

Maria Valtorta

DER GOTTMENSCH

Leben und Leiden unseres Herrn
Jesus Christus

Originaltitel

Il poema dell'Uomo-Dio

Aus d. Ital. von Johannes Hörich

Inhaltsverzeichnis

Verborgenes Leben Jesu	31
1 »Maria kann die Zweitgeborene des Vaters genannt werden«	32
2 Joachim und Anna machen dem Herrn ein Gelübde . .	33
3 Das Gebet Annas im Tempel wird erhört	38
4 »Joachim hat sich mit der Weisheit Gottes vermählt, die eingeschlossen war im Herzen der gerechten Frau« . .	42
5 Mit einem Lobgesang verkündete Anna ihre Mutterschaft	44
6 »Die Makellose war nie Gottes Gedenken bar«	48
7 Geburt der Jungfrau Maria	51
8 »Ihre Seele erscheint schön und unbefleckt, wie der Vater sie ersann!«	58
9 »In drei Jahren wirst auch du da sein, meine Lilie« . .	69
10 »Sieh die vollkommene Magd mit dem Herzen einer Taube«	74
11 »Meine Freude, woher weißt du diese heiligen Dinge? Wer hat sie dir gesagt?«	75
12 »Hat nicht der Sohn die Weisheit auf die Lippen der Mutter gelegt?«	82
13 Mariä Darstellung im Tempel	84
14 »Die ewig Jungfräuliche hat nur einen Gedanken: ihr Herz hinzurichten auf Gott«	91
15 Der Tod von Joachim und Anna	92
16 »Du sollst die Mutter des Gesalbten sein«	96
17 »Sie schaute wieder, was ihr Geist in Gott gesehen hatte«	103

18	»Gott wird dir den Bräutigam geben, und er wird heilig sein, denn du vertraust auf Gott. Du sollst ihm dein Gelübde bekennen«	106
19	Josef wird zum Bräutigam der Jungfrau bestimmt . . .	111
20	Die Vermählung der Jungfrau mit Josef	118
21	»Josef ist gesetzt als „Siegel des Siegels“, wie ein Erzengel an der Schwelle des Paradieses«	125
22	Das Brautpaar kommt nach Nazaret	128
23	Die Verkündigung	136
24	Der Ungehorsam der alten Eva	140
25	Die neue Eva war in jeder Beziehung gehorsam	145
26	Noch ein Wort der Erklärung über die Erbsünde	151
27	Die Schwangerschaft Elisabets wird Josef verkündet . .	155
28	»Überlasse mir die Aufgabe, dich bei deinem Bräutigam zu rechtfertigen«	159
29	Maria und Josef auf dem Weg nach Jerusalem	162
30	Von Jerusalem zum Haus des Zacharias	164
31	»Entzieht euch nie dem Schutz des Gebetes!«	166
32	Ankunft im Haus des Zacharias	168
33	Maria enthüllt Elisabet den Namen	174
34	Maria spricht von ihrem Kind	178
35	»Das Gnadengeschenk Gottes muß uns immer besser machen«	182
36	Die Geburt des Täuflers	184
37	»Die Hoffnung blüht für alle, die ihr Haupt an meinen Mutterschoß legen«	190
38	Die Beschneidung des Täuflers	192
39	»Macht euren Geist empfänglich für das Licht!«	195
40	Darstellung des Täuflers im Tempel	197
41	»Wenn Josef weniger heilig gewesen wäre, hätte Gott ihm sein Licht nicht gewährt«	203
42	Maria von Nazaret spricht sich mit Josef aus	206

43	»Überlaßt dem Herrn die Sorge, euch als seine Diener kundzutun!«	210
44	Die Verordnung der Volkszählung	212
45	»Lieben heißt, den Geliebten über Gefühl und Interesse hinaus befriedigen«	216
46	Die Reise nach Jerusalem	218
47	Die Geburt Jesu, unseres Herrn	224
48	»Ich, Maria, habe die Frau mit meiner göttlichen Mutterschaft erlöst«	230
49	Die Anbetung der Hirten	234
50	»In den Hirten finden sich alle Eigenschaften der wahren Anbeter des Wortes«	244
51	Der Besuch des Zacharias	245
52	»Josef ist auch der Schutzherr der Gottgeweihten«	250
53	Darstellung Jesu im Tempel	254
54	Lehren, die aus der vorhergehenden Vision zu ziehen sind	258
55	Wiegenlied der Jungfrau	261
56	Anbetung der Weisen	264
57	Bemerkungen über den Glauben der drei Weisen	273
58	Die Flucht nach Ägypten	281
59	»Der Schmerz war unser treuer Freund und hatte die verschiedensten Gesichter und Namen«	287
60	Die Heilige Familie in Ägypten	293
61	»In diesem Haus herrscht Ordnung«	299
62	Erste Arbeitslehre für Jesus	303
63	»Ich wollte nicht durch eine meiner Altersstufe unangepaßte Verhaltensweise auffallen«	305
64	Maria, die Lehrerin von Jesus, Judas und Jakobus	309
65	Anfertigung des Gewandes für den volljährigen Jesus	318
66	Die Reise von Nazaret nach Jerusalem zur Feier der Volljährigkeit Jesu	320
67	Die Prüfung des volljährigen Jesus im Tempel	323

68	Das Streitgespräch Jesu mit den Gelehrten im Tempel .	328
69	Der Schmerz Marias, weil Jesus fehlt	338
70	Der Tod des Heiligen Josef	341
71	»Maria hat beim Tod Josefs tief gelitten«	347
72	Zum Abschluß des verborgenen Lebens Jesu	349

Erstes Jahr des öffentlichen Lebens Jesu **354**

73	Der Abschied von der Mutter und der Aufbruch von Nazaret	355
74	»Sie weinte, weil sie die Miterlöserin war«	359
75	Die Taufe Jesu am Jordan	365
76	»Johannes benötigte kein besonderes Zeichen«	370
77	Jesus wird in der Wüste vom Teufel versucht	373
78	»Satan zeigt sich immer wohlwollend«	379
79	Begegnung mit Johannes und Jakobus	381
80	»Ich liebte Johannes wegen seiner Reinheit«	383
81	Johannes und Jakobus berichten Petrus vom Messias .	386
82	Erste Begegnung des Petrus mit dem Messias	392
83	»Johannes war groß auch in der Demut«	402
84	Jesus begegnet im Haus des Petrus zu Betsaida Philip- pus und Natanaël	404
85	Judas Thaddäus kommt nach Betsaida, um Jesus zur Hochzeit von Kana einzuladen	414
86	Jesus an der Hochzeit von Kana	419
87	»Frau, was habe ich nunmehr mit dir zu schaffen?« . .	425
88	Jesus vertreibt die Händler aus dem Tempel	427
89	Begegnung mit Judas Iskariot und Thomas • Wunder an Simon, dem Zeloten	434
90	Thomas wird Jünger Jesu	441
91	Judas des Alphäus, Thomas und Simon werden am Jor- dan angenommen	448
92	Nach Ostern, Rückkehr mit den sechs Jüngern nach Na- zaret	456

93	Die Heilung des Blinden in Kafarnaum	461
94	Der Besessene von Kafarnaum wird in der Synagoge geheilt	469
95	Die Heilung der Schwiegermutter des Petrus	477
96	Jesus predigt und wirkt Wunder im Hause Petri	485
97	Jesus betet in der Nacht	493
98	Der Aussätzige bei Chorazin wird geheilt	496
99	Heilung des Gelähmten im Hause Petri in Kafarnaum	502
100	Der wunderbare Fischfang	509
101	Iskariot findet Jesus erneut im Getsemani und wird als Jünger angenommen	513
102	Jesus wirkt am Fischtor das Wunder der zerbrochenen Klingen	517
103	Iskariot ist im Tempel, wo Jesus predigt	522
104	Jesus belehrt Judas Iskariot	529
105	Jesus begegnet Johannes des Zebedäus im Garten Getse- mani	537
106	»Johannes, der Stammvater aller, die sich als Hostien hingeben aus Liebe zu mir«	545
107	Jesus und Judas Iskariot begegnen Simon dem Zeloten und Johannes	546
108	Jesus, Johannes, Simon und Judas gehen nach Betlehem	550
109	Jesus in Betlehem im Hause des Landwirts und in der Grotte	555
110	Jesus in der Herberge von Betlehem – er predigt auf den Trümmern von Hannas Haus	568
111	Jesus und die Hirten Elija, Levi und Josef	580
112	Jesus in Jutta beim Hirten Isaak	588
113	Jesus in Hebron • Das Haus des Zacharias • Aglaia .	598
114	Jesus in Kerijot • Tod des alten Saul	608
115	Jesus mit den Hirten auf dem Rückweg nach Hebron .	623
116	Jesus auf dem Berg des Fastens und am Felsen der Ver- suchung	630

117	Am Übergang des Jordan • Begegnung mit den Hirten Johannes, Matthias und Simeon	645
118	Iskariot verkauft Diomedes die Schmuckstücke der Aglaia	652
119	Jesus weint über Judas • Simon der Zelote tröstet ihn .	660
120	»Bei euch stehen die Guten im selben Verhältnis zu den Bösen wie die Apostel zu Judas«	667
121	Begegnung Jesu mit Lazarus in Betanien	668
122	Jesus kehrt nach Jerusalem zurück und hört im Tempel Iskariot • Im Ölgarten	676
123	Jesus spricht mit dem Soldaten Alexander am Fischtor	683
124	Jesus und Isaak bei Dok • Aufbruch nach Jesreel . . .	689
125	Jesus beim Hirten Jona in der Ebene von Jesreel	694
126	Abschied von Jona und Rückkehr nach Nazaret	701
127	Am Tag darauf im Haus von Nazaret	711
128	Jesus unterrichtet die Jünger im Olivenhain	718
129	Jesus unterweist die Jünger zu Hause	723
130	Unterweisung der Jünger mit der allerheiligsten Jungfrau Maria im Garten von Nazaret	728
131	Heilung der Schönen von Chorazin • Predigt in der Synagoge von Kafarnaum	735
132	Jakobus des Alphäus wird als Jünger angenommen • Jesus predigt neben dem Zehntisch des Matthäus	745
133	Jesus predigt vor der Menge in Betsaida	753
134	Berufung des Matthäus zum Jünger	761
135	Jesus auf dem See von Tiberias • Belehrung der Jünger vor der Stadt	770
136	Jesus sucht Jonatan im Hause Chuzas, in Tiberias . . .	782
137	Jesus im Hause des Onkels Alphäus und danach in seinem eigenen Haus	789
138	Jesus befragt seine Mutter über die Apostel	802
139	»Wieviel Menschliches bei den Aposteln!«	804
140	Heilung Johannes des Chuza, bei Kana	806

141	Jesus im Libanon bei den Hirten Benjamin und Daniel	816
142	Jesus erhält in der Stadt am Meer Briefe über Jona . . .	823
143	Jesus schließt im Hause Marias des Alphäus mit dem Vetter Simon Frieden	833
144	»Die Gnade wirkt immer, wo der gute Wille zur Gerechtigkeit vorhanden ist«	839
145	Jesus wird in Nazaret schlecht empfangen	840
146	Jesus mit der Mutter im Hause der Johanna des Chuza	845
147	Jesus bei der Weinlese im Hause Hannas • Das Wunder am gelähmten Kinde	848
148	Jesus bei Doras • Der Tod des Jona	856
149	Jesus im Hause des Jakobus am See Meron	874
150	Rückkehr zur Furt des Jordans bei Jericho	882
151	Jesus im Hause des Lazarus • Marta spricht über Magdalena	888
152	Wieder im Hause des Lazarus nach dem Laubhüttenfest • Einladung von Josef aus Arimathäa	896
153	Jesus begegnet Gamaliel beim Mahle Josefs von Arimathäa	898
154	Heilung des sterbenden Kindes • Der Soldat Alexander • Mißtrauen gegen Jesus	909
155	Jesus spricht bei Nacht mit Nikodemus im Getsemani .	915
156	Jesus bei Lazarus, bevor er zum „Trügerischen Gewässer“ geht	929
157	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: Vorbereitung der Jünger auf das Gemeinschaftsleben	934
158	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Ich bin der Herr, Dein Gott!«	943
159	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst keine Götter neben mir haben«	954
160	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst meinen Namen nicht unnütz aussprechen«	960

161	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst Vater und Mutter ehren«	970
162	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst nicht Unkeuschheit treiben«	984
163	Die Verschleierte beim „Trügerischen Gewässer“	995
164	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst die Feiertage heiligen«	1002
165	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst nicht töten« • Tod des Doras	1009
166	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“ • Die drei Jünger des Täufers	1019
167	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Frau«	1028
168	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“ • Er heilt den besessenen Römer • Er spricht zu Römern	1035
169	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst kein falsches Zeugnis ablegen«	1045
170	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut«	1053
171	Jesus beim „Trügerischen Gewässer“ • Abschluß der Erklärung zum „De profundis“ und „Miserere“	1058
172	Jesus verläßt das „Trügerischen Gewässer“ und geht nach Betanien	1069
173	Die Heilung der krebskranken Jeruscha in Dok	1080
174	In Betanien • Im Hause Simons des Zeloten	1087
175	Das Lichterfest im Hause des Lazarus in Anwesenheit der Hirten	1099
176	Rückkehr zum „Trügerischen Gewässer“	1118
177	Ein neuer Jünger • Aufbruch nach Galiläa	1126
178	Auf den Bergen bei Emmaus	1132
179	Im Hause des Synagogenvorstehers Klopas	1138

Zweites Jahr des öffentlichen Lebens Jesu	1148
180 Unterweisung der Jünger auf dem Weg nach Arimathäa	1149
181 Auf dem Weg nach Samaria • Unterweisung der Apostel	1153
182 Die Samariterin Fotinai	1156
183 Bei den Bewohnern von Sychar	1164
184 Verkündigung der Heilsbotschaft in Sychar	1168
185 Der Abschied von den Bewohnern Sychars	1173
186 Unterweisung der Apostel • Wunder an der Frau von Sychar	1176
187 Jesus besucht den Täufer bei Änon	1182
188 Jesus unterweist die Apostel	1186
189 Jesus in Nazaret • »Sohn, ich werde mit dir kommen«	1191
190 In Kana im Haus der Susanna • Der königliche Beamte	1194
191 Im Haus des Zebedäus • Salome angenommen als Jüngerin	1197
192 Jesus spricht zu den Seinen vom Apostolat der Frau . .	1200
193 Jesus in Cäsarea am Meer • Er spricht zu den Galeerensklaven	1202
194 Heilung der kleinen Römerin in Cäsarea	1211
195 Annalia legt das Gelübde der Jungfräulichkeit ab . . .	1219
196 Die Unterweisung der Jüngerinnen in Nazaret	1227
197 Jesus spricht auf dem See mit Johanna des Chuza . . .	1237
198 Jesus in Gerasa • Die Jünger des Johannes	1242
199 Von Naftali nach Gischala • Begegnung mit dem Rabbi Gamaliël	1248
200 Die Heilung des Enkels des Pharisäers Eli in Kafarnaum	1256
201 Jesus im Hause von Kafarnaum nach dem Wunder an Elischa	1261
202 Das Mahl im Hause des Pharisäers Eli in Kafarnaum .	1269
203 Unterwegs in die Einsamkeit der Berge vor der Erwählung der Apostel	1274
204 Die Erwählung der zwölf Jünger zu Aposteln	1278
205 Die erste Predigt Simons des Zeloten und des Johannes	1286

206	Im Hause der Johanna des Chuza • Jesus und die Römerinnen	1298
207	Aglaia im Hause Mariens in Nazaret	1312
208	Die Bergpredigt: »Ihr seid das Salz der Erde«	1326
209	Die Bergpredigt: Die Seligpreisungen (Erster Teil) . . .	1336
210	Die Bergpredigt: Die Seligpreisungen (Zweiter Teil) . .	1351
211	Die Bergpredigt: Die Seligpreisungen (Dritter Teil) . . .	1359
212	Die Bergpredigt: Die Seligpreisungen (Vierter Teil) . . .	1373
213	Die Bergpredigt: Die Seligpreisungen (Fünfter Teil) . .	1384
214	Heilung eines Aussätzigen am Fuße des Berges	1412
215	Am Sabbat nach der Bergpredigt am Fuße des Berges .	1418
216	Der Diener des Zenturio wird geheilt	1424
217	»Laß die Toten ihre Toten begraben!«	1427
218	Das Gleichnis vom Sämann	1431
219	In der Küche des Petrus • Belehrung Jesu und Ankündigung der Gefangennahme des Täufers	1442
220	Das Gleichnis vom guten Weizen und vom Unkraut . .	1456
221	Jesus spricht auf dem Weg nach Magdala zu Hirten . .	1466
222	Jesus in Magdala • Zweite Begegnung mit Magdalena	1471
223	Zu Magdala im Hause der Mutter Benjamins	1477
224	Jesus gebietet dem Sturm auf dem See	1487
225	»Heimsuchungen dienen dazu, daß ihr euch eures eigenen Nichts bewußt werdet«	1490
226	Die besessenen Gerasener	1492
227	Von Tarichäa zum Tabor • Die zweite Osterreise beginnt	1500
228	In En-Dor • In der Grotte der Wahrsagerin • Bekehrung von Felix, der hierauf Johannes genannt wird . .	1507
229	Auferweckung des Sohnes der Witwe von Nain	1521
230	Ankunft in Jesreel und Aufenthalt bei Micha	1526
231	Der Sabbat in Jesreel • Der kleine Jabe	1529
232	Von Jesreel nach En-Gannim über Megiddo	1538
233	Von En-Gannim nach Sichem in zwei Tagen	1545
234	Von Sichem nach Beerot	1551

235	Von Beerot nach Jerusalem	1558
236	Der Sabbat in Getsemani	1563
237	Im Tempel zur Stunde des Opfers	1574
238	Begegnung Jesu mit seiner Mutter in Betanien	1579
239	Die Macht des Wortes Marias	1590
240	Aglaia beim Meister	1603
241	Die Prüfung Margziams	1611
242	Am Abend vor Ostern im Tempel	1618
243	Jesus lehrt das Vaterunser	1623
244	Jesus und die Heiden in Betanien	1633
245	Das Gleichnis vom verlorenen Sohn	1644
246	Das Gleichnis von den zehn Jungfrauen	1654
247	Das Gleichnis vom König, der seinem Sohn die Hochzeit bereitet	1661
248	Nach Betlehem mit den Aposteln und den Jüngern	1671
249	Auf dem Weg zu Elisa in Bet-Zur	1685
250	Im Haus Elisas: »Laßt eure Leiden fruchtbar werden!«	1699
251	Auf dem Weg nach Hebron • Die Absichten der Welt und die Absichten Gottes	1707
252	Festliche Begrüßung in Hebron	1713
253	In Jutta • Predigt im Haus Isaaks	1725
254	In Kerijot • Jesus spricht in der Synagoge	1733
255	Im Haus des Judas von Kerijot	1738
256	Das launenhafte Mädchen von Betginna	1746
257	In der Ebene auf dem Weg nach Aschkelon	1755
258	Im Streit mit den Pharisäern • Jesus Herr auch über den Sabbat	1760
259	Jesus und die Seinen auf dem Weg nach Aschkelon	1765
260	Die Predigten und die Wunder in Aschkelon	1780
261	Jesus verbrennt in Migdal-Gad ein heidnisches Götzenbild	1789
262	Belehrungen der Apostel auf dem Weg nach Jamnia	1798
263	Jesus und die Seinen auf dem Weg nach Modein	1808

264	Jesus spricht zu Wegelagerern	1813
265	Die Ankunft in Bet-Ter	1820
266	Der Gelähmte am Teich von Betsaida	1829
267	In Betanien • »Meister, Maria hat Marta gerufen« . . .	1843
268	Margziam wird Porphyria, der Frau des Petrus, anvertraut	1847
269	Jesus spricht in Betsaida	1852
270	Die blutflüssige Frau und die Tochter des Jäirus	1854
271	Jesus und Marta in Kafarnaum	1860
272	Heilung der beiden Blinden und des stummen Besessenen	1869
273	Das Gleichnis vom verlorenen Schaf	1876
274	»Nach der Erinnerung an das Gesetz habe ich die Hoffnung auf Vergebung singen lassen«	1880
275	Jesus sagt zu Marta: »Du hast den Sieg schon in deiner Hand«	1891
276	Magdalena im Haus des Pharisäers Simon	1894
277	»Viel wird dem verziehen, der viel liebt«	1898
278	Erwägungen über die Bekehrung Maria Magdalenas .	1900
279	»Es lohnt sich, eine Freundschaft zu verlieren, um eine Seele zu gewinnen«	1904
280	In Begleitung von Maria Magdalena unter den Jüngerinnen	1915
281	Das Gleichnis von den Fischern	1921
282	Margziam lehrt Magdalena das Vaterunser	1930
283	Jesus zu Philippus: »Ich bin der machtvolle Liebhaber« • Das Gleichnis von der verlorenen Drachme	1934
284	»Wissen ist nicht Verderben, wenn es Religion ist« . . .	1942
285	Im Haus von Kana	1954
286	Johannes wiederholt die Rede Jesu auf dem Tabor . . .	1965
287	Jesus in Nazaret	1974
288	Der Sabbat in der Synagoge von Nazaret	1981
289	Die Mutter unterrichtet Magdalena	1994

290	Zu Betlehem in Galiläa	2001
291	»Die Berufung ist mehr als das Blut« • Auf dem Weg nach Sykaminon	2016
292	An die Jünger von Sykaminon: »Sich selbst verzehren«	2021
293	In Tyrus • »Beharrlichkeit ist das große Wort«	2035
294	Zu den Jüngern von Sykaminon: »Der Glaube«	2041
295	Jesus sagt Magdalena: »Ich werde dich schmieden mit Feuer und Amboß«	2053
296	Syntyche, die griechische Sklavin	2061
297	Der Abschied von Marta, Magdalena und Syntyche . .	2071
298	Jesus spricht über die Hoffnung	2080
299	Jesus begibt sich mit Jakobus des Alphäus auf den Karmel	2089
300	»Auf vollkommene Weise lieben, um heiligmäßig Vor- gesetzter zu sein«	2092
301	»Nenne ihn Sohn, der dir Schmerzen bereitet«	2104
302	Petrus predigt in Jesreel: »Die Liebe ist das Heil« . . .	2117
303	Jesus spricht zu den Landarbeitern Johanans: »Liebe ist Gehorsam«	2127
304	Maria, die Hochheilige: »Mein Erbarmen ist stärker als alles«	2132
305	»Das Gute tun ist ein stärkeres Gebet als die Psalmen«	2146
306	Ein Tag Judas Iskariots in Nazaret	2150
307	Unterweisungen der Apostel zu Beginn des Apostolates	2164
308	»Bist du der Messias?« fragen die Gesandten des Täufers	2179
309	Jesus arbeitet als Schreiner für eine Witwe von Chorazin	2191
310	»Die Liebe ist das Geheimnis und das Gebot der Herr- lichkeit«	2196
311	»Das Herz ist nicht mehr beschnitten«	2207
312	Der Tod Johannes des Täufers	2221
313	»Gehen wir nach Tarichäa«	2230
314	Unterredung mit einem Schriftgelehrten	2236
315	Die erste Brotvermehrung	2242
316	Jesus wandelt auf dem Wasser	2249

317	»Wenn ihr Glauben habt, komme ich und bringe euch außer Gefahr«	2252
318	Begegnung mit den Jüngern	2256
319	Der Geiz und der törichte Reiche	2278
320	Im Garten Maria Magdalenas	2291
321	Jesus sendet die Zweiundsiebzig aus, ihn zu verkündigen	2298
322	Die Begegnung mit Lazarus im Lager der Galiläer . . .	2304
323	Die zweiundsiebzig Jünger berichten Jesus, was sie getan haben	2307
324	Im Tempel am Laubhüttenfest	2312
325	Josef und Nikodemus berichten: Im Tempel weiß man von Johannes und Syntyche	2334
326	Syntyche spricht im Haus des Lazarus	2342
327	Die Mission der vier Apostel in Judäa	2349
328	Jesus verläßt Betanien, um sich auf die andere Seite des Jordan zu begeben	2352
329	Der Kaufmann von jenseits des Eufrat	2363
330	Von Ramot nach Gerasa	2371
331	Die Predigt in Gerasa	2377
332	Der Sabbat in Gerasa	2386
333	Der Aufbruch von Gerasa	2394
334	Auf dem Weg nach Bozra	2406
335	In Bozra	2411
336	Die Predigt und die Wunder in Bozra	2418
337	Der Abschied von den Jüngerinnen	2429
338	In Arbela	2433
339	Auf dem Weg nach Aera	2441
340	Jesus predigt in Aera	2451
341	Maria und Matthias	2455
342	»Nutzlos ist der Empfang der Sakramente, wenn die Liebe fehlt«	2461
343	»Es gibt kein Elend, das Jesus nicht in Reichtum verwandeln könnte«	2466

344	»Ich will, daß die Waisen eine Mutter haben«	2469
345	Zu Naïn im Haus des auferweckten Daniel	2476
346	Im Schafstall von En-Dor	2486
347	Von En-Dor nach Magdala	2490
348	Jesus am Lichterfest in Nazaret	2497
349	Jesus mit Johannes von En-Dor und Syntyche in Nazaret	2503
350	Jesus unterweist Margziam	2506
351	Simon der Zelote in Nazaret	2512
352	Ein Abend im Haus von Nazaret	2515
353	Jesus mit Salome, der Frau des Veters Simon	2524
354	Vetter Simon kehrt zu Jesus zurück	2528
355	Simon Petrus in Nazaret • Der Großmut Margziams .	2536
356	»Nichts geht verloren in der heiligen Harmonie der uni- versalen Liebe«	2542
357	»Johannes von En-Dor, du wirst nach Antiochia gehen«	2547

Drittes Jahr des öffentlichen Lebens Jesu **2562**

358	In Nazaret • Versöhnung • Vorbereitungen für die Abreise	2563
359	Die Abreise von Nazaret	2573
360	Auf dem Weg nach Jiftach-El	2582
361	Der Abschied Jesu von den zwei Jüngern	2589
362	Schmerz, Gebet und Buße Jesu	2594
363	Der Aufbruch von Ptolemaïs und die Fahrt nach Tyrus	2601
364	Abreise von Tyrus auf einem Schiff aus Kreta	2609
365	Sturm und Wunder auf dem Schiff	2615
366	Ankunft und Landung in Seleucia	2623
367	Von Seleucia nach Antiochia	2629
368	Sie begeben sich nach Antigonea	2637
369	Der Abschied von Antiochia	2648
370	Die Rückkehr der acht Apostel in Achsib	2663
371	Aufenthalt in Achsib mit sechs Aposteln	2674

372	Verkündigung der Frohen Botschaft auf dem Wege nach Phönizien	2677
373	Jesus in Alexandroskene	2683
374	Am Tag danach in Alexandroskene	2688
375	Der Hirte Hannas begleitet Jesus nach Achsib	2706
376	Die kananäische Mutter	2715
377	Bartholomäus versteht den Grund	2729
378	Auf dem Rückweg nach Galiläa	2736
379	Begegnung mit Judas Iskariot und Thomas	2739
380	Ismael Ben-Fabi	2750
381	Jesus mit seinen Vettern und mit Petrus und Thomas in Nazaret	2768
382	Die gekrümmte Frau von Chorazin	2773
383	Der unfruchtbare Feigenbaum • Auf dem Weg nach Se-fed	2779
384	Auf dem Weg nach Meiron	2789
385	Am Grabe Hillels in Gischala	2794
386	Der an der phönizischen Grenze geheilte Taubstumme	2804
387	Jesus in Kedes	2809
388	Auf dem Weg nach Cäsarea Philippi	2822
389	In Cäsarea Philippi	2830
390	Auf der Burg von Cäsarea Philippi	2839
391	Jesus sagt zum ersten Mal seine Leiden voraus • Petrus wird getadelt	2845
392	Prophezeiung über Petrus und Margziam • Der Blinde von Betsaida	2858
393	Von Kafarnaum nach Nazaret mit Manaen und den Jüngerinnen	2863
394	Die Verklärung und die Heilung des Epileptikers	2879
395	Belehrung der Apostel nach der Verklärung	2893
396	Die Tempelabgabe und die Münze im Schlund des Fisches	2896

397	Der Größte im Himmelreich • Der kleine Benjamin von Kafarnaum	2901
398	Benjamin blieb treu bis in den Tod	2918
399	Die zweite Brotvermehrung	2920
400	Das geistige Wunder der Vermehrung des Wortes . . .	2923
401	Das Brot, das vom Himmel kommt	2925
402	Der neue Jünger: Nikolaus von Antiochia	2943
403	Jesus auf dem Weg nach Gadara	2952
404	Die Nacht in Gadara und die Abreise • Die Ehescheidung	2960
405	Jesus in Pella	2974
406	Jenseits Jabesch-Gilead im Hause des Matthias	2986
407	Die geheilte „Aussätzige“ (Die Rose von Jericho)	2996
408	Wunder am Jordan bei Hochwasser	3013
409	Am anderen Ufer • Begegnung mit der Mutter	3026
410	In Rama • Die Zahl der Auserwählten	3034
411	Jesus im Tempel • Vaterunser • Gleichnis über die Söhne	3046
412	Jesus im Getsemani und in Betanien	3059
413	Die Briefe aus Antiochia	3076
414	Der Donnerstag vor dem Paschafest (Erster Teil)	3091
415	Der Donnerstag vor dem Paschafest (Zweiter Teil: Im Tempel)	3094
416	Der Donnerstag vor dem Paschafest (Dritter Teil: Verschiedene Unterweisungen)	3108
417	Der Donnerstag vor dem Paschafest (Vierter Teil: Im Haus der Johanna)	3116
418	Der Donnerstag vor dem Paschafest (Fünfter Teil) . . .	3137
419	Während des Rüsttages (Erster Teil: Am Morgen) . . .	3151
420	Während des Rüsttages (Zweiter Teil: Im Tempel) . . .	3157
421	Während des Rüsttages (Dritter Teil: Auf den Straßen Jerusalems)	3165

422	Während des Rüsttages (Vierter Teil: Das Paschamahl mit Lazarus)	3174
423	Der Sabbat der ungesäuerten Brote	3186
424	»Marta, Marta, du machst dir Sorge und Unruhe um vieles«	3198
425	Jesus spricht in Betanien	3205
426	Auf dem Weg zum Berg Adummim	3217
427	Nach der Einkehr auf dem Kerit	3221
428	Essener und Pharisäer • Das Gleichnis vom untreuen Verwalter	3225
429	Im Hause der Nike	3241
430	An der Furt zwischen Jericho und Betabara	3250
431	Im Haus des Salomon	3260
432	Predigt an der Wegkreuzung beim Dorf des Salomon	3267
433	Zum Westufer des Jordan	3275
434	Zu Gilgal	3278
435	Nach En-Gedi • Trennung und Abschied von Judas und Simon	3288
436	Ankunft in En-Gedi	3296
437	Predigt und Wunder in En-Gedi	3300
438	Elischa von En-Gedi, der geheilte Aussätzige	3310
439	In Masada	3317
440	Im Landhaus Marias, der Mutter des Judas	3324
441	Der Abschied von Kerijot	3330
442	Hanna und Maria von Kerijot • Abschied von der Mutter des Judas	3336
443	Abschied von Jutta	3345
444	Abschied von Hebron	3352
445	Abschied von Bet-Zur	3358
446	In Bet-Ter	3365
447	Jesus mit Petrus und Bartholomäus in Bet-Ter	3373
448	Abschied von Bet-Ter	3379
449	Simon des Jona in einem geistigen, siegreichen Kampf	3387

450	Auf dem Weg nach Emmaus in der Ebene	3391
451	Die Predigt bei Emmaus in der Ebene	3397
452	Jesus spricht in Joppe zu Judas Iskariot und zu den Hei- den	3413
453	Auf dem Landgut des Nikodemus	3428
454	Bei Josef von Arimathäa	3436
455	Sabbat im Haus des Josef von Arimathäa • Der Syn- edrist Johannes	3445
456	Die Apostel sprechen miteinander	3454
457	Das Wunder der Ährenlese in der Ebene	3461
458	Die Apostel unter sich und mit Jesus • Jesus und Petrus	3471
459	Am Pfingstfest in Jerusalem	3476
460	Jesus als Gast des Synedristen und Pharisäers	3487
461	In Betanien	3501
462	Jesus und der Bettler auf dem Weg nach Jericho	3508
463	Die Bekehrung des Zachäus	3514
464	»Zachäus ist ein Zöllner und Sünder, aber nicht aus bö- sem Willen«	3521
465	Selig die Armen im Geiste	3525
466	Im Dorf Salomons	3529
467	Jesus in einem Dörfchen der Dekapolis	3537
468	Der Besessene	3545
469	Der Sauerteig der Pharisäer	3557
470	»Ihr sollt sagen: „Wir sind unnütze Knechte“«	3567
471	»Wenn jemand siebenmal bereut, sollt ihr ihm sieben- mal verzeihen«	3575
472	»Es ist ein Martyrium zu leben, um andere zu belehren, wenn man sich nach dem Himmel sehnt«	3584
473	In Cäsarea am Meer	3588
474	»Die Weisheit, als eine Art der Heiligkeit, verleiht Klar- heit im Urteil«	3601
475	Religion ist Liebe und lebendiges Verlangen, zu dem zu gehen, an den wir glauben	3618

476	Das Gleichnis vom Weinberg und vom freien Willen . .	3631
477	Unterwegs in der Ebene von Jesreel	3640
478	Jesus und das herabgefallene Nest	3643
479	»Selig jene, die in allen Dingen Gott zu erkennen vermögen«	3647
480	Weiterhin unterwegs in der Ebene von Jesreel	3649
481	Mit den Bauern des Johanan	3652
482	In Nazaret	3662
483	Jesus erzählt bei der Arbeit das Gleichnis vom lackierten Holz	3668
484	Friedliche Sabbate in Nazaret	3678
485	»Bevor ich Mutter bin, bin ich Tochter und Dienerin Gottes«	3686
486	Jesus und Maria im Gespräch	3692
487	Maria in Tiberias	3696
488	Man muß dem Wohltäter Dankbarkeit erweisen	3705
489	Ein weiterer Sabbat in Nazaret	3710
490	Abreise nach Betlehem in Galiläa	3718
491	Judas Iskariot bei Maria in Nazaret	3731
492	Der Tod des Großvaters von Margziam	3740
493	Jesus spricht zu den Aposteln über die Liebe	3746
494	Jesus in Tiberias	3756
495	Jesus kommt nach Kafarnaum	3773
496	Verkündigung des Evangeliums in der Gegend am See • In Kafarnaum	3775
497	In Magdala	3784
498	Episode in Kafarnaum • Jesus, Beschützer der Kinder	3797
499	In einem Vorort von Hippos	3805
500	Morgendliche Predigt in der Vorstadt am See	3816
501	Predigt am Aufenthaltsort des Aussätzigen	3824
502	Jesus in Hippos	3838
503	Nach Gamala	3849
504	In Gamala	3857

505	Von Gamala nach Afek	3875
506	Predigt in Afek	3885
507	Nach Gerasa und Rückkehr nach Kafarnaum	3891
508	»Seid klug wie die Schlangen und sanft wie die Tauben«	3899
509	Der Sabbat in Kafarnaum	3906
510	Bei Johanna des Chuza • Briefe aus Antiochia	3917
511	Bei den Thermen von Emmaus bei Tiberias	3945
512	In Tarichäa	3954
513	Im Landhaus des Chuza jenseits des Jordan	3968
514	Jesus spricht von seinem vielgeliebten Jünger	3988
515	In Betsaida und Kafarnaum • Erneute Abreise	3994
516	Bei Judas und Hanna am Meronsee	4006
517	Jesus erzählt das Gleichnis von der Wasserverteilung .	4012
518	»Ich kenne keine bessere Ruhe als sagen zu können: Ich habe einen gerettet, der zugrunde ging!«	4026
519	Jeder Fall hat seine Vorgeschichte in der Zeit	4034
520	Abschied von den wenigen Gläubigen in Chorazin . .	4035
521	Jesus spricht über die Pflichten von Schwiegermutter und Schwiegertochter	4038
522	Jesus spricht von seinem Reich und von seinem Gesetz	4045
523	Ein Urteil Jesu	4056
524	Jesus heilt den blindgeborenen Knaben von Sidon . . .	4067
525	»Die Lehre der Schauung handelt von der Gattentreue«	4074
526	Auf der Rückkehr aus den syro-phönizischen Grenzge- bieten	4077
527	Auf dem Weg nach Sepphoris	4080
528	Jesus bei den aussätzigen Sündern von Betlehem in Ga- liläa	4088
529	Jesus und seine Mutter im Wald des Mattatias	4100
530	Jesus im Gespräch mit Josef des Alphäus	4112
531	In Erwartung der Bauern des Johanan beim Turm von Jesreel	4124
532	Auf dem Weg nach En-Gannim	4130

533	Ankunft Jesu mit Johannes in En-Gannim	4132
534	Jesus und der samaritanische Hirte	4140
535	Die zehn Aussätzigen bei Efraim	4149
536	Jesus in Efraim • Das Gleichnis vom Granatapfel . . .	4161
537	Jesus in Betanien zum Laubhüttenfest	4169
538	Jesus beim Laubhüttenfest im Tempel • »Das Reich Gottes kommt nicht mit Gepränge«	4177
539	Im Tempel • »Kennt ihr mich und wißt ihr, woher ich bin?«	4188
540	Im Tempel • »Nur noch kurze Zeit bin ich bei euch« .	4201
541	Jesus in Nob • Ein Windwunder	4208
542	Jesus im Lager der Galiläer mit seinen Apostelvettern .	4217
543	Am letzten großen Tag des Laubhüttenfestes	4227
544	In Betanien • »Man kann auf viele Arten töten«	4237
545	Am Brunnen von En-Rogel	4241
546	Jesus, die Pharisäer und die Ehebrecherin	4248
547	»Der Schuldigen weise ich den Weg der Rettung« . . .	4252
548	Unterweisung der Apostel und Jünger	4257
549	Im Dorf und im Haus Salomons	4262
550	Jesus und Simon des Jona	4269
551	Jesus spricht mit Thaddäus und Jakobus des Zebedäus	4275
552	Jesus und der Mann aus Petra bei Hesbon	4282
553	Der Abstieg vom Berg Nebo	4287
554	»Die Finsternis weist das Licht ab«	4293
555	Jesus ermutigt seine Apostel	4303
556	Die Frau des sadduzäischen Nekromanten	4309
557	»Ein Gebet kann euch mit Gott verbinden, nicht eine magische Formel«	4322
558	»Die, die mich lieben, gehen fort«	4324
559	Das Gleichnis vom ungerechten Richter	4332
560	»Ich bin das Licht der Welt«	4341
561	»Wir sind Nachkommen Abrahams«	4348
562	Im Haus des Josef von Sepphoris	4366

563	Der alte Priester Mattan (oder Natan)	4375
564	Heilung des Blindgeborenen	4385
565	In Nob • Judas von Kerijot lügt	4403
566	Jesus in den Ruinen eines zerstörten Dorfes	4413
567	Jesus spricht zu Emmaus im Gebirge	4418
568	Jesus in Bet-Horon	4428
569	Nach Gibeon	4444
570	In Gibeon	4453
571	Zurück nach Jerusalem	4459
572	Ich bin der gute Hirte	4465
573	Auf dem Weg nach Betanien • Im Haus des Lazarus	4479
574	Auf dem Weg nach Tekoa • Der alte Heli-Hanna	4487
575	Jesus spricht in Tekoa	4500
576	In Jericho	4506
577	Predigt in Jericho	4516
578	Im Haus des Zachäus mit den Bekehrten	4528
579	Jesus urteilt über Sabäa von Bet-Lehi	4541
580	In Betabara	4565
581	Auf dem Rückweg nach Nob	4570
582	In Nob • Judas Iskariot gehorcht nicht mehr	4576
583	Die folgenden Tage in Nob	4583
584	Jesus mit dem unzüchtigen Judas von Kerijot	4592
585	Jesus und Valeria • Das Wunder an dem kleinen Levi zu Nob	4599
586	Jesus und die Sünderin, die ihn versuchen soll	4625
587	Jesus und Judas Iskariot auf dem Weg nach Jerusalem	4643
588	Jesus in der Synagoge der römischen Libertiner	4647
589	Judas und die Feinde Jesu	4659
590	Die sieben geheilten Aussätzigen • Jesus zu den Aposteln, Marta und Maria	4674
591	Jesus am Tempelweihfest	4687
592	Jesus begibt sich zur Geburtshöhle, um allein zu sein	4704
593	Jesus und Johannes des Zebedäus	4716
594	Jesus, Johannes und Manaen	4725

Vorbereitung auf die Passion	4740
595 Die Juden im Haus des Lazarus	4741
596 Die Juden bei Marta und Maria	4744
597 Marta läßt den Meister benachrichtigen	4751
598 Der Tod des Lazarus	4759
599 Die Benachrichtigung Jesu	4774
600 Beim Begräbnis des Lazarus	4782
601 »Laßt und zu unserem Freund Lazarus gehen, der schläft«	4795
602 Die Auferweckung des Lazarus	4805
603 Gedanken über die Auferweckung des Lazarus	4828
604 In der Stadt Jerusalem und im Tempel nach der Aufer- stehung des Lazarus	4832
605 Jesus in Betanien	4849
606 Auf dem Weg nach Efraim	4867
607 Der erste Tag in Efraim	4881
608 Wenn das Sabbatgebot auch wichtig ist, so ist doch das Gebot der Liebe das wichtigste	4887
609 Am anderen Tag	4895
610 In der Nacht desselben Tages	4912
611 An einem Sabbat in Efraim	4924
612 Die Verwandten der Kinder und die Leute von Sichem	4935
613 Die geheime Unterweisung	4943
614 Was in der Dekapolis und in Judäa geschieht	4950
615 Was in Judäa und besonders in Jerusalem geschieht . .	4957
616 Der Soferim Samuel, ehemaliger Jünger des Jonatan Ben-Uziel und dann Jünger Jesu	4970
617 Was in Galiläa und besonders in Nazaret geschieht . .	4986
618 Was in Samaria und bei den Römerinnen geschieht . .	4991
619 Jesus und der Mann von Jamnia	4998
620 Jesus, Samuel, Judas und Johannes	5012
621 Die Ankunft der Mutter und der Jüngerinnen in Efraim	5028
622 Judas von Kerijot ist ein Dieb	5057

623	Die Reise durch Samaria vor dem Paschafest • Von Efraim nach Schilo	5089
624	In Schilo • Die schlecht Beratenen	5098
625	In Lebona • Die schlecht Beratenen • Noch einmal über den Wert der Ratschläge	5103
626	In Sichem	5114
627	Der Wert, den der Gerechte den Ratschlägen gibt . . .	5118
628	Jesus geht nach Änon	5125
629	In Änon • Der Jüngling Benjamin	5129
630	Jesus wird von den Samaritern abgelehnt	5144
631	Die Begegnung mit dem reichen Jüngling	5163
632	Dritte Ankündigung des Leidens • Die Mutter der Söhne des Zebedäus	5171
633	In Jericho vor dem Besuch in Betanien	5184
634	Jesus spricht zu unbekanntem Jüngern	5189
635	Die beiden Blinden von Jericho	5197
636	Jesus kommt nach Betanien	5208
637	Der Freitag vor dem Einzug in Jerusalem • I. Jesus und Judas von Kerijot	5217
638	Der Freitag vor dem Einzug in Jerusalem • II. Jesus und die Jüngerinnen	5231
639	Der Sabbat vor dem Einzug in Jerusalem • I. Das Wunder an Methusalem oder Schalem	5257
640	Der Sabbat vor dem Einzug in Jerusalem • II. Pilger und Juden in Betanien	5272
641	Der Sabbat vor dem Einzug in Jerusalem • III. Das Gastmahl in Betanien	5279
Die Passion		5294
642	Verschiedene Einführungen: I. »Der Sohn Gottes und der Frau ohne Makel war wie ein Wurm geworden« . .	5295
643	Verschiedene Einführungen: II. »Man braucht nur die Wahrheit zu sagen, um gehaßt zu werden«	5299

644	Verschiedene Einführungen: III. »Ich habe darunter gelitten, meine Mutter leiden zu sehen«	5301
645	Verschiedene Einführungen: IV. »Ich war und ich bin der Sohn Gottes. Aber ich war auch der Menschensohn.«	5304
646	Verschiedene Einführungen: V. »Ihr denkt nie daran, wieviel ihr mich gekostet habt«	5312
647	Der Abschied von Lazarus	5315
648	Judas geht zu den Vorstehern des Synedriums	5328
649	Von Betanien nach Jerusalem	5340
650	Der Einzug Jesu in Jerusalem	5347
651	Der Abend des Palmsonntags	5365
652	Der Montag nach dem Einzug in Jerusalem: I. Der Tag	5371
653	Der Montag vor dem Paschafest: II. Die Nacht in Getsemani	5393
654	Der Dienstag vor dem Paschafest: I. Der Tag	5400
655	Der Dienstag vor dem Paschafest: II. Die Nacht	5407
656	Der Mittwoch vor dem Paschafest: I. Der Tag	5412
657	Der Mittwoch vor dem Paschafest: II. Die Nacht	5460
658	Der Donnerstag vor dem Paschafest: Der Tag	5469
659	Beschreibung des Abendmahlsaales • Abschied von der Mutter vor dem letzten Abendmahl	5488
660	Das Paschamahl	5492
661	Betrachtungen über das letzte Abendmahl	5530
662	Die Todesangst und die Gefangennahme in Getsemani	5533
663	Die verschiedenen Prozesse	5557
664	Anmerkungen über das Verhalten des Pilatus Jesus gegenüber	5593
665	Judas von Kerijot nach seinem Verrat	5600
666	»Wenn Judas sich der Mutter zu Füßen geworfen und um Erbarmen gefleht hätte, dann hätte die Barmherzige ihn wie einen Verwundeten aufgehoben«	5611
667	»Maria muß Eva annullieren«	5614
668	Johannes geht und holt die Mutter	5626

669	Vom Prätorium zum Kalvarienberg	5632
670	Die Kreuzigung	5650
671	Das Grab des Josef von Arimathäa • Die furchtbare Seelenqual Marias und die Einbalsamierung des Erlö- sers	5683
672	Die Rückkehr zum Abendmahlsaal	5697
673	Die Nacht des Karfreitags	5712
674	Die Klage der Jungfrau	5719
675	Der Tag des Karsamstags	5740
676	Die Nacht des Karsamstags	5753

Die Verherrlichung **5766**

677	Der Morgen der Auferstehung	5767
678	Der Ostermorgen • Klage • Gebet Marias	5776
679	Die Auferstehung	5782
680	Jesus erscheint der Mutter	5786
681	Die frommen Frauen am Grab	5790
682	Zum vorigen Kapitel	5802
683	Jesus erscheint Lazarus	5809
684	Jesus erscheint Johanna	5817
685	Jesus erscheint Josef, Nikodemus und Manaen	5821
686	Jesus erscheint den Hirten	5825
687	Jesus erscheint den Jüngern von Emmaus	5828
688	Jesus erscheint anderen Freunden	5838
689	Jesus erscheint den zehn Aposteln	5843
690	Die Rückkehr des Thomas	5857
691	Jesus erscheint den Aposteln mit Thomas	5865
692	Der Auferstandene Jesus in Getsemani	5877
693	Die Apostel gehen nach Golgota • Und dann	5903
694	Jesus bestätigt den Gläubigen an verschiedenen Orten seine Auferstehung	5924
695	Jesus erscheint am Ufer des Sees	5970
696	Jesus auf dem Tabor	5978

697	Jesus zu den Aposteln und Jüngern	5995
698	Das nachgeholte Paschafest	6020
699	Die Himmelfahrt des Herrn	6029
700	Die Wahl des Matthias	6047
701	Die Herabkunft des Heiligen Geistes	6053
702	Petrus, nicht mehr der rauhe Fischer, in seiner neuen Würde als Oberhirte	6058
703	Maria empfängt Lazarus und Josef von Arimathäa . . .	6063
704	Maria und Johannes an den Orten der Passion	6073
705	Das Grabtuch wird Maria überbracht	6078
706	Das Martyrium des Stephanus	6086
707	Die verschiedenen Wirkungen und Folgen der Begeg- nungen mit Christus	6093
708	Die Beisetzung des heiligen Stephanus	6097
709	Gamaliël wird Christ	6102
710	Unterredung zwischen Petrus und Johannes	6109
711	Der selige Heimgang Marias	6115
712	Aufnahme Marias in den Himmel	6129
713	Erwägungen und Erklärungen zur Himmelfahrt und zum Heimgang der allerheiligsten Jungfrau Maria . . .	6136
714	Abschließende Bemerkungen zum Werk	6146
	Anhang	6161

Verborgenes Leben Jesu

1 »Maria kann die Zweitgeborene des Vaters genannt werden«

Jesus trägt mir auf:

»Nimm ein ganz neues Heft und kopiere auf das erste Blatt das Diktat vom 16. August. Dieses Buch wird von Ihr handeln.«

Ich gehorche und kopiere (22. August 1944).

Jesus sagt:

»Heute schreibe nur dies! Die Reinheit hat einen solchen Wert, daß der Schoß einer Frau den Unerfaßbaren nur umfassen konnte, weil sie die höchste Reinheit besaß, die ein Geschöpf Gottes haben kann.

Die Allerheiligste Dreifaltigkeit stieg mit ihren Vollkommenheiten herab, wohnte mit ihrem unendlichen Sein in einem kleinen Raum – ohne dadurch von ihrer Unendlichkeit zu verlieren – und offenbarte sich mit ihren charakteristischen Eigenschaften:

Der Vater wiederum als Schöpfer, wie am sechsten Tage. Er schuf eine wahre „Tochter“, seiner würdig und ihm ähnlich. Der Stempel Gottes war in Maria eingeprägt, so klar und scharf, daß er nur im Erstgeborenen des Vaters [Röm 8,29] vollkommener war. Maria kann die „Zweitgeborene“ des Vaters genannt werden, weil sie wegen der verliehenen und bewußt bewahrten Vollkommenheit, wegen der Würde als Braut und Mutter Gottes und als Königin des Himmels die Zweite nach dem Sohn des Vaters ist; die Zweite im ewigen Gedanken des Vaters, der von Ewigkeit her an ihr Wohlgefallen fand.

Der Sohn, der auch für sie „der Sohn“ war, lehrte sie – durch den geheimnisvollen Eingriff der Gnade – seine Wahrheit und Weisheit, als er noch ein Keim war, der in ihrem Schoß heranwuchs.

Der Heilige Geist erscheint den Menschen in einem vorweggenommenen, verlängerten Pfingstfest als Liebe in „der, die er liebte“; als

Trost durch die Frucht ihres Schoßes; als Heiligung durch die Mutterschaft des Heiligen.

Um sich den Menschen in einer neuen und vollkommenen Weise zu offenbaren, welche das Zeitalter der Erlösung einleitet, wählte Gott nicht einen Stern des Himmels zu seinem Thron oder den Palast eines mächtigen Herrschers; auch nahm er nicht die Flügel der Engel zum Schemel seiner Füße. Vielmehr wollte er einen Schoß ohne Makel.

Auch Eva war ohne Makel erschaffen worden; aber sie hat sich aus freiem Willen verderben wollen. Maria, die in einer zerrütteten Welt lebte – während Eva von einer reinen umgeben war – wollte ihre Reinheit nicht einmal durch einen Gedanken an die Sünde beeinträchtigen. Sie wußte, daß die Sünde existiert. Sie sah ihre vielfältigen, schrecklichen Gesichter. Sie sah sie alle, auch das grauenhafteste: den Gottesmord. Aber sie lernte sie kennen, um für sie zu sühnen und in alle Ewigkeit die zu sein, die Erbarmen mit den Sündern hat und für ihre Rettung betet.

Dieser Gedanke ist eine Einleitung zu anderen heiligen Dingen, die ich dir und vielen anderen zum Trost mitteilen werde.«

2 Joachim und Anna machen dem Herrn ein Gelübde

Ich sehe das Innere eines Hauses. Dort sitzt eine bejahrte Frau an einem Webstuhl. Nach ihrem sicherlich einst schwarzen, nun aber schon ergrauten Haar und ihrem Gesicht, das noch nicht gerunzelt, aber doch durch den Ernst der Jahre geprägt ist, möchte ich schätzen, daß sie 50–55 Jahre alt ist. Nicht älter.

Bei der Bestimmung dieses Alters nehme ich das Gesicht meiner Mutter zum Vergleich, das mir besonders in diesen Tagen, die mich an ihre letzten Tage an meinem Bett erinnern, gegenwärtig ist ... Das Gesicht meiner Mutter war unter den frühzeitig weiß gewordenen Haaren sehr jugendlich. Im Alter von fünfzig Jahren war sie weiß und schwarz wie am Ende ihres Lebens. Aber, abgesehen von der

Reife ihres Blickes, verriet nichts ihre Jahre. Ich könnte mich daher irren, wenn ich älteren Frauen eine bestimmte Anzahl von Jahren gebe.

Die Frau, die ich in einem hellerleuchteten Raum weben sehe, ist schön in ihren typisch hebräischen Gesichtszügen. Die halbgeöffnete Tür läßt den Blick über einen großen Garten schweifen, den ich aufgrund seiner Ausdehnung eher als ein kleines Gut bezeichnen möchte, das sich über ein welliges Gelände dahinzieht. Die tiefen, schwarzen Augen der Frau erinnern mich – ich weiß nicht warum – an jene Johannes des Täufers. Sie sind stolz wie die einer Königin, aber zugleich auch sanft, als wäre über ihr adlerhaftes Aufblitzen ein himmelblauer Schleier gebreitet worden. Sanft und zugleich ein wenig traurig, wie wenn jemand trübsinnig verlorener Dinge gedenkt. Die Gesichtsfarbe ist bräunlich, aber nicht übermäßig. Der Mund, ein klein wenig breit, ist schön geformt und hat einen ernsten, aber nicht harten Zug. Die Nase ist lang und fein, leicht nach unten gebogen. Eine Adlernase, die gut zu diesen Augen paßt. Die Frau ist kräftig, aber nicht dick, gut gebaut und, nach ihrer sitzenden Haltung zu schätzen, ziemlich groß.

Ich glaube, sie webt ein Zelttuch oder einen Teppich. Die vielfarbigem Spulen eilen schnell über den dunkelbraunen Webstuhl, und das fertige Stück Tuch zeigt eine Verschlingung von Verzierungen und Rosetten, in denen grün, gelb, rot und dunkelblau sich verflechten und vermischen wie in einem Mosaik. Die Frau trägt ein ganz einfaches, tiefdunkles Gewand, dessen Violettrot an gewisse Stiefmütterchen erinnert.

Auf ein Pochen an der Tür erhebt sie sich. Sie ist wirklich groß. Vor der Tür steht eine Frau, die fragt: »Anna, willst du mir deinen Krug geben? Ich werde ihn für dich füllen.«

Die Frau hat einen lebhaften Jungen von fünf Jahren bei sich, der sich sofort an das Kleid der genannten Anna schmiegt. Sie liebkost ihn, während sie in einen anderen Raum geht, und kommt mit einem schönen kupfernen Krug zurück, den sie der Frau mit den Worten gibt: »Immer bist du gut zu deiner alten Anna. Gott vergelte es

dir an diesem Kind und an den Söhnen, die du hast und haben wirst, du Glückliche!« Anna seufzt. Die Frau schaut sie an und weiß nicht, was sie zu diesem Seufzer sagen soll. Um sie von dem Kummer, der sie offenbar bedrückt, abzulenken, sagt sie: »Ich lasse Alphäus hier, wenn er dir nicht lästig ist; so geht es schneller, und ich kann dir viele Krüge und Schläuche füllen.«

Alphäus freut sich, daß er bleiben darf, und der Grund ist verständlich. Kaum ist die Mutter fort, da nimmt ihn Anna auf ihre Schultern und geht mit ihm in den Garten hinaus. Sie hebt ihn hoch in einem Laubengang, von dem goldgelbe Weintrauben herabhängen, und sagt: »Iß, iß, die sind gut!« Und sie küßt ihn auf das vom Saft der Früchte klebrige Gesichtchen, während das Kind eifrig Beere um Beere verspeist. Dann lacht sie vor Freude und scheint gleich jünger mit den schönen Zähnen, die zum Vorschein kommen, und der Freude, die das Gesicht überstrahlt, als das Kind noch sagt: »Und was gibst du mir jetzt?« und sie dabei mit großen, graublauen Augen anschaut. »Was gibst du mir, wenn ich dir, wenn ich dir gebe ... na, rate was!« Und das Kind klatscht in die Hände und sagt lachend: »Küsse, Küsse gebe ich dir, schöne Anna, gute Anna, Mama Anna ... « Anna hört sich Mama nennen, drückt mit einem Freudenschrei den Kleinen an sich und sagt: »Oh, mein Schatz! Liebling, Liebling!« Bei jedem „Liebling“ küßt sie die rosigen Wangen. Dann gehen sie zu einem Schränkchen, und sie nimmt von einem Teller etwas Honigkuchen. »Ich habe ihn für dich gebacken, du Freude der armen Anna, weil du mich so gern hast. Aber sage mir, wie sehr liebst du mich?« Der Junge erinnert sich an das, was ihn in seinem bisherigen Leben am meisten beeindruckt hat, und sagt: »Wie den Tempel des Herrn.« Anna küßt ihn noch einmal auf die lebhaften Äuglein, auf das rosige Mündchen, und das Kind schmiegt sich an sie wie ein Kätzchen.

Die Mutter kommt und geht mit dem Krug und lacht, ohne dabei etwas zu sagen. Sie überläßt die beiden ihren Zärtlichkeiten.

Da kommt vom Garten her ein alter Mann, etwas kleiner als An-

na, mit vollem, schneeweißem Haar. Er hat ein helles Gesicht mit einem viereckig geschnittenen Bart und zwei türkisblauen Augen unter den hellbraunen, fast blonden Augenbrauen. Ein dunkelbraunes Gewand kleidet ihn.

Anna sieht ihn nicht, denn sie steht mit dem Rücken gegen den Ausgang. Er geht auf sie zu und spricht: »Und für mich nichts?« Anna wendet sich um und sagt: »Oh, Joachim, bist du mit deiner Arbeit fertig?« Gleichzeitig schmiegt sich der kleine Alphäus an Joachims Knie und sagt: »Auch für dich, auch für dich.« Joachim beugt sich zu ihm nieder. Das Kind wühlt in dem weißen Bart und gibt ihm einen schallenden Kuß.

Auch Joachim hat ein Geschenk für Alphäus . . . Er hielt es bisher in der linken Hand hinter dem Rücken; nun aber zeigt er den wunderschönen Apfel, der wie gemalt aussieht, und sagt lachend zum Kind, das erwartungsvoll die Händchen danach austreckt: »Warte, ich schneide ihn dir in Stücke. So kannst du ihn nicht essen; er ist ja fast größer als du.« Und mit einem Messerchen, das er sonst zum Beschneiden der Bäume und der Blumensträucher benützt, zerteilt er den Apfel in kleine Scheiben, die er mit großer Sorgfalt in den kleinen Mund steckt, als hätte er es mit einem noch im Nest sitzenden Vögelchen zu tun.

»Sieh doch die Augen, Joachim! Sind sie nicht wie zwei Stückchen des galiläischen Meeres, wenn der Abendwind einen Wolkenschleier über den Himmel webt?« Bei diesen Worten legt Anna eine Hand auf Joachims Schulter und lehnt sich leicht an ihn: eine Haltung, die eine tiefe Gattenliebe bekundet; eine nach so langen Ehejahren ungetrübte Liebe.

Joachim schaut sie liebevoll an und nickt, indem er sagt: »Sehr schön sind sie! Und diese Löckchen? Haben sie nicht die Farbe des Heus, wenn es die Sonne getrocknet hat? Schau: ein Gemisch von Gold und Kupfer.«

»Ach, wenn wir ein Kind gehabt hätten: so hätte ich es mir gewünscht; mit diesen Augen und diesen Haaren . . . « Anna hat sich

nieder gebeugt, ja niedergekniet, und küßt mit einem schweren Seufzer die beiden großen blaugrauen Augen.

Auch Joachim seufzt. Aber er will sie trösten, legt ihr eine Hand auf die krausen, weißen Haare und sagt: »Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Gott ist allmächtig. Solange man lebt, kann das Wunder jederzeit stattfinden; besonders wenn man ihn liebt und *sich gegenseitig liebt*.« Joachim betont diese letzten Worte.

Anna aber schweigt niedergeschlagen und hat das Haupt geneigt, um die beiden Tränen zu verbergen, die über ihre Wangen herunterrollen; nur der kleine Alphäus bemerkt sie und ist erstaunt und betrübt, daß seine große Freundin weint wie er selbst manchmal. Er hebt ein Händchen und wischt die Tränen ab. »Weine nicht, Anna!« tröstet sie Joachim. »Wir sind auch so glücklich. Ich wenigstens bin es, weil ich dich besitze.«

»Auch ich bin glücklich, weil ich dich habe. Aber ich habe dir keinen Sohn geschenkt ... Vielleicht habe ich dem Herrn in etwas mißfallen, da er mir den Schoß verschlossen hat ... «

»Oh, meine Gattin! Worin solltest du ihm mißfallen haben, du Heilige? Höre! Gehen wir für dieses unser Anliegen noch einmal zum Tempel! Nicht nur wegen des Laubhüttenfestes [Ex 23,14–17]. Beten wir lange! ... Vielleicht ergeht es dir wie Sara ... wie Hanna, der Frau des Elkana. Lange haben sie gewartet und haben geglaubt, sie seien verworfen, weil sie kinderlos blieben. Statt dessen reifte für sie im Himmel Gottes ein heiliges Kind [1 Kön 1; 2,11]. Lächle, meine Gattin! Dein Weinen schmerzt mich mehr als die Kinderlosigkeit ... Wir werden Alphäus mit uns nehmen und ihn beten lassen; ihn, der unschuldig ist ... und Gott wird sein Gebet und unser Gebet annehmen und erhören.«

»Ja, machen wir dem Herrn ein Gelübde. Ihm soll das Kind gehören, wenn er es uns gibt ... Ach, könnte ich mich doch „Mama“ rufen hören!«

Da sagt Alphäus, der erstaunte und unschuldige Zuschauer: »Ich nenne dich doch so!«

»Ja, meine liebe Freude . . . «

Hier endet die Vision.

Ich begreife, daß der Zyklus der Geburt Marias begonnen hat. Und ich bin sehr erfreut darüber, denn ich habe diese so sehr ersehnt. Ich denke, daß auch Sie zu Frieden sein werden (In diesem Satz, wie an anderen Stellen dieses Buches, wendet sich die Verfasserin an ihren Seelenführer).

Bevor ich zu schreiben begann, hörte ich die Mutter sagen: »Tochter, schreibe jetzt von mir! Für alle deine Leiden wirst du Trost empfangen.« Und während sie mir dies sagte, legte sie mir die Hand aufs Haupt und streichelte mich zärtlich; dann kam die Vision. Anfangs aber, solange ich die Fünfzigjährige nicht mit Namen rufen hörte, wußte ich nicht, daß ich die Mutter der Mutter vor mir hatte und daß die Gnade ihrer Geburt bevorstand.

3 Das Gebet Annas im Tempel wird erhört

Bevor ich fortfahre, sei folgende Bemerkung gemacht.

Das Haus schien mir nicht das mir wohlbekanntes von Nazaret zu sein; wenigstens war die Umgebung eine ganz andere. Auch war der Gemüse- und Blumengarten viel größer, und Felder waren in der Ferne sichtbar. Nicht viele, aber immerhin etliche. Später, nach der Vermählung Marias ist nur mehr ein Gemüsegarten da, und das Zimmer, das ich in dieser Vision sah, habe ich in den folgenden niemals wiedergesehen. Ich weiß nicht, wie ich mir das erklären soll; ob sich die Eltern Marias aus finanziellen Gründen eines Teiles ihrer Habe entledigten oder ob Maria nach dem Verlassen des Tempels in ein anderes Haus kam, das ihr vielleicht von Josef gegeben wurde. Ich erinnere mich nicht, ob sich in den früheren Visionen und Lehrstücken ein sicherer Anhaltspunkt dafür findet, daß das Haus von Nazaret ihr Geburtshaus gewesen ist. Mein Kopf ist sehr müde. Ferner vergesse ich, besonders was die Diktate angeht, sofort die Worte, während mir die Aufträge und das Licht in der Seele eingepreßt bleiben. Aber Einzelheiten verflüchtigen sich unmittelbar. Wenn ich nach einer Stunde wiederholen sollte, was ich gehört habe, wüßte ich nichts mehr, abgesehen von ein oder zwei Hauptgedanken. Die Visionen hingegen bleiben mir lebendig im Gedächtnis, weil ich bei ihnen selbst beobachten muß. Die Diktate schreibe ich einfach nieder. Jene hingegen muß ich in mich aufnehmen. Sie bleiben in mir lebendig, weil ich selbst auf alle Einzelheiten achten müssen.

Ich hoffte, es würde ein Diktat über die gestrige Vision kommen. Aber nein. Nun beginne ich zu schauen und schreibe.

Außerhalb der Mauern von Jerusalem auf den Hügeln und zwischen den Ölbäumen hat sich eine große Menschenmenge niederge-

lassen. Es scheint ein riesiger Marktplatz zu sein. Aber man sieht keine Tische und Buden. Auch hört man nicht die Stimmen von Marktschreibern und Verkäufern. Keine Spiele. Es sind da sehr viele Zelte aus rauher, sicher wasserundurchlässiger Leinwand, die über Pfähle, die im Boden befestigt sind, gezogen ist. Von den Pfählen hängen grüne Zweige herab, die zur Zierde und zur Erfrischung dienen. Andere Zelte bestehen ganz aus Zweigen, die im Boden befestigt wurden und so miteinander verbunden sind, daß sie kleine, grüne Lauben bilden. Unter jedem dieser Zelte befinden sich Menschen jedes Alters und jedes Standes. Ihre Gespräche sind friedvoll und gesammelt, höchstens von einem Kinderschrei unterbrochen.

Die Nacht bricht herein, und schon leuchten da und dort, in diesem eigenartigen Lager, Öllaternen auf. Um diese Lichter versammelt nehmen einige Familien ihre Abendmahlzeit ein; man sitzt auf dem Boden, die Mütter mit ihren Kleinen auf dem Schoße. Viele Kinder schlafen ermüdet ein, oft noch ein Stück Brot zwischen den rosigen Fingerchen, und lassen ihre Köpfchen auf die Brust der Mutter sinken, wie Kücken unter der Henne. Die Mütter beenden ihre Mahlzeit, so gut sie es können, mit der freien Hand, während die andere das Kind an ihr Herz drückt. Andere Familien hingegen sind noch nicht bei der Mahlzeit. Man spricht im Halbdunkel miteinander und wartet darauf, daß das Essen bereit sei. Kleine Feuer brennen hier und dort, und um sie herum sind die Frauen beschäftigt. Ein Wiegenlied, langsam, fast klagend gesungen, wiegt ein noch unruhiges Kind in den Schlaf.

Oben in der Höhe ein schöner, heiterer Himmel, der immer dunkelblauer wird, bis er einem gewaltigen Theaterzeltdach aus weichem, schwarzblauem Samt gleicht, auf dem unsichtbare Künstler und Dekorateure ganz allmählich Perlen und Lichter erscheinen lassen; einige einzeln, andere in bizarren, geometrischen Gebilden, unter denen der große und der kleine Bär mit ihren Wagenformen hervorstecken, die Wagenstangen auf dem Boden aufgestützt und die Zugtiere ausgespannt. Der Polarstern strahlt in vollem Glanz.

Ich erfahre, daß es Oktober ist, denn eine kräftige Männerstimme sagt: »Der heurige Oktober ist von einer seltenen Schönheit!«

Sieh da, Anna kommt von einem Feuer. Sie trägt verschiedene Dinge auf einem breiten, flachen Brotfladen, der ihr als Teller dient. An ihren Kleidern hängt Alphäus, dessen Kinderstimmchen hörbar ist. Joachim beeilt sich, die Laterne anzuzünden, als er Anna sieht. Er hatte auf der Schwelle seiner kleinen Laubhütte mit einem dreißigjährigen Mann gesprochen, den Alphäus von weitem mit einem Schrei als Papa begrüßt hat.

Anna schreitet in fürstlichem Gang durch die Reihen der Zelthütten. Fürstlich und doch bescheiden. Sie sieht auf niemanden stolz herab. Sie richtet den Kleinen einer armen, sehr armen Frau auf, der ihr gerade vor die Füße gefallen ist, als er bei seinem hastigen Laufen stolperte; und da er sich das Gesichtchen beschmutzt hat und weint, reinigt und tröstet sie ihn und übergibt ihn der herbeieilenden Mutter mit den Worten: »Oh, es ist nichts! Ich freue mich, daß er sich nicht weh getan hat. Welch ein schönes Kind! Wie alt ist es?«

»Drei Jahre. Er ist das Zweitjüngste; aber in Kürze werde ich noch ein Kind bekommen. Jetzt habe ich sechs Knaben und deshalb hätte ich gerne ein Mädchen ... Für eine Mutter bedeutet ein Mädchen viel ... «

»Der Allerhöchste hat dich sehr beschenkt, Frau!« Anna seufzt.

Die andere: »Ja, ich bin arm, aber die Kinder sind unsere Freude, und die größeren helfen schon bei der Arbeit mit. Und du, Herrin (daß Anna aus vornehmen Kreisen kommt, erkennt die Frau an ihrem ganzen Benehmen), wie viele Kinder hast du?«

»Keine«

»Keine?! Ist das nicht das deinige?«

»Nein, es gehört einer braven Nachbarin; es ist mein Trost ... «

»Sind sie dir gestorben, oder ... «

»Ich habe nie Kinder gehabt.«

»Oh!« Die arme Frau schaut sie mitleidig an. Anna grüßt sie mit einem tiefen Seufzer und geht zu ihrer Sippe.

»Ich habe auf mich warten lassen, Joachim. Eine arme Frau hat mich aufgehhalten, eine Mutter von sechs Knaben, denke dir! Und in Bälde wird sie noch ein Kind bekommen.«

Joachim seufzt.

Der Vater von Alphäus ruft seinen Buben; aber dieser antwortet: »Ich bleibe bei Anna. Ich helfe ihr.« Alle lachen.

»Laß ihn nur! Er ist uns keine Last. Er ist noch nicht zur Einhaltung des Gesetzes verpflichtet. Hier oder dort. Er ist wie ein Vöglein, das gefüttert wird«, sagt Anna und setzt sich nieder mit dem Kind auf dem Schoß. Sie gibt ihm Brotkuchen und, wie mir scheint, gerösteten Fisch. Ich sehe, daß sie letzteren zubereitet, bevor sie ihn ihm gibt. Vielleicht nimmt sie die Gräten heraus. Vorher hat sie ihren Gemahl bedient. Sie selbst ißt als letzte.

Die Nacht wird immer sternenklarer und die Lichter im Lager immer zahlreicher. Dann erlöschen allmählich viele Lichter. Es beginnt bei jenen, die zuerst ihr Abendbrot eingenommen haben und die jetzt schlafen gehen. Auch der Lärm schwindet langsam. Kinderstimmen sind nicht mehr zu hören. Nur der eine oder andere Säugling läßt sein Stimmchen vernehmen wie ein Lämmlein, das nach der Muttermilch verlangt. Die Nacht breitet ihren Atem über Personen und Dinge und verwischt Mühen und Erinnerungen, Hoffnungen und Sorgen; aber vielleicht leben diese jetzt im Traum neu auf.

Während Anna Alphäus wiegt, der anfängt, auf ihren Armen einzuschlafen, sagt sie zu ihrem Gatten: »Letzte Nacht habe ich geträumt, daß ich im nächsten Jahr für zwei Feste in die heilige Stadt kommen werde, anstatt für eines allein. Und ein Fest wird die Opferrung meines Kindes im Tempel sein ... Oh! Joachim! ...«

»Hoffe, hoffe, Anna! Hast du sonst nichts vernommen? Hat dir der Herr nichts ins Herz geflüstert?«

»Nichts. Es war nur ein Traum ...«

»Morgen ist der letzte Gebetstag. Alle Opfer sind bereits dargebracht, aber wir werden die Gebete morgen nochmals feierlich wiederholen. Wir wollen Gott überwältigen mit unserer treuen Liebe.

Ich denke immer, dir wird es wie der Hanna des Elkana ergehen.«

»So Gott will . . . und ich möchte auch jemandem begegnen, der mir sagt: „Geh in Frieden! Der Gott Israels hat dir die Gnade gewährt, um die du ihn bittest!“«

»Wenn die Gnade kommt, wird dein Kind es dir sagen, wenn es sich das erste Mal in deinem Schoße regt. Es wird die Stimme der Unschuld sein, daher die Stimme Gottes.«

Jetzt schweigt das Lager in der Finsternis. Auch Anna bringt Alphäus in die Nachbarhütte zurück und legt ihn aufs Heu neben die kleinen Brüder, die bereits schlafen. Dann legt sie sich neben Joachim nieder, und auch ihr Lämpchen erlischt. Eines der letzten Sternchen der Erde. Viel schöner leuchten die Sterne am Firmament, die über die Schlafenden wachen.

4 »Joachim hat sich mit der Weisheit Gottes vermählt, die eingeschlossen war im Herzen der gerechten Frau«

Jesus sagt:

»Die Gerechten sind immer weise, denn sie sind Freunde Gottes, leben in seiner Gemeinschaft und werden von ihm belehrt; von ihm, der die unendliche Weisheit ist. Meine Großeltern waren gerecht und besaßen daher die Weisheit. Sie konnten in Wahrheit sagen, wie es im Buch steht, welches das Lob der Weisheit singt: „Ich habe sie geliebt und gesucht von meiner frühesten Jugend an und habe beschlossen, sie mir zur Braut zu nehmen.“ [Weish 8,2]

Anna vom Stamm Aarons war die starke Frau, von der unser Vorfahr spricht [Spr 31,10–31], und Joachim vom Stamme des Königs David hat nicht so sehr Anmut und Reichtum gesucht als vielmehr die Tugend. Anna besaß eine große Tugend. Ja, alle Tugenden waren in ihr vereint, wie ein duftender Blumenstrauß, um etwas einziges, Schönes zu bilden: die Tugendhaftigkeit. Eine königliche Tugend, würdig, vor dem Thron Gottes zu stehen.

Joachim hatte sich daher zweimal mit der Weisheit vermählt, „indem er sie liebte mehr als jede andere“. Er hat sich mit der Weisheit Gottes vermählt, die eingeschlossen war im Herzen der gerechten Frau. Anna, die Tochter Aarons, hatte nichts anderes gewollt, als ihr Leben mit einem gerechten Mann zu teilen, in der Überzeugung, daß die Freude der Familie in der Rechtschaffenheit besteht. Und um ein Sinnbild der „starken Frau“ zu sein, fehlte ihr nur die Krone der Kinder, die der Ruhm der verheirateten Frau und die Rechtfertigung der Vermählung ist, von der Salomon spricht [Spr 17,6]. Auch zu ihrem Glück fehlten ihr nur diese Kinder, die Blüten des Baumes, der zu einem einzigen geworden ist mit seinem Nachbarbaum und von ihm den Reichtum jener neuen Früchte empfangen hat, in denen sich die Tugenden beider zu einer einzigen verbinden; denn von seiten des Gatten mußte sie niemals eine Enttäuschung erleben.

Da sie nun alterte und seit vielen Jahren Joachims Gattin war, blieb sie für ihn dennoch immer „die Braut seiner Jugend, seine Freude, das geliebte Reh, die schlanke Gazelle“ [Spr 5,18–19], deren Liebkosungen jedes Mal den Zauber des ersten Vermählungsabends hatten und voller Zärtlichkeit seine Liebe entzückten, indem sie ihn frisch erhielten wie eine Blume, die der Tau benetzt, und glühend wie das Feuer, das immer von neuem genährt wird. In ihrer Betrübnis ob der Kinderlosigkeit richteten sie aneinander Worte des Trostes, in Gedanken und in den schweren Augenblicken. Die Stunde kam, und die ewige Weisheit, die sie im Leben unterwiesen hatte, erleuchtete sie nun in den nächtlichen Träumen. So erfuhren sie, daß der Morgenstern der Herrlichkeit aus ihnen hervorgehen sollte, nämlich die Heilige Maria, meine Mutter.

Wenn sie auch in ihrer Demut nicht daran dachten, so zitterten doch ihre hoffnungsvollen Herzen beim ersten Schall der göttlichen Verheißung. Schon liegt Gewißheit in den Worten Joachims: „Hoffe, hoffe . . . wir werden Gott besiegen durch unsere treue Liebe.“

Sie wünschten sich einen Sohn: sie erhielten die Mutter des Herrn. Die Worte des Buches der Weisheit scheinen für sie geschrieben wor-

den zu sein: „Durch sie werde ich Ruhm ernten vor dem Volk ... durch sie werde ich Unsterblichkeit erlangen und hinterlassen ewiges Gedenken meiner bei jenen, die nach mir kommen werden“ [Weish 8,13]. Um all das zu erlangen, mußten sie aber zu Königinnen einer wahren und dauerhaften Tugend werden, die kein Ereignis verletzen kann. Tugend des Glaubens, Tugend der Liebe, Tugend der Hoffnung, Tugend der Keuschheit.

Die Keuschheit der Gatten! Sie besaßen sie, denn um keusch zu sein, bedarf es nicht der Jungfernschaft. Auch das keusche Brautgemach hat seinen Schutzengel, der für eine gute Nachkommenschaft sorgt, für die die Tugend der Eltern eine Richtlinie im Leben bildet.

Was ist aber aus ihr geworden? Heute wünscht man weder Kinder noch Keuschheit. Daher sage ich, die Liebe und das Brautgemach sind entweiht worden.«

5 Mit einem Lobgesang verkündete Anna ihre Mutterschaft

Ich sehe wieder das Haus von Joachim und Anna. Im Innern hat sich nichts verändert, wenn man von den zahlreichen, blühenden Zweigen absieht, die hier und dort Vasen füllen und sicherlich von den Obstbäumen im Garten kommen, die jetzt alle in Blüte stehen: eine Wolke, deren Farbe vom Weiß des Schnees ins Rot gewisser Korallen übergeht.

Auch die Arbeit Annas ist nicht mehr die gleiche. An einem Webstuhl, der viel kleiner ist als der frühere, webt sie schöne Linnentücher und singt im Rhythmus der Bewegung ihrer Füße einen Lobgesang. Sie singt und lächelt ... Für wen? Für sich selbst, für etwas, das sie in ihrem Innern sieht. Der Gesang ist langsam und doch freudig. Ich habe ihn niedergeschrieben, stückweise, denn sie wiederholt ihn mehrmals, als schöpfe sie daraus Seligkeit. Immer stärker und sicherer wird ihr Gesang, wie der eines Menschen, der einen Rhythmus in seinem Herzen gefunden hat und ihn erst nur leise vor sich hersagt, dann aber mit zunehmender Sicherheit den Ton erhöht und

schneller wird. Ich schreibe ihn nieder, denn er ist sehr lieblich in seiner Schlichtheit.

»Ehre sei dem Vater, dem Allmächtigen, der von den Söhnen Davids Liebe erntet. Ehre sei dem Vater!
Hohe Gnade hat mich heimgesucht vom Himmel her.
Der alte Baum gibt einen neuen Sproß, der mich beglückt.
Am Fest der Lichter warf die Hoffnung ihren Samen:
nun sieht der Blütenduft des Nisans ihn keimen.
Wie der Mandelbaum erblüht mein Fleisch zur Frühlingszeit.
Es fühlt, daß seine Frucht erscheinen wird, zur Abendzeit.
Auf diesem Zweig blüht eine Rose, prangt einer der süßesten Äpfel;
ein Stern geht auf, hell leuchtet er am Himmel; ein junges, unschuldiges Leben ist uns gegeben.
Die Freude des Hauses, des Gatten und der Gattin.
Lob sei dem Herrn, ja meinem Herrn, der Erbarmen mit mir hatte!
Sein Licht hat mir verkündet: Ein Stern wird zu dir kommen.
Ehre, Ehre sei Dir! Dein wird die Frucht der Pflanze sein.
Die erste und letzte, heilige und reine, die ein Geschenk des Herrn ist.
Dein soll sie sein, und durch sie wird Freude und Frieden auf Erden kommen.
Webschiffchen, flieg! Der Faden soll zu Windeln fürs Kindlein werden.
Es wird geboren werden! Gott preisend steige empore meines Herzens Jubel!«

Joachim tritt ein, während sie dabei ist, ihren Gesang zum dritten

Mal zu wiederholen. »Bist du glücklich, Anna? Du bist wie ein Vöglein an einem Frühlingsmorgen. Welch ein Gesang mag das wohl sein? Nie habe ich ihn von jemandem gehört. Woher kommt er uns?«

»Aus meinem Herzen, Joachim.« Anna hat sich erhoben und geht ihrem Gatten voll lachender Freude entgegen. Sie sieht jünger und schöner aus.

»Als Poetin habe ich dich noch nicht gekannt«, sagt ihr Gemahl und schaut sie mit offensichtlicher Bewunderung an. Sie scheinen nicht mehr ein bejahrtes Paar. In ihren Blicken liegt die Zartheit junger Verlobter.

»Ich kam aus dem Hintergrund des Gartens, da hörte ich dein Singen. Seit Jahren hörte ich dich nicht mehr mit der Stimme der verliebten Turteltaube singen. Willst du mir diesen Gesang noch einmal wiederholen?«

»Ich würde ihn dir wiederholen, auch wenn du mich nicht darum gebeten hättest. Die Kinder Israels haben stets dem Gesang den wahrsten Ausruf ihrer Hoffnung, ihrer Freude und ihres Schmerzes anvertraut. Auch ich will dir und mir mit dem Gesang eine große Freude kundtun. Ja, auch mir selbst, denn die Sache ist so groß, daß sie mir noch nicht wahr scheint, obwohl ich ihrer doch so sicher bin ... « Und sie beginnt aufs neue zu singen. Als sie die Stelle erreicht: »Auf diesem Zweig blüht eine Rose, prangt einer der süßesten Äpfel; ein Stern geht auf ... « erfaßt ihre schöne Altstimme ein Zittern; sie stockt, schaut Joachim mit einem Freudenschluchzer an und ruft mit erhobenen Armen aus: »Ich bin Mutter!« Dann stürzt sie an sein Herz, in die Arme, die er ihr entgegengestreckt hat und mit denen er jetzt seine glückliche Gemahlin an sich drückt. Das war die keuscheste und seligste Umarmung, die ich je gesehen habe. Keusch und doch glühend in ihrer Keuschheit. Dazu der sanfte Vorwurf, der in das graue Haar von Anna gesprochen wird: »Und du hast mir nichts davon gesagt!«

»Ja, ich wollte dessen gewiß sein ... Alt wie ich bin ... mich als Mutter zu wissen ... Ich konnte es nicht glauben ... Und ich wollte

dir nicht die bitterste aller Enttäuschungen bereiten. Schon seit Ende Dezember fühle ich eine tiefe Veränderung in meinem Innersten, weil, wie gesagt, ein neuer Zweig sich bildet. Aber nun bin ich der Frucht auf diesem Zweig sicher ... Siehst du, dieses Tuch ist schon für den kommenden Sprößling.«

»Ist das nicht der Flachs, das du im Oktober in Jerusalem erworben hast?«

»Ja, und dieser Flachs habe ich gesponnen, während ich wartete ... und hoffte. Ich hoffte, denn als ich am letzten Tag im Tempel betete, solange eine Frau im Haus Gottes verweilen darf, und es war ja schon Abend ... erinnerst du dich, daß ich da sagte: „Noch, noch ein wenig!“? Ich konnte mich von jener Stätte nicht trennen, ohne das Bewußtsein, Gnade erlangt zu haben! Und sieh da: Im Schatten, der schon das Innere des heiligen Ortes erfüllte, den ich mit der ganzen Anziehungskraft der Seele betrachtete, um von dem gegenwärtigen Gott eine Zusage zu erhalten, sah ich ein Licht, einen Funken schönsten Lichtes. Es war weiß wie der Mond, hatte aber in sich das Leuchten aller Perlen und Edelsteine, die es auf Erden gibt. Es schien, als ob einer der kostbarsten Sterne des Vorhangs, einer der Sterne unter den Füßen der Kerubim, sich loslöste und ein übernatürliches Licht ausstrahlte ... Es schien, als ob jenseits des heiligen Vorhanges von der Herrlichkeit Gottes ein Feuer ausginge, auf mich zueilte und beim Durchdringen der Luft mit himmlischer Stimme sänge: „Das, worum du bittest, soll dir gegeben werden.“ Daher singe ich: „Ein Stern wird zu dir kommen.“ Welch ein Sohn wird der unsrige sein, der uns als Sternenlicht im Tempel geoffenbart wird und der am Fest der Lichter spricht: „Da bin ich.“ Mögest du richtig gesehen haben, als du mich für eine neue Hanna Elkana hieltest [1 Sam 1,9]. Wie werden wir unser Kind nennen, das ich lieblich wie plätscherndes Wasser in meinem Schoß reden höre mit seinem kleinen Herzen, das schlägt und schlägt wie jenes eines Turteltäubchens in der Höhlung der Hände?«

»Wenn es ein Knabe ist, so werden wir ihn Samuel nennen; ist

es aber ein Mädchen, so geben wir ihm den Namen Stella (Stern). Dieses Wort hat deinen Gesang beendet, als mir die Freude zuteil wurde, mich Vater zu wissen; dies ist die Gestalt, die es angenommen hat, um sich im heiligen Schatten des Tempels zu offenbaren.«

»Stern, unser Stern, denn ich weiß nicht, aber ich denke, es wird ein Mädchen sein. Es scheint mir, daß so sanfte Liebkosungen nur von einem allerliebsten Töchterchen kommen können. Denn nicht ich trage es; es bereitet mir keine Schmerzen. Sie ist es, die mich dahinträgt auf einem himmelblauen, blumenreichen Pfad, als ob ich getragen würde von heiligen Engeln und die Erde schon weit entfernt wäre. Ich habe immer von den Frauen gehört, daß das Empfangen und Schwangersein Schmerzen mit sich bringt. Aber ich fühle keinen Schmerz. Ich fühle mich stark, jung und frisch, mehr als damals, da ich dir in ferner Jugendzeit meine Jungfräulichkeit schenkte. Die Tochter Gottes – denn von Gott kommt sie mehr als von uns, da sie aus einem verdorrten Stamme sprießt – bereitet ihrer Mutter keine Pein; nur Frieden und Segen bringt sie ihr: die Geschenke Gottes, ihres wahren Vaters.«

»Dann werden wir sie Maria nennen, Stern unseres Meeres, Perle, unser Glück. Es ist der Name der ersten Frau [Ex 15,20–21; Num 12,1–15]. Aber diese wird nie sündigen gegen den Herrn, und ihn allein wird sie besingen, denn ihm ist sie geweiht: Opfer schon vor der Geburt.«

»Ja, ihm sei es angeboten, ob Knabe oder Mädchen. Wenn wir uns drei Jahre an unserem Kind erfreut haben, werden wir es dem Herrn schenken. Auch wir wollen zusammen mit ihm eine Opfergabe sein, zur Ehre Gottes.«

Weiteres sehe und höre ich nicht.

6 »Die Makellose war nie Gottes Gedenken bar«

Jesus spricht:

»Die Weisheit Gottes erleuchtete sie in den nächtlichen Träumen,

stieg als „Hauch der Gotteskraft in sie herab, als Ausstrahlung der Herrlichkeit des Allmächtigen“ [Weish 7,25], und wurde für die Unfruchtbare Wort. Der, der die Zeit der Erlösung herannahen sah, Ich, Christus, der Enkel Annas, wirkte etwa fünfzig Jahre später durch das Wort Wunder an den Unfruchtbaren, den Kranken, den Besessenen, den Trostlosen und an allen Elenden der Erde.

Inzwischen aber flüsterte ich, in der Freude, eine Mutter zu haben, geheimnisvolle Worte im Schatten des Tempels, der die Hoffnungen Israels barg; des Tempels an der Grenze seines Daseins; denn der neue und wahre Tempel, der nicht mehr die Hoffnungen eines Volkes, sondern die ewige Gewißheit des Paradieses für das Volk der ganzen Erde darstellt, sollte in Bälde errichtet werden. Und dieses Wort wirkt das Wunder und macht fruchtbar, was unfruchtbar war; es gibt mir eine Mutter, die nicht nur als Tochter zweier Heiliger eine vollkommene Natur hat, die nicht nur wie viele andere ein edles Herz besitzt, die nicht nur durch ihren guten Willen beständig an Güte zunimmt und nicht nur einen unbefleckten Körper hat, sondern auch als einzige unter den Geschöpfen eine unbefleckte Seele.

Du hast in deinem Leben viele aufeinanderfolgende Generationen der Kinder Gottes gesehen. Nun erwäge, wie schön die Seele gewesen sein muß, die der Vater mit Wohlgefallen anschaute, noch bevor die Zeit begann; diese Seele, die die Freude der Allerheiligsten Dreifaltigkeit war, die gleichsam darauf brannte, sie mit ihren Gaben auszustatten, um sich selbst damit zu beschenken. O du vollkommen Heilige, die Gott für sich und das Heil der Welt erschuf! Du Trägerin des Erlösers, du Anfang unseres Heiles! Lebendiges Paradies, du hast mit deinem Lächeln begonnen, die Erde zu heiligen.

O Seele, geschaffen, die Seele der Mutter Gottes zu sein! Als aus einem lebendigeren Herzschlag der dreifaltigen Liebe dieser lebendige Funke entsprang, jubelten die Engel; denn helleres Licht hatte das Paradies nie erblickt ... Wie ein himmlisches Rosenblatt, ein geistiges, kostbares Blütenblatt, das zugleich Perle und Flamme, das der Hauch Gottes war, der herabstieg, ein Fleisch zu beleben, gar ver-

schieden von den übrigen Menschen – wie ein mächtiges Feuer, das keine Schuld aufkommen ließ, durchheilte er die Räume und schloß sich ein in einen heiligen Schoß.

Die Erde besaß die Blume, wußte es aber noch nicht; die wahre, einzige Blume, die in alle Ewigkeit blüht: Lilie und Rose, Veilchen und Jasmin, Zyklande und Sonnenblume, alle irdische Blumenschönheit in sich schließend: Maria, in der alle Tugenden und Gnaden sich vereinen. Im April glich Palästina einem großen Garten. Die Düfte und Farben entzückten das Herz der Menschen. Aber noch war die allerschönste Rose unbekannt. Schon blühte sie für Gott im geheimen Mutterschoß, denn *meine Mutter liebte vom Augenblick ihrer Empfängnis an*.¹ Aber erst wenn die Weinrebe ihr Blut gibt, damit daraus Wein werde, und der Duft des Mostes, süß und stark, die Tenne und die Nasenflügel erfüllt, erst dann soll sie vor Gott und den Menschen lächeln und mit ihrem unschuldigen Lächeln sagen: „Seht die Rebe, die euch die Traube geben wird, die, gepreßt in der Kelter, ewige Medizin gegen eure Übel sein wird – nun ist sie bei euch.“

Ich habe gesagt: „Maria liebte, seit sie empfangen war.“ Was gibt dem Geist Licht und Erkenntnis? Die Gnade. Und was nimmt die Gnade hinweg? Die Erbsünde und die Todsünde.

Maria, die Makellose, entbehrte nie Gottes Gedenken, seine Nähe, seine Liebe, seine Weisheit, sein Licht. Daher war sie schon fähig zu verstehen und zu lieben, als sie noch ein Fleisch war, das sich um eine unbefleckte Seele verdichtete, *die beständig liebte*.

Später werde ich dich im Geist die Tiefe der Jungfräulichkeit Marias schauen lassen. Es wird dir ein himmlisches Erschauern verursachen, wie damals, als ich dir unsere Ewigkeit zu betrachten gab. Inzwischen erwäge, wie die Mutter, die in ihrem Schoß ein Geschöpf trägt, das frei von allen von Gott trennenden Makeln ist, selbst wenn sie nur natürlich, menschlich empfangen hat, eine höhere Erkenntnis

¹Sie war voller Gnaden. Gnade aber ist Liebe, ist Weisheit, ist alles. Und da Maria deren Fülle besaß, liebte sie von dem Augenblick an, da sie eine Seele hatte.

erhält, die aus ihr eine Prophetin macht: Die Prophetin ihrer Tochter, die sie „Tochter Gottes“ nennt.

Und dann bedenke, was geschehen wäre, wenn von den unschuldigen Ureltern unschuldige Kinder geboren worden wären, wie Gott es wollte! Das, ihr Menschen, die ihr euch zum „Übermenschen“ entwickeln wollt, mit euren Lastern aber nur zum „Überdämon“ werdet, das wäre das Mittel gewesen, ein „Übermenschentum“ zu erreichen. Ihr wäret nicht vom Satan berührt worden und hättet Gott die Gestaltung des Lebens, der Erkenntnis und des Guten überlassen, ohne mehr zu verlangen, als Gott euch geben wollte (und es war um wenigstens weniger als das Unendliche). Ihr hättet in einer beständigen Entwicklung zum Vollkommenen Söhne gezeugt, die dem Leib nach Menschen und dem Geist nach Söhne der Weisheit gewesen wären, d. h. Sieger, Starke und Riesen gegenüber Satan, der zu Boden geschmettert worden wäre Tausende von Jahrhunderten vor der Stunde, in der es nun geschehen wird, und mit ihm all sein Böses.«

7 Geburt der Jungfrau Maria

Ich sehe Anna in den Blumen- und Gemüsegarten hinausgehen. Sie stützt sich auf den Arm einer Verwandten, wie mir scheint; denn die Frau sieht ihr sehr ähnlich. Sie ist hochschwanger und offenbar sehr müde; vielleicht auch wegen der Schwüle, die sehr jener gleicht, die mich umgibt.

Obwohl der Garten schattig ist, ist die Luft doch glühend heiß, ja erdrückend. Eine Luft, die man zerschneiden könnte wie einen weichen Teig, so dicht scheint sie zu sein unter dem erbarmungslos blauen Himmel. Es muß schon seit längerer Zeit nicht mehr geregnet haben, denn die Erde ist dort, wo sie nicht bewässert wird, buchstäblich zu feinstem, fast weißem Staub geworden. Das Weiß neigt leicht zu einem schmutzigen Rosa, während der Boden dort, wo er bewässert wird, dunkelbraun bis rot ist; so am Fuß der Bäume, längs der kleinen Beete, auf denen reihenweise Gemüse wächst, und um die

Rosenstöcke, den Jasmin und andere Blumen und Blümchen, die es besonders vorne gibt und entlang der schönen Laube, die den Gemüsegarten in zwei Teile teilt, bis zum Beginn der Felder, deren Hafer schon geerntet worden ist. Auch das Gras am Rand des Besitztums ist trocken und spärlich. Nur am äußersten Ende, dort wo sich eine Hecke aus wildem Weißdorn befindet, der schon fast ganz der Rubine seiner kleinen Früchte beraubt ist, dort ist das Gras grüner und dichter, und dort weiden, bewacht von einem Hirtenknaben, einige Schafe auf der Suche nach Futter und Schatten.

Joachim macht sich an den Beeten und an den Olivenbäumen zu schaffen. Er hat zwei Männer um sich, die ihm helfen. Wenn er auch schon alt ist, so ist er dennoch flink und arbeitet mit Freude. Sie öffnen kleine Dämme an den Grenzen eines Feldes, um den durstigen Bäumen Wasser zuzuleiten. Und das Wasser bahnt sich einen Weg, plätschert zwischen Kräutern und trockener Erde dahin und breitet sich in den Wendungen aus, die für einen Augenblick gelbes Kristall zu sein scheinen, dann aber zu dunklen Rinnen feuchter Erde werden, rings um die Rebstöcke und die schwerbeladenen Olivenbäume.

Langsam geht Anna durch die schattige Laube, unter der goldgelbe Bienen gierig nach dem Saft der blonden Beeren fliegen, auf Joachim zu, der ihr, sobald er ihrer ansichtig wird, entgegeneilt.

»Bis hierher bist du gekommen?«

»Das Haus ist heiß wie ein Ofen.«

»Und du leidest darunter.«

»Das Leiden der letzten Stunden einer Schwangeren. Es ist das Leiden aller: Menschen und Tiere. Erhitze dich nicht zu sehr, Joachim!«

»Der so lange erwartete Regen, der seit drei Tagen schon nahe scheint, ist noch nicht gekommen, und die Flur verbrennt. Es ist gut für uns, daß die Quelle so nahe ist, und so reich an Wasser. Ich habe die Kanäle geöffnet. Eine kleine Erleichterung für die Bäume mit ihren welken und staubbedeckten Blättern; aber genug, um sie

am Leben zu erhalten. Wenn es nur regnete! . . . « Joachim blickt mit der Sorge des Landwirts forschend zum Himmel auf, während Anna sich müde Luft zufächelt mit einem getrockneten Palmblatt, das von vielfarbigen Fäden, die es steif halten, durchflochten ist.

Die Verwandte sagt: »Dort, jenseits des hohen Hermon steigen schnell dahinziehende Wolken auf. Nordwind; er bringt Frische und vielleicht etwas Regen.«

»Seit drei Tagen weht er so; aber dann läßt er beim Aufgehen des Mondes wieder nach. So wird es auch heute sein«, sagt Joachim entmutigt.

»Kehren wir ins Haus zurück. Auch hier kann man nicht atmen . . . « sagt Anna, die aufgrund einer Blässe, die ihr Gesicht befallen hat, olivenfarbiger als gewöhnlich erscheint.

»Hast du Schmerzen?«

»Nein. Ich fühle den großen Frieden, den ich im Tempel empfunden habe, als ich Erhörung fand; ich habe ihn auch gefühlt, als ich wußte, daß ich Mutter werde. Es ist wie eine Ekstase. Ein sanfter Schlaf des Körpers, während der Geist aufjubelt und in einem Frieden schwelgt, für den es auf menschlicher Ebene keinen Vergleich gibt. Ich habe dich lieb, Joachim, und als ich in dein Haus einzog und mir sagte: „Ich bin die Braut eines Gerechten“, hatte ich ein Gefühl des Friedens und ebenfalls, sooft deine tätige Liebe sich um deine Anna sorgte. Aber der jetzige Friede ist von anderer Art. Schau: ich glaube, daß es ein Friede ist, wie der sich ölartig ausbreitende und lindernde Friede, den der Geist Jakobs, unseres Vaters, nach seinem Traumgesicht von den Engeln empfand [Gen 28,12]; oder besser noch: er ähnelt dem freudigen Frieden der beiden Tobias, nachdem Rafael sich ihnen geoffenbart hatte [Tob 12]. Je mehr ich mich in ihn vertiefe und ihn genieße, um so mehr wächst er. Es ist, als erhöbe ich mich in die blauen Räume des Himmels . . . Ich weiß nicht warum, aber seit ich in mir diese friedliche Freude habe, vernehme ich einen Gesang in meinem Herzen: den des alten Tobias [Tob 13,1–13]. Mir ist, als sei er für diese Stunde geschrieben worden . . . für diese

Freude ... für das Land Israel, dem sie zuteil wird ... für Jerusalem, die Sünderin, der nun verziehen wird ... aber ... lächelt nur über das irre Reden einer Mutter ... aber wenn ich sage: „Danke dem Herrn für seine Wohltaten und preise den Herrn, den Ewigen, damit er in dir sein Zelt wieder erbaue!“, dann denke ich, daß der, der in Jerusalem das Zelt des wahren Gottes wieder erbauen wird, das Geschöpf ist, das bald geboren wird ... Ich meine auch, daß nicht so sehr von der heiligen Stadt als vielmehr von meinem Kind das Schicksal vorausverkündet wird, wenn es im Lobgesang heißt: „Du wirst in hellem Licht erstrahlen, alle Völker der Erde werden sich vor dir niederwerfen, die Nationen werden zu dir kommen und dir Geschenke bringen, sie werden in dir den Herrn anbeten und dein Land heilig heißen; denn in dir werden sie den *Großen Namen* anrufen. Du wirst glücklich sein in deinen Söhnen, denn alle werden gesegnet sein und sich um den Herrn versammeln. Selig, die dich lieben und sich an deinem Frieden erfreuen! ...“ Und die erste, die sich freut, bin ich selbst, die selige Mutter ... «

Anna entflammt sich bei diesen Worten und wechselt mehrmals Farbe wie ein Wesen, das aus dem Mondlicht zu einem großen Feuer getragen wird und umgekehrt. Sanfte Tränen rollen ihr über die Wangen herab; sie beachtet sie nicht in ihrer Freude. Inzwischen kehrt sie zwischen dem Gemahl und ihrer Verwandten, die beide bewegt schweigen und lauschen, zum Haus zurück.

Sie beeilen sich, denn die Wolken, die von einem starken Wind getrieben werden, kommen rasch näher und breiten sich am Himmel aus, und die Ebene wird dunkel und erschauert in der Ankündigung des Gewitters. Als sie an der Schwelle des Hauses ankommen, durchfurcht ein erster hellzuckender Blitz den Himmel, und das Grollen des Donners ertönt wie das Schmettern einer riesigen Pauke, das sich in das Trommeln der ersten Tropfen auf die dünnen Blätter mischt.

Alle treten ein, und Anna zieht sich zurück, während Joachim, von seinen Helfern eingeholt, an der Türe über den so lange erwar-

teten Regen zu sprechen beginnt, der ein wahrer Segen für das durstige Land ist. Aber die Freude verwandelt sich in Furcht, denn es kommt ein heftiges Unwetter mit Blitzen und hagelbeladenen Wolken. »Wenn die Wolke platzt, werden die Weinstöcke und die Olivenbäume wie im Mörser zerstampft. Wir Ärmsten!«

Noch eine andere Angst befällt Joachim: für seine Gattin ist die Stunde gekommen, da ihr Kind das Licht der Welt erblicken soll. Die Verwandte versichert ihm, daß Anna tatsächlich nicht leidet. Aber er bleibt unruhig, und jedes Mal, wenn die Verwandte oder andere Frauen, unter denen sich auch die Mutter des Alphäus befindet, aus der Kammer Annas herauskommen und mit warmem Wasser, Decken und Linnen, die sie am hellflackernden Feuer der geräumigen Küche erwärmt haben, dorthin zurückkehren, geht er hin und erkundigt sich, läßt sich aber durch ihre Versicherungen nicht beruhigen. Auch das Fehlen von Schmerzensschreien macht ihm Sorge. Er sagt: »Ich bin ein Mann und habe nie eine Geburt gesehen; aber ich erinnere mich gehört zu haben, daß das Fehlen von Geburtswehen verhängnisvoll ist.«

Die Nacht bricht infolge des außergewöhnlich heftigen Gewitters verfrüht herein. Wassergüsse, Winde, Blitze, alles stellt sich ein; doch nicht der Hagel, der sich anderswo entladen hat.

Einer der Burschen weist auf die Heftigkeit des Gewitters hin und bemerkt: »Es scheint, daß Satan mit all seinen Dämonen aus der Hölle herausgekommen ist. Schau, welch schwarze Wolken! Riechst du, welch ein Schwefelgeruch in der Luft liegt und hörst du das Pfeifen und Zischen, die Klagestimmen und die Flüche? Wenn er es ist, dann rast er heute abend ganz schön!«

Der andere Bursche lacht und sagt: »Es muß ihm eine große Beute entgangen sein, oder Michael hat ihn mit einem neuen Blitz Gottes getroffen und ihm Hörner und Schwanz abgeschnitten und verbrannt.«

Eine Frau kommt und ruft: »Joachim, sie hat gerade geboren! Alles ging schnell und glücklich vonstatten!« Und sie verschwindet wieder mit einem Krüglein in der Hand.

Das Unwetter bricht in sich zusammen nach einem lauten und so heftigen Blitzschlag, daß es die drei Männer gegen die Wand wirft und an der Frontseite des Hauses im Boden des Gartens zur Erinnerung ein schwarzes, rauchendes Loch bleibt. Während im Zimmer Annas ein Wimmern hörbar wird, das dem Klagen eines Turteltäubchens gleicht, das zum ersten Mal nicht mehr piepst, sondern gurr, breitet ein gewaltiger Regenbogen seinen Halbkreis über die ganze Breite des Himmels aus. Er steigt auf oder scheint wenigstens aufzusteigen von der Höhe des Hermon aus, der, von einem Sonnenstrahl geküßt, wie ein Alabasterblock in zartestem Rosaweiß leuchtet und sich in den klaren Septemberhimmel erhebt. Dann durchzieht der Farbenbogen die von aller Unreinheit gesäuberten Himmelsräume, überfliegt die Hügel von Galiläa und die Ebene, die im Süden zwischen zwei Feigenbäumen sichtbar wird, dann noch einen anderen Berg und scheint sich am äußersten Horizont niederzulassen, dort, wo eine graue Gebirgskette jede weitere Aussicht versperrt.

»Ein nie gesehenes Schauspiel!«

»Schaut, schaut!«

»Es scheint, als werde ganz Israel in einen Kreis zusammengeschlossen ... und nun schaut! ... da erscheint ein Stern, während die Sonne noch nicht verschwunden ist. Welch ein Stern! Er leuchtet wie ein gewaltiger Diamant! ... «

»Und der Mond dort, ein Vollmond, obwohl noch drei Tage bis dahin fehlen. Aber seht, wie er strahlt!«

Die Frauen kommen in festlicher Freude herbei, mit einem rosigen Kindlein in weißem Linnen.

Es ist Maria, die Mutter! Eine ganz kleine Maria, so klein, daß sie in den Armen eines Kindes schlafen könnte; eine Maria, nicht länger als ein Vorderarm, das Köpfchen wie aus leicht rosa gefärbtem Elfenbein und die winzigen Lippen, die nun nicht mehr weinen, karminrot; sie machen fast unmerkliche saugende Bewegungen, aber man kann sich kaum vorstellen, daß sie an der Mutterbrust saugen werden können. Das Näschen zwischen den beiden runden Bäckchen

ist winzig, und wenn man es sachte berührt, dann öffnen sich die Äuglein und lassen durch zwei unschuldige, blaue Pünktchen zwei Stückchen Himmel sehen. Die Äuglein unter den blonden Wimpern schauen, ohne zu sehen. Auf dem runden Köpfchen bilden rötlich-blonde Härchen einen zarten Flaum, der die Farbe eines gewissen, beinahe weißen Honigs hat. Die durchsichtigen Öhrchen gleichen zwei rosafarbenen Müschelchen. Und die Händchen, was sind das für winzige Dinge, die sich in die Luft heben und dann nach dem kleinen Mund greifen! Geschlossen, wie sie jetzt sind, gleichen sie zwei Knospen, die das Grün des Kelches abgestreift haben und am Aufbrechen sind ... und nun, geöffnet ... gleichen sie zwei Kameen aus rötlich angehauchtem Elfenbein. Die kleinen Händchen aus rosaschimmerndem Alabaster, mit fünf bleichen Granatplättchen als Fingernägel ... wie können solche Händchen ein Meer von Tränen trocknen?

Und sieh, nun ist sie wieder in den Windeln und auf den Armen des irdischen Vaters, dem sie ähnelt. Eigentlich noch nicht. Vorerst ist sie nur der Entwurf eines Menschenkindes. Ich meine, daß sie ihm als Frau gleichen wird. Von der Mutter hat sie nichts. Vom Vater die Farbe der Haut und der Augen und sicher auch der Haare; denn wenn diese jetzt auch weiß sind, in der Jugend waren sie sicherlich blond, wie die Augenbrauen es bezeugen. Vom Vater hat sie auch die Gesichtsform, die aber feiner ausgearbeitet ist, da sie Frau und erhabene Frau ist; außerdem das Lächeln und den Blick, die Art und Weise, sich zu bewegen, und die Statur. Wenn ich an Jesus denke, wie ich ihn sehe, finde ich, daß Anna ihrem Enkelkind die Statur gegeben hat und die mehr elfenbeinartige Farbe der Haut. Maria besitzt nicht die imponierende Gestalt Annas, dieser hohen, geschmeidigen Palme, wohl aber die Anmut des Vaters.

Die Frauen sprechen noch vom Gewitter und von dem Wunder des Mondes, des Sternes, des ungeheuren Regenbogens, während sie mit Joachim hineingehen zur glücklichen Mutter und ihr das Kindlein wiederbringen.

Anna lächelt in Gedanken und spricht: »Sie ist der Stern. Ihr Zeichen ist am Himmel erschienen. Maria, der Regenbogen des Friedens! Maria, mein Stern, Maria, strahlender Mond! Maria, unsere Perle!«

»Maria nennst du sie?«

»Ja, Maria, Stern und Perle, Licht und Frieden . . . «

»Aber dieser Name bedeutet auch Bitterkeit . . . Fürchtest du nicht, daß er ihr Unheil bringen könnte?«

»Gott ist mit ihr. Sie gehörte ihm, schon bevor sie lebte. Er wird sie führen auf ihren Wegen, und jede Bitterkeit wird sich in paradiesische Süße verwandeln. Jetzt gehöre deiner Mutter . . . noch ein wenig, bevor du ganz Gottes sein wirst . . . !«

Die Vision endet mit dem ersten Schlaf der Mutter Anna zusammen mit ihrem Kind Maria.

8 »Ihre Seele erscheint schön und unbefleckt, wie der Vater sie ersann!«

Jesus spricht:

»Steh auf und beeile dich, kleine Freundin! Ich habe ein brennendes Verlangen, dich mit mir in das paradiesische Blau der Betrachtung der Jungfräulichkeit Marias zu führen. Du wirst daraus hervorgehen mit frischer Seele, als wärest du soeben vom Vater erschaffen worden; eine kleine Eva, die das Fleisch noch nicht kennt. Du wirst daraus hervorgehen mit einem Geist voller Licht und betrachtend dich versenken in das Meisterwerk Gottes. Du wirst daraus hervorgehen mit deinem ganzen Sein, überfließend von Liebe: denn du wirst begreifen, wie groß die Liebe Gottes ist. Von der Empfängnis Marias, der Makellosen, sprechen will heißen: untertauchen im Himmelsblau, im Licht, in der Liebe. Komm und lies ihre Herrlichkeiten im Buch des Vorfahren!

„Der Herr schuf mich, seines Waltens Erstling, als Anfang seiner Werke, vorlängst. Von Ewigkeit her bin ich gebildet, von Anbeginn,

vor dem Ursprung der Welt. Noch ehe die Meere waren, ward ich geboren, noch vor den Quellen, reich an Wasser. Bevor die Berge eingesenkt wurden, vor den Hügeln ward ich geboren, ehe er die Erde gemacht und die Fluren und die ersten Schollen des Erdreichs. Als er den Himmel baute, war ich dabei, als er das Gewölbe absteckte über der Urflut, als er die Wolken droben befestigte und die Quellen der Urflut stark machte, als er dem Meer seine Schranke setzte, daß die Wasser seinem Befehle gehorchten, als er die Grundfesten der Erde legte, da war ich als Liebling ihm zur Seite, war lauter Entzücken Tag für Tag und spielte vor ihm allezeit, spielte auf seinem Erdenrund und hatte mein Ergötzen an den Menschenkindern.“
[Spr 8,22–31]

Ihr habt diese Worte auf die Weisheit bezogen, aber sie sprechen von ihr: der schönen Mutter, der heiligen Mutter, der jungfräulichen Mutter der Weisheit, die ich bin, der ich mit dir rede. Ich wollte, daß du den ersten Vers dieses Hymnus, der von ihr spricht, an den Anfang des Buches setztest, damit man erkennt und anerkennt, daß sie der Trost und der Ruhm Gottes, die Ursache der beständigen, vollkommenen und innigen Freude dieses Dreieinigen Gottes ist, der euch regiert und liebt und dem der Mensch so viel Anlaß zur Traurigkeit gibt; sie ist der Grund, weshalb er das Menschengeschlecht weiter bestehen ließ, damals, als es nach der ersten Prüfung verdiente, vernichtet zu werden; sie ist der Grund der Vergebung, die ihr erhalten habt.

Maria haben, um von ihr geliebt zu werden! Oh, es lohnte sich, den Menschen zu erschaffen, ihn leben zu lassen und ihm zu verzeihen, um die schöne Jungfrau, die heilige Jungfrau, die unbefleckte Jungfrau, die von der Liebe erfüllte Jungfrau, die geliebte Tochter, die reinste Mutter, die zärtliche Braut zu besitzen! So viel hat Gott und noch viel mehr hätte er euch gegeben, nur um das Geschöpf seines Entzückens, die Sonne seiner Sonne, die Blume seines Gartens zu besitzen. Und immer wieder fährt er fort, euch ihretwegen zu beschenken, auf ihre Bitten hin, zu ihrer Freude, weil ihre Freude sich

vereinigt mit der Freude Gottes und sie erhöht mit dem funkelnden Glanz, der das große Licht des Paradieses erfüllt; und jedes Funkeln ist ein Geschenk an das Universum, an das Menschengeschlecht, ja an die Seligen selbst, die mit einem jauchzenden Halleluja auf jedes göttliche Wunder antworten, das gewirkt wird durch den Wunsch des Dreieinigen Gottes, das strahlende Lächeln der Jungfrau zu sehen!

Gott wollte dem Universum, das er aus dem Nichts erschaffen hatte, einen König geben; einen König, der das oberste Wesen sein sollte unter allen aus der Materie erschaffenen und selbst materiellen Wesen; einen König, der etwas weniger als göttlich sein sollte in seiner geistigen Natur, vereinigt in seiner Unschuld mit der Gnade wie am ersten Tag. Doch der höchste Geist, der alles, was in den fernsten Zeiten geschieht, kennt; der unmittelbar alles weiß, was war, was ist und was sein wird; der, während er das Vergangene betrachtet und die Gegenwart beobachtet, seinen Blick auch auf die fernste Zukunft richtet; der weiß, welchen Todes der letzte Mensch sterben wird – und das alles ohne Verwirrung und Unterbrechung – dieser höchste Geist wußte stets, daß der von ihm vorhergesehene und erschaffene König, der zu seiner Seite im Himmel halb-göttlich sein sollte, Erbe des Vaters, der nach der Kindheit seines irdischen Aufenthaltes als Erwachsener in sein Reich kommen sollte – der höchste Geist wußte stets und sah voraus, daß dieses Geschöpf gegen sich selbst das Verbrechen, die Gnade in sich zu töten und sich des Himmels zu berauben, begehen würde.

Warum hat er ihn dennoch erschaffen? Gewiß stellen sich viele diese Frage. Hättet ihr es vorgezogen, nicht zu sein? Verdient dieser Erdentag es nicht, obwohl er arm und bloß und rauh geworden ist infolge eurer Bosheit, gelebt zu werden, um das von Gotteshand ins Universum gestreute unendliche Schöne kennenzulernen und zu bewundern?

Für wen hätte er die Sterne und Planeten erschaffen, die wie Blitze und Pfeile vorüberzucken und das Gewölbe des Firmaments durch-

furchen; die langsam zu sein scheinen und doch schneller als die schnellsten Geschosse ihre Bahnen ziehen; die euch Licht und die Jahreszeiten schenken; die euch beständig, unveränderlich und doch stets ihre Lage verändernd, neue Seiten im Himmelsblau zu lesen geben, jeden Abend, jeden Monat, jedes Jahr? Als wollten sie euch sagen: „Vergeßt eure Beschränktheit, laßt alle eure geschriebenen Werke beiseite, die angefüllt sind mit dunklen, faulenden, schmutzigen, giftigen, lügenhaften, gotteslästerlichen, verdorbenen Dingen! Erhebt euch wenigstens mit dem Blick in die unbegrenzte Freiheit der Firmamente! Laßt eure Seele himmelblau werden im Betrachten dieser Herrlichkeit! Schafft euch einen Vorrat an Licht, um eure Finsternis zu erhellen! Lest das Wort, das wir beim Gesang unseres Sternenchores ins Firmament schreiben! Es ist harmonischer als jedes Orgelstück in den Kathedralen: das Wort, das wir leuchtend geschrieben haben: das Wort, das wir voller Liebe geschrieben haben; denn immer ist uns jener gegenwärtig, der uns die Freude des Seins schenkte, und wir danken ihm, uns das Dasein geschenkt zu haben, das Licht, das Leben, das Frei-Sein und das Schön-Sein inmitten der erquickenden Bläue, über die hinaus wir noch ein erhabeneres Blau sehen: das Paradies, und erfüllen den zweiten Teil seines Liebesgebotes, indem wir euch, unseren Nächsten im Universum, lieben; wir lieben euch und geben euch darum Führung und Licht, Wärme und Schönheit. Vernehmt das Wort, das wir euch sagen und dem gemäß wir unsere Melodie, unser Strahlen und unsere Freude ausrichten: Gott!“

Für wen sonst hätte Gott das flüssige Blau gemacht, in dem sich der Himmel spiegelt, auf dem ihr dahinfahrt, in dem das Wasser lächelt und die Wellen sprechen? Alles Worte, die mit dem Rauschen der Seide, mit dem heiteren Lachen der Kinder, mit dem Seufzen der Alten und den Schlägen, den Stößen, dem Brüllen und dem Donnern der Gewalt immer wieder reden und sagen: „Gott“. Das Meer wurde für euch erschaffen, ebenso wie der Himmel und die Sterne. Und mit dem Meer die Seen, die Flüsse, die Teiche, die Bäche

und die reinen Quellen, die alle dazu dienen, euch zu tragen, euch zu nähren, euren Durst zu stillen und euch zu reinigen. Sie dienen euch, indem sie dem Schöpfer dienen, ohne über die Ufer zu treten und euch zu überfluten, wie ihr es verdientet.

Für wen sonst hätte er die unzähligen Familien der Tiere geschaffen, die wie singende Blumen fliegen (Vögel), die als eure Knechte laufen, arbeiten, euch nähren und euch erfreuen: euch, ihre Könige?

Für wen sonst hätte er all die zahllosen Familien der Bäume und Pflanzen erschaffen und die Blumen, die aussehen wie Schmetterlinge, Edelsteine und regungslose Vöglein; die Familien der Früchte, die wie Juwelen oder Perlenschreine sind, die euch als Teppiche für eure Füße, zum Schutz eurer Häupter, zur Zerstreung, zur Freude für euren Geist, eure Glieder, eure Augen und die andren Sinne dienen?

Für wen anders hätte er die Mineralien in der Erde gemacht und die Salze aufgelöst in eiskalten oder heißkochenden Quellen: Schwefel, Jod und Brom, als für einen, der sich daran ergötze, der nicht Gott, aber Kind Gottes ist: für den Menschen.

Zu seiner Freude benötigte Gott sie nicht; er hat keine Bedürfnisse. Er genügt sich selbst. Er braucht sich nur zu betrachten, um sich zu ergötzen und zu ernähren, um zu leben und zu ruhen. Die ganze Schöpfung hat die Unendlichkeit seiner Freude, seiner Schönheit, seines Lebens und seiner Macht nicht im geringsten erhöht. Vielmehr hat er alles für sein Geschöpf gemacht, das er zum König über das von ihm geschaffene Werk setzen wollte: den Menschen.

Es lohnt sich zu leben, um dieses großartige Werk Gottes zu schauen und ihm zu danken für seine Machtentfaltung. Ihr müßt ihm dankbar sein dafür, daß ihr lebt. Und ihr hättet es sein müssen, auch wenn er euch erst am Ende der Welt erlöst hätte; denn, obwohl eure Vorfahren die Gebote nicht befolgt haben und hochmütig, genußsüchtig und Mörder gewesen sind und auch ihr ebenso lebt, gestattet euch Gott immer noch, euch an dem Guten und dem Schönen im Universum zu erfreuen. Er behandelt euch, als ob ihr gute Men-

schen und gute Söhne wäret, denen alles gezeigt und zugestanden wird, um ihr Leben angenehmer und gesünder zu gestalten. Was ihr wißt, wißt ihr durch Gottes Licht. Was ihr entdeckt, entdeckt ihr auf einen Hinweis Gottes, soweit es gut ist. Die anderen Erkenntnisse und Erfindungen, die das Zeichen des Bösen tragen, kommen vom höchsten Bösen, vom Satan.

Der höchste Geist, dem nichts unbekannt bleibt, wußte schon vor der Erschaffung des Menschen, daß dieser aus eigenem Willen Dieb und Mörder geworden wäre. Da aber die ewige Güte Gottes ohne Grenzen ist, dachte Gott, noch bevor die Sünde begangen wurde, an ein Mittel, um die Schuld wiedergutzumachen. Das Mittel bin ICH, das WORT. Das Werkzeug, um aus dem Mittel ein wirksames Instrument zu machen, war Maria. Die Jungfrau wurde im erhabenen Gedanken Gottes geschaffen. Alle Dinge sind geschaffen worden für mich, den geliebten Sohn des Vaters.

Als König hätte ich unter meinen Füßen Teppiche und Kleinodien haben müssen, wie kein Königspalast sie je gehabt hat; Lieder und Stimmen, Knechte und Diener hätten mich umgeben müssen, wie keinen Herrscher je zuvor, und Blumen und Perlen und alles Erhabene, Großartige und Liebliche, das aus dem Gedanken Gottes entspringen kann. Aber ich sollte auch Fleisch sein, nicht nur Geist: Fleisch, um das Fleisch zu erlösen; Fleisch, um das Fleisch zu veredeln; um es in den Himmel zu tragen, viele Jahrhunderte vor der Zeit. Das vom Geist bewohnte Fleisch ist das Meisterwerk Gottes, und für dieses ist der Himmel erschaffen worden.

Um Fleisch zu werden, bedurfte ich einer Mutter. Um Gott zu sein, mußte mein Vater Gott sein. Und sieh da, Gott schuf sich eine Braut und sagte zu ihr: „Folge mir! An meiner Seite wirst du sehen, was ich für unseren Sohn tue. Schau und juble, ewige Jungfrau, ewige Tochter. Dein Lachen erfülle dieses Reich, gebe den Engeln den Ton an und lehre das Paradies die himmlische Harmonie! Ich schaue auf dich. Ich sehe dich schon, wie du sein wirst, o unbefleckte Frau, die du jetzt nur Geist bist: Gedanke, an dem ich mein Wohlgefallen fin-

de. Ich schaue auf dich und gebe das Blau deiner Augen dem Meer und dem Firmament; die Farbe deiner Haare dem heiligen Korn; das reine Weiß und das Rosa, die Farben deiner seidenen Haut, der Lilie und der Rose; als Vorbild für die Perlen nehme ich deine feingearbeiteten Zähne; die süßen Erdbeeren bilde ich mit einem Blick auf deinen Mund; den Nachtigallen lege ich deine Stimme in die Kehle und den Turteltauben dein Klagen. Und indem ich deine künftigen Gedanken lese und das Klopfen deines Herzens höre, habe ich ein Leitmotiv für meine Schöpfung. Komm, meine Freude, bewohne die Welten zum Zeitvertreib, solange du noch tanzendes Licht meines Gedankens bist. Die Welten sind da für dein Lachen. Bewohne die Kränze der Sterne und die Ketten der Gestirne. Lege dir den Mond unter deine edlen Füße und umgürte dich mit dem Sternengurt der Milchstraße! Für dich sind die Sterne und Planeten erschaffen worden. Komm und erfreue dich an den Blumen, die deinem Kind zum Spielzeug und dem Sohn deines Schoßes zum Kissen dienen werden! Komm und schau, wie ich die Lämmer bilde, die Adler und die Tauben! Sei mir nahe, während ich die Schalen der Meere und die Betten der Flüsse erschaffe, die Berge erhebe und sie bemale mit Schnee und Wäldern; während ich das Getreide säe und die Bäume und den Weinstock bilde: die Olivenbäume für dich, meine Friedensträgerin, und den Weinstock für dich, meine Rebe, die die eucharistische Traube tragen wird.

Eile, fliege, juble, meine Schöne, und lehre die ganze Welt, die von Stunde zu Stunde erschaffen wird, mich zu lieben, du Liebevoll; die Welt soll schöner werden durch dein Lächeln, o Mutter meines Sohnes, du Königin meines Paradieses, du Liebe deines Gottes!“

Und während ich den Irrtum sehe und zugleich die Makellose vor Augen habe, rufe ich aus: „Komm zu mir, die du die Bitterkeit des menschlichen Ungehorsams, der menschlichen Unzucht mit Satan und der menschlichen Undankbarkeit auslöschest, mit dir werde ich Vergeltung üben an Satan.“

Gott, der Vater und Schöpfer, hatte Mann und Frau mit einem

so vollkommenen Gesetz der Liebe erschaffen, daß ihr diese Vollkommenheit nicht einmal mehr verstehen könnt. Und ihr denkt ohne Erfolg darüber nach, was wohl mit dem Menschengeschlecht geschehen wäre, wenn der Mensch nicht die Lehren Satans angenommen hätte.

Schaut auf die Frucht- und Samenpflanzen! Erhalten sie Samen und Frucht durch Unzucht, durch *eine* Befruchtung unter *hundert* Vereinigungen? Nein! Von der männlichen Blüte geht der Blütenstaub aus und geführt von einem Komplex meteoritischer und magnetischer Gesetze gelangt er zum Fruchtknoten der weiblichen Blüte. Dieser öffnet sich, nimmt ihn auf und bringt Frucht. Die weibliche Blüte beschmutzt sich nicht und weist ihn nicht ab, wie ihr es nur tut, um tags darauf wiederum dasselbe Lustgefühl kosten zu können. Sie trägt Frucht; und bis zum nächsten Jahr bringt sie keine Blüte hervor, und wenn sie dann blüht, ist es wieder, um Frucht zu tragen.

Betrachtet die Tiere, alle! Habt ihr je ein männliches Tier gesehen, das sich zum weiblichen begibt steriler Umarmung wegen und zu lasterhaftem Verkehr? Nein. Von nah und fern, fliegend und kriechend, springend und laufend, gehen sie, wenn es Zeit ist, zum Befruchtungsritus und entziehen sich ihm nicht, indem sie nur die Befriedigung ihrer Lust suchen; sie übernehmen ohne weiteres die ernste und heilige Verantwortung für die Nachkommenschaft. Diesen alleinigen Zweck muß der Mensch, der Gott ähnlich ist aufgrund des göttlichen Ursprungs einer Gnade, die ich ihm voll und gänzlich geschenkt habe, annehmen in der Ausübung des notwendigen animalischen Aktes, seit ihr um *einen Grad* in Richtung des Tierreiches herabgesunken seid.

Ihr handelt nicht wie die Pflanzen und die Tiere. Ihr habt Satan zum Lehrmeister gehabt. *Ihr habt ihn zum Lehrmeister gewollt und wollt ihn immer noch.* Und die Werke, die ihr vollführt, sind des Meisters würdig, den ihr gewollt habt. Aber wenn ihr Gott treu geblieben wäret, hättet ihr den Kindersegen in heiliger Weise erlebt, ohne Schmer-

zen und ohne euch in unanständigen, unwürdigen Vereinigungen zu entkräften, die selbst den Tieren unbekannt sind; den Tieren ohne vernünftige und geistige Seele.

Dem von Satan verdorbenen Paar wollte Gott den Menschen gegenüberstellen, geboren von einer von Gott über alles erhobenen Frau. Sie gebar, ohne einen Mann gekannt zu haben: Blume, die die Blume gebiert, ohne der natürlichen Befruchtung zu bedürfen, einzig durch den Kuß der Sonne auf den unangetasteten Kelch der Lilie: Maria.

Die Vergeltung Gottes!

Mache nur, Satan, deinem Haß Luft, während sie geboren wird! Dieses Kind hat dich besiegt! Noch bevor du zum Rebellen wurdest, zum Schleicher, zum Verderber, warst du schon besiegt, und sie ist deine Besiegerin! Tausend zur Schlacht gerüstete Heere vermögen nichts gegen deine Macht. Die Waffen der Menschen vermögen nichts gegen deinen Panzer, o ewiger Verführer, und es gibt keinen Wind, der den Gestank deines Atems wegwehen könnte. Und dennoch: Diese Kindesferse, die rosig ist wie das Innere einer rötlichen Kamelie; die glatt und weich ist, daß die Seide rauh ist im Vergleich zu ihr; die so klein ist, daß sie in den Kelch einer Tulpe paßt und sich daraus Schühlein machen könnte; sieh, sie nähert sich dir ohne Furcht und sie wird dich in deine Höhle jagen. Ihr Klagen schlägt dich in die Flucht, dich, der du die Heere nicht fürchtest, und ihr Atem reinigt die Welt von deinem Gestank. Du bist besiegt! Ihr Name, ihr Blick, ihre Reinheit sind Lanze, Blitz und Stein, die dich durchbohren, die dich niederschmettern, die dich einschließen in dein Höllenloch, o Verfluchter, der du Gott die Freude genommen hast, Vater aller erschaffenen Menschen zu sein!

Nun aber hast du sie vergebens verdorben, sie, die unschuldig erschaffen worden sind. Du hast sie verführt zur Vereinigung und Empfängnis auf den Irrwegen der Fleischeslust; du hast Gott daran gehindert, seinem geliebten Geschöpf der Spender von Kindern zu sein nach Regeln, die, wenn sie beachtet worden wären, auf Erden

ein Gleichgewicht erhalten hätten unter den Geschlechtern und den Rassen, wodurch Kriege unter den Völkern und Zwietracht in den Familien vermieden worden wären.

Wenn sie gehorcht hätten, hätten sie die Liebe kennengelernt. Vielmehr: nur im Gehorsam hätten sie die wahre Liebe verstanden und erhalten: den vollen und ruhigen Besitz dieses Ausflusses Gottes, der vom Übernatürlichen herabkommt zum Niedrigeren, damit auch das Fleisch darob heilig jubiliere; das Fleisch, das dem Geist verbunden ist und von demselben geschaffen wurde, der dem Fleisch eine Seele gegeben hat.

Eure Liebe, o Menschen, was ist sie jetzt? Entweder Sinnenlust, bemäntelt mit Liebe, oder unheilbare Furcht, die Liebe des Gatten zu verlieren durch eigene oder anderer Menschen Unzucht. Seit die Sinnenlust in der Welt herrscht, seid ihr nie sicher, das Herz des Gemahls oder der Gemahlin zu besitzen. Ihr zittert, weint und werdet wahnsinnig vor Eifersucht; manchmal Mörder, um einen Verrat zu rächen; verzweifelt bisweilen, werdet willenlos in gewissen Fällen und wahnsinnig in anderen.

Das hast du, Satan, den Kindern Gottes angetan. Die, welche du ins Verderben gestürzt hast, hätten die Freude erlebt, Kinder ohne Schmerzen zu gebären, und die Freude, geboren zu werden ohne die Angst, sterben zu müssen. Jetzt bist du, Satan, durch eine Frau und in einer Frau besiegt. Von nun an wird jeder, der SIE liebt, zu Gott zurückfinden; er wird jeder deiner Versuchungen widerstehen und die volle Reinheit bewahren können. Von jetzt an werden die Mütter, die nicht ohne Schmerzen gebären können, SIE zur Helferin haben. Von jetzt an werden die Eheleute SIE als Führerin und die Sterbenden SIE als Mütter haben; denn der Tod wird süß in ihren Armen, die Schutz und Schild gegen dich, den Verfluchten, sind. Sie ist aber auch die Fürbitterin beim Gericht Gottes.

Maria Valtorta, du kleine Stimme, du hast die Geburt des Sohnes der Jungfrau und den Eingang seiner Mutter in den Himmel gesehen. Du hast gesehen, daß den Schuldlosen weder Geburtswehen

noch Todesschmerzen bekannt sind. Und so, wie der unbefleckten Mutter Gottes die himmlischen Gaben vorbehalten waren, so wären allen, wenn sie wie die ersten Kinder Gottes unschuldig geblieben wären, Geburtswehen und Todesangst erspart geblieben.

Der erhabene Sieg Gottes über Satans Rache bestand darin, die Vollkommenheit des erwählten Geschöpfes so zu steigern, daß wenigstens in Einer der Hauch jener menschlichen Schwäche, die dem Gift des Satans Einlaß verschafft, nichtig wurde; und somit sollte der Sohn nicht aus einer menschlichen Vereinigung, sondern aus der göttlichen Umarmung, die den Geist im Feuer der Ekstase verzückt, hervorgehen.

Die Jungfräulichkeit der Jungfrau! . . .

Komm und erwäge diese tiefe Jungfräulichkeit, bei deren Betrachtung sich schwindelerregende Abgründe eröffnen! Was ist die arme, erzwungene Jungfräulichkeit einer Frau, die von keinem Mann begehrt wurde? Weniger als nichts! Was ist die Jungfräulichkeit einer Frau, die um Gottes Willen ehelos bleibt, dies aber nur dem Leib und nicht dem Geist nach? Sie läßt viele zügellose, unreine Gedanken in ihren Geist eintreten, spielt mit diesen und läßt sich von menschlichen Vorstellungen liebkosen! Das ist nur ein Larvenstadium der Jungfräulichkeit. Was ist die Jungfräulichkeit einer Gottgeweihten, die nur für Gott lebt? Viel, doch ist sie nie so vollkommen wie die meiner Mutter!

Eine Bindung ist immer vorhanden gewesen, selbst beim Heiligsten: jene zwischen Geist und Schuld; jene, die nur die Taufe zu lösen vermag. Sie löst sie; doch wie eine Frau, die durch den Tod von ihrem Mann getrennt wird, nicht die ganze Jungfräulichkeit wiederfindet, so gibt die Taufe nicht diese vollkommene Jungfräulichkeit zurück, die unseren Stammeltern vor der Sünde zu eigen war. Eine Narbe bleibt und schmerzt und bringt das Frühere in Erinnerung, und die einstige Wunde ist stets bereit, wieder aufzubrechen, wie gewisse Krankheiten periodisch durch ihre Viren neu entfacht werden. Die Jungfrau Maria hat diese Narbe einer aufgelösten Bindung

mit der Schuld nicht. Ihre Seele erscheint schön und unberührt wie damals, als der Vater sie erdachte und in ihr alle Gnaden vereinigte.

Sie ist die Jungfrau. Sie ist die Einzige. Sie ist die Vollkommene. Sie ist, wie sie erdacht wurde. So wurde sie geboren. So ist sie geblieben. So wurde sie gekrönt. So ist sie in Ewigkeit.

Sie ist die Jungfrau. Sie ist ein Abgrund der Unberührtheit, der Reinheit, der Gnade, der sich verliert im Abgrund, aus dem sie stammt: Gott. Unberührtheit, Reinheit, vollkommenste Gnade. Sieh, so rächt sich Gott, der Dreieinige. Gegen alle entheiligten Geschöpfe erhebt er diesen Stern der Vollkommenheit. Gegen die ungesunde Neugierde erhebt er diese heilige Scheu, die allein in der Liebe Gottes Befriedigung findet. Dem Wissen um das Böse stellt er diese erhabene Unwissende gegenüber. In ihr ist nicht nur Unkenntnis der niedrigen Liebe, nicht nur Unkenntnis der Liebe, die Gott den verhelichten Menschen gab, sondern noch mehr. In ihr ist Unkenntnis der bösen Neigungen, die Erbschaft der Sünde sind. In ihr ist gleichzeitig Kühle, Weisheit und weißglühende Gottesliebe. Ein Feuer, welches das Fleisch mit Eis panzert, damit es der durchsichtige Spiegel sei am Altar, wo Gott sich mit einer Jungfrau vermählt und sich dennoch nicht erniedrigt; denn seine Vollkommenheit umarmt jene, die, wie es einer Braut geziemt, nur in einem Punkt niedriger ist als der Bräutigam: Sie ist Ihm unterworfen als Frau, aber ohne Makel wie Er.«

9 »In drei Jahren wirst auch du da sein, meine Lilie«

Ich sehe Joachim und Anna zusammen mit Zacharias und Elisabet. Sie kommen aus einem Haus in Jerusalem, das sicher Freunden oder Verwandten gehört, und begeben sich zum Tempel, um an der Zeremonie der Reinigung teilzunehmen.

Anna hat in ihren Armen das Kindlein, ganz in Windeln gewickelt. Es ist aber auch in ein weites Gewebe aus leichter Wolle gehüllt, das sehr weich und warm sein muß. Und mit welcher Sorge und Lie-

be sie ihr Kindlein überwacht! Von Zeit zu Zeit hebt sie den Saum des feinen und warmen Gewebes hoch, um zu schauen, ob Maria gut atmen kann, und rückt ihn dann wieder zurecht, um sie vor der eisigen Luft eines zwar heiteren, aber kalten Wintertages zu schützen. Elisabet hat ein Bündel in den Händen. Joachim zieht an einer Schnur zwei gutgenährte, weiße Schäfchen hinter sich her; es sind schon mehr Schafe als Lämmer. Zacharias hat nichts. Er sieht schön aus in seinem weißen Linnengewand, das ein schwerer, wollener Mantel hervorblicken läßt. Es ist ein Zacharias in seiner vollen Männlichkeit, der viel jünger als jener, den ich schon bei der Geburt des Johannes gesehen habe, scheint. Auch Elisabet ist eine reife Frau mit frischem Aussehen, die sich jedesmal, wenn Anna das Kind anschaut, entzückt über das schlafende Gesichtchen neigt. Auch sie ist sehr schön in ihrem blauen, fast dunkelvioletten Gewand, mit dem Schleier, der ihr das Haupt bedeckt und über die Schultern und den Mantel, der noch dunkler ist als das Kleid, herabwallt.

Joachim und Anna aber sind feierlich in ihren Festkleidern. Gegen seine Gewohnheit trägt er nicht die kastanienbraune Tunika, sondern ein langes, dunkelrotes Gewand. Die Fransen an seinem Mantel sind neu und schön. Auf dem Haupt hat auch er eine Art von rechteckigem Schleier, der gehalten wird durch einen Lederreifen. Alles ist neu und fein.

Und Anna, oh!, sie trägt heute nichts Dunkles! Sie hat ein hellgelbes Kleid an, das an die Farbe alten Elfenbeins erinnert: eng an der Hüfte, am Hals und an den Handgelenken und von einem schweren Gürtel zusammengehalten, der aus Gold und Silber zu sein scheint. Ihr Kopf ist in einen leichten damastartigen Schleier gehüllt, der an der Stirn von einem feinen, aber kostbaren Metallplättchen festgehalten wird. Am Hals trägt sie eine Kette in Filigran und an den Handgelenken Armbänder. Sie sieht aus wie eine Königin, auch wegen der Würde, mit der sie das Kleid und besonders den goldfarbenen Mantel mit seinen sehr schön gestickten vielfarbigen Borten trägt.

»Du kommst mir vor wie am Tag der Hochzeit. Ich war etwas

mehr als ein Kind, damals, aber ich erinnere mich noch, wie schön und glücklich du warst«, sagt Elisabet.

»Aber jetzt bin ich es noch mehr ... Und ich wollte für diese Zeremonie das gleiche Kleid tragen. Ich habe es immer dafür aufbewahrt ... Und ich hoffte schon nicht mehr, daß ich es je hätte tragen können.«

»Der Herr hat dich sehr geliebt ... « sagt Elisabet mit einem Seufzer.

»Deswegen gebe ich ihm auch das Liebste, was ich habe: diese meine Blume.«

»Wie wirst du sie dir vom Herzen reißen können, wenn die Stunde kommt?«

»Indem ich mich daran erinnere, daß ich sie nicht hatte und Gott sie mir gegeben hat. Ich werde nun immer glücklicher sein als zuvor. Wenn ich sie im Tempel weiß, werde ich mir sagen: „Sie betet in der Nähe des heiligen Zeltes; sie betet zum Gott Israels auch für ihre Mutter“, und ich werde den Frieden haben. Und noch größeren Frieden werde ich haben, wenn ich mir sage: „Sie ist ganz Sein.“ Wenn die beiden glücklichen Eltern, die sie vom Himmel erhalten haben, nicht mehr sein werden, wird er, der Ewige, noch ihr Vater sein. Glaube mir: ich bin fest überzeugt, daß diese Kleine nicht uns gehört. Aus mir konnte ich nichts mehr ... Er hat sie in meinen Schoß gelegt, als göttliches Geschenk, um meine Tränen zu trocknen, unsere Hoffnung zu stärken und uns für unsere Gebete zu belohnen. Deswegen gehört sie ihm. Wir sind nur ihre glücklichen Hüter ... Und dafür sei er gebenedeit!«

Sie haben die Tempelmauern erreicht.

»Während ihr zur Pforte des Nikanor geht, melde ich uns dem Priester. Dann werde auch ich kommen«, sagt Zacharias. Er verschwindet durch einen Bogen, der in einen großen Hof führt, der von Säulengängen umgeben ist.

Die Gruppe steigt weiter auf den sich ablösenden Terrassen empor; denn, ich weiß nicht, ob ich das schon einmal gesagt habe, der

Tempelbezirk ist nicht auf ein und derselben Ebene gelegen, sondern steigt in aufeinanderfolgenden Etagen an. Zu jeder Etage gelangt man mittels breiter Treppen, und auf jeder von ihnen befinden sich Höfe, Hallen und schön verzierte Tore aus Marmor, Bronze und Gold.

Bevor sie zum festgelegten Ort gelangen, halten sie kurz an, um die mitgebrachten Dinge von ihren Hüllen zu befreien: Fladen, scheint mir, breit und dünn und stark ölgetränkt; weißes Mehl, zwei Tauben in einem Käfig aus Weidenruten und große silberne Münzen. Gewisse Geldstücke sind sehr schwer; aber glücklicherweise gab es damals noch keine Taschen; sie hätten ihnen den Boden ausgerissen.

Sieh, da ist die schöne Pforte des Nikanor, voller Schnörkelwerk in schwerer Bronze und mit Silberplatten. Dort steht schon Zacharias an der Seite eines Priesters, würdevoll in seinem Linnengewande. Anna wird mit Wasser, offenbar Weihwasser, besprengt und aufgefordert, sich dem Opferaltar zu nähern.

Das Kindlein ist nicht mehr auf ihren Armen. Elisabet hat es genommen; sie bleibt vor der Pforte zurück. Joachim hingegen tritt hinter seiner Gemahlin ein: er zieht ein unglückliches, blökendes Schäflein hinter sich her. Und ich ... ich tue das, was ich schon bei der Reinigung Marias tat: ich schließe die Augen, um nicht das Schlachten mitansehen zu müssen.

Nun ist Anna gereinigt.

Zacharias flüstert seinem Kollegen etwas zu und dieser nickt lächelnd, schließt sich dann der Gruppe an, die sich draußen wieder versammelt hat, beglückwünscht Vater und Mutter zu ihrer Freude und zu ihrem Vertrauen gegenüber den Verheißungen und nimmt das zweite Lamm mit dem Mehl und dem Kuchen in Empfang.

»Diese Tochter ist also dem Herrn geweiht? Sein Segen sei mit ihr und mit euch. Sieh, da kommt Hanna. Sie wird eine ihrer Lehrerinnen sein. Hanna, die Tochter des Penuël, vom Stamm Ascher. Komm, Frau! Diese Kleine ist dem Tempel als Lobopfer geweiht worden. Du wirst ihre Lehrerin sein, und sie wird unter deiner Führung heilig heranwachsen.«

Die schon ganz weißhaarige Hanna des Penuël liebkost das Kindlein, das erwacht ist und mit seinen unschuldigen und erstaunten Äuglein all das Weiß und das Gold betrachtet, das die Sonne aufleuchten läßt.

Die Zeremonie scheint beendet zu sein. Ich habe keinen besonderen Ritus bei der Opferung Marias gesehen. Vielleicht genügt es, daß es dem Priester gesagt wurde und vor allem Gott, an seiner heiligen Stätte.

»Ich möchte diese Gabe dem Tempel darbringen und dorthin gehen, wo ich im vergangenen Jahr das Licht gesehen habe«, sagt Anna.

Sie gehen hin in Begleitung der Hanna des Penuël. Sie treten nicht in den eigentlichen Tempel ein; da sie Frauen sind und es sich um ein Mädchen handelt, gehen sie natürlich auch nicht dorthin, wo Maria ihren Sohn darbrachte. Aber nahe an der halbgeöffneten Tür stehend, blicken sie in das halbdunkle Innere, wo die lieblichen Gesänge eines Mädchenchors erklingen, und kostbare Leuchter goldenes Licht verbreiten über zwei Reihen weiß verhüllter Köpfchen: zwei wahre Lilienbeete.

»In drei Jahren wirst auch du da sein, meine Lilie« spricht Anna zu Maria, die wie fasziniert ins Innere schaut und zu dem leisen Gesang lächelt.

»Sie scheint zu verstehen«, sagt Hanna des Penuël. »Sie ist ein schönes Kind! Sie wird mir teuer sein, als wäre sie mein eigenes. Ich verspreche es dir, Mutter. Möge nur mein Alter erlauben, daß es so sei.«

»Es wird so sein, Frau«, sagt Zacharias. »Du wirst sie aufnehmen unter die geweihten Mädchen. Ich werde auch dabei sein. Ich will an jenem Tag hier sein, um ihr zu sagen, daß sie für uns alle beten soll, vom ersten Tag an . . . «

Und er schaut auf seine Gattin, die versteht und seufzt.

Die Zeremonie ist zu Ende, und Hanna des Penuël zieht sich zurück, während die andren, sich unterhaltend, den Tempel verlassen. Ich höre Joachim sagen:

»Nicht nur zwei, und zwar die besten, sondern alle meine Schäflein hätte ich gerne hergegeben für diese Freude und zum Lob Gottes!« Anderes sehe ich nicht mehr.

10 »Sieh die vollkommene Magd mit dem Herzen einer Taube«

Jesus spricht:

»Salomon läßt die Weisheit sagen: „Wer ein Kind ist, komme zu mir!“ [Spr 9,4]. Und wirklich, aus der Festung, aus den Mauern ihrer Stadt sagte die Ewige Weisheit zum Ewigen Kind: „Komm zu mir!“ Sie brannte danach, es zu haben. Später wird der Sohn des reinsten Kindes sagen: „Lasset die Kinder zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich, und wer ihnen nicht ähnlich wird, wird meines Reiches nicht teilhaftig werden.“ Die Stimmen begegnen sich, und während die Stimme des Himmels nach der kleinen Maria ruft, „Komm zu mir“, sagt die Stimme des Gottmenschen, indem er an seine Mutter denkt: „Kommt zu mir, wenn ihr versteht, Kinder zu sein.“

Das Beispiel gebe ich euch in meiner Mutter.

Sie ist das vollkommene Kind mit dem einfachen und reinen Herzen einer Taube. Sie haben die Jahre der Berührung mit der Welt nicht in die Barbarei eines verdorbenen, verschlagenen, lügenhaften Geistes verwildern lassen. Weil sie es nicht will. Kommt zu mir, indem ihr Maria folgt.

Du, die du sie siehst, sage mir: „Ist ihr kindlicher Blick sehr verschieden von dem, den sie hatte zu Füßen des Kreuzes, im Jubel des Pfingstfestes oder in der Stunde, da sich die Lider zum letzten Schlaf über ihre Gazellenaugen schlossen? Nein! Hier siehst du den unbestimmten, erstaunten Blick des Kindes; dann wird es der erstaunte und ehrfurchtsvolle Blick bei der Verkündigung sein; dann der selige der Mutter von Betlehem; dann der anbetende meiner ersten erhabenen Jüngerin; dann jener der herzerreißenden Qual auf Golgota; dann der strahlende Blick bei der Auferstehung und am Pfingsttag;

und schließlich der vom ekstatischen Schlaf verhüllte Blick der letzten Vision. Aber sei es, daß sich die Augen zum ersten Mal öffnen, sei es, daß sie sich müde zum letzten Mal schließen, nachdem sie soviel Freude und soviel Schreckliches geschaut, sie sind der heitere, reine und sanfte Saum des Himmels, der immer gleich strahlt unter der Stirne Marias. Zorn, Lüge, Stolz, Sinnlichkeit, Haß und Neugierde beschmutzen sie nie mit ihren dunklen Wolken.

Es sind die Augen, die mit Liebe zu Gott aufschauen. Ob sie nun weinen oder lachen, es sind die Augen, die aus Liebe zu Gott lieblosen und verzeihen und alles ertragen. Durch die Liebe zu ihrem Gott sind sie unangreifbar geworden für die Angriffe des Bösen, der sich sooft der Augen bedient, um ins Herz einzudringen. Das ist der reine, ruhige, segnende Blick der reinen, heiligen, in Gott verliebten Menschen.“

Ich habe es bereits gesagt: „Das Licht deines Körpers ist das Auge. Wenn das Auge rein ist, wird dein ganzer Körper erleuchtet sein. Wenn aber das Auge trübe ist, so wird deine ganze Person in der Finsternis sein“ [Mt 6,22–23]. Die Heiligen haben dieses Auge gehabt, das dem Geist Licht ist und dem Fleisch Heil. Denn wie Maria haben sie ihr ganzes Leben hindurch auf Gott geschaut und mehr noch: sie haben sich Gottes erinnert!

Ich werde dir erklären, kleine Stimme, welchen Sinn diese Worte haben.«

11 »Meine Freude, woher weißt du diese heiligen Dinge? Wer hat sie dir gesagt?«

Ich sehe wieder Anna. Seit gestern abend sehe ich sie so: sie sitzt am Eingang der schattigen Laube bei einer Näharbeit. Sie ist ganz in sandgrau gekleidet, in ein sehr einfaches, lockeres Kleid; vielleicht wegen der großen Hitze, die herrscht.

Am Ende der Laube sieht man Schnitter, die mit Sichel das Gras mähen. Doch es kann wohl kein Maiheu sein, denn die Weintrau-

be beginnt sich schon zu färben, und ein großer Apfelbaum zeigt zwischen dunklen Blättern seine Früchte, die beginnen, wachsgelb und rosa zu werden. Das Kornfeld ist nur mehr ein Stoppelfeld, auf dem sich die Flämmchen der Mohnblumen wiegen, während sich die Kornblumen steif und frei aufrichten, strahlend wie die Sterne in einem Blau, das dem des orientalischen Himmels ähnelt.

Aus der schattigen Laube kommt eine ganz kleine, aber schon flinke und selbständige Maria. Ihr kurzer Schritt ist sicher, und die Füße in den weißen Sandälchen stolpern nicht über die Steinchen. Sie hat schon andeutungsweise den lieblichen, leicht wiegenden Gang der Taube; sie ist weiß wie ein Täubchen in ihrem Leinenkleidchen, das bis zu den Fußknöcheln reicht und weit ist. Es ist durch himmelblaue Schnürchen aufgekrempelt am Hals und an den kurzen Ärmeln, die die rosigen und molligen Vorderärmchen sehen lassen. Mit ihrem seidiges Haar, das honigblond leuchtet, nicht dicht ist, aber sanfte Wellen hat, die in Löckchen enden; mit ihren himmelblauen Augen und dem lieblichen, leicht geröteten, lächelnden Antlitz gleicht sie einem kleinen Engel. Auch der zarte Wind, der in ihre weiten Ärmel greift und das Linnen ihres Kleidchens an den Schultern bläht, trägt dazu bei, ihr das Aussehen eines Engelchens mit schon zum Flug geöffneten Flügeln zu verleihen.

In ihren Händchen hat sie Mohn- und Kornblumen und andere Blümchen, die zwischen dem Korne wachsen, deren Namen ich aber nicht kenne. Als sie in die Nähe der Mutter kommt, beginnt sie zu laufen, stößt mit ihrem Stimmchen einen kurzen, freudigen Schrei aus und eilt wie ein Turteltäubchen im Flug an die Knie der Mutter, die sich ein wenig geöffnet haben, um sie zu empfangen. Die Mutter hat ihre Arbeit beiseitegelegt, damit sich das Kind nicht steche. Sie hat ihm die Arme entgegengestreckt, um es zu umarmen.

»Mama, Mama!« Das weiße Täubchen ist nun ganz im Nest der mütterlichen Knie, mit den Füßchen auf dem niedrigen Gras und dem Gesichten im mütterlichen Schoß. Und man sieht nichts als das blasse Gold ihrer Härchen im feinen Nacken, den Anna liebevoll

küßt, wozu sie sich niederbeugt. Dann erhebt das Täubchen sein Köpfchen und gibt ihr Blumen. Alle gibt sie der Mutter und zu jeder Blume erzählt sie eine Geschichte, die sie sich selbst erdacht hat:

»Diese, blau und groß, ist ein Stern, der vom Himmel heruntergekommen ist, um den Kuß des Herrn seiner Mutter zu überbringen. Küsse, küsse sie auf das Herz, küsse das Herz dieses himmlischen Blümleins, und du wirst fühlen, daß es den Duft Gottes hat.

Diese andere hingegen ist blaßblau, wie die Augen Papas; auf ihren Blütenblättern steht geschrieben, daß der Herr Papa sehr liebt, weil er so gut ist.

Und dieses kleine, kleine, das einzige, das ich gefunden habe (ein Vergißmeinnicht), hat der Herr gemacht, um Maria zu sagen, daß er sie lieb hat.

Und diese roten, weißt du, Mama, was das für Blumen sind? Das sind Stücke vom Kleid des Königs David, eingetaucht in das Blut der Feinde Israels, gesät auf den Kampfes- und Siegesfeldern. Sie sind aus dem Saum des heroischen Königsgewandes entsprungen, das zerrissen ward im Kampf für den Herrn [2 Sam 5–8].

Dieses weiße und liebliche Blümchen hingegen, das aus sieben Seidenschalen gemacht zu sein scheint, die von Wohlgeruch erfüllt zum Himmel schauen, und das dort geboren wurde, dort bei der Quelle – Papa hat es ihr aus dem Dorngebüsch herausgeholt – ist aus dem Gewand gemacht worden, das der König Salomon in demselben Monat trug, als ihm sein Enkelkind geboren wurde ... aber viele, viele Jahre früher, als er in der weißen Pracht seiner Gewänder einherging mit einer großen Schar aus Israel vor der Bundeslade und dem Zelt, aufjubelte wegen der Wolke, die zurückgekehrt war, um seinen Ruhm zu umgeben, und den Lobgesang anstimmte und das Gebet seiner Freude verrichtete. Ich will immer wie diese Blume sein, und wie der weise König will ich singen das ganze Leben und beten vor dem Zelt.« [1 Kön 8]. Damit schloß sich der kleine Mund Marias.

»Mein Schatz! Woher weißt du diese heiligen Dinge? Wer hat sie dir gesagt? Dein Vater?«

»Nein, ich weiß nicht, wer es ist. Es scheint mir, als ob ich sie immer gewußt hätte. Aber vielleicht ist es einer, der sie mir sagt und den ich nicht sehe. Vielleicht einer der Engel, die Gott schickt, um mit den Menschen zu reden, die gut sind. Mama, erzählst du mir noch mehr davon? ... «

»Oh, meine Tochter! Von was soll ich dir erzählen?«

Maria denkt nach, ernst und gesammelt. Man sollte sie malen, um den Ausdruck festzuhalten. In den kindlichen Geschichten spiegeln sich die Schatten ihrer Gedanken wieder: Lächeln und Seufzer, Strahlen der Sonne und Schatten der Wolken bei dem Gedanken an die Geschichte Israels ... Dann wählt sie: »Noch einmal die Geschichte von Gabriel und Daniel, in der der Gesalbte versprochen wird« [Dan 9].

Und nun hört sie mit geschlossenen Augen zu und wiederholt leise die Worte der Mutter, um sie besser behalten zu können. Nachdem Anna ihre Erzählung beendet hat, fragt sie: »Wieviel fehlt noch, bis Immanuel kommt?«

»Ungefähr noch dreißig Jahre, mein Liebling.« »Oh, wie lange noch! Dann werde ich im Tempel sein ... Sage mir, wenn ich beten würde, viel, sehr viel, Tag und Nacht, Nacht und Tag, und wenn ich ganz Gottes sein wollte, das ganze Leben lang, würde mir der Ewige dann die Gnade schenken und den Messias seinem Volk schneller geben?«

»Das weiß ich nicht, meine Liebe; der Prophet sagt: siebenzig Wochen. Ich glaube, daß die Prophezeiung nicht irrt. Aber der Herr ist so gut«, beeilt Anna sich hinzuzufügen, als sie sieht, daß sich schon Tränenperlen auf den goldigen Wimpern ihres Kindleins bilden, »daß ich glaube, wenn du viel, viel, viel betest, wird er dich erhören.«

Das Lächeln kehrt auf ihr Gesichtchen zurück, das zur Mutter aufschaut, und ein Sonnenstrahl, der zwischen zwei Weinblättchen durchscheint, läßt die Tropfen des schon gestillten Weinens aufleuchten, wie Tautröpfchen an den so feinen Stengelchen des Bergmooses.

»Dann will ich beten, und werde mich als Jungfrau dafür weihen.«

»Aber weißt du, was das besagen will?«

»Das will besagen, nicht die Liebe eines Mannes kennenlernen, sondern nur die Liebe Gottes. Das will besagen, keinen Gedanken haben, der sich nicht auf Gott bezieht. Das will besagen, Kind im Fleisch bleiben und Engel im Herzen. Das will besagen, die Augen nur zu gebrauchen, um auf Gott zu schauen; die Ohren, um auf ihn zu hören; den Mund, um ihn zu loben; die Hände, um sich ihm als Opfer darzubringen; die Füße, um ihm schnell zu folgen; das Herz und das Leben, um sie ihm zu schenken.«

»Oh, du Gesegnete! Aber dann wirst du nie Kindlein haben, du, die du die Kinder so liebst, und die Lämmlein und die Täubchen . . . Weißt du, ein Kindlein ist für eine Frau wie ein weißes, krauses Lämmlein; wie ein Täubchen mit Flaumfedern aus Seide und einem Korallenmündchen, das man lieben und küssen kann, und das zu einem sagt: „Mama.“«

»Das macht nichts. Ich will Gottes sein. Im Tempel werde ich beten, und dann werde ich vielleicht eines Tages Immanuel sehen. Die Jungfrau, die seine Mutter sein wird, muß, wie der große Prophet sagt, schon geboren und im Tempel sein . . . Ich werde ihre Gefährtin sein . . . und ihre Magd! O ja! Wenn ich sie nur erkennen könnte im Licht Gottes, ich würde ihr dienen, der Glücklichen! Dann würde sie mir ihren Sohn bringen, und ich würde ihm dienen. Denke dir, Mama! . . . Dem Messias dienen!« Maria ist ganz überwältigt von diesem Gedanken, der sie erhebt und zugleich vernichtet. Mit den auf der Brust gekreuzten Armen, dem ein wenig vorgebeugten Köpfchen und vor Aufregung entzückt, wie sie ist, scheint sie eine kindliche Nachbildung der Annunziata, die ich einmal in ihrem Heiligtum in Florenz gesehen habe. Sie fährt fort: »Aber wird es mir der König von Israel, der Gesalbte Gottes, erlauben, ihm zu dienen?«

»Daran zweifle nicht! Sagt der König Salomon nicht: „Sechzig sind die Königinnen und achtzig die übrigen Frauen, und die Mädchen sind ohne Zahl?“ [Hld 6,8]. Du siehst, im Palast des Königs werden

zahllose Jungfrauen und Mädchen sein, die ihrem Herrn dienen werden.«

»Oh! Siehst du nun, daß ich Jungfrau sein muß? Ich muß es sein, ich muß! Wenn er als Mutter eine Jungfrau haben will, ist das ein Zeichen dafür, daß er die Jungfräulichkeit über alles liebt. Ich will, daß er mich liebt, mich, seine Dienerin, wegen meiner Jungfräulichkeit; daß er mich ein wenig seiner geliebten Mutter ähnlich macht . . . das will ich . . . Ich möchte aber auch Sünderin sein, eine große Sünderin, wenn ich nicht fürchten muß, den Herrn dadurch zu beleidigen . . . Sage mir, Mama, kann man Sünderin sein aus Liebe zu Gott?«

»Aber was sagst du, Schatz? Ich verstehe dich nicht.«

»Ich will sagen: sündigen, um von Gott geliebt zu werden; damit er zum Erlöser wird. Man rettet den, der verloren ist, nicht wahr? Ich möchte gerettet werden vom Erlöser, um seinem Blick der Liebe zu begegnen. Deswegen möchte ich sündigen; aber ohne eine Sünde zu begehen, die ihm mißfallen könnte. Wie kann er mich retten, wenn ich nicht verlorengelange?«

Anna ist ganz verblüfft. Sie weiß nicht, was sie sagen soll.

Da kommt ihr Joachim zu Hilfe, der, auf dem Gras schreitend, sich geräuschlos hinter dem Zaun der niederen Weinreben genähert hatte. »Er hat dich schon im voraus gerettet, weil er weiß, daß du ihn liebst und ihn allein lieben willst. Deswegen bist du schon erlöst und kannst Jungfrau sein, wie du es willst«, sagt Joachim.

»Wirklich, mein Vater?« Maria umschlingt seine Knie und blickt ihn an mit den hellen Sternlein ihrer Augen, die den väterlichen Augen so sehr ähneln und die nun glücklich sind in der Hoffnung, die ihr der Vater gegeben hat.

»Wirklich, meine Liebe. Schau! Ich bringe dir hier dieses Spätzlein. Es kam bei seinem ersten Flug zum Quellbrunnen. Ich hätte es sich selbst überlassen können; aber die schwachen Flügel und die Füßchen aus Seide hatten nicht die Kraft, sich zu neuem Flug zu erheben oder sich aufrecht zu erhalten auf dem moosigen, schlüpfrigen Stein. Es wäre in die Quelle gefallen. Ich habe nicht gewartet,

bis es soweit kam. Ich habe es genommen und gebe es dir. Tu damit, was du willst! So ist es gerettet worden, bevor es in der Gefahr umgekommen ist. Dasselbe hat Gott mit dir getan. Jetzt sage mir, Maria: Habe ich das Vöglein mehr geliebt, indem ich es jetzt gerettet habe, oder hätte ich es mehr geliebt, wenn ich es später gerettet hätte . . . ?«

»Du hast es mehr geliebt, indem du es jetzt gerettet hast; denn du hast nicht erlaubt, daß es sich weh tue im kalten Wasser.«

»Auch Gott hat dich mehr geliebt, indem er dich gerettet hat, bevor du sündigen konntest.«

»Und nun werde ich ihn ganz lieben. Ganz! Ganz! Schönes Spätzlein, ich bin wie du. Der Herr hat uns in gleicher Weise geliebt; er gab uns das Heil . . . Jetzt werde ich dich aufziehen, und dann lasse ich dich fliegen. Und du wirst im Wald und ich im Tempel das Lob des Herrn singen, und wir werden sagen: „Schicke, schicke deinen Verheißenen dem, der ihn erwartet!“ Oh, Papa! Wann wirst du mich in den Tempel führen?«

»Bald, meine Perle. Aber schmerzt es dich nicht, deinen Vater zu verlassen?«

»Sehr! Aber du wirst kommen . . . ! Wenn es mir nicht Schmerz bereiten würde, wäre es dann noch ein Opfer?«

»Und wirst du dich unser erinnern?«

»Immer. Nach dem Gebet für Immanuel werde ich für euch beten. Möge Gott euch Freude und ein langes Leben schenken . . . bis zum Tag, da er der Erlöser sein wird. Dann werde ich ihm sagen, daß er euch nehme, um euch ins himmlische Jerusalem zu bringen.«

Die Vision entschwindet, während Maria von den väterlichen Armen umschlungen wird.

12 »Hat nicht der Sohn die Weisheit auf die Lippen der Mutter gelegt?«

Jesus spricht:

»Ich höre schon die Bemerkungen spitzfindiger Gelehrter: „Wie kann ein Kind von weniger als drei Jahren schon so sprechen? Das ist eine Übertreibung!“ Sie bedenken nicht, daß sie in dieser Weise aus mir ein Wunderwesen machen, wenn sie meiner Kindheit Handlungen eines Erwachsenen zuschreiben.

Intelligenz haben nicht alle in derselben Weise und zur selben Zeit. Die Kirche hat die Verantwortungsfähigkeit auf das 7. Lebensjahr festgesetzt; denn das ist das Alter, in dem auch ein zurückgebliebenes Kind im großen und ganzen das Gute und das Böse zu unterscheiden vermag. Aber es gibt auch Kinder, die schon viel früher fähig sind zu unterscheiden, zu verstehen und zu wollen, und das mit einer genügend ausgebildeten Vernunft. Die kleine Imelda Lambertini, Rosa von Viterbo, Nelly Organ und Nenulina geben euch Beispiele dafür, ihr skeptischen Doktoren. Ich habe nur vier Namen genannt, unter Tausenden heiliger Kinder, die mein Paradies bevölkern, nachdem sie auf Erden über kürzere oder längere Jahre wie Erwachsene geurteilt haben.

Was ist der Verstand? Ein Geschenk Gottes. Gott kann ihn daher in dem Maß schenken, in dem er will, wem er will und wann er will. Der Verstand ist ja eines der Dinge, die euch Gott, dem intelligenten und denkenden Geist, ähnlich machen. Vernunft und Intelligenz waren Gaben, die den Menschen im irdischen Paradies gegeben wurden; und wie waren sie lebendig, als die Gnade noch unberührt und wirksam im Geiste der beiden ersten Menschen vorhanden war!

Im Buch des Jesus Sirach steht geschrieben: „Alle Weisheit kommt von Gott, dem Herrn; sie ist stets bei ihm gewesen, auch vor den Jahrhunderten“ [Sir 1,1].

Welche Weisheit hätten die Menschen daher besessen, wenn sie Kinder Gottes geblieben wären?

Die Mängel eurer Intelligenz sind die Frucht des Verfalles eurer Gnade und eurer Lauterkeit. Durch den Verlust der Gnade habt ihr euch in den Jahrhunderten von der Weisheit entfernt. Wie ein Meteor sich verbirgt hinter kilometerlangen Nebeln, so ist die Weisheit mit ihrem klaren Schimmer nicht mehr zu euch gelangt wegen der Nebel, die eure Vergehen immer dichter werden ließen.

Dann ist Christus gekommen und hat euch die Gnade, das schönste Geschenk der Liebe Gottes, zurückgebracht. Versteht ihr, dieses Juwel klar und rein zu erhalten? Nein. Wenn ihr es nicht zersplittert mit eurem persönlichen Willen zur Sünde, beschmutzt ihr es durch beständige kleine Fehler, Schwächen und Neigungen zum Laster. Auch durch Sympathien, die, wenn sie auch eigentlich nicht mit den sieben Hauptlastern verbunden sind, doch eine Schwächung des Lichtes und der Wirksamkeit der Gnade bedeuten. So habt ihr das großartige Licht der Intelligenz, das Gott den ersten Menschen gegeben hatte, durch Jahrhunderte der Verdorbenheit geschwächt, die eine zerstörende Wirkung auf euer physisches und psychisches Leben gehabt haben.

Aber Maria war nicht nur die Reine, die neue Eva, zur Freude Gottes wieder erschaffen: sie ist auch die Über-Eva; sie ist das Meisterwerk des Allerhöchsten, die Gnadenvolle, die Mutter des Wortes im Geist Gottes.

„Das Wort ist die Quelle der Weisheit“, sagt Jesus Barsirach [Sir 1,5]. Wird Jesus also nicht die Weisheit auf die Lippen der Mutter gelegt haben?

Wenn einem Propheten, der den Menschen die Worte sagen muß, die ihm das Wort, die Weisheit, anvertraut hat, der Mund mit glühenden Kohlen gereinigt wird [Jes 6,6–7], wird dann nicht die Liebe die Sprache der noch kindlichen Braut, die das Wort überbringen sollte, gereinigt und erhoben haben, so daß sie nicht wie ein Kind und später wie eine Frau, sondern nur und immer als himmlisches Geschöpf sprach, das geformt wurde durch das große Licht und die Weisheit Gottes?

Das Wunder liegt nicht in der höheren Intelligenz, die Maria im kindlichen Alter an den Tag legte, wie später auch ich. Das Wunder liegt in dem Verbergen einer unendlichen Weisheit, in den Einschränkungen, die verhindern sollten, die Menschen zu sehr in Staunen zu versetzen und die Aufmerksamkeit Satans auf sie zu lenken.

Ich werde darüber noch sprechen. Es gehört in das Kapitel des „Sich-Erinnerns“, das die Heiligen von Gott haben.

13 Mariä Darstellung im Tempel

Ich sehe Maria zwischen Vater und Mutter auf dem Weg nach Jerusalem.

Die Vorübergehenden bleiben stehen, um das schöne Kind anzuschauen, das schneeweiß gekleidet und eingehüllt ist in ein leichtes Gewebe, das mit seinen dunklen Blatt- und Blumenmustern auf zartem Untergrund dasselbe zu sein scheint, das Anna am Tag ihrer Reinigung trug. Während es aber bei Anna nicht über den Gürtel hinausreichte, wallt es bei der noch ganz jungen, kleinen Maria fast bis zum Boden und hüllt sie in ein leichtes, leuchtendes Wölkchen von seltener Lieblichkeit. Ihr blondes Haar, das über die Schulter, oder richtiger, über den feinen Nacken lose herabfällt, leuchtet an den Stellen durch, wo keine Damastverzierungen im Schleier sind. Der Schleier ist an der Stirn festgehalten von einem hellblauen Band, auf dem offenbar von der Mutter kleine silberne Lilien aufgesteckt worden sind.

Das erwähnte blütenweiße Kleid reicht bis zur Erde, so daß die mit weißen Sandalen bekleideten Füßchen bei ihren Schritten kaum sichtbar werden. Die Händchen, die aus den langen Ärmeln hervorragen, gleichen zwei Blütenblättchen der Magnolie. Abgesehen von der himmelblauen Gürtelbinde ist keine andere Farbe sichtbar. Maria ist wie in Schnee gekleidet.

Joachim trägt dasselbe Kleid wie am Tag von Annas Reinigung; sie hingegen ist ganz in Violett gekleidet. Auch der Mantel, der ihr

zugleich das Haupt bedeckt, ist dunkelviolett; sie läßt ihn weit über die Augen herabhängen. Zwei arme Mutteraugen, rot vom Weinen, die nicht weinen wollen und vor allem nicht weinend gesehen werden möchten, und denen es doch nicht möglich ist, nicht zu weinen unter dem Schutz des Mantels. Sie schützt sich so gegen die Blicke der Vorübergehenden und auch gegen jene von Joachim, dessen Augen sonst stets heiter sind; heute aber sind auch sie gerötet und trübe wegen der vergossenen und immer noch fließenden Tränen. Er geht sehr gebeugt unter seinem Kopftuch, das er wie einen Turban zusammengebunden hat und dessen Seitenflügel rechts und links von seinem Gesicht herabhängen. Er ist jetzt ein Greis, Joachim. Wer ihn sieht, hält ihn für den Großvater oder Urgroßvater der Kleinen, die er an der Hand führt. Der Schmerz, sie zu verlieren, gibt dem armen Vater einen schleppenden Schritt; eine Müdigkeit in seiner ganzen Haltung, die ihn um zwanzig Jahre älter erscheinen läßt. Sein Gesicht scheint das Gesicht eines Kranken zu sein, nicht nur das eines Alten, so müde und traurig ist es mit dem leicht zitternden Mund zwischen den beiden Falten, die heute seitlich der Nase so ausgeprägt sind.

Die beiden versuchen, ihr Weinen zu verbergen. Aber wenn es ihnen auch bei vielen gelingt, bei Maria, die wegen ihrer kleinen Gestalt von unten nach oben blickt, gelingt es ihnen nicht; das kleine Haupt erhebend, sieht sie abwechselnd auf Vater und Mutter, die sich bemühen, ihr mit zitterndem Mund zuzulächeln. Jedesmal, wenn ihr Töchterlein sie anschaut und lächelt, drücken sie ihr das kleine Händchen. Sie denken: »Noch ein Lächeln weniger von denen, die wir noch zu sehen bekommen.«

Sie gehen langsam, immer langsamer. Es scheint, als wollten sie so langsam wie möglich ihres Weges dahinziehen. Alles läßt sie haltmachen ... Aber die Straße muß doch einmal enden. Und das Ziel ist jetzt schon nahe. Sieh da, auf der Höhe dieses letzten Teiles der steigenden Straße erscheinen die Ringmauern des Tempels. Anna seufzt und umklammert das Händchen Marias stärker.

»Anna, meine Teure, ich bin bei dir!« sagt eine Stimme aus dem Schatten eines niedrigen Bogens an einer Straßenkreuzung. Es ist Elisabet, die offenbar auf sie gewartet hat. Sie geht auf sie zu und drückt sie an ihr Herz. Und da sie Anna weinen sieht, sagt sie zu ihr: »Komm! komm für kurze Zeit in dieses Freundeshaus. Dann gehen wir zusammen weiter. Auch Zacharias ist dort.«

Alle treten in eine niedere und dunkle Stube ein, in der ein großes Feuer als Beleuchtung dient. Die Hausfrau, sicher eine Freundin Elisabets, Anna aber fremd, zieht sich höflich zurück, um die Neuankömmlinge allein zu lassen. »Glaube nicht, daß ich es bereue oder unwillig bin, meinen Schatz dem Herrn zu weihen«, erklärt Anna unter Tränen ... »Aber mein Herz ... oh! mein Herz! Wie weh tut es ihm, meinem alten Herzen, das zurück muß in die kinderlose Zeit! Ach, wenn du es mitfühlen könntest! ... «

»Ich verstehe dich, meine liebe Anna ... aber du bist so gut, und Gott wird dich stärken in deiner Einsamkeit. Maria wird beten für den Frieden ihrer Mama, nicht wahr?«

Maria liebkost die mütterliche Hand und küßt sie, führt sie sich über das Gesicht, um von ihr geliebt zu werden, und Anna nimmt dieses Gesichtchen in ihre Hände und küßt es. Sie wird nicht müde, es zu küssen.

Zacharias tritt ein und grüßt: »Den Gerechten der Friede des Herrn!«

»Ja«, sagt Joachim, »erflehe für uns den Frieden, denn unser Inneres erzittert vor dem Opfer, wie das unseres Vaters Abraham, während er den Berg bestieg [Gen 22,1–14], und wir finden keine andere Opfergabe, um uns loszukaufen. Wir möchten es auch nicht, denn wir wollen Gott treu bleiben. Aber wir leiden darunter; Zacharias, Priester des Herrn, verstehe uns und erzürne nicht über uns!«

»Nein, im Gegenteil, euer Schmerz, der die erlaubten Grenzen nicht überschreitet und euch nicht zur Untreue verführt, ist mir ein Vorbild der Liebe zum Allerhöchsten; aber faßt Mut! Die Prophetin Hanna wird reichlich Sorge tragen für diese Blüte Davids und

Aarons. In diesem Augenblick ist sie die einzige Lilie des heiligen Stammes Davids im Tempel; und sie wird behütet wie eine königliche Perle. Und da die Zeiten dem Ende entgegenneilen, sollten die Mütter des Stammes darauf achten, ihre Töchter dem Tempel zu weihen, denn aus einer Jungfrau des Stammes Davids wird der Messias hervorgehen, auch wenn auf Grund des Glaubensschwundes viele Plätze der Jungfrauen leer sind. Allzu wenige sind im Tempel, und von diesem königlichen Stamm niemand, seit vor drei Jahren Sara ihn als Braut des Elischa verließ. Es ist wahr, daß noch sechs Lustren (dreißig Jahre) bis zum Ende fehlen; nun aber hoffen wir, daß Maria die erste von vielen Jungfrauen aus dem Haus Davids vor dem heiligen Vorhang sein wird. Und dann ... wer weiß ... «

Zacharias spricht nicht weiter; er betrachtet gedankenvoll Maria. Dann fährt er fort: »Auch ich werde über sie wachen. Ich bin Priester, und ich habe dort auch eine gewisse Macht. Ich werde sie für diesen Engel verwenden. Und Elisabet wird sie oft besuchen ... «

»Oh! sicher! Ich habe so ein großes Verlangen nach Gott, und ich werde kommen, es diesem Kind mitzuteilen, damit sie es dem Ewigen sage.«

Anna fühlt sich etwas erleichtert. Um sie noch mehr aufzumuntern, fragt Elisabet: »Ist das nicht dein Brautschleier? Oder hast du einen neuen gewoben?«

»Er ist es. Ich weihe ihn zusammen mit ihr dem Herrn. Ich habe keine guten Augen mehr ... Und auch die Reichtümer sind sehr geschwunden, der Steuern und der Unglücksfälle wegen ... Ich konnte keine großen Ausgaben machen. Ich habe nur für eine gute Aussteuer für ihren Aufenthalt im Haus Gottes gesorgt und für später ... ; denn ich denke nicht, daß ich es sein werde, die für ihre Hochzeitskleider sorgen wird. Und ich will, daß es die Hände ihrer Mama sind, auch wenn sie kalt und unbeweglich geworden, die sie für die Hochzeit ausstatten und ihr die Leinen und die Brautkleider weben.«

»Oh! Warum so denken?!«

»Ich bin alt, meine Kusine. Nie fühlte ich mich so alt wie unter diesem Schmerz. Die letzten Kräfte meines Lebens habe ich dieser Blume gewidmet, um sie tragen und ernähren zu können, und jetzt . . . und jetzt am Ende läßt der Schmerz, sie zu verlieren, alle meine Kräfte schwinden.«

»Aber sprich nicht so, um Joachims willen!«

»Du hast recht. Ich will darauf achten, für meinen Mann zu leben.«

Joachim tut, als ob er nichts gehört und auf Zacharias gelauscht hätte. Aber er hat es gehört und seufzt schwer mit vor Tränen glänzenden Augen.

»Wir sind zwischen der dritten und sechsten Stunde. Ich glaube, es wäre Zeit, zu gehen«, sagt Zacharias.

Alle erheben sich, um die Mäntel anzuziehen und zu gehen. Bevor sie aber hinausgehen, kniet Maria auf der Schwelle nieder und fleht mit ausgebreiteten Armen, wie ein kleiner Kerub: »Vater! Mutter! Euren Segen!«

Sie weint nicht, die tapfere Kleine. Aber ihre kleinen Lippen zittern und die von einem inneren Schluchzen bebende Stimme gleicht mehr denn je dem bangen Klagen der Turteltaube. Das Gesichtchen ist bleicher; das Auge hat den Ausdruck der ergebenen Angst, die ich noch viel stärker auf dem Kalvarienberg sah, wo man sie nicht mehr ansehen konnte, ohne tief darunter zu leiden.

Die Eltern segnen und küssen sie. Einmal, zweimal, zehnmal. Sie können es nicht genug tun . . . Elisabet weint still, und Zacharias ist, obwohl er es nicht zeigen will, gerührt.

Sie verlassen das Haus, Maria zwischen Vater und Mutter, davor Zacharias und seine Frau. Sieh, schon sind sie innerhalb der Tempelmauern.

»Ich gehe zum Hohenpriester. Ihr steigt hinauf zur großen Terrasse.«

Sie durchqueren drei Höfe und drei übereinanderliegende Vorhallen, und nun sind sie zu Füßen des mit Gold beschlagenen, großen

Marmorwürfels gelangt. Jede Kuppel, gewölbt wie eine riesige, halbe Orange, blitzt in der Sonne, die jetzt am Mittag senkrecht auf den weiten Vorhof fällt, der das feierliche Gebäude umgibt. Auch der weite Platz und die breite Treppe, die zum Tempel führt, sind mit Licht erfüllt. Nur die Säulenhalle, die der Fassade entlang der breiten Treppe gegenüberliegt, liegt im Schatten, und die hohe Pforte aus Bronze und Gold erscheint noch dunkler und feierlicher bei soviel Licht.

Maria leuchtet stärker als Schnee in dieser hellen Sonne. Nun ist sie zwischen Vater und Mutter zu Füßen der breiten Treppe. Wie muß den dreien das Herz schlagen! Elisabet befindet sich auf der Seite Annas, ein wenig hinter ihr.

Ein silberner Trompetenklang und die Pforte dreht sich in den bronzenen Angeln. Das Innere zeigt sich mit seinen Lampen im Hintergrund, und ein festlicher Zug kommt auf den Ausgang zu. Ein feierlicher Zug unter dem Schall der silbernen Trompeten, den Wolken von Weihrauch und den Lichtern.

Nun ist der Zug auf der Schwelle, angeführt vom Hohenpriester. Ein würdevoller Greis, gekleidet in feinste Leinwand, darüber eine kürzere Tunika, ebenfalls aus Leinwand, und über dieser eine Art Priestergewand, ein Mittelding zwischen dem Priestergewand und jenem eines Diakons, sehr farbenreich: Purpur und Gold, Violett und Weiß wechseln sich ab und leuchten wie Edelsteine in der Sonne. Zwei echte Juwelen glänzen noch viel lebhafter auf den Schultern des Hohenpriesters; vielleicht sind es Schnallen in einer kostbaren Fassung. Auf der Brust ein breites Schild mit strahlenden Edelsteinen, das an einer goldenen Kette hängt. Quasten und Verzierungen leuchten unten an der kurzen Tunika, und Gold glänzt auf der Stirn über der Kopfbedeckung, die mich an die der orthodoxen Priester erinnert, deren Mitra kuppelförmig ist und nicht spitz wie die der Katholiken.

Die feierliche Persönlichkeit tritt allein hervor bis zur Freitreppe und steht nun im Gold der Sonne, die sie noch mächtiger erscheinen

läßt. Die anderen warten, einen Halbkreis bildend, vor der Pforte im Schatten des Säulenganges. Auf der linken Seite befindet sich eine weiße Gruppe von Mädchen mit der Prophetin Hanna und anderen älteren Frauen, offenbar Erzieherinnen.

Der Hohepriester schaut auf die Kleine und lächelt. Sie muß ihm sehr klein erscheinen zu Füßen der großen Treppe, die eines ägyptischen Tempels würdig ist! Er erhebt die Arme zum Himmel, um zu beten. Alle neigen ihr Haupt, wie überwältigt von der priesterlichen Majestät, die mit der ewigen Majestät in Verbindung steht.

Und sieh da. Er macht Maria einen Wink. Sie löst sich von Mutter und Vater wie verzückt und steigt empor und lächelt. Sie lächelt im Schatten des Tempels, dort, wo der kostbare Vorhang herabwallt. Jetzt ist sie oben angelangt vor den Füßen des Hohenpriesters, der ihr die Hände auf das Haupt legt.

Das Opfer ist angenommen worden. Hatte der Tempel je eine reinere Opfergabe gesehen?

Dann wendet sich der Hohepriester um; er legt ihr die Hand auf die Schulter, wie um sie, das makellose Lämmlein, zum Altar zu führen; er geleitet sie zum Tor des Tempels, und bevor er sie eintreten läßt, fragt er sie: »Maria, Tochter Davids, kennst du dein Gelübde?«

Auf das mit dem silbernen Stimmchen gesprochene »Ja«, ruft er: »Tritt ein, wandle in meiner Gegenwart und sei vollkommen!« [Gen 17,1]. Maria tritt ein, der Schatten verschlingt sie, und die Gruppen der Jungfrauen und der Meisterinnen, dann auch die der Leviten, verdecken sie immer mehr und trennen sie . . .

Sie ist verschwunden . . . Jetzt drehen sich auch die Pfortenflügel in ihren harmonischen Angeln. Ein immer enger werdender Spalt erlaubt, den festlichen Zug noch zu sehen; jetzt ist es nur noch ein Faden, jetzt nichts mehr. Das Tor ist geschlossen.

Auf den letzten Akkord der klingvollen Angeln antwortet ein Schluchzen der beiden betagten Eltern und ein einziger Ruf: »Maria, Tochter!« Dann ein Seufzen der beiden, die sich gegenseitig anrufen: »Anna!«, »Joachim!« und schließlich sagen: »Ehre sei dem Herrn, der sie aufnimmt in sein Haus und sie auf ihren Wegen leitet!«

14 »Die ewig Jungfräuliche hat nur einen Gedanken: ihr Herz hinzurichten auf Gott«

Jesus spricht:

»Der Hohepriester hatte gesagt: „Wandle in meiner Gegenwart und sei vollkommen!“ Der Hohepriester wußte nicht, daß er zu einer Frau sprach, die in ihrer Vollkommenheit nur Gott nachstand. Aber er sprach im Namen Gottes, und daher war seine Anweisung heilig. Heilig ganz besonders ihr gegenüber, die „voll der Weisheit“ war.

Maria hatte es verdient, daß die „Weisheit sich ihrer annahm und sich ihr zuerst zeigte“, denn „von Anbeginn hatte sie an ihrer Pforte gewacht, und im Verlangen, unterwiesen zu werden, wollte sie rein sein, um die vollkommene Liebe zu erlangen und zu verdienen und sie als Lehrmeisterin zu haben“ [Spr 8,17–34].

In ihrer Demut wußte sie nicht, daß sie sie schon besaß, bevor sie geboren wurde (d. h. schon bei der Empfängnis), und daß die Vereinigung mit der Weisheit nur die Fortsetzung der göttlichen Herzschläge im Paradiese war. Sie konnte sich das nicht vorstellen. Und als Gott geheimnisvolle Worte in der Stille ihres Herzens sprach, so dachte sie in ihrer Demut, es seien vom Hochmut eingeflöste Gedanken. Sofort erhob sie ihr unschuldiges Herz zu Gott und flehte ihn an: „Habe Erbarmen mit deiner Dienerin, o Herr!“

Oh! wirklich, die wahre Weise, die ewig Jungfräuliche, hat von Anfang an nur einen Gedanken gehabt: Ihr Herz zu Gott hinzuwenden, zu wachen für den Herrn, zu beten vor dem Allerhöchsten, um Verzeihung zu bitten für die Schwächen ihres Herzens, an die sie in ihrer Demut glaubte; und sie wußte dabei noch nicht, daß sie im voraus für die Sünder um Vergebung bat, wie sie es später zu Füßen des Kreuzes zusammen mit ihrem sterbenden Sohn getan hatte.

„Wenn dann der große Herr es will, wird sie erfüllt sein vom Geist der Einsicht“ [Sir 39,6]. Dann wird sie auch ihre erhabene Sendung begreifen. Jetzt ist sie nichts weiter als ein Kind, das im heiligen Frieden des Tempels immer mehr ihr Reden, ihre Gefühle und ihre Erinnerungen mit Gott verbindet.

Das ist für alle.

Und dir, kleine Maria Valtorta, hat der Meister dir nichts Persönliches zu sagen? „Wandle in meiner Gegenwart und sei vollkommen!“ Ich ändere diesen heiligen Ausspruch leicht und richte ihn an dich, als Befehl: „Sei vollkommen in der Liebe, vollkommen in der Hochherzigkeit, vollkommen im Leiden!“

Schau noch einmal auf die Mutter und betrachte das, was so viele nicht wissen oder nicht wissen wollen, weil der Schmerz für ihren Geschmack und für ihren Geist zu bitter ist. Der Schmerz! Maria hat ihn gekannt von der ersten Stunde ihres Lebens an. Vollkommen sein, wie sie es war, bedeutete auch, eine vollkommene Empfindsamkeit besitzen. Daher mußte ihr das Opfer viel schwerer erscheinen; deshalb aber war es auch verdienstvoller. Wer Reinheit besitzt, besitzt Liebe; wer Liebe hat, hat Weisheit; wer Weisheit besitzt, besitzt Hochherzigkeit und Heldentum; er weiß, warum er sich opfert.

Erhebe deinen Geist, auch wenn das Kreuz dich niederdrückt, dich zerreißt, dich tötet! Gott ist mit dir!«

15 Der Tod von Joachim und Anna

Jesus spricht:

»Wie bei einer schnellen Abenddämmerung im Winter, bei der ein Schneesturm die Wolken am Himmel häuft, so wurde es über dem Leben meiner Großeltern schnell Nacht, nachdem ihre „Sonne“ sich vor dem heiligen Vorhang des Tempels niedergelassen hatte, um dort zu erstrahlen.

Aber ist nicht gesagt worden: „Die Weisheit gibt Leben ihren Kindern, nimmt unter ihren Schutz diejenigen, die sie suchen ... Wer sie liebt, liebt das Leben, und wer vor ihr wacht, erfreut sich ihres Friedens. Wer sie besitzt, der wird das Leben erben ... Wer ihr dient, wird dem Heiligen gehorchen, und wer sie liebt, wird von Gott sehr geliebt ... Wer an sie glaubt, wird sie zur Erbschaft haben, und sie wird seiner Nachkommenschaft sicher sein. Zuerst erwählt sie ihn; dann sendet sie ihm Ängste, Furcht und Prüfungen; sie wird ihn quälen mit der Geißel ihrer Zucht, bis seine Gedanken von ihr erfüllt sind und sie ihm trauen kann. Dann aber wird sie ihm Beständigkeit geben; sie wird sich ihm wieder zuwenden, ihn geradeaus führen

und ihm Zufriedenheit geben. Sie wird ihm ihre Geheimnisse aufdecken, wird in ihn die Schätze ihres Wissens und ihrer Einsicht in die Gerechtigkeit legen.“ [Sir 4,12–21].

Ja, all das ist schon gesagt worden. Die Bücher der Weisheit gelten für alle Menschen, da sie in ihnen einen Spiegel ihrer Lebensführung und einen Führer haben. Glückliche aber sind jene, die unter die geistigen Liebhaber der Weisheit gezählt werden können.

Ich habe mich in meiner irdischen Verwandtschaft mit Weisen umgeben. Anna, Joachim, Josef, Zacharias und noch mehr Elisabet und der Täufer, waren sie nicht wirklich weise? Ich will nicht von meiner Mutter sprechen, in der die Weisheit sich niedergelassen hatte.

Von der Jugend bis zum Grab hatte die Weisheit meine Großeltern eine gottgefällige Lebensweise gelehrt, und wie ein Zelt vor den Furien der Elemente schützt, so wurden sie von jener vor der Gefahr der Sünde bewahrt. Die heilige Gottesfurcht ist die Wurzel des Baumes der Weisheit, der seine Zweige ausstreckt, um mit seinem Gipfel die stille Liebe in ihrem Frieden zu erreichen, die friedliche Liebe in ihrer Sicherheit, die sichere Liebe in ihrer Treue, die treue Liebe in ihrer Glut, die vollkommene, hochherzige, tätige Liebe der Heiligen.

„Wer die Weisheit liebt, liebt das Leben“, sagt der Ekklesiastikus [Sir 4,13–14]. Aber dasselbe besagt auch mein Wort: „Wer sein Leben verliert um meiner Liebe willen, wird es retten“ [Mt 16,25; Mk 8,35; Lk 9,24]. Denn da ist nicht die Rede vom armen Leben dieser Erde, sondern von dem ewigen; nicht von den Freuden einer Stunde, sondern von den unsterblichen.

Joachim und Anna haben sie in diesem Sinn geliebt. Und sie war mit ihnen in ihren Prüfungen. Oh, wie viele von euch möchten, ohne von Grund auf böse zu sein, nie weinen und leiden müssen! Wieviel aber hatten diese Gerechten zu leiden, die es verdienten, Maria als Tochter zu besitzen!

Politische Verfolgungen, die sie aus dem Land Davids vertrieben, ließen sie aufs äußerste verarmen. Die Traurigkeit, ihre Jahre verfließen zu sehen, ohne daß eine Blüte ihnen gesagt hätte: „In mir lebt

ihr weiter!“ Und später das Bangen, sie nie als Frau aufblühen zu sehen, da sie ihnen erst im Alter geschenkt worden war. Schließlich der Schmerz, sie sich vom Herzen reißen zu müssen, um sie auf dem Altar Gottes niederzulegen. Nun mußten sie in einem noch größeren Schweigen leben, nun, da sie sich an das Gurren ihrer Turteltaube, an das Geräusch ihrer Schrittchen, an das Lächeln und an die Küsse ihres Kindes gewöhnt hatten. In diesen Erinnerungen sollten sie die Stunde Gottes abwarten. Und weiter: Krankheiten, Heimsuchungen durch Unwetter, durch die Anmaßung der Mächtigen ... So viele Rückschläge in der schwachen Burg ihres bescheidenen Wohlstandes. Damit noch nicht genug: die Sorge um ihr fernes Kind, das allein und arm ist, und das trotz aller Mühe und Opfer nur mit einem Rest des väterlichen Besitztums zurückbleiben wird. Und wie wird sie es vorfinden, wenn es jahrelang unbebaut geblieben ist, verschlossen in Erwartung ihres Kommens? Befürchtungen, Ängste, Prüfungen und Versuchungen. Aber Treue, Treue, immer Treue Gott gegenüber. Die Versuchung war groß: nicht zu verzichten auf den Trost der Tochter in der Zeit, da ihr Leben sich seinem Ende zuneigte.

Aber die Kinder gehören noch vor den Eltern Gott. Und jedes Kind kann sagen: „Weißt du nicht, daß ich die Belange des Vaters im Himmel tun muß?“ [Lk 2,49]. Jeder Vater und jede Mutter muß lernen, sich so zu verhalten, wie Maria und Josef im Tempel, wie Anna und Joachim im Haus von Nazaret, das immer leerer und trauriger wurde, in dem aber eins sich nicht verminderte und vielmehr immer anwuchs: die Heiligkeit der beiden Herzen, die Heiligkeit einer Ehe.

Was bleibt dem kranken Joachim und seiner leidenden Gattin als Lichtstrahl an den langen und stillen Abenden, in denen sie den nahen Tod fühlen? Die Kleidchen, die ersten Sandälchen, das einfache Spielzeug ihrer fernen Kleinen und die Andenken, die Erinnerungen. Aber es erfüllt sie auch ein großer Friede; denn sie können sich sagen: „Ich leide, aber ich habe meine Pflicht getan aus Liebe zu Gott.“

Und sieh, da steigt in ihnen eine übermenschliche Freude auf in

einem himmlischen Licht, das den Kindern der Welt unbekannt ist und das sich nicht verdunkelt, wenn es auf die schweren Auglider zweier Sterbender fällt, sondern in der letzten Stunde noch heller leuchtet und Wahrheiten offenbart, die während des ganzen Lebens in ihrer Seele geschlummert haben, sozusagen wie die in den Puppen eingeschlossenen Schmetterlinge, die nur durch leicht schimmernde Bewegungen von ihrem Dasein Zeichen geben, während sie jetzt ihre Sonnenschwinge öffnen, so daß die Worte sichtbar werden, die zur Zierde auf ihnen stehen. Und das Leben erlöscht in dem Bewußtsein einer seligen Zukunft für sie und ihre Nachkommenschaft und mit einem Segensspruch auf den Lippen für ihren Gott.

So war der Tod meiner Großeltern. So entsprach er ihrem heiligen Leben. Wegen ihrer Heiligkeit verdienten sie, die ersten Hüter der von Gott Geliebten zu sein, und erst als sich an ihrem Lebensabend eine noch größere Sonne zeigte, erahnten sie die Gnade, die Gott ihnen zuteil hatte werden lassen. Wegen ihrer Heiligkeit hatte Anna keine Geburtswehen ertragen müssen und stattdessen die von ekstatischem Glück begleitete Geburt der Makellosen erlebt. Für beide gab es keine Agonie, nur eine Mattigkeit, die erlosch, wie ein Stern sanft erlöscht, wenn die Sonne in der Morgenröte aufgeht. Und wenn sie auch nicht den Trost hatten, mich, die fleischgewordene Weisheit, zu besitzen wie Josef, so war ich doch bei ihnen und sagte ihnen, gebeugt über ihre Kissen, erhabene Worte, um sie in Frieden einschlafen zu lassen in der Erwartung des Triumphes.

Da höre ich jemanden fragen: „Warum brauchten sie nicht zu leiden beim Gebären und in der Todesstunde, da sie doch Kinder Adams waren?“ Und ich antworte ihm: „Wenn der Täufer, als Adamssohn mit der Erbsünde empfangen, vor seiner Geburt geheiligt wurde, weil er in meine Nähe gekommen war, der ich im Schoß meiner Mutter gegenwärtig war, sollte da keinen Gnadenvorzug haben die heilige Mutter der Heiligen, der Makellosen, der von Gott Bewahrten, die einen Gott in sich trug in ihrem fast göttlichen Geist

und in ihrem keimenden Herzen, die sich nie von ihm getrennt hatte, seit sie vom Vater erdacht worden war und schließlich heimkehrte, um Gott vollkommen zu besitzen im Himmel in der glorreichen Ewigkeit?“ Und ich füge noch hinzu: „Das gute Gewissen verleiht einen guten Tod, und die Gebete der Heiligen erlangen euch ein seliges Sterben.“

Joachim und Anna hatten ein ganzes Leben guten Gewissens hinter sich, und dieses diente ihnen als Führer zum Himmel; und sie hatten die „Heilige“ in Anbetung vor dem Altar Gottes. Sie betete für die von ihr getrennten Eltern, die bei ihr nach Gott, dem höchsten Gut, kamen; sie liebte sie, wie es das Gesetz und auch das unendliche Herz verlangen, jedoch mit einer übernatürlich vollkommenen Liebe.«

16 »Du sollst die Mutter des Gesalbten sein«

Erst gestern, Freitagabend, wurde mein Geist erleuchtet zum Schauen; ich habe aber nichts anderes gesehen als ...

... eine ganz junge Maria: eine höchstens zwölfjährige Maria, deren Gesichtchen nicht mehr das Rundliche der Kindheit hat, wohl aber schon die künftigen Züge der Frau im Oval, das sich verlängert. Auch die Haare fallen nicht mehr mit ihren Locken aufgelöst über den Hals herab; sie sind in zwei schwere Zöpfe von blassem Gold geflochten und wie mit Silber gemischt, so hell sind sie; sie bedecken die Schultern und reichen bis zu den Hüften. Der Blick ist nachdenklicher und reifer geworden, obgleich das Gesicht noch immer kindliche Züge aufweist. Ein schönes, reines Mädchen, das ganz in Weiß gekleidet in einer kleinen, weißen Kammer näht. Durch das weit geöffnete Fenster ist das mächtige zentrale Gebäude des Tempels sichtbar mit allen Treppen, den Höfen und den Säulengängen; dann die Umfassungsmauern und jenseits die Stadt mit ihren Gassen, Häusern und Gärten, und im Hintergrund der grüne Gipfel des Ölberges.

Sie näht und singt mit leiser Stimme. Ich weiß nicht, ob es ein heiliger Gesang ist. Er lautet:

»Wie ein Stern im klaren Gewässer,
ein Licht mir leuchtet im Herzensgrund.
Seit meiner Kindheit weicht es nicht von mir,
und es geleitet mich sanft, voller Liebe.

Im Grund des Herzens tönt ein Gesang.
Woher mag er wohl kommen?
O Mensch, du weißt es nicht.
Von dort, wo der Heilige wohnt.

Ich schaue auf meinen hellen Stern,
ich will nichts, was nicht so ist,
und sei es noch so süß und teuer,
wie dieses sanfte Licht, das ganz mir gehört.

Du hast mich getragen von den Himmelshöhen,
Stern, hinein in einen Mutterschoß.
Du lebst jetzt in mir, doch hinter den Schleiern
sehe ich das Antlitz des Vaters.

Wann gibst du deiner Magd die Ehre,
die demütige Magd des Erlösers zu sein?
Sende uns, sende uns vom Himmel den Messias!
Heiliger Vater, nimm das Opfer Marias an!«

Maria schweigt, lächelt und seufzt; dann fällt sie zum Gebet auf die Knie. Ihr Antlitz ist ganz Licht. Hochaufgerichtet zum klaren Blau eines schönen Sommerhimmels scheint sie die ganze Lichtfülle

einzuatmen und wieder auszustrahlen. Oder besser noch: aus ihrem Inneren scheint eine verborgene Sonne Licht auszustrahlen, den rosa Schnee der Haut Marias zu entzünden und sich über die Dinge zu ergießen, selbst über die Sonne, die auf die Erde scheint, Segen spendet und viel Gutes verheißt.

Während Maria sich anschickt, sich nach ihrem liebeglühenden Gebet zu erheben, und ihr Antlitz in leuchtendem Entzücken glüht, tritt die Greisin Hanna des Penuël ein. Erstaunt oder wenigstens voller Bewunderung über die Haltung und den Anblick Marias bleibt sie stehen. Dann ruft sie: »Maria!«, und das Mädchen wendet sich um mit einem Lächeln, das neu, aber nicht weniger schön ist, und grüßt: »Hanna, der Friede sei mit dir!«

»Hast du gebetet? Hast du nie das Gefühl, genug gebetet zu haben?«

»Das Gebet würde mir genügen, aber ich spreche mit Gott. Hanna, du kannst nicht wissen, wie nahe ich mich ihm fühle. Mehr als nahe: er ist in meinem Herzen. Gott möge mir solchen Übermut verzeihen. Aber ich fühle mich nicht allein. Siehst du, dort in jenem Haus von Gold und von Schnee, hinter dem doppelten Vorhang, befindet sich der Heilige der Heiligen. Nie vermag ein Auge, abgesehen von dem des Hohenpriesters, auf den Sühnealtar zu blicken, auf dem die Herrlichkeit des Herrn ruht. Aber ich brauche diesen doppelten Vorhang, der sich bewegt beim Gesang der Jungfrauen und Leviten und duftet von kostbarem Weihrauch, nicht mit ehrfurchtsvoller Seele anzuschauen, wie um das doppelte Gefüge zu durchbohren und das Zeugnis des Bundes durchleuchten zu lassen. Ja, ich schaue ihn an. Fürchte nicht, daß ich es nicht mit ehrfürchtigem Auge tue, wie jeder Sohn Israels! Fürchte nicht, daß der Stolz mich blende bei dem Gedanken an das, was ich dir sage! Ich schaue ihn an, und es gibt keinen Knecht im Volk Gottes, der das Haus Gottes, seines Herrn, demütiger anschaut, als ich es tue, die ich überzeugt bin, die Geringste von allen zu sein. Aber was sehe ich? Was stelle ich mir vor hinter dem Vorhang? Ein Zelt. Und was hinter ihm? ...

Wenn ich mir aber ins Herz blicke, da sehe ich Gott leuchten in seiner Herrlichkeit der Liebe, und er sagt zu mir: „Ich liebe dich“, und ich sage zu ihm: „Ich liebe dich“, und ich schmelze dahin und richte mich auf bei jedem Herzschlag bei diesem gegenseitigen Kuß ...

Ich bin mitten unter euch, meine teuren Lehrmeisterinnen und Gefährtinnen. Aber ein Kreis von Flammen sondert mich von euch ab. In dem Kreis befinden sich Gott und ich. Und ich sehe euch durch das Feuer Gottes, und so liebe ich euch ... Aber ich kann euch nicht dem Fleisch nach lieben und nie werde ich jemanden dem Fleisch nach lieben. Meine einzige Liebe ist Er, der mich liebt, und zwar dem Geiste nach. Ich kenne mein Los. Das Gesetz Israels will, daß jedes Mädchen eine Braut werde, und jede Braut eine Mutter [Gen 1,28; 9,1; Tob 8,9; Num 36,6–10; 1 Tim 5,14]. Ich will dem Gesetz gehorchen; ich gehorche aber auch der Stimme, die mir sagt: „Ich will dich.“ Jungfrau bin ich und werde ich sein. Wie werde ich es machen können? Die süße, unsichtbare Gegenwart, die mit mir ist, wird mir helfen, denn sie will es; ich fürchte mich nicht.

Ich habe keinen Vater und keine Mutter mehr ... und der Ewige allein weiß, wie dieser Verlust alles, was menschlich in mir war, verbrannt hat. Es verbrannte, und ich erlitt einen tiefen Schmerz. Jetzt habe ich nichts mehr als Gott. Ihm gehorche ich daher blindlings ... Ich hätte es auch gegen den Willen des Vaters und der Mutter getan; denn die Stimme lehrt mich, daß der, der ihr folgen will, an Vater und Mutter, an den lieben Wächtern der äußeren Mauern eines Kinderherzens, vorüberschreiten muß. Die Eltern wollen ihre Kinder auf ihre Weise zum Glück führen ... und sie wissen nicht, daß es andere Wege gibt, deren Freude und Friede unendlich sind ... Ich hätte auf Kleider und Mantel verzichtet, um der Stimme zu folgen, die mir sagt: „Komm, du meine Geliebte, meine Braut!“ Alles hätte ich zurückgelassen, sowohl die Tränen – denn ich hätte geweint, weil ich ihnen nicht hätte gehorchen können – als auch die Rubinen meines Blutes – denn auch dem Tod hätte ich getrotzt, um der rufenden Stimme zu folgen; sie hätten ihnen gesagt, daß es noch etwas

Größeres und Süßeres gibt als die Liebe zu Vater und Mutter: die Stimme Gottes.

Aber jetzt hat mich sein Wille auch von diesen Banden der Kindesliebe gelöst. Meine Eltern waren zwei Gerechte, und Gott sprach sicher in ihnen, wie er in mir spricht. Sie waren der Gerechtigkeit und der Wahrheit gefolgt. Wenn ich an sie denke, stelle ich sie mir in der Ruhe der Erwartung unter den Patriarchen vor, und ich beschleunige mit meinem Opfer die Ankunft des Messias, um ihnen die Pforten des Himmels zu öffnen. Auf Erden bin ich es, die mich lenkt, oder vielmehr, es ist Gott, der seine arme Dienerin lenkt und ihr seine Gebote vorschreibt; und ich erfülle sie, denn sie zu erfüllen ist eine Freude. Wenn die Stunde kommt, werde ich meinem Bräutigam mein Geheimnis mitteilen ... und er wird es annehmen.«

»Aber Maria ... welche Worte werden dir helfen, ihn zu überreden? Du wirst die Liebe eines Menschen, das Gesetz und das Leben gegen dich haben.«

»Auf meiner Seite aber habe ich Gott ... Gott wird das Herz des Bräutigams dem Licht öffnen ... Das Leben wird die Stachel der Sinne verlieren und eine Blume werden, die den Duft der Liebe hat. Das Gesetz ... Hanna, nenne mich nicht eine Gotteslästerin ... aber ich glaube, das Gesetz wird geändert werden. Von wem, fragst du, da es göttlich ist? Von dem einzigen, der es ändern kann: von Gott. Die Zeit ist nahe, näher als ihr denkt, ich sage es euch. Denn bei der Lesung Daniels [Dan 9,24] entzündet sich im Innersten meines Herzens ein großes Licht, und mein Geist erfaßt den Sinn der geheimnisvollen Worte. Abgekürzt werden die sieben Wochen durch die Gebete der Gerechten. Verändert sich so die Zahl der Jahre? Nein. Prophezeiungen lügen nicht. Aber weder der Lauf der Sonne, noch der des Mondes ist das Maß der prophetischen Zeit; daher sage ich: „Die Stunde ist nah, die das Wimmern des von der Jungfrau Geborenen hören wird.“

Oh! Oh! möchte dieses Licht, das mich liebt und das mir soviel mitteilt, mir sagen, wo die Glückliche ist, die ihrem Volk den Sohn

und den Messias gebären wird! Barfuß würde ich die Welt durch-eilen, weder Kälte und Eis, noch Hitze und Staub, noch Tiere und Hunger würden mich daran hindern, zu ihr zu gelangen und ihr zu sagen: „Gestatte deiner Dienerin und der Magd der Knechte des Gesalbten, unter deinem Dach zu leben. Ich werde den Mühlstein drehen und die Presse; als Sklavin mich an die Mühle stellen; deine Herde will ich hüten und die Windeln deines Kindes waschen; setze mich in deine Küche, stelle mich an deinen Ofen ... wohin du willst; aber nimm mich an! Damit ich ihn sehe! Seine Stimme höre! Seinen Blick auffange!“ Und wenn sie mich nicht wollte, so würde ich an ihrer Tür von Almosen und Spott leben, unter freiem Himmel und heißer Sonne, nur um die Stimme des Messias Kindes und das Echo seines Lachens zu hören; um ihn vorübergehen zu sehen und vielleicht eines Tages von ihm ein Scherflein Brot zu erhalten ... Oh! wenn auch der Hunger meine Eingeweide zerreißen und ich ohnmächtig werden sollte nach den größten Entbehrungen: ich würde dieses Brot nicht essen! Ich würde es wie ein Säcklein voller Perlen an mein Herz drücken und es küssen, um den Wohlgeruch der Hände des Gesalbten zu spüren, und ich hätte keinen Hunger und keine Kälte mehr; denn diese Berührung würde mir Verzückung und Wärme, Verzückung und Speise sein ... «

»Du solltest die Mutter des Gesalbten sein, da du ihn so liebst! Willst du deshalb Jungfrau bleiben?«

»Oh! nein. Ich bin Elend und Staub. Ich wage nicht, den Blick zur Herrlichkeit Gottes zu erheben. Und das ist der Grund, weshalb ich lieber in das Innere des Herzens schaue als auf den doppelten Vorhang, auf dessen anderer Seite ich die unsichtbare Gegenwart Jehovas weiß. Dort ist der furchtbare Gott des Sinai; hier aber in mir sehe ich unseren Vater, ein liebevolles Antlitz, das mir zulächelt und mich segnet; denn ich bin klein wie ein Vöglein, das der Wind mit sich trägt, ohne seine Schwere zu fühlen, und schwach wie der Stiel des wilden Maiblümchens, das nur zu blühen und Duft zu verbreiten weiß und dem Wind keine andere Kraft entgegenstemmt als

die seiner duftenden und reinen, süßen Sanftmut. Gott, mein Liebeshauch! Dem von Gott und einer Jungfrau geborenen, dem Heiligsten, kann nichts anderes gefallen als das, was er im Himmel zur Mutter erwählt hat und was ihm auf Erden vom himmlischen Vater spricht: die Reinheit. Wenn das Gesetz dies betrachten würde, wenn die Rabbinen, die es mit all den Spitzfindigkeiten ihrer Lehren versehen haben, ihren Sinn auf höhere Horizonte hinwenden würden, wenn sie sich eintauchen würden in das Übernatürliche, ohne das Menschliche und den eigenen Vorteil zu suchen, worüber sie das höchste Ziel vergessen . . . wenn sie das aufgeben würden, dann würden sie ihre Unterweisung vor allem auf die Reinheit hinrichten, damit der König Israels bei seiner Ankunft diese vorfinde. Mit dem Ölbaum des Friedfertigen, mit den Palmen des Triumphators streut Lilien, Lilien und immer wieder Lilien!

Wieviel Blut wird er vergießen müssen, um uns zu erlösen, der Heiland! Wieviel! Aus den tausend und tausend Wunden, die Jesaja am Mann der Schmerzen sah! [Jes 53,5]. Sieh, wie der Tau aus einem porösen Gefäß, fällt nun ein Regen von Blut.

Möge es nicht hinfallen, wo es Entheiligung und Gotteslästerung vorfindet, dieses göttliche Blut, sondern in Kelche von leuchtender Reinheit, die es aufnehmen und sammeln, um es dann über seelisch Kranke zu sprengen, über die Aussätzigen im Geiste und die für Gott Gestorbenen! Reicht ihm Lilien, Lilien, um mit dem weißen Gewand reiner Blütenblätter den Schweiß und die Tränen des Gesalbten zu trocknen! Gebt Lilien, gebt Lilien für das heilige Fieber des Märtyrers! Oh! Wo wird die Lilie sein, die dich trägt? Die deinen Durst stillen wird? Wo ist jener, den dein Blut röten und der sterben wird, indem er dich sterben sieht? Wo ist der, der weint über deinem blutentleerten Leib? Oh, Christus! Christus! Meine Sehnsucht! . . . « Maria schweigt, weinend und überwältigt.

Auch Hanna schweigt und sagt dann mit der reinen Stimme der bewegten Greisin: »Hast du mich noch anderes zu lehren, Maria? . . . «

Maria schüttelt sich. Sie muß wohl in ihrer Demut glauben, daß ihre Meisterin sie tadelt, denn sie sagt: »Oh! Verzeihung! Du bist die Meisterin, und ich bin ein armes Nichts. Aber diese Stimme steigt mir aus dem Herzen empor. Ich überwache sie gut, um nicht zu sprechen. Aber wie ein Fluß, dessen Wasser über die Ufer tritt und die Dämme durchbricht, so hat es mich erfaßt und ist durchgebrochen. Achte nicht auf meine Worte und demütige meine Anmaßung! Die geheimnisvollen Worte sollten verborgen bleiben in der geheimen Lade des Herzens, die Gott in seiner Güte beschenkte. Aber sie ist so liebevoll, diese unsichtbare Gegenwart, daß ich davon trunken bin ... Hanna verzeihe mir, deiner kleinen Magd!«

Hanna drückt sie an sich, und das faltenreiche, alte Antlitz bebzt und glänzt vom Weinen. Die Tränen bahnen sich zwischen den Falten einen Weg, wie Wasser auf einem trockenen Erdreich. Aber die alte Meisterin erregt kein Lachen; vielmehr bewirkt ihr Weinen höchste Verehrung.

Maria liegt in ihren Armen, das Gesichtchen an die Brust der greisen Meisterin gelehnt, und alles endet so.

17 »Sie schaute wieder, was ihr Geist in Gott gesehen hatte«

Jesus spricht:

»Maria dachte an Gott. Sie träumte von Gott; sie glaubte zu träumen. Sie tat nichts anderes, als wiederzusehen, was ihr Geist im Glanz des Himmels Gottes geschaut hatte, da sie erschaffen wurde, um mit dem auf der Erde empfangenen Leib vereint zu werden. Sie teilte mit Gott, wenn auch in viel geringerem Maß, so wie die Gerechtigkeit es verlangt, eine der Eigenschaften Gottes: die des Sich-Erinnerns, des Schauens und Vorausschauens, durch eine erhabene und vollkommene, nicht durch die Erbsünde verletzte Intelligenz.

Der Mensch ist nach dem Bild Gottes erschaffen worden. Eine der Ähnlichkeiten besteht in der Fähigkeit des von der Gnade erfüllten Geistes, sich zu erinnern, zu sehen und vorauszusehen. Das erklärt

die Fähigkeit, in der Zukunft zu lesen: eine Fähigkeit, die oft direkt aus dem Willen Gottes entspringt, andere Male aus der Erinnerung, die auftaucht, wie die Sonne am Morgen, und einen bestimmten Punkt des Horizontes der Jahrhunderte beleuchtet, der schon gesehen ward vom Schoß Gottes aus. Dies sind Geheimnisse, die zu hoch sind, als daß ihr sie voll begreifen könntet.

Aber denkt einmal nach! Diese höchste Intelligenz, dieser Gedanke, der alles weiß, diese Schau, die alles sieht, die euch erschuf durch einen Willensakt und mit einem Hauch seiner unendlichen Liebe und euch zu seinen Kindern machte durch euren Ursprung und zu seinen Söhnen durch eure Bestimmung: könnte sie etwas geben, was von ihr verschieden ist? Sie gibt es euch in unendlich kleinem Maß (nicht im pantheistischen, sondern im theologischen Sinn „einer Teilnahme an der göttlichen Natur“ zu verstehen). Denn das Geschöpf könnte den Schöpfer nicht umfassen. Aber dieser Teil ist vollkommen und vollständig in seiner Kleinheit.

Welch einen Schatz von Intelligenz hat Gott dem Menschen, dem Adam gegeben! Die Schuld hat sie verringert, aber mein Opfer vervollständigt sie wieder und öffnet euch ihrem Leuchten, ihrem Strömen und ihrem Wissen.

Erhabenheit des menschlichen Geistes, der durch die Gnade mit Gott verbunden ist. Er ist teilhaftig der Fähigkeit Gottes, zu erkennen.

Es gibt keinen andren Weg. Das sollen alle bedenken, die übernatürliche Geheimnisse begreifen möchten. Jede Erkenntnis, die nicht aus einer von der Gnade erfüllten Seele kommt – der aber ist nicht in der Gnade, der gegen das Gesetz Gottes handelt, das klar in seinen Geboten ist – kann nur von Satan kommen und entspricht schwerlich der Wahrheit, auch wenn sie Menschliches zum Gegenstand hat. Nie entspricht sie der Wahrheit, wenn es um Übermenschliches geht; denn der Dämon ist der Vater der Lüge und zieht euch mit auf den Pfad der Lüge. Es gibt keinen andren Weg, das Wahre zu erkennen, als den von Gott stammenden, der redet und spricht oder uns etwas

ins Gedächtnis ruft, wie ein Vater dem Sohn sein Vaterhaus ins Gedächtnis ruft und sagt: „Erinnerst du dich, als du mit mir dieses oder jenes tatest, dieses sahst oder jenes hörtest? Erinnerst du dich daran, als du von mir den Abschiedskuß erhieltst? Erinnerst du dich, als du mich das erste Mal sahst, die strahlende Sonne meines Antlitzes auf deiner jungfräulichen, eben erschaffenen und noch reinen Seele, die du, kaum daß sie aus mir hervorgegangen, befleckt und damit geschwächt hast? Erinnerst du dich, daß du in einer Regung der Liebe verstanden hast, was die Liebe ist, was das Geheimnis unseres Seins und unserer Entwicklung ist?“ Und was die beschränkte Fassungskraft des Menschen in der Gnade nicht erreicht, das ergänzt der Geist des Wissens, der spricht und unterweist.

Aber, um den Heiligen Geist zu besitzen, bedarf man der Gnade! Um die Wahrheit und das Wissen zu besitzen, bedarf es der Gnade. Um den Vater mit sich zu haben, ist Gnade erforderlich. Das Zelt, in dem die drei Personen wohnen, ist der Ort der Versöhnung, an dem der Ewige ruht und nicht aus einer Wolke spricht, sondern dem getreuen Sohn sein Antlitz enthüllt.

Die Heiligen (die Gerechten) erinnern sich Gottes und der Worte, die sie gehört haben vom Schöpfergeist und die die göttliche Liebe in ihrem Herzen erweckt, um sie wie Adler zur Betrachtung des Wahren und zur Erkenntnis der Zeit zu erheben.

Maria war die Gnadenvolle. Die ganze Gnade des Dreieinigen war in ihr. Die ganze Gnade des Einen und Dreieinen bereitete sie als Braut für die Hochzeit vor, als Brautgemach für das Kind, als Göttliche zur Mutterschaft und zu ihrer Sendung. Sie ist es, die den Kreis der Prophetinnen des Alten Testaments schließt und den der „Wortträger Gottes“ im Neuen Testament eröffnet.

Wahre Arche des Wortes Gottes, schaut sie hinein in ihr in Ewigkeit unverletztes Innere, entdeckt sie, geschrieben vom Finger Gottes auf ihr unbeflecktes Herz, die Worte des ewigen Wissens und erinnert sich wie alle Heiligen, sie bereits in ihrem unsterblichen Geist gehört zu haben beim Geborenwerden, von Gott, dem Vater und

Schöpfer allen Lebens. Und wenn sie sich nicht an alle ihre künftigen Aufgaben erinnert, so geschieht das, weil Gott in jeder menschlichen Vollkommenheit Lücken läßt nach dem Gesetz der göttlichen Klugheit, die Güte ist und Verdienst bedeutet für das Geschöpf.

Die zweite Eva, Maria, mußte sich ihren Verdiensteil als Mutter Christi durch einen treuen, guten Willen erwerben, den Gott auch in seinem Gesalbten haben wollte, um ihn zum Erlöser zu machen.

Der Geist Marias war im Himmel, Gemüt und Fleisch auf der Erde, und sie mußte Erde und Fleisch mit Füßen treten, um den Geist zu erreichen und ihn mit dem Heiligen Geist in fruchtbarer Umarmung zu verbinden.«

**18 »Gott wird dir den Bräutigam geben, und er
wird heilig sein, denn du vertraust auf Gott.
Du sollst ihm dein Gelübde bekennen«**

Welch eine Höllennacht! Es schien wirklich, als wären die Teufel auf die Erde gekommen. Kanonendonner, Lärm, Blitze, Gefahr, Furcht, Schmerz und das Leid, nicht in meinem eigenen Bett zu sein (infolge kriegerischer Ereignisse); und mit-tendrin, wie eine ganz weiße und liebliche Blume im Rauch und Durcheinander, Maria; Maria, ein wenig erwachsener als in der gestrigen Vision, aber immer noch sehr jung, mit blonden Zöpfen auf den Schultern, in ihrem weißen Kleid, mit ihrem sanften, gesammelten Lächeln: einem inneren Lächeln, hingerichtet auf das glorreiche Geheimnis, das sie im Herzen birgt. Ich verbringe die Nacht, indem ich Vergleiche zwischen ihrem sanften Anblick und der Grausamkeit der Welt anstelle, und ihre Worte von gestern morgen überdenke, ein Lied lebendiger Liebe, das ich mit dem Haß, der sich zerfleischt ... vergleiche ...

Heute morgen, zurückgekehrt in das Schweigen meines Zimmers, erlebe ich die folgende Szene:

Maria ist immer noch im Tempel. Jetzt kommt sie mit anderen Jungfrauen heraus aus dem wahren und eigentlichen Tempel Gottes, aus den Räumen in der Nähe des Heiligtums.

Es muß dort irgendeine Zeremonie stattgefunden haben, denn der Weihrauch breitet sich in der Luft aus, die rötlich gefärbt ist vom schönen Sonnenuntergang, ich möchte sagen, eines vorgerückten

Herbstes; denn der Himmel hängt an diesem heiteren Oktobertag ziemlich müde über den Gärten Jerusalems, in denen das Ockergelb der herabfallenden Blätter blondrote Flecken zwischen das Silbergrün der Olivenbäume legt.

Die Schar, vielmehr der weiße Schwarm der Mädchen durchquert den hinteren Säulengang, ersteigt die Stufen, durchrauscht einen Säulengang und betritt einen anderen, weniger prunkvollen, quadratischen Hof, der keine andere Öffnung hat als diesen Eingang. Es muß die Pforte zu den kleinen Behausungen jener Jungfrauen sein, die dem Tempeldienst geweiht sind; denn jedes Mädchen eilt auf seine Zelle zu wie ein Täubchen zu seinem Nest, und es sieht genau so aus, wie wenn ein Schwarm von Tauben sich auflöst. Viele, beinahe alle reden leise, aber fröhlich miteinander, bevor sie sich trennen. Maria schweigt. Bevor sie sich aber von den andren trennt, grüßt sie mit freundlicher Stimme, und begibt sie sich dann zu ihrem Kämmerlein, in einen Winkel zur Rechten.

Eine Lehrerin nähert sich ihr, nicht so alt wie Hanna des Penuël, aber doch schon in einem fortgeschrittenen Alter: »Maria, der Hohepriester erwartet dich.«

Maria schaut sie etwas erstaunt an, stellt aber keine Frage. Sie antwortet nur: »Ich werde mich schnell zu ihm begeben.«

Ich weiß nicht, ob der weite Saal, in den sie eintritt, zum Haus des Hohenpriesters gehört oder ob er noch ein Teil der Frauenwohnungen im Tempel ist. Ich weiß nur, daß er weit, hell und gut eingerichtet ist und daß sich in ihm außer dem prächtig gekleideten Hohenpriester auch Zacharias und Hanna des Penuël befinden.

Maria macht an der Schwelle eine tiefe Verneigung und bleibt stehen, bis der Hohepriester zu ihr sagt: »Tritt näher, Maria, fürchte dich nicht!« Nun richtet Maria sich auf, erhebt ihr Antlitz und schreitet langsam vorwärts, nicht widerwillig, sondern mit einem ungewöhnlichen Ausdruck von Feierlichkeit, der sie fraulicher erscheinen läßt.

Hanna lächelt ihr zu, um sie zu ermutigen, und Zacharias grüßt sie mit einem: »Der Friede sei mit dir, meine Base.«

Der Hohepriester beobachtet sie aufmerksam und sagt, zu Zacharias hingewendet: »In ihr erkennt man den Stamm Davids und Aarons.«

Dann fährt er fort: »Tochter, ich kenne deine Anmut und Güte. Ich weiß, daß du täglich in den Augen Gottes und der Menschen an Wissen und Gnade zunimmst. Ich weiß, daß die Stimme Gottes deinem Herzen die lieblichsten Worte zuraunt. Ich weiß, daß du die Blume des Tempels Gottes bist und daß ein dritter Kerub vor dem Tabernakel steht, seit du hier bist. Ich möchte gerne, daß dein Duft auch weiterhin mit dem Weihrauch aller Tage vor Gott aufsteige. Aber das Gesetz spricht andere Worte. Du bist nun kein Kind mehr, sondern eine Frau. Und jede Frau in Israel muß Gattin werden, um dem Herrn Knaben darzubringen. Du mußt dem Gesetz folgen. Fürchte dich nicht, erröte nicht! Ich kenne deine königliche Abstammung. Aber das Gesetz schützt dich mit der Verordnung, daß jedem Mann eine Frau aus seinem Stamm gegeben werde [Num 36,6–10]. Aber selbst, wenn es das nicht gäbe, ich würde dafür sorgen, daß dein edles Blut nicht verdorben wird. Kennst du niemanden aus deinem Stamm, der dir Bräutigam sein könnte?«

Maria erhebt ein von Schamhaftigkeit gerötetes Gesicht, während in den Winkeln der Augenwimpern erste Tränen aufschimmern, und mit zitternder Stimme antwortet sie: »Niemanden.«

»Sie kann niemanden kennen, denn sie trat in ihrer Kindheit hier ein, und der Stamm Davids ist zu sehr heimgesucht worden und zerstreut, als daß es möglich wäre, daß sich die verschiedenen Zweige zusammenfinden, um die Krone der königlichen Palme zu bilden«, sagt Zacharias.

»Dann überlassen wir Gott die Wahl!«

Die bisher zurückgehaltenen Tränen quellen nun hervor und fließen auf den zitternden Mund, und Maria wirft einen flehentlichen Blick auf ihre Meisterin.

»Maria hat sich dem Herrn geweiht zu seiner Ehre und zur Rettung Israels. Sie war noch ein Kind, das kaum zu buchstabieren ge-

lernt hatte, und schon hatte sie sich an das Gelübde gebunden ... « sagt Hanna, um ihr zu helfen.

»Ist das der Grund deines Weinens? Nicht der Trotz gegen das Gesetz?«

»Deswegen, wegen nichts anderem ... Ich gehorche dir, Hoherpriester Gottes.«

»Das bekräftigt, was mir immer von dir gesagt wurde. Seit wie langer Zeit bist du Gott als Jungfrau geweiht?«

»Seit jeher, glaube ich. Ich war noch nicht im Tempel, und schon hatte ich mich dem Herrn geschenkt.«

»Aber bist du nicht die Kleine, die mich vor zwölf Frühlingen gebeten hat, eintreten zu dürfen?«

»Ich bin es.«

»Aber wie kannst du sagen, daß du schon damals Gott gehörtest?«

»Soweit ich zurückschaue, sehe ich mich als Jungfrau ... Ich erinnere mich nicht an die Stunde, da ich geboren wurde; auch nicht daran, wie ich langsam begann, meine Mutter zu lieben und zu meinem Vater zu sagen: „O Vater, ich bin deine Tochter ...“ Aber ich erinnere mich, obwohl ich nicht sagen kann, wann es geschah, daß ich Gott mein Herz geschenkt habe. Vielleicht war es beim ersten Kuß, den ich zu geben vermochte, beim ersten Wort, das ich sprechen, beim ersten Schritt, den ich machen konnte ... Ja, ich glaube, daß die erste Erinnerung an diese Liebe mit meinen ersten, sicheren Schritten verbunden ist ... Mein Haus ... mein Haus hatte einen Garten voller Blumen ... hatte einen Obstgarten und Felder ... Und eine Quelle im Hintergrund war dort, am Fuß des Hügels, und sprudelte hervor aus einem ausgehöhlten Felsen, der eine Grotte bildete ... Der Hügel war mit langen und feinen Gräsern bedeckt, die wie ein grüner Wasserfall von allen Seiten herabregneten, und es schien, als ob die leichten Blättchen und Zweige, die einer Verzierung glichen, weinten, wenn ihre Wassertröpfchen beim Niederfallen wie kleine Glöcklein anklangen. Auch die Quelle sang. Und es gab dort auch Vöglein auf den Ölbäumen, die auf dem Bergvorsprung oberhalb der Quelle

wuchsen, und die weißen Tauben kamen, sich zu waschen in dem klaren Spiegel dieser Quelle ... Ich erinnere mich nicht mehr an alles, denn ich hatte mein Herz ganz in Gott versenkt, und außer Vater und Mutter, die ich liebte während ihres Lebens und nach ihrem Tod, war alles auf dieser Erde fern von meinem Herzen ... du läßt mich nun daran denken, Hoherpriester ... Ich muß suchen, wann ich mich Gott weihte ... Und die Dinge der ersten Jahre tauchen in mir wieder auf ...

Ich liebte diese Grotte, denn viel lieblicher noch als der Gesang des Wassers und der Vögel erklang dort eine Stimme, die zu mir sagte: „Komm, meine Geliebte!“ Ich liebte diese Gräser mit ihren klingenden Diamantröpfchen, denn ich sah in ihnen das Zeichen meines Herrn, und ich verlor mich in den Worten: „Siehst du, wie groß dein Gott ist, meine Seele? Er, der die Zedern des Libanon gemacht hat für die großen Adler. Er hat diese Blättchen, die sich neigen unter der Last einer Fliege, zu deiner Augenweide und zum Schutz für deinen kleinen Fuß gemacht.“

Ich liebte das Schweigen der reinen Dinge: den leichten Wind, das silberne Wasser, die Einfalt der Tauben ... Ich liebte diesen Frieden, der auf der kleinen Grotte ruhte, der von den Apfel- und Olivenbäumen herabzuregnen schien, die bald in Blüten waren, bald alle köstliche Früchte trugen ... Und ich weiß nicht ... es schien mir, daß die Stimme zu mir, eigens zu mir, sagte: „Komm, du meine niedliche Olive; komm, du mein süßer Apfel; du verschlossener Quell; komm, du meine Traube!“ ... Süß ist die Liebe des Vaters und der Mutter, süß die Stimme, die mich rief ... Aber diese! Diese! Oh! Ich glaube, daß im irdischen Paradies jener, der dann schuldig wurde, dieselbe gehört hat, und ich weiß nicht, wie er das Zischen einer Schlange dieser Stimme der Liebe vorziehen, wie er ein anderes Wissen begehren konnte, das nicht von Gott war ... Mit den Lippen, die noch der Milch der Mutter bedurften, aber schon mit einem Herzen trunken von himmlischem Honig habe ich damals gesagt: „Sieh, ich komme! Dein bin ich! Kein anderer Herr wird meinen Leib besitzen außer

dir, o Herr; wie auch mein Geist keine andere Liebe kennt.“ Als ich diese Worte sagte, schien es mir, als hätte ich sie schon gesagt, als vollendete ich nur einen Ritus, der bereits vollzogen war, als wäre mir der vorausbestimmte Bräutigam nicht fremd; denn ich kannte schon seine Glut, meine Augen hatten sich in seinem Licht gebildet und meine Fähigkeit zu lieben hatte sich erfüllt in seinen Armen. Wann? ... Ich weiß es nicht. Jenseits des Lebens, möchte ich sagen; denn ich fühle, daß ich ihn immer besessen habe und daß er mich immer besessen hat und daß ich bin, weil er mich gewollt hat zur Freude seines und meines Geistes ...

Ich gehorche, Priester. Sage du mir, wie ich handeln soll ... Ich habe weder Vater noch Mutter. Sei du mein Führer!«

»Gott wird dir den Bräutigam geben, und er wird heilig sein, da du dich Gott anvertraust. Du sollst ihm dein Gelübde mitteilen.«

»Wird er es annehmen?«

»Ich hoffe es. Bete, Tochter, daß er dein Herz verstehe! Geh und bete! Gott möge dich immer begleiten!«

Maria zieht sich mit Hanna zurück, während Zacharias bei dem Oberpriester bleibt.

So endet die Vision.

19 Josef wird zum Bräutigam der Jungfrau bestimmt

Ich sehe einen reichen Saal mit schönem Fußboden, Vorhängen, Teppichen und mit Intarsien verzierten Möbeln. Er muß noch zum Tempel gehören, denn es sind Priester darin, unter ihnen auch Zacharias und viele Männer jeden Alters (zwischen 20 und 50 Jahren).

Sie sprechen leise, aber lebhaft miteinander. Sie scheinen in ängstlicher Erwartung, aber ich weiß nicht warum. Alle sind festlich gekleidet mit neuen Gewändern, oder wenigstens mit ganz frisch gewaschenen, als wären sie eigens für ein Fest hergerichtet. Viele haben die Kopfbedeckung, ein Leinentuch, abgenommen; andere haben sie noch auf dem Kopf, besonders die Alten, während die Jungen ihren

unbedeckten Kopf mit den dunkelblonden oder braunen Haare zeigen; nur einer ist kupferrot. Die Haare sind meist kurz geschnitten; aber es gibt auch einige mit langen, bis auf die Schultern wallenden Haaren. Es scheint, daß sich nicht alle kennen, denn viele beobachten sich neugierig. Aber sie scheinen doch irgendwie verwandt zu sein, denn man merkt, daß sie alle ein einziger Gedanke beherrscht.

In einem Winkel sehe ich Josef. Er spricht mit einem rüstigen älteren Mann. Josef ist etwas über dreißig. Ein schöner Mann mit kurzen, etwas krausen Haaren, die kastanienbraun sind, wie auch der Schnurrbart und der Bart, die ein schönes Kinn und die rotbraunen Wangen umschatten. Er hat dunkle, schöne, tiefe und sehr ernste, ich möchte fast sagen, etwas melancholische Augen. Wenn er aber lacht, wie jetzt, werden sie lebendig und jugendlich. Er ist ganz hellbraun gekleidet; einfach, aber sehr ordentlich.

Eine Gruppe von jungen Leviten kommt herein und stellt sich zwischen der Tür und einem langen schmalen Tisch auf, der nahe der Wand steht, in deren Mitte sich die weitgeöffnete Tür befindet. Nur ein Vorhang, der bis auf 20 cm zum Boden herabhängt, bedeckt die Leere.

Die Neugierde wächst. Sie wächst noch mehr, als eine Hand den Vorhang zur Seite zieht, um einen Leviten eintreten zu lassen, der auf den Armen ein Bündel trockener Zweige trägt, auf das ganz vorsichtig ein blühender Zweig gelegt worden ist; ein leichter Schaum weißer Blütenblätter, die kaum rötlich angehaucht sind. Der Levit legt das Bündel der Zweige mit großer Sorgfalt auf den Tisch, um das Wunder dieses blühenden Zweiges inmitten von so vielen dürrer Ästen nicht zu beschädigen.

Ein Raunen geht durch den Saal. Die Häse recken sich. Die Blicke werden durchdringender. Auch Zacharias, der mit den Priestern dem Tisch näher ist, sucht etwas zu erkennen. Aber er sieht nichts. Josef in seinem Winkel wirft kaum einen Blick auf das Bündel von Zweigen, und als sein Nachbar ihm etwas sagt, macht er eine abweisende Gebärde, als wollte er sagen: »Unmöglich!«, und lächelt.

Ein Trompetenstoß jenseits des Vorhanges! Alle schweigen und stellen sich in guter Ordnung auf, mit dem Blick zum Ausgang, der jetzt halbgeöffnet erscheint. Umgeben von den Ältesten tritt der Hohepriester ein. Alle verneigen sich tief. Der Priester geht zum Tisch und spricht aufrechtstehend:

»Ihr Männer aus dem Haus Davids, die ihr auf meine Ausschreibung hier versammelt seid, hört zu! Der Herr hat gesprochen, er sei gepriesen. Von seiner Herrlichkeit ist ein Strahl herabgestiegen, und wie die Frühlingssonne hat er einem trockenen Zweig Leben gegeben. Dieser hat auf wunderbare Weise geblüht, obwohl kein Zweig auf Erden heute in Blüte ist, am letzten Tag des Lichterfestes, während der Schnee, der auf den Höhen von Juda liegt, noch nicht geschmolzen ist; und so ist dieser der einzige weiße Glanz zwischen Zion und Betanien. Gott hat gesprochen und sich zum Vater und Beschützer der Jungfrau Davids gemacht, die keinen anderen zum Schutz hat als ihn. Heiliges Mädchen, Ruhm des Tempels und des Stammes Davids! Sie hat es verdient, daß durch ein Gotteswort der Name des Bräutigams bekannt wurde, der dem Ewigen genehm ist.

Ein gerechter muß derjenige sein, der vom Herrn als Hüter der ihm teuren Jungfrau erwählt wird! Somit mildert sich unser Schmerz, sie zu verlieren, und wird uns jede Sorge um ihr Schicksal als Braut genommen. Und dem von Gott Bezeichneten vertrauen wir mit aller Sicherheit die Jungfrau an, auf der Gottes Segen und auch der unsrige ruht. Der Name des Bräutigams ist Josef, der Sohn Jakobs aus Betlehem, vom Stamm Davids, Zimmermann zu Nazaret in Galiläa. Josef, komm her, der Hohepriester befiehlt es dir!«

Stimmengewirr. Köpfe, die sich drehen, Augen und Hände, die auf ihn weisen, enttäuschte Gesichter, Worte der Erleichterung. Der eine oder andere besonders unter den Älteren, muß froh sein, daß ihn dieses Los nicht getroffen hat.

Josef, rot und verlegen, tritt hervor. Jetzt befindet er sich vor dem Tisch, dem Priester gegenüber, den er ehrfürchtig grüßt.

»Kommt alle und schauet den Namen, der auf dem Zweig einge-

ritz ist; ein jeder nehme seinen Zweig, um sicher zu sein, daß kein Betrug vorliegt!«

Die Männer gehorchen. Sie blicken auf den Zweig, den der Hohepriester behutsam in der Hand hält, und nehmen ihren eigenen, den der eine zerbricht, der andere aufbewahrt. Alle schauen auf Josef. Der eine schaut und schweigt, der andere wünscht ihm Glück. Der ältere Mann, mit dem er vorher gesprochen hat, sagt: »Habe ich es dir nicht gesagt, Josef? Wer sich am unsichersten fühlt, siegt!« Alle sind an dem blühenden Zweig vorbeigegangen.

Der Hohepriester gibt ihn Josef; dann legt er ihm die Hände auf die Schulter und spricht: »Sie ist nicht reich, du weißt es, die Braut, die Gott dir gibt. Aber sie ist reich an Tugenden. Sei ihrer immer mehr würdig! Es gibt keine Blume in Israel, so lieblich und rein wie sie. Geht jetzt alle! Es bleibe Josef! Und du, Zacharias, als Verwandter, führe die Braut herbei!«

Alle gehen mit Ausnahme des Hohenpriesters und Josefs. Der Vorhang wird über den Ausgang gezogen.

Josef steht demütig neben dem majestätischen Hohenpriester. Ein kurzes Schweigen, dann sagt dieser zu ihm: »Maria hat dir ein Gelübde zu bekennen. Hilf ihr in ihrer Schüchternheit! Sei gut mit der Guten!«

»Ich werde meine Mannhaftigkeit in ihren Dienst stellen, und kein Opfer für sie wird mir zu schwer sein. Sei dessen versichert!«

Maria tritt ein mit Zacharias und Hanna des Penuël.

»Komm, Maria!« sagt der Priester. »Sieh, das ist der Bräutigam, den Gott für dich bestimmt hat. Es ist Josef von Nazaret. Du kehrt daher in deine Stadt zurück. Jetzt verlasse ich euch. Gott gebe euch seinen Segen! Der Herr möge euch behüten und segnen; er möge sich euch zeigen und allezeit Erbarmen mit euch haben! Er möge euch sein Antlitz zuwenden und euch den Frieden geben!«

Zacharias geht hinaus; er begleitet den Priester. Hanna beglückwünscht den Bräutigam, dann geht auch sie.

Die beiden Verlobten stehen nun einander gegenüber. Maria, die

errötet ist, steht mit geneigtem Haupt da. Josef, auch er etwas errötet, beobachtet sie und sucht nach den ersten Worten, die er an sie richten kann. Endlich findet er sie, und ein leuchtendes Lächeln überstrahlt sein Gesicht, als er sagt: »Ich grüße dich, Maria; ich habe dich als kleines Kind gesehen ... Ich war ein Freund deines Vaters, und der Neffe meines Bruders Alphäus war befreundet mit deiner Mutter. Er war ihr kleiner Freund, denn jetzt zählt er erst achtzehn Jahre, und als du noch nicht geboren warst, war er ein wirklich kleines Geschöpf; und doch erfreute er deine Mutter in ihrem Kummer; sie liebte ihn sehr. Du kennst uns nicht, weil du als kleines Mädchen hierher gekommen bist. Aber in Nazaret haben dich alle lieb und denken an dich; sie reden immer noch von der kleinen Maria des Joachim, deren Geburt ein Wunder des Herrn war, der die Unfruchtbare aufblühen ließ ... Und ich erinnere mich noch des Abends, an dem du geboren wurdest ... Wir erinnern uns alle noch des Wunders: eines gewaltigen Regens, der die Felder rettete, und eines heftigen Gewitters, bei dem die Blitze nicht einen einzigen Stengel des Heidekrautes niederschmetterten. Alles endete mit dem größten und lieblichsten Regenbogen, der je gesehen worden ist. Und dann ... wer erinnert sich nicht der Freude des Joachim? Er zeigte dich überall seinen Nachbarn ... Wie eine Blume seist du vom Himmel gekommen, und er bewunderte dich und wollte, daß alle dich bewundern. Noch kurz vor dem Tod erzählte der glückliche, alte Vater von seiner Maria, die so schön und gut sei, und von ihren Worten, die voll der Anmut und der Weisheit seien. Er hatte recht, als er dich bewunderte und sagte, daß es keine Schönerer gäbe als dich! ... Und deine Mutter? Sie erfüllte mit ihrem Singen den Erdenwinkel, in dem ihr Haus lag. Sie schien eine Lerche im Frühjahr, während sie dich trug, und später, als sie dich auf ihrem Schoß hatte. Ich habe dir die Wiege gezimmert: eine kleine Wiege, ganz mit geschnitzten Rosen verziert; denn so wollte deine Mutter sie haben. Vielleicht ist sie noch in der verschlossenen Wohnung zu finden ... Ich bin bejahrt. Maria, als du geboren wurdest, verfertigte ich meine ersten Arbeiten.

Ich arbeitete schon ... Wer hätte mir damals sagen können, daß ich dich einmal zur Braut haben werde! Vielleicht wären die Deinigen glücklicher gestorben; denn wir waren befreundet. Ich habe deinen Vater begraben und ihn aufrichtigen Herzens beweint; denn er war mir ein guter Lehrmeister im Leben gewesen.«

Maria erhebt langsam ihr Gesicht und wird immer unbefangener, als sie Josef so reden hört; und als er die Wiege erwähnt, lächelt sie ein wenig. Als Josef von ihrem Vater spricht, reicht sie ihm die Hand mit den Worten: »Danke, Josef!« Es ist ein schüchternes und sanftes Danke.

Josef nimmt das Lilienhändchen in seine kurzen und starken Zimmermannshände und drückt es mit einer Verehrung, die sie ermutigen soll. Vielleicht erwartet er noch andere Worte. Aber Maria schweigt von neuem. So fährt er fort: »Das Haus, das du kennst, ist unversehrt geblieben, abgesehen von dem Teil, der auf Befehl des Konsuls abgerissen wurde, um aus dem kleinen Weg eine Straße für die Wagen aus Rom zu machen. Und das Feld, das dir geblieben ist, ist ein wenig vernachlässigt worden; du weißt ja, die Krankheit des Vaters hat euer Besitztum sehr verringert. Es sind jetzt schon mehr als drei Frühlinge vergangen, daß die Bäume und Weinstöcke nicht mehr beschnitten worden sind, und der Boden ist ungepflegt und hart. Aber die Bäume, die du als kleines Mädchen gesehen hast, sind noch da, und wenn du mir erlaubst, werde ich mich ihrer sofort annehmen.«

»Danke, Josef. Aber du hast ja schon andere Arbeit ... «

»Ich werde deinen Garten in den ersten und letzten Stunden des Tages pflegen. Jetzt nehmen die Tage mehr und mehr zu.

Für den Frühling werde ich alles zu deiner Freude in Ordnung bringen. Schau: dies ist ein Zweig des Mandelbaumes, der vor dem Haus steht; ich habe ihn mitbringen wollen ... Man kann von überall her durch den verfallenen Zaun eintreten; aber jetzt werde ich ihn ausbessern und befestigen. Ich habe diesen genommen, weil ich dachte, wenn ich der Erwählte sein sollte ... aber ich wagte es nicht

zu hoffen, da ich ja ein Nazoräer bin [Num 6]. Ich habe nur dem Ruf des Hohenpriesters gehorcht. Da habe ich gedacht, es könnte dir Freude bereiten, einen Zweig aus deinem Garten zu erhalten. Sieh ihn hier, Maria! Mit ihm gebe ich dir mein Herz, das bis heute nur für den Herrn geblüht hat; nun blüht es für dich, meine Braut.«

Maria nimmt den Zweig. Sie ist gerührt und schaut Josef mit einem immer festeren und strahlenderen Blick an. Sie fühlt sich sicher bei ihm. Als er sagte: »Ich bin Nazoräer«, leuchtete ihr Gesicht förmlich auf, und sie faßte Mut. »Auch ich gehöre ganz Gott an, Josef. Ich weiß nicht, ob der Hohepriester es dir gesagt hat . . . «

»Er hat nur gesagt, daß du gut und rein seist, daß du mir von einem Gelübde reden wollest und daß ich gut mit dir sein soll. Sprich, Maria, dein Josef will dich glücklich machen in all deinen Wünschen! Ich liebe dich nicht dem Fleisch nach. Ich liebe dich dem Geist nach, du heiliges Kind, das David mir gibt! Sieh in mir einen Vater und einen Bruder, nicht nur den Bräutigam! Und vertraue mir wie einem Vater, wie einem Bruder.«

»Seit meiner Kindheit habe ich mich dem Herrn geweiht. Ich weiß, daß man so etwas in Israel nicht tut. Aber ich hörte eine Stimme, die meine Jungfräulichkeit als Opfer forderte, aus Liebe zum kommenden Messias. Schon so lange wird er erwartet in Israel! . . . Es ist nicht zuviel, um seinetwillen auf die Mutterschaft zu verzichten!«

Josef schaut sie fest an, als wolle er in ihrem Herzen lesen; dann nimmt er ihre beiden kleinen Hände, die noch den aufgeblühten Zweig halten, und spricht: »Und ich vereinige mein Opfer mit dem deinen, und wir werden mit unserer Keuschheit den Ewigen so sehr lieben, daß er der Erde den Erlöser schneller schickt und uns erlaubt, sein Licht in der Welt leuchten zu sehen. Komm, Maria, gehen wir in sein Haus und geloben wir ihm, uns zu lieben wie die Engel sich lieben. Dann werde ich nach Nazaret gehen und in deinem Haus alles für dich vorbereiten, wenn du gerne dorthin zurückkehren willst; sonst anderswo, nach deinem Wunsch.«

»In mein Haus . . . Es war dort eine Grotte im Hintergrund . . . Ist sie noch dort?«

»Ja, doch sie ist nicht mehr dein Eigentum ... Aber ich mache dir eine, wo du dich erfrischen und dich in den heißen Stunden zurückziehen kannst. Ich will sie soweit möglich der anderen ähnlich gestalten. Und nun sage mir: Wen willst du bei dir haben?«

»Niemand, ich habe keine Furcht. Die Mutter des Alphäus, die mich immer besucht, wird mir tagsüber ein wenig Gesellschaft leisten, und in der Nacht möchte ich lieber allein sein. Es kann mir nichts Schlimmes zustoßen.«

»Und dann bin ich ja da ... Wann soll ich kommen, um dich zu holen?«

»Wann du willst, Josef.«

»Dann werde ich kommen, sobald das Haus in Ordnung ist. Ich werde nichts anrühren. Ich will, daß du es vorfindest, wie deine Mutter es verlassen hat. Aber ich will, daß es viel Sonne hat und ganz sauber ist, um dich ohne Traurigkeit aufzunehmen. Komm, Maria! Gehen wir, um dem Allerhöchsten zu sagen, daß wir ihn lobpreisen!«

Weiter sehe ich nichts mehr. Aber im Herzen bleibt mir das Gefühl der Sicherheit, das Maria empfindet ...

20 Die Vermählung der Jungfrau mit Josef

Wie schön ist Maria in ihrem Brautgewand unter ihren festlichen Freundinnen und Lehrerinnen! Auch Elisabet befindet sich unter ihnen.

Mit reinstem Linnen ist sie bekleidet, so fein, daß es kostbare Seide zu sein scheint. Ihr Gürtel mit in Gold und Silber gestochendem Schmuck ist aus Medaillons zusammengesetzt, die von Kettchen zusammengehalten werden; jedes einzelne Medaillon ist ein aus Gold- und Silberfäden bestehendes Zierwerk, das schon von der Zeit gebräunt ist. Der Gürtel umgibt die schmalen Lenden, und da er für das zarte Mädchen wohl zu lang ist, hängen vorne zwischen den Falten des weiten Gewandes drei Medaillons herab. Hinten wirkt

das Gewand wie eine Schleppe, so lang ist es. An den kleinen Füßen trägt Maria Sandalen aus schneeweißem Fell mit silbernen Schnallen.

Am Hals wird das Kleid von einem Kettchen aus goldenen Rosetten und silbernem Filigran gehalten, das im kleinen das Motiv des Ledergürtels wiederholt. Es ist durch breite Knopflöcher gezogen, um den Halsausschnitt zusammenzuhalten, und bildet so eine kleine Rüsche. Der Hals Marias ragt aus diesem gefalteten Blütenweiß mit der Grazie eines in kostbare Gaze gewickelten Stieles hervor und scheint noch schwächtiger zu sein: ein Blumenstiel, der in einem lilienweißen Antlitz endet, das noch bleicher und reiner geworden ist unter der inneren Bewegung. Ein Gesicht wie eine reine Hostie.

Die Haare fallen nicht mehr über die Schultern herab. Die Zöpfe sind zu einem Knoten geflochten, der von kostbaren Haarnadeln aus gebräuntem Silber, alle mit Filigran verziert, zusammengehalten wird. Der Schleier der Mutter ruht auf diesen Flechten und fällt vom kostbaren Stirnreifchen in schönen Falten nach unten; hinunter bis zu den Hüften, denn Maria ist nicht so groß wie ihre Mutter, bei der der Schleier nur bis zum Gürtel reichte. An den Händen trägt sie nichts, an den Handgelenken Armbänder. Aber die Gelenke sind so fein und zart, daß ihr die schweren Armbänder der Mutter bis auf die Handrücken rutschen; sie würden, wenn sie die Hände schüttelte, zu Boden fallen.

Die Gefährtinnen bestaunen sie von allen Seiten. Ihr Reden und Fragen hört sich an wie munteres Vogelgezwitscher.

»Sind die von deiner Mutter?«

»Alt, nicht wahr?«

»Wie schön ist dieser Gürtel, Sara!«

»Und der Schleier, Susanne! Schau, wie fein! Schau die Lilien, die hineingewoben worden sind!«

»Laß mich die Armbänder sehen, Maria! Gehörten sie deiner Mutter?«

»Sie trug sie, aber sie sind von der Mutter Joachims, meines Vaters.«

»Oh! Schau! Sie hat das Siegel Salomons, verwoben mit Palmen- und Olivenzweigen, und dazwischen sind Lilien und Rosen. Oh, wer hat diese fehlerlose und präzise Arbeit geleistet?«

»Sie stammen aus dem Haus Davids«, erklärt Maria. »Seit Jahrhunderten schmücken sich die Frauen dieses Geschlechtes mit ihnen, wenn sie sich vermählen, und dann bleiben sie im Erbschatz als Vermächtnis.«

»Ja, du bist Erbtöchter . . . «

»Haben sie dir alles aus Nazaret gebracht?«

»Nein, als meine Mutter starb, hat meine Kusine die Ausstattung in ihr Haus genommen, um sie gut aufzubewahren. Jetzt hat sie mir alles gebracht.«

»Wo ist die Aussteuer? Wo ist sie? Zeige sie deinen Freundinnen!«

Maria weiß nicht, was sie sagen soll . . . Sie möchte freundlich sein; aber sie möchte nicht alles auspacken, was in drei schweren Truhen untergebracht ist. Die Lehrerinnen kommen ihr zur Hilfe: »Der Bräutigam kommt. Jetzt ist keine Zeit, alles in Unordnung zu bringen. Laßt sie jetzt in Ruhe, ihr ermüdet sie. Geht und bereitet euch vor!« Der geschwätzige Schwarm entfernt sich ein wenig enttäuscht. Maria kann sich nun in Frieden auch den Lehrerinnen widmen, die ihr Worte des Lobes und des Segens sagen.

Auch Elisabet ist gekommen. Und da Maria erregt weint, weil Hanna des Penuël sie Tochter nennt und sie mit wirklich mütterlicher Liebe küßt, sagt Elisabet zu ihr: »Maria, deine Mutter ist nicht da, und doch ist sie zugegen. Ihre Seele freut sich mit dir. Und schau: die Sachen, die du trägst, geben dir ihre Liebkosungen wieder. In ihnen findest du auch den Duft ihrer Küsse. Eines Tages, am Tag, da du in den Tempel kamst, sagte sie zu mir: „Ich habe die Kleider und die Brautausstattung vorbereitet, denn *ich* will das Linnen weben und die Brautkleider anfertigen, um nicht zu fehlen am Tag ihrer Freude.“ Und weißt du, in den letzten Zeiten, in denen ich ihr beige-standen habe, wollte sie jeden Abend deine ersten Kleidchen liebkosen und die, die du jetzt trägst, und dabei sagte sie: „Hier atme ich

den Lilienduft meiner Kleinen, und hier will ich, daß sie den Kuß ihrer Mutter spürt.“ Wie viele Küsse hat sie auf diesem Schleier hinterlassen, der jetzt deine Stirn umschattet! Mehr Küsse als Fäden ... Und wenn du die von ihr gewebten Stoffe anziehst, so denke daran: mehr als aus Kammwolle bestehen sie aus der Liebe deiner Mutter. Und die Schmucksachen ... Auch sie wurden in schweren Zeiten von deinem Vater zurückgelegt, um dich zu schmücken, wie es sich für eine Prinzessin aus dem Haus Davids ziemt in dieser Stunde. Freue dich, Maria, du bist keine Waise; denn die Deinen sind bei dir, und du hast einen Bräutigam, der dir Vater und Mutter ist, so vollkommen ist er ... «

»O ja! Das ist wahr! Über ihn kann ich mich wahrlich nicht beklagen. In weniger als zwei Monaten ist er zweimal gekommen, und heute kommt er das dritte Mal, trotz Wind und Regen, um von mir Anweisungen zu erhalten ... Denke dir: Anweisungen! Ich bin nur eine arme Frau und viel jünger als er. Und er hat mir nichts verweigert. Er wartet nicht einmal, bis ich ihn bitte. Es scheint, daß ein Engel ihm eingibt, was ich wünsche, und er sagt es mir, bevor ich es selbst sagen kann. Das letzte Mal hat er gesagt: „Maria, ich glaube, du bist lieber in deinem väterlichen Haus. Da du die Erbtöchter bist, kannst du es tun, wenn du es wünschst. Ich komme in dein Haus. Nur um den Brauch zu wahren, wirst du eine Woche im Haus des Alphäus, meines Bruders, wohnen. Maria, ich liebe dich schon sehr ... Von dort wird am Abend der Hochzeitszug abgehen, der dich zu deinem Haus bringt.“ Ist das nicht lieb von ihm? Es hat ihm gar nichts ausgemacht, daß die Leute sagen, er habe ein Haus, das mir nicht gefällt ... Mir hätte auch das seinige gefallen; wenn nur er da ist, denn er ist so gut. Aber gewiß ... ich ziehe mein Haus vor ... Wegen der Erinnerungen ... Oh! Er ist gut, der Josef!«

»Was hat er wegen des Gelübdes gesagt? Du hast mir noch nicht davon erzählt.«

»Er hat nichts dagegen. Im Gegenteil, als er die Gründe erfuhr, hat er gesagt: „Ich vereinige mein Opfer mit dem deinem.“«

»Er ist ein heiliger junger Mann!« sagt Hanna des Penuël.

Der „junge Heilige“ tritt in diesem Augenblick in Begleitung von Zacharias ein.

Er sieht buchstäblich prachtvoll aus. Ganz in Goldgelb gekleidet, wie ein orientalischer Herrscher. Ein kostbarer Gürtel hält Börse und Dolch; erstere ist aus Maroquinleder, während der Dolch in einem Futteral aus demselben Leder mit Goldverzierungen steckt. Auf dem Haupte hat er eine Art Turban, beziehungsweise ein Wolltuch, das wie eine Kapuze umgelegt ist, so wie es noch gewisse Völker in Afrika und die Beduinen tragen; es wird durch einen kostbaren Reifen festgehalten, einem Band aus feinem Gold, an dem Myrrhesträufchen befestigt sind. Außerdem bedeckt ihn ein ganz neuer Mantel voller Fransen, der ihn festlich kleidet. Er strahlt vor Freude und hält blühende Myrten in der Hand.

»Der Friede sei mit dir, meine Braut!« grüßt er. »Friede euch allen!«

Nach Empfang des Gegengrußes sagt er: »Ich habe deine Freude gesehen an jenem Tag, als ich dir den Zweig aus deinem Garten gab. So dachte ich, dir Myrte zu bringen, die ich bei der dir so lieben Grotte gepflückt habe. Ich wollte dir die Rosen bringen, die an deinem Haus wachsen und jetzt zu blühen beginnen; aber Rosen halten nicht lange; sie hätten die Reise nicht überstanden. Ich wäre mit lauter Dornen angekommen. Aber dir, meine Geliebte, will ich nur Rosen schenken, weiße, duftende Blumen will ich auf deinen Weg streuen, damit du deinen Fuß darauf setzest, ohne auf Schmutz und Steine zu treten.«

»Oh! Ich danke dir, Guter! Wie hast du sie so frisch bis hierher bringen können?«

»Ich habe ein Gefäß an den Sattel gebunden, und in dieses habe ich die Zweige mit den Knospen gesteckt. Auf dem Weg haben sie dann zu blühen begonnen. Hier, sie sind für dich, Maria. Deine Stirn soll mit Reinem bekränzt werden, dem Sinnbild der Braut; aber Blüten sind so viel geringer als die Reinheit, die du im Herzen trägst.«

Elisabet und die Lehrerinnen schmücken Maria mit einem Blumenkränzchen, das sie bilden, indem sie Myrten und kleine weiße Rosen mit dem kostbaren goldenen Reifen verflechten. Maria will schon ihren weißen, weiten Mantel anziehen; aber der Bräutigam kommt ihr zuvor und hilft ihr, den weiten Mantel mit zwei silbernen Spangen an den Schultern zu befestigen. Die Lehrerinnen ordnen die Falten mit Liebe und Anmut.

Alles ist bereit. Während sie auf irgend etwas warten, nimmt Josef Maria zur Seite und sagt: »Ich habe in dieser Zeit über dein Gelübde nachgedacht. Ich habe dir gesagt, daß ich es mit dir teile. Aber je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr begreife ich, daß der vorläufige Entscheid nicht genügt; auch wenn er öfters erneuert wird. Ich habe dich verstanden, Maria. Ich verdiene das Wort des Lichtes noch nicht; aber ein Flüstern spüre auch ich. Und es läßt mich dein Geheimnis wenigstens in den Hauptzügen begreifen. Ich bin ein armer, unwissender Mensch, Maria, ich bin ein armer Arbeiter; ich bin ungebildet und besitze keine Schätze. Aber dir zu Füßen lege ich einen Schatz für immer und ewig: meine absolute Keuschheit, um würdig zu sein, an deiner Seite zu leben, du Jungfrau Gottes, „meine Schwester, Braut, verschlossener Garten, versiegelte Quelle“ [Hld 4,12], wie unser Ahnherr sagt, der das Hohelied vielleicht in Hinblick auf dich schrieb. Ich werde der Hüter dieses duftenden Gartens sein, in dem sich die schönsten Früchte finden und eine Quelle von lebendigem Wasser sanft sprudelt: deine Anmut, o Braut, die du mit deiner Reinheit meine Seele erobert hast, du ganz Schöne, schöner als die Morgenröte; du Sonne, die du strahlst, weil dein Herz erstrahlt; du, die du vollkommene Liebe für deinen Gott bist und für die Welt, der du den Erlöser geben willst mit deinem Opfer als Frau. Komm, meine Geliebte!« Und er nimmt sie zart bei der Hand und führt sie zur Tür. Alle anderen folgen ihnen, und draußen vereinigen sie sich mit den festlich gekleideten Gefährtinnen, alle in weiß und verschleiert.

Sie gehen durch Höfe und Säulenhallen, durch die Menge der

Zuschauer, bis zu einem Ort, der nicht der Tempel ist, sondern ein Saal zu sein scheint, der dem Kulte dient; denn dort gibt es Lampen und Pergamentrollen wie in den Synagogen. Das Brautpaar geht vor ein hohes Pult, eine Art Kanzel, und wartet. Die anderen stellen sich hinter ihm in guter Ordnung auf. Andere, Priester und Neugierige, befinden sich im Hintergrund.

Nun tritt der Hohepriester feierlich ein.

Ein Raunen geht durch die Reihen der Neugierigen: »Wird er die Trauung vornehmen?«

»Ja, denn sie ist aus königlichem und priesterlichem Geschlecht. Eine Blüte Davids und Aarons; die Braut ist Tempeljungfrau. Der Bräutigam ist aus dem Stamm Davids.«

Der Priester legt die Rechte der Braut in die des Bräutigams und segnet sie feierlich: »Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs sei mit euch! Er vereinige euch und erfülle euch mit seinem Segen, indem er euch seinen Frieden und eine zahlreiche Nachkommenschaft gebe zusammen mit einem langen Leben und einem seligen Tod im Schoß Abrahams!« [Tob 7,15–16]. Dann zieht er sich zurück, feierlich wie er eingetreten war.

Das Versprechen wird ausgetauscht. Maria ist nun die Braut Josefs.

Alle gehen hinaus, immer in guter Ordnung, und begeben sich in einen Saal, wo der Ehevertrag unterzeichnet wird, in dem es heißt, daß Maria, die Erbtöchter des Joachim, aus dem Haus Davids, und Annas, der Tochter Aarons, als Mitgift dem Bräutigam ihr Haus und die zugehörigen Güter und ihre persönliche Aussteuer übergibt, so wie jedes andere Gut, das sie vom Vater geerbt hat.

Nun ist alles beendet.

Das Brautpaar tritt in den Hof hinaus und schreitet dem Ausgang zu, der sich neben dem Haus der Tempelfrauen befindet. Ein bequemes, schweres Fuhrwerk erwartet sie. Über ihm ist ein schützendes Zelttuch ausgespannt, und im Wagen befinden sich schon die Truhen Marias.

Abschiedsgrüße, Küsse und Tränen, Segen und Ratschläge, Empfehlungen jeder Art, dann steigt Maria mit Elisabet in den Wagen und nimmt im Inneren Platz. Vorne sitzen Josef und Zacharias. Sie haben ihre festlichen Mäntel abgelegt und sind beide in dunkle Mäntel eingehüllt. Der Wagen setzt sich in Bewegung; er wird von einem dunkelhaarigen Maultier gezogen. Die Mauern des Tempels entschwinden allmählich dem Auge, dann die Stadt, und nun kommt das freie Land, mit der frisch erwachten Blütenpracht in der ersten Frühlingssonne, mit dem bereits eine Handbreit hohen Korn, das sich zu wogenden, smaragdgrünen Blättlein entwickelt hat; wogend in der leichten Brise, die den Duft der blühenden Apfel- und Pfirsichbäume, des blühenden Klees und des wilden Minzenkrautes herbeiträgt.

Maria weint leise unter ihrem Schleier; von Zeit zu Zeit hebt sie den Vorhang und schaut noch einmal zum Tempel in der Ferne und nach der entschwindenden Stadt.

So endet die Vision.

21 »Josef ist gesetzt als „Siegel des Siegels“, wie ein Erzengel an der Schwelle des Paradieses«

Jesus spricht:

»Was sagt das Buch der Weisheit in seinem Lobgesang? „In der Weisheit ist wahrhaftig der Geist des Verstandes, der heilige, einzige, vielfältige und scharfsinnige!“ Dann fährt es fort, ihre Gnadengaben aufzuzählen, und beendet den Abschnitt mit den Worten: „Die Weisheit durchdringt dank ihrer Reinheit alles. Ein Hauch der göttlichen Kraft ist sie ... deshalb ist nichts Unreines in ihr ... sie ist ein Abbild der Güte Gottes. Obgleich sie nur eine ist, vermag sie alles; obgleich sie selbst unveränderlich ist, erneuert sie alles; sie teilt sich allen heiligen Seelen mit und formt die Gottesfreunde und Propheten“ [Weish 7,22–27].

Du hast gesehen, wie Josef nicht durch menschliche Erziehung,

sondern durch übernatürliche Belehrung im versiegelten Buch der makellosen Jungfrau zu lesen weiß und wie er sich den prophetischen Wahrheiten nähert mit seinem „Schauen“ des Geheimnisses, das menschliches Begreifen übersteigt, dort, wo andere nur eine große Tugend sehen. Durchdrungen von dieser Weisheit, die Hauch der Kraft Gottes und ein gewisser Ausfluß des Allmächtigen ist, bewegt er sich mit sicherem Geist im Meer dieses Gnadengeheimnisses, das Maria ist; er verinnerlicht sich mit ihr in geistigen Kontakten, in denen, mehr als mit den Lippen, die beiden heiligen Seelen sich unterhalten in der heiligen Stille, wo nur Gott und seine treuen Diener, die von ihm erfüllt sind, Stimmen vernehmen.

Die Weisheit des Gerechten, die sich mehrt durch den Verkehr mit der „Gnadenvollen“, befähigt ihn, in die höchsten Geheimnisse Gottes vorzudringen, sie zu schützen und zu verteidigen gegen die Nachstellungen der Menschen und der Dämonen. Dabei erneuert sie ihn. Aus dem Gerechten macht sie einen Heiligen, aus dem Heiligen den Beschützer der Braut und des Sohnes Gottes.

Ohne das Siegel Gottes zu entfernen, kann der Keusche, der nunmehr seine Keuschheit zu einem engelhaften Heroismus entwickelt hat, das Feuerwort lesen, das vom Finger Gottes auf den jungfräulichen Diamanten geschrieben worden ist; dort liest er das, was seine Klugheit nicht preisgibt, was aber viel größer ist als das, was Mose auf den Tafeln von Stein las [Ex 24,12; Dtn 4,13; 5,22; 10,1–5]; und damit kein profanes Auge das Geheimnis entblättere, setzt er sich als Siegel auf das Siegel und steht als feuriger Erzengel an der Schwelle des Paradieses, in dem der Ewige sein Wohlgefallen hat. „Da wandelt er im Abendwind“ [Gen 3,8], und spricht mit ihr, die seine Liebe ist, ein Hain von Lilien und Blüten, ein wohlduftender Hauch, ein lieblich erfrischender Morgenwind, ein freundlicher Stern, Ergötzung Gottes. Die neue Eva ist da; nicht Gebein von seinem Gebein, nicht Fleisch von seinem Fleisch, sondern Begleiterin seines Lebens [Gen 2,18.23], die lebendige Arche Gottes, die er in seinen Schutz nimmt, die er Gott zurückerstatten muß, rein und ebenso wie er sie erhalten hat.

„Braut Gottes“ war im mystischen Buch mit den unbefleckten Seiten zu lesen . . . Und als ihn in der Stunde der Prüfung der Verdacht quälte, litt er als Mann und als Diener Gottes wie kein anderer wegen des vermuteten Sakrilegs. Aber das war die Prüfung, die noch kommen sollte.

Jetzt, in dieser Zeit der Gnade, schaut er und stellt sich in den Dienst Gottes. Später erlebt er den Sturm der Prüfung, wie alle Heiligen, damit er erprobt und zum Gehilfen Gottes werde.

Wie heißt es im Buch des Levitikus? „Sage deinem Bruder Aaron, daß er nicht zu jeder Zeit in das Heiligtum hineingehe hinter den Vorhang vor die Deckplatte, die auf der Lade liegt; er müßte sonst sterben. Denn ich erscheine auf der Deckplatte in der Wolke. Nur unter der Bedingung darf Aaron in das Heiligtum hineingehen, daß er einen jungen Stier als Sühnopfer und einen Widder als Brandopfer darbringt. Er soll einen heiligen linnenen Leibrock anziehen und mit linnenen Beinkleidern seine Blöße bedecken“ [Lev 16,2–4].

Wahrhaft, Josef tritt ein, wann Gott es will und so lange Gott es will, ins Heiligtum Gottes, jenseits des Vorhanges, der die Lade verhüllt, über welcher der Geist Gottes schwebt. Er opfert sich und wird das Lamm opfern als Opfer für die Sünden der ganzen Welt und zur Sühne der Sünde selbst. Und er tut dies mit Linnen bekleidet und mit abgetöteter Manneskraft, um das Sinnliche abzustreifen, das einmal, zu Beginn der Zeiten, triumphiert hat und das Recht Gottes über den Menschen verletzt hat, und das jetzt zertreten ist im Sohn, in der Mutter und im Pflegevater, um die Menschen zurückzuführen zur Gnade und Gott sein Recht über die Menschen zurückzugeben. Dies tut er mit seiner beständigen Keuschheit.

War Josef nicht auf Golgota? Dünkt euch, er gehöre nicht zu den Miterlösern? Wahrlich, ich sage euch, er war unter den ersten und ist daher groß in den Augen Gottes; groß durch sein Opfer, seine Geduld, seine Beständigkeit und seinen Glauben. Welcher Glaube ist größer als der seinige, da er glaubte, ohne die Wunder des Messias gesehen zu haben?

Lob sei dem Nährvater! Er war euch ein Beispiel für das, was euch fehlt: Reinheit, Treue und vollkommene Liebe. Lob ihm, der wunderbar das versiegelte Buch zu lesen verstand, von der Weisheit sich belehren ließ, um die Geheimnisse der Gnade zu erfassen, der erwählt wurde von Gott, um das Heil der Welt gegen die Tücken aller Feinde zu beschützen!«

22 Das Brautpaar kommt nach Nazaret

Der klarblaue Himmel eines milden Februartages breitet sich aus über die Hügel Galiläas, über die sanften Hügel, die ich im Verlauf der Kindheit der Jungfrau nie gesehen habe, die meinem Auge aber jetzt so vertraut sind, als ob ich zwischen ihnen aufgewachsen wäre.

Die Hauptstraße ist nach dem letzten, vielleicht erst in der vergangenen Nacht gefallenen Regen frisch und ohne Staub, aber auch ohne Schlamm; sie ist fest und sauber wie eine Straße in der Stadt und an den Seiten von zwei Hecken von blühendem Weißdorn eingerahmt. Der zarte Schnee dieser Blüten duftet herb und hat etwas vom Wohlgeruch des Waldes. Die Hecken werden von mächtigen Kaktusbüschen mit ihren dicken, schaufelartigen Blättern unterbrochen, die von Stacheln strotzen und mit riesigen, bizarren und stiellosen Früchten geziert sind. Letztere wachsen aus den Spitzen der Blätter heraus, die mir wegen ihrer Farbe und Form immer die Tiefe des Meeres mit ihren Büschen von Korallen und Quallen und ihren andren Meerestieren ins Gedächtnis rufen.

Die Hecken haben die Aufgabe, die einzelnen Besitztümer abzugrenzen. Daher erscheinen sie in allen möglichen ungewohnten, geometrischen Formen von Kurven und Winkeln, Rauten, Quadraten, Halbkreisen und spitzen oder stumpfen Dreiecken; eine weiß überstrichene Zeichnung, wie ein Band, das zum Spaß die Felder entlang gelegt wurde und auf dem Hunderte von allen möglichen Vögeln fliegen, zwitschern und singen, in der Freude der Liebe und bei der Arbeit des Nestbaus. Jenseits der Hecken liegen die Felder mit dem

sprießenden Korn, das hier schon viel höher ist als auf den Feldern von Judäa, ferner Wiesen in Blumenpracht.

Im Gegensatz zu den leuchtenden Wölkchen am Himmel, die der Sonnenuntergang rosa färbt, in zartes Lila taucht oder mit einem violetten Wintergrün, mit einem opalisierenden Himmelblau oder einem Korallenorange versieht, stehen auf der Erde Tausende von pflanzlichen Wolken, Fruchtbäume in allen Schattierungen von Weiß, Rot und Zartrosa.

Im leichten Abendwind flattern und fallen die ersten Blütenblätter der blühenden Bäume. Sie gleichen von Schmetterlingen auf der Suche nach dem Blütenstaub der Blumen des Feldes. Zwischen den Bäumen erblickt man die Gewinde der Rebstöcke, die noch kahl sind, und nur an den Spitzen, wo die Sonne sie am ehesten erreicht, spielt sich ein unschuldiges, erstauntes und unsicheres Aufknospen der ersten Blättlein ab.

Die Sonne geht im sanften Blau des Firmaments friedvoll unter; das Licht wird noch klarer, und die Schneegipfel des Hermon und anderer, fernerer Berge leuchten auf.

Ein Wagen kommt des Weges, der Wagen, der Maria und Josef und die Vettern Marias bringt. Die Reisenden sind am Ziel.

Maria blickt um sich mit den ängstlichen Augen eines Menschen, der etwas wiederzuerkennen sucht, was er schon gesehen hat, dessen er sich aber nicht mehr genau erinnert. Nun lächelt sie; das Bild einer Erinnerung taucht in ihr auf, und Lichter fallen auf dieses oder jenes Ding, auf diese oder jene Stelle. Elisabet und Josef helfen ihr, weisen auf diesen oder jenen Hügel hin, auf dieses oder jenes Haus und auf Nazaret, das in der hügeligen Landschaft auftaucht.

Von links her bescheint die untergehende Sonne das Weiß der sich terrassenartig überlagernden, breiten, meist niedrigen Häuser und taucht sie in Rosa; einige werden voll beleuchtet und gleichen einem Feuerbrand, so stark sind sie von der Abendröte bemalt, die auch das Wasser der Gräben und der fast brüstungslosen Ziehbrunnen rötet, an denen die Amphoren für den Haushalt und die Kessel für die Gärten gefüllt werden.

Kinder und Frauen stehen am Straßenrand, blicken zum Wagen und grüßen den ihnen bekannten Josef. Vor den anderen drei Insassen werden sie aber verlegen und unschlüssig. Als sich jedoch der Wagen dem Eingang des Städtchens nähert, verschwinden Erstaunen und Furchtsamkeit. Viel Volk hat sich unter einem ländlichen Bogen von Laub und Blumen eingefunden. Es sind Frauen, Mädchen und Kinder von Nazaret, die die Braut begrüßen wollen. Die bedächtigeren Männer stehen in der hinteren Reihe und grüßen mit Würde. Als der Wagen das letzte schräg gestellte Landhaus umfährt, erhebt sich ein Gezwitzcher schriller Stimmen, und ein Schwenken von Zweigen und Blumen setzt ein.

Der Wagen war vorher von dem Zelttuch befreit worden, um Maria zu ermöglichen, die Heimat zu betrachten. Maria erscheint in ihrer vollen, blumenhaften Schönheit, weiß und blond, und wie ein Engel lächelt sie nun den Kindern zu, die ihr Blumen und Küsse zuwerfen; sie grüßt die Mädchen ihres Alters, die sie beim Namen nennen, und die Bräute und Mütter, die sie mit ihren singenden Stimmen segnen; sie verneigt sich vor den Männern, besonders vor einem, der vielleicht der Rabbi oder der Älteste der Stadt ist.

Der Wagen fährt langsam auf der Hauptstraße weiter, gefolgt von einem Teil der Menge, für die diese Ankunft ein Ereignis ist.

»Sieh da, dein Haus!« sagt Josef und zeigt mit der Peitsche auf ein kleines Gebäude, das gerade unter dem Scheitel einer Hügelwelle steht und an dessen Rückseite ein schöner, blühender Garten liegt, der in einen Olivenhain ausläuft. Jenseits davon bezeichnet die übliche Weißdorn- und Kakteenhecke die Grenze des Besitztums; die Felder, die einst Joachim gehörten, schließen sich an.

»Wie du siehst«, sagt Zacharias, »ist dir wenig geblieben; die Krankheit deines Vaters war langwierig und kostspielig. Kostspielig waren auch die Arbeiten, um den Schaden wiedergutzumachen, den Rom verursacht hatte. Siehst du, die Straße hat die drei wichtigsten Räume verschlungen. Das Haus wurde kleiner, und um es ohne allzu große Kosten geräumiger zu machen, wurde ein Teil des Berg-

geländes ausgehöhlt. Joachim verlegte dorthin seine Vorratskammer, und Anna ihre Webstühle. Du wirst damit tun, was dir gefällt.«

»Oh, wenn es auch kleiner ist, das ist nicht schlimm! Es wird immer noch genügen. Ich werde arbeiten.«

»Nein, Maria!« sagt Josef. »*Ich* werde arbeiten; du sollst nur weben und den Haushalt führen. Ich bin jung und stark und bin dein Gemahl. Beschäme mich nicht mit deiner Arbeit!«

»Ich werde tun, wie du es willst.«

»Ja, was das betrifft, will ich es so. Für alles andere ist dein Wunsch für mich Gesetz. In dieser Angelegenheit aber nicht.«

Sie sind angekommen. Der Wagen hält.

Zwei Frauen und zwei Männer von vierzig und fünfzig Jahren stehen am Eingang, und viele Kinder und Jugendliche um sie herum. »Gott gebe dir den Frieden, Maria!« sagt der ältere Mann. Eine Frau nähert sich Maria, umarmt sie und küßt sie.

»Das sind mein Bruder Alphäus und seine Frau Maria, und diese sind ihre Kinder. Sie sind eigens gekommen, dich festlich zu empfangen und dir zu sagen, daß ihr Haus das deinige ist, wenn du willst«, sagt Josef.

»Ja, komm Maria, wenn es dir beschwerlich ist, allein zu sein. Das Land ist schön im Frühling, und unser Haus liegt mitten in blühenden Feldern. Du wirst die schönste Blume darin sein«, sagt die Maria des Alphäus.

»Ich danke dir, Maria. Ich würde sehr gerne kommen und ich werde auch manchmal kommen, bestimmt werde ich für die Hochzeit kommen. Aber ich verlange so sehr danach, mein Haus zu sehen, es wiederzusehen. Ich habe es als kleines Kind verlassen und sein Aussehen vergessen ... Jetzt entdecke ich es wieder ... Und es scheint mir, als fände ich meine verlorene Mutter wieder und den geliebten Vater, als hörte ich das Echo ihrer Stimmen, als spürte ich den Hauch ihres letzten Atemzuges. Ich habe das Gefühl, daß ich nun nicht mehr Waise bin, weil ich die Umarmung dieser Mauern gefunden habe ... Verstehe mich, Maria!« Maria hat ein Weinen in ihrer Stimme und zwei Tränen auf den Lidern.

Die Maria des Alphäus antwortet: »Wie du willst, Teuerste. Ich möchte, daß du in mir eine Schwester und eine Freundin siehst und auch ein wenig eine Mutter, denn ich bin ja so viel älter als du.«

Die andere Frau tritt nun hervor: »Maria, ich begrüße dich. Ich bin Sara, eine Freundin deiner Mutter. Ich habe gesehen, wie du geboren wurdest. Und das ist Alphäus, der Neffe des Alphäus, der ein großer Freund deiner Mutter war. Was ich für deine Mutter tat, werde ich auch für dich tun, wenn du es willst. Siehst du, mein Haus ist dem deinigen am nächsten, und deine Felder gehören nun uns. Wenn du zu uns kommen willst, tue es jederzeit! Wir werden einen Durchgang durch die Hecke machen, und so werden wir beisammen sein, auch wenn jede in ihrem Haus bleibt. Das ist mein Ehemann!«

»Ich danke euch allen für das Gute, das ihr den Meinen getan habt und mir tun wollt. Es segne euch dafür der allmächtige Gott!«

Die schweren Truhen werden abgeladen und ins Haus gebracht. Man tritt ein. Und ich erkenne jetzt das Häuschen von Nazaret, wie es später im Leben von Jesus war.

Josef nimmt Maria, wie es Brauch ist, bei der Hand und tritt so ein. Auf der Schwelle sagt er: »Jetzt, auf dieser Schwelle, will ich von dir ein Versprechen. Bei allem, was du benötigst, was dir zu-stößt, hast du keinen anderen Freund, keine andere Hilfe, an die du dich wenden sollst, als Josef; du darfst dich unter keinen Umständen allein abmühen. Ich bin ganz für dich da, denke daran, und du wirst meine Freude sein. Ich will dich auf deinem Weg glücklich machen. Und wenn auch das Glück hier auf Erden nicht immer in unserer Macht ist, so sollst du dich wenigstens sicher und ruhig fühlen.«

»Ich verspreche es dir.«

Türen und Fenster werden geöffnet. Der letzte Sonnenstrahl blickt neugierig herein. Maria hat sich des Mantels und des Schleiers entledigt. Sie trägt noch das Hochzeitskleid, aber nicht mehr den Myrtenkranz. Sie geht hinaus in den blühenden Garten, schaut und lächelt, und immer noch von Josef an der Hand geführt, macht sie einen Rundgang. Es scheint, als wolle sie von dem verlorenen Ort wieder Besitz ergreifen.

Josef zeigt ihr seine Arbeiten: »Siehst du? Hier habe ich diesen Graben ausgehoben, um darin das Regenwasser zu sammeln; denn die Reben haben immer Durst. Diesem Ölbaum habe ich die ältesten Äste abgeschnitten, damit er kräftiger wird. Und diese Apfelbäume habe ich gepflanzt, weil zwei von ihnen abgestorben waren. Dort habe ich Feigenbäume hingesezt; wenn sie herangewachsen sind, schützen sie das Haus vor der Hitze der Sonne und vor den Blicken der Neugierigen. Die Laube ist die gleiche wie früher. Ich habe nur die morschen Pfosten ersetzt und die Weinstöcke beschnitten. Sie werden viele Trauben bringen, hoffe ich. Und dort, schau!« Er führt sie stolz zum Abhang, der sich hinter dem Haus befindet und den Gemüsegarten vor den Nordwinden schützt. »Dort habe ich eine kleine Grotte gemacht, und wenn die Pflanzen gewachsen sind, wird sie jener gleichen, die ihr hattet. Eine Quelle ist nicht vorhanden. Aber ich hoffe, daß ich Wasser herleiten kann. Ich werde an den langen Sommerabenden daran arbeiten, wenn ich dich besuche . . . «

»Aber was soll das?« sagt Alphäus, »haltet ihr nicht in diesem Sommer Hochzeit?«

»Nein, Maria möchte die Wolltücher weben, das einzige, was in der Aussteuer fehlt. Und es ist mir recht so. Sie ist so jung, Maria, daß es nichts ausmacht, ein Jahr oder mehr zu warten; indessen wird sie sich an das Haus gewöhnen.«

»Ach was! Du bist immer anders als die andren gewesen und bist es immer noch; ich weiß nicht, wer es nicht eilig hätte, eine Blume wie Maria zur Gattin zu haben, und du verschiebst es monatelang . . . «

»Langersehnte Freude – reich vermehrte Freude«, antwortet Josef mit einem feinen Lächeln.

Der Bruder zuckt die Achseln und fragt: »Also, wann willst du heiraten?«

»Am 16. Geburtstag Marias, nach dem Laubhüttenfest. Die Winterabende werden wonnig sein für zwei Neuvermählte . . . « Er lächelt wieder mit einem Blick auf Maria. Ein Lächeln des geheimen und

lieben Einverständnisses; einer brüderlichen Keuschheit, die tröstlich ist. Dann nimmt er seinen Rundgang wieder auf: »Das wird der große Raum im Berg sein. Mit deinem Einverständnis richte ich hier meine Werkstatt ein, wenn ich komme. Sie ist an die Wohnung angeschlossen und doch nicht im Haus. So werde ich dich nicht durch Geräusch und Unordnung stören. Wenn du es aber anders wünschst . . . «

»Nein, Josef, es wird gut so sein.«

Sie gehen ins Haus zurück und zünden die Lampen an.

»Maria ist müde«, sagt Josef. »Lassen wir sie in Ruhe mit den Vettern.«

Die Weggehenden grüßen alle. Josef bleibt noch kurze Zeit und spricht leise zu Zacharias.

»Dein Vetter läßt dir für einige Zeit Elisabet, bist du zufrieden damit?«

»O ja!« »Sie wird dir helfen . . . aus dir eine vollkommene Hausfrau zu machen. Mit ihr kannst du alles ordnen, und ich werde jeden Abend kommen, dir zu helfen. Mit ihr kannst du Wolle anschaffen und alles, was du sonst noch brauchst. Ich werde die Ausgaben begleichen. Erinnerung dich, daß du versprochen hast, zu mir zu kommen in jeder Angelegenheit. Behüte dich Gott! Maria, schlafe deinen ersten Schlaf als Herrin deines Hauses; der Engel Gottes möge es erheitern! Der Herr sei immer mit dir!«

»Auf Wiedersehen, Josef! Sei auch du unter den Fittichen des Engels Gottes! Ich danke dir für alles! So sehr ich kann, werde ich dir deine Liebe durch meine Liebe vergelten.«

Josef grüßt die Vettern und geht hinaus.

Damit endet auch die Vision.

Jesus spricht:

»Der Zyklus ist beendet, und damit hat dein Jesus dich süß und sanft, ohne Erschütterungen dem Tumult dieser Tage entzogen. Wie ein Kind in weiche Windeln gewickelt und auf weiche Kissen gelegt, bist du eingehüllt gewesen in diese seligen Visionen, damit du nicht fühlst, wovor du dich fürchtest: die Grausamkeit der

Menschen, die sich hassen, anstatt sich zu lieben. Du könntest gewisse Dinge nicht mehr ertragen, und ich will nicht, daß du daran stirbst, denn ich Sorge mich um mein „Sprachrohr“. Allmählich wird die Welt befreit von der Ursache, deretwegen die Opfer geplagt wurden von aller Art Verzweiflung. Auch für dich, Maria, endet daher die Zeit des furchtbaren Leidens um so vieler Gründe willen, die so sehr im Gegensatz stehen zu deiner Art und Weise zu fühlen. Du wirst nicht aufhören zu leiden, du bist ein Sühnopfer. Aber ein Teil des Leidens ist zu Ende; dann wird der Tag kommen, an dem ich zu dir sage, wie Maria Magdalena in ihrer Sterbestunde sagte: „Ruhe aus! Jetzt ist es Zeit, dich auszuruhen. Gib mir deine Dornen! Jetzt kommt die Zeit der Rosen. Ruhe aus und warte, ich segne dich, Gesegnete!“

Das habe ich dir gesagt einem Versprechen gemäß; du hast es aber nicht verstanden, als die Zeit kam und du untergetaucht warst, gefesselt, bedeckt mit Dornen, in tiefer Dunkelheit. Das wiederhole ich dir jetzt mit einer Freude, die allein die Liebe, die ich selbst bin, empfinden kann, wenn sie einem Geliebten einen Schmerz nehmen kann. Das sage ich dir jetzt, da diese Zeit des Opfers zu Ende ist. Und ich, der ich es weiß, sage dir für die Welt, die es nicht weiß, für Italien, für Viareggio, für diesen kleinen Landstrich, in den du mich gebracht hast – überdenke den Sinn dieser Worte – den Dank, den die Sühnopfer für ihre Opfer erhalten. Als ich dir Cäcilia, die jungfräuliche Braut, zeigte, habe ich dir gesagt, daß sie sich von meinem Wohlgeruch durchdringen ließ und daß sie dadurch Gatten, Schwager, Sklaven, Eltern und Freunde nach sich zog. Das hast auch du getan. Du weißt es nicht, aber ich sage es dir, ich, der ich es weiß: deine Sendung ist auch die Sendung der Cäcilia, in dieser wahnsinnigen Zeit. Du bist gesättigt von mir, von meinem Wort; du hast meine Wünsche unter die Menschen gebracht, und die besten haben sie verstanden, und nach dir, mein Opfer, sind viele, viele gekommen; und wenn dein Vaterland nicht völlig in Ruinen liegt und besonders die Orte, die dir teuer sind, so geschah es, weil viele Opferhostien sich geopfert haben nach deinem Beispiel und deinem Auftrag. Danke, Gesegnete! Aber fahre fort so! Ich will die Erde retten, die Erde wiedergewinnen. Der Preis seid ihr, meine Opfer.

Die Weisheit, die die Heiligen unterwiesen hat und die dich durch direkte Belehrung unterrichtet, erhebt dich immer mehr zum Verständnis der Wissenschaft des Lebens und zu ihrer Ausübung. Errichte auch du dein kleines Zelt neben dem Haus des Herrn! Festige die Pflöcke dieses Zeltes in der Wohnung der Weisheit und bleibe darin, ohne es je zu verlassen! Du wirst ruhen unter dem Schutz des Herrn, der dich liebt, wie ein Vogel in blühenden Zweigen. Er wird Schutz sein gegen jedes seelische Unwetter, und du wirst im Licht der Herrlichkeit Gottes verweilen und Worte des Friedens und der Wahrheit vernehmen. Geh in Frieden! Ich segne dich, Gesegnete.«

Gleich darauf spricht Maria:

»Für dich, Maria, das Geschenk der Mutter an ihrem Fest. Eine Kette von Ge-

schenken; und wenn ein Dorn darin verblieben ist, beklage dich nicht beim Herrn, der dich liebt, wie er nur wenige liebt. Er hat dir am Anfang gesagt: „Schreibe von mir! Jede Mühe wird dir zum Trost.“ Du siehst, daß es wahr war. Es wurde dir dieses Geschenk aufbewahrt für diese unruhige Zeit; denn wir sorgen nicht nur für den Geist; auch für den Leib haben wir ein Auge, denn der Leib ist zwar nicht König, aber doch nützlicher Diener des Geistes; auch er hat eine Aufgabe zu erfüllen. Sei dem Allerhöchsten dankbar, der dir wahrhaft ein Vater ist, auch im fühlbaren menschlichen Sinn, und dich wiegt in lieblichen Ekstasen, um dir zu verbergen, was dich erschreckt! Liebe mich immer mehr! Ich habe dich in das Geheimnis meiner ersten Lebensjahre eingeführt. Jetzt weißt du alles von deiner Mutter. Liebe mich als Tochter und als Schwester, als Sühnopfer! Und liebe Gott, den Vater, Gott den Sohn und Gott den Heiligen Geist mit vollkommener Liebe! Der Segen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes geht durch meine Hände. Er duftet von meiner mütterlichen Liebe zu dir; er komme auf dich herab und ruhe auf dir! Sei glücklich im Übernatürlichen!«

23 Die Verkündigung

Ich sehe folgendes: Maria als junges Mädchen, nach ihrem Aussehen zu schließen, höchstens fünfzehn Jahre alt, in einer kleinen rechteckigen Kammer, einem richtigen Jungmädchenzimmer.

Angelehnt an eine der beiden längeren Seiten befindet sich eine Bettstatt: ein niedriges Bettgestell ohne Rand, bedeckt mit dicken Matten oder Teppichen. Man könnte meinen, sie seien über einem Brett ausgebreitet oder über ein Schilfrohrgeflecht. Denn sie liegen sehr flach und ohne Wölbung wie bei unseren Betten.

An der anderen Längsseite steht ein Regal mit einer Öllampe, Pergamentrollen und einer mit Sorgfalt zusammengelegten Näharbeit. Seitlich davon, gegen die Tür hin, die geöffnet ist und in den Garten führt, aber von einem vom Winde bewegten Vorhang verhängt ist, sitzt auf einem Schemel die Jungfrau.

Sie spinnt weißen seidenweichen Flachs. Ihre kleinen Hände, nur um ein wenig blasser als der Flachs, drehen flink die Spindel. Das jugendliche Gesichtchen ist wunderschön, leicht geneigt und lächelt, als ob sie einen lieblichen Gedanken hege oder verfolge.

Es ist still im Häuschen und im Garten. Es liegt tiefer Friede sowohl auf dem Antlitz Marias als auch auf ihrer Umgebung. Friede und Ordnung. Alles ist sauber und wohlgeordnet, und der Wohnraum ist bescheiden im Aussehen und in der Einrichtung, fast kahl wie in eine Zelle, hat aber etwas Strenges und Königliches an sich wegen der großen strahlenden Reinheit und der Sorgfalt, mit der die Stoffe des Ruhelagers angeordnet sind, die Buchrollen, die Lampe, der kleine Krug aus Bronze mit einem Strauß blühender Zweige, Zweige eines Pfirsich- oder Birnbaums, ich weiß es nicht, aber sicher von einem Fruchtbaum mit weißlichen, ins Rötliche übergehenden Blütenblättern.

Maria beginnt leise zu singen und erhebt dann leicht die Stimme. Sie geht nicht zu lautem Gesang über. Aber es ist schon eine Stimme, die in der Kammer vibriert und ein Schwingen der Seele wiedergibt. Ich verstehe die Worte nicht, die sicher hebräisch sind. Aber da das Wort Jehova oft wiederkehrt, nehme ich an, daß es irgendein heiliges Lied ist, vielleicht ein Psalm. Vielleicht erinnert sich Maria an die Gesänge im Tempel. Es muß eine liebevolle Erinnerung sein, denn sie legt nun ihre Hände, die noch Spindel und Faden halten, in den Schoß, erhebt das Haupt, und lehnt es rückwärts an die Wand. Während ein sanftes Rot ihr Gesicht färbt, verliert sich der Blick in irgendeinem lieblichen Gedanken; Tränen leuchten auf, ihre Augen jedoch laufen nicht über, sondern werden nur größer. Zugleich strahlen diese Augen und lächeln einem Gedanken zu, den sie wahrnehmen und der sie ablenkt von allem Sichtbaren. Das Antlitz Marias, das aus dem weißen, höchst einfachen Kleid rosenrot hervorwächst und umrahmt wird von Zöpfen, die sie wie eine Krone um das Haupt gewunden hat, gleicht einer prächtigen Blume.

Der Gesang verwandelt sich in Gebet: »Höchster Herr und Gott, zögere nicht weiterhin, deinen Diener zu senden, damit er den Frieden auf Erden bringe! Erwecke die Zeit der Gnade und die Jungfrau, fruchtbar und rein für die Ankunft deines Gesalbten! Vater, heiliger Vater, erlaube deiner Magd, ihr Leben für diesen Zweck zu opfern!

Gestatte mir, erst dann zu sterben, wenn ich dein Licht und deine Gerechtigkeit auf Erden gesehen und erkannt habe, daß die Erlösung sich vollzogen hat! O heiliger Vater, sende der Erde die Sehnsucht der Propheten! Sende deiner Magd den Erlöser! Möge in der Stunde, in der mein Tag sich dem Ende zuneigt, für mich deine Wohnstätte sich öffnen, wenn ihre Tore schon geöffnet worden sind von deinem Gesalbten für alle, die auf dich gehofft haben! Komm, komm, o Geist des Herrn! Komm zu deinen Gläubigen, die auf dich warten! Komm, du Friedensfürst! . . . «

Maria bleibt in diesem Verlangen versunken.

Der Vorhang flattert stärker, wie wenn ihn jemand, der dahinter steht, rüttelte, um ihn zur Seite zu schieben.

Und sieh da: ein Licht, weiß wie mit Silber vermischter Perle glanz, erleuchtet die leicht gelblichen Wände, belebt die farbigen Stoffe, vergeistigt das erhabene Gesicht Marias. In diesem Licht, und ohne daß der Vorhang zurückgezogen wird vor dem Geheimnis, das sich nun vollzieht – im Gegenteil, schon rührt er sich nicht mehr und hängt vielmehr steif an den Türpfosten herab, als wäre er eine Wand, die das Innere vom Äußeren trennt – verneigt sich tief der Erzengel.

Er muß notgedrungen das Aussehen einer menschlichen Gestalt annehmen; aber es ist dennoch ein überirdisches. Aus welchem Fleisch ist diese herrliche, leuchtende Gestalt wohl gebildet? Aus welcher Substanz hat Gott sie materiell gestaltet, um sie den Sinnen der Jungfrau sichtbar zu machen? Nur Gott ist der Herr dieses Stoffes und kann ihn in solch vollkommener Weise benützen.

Da sind ein Gesicht, ein Körper, Augen, Mund, Haare und Hände wie bei uns. Aber es handelt sich nicht um unsere undurchsichtige Materie. Es ist ein Licht, das die Farbe des Fleisches, der Augen, der Haare und der Lippen angenommen hat; ein Licht, das sich bewegt und lächelt, das schaut und spricht.

»Gegrüßet seist du Maria, voll der Gnade!«

Die Stimme klingt wie ein lieblicher Akkord, wie Perlen, die auf kostbares Metall geworfen werden.

Maria fährt zusammen und schlägt die Augen nieder. Noch mehr erschrickt sie, als sie dieses leuchtende Wesen in etwa einem Meter Entfernung auf den Knien sieht, die Hände über der Brust gekreuzt und in den Augen den Ausdruck unendlicher Ehrfurcht.

Maria steht auf, schmiegt sich an die Wand und wird abwechselnd bleich und rot. Ihr Antlitz verrät Schrecken und Bestürzung. Unbewußt preßt sie die Hände auf die Brust und verbirgt sie unter den weiten Ärmeln; sie beugt sich fast vor, als wolle sie ihren Körper so weit wie möglich verbergen. Ein Ausdruck lieblicher Schamhaftigkeit.

»Nein, fürchte dich nicht! Der Herr ist mit dir! Du bist gebenedeit unter den Frauen.«

Aber Maria fürchtet sich immer noch. Woher ist dieses außergewöhnliche Wesen gekommen? Ist es ein Abgesandter Gottes oder einer des Verführers?

»Nein, fürchte dich nicht, Maria!« wiederholt der Erzengel. »Ich bin Gabriel, der Engel Gottes; mein Herr hat mich zu dir gesandt. Fürchte dich nicht, denn du hast Gnade gefunden bei Gott! Und jetzt wirst du in deinem Schoß empfangen; du wirst einen Sohn gebären und sollst ihm den Namen Jesus geben; dieser wird groß sein und wird der Sohn des Allerhöchsten genannt werden. (Und er wird es wirklich sein.) Und Gott, der Herr, wird ihm den Thron Davids, seines Vaters, geben, und er wird in Ewigkeit herrschen über das Haus Jakobs, und seines Reiches wird kein Ende sein. Begreife, o heilige Jungfrau, Geliebte des Herrn, seine gesegnete Tochter, berufen, die Mutter seines Sohnes zu werden, den du gebären wirst!«

»Wie kann das geschehen, wenn ich keinen Mann anerkenne? Vielleicht will der Herrgott das Opfer seiner Magd nicht annehmen und will nicht, daß ich Jungfrau bleibe aus Liebe zu ihm?«

»Nicht vermittels eines Mannes wirst du Mutter sein, Maria; du bist die ewige Jungfrau, die Heilige Gottes. Der Heilige Geist wird sich in dich hinabsenken, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten. Daher wird heilig genannt werden, der aus dir gebo-

ren wird und Sohn Gottes ist. Alles vermag der Herr, unser Gott. Elisabet, die Unfruchtbare, hat in ihrem Alter einen Sohn empfangen, welcher der Prophet deines Sohnes sein wird, um seine Wege zu bereiten. Der Herr hat von ihr die Schmach genommen, und ihr Andenken wird unter den Völkern bleiben und verbunden sein mit deinem Namen, wie der Name ihres Kindes mit dem deines Heiligen, und bis zum Ende der Jahrhunderte werden die Völker euch glücklich preisen wegen der Gnade des Herrn, die über euch kam und besonders über dich. Elisabet ist nun im sechsten Monat und ihre Last wird ihr zur Freude, und diese wird noch größer werden, wenn sie von deiner Freude erfährt. Bei Gott ist nichts unmöglich, Maria, du Gnadenvolle. Was soll ich meinem Herrn sagen? Laß dich in keiner Weise verwirren! Er wird sich um dich sorgen, wenn du dich ihm anvertraust. Die Welt, der Himmel und der Ewige warten auf dein Wort.«

Nun kreuzt Maria ihrerseits die Hände über der Brust, verbeugt sich tief und spricht: »Siehe die Magd Gottes! Es geschehe mir nach seinem Worte!«

Der Engel erstrahlt voller Freude. Er betet an, denn sicherlich sieht er den Geist Gottes sich niederlassen über der Jungfrau, die sich in Ergebung beugt; dann verschwindet er, ohne den Vorhang zu bewegen, den er über das heilige Geheimnis gebreitet läßt.

24 Der Ungehorsam der alten Eva

Jesus spricht:

»Oh, ihr Christen des 20. Jahrhunderts, die ihr die Berichte über meine Märtyrer als Fabeln verachtet und euch sagt: „Das kann nicht wahr sein! Wie könnte es so sein? Schließlich waren auch sie Männer und Frauen. Das sind Legenden.“ Wisset, daß es keine Legenden sind, sondern Geschichte ist. Und wenn ihr an die bürgerlichen Tugenden der alten Athener, Spartaner und Römer glaubt und euch begeistern laßt vom Heroismus und der Größe der irdischen Hel-

den, warum wollt ihr dann nicht an die übernatürlichen Tugenden glauben und fühlt euren Geist nicht angesprochen und angespornt zu hochherziger Nachahmung durch die Berichte über den Großmut und die großen Taten meiner Helden?

„Schließlich“, sagt ihr, „waren es Männer und Frauen“.

Gewiß, es waren Männer und Frauen. Ihr sprecht damit eine große Wahrheit aus und zugleich eure eigene Verurteilung. Es waren Männer und Frauen, und ihr seid wie unvernünftige Tiere, degradiert von der Ebenbildlichkeit Gottes, von der Sohnschaft Gottes auf das Niveau der Tiere, die sich nur vom tierischen Instinkt leiten lassen und von einer Verwandtschaft mit Satan. Es waren Männer und Frauen. Sie wurden wieder „Männer und Frauen“ durch die Gnade, so wie es der erste Mann und die erste Frau im Paradiese waren . . .

Steht in der Genesis nicht geschrieben, daß Gott den Menschen zum Herrscher über alle Dinge auf Erden gemacht hat, über alles, was unter Gott und seinen Dienern, den Engeln, steht? [Gen 1,26–28]. Liest man dort nicht, daß er die Frau bildete, damit sie Gefährtin des Mannes sei in der Freude und der Herrschaft über alles Lebende? Liest man dort nicht, daß sie von allem essen durften, mit Ausnahme des Baumes der Erkenntnis des Guten und des Bösen? [Gen 2,16–17]. Warum wohl? Welchen Sinn haben die Worte: „Auf daß er über sie herrsche!“ Welche Bewandnis hat es mit dem Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen? Habt ihr, die ihr euch so viele unnütze Fragen stellt, noch nie eure eigene Seele darüber befragt? Warum seid ihr nicht imstande, eure Seele über die himmlischen Wahrheiten zu befragen?

Wäre eure Seele nicht tot, so würde sie euch sagen, ob sie in der Gnade ist. Und wenn sie in der Gnade ist, dann ist sie wie eine Blume in den Händen eures Schutzengels – wie eine von der Sonne geküßte Blume, benetzt vom Tau des Heiligen Geistes, der sie erwärmt und erleuchtet und sie mit himmlischem Licht erfüllt und ziert . . . Wie viele Wahrheiten würdet ihr von eurer Seele erfahren, wenn ihr euch mit ihr zu unterhalten wüßtet; wenn ihr sie lieben

würdet, weil sie euch zum Ebenbild Gottes macht, der reiner Geist ist, wie auch eure Seele Geist ist.

Welch große Freundin hättet ihr in eurer eigenen Seele, wenn ihr sie liebtet, statt sie tödlich zu hassen – Welch große, herrliche Freundin, mit der ihr euch über den Himmel unterhalten könntet; ihr, die ihr so redselig seid und euch mit euren Freundschaften gegenseitig zugrunderichtet ... mit Freundschaften, die, wenn sie nicht gerade unwürdig sind (manchmal sind sie es), doch fast immer zwecklos sind, und die sich nur auf eitles und schädliches Geschwätz über irdische Dinge beschränken.

Habe ich nicht gesagt: „Wer mich liebt, hört auf mein Wort, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden kommen, Wohnung bei ihm zu nehmen?“

Die Seele in der Gnade besitzt die Liebe, und wenn sie die Liebe hat, besitzt sie Gott, den Vater, der die Seele erhält, den Sohn, der die Seele lehrt, und den Heiligen Geist, der die Seele erleuchtet ... Die Seele besitzt somit die Erkenntnis, die Wissenschaft und die Weisheit. Sie besitzt das Licht. Bedenkt also, welche erhabenen Gespräche eure Seele mit euch führen könnte: Gespräche, wie sie das Schweigen der Zellen und der Einsiedeleien, das Schweigen der Kammern heiliger Dulder belebt haben; Gespräche, die eingekerkerte Märtyrer in der Erwartung des Martyriums trösteten; die Mönche auf der Suche nach der Wahrheit erleuchteten; die Kranke zur Geduld im Leiden und selbst zur Kreuzesliebe führten.

Wenn ihr eure Seele zu fragen wüßtet, so würde sie euch sagen, daß der wahre, getreue und umfassende Sinn des Wortes: „Herrschen soll er“, dieser ist: „Der Mensch soll über alles herrschen. Über seine drei Bereiche: über den niederen, den tierischen, über den mittleren, den moralischen, und über den höheren, den geistigen. Alle drei soll er hinrichten auf das einzige Ziel: Gott zu besitzen!“ Und diesen Besitz verdient er durch die eiserne Zucht, mit der er alle Kräfte des eigenen Ich unterworfen hält und sie in den Dienst dieses einzigen Zieles stellt: verdienen, Gott zu besitzen.

Sie würde euch sagen, daß Gott die Erkenntnis des Guten und des Bösen verboten hat, weil er den Geschöpfen das Gute umsonst gegeben hat; und das Böse solltet ihr nicht kennen, weil es für den Gaumen zwar eine süße Frucht ist, aber im Blut ein tödliches Fieber erweckt und einen brennenden Durst entfesselt, der um so größer wird, je mehr man davon genießt.

Ihr werdet entgegenhalten: „Weshalb hat er es so gemacht?“ Weshalb? Weil das Böse eine Kraft ist, die von selbst auftaucht, wie gewisse gefährliche Krankheiten sich auch im gesündesten Körper bilden.

Luzifer war ein Engel, der schönste unter den Engeln, vollkommener Geist und nur Gott unterlegen. In seinem lichtvollen Sein aber entstand der Rauch des Hochmuts, den er nicht verflüchtigte; den er vielmehr pflegte und nährte. Aus dieser Brut ist das Böse hervorgegangen. Es war schon, bevor es den Menschen gab. Gott hatte ihn aus dem Paradies verstoßen, den verfluchten Brüter des Bösen, den Beflecker des Paradieses. Aber er ist der ewige Brüter des Bösen geblieben, und da er das Paradies nicht mehr beschmutzen konnte, hat er die Erde beschmutzt.

Jener metaphorische Baum steht da, um die Wahrheit klar zu bezeugen. Gott hatte zu Mann und Frau gesagt: „Ihr kennt alle Gesetze und Geheimnisse der Schöpfung. Aber macht mir nicht das Recht streitig, Schöpfer des Menschen zu sein! Um das Menschengeschlecht fortzupflanzen, genügt meine Liebe, die in euch lebt. Ohne sinnliche Begier und vielmehr einzig durch den Herzschlag der Liebe wird sie neue Adame des Menschengeschlechts zum Leben erwecken. Alles gebe ich euch. Nur dieses Geheimnis der Erschaffung des Menschen behalte ich mir vor.“

Satan wollte dem Menschen diese Jungfräulichkeit des Verstandes rauben und hat mit seiner Schlangenzunge liebkosend die Glieder und die Augen Evas umschmeichelt, indem er in ihr Gedanken und Empfindungen erweckte, die sie vorher nicht kannte, weil die Bosheit sie noch nicht vergiftet hatte.

„Sie sah“, und da sie sah, wollte sie versuchen. Das Fleisch war erweckt worden. Oh! Wenn sie doch Gott angerufen hätte! Wenn sie hingeeilt wäre, um zu sagen: „Vater, ich bin krank. Die Schlange hat mir geschmeichelt, und ich bin verwirrt.“ Der Vater hätte sie gereinigt und geheilt mit seinem Hauch; wie er ihr das Leben eingegossen hatte, so konnte er ihr auch erneut die Reinheit einflößen und sie das Gift der Schlange vergessen lassen; ja ihr einen Widerwillen gegen die Schlange einflößen, ähnlich der instinktiven Abscheu, die diejenigen, die von einer Krankheit befallen und geheilt worden sind, gegen dasselbe Übel empfinden. Aber Eva geht nicht zum Vater. Eva kehrt zur Schlange zurück. Die Empfindung gefällt ihr. „Da sie sah, daß die Frucht des Baumes gut zum Essen war und dem Auge schön und angenehm erschien, nahm sie dieselbe und aß davon.“

Und „Sie verstand“. Nun war die Bosheit in ihren Eingeweiden, um ihren Biß anzubringen. Eva sah mit neuen Augen und hörte mit neuen Ohren die Gewohnheiten und die Stimmen der Tiere; sie beehrte mit maßloser Begierde. Sie hat allein mit der Sünde begonnen. Sie vollendete sie mit ihrem Gefährten. Deshalb lastet auf der Frau die größere Schuld.

Ihretwegen ist der Mann zum Rebellen gegen Gott geworden und hat Unzucht und Tod kennengelernt. Ihretwegen hat er die drei Reiche nicht mehr zu beherrschen gewußt: das des Geistes, weil er zuließ, daß der Geist sich gegen Gott empörte; das des sittlichen Verhaltens, weil er gestattete, daß die Leidenschaften ihn beherrschten; das des Fleisches, weil er es zu den instinktiven Gesetzen der unvernünftigen Tiere erniedrigte. „Die Schlange hat mich verführt“, sagt Eva. „Die Frau hat mir die Frucht angeboten, und ich habe davon gegessen“, sagt Adam [Gen 3,12–13]. Seitdem hat die Begierde die drei Bereiche des menschlichen Daseins umklammert.

Nur die Gnade vermag die Umklammerung dieses Ungeheuers zu lockern. Und wenn sie lebendig ist, sehr lebendig, und immer wieder belebt wird vom Willen des getreuen Sohnes, so vermag er dieses Ungeheuer schließlich zu erwürgen, so daß er nichts mehr

von ihm zu befürchten hat: weder von den Tyrannen des inneren Lebens, d. h. vom Fleisch und von seinen Leidenschaften, noch von den äußeren Tyrannen, den Mächtigen der Welt; noch von den Verfolgungen und auch nicht vom Tod. Wie der Apostel Paulus sagt [Apg 20,24]: „All dieses fürchte ich nicht. Auch mein Leben sehe ich für ganz wertlos an, wenn ich nur die Aufgabe erfülle, die ich vom Herrn Jesus Christus erhalten habe, nämlich Zeuge der Frohbotschaft von der Gnade Gottes zu sein.“

Meine Märtyrer haben daran festgehalten, ihre Aufgabe und den von mir aufgetragenen Dienst zu erfüllen: die Welt zu heiligen und Zeugnis von der Frohen Botschaft abzulegen. Mit nichts anderem haben sie sich befaßt. Sie haben die in ihnen lebendige Gnade mit Sorgfalt gehütet, mehr als ihren Augapfel, und das eigene Leben in freudiger Bereitschaft hingegeben, im Bewußtsein, Vergängliches zu opfern, um Unvergängliches zu erwerben. Darum wurden sie wiederum zu „Männern und Frauen“ und blieben nicht unvernünftige Tiere. Und als Männer und Frauen lebten sie und handelten auch als Kinder des himmlischen Vaters. Wie der heilige Paulus sagt [Apg 20,33], haben sie „nicht Silber und Gold oder Kleider von irgend jemandem begehrt, sondern sich vielmehr berauben lassen und freiwillig allen Reichtum und selbst das Leben hingegeben“, um mir nachzufolgen auf Erden und im Himmel.

Mit ihren Händen, wie der Apostel wiederum sagt [Apg 20,34], haben sie für ihre eigenen und für die Bedürfnisse anderer gesorgt, haben das Leben hingegeben und andere zum Leben geführt. Durch ihrer Hände Arbeit sind sie den Kranken zur Hilfe gekommen, die an der schrecklichsten Krankheit litten, die in einem Leben fern vom wahren Glauben besteht, und haben sich selbst ganz zu diesem Zweck verausgabt: Anhänglichkeiten, Blut, Leben, Mühe, alles haben sie hingegeben in Erinnerung an die Worte [Apg 20,35], die ich dir vor drei Tagen sagte: „Geben ist empfangen, geben ist besser als empfangen.“«

25 Die neue Eva war in jeder Beziehung gehorsam

Maria sagt:

»Als ich die Aufgabe verstand, zu der Gott mich berufen hatte, war ich von Freude erfüllt. Mein Herz öffnete sich wie eine verschlossene Lilie, und aus ihm ergoß sich das Blut, das den Grund und Boden für den Keim des Herrn bildete.

Welch eine Freude, Mutter zu sein!

Ich hatte mich seit frühester Jugend Gott geweiht, denn das Licht des Allerhöchsten hatte mich erleuchtet über den Ursprung des Bösen in der Welt. Daher wollte ich, sofern dies in meiner Macht lag, in mir die Spur Satans auslöschen. Ich wußte nicht, daß ich ohne Makel war. Ich konnte nicht auf den Gedanken kommen, es zu sein. Allein schon der Gedanke daran wäre Anmaßung und Hochmut gewesen; denn, da ich von menschlichen Eltern geboren war, konnte ich mir nicht vorstellen, daß gerade ich die Auserwählte, die „Makellose“ sein sollte. Der Geist Gottes hatte mich unterrichtet vom Schmerz Gottvaters über die Verdorbenheit Evas, die sich, obwohl Geschöpf der Gnade, auf das Niveau eines niedrigeren Wesens erniedrigte. Ich hatte die Absicht, diesen Schmerz zu lindern, indem ich mein Fleisch zu engelhafter Reinheit zurückführte und mich unberührt bewahrte vor Gedanken, Wünschen und menschlichen Beziehungen. Nur ihm sollte der Pulsschlag meiner Liebe gelten, nur ihm mein ganzes Wesen angehören. Wenn auch in mir keine Fleischeslust brannte, so war es doch ein Opfer für mich, nicht Mutter zu werden.

Auch Eva hatte der Schöpfervater eine Mutterschaft zgedacht, frei von all dem, was sie heute erniedrigt; eine süße, reine Mutterschaft, ohne die Last des Sinnlichen. Ich habe sie erfahren. Wieviel hat Eva verloren durch den Verzicht auf diesen Reichtum! Es war mehr als der Verzicht auf die Unsterblichkeit. Das soll dir nicht als eine Übertreibung erscheinen. Mein Jesus, und mit ihm ich selbst, seine Mutter: wir haben die Todesnot kennengelernt. Ich die sanfte Mattigkeit der müde Einschlafenden, er die bittere Todesnot nach seiner Verurteilung. Auch an uns ist der Tod herangetreten. Aber die Mutterschaft ohne jegliche Entweihung ist mir, der neuen Eva, allein zuteil geworden, damit ich der Welt sagen konnte, welch süße Freude das Los der Frau gewesen ist, die ohne die Schmerzen des Fleisches Mutter wurde. Das Verlangen nach dieser reinen Mutterschaft durfte auch in der ganz gotthingegebenen Jungfrau bestehen, denn sie ist der Ruhm der Frau.

Wenn ihr nun bedenkt, in welcher hohen Ehren die Frau als Mutter bei den Israeliten stand, dann werdet ihr noch besser verstehen, welches ein Opfer ich bringen mußte, als ich diesen Verzicht auf mich nahm. Nun hat die ewige Güte mir dieses Geschenk gegeben, ohne mir den Glanz zu nehmen, mit dem ich bekleidet war, um Blume an seinem Thron zu sein. Darum jubiliere ich in doppelter Freude, Mutter eines Menschen und Mutter eines Gottes zu sein.

Welch eine Freude, daß durch mich der Friede zwischen Himmel und Erde wiederhergestellt wurde.

Oh! Stets hatte ich diesen Frieden aus Liebe zu Gott und dem Nächsten ersehnt, und nun durfte ich wissen, daß er durch mich selbst, der armen Magd des Allmächtigen, der Welt geschenkt wurde! Nun konnte ich sagen: „Oh, ihr Menschen, weint nicht mehr! Ich trage in mir das Geheimnis, das euch glücklich machen wird. Ich kann es euch nicht sagen, denn es ist in mir versiegelt, in meinem Herzen, so wie der Sohn im unversehrten Schoß eingeschlossen ist. Aber schon bringe ich ihn unter euch, und nach jeder verflissenen Stunde ist der Augenblick näher, da ihr ihn sehen und seinen Namen kennenlernen werdet.“

Welch eine Freude, Gott glücklich gemacht zu haben: die Freude der Gläubigen an ihrem glücklichgemachten Gott! . . .

Oh! Vom Herzen Gottes die Bitterkeit über den Ungehorsam Evas genommen zu haben! Die Bitterkeit über ihren Hochmut und ihren Unglauben! Mein Jesus hat mir erklärt, mit welcher Schuld sich das erste Elternpaar befleckte. Ich habe diese Schuld getilgt, indem ich die Stufen ihres Abstieges wieder hinaufstieg.

Der erste Schritt zur Schuld war der Ungehorsam: „Eßt nicht und berührt nichts von diesem Baum!“, hatte Gott gesagt. Und der Mann und die Frau, die Könige der Schöpfung, die alles berühren und genießen durften mit dieser Ausnahme, weil Gott wollte, daß lediglich die Engel über ihnen stehen – sie achteten nicht auf dieses Verbot.

Die Pflanze war das Mittel, den Gehorsam der Kinder zu prüfen. Was ist der Gehorsam den göttlichen Gesetzen gegenüber? Etwas

Gutes, denn Gott befiehlt nur das Gute. Was ist der Ungehorsam? Er ist böse, denn er versetzt den Geist in den Zustand der Auflehnung, in welchem Satan wirken kann.

Eva geht zur Pflanze, von der ihr Wohl abhängt: entweder sie geht ihr aus dem Weg oder sie handelt gegen die klare Vorschrift Gottes. Sie läßt sich leiten von der kindlichen Neugierde, sie will sehen, was sie Besonderes auf sich habe; sie läßt sich leiten von ihrer Unklugheit, die ihr das Gebot Gottes unnötig erscheinen läßt, da sie ja stark und rein ist, die Königin des Eden, wo alles ihr gehorcht und ihr nichts Übles zustoßen kann. Ihre Überheblichkeit wird ihr zum Verderben. Überheblichkeit ist schon Sauerteig des Hochmuts.

Bei der Pflanze findet sie den Verführer, der ihrer Unerfahrenheit, ihrer jungfräulichen, so wunderbaren Unerfahrenheit, das Lied der Lüge singt. „Du glaubst, hier sei etwas Schlechtes? Nein! Gott hat dir das gesagt, weil er euch als Sklaven halten will. Glaubt ihr, Könige zu sein? Ihr seid nicht einmal so frei wie das wilde Tier. Ihm ist es erlaubt, sich in wahrer Liebe zu lieben. Euch nicht! Ihm wird es gewährt, Schöpfer zu sein wie Gott. Das Tier kann Junge zeugen und sieht seine Familie beliebig anwachsen. Ihr nicht! Euch wird diese Freude versagt. Wozu also hat er euch als Mann und Frau erschaffen, wenn ihr in dieser Weise leben müßt? Seid Götter! Ihr wißt nicht, welche Freude es ist, wenn zwei im Fleisch eins werden und dadurch einen Dritten zeugen! Glaubt den Versprechungen Gottes nicht; glaubt nicht, daß ihr das Glück der Nachkommenschaft haben werdet und sehen werdet, wie eure Kinder neue Familien gründen und Vater und Mutter um ihretwegen verlassen. Er hat euch nur ein Scheinleben gegeben: das wahre Leben besteht darin, die Gesetze des Lebens zu kennen; das macht euch zu Göttern, und ihr könnt zu Gott sagen: ‚Wir sind deinesgleichen‘.“

Und die Verführung geht weiter; denn es war kein Wille da, sie abzuweisen; vielmehr war der Wille da, ihr weiter zu folgen und das kennenzulernen, was der Mensch nicht wissen sollte. So wird der verbotene Baum für das Menschengeschlecht wirklich todbringend;

denn an seinen Zweigen hängt die bittere Frucht des Wissens, das von Satan kommt. Und die Frau wird zum Weib, und mit dem Sauerteig des satanischen Wissens im Herzen geht sie hin, um Adam zu verführen. So ward das Fleisch erniedrigt, der Charakter verdorben, der Geist entehrt. Sie lernten den Schmerz und den Tod des der Gnade beraubten Geistes kennen und den Tod des der Unsterblichkeit beraubten Fleisches. Und die Wunde Evas gebar das Leiden, und sie wird nicht heilen, bevor nicht das letzte Paar auf Erden gestorben ist.

Ich habe die Wege der beiden Sünder rückwärts durchlaufen: ich habe gehorcht, in jeder Beziehung gehorcht. Ich habe die Jungfräulichkeit geliebt, die mich gleichmachte der Reinheit der Stammutter, bevor sie Satan kannte. Gott verlangte von mir, Braut zu werden, ich habe gehorcht, indem ich die Ehe zu dem Grad der Reinheit erhob, den sie im Gedanken Gottes hatte, als er die Stammeltern schuf. Ich war überzeugt, zur Einsamkeit im Ehestand bestimmt zu sein und zur Verachtung durch die Menschen wegen meiner heiligen Kinderlosigkeit. Da forderte Gott von mir, Mutter zu werden. Ich gehorchte. Ich habe geglaubt, daß es möglich sei und daß dieses Wort von Gott komme, weil sich in mir Friede ausbreitete, als ich es hörte.

Ich habe nicht gedacht: „Das habe ich verdient.“ Ich habe mir nicht gesagt: „Jetzt wird die Welt mich bewundern, denn ich bin Gott ähnlich, weil ich das Fleisch Gottes gebären werde.“ Nein, ich habe mich selbst vernichtet in der Demut. Die Freude ist in meinem Herzen aufgeblüht wie ein blühender Rosenstock. Aber er zierte sich sofort mit spitzen Dornen und wurde eingezwängt in das Gewirr des Schmerzes, wie Zweige, die umringt sind von den Schlingen der Zaunwinde. Schmerz über den Schmerz des Bräutigams: sieh, das war die Bedrängnis in meiner Freude. Schmerz über die Schmerzen meines Sohnes: sieh, die Dornen meiner Freude. Eva wollte das Vergnügen, den Triumph, die Freiheit. Ich nahm den Schmerz, die Vernichtung, die Sklaverei an. Ich verzichtete auf ein stilles Leben, auf die Achtung von seiten meines Bräutigams, auf meine eigene Freiheit. Ich hielt nichts für mich zurück.

Ich wurde die Magd Gottes im Fleisch, im sittlichen Verhalten, im Geist, indem ich mich ihm nicht nur in der jungfräulichen Empfängnis anvertraute, sondern auch in der Verteidigung meiner Ehre, in der Tröstung meines Bräutigams und in der Suche nach einem Mittel, um auch ihn an der Heiligung der Ehe teilhaftig werden zu lassen und aus uns jene zu machen, die dem Mann und der Frau die verlorene Würde wiedergeben. Ich nahm den Willen des Herrn an für mich, für meinen Bräutigam und für mein Kind. Ich sagte ja für alle drei, sicher, daß Gott seine Versprechen nicht Lügen strafen würde: er hatte mir beigestanden in meinem Schmerz als Braut, die sich als schuldig verurteilt sah; in meinem Schmerz als Mutter, die sich erwählt wußte, einen Sohn zu gebären, um ihn den Schmerzen auszuliefern.

„Ja“, habe ich gesagt. Ja, und das genügte. Dieses Ja hat das Nein Evas gegenüber dem Gebot Gottes aufgehoben. Ja, Herr, wie du willst. Du wirst mir deinen Willen mitteilen. Ich werde leben, wie du willst. Ich werde mich freuen, wenn du es willst. Ich werde leiden, wofür du willst. Ja, immer ja, mein Herr, vom Augenblick an, in dem dein Strahl mich zur Mutter machte bis zu dem Augenblick, in dem du mich zu dir riefst. Ja, immer ja! Alle guten Eigenschaften des Fleisches, alle guten Sitten hatten in meinem „Ja“ ein unüberbietbares gutes Beispiel. Und darüber, wie auf einem Sockel aus Diamanten, erhebt sich mein Geist, dem zwar die Flügel fehlen, um zu dir zu fliegen, der aber der Herr seines ganzen Ichs und dein Knecht ist. Knecht in der Freude, Knecht im Schmerz. Aber lächle, o Gott! Und sei glücklich! Die Schuld ist besiegt. Sie ist überwunden, sie ist zerstört. Sie liegt unter meiner Ferse, sie ist gewaschen mit meinen Tränen, zerstört von meinem Gehorsam. Aus meinem Schoß wird der neue Baum entspringen, der die Frucht trägt, die alles Böse kennenlernen wird, weil sie es selbst durchleiden muß, und alles Gute bringen wird. Zu ihr werden die Menschen kommen können, und ich werde glücklich sein, wenn sie sie pflücken, auch ohne daran zu denken, daß sie von mir geboren wurde. Wenn nur der Mensch

gerettet und Gott geliebt wird! Es geschehe seiner Magd das, was mit der Scholle geschieht, aus der ein Baum wächst: eine Stufe, um aufzusteigen.«

Maria: »Man muß immer Stufe sein, um andere zu Gott emporsteigen zu lassen. Wenn sie uns auch treten, es macht nichts. Wenn es ihnen nur gelingt, zum Kreuz zu gelangen. Es ist der neue Baum, der die Frucht der Erkenntnis des Guten und des Bösen trägt; denn es sagt dem Menschen, was böse ist und was gut ist, damit er wählen und leben kann, und lehrt ihn zu gleicher Zeit, aus sich einen Saft zu bilden, mit dem er alle die zu heilen vermag, die sich in der Berührung mit dem Bösen vergiftet haben.

Möge unser Herz unter die Füße der Menschen geraten, wenn nur die Zahl der Erlösten wächst und das Blut meines Jesu nicht vergeblich vergossen worden ist! Das ist das Los der Magd Gottes. Aber dann dürfen wir im Kreis der Gläubigen die heilige Hostie empfangen und zu Füßen des Kreuzes, benetzt von seinem Blut und von unseren Tränen, sagen: „Sieh, o Vater, die unbefleckte Hostie, die wir dir aufopfern für das Heil der Welt. Blicke auf uns, o Vater, die wir verbunden sind mit ihm, und aufgrund seiner unendlichen Verdienste gib uns deinen Segen!“

Und ich liebe dich. Ruhe dich aus! Der Herr ist mit dir!«

26 Noch ein Wort der Erklärung über die Erbsünde

Jesus spricht:

»Das Wort meiner Mutter dürfte selbst in den kompliziertesten Köpfen alle Zweifel behoben haben.

Es sind ihrer so viele! Sie wollen über die göttlichen Dinge grübeln mit ihrem menschlichen Maßstab und setzen voraus, daß auch Gott wie sie denkt. Es ist indessen beruhigend zu wissen, daß Gott in einer unendlich erhabeneren und unbeschränkteren Weise vorgeht und denkt als der Mensch. Es wäre so schön und nützlich, wenn ihr euch bemühen würdet, nicht nach Menschenart zu denken und zu reden, sondern dem Geist nach, und wenn ihr Gott folgen würdet. Man soll sich nicht dort verankern, wo unser Denken sich festgefahren hat. Auch das ist Hochmut; denn es setzt die Vollkommenheit des menschlichen Geistes voraus, während es in ihm doch nichts Vollkommeneres gibt als den göttlichen Gedanken. Er kann, wenn er es will und es für gut hält, herabsteigen und Wort werden im Geist und auf den Lippen eines Geschöpfes, das von der Welt verachtet wird, weil es in ihren Augen unwissend, dumm und kindisch ist.

Die Weisheit liebt es, den Hochmut des Geistes zu verwirren und sich gerade über die von der Welt Verworfenen auszugießen, die weder eine eigene Doktrin haben noch eine erworbene Lehrweisheit, die aber groß sind in der Liebe und in der Reinheit, groß in ihrem guten Willen, Gott zu dienen, Gott zu verkünden und mit allen ihren Kräften andere zu seiner Liebe zu führen. Habt acht, ihr Menschen! In Fatima, in Lourdes, in Guadalupe, in Caravaggio, auf la Salette: dort haben wahre und heilige Erscheinungen stattgefunden; die Seherinnen, die berufen waren, sie zu sehen, sind arme Geschöpfe, die wegen ihres Alters, ihrer Bildung und ihrer sozialen Stellung zu den Niedrigsten der Erde gehören. Diesen Unbekannten, diesen „Nichts“, offenbart sich die Gnade und macht sie zu ihren Herolden.

Was sollen die Menschen also tun? Sich demütigen wie der Zöllner und sagen: „Herr, ich bin zu sehr Sünder, als daß ich es verdiene, dich kennenzulernen. Sei gepriesen wegen deiner Güte, die mich tröstet durch diese Geschöpfe und mir ein himmlischer Anker, eine Führung, eine Unterweisung und das Heil sind.“ Sage nicht: „Aber nein, Aberglaube, Häresie! Das ist doch nicht möglich!“ Wie, nicht möglich? Daß ein Armseliger ein Gelehrter der Gotteswissenschaft werde? Und warum sollte das nicht möglich sein? Habe ich nicht die Toten erweckt, die Irren und die Epileptiker geheilt? Habe ich nicht den Mund der Stummen, die Augen der Blinden und die Ohren der Tauben geöffnet? Gab ich nicht den Törichten den Verstand? Ebenso wie ich die Teufel austrieb, habe ich den Fischen befohlen, sich in die Netze zu werfen, den Broten, sich zu vervielfältigen, dem Wasser, Wein zu werden, dem Sturm, sich zu legen, den Wellen, sich zu glätten wie steinerner Boden. Was ist bei Gott unmöglich?

Hat Gott nicht schon durch seine Diener, die in seinem Namen handelten, Wunder gewirkt, noch bevor er in Christus, dem Sohn Gottes, unter euch war? Sind nicht die Eingeweide der Sarai, der Frau des Abrahams, fruchtbar geworden, damit sie Sara wurde und in ihrem Alter noch den Isaak gebar, der dazu bestimmt war, mit mir einen Bund zu schließen? Sind nicht die Wasser des Nils auf Befehl des Mose in Blut verwandelt und mit unreinen Tieren erfüllt worden? Und sind nicht durch sein Wort Tiere an der Pest gestorben und die Fleischteile der verfaulten Glieder abgefallen, zermalmt wie durch einen Mühltrichter? Sind nicht Felder durch wildes Hagelwetter vernichtet und Bäume von Heuschrecken kahlgefressen worden, und wurde nicht drei Tage lang das Licht ausgelöscht, alle Erstgeburten getötet, das Meer zum Durchgang der Israeliten geöffnet und das Bitterwasser versüßt? War nicht Überfluß an Wachteln und Manna vorhanden, und wurde nicht Wasser aus dem trockenen Felsen geschlagen? [Ex 7,17ff; 17,7]. Hat Josua nicht den Lauf der Sonne aufgehalten? [Jos 10,12–14]. Hat der Knabe David nicht den Riesen Goliath erschlagen? [1 Sam 17]. Hat Elija nicht Mehl und Öl vermehrt und den Sohn der Witwe von Sarepta von den Toten erweckt? [1 Kön 17,7–24]. Und ist auf seinen Befehl nicht Regen über das trockene Land gefallen und hat nicht Feuer vom Himmel das Brandopfer verbrannt? [1 Kön 18,19–46]. Und ist das Neue Testament

nicht ein großer Blumengarten von Wundern? Wer ist der Herr des Wunders? Was ist bei Gott unmöglich? Wer ist wie Gott?

Beugt die Stirn und betet an! Die Zeiten reifen für die große Ernte, und bevor der Mensch aufhört zu sein, muß alles bekannt sein: sowohl die Prophezeiungen nach Christus, als auch jene vor Christus, und der biblische Symbolismus, der schon mit den ersten Worten der Genesis beginnt! Und wenn ich euch nun über einen Punkt unterrichte, der bisher unerklärt blieb, so nehmt das Geschenk an und zieht Nutzen daraus und nicht Verdammung! Macht es nicht wie die Juden in der Zeit meines sterblichen Lebens, die ihr Herz vor meinen Lehren verschlossen, und da sie mir nicht gleichkamen im Verständnis der Geheimnisse und der übernatürlichen Wahrheiten, mich zum Besessenen und Lästere erklärten.

Ich sprach von einem „metaphorischen Baum“. Jetzt nenne ich ihn einen „symbolischen Baum“. Vielleicht versteht ihr das besser. Sein Symbol ist klar: Aus dem Verhalten der beiden Gotteskinder gegenüber diesem Baum konnte man schließen, ob sich in ihnen eine Neigung zum Guten und Bösen entwickelte. Wie das Königswasser das Gold prüft und die Goldwaage die Karate wägt, so wurde dieser Baum zu einem Mittel, um ihr Verhalten Gott gegenüber zu prüfen. Er erwies das Maß der Reinheit des Metalls von Adam und Eva.

Ich kenne schon euren Einwand: „Ist das nicht eine übertriebene Verurteilung und ist das nicht ein kindisches Mittel, um eine Verurteilung zu veranlassen?“

Durchaus nicht. Ein gegenwärtiger Ungehorsam bei euch selbst, die ihr ihre Erben seid, ist weniger schlimm als der ihrige. Ihr seid von mir erlöst worden. Aber das Gift Satans ist stets bereit, wirksam zu werden, wie gewisse Krankheiten, die im Blut nie ganz ausheilen. Sie, die ersten Eltern, besaßen die Gnade, die nie durch die Ungnade entweiht worden war. Daher waren sie geschützt und gestärkt durch die Gnade, die Unschuld und Liebe erzeugt. Ein unendliches Geschenk hatte Gott ihnen gegeben. Um so schwerwiegender war ihr Fall.

Symbolisch ist auch die Frucht, die dargeboten und gegessen wurde. Es war die Frucht einer Erfahrung, die sie freiwillig machen wollten auf satanische Einflüsterung hin, gegen das Gebot Gottes. Ich

hatte den Menschen die Liebe nicht untersagt. Ich wollte nur, daß sie sich ohne Bosheit liebten; wie ich sie mit meiner Heiligkeit liebte, so sollten auch sie sich lieben in der Heiligkeit der Zuneigung, die von keiner Begehrlichkeit beschmutzt war.

Man darf nicht vergessen, daß die Gnade Licht ist, und wer sie besitzt, weiß, was nützlich und gut ist zu kennen. Die Gnadenvolle wußte alles, weil die Weisheit sie unterrichtete; die Weisheit, welche Gnade ist. Und sie verstand es, in heiliger Weise zu leben. Auch Eva kannte, was zu wissen für sie gut war, aber nicht mehr; denn es ist unnütz das zu kennen, was nicht gut ist. Sie hatte kein Vertrauen in das Wort Gottes und blieb ihrem Gehorsamsversprechen nicht treu. Sie glaubte Satan, brach das Versprechen und wollte das Nicht-Gute kennenlernen; sie liebte es ohne Gewissensbisse; sie verwarf die Liebe, die ich ihnen so heilig übergeben hatte, und machte sie zu einer verderblichen, niedrigen Angelegenheit. Zu einem gefallenem Engel geworden, wälzte sie sich im Schlamm und auf dem Stroh, während sie glücklich unter den Blumen des irdischen Paradieses hätte wandeln können; so wie ein Baum sich mit Blüten bedeckt, ohne die Krone in den Schlamm zu beugen.

Seid nicht wie die törichten Kinder, die ich im Evangelium erwähne! [Lk 7,31–32]. Sie hörten singen und haben sich die Ohren verstopft; sie hörten die Musik und haben nicht getanzt; sie hörten weinen und wollten lachen. Seid nicht engherzig; seid nicht Verneiner! Nehmt, nehmt ohne Arglist und Härte, ohne Ironie und Ungläubigkeit das Licht!

Genug darüber! Um euch zu verstehen zu geben, wie sehr ihr dem dankbar sein müßt, der für euch gestorben ist, um euch wieder zum Himmel zu erheben und die Begehrlichkeit Satans zu überwinden, wollte ich in dieser Vorbereitungszeit auf Ostern über das sprechen, was den ersten Ring bildet in der Kette, mit der das Wort zum Tod, das Lamm Gottes zur Schlachtbank geführt wurde. Ich wollte mit euch darüber sprechen, weil jetzt 90 % von euch vom Rauch und vom Wort Luzifers, ähnlich wie Eva, vergiftet worden sind; ihr lebt nicht, um euch zu lieben, sondern um euch mit Sinnlichkeit zu sättigen. Ihr lebt nicht für den Himmel, sondern für den Schmutz. Ihr seid nicht mehr Geschöpfe, die mit Seele und Vernunft versehen sind, sondern wie Tiere ohne Seele und Verstand. Die Seele habt ihr getötet und die Vernunft verdorben. Wahrlich, ich sage euch, die unvernünftigen Tiere sind euch an Ehrbarkeit in der Liebe überlegen.«

27 Die Schwangerschaft Elisabets wird Josef verkündet

Vor mir erscheint das Häuschen von Nazaret und Maria in ihm. Maria ist jung, wie damals, als der Engel des Herrn ihr erschien. Allein schon ihr Anblick erfüllt meine Seele mit dem jungfräulichen Wohlgeruch dieser Behausung; mit dem engelhaften Duft, der noch der Umgebung anhaftet, wo der Engel seine goldenen Schwingen ausbreitete; mit dem göttlichen Wohlgeruch, der über Maria zusammenfloß und sie Mutter werden ließ, und der jetzt von ihr ausströmt.

Es ist Abend, denn die Schatten beginnen, sich in dem Raum auszubreiten, der zuvor vom Licht des Himmels überflutet war.

Maria kniet neben ihrem Bettchen; sie betet mit auf der Brust gekreuzten Armen, das Antlitz tief zur Erde gebeugt. Sie ist noch gekleidet wie im Augenblick der Verkündigung. Alles ist gleichgeblieben: der blühende Zweig in der Vase, das Bettzeug in derselben Ordnung . . . nur der Spinnrocken und die Spindel sind in eine Ecke gelehnt, mit dem Werg der Stammwolle der eine, die andere mit dem schimmernden Faden umwickelt.

Maria hört nun auf zu beten und erhebt sich, das Antlitz von einer Flamme erleuchtet. Der Mund lächelt, aber in ihren blauen Augen glänzen Tränen. Sie nimmt das Öllicht und entzündet es mit dem Feuerstein. Sie schaut umher, ob auch alles in der Kammer in Ordnung sei. Sie rückt die Decke der Lagerstätte zurecht, die sich etwas verschoben hatte. Sie gießt Wasser in die Vase des blühenden Zweiges und trägt sie hinaus in die frische Nacht. Dann kommt sie zurück, nimmt die zusammengefaltete Stickerei vom Regal und das brennende Licht; so geht sie hinaus, die Tür hinter sich schließend. Sie macht einige Schritte im Gärtchen, an der Hauswand entlang, dann betritt sie das Zimmerchen, in dem ich den Abschied Jesu von Maria gesehen habe. Ich erkenne es gut wieder, obwohl es jetzt einige Gegenstände weniger aufweist als damals.

Maria verschwindet, sie nimmt das Licht in einen kleinen benachbarten Raum mit, und ich bleibe in Gesellschaft ihres Nähzeugs

zurück, das sie auf eine Tischkante gelegt hat. Ich höre den leichten Schritt Marias, ihr Kommen und Gehen; ich höre plätscherndes Wasser, wie wenn jemand etwas wäscht; ich höre, wie Zweige gebrochen werden und, dem Geräusch nach, auch Holz gespalten wird. Ich höre, daß sie Feuer anzündet; dann kommt sie wieder, geht in das Gärtchen hinaus und kehrt mit Äpfeln und Gemüse zurück. Sie legt die Äpfel auf den Tisch in eine Schale mit eingelegtem Metall (es ist gehämmertes Kupfer, wie mir scheint); dann begibt sie sich in die Küche (drüben ist bestimmt die Küche). Die Flamme des Herdes leuchtet lustig durch die geöffnete Tür bis zu mir herein und verursacht auf den Wänden einen Schattentanz.

Es vergeht einige Zeit, dann kehrt Maria mit einem kleinen braunen Brot und einem Napf warmer Milch zurück. Sie setzt sich und taucht Brotstücke in die Milch. Sie ißt langsam. Dann läßt sie eine halbe Tasse zurück, geht von neuem in die Küche, kommt mit Gemüse zurück, gießt Öl darüber und ißt es mit dem Brot. Sie stillt ihren Durst mit der restlichen Milch. Dann nimmt sie einen Apfel und ißt ihn. Ein Abendessen wie für ein Kind. Maria ißt und denkt und lächelt bei einem Gedanken, der sie innerlich beschäftigt. Sie hebt die Augen, läßt sie über die Wände schweifen und scheint ihnen ihr Geheimnis mitteilen zu wollen. Bisweilen wird sie ernst, fast traurig. Aber dann kommt das Lächeln wieder.

Sie hört ein Klopfen an der Tür, erhebt sich und öffnet. Josef tritt ein. Sie begrüßen einander. Dann setzt sich Josef auf der anderen Seite des Tisches auf einen Schemel Maria gegenüber.

Josef ist ein schöner Mann, in der Fülle der Jahre. Er ist höchstens 35 Jahre alt. Seine kastanienbraunen Haare und sein Bart von fast der gleichen Farbe umrahmen ein regelmäßiges Gesicht mit sanften, braunschwarzen Augen. Er hat eine breite, glatte Stirn, eine feine Nase, die ein wenig gebogen ist, und braune, nicht olivgetönte Wangen, die oben etwas rötlich sind. Er ist nicht sehr groß, aber stark und gut gebaut.

Bevor er sich setzt, legt er den Mantel ab (zum ersten Mal sehe ich

einen dieser Art); er ist aus einem Stück geschnitten und wird am Hals mit einer Schnalle oder etwas Ähnlichem geschlossen; er hat auch eine Kapuze. Er ist hellbraun und scheint aus wasserundurchlässiger Naturwolle zu sein; es ist wohl ein Mantel für Bergbewohner, ein guter Schutz gegen Unwetter.

Noch bevor er sich niedersetzt, bietet er Maria zwei Hühnereier und eine große Weintraube an; sie ist fast überreif, aber in gutem Zustand. Er lächelt und sagt: »Das hat man mir von Kana gebracht. Die Eier hat mir der Zenturio für eine Arbeit an seinem Wagen gegeben. Ein Reifenrad war gebrochen, und sein Arbeiter ist krank. Sie sind frisch. Er hat sie aus dem Hühnerstall geholt. Trinke sie. Sie werden dir gut tun.«

»Morgen, Josef. Ich habe jetzt gerade gegessen.«

»Aber die Weintraube kannst du nehmen. Sie ist gut und süß wie Honig. Ich habe sie vorsichtig getragen, um sie nicht zu beschädigen. Iß sie! Ich habe noch andere. Ich werde sie dir morgen in einem Körbchen bringen. Heute war es mir nicht möglich, denn ich komme direkt vom Haus des Zenturio.«

»Dann hast du also noch nicht zu Abend gegessen.«

»Nein, aber das tut nichts.«

Maria erhebt sich sofort, geht in die Küche und kommt mit einer Schale Milch, Oliven und Käse zurück. »Ich habe sonst nichts«, sagt sie. »Nimm ein Ei!«

Josef will nicht. Die Eier sind für Maria. Er ißt aber mit Appetit den Käse und trinkt die noch lauwarme Milch. Dann nimmt er einen Apfel. Das Abendessen ist beendet.

Maria nimmt ihre Näharbeit zur Hand, nachdem sie das Geschirr vom Tisch geräumt hat. Josef hilft ihr und bleibt in der Küche, auch nachdem sie wieder zurückgekehrt ist. Ich höre, wie er dort alles an seinen Platz stellt. Er schürt und belebt das Feuer, denn der Abend ist frisch.

Als er zurückkommt, dankt ihm Maria. Sie sprechen miteinander. Josef erzählt, wie er den Tag verbracht hat. Er spricht von seinem

kleinen Neffen, interessiert sich für die Arbeit Marias und für ihre Blumen. Er verspricht ihr, Blumen zu bringen, sehr schöne, die ihm der Zenturio versprochen hat. »Es sind Blumen, die wir nicht haben. Sie kommen aus Rom. Er hat mir Setzlinge versprochen. Wenn dann der Mond günstig steht, werde ich sie pflanzen. Sie haben herrliche Farben und einen feinen Duft. Ich habe sie im vergangenen Jahr im Sommer gesehen, denn sie blühen im Sommer. Sie werden dein ganzes Haus in Wohlgeruch hüllen.«

Maria lächelt und dankt. Dann folgt ein Schweigen. Josef schaut auf das blonde Haupt Marias, die über ihre Näharbeit gebeugt ist. Ein Blick engelhafter Liebe. Gewiß, wenn ein Engel eine Frau mit bräutlicher Liebe lieben würde, könnte er so aussehen.

Wie jemand tut, wenn er einen Entschluß faßt, so legt Maria ihre Näharbeit in ihren Schoß und sagt: »Auch ich habe dir etwas zu sagen. Ich habe fast nie etwas zu sagen, denn du weißt, wie zurückgezogen ich lebe. Aber heute habe ich eine Neuigkeit. Ich habe nämlich Nachricht erhalten, daß unsere Verwandte Elisabet, die Frau des Zacharias, bald einen Sohn haben wird . . . «

Josef macht große Augen und sagt: »In diesem Alter?«

»In diesem Alter!« antwortet Maria lächelnd. »Der Herr vermag alles. Und jetzt hat er unseren Verwandten diese Freude schenken wollen.«

»Wie hast du es erfahren? Ist die Nachricht sicher?«

»Ein Bote ist gekommen, einer der nicht lügen kann. Ich möchte zu Elisabet gehen, um ihr zu helfen und ihr zu sagen, daß ich mich mit ihr freue. Wenn du erlaubst . . . «

»Maria, du bist meine Frau, und ich bin dein Knecht. Alles, was du tust, ist gut getan. Wann willst du abreisen?«

»So schnell wie möglich. Aber ich werde mehrere Monate abwesend sein.«

»Und ich werde die Tage zählen bis zu deiner Rückkehr, ziehe unbesorgt! Für dein Haus und deinen kleinen Garten werde ich sorgen. Du wirst deine Blumen so schön vorfinden, wie wenn du sie

gepflegt hättest. Nur ... warte! Ich muß vor Ostern nach Jerusalem, um einige Gegenstände für meine Arbeit zu kaufen. Wenn du noch einige Tage wartest, kann ich dich bis dorthin begleiten. Weiter nicht; denn ich muß rasch zurückkehren. Aber bis dorthin können wir zusammen reisen. Ich bin auch ruhiger, wenn ich dich nicht allein auf dem Weg weiß. Laß mich deine Rückkehr wissen, dann werde ich dir entgegenkommen.«

»Du bist so gut, Josef. Der Herr möge es dir mit seinem Segen vergelten und alles Leid von dir fernhalten! Ich bitte ihn immer darum.«

Die beiden keuschen Brautleute lächeln sich engelhaft zu. Es wird wieder still für einige Zeit. Dann erhebt sich Josef. Er legt den Mantel um, zieht die Kapuze über den Kopf und grüßt Maria, die sich ebenfalls erhoben hat, und geht.

Maria schaut ihm mit einem Seufzer nach. Dann erhebt sie die Augen zum Himmel. Gewiß betet sie. Sie verschließt sorgfältig die Tür, legt ihre Näharbeit zusammen, geht in die Küche, löscht und bedeckt das Feuer. Sie schaut, ob alles an seinem Platz ist, nimmt das Licht, geht hinaus und schließt die Tür. Sie rückt mit der Hand die Flamme zurecht, die im kühlen Nachtwind flackert, tritt ein in ihr Zimmer und betet wieder. Die Vision ist zu Ende.

28 »Überlasse mir die Aufgabe, dich bei deinem Bräutigam zu rechtfertigen«

Maria spricht:

»Meine liebe Tochter, als die Verzückung beendet war, die mich mit unaussprechlicher Freude erfüllte, und ich mit meinen Sinnen wieder auf Erden war, galt mein erster Gedanke Josef. Dieser Gedanke, stechend wie ein Dorn der Rosen, verwundete mein Herz, das seit einigen Augenblicken gleichsam von den Rosen der Liebe Gottes umhüllt war.

Ich liebte ihn ja, diesen meinen heiligen und vorsorgenden Be-

schützer. Seitdem der Wille Gottes durch das Wort seines Priesters mich zur Braut Josefs bestimmt hatte, hatte ich die Heiligkeit dieses Gerechten kennen und schätzen gelernt. Mit ihm fühlte ich die Verlassenheit des Waisenkindes von mir weichen und klagte nicht mehr über den Verlust der Zuflucht im Tempel. Er war gütig wie der Vater, den ich verloren hatte. In seiner Nähe fühlte ich mich sicher wie bei einem Priester. Alles Zaudern war geschwunden und nicht nur verschwunden, sondern auch vergessen, so gänzlich war es von meinem jungfräulichen Herzen gewichen; denn ich hatte verstanden, daß kein Grund zum Verzagen und nichts zu fürchten war, was Josef betraf. Meine Jungfrauschaft war bei Josef so sicher wie ein Kind in den Armen der Mutter. Wie sollte ich ihm nun sagen, daß ich Mutter geworden war? Ich suchte nach Worten, um es ihm anzukündigen. Eine schwierige Aufgabe! Denn ich wollte mich nicht der Gabe Gottes rühmen und ich konnte in keiner Weise meine Mutterschaft rechtfertigen, ohne zu sagen: „Der Herr hat mich geliebt unter allen Frauen und er hat mich, seine Magd, zu seiner Braut erhoben.“ Ihn täuschen durch die Verheimlichung meines Zustandes, das wollte ich ebenfalls nicht.

Während ich betete, sprach der Heilige Geist, von dem ich nun erfüllt war, zu mir: „Schweige! Überlasse mir die Aufgabe, dich bei deinem Bräutigam zu rechtfertigen!“ Wann? Wie? Ich hatte nicht danach gefragt. Ich hatte mich immer Gott anvertraut, wie eine Blume sich der Welle anvertraut, die sie trägt. Nie hatte mich der Ewige ohne Hilfe gelassen. Seine Hand hatte mich aufgerichtet, geschützt und geführt bis hierher. Er würde es auch weiter tun.

Meine Tochter, wie schön und machtvoll ist doch das Vertrauen auf unseren ewigen, guten Gott! Er legt uns in seine Arme wie in eine Wiege; er trägt uns wie eine Barke zum Lichthafen des Guten. Er erwärmt das Herz, tröstet uns, ernährt uns und gibt uns Ruhe und Freude, Licht und Führung. Das Vertrauen auf Gott ist alles, und Gott gibt dem alles, der ihm vertraut: er gibt ihm sich selbst.

An jenem Abend brachte ich als Mensch mein Vertrauen zur Voll-

kommenheit. Jetzt konnte ich es tun, denn Gott war in mir. Zuerst hatte ich das Vertrauen des armen Geschöpfes, das ich war. Immer noch ein Nichts, auch wenn ich die von ihm so sehr Geliebte war, die Makellose. Aber jetzt hatte ich ein göttliches Vertrauen, weil Gott mein war: mein Bräutigam und mein Sohn! Oh, welche Freude! Eins zu sein mit Gott! Nicht zu meinem Ruhm, sondern, um ihn zu lieben in einer vollkommenen Vereinigung und ihm sagen zu können: „Du, du allein, du bist in mir; wirke mit deiner göttlichen Vollkommenheit in allem, was ich tue!“

Wenn er mir nicht gesagt hätte: „Schweige!“, hätte ich vielleicht gewagt, mit zu Boden gerichtetem Blick Josef zu sagen: „Der Geist Gottes hat mich durchdrungen, und in mir ist der Keim Gottes“; und er hätte mir geglaubt, weil er mich schätzte und weil er wie alle, die nie lügen, nicht glauben konnte, daß ich log. Ja, nur um ihn in Zukunft nicht zu betrüben, hätte ich das Widerstreben überwunden, mir dieses Lob zu spenden. Aber ich gehorchte dem göttlichen Gebot. Und von diesem Augenblick an habe ich monatelang die erste Wunde verspürt, die mein Herz zum Bluten brachte.

Der erste Schmerz meines Anteils als Miterlöserin. Ich habe ihn geopfert und erduldet, um zu sühnen und euch eine Verhaltensnorm für eure Schmerzensaugenblicke zu geben: die Notwendigkeit des Schweigens bei einem Ereignis, das euch in ein schlechtes Licht stellt bei dem, den ihr liebt.

Überlaßt Gott die Hut eures guten Namens und eurer edlen Interessen! Verdient durch ein heiliges Leben den Schutz Gottes und seid unbesorgt! Sollte auch die ganze Welt gegen euch sein, er wird euch verteidigen bei dem, der euch liebt; er stellt die Wahrheit ins Licht.

Jetzt ruhe aus, meine Tochter! Und sei immer mehr meine Tochter!«

29 Maria und Josef auf dem Weg nach Jerusalem

Ich wohne der Abreise zur heiligen Elisabet bei. Josef ist mit zwei Eselchen gekommen, um Maria abzuholen: eines ist für ihn, eines für Maria.

Eines der beiden kleinen Lasttiere hat außer dem gewöhnlichen Sattel ein merkwürdiges Gestell, das, wie ich nun erkenne, zum Lastentragen dient: eine Art Gepäckträger, auf dem Josef einen kleinen Holzkasten befestigt, ein Köfferchen, würden wir heute sagen, das er Maria gebracht hat, damit sie darin ihre Kleider unterbringe und sie so vor dem Regen schütze. Ich höre, wie Maria sich bei Josef für dieses praktische Geschenk sehr bedankt. Sie füllt die Truhe mit Dingen, die sie bereits in ein Bündel verpackt hatte.

Sie schließen die Haustür und machen sich auf den Weg. Es ist kurz vor Tagesanbruch, denn ich sehe kaum etwas von einer Morgenröte am Horizont. Nazaret liegt noch im Schlummer. Die beiden morgendlichen Reisenden begegnen nur einem Hirten, der seine Schäflein vor sich hertreibt. Sie drücken und drängen einander, vielen blökenden Keilen gleich. Die Lämmchen blöken am allermeisten mit ihren scharfen, feinen Stimmen; sie möchten selbst im Laufen noch das mütterliche Euter erfassen. Aber die Mutterschafe eilen zum Weideplatz und laden sie mit stärkerem Blöken zum Weitertragen ein.

Maria betrachtet sie und lächelt, und da sie angehalten haben, um die Herde vorüberziehen zu lassen, neigt sie sich vom Sattel herunter und streichelt die sanften Tierlein, die im Vorübergehen den Esel streifen. Als der Hirt mit einem Lämmlein auf dem Arme daherkommt, das eben geboren wurde, und grüßt, lächelt Maria, streichelt das rosige Mäulchen des verzweifelt blökenden Lämmleins und sagt: »Suche deine Mama! Da ist sie; die verläßt dich nicht, Kleines!« Und sieh da, das Mutterschaf drängt sich an den Hirten heran, hebt sich auf die Hinterfüße und leckt das Mäulchen des Neugeborenen. Die vorüberziehende Herde erzeugt ein Geräusch, als regnete es auf Blät-

ter, und läßt aufgewirbelten Staub und die Verzierungen der Fußstapfen auf dem Boden zurück.

Josef und Maria nehmen ihren Weg wieder auf. Josef ist mit einem großen Mantel bekleidet, Maria eingehüllt in eine Art gestreiften Schal, denn der Morgen ist sehr frisch. Sie befinden sich auf freiem Feld und reiten nebeneinander. Sie sprechen selten. Josef denkt an seine Arbeit, und Maria folgt den Gedanken, in die sie versunken ist, und lächelt dabei. Sie lächelt auch, wenn sie aus ihrer Sammlung her austretend den Blick über die Umgebung schweifen läßt. Bisweilen schaut sie auf Josef; ein Hauch von wehmütigem Ernst verschleiert dann ihr Gesicht. Ihr Lächeln kehrt wieder zurück, wenn sie ihren fürsorglichen Bräutigam betrachtet, der wenig spricht und nur, um Maria zu fragen, ob sie bequem sitze und nichts benötige.

Jetzt werden die Straßen belebter, besonders in der Nähe von Dörfern oder innerhalb derselben. Sie reiten auf ihren trippelnden Eseln mit ihren lauten Schellen und halten nur einmal unter dem Schatten eines Buschwerks an, um etwas Brot und Oliven zu essen und an einer Quelle zu trinken, die in einer kleinen Grotte sprudelt; ein anderes Mal, um sich vor einem starken Regenguß zu schützen, der ganz unerwartet aus einer dunklen Wolke herniederprasselt.

Sie haben sich unter einen Felsvorsprung begeben, der sie vor der Nässe schützt. Josef will unbedingt, daß Maria sich den dicken, wasserundurchlässigen Mantel umhängt, auf dem das Wasser herabgleitet. Maria muß seinem sorgendem Drängen nachgeben, und um sie davon zu überzeugen, daß er selbst auch geschützt ist, legt er sich die graue Decke des Esels über Kopf und Schultern. Mit der Kapuze sieht Maria aus wie ein junger Mönch; sie rahmt ihr Gesicht ein, während der dunkelbraune Mantel, der am Hals geschlossen ist, sie ganz einhüllt.

Der Platzregen läßt nach, geht aber in einen lästigen feinen Regen über. Die beiden nehmen den Weg wieder auf, der nun ganz schlammig geworden ist. Aber es ist Frühling, und bald scheint erneut die Sonne und macht die Reise wieder angenehmer. Die beiden Esel-

chen trippeln nun fröhlicher auf ihrem Weg dahin. Mehr sehe ich nicht; denn die Vision ist hier zu Ende.

30 Von Jerusalem zum Haus des Zacharias

Wir sind in Jerusalem. Ich erkenne es gut mit seinen Straßen und seinen Toren. Das Ehepaar begibt sich zuerst zum Tempel. Ich erkenne die Stallung, wo Josef den Esel am Tag der Darstellung im Tempel eingestellt hat. Auch jetzt läßt er die beiden Tiere dort, nachdem er sie hat grasen lassen; dann geht er mit Maria, um den Herrn anzubeten.

Nun kommen sie wieder, und Maria geht mit Josef in ein Haus von Bekannten, wie mir scheint. Dort stärken sie sich. Maria ruht sich aus, bis Josef mit einem alten Mann kommt. »Dieser Mann nimmt denselben Weg wie du. Nur wenig hast du dann noch allein zurückzulegen, um zu deiner Base zu kommen. Du kannst dich ihm anvertrauen; ich kenne ihn.«

Sie steigen wieder auf die Esel, und Josef begleitet Maria bis zum Tor (nicht zu demselben, durch das sie gekommen sind, sondern zu einem anderen). Dort verabschieden sie sich, und Maria nimmt ihren Weg zusammen mit dem Alten auf, der ebenso gesprächig ist, wie Josef schweigsam; er interessiert sich für tausend Dinge. Maria antwortet ihm geduldig.

Jetzt hat sie die kleine Truhe, die der Esel von Josef getragen hatte, vorn auf dem Sattel. Sie trägt nicht mehr den großen Mantel und auch nicht den Schal, der jetzt gefaltet auf der Truhe liegt. Sie ist sehr schön in ihrem tiefblauen Gewand und dem weißen Schleier, der sie vor der Sonne schützt. Wie schön ist sie doch!

Der Alte ist wohl etwas schwerhörig; denn um sich verständlich zu machen, muß Maria recht laut sprechen; sie, die nicht laut zu sprechen gewohnt ist. Aber nun ist er müde geworden. Er hat das ganze Register seiner Fragen und Neuigkeiten erschöpft und schlummert, auf dem Sattel sitzend, während er sich von seinem Esel führen läßt, der die Straße gut kennt.

Maria benützt diese Pause, um sich in ihren Gedanken zu sammeln und um zu beten. Es muß wohl ein Gebet sein, was sie da mit leiser Stimme singt, wobei sie zum blauen Himmel aufschaut und die Arme über der Brust hält. Ihr Gesicht ist Licht und Seligkeit, Ausdruck ihres seelischen Zustandes.

Mehr sehe ich nicht.

Auch jetzt, da die Vision unterbrochen ist, wie gestern, bleibt die Mutter bei mir, sichtbar meinem inneren Blick, und zwar so klar, daß ich die rosige Tönung ihrer ein wenig vollen, doch sanften Wangen, das lebhaftes Rot ihres kleinen Mundes und den schönen Glanz ihrer himmelblauen Augen unter den dunkelblonden Lidern beschreiben kann.

Ich kann sagen, wie die gescheitelten Haare prächtig in drei Wellen zu beiden Seiten herabfallen und teilweise bis zur Hälfte die rosigen Öhrchen bedecken, um dann in ihrem blassen leuchtenden Gold unter dem Kopfschleier zu verschwinden. (Ich sehe sie nämlich, den Schleier über den Kopf gelegt, bekleidet mit einem Gewand von paradiesischer Seide und einem leichten Mantel, der fein wie der Schleier und doch undurchsichtig ist.)

Ich kann auch sagen, daß das Kleid um den Hals von einem Saum mit einer Kordel gehalten wird, deren Enden vorn an der Halswurzel geschnürt sind. Das Gewand wird um die Hüfte zusammengehalten durch ein breites Band von weißer Seide, dessen Enden auf der Seite herabhängen. Ferner kann ich sagen, daß das an Hals und Hüften zusammengehaltene Gewand auf der Brust sieben abgerundete, weiche Falten schlägt, der einzige Schmuck an diesem überaus keuschen Gewand.

Ich kann sagen, daß die ganze Erscheinung Marias mit ihrer harmonischen und zarten Gestalt den Eindruck einer engelhaften Keuschheit erweckt.

Je mehr ich sie anschau, um so mehr leide ich bei dem Gedanken, wie sehr man sie hat leiden lassen, und ich frage mich, wie es möglich war, daß man mit ihr kein Mitleid hatte, die sie doch so milde und liebevoll war, sogar in ihrer äußeren Erscheinung. Ich schaue auf sie und höre den Tumult und das Geschrei auf dem Kalvarienberg; auch ihr galten alle die Schmähungen, der Spott und die Verwünschungen, mit denen man sie überhäufte, weil sie die Mutter des Verurteilten war. Jetzt sehe ich sie schön und ruhig. Aber ihr gegenwärtiger Anblick löscht nichts aus von meiner Erinnerung an ihr leiderfülltes Antlitz in jenen Stunden der Todesangst und der Trostlosigkeit und an ihr trauriges Gesicht im Haus von Jerusalem nach dem Tod Jesu. Ich möchte sie streicheln und küssen auf ihre so zart geröteten Wangen, um das Gedenken an jene Tränen auszulöschen, das bei ihr sicherlich ebenso geblieben ist wie bei mir.

Ich kann nicht fassen, welch einen Frieden ich empfinde, sie in meiner Nähe zu haben. Ich denke mir, daß das Sterben bei ihrem Anblick süß sein muß, süßer als

die schönste Stunde meines Lebens. In der letzten Zeit, als ich sie nicht mehr so sah, so ganz für mich, habe ich gelitten wie wegen der Abwesenheit einer Mutter. Jetzt fühle ich wieder die unaussprechliche Freude, die mich im Dezember begleitete und während der ersten Tage des Januar (1944), und ich bin glücklich; glücklich, obwohl ich den ganzen Verlauf der Passion gesehen, der über mein Glück einen Schleier des Leidens breitet.

Es ist schwer zu sagen und zu verstehen zu geben, was sich am 11. Februar abends ereignete, und was ich empfand, als ich Jesus in seiner Passion leiden sah. Es war eine Schau, die mich völlig umgewandelt hat. Sollte ich jetzt sterben oder in hundert Jahren, diese Vision würde immer dieselbe bleiben in ihrer Lebendigkeit und ihren Wirkungen. Vorher dachte ich an die Leiden Christi; jetzt habe ich sie erlebt, und es genügt ein Wort, der Blick auf ein Bild, um erneut zu erleiden, was ich an jenem Abend gelitten habe, und zu erschauern vor den Qualen und mich zu ängstigen ob seines trostlosen Leidens. Und auch wenn nichts daran erinnert, erwacht von selbst die quälende Erinnerung.

Maria beginnt zu sprechen, daher schweige ich.

31 »Entzieht euch nie dem Schutz des Gebetes!«

Maria spricht:

»Ich werde wenig sagen, denn du bist müde, armes Kind. Ich mache dich und den Leser nur aufmerksam auf die ständige Gewohnheit Josefs und meiner selbst, stets dem Gebet den ersten Platz einzuräumen. Müdigkeit, Eile, Sorgen und Beschäftigungen waren Dinge, die uns eher dazu anspornten, als uns davon abzuhalten. Das Gebet war stets die Königin all unseres Tuns. Es war unsere Erquickung, unser Licht, unsere Hoffnung. War es in traurigen Stunden unser Trost, so war es in den glücklichen unser Lobgesang. Immer war es die beständige Freude unserer Seele. Es löste uns los von der Erde, von diesem Exil, und erhob uns zum Himmel, zum Vaterland.

Nicht ich allein hatte ständig Gott in meinem Innern und brauchte nur auf meinen Schoß zu achten, um dort den Heiligen der Heiligen anzubeten; auch Josef fühlte sich vereint mit Gott, wenn er betete; denn unser Gebet war wahre Anbetung aus unserem ganzen Wesen, das sich in Gott versenkte in der Anbetung und im Gefühl seiner Umarmung.

Und schaut, obgleich ich doch den Ewigen in mir trug, hielt ich mich dennoch nicht davon entschuldigt, ihn im Tempel zu besuchen. Auch die höchste Heiligkeit befreit nicht von der Überzeugung, Gott gegenüber ein Nichts zu sein, und davon, dieses Nichts in einem beständigen Hosanna zu Ehren seiner Herrlichkeit demütigen zu müssen.

Seid ihr schwach und arm und voller Fehler? Ruft die Heiligkeit des Herrn an: „Heilig, heilig, heilig!“ Ruft ihn zu Hilfe, diesen gebenedeiten Heiligen, in eurem Elend. Er wird kommen und seine Heiligkeit in euch gießen. Seid ihr heilig und reich an Verdiensten in seinen Augen? Auch dann ruft die Heiligkeit des Herrn an! Die unendliche Heiligkeit wird die eurige stets vermehren.

Die Engel, die den menschlichen Schwächen so sehr überlegen sind, hören keinen Augenblick auf, ihr „Sanctus“ zu singen, und ihre übernatürliche Schönheit vermehrt sich bei jeder Anrufung der Heiligkeit unseres Gottes. Ahmt die Engel nach!

Entzieht euch nie dem Schutz des Gebetes, von dem die Waffen Satans wie die Bosheit der Welt, die Gelüste des Fleisches und der Hochmut des Geistes abprallen. Legt diese Waffe, der sich die Himmel öffnen, um Gnaden und Segen über euch zu ergießen, nie aus den Händen.

Die Erde bedarf der Ströme des Gebetes, um sich zu reinigen von ihren Sünden, die Gottes Strafen anziehen. Und da nur wenige beten, müssen diese wenigen viel beten, um das Versagen der vielen auszugleichen. Sie müssen ihr inbrünstiges Beten vervielfältigen, um das nötige Gewicht für die Gnadenspendung herzustellen. Lebendig werden die Gebete, wenn sie ihre Quelle in der Liebe und im Opfer haben.

Wenn du, meine Tochter, leidest, so ist es vorzüglich, wenn du deine Leiden vereinst mit Jesu Leiden und den meinen; das ist Gott wohlgefällig und ist verdienstvoll. Deine mitleidende Liebe ist mir kostbar. Möchtest du mich küssen? Dann küsse die Wunden meines Sohnes. Salbe sie mit deiner Liebe. Ich habe in meinem Geist die schrecklichen Schmerzen der Geißelung, der Dornenkrönung, die Tortur

der Nägel und des Kreuzes mitgelitten. Aber ich fühle auch alle Liebe, die meinem Jesus erwiesen wird, und das sind Liebkosungen, die mir erwiesen werden. Komm! Ich bin die Königin des Himmels, bleibe aber auch immer die Mutter ... «

Und ich bin glücklich.

32 Ankunft im Haus des Zacharias

Ich befinde mich in einer bergigen Gegend. Es sind keine hohen Berge, aber auch nicht mehr Hügel. Es gibt da Gipfel und Schluchten, wie im echten Gebirge, wie in unserem toskanisch-umbrischen Apennin. Die Vegetation ist üppig und prachtvoll, und es ist reichlich frisches Wasser vorhanden, das die Weiden und die gepflegten Obstgärten grün erhält. In der Nähe der Häuser gibt es auch Reben. Es muß Frühling sein, denn die Trauben sind schon groß wie Wickenkörner. Die Äpfel haben schon die Blüten verloren und grüne Kügelchen angesetzt, und an den Spitzen der Feigenäste werden schon die ersten kleinen Früchte sichtbar. Die Wiesen gleichen einem weichen, tausendfarbigen Teppich. Auf ihnen weiden die Herden, weiße Flecken auf dem grünen Smaragd des Grases.

Maria reitet auf ihrem Eselchen auf einem ziemlich guten Weg, der wohl die Hauptstraße des Ortes ist; die Ortschaft, die ganz ansehnlich zu sein scheint, liegt auf einer Anhöhe. Meine übliche innere Stimme sagt mir, daß dieser Ort Hebron sei. An einer Kreuzung steht auf einem Stein geschrieben: Hebron. Man sprach mir von „Montana“. Aber ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll. Mir wird dieser Name angegeben. Ich weiß nicht, ob Hebron die ganze Gegend bedeutet oder nur der Name der Ortschaft ist.

Jetzt kommt Maria in das Dorf. Frauen unter den Türen – es ist gegen Abend – bemerken die Ankunft der Fremden und machen sich gegenseitig darauf aufmerksam. Sie folgen ihr mit den Blicken und haben keine Ruhe, bis sie sehen, daß sie vor einem der schönsten Häuser mitten in der Ortschaft anhält. Vor dem Haus befindet sich ein Garten. Dahinter und ringsum sind gut gepflegte Obstbäu-

me. Weiter hinten liegt eine weite Wiese, die, der Gebirgsformation folgend, steigt und fällt; sie endet schließlich an einem Wald mit hohen Bäumen, die den weiteren Blick versperren. Der ganze Bereich ist eingezäunt von Maulbeerbäumen und wilden Rosensträuchern. Ich kann nicht gut unterscheiden, was sie tragen; da die Blüten und Blätter der dornigen Sträucher sich sehr ähnlich sehen, kann man sich, solange keine Früchte auf den Zweigen sichtbar sind, leicht täuschen. Vor dem Haus, also auf der dem Dorf zugewandten Seite, ist der Platz mit einem weißen Gemäuer umgeben, auf dem sich echte Rosenstöcke befinden, zwar ohne Blüten, aber voller Knospen. In der Mitte ein geschlossenes Eisengitter. Man sieht sofort, daß dieses Haus einem Vornehmen des Ortes oder jedenfalls wohlhabenden Leuten gehört, denn alles zeugt, wenn nicht von ausgesprochenem Reichtum, so doch von einer gewissen Wohlhabenheit. Alles ist in guter Ordnung.

Maria steigt vom Esel und nähert sich dem Gitter. Sie schaut durch die Eisenstangen, sieht aber niemanden. So sucht sie, sich bemerkbar zu machen. Ein Frauchen, neugieriger als alle übrigen, ist ihr gefolgt und weist sie hin auf einen eigenartigen Gegenstand, der als Glocke dient. Es sind zwei Metallstücke an einer Achse. Wenn man die Achse mittels einer Kordel bewegt, schlagen sie aneinander und erzeugen einen Klang wie den einer Glocke oder eines Gongs.

Maria zieht an der Kordel, aber so sanft, daß niemand auf das zarte Klingeln aufmerksam wird. Da kommt die kleine Alte mit ihrer großen Nase, dem vorstehenden Kinn und dazwischen einem Mundwerk für zehn, greift nach der Kordel und zieht und zieht. Sie läutet, als wolle sie einen Toten erwecken. »So muß man ziehen! Wie wollen Sie sich sonst bemerkbar machen? Wissen Sie, Elisabet ist alt, ebenso Zacharias. Dazu ist er auch noch stumm und taub. Auch die beiden Diener sind alt; das müssen Sie wissen. Sind Sie niemals hier gewesen? Kennen Sie Zacharias? Sind Sie ... «

Vor einem Redeschwall und einer Flut von Fragen wird Maria durch einen herbeihinkenden Alten gerettet, der wohl Gärtner oder

Bauer ist, denn er hält ein Rebenmesser in der Hand und trägt an der Seite eine Hippe. Er öffnet, und Maria tritt ein, dankt dem Frauchen, aber ... oh weh, sie beantwortet die Frage nicht. Welch eine Enttäuschung für die Neugierige!

Kaum eingetreten, sagt Maria: »Ich bin Maria, die Tochter des Joachim und der Anna aus Nazaret, eine Nichte eurer Herren.«

Der Alte verneigt sich, grüßt und ruft alsdann: »Sara! Sara!« Dann öffnet er das Gitter, um das Eselchen hereinzulassen, das draußen geblieben war; denn Maria war, um sich von der aufdringlichen Frau zu befreien, schnell eingetreten, und der Gärtner hatte ebenso schnell das Gitter vor der Nase der Alten geschlossen. Und während er den Esel hereinführt, sagt er: »Ah! Ein großes Glück und ein großes Unglück sind über dieses Haus gekommen. Der Himmel hat der Unfruchtbaren einen Sohn geschenkt, und der Allerhöchste sei dafür gebenedeit! Aber Zacharias ist vor sieben Monaten ungefähr stumm von Jerusalem zurückgekehrt. Er macht sich verständlich durch Zeichen oder schriftlich. Habt ihr das vielleicht schon gewußt? Meine Herrin hat sich so sehr nach dir gesehnt in dieser Freude und in dieser Mühsal. Immer wieder hat sie mit Sara von euch gesprochen und gesagt: „Hätte ich doch meine kleine Maria bei mir! Wäre sie doch noch im Tempel! Ich hätte Zacharias geschickt, um sie holen zu lassen. Aber nun hat der Herr gewollt, daß sie die Braut Josefs von Nazaret werde. Sie allein könnte mir in dieser Mühsal Trost sein und mir helfen, zu Gott zu beten; denn sie ist so gut. Und im Tempel wird sie vermißt. Als ich am vergangenen Festtag mit Zacharias nach Jerusalem ging, um Gott dafür zu danken, daß er mir einen Sohn gegeben hat, hörte ich ihre Lehrerin sagen: ‚Der Tempel scheint die Kerubim der Herrlichkeit Gottes verloren zu haben, seit die Stimme Marias nicht mehr in seinen Mauern erklingt‘.“ Sara! Sara! Meine Frau ist etwas schwerhörig. Aber komm, komm, ich werde dich führen.«

Anstelle Saras erscheint oben an der Treppe an der Hausseite eine sehr betagte Frau voller Runzeln und mit sehr ergrautem Haar,

das früher wohl tiefschwarz gewesen sein muß; denn sie hat noch schwarze Wimpern und Augenbrauen. Einen eigenartigen Kontrast zu ihrem offenbaren Alter bildet die trotz des weiten Gewandes sichtbare Schwangerschaft. Sie blickt nach unten, indem sie die Hand zum Schutz gegen die Sonne vor die Augen hält. Da erkennt sie Maria, hebt ihre Arme mit einem freudigen und erstaunten Ausruf zum Himmel und eilt, so gut sie kann, Maria entgegen. Auch Maria, die sonst in ihren Bewegungen immer ruhig ist, läuft nun schnell wie ein junges Reh und erreicht den Treppenabsatz gleichzeitig mit Elisabet. Maria umarmt mit lebhafter Herzlichkeit ihre Base, die bei ihrem Anblick Freudentränen weint.

Sie bleiben einen Augenblick umschlungen, dann löst sich Elisabet von der Umarmung mit einem: »Ah!«, einem Gemisch von Schmerz und Freude, und legt die Hände auf ihren schwangeren Mutterschoß. Sie neigt ihr Antlitz, das abwechselnd erbleicht und errötet. Maria und der Diener strecken ihre Hände aus, um sie zu stützen, denn sie wankt, als fühle sie sich übel. Aber nachdem sie eine Weile wie in sich gesammelt geblieben ist, erhebt sie ihr Gesicht so strahlend, daß sie ganz verjüngt erscheint; lächelnd und mit einer Ehrfurcht, als erblicke sie einen Engel, verneigt sie sich tief und sagt: »Du bist gebenedeit unter den Frauen! Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes! Wie habe ich es verdient, daß zu mir, deiner Dienerin, die Mutter meines Herrn kommt? Sieh: beim Ton deiner Stimme jubelte das Knäblein in meinem Schoß, und als ich dich umarmte, hat der Geist des Herrn erhabene Wahrheiten zu meinem Herzen gesprochen. Selig bist du, weil du geglaubt hast, daß bei Gott auch das möglich sei, was dem menschlichen Verstand unmöglich erscheint! Gebenedeit bist du, denn durch deinen Glauben läßt du die Verheißungen in Erfüllung gehen, die der Herr dir gegeben und die von den Propheten für diese Zeit vorausgesagt worden sind! Gebenedeit bist du, weil du den Nachkommen Jakobs das Heil gebären wirst! Gebenedeit bist du, weil du meinem Sohn die Heiligkeit gebracht hast; denn ich fühle, daß er aufhüpft wie ein fröhliches Zicklein in

meinem Schoß; denn er fühlt sich befreit von der Last der Schuld und dazu berufen, der Vorläufer zu sein, der geheiligt ist vor der Erlösung durch den Heiligen, der in dir heranwächst!«

Maria ruft nun unter Tränen, die wie Perlen aus den Augen zum lächelnden Mund herabfließen, und mit zum Himmel erhobenem Blick und Händen, in einer Körperhaltung, die später so oft ihr Jesus annehmen wird: »Hochpreise meine Seele den Herrn«, und fährt fort mit dem Lobgesang, so wie er uns überliefert ist. Zum Schluß, beim Vers: »Er hat sich Israels, seines Knechtes angenommen usw.«, kreuzt sie die Hände über der Brust und verneigt sich bis zu Erde, in die Anbetung Gottes versunken.

Der Diener, der sich klugerweise entfernt hatte, als er sah, daß Elisabet keine Übelkeit befallen hatte, sondern daß sie ihre Gedanken Maria anvertrauen wollte, kehrt nun aus dem Baumgarten zurück mit einem ehrwürdigen Alten mit schneeweißem Bart und weißen Haaren, der mit großen Gesten und stammelnden Kehllauten von weitem Maria begrüßt.

»Zacharias kommt«, sagt Elisabet und berührt die ins Gebet versunkene Jungfrau an der Schulter. »Mein Zacharias ist stumm. Gott hat ihn gestraft, weil er nicht geglaubt hat. Ich werde dir später davon erzählen. Aber nun hoffe ich, daß Gott ihm verzeihen wird, da du gekommen bist, du Gnadenvolle!«

Maria erhebt sich, geht Zacharias entgegen, verbeugt sich tief vor ihm und küßt den Saum seines weißen Gewandes, das bis zum Boden reicht. Es ist sehr weit, dieses Gewand, und wird von einem gestickten Band an den Hüften zusammengehalten.

Zacharias äußert mit Zeichen seinen Willkommensgruß, und gemeinsam mit Elisabet treten sie in ein schön eingerichtetes Gemach ein. Dort laden sie Maria ein, sich niederzusetzen, und lassen ihr eine Tasse frisch gemolkener, noch schäumender Milch und kleines Backwerk reichen.

Elisabet gibt der Dienerin, die schließlich gekommen ist, Anordnungen. Diese hat Mehl an den Händen und in den Haaren, die oh-

nehin schon weiß sind und so noch weißer erscheinen. Sie ist wohl mit dem Backen beschäftigt. Den Diener, den sie Samuel nennt, beauftragt sie, das Gepäck Marias in eine bestimmte Kammer zu tragen: alles Pflichten einer Hausherrin ihrem Gast gegenüber.

Inzwischen beantwortet Maria die Frage, die Zacharias mit einem Stift auf eine Wachstafel geschrieben hat. Aus den Antworten entnehme ich, daß er sich über Josef erkundigt und über die Verlobung mit ihm. Es wird mir auch klar, daß Zacharias kein übernatürliches Licht über den Zustand Marias und ihre Würde als Mutter des Messias erhalten hat. Erst Elisabet, die sich ihrem Mann nähert und ihm liebevoll eine Hand auf die Schulter legt, klärt ihn mit den Worten auf: »Auch Maria ist Mutter geworden. Freue dich über ihr Glück!« Mehr sagt sie nicht. Sie schaut auf Maria, und Maria auf sie, ohne sie aufzufordern, mehr zu sagen; und so schweigt sie.

Eine schöne, überaus liebeliche Vision! Sie nimmt mir die Bitterkeit, die mir geblieben war von Judas Selbstmord.

Gestern abend sah ich vor dem Einschlafen das Wehklagen Marias, die sich über den entseelten Leichnam des Erlösers auf dem Salbungsstein neigt. Sie war auf seiner rechten Seite mit dem Rücken gegen den Eingang der Grabesgrötte. Das Licht der Fackeln erhellte ihr Antlitz und ließ mich ihr armes, vom Schmerz verstörtes Antlitz sehen, das in Tränen gebadet war. Sie nahm Jesu Hand, streichelte sie, erwärmte sie an ihren Wangen, küßte sie und streckte seine Finger ... einen nach dem anderen küßte sie diese leblosen Finger. Dann liebkostete sie sein Antlitz und beugte sich, um den geöffneten Mund, die geschlossenen Augen und die verwundete Stirn zu küssen. Das rötliche Licht der Fackeln ließ die Wunden des gemarterten Körpers noch frischer, die Grausamkeit der erlittenen Qualen und die Wirklichkeit des Todes noch deutlicher erscheinen.

Und so blieb ich in Betrachtung, so lange mein Geist noch klar und wach war. Sodann, aufgewacht aus diesem Schummerzustand, habe ich gebetet, mich beruhigt und zum Schlafen niedergelegt. Dann begann die oben beschriebene Vision. Aber die Mutter hat mir gesagt: »Bewege dich nicht, schau nur! Morgen kannst du schreiben.« Im Schlaf habe ich dann alles durchgeträumt. Als ich um 6.30 Uhr aufwachte, habe ich alles von neuem gesehen wie am Vorabend und im Traum. Während ich schaute, habe ich geschrieben. Dann sind Sie gekommen, und ich konnte Sie fragen, ob ich hinzusetzen solle, was folgt. Es sind einzelne kleine Bilder über das Verbleiben Marias im Haus des Zacharias (2. April 1944).

33 Maria enthüllt Elisabet den Namen

Ich schlage die Augen auf; es scheint Morgen zu sein, Maria näht. Sie sitzt im Saal des Erdgeschosses. Elisabet geht im Haus geschäftig hin und her. Wenn sie hereinkommt, unterläßt sie es nie, Marias blondes Haupt liebevoll zu streicheln; bei den etwas dunklen Wänden und unter den Strahlen der hellen Sonne, die durch die zum Garten hin geöffnete Türe hereinströmen, erscheinen sie besonders auffallend blond.

Elisabet beugt sich über Maria, um ihre Arbeit zu sehen – es ist die Näharbeit, die sie in Nazaret begonnen hat – und lobt deren Schönheit.

»Ich habe auch Flachs zu spinnen«, sagt Maria.

»Für dein Kind?«

»Nein, ich hatte es schon, als ich noch nicht daran dachte ...« mehr sagt Maria nicht. Aber ich vermute: »... Als ich noch nicht daran dachte, daß ich Mutter Gottes werden soll.«

»Aber jetzt mußt du es für ihn verwenden. Ist es schön? Fein? Die Kindlein, weißt du, bedürfen ganz weicher Linnen.«

»Ich weiß es.«

»Ich hatte angefangen ... spät, denn ich wollte sicher sein, daß es nicht eine Täuschung des Bösen war. Obwohl ich ... in mir eine so große Freude empfand, daß es nicht vom Satan kommen konnte. Dann ... habe ich soviel gelitten. Ich bin alt, Maria, für einen solchen Zustand. Ich habe viel gelitten. Leidest du nicht? ...«

»Nein. Ich habe mich nie so wohl gefühlt.«

»Ja, eben! Du ... In dir ist kein Makel, wenn Gott dich zu seiner Mutter erwählt. Deshalb bist du nicht den Schmerzen Evas unterworfen. Der, den du trägst, ist heilig!«

»Mir kommt es vor, als trüge ich Flügel im Herzen und keine Last. Es kommt mir vor, als hätte ich in mir alle Blumen und alle Vögelein, die im Frühling singen, und allen Honig und die ganze Sonne ... Oh! Ich bin glücklich!«

»Gesegnet bist du! Auch ich, seit ich dich gesehen habe, fühle keine Last mehr, weder Müdigkeit noch Schmerz. Ich komme mir vor wie neu, jung, befreit vom Elend meines fraulichen Fleisches. Als mein Kind glücklich aufhüpfte beim Ton deiner Stimme, ist es in seiner Freude ruhig geworden. Und es scheint mir, als trüge ich es in mir wie in einer lebendigen Wiege und als sähe ich es schlafen, gestillt und selig, atmend wie ein glücklicher Vogel unter dem Schutz der Flügel seiner Mutter ... Jetzt will ich mich wieder an die Arbeit machen. Sie wird mir nicht mehr schwer. Ich sehe schlecht, aber ... «

»Laß das, Elisabet! Ich will für dich und dein Kind spinnen und weben. Ich bin flink und sehe gut.«

»Aber du solltest an deine denken ... «

»Oh! Ich habe noch viel Zeit dazu! ... Zuerst denke ich an dich, da du bald den Kleinen haben wirst; dann werde ich an meinen Jesus denken.« Wie süß sind doch der Ausdruck und die Stimme Marias, wie erstrahlt ihr Auge im sanften, glücklichen Tränenglanz, und wie wunderbar ist ihr Lächeln beim Aussprechen dieses Namens, während sie aufschaut zum strahlend blauen Himmel; das geht über alle menschliche Vorstellungskraft. Sie scheint verzückt, beim bloßen Aussprechen des Namens: »Jesus.«

Elisabet sagt: »Welch ein schöner Name! Der Name des Gottessohnes, unseres Erlösers!«

»Oh, Elisabet!« Maria wird traurig, traurig und ergreift die Hände, die ihre Base über ihrem aufgewölbten Schoß hält. »Sage mir, die du bei meiner Ankunft vom Geist des Herrn erfüllt wurdest und das prophezeit hast, was der Welt unbekannt ist; sage mir, was muß mein Geschöpf tun, um die Welt zu retten? Die Propheten ... Oh! Was sagen die Propheten vom Erlöser? Jesaja ... Erinnerst du dich an Jesaja? „Er ist der Mann der Schmerzen. Durch seine Wunden werden wir geheilt. Er ist durchbohrt und voller Wunden wegen unserer Sünden ... Der Herr will ihn mit Leiden überhäufen ... Nach seiner Verurteilung wird er erhöht“ [Jes 52,13–15; 53]. Von welcher Erhöhung spricht er? Sie nennen ihn Lamm, und ich denke ... ich

denke an das Osterlamm [Ex 12,1–28; Num 28,16–25; Dtn 16,1–8], an das mosaische Lamm; ich stelle es in Zusammenhang mit der von Mose am Kreuz erhöhten Schlange [Num 21,4–9; Weish 16,5–7; Joh 3,14–15]. Elisabet! ... Elisabet! ... Was werden sie meinem Sohn antun? Was wird er leiden müssen, um die Welt zu retten?« Maria weint.

Elisabet tröstet sie: »Maria, weine nicht! Er ist dein Sohn, aber er ist auch Sohn Gottes. Gott wird an seinen Sohn denken und auch an dich, die du seine Mutter bist. Und wenn auch noch so viele grausam mit ihm sind, so werden viele, viele ihn lieben. So viele! ... Durch alle Jahrhunderte hindurch! Die Welt wird hinschauen auf dein Kind und dich mit ihm lobpreisen. Dich, die Quelle, aus der die Erlösung kommt. Das Schicksal deines Sohnes! Erhöht zum König über die ganze Schöpfung! Bedenke dies, Maria! König: denn alles Erschaffene wird er erlösen, und daher wird er der König des Universums sein. Auch auf Erden, im Verlauf der Zeit, wird er geliebt werden. Mein Sohn wird dem deinigen vorausgehen, und er wird ihn lieben. Der Engel hat es dem Zacharias gesagt, und er hat es mir aufgeschrieben ... Ach! Welch ein Schmerz, ihn stumm zu sehen, meinen Zacharias! Aber ich hoffe, daß bei der Geburt des Knaben auch der Vater befreit wird von seiner Züchtigung. Bete du, die du der Sitz der Macht Gottes und die Ursache der Freude der Welt bist! Um das zu erlangen, opfere ich, soweit es mir möglich ist, mein Kind dem Herrn: sein ist es wahrhaftig, denn er hat es seiner Dienerin geliehen, um ihr die Freude zu schenken, Mutter genannt zu werden. Das ist die Bezeugung dessen, was der Herr an mir getan. Ich will ihn Johannes nennen (der Name Johannes bedeutet: Gott ist wohlgesinnt). Ist es vielleicht keine Gnade, mein Kind? Ist es nicht eine Gnade, die Gott mir zuteil hat werden lassen?«

»Und Gott, auch ich bin davon überzeugt, wird dir diese Gnade schenken. Ich werde darum beten ... mit dir.«

»Es tut mir so weh, ihn stumm zu sehen! ...« Elisabet weint.
»Wenn er schreibt, da er ja nicht mehr mit mir sprechen kann, dann

scheint es mir, als seien Berge und Meere zwischen mir und meinem Zacharias. Nach vielen Jahren süßer Worte schweigt sein Mund nun. Gerade jetzt, da es so schön wäre, über das zu sprechen, was kommen soll. Ich unterlasse es sogar zu reden, um nicht zusehen zu müssen, wie er sich abmüht, mir durch Zeichen zu antworten. Ich habe so viel geweint! Wie sehr habe ich mich nach dir gesehnt! Die Leute beobachten, reden, kritisieren. Die Welt ist nun einmal so. Und wenn man Sorgen oder Freuden hat, braucht man Verständnis, nicht Kritik. Jetzt scheint mir das Leben wieder ganz anders, viel besser; ich fühle die Freude in mir, seit du bei mir bist. Ich fühle, daß meine Prüfung vorübergeht; daß ich bald glücklich sein werde. So wird es sein, nicht wahr? Ich ergebe mich in alles. Aber wenn Gott doch meinem Gatten verzeihen möchte! Wenn ich ihn doch wieder beten hörte, wie früher!«

Maria streichelt und ermuntert sie, und um sie etwas abzulenken, lädt sie Elisabet ein, mit ihr in den sonnigen Garten zu gehen.

Sie gehen durch eine gut gepflegte Laube bis zu einem ländlichen, kleinen Wachturm, in dessen Löchern Tauben nisten.

Maria streut lächelnd Körner; die Tauben stürzen sich mit viel Geflatter auf sie und kreisen gurrend um sie. Auf den Kopf, auf die Schulter, auf Arme und Hände lassen sie sich nieder, strecken ihre rosafarbenen Schnäbel vor, um die Körner aus ihrer hohlen Handfläche zu picken und mit Anmut selbst die rosigen Lippen und die in der Sonne glänzenden Zähne zu berühren. Maria nimmt aus einem Säckchen blonde Körner und lacht herzlich über diese aufdringliche Gier.

»Wie sie dich gern haben!« sagt Elisabet. »Kaum bist du einige Tage bei uns, und schon lieben sie dich mehr als mich, die ich sie immer gefüttert habe.«

Der Spaziergang wird fortgesetzt. Sie gelangen zu einem Zaun an der Grenze des Baumgartens, wo etwa zwanzig Ziegen mit ihren Zicklein grasen.

»Kommst du von der Weide?« fragt Maria einen Hirtenbuben und streichelt ihn.

»Ja, mein Vater hat mir gesagt: „Geh nach Hause! Bald wird es regnen und einige Tiere werden Junge bekommen. Sorge dafür, daß trockenes Heu und eine Bettstatt bereit sind!“ Dort kommt er!« und der Bub zeigt hin zum Wald, aus dem ein zittriges Gemecker ertönt.

Maria streichelt ein blondes Zicklein, das sich wie ein Kind an sie schmiegt, und trinkt zusammen mit Elisabet von der eben gemolkenen Milch, die der Hirtenknabe ihnen anbietet.

Die Herde nähert sich mit einem Hirten, der wuchtig und struppig ist wie ein Bär. Er muß aber ein gutmütiger Mensch sein, denn er trägt auf seinen Schultern ein jammerndes Schaf. Nun legt er es sanft nieder und erklärt: »Es wird bald ein Lämmlein haben. Es konnte vor Schwäche und Müdigkeit kaum mehr gehen. Daher habe ich es auf die Schultern genommen und bin gelaufen, um rechtzeitig da zu sein.« Das Schaf, das vor Schmerzen hinkt, wird von dem Knaben zum Schafstall geführt.

Maria hat sich auf einen Stein gesetzt und scherzt mit den Zicklein und Lämmlein. Sie bietet den rosigen Mäulchen Kleeblüten an. Ein schwarzweißes Zicklein legt seine Pfoten auf ihre Schultern und beschnuppert ihre Haare. »Das ist kein Brot«, lacht Maria. »Morgen bringe ich dir eine Kruste. Sei nun lieb!«

Auch Elisabet ist wieder heiter und lacht dazu.

34 Maria spricht von ihrem Kind

Ich sehe, wie Maria mit großem Eifer in der Laube spinnt, wo die Trauben immer größer werden. Es muß schon eine gewisse Zeit verflossen sein, denn die Äpfel beginnen rot zu werden und die Bienen summen um die vollen Blüten des Feigenbaumes.

Elisabet ist rundlich geworden und geht sehr schwerfällig. Maria betrachtet sie mit Aufmerksamkeit und Liebe. Auch Maria erscheint, als sie sich erhebt, um die Spindel zu holen, die ihr weit davongerollt ist, stärker in den Hüften, und der Ausdruck ihres Gesichtes ist reifer geworden. Vorher war sie ein Kind, jetzt ist sie eine Frau.

Die beiden Frauen gehen in das Haus, denn der Abend bricht herein, und im Zimmer werden die Lampen angezündet. In Erwartung des Abendessens arbeitet Maria am Webstuhl.

»Aber macht dich das nicht müde?« fragt Elisabet, auf den Webstuhl hinweisend.

»Nein, gewiß nicht!«

»Diese Hitze entkräftet mich. Ich habe keine Schmerzen mehr gehabt, aber jetzt spüre ich die Last auf meinen alten Nieren.«

»Sei tapfer! Bald wirst du davon befreit sein. Wie glücklich wirst du dann sein! Ich kann die Stunde nicht erwarten, Mutter zu werden. Mein Kind! Mein Jesus! Wie wird er aussehen?«

»Schön wie du, Maria.«

»O nein! Viel schöner! Er ist Gott. Ich bin seine Magd. Ich wollte sagen: wird er blond sein oder braun? Wird er Augen haben wie der blaue Himmel oder wie die Hirsche in den Bergen? Ich stelle ihn mir viel schöner vor als einen Kerub, mit goldenen Haaren, mit Augen in der Farbe des galiläischen Meeres, wenn die Sterne beginnen, am Himmel zu erscheinen, mit einem Mündlein klein und rot wie der Riß eines Granatapfels, der eben an der Sonne gereift und aufgesprungen ist; und mit Bäckchen wie die bleichen Rosen dieses Rosenstockes; und zwei Händchen, die in einem Lilienkelch Platz finden könnten, so klein und schön; und zwei Füßchen, die in die Höhlung meiner Hand passen würden, weich und zart wie Blütenblättlein. Schau! Ich entnehme die Vorstellung, die ich mir von ihm mache, den schönen Dingen der Natur. Ich höre schon seine Stimme. Er wird weinen, wenn er Hunger verspürt oder müde ist, mein Kleiner; zum großen Leid seiner Mutter, die ihn nicht weinen sehen kann . . . nein, sie kann ihn nicht weinen sehen, ohne daß es ihr das Herz zerreißt. Sein Schreien wird dem Blöken des eben geborenen Lämmchens gleichen, das wir gerade hören; es sucht das Euter der Mutter und die Wärme ihres Felles.

In seinem Lächeln wird er mir mein Herz, das verliebt ist in mein Kind, zum Himmel machen; ich darf ja in ihn verliebt sein, denn er

ist mein Gott, und ihn als Verliebte lieben, widerspricht nicht meiner gottgeweihten Jungfrauschaft. Sein Lachen wird dem fröhlichen Gurren eines glücklichen, gesättigten Täubchens gleichen, das zufrieden in seinem Nestchen liegt. Ich sehe schon seine ersten Schritte . . . Ein hüpfendes Vögelein auf der blühenden Wiese. Die Au wird das Herz seiner Mutter sein, das seinen rosigen Füßchen ein liebevoller Teppich sein wird, damit er sich an nichts verletze. Oh, wie werde ich es lieben, mein Kind! Meinen Sohn! Auch Josef wird ihn lieben!«

»Aber du mußt es endlich Josef sagen!«

Maria wird traurig und seufzt. »Ich werde es ihm sagen müssen . . . Ich hätte lieber, wenn der Himmel es ihm offenbaren würde; denn es ist sehr schwer, es zu sagen.«

»Willst du, daß ich es ihm sage? Wir lassen ihn für die Beschneidung des Johannes kommen . . . «

»Nein. Ich habe Gott die Aufgabe überlassen, ihn über sein glückliches Los aufzuklären, der Nährvater des Sohnes Gottes zu sein. Und er wird mich nicht im Stich lassen. Der Geist hat mir an jenem Abend gesagt: „Schweige, vertraue mir die Aufgabe der Rechtfertigung an!“ Er wird es tun. Gott lügt nicht. Es ist eine große Prüfung, aber mit Hilfe des Ewigen werde ich sie bestehen. Aus meinem Mund darf niemand – außer dir, der der Geist es schon enthüllt hat – erfahren, was die Güte des Herrn an seiner Dienerin gewirkt hat.«

»Ich habe immer geschwiegen; auch Zacharias gegenüber, der doch gejubelt hätte. Er hält dich für eine Mutter wie alle anderen.«

»Ich weiß. Und so wollte ich es auch, aus Klugheit. Die Geheimnisse Gottes sind heilig. Der Engel des Herrn hat Zacharias meine göttliche Mutterschaft nicht geoffenbart. Er hätte es tun können, wenn Gott es gewollt hätte. Denn Gott wußte, daß die Zeit der Fleischwerdung seines Wortes bevorsteht; aber Gott hat dieses Licht der Freude vor Zacharias verborgen, da er deine späte Mutterschaft als unmöglich zurückgewiesen hatte. Ich habe mich dem Willen Gottes unterworfen. Und nun, du siehst es: du hast das in mir lebendige Geheimnis gespürt. Er hat nichts bemerkt. Solange der Schleier sei-

ner Ungläubigkeit gegenüber der Allmacht Gottes nicht fällt, bleibt ihm das übernatürliche Licht verborgen.«

Elisabet seufzt und schweigt. Zacharias tritt ein. Er übergibt Maria Gebetsrollen. Es ist Zeit für das abendliche Tischgebet. Maria betet mit lauter Stimme anstelle des Zacharias; dann setzen sie sich zu Tisch.

»Wie werden wir es bedauern, wenn du nicht mehr hier bist, daß niemand mit uns betet«, sagt Elisabet mit einem Blick auf ihren stummen Gemahl.

»Dann wirst du beten, Zacharias«, erwidert Maria.

Er schüttelt den Kopf und schreibt: »Ich werde nie mehr für die anderen beten können. Ich bin dessen unwürdig geworden, seit ich an Gott gezweifelt habe.«

»Zacharias, du wirst beten; Gott verzeiht.«

Der Alte wischt sich eine Träne ab und seufzt.

Nach dem Abendbrot kehrt Maria zum Webstuhl zurück. »Es ist genug«, sagt Elisabet, »du ermüdest dich zu sehr.«

»Die Zeit ist kurz, Elisabet, und ich will deinem Kind eine Aussteuer bereiten, die dem Vorläufer des Königs aus dem Stamm Davids würdig ist.«

Zacharias schreibt: »Von wem wird er geboren werden? Und wo?«

Maria antwortet: »Die Propheten haben den Ort gesagt; der Ewige wird die Mutter auswählen« [Mi 5,2–5; Mt 2,2–6; Joh 7,41–42].

Zacharias schreibt: »Also in Betlehem! In Judäa. Wir werden hingehen, ihn zu verehren, Frau. Dann wirst auch du mit Josef nach Betlehem kommen.«

Maria neigt ihr Haupt über den Webstuhl und sagt: »Ich werde kommen.«

Und so endet die Vision.

35 »Das Gnadengeschenk Gottes muß uns immer besser machen«

Maria spricht:

»Die Nächstenliebe muß sich in erster Linie dem Nächsten gegenüber äußern. Das soll dir nicht als Wortspiel erscheinen.

Es gibt eine Liebe zu Gott und eine Liebe zum Nächsten. In der Liebe zum Nächsten ist auch die Liebe zu uns selbst einbegriffen. Aber wenn wir uns mehr als die anderen lieben, sind wir schon nicht mehr liebevoll. Wir sind dann Egoisten.

Auch bei den erlaubten Dingen muß man immer so heilig sein, daß man den Bedürfnissen des Nächsten den Vorrang gibt. Seid versichert, meine Kinder, daß Gott den Hochherzigen mit den Mitteln seiner Macht und Güte zu Hilfe kommt. Diese Gewißheit hat mich nach Hebron geführt, um meiner Base im gegenwärtigen Zustand behilflich zu sein. Und zu meiner Hilfe auf menschlicher Ebene fügte Gott wie üblich eine unverhoffte Gabe übernatürlicher Art hinzu.

Ich mache mich auf, um materielle Hilfe zu leisten, und Gott heiligt meine gute Absicht durch die Heiligung der Leibesfrucht Elisabets. Und durch diese Heiligung, die den Täufer schon vor der Geburt heiligte, hat er das physische Leiden der reifen Tochter Evas, die noch in ungewöhnlichem Alter empfangen hatte, gelindert.

Elisabet, eine Frau mit unerschrockenem Glauben und voller Hingabe an den Willen Gottes, verdiente es, das Geheimnis zu kennen, das in mir eingeschlossen war. Der Geist sprach zu ihr durch das Aufhüpfen des Kindes in ihrem Schoß. Der Täufer hatte seine erste Botschaft als Verkünder des Wortes durch die Schleier und Wände von Fleisch und Blut gegeben, die ihn trennten und zugleich vereinten mit seiner heiligen Gebälerin. Auch ich verschweige ihr – die dessen würdig ist und der sich das Licht enthüllte – meine Berufung zur Mutter des Herrn nicht. Es ihr versagen, wäre ein Versagen Gott gegenüber gewesen; ein Vorenthalten des Lobes, das ihm gebührte, des Lobes, das ich in mir trug und das ich, da ich es niemandem

sagen durfte, den Pflanzen, den Blumen, den Sternen, der Sonne, den singenden Vögeln, den geduldigen Lämmern, dem sprudelnden Wasser und dem goldenen Licht, das mich, herabsteigend vom Himmel, küßte, sang. Aber zu zweit beten ist viel schöner als allein. Ich hätte mein Glück am liebsten der ganzen Welt verkünden wollen, nicht um meinetwillen, sondern um sie in meinen Lobgesang einstimmen zu lassen.

Die Klugheit hat mir verboten, Zacharias die Wahrheit zu enthüllen. Es wäre eine Vorwegnahme des Wirkens Gottes gewesen, und wenn ich auch seine Braut und Mutter bin, so bleibe ich doch immer seine Magd, und wenn er mich auch im Übermaß liebt, so darf ich mir dennoch nicht erlauben, an seine Stelle zu treten und einen Entschluß vorwegzunehmen. Elisabet in ihrer Heiligkeit versteht und schweigt. Denn wer heilig ist, ist auch immer bescheiden und demütig.

Die Gaben Gottes müssen uns immer besser machen. Je mehr wir von ihm empfangen, um so mehr müssen wir ihm geben. Denn je mehr wir von ihm empfangen, desto deutlicher ist das Zeichen, daß er in uns und mit uns ist; und je mehr er in und mit uns ist, um so mehr müssen wir uns bemühen, seiner Vollkommenheit näherzukommen. Das ist der Grund, weshalb ich meine Arbeit hintanstelle und für Elisabet arbeite.

Ich lasse mich nicht von der Befürchtung leiten, keine Zeit zu haben. Gott ist auch Herr der Zeit. Wer auf ihn hofft, auch in den gewöhnlichen Dingen, für den sorgt er. Der Egoismus ist kein Zeitgewinn, eher ein Zeitverlust. Die Liebe zögert nicht; sie beeilt sich. Haltet euch das stets vor Augen!

Welch ein Friede im Haus Elisabets! Hätte ich mich nicht um Josef gesorgt und um mein Kind, den Erlöser der Welt, ich wäre glücklich gewesen. Aber schon warf das Kreuz seinen Schatten in mein Leben, und wie ein Trauergesang ertönten die Stimmen der Propheten in mir ... Man nannte mich Maria. Bitterkeit war immer in die süßen Freuden gemischt, die Gott in mein Herz ergoß. Und sie vermehrte

sich ohne Unterlaß bis zum Tod meines Sohnes; Maria war Miterlöserin – daher auch Opfer.

Aber wenn Gott uns aufruft, Maria Valtorta, zu seiner Ehre Opfer zu sein, dann ist es süß, zermahlen zu werden wie das Korn unter dem Mühlstein, um unseren Schmerz zu Brot werden zu lassen, das die Schwachen stärkt und sie befähigt, in den Himmel zu kommen. Doch jetzt Schluß. Du bist müde und glücklich. Ruhe aus mit meinem Segen!«

36 Die Geburt des Täufers

Mitten in den widerlichen Dingen, die uns die Welt heute bietet, steigt vom Himmel friedlich die folgende Vision herab.

Es ist immer noch das Haus Elisabets, an einem schönen Sommerabend. Der Himmel wird von einer untergehenden Sonne erhellt und hat sich schon mit der Mondsichel geschmückt, die wie ein silbernes Komma auf seinem dunkelblauen Teppich erschienen ist.

Die Rosenstöcke duften stark, und die Bienen machen ihre letzten Flüge, summende Goldtropfen in der stillen, warmen Abendluft. Von den Wiesen kommt der Duft des an der Sonne getrockneten Heus; ein Duft, der dem des gerade aus dem Ofen gezogenen Brotes ähnelt. Vielleicht kommt er auch von den zahlreichen Leintüchern, die zum Trocknen aufgehängt sind und die Sara nun zusammenfaltet.

Maria ist auf einem Spaziergang, Arm in Arm mit ihrer Base. Sie gehen unter der schon halbdunklen Laube langsam auf und ab.

Maria hat für alles ein Auge, und wenngleich sie sich auch mit Elisabeth unterhält, so bemerkt sie doch, daß Sara Schwierigkeiten hat, ein langes Leintuch zu falten, das sie von einer Hecke gezogen hat. »Warte auf mich und setze dich hierher!« sagt sie zu ihrer Verwandten und geht hin, der alten Magd zu helfen, die Leinwand straff zu ziehen und mit Sorgfalt zusammenzulegen. »Sie ist noch warm und hat noch etwas Sonne in sich«, sagt sie lächelnd. Und um die Frau zu

beglücken, fügt sie hinzu: »Diese Leinwand ist durch das Waschen wunderschön geworden. Keiner versteht sich so gut darauf wie du.«

Sara geht jubelnd mit ihrer Last duftender Leintücher fort.

Maria kehrt zu Elisabet zurück und sagt: »Noch ein paar Schritte. Das wird dir gut tun.« Und da Elisabet müde ist und sich nicht mehr bewegen mag, sagt sie ihr: »Gehen wir noch schauen, ob deine Tauben alle in ihren Nestern sind und ob das Wasser in ihren Becken auch sauber ist. Dann gehen wir zurück ins Haus.«

Die Tauben müssen wohl die Lieblinge Elisabets sein. Als sie vor dem kleinen, ländlichen Turm stehen, sind die Tauben schon alle darin versammelt; die Weibchen in den Brutnestern und die Männchen vor ihnen, regungslos auf die beiden Frauen schauend, um sie mit einem letzten Gurren zu begrüßen. Das rührt Elisabet. Ihre Schwäche und die daraus entspringenden Sorgen bringen sie zum Weinen. Sie eröffnet Maria ihre Ängste: »Wenn ich sterben sollte ... meine armen Täubchen. Du bleibst ja nicht bei uns. Wenn du in meinem Haus bliebest, würde ich ohne Sorge sterben. Ich habe die größte Freude erlebt, die einer Frau beschert werden kann; eine Freude, auf die zu verzichten ich mich schon abgefunden hatte. Und auch über den Tod kann ich mich beim Herrn nicht beklagen, denn Gott sei gepriesen, er hat mich mit seiner Güte überhäuft. Aber da ist Zacharias ... Und da wird das Kind sein. Er ist alt und wäre wie in einer Wüste verloren, ohne eine Frau. Und das Kind, so klein, wie eine Blume, es wird bestimmt vor Kälte sterben, ohne seine Mutter. Armes Kind, ohne die Liebkosungen seiner Mutter!«

»Aber warum bist du so traurig? Gott hat dir die Freude gegeben, Mutter sein zu dürfen; er wird sie dir nicht jetzt nehmen, wo dein Wunsch gerade in Erfüllung gegangen ist. Der kleine Johannes wird alle Küsse seiner Mutter erhalten, und Zacharias wird bis ins hohe Alter die Fürsorge seiner treuen Gattin haben. Ihr seid beide Zweige derselben Pflanze. Keiner von euch wird den andren allein lassen.«

»Du bist gut und tröstest mich. Aber ich bin schon zu alt, um einen Sohn zu gebären. Jetzt, da die Stunde naht, fürchte ich mich.«

»O nein! Hier ist doch Jesus! Man darf sich nicht fürchten, wenn Jesus da ist. Mein Kind hat dich von den Schmerzen befreit, du selbst hast es gesagt, als es noch eine Knospe war. Jetzt, da es immer größer wird und sein eigenes Leben in mir lebt, fühle ich sein Herz in meiner Kehle schlagen; ich höre sein Herzchen in meiner Brust schlagen und habe das Gefühl, ein Vögelchen im Nest zu haben. Jesus wird dich von jeder Gefahr befreien. Du mußt Vertrauen haben!«

»Ich habe Vertrauen. Aber wenn ich sterben sollte . . . dann verlasse Zacharias nicht sofort! Ich weiß, du denkst an dein Haus. Aber bleibe noch ein wenig, um meinem Mann über die ersten Trauertage hinwegzuhelfen!«

»Ich werde bleiben, um mich an seiner Freude zu erfreuen, und ich werde dich erst verlassen, wenn du stark und freudenvoll bist. Aber beruhige dich jetzt, Elisabet! Alles wird gut gehen. In deinem Haus wird es an nichts fehlen, während du leidest. Zacharias wird von der liebevollsten Dienerin bedient werden, und deine Blumen werden gepflegt werden. Auch um deine Tauben wird man sich kümmern, und sie werden zufrieden und gut gepflegt darauf warten, die Rückkehr ihrer Herrin feiern zu können. Gehen wir jetzt zurück ins Haus! Ich sehe, daß du weiß wirst . . . «

»Ja, mir scheint, daß sich die Schmerzen verdoppelt haben. Vielleicht ist die Stunde gekommen. Maria, bete für mich!«

»Ich werde dich mit meinem Gebet stärken, bis dein Schmerz sich in Freude verwandelt hat.«

Nun treten die beiden Frauen langsam ins Haus.

Elisabet zieht sich in ihre Gemächer zurück. Maria gibt geschickt und vorsorglich Anordnungen und bereitet alles vor, was im Fall einer Geburt nötig sein könnte; auch tröstet sie den besorgten Zacharias.

Man wacht im Haus in dieser Nacht, und man hört die Stimme fremder Frauen, die zu Hilfe gerufen worden sind. Maria bleibt wach, wie ein Leuchtturm in stürmischer Nacht. Das ganze Haus dreht sich um sie. Sie sorgt für alles, milde und lächelnd. Sie be-

tet. Wenn sie nicht wegen irgendeiner Angelegenheit gerufen wird, bleibt sie im Gebet vertieft. Sie ist in dem Zimmer, in dem man sich zu den Mahlzeiten und zur Arbeit zusammenfindet. Zacharias ist bei ihr, seufzt und geht verwirrt im Zimmer auf und ab. Sie haben schon gemeinsam gebetet; Maria aber fährt fort zu beten. Auch jetzt, da sich der Alte müde niedergesetzt hat, schweigend und schläfrig, betet sie. Und als sie sieht, daß er gänzlich eingeschlafen ist, das Haupt auf seinen Armen, die auf den Tisch gestützt sind, löst sie ihre Sandalen von den Füßen und geht barfuß, um weniger Lärm zu verursachen. Und ohne mehr Lärm zu machen als der Nachtfalter, der im Zimmer umherschwirrt, nimmt sie den Mantel des Zacharias und breitet ihn mit einer solchen Zartheit über ihm aus, daß er weiterschläft in der weichen Wolle, die ihn vor der nächtlichen Frische schützt, die hin und wieder durch die des öfteren geöffnete Tür eindringt. Dann betet sie wieder. Und immer inständiger betet sie, auf den Knien und mit erhobenen Händen, wenn das Jammern der Leidenden stärker wird.

Sara tritt ein und gibt ihr ein Zeichen zu kommen. Maria geht barfuß in den Garten. »Die Herrin wünscht dich«, sagt Sara.

»Ich komme«, und Maria geht am Haus entlang und steigt die Treppe hinauf . . . Sie ist wie ein weißer Engel, in dieser ruhigen und sternklaren Nacht. Sie tritt bei Elisabet ein.

»Oh! Maria! Maria! Welch ein Schmerz! Ich kann nicht mehr, Maria! Welche Schmerzen muß man leiden, um Mutter zu werden!«

Maria streichelt sie liebevoll und küßt sie.

»Maria, Maria! Laß mich meine Hände auf deinen Schoß legen!«

Maria nimmt die beiden runzligen, geschwollenen Hände, legt sie auf ihren gerundeten Mutterschoß und drückt sie mit ihren zarten, kleinen Händen fest an sich. Dann sagt sie leise, da sie nun allein sind: »Jesus ist da, er fühlt und sieht dich. Habe Vertrauen, Elisabet! Sein heiliges Herz schlägt jetzt stärker, denn er wirkt jetzt zu deinem Wohl. Ich fühle sein Herz klopfen, als hätte ich es in meiner Hand; ich verstehe sie, die Worte, die mir mein Kind durch sein Herzklop-

fen sagen will. Es spricht: „Sage der Frau, sie solle sich nicht fürchten. Noch ein wenig Schmerz. Dann, beim ersten Sonnenstrahl, wird dein Haus die schönste unter den vielen Rosen besitzen, die diesen Morgenstrahl erwarten, um sich auf ihrem Stiel zu öffnen: Johannes, meinen Vorläufer!“«

Elisabet legt ihr Antlitz auf Marias Schoß und weint leise.

Maria rührt sich lange Zeit nicht, denn es scheint, daß ihr Schmerz sich mindere und beruhige. Allen gibt sie ein Zeichen, still zu sein. Sie bleibt bei der Leidenden stehen, weiß und schön im zarten Schimmer eines Öllichtleins, wie ein Engel. Sie betet. Ich sehe ihre Lippen sich bewegen. Auch wenn ich das nicht sehen könnte, würde ich an ihrem Ausdruck der Verzückung erkennen, daß sie betet.

Es vergeht eine gewisse Zeit. Der Schmerz erfaßt Elisabet erneut. Maria küßt sie von neuem und zieht sich zurück. Behende steigt sie im Mondenschein die Treppe hinab und eilt zu sehen, ob der Alte noch schläft. Er schläft und seufzt im Schlaf. Maria bekundet Mitleid mit ihm und beginnt wieder zu beten.

Einige Zeit darauf schüttelt sich der Greis im Schlaf, erhebt sein Haupt mit wunderlichem Blick, wie einer, der sich nicht bewußt ist, weshalb er sich hier befindet. Dann erinnert er sich. Eine Geste, ein Kehllaut. Dann schreibt er: »Ist er noch nicht geboren?« Maria verneint mit einem Zeichen. Zacharias schreibt: »Wieviel Leid! Meine arme Frau! Wird es gut gehen, ohne daß sie daran stirbt?«

Maria ergreift die Hand des greisen Priesters und beruhigt ihn: »In der Morgendämmerung, in Bälde, wird das Kind geboren sein. Alles wird gut gehen, Elisabet ist stark. Wie schön wird dieser Tag sein – und bald ist es Tag – an dem dein Kind das Licht der Welt erblicken wird! Der schönste Tag deines Lebens wird es sein! Große Gnaden stehen dir noch bevor, und dein Sohn wird ihr Verkünder sein.«

Zacharias schüttelt traurig den Kopf und deutet auf seinen stummen Mund. Er möchte so vieles sagen und kann es nicht. Maria versteht ihn und gibt zur Antwort: »Der Herr wird deine Freude

vollkommen machen. Glaube an ihn in vollkommener Weise, hoffe unbedingt auf ihn, liebe ihn aus ganzem Herzen! Der Allerhöchste wird dich erhören, mehr als du zu hoffen wagst. Der Herr will dieses völlige Vertrauen, um dich rein zu waschen von deinem vergangenen Mißtrauen. Sage in deinem Herzen mit mir: „Ich glaube.“ Sage es bei jedem Herzschlag. Die Schätze Gottes öffnen sich dem, der an ihn und an seine machtvolle Güte glaubt.«

Licht beginnt durch die angelehnte Tür einzudringen. Maria öffnet sie. Die Morgendämmerung verbreitet ihr weißes Licht über die staubbedeckte Erde. Ein starker Duft von feuchter, grünender Erde liegt in der Luft. Das erste Zwitschern der Vögel wird hörbar; sie grüßen sich von Ast zu Ast.

Der Greis und Maria gehen zur Tür. Sie sind bleich nach der schlaflosen Nacht, und das Licht der Morgendämmerung läßt sie noch bleicher erscheinen. Maria zieht ihre Sandalen wieder an, geht zum Treppenabsatz und horcht. Als sich eine Frau sehen läßt, winkt sie ihr zu und kehrt dann zurück. Es ist noch nicht soweit ... Maria geht in ein Zimmer und kommt mit warmer Milch zurück, die sie dem Greis zu trinken gibt; dann geht sie zu den Tauben, kommt zurück und verschwindet in einem Raum. Vielleicht in der Küche. Sie geht umher und überwacht alles. Sie scheint gut geschlafen zu haben, so lebhaft und heiter ist sie.

Zacharias geht nervös im Garten hin und her. Maria betrachtet ihn voller Mitleid. Dann kehrt sie ins Zimmer zurück, kniet neben ihrem Webstuhl nieder und betet inständig, da das Jammern der Leidenden lauter geworden ist. Sie beugt sich nieder bis zur Erde, um den Ewigen anzuflehen. Zacharias tritt ein, sieht sie auf den Knien und weint; er, der arme Greis. Maria erhebt sich und nimmt ihn bei der Hand. Sie ist um vieles jünger, aber sie scheint nun die gute Mutter dieses verlassenen Alten zu sein, und spendet ihm Trost.

Jetzt stehen sie nebeneinander in der Sonne, die den Morgenhimmel rötlich färbt. Da erreicht sie die frohe, festliche Nachricht: »Er ist geboren, er ist geboren. Ein Junge! Glücklicher Vater! Ein Jun-

ge, blühend wie eine Rose, schön wie die Sonne, stark und gütig wie die Mutter. Freue dich, du vom Herrn gesegneter Vater! Er hat dir einen Sohn geschenkt, damit du ihn im Tempel darbringst. Ehre sei Gott, der diesem Haus Nachkommenschaft geschenkt hat! Segen über dich und den Sohn der dir geboren ist! Möge seine Nachkommenschaft deinen Namen preisen in den Jahrhunderten, von Geschlecht zu Geschlecht, und stets das Bündnis mit dem Ewigen, dem Herrn, wahren!«

Maria preist den Herrn mit Freudentränen. Und dann empfangen beide den Kleinen, der zum Vater getragen wird, damit er ihn segne. Zacharias geht nicht zu Elisabet. Er nimmt das Knäblein entgegen, das wie verzweifelt schreit, geht aber nicht zu seiner Frau.

Maria geht zu ihr, mit dem liebevollen Kleinen auf den Armen, der sofort schweigt, als sie ihn zu sich nimmt. Die Gevatterin, die ihr folgt, bemerkt dies. »Frau«, sagt sie zu Elisabet, »dein Kind ist sofort still geworden, als sie es genommen hat. Schau, wie ruhig es schläft! Der Himmel weiß, wie lebendig und stark es ist. Schau es an! Ein Täubchen!«

Maria legt das Kindlein neben die Mutter und liebkost sie, während sie ihr die grauen Haare ordnet. »Die Rose ist geboren«, sagt sie ihr leise. »Und du lebst. Zacharias ist glücklich.«

»Spricht er?«

»Noch nicht. Aber hoffe auf den Herrn! Ruhe dich jetzt aus! Ich bleibe bei dir.«

37 »Die Hoffnung blüht für alle, die ihr Haupt an meinen Mutterschoß legen«

Maria spricht:

»Wenn meine Gegenwart den Täufer geheiligt hat, so hat sie doch Elisabet nicht von der Schuld befreit, die von Eva stammt: „Du wirst deine Kinder unter Schmerzen gebären“ [Gen 3,16], hatte der Ewige gesagt. Nur ich allein, die ich makellos war und keine menschl-

che Vereinigung gehabt hatte, wurde von den Geburtswehen befreit. Traurigkeit und Schmerz sind die Früchte der Schuld. Ich mußte aber, obwohl ich schuldlos war, ebenfalls Schmerz und Traurigkeit erfahren, weil ich Miterlöserin war. Aber ich erlebte die Pein des Gebärens nicht; nein, diese Pein habe ich nicht gekannt.

Aber glaube mir, meine Tochter, es gab nie und es wird nie eine solche Qual beim Gebären geben, wie ich sie als Märtyrerin einer geistigen Mutterschaft erlitten habe, die sich auf dem härtesten Bett vollzog: auf *meinem* Kreuz, zu Füßen des Marterholzes, an dem mein Sohn gestorben ist. Wo ist die Mutter, die gezwungen worden ist, so zu gebären? Dem Leib, den das Röcheln des sterbenden Sohnes zerriß, noch die Qual hinzufügen, den Schrecken überwinden zu müssen, um sagen zu können: „Ich liebe euch. Kommt zu mir, ich bin eure Mutter!“ Das den Henkern meines Sohnes sagen zu müssen, der aus der erhabensten Liebe hervorgegangen war, die der Himmel je gesehen hat: aus der Liebe Gottes zu einer Jungfrau, durch einen Kuß des Feuers, durch eine Umarmung mit dem Licht, das Fleisch geworden ist und aus einem Frauenschoß den Tabernakel Gottes machte.

„Welch ein Schmerz, Mutter zu sein!“ sagte Elisabet. Er war groß; aber nichts im Vergleich zu dem meinigen.

„Laß mich meine Hände auf deinen Schoß legen!“ Oh! Wenn ihr in eurem Leid mich stets um dieses bitten würdet!

Ich bin die ewige Trägerin Jesu. Er ist in meinem Schoß, wie du es im vergangenen Jahr gesehen hast, wie eine Hostie in der Monstranz. Wer zu mir kommt, findet ihn. Wer sich auf mich stützt, berührt ihn. Wer sich zu mir wendet, spricht mit ihm. Ich bin sein Gewand. Er ist meine Seele. Noch viel mehr als damals, während der neun Monate, da er in meinem Schoß heranwuchs, ist der Sohn nun mit seiner Mutter verbunden; und so schläfert er jeden Schmerz ein, jede Hoffnung blüht auf und jegliche Gnade kommt über den, der zu mir eilt und sein Haupt an meinen Mutterschoß legt.

Ich bete für euch. Denkt daran! Die Seligkeit, im Himmel zu wei-

len, in den Strahlen Gottes zu leben, läßt mich keineswegs meine Kinder vergessen, die noch auf der Erde leiden. Und ich bete. Der ganze Himmel betet, weil er liebt. Der Himmel ist lebendige Liebe. Und die Liebe hat Mitleid mit euch. Aber wenn ich auch ganz allein wäre, mein Gebet allein würde schon genügen für die Nöte aller, die auf Gott vertrauen; denn ich höre nicht auf, für euch alle zu beten: für Heilige und Böse, um den Heiligen Freude und den Bösen rettende Bußgesinnung zu vermitteln.

Kommt, kommt, Kinder meines Schmerzes! Am Fuß des Kreuzes erwarte ich euch, um euch Gnaden zu schenken.«

38 Die Beschneidung des Täuflers

Ich sehe das Haus im Festschmuck. Es ist der Tag der Beschneidung. Maria hat dafür gesorgt, daß alles schön und in Ordnung sei. Die Räume erstrahlen im Licht, wie auch die schönsten Stoffe und die schönsten Einrichtungsgegenstände. Viel Volk ist da.

Maria bewegt sich flink unter den einzelnen Gruppen; sie ist schön in ihrem schönsten weißen Gewand.

Elisabet wird wie eine Matrone verehrt und freut sich ihres Festes. Ihr Kind ruht auf ihrem Schoß, gesättigt mit Milch.

Es kommt die Stunde der Beschneidung.

»Wir wollen ihn Zacharias heißen. Du bist alt. Es ist gut, wenn dein Name dem Kind gegeben wird«, sagen die Männer.

»Nein, nein!« ruft die Mutter. »Sein Name ist Johannes. Sein Name muß Zeugnis geben von der Allmacht Gottes.«

»Aber hat es denn je in unserer Verwandtschaft einen Johannes gegeben?«

»Das tut nichts zur Sache. Er muß Johannes heißen.«

»Was sagst du, Zacharias? Du willst ihm doch deinen Namen geben, nicht wahr?«

Zacharias gibt Zeichen der Verneinung! Er nimmt das Täfelchen und schreibt: »Sein Name ist Johannes«, und kaum hat er zu schrei-

ben geendet, da fügte er schon mit nun befreiter Zunge hinzu: »Denn Gott hat große Gnade an mir, seinem Vater, und an seiner Mutter geübt und auch an diesem seinem neuen Knecht, der sein Leben verzehren wird zur Ehre des Herrn; und groß wird er in den Jahrhunderten und vor den Augen Gottes genannt werden, denn er wird kommen, die Herzen zum Herrn, dem Allerhöchsten, zu bekehren. Der Engel hat es gesagt, und ich habe es nicht glauben wollen. Aber jetzt glaube ich, und ein Licht leuchtet in mir. Dieses Licht ist unter euch, und ihr seht es nicht. Sein Schicksal wird sein, nicht gesehen zu werden, denn der Geist der Menschen ist umnachtet und träge. Aber mein Sohn wird es sehen und von ihm reden, und er wird die Gerechten Israels auf Ihn hinweisen. Oh! Selig, die glauben werden, die immer glauben an das Wort des Herrn! Und Du sei gebenedeit, o ewiger Herr, Gott Israels, denn Du hast uns heimgesucht und Deinem Volk Erlösung gebracht; Du hast einen mächtigen Erlöser im Haus seines Knechtes David erweckt, wie Du es versprochen hast durch den Mund der heiligen Propheten seit den ältesten Zeiten [Jer 23,5–6; 33,14–26], um uns zu befreien von unserem Feind und aus den Händen derer, die uns hassen; um Dein Erbarmen an unseren Vätern zu üben und Dich deines heiligen Bundes eingedenk zu zeigen. Dies ist der Schwur, den Du Abraham, unserem Vater, getan: uns zu gewähren, daß wir ohne Furcht, befreit von den Händen unserer Feinde, Dir dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor Deinem Angesicht das ganze Leben hindurch bis ans Ende.« [Gen 22,15–18].

Die Anwesenden staunen; sie staunen über den Namen, über das Wunder und über die Wort des Zacharias.

Elisabet ist beim ersten Worte des Zacharias in einen Freudenschrei ausgebrochen und weint nun in den Armen Marias, die sie glücklich liebkost.

Der Neugeborene wird zur Beschneidung in einen anderen Raum getragen. Als man ihn zurückbringt, schreit der kleine Johannes aus vollem Hals. Nicht einmal die Muttermilch beruhigt ihn. Er schlägt aus wie ein junges Füllen. Aber Maria nimmt und wiegt ihn; da schweigt er und beruhigt sich.

»Da schaut einmal!« sagt Sara. »Er beruhigt sich nur, wenn sie ihn auf ihren Arm nimmt!«

Das Volk entfernt sich langsam. Im Zimmer bleiben nur Maria mit dem Kleinen auf dem Arm und Elisabet, die Glückliche, zurück.

Zacharias tritt ein und schließt die Tür. Mit Tränen in den Augen schaut er Maria an. Er möchte reden. Aber er schweigt. Er geht auf Maria zu und wirft sich vor ihr auf die Knie. »Segne den elenden Diener des Herrn!« sagt er. »Segne ihn, denn du kannst es, du, die du Ihn in deinem Schoß trägst. Das Wort des Herrn sprach zu mir, als ich meinen Irrtum erkannte und alles glaubte, was mir gesagt worden war. Ich sehe dich und dein glückliches Los. In dir bete ich an den Gott Jakobs. Du mein erster Tempel, wo der bekehrte Priester in neuer Weise zum Ewigen beten kann. Du bist gesegnet, da du Gnade erlangt hast für die Welt und jetzt den Erlöser trägst. Verzeihe deinem Knecht, wenn er so spät deine Erhabenheit erkannt hat. Alle Gnaden hast du uns durch dein Kommen gebracht, denn wohin immer du gehst, du Gnadenvolle, wirkt Gott seine Wundertaten; und heilig sind die Mauern, in die du einkehrst; geheiligt werden die Ohren, die deine Stimme hören, und das Fleisch, das du berührst. Geheiligt werden die Herzen, denn du erteilst Gnaden, du Mutter des Allerhöchsten, du prophezeite Jungfrau, die erwartet wurde, damit sie dem Volk Gottes den Erlöser schenken sollte.«

Maria lächelt, verlegen vor Demut, und spricht: »Lob sei dem Herrn, Ihm allein. Von Ihm, nicht von mir kommt jede Gnade. Und Er spendet sie dir, damit du Ihn liebst und Ihm in den noch übrigen Jahren in Vollkommenheit dienen wirst, um sein Reich zu verdienen, das mein Sohn den Patriarchen, den Propheten und den Gerechten des Herrn öffnen wird. Und du, jetzt, da du vor dem Heiligen beten darfst, bete für die Magd des Allerhöchsten. Denn Mutter des Sohnes Gottes sein, ist ein seliges Los; Mutter der Erlösers aber muß ein Los bitteren Schmerzes sein. Bete für mich, denn von Stunde zu Stunde fühle ich in mir die Last des Schmerzes wachsen. Und ein ganzes Leben lang werde ich sie tragen müssen. Und wenn ich auch

die Einzelheiten noch nicht kenne, so fühle ich doch, daß es eine größere Last werden wird, als wenn auf diese meine Frauenschultern die ganze Welt gelegt würde und ich sie dem Himmel darbie-ten müßte. Ich, ich allein, eine arme Frau! Mein Kind! Mein Sohn! Ach! Der deine weint jetzt nicht mehr, weil ich ihn wiege; werde ich meinen eigenen wiegen können, um seinen Schmerz zu lindern? . . . Bete für mich, Priester des Herrn! Mein Herz bebt wie die Blume im Sturmwind. Ich blicke auf die Menschen und liebe sie. Aber ich sehe hinter ihren Gesichtern den Widersacher erscheinen, der aus ihnen Feinde Gottes, meines Sohnes Jesu, machen will . . . «

Und die Vision endet mit dem Erbleichen Marias und den Tränen, die ihren Blick zum Leuchten bringen.

39 »Macht euren Geist empfänglich für das Licht!«

Maria spricht:

»Wer seinen Fehler einsieht und ihn in Demut und mit aufrich-tigem Herzen bereut und bekennt, dem verzeiht Gott. Er verzeiht nicht nur: er belohnt auch. Oh! Wie gut ist mein Herr mit den De-mütigen und den Aufrichtigen! Mit denen, die an Ihn glauben und auf Ihn vertrauen! Befreit euren Geist von all dem, was ihn umschat-tet und träge macht! Macht ihn bereit, das Licht aufzunehmen, das wie ein Leuchtturm in der Finsternis Führer und heiliger Trost ist!

O Freundschaft mit Gott, Seligkeit seiner Getreuen, unvergleich-licher Reichtum! Wer dich besitzt, ist nie allein, noch fühlt er die Bitterkeit der Verzweiflung. Du nimmst nicht den Schmerz weg, o heilige Freundschaft, denn der Schmerz war das Los eines mensch- gewordenen Gottes und kann auch das Los des Menschen sein. Aber mache diesen Schmerz süß in seiner Bitterkeit, und vermische ihn mit Licht und Liebe, die wie eine himmlische Berührung das Kreuz erleichtern.

Und wenn die göttliche Güte euch eine Gnade gibt, dann benützt das Empfangene gut zur Ehre Gottes! Seid nicht wie die Wahnsin-

nigen, die sich aus einem guten Gegenstand eine schädliche Waffe schmieden, oder wie die Verschwender, die sich aus dem Reichtum ein Elend machen.

Zu großen Schmerz bereitet ihr mir, meine Kinder, wenn ich hinter eurem Antlitz den Feind erscheinen sehe, der sich auf meinen Jesus stürzt. Allzu großen Schmerz! Ich möchte allen die Quelle der Gnaden sein. Aber zu viele unter euch wollen die Gnade nicht. Ihr bittet um Gnaden, aber mit einer Seele, in der die Gnade fehlt. Und wie kann die Gnade euch helfen, wenn ihr ihre Feinde seid?

Das große Geheimnis des heiligen Karfreitags nähert sich. Alles in den Kirchen erinnert an dieses und feiert es. Aber ihr müßt es in euren Herzen feiern und seiner gedenken; ihr müßt euch an die Brust schlagen, wie jene, die von Golgota herabstiegen, und sagen: „Er ist wahrhaftig der Sohn Gottes, der Erlöser“ [Mt 27,54; Mk 15,39], und sagen: „Jesus, um deines Namens willen rette uns!“, und sagen: „Vater, verzeihe uns!“, und schließlich: „Herr, ich bin nicht würdig. Aber wenn Du mir verzeihst und zu mir kommst, wird meine Seele gesund [Mt 8,8; Lk 7,6–7]. Ich will wirklich nicht mehr sündigen, um nicht wieder krank zu werden und ein Abscheu für Dich zu sein.“

Betet, meine Kinder, mit den Worten meines Sohnes! Sagt zum Vater für eure Feinde: „Herr, verzeihe ihnen!“ [Lk 23,34]. Ruft den Vater an, wenn er sich zurückgezogen hat infolge eurer Verfehlungen: „Vater, Vater, warum hast Du mich verlassen? [Mt 27,46; Mk 15,34; Ps 21,2]. Ich bin ein Sünder; wenn Du mich verläßt, gehe ich zugrunde. Kehre zurück, Heiliger Vater, damit ich gerettet werde!“ Vertraut euer ewiges Heil und euren Geist dem Einzigen an, der sie vor dem Dämon unverletzt bewahren kann: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist“ [Lk 23,46].

Oh, wenn ihr doch demütig und liebevoll euren Geist Gott anempfehlen wolltet. Er leitet euch, wie ein Vater seinen kleinen Sohn, und erlaubt nicht, daß eurem Geist etwas Böses zustoße. Jesus hat in seiner Todesangst gebetet, um euch beten zu lehren.

Ich erinnere euch daran, in diesen Tagen der Passionszeit. Und

du, Maria, die du meine Mutterfreude siehst und darüber in Entzückung gerätst, bedenke und erinnere dich daran, daß ich Gott durch einen stets wachsenden Schmerz besessen habe. Er ist in mich eingetreten mit dem Keim Gottes und wie ein gewaltiger Baum gewachsen, bis er mit dem Gipfel den Himmel, mit seinen Wurzeln aber die Hölle berührte, als ich das entseelte Fleisch meines Fleisches auf meinen Schoß nahm, die klaffenden Wunden sah, das durchbohrte Herz berührte und meinen Schmerz bis zum letzten Tropfen auskostete.«

40 Darstellung des Täufers im Tempel

In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag der Karwoche sehe ich folgendes:

Aus einem bequemen Wagen, an den auch das Lasttier Marias gebunden ist, sehe ich Zacharias, Elisabet, Maria, mit dem kleinen Johannes und Samuel mit einem Lamm und einer Taube in einem Körbchen steigen. Sie steigen vor der üblichen Stallung aus. Diese bildet eine Etappe für alle Tempelpilger, die dort ihre Reittiere unterbringen können.

Maria ruft einen kleinen Mann, dem die Stallung gehört, und fragt ihn, ob tags zuvor oder in den Morgenstunden niemand aus Nazaret eingetroffen sei. »Niemand, Frau«, antwortet der Alte. Maria ist erstaunt, fragt aber nicht weiter.

Sie läßt das Eselein von Samuel unterbringen, gesellt sich dann zu Zacharias und Elisabet, denen sie die Verspätung Josefs erklärt: »Er scheint durch irgend etwas aufgehalten worden zu sein. Aber heute kommt er sicher noch.« Sie nimmt wieder den Knaben, den sie Elisabet übergeben hatte, und dann begeben sie sich zum Tempel.

Zacharias wird von den Tempelwächtern ehrenvoll empfangen und von anderen Priestern begrüßt und beglückwünscht. Er macht heute einen prachtvollen Eindruck in seinen priesterlichen Gewändern und in seiner Freude als glücklicher Vater. Er sieht aus wie ein

Patriarch; ich denke, daß Abraham ihm gleichen mußte, als er die Freude hatte, Isaak dem Herrn aufzuopfern [Gen 22,1–18].

Ich sehe die Zeremonie der Darstellung des kleinen Israeliten und die Reinigung der Mutter. Sie ist noch prunkhafter als jene von Maria; denn für einen Priestersohn veranstalten die Priester ein größeres Fest. Nun kommen sie in großer Zahl herbei und bilden einen feierlichen Kreis um die Gruppe der Frauen und den Neugeborenen.

Auch eine neugierige Menge ist herbeigeströmt, und ich höre ihre Bemerkungen. Da Maria den Knaben auf ihren Armen trägt, als man sich zum üblichen Ort begibt, glaubt die Menge, sie sei die Mutter. Eine Frau aber sagt: »Das kann nicht sein. Seht ihr nicht, daß sie schwanger ist? Das Kind ist erst wenige Tage alt, und sie ist schon rundlich!«

»Trotzdem«, sagt ein anderer, »nur sie kann die Mutter sein. Die andere ist alt. Sie ist wohl eine Verwandte. Aber Mutter kann sie in ihrem Alter nicht sein.«

»Folgen wir ihnen, so werden wir sehen, wer recht hat.«

Und das Staunen wächst, als sie sehen, das der Ritus der Reinigung an Elisabet vollzogen wird, die ihr blökendes Lämmlein als Brandopfer und ihre Taube für die Sühne darbringt. »Sie ist die Mutter, hast du gesehen?«

»Nein!«

»Doch!«

Die Leute flüstern noch ungläubig. Sie flüstern aber so laut, daß ein herrisches »Pst!« aus der Gruppe der Priester, die der Zeremonie beiwohnen, hörbar wird. Das Volk schweigt einen Augenblick, wird aber noch lauter, als Elisabet strahlend und in heiligem Stolz das Kind nimmt und in den Tempel schreitet zu seiner Darstellung vor dem Herrn.

»Sie ist es also doch!«

»Es ist immer die Mutter, die den Knaben aufopfert.«

»Was ist das für eine wunderbare Geschichte?«

»Was wird aus dem Kind werden, das dieser Frau in ihrem hohen Alter geschenkt worden ist?«

»Was soll das bedeuten?«

»Wißt ihr nicht?« sagt einer, der atemlos dazukommt: »Das ist der Sohn des Priesters Zacharias vom Stamm Aaron; er wurde stumm, als er das Rauchopfer im Tempel darbrachte.«

»Geheimnis! Geheimnis! Jetzt spricht er wieder! Die Geburt des Sohnes hat ihm die Zunge gelöst.«

»Welcher Geist mag wohl mit ihm gesprochen und seine Zunge gelähmt haben, um ihn an das Schweigen zu gewöhnen, das den Geheimnissen Gottes gebührt?«

»Geheimnis! Welche Wahrheit hat Zacharias wohl erfahren?« »Ist sein Sohn vielleicht der von Israel erwartete Messias?« »Er ist in Judäa geboren, nicht in Betlehem und nicht von einer Jungfrau. Er kann nicht der Messias sein.« »Wer sonst?«

Aber die Antwort bleibt im Schweigen Gottes, und das Volk bei seiner Neugierde.

Die Zeremonie ist beendet. Die Priester beglückwünschen nun auch die Mutter und den Kleinen. Die einzige, auf die wenig geachtet, die sogar fast mit Abscheu angesehen wird, sobald man ihren Zustand bemerkt [Lev 12,2], ist Maria.

Nach Beendigung der Beglückwünschung gehen die meisten ihrer Wege. Maria will zur Stallung zurückkehren, um zu sehen, ob Josef angekommen sei. Er ist noch nicht da. Maria ist enttäuscht und wird nachdenklich.

Elisabet macht sich Sorgen um sie: »Bis zur sechsten Stunde können wir bleiben, dann aber müssen wir abreisen, um vor der ersten Nachtwache zu Hause zu sein. Er ist noch zu klein, um in der Nacht draußen bleiben zu können.«

Maria spricht ruhig und traurig: »Ich werde in einem Hof des Tempels bleiben. Ich gehe zu meinen Lehrerinnen ... Ich weiß nicht. Irgend etwas werde ich schon unternehmen ... «

Zacharias greift mit einem Vorschlag ein, der als gute Lösung sofort angenommen wird. »Gehen wir zu den Verwandten des Zebedäus. Josef wird dich sicher dort suchen, und wenn er nicht dorthin

kommen sollte, wirst du leicht jemanden finden, der dich nach Galiläa begleitet; denn in diesem Haus gehen die Fischer von Gennesaret ein und aus.«

Sie holen den Esel und gehen zu den Verwandten des Zebedäus; vor vier Monaten hatten Josef und Maria sich bei ihnen aufgehalten.

Die Stunden schwinden schnell dahin, aber Josef kommt nicht. Maria beherrscht ihren Kummer; sie liebte den Kleinen, aber man sieht, daß sie nachdenklich ist. Als wolle sie ihren Zustand verbergen, hat sie ihren Mantel nicht abgelegt, trotz der großen Hitze, die alle zum Schwitzen bringt.

Endlich kündigt ein starkes Klopfen an der Tür die Ankunft Josefs an. Das Antlitz Marias heitert sich auf und strahlt.

Josef grüßt sie, denn sie kommt ihm als erste entgegen und grüßt ihn ehrerbietig. »Der Segen Gottes sei mit dir, Maria!«

»Und auch mit dir, Josef! Und Lob sei dem Herrn, daß du gekommen bist! Sieh, Zacharias und Elisabet waren schon zur Abreise bereit, um noch vor Nacht zu Hause zu sein.«

»Dein Bote kam nach Nazaret, während ich wegen der Arbeit in Kana war. Vorgestern abend erfuhr ich davon und bin sofort abgereist. Aber, obwohl ich nirgendwo gerastet habe, habe ich mich verspätet, denn mein Esel hat ein Hufeisen verloren. Verzeih mir!«

»Verzeih du mir, daß ich so lange von Nazaret ferngeblieben bin [Lk 1,56]. Aber schau: sie waren so glücklich, mich bei sich zu haben, daß ich bis jetzt geblieben bin.«

»Du hast gut daran getan, Frau. Und wo ist das Kind?«

Sie gehen ins Zimmer, wo Elisabet vor der Abreise noch einmal Johannes stillt. Josef beglückwünscht die Eltern wegen des kräftigen Körperbaues des Knaben, der von der Mutterbrust genommen wird, um Josef gezeigt zu werden, und schreit und strampelt, als ob man ihn schinden wolle. Alle lachen wegen seiner Proteste.

Auch die Verwandten des Zebedäus lachen; sie sind mit frischen Früchten, Milch und Brot für alle und einem großen Gefäß voller Fische herbeigekommen und beteiligen sich an der Unterhaltung.

Maria spricht wenig. Sie sitzt ruhig und schweigsam in ihrer Ecke, die Hände auf dem Schoß unter ihrem Mantel. Auch während sie eine goldfarbene Weintraube und ein wenig Brot ißt und eine Tasse Milch trinkt, spricht sie wenig und rührt sich kaum. Sie schaut mit einem etwas sorgenvollen und forschenden Blick auf Josef.

Auch er schaut sie an und nach einiger Zeit beugt er sich über ihre Schulter und fragt: »Bist du müde oder leidest du? Du bist bleich und traurig.«

»Ich leide darunter, mich von dem kleinen Johannes trennen zu müssen. Ich habe ihn so gern. Kaum geboren, ist er mir ans Herz gewachsen.«

Josef forscht nicht weiter.

Die Stunde der Abreise des Zacharias ist gekommen. Der Wagen hält vor der Tür, und alle gehen auf ihn zu. Die beiden Basen umarmen sich liebevoll. Maria küßt immer wieder den Kleinen, bevor sie ihn in den Schoß der Mutter legt, die schon im Wagen sitzt. Dann grüßt sie Zacharias und bittet um seinen Segen. Beim Niederknien vor dem Priester gleitet ihr der Mantel von den Schultern und die Leibesformen treten in dem scharfen Licht des sommerlichen Nachmittags deutlich hervor. Ich weiß nicht, ob Josef sie in diesem Augenblick beobachtet hat, beschäftigt wie er war mit dem Abschied von Elisabet. Der Wagen setzt sich in Bewegung.

Josef geht mit Maria ins Haus zurück; sie nimmt wieder ihren Platz in dem halbdunklen Winkel ein. »Wenn es dir nichts ausmacht, in der Nacht zu reisen, würde ich vorschlagen, bei Sonnenuntergang aufzubrechen. Die Hitze ist untermittags stark. Die Nacht hingegen ist frisch und ruhig. Ich sage es um deinetwillen, damit du nicht zu sehr unter der Sonne leidest. Für mich ist es gleichgültig, in der Sonnenhitze zu reisen. Aber du ... «

»Wie du willst, Josef. Ich halte es auch für gut, in der Nacht zu reisen.«

»Das Haus ist völlig in Ordnung. Auch das Gärtchen. Du wirst sehen, wie schön die Blumen sind! Du kommst gerade zur rechten

Zeit, um sie alle in Blüte zu sehen. Der Apfelbaum, der Feigenbaum und die Reben sind voller reifer Früchte wie sonst nie, und den Granatapfelbaum habe ich stützen müssen, so beladen sind seine Äste mit wohlgeformten Früchten, wie man sie selten um diese Zeit sieht. Dann die Oliven ... Öl wirst du im Überfluß haben. Die Bäume haben wunderbar geblüht, und keine Blüte ist verloren gegangen. Alle sind jetzt schon kleine Oliven. Wenn sie reif sind, wird der Baum aussehen, als ob er voller schwarzer Perlen sei. Kein Garten in ganz Nazaret ist so schön wie der deinige. Auch die Verwandten sind ganz erstaunt. Und Alphäus sagt, das sei ein Wunder.«

»Dein Fleiß hat das geschafft.«

»O nein! Ich armer Mensch soll das gemacht haben? Ich habe ein wenig die Bäume gepflegt und den Blumen ein wenig Wasser gegeben ... Weißt du? Ich habe dir hinten bei der Grotte einen Brunnen gemacht, mit einem Becken. So brauchst du nicht hinauszugehen, um Wasser zu holen. Ich habe es von der Quelle hergeleitet, die sich über dem Olivengarten des Matthias befindet. Das Wasser fließt dort rein und reichlich. Ein kleines Bächlein habe ich dir zugeleitet. Ich habe eine gutgedeckte Rinne angelegt, und jetzt fließt das Wasser und singt wie eine Harfe. Es hätte mir leid getan, hättest du zur Quelle des Dorfes gehen und dich mit vollen Krügen beladen müssen.«

»Ich danke dir, Josef! Du bist so gut!«

Die beiden Eheleute schweigen jetzt vor Müdigkeit, und Josef schlummert sogar ein. Maria betet.

Es kommt der Abend. Die Gastgeber bestehen darauf, daß die beiden vor der Abreise noch etwas essen. Josef ißt auch tatsächlich Brot und Fisch; Maria nur Früchte und Milch.

Dann gehen sie. Josef hat auf seinem Esel wie bei der Herreise das Gepäck Marias befestigt; bevor Maria ihr Lasttier besteigt, achtet er darauf, daß der Sattel fest sitzt. Ich sehe, wie Josef Maria beobachtet, als sie in den Sattel steigt. Aber er sagt nichts. Die Reise beginnt unter dem Aufleuchten der ersten Sterne am Himmelsgewölbe.

Sie beeilen sich, um noch zu den Toren zu gelangen, bevor sie geschlossen werden. Während sie Jerusalem verlassen und die Landstraße nach Galiläa nehmen, werden die Sterne immer zahlreicher am klaren Himmel. Ein großes Schweigen liegt über der Landschaft. Man hört nur Nachtigallen singen und das Getrippel der Hufe der beiden Esel auf dem harten Boden der vom Sommer ausgebrannten Straße.

41 »Wenn Josef weniger heilig gewesen wäre, hätte Gott ihm sein Licht nicht gewährt«

Maria sagt:

»Es ist der Vorabend des Gründonnerstag. Manch einem wird diese Vision unangebracht erscheinen. Aber dein Liebesschmerz über meinen gekreuzigten Jesus ist in deinem Herzen und bleibt dort, auch wenn eine liebliche Vision sich zeigt. Sie ist wie eine milde Wärme, die von einer Flamme ausgeht, die noch Feuer und doch nicht mehr Feuer ist. Feuer ist die Flamme, nicht ihre Wärme, die nur ihr Ergebnis ist. Keine selige oder friedvolle Vision ist imstande, dir diesen Schmerz vom Herzen zu nehmen. Behüte ihn sorgfältiger als dein Leben! Denn es ist das größte Geschenk, das Gott jemandem machen kann, der an seinen Sohn glaubt. Außerdem steht meine Vision in ihrem Frieden nicht im Gegensatz zu den Feiern dieser Woche.

Auch mein Josef hatte seine Passionszeit [Mt 1,18–25]; sie begann in Jerusalem, als ihm mein Zustand klar wurde. Und sie dauerte tagelang, wie für Jesus und für mich. Und es war kein geringer seelischer Schmerz. Nur wegen der Heiligkeit des Gerechten, meines Bräutigams, verlief sie in einer Weise, die so würdig und geheim war, daß sie im Laufe der Jahrhunderte wenig Beachtung gefunden hat.

Oh! Wie schmerzlich war unsere erste Passionszeit! Wer könnte ihre tiefe, stille Intensität beschreiben! Wer meinen Schmerz, da ich feststellen mußte, daß der Himmel mich noch nicht erhört und mein Geheimnis noch nicht enthüllt hatte; daß Josef es nicht kannte, sah ich an seinem Verhalten mir gegenüber, das wie üblich war.

Wenn er gewußt hätte, daß ich in mir das Wort Gottes trug, hätte er dieses in meinem Schoß verschlossene Wort mit Akten der Verehrung, wie sie Gott gebühren, angebetet; er hätte sie nicht unterlassen, ebenso wie ich mich nicht geweigert hätte, sie entgegenzunehmen, nicht für mich, sondern für den, den ich in mir trug, so wie die Bundeslade die steinernen Tafeln und die Gefäße mit Manna in sich barg.

Wer kann meinen Kampf gegen die Niedergeschlagenheit beschreiben, die mich überwältigen wollte, um mich zu überzeugen, daß ich vergeblich auf den Herrn gehofft hatte? Oh! Ich glaube, es war die Wut Satans! Ich fühlte, wie der Zweifel hinter meinen Schultern auftauchte und mit seinen kalten langen Krallen meine Seele zu umklammern und zu halten versuchte, um sie vom Gebet fernzuhalten. Zweifel ist gefährlich, ja tödlich für den Geist. Tödlich, weil der Zweifel der erste Ausdruck der tödlichen Krankheit ist, die „Verzweiflung“ heißt. Gegen sie muß der Geist sich mit aller Kraft wehren, um nicht seelisch zugrunde zu gehen und Gott zu verlieren.

Wer kann den Schmerz Josefs wahrheitsgetreu beschreiben, seine Gedanken und die Verwirrung seiner Gefühle? Wie eine kleine, von einem großen Sturm ergriffene Barke befand er sich in einem Wirbel sich widersprechender Gedanken, in einem Netz peinlicher und grausamer Überlegungen, eine schmerzhafter als die andere. Er war ein Mann, der dem Schein nach von seiner Frau verraten worden war. Er sah seinen guten Namen und die Achtung in der Welt zusammenbrechen; er stellte sich schon vor, daß man ihretwegen mit Fingern auf ihn zeigen und ihn im ganzen Ort bedauern würde. Er sah seine Liebe und Hochachtung zu mir zu Tode getroffen durch die Offensichtlichkeit der Tatsache.

Seine Heiligkeit erstrahlt hier noch erhabener als die meine. Und ich gebe dies Zeugnis mit meiner Liebe als Frau, weil ich will, daß ihr ihn liebt, meinen Josef, diesen weisen und klugen, diesen geduldigen und guten Menschen, der vom Geheimnis der Erlösung nicht ausgeschlossen ist, sondern mit ihm aufs innigste verbunden

ist, denn er litt den Schmerz für das Geheimnis und verzehrte sich selbst dafür, er rettete euch den Erlöser durch den Preis seines Opfers und seiner großen Heiligkeit. Wäre er weniger heilig gewesen, so hätte er menschlich gehandelt und mich als Ehebrecherin verklagt, damit ich gesteinigt würde, und die Frucht meiner Sünde mit mir zugrunde ginge. Wäre er weniger heilig gewesen, so hätte ihm Gott das Licht der Erleuchtung in dieser Prüfung nicht geschenkt.

Aber Josef war heilig. Sein reiner Geist lebte in Gott. Die Liebe in ihm war glühend und stark. Und durch diese Liebe rettete er euch den Erlöser, da er mich nicht bei den Ältesten verklagte; und später ließ er in bereitwilligem Gehorsam alles zurück, um Jesus nach Ägypten zu führen und zu retten. Wenig der Zahl nach, aber furchtbar in der Intensität waren die drei Tage der Passion Josefs, die auch die meine war. Meine erste Passion. Obwohl ich seinen Schmerz kannte, konnte ich ihn in keiner Weise davon befreien aus Gehorsam gegenüber dem Beschluß Gottes, der mir gesagt hatte: „Schweige!“

Und als wir in Nazaret angekommen waren und ich sah, wie er nach einem kurzen Gruß wegging, gebeugt und wie in kurzer Zeit gealtert, und abends nicht mehr zu mir kam, wie es sonst seine Gewohnheit war: ich sage euch, meine Kinder, mein Herz weinte in heftigem Schmerz. Eingeschlossen in meinem Haus, allein, im Haus, wo mich alles an die Verkündigung und Menschwerdung erinnerte, und an Josef, der in einer unversehrten Jungfräulichkeit mit mir verlobt war, mußte ich der Entmutigung widerstehen, den Einflüsterungen Satans, und hoffen, hoffen und hoffen. Und beten, beten und beten. Und verzeihen, verzeihen und verzeihen, dem Verdacht Josefs, dem Aufwallen seiner scheinbar berechtigten Entrüstung. Kinder: man muß hoffen, beten und verzeihen, um die Gnade zu erhalten, daß Gott zu unseren Gunsten eingreift. Auch ihr habt eure Passion durchzumachen. Ihr verdient sie wegen eurer Sünden. Ich lehre euch, wie man sie durchsteht und in Freude umwandelt. Hofft ohne Maß! Betet ohne Mißtrauen! Verzeiht, um Verzeihung zu erhalten!

Die Vergebung Gottes wird der Friede sein, nach dem ihr strebt, meine Kinder.

Weiteres möchte ich jetzt nicht sagen. Bis nach dem Ostertriumph wird Schweigen herrschen. Es ist Passionszeit. Habt Mitleid mit eurem Erlöser! Hört sein Klagen, zählt seine Wunden und Tränen; jede einzelne ist für euch geflossen, für euch ist alles gelitten worden. Jede andere Vision soll verschwinden vor dieser Erinnerung an die Erlösung, die für euch vollzogen wurde.«

42 Maria von Nazaret spricht sich mit Josef aus

Nach 53 Tagen zeigt die Mutter sich wieder mit der folgenden Vision, die ich nach ihrer Anweisung in dieses Buch einfügen soll. Die Freude erneuert sich in mir. Denn Maria sehen, heißt Freude besitzen.

Ich sehe also das Gärtlein von Nazaret. Maria spinnt im Schatten eines dicht belaubten Apfelbaums, der voll beladen ist mit Früchten, die sich zu röten beginnen und rosig und rund wie Kinderbäcklein sind.

Aber Maria ist es durchaus nicht rosig zumute. Die schöne Farbe, die ihre Wangen in Hebron belebte, ist verschwunden. Ihr Antlitz ist bleich wie Elfenbein. Nur die Lippen zeichnen einen Bogen von bleichem Korall. Unter den gesenkten Wimpern liegen zwei dunkle Schatten, und die Augentränder sind geschwollen wie bei jemand, der geweint hat. Ich sehe ihre Augen nicht, denn ihr Haupt ist nach vorne geneigt. Ihre Aufmerksamkeit ist auf ihre Arbeit gerichtet und mehr noch auf betrübliche Gedanken, denn ich höre sie seufzen wie jemand, der im Herzen schmerzlich leidet. Sie ist weiß gekleidet, in weißes Linnen; es ist sehr warm, obwohl die noch volle Frische der Blumen mir sagt, daß es Morgen sein muß. Ihr Haupt ist unbedeckt, und die Sonne, die mit dem von einem leichten Wind bewegtem Blätterwerk des Apfelbaumes spielt und wie mit Lichtbündeln bis zur braunen Erde der Blumenbeete vordringt, zeichnet Lichtkreise auf ihr blondes Haupt, und die Haare leuchten dort wie Dukatengold.

Vom Haus her dringt kein Geräusch, ebensowenig von den benachbarten Gärten. Man hört nur das Murmeln eines kleinen Wasserrinnsals, das hinten im Garten in ein Becken plätschert.

Ein kräftiges Klopfen an der Außentür des Hauses läßt Maria auffahren. Sie legt Spinnrocken und Spindel nieder und geht, um zu öffnen. Wenn auch ihr Gewand noch so locker und weit ist, es gelingt ihm nicht vollständig, die Rundung des Leibes zu verbergen.

Vor ihr steht Josef. Maria erbleicht bis zu den Lippen. Jetzt gleicht ihr Antlitz einer Hostie, so blutleer ist es. Maria schaut ihn an mit einem traurigen, fragenden Blick. Josef sieht sie an mit fast flehenden Augen. Schweigend schauen sie sich an. Maria öffnet den Mund: »Zu dieser Stunde, Josef? Brauchst du etwas? Was willst du mir sagen? Komm!«

Josef tritt ein und schließt die Tür. Er spricht noch nicht.

»Sprich, Josef! Was willst du von mir?«

»Dein Verzeihen.« Josef beugt sich nieder, als wollte er niederknien. Aber Maria, sonst immer so zurückhaltend, ihn zu berühren, faßt ihn entschlossen bei den Schultern und hindert ihn daran. Die Farbe im Antlitz Marias wechselt ständig. Bald ist sie ganz rot, bald schneeweiß wie vorher. »Mein Verzeihen! Ich habe dir nichts zu verzeihen, Josef. Ich kann dir immer nur danken für alles, was du hier drinnen während meiner Abwesenheit getan hast, und für die Liebe, die du mir entgegenbringst.«

Josef schaut sie an, und ich sehe, wie sich zwei große Tränen in der Höhlung seiner tiefen Augen bilden; sie stehen wie auf dem Rand eines Gefäßes und rollen dann über Wangen und Bart. »Verzeih, Maria! Ich habe dir mißtraut. Jetzt weiß ich [Mt 1,19–24].

Ich bin nicht würdig, einen solchen Schatz zu besitzen. Ich habe gegen die Liebe gefehlt, ich habe dich in meinem Herzen angeklagt. Ich habe dich ungerechterweise angeklagt, denn ich habe dich nicht nach der Wahrheit gefragt. Ich habe gegen das Gesetz Gottes gefehlt, weil ich dich nicht geliebt habe, wie ich mich selbst geliebt hätte . . . « [Lev 19,18].

»Oh! Nein! Du hast nicht gefehlt!«

»Doch, Maria! Wenn ich eines solchen Fehlers angeklagt worden wäre, hätte ich mich verteidigt. Du jedoch ... Ich habe dir nicht ermöglicht, dich zu verteidigen, denn ich war daran, Entscheidungen zu treffen, ohne dich zu fragen. Ich habe gegen dich gefehlt, weil ich dich mit meinem Verdacht beleidigt habe. Schon ein Verdacht ist eine Beleidigung, Maria. Wer Verdacht schöpft, versteht nicht. Ich habe dich nicht verstanden, wie ich hätte sollen. Aber um des Schmerzes willen, den ich gelitten habe ... drei Tage der Qual, verzeih mir, Maria!«

»Ich habe dir nichts zu verzeihen. Im Gegenteil: ich bitte dich um Verzeihung für den Schmerz, den ich dir bereitet habe.«

»O ja, das war ein Schmerz! Welch ein Schmerz! Schau: heute morgen hat man mir gesagt, daß ich um die Schläfen weiß geworden bin, daß ich im Gesicht Falten habe. Um mehr als zehn Lebensjahre bin ich in diesen Tagen älter geworden! Aber warum, Maria, bist du so demütig gewesen, vor mir, deinem Bräutigam, deinen Ruhm zu verbergen, und hast gestattet, daß ich dich verdächtige?«

Josef kniet nicht mehr, aber er steht so gebeugt da, daß es fast so scheint. Maria legt ihre kleine Hand auf sein Haupt und lächelt. Sie scheint ihm zu verzeihen und sagt: »Wenn meine Demut nicht vollkommen gewesen wäre, hätte ich nicht verdient, den zu empfangen, der kommt, die Schuld jenes Hochmuts zu tilgen, der den Menschen zugrunde gerichtet hat. Und dann habe ich gehorcht ... Gott hat diesen Gehorsam von mir verlangt. Er hat mich sehr viel gekostet ... um deinetwillen, um des Schmerzes willen, den du erlitten hast. Aber ich konnte nur gehorchen. Ich bin die Magd Gottes, und die Diener widersprechen den Anordnungen nicht, die sie erhalten. Sie führen sie aus, Josef, auch wenn es sie blutige Tränen kostet.« Maria weint leise, während sie spricht. So still, daß Josef, gebeugt wie er ist, es erst bemerkt, als eine Träne zu Boden fällt.

Da erhebt er das Haupt und – es ist das erste Mal, daß ich ihn dies tun sehe – er nimmt die zarten Hände Marias in seine braunen,

starken Hände und küßt die Spitzen der zarten Finger, die wie Pfirsichknospen aus den umschließenden Händen Josefs hervorragen.

»Aber jetzt muß vorgesorgt werden, weil ...« Josef spricht nicht weiter, sondern blickt auf den Leib Marias. Sie wird purpurrot und setzt sich sogleich, um ihre Körperformen nicht so seinem Blick auszusetzen. »Es muß schnell etwas geschehen. Ich werde hierherkommen. Wir werden die Ehe schließen ... [Mt 1,24] in der kommenden Woche ... paßt es dir?«

»Alles was du tust, ist gut, Josef. Du bist der Hausherr, ich deine Dienerin.«

»Nein. Ich bin dein Diener. Ich bin der glückliche Knecht meines Herrn, der in deinem Schoß heranwächst. Du bist gebenedeit unter allen Frauen Israels. Heute abend werde ich die Verwandten benachrichtigen und dann ... wenn ich hier sein werde, werden wir alles vorbereiten für sein Kommen ... Oh! Wie werde ich Gott in meinem Haus empfangen können? Gott in meinen Armen? Ich werde sterben vor Freude! ... Ich werde nie wagen, ihn zu berühren! ...«

»Du wirst es können, wie ich es können werde, durch die Gnade Gottes.«

»Aber du bist Du! Ich bin ein armer Mensch, der ärmste der Söhne Gottes ...!«

»Jesus kommt für uns Arme, um uns reich zu machen in Gott; er kommt zu uns beiden, denn wir sind die Ärmsten und erkennen an, es zu sein! Freue dich, Josef! Der Stamm Davids hat den erwarteten König, und unser Haus wird prächtiger sein als der Königspalast Salomons; denn hier wird der Himmel sein. Wir werden mit Gott das Geheimnis des Friedens teilen, das die Menschen später kennen werden. Er wird unter uns aufwachsen, und unsere Arme werden die Wiege des heranwachsenden Erlösers sein, und unsere Mühen werden ihm das Brot sichern ... Oh, Josef, wir werden die Stimme Gottes vernehmen, die „Vater und Mutter“ zu uns sagen wird! Oh!« ... Maria weint vor Freude: ein glückliches Weinen!

Und Josef kniet jetzt zu ihren Füßen und weint, das Haupt fast

in ihrem weiten Gewand verborgen, das in Falten auf den armen Ziegelboden des Zimmers fällt.

Hier endet die Vision.

43 »Überlaßt dem Herrn die Sorge, euch als seine Diener kundzutun!«

Maria spricht:

»Niemand soll meine Blässe falsch auslegen. Sie entspringt nicht menschlicher Furcht. Menschlich gesehen, hatte ich die Steinigung zu erwarten; aber das war nicht der Grund meiner Furcht. Ich litt wegen der Leiden. Auch der Gedanke, daß er mich verklagen könne, verwirrte mich nicht. Ich befürchtete nur, er könne, wenn er auf Klage bestünde, gegen die Nächstenliebe fehlen. Wenn ich ihn sah, lief mir aus diesem Grund alles Blut zum Herzen. Es war der Augenblick, in dem ein Gerechter die Gerechtigkeit hätte verletzen können, indem er gegen die Liebe fehlte. Und daß ein Gerechter fehlen könnte, er, der nie einen Fehler beging, hätte mir den allergrößten Schmerz verursacht.

Wenn ich nicht bis zum äußersten demütig gewesen wäre, wie ich es Josef gesagt habe, wäre ich nicht würdig gewesen, den in mir zu tragen, der, um den Hochmut im Menschengeschlecht zu tilgen, sich selbst vernichtete: Gott, in der Erniedrigung der Menschwerdung. Ich habe dir diese Szene gezeigt, von der kein Evangelium berichtet, weil ich die irregeleitete Aufmerksamkeit der Menschen hinlenken wollte auf die wesentlichen Voraussetzungen, um Gott zu gefallen und sein beständiges Kommen in der Seele zu erleben.

Glaube: Josef hat blind an die Worte der himmlischen Botschaft geglaubt. Er bat Gott nur, glauben zu können; denn er war der aufrichtigen Überzeugung, daß Gott gut ist und daß er ihm, der auf den Herrn vertraute, nicht den Schmerz antun würde, verraten, getäuscht und vom Nächsten verspottet zu werden. Er bat Gott nur, mir vertrauen zu können; denn redlich, wie er war, konnte er nicht

ohne Schmerzgefühl daran denken, daß andere es nicht seien. Er lebte das Gesetz, und das Gesetz sagt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Wir lieben uns selbst so sehr, daß wir glauben, vollkommen zu sein, auch wenn wir es nicht sind. Warum also aufhören, den Nächsten lieben, bei dem Gedanken, er sei unvollkommen?

Absolute Nächstenliebe! Liebe, die verzeihen kann und verzeihen will. Im voraus verzeihen, indem man im Herzen die Fehler des Nächsten entschuldigt. Augenblicklich verzeihen und alle Milderungsgründe dem Schuldigen zugestehen.

Unbedingte Demut wie die Liebe. Anerkennen, daß man gefehlt hat, wenn auch nur mit dem bloßen Gedanken, und nicht so hochmütig sein, – was noch schlimmer wäre als der vorhergehende Fehler – daß man nicht bekennen will: „Ich habe mich geirrt.“ Außer Gott fehlen alle. Wen gibt es, der da sagen könnte: „Ich fehle nie?“

Noch viel schwieriger ist die Demut, die von den Wundertaten Gottes in uns zu schweigen weiß (wenn es nicht um der Ehre Gottes willen nötig wird, davon zu reden), damit der Nächste, der diese besonderen Gottesgaben nicht besitzt, nicht gedemütigt werde. Wenn er will, ja wenn er will, enthüllt Gott sich selbst in seinem Knecht! Elisabet sah mich, wie ich war. Mein Bräutigam erkannte, was ich war, als die Stunde der Erkenntnis für ihn gekommen war.

Überlaßt dem Herrn die Sorge, euch als seine Diener kundzutun! Ihn drängt eine liebevolle Eile dazu; denn jedes Geschöpf, das er erhebt zu einer besonderen Sendung, ist ein neuer Ruhm für seine unendliche Glorie; denn es bezeugt, daß der Mensch so ist, wie Gott ihn haben will: eine geringere Vollkommenheit, die ihren Urheber widerspiegelt. Bleibt im Schatten und im Schweigen, ihr Bevorzugten der Gnade, um die einzigen Worte zu hören, die „Leben“ sind; um würdig zu werden, über euch und in euch die Sonne zu haben, die ewig leuchtet.

Oh, seligstes Licht, du unser Gott, du Freude deiner Knechte, leuchte über diese Knechte, die dir gehören, auf daß sie jubeln in ihrer Demut und dich lobpreisen, dich allein, der du die Stolzen zer-

streust, die Demütigen aber, die dich lieben, zur Herrlichkeit deines Reiches erhebst!«

44 Die Verordnung der Volkszählung

Ich sehe das Haus von Nazaret. Die kleine Stube, wo Maria gewöhnlich ihre Mahlzeiten einnimmt. Jetzt arbeitet sie an einer weißen Leinwand. Sie legt ihre Arbeit nieder, um eine Lampe anzuzünden, denn der Abend bricht herein, und sie sieht nicht mehr gut in dem grünlichen Licht, das durch die zum Garten halbgeöffnete Tür hereindringt. Sie schließt auch die Tür. Ich sehe, daß ihre Schwangerschaft weit fortgeschritten ist. Sie ist aber immer noch sehr schön. Ihr Schritt ist immer noch behend, und lieblich jede Bewegung. Nichts von der Schwerfälligkeit, die man bei den Frauen beobachtet, wenn sie bald ein Kind zur Welt bringen. Nur im Gesicht ist sie verändert.

Jetzt ist sie „die Frau“. Vorher, zur Zeit der Verkündigung, war sie ein junges Mädchen mit einem heiteren, offenen Gesicht: dem Gesicht eines unschuldigen Kindes.

Später, im Haus der Elisabet, zur Zeit der Geburt des Täuflers, haben sich ihre Gesichtszüge verfeinert; sie ist durch eine reifere Schönheit gekennzeichnet. Jetzt ist ihr Antlitz abgeklärt, strahlt aber in liebevoller Weise auch eine Würde aus, die in der Mutterschaft den Höhepunkt ihrer Vollkommenheit erreicht.

Sie erinnert nicht mehr an Ihre „Annunziata“ von Florenz, Pater. Als sie noch Kind war, habe ich sie in diesem Werk wiedergefunden. Jetzt ist das Antlitz länglicher und magerer, das Auge sinnender und größer: das Antlitz, das Maria auch im Himmel hat. Denn dort hat sie das Gesicht und das Alter, die sie im Augenblick der Geburt des Erlösers hatte. Es ist die ewige Jugend, die nicht nur die Verwesung des Todes, sondern auch das Verblühen im Lauf der Jahre nicht gekannt hat. Die Zeit hat sie nicht berührt, unsere Königin und Mutter des Herrn, der die Zeit erschaffen hat. In den Qualen der Passion, die für sie schon viel, viel früher angefangen haben, ich möchte sagen, seit Jesus mit der Verkündigung der Frohen Botschaft begann, schien sie gealtert. Aber dieses Altern war wie ein Schleier, den das Leid über ihre unvergängliche Person warf.

Von dem Augenblick an, da sie Jesus als den Auferstandenen sieht, wird sie wieder jenes frische und vollkommene Wesen, das sie vor den Leiden war, als ob sie durch das Küssen der heiligen Wunden den Balsam der Jugendlichkeit getrunken hätte, der das Zerstörungswerk der Zeit und erst recht dasjenige des Leidens zunichte macht. Tatsächlich, auch vor acht Tagen, als ich die Herabkunft des Heiligen Geistes schaute, erschien mir Maria schön, so wunderschön, und plötzlich viel jünger, wie ich oben schon geschrieben habe: „Sie gleicht einem himmelblauen Engel.“ Die Engel kennen kein Alter. Sie sind ewig schön durch ihre ewige Jugend, durch die ewige Gegenwart Gottes, der sich in ihnen widerspiegelt. Die engelhafte Jugendlichkeit Marias: ein himmelblauer Engel, der, sich vollendend, das vollkommene Alter erreicht, das sie mit in den Himmel genommen hat und in alle Ewigkeit in ihrem heiligen verklärten Körper bewahren wird, wenn der Heilige Geist seiner Braut den Ring ansteckt und sie vor aller Augen krönt. Jetzt ist sie nicht mehr verborgen in einer der Welt unbekanntenen Kammer, allein mit dem Erzengel als alleinigem Zeugen.

Ich habe diese Abschweifung machen wollen, da sie mir notwendig erschien. Nun kehre ich zurück zur Vision.

Maria ist nun also eine wirkliche „Frau“ geworden, voller Würde und Anmut.

Auch ihr Lächeln hat sich umgewandelt in Milde und Majestät. Wie ist sie schön!

Josef tritt ein. Er scheint vom Dorf zu kommen, denn er kommt durch die Haustür, nicht von der Werkstatt her. Maria erhebt das Haupt und lächelt ihm zu. Auch Josef lächelt. Aber es scheint, als falle es ihm schwer, wie einem, der Sorgen hat. Maria beobachtet ihn mit fragendem Blick. Dann erhebt sie sich, um Josef den Mantel abzunehmen, faltet ihn und legt ihn auf eine Truhe.

Josef setzt sich an den Tisch, stützt einen Ellbogen darauf und legt den Kopf in die Hand, während er mit der anderen, in Gedanken versunken, immer wieder durch den Bart fährt.

»Hast du Sorgen, die dich plagen?« fragt Maria. »Kann ich dir helfen?«

»Du bist mir immer Trost, Maria; aber jetzt bin ich sehr besorgt um deinetwillen.«

»Um meinetwillen, Josef? Und warum?«

»Ein Erlaß ist an der Synagogenüre angeschlagen worden. Eine Volkszählung aller Bewohner Palästinas ist angeordnet worden, und man muß sich am Herkunftsort einschreiben lassen. Wir müssen nach Betlehem gehen ... «

»Oh!« unterbricht ihn Maria und legt die Hände auf ihren Schoß.

»Das erschreckt dich, nicht wahr? Es wird mühevoll sein, ich weiß es.«

»Nein, Josef. Es ist nicht das. Ich denke ... ich denke an die heilige Schrift: Rahel, die Mutter Benjamins und Frau Jakobs, aus dem der Stern hervorgehen wird: der Erlöser [Num 24,17; Gen 35,18–20; 48,7], Rahel ist begraben in Betlehem, von dem es heißt: „Und du Betlehem-Efrata, du bist die kleinste Stadt im Stamme Juda, aber aus dir wird hervorgehen der Herrscher“ [Mi 5,2]. Der Herrscher, der dem Geschlecht David verheißen worden ist! Er wird dort geboren werden ... «

»Glaubst du ... glaubst du, daß es schon Zeit ist? Oh! Was sollen wir tun?«

Josef ist völlig verwirrt. Er schaut mit mitleidigen Augen auf Maria.

Sie bemerkt es. Und lächelt, mehr zu sich selbst als zu ihm. Ein Lächeln, das zu sagen scheint: »Er ist ein Mensch, ein gerechter, aber ein Mensch. Und er sieht als Mensch, denkt als Mensch. Habe Erbarmen mit ihm, meine Seele, und lehre ihn mit geistigen Augen zu sehen!« Und ihre Güte drängt sie, ihn zu beruhigen. Sie lügt nicht, aber sie lenkt seinen Kummer ab: »Ich weiß nicht, Josef. Die Zeit ist nahe. Aber könnte der Herr sie nicht verzögern, um dich von dieser Sorge zu befreien? Er vermag alles. Fürchte nichts!«

»Aber die Reise ...! Wer weiß, wieviel Volk unterwegs ist! Werden wir eine gute Unterkunft finden? Werden wir zur rechten Zeit wieder zu Hause sein? Und wenn du dort gebären solltest, was machen wir dann? Wir haben kein Haus ... Wir kennen dort niemanden mehr ... «

»Fürchte nichts! Alles wird gut gehen. Gott läßt das gebärende

Tier einen Zufluchtsort finden. Meinst du, daß er uns nicht einen für seinen Messias finden läßt? Wir vertrauen auf ihn, nicht wahr? Stets vertrauen wir auf ihn. Je größer die Prüfung ist, um so mehr vertrauen wir. Wie zwei Kinder legen wir unsere Hände in seine Vaterhand. Er führt uns. Wir wollen uns ganz ihm überlassen. Schau, wie er uns bisher mit Liebe geführt hat! Auch der beste Vater könnte es nicht mit größerer Sorgfalt tun. Bleiben wir seine Kinder und seine Diener! Erfüllen wir seinen Willen! Nichts Böses kann uns zustoßen. Auch dieses Edikt ist sein Wille. Was ist schon ein Kaiser? Ein Werkzeug in der Hand Gottes. Seit der Vater beschlossen hat, dem Menschen zu verzeihen, hat er auch vorausbestimmt, daß sein Christus in Betlehem geboren werde. Sie ist die kleinste Stadt von Judäa; sie war noch nicht, und schon wurde ihr Ruhm verkündet. Damit dieser Ruhm sich bewahrheite und das Wort Gottes nicht Lügen gestraft werde – und das würde geschehen, wenn der Messias anderswo geboren würde – sieh da, ein Mächtiger, weit weg von hier, der uns bezwungen hat und jetzt seine Untertanen kennen will; jetzt, da die Welt im Frieden ist . . . Was bedeutet uns die kleine Mühe, wenn wir an die Schönheit dieses Augenblicks des Friedens denken? Überlege, Josef! Eine Zeit, in der es keinen Haß in der Welt gibt! Kann es eine glücklichere Stunde geben für den Aufgang des Sternes, dessen Licht göttlich und dessen Einwirkung Erlösung ist? Oh! Habe keine Furcht, Josef! Wenn die Wege unsicher sind, wenn das viele Volk die Reise erschwert, werden die Engel uns verteidigen und beschirmen. Nicht uns: ihren König. Wenn wir keine Unterkunft finden, werden ihre Flügel unser Zelt sein. Nichts Böses kann uns zustoßen; nichts kann uns geschehen: Gott ist mit uns.«

Josef blickt sie an und hört selig zu. Die Falten auf seiner Stirn glätten sich, das Lächeln kehrt zurück. Er erhebt sich ohne Müdigkeit und Sorgen. Er lächelt. »Du Gesegnete, du Sonne meiner Seele! Du Gebenedeite, du verstehst alles im Licht der Gnade zu betrachten, von dem du erfüllt bist. Verlieren wir also keine Zeit, denn wir müssen so rasch wie möglich abreisen und . . . so schnell wie möglich

zurückkehren; denn hier ist alles bereit für den ... für den ... «

»Für *unseren* Sohn, Josef. *Das muß er in den Augen der Welt sein*, denk daran! Der Vater hat seine Ankunft mit Geheimnis umgeben, und wir dürfen den Schleier nicht heben. Er, Jesus, wird es tun, wenn die Stunde gekommen ist ... «

Die Schönheit des Antlitzes, des Blickes, des Ausdrucks und der Stimme Marias ist unbeschreiblich, als sie das Wort „Jesus“ ausspricht; das ist bereits Verzückung!

Und mit dieser Ekstase endet diese Schau.

45 »Lieben heißt, den Geliebten über Gefühl und Interesse hinaus befriedigen«

Maria spricht:

»Ich brauche nicht viel hinzuzufügen, denn meine Worte sind schon Belehrung.

Ich möchte jedoch die Aufmerksamkeit der Frauen auf folgendes lenken. Gar viele Ehen geraten in Unordnung durch die Schuld der Frauen, die nicht jene Liebe besitzen, die alles ist: Freundlichkeit, Mitleid und Trost dem Gatten gegenüber. Auf dem Mann lastet nicht das körperliche Leiden, das die Frau bedrückt. Aber alle seelischen Sorgen lasten auf ihm. Der Zwang der Arbeit; die Entscheidungen, die zu fällen sind; die Verantwortung gegenüber den Behörden und gegenüber der eigenen Familie ... Oh, wie viele Dinge lasten doch auf dem Mann! Und wie sehr bedarf auch er des Trostes! Der Egoismus ist oft so groß, daß die Frau dem müden, entmutigten, verkannten und besorgten Mann auch noch die Last ihrer unnützen und vielfach ungerechtfertigten Klagen aufbürdet. All das, weil sie egoistisch ist. Sie liebt nicht.

Lieben heißt nicht, für sich selbst Befriedigung in der Sinnlichkeit und im Gewinn suchen. Lieben heißt, den Geliebten über das Sinnliche und Nützliche hinaus im Geist zu befriedigen; heißt, seinem

Geist die Stütze zu sein, die er nötig hat, um seine Flügel offen halten zu können im Himmel der Hoffnung und des Friedens.

Ein anderer Punkt, auf den ich die Aufmerksamkeit lenken möchte. Ich habe schon darüber gesprochen, aber ich weise immer wieder darauf hin: ich meine das Gottvertrauen. Das Vertrauen faßt die theologischen Tugenden zusammen. Wer Vertrauen hat, beweist damit seinen Glauben. Vertrauen ist Zeichen der Hoffnung. Vertrauen ist auch eine Äußerung der Liebe. Wenn jemand liebt, hofft, an eine Person glaubt, hat er Vertrauen. Sonst nicht. Gott verdient dieses Vertrauen. Wenn wir es armen Menschen schenken, die fehlen können, warum sollten wir es dann Gott verweigern, der niemals fehlt?

Vertrauen ist auch Demut. Der Stolze sagt: „Ich genüge mir selbst. Jenem kann ich nicht vertrauen, denn er ist unfähig, lügnerisch, anmaßend ...“

Der Demütige sagt: „Ich vertraue ihm. Warum sollte ich ihm nicht vertrauen? Warum sollte ich denken, daß ich besser sei als er?“ Und mit noch mehr Recht sagt er von Gott: „Warum sollte ich dem mißtrauen, der gut ist? Weshalb sollte ich denken, daß ich mir selbst genüge?“ Gott schenkt sich dem Demütigen, zieht sich aber vor dem Stolzen zurück.

Vertrauen ist auch Gehorsam. Und Gott liebt den Gehorsamen. Gehorsam bezeugt, daß wir uns als seine Kinder betrachten und Gott als Vater anerkennen. Und ein Vater kann nur lieben, wenn er ein wahrer Vater ist. Gott ist unser wahrer und vollkommener Vater.

Ein dritter Punkt, den ich euch zu beachten empfehle, ist ebenso auf dem Vertrauen gegründet. Nichts geschieht, ohne daß Gott es zuläßt. Bist du Untergebener? So bist du es, weil Gott es erlaubt hat. Bist du mächtig? So bist du es, weil Gott es gestattet hat.

Trachte daher, du Mächtiger, aus deiner Macht nicht dein Unglück zu machen! Es wäre immer „dein Schaden“, auch wenn es anfänglich so scheinen könnte, daß es der anderen Übel sei. Wenn Gott etwas erlaubt, so erlaubt er doch nicht alles. Und wenn du das Maß überschreitest, so wird er dich treffen und zerbrechen. Suche dei-

nerseits, du Untergebener, aus diesem deinem Los einen Magnet zu machen, der den göttlichen Schutz anzieht! Und verfluche nie!

Überlasse Gott die Sorgen: ihm allein, dem Herrn aller Menschen, steht das Recht zu, seine Geschöpfe zu segnen und zu verdammen.

Ziehe in Frieden!«

46 Die Reise nach Jerusalem

Ich sehe eine Landstraße. Eine große Menge belebt sie. Esel, beladen mit Hausrat und Personen, kommen und gehen. Die Leute spornen ihre Reittiere an, und die Fußgänger gehen eilig, denn es ist kalt.

Die Luft ist rein und trocken und der Himmel heiter, aber alles hat die scharfen Umrisse der kalten Wintertage. Die abgeernteten und nackten Felder erscheinen größer in ihrer Ausdehnung, und die Weiden haben nur ein kurzes, von den Winterstürmen ausgetrocknetes Gras. Auf diesen Weiden suchen die Schafe ein wenig Nahrung sowie die Sonne, die langsam aufgeht. Sie drängen sich aneinander, denn auch sie spüren die Kälte. Sie blöken und erheben die Mäuler und Blicke zur Sonne, als wollten sie sagen: »Komm schnell, denn es ist kalt!« Der Boden ist wellig, und die Wellen treten immer deutlicher hervor. Eine richtige Hügellandschaft mit grasigen Mulden und Abhängen, Tälern und Bergrücken. Die Straße geht mitendurch, Richtung Südost.

Maria sitzt auf einem grauen Esel, ganz eingewickelt in einen schweren Mantel. Vor dem Sattel ist die Truhe befestigt, die ich schon auf der Reise nach Hebron gesehen habe, und auf dieser befindet sich ein Kästchen mit den notwendigsten Dingen.

Josef geht an der Seite und hält die Zügel. »Bist du müde?« fragt er von Zeit zu Zeit.

Maria schaut ihn lächelnd an und antwortet: »Nein.« Nach dem dritten Mal fügt sie hinzu: »Du wirst müde sein, da du zu Fuß gehst.«

»Oh, ich! Das macht mir nichts aus. Ich denke, wenn ich noch

einen zweiten Esel gefunden hätte, hättest du es bequemer gehabt, und wir kämen schneller vorwärts. Aber ich habe keinen mehr gefunden. Alle brauchen jetzt die Reittiere. Aber Mut! Bald sind wir in Betlehem. Hinter jenem Berg ist Efrata.«

Sie schweigen. Wenn die Jungfrau schweigt, scheint sie sich zum inneren Gebet zu sammeln. In ihre Gedanken versunken, lächelt sie sanft. Sie blickt auf die Menge; doch scheint sie nicht Männer und Frauen, Alte und Hirten, Reiche und Arme zu unterscheiden; sie sieht das, was nur sie sehen kann.

»Hast du kalt?« fragt Josef; denn es hat sich ein Wind erhoben.

»Nein, danke.«

Aber Josef glaubt ihr nicht. Er betastet ihre mit Sandalen bekleideten Füße, die seitlich des Eselchens herabhängen und die man kaum unter dem langen Gewand hervorragen sieht. Sie müssen sich wohl kalt anfühlen, denn er schüttelt den Kopf und nimmt eine Decke, die er sich umgehängt hatte, und wickelt sie um die Beine Marias; er zieht sie auch über den Schoß, so daß die Hände unter Decke und Mantel gut warm bleiben.

Sie begegnen einem Hirten, der mit seiner Herde die Straße überquert, um von einer Weide auf der rechten Seite zu einer auf der linken zu gelangen. Josef wendet sich ihm zu, um ihm etwas zu sagen. Der Hirte nickt. Josef nimmt den Esel an den Zügeln und zieht ihn hinter der Herde auf die Weide. Der Hirte holt einen einfachen Napf aus der Tasche, melkt ein großes Schaf mit vollem Euter und gibt den Napf Josef, der ihn Maria anbietet.

»Gott segne euch beide!« sagt Maria. »Dich für deine Liebe und dich für deine Güte. Ich werde für dich beten.«

»Kommt ihr von weit her?«

»Von Nazaret«, antwortet Josef.

»Und wohin geht es?«

»Nach Betlehem.«

»Eine weite Reise für eine Frau in diesem Zustand. Ist es deine Frau?«

»Es ist meine Frau.«

»Habt ihr jemanden, der euch Unterkunft geben wird?«

»Nein.«

»Schlimme Sache! Betlehem ist voller Menschen, die von überall her gekommen sind, um sich einschreiben zu lassen, oder auf der Durchreise sind. Ich weiß nicht, ob ihr eine Unterkunft finden werdet. Kennst du den Ort?«

»Nicht besonders.«

»Nun ... ich werde dir etwas sagen ... um ihretwillen (er zeigt auf Maria). Sucht die Herberge! Alles wird besetzt sein. Aber ich sage es euch, damit ihr einen Anhaltspunkt habt: Dort ist ein großer Platz, der größte. Man gelangt auf dieser Landstraße zu ihm. Ihr könnt nicht fehlgehen. Vor der Herberge ist ein Brunnen. Sie ist groß und niedrig, mit einem großen Eingangstor. Sie wird voll sein. Wenn ihr aber in der Herberge und in den Häusern keinen Platz findet, dann geht hinter der Herberge den Feldern zu. Dort sind Ställe im Berg, die den Händlern auf dem Weg nach Jerusalem manchmal dazu dienen, ihre Tiere einzustellen, wenn für diese in der Herberge kein Platz mehr ist. Sie sind feucht und kalt und ohne Türen. Aber sie sind immerhin eine Zuflucht; denn die Frau ... darf nicht auf der Straße bleiben. Vielleicht findet ihr dort einen Platz ... und Heu zum Schlafen und für den Esel. Gott möge euch begleiten!«

»Und Gott schenke dir Freude!« erwidert Maria. Josef hingegen sagt: »Der Friede sei mit dir!«

Sie machen sich wieder auf den Weg. Vom Hügel aus, den sie gerade erstiegen haben, sieht man eine breitere Mulde. In der Mulde und an den sanften Abhängen liegen überall Häuser. Das ist Betlehem.

»Sieh, nun sind wir in der Heimat Davids, Maria. Jetzt wirst du ausruhen können. Du scheinst sehr müde zu sein.«

»Nein, ich dachte ... ich denke ... « Maria ergreift die Hand Josefs und sagt mit einem seligen Lächeln: »Ich denke, daß gerade jetzt die Zeit gekommen ist.«

»Gott der Barmherzigkeit! Was machen wir?«

»Habe keine Angst, Josef! Sei geduldig! Siehst du, wie ruhig ich bin?«

»Aber du leidest doch wohl sehr.«

»O nein! Ich bin voller Freude. Eine Freude, so groß, so stark, so schön und unfaßbar, daß mein Herz ganz laut schlägt und zu mir sagt: „Er kommt! Er kommt!“ Es sagt dies bei jedem Schlag. Es ist mein Kind, das an mein Herz pocht und spricht: „Mama, ich bin hier und komme, dir den Kuß Gottes zu geben.“ Oh, welch eine Freude, mein Josef!«

Aber Josef ist nicht so freudetrunken. Er denkt an die Dringlichkeit, eine Unterkunft zu finden, und beschleunigt seine Schritte. An jeder Tür fragt er. Alles besetzt. Sie kommen zur Herberge. Diese ist überfüllt bis unter die primitiven Säulengänge, die den großen Innenhof umgeben. Alles voller Leute, die biwakieren.

Josef läßt Maria auf dem Esel drinnen im Hof zurück und geht, um in anderen Häusern zu suchen. Entmutigt kehrt er zurück. Es ist nichts zu finden. Die schnelle winterliche Dämmerung beginnt ihre Schleier auszubreiten. Josef fleht den Gastwirt an. Er bittet Reisende. Sie sind kräftige und gesunde Männer, und dort ist eine Frau unmittelbar vor der Geburt eines Kindes. Sie sollen doch Mitleid haben. Nichts. Da ist ein reicher Pharisäer, der mit ganz offenkundiger Verachtung auf sie schaut; und als Maria sich ihm nähert, schüttelt er sich, als ob sie eine Aussätzige wäre. Josef beobachtet ihn, und die Röte des Zorns steigt ihm ins Gesicht. Maria legt ihre Hand auf sein Handgelenk, um ihn zu beruhigen, und sagt: »Bestehe nicht weiter darauf! Laß uns gehen! Gott wird schon sorgen.«

Sie gehen hinaus und folgen der Mauer der Herberge. Dann biegen sie in eine Gasse ein, die zwischen der Herberge und armseligen Häusern liegt. Sie gehen hinter der Herberge weiter und suchen. Sieh, da finden sie eine Art Grotten; eher Keller als Ställe, so tief gelegen und feucht sind sie. Die schönsten sind bereits belegt. Josef wird mutlos.

»Heh, Galiläer!« ruft ihm ein alter Mann zu. »Dort hinten, unter

jener Ruine, dort ist eine Höhle. Vielleicht ist noch keiner darin.«

Sie eilen hin. Es ist wirklich eine Höhle. Zwischen den Resten eines zur Ruine gewordenen Gebäudes ist ein Durchgang. Er führt in eine Grotte, die mehr einem Keller im Berg als einer Grotte gleicht. Man könnte sagen, es seien die Fundamente des alten Bauwerks, dem als Dach die Trümmer, gestützt von kaum bearbeiteten Baumstämmen, dienen.

Um besser sehen zu können – denn es ist schon beinahe dunkel – nimmt Josef Zunder und Feuerstein und zündet eine kleine Laterne an, die er aus dem umhängenden Rucksack hervorholt. Er tritt ein und wird mit einem Muhen begrüßt. »Komm, Maria! Sie ist frei. Nur ein Ochse ist da.« Josef lächelt. »Besser als nichts.«

Maria steigt vom Esel und tritt ein.

Josef hat die Laterne an einen Nagel gehängt, welcher in einen der Stützpfeiler geschlagen worden ist. Am Gewölbe sind viele Spinnweben sichtbar, und der Boden aus festgestampfter Erde ist sehr uneben, voller Löcher, Steine, Abfälle und Schmutz und mit Stroh bedeckt. Im Hintergrund wendet sich der Ochse um und schaut mit seinen ruhigen Augen auf sie; aus seinem Maul hängt Heu. Es befinden sich noch ein plumper Schemel und zwei Steine in einer Ecke bei einer Mauerspalte. Der Ruß in diesem Winkel zeigt, daß sich hier eine Feuerstelle befindet.

Maria nähert sich dem Ochsen. Es ist kalt. Sie legt ihre Hände auf seinen Hals, um sie zu erwärmen. Der Ochse muht und läßt geschehen, als verstünde er. Auch als Josef ihn fortdrängt, um viel Heu in die Krippe zu schütten und Maria ein Lager herzurichten, wehrt er sich nicht. Die Krippe besteht aus zwei Teilen: aus dem einen frißt der Ochs, und der andere, darüber, ist eine Art Gestell, in dem sich der Heuvorrat befindet. Diesen letzteren nimmt Josef. Der Ochse macht selbst dem Esel Platz, der müde und hungrig gleich zu fressen beginnt. Josef entdeckt auch einen umgekehrten, ganz verbeulten Eimer. Er geht hinaus, denn draußen hat er ein Bächlein gesehen, und kehrt mit Wasser für den Esel zurück. Dann nimmt

er ein Bündel belaubter Zweige und versucht damit, ein wenig den Boden zu reinigen. Hierauf breitet er das Heu aus und macht nahe beim Ochsen an einer trockenen und geschützten Stelle ein Lager. Aber er merkt, daß es feucht ist, dieses elende Heu ... Josef seufzt. Er zündet ein Feuer an und trocknet mit einer Engelsgeduld bündelweise das Heu, indem er es der Wärme entgegenhält.

Maria, die müde auf dem Schemel sitzt, schaut zu und lächelt. Nun ist das Lager bereit. Maria macht es sich auf dem weichen Heu bequem; sie lehnt den Rücken an einen Baumstamm. Josef vervollständigt ... die Einrichtung, indem er seinen Mantel wie einen Vorhang vor die Öffnung hängt. Ein sehr dürftiger Schutz. Dann bietet er der Jungfrau Brot und Käse an und reicht ihr Wasser aus einer Feldflasche. »Schlafe jetzt!« sagt er. »Ich werde wachen, damit das Feuer nicht erlischt. Zum Glück gibt es hier Holz. Hoffen wir, daß es reicht und gut brennt! So werde ich das Öl für die Lampe sparen können.«

Maria legt sich gehorsam hin, und Josef bedeckt sie mit ihrem Mantel und mit der Decke, in die vorher ihre Füße eingewickelt waren.

»Aber du ... wirst kalt haben.«

»Nein, Maria, ich bleibe beim Feuer. Versuche, dich auszuruhen. Morgen wird es besser gehen.«

Maria schließt die Augen, ohne weiter darauf zu bestehen. Josef zieht sich in seinen Winkel zurück und setzt sich auf den Schemel neben die dürren Zweige. Es sind nur wenige. Sie werden wohl nicht lange reichen können.

Die Lage ist die folgende: Maria befindet sich zur Rechten, mit dem Rücken gegen den Eingang und halb verdeckt vom Pfosten und vom Ochsen, der sich niedergelegt hat. Josef ist zur Linken und schräg zur Tür, mit dem Gesicht zum Feuer und dem Rücken zu Maria. Er wendet sich allerdings bisweilen um, um nach ihr zu schauen, und er sieht, daß sie ruhig liegt, als ob sie schlief. Er zerbricht leise seine Zweiglein und wirft sie eines nach dem anderen ins Feuerchen,

damit es nicht erlösche, Licht spende und das wenige Holz ausreiche. Die Lampe ist ausgelöscht worden, und im Halbdunkel stechen nur die Helle des Ochsens und das Gesicht und die Hände Josefs hervor. Der Rest versinkt im grauen Halbdunkel und ist nicht mehr zu unterscheiden.

»Es gibt kein Diktat«, sagt Maria. »Die Vision spricht für sich selbst. Es liegt an euch, daraus die Lehre der Liebe, Demut und Reinheit zu ziehen. Ruhe aus, indem du wachst, wie ich wachte, als ich Jesus erwartete! Er wird kommen, um dir seinen Frieden zu bringen.«

47 Die Geburt Jesu, unseres Herrn

Ich sehe wieder das Innere dieser armen, steinigen Zufluchtsstätte, wo Maria und Josef, das Los der Tiere teilend, Unterkunft gefunden haben.

Das Feuerchen schlummert zusammen mit seinem Wächter. Maria hebt leise ihr Haupt vom Lager und schaut sich um. Sie sieht Josef, der mit dem bis auf die Brust gesunkenen Haupt dasitzt, als ob er nachdenke. Sie erkennt, daß die Müdigkeit stärker war als sein guter Wille, und lächelt gütig. Nun setzt sie sich auf, darum bemüht, so wenig Geräusche als möglich zu verursachen – selbst ein Falter könnte sich nicht lautloser auf einer Rose niederlassen – und geht dann von der sitzenden Stellung in die kniende über, um mit einem glücklichen Lächeln auf dem Antlitz zu beten. Sie betet mit offenen Armen; nicht in Kreuzesform, sondern die Arme erhoben und nach vorne gerichtet, und die Handflächen nach oben geöffnet. Sie scheint nicht müde zu werden in dieser unbequemen Haltung. Dann beugt sie sich ganz tief nach vorne, bis sie mit ihrem Gesicht das Heu berührt, und verharrt so in einem innigen, sehr langen Gebet.

Josef schüttelt sich. Er sieht, daß das Feuer fast erstorben und der Stall fast dunkel ist. Er wirft eine Handvoll feinen Heidekrauts hinein, und die Flamme flackert wieder auf; nun legt er größere Zweige hinzu, dann noch größere, denn es beginnt, empfindlich kalt zu wer-

den. Die Kälte dieser heiteren Winternacht dringt von allen Seiten in die Ruine ein. Der arme Josef, so nahe an der Tür – nennen wir so das Loch, über dem sein Mantel hängt – muß vor Kälte fast erstarrt sein. Er hält die Hände an die Flamme, löst die Sandalen und streckt auch die Füße zum Feuer hin. So erwärmt er sich. Sobald das Feuer gut brennt und sein Licht verbreitet, dreht er sich um. Aber er sieht nichts; nicht einmal den hellen Schleier von Maria, der sich erst wie ein heller Streifen vom dunklen Heu abhob. Er richtet sich auf und nähert sich der Lagerstätte.

»Schläfst du, Maria?« fragt er. Dreimal muß er fragen, bis sie sich bewegt und antwortet: »Ich bete.«

»Benötigst du nichts?«

»Nein, Josef.«

»Versuche etwas zu schlafen; wenigstens etwas auszuruhen!«

»Ich werde es versuchen. Aber beten ermüdet mich nicht.«

»Gott sei mit dir, Maria!«

»Und auch mit dir, Josef!«

Maria nimmt wieder ihre frühere Stellung ein. Josef wirft sich neben dem Feuer auf die Knie, um nicht wieder dem Schlaf zu verfallen, und betet. Er betet mit den Händen vor dem Gesicht. Bisweilen entfernt er sie, um das Feuer zu schüren; dann kehrt er wieder zu seinem inständigen Gebet zurück. Abgesehen von dem Geräusch der Holzstücke, die im Feuer prasseln, und dem des Esels, der dann und wann mit einem Huf auf den Boden schlägt, hört man nichts.

Ein feiner Mondstrahl dringt durch einen Spalt in der Decke und scheint wie eine körperlose, silberne Klinge Maria zu suchen. Sie wird mit dem Höhersteigen des Mondes immer größer, so daß sie schließlich das Haupt der Betenden erreicht und es mit einem strahlenden Glanz umgibt.

Maria hebt das Haupt, wie einer himmlischen Stimme folgend, und wirft sich von neuem auf die Knie. Oh! Wie schön ist sie jetzt! Ihr Haupt scheint im weißen Licht des Mondes zu strahlen, und ein übernatürliches Lächeln verklärt sie. Was sieht sie? Was hört sie?

Was empfindet sie? Nur sie allein könnte sagen, was sie sieht, hört und empfindet in der leuchtenden Stunde ihrer Mutterschaft. Ich sehe nur, daß um sie herum das Licht stärker und immer stärker wird. Es scheint vom Himmel zu kommen; es scheint von den ärmlichen Dingen rings um sie herum auszugehen; es scheint vor allem, daß sie selbst es ist, die es ausstrahlt.

Ihr dunkelblaues Gewand erscheint jetzt im milden Himmelsblau des Vergißmeinnichts. Die Hände und das Gesicht werden bläulich, wie unter dem Licht eines riesigen, bleichglühenden Saphirs. Diese Farbe erinnert mich, auch wenn sie zarter ist, an jene, die ich in den Visionen des heiligen Paradieses und auch bei der Ankunft der Weisen gesehen habe. Immer mehr breitet sie sich aus über die Gegenstände und Kleider und läutert sie und gibt ihnen ihren Glanz.

Immer mehr strömt dieses Licht vom Körper Marias aus. Es scheint, daß sie alles Licht anzieht, das vom Himmel kommt. Nunmehr ist sie selbst die Verwalterin des „Lichtes“. Sie, die dieses Licht der Welt geben soll. Es ist das beseligende, unbezwingbare, unermessliche, ewige, göttliche Licht, das jetzt gegeben wird und das sich ankündet durch eine Morgendämmerung, einen Morgenstern, einen Chor von Lichtatomen, die anwachsen, wachsen wie eine Meeresflut, die steigen, aufsteigen wie Weihrauch, die herniederfallen wie ein Strom und sich ausbreiten wie ein Schleier . . .

Die Decke voller Risse, Spinnweben, hervorspringender Trümmer, die in der Schweben hängen wie ein statisches Wunder, rauchgeschwärzt und abstoßend, erscheint nun wie das Gewölbe eines königlichen Saals. Jeder Stein wirkt wie ein silberner Block, jeder Riß wie das Schimmern eines Opals, jedes Spinnweben wie ein kostbarer Baldachin, durchwirkt mit Silber und Diamanten. Eine große Eidechse, die sich zwischen zwei Felsstücken im Winterschlaf befindet, scheint ein Smaragd zu sein, der dort von einer Königin vergessen wurde, und eine Traube von schlafenden Fledermäusen sieht aus wie ein kostbarer Leuchter von Onyx. Das Heu, das von der höheren Krippe herabhängt, ist kein Gras mehr: es sind Fäden aus reinem

Silber, die in der Luft mit der Anmut aufgelöster Haare zittern.

Die darunterliegende Krippe in ihrem groben Holz ist ein Block von gebräuntem Silber geworden. Die Wände sind bedeckt mit einem Brokat, in dem der Glanz der weißen Seide unter den perlfarbenen Verzierungen verschwindet. Und der Boden? ... Was ist aus dem Boden geworden? Ein von weißem Licht erhellter Kristall. Die Buckel sind wie Lichtrosen, die als Ehrenbezeugung auf den Boden gestreut wurden, und die Löcher wie kostbare Kelche, aus denen Wohlgerüche aufsteigen.

Das Licht wird stärker und stärker. Es wird für das Auge unerträglich. In ihm verschwindet, wie von einem weißglühenden Lichtschleier verhüllt, die Jungfrau ... und kommt aus ihm hervor als die Mutter.

Ja, als das Licht für meine Augen wieder erträglich wird, sehe ich Maria mit ihrem neugeborenen Sohn auf den Armen. Ein Kindlein, rosig und mollig, das sich bewegt und mit seinen Händchen – groß wie Rosenknospen – herumfuchtelt und mit seinen Füßlein zappelt, die im Herzen einer Rose Platz hätten. Es wimmert mit einem zitternden Stimmelein, gerade wie ein eben geborenes Lämmlein, und zeigt beim Öffnen des Mündleins, das klein wie eine Walderdbeere ist, ein gegen den Gaumen zitterndes Zünglein. Ein Kindlein, das sein Köpfchen bewegt, das die Mutter in ihrer hohlen Hand hält, während sie ihr Kindlein betrachtet und anbetet, weinend und freudig zugleich. Sie neigt sich, um es zu küssen, nicht auf das unschuldige Haupt, sondern tiefer, mitten auf die Brust, dort, wo das Herzchen schlägt ... ja, für uns schlägt ... dort, wo eines Tages die Wunde sein wird. Sie heilt sie schon im voraus, die Wunde; sie, die Mutter, mit ihrem unbefleckten Kuß.

Der vom Lichtglanz geweckte Ochse erhebt sich mit großem Lärm der Hufe und einem lauten Muhen. Der Esel wendet seinen Kopf und schreit sein »Iah!«. Das Licht, das sie verwundert, hat sie geweckt; aber ich denke lieber, daß sie ihren Schöpfer haben grüßen wollen, in ihrem Namen und in dem aller Tiere.

Auch Josef, der wie verzückt innig betet, so daß er all dem entzogen schien, was ihn umgab, kommt nun zu sich und sieht durch die vor das Gesicht gehaltenen Finger das eigenartige Licht durchscheinen, hebt den Kopf und dreht sich um. Der stehende Ochse verbirgt Maria. Aber sie ruft: »Josef, komm!« Josef eilt hin ... aber, als er sieht, was geschehen ist, hält er von Ehrfurcht überwältigt inne und will auf die Knie fallen. Aber Maria wiederholt: »Komm, Josef!« und stützt sich mit der Linken auf das Heu, während sie mit der Rechten das Kind an ihr Herz drückt; sie erhebt sich und geht Josef entgegen, der sich verlegen nähert, hin- und hergerissen zwischen dem Verlangen hinzugehen und der Furcht, unehrerbietig zu sein.

An der Lagerstätte begegnen sich die beiden Verlobten und blicken sich an in seligem Weinen.

»Komm, wir wollen Jesus dem Vater aufopfern!« sagt Maria.

Und während Josef niederkniet, hält Maria, die aufrecht zwischen den beiden das Gewölbe tragenden Pfosten steht, ihr Kind in die Höhe und spricht: »Hier bin ich. Für ihn, o Gott, sage ich dir diese Worte: „Sieh, hier bin ich, deinen Willen zu tun. Und mit ihm, ich, Maria, und Josef, mein Bräutigam. Sieh, o Herr, deine Diener! Möge an uns immer und in jeder Stunde dein Wille geschehen zu deiner Ehre und aus Liebe zu dir.“« Dann neigt sich Maria und sagt: »Nimm, Josef!« und bietet ihm das Kind an.

»Ich? Mir? O nein! Ich bin nicht würdig!« Josef ist verwirrt, vernichtet bei dem Gedanken, Gott zu berühren.

Maria aber besteht lächelnd auf ihrem Wort: »Du bist dessen wohl würdig. Niemand mehr als du, und deswegen hat der Allerhöchste dich erwählt. Nimm, Josef, und halte es, während ich die Windeln hole!«

Josef, rot wie Purpur, streckt die Hände aus, nimmt das Bündelchen Fleisch, das vor Kälte schreit, und nachdem er es einmal in den Armen hat, verharret er nicht weiter in seiner Absicht, es aus Ehrfurcht weit von sich zu halten; er drückt es an sein Herz und sagt unter reichlichen Tränen: »Oh! Herr! Mein Gott!« Und er beugt

sich, um die Beinchen zu küssen. Er fühlt ihre Kälte und setzt sich daher zu Boden, nimmt das Kind in seinen Schoß und sucht es mit seinem braunen Gewand und seinen Händen zu bedecken, zu erwärmen und zu schützen vor der bitteren Kälte der Nacht. Er möchte zum Feuer gehen, aber da ist die Zugluft, die durch die Tür eindringt. Lieber hier bleiben. Besser noch ist es, zwischen die beiden Tiere zu gehen, die einen Schild bilden gegen die Zugluft und Wärme ausstrahlen. So begibt er sich zwischen Ochs und Esel und stellt sich mit dem Rücken gegen die Türöffnung, über den Neugeborenen gebeugt, um aus seiner Brust eine Muschel zu machen, deren Seitenwände ein grauer Kopf mit langen Ohren und ein großes weißes Maul mit dampfenden Nüstern und feuchten, gutmütigen Augen sind. Maria hat die Truhe geöffnet und ihr Tücher und Windeln entnommen. Sie ist ans Feuer gegangen und hat sie erwärmt. Nun kommt sie zu Josef und wickelt das Kind in die gewärmte Leinwand und dann in ihren Schleier, um sein Köpfchen gegen die Kälte zu schützen.

»Wo legen wir es jetzt hin?« fragt sie.

Josef schaut umher und denkt nach ... »Warte!« sagt er. »Treiben wir die beiden Tiere samt ihrem Heu hinüber, und nehmen wir das Heu von oben herunter, und legen wir es da hinein! Das Holz der Krippenwand wird es vor der Zugluft schützen; das Heu kann ihm als Kissen dienen; und der Ochse wird es mit seinem Atem etwas erwärmen ... besser der Ochse, er ist geduldiger und ruhiger.« Josef macht sich an die Arbeit, während Maria ihr Kindlein in den Schlaf wiegt, indem sie es fest an ihr Herz drückt und ihre Wange an sein Köpfchen hält, um ihm Wärme zu spenden.

Josef schürt das Feuer; ohne zu sparen legt er auf, um eine schöne Flamme zu haben; er erwärmt das Heu und legt es unter seinen Mantel, damit es nicht wieder erkalte, und als er soviel beisammen hat, daß er ein Maträzchen für das Kindlein daraus bilden kann, geht er zur Krippe und legt es wie in einer Wiege zurecht. »Fertig«, sagt er. »Jetzt brauchen wir noch eine Decke, denn das Heu sticht, und auch, um es zuzudecken ... «

»Nimm meinen Mantel«, sagt Maria.

»Du wirst kalt haben!«

»Oh! Das macht nichts! Die Decke ist zu rau. Der Mantel ist warm und weich. Ich fühle durchaus keine Kälte. Nur daß Er nicht mehr darunter leide!«

Josef nimmt den weiten Mantel aus dunkelblauer, weicher Wolle, legt ihn doppelt genommen über das Heu und läßt einen Zipfel über die Krippe herunterhängen. Das erste Bettlein für den Erlöser ist bereit.

Die Mutter bringt ihn mit ihrem anmutigen, wiegenden Schritt herbei, legt ihn nieder, bedeckt ihn mit den Zipfeln des Mantels und hüllt auch das nackte Köpfchen ein. Nur das Gesichtchen bleibt unbedeckt. Die beiden beugen sich über die Krippe und betrachten selig das Kindlein, wie es seinen ersten Schlaf schläft; die sanfte Wärme der Windeln und des Heus haben die Tränen versiegen und den süßen Jesus einschlafen lassen.

48 »Ich, Maria, habe die Frau mit meiner göttlichen Mutterschaft erlöst«

Maria spricht:

»Ich habe dir versprochen, daß er kommen werde, um dir seinen Frieden zu bringen. Erinnerst du dich an den Frieden, den du während der Weihnachtstage verspürt hast, als du mich mit meinem Kind sahst? Das war deine Zeit des Friedens. Jetzt ist deine Zeit des Leidens. Aber du weißt es ja: im Leiden erringt man den Frieden und jede Gnade für uns und für den Nächsten. Jesus-Mensch war wieder Jesus-Gott nach dem entsetzlichen Leiden der Passion. Der Friede war wieder in ihm. Der Friede im Himmel, von dem er ja gekommen war und von wo er jetzt seinen Frieden auf jene ausgießt, die ihn in der Welt lieben. Aber in den Stunden der Passion war er, der Friede der Welt, dieses Friedens beraubt. Er hätte nicht gelitten, wenn er ihn gehabt hätte. Er mußte aber leiden; er mußte alles erleiden.

Ich, Maria, habe die Frau durch meine göttliche Mutterschaft erlöst. Aber das war nur der Anfang der Erlösung der Frau. Da ich

jeder menschlich-ehelichen Bindung durch das Gelübde der Jungfräulichkeit entsagte, habe ich jeder Befriedigung der Begierden entsagt und so bei Gott Gnade erworben. Aber das genügte noch nicht. Denn die Sünde Evas war ein Baum mit vier Ästen: Hochmut, Habsucht, Gaumenlust und Wollust. Alle vier wurden abgeschnitten, bevor der Baum von der Wurzel her unfruchtbar gemacht wurde.

Indem ich mich bis auf den Grund verdemütigte, habe ich den Hochmut besiegt. Ich habe mich vor allen verdemütigt. Ich spreche nicht von meiner Demut vor Gott. Diese ist jedes Geschöpf Gott schuldig. Sein „Wort“ besaß sie. Auch ich mußte sie haben als Frau. Aber hast du jemals darüber nachgedacht, welchen Demütigungen von seiten der Menschen ich mich unterziehen mußte, ohne mich in irgendeiner Weise zu verteidigen?

Auch Josef, der ein Gerechter war, hatte mich in seinem Herzen angeklagt. Die anderen, die nicht gerecht waren, sündigten durch ihre Urteile über meinen Zustand, und das Gemurre ihrer Worte kam mir zu Ohren wie eine bittere Welle, die an meiner Menschheit zerbrach. Und das waren die ersten der unzählbaren Demütigungen, die mein Leben als Mutter Jesu und des Menschengeschlechts mit sich brachte. Demütigungen der Armut, Demütigungen der Flucht, Demütigungen durch Vorwürfe von seiten der Verwandten und Freunde, die, weil sie die Wahrheit nicht kannten, meine Haltung gegenüber meinem Jesus, als er zum jungen Mann heranwuchs, als Schwäche bezeichneten. Demütigungen während der drei Jahre seines öffentlichen Wirkens; grauenvolle Demütigungen während der Stunden auf dem Kalvarienberg; Demütigungen bis zum Eingestehenmüssen, daß ich nichts besaß, um ein Grab und wohlriechende Öle für das Begräbnis meines Sohnes anzuschaffen.

Ich habe die Habsucht der Stammeltern besiegt, da ich im voraus auf mein Kind verzichtete. Eine Mutter verzichtet nie auf ihr Kind, es sei denn, daß sie dazu gezwungen wird. Wird es ihrem Herzen vom Vaterland, von der Liebe einer Braut oder von Gott selbst abverlangt, so wehrt sie sich gegen die Trennung. Das ist natürlich. Das

Kind wächst in ihrem Schoß heran, und das Band, das ihre Person mit der seinen verknüpft, wird niemals vollständig durchgeschnitten. Wenn auch die Nabelschnur des Lebens getrennt ist, es bleibt immer noch ein Nerv, der vom Herzen der Mutter ausgeht, ein geistiger Nerv, lebendiger und empfindlicher als ein physischer Nerv, der sich überträgt aufs Herz des Sohnes. Und sie fühlt das Zerren an diesem Nerv bis zur schmerzlichen Qual, wenn die Liebe zu Gott oder zu einem Menschen oder die Erfordernisse des Vaterlandes ihr den Sohn entreißen. Und das Herz der Mutter zerreißt förmlich, wenn ihr der Tod einen Sohn nimmt.

Ich habe auf meinen Sohn verzichtet vom Augenblick an, da ich ihn empfing. Ich habe ihn Gott gegeben. Euch habe ich ihn gegeben. Ich habe mich der Frucht meines Leibes entäußert, ohne große Überlegungen anzustellen.

Ich habe die Begierde nach Genuß überwunden, weil ich mir jeden Sinnengenuß versagt habe. Mein Fleisch habe ich mir unterworfen. Das Fleisch, das Werkzeug Satans, habe ich zusammen mit Satan unter meine Ferse genommen, um mir daraus einen Schemel zu machen und dem Himmel näher zu sein. Der Himmel! Mein Ziel! Dort, wo Gott ist. Das war mein einziger Hunger. Nicht ein Hunger des Gaumens, sondern eine segensreiche Sehnsucht nach Gott, der wünscht, daß wir nach ihm verlangen.

Ich habe die Wollust besiegt. Sie ist eine bis zur Gier getriebene Lust. Denn jedes ungezügelter Laster führt zu einem noch größeren Laster. Die Gaumenlust Evas, an sich schon verwerflich, führte zur Gier, zur Unzucht. Es genügte ihr nicht mehr, sich selbst zufriedenzustellen. Sie wollte ihren Fehler bis zu einer ausgesuchten Intensität treiben und machte sich zur Lehrmeisterin der Wollust ihrem Gefährten gegenüber. Ich habe das Gegenteil getan; statt zu fallen, bin ich immer aufgestiegen; statt herabzuziehen, habe ich immer in die Höhe gehoben. Aus meinem Gefährten, der ein Gerechter war, habe ich einen Engel gemacht.

Und nun war ich im Besitz Gottes, im Besitz Jesu, und mit ihm

hatte ich seine unendlichen Schätze. Und eiligst habe ich mich entäußert und gesagt: „Sieh, durch ihn und an ihm geschehe dein Wille!“ Keusch ist derjenige, der sich zurückhält, nicht nur dem Fleisch nach, sondern auch der Neigung und dem Gedanken nach. Ich mußte die Keusche sein, um die Unzüchtige dem Fleisch, dem Herzen und dem Geist nach zunichte zu machen. Ich trat nicht aus meiner Zurückhaltung hervor und sprach nicht von meinem Sohn: „Einzig mir gehörst du auf Erden, wie du im Himmel nur Gott gehörst. Du gehörst mir und ich will dich.“

Und dennoch genügte das noch nicht, um der Frau den Frieden zu erlangen, den Eva verloren hatte. Ich erlangte ihn zu Füßen des Kreuzes, wo ich den sterben sah, den du zur Welt kommen sahst. Als mein Inneres gleichsam zerriß beim Todesschrei meines Sohnes, blieb ich frei von aller Weiblichkeit: ich war nicht mehr Fleisch, sondern Engel. Maria, die dem Geist vermählte Jungfrau, starb in diesem Augenblick. Es blieb zurück die Mutter der Gnade, die aus ihren Qualen die Gnade gebar und sie euch gegeben hat. Das Weib, das ich in der Weihnachtsnacht wieder zur echten Frau geweiht hatte, erwarb zu den Füßen des Kreuzes die Mittel, Kind des Himmels zu werden.

Das habe ich für euch getan, indem ich mir jede Befriedigung, auch eine heilige, versagte. Aus euch, von Eva erniedrigten Frauen, erniedrigt bis auf die Stufe der Partnerinnen des Tierreichs, habe ich, sofern ihr es wollt, Heilige Gottes gemacht. Ich bin emporgestiegen für euch. Wie Josef, habe auch ich euch höhergehoben. Der Fels vom Kalvarienberg ist mein Ölberg. Dort habe ich mich emporgeschwungen, um die wieder geheiligte Seele der Frau zusammen mit meinem Fleisch in den Himmel zu tragen, verherrlicht, weil ich das Wort Gottes getragen und in mir auch die letzte Spur Evas vernichtet hatte; die letzte Wurzel jenes Baumes mit seinen vier vergifteten Zweigen. Sie hatte die Menschheit zu Fall gebracht, und sie wird bis zum Ende der Zeiten und bis zur letzten Frau euer Fleisch quälen. Von dort, wo ich jetzt im Strahl der Liebe erglänze, rufe ich euch und zeige ich

euch die Arznei, mit der ihr euch selbst besiegen könnt: die Gnade meines Herrn und das Blut meines Sohnes.

Und du, meine Stimme, laß deine Seele ruhen im Licht der Morgendämmerung Jesu, um Kraft zu schöpfen für die künftigen Kreuzigungen, die dir nicht erspart bleiben; denn hier wollen wir dich haben, und hierher gelangt man nur durch das Leiden; denn hier wollen wir dich haben, wo man um so höher steigt, je mehr man gelitten hat, um Gnade für die Welt zu erhalten. Geh in Frieden, ich bin mit dir!«

49 Die Anbetung der Hirten

Ich sehe ein weites Feld. Der Mond steht im Zenit und segelt friedlich durch einen mit Sternen besäten Himmel. Dieser gleicht einem riesigen, mit zahllosen Diamanten geschmückten Baldachin aus dunkelblauem Samt. Und mittendrin lacht der Mond mit seinem runden weißen Gesicht, von dem sich Ströme von milchweißem Licht auf die Erde ergießen. Die kahlen Bäume scheinen höher und schwärzer auf dem lichtüberfluteten Boden, während die Mäuerchen, die sich hier und da als Grenze erheben, milchig weiß sind; ein Haus in der Ferne ähnelt einem Block aus Carrara-Marmor.

Zu meiner Rechten sehe ich einen Platz, der auf zwei Seiten von einer Dornhecke und auf den anderen beiden von einer niederen, holprigen Mauer umgeben ist. Diese Mauer stützt das Dach einer Art langen, niedrigen Schuppens, der innerhalb des Geheges teils Mauerkonstruktion, teils Holzwerk aufweist, als wenn zur Sommerszeit die Holzteile entfernt würden und so der Schuppen in eine offene Säulenhalle umgewandelt würde. Aus diesem geschlossenen Gehege ertönt von Zeit zu Zeit ein kurzes Geblöke. Es müssen Schafe sein, die träumen oder vielleicht wegen der Helle, die der Mond verbreitet, glauben, der Tagesanbruch sei schon nah. Es ist ein ungewöhnliches Licht, das gleichsam zunimmt, als ob der Trabant sich der Erde näherte oder infolge eines geheimnisvollen Brandes funkle.

Ein Hirte erscheint am Eingang; er hält einen Arm über die Stirn, um die Augen zu schützen, und schaut in die Höhe. Es scheint ihm

unmöglich, daß man sich gegen die Helle des Mondes schützen muß. Aber sie ist so außerordentlich stark, daß sie blendet; besonders wenn man aus einem finsternen Raum kommt. Alles ist ruhig. Aber das Licht ist erstaunlich. Der Hirte ruft seine Gefährten. Sie werden alle am Eingang sichtbar; eine Schar Männer verschiedenen Alters mit struppigen Haaren. Einige sind kaum dem Kindesalter entwachsen, andere schon ergraut. Sie machen ihre Bemerkungen über diese eigenartige Erscheinung; die jüngeren haben Angst; besonders einer, ein Knabe von zwölf Jahren. Er beginnt zu weinen und setzt sich so dem Spott der älteren aus.

»Wovor fürchtest du dich, du Dummkopf?« sagt der Älteste zu ihm. »Siehst du nicht, wie ruhig die Luft ist! Hast du noch nie den Mond leuchten sehen? Du bist immer am Schürzenzipfel deiner Mutter gehangen, wie die Küken sich unter der Henne verstecken, nicht wahr? Du wirst noch Dinge kennenlernen! Einmal bin ich bis zu den Bergen des Libanon vorgedrungen und noch weiter. Hoch hinauf. Ich war noch jung, und das Gehen machte mir keine Mühe. Ich war auch reich, damals ... Auf einmal sah ich ein solches Licht, daß ich glaubte, Elija wolle wiederkommen auf seinem Feuerwagen [2 Kön 2,11]. Der Himmel war ganz in Flammen. Ein Alter – jetzt ist er selbst alt – sagte zu mir: „Es nähert sich ein großes Ereignis.“ Für uns war es ein Unglück, denn es kamen die Soldaten aus Rom. Oh! Du wirst noch viel erleben, wenn ... «

Aber der Hirtenknabe hört schon nicht mehr zu. Es scheint, daß er auch keine Angst mehr hat; denn er verläßt die Schwelle und schlüpft hervor hinter dem Rücken eines starken Schafhirten, hinter den er sich geflüchtet hatte, und begibt sich auf den grasigen Platz vor dem Schuppen. Er schaut in die Höhe und geht wie ein Nachtwandler oder wie einer, der im Bann von irgend etwas steht, was ihn vollkommen gefangennimmt. Plötzlich schreit er: »Oh!«, und bleibt mit halbgeöffneten Armen wie angewurzelt stehen. Die anderen blicken sich erstaunt an.

»Was hat denn dieser dumme Junge?« fragt einer.

»Morgen schicke ich ihn zu seiner Mutter zurück. Ich will keinen Verrückten zum Hüten meiner Schafe«, sagt ein anderer.

Aber der Alte, der kurz vorher gesprochen hat, sagt: »Sehen wir nach, bevor wir urteilen! Ruft auch die anderen, die noch schlafen, und holt die Stöcke! Vielleicht ist es ein wildes Tier, oder Straßenräuber sind in der Nähe ... «

Sie gehen hinein, rufen die anderen Hirten, kommen dann mit Fackeln und Knüppeln heraus und gehen zum Knaben.

»Dort, dort«, murmelt er lächelnd. »Dort über dem Baum! Schaut, welch ein Licht da kommt! Es scheint, als ob es auf den Strahlen des Mondes herabgleite. Seht, es nähert sich! Oh, wie schön ist es!«

»Ich sehe nur einen helleren Schein.«

»Ich auch.«

»Auch ich«, sagen die anderen.

»Nein, ich sehe etwas wie einen Körper«, sagt einer, in dem ich den Hirten erkenne, der Maria die Milch gegeben hat.

»Es ist ein ... Engel!« schreit der Knabe. »Seht, er kommt herab und nähert sich ... nieder auf die Knie vor dem Engel Gottes!«

Ein langes und ehrfurchtsvolles »Oh!« steigt aus der Gruppe der Hirten auf, die, das Gesicht zu Boden gerichtet, niederfallen; und je älter sie sind, um so mehr scheinen sie von der leuchtenden Erscheinung beeindruckt. Die Jüngeren sind auf den Knien, schauen aber auf den Engel, der immer näher kommt. Nun schwebt er ruhig über der Umfriedungsmauer und bewegt die großen, perlfarbigen Flügel, die weiß schimmern im milchigen Mondlicht.

»Fürchtet euch nicht! Ich bringe kein Unheil. Ich bringe euch die Kunde einer großen Freude für das Volk Israel und für alle Völker der Erde.« Die Stimme des Engels ist wie ein Harfenklang, vermischt mit dem Gesang von Nachtigallen.

»Heute ist in der Stadt Davids der Erlöser geboren!« Bei dieser Ankündigung öffnet der Engel seine Flügel noch mehr und bewegt sie wie in einem plötzlichen Aufwall der Freude, und ein Funkenregen von Gold und kostbaren Steinen scheint von ihm auszugehen:

ein wahrer Regenbogen, der sich wie ein Triumphbogen über den armseligen Stall wölbt.

»... der Heiland, der Christus ist.« Der Engel schwebt in immer größerem Glanz. Seine beiden Flügel bewegen sich nicht mehr und sind mit ihren Spitzen zum Himmel gerichtet, wie zwei unbewegliche Segel auf dem Saphirblau des Meeres; sie gleichen zwei Flammen, die brennend emporlodern.

»... Christus, der Herr!« Der Engel zieht seine beiden leuchtenden Flügel ein und hüllt sich in sie ein wie in ein Überkleid aus diamantenen Perlen; er beugt sich wie zur Anbetung nieder, die Arme kreuzweise über dem Herzen; sein Antlitz neigt sich über die Brust und verschwindet unter den Spitzen der zusammengefalteten Flügel. Während der Dauer eines Gloria sieht man nichts mehr als eine längliche, unbewegliche Lichtgestalt.

Doch jetzt bewegt er sich wieder. Er öffnet die Flügel, erhebt das leuchtende Antlitz, und Licht fällt darauf und vereinigt sich mit seinem paradiesischen Lächeln. Er sagt: »Daran werdet ihr es erkennen: in einem armen Stall hinter Betlehem werdet ihr ein Kindlein finden, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend; denn für den Messias war kein Platz in der Stadt.« Bei diesen Worten wird der Engel ernst, ja traurig.

Aber vom Himmel kommen nun viele – oh, wie viele – viele Engel, die ihm ähnlich sind: eine Leiter von Engeln, die jubelnd herabsteigen und den Mond mit ihrem paradiesischen Licht übertreffen; sie versammeln sich um den Verkündigungengel, indem sie die Flügel schlagen und Wohlgerüche ausströmen, und im Wohlklang von Tönen, in denen die schönsten Stimmen der Schöpfung in der höchsten Vollkommenheit widerhallen. Wenn die Materie in der Farbe zu Licht wird, so ist hier die Melodie ein Aufklingen der Schönheit Gottes für die Menschen. Diese Melodie hören heißt, das Paradies kennenlernen, wo alles Harmonie der Liebe ist, die von Gott ausstrahlt, um die Seligen zu beglücken, und von diesen zu Gott zurückkehrt, um ihm zu sagen: »Wir lieben dich!«

Das „Gloria“ des Engels breitet sich in immer größeren Wellen über die ruhige Landschaft aus, und mit ihm das Licht; und die Vögel stimmen in den Gesang ein, um dieses frühe Licht zu begrüßen, und die Schafe beginnen mit ihrem Geblöke zu diesem vorzeitigen Sonnenlicht. Aber wie schon im Stall bei Ochs und Esel, glaube ich lieber, daß die Tiere ihren Schöpfer begrüßen, der mitten unter ihnen erschienen ist, um sie nicht nur als Gott, sondern auch als Mensch zu lieben.

Der Gesang wird schwächer, ebenso das Licht, während die Engel wieder zum Himmel aufsteigen. Die Hirten kommen langsam zu sich.

»Hast du gehört?«

»Sollen wir hingehen, um nachzusehen?«

»Und die Tiere?«

»Oh, es wird ihnen nichts geschehen! Gehen wir, um dem Wort Gottes zu gehorchen! . . . «

»Aber wohin sollen wir gehen?«

»Hat er nicht gesagt, daß er heute geboren worden ist? Und daß er keine Unterkunft in Betlehem gefunden hat?«

Nun ergreift der Hirt, der die Milch gegeben hat, das Wort: »Kommt, ich weiß, wo wir ihn finden. Ich habe die Frau gesehen und hatte Mitleid mit ihr. Ich habe ihnen den Ort bezeichnet, denn ich dachte mir, daß sie keine Unterkunft finden würden; und dem Mann habe ich Milch für sie gegeben. Sie ist sehr jung und schön, und sie muß gut sein wie der Engel, der zu uns gesprochen hat. Kommt, kommt, nehmen wir Milch, Käse, Lämmer und gegerbte Felle mit. Sie müssen sehr arm sein, und . . . wer weiß, wie sehr jener frieren muß, dessen Name ich nicht auszusprechen wage. Und wenn ich daran denke, daß ich zu seiner Mutter geredet habe, wie zu einer armen Ehefrau! . . . «

Sie gehen in ihren Unterschlupf und kommen kurz darauf wieder heraus: der eine mit Krügen voller Milch, der andere mit rundem Käse in einem geflochtenen Netz, ein dritter mit einem blöken-

den Lämmlein in einem Korb und wieder ein anderer mit gegerbten Schaffellen.

»Ich bringe ein Schaf. Es hat vor einem Monat ein Junges bekommen und hat jetzt gute Milch. Es wird ihnen nützlich sein, wenn die Frau keine Milch hat. Sie schien mir noch ein Kind, und sie war so blaß! ... Ein Antlitz wie Jasmin im Mondschein«, sagt der Hirte mit der Milch. Und er führt das Schaf mit sich.

Sie gehen im Mondlicht und im Schein der Fackeln, nachdem sie Schuppen und Hürde verschlossen haben. Sie gehen auf Feldwegen, zwischen Dornenhecken, die der Winter geplündert hat. Sie gehen um Betlehem herum und sie kommen zum Stall. Aber nicht von der Seite, von der Josef und Maria gekommen waren, sondern von der entgegengesetzten, so daß sie nicht an den schöneren Stallungen vorüberkommen, sondern gleich auf die gesuchte Unterkunft stoßen. Sie nähern sich ihr.

»Geh hinein!«

»Ich wage es nicht!«

»Dann geh du!«

»Nein.«

»So schau wenigstens!«

»Du, Levi, der du den Engel zuerst gesehen hast, ein Zeichen, daß du besser bist als wir, schau du!« Vorher hatten sie ihn verrückt gescholten; nun aber möchten sie, daß er wagt, was sie selbst nicht wagen.

Der Knabe zögert erst; dann faßt er Mut. Er nähert sich der Öffnung, hebt ein wenig den vorgehängten Mantel, schaut ... und bleibt entzückt stehen.

»Was siehst du?« fragen sie ihn ängstlich mit leiser Stimme.

»Ich sehe eine junge, schöne Frau und einen Mann, der über eine Krippe gebeugt ist, und höre ... höre ein Kindlein weinen, und die Frau spricht zu ihm mit einer Stimme ... Oh! welche Stimme!«

»Was sagt sie?«

»Sie sagt: „Jesus, kleiner Jesus! Du Liebe deiner Mutter! Wei-

ne nicht, mein Söhnlein!“ Sie sagt: „Oh! Könnte ich zu dir sagen: Nimm die Milch, mein Kleiner! Aber ich habe noch keine.“ Sie sagt: „Du hast so kalt, meine Liebe! Und dich sticht das Heu. Welch ein Schmerz für deine Mutter, dich so weinen zu hören und dir nicht helfen zu können!“ Sie sagt: „Schlafe, meine Seele! Denn mein Herz zerspringt, wenn ich dich weinen höre und deine Tränen sehe!“ Und sie küßt es und wärmt ihm gewiß mit ihren Händen die Füßchen; denn sie steht gebeugt und hat die Hände in der Krippe.«

»Rufe! Mach dich bemerkbar!«

»Ich nicht. Du, der du uns geführt hast und sie schon kennst.«

Der Hirte öffnet den Mund und beschränkt sich darauf zu stöhnen.

Josef wendet sich um und kommt an die Tür.

»Wer seid ihr?«

»Hirten. Wir bringen euch Speisen und Wolle. Wir kommen, den Erlöser anzubeten.«

»Tretet ein.«

Sie gehen hinein, und der Stall wird vom Licht der Fackeln erhellt. Die Alten schieben die Jungen vor sich her.

Maria wendet sich um und lächelt. »Kommt!«, sagt sie. »Kommt!« Und sie läßt sie mit der Hand und mit ihrem Lächeln ein und nimmt den, der den Engel gesehen hat, bei der Hand und führt ihn zur Krippe. Und der Knabe schaut selig hinein.

Die anderen, von Josef aufgefordert, kommen mit ihren Geschenken näher und legen sie mit bewegten Worten zu Füßen Marias nieder; dann schauen sie auf das Kindlein, das leise weint, und lächeln gerührt und selig.

Und einer, der beherzter als die anderen ist, sagt: »Nimm, o Mutter! Sie ist weich und sauber. Ich habe sie für das Kind, das mir bald geboren wird, vorbereitet. Aber ich gebe sie dir. Lege deinen Sohn in diese Wolle, sie ist weich und warm!« Er bietet ihr ein Schaffell an. Es ist ein sehr schönes Fell mit reicher, weißer und langhaariger Wolle.

Maria nimmt Jesus und wickelt ihn ein. Sie zeigt ihn den Hirten, die auf den mit Stroh bedeckten Boden niederknien und ihn voller Entzücken betrachten.

Sie werden nun mutiger, und einer schlägt vor: »Man sollte ihm einen Schluck Milch geben; besser noch Wasser und Honig. Aber wir haben keinen Honig. Er tut den ganz Kleinen gut. Ich habe sieben Kinder und weiß . . . «

»Hier ist die Milch. Nimm sie, o Frau!«

»Aber sie ist kalt. Sie muß warm sein. Wo ist Elija? Er hat das Schaf.«

Elija muß der Hirte mit der Milch sein. Aber er ist nicht da. Er ist draußen stehengeblieben und schaut durch den Spalt hinein; im Dunkel der Nacht sieht man ihn nicht.

»Wer hat euch hierhergeführt?«

»Ein Engel hat uns gesagt, wir sollen kommen, und Elija hat uns hierher geführt. Aber wo ist er jetzt?«

Das Schaf verrät ihn mit seinem Blöken.

»Komm herein, man braucht dich!«

Nun tritt er mit seinem Schaf ein, beschämt, im Mittelpunkt zu stehen.

»Du bist es?« sagt Josef, der ihn wiedererkennt; und Maria lächelt ihm zu und sagt: »Du bist gütig.«

Sie melken das Schaf, und mit der Spitze eines in die warme und schäumende Milch getauchten linnenen Tüchleins benetzt Maria die Lippen des Kindleins, das die süße Sahne einsaugt. Alle freuen sich, und ihre Freude wächst noch an, als Jesus mit dem Linnenzipfel zwischen den kleinen Lippen in der warmen Wolle einschläft.

»Aber hier könnt ihr nicht bleiben! Es ist feucht und kalt hier. Und dann . . . hier riecht es zu stark nach Tieren. Das ist nicht gut . . . und schickt sich nicht für unseren Heiland.«

»Ich weiß es«, sagt Maria mit einem tiefen Seufzer. »Aber es ist kein Platz für uns in Betlehem.«

»Sei getrost, Frau, wir werden dir ein Haus suchen.«

»Ich werde es meiner Herrin sagen«, versichert derjenige mit der Milch, Elija. »Sie ist gut. Sie wird euch aufnehmen, selbst wenn sie ihr Zimmer räumen müßte. Sobald es Tag ist, werde ich es ihr sagen. Ihr Haus ist voller Menschen; aber sie wird euch ein Plätzchen geben.«

»Wenigstens für mein Kind! Josef und ich, wir können auf dem Boden schlafen. Aber für den Kleinen . . . «

»Seufze nicht, Frau! Ich werde mich darum kümmern. Und wir werden vielen verkünden, was uns gesagt worden ist. Es wird euch an nichts fehlen. Für jetzt nehmt das, was unsere Armut euch geben kann. Wir sind Hirten . . . «

»Auch wir sind arm. Und wir können es euch nicht vergelten«, sagt Josef.

»Oh, wir wollen nichts! Auch wenn ihr könntet, würden wir nichts nehmen. Der Herr hat es uns schon vergolten. Er hat allen den Frieden versprochen. Die Engel sagten: „Friede den Menschen guten Willens!“ *Und uns hat er ihm schon gegeben*, denn der Engel hat gesagt, daß dieses Kind der Erlöser ist, der Christus, der Herr. Wir sind arme und unwissende Schäfer; aber wir wissen, daß die Propheten sagen, der Erlöser werde der Friedensfürst sein [Jes 9,6], und man hat uns gesagt, wir sollen hingehen und Ihn anbeten. Daher hat Er uns seinen Frieden gegeben. Ehre sei Gott in der Höhe, und Ehre diesem kleinen Gesalbten; und gebenedeit bist du, Frau, die du Ihn geboren hast! Heilig bist du, denn du bist würdig gewesen, Ihn zu tragen! Befiehl uns als Königin, denn wir werden glücklich sein, dir zu dienen. Was können wir für dich tun?«

»Meinen Sohn lieben und stets im Herzen die Gedanken hegen, die ihr jetzt habt.«

»Aber für dich? Für dich willst du nichts? Hast du keine Verwandten, denen du melden möchtest, daß er geboren ist?«

»Ja, ich hätte solche. Aber sie sind nicht in der Nähe. Sie leben in Hebron . . . «

»Ich gehe hin«, sagt Elija. »Wer sind sie?«

»Zacharias, der Priester, und Elisabet, meine Base.«

»Zacharias? Oh, den kenne ich gut. Im Sommer gehe ich dort auf die Berge, denn die Weiden sind reich und grün, und ich bin mit seinen Hirten befreundet; sobald ich dich wohlversorgt weiß, gehe ich zu Zacharias.«

»Danke, Elija.«

»Nichts zu danken. Es ist eine große Ehre für mich, den armen Hirten, zum Priester zu gehen und ihm zu sagen: „Der Erlöser ist geboren.“«

»Nein, du wirst sagen: „Maria von Nazaret, deine Base, hat gesagt, daß Jesus geboren ist, und bittet dich, nach Betlehem zu kommen.“«

»So werde ich es sagen.«

»Gott vergelte es dir! Ich werde deiner gedenken, euer aller ... «

»Wirst du deinem Kind von uns erzählen?«

»Ja, das werde ich.«

»Ich bin Elija.«

»Und ich Levi.«

»Und ich Samuel.«

»Und ich Jona.«

»Und ich Tobias.«

»Und ich Jonatan.«

»Und ich Daniel.«

»Und ich Simeon.«

»Und ich heiße Johannes.«

»Ich heiße Josef und mein Bruder Benjamin; wir sind Zwillinge.«

»Ich werde mich eurer Namen erinnern.«

»Wir müssen gehen ... Aber wir kommen wieder ... Und wir werden andere mitbringen zur Anbetung ... «

»Wie kann man zur Herde zurückkehren und dieses Kind verlassen?«

»Ehre sei Gott, der es uns gezeigt hat!«

»Laß uns sein Kleid küssen!« sagt Levi mit einem engelhaften Lächeln.

Maria nimmt Jesus vorsichtig aus der Krippe, und auf dem Heu sitzend, hält sie die in Leinwand eingehüllten Füßlein hin zum Kuß. Die Hirten verneigen sich und küssen die in Leinwand gewickelten Füßlein. Wer einen Bart hat, streicht ihn vorher zurecht, und fast alle weinen. Als sie schließlich aufbrechen, gehen sie rückwärts hinaus . . . und lassen ihr Herz zurück . . .

So endet meine Vision, mit Maria, die auf dem Heu sitzt, das Kind im Schoß, und Josef, der, einen Arm auf die Krippe gestützt, betrachtet und anbetet.

50 »In den Hirten finden sich alle Eigenschaften der wahren Anbeter des Wortes«

Jesus sagt:

»Heute spreche ich. Du bist sehr müde, aber habe noch ein wenig Geduld! Es ist der Vorabend des Fronleichnamfestes. Ich könnte dir von der Eucharistie sprechen und von den Heiligen, die Apostel ihres Kultes waren. Aber ich will von etwas anderem sprechen, von einer Kategorie von Anbetern meines Leibes, die die Vorläufer der Apostel des „Herzens Jesu“ waren.

Es sind die Hirten. Sie sind die ersten Anbeter meines Leibes, des fleischgewordenen Wortes. Einmal habe ich es dir schon gesagt, und auch meine Kirche sagt, daß die „Unschuldigen Kinder“ die ersten Märtyrer Christi sind.

Jetzt sage ich dir noch, daß die Hirten die ersten Anbeter des Göttlichen Leibes gewesen sind. In ihnen finden sich alle Eigenschaften der wahren Anbeter meines heiligen Leibes: der eucharistischen Seelen.

Fester Glaube: Sie glauben bereitwillig und blindlings dem Engel.

Hochherzigkeit: Sie geben all ihr Besitztum dem Herrn.

Demut: Armen, die menschlich gesehen noch ärmer sind als sie selbst, nähern sie sich in bescheidener Art und Weise, die nicht beschämt; sie bekennen sich als ihre Diener.

Verlangen: Was sie nicht selbst geben können, suchen sie mit dem Verkünden der Heilsbotschaft und mühevoller Arbeit zu erreichen.

Gehorsamsbereitschaft: Maria wünscht die Benachrichtigung des Zacharias, und Elija geht sofort. Er verliert keine Zeit.

Liebe schließlich: Sie können sich von der Krippe nicht trennen, und du sagst: „Sie lassen dort ihre Herzen zurück.“ Das ist gut gesagt.

Aber müßte man sich nicht auch so meinem Sakrament gegenüber verhalten?

Und noch etwas anderes; aber ich sage es nur für dich allein: beachte, an wen sich der Engel zuerst wendet, und wer gewürdigt wird, die Herzlichkeit Marias zu spüren: der Knabe Levi. Wer eine kindliche Seele hat, dem zeigt sich Gott, dem zeigt er seine Geheimnisse und erlaubt ihm, die Worte Gottes und Marias zu vernehmen; und wer eine kindliche Seele besitzt, hat auch die heilige Kühnheit Levis und sagt: „Laß mich das Gewand Jesu küssen!“ Er sagt es zu Maria. Denn Maria ist es immer, die euch Jesus gibt. Sie ist die Trägerin der Eucharistie. Sie ist das lebendige Ziborium.

Wer zu Maria geht, findet mich. Wer mich erbittet bei ihr, erhält mich durch sie. Das Lächeln meiner Mutter, wenn ein Geschöpf ihr sagt: „Gib mir deinen Jesus, damit ich ihn lieben kann“, läßt die Himmel in hellerem Glanz der Freude erstrahlen, so glücklich ist sie.

Darum sage ihr: „Laß mich das Gewand Jesu küssen; laß mich seine Wunden küssen.“ Und wage noch mehr, sage ihr: „Laß mich mein Haupt an das Herz deines Jesu legen, damit ich dort meine Glückseligkeit finde.“

Komm und ruhe dich aus! Wie Jesus in der Wiege, zwischen Josef und Maria.«

51 Der Besuch des Zacharias

Ich sehe den weiten Raum, in dem ich die Begegnung der Weisen mit Jesus und ihre Anbetung gesehen habe. Ich verstehe, daß ich in

dem gastlichen Haus bin, in dem die Heilige Familie aufgenommen wurde. Und ich erlebe die Ankunft des Zacharias.

Elisabet ist nicht da. Die Hausherrin geht über die bedeckte Terrasse hinaus, dem ankommenden Gast entgegen, führt ihn zu einer niedrigen Tür und klopft an. Dann zieht sie sich diskret zurück.

Josef jubelt, als er Zacharias sieht. Er läßt ihn in ein kleines Zimmer, eine Art Gang, treten: »Maria stillt gerade ihr Kind. Warte einen Augenblick! Setze dich, denn du wirst müde sein!« Er macht dem Gast auf seinem Lager Platz und setzt sich neben ihn.

Ich höre, wie Josef nach dem kleinen Johannes fragt, und Zacharias antwortet: »Er wächst kräftig heran wie ein kleines Füllen. Aber jetzt hat er etwas Zahnweh, deswegen haben wir ihn nicht mitnehmen wollen. Es ist sehr kalt. Daher ist auch Elisabet nicht gekommen. Sie wollte ihn nicht ohne Milch lassen. Sie ist betrübt darüber; aber die Jahreszeit ist so rau.«

»Es ist wirklich sehr kalt«, antwortet Josef.

»Der Mann, den ihr mir geschickt habt, sagte mir, daß ihr bei der Geburt kein Haus gefunden habt. Wer weiß, was ihr habt ausstehen müssen.«

»Ja, es war schwer! Aber unsere Angst war größer als das Unge- mach. Wir befürchteten, daß es dem Kind schaden könnte; wir mußten die ersten Tage dort verbringen. Aber es fehlte uns an nichts, denn die Hirten verkündeten die Frohbotschaft den Bewohnern von Betlehem, und viele kamen mit Geschenken. Aber es fehlte ein Haus, ein geschütztes Zimmer, ein Bett . . . und Jesus weinte oft, besonders während der Nacht, wegen des Windes, der überall eindrang. Ich machte etwas Feuer, aber nur selten, denn der Rauch reizte das Kind zum Husten . . . und die Kälte blieb. Zwei Tiere wärmen nur wenig, besonders dort, wo es von allen Seiten hereinbläst. Es fehlte warmes Wasser, um ihn zu waschen; es fehlte trockene Wäsche zum Wechseln. Oh! Er hat viel gelitten! Und Maria litt, weil sie ihn leiden sah. Auch ich habe gelitten . . . da kannst du dir denken, wie sie erst gelitten hat. Sie gab ihm Milch und Tränen, Milch und Liebe . . . Hier

haben wir es besser. Ich hatte eine bequeme Wiege angefertigt, und Maria hatte sie mit einer weichen, kleinen Matratze gefüttert. Aber sie ist in Nazaret! Ach! Wenn er dort geboren worden wäre, dann wäre alles ganz anders gewesen!«

»Aber Christus mußte in Betlehem geboren werden. So war es vorhergesagt.«

Maria tritt ein; sie hat die Stimmen gehört. Sie hat den dunklen Mantel abgelegt, den sie auf der Reise und in der Grotte trug, und ist ganz weiß gekleidet, wie ich sie schon früher gesehen habe. Sie hat nichts auf dem Haupt, und auf den Armen trägt sie Jesus, der in seinen weißen Windeln schläft, gesättigt mit Milch.

Zacharias erhebt sich höflich und verneigt sich in Verehrung. Dann tritt er näher und betrachtet Jesus mit einem Ausdruck größter Ehrfurcht. Er steht gebeugt da, nicht so sehr, um ihn besser zu sehen, sondern um ihm zu huldigen. Maria reicht ihm Jesus, und Zacharias nimmt ihn mit solcher Ehrfurcht, daß es scheint, er halte eine Monstranz. Tatsächlich ist es ja auch die Hostie, die er auf seinen Armen trägt; die Hostie, die schon aufgeopfert worden ist und die den Menschen als Brot der Liebe und der Erlösung gegeben werden wird.

Zacharias gibt Jesus an Maria zurück. Alle setzen sich, und Zacharias entschuldigt vor Maria erneut Elisabet, die nicht gekommen ist, und sagt auch, wie es ihr leid tut. »Sie hatte in diesen Monaten Leintücher für deinen gebenedeiten Sohn gewoben. Ich habe sie dir mitgebracht. Sie sind unten im Wagen.«

Er erhebt sich, geht hinaus und kommt mit einem großen und einem kleinen Bündel zurück. Sowohl aus dem einen, das Josef ihm sofort abnimmt, als auch aus dem anderen zieht er seine Geschenke hervor: eine weiche, wollene, handgewobene Bettdecke, Windeln und Kleidchen; dann noch Honig, schneeweißes Mehl, Butter und Äpfel für Maria, einen von Elisabet bereiteten und gebackenen Kuchen; viele andere kleine Sachen, als Ausdruck der mütterlichen Zuneigung der dankbaren Base gegenüber der jungen Mutter.

»Sage Elisabet, daß ich ihr dankbar bin! Und auch dir bin ich dankbar. Ich hätte sie so gern gesehen, aber ich verstehe ihre Gründe. Auch den kleinen Johannes hätte ich gern wiedergesehen ... «

»Aber im Frühjahr werdet ihr ihn sehen. Wir werden euch besuchen.«

»Nazaret ist zu weit entfernt«, sagt Josef.

»Nazaret? Aber ihr müßt hier bleiben. Der Messias muß in Betlehem aufwachsen. Das ist die Stadt Davids. Der Allerhöchste hat es gefügt durch den Willen des Kaisers, daß er in der Heimat Davids geboren werde, im heiligen Land Judäa. Warum ihn nach Nazaret bringen? Ihr wißt, wie man bei den Juden über die Nazarener urteilt. Morgen wird dieses Kind der Retter seines Volkes sein. Es geht nicht, daß die Hauptstadt ihren König verachtet, weil er aus einem Ort kommt, den sie verachtet. Ihr wißt ebensogut wie ich, wie spitzfindig das Synedrium ist, und wie verächtlich die drei Hauptkasten sind ... Und hier, in meiner Nähe, werde ich euch etwas helfen können; und alles, was ich habe, nicht so sehr die materiellen Dinge, als vielmehr die moralischen Werte, kann ich in den Dienst dieses Neugeborenen stellen. Wenn er dann im verständigen Alter ist, werde ich mich glücklich fühlen, ihm Lehrmeister zu sein, wie meinem Knaben. Dafür wird er mich segnen, wenn er groß geworden ist. Wir müssen bedenken, daß er zu Großem berufen ist und daß er sich daher der Welt vorstellen muß mit allem Können und Wissen, um leichter seine Aufgabe erfüllen zu können. Bestimmt wird er die Weisheit besitzen. Aber allein schon die Tatsache, daß ein Priester sein Lehrmeister ist, wird ihn den schwierigen Pharisäern und ebenso den Schriftgelehrten eher genehm machen, und das wird ihm seine Mission erleichtern.«

Maria schaut auf Josef, und Josef auf Maria. Über dem unschuldigen Haupt des Kindes, das rosig und unbekümmert schläft, findet ein stummer Gedankenaustausch statt. Es sind in Traurigkeit verhüllte Fragen. Maria denkt an ihr Häuschen. Josef denkt an seine Arbeit. Hier müßten sie in allem neu beginnen; hier, wo sie noch vor

wenigen Tagen Unbekannte waren. Hier ist nichts von all den lieben Dingen, die sie dort gelassen und mit so viel Liebe für das Kind vorbereitet haben.

Maria spricht es aus: »Was sollen wir machen? Wir haben alles drüben gelassen. Josef hat so viel für meinen Jesus gearbeitet, ohne an Mühe und Geld zu sparen. Er hat nachts gearbeitet, um tagsüber für die anderen arbeiten zu können und auf diese Weise soviel zu verdienen, daß wir das beste Holz und die weichste Wolle und das reinste Leinen anschaffen konnten: alles für Jesus.

Er hat Bienenstöcke gebaut und sogar als Maurer gearbeitet, um im Haus Veränderungen vorzunehmen, damit die Wiege in meinem Zimmer sein und bleiben kann, bis Jesus größer und die Wiege von einem Bett abgelöst wird; denn Jesus wird bei mir bleiben, bis er zum Jüngling herangewachsen ist.«

»Josef kann hingehen und holen, was ihr dort gelassen habt.«

»Und wo sollen wir es unterbringen? Du weißt, Zacharias, daß wir arm sind. Wir haben nichts als die Arbeit und das Haus. Beides hilft uns zu leben, ohne hungern zu müssen; hier ... werden wir vielleicht Arbeit finden. Doch wir müssen an ein Haus denken. Die gute Frau hier kann uns nicht ewig bei sich behalten, und ich kann Josef nicht überfordern und nicht mehr verlangen, als er jetzt schon für mich tut!«

»Oh, ich! Um mich mache dir keine Sorgen! Ich denke nur an den Schmerz Marias, wenn sie nicht in ihrem Haus in Nazaret leben kann ... «

Maria hat zwei große Tränen in den Augen.

»Ich denke mir, daß ihr jenes Haus so teuer ist wie das Paradies wegen des Wunders, das sich dort vollzogen hat ... Ich sage wenig, aber verstehe viel. Wenn das nicht wäre, würde ich mir keine Gedanken machen. Ich bin stark und jung und könnte doppelt so viel arbeiten wie bisher und für alles sorgen. Wenn Maria nicht zu sehr darunter litte ... Wenn du sagst, daß es gut ist ... was mich angeht ... so bin ich bereit. Ich tue das, was euch das Beste scheint. Genug, wenn es nur Jesus nützlich ist.«

»Nützlich ist es bestimmt. Denkt darüber nach, und ihr werdet die Gründe einsehen!«

»Es heißt auch, daß der Messias Nazarener genannt werden wird ... « [Mt 2,23; Ri 13,5], wendet Maria ein.

»Das ist wahr. Aber wenigstens, bis er erwachsen ist, laßt ihn in Ju-däa aufwachsen! Der Prophet sagt: „Und du Betlehem-Efrata, wirst die Größte sein, denn aus dir wird der Erlöser hervorgehen!“ [Mi 5,2; Mt 2,6]. Er spricht nicht von Nazaret. Vielleicht wird ihm dieser Beiname gegeben aus wer weiß welchem Grund. Aber sein Land ist dieses hier.«

»Du sagst es, Priester, und wir ... und wir ... hören dir mit Schmerzen zu ... und müssen dir recht geben. Aber welch ein Schmerz! ... Wann werde ich das Haus wiedersehen, in dem ich Mutter wurde?« Maria weint leise. Und ich verstehe ihr Weinen. Oh! Und wie ich es verstehe!

Die Vision endet mit dem Weinen Marias.

52 »Josef ist auch der Schutzherr der Gottgeweihten«

Maria sagt hierauf:

»Du verstehst es, ich weiß. Aber du wirst mich noch viel heftiger weinen sehen. Jetzt werde ich deinen Geist erheben, indem ich dich die Heiligkeit Josefs schauen lasse. Er war ein Mensch, oder, besser gesagt, er hatte keine andere Hilfe für seinen Geist als seine Heiligkeit. Ich besaß alle Gnadengaben Gottes in meiner Stellung als Unbefleckte. Ich wußte nicht, daß ich es war. Aber die Gnade war in meiner Seele tätig und gab mir seelische Kraft. Er jedoch war nicht unbefleckt. Die Menschlichkeit war in ihm mit ihrer ganzen schmerzlichen Last, und er mußte sich emporarbeiten mit dieser großen Belastung durch beständigen Einsatz all seiner Kräfte, um zur Vollkommenheit zu gelangen und Gott wohlgefällig zu sein.

Oh! Du mein heiliger Bräutigam! Heilig in allen Dingen, auch in den niedrigsten des Lebens! Heilig durch deine engelhaftige Keusch-

heit! Heilig in deiner Ehrbarkeit als Mensch! Heilig in deiner Geduld, in deiner Arbeitsamkeit, in deiner stets gleichbleibenden Heiterkeit und Bescheidenheit! Seine Heiligkeit leuchtet auch aus diesem Ereignis. Ein Priester sagt zu ihm: „Es ist gut, wenn du dich hier niederläßt.“ Und obwohl er weiß, welch größerer Arbeit er entgegengeht, sagt er: „Mir macht es nichts aus. Aber ich denke an den Schmerz Marias. Wäre es nicht darum, mir würde es nichts ausmachen. Es genügt mir, wenn es für Jesus nützlich ist.“ Jesus und Maria, ihnen gilt seine engelhafte Liebe. Er hat nichts anderes auf Erden geliebt, dieser mein heiliger Bräutigam. Und für diese Liebe hat er sich selbst zum Diener gemacht.

Man hat ihn zum Beschützer der christlichen Familien, der Arbeiter und anderer Gruppen erwählt. Aber nicht nur zum Patron der Sterbenden, der Eheleute, der Bergleute, sondern auch zum Patron der Gottgeweihten sollte man ihn machen. Wer unter den Gottgeweihten der Erde – wer er auch immer sein möge – hat sich wie er dem Dienst seines Gottes geweiht? Wer nahm wie er alles an, verzichtete auf alles, ertrug alles, tat alles mit Bereitwilligkeit, mit heiterem Gemüt, mit unerschütterlichen Gleichmut? Nein, keinen anderen gibt es wie ihn.

Und noch auf etwas anderes möchte ich dich aufmerksam machen, vielmehr auf zwei Dinge. Zacharias ist ein Priester. Josef ist es nicht. Aber beachte: wie er, der es nicht ist, den Geist mehr zum Himmel gerichtet hat als der Priester. Zacharias denkt nach menschlicher Art und legt die Schrift mit seinem menschlichen Verstand aus; es ist nicht das erste Mal, daß er dies tut. Er läßt sich sehr vom guten Menschenverstand leiten. Er ist dafür auch bestraft worden. Aber er hat wieder einen Rückfall, wenn auch einen weniger schweren. Zur Geburt des Johannes hatte er gesagt: „Wie kann das geschehen, da ich alt bin und meine Frau unfruchtbar?“ [Lk 1,18]. Jetzt sagt er: „Um sich den Weg zu bereiten, muß er hier aufwachsen.“ Und mit diesem Würzelchen des Hochmuts, das auch im Besten zu finden ist, glaubt er, Jesus nützlich zu sein. Nicht nützlich wie Josef durch sein

Dienen, sondern nützlich als Lehrmeister ... Gott hat ihm wegen seiner guten Absicht verziehen. Hat *der Meister* andere Lehrmeister nötig?

Ich versuchte, ihn aufmerksam zu machen auf das Licht in den Prophezeiungen. Aber er glaubte gelehrter zu sein als ich und benützte diese seine Überzeugung nach seiner Art. Ich hätte auf meiner Meinung bestehen und ihn überzeugen können; aber hierin besteht die zweite Anweisung, die ich dir geben möchte: ich habe den Priester in seiner Würde respektiert, nicht wegen seines Wissens.

Der Priester ist im allgemeinen immer von Gott erleuchtet. Ich habe gesagt „im allgemeinen“. Er ist es, wenn er ein wahrer Priester ist. Nicht das Kleid heiligt, sondern die Seele. Um zu beurteilen, ob jemand ein wahrer Priester ist, muß man beurteilen, was von seiner Seele kommt. Es ist wie Jesus gesagt hat [Mt 15,11; 18,19]: „*Aus der Seele kommt* das, was heiligt oder befleckt; das, was die ganze Art des einzelnen Menschen kennzeichnet.“ Folglich: wenn jemand ein *wahrer Priester* ist, ist er für gewöhnlich immer von Gott geleitet. Anderen, die es nicht sind, muß man übernatürliche Liebe entgegenbringen und muß für sie beten.

Aber mein Sohn hat dich schon in den Dienst dieser Erlösung einbezogen, und ich sage nichts mehr darüber. Freue dich, leiden zu dürfen, um die Zahl der wahren Priester zu vermehren, und stütze dich auf das Wort, das dich führt! Glaube und höre auf seinen Rat!

Gehorchen rettet immer, auch wenn der erhaltene Rat nicht in allem vollkommen ist. Du siehst: wir haben gehorcht. Es war gut so. Es ist wahr, daß Herodes sich darauf beschränkte, die Kinder von Betlehem und Umgebung ermorden zu lassen. Aber hätte Satan nicht diese Welle der Bosheit noch weiter ausbreiten können und alle Mächtigen Palästinas zu demselben Verbrechen verleiten können, um den künftigen König der Juden zu töten? Er hätte es tun können. Und ebenso war es in den ersten Zeiten Christi, als wiederholte wunderbare Phänomene die Aufmerksamkeit der Menge

und die Augen der Mächtigen erregten. Wie hätten wir ganz Palästina durchqueren können, um von dem fernen Nazaret Ägypten, das Gastland der verfolgten Hebräer, zu erreichen, und das mit einem kleinen Kind während einer wütenden Verfolgung? Viel leichter war die Flucht von Betlehem aus, wenn auch immerhin schmerzlich. Der Gehorsam rettet immer. Bedenke es! Und die Hochachtung vor dem Priester ist immer ein Zeichen christlicher Erziehung.

Wehe – und Jesus hat es gesagt [Mt 5,13–16; Lk 12,49] – wehe den Priestern, welche die Flamme des apostolischen Eifers erlöschen lassen! Wehe auch jenen, die glauben, es sei ihnen erlaubt, sie zu verachten! Denn die Priester weihen und verteilen das wahre Brot, das vom Himmel herabsteigt. Und diese Berührung heiligt sie wie einen heiligen Kelch, auch wenn sie keine Heiligen sind. Sie werden Gott darüber Rechenschaft ablegen müssen. Ihr aber sollt nur ihre Würde sehen und euch nicht um anderes kümmern. Seid nicht unversöhnlicher als euer Herr, Jesus, der auf ihren Befehl den Himmel verläßt und herabsteigt, um von ihren Händen erhoben zu werden! Lernt von ihm! Und wenn sie blind sind, wenn sie taub sind, wenn ihre Seele gelähmt und ihr Verstand verdunkelt ist, so sind sie Aussätzige in ihrer Schuld und stehen im Gegensatz zu ihrer Missionsaufgabe; und wenn sie Lazarusse in Gräbern sind, so ruft Jesus an, daß er sie heile und auferwecke!

Ruft ihn an mit euren Gebeten und euren Opfern, ihr Sühneseele! Eine Seele retten heißt, der eigenen Seele den Himmel sichern. Aber eine Priesterseele retten, heißt eine große Zahl von Seelen retten; denn jeder heilige Priester ist ein Netz, das Seelen zu Gott zieht. Einen Priester retten oder besser, ihn heiligen, ihn wiederum heiligen, heißt, ein solches mystisches Netz anfertigen. Alle seine Beute ist Licht, das eurer ewigen Krone hinzugefügt wird.«

53 Darstellung Jesu im Tempel

Ich sehe vor einem sehr bescheidenen Haus ein Paar aufbrechen.

Auf einer Außentreppe steigt eine ganz junge Frau mit ihrem Kind auf den Armen herab, das in ein weißes Tuch gewickelt ist.

Ich erkenne in ihr unsere Mutter. Sie ist immer dieselbe, bleich und blond, schlank und liebenswürdig in all ihrem Tun. Sie ist weiß gekleidet und trägt einen hellblauen Mantel. Auf dem Haupt hat sie einen weißen Schleier. Mit großer Sorgfalt trägt sie ihr Kind. Am Fuß der Treppe erwartet sie Josef mit einem grauen Esel. Josef ist ganz hellbraun gekleidet, Tunika und Mantel sind von derselben Farbe. Er schaut auf Maria und lächelt ihr zu. Als Maria zum Eselein kommt, legt sich Josef die Zügel desselben auf den linken Arm und hält für einen Augenblick das ruhig schlummernde Kind, um es Maria zu ermöglichen, sich bequem in den Sattel des Esels zu setzen. Dann gibt er ihr Jesus zurück, und sie machen sich auf den Weg.

Josef geht zu Fuß an der Seite Marias; er hält die Zügel des Tieres in der Hand und achtet darauf, daß es den rechten Weg nimmt und nicht strauchelt. Maria hält Jesus auf ihrem Schoß und aus Furcht, die Kälte könne ihm schaden, legt sie noch ein Stück ihres Mantels über ihn. Sie sprechen sehr wenig, die beiden Verlobten, aber lächeln sich oft zu.

Die Straße, die sich nicht gerade in einem musterhaften Zustand befindet, zieht sich durch eine Gegend, die in dieser Winterszeit öde aussieht. Bisweilen begegnet den beiden ein Reisender oder ein anderer holt sie ein; aber es sind nur wenige unterwegs.

Dann erscheinen Häuser und hierauf die Mauern einer Stadt. Die beiden Verlobten gehen durch ein Tor in die Stadt, und es beginnt die Strecke auf dem sehr holprigen städtischen Pflaster! Sie kommen nun viel schwerer vorwärts, denn es herrscht ein großer Verkehr, der jeden Augenblick das Eselein anhalten läßt, oder aber das Tier stolpert wegen der Löcher im Pflaster und verursacht Maria und dem Kind Unbehagen.

Die enge Straße ist uneben und steigt etwas an zwischen hohen Häusern mit schmalen, niedrigen Türen und kleinen Fenstern zur Straße hin. In der Höhe zeigt sich der Himmel in kleinen, hellblauen Ausschnitten zwischen den Häusern und Terrassen. Auf der Straße herrscht viel Geschrei; es begegnen ihnen viele Menschen zu Fuß oder beritten, auch Eselstreiber mit beladenen Tieren. Andere führen platzraubende Kamelkarawanen an. Einmal begegnet ihnen mit viel Hufgeklapper und Waffenklirren eine Abteilung römischer Legionäre, die jenseits eines Bogens in einer steinigen und engen Gasse verschwinden.

Josef biegt nach links ab und nimmt einen breiteren und schöneren Weg. Im Hintergrund sehe ich eine mit Zinnen versehene Mauer, die ich schon kenne.

Maria steigt vom Esel, nahe der Pforte, wo sich eine Art Stallung für Lasttiere befindet. Ich sage Stallung; aber es ist eine Art Schuppen, besser ein Wetterdach, wo Stroh gestreut ist und Pflöcke mit Ringen angebracht sind, an denen man die Vierfüßler anbinden kann. Josef gibt einem jungen Mann einige Münzen für etwas Heu, holt in einem Wasserschlauch aus einem einfachen Ziehbrunnen in einem Winkel Wasser und trinkt den Esel.

Dann begibt er sich wieder zu Maria, und beide betreten den Tempelbereich. Sie wenden sich einem mit Säulenhallen umgebenen Hof zu, wo die Verkäufer sind, die Jesus später energisch geißeln wird; Verkäufer von Turteltauben und Lämmern sowie die Geldwechsler. Josef kauft zwei weiße Täubchen. Geld wechselt er nicht. Offenbar hat er schon, was er braucht.

Josef und Maria begeben sich nun zu einer Seitentür, zu der acht Stufen führen – wie mir scheint, ist dies vor allen Türen der Fall – so daß sich der Kubus des Tempels etwas über dem normalen Boden erhebt. Dieser Tür folgt eine große Vorhalle, wie bei den Eingängen unserer großstädtischen Häuser; hier ist sie aber viel geräumiger und voller Schmuck. In ihr befinden sich rechts und links zwei Altäre oder zwei rechteckige Konstruktionen, deren Zweck ich vorläufig

noch nicht ein sehe. Es sind niedrige Wannen, denn der äußere Rand erhebt sich einige Zentimeter über die innere Fläche. Ein Priester eilt herbei; ich weiß nicht, ob Josef ihn gerufen hat. Maria überreicht ihm die beiden Täubchen als Reinigungsoffer. Und ich wende, da ich das Los der Täubchen kenne, den Blick anderswohin. Ich betrachte die Ornamente des schweren Portals, der Decke, des Vorhofs. Nun scheint mir, daß der Priester Maria mit Wasser besprengt. Es muß wohl Wasser sein, denn ich sehe keine Flecken auf dem Gewand Marias. Sie hat dem Priester zusammen mit den Täubchen eine Anzahl Geldstücke gegeben (ich hatte vergessen, es zu sagen) und tritt nun mit Josef und in Begleitung des Priesters in das eigentliche Tempelgebäude ein.

Ich schaue nach allen Seiten. Sie befinden sich in einem reich geschmückten Raum. Skulpturen, wie Engelsköpfe und Palmen und Verzierungen, laufen den Säulen, Wänden und der Decke entlang. Licht tritt ein durch merkwürdig lange, schmale Fenster, natürlich ohne Glas, die schräg die Wände durchbrechen. Ich nehme an, daß sie so gebaut worden sind, um das Eindringen des Regens zu verhindern.

Maria geht vor bis zu einer bestimmten Stelle. Dann bleibt sie stehen. Einige Meter vor ihr sind weitere Stufen, und über diesen erhebt sich eine Art Altar, und jenseits davon schließt sich ein weiteres Gebäude an. Ich glaubte, schon im Tempel zu sein; in Wirklichkeit aber befinde ich mich in einem Bau, der den wahren und eigentlichen Tempel, das Allerheiligste umgibt, in das, wie mir scheint, niemand außer dem Priester eintreten darf. Was ich für den Tempel hielt, ist nur eine geschlossene Vorhalle, die von drei Seiten den Tempel umschließt, in dem sich der Tabernakel befindet. Ich weiß nicht, ob ich mich gut ausgedrückt habe, da ich weder Architekt noch Ingenieur bin.

Maria opfert das Kind, das nun aufgewacht ist und die unschuldigen Äuglein mit dem erstaunten Blick eines nur wenige Tage alten Kindes zum Priester hinwendet. Dieser nimmt es und hebt es mit

ausgestreckten und zum Tempel hingewandten Armen empor, während er sich an den altarähnlichen Aufbau lehnt.

Der Ritus ist beendet. Das Kind wird der Mutter zurückgegeben, und der Priester geht fort. Neugieriges Volk steht da umher. Zwischen ihm macht sich ein gebeugter, hinkender Greis Platz, der sich auf seinen Stab stützt. Er muß sehr alt sein; ich schätze ihn über achtzig. Er nähert sich Maria und bittet sie, ihm für einen Augenblick den Kleinen zu geben. Lächelnd erfüllt Maria seinen Wunsch.

Simeon, von dem ich immer glaubte, daß er zur Klasse der Priester gehöre, der aber nur ein einfacher Gläubiger ist, wenigstens dem Gewand nach zu urteilen, nimmt ihn entgegen und küßt ihn. Jesus lächelt ihm zu, mit dem unsicheren Gesichtsausdruck, der den Säuglingen eigen ist. Es scheint, als beobachte er ihn neugierig; denn der Alte weint und lacht zu gleicher Zeit, und die in die Falten fließenden Tränen bilden ein Glitzerwerk und fallen dann auf den langen weißen Bart, nach dem Jesus seine Händchen ausstreckt. Jesus ist noch das Kindlein, das von allem angezogen wird, was sich bewegt, und alles anfassen möchte, um es besser anschauen zu können. Josef und Maria lächeln, ebenso wie die Anwesenden, die die Schönheit des Kleinen loben.

Ich höre die Worte des heiligen Alten und bemerke den erstaunten Ausdruck Josefs [Lk 2,29–32] und die Rührung Marias und der kleinen Menge, die teils erstaunt und bewegt ist, teils bei den Worten des Greises in ein Gelächter ausbricht. Es sind auch bärtige Männer da und aufgeblasene Mitglieder des Synedriums, die den Kopf schütteln und mit ironischem Mitleid auf Simeon schauen. Sie glauben wohl, er habe infolge des Alters den Verstand verloren.

Das Lächeln Marias verschwindet, und eine starke Blässe tritt in ihr Antlitz, als Simeon ihr das Leiden ankündigt [Lk 2,34–35]. Obwohl sie davon weiß, durchbohren die Worte ihre Seele. Maria nähert sich Josef, um Trost zu finden und drückt in ihrem Schmerz das Kind an die Brust. Wie eine dürstende Seele trinkt sie die Worte Hanna des Penuëls in sich hinein, die sich als Frau ihres Schmerzes

erbarmt und ihr verheißt, daß der Ewige ihr die Stunde der Leiden mit übernatürlicher Kraft lindern werde. »Frau! Dem, der seinem Volk den Erlöser geschenkt hat, wird die Macht nicht fehlen, seinen Engel auszuschicken, damit er dir in deinem Leid beistehe. Die Hilfe des Herrn hat den großen Frauen Israels nie gefehlt, und du bist viel größer als Judit und Rahel [Jdt 13; Ri 4,17–23]. Unser Gott wird dir ein Herz aus lauterem Gold geben, damit es dem Meer der Schmerzen gewachsen sei; denn du bist die größte Frau der Schöpfung, die Mutter. Und du, Kindlein, gedenke meiner in der Stunde deiner Sendung!« Hier endet die Vision.

54 Lehren, die aus der vorhergehenden Vision zu ziehen sind

Jesus sagt:

»Zwei Lehren soll man aus deinem Bericht ziehen.

Die erste: nicht dem Priester, der mit seinen Riten beschäftigt und mit seinem Geist abwesend ist, sondern einem einfachen Gläubigen enthüllt sich die Wahrheit.

Der Priester, der immer mit dem Göttlichen in Beziehung steht und das pflegt, was Gottes ist; der Priester, der all dem zugewandt ist, was über dem Fleisch steht, hätte sofort ahnen müssen, wer das Kind war, das an jenem Morgen im Tempel dargebracht wurde. Aber um das zu erkennen, mußte man mit einem lebendigen Geist erfüllt sein. Nur ein Gewand tragen, das den Geist umhüllt, der, wenn er nicht tot ist, doch eingeschlafen ist, genügt nicht. Der Geist Gottes kann, wenn er will, donnern und blitzen; er kann Erdbeben auslösen und so auch den abgestumpftesten Geist beeindrucken. Er tut es aber im allgemeinen nicht. Er ist ein Geist der Ordnung, und Ordnung herrscht in jedem seiner Geschöpfe und in ihrem Handeln. Daher ergießt er sich und spricht er dort, wo er den guten Willen sieht, um seinen Eingebungen zu entsprechen. Ich spreche nicht von einem hinreichenden Verdienst, seine Einwirkung erfahren zu dürfen; denn dann würde er sich gar selten zeigen, und auch du würdest seine Erleuchtung nicht erfahren.

Wie kann man diesen guten Willen entfalten? Mit einem Leben, das soweit wie möglich nur für Gott ist: im Glauben, im Gehorsam, in der Reinheit, in der Liebe, in der Hochherzigkeit und im Gebet. Nicht in äußerlichen Handlungen, sage ich, sondern im Gebet. Zwischen äußerlichen Handlungen und Gebet ist ein größerer Unterschied als zwischen Tag und Nacht. Gebet ist Vereinigung des Geistes mit Gott. Aus dieser Vereinigung kommt man gestärkt und entschlossener hervor; entschlossener, immer mehr Gottes zu sein. Das andere ist einfach eine Gewohnheit, die verschiedene Ursprünge haben kann, die aber immer egoistisch sind. Ihr bleibt, was ihr seid, ja noch mehr: ihr beschwert euch mit einer Schuld der Lügenhaftigkeit oder der Trägheit.

Simeon hatte diesen guten Willen. Das Leben hatte ihm Leiden und Prüfungen nicht erspart. Aber er hat dabei nicht seinen guten Willen eingebüßt. Die Jahre mit ihren Wechselfällen haben seinen Glauben an den Herrn und an seine Verheißungen nicht angegriffen und erschüttert. Sie haben seinen guten Willen, immer mehr Gottes würdig zu sein, nicht ermüdet. Und Gott hat – bevor sich die Augen seines treuen Dieners dem Licht der Sonne verschlossen, in der Erwartung, sich nach meiner Himmelfahrt vor der leuchtendroten Sonne Gottes wieder zu öffnen – Gott hat ihm den Strahl seines Geistes gesandt, der ihn zum Tempel führte, damit er das Licht der Welt sehe.

„Geführt vom Heiligen Geist“, sagt das Evangelium [Lk 2,27]. Ach, wenn die Menschen wüßten, welch ein vollkommener Freund der Heilige Geist ist! Welch ein Führer, welch ein Lehrmeister! Wenn sie ihn doch lieben und anrufen würden, diese Liebe der allerheiligsten Dreifaltigkeit, dieses Licht des Lichtes, dieses Feuer vom Feuer, diesen Geist, diese Weisheit! Wieviel mehr wüßten sie von dem, was zu wissen nottut!

Schau, Maria (Valtorta), schaut, Kinder! Simeon hat ein Leben lang gewartet, um das Licht und die Verheißung Gottes erfüllt zu sehen. Er hat sich nie gesagt: „Es ist unnütz, immer zu hoffen und zu be-

ten.“ Er hat ausgeharrt. Er sah das, was der Priester nicht sah, und ebensowenig die Synedristen, die voll Hochmut und Finsternis waren: er sah den Sohn Gottes, den Messias, den Erlöser in jener kindlichen Gestalt, die in ihm Wärme und Freude erzeugte. Er hat das Lächeln Gottes auf meinen Kindeslippen gesehen als Belohnung für sein ehrenhaftes und frommes Leben.

Die zweite Lehre liegt in den Worten Hannas. Auch sie, die Prophetin, sieht in mir, dem Neugeborenen, den Messias. Und das natürlich dank ihrer prophetischen Gabe. Aber höre, hört alle, was sie von Glauben und Liebe angetrieben, zu meiner Mutter sagt! Schöpft daraus Licht für euren Geist, der in dieser Zeit der Finsternis und an diesem Fest des Lichtes erzittert!

„Dem, der uns einen Erlöser gegeben hat, wird die Kraft nicht fehlen, seinen Engel auszuschicken zu deiner Stärkung in deinem, in ‚eurem‘ Leiden.“ Bedenkt, daß Gott sich selbst hingegeben hat, um das Werk Satans in den Seelen zunichte zu machen. Wird er denn nicht fähig sein, die Dämonen zu besiegen, die euch jetzt quälen? Kann er nicht eure Tränen trocknen und diese Dämonen verjagen und wieder den Frieden seines Gesalbten senden? Warum bittet ihr nicht gläubig darum? Mit einem wahren, standhaften Glauben, vor dem die Strenge Gottes, der durch eure zahlreichen Verfehlungen erzürnt ist, sich umwandelt in ein Lächeln und in ein Verzeihen, das Hilfe bedeutet. Möge sich sein Segen wie ein Regenbogen über dieser Erde wölben, die in einer selbstgewollten Flut von Blut versinkt!

Bedenkt: nachdem der Vater die Menschen mit der Sintflut bestraft hatte, sagte er zu sich selbst und zu seinem Patriarchen: „Ich werde die Erde nicht mehr um der Menschen willen verfluchen; denn die Triebe, Sinne und Gedanken des menschlichen Herzens sind zum Bösen geneigt von Jugend auf; daher werde ich nicht alles Lebende schlagen, wie ich es getan habe“ [Gen 8,21]. Und er ist seinem Wort treu geblieben. Er hat die Flut nicht mehr geschickt. Aber ihr, wie oft habt ihr euch gesagt und Gott gesagt: „Wenn wir dieses Mal gerettet werden, wenn du uns rettetest, werden wir nie mehr

Kriege führen, nie mehr“, und doch habt ihr immer Schrecklicheres getan, und wie oft, ihr falschen Menschen, ohne Ehrfurcht vor dem Herrn und vor eurem eigenen Wort! Und doch würde euch Gott noch einmal helfen, wenn die große Masse der Gläubigen ihn mit Glauben und mächtiger Liebe anflehen würde.

Ihr alle, die ihr zu wenig zahlreich seid, um die vielen aufzuwiegen, die den Zorn Gottes lebendig erhalten, bleibt ihm treu, trotz der fürchterlichen Zeit, die euch bevorsteht und jeden Augenblick näherkommt, legt eure Mühen und Sorgen Gott zu Füßen! Er wird euch seinen Engel senden, wie er den Erlöser der Welt gesandt hat. Fürchtet euch nicht! Steht vereint unter dem Kreuz! Es hat immer die Nachstellungen jenes Teufels besiegt, der mit der Wildheit der Menschen und den Trübsalen des Lebens kommt, um euch zur Verzweiflung zu verleiten, d. h. zur Trennung von Gott.«

55 Wiegenlied der Jungfrau

Diesen Morgen hatte ich ein süßes Erwachen. Während ich noch im Halbschlaf dahinschlummerte, vernahm ich eine reine Stimme, die langsam und sanft ein Wiegenlied sang. Es schien ein weihnachtliches Hirtenlied zu sein, so erhebend und feierlich hörte es sich an. Ich folgte diesem Motiv und dieser Stimme und wurde immer mehr wach. Schließlich war ich ganz bei Bewußtsein und verstand. Ich sagte: »Gegrüßt seist du Maria, voll der Gnade!« Denn es war die Mutter, die sang. Und sie verstärkte ihre Stimme, nachdem sie mir erwidert hatte: »Auch ich grüße dich. Komm und sei glücklich!«

Ich habe sie gesehen, im Haus von Betlehem; in dem von ihr bewohnten Zimmer; sie war dabei, Jesus in den Schlaf zu wiegen. Im Zimmer waren der Webstuhl Marias und die Näharbeiten. Es schien, als habe Maria ihre Arbeit beiseitegelegt, um ihr Kind zu stillen und ihm die Windeln zu wechseln – denn es war schon einige, ich möchte sagen, sechs bis acht Monate alt – und daß sie gedachte, ihre Arbeit nach dem Einschlafen des Kleinen wiederaufzunehmen.

Es war um die Abendstunde. Die Sonne war schon fast untergegangen, und der heitere Himmel hatte goldene Wolkenflöckchen.

Herden kehrten zurück, grasten die letzten Kräuter einer blumenreichen Wiese ab und blökten mit erhobenen Mäulern.

Das Kindlein hatte Mühe einzuschlafen. Es schien ein wenig unruhig zu sein wegen der schmerzenden Zähnchen oder anderer kleiner Kinderleiden.

So gut ich konnte, habe ich im Dunkel jener frühen Morgenstunde das Lied aufgezeichnet, und zwar auf ein Stück Papier, von dem ich es jetzt abschreibe.

»Goldene Wölkchen – sie gleichen den Schafherden des Herrn auf einer blumigen Wiese. Eine andere Herde schaut ihnen zu. Doch hätte ich auch alle Herden, die es auf Erden gibt, mein liebstes Schäflein wärest immer du ...

Schlaf, schlaf, schlaf, schlaf ...

Weine nicht mehr ...

Tausend leuchtende Sterne stehen am Himmel und blicken herab. Laß deine lieben Augensterne, laß sie nicht mehr weinen! Deine Saphiraugen sind die Sterne meines Herzens. Deine Tränen sind mein Schmerz! Oh! weine nicht mehr ...

Schlaf, schlaf, schlaf, schlaf ...

Weine nicht mehr ...

Alle strahlenden Engel, die im Paradiese sind, sind deine Krone, Unschuldiger, dein Anblick beglückt sie. Doch du weinst und willst die Mutter, die Mutter ... Sie ist bei dir und wiegt dich in den Schlaf ...

Schlaf, schlaf, schlaf, schlaf ...

Weine nicht mehr ...

Bald färbt sich der Himmel, und die Morgenröte steigt auf. Doch die Mutter will noch nicht schlafen, damit du nicht weinst. Beim Aufwachen wirst du „Mama“ sagen,

und ich „mein Sohn“. Und mein Kuß gibt dir zusammen
mit der Milch Liebe und Leben ...

Schlaf, schlaf, schlaf, schlaf ...

Weine nicht mehr ...

Ohne Mutter kannst du nicht leben, auch wenn du vom
Himmel träumst. Komm, Komm! Unter meinem Schleier
wiege ich dich in den Schlaf. Meine Brust sei dein Kissen,
meine Arme deine Wiege. Du brauchst nichts zu fürch-
ten, denn ich bin bei dir ...

Schlaf, schlaf, schlaf, schlaf ...

Weine nicht mehr ...

Ich will stets bei dir bleiben, du bist das Leben mei-
nes Herzens ... Du schläfst wie eine Blume auf meiner
Brust ... Seid sachte! Er schläft, vielleicht sieht er den
Heiligsten Vater ... Sein Anblick trocknet die Tränen mei-
nes süßen Jesu ...

Er schläft, er schläft, er schläft, er schläft

und weint nicht mehr ... «

Unmöglich, die Anmut dieser Szene zu beschreiben! Es ist ja nicht
irgendeine Mutter, die ihren Kleinen wiegt. Es ist diese Mutter und
es ist dieses Kind! Man kann sich daher denken, welche Anmut,
welche Liebe, welche Reinheit, welche ein Himmel in dieser kleinen,
großen, lieblichen Szene liegt, deren Erinnerung mich froh stimmt,
und deren Melodie in mir bleibt; ich wiederhole letztere immer wie-
der, um sie an andere weitergeben zu können. Aber ich habe nicht
die reine Silberstimme Marias, die jungfräuliche Stimme der Jung-
frau! ... Die meine klingt eher wie ein verstimmtes Örgelchen. Doch
das hat keine Bedeutung. Ich bemühe mich, so gut es eben geht.
Welch ein schönes Hirtenlied für die Weihnachtskrippe! Die Mama
schaukelte vorerst langsam die hölzerne Wiege, und als Jesus sich
nicht beruhigte, nahm sie ihn in ihre Arme, setzte sich an das of-

fene Fenster und schaukelte ihn sanft im Rhythmus des Liedes; sie wiederholte ihr Wiegenlied zweimal, bis der kleine Jesus die Äuglein schloß, das Köpfchen an sie lehnte und einschlief, das rosige Gesicht an den warmen Busen gelehnt, ein Händchen neben dem rosigen Gesichtchen auf die Mutterbrust und das andere auf ihren Schoß gelegt. Der Schleier Marias beschattete das heilige Kindlein. Dann erhob sich Maria mit großer Vorsicht und legte ihren Jesus in die Wiege, bedeckte ihn mit kleinen Decken, breitete zum Schutz gegen die Mücken und gegen die Luft einen Schleier über ihn und blieb in Betrachtung vor ihrem schlafenden Schatz stehen.

Sie hielt eine Hand aufs Herz, die andere noch auf der Wiege, bereit diese wieder zu bewegen, falls er erwachen sollte, und lächelte selig. Sie stand etwas gebeugt da, während die Schatten und die Stille sich auf die Erde senkten und auch in die Kammer der Jungfrau eindrangen. Welch ein Friede! Welche Schönheit! Ich bin glücklich darüber.

Das ist nun keine großartige Vision, und vielleicht ist sie auch in den Augen vieler unwichtig, weil sie nichts Besonderes offenbart. Ich weiß es. Aber für mich ist sie eine wahre Gnade, und ich schätze sie als solche, weil sie meine Seele friedvoll, rein und liebevoll macht, als wäre sie durch die Mutter wiederbelebt worden. Ich denke, daß sie auch anderen in diesem Sinn gefallen wird. Wir sind ja „Kinder“. Und es ist gut so. Wir wollen Jesus gefallen. Andere gelehrte und komplizierte Menschen mögen denken, was sie wollen, und uns kindisch nennen. Das kümmert uns nicht! Nicht wahr?

56 Anbetung der Weisen

Mein innerer Mahner sagt mir:

»Nenne die Betrachtungen, die du nun haben wirst und die ich dir sagen werde: „Die Frohe Botschaft des Glaubens“; denn sie werden dir und den anderen gegeben zur Erläuterung der Macht und der Früchte des Glaubens, und um euch im Glauben an Gott zu stärken.«

Ich sehe das kleine, weiße Betlehem wie eine Brut unter dem Licht der Sterne liegen. Zwei große Straßen teilen es in Kreuzform. Die ei-

ne kommt von außerhalb des Ortes und ist die Hauptstraße, die dann wieder zum Städtchen hinausführt. Die andere verbindet die äußersten Enden der Ortschaft miteinander, führt aber nicht darüber hinaus. Andere Wege zerschneiden den kleinen Ort ohne jede Straßenplanung, wie wir sie kennen. Sie passen sich vielmehr der jeweiligen Unebenheit und den Häusern, die da und dort erbaut worden sind, an. Einmal biegen sie nach rechts, einmal nach links. Hier eine Wendung zu einem anderen Weg hin, statt geradeaus weiterzuführen. Manchmal ein kleiner Platz, sei es für einen Markt, sei es für einen Brunnen, sei es, weil überall regellos gebaut wurde und ein eckiger Bodenrest, auf dem es unmöglich ist, etwas Neues hinzusetzen, geblieben ist.

Gerade mit einem dieser unregelmäßigen Plätze, so scheint mir, müssen wir uns besonders beschäftigen. Er sollte quadratisch oder mehr oder weniger rechteckig sein. Statt dessen ist ein so merkwürdiges Trapez daraus geworden, daß es auch ein Dreieck sein könnte mit einer abgebrochenen Spitze. Auf der Breitseite oder Basis des Dreiecks steht ein breites, niedriges Gebäude. Es ist das größte des Ortes. Außen herum führt eine riesige, glatte Mauer mit zwei großen Torbögen, die jetzt verschlossen sind. Das Gebäude hat im ersten Stockwerk viele Fenster, während darunter Säulengänge die Höfe umschließen, in denen Stroh und Abfälle um die Tränken der Pferde und anderer Tiere herumliegen. An den einfachen Säulen der Hallen sind Ringe angebracht, an denen die Tiere angebunden werden, und auf der einen Seite befindet sich ein großes Wetterdach für Herden und Reittiere. Es wird mir klar, daß dies die Herberge von Betlehem ist.

Auf den beiden anderen gleichlangen Seiten des Platzes befinden sich Häuser und Hütten, einige mit kleinen Vorgärten. Auf der anderen schmälere Seite, gegenüber der Karawanserei, ist ein kleines Haus mit einer Außentreppe, die auf halber Höhe der Fassade Zutritt zum bewohnten Stockwerk gibt. Angesichts der späten Stunde ist niemand auf der Straße zu sehen.

Ich sehe nur, daß das nächtliche Licht, das vom sternenbesäten Himmel herabströmt, heller wird. Die Sterne am orientalischen Himmel sind so schön, so lebendig und groß, daß sie ganz nahe scheinen, als ob man sie mit der Hand berühren könnte, diese leuchtenden Blumen auf dem Samt des Firmamentes. Ich erhebe den Blick, um nach der Quelle dieses stärkeren Lichtes zu schauen. Ein Stern von ungewöhnlicher Größe, wie ein kleiner Mond, gleitet am Himmel von Betlehem dahin, und die anderen scheinen auszuweichen, um wie Dienerinnen ihrer Königin Platz zu machen; so groß ist der Glanz, der sie überragt. Vom Stern, der einem gewaltigen Saphir gleicht, der innen von einer Sonne erleuchtet wird, geht ein Schweif aus, in dem unter der vorherrschenden Farbe des leuchtenden Saphirs, blonde Topase, grüne Smaragde, glitzernde Opale, blutrote Rubinen und sanftschillernde Amethysten aufleuchten. Alle Edelsteinfarben der Welt sind in diesem Schweif vertreten, der den Himmel in schnell wogender Bewegung durchfurcht, als wäre er lebendig. Aber die Farbe, die vorherrscht, strömt von der Scheibe des Sternes aus: die paradiesische Farbe des blassen Saphirs, der herabsteigt, um die Häuser in ein silbernes Blau zu kleiden, wie auch die Wege und den Boden von Betlehem, das die Wiege des Erlösers ist.

Es ist nicht mehr die arme Stadt, für uns weniger als ein Bauerndorf, sondern eine phantastische Märchenstadt, in der alles silbern ist. Und das Wasser der Quellen und Brunnen ist wie flüssiger Diamant.

Mit einem noch lebhafteren Leuchten bleibt der Stern über dem Häuschen auf der engeren Seite des kleinen Platzes stehen. Weder seine Bewohner, noch die übrigen Betlehemiten sehen ihn, denn sie schlafen in den verschlossenen Häusern. Der Stern aber vervielfältigt die Fluten seines Lichtes, sein Schweif vibriert stärker, und die wellenartigen Bewegungen, die nun deutlicher hervortreten, zeichnen beinahe Halbkreise an den Himmel. Vom Sternennetz, das er nach sich zieht, wird das ganze Firmament gefärbt, und es verteilt auch auf die anderen Sterne anmutige Farben, als wolle es ihnen ein Wort der Freude mitteilen.

Das Häuschen ist eingetaucht in das flüssige Feuer der Edelsteine. Das Dach der kleinen Terrasse, das Treppchen aus dunklem Stein, die kleine Tür: alles ist wie ein Block aus reinstem Silber, der überstreut ist mit Perlen und Diamanten. Kein Königspalast auf der ganzen Welt hat je eine Treppe wie diese gehabt, noch wird je einer eine solche besitzen: eine Treppe, die die Engel und die Mutter Gottes benützen. Die Jungfrau, die Makellose, wird ihre Füße auf diese Pracht setzen, ihre Füße, die dazu bestimmt sind, auf den Stufen des Thrones Gottes zu stehen.

Aber die Jungfrau weiß es nicht. Sie wacht an der Wiege ihres Sohnes und betet. In ihrer Seele sind Lichter, die heller leuchten als die Strahlen der Sterne, die alles schmücken.

Von der Hauptstraße her nähert sich eine Reiterschar. Berittene und an der Hand geführte Pferde, Dromedare und Kamele mit Reitern oder Lasten. Das Geräusch der Hufe gleicht dem Rauschen und Klatschen eines über Steine fließenden Sturzbaches. Auf dem Platz angelangt, machen alle halt. Die Reiterschar unter dem leuchtenden Stern erstrahlt in phantastischem Glanz. Das Geschirr der reich ausgestatteten Tiere, das Gepäck, die Gewänder der Reisenden: alles glänzt, und der Glanz des Metalls, des Leders, der Seide, der Juwelen und Pelze vereinigt sich mit dem Glanz des großen Sternes. Die Augen strahlen, die Gesichter lachen, denn noch ein anderer Glanz hat die Herzen entzündet: der Glanz einer übernatürlichen Freude.

Während die Diener mit ihren Tieren die Karawanserei aufsuchen, steigen drei aus der Karawane von ihren Reittieren, die ein Diener sofort wegführt, und gehen auf das Haus zu. Sie werfen sich nieder, mit der Stirne zur Erde, um den Staub zu küssen. Es sind drei Mächtige. Das beweisen die reichen Gewänder. Einer mit tief dunkler Hautfarbe ist von einem Kamel gestiegen; er ist eingehüllt in einen äthiopischen Mantel aus schneeweißer Seide, der an der Stirn und um die Lenden von kostbaren Reifen gehalten wird. An seiner Seite hängt ein Dolch oder ein Schwert mit perlengeschmücktem Griff. Die beiden anderen steigen von reich geschmückten Pferden.

Der eine von ihnen ist bekleidet mit einem reichen, gestreiften Stoff, in dem die gelbe Farbe vorherrscht. Es ist ein Herrenmantel, versehen mit Kapuze und Gürtel, beide so reich mit Goldbrokat bestickt, daß sie einem einzigen goldenen Filigranstück gleichen. Der dritte hat ein hemdartiges seidenes Gewand an mit langen und weiten Hosen, die an den Füßen zusammengeschnürt sind. Darüber umhüllt ihn ein feiner Schal, der mit seinen leuchtenden Farben wie ein Blumengarten aussieht. Auf dem Kopf trägt er einen Turban, der von einer Diamantenkette gehalten wird.

Nachdem sie dem Haus ihre Huldigung dargebracht haben, in dem sich der Erlöser befindet, erheben sie sich und gehen zur Karawanserei, wo die Diener angeklopft und um Einlaß gebeten haben.

Hier wird die Vision unterbrochen. Drei Stunden später nimmt sie ihren Fortgang mit der Anbetung Jesu durch die drei Weisen.

Es ist Tag geworden. Hell strahlt die Sonne am vormittäglichen Himmel. Ein Diener der drei überquert den Platz und steigt die Treppe des kleinen Hauses empor. Er tritt ein, kommt bald wieder heraus und kehrt zur Herberge zurück.

Die drei Weisen treten hervor, ein jeder gefolgt von einem Diener. Sie überqueren den Platz. Die wenigen Vorübergehenden drehen sich um, um die prunkhaften Persönlichkeiten anzuschauen, die langsam und feierlich daherschreiten. Zwischen dem Eintritt des Dieners und der drei ist eine gute Viertelstunde vergangen, die den Bewohnern des Hauses Gelegenheit gab, sich auf den Empfang der Gäste vorzubereiten. Diese sind jetzt noch reicher gekleidet als am Abend zuvor. Die Seidenkleider glänzen, die Edelsteine glitzern. Ein großer Federbusch mit kostbaren Diamantsplittern flattert und funkelt auf dem Haupt des Turbanträgers.

Einer der Diener trägt eine mit Intarsien verzierte Truhe, deren Beschläge aus reinstem Gold sind; der zweite einen fein gearbeiteten Kelch mit einem noch mehr verzierten Deckel aus purem Gold;

der dritte einen breiten, niedrigen Krug aus reinem Gold, dessen pyramidenartiger Verschuß mit einem Brillanten besetzt ist. Die Geschenke müssen schwer sein, denn die Diener tragen sie mit Mühe, besonders der Truhenträger.

Die drei steigen die Treppe hinauf und treten in einen Raum, der von der Straße bis zur Rückseite des Hauses reicht. Man sieht durch ein zur Sonne hin geöffnetes Fenster ein Gärtchen im Hof. Türen öffnen sich an den beiden Seitenwänden, und durch diese blicken die Eigentümer des Hauses: ein Mann, eine Frau und drei oder vier größere und kleinere Kinder.

Maria sitzt da mit dem Kind auf dem Schoß; neben ihr steht Josef; aber auch sie erhebt und verneigt sich, als sie die Magier eintreten sieht. Sie sieht schön aus in ihrem einfachen, blütenweißen Gewand, das sie vom Hals bis zu den Füßen, von den Schultern bis zu den zarten Handgelenken bedeckt. Von ihrem von blonden Zöpfen umrahmten Haupt und dem vor Rührung geröteten Gesicht, von den zärtlich lächelnden Augen und dem Mund, der sich zum Gruß: »Der Herr sei mit euch!« öffnet, sind die drei einen Augenblick so beeindruckt, daß sie stehenbleiben. Dann treten sie näher, werfen sich zu ihren Füßen nieder und bitten sie, sich zu setzen.

Sie selbst aber setzen sich nicht, wie sehr Maria sie auch darum bittet. Sie bleiben auf den Knien, auf ihren Fersen ruhend. Hinter ihnen, ebenfalls auf den Knien, sind die drei Diener. Sie waren sofort nach Übertreten der Schwelle niedergekniet. Sie haben die drei mitgebrachten Gegenstände vor sich aufgestellt und warten nun.

Die drei Weisen betrachten das Kind, das mir neun bis zwölf Monate alt zu sein scheint, so lebhaft und kräftig ist es bereits. Es steht auf dem Schoß der Mutter und lächelt und lallt mit dem Stimmchen eines Vögeleins. Es ist wie seine Mutter ganz in Weiß gekleidet und trägt an den Füßchen kleine Sandalen. Seine schlichte Bekleidung besteht aus einer ganz kleinen Tunika, aus der die unruhigen Füßchen hervorschauen, die Fäustchen, die nach allem greifen möchten, und vor allen Dingen das wunderbar schöne Gesichtchen, mit den

dunkelblauen funkelnden Augen und dem Mund, an dessen Seiten sich bei jedem Lächeln zwei Grübchen bilden und in dem schon die ersten Zähnnchen sichtbar werden. Die Löckchen scheinen aus Goldstaub zu sein, so glänzend und leicht sind sie.

Der älteste der Weisen spricht für alle. Er erzählt Maria, wie sie in einer Nacht des vergangenen Dezembers gesehen haben, daß sich ein neuer Stern von ungewöhnlichem Glanz am Himmel entzündete. Nie hatten die Himmelskarten dieses Gestirn aufgezeichnet oder von ihm Kunde gegeben. Sein Name war unbekannt, denn es hatte keinen. Aufgegangen war er aus dem Schoß Gottes, um den Menschen eine segensvolle Wahrheit, ein göttliches Geheimnis zu verkünden. Aber die Menschen hatten nicht darauf geachtet, denn ihre Seelen steckten im Schlamm. Sie erhoben ihren Blick nicht zu Gott und vermochten die Worte nicht zu lesen, die er ihnen – in Ewigkeit sei er darob gepriesen – mit feurigen Sternen ans Himmelsgewölbe geschrieben hatte.

Sie aber hatten ihn gesehen und sich bemüht, seine Stimme zu verstehen. Gern opferten sie den kurzen Schlaf, den sie ihren Gliedern sonst gewährten, vergaßen das Essen und vertieften sich in das Studium des Tierkreises. Und die Stellungen der Gestirne, die Zeit, die Jahreszeit, die Berechnung der verflossenen Stunden und der astronomischen Konstellationen hatten ihnen den Namen und das Geheimnis des Sternes kundgetan. Sein Name war: »Messias.« Und sein Geheimnis: »Der Messias ist zur Welt gekommen.« Und so waren sie abgereist, um ihn anzubeten, ein jeder, ohne von dem anderen zu wissen, über Berge und Flüsse, durch Täler und Wüsten waren sie nächtelang in Richtung Palästina gereist, denn der Stern wanderte in dieser Richtung, für einen jeden von einem verschiedenen Punkt der Erde aus. Sie sollten sich jenseits des Toten Meeres treffen; der Wille Gottes hat sie dort zusammengeführt, und zusammen sind sie weitergereist und haben sich durch ein Wunder des Ewigen verstanden, obgleich ein jeder in seiner Landessprache redete.

Zusammen sind sie nach Jerusalem gekommen, weil der Messias der König von Jerusalem, der König der Juden, sein sollte. Aber der Stern hat sich über dem Himmel dieser Stadt verhüllt; sie fühlten ihr Herz brechen und erforschten sich, um zu wissen, ob sie Gottes unwürdig geworden seien. Aber ihr Gewissen hat sie beruhigt, so daß sie sich an König Herodes wandten, um zu erfahren, in welchem Palast der neugeborene König zu finden sei, denn sie seien gekommen, ihn anzubeten. Da hat der König die Obersten der Priester und Schriftgelehrten zusammengerufen und sie gefragt, wo der Messias geboren werden solle. Und sie haben geantwortet: »In Betlehem in Judäa.«

Und als sie die heilige Stadt verlassen hatten, strahlte der Stern am Abend heller denn je. Der ganze Himmel war wie ein Feuermeer. Dann blieb er stehen und hat das ganze Licht der anderen Sterne in seinem Strahlenglanz über diesem Haus vereinigt. So haben sie verstanden, daß das göttliche Kind hier sein mußte. Und jetzt beteten sie es an und brachten ihm ihre Geschenke und mehr noch ihre Herzen dar, die nie aufhören würden, Gott wegen der erwiesenen Gnaden zu preisen und seinen Sohn zu lieben, dessen heilige Menschheit sie gesehen haben. Nachher wollten sie zurückkehren und dem König Herodes davon berichten, denn auch er wünschte, ihn anzubeten.

»Und sieh, hier ist Gold, wie es einem König gebührt, hier ist Weihrauch, wie es einem Gott gebührt, und hier, o Mutter, ist Myrrhe; denn dein Sohn ist Gott, aber auch Mensch. Durch sein Fleisch und sein menschliches Leben wird er Bitterkeit und das unvermeidliche Gesetz des Sterbens erfahren. Unsere Liebe möchte sie nicht aussprechen, diese Worte, und ihn für ewig halten, auch dem Fleisch nach. Aber, o Frau, wenn unsere Zeichen, und mehr noch unsere Seelen nicht irren, ist dein Sohn der Erlöser, der Gesalbte Gottes und deshalb muß er, um die Welt zu retten, die Schuld der Welt auf sich nehmen, zu deren Strafen auch der Tod gehört. Dieser Balsam ist für jene Stunde, damit das Fleisch, das doch heilig ist, keine Verwesung

kenne und seine Unversehrtheit bewahre bis zu seiner Auferstehung. Um dieser unserer Gabe willen möge er sich unser erinnern und seine Diener retten und ihnen sein Reich schenken. Einstweilen möge die Mutter ihr Kind unserer Liebe überlassen, damit wir durch es geheiligt werden; wir möchten seine Füßchen küssen, damit der Segen des Himmels auf uns herniederkomme.«

Maria hat inzwischen die Bestürzung überwunden, die die Worte der Weisen in ihr hervorgerufen haben, und ihre Traurigkeit unter einem Lächeln verborgen. Sie legt ihr Kind dem Ältesten in die Arme, der es küßt und von ihm geliebkost wird. Dann reicht er es den beiden anderen.

Jesus lächelt, spielt mit den Kettchen und den Fransen der drei und schaut aufmerksam in die offene Truhe voller gelber, glänzender Dinge; er freut sich, als er sieht, daß die Sonne einen Regenbogen bildet, sobald sie den Brillanten des Deckels auf dem Gefäß mit Myrrhen trifft.

Dann geben sie Maria das Kind zurück und erheben sich. Auch Maria erhebt sich. Nachdem der Jüngste der Weisen seinem Knecht aufgetragen hat, sich zu entfernen, verneigen sie sich nacheinander. Die drei sprechen noch ein wenig. Sie können sich noch nicht entschließen, das Haus zu verlassen. Tränen der Rührung stehen in ihren Augen. Endlich wenden sie sich dem Ausgang zu, von Maria und Josef begleitet. Jesus will aus den Armen seiner Mutter herab, um dem Ältesten der drei das Händchen zu geben, und so trippelt er, von Maria und dem Weisen an der Hand gehalten, mit noch unsicherem Schritt im Zimmer herum und lacht, während seine Füßchen auf den Streifen treten, den die Sonne auf dem Boden zeichnet.

An der Schwelle angekommen – man darf nicht vergessen, daß der Raum so lang ist wie das Haus – verabschieden sich die drei; sie knien noch einmal nieder und küssen die Füßchen Jesu. Maria, über den Kleinen gebeugt, faßt ihn beim Händchen und führt es über das Haupt eines jeden der Weisen zu einer Geste des Segens. Es ist schon ein Kreuzzeichen, das die Fingerlein Jesu unter der Anleitung

Marias zeichnen [Ez 9,4.6; Offb 7,2–3; 9,4]. Dann steigen die drei Weisen die Treppe hinunter. Die Karawane steht schon bereit. Die Zügel der Pferde glänzen in der untergehenden Sonne. Das Volk hat sich auf dem kleinen Platz versammelt, um dem ungewöhnlichen Schauspiel beizuwohnen.

Jesus lacht und klatscht in die Hände. Seine Mutter hat ihn hochgehoben und auf die breite Brüstung gestellt, die den Treppenabsatz umgibt; sie hält ihn mit einer Hand an der Brust, damit er nicht hinterfällt. Josef ist mit den dreien hinabgestiegen und hält einem jeden beim Besteigen der Pferde und des Kamels die Steigbügel.

Nun sind Herren und Diener alle auf ihren Tieren. Der Marschbefehl wird gegeben. Die drei beugen sich zu einem letzten Gruß nieder bis zum Hals der Reittiere. Auch Josef verneigt sich, und ebenso Maria, die alsdann das Händchen Jesu zu einer Geste des Abschieds und des Segens führt.

57 Bemerkungen über den Glauben der drei Weisen

Jesus spricht:

»Und nun? Was soll ich euch sagen, ihr Seelen, die ihr den Glauben schwinden fühlt?

Die Weisen aus dem Morgenland hatten nichts, um sich der Wahrheit zu vergewissern; nichts Übernatürliches, nur die astronomische Berechnung und ihr Nachdenken darüber, daß ein reines Leben zur Vollkommenheit führt. Trotzdem besaßen sie den Glauben. Sie glaubten an alles: an die Wissenschaft, an das Gewissen und an die göttliche Güte. Der *Wissenschaft* wegen haben sie geglaubt, daß der neue Stern kein anderer sein konnte als „jener“, der seit Jahrhunderten von der Menschheit erwartet wurde: der Messias. Sie haben der Stimme des *Gewissens* geglaubt. Als sie die „himmlische“ Stimme vernahmen, sagten sie sich: „Das ist der Stern, der die Ankunft des Messias ankündigt.“ *Der Güte Gottes* haben sie vertraut, da sie glaubten, daß Gott sie nicht irreführen werde und ihnen, da ihre Absicht

ehrlich war, in jeder Weise helfen werde, ihr Ziel zu erreichen.

Das ist ihnen gelungen. Sie allein unter so vielen Gelehrten der Sterndeutung haben dieses Zeichen verstanden; denn sie allein hatten in der Seele die Sehnsucht, die Worte Gottes zu verstehen mit der einzigen Absicht, Gott zu loben und zu ehren.

Sie suchen nicht den eigenen Nutzen. Sie nehmen vielmehr Mühen und Ausgaben auf sich und verlangen keinen menschlichen Lohn. Sie wünschen nur, daß Gott ihrer gedenke und sie rette für die Ewigkeit. Da sie keine Gedanken an eine künftige, menschliche Belohnung hegen, haben sie auch keine menschliche Sorge, als sie die Reise beschließen. Ihr hättet tausend Vorwände erhoben: „Wie soll ich eine so lange Reise in Länder unternehmen, in denen fremde Sprachen gesprochen werden? Werden sie mir glauben oder werden sie mich als Spion einsperren? Welche Hilfe werden sie mir leisten, um durch Wüsten, über Flüsse und Berge zu kommen? Und die Hitze? Und der Wind der Hochebene? Und die Fiebergefahr in den sumpfigen Gebieten? Die Flüsse, wenn sie vom Regen angeschwollen sind? Dazu die ungewohnte Nahrung? Und die verschiedenen Umgangsformen und ... und ...“

So klügelt ihr. Sie klügeln nicht so. Sie sagen mit aufrichtiger und heiliger Kühnheit: „Du, o Gott, kannst in unseren Herzen lesen; du siehst, welches Ziel wir verfolgen; auf deine Führung vertrauen wir. Verleihe uns die übermenschliche Freude, deine zweite Person, die Mensch geworden ist, das Heil der Welt, anzubeten!“

Das ist alles. Und sie brechen vom fernen Indien auf. (Jesus sagt mir, daß hier unter Indien Mittelasien zu verstehen ist; das Gebiet, wo jetzt Turkestan, Afghanistan und Persien liegen.) Von den mongolischen Bergketten, über denen nur die Adler und die Geier kreisen und wo Gott im Rauschen der Winde und der Gießbäche spricht und geheimnisvolle Worte auf die endlosen Schneefelder schreibt; von den Ländern, in denen der Nil geboren wird und zu strömen beginnt, die grünblaue Ader, die sich in das himmelblaue Herz des Mittelmeers ergießt. Weder Bergrücken noch Wälder, noch Sandwü-

sten, diese ausgetrockneten Ozeane, die noch gefährlicher sind als die Meere, halten ihre Wanderung auf, und der Stern leuchtet über ihren Nächten und nimmt ihnen den Schlaf. Wenn man Gott sucht, müssen die natürlichen Gewohnheiten der übermenschlichen Ungeduld und Notwendigkeit weichen.

Der Stern nimmt seine Bahn von Norden, von Osten und von Süden, und durch ein Wunder Gottes geht er allen dreien voraus auf denselben Punkt zu. Durch ein weiteres Wunder gibt er ihnen, in einer Vorwegnahme der Pfingstweisheit, die Gabe, zu verstehen und verstanden zu werden, wie es im Paradies geschieht, wo nur eine Sprache gesprochen wird: die Sprache Gottes.

Nur einmal überfällt sie ein Schrecken . . . als der Stern verschwindet; aber in ihrer Demut, in der sie wahrhaft groß sind, denken sie nicht, daß dies wegen der Bosheit anderer geschehen ist, weil das verdorbene Jerusalem es nicht verdiente, den Stern Gottes zu sehen; sie glauben vielmehr, daß sie selbst Gottes unwürdig geworden seien, und prüfen sich mit Zittern und Bangen, bereit, um Verzeihung zu bitten.

Aber ihr Gewissen beruhigt sie. Seelen, die zu betrachten gewöhnt sind, haben ein sehr zartes Gewissen, verfeinert durch beständige Aufmerksamkeit und scharfe Selbstprüfung; sie haben in ihrem Innern einen Spiegel, der auch die kleinsten Flecken im täglichen Geschehen wiedergibt. Sie haben aus ihm einen Lehrmeister gemacht, der beim kleinsten, ich möchte nicht sagen Fehler, sondern schon beim Blick auf einen Fehler, beim Blick zum Menschlichen hin, seine mahnende und tadelnde Stimme erhebt. Wenn sie sich daher diesem Lehrmeister, diesem ernstesten und klaren Spiegel gegenüberstellen, wissen sie, daß er nicht lügt. Jetzt aber beruhigt er sie, und sie schöpfen wieder Kraft und Atem.

„Oh! Es ist beruhigend zu fühlen, daß sich in uns nichts findet, was Gott entgegen wäre; zu fühlen, daß er mit Wohlgefallen auf die Seele des treuen Kindes schaut und sie segnet. Dieses Gefühl bringt mit sich eine Zunahme des Glaubens, des Vertrauens, der Hoffnung,

der Festigkeit und der Geduld. Jetzt ist die Zeit des Sturmes; aber sie wird vorübergehen, denn Gott liebt mich und weiß, daß ich ihn liebe; er wird es nicht unterlassen, mir weiterzuhelfen.“ So sprechen alle, die den Frieden besitzen, der aus einem guten Gewissen kommt, das der Gebieter all ihrer Handlungen ist.

Ich habe gesagt: sie waren demütig, weil sie wirklich groß waren. In eurem Leben hingegen, was geschieht da? Wenn einer, nicht weil er groß ist, sondern weil er eigenmächtig ist, sich dank seiner Anmaßung und eurer törichten Vergötterung durchsetzt, so wird er niemals demütig sein. Da gibt es Unglückliche, die schon wegen ihrer Stellung als Verwalter bei einem Mächtigen, als Angestellte in einem Büro, als Funktionäre einer Partei, als Diener also derer, die sie zu solchen gemacht haben, so tun, als ob sie Halbgötter wären. Sie sind bedauernswert! . . .

Die drei Weisen sind wirklich groß: erstens wegen ihrer übernatürlichen Tugenden, zweitens wegen ihres Wissens und drittens wegen ihres Reichtums. Aber sie halten sich für nichts: Staub auf dem Staub der Erde vor Gott, dem Allerhöchsten, der mit einem Lächeln Welten schafft und sie wie Weizenkörner ausstreut, um die Augen der Engel mit dem Glanz der Sterne zu ergötzen.

Aber sie fühlen sich gering gegenüber dem allerhöchsten Gott, der den Planeten geschaffen hat, auf dem sie leben, und ihn so mannigfaltig ausgestattet hat; er, der unübertreffliche Bildner unermesslicher Werke, der hier mit dem Druck eines Fingers eine Krone sanfter Hügel geschaffen hat, dort eine Kette von Bergen und Bergspitzen, als ob es Rückenwirbel der Erde, dieses unermesslichen Leibes wären, dessen Adern die Flüsse, dessen Becken die Seen, dessen Herz die Ozeane, dessen Kleider die Wälder, dessen Segel die Wolken, dessen Schmuck die Gletscher, dessen Edelsteine Türkise und Smaragde, Opale und Berylle aller Gewässer sind, die mit den Wäldern und Winden den großen Lobgesang singen, den sie dem Herrn zollen.

Aber die drei Weisen fühlen sich in ihrer Weisheit als Nichts gegenüber Gott, dem Allerhöchsten, von dem die Weisheit kommt,

und der ihnen viel mächtigere Augen gegeben hat, die mehr vermögen als die beiden Pupillen, mit denen sie die irdischen Dinge sehen: Augen der Seele, die in den Dingen das Wort zu lesen vermögen, das nicht von Menschenhand geschriebene Wort, das geprägt ist vom Gedanken Gottes.

Und sie fühlen ihr Nichts auch in ihrem Reichtum, der nur ein Atom ist im Vergleich zum Reichtum des Herrn, der das Universum besitzt, der Metalle und Edelsteine auf die Sterne streut und übernatürliche Fülle, unerschöpfliche Fülle in das Herz dessen eingießt, der ihn liebt.

Angelangt vor einem Haus, in der elendesten der Städte Judäas, schütteln sie nicht etwa den Kopf und sagen: „Unmöglich!“, sondern beugen den Rücken und die Knie und vor allem das Herz und beten an. Dort hinter dieser armen Mauer ist Gott, der Gott, den sie immer angerufen haben, ohne daß sie jemals im geringsten zu hoffen gewagt hätten, daß sie ihn einmal sehen würden. Aber sie haben ihn angerufen für das Wohl der ganzen Menschheit. Oh! Das allein wünschten sie: Ihn zu sehen, zu besitzen in jenem Leben, das keinen Sonnenaufgang und keinen Abend kennt.

Er ist dort hinter der armen Mauer. Wahrscheinlich hört sein Kinderherz, das aber ebenso das Herz eines Gottes ist, die Herzschläge dieser drei, die sich im Staub der Straße niederbeugen und lobpreisen: „Heilig, heilig, heilig, gebenedeit sei der Herr, unser Gott, und Ehre sei ihm in den höchsten Himmeln und Friede seinen Dienern! Ruhm, Ehre, Segen und Lobpreis!“ Das erbitten sie von ihm mit liebepochem Herzen. Und während der ganzen Nacht und des folgenden Morgens bereiten sie sich mit inständigem Gebet auf die Begegnung mit dem göttlichen Kinde vor. Sie gehen nicht zu diesem Altar, der ein jungfräulicher Schoß mit der göttlichen Hostie ist, wie ihr hingeht mit einer Seele voller menschlicher Geschäftigkeit.

Sie vergessen Schlaf und Speise; sie nehmen die allerschönsten Gewänder, und das nicht aus menschlicher Eitelkeit, sondern um den König der Könige zu ehren. In die königlichen Paläste treten die

Würdenträger nur mit ihren schönsten Gewändern ein. Und ist es etwa nicht recht, daß sie sich zu diesem König mit ihren Festkleidern begeben? Und welches Fest kann für sie größer sein als dieses?

Oh! In ihren fernen Ländern haben sie sich so schmücken müssen für Menschen ihres Standes, um sie festlich zu empfangen und zu ehren. Es ist daher recht, zu den Füßen des höchsten Königs Purpur und Perlen, Seide und kostbare Federn niederzulegen, da sie ja außerdem alle seine Werke sind; auch diese irdischen Dinge sollen ihren Schöpfer ehren. Und sie wären glücklich gewesen, wenn das Kindlein ihnen befohlen hätte, sich auf den Boden niederzustrecken zu einem lebendigen Teppich für seine kindlichen Schritte und wenn es über sie dahingeschritten wäre: Er, der ihnen die Sterne überlassen hat, ihnen, die nur Staub und abermals Staub sind.

Demütig und hochherzig sind sie und gehorsam den „Stimmen“ des Erhabenen gegenüber. Diese Stimmen befahlen, dem neugeborenen König Geschenke darzubringen. Und sie bringen ihre Gaben. Sie sagen nicht: „Er ist reich und bedarf dessen nicht. Er ist Gott und wird keinen Tod erleiden.“ Sie gehorchen. Sie sind es, die als erste dem Erlöser in seiner Armut beistehen. Wie gelegen kommt das Gold dem, der morgen schon ein Flüchtling sein wird! Wie bezeichnend sind die Öle für den, der bald getötet wird! Wie lieblich ist der Weihrauch für den, der den widerlichen Gestank der menschlichen Ausschweifung in der Nähe seiner unendlichen Reinheit ertragen muß!

Demütig, hochherzig, gehorsam und voller Ehrfurcht sind sie zueinander. Tugenden erzeugen immer neue Tugenden. Die auf Gott gerichteten Tugenden gehen über zu den Tugenden dem Nächsten gegenüber. Ehrfurcht wird zur Nächstenliebe. Der Älteste wird gebeten, für alle zu sprechen, als erster den Kuß des Erlösers zu empfangen und seine Händchen zu halten. Die anderen werden ihn wiedersehen können. Er nicht. Er ist alt, und nah ist der Tag seiner Rückkehr zu Gott. Er wird ihn sehen, diesen Christus, nach seinem qualvollen Tod, und er wird ihm folgen in der Schar der Geretteten

bei der Rückkehr in den Himmel. Aber er wird ihn nicht mehr sehen hier auf Erden. Als Wegzehr bleibt ihm die Wärme der kleinen Hand, die sich seiner schon runzeligen anvertraute.

Kein Neid bei den anderen. Wohl aber eine Steigerung ihrer Verehrung für den alten Weisen. Er hat es sicher mehr verdient als sie, und längere Zeit hindurch. Das Gotteskind weiß es. Noch spricht es nicht, das Wort des Vaters; aber sein Handeln ist Wort, und gepriesen sei sein unschuldig Wort, das diesen als Bevorzugten bezeichnet. Aber meine Kinder, noch zwei andere Lehren ergeben sich aus dieser Vision.

Das Verhalten Josefs, der es versteht an „seinem“ Platz zu bleiben; als Wächter und Beschützer der Reinheit und der Heiligkeit. Aber kein Usurpator der Rechte anderer. Es ist Maria mit ihrem Jesus, die Ehrung und Gruß entgegennimmt. Josef jubelt darüber in sich und ist nicht betrübt, eine Nebenfigur zu sein. Josef ist gerecht; er ist *der Gerechte*. Und er ist immer gerecht. Auch in dieser Stunde. Der Rauch der Feste steigt ihm nicht in den Kopf. Er bleibt demütig und gerecht.

Er ist glücklich über die Geschenke. Nicht seinetwegen, sondern weil er denkt, mit ihnen das Leben seiner Braut und des lieblichen Kindes angenehmer gestalten zu können. Habgier ist bei Josef nicht zu finden. Er ist ein Arbeiter und wird fortfahren zu arbeiten. Damit „sie“, seine doppelte Liebe, es leicht und bequem haben. Weder er noch die Weisen wissen, daß diese Gaben nützlich sein werden für eine Flucht und ein Leben im Exil, wo Besitz und Vermögen dahinschwinden wie die vom Wind vertriebenen Wolken; aber auch nützlich für die Rückkehr ins Vaterhaus, nachdem alles verlorengegangen ist, Kunden und Werkzeug, und nur die nackten Mauern des Hauses geblieben sind, die Gott beschützt hat, weil er sich dort mit der Jungfrau verbunden hat und Fleisch geworden ist.

Josef, der Beschützer Gottes und seiner Mutter, der Braut des Allerhöchsten, ist so demütig, daß er sogar die Steigbügel dieser Vasallen Gottes hält. Er ist ein armer Schreiner; denn die menschliche

Anmaßung hat die Erben Davids ihrer königlichen Rechte und Güter beraubt. Aber er ist immer noch königlicher Abkömmling und hat königliche Züge. Auch für ihn gilt das Wort: „Er war demütig, weil er wahrhaft groß war.“

Und nun eine letzte liebeliche und bezeichnende Lehre.

Maria ist es, die Jesu Hand nimmt, die noch nicht zu segnen weiß, und sie zu dieser heiligen Geste führt.

Immer ist es Maria, die Jesu Hand nimmt und sie führt. Auch jetzt. Jesus weiß jetzt zu segnen; aber bisweilen fällt seine durchbohrte, müde Hand enttäuscht zurück, im Bewußtsein, daß es unnütz ist zu segnen. Ihr zerstört meinen Segen. Die Hand fällt auch empört nieder, weil ihr mich verflucht. Da ist es Maria, die den Unwillen von dieser Hand nimmt, indem sie sie küßt. Oh! Der Kuß meiner Mutter! Wer kann diesem Kuß widerstehen? Und dann nimmt sie dieselbe Hand mit ihren zarten Fingern und zwingt mich liebevoll zu segnen. Meine Mutter kann ich nicht zurückweisen. Aber man muß zu ihr gehen, um sie zur Fürsprecherin zu haben.

Sie war meine Königin, noch bevor sie die eure wurde, und ihre Liebe zu euch hat eine Nachsicht und Langmut, die sogar meine Liebe nicht kennt; und sie vertritt, auch ohne Worte, aber mit den Perlen ihrer Tränen und mit der Erinnerung an mein Kreuz, dessen Zeichen sie mich in der Luft machen läßt, eure Sache und erinnert mich: „Du bist der Erlöser. Rette!“

Seht, Kinder, dies ist das „Evangelium des Glaubens“ in der Szene der Weisen. Betrachtet es und tut desgleichen, zu eurem Besten!«

Freitag, den 3. März 1944

Jesus spricht:

»Schreibe nur dies! Vor einigen Tagen hast du gesagt, daß du sterben wirst mit dem unerfüllten Verlangen, die Heiligen Orte zu sehen. Du siehst sie und zwar so, wie sie waren, als ich sie durch meine Gegenwart heiligte. Heute, nach zwanzig Jahrhunderten der Entheiligung durch Haß oder Liebe sind sie nicht mehr, wie sie waren. Daher bedenke, daß du sie siehst, und wer nach Palästina geht, sie nicht sieht. Also, beklage dich nicht!

Zweitens: Du beklagst dich, daß die Bücher, die von mir sprechen, dir ohne

Kraft und Saft zu sein scheinen, während du sie früher so sehr liebtest. Auch das kommt von deiner jetzigen Lage. Wie kannst du wollen, daß dir menschliche Arbeiten vollkommen erscheinen, wenn du die Wahrheit über die Ereignisse durch mich selbst erfährst? So geht es auch mit den Übersetzungen, selbst wenn sie gut sind. Sie verstümmeln immer die Kraft der ursprünglichen Worte. Die menschlichen Beschreibungen der Orte, der Geschehnisse und Gefühle sind wie „Übersetzungen“, und daher immer unvollkommen, ungenau, wenn nicht in den Worten und in den Tatsachen, so doch in den Gefühlsbeschreibungen. Zumal heute, wo der Rationalismus so vieles unfruchtbar macht. Wenn ich mich daher jemandem offenbare, damit er mich sehe und kennenlerne, dann wirkt jede andere Beschreibung kalt, unbefriedigend, ja abstoßend.

Drittens: Es ist Freitag. Ich will, daß du „mein“ Leiden aufs neue erlebst. Ich will das heute von dir. Du sollst es miterleben in Gedanken und im Fleisch. Genug nun. Leide im Frieden und in der Liebe!

Ich segne dich.«

58 Die Flucht nach Ägypten

Mein Geist sieht folgende Szene:

Es ist Nacht. Josef schläft auf seinem Lager in einem sehr kleinen Raum. Ein sanfter Schlaf dessen, der sich nach vieler ehrlich und fleißig geleisteter Arbeit ausruht.

Ich sehe ihn im Dunkel des Zimmers, das von einem fahlen Mondlicht durchbrochen wird. Das Licht dringt durch einen Spalt des Fensters ein, das nur angelehnt ist, als hätte Josef zu warm in dem kleinen Zimmer, oder wollte er diesen Lichtstreifen haben, um sich nach der Morgendämmerung richten und rechtzeitig aufstehen zu können. Er liegt auf der Seite und lächelt im Schlaf; wer weiß, was er im Traum sieht. Aber das Lächeln geht in Traurigkeit über. Er seufzt tief, wie wenn ihn ein Alptraum bedrückte, und wacht plötzlich auf.

Er setzt sich im Bett auf, reibt sich die Augen und schaut umher. Er blickt zum Fensterchen, durch das der Lichtstrahl dringt. Es ist tiefe Nacht; aber er ergreift das Gewand zu Füßen des Lagers und, immer noch auf dem Bettrand sitzend, zieht er es über die weiße Tunika mit kurzen Ärmeln, die er auf der Haut trägt. Er schlägt die

Bettdecke zurück, setzt die Füße auf den Boden und sucht die Sandalen, zieht sie an und schnürt sie. Er richtet sich auf und geht zur Tür gegenüber seinem Lager, nicht zur Tür an der Bettseite, die zum großen Raum führt, wo die Magier empfangen wurden. Er pocht leise mit den Fingerspitzen.

Er hört offenbar, daß er eingeladen wird einzutreten, denn er öffnet vorsichtig die Tür und lehnt sie wieder leise an. Er hat ein kleines Öllicht angezündet, bevor er zur Tür gegangen ist; es leuchtet nur schwach. Er tritt ein. In der Kammer, die nur wenig größer ist als die seine, befinden sich ein niedriges Lager und daneben eine Wiege, und in einer Ecke flackert ein Öllicht, das mit seinem milden Schein einem Sternchen gleicht; es erlaubt zu sehen, stört aber die Schlafenden nicht.

Aber Maria schläft nicht. Sie kniet in ihrem hellen Gewand bei der Wiege, betet und wacht über Jesus, der ruhig schläft; Jesus hat dasselbe Alter wie beim Besuch der Weisen; ein Kind von etwa einem Jahr, schön, rosig und blond. Er schläft, das lockige Köpflein im Kissen verborgen und ein Händchen mit geschlossenem Fäustchen unter dem Kinn.

»Schläfst du nicht?« fragt Josef erstaunt mit leiser Stimme. »Warum? Geht es Jesus nicht gut?«

»Nein, nein! Es geht ihm gut. Ich bete. Aber sicher werde ich bald schlafen gehen. Warum bist du gekommen, Josef?« Maria spricht, während sie am selben Platz auf den Knien bleibt.

Josef spricht ganz leise, um das Kind nicht zu wecken, aber erregt. »Wir müssen sogleich von hier aufbrechen. Sofort! Bereite die Truhe vor, einen Sack und lege hinein, soviel du kannst. Ich werde das Übrige vorbereiten und mitnehmen, soviel ich kann ... In der Morgenfrühe müssen wir fliehen. Ich würde schon früher gehen, aber ich muß noch mit der Hausherrin reden ... «

»Aber warum diese Flucht?«

»Ich werde es dir später erklären. Es ist wegen Jesu. Ein Engel hat mir gesagt: „Nimm das Kind und die Mutter und fliehe nach

Ägypten!“ Wir dürfen keine Zeit verlieren. Ich will vorbereiten, was ich kann.«

Es ist unnötig, Maria zu sagen, sie dürfe keine Zeit verlieren. Kaum hat sie vom Engel sprechen gehört, von Jesus und von Flucht, hat sie auch schon verstanden, daß ihr Kind in Gefahr schwebt. Sie hat sich erhoben, ein Gesicht bleicher als Wachs, und hält angstvoll die Hand auf ihr Herz. Sofort beginnt sie, flink und leicht die Kleider in der Truhe und in einem weiten Sack, den sie auf ihrem noch unberührten Bett ausbreitet, unterzubringen. Gewiß hat sie Angst, aber den Kopf hat sie nicht verloren. Sie macht alles rasch und sorgsam. Immer, wenn sie an der Wiege vorübergeht, wirft sie einen Blick auf Jesus, der unbekümmert schläft.

»Brauchst du Hilfe?« fragt Josef von Zeit zu Zeit, indem er den Kopf durch die halbgeöffnete Tür steckt.

»Nein, danke«, erwidert Maria jedesmal. Erst, als der Sack voll und schwer daliegt, ruft sie Josef zu Hilfe, um ihn gemeinsam zu schließen und vom Bett zu heben. Josef kommt, will aber keine Hilfe, sondern macht alles allein; er nimmt das umfangreiche Bündel und trägt es in seine Kammer.

»Soll ich auch die Wolldecken mitnehmen?« fragt Maria.

»Nimm, soviel du kannst. Den Rest werden wir verlieren; aber nimm auf jeden Fall die Decken mit! Sie werden uns nützlich sein; denn wir müssen einen weiten Weg zurücklegen, Maria! ... « Josef ist sehr bedrückt bei diesen Worten, und Maria kann sich vorstellen, wie ihm zumute ist. Sie faltet ihre und Josefs Bettdecke zusammen, und er bindet sie mit einer Leine zusammen. »Lassen wir die Steppdecke und die Matten zurück!« sagt er, während er die Bettdecken schnürt. »Auch wenn ich drei Esel nehme, darf ich sie nicht zu sehr belasten. Wir haben eine lange und beschwerliche Reise vor uns, teils über Berge, teils durch die Wüste. Decke Jesus gut zu! Die Nächte sind sehr kalt in den Bergen, ebenso in der Wüste. Ich nehme die Geschenke der Weisen mit, denn sie werden uns dort unten sehr nützlich sein. Alles, was ich habe, gebe ich, um zwei Esel zu kaufen.

Wir können sie nicht zurückschicken, müssen sie also kaufen. Ich gehe, ohne auf das Morgengrauen zu warten. Ich weiß, wo ich sie finden kann. Beende du, was noch zu tun ist!« Und er geht hinaus.

Maria packt noch einige Sachen zusammen, geht dann mit einem Blick auf Jesus hinaus und kehrt mit Kleidchen zurück, die noch feucht zu sein scheinen; vielleicht wurden sie tags zuvor gewaschen. Sie faltet sie zusammen, wickelt sie in ein Tuch und legt sie zu den anderen Sachen. Das ist alles. Sie blickt umher und sieht ein Spielzeug von Jesus: ein aus Holz geschnitztes Schäfchen. Sie nimmt es mit einem Seufzer und küßt es. Das Holz trägt die Spuren der Zähnen Jesu, und die Öhrchen des Schäfchens sind ganz abgenagt. Maria liebkost diesen armseligen Gegenstand aus einfachem Holz, der aber für sie sehr wertvoll ist; denn er spricht von der Liebe Josefs zu Jesus und erzählt von ihrem Kind. Auch das legt sie neben die anderen Sachen auf die verschlossene Truhe.

Jetzt bleibt wirklich nichts mehr übrig. Nur Jesus ist noch in seiner Wiege. Maria findet, daß es Zeit ist, auch das Kind herzurichten. Sie geht zur Wiege und schüttelt sie ein wenig, um den Kleinen aufzuwecken. Aber er läßt nur ein kleines Wimmern hören und wendet sich auf die andere Seite, um weiterzuschlafen. Maria streichelt ihm zärtlich die Löckchen. Jesus öffnet sein Mündchen und gähnt. Maria beugt sich über ihn und küßt ihn auf die Wange. Da erwacht Jesus. Er öffnet die Augen, sieht seine Mama, lächelt und streckt seine Händchen nach ihrer Brust aus.

»Ja, du Liebling deiner Mama. Ja, die Milch ... früher als gewohnt ... aber du bist immer bereit, an deiner Mutter zu saugen, mein heiliges Lämmlein.«

Jesus lacht und scherzt, indem er die Decke wegstrampelt. Er wirft die Ärmchen mit jener Heiterkeit um sich, die an den Kindern so lieblich wirkt. Er stemmt die Füßchen gegen den Magen der Mama, biegt sich zu einem Bogen und legt das blonde Köpfchen auf ihre Brust. Dann wirft er sich zurück und lacht, während er mit den Händchen die Kordeln des Kleides Marias umklammert, die

am Hals gebunden sind und versucht, sie zu öffnen. In seinem Linnenhemdchen sieht er wunderschön aus und rosig wie eine Blume.

Maria beugt sich über die Wiege, wie zum Schutz, und weint und lächelt in einem, während das Kind Worte lallt, die keine sind, in denen aber klar und deutlich das Wort „Mama“ wiederkehrt. Er schaut sie an, erstaunt, sie weinen zu sehen, streckt ein Händchen in die leuchtende Linie der Tränen aus und befeuchtet es beim Liebkosen; dann lehnt er sich wieder an die mütterliche Brust und drückt sich ganz daran, indem er sie mit seinen Händchen liebkost.

Maria küßt ihn auf die Haare und nimmt ihn in die Arme, setzt sich nieder und kleidet ihn an. Schon ist das wollene Kleidchen übergezogen und auch die Sandälchen an den Füßen. Sie gibt ihm die Brust, und Jesus saugt begierig die mütterliche Milch und da es ihm scheint, daß von der rechten Seite immer weniger kommt, sucht er die linke. Er lacht dabei und schaut von unten herauf seine Mutter an. Dann schläft er an ihrem Busen ein, die rosige rundliche Wange noch an die weiße, runde Mutterbrust gelehnt.

Maria erhebt sich vorsichtig und legt ihn auf die Steppdecke ihres Bettes. Sie bedeckt ihn mit ihrem Mantel, kehrt zur Wiege zurück und faltet die kleinen Deckchen. Sie überlegt, ob es gut wäre, auch das Maträtzchen mitzunehmen. Es ist so lieblich klein! Man kann es mitnehmen. Zusammen mit dem Kopfkissen legt sie es neben die Sachen, die bereits auf der Truhe liegen. Und nun weint sie über der leeren Wiege, die arme mit ihrem Kindlein verfolgte Mutter.

Josef kommt herein. »Bist du bereit? Ist Jesus bereit? Hast du seine Decken und sein Bettchen? Die Wiege können wir nicht mitnehmen, aber er soll wenigstens seine kleine Matratze haben, armer Kleiner, den man zu töten sucht!«

»Josef!« ruft Maria aus, während sie den Arm Josefs erfaßt.

»Ja, Maria, sie wollen ihn töten! Herodes will ihn töten . . . Denn er fürchtet ihn . . . wegen seines irdischen Reiches hat er Angst vor diesem unschuldigen Kind, die unreine Bestie! Was er tun wird, wenn er erfährt, daß Jesus geflohen ist, weiß ich nicht. Aber wir werden

bald schon in weiter Ferne sein. Ich glaube nicht, daß er sich rächen wird und ihn bis nach Galiläa verfolgen wird. Es wäre sehr schwierig für ihn herauszufinden, daß wir Galiläer sind und dazu aus Nazaret, und wer wir genau sind. Es sei denn, daß Satan ihm hilft zum Dank für seine treuen Dienste. Aber was auch geschieht, Gott wird uns helfen. Weine nicht, Maria! Dich weinen zu sehen, ist mir ein viel größerer Schmerz, als ins Exil gehen zu müssen.«

»Verzeih mir, Josef! Nicht wegen mir weine ich, nicht wegen der geringen Habe, die ich verliere. Ich weine wegen dir . . . Du hast schon so viel opfern müssen! Und jetzt kommt es soweit, daß du weder Kunden noch Haus haben wirst. Wieviel koste ich dich, Josef!«

»Wieviel? Nein, Maria, es kostet mich nichts. Es tröstet mich. Denke nicht an morgen! Wir haben die Schätze der Weisen. Sie werden uns helfen in der ersten Zeit. Ich werde Arbeit suchen. Ein ehrlicher und geschickter Arbeiter findet seinen Weg. Du hast es hier gesehen. Die Stunden reichen mir nicht für die Arbeit, die ich habe.«

»Ich weiß es. Aber was wird dich vor dem Heimweh schützen?«

»Und du, wer wird dich trösten in der Sehnsucht nach dem Haus, das dir so teuer ist?«

»Jesus! In ihm habe ich immer noch, was ich dort empfangen habe.«

»Auch ich habe in Jesus meine Heimat, die ich noch bis vor wenigen Monaten erhoffte. Ich habe meinen Gott. Du siehst, daß ich nichts von dem verliere, was mir über alles teuer ist; wenn wir nur Jesus retten, dann bleibt uns alles. Auch wenn wir diesen Himmel nicht wiedersehen sollten, diese Weiden und selbst Galiläa nicht, so werden wir immer noch alles haben, weil wir ihn besitzen. Komm, Maria, die Dämmerung beginnt! Es ist Zeit, uns von der Gastwirtin zu verabschieden und unsere Sachen aufzuladen. Alles wird gut gehen.«

Maria erhebt sich gehorsam und hüllt sich in ihren Mantel, während Josef ein letztes Bündel packt und mit ihm beladen hinausgeht.

Maria nimmt behutsam das Kind, wickelt es in einen Schal und

drückt es an das Herz. Sie blickt noch einmal auf die Wände, in denen sie einige Monate Schutz gefunden haben, und streift sie mit einer Hand. Glückliches Haus, das Maria geliebt und gesegnet hat!

Sie geht hinaus und, nachdem sie das Zimmerchen Josefs durchschritten hat, begibt sie sich in den großen Raum. Die Hausherrin küßt sie unter Tränen; dann hebt sie den Schal hoch und küßt das Kind auf die Stirn; es schläft ruhig weiter. Darauf steigen sie die äußere Treppe hinunter.

Der erste Schimmer der Morgendämmerung zeigt sich am Horizont; man kann noch kaum etwas erkennen. Im kargen Licht unterscheidet man die Konturen dreier Lasttiere. Das stärkste ist bereits mit dem Hausrat beladen. Die beiden anderen haben Sättel. Josef bemüht sich, die Truhe und das Bündel gut am Saumsattel des einen zu befestigen. Ich sehe seine Schreinerwerkzeuge zusammengebunden oben auf dem Bündel. Noch einige Grüße und Tränen, und Maria besteigt ihren Esel, während die Hausherrin Jesus in den Armen hält und ihn nochmals küßt. Dann gibt sie ihn Maria zurück. Auch Josef besteigt seinen Esel, den er mit dem Lastesel verbunden hat; so ist er frei, das Eselchen Marias am Halfter zu halten.

Die Flucht beginnt, während Betlehem, das noch von der zauberhaften Ankunft der Weisen träumt, ruhig schläft und nichts von dem ahnt, was ihm bevorsteht.

So endet die Vision.

59 »Der Schmerz war unser treuer Freund und hatte die verschiedensten Gesichter und Namen«

Jesus spricht:

Auch diese Folge von Visionen endet so. In gutem Einvernehmen mit den schwierigen Doktoren haben wir dir Szenen gezeigt, die meiner Ankunft vorausgegangen sind, sie begleitet haben und ihr gefolgt sind; nicht um ihrer selbst willen, denn sie sind sehr bekannt, sondern weil sie im Lauf der Jahrhunderte durch Beifügungen aus menschlicher Sicht entstellt wurden. Diese Entstellungen erfolgten in guter

Gesinnung, zur höheren Ehre Gottes, und sind deshalb verzeihlich; aber sie machen doch die Wirklichkeit unwirklich, die im tatsächlichen Geschehen so wunderschön ist. Meine Menschlichkeit und die Marias werden durch diese Rückkehr zur Wirklichkeit nicht herabgemindert, ebenso wenig wie meine Gottheit, die Majestät des Vaters und die Liebe der Allerheiligsten Dreifaltigkeit durch diese Wirklichkeit verkleinert werden. Vielmehr treten die Verdienste meiner Mutter und meine vollkommene Demut, sowie auch die allmächtige Güte des Ewigen Herrn nur noch leuchtender hervor.

Wir haben dir aber diese Szenen gezeigt, um dir und anderen den übernatürlichen Sinn aufzuzeichnen, der in ihnen liegt und euch als Lebensnorm dienen soll.

Die Zehn Gebote Gottes sind das Gesetz; mein Evangelium ist die Glaubenslehre, die dieses Gesetz klarer beleuchtet und freudiger befolgen läßt. Dieses Gesetz und diese Lehre würden genügen, um aus den Menschen Heilige zu machen.

Aber ihr werdet von eurer menschlichen Natur so behindert, sie unterdrückt euren Geist so sehr, daß ihr diesen Wegen nicht folgen könnt, daß ihr fallt oder mutlos stehenbleibt. Ihr sagt euch selbst oder anderen, die euch vorwärtsbringen wollen, indem sie Beispiele aus dem Evangelium zitieren: „Aber Jesus, Maria und Josef (und mit ihnen alle Heiligen) waren nicht wie wir. Sie waren stark und wurden sofort getröstet in ihren geringen Leiden; sie kannten nicht die Leidenschaften und waren nicht so erdgebunden wie wir.“

Geringe Leiden? Sie kannten die Leidenschaften nicht?

Der Schmerz war unser treuer Freund und hatte die verschiedensten Gesichter und Namen. Die Leidenschaften . . . mißbraucht das Wort nicht und nennt die Laster, die euch irreleiten, nicht Leidenschaften; nennt sie aufrichtig „Laster“ und überdies „Hauptlaster“!

Es stimmt nicht, daß wir sie nicht kannten. Wir hatten Augen und Ohren, um zu sehen und zu hören, und Satan ließ vor uns und um uns die Laster tanzen; er zeigte sie uns in ihrem ganzen Schmutz oder versuchte uns mit Einflüsterungen. Aber, da unser Wille nur bestrebt war, Gott zu gefallen, erreichte Satan mit diesen Widerlichkeiten und Einflüsterungen nur das Gegenteil von dem, was er zu erreichen suchte. Und je mehr er uns verfolgte, um so mehr suchten

wir unsere Zuflucht im Licht Gottes, aus Abscheu vor der schlammi- gen Finsternis, die er unseren leiblichen oder geistigen Augen anbot.

Aber die Leidenschaften im philosophischen Sinn waren uns nicht unbekannt. Wir haben die Heimat geliebt, und in der Heimat un- ser kleines Nazaret mehr als jede andere Stadt in Palästina. Wir ha- ben die Zuneigung zu unserem Haus, zu unseren Verwandten und Freunden gefühlt. Warum hätten wir sie nicht fühlen sollen? Aber wir sind nicht zu ihren Sklaven geworden; denn nichts darf uns be- herrschen als Gott allein. Aber wir waren ihnen gute Kameraden.

Meine Mutter tat einen Freudenschrei, als sie nach etwa vier Jah- ren nach Nazaret zurückkehrte und den Fuß auf die Schwelle ihres Häuschens setzte. Sie hat die Wände geküßt, in denen sie durch ihr „Ja“ ihren Schoß dem göttlichen Keim öffnete. Josef hat mit Freude seine Verwandten und seine Neffen begrüßt, die an Zahl und Jahren herangewachsen waren, und außerdem konnte er feststellen, daß seine Mitbürger sich seiner erinnerten und ihn sofort wegen seiner Tüchtigkeit wieder aufsuchten. Ich bin sehr empfänglich gewesen für Freundschaften und habe den Verrat des Judas als eine seelische Kreuzigung empfunden. Und was folgt daraus? Weder meine Mut- ter noch Josef zogen ihre Liebe zu Haus und Verwandtschaft dem Willen Gottes vor.

Und ich verschonte weder die Hebräer noch den Judas, wenn- gleich ich mir dadurch ihren Groll und ihren Unmut zuzog. Ich wuß- te, daß Geld genügt hätte, um ihn an mich zu binden; nicht an mich, den Erlöser, sondern an mich, den reichen Mann. Ich, der ich das Brot vermehrt habe, hätte auch das Geld vermehren können, wenn ich gewollt hätte. Aber ich bin nicht gekommen, um menschliche Be- friedigungen zu verschaffen. Niemandem! Am allerwenigsten mei- nen Berufenen. Ich habe Opfer, Losschälung, keusches Leben und demütige Haltung gepredigt. Was für ein Meister wäre ich gewesen und was für ein Gerechter, wenn ich jemandem, um ihn zu behalten, Geld gegeben hätte für seine geistigen und leiblichen Bedürfnisse?

Groß wird man in meinem Reich, wenn man sich „klein“ macht.

Wer groß sein will in den Augen der Welt, der ist nicht geeignet, in meinem Reich zu herrschen. Er ist Stroh für das Bett der Dämonen. Denn die Größe der Welt steht im Widerspruch zum Gesetz Gottes.

Die Welt nennt „groß“, die mit fast immer unerlaubten Mitteln die besten Posten zu erobern wissen; und um sie zu erreichen, machen sie aus dem Nächsten einen Schemel, auf den sie steigen, um ihn dann zu erdrücken. Sie nennt „groß“, die zu töten verstehen um der Herrschaft willen. Sie töten seelisch oder physisch. Sie erpressen sich Stellungen und Länder und bereichern sich, indem sie andere in ihren privaten und gemeinschaftlichen Gütern aussaugen. Die Welt nennt oft die Verbrecher „groß“. Nein! Verbrechen ist keine Größe. Diese liegt in der Güte, in der Ehrenhaftigkeit, in der Liebe, in der Gerechtigkeit. Seht eure „Großen“: welch vergiftete Früchte sie euch anbieten, die sie in ihrem verbrecherischen, dämonischen Seelengarten gezüchtet haben!

Ich möchte noch etwas zur letzten Vision sagen und nicht weiter von anderen Dingen reden, da es ja unnütz ist, weil die Welt die Wahrheit, die sie angeht, nicht hören will. Diese Vision beleuchtet einen Satz, den wir im Matthäus-Evangelium zweimal vorfinden: „Erhebe dich, nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Ägypten!“ [Mt 2,13] und: „Erhebe dich, nimm das Kind und dessen Mutter und kehre in das Land Israel zurück!“ [Mt 2,20]. Und du hast gesehen, daß Maria allein in ihrem Zimmer mit ihrem Kind war. In Abrede gestellt wird die Jungfräulichkeit Marias nach der Geburt und die Keuschheit Josefs von denen, die selbst faulender Schlamm sind und nicht gestehen wollen, daß menschliche Geschöpfe, wie die beiden es sind, Flügel und Licht sein können. Es sind die Unglücklichen, deren Seele so verdorben und deren Fleisch so dem Fleisch verfallen ist, daß es ihnen unvorstellbar ist, daß ein Mann die Frau so achten kann und in ihr nur die Seele und nicht das Fleisch sieht, und daß er sich selbst erhebt, um in einer übernatürlichen Atmosphäre zu leben, wo nicht Fleischliches begehrt wird, sondern nur das, was göttlich ist.

Nun, diesen Leugnern des Schönsten, diesen Würmern, die unfähig sind, zu Schmetterlingen zu werden, diesen vom Schlamm ihrer Sinnenlust bedeckten Kriechtieren, die keine Ahnung haben von der Schönheit einer Lilie, sage ich, daß Maria Jungfrau war und blieb, und daß nur ihre Seele mit Josef vermählt war, wie ihr Geist einzig und allein mit dem Geist Gottes verbunden war. Und nur durch sein Eingreifen empfing sie den Einzigen, den sie im Schoß getragen: Mich, Jesus Christus, den Eingeborenen von Gott und Maria.

Das ist keine erst später entstandene Überlieferung, weil man liebevolle Ehrfurcht für die Selige empfand, die meine Mutter war.

Matthäus wurde nicht Jahrhunderte später geboren. Er war ein Zeitgenosse Marias. Matthäus war kein armer Ungebildeter, der aus der Wildnis kam und bereit war, jedes Märchen zu glauben. Er war ein Zollbeamter, wie ihr heute sagen würdet; ein Zöllner, wie wir damals sagten. Er verstand es zu sehen, zu hören, zu begreifen und zu unterscheiden zwischen Wahrem und Falschem. Matthäus kannte die Dinge nicht nur vom Hörensagen. Er vernahm sie von den Lippen Marias, die zu fragen ihn die Liebe zum Meister und zur Wahrheit drängte. Ich glaube nicht, daß die Leugner der Makellosigkeit Marias denken können, sie selbst habe gelogen. Meine eigenen Verwandten hätten sie widerlegen können, wenn sie andere Kinder gehabt hätte: Jakob, Judas, Simon und Josef waren Mitjünger des Matthäus. Es wäre ihm leicht gewesen, Behauptungen zu vergleichen, wenn es Meinungsverschiedenheiten gegeben hätte. Matthäus sagt nie: „Erhebe dich, nimm deine Frau.“ Er sagt: „Nimm seine Mutter!“ Vorher sagt er: „Die mit Josef verlobte Jungfrau“ [Mt 1,18] und „Josef, ihr Bräutigam“ [Mt 1,16].

Sie sollen mir nicht entgegenhalten, daß das eine Redeweise der Hebräer war, als ob es eine Schande gewesen wäre, Frau zu sein. Nein, ihr Leugner der Reinheit! Schon in den ersten Zeilen des Buches liest man: „... und er wird sich vereinigen mit ihr“ [Gen 2,24]. Sie wird Gefährtin genannt bis zum Augenblick der vollzogenen körperlichen Ehegemeinschaft, und erst danach wird sie verschiedene

Male und in verschiedenen Kapiteln „Frau“ genannt. Dasselbe gilt auch von den Frauen der Söhne Adams. Ebenso wird Sara die Frau Abrahams genannt: „Nimm Sara, deine Frau“ [Gen 17,15]. „Nimm deine Frau und deine beiden Töchter“, wird zu Lot gesagt [Gen 19,15], und im Buch Rut steht geschrieben: „Die Moabiterin, die Frau des Machlon“ [Rut 4,10]; im ersten Buch Samuels heißt es: „Elkana hatte zwei Frauen“ [1 Sam 1,1–2], und weiterhin: „Elkana erkannte nun seine Frau Hanna“ [1 Sam 1,19]; ferner: „Eli segnete Elkana und seine Frau“ [1 Sam 2,20], und an einer anderen Stelle sagt das Buch Samuels [2 Sam 11,27]: „Batseba, die Frau des Urija, des Hetiters, wurde die Frau Davids, und sie gebar ihm einen Sohn.“ Und wie heißt es in dem blauen Buch des Tobias, aus dem die Kirche euch bei eurer Hochzeit singt, um euch zu raten, in der Ehe heilig zu sein? „Als nun Tobias mit seiner Frau und seinem Sohn ankam . . .“ [Tob 1,11], und weiter: „Tobias gelang es, mit dem Sohn und seiner Frau zu fliehen“ [Tob 1,21].

In den Evangelien, d. h. in der Zeit, in der Christus lebte und man also in der damals modernen Sprache schrieb und deshalb keine Abschreibefehler zu befürchten hatte, heißt es, und ausgerechnet bei Matthäus, im 22. Kapitel: „. . . und der erste nahm die Frau, starb und ließ die Frau seinem Bruder“ [Mt 22,25], und bei Markus, im Kapitel 10: „Wer seine Frau verstößt . . .“ [Mk 10,11]; Lukas nennt viermal hintereinander Elisabet die Frau des Zacharias [Lk 1,5; 1,13; 1,8; 1,24], und im achten Kapitel sagt er: „Johanna, die Frau des Chuza“ [Lk 8,3].

Wie ihr seht, wurde dieses Wort von denen nicht verschmäht, die auf den Wegen des Herrn wandelten; es war kein unreines Wort, das man nicht aussprechen und noch weniger niederschreiben durfte, wo es sich um Gott und seine Wunderwerke handelte. Und wenn der Engel sagt: „Das Kind und seine Mutter“, dann meint er damit: „Sie war seine wahre Mutter“, die aber nicht die „Frau“ des Josef war. Sie blieb immer „die mit Josef verlobte Jungfrau.“

Das ist nun die letzte Lehre aus diesen Visionen. Sie ist wie ein

Glorienschein um das Haupt Marias und Josefs: der unversehrten Jungfrau und des gerechten, keuschen Mannes. Die zwei Lilien, unter denen ich aufwuchs und nur den Wohlgeruch der Reinheit wahrnahm.

Mit dir, mein kleiner Johannes (eine Anrede, die immer der Seherin gilt), könnte ich über den Schmerz Marias bei ihrer doppelten Trennung von Haus und Heimat reden. Aber es ist nicht nötig, darüber zu sprechen. Du verstehst, was das bedeutet, und du stirbst daran. Gib mir deinen Schmerz! Ich will nichts anderes. Er ist das Beste von all dem, was du mir geben kannst. Es ist Freitag, Maria. Denke an mein und an Marias Leiden auf Golgota, um dein Kreuz tragen zu können! Der Friede und unsere Liebe bleiben mit dir.«

60 Die Heilige Familie in Ägypten

Eine liebliche Vision von der Heiligen Familie. Der Ort befindet sich in Ägypten; darüber besteht kein Zweifel, denn ich sehe die Wüste und eine Pyramide.

Ich sehe ein Häuschen, das aus einem weißen Erdgeschoß besteht. Ein armes Haus sehr armer Leute. Seine Mauern sind kaum verputzt und mit einer schwachen Kalkschicht bestrichen. Das Häuschen hat zwei nebeneinanderliegende Türen, die in die zwei einzigen Räume führen, in die ich vorerst nicht eintrete. Das Häuschen steht auf einem sandigen Boden, der von einem Schilfrohrhecke eingezäunt ist. Nur ein schwacher Schutz gegen Diebe; er kann wohl höchstens Hunde oder umherirrende Katzen abwehren. Wer möchte auch dort etwas stehlen, wo offenbar keine Spur von Reichtum zu finden ist?

Um den Zaun etwas solider und weniger armselig erscheinen zu lassen, hat man an ihm eine einfache Ackerwinde emporklettern lassen. Nur auf der einen Seite ist ein blühender Jasminstrauch und ein Rosenstock von der allgewöhnlichsten Sorte. Das kleine Stück Land innerhalb des Rohrzauns ist sorgfältig bebaut. Trotz des trockenen und mageren Geländes ist ein kleines Gärtchen angelegt worden. Ich sehe das bescheidene Grün der wenigen Beete unter einem Baum mit hohem Stamm, dessen Namen ich nicht kenne; dieser

gibt dem der Sonne sehr ausgesetzten Gelände und dem Häuschen etwas Schatten. An den Baumstamm ist eine schwarzweiße Ziege angebunden, die Blätter von Zweigen, die auf dem Boden liegen, abreißt und wiederkaut.

Im Schatten des Baumes, auf einer am Boden ausgebreiteten Matte, sitzt das Jesuskind. Es scheint mir zwei, höchstens zweieinhalb Jahre alt zu sein. Es spielt mit einigen geschnitzten Figuren, die Schäfchen oder Pferdchen darstellen, und mit einigen hellen Hobelspänen, die weniger geringelt sind als seine goldenen Locken. Mit den Patschhändchen versucht es, Hobelspäne um den Hals seiner Tierchen zu legen.

Das Jesuskind ist brav und lächelt. Ein wunderschöner Anblick! Ein Köpfchen voller goldener, sehr dichter Locken. Die Haut hell und zart gerötet; lebhaft, strahlende, tiefblaue Augen. Der Ausdruck ist natürlich nicht der frühere, aber an der Farbe der Augen erkenne ich meinen Jesus: zwei dunkle, überaus schöne Saphire. Er trägt eine Art langes, weißes Hemdchen, das sicher als Tunika dient. Die Ärmel reichen bis zu den Ellbogen. Er ist zurzeit barfuß. Die Sandälchen liegen auf der Matte, und auch sie dienen dem Kind als Spielzeug; es legt seine Tiere auf die Sohle und zieht an den Nesteln des Sandälchens, als wäre es ein kleines Fuhrwerk. Es sind sehr einfache Sandälchen: eine Sohle und zwei Nesteln, von denen eine an der Spitze, die andere an der Ferse befestigt ist. Die an der Spitze teilt sich an einem bestimmten Punkt, und ein Teil geht durch die Öse des Riemens an der Ferse, um sich dann mit dem anderen Teil verflechten zu lassen und auf dem Rist des Fußes einen Ring zu bilden.

In geringer Entfernung, ebenfalls im Schatten des Baumes, sitzt die Muttergottes. Sie webt an einem einfachen Webstuhl und überwacht das Kind. Ich sehe, wie die feinen, weißen Hände das Weberschiffchen hin- und herbewegen; ihr mit Sandalen bekleideter Fuß tritt das Pedal. Sie trägt eine malvenfarbige Tunika: rötlichviolett wie gewisse Amethyste. Sie ist barhaupt, und so kann ich erkennen, daß

ihre auf dem Haupt gescheitelten blonden Haare einfach gekämmt, zu zwei Zöpfen geflochten und am Nacken zu einem zierlichen Knoten zusammengefaßt sind. Sie trägt lange, fast enge Ärmel. Sie hat keinen anderen Schmuck als ihre Schönheit und ihren lieblichen Gesichtsausdruck. Die Farbe des Gesichtes, der Haare, der Augen und die Gesichtsform sind so, wie ich sie immer sehe. Hier scheint sie sehr jung, höchstens zwanzig Jahre alt.

Auf einmal erhebt sie sich, beugt sich über das Kind, legt ihm die Sandälchen an und schnürt sie mit Sorgfalt. Dann liebkost sie es und küßt es auf das Köpfchen und die Äuglein. Das Jesulein lallt etwas, und sie antwortet; aber ich verstehe die Worte nicht. Dann kehrt sie zu ihrem Webstuhl zurück, breitet über Leinwand und Gestell ein Tuch aus, nimmt den Schemel, auf dem sie gesessen hat, und trägt ihn ins Haus. Das Knäblein folgt ihr mit dem Blick, ohne sich zu ängstigen, weil sie es allein läßt.

Man sieht, daß die Arbeit beendet ist und der Abend hereinbricht. Tatsächlich senkt sich die Sonne über die nackte Landschaft, und ein wahrer Feuerbrand zieht am Himmel hinter der fernen Pyramide auf.

Maria erscheint wieder; sie nimmt Jesus bei der Hand und läßt ihn von seiner Strohmatte aufstehen. Das Kind gehorcht ohne Widerstand, während die Mutter das Spielzeug und die Matte zusammenrafft und ins Haus trägt. Es trippelt auf seinen wie gedrechselten Beinchen zur kleinen Ziege und wirft ihr die Ärmchen um den Hals. Die Ziege meckert und streift ihr Mäulchen an der Schulter Jesu.

Maria kommt wieder. Jetzt hat sie einen langen Schleier auf dem Haupt und einen Krug in der Hand. Sie nimmt Jesus beim Händchen, und beide gehen um das Häuslein herum auf die Vorderseite.

Ich folge ihnen mit meinen Augen und bewundere die Anmut des Bildes. Die Muttergottes bemißt ihren Schritt nach dem des Kindes, und das Kind trippelt an ihrer Seite. Ich sehe die rosigen Fersen, die mit der den Kinderschritten eigenen Grazie sich erheben und sich im Sand des Pfades aufsetzen. Es fällt mir auf, daß seine Tunika

nicht bis zu den Füßen, sondern nur bis zur Mitte der Waden reicht. Sie ist sehr reinlich, sehr einfach und wird um die Lenden von einer ebenfalls weißen Kordel festgehalten.

Ich sehe, daß vor dem Haus der Zaun von einer einfachen Gartentür unterbrochen wird, die Maria öffnet, um auf den Weg hinauszutreten. Ein armseliger Weg am Rand einer Stadt oder eines Dorfes, was es auch immer sein mag, dort, wo es auf dem sandigen Boden endet; noch ein anderes Häuschen steht hier, arm wie das ihrige, mit einem kleinen Garten. Ich sehe niemanden. Maria schaut zur Ortsmitte hin, nicht zum Land, als ob sie jemanden erwarte; dann geht sie auf eine Quelle oder einen Brunnen zu, der einige zehn Meter weit entfernt und von einigen schattigen Palmen umgeben ist. Ich sehe, daß der Boden dort auch einige grüne Gräser aufweist.

Ich sehe einen Mann des Weges kommen; er ist nicht sehr groß, aber kräftig. Ich erkenne in ihm Josef. Er lächelt; er ist jünger als zu dem Zeitpunkt, da ich ihn in der Paradiesvision sah. Er scheint höchstens vierzig Jahre zu zählen. Haut und Barthaare sind dicht und schwarz, die Haut etwas gebräunt, die Augen dunkel. Er hat ein ehrliches und ansprechendes Gesicht und einen Blick, der Vertrauen einflößt. Sobald er Jesus und Maria sieht, beschleunigt er seine Schritte. Auf der linken Schulter trägt er eine Säge und eine Art Hobel, und in der Hand hält er andere Werkzeuge seines Handwerkes, die den heutigen ähnlich sind. Es scheint, daß er von einer Arbeit heimkehrt, die er in irgendeinem Haus geleistet hat.

Sein Gewand hat die Farbe zwischen nuß- und haselnußbraun; es ist nicht sehr lang; es endet ein gutes Stück über den Knöcheln, und die Ärmel reichen bis zu den Ellbogen. Um die Lenden trägt er einen Ledergurt, wie mir scheint; ein wahres Arbeitergewand. An den Füßen Sandalen, die um die Knöchel geschnürt sind.

Maria lächelt, das Kind gibt Freudenschreie von sich und streckt das freie Ärmchen aus. Bei der Begegnung der drei beugt sich Josef über das Kind und gibt ihm eine Frucht, offenbar einen Apfel, nach Farbe und Form zu schließen. Dann hält er ihm die Arme entgegen,

und das Kind verläßt die Mutter und stürzt sich in Josefs Arme, neigt das Köpfchen zum Hals Josefs, küßt ihn und wird von ihm geküßt. Eine Szene voll zärtlicher Anmut.

Ich vergaß zu sagen, daß Maria bereitwillig die Arbeitswerkzeuge Josefs übernommen hat, um ihn für die Umarmung des Kindes frei zu machen.

Josef erhebt sich wieder; er hatte sich bis zur Höhe Jesu niedergebeugt. Nun nimmt er mit der linken Hand seine Werkzeuge wieder und hält auf dem rechten Arm den kleinen Jesus fest an seine starke Brust. Er nähert sich dem Haus, während Maria zur Quelle geht, um ihren Krug mit Wasser zu füllen. Nachdem er in die Umzäunung des Hauses eingetreten ist, stellt Josef das Knäblein zu Boden, nimmt den Webstuhl Marias und trägt ihn ins Haus; dann melkt er die Ziege. Und Jesus beobachtet aufmerksam jede Handlung, auch wie die Ziege in ihren kleinen Stall auf einer Seite des Hauses gebracht wird.

Der Abend sinkt hernieder. Ich sehe, wie das Rot des Sonnenuntergangs auf dem Sand ins Violett übergeht; die Luft scheint vor Wärme zu zittern, und die Pyramide wird dunkler.

Josef geht in das Haus, in ein Zimmer, das zugleich Werkstatt, Küche und Eßzimmer ist. Es scheint, daß das andere Zimmer als Schlafraum dient. Aber dort sehe ich nicht hinein. Hier ist eine niedrige brennende Feuerstelle, dort eine Hobelbank, ein kleiner Tisch, ein Schemel, ein Gestell mit Geschirr und zwei Öllampen. In einem Winkel steht der Webstuhl.

Es herrscht sehr gute Ordnung und Reinlichkeit. Eine arme, aber äußerst saubere Wohnung.

Folgende Beobachtung mache ich immer wieder: bei allen Visionen, die das menschliche Leben Jesu betreffen, habe ich bemerkt, daß sowohl Jesus als auch Maria, Josef und ebenso Johannes immer ordentlich und reinlich sind in ihren Kleidern und in der Haarpflege. Bescheidene Gewänder und einfache Frisur, aber eine Reinlichkeit, die sie vornehm erscheinen läßt.

Maria kommt mit ihrem Krug zurück, und die Tür wird vor der plötzlich hereinbrechenden Dämmerung geschlossen. Der Raum wird von einer Lampe erhellt, die Josef angezündet und auf eine Bank gestellt hat. Dort hat er wieder begonnen, an kleinen Holzstücken zu basteln, während Maria das Abendbrot bereitet. Auch das Feuer erhellt den Raum. Die Händchen auf die Bank gestützt und das Köpfchen nach oben gerichtet, beobachtet Jesus, was Josef tut. Dann setzen sie sich nach einem Gebet zu Tisch. Sie machen natürlich nicht das Kreuzzeichen, aber sie beten. Josef betet vor, und Maria antwortet. Ich verstehe nichts. Es muß ein Psalm sein. Aber es ist eine Sprache, die mir völlig unbekannt ist.

Dann setzen sie sich an den Tisch, auf dem jetzt die Lampe steht. Maria hat Jesus auf dem Schoß und gibt ihm Ziegenmilch zu trinken, in welche sie Brotstückchen eintunkt, die sie von runden Brotscheiben abgebrochen hat. Die Kruste des Brotes ist dunkel, aber auch die Krume. Das Brot ist aus Roggen- oder Gerstenmehl hergestellt, jedenfalls enthält es viel Kleie und ist grau. Dann setzt Maria Jesus neben sich auf ein Sesselchen und bringt gekochtes Gemüse auf den Tisch; es scheint mir gekocht und angemacht zu sein, wie wir es zu tun pflegen. Nachdem Josef sich bedient hat, ißt auch Maria davon. Jesus knabbert ruhig an seinem Apfel und lächelt, wobei seine weißen Zähnen sichtbar werden. Die Mahlzeit endet mit Oliven oder Datteln; ich bin mir nicht sicher; für Oliven sind sie zu hell und für Datteln zu hart, Wein fehlt. Ein Nachtmahl armer Leute. Aber der Raum strahlt einen großen Frieden aus; der Anblick eines prunkvollen Königspalastes könnte mir keinen so tiefen Eindruck vermitteln. Und welch eine Harmonie!

Jesus spricht an diesem Abend nicht. Er erklärt mir die Szene nicht! Er belehrt mich mit dem Geschenk der Vision, und das genügt. Er sei immer gleichermaßen gepriesen!

61 »In diesem Haus herrscht Ordnung«

Jesus spricht:

»Die Unterweisung für dich und die anderen geben dir die Dinge, die du siehst. Es ist eine Lehre der Demut, der Ergebung und schöner Eintracht; ein Beispiel für alle christlichen Familien und besonders für alle Familien in ähnlich schmerzlicher Zeit.

Du hast ein armseliges Haus gesehen. Und das, was so schmerzhaft ist: ein armes Haus im fremden Land.

Viele von euch halten sich für „gangbare“ Gläubige, wenn sie beten und mich in der Heiligen Kommunion empfangen; aber sie beten und kommunizieren nur für *ihre eigenen* Bedürfnisse, nicht für die Bedürfnisse der Seelen und zur Ehre Gottes. Es kommt sehr selten vor, daß jemand in seinem Beten nicht egoistisch ist. Viele möchten ein materiell leichtes Leben haben, frei von Unannehmlichkeiten; sie möchten wohlhabend und glücklich sein.

Josef und Maria hatten mich, den wahren Gott, als ihren Sohn, und doch hatten sie nicht einmal das Glück der Armen: arm zu sein im eigenen Land, in der Heimat, wo sie bekannt waren, wo sie wenigstens ihr eigenes Haus hatten, wo sie leichter Arbeit finden und für das Leben sorgen konnten. Sie sind gerade deshalb Flüchtlinge, weil sie mich besitzen. Verschiedenes Klima, verschiedenes Land, so traurig im Vergleich zu den lieblichen Feldern von Galiläa; verschiedene Sprache, verschiedene Sitten, mitten in einer Bevölkerung, der sie unbekannt sind und die ein übliches Mißtrauen gegenüber Flüchtlingen und Fremdlingen zeigt.

Ohne die nützlichen und lieben Möbel ihres eigenen Hauses, ohne die vielen kleinen notwendigen Dinge, die sie dort hatten und nun entbehren, ohne all das, was ihnen dort gar nicht so notwendig schien, während es hier, wo sie vom Nichts umgeben sind, wertvoll wäre, wie der Überfluß, der die Häuser der Reichen so angenehm gestaltet. Dazu die Sehnsucht nach Heim und Heimatort mit den zurückgelassenen Habseligkeiten und dem Gärtchen mit den Reben,

dem Feigenbaum und den anderen Nutzpflanzen, worum sich nun vielleicht niemand kümmert. Und hier die Notwendigkeit, für den täglichen Unterhalt zu sorgen, für die Kleider, für das Brennmaterial; Tag für Tag, in der Sorge um mich, das göttliche Kind, dem sie nicht dieselbe Nahrung geben können wie sich selbst. Und mit so vielen Qualen im Herzen: dem Heimweh, der Ungewißheit über die Zukunft, dem Mißtrauen der Leute, die besonders in den ersten Zeiten eine so ablehnende Haltung gegenüber den beiden arbeitssuchenden Unbekannten einnahmen.

Und trotzdem, du hast es gesehen! In diesem Haus herrschen Freundlichkeit, Lächeln und Eintracht; gemeinsam wird danach gestrebt, das Heim zu verschönern, auch das elende Gärtchen, damit es dem ähnlicher werde, das sie zurückgelassen haben. Ein Gedanke herrscht hier vor: mir, dem Heiligen, der ich von Gott komme, das Land weniger feindlich erscheinen zu lassen. Es ist die Liebe der Glaubenden und Eltern, die sich äußert in tausend Sorgen, angefangen bei der Ziege, die nur durch viele Überstunden erworben werden konnte, bis zu den kleinen Spielsachen, die aus Holzresten geschnitzt werden und zu den Früchten, die nur für mich bestimmt waren.

Mein geliebter irdischer Nährvater, wie wurdest du von Gott geliebt, von Gott, dem Vater in den Höhen des Himmels, und von Gott Sohn, der auf Erden der Erlöser wurde!

In diesem Haus gibt es kein nervöses Aufbrausen, keinen Groll, keine finsternen Gesichter, keine gegenseitigen Vorwürfe und noch weniger Vorwürfe Gott gegenüber, der sie nicht mit irdischem Wohlstand überhäuft. Josef wirft Maria nicht vor, die Ursache der Entbehnungen zu sein, und Maria wirft Josef nicht vor, er verstehe sich nicht darauf, ihnen ein angenehmeres Leben zu verschaffen. *Sie lieben sich auf heilige Weise*; damit ist alles gesagt. Und deswegen ist ihre Sorge nicht das eigene Wohlergehen, sondern das der anderen. Die wahre Liebe kennt keinen Egoismus. Und die wahre Liebe ist immer keusch, auch wenn sie nicht so vollkommen in der Keuschheit ist,

wie bei diesen beiden jungfräulichen Seelen. Mit Liebe verbundene Keuschheit bringt eine ganze Reihe anderer Tugenden mit sich, und daher macht sie aus den beiden, die sich keuscherweise lieben, ein vollkommenes Elternpaar.

Die Liebe meiner Mutter und Josefs war vollkommen. Daher war sie Nährstoff für jede andere Tugend, besonders für die Liebe zu Gott, der allezeit gepriesen wurde, obwohl sein heiliger Wille ihnen Sorgen auferlegte für Leib und Seele. Gepriesen wurde er, weil über Fleisch und Herz der Geist herrschte; sie priesen mit Dankbarkeit den Herrn, der sie auserwählt hatte, seines ewigen Sohnes Hüter zu sein.

In diesem Haus wurde gebetet. Heutzutage wird in den Familien viel zu wenig gebetet. Der Tag beginnt und die Nacht bricht herein, ihr beginnt die Arbeit und sitzt bei Tisch, ohne an den Herrn zu denken, der euch erlaubt hat, einen neuen Tag zu erleben, eine neue Nacht zu erhalten, der eure Mühen gesegnet hat und gestattete, daß sie zu Mitteln wurde, euch die Speise, das Feuer, die Kleider, das Dach und alles, was für euer Menschendasein notwendig ist, zu beschaffen. Immer ist „gut“, was vom guten Gotte kommt; auch wenn es arm und kärglich ist.

Die Liebe gibt euch Kraft und Würze: die Liebe, die im ewigen Schöpfer den Vater sieht, der euch liebt.

In diesem Haus herrscht Genügsamkeit. Sie wäre auch da, wenn es nicht an Geld mangeln würde. Da ernährt man sich, um zu leben, nicht um dem Gaumen mit unersättlicher Gefräßigkeit zu dienen, mit den Launen der Feinschmecker, die sich den Magen füllen bis zum Überdruß und das Geld verschwenden in teuren Speisen, ohne derer zu gedenken, die darben und hungern, und ohne daran zu denken, daß durch ihre Mäßigung viele andere vor der Bitterkeit des Hungers bewahrt werden könnten.

In diesem Haus wird die Arbeit geliebt. Man würde sie auch lieben, wenn Geld im Überfluß da wäre; denn in der Arbeit gehorcht der Mensch den Befehlen Gottes und befreit sich vom Laster, das wie

hartnäckiger Efeu die Müßiggänger gleich einer unbeweglichen Masse erwürgt und erstickt. Gut ist die Speise, angenehm die Ruhe; sie befriedigen das Herz, wenn jemand gut gearbeitet hat und sich die Zeit der Ruhe zwischen der einen Arbeit und der anderen gönnt. Im Haus und im Geist dessen, der die Arbeit liebt, kann das Laster in seiner vielfältigen Gestalt keine Wurzel fassen; und da dies nicht geschieht, erblüht die gegenseitige Zuneigung und Hochachtung, wachsen in reiner Atmosphäre die zarten Sprossen, aus denen später heilige Familien werden.

In diesem Haus herrscht die Demut. Welche Lehre für euch, ihr Hochmütigen! Maria hätte, menschlich gesprochen, tausend und abertausend Gründe gehabt, sich zu überheben und sich von ihrem Mann verehren zu lassen. Gar viele Frauen tun das, weil sie ein wenig mehr gebildet oder aus vornehmer Familie sind oder eine reichere Börse besitzen als ihr Gemahl. Maria ist Braut und Mutter Gottes, und dennoch dient sie, und läßt sich nicht bedienen vom Gemahl, dem sie in Liebe zugetan ist. Josef ist der Herr des Hauses, von Gott gewürdigt, Familienoberhaupt zu sein; von Gott beauftragt, das menschengewordene Wort und die Braut des heiligen Geistes zu behüten; und dennoch ist er beflissen, Maria Arbeit und Mühe abzunehmen. Die demütigsten Hausarbeiten nimmt er auf sich, damit Maria sich nicht ermüde; und noch mehr: so gut er kann, sucht er ihr beizustehen und sie zu ermuntern und ist bemüht, ihr das Haus behaglich zu gestalten und sie mit einem kleinen Blumengarten zu erfreuen.

In diesem Haus wird die Ordnung hochgeschätzt: die übernatürliche, moralische und materielle Ordnung. Gott ist der oberste Herr. Ihm gilt Kult und Liebe: das ist die übernatürliche Ordnung. Josef ist das Haupt der Familie. Er empfängt Zuneigung, Achtung und Gehorsam: das ist die moralische Ordnung. Das Haus ist ein Geschenk Gottes, ebenso wie die Kleidung und die Haushaltsgeräte. In allen Dingen ist die Vorsehung Gottes sichtbar; jenes Gottes, der den Schafen ihr Fell, den Vögeln die Federn, den Tieren das Heu, den beflügelten Tieren die Körner und die Zweige der Bäume gibt und der

Lilie des Feldes ihr Gewand webt. Das Haus, die Kleider, die Werkzeuge werden mit Dankbarkeit angenommen; gepriesen wird die Hand Gottes, die sie ihnen bietet; mit Achtung werden sie behandelt als Geschenke des Herrn; nicht mit Mißmut werden sie betrachtet wegen ihrer Armseligkeit; sie werden nicht unnötig abgenützt, die göttliche Vorsehung wird nicht mißbraucht: das ist die materielle Ordnung.

Du hast die Worte, die im Dialekt von Nazaret gewechselt wurden, nicht verstanden. Ebenso wenig wie die Worte der Gebete. Aber was du gesehen hast, ist dir eine große Lehre gewesen. Betrachtet es, ihr alle, die es euch nunmehr schmerzt, in so vielen Dingen gegen Gott gefehlt zu haben; unter anderem auch in jenen Dingen, in denen die heiligen Vermählten, die mir Mutter und Vater gewesen sind, nie gefehlt haben.

Und du, beselige dich selbst in der Erinnerung an den kleinen Jesus; lächle im Gedanken an seine Kinderschritte! Bald wirst du ihn unter dem Kreuz wanken sehen, und es wird eine Vision der Tränen sein.«

62 Erste Arbeitslehre für Jesus

Liebreich wie einen Sonnenstrahl an einem regnerischen Tag sehe ich meinen Jesus erscheinen. Er ist ein Kind von etwa fünf Jahren, blond und schön in seinem einfachen, himmelblauen Kleidchen, das ihm bis zur Mitte der rundlichen Waden herabhängt. Er spielt im Gärtchen mit der Erde. Er macht Häufchen und pflanzt darauf Zweiglein, die er zu kleinen Wäldern gruppiert; mit Steinchen bildet er Sträßchen und möchte dann noch einen kleinen See am Fuß seiner Hügelchen haben; dazu nimmt er als Höhlung den Boden eines alten Töpfchens, das er bis zum Rand eingräbt. Er füllt es mit Wasser aus einem Krüglein, das er in eine Wanne eintaucht, die sicher als Wasch- oder als Gießbecken für den kleinen Garten dient. Aber er erreicht damit nichts anderes, als daß er sich das Kleidchen

und besonders die Ärmel naß macht. Das Wasser entweicht aus den Sprüngen des Töpfchens und ... der See trocknet aus.

Josef erscheint auf der Schwelle, kommt leise näher und betrachtet lächelnd die Arbeit des Kindes. Es ist wirklich ein Schauspiel, das einen freudig lächeln läßt. Um nun zu verhindern, daß Jesus sich noch mehr naß macht, ruft er ihn. Jesus dreht sich lächelnd um, und als er Josef sieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Ärmchen entgegen. Josef wischt mit einem Zipfel seines kurzen Arbeitskleides die erdigen, nassen Händchen ab und küßt sie. Ein lieblicher Dialog entwickelt sich zwischen den beiden. Jesus erklärt seine Arbeit und sein Spiel und die Schwierigkeiten, denen er bei der Ausführung begegnet ist. Er wollte einen See machen, wie jenen von Gennesaret; daraus entnehme ich, daß sie mit ihm darüber gesprochen oder ihn an den See geführt haben. Er wollte ihn offenbar im kleinen nachahmen, zu seinem Vergnügen. Hier liegt Tiberias, dort Magdala, dort Kafarnaum ... das ist die Straße über Kana nach Nazaret. Er wollte kleine Barken vom Stapel lassen: die Blätter sind Barken, zur Überfahrt an das andere Ufer. Aber das Wasser ist weggeflossen ...

Josef hört sinnend zu und interessiert sich, als gehe es um eine sehr wichtige Sache. Dann schlägt er vor, daß er tags darauf einen kleinen See, nicht mit einem gesprungenem Topf, sondern mit einem Becken aus gut geleimtem Holz machen werde. Auf diesem wird Jesus richtige kleine Barken aus Holz vom Stapel lassen können, die er ihn herzustellen lehren wird. Sogleich bringt er ihm kleine, ihm angepaßte Arbeitsgeräte, damit er ohne Mühe lerne, sie zu gebrauchen.

»So werde ich dir helfen!« sagt Jesus lächelnd.

»Ja, du kannst mir helfen und wirst ein tüchtiger Zimmermeister werden. Komm und sieh!«

Sie gehen in die Werkstatt. Josef zeigt ihm einen kleinen Hammer, eine kleine Säge, kleine Schraubenzieher, einen Puppenhobel, Dinge, die auf einem Hobelbänklein liegen, die der Größe des kleinen Jesus angepaßt sind.

»Schau! Um zu sägen, legt man das Holz so hin und achtet darauf, daß die Säge nicht mit den Fingern in Berührung kommt. Probiere einmal ...!«

So beginnt die Lehre. Jesus, rot vor Anstrengung, sägt mit gepreßten Lippen und großer Aufmerksamkeit; dann hobelt er das kleine Brettchen, und es scheint ihm schön zu sein, wenn auch noch etwas uneben. Josef lobt ihn und lehrt ihn, mit Geduld und Liebe zu arbeiten.

Maria kommt gerade zurück; sie war sicher außerhalb des Hauses und erscheint nun auf der Schwelle und schaut zu. Die beiden anderen sehen sie erst nicht, denn sie haben ihr den Rücken zugekehrt. Die Mama lächelt, als sie den Eifer sieht, mit dem Jesus den Hobel handhabt und die Liebenswürdigkeit, mit der Josef ihn unterweist.

Aber Jesus muß ihr Lächeln spüren; er wendet sich um, sieht die Mutter, eilt ihr mit seinen halbgehobelten Hölzern entgegen und zeigt sie ihr. Maria schaut sie an und beugt sich, um Jesus zu küssen. Sie richtet ihm die in Unordnung geratenen Locken zurecht, wischt ihm den Schweiß aus dem Gesichtchen und hört mit Interesse zu; Jesus verspricht, ihr ein Schemelchen zu machen, damit sie es bei der Arbeit bequemer habe. Josef steht aufrecht an der kleinen Hobelbank, die Hände in die Seiten gestemmt, schaut zu und lächelt.

Ich habe der ersten Arbeitslehre meines Jesus beigewohnt. Und der ganze Friede dieser heiligen Familie hat sich in mich ergossen.

63 »Ich wollte nicht durch eine meiner Altersstufe unangepaßte Verhaltensweise auffallen«

Jesus sagt:

»Ich habe dich getröstet, meine Seele, mit einer Vision aus meiner Kinderzeit. Dort herrschte Glück in der Armut, denn ich war umgeben von der Zuneigung zweier heiliger Personen, wie sie die Welt nie gesehen hat.

Man sagt, Josef sei mein Nährvater gewesen. Oh! Wenn er mir als

Mann die Milch nicht geben konnte, mit der mich Maria nährte, so mühte er sich doch mit seiner Arbeit ab, um mir Brot und stärkende Nahrung zu verschaffen; und er hatte eine wahrhaft mütterlich liebenswürdige Zuneigung zu mir. Von ihm habe ich alles gelernt, was ein Kind zum Mann macht; zu einem Mann, der sich sein Brot selbst verdienen muß, und nie hatte ein Schüler einen besseren Lehrmeister.

Wenn auch meine Intelligenz als Sohn Gottes vollkommen war, so ist es doch angemessen zu erwägen und zu glauben, daß ich nicht durch eine meiner Altersstufe unangepaßte Verhaltensweise auffiel.

Darum erniedrigte ich die Vollkommenheit meines göttlichen Geistes auf die Ebene des Menschenverstandes; ich habe mich einem menschlichen Lehrmeister unterworfen. Wenn ich in der Folge rasch gelernt habe, so nimmt mir das nicht das Verdienst, mich in die Abhängigkeit eines Menschen begeben zu haben; noch wird dadurch das Verdienst jenes Menschen vermindert, der meinem unerwachsenen Verstand die für das Leben notwendigen Kenntnisse vermittelt hat.

Die lieben Stunden, die ich an der Seite Josefs verbrachte, der mich wie im Spiel an die Arbeit gewöhnte und für sie fähig machte, vergesse ich auch jetzt nicht, da ich im Himmel bin. Und wenn ich auf meinen scheinbaren Vater blicke, sehe ich auch wieder den kleinen Garten und die staubige Werkstatt, und mir ist, als sähe ich auch die stets tätige Mutter mit ihrem Lächeln, das unseren Aufenthalt gleichsam vergoldete und uns beglückte.

Wieviel könnten die Familien von diesem vollkommenen Paar lernen, das sich liebte wie kein anderes sich je geliebt hat!

Josef war das Haupt. Unbestritten und unbestreitbar war seine Autorität in der Familie, und die Braut und Mutter Gottes beugte sich ihr ehrfürchtig, und auch der Sohn Gottes unterwarf sich ihr. Alles, wofür Josef sich entschied, war gut und wurde ohne Widerrede, ohne Einwände und ohne Widerstand angenommen. Sein Wort war unser kleines Gesetz, das wir befolgten. Und dennoch, welche eine

Demut in ihm! Nie ein Mißbrauch seiner Gewalt, nie ein widersinniges Wollen, das sich nur auf seine Autorität stützte. Die Gemahlin war seine sanfte Ratgeberin, und wenn sie sich in ihrer tiefen Demut als Dienerin ihres Gemahls ansah, so bezog der Gemahl von ihrer Weisheit, die voller Gnade war, lichtvolle Führung in allen Gegebenheiten.

Und ich wuchs heran wie eine Blume unter dem Schutz zweier kräftiger Bäume, zwischen der Liebe der beiden, einer Liebe, die sich wie die Zweige der (zum Vergleich herangezogenen) beiden Bäume über mich wölbte, um mich zu schützen und zu lieben.

Nein! Solange das jugendliche Alter mich in Unkenntnis der Welt ließ, bedauerte ich nicht, fern vom Paradies zu sein. Gottvater und der Göttliche Geist fehlten nicht, denn Maria war von ihnen erfüllt. Und die Engel waren hier zu Hause, denn nichts entfremdete sie in diesem Haus. Einer von ihnen, könnte ich sagen, hatte Fleisch angenommen, und das war Josef, diese engelhafte Seele, die von der Last des Fleisches befreit und nur damit beschäftigt war, Gott und seiner Sache zu dienen und ihn zu lieben, wie die Serafim ihn lieben. Der Blick Josefs! Sanft und rein wie das Licht eines Sternes, der keine irdische Begierlichkeit kennt. Er war unsere Ruhe und unsere Stärke.

Viele glauben, ich hätte nicht menschlich gelitten, als der Tod den Blick dieses Heiligen, der über unser Haus wachte, erlöschen ließ. Als Gott kannte ich das glückliche Los Josefs und litt darum nicht unter seinem Weggang, dem sich nach einem kurzen Aufenthalt in der Vorhölle der Aufstieg in den Himmel angeschlossen hat. Aber als Mensch habe ich geweint in dem seiner liebevollen Gegenwart beraubten Haus. Ich habe um meinen verstorbenen Freund geweint. Hätte ich nicht weinen sollen um diesen mir so nahestehenden Heiligen, an dessen Brust ich als kleines Kind geschlafen hatte, und der mich während so vieler Jahre mit seiner Liebe umgeben hatte?

Schließlich mache ich auch alle Eltern darauf aufmerksam, daß Josef ohne die Hilfe einer pädagogischen Bildung es verstand, aus mir einen tüchtigen Arbeiter zu machen.

Kaum war ich alt genug, um Werkzeuge handhaben zu können, da leitete er mich zur Arbeit an, um mich nicht im Müßiggang steckenbleiben zu lassen; und meine Liebe zu Maria half ihm, mich zur Arbeit anzuspornen. Er ließ mich Gegenstände anfertigen, die für die Mutter nützlich waren. So prägte sich die Ehrfurcht zur Mutter in mir ein, die jeder Sohn haben muß, und auf diesen ehrfurchts- und liebevollen Hebel stützte er die Lehre für den künftigen Zimmermann.

Wo sind heute die Familien, in denen man den Kleinen Liebe zur Arbeit einflößt als Mittel, den Eltern Freude zu bereiten? Die Kinder sind heute die Despoten im Haus. Sie wachsen hartherzig, gleichgültig und frech heran. Sie betrachten die Eltern als ihre Diener, als ihre Sklaven. Sie lieben sie nicht und werden daher nur wenig geliebt. Indem die Familie aus den Kindern aufbrausende Herrschsüchtige macht, entfremden sie sich diese in einer beschämenden Weise. Eure Kinder gehören allen, nur nicht euch, den Eltern des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie gehören der Amme, der Pflegerin, den Lehrern, den Internaten, wenn ihr reich seid; den Kameraden, der Straße, der Schule, wenn ihr arm seid; nur nicht euch. Ihr Mütter bringt sie auf die Welt und das ist alles, was ihr für sie tut. Ihr Väter seid genauso. Ein Kind besteht aber nicht nur aus Fleisch und Blut. Es ist auch Geist, Herz und Seele. Glaubt mir, niemand hat mehr die Pflicht und das Recht, diesen Verstand, dieses Herz, diese Seele zu bilden als ein Vater und eine Mutter!

Die Familie ist da und muß da sein. Es gibt keine Theorie und keinen Fortschritt, die sich dieser Wahrheit widersetzen können, ohne allgemeinen Ruin zu verursachen. Aus einer zerrütteten Familie können nur künftige Männer und Frauen hervorgehen, die immer sittenloser werden und immer mehr Verderbtheit mit sich bringen. Und ich sage euch, es wäre besser, wenn es keine Ehen und keine Nachkommen auf der Erde gäbe, als daß solche zerrüttete Familien bestehen, die weniger einträchtig sind als eine Horde Affen; Familien, die nicht mehr Schulen der Tugend, der Arbeit, der Liebe und

der Religion sind, sondern ein Chaos, in dem jeder für sich selbst lebt wie in einem Getriebe, in dem die Zahnräder nicht mehr richtig ineinandergreifen und zerbrechen.

Zerbrecht, zerstört! Die Frucht eures Vernichtens der heiligsten Art gemeinsamen Lebens seht und erleidet ihr selbst! Macht nur so weiter, wenn ihr wollt! Aber beklagt euch dann nicht, daß diese Erde immer mehr zu einer Hölle wird, zu einer Wohnstätte von Ungeheuern, die Familien und Nationen verschlingen. Ihr wollt es so, und so sei es!«

64 Maria, die Lehrerin von Jesus, Judas und Jakobus

Jesus sagt:

»Komm, kleiner Johannes, und schau! Ich will dich an meiner Hand in die Jahre meiner Kindheit zurückführen! Was du siehst, soll in das Evangelium meiner Kindheit eingefügt werden. Auch der Aufenthalt in Ägypten soll dort eingeflochten werden. Ordne es so an: die Familie in Ägypten, dann der erste Arbeitsunterricht für das Jesuskind, danach das, was du jetzt beschreiben wirst, die Szene meiner Volljährigkeitserklärung, und als letztes die Vision von Jesus unter den Lehrern des Tempels an seinem zwölften Osterfest.

Was du nun sehen wirst, hat seinen besonderen Grund. Es beleuchtet Einzelheiten und Episoden meiner ersten Lebensjahre und die Beziehungen zu meinen Verwandten. Es soll für dich ein Geschenk sein am Fest meines Königtums; denn du wirst den Frieden des Hauses von Nazaret in dir verspüren, wenn du es siehst. Schreibe also!«

Ich sehe den Raum, in dem die Mahlzeiten eingenommen werden und wo Maria gewöhnlich am Webstuhl oder mit der Nadel arbeitet. Daneben liegt Josefs Werkstatt, in der man ihn eifrig arbeiten hört. Hier hingegen herrscht Schweigen. Maria näht Wollstreifen aneinander, die sie sicher selbst gewoben hat und die ungefähr einen halben Meter breit und doppelt so lang sind. Meiner Ansicht nach sind sie für einen Mantel für Josef bestimmt. Durch die zum Hausgarten geöffnete Tür sieht man die Beete, die mit blauvioletten Margeriten

übersät sind; man nennt sie hierzulande Marien- oder Himmelssternblumen. Ich kenne ihren botanischen Namen nicht. Sie blühen, also muß es Herbst sein. Das Laub der Bäume ist jedoch noch dicht und grün, und die Bienen der zwei Bienenstöcke auf der Mauer summen und glänzen in der Sonne beim Hin- und Herschwirren vom Feigenbaum zu den Reben und von diesen zum Granatapfelbaum voller runder Früchte, die schon vor Reife platzen und die rubinroten saftigen Perlen zeigen, die im Innern des grünroten Spaltes in gelb unterteilten Fächern angereicht sind.

Unter den Bäumen spielt Jesus mit zwei Knaben seines Alters. Sie sind ebenfalls gelockt, aber nicht blond. Einer ist ganz schwarzhaarig: ein Lockenkopf wie ein schwarzes Schaf, wodurch das weiße, runde Gesicht, in dem zwei große, tiefblaue, fast veilchenblaue, schöne Augen leuchten, noch heller erscheint. Der andere hat weniger lockiges, dunkelbraunes Haar; er hat braune Augen und auch die Haut ist gebräunt, doch scheinen die Wangen rosig durch. Jesus mit seinem hellen Lockenkopf zwischen den beiden dunklen Schöpfen scheint einen leuchtenden Heiligenschein zu haben. Sie spielen einträchtig mit Wägelchen, die mit allen möglichen Dingen beladen sind: mit Blättern, Steinchen, Kügelchen, Hölzchen und Hobelspänen. Sie spielen anscheinend Käufer und Verkäufer, und Jesus ist ein Kunde, der für seine Mutter einkauft und ihr bald dieses, bald jenes bringt. Maria nimmt die Einkäufe lächelnd entgegen.

Doch nun wechseln sie das Spiel. Eines der Kinder schlägt vor: »Spielen wir den Auszug aus Ägypten! Jesus ist Mose, ich Aaron und du ... Maria.«

»Aber ich bin doch ein Junge!«

»Das macht nichts. Tu es trotzdem! Du bist Maria und mußt um das goldene Kalb tanzen [Ex 32], das dieser Bienenstock ist.«

»Ich tanze nicht. Ich bin ein Mann und will keine Frau spielen. Ich glaube nicht an Götzen und tanze nicht vor ihnen.«

Jesus vermittelt: »Spielen wir nicht diese Stelle, sondern jene, in der Josua zum Nachfolger des Mose erwählt wird. So vermeiden wir

die häßliche Szene der Götzenanbetung, und Judas wird zufrieden sein; denn er wird ein Mann und mein Nachfolger sein. Nicht wahr, dann bist du zufrieden?»

»Ja, Jesus. Aber dann mußt du sterben; denn Mose stirbt. Ich will nicht, daß du stirbst, da du immer so gut zu mir bist«, antwortet der kleine Judas des Alphäus, der spätere Apostel.

»Alle sterben . . . Aber bevor ich sterbe, werde ich Israel segnen, und da hier niemand ist außer ihr zwei, werde ich ganz Israel in euch segnen.«

Alle sind damit einverstanden. Aber es ergibt sich die Frage, ob das Volk Israel nach der langen Wanderung noch die Wagen besaß, die es beim Auszug aus Ägypten hatte. Die Ansichten sind verschieden. Man wendet sich an Maria: »Mama, ich sage, die Israeliten hatten die Wagen noch. Jakobus meint, daß das Gegenteil der Fall war. Judas weiß nicht, wem er recht geben soll. Weißt du es?«

»Ja, mein Sohn. Das Nomadenvolk hatte noch seine Wagen. Bei den Aufenthalten wurden sie repariert. Die Schwächsten durften sie besteigen, und alles wurde daraufgeladen, was für ein so großes Volk nötig war. Nur die Bundeslade wurde mit Händen getragen. Alles andere lag auf den Wagen.«

Die Frage ist beantwortet. Die Kinder gehen in den Hintergrund des Gartens. Dort beginnen sie die Prozession und schreiten psalmierend dem Haus zu. Jesus geht voraus und singt mit silberhellem Stimmchen Psalmen. Hinter ihm gehen Judas und Jakobus, ein kleines Wägelchen tragend, das die Bundeslade darstellen soll. Da sie jedoch außer Aaron und Josua noch das ganze Volk Israel darstellen wollen, haben sie die anderen Wägelchen an ihre Beine gebunden und schreiten so ernst wie echte Schauspieler einher. Sie gehen durch den langen Laubengang bis zur Tür, an der Maria sitzt, und Jesus sagt: »Mama, grüße die Bundeslade, die vorbeizieht.« Maria erhebt sich lächelnd und neigt sich vor dem Sohn, der, vom Licht der Sonne angestrahlt, vorübergeht.

Dann begibt sich Jesus zum Hügel, der sich an der Grenze des

Gartens über der kleinen Grotte erhebt. Er steigt hinauf und spricht zum Volk Israel. Er zitiert die Gesetze und Verheißungen Gottes, bezeichnet Josua als Feldherrn und ruft ihn zu sich. Nun steigt Judas ebenfalls auf den Felsvorsprung. Jesus ermahnt und segnet ihn. Dann läßt er sich ein Täfelchen geben (es ist ein breites Feigenblatt), schreibt den Hymnus und liest ihn vor; nicht den ganzen, aber doch einen guten Teil, und es sieht so aus, als ob er wirklich etwas vom Blatt ablese. Dann entläßt er Josua, der ihn weinend umarmt, und steigt bis zur Spitze des Abhangs empor. Von dort aus segnet er ganz Israel in den beiden, vor ihm auf dem Boden ausgestreckten Spiegelgeführten. Dann legt er sich ins niedrige Gras, schließt die Augen und ... stirbt.

Maria ist in der Tür lächelnd stehengeblieben. Als sie ihn aber wie leblos daliegen sieht, ruft sie ängstlich: »Jesus, Jesus, steh auf! Bleib nicht so liegen! Deine Mutter möchte dich nicht tot sehen!«

Jesus steht sofort lächelnd auf, eilt zu ihr hin und küßt sie liebevoll. Auch Jakobus und Judas kommen und werden von Maria liebkost.

»Wie kann Jesus diesen langen Hymnus behalten, der so schwierig ist und all die Segnungen?« fragt Jakobus.

Maria lächelt und antwortet einfach: »Er hat eben ein gutes Gedächtnis und ist immer sehr aufmerksam, wenn ich vorlese.«

»Ich bin in der Schule auch aufmerksam. Aber ich werde mit der Zeit müde von all den Klage Liedern und schlafe darüber ein ... So werde ich nie etwas lernen.«

»Du wirst es auch lernen, sei beruhigt!«

Es klopft an der Tür. Josef durchheilt den Garten und das Zimmer und öffnet die Tür.

»Der Friede sei mit euch, Alphäus und Maria!«

»Auch mit euch!«

Es ist der Bruder Josefs und seine Frau. Ein großer ländlicher Wagen, von einem kräftigen Esel gezogen, steht auf dem Weg.

»Habt ihr eine gute Reise gehabt?«

»O ja, sie war sehr angenehm. Und wie geht es den Kindern?«

»Sie sind im Garten bei Maria.«

Aber die Kinder eilen schon herbei, um ihre Mutter stürmisch zu begrüßen. Auch Maria, die Jesus an der Hand führt, kommt. Die Schwägerinnen küssen sich.

»Sind sie brav gewesen?«

»Sehr brav und sehr lieb. Geht es allen Verwandten gut?«

»Ja. Sie lassen euch grüßen und schicken euch von Kana viele Geschenke: Weintrauben, Äpfel, Käse, Eier, Honig und ... Josef, ich habe gefunden, was du für Jesus haben wolltest; es ist auf dem Wagen im runden Korb.« Die Frau des Alphäus lacht. Sie neigt sich über Jesus, der sie mit seinen großen Augen anschaut, und küßt ihn mit den Worten: »Weißt du, was ich für dich habe? Rate einmal!«

Jesus überlegt und scheint es nicht zu erraten. Vielleicht tut er absichtlich so, um Josef die Freude der Überraschung nicht zu verderben. Josef kommt mit dem runden Korb herein und stellt ihn vor Jesus auf den Boden. Er löst die Schnur, die den Deckel befestigt, und nimmt den Deckel ab ... Ein schneeweißes Lämmlein, eine Schaumflocke, liegt schlafend auf dem sauberen Stroh.

Jesus stößt vor Freude und Überraschung ein „Oh!“ aus, will sich auf das Tierchen werfen, macht aber kehrt und eilt auf Josef zu, der noch auf dem Boden kniet. Er umarmt ihn und küßt ihn dankbar.

Die Vettern betrachten voller Bewunderung das Tierchen, das nun erwacht ist, sein rosiges Mäulchen erhebt und blökend nach seiner Mutter verlangt. Sie nehmen es aus dem Korb und geben ihm eine Handvoll Klee. Das Tier nimmt das Futter, kaut und kaut und schaut dabei mit seinen sanften Augen umher.

Jesus sagt immer wieder überrascht: »Für mich, wirklich für mich? Ich danke dir, Vater ... «

»Gefällt es dir?«

»O ja, sehr! Weiß ... sauber ... ein Lämmlein ... « Dabei wirft Jesus die Ärmchen um den Hals des Lämmleins, drückt seinen blonden Kopf an das lockige Fell und steht glücklich lächelnd da ...

»Auch für euch habe ich zwei mitgebracht«, sagt Alphäus zu sei-

nen Söhnen. »Aber sie sind dunkel, weil ihr nicht so ordentlich seid wie Jesus. Ihr würdet sie nicht sauber halten, wenn sie weiß wären. Das ist nun eure Herde. Gebt auf sie acht; dann braucht ihr euch nicht mehr müßig auf der Straße herumzutreiben und mit Steinen zu werfen, ihr Schelme.«

Die Kinder klettern auf den Wagen und betrachten die beiden anderen Schäflein.

Jesus ist bei seinem Lamm geblieben. Er trägt es in den Garten, gibt ihm zu trinken, und das Tier folgt ihm, als hätte es ihn immer gekannt. Jesus nennt es „Schnee“, und das Lämmlein antwortet mit einem freudigen „Bäh“.

Die Besucher haben sich an einen Tisch gesetzt, und Maria setzt ihnen Brot, Oliven und Käse vor. Sie bringt auch einen Krug mit Most oder Apfelsaft ... ich weiß es nicht genau ... Ich sehe nur, daß das Getränk hellgelb ist. Die Erwachsenen unterhalten sich, während die Kinder mit ihren Tieren spielen. Jesus wünscht, daß die beiden anderen Schäfchen mit dem seinen beisammen bleiben und einen Namen erhalten. »Deines, Judas, soll „Stern“ heißen, weil es ein sternförmiges Zeichen auf der Stirne hat. Und deines, Jakobus, wollen wir „Flamme“ nennen, da es die Farbe des Feuers hat, wenn man dürres Heidekraut verbrennt.«

»Es ist uns recht so.«

Die Großen plaudern, und Alphäus meint: »Somit werden die Streitereien der beiden Jungen aufhören. Du bist es gewesen, Josef, der mich auf den Gedanken gebracht hat. Ich habe mir gesagt: „Mein Bruder Josef möchte für seinen Jesus ein Lämmlein haben, damit er damit spielen kann.“ So habe ich zwei andere für meine Buben genommen, damit ich nicht immer wegen blutender Köpfe oder Knie Auseinandersetzungen mit anderen Eltern haben muß. Nun, da sie die Schule und die Tiere haben, werden sie sich hoffentlich friedlicher verhalten. Du wirst Jesus dieses Jahr auch in die Schule schicken müssen.«

»Ich werde Jesus nie in die Schule schicken«, sagt Maria entschie-

den. Nur selten höre ich sie so reden und vor Josef das Wort ergreifen.

»Warum? Das Kind muß doch lernen und imstande sein, die Prüfung der Volljährigkeit im Tempel zu bestehen . . . «

»Das Kind wird dazu fähig sein. Doch zur Schule wird es nicht gehen. Das ist beschlossen.«

»Du wärest die einzige in ganz Israel, die so handelt.«

»Und wenn ich auch die einzige bin, so ist doch nichts daran zu ändern; nicht wahr, Josef?«

»Ja, es ist nicht notwendig, Jesus zur Schule zu schicken. Maria ist im Tempel unterrichtet worden, und sie kennt das Gesetz wie ein Gelehrter. Sie wird seine Lehrerin sein. Das ist auch mein Wunsch.«

»Ihr verwöhnt den Knaben.«

»Das kann man nicht sagen. Er ist der bravste von Nazaret. Hast du ihn je weinen, trotzen, ungehorsam oder respektlos gesehen?«

»Nein, aber er wird es werden, wenn er weiterhin verwöhnt wird.«

»Wenn man die Kinder bei sich behält, so bedeutet das nicht, daß man sie verwöhnt; es bedeutet nur, daß man sie mit gütigem Herzen und gesundem Verstand liebt. So lieben wir unseren Jesus, und da Maria gebildeter ist als der Schullehrer, wird sie eine gute Lehrmeisterin für Jesus sein.«

»Als Erwachsener wird dein Jesus aber ein ängstliches Weiblein sein, das sich vor jeder Mücke fürchtet.«

»Es wird nicht so kommen. Maria ist eine starke Frau und weiß männlich zu erziehen. Ich selbst bin auch kein Schwächling und kann ihm ein männliches Beispiel geben. Jesus ist ohne körperliche, seelische oder geistige Mängel. Er wird deshalb in Leib und Seele stark und aufrecht heranwachsen. Beruhige dich, Alphäus! Er wird die Familie nicht entehren. Ich habe so entschieden, und damit ist die Sache beschlossen.«

»Das mag Maria entschieden haben, aber du . . . «

»Und selbst wenn es so wäre . . . Ist es nicht schön, wenn zwei, die sich lieben, stets bereit sind, die gleichen Gedanken und den-

selben Willen zu haben und sich in ihren Wünschen zuvorzukommen? Wenn Maria etwas Törichtes verlangte, dann würde ich sagen „Nein“. Aber da sie Wünsche ausspricht, die voller Klugheit sind, stimme ich zu und mache sie zu den meinen. Wir lieben uns wie am ersten Tag, und so wird es bleiben bis an unser Lebensende. Nicht wahr, Maria?»

»Ja, Josef. Und wenn einer von uns – was Gott verhüten möge – vor dem anderen sterben sollte, so werden wir uns trotzdem weiterlieben.«

Josef streichelt das Haupt Marias, als wäre sie seine kleine Tochter; sie blickt ihn mit ihren fried- und liebevollen Augen an.

Die Schwägerin schaltet sich ein: »Ihr habt wirklich recht. Wenn ich nur auch selbst unterrichten könnte! In der Schule lernen sie Gutes und Böses. Zu Hause nur Gutes. Aber ich weiß nicht ... wenn Maria ... «

»Was wünschst du, Schwägerin? Sag es offen! Du weißt, daß ich dich gern habe und froh bin, wenn ich etwas für dich tun kann.«

»Ich meine ... Jakob und Judas sind nur ein wenig älter als Jesus. Sie gehen schon zur Schule ... aber was haben sie dort schon gelernt! Jesus hingegen kennt das Gesetz schon gut. So möchte ich, wenn ich dich darum bitten darf ... daß du auch sie übernimmst, wenn du Jesus unterrichtest. Ich bin sicher, daß sie artig sein und mehr lernen würden. Sie sind doch schließlich Vettern, und es ist gut, daß sie sich wie Brüder lieben ... Ich wäre so glücklich!«

»Wenn Josef und dein Mann damit einverstanden sind, bin ich dazu bereit. Ob ich für einen spreche oder für drei, ist doch dasselbe. Die Heilige Schrift wieder durchzugehen, ist für mich eine Freude. Sie sollen kommen!«

Die drei Kinder, die ganz leise eingetreten sind und zugehört haben, warten nun auf die Entscheidung.

»Sie werden dich zur Verzweiflung bringen«, sagt Alphäus.

»Nein. Hier bei mir sind sie immer sehr artig. Nicht wahr, Kinder, ihr werdet brav sein, wenn ich euch unterrichte?«

Die zwei kommen näher; der eine stellt sich rechts, der andere links von Maria auf. Sie legen ihr die Arme um den Hals und die Lockenköpfchen an die Schultern und versprechen, ihr Bestmögliches zu tun.

»Laß sie es versuchen, Alphäus, und laß mich versuchen! Ich denke, daß die Probe gut ausfallen wird. Sie sollen täglich von der sechsten Stunde bis zum Abend zu mir kommen. Das wird genügen, glaube mir! Ich unterrichte, ohne zu ermüden. Sie werden gleichzeitig zur Aufmerksamkeit erzogen und abgelenkt. Man muß sie nur verstehen, sie lieben und von ihnen geliebt werden; dann kann man alles bei ihnen erreichen. Ihr liebt mich doch, nicht wahr?«

Zwei herzliche Küsse sind die Antwort.

»Siehst du?«

»Ich sehe. Ich kann dir nur sagen: „Danke“. Was wird aber Jesus dazu sagen, wenn er seine Mutter mit zwei anderen teilen muß? Was sagst du dazu, Jesus?«

»Ich sage: „Selig, die sie anhören und bei ihr verweilen dürfen!“ [Spr 8,34]. Wie die Weisheit sagt, ist der glücklich, der ein Freund meiner Mutter ist. Und ich bin glücklich, wenn meine Freunde auch ihre Freunde sind.«

»Wer legt wohl solche Worte auf diese Kinderlippen?« fragt Alphäus erstaunt.

»Keiner, Bruder, keiner, der von dieser Welt ist.«

Hier endet die Vision.

Jesus sagt:

»Maria wurde so meine Lehrerin und die Lehrerin des Jakobus und Judas. Daher liebten wir uns wie Brüder; mehr als einfache Verwandte oder Mitschüler, die zusammen aufwachsen; wie drei Rebschößlinge desselben Rebstocks ... Meine Mutter: eine Gelehrte, wie es in ganz Israel keine andere gab; sie, meine sanfte Mutter, der Sitz der Weisheit, *der wahren Weisheit*, die uns unterrichtete für die Welt und für den Himmel. Ich sage: „Sie lehrte uns“, da ich ihr

Schüler war, der sich in keiner Weise von den Vettern unterschied. Das Geheimnis wurde durch das „Siegel“ Gottes gegen die Nachforschungen Satans unter dem Mantel eines gewöhnlichen Lebens bewahrt.

Bist du glücklich über die liebe Vision? Der Friede sei mit dir!
Jesus ist mit dir.«

65 Anfertigung des Gewandes für den volljährigen Jesus

Jesus hat mir ein Versprechen gemacht. Ich habe zu ihm gesagt: »Jesus, ich würde mich sehr darüber freuen, wenn ich die Feier deiner Volljährigkeit sehen könnte.« Und Jesus darauf: »Ich werde sie dich schauen lassen, sobald wir „unter uns“ sind und dies den Ablauf des Geheimnisses nicht stört. Du kannst sie dann nach dem Kapitel „Meine Mutter, die Lehrerin von Jesus, Judas und Jakobus“ einfügen. Füge sie zwischen dieser Vision und der des Streitgespräches im Tempel ein!«

Ich sehe Maria über ein Becken oder einen Trog aus Ton gebeugt, in dem sie etwas mischt, das in der kalten, ruhigen Luft, die den Garten von Nazaret erfüllt, Dampf erzeugt.

Es muß Winter sein, denn außer den Olivenbäumen haben alle Bäume das Laub verloren. Über den kahlen Bäumen strahlt am tiefblauen Himmel die Sonne; sie erwärmt jedoch den kalten Wind nicht, der die Äste schüttelt und die graugrünen Zweige der Olivenbäume hin und her wogen läßt.

Die Muttergottes ist in ein dunkelbraunes, fast schwarzes Gewand gehüllt; vorn hat sie eine Schürze aus grobem Leinen, um das Kleid zu schonen. Sie nimmt den Stock aus dem Trog, mit dem sie den Inhalt umgerührt hat, und ich sehe Tropfen einer schönen, rubinroten Farbe. Maria prüft die Farbe und scheint zufrieden zu sein. Sie geht ins Haus, kommt aber gleich wieder mit vielen Strähnen weißer Wolle heraus. Sie taucht eine nach der anderen mit Geduld und Sorgfalt in den Trog.

Während sie damit beschäftigt ist, kommt aus Josefs Werkstatt ihre Schwägerin Maria, die Frau des Alphäus. Sie begrüßen und unterhalten sich.

»Wird es gut?« fragt die Maria des Alphäus.

»Ich hoffe es.«

»Die Heidin hat mir versichert, daß es die Farbe ist, die in Rom verwendet wird. Ich habe diese Farbe nur für dich erhalten, denn die Dame sagte, daß selbst in Rom niemand so schön sticken könne wie du. Bei der Arbeit, die du für sie gemacht hast, mußt du ja beinahe erblindet sein . . . «

Maria lächelt und macht eine Kopfbewegung, als wollte sie sagen:
»Nicht der Rede wert.«

Die Schwägerin betrachtet die letzten Wollsträhnen und gibt sie dann Maria.

»Wie hast du die Wolle gesponnen? Sie ist haarfein und ganz gleichmäßig. Du machst ja alles so einwandfrei . . . und dabei so flink! Mir scheint, daß diese letzten Strähnen heller werden!«

»Ja, sie sind für das Kleid; der Mantel ist dunkler.«

Die beiden Frauen arbeiten nun zusammen am Trog. Sie entnehmen diesem die purpurrot gefärbten Strähnen, tauchen sie rasch in das eiskalte Wasser eines Beckens und spülen immer wieder . . . Zuletzt hängen sie die Strähnen auf Rohrstöcke, die von einem Baumast zum anderen befestigt sind.

»Bei diesem Wind werden sie rasch trocken sein«, sagt die Schwägerin.

»Gehen wir nun zu Josef! Er hat ein Feuer«, sagt die Muttergottes.
»Du mußt ja halb erfroren sein. Du warst so gut und hast mir geholfen. So ging es rascher und leichter, wofür ich dir sehr dankbar bin.«

»Oh, Maria, was würde ich nicht für dich tun! Bei dir sein ist immer eine Freude. Und dann, diese ganze Arbeit ist ja für Jesus. Ich liebe ihn so sehr, deinen Sohn! . . . Ich fühle mich auch als seine Mutter, wenn ich dir bei den Vorbereitungen auf das Fest seiner Volljährigkeit im Tempel helfen darf.«

Die Vision wird unterbrochen . . .

und wird mit der Abreise des zwölfjährigen Jesusknaben fortge-

setzt. Er ist sehr schön, hat sich gut entwickelt und sieht neben seiner jungen Mutter aus, als ob er der jüngere Bruder wäre. Sein blonder Lockenkopf erreicht schon ihre Schulter. Seine Haare sind nicht kürzer als während seiner ersten Lebensjahre; sie reichen ihm bis unter die Ohren. Ein Reif hält sie zusammen, so daß sie einem goldenen Helm mit leuchtenden Verzierungen gleichen.

Das Gewand ist rot, hellrubinrot; es reicht ihm bis zu den Knöcheln und läßt nur die von Sandalen geschützten Füße sehen. Auch die Ärmel sind lang und weit. Am Halsausschnitt, am Rand der Ärmel und unten befinden sich sehr schöne, Ton auf Ton gewobene Verzierungen.

66 Die Reise von Nazaret nach Jerusalem zur Feier der Volljährigkeit Jesu

Ich sehe Jesus mit seiner Mutter ins Eßzimmer von Nazaret eintreten.

Jesus ist ein schöner zwölfjähriger Jüngling, hochgewachsen, wohlgestaltet und kräftig – nicht dick. Er sieht infolge seiner Statur erwachsener aus als er ist. Er ist schon groß und er reicht seiner Mutter bis an die Schultern. Sein Gesicht ist noch rundlich und rosig wie damals, als er klein war; es wird sich während des Jugend- und Mannesalters verfeinern und eine blässere Farbe annehmen wie feiner, rosagelblicher Alabaster.

Die Augen sind ebenfalls noch Kinderaugen, groß und weit geöffnet mit einem Funken von Freude im ersten, verlorenen Blick. Später sind sie nicht mehr so weit offen ... Die Lider werden sich halb über die Augen senken, um die zu große Verdorbenheit der Welt vor dem Reinen und Heiligen zu verschleiern. Nur in den Augenblicken des Wunderwirkens werden sie weit offen und strahlend sein, mehr noch als jetzt, um Satan und den Tod zu vertreiben, um die Kranken und Sünder zu heilen. Und dann wird die kleine Spur der Freude nicht mehr in den ernsten Augen sein ...

Der Tod und die Sünde werden ihnen stets gegenwärtig sein und mit ihnen das Wissen, auch das menschliche Wissen um die Nutzlosigkeit seines Opfers infolge des gegensätzlichen Willens der Menschen. Nur in sehr seltenen Augenblicken der Freude, wie bei seinem Verweilen mit den Erlösten, den Reinen und den Kindern, werden diese heiligen, gütigen Augen wieder einmal aufleuchten.

Jetzt ist er noch bei der Mutter, in ihrem Haus, neben Josef, der ihm liebevoll zulächelt. Auch die Vettern sind da und bewundern Jesus. Seine Tante Maria, die Frau des Alphäus, liebkost ihn. Jesus ist glücklich. Mein Jesus braucht Liebe, um glücklich zu sein. In diesem Augenblick hat er sie.

Er trägt ein weites, rubinrotes Wollkleid, das weich fällt und sehr schön und gleichmäßig gewoben ist. Am Hals, vorne auf der Brust, am Ende der langen, weiten Ärmel und am Saum des bodenlangen Gewandes, das die Sandalen sehen läßt, ist eine Borte, die nicht gestickt, sondern in rubinroter Wolle gewoben ist, einen Ton dunkler als das Gewand. Es muß das Werk der Mutter sein, denn die Schwägerin bewundert und lobt sie. Jesus trägt neue, schön angefertigte Sandalen; sie bestehen nicht nur aus einer Sohle und zwei Lederriemen, mit denen sie am Fuß festgehalten werden.

Jesu blonde Haare sind schon sehr dicht, und ihre Farbe etwas satter als in den Kindertagen. Die bis unter die Ohren fallenden Locken leuchten kupferfarbig auf in ihren Rundungen. Es sind nicht mehr die dürrtigen Löckchen der Kindheit. Es sind auch noch nicht die schulterlangen, gewellten Haare des Mannes, die dann in einer nach innen gedrehten Welle enden; doch sie beginnen schon in Farbe und Fülle diesen zu gleichen.

»Da ist er, unser Sohn«, sagt Maria und legt ihre Rechte auf die linke Hand Jesu. Es sieht aus, als wolle sie ihn vorstellen und damit die Pflegevaterschaft des Gerechten, der dabeisteht, bestätigen. Und sie fügt hinzu: »Segne uns, Josef, bevor wir uns nach Jerusalem aufmachen! Die rituelle Segnung vor dem Schulgang, dem ersten Schritt ins Leben, war nicht notwendig. Aber nun, da er in den Tem-

pel geht, um dort als Erwachsener anerkannt zu werden, tue es und segne mich mit ihm! Dein Segen (Maria unterdrückt einen Seufzer) wird ihn stärken und auch mir Kraft geben, wenn ich mich langsam von ihm losreißen muß.«

»Maria, Jesus wird immer dein sein! Dieser Ritus wird unsere Beziehungen nicht beeinflussen. Und ich werde ihn dir nicht abspenstig machen. Niemand anderer als du, meine Heilige, ist würdig, ihn ins Leben hinauszubegleiten!«

Maria verneigt sich, nimmt die Hand Josefs und küßt sie. Sie ist die ehrerbietige und liebevolle Braut des Gemahls!

Josef nimmt dieses Zeichen der Achtung und Liebe würdig entgegen. Dann legt er die geküßte Hand auf Marias Haupt und sagt: »Ja, ich segne dich, du Gebenedeite, und Jesus mit dir. Kommt, meine einzigen Freuden, meine Ehre, meine einzige Aufgabe!« Josef spricht feierlich. Die Arme ausgebreitet, mit den Handflächen über den blonden, heiligen Häuptern, spricht er den Segen: »Der Herr beschütze und behüte euch; er erbarme sich euer und gebe euch seinen Frieden! Der Herr gebe euch seinen Segen!«

Und dann sagt er: »Jetzt wollen wir gehen! Die Stunde des Aufbruchs ist gekommen!«

Maria nimmt ein großes, dunkelrotes Tuch und legt es in Falten um den Körper des Sohnes. Sie liebkost ihn dabei.

Dann gehen sie aus dem Haus, schließen alles ab und machen sich auf den Weg. Sie gesellen sich zu anderen Pilgern, die die gleiche Richtung eingeschlagen haben. Außerhalb des Ortes trennen sich die Frauen von den Männern. Die Kinder gehen, mit wem sie wollen, Jesus bleibt bei der Mutter.

Die Pilger singen wandernd Psalmen. Die Landschaft ist frühlinghaft. Frische Felder, frische Wiesen, frische Blätter an den Bäumen, die schon geblüht haben. Menschen singen auf den Feldern und Wegen. Gezwitscher verliebter Vögel in den Bäumen ... Klare Bächlein, in denen sich die Blumen an den Ufern spiegeln ... Lämmlein, die am Mutterschafe hochspringen ... Friede und Freude unter dem schönsten Aprilhimmel ... So endet die Vision.

67 Die Prüfung des volljährigen Jesus im Tempel

Der Tempel an einem Festtag. Menschen kommen und gehen durch die Tore der Umfassungsmauer, durchschreiten Vorhöfe, Innenhöfe und Säulengänge, um dann in diesem oder jenem Gebäude des Tempelkomplexes zu verschwinden. Auch die Reisegesellschaft, zu der die Familie Jesu gehört, kommt nun, andächtig Psalmen singend, an. Zuerst alle Männer, dann die Frauen. Ihnen haben sich auch andere Pilger angeschlossen; vielleicht sind auch sie aus Nazaret, oder vielleicht sind es Freunde aus Jerusalem. Ich weiß es nicht.

Josef trennt sich von der Gruppe, nachdem er mit den anderen an einem Ort den Allerhöchsten angebetet hat, zu dem nur die Männer Zutritt haben (die Frauen sind auf einer tieferen Terrasse stehengeblieben). Er geht mit Jesus durch die Höfe zurück, biegt seitlich ab und betritt einen großen Raum, der wie eine Synagoge aussieht. Ich weiß nicht, warum. Gab es im Tempel auch Synagogen? Er spricht mit einem Leviten, und dieser verschwindet hinter einem gestreiften Vorhang, um dann mit einigen alten Priestern (ich nehme an, daß es Priester sind) zurückzukehren. Sicherlich sind es Lehrer der Gesetzeskunde, die die Aufgabe haben, die Gläubigen zu prüfen.

Josef stellt Jesus vor. Zuerst haben sich beide tief vor den zehn Gelehrten, die würdig auf niedrigen Holzstühlen sitzen, verneigt. »Hier ist mein Sohn«, sagt Josef. »Seit drei Monaten und zwölf Tagen hat er das Alter, das das Gesetz für die Großjährigkeit vorschreibt. Ich wünsche aber, daß er auch nach den israelitischen Vorschriften volljährig sei. Ich bitte zu beachten, daß er auch im Aussehen zeigt, daß er die Kindheit und die Minderjährigkeit beendet hat. Ich bitte euch, gnädig und gerecht zu prüfen und zu beurteilen, ob das, was ich als Vater vorbringe, der Wahrheit entspricht. Ich habe ihn auf diese Stunde und für die Würde, ein Sohn des Gesetzes zu werden, vorbereitet. Er kennt die Gebote, die Überlieferungen, die Beschlüsse und das Brauchtum mit den Schnüren. Er kennt die täglichen Gebete und Segnungen. Er kann, da er das Gesetz als solches und in seinen

Verzweigungen die Halacha, der Midrasch und die Haggada kennt, als Mann auftreten. Ich bitte daher, von der Verantwortung über seine Handlungen und Sünden entbunden zu werden. Von nun an soll er den Vorschriften unterworfen sein und für seine Nachlässigkeiten gegen das Gesetz selbst verantwortlich sein. Prüft ihn!«

»Das werden wir tun. Tritt näher, Knabe! Wie ist dein Name?«

»Jesus des Josef von Nazaret.«

»Nazarener, kannst du lesen?«

»Ja, Rabbi. Ich kann die geschriebenen Wörter lesen und verstehe, was sie aussagen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß ich auch die Bedeutung der Sinnbilder oder Symbole verstehe, die sich unter dem Äußeren verbirgt, wie sich die Perle in der rohen, verschlossenen Muschel versteckt.«

»Eine ungewöhnliche und sehr weise Antwort! Selten hört man so etwas von den Lippen Erwachsener, erst recht nicht von denen eines Knaben, und noch dazu eines Nazareners.«

Die Aufmerksamkeit der Zehn erwacht. Sie wenden ihre Augen nicht mehr von dem schönen blonden Knaben ab, der sie so sicher, so unbefangen und furchtlos anblickt.

»Du machst deinem Lehrer, der gewiß sehr gelehrt war, Ehre.«

»Die Weisheit Gottes hat sich in seinem gerechten Herzen niedergelassen.«

»Du Glücklicher, Vater eines solchen Sohnes!«

Josef, im Hintergrund des Saales, verneigt sich und lächelt.

Sie geben Jesus drei verschiedene Schriftrollen und sagen: »Lies jene, die mit dem goldenen Band verschlossen ist.«

Jesus öffnet die Rolle und liest. Es sind die Zehn Gebote. Doch nach den ersten Worten nimmt ihm ein Richter die Rolle aus der Hand und sagt: »Fahre aus dem Gedächtnis fort.« Jesus fährt fort, so sicher, als ob er ablese. Jedesmal, wenn er den Namen des Herrn nennt, verneigt er sich tief.

»Wer hat dich das gelehrt? Warum tust du das?«

»Weil dieser Name heilig ist und mit einem inneren und äußeren Zeichen der Ehrfurcht ausgesprochen werden muß. Vor dem König, der nur für kurze Zeit König ist, verneigen sich die Untertanen; und doch ist er nur Staub. Sollte sich da nicht vor dem König der Könige, dem allerhöchsten Herrn Israels, der gegenwärtig, wenn auch nur dem Geist sichtbar ist, ein jedes Geschöpf verbeugen, das Ihm für die ganze Ewigkeit untertan ist?«

»Bravo! Mann, wir raten dir, laß deinen Sohn von Hillel oder Gamaliël unterrichten. Er ist zwar ein Nazarener, doch seine Antworten lassen hoffen, daß er ein neuer großer Lehrer werden wird.«

»Der Sohn ist volljährig. Er kann tun, was er will. Ich werde ihm nichts in den Weg legen, wenn das, was er will, ehrenhaft ist.«

»Knabe, höre! Du hast gesagt: „Vergiß nicht, die Feiertage zu heiligen! Das gilt nicht nur für dich, sondern auch für deinen Sohn, deine Tochter, deinen Knecht, deine Magd und selbst für dein Zugtier. Allen ist es verboten, am Sabbat zu arbeiten!“ Nun sage mir: Wenn eine Henne am Sabbat ein Ei legt oder ein Schaf ein Junges bekommt, ist es dann erlaubt, diese Leibesfrucht zu verwenden oder ist sie als Schandtät anzusehen?«

»Ich weiß, daß viele Rabbis und auch der lebende Schammai sagen, daß das am Sabbat gelegte Ei gesetzwidrig sei. Doch ich denke, daß der Mensch etwas anderes ist als das Tier oder als der tierische Akt des Gebärens. Wenn ich das Tier verpflichte, am Sabbat zu arbeiten, dann begehe auch ich seine Sünde; denn ich zwinge es mit der Peitsche zur Arbeit. Aber wenn ein Huhn ein Ei legt, das im Eierstock herangereift ist oder ein Schaf am Sabbat ein Junges wirft, dann ist ein solches Ereignis keine Sünde. Darum sind in den Augen Gottes das Ei und das Lämmlein, die am Sabbat ans Licht treten, keine Sünde.«

»Wieso das, wenn doch eine jede Arbeit am Sabbat Sünde ist?«

»Weil Empfangen und Gebären vom Willen des Schöpfers abhängen und geregelt werden durch das von ihm in jedes Geschöpf gelegte Gesetz. So gehorcht die Henne nur diesem Gesetz, das sagt,

nach so und soviel Stunden ist das Ei bereit und muß gelegt werden. Und auch das Lamm gehorcht nur dem Gesetz, das der gegeben hat, der alles erschaffen und auch festgelegt hat, daß zweimal im Jahre – wenn der Frühling auf den blühenden Wiesen lacht und wenn der Wald sich entblättert und die Kälte die Brust des Menschen schnürt – die Schafe zu ihren Böcken gehen, um dann zu gegebener Zeit Milch, Fleisch und nahrhaften Käse zu liefern für die Monate der harten Mühsal der Ernte oder der wachsenden Not der Kältezeit. Wenn also ein Schaf zu seiner Zeit ein Junges wirft, so kann dieses sogar auf dem Altar als Opfer heilig sein, weil es die Frucht des Gehorsams dem Schöpfer gegenüber ist.«

»Ich werde nicht weiter fragen. Seine Weisheit übersteigt die der Erwachsenen und ist erstaunlich.«

»Nein. Er hat behauptet, auch die Symbole erklären zu können. Hören wir ihn an!«

»Sag zuerst einen Psalm, die Segnungen und die Gebete!«

»Auch die Gebote!«

»Ja, auch die Midraschim!«

Jesus sagt mit großer Sicherheit eine ganze Litanei von Vorschriften auf ... »das darfst du nicht ... das unterlasse ...« Wenn wir noch all diese Einschränkungen hätten, rebellisch wie wir sind, so versichere ich euch, daß niemand gerettet würde ...

»Genug! Öffne nun die Schriftrolle mit dem grünen Band!«

Jesus öffnet sie und will mit der Lesung beginnen.

»Weiter vorne ... noch weiter ...«

Jesus gehorcht.

»Lies und erkläre, was dies bedeutet, wenn dir scheint, daß hier ein Symbol vorliege!«

»Im Wort Gottes fehlt es selten. Wir sind es, die nicht imstande sind, es zu sehen und anzuwenden. Ich lese im zweiten Buch der Könige Kapitel 22, Vers 10: „Schafan, der Schreiber, sagte in seinem Bericht an den König: ‚Der Hohepriester Hilikija hat mir eine Rolle gegeben.‘ Als Schafan es in der Gegenwart des Königs gelesen hatte,

zerriß der König, nachdem er die Worte des Gesetzes Gottes gehört hatte, seine Kleider und gab ...“«

»Überschlage die Namen ...«

»... folgende Anordnung: ‚Geht und fragt den Herrn für mich, für das Volk, für ganz Judäa über die Worte dieses Buches! Der große Zorn Gottes ist gegen uns entbrannt, weil unsere Väter die Worte dieses Buches nicht angehört haben und seine Vorschriften nicht befolgt haben‘ ...“«

»Genug. Dies hat sich vor mehreren Jahrhunderten zugetragen. Welches Symbol siehst du in diesem Vorkommnis der alten Chronik?«

»Ich finde, daß es keine Zeit für das gibt, was ewig ist. Gott ist ewig, unsere Seele ist ewig, ewig sind die Verbindungen zwischen Gott und der Seele. Was also vor langer Zeit die Strafe ausgelöst hat, ruft sie auch heute hervor, und so sind auch die Folgen der Sünde die gleichen.«

»Und weiter.«

»Israel besitzt die Weisheit nicht mehr, die von Gott kommt. Ihn, nicht die armen Menschen muß man um Erleuchtung bitten. Und diese Erleuchtung erhält man nicht, wenn man Gott gegenüber untreu und ungerecht ist. So wird gesündigt, und Gott straft in seinem Zorn.«

»Wir sollten die Weisheit nicht mehr kennen? Was sagst du da, Knabe? Und die sechshundertdreizehn Vorschriften?«

»Die Vorschriften sind da; aber es sind nur mehr Wörter. Wir kennen sie, doch wir befolgen sie nicht. Daher kennen wir sie nicht. Das Symbol bedeutet: jeder Mensch, jede Zeit muß den Herrn befragen, um seinen Willen zu erkennen und sich an ihn zu halten, um nicht seinen Zorn herauszufordern.«

»Der Knabe ist vollkommen. Nicht einmal die Schlinge der verfänglichen Frage hat ihn verwirrt. Er soll in die wahre Synagoge eingeführt werden.«

Gemeinsam gehen sie in einen größeren Raum. Hier kürzen sie

ihm zuerst einmal die Haare. Josef nimmt die Locken an sich. Dann umgürten sie sein rotes Gewand mit einem langen Gürtel, den sie mehrmals um seine Taille winden. Sie legen ihm Streifen an die Stirne, an den Arm und an den Mantel, und befestigen diese mit einer Art Spangen. Darauf singen sie Psalmen, und Josef lobt den Herrn mit einem langen Gebet und erbittet alles Gute für den Sohn.

Die Zeremonie ist beendet und Jesus geht mit Josef fort. Auf dem Rückweg treffen sie mit den männlichen Verwandten zusammen. Sie kaufen und opfern ein Lamm. Dann begeben sie sich mit dem geschlachteten Opfer zu den Frauen.

Maria küßt ihren Jesus. Ihr ist, als habe sie ihn seit Jahren nicht mehr gesehen. Sie schaut ihn an, der nun mit dem veränderten Kleid und den geschnittenen Haaren wie ein Mann aussieht. Sie liebkost ihn. Sie gehen hinaus, und alles ist zu Ende.

68 Das Streitgespräch Jesu mit den Gelehrten im Tempel

Ich sehe Jesus als Jüngling. Er ist bekleidet mit einer Tunika, die – wie mir scheint – aus weißer Leinwand besteht und bis zu den Füßen reicht. Darüber trägt er ein hellrotes, rechteckiges Tuch. Keine Kopfbedeckung auf den halblangen, dichten Haaren, die bis zur Mitte der Ohren reichen und nun etwas dunkler sind. Für sein Alter ist der Jüngling sehr kräftig und hochgewachsen; sein Gesichtsausdruck aber ist noch sehr jugendlich.

Er blickt mich an und lächelt, indem er die Hände nach mir ausstreckt. Es ist ein Lächeln, das jenem gleicht, das ich beim erwachsenen Jesus sehe; sanft und eher ernst. Er ist allein. Ich sehe vorerst nichts anderes. Er steht an ein Mäuerchen gelehnt in einem engen Gäßlein, das steinig ist und auf- und absteigt und in dessen Mitte ein Graben ist, der bei Regen zu einem Bach wird. Jetzt ist er trocken, denn das Wetter ist schön.

Mir scheint, daß auch ich mich dem Mäuerchen nähere und mich umblicke und hinunterschaue wie Jesus. Ich sehe ein ungeordnetes

Häusergewirr. Die Gebäude sind teils hoch, teils niedrig und nach allen Seiten orientiert. Es sieht aus – ein armseliger, doch treffender Vergleich – wie eine Handvoll weißer, auf einen dunklen Grund geworfener Kieselsteine. Die Straßen und Gäßlein sehen in diesem Weiß wie Adern aus. Da und dort sind die Mauern bewachsen. Viele Pflanzen sind in Blüte, und viele sind schon mit neuen Blättern bedeckt. Es muß Frühling sein.

Zu meiner Linken sehe ich eine Siedlung, Gebäude, Türme, Höfe und Säulenhallen, die auf drei übereinanderliegenden Terrassen verteilt sind und in deren Mitte sich ein herrliches Gebäude erhebt. Dieses wird von Kuppeln überragt, die in der Sonne glänzen, als wären sie mit Kupfer oder Gold bedeckt. Das Ganze ist von einer Mauer mit Zinnen umgeben, wie bei einer Festung. Ein Turm, der höher als die anderen ist, steht am Ende einer engen, ansteigenden Straße und beherrscht deutlich die ausgedehnte Siedlung. Er gleicht einem strengen Wachtposten.

Jesus betrachtet wie starr diesen Ort. Dann wendet er sich um und lehnt den Rücken wieder an die Mauer, um eine kleine Anhöhe gegenüber den Gebäuden zu betrachten: einen vollkommen mit Häusern übersäten Hügel. Ich sehe, daß oben eine Straße in einem Bogen endet, hinter dem nur ein mit ungleichen Steinen gepflasterter Weg sichtbar ist. Die Pflastersteine sind quadratisch oder ungleich und unbehauen. Sie sind nicht sehr groß; nicht wie jene der römischen Konsularstraßen. Sie gleichen eher den klassischen, alten Gehsteigen von Viareggio – ich weiß nicht, ob sie noch existieren – sie sind schlecht aneinandergesetzt; es ist eine schlechte Straße.

Das Gesicht Jesu wird sehr ernst, und ich bemühe mich festzustellen, ob der Grund dieser Melancholie die Anhöhe sein kann; aber ich sehe nichts Besonderes.

Inzwischen habe ich Jesus aus den Augen verloren. Als ich mich umgedreht habe, war er nicht mehr da. Und mit dieser Vision schlummere ich ein.

Beim Erwachen habe ich noch die Erinnerung an die Vision im

Herzen und fühle mich durch sie etwas gestärkt und beruhigt; alles schläft, und ich befinde mich auf einem unbekanntem Platz. Es sind hier Tore, Brunnen, Höfe und Häuser, eher Hütten, denn sie sehen mehr nach Hütten aus als nach Häusern. Es sind sehr viele Menschen da in ihren althergebrachten, hebräischen Kleidern, und auch sehr viel Lärm. Indem ich um mich blicke, wird mir klar, daß ich mich in dem Gebäudekomplex befinde, den Jesus betrachtet hat. Ich sehe nämlich die Mauer mit ihren Zinnen, den Wachturm und das mächtige Gebäude in der Mitte, das von großen Säulengängen umgeben ist, unter denen viele Menschen allen möglichen Beschäftigungen nachgehen.

Ich begreife nun, daß ich im Vorhof des Tempels von Jerusalem bin. Ich sehe Pharisäer in ihren langen, wallenden Gewändern und Priester in Linnengewändern mit einer kostbaren Plakette oben auf der Brust und einer an der Stirn und Edelsteinen, die da und dort auf dem weißen Stoff aufleuchten. Die Gewänder werden in der Taille von einem wertvollen Gürtel gehalten.

Auch andere, die nicht so reich gekleidet sind, sehe ich. Auch sie gehören zur priesterlichen Kaste und sind von ihren Jüngern umgeben. Ich ahne, daß es Gesetzeslehrer sind.

Unter all diesen Persönlichkeiten komme ich mir ganz verloren vor, weil ich wirklich nicht weiß, was ich hier zu tun habe. Ich nähere mich einer Gruppe von Gelehrten, in der gerade ein theologisches Gespräch im Gang ist; viele andere Leute wohnen demselben bei.

Unter den „Doktoren“ befindet sich eine Gruppe, die von einem gewissen Gamaliël angeführt wird, den ein anderer, ein fast blinder Greis, in seinen Ausführungen unterstützt. Dieser Greis wird Hillel genannt, und mir scheint, daß er der Lehrer oder ein Verwandter Gamaliëls ist, weil letzterer ihn vertrauensvoll und respektvoll behandelt. Die Gruppe des Gamaliël hat großzügigere Ansichten, während eine andere Gruppe, die zahlreicher ist und von einem gewissen Schammai geleitet wird, eine enge, heuchlerische und spitzfindige Unnachgiebigkeit vertritt, wie sie im Evangelium so gut geschildert wird.

Gamaliël ist von einer dichten Gruppe von Jüngern umringt; er spricht von der Ankunft des Messias. Gestützt auf die Prophezeiungen Daniels, besteht er darauf, daß der Messias schon geboren sein müsse [Dan 9], weil seit mehr als zehn Jahren bereits die geweissagten siebenzig Jahrwochen erfüllt seien und zwar seit dem Dekret über den Wiederaufbau des Tempels. Schammai widerspricht ihm und behauptet, daß der Tempel wohl wieder aufgebaut, die Knechtschaft Israels jedoch vermehrt worden und der vorausgesagte Friede nicht zu spüren sei; jener Friede, den doch, wie die Propheten sagen, der „Friedensfürst“ hätte bringen sollen. Jerusalem werde von einem Feind beherrscht, der es sogar wage, seine Herrschaft bis in den Tempelbereich vorzuschieben, den er von der Burg Antonia aus mit seinen römischen Legionären überwache. Letztere seien jederzeit bereit, jede Art Aufstand für die Unabhängigkeit des Vaterlands mit dem Schwert niederzuschlagen.

Das lautstarke Gespräch, voller Haarspaltereien, kommt zu keinem Ende. Jeder Lehrer prunkt mit seiner Gelehrtheit, nicht so sehr, um den Rivalen zu besiegen, sondern um die Bewunderung der Zuhörer zu gewinnen. Diese Absicht ist offenkundig.

Aus der Gruppe der Zuhörer ruft eine frische Knabenstimme: »Gamaliël hat recht!«

Eine Bewegung geht durch die Menschenmenge und die Gruppe der Lehrer. Man sieht sich nach dem Zwischenrufer um. Es ist aber nicht nötig, ihn zu suchen; er verbirgt sich nicht. Er bahnt sich einen Weg und gesellt sich zur Gruppe der Rabbis. Ich erkenne meinen jugendlichen Jesus. Er erscheint sicher und unbefangen mit seinen intelligenten, leuchtenden Augen.

»Wer bist du?« fragen sie ihn.

»Ein Sohn Israels, der gekommen ist zu erfüllen, was das Gesetz vorschreibt.«

Die begeisterte und sichere Antwort gefällt und bewirkt Beifall und Wohlwollen. Man ist neugierig auf das weitere Verhalten des kleinen Israeliten.

»Wie heißt du?«

»Jesus von Nazaret.«

Das Wohlwollen erlischt bei der Gruppe des Schammai. Der verständigere Gamaliël jedoch führt das Gespräch zusammen mit Hillel fort ... ja es ist Gamaliël, der Hillel ehrerbietig bittet: »Frage du den Knaben etwas!«

»Worauf gründest du deine Sicherheit?« fragt Hillel.

(Ich setze nunmehr die Namen voran, um abzukürzen und alles klarer zu gestalten.)

Jesus: »Auf die Prophezeiung, die sich in der Zeitangabe nicht irren kann, und auf die Zeichen, die ihre Verwirklichung begleitet haben. Es ist wahr, daß Cäsar uns beherrscht. Doch die Welt war im Frieden, als die siebzig Jahrwochen erfüllt waren, so daß Cäsar die Volkszählung in Palästina anordnen konnte. Er hätte dies nicht tun können, wenn in seinem Kaiserreich Krieg geführt worden wäre oder Palästina einen Aufstand organisiert hätte. Wie die Zeit erfüllt war, erfüllte sich auch der andere Zeitabschnitt der zweiundsechzig und einer Jahrwoche seit der Vollendung des Tempels, damit der Messias gesalbt werde und sich bewahrheite, was die Prophezeiung des weiteren über das Volk, das ihn nicht haben will, sagt. Könnt ihr darum zweifeln? erinnert ihr euch nicht, daß der Stern von den Weisen aus dem Morgenland gesehen wurde und sich wirklich am Himmel über Betlehem in Judäa niederließ, und daß die Prophezeiungen und Gesichte seit der Zeit Jakobs Betlehem als den Ort der Erfüllung angeben, wo die Geburt des Messias, des Sohnes des Sohnes des Sohnes Jakobs, erfolgen sollte? erinnert ihr euch nicht mehr daran, was Bileam sagt: „Ein Stern wird aus Jakob geboren werden?“ [Num 24,17]. Die Weisen aus dem Morgenland, denen der Glaube und die Reinheit die Augen und die Ohren öffneten, haben den Stern gesehen und seinen Namen „Messias“ verstanden und sind gekommen, das auf die Welt herabgekommene Licht anzubeten.«

Schammai fragt mit listigem Blick: »Du sagst, daß der Messias zur Zeit des Sternes über Betlehem-Efrata geboren wurde?«

Jesus: »Ich sage es.«

Schammai: »Dann lebt er also nicht mehr. Weißt du nicht, Knabe, daß Herodes alle Neugeborenen bis zum Alter von zwei Jahren in Betlehem und Umgebung ermorden ließ? Du, der du die Schrift so gut kennst, mußt doch auch wissen: „Ein Schrei wurde gehört in der Höhe . . . Es ist Rahel, die ihre Söhne beweint.“ [Jer 31,15]. Die Täler und Anhöhen von Betlehem haben die Tränen der sterbenden Rahel aufgefangen und sind noch von dem Weinen der Mütter über ihre Kinder erfüllt. Unter diesen befindet sich bestimmt auch die Mutter des Messias.«

Jesus: »O Greis, du irrst. Das Wehklagen der Rahel hat sich in Hosanna verwandelt; denn dort, wo sie den „Sohn ihres Schmerzes“ ans Licht brachte, hat die neue Rahel der Welt den Benjamin des Himmlischen Vaters, den Sohn seiner Rechten, geboren; den, der berufen ist, das Volk Gottes unter seinem Szepter zu versammeln und es aus dem schrecklichsten Sklaventum zu befreien.«

Schammai: »Und wie ist das denn möglich, da er doch getötet wurde?«

Jesus: »Hast du nicht über Elija gelesen: „Er wurde von einem feurigen Wagen hinweggenommen?“ Wird Gott der Herr nicht seinen Immanuel gerettet haben, damit er der Messias seines Volkes werde? Er, der vor Mose das Meer geöffnet hat, damit Israel trockenen Fußes in sein Land ziehen konnte [Ex 14,15–22], könnte er nicht auch seine Engel gesandt haben, um seinen Christus vor der Grausamkeit des Menschen zu bewahren? Wahrlich, ich sage euch: *Christus lebt und ist unter euch, und wenn die Zeit gekommen ist, wird er sich in seiner ganzen Macht offenbaren.*« Bei diesen Worten, die ich *unterstreiche*, hat Jesu Stimme eine Kraft, die den ganzen Raum erfüllt. Seine Augen leuchten noch stärker, und mit einer gebietenden und verheißungsvollen Geste streckt er seine Rechte aus, wie zum Schwur. Er ist nur ein Knabe, aber würdevoll wie ein Mann . . .

Hillel: »Wer hat dich diese Worte gelehrt, Knabe?«

Jesus: »Der Geist Gottes. Ich habe keinen menschlichen Lehrer. Es

ist das Wort des Herrn, das durch meine Lippen zu euch spricht.«

Hillel: »Komm zu uns, damit ich dich aus der Nähe sehe, Knabe, und meine Seele sich erleuchte an der Sonne deiner Seele!«

Jesus wird nun eingeladen, auf einem hohen Sitz zwischen Gama-liël und Hillel Platz zu nehmen; es werden Schriftrollen gebracht, damit er daraus lese und sie erkläre. Es handelt sich um eine regelrechte Prüfung. Die Menge drängt sich um ihn und hört zu.

Jesus liest mit jugendlicher Stimme: »„Tröste dich, mein Volk! Sprecht zum Herzen Jerusalems! Tröstet es, denn seine Knechtschaft ist zu Ende ... Stimme eines Rufenden in der Wüste: bereite den Weg des Herrn ... Dann wird die Herrlichkeit des Herrn erscheinen ...“« [Jes 40,1–5]

Schammai: »Da siehst du es, Nazarener! Hier wird von beendeter Knechtschaft gesprochen. Nie waren wir Sklaven wie jetzt. Hier wird von einem Vorläufer gesprochen. Wo ist er? Du redest irre.«

Jesus: »Ich sage dir: An dich ergeht mehr als an die anderen die Einladung des Vorläufers; an dich und an deinesgleichen. Sonst wirst du die Herrlichkeit des Herrn nicht schauen und das Wort Gottes nicht verstehen; denn Niederträchtigkeit, Hochmut und Doppelzüngigkeit hindern dich daran zu sehen und zu hören.«

Schammai: »So sprichst du zu einem Lehrer?«

Jesus: »So spreche ich, und so werde ich reden bis zu meinem Tod; denn über meinem Vorteil steht das Interesse des Herrn und die Liebe zur Wahrheit, deren Sohn ich bin. Und ich füge hinzu, Rabbi, daß die Knechtschaft, von der der Prophet spricht und von der auch ich spreche, nicht die ist, die du meinst, wie auch das Königtum nicht das sein wird, das du dir vorstellst. Denn durch das Verdienst des Messias wird der Mensch aus der Knechtschaft des Bösen, die von Gott trennt, befreit werden, und das Zeichen Christi wird über den Seelen sein, die, befreit von jeglichem Joch, Untergebene des ewigen Reiches sind. Alle Nationen werden das Haupt beugen, o Geschlecht Davids, vor dem aus dir geborenen Keim, der zum Baum heranwachsen, die ganze Erde bedecken und bis zum Himmel sich

erheben wird. Und im Himmel und auf Erden werden alle Stimmen seinen Namen loben, und jedes Knie wird sich beugen vor dem Gesalbten des Herrn, dem Friedensfürsten, der aus sich selbst jede müde Seele belebt und jede hungrige Seele sättigt; dem Heiligen, der einen Bund zwischen Himmel und Erde schließt; nicht einen Bund, wie den mit den Vätern Israels, als Gott sie von Ägypten befreite und sie noch als Knechte behandelte; er wird seine himmlische Vaterschaft in den Geist der Menschen prägen, durch die neu fließende Gnade auf Grund der Verdienste des Erlösers, durch den alle Guten den Herrn kennen werden. Das Heiligtum Gottes wird nicht mehr abgebrochen oder zerstört werden.«

Schammai: »Lästere Gott nicht, Knabe! Denke an Daniel! Er sagt, daß nach dem Tod des Gesalbten der Tempel und die Stadt zerstört werden von einem Volk und einem Führer, der zu diesem Zweck kommen wird. Und du sagst, daß das Heiligtum Gottes nicht mehr niedergerissen wird. Halte dich an die Propheten!«

Jesus: »Wahrlich ich sage dir, daß es Einen gibt, der mehr ist als die Propheten, und du kennst ihn nicht und wirst ihn nicht kennen, da dir der Wille dazu fehlt. Ich behaupte, daß alles, was ich dir gesagt habe, wahr ist. *Das wahre Heiligtum wird keine Zerstörung kennen*; es wird wie er, der es heiligt, zum ewigen Leben auferstehen.«

Hillel: »Höre mich an, Knabe! Haggai sagt: „Der von den Völkern Ersehnte wird kommen ... Groß wird die Herrlichkeit dieses Hauses sein, und die des letzten mehr als die des ersten“ [Hag 2,8–10]. Ist vielleicht damit das Heiligtum gemeint, von dem du sprichst?«

Jesus: »Ja, Meister. Das ist damit gemeint. Deine Redlichkeit wird dich zum Licht führen, und ich sage dir: Wenn das Opfer Christi vollbracht ist, wird der Friede zu dir kommen; denn du bist ein Israelit ohne Lüge.«

Gamaliël: »Sage mir, Jesus: Der Friede, von dem die Propheten sprechen, wie kann man ihn erhoffen, wenn der Krieg dieses Volk zerstört? Sprich und erleuchte auch mich!«

Jesus: »Erinnerst du dich nicht mehr daran, Meister, was jene er-

zählten, die zugegen waren in der Nacht von Christi Geburt? Die Engelschöre sangen: „Friede den Menschen, die guten Willens sind!“ Aber der Wille dieses Volkes ist nicht gut, und so wird es auch keinen Frieden haben. Es wird seinen König, den Gerechten, den Erlöser verkennen, da es einen König voll menschlicher Macht erwartet, während er der König des Geistes ist. Dieses Volk wird ihn nicht lieben, da Christus predigen wird, was ihm nicht gefällt. Christus wird nicht gegen Feinde kämpfen, die mit Wagen und Pferden ausgerüstet sind, sondern gegen die Feinde der Seele, die das Menschenherz, das für Gott erschaffen worden ist, zu teuflischen Genüssen verführen. Das ist nicht der Sieg, den Israel vom Messias erwartet. Er wird kommen, Jerusalem, dein König und „auf der Eselin und auf dem Füllen reiten“ [Sach 9,9], womit die Gerechten Israels und die Heiden gemeint sind. Aber das Füllen, sage ich euch, wird ihm treuer sein als die Eselin, und es wird ihm folgen, und es wird wachsen auf dem Weg der Wahrheit und des Lebens. Israel wird wegen seines schlechten Willens den Frieden verlieren und durch Jahrhunderte das erleiden, was es an Leiden seinem König bereitet hat, den es so zum Mann der Schmerzen, von dem Jesaja spricht, gemacht hat.«

Schammai: »Dein Mund riecht nach Milch und Gotteslästerung, Nazarener. Antworte mir: Wo ist der Vorläufer? Wann werden wir ihn haben?«

Jesus: »Er ist schon da. Sagt nicht Maleachi: „Siehe, ich sende meinen Engel vor mir her, daß er meinen Weg ebne, und sofort wird zu seinem Tempel der von euch erwartete Herrscher und der von euch ersehnte Engel des Testaments kommen?“ Also kommt der Vorläufer kurz vor Christus. *Er ist schon da*, wie auch Christus selbst. Wenn Jahre zwischen dem, der die Wege des Herrn bereitet, und Christus lägen, dann würden diese Wege bis dahin wieder uneben sein. Gott weiß es und hat beschlossen, daß der Vorläufer dem Meister nur *eine Stunde* voraus sein soll. Wenn ihr diesen Vorläufer seht, könnt ihr sagen: „Die Sendung Christi hat begonnen.“ Dir sage ich: Christus

wird viele Augen und viele Ohren öffnen, wenn er auf diesen Straßen wandelt; doch nicht die deinen und die deiner Gleichgesinnten, die ihr ihm den Tod bereitet für das Leben, das er euch bringt. Noch erhabener als dieser Tempel, erhabener als das Allerheiligste, das im Heiligsten eingeschlossen ist, erhabener als die von Kerubim getragene „Herrlichkeit“ wird der Erlöser auf seinem Thron und auf seinem Altar sein. Dann wird Fluch den Gottesmördern und Leben den Heiden aus seinen tausend und tausend Wunden zufließen; denn er, du weißt es nicht, o Meister, er ist nicht der König eines menschlichen, sondern eines geistigen Königreiches, und seine Untergebenen sind ausschließlich die, die durch seine Liebe sich im Geist erneuern und wie Jona, nachdem sie schon geboren waren, wiedergeboren werden im Reich Gottes durch eine geistige Zeugung, die durch Christus vollzogen wird, der der Menschheit das wahre Leben schenken wird.«

Schammai und seine Anhänger: »Dieser Nazarener ist Satan!«

Hillel und die seinen: »Nein, dieser Knabe ist ein Prophet Gottes. Bleibe bei uns, Kind! Mein Alter wird dein Wissen dem seinen einverleiben, und du wirst Lehrer des Volkes Gottes sein.«

Jesus: »Wahrlich ich sage euch: Wenn viele wären wie du, würde Heil über Israel kommen. Doch meine Stunde ist noch nicht da. Zu mir sprechen die Stimmen des Himmels, denen ich in der Einsamkeit lauschen muß, bis meine Stunde gekommen ist. Dann werde ich mit meinem Mund und meinem Blut zu Israel sprechen, und mein Los wird das der Propheten sein, die gesteinigt und getötet wurden. Doch über meinem Dasein schwebt Gott, der Herr, dem ich mich als treuer Knecht unterwerfe, damit er die Welt zum Schemel der Füße Christi mache. *Erwartet mich in meiner Stunde! Diese Steine werden meine Stimme wieder hören und bei meinem letzten Wort erzittern.* Selig, die in dieser Stimme Gott gehört haben und durch sie an ihn glauben! Ihnen wird Christus das Reich geben, das euer Egoismus als menschliches träumt, während es himmlisch ist. Ich lege dafür dieses Zeugnis ab: „Hier ist dein Diener, o Herr, der gekommen ist,

deinen Willen zu erfüllen. Vollziehe ihn, denn ich brenne darauf, ihn zu erfüllen!“«

Und hier endet die Vision mit Jesus, der seine Arme und sein Antlitz, das von geistiger Leidenschaft glüht, zum Himmel erhebt und aufrecht mitten unter den bestürzten Gelehrten steht.

Es ist 3.00 Uhr, der 29. Januar 1944.

Man fragt mich heute, wie ich auf die Namen „Gamaliël“, „Hillel“ und „Schammai“ gekommen bin. Es ist die Stimme, die ich als meine „zweite Stimme“ bezeichne, die mir solche Dinge eingibt; sie ist weniger hörbar als die meines Jesus und die der anderen, die mir diktieren. Diese sind Stimmen, wie ich schon sagte, die mein geistiges Ohr wie *menschliche Stimmen* vernimmt. Ich höre ihren sanften oder entrüsteten, ihren frohen oder traurigen Ausdruck, genau so, als ob man ganz nahe bei mir spräche. Diese „zweite Stimme“ hingegen ist wie ein Licht, das *in* meinem Geist und nicht *zu* meinem Geist spricht. Das ist ein Hinweis.

So war es, als ich mich der Gruppe der Diskutierenden näherte und nicht wußte, wer die imponierende Persönlichkeit war, die an der Seite eines Greises so eifrig redete. Da sagte diese Stimme: »Gamaliël – Hillel.« Ja, zuerst Gamaliël und dann Hillel. Ich habe keine Zweifel. Während ich noch darüber nachdachte, wer die beiden seien, zeigte mir die innere Weisung dieses dritte, unsympathische Individuum, gerade als Gamaliël es beim Namen nannte. So erfuhr ich den Namen. Er sah wie ein Pharisäer aus. Heute läßt mich diese innere Stimme verstehen, daß ich das Weltall nach seinem Tod sah; das Weltall, wie es oft in den Visionen erscheint und das mich viele Einzelheiten verstehen läßt, die ich von mir aus nicht begreifen würde und die doch verstanden werden müssen. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich ausgedrückt habe. Doch nun muß ich aufhören, denn Jesus beginnt zu sprechen.

69 Der Schmerz Marias, weil Jesus fehlt

Jesus sagt:

»Kleiner Johannes, habe Geduld! Hier ist noch etwas! Behandeln wir auch das noch, um deinen Seelenführer zufriedenzustellen und das Werk zu vollenden. Ich wünsche, daß diese Arbeit ihm morgen, am Aschermittwoch, übergeben wird. Ich will, daß du diese ermüdende Arbeit abschließt, denn ... Ich will, daß du mit mir leidest.

So gehen wir noch einmal weit, weit zurück (22. Februar 1944 – Tatsächlich hatte sie am selben Tag Stücke geschrieben, die zur Passion und Verherrlichung

gehörten). Wir gehen zum Tempel, worin der Zwölfjährige disputiert. Noch mehr. Wir kehren zurück auf die Wege, die nach Jerusalem führen und in Jerusalem zum Tempel.

Du siehst die Angst Marias, als sie beim Zusammentreffen der Frauen und Männer feststellt, daß ich nicht bei Josef war. Sie erhebt nicht die Stimme in bitteren Vorwürfen gegen den Gefährten. Alle Frauen hätten dies getan. Ihr tut es geringer Dinge wegen und vergeßt, daß der Mann immer das Haupt der Familie ist.

Doch der Schmerz, der auf dem Antlitz Marias liegt, durchbohrt Josef mehr als jeder Vorwurf. Maria ergeht sich nicht in dramatischen Szenen. Ihr tut dies wegen geringfügiger Dinge, um bemerkt und bemitleidet zu werden. Doch ihr zurückgehaltener Schmerz ist offenkundig im Zittern, das sie befällt, im erbleichenden Antlitz mit den geöffneten Augen, das mehr Mitleid erregt als Tränen und Gemjammer.

Sie ist nun weder müde noch hungrig. Und der Weg ist weit gewesen, und seit Stunden hat sie keine Stärkung mehr zu sich genommen. Doch sie vergißt alles: auch das Lager, das vorbereitet, und das Essen, das bald ausgeteilt wird. Sie geht zurück; es ist Abend; die Nacht bricht herein. Das kümmert sie nicht. Jeder Schritt bringt sie Jerusalem näher. Sie hält die Karawanen und Pilger auf; sie stellt Fragen. Josef folgt und hilft ihr. Eine Tagesreise verlangt die Rückkehr, und dann beginnt die rastlose Suche in der Stadt.

Wo, wo kann ihr Jesus nur sein? Und Gott läßt zu, daß sie viele Stunden nicht weiß, wo sie mich suchen könnte. Ein Kind im Tempel zu suchen, war doch eine Sinnlosigkeit. Was sollte ein Kind im Tempel tun?

Es hätte sich höchstens in der Stadt verlaufen können und wäre dorthin zurückgekehrt mit seinen kleinen Schritten und hätte mit weinender Stimme nach der Mutter gerufen und so die Aufmerksamkeit der Erwachsenen, besonders der Priester, auf sich ziehen können, die dann durch Anschläge an den Toren dafür gesorgt hätten, die Eltern ausfindig zu machen ... Doch da war nirgends ei-

ne Bekanntmachung. Niemand wußte von diesem Knaben. Schön? Blond? Kräftig? Oh, solche gibt es viele! Zu wenig, um sagen zu können: „Ich habe ihn gesehen. Er war da oder dort! ...“

Dann, nach drei Tagen, symbolisch für die drei künftigen Tage der Angst, kommt Maria erschöpft in den Tempel und durchheilt die Höfe und Hallen. Nichts! ... Die arme Mutter läuft nach allen Richtungen, von wo sie eine Knabenstimme zu vernehmen meint. Selbst das Blöken der Lämmlein kommt ihr wie Kinderweinen vor. Doch Jesus weint nicht. Er lehrt. Da hört Maria hinter einer Schranke von Menschen die teure Stimme, die soeben sagt: „Diese Steine werden erzittern ...“ Sie versucht, die Menge zu zerteilen. Es gelingt ihr nach großer Mühe. Da steht ihr Sohn mit ausgebreiteten Armen inmitten der Gelehrten.

Maria ist die „kluge Jungfrau“. Doch diesmal überwindet der Kummer ihre gewohnte Zurückhaltung. Sie überwindet alle Hindernisse. Sie eilt zu Jesus, umarmt ihn, hebt ihn vom Stuhl hoch, stellt ihn auf den Boden ... und sagt: „Warum hast du uns das getan? Seit drei Tagen suchen wir dich. Deine Mutter stirbt vor Kummer, Sohn! Dein Vater ist erschöpft! Warum, Jesus?“

Man fragt Den nicht nach dem „Warum“, der weiß. Berufene fragt man nicht, warum sie alles verlassen haben, um der Stimme Gottes zu folgen. Ich war die Weisheit und ich wußte. Ich war „berufen“ zu einer Sendung und erfüllte sie. Über dem irdischen Vater und der leiblichen Mutter war Gott, der göttliche Vater. Seine Interessen sind gewichtiger als unsere; seine Zuneigungen sind über alles erhaben. Ich sage es meiner Mutter. Ich beendige die Unterweisung der Gelehrten mit der Unterweisung Marias, der Königin der Gelehrten. Und sie hat es nie vergessen. Die Sonne war in ihr Herz zurückgekehrt, während sie meine Hand, demütig und gehorsam, hielt; aber meine Worte sind ihr im Herzen geblieben.

Viel Sonne und viele Wolken wandern am Himmel in den 21 Jahren, die ich noch auf Erden verbringe. Viel Freude und viel Schmerz wechseln sich in ihrem Herzen in diesen 21 Jahren ab. Doch sie wird

nie mehr fragen: „Warum hast du uns dies angetan, mein Sohn?“
Lernt davon, ihr anmaßenden Menschen!

Ich selbst habe dich durch diese Vision geführt und sie dir erklärt, weil du außerstande bist, mehr zu tun!«

70 Der Tod des Heiligen Josef

Plötzlich, während ich dabei bin, das Heft, genauer gesagt, das Diktat über die Pseudoreligionen von heute zu korrigieren, überkommt mich diese Vision. Ich schreibe während der Schau.

Ich sehe das Innere einer Zimmermannswerkstatt. Mir scheint, daß zwei Wände aus Felsen sind, wie wenn man hier eine natürliche Grotte als zusätzlichen Raum für das Haus benutzt hätte. Genauer gesagt, bestehen die Wände auf der Nord- und Westseite aus Felsgestein und die anderen beiden wie üblich aus Mauerwerk.

An der Nordseite wurde in einer Einbuchtung des Felsens eine Feuerstelle angelegt, ein einfacher Herd, auf dem ein Pfännchen mit Leim oder Lack steht ... Das seit Jahren hier verbrannte Holz hat die Wand geschwärzt, sie scheint geteert zu sein. Ein Loch in der Wand, überdeckt mit einem großen gewölbten Ziegelbogen, dient als Abzugskamin, scheint jedoch nicht besonders dafür geeignet zu sein, denn auch die anderen Wände sind schwarz vom Rauch, wie auch in diesem Moment ein rauchiger Nebel im Raum hängt.

Jesus arbeitet an einer Hobelbank. Er hobelt Bretter glatt und stellt sie dann hinten gegen die Wand. Dann nimmt er eine Art Hocker, der auf zwei Seiten in einen Schraubstock eingespannt ist, befreit ihn von dieser Umklammerung, prüft die Arbeit, nimmt ein Winkelmaß und mißt alle Seiten; dann geht er zum Kamin, nimmt das Pfännchen und rührt darin mit einem Stöcklein oder Pinsel – (ich sehe nur dessen Ende).

Jesus ist dunkelbraun gekleidet und trägt eine eher kurze Tunika; die Ärmel sind bis über die Ellbogen aufgestülpt; vorne trägt er eine

Art Schürze, an der er sich die Finger abwischt, nachdem er das Pfännchen berührt hatte. Er ist allein. Er arbeitet fleißig und mit Sorgfalt. Keine ungeordnete, ungeduldige Bewegung. Er ist genau und arbeitet ohne Unterbrechung. Nichts ärgert ihn, weder ein Ast im Holz, der dem Hobel ein Hindernis ist, noch der Schraubenzieher (so sieht das Werkzeug aus), der zweimal von der Werkbank auf den Boden fällt, noch der Rauch, der seine Augen reizt.

Von Zeit zu Zeit schaut er auf und blickt zur Wand an der Südseite, an der sich eine geschlossene Tür befindetet, als ob er horche. Auf einmal geht er zur Tür an der Ostseite, die zur Straße führt und öffnet sie. Ich sehe ein Stück des staubigen Sträßchens. Es sieht so aus, als erwarte er jemand. Dann kehrt er zur Arbeit zurück. Er ist nicht traurig, aber sehr ernst. Er schließt die Tür und nimmt die Arbeit wieder auf.

Während er noch beschäftigt ist, etwas wie Teile eines Radreifens zusammenzusetzen, kommt die Mutter herein. Sie tritt durch die Tür in der Südwand ein. Eilig geht sie auf Jesus zu. Sie trägt ein dunkelblaues Kleid. Das Haupt ist unbedeckt. Das Kleid ist in der Taille mit einer gleichfarbenen Kordel gegürtet ... Sie ruft ängstlich den Sohn und greift mit beiden Händen nach seinem Arm, in einer Bewegung, die schmerzerfüllt nach Hilfe sucht. Jesus legt liebevoll eine Hand auf ihre Schulter und tröstet sie. Dann legt er seine Arbeit und seine Schürze beiseite und verläßt mit seiner Mutter den Raum.

Ich nehme an, Sie möchten auch die gesprochenen Worte kennen. Maria sagt nur wenig: »Oh, Jesus, komm, komm! Es geht ihm schlecht.« Diese Worte kommen von bebenden Lippen, und Tränen glänzen in den geröteten, müden Augen. Jesus sagt nur: »Mama!« Doch in diesem einen Wort ist alles enthalten.

Sie treten in das nebenan liegende Zimmer. Es ist voller Sonne, die durch die zum Gärtchen führende, halbgeöffnete Tür einströmt. Das Gärtchen ist voller Licht und Grün. Täubchen fliegen zwischen den zum Trocknen aufgehängten Wäschestücken umher. Der Raum ist einfach, doch ordentlich und rein. In ihm befindet sich ein niedriges

Lager, bedeckt mit Maträzchen (ich sage Maträzchen, weil diese Decken dick und weich sind; aber es ist nicht ein Bett, wie wir es kennen). Auf diesen und von vielen Kissen gestützt, liegt der sterbende Josef. Man sieht es deutlich: das Antlitz ist totenbleich, das Auge erloschen, die Brust keucht. Der Zerfall des Körpers ist offenbar.

Maria geht an seine Linke, nimmt die rauhe, an den Nägeln bläuliche Hand, küßt und liebkost sie. Mit einem Tüchlein trocknet sie ihm den Schweiß, der an den eingefallenen Schläfen glänzt, und die Träne, die im Augwinkel hängt. Sie befeuchtet die Lippen mit einem in eine Flüssigkeit (anscheinend Weißwein) getauchten Tüchlein.

Jesus stellt sich auf die rechte Seite. Er hebt schnell und sorgfältig den eingesunkenen Körper und legt ihn sanft auf die Kissen zurück, wobei Maria ihm hilft. Er streicht dem Sterbenden über die Stirne und sucht ihn zu ermutigen.

Maria weint still, lautlos, aber sie weint. Tränen rollen über die bleichen Wangen auf das dunkelblaue Kleid hinunter und glänzen wie Saphire.

Josef erholt sich ein wenig und schaut Jesus an. Er reicht ihm die Hand, wie um ihm etwas zu sagen und in der göttlichen Berührung Kraft zu finden für die letzte Prüfung. Jesus beugt sich über die Hand und küßt sie. Josef lächelt. Dann sucht sein Blick Maria, und er lächelt auch ihr zu. Maria kniet vor dem Lager nieder und versucht zu lächeln. Es gelingt ihr schlecht, und sie senkt das Haupt.

Josef legt ihr die Hand aufs Haupt, in keuscher Liebkosung, gleich einem Segen.

Man hört nur den Flügelschlag und das Gurren der Tauben, das Rascheln der Blätter, das Quirlen des Wassers und im Zimmer das schwere Atmen des Sterbenden.

Jesus geht um das Lager herum, nimmt einen Schemel und läßt Maria sich hinsetzen. Er sagt nur: »Mama.« Dann kehrt er an seinen Platz zurück und nimmt Josefs Hand in seine Hände. Die Szene ist so wahr, daß ich über den Schmerz Marias weinen muß. Dann neigt

sich Jesus über den Sterbenden und flüstert einen Psalm. Ich weiß, daß es ein Psalm ist, aber ich kann nicht sagen welcher [Ps 16]. Er beginnt:

»„Beschütze mich, o Herr, denn ich nehme zu dir meine Zuflucht ...

Die Heiligen, die wohnen in seinem Lande, sind die Herrlichen, an denen ich mein Wohlgefallen habe.

Ich preise den Herrn, der mich berät; ...

Allzeit habe ich vor Augen den Herrn. Er steht mir zur Rechten, so daß ich nicht wanke.

Darum freut sich mein Herz, es frohlockt meine Seele, und auch mein Leib kann ruhen in Frieden.

Denn nicht dem Totenreiche gibst du meine Seele anheim, deinen Heiligen läßt du Verwesung nicht schauen.

Du weisest mir den Weg des Lebens: Fülle der Freuden vor deinem Angesicht und Wonnen zu deiner Rechten ewiglich.“«

Josef lebt ganz auf, lächelt Jesus mit einem lebendigeren Blick zu und drückt ihm die Finger. Jesus antwortet mit einem Lächeln, und seine Hände liebkosend, fährt er fort [Ps 84]:

»„Wie freundlich ist deine Wohnung, o Herr der himmlischen Heerscharen! Meine Seele sehnt sich, ja schmachtet nach den Vorhöfen des Herrn.

Findet doch der Sperling ein Heim und die Turteltaube ein Nest für ihre Jungen. Nach deinen Altären sehne ich mich, o Herr.

Selig, die wohnen in deinem Haus! Selig der Mensch, der deiner Kraft sich erfreut, wenn er sich rüstet zu heiliger Fahrt aus dem Tal der Tränen zum auserwählten Ort.

Herr, erhöere mein Gebet ...

O Gott, wende deinen Blick zu mir und schaue das Antlitz deines Gesalbten ...“«

Josef betrachtet Jesus mit einem Seufzer und möchte etwas sagen, wie um ihn zu segnen. Aber es fehlt ihm die Kraft dazu. Man sieht, daß er versteht, aber die Sprache versagt ihm. Doch ist er glücklich und schaut lebhaft und vertrauensvoll auf seinen Jesus.

»„O Herr“«, fährt Jesus fort, »„du bist gnädig gewesen deinem Land, hast Jakob befreit von der Knechtschaft . . .

Zeige uns, o Herr, deine Barmherzigkeit und gib uns deinen Erlöser.

Hören will ich, was kündigt der Herr, unser Gott. Wahrhaft, er kündigt den Frieden all seinen Frommen, allen, die von Herzen an ihn sich wenden.

Ja, dein Heil ist nahe . . . und deine Herrlichkeit wird wohnen auf Erden . . .

Begegnen werden sich Erbarmen und Treue; Gerechtigkeit und Friede werden sich küssen. Aus der Erde sprießt die Treue; Gerechtigkeit blickt hernieder vom Himmel.

Ja, der Herr verleiht uns seinen Segen, und unsere Erde gibt ihre Frucht. Gerechtigkeit geht vor ihm her, und Heil folgt der Spur seiner Schritte.“« [Ps 85]

Du hast diese Stunde gesehen, Vater, und für sie hast du dich bemüht. Du hast alles getan für diese Stunde, und der Herr wird es dir lohnen. Ich sage es dir«, fügt Jesus hinzu und wischt eine Träne der Freude ab, die langsam über die eingefallene Wange rollt.

Dann beginnt er wieder [Ps 132]:

»„Gedenke, o Herr, Davids und all seiner Mühseligkeit, wie er dem Herrn geschworen, dem Starken Jakobs gelobt hat: ‚Ich will nicht in das Zelt meines Hauses gehen, noch auf das Lager meines Bettes steigen, ich will meinen Augen keinen Schlaf gönnen und meinen Wimpern keinen Schlummer, bis ich gefunden eine Stätte dem Herrn, eine Wohnung dem Mächtigen Jakobs.‘

Mache dich auf, o Herr, zu deiner Ruhstatt, und mit dir deine machtvolle Lade! (Maria versteht und bricht in Weinen aus).

Deine Priester sollen sich in Gerechtigkeit kleiden, deine Heiligen sollen frohlocken.

Um Davids, deines Knechtes, willen verschmähe nicht das Antlitz deines Gesalbten.

Einen Eid hat der Herr David geschworen, von dem er nicht ab-

geht: ‚Einen Sproß aus deinem Geschlechte will ich erheben auf deinen Thron.‘

Der Herr hat ihn erwählt zu seiner Wohnstatt ...

Dem David errichte ich ein Zeichen der Macht, eine Leuchte bereite ich seinem Gesalbten.“

Danke, mein Vater, für mich und die Mutter! Du warst mir ein gerechter Vater, und der Ewige hat dich zum Beschützer seines Christus und seiner Bundeslade gemacht. Du warst die für ihn brennende Fackel, und an der Frucht des heiligen Leibes hast du die Nächstenliebe geübt. Geh in Frieden, Vater! Deine Witwe wird nicht ohne Hilfe sein. Der Herr hat vorgesorgt, daß sie nicht allein sei. Geh freudig ein in deine Ruhe! Ich sage es dir.«

Maria weint in die Decken, die über Josef gebreitet sind, der fröstelt. Jesus tröstet sie, da der Atem immer schwerer wird und der Blick sich verschleiert [Ps 112]. »„Selig der Mann, der fürchtet den Herrn und Freude hat an seinen Geboten ...

Seine Gerechtigkeit währt von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Den Guten erstrahlt er als Licht in der Finsternis.

Milde ist er, gerecht und barmherzig ...

Das Andenken des Gerechten währt in Ewigkeit ...

Seine Macht wird sich erheben bis zur Herrlichkeit ...“

Du wirst sie haben, diese Herrlichkeit, Vater. Bald werde ich kommen, um dich emporzuziehen in die Herrlichkeit, die dich erwartet, mit den Patriarchen, die dir vorausgegangen sind. Dein Geist möge aufjubeln bei meinem Wort.

„Wer unter dem Schutz des Höchsten ruht, lebt beschirmt vom Gott des Himmels.“ [Ps 91]

Da bist du angelangt, mein Vater ...

„Denn er errettete dich aus der Schlinge des Jägers, vor Tod und Verderben.

Mit seinen Flügeln beschirmt er dich, unter seinen Fittichen bist du geborgen, seine Treue ist dir ein schützender Schild ...

Es wird dir kein Unheil begegnen ...

Denn er entbietet für dich seine Engel, dich zu behüten auf all deinen Wegen.

Sie sollen auf den Händen dich tragen, daß dein Fuß nicht an einem Stein sich stoße.

Du wirst gehen über Nattern und Schlangen, wirst zertreten Löwen und Drachen.

Denn du hast auf den Herrn gehofft; er sagt dir, o Vater, daß er dich befreien und beschützen wird.

Du hast zu ihm deine Stimme erhoben, er wird dich erhören. Er wird mit dir sein in deiner letzten Trübsal und dich verherrlichen nach diesem Leben, in dem du bereits sein Heil geschaut.“ Ins andere Leben läßt er dich eingehen durch das Heil, das dich nunmehr tröstet und das bald, ja bald kommen wird, ich wiederhole es, dich mit göttlicher Umarmung zu gürteln und dich mit sich zu führen an der Spitze aller Patriarchen dorthin, wo die Stätte für dich, den Gerechten Gottes, der mir ein gesegneter Vater war, schon bereitet ist.

Geh mir voraus, den Patriarchen zu melden, daß auf der Welt das Heil erschienen ist und ihnen bald das Himmelreich erschließen wird. Geh, Vater! Mein Segen möge dich begleiten!«

Jesu Stimme hat sich gehoben, um den Geist Josefs zu erreichen, der schon vom Nebel des Todes umfungen ist. Das Ende steht bevor. Maria liebkost ihn. Jesus sitzt am Rand des Bettes und hält den Sterbenden umschlungen, der nun zusammensinkt und das Leben sanft aufgibt.

Die Szene ist voll feierlichen Friedens. Jesus bettet den Patriarchen zurück und nimmt Maria in seine Arme, die sich ihm genähert hatte, als der Schmerz sie überwältigte.

71 »Maria hat beim Tod Josefs tief gelitten«

Jesus spricht:

»Allen Frauen, die vom Schmerz gequält werden, empfehle ich,

Maria in ihrer Witwenschaft nachzuahmen: sich mit Jesus zu vereinigen.

Alle, die glauben, daß Maria nicht gelitten habe, irren sich. Meine Mutter hat gelitten. Ihr sollt dies wissen. Sie hat heiligmäßig gelitten, da alles an ihr heilig war; aber sie hat sehr gelitten.

Alle, die glauben, Maria hätte ihren Bräutigam nur mit lauer Liebe geliebt, da er ihr Bräutigam im Geist und nicht im Fleisch war, sind ebenfalls im Irrtum. Maria liebte Josef, dem sie dreißig Jahre ihres Lebens gewidmet hatte, tief. Josef ist ihr Vater, Bräutigam, Bruder, Freund und Beschützer gewesen.

Nun fühlte sie sich einsam wie der Rebzweig, der vom Baum, an dem er gelebt hatte, abgesägt wurde. Ihr Haus war wie vom Blitz getroffen. Es war nun geteilt. Zuerst bildete es eine Einheit, in der die Mitglieder sich gegenseitig stützten. Nun fehlte gleichsam die Grundmauer: der erste Schlag für diese Familie und ein Anzeichen des baldigen Wegganges ihres geliebten Jesu. Der Wille des Ewigen wollte sie als Gattin und Mutter; er verlangt von ihr jetzt die Witwenschaft und den Verlust ihres Kindes. Maria sagt unter Tränen eines ihrer erhabenen „Ja“. „Ja, Herr, mir geschehe nach deinem Worte!“

Und um in dieser Stunde Kraft zu haben, klammert sie sich an mich. Maria ist immer mit Gott verbunden, ganz besonders in den schwersten Stunden ihres Lebens: im Tempel, als sie zur Vermählung und in Nazaret, als sie zur Mutterschaft berufen wurde; wiederum in Nazaret, wo ihr unter Tränen die Witwenschaft auferlegt wurde; in Nazaret, im Schmerz der Loslösung von Jesus; auf dem Kalvarienberg in Qual, mich sterben zu sehen.

Lernt von ihr, die ihr weint, und lernt, ihr Sterbenden! Lernt, ihr, die ihr lebt, um zu sterben. Bemüht euch, die Trostworte zu verdienen, die ich Josef sagte. Sie werden euer Friede im Todeskampf sein. Lernt, ihr, die ihr sterben müßt, damit ihr würdig werdet, Jesus als euren Trost in der Nähe zu haben. Auch wenn ihr es nicht verdient habt, wagt es doch, mich in eure Nähe zu rufen; ich werde kommen, die Hände voller Gnaden und Tröstungen, das Herz voller

Vergebung und Liebe, auf den Lippen Worte des Verzeihens und der Ermutigung.

Der Tod verliert jede Bitterkeit, wenn er in meinen Armen erfolgt. Glaubt es! Ich kann den Tod nicht verhindern, aber ich kann all denen das Sterben erleichtern, die im Vertrauen auf mich sterben.

Christus hat für euch alle am Kreuz gesagt: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Er hat es in seinem Todeskampf im Gedanken an euren Todeskampf gesagt und dabei an euren Schrecken, an eure Irrtümer, an eure Ängste, an eure Bitten um Verzeihung gedacht. Er hat es gesagt mit zerrissenem Herzen, einmal wegen des Lanzenstiches und dann wegen des mehr geistigen als physischen Schmerzes, damit der Todeskampf aller, die im Sterben an mich denken, vom Herrn gemildert werde, und der Geist durch den Tod ins Leben und durch den Schmerz in die Ewige Freude eingehe.

Dies, kleiner Johannes, ist die heutige Belehrung. Sei gut und fürchte dich nicht! Mein Friede möge sich immer in dich ergießen im Wort und in der Betrachtung! Komm, stelle dich an Josefs Platz, der als Kissen die Brust Jesu hatte und als Krankenpflegerin Maria. Ruhe dich aus zwischen uns wie ein Kind in der Wiege!«

72 Zum Abschluß des verborgenen Lebens Jesu

Maria sagt:

»Bevor du diese Hefte aushändigst, will ich meinen Segen anbringen. Nun könnt ihr mit noch ein wenig Geduld eine vollständige Vorstellung des häuslichen Lebens meines Jesu haben. Von der Verkündigung in Nazaret bis zum Beginn seines öffentlichen Wirkens habt ihr nicht nur die Lehrdiktate, sondern auch die Darstellung der Begebenheiten, die das Leben Jesu in der Familie begleiteten.

Die Kindheit, das Heranwachsen und die Jugendzeit meines Sohnes sind im großen Buch seines Lebens, dem Evangelium, nur kurz angedeutet. Dort ist er der Meister, hier ist er Mensch. Er ist Gott, der sich verdemütigt aus Liebe zu den Menschen, und der trotz seiner Selbstverleugnung in einem gewöhnlichen Leben Wunder wirkt.

Er wirkt sie in mir, die ich meine Seele in der Berührung mit meinem Sohn, der in mir wächst, zur Vollkommenheit gezogen fühle. Er bewirkt im Haus des Zacharias die Heiligung des Johannes, erleichtert die Beschwerden Elisabets, gibt Zacharias die Sprache und den Glauben zurück. Er wirkt sie in Josef, indem er ihm den Geist öffnet für das Licht einer so erhabenen Wahrheit, daß er sie aus sich selbst, als Gerechter, nicht verstehen hätte können. Und nach mir ist Josef der am höchsten mit diesem Regen der göttlichen Gnade Gesegnete. Beachte, welch langen geistigen Weg er von der Ankunft in meinem Haus bis zum Augenblick der Flucht nach Ägypten zurücklegen mußte!

Am Anfang war er einfach ein gerechter Mann seiner Zeit. Er erwirbt sich, von Stufe zu Stufe, den Glauben an Christus und überläßt sich diesem sicheren Glauben so sehr, daß er Gott völlig vertraut. Vor der Reise von Nazaret nach Betlehem sagt er noch: „Was wird mit uns geschehen?“ Diese Frage, in welcher der ganze Mensch sich mit seinen menschlichen Ängsten und menschlichen Sorgen enthüllt, geht in Hoffnung über. Im Stall sagt er vor der Geburt: „Morgen wird es bestimmt besser gehen.“ Jesus, der sich nähert, bestärkt in ihm schon diese Hoffnung, die unter den Gaben Gottes eine der schönsten ist. Und aus dieser Hoffnung geht er zum Mut über, als die Berührung mit Jesus ihn heiligt. Er hat sich immer von mir leiten lassen aus der Ehrfurcht, die er mir bezeugte. Nun leitet er die materiellen und die höheren Angelegenheiten; er entscheidet als Familienhaupt, wenn es etwas zu entscheiden gibt. Nicht nur dies: in der schmerzlichen Stunde der Flucht nach Monaten des Zusammenlebens mit dem göttlichen Sohn, der ihn mit Heiligkeit gesättigt hat, ist er es, der mich in meinem Schmerz tröstet und zu mir sagt: „Wenn wir auch nichts mehr besäßen, so hätten wir dennoch *alles*, weil wir *Ihn* haben.“

Mein Jesus wirkt mit seinen Wundern der Gnade auch unter den Hirten. Der Engel geht zum Hirten hin, den die flüchtige Begegnung mit mir auf die Gnade vorbereitet hat und bringt ihn zur Gnade,

damit sie ihn für die Ewigkeit rette. Jesus wirkt Wunder, wo er vorübergeht, sei es im Exil, sei es nach der Heimkehr in sein kleines Nazaret. Denn da, wo er ist, breitet sich die Heiligkeit aus, wie Öl auf einem Linnen, und die Luft ist voller Blumenduft. Wenn er sich nähert, wenn er berührt (sofern es nicht ein Dämon ist), geht von ihm ein Kraftstrom mit einer großen Sehnsucht nach Heiligkeit aus. Wo diese Sehnsucht nach Heiligkeit vorhanden ist, ist auch die Wurzel des ewigen Lebens vorhanden; denn wer gut sein will, wird es auch, und Gutsein führt ins Reich Gottes.

Nun habt ihr aufgrund von Einzelheiten, die verschiedene Begebenheiten beleuchten, eine Darstellung der heiligen Menschheit meines Sohnes, von seiner Kindheit bis zu seinem Tod. Wenn Pater M. glaubt, aus allen Texten eine geordnete, lückenlose Gesamtdarstellung herstellen zu können, soll er es, sofern er es für nützlich hält, tun. Wir hätten dies ebenfalls tun können. Aber die Vorsehung fand es besser, so vorzugehen, wie es geschehen ist. Für dich, meine Seele: In jedem Diktat haben wir dir das Medikament für die Wunden, die dir zugefügt werden mußten, gegeben. Wir haben es dir im voraus gegeben, um dich vorzubereiten.

Man meint, daß während eines Hagelunwetters uns nichts schützen könne. Aber es ist nicht so. Unwetter wecken die Menschlichkeit auf, die unter den seelischen Wassern schläft; aber sie bringen auch die Edelsteine der übernatürlichen Lehre an die Oberfläche, die in euer Herz gefallen waren und gerade auf die Stunde des Sturmes warteten, um aufzuwachen und euch zu sagen: „Wir sind auch noch da. Denkt an uns!“

Außer der Vorsehung, meine teure Seele, (das betrifft die Ordnung der Abfolge der Visionen) ist auch unser Wohlwollen dir gegenüber ein Grund. Wie hättest du, in der gegenwärtigen Niedergeschlagenheit, gewisse Visionen und Diktate sehen und anhören können? Sie hätten dich derart verletzt, daß du kaum mehr fähig gewesen wärest, deine Aufgabe als „Sprachrohr“ zu erfüllen. Wir haben dir diese Mitteilungen als erste gegeben, um dein Herz nicht zu brechen; wir taten es aus Güte. Wir haben zu vermeiden versucht, dir Visionen und Texte zu geben, die sich mit deinem Leiden schlecht vertragen hätten; deine Qualen wären bis zur Unerträglichkeit angewachsen. Wir sind nicht grausam, kleine Maria. Und immer handeln wir so, daß ihr von uns getröstet und nicht entmutigt werdet; daß euer Leiden sich nicht vermehrt. Es genügt, daß ihr uns vertraut. Es genügt, wenn ihr mit Josef sagt: „Wenn mir Jesus bleibt, bleibt mir alles!“ Dann kommen wir mit den himmlischen Gaben, um euren Geist zu trösten. Ich verspreche dir keine menschlichen Gaben und Tröstungen. Ich verspreche dir die gleichen Gaben, die Josef erhalten hat: übernatürlichen Trost. Jedermann soll es wissen.

Die Gaben der Weisen waren, zumal bei der Not, die den armen Flüchtlingen am Hals saß, schnell wie der Blitz verausgabt für die Anschaffung eines Hauses und eines Minimums an Ausstattung, sowie für die lebensnotwendigen Nahrungsmittel; sie waren die einzigen uns zur Verfügung stehenden Mittel, bis wir Arbeit gefunden hatten.

Die Jüdische Gemeinde hat sich gegenseitig stets ausgeholfen. Doch die Gemeinschaft in Ägypten bestand fast nur aus Flüchtlingen, war also arm wie wir. Ein Teil der Schätze, den wir für unseren erwachsenen Jesus aufbewahren wollten, da er nach den Ausgaben für die Einrichtung in Ägypten übriggeblieben war, reichte knapp, um nach unserer Rückkehr das Haus und die Werkstatt in Nazaret wieder instand zu setzen. Die Zeiten ändern sich, aber die menschliche Habsucht bleibt immer dieselbe und bedient sich der Not des Nächsten, um ihn schamlos auszubeuten.

Nein! Jesus bei uns zu haben, brachte uns keinen materiellen Vorteil. Viele unter euch nehmen dies an, wenn sie auch nur wenig mit Jesus verbunden sind. Sie vergessen, daß er gesagt hat: „Sucht zuerst das Reich Gottes!“ [Mt 6,25–34]. Alles andere wird euch hinzugegeben. Gott sorgt für die Nahrung, bei den Tieren und auch bei den Menschen; denn er weiß, daß ihr der Nahrung bedürft, da das Fleisch die Rüstung der Seele ist. Doch bittet zuerst um seine Gnade! Bittet zuerst um den rechten Geist! Das übrige wird euch dazugegeben werden. Josef hatte in seiner Gemeinschaft mit Jesus, menschlich gesprochen, nur Sorgen, Mühe, Verfolgungen und Hunger. Er hatte nichts anderes. Doch, weil er nur nach Jesus verlangte, verwandelte sich ihm alles in Frieden und übernatürliche Freude. Ich möchte euch zu dem Punkt bringen, zu dem mein Bräutigam vorgedrungen war, als er sagte: „Auch wenn wir sonst nichts mehr besäßen, würden wir dennoch immer alles besitzen, weil wir Jesus haben.“

Ich weiß: es zerreißt das Herz! Ich weiß: der Geist ist düster. Ich weiß: das Leben vergeht. Aber, Maria (Valtorta), gehörst du nicht Jesus? Willst du ihm gehören?

Wo und wie ist Jesus gestorben? Mein teures Kind, weine, doch bleibe stark! Das Martyrium liegt nicht in der Art des Leidens. Es liegt in der Ausdauer, mit welcher der Märtyrer es erträgt. Das Martyrium kann durch eine Waffe erfolgen, aber auch durch seelische Leiden; wenn es nur im gleichen Sinn ertragen wird. Du erträgst es aus Liebe zu meinem Sohn. Wenn du es für andere Menschen erträgst, ist es immer für Jesus, der euch alle retten will. Daher ist auch das deinige ein echtes Martyrium. Harre aus in ihm! Suche nicht, allein damit fertig zu werden! Die Lage ist zu hart für dich, als daß du die Kraft haben könntest, dich selbst zu leiten und deine Natur zu beherrschen und ihr das Weinen zu verbieten. Es genügt, wenn du dich dem Schmerz ohne Auflehnung überläßt. Es genügt, wenn du Jesus sagst: „Hilf mir!“ Das, was du nicht tun kannst, wird er in dir tun. Bleibe in ihm! Immer in ihm! Versuche nicht, von ihm wegzugehen! Wenn du nicht willst, dann gehst du nicht von ihm, auch wenn der Schmerz so groß ist, daß er dich daran hindert zu sehen, wo du bist; du wirst immer in Jesus sein.

Ich segne dich. Sag mit mir: „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist!“ Dies sei immer dein Ruf, bis du es im Himmel sagst! Die Gnade des Herrn sei immer mit dir!«

Erstes Jahr des öffentlichen Lebens Jesu

73 Der Abschied von der Mutter und der Aufbruch von Nazaret

(Während der heiligen Kommunion begonnen)

Ich sehe einen Raum, wohl das Wohnzimmer, in dem die Familie die Mahlzeiten zu sich nimmt und sich in den freien Stunden aufhält. Es handelt sich um einen ziemlich kleinen Raum mit einem einfachen, rechteckigen Tisch und davor eine Art Sitztruhe an der Wand. An den anderen Wänden stehen ein Webstuhl mit einem Hocker, zwei weitere Hocker und ein Regal, auf dem sich einige Öllampen und andere Gegenstände befinden. Eine offene Tür führt in einen Garten. Es muß gegen Abend sein, da nur noch eine Erinnerung an die Sonne auf der Spitze eines Baumes spielt, der gerade seine ersten Blätter grünen läßt.

Am Tisch sitzt Jesus. Er ißt, und Maria bedient ihn. Sie kommt und geht durch eine Tür, die anscheinend zu einem Raum führt, in dem sich der Herd befindet; denn durch die halbgeöffnete Tür dringt ein Feuerschein.

Jesus fordert Maria mehrmals auf, sie möge sich niedersetzen und mit ihm essen. Doch sie weigert sich, schüttelt traurig lächelnd den Kopf und fährt fort, Speisen aufzutragen. Nach dem gekochten Gemüse, das, wie mir scheint, die Suppe ersetzen soll, bringt sie gebratenen Fisch und schließlich einen weichen Käse, wohl frischen Schafskäse. Letzterer hat eine runde Form, wie gewisse Steine, die von den Flüssen mitgeführt und abgeschliffen werden. Auch kleine, dunkle Oliven sind da. Die runden, flachen Brote (von der Größe eines normalen Tellers) stehen bereits auf dem Tisch. Sie sind dunkel, und wie mir scheint, wurde die Kleie nicht entfernt. Vor Jesus stehen ein Krug mit Wasser und ein Becher. Er nimmt die Mahlzeit schweigend ein und betrachtet dabei seine Mutter mit leidvollem, aber liebevollem Blick.

Maria leidet sichtlich. Sie kommt und geht, um sich besser beherrschen zu können. Trotz der ausreichenden Beleuchtung zündet sie eine Lampe an und stellt sie vor Jesus hin. Beim Ausstrecken des

Armes streichelt sie flüchtig das Haupt ihres Sohnes. Dann nimmt sie eine Tasche und langt hinein. Diese Tasche scheint mir aus brauner Wolle, handgewoben und deshalb wasserdicht zu sein. Nun geht Maria in das Gärtchen hinaus, durchschreitet es und tritt in eine Art Vorratskammer ein, aus der sie mit einigen schon recht runzligen Äpfeln zurückkehrt. Sicherlich sind sie vom Jahr zuvor aufbewahrt worden. Sie legt die Äpfel in den Sack und fügt noch Brot und Käse hinzu, obgleich Jesus ablehnen möchte und sagt, er habe schon genug.

Maria tritt wiederum an den Tisch, an dessen Schmalseite, und sieht Jesus beim Essen zu. Sie betrachtet ihn mit Sorge und Verehrung. Ihr Antlitz ist noch bleicher als gewöhnlich, und der Schmerz läßt sie älter erscheinen, als sie ist. Ihre Augen sind von Schatten gezeichnet, die Zeugen vergossener Tränen sind. Sie scheinen aber auch heller als sonst, als seien sie von den Tränen gewaschen worden. Zwei müde und schmerzende Augen.

Jesus ißt langsam und offensichtlich gegen seinen Willen, nur um die Mutter zufriedenzustellen. Er ist sehr nachdenklich, hebt das Haupt und blickt sie an. Ihre Augen sind voller Tränen. Um ihnen freien Lauf zu lassen, neigt Jesus wiederum sein Haupt und begnügt sich damit, die zarte Hand zu ergreifen, die Maria auf den Rand des Tisches gelegt hat. Er nimmt sie mit der Linken und führt sie zu seiner Wange, wo er sie einen Augenblick läßt, um die Liebkosung dieses armen zitternden Händchens zu spüren; dann küßt er den Handrücken mit großer Liebe und Verehrung.

Ich sehe, daß Maria ihre freie Hand zum Mund führt, als wolle sie einen Seufzer unterdrücken. Schließlich wischt sie mit den Fingern eine große Träne ab, die unter der Wimper hervorgequollen ist und über die Wange rollt. Jesus beginnt wieder zu essen, und Maria eilt rasch in den Garten hinaus, in dem bereits ein Dämmerlicht herrscht, und verschwindet.

Jesus stützt seinen linken Ellbogen auf den Tisch, legt seine Stirn in die Hand und versinkt in seine Gedanken, wobei er aufhört zu essen. Plötzlich lauscht er und erhebt sich.

Nun geht auch er in den Garten hinaus, und nachdem er sich umgesehen hat, wendet er sich nach rechts, zu einem Spalt in der Felsmauer. Durch diesen tritt er in einen Raum ein, den ich als die Zimmermannswerkstatt wiedererkenne. Doch diesmal ist alles aufgeräumt: keine Bretter und Hobelspäne liegen herum und kein Feuer brennt. Ich sehe die Bank und die Werkzeuge; alles ist an seinem Platz.

Maria ist auf die Werkbank gebeugt und weint, wie ein Kind. Ihr Haupt ist auf den linken Arm gestützt, und sie weint lautlos, in großem Schmerz. Jesus tritt leise ein und nähert sich ihr so still, daß Maria seiner erst gewahr wird, als er seine Hand auf ihr geneigtes Haupt legt und »Mama!« zu ihr sagt. In seiner Stimme schwingt ein liebevoller Tadel mit.

Maria erhebt den Kopf und sieht Jesus durch einen Schleier von Tränen an. Dann lehnt sie sich mit gefalteten Händen an seinen rechten Arm. Jesus trocknet mit einem Zipfel seines weiten Ärmels ihre Tränen ab, drückt sie an sein Herz und küßt sie auf die Stirn. Er hat ein hoheitliches Aussehen, erscheint männlicher als gewöhnlich, und Maria sieht wie ein Mädchen aus, mit Ausnahme des vom Schmerz gezeichneten Gesichtes.

»Komm, Mama«, sagt Jesus, umfaßt sie mit dem rechten Arm und kehrt mit ihr in den Garten zurück, wo sie sich auf eine an der Hauswand stehende Bank setzen.

Im Garten ist es still und bereits dunkel. Nur ein schöner Mondschein und das Feuer des Herdes erhellen ihn. Die Nacht ist klar. Jesus spricht zu Maria. Ich kann die ersten geflüsterten Worte nicht verstehen, denen Maria mit Kopfnicken zustimmt.

Dann höre ich: »Laß die Verwandten zu dir kommen, bleib nicht allein! So werde ich beruhigter sein, Mutter, und du weißt, daß ich, um meine Mission erfüllen zu können, keine Sorge um dich haben darf. Meine Liebe wird dir nie fehlen. Ich werde dich oft besuchen und dich auch wissen lassen, wenn ich in Galiläa weile und nicht nach Hause kommen kann. Dann wirst du zu mir kommen, Mutter.

Diese Stunde mußte kommen. Hier hat es begonnen, als der Engel dir erschien. Nun ist es soweit, und wir müssen es durchleben, nicht wahr, Mama? Nach der bestandenen Prüfung wird Friede und Freude sein. Doch zuerst müssen wir durch diese Wüste, wie unsere Vorfäter, um in das verheißene Land zu gelangen. Gott, der Herr, wird uns helfen, wie er auch ihnen geholfen hat. Er wird uns seine Hilfe zuteil werden lassen, als geistiges Manna, um unsere Seele im Höhepunkt der Prüfung zu stärken. Beten wir zusammen zu unserem Vater.«

Jesus erhebt sich, und Maria mit ihm, und sie blicken zum Himmel auf. Sie gleichen zwei lebendigen Hostien, die im Dunkeln leuchten. Jesus spricht langsam, aber mit klarer Stimme und jedes Wort betonend, das Gebet des Herrn. Bei den Worten »Dein Reich komme!« verweilt er länger und macht eine Pause, bevor er mit dem »Dein Wille geschehe!« fortfährt. Beim Beten hat er die Arme ausgebreitet; nicht gerade wie am Kreuz, sondern wie der Priester, wenn er »Dominus vobiscum« sagt. Maria hat die Hände gefaltet.

Nach dem Gebet kehren sie ins Haus zurück, und Jesus, den ich noch nie Wein trinken sah, geht zum Regal und gießt aus einem Krug Weißwein in einen Becher, den er zum Tisch trägt. Dann nimmt er Maria bei der Hand und bittet sie, neben ihm Platz zu nehmen. Er taucht ein Stückchen Brot in den Wein und fordert die Mutter auf zu essen und zu trinken. Und seine Bitte ist so eindringlich, daß Maria nachgibt. Jesus trinkt den Rest des Weines aus. Dann drückt er die Mutter mit dem linken Arm an die Seite seines Herzens. Jesus und Maria nehmen ihre Mahlzeit nicht liegend ein, sondern sitzen bei Tisch, wie es bei uns Brauch ist. Beide schweigen jetzt und warten. Maria streichelt Jesu rechte Hand und seine Knie. Jesus fährt ihr mit der linken Hand liebkosend über den Arm und den Kopf.

Dann erhebt er sich und mit ihm Maria, und sie umarmen und küssen sich mehrmals liebevoll. Es sieht so aus, als wollten sie sich trennen; aber die Mutter drückt ihr Kind immer wieder an sich. Sie ist die Muttergottes . . . doch letztlich auch eine Mutter, die sich von

ihrem Sohn losreißen muß und *weiß*, wohin diese Trennung führt. Sagt bitte ja nie mehr, Maria habe nicht gelitten! Früher war auch ich mir nicht ganz sicher; nun aber habe ich keine Zweifel mehr.

Jesus nimmt jetzt seinen dunkelblauen Mantel, wirft ihn sich über die Schultern und bedeckt sich damit den Kopf wie mit einer Kapuze. Dann hängt er die Hirtentasche um, so daß sie ihm beim Gehen nicht hinderlich ist. Maria hilft ihm, glättet ihm ohne Unterlaß das Kleid, den Mantel und die Kapuze und streichelt ihn immer wieder.

Jesus geht zur Tür, nachdem er über den Raum das Zeichen des Segens gemacht hat. Maria folgt ihm, und unter der offenen Tür küssen sie sich noch einmal.

Die Straße liegt still und einsam im weißen Mondschein. Jesus macht sich auf den Weg. Er wendet sich noch zweimal um, um die Mutter anzuschauen, die sich an den Türpfosten gestützt hat. Ihr Gesicht ist bleicher als der Mondschein und glänzt von lautlos geweinten Tränen. Jesus entfernt sich immer mehr auf dem weißen Gäßlein. Maria läßt ihren Tränen freien Lauf. Jesus verschwindet an einer Straßenbiegung.

Der Weg der Verkündigung der Frohen Botschaft hat begonnen – sein Ende wird Golgota sein. Maria schließt weinend die Tür. Auch für sie beginnt nun der Weg, der sie nach Golgota führen wird. Und ebenso für uns . . .

74 »Sie weinte, weil sie die Miterlöserin war«

Jesus spricht:

»Dieses ist der vierte Schmerz Marias, der Mutter Gottes. Der erste war die Darstellung im Tempel; der zweite die Flucht nach Ägypten; der dritte der Tod Josefs; der vierte meine Trennung von ihr.

Da mir der Wunsch des Paters bekannt ist, sagte ich dir gestern abend, ich wolle mich beeilen, „*unsere*“ Schmerzen zu beschreiben, damit man sie verkünde. Doch waren, wie du siehst, jene meiner Mutter schon beschrieben. Ich hatte vor der Darstellung die Flucht erklärt, da dies an jenem Tag besser angebracht war. Du wirst dies verstehen und dem Pater mündlich erklären.

Ich möchte deine Betrachtungen und meine darauf folgenden Erklärungen mit echten Diktaten abwechseln lassen, um dich und deinen Geist zu erheben, um dir die Glückseligkeit des Schauens zu geben, und auch, weil dadurch der stilistische Unterschied zwischen deiner Beschreibung und meiner Darstellung offenbar wird. Überdies ist es mein Wunsch, denen, die an mich glauben, ein wahres Bild meines irdischen Daseins zu geben. In vielen Büchern spricht man von mir; da aber jeder Verfasser das Seine dazutut, willkürlich Änderungen vornimmt und Neues hinzudichtet, enthalten diese Texte viel Unwirklichkeit.

Meine Person wird durch diese deine Aufzeichnungen nicht beeinträchtigt werden. Vielmehr werde ich größer daraus hervorgehen in meiner Demut, die zum Brot für euch wird, damit auch ihr demütig und mir ähnlich werdet, der ich Mensch war wie ihr und in meiner menschlichen Gestalt die Vollkommenheit eines Gottes trug. Ich muß euer Vorbild sein, und Vorbilder müssen immer vollkommen sein.

Bei den Betrachtungen werde ich nicht eine chronologische Ordnung einhalten, die mit der der Evangelien übereinstimmt. Ich werde die Themen nehmen, die ich jeweils an dem betreffenden Tag für nützlich erachte – sei es für dich oder für andere – und damit eine meiner Regeln der gütigen Unterweisung einhalten.

Die Belehrung aus der Betrachtung über die Loslösung von der Mutter gilt besonders den Eltern und den Kindern, die von Gott zum gegenseitigen Verzicht berufen sind, um einer höheren Liebe willen. An zweiter Stelle gilt sie all denen, die sich mit einem schmerzlichen Verzicht abfinden müssen.

Wieviel solcher begegnet ihr in eurem Leben! Es sind die Dornen auf dieser Erde, die das Herz durchbohren – ich weiß es. Doch die, die sie mit Ergebung annehmen – merkt auf, ich sage nicht: „die sie wünschen und mit Freuden annehmen“, das wäre schon Vollkommenheit; ich sage: „mit Ergebung“ – für die verwandeln sie sich in ewige Rosen. Doch nur wenige nehmen sie ergeben an. Wie widerspenstige Esel wehrt ihr euch gegen den Willen des Vaters, wenn ihr ihn nicht gar mit geistigen Stößen und Verletzungen, d. h. mit Auflehnung und Lästerung, den guten Gott zu treffen sucht.

Sagt nicht: „Ich hatte nichts als dieses Gut, und Gott hat es mir genommen. Ich hatte nur diese Liebe, und Gott hat sie mir entrisen.“ Auch Maria, die zarte Frau, die vollkommen in der Liebe war, weil in der „Gnadenvollen“ auch die Formen des Affekts und des

Gefühls vollkommen waren, auch sie hatte nur *ein* Gut und *eine* Liebe auf Erden: ihren Sohn. Es war ihr nichts anderes geblieben als er. Ihre Eltern waren schon lange tot, Josef seit einigen Jahren. Nur ich war da, sie zu lieben und ihr das Gefühl zu geben, daß sie nicht allein sei. Die Verwandten, die meinen göttlichen Ursprung nicht kannten, hatten meinerwegen meiner Mutter gegenüber eine ablehnende Haltung, da sie meinten, sie werde mit dem Sohn nicht fertig. Sie verhielten sich wie zu einer Mutter, deren Sohn aus der Reihe gerät und eine geplante passende Heirat ablehnt, die der Familie zur Ehre und auch zur Hilfe gereichen könnte.

Die Verwandten, als Stimme der allgemeinen Meinung – ihr nennt es gesunden Menschenverstand, doch das ist nur menschliche Denkweise, d. h. Egoismus – wollten ihre Methoden auf mein Leben anwenden. Im Hintergrund stand immer die Furcht, eines Tages meinerwegen Unannehmlichkeiten zu haben, da ich bereits begonnen hatte, meine für sie zu idealistischen Ideen zu vertreten, die die Synagoge hätten beleidigen können. Die Geschichte der Hebräer ist ja voll von Berichten über das Los der Propheten. Die Aufgabe des Propheten war nie eine leichte, führte oft zum Tod desselben und brachte auch über die Verwandtschaft Leid. Im Hintergrund war ferner der Gedanke an die Verpflichtung, eines Tages für meine Mutter sorgen zu müssen.

Daß meine Mutter nichts unternahm, mich in meinem Tun zu hindern, und daß sie ununterbrochen ihren Sohn anzubeten schien, mißfiel ihnen sehr.

Dieser Verdruß wäre in den drei Jahren meines öffentlichen Lebens noch angewachsen und wäre im Ausbruch offenen Tadels geendet, wenn sie mich inmitten des Volkes aufsuchten und sich meiner schämten, der ich ihrer Meinung nach die Manie hatte, die Mächtigen herauszufordern.

Ein harter Vorwurf für mich und für sie, die arme Mutter!

Auch Maria kannte den Unmut der Verwandten – denn nicht alle waren wie Jakob, Judas und Simon oder deren Mutter, die Maria

des Klopas – und sie sah auch den zukünftigen Verdruss voraus. Maria wußte, welches ihr Los während der drei Jahre sein werde und sie wußte um das Ende, das mich und sie erwartete. Doch sie wehrte sich nicht dagegen, wie ihr es tut. Sie weinte nur. Und wer hätte nicht weinen sollen bei der Trennung von einem Sohn, der sie so liebte, wie ich sie liebte; bei der Vorstellung der langen Tage, da ich fern sein mußte, sie jedoch im einsamen Haus die Zukunft des Sohnes voraussah, der dazu bestimmt war, die Bosheit der Schuldigen anzuprangern. Das Bewußtsein ihrer Schuld führte bei ihnen zu einem Verlangen nach Rache, das bis zum Wunsch ging, den Unschuldigen zu töten.

Sie weinte, weil sie die Miterlöserin und die Mutter des in Gott wiedergeborenen Menschengeschlechtes war; und sie *mußte* weinen für alle Mütter, die nicht imstande sind, aus ihrem Mutterschmerz eine Krone ewiger Herrlichkeit zu machen.

Wie viele Mütter gibt es auf der Welt, denen der Tod ein Kind aus den Armen reißt! Wie viele Mütter opfern ihr Kind einem übernatürlichen Ruf! Maria weinte für alle ihre Töchter als Mutter der Christen, für alle ihre Schwestern in ihrem Schmerz als beraubte Mutter. Ebenso hat sie für alle von einer Frau geborenen Kinder geweint, die dazu berufen sind, Apostel oder Märtyrer aus Liebe und Treue zu Gott oder Opfer menschlicher Roheit zu werden.

Mein Blut und die Tränen meiner Mutter sind das Labsal, das diese Berufenen in ihrem heroischen Schicksal stärkt und in ihnen die kleinste Unvollkommenheit wie auch die durch menschliche Schwäche begangenen Sünden auslöscht. Es schenkt ihnen während dem Martyrium den Frieden Gottes, und wenn sie es von Gott erbeten haben, die Freude des Himmels.

Für die Missionare ist es die wärmende Flamme in den Gebieten des ewigen Eises und der Tau dort, wo immerwährend die Sonne brennt. Die Tränen Marias entspringen aus ihrer Liebe und quellen aus einem lilienreinen Herzen. Sie haben also das Feuer einer mit der jungfräulichen Hingabe vermählten Liebe und die aus der jung-

fräulichen Reinheit stammende duftende Frische, gleich dem Wasser, welches sich in einer taufrischen Nacht in einem Lilienkelch ansammelt.

Diese Erquickung finden die Gottgeweihten in der Wüste eines *recht verstandenen* klösterlichen Lebens; einer Wüste, in der nur die Vereinigung mit Gott gedeiht und jede andere Zuneigung sich in übernatürliche Nächstenliebe verwandelt: zu den Eltern, den Freunden, den Vorgesetzten und Untergebenen.

Auch die Gottgeweihten, die in der Welt leben, erfahren diese Erquickung – in einer Welt, die sie nicht verstehen und daher auch nicht lieben kann und die somit einer Wüste gleicht, in welcher diese Seelen isoliert leben, da sie unverstanden sind und verspottet werden wegen ihrer Liebe zu mir.

Diese Erquickung finden auch meine teuren „Sühneseelen“, deren erste Maria aus Liebe zu Jesus gewesen ist. Allen, die ihr nachfolgen, schenkt sie als Mutter und als Arzt ihre Tränen, die Kraft spenden und zu den größten Opfern anspornen. Heilige Tränen meiner Mutter!

Maria betet. Sie weigert sich nicht zu beten, weil Gott ihr ein Leid auferlegt hat. Vergeßt dies nicht! Sie betet mit Jesus. Sie betet zum Vater, zu unserem und eurem!

Das erste „Vaterunser“ wurde im Garten von Nazaret gebetet, um Maria in ihrem Schmerz zu trösten; um dem Ewigen *unseren* Willen aufzuopfern im Augenblick, in dem dieser Wille einer immer größeren Selbstverleugnung entgegengeht, die für mich im Verzicht auf das Leben und für Maria im Sterben ihres Sohnes ihren Höhepunkt erreichte.

Obwohl wir nichts hatten, was der Verzeihung des Vaters bedurft hätte – wir, die Makellosen – haben wir dennoch für jeden unserer Seufzer die Verzeihung des Vaters erbeten, um unserer Mission würdig entgegengehen zu können. Dies soll euch zeigen, daß unsere Sendung um so segensreicher und fruchtbringender ist, je mehr wir in der Gnade Gottes leben und euch die Ehrfurcht vor Gott und

die Demut lehren. Vor Gott dem Vater haben wir uns trotz unserer Vollkommenheit als ein *Nichts* erachtet und um Verzeihung gebeten, wie auch um das „tägliche Brot“.

Was war *unser* Brot? Oh! Nicht jenes, das die reinen Hände Marias geknetet und gebacken haben und wofür ich so oft die Späne und das Holz bereitet habe. Auch dies ist notwendig, solange man auf Erden lebt. Doch *unser* tägliches Brot war Tag für Tag unser Anteil an der auferlegten Sendung. Wir baten darum, daß Gott ihn uns Tag für Tag geben möge; denn den Willen Gottes zu erfüllen ist die Freude *unseres* Tages, nicht wahr, kleiner Johannes? (Dieser Kosename, mit dem Maria Valtorta gemeint ist, kehrt öfters in ihren Schriften wieder.) Sagst nicht auch du, daß dir ein Tag leer vorkommt, wenn die Güte Gottes dich einen Tag lang ohne deine Mission des Leidens läßt?

Maria betet zusammen mit Jesus. Jesus ist es, der euch rechtfertigt, meine Kinder. Ich bin es, der eure Gebete beim Vater annehmbar und wirksam werden läßt. Ich habe gesagt: „Alles, worum ihr meinen Vater in meinem Namen bittet, wird euch gegeben werden“ [Joh 16,23], und die Kirche verleiht ihren Gebeten Kraft, mit den Worten: „durch Jesus Christus unseren Herrn.“

Wenn ihr betet, vereinigt euch immer, immer, immer mit mir! Ich werde mit erhobener Stimme für euch beten und eure menschliche Stimme mit meiner gottmenschlichen überdecken. Ich werde auf meinen durchbohrten Händen eure Gebete zu Gott emporheben. So werden sie zu einer unendlich wertvollen Hostie. Meine Stimme wird mit eurer Stimme vereint gleich einem kindlichen Kuß zum Vater emporsteigen, und der Purpur meiner Wunden wird eure Gebete kostbar machen. Bleibt in mir, wenn ihr wollt, daß der Vater in euch, mit euch und für euch sei . . .

Du hast deinen Bericht mit den Worten beendet: „und für uns“ und wolltest damit sagen: „für uns, die wir so undankbar sind den beiden gegenüber, die unseretwegen den Kalvarienberg hinaufgestiegen sind.“ Du hast gut daran getan, diese Worte zu setzen. Tue

es jedesmal, wenn ich dir eines unserer Leiden zu schauen gebe. Sie sollen wie eine Glocke sein, die zur Betrachtung und zur Reue aufruft.

Genug für jetzt. Ruhe dich aus! Der Friede sei mit dir!«

75 Die Taufe Jesu am Jordan

Jesus sagt zu mir:

»Was du am 30. Januar geschrieben hast, könnte für die Mißtrauischen ein Anlaß sein, ihre „Wenn und Aber“ vorzubringen. Daher antworte ich für dich. Du hast geschrieben: „Wenn ich so schaue, dann zerstreuen sich sozusagen meine körperlichen Kräfte und besonders meine Herztätigkeit.“ Da gibt es sicher die „Gelehrten des Unmöglichen“, die nun sagen werden: „Hier ist der Beweis dafür, daß die Vorgänge auf natürliche Weise zu erklären sind, da das Übernatürliche immer Kraft verleiht und nie schwächt.“ Sie sollen mir nun erklären, warum die großen Mystiker nach Beendigung der Ekstase – während der die menschlichen Grenzen überschritten sind und folglich der Schmerz beseitigt ist, und trotz innerer Verwundungen sie eine Glückseligkeit empfinden – in einem Zustand bleiben, der sie zeigt, als hätte die Seele den Körper verlassen. Sie sollen mir auch erklären, warum diese Ekstatiker nach wenigen Stunden des schrecklichsten Todeskampfes, der nur eine Wiederholung meines Todeskampfes ist, wie dies bei *meiner* Dienerin Therese (Therese Neumann – damals noch lebend) der Fall ist und bei *meiner* heiligen Gemma (Gemma Galgani) zutraf, sowie bei vielen anderen Seelen, die durch *meine* Liebe und ihre Liebe würdig wurden, meine Passion zu erleben, ihre Kraft und ein körperliches Gleichgewicht zurückbekommen oder -bekamen, so wie es die gesündesten Menschen nicht haben.

Ich bin der Herr über Leben und Tod, über Gesundheit und Krankheit. Ich bediene mich meiner Diener auf meine Art: so wie ich einen weichen Faden in meiner Hand zum Zeitvertreib benützen würde. Das Wunder in dir, eines der Wunder, besteht darin, daß du in deinem körperlichen Zustand, der in wunderbarer Weise andauert, zu jener Glückseligkeit gelangen kannst, ohne dabei sterben zu müssen, und dies, während du in einem Zustand daniederliegst, der bei anderen auch die einfachsten Gedanken unmöglich machen würde. Das Wunder liegt in der Belegung, die in solchen Stunden in dich strömt so wie sie in dich geströmt ist in den Stunden, da du meine Diktate oder die anderer Geister, die dir eine himmlische Botschaft übermitteln, niedergeschrieben hast. Das Wunder besteht in der schlagartigen Rückkehr der Kräfte, nachdem die Freude in dir auch die zum Schreiben notwendige Kraft verbraucht hat. Doch diese Vitalität bekommst du von mir. Sie ist wie Blut, das von mir in deine erschöpften Adern einfließt, und wie eine Flut, die

über die Ufer dringt und alles trinkt, solange die Strömung anhält. Dann trocknet alles wieder bis zur nächsten Flut. Es ist wie bei einer Operation, bei der dir mein Blut entzogen wird, um dir dann bei der nächsten Transfusion wieder zugeführt zu werden.

Du bist aus dir selbst nichts. Du bist ein sterbendes Wesen, das nur lebt, weil ich es für meine Zwecke so will; du bist ein armes Geschöpf, das nur allein durch seine Liebe einen Wert hat. Andere Verdienste hast du nicht. Liebe und Verlangen, daß durch dich andere Menschen zur Gottesliebe gelangen, was wiederum Liebe ist. Dies rechtfertigt dein Sein und meine Güte, dich am Leben zu erhalten, während du, menschlich gesehen, schon längst tot sein müßtest. Dein Gefühl, wieder ein „Lumpen“ zu sein, wie du es nennst, wenn ich aufgehört habe, dich in die Gefilde der Beschauung mitzunehmen oder mit dir zu sprechen, ist der Beweis, den ich dir und anderen erbringe, daß alles einzig durch meinen Willen geschieht. Und wenn jemand menschlicherweise denkt, daß du durch diesen *meinen* Willen und meine Liebe geheilt werden könntest und daß dies der beste Beweis meiner Liebe und Macht wäre, so antworte ich ihm, daß ich das Leben meiner Diener stets erhalten habe, solange ihre Mission gemäß meinem Entscheid fort dauern sollte. Doch nie habe ich ihnen ein nach menschlichen Begriffen glückliches Leben gewährt; denn die von mir gestellten Aufgaben werden im Schmerz und durch den Schmerz erfüllt. Andererseits haben meine Diener gleich mir nur den einen Wunsch: zu leiden, um zu erlösen ... Sage also nicht: „Verlust an Kraft“ – sage: „nachdem die Güte Jesu nach seinem Plan und mir zur Freude in mir den Zustand der Gebrechlichkeit ausgelöscht hat, werde ich wieder das, was seine Liebe mir zu sein gewährt hat: eine Gekreuzigte seiner Liebe und für seine Liebe.“

Nun fahre fort, in Gehorsam und in Liebe!«

Am gleichen Tag, abends:

Ich sehe eine menschenleere, unbebaute und unbepflanzte Landschaft. Keine Äcker, nur vereinzelt da und dort eine Gruppe von zusammengedrängten Pflanzen – wie eine Familie, dort, wo der Boden und sein Grund weniger ausgedörrt sind. Nehmen Sie an (für den ganzen Band gilt die Bemerkung, daß die Schreiberin sich oft an ihren geistlichen Vater wendet), daß dieses öde und brache Land sich zu meiner Rechten befindet, da ich dem Norden den Rücken zukehre, und daß sich das Gebiet, von mir aus gesehen, nach Süden ausdehnt.

Auf der linken Seite hingegen sehe ich einen Fluß mit niedrigen Ufern, der von Norden kommend langsam nach Süden fließt. Die

langsame Bewegung des Wassers läßt mich darauf schließen, daß das Flußbett kein starkes Gefälle hat und daß der Fluß, der durch eine so flache Ebene dahingleitet, sich dank dem Druck seines eigenen Wassers fortbewegt. Die Fortbewegung ist gerade genügend, daß das Wasser nicht als Sumpf stagniert. Das Wasser ist nicht sehr tief, so daß man auf den Grund sehen kann. Ich nehme an, daß es ungefähr einen Meter tief ist, höchstens anderthalb. Das Flußbett hat die Breite des Arno bei San Miniato-Empoli, etwa zwanzig Meter. Aber ich kann nicht gut schätzen. Das Wasser hat eine blaugrüne Farbe, und das feuchte Ufer ist wie ein grünes Band, das die von der steinigen und sandigen Wüste ermüdeten Augen erfrischt. Die innere Stimme, die, wie ich zu erklären versucht habe, mir anzeigt, was ich zu beachten habe, meldet mir, daß ich das Jordantal sehe. Ich nenne es Tal, weil man so sagt, wenn man von einem Flußlauf spricht. Doch hier ist die Bezeichnung nicht angebracht; denn ein Tal setzt Berge voraus, hier aber sind solche nirgends zu sehen.

Ich befinde mich also am Jordan, und die verlassene Gegend auf meiner rechten Seite ist die Wüste Juda.

Ob man von Wüste sprechen kann, um damit einen Ort zu bezeichnen, an dem es keine Häuser und keine arbeitenden Menschen gibt? Nach unseren Begriffen sicher nicht. Hier sind keine vom Wind gewellten Sandflächen; nur nackte Erde, mit Steinen und Geröll übersät, wie bei einem Überschwemmungsgebiet nach überstandnem Hochwasser.

In der Ferne liegen Hügel. Hier am Jordan herrscht ein tiefer Friede, ein gewisses Etwas, das über alles Gewöhnliche hinausgeht, wie man es auch am Trasimenischen See erleben kann. Es ist eine Gegend, die an Engelsflug und himmlische Stimmen erinnert. Ich kann nicht ausdrücken, was ich empfinde. Doch ich fühle mich an einem Ort, der zur Seele spricht.

Während ich dies beobachte, bemerke ich, daß die Szene sich bevölkert. Längs des rechten Ufers des Jordan (von mir aus gesehen) haben sich viele Männer in verschiedenartiger Kleidung eingefun-

den. Die einen machen einen volkstümlichen Eindruck, andere scheinen reich zu sein; es fehlen auch nicht etliche Pharisäer, die an ihren mit Fransen besetzten Gewändern zu erkennen sind. In ihrer Mitte, auf einem Felsblock stehend, befindet sich ein Mann, den ich, obwohl ich ihn zum ersten Mal sehe, als den Täufer erkenne. Er spricht zum Volk, und ich kann euch versichern, es ist keine sanfte Predigt. Jesus nannte Jakob und Johannes „Donnersöhne“. Wie soll ich nun diesen gewaltigen Redner nennen? Johannes der Täufer verdient die Namen: Blitz, Lawine, Erdbeben . . . so eindrucksvoll und machtvoll ist seine Sprache und sein Gebaren. Er verkündet den Messias und fordert auf, die Herzen für seine Ankunft vorzubereiten, alles Hinderliche aus dem Weg zu räumen und die Gedanken geradeaus zu richten. Es ist eine harte und rauhe Rede. Der Vorläufer hat nicht die leichte Hand Jesu für die Wunden der Herzen. Jesus ist wie ein Arzt – auch Johannes, doch einer, der entblößt, wühlt und erbarmungslos schneidet. Während ich zuhöre – ich wiederhole die Worte nicht, denn es sind dieselben, die uns von den Evangelisten überliefert worden sind – sehe ich auf einem Sträßlein, das dem bewachsenen und schattigen Verlauf des Jordan folgt, meinen Jesus. Dieser rauhe Weg, mehr ein Pfad, scheint von den Karawanen und ihren Begleitern seit Jahren und Jahrhunderten ausgetreten worden zu sein. Er führt zu einer Stelle, an der der Fluß wegen des erhöhten Grundes leichter zu durchwaten ist. Der Pfad führt auf der anderen Seite des Flusses weiter und verliert sich dann im Grün des Ufers.

Jesus ist allein. Er geht langsam auf Johannes zu, der ihn nicht kommen sieht, da er ihm den Rücken zuwendet. Jesus nähert sich unauffällig, als sei auch er einer der vielen, die Johannes aufsuchen, um sich taufen zu lassen, um sich vorzubereiten und gereinigt zu sein bei der Ankunft des Messias. Nichts unterscheidet ihn von den anderen; er ist dem Gewand nach ein Landmann, dem schönen Aussehen und der Haltung nach ein Herr; doch keinerlei göttliches Merkmal hebt ihn von der Menge ab.

Es scheint, als ob Johannes eine besondere geistige Ausstrahlung

empfinde. Er wendet sich um und errät sofort die Quelle dieser Ausstrahlung. Mit Ungestüm verläßt er den Felsblock, der ihm als Kanzel gedient hat, und geht eilig auf Jesus zu, der sich einige Meter von der Menge entfernt an einen Baumstamm gelehnt hat.

Jesus und Johannes schauen sich einen Augenblick fest in die Augen. Jesus mit dem sanften Blick seiner blauen Augen; Johannes mit seinen ernsten, schwarzen, blitzenden Augen. Die beiden, wie sie so nebeneinander stehen, bilden einen krassen Gegensatz. Hochgewachsen sind sie beide, dies ist die einzige Ähnlichkeit; doch in allem übrigen sind sie grundverschieden.

Jesus hat ordentliche, lange, blonde Haare, eine elfenbeinfarbene Gesichtshaut, blaue Augen und trägt ein einfaches, doch vornehm wirkendes Gewand.

Johannes ist verwildert. Die schwarzen, glatten Haare von ungleichmäßiger Länge hängen ihm auf die Schultern herab, während der schwarze Bart, der das ganze Gesicht umrandet, nicht verhindern kann, daß man die vom Fasten eingefallenen Wangen bemerkt. Die Augen sind schwarz und fieberglänzend. Die Haut ist von der Sonne und vom Wetter gebräunt und dicht behaart; er ist halbnackt und trägt ein Kamelfell, das in der Taille mit einem Lederriemen gegürtet ist und auf den Seiten Schlitze hat, durch die man die mageren Beine sehen kann. So sieht es aus, als ob ein Wilder neben einem Engel stehe.

Johannes heftet seinen durchdringenden Blick auf Jesus und ruft dann aus: »Seht, das Lamm Gottes! Wie geschieht mir, daß mein Herr zu mir kommt?«

Jesus antwortet ruhig: »Um den Ritus der Buße zu vollziehen.«

»Nie, Herr. Ich muß zu Dir gehen, um geheiligt zu werden; und nun kommst Du zu mir?«

Jesus legt Johannes, der gebeugt vor ihm steht, die Hand aufs Haupt und antwortet: »Laß es nach meinem Willen geschehen, damit alle Gerechtigkeit erfüllt und deine Handlung zum Anfang eines höheren Geheimnisses werde; damit den Menschen verkündet werde, daß sich das Sühneopfer auf dieser Welt befindet!«

Johannes betrachtet Jesus, und eine Träne läßt seinen Blick sanfter erscheinen; dann geht er voraus ans Ufer, wo Jesus den Mantel und die Tunika ablegt. Mit einer Art Beinkleider steigt er ins Wasser, wo Johannes schon auf ihn wartet. Er tauft ihn nun, und gießt ihm Wasser des Flusses über das Haupt mit einem Gefäß, das er am Gürtel hängen hatte und das, wie mir scheint, eine Muschel oder eine halbe, ausgehöhlte und getrocknete Kürbisschale ist.

Jesus ist wahrlich das Lamm. Das Lamm in der Reinheit des Fleisches, in der Bescheidenheit des Ausdrucks und in der Sanftmut des Blickes. Nachdem Johannes Jesus das Wasser über das Haupt gegossen hat, steigt Jesus aus dem Fluß und legt seine Kleider wieder an. Dann sammelt er sich zum Gebet. Währenddessen hat Johannes den Leuten versichert und bezeugt, daß er IHN erkannt habe an einem Zeichen, das ihm der Geist Gottes als unfehlbares Erkennungsmerkmal des Erlösers geoffenbart habe (die göttliche Taube und die göttliche Stimme).

Ich aber bin in den Anblick des betenden Jesus versunken, und in mir bleibt nichts als diese lichtvolle Gestalt vor dem grünen Hintergrund.

76 »Johannes benötigte kein besonderes Zeichen«

Jesus sagt:

»Johannes hatte es nicht nötig, mich an einem besonderen Zeichen zu erkennen. Sein schon im Mutterleib vorgeheiliger Geist besaß die übernatürliche Einsicht, die alle Menschen besitzen könnten, wenn Adam nicht gesündigt hätte.

Wenn der Mensch im Zustand der Gnade, in der Unschuld und in Treue seinem Schöpfer gegenüber geblieben wäre, dann hätte er Gott durch die äußeren Erscheinungsformen hindurch erkannt. In der Genesis wird gesagt, daß Gott, der Herr, in vertrauter Weise mit dem unschuldigen Menschen sprach, und daß der Mensch keine Furcht vor seiner Stimme hatte und sie mit keiner anderen verwechselte.

Die Bestimmung des Menschen war: Gott zu sehen und zu verstehen wie ein Kind seinen Vater sehen und verstehen kann. Nach dem Sündenfall hat der Mensch es nicht mehr gewagt, Gott anzuschauen. Er war nicht mehr fähig, ihn zu sehen und zu verstehen. Und er vermag es immer weniger!

Doch Johannes, mein Vetter, wurde von der Schuld gereinigt, als die Gnadenvolle sich liebevoll über die ehemals unfruchtbare und dann schwangere Elisabet beugte und sie umarmte. Das Kind in ihrem Leib hüpfte auf vor Freude, als es die Schuld von seiner Seele fallen fühlte, wie ein Schorf, der sich von einer heilenden Wunde löst. Der Heilige Geist, durch den Maria die Mutter des Erlösers wurde, hat sein Erlösungswerk durch Maria, die lebende Monstranz des menschengewordenen Heiles, an diesem noch ungeborenen Kind begonnen, das dazu bestimmt war, mit mir verbunden zu sein, und dies nicht so sehr durch das Blut, als durch die Sendung, die aus uns gleichsam Lippen und Wort machte.

Johannes die Lippen – ich das Wort.

Johannes war der Vorläufer im Evangelium und im Los des Martyriums. Ich verlieh meine göttliche Vollkommenheit dem von Johannes eingeleiteten Evangelium und seinem Martyrium, das der Verteidigung des Gesetzes Gottes diente.

Johannes benötigte kein besonderes Erkennungszeichen. Doch für die Ungläubigkeit der anderen war ein Zeichen notwendig. Worauf hätte Johannes seine Behauptung stützen sollen? Ein unleugbarer Beweis für die geistig blinden Augen und schwerhörigen Ohren der Zweifler war notwendig.

Ich bedurfte auch keiner Taufe. Doch die Weisheit Gottes hatte diesen Augenblick und diese Art der Einführung für gut befunden. Sie rief Johannes aus seiner Höhle und mich aus dem Haus von Nazaret, da wir uns in dieser Stunde begegnen sollten. Gott öffnete den Himmel, um als göttliche Taube über den herabzusteigen, der die Menschen mit dieser Taube (dem Heiligen Geist) taufen sollte und den er gleichzeitig mit den Worten ankündigte: „Dieser ist mein ge-

liebster Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Diese Verkündigung war mächtiger als die des Engels bei meiner Empfängnis. Und alles geschah nur, damit die Menschen keine Entschuldigungen oder Zweifel hätten, mir nachzufolgen oder nicht.

Offenbarungen Jesu Christi hat es viele gegeben. Die erste gleich nach meiner Geburt, nämlich die der Weisen aus dem Morgenland; die zweite im Tempel; die dritte an den Ufern des Jordan. Dann kamen noch viele andere, die ich dir zu erkennen geben werde; denn meine Wunder, die bis zur Auferstehung und Himmelfahrt reichen, sind Äußerungen meiner göttlichen Natur.

Meine Heimat erhielt in reichlichem Maß meine Offenbarungen. Wie Samen, der in die vier Himmelsrichtungen gestreut wird, erreichten sie alle Schichten und Lebensbereiche: die Hirten, die Mächtigen, die Gelehrten, die Ungläubigen, die Sünder, die Priester, die Herrscher, die Kinder, die Soldaten, die Juden und die Heiden.

Auch heute wiederholen sie sich. Doch wie einst wollen die Menschen nichts davon wissen. Sie wollen die heutigen Wunder nicht anerkennen und vergessen gerne die früheren. Ich werde jedoch nicht müde, mich zu offenbaren, um die Menschen zu retten und sie zum Glauben an mich hinzuführen.

Weißt du Maria, was du tust, was vielmehr ich tue, indem ich dir das Evangelium erkläre? Es handelt sich um einen verstärkten Versuch, die Menschen mir näherzubringen. Du hast dies mit glühenden Gebeten zu erreichen gewünscht. Ich beschränke mich nicht mehr auf Worte; denn sie ermüden die Menschen und bewirken, daß sie sich abwenden. Das ist eine Sünde, doch so verhält es sich. Ich bediene mich nun der Vision und der Erklärung des Evangeliums, um es deutlicher und anziehender zu machen.

Dir schenke ich die Freude des Schauens. Allen gebe ich die Möglichkeit des Verlangens, mich zu erkennen. Wenn dies noch nicht genug ist und die Menschen wie grausame Kinder das Geschenk zerstören, ohne dessen Wert zu erkennen, so bleibt dir doch meine Gabe, denen aber mein Mißfallen. Ich kann dann noch einmal den alten Vorwurf erheben: „Wir musizierten, ihr wolltet nicht tanzen; wir stimmten Klagelieder an, und ihr habt nicht geweint.“ [Lk 7,32].

Doch das ist nun so. Lassen wir jene, die sich nicht bekehren, auf ihren Häuptern glühende Kohlen ansammeln und wenden wir uns den Schafen zu, die ihren Hirten erkennen! Ich bin der Hirt und du bist der Stab, der sie zu mir leitet.«

77 Jesus wird in der Wüste vom Teufel versucht

Ich sehe die steinige Öde zu meiner Linken, die ich schon bei der Taufe Jesu am Jordan gesehen habe. Doch muß ich sehr weit in die Wüste vorgedrungen sein; denn ich kann den schönen, blauen, langsam fließenden Fluß nicht mehr sehen; ebensowenig das grüne Band an seinen Ufern, das von ihm das lebensnotwendige Wasser erhält. Hier ist nur Öde, Gestein und trockene Erde, die zu einem gelben Sand zerfallen ist, den der Wind immer wieder mit seinem heißen Atem in die Höhe weht. Dieser Staub dringt in die Nasenhöhlen und in die Augen. Ab und zu sieht man einen kleinen stacheligen Strauch und man muß sich wundern, wie er in dieser Öde leben kann. Er sieht aus wie ein Büschel übrig gebliebener Haare auf einem Kahlkopf. Oben ein erbarmungslos blauer Himmel, darunter der ausgetrocknete Boden. Rundum nichts als Steine und Stille. Dies ist der Anblick der Natur, der sich mir bietet.

In einer Felsenhöhle, die die Form einer Muschel hat, sehe ich Jesus. Er schützt sich gegen die sengenden Strahlen der Sonne. Mein inneres Gefühl sagt mir, daß der Stein, auf dem er sitzt, ihm auch als Knieschemel und als Kopfpolster dient, wenn er sich in der kühlen Nacht beim Schein der Sterne in seinen Mantel hüllt und etwas ruht.

Tatsächlich sehe ich in seiner Nähe die Hirtentasche, das einzige Hab und Gut, das er von zu Hause mitgenommen hat. Nun ist die Tasche ganz flach, und ich schließe daraus, daß der karge, von Maria so liebevoll eingepackte Vorrat schon aufgebraucht ist.

Jesus ist sehr mager und bleich. Er sitzt vornübergebeugt, seine Hände gefaltet, die Ellbogen auf die Knie gestützt. Er ist in Betrachtung versunken. Von Zeit zu Zeit erhebt er den Blick, läßt ihn umherschweifen und schaut zur Sonne, die jetzt fast senkrecht über ihm am blauen Himmel steht. Manchmal, besonders nachdem er seinen Blick umherschweifen lassen oder ihn zur Sonne erhoben hat, schließt er die Augen und lehnt sich wie vom Schwindel erfaßt an den schützenden Stein.

Nun sehe ich den widerlichen Gauner Satan auftauchen. Er sieht ganz anders aus, als er von den Menschen dargestellt wird: mit Hörnern, Schwanz usw. usw. Er sieht eher wie ein in seinen langen weiten Mantel gehüllter Beduine aus, oder wie ein maskierter Domino. Auf dem Haupt hat er einen Turban, der hinten über die Schultern herabfällt und dessen beide Enden an den Seiten des Gesichtes herunterhängen. So sieht man vom Gesicht nur ein dunkelbraunes Dreieck, mit dünnen Lippen und eingefallenen Augenhöhlen, aus denen tiefschwarze Augen magnetische Funken sprühen. Zwei Pupillen, die im Grund des Herzens zu lesen scheinen, in denen jedoch nichts zu lesen ist als: Geheimnis. Jesu Augen sind das gerade Gegenteil. Sie sind anziehend und faszinierend und lesen in den Herzen; doch sie verraten auch, daß in seinem Herzen Liebe und Güte für alle ist. Das Auge Jesu ist ein Wohlthat für die Seele. Satans Auge ist wie eine doppelte Waffe, die zugleich durchbohrt und brennt.

Nun nähert sich Satan Jesus. »Du bist allein?«

Jesus blickt auf und schweigt.

»Wie bist du hierhergekommen? Hast du dich verirrt?«

Jesus betrachtet Satan wiederum und schweigt.

»Hätte ich Wasser in meiner Flasche, dann würde ich es dir anbieten; doch auch mein Vorrat ist erschöpft. Mein Pferd ist eingegangen, und so muß ich zu Fuß bis zur nächsten Herberge gehen. Dort will ich essen und trinken. Ich kenne den Weg. Komm mit mir, ich werde dich führen.«

Jesus sieht nicht einmal mehr auf.

»Du willst mir nicht antworten? Weißt du, daß du sterben wirst, wenn du hier bleibst? Der Wind erhebt sich bereits, und es wird bald einen Sturm geben. Komm mit mir!«

Jesus faltet die Hände in stillem Gebet.

»Ah, du bist es also? . . . Lange schon suche ich dich und nun beobachte ich dich schon eine ganze Weile; seit du dich taufen ließest. Rufst du den Ewigen an? Der ist jetzt weit weg. Du bist auf der Erde und unter den Menschen. Und unter den Menschen herrsche

ich. Doch du tust mir leid, und ich möchte dir helfen, denn du bist gekommen, um dich unnötig zu opfern. Die Menschen hassen dich deiner Güte wegen. Für sie gilt nur Geld, Essen und Ausschweifung. Opfer, Schmerz und Gehorsam sind Worte, die für sie leerer sind als das Land, das uns umgibt, und sie selbst sind noch trockener und gefühlloser als dieser Wüstensand. Nur die Schlange kann sich hier noch verbergen, um den Menschen aufzulauern, und der Schakal, um ihn zu zerfleischen. Komm weg von hier! Es hat keinen Wert, für die Menschen zu leiden. Ich kenne die Menschen besser als du!«

Satan hat sich Jesus gegenüber niedergesetzt und erforscht ihn mit seinem schrecklichen Blick. Er lächelt mit seinem Schlangenmaul, und Jesus schweigt und betet in seinem Innern.

»Du mißtraust mir und tust nicht gut daran. Ich bin die Weisheit dieser Welt. Ich kann dir Meister sein und dich lehren, wie du vorgehen muß, um zu triumphieren. Sieh, das Wichtigste ist zu herrschen. Hat man sich einmal durchgesetzt, dann ist es leicht, die Menschen dorthin zu führen, wo man will. Zuerst aber muß man alles tun, um ihnen zu gefallen. Man muß sein wie sie. Man muß sie verführen, damit sie glauben, daß sie von uns bewundert werden und daß wir ihren Gedankengängen folgen.

Du bist jung und schön. Fang mit dem Weib an! Es ist immer das Weib, das man zuerst für sich gewinnen muß. Ich habe einen Fehler gemacht, als ich das Weib zum Ungehorsam verführt habe. Ich hätte es auf eine andere Art belehren sollen. Ich hätte ein besseres Werkzeug aus ihr machen sollen und hätte Gott damit besiegen können. Ich hatte es jedoch zu eilig.

Aber du! Ich werde dich belehren; denn einst durfte ich dich mit engelhafter Freude bewundern, und ein kleiner Rest dieser Liebe ist in mir verblieben. Höre also auf mich und bediene dich meiner Erfahrung! (Der schlangenhafte Charakter Satans enthüllt sich hier voll und ganz. Jedes Wort ist eine Lüge und möchte verführen. Auch die Aussage, daß in ihm noch ein Rest von Liebe sei, während der Haß und nur der Haß gegen Gott und den Menschen ihn zu diesem Ver-

such treibt, die Frucht der Menschwerdung zu zerstören. Der Haß ist so groß, daß er zur Dummheit wird; zur Dummheit, die glaubt, Christus zur Sünde verleiten zu können.) Nimm dir eine Gefährtin! Was dir nicht gelingt, sie wird es fertigbringen. Du bist der neue Adam, und du mußt deine Eva haben.

Ferner, wie willst du die Krankheiten der Sinne heilen, wenn du die Sinnlichkeit selbst nicht kennst? Weißt du nicht, daß die Frau die Wurzel ist, aus der die Habsucht und die Herrschsucht entspringen? Warum will der Mensch herrschen? Warum will der Mensch reich und mächtig sein? Nur damit er das Weib besitzen kann. Das Weib ist wie die Lerche. Es wird vom Schein und Glanz angezogen. Geld und Macht sind die beiden Seiten des Spiegels, die die Weiber verführen und so Ursache allen Übels in der Welt sind. Schau: unter tausend Verbrechen verschiedenster Art haben mindestens neunhundert ihre Wurzel in der Gier der Frau nach Besitz oder in irgendeinem glühenden Verlangen in ihr, das vom Mann nicht oder nicht mehr erfüllt werden kann.

Wenn du wissen willst, was leben heißt, dann geh zur Frau. Dann erst wirst du imstande sein, die Leiden der Menschheit zu behandeln und zu heilen.

Sie ist schön, die Frau, weißt du? Es gibt nichts Schöneres auf der Welt. Der Mann besitzt den Intellekt und die Kraft. Aber die Frau! Ihre Gedanken sind ein Wohlgeruch, ihre Berührung wie die Liebkoosung einer Blume, ihre Anmut berauscher Wein, ihre Schwäche eine Seidensträhne oder die Locke eines Kindes in der Hand des Mannes. Ihre Umarmung ist eine Kraft, die unsere Kraft ruiniert und verbrennt. Der Schmerz schwindet, die Mühe und das Leid vergehen, wenn man bei einer Frau sein kann und sie wie ein Bündel Blumen in unseren Armen liegt.

Doch wie töricht bin ich. Du bist ausgehungert, und ich rede vom Weib. Deine Kräfte sind erschöpft. Daher scheint diese Lieblichkeit der Erde, diese Blume des Schöpfers, diese liebeschaffende Frucht dir ohne Wert. Schau diese Steine an! Wie schön rund und glatt sind

sie und wie goldfarbig im Schein der untergehenden Sonne! Sehen sie nicht aus wie Brote? Du, Sohn Gottes, brauchst nur zu sagen: „Ich will“, damit diese Steine knusprige Brote werden, wie sie die Hausfrau vor dem Nachtmahl aus dem Ofen zieht. Sieh diese dürren Akazien hier! Wenn du nur willst, können sie mit saftigen Äpfeln und süßen Feigen beladen sein. Stille deinen Hunger, o Sohn Gottes! Du bist der Herr der Welt. Sie neigt sich vor dir, um sich dir zu Füßen zu legen und deinen Hunger zu stillen.

Du siehst, du wirst bleich und wankst schon beim bloßen Nennen des Brotes! Armer Jesus! Du bist so schwach geworden, daß du nicht einmal mehr ein Wunder vollbringen kannst. Willst du, daß ich es für dich tue? Ich bin dir zwar nicht ebenbürtig, aber etwas kann ich doch. Ich will für ein Jahr ohne Kraft sein, um diese nun zusammenzufassen und dir zu dienen, weil du gut bist, und ich nicht vergessen kann, daß du auch mein Gott bist; selbst jetzt, da ich nicht mehr würdig bin, dich so zu nennen. Hilf mir mit deinem Gebet, daß ich dir helfen kann . . . «

»Schweige! . . . Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Wort, das von Gott kommt!«

Satan bekommt einen Wutanfall. Er knirscht mit den Zähnen und ballt die Fäuste. Doch er beherrscht sich und verzieht seine Fratze zu einem Lächeln.

»Ich verstehe. Du stehst über den Notwendigkeiten des Lebens und es ekelt dich, von mir bedient zu werden. Ich habe es verdient. Doch komm und sieh, sieh dir an, was im Haus Gottes vor sich geht. Sieh, auch die Priester lehnen es nicht ab, Geist und Fleisch in gleicher Weise zu ihrem Recht kommen zu lassen. Denn auch sie sind nur Menschen und keine Engel. Wirke ein geistiges Wunder. Ich werde dich auf die Zinnen des Tempels tragen. Dort wirst du dich mit Schönheit umhüllen und die Engel herbeirufen, daß sie mit ihren Flügeln einen Teppich unter deinen Füßen bilden und dich sanft hinabgleiten lassen zum Haupteingang. Dann werden dich alle sehen und sich daran erinnern, daß es einen Gott gibt.

Von Zeit zu Zeit ist es notwendig, sich zu offenbaren; denn der Mensch hat ein sehr schwaches Gedächtnis, besonders was die geistigen Dinge betrifft. Wie glücklich werden sich die Engel schätzen, wenn sie deinen Füßen ein Schutz und dir Stufen zur Erde sein dürfen!«

»Es steht geschrieben: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen!“ [Dtn 6,16].«

»Ich verstehe, daß dein Erscheinen die Menschen nicht ändern und der Tempel weiterhin Marktplatz und Lasterstätte bleiben würde. Deine göttliche Weisheit erkennt, daß die Herzen der Tempeldiener ein Nest von Vipern sind; sie krümmen und winden sich, nur um die Vorherrschaft zu erringen. Nur menschliche Macht kann sie bezähmen.

So komme nun und bete mich an! Ich will dir die Erde geben. Alexander, Kyrus, Cäsar, alle die großen Herrscher, die waren und noch sind: im Vergleich zu dir sind sie nur gewöhnliche Führer von Karawanen; denn du wirst alle Reiche der Welt unter deinem Zepter haben. Und mit den Ländern alle Schätze, alle Schönheiten der Erde, Frauen und Reittiere, Heere und Tempel. Überall wirst du deine Standarte errichten können, wenn du der König der Könige und der Herr der Welt bist. Alle werden dir gehorchen und dich verehren, das Volk wie auch die Priester. Alle Rassen werden dich ehren und dir dienen, weil du der Mächtige, der Einzige, der Herr sein wirst.

Bete mich nur einen Augenblick lang an! Stille diesen meinen Durst, angebetet zu werden! Diese Gier hat mich vernichtet; aber sie brennt weiterhin in mir. Im Vergleich zum Brand in meinem Innern sind die Dünste der Hölle wie frischer Morgenwind. Dieser Durst ist meine Hölle. Einen Augenblick, nur einen Augenblick, o Christus! Du bist so gut! Gewähre mir, dem ewig Verdammten, nur einen Augenblick der Freude! Laß mich fühlen, wie es ist, Gott zu sein, und ich werde mich unterwerfen für immer und für alles. Nur einen Augenblick! Einen einzigen Augenblick, und ich werde dich nicht mehr quälen.« Satan wirft sich bettelnd vor Jesus nieder.

Jesus hat sich jedoch erhoben. Da er durch das Fasten in den letzten Tagen sehr abgenommen hat, scheint er noch größer. Sein Antlitz ist schrecklich ernst und majestätisch. Seine Augen sind zwei brennende Saphire. Seine Stimme ist wie ein Donner, der in der Wölbung des Felsens widerhallt und über die Steinwüste tönt, als er sagt: »Weiche, Satan! Es steht geschrieben: „Du sollst den Herrn deinen Gott anbeten und ihm allein dienen.“ [Dtn 6,13].«

Mit einem Schrei der Verzweiflung und unbeschreiblichen Hasses springt Satan auf; er sieht furchtbar aus in seiner wutentbrannten Haltung. Mit einem Schrei des Fluches verschwindet er.

Jesus setzt sich müde nieder und lehnt sein Haupt an den Felsen. Er scheint erschöpft zu sein; schwitzt. Doch engelhaftige Gestalten fächeln mit ihren Flügeln kühle Luft in die Schwüle der Höhle. Die Luft wird rein und frisch. Jesus öffnet die Augen und lächelt. Ich sehe ihn nicht essen. Aber ich habe das Gefühl, daß er sich vom Duft des Paradieses nährt und dadurch gestärkt wird.

Die Sonne neigt sich zum Untergang. Jesus nimmt die leere Hirtentasche und macht sich auf den Weg in Richtung Nordost. Die Engel begleiten ihn und ihr Schein erhellt die plötzlich hereingebrochene Nacht. Jesus hat wieder seinen gütigen Ausdruck und schreitet sicheren Schrittes dahin. Als Erinnerung an das lange Fasten bleiben ihm, außer dem schmal gewordenen, bleichen Antlitz, ein asketisches Aussehen und die verklärten Augen, die eine Freude offenbaren, die nicht von dieser Welt ist.

78 »Satan zeigt sich immer wohlwollend«

Jesus sagt:

»Gestern warst du ohne die Kraft, die von meinem Willen abhängt und somit lebstest du nur halb. Ich habe dich ausruhen und dich auf die Art fasten lassen, die dir am schwersten fällt: das Fehlen meines Wortes. Arme Maria! Es war für dich ein Aschermittwoch. In allem mußt du die Asche spüren, denn du warst ohne deinen Meister. Ich ließ mich nicht erspüren und doch war ich bei dir.

Heute morgen, da unsere Sehnsucht gegenseitig ist, habe ich dir in deinem Halbschlaf zugeflüstert: „Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem!“ Ich habe es dich oft wiederholen lassen, und auch ich habe es ebensooft wiederholt. Du glaubtest, ich würde darüber sprechen. Nein. Zuerst werde ich auf das dir vorher Gezeigte zurückkommen und es dir erklären. Heute abend werde ich dann auf das andere näher eingehen.

Wie du sehen konntest, zeigt sich Satan immer in wohlwollender Gestalt. Sein Aussehen hat nichts Auffallendes an sich. Wenn die Seelen aufmerksam sind und besonders wenn sie in Verbindung mit Gott stehen, merken sie dies sofort, sind wachsam und bereit, den dämonischen Nachstellungen zu begegnen. Wenn die Seelen jedoch nicht auf die göttlichen Einsprechungen achten, von der Sinnlichkeit, die taub macht und nicht vom Gebet unterstützt werden, das mit Gott verbindet und seine Kraft wie durch einen Kanal in das Menschenherz leitet, dann bemerken sie kaum die verborgene Schlinge unter dem unschuldigen Aussehen und unterliegen. Sich danach aus ihr zu befreien ist sehr, sehr schwer.

Die zwei Wege, die Satan gewöhnlich einschlägt, um zu den Seelen zu gelangen, sind die Sinnlichkeit und die Gaumenlust. Es fängt immer beim Körperlichen an. Ist dieses wehrlos und hörig geworden, dann beginnt der Angriff auf den höheren Teil.

Zuerst auf die Sittlichkeit: die Gedankenwelt mit ihrer Hoffart und ihren Begierden. Dann auf den Geist: Satan beraubt ihn nicht nur der Liebe, die schon nicht mehr vorhanden ist, sobald der Mensch die göttliche Liebe mit den menschlichen Leidenschaften vertauscht, sondern auch der Gottesfurcht. Und nun überläßt sich der Mensch mit Leib und Seele Satan, um soviel als möglich genießen zu können.

Wie ich mich dabei verhalten habe, hast du gesehen: Schweigen und Gebet. Wenn Satan seine Arbeit als Verführer beginnt und in unsere Nähe kommt, darf man ihm nicht mit dummer Ungeduld und einfältiger Angst entgegentreten, man muß seiner Gegenwart und seinen Versuchungen mit Gebet entgegenwirken.

Es ist zwecklos, mit Satan diskutieren zu wollen. Er würde siegen;

denn er ist ein Meister in seiner Überredungskunst. Nur Gott besiegt ihn. Daher muß man sich an Gott wenden, damit er für uns und durch uns spreche. Zeige Satan den Namen Gottes und das Zeichen des Kreuzes, weniger auf ein Blatt Papier geschrieben oder in Holz geschnitzt, als ins Herz geprägt und eingegraben. Mein Name, mein Zeichen!

Satan soll man nur dann widersprechen, wenn er vorgibt, wie Gott zu sein – widersprechen mit dem Wort Gottes. Das verträgt er nicht.

Auf den Kampf folgt der Sieg; und die Engel kommen, dem Sieger zu dienen und ihn vor dem Haß Satans zu schützen. Sie erquicken ihn mit dem Tau des Himmels und mit der Gnade, die sie mit vollen Händen in das Herz des getreuen Kindes ergießen, und mit einem Segen, der die Seele erfrischt.

Daher muß man den festen Willen haben, Satan zu besiegen, einen festen Glauben an Gott und ein unerschütterliches Vertrauen auf seine Hilfe. Man muß felsenfest an die Macht des Gebetes und an die Güte Gottes glauben. Dann ist Satan machtlos.

Geh in Frieden! Heute abend werde ich dich mit dem übrigen erfreuen.«

79 Begegnung mit Johannes und Jakobus

Ich sehe Jesus auf dem schmalen grünen Pfad längs des Jordan dahinschreiten. Er ist in der Nähe des Ortes, wo er getauft worden ist, und zwar beim Flußübergang, der sehr bekannt zu sein scheint und von vielen zum Überqueren benützt wird. Doch der Ort, den ich noch vor kurzem voller Leute gesehen habe, erscheint nun menschenleer. Nur einige Wanderer, zu Fuß oder auf einem Reittier, sind zu sehen.

Jesus scheint in Gedanken versunken und schreitet nach Norden weiter. Bei der Furt angekommen, begegnet er einer Gruppe von Männern verschiedenen Alters, die eifrig miteinander diskutieren und sich dann trennen, die einen schreiten in nördlicher, die anderen

in südlicher Richtung weiter. Unter denen, welche sich nach Norden wenden, sehe ich Johannes und Jakobus. Johannes bemerkt Jesus zuerst und macht seinen Bruder auf ihn aufmerksam. Sie reden noch etwas miteinander, dann beeilt sich Johannes, Jesus einzuholen. Jakobus folgt langsam. Die anderen achten nicht darauf und gehen diskutierend weiter.

Als Johannes Jesus bis auf zwei oder drei Meter eingeholt hat, ruft er: »Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt!«

Jesus wendet sich um und schaut ihn an. Sie stehen sich nun gegenüber und betrachten sich. Jesus tut dies ernst und eindringlich; Johannes mit reinen Augen und einem Lächeln im kindlichen Gesicht, das beinahe mädchenhaft wirkt. Er dürfte ungefähr 20 Jahre alt sein, und auf den rosigen Wangen ist nur ein leichter, blonder Flaum, der wie ein goldener Schleier aussieht.

Jesus fragt: »Wen suchst du?«

»Dich, Meister.«

»Woher weißt du, daß ich Meister bin?«

»Der Täufer hat es mir gesagt.«

»Warum nennst du mich Lamm?«

»Ich hörte Johannes dich so nennen. Es war vor ungefähr einem Monat, als du hierhergekommen bist.«

»Was willst du von mir?«

»Daß du uns Worte des ewigen Lebens verkündest und uns tröstest.«

»Wer bist du?«

»Ich bin Johannes, Sohn des Zebedäus, und dies ist mein Bruder, Jakobus. Wir sind aus Galiläa und Fischer. Wir sind jedoch auch Jünger des Johannes des Täufers. Er verkündete uns Worte des Lebens, und wir nahmen sie in unser Herz auf, da wir Gott folgen wollen und unsere Herzen durch Buße auf die Ankunft des Messias vorbereiten, um Vergebung zu erlangen. Du bist der Messias. Johannes hat es uns gesagt; denn er hat das Zeichen der Taube gesehen, die sich auf dich niedergelassen hat. Er sagte zu uns: „Seht das Lamm

Gottes!“ Ich bitte dich, Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, gib uns den Frieden! Wir haben nämlich niemanden mehr, der uns leitet, und unsere Seele ist betrübt.«

»Wo ist Johannes?«

»Herodes hat ihn gefangennehmen lassen. Nun befindet er sich im Gefängnis. Seine Getreuen haben versucht, ihn zu befreien. Doch es ist unmöglich. Wir kommen gerade von dort. Laß uns mit dir gehen, Meister, zeige uns, wo du wohnst!«

»Kommt mit! Doch wißt ihr, um was ihr bittet? Wer mir nachfolgen will, muß auf alles verzichten: auf Haus, Verwandte, seine Art zu denken und selbst das Leben. Ich werde euch zu meinen Jüngern und Freunden machen, wenn ihr wollt. Doch habe ich keine Reichtümer oder Gönner. Ich bin arm und werde noch ärmer werden, bis ich nichts mehr habe, um mein Haupt darauf zu legen. Und ich werde verfolgt werden, mehr als ein verirrtes Lamm von hungrigen Wölfen verfolgt wird. Meine Lehre ist noch strenger als die Lehre des Täufers, da sie sogar verbietet, nachtragend zu sein. Meine Lehre richtet sich mehr an die Seele als an das Äußere. Ihr müßt wiedergeboren werden, wenn ihr mir gehören wollt. Wollt ihr das?«

»Ja, Meister, denn du allein hast Worte, die uns Licht geben. Sie erleuchten uns, und wo zuerst finstere Trostlosigkeit herrschte, weil wir ohne Führung waren, erfüllen sie uns mit Sonnenlicht.«

»Kommt also, und gehen wir! Unterwegs werde ich euch belehren.«

80 »Ich liebte Johannes wegen seiner Reinheit«

Jesus spricht:

»Die Gruppe, der ich begegnete, war nicht klein; doch nur einer davon erkannte mich, weil seine Seele, sein Geist und Leib frei von Makel waren.

Ich bestehe auf dem Wert der Reinheit. Die Keuschheit ist immer die Quelle der Reinheit der Gedanken. Die Jungfräulichkeit veredelt

und bewahrt das geistige und affektive Empfindungsvermögen in so vollkommener Weise, die nur ein jungfräulicher Mensch erfährt.

Jungfräulich sein ist auf verschiedene Art möglich.

Gezwungenermaßen sind es die Frauen, die nicht zur Ehe gewählt worden sind. Für die Männer müßte es ebenso sein. Doch es ist nicht so. Und das ist schlecht, denn aus einer Jugend, die vorzeitig durch Unzucht beschmutzt wird, kann nur ein geistig und seelisch und oft auch körperlich kranker Familienvater hervorgehen.

Gewollte Jungfräulichkeit üben die, die sich Gott mit der ganzen Hingabe ihres Herzens weihen. Wunderbare Jungfräulichkeit! Ein Gott wohlgefälliges Opfer! Doch nicht alle verbleiben in dieser Reinheit der Lilie, die aufrecht auf ihrem Stengel steht, der zum Himmel strebt, ungeachtet eines schmutzigen Erdreiches, und sich öffnet zum Kuß der Sonne Gottes mit ihrem himmlischen Tau.

Viele bleiben nur äußerlich treu; in Gedanken sind sie untreu, weil sie bedauern und zurücknehmen möchten, was sie geopfert haben. Diese sind nur zur Hälfte jungfräulich. Wenn auch das Fleisch unberührt ist, das Herz ist es nicht. Dieses Herz gärt, rebelliert, versprüht Sinnlichkeit, die um so raffinierter und schlimmer ist, als sie fortwährend Vorstellungen nährt, die für jemand, der ungebunden ist, verboten und um so verwerflicher für solche sind, die Gott ein Gelübde abgelegt haben.

Es kommt zur Heuchelei des Gelübdes. Der Schein ist vorhanden, doch die Substanz fehlt. Wahrlich, ich sage euch, ich nenne „jungfräulich“ jemanden, der zu mir kommt mit einer durch brutale Vergewaltigung verwüsteten Lilie, aber nicht solche, deren Lilie körperlich intakt ist, jedoch beschmutzt durch Sinnlichkeit in einsamen Stunden. Dem ersteren gebe ich den Kranz der Jungfräulichkeit und die Krone des Martyriums wegen des infolge einer von ihm *nicht gewollten* Verstümmelung verwundeten Fleisches und gemarterten Herzens.

Der Wert der Reinheit ist so hoch, daß, wie du gesehen hast, Satan sich zuerst bemüht, zur Unkeuschheit zu verführen. Er weiß ganz

gut, daß die sinnliche Sünde die Seele wehrlos und williger für andere Sünden macht. Der Eifer Satans hat sich auf diesen wesentlichen Punkt gerichtet, um mich zu besiegen.

Das Brot und der Hunger sind die materiellen Formen, um die Begierlichkeit darzustellen; die Gelüste, die Satan für seine Zwecke ausnützen will. Anders war die Nahrung, die er mir anbot, um mich wie berauscht zu seinen Füßen niederfallen zu sehen!

Nach dem Gaumen wäre das Geld, die Macht, der Götzendienst, der Fluch, der Abfall vom göttlichen Gesetz gekommen. Doch der erste Schritt, den er mir vorschlug, war der letztgenannte, den er schon anwendete, um Adam zu treffen.

Die Welt verachtet die Reinen, und die Unkeuschen quälen sie. Johannes der Täufer ist das Opfer der Unzucht zweier Unzüchtiger. Aber wenn die Welt noch ein wenig Licht hat, so verdankt sie dies den Reinen. Sie sind die Diener Gottes und können Gott verstehen und Gottes Worte wiedergeben. Ich habe gesagt: „Seliger, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ Auch auf der Erde können sie Gott sehen, ihn hören, ihm nachfolgen und ihn den anderen zeigen, da ihre Gedanken nicht durch den Nebel der Sinne getrübt sind.

Johannes, Sohn des Zebedäus, ist ein Reiner – der Reine unter meinen Jüngern. Welch blütenreine Seele in einem engelhaften Körper! Er ruft mich mit den Worten seines ersten Lehrers und bittet mich, ihm meinen Frieden zu schenken. Doch er hat den Frieden in sich durch sein reines Leben. Und ich habe ihn geliebt dieser seiner Reinheit wegen, und daher habe ich ihm meine Lehren, meine Geheimnisse und das Geschöpf, das mir am teuersten war, anvertraut.

Er war mein erster Jünger, mein Lieblingsjünger vom ersten Augenblick unserer Begegnung an. Seine Seele hat sich mit der meinen vereinigt vom Tag an, da er mich am Ufer des Jordan kommen sah, und er hatte mich schon gesehen, als der Täufer auf mich gewiesen hatte. Auch wenn er mich bei meiner Rückkehr aus der Wüste nicht getroffen hätte, er hätte nicht geruht, bis er mich gefunden

hätte; denn wer rein ist, ist demütig und bestrebt, die Wissenschaft Gottes kennenzulernen, und wendet sich, wie das Wasser zum Meer, den Lehrern der himmlischen Weisheit zu.«

Jesus sagt weiter:

»Ich wollte nicht, daß du über die sinnliche Versuchung deines Jesus sprichst. Auch wenn deine innere Stimme dir den Grund Satans zu verstehen gegeben hat, mich zu versuchen, hielt ich es für besser, es dir selbst zu erklären. Denke nicht weiter darüber nach! Es war nötig, davon zu sprechen. Also mutig vorwärts! Laß die Blumen Satans auf dem Sand verdorren! Folge Jesus nach, wie Johannes es getan hat! Du wirst auf Dornen gehen müssen; aber als Rosen wirst du die Blutstropfen dessen finden, der sie deinetwegen vergossen hat, damit auch in dir das Fleisch besiegt werde.

Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, noch eine Bemerkung: Johannes sagt in seinem Evangelium bei der Beschreibung der Begegnung mit mir: „Am folgenden Tag“. Es scheint daher, als ob der Täufer am Tag nach der Taufe auf mich hingewiesen hätte, worauf Johannes und Jakob mir dann sofort nachgefolgt wären. Dies widerspricht dem, was die anderen Evangelisten in bezug auf die 40 Tage in der Wüste sagen. Ihr müßt aber so lesen: „Als mich (nach der nunmehr erfolgten Verhaftung des Johannes) tags darauf die beiden Jünger des Täufers wiedersahen, denen er bezeugt hatte: ‚Hier ist das Lamm Gottes‘, riefen sie mich und folgten mir“ [Joh 1,35–37] nach meiner Rückkehr aus der Wüste.

Zusammen kehrten wir zu den Ufern des Sees Gennesaret zurück, wo ich Unterkunft gefunden hatte und von wo aus ich meine Heilsverkündigung beginnen wollte. Die beiden sprachen über mich mit den anderen Fischern – nämlich worüber sie auf dem Weg und nachher im gastlichen Haus eines Freundes mit mir gesprochen hatten. Doch Johannes hatte den Anfang gemacht. Seine Seele wurde durch seinen Willen zur Buße, obwohl schon rein durch seine Keuschheit, ein Meisterwerk der Reinheit, in welchem sich die Wahrheit klar spiegelte. Dieser Wille zur Buße verlieh ihm auch die Ausdauer der Reinen und Großmütigen, die sich nie fürchten, vorwärtszuschreiten, wenn sie erkennen, wo Gott, die Wahrheit und die Lehre über den Weg Gottes sind. Wie sehr liebte ich Johannes wegen dieses einfachen und heroischen Charakters!«

81 Johannes und Jakobus berichten Petrus vom Messias

Die Sonne geht friedvoll über dem galiläischen Meer auf. Himmel und Wasser haben rötliche Reflexe, ähnlich jenen, die sanft auf den

Mauern kleiner Gärten eines verborgenen Dörfleins spielen; verborgen unter den reichen Kronen der die Mauern überragenden Obstbäume.

Das Dörflein ist gerade am Erwachen. Ab und zu geht eine Frau zum Brunnen oder mit einem Korb voller Wäsche zum Waschtrog; einige Fischer, ihren Fang in den Körben, feilschen mit von auswärts gekommenen Händlern oder tragen ihre Fische nach Hause. Ich sage Dörflein. Doch so klein ist es gar nicht. Es ist bescheiden auf der Seite, die ich sehen kann; doch weitläufig und am Ufer dahingestreckt.

Johannes kommt aus einer Seitengasse und geht eilends zum See. Jakobus folgt ihm, doch viel bedächtiger. Johannes betrachtet die bereits am Seeufer angelangten Boote, kann jedoch das gesuchte nicht finden. Schließlich entdeckt er es noch ein paar hundert Meter vom Ufer entfernt auf dem See. Er legt die Hände an den Mund und ruft ein langezogenes »Oh – hee«, was anscheinend der gebräuchliche Ruf ist. Und als er sieht, daß er gehört worden ist, gibt er mit den Armen ein Zeichen: »Kommt, kommt!« Die Männer im Boot – wer weiß, was sie denken – legen sich in die Ruder, und das Boot fährt schneller; vielleicht auch, weil die Segel eingezogen worden sind. Als es ungefähr zehn Meter vom Ufer entfernt ist, wartet Johannes nicht länger. Er legt den Mantel und das lange Kleid ab und wirft beides auf den kiesigen Strand, zieht die Sandalen aus, hebt das lange Unterkleid bis über die Knie und geht im Wasser den Ankommenden entgegen.

»Warum seid ihr zwei nicht gekommen?« fragt Andreas. Petrus ist schlecht gelaunt und sagt nichts.

»Und du, warum bist du nicht mit mir und Jakobus gegangen?« antwortet Johannes dem Andreas.

»Ich bin zum Fischen gegangen. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Du hingegen bist mit diesem Mann verschwunden.«

»Ich hatte dir doch ein Zeichen gegeben, daß auch du kommen sollst. Er ist es wirklich. Wenn du seine Worte hörst! ... Wir waren

den ganzen Tag lang bis spät in die Nacht hinein mit ihm zusammen. Nun sind wir hier, um euch zu sagen: „Kommt!“«

»Ist er es wirklich? Bist du sicher? Wir haben ihn kaum gesehen, als der Täufer uns auf ihn aufmerksam machte.«

»Er ist es. Er selbst hat es nicht verneint.«

»Jeder kann sagen, was ihm gefällt, um sich bei den Leichtgläubigen durchzusetzen. Es wäre nicht das erste Mal«, murrte Petrus unzufrieden.

»Oh, Simon! Sprich nicht so! Es ist der Messias. Er weiß alles! Er hört dich!«

Johannes ist betroffen und betrübt ob der Worte des Petrus.

»Natürlich! Der Messias! Und er soll sich ausgerechnet dir, Jakobus und Andreas zeigen? Drei armen Unwissenden? Der Messias? Er will doch andere! Hör mich an! Armer Junge! Die erste Frühlingssonne hat dir wohl zugesetzt. Komm, an die Arbeit! Das wird besser sein. Laß die Märchen!«

»Es ist der Messias. Ich sage es dir. Johannes der Täufer sprach von heiligen Dingen; doch dieser spricht als Gott. Wäre er nicht Christus, so könnte er nicht in dieser Weise sprechen.«

»Simon, ich bin kein kleiner Junge mehr. Ich habe mein Alter und bin ruhig und bedächtig. Du weißt es. Wenig habe ich gesprochen, doch viel habe ich hören dürfen in diesen Stunden, in denen ich mit dem Lamm Gottes zusammen war; und ich muß es dir sagen, er kann nur der Messias sein. Warum willst du es nicht glauben? Vielleicht, weil du ihn nicht gehört hast. Aber ich glaube es. Wir sind zwar arme und unwissende Menschen. Aber er sagt, daß er gekommen sei, die Frohe Botschaft vom Reich Gottes den Armen, den Demütigen und den Kleinen, noch vor den Großen, zu verkünden. Er hat gesagt: „Die Großen haben schon ihre Freuden. Sie sind aber nicht beneidenswert im Vergleich zu denen, die ich euch bringe. Die Großen können allein dank ihrer Bildung zur Einsicht gelangen. Ich aber komme zu den Kleinen Israels und der Welt, zu denen, die weinen und hoffen, die das Licht suchen und nach dem wahren

Manna hungern. Von den Gelehrten erhalten sie weder Licht noch Nahrung, nur Bürden, Finsternis, Ketten und Verachtung. Ich rufe die ‚Kleinen‘. Ich bin gekommen, die Welt auf den Kopf zu stellen; denn ich werde erniedrigen, was jetzt hoch steht, und erhöhen, was jetzt verachtet wird. Wer die Wahrheit und den Frieden wünscht, der komme zu mir! Wer das Licht liebt, der komme! Ich bin das Licht der Welt.“ Hat er nicht so gesagt, Johannes?« Jakobus hat ruhig, aber mit innerer Ergriffenheit gesprochen.

»Ja, und er hat gesagt: „Die Welt wird mich nicht lieben, die vornehme Welt, denn sie ist verdorben und voller Laster und gotteslästerlichem Wandel. Die Welt will mich nicht, da die Finsternis das Licht scheut. Doch die Welt besteht nicht nur aus der Welt der Vornehmen. In ihr gibt es auch andere, die, obwohl sie in der Welt leben, doch nicht von dieser Welt sind. Es gibt solche, die in der Welt wie Fische im Netz gefangen sind.“ Ja, so hat er gesagt; denn wir befanden uns gerade am Ufer des Sees, und er wies auf die mit Fischen gefüllten Netze, die ans Ufer geschleppt wurden. Er hat noch gesagt: „Schaut, keiner diese Fische wollte ins Netz geraten. Auch die Menschen haben nicht die Absicht, sich von Satan beherrschen zu lassen. Nicht einmal die schlimmsten Verbrecher; denn sie glauben wegen des Hochmuts, der sie blendet, nicht, daß sie zu ihrem Tun nicht berechtigt seien. Ihre große Sünde ist der Hochmut. Aus dieser Wurzel gedeihen alle anderen Übel. Die aber nicht vollends Schlechten möchten noch weniger von Dämonen beherrscht werden. Doch sie verfallen ihm aus Leichtsinn und durch eine Last, die sie zu Boden drückt und die Adam verschuldet hat. Ich bin gekommen, diese Schuld hinwegzunehmen und in Erwartung der Erlösung allen, die an mich glauben, eine solche Kraft zu schenken, daß sie fähig werden, sich von der Fessel zu befreien und mir, dem Licht der Welt, nachzufolgen.“«

»Wenn er wirklich so gesagt hat, dann müssen wir sofort zu ihm gehen!« Petrus, in seiner impulsiven Art, die mir gut gefällt, hat sich sofort entschieden und beeilt sich nun, die Arbeit des Ausladens zu

Ende zu bringen; denn das Boot ist inzwischen am Ufer angelangt und die Hilfskräfte haben es aufs Trockene gezogen und entnehmen ihm nun Netze, Seile und Segel.

»Und du, törichter Andreas, warum bist du nicht mit ihnen gegangen?«

»Aber Simon ... du hast mich gerügt, weil es mir nicht gelungen war, diese beiden zu überreden, mit mir zu kommen ... Die ganze Nacht hast du deswegen gemurrt, und nun tadelst du mich, weil ich nicht mit ihnen gegangen bin ... «

»Du hast recht ... Doch ich habe ihn noch nicht gesehen ... du schon ... und es hätte dir schon auffallen müssen, daß er nicht einer ist wie wir. Irgend etwas Schöneres wird er doch an sich haben! ... «

»O ja!«, sagt Johannes. »Sein Antlitz! Seine Augen! Nicht wahr, Jakobus, welche Augen! Und erst die Stimme! Oh, welche Stimme! Wenn er spricht, glaubst du, vom Paradies zu träumen.«

»Macht schnell, schnell! Gehen wir zu ihm! Ihr (Petrus wendet sich an die Gehilfen) bringt alles zu Zebedäus und sagt ihm, er soll sich darum kümmern. Wir werden heute abend zum Fischen wieder da sein.«

Sie kleiden sich an und gehen. Doch Petrus bleibt nach einigen Metern stehen, packt Johannes am Arm und fragt ihn: »Hast du nicht gesagt, daß er alles weiß und alles hört? ... «

»Ja. Denk einmal, als wir den Mond aufgehen sahen, fragten wir uns: „Wer weiß, was Petrus nun macht?“ Da sagte er: „Er wirft die Netze aus und ist unzufrieden darüber, daß er alles allein machen muß, weil ihr nicht mit dem zweiten Boot ausgefahren seid an einem Abend mit so gutem Fischfang ... Er weiß noch nicht, daß er bald nur noch mit anderen Netzen fischen und andere Beute machen wird.“«

»Um Gottes willen! Das ist wahr! Dann wird er auch gehört haben, daß ich ihn fast als einen Lügner bezeichnet habe. Ich kann nicht zu ihm gehen ... «

»Oh, er ist so gut. Natürlich weiß er, was du gedacht hast. Er wuß-

te es sofort. Denn als wir ihn verließen und ihm sagten, daß wir zu dir gingen, sagte er: „Geht, doch laßt euch nicht von seinen ersten mißbilligenden Worten einschüchtern! Wer mir nachfolgen will, muß verstehen und darf sich nicht vom Spott der Welt und Verboten der Verwandten zurückhalten lassen. Denn ich stehe über den Banden des Blutes und der Gesellschaft, und ich werde über beide triumphieren! Und wer mit mir ist, wird in Ewigkeit frohlocken.“ Und dann hat er noch gesagt: „Sprecht ohne Angst! Wenn er euch hört, wird er kommen, denn er ist ein Mensch voll guten Willens.“«

»Hat er das gesagt? Dann komme ich. Sprich, erzähle weiter von ihm, während wir gehen! Wo ist er jetzt?«

»In einem armen Haus; es müssen Freunde seiner Familie sein.«

»Ist er denn arm?«

»Ein Arbeiter aus Nazaret. Er sagte es selbst.«

»Wovon lebt er jetzt, wenn er nicht mehr arbeitet?«

»Wir haben nicht gefragt; vielleicht helfen ihm seine Verwandten.«

»Dann wird es gut sein, wenn wir Brot, Fische, Früchte und einige andere Dinge mitbringen. Gehen wir zu einem Rabbi und befragen wir ihn; denn er ist wie ein Rabbi ... ja mehr noch ..., und mit leeren Händen! Unsere Rabbis lieben dies nicht! ... «

»Aber er will es so. Jakobus und ich hatten nur zwanzig Denare bei uns, und, wie es Brauch ist mit Rabbis, haben wir ihm das Geld angeboten. Doch er hat es nicht angenommen. Als wir ihn drängten, sagte er: „Gott möge es euch vergelten mit dem Segen der Armen! Kommt mit mir!“ Und sogleich hat er die Gabe den Ärmsten gebracht; denn er wußte, wo diese wohnen. Und uns hat er auf die Frage, ob er denn für sich selbst nichts behalte, geantwortet: „Die Freude, den Willen Gottes zu tun, und seiner Ehre zu dienen.“ Wir haben auch gesagt: „Du rufst uns; doch wir sind alle arm. Was sollen wir dir bringen?“ Er hat mit einem Lächeln, welches das Paradies ahnen läßt, geantwortet: „Einen großen Schatz verlange ich von euch.“ Und wir: „Aber wir besitzen doch nichts.“ Darauf er: „Einen Schatz mit sieben Namen, den auch der Geringste haben und der

reichste König nicht haben kann: ihr habt ihn, und ich will ihn. Hört seine Namen: Liebe, Glaube, guter Wille, redliche Absicht, Enthaltbarkeit, Aufrichtigkeit und Opferbereitschaft. Das verlange ich von denen, die mir nachzufolgen bereit sind. Dies allein, und ihr habt es. Es schläft noch wie der Same im Winter in der Erdscholle; doch die Sonne meines Frühlings wird den Samen zur siebenfachen Ähre heranwachsen lassen.“ So hat er gesprochen.«

»Das ist mir Beweis genug, daß er der wahre Rabbi, der verheißene Messias ist. Er ist nicht hart gegen die Armen, er verlangt kein Geld. Dies genügt, ihn den Heiligen des Herrn zu nennen. Wir haben nichts zu befürchten.«

Hier endet die Vision.

82 Erste Begegnung des Petrus mit dem Messias

Viele Dinge bedrücken meine Seele; ich bete um Erleuchtung. Ich werde zum 12. Kapitel der Epistel an die Hebräer geführt, und meine geistigen Kräfte kehren zurück. Unter dem Druck so vieler Dinge sträube ich mich nämlich, zu „hören“, und denke: »Ich will nicht mehr. Nur noch ein gewöhnliches Leben führen, um jeden Preis ein ganz gewöhnliches Leben.« Doch wie ich den bittenden, liebevollen Blick desjenigen, der zu mir spricht – ich weiß, wer es ist – auf mir ruhen sehe, bin ich nicht mehr fähig zu sagen: »Ich will nicht.«

Wahrlich, Gott ist ein Feuer, das unsere menschlichen Neigungen verzehrt, wenn wir uns ihm anheimgegeben haben; ihm, der sagt: »Ich werde dich nicht im Stich lassen.« Voll Vertrauen will ich noch einmal wiederholen: »Du bist meine Hilfe, ich fürchte die Menschen nicht. Laß meine Hoffnung nicht zuschanden werden, mein Gott!«

Um 14 Uhr sehe ich folgendes:

Jesus kommt auf einem Feldweg daher. Er ist allein. Johannes kommt von einer anderen Seite durch die Felder und erreicht Jesus, als er durch die Lücke in einer Hecke schlüpft.

Johannes ist wie immer ein Jüngling; ein seit kurzem erwachsener Mann mit einem rosigen Antlitz, blonden Haaren und einem Anflug von Bart auf den Wangen, mit roten Lippen, einem lächelnden Mund und strahlenden Augen, die nicht allein wegen ihrer blauen

Farbe klar sind, sondern besonders wegen der jungfräulichen Seele, die in ihnen zum Ausdruck kommt. Die langen, weichen und dunkelblonden Haare wehen beim raschen Laufen. Als er durch die Hecke schlüpft, ruft er: »Meister!«

Jesus bleibt stehen und wendet sich lächelnd um.

»Meister, ich habe mich so sehr nach dir gesehnt. Im Haus hat man mir gesagt, daß du auf die Felder gegangen bist, aber nicht, in welche Richtung. Ich fürchtete schon, dich nicht zu treffen.«

Respektvoll neigt sich Johannes beim Sprechen. Und doch ist seine Haltung voller Vertrauen und Liebe und auch der Blick, den er auf Jesus richtet.

»Ich sah, daß du mich suchtest, und bin dir entgegengegangen.«

»Du hast mich gesehen, Meister? Wo warst du?«

»Ich war dort«, sagt Jesus und zeigt auf eine Gruppe von Bäumen, die weit entfernt sind und nach der Farbe der Blätter Olivenbäume sein müssen. »Dort war ich. Ich betete und überlegte, was ich heute abend in der Synagoge sagen würde. Doch, dann sah ich dich und bin dir entgegengegangen.«

»Wie konntest du mich sehen, da ich die durch diese Böschung versteckte Stelle kaum zu sehen vermag?«

»Du sahst, ich kam dir entgegen, weil ich dich gesehen hatte. Was das Auge nicht vermag, vermag die Liebe.«

»Ja, die Liebe kann es. Du liebst mich also, Meister?«

»Und du, Johannes, Sohn des Zebedäus, liebst du mich?«

»Sehr, Meister. Mir scheint, als ob ich dich schon immer geliebt hätte; schon bevor ich dich kennengelernt habe. Meine Seele hatte dich gesucht, und als ich dich sah, sagte sie: „Dieser ist es, den du suchst!“ Ich glaube, daß ich dich gefunden habe, weil meine Seele dich fühlte.«

»Du sagst es, Johannes, und du hast recht. Auch meine Seele hat dich gefühlt, und so bin ich dir entgegengegangen. Wie lange willst du mich lieben?«

»Für immer, Meister. Ich will außer dir niemand anderen mehr lieben.«

»Du hast Vater und Mutter, Brüder, Schwestern, das ganze Leben liegt vor dir, und mit dem Leben die Liebe und die Frau. Wie wirst du meinetwegen auf alles verzichten können?«

»Meister ... ich weiß nicht ... aber ich glaube ... sofern es nicht Stolz ist, so zu sagen ... deine Liebe wird mir Vater und Mutter, Brüder und Schwestern und auch die Frau ersetzen. Wenn du mich liebst, dann bin ich glücklich!«

»Und wenn meine Liebe dir Schmerzen und Verfolgung bringt?«

»Das tut nichts, Meister, wenn du mich liebst.«

»Und wenn ich eines Tages sterben sollte?«

»Nein! Du bist noch jung, Meister ... warum sterben?«

»Weil der Messias gekommen ist, das Gesetz in seiner Reinheit zu predigen und die Erlösung zu vollziehen. Die Welt verachtet das Gesetz und will keine Erlösung. Daher verfolgt man die Boten Gottes.«

»Oh, das darf nicht sein! Sag nicht dem, der dich liebt, deinen Tod voraus ... Selbst wenn du sterben solltest, würde ich weiterhin nur dich lieben. Laß mich dich lieben!« Johannes hat bittende Augen. Gesenkten Hauptes geht er an der Seite Jesu und sieht so aus, als bäte er um Liebe. Jesus bleibt stehen und betrachtet ihn mit seinem tiefen, durchdringenden Blick; dann legt er ihm die Hand auf das geneigte Haupt und sagt: »Ich will, daß du mich liebst.«

»Oh, Meister!« ruft Johannes übergücklich aus.

Wenn auch seine Augen von Tränen glänzen, sein junger Mund lacht; er nimmt die Hand Jesu, küßt den Handrücken und drückt sie dann an sein Herz. Sie gehen weiter.

»Du sagtest, daß du mich gesucht hast?«

»Ja, um dir zu sagen, daß meine Freunde dich kennenlernen möchten ... und auch, weil ich mich sehnte, mit dir zusammenzusein. Erst vor einigen Stunden habe ich dich verlassen ... aber schon hielt ich es nicht mehr aus, fern von dir zu sein.«

»So warst du also ein guter Verkünder des Wortes?«

»Aber auch Jakobus hat von dir gesprochen, Meister, in seiner überzeugenden Art.«

»So ist nun auch einer, der mißtrauisch war – es ist nicht seine Schuld, denn Klugheit war der Grund seiner Zurückhaltung – überzeugt. Gehen wir, um ihn vollends zu überzeugen.«

»Er hatte ein wenig Angst . . . «

»Aber nein, Angst vor mir? Ich bin für die Guten gekommen und noch mehr für die Irrenden. Ich will retten, nicht verdammen. Mit den Gutwilligen werde ich ganz Barmherzigkeit sein.«

»Und mit den Sündern?«

»Ebenfalls. Als unaufrichtige Menschen bezeichne ich solche, deren Seele nicht ehrlich ist und die nur zum Schein so tun, als seien sie gut, während sie doch schlechte Werke verrichten und bei diesem Tun noch möglichst viel Profit herauszuschlagen versuchen. Mit diesen werde ich sehr streng sein.«

»Oh, dann kann Simon unbesorgt sein. Kein anderer ist so ehrlich wie er.«

»Das habe ich gerne, und ich wünsche, daß ihr alle so seid.«

»Simon möchte dir vieles sagen.«

»Ich werde ihn anhören, nachdem ich in der Synagoge gesprochen habe. Ich habe Arme und Kranke, Reiche und Gesunde benachrichtigen lassen; denn sie alle bedürfen der „Frohen Botschaft“.«

Sie kommen ins Dorf. Die Kinder spielen auf der Straße, und eines springt gegen die Füße Jesu und wäre beinahe gefallen, wenn er nicht sofort zugegriffen hätte. Das Kind weint trotzdem, als ob es sich weh getan hätte, so daß Jesus es in seine Arme nimmt und mitleidig fragt: »Ein Israelit, der weint? Was hätten denn die vielen tausend Kinder tun sollen, die hinter Mose durch die Wüste ziehen mußten und dabei zu Männern wurden? Und doch, gerade für sie, mehr noch als für die anderen, hat der Allerhöchste das süße Manna regnen lassen; denn er liebt die Unschuldigen; er sorgt für diese kleinen Engel der Erde, für diese flügellosen Vögelein, so wie er für die Sperlinge in den Wäldern und auf den Dächern sorgt. Schmeckt dir der Honig? Ja? So wirst du, wenn du brav bleibst, einmal Honig essen, der süßer als der Honig der Bienen ist.«

»Wo denn und wann?«

»Wenn du nach einem Leben voller Treue zu Gott zu ihm gehen wirst.«

»Ich weiß, daß ich nicht zu ihm gehe, wenn der Messias nicht kommt. Meine Mutter sagt, wir hier in Israel sind wie viele „Mose“ und wir werden in der Hoffnung auf das verheißene Land sterben. Sie sagt, wir stehen davor und warten auf den Einlaß, den uns nur der Messias verschaffen kann.«

»Du bist aber ein braver kleiner Israelit. Ich sage dir, wenn du stirbst, wirst du sofort in das Paradies eingehen; denn dann wird der Messias schon die Pforten des Himmels geöffnet haben. Doch du mußt gut sein!«

»Mama, Mama!« Der kleine Junge windet sich aus den Armen Jesu und springt auf eine junge Frau zu, die gerade mit einem kupfernen Krug vorbeikommt.

»Mama, der neue Lehrer hat mir gesagt, daß ich gleich ins Paradies komme, wenn ich sterbe, und daß ich dann viel Honig essen darf ... wenn ich gut bin. Ich werde gut sein.«

»Gebe es Gott! Entschuldige, Meister, falls er dich belästigt hat. Er ist so lebhaft.«

»Die Unschuld belästigt nie, Frau. Gott möge dich segnen, denn du bist eine Frau, die ihre Kinder in der Kenntnis der Gebote erzieht.«

Die Frau errötet ob des Lobes und antwortet: »Auch dich segne Gott.« Dann entfernt sie sich mit ihrem Kind.

»Liebst du die Kinder, Meister?«

»Ja, denn sie sind rein, ehrlich und liebevoll.«

»Hast du Neffen und Nichten, Meister?«

»Ich habe nur eine Mutter ... In ihr aber ist die Reinheit, die Wahrheit und die Liebe der heiligsten Kinder, vereint mit der Weisheit, der Gerechtigkeit und der Stärke der Erwachsenen. Meine Mutter ist mein ganzer Besitz, Johannes.«

»Und du hast sie verlassen?«

»Gott steht über der heiligsten aller Mütter!«

»Werde ich sie kennenlernen?«

»Du wirst sie kennenlernen.«

»Wird sie mich lieben?«

»Sie wird dich lieben, denn sie liebt alle, die ihren Jesus lieben.«

»Hast du keine Geschwister?«

»Ich habe Vettern von seiten des Gemahls meiner Mutter. Doch jeder Mensch ist mir Bruder, und ich bin für alle gekommen. Da sind wir vor der Synagoge. Ich werde hineingehen, und du wirst mit deinen Freunden nachkommen.«

Johannes entfernt sich; Jesus begibt sich in einen quadratischen Raum, der mit den üblichen Leuchtern in der Form eines Dreiecks und den Pulten mit den Pergamentrollen ausgestattet ist. Es erwartet ihn schon eine betende Menge. Auch Jesus betet. Die Leute flüstern und machen Bemerkungen hinter seinem Rücken, als er den Vorsteher mit einer Verneigung begrüßt und sich dann eine Schriftrolle reichen läßt.

Jesus beginnt mit seiner Belehrung.

Er sagt: »Der Heilige Geist gebietet mir, euch dieses vorzulesen. Im siebten Kapitel des Buches Jeremia steht geschrieben: „So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels: Bessert euren Wandel und eure Werke, dann werde ich bei euch wohnen! Wiegt euch nicht in eitlen Worten, die ihr wiederholt: Hier ist der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn ... Wenn ihr eure Sitten und Neigungen bessert und Gerechtigkeit übt, wenn ihr den Fremdling nicht bedrängt und die Witwen und Waisen nicht unterdrückt, wenn ihr an dieser Stätte nicht das Blut Unschuldiger vergießt, wenn ihr nicht fremde Götter anbetet zu eurem eigenen Verderben, dann werde ich bei euch an dieser Stätte wohnen, im Land, das ich euren Vätern für alle Zeiten gegeben habe.“

Hört, ihr Leute von Israel! Ich bin gekommen, um euch die Worte des Lichtes zu erklären, welche eure verdunkelten Seelen nicht mehr sehen und verstehen können. Hört! Viel Wehklagen kommt über das

Land des Volkes Gottes, und die Alten weinen vergangener Herrlichkeit nach; die Erwachsenen seufzen unter dem Joch und die Kinder klagen, weil ihre Zukunft trübe ist. Doch alle Schönheiten der Erde sind nichts im Vergleich zu der Herrlichkeit, die euch kein Unterdrücker, außer dem bösen Willen und dem Mammon, zu entreißen vermag.

Warum weint ihr? Warum hat der Höchste, der immer gut zu seinem Volk war, seinen Blick von ihm abgewandt und sein Antlitz vor seinen Kindern verborgen? Ist er nicht mehr der Gott, der das Meer geteilt hat, um Israel trockenen Fußes durchziehen zu lassen, und der sein Volk durch die Wüste führte und es nährte und gegen die Feinde verteidigte und, damit sein Volk nicht den Weg zum Himmel verfehle, sich in der Wolke verbarg und die Seelen mit dem Gesetz beschenkte? Ist es nicht der Gott, der die Wasser süß werden und den Erschöpften das Manna zukommen ließ? Ist es nicht der Gott, dessen Wunsch es war, daß ihr in diesem Land euren Wohnsitz aufschlagt, und der mit euch, wie ein Vater mit seinen Kindern, ein Bündnis schloß? Warum hat euch der Fremde unterdrückt? Viele unter euch murren: „Und doch ist hier der Tempel!“ Es genügt nicht, einen Tempel zu haben und einzutreten, um Gott anzubeten.

Der eigentliche Tempel ist das Herz eines jeden Menschen, der ein heiliges Gebet spricht. Doch es kann nicht heilig sein, wenn sich das Herz nicht bessert, wenn sich mit dem Herzen nicht zugleich auch die Sitten und Neigungen bessern, wenn sich außerdem nicht auch die Maßstäbe der Gerechtigkeit den Armen, den Untergebenen, den Angehörigen und Gott gegenüber bessern.

Nun, gebt acht! Ich sehe reiche Menschen mit einem harten Herzen, die zwar dem Tempel reiche Opfertgaben bringen, aber nicht imstande sind, zu einem Bettler zu sagen: „Bruder, hier hast du Brot und einen Denar. Nimm es an, es kommt von Herzen! Meine Hilfe soll dich nicht beschämen, wie sie auch für mich kein Grund zum Stolz sein darf.“ Ich sehe hier Betende, die sich bei Gott beklagen, weil er zögert, ihre Gebete zu erhören, die aber den Armen, der

blutenden Herzens bittet, von ihnen wenigstens angehört zu werden, mit einem schroffen „Nein“ abweisen. Ich sehe euch weinen, weil der fremde Herrscher eure Geldbeutel leert. Doch ihr vergießt das Blut des Gehaßten, und schreckt nicht davor zurück, einen Menschen zu töten.

O ihr, Menschen von Israel! Die Zeit der Erlösung ist gekommen. Bereitet euch innerlich mit gutem Willen vor. Seid redlich, gütig und liebt einander!

Ihr Reichen, verachtet nicht! Ihr Händler, betrügt nicht! Ihr Armen, beneidet nicht! Ihr seid alle eines Blutes und eines Gottes. Alle seid ihr berufen zu selbem Ziel. Verschließt euch nicht selbst mit euren Sünden den Himmel, den der Messias euch öffnen wird! Habt ihr bis jetzt gerirt? Nun Schluß damit! Jeder Irrtum falle dahin.

Einfach, gut und leicht ist das Gesetz, das sich auf die Zehn Gebote gründet und nun ins Licht der Liebe getaucht wird. Kommt, ich offenbare euch, wie sie heißen: Liebe, Liebe, Liebe. Die Liebe Gottes zu euch, eure Liebe zu Gott. Liebe zum Nächsten – immer nur Liebe, da Gott die Liebe ist. Kinder des Vaters sind alle, die die Liebe zu leben verstehen. Ich bin für alle da, um allen das Licht Gottes zu geben. Dies ist das Wort des Vaters, das in euch zur Nahrung wird. Kommt und kostet! Reinigt das Blut des Geistes mit dieser Nahrung! Jegliches Gift soll verschwinden, jedes Laster verschwinde!

Eine neue Herrlichkeit erschließt sich euch: die ewige Herrlichkeit. Zu ihr werden die gelangen, die das Gesetz Gottes zum wahren Streben ihres Herzens machen. Beginnt mit der Liebe! Es gibt nichts Größeres. Wenn ihr zu lieben versteht, dann wißt ihr schon alles, und Gott wird euch lieben, und die Liebe Gottes ist euch eine Hilfe gegen alle Versuchungen.

Der Segen Gottes ruhe über allen, deren Herz sich voll guten Willens zu Gott hinwendet!«

Jesus schweigt. Die Leute tuscheln. Die Versammlung löst sich nach psalmartigen Lobgesängen auf.

Jesus geht zum Vorplatz bei der Pforte. Dort stehen Johannes und Jakobus mit Petrus und Andreas.

Jesus grüßt: »Der Friede sei mit euch!« und fügt hinzu: »Da ist der Mann, der, um gerecht zu sein, nicht urteilen darf, bevor er erkannt hat. Doch er ist gerecht genug, um sein Unrecht einzusehen. Simon, du wolltest mich sehen? Hier bin ich! Und du, Andreas, warum bist du nicht eher gekommen?«

Die beiden Brüder sehen sich verlegen an. Andreas flüstert: »Ich wagte es nicht.«

Petrus, der ganz rot geworden ist, sagt nichts. Doch als er hört, wie Jesus zu seinem Bruder sagt: »Hättest du schlecht gehandelt, wenn du gekommen wärest? Nur das Böse darf man nicht wagen!«, unterbricht er ihn, aufrichtig: »Es war meine Schuld. Er wollte mich sofort zu dir mitnehmen. Doch ich habe gesagt . . . ich habe gesagt: „Ich glaube euch nicht“, und wollte nicht gehen. Oh, jetzt habe ich mich eines Besseren besonnen . . . «

Jesus lächelt und sagt: »Deiner Aufrichtigkeit wegen sage ich dir, daß ich dich liebe.«

»Aber ich bin nicht gut. Ich bin nicht fähig zu tun, was du in der Synagoge gepredigt hast. Ich bin rachsüchtig, und wenn mich jemand beleidigt, dann . . . Ich bin geizig und liebe es, Geld zu haben . . . und bei meinem Handel mit Fischen war ich nicht immer ehrlich. Ich bin unwissend. Um dir folgen und lernen zu können, habe ich zu wenig Zeit. Was soll ich tun? Ich möchte so werden, wie du sagst, aber . . . «

»Es ist nicht schwer, Simon. Kennst du ein wenig die Schrift? Ja? Dann denke an den Propheten Micha. Gott verlangt von dir, was Micha sagt. Er verlangt nicht von dir, daß du dein Herz marterst, und auch nicht, daß du die heiligsten Gefühle opferst. Vorerst verlange ich dies nicht von dir. Eines Tages, und ohne daß Gott dich darum bittet, wirst du dich selbst Gott opfern. Doch Gott wartet, bis die Sonne und der Tau aus dir, der du ein Grashalm bist, eine kräftige, schöne Palme gemacht haben. Jetzt verlangt er nur von dir: sei gerecht, barmherzig und bemühe dich, Gott zu gehorchen! Bemühe dich, dies alles zu tun, und die Vergangenheit des Simon wird aus-

gelöscht, und du wirst ein neuer Mensch werden, ein Freund Gottes und seines Christus. Nicht mehr Simon wirst du sein, sondern Kephias, der sichere Fels, auf den ich mich stütze.«

»Das gefällt mir, das begreife ich. Das Gesetz ist so ... ist so ... ich meine, was die Rabbis aus ihm gemacht haben, kann ich nicht mehr tun ... Doch so, wie du es auslegst ... Es wird mir gelingen, und du wirst mir helfen. Wohnst du hier? Ich kenne deinen Hauswirt.«

»Noch bin ich hier; doch werde ich nach Jerusalem gehen und dann in Palästina predigen. Deswegen bin ich gekommen. Doch ich werde oft hierher zurückkehren.«

»Und ich werde kommen, dich zu hören. Ich möchte dein Jünger sein. Ein wenig Licht wird bestimmt auch in meinen Kopf dringen.«

»Vor allem in das Herz, Simon – das Herz! Doch du, Andreas, hast du nichts zu sagen?«

»Ich höre zu, Meister.«

»Mein Bruder ist scheu.«

»Er wird ein Löwe werden. Der Abend sinkt hernieder. Gott möge euch segnen und euch einen guten Fischfang schenken! Geht nun!«

»Der Friede sei mit dir!«

Sie gehen. Kaum draußen, sagt Petrus: »Was meinte er eigentlich, als er damals sagte, ich würde mit anderen Netzen andere Fische fangen?«

»Warum hast du ihn nicht gefragt? Du wolltest so vieles fragen und dann hast du so wenig gesagt.«

»Ich schämte mich. Er ist so ganz anders als unsere Rabbis.«

»Und nun geht er nach Jerusalem.« Johannes sagt dies voll Verlangen und Sehnsucht nach ihm. »Ich wollte ihm sagen, daß ich mit ihm gehen will ... aber ich habe es nicht gewagt.«

»Lauf, Junge, und frage ihn!« sagt Petrus. »Wir sind von ihm weggegangen ... ohne ein einziges liebes Wort ... Er soll wenigstens wissen, daß wir ihn lieben. Geh, geh, deinem Vater werde ich es sagen.«

»Soll ich gehen, Jakobus?«

»Geh!«

Johannes läuft eilends davon und kehrt ebenso schnell voller Freude zurück: »Ich habe ihn gefragt: „Willst du mich nach Jerusalem mitnehmen?“ und er hat geantwortet: „Komm, mein Freund!“ Er hat Freund gesagt! Morgen um diese Zeit werde ich hierher kommen. Oh, nach Jerusalem mit ihm! ... «

Die Vision ist zu Ende.

83 »Johannes war groß auch in der Demut«

In Anbetracht dieser Vision sprach Jesus heute morgen zu mir: »Ich wünsche, daß du und alle diese Haltung von Johannes beachten. Etwas an ihm wird immer übersehen. Ihr bewundert ihn, weil er rein, liebevoll und treu ist. Doch es entgeht euch, daß er groß in seiner Demut ist. Er, der den ersten Anstoß gab, daß Petrus zu mir kam, verschweigt bescheiden diese Tatsache. Der Apostel des Petrus und daher der erste meiner Apostel war Johannes. Der erste, der mich erkannte, der erste, der zu mir sprach, der erste, der mir folgte, der erste, der von mir predigte. Und trotz allem, was sagt er? Er schreibt: „Andreas, der Bruder Simons, war einer der beiden, die die Worte des Johannes (des Täufers) gehört hatten und dann Jesus gefolgt waren. Der erste, mit dem er sich unterhielt, war sein Bruder Simon, zu dem er sagte: ‚Wir haben den Messias gefunden‘, und er führte ihn zu Jesus“ [Joh 1,40–42].

Da er ebenso gerecht wie gut ist, weiß Johannes, daß Andreas betrübt ist wegen seines verschlossenen und schüchternen Charakters; Andreas möchte vieles tun, bringt es jedoch nicht fertig; Johannes möchte, daß im Gedächtnis der kommenden Generationen der gute Wille des Andreas anerkannt werde. Johannes möchte, daß Andreas als erster Apostel Christi bei Simon erscheine, ungeachtet dessen, daß seine Schüchternheit und die Abhängigkeit von seinem Bruder ihm Nachteile im Apostolat brachten.

Wer unter denen, die etwas für mich tun, vermag Johannes nach-

zuahmen, ohne sich selbst als unübertroffenen Apostel zu bezeichnen? Sie bedenken nicht, daß ihr Erfolg von vielen Dingen abhängt, nicht nur von persönlicher Heiligkeit, sondern auch von menschlicher Ausdauer, von Gelegenheiten und gelegentlicher Hilfe von seiten solcher, die weniger ausdauernd und erfolgreich, aber heiliger als sie selbst sind? Wenn euch etwas Gutes gelingt, lobt euch nicht selbst, als ob es euer Verdienst wäre! Gebt Gott die Ehre, dem Herrn über die apostolisch Wirkenden, und bewahrt euch ein klares Auge und ein reines Herz, um zu urteilen und jedem das Lob zu spenden, das er verdient! Ein klares Auge, um die Apostel zu erkennen, die große Opfer bringen und den anderen den ersten Ansporn zur Arbeit geben! Nur Gott sieht sie, die Bescheidenen, die angeblich nichts leisten, jedoch dem Himmel das Feuer entreißen, das die Mutigen beseelt. Aufrichtige Herzen sagen: „Ich arbeite, doch dieser liebt mehr als ich, betet besser als ich, opfert sich, wie ich es nicht kann und tut wie Jesus gesagt hat: ‚In deinem eigenen verschlossenen Kämmerlein bete im Verborgenen; Ich kenne seine demütige und heilige Tugend und möchte sie bekanntmachen und sagen: ‚Ich bin das handelnde Werkzeug, *er* ist die Kraft, die mich anspricht: denn da er eins mit Gott ist, erhalte ich durch seinen Kanal die Kraft von oben‘.“

Der Segen des Vaters, der herabkommt, als Belohnung des Demütigen, der sich schweigend opfert, um den Aposteln Kraft zu verleihen, wird auch über den Apostel herabkommen, der ehrlich die übernatürliche und lautlose Hilfe anerkennt, die ihm durch den Demütigen zuteil wird, und das Verdienst dieses Demütigen, den die oberflächlichen Menschen nicht bemerken. Lernt alle daraus. Ist Johannes mein Lieblingsjünger? Ja! Hat er nicht Ähnlichkeiten mit mir? Rein, liebevoll, gehorsam und demütig ist er. Ich spiegelte mich in ihm und sah in ihm meine Tugenden. Ich liebte ihn wie ein zweites Ich. Ich sah über ihm den Blick des Vaters, der in ihm einen kleinen Christus sah. Und meine Mutter sagte zu mir: „In ihm habe ich einen zweiten Sohn. Mir scheint, dich in ihm zu sehen, dein Abbild in einem Menschen!“

Oh, die „Weisheitsvolle“, wie hat sie dich erkannt, mein Lieblingsjünger! Die beiden Himmel eurer reinen Herzen haben sich zu einem Schleier der schützenden Liebe verwoben; und eine einzige Liebe sind sie geworden, noch bevor ich der Mutter den Johannes und dem Johannes die Mutter gegeben habe. Sie liebten sich, da sie erkannten, wie ähnlich sie waren: Kinder des Vaters und Brüder des Sohnes!«

84 Jesus begegnet im Haus des Petrus zu Betsaida Philippus und Natanaël

Johannes klopft an die Tür des Hauses, in dem Jesus zu Gast ist. Eine Frau erscheint, und da sie Johannes erkennt, ruft sie Jesus herbei.

Jesus begrüßt Johannes mit dem Friedensgruß. Dann sagt er:

»Du bist früh gekommen, Johannes.«

»Ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß Simon Petrus dich bittet, nach Betsaida zu kommen. Er hat zu vielen über dich gesprochen. Wir haben diese Nacht nicht gefischt. Wir haben gebetet, so gut wir konnten, und haben auf den Verdienst verzichtet, da der Sabbat noch nicht zu Ende war. Und diesen Morgen sind wir auf die Straßen gegangen und haben von dir gesprochen. Nun möchten dich die Menschen sehen . . . Komm, Meister!«

»Ich komme. Übrigens muß ich nach Nazaret gehen, bevor ich nach Jerusalem aufbreche.«

»Petrus wird dich mit seinem Boot von Betsaida nach Tiberias bringen; das geht rascher.«

»Dann gehen wir!«

Jesus nimmt Mantel und Tasche. Doch Johannes nimmt ihm die Tasche ab. Sie verabschieden sich von der Hausbesitzerin und gehen.

Die Vision zeigt mir den Ausgang des Dorfes und den Anfang der Reise nach Betsaida. Ich höre keine Gespräche, die Vision wird unterbrochen und beginnt erst wieder bei der Ankunft der beiden in Betsaida. Ich verstehe, daß es diese Stadt ist, denn ich sehe Petrus,

Andreas und Jakobus und mit ihnen Frauen, die Jesus beim Eingang eines Hauses erwarten.

»Der Friede sei mit euch! Hier bin ich.«

»Danke, Meister, unsererseits und im Namen derer, die dich erwarten! Es ist zwar nicht Sabbat; doch sprichst du nicht zu allen, die dich hören wollen?«

»Ja, Petrus; ich werde in deinem Haus sprechen.«

Petrus ist selig. »Komm herein! Dies ist meine Frau, und dies hier die Mutter des Johannes, diese deren Freundinnen. Jedoch auch andere erwarten dich: Verwandte und Freunde.«

»Sage ihnen, daß ich heute abend abreise, aber vorher mit ihnen sprechen werde.«

Ich vergaß zu sagen, daß sie am Vorabend von Kafarnaum aufgebrochen waren und ich sie am anderen Morgen hier in Betsaida ankommen sah. Vielleicht verbrachte Jesus die Nacht gewohnheitsgemäß im Gebet.

»Meister, ich bitte dich, bleibe eine Nacht in meinem Haus. Der Weg nach Jerusalem ist weit, auch wenn ich ihn dir abkürze und dich mit dem Boot nach Tiberias bringe. Mein Haus ist arm, doch ehrbar und freundlich. Bleibe bei uns diese Nacht!«

Jesus schaut umher, die anderen sind erwartungsvoll – sein Blick prüft sie. Dann lächelt er und sagt: »Ja.«

Neue Freude für Petrus.

Leute stehen an der Tür und sind neugierig. Ein Mann ruft nach Jakobus und spricht leise mit ihm, indem er mit dem Finger auf Jesus deutet. Jakobus nickt, und der Mann geht, um sich mit den anderen auf der Straße zu unterhalten.

Sie treten ins Haus des Petrus ein, in eine große, rauchige Küche. In einer Ecke Netze, Hanf und Fischkörbe. In der Mitte die Feuerstelle, breit und niedrig, doch ohne Feuer. Durch die beiden gegenüberliegenden Türen sieht man die Straße und den Garten mit den Weinreben und dem Feigenbaum. Jenseits der Straße der himmelblaue See. Der Garten wird von der dunklen Mauer eines Nachbarhauses abgegrenzt.

»Ich biete dir, was ich habe, Meister, und gebe mich, wie ich bin.«
»Besseres und mehr könntest du nicht geben, denn du bietest es mir mit Liebe an.«

Sie geben Jesus nun Wasser zur Erfrischung; dann bieten sie Brot und Oliven an. Er kostet davon ein wenig, um zu zeigen, daß er es annimmt; dann aber lehnt er dankend ab.

Kinder blicken vom Garten und von der Straße herein. Ich weiß jedoch nicht, ob es Kinder des Petrus sind. Ich sehe nur, daß er ihnen warnende Blicke zuwirft, um die Neugierigen zurückzuhalten. Jesus lächelt und sagt: »Laß sie nur gewähren!«

»Meister, möchtest du dich ausruhen? Hier ist mein Raum, dort der des Andreas. Du kannst wählen. Wir werden keinen Lärm machen, während du ruhst.«

»Du hast bestimmt auch eine Terrasse.«

»Ja, und auch eine Laube. Die Reben haben zwar noch wenig Blätter, doch etwas Schatten geben sie schon.«

»Begleite mich dorthin! Ich möchte mich dort ausruhen, nachdenken und beten.«

»Wie du willst. Komm!«

Vom Gärtchen führt eine Stiege auf das Dach, das eine von einer niederen Mauer umgebene Terrasse bildet. Auch hier Netze und Körbe; doch wieviel Himmelslicht und Bläue vom See! Jesus setzt sich auf einen Hocker mit dem Rücken gegen die Mauer. Petrus hantiert mit einem Segel, das er aufspannt, um die Sonne abzuschirmen. Hier ist Luft und Stille. Jesus freut sich sichtlich darüber.

»Ich gehe, Meister.«

»Geh! Du und Johannes, ihr könnt gehen und sagen, daß ich hier gegen Abend sprechen werde.«

Jesus bleibt allein und betet lange. Außer zwei Tauben, die hin und her zu ihrem Nest fliegen, und einem Gezwitscher von Spatzen ist kein Geräusch oder Lebenszeichen um den betenden Jesus zu hören.

Die Stunden vergehen ruhig und friedlich. Nun erhebt sich Jesus,

geht auf der Terrasse umher, schaut auf den See, blickt auf die Kinder, die auf der Straße spielen und ihn nun entdecken, und lächelt ihnen zu. Dann schaut er auf die Straße in Richtung des Platzes, der etwa hundert Meter vom Haus entfernt ist. Er geht hinunter, blickt in die Küche und sagt: »Frau, ich gehe etwas am Ufer spazieren.«

Er verläßt das Haus und geht zum Ufer, zu den spielenden Kindern. Er fragt sie: »Was macht ihr?«

»Wir wollten Krieg spielen; doch der da will nicht; so spielen wir eben Fischfang.«

„Der da“, der nicht wollte, ist ein zarter Junge mit einem schönen Antlitz. Vielleicht weiß er, zart wie er ist, daß er beim Kriegsspiel nur verlieren würde, und überredet daher zum Frieden.

Doch Jesus schickt sich an, mit diesen Kindern zu sprechen.

»Er hat recht, der Krieg ist eine Strafe Gottes für die Menschen und ein Zeichen dafür, daß der Mensch nicht mehr ein wahres Kind Gottes ist. Als der Allmächtige die Welt erschuf, machte er alles: Die Sonne, das Meer, die Sterne, die Flüsse, die Pflanzen, die Tiere, aber keine Waffen. Er schuf den Menschen und gab ihm Augen, damit er Blicke der Liebe habe, einen Mund, um Worte der Liebe zu sagen, Gehör, um sie zu hören, Hände zum Helfen und Liebhaben, Füße, um rasch dem notleidenden Bruder zu Hilfe eilen zu können, und ein Herz, das fähig ist zu lieben. Er gab dem Menschen den Verstand, die Sprache, die Gefühle, den Geschmack. Doch er gab ihm nicht den Haß. Warum? Weil der Mensch als Geschöpf Gottes Liebe sein sollte, wie Gott die Liebe ist. Wäre der Mensch so geblieben, wie Gott ihn erschaffen hat, dann wäre er in der Liebe geblieben, und die Menschen hätten Krieg und Tod nie kennenlernen müssen.«

»Aber er will nicht Krieg spielen, weil er immer verliert.« (So hatte ich also recht geraten.)

Jesus lächelt und sagt: »Man soll etwas nicht nur deshalb vermeiden, weil es uns schadet. Man soll etwas auch nicht tun, wenn es den anderen schadet. Wenn einer sagt, ich will dies nicht tun, weil ich verliere, dann ist er ein Egoist. Das gute Kind Gottes sagt: „Brüder,

ich weiß, daß ich gewinnen kann; doch lassen wir es sein, weil es euch schaden könnte.“ Dieser hätte dann wahrlich das Hauptgebot verstanden. Wer kann es mir nennen?«

Im Chor sagen elf Stimmen auf: »Du sollst den Herrn deinen Gott lieben mit deinem ganzen Sein und den Nächsten wie dich selbst.«

»Ihr seid aber tüchtige Kinder. Geht ihr alle schon zur Schule?«

»Ja ... «

»Wer ist der Tüchtigste?«

»Der da« – es ist der schwächliche Junge, der nicht Krieg spielen will.

»Wie heißt du?«

»Joël.«

»Das ist ein bedeutungsvoller Name. Joël bedeutet: „... der Schwache sage: Ich bin stark!“ Doch worin stark? Im Gesetz des wahren Gottes, um unter denen zu sein, die er im Tal des Gerichts als seine Heiligen bezeichnen wird. Das Gericht ist schon nahe. Nicht im Tal des Gerichts, sondern auf dem Berg der Erlösung. Dort, zwischen Sonne und Mond, die durch den Schrecken verdunkelt sind, und den Sternen, die zittern bei den Klagen um Barmherzigkeit, werden die Kinder des Lichtes von den Kindern der Finsternis getrennt. Und ganz Israel wird dann wissen, daß sein Gott gekommen ist. Glückliche, wer ihn erkannt hat! Milch und Honig und reines Wasser werden sein Herz erquicken, und die Dornen werden sich in ewige Rosen verwandeln. Wer unter euch möchte zu denen gehören, die von Gott als heilig befunden werden?«

»Ich! Ich! Ich!«

»So liebt ihr also den Messias?«

»Ja, ja ... wir lieben dich. Wir wissen, wer du bist. Simon und Jakobus und unsere Mütter haben es uns gesagt. Nimm uns mit!«

»Ich werde euch in Wahrheit annehmen, wenn ihr brav seid. Aber ja keine bösen Worte mehr, keinen Eigensinn, keine Widerrede, keine unartigen Antworten den Eltern gegenüber! Gebet, Studium, Arbeit, Gehorsam; dann werde ich euch lieben und mit euch sein.«

Die Kinder bilden um Jesus herum einen Kreis. Es sieht aus wie ein vielfarbiger Kranz um einen dunkelblauen Blütenkelch.

Ein älterer Mann ist neugierig nähergekommen. Jesus wendet sich gerade um, ein Kind zu streicheln, das ihn am Gewand gezupft hat, als er den Mann sieht. Er blickt ihn eindringlich an. Jener grüßt errötend, sagt aber nichts.

»Komm und folge mir!«

»Ja, Meister . . . «

Jesus segnet die Kinder und kehrt an der Seite des Philippus (er nennt ihn beim Namen) ins Haus zurück. Sie setzen sich im Garten.

»Willst du mein Jünger sein?«

»Ich möchte schon, wage aber nicht zu hoffen, es zu werden . . . «

»Ich habe dich gerufen!«

»Hier bin ich!«

»Wußtest du von mir?«

»Andreas hat mir von dir erzählt und gesagt: „Der, den du erhofft hast, ist gekommen“, denn Andreas wußte, wie sehr ich auf den Messias warte.«

»Dein Warten ist belohnt. Er steht vor dir.«

»Mein Herr und mein Gott!«

»Du bist ein Israelit mit redlicher Gesinnung. Daher zeige ich mich dir. Ein anderer deiner Freunde wartet – auch er ist ein aufrichtiger Israelit. Geh und sage ihm: „Wir haben Jesus von Nazaret, den Sohn des Josef aus dem Geschlecht Davids, gefunden, ihn, von dem Mose und die Propheten gesprochen haben.“ Geh nun!«

Jesus bleibt allein, bis Philippus mit Natanaël-Bartholomäus zurückkommt.

»Sieh, ein wahrer Israelit, an dem kein Falsch ist! Der Friede sei mit dir, Natanaël!«

»Woher kennst du mich?«

»Bevor Philippus dich rief, habe ich dich unter dem Feigenbaum gesehen.«

»Meister, du bist der Sohn Gottes, der König Israels!«

»Glaubst du deswegen, weil ich sagte, daß ich dich gesehen habe, während du unter dem Feigenbaum nachdachtest? Du wirst noch größere Dinge erleben als dieses.

Wahrlich, ich sage euch, die Himmel werden sich öffnen, und durch euren Glauben werdet ihr die Engel niedersteigen sehen, um sich über dem Menschensohn niederzulassen: über mir, der ich zu dir spreche.«

»Meister, ich bin nicht würdig, so viel Gunst zu erfahren!«

»Glaube an mich, und du wirst des Himmels würdig sein! Willst du glauben?«

»Ich will, Meister!«

Die Vision wird unterbrochen ... und beginnt wieder auf der Terrasse, auf welcher sich viele Menschen versammelt haben. Noch mehr Menschen befinden sich im Garten des Petrus.

Jesus spricht: »Friede den Menschen, die guten Willens sind! Friede und Segen ihren Häusern, ihren Frauen, ihren Kindern! Gottes Gnade und sein Licht sei mit ihnen und in ihren Herzen!

Ihr habt danach verlangt, mich zu hören. Das Wort spricht. Es spricht zu den Ehrbaren mit Freude, zu den Ehrlosen mit Schmerz, zu den Heiligen und Reinen mit Liebe und zu den Sündern mit Erbarmen. Es entzieht sich euch nicht. Es ist gekommen, um sich wie ein Strom auszubreiten, um die nach Wasser lechzende Erde zu tränken und sie zu erfrischen und zu nähren.

Ihr wollt wissen, was notwendig ist, um Jünger des Wortes Gottes zu werden, des Messias, der kommt, um Israel zu vereinigen, damit es die Worte des heiligen und unveränderlichen Dekalogs wieder höre und sich in ihnen reinige, um rein zu sein – soweit der Mensch dazu fähig ist – für die Stunde der Erlösung und des Reiches Gottes?

Ich sage den Tauben, den Blinden, den Stummen, den Aussätzigen, den Lahmen, den Toten: „Steht auf, seid geheilt! Erhebt euch und geht! Es sollen sich in euch die Ströme des Lichtes, der Töne und des Wortes öffnen, damit ihr sehen, hören und von mir sprechen könnt.“ Doch mehr als an eure Leiber wende ich mich an eure

Seelen. Ihr Menschen guten Willens, kommt ohne Furcht zu mir! Wenn euer Geist schwach ist, ich werde ihn kräftigen. Wer krank ist, den werde ich heilen. Wer tot ist, den werde ich auferwecken. Ich verlange nur euren guten Willen!

Ist es schwer, was ich von euch verlange? Nein. Ich belaste euch nicht mit Hunderten von Gesetzen, wie die Rabbis es tun. Ich sage euch: folgt den Zehn Geboten! Sie sind das unveränderliche Gesetz. Viele Jahrhunderte sind vergangen seit der Stunde, da es euch schön, rein und frisch gegeben wurde; wie eine frisch erblühte Rose. Es ist einfach, klar und leicht zu befolgen. Im Lauf der Jahrhunderte haben Schuld und Bosheit es kompliziert gemacht mit Gesetzen und Gesetzlein, mit Belastungen und Verkürzungen, mit zu vielen schwerfälligen Klauseln. Ich bringe euch das Gesetz zurück, so wie der Allerhöchste es euch gegeben hat. Doch ich bitte euch um eurer selbst willen: nehmt es aufrichtigen Herzens an, wie die echten Israeliten von damals!

Ihr murt mehr in euren Herzen als mit den Lippen darüber, daß die Schuld nicht so sehr bei euch Kleinen als bei den Großen liegt. Ich weiß es. Im Deuteronomium wird alles gesagt, was zu tun ist, mehr ist nicht nötig. Doch verurteilt nicht jene, die alles auf die anderen beziehen, nicht aber selbst tun. Tut das, was Gott sagt! Vor allem, bemüht euch, vollkommen zu sein in den beiden Hauptgeboten! Wenn ihr Gott mit all euren Kräften liebt, dann könnt ihr nicht sündigen; denn die Sünde ist ein Gott zugefügter Schmerz. Wer liebt, will keinen Schmerz bereiten. Wenn ihr den Nächsten liebt wie euch selbst, dann seid ihr gehorsame Kinder eurer Eltern, treue Ehegatten, ehrbare Händler, friedfertig gegen Feinde, aufrichtig beim Reden, ohne Neid gegen den Wohlhabenden und ohne Verlangen nach dem Weib eines anderen. Dann wollt ihr den anderen nicht antun, was ihr selbst nicht wollt, daß es euch angetan werde. Ihr werdet nicht stehlen, nicht morden, nicht verleumden und werdet nicht wie ein Kuckuck in das Nest eines anderen gehen. Doch ich sage euch: Bemüht euch um Vollkommenheit in der Beachtung der beiden Gebote der Liebe und liebt auch eure Feinde!

Oh, wie wird euch der Allmächtige lieben, der die Menschen so sehr liebt, die ihm durch die Erbsünde und die persönlichen Sünden zu Feinden geworden sind! Er sendet ihnen den Erlöser, das Lamm, das sein eigener Sohn ist; mich, der zu euch spricht; den verheißenen Messias, der euch von jeder Schuld erlösen will, wenn ihr so zu lieben versteht wie er. Liebt also, und die Liebe wird die Leiter sein, auf der ihr gleich Engeln bis zum Himmel emporsteigen könnt, wie Jakob dies gesehen hat; und ihr werdet den Vater zu jedem von euch sagen hören:

„Ich werde dich beschützen, wohin du auch gehst, und dich in dieses Land zurückführen: in den Himmel, das ewige Reich.“

Der Friede sei mit euch!«

Die Leute stimmen bewegt zu und entfernen sich langsam. Petrus, Andreas, Jakobus, Johannes, Philippus und Bartholomäus bleiben.

»Willst du morgen abreisen, Meister?«

»Morgen beim Morgengrauen, wenn es dir recht ist.«

»Ich bedaure, daß du gehst. Doch die Zeit ist mir recht, sogar willkommen.«

»Wirst du fischen?«

»Heute nacht beim Mondschein.«

»Du tatest gut daran, letzte Nacht nicht zu fischen. Der Sabbat war noch nicht zu Ende. Nehemia verlangte in seiner Reform, daß in Juda der Sabbat respektiert werde. Zu viele Menschen dreschen am Sabbat, tragen Lasten, befördern Wein und Obst, kaufen und verkaufen Fische und Lämmer. Sechs Tage habt ihr für die Arbeit, der Sabbat gehört dem Herrn. Nur eines ist auch am Sabbat erlaubt: gut zum Nächsten zu sein! Doch es darf dabei absolut kein Gewinn erzielt werden. Wer um des Gewinnes willen den Sabbat schändet, verdient die Strafe Gottes. Ist das nützlich? Er wird den Gewinn in den nächsten sechs Tagen wieder verlieren. Überdies hat er unnütz seinen Körper ermüdet und ihm nicht die Ruhe gewährt, welche die Weisheit vorgesehen hatte; dazu kommt noch, daß er im Geist zornig darüber ist, unnütz gearbeitet zu haben. Der Tag des Herrn

muß verbracht werden im Gebet, in der Liebe und in Vereinigung mit Gott! Man muß in allem treu sein!«

»Aber ... die Schriftgelehrten und Pharisäer, die so streng mit uns sind ... sie arbeiten am Sabbat nicht und geben nicht einmal einem Hungernden ein Stück Brot, um sich nicht zu ermüden, wenn sie es ihm reichen ... doch Wucher treiben sie auch am Sabbat. Darf man dies denn auch am Sabbat, da es sich um keine materielle Arbeit handelt?«

»Nein, niemals! Weder am Sabbat noch an einem anderen Tag. Wer Wucher treibt, ist unredlich und grausam.«

»Die Schriftgelehrten und Pharisäer sind also ... «

»Simon, nicht richten ... du sollst es nicht tun!«

»Aber ich habe Augen, um zu sehen.«

»Gibt es nur das Böse zu sehen, Simon?«

»Nein, Meister.«

»Warum blickst du nur nach dem Bösen?«

»Du hast recht, Meister.«

»Ich werde also beim Morgengrauen mit Johannes abreisen.«

»Meister!«

»Was ist, Simon?«

»Meister, willst du wirklich nach Jerusalem gehen?«

»Du weißt es.«

»Auch ich werde an Ostern hingehen, mit Andreas und Jakobus.«

»Und? ... Willst du damit sagen, daß du mit mir kommen willst? Und der Fischfang? Und der Verdienst? Du sagtest doch zu mir, daß du es liebst, Geld zu verdienen; und ich werde lange abwesend sein. Zuerst gehe ich zur Mutter und auf dem Rückweg ebenfalls. Ich werde mich dort aufhalten, um zu predigen. Was willst du tun?«

Petrus ist unschlüssig, er kämpft mit sich. Dann entscheidet er:
»Was mich betrifft, ich komme! Ich ziehe dich dem Geld vor.«

»Auch ich komme.«

»Auch ich.«

»Auch wir, nicht wahr, Philippus?«

»So kommt also; ihr werdet mir helfen.«

»Oh!« ... Petrus ist begeistert von der Idee, Jesus eine Hilfe zu sein. »Aber wie werden wir dir helfen können?«

»Ich werde es euch sagen; ihr habt nur zu tun, was ich euch sagen werde, um gut zu handeln. Der Gehorsame macht es immer richtig. Nun wollen wir beten, dann geht ihr alle nach Hause.«

»Was wirst du tun, Meister?«

»Ich werde nochmals beten. Ich bin das Licht der Welt, aber auch der Menschensohn. Ich muß also immer im Licht bleiben, um der Mensch sein zu können, welcher die Menschen erlöst. Laßt uns beten!«

Jesus betet einen Psalm, den, der so beginnt: »Wer im Schutz des Allerhöchsten wohnt, lebt im Schutz Gottes, der im Himmel ist. Er sagt zum Herrn: „Du bist mein Helfer und meine Zuflucht. Du bist mein Gott, in dir liegt meine Hoffnung. Er befreit mich aus der Schlinge der Jäger ...“«

Die Vision endet damit.

85 Judas Thaddäus kommt nach Betsaida, um Jesus zur Hochzeit von Kana einzuladen

Ich sehe die Küche des Hauses Petri. Außer Jesus und Petrus sind noch dessen Frau, Jakobus und Johannes anwesend. Es scheint, daß sie eben das Abendbrot beendet haben und sich nun unterhalten. Jesus zeigt Interesse am Fischfang.

Da tritt Andreas ein und sagt: »Meister, hier ist der Mann, bei dem du wohnst; er hat einen bei sich, der sagt, er sei dein Vetter.«

Jesus steht auf, geht zur Tür und sagt: »Kommt herein!« Beim Schein des Ollämpchens und der Flamme des Herdfeuers erkennt er Judas Thaddäus und ruft freudig aus: »Du, Judas!«

»Ja, ich, Jesus.« Sie umarmen sich.

Judas Thaddäus ist ein schöner Mann im besten Alter. Hochgewachsen – wenn auch nicht gerade wie Jesus – gut proportioniert

in seiner Gestalt, mit braunem Haar, wie der heilige Josef in seiner Jugend, olivgrüner Haut, und Augen, die etwas mit den Augen Jesu gemein haben, da sie blau sind. Er hat einen viereckig geschnittenen, dunklen Bart; die offenen Haare sind nicht so lockig wie die von Jesus.

»Ich komme von Kafarnaum. Ich bin in einem Boot dorthin gefahren und dann hierhergekommen, um rascher dazusein. Es schickt mich deine Mutter. Sie läßt dir sagen: „Susanna heiratet morgen. Mein Sohn, ich bitte dich, komm zur Hochzeit!“ Maria wird auch dort sein mit meiner Mutter und den Brüdern. Alle Verwandten sind eingeladen, du allein würdest fehlen. So bitten dich die Verwandten, die Brautleute zufriedenzustellen.«

Jesus neigt sich etwas, hebt leicht seine Arme und sagt: »Der Wunsch meiner Mutter ist für mich Gesetz. Doch auch Susannas und der Verwandten wegen will ich kommen. Nur . . . es tut mir leid für euch . . . « er betrachtet dabei Petrus und die anderen. »Es sind meine Freunde«, erklärt Jesus dem Vetter und stellt sie ihm, bei Petrus beginnend, vor. Zuletzt sagt er: »Dies ist Johannes«, und spricht dies auf besondere Art aus, so daß Judas Thaddäus aufmerksam wird und Johannes errötet. Jesus beendet das Vorstellen und sagt: »Freunde, dies ist Judas, der Sohn des Alphäus, meines Bruder-Vetters nach der üblichen Ausdrucksweise der Welt; denn er ist der Sohn des Bruders des Gemahls meiner Mutter. Ein guter Arbeitskamerad von mir und ein Freund fürs Leben.«

»Mein Haus steht dir offen, wie dem Meister. Setze dich!« Dann wendet sich Petrus an Jesus: »Und nun? So können wir nicht mehr mit dir nach Jerusalem gehen?«

»Natürlich werdet ihr kommen. Ich werde gleich nach der Hochzeit aufbrechen und mich nicht mehr in Nazaret aufhalten.«

»So ist es gut, Jesus, denn deine Mutter ist für einige Tage bei mir zu Gast; so ist es abgemacht, und sie wird auch nach der Hochzeit wieder zu uns zurückkehren.« Das sagt der Mann aus Kafarnaum.

»Einverstanden! Mit dem Boot des Judas fahre ich nach Tiberias,

von dort aus werde ich nach Kana gehen, und mit derselben Barke kehre ich dann mit der Mutter und dir nach Kafarnaum zurück. Am Tag nach dem kommenden Sabbat wirst du, Simon, kommen, wenn du noch willst, und wir werden zum Osterfest nach Jerusalem ziehen.«

»Natürlich will ich! Ich werde sogar schon am Sabbat kommen, um dich in der Synagoge reden zu hören.«

»Lehrst du schon, Jesus?« fragt Thaddäus.

»Ja, Vetter.«

»Und was für Worte! Solche hört man nicht von den Lippen der anderen.«

Judas seufzt. Mit dem Kopf auf die Hand gestützt und dem Ellbogen auf dem Knie, schaut er Jesus an und seufzt. Er scheint sprechen zu wollen, wagt es aber nicht.

Jesus fragt ihn: »Was hast du, Judas? Warum betrachtest du mich so traurig?«

»Es ist nichts.«

»Nein, das stimmt nicht. Bin ich nicht mehr der Jesus, den du liebst und vor dem du kein Geheimnis hast?«

»Natürlich bist du es. Und wie du mir fehlst, du Meister deines älteren Vetters!«

»Also sprich!«

»Ich möchte dir sagen ... Jesus ... sei vorsichtig ... du hast eine Mutter, die außer dir niemand hat. Du willst ein Lehrer sein, anders als die anderen, und du weißt besser als ich, daß dir die allmächtigen Kasten nichts erlauben werden, was von ihren festgelegten Gebräuchen abweicht. Ich kenne deine Art zu denken, sie ist heilig; doch die Welt ist nicht heilig ... und sie unterdrückt die Heiligen. Jesus, du kennst das Schicksal deines Vetters, des Täufers ... Er ist im Gefängnis, und wenn er noch nicht getötet worden ist, dann nur, weil dieser ehebrecherische Tetrach Angst vor dem Volk und vor dem Zorn Gottes hat. Mißtrauisch und abergläubisch, grausam und sittenlos ist er. Was wirst du tun? Welchem Schicksal willst du entgegengehen?«

»Judas, du fragst mich das, obgleich du meine Gedanken gut kennst? Sprichst du aus dir selbst? Nein, leugne nicht! Sie haben dich zu mir gesandt – sicher nicht meine Mutter – damit du mir dies sagst ... «

Judas senkt das Haupt und schweigt.

»Sprich, Vetter!«

»Mein Vater ... und mit ihm Josef und die Seinen ... weißt du ... deinetwegen und aus Liebe zu dir und Maria ... sehen sie es nicht gern, was du zu tun dir vorgenommen hast und ... und möchten, daß du an deine Mutter denkst.«

»Und was denkst du?«

»Ich ... ich ... «

»Du bist hin- und hergeworfen, ob du den Stimmen aus der Höhe oder jenen der Erde – ich sage nicht der Tiefe – Gehör schenken sollst. Auch Jakobus ist es, mehr noch als du. Doch ich sage euch, daß über der Erde der Himmel ist, und über den Interessen der Welt die Sache Gottes steht. Ihr müßt eure Denkart ändern; wenn euch dies gelingt, werdet ihr vollkommen sein!«

»Aber deine Mutter?!«

»Judas, niemand als sie hätte das Recht, mich an meine Sohnespflichten zu erinnern, so wie sie von der Welt gesehen werden ... das heißt, für sie zu arbeiten, um sie in ihren materiellen Bedürfnissen zu unterstützen, in ihrer Nähe zu sein und für sie zu sorgen. Sie jedoch verlangt dies alles nicht von mir. Seit sie mich bekam, wußte sie, daß sie mich verlieren müsse, um mich in einem weit höheren Raum als dem der Familie wiederzufinden; von Anfang an war sie darauf vorbereitet.

Ihrer Verwandtschaft ist diese absolute Hingabe an Gott nicht neu. Ihre Mutter hat sie bereits im Tempel aufgeopfert, bevor sie dem Licht entgegenlächelte. Sie selbst hat es mir unzählige Male gesagt, als sie mich an ihrem Herzen hielt in den langen Winterstunden oder in den sternklaren Sommernächten. Sie hat mir von ihrer heiligen Kindheit erzählt – und sie selbst hat sich schon im ersten Mor-

genschein ihres Lebens Gott geschenkt, und mehr noch nach meiner Geburt, um dort zu sein, wo ich bin, auf dem Weg der Sendung, die mir Gott zugewiesen hat.

Wenn die Stunde kommt, werdet ihr alle mich verlassen, nicht nur für einige Minuten, denn die Feigheit wird euch alle überfallen und ihr werdet denken, daß es für eure eigene Sicherheit besser wäre, wenn ihr mich nie kennengelernt hättet. Doch Maria hat verstanden und sie weiß, daß sie immer mit mir sein wird. Ihr werdet durch sie wieder zu mir zurückkehren. Mit der Kraft ihres Glaubens und ihrem liebenden Vertrauen wird sie euch mit sich vereinen und somit mit mir; denn ich bin in meiner Mutter, wie sie in mir, und wir zusammen sind in Gott.

Ich wünsche, daß ihr dies versteht, ihr alle, Verwandte der irdischen Ordnung nach, Freunde und Kinder vom übernatürlichen Standpunkt aus. Du und auch die anderen, ihr wißt nicht, wer meine Mutter ist. Wenn ihr es wüßtet, dann würdet ihr in euren Herzen nicht urteilen, daß ich ihr nicht untertan bin; ihr würdet verstehen und sie verehren als die innigste Freundin Gottes; als die Mächtigste, die alles vermag im Herzen des Ewigen Vaters und des Sohnes ihres Herzens. Ich werde bestimmt nach Kana gehen. Ich will ihr Freude machen. Ihr werdet es nach dieser Stunde besser begreifen.« Jesu Stimme hat einen eindrucklichen, überzeugenden Ton.

Judas betrachtet ihn aufmerksam, denkt nach und sagt dann: »Natürlich komme ich mit dir; zusammen mit diesen da, wenn du mich haben willst . . . Denn ich spüre, daß du recht hast. Verzeih meiner Blindheit und der meiner Brüder! Du bist so viel heiliger als wir.«

»Ich bin nicht denen böse, die mich nicht kennen; nicht einmal denen, die mich hassen. Doch leide ich darunter, wegen des Unheils, das sie sich selbst zufügen. Was hast du in dieser Tasche?«

»Das Gewand, das deine Mutter dir schickt. Es wird morgen ein großes Fest stattfinden. Sie meinte, ihr Jesus hätte es nötig, um unter den anderen Eingeladenen nicht aufzufallen. Sie hat ununterbrochen gearbeitet, alle Tage vom ersten bis zum letzten Tageslicht, um

dir das Gewand anzufertigen. Der Mantel ist nicht fertig geworden. Es fehlen ihm noch die Fransen, und sie ist traurig darüber.«

»Es ist nicht nötig. Ich werde mit diesem gehen und den neuen für Jerusalem aufbewahren; denn der Tempel steht über einer Hochzeitsfeier.«

»Sie wird glücklich darüber sein.«

»Wenn ihr beim Morgengrauen auf dem Weg nach Kana sein wollt, dann müßt ihr gleich aufbrechen. Der Mond steigt auf, und es wird gute Überfahrt geben«, sagt Petrus.

»Gehen wir also! Komm, Johannes, ich nehme dich mit mir! Simon-Petrus, Jakobus, Andreas lebt wohl! Am Abend des kommenden Sabbat erwarte ich euch in Kafarnaum. Leb wohl, Frau! Der Friede sei mit dir und mit deinem Haus!«

Jesus verläßt mit Judas und Johannes das Haus. Petrus begleitet sie bis zum Ufer und hilft bei der Abfahrt des Bootes.

Die Vision ist zu Ende.

86 Jesus an der Hochzeit von Kana

Ich sehe ein Haus, ein typisch orientalisches Haus: ein weißer Würfel, mehr breit als hoch, mit schmalen Öffnungen. Die Terrasse, die zugleich das Hausdach bildet, ist von einem Mäuerchen umgeben, das ungefähr einen Meter hoch ist und von einer Weinlaube beschattet wird, die sich bis dort hinaufwindet und ihre Zweige über eine Hälfte der sonnenbeschienenen Terrasse ausbreitet. Eine Außentreppe führt längs der Fassade zu einer Tür. Darunter sind ebenerdig niedere, schmale Türen – nicht mehr als zwei auf jeder Seite – die in dunkle, niedere Räume führen. Das Haus steht auf einer Art Rasen, in dessen Mitte sich ein Brunnen befindet. Es wachsen hier Feigen- und Apfelbäume. Das Haus steht zur Straße, liegt jedoch nicht direkt an der Straße. Ein kleiner Weg führt durch das Gras zur Straße, die allem Anschein nach eine Hauptstraße ist.

Man kann sagen, daß sich das Haus am Rand von Kana befindet:

ein Haus von Bauern, die inmitten ihres kleinen Guts wohnen. Hinter dem Haus breiten sich die grünen Felder aus, die sich in einem friedlichen Horizont verlieren. Die Sonne strahlt, und der klare Himmel ist tiefblau. Anfangs sehe ich nichts anderes. Das Haus scheint verlassen ...

Dann aber bemerke ich zwei Frauen mit langen Kleidern und einem Mantel, der zugleich als Schleier dient. Sie kommen von der Straße auf dem Fußweg daher. Eine ist älter, etwa fünfzigjährig, und dunkel gekleidet: ein meliertes Braun naturbelassener Wolle. Die andere ist heller gekleidet: das Kleid ist hellgelb, der Mantel blau, und sie sieht wie eine Fünfunddreißigjährige aus. Sie ist sehr schön, schlank und hat eine würdevolle Haltung, obgleich sie sehr höflich und demütig ist. Als sie näherkommt, bemerke ich die bleiche Gesichtsfarbe, die blauen Augen und die blonden Haare, die unter dem Schleier an der Stirn sichtbar sind. In ihr erkenne ich die allerheiligste Mutter. Wer die andere, die dunkel gekleidet und älter ist, weiß ich nicht.²

Die Frauen sprechen miteinander, und die Muttergottes lächelt. Als sie beim Haus angekommen sind, gibt jemand, der sicher zur Wache aufgestellt worden ist, ein Zeichen, und den beiden kommen festlich gekleidete Männer und Frauen entgegen, die sie herzlich begrüßen, besonders die allerheiligste Jungfrau.

Es scheint Morgen zu sein, ich würde sagen gegen 9 Uhr oder früher; denn das Land hat noch das frische Aussehen der ersten Tagesstunden, mit dem Tau, der das Gras in der noch staubfreien Luft grüner erscheinen läßt. Ich vermute, daß es Frühling ist; denn die Wiesen sind noch nicht ausgetrocknet wie im Sommer, und auf den Feldern ist das Getreide noch sehr jung, grün und ohne Ähren. Die Blätter des Feigen- und des Apfelbaumes sind noch sehr zart, wie

²Spätere Eintragung: Die ältere ist die Maria des Alphäus. Das Gewand aus braunbeiger, natürlicher Wolle hüllt sie ganz ein. Die Mutter, die nicht mehr als fünfunddreißig Jahre zu zählen scheint, muß natürlich älter sein. Doch die Jahre lassen ihre würdige, zarte und demütige Schönheit unberührt.

auch die des Weinstockes. Doch ich sehe keine Blüten, weder am Apfelbaum noch am Feigenbaum, noch am Weinstock. Wahrscheinlich hat der Apfelbaum erst vor kurzem geblüht, und die Früchte sind noch winzig klein.

Maria wird herzlich empfangen und dann von einem älteren Mann, der anscheinend der Hausherr ist, begleitet. Sie gehen die äußere Treppe hinauf und treten in einen großen Saal, der das ganze Obergeschoß oder wenigstens einen großen Teil davon einnimmt.

Ich habe den Eindruck, daß die ebenerdigen Räume bewohnt und daß dort auch Vorratskammer und Keller untergebracht sind, während das Obergeschoß für besondere Anlässe reserviert ist, wie außerordentliche Feste, oder auch für Arbeiten, die viel Platz beanspruchen; vielleicht wird es auch als Lebensmittelspeicher benützt. Bei Festen wird es dann ausgeräumt und schön geschmückt, wie z. B. heute, mit grünen Zweigen, Teppichen und gedeckten Tischen.

In der Mitte des Saales steht eine reichhaltige Tafel, auf der bereits Krüge und Schalen voller Früchte stehen. An der rechten Wand – von mir aus gesehen – befindet sich ein anderer, weniger reichhaltiger Tisch. An der linken Seite steht eine lange Anrichte mit Tellern voller Käse und anderen Speisen, die wie mit Honig bestrichene Kuchen aussehen. Außerdem sehe ich vielerlei Süßwaren. Auf der Erde, immer an dieser Wand, stehen weitere Krüge und sechs sehr große Gefäße, die die Form von Kupferkannen haben, jedoch aus Ton sind.

Maria hört geduldig zu, was ihr von allen Seiten gesagt wird; dann legt sie ihren Mantel ab und hilft bei den Vorbereitungen an der Tafel mit. Ich sehe sie kommen und gehen, die Sitzbetten herrichten, die Blumengirlanden ordnen, die Fruchtschalen netter schmücken und bei den Öllampen nachprüfen, ob auch Öl darin ist. Sie lächelt, spricht sehr wenig und wenn sie etwas sagt, so tut sie es mit leiser Stimme. Sie hört jedoch aufmerksam zu und zeigt sich sehr geduldig dabei.

Ein starker Lärm von Musikinstrumenten (wahrlich nicht gerade harmonische Klänge) dringt von der Straße herauf. Alle, außer

Maria, eilen hinaus. Es tritt nun die festlich geschmückte und sehr glücklich aussehende Braut ein, umringt von den Verwandten und Freunden, die den Bräutigam begleitet haben, der als erster der Braut entgegengeeilt ist.

Hier wechselt die Vision. Ich sehe anstelle des Hauses ein Dorf. Ich weiß nicht, ob es Kana ist oder ob es sich um ein anderes Dorf in der Umgebung handelt. Ich sehe Jesus mit Johannes und einem anderen Mann, der Judas Thaddäus zu sein scheint; doch könnte ich mich täuschen. Bei Johannes bin ich mir sicher. Jesus ist weiß gekleidet und trägt einen blauen Mantel. Als man die Musik hört, wendet sich der Begleiter Jesu an einen Dorfbewohner, um etwas zu fragen, und teilt dann Jesus die Antwort mit. »So laßt uns gehen und meiner Mutter Freude bereiten!«, sagt Jesus und lächelt. Und er geht mit den beiden Gefährten durch die Felder (um den Weg abzukürzen) auf das Haus zu.

Ich vergaß zu sagen, daß ich den Eindruck hatte, daß Maria verwandt oder befreundet mit den Eltern des Bräutigams sei; denn sie sind sehr vertraulich zueinander.

Als Jesus nun ankommt, meldet es der zur Wache Aufgestellte den anderen. Der Hausherr geht mit seinem Sohn (dem Bräutigam) und Maria hinunter, um Jesus ehrerbietig zu begrüßen. Auch die anderen tun es ehrfurchtsvoll. Doch was mir ganz besonders gefällt, ist die ehrfürchtige und liebevolle Begrüßung zwischen Maria und Jesus. Keine Überschwenglichkeit, aber welch ein Blick begleitet den Gruß Jesu an sie: »Der Friede sei mit dir!«, und welch ein Lächeln, das hundert Umarmungen und hundert Küsse wert ist. Der Kuß zittert auf den Lippen Marias, doch er wird nicht gegeben. Sie legt nur ihre weiße, kleine Hand auf die Schultern Jesu und berührt zart eine Locke seiner langen Haare . . . eine Liebkosung voll zarter Scheu . . .

Jesus geht an der Seite der Mutter nach oben, die Jünger und die Gastgeber folgen. Sie gehen in den Saal, wo die Frauen damit beschäftigt sind, Sitzgelegenheiten und Geschirr für die drei Gäste herbeizuschaffen, die nicht erwartet waren, wie mir scheint. Man hat

den Eindruck, daß das Kommen Jesu ungewiß, das seiner Gefährten aber absolut unvorhergesehen war.

Ich höre die schöne, männliche und warme Stimme des Meisters beim Betreten des Saales sagen: »Der Friede sei in diesem Haus, und der Segen Gottes über euch allen!« Ein Gruß an alle, voller Erhabenheit.

Jesus überragt durch sein Aussehen und seine Gestalt alle anderen. Er ist zwar zufälliger Gast; dennoch scheint er der König des Festmahls zu sein, mehr als der Bräutigam oder der Hausherr. So sehr er auch demütig und entgegenkommend ist, er übertrifft alle.

Jesus nimmt an der mittleren Tafel Platz zusammen mit dem Bräutigam, der Braut, den Eltern des Bräutigams und den einflußreicheren Freunden. Die Jünger werden aus Rücksicht auf den Meister an denselben Tisch gesetzt.

Jesus sitzt mit dem Rücken zu der Wand, an welcher die Krüge aufgestellt sind und die Anrichte sich befindet. Ich sehe sie jedoch nicht; auch nicht die Geschäftigkeit des Tafelmeisters, der mit den Platten voller Braten beschäftigt ist, die durch eine kleine Tür bei der Anrichte gereicht werden.

Mir fällt auf, daß außer den Müttern der Brautleute und Maria keine andere Frau an diesem Tisch Platz genommen hat. Alle Frauen sitzen an dem anderen Tisch, bei der Wand, und machen Lärm für hundert. Sie werden erst nach den Brautleuten und den vornehmen Gästen bedient. Jesus sitzt neben dem Hausherrn, Maria gegenüber, die neben der Braut sitzt.

Die Mahlzeit beginnt. Ich kann euch versichern, der Appetit und auch der Durst fehlen nicht. Die einzigen, die wenig essen und trinken, sind Jesus und Maria; letztere spricht auch sehr wenig, Jesus etwas mehr. Wenn er auch wortkarg ist, so ist er doch nicht abweisend oder stolz. Er ist ein höflicher Mensch, doch kein Schmeichler. Auf Fragen antwortet er; wenn mit ihm geredet wird, zeigt er Interesse und gibt seine Meinung kund; doch dann zieht er sich in sich selbst zurück, wie jemand, der gewohnt ist, zu meditieren. Er lächelt, doch lacht er nie. Und wenn er einen etwas gewagten Scherz hört,

dann tut er, als hätte er ihn nicht gehört. Maria „nährt“ sich vom Anblick ihres Jesus, und ebenso Johannes, der am Ende der Tafel sitzt und an den Lippen seines Meisters hängt.

Maria bemerkt, daß die Diener mit dem Tafelmeister tuscheln und daß letzterer sehr verlegen ist. Sie erfaßt die peinliche Situation. »Sohn«, sagt sie leise und sucht auf diese Weise die Aufmerksamkeit Jesu auf sich zu lenken. »Sohn, sie haben keinen Wein mehr.«

»Frau, was habe ich *nunmehr* mit dir zu schaffen?« Jesus lächelt Maria bei diesen Worten noch liebevoller, und Maria lächelt zurück, wie zwei, die eine Wahrheit kennen, die ihr freudvolles Geheimnis ist und die sonst niemand kennt.

Maria sagt zu den Dienern: »Tut, was er euch sagen wird!« In den Augen des Sohnes hat sie die Zusage gelesen, doch verschleiert – eine große Lehre für alle „Berufenen“.

Jesus sagt zu den Dienern: »Füllt die Krüge mit Wasser!«

Ich sehe, wie die Diener die Krüge mit Wasser aus dem Brunnen füllen. Ich höre das Rasseln der Kette, mittels der die tiefenden Wassereimer heraufgezogen und dann wieder hinuntergelassen werden. Ich sehe, wie der Tafelmeister ein wenig von dieser Flüssigkeit schöpft, sie mit erstaunten Augen betrachtet, dann mit noch größerer Verwunderung davon kostet und schließlich mit dem Hausherrn und dem Bräutigam (die in der Nähe sind) spricht.

Maria schaut den Sohn noch einmal lächelnd an; dann fängt sie ein Lächeln von ihm auf, neigt das Haupt und errötet leicht. Sie ist glücklich.

Ein Raunen geht durch den Saal. Die Köpfe wenden sich alle Jesus und Maria zu. Einige stehen auf, um besser sehen zu können; andere begeben sich zu den Krügen. Zuerst herrscht ein großes Schweigen, dann ertönt ein Chor des Lobes für Jesus.

Er erhebt sich und sagt nur: »Bedankt euch bei Maria!« und entzieht sich hierauf dem Festmahl. Die Jünger folgen ihm. Auf der Schwelle wiederholt er: »Friede sei diesem Haus und der Segen Gottes über euch!« Und fügt hinzu: »Mutter, leb wohl!«

Die Vision ist zu Ende.

87 »Frau, was habe ich nunmehr mit dir zu schaffen?«

Jesus erklärt mir den Sinn dieses Satzes.

»Dieses „nunmehr“, das viele Übersetzer auslassen, ist der Schlüssel und erklärt den Satz in seiner wahren Bedeutung.

Ich war der Mutter als Sohn untertan bis zu dem Augenblick, da der Wille des Vaters erkennen ließ, daß für mich die Stunde gekommen sei, der Meister zu sein. Vom Augenblick an, da meine Mission begann, war ich nicht mehr der Sohn, der der Mutter untertan sein soll, sondern der Diener Gottes. Die moralischen Bande zwischen meiner Mutter und mir waren zerrissen. Sie hatten sich in höhere verwandelt; sie hatten sich alle in den Geist geflüchtet. Dieser nannte Maria, meine Heilige, stets Mutter. Die Liebe kannte deshalb weder Stillstand noch Abschwächung; im Gegenteil, sie war nie so vollkommen wie bei unserer Trennung, als sie mich sozusagen in einer zweiten Geburt zur Welt brachte: für die Welt als den Messias, als den Verkünder der Frohen Botschaft.

Ihre dritte, erhabene, mystische Mutterschaft erfolgte auf Golgota, als sie mich im tiefsten Schmerz am Kreuz gebar, und aus dieser Mutterschaft ging ich als Erlöser hervor.

„Was habe ich *nunmehr* mit dir zu schaffen?“ Erst gehörte ich dir, einzig und allein dir. Du befahlst mir, ich gehorchte dir. Ich war dir „untertan“. *Nun gehöre ich meiner Sendung.*

Habe ich nicht gesagt: „Wer die Hand an den Pflug legt und sich umwendet zu den Zurückbleibenden, ist des Reiches Gottes nicht wert?“ [Lk 9,61–62]. Ich hatte die Hand an den Pflug gelegt, nicht um mit der Pflugschar die Erdschollen zu öffnen, sondern die Herzen und in sie das Wort Gottes zu säen.

Ich habe die Hand erst weggenommen, als man sie mir entriß, um sie ans Kreuz zu schlagen und um mit dem Nagel der Pein das Herz meines Vaters aufzuschließen, damit die Vergebung für die Menschheit daraus hervorspriese.

Dieses „nunmehr“, das von vielen vergessen wird, bedeutet fol-

gendes: „Du warst mir alles, Mutter, solange ich nur der Jesus von Nazaret war, und du bist mir alles in meinem Geist. Aber seitdem ich der ersehnte Messias bin, gehöre ich meinem Vater. Warte noch ein wenig; wenn die Sendung beendet ist, werde ich aufs neue ganz dein sein; du wirst mich wieder in den Armen halten, wie einst, da ich ein Kleinkind war, und niemand wird mich dir mehr entreißen, mich, deinen Sohn, der als eine Schande der Menschheit angesehen wird. Man wird dir seine sterbliche Hülle zuwerfen, um auch dich mit der Schmach zu bedecken, die Mutter eines Übeltäters zu sein. Hernach wirst du mich als Triumphierenden wieder haben, bis du selbst als die Triumphierende mich für immer im Himmel besitzen wirst. Doch jetzt gehöre ich allen Menschen und dem Vater, der mich zu ihnen gesandt hat.“

Siehst du nun, was dieses kleine Wort „nunmehr“ sagen will?«

Jesus unterweist mich folgendermaßen:

»Als ich zu den Jüngern sagte: „Gehen wir, um meiner Mutter Freude zu machen“, hatte ich diesem Satz einen höheren Sinn verliehen, als es den Anschein hatte. Gemeint war nicht das Glück, mich zu sehen, sondern die Urheberin meines Wunderwirkens zu sein und dadurch zur ersten Wohltäterin der Menschheit zu werden.

Denkt immer daran: Mein erstes Wunder veranlaßte Maria. Es ist ein Sinnbild dafür, daß Maria der Schlüssel zum Wunder ist. Ich verweigere meiner Mutter nichts, und auf Grund ihrer Bitten beschleunige ich sogar die Zeit der Gnade.

Ich kenne meine Mutter. Sie kommt in der Güte gleich nach Gott. Ich weiß, daß sie glücklich ist, euch eine Gunst zu erweisen; denn sie ist die ganz Liebevollste. Daher sagte ich: „Gehen wir, ihr Freude zu bereiten!“

Überdies wollte ich der Welt ihre Macht zeigen, zusammen mit der meinigen. Sie war dazu bestimmt, mit mir im Fleisch verbunden zu sein – wir waren ein Leib: ich in ihr, sie um mich herum wie die Blütenblätter der Lilie um den duftenden, lebensvollen Stempel – vereint aber auch im Schmerz, denn wir waren beide am Kreuz:

ich körperlich, sie geistig. Und so wie die ganze Lilie duftet, so war es auch richtig, daß sie mit mir vereint war in der Macht, die sich der Welt offenbarte.

So sage ich auch zu euch, was ich zu den Geladenen sagte: „Dankt Maria!“ Durch sie habt ihr den Herrn des Wunders, meine Gnaden und *besonders die der Vergebung*.

Ruhe dich aus im Frieden! Wir sind mit dir.«

88 Jesus vertreibt die Händler aus dem Tempel

Ich sehe Jesus, der mit Petrus, Andreas, Johannes und Jakobus, mit Philippus und Bartholomäus in den Innenhof des Tempels tritt. Sowohl drinnen als auch draußen herrscht ein großes Gedränge. Eine Menge von Pilgern, die aus allen Teilen der Stadt kommen.

Von der Anhöhe, auf der der Tempel erbaut wurde, sieht man die engen und gewundenen Straßen der Stadt, die von Menschen wimmeln. Es scheint so, als schlängte sich durch das rohe Weiß der Häuser ein vielfarbiges Band. In der Tat sieht die Stadt wie ein eigenartiges Spielzeug aus, und diese Bänder, die von zwei weißen Reihen umsäumt sind, streben alle dem gleichen Ziel zu, dem Haus des Herrn mit seinen glänzenden Kuppeln.

Im Innern herrscht ein richtiger Jahrmarkt. Jede Andacht und Sammlung ist an diesem heiligen Ort unmöglich: die einen rennen, die anderen rufen, andere handeln mit Lämmern und schreien und streiten wegen des hohen Preises; wieder andere treiben die armen blökenden Tiere in die Pferche. (Es sind nur mit Stangen und Stricken abgegrenzte Flächen, bei denen ein Händler oder der Eigentümer, vermutlich in Erwartung eines Käufers, steht.) Prügel, Rufe, Flüche, Forderungen, Beleidigungen den Hüterjungen gegenüber, die keine Erfahrung im Viehtreiben oder im Zusammenhalten der Tiere haben, und auch den Käufern gegenüber, die wegen des Preises zögern und weggehen. Noch größere Beschimpfung trifft die, die vorsorglich ihr eigenes Lamm mitgebracht haben.

Rund um die Bänke der Geldwechsler herrscht ein weiteres Geschrei. Man versteht – ich weiß nicht, ob es immer so ist oder nur zur Osterzeit – daß der Tempel als Börse oder als Schwarzmarkt benutzt wurde. Der Wert der Münzen war nicht festgelegt. Da gab es den legalen Wert, gewiß, doch den Wechselkurs bestimmten andere, die nach eigenem Gutdünken Profit aus diesem Geschäft zogen. Ich versichere euch, die scherzten nicht bei ihrem betrügerischen Handeln. Manch einer war arm und kam von weither, um so mehr wurde er betrogen. Die Alten mehr noch als die Jungen, und die von außerhalb Palästinas Kommenden mehr als die Einheimischen.

Arme Greise betrachteten und prüften immer wieder ihre kleine Barschaft, die sie mit vielen Entbehrungen während des Jahres auf die Seite gelegt hatten; immer wieder nahmen sie das Geld aus der Brusttasche, zählten es, um es dann vorsichtig wieder einzustecken und weiter nach einem ehrlichen Geldwechsler zu suchen. Doch solche gab es nicht, und wenn sie zu einem kamen, bei dem sie schon gewesen waren, dann erhöhte dieser sicher noch den Preis, um sich für das vorangegangene Mißtrauen zu rächen, und die großen Geldstücke wanderten in die Hände des grinsenden Wucherers unter den Seufzern des Besitzers, der dafür nur wenige kleine Münzen erhielt. Erneute Tragödien und Seufzer bei der Auswahl und den Forderungen der Tierhändler, die den halbblinden Alten die schlechtesten Lämmer für teures Geld verkauften.

Ich sehe ein hilfloses Paar, das ein armes Lämmlein vor sich her treibt, welches dann von den Priestern, die den Opferhandlungen vorstehen, als fehlerhaft abgelehnt wird. Weinen, Bitten, Unhöflichkeit, Schimpfworte kreuzen sich, ohne daß der Händler sich erweichen läßt.

»Für das, was ihr bezahlen wollt, ihr Galiläer, ist das, was ich euch gegeben habe, gut genug. Macht, daß ihr weiter kommt! Oder legt noch fünf Denare dazu für ein schöneres.«

»Im Namen Gottes, wir sind arm und alt! Willst du uns hindern, Ostern zu feiern, die für uns vielleicht die letzten sind? Genügt dir nicht, was du für ein kleines Lamm verlangt hast?«

»Geht weg, ihr Luder! Da kommt auf mich Josef der Älteste zu. Er erweist mir die Ehre seiner Bevorzugung. Gott sei mit dir; komm nur und wähle aus.«

Er, der Josef der Älteste genannt wird, ist von Arimathäa. Er tritt in einen Verschlag und nimmt ein prachtvolles Lamm. Er geht gut gekleidet und stolz einher, ohne die jammernden Armen am Eingang der Umzäunung zu beachten. Er stößt sie beinahe um, als er mit einem fetten, blökenden Lamm zurückkommt.

Auch Jesus ist nun in der Nähe. Auch er hat einen Kauf getätigt, und Petrus, der wahrscheinlich dafür gezahlt hat, zieht ein einigermaßen gutes Lamm hinter sich her. Petrus möchte sofort zur Opferstätte gehen, doch Jesus geht nach rechts, zu den beiden betrübten Alten, die immer noch unschlüssig sind und weinen, weil sie von der Menge gestoßen und von den Händlern beleidigt werden. Jesus ist so hochgewachsen, daß die beiden Alten ihm nur bis an die Brust reichen. Er legt seine Hand auf die Schulter der Frau und fragt: »Warum weinst du, Frau?«

Die Alte dreht sich um und sieht diesen hochgewachsenen, jungen Mann, der in seinem schönen weißen Gewand und seinem schneeweißen, funkelnagelneuen Mantel feierlich aussieht. Sie hält ihn wohl für einen Gesetzeslehrer wegen der Kleidung oder wegen des Aussehens, und ist erstaunt; denn Gesetzeslehrer und Priester kümmern sich nicht um die Leute und schützen auch die Armen nicht vor der Habgier der Händler.

Jesus wendet sich an den Lammhändler: »Tausche diesen Gläubigen das Lamm aus! Es ist des Altares nicht würdig, wie es auch nicht recht ist, daß du diese beiden greisen Leute ausbeutest, weil sie schwach und wehrlos sind.«

»Wer bist denn du?«

»Ein Gerechter!«

»Deine Sprache und die deiner Gefährten besagt, daß ihr Galiläer seid. Kann denn ein Galiläer ein Gerechter sein?«

»Tu, was ich sage, und sei gerecht!«

»Hört, hört, ein Galiläer als Verteidiger von seinesgleichen! Uns vom Tempel will er belehren.« Der Mann lacht und macht sich über ihn lustig, indem er die galiläische Sprechweise nachahmt, die viel melodioser und weicher klingt als die jüdische; so kommt es mir wenigstens vor.

Menschen bleiben stehen, und andere Händler und Wechsler ergreifen Partei für ihren Kollegen. Unter den Anwesenden sind auch zwei oder drei ironische Rabbis. Einer stellt die Frage: »Bist du etwa ein Gelehrter?«, und zwar auf eine Art und Weise, die sogar einem Ijob den Geduldsfaden reißen lassen würde.

»Du sagst es.«

»Was lehrst du denn?«

»Dies lehre ich: Macht das Haus Gottes nicht zu einem Haus des Wuchers und des Handels, sondern zu einem Ort der Anbetung! Das ist es, was ich lehre.«

Er gleicht dem Erzengel an der Schwelle des verlorenen Paradieses. Er hat kein flammendes Schwert in der Hand, aber Flammen in den Augen, die wie Blitze die Spötter und die Tempelschänder treffen. Er hat nichts in den Händen. Nur heiliger Zorn erfüllt ihn. Mit diesem schreitet er eilig von einem Tisch zum anderen, auf denen die Münzen sorgfältig nach ihrem Wert geordnet sind. Er wirft die Tische und Bänke um, und unter den Schreien der Wut, der Bestürzung und auch des Beifalls, hört man das Klingen der zu Boden fallenden Münzen und Tische. Dann reißt Jesus den Stallknechten die Stricke aus den Händen, befreit die darangebundenen Ochsen, Schafe und Lämmer, macht aus dem Seil eine Geißel mit Knoten, schwingt sie in der Luft und schlägt schonungslos damit auf die Schuldigen nieder. Ja, ich versichere, schonungslos!

Der unerwartete Hagel prasselt auf Köpfe und Schultern. Die Gläubigen bewundern die Szene, während die Schuldigen, bis zur äußeren Umfriedungsmauer verfolgt, das Weite suchen. Zurück lassen sie Geld, Tiere und Kleintiere ... ein Durcheinander von Beinen, Hörnern und Flügeln. Hier rennen sie, dort fliegen sie davon;

sie muhen und blöken; ein Gurren der Tauben und Turteltauben, vermischt mit dem Geschrei der Wucherer und dem Gelächter der Gläubigen, die den flüchtenden Gaunern nachschreien und sogar den jammernden Chor der Lämmer übertönen, die in einem anderen Hof geschlachtet werden.

Priester eilen mit Rabbis und Pharisäern herbei. Jesus kommt von seiner Verfolgung zurück und steht mitten im Hof, die Geißel noch in der Hand.

»Wer bist du? Wie kannst du dir erlauben, so etwas zu tun und die vorgeschriebenen Zeremonien zu stören? Von welcher Schule kommst du? Wir kennen dich nicht und wissen nicht, wer du bist.«

»Ich bin der, der kann, der alles vermag. Zerstört diesen wahren Tempel, und ich werde ihn zur Ehre Gottes wieder aufbauen. Nicht ich störe die Heiligkeit des Hauses Gottes und der Zeremonien, sondern ihr, die ihr gestattet, daß das Haus Gottes zur Stätte der Wucherer und der Händler werde. Meine Schule ist die Schule Gottes. Die gleiche, die ganz Israel durch den Mund des Ewigen hatte, der zu Mose sprach. Kennt ihr mich nicht? Ihr werdet mich kennenlernen. Ihr wißt nicht, woher ich komme? Ihr werdet es erfahren.«

Und sich zum Volk wendend, ohne sich weiter um die Priester zu kümmern, groß in seinem weißen Gewand, mit offenem und über dem Rücken hängenden Mantel, weit geöffneten Armen, wie ein Redner in seiner lebhaftesten Rede, spricht er:

»Hört, ihr aus Israel! Im Deuteronomium [Dtn 16,18–20] steht geschrieben: „Du wirst Richter und Aufseher an allen Türen aufstellen, und sie werden das Volk mit Gerechtigkeit richten, ohne Unterschied. Du sollst keine persönliche Bevorzugung kennen und keine Gaben annehmen; denn Geschenke blenden die Augen der Weisen und verdrehen die Worte der Gerechten. Mit Gerechtigkeit sollst du dem Recht folgen, um zu leben und das Land zu besitzen, das der Herr, dein Gott, dir geben wird.“

Hört, ihr von Israel! Im Deuteronomium [Dtn 18,1–2] steht geschrieben: „Die Priester und Leviten und alle aus dem Geschlecht

Levis sollen keinen Anteil und kein Erbe vom übrigen Israel haben, denn sie sollen vom Opfer des Herrn und von den Opfern leben, die ihm dargebracht werden. Sie sollen kein Eigentum haben, denn der Herr ist ihr Erbe.“

Hört, ihr von Israel! Im Deuteronomium [Dtn 23,19–20] steht geschrieben: „Leihe nicht gegen Zins deinem Bruder Geld, Getreide oder andere Dinge! Du kannst gegen Zins dem Fremden leihen; deinem Bruder jedoch sollst du zinslos leihen, was er nötig hat.“

Dies hat der Herr gesagt.

Jetzt aber seht ihr, daß es in Israel keine Gerechtigkeit für die Armen gibt. Nicht vom Gerechten, sondern vom Starken ist man abhängig, und arm sein, Volk sein, heißt: unterdrückt sein! Wie kann das Volk sagen: „Der uns richtet, ist gerecht“, wenn es sehen muß, daß nur die Mächtigen geachtet und geehrt werden, während den Armen niemand zuhört? Wie kann das Volk den Herrn achten, wenn es sehen muß, daß jene es nicht tun, die allen voran dem Herrn Ehrfurcht bezeugen müßten? Ist es Achtung vor dem Herrn, wenn seine Gebote übertreten werden? Warum haben die Priester in Israel Besitz und nehmen Geschenke an von den Zöllnern und Sündern? Diese geben, um sich die Priester wohlgesinnt zu machen, und jene nehmen, um ihre Geldtruhen zu füllen.

Gott ist das Erbe seiner Priester. Er ist für sie der Vater Israels. Er ist in allem Vater und sorgt für die Nahrung, wie es recht ist. Doch nicht mehr als nötig und gerecht ist. Er hat den Dienern seines Heiligtums nicht Börse und Besitz versprochen. In alle Ewigkeit werden sie wie Mose und Elija, wie Jakob und Abraham um ihrer Gerechtigkeit willen den Himmel haben. Doch auf dieser Erde dürfen sie nur Gewänder aus Leinen und eine Krone aus unvergänglichem Gold tragen: *Reinheit und Liebe*. Der Leib muß der Knecht des Geistes, und dieser Diener des wahren Gottes sein; und der Körper darf nicht Herr über den Geist und dieser nicht gegen Gott sein.

Ich wurde gefragt, mit welcher Berechtigung ich so handle. Und sie, mit welchem Recht mißbrauchen sie die Gebote Gottes und er-

lauben, daß im Schatten der heiligen Mauern Wucher getrieben wird zum Schaden der Brüder Israels, die gekommen sind, um dem göttlichen Gebot zu gehorchen?

Ich bin gefragt worden, von welcher Schule ich komme, und ich habe geantwortet: „Aus der Schule Gottes.“ Ja, Israel, ich komme und ich bringe dich zurück zu dieser heiligen und unveränderlichen Schule.

Wer das Licht, die Wahrheit, das Leben kennenlernen will, wer wieder die Stimme Gottes hören will, die zu seinem Volk spricht, der komme zu mir!

Ihr seid Mose durch die Wüste gefolgt, ihr aus Israel! Folgt mir; denn ich führe euch durch eine viel traurigere Wüste in das wahre, glückliche Land. Durch das Meer, das sich auf Gottes Geheiß öffnet, führe ich euch in dieses Land. Mit meinem Zeichen heile ich euch von allem Übel.

Die Stunde der Gnade ist gekommen. Die Patriarchen haben sie erwartet und sind gestorben. Die Propheten haben sie vorhergesagt und sind in dieser Hoffnung gestorben. Die Gerechten haben davon geträumt und sind gestorben im Trost dieses Traumes. Nun ist die Stunde gekommen.

Kommt, „der Herr richtet sein Volk und erweist seinen Dienern Barmherzigkeit“ wie er es durch den Mund des Mose versprochen hat!«

Die Menschen, die sich um Jesus geschart haben, hören diese Rede staunend an. Dann diskutieren sie untereinander, kommentieren die Worte des neuen Rabbi und befragen seine Gefährten.

Jesus geht in einen anderen Hof, der durch eine Türe von diesem getrennt ist. Die Freunde folgen ihm, und die Vision ist zu Ende.

89 Begegnung mit Judas Iskariot und Thomas • Wunder an Simon, dem Zeloten

Jesus ist beisammen mit seinen sechs Jüngern. Wie gestern, so sehe ich auch heute Judas Thaddäus nicht, obwohl er gesagt hatte, daß er mit Jesus nach Jerusalem kommen werde.

Allem Anschein nach dauern die österlichen Feste noch an, denn es sind viele Menschen in der Stadt.

Es ist gegen Abend, und viele beeilen sich, nach Hause zu kommen. Auch Jesus geht zum Haus, wo er zu Gast ist. Es ist nicht das Haus des Abendmahles. Jenes liegt in der Stadt, wenn auch ziemlich am Rand. Dieses hier ist ein richtiges Landhaus zwischen dichten Olivenbäumen. Von dem Vorplatz des Hauses sieht man, wie sich die Bäume bis zu einem kleinen, wasserarmen Bach ausdehnen, der sich zwischen zwei Hügeln dahinschlängelt. Auf dem einen Hügel steht ein Tempel, auf dem anderen nur viele Olivenbäume. Jesus befindet sich am Fuß dieses Hügels, der langsam ansteigt und mit seinen Bäumen etwas Friedvolles ausstrahlt.

»Johannes, hier sind zwei Männer, die deinen Freund erwarten«, sagt ein älterer Mann, wohl der Pächter oder Eigentümer des Olivenhains. Es scheint, daß Johannes ihn kennt.

»Woher sind sie und wer sind sie?«

»Ich weiß es nicht. Einer ist gewiß Jude. Der andere ... ich weiß es nicht, ich habe ihn nicht gefragt.«

»Wo sind sie?«

»Sie warten in der Küche ... und ... ja ... es ist auch einer da, der mit Wunden bedeckt ist ... Ich ließ ihn dort stehen, denn ich möchte nicht ... wenn er aussätzig ist ... Er sagt, er wolle den Propheten sehen, der im Tempel gesprochen hat.«

Jesus, der bis zu diesem Augenblick geschwiegen hat, sagt: »Gehen wir zuerst zu diesem! Sage den anderen, sie können kommen, wenn sie wollen. Ich werde hier im Olivenhain mit ihnen sprechen«, und er gibt sich zum Ort, den der Alte ihm gezeigt hat.

»Und wir, was machen wir?« fragt Petrus.

»Ihr könnt kommen, wenn ihr wollt.«

Ein ganz vermummter Mann lehnt an einer kleinen Mauer, die außerhalb des Gutes liegt. Er muß auf einem wenig begangenen Feldweg längs des kleinen Baches hergekommen sein. Als er Jesus sieht, ruft er: »Zurück, zurück, doch habt Erbarmen!« Und läßt dabei seinen Oberkörper sehen, indem er die Hülle fallen läßt.

Wenn schon das Gesicht mit Krusten und Narben bedeckt ist, dann ist der Oberkörper ein Mosaik von Wunden. Viele sind bereits tiefe Löcher, andere nur wie rote Brandstellen, wieder andere hell und schimmernd, als ob ein weißes Glas darüber liegen würde.

»Du bist aussätzig, was willst du von mir?«

»Verwünsche mich nicht, steinige mich nicht! Man sagte mir gestern, daß du dich als die Stimme Gottes und als Gnadenbringer gezeigt hattest. Man sagte mir, daß du versichert hast, daß du durch dein Zeichen jedes Übel heilst. Mache es über mich! Ich komme von den Höhlen . . . dort, ich bin gekrochen wie eine Schlange unter dem Gebüsch am Bache, um ungesehen bis hierher zu kommen. Ich habe aber den Abend abgewartet, denn in der Dämmerung kann man wenigstens nicht erkennen, wer ich bin. Ich habe es gewagt, ich habe den gefunden, dem das Haus gehört. Er ist gut, er hat mich nicht getötet. Er hat mir nur gesagt: „Warte dort bei der Mauer!“ Habe auch du Erbarmen mit mir!«

Als Jesus sich ihm nähert, er allein, weil die sechs Jünger und der Besitzer mit den beiden Unbekannten fernbleiben und offen ihre Abscheu zur Schau tragen, sagt der Aussätzig noch einmal: »Nicht näher, nicht näher. Ich bin verseucht!«

Doch Jesus geht weiter. Er betrachtet ihn voller Mitleid, so daß der Mann zu weinen beginnt, niederkniet, mit dem Antlitz beinahe die Erde berührt und jammert: »Dein Zeichen, dein Zeichen!«

»Es soll aufgerichtet werden, wenn es Zeit dafür ist. Doch ich sage dir: steh auf, sei geheilt! Ich will es. Und sei für mich ein Zeichen in dieser Stadt, die mich kennenlernen soll. Steh auf, sage ich! Sündige nicht mehr, aus Dankbarkeit gegen Gott!«

Der Mann steht ganz langsam, langsam auf. Es sieht fast so aus, als ob er sich inmitten des hohen Grases und der Blumen wie aus einem Leichentuch erheben würde. Er ist geheilt! Er betrachtet sich beim letzten Tageslicht. Ja, er ist geheilt und ruft aus: »Ich bin rein! Was soll ich nun für dich tun?«

»Gehorche dem Gesetz! Suche den Priester auf! Wandle fortan in der Gerechtigkeit. Geh!«

Der Mann macht eine Bewegung, als wolle er sich Jesus zu Füßen werfen; doch er erinnert sich, daß er nach dem Gesetz noch unrein ist, und hält sich zurück [Lev 13–14]. Er küßt also seine eigene Hand und wirft Jesus diesen Handkuß zu. Er weint vor Freude.

Die anderen stehen wie versteinert da. Jesus wendet sich vom Aussätzigen ab und lächelt ihnen aufmunternd zu. »Freunde, dies war nur Aussatz des Fleisches. Doch ihr werdet den Aussatz von den Seelen fallen sehen. Seid ihr es, die ihr nach mir gefragt habt?« sagt er zu den beiden Unbekannten. »Hier bin ich. Wer seid ihr?«

»Wir haben dich vor einigen Tagen im Tempel gehört. In der ganzen Stadt haben wir dich gesucht. Einer, der von sich sagt, daß er mit dir verwandt sei, teilte uns mit, daß du hier wohnst.« »Warum sucht ihr mich?«

»Um dir nachzufolgen, wenn du uns haben willst; denn du hast Worte der Wahrheit!«

»Mir nachzufolgen? Aber wißt ihr auch, wohin mein Weg führt?« »Nein, Meister, aber ganz bestimmt zur Herrlichkeit.« »Ja, zu einer Herrlichkeit, die nicht von dieser Welt ist. Zu einer Herrlichkeit, deren Platz im Himmel ist und die man mit Tugend und Opfer erreicht. Warum wollt ihr mir nachfolgen?« fragt Jesus nochmals. »Um an deiner Herrlichkeit teilzuhaben.« »An der himmlischen?« »Ja, an der himmlischen.«

»Nicht alle erreichen das Ziel. Denn der Dämon versucht alle, die nach dem Himmel streben, mehr als die anderen. Und nur, wer einen ganz festen Willen hat, hält durch. Warum mir nachfolgen, wenn mir nachfolgen heißt, ununterbrochen gegen den Feind kämp-

fen, der in uns ist, gegen die feindliche Welt und gegen den Feind, der Satan ist?«

»So will es unser Geist, der von dir in Besitz genommen ist. Du bist heilig und mächtig. Wir wollen deine Freunde sein.«

»Freunde!!!« Jesus seufzt und schweigt. Dann schaut er den Mann fest an, der bisher gesprochen hat und der nun seinen Mantel vom Haupt fallen läßt, so daß er baren Hauptes dasteht. Es ist Judas Iskariot. »Wer bist du, der du besser sprichst als ein Mann aus dem Volk?« »Ich bin Judas, des Simon von Kerijot. Doch ich gehöre zum Tempel. Ich erwarte den König der Juden und träume von ihm. Ich habe dich in deinen Worten als König erkannt, als König habe ich dich in deinen Bewegungen gesehen. Nimm mich mit!«

»Dich mitnehmen? Jetzt? Sofort? Nein!« »Warum, Meister?«

»Es ist besser, sich zu prüfen, bevor man sich auf unwegsame Wege begibt.«

»Glaubst du nicht an meine Ehrlichkeit?«

»Du sagst es. Ich glaube an deinen Impuls; doch glaube ich nicht an deine Ausdauer, Judas. Denke nach darüber. Ich werde jetzt weggehen und zu Pfingsten wiederkommen. Wenn du im Tempel bist, wirst du mich sehen. Prüfe dich also selbst! ... Und wer bist du?« fragt Jesus den zweiten Unbekannten.

»Ein anderer, der dich gesehen hat. Ich möchte bei dir sein. Doch nun habe ich Zweifel.«

»Nein. Die Überheblichkeit führt zum Ruin. Die Furcht kann Hindernis sein; wenn sie jedoch aus der Demut kommt, dann ist sie eine Hilfe. Fürchte dich nicht! Auch du wirst nachdenken, und wenn ich zurückkomme ... «

»Meister, du bist so heilig. Ich fürchte nur, deiner nicht würdig zu sein. Nichts anderes. Was meine Liebe betrifft, befürchte ich nichts.«

»Wie heißt du?«

»Thomas, Didymus genannt.«

»Ich werde mir deinen Namen merken. Geh in Frieden!«

Jesus verabschiedet sich und zieht sich zum Abendbrot in das gast-

liche Haus zurück. Die sechs Männer bei ihm wollen vieles wissen.

»Meister, warum hast du zwischen den beiden einen Unterschied gemacht, da beide das gleiche innere Bedürfnis hatten?« fragt Johannes.

»Freund, auch der gleiche Wunsch kann einen verschiedenen Ursprung haben und eine verschiedene Auswirkung. Natürlich haben beide den gleichen Wunsch; doch der eine ist vom anderen grundverschieden. Der, der unvollkommener zu sein scheint, ist der vollkommeneren, denn er strebt nicht nach irdischer Herrlichkeit; er liebt mich, weil er mich liebt!«

»Auch ich!«

»Auch ich, gewiß!«

»Und ich!«

»Und ich!«

»Und ich!«

»Und ich!«

»Ich weiß; ich kenne euch und weiß, wie ihr seid.«

»So sind wir also vollkommen?«

»O nein! Doch wie Thomas werdet auch ihr es werden, wenn ihr in eurem guten Willen zu lieben verharret . . . Vollkommen?! Oh, Freunde! Wer ist vollkommen außer Gott?«

»Du bist es.«

»Wahrlich, ich sage euch, daß ich nicht aus mir vollkommen bin, wenn ihr glaubt, daß ich ein Prophet bin. Kein Mensch ist vollkommen. Doch ich bin vollkommen, da der, der zu euch spricht, das Wort des Vaters ist. Teil Gottes, sein Gedanke, der WORT wird. Ich habe die Vollkommenheit in mir. Das müßt ihr glauben, wenn ihr glaubt, daß ich das Wort des Vaters bin. Doch seht, Freunde, ich will der Menschensohn genannt werden, da ich mich selbst verleugne und alle menschlichen Schwächen auf mich nehme, um sie zu tragen als meine erste Last. Ich werde sie, nachdem ich sie getragen habe, *ohne Anteil an ihnen zu haben*, vernichten. Welche Last, Freunde! Doch ich trage sie mit Freuden; es ist mir eine Freude, sie zu tragen;

als Sohn der Menschheit werde ich sie zum Kind Gottes machen; die Menschheit wird sein wie am ersten Tag!«

Jesus spricht in seiner gütigen Art, während er an einem armen Tisch sitzt und seine Worte mit den Gesten seiner Hände unterstreicht. Das Haupt ist leicht geneigt und das Gesicht von unten her durch das Öllämpchen beleuchtet, das auf dem Tisch steht. Er lächelt, denn er ist Meister in der Beherrschung und liebevoll im Umgang. Die Jünger hören ihm aufmerksam zu.

»Meister, warum ist dein Vetter, obwohl er wußte, wo du wohnst, nicht gekommen?«

»Mein Petrus ... du wirst einer meiner Felsen sein, *der erste*. Nicht alle Steine sind leicht zu gebrauchen. Hast du den Marmor des prätorischen Palastes gesehen? Mit Mühe wurden diese Blöcke dem Schoß des Berges abgerungen, und nun bilden sie einen Teil des Prätoriums. Betrachte aber jene Steine, die dort inmitten des Kidrons im Mondschein glänzen. Mit der Flut sind sie gekommen, und wenn einer sie haben will, kann er sie ohne weiteres mitnehmen. Mein Vetter ist wie die ersten Steine, von denen ich spreche ... Der Schoß des Berges, d. h. die Familie, macht ihn mir streitig.«

»Doch ich möchte sein wie die Kieselsteine des Baches. Deinetwegen bin ich bereit, alles zu verlassen: Haus, Weib, Fischfang und Brüder. Alles, Meister, für dich.«

»Ich weiß es, Petrus; daher liebe ich dich. Aber auch Judas wird kommen.«

»Wer? Judas von Kerijot? Ich halte nichts von ihm. Er ist ein nettes Herrchen, doch ich ziehe ... mich selbst ihm vor ... «

Alle lachen über den Schlußsatz des Petrus.

»Da gibt es nichts zu lachen. Ich will damit nur sagen, daß ich einen einfachen Galiläer ... ungehobelt ... Fischer, doch ohne Falsch ... den Städtern vorziehe, die, ich weiß nicht ... der Meister versteht schon, was ich sagen will.«

»O ja, ich verstehe. Doch urteile nicht! Wir brauchen die einen und die anderen auf der Welt, und die Guten sind unter den Bösen

wie die Blumen auf dem Felde ... der Schierling wächst neben der heilsamen Malve ... «

»Ich möchte etwas fragen.«

»Was, Andreas?«

»Johannes hat mir vom Wunder in Kana erzählt ... Wir waren voller Hoffnung, daß du auch in Kafarnaum ein Wunder wirken würdest ... doch du hast gesagt, daß du keine Wunder wirken wirst, bevor du das Gesetz erfüllt hast. Warum also in Kana? Und weshalb hier und nicht in deiner Heimat?«

»Jeder Gehorsam dem Gesetz gegenüber ist Vereinigung mit Gott und bedeutet daher eine Steigerung unserer eigenen Fähigkeiten. Das Wunder ist ein Beweis der Verbundenheit mit Gott, der wohlwollenden und zustimmenden Gegenwart Gottes. Daher wollte ich erst meine Pflicht als Israelit tun, bevor ich Wunder zu wirken begann.«

»Aber du bist doch dem Gesetz nicht unterworfen?«

»Warum? Als Sohn Gottes nicht, als Sohn des Gesetzes, ja. Israel kennt mich jetzt nur als solchen ... und auch nachher wird beinahe ganz Israel mich als solchen anerkennen, ja sogar als noch weniger. Ich will aber Israel kein Ärgernis geben und gehorche dem Gesetz.«

»Du bist heilig.«

»Die Heiligkeit schließt den Gehorsam nicht aus. Im Gegenteil, sie vervollkommnet ihn. Da ist ein gutes Beispiel zu geben, mehr als in allem anderen. Was würdest du von einem Vater, einem größeren Bruder, einem Lehrer, einem Priester sagen, die kein gutes Beispiel gäben?«

»Aber warum dann Kana!«

»Kana diente dazu, meiner Mutter Freude zu bereiten. Kana ist das durch die Bitte meiner Mutter vorverlegte, ihr geschuldete Wunder. Um ihretwillen wird die Zeit der Gnade vorverlegt. Hier in Jerusalem erweise ich der heiligen Stadt die Ehre und mache sie öffentlich zur Bahnbrecherin meiner Macht als Messias. In Kana hingegen bezeugte ich die Ehre der Heiligen Gottes, der ganz Heiligen. Durch

sie hat mich die Welt erhalten. Und es ist daher gerecht, daß mein erstes Wunder auf der Welt ihr galt!«

Man klopft an der Tür. Es ist Thomas, der zurückkommt. Er wirft sich Jesus zu Füßen. »Meister, ich kann deine Rückkehr nicht erwarten. Laß mich bei dir sein! Ich bin zwar voller Fehler, doch ich habe eine große Liebe, eine wahre Liebe zu dir, der du mein höchstes Gut bist. Laß mich, Meister . . . «

Jesus legt ihm die Hand aufs Haupt.

»Bleibe, Didymus, folge mir nach! Selig, die im Wollen ausdauernd und aufrichtig sind. Gesegnet seid ihr. Ihr seid mehr als Verwandte für mich; denn ihr seid mir Söhne und Brüder, nicht dem Fleisch nach, das stirbt, sondern dem Willen Gottes und eurem geistigen Wollen nach. Jetzt sage ich euch, ich habe keine anderen Verwandten als die, die den Willen meines Vaters tun, und ihr tut ihn, denn ihr wollt das Gute.«

Die Vision endet.

Es ist 16 Uhr, und schon senken sich die Schatten der Müdigkeit, eine logische Folge der schmerzlichen Stunde von gestern, auf mich hernieder . . . Doch auch am 24. Oktober ging es mir sehr schlecht; so schlecht, daß ich nach dem Ende der Vision, die ich mit meinem meningitisähnlichen Kopfschmerzen geschrieben habe, nicht mehr den Mut hatte, anzufügen, daß ich endlich Jesus so bekleidet gesehen habe, wie er mir erscheint, wenn er ganz für mich da ist: mit einem weichen, weißen Wollkleid, leicht elfenbein角度ig, und einem dazu passenden Mantel und dem Gewand, das er bei seinem ersten Auftreten als Messias in Jerusalem trug.

90 Thomas wird Jünger Jesu

Wir sind noch in derselben Umgebung, in der breiten, niederen Küche mit ihren verrußten Wänden, nur spärlich beleuchtet von dem Flämmchen der kleinen Öllampe, die auf dem rohen, langen und schmalen Tisch steht, an dem acht Personen sitzen: Jesus und die sechs Jünger sowie der Hausherr.

Jesus sitzt auf einem dreibeinigen Hocker ohne Lehne – wie sie auf dem Land üblich sind – und wendet sich Thomas zu, der vor ihm kniet.

Die Hand Jesu, zuvor auf dem Haupt des Thomas, liegt nun auf dessen Schulter. Jesus sagt: »Steh auf, Freund! Hast du schon zu Abend gegessen?«

»Nein, Herr. Ich bin nur einige Meter weit mit dem anderen gegangen, mit dem ich hierhergekommen war; dann habe ich ihn allein gelassen mit der Ausrede, daß ich mit dem geheilten Aussätzigen sprechen wolle. Ich sagte so zu ihm, weil ich dachte, daß er sich ekeln würde vor einem, der unrein war. Und ich hatte recht. Ich aber habe dich gesucht. Ich möchte dir sagen: nimm mich an! Ich bin im Ölgarten auf und ab gegangen, bis ein Jüngling mich fragte, was ich dort täte. Er muß mich für einen Übeltäter gehalten haben . . . er stand dort beim Markstein, wo das Gut beginnt . . . «

Der Hausherr lächelt. »Das ist mein Sohn«, erklärt er und fügt hinzu: »Er ist zur Bewachung der Speicher aufgestellt. Wir haben in den Höhlen noch beinahe die ganze letzte Ernte. Sie war sehr gut und wird viel Öl bringen, und in Zeiten, wo viele Menschen kommen, mischen sich auch Diebe ein, die unbewachte Räume ausrauben. Vor acht Jahren, genau an Ostern, wurde uns alles gestohlen. Seitdem halten wir abwechselnd Wache. Die Mutter hat ihm gerade das Abendessen gebracht!«

»Er sagte zu mir: „Was willst du?“ und er sagte dies in einem Ton, daß ich, um meinen Rücken vor dem Stock abzusichern, rasch antwortete: „Ich suche den Meister, der hier wohnt.“ Da sagte er: „Wenn es wahr ist, was du sagst, dann komm ins Haus“ und er hat mich bis hierher begleitet. Er hat angeklopft und ist nicht eher weggegangen, als bis er die ersten Worte gehört hat.«

»Wohnst du weit von hier?«

»Ich wohne am anderen Ende der Stadt, bei der Ostpforte.«

»Bist du allein?«

»Ich war mit meinen Verwandten zusammen, doch diese haben sich anderen Verwandten auf der Straße nach Betlehem angeschlossen. Ich bin zurückgeblieben und habe dich Tag und Nacht gesucht, bis ich dich gefunden habe.«

Jesus lächelt und sagt: »So erwartet dich also niemand?«

»Nein, Meister.«

»Der Weg ist weit, die Nacht ist dunkel, die römischen Patrouillen streifen durch die Stadt. Ich sage dir, wenn du willst, bleibe bei uns!«

»Oh, Meister!« Thomas ist glücklich.

»Macht Platz, ihr anderen, und gebt alle dem Bruder etwas!«

Jesus gibt ihm seinen Käse, der noch unberührt ist. Er erklärt Thomas: »Wir sind arm, und das Abendessen ist bereits beendet. Doch wer gibt, tut es aus ganzem Herzen«, und Jesus sagt zu Johannes, der an seiner Seite sitzt: »Überlaß dem Freund deinen Platz.«

Johannes erhebt sich sofort und setzt sich an die Ecke des Tisches, nahe dem Hausherrn.

»Setze dich, Thomas, und isß!« Und dann zu allen: »Handelt immer so, Freunde, aus echter Nächstenliebe! Der Pilger ist schon beschützt durch das Gesetz Gottes [Ex 23,9]. Doch jetzt müßt ihr ihn in meinem Namen noch mehr lieben. Wenn euch jemand im Namen Gottes um Brot, einen Schluck Wasser oder ein Obdach bittet, sollt ihr es ihm gleichfalls im Namen Gottes geben. Gott wird es euch vergelten. Ihr sollt es mit allen so halten. Auch mit den Feinden. So lautet das neue Gebot. Bis jetzt ist zu euch gesagt worden: „Liebt, die euch lieben, und haßt eure Feinde!“ [Lev 19,18; Mt 5,43]. Doch ich sage euch: „Liebt auch die, die euch hassen!“ [Mt 5,44; Lk 6,27]. Oh, wenn ihr wüßtet, wie sehr ihr von Gott geliebt werdet, wenn ihr liebt, wie ich es euch sage! Und wenn dann einer spricht: „Ich will dein Gefährte sein im Dienst des wahren Gottes und seinem Lamm nachfolgen“, dann soll er euch noch teurer als ein Blutsbruder sein; denn ein ewiges Band wird euch verbinden: das Band Christi.«

»Wenn wir aber an einen Unaufrichtigen geraten? Zu sagen: „Ich will dies oder das tun“, ist einfach; doch nicht immer ist das Wort ehrlich gemeint«, sagt Petrus aufgeregt. Ich weiß nicht, er hat nicht seine sonstige, freundliche Art.

»Petrus, höre zu! Du sprichst vernünftig und richtig. Doch sieh, besser ist es, aus Güte und Vertrauen zu fehlen als aus Mißtrau-

en und Härte. Wenn du einem Unwürdigen Gutes erweist, welches Übel kann dir daraus erwachsen? Keines! Im Gegenteil! Die Belohnung Gottes ist dir sicher, während ihm die Strafe sicher ist, wenn er dein Vertrauen mißbraucht.«

»Kein Übel? Aber oft ist es doch so, daß der Unwürdige über die Undankbarkeiten hinaus auch noch unserem guten Ruf schadet, dem Besitz und selbst dem Leben!«

»Das ist schon wahr. Doch mindert dies dein Verdienst? Nein! Selbst wenn die ganze Welt den Verleumdungen glaubte, auch wenn du ärmer würdest als Ijob, auch wenn der Grausame dir das Leben nehmen würde, was würde das in den Augen Gottes ändern? Nichts! Im Gegenteil; ja, eine Änderung gäbe es wohl, doch zu deinen Gunsten. Gott würde zum Verdienst deiner Güte auch das Verdienst der geistigen, materiellen und körperlichen Leiden hinzurechnen.«

»Gut, gut, so wird es sein.« Petrus schweigt. Schmollend stützt er sein Haupt in die Hand.

Jesus wendet sich Thomas zu: »Freund, ich habe dir zuvor im Ölgarten gesagt: „Wenn ich wieder in diese Gegend komme und du noch willst, dann sollst du mein Jünger sein.“ Nun frage ich dich: Bist du geneigt, Jesus einen Gefallen zu tun?«

»Ohne Zweifel.«

»Doch wenn dieser Gefallen für dich ein Opfer wird?«

»Dir dienen, wird kein Opfer für mich sein. Was willst du!«

»Ich wollte dir sagen ... daß du Geschäfte haben wirst, Verpflichtungen ... «

»Nichts, nichts, ich habe dich! Sprich also.«

»Höre! Morgen beim ersten Tageslicht wird der Aussätzige von den Höhlen aufbrechen, um jemanden zu finden, der den Priester benachrichtigt. Du sollst zu den Grotten gehen, aus Nächstenliebe ... und du sollst laut sagen: „Du, der du gestern rein geworden bist, komm heraus! Jesus von Nazaret, der Messias Israels, schickt mich zu dir; er hat dich geheilt.“ Mache es so, daß die Welt der „leben-

den Toten“ meinen Namen erfährt und voller Hoffnung wird, und wer zur Hoffnung den Glauben gesellt, der komme zu mir, damit ich ihn heile. Das ist die erste Art der Reinigung, der Auferstehung, die ich bringe und deren Gebieter ich bin. Eines Tages werde ich eine wesentlichere Reinheit geben . . . Eines Tages werden die versiegelten Grabstätten ihre wahren Toten wieder ausspeien; sie werden sich frohlockend zeigen mit ihren leeren Augenhöhlen und den geöffneten Kiefern für den Jubel von fern her, der aber gehört wird von den Skeletten und den in den Limben wartenden Geistern, die frohlockend und bebend die Befreiung begrüßen, denn sie wissen, wem sie sie zu verdanken haben. Du aber geh hin! Er wird zu dir kommen. Tue alles, was er dir aufträgt. Hilfe ihm bei allem, als wäre er dein Bruder. Und sage ihm noch: „Wenn du ganz rein bist, gehen wir zusammen zur Flußstraße jenseits von Dok und Efraim. Dort erwartet dich der Meister, Jesus; er erwartet auch mich, um uns zu sagen, wie wir ihm dienen sollen.“«

»Ich will es tun. Und der andere?«

»Wer? Iskariot?«

»Ja, Meister.«

»Für ihn gilt weiterhin mein Rat. Laß ihn von sich aus entscheiden und *lange* überlegen. Am besten vermeidest du, ihm zu begegnen.«

»Ich werde beim Aussätzigen bleiben. Im Tal der Grotten sind nur Unreine oder solche, die Erbarmen mit ihnen haben.«

Petrus brummt etwas vor sich hin. Jesus hört ihn.

»Petrus, was hast du? Entweder schweigst du oder du murrst. Du bist unzufrieden, warum?«

»Ja, ich bin es. Wir sind die ersten, und du schenkst uns kein Wunder. Wir sind die ersten, und du läßt einen Fremden sich neben dich setzen. Wir sind die ersten, und du gibst ihm die Aufträge und nicht uns. Wir sind die ersten . . . ja . . . es scheint aber, als ob wir die letzten wären. Warum erwartest du sie am Weg zum Fluß? Sicher, um ihnen einen Auftrag zu geben. Warum ihnen und nicht uns? . . . «

Jesus betrachtet ihn. Er ist nicht unwillig. Im Gegenteil, er lächelt

Petrus zu wie einem Kind. Jesus steht auf und geht langsam zu Petrus hin, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt lächelnd: »Petrus! Petrus! Du bist ein großes, altes Kind?« Und zu Andreas, der neben dem Bruder sitzt, sagt er: »Geh an meinen Platz!« und setzt sich an die Seite Petri. Er legt einen Arm auf seine Schultern und spricht zu ihm: »Petrus, dir scheint, daß ich ungerecht bin; doch es ist keine Ungerechtigkeit. Es ist im Gegenteil ein Beweis dafür, daß ich weiß, wieviel ihr wert seid! Schau, wer braucht Beweise? Nur wer noch nicht sicher ist. Ich aber wußte euch ganz sicher, so daß ich keine Notwendigkeit sah, euch meine Macht zu beweisen. Hier in Jerusalem jedoch sind Beweise vonnöten; hier, wo Laster, Unglaube, Politik und andere weltliche Dinge die Geister verdunkeln, so daß sie das Licht, das vorüberzieht, nicht mehr sehen können. Doch dort, an unserem schönen See, so rein unter einem klaren Himmel, dort bei den rechtschaffenen Menschen, die voll guten Willens sind, braucht es keine Beweise. Ihr werdet Wunder haben. In Strömen werden über euch die Gnaden gegossen werden. Aber schaut, wie ich euch eingeschätzt habe; ich habe euch mitgenommen, ohne Beweise von euch zu verlangen und ohne die Notwendigkeit zu sehen, euch solche zu geben; denn so wie ihr seid, seid ihr mir teuer, die ihr an mich glaubt!«

Petrus beruhigt sich. »Verzeih mir, Jesus!«

»Ja, ich verzeihe dir; denn dein Beleidigtsein ist Liebe. Doch du darfst nicht eifersüchtig sein, Simon des Jona! Weißt du, was das Herz deines Jesus ist? Hast du noch nie das Meer gesehen, das *wirkliche* Meer? Nun, mein Herz ist weit größer als das größte Meer! Und es hat Platz für alle. Für die gesamte Menschheit. Der Kleinste und der Größte haben darin Platz. Der Sünder wie der Unschuldige finden hier Liebe. Diesen gebe ich einen Auftrag. Gewiß! Willst du mir es verbieten? Ich habe euch auserwählt, nicht ihr mich. Ich kann daher frei entscheiden, wie ich euch verwenden will. Und wenn ich diesen mit einem Auftrag hier lasse – es kann auch eine Prüfung sein oder eine Barmherzigkeit, wenn Iskariot eine Zeitspanne gelas-

sen wird – kannst du mir deswegen einen Vorwurf machen? Weißt du, daß dir eine größere Aufgabe vorbehalten ist? Ist es nicht das Schönste, wenn du von mir hören darfst: „Du wirst mir nachfolgen“?«

»Wirklich und wahrhaftig, ich bin ein Esel . . . verzeih mir, bitte!«

»Ja, alles, alles sei dir verziehen, o Petrus! Doch ich bitte euch alle: streitet euch nie um die Plätze und die Verdienste! Ich hätte als König geboren werden können; doch ich bin arm und in einem Stall geboren. Ich hätte reich sein können; doch ich lebte bis jetzt von meiner Arbeit und bin nun auf die barmherzige Nächstenliebe angewiesen. Und doch, glaubt mir, Freunde, es gibt keinen Größeren als mich in den Augen Gottes . . . als mich, der ich hier bin, um den Menschen zu dienen.«

»Diener, du? . . . Niemals!«

»Warum, Petrus?«

»Weil ich dir dienen will!«

»Selbst wenn du mir dienen würdest, wie eine Mutter das Kind bedient, ich bin gekommen, um dem Menschen zu dienen. Ich werde sein Erlöser sein. Gibt es einen Dienst, der diesem gleichkommt?«

»Oh, Meister, du erklärst alles, und was dunkel scheint, wird sofort hell.«

»Bist du nun zufrieden, Petrus? Laß mich nun mit Thomas weiterreden! Thomas, bist du sicher, den Aussätzigen wiederzuerkennen? Nur er ist geheilt. Doch es könnte sein, daß er schon beim Sternenschein weggegangen ist, um einen nötigen Begleiter zu finden. Und ein anderer, der rasch in die Stadt kommen will, um die Angehörigen zu sehen, könnte seinen Platz einnehmen. Höre gut zu: er sieht so aus . . . ich war ihm sehr nahe . . . und im Halbdunkel habe ich ihn gut gesehen. Er ist hochgewachsen und mager. Von dunkler Hautfarbe, wie ein Mischling, hat tiefliegende und rabenschwarze Augen unter weißen Wimpern, seine Haare sind weiß wie Linnen und dicht, seine Nase ist lang und zur Spitze hin gebogen, wie die der Libyer, und er hat dicke und vorstehende Lippen, besonders die

untere. Seine Hautfarbe ist olivgrün, so daß die Lippen violett scheinen. Auf der Stirne hat er eine alte Narbe, die ihm geblieben ist. Und dies wird das einzige Merkmal sein, nun da er von den Krusten und vom Schmutz gereinigt ist.«

»So ist es ein Greis, wenn er ganz weiß ist?«

»Nein, Philipp. Es scheint so, aber er ist es nicht. Die Krankheit hat sein Haar gebleicht.«

»Was ist er? Ein Mischling?«

»Vielleicht, Petrus. Er gleicht den Völkern Afrikas.«

»Ist er Israelit?«

»Wir werden es erfahren. Doch wenn er es nicht wäre?«

»Wenn er es nicht wäre, könnte er weggehen. Es ist schon viel für ihn getan, daß du ihn geheilt hast.«

»Nein, Petrus. Auch wenn er ein Heide wäre, würde ich ihn nicht fortjagen. Jesus ist für alle gekommen. Wahrlich, ich sage dir, die Völker der Finsternis werden die Kinder des Volkes des Lichtes übertreffen.«

Jesus seufzt; dann steht er auf, spricht das Dankgebet und erteilt den Segen.

Die Vision endet damit.

(Ich möchte anfügen, daß meine innere Stimme seit gestern abend, als ich den Aussätzigen sah, sagt: »Es ist Simon, der Apostel. Du wirst ihn mit Thaddäus zum Meister kommen sehen.« Heute morgen (Freitag), nach der heiligen Kommunion, öffne ich das Missale und sehe, daß gerade heute die Vigil des Festes des heiligen Simon und des heiligen Judas ist, und das Evangelium von morgen spricht über die Nächstenliebe, beinahe mit denselben von mir in der Vision gehörten Worten. Judas Thaddäus jedoch habe ich bis jetzt noch nicht gesehen.)

91 Judas des Alphäus, Thomas und Simon werden am Jordan angenommen

Ihr seid schön, ihr Ufer des Jordan, so wie ihr zu den Zeiten Jesu wart. Ich betrachte euch und erfreue mich an eurem herrlichen, grün-

blauen, friedlichen Wasser, dem Rauschen und dem Wellenschlag mit seinem melodischen Rhythmus.

Ich befinde mich auf einer ziemlich breiten und einigermaßen gut erhaltenen Straße. Es muß eine Hauptstraße sein, besser noch, eine Militärstraße, die von den Römern angelegt wurde, um die verschiedenen Gebiete mit der Hauptstadt zu verbinden. Sie verläuft parallel zum Fluß, doch nicht längs des Flusses. Sie ist von diesem durch eine Gebüschzone getrennt, die, wie ich annehme, die Aufgabe hat, die Ufer zu verstärken und das Wasser in Hochwasserzeiten einzudämmen. Auf der anderen Straßenseite setzt sich diese Baumzone fort, so daß die Straße wie unter einem natürlichen Dach verläuft, da sich über ihr die grünen Zweige verflechten.

Der Fluß und auch die Straße machen an dem Punkt, an dem ich mich befinde, einen leichten Bogen, was mir erlaubt, eine Art grüne Mauer zu sehen, die ein ruhiges Wasserbecken umschließt. Man könnte fast an einen See in einem herrschaftlichen Park denken; doch das Wasser ist nicht unbewegt wie das der Seen, sondern fließt dahin, wenn auch langsam. Man gewahrt dies am Rascheln der dem Wasser nächstgelegenen Schilfhalme, wie auch an den wellenförmigen Bewegungen ihrer über dem Wasserspiegel hängenden, bänderartigen Blätter. Auch eine Weidengruppe mit ihren biegsamen Ruten läßt ihre grünen Wipfel bis auf den Fluß niederhängen gleich Haaren, die von den Wellen anmutig gekämmt werden.

Schweigen und Frieden in dieser Morgenstunde! Nur Gezwitzcher und Lockrufe der Vögel, das Murmeln des Wassers und das Rauschen des Blattwerks. Wundervoll glänzt der Tau auf dem grünen, hohen Gras zwischen den Stauden, das noch nicht vertrocknet und vergilbt ist in der Sommersonne, sondern zart und frisch erscheint nach dem frühlingsbedingten Anschwellen des Wassers, das die Erde bis in die Tiefe mit Feuchtigkeit und guten Säften versorgt hat.

Drei Wanderer stehen gerade in der Mitte dieser Straßenbiegung.

Sie blicken hinauf und hinab; nach Süden, wo Jerusalem liegt – nach Norden, wo sich Samaria befindet. Sie blicken forschend durch

die Baumreihen, um zu sehen, ob nicht jemand, den sie erwarten, daherkommt. Es sind Thomas, Judas Thaddäus und der geheilte Aussätzige. Sie unterhalten sich.

»Siehst du nichts?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Doch dies ist die Stelle.«

»Bist du sicher?«

»Bestimmt, Simon. Einer der sechs (Jünger) sagte zu mir, während der Meister sich nach dem Wunder der Heilung eines lahmen Bettlers am Fischtor unter dem Beifall der Menge entfernte: „Wir verlassen nun Jerusalem. Erwartet uns am fünften Meilenstein zwischen Jericho und Dok, an der Biegung des Flusses auf der Baumstraße!“ Er hat auch gesagt: „Wir werden in drei Tagen beim Sonnenaufgang dort sein.“ Heute ist der dritte Tag.«

»Wird er kommen? Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn wir ihm von Jerusalem aus gefolgt wären.«

»Du könntest doch noch nicht unter die Menschenmenge gehen, Simon.«

»Wenn mein Vetter gesagt hat, daß wir hierherkommen sollen, dann wird er kommen. Er hält immer, was er verspricht. Man muß nur warten können.«

»Bist du immer mit ihm zusammen gewesen?«

»Immer. Seit er nach Nazaret zurückgekehrt ist, war er immer mein guter Gefährte. Wir waren stets zusammen. Wir sind im gleichen Alter, ich bin nur ein wenig älter. Und dann war ich der Liebling seines Vaters, meines Vaters Bruder. Auch seine Mutter war immer gut zu mir. Ich war mehr bei ihr als bei meiner eigenen Mutter.«

»Sie liebte dich . . . und nun liebt sie dich nicht mehr?«

»Aber ja; doch wir haben uns getrennt, seit er ein Prophet geworden ist. Meine Verwandten sahen es nicht gerne.«

»Welche Verwandten?«

»Mein Vater und die beiden ältesten Brüder; der andere ist wan-

kelmütig ... Mein Vater ist sehr alt, und ich habe es nicht übers Herz gebracht, ihn zu verletzen. Doch jetzt ... jetzt nicht mehr. Jetzt gehe ich hin, wo Herz und Geist mich hinziehen. Ich gehe zu Jesus. Ich glaube nicht, daß ich dadurch gegen das Gesetz verstoße. Und wenn ... wenn es nicht recht wäre, was ich zu tun beabsichtige, dann würde Jesus es mir sagen. Ich werde tun, was er sagt. Ist es einem Vater erlaubt, seinen Sohn im Guten zu behindern? Wenn ich spüre, daß dort das Heil ist, warum mir verwehren, es zu besitzen? Warum können Väter zuweilen unsere Feinde sein?«

Simon seufzt wie in traurigen Erinnerungen und neigt das Haupt, doch er schweigt. Thomas sagt: »Ich habe das Hindernis schon überwunden. Mein Vater hat mich angehört und verstanden. Er hat mich gesegnet und gesagt: „Geh, dieses Osterfest möge für dich die Befreiung aus den Fesseln einer Sehnsucht sein! Glückliche bist du, da du glauben kannst. Ich will warten. Doch wenn es wirklich ER ist und du dir dessen sicher bist und ihm nachfolgst, dann komm zu deinem alten Vater und sage ihm: Komm! Israel hat den Ersehnten!“«

»Du bist besser daran als ich. Und dabei sind wir an seiner Seite groß geworden! Und wir glauben nicht, wir aus der gleichen Familie; wir sagen, oder vielmehr sie sagen: „Er ist von Sinnen.“«

»Seht, seht, eine Menschengruppe«, ruft Simon. »Er ist es, ich erkenne sein blondes Haupt. Oh, kommt, eilen wir ihm entgegen!«

Raschen Schrittes begeben sie sich nach Süden. Die Bäume verdecken den Rest der Straße, so daß die beiden Gruppen zusammentreffen, als sie am wenigsten darauf gefaßt sind. Es sieht aus, als ob Jesus aus dem Fluß steigen würde; denn er befindet sich zwischen den Bäumen des Ufers.

»Meister!«

»Jesus!«

»Herr!«

Die drei Rufe des Jüngers, des Veters und des Geheilten klingen anbetend und feierlich.

»Der Friede sei mit euch!« Hier ist sie wieder, die schöne, un-

verwechselbare Stimme, volltönend, gemessen, ausdrucksvoll, rein, männlich, sanft und eindringlich.

»Auch du, Judas, mein Vetter?«

Sie umarmen sich, und Judas weint.

»Warum diese Tränen?«

»Oh, Jesus! Ich will bei dir sein.«

»Ich habe immer auf dich gewartet; warum bist du nicht eher gekommen?«

Judas neigt das Haupt und schweigt.

»Sie haben es nicht gewollt. Und jetzt?«

»Jesus ... ich ... kann ihnen nicht gehorchen ... Ich will nur dir allein gehorchen.«

»Aber ich habe dir nichts befohlen.«

»Nein, du nicht. Doch deine Sendung gebietet. Und er, der dich gesandt hat, spricht hier im Innern meines Herzens und sagt zu mir: „Geh zu ihm!“ Und sie, die dich geboren hat, war mir eine gütige Lehrerin, die mit ihrem Taubenblick auch ohne Worte sagte: „Du gehörst zu Jesus!“ Soll ich diese Stimme unberücksichtigt lassen, diese herrliche Stimme, die mein Herz so sehr erfüllt? Diese Bitte der Heiligen, die mich zu meinem Wohl bestürmt? Nur weil ich dein Vetter von der Seite Josefs bin, soll ich dich nicht als den erkennen, der du bist ... während der Täufer, der dich nie gesehen hatte, dich am Ufer dieses Flusses erkannte und mit den Worten begrüßte: „Lamm Gottes“? Und ich, ich, der ich mit dir aufgewachsen bin; ich, der ich gut geworden bin, weil ich dir folgte; ich, der ich durch das Verdienst deiner Mutter Sohn des Gesetzes geworden bin und durch sie nicht nur die sechshundertdreizehn Vorschriften der Rabbis, die Heilige Schrift und Gebete in mich aufgenommen habe, sondern vielmehr deren Geist: ich soll zu nichts fähig sein?«

»Und dein Vater?«

»Mein Vater? Ihm fehlt weder Brot noch Fürsorge; und dann ... Du gibst mir selbst das Beispiel. Du hast mehr an das Wohl des Volkes als an das kleine Glück deiner Mutter gedacht. Und sie ist

allein. Sage mir, mein Meister, ist es nicht erlaubt, einem Vater zu sagen, ohne gegen die Ehrfurcht zu verstoßen: „Vater, ich liebe dich. Doch über dir ist Gott, und ihm will ich folgen.“?«

»Judas, mein Verwandter und Freund, ich sage dir: du bist schon sehr weit auf dem Weg des Lichtes fortgeschritten. Komm! Es ist erlaubt, so zum Vater zu sprechen, wenn es Gott ist, der ruft. Nichts steht über Gott. Sogar die Gesetze des Blutes fallen dahin, oder sie vergeistigen und verklären sich; denn mit unseren Tränen geben wir den Vätern und Müttern unsere größte Hilfe und darüber hinaus ewige Dinge, die über den Alltag der Welt hinausgehen. Wenn wir sie mit uns zum Himmel ziehen, dann geschieht das über den Weg des Opfers der Gefühle. Bleibe also, Judas! Ich habe dich erwartet und ich bin glücklich, dich wieder zu haben, Freund meines Lebens in Nazaret.«

Judas ist gerührt.

Jesus wendet sich nun an Thomas: »Du hast treu gehorcht. Das ist die Haupttugend des Jüngers.«

»Ich bin gekommen, um dir treu zu sein.«

»Du wirst es sein. Ich sage es dir. Komm her, der du so verschämt im Schatten stehst, fürchte dich nicht!«

»Mein Herr!« Der ehemalige Aussätzige fällt Jesus zu Füßen.

»Steh auf, wie heißt du?«

»Simon.«

»Deine Familie?«

»Herr, sie war mächtig ... auch ich war einflußreich ... doch Neid der Sekten und Jugendfehler haben ihre Macht beeinträchtigt. Mein Vater ... Oh, ich muß gegen ihn reden, denn er hat mich bittere Tränen gekostet! Du hast es gesehen, was er mir angetan hatte!«

»War er denn aussätzig?«

»Nicht aussätzig, wie auch ich es nicht war, doch erkrankt an einer Seuche mit anderem Namen, die wir hier in Israel dem Aussatz gleichstellen. Er – damals herrschte noch seine Kaste – er lebte und starb reich in seinem Haus. Ich ... wenn du mich nicht geheilt hättest, ich wäre in den Höhlen gestorben.«

»Bist du allein?«

»Allein. Ich habe einen treuen Diener, der verwaltet, was mir geblieben ist. Ich habe ihn benachrichtigen lassen.«

»Deine Mutter?«

»Sie ist tot ... « Der Mann scheint verlegen zu werden.

Jesus beobachtet ihn aufmerksam: »Simon, du hast zu mir gesagt: „Was kann ich für dich tun?“ Nun sage ich dir: Folge mir!«

»Sofort, Herr ... doch ... doch lasse mich dir etwas sagen! Ich bin ... ich werde der „Zelot“ genannt wegen der Kaste und der „Kanaaniter“ meiner Mutter wegen. Du siehst, ich bin dunkel. Ich habe Sklavenblut in mir. Mein Vater hatte keinen Sohn von seiner Frau, er hatte mich von der Sklavin. Seine Frau war gut und hielt mich wie einen Sohn; sie pflegte mich in meinen vielen Krankheiten, bis sie starb.«

»In den Augen Gottes gibt es keine Sklaven oder Freie. In seinen Augen gibt es nur ein Sklaventum: die Sünde. Und ich bin gekommen, euch davon zu befreien. Ich rufe euch alle; denn das Reich Gottes ist für alle. Bist du gebildet?«

»Ich bin gebildet. Ich hatte auch meinen Platz bei den Großen, solange die Kleider das Übel bedecken konnten. Doch als es mir ins Gesicht stieg ... da war es den Feinden gerade willkommen, mich unter die „Toten“ zu verbannen; obwohl ein römischer Arzt, den ich konsultierte, mir sagte, daß meine Krankheit kein Aussatz im eigentlichen Sinn sei, sondern eine Erbkrankheit, und daß es genüge, keine Kinder zu zeugen, um sie nicht weiter zu verbreiten. Soll ich meinen Vater nicht verfluchen?«

»Du darfst ihn nicht verfluchen. Er war für dich Ursache vieler Leiden und Übel ... «

»O ja! Sein Vermögen hat er verschwendet; er war lasterhaft, grausam, ohne Herz und Liebe. Er hat mir Gesundheit, Liebe und Frieden versagt. Er hat mich mit einem Namen gebrandmarkt, mit einer Krankheit, die ein Zeichen der Schmach ist ... Er hat alles an sich gerissen ... auch die Zukunft seines Sohnes. Er hat mir alles genommen, auch die Freude, Vater zu sein.«

»Deswegen sage ich dir, folge mir! An meiner Seite, in meiner Nachfolge wirst du Vater und Söhne finden. Erhebe den Blick, Simon! Dort oben ist der wahre Vater, der dir zulächelt. Blicke in die Weite der Welt, in die Erdteile, über die Landstriche! Söhne um Söhne sind da: Kinder der Seele für Kinderlose. Sie erwarteten dich, und viele wie du warten ebenfalls. Unter meinem Zeichen gibt es keine Verachteten mehr. In meinem Zeichen gibt es keine Einsamkeit oder Unterschiede mehr. Es ist das Zeichen der Liebe, und es schenkt Liebe. Komm, Simon, der du keine Söhne hast! Komm, Judas, der du den Vater verloren hast aus Liebe zu mir! Ich vereinige euch in der gleichen Berufung.«

Jesus hat sie beide neben sich. Er legt jedem eine Hand auf die Schulter, wie um von ihnen Besitz zu ergreifen, wie um ihnen ein Joch aufzulegen.

Dann sagt er: »Ich vereinige euch; aber vorerst werde ich euch trennen. Du, Simon, wirst mit Thomas hier bleiben. Mit ihm wirst du den Weg meiner Rückkehr bereiten. Bald werde ich zurückkehren, und ich will, daß viel Volk mich erwarte. Sagt es den Kranken, daß der kommt, der heilt! Sagt den Wartenden, daß der Meister unter seinem Volk ist. Sagt den Sündern, daß da einer ist, der verzeiht, um Kraft zu geben, sich zu erheben . . . «

»Werden wir dies können?«

»Ja, ihr braucht nur zu sagen: „Er ist da! Er ruft! Er erwartet euch! Er kommt, um euch Gnade zu erweisen. Seid ihr bereit, ihn zu sehen?“ Und fügt diesen Worten all das bei, was ihr erlebt habt! Und du, Judas, mein Vetter, komm mit mir und mit diesen! Du aber wirst in Nazaret bleiben.«

»Warum, Jesus?«

»Weil du mir den Weg in der Heimat bereiten mußt. Glaubst du, daß es eine kleine Aufgabe ist? Wahrlich, es gibt keine schwierigere.« Jesus seufzt.

»Werde ich es schaffen?«

»Ja und nein; doch wird alles genügen, um gerechtfertigt zu sein.«

»Weswegen und bei wem?«

»Bei Gott, bei der Heimat, bei der Familie. Sie sollen uns nicht vorwerfen können, daß wir ihnen das Heil nicht angeboten haben. Und wenn das Vaterland und die Familie es nicht würdigen, so ist es nicht unsere Schuld, wenn sie verlorengehen.«

»Und wir?«

»Ihr, Petrus? Ihr geht zu euren Netzen zurück.«

»Warum?«

»Weil ich euch langsam unterweisen muß und euch erst rufen lasse, wenn ich euch bereit finde.«

»Aber wir werden dich dann sehen?«

»Natürlich. Ich werde oft zu euch kommen oder euch rufen lassen, wenn ich in Kafarnaum bin. Verabschiedet euch nun, Freunde, und gehen wir. Ich segne euch, die ihr zurückbleiben müßt. Mein Friede sei mit euch!«

92 Nach Ostern, Rückkehr mit den sechs Jüngern nach Nazaret

Jesus erreicht mit seinem Vetter und den sechs Jüngern die Umgebung von Nazaret. Von der Höhe aus sehen sie das Städtchen, das sich, weiß inmitten der grünen Wiesen, an die Hänge schmiegt, auf denen es erbaut ist.

»Wir sind da, Freunde. Hier ist mein Haus. Meine Mutter ist zu Hause, denn Rauch steigt aus dem Kamin. Vielleicht bäckt sie gerade Brot. Ich will euch nicht zum Bleiben einladen, da ich annehme, daß auch ihr es eilig habt, nach Hause zu kommen. Doch wenn ihr mit mir das Brot brechen wollt und sie kennenlernen möchtet, die Johannes schon kennt, dann sage ich euch: kommt!«

Die sechs, die im Gedanken an die bevorstehende Trennung schon recht traurig waren, werden sichtlich froh und nehmen dankbar an.

»Dann gehen wir also!«

Sie eilen rasch den Hügel hinunter und gehen weiter auf die Hauptstraße. Es ist gegen Abend und noch heiß, doch die Schat-

ten legen sich schon über die Felder, auf denen die Ähren zu reifen beginnen. Sie betreten das Städtchen. Frauen gehen zum Brunnen oder kehren von dort zurück; Männer stehen auf den Schwellen der kleinen Werkstätten oder arbeiten im Hausgärtchen. Sie begrüßen Jesus und Judas. Die Kinder scharen sich um Jesus.

»Bist du zurückgekommen? Bleibst du nun wieder hier?«

»Mein Rädchen am Wägelchen ist wieder entzweigebrochen.«

»Weißt du, Jesus, ich habe ein Schwesterchen bekommen; man hat ihm den Namen Maria gegeben.«

»Der Lehrer hat mir gesagt, daß ich nun alles gelernt habe und ein wahrer Sohn des Gesetzes bin.«

»Sara ist nicht hier, weil ihre Mutter sehr krank ist. Sie weint, weil sie Angst hat.«

»Mein Bruder Jakob hat geheiratet. Es war ein großes Fest.«

Jesus hört zu, liebkost, ermutigt und verspricht Hilfe. So erreichen sie das Haus. An der Schwelle wartet schon Maria, die von einem eifrigen Jungen benachrichtigt worden ist.

»Mein Sohn!«

»Mama!«

Die beiden fallen sich in die Arme. Maria, viel kleiner als Jesus, legt ihr Haupt an die Brust des Sohnes und fühlt sich geborgen, umschlossen um seinen Armen. Jesus küßt sie auf die blonden Haare; dann betreten sie das Haus.

Die Jünger, auch Judas, bleiben draußen, um die beiden in der ersten Rührung nicht zu stören.

»Jesus, mein Sohn! Sie haben mir erzählt ... Im Tempel waren auch Galiläer und Nazarener an jenem Tag ... Sie sind schon zurück ... und haben alles berichtet. Oh, Sohn! ... «

»Du siehst, Mama, es geht mir gut. Es ist mir nichts zugestoßen; Gott ist in seinem Haus nur Ehre erwiesen worden.«

»Ja, ich weiß, Sohn meines Herzens. Ich weiß, daß es wie der Schall war, der die Schlafenden erwachen läßt. Und um der Ehre Gott willen bin ich zufrieden ... Glückliche, daß dieses mein Volk

aufwacht für Gott. Ich rüge dich nicht; ich hindere dich nicht; ich verstehe dich und ich bin glücklich ... Aber ich, ich habe dich geboren, mein Sohn!«

Maria, immer noch von den Armen Jesu umfangen, blickt mit tränenverschleierte Augen zu ihm auf, während ihre offenen Hände auf seiner Brust ruhen. Nun schweigt sie, den Kopf wieder an seine Brust geschmiegt. In ihren grauen Kleidern sieht sie einer grauen Turteltaube gleich, die zwischen zwei großen, hellen Flügeln Schutz sucht; denn Jesus trägt immer noch das weiße Gewand und den weißen Mantel.

»Mama, arme Mama, liebste Mama! ... « Jesus küßt sie nochmals; dann sagt er: »Nun, siehst du? Ich bin hier, doch nicht allein. Ich habe meine ersten Jünger bei mir. Weitere sind noch in Judäa. Auch Vetter Judas ist hier, und er wird mir folgen.«

»Judas?«

»Ja, Judas ... ich weiß, warum du dich wunderst. Sicherlich waren unter denen, die über die Vorkommnisse gesprochen haben, auch Alphäus und seine Söhne, und ich irre mich nicht, wenn ich sage, daß sie mich kritisiert haben. Doch habe keine Angst! Heute ist es so, morgen anders. Der Mensch muß bearbeitet werden wie das Erdreich, und wo zuvor Leid war, erblühen Rosen. Judas, den du liebst, ist schon bei mir.«

»Wo ist er jetzt?«

»Draußen mit den anderen. Hast du genügend Brot für alle?«

»Ja, Sohn. Maria des Alphäus ist gerade beim Backofen und holt Brot heraus. Sie ist sehr gut zu mir, Maria. Jetzt ganz besonders.«

»Gott wird ihr dafür die Herrlichkeit geben!« Er geht zur Tür und sagt: »Judas, deine Mutter ist hier. Kommt, Freunde!«

Sie treten alle ein und grüßen. Judas küßt Maria, dann sucht er eiligst seine Mutter.

Jesus stellt die fünf mit Namen vor: Petrus, Andreas, Jakobus, Natanaël, Philippus. Johannes ist Maria schon bekannt; er begrüßte sie gleich nach Judas und verneigte sich, um ihren Segen zu erhalten.

Als Hausherrin bemüht sich Maria nun um ihre Gäste, obwohl ihr Blick in anbetender Verehrung immer wieder bei Jesus weilt und mit ihm gleichsam geistige Zwiesprache hält. Sie möchte Wasser bringen, damit sie sich erfrischen können, doch Petrus springt auf: »Nein, Frau, das kann ich nicht erlauben. Du mußt dich zu deinem Sohn setzen, heilige Mutter. Ich gehe – wir alle gehen in den Garten, um uns dort zu erfrischen!«

Maria des Alphäus kommt herein. Sie ist ganz erhitzt und mit Mehl bestäubt, und sie grüßt Jesus, der sie segnet; dann begleitet sie die sechs Jünger in den Garten zum Brunnen und kehrt glücklich zurück. »Oh, Maria«, sagt sie zur Jungfrau, »Judas hat mir erzählt. Wie bin ich froh, für Judas und für dich, liebe Schwägerin. Ich weiß, daß die anderen mich schimpfen werden; doch das macht nichts. Ich werde glücklich sein an dem Tag, an dem alle von Jesus wissen. Wir Mütter wissen immer . . . wir spüren, was für die Kinder gut ist. Und ich fühle, daß Jesus das Heil für meine Kinder ist.«

Jesus streicht ihr zärtlich mit der Hand übers Haupt und lächelt.

Die Jünger kehren zurück, und Maria des Alphäus bringt frisches, knuspriges Brot, Oliven und Käse, aber auch eine Karaffe leichten Rotweins, den Jesus seinen Jüngern einschenkt. Es ist immer Jesus, der anbietet und austeilt. Zuerst sind die Jünger etwas scheu; doch sie werden bald sicherer und berichten von ihren Häusern, der Reise nach Jerusalem, den Wundern. Sie sind voller Eifer und Liebe, und Petrus bemüht sich, in Maria eine Verbündete zu gewinnen, um sofort von Jesus angenommen zu werden, ohne erst in Betsaida warten zu müssen.

»Tut, was er euch sagt!« mahnt sie mit einem sanften Lächeln. »Dieses Warten wird euch nützlicher sein als eine sofortige Annahme. Alles, was Jesus tut, ist wohlgetan.«

Die Hoffnung des Petrus schwindet. Doch er fügt sich gutmütig und fragt nur noch: »Wird das Warten lange dauern?«

Jesus betrachtet ihn mit einem Lächeln, doch er sagt nichts weiter. Maria deutet dieses Lächeln als ein wohlwollendes Zeichen und sagt:

»Simon des Jona, er lächelt ... ich sage dir, rasch wie ein Schwalbenflug über dem See vergeht die Zeit deines folgsamen Wartens.«

»Danke, Frau.«

»Du sagst nichts, Judas? Und du, Johannes?«

»Ich schaue auf dich, Maria.«

»Und auch ich.«

»Auch ich betrachte euch ... und wißt ihr, ich erinnere mich an eine längst vergangene Stunde. Auch damals ruhten drei liebevolle Augenpaare auf meinem Gesicht. Erinnerst du dich, Maria, meiner drei Schüler?«

»Und wie ich mich erinnere! ... Es ist wahr, auch heute sind es drei beinahe Gleichaltrige, die dich mit ihrer ganzen Liebe betrachten. Und dieser hier, Johannes, gleicht Jesus von damals: so blond und rosig und jünger als die anderen.«

Die anderen möchten nun Näheres darüber erfahren. Im Erzählen ziehen dann Erinnerungen und Vorkommnisse an ihnen vorbei. Die Zeit vergeht, und es ist Abend geworden.

»Freunde, ich habe im Haus keine Zimmer. Doch dort ist die Werkstatt, in der ich gearbeitet habe; wenn sie euch gut genug ist ... doch es gibt dort nur Bänke.«

»Ein bequemes Bett für Fischer, die auf engen Brettern zu schlafen gewohnt sind. Danke, Meister! Unter deinem Dach schlafen zu dürfen, bedeutet Ehre und Heiligung.«

Sie ziehen sich grüßend zurück. Judas geht mit seiner Mutter nach Hause.

Zurück bleiben Jesus und Maria. Sie sitzen auf der Truhe beim schwachen Schein des Öllämpchens, ein jeder den Arm um die Schulter des anderen gelegt. Jesus erzählt, Maria hört zu, glücklich, zitternd, selig ...

Die Vision endet damit.

93 Die Heilung des Blinden in Kafarnaum

Jesus spricht, und sofort kommt Ruhe über mich, und die Freude dieser leuchtenden Ruhe macht mein Herz leicht: »Sieh, es gefallen dir die Episoden mit den Blinden so sehr. Ich erzähle dir also eine weitere.«

Und ich sehe:

Vor mir spielt sich ein schöner, sommerlicher Sonnenuntergang ab. Der ganze Westen ist ein Flammenmeer, und der See von Genesareth ist wie ein riesiger, leuchtender Spiegel unter dem brennenden Himmel.

Die Straßen von Kafarnaum beginnen sich zu bevölkern. Die Frauen gehen zum Brunnen; Männer, Fischer bereiten die Netze und die Boote für den nächtlichen Fischfang; Kinder spielen auf der Straße, und Männer mit ihren mit Körben ausgerüsteten Eseln gehen zu den Feldern, vielleicht um dort Grünzeug zu holen.

Jesus zeigt sich an einem Pfortchen, das zu einem kleinen Vorplatz führt, der von einem Weinstock und einem Feigenbaum beschattet wird. Vor diesem Vorplatz führt ein steiniger Weg am See entlang. Es muß das Haus des Petrus sein, denn er steht mit Andreas am Ufer. Er bereitet im Boot die Körbe und die Netze für die Fische vor, verteilt Sitzpolster und Seilrollen; nun, alles was man zum Fischfang braucht. Andreas hilft ihm dabei; er geht zwischen dem Haus und dem Boot hin und her und schafft notwendige Gegenstände herbei.

Jesus fragt seinen Apostel: »Wird es einen guten Fang geben?«

»Das Wetter ist günstig. Das Wasser ist ruhig, der Mond hell, die Fische kommen aus der Tiefe, und mein Netz wird sie einfangen.«

»Gehen wir allein?«

»Oh, Meister! Wie wäre das mit diesem Netz-System möglich!«

»Ich habe noch nie gefischt und warte darauf, von dir belehrt zu werden.« Jesus geht langsam ans Ufer und bleibt auf dem groben Sand beim Boot stehen.

»Siehst du, Meister, so wird es gemacht: Ich fahre an der Seite des Bootes Jakobs des Zebedäus hinaus bis an einen geeigneten Platz.

Dann werfen wir das Netz aus. Ein Ende halten wir fest. Du hast gesagt, daß du es halten möchtest?«

»Ja, wenn du mir sagst, was ich zu tun habe.«

»Oh, nur das Hinunterlassen muß überwacht werden: es muß langsam geschehen und es dürfen sich keine Knoten bilden. Ganz langsam muß es gehen, denn wir sind in einem fischreichen Gewässer, und eine heftige Bewegung kann die Fische vertreiben. Es dürfen sich keine Knoten bilden, damit das Netz nicht geschlossen bleibt; es muß sich wie eine Tasche öffnen, oder wie ein Segel im Wind, wenn dir das besser gefällt. Sobald das Netz ganz im Wasser ist, werden wir langsam rudern oder segeln, je nach den Umständen, und auf dem See einen Halbkreis fahren. Wenn die Vibration des Sicherheitspflocks anzeigt, daß der Fischfang gut ist, fahren wir landwärts. Dort, fast am Ufer – nicht zu früh, um nicht Gefahr zu laufen, daß uns der Fang davonschwimmt, aber auch nicht zu spät, um nicht Fische und Netz auf den Steinen zu beschädigen – ziehen wir das Netz heraus. Man braucht ein gutes Auge dafür, denn die Boote müssen sich gegenseitig so nahe kommen, daß man von einem das Ende des Netzes auf dem anderen Boot zu sich ziehen kann. Aber man darf auch nicht zusammenstoßen, um den Sack voller Fische nicht zusammenzuquetschen. Ich lege dir das ans Herz, Meister, es geht um unser tägliches Brot. Achte aufs Netz, daß es unter den Stößen nicht zerreißt. Die Fische verteidigen ihre Freiheit mit starken Schwanzschlägen, und wenn es viele sind ... du verstehst ... es sind kleine Tiere, aber zu zehn, hundert, tausend sind sie stark wie Leviatan.«

»So verhält es sich auch mit den Verfehlungen, Petrus. Im Grund ist eine allein rasch wiedergutzumachen. Doch wenn man nicht bemüht ist, daß es bei dieser einzigen Verfehlung bleibt und wenn man eine auf die andere häuft, dann endet es damit, daß die kleine Verfehlung – vielleicht eine Unterlassung, eine kleine Schwäche – immer größer, zur Gewohnheit und schließlich zum Hauptfehler wird. Manchmal beginnt es mit einem ehebrecherischen Blick und

endet mit dem Ehebruch. Manchmal beginnt es mit einem Mangel an Nächstenliebe im Reden gegen Verwandte und endet mit einer Gewalttat gegen den Nächsten. Wehe, wenn man sich anfangs gehen läßt und die Verfehlungen mit ihrer Anzahl immer schwerer werden! Sie werden gefährlich und anmaßend wie die höllische Schlange selbst und ziehen in den Abgrund der Hölle.«

»Du sagst es gut, Meister ... Aber wir sind so schwach.«

»Wachsamkeit und Gebet machen stark und bringen Hilfe; aber auch der feste Wille, nicht zu sündigen, ist unerlässlich; und dann ein grenzenloses Vertrauen in die liebevolle Gerechtigkeit des Vaters.«

»Du sagst, daß er mit dem armen Simon nicht zu streng sein wird?«

»Mit dem alten Simon hätte er vielleicht streng sein können; doch mit meinem Petrus, dem neuen Menschen, dem Menschen seines Christus ... Nein, Petrus. Er liebt dich und wird dich immer lieben.«

»Und ich?«

»Auch du, Andreas, und mit dir Johannes und Jakobus, Philippus und Natanaël. Ihr seid meine ersten Erwählten.«

»Werden denn auch noch andere kommen? Da ist dein Vetter in Judäa ... «

»Oh, viele! Mein Reich steht dem ganzen Menschengeschlecht offen, und in Wahrheit sage ich dir, reicher als dein reichster Fischfang wird der meine sein in den Nächten der Jahrhunderte ... Denn jedes Jahrhundert ist eine Nacht, in welcher Führung und Licht nicht das reine Licht des Orion oder des dahingleitenden Mondes ist, sondern das Wort Christi und die Gnade, die von ihm kommt; eine Nacht, die den Aufgang der Sonne ohne Untergang sehen wird, einer Sonne, in der alle Gläubigen leben werden; sie wird die Erwählten umstrahlen und sie schön, ewig und glücklich wie Götter machen: niedrigere Götter, Kinder Gottvaters und mir ähnlich ...

Ihr könnt dies noch nicht verstehen. Doch in Wahrheit sage ich euch, euer christliches Leben wird euch eurem Meister ähnlich machen, und ihr werdet im Himmel durch dieselben Zeichen wie der

Meister erstrahlen. Ungeachtet der Wut Satans und des schwachen menschlichen Willens werde ich einen größeren Fang haben als du.«

»Aber werden wir deine einzigen Apostel sein?«

»Bist du eifersüchtig, Petrus? ... Nein, das sollst du nicht sein. Andere werden kommen, und in meinem Herzen wird Liebe für alle sein. Nicht engherzig sein, Petrus! Du weißt noch nicht, *wer* es ist, der dich liebt. Hast du je die Sterne gezählt? Und die Steine in der Tiefe des Sees? Nein! Du könntest es nicht. Aber noch weniger könntest du die Liebesschläge zählen, deren mein Herz fähig ist. Hast du dir schon einmal überlegt, wie oft dieses Meer im Ablauf von zwölf Monden mit dem Kuß seiner Wellen das Ufer berührt? Nein, du kämest zu keinem Ergebnis! Doch noch viel weniger könntest du die Wellen der Liebe zählen, die dieses Herz überfluten, um die Menschen zu küssen. Petrus, sei meiner Liebe sicher!«

Petrus nimmt die Hand Jesu und küßt sie tief bewegt.

Andreas schaut zu, doch er wagt nicht, es ihm gleichzutun. Jesus aber legt ihm die Hand aufs Haupt und sagt: »Auch dich liebe ich sehr. In der Stunde deiner Morgenröte wirst du Jesu Abglanz am Gewölbe des Himmels sehen, ohne deine Augen zu erheben. Dein Jesus wird dir zulächeln, um dir zu sagen: „Ich liebe dich, komm!“, und dein Aufstieg zur Morgenröte wird süßer als das Eintreten in das Hochzeitgemach sein.«

»Simon! Simon! Andreas! Ich komme ...« Johannes ist außer Atem.

»Oh, Meister, habe ich dich warten lassen?« Johannes betrachtet Jesus mit seinen Augen voller Liebe. Petrus antwortet: »Ich dachte wirklich, daß du nicht mehr kommen würdest. Mach schnell dein Boot fertig! Und Jakobus?«

»Das ist es ja, wir haben uns wegen eines Blinden verspätet. Er glaubte, daß Jesus in unserem Haus sei, so ist er gekommen. Wir haben zu ihm gesagt: „Er ist anderswo, vielleicht wird er dich morgen heilen. Warte!“ Doch er wollte nicht warten. Jakobus sagte zu ihm: „Du hast schon so lange auf das Licht gewartet, was macht es

da, wenn du noch eine Nacht wartest?“ Doch er wollte das nicht einsehen.«

»Johannes, wenn du blind wärest, hättest du es nicht eilig, deine Mutter wiederzusehen?«

»Natürlich, ganz bestimmt!«

»Und nun, wo ist der Blinde?«

»Er kommt mit Jakobus. Er hält sich an dessen Mantel fest und läßt ihn nicht mehr los. Er kommt eben nur langsam vorwärts, denn das Ufer ist steinig, und er stolpert. Meister, kannst du mir verzeihen, daß ich hart gewesen bin?«

»Ja; um es wiedergutzumachen, gehst du nun dem Blinden entgegen, um ihm zu helfen und ihn herbeizuführen!«

Johannes rennt davon. Petrus schüttelt ein wenig den Kopf, doch er schweigt. Er betrachtet den Himmel, der schon tiefblau wird, nachdem er eben noch wie Kupfer leuchtete; er betrachtet den See und die anderen Schiffe, die schon zum Fang ausgefahren sind, und seufzt.

»Simon!«

»Meister!«

»Habe keine Angst, du wirst einen reichen Fang machen, auch wenn du als letzter ausfährst.«

»Auch diesmal?«

»Jedesmal, wenn du Nächstenliebe übst, wird Gott dir Gnade im Überfluß geben.«

»Hier ist der Blinde.«

Der Arme kommt zwischen Jakobus und Johannes daher. Er hat noch einen Stock in der Hand, den er aber im Augenblick nicht benötigt. Es geht besser, wenn er sich den beiden anvertraut.

»Hier, Mann, du stehst vor dem Meister!«

Der Blinde kniet nieder: »Mein Herr, Erbarmen!«

»Willst du sehen? Steh auf! Seit wann bist du blind?«

Die vier Apostel stehen um die beiden herum.

»Seit sieben Jahren, Herr. Vorher konnte ich gut sehen, und ich

arbeitete. Ich war Schmied in Cäsarea am Meer und verdiente auch gut; der Hafen, der Handel hatten mich immer nötig für Arbeiten. Doch als ich aus einem Eisen einen Anker schmieden wollte, und du kannst dir vorstellen, daß es glutrot war, um bearbeitungsfähig zu sein, sprang ein glühender Splitter ab und verbrannte mir das Auge. Die Augen waren schon krank durch die Hitze der Esse. Das getroffene Auge habe ich verloren, das andere erblindete nach drei Monaten. Meine Ersparnisse sind zu Ende. Nun muß ich von Almosen leben . . . «

»Bist du allein?«

»Ich habe eine Frau und drei kleine Kinder . . . vom Kleinsten kenne ich nicht einmal das Gesicht, und ich habe eine alte Mutter. Sie und meine Frau verdienen ein bißchen Brot, und damit und mit den Almosen, die ich heimbringe, bewahren wir uns vor dem Hungertod. Wenn du mich heilen würdest! Ich würde zur Arbeit zurückkehren. Ich wünsche nichts anderes als arbeiten zu können und als guter Israelit denen das Brot zu beschaffen, die ich liebe.«

»Und du bist zu mir gekommen? Wer hat dir von mir erzählt?«

»Ein Aussätziger, den du am Fuß des Tabors geheilt hast, als du nach deiner schönen Rede zurückkehrtest.«

»Was hat er zu dir gesagt?«

»Daß du alles kannst. Daß du das Heil der Menschen und der Seelen bist. Daß du das Licht der Seele und des Leibes bist, weil du das Licht Gottes bist. Er, der Aussätzige, war unter die Menge gegangen, auf die Gefahr hin, gesteinigt zu werden. Er hatte dich nämlich zum Berg gehen sehen, und dein Antlitz hatte in ihm eine Hoffnung erweckt. Er hat zu mir gesagt: „Ich habe in diesem Antlitz etwas gesehen, das mir sagte: Er ist das Heil, geh! . . .“ Und ich bin gegangen. Und dann hat er mir deine Rede wiederholt und zu mir gesagt, daß du ihn ohne Abscheu mit deiner Hand berührt hast. Er kam von der Reinigung bei den Priestern zurück. Ich kannte ihn, denn ich arbeitete für ihn, als ich in Cäsarea schmiedete. Nun bin ich gekommen, nachdem ich in den Städten und Dörfern nach dir

gefragt habe. Nun habe ich dich gefunden ... Habe Erbarmen mit mir!«

Komm, das Licht ist noch zu hell für einen, der aus dem Dunkel kommt.«

»Du wirst mich also heilen?«

Jesus geleitet ihn zum Haus des Petrus (der Schwiegermutter des Petrus), in das gedämpfte Licht des Gartens, und stellt sich ihm gegenüber, doch so, daß die geheilten Augen nicht sofort den noch lichtüberfluteten See erblicken. Der Mann ist wie ein folgsames Kind und läßt ohne zu fragen alles mit sich geschehen.

»Vater, schenke diesem deinem Sohn dein Licht!«

Jesus hat dem vor ihm Knienden die Hände auf das Haupt gelegt. Er verweilt einen Augenblick in dieser Haltung. Dann befeuchtet er die Fingerspitzen mit Speichel und streicht damit über die offenen, leblosen Augen.

Einen Moment nur, dann bewegt der Mann die Lider, öffnet und schließt sie, wie jemand, der aus dem Schlaf erwacht und dessen Augen umnebelt sind.

»Was siehst du?«

»Oh, oh ... ewiger Gott! Mir scheint, mir scheint ... oh, ich kann sehen ... ich kann dein Gewand sehen ... es ist rot ... nicht wahr? Und eine weiße Hand ... und einen Gürtel aus Wolle ... oh, guter Jesus ... ich sehe immer besser, je mehr ich mich ans Sehen gewöhne ... Ich sehe das Gras am Boden ... und dort ist bestimmt ein Brunnen, und hier ist ein Weinstock ... «

»Steh auf, Freund!«

Der Mann lacht und weint, steht auf, und nach einem Moment des Kampfes zwischen Ehrfurcht und Verlangen erhebt er die Augen und begegnet dem Blick Jesu. Einem Jesus, der im liebevollen Erbarmen lächelt. Es muß schön sein, das Augenlicht wiederzuerhalten und als erste Sonne dieses Antlitz zu sehen! Der Mann stößt einen Schrei aus und streckt die Arme aus. Es ist eine spontane Geste, aber er hält inne.

Doch da öffnet Jesus seine Arme und zieht den Mann, der kleiner ist als er, an sich.

»Geh nun nach Hause und sei glücklich und gerecht! Geh mit meinem Frieden!«

»Meister, Meister! Herr! Jesus! Heiliger! Gesegneter! Das Licht ... ich sehe, alles sehe ich ... Hier der blaue See, der friedliche Himmel, die letzte Sonne, der erste Mondschein ... doch das schönste und friedlichste Blau sehe ich in deinen Augen, und in dir sehe ich die schönste Sonne und den Strahl der Reinheit des schönsten Mondes! Stern der Leidenden, Licht der Blinden, Barmherzigkeit, die du lebst und wirkst!«

»Ich bin das Licht der Seelen, sei du ein Sohn des Lichtes!«

»Immer, Jesus! Bei jedem Auf- und Niedergehen der Lider über den wiedergeborenen Augäpfeln werde ich diesen Schwur erneuern. Du und der Allerhöchste seien gepriesen!«

»Gepriesen sei der Allerhöchste Vater! Geh nun!«

Und der Mann geht glücklich und sicher von dannen, während Jesus und die erstaunten Jünger zwei Boote besteigen und mit den Vorkehrungen zur Abfahrt beginnen.

Die Vision ist zu Ende.

11. Oktober. Vorgestern und gestern Schweigen und Nacht. Doch ich bin nicht entmutigt; denn wenn die Güte Jesu meinem müden und schmerzenden Körper die Mühe des Schreibens erspart hat, so hat er doch meinen Geist mit seiner unsichtbaren, weißen, lächelnden und mir allein gehörenden Gegenwart gestärkt. Und alle Güte dieser heiligen Augen hat sich in mein Herz ergossen. Oh, mein der Welt unbekannter Schatz! Auch der Welt, die mich umgibt, auch denen, die mit mir zusammen leben und mich nur sehen, wie ich damit beschäftigt bin, meine Andachten zu beten, Spitzen anzufertigen, eine Frucht zu essen oder über profane Dinge zu sprechen, und die nicht wissen, daß der „bessere Teil“ in mir nichts anderes tut als Gott anbeten, ihn sehen, mit ihm sprechen und ihm zuhören. Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich lächle, wenn ich daran denke, daß alle, die bei mir sind, nicht wissen, wer bei mir ist. Manchmal überkommt mich auch ein Schmerz, wenn sie in der Gegenwart des Heiligen und Unsichtbaren, des Reinen und Anbetungswürdigen, über unheilige, unreine und lieblose Dinge reden. Die Menschen können es nicht wissen, und ich kann es nicht sagen ... Doch welchen Schmerz

fühle ich und wie bin ich darauf bedacht, mit Akten des Glaubens, der Hoffnung, der Reinheit die Beleidigungen, die meinem Jesus durch diese Reden zugefügt werden, wiedergutzumachen. Welch ein Schmerz muß es für Jesus sein, wenn sie schon in mir armseligen Wurm soviel Leid hervorrufen, nur weil mein Jesus mir einen winzigen Anteil seiner Art zu fühlen und zu denken geschenkt hat.

Heute morgen fühle ich die lebhafteste Freude in mir, die immer der Vorbote seines Wortes ist. Ich will es erklären, so gut ich kann.

Ich empfinde eine passive Freude, wie gestern und vorgestern, wenn ich über seine Gegenwart juble, aber diese mich nicht aufruft, ihm zu dienen. Ich empfinde eine aktive Freude, wenn dieses unbeschreibliche Etwas, das ich fühle, mir sagt: „Magd meines Jesus, er ruft dich. Diene ihm!“ Von der Heiterkeit gehe ich alsdann zur Fröhlichkeit des Geistes über, vom Frieden zu einer Beschwingtheit, die mich erhebt. Wenn ich mich bewegen könnte, würde ich im Haus auf- und abgehen oder noch lieber nach draußen gehen wegen des Überflutens dieser Freude und Kraft, die mich erfüllen. So wie ich bin, bleibt mir nur die Flucht in den Gesang . . . Hierauf überkommt mich diese süße Mattigkeit, die mein Antlitz verändert . . . eine Mattigkeit, in der ich mich in einer Seligkeit auflöse, die nicht von dieser Welt ist. Und von dieser gehe ich zur eigentlichen Arbeit des Schreibens nach Diktat über; und wenn dieses Diktat sich auf eine Stelle in der Bibel bezieht, dann läßt Jesus mich zuerst das Buch an der Stelle aufschlagen, die er mir erklären will. Wenn es sich jedoch um ein Diktat ohne besondere Bezugnahme handelt, dann muß ich weder die Bibel noch ein anderes Buch in die Hand nehmen. Wenn es eine Vision ist, dann zeigt sich mir, wie gesagt, zuerst ein einleitendes Bild, das den Höhepunkt der Vision darstellt, und hierauf spielt sich die Vision ordnungsgemäß ab. Kaum, daß sie beginnt, bin ich voller Freude. Wenn die Vision ihren geordneten Ablauf nimmt, beginne ich mit dem Anfang. Wenn sie mit dem Höhepunkt beginnt, beschreibe ich diesen, um hernach mit der Vorgeschichte und dem, was folgt, fortzufahren. (So war es mit der Vision des Rabbi Gamaliel.)

Jesus hat mir aufgetragen, dies noch einmal zu wiederholen, um jene noch besser aufzuklären, die – was meinen Fall betrifft – noch im unklaren sind oder darin verharren wollen. Nun sagt er mir, ich solle die Bibel aufschlagen; heute gibt es also ein Diktat.

94 Der Besessene von Kafarnaum wird in der Synagoge geheilt

Ich sehe die Synagoge von Kafarnaum. Sie ist schon voller wartender Menschen. Menschen an der Türe spähen auf den Platz hinaus, der noch sonnenbeschienen ist, obwohl es schon gegen Abend geht. Endlich ein Ausruf: »Der Meister kommt!«

Die Leute drehen sich alle dem Ausgang zu; die Kleineren stehen auf den Zehenspitzen oder drängen sich nach vorne. Wortwechsel, einige Püffe, ungeachtet der Warnungen von seiten der Angestellten der Synagoge und der Älteren der Stadt.

»Der Friede sei mit allen, die die Wahrheit suchen!« Jesus steht an der Schwelle und grüßt segnend, mit nach vorne ausgestreckten Armen, die Menge. Das lebhaftes Licht des sonnigen Platzes umrahmt die Gestalt und umkleidet sie mit Glanz. Jesus hat das helle Gewand mit dem dunkelblauen vertauscht. Er geht durch die Menge, die ihm den Weg frei gibt, nach vorne. Hinter ihm scharen sich jedoch sofort wieder die Menschen zusammen, wie eine hohe Woge ein Schiff umspült.

»Ich bin krank, heile mich!« jammert ein Junge, der dem Aussehen nach schwindsüchtig ist und Jesus am Kleid festhält.

Jesus legt ihm seine Hand aufs Haupt und sagt: »Hab Vertrauen, Gott wird dich erhören. Laß mich zuerst zum Volk reden; dann werde ich zu dir kommen.«

Der Junge läßt das Kleid Jesu los und verhält sich ruhig.

»Was hat er zu dir gesagt?« fragt eine Frau mit einem Kind im Arm.

»Er hat gesagt, er wird zu mir kommen, nachdem er zum Volk gesprochen hat.«

»Wird er dich dann heilen?«

»Ich weiß es nicht. Er hat nur gesagt: „Vertraue!“ So will ich hoffen.«

»Was hat er gesagt?«

»Was hat er gesagt?«

Die Menge ist neugierig. Die Antwort Jesu wird herumgeboten.

»Dann will ich auch mein Kind holen.«

»Und ich werde meinen alten Vater hierherbringen.«

»Oh, wenn doch Haggai kommen wollte! Ich will es versuchen, doch er wird nicht kommen.«

Jesus hat seinen Platz eingenommen. Er grüßt den Vorsteher der

Synagoge und wird von diesem begrüßt. Es ist ein kleiner Mann, dick und alt, und um mit ihm reden zu können, muß sich Jesus zu ihm niederbücken. Es sieht aus, als neigte sich eine Palme über einen Strauch, der breiter als hoch ist.

»Was soll ich dir sagen?« fragt der Synagogenvorsteher.

»Was du willst, oder überlasse es der Fügung. Der Geist wird es lenken.«

»Aber wirst du vorbereitet sein?«

»Ich bin es. Wie es sich fügt. Ich wiederhole, der Geist des Herrn wird die Wahl zum Wohl des Volkes lenken.«

Der Vorsteher streckt die Hand nach dem Bündel von Pergamentrollen aus, entnimmt ihm eine, öffnet sie und hält dann an einer bestimmten Stelle inne. »Hier beginne ich«, sagt er.

Jesus nimmt die Rolle und liest die bezeichnete Stelle [Jos 7,13]: »Josua: „Steh auf, weihe das Volk und sage ihm: ‚Heiligt euch für morgen; denn der Herr, der Gott Israels, sagt: Das Verderben ist in deiner Mitte, o Israel, du kannst nicht vor deinem Feind bestehen, solange nicht aus deiner Mitte entfernt ist, wer sich mit diesem Frevel befleckt hat.‘“«

Jesus hält inne, rollt das Pergament zusammen und gibt es dem Vorsteher zurück.

Die Menge ist gespannt. Nur wenige flüstern: »Wir werden nun etwas Schönes gegen unsere Feinde hören.«

»Es ist der König Israels, der Verheißene, der sein Volk sammelt.« Jesus streckt die Arme aus in seiner üblichen Redehaltung. Es herrscht nun vollkommene Stille.

»Der, der gekommen ist, euch zu heiligen, ist aufgestanden. Er hat die Abgeschiedenheit des Hauses verlassen, wo er sich vorbereitet hat für seine Sendung. Er hat sich der Reinigung unterzogen, um euch das Beispiel der Reinheit zu geben. Er hat seinen Platz eingenommen vor den Mächtigen dieser Zeit und dem Volk Gottes, und nun ist er unter euch. Ich bin es! Nicht wie einige unter euch es sich vorstellen und erhoffen, mit vernebeltem Geist und Aufruhr im Her-

zen. Größer und erhabener ist das Reich, dessen künftiger König ich bin und zu dem ich euch aufrufe.

Ich rufe euch auf, ihr Israeliten, früher als jedes andere Volk, weil ihr es seid, die von den Vätern der Väter die Verheißung dieser Stunde und das Bündnis mit dem Allerhöchsten, dem Herrn erhalten, habt. Aber nicht mit bewaffneten Truppen und nicht mit Blutvergießen wird dieses Reich gebildet, und es werden darin nicht die Gewalttätigen, die Herrschsüchtigen, die Stolzen, die Jähzornigen, die Eifersüchtigen, die Unkeuschen, die Geizigen zugelassen werden, sondern die Guten, die Sanftmütigen, die Zufriedenen, die Barmherzigen, die Demütigen, die Geduldigen und die Gott und den Nächsten Liebenden.

Israel, du wirst nicht aufgerufen, gegen die äußeren Feinde zu kämpfen, sondern gegen die inneren; gegen die, die in dem Herzen eines jeden sind; in den Herzen deiner zehntausend und aber zehntausend Söhne. Reißt das Verderben der Sünde aus jedem einzelnen Herzen, wenn ihr wollt, daß Gott euch morgen zusammenruft und zu euch sagt: „Mein Volk, dir gehört das Reich, das nicht mehr bedroht, nicht mehr überfallen, nicht mehr durch Feinde besetzt wird.“

Morgen. Was heißt dieses „Morgen“? In einem Jahr oder in einem Monat? Oh, sucht nicht! Sucht nicht mit ungesunder Sucht zu erfahren, was die Zukunft bringt; mit Mitteln, die den Gebrauch sündhafter Hexerei an sich haben.

Laßt den Heiden die Götzen! Laßt Gott, dem Ewigen, das Geheimnis seiner Zeit. Von morgen an, dem Morgen, der nach dieser Abendstunde kommt und in der Nacht seinen Anfang nimmt, der mit dem Hahnenschrei anbricht: kommt und reinigt euch in wahrer Buße! Büßt für eure Sünden, um Vergebung zu erlangen und für das Reich bereit zu sein. Reißt das Schandmal der Sünde aus euren Herzen. Ein jeder hat das seine. Ein jeder hat etwas in sich, das mit den zehn Geboten des ewigen Heiles im Widerspruch steht. Mit Aufrichtigkeit soll sich jeder prüfen, und ihr werdet herausfinden, wo ihr gefehlt habt. Seid demütig und bereut. Ihr müßt das Verlangen und den

Willen haben, zu bereuen; aber nicht nur mit Worten. Gott irrt sich nicht und läßt sich nicht betrügen. Bereut mit dem festen Willen, der euch zur Änderung eures Lebens führt und euch wieder im Gesetz Gottes verankert. Das Himmelreich erwartet euch: morgen!

„Morgen?“ fragt ihr. Oh, die Stunde Gottes ist immer ein schnelles „Morgen“, selbst wenn es im Verlauf eines langen Lebens kommt wie das der Patriarchen. Die Ewigkeit hat als Maß der Zeit, nicht das langsame Rinnen der Sanduhr. Die Zeitmaße, die ihr Stunden, Tage, Monate, Jahre, Jahrhunderte nennt, sind nur Pulsschläge des Ewigen Geistes, der euch am Leben erhält. Doch ihr seid ewig eurem Geist nach und müßt für diesen Geist das gleiche Zeitmaß anwenden wie euer Schöpfer.

Sagt euch daher: „Morgen ist mein Todestag.“ Indessen wird es nicht der Tod für den Gläubigen sein, sondern eine Ruhe in der Erwartung des Messias, der die Pforten des Himmels öffnen wird.

Wahrlich, ich sage euch, unter den Anwesenden sind nur siebenundzwanzig, die nach dem Sterben warten müssen. Die anderen sind schon vor dem Tod gerichtet, und der Tod wird für sie der unverzügliche Übergang zu Gott oder zum Dämon sein; denn der Messias ist bereits erschienen. Er ist unter euch und ruft euch, um euch die Frohe Botschaft zu bringen, um euch in der Wahrheit zu unterrichten und euch für den Himmel zu retten.

Tut Buße! Der Morgen des Himmelreiches ist nahe. Er soll euch rein vorfinden, damit ihr Besitzer des ewigen Tages werdet.

Der Friede sei mit euch.«

Es erhebt sich ein bärtiger, bleicher Israelit, um Jesus zu widersprechen.

»Meister, was du sagst, steht im Widerspruch zu dem, was im zweiten Buch der Makkabäer, Israels Ruhm, zu lesen ist. Dort steht geschrieben: „Es ist wahrlich ein Zeichen großen Wohlwollens, den Sündern nicht zu erlauben, lange Zeit hinter ihren Launen herzulaufen, sondern sie sofort zu bestrafen. Mit uns verhält sich der Herr nicht wie mit den anderen Nationen, die er mit Geduld erwartet,

um sie am Tag des Gerichtes zu bestrafen, wenn das Maß der Sünden voll ist.“ Du hingegen sprichst so, als ob der Allerhöchste im Strafen sehr langsam wäre und uns wie die anderen Völker zur Zeit des Gerichtes erwartete, wenn das Maß der Sünden voll ist. Wahrlich, diese Tatsachen entgehen dir. Israel wird bestraft, wie der Geschichtsschreiber der Makkabäer sagt. Wenn es jedoch so wäre, wie du sagst, stünden dann deine Lehre und die im erwähnten Satz enthaltene, nicht im Widerspruch zueinander?«

»Wer du bist, weiß ich nicht. Doch wer du auch sein magst, ich antworte dir. Es gibt keine Widersprüche in der Lehre, sondern nur in der Art der Auslegung der Worte. Du legst sie in menschlicher Weise aus, ich in geistiger. Du, als Vertreter der Mehrheit, siehst alles in Beziehung zur Gegenwart und zum Vergänglichen. Ich, als Vertreter Gottes, erkläre und bringe alles in Beziehung mit dem Ewigen, dem Übernatürlichen. Jahwe hat euch gegenwärtig bestraft wegen eurer aufs Diesseits ausgerichteten Gerechtigkeit und eures Hochmuts. Aber wie hat er euch geliebt und wieviel Geduld übt er, mehr als mit irgendeinem anderen Volke, da er euch den Erlöser schenkt, seinen Messias, damit ihr ihn anhört und euch rettet vor der Stunde des göttlichen Zornes. Er will nicht, daß ihr weiterhin Sünder bleibt. Wohl hat er euch in eurer Hinfälligkeit geschlagen; da er aber sah, daß die Wunde nicht heilt, sondern euren Geist immer mehr abstumpfen läßt, sieh, da schickte er euch nicht Züchtigung, sondern das Heil. Er schickte euch den, der euch heilt und rettet: mich, der ich zu euch rede.«

»Findest du es nicht kühn, wenn du dich als einen Vertreter Gottes bezeichnest? Keiner der Propheten wagte soviel und du ... Wer bist du, daß du so sprichst? Und auf wessen Geheiß sprichst du?«

»Die Propheten konnten von sich selbst nicht sagen, was ich über mich sage. Wer ich bin? Der Ersehnte, der Verheißene, der Erlöser. Ihr habt schon gehört, was der Vorläufer sagte: „Bereitet den Weg des Herrn ... Seht, der Herr, unser Gott, der da kommt ... Wie ein Hirte wird er seine Herde weiden, obwohl er selbst das wahre

Osterlamm ist.“ Unter euch haben mehrere diese Worte des Vorläufers gehört und gesehen, wie der Himmel sich öffnete für ein Licht, das in Gestalt einer Taube herniederkam. Sie haben eine Stimme vernommen, die gesagt hat, wer ich bin. Auf wessen Geheiß ich rede? Auf Befehl dessen, der ist und der mich sendet.«

»Du kannst dies sagen; doch du kannst auch ein Lügner oder ein Betrüger sein. Deine Worte sind heilig; doch manchmal versucht Satan sich unter dem Deckmantel heiliger Worte zu verstecken, um so den Menschen irrezuführen. Wir kennen dich nicht!«

»Ich bin Jesus des Josef, aus dem Geschlecht Davids, geboren in Betlehem-Efrata, gemäß den Verheißungen. Ich werde der Nazoräer genannt, denn in Nazaret bin ich zu Hause. Dies in menschlicher Sicht. In den Augen Gottes bin ich sein Gesandter. Meine Jünger wissen es ... «

»Oh, sie! Sie können sagen, was sie wollen, und das, was du ihnen zu sagen gebietest.«

»Ein anderer wird sprechen, der mich nicht liebt, und sagen, wer ich bin. Warte, ich will einen der hier Anwesenden zu mir rufen.«

Jesus betrachtet die Menge, die verblüfft und in zwei Lager geteilt ist. Er schaut umher, einen mit seinen blauen Augen suchend ... Dann ruft er laut: »Haggai! Komm nach vorne; ich befehle es dir!«

Große Bewegung unter dem Volk, das den Weg freigibt, um einem Mann Platz zu machen, der von einem Zittern befallen ist und der von einer Frau gestützt wird.

»Kennst du diesen Mann?«

»Ja. Es ist Haggai des Maleachi, hier von Kafarnaum. Er ist von einem bösen Geist besessen, der in ihm plötzliche Tobsuchtsanfälle auslöst.«

»Kennen ihn alle?«

Die Menge schreit: »Ja, ja ... «

»Kann einer sagen, daß er schon mit mir gesprochen hat, auch nur wenige Minuten?«

Die Menge ruft: »Nein, nein; er geht nie aus dem Haus, und niemand hat dich dort gesehen.«

»Bring ihn zu mir, Frau!«

Die Frau zieht und stößt den Armen, der immer stärker zittert. Der Vorsteher warnt Jesus: »Sei vorsichtig, der Teufel quält ihn ... dann schlägt er um sich und kratzt und beißt.« Die Menschen weichen zu den Wänden zurück. Die zwei stehen sich jetzt gegenüber.

Ein Augenblick inneren Kampfes. Es scheint, daß der Mann, der gewöhnlich stumm ist, sich nun zu sprechen bemüht. Er heult ... dann formt sich sein Geheul zu Worten: »Was ist zwischen uns und dir, Jesus von Nazaret? Warum bist du gekommen, uns zu quälen, uns zu vernichten? Du, Herr des Himmels und der Erde! Ich weiß, wer du bist: der Heilige Gottes. Kein Lebender war größer, als du bist, denn in deinem menschlichen Leib ist der Geist des Ewigen Siegers eingeschlossen. Du hast mich schon besiegt in ... «

»Schweig! Fahre aus ihm! Ich befehle es dir!«

Der Mann wird von einem Anfall geschüttelt. Er windet sich, als ob er von jemandem mit Stößen und Hieben mißhandelt würde ... stößt unmenschliche Schreie aus, schäumt und wird auf den Boden geworfen ... von dem er sich verwundert und geheilt erhebt.

»Hast du gehört? Was sagst du nun?« fragt Jesus seinen Gegner.

Der bärtige Mann hebt die Schultern und geht besiegt und ohne zu antworten fort. Die Menge verhöhnt ihn und spendet Jesus Beifall.

»Ruhe, der Ort ist heilig«, sagt Jesus. Dann ordnet er an: »Bringt mir den Jungen, dem ich die Hilfe Gottes versprochen habe.«

Der Kranke kommt. Jesus streichelt ihn. »Du hast geglaubt, sei geheilt! Geh in Frieden und sei gerecht!«

Der Junge schreit auf. Wer weiß, was er empfindet? Er wirft sich zu Füßen Jesu, küßt sie und dankt: »Ich danke dir in meinem und auch im Namen meiner Mutter!«

Andere Kranke kommen. Ein Kind mit gelähmten Beinen. Jesus nimmt es in die Arme, liebkost es, stellt es auf den Boden ... und läßt es los. Das Kind fällt nicht; es springt zur Mutter, die es weinend an ihr Herz drückt und dann mit lauter Stimme »den Heiligen

Israels« preist. Auch ein blinder Greis kommt, von seiner Tochter geführt. Auch er wird mit einem Streicheln der kranken Augenhöhlen geheilt.

Jesus wird stürmisch gepriesen.

Er bahnt sich lächelnd einen Weg; obwohl er hochgewachsen ist, würde er nicht durchkommen, wenn Petrus, Jakobus, Andreas und Johannes nicht großzügig mit den Ellbogen zu Werke gingen und von der Ecke bis zu Jesus eine freie Bahn schaffen würden. Unter ihrem Schutz gelingt es Jesus, den Ausgang zu erreichen und auf den Platz hinauszugehen, von dem nunmehr die Sonne gewichen ist.

Damit endet die Vision.

95 Die Heilung der Schwiegermutter des Petrus

Petrus spricht mit Jesus: »Meister, ich möchte dich bitten, in mein Haus zu kommen. Ich wagte nicht, es dir am vergangenen Samstag zu sagen. Aber ... ich möchte, daß du kommst.«

»Nach Betsaida?«

»Nein ... hier, in das Geburtshaus meiner Frau.«

»Weshalb dieser Wunsch, Petrus?«

»Aus vielen Gründen; und heute ist mir gesagt worden, daß meine Schwiegermutter krank ist. Wenn du sie heilen könntest, vielleicht würde sie ... «

»Sprich zu Ende, Simon.«

»Ich möchte sagen ... wenn du dich ihr nähern würdest, dann würde sie aufhören ... ja, weißt du, es ist etwas anderes, ob ich über jemand sprechen höre ... oder ob ich ihn selbst sehe und höre. Und wenn einer noch dazu geheilt würde ... dann ... «

»Dann würde auch ihr Groll aufhören, willst du wohl sagen.«

»Nein, Groll nicht ... doch weißt du, der Ort ist in viele Meinungen gespalten, und sie weiß nicht, wem sie recht geben soll. Komm also, Jesus!«

»Ich komme. Laß uns gehen! Sagt den Wartenden Bescheid, daß ich vor deinem Hause zu ihnen sprechen werde.«

Sie gehen bis zu einem niedrigen Haus; es ist noch niedriger als das Haus des Petrus in Betsaida und liegt auch näher am See. Es ist von diesem durch eine Böschung aus Felsgestein getrennt, und ich glaube, daß bei Sturm die Wellen gegen die Mauern des Hauses schlagen. Das Haus ist wohl niedrig, aber sehr breit und bietet Platz für mehrere Personen.

Im Garten vor dem Hause, dem See zugewandt, steht nur ein alter, knorriger Weinstock, der sich über eine roh gezimmerte Pergola ausbreitet, sowie ein alter Feigenbaum, den der Seewind ganz nach dem Hause hingebogen hat. Die zerzauste Krone berührt die Hauswand und schlägt gegen die Fensterläden, die geschlossen sind, um die pralle Sonne abzuhalten. Es gibt hier nur diesen Weinstock und den Feigenbaum und einen niedrigen Brunnen mit einer grünbemoosten Mauer.

»Tritt ein, Meister!«

Es sind Frauen in der Küche; die einen flicken Netze, die anderen bereiten die Mahlzeit. Sie begrüßen Petrus; dann verneigen sie sich verlegen vor Jesus und werfen ihm einstweilen neugierige Blicke zu.

»Friede diesem Hause! Wie geht es der Kranken?«

»Sprich du, denn du bist die ältere Schwiegertochter«, sagen drei Frauen zu einer, die sich gerade die Hände an einem Schürzenzipfel abtrocknet.

»Das Fieber ist hoch, sehr hoch. Wir haben den Arzt gerufen; doch er sagt, sie sei zu alt, um gesund werden zu können, und wenn das Übel von den Knochen zum Herz zieht und das Fieber noch mehr steigt, dann führt das, besonders in diesem Alter, zum Tod. Sie ißt schon nichts mehr; ich gebe mir Mühe, gutes Essen für sie zu bereiten; auch jetzt wieder, schau, Simon! Ich koche ihr gerade diese Suppe, die sie immer so gerne mochte. Ich habe vom Schwager den besten Fisch bekommen. Doch ich glaube nicht, daß sie essen kann. Sie ist so unruhig. Sie schreit, weint, klagt, lästert . . . «

»Habt Geduld mit ihr, als ob sie eure Mutter wäre; Gott wird es euch lohnen! Bringt mich zu ihr.«

»Rabbi ... Rabbi ... ich weiß nicht, ob sie dich sehen will. Sie will niemand sehen. Ich wage nicht, ihr zu sagen: „Nun bringe ich dir den Rabbi.“«

Jesus lächelt, ohne die Ruhe zu verlieren. Er wendet sich an Petrus: »Also ist es an dir, Simon. Du bist ein Mann und der älteste der Schwiegersöhne, wie du mir gesagt hast. Geh!«

Petrus verzieht vielsagend das Gesicht und gehorcht. Er geht durch die Küche, betritt dann ein Zimmer, und durch die von ihm geschlossene Türe hört man ihn mit einer Frau verhandeln. Er steckt den Kopf heraus, winkt mit der Hand und sagt: »Komm, Meister, mach schnell!« und fügt leise, kaum verständlich hinzu: »Bevor sie ihre Meinung ändert.«

Jesus geht rasch durch die Küche und öffnet die Türe. Auf der Schwelle stehend, sagt er seinen sanften, feierlichen Gruß: »Der Friede sei mit dir!« Dann betritt er das Zimmer, obwohl ihm keine Antwort gegeben worden ist. Er geht zu einem niedrigen Lager, auf dem ein ganz grauhaariges Weiblein liegt. Infolge des hohen Fiebers, das ihr eingefallenes Gesicht stark rötet, atmet sie schwer.

Jesus beugt sich über das Lager und lächelt der Alten zu: »Hast du Schmerzen?«

»Ich sterbe.«

»Nein, du wirst nicht sterben. Vermagst du zu glauben, daß ich dich heilen kann?«

»Warum solltest du dies tun? Du kennst mich doch nicht.«

»Für Simon, der mich darum gebeten hat, und auch deinetwegen, um deiner Seele Zeit zu geben, das Licht zu erblicken und zu lieben.«

»Simon? Er täte besser ... Wie kommt es, daß Simon an mich denkt?«

»Weil er besser ist, als du glaubst. Ich kenne ihn und weiß es. Ich kenne ihn und freue mich, seine Bitte zu erfüllen.«

»So willst du mich heilen? Ich werde noch nicht sterben?«
»Jetzt wirst du nicht sterben. Kannst du an mich glauben?«
»Ich glaube, ich glaube, wenn ich nur nicht sterbe!«

Jesus lächelt wieder. Er ergreift ihre Hand. Sie ist voller Runzeln und geschwollener Adern und verschwindet in der jugendlichen Hand Jesu. Er richtet sich nun auf und nimmt das Aussehen an, das er beim Wunderwirken hat . . . Dann ruft er: »Sei geheilt! Ich will es! Erhebe dich!« Und läßt ihre Hand los, die wieder zurückfällt, ohne daß die Alte jammert, während sie kurz vorher, als Jesus sie, wenn auch mit großer Zartheit, anfaßte, laut aufschrie.

Eine kurze Weile des Schweigens; dann ruft die Alte auf: »O Gott der Väter! Ich habe nichts mehr, ich bin geheilt! Kommt, kommt!«

Die Schwiegertöchter eilen herbei. »Seht!« sagt die Alte, »ich kann mich ohne Schmerzen bewegen. Ich habe kein Fieber mehr. Schaut, wie ich frisch bin. Und das Herz schlägt nicht mehr wie der Hammer eines Schmiedes. Oh, nun sterbe ich nicht!«

Kein Wort für den Herrn. Doch Jesus macht sich nichts daraus. Er sagt zur ältesten der Schwiegertöchter: »Kleide sie an, sie soll aufstehen! Sie kann es.« Dann will er gehen.

Simon wendet sich ganz beschämt an die Schwiegermutter: »Der Meister hat dich geheilt. Sagst du ihm nichts?«

»Natürlich, ich dachte nicht daran. Danke! Was kann ich tun, um dir meinen Dank zu bezeugen?«

»Gut sein, sehr *gut* sein. Denn der Ewige war gut zu dir! Und wenn es dir nichts ausmacht, dann lasse mich heute in deinem Hause etwas ausruhen. Ich habe während der Woche sämtliche Ortschaften in der Umgebung besucht und ich bin heute morgen hier angekommen. Ich bin müde.«

»Natürlich, natürlich! Bleibe nur, wenn du willst!« Es liegt jedoch wenig Begeisterung in ihrer Stimme.

Jesus setzt sich mit Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes in den Garten.

»Meister!«

»Mein Petrus?«

»Ich schäme mich.«

Jesus macht eine Handbewegung, als wolle er sagen: »Laß es gut sein!«

Dann fügt er bei: »Sie ist nicht die erste und wird auch nicht die letzte sein, die nicht sofort dankbar ist. Doch ich erwarte keine Dankbarkeit. Es genügt mir, den Seelen die Mittel zu geben, sich zu retten. Ich tue meine Pflicht. Es liegt an ihnen, auch ihre zu tun.«

»Oh, hat es denn auch schon andere dieser Art gegeben? Wo? ... «

»Neugieriger Petrus! Ich will dich zufriedenstellen, obgleich ich unnötige Neugier nicht liebe.

In Nazaret: erinnerst du dich an Saras Mutter? Sie war sehr krank, als wir nach Nazaret kamen, und man sagte uns, daß das Kind weine. Um es, das gut und sanft ist, nicht Waise und später Stieftochter werden zu lassen, habe ich die Frau aufgesucht ... ich wollte sie heilen ... doch ich hatte den Fuß noch nicht über die Schwelle gesetzt, da jagten mich der Mann und ein Freund von ihm davon: „Weg, weg! Wir wollen keine Scherereien mit der Synagoge!“ Für sie, für viele bin ich schon ein Aufrührer ... Ich habe sie trotzdem geheilt ... wegen ihrer Kinder. Und zu Sara, die im Garten war, habe ich liebevoll gesagt: „Ich heile deine Mutter! Geh nach Hause und weine nicht mehr!“ Und die Frau war im gleichen Augenblick geheilt; das Kind hat es ihr, dem Vater und auch dem Onkel erzählt; weil das Kind mit mir gesprochen hatte, wurde es bestraft. Ich weiß es, denn das Kind ist mir nachgegangen, als ich den Ort verließ ... «

»Ich hätte sie wieder krank werden lassen.«

»Aber Petrus!«

Jesus blickt ihn streng an: »Ist dies die Lehre, die ich dir und den anderen verkünde? Was hast du auf meinen Lippen gehört, seit du mich zum ersten Mal reden gehört hast? Worüber habe ich gesprochen, welche Bedingungen habe ich an die gestellt, die meine wahren Jünger sein wollen?«

»Es ist wahr, Meister, ich bin ein Esel. Verzeih, doch ich kann es nicht ertragen, wenn man dich nicht liebt.«

»O Petrus, du wirst noch mehr Undank sehen. Viele Überraschungen wirst du erleben, Petrus; Personen, die von der sogenannten „heiligen“ Welt wie die Zöllner verachtet werden, im Gegenteil, werden ein Vorbild für die Welt sein, ein Vorbild, nicht nachgeahmt von denen, die sie verachten; Heiden werden zu meinen Getreuesten gehören; Dirnen, die durch ihre Willenskraft und ihre Buße wieder rein werden; Sünder, die sich bekehren!«

»Höre, daß ein Sünder sich bekehrt, halte ich für möglich; aber eine Dirne und ein Zöllner! . . . «

»Du glaubst es nicht?«

»Ich nicht.«

»Dann irrst du, Simon; doch da kommt deine Schwiegermutter zu uns.«

»Meister, ich bitte dich, setze dich an meinen Tisch!«

»Danke, Frau, Gott möge es dir vergelten!«

Sie gehen in die Küche und setzen sich an den Tisch, und die Alte bedient die Männer großzügig mit Fischsuppe und Bratfisch.

»Ich habe nur dies«, entschuldigt sie sich. Und um nicht aus der Übung zu kommen, sagt sie zu Petrus: »Alles müssen deine Schwäger machen, seitdem du nach Betsaida gegangen bist. Wenn du wenigstens meine Tochter reich gemacht hättest; aber ich höre, daß du oft abwesend bist und nicht fischen gehst.«

»Ich folge dem Meister. Ich war mit ihm in Jerusalem, und auch am Sabbat bin ich bei ihm. Ich verliere die Zeit nicht mit Unsinn.«

»Doch du verdienst nichts. Statt der Diener des Propheten zu sein, würdest du besser tun, wieder hierher zu kommen. So hätte wenigstens meine Tochter, das arme Geschöpf, Verwandte, die sie ernähren, während du den Heiligen spielst.«

»Schämst du dich nicht, so zu sprechen vor ihm, der dich geheilt hat?«

»Ich kritisiere ihn nicht! Er tut sein Handwerk. Ich kritisiere dich, weil du den Nichtstuer spielst. Übrigens, du wirst nie ein Prophet noch ein Priester werden. Du bist ein Dummkopf, ein Sünder und ein Nichtsnutz.«

»Du hast Glück, daß er zugegen ist, sonst . . . «

»Simon, deine Schwiegermutter hat dir einen vortrefflichen Rat gegeben. Du kannst auch von hier aus fischen. Du hast vorher ja auch in Kafarnaum gefischt, wie ich höre; du kannst hierher zurückkehren.«

»Und wieder hier wohnen? Aber Meister, du . . . «

»Hör zu, mein Petrus! Wenn du hier bist, dann wirst du entweder auf dem See oder bei mir sein. Was macht es dir also aus, in diesem Haus zu wohnen?« Jesus hat die Hand auf die Schulter Petri gelegt, und man hat den Eindruck, daß sich Jesu Ruhe auf den kochenden Apostel überträgt.

»Du hast recht, du hast immer recht. Ich werde es tun! Doch diese?« Er zeigt auf Johannes und Jakobus, seine Gehilfen und Gefährten.

»Können die denn nicht auch hierherkommen?«

»Oh, unser Vater und besonders unsere Mutter sind viel glücklicher, wenn sie uns bei dir wissen, als wenn wir zu Hause sind. Sie werden uns nicht hindern.«

»Vielleicht kommt dann auch Zebedäus«, sagt Petrus.

»Bestimmt, nicht nur vielleicht. Und andere mit ihm. Wir werden kommen, Meister, ohne Zweifel; wir werden kommen.«

»Ist Jesus von Nazaret hier?« fragt ein Kind, das am Eingang zum Garten erscheint.

»Er ist hier, komm herein! . . . «

Es kommt ein kleiner Junge herein, den ich als eines der Kinder wiedererkenne, die ich in einer der ersten Visionen von Kafarnaum gesehen hatte; es war vor die Füße Jesu gepurzelt und hatte versprochen, brav zu sein, um den Honig des Paradieses kosten zu können.

»Kleiner Freund, komm näher!« sagt Jesus.

Der Junge, ein wenig eingeschüchtert durch so viele Menschen, die ihn betrachten, faßt Mut und eilt zu Jesus, der ihn in seine Arme schließt, auf seine Knie setzt und ihm auf einem Stückchen Brot etwas vom Fisch gibt.

»Hier, Jesus, das ist für dich. Auch heute hat die Person zu mir

gesagt: „Es ist Sabbat. Bring dies dem Meister von Nazaret und sage deinem Freund, daß er für mich beten soll“ . . . er weiß nämlich, daß du mein Freund bist.« Das Kind lacht glücklich und ißt nun sein Brot mit Fisch.

»Fein, kleiner Jakobus, sage der Person, daß meine Gebete für ihn zum Vater aufsteigen.«

»Ist es für die Armen?« will Petrus wissen.

»Ja.«

»Ist es wieder dasselbe Almosen? Laß uns sehen!«

Jesus gibt ihm die Börse. Petrus leert alles aus und zählt. »Immer die gleich hohe Summe. Wer ist die Person? Sag, Kleiner, wer ist es?«

»Ich darf und werde es nicht sagen.«

»Welcher Eigensinn! Los, sei nett, dann gebe ich dir eine Frucht.«

»Ich werde dir nichts sagen, ob du mich nun schimpfst oder mich verwöhnst.«

»Hört, was für eine Zunge!«

»Jakobus hat recht, Petrus. Er steht zu seinem gegebenen Wort; laß ihn in Frieden!«

»Weißt du denn, Meister, wer diese Person ist?«

Jesus antwortet nicht. Er kümmert sich um das Kind, dem er noch ein Stückchen gebratenen Fisch gibt, das er zuvor von allen Gräten befreit hat. Doch Petrus läßt nicht locker, und Jesus muß ihm antworten.

»Ich weiß alles, Simon.«

»Und wir dürfen es nicht wissen?«

»Wirst du nie von deinen schlechten Gewohnheiten loskommen?«

Jesus rügt ihn lächelnd und sagt: »Bald wirst du es wissen. Das Böse möchte verborgen bleiben und dies gelingt ihm nicht immer. Doch was das Gute betrifft, selbst wenn es verborgen bleiben möchte, um verdienstvoll zu sein, wird es eines Tages zur Ehre Gottes aufgedeckt, dessen Wesen in einem seiner Kinder aufleuchtet. Das Wesen Gottes ist die Liebe. Und dieser hat es verstanden, denn er liebt seinen Nächsten. Geh, Jakobus, und bringe dem Manne meinen Segen!«

So endet die Vision.

Darauf sagt Jesus nur für mich: »Den Gruß, welcher dir so gut gefällt, meinen Gruß: „Der Friede sei mit dir!“, mußst auch du als einzigen Gruß allen gegenüber anwenden. Selbst wenn es mein Stellvertreter wäre, sollst du so grüßen, wie ich begrüßt und zu grüßen gelehrt habe. Ist denn nicht Gott selber Friede? Der Friede, den wir als das Schönste betrachten. Heißt das nicht Gott selbst loben, wenn man den Frieden lobt? Sage deshalb: „Der Friede sei mit dir“, nicht mit Ihnen oder mit euch, sondern mit dir, so wie ich es sagte. Und wenn es geschehen sollte, daß du in ein Haus eintrittst, dann sage: „Frieden diesem Hause!“ Es gibt keinen schöneren, vielsagenderen, heiligeren Gruß als diesen, und keinen, der so sehr an mich erinnert.

Auf Wiedersehen! Der Friede sei mit dir!«

96 Jesus predigt und wirkt Wunder im Hause Petri

Jesus ist am Garteneingang des Hauses der Schwiegermutter Petri auf einen Stapel von Körben und Seilen gestiegen. Der Garten ist voller Menschen; andere sitzen am Ufer des Sees, oder in den ans Trockene gezogenen Booten. Es scheint, daß Jesus schon eine Weile spricht, denn die Rede ist in vollem Gange.

Ich höre: »Sicher haben viele von euch in ihren Herzen so gedacht, doch dem ist nicht so. Der Herr hat es an Güte seinem Volke gegenüber nie fehlen lassen, obwohl dieses ihm tausend- und zehntausendmal die Treue gebrochen hat. Hört dieses Gleichnis; es wird euch helfen zu verstehen.

Ein König hatte viele, viele schöne Pferde in seinen Stallungen. Doch eines liebte er besonders. Er hatte alles daran gesetzt, es zu bekommen, und dann, als es ihm gehörte, hatte er es an einem bevorzugten Ort untergebracht, zu dem er immer wieder ging, um den Liebling mit seinen Augen und mit seinem Herz zu betrachten. Er träumte davon, aus ihm das Wunder seines Königreiches zu machen. Und als das Pferd sich den Befehlen seines Herrn widersetzte, ungehorsam war und zu einem anderen Herrn flüchtete, hatte der König in seinem Schmerze und seinem Mißfallen dem Rebellen nach der Strafe Verzeihung versprochen. Getreu diesem Versprechen, wachte er, wenn auch von ferne, über seinen Liebling und sandte ihm Ge-

schenke und Wächter, die die Erinnerung an ihn in seinem Herzen wachhalten sollten.

Doch das Pferd war in seiner Liebe und in seinem Verlangen nach vollständiger Vergebung nicht so standhaft, wie es der König war, obwohl es unter der Verbannung aus dem Reiche litt. Es war manchmal gut, manchmal böse; öfters böse, als gut; doch der König hatte Geduld und versuchte alles, um sein bevorzugtes Pferd zu einem treuen Freund zu machen.

Je mehr Zeit aber verstrich, desto bockiger wurde das Pferd. Es verlangte nach dem König und jammerte über die Peitsche des anderen Herrn, doch es wollte nicht wirklich dem König gehören. Es fehlte ihm der feste Wille dazu. Erschöpft, niedergeschlagen und seufzend gab es aber nicht zu: „Es ist meine Schuld, daß es mir so geht“, sondern schob die Schuld auf den König. Nachdem dieser alles unternommen hatte, machte er einen letzten Versuch.

„Bis jetzt“, sagte er, „habe ich Boten und Freunde gesandt. Jetzt werde ich ihm meinen eigenen Sohn schicken. Er hat das gleiche Herz wie ich und wird ihm mit der gleichen Liebe zureden – mehr noch, denn mein Sohn ist mein eigenes, aber von der Liebe verklärtes Ich.“ So sandte er den Sohn.

Dies ist das Gleichnis. Nun sagt: Glaubst ihr, daß der König dieses Tier liebte?«

»Grenzenlos liebte er es.«

»Konnte das Tier sich über seinen eigenen Herrn beklagen wegen der Übel, die es erleiden mußte, da es ihn verlassen hatte?«

»Nein, das konnte es nicht«, antwortet die Menge.

»Antwortet noch auf diese Frage: Wie hat nach eurer Meinung dieses Pferd den Sohn seines Königs empfangen, der gekommen war, es zu befreien, zu heilen und aufs neue in den besseren Stall zu bringen?«

»Natürlich mit Dank, Freude und Zuneigung.«

»Doch wenn der Sohn des Königs zum Pferd gesagt hätte: „Ich bin gekommen, um dies und das für dich zu tun; doch du mußt nun gut,

gehorsam, willig und mir treu ergeben sein“ . . . was glaubt ihr, hätte das Pferd gesagt?«

»Oh, das ist doch keine Frage. Nachdem es erfahren hatte, was es heißt, aus dem Königreich ausgestoßen zu sein, wird es auf das vom Königssohn Verlangte eingegangen sein.«

»Also, was denkt ihr, wäre die Pflicht des Pferdes gewesen?«

»Noch besser zu sein, als es von ihm verlangt wurde, noch anhänglicher und gehorsamer, um die Verzeihung der einstigen Schuld zu erlangen, und aus Dankbarkeit für das empfangene Gute.«

»Und wenn es sich nicht so verhalten hätte?«

»Dann hätte es den Tod verdient; denn es wäre schlimmer als ein wildes Tier gewesen.«

»Freunde, ihr habt gut geurteilt. Tut daher auch ihr das, was ihr von dem Pferd erwarten würdet!

Ihr Menschen, geliebte Geschöpfe Gottes des Königs des Himmels und meines und eures Vaters; ihr, denen gemäß den Propheten Gott seinen eigenen Sohn sendet: ich beschwöre euch zu eurem eigenen Besten, da ich euch liebe, wie nur Gott lieben kann, Gott, der in mir ist, um das Wunder der Erlösung zu wirken, seid wenigstens so, wie nach eurem Urteil dieses Tier hätte sein sollen. Wehe dem, der sich als Mensch noch um eine Stufe unter das Tier erniedrigt! Wenn es für jene, die bis zu diesem Augenblick gesündigt haben, noch eine Entschuldigung geben konnte – zuviel Zeit ist ja vergangen, seit das Gesetz gegeben wurde und zuviel Erdenstaub hat sich inzwischen auf es gelegt – jetzt gibt es keine Entschuldigung mehr! Ich bin gekommen, um euch das Wort Gottes wieder zu bringen. Der Menschensohn ist unter den Menschen, um sie zu Gott zurückzuführen. Folgt mir nach! Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.«

Die gewöhnliche Unruhe unter dem Volke . . .

Jesus gebietet den Jüngern: »Laßt die Armen nach vorne kommen! Ich habe für sie die reiche Spende eines Menschen, der sich ihrem Gebete empfiehlt, um von Gott Verzeihung zu erhalten.«

Es kommen drei Greise in Lumpen gekleidet, zwei Blinde, ein

Krüppel und eine Witwe mit sieben ausgehungerten Kindern nach vorne.

Jesus betrachtet einen nach dem anderen genau, lächelt der Witwe und besonders den Kindern zu. Er sagt zu Johannes: »Bringe diese in den Garten! Ich will später mit ihnen sprechen.«

Dann wird er ernst, sein Auge flammt auf, als ein Alter vor ihm erscheint. Doch er sagt noch nichts.

Er ruft Petrus und läßt sich die Börse bringen, die er kurz zuvor erhalten hat, und eine andere, mit kleineren Geldstücken, die unter den Guten gesammelt worden sind. Er leert alles auf das Bänkchen beim Brunnen, zählt und teilt. Er macht sechs Teile: einen sehr großen, alles Silberstücke, und fünf kleine mit vielen Bronzemünzen und nur wenigen größeren Geldstücken. Er ruft die kranken Armen und fragt: »Habt ihr mir nichts zu sagen?«

Die Blinden schweigen. Der Verkrüppelte sagt: »Der, von dem du kommst, möge dich beschützen!« sonst nichts.

Jesus legt in seine gesunde Hand das Almosen.

Der Mann sagt: »Gott möge es dir vergelten; doch mehr als dieses wünsche ich mir von dir die Heilung!«

»Du hast nicht darum gebeten.«

»Ich bin arm und ein Wurm, den die Großen zertreten ... ich wagte nicht zu hoffen, daß du Mitleid mit einem Bettler haben könntest.«

»Ich bin das Erbarmen, das sich über alles Elend neigt und mich anruft. Ich weise keinen zurück. Ich verlange nur Liebe und Vertrauen, um sagen zu können: Ich achte auf deine Bitte.«

»O mein Herr! Ich glaube und liebe dich. Hilf mir doch, heile deinen Diener!«

Jesus fährt mit seiner Hand wie liebkosend über den gekrümmten Rücken und spricht: »Ich will, daß du gesund bist.« Unter endlosen Lobpreisungen richtet sich der Mann behende und wohlgestaltet auf.

Jesus gibt den Blinden das Almosen und wartet einen Moment;

dann läßt er sie gehen. Er ruft die Alten. Er gibt dem ersten das Almosen, tröstet und hilft ihm, das Geld in den Gürtel zu stecken. Jesus erkundigt sich mitleidig nach dem Befinden des zweiten, der ihm die Geschichte seiner kranken Tochter erzählt.

»Ich habe nur sie! Nun wird sie mir sterben. Was wird aus mir werden? Oh, wenn du kämest! Sie kann nicht kommen, sie kann sich nicht mehr aufrichten, sie möchte gerne, doch es ist ihr unmöglich. Meister, Herr, Jesus, habe Erbarmen mit uns!«

»Wo wohnst du, Vater?«

»In Chorazin. Frage nach Isaak des Jona, genannt der „Erwachsene“. Willst du wirklich kommen? Wirst du mein Unglück nicht vergessen? Und wirst du meine Tochter heilen?«

»Glaubst du, daß ich sie heilen kann?«

»Und wie ich es glaube! Deswegen sage ich es dir!«

»Geh nach Hause, Vater, deine Tochter wird dich unter der Türe begrüßen!«

»Aber sie ist doch im Bett und kann nicht aufstehen seit drei ... Oh! Nun habe ich begriffen! Oh, danke, danke, Meister! Gepriesen seist du und der, welcher dich gesandt hat! Gott sei gepriesen und sein Messias!« Der Alte geht weinend davon und bemüht sich, so rasch wie möglich vorwärtszukommen. Doch als er schon außerhalb des Gartens ist, wendet er sich um: »Meister, wirst du trotzdem in mein armes Haus kommen? Isaak erwartet dich, um dir die Füße zu küssen, sie mit seinen Tränen abzuwaschen und dir das Brot der Liebe zu reichen. Komm, Jesus, ich werde den Dorfbewohnern von dir erzählen.«

»Ich werde kommen. Ziehe im Frieden und sei glücklich!«

Nun kommt der dritte Greis nach vorne, der zerlumpteste. Doch Jesus hat nur noch den großen Haufen Münzen. Er ruft laut: »Frau, komm mit deinen Kindern!«

Die Frau, noch jung und gelenkig, tritt mit geneigtem Haupte vor. Sie gleicht einer traurigen Henne mit traurigen Kücklein.

»Seit wann bist du Witwe, Frau?«

»Im Monat des Tischri werden es drei Jahre.«

»Wie alt bist du?«

»Siebenundzwanzig.«

»Sind dies alles deine Kinder?«

»Ja, Meister, und ich habe nichts mehr. Alles ist aufgebraucht ... Wie kann ich arbeiten, wenn mich niemand mit all diesen Kleinen haben will?«

»Gott verläßt nicht einmal den Wurm, den er erschaffen hat. Er wird auch dich nicht verlassen, Frau. Wo wohnst du?«

»Am See, drei Stadien von Betsaida entfernt. „Er“ hat zu mir gesagt, ich solle kommen. Mein Mann ist im See ertrunken, er war Fischer.«

„Er“, das ist Andreas; er ist rot geworden und möchte am liebsten verschwinden.

»Du hast recht getan, Andreas, der Frau zu sagen, daß sie zu mir kommen solle.«

Andreas, ermutigt, murmelt: »Der Mann war mein Freund, er war gut und starb bei einem Gewitter; dabei ging auch sein Boot verloren.«

»Nimm dies, Frau! Es wird dir für längere Zeit reichen. Dann wird eine neue Sonne über deinen Tag aufgehen. Sei gut, erziehe deine Kinder im Gesetz, und Gottes Hilfe wird dir nicht fehlen. Ich segne dich: dich und die Kleinen.« Und er liebkost eines nach dem anderen mit großem Erbarmen.

Mit ihrem Schatz, den sie ans Herz drückt, geht die Frau dann weg.

»Und ich?« fragt der Greis, der allein übriggeblieben ist. Jesus betrachtet ihn und schweigt.

»Nichts für mich? Du bist nicht gerecht. Ich komme von weither, denn man sagte mir, daß du Geld verteilst; und nun sehe ich, daß du den einen viel gibst und mir nichts. Einem armen Greis, der krank ist; und er will, daß man an ihn glaubt.«

»Aber schämst du dich nicht, so zu lügen? Du bist schon mit ei-

nem Bein im Grabe und lügst und versuchst, Hungernde zu berauben. Warum willst du den Brüdern das Almosen stehlen, das ich angenommen habe, um es gerecht zu verteilen?»

»Aber ich ... «

»Schweige! Du hättest aus meinem Schweigen und meinem Handeln verstehen müssen, daß ich dich kenne, und hättest, meinem Beispiel folgend, schweigen sollen. Warum willst du, daß ich dich beschäme?»

»Ich bin arm.«

»Nein, du bist geizig und ein Dieb. Du lebst für das Geld und für den Wucher!«

»Ich habe nie gegen Wucherzinsen geliehen, Gott ist mir Zeuge!«

»Ist es nicht schlimmster Wucher, die zu berauben, die wirklich Not leiden? Geh und bereue, damit Gott dir verzeihe!«

»Ich schwöre dir ... !«

»Schweige, ich befehle es dir! Es steht geschrieben: „Du sollst kein falsches Zeugnis ablegen!“ Wenn ich nicht Ehrfurcht vor deinem Alter hätte, dann würde ich dich durchsuchen und an deiner Brust die mit Gold gefüllte Börse finden: dein wahres Herz! Geh weg!«

Der Alte ist nun so beschämt darüber, daß sein Geheimnis entdeckt ist, daß er weggeht, ohne den strengen Ton nötig zu haben, der in der Stimme Jesu liegt. Die Leute lachen ihn aus, verspotten ihn und beschimpfen ihn als Dieb.

»Schweigt! Wenn er gefehlt hat, so sollt ihr nicht auch fehlen! Er hat gegen die Aufrichtigkeit gefehlt; er ist unehrlich. Ihr fehlt gegen die Nächstenliebe, wenn ihr ihn beschimpft. Der Bruder, der fehlt, darf nicht beleidigt werden. Jeder hat seine Fehler. Niemand außer Gott ist vollkommen. Ich mußte ihn beschämen, denn es ist nicht erlaubt zu betrügen, besonders die Armen. Aber nur der Vater weiß, wie sehr es mich schmerzt hat, dies zu tun. Auch ihr sollt Schmerz empfinden, wenn ihr mit ansehen müßt, wie ein Israelit gegen das Gesetz verstößt, indem er einen Armen und eine Witwe zu betrügen versucht. Seid nicht habgierig! Eure Seele soll euer Schatz sein, nicht

das Geld. Seid nicht meineidig! Eure Sprache soll klar und gut sein wie auch eure Taten. Lebt so, daß in der Stunde eures Todes der Friede in eurem Herzen ist. Der Friede dessen, der als Gerechter gelebt hat. Geht nun nach Hause . . . «

»Erbarmen, Herr! Dieser mein Sohn ist stumm wegen eines Dämons, der ihn quält.«

»Und dieser mein Bruder ist wie ein unreines Tier, das sich im Schlamm wälzt und Kot verzehrt. Soweit hat ihn ein böser Geist gebracht, und nun muß er unfreiwillig schmutzige Dinge tun.«

Jesus geht zu der Gruppe, die ihn anfleht. Er breitet die Arme aus und gebietet: »Fahrt aus ihnen aus! Gebt Gott seine Geschöpfe zurück!«

Unter Schreien und Zuckungen werden die beiden Unglücklichen geheilt. Die Frauen, die sie zu Jesus geführt hatten, fallen vor ihm nieder, loben und preisen ihn.

»Geht nach Hause und erweist euch Gott gegenüber dankbar! Der Friede sei mit euch allen. Geht!«

Die Menschen gehen weg und unterhalten sich weiterhin über das Vorgefallene. Die vier Jünger umringen den Meister.

»Freunde, ich sage euch, in Israel finden sich alle Sünden, und die Dämonen haben hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Es gibt eine Besessenheit, welche die Lippen verstummen läßt und dazu verleitet, wie ein Ungeheuer zu leben und Unrat zu essen. Doch schlimmer und weit verbreiteter ist die Besessenheit, die die Herzen der Ehrlichkeit und der Liebe verschließt und aus ihnen schmutzige Lasterhöhlen macht. Oh, mein Vater!« Jesus setzt sich; er ist niedergeschlagen.

»Du bist müde, Meister?«

»Nicht müde, mein Johannes. Doch betrübt bin ich über den Zustand der Herzen und den geringen Willen zur Besserung. Ich bin gekommen . . . doch der Mensch, der Mensch . . . oh, mein Vater!«

»Meister, ich liebe dich, wir alle lieben dich . . . «

»Ich weiß, doch ihr seid sehr wenige . . . und mein Wunsch, sehr viele zu retten, ist so groß.«

Jesus schließt Johannes in seine Arme und legt sein Haupt an das des Johannes. Er ist traurig. Petrus, Andreas und Jakobus stehen dabei und betrachten ihn mit Liebe und Traurigkeit.

So endet die Vision.

97 Jesus betet in der Nacht

Ich sehe, wie Jesus das Haus des Petrus in Kafarnaum verläßt und bemüht ist, dabei möglichst wenig Aufsehen zu machen. Ich verstehe, daß er dort übernachtet hat, um seinen Petrus zufriedenzustellen.

Es ist noch tiefe Nacht, und der Himmel ist voller Sterne. Der See spiegelt ihren Glanz nur schwach wider, und man würde das stille Gewässer wohl nicht bemerken, wäre nicht der Wellenschlag am kiesigen Strand, der die Aufmerksamkeit darauf lenkt. Jesus verschließt die Türe, betrachtet den Himmel, den See, die Straße. Er überlegt, dann geht er nicht den See entlang, sondern in Richtung der Ortschaft, biegt jedoch davor zu den Feldern ab und erreicht auf einem kleinen Feldweg einen Olivenhain. In diesem grünen Frieden sinkt Jesus auf die Knie, um zu beten.

Er betet inbrünstig. Zuerst kniend, dann, wie gestärkt, aufrechtstehend, immer wieder den Blick zum Himmel erhebend. Unter dem schwachen Leuchten des aufsteigenden Tages sieht sein Antlitz noch vergeistigter aus. Er betet und lächelt nun, während er zuvor schwer geseufzt hat, als trüge er eine tödliche Last. Er betet mit ausgebreiteten Armen und gleicht einem lebendigen Kreuz, hochgewachsen und engelhaft wie er ist: ein Anblick der Güte und Milde. Es sieht aus, als ob er die ganze Landschaft segnen würde, den beginnenden Tag, die erlöschenden Sterne und den See, der langsam sichtbar wird.

»Meister, wir haben dich so gesucht! Wir haben die Türe verschlossen vorgefunden, als wir vom Fischfang zurückgekehrt sind und haben gedacht, daß du weggegangen bist. Wir konnten dich nicht fin-

den. Endlich hat uns ein Bauer gesagt, der seine Körbe zum Markte fuhr und uns nach dir: „Jesus, Jesus ...“ rufen hörte: „Ruft ihr den Meister, der zu den Scharen spricht? Er ist diesen Feldweg gegangen, dem Hügel zu. Er muß im Ölgarten des Micha sein, denn dorthin geht er öfters. Ich habe ihn dort schon andere Male gesehen.“ Er hatte recht. Warum bist du so früh fortgegangen, Meister? Warum hast du dich nicht ausgeruht? War das Bett nicht bequem?« Petrus, der Jesus endlich gefunden hat, sagt dies alles in einem Atemzug.

»Nein, Petrus, das Bett ist gut und der Raum ist schön. Doch ich bin gewohnt, dies öfters zu tun, um meinen Geist zu erheben und mich mit dem Vater zu vereinigen. Das Gebet ist eine Kraft für uns selbst und für die anderen. Durch das Gebet erreicht man alles. Wenn die erbetene Gnade vom Vater auch nicht immer gewährt wird, so darf man daraus nicht schließen, es sei ein Mangel an Liebe seitens des Vaters.

Man muß vielmehr immer davon überzeugt sein, daß es gemäß einer göttlichen Ordnung geschieht, die das Geschick eines jeden Menschen zu dessen eigenem Wohle leitet. Immer aber gibt das Gebet Frieden und seelisches Gleichgewicht, um vielen auf uns zukommenden Dingen entgetreten zu können, ohne vom heiligen Wege abzukommen. Es kommt leicht vor, Petrus, du weißt es, daß die Umgebung den Geist verdunkelt und das Herz beunruhigt. Wie kann aber ein verdunkelter Geist und ein unruhiges Herz Gottes Stimme vernehmen?«

»Das ist wahr. Doch wir verstehen es nicht zu beten. Wir können nicht so schöne Worte sagen wie du.«

»Sagt das, was ihr könnt und wie ihr es könnt! Es sind nicht die Worte, sondern die Beweggründe, die sie begleiten, die dem Vater wohlgefällig sind.«

»Wir möchten so beten, wie du betest.«

»Ich werde euch auch beten lehren. Ich werde euch das heiligste Gebet lehren. Doch damit es nicht eine leere Formel auf euren Lippen sei, möchte ich, daß eure Seele schon ein bißchen Heiligkeit,

Licht und Weisheit besitze; darin will ich euch zunächst unterweisen. Dann werde ich euch das heilige Gebet lehren. Wollt ihr etwas von mir, da ihr mich gesucht habt?«

»Nein, Meister; doch es sind so viele, die etwas von dir wollen. Es waren schon Menschen auf dem Wege nach Kafarnaum; sie waren arm, krank, schmerzgebeugt, Menschen voll guten Willens, mit dem Wunsche, sich belehren zu lassen. Sie verlangten nach dir. Wir sagten zu ihnen: „Der Meister ist müde und schläft. Geht wieder ... und kommt am nächsten Sabbat!“«

»Nein, Simon, das sollst du nicht sagen. Es gibt nicht nur einen Tag in der Woche für die Frömmigkeit. Ich bin die Liebe, das Licht, das Heil – an jedem Tage der Woche.«

»Doch bis jetzt hast du nur am Sabbat gesprochen.«

»Weil ich noch unbekannt war. Doch je bekannter ich werde, desto mehr wird jeder Tag von Gnade und Gnaden überfließen. In Wahrheit sage ich dir: eine Zeit wird kommen, in der dem Menschensohn für die Ruhe und Mahlzeit nicht einmal die Spanne bleibt, die dem Spatz gewährt ist, um sich auf seinem Ast auszuruhen und sich mit Körnern zu sättigen.«

»Dann wirst du krank werden; das werden wir nicht zulassen. Deine Güte darf dich nicht unglücklich machen.«

»Und du glaubst, daß mich dies unglücklich machen könnte? Aber Petrus! Wenn alle Welt zu mir käme und mich hören wollte, um über die Sünden zu weinen und die Leiden in meinem Herzen abzuladen, um an Leib und Seele geheilt zu werden, und wenn ich mich erschöpfte im Reden, im Verzeihen, im Verschwenden meiner Macht, dann wäre ich sehr, sehr glücklich, Petrus, daß ich nicht einmal mehr dem Himmel nachweinen würde, wo ich im Vater war (dieser Ausdruck ist zu verstehen im Lichte von Joh 16,28; 20,17) ... Von woher waren die Leute, die zu mir kommen wollten?«

»Von Chorazin, von Betsaida, von Kafarnaum und sogar von Tiberias und Gerasa sind sie gekommen und von den hundert kleinen Ortschaften, die zwischen den Städten verstreut liegen.«

»Geht und sagt ihnen, daß ich nach Chorazin, nach Betsaida und in die umliegenden Dörfer kommen werde.«

»Warum bleibst du nicht in Kafarnaum?«

»Weil ich für alle gekommen bin und alle mich haben sollen; und übrigens erwartet mich der alte Isaak . . . Er soll in seiner Hoffnung nicht enttäuscht werden.«

»Du wirst also hier auf uns warten?«

»Nein. Ich gehe nun, und ihr bleibt in Kafarnaum, um die Menschen zu mir zu weisen; später werde ich zurückkommen.«

»So müssen wir allein bleiben . . . « Petrus ist betrübt.

»Nicht traurig sein! Der Gehorsam soll dich froh machen, und ebenso die Überzeugung, ein mir nützlicher Jünger zu sein; und mit dir in gleicher Weise diese anderen.«

Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes beruhigen sich.

Jesus segnet sie, und sie trennen sich.

So endet die Vision.

98 Der Aussätzige bei Chorazin wird geheilt

Mit einer fotografischen Genauigkeit habe ich seit dem frühen Morgen einen armen Aussätzigen vor meinem geistigen Auge.

Er ist wahrlich nur mehr ein menschliches Wrack. Ich könnte nicht einmal sagen, wie alt er ist, denn die Krankheit hat sich bei ihm verheerend ausgewirkt. Da er halbnackt ist, gewahrt man seinen zum Skelett abgemagerten Körper, der wie eine zerfressene Mumie aussieht. Hände und Füße sind verkrümmt und es fehlen Teile davon, so daß die kläglichen Gliedmaßen nichts Menschliches mehr an sich haben. Die armen verkrüppelten Hände gleichen den Pfoten eines geflügelten Monstrums, die Füße Ochsenhufen, so plump und entstellt sind sie.

Und erst der Kopf! Ich glaube, der Kopf eines Toten, der unbegraben bleibt und von der Sonne und dem Wind mumifiziert wird, könnte diesem Haupte gleichen. Einige übriggebliebene Haarbüschel da und dort auf der gelblichen Haut, die voller Krusten ist,

gleich angetrocknetem Staub auf einem Schädel; halboffene und tiefeingefallene Augen; angefressene Lippen und eine Nase, bei der der Knorpel sichtbar wird; die Ohren, die nur ansatzmäßig vorhandene Muscheln sind; und alles überzogen von einer ledernen, gelblichen Haut, unter der die Knochen hervorstehen. Die Haut scheint nur die Aufgabe zu haben, die armen Knochen in ihrem schmutzigen „Sack“ zusammenzuhalten, der mit Narben und eitrigen Wunden bedeckt ist. Eine Ruine!

Beim Anblick dieses von einer vertrockneten Haut überzogenen Gerippes in seinem schmutzigen und zerfetzten Mantel überkommt mich unwillkürlich der Gedanke an den in der Welt umherziehenden „Tod“; nur hält dieser Mann statt der Sense einen knorrigen Ast als Stock in der Hand.

Er steht an der Schwelle einer abseits liegenden Spelunke, die so verwaorlost ist, daß ich nicht sagen kann, ob sie ursprünglich ein Grab oder ein Unterstand für Holzfäller war, oder ob sie der Überrest eines zerstörten Hauses ist.

Er blickt nach der Straße, die etwas mehr als hundert Meter von seinem

Unterschlupf entfernt liegt, eine staubige Hauptstraße, auf der noch die Sonne brütet. Niemand bewegt sich auf ihr. Soweit das Auge reicht, nur Sonne, Staub und Einsamkeit. Weiter oben, in Richtung Nordwesten, muß ein Dorf oder eine Stadt sein. Ich kann die ersten Häuser in etwa einem Kilometer Entfernung sehen.

Der Aussätzige hält seufzend Ausschau. Dann nimmt er eine verbeulte Tasse, füllt sie an einem ärmlichen Rinnsal und trinkt. Nun schleppt er sich zu einem Gebüsch, bückt sich und reißt einige wilde Rüben aus dem Boden. Er geht zum Bächlein zurück, reinigt die Rüben im seichten Wasser vom ärgsten Schmutz und beginnt, langsam zu essen; unter großer Mühe führt er die verstümmelten Hände zum Mund. Die Rüben müssen hart wie Holz sein, denn er hat Mühe, sie zu kauen; oft muß er ausspucken, da er nicht schlucken kann, selbst wenn er Wasser dazu trinkt.

»Wo bist du, Abel?« ruft eine Stimme. Der Aussätzige wendet sich um, und auf seinen Lippen liegt etwas wie ein Lächeln. Doch es ist nur noch ein Zerrbild davon, denn diese Lippen, von denen nicht mehr viel übrigbleibt, vermögen nicht mehr zu lächeln. Mit eigenartig kreischender Stimme antwortet er: »Hier bin ich. Ich hoffte nicht mehr, daß du kommen würdest. Ich dachte, dir wäre ein Unheil zugestoßen; ich war sehr traurig. Wenn auch du mir fehlst, was bleibt dann dem armen Abel?« Während er so spricht, begibt er sich zur Straße, soweit ihm dies die Vorschriften erlauben.

Auf der Straße kommt ihm ein Mann mit raschen Schritten entgegen.

»Bist du es wirklich, Samuel? Oh, wenn du nicht der bist, den ich erwarte ... wer du auch sein magst, tu mir kein Leid an!«

»Ich bin es, Abel, wirklich ich ... Und ich bin gesund. Schau, wie ich renne. Ich habe mich etwas verspätet, ich weiß. Ich war in Sorge um dich. Doch wenn du nun erfährst ... oh, du wirst glücklich sein! Hier habe ich nicht nur die üblichen Brotkrusten, sondern ein ganzes, frisches, gutes Brot ... nur für dich ... auch guten Fisch und Käse. Alles für dich. Ich will, daß du feierst, mein armer Freund, um dich auf ein größeres Fest vorzubereiten.«

»Seit wann bist du so reich? Ich verstehe nichts mehr ... «

»Ich werde es dir sagen.«

»Und du bist gesund, ich erkenne dich nicht wieder.«

»Höre also: Ich erfuhr, daß in Kafarnaum der heilige Rabbi sei, und ich bin hingegangen ... «

»Bleib stehen, bleib stehen! Ich bin ansteckend! ... «

»Oh, das macht nichts, ich habe vor nichts mehr Angst.«

Der Mann, der niemand anderer ist als der arme Gelähmte, der im Hause der Schwiegermutter des Petrus durch Jesus geheilt worden ist, steht nun wenige Schritte vor dem Aussätzigen. Er hat im Gehen gesprochen und dabei glücklich gelächelt.

Der Aussätzige sagt wiederum: »Im Namen Gottes, bleibe stehen! Wenn dich jemand sieht ... «

»Ich bleibe stehen . . . Schau, ich lege die Vorräte hierhin. Iß, während ich rede.«

Er legt das Bündel auf einen großen Stein und öffnet es. Dann geht er einige Schritte zurück, während der Aussätzige näherkommt und sich auf die unerwartete Nahrung stürzt. »Oh, wie lange ist es her, seit ich das letzte Mal solche Sachen gegessen habe. Wie gut sie sind! Ich dachte schon, ich müßte mit leerem Magen zur Ruhe gehen. Kein einziger Mitleidiger ist heute gekommen, auch du nicht. So habe ich versucht, Wurzeln zu kauen . . . «

»Armer Abel! Ich habe es mir gedacht. Doch ich sagte mir: „Gut, jetzt wird er traurig sein, doch bald wird er glücklich sein.“«

»Glücklich, ja, über die gute Nahrung . . . «

»Nein, du wirst für immer glücklich sein!«

Der Aussätzige schüttelt das Haupt.

»Höre, Abel, wenn du glauben kannst, wirst du glücklich sein.«

»Glauben? An wen?«

»An den Meister, an den Meister, der mich geheilt hat.«

»Aber ich bin aussätzig und im Endstadium. Wie kann er mich heilen?«

»Oh, er kann es! Er ist heilig!«

»Ja, auch Elischa heilte den aussätzigen Naaman; doch ich . . . ich kann nicht zum Jordan gehen.«

»Du wirst ohne Wasser geheilt werden. Höre, dieser Meister ist der Messias, verstehst du? Der Messias! Der Sohn Gottes ist er. Und er wird alle heilen, die Glauben haben. Er sagt: „Ich will“, und die Dämonen fliehen, die Glieder werden gerade und die blinden Augen sehen!«

»Oh, und ob ich den Glauben habe! Doch wo kann ich den Messias sehen?«

»Deswegen bin ich gekommen. Er ist dort, in jenem Dorf. Ich weiß, wo er heute abend sein wird. Wenn du willst . . . ich habe mir gesagt: ich werde es Abel berichten, und wenn Abel fühlt, daß er glauben kann, dann werde ich ihn zum Meister begleiten.«

»Bist du verrückt, Samuel? Wenn ich mich Häusern nähere, werde ich gesteinigt!«

»Nicht zu den Häusern. Der Abend bricht an. Ich bringe dich bis zum Wäldchen; dann werde ich gehen und den Meister rufen. Ich begleite dich!«

»Geh, geh schnell weg! Ich werde allein bis dorthin gehen. Ich werde zwischen den Hecken im Graben kriechen. Doch du, geh, geh! Oh, geh, mein guter Freund! Wenn du wüßtest, was es heißt, diese Krankheit zu haben ... und was es heißt, auf Heilung hoffen zu können!«

Der Aussätzige kümmert sich nicht mehr um die Nahrung. Er weint und fleht seinen Freund mit Gesten an.

»Ich gehe, und du kommst nach!« sagt der ehemalige Gelähmte und eilt davon.

Abel kriecht mühsam in den Graben, der längs der Straße verläuft und voller Disteln ist. Nur in der Mitte ist ein dünnes Rinnsal. Der Abend sinkt nieder, während der Unglückliche sich durch das Sträucherdickicht dahinschleppt, immer auf der Lauer, ob er einen Schritt hört. Zweimal legt er sich flach in den Graben. Das erste Mal wegen eines Reiters, der auf der Straße vorbeitrabt; das zweite Mal, weil drei Männer vorbeikommen, die mit Heu beladen zum Dorfe gehen. Dann kriecht er weiter.

Doch noch vor ihm erreicht Jesus mit Samuel das Wäldchen. Samuel sagt zu Jesus: »Gleich wird er kommen. Er kann nur langsam gehen wegen der Wunden. Habe Geduld!«

»Ich habe keine Eile.«

»Wirst du ihn heilen?«

»Glaubt er?«

»Oh! ... Er starb fast vor Hunger; er sah nach vielen Jahren der Entbehrung die erste gute Nahrung; er hat alles bis auf einige Bissen zurückgelassen, um so rasch als möglich hierherzukommen.«

»Woher kennst du ihn?«

»Ich lebte von Almosen, nachdem ich verunglückt war, und ich

zog auf den Straßen von einem Ort zum anderen. Hier kam ich jeden siebten Tag vorbei, und so lernte ich den Armen kennen ... an einem Tage, da er vom Hunger getrieben bis zur Straße kam, auf der Suche nach etwas Eßbarem. Es war während eines furchtbaren Gewitters. Er wühlte im Abfall wie ein Hund. Ich hatte trockenes Brot im Beutel, eine Gabe mildtätiger Menschen, und teilte es mit ihm. Seitdem sind wir Freunde, und jede Woche versorge ich ihn mit dem, was ich habe ... Habe ich viel, bekommt er reichlich, habe ich wenig, erhält er wenig. Ich tue, was ich kann, als wäre er mein Bruder. Und seit dem Abend, da du mich geheilt hast – gepriesen seist du dafür – denke ich an ihn ... und an dich!«

»Du bist gut, Samuel. Darum hat die Gnade dich heimgesucht. Wer liebt, erhält alles bei Gott. Doch hier ist etwas im Gebüsch!«

»Bist du es, Abel?«

»Ich bin es.«

»Komm, der Meister erwartet dich hier unter dem Nußbaum!«

Der Aussätzige kriecht aus dem Graben und rutscht mühsam die Böschung hinauf bis zur Wiese. Jesus steht dort, mit dem Rücken an einen sehr hohen Nußbaum gelehnt, und erwartet ihn.

»Meister, Messias, Heiliger, habe Erbarmen mit mir!« ruft der Aussätzige aus und wirft sich im Grase Jesus zu Füßen. Das Gesicht noch auf dem Erdboden, ruft er noch einmal: »O mein Herr! Wenn du willst, kannst du mich rein machen!« Dann richtet er sich auf und kniend hebt er die knochendürren Arme mit den verkrüppelten Händen hoch und zeigt das verwüstete Gesicht ... Die Tränen rinnen ihm über die Wangen und die wunden Lippen.

Jesus betrachtet ihn voller Erbarmen. Er betrachtet diese Menschenlarve, die zerstört ist durch die schreckliche Krankheit. Nur eine wahre Nächstenliebe erträgt ihre Nähe, so abstoßend und stinkend ist sie.

Doch siehe, Jesus streckt ihm seine schöne, gesunde Hand entgegen, seine rechte Hand, wie um den Armen zu streicheln.

Dieser jedoch wirft sich zurück auf die Fersen und schreit: »Berühre mich nicht! Habe Erbarmen mit dir!«

Doch Jesus macht einen Schritt vorwärts. Feierlich, voller Güte und Milde legt er seine Hand auf das vom Aussatz zerfressene Haupt und sagt mit ruhiger, liebevoller, doch auch machtvoller Stimme: »Ich will! Sei rein!«

Die Hand bleibt einige Augenblicke auf dem armen Haupt. »Steh auf, geh zum Priester und erfülle, was das Gesetz vorschreibt! Erzähle nicht, was ich dir getan habe. Bleibe nur gut! Sündige nie wieder! Ich segne dich.«

»O Herr! Abel! Du bist ganz gesund!« ruft Samuel, der die Verwandlung des Freundes beobachtet hat, freudig aus.

»Ja, er ist gesund. Durch seinen Glauben hat er es verdient. Lebe wohl! Der Friede sei mit dir!«

»Meister! Meister! Meister! Ich gehe nicht weg von dir! Ich kann mich nicht von dir trennen.«

»Tu, was das Gesetz vorschreibt! Dann sehen wir uns wieder. Zum zweiten Mal komme mein Segen über dich!«

Jesus geht und gibt Samuel ein Zeichen, daß er bleiben soll. Die beiden Freunde weinen vor Freude, während sie im Mondschein zum letzten Mal in die Unglückshöhle zurückkehren.

Die Vision endet hier.

99 Heilung des Gelähmten im Hause Petri in Kafarnaum

Ich sehe die Ufer des Sees Gennesaret. Ich sehe die ans Land gezogenen Boote der Fischer. An sie gelehnt, sind Petrus und Andreas damit beschäftigt, die Netze auszubessern, die ihnen die Helfer tiefend übergeben, nachdem sie sie im See von den Anhängseln gereinigt haben. In einer Entfernung von zehn Metern sind Johannes und Jakobus über ihr Boot gebeugt und damit beschäftigt, alles in Ordnung zu bringen, wobei ihnen ein Junge und ein ungefähr fünfzigjähriger Mann helfen, den ich für Zebedäus halte, weil der Junge ihn „Meister“ nennt und er dem Jakobus sehr ähnlich sieht.

Petrus und Andreas, mit den Schultern an das Boot gelehnt, arbeiten schweigend daran, die Netzfäden und die Signalkorken auszu-

bessern. Nur ab und zu wechseln sie einige Worte über ihre Arbeit, die, wie ich vermute, vergeblich war.

Petrus ärgert sich nicht wegen der leeren Geldbörse oder der unbelohnten Mühe; er sagt: »Es tut mir leid ... was werden wir tun, um diesen Armen Nahrung zu geben? Wir bekommen nur selten Spenden, und diese zehn Denare und sieben Drachmen, die wir in diesen vier Tagen gesammelt haben, werde ich nicht anrühren. Nur der Meister soll bestimmen, wann und wie diese Münzen verwendet werden sollen. Und bis zum Sabbat ist er nicht da. Hätte ich einen guten Fang gehabt! Auch die kleinsten Fische hätte ich zubereitet und sie dann den Armen gegeben; und wenn einer im Hause deswegen gemurrt hätte, dann hätte ich mir nichts daraus gemacht. Die Gesunden können sich selbst helfen, doch die Kranken!«

»Der arme Gelähmte ... sie haben ihn auf einem weiten Weg mühsam hierhergebracht ... « sagt Andreas.

»Höre, Bruder! Ich meine, wir sollten nicht so getrennt bleiben ... Ich weiß nicht, warum uns der Meister nicht immer bei sich haben will. Wenigstens hätte ich nicht immer die Armen vor Augen, denen ich nicht helfen kann ... und wenn ich sie dann sähe, könnte ich ihnen sagen: „Er ist da!“«

»Hier bin ich!« Jesus hat sich auf dem weichen Sande lautlos genähert.

Petrus und Andreas machen einen Freudensprung und rufen aus: »Oh, Meister!« Und zu ihren Freunden: »Jakobus, Johannes, der Meister ist da, kommt!«

Die beiden kommen herbei, und alle drängen sich um Jesus. Einer küßt sein Gewand, der andere die Hände, und Johannes wagt sogar, seinen Arm um Jesu Hüfte und sein Haupt an dessen Brust zu legen. Jesus küßt ihn auf die Haare.

»Worüber habt ihr gesprochen?«

»Meister, wir sprachen darüber, wie nötig wir dich haben.«

»Warum, Freunde?«

»Um dich sehen und lieben zu können, und dann auch der Armen

und Kranken wegen. Seit zwei und mehr Tagen warten sie auf dich. Ich habe getan, was ich konnte. Ich habe sie dorthin gebracht. Siehst du die Hütte auf dem brachen Feld? Dort machen die Schiffshandwerker ihre Reparaturen. Ich habe dorthin auch einen Gelähmten gebracht, der hohes Fieber hat, und ein Kind, das an der Brust seiner Mutter stirbt. Ich konnte sie nicht fortschicken, dich zu suchen.«

»Du hast gut getan. Doch wie konntest du ihnen helfen, und wer hat sie hergebracht? Du sagtest doch, daß es Arme sind.«

»Gewiß, Meister; denn die Reichen haben Wagen und Pferde, die Armen aber nur ihre Beine. Sie hätten dir nicht nacheilen können. Ich tat, was ich konnte. Schau, das ist die Spende, die ich bekommen habe. Ich habe nichts davon angerührt. Das ist deine Sache.«

»Petrus, du hättest es gleichwohl tun können. Gewiß ... Mein Petrus, es tut mir leid, daß du meinetwegen gescholten wirst und Mühen hast.«

»Nein, Meister, darüber mache dir keine Sorgen! Mir macht es nichts aus. Nur, daß ich nicht mehr Barmherzigkeit üben konnte, bedauere ich. Doch glaube mir, ich habe, wir alle haben getan, was wir konnten.«

»Ich weiß es; ich weiß auch, daß du vergeblich gearbeitet hast. Doch wenn auch keine Nahrung da ist, die Nächstenliebe bleibt: die lebendige und aktive Nächstenliebe, die in den Augen Gottes heilig ist.«

Kinder kommen schreiend daher: »Der Meister ist da, der Meister ist da! Jesus ist gekommen, Jesus ist gekommen!« und sie schmiegen sich an ihn, der sie liebkost, während er gleichzeitig mit den Jüngern spricht: »Simon, ich gehe in dein Haus. Du und ihr anderen geht und verkündet, daß ich gekommen bin, und dann bringt mir die Kranken!«

Die Jünger eilen in alle Richtungen fort. Doch ganz Kafarnaum weiß bereits, daß Jesus angekommen ist. Die Kinder haben dafür gesorgt: wie Bienen aus dem Bienenstock zu den verschiedenen Blumen, so sind sie in die Häuser, auf die Straßen und Plätze „geflogen“.

Freudig überbringen sie die Botschaft den Müttern, den Reisenden, den Alten, die an der Sonne sitzen, und kommen zurück, um sich nochmals liebkosen zu lassen von ihm, der sie liebt; und ein mutiges Kind sagt: »Sprich heute zu uns und für uns, Jesus! Wir lieben dich sehr, weißt du, und wir sind besser als die Erwachsenen.«

Jesus lächelt dem kleinen Psychologen zu und verspricht: »Ich werde zu euch sprechen.« Und von den Kindern gefolgt, geht er zum Hause und betritt es mit seinem üblichen Gruß: »Der Friede sei in diesem Hause!«

Die Menschen versammeln sich im großen Raum, der für die Segel, Netze, Körbe und Vorräte bestimmt ist. Man sieht, daß Petrus alles für Jesus vorbereitet und die Dinge in eine Ecke gebracht hat. Den See sieht man von hier aus nicht. Man hört nur sein träges Rauschen. Man sieht die kleine moosbewachsene Mauer des Gartens, den alten Rebstock und den dichtbelaubten Feigenbaum. Der Raum ist vollgestopft mit Leuten; wer keinen Platz gefunden hat, steht im Garten oder auf der Straße.

Jesus beginnt zu reden. In der ersten Reihe befinden sich fünf hochgestellte Personen, die sich herrschsüchtig breitgemacht haben, gestützt auf die Ehrfurcht, welche die Bevölkerung ihnen bezeugt. Ihr Verhalten, die vornehme Kleidung und ihr Hochmut lassen sie als Pharisäer und Schriftgelehrte erkennen. Jesus möchte jedoch seine Kinder um sich haben. Einen Kranz unschuldiger Gesichtlein mit engelgleichem Lächeln und leuchtenden Augen, die zu ihm aufschauen. Jesus spricht, und von Zeit zu Zeit streichelt er im Reden das eine oder andere lockige Köpfchen eines Kindes, das sich zu seinen Füßen niedergesetzt hat und den Kopf an sein Knie lehnt. Jesus sitzt auf einem großen Haufen von Netzen und Körben.

»„Mein Geliebter ist in seinen Garten gegangen, zu den Balsambeeten, um sich an den Pflanzen zu erfreuen und Lilien zu pflücken ... Hirte ist er auf Liliengefilden“, [Hld 6,2], so spricht Salomon, der Sohn Davids, von dem ich abstamme, ich, der Messias Israels.

Mein Garten! Welcher Garten ist schöner und Gottes würdiger als der Himmel, in dem die vom Vater erschaffenen Engel die Blumen sind? Aber der einzige eingeborene Sohn des Vaters, der Menschensohn, wollte einen anderen Garten; denn für den Menschen habe ich Fleisch angenommen, ohne welches ich die Schuld der Menschen nicht tilgen könnte. Ein Garten, der nur wenig unter dem himmlischen stehen würde, wenn die Söhne Adams, die ganz für den Himmel bestimmt waren, die Kinder Gottes, sich wie sanfte Bienen aus dem Bienenkorbe entfernt hätten, um die Erde mit Heiligkeit zu bevölkern. Doch der Feind hat Verwirrung und Dornen in das Herz Adams gesät, und Unkraut und Dornen aus diesem Herzen haben die Erde überwuchert. Kein Garten ist sie mehr, nur dürre Wüste und Wildnis, in welcher das Fieber schwelt und die Schlangen nisten.

Doch der Erwählte des Vaters hat noch einen Garten auf dieser Erde, auf welcher Satan herrscht. In diesen Garten geht er, um sich an seiner himmlischen Nahrung zu weiden: der Liebe und der Reinheit; und aus diesem Beet pflückt er die geliebten Blumen, in denen keine Sinneslust, keine Unreinheit und kein Hochmut ist: die Kleinen! (Jesus liebkost viele Kinder, die aufleuchten und freudvoll ihm zulächeln.) Dies sind meine Lilien!

Salomon in seinem Reichtum hatte kein Gewand, das schöner war als die Lilie im duftenden Felde, und kein Diadem von solch köstlicher, herrlicher Anmut wie das der Lilie mit ihrem Perlenkelch. Doch meinem Herzen ist keine Lilie kostbarer als diese Kleinen. Es gibt kein Blumenbeet, keinen Garten der Reichen voll edler Lilien, der mir wertvoller wäre als ein einziges dieser reinen, unschuldigen, aufrichtigen, einfachen Kinder.

O ihr Frauen und Männer Israels! O ihr Großen und Schlichten, was Vermögen und Stellung betrifft, hört! Ihr seid hier, um mich kennen und lieben zu lernen. So sollt ihr nun erfahren, welches die erste Bedingung ist, um mir anzugehören. Ich sage euch keine schwierigen Worte, noch gebe ich euch schwierige Vorbilder. Ich sage nur: „Nehmt diese Kinder zum Vorbild!“

Wer von euch hat nicht einen Sohn, einen Enkel oder einen Bruder im Kindesalter im Hause? Ist ein solches Kind nicht eine Erholung, ein Trost, ein Band zwischen Eltern, Verwandten, Freunden; ein Kind, dessen Seele rein ist wie ein schöner Morgen, dessen Gesichtlein die Wolken vertreibt und Hoffnungen weckt, dessen Liebkosungen die Tränen trocknen und Lebenskraft einflößen? Warum ist in ihnen eine solche Macht? In ihnen, die schwach, unreif und unwissend sind? Weil in ihnen Gott wohnt, die Kraft und die Weisheit Gottes! Die wahre Weisheit: sie können lieben und glauben. Sie können glauben und wollen. Sie verstehen es, in dieser Liebe und in diesem Glauben zu leben. Seid also wie sie: einfach, rein, liebevoll, aufrichtig und gläubig!

Es gibt keinen Weisen in Israel, der größer wäre als der Kleinste von diesen, dessen Seele Gott gehört und ihr das Reich Gottes. Gesegnete des Vaters, Geliebte des Sohnes, Blumen meines Gartens, mein Friede sei über euch und über allen, die euch aus Liebe zu mir nachahmen!«

Jesus hat geendet.

»Meister«, ruft Petrus von der anderen Seite, »hier sind die Kranken. Zwei können warten, bis du hinausgehst; aber hier ist einer eingekleimt in der Menge und hält nicht mehr stand. Wir können nicht durchkommen. Soll ich ihn fortschicken?«

»Nein, laßt ihn durch das Dach herab.«

»Gut gesagt; wir werden es sofort tun.«

Man hört auf dem niederen Dach über dem Saale herumtrampeln. Da dieser Raum nicht zum eigentlichen Wohnhause gehört, hat er keine zementierte Terrasse, sondern ist nur mit schieferähnlichen Platten bedeckt. Es entsteht nun eine Öffnung, und mittels Seilen wird die Bahre mit dem Kranken hinuntergelassen. Sie wird direkt vor Jesus niedergestellt. Die Menschen drängen sich näher, um besser zu sehen.

»Du hast einen großen Glauben gehabt, wie auch jene, die dich hierhergebracht haben.«

»O Jesus, wie sollten wir nicht an dich glauben?«

»Nun wohl, so sage ich dir, Sohn (der Mann ist noch jung), alle deine Sünden sind dir vergeben.«

Der Mann schaut Jesus weinend an ... vielleicht ist er enttäuscht, weil er auf eine leibliche Heilung hoffte. Die Pharisäer und die Schriftgelehrten flüstern miteinander, rümpfen die Nase und verziehen Stirne und Mund mit Verachtung.

»Warum murrst ihr in euren Herzen mehr noch als mit den Lippen? Was ist nach eurer Meinung leichter, dem Gelähmten zu sagen: „die Sünden sind dir vergeben“ oder „steh auf, nimm dein Bett und geh“? Ihr denkt, daß nur Gott Sünden vergeben kann. Doch ihr könnt nicht beantworten, was größer ist, weil der Mann da, dessen ganzer Körper krank ist, all sein Vermögen aufgewendet hat, ohne geheilt worden zu sein. Nur Gott kann ihn heilen. Nun, damit ihr wißt, daß ich alles vermag, damit ihr erkennt, daß der Menschensohn Macht über Leib und Seele, über Himmel und Erde hat, sage ich zu diesem Mann: „Steh auf, nimm dein Bett und geh! Geh nach Hause und sei heilig!“«

Den Mann erfaßt ein Schütteln, er schreit auf, erhebt sich und wirft sich Jesus zu Füßen, küßt sie, weint und lacht gleichzeitig, und mit ihm die Angehörigen und die Menschenmenge, die nun einen Weg freigibt, um ihn wie im Triumph durchzulassen. Jubelnd folgt ihm das Volk, aber ohne die fünf Grollenden, die überheblich weggehen.

So kann nun die Mutter mit dem Säugling, der zum Skelett abgemagert ist, bis zu Jesus gelangen. Sie zeigt ihn ihm und sagt nur: »Jesus, du liebst sie, die Kinder. Du selbst hast es gesagt. Um dieser Liebe und um deiner Mutter willen! ... « und sie weint.

Jesus nimmt ihn, den sterbenden Säugling, drückt ihn an sein Herz und hält sein wächsernes Gesichtlein mit den violetten Lippen und den schon gesenkten Lidern an seinen Mund, einen Augenblick nur ... und als er es von seinem blonden Bart wegnimmt, ist das Gesichtlein rosig, und das Mündlein umspielt ein seliges Lächeln; die

Augen schauen lebhaft und neugierig um sich, und das Kind greift mit den zuvor verkrampften Händchen in die Haare und in den Bart Jesu, der dazu lacht.

»O mein Sohn!« ruft die selige Mutter aus.

»Nimm es, Frau, sei glücklich und gut!«

Die Frau nimmt das Wiedergeborene und drückt es an ihre Brust, und das Kleine macht sofort seinen Anspruch auf Nahrung geltend; es sucht die Brust, enthüllt sie und trinkt, trinkt gierig und glücklich . . .

Jesus segnet und geht weiter, bis zur Schwelle, wo der Fieberkranke wartet.

»Meister, sei gut!«

»Auch du! Nütze deine wiedererlangten Kräfte in der Gerechtigkeit!« Er streichelt ihn liebevoll und geht hinaus.

Am Ufer umgeben und preisen ihn viele, die ihm teils vorausgeeilt sind, teils nachfolgen und ihn bitten:

»Wir haben dich nicht hören können. Wir konnten nicht hineingelangen. Sprich auch zu uns!«

Jesus gibt ein bejahendes Zeichen, und da die Menge ihn fast erdrückt, steigt er in das Boot des Petrus. Auch das genügt nicht. Der Ansturm ist zu groß.

»Stoße das Boot ins Wasser und entferne es ein wenig vom Ufer!«

Die Vision ist hier zu Ende.

100 Der wunderbare Fischfang

Die Vision beginnt wieder mit den Worten Jesu:

»Wenn im Frühjahr alles blüht, dann sagt der Bauer glücklich: „Es wird viele Früchte geben.“ Er jubelt in seinem Herzen, erfüllt von dieser Hoffnung. Doch vom Frühjahr bis zum Herbst, vom Monat der Blüte bis zum Monat der Ernte, wie viele Tage, wieviel Wind und Regen, Sonne und Gewitter sind da zu erwarten! Manchmal gibt es Kriege oder Grausamkeiten der Mächtigen, Krankheiten der

Pflanzen; bisweilen erkrankt der Bauer selbst, und die Pflanzen werden nicht mehr freigelegt oder gestützt, werden nicht mehr bewässert, beschnitten, aufgerichtet und gereinigt. Obwohl die Bäume eine reiche Ernte versprochen haben, verkümmern sie nunmehr und sterben teilweise oder ganz ab.

Ihr folgt mir nach. Ihr liebt mich. Ihr seid wie die Pflanzen im Frühjahr: ihr schmücket euch mit guten Vorsätzen und Liebe. Israel ist wahrlich an diesem Beginn meines Apostolates wie unsere liebliche Landschaft im strahlenden Monat des Nisan.

Dazu hört: Wie eine Glut, die zur Trockenheit führt, wird Satan kommen, der mich beneidet, um euch mit seinem Atem zu verbrennen. Die Welt wird kommen mit ihrem eisigen Wind, um eure Blüten erfrieren zu lassen. Es werden die Leidenschaften wie Stürme kommen. Der Überdruß wird wie ein anhaltender Regen sein. Alle meine und eure Feinde werden kommen, um unfruchtbar zu machen, was aus diesem eurem heiligen Streben in Gott erblühen sollte.

Ich warne euch, denn ich weiß. Doch all dieses soll verloren sein, wenn ich nicht mehr zu euch sprechen und keine Wunder mehr wirken kann? Nein! Ich säe und bebaue, solange meine Zeit währt. Dann wird es in euch wachsen und reifen, wenn ihr gut darüber wacht.

Betrachtet diesen Feigenbaum am Hause des Simon des Jona! Derjenige, welcher ihn pflanzte, hat nicht den geeigneten Platz gewählt. Er pflanzte ihn an die feuchte Mauer der Nordseite; der Baum wäre eingegangen, wenn er sich nicht selbst um sein Überleben gekümmert hätte. Er hat Sonne und Licht gesucht. Nun seht ihr: er ist ganz krumm, doch stark und frei, labt sich schon am Morgen an der Sonne und bereitet daraus Saft für seine hundert und aber hundert süßen Früchte. Er hat sich selbst gewehrt. Er sagte gleichsam: „Der Schöpfer wollte, daß ich den Menschen Freude und Früchte schenke. Ich will, daß sein Wille meinen Willen leite.“ Ein Feigenbaum! Ein Baum ohne Sprache! Ohne Seele! Und ihr, Kinder Gottes, Menschenkinder, seid ihr denn weniger als eine holzige Pflanze?

Strebt danach, Früchte des ewigen Lebens hervorzubringen! Ich bebaue euch und als letztes werde ich euch einen Saft geben, wie es keinen wirksameren gibt. Laßt nicht zu, daß Satan auf den Ruinen meiner Arbeit, über mein Opfer und eure Seele lacht! Sucht das Licht! Sucht die Sonne! Sucht die Kraft! Sucht das Leben! Ich bin das Leben, die Kraft, die Sonne, das Licht aller, die mich lieben. Ich bin gekommen, um euch dahin zu führen, von wo ich gekommen bin. Ich spreche hier, um euch alle aufzurufen, sich unter das Gesetz der zehn Gebote zu stellen, die ewiges Leben gewährleisten; und mit einem Ratschlag der Liebe sage ich euch: „Liebt Gott und den Nächsten!“ Dies ist die erste Bedingung, um alles Gute erfüllen zu können. Es ist das heiligste der heiligen zehn Gebote Gottes. Liebt! Jene, welche Gott mit reiner Liebe um seiner selbst willen lieben und für die Gott der Herr ist, werden im Himmel und auf Erden den Frieden haben, der für sie das Zelt und die Krone sein wird.«

Nach dem Segen Jesu entfernen sich die Leute nur ungern; und doch sind keine Kranken oder Arme unter ihnen.

Jesus sagt zu Simon: »Rufe die anderen beiden herbei! Wir wollen auf den See hinausfahren und das Netz auswerfen.«

»Meister, meine Arme schmerzen noch, da ich die ganze Nacht umsonst das Netz ausgeworfen und eingezogen habe. Die Fische sind in der Tiefe, wer weiß wo.«

»Tu, was ich dir sage, Petrus! Höre immer auf den, der dich liebt!«

»Ich werde tun, was du sagst, aus Achtung vor deinem Wort.« Und er ruft laut die Gehilfen und auch Jakobus und Johannes herbei.

»Laßt uns zum Fischfang ausfahren! Der Meister will es.« Und während sie wegfahren, sagt er zu Jesus: »Doch ich muß es dir sagen, Meister, daß die Stunde nicht günstig ist. Wer weiß, wo die Fische zu dieser Stunde sind, um sich auszuruhen . . . «

Jesus, der am Bug sitzt, lächelt und schweigt.

Sie fahren in einem Bogen über den See und werfen dann das Netz aus. Einige Minuten des Wartens, dann erhält das Boot eigenartige Stöße, obwohl der See ruhig wie Glas unter der schon hochstehenden Sonne liegt.

»Das sind Fische, Meister!« sagt Petrus mit aufgerissenen Augen. Jesus lächelt und schweigt.

»Hissen, hissen! ...« befiehlt Petrus den Jungen. Doch das Boot neigt sich zur Seite des Netzes. »Oh, Jakob, Johannes! Schnell! Kommt! Bringt die Ruder! Schnell!«

Sie kommen, und mit der Kraft der beiden Mannschaften gelingt es, das Netz hochzuziehen, ohne den Fang zu beschädigen.

Die Boote legen an. Sie sind dicht nebeneinander. Ein Korb, zwei, fünf, zehn. Alle sind voll von erstaunlicher Beute. Und immer noch zappeln Fische im Netz, silbern und golden, und versuchen, dem Tod zu entfliehen. Es bleibt keine andere Wahl: der Rest muß ins Boot geleert werden! So geschieht es auch, und der Schiffsboden wimmelt von Leben, das mit dem Tod kämpft. Die Boote sind tief ins Wasser gesunken wegen des ungewöhnlichen Gewichtes.

»Legt euch in die Ruder, spannt die Segel! Gebt auf das Steuer acht! Stangen bereithalten, um den Zusammenstoß zu vermeiden! Das Gewicht ist zu groß!«

Während des Manövers hat Petrus keine Zeit zum Nachdenken. Doch, wie sie am Ufer sind, tut er es und versteht. Er fühlt Reue: »Meister, Herr! Gehe weg von mir! Ich bin ein sündiger Mensch. Ich bin nicht wert, in deiner Nähe zu sein!« Er wirft sich vor Jesus auf den kiesigen, feuchten Strand.

Jesus betrachtet ihn und lächelt: »Steh auf! Folge mir nach! Ich lasse dich nicht mehr los! Von nun an wirst du Menschenfischer sein, und mit dir diese deine Gefährten! Fürchtet nichts mehr! Ich rufe euch! Kommt!«

»Sofort, Herr! Ihr kümmert euch um die Boote. Bringt alles Zebedäus und meinem Schwager! Laßt uns gehen! Alles für dich, Jesus! Der Ewige sei gepriesen für diese Erwählung!«

Die Vision ist zu Ende.

101 Iskariot findet Jesus erneut im Getsemani und wird als Jünger angenommen

Am Nachmittag sehe ich Jesus ... unter den Olivenbäumen. Er sitzt auf einer Anhöhe in seiner üblichen Art, die Ellbogen auf die Knie gestützt, die Unterarme nach vorne gestreckt und die Hände gefaltet. Der Abend sinkt nieder, und es wird immer dunkler im dichten Olivenhain.

Jesus ist allein. Er hat seinen Mantel abgelegt, als ob ihm heiß wäre, und sein helles Gewand hebt sich ab vom Grün der Umgebung.

Ein Mann kommt zwischen den Bäumen den Hügel herunter. Es scheint, als ob er etwas oder jemanden suche. Er ist groß und in ein farbenfrohes Gewand gekleidet; das rötliche Gelb dieses Gewandes läßt den Mantel mit seinen wallenden Fransen noch auffälliger erscheinen. Das Gesicht kann ich nicht gut sehen, da die Beleuchtung und die Entfernung dies nicht erlauben; außerdem verhüllt er es mit einem Zipfel des Mantels. Als er Jesus erblickt, macht er eine Bewegung, wie um zu sagen: »Hier ist er also!« und beschleunigt seinen Schritt. Aus einigen Metern Entfernung ruft er: »Sei begrüßt, Meister!«

Jesus dreht sich plötzlich um und hebt das Antlitz, da der Angekommene etwas höher steht. Er betrachtet ihn ernst und beinahe traurig. Der andere wiederholt: »Ich grüße dich, Meister! Ich bin Judas von Kerijot. Erkennst du mich nicht? Erinnerst du dich nicht?«

»Ich erkenne dich und erinnere mich. Du hast am letzten Osterfest zusammen mit Thomas mit mir gesprochen.«

»Und zu dem du gesagt hast: „Überlege es dir und entscheide dich vor meiner Rückkehr!“ Ich habe entschieden: Ich komme!«

»Warum kommst du, Judas?« Jesus ist nun wirklich betrübt.

»Warum? Ich habe es dir schon gesagt ... Ich träume vom Reiche Israels und habe dich als König gesehen.«

»Deshalb kommst du?«

»Deshalb! Ich stelle mich selbst und alles, was ich besitze, Fä-

higkeiten, Kenntnisse, Freundschaften und Mühen in deinen Dienst und in den Dienst deiner Mission für den Wiederaufbau Israels.«

Die beiden stehen sich nun gegenüber, ganz nah, und beobachten sich genau. Jesus ist ernst bis zur Traurigkeit, der andere überheblich in seiner Träumerei, lachend, jung und schön, leichtfertig und ehrsüchtig.

»Ich habe dich nicht gesucht, Judas.«

»Ich habe es gesehen; aber ich habe dich gesucht. Seit Tagen schon habe ich Leute an die Tore gesandt, die mir deine Ankunft mitteilen sollten. Ich glaubte, du kämest mit deinen Jüngern; so wäre es leicht gewesen, dich zu bemerken. Jedoch ... Ich habe erkannt, daß du da gewesen bist, denn eine Gruppe von Pilgern sprach lobpreisend über die Heilung eines Kranken. Doch niemand konnte mir sagen, wo du dich aufhältst. Da fiel mir dieser Ort ein, und ich bin hierhergekommen. Hätte ich dich hier nicht angetroffen, dann hätte ich die Hoffnung aufgegeben, dich zu finden ... «

»Glaubst du, daß es gut für dich ist, mich nun gefunden zu haben?«

»Ja, denn ich suchte dich; ich verlangte nach dir; ich wollte dich!«

»Warum? Warum hast du mich gesucht?«

»Ich habe es dir doch gesagt, Meister; hast du mich nicht verstanden?«

»Ich habe dich verstanden, o ja, ich habe dich verstanden. Doch ich wünsche, daß auch du mich verstehst, bevor du mir nachfolgst. Komm, laß uns miteinander reden, während wir gehen!« Und so gehen sie nebeneinander die kleinen Pfade auf und ab, die den Ölgarten durchqueren. »Du willst mir folgen eines menschlichen Beweggrundes wegen. Judas, ich muß dich enttäuschen; ich bin nicht deswegen gekommen.«

»Bist du nicht der verheißene König der Juden? Von dem die Propheten gesprochen haben? Auch andere sind schon gekommen. Doch fehlten bei ihnen zu viele Dinge, und sie fielen wie Blätter im Winde. Du hast Gott mit dir, denn du wirkst Wunder. Wo aber Gott ist, hat die Sendung bestimmt Erfolg.«

»Du hast recht gesprochen. Ich habe Gott mit mir. Ich bin sein Wort. Ich bin von den Propheten vorausgesagt, den Patriarchen verheißen und vom Volk erwartet. Doch warum, o Israel, bist du so blind und taub geworden, daß du den wahren Sinn der Geschehnisse nicht mehr lesen und sehen, hören und verstehen kannst? Mein Reich ist nicht von dieser Welt, Judas. Gib deine Denkweise auf! Zu Israel komme ich, um Licht und Herrlichkeit zu bringen; doch nicht das Licht und die Herrlichkeit dieser Welt. Ich komme, um die Gerechten Israels ins Reich zu führen. Denn aus Israel und mit Israel soll die Pflanze des ewigen Lebens erwachsen, deren Mark das Blut des Herrn ist; die Pflanze, die sich über die ganze Erde ausbreiten wird bis ans Ende der Zeiten. Aus Israel kommen meine ersten Jünger, aus Israel meine ersten Bekenner. Aber auch meine Verfolger, auch meine Peiniger, auch mein Verräter . . . «

»Nein, Meister! Das wird niemals geschehen. Wenn auch alle dich verraten, ich bleibe dir treu und werde dich verteidigen.«

»Du, Judas? Und worauf gründest du diese deine Sicherheit?«

»Auf meine Ehre als Mann.«

»Diese ist verletzlicher als ein Spinnennetz. Von Gott müssen wir die Kraft erbitten, um redlich und treu sein zu können. Der Mensch? Der Mensch schafft menschliche Werke. Um Werke des Geistes zu schaffen – denn dem Messias in Wahrheit und Gerechtigkeit nachfolgen, bedeutet Werke des Geistes schaffen – muß der Mensch absterben und neu geboren werden. Bist du dazu fähig?«

»Ja, Meister! Und dann . . . nicht ganz Israel wird dich lieben; doch Peiniger und Verräter des Messias wird es in Israel nicht geben; es erwartet dich seit Jahrhunderten.«

»Es wird sie geben. Denke an die Propheten! An ihre Worte . . . und an ihr Ende! Ich bin dazu bestimmt, viele zu enttäuschen. Und du bist einer von diesen, Judas. Du hast hier vor dir einen sanften, friedlichen Armen, der arm bleiben will. Ich bin nicht gekommen, um mich aufzudrängen und Krieg zu führen. Ich werde den Starke und Mächtigen kein Reich und keine Macht streitig machen. Ich

werde nur Satan die Seelen streitig machen und bin gekommen, die Ketten Satans mit dem Feuer meiner Liebe zu sprengen. Ich komme, um Barmherzigkeit, Opferbereitschaft, Demut und Enthaltbarkeit zu lehren. Ich sage dir, ich sage allen: „Habt keinen Durst nach menschlichem Reichtum, sondern arbeitet für ewige Schätze!“ Gib dich nicht der Illusion hin, Judas, mich als den Besieger Roms und der herrschenden Parteien zu sehen. Männer wie Herodes und die Cäsaren können ruhig schlafen, während ich zu den Menschen rede. Ich bin nicht gekommen, Szepter zu entreißen . . . mein ewiges Szepter ist schon bereit. Doch keiner, der nicht Liebe ist, wie ich es bin, könnte es ergreifen. Geh, Judas, und denke darüber nach!«

»Weisest du mich ab, Meister?«

»Ich weise niemand ab; denn wer abweist, liebt nicht. Doch sage mir, Judas: Wie würdest du die Tat eines Menschen bezeichnen, der weiß, daß er eine ansteckende Krankheit hat, und einen Unwissenden, der sich ihm nähert, um aus seinem Kelch zu trinken, warnt: „Überlege, was du tust“? Würdest du dies Haß oder Liebe nennen?«

»Liebe würde ich es nennen; denn er will nicht, daß der Unwissende seine Gesundheit aufs Spiel setzt.«

»Nimm also auch meine Worte in diesem Sinn!«

»Kann ich meine Gesundheit ruinieren, wenn ich mit dir komme? Niemals!«

»Mehr als die Gesundheit kannst du ruinieren; denn – denke wohl daran, Judas – wenig wird dem angerechnet, der zum Mörder wird, weil er glaubt, Gerechtigkeit zu üben, während er die Wahrheit nicht kennt; doch groß ist die Schuld desjenigen, der, obwohl er die Wahrheit kennt, ihr nicht nur nicht folgt, sondern zu ihrem Feind wird.«

»Das werde ich nicht. Nimm mich, Meister! Du darfst mich nicht abweisen. Wenn du der Erlöser bist und siehst, daß ich ein Sünder bin, ein verlorenes Schaf, blind und vom Wege abgekommen, warum weigerst du dich, mich zu retten? Nimm mich; ich werde dir bis zum Tode folgen!«

»Bis zum Tode, das ist die Wahrheit! Doch dann . . . «

»Dann, Meister?«

»Die Zukunft liegt im Schoße Gottes. Geh! Morgen werden wir uns am Fischtor wiedersehen.«

»Danke, Meister. Der Herr sei mit dir!«

»Und seine Barmherzigkeit möge dich retten!«

Hier endet die Vision.

102 Jesus wirkt am Fischtor das Wunder der zerbrochenen Klingen

Ich sehe Jesus einsam auf einer schattigen Straße dahingehen. Es scheint ein fruchtbares, wasserreiches Tal zu sein. Ich möchte sagen, Tälchen, denn es ist eingeeengt von kleinen Hügeln, und in der Mitte fließt ein Bächlein.

Zu dieser Morgenstunde ist der Ort verlassen. Es muß eben erst Tag geworden sein, ein schöner, vorsommerlicher Tag, und außer dem Vogelgezwitscher in den Bäumen – meist Olivenbäume, besonders auf dem Hügel zur Linken, während auf dem anderen dornige Akazien, Agaven und sonstige distelartige Stauden wachsen – und dem klagenden Gurren der wilden Turteltauben, die in den Ritzen des öderen Berges nisten, ist nichts zu hören. Auch das Bächlein mit seinem spärlichen Wasser scheint keinerlei Geräusch zu verursachen und spiegelt das Grün ringsum wider, so daß es die Farbe eines dunkelgrünen Smaragdes hat.

Jesus geht nun über einen primitiven Steg; es handelt sich um einen gespaltenen Baumstamm, der über den Bach gelegt ist und weder Geländer noch sonstige Sicherung hat. Er setzt auf der anderen Uferseite seinen Weg fort.

Nun sieht man Mauern und Tore, auch Händler mit Gemüse und anderen Lebensmitteln, die sich vor den noch verschlossenen Toren versammelt haben. Esel und Maultiere streiten und machen großen Lärm; aber auch ihre Eigentümer sind nicht zum Scherzen aufgelegt. Beleidigungen und Hiebe fallen nicht nur auf die Rücken der Langohren, sondern auch auf menschliche Köpfe.

Zwei sind ernsthaft miteinander in Streit geraten – Ursache: ein Esel hat sich über einen Korb herrlichen Salates eines Esels hergemacht, der einem anderen Herrn gehörte. Vielleicht ist dies nur ein erwünschter Vorwand, einen alten Hader auszufechten. Tatsache ist, daß aus den kurzen Gewändern, die bis zu den Waden reichen, zwei handbreite Messer gezogen werden, deren Klingen in der Sonne blitzen.

Weiber kreischen, Männer rufen; doch niemand versucht, die beiden am bäuerlichen Duell zu hindern.

Jesus, der nachdenklich des Weges kommt, hebt das Haupt, sieht die beiden und eilt mit raschen Schritten auf sie zu. »Halt, im Namen Gottes!« gebietet er.

»Nein, ich will diesen verdammten Hund erledigen!«

»Auch ich! Du liebst die Fransen? Ich werde aus deinen Eingeweiden Fransen machen.«

Die beiden kreisen um Jesus herum, stoßen und beleidigen ihn, damit er ihnen aus dem Wege gehe. Sie versuchen, sich zu treffen, doch ohne Erfolg, da Jesus mit klugen Bewegungen seines Mantels die Hiebe ablenkt und den Angriff abwehrt. Sein Mantel ist zerrissen. Das Volk schreit: »Geh weg, Nazarener, sonst trifft es auch dich!« Doch er rührt sich nicht und ist darum bemüht, die beiden zur Ruhe zu bewegen, durch die Anrufung Gottes. Ohne Erfolg! Der Zorn macht die beiden Gegner wahnsinnig.

Von Jesus strömt eine wundervolle Kraft aus. Zum letztenmal mahnt er: »Ich gebiete euch, macht Schluß!«

»Nein! Geh weg, du Hund von einem Nazarener!«

Da hebt Jesus mit blitzendem Machtausdruck die Hände. Er sagt kein Wort. Doch die Klingen zersplittern am Boden, als ob sie aus Glas und auf Fels gefallen wären.

Die beiden betrachten verwundert die nun wertlos gewordenen, kurzen Messergriffe, die sie in den Händen halten. Die Verblüffung betäubt ihren Zorn. Die Leute ringsum schreien ebenfalls vor Verwunderung auf.

»Und nun?« fragt Jesus streng. »Wo ist eure Kraft?«

Auch die Wachsoldaten am Tore, die durch das Geschrei aufmerksam geworden sind, eilen erstaunt herbei, und einer bückt sich, um die Splitter aufzulesen. Er prüft sie mit dem Fingernagel und kann nicht fassen, daß sie aus Stahl sind.

»Und nun«, wiederholt Jesus, »wo ist eure Kraft? Worauf gründet ihr euer Recht? Auf die Metallsplitter hier im Staube? Auf diese Metallstücke, die keine andere Kraft hatten als die der Sünde des Zornes gegen einen Bruder, durch die ihr den Segen Gottes und alle Kraft verloren hättet? Oh, ihr Armseligen, die ihr euch auf menschliche Mittel stützt, um zu siegen, und nicht wißt, daß nicht die Gewalt, sondern die Heiligkeit auf Erden und im Jenseits siegreich macht! Denn Gott ist mit den Gerechten.

Hört, ihr alle aus Israel, und auch ihr, römische Soldaten! Das Wort Gottes spricht zu allen Menschenkindern, und der Menschensohn wird es den Heiden nicht verwehren.

Das zweite Gebot Gottes ist das Gebot der Nächstenliebe. Gott ist gut und will Wohlwollen in seinen Kindern. Wer nicht wohlwollend zu seinem Nächsten ist, kann nicht Kind Gottes genannt werden und kann nicht Gott für sich haben. Der Mensch ist nicht ein unvernünftiges Tier, das sich wehrt und der Beute wegen beißt. Der Mensch hat eine Vernunft und eine Seele. Die Vernunft sagt ihm, wie er sich als Mensch zu verhalten hat. Die Seele sagt ihm, wie man heilig lebt. Jeder, der nicht so handelt, stellt sich unter die Tiere und fällt in die Schlingen Satans; denn die Sünde des Zornes öffnet Satan die Tür zum Herzen.

Liebt einander! Ich sage euch nichts anderes. Liebt euren Nächsten, wie es der Herr, der Gott Israels, will! Seid nicht vom Blut Kains! Warum seid ihr es? Für einige Münzen könnt ihr zum Mörder werden. Wegen einer Handbreit Erde. Wegen eines besseren Arbeitsplatzes. Wegen einer Frau. Was sind das für Dinge? Ewige? Nein! Sie dauern weniger als ein Leben, das nur ein Augenblick der Ewigkeit ist. Und was verliert ihr, wenn ihr nach ihnen trachtet? Den ewigen

Frieden, der den Gerechten verheißen ist und den euch der Messias mit seinem Reiche bringen wird.

Kommt auf den Weg der Wahrheit! Folgt der Stimme Gottes! Liebt euch! Seid redlich, enthaltsam, demütig und gerecht! Geht und denkt darüber nach.«

»Wer bist du, daß du solches sagst und mit deinem Willen das Schwert vernichten kannst? Nur einer kann solche Dinge tun: der Messias. Nicht einmal Johannes der Täufer ist mächtiger. Bist du vielleicht der Messias?« fragen drei oder vier.

»Ich bin es.«

»Du? Du, der die Kranken heilst und Gott in Galiläa verkündest?«

»Ich bin es!«

»Ich habe eine alte Mutter, die im Sterben liegt; rette sie.«

»Und ich, siehst du? Ich werde kraftlos vor Schmerzen. Meine Kinder sind noch klein; heile mich!«

»Geh nach Hause. Deine Mutter wird dir heute abend das Nachtmahl bereiten, und du, sei geheilt! Ich will es!«

Die Menge schreit. Dann fragen sie: »Wie ist dein Name?«

»Jesus von Nazaret!«

»Jesus, Jesus! Hosanna! Hosanna!«

Die Menge befindet sich in einem Freudentaumel. So können die Esel machen, was sie wollen, und niemand achtet mehr darauf.

Mütter kommen aus der Stadt, denn das Geschehene hat sich schon herumgesprochen. Sie bringen ihre Kinder. Jesus segnet sie und lächelt ihnen zu. Er versucht den Kreis der Begeisterten zu durchbrechen, um in die Stadt zu gelangen und dahin zu gehen, wohin er will. Doch das Volk läßt ihn nicht frei.

»Bleibe bei uns! In Judäa! Auch wir sind Kinder Abrahams«, schreien sie.

»Meister!« Judas kommt daher. »Meister, du bist mir vorausgegangen. Was geschieht hier?«

»Der Rabbi hat ein Wunder gewirkt! Nicht in Galiläa, nein, hier, bei uns wollen wir ihn haben.«

»Siehst du, Meister? Ganz Israel liebt dich. Es wäre gut, wenn du hierbleiben würdest. Warum entziehst du dich?«

»Ich entziehe mich nicht. Ich bin eigens allein gekommen, damit die ungeschliffenen Manieren der galiläischen Jünger die Empfindsamkeit der Judäer nicht verletzen. Ich will alle Schafe Israels unter dem Szepter Gottes vereinigen.«

»Aus diesem Grunde habe ich dir gesagt: „Nimm mich, ich bin aus Judäa und weiß, wie man mit meinesgleichen umgeht!“ Du bleibst also in Jerusalem?«

»Einige Tage, um einen Jünger zu erwarten. Auch er ist aus Judäa. Dann werde ich durch Judäa ziehen.«

»Oh, ich werde mit dir gehen; ich will dich begleiten. Du wirst in mein Dorf kommen, und ich werde dich in mein Haus führen. Wirst du kommen, Meister?«

»Ich werde kommen . . . Vom Täufer weißt du nichts, du, der du aus Judäa bist und bei den Mächtigen wohnst?«

»Ich weiß, daß er noch im Gefängnis ist; doch sie wollen ihn freilassen, denn die Bevölkerung droht mit Aufruhr, wenn ihr Prophet nicht ausgeliefert wird. Kennst du ihn?«

»Ich kenne ihn.«

»Liebst du ihn? Was denkst du von ihm?«

»Ich denke, daß kein anderer Mensch mehr dem Elija gleichen kann als er.«

»Hältst du ihn wirklich für den Vorläufer?«

»Er ist es. Er ist der Morgenstern, der die Sonne ankündigt. Selig, die sich durch seine Predigten auf die Sonne vorbereitet haben!«

»Johannes ist sehr streng.«

»Mit den anderen nicht strenger als mit sich selbst.«

»Das ist wahr. Doch es ist schwer, ihn in seinen Bußübungen nachzuahmen. Du bist gütiger, und es ist leichter, dich zu lieben.«

»Und doch . . . «

»Und doch, Meister?«

»Und doch, so wie er wegen seiner Strenge gehaßt wird, so wird

man mich wegen meiner Güte hassen; denn wir beide predigen Gott, und Gott ist bei den Bösen unbeliebt. Es steht geschrieben, daß es so ist. So wie er mir in der Verkündigung vorangeht, so wird er mir auch im Tode vorangehen. Doch wehe den Mördern der Buße und der Güte!«

»Warum, Meister, immer diese traurigen Voraussagen? Die Menschen lieben dich, du siehst es ... «

»Weil es eine Gewißheit ist. Die demütigen Menschen lieben mich. Doch die Menge besteht nicht nur aus Demut und Demütigen. Ich bin jedoch nicht traurig. Es ist ruhige Vorausschau der Zukunft und Anpassung an den Willen des Vaters, der mich dazu gesandt hat. Dafür bin ich gekommen. Wir sind nun am Tempel. Ich werde zum Bel Nidrasch gehen, um die Scharen zu unterrichten. Wenn du willst, bleibe.«

»Ich will an deiner Seite bleiben. Ich habe nur ein Ziel: dir zu dienen und dir zum Triumph zu verhelfen.«

Sie gehen in den Tempel, und alles ist zu Ende.

103 Iskariot ist im Tempel, wo Jesus predigt

Ich sehe Jesus und an seiner Seite Judas Iskariot. Sie lassen die Umfassungsmauer des Tempels hinter sich, und nachdem sie die erste Terrasse oder den ersten Treppenabsatz, wenn das besser gefällt, erklimmen haben, bleiben sie an einem Torbogen stehen, der in einen weiten, mit verschiedenfarbigen Marmorplatten gepflasterten Hof führt. Der Platz ist sehr schön und von Menschen überfüllt.

Jesus schaut umher und erblickt eine Stelle, die ihm gefällt. Doch bevor er sich dorthin begibt, sagt er zu Judas: »Rufe mir den Vorsteher des Ortes! Ich muß mich zu erkennen geben, damit man nicht sagen kann, ich hätte gegen die Vorschriften und die Ehrfurcht verstoßen.«

»Meister, du bist über die Bräuche erhaben. Niemand hat ein größeres Recht als du, im Hause Gottes zu sprechen; du, sein Messias!«

»Ich weiß es, und du weißt es; doch sie wissen es nicht. Ich bin nicht gekommen, um Ärgernis zu erzeugen oder zur Gesetzesübertretung und zur Mißachtung der Bräuche anzuleiten. Ich bin im Gegenteil gekommen, um Ehrfurcht, Demut und Gehorsam zu lehren und Ärgernisse zu verhindern. Ich will darum bitten, im Namen Gottes sprechen zu dürfen, und werde mich vom Vorsteher des Ortes als dazu berechtigt erklären lassen.«

»Neulich hast du es nicht getan.«

»Neulich brannte in mir der Eifer für das Haus Gottes, das durch zu viele Dinge entheiligt war. Neulich war ich der Sohn des Vaters, der Erbe, der im Namen des Vaters und aus Liebe zu meinem Hause handelte kraft seiner Hoheit, der die Vorsteher und Priester unterstehen. Nun bin ich der Lehrmeister Israels und belehre Israel auch darüber. Und übrigens, Judas, glaubst du, daß der Jünger über dem Meister steht?«

»Nein, Jesus!«

»Wer bist du also, und wer bin ich?«

»Du bist der Meister, und ich der Jünger.«

»Wenn du das aner kennst, weshalb willst du den Meister belehren? Geh und gehorche! *Ich* gehorche meinem Vater. *Du* gehorche deinem Meister! Erste Bedingung für den Sohn Gottes: unbedingter Gehorsam ohne Widerrede in der Überzeugung, daß der Vater nur heilige Anweisungen geben kann. Erste Bedingung für den Jünger: dem Meister gehorchen im Bewußtsein, daß der Meister nur gerechte Aufträge geben kann.«

»Es ist wahr. Bitte verzeih! Ich werde gehorchen.«

»Es sei dir verziehen! Geh nun! Und noch etwas, Judas: Erinner dich in Zukunft immer daran!«

»Zu gehorchen? Ja!«

»Nein: Erinner dich daran, daß ich dem Tempel gegenüber respektvoll und demütig war. Dem Tempel gegenüber, das heißt, den mächtigen Kasten gegenüber. Geh!«

Judas betrachtet ihn nachdenklich und fragend ... doch wagt er

nicht, weitere Fragen zu stellen. So geht er in Gedanken davon ... um mit einer feierlich gekleideten Persönlichkeit zurückzukommen.

»Hier, Meister, ist der Vorsteher.«

»Der Friede sei mit dir! Ich bitte darum, mit den Lehrern Israels unterrichten zu dürfen.«

»Bist du ein Rabbi?«

»Ich bin es.«

»Wer war dein Lehrer?«

»Der Geist des Herrn, der zu mir spricht in seiner Weisheit und mich erleuchtet über jedes Wort der Heiligen Schrift.«

»Dann stehst du also über Hillel, da du sagst, ohne Lehrer alle Wissenschaft zu kennen? Wie kann jemand Wissen besitzen, wenn ihn niemand unterrichtet hat?«

»Wie hat sich David, der ungelehrte Hirte, gebildet, der nach dem Willen des Herrn der mächtige und weise König wurde?«

»Dein Name?«

»Jesus, der Sohn des Josef von Jakob, aus dem Geschlechte Davids und der Maria, Tochter Joachims aus dem Hause Davids und der Anna des Aaron. Maria war die Jungfrau, die durch den Hohenpriester im Tempel vermählt wurde, nach dem Gesetze Israels, da sie Waise war.«

»Wer kann dies bestätigen?«

»Es müssen noch Leviten hier sein, die sich daran erinnern; Zeitgenossen des Zacharias aus dem Jahrgang des Abijas, meines Verwandten. Befrage sie, wenn du an meiner Aufrichtigkeit zweifelst!«

»Ich will dir glauben. Doch wer beweist mir, daß du fähig bist zu unterrichten?«

»Höre mich an und urteile selbst.«

»Ich will dich nicht hindern ... Aber, bist du nicht ein Nazarener?«

»Ich bin in Betlehem in Judäa geboren zur Zeit der Volkszählung, die Cäsar verordnet hatte. Die Kinder Davids sind überall verstreut aufgrund ungerechter Vorschriften. Doch das Geschlecht stammt aus Judäa.«

»Weißt du ... die Pharisäer ... ganz Judäa ... und Galiläa ...«

»Ich weiß. Doch beruhige dich, in Betlehem sah ich das Licht, in Betlehem-Efrata; von dorther stammt mein Geschlecht. Wenn ich jetzt in Galiläa lebe, so nur, damit sich die Schrift erfülle.«

Der Vorsteher entfernt sich einige Meter, da man ihn gerufen hat.

Judas fragt nun Jesus: »Warum hast du nicht gesagt, daß du der Messias bist?«

»Es wird aus meinen Worten hervorgehen.«

»Welches ist die Weissagung, die in Erfüllung gehen wird?«

»Ganz Israel wird unter der Lehre des Wortes Christi vereint werden. Ich bin der Hirte, von dem die Propheten sprechen, und ich bin gekommen, um die Schafe von allen Seiten zusammenzurufen. Ich komme, um die Kranken zu heilen und die Herumirrenden auf die gute Weide zu führen. Für mich gibt es kein Judäa und kein Galiläa, kein Dekapolis und kein Idumäa. Es gibt nur eines: die Liebe, die mit nur einem Auge schaut und in einer einzigen Umarmung vereint, um zu retten.«

Jesus ist verzückt. Von seiner Gestalt scheinen Strahlen auszugehen; er lächelt in seiner Schau. Judas betrachtet ihn voller Bewunderung.

Neugierige Leute haben sich den beiden zugesellt, deren verschiedenartige Stattlichkeit anzieht und auffällt.

Jesus senkt den Blick und lächelt der kleinen Gruppe zu mit seinem Lächeln, dessen Lieblichkeit kein Maler jemals zeichnen und kein Gläubiger, der es nicht gesehen, sich jemals vorstellen kann. Er sagt: »Kommt, wenn euch das Verlangen nach ewigen Worten drängt!«

Er begibt sich unter einen Torbogen und, an eine Säule gelehnt, beginnt er zu sprechen. Er beginnt mit einem Rückblick auf den Vorgang am Morgen.

»Als ich heute morgen in Zion ankam, mußte ich sehen, daß zwei Söhne Abrahams wegen ein paar Denaren bereit waren, sich gegenseitig umzubringen. Im Namen Gottes hätte ich sie verfluchen kön-

nen, denn Gott sagt: „Du sollst nicht töten“, und er sagt auch, daß verflucht sein wird, wer den Geboten nicht gehorcht.

Doch ich hatte Mitleid mit ihrer Unwissenheit über den Geist des Gesetzes und ich habe den Mord nur verhindert, um den beiden Gelegenheit zur Reue zu geben, Gelegenheit, Gott kennenzulernen und ihm in Gehorsam zu dienen, damit sie nicht nur den lieben, der sie ebenfalls liebt, sondern auch ihre Feinde.

Ja, Israel, ein neuer Tag bricht an für dich, und das Gebot der Liebe wird leuchtender. Beginnt das Jahr etwa mit dem nebligen Etanim oder dem traurigen Kislew mit Tagen, die kürzer als ein Traum, und Nächten, die lang wie eine Krankheit sind? Nein! Es beginnt mit dem sonnigen, blühenden, heiteren Monat Nisan, in dem alles lacht und das Menschenherz, auch das ärmste und traurigste, sich der Hoffnung öffnet, weil nun der Sommer, die Ähren, die Sonne und die Früchte kommen! Süß ist der Schlummer auf einer blumenreichen Wiese mit den Sternen als Lichtern; einfach ist es sich zu ernähren, denn jede Scholle bringt Gemüse oder Obst hervor, um den Hunger des Menschen zu stillen.

Höre also, Israel: Der Winter, die Wartezeit, ist vorüber! Nun kommt die Freude der erfüllten Verheißung. *Brot* und *Wein* sind bereitet für deinen Hunger. Die *Sonne* befindet sich unter euch, und alles empfängt von dieser *Sonne* tieferen und süßeren Atem. Auch das Gebot des Gesetzes, das erste, das heiligste der heiligen Gebote: „Liebe Gott und liebe deinen Nächsten!“

In dem begrenzten Licht, das dir bisher gewährt war – du hättest nicht mehr tun können, da auf dir noch der Zorn Gottes lastete aufgrund der Lieblosigkeit Adams – wurde dir gesagt: „Liebe jene, die dich lieben und hasse deine Feinde!“ Feind war nicht nur, wer die Grenzen deines Eigentums überschritt, sondern auch jeder, der dir persönlich geschadet oder dich sonstwie beleidigt zu haben schien. So war der Haß in allen Herzen; denn wo ist der Mensch, der den Bruder nicht freiwillig oder unfreiwillig beleidigt? Und wer erreicht das Greisenalter, ohne je beleidigt worden zu sein?

Ich sage euch: Liebt auch jene, die euch beleidigen! Tut dies im Gedanken, daß Adam und jeder Mensch durch ihn zu einem Übertreter der Gebote Gottes geworden ist, und daß es keinen gibt, der sagen kann: „Ich habe Gott nie beleidigt.“ Und doch, Gott verzeiht nicht nur einmal, sondern zehnmal, nein, tausend- und zehntausendmal, und der Fortbestand der Menschheit ist der Beweis dafür. Verzeiht daher, wie euch Gott verzeiht. Und wenn ihr es nicht aus Liebe zum Bruder, der euch geschadet hat, tun könnt, dann tut es aus Liebe zu Gott, der euch Brot und Leben gibt, der für alle eure irdischen Bedürfnisse sorgt und jedes Ereignis vorgesehen hat, um euch den ewigen Frieden bei ihm zu bereiten.

Dies ist das neue Gesetz, das Gesetz des Frühlings Gottes, der Blütezeit der Gnade, die zu den Menschen gekommen ist; der Zeit, die euch die Frucht, die ihresgleichen nicht hat, schenken und die Pforten des Himmel erschließen wird.

Die Stimme, die in der Wüste rief, wird nicht gehört. Doch sie ist nicht verstummt. Sie spricht immer noch für Israel zu Gott und spricht immer noch zum Herzen eines jeden aufrechten Israeliten. Und sie sagt, nachdem sie euch aufgefordert hat zur Buße, um den Weg des Herrn, der kommt, zu bereiten und um Nächstenliebe zu üben, und dem vom Überfluß zu geben, dem das Allernötigste fehlt, sie sagt: „Das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt, das mit dem Feuer des Heiligen Geistes tauft, ist unter euch; es wird die Tenne säubern und den Weizen einbringen.“

Erkennt ihn, den der Vorläufer euch anzeigt! Seine Leiden wirken bei Gott, um euch das Licht zu geben. Ihr werdet sehen! Eure geistigen Augen öffnen sich. Erkennt das Licht, das kommt! Ich löse die Stimme des Propheten ab, der den Messias verkündet, und mit der Macht, die mir vom Vater gegeben wurde, und mit meiner eigenen Macht verstärke ich sie und rufe euch zur Wahrheit des Gesetzes. Bereitet eure Herzen vor auf die Gnade der nahen Erlösung! Der Erlöser ist unter euch. Selig, die würdig sind, erlöst zu werden, weil sie guten Willen gehabt haben! Der Friede sei mit euch!«

Einer fragt: »Bist du ein Jünger des Täufers, da du mit so großer Verehrung von ihm sprichst?«

»Ich bin von ihm am Ufer des Jordan getauft worden, bevor er eingekerkert wurde. Ich verehere ihn, denn er ist heilig in den Augen Gottes. Wahrlich, ich sage euch, unter den Söhnen Abrahams ist keiner, der in der Gnade größer ist als er. Von seiner Geburt bis zu seinem Tode ruhen die Augen Gottes mit Wohlgefallen unablässig auf diesem Gebenedeiten.«

»Hat er dir die Ankunft des Messias versichert?«

»Sein Wort, das nicht lügt, hat den Anwesenden den schon lebenden Messias bezeichnet.«

»Wann und wo?«

»Als die Stunde gekommen war, ihn zu bezeichnen.«

Judas aber fühlt sich verpflichtet, nach allen Seiten hin zu sagen: »Der Messias ist jener, der zu euch spricht. Ich bezeuge dies, ich, der ich ihn kenne, da ich sein erster Jünger bin.«

»Er? ... Oh! ... « Die Menschen gehen verschüchtert auf die Seite. Doch Jesus ist so gut, daß er auf sie zugeht.

»Verlangt von ihm ein Wunder! Er ist mächtig. Er heilt. Er liest in den Herzen! Er beantwortet jede Frage.«

»Sprich du für mich; ich bin krank. Das rechte Auge ist blind, und das linke beginnt nun auch auszutrocknen.«

»Meister!«

»Judas?« Jesus, der ein kleines Mädchen streichelt, wendet sich um.

»Meister, dieser Mann ist beinahe blind und möchte das Augenlicht zurückerlangen. Ich sage ihm, daß du ihm helfen kannst.«

»Ich kann es, wenn man glaubt. Mann, hast du Glauben?«

»Ich glaube an den Gott Israels. Ich bin gekommen, um im Teiche Betsaida unterzutauchen. Doch es sind immer andere vor mir da.«

»Kannst du an mich glauben?«

»Wenn ich an den Engel des Teiches glaube, soll ich dann nicht an dich glauben, da dein Jünger sagt, du seist der Messias?«

Jesus lächelt. Er befeuchtet seinen Finger mit Speichel und berührt damit das kranke Auge. »Was siehst du?«

»Ich sehe die Dinge ohne den vorherigen Nebel. Willst du das andere nicht heilen?«

Jesus lächelt wiederum. Er wiederholt den Vorgang auf dem blinden Auge. »Was siehst du?« fragt er, indem er das Lid hochhebt.

»Oh, Herr Israels! Ich kann sehen wie damals, als ich ein Kind war und auf den Wiesen herumsprang. Sei gepriesen in Ewigkeit!«

Der Mann hat sich Jesus zu Füßen geworfen und weint.

»Geh, und sei von nun an gut aus Dankbarkeit Gott gegenüber!«

Ein Levit, der nach dem erfolgten Wunder hinzugekommen ist, fragt: »Wer gibt dir die Kraft für solche Eingriffe?«

»Du fragst mich dies? Doch ich will es dir sagen, wenn du mir die Frage beantwortest: Ist der Prophet, der den Messias vorhersagt, größer als der Messias selbst?«

»Welch eine Frage! Der Messias ist größer, denn er ist der vom Allerhöchsten verheißene Erlöser.«

»Warum wirkten dann die Propheten Wunder? Wer gab ihnen die Macht dazu?«

»Gott hat sie ihnen gegeben, um den Menschen zu zeigen, daß er mit ihnen sei.«

»Nun, mit derselben Kraft wirke ich Wunder: Gott ist mit mir, ich bin mit ihm. Ich beweise den Menschen, daß es so ist und daß der Messias – mit mehr Recht und in größerem Maße – das tun kann, was die Propheten getan haben.«

Der Levit geht in Gedanken versunken weg, und alles ist zu Ende.

104 Jesus belehrt Judas Iskariot

Jesus und Judas verlassen den Tempel. Zuvor haben sie auf dem für die männlichen Israeliten bestimmten Platze in allernächster Nähe des Allerheiligsten gebetet.

Judas möchte bei Jesus bleiben. Doch der Meister lehnt ab. »Judas, ich wünsche in den nächtlichen Stunden allein zu bleiben. In der Nacht schöpft mein Geist vom Vater seine Nahrung. Gebet, Betrachtung und Einsamkeit habe ich nötiger als materielle Nahrung. Wer für den Geist leben und andere dazu führen will, muß das Fleisch verleugnen, ich möchte sagen, es töten und alle seine Sorge dem Geiste zuwenden. Alle, du weißt es, Judas! Auch du solltest so handeln, wenn du wirklich Gott, also dem Übernatürlichen, gehören willst.«

»Aber wir sind noch auf Erden, Meister. Wie können wir das Fleisch vernachlässigen und alle Pflege nur dem Geiste schenken? Steht das, was du sagst, nicht im Widerspruch zum Gebot Gottes: „Du sollst nicht töten“? Ist darin nicht auch enthalten: sich selbst nicht töten? Wenn das Leben eine Gabe Gottes ist, sollten wir es also nicht lieben?«

»Ich werde dir so antworten, wie ich einem Einfachen gegenüber nicht antworten würde; für diesen würde es genügen, den Blick der Seele oder des Geistes auf übernatürliche Sphären zu richten, um ihn mit uns im Fluge in die Regionen des Geistes zu tragen. Du bist kein Einfacher. Du bist in einer Umgebung aufgewachsen, die dich verfeinert hat . . . dich aber auch mit ihren Spitzfindigkeiten und ihren Lehren verseucht hat. Erinnerst du dich an Salomon, Judas? Er war weise, der Weiseste seiner Zeit. Erinnerst du dich, daß er sagte, nachdem er alles Wissenswerte wußte: „O Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist Eitelkeit! Gott fürchten und seine Gebote halten, das ist der wahre Mensch.“ Nun sage ich dir: es ist vernünftig, den Speisen das Nahrhafte zu entnehmen, nicht das Gift. Wenn wir erkennen, daß uns eine Speise schadet, da sie in uns unheilvolle Reaktionen hervorruft, die von unseren Organen nicht verarbeitet werden, dann müssen wir diese Speise meiden, auch wenn sie unserem Gaumen zusagt. Besser nur einfaches Brot und Quellwasser, als auserlesene Speisen von der Tafel des Königs, deren Gewürze stören und vergiften.«

»Was soll ich lassen, Meister? . . . «

»Alles, von dem du weißt, daß es dich beunruhigt. Denn Gott ist Friede, und wenn du den Weg Gottes beschreiten willst, mußt du deinen Geist, dein Herz und dein Fleisch freimachen von allem, was nicht Frieden, sondern Beunruhigung erzeugt. Ich weiß, daß es schwer ist, sich selbst zu erneuern; doch ich bin hier, um dir dabei zu helfen. Ich bin gekommen, um den Menschen zu helfen, wieder Kinder Gottes zu werden, sich wie in einer zweiten Erschaffung zu erneuern – eine Selbsterneuerung, die man selbst will. Doch will ich dir auf deine Fragen antworten, damit du nicht sagen kannst, daß du meinetwegen im Irrtum geblieben bist. Es stimmt, daß Selbstmord dem Mord gleichkommt. Sowohl eigenes als auch fremdes Leben ist ein Geschenk Gottes, und nur Gott, der es gegeben hat, hat das Recht, es wieder zu nehmen. Wer sich selbst entleibt, bekennt damit seinen Hochmut, und Gott haßt den Hochmut.«

»Den Hochmut, sagst du? Ich würde eher meinen, die Verzweiflung.«

»Ist denn die Verzweiflung nicht Hochmut? Überlege, Judas! Warum verzweifelt jemand? Entweder weil er meint, wenn ein Unheil auf ihn zukommt, allein damit fertig werden zu müssen, obwohl er es nicht kann, oder weil er schuldig ist und glaubt, daß Gott ihm nicht verzeihen könne. Ist nicht sowohl im ersten als auch im zweiten Falle der Hochmut die Ursache? Der Mensch, der sich selbst helfen will, hat die Demut nicht, die Hand zum Vater auszustrecken und ihn zu bitten: „Ich kann nicht, doch du kannst. Hilf mir, denn auf dich hoffe und warte ich.“ Der andere Mensch sagt: „Gott kann mir nicht verzeihen“, da er Gott mit seinem eigenen Maßstab mißt und glaubt, daß einer, der so beleidigt worden ist, nicht mehr verzeihen könnte. Also auch hier Hochmut. Der Demütige bemitleidet und verzeiht, auch wenn ihn die Beleidigung schmerzt. Der Hochmütige verzeiht nicht. Er ist auch hochmütig, weil er seine Stirne nicht beugen und sagen kann: „Vater, ich habe gesündigt, verzeihe deinem armen, schuldbeladenen Kinde!“ Weißt du denn nicht, Judas, daß der Vater alles vergeben kann, wenn er um Verzeihung

gebeten wird mit einem aufrichtigen und zerknirschten Herzen, das demütig und willig zur Auferstehung im Guten ist!«

»Doch bestimmte Vergehen werden nicht verziehen, können nicht verziehen werden!«

»Du sagst es. Und es ist wahr, weil der Mensch es so will. Doch in Wahrheit, ja in Wahrheit sage ich dir, wenn der Schuldige selbst nach dem größten aller Verbrechen zu den Füßen des Vaters eilen würde – er nennt sich deswegen Vater, o Judas, und er ist der Vater von unendlicher Vollkommenheit – und weinend um Verzeihung bäte und sich zum Sühnen anböte, aber ohne Verzweiflung, dann würde der Vater ihm die Möglichkeit der Sühne geben, um ihn der Verzeihung würdig zu machen und seine Seele zu retten!«

»Somit sagst du, daß die Menschen, die die Schrift nennt und die sich selbst töteten, schlecht gehandelt haben?« [2 Kön 17,23]

»Es ist nicht erlaubt, jemandem Gewalt anzutun, auch nicht sich selbst. Es ist immer Unrecht. In ihrer ungenügenden Kenntnis des Guten werden sie aber in bestimmten Fällen noch Barmherzigkeit von Gott erhalten. Doch wenn das Wort jede Wahrheit geklärt und mit seinem Geiste die Geister gestärkt haben wird, von da an wird keinem mehr verziehen werden, der in Verzweiflung stirbt. Nicht im Augenblick des besonderen Gerichtes und auch nicht nach Jahrhunderten von Höllenqualen beim letzten Gericht! Niemals! Ist das Härte von seiten Gottes? Nein: Gerechtigkeit! Gott wird sagen: „Du hast gerichtet, du, Geschöpf, mit Verstand und übernatürlichem Wissen begabt, von mir erschaffen mit einem freien Willen; du hast gesagt: ‚Gott verzeiht mir nicht. Ich bin von ihm für immer getrennt. Ich richte mich für meine Verfehlung selbst. Ich werde aus dem Leben scheiden, um den Vorwürfen zu entgehen‘, ohne dabei zu bedenken, daß die Vorwürfe dich nicht mehr erreicht hätten, wenn du dich an mein väterliches Herz geflüchtet hättest. Und so, wie du dich gerichtet hast, bist du jetzt! Ich vergewaltige die Freiheit nicht, die ich dir gegeben habe.“

So wird der Ewige dem Selbstmörder antworten. Denke daran,

Judas! Das Leben ist ein Geschenk und muß geliebt werden. Doch was für ein Geschenk ist es? Ein heiliges Geschenk! Daher soll es auf heilige Weise geliebt werden. Das Leben dauert, solange der Körper die Kraft dazu hat. Dann beginnt das große Leben. Das ewige Leben. Voller Seligkeit für die Gerechten, voller Qualen für die Ungerechten. Ist das Leben Zweck oder Mittel? Es ist Mittel! Es dient zum Endziel, das Ewigkeit heißt. Also geben wir dem Leben das, was ihm genügt, um sich zu erhalten und dem Geiste zu dienen zur Erreichung seines Zieles. Enthaltbarkeit des Fleisches mit all seinen Begierden – *allen!* Enthaltbarkeit des Geistes mit all seinen Wünschen – *allen!* Enthaltbarkeit des Herzens mit all seinen Leidenschaften, die menschlich sind. Ungehemmt bleibe jedoch der Auftrieb der Leidenschaften, die des Himmels sind: der Liebe zu Gott und dem Nächsten; des Willens, Gott und dem Nächsten zu dienen; des Gehorsams gegenüber dem Wort Gottes; des Heldentums im Guten und in der Tugend.

Ich habe dir geantwortet, Judas. Bist du nun überzeugt? Genügt dir diese Erklärung? Sei aufrichtig und frage, wenn dir noch etwas unklar ist. Ich bin hier, um dir Lehrer zu sein!«

»Ich habe verstanden, es genügt mir. Aber es ist sehr schwer, in die Tat umzusetzen, was ich verstanden habe. Du kannst es, weil du heilig bist. Doch ich . . . Ich bin ein Mensch, jung und voller Lebenskraft!«

»Ich bin für die Menschen gekommen, Judas. Nicht für die Engel. Diese brauchen keinen Meister. Sie sehen Gott. Sie leben in seinem Paradies. Sie kennen die Leidenschaften der Menschen, denn der Geist, der ihr Leben ist, läßt sie alles kennen; auch diejenigen, die nicht zu Schutzengeln der Menschen bestimmt sind. Doch als Geister, die sie sind, können sie nur in einem sündigen, wie einer von ihnen es getan und die in der Liebe weniger Starken nach sich gezogen hat: mit dem Hochmut, dem Pfeil, der Luzifer, den schönsten der Erzengel, verwundete und ihn zum abstoßendsten Ungeheuer des Abgrunds machte. Ich bin nicht für die Engel gekommen, die sich nach dem Fall Luzifers schon bei der geringsten Spur eines hochmü-

tigen Gedankens entsetzen. Ich bin für die Menschen gekommen; um aus Menschen Engel zu machen.

Der Mensch war die Krone der Schöpfung. Er hatte vom Engel den Geist und vom Tier die volle Schönheit in all ihren leiblichen und moralischen Aspekten. Kein anderes Wesen kam dem Menschen gleich. Er war der König der Erde, wie Gott der König des Himmels ist, und eines Tages, am Tag, an dem er zum letzten Male auf der Erde eingeschlafen wäre, hätte er mit dem Vater im Himmel König sein können.

Satan hat dem Mensch-Engel die Flügel ausgerissen und ihm Raubtierglieder und eine Gier nach Unreinem gegeben; er hat aus ihm etwas gemacht, das man nicht Mensch, sondern Mensch-Dämon nennen sollte. Ich will die von Satan verursachte Entstellung auslöschen, den Hunger des unreinen Fleisches vernichten, dem Menschen die Flügel wieder geben und ihn wieder zum König, zum Miterben des Vaters und des himmlischen Reiches machen. Ich weiß, daß der Mensch, wenn er nur wollte, tun könnte, was ich sage, um wieder König und Engel zu werden. Ich werde euch keine Dinge sagen, die ihr nicht tun könnt. Ich gehöre nicht zu den Rednern, welche Lehren verkünden, die man nicht verwirklichen kann. Ich habe wahres Fleisch angenommen, um wissen zu können aus der Erfahrung des Fleisches, wie die Versuchungen des Menschen sind.«

»Und die Sünden?«

»Versucht können alle werden. Sünder nur, die es wollen.«

»Hast du je gesündigt, Jesus?«

»Ich habe nie sündigen wollen. Und dies, nicht weil ich der Sohn des Vaters bin. Ich habe den festen Willen, dem Menschen zu zeigen, daß der Menschensohn nicht gesündigt hat, weil er nicht sündigen wollte, und daß der Mensch, wenn er nicht will, nicht sündigen wird.«

»Bist du nie in Versuchung gekommen?«

»Ich bin 30 Jahre alt, Judas. Ich habe nicht in einer Höhle auf einem Berg gelebt, sondern unter Menschen; und wenn ich am einsamsten

Ort der Erde gelebt hätte, glaubst du, daß ich vor Versuchungen verschont geblieben wäre? Alle haben wir in uns das Gute und das Böse. Alles tragen wir in uns. Über dem Guten schwebt der Hauch Gottes und belebt es wie ein Weihrauchfaß, voll von wohltuendem, heiligem Weihrauch. Auf das Böse bläst Satan und entzündet es zu einem verderblichen Feuer. Doch der aufmerksame Wille und das unablässige Gebet sind wie feuchter Sand für das höllische Feuer; sie löschen und ersticken es.«

»Aber wenn du noch nie gesündigt hast, wie kannst du dann die Sünder beurteilen?«

»Ich bin Mensch und bin Sohn Gottes. Was ich als Mensch nicht erkennen oder nur schwer beurteilen könnte, erkenne und beurteile ich als Sohn Gottes. Und übrigens, Judas, beantworte mir diese Frage: Leidet einer, der Hunger hat, mehr, wenn er sagt: „Ich setze mich an den Tisch“, oder wenn er sagt: „Ich habe nichts zu essen“?«

»Er leidet mehr im zweiten Falle; denn das Wissen darum, daß er leer ausgeht, vermittelt ihm das Aroma der Speisen, und der Magen zieht sich vor Verlangen zusammen.«

»Also, die Versuchung nagt wie dieses Verlangen, Judas. Satan läßt es heftiger, deutlicher und verführerischer werden als jede vollbrachte Tat. Die Tat befriedigt, manchmal ekelt sie an; die Versuchung aber läßt nicht nach, sondern bringt wie ein gestutzter Baum üppigeres Laub hervor.«

»Hast du nie nachgegeben?«

»Ich habe nie nachgegeben.«

»Wie ist dir das gelungen?«

»Ich habe gesagt: „Vater, führe mich nicht in Versuchung!“«

»Was, du, der Messias, der Wunder wirkt, du hast den Vater um Hilfe gebeten?«

»Nicht nur um Hilfe; ich habe ihn gebeten, mich nicht in Versuchung zu führen. Glaubst du, weil ich ICH bin, kann ich auf den Vater verzichten? O nein! In Wahrheit sage ich dir, daß der Vater dem Sohn alles gewährt, daß der Sohn aber auch alles vom Vater erhält.

Ich sage dir, daß alles, was in meinem Namen vom Vater erbeten wird, gewährt wird. Doch nun sind wir am Getsemani; hier wohne ich. Man sieht schon die ersten Olivenbäume jenseits der Mauer. Du wohnst hinter Tofet. Der Abend senkt sich schon nieder. Es ist besser, wenn du nicht bis dort hinauf mitkommst. Wir sehen uns morgen am selben Platz. Lebe wohl! Der Friede sei mit dir!«

»Der Friede sei auch mit dir, Meister! Doch möchte ich dir noch etwas sagen. Ich werde bis zum Kidron mitgehen und dann umkehren. Warum wohnst du in einem solch bescheidenen Haus? Weißt du, die Leute achten auf viele Dinge. Kennst du niemand in der Stadt mit einem schönen Haus? Ich könnte dich zu Freunden bringen, wenn du willst. Aus Freundschaft zu mir würden sie dich aufnehmen . . . und es wäre eine Unterkunft, die deiner würdiger wäre.«

»Glaubst du? Ich glaube nicht. Das Würdige und das Unwürdige gibt es in allen Ständen. Und ohne gegen die Liebe fehlen zu wollen, sondern um der Gerechtigkeit willen, sage ich dir, daß der Unwürdige, der böswillige Unwürdige, sich oft unter den Großen befindet. Es ist nicht nötig und nützt nichts, mächtig zu sein, um gut zu sein oder um die Sünden vor Gott verbergen zu können. Alles muß unter meinem Zeichen umgekehrt werden. Und groß wird nicht der Mächtige sein, sondern der Demütige und Heilige.«

»Doch um geachtet zu werden, um sich durchzusetzen . . . «

»Wird Herodes geachtet? Wird Cäsar geachtet? Nein! Sie werden verwünscht und verflucht von den Lippen und in den Herzen. Glaube mir, Judas, bei den Guten und auch bei denen, die nur guten Willens sind, werde ich mich mehr mit der Bescheidenheit als mit der Herrschsucht durchsetzen.«

»Doch dann . . . wirst du die Mächtigen immer verachten? Du wirst sie dir zu Feinden machen. Ich dachte schon daran, mit vielen Bekannten von dir zu sprechen, die einen Namen haben . . . «

»Ich verachte niemand. Ich werde zu den Armen wie zu den Reichen gehen, zu den Sklaven wie zu den Königen, zu den Reinen wie zu den Sündern. Doch wenn ich jedem, der mir Brot und Obdach

für meine Mühen gibt, wie immer auch das Dach und die Speisen sein mögen, dankbar bin, so werde ich doch stets dem Demütigen den Vorzug geben. Die Großen haben schon so viele Freuden. Die Armen nichts als ein redliches Gewissen, eine treue Liebe, wie die Kinder, und ich werde von den meisten von ihnen angehört. Ich werde immer den Armen, den Betrübten und den Sündern mich zuwenden. Ich danke dir für deine gute Absicht. Doch lasse mich an diesem Ort des Friedens und Gebetes allein. Geh! Gott möge dich darüber erleuchten, was gut ist!«

Jesus entläßt den Jünger und verschwindet unter den Olivenbäumen.

Die Vision ist zu Ende.

105 Jesus begegnet Johannes des Zebedäus im Garten Getsemani

Ich sehe Jesus, der sich zu einem niedrigen, weißen Haus inmitten des Ölgartens begibt. Ein Jüngling begrüßt ihn. Er scheint hier zu wohnen, denn er hat Gartenwerkzeuge in den Händen.

»Gott sei mit dir, Rabbi! Dein Jünger Johannes ist gekommen, und nun ist er wieder aufgebrochen, um dir entgegenzugehen.«

»Ist es schon lange her?«

»Nein, eben ist er jenen Pfad gegangen. Wir haben angenommen, du würdest von Betanien her kommen.«

Jesus macht sich rasch auf den Weg, umgeht den Felsvorsprung und erblickt Johannes, der fast im Laufschrift gegen die Stadt hinuntereilt.

Jesus ruft ihn, und der Jünger wendet sich um. Sein Gesicht erstrahlt mit dem Ausruf: »Oh, mein Meister!« Er kommt eilends zurück. Jesus streckt ihm die Arme entgegen, und die beiden umarmen sich herzlich.

»Ich kam, um dich zu suchen . . . Wir glaubten, du wärest in Betanien, wie du gesagt hattest.«

»Ja, ich hatte es im Sinn. Ich muß nun aber in der Umgebung von Jerusalem mit der Verkündigung der Frohen Botschaft beginnen. Doch dann habe ich mich in der Stadt aufgehalten ... um einen neuen Jünger zu unterweisen.«

»Alles, was du tust, ist wohlgetan, Meister, geht gut aus. Siehst du, auch jetzt haben wir uns sofort gefunden.«

Die beiden gehen zusammen. Jesus legt seinen Arm auf die Schulter des Johannes, der etwas kleiner ist als er und zu ihm aufschauen muß, doch selig über diese Vertraulichkeit ist. So kehren sie zum kleinen Haus zurück.

»Bist du schon länger hier?«

»Nein, Meister. Ich bin morgens mit Simon aufgebrochen, dem ich mitgeteilt habe, was du mir aufgetragen hattest. Dann haben wir uns in den Feldern von Betanien aufgehalten, unter den Armen Lebensmittel verteilt und den auf den Feldern arbeitenden Bauern von dir erzählt. Als die Sonne nicht mehr so heiß war, haben wir uns getrennt. Simon ist zu einem Freund gegangen, dem er von dir erzählen will. Es ist der Eigentümer von beinahe ganz Betanien. Sie kennen sich schon lange; schon die Väter der beiden kannten sich. Doch morgen wird Petrus hierherkommen. Er hat mir gesagt, daß er glücklich darüber ist, dir dienen zu dürfen. Simon ist sehr tüchtig. Ich möchte so sein wie er, doch ich bin nur ein ungebildeter Bursche.«

»Nein, Johannes, auch du tust viel Gutes!«

»Bist du wirklich zufrieden mit deinem armen Johannes?«

»Sehr zufrieden, mein Johannes, sehr!«

»Oh, mein Meister!« Johannes beugt sich flink, um die Hand Jesu zu küssen, und streicht sie sich dann zärtlich über die Wange.

Sie sind nun beim Häuschen angekommen und treten in die niedrige, verrauchte Küche. Der Hausherr grüßt: »Der Friede sei mit dir!«

Jesus antwortet: »Friede sei mit diesem Hause, mit dir und mit allen, die darin wohnen! Ich habe hier einen Jünger dabei.«

»Es ist auch für ihn Brot und Öl vorhanden.«

»Ich habe getrockneten Fisch gebracht, den mir Jakobus und Petrus gegeben haben. Und in Nazaret hat mir deine Mutter Brot und Honig für dich mitgegeben. Ich bin gelaufen, ohne je zu rasten, doch nun wird das Brot hart sein.«

»Das macht nichts, Johannes. Es hat immer den Duft der Hände meiner Mutter.«

Johannes entnimmt seinem Reisesack, den er aus einer Ecke holt, die Schätze. Ich sehe, wie der getrocknete Fisch auf eine eigenartige Weise zubereitet wird. Man legt ihn für einige Minuten in heißes Wasser, darauf ölt und röstet man ihn über der Flamme.

Jesus segnet die Speisen und setzt sich mit dem Jünger an den Tisch. Auch der Herr des Hauses, den Jesus Jona nennt, und dessen Sohn setzen sich. Die Mutter kommt und geht und trägt Fisch, schwarze Oliven und gesottenes, mit Öl zubereitetes Gemüse auf. Jesus bietet auch Honig an. Er bietet ihn der Mutter auf einem Stück Brot an. »Er ist von meinem Bienenstock; meine Mutter pflegt die Bienen. Iß, er ist gut! Du, Maria, bist auch sehr gut zu mir und verdienst den Honig und noch mehr«, sagt Jesus, denn die Frau möchte ihn nicht auf den süßen Honig verzichten lassen.

Das Nachtmahl wird unter kurzen, allgemeinen Gesprächen rasch beendet.

Nach dem Dankgebet sagt Jesus zu Johannes: »Komm, laß uns zusammen in den Ölgarten gehen! Die Nacht ist warm und hell. Es ist angenehm, noch etwas draußen zu weilen.«

Der Hausherr sagt: »Meister, ich grüße dich. Ich bin müde, und auch mein Sohn ist müde. Wir wollen zur Ruhe gehen. Ich lasse die Türe angelehnt und die kleine Lampe auf dem Tisch brennen. Du weißt, wie du es machen mußt.«

»Geh nur, Jona! Lösche auch die Lampe aus. Der Mond scheint so hell, daß man ohne Licht sehen kann.«

»Doch wo wird dein Jünger schlafen?«

»Bei mir. Auf meiner Lagermatte ist auch für ihn Platz. Nicht wahr, Johannes?«

Johannes ist entzückt beim Gedanken, an der Seite Jesu ruhen zu dürfen.

Sie gehen nun in den Ölgarten. Doch zuerst hat Johannes noch etwas aus der bereits in die Ecke gelegten Tasche genommen. Nach einer kurzen Wegstrecke erreichen sie eine Anhöhe, von der man ganz Jerusalem überblicken kann.

»Laß uns hier niedersitzen und miteinander reden!« sagt Jesus.

Doch Johannes setzt sich zu den Füßen Jesu in das kurze Gras, legt seine Arme auf die Knie Jesu, stützt seinen Kopf auf die Arme und blickt immer wieder zu Jesus auf. Er gleicht einem Kinde an der Seite seiner geliebtesten Person. »Es ist auch hier schön, Meister. Schau, wie groß die Stadt nachts erscheint; größer als bei Tag.«

»Das kommt vom Mondschein, der die Umrisse verwischt. Schau: es sieht so aus, als ob sich die Grenzen in der silbrigen Helle ausdehnten. Schau zur Kuppel des Tempels dort! Scheint es nicht, als schwebe sie in der Luft?«

»Es scheint, als ob die Engel sie auf ihren silbernen Flügeln tragen würden.«

Jesus seufzt.

»Warum seufzt du, Meister?«

»Weil die Engel den Tempel verlassen haben. Sein Aussehen von Reinheit und Heiligkeit ist nur der Mauer geblieben. Jene, die ihm dieses Aussehen auch in der Seele verleihen sollten – denn jeder Ort hat seine Seele, das heißt, er besitzt den Geist, zu dem er erhöht worden ist, und der Tempel hat oder sollte als Seele das Gebet und die Heiligkeit haben – sind die ersten, die sie ihm nehmen. Man kann nicht geben, was man nicht besitzt, Johannes! Und wenn dort auch sehr viele Priester und Leviten leben, so ist nicht einmal ein Zehntel davon fähig, der heiligen Stätte Leben zu verleihen. Sie bringen nur Tod. Sie übertragen ihren eigenen geistigen Tod auf das Heilige. Sie haben nur die Formeln, doch nicht deren Leben. Sie sind Leichen, die einzig durch die Verwesung, die sie aufbläst, warm bleiben.«

»Haben sie dir weh getan, Meister?« Johannes ist bekümmert.

»Nein, im Gegenteil, sie haben mich auf meine Bitte hin sprechen lassen.«

»Du hast sie darum gebeten? Warum?«

»Weil ich den Streit nicht beginnen will. Er wird trotzdem nicht zu verhindern sein. Denn ich erwecke in manchen eine törichte, menschliche Angst und werde anderen zum Vorwurf. Doch dies steht in ihrem Buch, nicht in meinem.«

Zunächst folgt ein Schweigen; dann beginnt Johannes wieder zu sprechen: »Meister ... ich kenne Hannas und Kajaphas. Durch Geschäfte kam meine Familie mit ihnen in Verbindung, und als ich wegen Johannes dem Täufer in Judäa war, kam ich auch zum Tempel, und sie waren gut zum Sohn des Zebedäus. Mein Vater versorgt sie stets mit dem besten Fisch. Es ist so Brauch, weißt du. Wenn man Freunde haben und sie behalten will, muß man handeln ... «

»Ich weiß es«, sagt Jesus ernst.

»Wenn du meinst, dann werde ich für dich mit dem Hohenpriester reden. Und dann ... wenn du willst, ich kenne jemanden, der in Geschäftsverbindung mit seinem Vater steht. Es ist ein reicher Fischhändler. Er hat ein großes, vornehmes Haus beim Reitplatz, denn es sind wohlhabende Leute; aber sie sind sehr gut. Es wäre dort für dich bequemer und weniger mühsam. Um nach hier zu kommen, führt der Weg durch den Stadtteil Ofel, der schmutzig und immer voller Esel und böser Buben ist.«

»Nein, Johannes, ich danke dir. Ich bin gerne hier. Spürst du den Frieden? Ich sagte dies auch dem anderen Jünger, der mir den gleichen Vorschlag gemacht hat. Er hat allerdings gesagt: „Um höher eingeschätzt zu werden“.«

»Ich sagte nur, damit du weniger ermüdest.«

»Ich werde nicht müde. Ich werde viel gehen müssen und niemals müde werden. Weißt du, was mich ermüdet? Die Lieblosigkeit. Oh, sie liegt mir wie eine schwere Last auf dem Herzen.«

»Ich liebe dich, Jesus!«

»Ja, und du tröstest mich. Ich liebe dich sehr, Johannes, und werde

dich immer lieben; denn du wirst mich niemals verraten.«

»Verraten? Dich? Oh!«

»Und doch gibt es viele, die mich verraten werden. Johannes, höre zu. Ich sagte dir, daß ich mich verspätet habe, weil ich einen neuen Jünger zu unterweisen hatte. Er ist ein junger Jude, gebildet und bekannt.«

»Dann wirst du mit ihm weniger Mühe haben als mit uns, Meister. Ich bin froh für dich, daß du einen hast, der fähiger ist als wir es sind.«

»Glaubst du, daß er mir weniger Mühe macht?«

»Nun, wenn er nicht so unwissend ist, wie wir es sind, dann wird er dich besser verstehen und dir besser dienen; besonders, wenn er dich mehr liebt.«

»Das hast du gut gesagt. Doch die Liebe hängt nicht von der Erziehung und von der Bildung ab. Ein jungfräuliches Herz liebt mit der ganzen Kraft seiner ersten Liebe. Das gilt auch für die Jungfräulichkeit im Denken. Der Geliebte prägt sich tiefer in ein jungfräuliches Herz und in einen jungfräulichen Geist ein als dort, wo schon andere Liebesbeziehungen vorhanden sind. Doch wenn Gott will ... Höre, Johannes: ich bitte dich, ihm Freund zu sein. Mein Herz erzittert beim Gedanken, dich „ungeschorenes Lamm“ neben einen Kenner des Lebens zu stellen. Auch wenn er sich beherrscht, da er weiß, daß du das Lamm, aber auch ein Adler bist, so wird dieser Erfahrene sicher versuchen, dich dazu zu verleiten, den Boden zu berühren, der immer voller Unrat ist. Du aber, mit deinem gesunden Menschenverstand, du wirst dich mit einem Flügelschlag frei machen und nur dem Blau des Himmels und der Sonne zustreben. Ich bitte dich darum, werde – indem du so bleibst, wie du bist – der Freund des neuen Jüngers, der von Simon Petrus und auch von den anderen nicht sehr geliebt werden wird, und flöße ihm deine Seele ein!«

»Oh, Meister, genügst du nicht dafür?«

»Ich bin der Meister, dem man nicht alles sagt. Du bist der Mit-

jünger, etwas jünger, dem man sich leichter anvertraut. Ich wünsche nicht, daß du mir sagst, was er dir anvertrauen wird. Ich hasse die Spione und die Verräter. Doch bitte ich dich, ihn durch deinen Glauben zu bekehren und mit deiner Liebe und deiner Reinheit zu überzeugen, Johannes! Er ist ein von toten Wassern verseuchtes Land. Es muß von der Sonne der Liebe getrocknet, mit der Redlichkeit der Gedanken, Wünsche und Werke gereinigt und dann mit dem Glauben bepflanzt werden. Du kannst dies tun.«

»Wenn du glaubst, daß ich es kann ... oh! ... ja! Wenn du sagst, daß ich es kann, werde ich es tun. Aus Liebe zu dir!«

»Danke, Johannes!«

»Meister, du hast von Simon Petrus gesprochen. Nun erinnere ich mich an etwas, was ich dir gleich am Anfang sagen wollte. Die Freude, deine Stimme zu hören, hat mich dann von dem Gedanken weggebracht. Als wir nach dem Pfingstfest nach Kafarnaum zurückgekehrt sind, haben wir sofort die übliche Summe des Unbekannten vorgefunden. Der Knabe hatte das Geld meiner Mutter gebracht. Ich habe es dann Petrus gegeben; er hat es mir wieder zurückgegeben und sagte, daß ich ein wenig davon für die Rückkehr und den Aufenthalt in Dok verwenden und den Rest dir geben solle, da du ihn brauchen könntest ... weil auch Petrus dachte, daß es hier nötig sei ... doch du sagst nein ... Ich habe nur zwei Denare davon ausgegeben an zwei Arme bei Efraim. Für mich habe ich nur das verwendet, was meine Mutter und einige gute Menschen, denen ich deinen Namen verkündet habe, mir gegeben haben. Hier ist der Beutel.«

»Wir wollen es morgen unter die Armen verteilen. So wird auch Judas unsere Gebräuche kennenlernen.«

»Ist dein Vetter gekommen? Wie konnte er so rasch hier sein? Als ich in Nazaret war, sagte er mir nicht, daß er weggehen werde.«

»Nein, Judas ist der neue Jünger. Er ist aus Kerijot. Doch du hast ihn an Ostern gesehen, am Abend, als Simon geheilt wurde. Er war mit Thomas zusammen.«

»Oh, der ist es!« Johannes ist ein wenig verblüfft.

»Er ist es . . . Und was macht Thomas?«

»Er hat deinem Wunsch entsprochen, hat Simon, den Kanaaniter verlassen und hat den Weg zum Meer eingeschlagen, Philippus und Bartholomäus entgegen.«

»Ja, ich will, daß ihr euch ohne Bevorzugung liebt, euch gegenseitig helft und ertragt. Niemand ist vollkommen, Johannes. Weder die Jungen noch die Alten. Doch wenn ihr guten Willens seid, gelangt ihr zur Vollkommenheit, und was dann in euch noch fehlt, will ich ergänzen. Ihr seid wie Söhne einer heiligen Familie. Unter ihnen gibt es viele ungleiche Charaktere. Der eine ist stark, der andere sanft, wieder andere mutig, scheu, impulsiv oder sehr zurückhaltend. Wärt ihr alle gleich, wärt ihr eine starke Kraft in einem Charakter mit den Mängeln aller. So aber bildet ihr eine vollkommene Gemeinschaft, weil ihr euch gegenseitig ergänzt. Die Liebe vereinigt euch, sie muß euch verbinden, die Liebe zur Sache Gottes!«

»Und um deinetwillen, Jesus.«

»Zuerst die Sache Gottes und dann die Liebe zu seinem Christus!«

»Ich? Wer bin ich in unserer Familie?«

»Du sollst der liebevolle Friede des Gesalbten Gottes sein. Bist du müde, Johannes? Willst du umkehren? Ich bleibe noch, um zu beten.«

»So bleibe auch ich, um mit dir zu beten. Laß mich hier bleiben und mit dir beten.«

»So bleibe!«

Jesus betet Psalmen, und Johannes betet mit. Doch seine Stimme erlischt bald, und der Apostel schläft ein, das Haupt auf dem Schoße Jesu. Jesus lächelt und legt seinen Mantel über die Schultern des Schlafenden, um dann im betrachtenden Gebet fortzufahren.

So endet die Vision.

106 »Johannes, der Stammvater aller, die sich als Hostien hingeben aus Liebe zu mir«

Jesus sagt dann:

»Noch ein Vergleich zwischen meinem Johannes und einem anderen Jünger. Ein Vergleich, aus dem die Gestalt meines Lieblingsjüngers immer klarer hervorgeht. Er entäußert sich sogar seiner Art und Weise zu denken und zu urteilen, um „der Jünger“ zu sein. Er gibt sich hin ohne Vorbehalt und ohne irgendeinen Rückbehalt nicht einmal ein Molekül, aus der Zeit vor seiner Erwählung. Judas will sich nicht selbst entäußern. Seine Hingabe ist unwirklich. Er trägt in sich sein vom Hochmut, von der Sinnlichkeit und Begehrlichkeit krankes Ich. Er ändert seine Denkart nicht. Er neutralisiert die Wirkung der Hingabe und der Gnade.

Judas ist der Vorläufer aller verfehlten Apostel. Und es sind ihrer viele! Johannes ist das Vorbild aller, die aus Liebe zu mir Hostie werden: dein Vorbild! (Die Ausführungen sind an die Seherin gerichtet.)

Ich und meine Mutter sind die erhabensten Opferhostien. Uns erreichen ist schwer, ja unmöglich, denn unser Opfer bestand in einer totalen Bitternis. Doch mein Johannes! Er ist die Hostie, die von allen Arten der mich Liebenden nachgeahmt werden kann: Jungfrauen, Märtyrer, Bekenner, Verkünder des Evangeliums, Diener Gottes und der Gottesmutter, Aktiver und Kontemplativer; er ist das Beispiel für alle! Er ist der mich Liebende!

Beachte die unterschiedliche Art des Überlegens. Judas fragt, verhandelt, versteift sich, und auch wenn er anscheinend nachgibt, behält er doch seine Mentalität. Johannes fühlt sich ein Nichts, nimmt alles an, fragt nicht nach dem Warum und ist nur darauf bedacht, mich glücklich zu machen. Darin ist er beispielhaft.

Hast du nicht gespürt, wie es dir angesichts seiner einfachen und treuen Liebe ganz friedvoll ums Herz wurde? Oh, mein Johannes! Ich wünsche, daß mein kleiner Johannes immer mehr meinem Lieblingsjünger gleicht.

Nimm alles an und sage stets wie der Apostel: „Alles, was du tust, ist gut getan,

Meister!“, um so dieser meiner Worte würdig zu werden: „Du bist mein geliebter Friede.“ Auch ich habe Trost nötig, Maria. Gib ihn mir! Mein Herz ist deine Ruhestatt!«

107 Jesus und Judas Iskariot begegnen Simon dem Zeloten und Johannes

Ich sehe Jesus mit Judas in der Nähe eines Tores der Tempelmauern auf und ab gehen.

»Bist du sicher, daß er kommen wird?« fragt Judas.

»Ich bin dessen sicher. Er verließ beim Morgengrauen Betanien und müßte hierauf mit meinem ersten Jünger in Getsemani zusammengetroffen sein.«

Ein Augenblick des Schweigens, dann bleibt Jesus stehen und schaut Judas, der vor ihm steht, forschend an. Er legt ihm eine Hand auf die Schulter und fragt: »Warum sagst du mir nicht, was du denkst, Judas?«

»Welche Gedanken? Ich habe keine besonderen Gedanken in diesem Augenblick, Meister. Fragen stelle ich dir doch genug. Du kannst dich nicht darüber beklagen, daß ich redefaul bin.«

»Du stellst mir viele Fragen und erzählst mir viele Dinge über die Stadt und ihre Bewohner; doch eröffnest du mir nicht dein Herz. Was glaubst du, welche Bedeutung für mich die Nachrichten über die Verwaltung oder die Besonderheiten dieser oder jener Familie haben? Ich bin kein Müßiggänger, der hierhergekommen ist, um sich die Zeit zu vertreiben. Du weißt, wozu ich gekommen bin. Und du kannst wohl verstehen, daß es mir in erster Linie darauf ankommt, der Meister meiner Jünger zu sein. Deshalb verlange ich von ihnen Aufrichtigkeit und Vertrauen. Hat dich dein Vater geliebt, Judas?«

»Er hat mich sehr geliebt. Ich war sein Stolz. Wenn ich von der Schule heimkehrte und auch später, als ich von Jerusalem nach Kerijot zurückkehrte, verlangte er, daß ich ihm alles sage. Er interessierte sich für alles, was ich tat; wenn es etwas Erfreuliches war, freute er

sich; wenn die Dinge weniger gut liefen, tröstete er mich; und wenn ich manchmal – wir machen ja alle Fehler – etwas falsch gemacht hatte und deswegen gescholten wurde, dann zeigte er mir, wie sehr der Tadel gerechtfertigt war, oder führte mir mein begangenes Unrecht vor Augen. Doch er tat dies in so gütiger Weise wie ein älterer Bruder. Er schloß stets mit den Worten: „Ich sage dir dies, weil ich will, daß mein Judas ein Gerechter sei. Ich will, daß ich gesegnet sei in meinem Sohne ...“ Mein Vater ... «

Jesus, der immer aufmerksam den Jünger betrachtet hat, ist ehrlich gerührt vom Bericht über den Vater und sagt: »Ja, Judas, sei überzeugt von dem, was ich dir sage: nichts kann deinen Vater glücklicher machen, als wenn du mein getreuer Jünger bist. Die Seele deines Vaters wird dort, wo sie auf das ewige Licht wartet, frohlocken, wenn sie sieht, daß du mein Jünger bist; denn wenn er dich so erzogen hat, dann ist er ein Gerechter gewesen. Doch um mein Jünger zu sein, mußt du dir sagen: „Ich habe meinen verlorenen Vater wieder gefunden, der mir wie ein älterer Bruder war; ich habe ihn wiedergefunden in meinem Jesus und ich werde ihm wie dem betrauten Vater alles sagen, um Führung, Segen und gütigen Tadel zu erhalten.“ Gebe es der ewige Gott, und mögest du, vor allem du, dafür sorgen, daß Jesus von dir sagen kann: „Du bist gut. Ich segne dich.“ «

»O ja, Jesus. Ja! Wenn du mich so sehr liebst, werde ich gut werden, so wie du es willst und wie mein Vater es gewollt hat. Und meine Mutter wird diesen Dorn nicht mehr im Herzen spüren. Sie sagte immer: „Du hast keine Führung mehr, Sohn, und hättest sie doch so nötig!“ Oh! Wenn sie nun erfährt, daß ich dich liebe.«

»Ich werde dich lieben, wie kein anderer Mensch es könnte. Ich werde dich sehr, sehr lieben, ich liebe dich überaus; enttäusche mich nicht!«

»Nein, Meister, nein! Ich war voller Widersprüche, Neid, Eifersucht, Herrschsucht, Sinnlichkeit, alles in mir wehrte sich gegen die guten Stimmen. Noch vor kurzem, siehst du? Da hast du mich gekränkt, oder besser, nicht du, sondern mein schlechter Charakter ...

Ich glaubte, dein erster Jünger zu sein ... und du hast mir gesagt, daß du schon einen anderen hast.«

»Du selbst hast ihn gesehen. Erinnerst du dich nicht, daß ich an Ostern mit vielen Galiläern im Tempel war?«

»Ich glaubte, es seien Freunde ... Ich nahm an, ich sei der erste Erwählte und daher der Bevorzugte.«

»In meinem Herzen gibt es keinen Unterschied zwischen den Ersten und den Letzten. Wenn der Erste schuldig würde, und der Letzte ein Heiliger wäre, dann gäbe es in den Augen Gottes einen Unterschied. Doch ich, ich werde sie trotzdem lieben: mit seliger Liebe den Heiligen, mit schmerzhafter Liebe den Sünder. Doch da kommt Johannes mit Simon. Johannes ist mein Erster; von Simon sprach ich vor zwei Tagen. Simon und Johannes hast du schon gesehen. Der eine war krank.«

»Ach so, der Aussätzige. Ich erinnere mich. Ist er schon Jünger?«

»Seit dem darauffolgenden Tag!«

»Und warum habe ich eine so lange Wartezeit?«

»Judas?!«

»Es ist wahr, Verzeihung!«

Johannes hat den Meister gesehen und macht Simon darauf aufmerksam. Sie beschleunigen den Schritt. Der Gruß des Johannes ist ein Kuß, den Jesus erwidert. Simon aber wirft sich zu Boden und küßt Jesus die Füße und ruft aus: »Ehre meinem Erlöser! Segne deinen Diener, damit seine Werke heilig in den Augen Gottes seien, und ich ihn mit meiner Verherrlichung lobpreise, weil er dich mir geschenkt hat.«

Jesus legt Simon die Hand aufs Haupt: »Ja, ich segne dich, um dir für deine Arbeit zu danken. Steh auf, Simon! Das ist Johannes, das Simon: er ist mein neuer Jünger. Auch er will der Wahrheit nachfolgen. So wird er euch allen Bruder sein.«

Sie begrüßen sich gegenseitig: die beiden aus Judäa mit Zurückhaltung, Johannes mit Begeisterung und Wärme.

»Bist du müde, Simon?« fragt Jesus.

»Nein. Meister. Mit der Gesundheit hast du mir auch eine Lebenskraft geschenkt, die ich bis dahin nicht gekannt habe.«

»Ich weiß, daß du sie gut verwendest. Ich habe mit vielen gesprochen, und alle haben mir bestätigt, daß du sie schon über den Messias unterrichtet hast.«

Simon lacht zufrieden: »Auch gestern habe ich mit einem über dich gesprochen, der ein ehrenhafter Israelit ist. Ich hoffe, daß du ihn eines Tages kennenlernst. Ich möchte dich zu ihm führen.«

»Das ist nicht unmöglich.«

Judas unterbricht sie: »Meister, du hast versprochen, mit mir nach Judäa zu kommen.«

»Das ist wahr. Simon wird fortfahren, die Menschen auf mein Kommen vorzubereiten. Die Zeit ist kurz, Freunde, und das Volk ist zahlreich. Jetzt gehe ich mit Simon. Gegen Abend könnt ihr beide mir auf dem Weg zum Ölberg entgegenkommen; wir wollen an die Armen Almosen verteilen. Geht nun!«

Jesus, nun mit Simon allein, stellt die Frage: »Der Mann in Betanien ist also ein wahrer Israelit?«

»Ein wahrer Israelit. Er hat wohl alle vorherrschenden Ansichten, doch er hat auch eine wahre Sehnsucht nach dem Messias. Als ich zu ihm sagte: „Er ist unter uns . . .“, da hat er sofort geantwortet: „Ich bin glücklich, in dieser Zeit zu leben!“«

»Wir werden eines Tages zu ihm gehen und seinem Haus Segen bringen. Hast du den neuen Jünger gesehen?«

»Ich habe ihn gesehen. Er ist jung und anscheinend intelligent.«

»Ja, er ist es. Du, der du auch aus Judäa stammst, wirst seinen Ideen mit mehr Verständnis begegnen als die anderen.«

»Ist dies ein Wunsch oder ein Befehl?«

»Es ist ein liebevoller Befehl. Du, der du gelitten hast, kannst mehr Nachsicht haben. Das Leid ist Lehrer in vielen Dingen.«

»Wenn du es mir gebietest, werde ich für ihn ganz Nachsicht sein.«

»Ja, so ist es recht. Vielleicht wird sich mein Petrus, und nicht nur er allein, daran stoßen, wie ich mich dieses Jüngers annehme. Doch

eines Tages werden sie verstehen . . . Je schlimmer jemand veranlagt ist, um so mehr braucht er Verständnis. Die anderen, oh, die anderen schleifen sich gegenseitig ab. Ich will nicht alles allein tun. Ich verlange den Willen des Menschen und die Mithilfe der anderen, um einen Menschen zu erziehen. Ich rufe euch auf, mir zu helfen, und ich bin euch für eure Hilfe dankbar.«

»Meister, vermutest du, daß du von ihm enttäuscht werden wirst?«

»Nein. Aber er ist jung und in Jerusalem aufgewachsen.«

»Oh, in deiner Nähe wird er alle Untugenden dieser Stadt ablegen, dessen bin ich sicher. Ich, schon alt und durch Verbitterung verhärtet, bin unter deinen Augen ein neuer Mensch geworden.«

Jesus murmelt: »So sei es.«

Dann sagt er laut: »Komm mit mir in den Tempel! Ich will das Volk unterweisen.«

Die Vision ist zu Ende.

108 Jesus, Johannes, Simon und Judas gehen nach Betlehem

Schon am frühen Morgen sehe ich Jesus vor dem Tempeltore, wo er wie immer mit den Jüngern Simon und Judas zusammentrifft. Mit Jesus ist Johannes. Ich höre, daß er sagt: »Freunde, ich bitte euch, mit mir durch Judäa zu gehen; wenn es euch nicht zu schwer fällt, besonders dir, Simon.«

»Warum, Meister?«

»Der Weg in den Bergen von Judäa ist hart, und noch härter dürfte es dir fallen, gewissen Menschen zu begegnen, die dir weh getan haben.«

»Was den Weg betrifft, kann ich dich beruhigen; denn seit du mich geheilt hast, bin ich kräftiger als ein Junger, und keine Mühe ist mir zuviel, besonders wenn sie für dich ist und ich sie mit dir auf mich nehme. Was die Begegnung mit Leuten betrifft, die mir geschadet haben, gibt es im Herzen Simons, seit es dir gehört, keinen Groll mehr;

es ist sogar frei von jeder Bitterkeit über den erlittenen Schmerz. Der Haß ist abgefallen mit den Schuppen der Krankheit, und ich weiß nicht, glaube mir, welches das größere Wunder ist, das du an mir vollbracht hast: mein verwesenes Fleisch zu heilen oder mein von Rachsucht entbranntes Herz. Ich meine nicht zu irren in der Annahme, daß das größere Wunder das letztere war. Eine geistige Wunde heilt immer schwerer, und du hast sie sofort geheilt. Wahrlich, das ist ein Wunder! Denn ein Mensch mit schlechten Angewohnheiten kann nicht plötzlich geheilt werden, wenn nicht du diese Angewohnheiten mit deinem heiligenden Willen zunichte machst.«

»Du urteilst richtig!«

»Warum handelst du nicht mit allen so?« fragt Judas etwas beleidigt.

»Aber er tut es doch, Judas. Warum sprichst du so mit dem Meister? Fühlst du dich in seiner Nähe nicht wie umgewandelt? Ich war schon ein Jünger des Johannes des Täufers. Doch ganz umgewandelt wurde ich erst, als Jesus zu mir sagte: „Komm!“« Johannes, der sich gewöhnlich nicht ins Gespräch einmischt, kann diesmal nicht schweigen. Sanft und liebevoll hat er eine Hand auf den Arm des Judas gelegt, wie um ihn zu beruhigen, und spricht zu ihm ruhig und überzeugend. Dann kommt ihm zum Bewußtsein, daß er mit seiner Rede Jesus zugekommen ist; er wird rot und sagt: »Verzeihe, Meister! Ich habe an deiner Statt gesprochen ... denn ich wollte ... ich wollte, daß Judas dich nicht betrübe.«

»Ja, Johannes. Aber er hat mich nicht als Jünger betrübt. Dies wird erst geschehen, wenn er in seiner Art zu denken verharret. Es betrübt mich nur, wenn ich feststellen muß, daß Satan den Menschen verdirbt und seinen Geist irreführt. Alle, wißt ihr? Alle habt ihr den Geist verwirrt durch ihn. Doch der Tag wird kommen, ja er wird kommen, an dem ihr in euch die Kraft Gottes, seine Gnade spürt: ihr werdet die Weisheit mit seinem Geiste empfangen. Dann seid ihr imstande, gerecht zu urteilen.«

»Und werden wir alle richtig urteilen?«

»Nein, Judas!«

»Aber sprichst du von uns Jüngern oder von allen Menschen?«

»Zunächst meine ich euch, dann all die anderen. Wenn die Zeit gekommen ist, wird der Meister seine Arbeiter einsetzen und sie in die Welt senden.«

»Tust du dies nicht schon jetzt?«

»Für den Moment benütze ich euch nur, um zu sagen: „Der Messias ist da. Kommt zu ihm!“ Später werde ich euch dazu fähig machen, in meinem Namen zu predigen und in meinem Namen Wunder zu wirken ... «

»Oh, auch Wunder?«

»Ja, am Leib und an der Seele.«

»Oh, wie wird man uns dann bewundern!« Judas wiegt sich schon in dieser Vorstellung.

»Wir werden dann nicht mehr mit dem Meister zusammen sein, und ... ich werde immer Angst haben, als Mensch das zu tun, was Gottes ist«, sagt Johannes und betrachtet Jesus gedankenvoll und auch ein wenig traurig.

»Johannes, wenn der Meister es erlaubt, möchte ich dir meine Gedanken verraten«, sagt Simon.

»Sprich zu Johannes! Ich wünsche, daß ihr euch gegenseitig berätet.«

»Weißt du schon, daß es ein Rat ist?«

Jesus lächelt und schweigt.

»So werde ich es dir sagen, Johannes. Du darfst nicht, wir dürfen keine Angst haben. Wir werden uns auf die Weisheit des heiligen Meisters stützen und auf sein Versprechen. Wenn er sagt: „Ich sende euch“, dann ist dies ein Zeichen dafür, daß er weiß, daß er uns senden kann, ohne daß wir ihm oder uns schaden oder der Sache Gottes, die uns allen teuer wie eine Braut sein muß. Wenn er uns verspricht, unsere geistige Armseligkeit zu bekleiden mit dem Glanz der Macht, die der Vater ihm für uns gibt, dürfen wir sicher sein, daß er es tun wird und daß wir die Fähigkeiten erlangen werden,

nicht aus uns, sondern durch seine Barmherzigkeit. Sicher wird dies alles nur geschehen, wenn wir den Hochmut und die menschlichen Wünsche in unserem Handeln ausschalten. Ich denke, daß, wenn wir unsere Aufgabe, die geistiger Natur ist, mit weltlichen Belangen vermischen, die Verheißung Christi nicht in Erfüllung gehen wird. Nicht weil er unfähig ist, sondern weil wir sein Wirken erdrosseln mit der Schlinge des Hochmuts. Ich weiß nicht, ob ich mich gut ausgedrückt habe.«

»Du hast dich sehr gut ausgedrückt. Ich hatte unrecht. Aber weißt du, ich glaube, daß im Grunde der Wunsch, als Jünger des Messias bewundert zu werden – als Jünger, die ihm in solch hohem Maße angehören, daß sie gewürdigt werden zu vollbringen, was er vollbringt – im Verlangen besteht, die machtvolle Gestalt des Gesalbten bei den Menschen noch machtvoller werden zu lassen. „Lob sei dem Meister, der solche Jünger hat“, möchte ich damit sagen«, antwortet Judas.

»Es ist nicht alles falsch, was du sagst. Doch sieh, Judas, ich komme von einer Kaste, die verfolgt wird, weil sie schlecht verstanden hat, was und wie der Messias sein soll. Ja, wenn wir ihn ersehnt hätten, wie er seinem Wesen nach tatsächlich ist, wären wir nicht Irrtümern verfallen, die ein Schlag gegen die Wahrheit und eine Auflehnung gegen das Gesetz Roms bedeuten, wofür wir sowohl von Gott als auch von Rom bestraft werden. Wir wollten in Christus einen Eroberer und einen Befreier Israels sehen, einen neuen Makkabäer, größer noch als der große Judas. Und warum? Weil wir unsere Interessen, das Vaterland und seine Bevölkerung, über die Interessen Gottes gestellt haben. Oh, auch die Interessen des Vaterlands sind heilig; doch was sind sie im Vergleich zum ewigen Himmel?

Als ich in den langen Stunden der Verfolgung und dann in der Abgesondertheit litt; als ich geflohen war und mich in den Höhlen der wilden Tiere verbarg und mit ihnen Nahrung und Lager teilte, um der römischen Gewalt und vor allem der Angeberei falscher Freunde zu entgehen; als ich den Tod erwartend schon den Geruch des Gra-

bes in meiner Höhle der Aussätzigen um mich spürte, wieviel habe ich da nachgedacht und gesehen. Ich habe die wahre Gestalt des Messias gesehen: deine, Meister; demütig und gut; deine, Meister und König des Geistes; deine, o Christus, Sohn des Vaters, der uns zum Vater führt und nicht in die Paläste aus Staub, nicht zu Göttern des Schlammes ... Du ... oh, es fällt mir leicht, dir nachzufolgen, weil – verzeih meine Kühnheit, die sich gerecht nennt – weil ich dich sehe, wie ich dich gedacht habe; ich erkenne dich wieder, sofort habe ich dich wiedererkannt. Es ist nicht ein „Dich-Erkennen“, sondern ein „Wiedererkennen“ des Einen, den die Seele bereits kannte ... «

»Deswegen habe ich dich berufen ... und deshalb nehme ich dich mit auf diese meine erste Reise durch Judäa. Ich will, daß du mich vollends wiederer kennst ... und ich will, daß auch diejenigen, welche noch nicht das Alter haben, um durch ernsthafte Betrachtung zur Wahrheit zu gelangen, erfahren, wie sich die Ankunft ihres Meisters in seiner Zeit vollzogen hat. Alsdann werdet ihr verstehen. Wir sind schon am Davidturm. Das Osttor ist nahe.«

»Gehen wir dort hinaus?«

»Ja, Judas. Wir werden zuerst nach Betlehem gehen, dorthin, wo ich geboren wurde. Es ist gut, daß ihr den Ort kennenlernt ... damit ihr den anderen davon sprechen könnt. Auch das gehört zur Kenntnis des Messias und der Schrift. Ihr werdet die Prophezeiungen nicht als solche, sondern schon in geschichtlichen Ereignissen wiederfinden. Laßt uns den Häusern des Herodes entlang gehen!«

»Der alte, lasterhafte Wolf!«

»Richtet nicht! *Gott* richtet. Laßt uns diesen Gartenweg einschlagen. Unter dem Schatten eines Baumes bei einem gastlichen Hause wollen wir dann ausruhen, solange die Sonne glüht. Dann werden wir weiterziehen.« Die Vision ist zu Ende.

109 Jesus in Betlehem im Hause des Landwirts und in der Grotte

Eine Straße in der Ebene, steinig, staubig und von der Sommersonne ganz ausgetrocknet, unter mächtigen Ölbäumen, die schon winzige Oliven aufweisen. Am Boden, dort wo er nicht betreten wird, liegt eine kleine Schicht winziger Olivenblütchen, die nach der Befruchtung abgefallen sind.

Jesus und die drei Jünger gehen hintereinander auf dem schmalen Streifen, der im Schatten der Ölbäume sein Grün bewahrt hat und daher auch nicht so staubig ist.

Die Straße macht eine rechtwinklige Biegung und führt leicht ansteigend zu einer Mulde in der Form eines Hufeisens. Größere und kleinere Häuser bilden hier eine kleine Ortschaft. Gerade an der Straßenbiegung steht ein würfelförmiges Gebäude, das von einer niedrigen Kuppel überhöht ist. Es ist verschlossen und sieht verlassen aus.

»Hier ist das Grabmal Rahels«, sagt Simon.

»So sind wir also angekommen. Gehen wir sofort in die Stadt hinein?«

»Nein, Judas. Zuerst werde ich euch einen Ort zeigen, dann gehen wir in die Stadt, und da es noch hell am Tag ist und die Nacht sternenklar sein wird, können wir zur Bevölkerung sprechen, wenn sie uns zuhören will.«

»Warum sollte sie nicht?«

Sie sind am Grabmahl. Es ist uralte, aber gut erhalten und schön weiß gekalkt.

Jesus bleibt stehen, um an einem ländlichen Brunnen in der Nähe zu trinken. Eine Frau, die zum Wasserholen gekommen ist, bietet ihm Wasser an.

Jesus fragt: »Bist du von Betlehem?«

»Jawohl. Doch jetzt, zur Zeit der Ernte, bin ich mit meinem Manne hier auf den Feldern, um die Äcker und den Obstgarten zu besorgen. Bist du ein Galiläer?«

»Ich bin in Betlehem geboren, doch lebe ich in Nazaret in Galiläa.«

»Wurdest du auch verfolgt?«

»Meine Familie; doch warum sagst du: du auch? Gibt es unter den Betlehemitern viele Verfolgte?«

»Weißt du dies denn nicht? Wie alt bist du?«

»Dreißig Jahre.«

»Dann wurdest du also gerade damals geboren . . . oh, was für ein Unglück! Aber warum mußte er hier geboren werden?«

»Wer?«

»Man sagte von ihm, er sei der Erlöser. Verflucht seien die Dummköpfe, die vom Alkohol betrunken in den Wolken Engel sahen, im Geblöke und im Muhen Himmelsstimmen hörten und dann noch im Nebel der Betrunkenheit drei Landstreicher mit den Heiligsten der Erde verwechselten. Verflucht sie und alle, die ihnen glaubten!«

»Doch mit all deinen Verwünschungen erklärst du mir nicht, was sich damals zugetragen hat. Warum all die Verfluchung?«

»Warum? . . . Höre, wohin willst du gehen?«

»Nach Betlehem, mit meinen Freunden hier. Ich habe dort zu tun. Ich muß alte Freunde begrüßen und ihnen den Gruß meiner Mutter bringen. Doch zuvor möchte ich vieles erfahren, denn meine Familie ist schon seit Jahren nicht mehr hier gewesen. Wir verließen die Stadt, als ich erst einige Monate alt war.«

»Vor dem Unglück also. Höre, wenn du dich nicht ekelst vor dem Hause eines Bauern, dann komm und teile mit uns Brot und Salz. Auch deine Gefährten sollen kommen. Dann können wir während des Nachtmahls sprechen, und ich gebe euch bis morgen Unterkunft. Mein Haus ist klein, doch über dem Stall ist viel Heu angehäuft. Die Nacht ist warm und hell. Wenn du meinst, kannst du dort schlafen.«

»Der Herr Israels vergelte dir deine Gastfreundschaft. Mit Freunden komme ich in dein Haus.«

»Der Pilger bringt Segen. Laßt uns gehen. Ich muß aber zuvor noch sechs Krüge auf frisch gepflanztes Gemüse gießen.«

»Ich werde dir dabei helfen.«

»Nein, du bist ein Herr. Dein Benehmen verrät es mir.«

»Ich bin ein Handwerker, Frau. Dieser hier ist ein Fischer. Nur die beiden Juden sind von Rang und Vermögen. Nicht ich.« Er nimmt vom niedrigen Brunnenmäuerchen einen Krug und läßt ihn in den Brunnen hinunter. Johannes hilft ihm dabei. Auch die anderen wollen etwas mittun. Sie fragen die Frau: »Wo ist der Garten! Zeige ihn uns, wir bringen dir das Wasser.«

»Gott möge euch dafür segnen. Die Nieren schmerzen mich vor Müdigkeit. Kommt . . . «

Und während Jesus seinen Krug hochzieht, verschwinden die drei auf einem kleinen Pfad und kommen dann mit zwei leeren Krügen zurück, füllen diese und gehen wieder weg. Dies tun sie nicht nur dreimal, sondern mindestens zehnmal. Judas sagt lachend: »Sie kann uns nicht genug segnen für unsere Hilfe. Wir wollen soviel Wasser auf den Salat gießen, daß die Erde wenigstens zwei Tage feucht bleibt und die Frau nicht noch mehr Nierenschmerzen bekommt.« Wie er zum letztenmal zurückkehrt, sagt er: »Meister, ich glaube, wir haben es schlecht getroffen.«

»Wieso, Judas?«

»Weil sie etwas gegen den Messias hat. Ich habe gesagt: „Nicht fluchen! Weißt du nicht, daß der Messias die größte Gnade für das Volk Israel ist? Jahwe hatte ihn Jakob verheißen und seitdem allen Propheten und Gerechten Israels. Und du haßt ihn?“ Darauf hat sie geantwortet: „Nicht ihn, sondern jenen, der von den betrunkenen Hirten und den elenden Wahrsagern aus dem Orient Messias genannt wurde.“ Und da du es bist . . . «

»Schon gut! Ich weiß, daß ich gesetzt bin zum Widerspruch vieler. Hast du ihr gesagt, wer ich bin?«

»Nein, ich bin doch nicht dumm. Ich will deine und unsere Schultern schonen.«

»Du hast gut getan. Nicht wegen der Schultern, sondern weil ich mich zu erkennen geben möchte, wann ich es für richtig halte. Laß uns gehen!«

Judas geht voraus bis zum Garten. Die Frau leert die letzten drei Krüge und bringt die Männer zu einem einfachen Haus inmitten des Obstgartens.

»Geht hinein, mein Mann ist schon zu Hause.«

Sie betreten eine niedrige, verbrauchte Küche. »Der Friede sei mit diesem Hause!«, grüßt Jesus.

»Wer du auch sein magst, der Segen Gottes komme auf dich und die Deinen. Tritt ein!« antwortet der Mann und bringt vorerst ein Gefäß mit Wasser, damit die vier Männer sich erfrischen und reinigen können. Dann treten sie alle ein und nehmen an einem grob gezimmerten Tisch Platz.

»Ich danke euch im Namen meiner Frau. Sie hat mir berichtet. Ich bin noch nie Galiläern begegnet; man hat mir gesagt, daß sie grob und ungebildet seien. Doch ihr seid gut und höflich gewesen. Obwohl müde, habt ihr noch viel gearbeitet. Kommt ihr von weit her?«

»Wir kommen von Jerusalem. Diese hier sind Juden. Ich und der andere sind von Galiläa. Doch glaube mir, Mann, Gute und Böse gibt es überall.«

»Das stimmt! So treffe ich schon bei der ersten Begegnung mit einem Galiläer auf einen Guten. Frau, bring das Essen! Ich habe nur Brot, Gemüse, Oliven und Käse. Ich bin ein Bauer.«

»Auch ich bin kein Herr, sondern ein Zimmermann.«

»Du, mit solch vornehmer Wesen?«

Die Frau mischt sich ein: »Der Gast ist aus Betlehem, ich habe es dir gesagt. Und wenn die Seinen verfolgt wurden, dann vielleicht, weil sie reich und gelehrt waren, wie es Josua von Ur, Matthias des Isaak und Levi des Abraham waren . . . arme Unglückliche!«

»Du bist nicht gefragt worden. Verzeiht ihr. Die Weiber sind geschwätziger als die Spatzen am Abend.«

»Waren diese Familien aus Betlehem?«

»Wie, du kennst sie nicht, der du von Betlehem bist?«

»Wir mußten flüchten, als ich wenige Monate alt war.«

Die Frau, die wirklich geschwätzig zu sein scheint, fängt nun wieder an: »Er ist vor dem großen Morden weggegangen.«

»Das sieht man, sonst wäre er nicht mehr auf der Welt. Bist du denn nachher nicht mehr zurückgekehrt?«

»Nein.«

»Welch großes Unglück! Nur noch wenige wirst du antreffen und grüßen können. Viele wurden getötet, viele konnten fliehen, und viele sind noch vermißt. Man hat nie erfahren, ob sie in der Wüste umgekommen oder im Gefängnis umgebracht worden sind zur Strafe für ihre Auflehnung. Aber war das überhaupt ein Aufstand? Wer hätte ruhig zusehen können, wie so viele Unschuldige niedergemetzelt wurden? Doch es ist nicht gerecht, daß Levi und Elija noch am Leben sind, während so viele Unschuldige ihr Leben lassen mußten.«

»Wer sind die beiden und was tun sie?«

»Du hast doch bestimmt vom Kindermord des Herodes gehört! Mehr als tausend Kinder in der Stadt und weitere tausend in der Umgebung. (Was die unschuldigen Kinder im Gemetzel des Herodes betrifft, beträgt die genaue Zahl zweiunddreißig. In der Stadt Betlehem selbst wurden achtzehn und in der näheren Umgebung vierzehn getötet. Unter den Getöteten waren auch sechs Mädchen, die nicht als solche von den Häschern erkannt wurden, da Mädchen und Knaben auf gleiche Art gekleidet waren. Auch geschah alles im Dunkel der Nacht und wurde sehr rasch vollzogen. Wie es immer vorkommt, übertreibt auch der Bauer hier und entstellt den wahren Sachverhalt. Auf diese Weise sind viele falsche Legenden entstanden und haben die Wahrheit verdunkelt.) Alle waren Knaben, fast alle, denn bei der Hast und im Dunkel und der Verwirrung ergriffen die Grausamen in den überfallenen Häusern auch Mädchen. Sie rissen die Kinder aus den Wiegen, aus den Betten der Mütter und durchbohrten sie wie säugende Gazellen, die der Bogenschütze trifft. Und warum dies alles? Nur weil ein Häuflein Hirten, die, um die eisige Kälte der Nacht zu ertragen, in großen Zügen Most getrunken

hatten, im Delirium erzählten, Engel gesehen, Lieder gehört und Botschaften vernommen zu haben, und uns in Betlehem zuriefen: „Kommt und betet an! Der Messias ist geboren.“ Stell dir vor: Der Messias in einer Höhle!

Ich muß, in Wahrheit, sagen: wir waren alle betrunken, auch ich, der ich damals noch ein Jüngling war; auch meine Frau, die damals nur einige Jahre zählte; denn wir glaubten alle, und in einer armen galiläischen Frau wollten wir die Jungfrau erkennen, die geboren hatte und von der die Propheten sprechen. Ein einfacher Galiläer war bei ihr! Bestimmt ihr Gatte. Wie konnte sie als seine Gattin Jungfrau sein? Und trotzdem! Wir glaubten und brachten Geschenke, beteten an und boten unsere Häuser als Herberge an . . . Oh, sie spielte ihre Rolle gut! Arme Hanna! Sie hat ihren Besitz und das Leben verloren und auch die Kinder ihrer Tochter, die als einzige sich retten konnte, weil sie mit einem Händler von Jerusalem verheiratet war. Hanna verlor ihr Hab und Gut, ihr Haus wurde eingeäschert und die Umgebung auf Befehl des Herodes verwüstet. Nun ist es ein verwildertes Feld, auf dem das Vieh weidet.«

»Alles durch die Schuld der Hirten?«

»Nein, auch der drei Zauberer, die aus Reichen Satans gekommen sind. Vielleicht waren die drei auch Teufelsgesellen. Und wir Dummköpfe erachteten ihr Kommen für eine ganz besondere Ehre! Der arme Vorsteher der Synagoge! Wir töteten ihn, weil er geschworen hatte, daß die Prophezeiungen ein Siegel der Wahrheit auf die Worte der Hirten und der Magier setzten.«

»So ist also alles die Schuld der Hirten und der Weisen?«

»Nein, Galiläer, auch unsere; auch unserer Leichtgläubigkeit. Ja, wir erwarteten schon seit langem den Messias. Jahrhunderte des Wartens! Und es gab immer wieder Enttäuschungen in den letzten Zeiten wegen irgendeines falschen Messias. Einer war ein Galiläer wie du, ein anderer hieß Theudas [Apg 5,36–37]. Lügner waren sie! Sie, der Messias? Es waren nur Abenteurer auf der Jagd nach Glück. Diese Lektion hätte uns wachsam machen müssen. Aber . . . «

»Warum aber verflucht ihr alle Hirten und die Weisen? Wenn ihr euch selbst als Dummköpfe bezeichnet, dann solltet ihr euch gleichfalls selbst anklagen. Denn der Fluch ist im Gesetz der Liebe nicht erlaubt. Fluch zieht Fluch nach sich. Seid ihr denn sicher, daß ihr richtig gehandelt habt? Könnte es nicht wahr sein, daß die Hirten und Weisen die Wahrheit gesagt haben, die ihnen von Gott enthüllt worden war? Warum nehmt ihr an, daß sie Lügner waren?«

»Weil die Zeit der Prophezeiungen nicht erfüllt war. Nachher haben wir nachgedacht ... nachdem uns das Blut, das die Brunnenröge und Bäche rötete, die Augen des Denkens geöffnet hatte.«

»Hätte der Allererhöchste aus übervoller Liebe zu seinem Volk die Ankunft des Erlösers nicht vorverlegen können? Worauf gründeten die Weisen ihre Behauptung? Du hast gesagt, daß sie vom Orient gekommen sind ... «

»Auf ihre Berechnungen über einen neuen Stern.«

»Steht nicht geschrieben: „Ein Stern geht auf über Jakob, ein Zep-ter erhebt sich aus Israel“? Ist Jakob nicht der große Patriarch, der auf diesem Boden von Betlehem Halt gemacht hat, an diesem Ort, der ihm so teuer war wie sein Augapfel, weil hier seine geliebte Ra-hel starb? ...

Und hat nicht der Mund des Propheten gesprochen: „Ein Reis wächst aus Isais Stamm, und eine Blume erblüht aus seiner Wur-zel“? Isai, der Vater Davids, wurde hier geboren. Das Reis aus dem Stamme, aus der Wurzel gerissen durch tyrannische Anmaßung, ist dies nicht die Jungfrau, die den Sohn gebären wird, den sie nicht durch einen Mann empfangen hat, sondern durch göttlichen Willen, da sie sonst nicht mehr Jungfrau wäre? Daher wird er der „Imma-nuel“ sein, der Sohn Gottes und somit Gott selbst und der, welcher Gott zum Volke Gottes bringt, wie sein Name besagt.

Und sagen die Prophezeiungen nicht, daß er den Heiden als „ein großes Licht“ kundgetan werden soll? Könnte der Stern, den die Wei-sen gesehen haben, nicht der Stern Jakobs gewesen sein, das große Licht der beiden Weissagungen des Bileam und des Jesaja?

Und steht in den Weissagungen nicht auch der Kindermord von Betlehem, befohlen von Herodes? „Einen Schrei vernahm man in der Höhe ... Es ist Rahel, die um ihre Kinder weint.“ Es war vorhergesagt, daß Wehklagen die Gebeine Rahels in ihrem Grabe in Efrata erschüttern würde, wenn das heilige Volk durch seinen Erlöser den Lohn empfangen werde. Tränen, die sich in himmlische Freuden verwandeln werden, wie der Regenbogen, der sich mit den letzten Tropfen des Gewitters bildet und somit sagt: „Jetzt kann es wieder heiter werden.“«

»Du bist sehr gelehrt. Bist du ein Rabbi?«

»Ich bin es.«

»Und ich spüre es. Es ist Licht und Wahrheit in deinen Worten. Doch ... zu viele Wunden bluten noch in Betlehem wegen des wahren oder falschen Messias. Ich würde ihm niemals raten, hierher zu kommen. Das Volk würde ihn ablehnen, wie man einen Stiefsohn zurückweist, durch dessen Verschulden die eigenen Kinder umgekommen sind. Doch wenn er es auch gewesen ist, dann wird er mit den anderen umgekommen sein.«

»Wo wohnen Levi und Elija jetzt?«

»Warum? Kennst du sie?« Der Mann wird mißtrauisch.

»Ich kenne sie nicht. Ihre Gesichter sind mir unbekannt. Doch sie sind unglücklich, und ich habe immer Erbarmen mit den Unglücklichen. Ich möchte sie besuchen.«

»Du wärest der erste nach dreißig Jahren. Sie sind immer noch Hirten und dienen immer noch einem reichen Herodianer von Jerusalem, der sich viele Güter der Ermordeten angeeignet hat ... Einer profitiert immer. Du wirst sie bei den Herden finden auf den Hügeln, die am Weg nach Hebron liegen. Doch einen Rat will ich dir geben: laß dich nicht von Leuten aus Betlehem sehen, wenn du mit den Hirten sprichst. Es würde dir schaden. Wir dulden sie nur, weil es den Herodianer gibt, sonst ... «

»Oh, der Haß! Warum hassen?«

»Weil er berechtigt ist. Sie haben uns Böses angetan.«

»Sie glaubten, recht zu handeln.«

»Sie haben schlecht gehandelt. Wir hätten sie umbringen sollen, weil sie mit ihrer Dummheit den Tod so vieler verursacht haben. Doch anfangs waren wir unschlüssig . . . und nachher war der Herodianer da.«

»Wenn er nicht wäre, hättet ihr sie aus Rache ermordet?«

»Auch jetzt noch würden wir sie töten, wenn wir nicht Angst vor ihrem Arbeitgeber hätten.«

»Mann, ich sage dir, hasse nicht! Wünsche nicht, Böses zu tun! Hier gibt es keine Schuld. Doch, selbst wenn es eine gäbe, müßtest du verzeihen. Im Namen Gottes mußt du verzeihen. Sage es auch den anderen in Betlehem! Wenn der Haß von euren Herzen gefallen ist, wird der Messias kommen. Dann werdet ihr ihn erkennen, denn er lebt. Er war schon auf dieser Welt, als der Kindermord geschah. Ich sage es euch! Nicht die Hirten und Weisen sind schuldig, sondern der Satan hat den Mord verursacht. Der Messias ist euch hier geboren worden und ist gekommen, um dem Land seiner Väter das Licht zu bringen. Als Sohn der jungfräulichen Mutter aus dem Geschlechte Davids erschloß er auf den Ruinen des Hauses Davids der Welt den Strom der ewigen Gnaden und das ewige Leben.«

»Weg, geh weg von hier! Du Nachfolger des falschen Messias, der falsch gewesen sein muß, da er uns, hier in Betlehem, nur Unheil gebracht hat. Du verteidigst ihn und deshalb . . . «

»Schweige, Mann! Ich bin aus Judäa und habe einflußreiche Freunde. Ich könnte dafür sorgen, daß du die Beleidigung bereust!« Mit diesen Worten springt Judas auf, packt den Bauern an seinem Gewand und schüttelt ihn wütend.

»Nein, nein! Weg von hier! Ich will keine Unannehmlichkeiten, weder mit den Betlehemiten noch mit Rom und Herodes. Schert euch fort, Verfluchte, wenn ihr nicht ein Andenken von mir haben wollt! Fort! . . . «

»Laß uns gehen, Judas! Keine Aufregung. Lassen wir ihn in seinem Wahn. Gott kehrt nicht dort ein, wo der Haß regiert. Laßt uns gehen!«

»Ja, laßt uns gehen; aber man wird es mir zahlen!«

»Nein, Judas, nein! Sprich nicht so! Sie sind blind . . . Auf meinem Wege werden sie zahlreich sein.«

Sie treten aus dem Haus und folgen Simon und Johannes, die mit der Frau hinter dem Stall plaudern.

»Verzeih meinem Mann, Herr! Ich dachte nicht, ein solches Unheil anzurichten . . . Hier, nimm sie, du kannst sie morgen früh essen. Sie sind ganz frisch. Ich kann dir leider nichts anderes geben . . . verzeih! (Sie überreicht Jesus einige Eier.) Doch wo werdet ihr nun schlafen?«

»Mach dir keine Sorgen! Ich weiß, wohin ich gehen kann. Geh im Frieden, um deiner Güte willen! Lebe wohl!«

Sie gehen einige Meter schweigend, dann explodiert Judas: »Warum läßt du dich nicht anbeten? Warum wirfst du diesen Fluchenden nicht nieder zu Boden, weil er gegen dich, den Messias, gefehlt hat? Oh, ich hätte es getan! Die Samariter müßten durch Wunder eingeäschert werden. Nur Wunder vermögen sie zu erschüttern!«

»Oh, wie oft werde ich das noch hören! Sollte ich sie verbrennen wegen jeder Sünde gegen mich? Nein, Judas. Ich bin gekommen, um neu aufzubauen, nicht um zu zerstören.«

»Schon, doch inzwischen bringen dich die anderen um.«

Jesus entgegnet nichts.

Simon fragt: »Wohin gehen wir nun, Meister?«

»Kommt mit mir! Ich kenne einen Ort.«

»Aber wenn du nie hier gewesen bist nach der Flucht, wie kannst du ihn dann erkennen?« fragt Judas erstaunt.

»Ich kenne ihn! Er ist nicht schön. Ich war schon einmal dort. Er ist nicht direkt in Betlehem, sondern etwas außerhalb. Laßt uns hier abbiegen!«

Jesus geht voraus, und ihm folgen Simon, Judas und zuletzt Johannes . . .

Im Schweigen, das nur vom Knirschen der Sandalen auf dem Kies des Weges gestört wird, hört man ein Schluchzen.

»Wer weint da?« fragt Jesus, sich umwendend.

Judas sagt: »Es ist Johannes. Er hat Angst gehabt.«

»Nein, nicht Angst. Ich hatte schon die Hand am Messer, das im Gürtel steckt; doch dann habe ich mich an dein „nicht töten, verzeihen“ erinnert ... du sagst es immer.«

»Warum weinst du dann?« fragt Judas.

»Ich leide, weil ich sehen muß, daß die Welt Jesus ablehnt. Sie kennt ihn nicht und will ihn nicht kennen. Oh, das ist ein großer Schmerz! So als würden sie mein Herz mit glühenden Dornen durchwühlen. Es tut mir so weh, als hätte ich mitansehen müssen, wie meine Mutter niedergetreten und meinem Vater ins Gesicht gespien wird ... Mehr noch ... als müßte ich mitansehen, wie die römischen Pferde in der Bundeslade gefüttert werden und im Allerheiligsten sich ausruhen.«

»Weine nicht, mein Johannes! Dieses Mal und noch unendlich viele Male wirst du dir sagen müssen: „Er war das Licht, das kam, um in der Finsternis zu leuchten, doch die Finsternis hat es nicht begriffen. Er kam in die Welt, die durch ihn erschaffen worden war, doch die Welt hat ihn nicht erkannt. Er kam in seine Stadt, in sein Haus, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Oh, weine nicht so!«

»Das wird in Galiläa nicht vorkommen«, seufzt Johannes.

»Auch nicht in Judäa«, entgegnet Judas. »Jerusalem ist die Hauptstadt, und vor drei Tagen hat sie dich umjubelt, dich, den Messias. Hier ... dieser Ort mit ungehobelten Hirten, Bauern und Gärtnern kann nicht als Maßstab genommen werden. Auch die Galiläer sind sicher nicht alle gut. Übrigens, woher war denn Judas, der falsche Messias? Man sagte ... «

»Genug, Judas! Es ist nicht wert, sich deswegen aufzuregen. Ich bin ruhig. Seid auch ihr es! Judas, komm hierher! Ich muß mit dir reden.«

Judas holt Jesus ein. »Nimm hier diesen Beutel! Du sollst morgen einkaufen gehen.«

»Und jetzt, wo werden wir nun übernachten?«

Jesus lächelt und schweigt. Die Nacht ist hereingebrochen. Der

Mond umkleidet sich mit hellem Schein. Die Nachtigallen schlagen in den Ölbäumen. Der Bach gleicht einem silbrigen, singenden Bände. Von den abgemähten Wiesen steigt ein warmer, ich möchte fast sagen betäubender Duft auf. Man hört Tiere muhen und blöken. Und am Himmel Sterne, Sterne, Sterne, eine Saat von Sternen, wie hingestreut auf das Himmelszelt – ein Baldachin voller funkelnder Edelsteine über den Hügeln von Betlehem.

»Aber hier ... sind nur Ruinen. Wohin führst du uns? Die Stadt ist doch dort!«

»Ich weiß es. Komm! Folge dem Bache, hinter mir, noch einige Schritte, dann will ich dir die Unterkunft des Königs von Israel anbieten.«

Judas zuckt die Schultern und schweigt.

Noch einige Schritte. Dann zerfallene Häuser. Überbleibsel von Wohnungen ... Ein kleiner Durchgang zwischen zwei Mauern ...

Jesus sagt: »Habt ihr den Zunder? Zündet an!«

Simon zieht eine kleine Lampe aus seinem Sack, zündet sie an und reicht sie Jesus.

»Tretet ein!« sagt der Meister und hält das Lämpchen hoch. »Tretet ein! Dies hier ist die Geburtskammer des Königs von Israel.«

»Du machst Scherze, Meister. Das ist eine schmutzige Höhle. Ich kann hier nicht bleiben. Mir ekelt davor; so feucht, kalt, stinkend, voller Skorpione und vielleicht auch Schlangen ... «

»Und doch, Freunde: hier wurde von der Jungfrau in der Nacht des 25. des Monats Encenie Jesus Christus, der Immanuel, das Wort Gottes, geboren, das aus Liebe zu den Menschen Fleisch geworden ist. ICH, der ich zu euch spreche! Auch damals wie heute war die Welt taub für die Stimmen des Himmels, die zu den Herzen sprachen ... Sie haben die Mutter weggewiesen ... Und hier ... nein, Judas, wende deinen Blick nicht mit Widerwillen von diesen Fledermäusen, diesen grünen Eidechsen, diesen Spinnweben ab; hebe nicht dein reich gesäumtes Gewand aus Ekel und Furcht, es könnte den von tierischen Exkrementen verunreinigten Boden berühren.

Diese Fledermäuse sind die Kinder der Kinder jener, die die ersten sich bewegenden „Spielzeuge“ vor den Augen des Kindes waren, dem die Engel das »Gloria« sangen, das von den Hirten gehört wurde. Sie waren nicht betrunken, sondern voller ekstatischer Freude, wahrer Freude . . . Diese Eidechsen mit ihrem schillernden Smaragdgrün waren die ersten Farben, die meine Augensterne wahrnahmen, die ersten nach dem zarten Weiß des mütterlichen Kleides und des Antlitzes. Die Spinnweben waren der Baldachin meiner königlichen Wiege. Dieser Boden . . . du darfst ohne Abscheu auf ihm stehen . . . ist zwar bedeckt mit Kot . . . aber geheiligt durch ihre Füße . . . die Füße der Heiligen, der großen Heiligen, der Reinsten, der Unbefleckten, der Gottesgebälerin, die gebar, weil sie erwählt worden war, weil es der Wille Gottes und nicht des Mannes war, die durch Gott Mutter wurde. Sie, die Makellose, hat diesen Boden mit ihren Füßen berührt. Du kannst auch darauf gehen . . . und Gott möge es fügen, daß durch deine Fußsohlen die von ihr ausgegangene Reinheit bis in dein Herz emporsteige.«

Simon ist in die Knie gesunken. Johannes geht zur Futterkrippe und legt sein Haupt weinend in sie. Judas ist entsetzt, doch dann siegt die Rührung, und ohne auf sein schönes Gewand zu achten, wirft er sich auf die Erde, nimmt den Saum des Kleides Jesu und küßt ihn und schlägt sich an die Brust mit den Worten: »Oh, guter Meister, hab Erbarmen mit der Blindheit deines Dieners! Mein Hochmut schwindet dahin . . . Ich sehe dich, wie du bist. Nicht der König, so wie ich ihn mir vorstellte, sondern der ewige Fürst, der Vater der zukünftigen Zeit, der König des Friedens. Erbarmen, mein Herr und mein Gott . . . Erbarmen!«

»Ja, mein ganzes Erbarmen! Nun werden wir schlafen an der Stelle, wo das Kind und die Mutter geschlafen haben. Dort hat Johannes schon den Platz der anbetenden Mutter eingenommen . . . hier, wo Simon steht, stand mein Nährvater oder wenn ihr wollt, werde ich euch von jener Nacht erzählen . . . «

»O ja, Meister! Erzähle uns von deinem Heranwachsen! Damit es

die Lichtperle in unseren Herzen werde und damit wir es der Welt weitererzählen können.«

»Und um deine Mutter zu ehren, nicht nur als deine Mutter, sondern auch als die Jungfrau!«

Zuerst hat Judas gesprochen, dann Simon und schließlich Johannes, der bei der Krippe weint und lächelt.

»Kommt hierher aufs Heu! Hört zu . . . « Und Jesus erzählt von der Nacht seiner Geburt. »Als für die Mutter die Zeit gekommen war, da sie das Kind gebären sollte, wurde auf Anordnung des Cäsar Augustus vom kaiserlichen Delegaten Publius Sulpitius Quirinius – während Sentius Saturninus Statthalter von Palästina war – bekanntgemacht, daß alle Bewohner des Kaiserreiches gezählt werden sollten. Wer nicht Sklave war, mußte sich an seinen Ursprungsort begeben und sich in die Listen des Imperiums eintragen lassen. Josef, der Bräutigam der Mutter, war aus dem Geschlechte Davids wie auch die Mutter. Dem Befehl gehorchend, verließen sie Nazaret und begaben sich nach Betlehem, der Wiege des königlichen Geschlechtes. Das Wetter war kalt . . . «

Jesus erzählt und erzählt . . . und so endet alles.

110 Jesus in der Herberge von Betlehem – er predigt auf den Trümmern von Hannas Haus

Die ersten Stunden eines lichterfüllten Sommermorgens. Der Himmel färbt sich mit dem Rosa einiger zarter Wölkchen, die wie Wattebäuschchen auf einem tiefblauen Satinteppeich liegen. In der Luft erklingt das Singen der Vögel, die schon vom Lichte berauscht sind . . . Spatzen, Amseln, Rotkehlchen zirpen, zwitschern, schwatzen und fliegen hin und her. Der eine mit einem Strohhalm im Schnäbelchen, der andere mit einem kleinen Moospolster, wieder ein anderer mit einem Bündelchen Heu, um das Nest recht schön und warm zu machen. Schwalben stürzen sich vom Himmel auf den kleinen Bach, um sich die schneeweiße Brust mit den rotfarbenen Rändern

in den Wellen zu waschen; und nach der Erfrischung schnappen sie eine verschlafene, an einem Stengel hängende Mücke und schwingen sich damit wieder in die Lüfte, metallisch schimmernd und voller Jubel zwitschernd.

Zwei Bachstelzen in grauem Seidengefieder schreiten anmutig wie zwei Dämchen am Ufer des Baches dahin und achten dabei sehr auf den hochgestellten Schwanz mit dem schwarzen Samt. Sie spiegeln sich im Wasser, finden sich schön, nehmen die Promenade wieder auf, werden von einer Amsel verspottet, die ihnen mit dem langen gelben Schnabel wie ein richtiger Spitzbub des Waldes nachpfeift. In einem wilden Apfelbaum, der sich einsam über die Ruinen erhebt, ruft eine Lerche unaufhörlich nach dem Gefährten und gibt erst Ruhe, als dieser mit einem dicken Wurm daherkommt, der sich im schmalen Schnabel windet. Zwei Turmtauben, die wahrscheinlich aus einem städtischen Taubenschlag entflohen sind und die freie Wohnung in den Ruinen vorgezogen haben, machen sich gegenseitig den Hof, der Täuberich angreifend, die Taube schamhaft gurrend.

Jesus hat die Hände über der Brust gekreuzt, sieht all diesen heiteren Tierchen zu und lächelt.

»Bist du schon bereit, Meister?« fragt Simon hinter seinem Rücken.

»Ja, bereit. Schlafen denn die anderen noch?«

»Ja, noch immer.«

»Sie sind jung . . . Ich habe mich in diesem Bach gewaschen . . . Ein frisches Wasser, das den Geist von den nächtlichen Nebeln befreit.«

»Nun will ich gehen.«

Während Simon, nur mit einer kurzen Tunika bekleidet, sich waschen geht und sich dann wieder anzieht, erscheinen Judas und Johannes.

»Gott zum Gruß! Meister, sind wir zu spät dran?«

»Nein. Der Tag beginnt gerade. Doch nun beeilt euch, und dann gehen wir!«

Die beiden waschen sich und legen dann Tunika und Mantel an.

Bevor Jesus sich zum Gehen anschickt, pflückt er noch einige Blümchen, die in den Mauerritzen gewachsen sind, und legt sie in eine kleine Holzschachtel, in welcher schon andere Kleinigkeiten liegen, die ich nicht unterscheiden kann. Er erklärt: »Das bringe ich der Mutter mit. Sie wird sich darüber freuen . . . Laßt uns gehen!«

»Wohin, Meister?«

»Nach Betlehem!«

»Doch noch? Mir scheint, dort ist die Luft für uns nicht gut . . . «

»Gehen wir dennoch! Gehen wir. Ich möchte euch zeigen, wo die Weisen damals abgestiegen sind, und wo ich gewesen bin.«

»Dann höre! Entschuldige, Meister, aber laß mich etwas sagen! Erlaube, daß ich mich in Betlehem und in der Herberge um alles kümmere. Euch aus Galiläa bringt man in Judäa nicht viel Liebe entgegen und hier noch weniger als anderswo. Laß es uns so machen: Du und Johannes, ihr zeigt euch schon in euren Kleidern als Galiläer. Sie sind zu einfach. Und erst die Haare! Warum versteift ihr euch, sie so lang zu tragen? Ich und Simon werden unsere Mäntel mit euren vertauschen. Simon gibt seinen Johannes, und ich meinen dem Meister. So . . . seht ihr? Nun gleicht ihr schon ein wenig Judäern. Und nun noch dieses.« Er nimmt seine Kopfbedeckung, ein Tuch mit gelben, braunen, roten und grünen Streifen, die sich folgen wie beim Mantel und von einer gelben Kordel zusammengehalten werden; er befestigt sie am Haupte Jesu, zieht den Stoff über seine Wangen herunter und verbirgt darunter die langen blonden Haare. Johannes nimmt den dunkelgrünen Mantel mit der Kopfbedeckung von Simon. »Oh, jetzt geht es besser. Ich habe einen praktischen Sinn.«

»Ja, Judas. Du hast einen praktischen Sinn, das ist wahr. Achte jedoch darauf, daß dieser praktische Sinn den anderen nicht übertriffe!«

»Welchen, Meister?«

»Den Sinn für die spirituellen Dinge!«

»O nein! Doch in bestimmten Fällen ist es gut, als Politiker statt

Botschafter auftreten zu können. Und höre, sei so gut ... es ist zu deinem Wohl. Stelle mich nicht als Lügner hin, wenn ich Dinge sage, die nicht ganz der Wahrheit entsprechen.«

»Was willst du damit sagen? Warum lügen? Ich bin die Wahrheit und will keine Lügen, weder in mir, noch um mich herum.«

»Oh, ich werde nur halbe Lügen sagen. Ich werde sagen, daß wir von weit entfernten Orten zurückkehren, vielleicht aus Ägypten, und daß wir uns nach lieben Bekannten erkundigen möchten. Ich werde sagen, daß wir aus dem Exil heimkehrende Juden sind. Im Grunde genommen ist ja etwas Wahres daran ... und dann spreche ja ich ... eine Lüge mehr oder weniger ... «

»Aber Judas, warum willst du betrügen?«

»Laß es gut sein, Meister! Die Welt wird regiert mit Täuschungen. Manchmal sind sie gut und notwendig. Doch, um dich zufriedenzustellen, werde ich nur sagen, daß wir von weither gekommen und Juden sind. Dies ist doch zu dreiviertel wahr? Und du Johannes, sprichst am besten nicht. Du würdest dich verraten.«

»Ich werde schweigen.«

»Wenn das alles gut geht, werden wir das übrige sagen. Doch ich habe wenig Hoffnung; ich merke alles, denn ich bin schlau.«

»Ich sehe es, Judas; doch mir wäre es lieber, wenn du einfacher wärest.«

»Das hilft wenig. In deiner Gruppe werde ich der Mann der schwierigen Aufgaben sein. Laß mich nur machen!«

Jesus ist nicht einverstanden, doch gibt er nach.

Sie gehen um die Ruinen herum und dann an einem Mauerwerk ohne Fenster entlang, hinter dem man Muhen, Gewieher, Geblöke und das merkwürdige Gegurgel der Kamele oder Dromedare hört. Nun biegen sie um die Ecke des Mauerwerks und sind auf dem Marktplatz von Betlehem. In der Mitte des Platzes befindet sich das Brunnenbecken immer noch in seiner zierlichen Form; es scheint aber auf der der Herberge gegenüberliegenden Seite etwas verändert worden zu sein. Dort wo das kleine Haus stand, das ich im Gei-

ste immer noch unter dem Schein des großen Sternes silbern glänzen sehe, ist nun ein Trümmerhaufen. Nur die Treppe steht noch mit dem kleinen Balkon. Jesus schaut sich um und seufzt. Der Platz ist voller Menschen, die sich um die Händler mit ihren Lebensmitteln, Gebrauchsgegenständen, Stoffen usw. scharen; die Waren sind auf Bänken ausgebreitet oder in Körben, die auf dem Boden stehen. Die Händler sitzen inmitten ihrer Ware, wenn sie nicht gerade schreiend und gestikulierend vor einem Käufer stehen, um mit ihm zu verhandeln.

»Es ist Markttag«, sagt Simon.

Die Türe – besser gesagt das Tor – der Herberge ist weit geöffnet, und eine Reihe beladener Eselchen kommt gerade aus dem Hof heraus.

Judas geht als erster hinein. Er schaut sich um und hält dann herrisch einen kleinen, schmutzigen Stallburschen an, der nur mit einem ärmellosen, bis zu den Knien reichenden Unterkleid angetan ist.

»Knecht!« schreit er ihn an. »Ruf deinen Herrn! Aber sofort! Mach schnell, ich bin nicht gewohnt zu warten!«

Der Junge eilt davon, einen Reisigbesen hinter sich herziehend.

»Aber Judas! Was ist das für eine Art!«

»Beruhige dich, Meister! Laß mich nur machen! Sie müssen uns für reich und Städter halten.«

Der Hausherr kommt keuchend und unter vielen Verbeugungen heran; er buckelt besonders vor Judas, der sehr vornehm im dunkelroten Mantel Jesu aussieht, den er über sein goldgelbes Kleid mit Gürtel und Fransen gezogen hat.

»Mann, wir kommen von sehr weit her. Wir sind Judäer einer asiatischen Gemeinde und wurden verfolgt. Dieser hier ist in Betlehem geboren und möchte nun seine alten Freunde besuchen. Wir begleiten ihn. Wir kommen von Jerusalem, wo wir den Allerhöchsten in seinem Tempel angebetet haben. Kannst du uns Informationen geben?«

»Herr, ich stehe dir zu Diensten ... befiehl!«

»Wir möchten über viele Bescheid wissen ... besonders über Hanna, die Frau, deren Haus deiner Herberge gegenüberstand.«

»Ah, die Unglückliche! Hanna könnt ihr nur noch in Abrahams Schoß suchen, und auch ihre Kinder.«

»Tot? Und warum?«

»Habt ihr nichts vom Morden des Herodes gehört? Alle Welt sprach davon, und auch Cäsar hat ihn bezeichnet als das „Schwein, das sich von Blut ernährt“. Ach, was habe ich gesagt! Zeigt mich bitte nicht an! Bist du wirklich Jude?«

»Hier das Zeichen meines Stammes. Also? Sprich!«

»Hanna wurde von den Soldaten des Herodes mit all ihren Kindern bis auf eines ermordet.«

»Aber warum denn? Sie war so gut!«

»Kanntest du sie?«

»Sehr gut«, lügt Judas unverschämt.

»Sie wurde getötet, weil sie jene aufgenommen hatte, die sich Mutter und Vater des Messias nannten. Komm hierher, in diesen Raum. Die Wände haben Ohren, und von diesen Dingen sprechen ist gefährlich.«

Sie betreten einen kleinen, dunklen, niedrigen Raum und setzen sich auf einen niedrigen Diwan.

»Hier ... ich hatte eine gute Nase. Ich bin nicht umsonst ein Wirt. Ich bin hier geboren, als Sohn von Wirtssöhnen. Ich habe die Schlaueheit im Blute. Ich habe die Leute nicht gewollt. Ich hätte vielleicht ein Loch für sie finden können. Doch es waren Galiläer, arme, unbekannte Galiläer! ... Nein, Hiskija läßt sich nicht hereinlegen. Und dann ... ich spürte, daß sie so ganz anders waren ... diese Frau ... mit den Augen ... etwas ganz Eigenartiges ... nein, nein, sie mußte den Dämon in sich haben und mit ihm sprechen ... Er muß sie hierhergebracht haben; nicht zu mir, aber in diese Stadt. Hanna war unschuldig wie ein Lamm; sie hat sie dann einige Tage später aufgenommen, mit dem Kinde. Sie sagten von ihm, daß es der Messias sei.

Oh, wieviel Denare habe ich in diesen Tagen eingenommen! Nicht nur wegen der Einschreibung! Es kamen auch solche, die sich nicht registrieren lassen mußten. Sie kamen sogar über das Meer und aus Ägypten, um die Leute zu sehen ... monatelang! Einen reichen Verdienst habe ich gehabt ... Zuletzt sind noch drei Könige, drei Magier gekommen, drei Mächtige, was weiß ich. Ein Hofstaat, der kein Ende nahm! Sie belegten alle meine Ställe und haben in Gold dafür bezahlt, im voraus und genug für einen ganzen Monat ... und sind dann schon anderntags wieder fortgezogen und haben alles hier gelassen! Wenn ich an die Geschenke zurückdenke ... sogar für die Stallburschen, für die Frauen und für mich. Oh, ich kann mich über den Messias, ob es nun der wahre oder der falsche war, nicht beklagen. Ich habe durch ihn Säcke voll Geld verdient. Unglück hat es mir nicht gebracht, auch keine Toten; denn ich hatte erst kurz zuvor geheiratet und deshalb ... Doch die anderen!«

»Wir möchten die Orte der Gemetzel sehen.«

»Die Orte? Aber in allen Häusern haben sie stattgefunden. Meilenweit um Betlehem herum hat es Tote gegeben! Kommt mit mir!«

Sie gehen eine Treppe hinauf und betreten eine Dachterrasse. Von oben sieht man viele Äcker und ganz Betlehem, das wie ein geöffneter Fächer auf seinen Hügeln liegt.

»Seht ihr die Ruinen? Die Häuser wurden angezündet, weil die Väter ihre Söhne mit den Waffen verteidigten. Seht ihr dort den mit Efeu bewachsenen Brunnen? Das ist der Rest der Synagoge. Sie wurde mit dem Vorsteher verbrannt, weil er das Kind den Messias nannte; Überlebende haben sie in Raserei wegen des Mordes an ihren Kindern in Brand gesteckt. Wir hatten nachher noch lange viel Ungemach ... Und dort, dort und dort ... seht ihr die Gräber? Es sind die Gräber der Opfer. Sie sehen mit ihrem Weiß wie im Grünen verlorene Schafe aus. Lauter Unschuldige, und ihre Väter und Mütter! Seht ihr das Becken dort? Sein Wasser war rot, nachdem die Hässcher ihre Hände und ihre Waffen darin gewaschen hatten. Und der Bach dort hinten, habt ihr ihn gesehen? Er war rosarot von dem vie-

len Blut, das er von den Abzugskanälen aufgenommen hatte. Und schaut: das dort ist alles, was von Hanna übriggeblieben ist!«

Jesus weint.

»Habt ihr sie gut gekannt?« fragt der Wirt.

Judas antwortet: »Ja, sie war für seine Mutter wie eine Schwester. Nicht wahr, Freund?«

Jesus antwortet nur: »Ja.«

»Ich verstehe«, sagt der Wirt und wird nachdenklich.

Jesus neigt sich, um leise mit Judas zu sprechen.

»Mein Freund möchte zu den Ruinen dort gehen«, sagt Judas.

»Er soll nur gehen; sie gehören allen.«

Sie grüßen und gehen. Der Wirt ist enttäuscht. Vielleicht hatte er mit Einnahmen gerechnet.

Sie überqueren den Platz und steigen die Reste der Treppe hinauf.

»Von hier aus ließ mich die Mutter den Weisen zuwinken . . . und diese Treppe mußten wir hinuntersteigen, um nach Ägypten zu flüchten.«

Leute drehen sich nach den vier Männern auf den Ruinen um, und einer fragt: »Sind es Verwandte der Ermordeten?«

»Freunde.«

Eine Frau schreit: »Schadet wenigstens der Toten nicht, wie andere Freunde der Lebenden geschadet haben, um sich dann in Sicherheit zu bringen . . . «

Jesus steht aufrecht auf dem Treppenabsatz vor dem Rest des Schutzmäuerchens, also etwa zwei Meter über dem Platz und mit einer öden Leere im Rücken. Eine sonnenerfüllte Leere, die das helle Leinenkleid Jesu noch weißer erscheinen läßt, nun, da der Mantel von seinen Schultern gegliitten ist und wie ein farbenprächtiger Untergrund zu seinen Füßen liegt. Der Hintergrund ist grün und verwildert, einst der gepflegte Garten Hannas, nun voller Unrat.

Jesus breitet die Arme aus. Judas sieht die Geste und sagt: »Sage nichts, es wäre unklug!«

Doch Jesus erfüllt den Platz mit seiner mächtigen Stimme: »Männer von Juda! Männer von Betlehem, hört! Hört, ihr Frauen des Or-

tes, der Rahel heilig ist! Hört auf einen, der von David abstammt, der als Verfolgter hat leiden müssen und nun gewürdigt worden ist, zu euch zu sprechen, um euch Licht und Trost zu bringen. Hört!«

Die Leute hören auf zu schwatzen, zu streiten und zu handeln und drängen sich zusammen.

»Er ist ein Rabbi!«

»Er kommt bestimmt von Jerusalem.«

»Wer ist es?«

»Welch ein schöner Mann!«

»Welche Stimme!«

»Welch eine Haltung!«

»Klar, als Nachkomme Davids!«

»So ist er also einer von uns?«

»Hören wir, was er sagt!«

Alle stehen vor der Stiege, die nun als Kanzel dient.

»In der Genesis steht geschrieben: „Ich werde Feindschaft setzen zwischen dir und der Frau . . . sie wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihrer Ferse nachstellen.“ Und weiterhin steht geschrieben: „Ich werde deine Leiden vermehren, und in Schmerzen wirst du gebären . . . und die Erde soll Dornen und Disteln tragen“ [Gen 3,16–18]. Dies ist die Verurteilung des Mannes, der Frau und der Schlange.

Von weither bin ich gekommen, um Rahels Grab zu ehren; ich habe im Abendwind, im Tau der Nacht, im Klagen der Nachtigall morgens das Echo der Seufzer der alten Rahel gehört, die die Stimmen der Mütter von Betlehem in den Gräbern oder in der Stille ihrer Herzen wiederholen. Ich habe den Schmerzschrei Jakobs im Schmerze der Witwer wiedergefunden, die keine Frau mehr haben, weil der Schmerz sie getötet hat. Ich weine mit euch. Doch hört, ihr Brüder meiner Erde. Betlehem, gesegnete Erde, die kleinste unter den Städten Judas, aber die größte in den Augen Gottes und der Menschen, Wiege des Erlösers, wie Micha sagt, und gerade deshalb zum Tabernakel bestimmt, in dem die Herrlichkeit Gottes, das Feuer Gottes,

seine menschengewordene Liebe wohnt, hat den Haß Satans entfesselt.

„Ich werde Feindschaft setzen zwischen dir und der Frau ... sie wird dich mit ihrem Fuß zertreten, und du wirst ihrer Ferse nachstellen.“ Gibt es eine schlimmere Feindschaft als eine, die sich gegen die Kinder, das Herz des Herzens der Frau, richtet? Gibt es einen stärkeren Fuß als den der Mutter des Erlösers? Darum war die Rache des besiegten Satans natürlich, der nicht der Ferse der Mutter Gottes, sondern den Herzen der Mütter nachstellte.

Welch unermeßliches Leid bringt der Verlust eines Kindes mit sich, dem man das Leben geschenkt hat! Schrecklich ist das Leid jener, die im Schweiß ihres Angesichts für die Nachkommenschaft gesät und gearbeitet haben und nun kinderlose Väter sind! Doch freue dich, Betlehem! Dein reines Blut, das Blut der Unschuldigen, hat dem Messias einen leuchtenden, purpurnen Weg bereitet.«

Die Menschen werden immer unruhiger, nachdem Jesus den Erlöser genannt hat, und dann noch die Mutter desselben; sie haben nun einen klaren Grund zur Aufregung.

»Schweige, Meister! Laß uns gehen!« sagt Judas.

Doch Jesus hört nicht auf ihn, sondern fährt fort: »... dem Messias, den die Gnade Gottvaters vor den Tyrannen gerettet hat, um ihn zu bewahren zur Rettung des Volkes ... «

Der Tumult beginnt.

Eine kreischende Frauenstimme schreit: »Fünf, fünf Kinder habe ich geboren, und keines ist mehr in meinem Hause. Ich Arme!« Und sie schreit hysterisch weiter.

Eine andere Frau wirft sich in den Staub, zerreißt ihre Kleider, zeigt eine verstümmelte Brust und schreit: »Hier, hier an dieser Brust haben sie meinen Erstgeborenen getötet. Das Schwert ist durch ihn in meine Brust gedrungen ... oh, mein Elischa!«

»Und ich? Und ich? Seht dort mein Haus! Drei Gräber in einem, vom Vater bewacht. Mann und Kinder beisammen! Hier, hier! Wenn es einen Erlöser gibt, gebe er mir meine Kinder, meinen Mann wieder und rette er mich vor der Verzweiflung und vor dem Beelzebul.«

Alle schreien gleichzeitig: »Unsere Kinder, unsere Männer, die Väter! Er soll sie uns wiedergeben, wenn er der Erlöser ist!«

Jesus gebietet mit einer Geste seiner Arme zu schweigen. »Brüder meines Landes, ich möchte euch eure Kinder im Fleische, auch im Fleische zurückgeben. Doch sage ich euch, seid gut, beruhigt euch, verzeiht, hofft und freut euch in einer Hoffnung; jubelt in einer Gewißheit. Bald werdet ihr eure Söhne wieder haben als Engel im Himmel; denn der Messias ist im Begriff, die Pforten des Himmels zu öffnen, und wenn ihr gerecht seid, wird der Tod für euch zum wiedergewonnenen Leben und zur wiederkehrenden Liebe.«

»Ah, bist du der Messias? Im Namen Gottes, sage es uns!«

Jesus läßt in seiner sanften Art die Arme sinken, daß es eine Umarmung zu sein scheint und antwortet: »Ich bin es.«

»Weg, weg mit dir! Deine Schuld ist es also!« Es kommt ein Stein geflogen, von Pfiffen und Beleidigungen begleitet.

Judas macht einen Sprung nach vorne . . . oh, wenn er doch immer so gewesen wäre! Er stellt sich vor den Meister auf das Mäuerchen, breitet den Mantel aus und wehrt furchtlos die Steine ab. Blutend ruft er Johannes und Simon zu: »Führt Jesus weg, hinter die Bäume dort! Ich werde nachkommen. Geht um Himmels willen!« Dann wendet er sich zur Menge: »Tollwütige Hunde! Ich bin vom Tempel, ich werde euch dort und in Rom anzeigen!«

Die Menge zeigt sich einen Augenblick lang eingeschüchtert; dann aber geht das Steinewerfen – zum Glück sehr ungeordnet – weiter. Judas bleibt furchtlos an seinem Platz und antwortet auf die Flüche mit Schimpfworten. Er tut noch mehr, er fängt einen Stein im Fluge auf und wirft ihn einem Alten an den Kopf, der wie eine lebend gerupfte Elster schreiend davonläuft. Und da die Leute nun versuchen, sein Podium zu ersteigen, hebt Judas rasch einen Ast vom Boden auf (er ist nun vom Mäuerchen herabgestiegen) und läßt ihn erbarmungslos auf Rücken, Köpfe und Hände niedersausen. Soldaten eilen herbei und bahnen sich mit Lanzen den Weg.

»Wer bist du? Weshalb dieser Streit?«

»Ein Judäer, der von diesem Gesindel überfallen worden ist. Ich war mit einem Rabbi zusammen, der den Priestern wohlbekannt ist. Er hat zu diesen Hunden gesprochen. Sie sind daraufhin ausfällig geworden und haben uns angegriffen.«

»Wer bist du?«

»Judas von Kerijot, einst zum Tempel gehörend, jetzt ein Jünger des Rabbi, Jesus von Galiläa. Freund des Pharisäers Simon, des Saduzäers Johanan, des Mitglieds des Synedriums Josef von Arimathea und nicht zuletzt, du kannst es überprüfen, des Eleasar Ben-Hannas, des großen Freundes des Prokonsuls.«

»Ich werde nachprüfen. Wohin gehst du?«

»Mit meinem Freund nach Kerijot und dann nach Jerusalem.«

»Geh! Wir werden euch den Rücken decken.«

Judas reicht dem Soldaten einige Münzen. Es muß verboten, aber dennoch Brauch sein ... denn ein Soldat nimmt das Geld rasch und gierig zu sich, grüßt dann und lacht. Judas springt von seinem Podium herunter, durchquert mit langen Schritten das unbeackerte Feld und holt die Gefährten ein.

»Bist du stark verwundet?«

»Nicht der Rede wert, Meister ... Es war ja für dich! Ich habe ihnen auch zurückgegeben. Ich muß ganz mit Blut verschmiert sein ... «

»Ja, auf der Wange ... Hier ist Wasser.«

Johannes befeuchtet ein Stückchen Stoff und reinigt Judas die Wange.

»Es tut mir leid, Judas ... Doch du siehst, wie wenig es hilft zu sagen, daß wir von Judäa sind ... Deinem praktischen Sinn folgend ... «

»Bestien sind sie. Ich hoffe, daß du dich davon überzeugt hast, Meister. Und daß du dich nicht weiter der Gefahr aussetzest.«

»O nein ... aber nicht aus Angst, sondern weil es im Augenblick unnütz ist. Wenn man uns nicht haben will, so wollen wir sie nicht verwünschen, sondern uns zurückhalten und für die armen Verirr-

ten beten, die Hungers sterben, weil sie das Brot nicht sehen. Laß uns diesen einsamen Weg einschlagen! Ich glaube, man kann so auf die Straße nach Hebron gelangen und dann die Hirten treffen.«

»Um nochmals mit Steinen beworfen zu werden!«

»Nein, um ihnen zu sagen: „Ich bin es!“«

»Dann werden sie uns sicher verprügeln. Seit dreißig Jahren leiden sie wegen dir.«

»Wir werden sehen.«

Sie gehen durch ein schattiges, dichtes, frisches Wäldchen, und ich verliere sie aus den Augen.

111 Jesus und die Hirten Elija, Levi und Josef

Die Hügel werden höher und waldiger als die von Betlehem und steigen immer mehr an, bis sie zu einer wahren Gebirgskette werden.

Jesus geht allen voran, richtet seinen Blick nach vorne und rundum, als ob er etwas suche. Er spricht nicht. Er lauscht auch mehr den Lauten der Tiere als den Stimmen der Jünger, die einige Schritte hinter ihm hergehen und sich unterhalten.

Eine Glocke läutet in der Ferne, doch der Wind bringt den Klang eines Glöckleins mit sich. Jesus lächelt. Er wendet sich um und sagt: »Ich höre Schafe.«

»Wo, Meister?«

»Ich glaube, dort hinten, doch das Gebüsch verdeckt mir die Sicht.«

Johannes sagt nichts. Er legt das Oberkleid ab – den Mantel haben sie alle aufgerollt über die Schulter gelegt, denn es ist heiß geworden – und klettert, nur mit dem Unterkleid angetan, an einem hohen, glatten Baumstamm hoch und höher, bis er endlich sehen kann. »Ja, Meister, große Herden und drei Hirten sind dort hinter dem Laubwerk.« Johannes steigt wieder vom Baum herab, und sie können nun zielsicher weitergehen.

»Werden sie es sein?«

»Wir werden fragen, Simon, und wenn sie es nicht sind, werden sie uns Bescheid sagen ... Sie kennen sich ja untereinander.«

Noch etwa hundert Meter, dann kommt eine weite, grüne Weide, ganz umsäumt von großen, alten Bäumen. Viele Schafe bewegen sich auf dem gewellten Rasen und fressen das üppige Gras. Drei Männer blicken auf sie. Einer von ihnen ist alt und ganz weißhaarig; die beiden anderen sind etwa dreißig bis vierzig Jahre alt.

»Sei vorsichtig, Meister, sie sind Hirten!« rät Judas, als er sieht, daß Jesus sich beeilt.

Doch Jesus antwortet ihm nicht. Er geht groß und schön in seinem weißen Gewande, die Abendsonne auf dem Antlitz, dahin. Er sieht wie ein Engel aus, so strahlend ist er.

»Der Friede sei mit euch, Freunde!« grüßt er, als er am Rand der Wiese ist.

Die drei wenden sich ihm erstaunt zu. Es folgt ein Schweigen. Dann stellt der Alte die Frage: »Wer bist du?«

»Einer, der dich liebt!«

»Da wärest du nach vielen Jahren der erste. Woher kommt ihr?«

»Aus Galiläa.«

»Oh! ... « Der Alte betrachtet Jesus aufmerksam. Auch die anderen beiden kommen nun näher. »Von Galiläa?« wiederholt der Hirte und fügt leise, wie für sich selbst hinzu: »Auch er kam von Galiläa ... Aus welchem Ort, Herr?«

»Aus Nazaret.«

»Oh, dann sage mir ... ist dir nie ein Kind mit einer Frau namens Maria und einem Mann mit Namen Josef begegnet, die dorthin zurückgekehrt sind? Es war ein Kind, noch schöner als die Mutter; nie habe ich ein schöneres auf den Hügeln Judäas gesehen. Ein Kind, geboren in Betlehem von Juda zur Zeit des Ediktes. Ein Kind, das zum großen Glück für die Welt fliehen konnte. Mein Leben würde ich geben, um zu erfahren, ob es noch lebt; es muß bereits ein Mann geworden sein.«

»Warum sagst du, daß es ein großes Glück für die Welt gewesen ist, daß es fliehen konnte?«

»Weil es der Erlöser, der Messias war und Herodes es töten wollte. Ich war nicht hier, als es mit dem Vater und der Mutter verschwand. Als ich zurückkam und von dem Kindermord hörte ... denn auch ich hatte Kinder (ein Seufzer), Herr, und eine Frau (ein Seufzer), und ich mußte erfahren, daß sie getötet worden waren (ein weiterer Seufzer). Doch ich schwöre dir beim Gott Abrahams: ich zitterte mehr um ihn als um mein eigenes Fleisch und Blut. Ich erfuhr, daß sie hatten fliehen können, aber nichts weiter. Mir ward nicht einmal erlaubt, die ermordeten Kinder an mich zu nehmen ... und die Steine flogen auf mich zu wie auf einen Aussätzigen, einen Unreinen, und ich wurde als Mörder verfolgt. Ich mußte in die Wälder flüchten und wie ein Wolf leben, bis ich einen neuen Herrn gefunden hatte. Oh, Hanna ist nicht mehr ... Das Leben ist hart und grausam! Wenn ein Schaf verunglückt, wenn der Wolf ein Lamm zerreißt, und ich dafür auch bis aufs Blut geprügelt oder um den kargen Lohn betrogen werde; wenn ich in den Wäldern für andere arbeiten muß und irgend etwas passiert und ich dann auch noch bezahlen muß, stets das dreifache des Wertes: all das macht mir nichts aus. Ich habe zum Allerhöchsten gesagt: „Laß mich deinen Messias sehen, laß mich wenigstens wissen, ob er lebt ... dann hat alles andere keine Bedeutung für mich“. Herr, ich habe dir gesagt, wie ich von den Betlehemiten behandelt worden bin und wie mein Arbeitgeber mit mir umgeht. Ich hätte Böses mit Bösem vergelten können, um nicht unter meinem Arbeitgeber Not leiden zu müssen. Aber ich wollte nur verzeihen, leiden, ehrbar sein; denn die Engel hatten gesagt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind.“«

»Sagten sie wirklich so?«

»Ja, Herr, du mußt es glauben, denn du wenigstens bist gut. Du weißt und glaubst, daß der Erlöser geboren ist. Niemand will es mehr glauben. Doch die Engel lügen nicht ... und wir waren nicht

betrunken, wie man sagte. Dieser hier war damals noch ein Kind, und er hat den Engel zuerst gesehen. Er hatte nur Milch getrunken. Kann Milch betrunken machen? Die Engel haben gesagt: „Heute ist in der Stadt Davids der Erlöser geboren, der Christus, der Herr ist. Ihr werdet ihn daran erkennen: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend.“«

»Sagten sie wirklich so? Habt ihr nicht falsch verstanden? Irrt ihr euch nicht nach so langer Zeit?«

»O nein; nicht wahr, Levi? Um es nicht zu vergessen – wir hätten es nicht vergessen können, da diese Worte des Himmels mit Feuer in unseren Herzen eingebrannt waren – sagen wir es jeden Morgen, wenn die Sonne aufgeht, und jeden Abend, wenn der erste Stern leuchtet als Gebet, um Segen, Kraft und Stärke in seinem und dem Namen seiner Mutter zu erhalten.«

»Oh, sagtet ihr „Christus“?«

»Nein, Herr, wir sagen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind, durch Jesus Christus, der von Maria geboren wurde in einem Stall zu Betlehem, der, eingewickelt in Windeln, in einer Krippe lag und der Welterlöser ist.“«

»Wen sucht ihr also?«

»Jesus Christus, den Sohn Marias, den Nazarener, den Erlöser!«

»Ich bin es.«

Jesus erstrahlt, als er dies sagt und sich diesen Liebenden offenbart, die so treu, ausdauernd und geduldig sind.

»Du! Oh, Herr! Der Erlöser, unser Jesus?!« Die drei Hirten fallen auf die Knie und küssen, weinend vor Freude, seine Füße.

»Steht auf, steht auf, Elija, und auch du, Levi, und du, dessen Namen ich nicht kenne.«

»Er ist Josef, Sohn des Josef.«

»Diese hier sind meine Jünger: Johannes der Galiläer, Simon und Judas aus Judäa.«

Die Hirten haben ihre Gesichter erhoben, bleiben jedoch auf den

Knien und beten den Erlöser mit liebevollen Blicken an, mit vor Rührung bebenden Lippen, abwechselnd rot und blaß vor Freude. Jesus läßt sich ins Gras nieder.

»Nein, Herr, du sollst dich nicht ins Gras setzen, du nicht, du bist der König Israels.«

»Laßt mich, Freunde; ich bin arm. Ein Zimmermann für die Welt. Reich nur an Liebe für die Welt und an Liebe, welche die Guten mir schenken. Ich bin gekommen, um mit euch zu sein, am Abend das Brot mit euch zu brechen, um an eurer Seite auf dem Heulager zu schlafen und bei euch Trost zu finden.«

»Oh, Trost?! Wir sind rauh und verfolgt.«

»Auch ich bin verfolgt worden; doch ihr gebt mir das, was ich suche: Liebe, Glauben und Hoffnung, die die Jahre überdauern und zum Blühen gelangen. Seht ihr? Ihr habt verstanden ohne zu zweifeln, darauf zu warten, daß ich komme. Und ich bin gekommen!«

»O ja, du bist gekommen. Wenn ich nun sterben sollte, so hätte ich keine unerfüllte Hoffnung mehr.«

»O nein, Elija, du wirst leben bis nach dem Triumph des Christus. Du hast meinen Anfang gesehen, und du sollst auch meine Verherrlichung schauen. Und wo sind die anderen? Ihr wart doch zwölf: Elija, Levi, Samuel, Jona, Isaak, Tobias, Jonatan, Daniel, Simeon, Johannes, Josef und Benjamin. Meine Mutter nannte mir immer eure Namen, als die Namen meiner ersten Freunde.«

Die Hirten sind immer mehr gerührt.

»Wo sind die anderen?«

»Der alte Samuel ist schon seit zwanzig Jahren gestorben, an Altersschwäche. Josef wurde ermordet, weil er vor der verschlossenen Tür die Frau verteidigte, die erst einige Stunden zuvor ein Kind geboren hatte, und ihr zur Flucht mit dem Kind verhalf. Levi habe ich auch zu mir genommen. Er ist verfolgt worden. Benjamin ist mit Daniel Hirte im Libanon. Simon, Johannes und Tobias, der sich nun zum Andenken an seinen Vater, der ebenfalls getötet wurde, Matthias nennt, sind Jünger Johannes des Täufers. Jona steht in der Ebene

von Jesreel im Dienst eines Pharisäers. Isaak lebt mit seinen kranken Nieren im tiefsten Elend und allein in Jutta. Wir helfen ihm, so gut wir können; doch wir sind selbst alle Verstoßene, und unsere Hilfe ist wie ein Tautropfen in einem Brand. Jonatan ist nun Diener bei einem Großen des Herodes.«

»Wie seid ihr, besonders Jonatan, Jona, Daniel und Benjamin, zu solchen Posten gekommen?«

»Ich erinnere mich an Zacharias, deinen Verwandten ... deine Mutter hatte mich damals zu ihm gesandt. Als wir nun als Verfolgte und Verfluchte in den Schluchten Judäas waren, führte ich die Hirten zu ihm. Er war gut. Er bewahrte sie vor dem Hungertod und suchte ihnen Arbeitgeber. Er tat, was er konnte. Ich hatte vom Herodianer schon alle Herden der Hanna übernommen ... und bin geblieben. Als der Täufer Mann geworden war, begann er zu predigen. Simon, Johannes und Tobias sind mit ihm gegangen.«

»Doch jetzt ist der Täufer eingekerkert.«

»Ja, und sie halten Wache bei Machärus mit einer Handvoll Schafe, um nicht verdächtig zu erscheinen. Ein Reicher hat ihnen die Schafe gegeben, ein Jünger des Johannes, deines Verwandten.«

»Ich möchte sie alle sehen.«

»Ja, Herr, wir wollen alle gehen und ihnen sagen: „Kommt, er lebt, er denkt an euch und liebt euch.“«

»Und er will euch zu seinen Freunden machen.«

»Ja, Herr!«

»Doch zuvor wollen wir zu Isaak gehen. Wo sind Samuel und Josef begraben?«

»Samuel in Hebron. Er ist im Dienste des Zacharias geblieben. Josef hat kein Grab. Er verbrannte mit seinem Haus.«

»Nicht in den Flammen der Grausamen, sondern in den Flammen des Herrn; bald wird er in der Herrlichkeit sein. Ich sage es euch. Dir Josef, Sohn des Josef, sage ich es. Komm her, damit ich dich küssen und so deinem Vater danken kann.«

»Und meine Kinder?«

»Sie sind Engel, Elija. Engel, die das Gloria wiederholen werden, wenn der Erlöser gekrönt werden wird.«

»Zum König?«

»Nein, als Erlöser! O Schar der Gerechten und Heiligen! Und voran die weißen und purpurnen Reihen der gemarterten Kinder! Die Pforten der Limben werden geöffnet; zusammen ziehen wir in das Reich ein, das kein Ende kennt. Und ihr werdet Väter, Mütter und Kinder im Herrn wiedersehn! Glaubt nur!«

»Ja, Herr!«

»Nennt mich Meister. Es wird Abend. Der erste Stern erscheint. Sag dein Gebet vor dem Abendbrot!«

»Nicht ich, du!«

»Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens und würdig sind, das Licht zu sehen und ihm zu dienen! Der Erlöser ist unter ihnen. Der Hirte aus königlichem Geschlecht ist bei seiner Herde. Der Morgenstern ist aufgegangen. Freut euch, ihr Gerechten! Freut euch im Herrn! Er, der das Gewölbe der Himmel erschaffen und mit Sternen besät hat; er, der die Meere als Grenzen der Erdteile gesetzt hat; er, der die Winde und den Tau bildet und den Verlauf der Jahreszeiten regelt, um seinen Kindern Brot und Wein zu schenken; er will euch jetzt die kostbarste Nahrung geben: das lebendige Brot, das vom Himmel kommt, und den Wein des ewigen Rebstocks! Kommt, ihr meine ersten Anbeter. Kommt, um den Vater in Wahrheit kennenzulernen, ihm in Heiligkeit zu folgen und ewigen Lohn zu erhalten!« Jesus hat stehend und mit ausgebreiteten Armen gebetet, während die Hirten und Jünger knieten.

Es wird Brot gereicht und in einer Schüssel frisch gemolkene Milch. Und da nur drei Schüsselchen oder ausgehöhlte Gurken vorhanden sind, essen zuerst Jesus, Simon und Judas, dann Johannes, dem Jesus seine Schüssel gibt, Levi und Josef und als letzter Elija.

Die Schafe blöken nicht mehr; sie drängen sich zu einem großen Haufen zusammen und warten darauf, daß man sie an einen ge-

schlossenen Ort bringt. Ich sehe, wie die drei Hirten sie in das Wäldchen unter eine Überdachung treiben, die aus mit Stricken zusammengebundenen Zweigen besteht. Sie bereiten dann ein Heulager für Jesus und die Jünger.

Es werden auch einige Feuer angezündet; vielleicht um die wilden Tiere fernzuhalten.

Judas und Johannes sind müde und schlafen sofort ein. Simon möchte Jesus Gesellschaft leisten, doch auch er fällt bald, noch im Sitzen und mit dem Rücken an einen Pfosten gelehnt, in einen tiefen Schlaf. Jesus und die Hirten bleiben wach. Sie sprechen von Josef, von Maria, von der Flucht nach Ägypten und der Rückkehr nach Nazaret; und dann, nach all den Fragen der Liebe, die Frage nach Höherem: Was tun, um Jesus zu dienen? Wie können sie, die einfachen Hirten, es tun?

Und Jesus belehrt und erklärt: »Nun gehe ich nach Judäa. Ihr werdet durch die Jünger immer informiert werden. Dann lasse ich euch nachkommen. Inzwischen vereint ihr euch. Sorgt dafür, daß es einer vom anderen erfahre, damit alle von meiner Gegenwart als Meister und Erlöser auf dieser Erde hören. Macht es bekannt, wie ihr könnt. Ich verspreche euch nicht, daß man euch Glauben schenkt. Auch ich bin Spott und Ablehnung begegnet. Euch wird es ebenso gehen. Doch wie es euch bisher möglich war, stark und gerecht zu bleiben in eurer Erwartung, seid es um so mehr jetzt, da ihr zu mir gehört. Morgen werden wir nach Jutta gehen. Dann nach Hebron. Wollt ihr mitkommen?«

»O ja ... Die Straßen gehören allen, und die Weiden gehören Gott. Nur Betlehem ist uns untersagt infolge des ungerechten Hasses. Auch in anderen Gebieten kennt man uns; doch dort verachten sie uns nur und nennen uns „Säufer“. Daher können wir hier nur wenig tun.«

»Ich werde euch anderswohin rufen. Ich werde euch nicht verlassen.«

»Das ganze Leben lang?«

»Mein ganzes Leben lang.«

»Ich werde vor dir sterben, Meister, denn ich bin alt.«

»Glaubst du? Ich glaube es nicht. Eines der ersten Gesichter, die ich auf Erden sah, war das deinige, Elija, und es wird auch eines der letzten sein. Ich werde in meinen Pupillen deinen vom Schmerz über meinen Tod erschütterten Blick mitnehmen. Dann aber wirst du im Herzen einen triumphalen, strahlenden Morgen schauen, und mit diesem Eindruck wirst du den Tod erwarten . . . den Tod; die ewige Begegnung mit Jesus, den du als Kind angebetet hast. Auch dann werden die Engel das Gloria singen „für die Menschen, die guten Willens sind“.«

Ich höre nichts mehr, die süße Vision entschwindet, endet.

112 Jesus in Jutta beim Hirten Isaak

Ich sehe ein frisches Tal, in dem ein nach Süden fließender Wildbach plätschert. Er versprüht seine fröhliche Frische über die Weiden und anscheinend auch über die Abhänge, die smaragdgrün sind in allen möglichen Schattierungen, und dieses Grün wirkt sich von der Talsohle über die Büsche und Sträucher bis zu den Gipfeln der hohen Bäume aus. Unter letzteren befinden sich viele Nußbäume und typische Waldbäume. Rundherum viele saftige Weideplätze für die Tiere.

Jesus geht mit seinen Jüngern und den drei Hirten zum Bach. Geduldig wartet er, wenn ein Schaf sich verspätet oder einer der Hirten einem verirrtten Lämmlein nachgehen muß. Er ist nun wahrlich der gute Hirte. Auch er hat sich mit einem langen Zweig versehen, um die Ranken der Brombeeren und des Weißdorns und auch die Waldreben zur Seite zu schieben, die überall wachsen und sich an die Kleider heften. Seine Gestalt ist wirklich die eines Hirten.

»Siehst du, Jutta liegt dort unten. Wir gehen jetzt über den Bach. Dort ist eine Furt; im Sommer ist das Wasser hier sehr niedrig, und so ist keine Brücke nötig. Von Hebron aus wäre der Weg kürzer gewesen, doch du hast nicht gewollt.«

»Nein, Hebron besuchen wir erst nachher. Zuerst muß man dorthin gehen, wo ein Mensch leidet. Die Toten leiden nicht mehr, wenn sie im Leben gerecht gewesen sind. Und Samuel war ein Gerechter. Es ist nicht notwendig, das Gebet, auf das die Toten angewiesen sind, an ihrer Begräbnisstätte zu verrichten.

Die Gebeine? Was sind sie? Ein Beweis der Macht Gottes, der den Menschen aus Staub erschuf. Nicht mehr! Auch das Tier hat Gebein. Sein Skelett ist nicht so vollkommen wie das des Menschen, und nur der Mensch hat als Krönung der Schöpfung eine aufrechte Haltung; er, der König der Schöpfung, der König seiner Untertanen, hat sein Gesicht nach vorne gerichtet und muß seinen Hals nicht krümmen, um nach oben zu blicken, nach oben, wo der Vater wohnt. Aber es sind dennoch nur Knochen: Staub, der zu Staub wird. Die ewige Güte hat beschlossen, am Tag der Ewigkeit den Leib zu erneuern, um dem Seligen eine noch lebendigere Freude zu schenken. Stellt euch vor: die Geister werden nicht nur vereint sein und sich wie auf Erden, aber noch viel mehr, lieben; sie werden sich auch an der Gestalt, die sie auf Erden hatten, wiedersehen: Kinder, lockig und lieb, wie die deinen, Elija; Väter und Mütter, wie die euren, Levi und Josef, voller Liebe im Blick und im Herzen. Und du, Josef, wirst endlich die Gesichter jener kennen, nach denen du dich sehnst. Keine Waisen und keine Verwitweten unter den Gerechten wird es dort mehr geben ...

Man kann überall für die Toten beten. Es ist das Gebet des Geistes, für den Geist dessen, der uns verbunden war, zum vollkommenen Geist, der Gott und überall ist. O heilige Freiheit alles Geistigen! Keine Entfernungen, keine Exile, keine Kerker, keine Gräber ... Nichts Trennendes oder Beengendes in einer schmerzlichen Ohnmacht für alles, was außerhalb und über den Ketten des Fleisches liegt. Ihr geht mit eurem besten Teil zu euren Lieben, und sie kommen mit ihrem besten Teil zu euch. In dieser Vereinigung der Geister, die sich lieben, kreist alles um den ewigen Feuerball, um Gott, den vollkommenen Geist, Schöpfer alles Geschaffenen. Und alles, was war, ist und sein wird, wird Liebe, die euch liebt und euch zu lieben lehrt ...

Doch hier sind wir an der Furt, nehme ich an. Ich sehe eine Reihe von Steinen, die sich aus dem niedrigen Wasser erheben.«

»Ja, es stimmt, Meister. Bei Hochwasser ist es ein rauschender Wasserfall; jetzt ist es nur ein spärliches Wasser, das sich lächelnd zwischen sechs großen Steinen hindurchschlängelt.«

Wirklich, sechs große quadratische Steine liegen in kurzem Abstand auf dem Grund des Baches, und das Wasser, das zuvor wie ein glänzendes Band dahinflöß, teilt sich in sieben schmälere Bänder, sich beeilend und fröhlich, um sich nach dem Übergang wieder zu vereinigen und plappernd den Weg über die Kiesel fortzusetzen.

Die Hirten achten auf die Überquerung der Schafe, die teils von Stein zu Stein hüpfen, teils es vorziehen, im nur handtiefen Wasser zu waten und aus den schäumenden Fluten zu trinken.

Jesus benützt die Steine, und die Jünger folgen ihm. Am anderen Ufer setzen sie ihren Weg fort.

»Du hast mir gesagt, du wolltest Isaak mitteilen lassen, daß du hier bist, doch ohne ins Dorf zu gehen.«

»Ja, das möchte ich.«

»Dann wird es gut sein, wenn wir uns trennen. Ich werde zu ihm gehen, Levi und Josef bleiben bei den Herden und bei euch. Ich werde hier hinaufsteigen, das geht rascher.« Elija macht sich daran, das Ufer hinaufzusteigen; er geht auf einen hellen Punkt zu, der aus Häusern besteht, die in der Sonne glänzen.

Mir scheint, daß ich ihm folge. Hier sind schon die ersten Häuser. Er biegt in ein Sträßlein, das zwischen Häusern und Gärten hindurchführt, und geht auf diesem einige zehn Meter weiter. Dann nimmt er eine breitere Straße und kommt auf einen Platz. Ich habe vergessen zu sagen, daß sich dies in den ersten Morgenstunden abspielt. Ich sage es jetzt als Erklärung dafür, daß auf dem Platze immer noch Markt ist und Hausfrauen und Händler unter den Bäumen, die den Platz beschatten, handeln.

Elija geht zielsicher bis zu der Stelle, an der der Platz wieder zur Straße, einer schönen Straße, wird. Vielleicht ist es die schönste des

Ortes. In der Ecke ist ein kleines Haus, nur ein Raum mit der offenstehenden Türe. Gleich bei der Türe ein armes Lager und darauf ein zum Skelett abgemagerter Kranker, der jeden Vorübergehenden mit klagender Stimme um ein Almosen bittet.

Elija betritt das Haus wie ein Blitz: »Isaak, ich bin es!«

»Du? Dich habe ich nicht erwartet. Du warst beim letzten Mondwechsel hier.«

»Isaak, Isaak, weißt du, weshalb ich komme?«

»Nein! Du bist aufgeregt, was geht vor?«

»Ich habe Jesus von Nazaret gesehen; er ist ein Mann geworden und nunmehr ein Rabbi. Er hat mich aufgesucht . . . und nun will er dich sehen. Oh, Isaak, geht es dir schlecht?«

Isaak ist zusammengefallen, als läge er im Sterben. Doch dann rafft er sich zusammen. »Nein, es war nur die Nachricht. Wo ist er jetzt? Wie ist er? Oh, könnte ich ihn sehen!«

»Er ist drunten im Tal. Er schickt mich, dir zu sagen: „Komm, Isaak, ich will dich sehen und segnen.“ Nun werde ich jemand suchen, der mir hilft, dich zu ihm zu tragen.«

»Hat er genau das gesagt?«

»Ja, genau das. Aber was machst du denn?«

»Ich gehe.«

Isaak wirft die Decken zurück, bewegt die leblosen Beine, wirft sie vom Strohsack, stellt sie auf den Boden und steht etwas unsicher und wankend auf. All das geschieht in einem Augenblick unter den aufgerissenen Augen des Elija, der nun endlich begreift und schreit . . .

Eine neugierige Frau kommt an die Türe. Sie sieht den Kranken aufrecht stehen, der, da er nichts anderes hat, sich in eine der Decken hüllt, und sie rennt erschreckt davon und gackert wie eine Henne.

»Laßt uns gehen . . . hier herum, um rascher voranzukommen und keinen Menschenauflauf zu verursachen. Schnell, Elija!«

Sie gehen rasch durch ein kleines Türchen nach hinten in den Garten, stoßen den primitiven Verschuß aus dürrer Reisig auf, und

draußen eilen sie durch ein armseliges Gäßchen, kommen zu einem Weg zwischen den Gärten und auf diesem durch Wiesen und Gebüsch hinab bis zum Bache.

»Dort ist Jesus«, sagt Elija, auf ihn deutend. »Der große, schöne, blonde weißgekleidete junge Mann mit dem roten Mantel ... «

Isaak rennt, durchbricht die blökende Herde und wirft sich mit dem Schrei des Triumphes, der Freude und der Anbetung Jesus zu Füßen.

»Steh auf, Isaak! Ich bin gekommen, dir Frieden und Segen zu bringen. Steh auf, damit ich dein Gesicht sehe!«

Doch Isaak kann nicht aufstehen. Es sind zu viele Aufregungen zusammengekommen ... und so bleibt er glücklich weinend am Boden knien.

»Du bist sofort gekommen. Du hast nicht erst überlegt, ob du auch kannst.«

»Du hast mir sagen lassen, ich soll kommen, und ich bin gekommen.«

»Er hat nicht einmal die Türe geschlossen, noch die Almosen an sich genommen, Meister.«

»Das ist nicht nötig, die Engel werden über seine Behausung wachen. Bist du zufrieden, Isaak?«

»O Herr!«

»Nenne mich Meister!«

»Ja, Herr, mein Meister. Auch wenn ich nicht geheilt worden wäre, wäre ich glücklich, dich zu sehen. Wie konnte ich soviel Gnade bei dir finden?«

»Durch deinen Glauben und deine Geduld, Isaak. Ich weiß, wieviel du gelitten hast.«

»Nichts, gar nichts mehr! Ich habe dich gefunden! Du lebst und du bist hier! Das ist genug ... alles, alles andere ist vorbei! Aber, Herr und Meister, nun gehst du nicht mehr fort, nicht wahr?«

»Isaak, ich muß ganz Israel die Frohe Botschaft bringen. Ich gehe ... aber wenn ich auch nicht bleiben kann, so kannst du mir nun folgen und dienen. Willst du mein Jünger sein, Isaak?«

»Oh, ich werde nicht gut genug dafür sein!«

»Willst du bekennen, wer ich bin? Gegen Spötter und Drohungen für mich Zeugnis ablegen und sagen, daß ich dich gerufen habe und du gekommen bist?«

»Auch wenn du es nicht wolltest, würde ich es allen erzählen. In diesem Punkt würde ich dir nicht gehorchen, Meister. Verzeihe mir, daß ich es sage.«

Jesus lächelt: »Siehst du, daß du zum Jünger tauglich bist?«

»Oh, wenn es nur das ist. Ich habe geglaubt, es wäre schwieriger, und man müßte in die Schule der Rabbis gehen, um dir dienen zu können, Meister der Meister . . . und als Greis zur Schule gehen . . . «
Der Mann ist mindestens fünfzig Jahre alt.

»Die Schule hast du hinter dir, Isaak!«

»Ich? Nein!«

»Doch! Hast du denn nicht ununterbrochen geglaubt, Gott und den Nächsten geliebt und geachtet, keine Eifersucht genährt und nicht begehrt, was Eigentum der anderen war, und selbst dein Eigentum nicht zurückverlangt und dich stets bemüht, nicht zu sündigen? Hast du in diesen dreißig Jahren des Leidens nicht all dies geübt?«

»Ja, Meister!«

»Du siehst, die Schule hast du hinter dir. Mach so weiter und verkünde außerdem meine Gegenwart in der Welt! Anderes ist nicht erforderlich.«

»Ich habe schon von dir gepredigt, Herr Jesus! Als ich vertrieben worden war und hier in der Gegend um etwas Brot bettelte und nur noch kleine Arbeiten machen konnte, weil die Krankheit schlimmer wurde und mich von den Hüften nach unten lähmte, da kamen die Kinder an mein Lager. Und ich erzählte ihnen von dir, den Kindern von damals und ihren Kindern jetzt. Die Kinder sind gut und glauben immer . . . Ich erzählte von deiner Geburt, von den Engeln, vom Stern und von den Waisen; auch von deiner Mutter. Oh, sage mir, lebt sie noch?«

»Sie lebt und läßt dich grüßen. Sie erzählte immer von euch.«

»Oh, wenn ich sie sehen könnte!«

»Du wirst sie sehen; eines Tages wirst du in mein Haus kommen, und Maria wird dich begrüßen als Freund!«

»Maria ... ja. Es ist, als hätte ich Honig in meinem Munde, wenn ich diesen Namen ausspreche. Hier, in Jutta, ist eine Frau, die seit kurzem Mutter ihres vierten Kindes geworden ist; als sie selbst noch Kind war, gehörte sie zu meinen kleinen Freunden, und ihren Kindern hat sie diese Namen gegeben: Maria und Josef den beiden ersten, und dem dritten, da sie es nicht Jesus zu nennen wagte, Immanuel ... als Segen für sich selbst, ihr Haus und Israel. Nun denkt sie seit sechs Tagen darüber nach, welchen Namen sie dem vierten Kinde geben solle. Oh, wenn sie erfährt, daß ich geheilt worden bin! Und erst, daß du hier bist! Sara ist gut wie das Brot der Mutter, und auch Joachim, ihr Mann, ist sehr gut. Auch die Eltern! Ihnen verdanke ich, daß ich noch lebe. Sie haben mir ein Obdach gewährt und mir immer geholfen.«

»Laß uns zu ihnen gehen, für die Stunden der heißen Sonne um Obdach bitten und um ihnen für ihre Liebe Segen zu bringen.«

»Nehmen wir diesen Weg, Meister! Er ist einfacher für die Herde, und wir können den Menschen ausweichen, die sicher aufgeregt sein werden. Die Alte, die mich beim Aufstehen gesehen hat, hat bestimmt schon alles ringsum erzählt.«

Sie gehen eine Weile den Bach entlang, dann wenden sie sich nach Süden und schlagen einen schmalen Weg ein, der steil ansteigt und einem Bergvorsprung folgt, der wie ein Schiffsbug aussieht. Ich erkenne den Ort. Er ist unverwechselbar. Dort, wo Jesus während einer Vision im Frühjahr mit den Kindern gesprochen hat. Das übliche Mäuerchen, welches das zum Tal abfallende Gut abgrenzt. Ich sehe die Wiesen mit den Apfel-, Feigen- und Nußbäumen; hier das weiße Haus im Grünen, mit seinem vorspringenden Flügel, der die Stufen überdacht und gleichzeitig eine Vorhalle bildet ... dort die kleine Kuppel auf dem höheren Teil, dann der Garten mit dem Brunnen, mit der Laube und den Beeten ...

Laute Stimmen kommen aus dem Hause. Isaak geht voraus. Er tritt ein und ruft mit kräftiger Stimme: »Maria, Josef, Immanuel, wo seid ihr? Kommt zu Jesus!«

Drei Kinder kommen: ein Mädchen von etwa fünf Jahren und zwei Knaben von vier und zwei Jahren; der kleinste ist noch etwas unsicher im Gehen. Sie bleiben offenen Mundes stehen vor dem ... „Auferstandenen“. Dann schreit das Mädchen: »Isaak, Mama, Isaak ist hier! Judit hat richtig gesehen!«

Aus einem Zimmer, in dem ein großes Stimmengewirr zu hören ist, kommt eine Frau: die blühende Mutter! Braun, groß, wohlgestaltet und schön in ihren Festkleidern: einem hellen Leinenkleid, das wie ein reichgeschmücktes Hemd vom Hals bis zu den Fersen reicht und in den kräftigen Hüften von einem Schal mit verschiedenfarbigen Streifen gehalten wird. Ein leichter Schleier, mit Rosenranken bestickt, liegt auf den schwarzen Zöpfen und fällt über die Brust und die Schultern herab. An der Stirne wird der Schleier von einem Reifen aus kleinen Medaillen gehalten, die mit Kettchen untereinander verbunden sind. Schwere Ohrringe hängen an den Ohren, und am Halse wird die Tunika von einer Halskette, die durch Ösen am Kleide gezogen ist, gehalten. An den Armen schwere silberne Armreifen.

»Isaak! Aber! ... Judit ... Ich hatte schon geglaubt, sie hätte einen Sonnenstich bekommen ... Du kannst ja gehen? Was ist geschehen? ... «

»Der Erlöser! Oh, Sara! Er ist es ... er ist gekommen!«

»Wer? Jesus von Nazaret? Wo ist er?«

»Hinter dem Nußbaum, und er läßt fragen, ob du ihn aufnehmen willst.«

»Joachim, Mutter, ihr alle, kommt! Der Messias ist da!«

Frauen, Männer, Jugendliche, Kinder kommen schreiend ... doch als sie Jesus groß und majestätisch erblicken, verlieren sie die Hast und bleiben wie erstarrt stehen.

»Der Friede sei mit diesem Hause und euch allen. Der Friede und

der Segen Gottes!« Jesus geht langsam und lächelnd auf die Gruppe zu:

»Freunde, wollt ihr den Wanderer aufnehmen?« Und er lächelt wieder.

Sein Lächeln besiegt die Angst. Der Mann faßt Mut und spricht: »Tritt ein, Messias! Wir haben dich geliebt, ohne dich zu kennen. Mehr noch wollen wir dich lieben, da wir dich nun kennen. Das Haus ist festlich gestimmt aus drei Gründen: deinetwegen, Isaaks wegen und anlässlich der Beschneidung meines dritten Knaben. Segne ihn, Meister! Frau, bring das Kind! Komm herein, Herr!«

Sie betreten einen festlich geschmückten Raum. Überall mit Speisen bedeckte Tische, Teppiche und Blumen. Sara kommt mit einem schönen Säugling auf den Armen zurück und zeigt ihn Jesus.

»Gott sei immer mit ihm! Welchen Namen hat das Kind?«

»Bis jetzt noch keinen! Das ist Maria, da sind Josef und Immanuel und er hat noch keinen Namen.«

Jesus betrachtet das nahestehende Ehepaar und lächelt: »Sucht einen Namen, wenn er heute beschnitten werden soll.«

Die beiden schauen sich an, blicken auf Jesus, öffnen den Mund und schließen ihn wieder, ohne etwas zu sagen. Alle sind voller Erwartung.

Jesus drängt: »Es gibt viele große, schöne und gesegnete Namen in der Geschichte Israels. Die schönsten und gesegnetsten sind schon vergeben. Doch vielleicht gibt es noch einen . . . «

Das Ehepaar sagt im gleichen Augenblick: »Deinen, Herr!«; doch die Frau fügt hinzu: »Er ist zu heilig.«

Jesus lächelt und fragt: »Wann wird er beschnitten?«

»Wir warten auf den Beschneider.«

»Ich werde bei der Zeremonie zugegen sein. Ich bedanke mich bei euch für meinen Isaak. Er braucht nun die Hilfe der Guten nicht mehr. Doch die Guten haben immer die Hilfe Gottes nötig. So nennt den drittgeborenen Sohn: „Gott mit uns.“ Gott ist mit euch, seit ihr meinem Diener Liebe erwiesen habt. Seid gesegnet! Auf Erden und im Himmel wird eurer guten Tat gedacht werden.«

»Geht Isaak nun fort? Verläßt er uns?«

»Tut es euch leid? Er muß seinem Meister dienen. Er wird aber zurückkommen, wie auch ich wiederkommen werde. Ihr werdet indessen vom Messias sprechen . . . Es ist vieles zu sagen, um die Welt zu überzeugen! Doch hier kommt der Erwartete.«

Ein vornehm Gekleideter in Begleitung eines Dieners kommt herein. Begrüßungen und Verbeugungen. »Wo ist das Kind?« fragt er gebieterisch.

»Es ist hier. Doch begrüße erst den Messias. Er ist hier.«

»Der Messias? . . . Hat er Isaak geheilt? Ich weiß davon, doch wir wollen nachher darüber reden. Ich habe es eilig. Das Kind und seinen Namen!«

Die Anwesenden sind beschämt über das Gebaren des Mannes. Doch Jesus lächelt, als ob die Unarten nicht für ihn bestimmt wären. Er nimmt den Kleinen, berührt mit seinen schönen Fingern die Stirne, als wolle er ihn segnen, und sagt: »Sein Name ist Jesaja.« Dann gibt er den Knaben seinem Vater, der nun mit dem hochmütigen Mann und anderen in ein Zimmer nebenan geht. Jesus bleibt wartend zurück, bis sie mit dem verzweifelt schreienden Kinde zurückkommen.

»Gib mir das Kind, Frau. Es wird nicht mehr weinen«, sagt er, um die verängstigte Mutter zu trösten. Das Kind ist auf den Knien Jesu sofort still. Jesus bildet mit den Kindern, die ihn umringen, und den Hirten und Jüngern eine Gruppe. Draußen blöken die Schafe, welche Elija in einen Verschlag gesperrt hat. Im Hause herrscht eine festliche Stimmung. Man bringt Jesus und seinen Gefährten Süßigkeiten und Getränke. Doch Jesus verteilt seinen Anteil unter die Kinder.

»Trinkst du nicht, Meister? Nimmst du nichts? Es ist von Herzen gern gegeben.«

»Ich weiß es, Joachim, und von Herzen gern nehme ich es an. Doch lasse mich erst die Kinder glücklich machen. Sie sind meine Freude . . . «

»Achte nicht auf den Mann, Meister!«

»Nein, Isaak. Ich bete, damit er das Licht sieht. Johannes, nimm die beiden Kinder und zeige ihnen die Lämmlein. Und du, Maria, komm näher und sage mir: Wer bin ich?«

»Du bist Jesus, der Sohn der Maria von Nazaret, in Betlehem geboren. Isaak hat dich gesehen und hat mir den Namen deiner Mutter gegeben, damit ich immer brav bleibe.«

»Gut wie der Engel Gottes, reiner als eine auf dem Gipfel der Berge erblühte Lilie und fromm wie der heiligste Levit sollst du sein, um sie nachzuahmen. Wirst du so sein?«

»Ja, Jesus.«

»Sage Meister oder Herr, Kind!«

»Laß nur; es soll mich mit meinem Namen nennen, Judas. Nur auf unschuldigen Lippen verliert er nicht den Klang, den er auf den Lippen meiner Mutter hat. Alle werden von nun an diesen Namen in allen Zeiten nennen, die einen aus diesem, die anderen aus einem anderen Grunde, und viele, um zu fluchen. Nur die Unschuldigen, ohne Berechnung und ohne Haß, wie dieses Kind und meine Mutter, werden ihn voller Liebe aussprechen. Auch die Sünder rufen mich an, aber um von mir Erbarmen zu erlehen. Doch meine Mutter und die Kinder! ... Warum nennst du mich Jesus?« fragt er, die Kleine liebkosend.

»Weil ich dich liebhave wie meinen Vater, meine Mutter und meine Brüderchen«, sagt sie, umfaßt die Knie Jesu und blickt dabei vertrauend auf zu ihm.

Jesus neigt sich liebevoll und küßt das Kind. So endet alles.

113 Jesus in Hebron • Das Haus des Zacharias • Aglaia

»Wann werden wir ankommen?« fragt Jesus, der inmitten der Gruppe geht. Die Schafherde trottet weidend hinten nach.

»Um die dritte Stunde. Es sind ungefähr zehn Meilen«, antwortet Elija.

»Gehen wird dann nach Kerijot?« fragt Judas.

»Ja, wir werden dorthin gehen.«

»Wäre der Weg von Jutta nach Kerijot nicht kürzer? Es muß doch gar nicht so weit sein, nicht wahr, du, Hirte?«

»Zwei Meilen ungefähr.«

»So machen wir mehr als zwanzig Meilen umsonst.«

»Judas, warum bist du so unmutig?« fragt Jesus.

»Nicht unmutig, Meister. Doch du hattest mir versprochen, in mein Haus zu kommen . . . «

»Ich werde kommen. Immer halte ich mein Versprechen.«

»Ich habe meine Mutter benachrichtigen lassen . . . und du hast übrigens gesagt, den Toten ist man auch im Geiste nah.«

»Ich habe es gesagt. Aber, Judas, überlege einmal, ob du meinetwegen schon hast leiden müssen. Sie leiden seit dreißig Jahren und haben mich noch nie verleugnet, nicht einmal in Gedanken! Sie wußten nicht, ob ich noch am Leben oder schon längst gestorben sei, und doch sind sie treu geblieben. Sie erinnern sich meiner, seit ich eben geboren war, ein Kleinkind, das nur weinte und Milch nötig hatte; und trotzdem haben sie mich immer als Gott verehrt. Meinetwegen wurden sie geschlagen, verflucht, verfolgt: wie eine Schande Judäas behandelt. Doch ihr Glaube wankte nie bei all den Schlägen und wurde nicht geschwächt, sondern schlug immer tiefere Wurzeln und wurde immer lebendiger.«

»Seit einigen Tagen brennt mir eine Frage auf den Lippen: sie sind deine Freunde und Gottes Freunde, nicht wahr? Die Engel haben sie gesegnet mit dem Frieden des Himmels, nicht wahr? Sie blieben gerecht gegen alle Versuchungen, nicht wahr? Erkläre mir nun, warum sind sie so unglücklich geworden? Und Hanna? Sie wurde ermordet, weil sie es gut mit dir meinte . . . «

»Du schließt also daraus, daß meine Liebe und die Liebe zu mir Unglück bringen.«

»Nein . . . aber . . . «

»Aber es ist so! Es mißfällt mir, dich dem Lichte noch so verschlos-

sen und ganz vom Menschlichen erfüllt zu sehen. Laß ihn gewähren, Johannes, und auch du, Simon . . . Es ist mir lieber, wenn er spricht. Ich mache nie Vorwürfe. Ich wünsche nur Offenheit der Seelen, um sie erleuchten zu können. Komm hierher, Judas, und höre mir zu: du gehst von einer unter den Menschen aller Zeiten weit verbreiteten Ansicht aus. Ich sagte: Ansicht. Ich müßte jedoch sagen: Irrtum. Aber vorausgesetzt, daß ihr ohne Bosheit handelt und noch nicht wißt, was Wahrheit ist, handelt es sich nicht um Irrtum, sondern nur um ein unfertiges Urteil, wie das eines Kindes. Kinder seid ihr, arme Menschen! Und ich bin hier, euer Meister, um aus euch Erwachsene zu machen, die imstande sind, das Wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen und das Bessere vom Guten zu unterscheiden. Hört mich also an!

Was ist das Leben? Es ist eine Zeit des Wartens, ich möchte sagen, der Vorhof der Limben, den Gottvater euch gibt, um eure Natur als gute Kinder oder als Entartete zu prüfen, und euch in Anbetracht eurer Werke eine Zukunft zu bereiten, die ohne Warten oder Prüfungen sein wird. Nun sagt mir: wäre es gerecht, wenn einer, weil er das seltene Glück gehabt hat, die Art zu erkennen, Gott in besonderer Weise zu dienen, auch noch beständiges Glück im ganzen Leben hätte? Glaubt ihr nicht, daß er schon viel erhält und sich glücklich nennen darf, auch wenn er, menschlich gesehen, nicht glücklich ist? Wäre es nicht ungerecht, wenn einer, der schon das Glück einer göttlichen Kundgebung im Herzen und ein ruhiges Gewissen hat, welches dies bestätigt, obendrein noch irdische Ehren und Güter hätte? Wäre das nicht ungerecht und unklug?«

»Meister, ich sage, dies wäre auch entheiligend. Sind denn neben dir noch irdische Freuden nötig? Wie wäre es dann mit dir? Wenn einer dich hat, und sie haben dich gehabt, sie, die einzigen Reichen in Israel, weil sie dich seit dreißig Jahren besitzen, was braucht er dann noch? Man legt keinen profanen Gegenstand auf den Sühnaltar, und die heiligen Gefäße sind nur für heiligen Gebrauch bestimmt. Sie sind geheiligt seit dem Tage, an dem sie dein heiliges

Lächeln sahen, und nichts, aber auch gar nichts, was außer dir ist, darf in ihr Herz einziehen, das dich schon besitzt. Wäre ich doch an ihrer Stelle!« sagt Simon.

»Aber du hast dich beeilt, nachdem du den Meister gesehen hast und geheilt worden bist, von deinen Gütern wieder Besitz zu ergreifen«, bemerkt Judas ironisch.

»Das ist wahr. Ich habe es gesagt und getan. Doch weißt du warum? Wie kannst du urteilen, wenn du nicht alles weißt? Mein Agent hatte klare Anweisungen. Nachdem Simon der Zelote nun geheilt ist, und die Feinde ihm durch Isolierung nicht mehr schaden und ihn auch nicht verfolgen können, da er keiner Sekte mehr angehört, sondern nur noch Jesus, kann er über den Besitz verfügen, den ein ehrlicher und treuer Mensch für ihn verwaltet hat. Und ich, Besitzer noch für eine Stunde, habe alles in Ordnung bringen lassen, um beim Verkauf mehr Geld herauszuschlagen und um sagen zu können . . . nein, ich sage es nicht.«

»Die Engel werden es für dich sagen und ins ewige Buch einschreiben«, ergänzt Jesus.

Simon betrachtet Jesus. Ihre Blicke begegnen sich, erstaunt der eine, segnend der andere.

»So habe ich wie immer unrecht!«

»Nein, Judas. Du hast einen praktischen Sinn. Du selbst hast es gesagt.«

»Oh, aber mit Jesus! . . . Auch Simon Petrus hing an seinem praktischen Sinn, und nun . . . Auch du, Judas, kannst wie Petrus werden. Du bist erst seit kurzem mit dem Meister zusammen, wir etwas länger, und wir haben uns schon ein wenig gebessert«, sagt Johannes in seinem sanften und tröstenden Ton.

»Er hat mich nicht gewollt; sonst wäre ich schon an Ostern sein gewesen.« Judas ist heute richtig nervös.

Jesus unterbricht sie, und sagt zu Levi: »Bist du noch nie in Galiläa gewesen?«

»Doch, Herr!«

»Dann kommst du mit mir und führst mich zu Jona. Kennst du ihn?«

»Ja, an Ostern sehen wir uns immer. Ich ging damals zu ihm.«

Josef neigt beschämt das Haupt. Jesus sieht es. »Alle beide könnt ihr nicht mitkommen. Elija müßte mit den Schafen allein bleiben. Du kannst mit mir bis zur Furt am Jericho kommen, dort werden wir uns für einige Zeit trennen. Ich werde dir dann sagen, was du zu tun hast.«

»Haben wir nichts mehr zu tun?«

»Doch, Judas, auch ihr.«

»Man sieht schon Häuser«, sagt Johannes, der den anderen einige Schritte vorausgeeilt ist.

»Es ist Hebron, auf einem Bergrücken zwischen zwei Wasserläufen. Siehst du, Meister, das Haus, dort, im Grünen versteckt und etwas höher als die anderen? Das ist das Haus des Zacharias.«

»Beeilen wir uns!«

Sie legen rasch die letzten Meter zurück und betreten das Dorf. Die Hufe der Schafe klappern auf dem unregelmäßigen Pflaster der Straße. Sie kommen dem Haus näher. Die Leute betrachten die Gruppe der Männer, die, im Weiß der Herde, so ungleich sind nach Alter und Kleidung.

»Oh, es sieht hier nun anders aus. Hier war das Tor ... « sagt Elija.

Nun ist an Stelle des Gitters eine eiserne Türe, die die Sicht versperrt, und auch die einst niedrige Mauer ist nun mannshoch, so daß man nicht mehr über sie sehen kann.

»Vielleicht ist auf der Rückseite ein Eingang. Laßt uns nachschauen.« Sie gehen um das Geviert, doch überall ist die Mauer gleich hoch.

»Diese Mauer muß erst vor kurzem gebaut worden sein«, sagt Johannes und schaut sie an. »Sie hat keine Flecken, und am Boden sind noch Steine voller Kalk.«

»Ich sehe das Grab auch nicht ... es lag vor dem Wald. Jetzt ist der Wald außerhalb der Mauer und allen zugänglich. Sie bearbeiten dort Holz ... « Elija ist erstaunt.

Ein Mann, ein alter Holzhauer, klein aber stämmig, beobachtet die Gruppe, hört am gefälltten Stamm zu sägen auf, geht auf die Fremden zu und fragt: »Wen sucht ihr?«

»Wir möchten hier ins Haus hinein und am Grabe des Zacharias beten.«

»Es gibt kein Grab mehr. Wißt ihr das nicht? Wer seid ihr?«

»Ich bin ein Freund des Hirten Samuel; er ... «

»Nicht nötig, Elija«, sagt Jesus. Elija schweigt.

»Ah, Samuel! ... Ja! Doch seit Johannes, der Sohn des Zacharias, im Gefängnis ist, gehört das Haus nicht mehr ihm. Das ist ein großes Unglück, denn er schenkte jeden Verdienst aus seiner Habe den Armen von Hebron. Eines Morgens kam einer vom Hofe des Herodes, warf Joël hinaus und brachte Siegel an; dann ist er mit Bewaffneten zurückgekehrt und hat die Mauer höher machen lassen. In der Ecke dort war das Grab. Er hat es nicht gewollt ... und an einem Morgen haben wir alles zerstört vorgefunden ... die armen Gebeine überallhin verstreut. Wir haben sie soweit es möglich war, eingesammelt und in einem Behälter verwahrt. Und nun hält der Wüstling im Hause des Zacharias seine Weiber. Jetzt ist eine Schauspielerin aus Rom hier; deshalb hat er die Mauer höher machen lassen; er wollte nicht, daß man sieht ... Das Haus des Priesters Zacharias ein Freudenhaus! ... das Haus des Wunders und der Geburt des Vorläufers! Denn ganz bestimmt ist Johannes der Vorläufer, wenn er auch nicht der Messias ist. Wieviel Verdruß hatten wir wegen des Täufers! Doch er ist unser Größter! Wahrhaft groß! Schon als er zur Welt kam, geschah ein Wunder. Elisabet, alt wie eine dürre Distel, wurde fruchtbar wie ein Apfelbaum im Adar: dies war das erste Wunder. Dann kam eine Base, die heilig war, um Elisabet zu dienen und die stumme Stimme des Priesters zu lösen. Die Base hieß Maria. Ich kann mich noch an sie erinnern. Man sah sie nur selten. Was geschah, weiß ich nicht. Man sagt, daß sie, um Elisabet glücklich zu machen, den Mund des Zacharias an ihren gesegneten Schoß legte und ihren Finger in seinen Mund steckte. Ich weiß es nicht. Sicher

weiß ich, daß Zacharias nach neun Monaten des Schweigens wieder sprechen konnte, Gott lobte und verkündete, daß der Messias da sei. Mehr hat er nicht gesagt. Doch meine Frau behauptet – sie war in jenen Tagen dabei – daß Zacharias sagte und Gott dafür lobte, daß sein Sohn dem Sohne Gottes voraus gehen werde. Ich meine, es ist nicht so, wie die Leute glauben; Johannes ist der Messias und geht vor dem Herrn, wie einst Abraham vor Gott. Habe ich nicht recht?«

»Du hast recht, was den Geist des Johannes betrifft, der stets vor Gott hergeht. Aber du hast nicht recht, was den Messias betrifft.«

»Also die Frau, die sich die Mutter des Sohnes Gottes nannte – so sagte Samuel – war es nicht? Ist er noch nicht da?«

»Er ist da! Der Messias ist geboren; ihm ist einer vorausgegangen, der in der Wüste seine Stimme erhebt, wie der Prophet sagt.«

»Du bist der erste, der dies versichert. Als Joël dem Täufer zum letztenmal ein Schaffell gebracht hat, wie er es jedes Jahr zu Beginn des Winters tat, und ihn nach dem Messias fragte, da hat er nicht geantwortet: „Er ist da!“ Wenn er es sagen wird . . . «

»Mann, ich war ein Jünger des Johannes und habe ihn sagen hören: „Hier ist das Lamm Gottes“, und dabei zeigte er auf . . . « sagt Johannes.

»Nein, nein, das Lamm ist er. Das wahre Lamm, das allein herangewachsen ist, ohne Vater und ohne Mutter sozusagen. Er war gerade Sohn des Gesetzes geworden, da hat er sich in die Höhlen der Berge zurückgezogen, die vor der Wüste liegen, und ist dort im Gespräch mit Gott herangewachsen. Derweil sind Elisabet und Zacharias gestorben, und er ist nicht zurückgekommen. Gott war ihm Vater und Mutter. Es gibt keinen größeren Heiligen als ihn. Fragt nur in ganz Hebron. Samuel sagte es, die Betlehemiten hatten recht. Der Heilige Gottes ist Johannes.«

»Wenn einer zu dir sagen würde: „Ich bin der Messias“, was würdest du ihm entgegen?« fragt Jesus.

»Ich würde ihn einen Lügner heißen und ihn mit Steinwürfen verjagen.«

»Und wenn er als Beweis ein Wunder wirken würde?«

»Dann würde ich ihn als „Besessenen“ bezeichnen. Der Messias wird da sein, wenn Johannes der Täufer sich in seinem wahren Sein enthüllt. Der Haß des Herodes ist der Beweis dafür ... Er, der schlaue Unmensch, weiß, daß Johannes der Messias ist.«

»Er ist nicht in Betlehem geboren worden.«

»Doch sobald er frei ist, wird er sich, da er seine baldige Ankunft schon verkündet hat, in Betlehem zu erkennen geben. Auch dort wartet man darauf; während ... Geh doch selbst, wenn du Mut hast, und sprich vor den Betlehemiten von einem anderen Messias ... dann wirst du sehen ... «

»Habt ihr eine Synagoge?«

»Ja, zweihundert Schritte auf dieser Straße geradeaus. Du kannst nicht fehlgehen. In der Nähe ist der Sarg mit den entweihten Gebeinen.«

»Leb wohl, der Herr möge dich erleuchten!«

Sie trennen sich; Jesus und die Seinen gehen zur Vorderseite des Hauses. Am Portal steht eine junge, schamlos gekleidete Frau. Sie ist wunderschön. »Herr, willst du ins Haus kommen? Tritt ein!«

Jesus blickt sie streng an, wie ein Richter, und sagt nichts. Dafür spricht Judas, der alle anderen auf seiner Seite hat: »Verschwinde, du Schamlose! Vergifte uns nicht mit deinem Atem, du räudige Hündin.«

Die Frau errötet und senkt das Haupt. Sie schickt sich an, beschämt kehrtzumachen, während Vorübergehende und Buben sie verspotten.

»Wer ist so rein, daß er sagen kann: „Ich habe nie nach dem mir von Eva angebotenen Apfel verlangt“?«, sagt Jesus streng und fügt hinzu: »Zeigt mir ihn, und ich werde ihn als Heiligen begrüßen! Ist niemand unter euch? ... Wenn ihr sie nicht aus Verachtung, sondern aus Schwäche meidet, dann zieht euch zurück. Ich verpflichte die Schwachen nicht zu einem ungleichen Kampf. Frau, ich möchte eintreten! Dieses Haus gehörte meinem Verwandten; es ist mir teuer.«

»Tritt ein, Herr, wenn du keinen Abscheu vor mir hast.«

»Laß die Türe offen, damit die Leute sehen können und keinen Grund zum Tadel haben.«

Jesus geht ernst und feierlich hinein. Die Frau weist ihm schweigend den Weg. Doch die höhnischen Reden der Menge treffen sie tief. Sie flieht in den Hintergrund des Gartens, während Jesus bis zur Treppe geht und durch die halbgeöffnete Türe blickt, ohne einzugehen. Dann begibt er sich an die Stelle, wo sich das Grabmal befand, das nun durch ein heidnisches Tempelchen ersetzt worden ist.

»Die Gebeine der Gerechten, auch wenn sie vertrocknet und zerstreut sind, strömen reinigenden Balsam und streuen Samen ewigen Lebens aus. Friede den Toten, die gut gelebt haben! Friede den Reinen, die im Herrn entschlafen sind. Friede allen, die litten, doch nichts vom Laster wissen wollten! Friede den wahren Großen der Erde und des Himmels! Friede!«

Die Frau hat Jesus unter dem Schutz einer Hecke erreicht.

»Herr!«

»Frau!«

»Dein Name, Herr?«

»Jesus.«

»Habe ich nie gehört. Ich bin Römerin, Schauspielerin und Tänzerin. Ich bin nur in leichtfertigen Dingen erfahren. Was bedeutet dein Name? Ich heiße Aglaia ... das bedeutet: Laster!«

»Mein Name bedeutet: Erlöser!«

»Wie erlösest du und wen?«

»Den, der mit gutem Willen der Erlösung zustrebt. Ich erlöse, indem ich lehre, rein zu sein, das Leiden der Ehre vorzuziehen, das Gute um jeden Preis zu tun ... « Jesus spricht ohne Bitterkeit, ohne sich nach der Frau umzudrehen.

»Ich bin verloren!«

»Ich bin derjenige, der die Verlorenen sucht ... «

»Ich bin tot.«

»Ich bin der, der das Leben gibt.«
»Ich bin schmutzig und verlogen.«
»Ich bin die Reinheit und die Wahrheit.«
»Du bist auch die Güte, du, der du mich nicht ansiehst, mich nicht anrührst und mich nicht in den Staub trittst. Habe Erbarmen mit mir!«

»Zuerst sollst du Mitleid mit dir, mit deiner Seele haben.«
»Was ist die Seele?«
»Die Seele ist das, was den Menschen Gott ähnlich macht und nicht einem Tier. Das Laster, die Sünde töten sie, und wenn sie tot ist, wird der Mensch zum abstoßenden Tier.«

»Werde ich dich wiedersehen können?«
»Wer mich sucht, wird mich finden.«
»Wo lebst du?«
»Dort, wo die Herzen einen Arzt und Arznei brauchen, um wieder ehrbar zu werden.«

»Dann werde ich dich nicht mehr sehen! Ich bin dort, wo man den Arzt, die Ehrbarkeit und die Arznei nicht will.«

»Nichts hindert dich hin zu kommen, wo ich bin. Meinen Namen wird man auf den Straßen bis zu dir hin hören können. Leb wohl!«

»Leb wohl, Herr! Laß mich dich „Jesus“ nennen. Oh, nicht um mich anzubiedern, sondern damit ein wenig Heil in mich eindringe. Ich bin Aglaia, gedenke meiner!«

»Ja, lebe wohl!«

Die Frau bleibt im Hintergrund. Jesus geht ernst von dannen. Er liest Erstaunen in den Gesichtern der Jünger und Verachtung bei den Bewohnern von Hebron. Ein Diener schließt das Tor.

Jesus geht die Straße entlang. Er klopft an der Synagoge. Ein mißtrauischer Alter schaut heraus. Er läßt Jesus nicht einmal Zeit, zu sprechen. »Der Zutritt zur Synagoge, dem heiligen Ort, ist allen untersagt, die mit Dirnen verkehren. Geh weg!«

Jesus wendet sich wortlos um und setzt seinen Weg auf der Straße fort. Seine Leute folgen ihm. Erst als sie außerhalb von Hebron sind, reden sie.

»Du hast es so gewollt, Meister«, sagt Judas. »Es war eine Dirne!«

»Judas, wahrlich, ich sage dir: sie wird dich übertreffen. Und du, der du mich tadelst, was sagst du zu den Leuten von Judäa? An den heiligsten Orten von Judäa wurden wir verspottet und verjagt. Aber so ist es. Es wird die Zeit kommen, da die Samariter und die Heiden den wahren Gott anbeten, und das Volk Gottes wird sich mit Blut und einem Verbrechen besudeln ... einem Verbrechen, im Vergleich zu dem das Laster der Dirnen, die ihr Fleisch und ihre Seele verkaufen, wenig Bedeutung hat. Ich habe bei den Gebeinen meiner Verwandten und des gerechten Samuel nicht beten können. Das ist nun so. Ruht im Frieden, heilige Gebeine, frohlockt ihr Seelen, die ihr in ihnen wohntet. Die erste Auferstehung ist nahe. Dann wird der Tag kommen, an dem ihr den Engeln als die Diener des Herrn gezeigt werdet.«

Jesus schweigt, und alles ist zu Ende.

114 Jesus in Kerijot • Tod des alten Saul

Ich habe den Eindruck, daß sich die steilste Stelle oder der engste Knoten im judäischen Gebirge zwischen Hebron und Jutta befindet. Doch könnte ich mich auch täuschen, da dieses Tal vielleicht breiter und ausgedehnter ist und sich einem recht weiten Horizont öffnet, wo nur noch einzelne Berge statt ganzer Ketten in die Höhe ragen. Kann sein, daß es einfach eine Mulde inmitten zweier Gebirgszüge ist. Es ist das erstemal, daß ich es sehe, und ich verstehe nicht recht. Es gibt hier verschiedene nicht große, aber gut unterhaltene Kornäcker, die größtenteils mit Gerste und Roggen bebaut sind. In besonnten Lagen gibt es auch Weinpflanzungen. Es folgen an den Hängen Sträucher, schöne Pinien, Tannen und andere Waldbäume. Ein leidlicher ... Weg führt in ein kleines Dorf.

»Es ist der Vorort von Kerijot. Ich bitte dich, mit mir in mein Landhaus zu kommen. Meine Mutter erwartet dich dort. Hierauf werden wir nach Kerijot gehen«, sagt Judas, ganz aufgeregt.

Ich habe vergessen zu sagen, daß sich Jesus jetzt nur in Begleitung von Judas, Simon und Johannes befindet. Die Hirten sind nicht mehr da. Vielleicht sind sie auf den Weiden von Hebron geblieben oder nach Betlehem zurückgekehrt.

»Wie du willst, Judas; wir können auch hier bleiben, um deine Mutter kennenzulernen.«

»O nein, dies ist nur ein Behelfshaus. Meine Mutter kommt zur Erntezeit hierher. Sonst wohnt sie in Kerijot. Willst du nicht, daß meine Stadt dich sieht? Willst du ihr dein Licht nicht bringen?«

»Gewiß will ich, Judas. Doch weißt du ja, daß ich nicht auf die Bescheidenheit des Ortes achte, der mich als Gast aufnimmt.«

»Doch heute bist du mein Gast, und Judas wird ein guter Gastgeber sein.«

Sie gehen noch an einigen da und dort in den Feldern verstreuten Häusern vorbei, und Frauen und Männer kommen herbei, die von den Kindern benachrichtigt worden sind. Es ist ganz offensichtlich, daß diese Neugier schon früher geweckt worden ist, daß Judas dafür gesorgt hat.

»Hier ist mein schlichtes Haus. Verzeih seine Einfachheit.«

Doch das Haus ist keine Hütte, sondern ein einstöckiger Würfel, großzügig und gut gehalten, inmitten eines üppigen Obstgartens. Ein kleiner, sauberer Privatweg führt von der Hauptstraße zum Gebäude.

»Erlaube, daß ich vorangehe, Meister!«

»Geh nur!«

Judas eilt davon.

»Meister«, sagt Simon, »Judas hat die Dinge großartig aufgezogen. Ich hatte es befürchtet; doch nun bin ich sicher. Du sagst, Meister, und du sagst es mit Recht: „Geist, Geist . . .“ Doch er versteht das nicht. Er wird dich nie verstehen . . . oder erst sehr spät«, verbesserte er sich, um Jesus nicht zu betrüben.

Jesus seufzt und schweigt.

Judas kommt mit einer etwa fünfzigjährigen Frau aus dem Hause.

Sie ist hochgewachsen, aber nicht so groß wie der Sohn, der von ihr die schwarzen Augen und die reichen Haare hat. Doch die Augen der Frau sind sanft und eher traurig, während die von Judas herrisch und listig sind.

»Ich grüße dich, König von Israel«, sagt sie, tief und unterwürfig sich verneigend.

»Erlaube, daß dir deine Dienerin Gastfreundschaft gewähre.«

»Der Friede sei mit dir, Frau, und Gott sei mit dir und mit deinem Sohne!«

»O ja, mit meinem Sohne!« Es ist mehr ein Seufzer als eine Antwort.

»Steh auf, Mutter! Auch ich habe eine Mutter und kann nicht erlauben, daß du meine Füße küssest. Im Namen meiner Mutter küsse ich dich, Frau. Sie ist deine Schwester in der Liebe und der schmerzlichen Bestimmung als Mutter der Gezeichneten.«

»Was willst du damit sagen, Messias?« fragt Judas etwas beunruhigt.

Doch Jesus antwortet nicht. Er umarmt die Frau, der er vom Boden sanft aufgeholfen hat, und küßt sie nun auf die Wange. Dann geht er, sie an der Hand haltend, zum Hause.

Sie betreten einen kühlen Raum, in dem leichte, gestreifte Vorhänge Schatten spenden. Es stehen schon kühle Getränke und frisches Obst bereit. Doch bevor die Mutter des Judas einer Dienerin ruft, kommt sie und bringt Wasser und Handtücher. Die Herrin möchte Jesus behilflich sein, die Sandalen abzulegen und seine staubigen Füße zu waschen; doch Jesus wehrt ab: »Nein, Mutter! Eine Mutter ist ein zu heiliges Wesen, besonders wenn sie ehrbar und gut ist wie du, um ihr zu erlauben, wie eine Sklavin zu dienen.«

Die Mutter betrachtet Judas mit einem eigenartigen Blick. Dann geht sie hinaus. Jesus hat sich erfrischt. Als er seine Sandalen wieder anlegen will, bringt ihm die Frau ein neues Paar.

»Hier, unser Messias. Ich hoffe, es sei gutgetan ... wie Judas es gewünscht hat. Er hat mir gesagt: „Etwas länger als die meinen und genauso breit.“«

»Aber warum, Judas?«

»Willst du mir denn nicht gestatten, dir ein Geschenk zu machen? Bist du nicht mein König und Gott?«

»Ja, Judas! Doch hättest du dies deiner Mutter nicht zumuten dürfen. Du weißt doch, wie ich bin . . . «

»Ich weiß, du bist heilig. Doch du mußt auch als heiliger König erscheinen. Nur so wird man anerkannt. In der Welt, die zu neun Teilen auf zehn aus Dummen besteht, muß man mit dem Äußeren imponieren. Ich weiß es.«

Jesus hat die neuen Sandalen angezogen . . . die Riemen sind aus rotem, durchbrochenem Leder und reichen bis zu den Waden. Sie sind viel schöner als seine einfachen Arbeitersandalen und gleichen den Sandalen des Judas, die beinahe Schuhe sind und nur wenig vom Fuße sehen lassen.

»Auch das Gewand, mein König! Ich hatte es für meinen Judas angefertigt; doch er schenkt es dir. Es ist aus Leinen, frisch und neu. Erlaube, daß eine Mutter dich kleide, als seiest du ihr Sohn.«

Jesus wendet sich zu Judas um und schaut ihn lange an, sagt aber nichts. Er macht den Haken am Halse des Gewandes auf, läßt das weite Obergewand von den Schultern fallen und verbleibt in der Tunika, die er darunter trägt. Die Frau zieht ihm das schöne, neue Gewand über und reicht ihm einen reich bestickten Gürtel, an dem eine Kordel hängt, die mit dichten Quasten endet. Jesus fühlt sich ohne Zweifel wohl im neuen, frischen Gewand. Doch er sieht nicht glücklich aus. Inzwischen haben sich auch die anderen gereinigt.

»Komm, Meister, das ist aus meinem bescheidenen Obstgarten, und hier ist Honigwasser, wie es meine Mutter zubereitet. Du, Simon, ziehst vielleicht diesen Weißwein vor. Nimm, er ist von meinem Weinberg. Und du, Johannes? Wie der Meister?« Judas wiegt sich in dem Bewußtsein, den Wein in silbernen Bechern anbieten und zeigen zu können, daß er vermögend ist.

Die Mutter spricht wenig. Sie blickt immer und immer wieder ihren Judas an . . . aber noch mehr betrachtet sie Jesus. Und als Jesus

ihr, bevor er sich selbst bedient, die schönste Frucht anbietet (mir scheint, es seien sehr große Aprikosen, denn es sind gelbrote Früchte, doch keine Äpfel) und sagt: »Immer zuerst die Mutter!«, füllen sich ihre Augen mit Tränen.

»Mama, ist das andere bereit?« will Judas nun wissen.

»Ja, mein Sohn. Ich glaube, daß alles gut ist. Doch ich habe immer hier gelebt und kenne die Gebräuche der Könige nicht.«

»Was für Gebräuche, Frau? Welcher König? Was hast du berichtet, Judas?«

»Bist du denn nicht der verheißene König Israels? Es ist Zeit, daß die Welt dich als solchen grüßt, und das soll zum ersten Male in meinem Haus und in meiner Stadt geschehen. Als König ehre ich dich. Aus Liebe zu mir und auch aus Ehrfurcht vor deinem Namen Messias, Christus und König, wie die Propheten nach Anordnung Jahwes dich genannt haben, widersprich mir nicht!«

»Frau, Freunde; ich bitte euch! Ich muß mit Judas sprechen. Ich muß ihm genaue Anweisungen geben.«

Die Mutter und die Jünger ziehen sich zurück.

»Judas, was hast du getan? So wenig hast du mich bis jetzt verstanden? Warum sollte ich mich so weit erniedrigen und aus mir nur einen Mächtigen der Erde machen, einen, der danach strebt, mächtig zu werden? Verstehst du denn nicht, daß dies für meine Sendung eine Beleidigung und ein Hindernis wäre? Ja, verneine dies nicht. Ein Hindernis! Israel ist Rom unterworfen. Du weißt, was geschieht, wenn sich einer gegen Rom erhebt und als Volksführer auftritt und damit den Verdacht erweckt, einen Volksaufstand anzuzetteln. Du hast doch gerade in diesen Tagen oft genug gehört, was alles geschah, weil ein Kind als künftiger König – nach weltlichen Begriffen – bezeichnet worden war. Und du! Und du! . . .

Oh, Judas, was erwartest du von meiner menschlichen Herrschaft? Was erhoffst du dir? Ich habe dir genug Zeit gegeben, darüber nachzudenken und zu entscheiden. Ich habe seit dem ersten Zusammentreffen klar mit dir gesprochen. Ich habe dich sogar abgelehnt, weil

ich wußte ... weil ich weiß, lesen und sehen kann, was in dir vorgeht. Warum willst du mir folgen, wenn du nicht so werden willst, wie ich es verlange? Geh fort, Judas! Schade nicht dir und mir! Geh, es ist besser für dich. Du bist für diese Aufgabe nicht geeignet. Sie fordert zuviel von dir. In dir steckt Stolz, dreifache Begehrlichkeit, Anmaßung ... auch deine Mutter scheint dich zu fürchten. Ferner neigst du zur Lüge. Nein, nein, so darf mein Jünger nicht sein, Judas. Ich hasse dich nicht; ich verfluche dich nicht. Ich sage dir nur, und dies mit dem Schmerz eines Sehenden, der jemand, den er liebt, nicht ändern kann! Ich sage dir nur: geh deines Weges, suche deinen Platz in der Welt; das ist es doch, was du willst; aber trenne dich von mir!

Mein Weg, mein Königreich ... oh, welche Bedrängnis verbirgt sich in ihm! Weißt du, wo ich König sein werde? Weißt du, wann ich zum König ernannt werde? Wenn ich auf einem Holz der Schmach und Schande erhöht sein werde, wo der Purpur mein Blut, die Krone ein Kranz von Dornen, meine Flagge ein Schild der Verhöhnung, die Posaunen, Orgeln und Harfen die Schmähungen eines ganzen Volkes – meines Volkes – sein werden. Und weißt du auch, auf wessen Betreiben all dies geschehen wird? Auf das Betreiben eines Mannes, der mich nicht verstanden hat; der nichts verstanden hat; dessen Herz aus Bronze ist, in dem der Hochmut, die Sinnlichkeit und der Geiz sich eingenistet haben und mit ihnen ein Gewimmel von Schlangen dazu dienen, für mich zur Kette und für ihn zum Fluch zu werden ... Die anderen kennen mein Los nicht in so klarer Weise. Ich bitte dich, sage ihnen nichts. Es soll zwischen mir und dir bleiben. Übrigens, es ist kein Tadel, und du sollst darüber schweigen und nicht sagen: „Ich bin getadelt worden“. Hast du begriffen, Judas?«

Judas ist beschämt und glutrot. Er steht verwirrt und gesenkten Hauptes vor Jesus. Dann fällt er auf die Knie und legt sein Haupt auf die Knie Jesu und weint: »Ich liebe dich, Meister! Ich bin hochmütig und schwerfällig, aber schicke mich nicht weg ... Nein, Meister. Es

soll das letztmal sein, daß ich gefehlt habe. Du hast recht, ich habe nicht nachgedacht. Aber auch in diesem Irrtum ist Liebe. Ich wollte dir große Ehre erweisen und wünschte, daß auch die anderen sie dir erweisen ... weil ich dich liebe. Du hast vor drei Tagen gesagt: „Wenn ihr ohne Bosheit, sondern aus Unwissenheit fehlt, dann ist dies nicht ein Fehler, sondern ein Mangel an Einsicht, wie es bei einem Kinde vorkommen kann, und ich bin gekommen, Erwachsene aus euch zu machen.“ Hier, Meister, ich liege an deinen Knien wie einst bei meinem Vater, und du hast zu mir gesagt, du wolltest mir ein Vater sein ... und ich bitte dich um Verzeihung! Ich bitte dich, aus mir einen Erwachsenen zu machen, einen heiligen Erwachsenen. Schicke mich nicht fort, Jesus, Jesus, Jesus ... Nicht alles ist schlecht in mir. Du siehst: für dich habe ich all dies verlassen und bin gekommen. Du stehst über den Ehren und Siegen, die ich erntete, als ich anderen diene. Du, ja, du bist die Liebe des armen, unglücklichen Judas, der dir nur Freude bereiten möchte und dir statt dessen Schmerz bereitet ... «

»Genug, Judas. Noch einmal will ich dir verzeihen ... « Jesus scheint müde zu sein ... »Ich verzeihe dir und hoffe sehr, daß du mich in Zukunft verstehst.«

»Ja, Meister! Ja! Doch nun demütige mich nicht unter der Last eines Widerrufes, der mich lächerlich machen würde. Ganz Kerijot weiß, daß ich mit dem Nachkommen Davids, dem König Israels, komme ... und alles ist vorbereitet, dich hier in meiner Stadt zu empfangen ... Ich glaubte, richtig zu handeln, dir zu zeigen, wie man es tun muß, um sich Ehrfurcht und Gehorsam zu verschaffen. Und ich wollte es Johannes und Simon und durch sie den anderen zeigen, die dich lieben, dich aber als ihresgleichen behandeln. Auch die Mutter wäre betroffen als Mutter eines Sohnes, der lügt und verrückt ist. Ihretwegen, mein Herr ... Ich schwöre dir, daß ich ... «

»Schwöre nicht mir! Schwöre dir selbst, wenn du kannst, nicht mehr auf diese Weise zu sündigen. Der Mutter und den Bewohnern werde ich es nicht antun, wieder fortzugehen, ohne Halt zu machen. Steh auf ... «

»Was wirst du den anderen sagen?«

»Die Wahrheit ... «

»Nein!«

»Die Wahrheit ... daß ich dir für heute Anweisungen gegeben habe. Es gibt immer einen Weg, die Wahrheit mit Liebe zu sagen. Laß uns gehen. Rufe deine Mutter und die anderen ... «

Jesus ist sehr streng. Doch er lächelt wieder, als Judas mit der Mutter und den Jüngern hereinkommt.

Die Frau blickt Jesus forschend an; doch sie sieht sein gütiges Wohlwollen und ist beruhigt. Ich habe den Eindruck, daß ihr Herz voll Kummer ist.

»Wollen wir jetzt nach Kerijot gehen? Ich bin ausgeruht und danke dir, Mutter, für all deine Güte. Der Himmel möge es dir vergelten und möge deinem Gatten, um den du trauerst, für deine Mühe Frieden und Freude schenken!«

Die Frau möchte Jesus die Hand küssen, doch Jesus erlaubt es nicht. Er legt ihr die Hand streichelnd auf das Haupt.

»Der Wagen ist bereit, Meister. Komm!«

Draußen steht tatsächlich ein von Ochsen gezogener Wagen, ein schönes, bequemes Fuhrwerk, dessen Sitze mit Kissen gepolstert sind und über das ein Vorhang aus rotem Stoff gespannt worden ist.

»Steig ein, Meister!«

»Zuerst die Mutter!«

Die Mutter steigt ein; dann folgen Jesus und die anderen. »Hier Meister ... « (Judas nennt ihn nicht mehr König.)

Jesus nimmt vorne Platz neben Judas, hinten die Frau und die Jünger. Der Fuhrmann treibt die Ochsen an und geht neben dem Gespann einher.

Die Fahrt ist nur kurz. Es sind nur etwa 400 Meter, vielleicht etwas mehr; schon sieht man die ersten Häuser von Kerijot, das, wie mir scheint, eine bescheidene Stadt ist. Ein Knabe hält Ausschau auf der sonnigen Straße und eilt dann wie ein Blitz davon. Als der Wagen

zu den ersten Häusern kommt, warten schon Vornehme und Volk mit Fahnen und Zweigen, und Fahnen und Zweige schmücken die Straßen, von Haus zu Haus. Freudenrufe und Verbeugungen bis zur Erde! Jesus kann nun nicht mehr umhin, von seinem wackelnden Thron aus das Volk zu grüßen und zu segnen.

Der Wagen fährt weiter und biegt dann über einen Platz in eine Straße ein, um vor einem Hause anzuhalten, dessen Portal bereits geöffnet ist und vor dem zwei oder drei Frauen warten. Der Wagen hält. Alles steigt aus.

»Mein Haus sei dein Haus, Meister!«

»Friede mit ihm, Judas. Friede und Heiligkeit!«

Sie treten ein. Nach der Eingangshalle gelangen sie in einen großen Saal mit niedrigen Diwanen und schönen Möbeln, verziert mit Einlegearbeiten. Mit Jesus und seinen Begleitern treten auch die Vornehmen des Ortes ein. Verbeugungen, Neugier, Feststimmung.

Ein alter, würdevoller Mann hält eine Ansprache: »Ein großes Glück ist unserer Heimatstadt Kerijot widerfahren, da wir dich, o Herr, bei uns haben. Ein großes Glück! Ein glücklicher Tag! Es ist ein großes Glück, dich unter uns zu haben und ebenso ein Glück, zu sehen, daß ein Sohn unserer Stadt dir Freund und Helfer ist. Glücklich kann er sich preisen, dich vor allen anderen gekannt zu haben! Und du mögest hundertmal dafür gepriesen sein, daß du dich geoffenbart hast: du, der seit Generationen und Generationen Verheißene! Sprich, König und Herr! Unsere Herzen warten auf dein Wort, so wie die dürstende Erde nach einem glühend heißen Sommer auf den erquickenden Septemberregen wartet.«

»Danke, wer du auch sein magst, danke! Und Dank auch den Bewohnern dieser Stadt, die dem Wort des Vaters und dem Vater, dessen Wort ich bin, ihre Herzen entgegengebracht haben. Denn ihr müßt wissen, daß nicht dem Menschensohn, der zu euch spricht, sondern dem Allerhöchsten Herrn Dank und Ehre gebühren für diese Zeit des Friedens, in welcher er die zerbrochene Vaterschaft mit den Menschenkindern wiederhergestellt hat. Laßt uns den wahr-

ren Herrn loben: den Gott Abrahams, der seinem Volke Erbarmen und Liebe erwiesen und ihm den verheißenen Erlöser geschenkt hat. Nicht Jesus, dem Diener des Ewigen Willens, sondern diesem liebenden Willen sei Lob und Ehre!«

»Du sprichst wie ein Heiliger. Ich bin der Vorsteher der Synagoge. Es ist zwar nicht Sabbat, doch komm in mein Haus, um das Gesetz auszulegen; denn mehr als nur mit königlichem Salböl bist du mit der Ewigen Weisheit gesalbt.«

»Ich werde kommen.«

»Mein Herr ist vielleicht müde . . . «

»Nein, Judas, ich bin niemals müde, von Gott zu sprechen, und niemals willens, die Herzen zu enttäuschen.«

»Komm also«, drängt der Vorsteher der Synagoge. »Ganz Kerijot steht draußen und wartet auf dich.«

»Laßt uns gehen!«

Zwischen Judas und dem Synagogenvorsteher und umgeben von den städtischen Notabeln tritt Jesus aus dem Haus . . . Und Menschen, überall stehen Menschen. Segnend geht Jesus an ihnen vorbei. Die Synagoge befindet sich auf dem Platze. Sie treten ein. Jesus geht zum Lehrstuhl. Er beginnt zu sprechen, strahlend in seinem hellen Gewande, mit seinem vergeistigten Antlitz und den in seiner gewohnten Art ausgebreiteten Armen:

»Volk von Kerijot! Das Wort Gottes spricht. Hört mich an! Derjenige, der zu euch spricht, ist nur das Wort Gottes. Seine Souveränität stammt vom Vater und wird zum Vater zurückkehren, nachdem es Israel die Frohe Botschaft verkündet haben wird. Die Herzen und die Seelen mögen sich der Wahrheit öffnen, damit man nicht im Irrtum verharre und keine Verwirrung aufkomme.

Jesaja [Jes 9,4–5] hat gesagt: „Im Kampf werden dröhnende Stiefel und blutbefleckte Mäntel vom Feuer verzehrt werden. Denn ein Kind wird uns geboren und ein Sohn uns geschenkt, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht. Sein Name ist: der Wunderbare, der Ratgeber, Gott, der Starke, der Vater zukünftiger Zeiten, der Frie-

densfürst!“ Dies ist mein Name! Lassen wir den Cäsaren und den Tetrarchen ihre Beute. Ich auch werde auf Raub ausgehen; aber auf keinen Raub, der Strafe durch das Feuer verdient. Im Gegenteil, ich werde dem Feuer Satans Beute um Beute entreißen und sie ins Reich des Friedens bringen, dessen Fürst und Vater ich bin für ewige Zeiten.

„Gott“, sagt ferner David, von dessen Geschlecht ich abstamme, wie es vorhergesagt worden ist von denen, die ihrer Heiligkeit wegen Gott wohlgefielen und berufen waren, mit ihm zu sprechen, „Gott hat einen einzigen erwählt ... den Sohn ... doch das Werk ist von großer Erhabenheit, denn es handelt sich nicht darum, das Haus eines Menschen zu bereiten, sondern das Haus Gottes.“ So ist es. Gott, der König der Könige, hat einen einzigen erwählt: seinen Sohn, um in den Seelen sein Zelt zu errichten. Er hat schon das „Material“ bereit. Oh, wieviel Gold der Liebe, wieviel Kupfer, Silber und Eisen und edle Hölzer und kostbare Edelsteine! Alles ist in seinem Wort angehäuft, und er verwendet es, um in euch die Wohnung Gottes zu errichten. Doch wenn der Mensch nicht mithilft, wird der Herr sein Haus vergeblich bauen. Dem Gold muß mit Gold entsprochen werden, dem Silber mit Silber, dem Kupfer mit Kupfer, dem Eisen mit Eisen ... Ebenso muß auch Liebe mit Liebe vergolten werden, Enthaltensamkeit muß vorhanden sein, um die Reinheit zu bewahren, Ausdauer, um treu zu bleiben, Festigkeit, um nicht nachzugeben. Dann wird heute der Stein gebracht, morgen das Holz: heute das Opfer und morgen das Werk und der Bau. Immerzu muß in euch am Tempel Gottes gebaut werden.

Der Meister, der Messias, der König des ewigen Israel, des ewigen Gottesvolkes, ruft euch. Doch er will, daß ihr für das Werk rein seid. Nieder mit dem Hochmut! Gott die Ehre! Weg mit den menschlichen Gedanken. Gottes ist das Reich. Ihr Demütigen, sagt mit mir: „Dein sind alle Dinge, Vater. Dir gehört alles, was gut ist. Lehre uns, dich kennenzulernen und dir in Wahrheit zu dienen.“ Sagt: „Wer bin ich?“ Und ihr werdet erkennen, daß ihr erst dann etwas seid, wenn ihr

eine gereinigte Wohnung seid, in welche Gott niedersteigen und sich in ihr ruhen kann.

Ihr, die ihr alle Pilger und Fremdlinge auf dieser Erde seid, schließt euch zusammen und geht dem verheißenen Reiche entgegen! Der Weg sind die *Gebote*, die nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus Liebe zu Gott, dem heiligen Vater, gehalten werden müssen. Die *Bundeslade* ist ein vollkommenes Herz, die das nahrhafte Manna der Weisheit enthält, aus der der Zweig des guten Willens erblüht. Und damit das Haus hell sei, kommt zum Licht der Welt! Ich bringe es euch. Ich bringe euch das Licht. Nichts als das! Ich besitze keine Reichtümer und verspreche keine weltlichen Ehren. Doch ich besitze alle übernatürlichen Reichtümer meines Vaters; denen, die Gott in Liebe und Nächstenliebe dienen, verspreche ich den ewigen Ruhm des Himmels.

Der Friede sei mit euch!«

Die Menschen haben aufmerksam zugehört; jetzt flüstern sie unruhig miteinander. Jesus spricht mit dem Synagogenvorsteher. Der Gruppe gesellen sich noch andere zu, vielleicht sind es die Notabeln.

»Meister ... bist du nicht der König Israels? So hat man uns gesagt ... «

»Ich bin es.« »Aber du hast gesagt ... «

»Daß ich die Reichtümer der Welt weder besitze noch sie verspreche. Ich kann nur die Wahrheit sagen. So ist es! Ich kenne eure Gedanken. Doch der Irrtum kommt von einer falschen Auslegung und von eurer sehr großen Achtung vor dem Allerhöchsten. Es wurde euch gesagt: „Der Messias kommt“, und so habt ihr, wie viele in Israel, gedacht, daß Messias und König ein und dasselbe sei. Erhebt euren Geist zu Höherem! Betrachtet den schönen Sommerhimmel! Ihr meint, er ende dort am Horizont, dort, wo die Luft wie Saphir leuchtet. Nein. Dahinter sind noch andere, reinere Sphären, noch klarere Himmelsbläue, bis hin zu der unvorstellbaren des Paradieses, in das der Messias die im Herrn verstorbenen Gerechten hinführen wird. Derselbe Unterschied besteht zwischen dem messianischen Kö-

nigtum, so wie der Mensch es sich vorstellt, und dem wirklichen, das rein göttlich ist.«

»Aber können wir arme Menschen den Geist bis in die Sphären erheben, von denen du sprichst?«

»Ja, wenn ihr es wollt! Und wenn ihr es wollt, werde ich euch helfen.« »Wie sollen wir dich nennen, da du kein König bist?« »Meister, Jesus, wie ihr wollt! Meister und Jesus bin ich, der Erlöser!« Ein Greis sagt: »Höre Herr, vor langer Zeit, als der Erlaß gegeben wurde, erreichte uns hier die Nachricht, daß in Betlehem der Erlöser geboren worden sei ... und ich ging hin mit anderen ... Ich sah ein kleines Kind, in allem den anderen Kindern gleich. Doch ich glaubte und betete es an. Dann erfuhr ich, daß es einen Heiligen, namens Johannes, gibt ... Welcher ist nun der wahre Messias?«

»Der, den du angebetet hast. Der andere ist sein Vorläufer. Er ist groß und heilig vor den Augen des Höchsten; aber er ist nicht der Messias.« »Du warst es also?«

»Ich war es. Und was sahst du um mich, den Neugeborenen, herum?« »Armut und Sauberkeit, Ehrsamkeit und Reinheit ... Einen lebenswürdigen und ernsten Handwerker namens Josef; Handwerker, aber aus dem Geschlechte Davids. Eine junge, blonde und freundliche Mutter mit Namen Maria, vor deren Anmut die schönsten Rosen von En-Gedi erbleichen, und die Lilien der königlichen Gärten unförmig erscheinen; und ein Kind mit großen blauen Augen und mit Haaren, die aussahen wie gesponnenes Gold ... Anderes habe ich nicht gesehen. Und ich höre immer noch die Mutter zu mir sagen: „Im Namen meines Kindes sage ich dir: der Herr sei mit dir bis zur ewigen Begegnung, und seine Gnade begleite dich auf dem Wege dorthin!“ Ich bin 84 Jahre alt ... der Weg geht zu Ende. Ich hoffte nicht mehr, der Gnade des Herrn zu begegnen; aber ich habe dich gefunden ... und ich wünsche mir nichts anderes, als nur noch dein Licht zu sehen! Ja, ich erkenne dich wie du bist, du in diesem Gewande der Barmherzigkeit, dem Fleisch, das du angenommen hast. Ich sehe dich! Hört die Stimme dessen, der im Sterben das Licht Gottes sehen darf!«

Die Leute drängen sich um den verzückten Greis, der bei Jesus steht. Er stützt sich nicht mehr auf den Stab, sondern erhebt die zitternden Arme und gleicht mit seinem weißen Haupt und dem langen, geteilten Bart einem wahren Patriarchen oder Propheten.

»Ich sehe ihn: den Erwählten, den Höchsten, den Vollkommenen, der herniedergestiegen ist mit der Kraft der Liebe und zurückkehren wird zur Rechten des Vaters, um eins zu sein mit ihm. Doch seht! Nicht als Stimme und körperloses Sein, wie Mose den Allerhöchsten sah und wie nach der Genesis die ersten Menschen ihn kannten, wenn sie im Abendwind mit ihm sprachen. Als Mensch sehe ich ihn zum Ewigen emporsteigen. Leuchtende, strahlende Gestalt, göttliche Person! O Schönheit des Gottmenschen! Er ist der König! Ja, er ist der König! Nicht Israels, sondern der Welt! Vor ihm verneigen sich die Könige der Erde, und alle Szepter und Kronen sind nichts im Glanz seines Szepters und seiner Edelsteine. Ein Diadem trägt er auf der Stirne. Ein Szepter hat er in der Hand. Auf der Brust trägt er ein Rationale (hohepriesterliches Gewandstück); Perlen und Rubine von einer nie gesehenen Pracht. Flammen lodern aus ihm wie aus einem erhabenen Herd. An den Handgelenken hat er zwei Rubine, und ein Band von Rubinen umschlingt seine heiligen Füße: Licht, Licht aus Rubinen! Schaut, ihr Völker, der ewige König! Ich sehe dich! Ich sehe dich! Ich erhebe mich mit dir ... O Herr, unser Erlöser! Das Licht vermehrt sich im Auge meiner Seele ... Der König ist mit seinem Blute geschmückt! Der Kranz ist eine blutige Dornenkrone ... das Szepter ist ein Kreuz ... Welch ein Mensch! Du bist es, Herr ... Durch deinen Opfertod habe Erbarmen mit deinem Diener! Jesus, deiner Barmherzigkeit empfehle ich meinen Geist.«

Der Greis, der bis dahin aufrecht stand und im Feuer seiner Propherzeiung jünger schien, bricht plötzlich zusammen, und er wäre zu Boden gefallen, wenn Jesus ihn nicht aufgefangen und gegen seine Brust gehalten hätte.

»Saul!«

»Saul stirbt!«

»Hilfe!«

»Lauft!«

»Friede um den Gerechten, der stirbt!« sagt Jesus, der sich langsam niedergelassen hat, um den immer schwerer werdenden Alten besser stützen zu können. Es wird ganz still.

Jesus legt ihn nun auf den Boden. Dann richtet er sich auf. »Friede seiner Seele! Er starb im Angesicht des Lichtes. Nach kurzer Wartezeit wird er das Antlitz Gottes schauen und glücklich sein. Es gibt keinen Tod, keine Trennung vom Leben für alle, die im Herrn sterben.«

Die Leute entfernen sich nach einer Weile und reden noch untereinander.

Es bleiben die Vornehmen, Jesus mit den Seinen und der Vorsteher der Synagoge zurück.

»Hat er prophezeit, Herr?«

»Seine Augen haben die Wahrheit gesehen. Laßt uns gehen!«

Sie verlassen den Raum.

»Meister, Saul ist vom Geist des Herrn erfüllt gestorben. Wir, die wir ihn berührt haben, sind wir rein oder unrein?«

»Unrein.«

»Und du?«

»Auch ich, wie die anderen. Ich verändere das Gesetz nicht. Das Gesetz ist das Gesetz, und der Israelit befolgt es. Wir sind unrein. Zwischen dem dritten und dem siebenten Tag müssen wir uns reinigen. Judas, ich gehe nun nicht mehr zu deiner Mutter zurück. Ich will in ihr Haus keine Unreinheit bringen. Laß sie benachrichtigen durch jemand, der es tun kann. Der Friede sei mit dieser Stadt! Gehen wir!«

Ich sehe nichts mehr.

115 Jesus mit den Hirten auf dem Rückweg nach Hebron

Jesus geht zusammen mit den Jüngern auf einer Straße längs des Baches. Den Bach entlang, wenn man sich so ausdrücken darf. Der Bach liegt in der Tiefe, während sich die Straße über ihm in Windungen den Hang hinzieht, wie man dies oft in Gebirgsgegenden antrifft. Johannes, mit einer prall gefüllten Tasche beladen, ist rot wie eine Purpurschnecke. Judas trägt mit seiner eigenen auch die Tasche Jesu. Simon hat die Mäntel und seinen Beutel. Jesus trägt nun wieder seine Sandalen und sein Kleid. Doch die Mutter Judas hat es gewiß reinigen lassen; denn es sieht wieder frisch und sauber aus.

»Wieviel Früchte! Wie schön sind die Reben auf den Hügeln!« sagt Johannes, der seine gute Laune trotz Hitze und Last nicht verliert.

»Meister, ist dies der Fluß, an dessen Ufern die Väter die wunderbaren Weintrauben pflückten?« [Num 13,16–27]

»Nein, an einem anderen, weiter südlich. Doch das ganze Gebiet war gesegnet mit herrlichen Früchten.«

»Jetzt ist es nicht mehr ganz so, doch noch immer sehr schön.«

»Zu viele Kriege haben den Boden verwüstet. Hier ist Israel entstanden ... und er mußte mit dem eigenen und feindlichem Blute gedüngt werden.«

»Wo werden wir die Hirten finden?«

»Fünf Meilen von Hebron entfernt, an den Ufern des Baches, den du erwähnt hast.«

»Hinter diesem Hügel also?«

»Ja.«

»Es ist sehr heiß. Der Sommer ... Wohin gehen wir nachher, Meister?«

»In eine noch heißere Gegend. Doch ich bitte euch mitzukommen. Wir werden bei Nacht reisen. Die Sterne sind sehr hell; es ist nicht dunkel. Ich will euch einen Ort zeigen ... «

»Eine Stadt?«

»Nein, einen Ort ... der euch helfen wird, den Meister zu verstehen ... besser vielleicht als seine Worte.«

»Wir haben Tage verloren mit diesem dummen Zwischenfall. Er hat alles verdorben ... und meine Mutter, die sich soviel Mühe gemacht hatte, war sehr enttäuscht. Ich kann nicht verstehen, weshalb du dich bis nach der Reinigung absondern wolltest.«

»Judas, warum nennst du ein Geschehnis dumm, das für einen wahren Gläubigen eine große Gnade war? Möchtest du für dich selbst nicht einen solchen Tod? Er hatte sein ganzes Leben auf den Messias gewartet; er ist, obwohl schon alt, auf beschwerlichem Wege gewandert, um ihn anzubeten, als man zu ihm gesagt hat: „Er ist da.“ Er hatte in seinem Herzen dreißig Jahre lang die Worte meiner Mutter bewahrt. In seiner letzten Stunde, die ihm Gott geschenkt hat, wurde er vom Feuer der Liebe und des Glaubens erfüllt. Sein Herz zersprang vor Freude und wurde vom Feuer Gottes als wohlgefälliges Brandopfer verzehrt. Gibt es ein besseres Los als dieses?

Hat er das von dir vorbereitete Fest verdorben? Du siehst hier einen Eingriff Gottes. Das, was des Menschen ist, soll nicht vermischt werden mit dem, was Gottes ist. Deine Mutter wird mich wieder einmal haben. Dieser Greis hätte mich ein anderes Mal nicht mehr haben können. Ganz Kerijot kann zu Christus kommen, der Greis hatte keine Kraft mehr dazu. Ich bin glücklich darüber, daß ich den Sterbenden an mein Herz drücken und seinen Geist habe empfehlen können. Und dann ... Weshalb sollen wir durch Nichtbeachtung des Gesetzes Ärgernis erregen? Um den Menschen zu sagen: „Folgt mir nach!“ Es eilt, es eilt! Um sie auf den Weg der Heiligung zu führen, müssen wir selbst den Weg gehen. Wie hätte ich sagen können, oder wie könnte ich sagen: „Seid treu“, wenn ich selbst untreu wäre?«

»Ich glaube, daß dieser Irrtum die Ursache unseres Verfalls ist. Die Rabbis und Phariseer überladen das Volk mit Vorschriften, und dann ... dann tun sie so wie jener, der das Haus des Täufers zu einer Stätte des Lasters gemacht hat«, bemerkt Simon.

»Das ist ein Mann des Herodes . . . «

»Ja, Judas; doch die gleichen Sünden werden auch von solchen begangen, die sich selbst als heilig bezeichnen. Was sagst du dazu, Meister?« fragt Simon.

»Ich sage: wenn auch nur eine Handvoll guten Sauerteigs im Mehl und echten Weihrauchs in Israel vorhanden ist, kann Brot gebacken und der Altar geräuchert werden.«

»Was willst du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß, wenn es Menschen gibt, die mit aufrichtigem Herzen zur Wahrheit kommen, die Wahrheit sich wie der Sauerteig im Mehl und wie Weihrauch über ganz Israel ausbreiten wird.«

»Was hat die Frau zu dir gesagt?« will Judas wissen. Jesus antwortet nicht. Er wendet sich an Johannes: »Es ist schwer und ermüdet dich. Gib mir deine Last.«

»O nein, Jesus! Ich bin an Lasten gewöhnt und dann . . . der Gedanke an die Freude, die Isaak haben wird, macht sie mir leicht.«

Sie haben nun den Hügel umgangen. Am anderen Hang, im Schatten der Bäume, weiden die Schafe des Elija. Die Hirten sitzen im Schatten und bewachen die Tiere; doch als sie Jesus sehen, eilen sie ihm entgegen.

»Der Friede sei mit euch! Hier also seid ihr?«

»Wir waren in Sorgen um dich . . . wegen der Verspätung . . . und unsicher darüber, ob wir dir entgegengehen oder gehorchen sollen . . . So haben wir beschlossen, bis hierher zu kommen . . . um dir und gleichzeitig unserer gemeinsamen Liebe zu gehorchen. Du solltest schon seit mehreren Tagen hier sein.«

»Wir sind aufgehalten worden . . . «

»Hoffentlich nichts Schlimmes?«

»Nein, Freund, nur der Tod eines Getreuen an meiner Brust. Nichts anderes.«

»Was hätte auch vorgefallen sollen, Hirte, wenn die Dinge gut vorbereitet sind? Natürlich muß man wissen, wie dies zu geschehen hat,

und die Herzen darauf vorbereiten, sie entgegenzunehmen. Meine Stadt hat Jesus alle Ehre erwiesen. Nicht wahr, Meister?«

»Das ist wahr, Isaak. Wir haben auf dem Rückweg Sara besucht. Auch die Stadt Jutta hat es verstanden, ohne besondere Vorbereitungen und nur aufgrund ihrer schlichten Güte und der wahren Worte Isaaks, das Wesen meiner Lehre zu begreifen und mit einer praktischen, heiligen und selbstlosen Liebe ihre Hingabe zu bezeugen. Sie sendet dir Kleidung und Nahrung, Isaak, und zu den Almosen auf deinem Lager haben alle noch etwas beisteuern wollen für dich, der du in die Welt zurückkehrst und nichts mehr hast. Nimm es! Ich trage nie Geld mit mir herum, doch dieses habe ich für dich angenommen; denn es ist gereinigt durch die Liebe.«

»Nein, Meister, behalte du es! ... ich bin gewohnt, ohne es auszukommen.«

»Doch nun mußt du in die Dörfer gehen, in die ich dich senden werde. Da brauchst du es. Der Arbeiter hat Anspruch auf seinen Lohn, auch wenn er für die Seelen arbeitet. Denn noch ist ein Körper zu ernähren, wie der des Eselchens, das dem Herrn dient. Es ist nicht viel; aber du wirst es zu verwenden wissen. Johannes hat im Sack Kleider und Sandalen ... Joachim hat die seinen gegeben. Es wird alles etwas groß sein ... aber es liegt so viel Liebe in dem Geschenk!«

Isaak nimmt den Sack und zieht sich in eine Hecke zurück, um sich anzuziehen. Er war immer noch barfuß und trug die bizarre Toga, die aus einer Decke bestand.

»Meister«, sagt Elija, »die Frau, die im Hause des Johannes wohnt, sandte uns, als du drei Tage abwesend warst und wir die Herden auf den Wiesen Hebrons weideten (sie gehören allen, und niemand kann verjagt werden) einen Boten mit diesem Beutel und ließ ausrichten, daß sie mit uns sprechen wolle ... Ich weiß nicht, ob ich es recht gemacht habe, denn das erstmal habe ich die Börse abgelehnt und gesagt, wir wollten nichts nehmen; darauf ließ sie mir sagen: „Komm im Namen Jesu!“ und ich bin hingegangen. Sie hat gewartet, bis ... der Mann, dessen Geliebte sie ist, fort war, und wollte

dann viele Dinge erfahren; doch ich habe wenig gesprochen ... aus Vorsicht ... denn sie ist eine Dirne. Ich hatte Angst, daß es eine Falle für dich sein könnte. Sie wollte wissen, wer du bist, wo du dich befindest, was du tust, ob du ein Herr bist ... Ich habe nur gesagt: „Er ist Jesus von Nazaret. Er ist ein Lehrer und zieht lehrend durch Palästina.“ Ich habe gesagt, du seiest ein armer, einfacher Arbeiter, den die Weisheit wissend gemacht hat ... nicht mehr.«

»Du hast es gut gemacht«, sagt Jesus, und gleichzeitig ruft Judas aus: »Du hast es schlecht gemacht! Warum hast du nicht gesagt, daß er der Messias, der König der Welt ist? Zerschmettert muß sie werden, die hochmütige Römerin, durch Gottes Herrlichkeit!«

»Sie hätte mich nicht verstanden ... und dann? Ich wußte nicht, ob sie aufrichtig war. Du hast gesagt, was sie ist, als du sie sahst. Konnte ich ihr die heiligen Dinge – und alles, was Jesus betrifft, ist heilig – in den Mund schleudern? Sollte ich Jesus in Gefahr bringen, durch meine Aussagen? Von allen erfährt er Böses, nicht aber durch mich!«

»Laß uns gehen, Johannes, um ihr zu sagen, daß es der Messias ist, und um ihr die heilige Wahrheit zu erklären ... «

»Ich nicht; es sei denn, Jesus befiehlt es mir.«

»Hast du Angst? Was soll sie dir schon antun? Ekelst du dich? Der Meister hat sich auch nicht geekelt.«

»Weder Angst noch Ekel! Ich habe nur Mitleid mit ihr. Doch ich denke, wenn Jesus gewollt hätte, dann wäre er dort geblieben und hätte sie unterwiesen. Er hat es nicht getan ... so ist es auch nicht an uns, es zu tun.«

»Zu jenem Zeitpunkt gab es noch keine Anzeichen einer Bekehrung ... Jetzt ... Zeig mir den Beutel, Elija!« Und Judas, der sich ins Gras gesetzt hat, leert den Inhalt des Beutels auf einen Zipfel seines Mantels: Ringe, Armreife und Ketten rollen golden über das mattgelbe Gewand des Judas.

»Alles Schmuckstücke! ... Was machen wir damit?«

»Man kann sie verkaufen«, sagt Simon.

»Es sind lauter nichtssagende Dinge«, sagt Judas, obwohl er die Gegenstände bewundert.

»Ich habe dasselbe gesagt, als ich sie entgegennahm; ich habe auch gesagt: „Dein Herr wird dich schlagen!“ Sie hat darauf erwidert: „Es gehört nicht ihm. Es ist mein Eigentum, und ich tue damit, was ich will. Ich weiß, daß es Sündengeld ist ... doch es wird edles Gold werden, wenn es für Leute verwendet wird, die arm und gerecht sind ... Er soll meiner gedenken.“ Und sie weinte.«

»Gehe hin zu ihr, Meister.«

»Nein!«

»Schicke Simon!«

»Nein.«

»Dann gehe ich.«

»Nein.«

Jesu „Nein“ sind klar und gebieterisch.

»Habe ich unrecht getan, Meister, mit ihr zu sprechen?« fragt Elija, der sieht, daß Jesus sehr ernst geworden ist.

»Du hast nicht unrecht gehandelt. Aber es gibt nichts weiteres zu tun.«

»Aber vielleicht will die Frau sich bessern und möchte belehrt werden«, wirft Judas ein.

»In ihr sind schon viele Funken vorhanden, um ein Feuer zu entfachen, in dem ihre Laster verbrennen können, um ihre Seele durch die Reue wieder jungfräulich werden zu lassen. Vor kurzem habe ich euch über den Sauerteig gesprochen, der das Mehl durchzieht und aus ihm heiliges Brot macht. Hört ein kurzes Gleichnis:

Diese Frau ist wie das Mehl. Ein Mehl, in das der Böse sein höllisches Pulver hineingemischt hat. Ich bin der Sauerteig. Oder mein Wort ist der Sauerteig. Doch wenn zuviel Kleie oder Steine in das Mehl, wenn Sand und Asche hineingemischt sind, kann es dann noch Brot werden, selbst wenn der Sauerteig gut ist? Nein! Es müssen zuerst geduldig die Kleie, die Asche, die Steine und der Sand aus dem Mehl ausgesiebt werden. Die Barmherzigkeit geht vorüber

und bietet das Sieb an ... Vorerst kurze, fundamentale Wahrheiten. Sie sind nötig für den, der im Netz der vollständigen Unkenntnis, des Lasters und des Heidentums gefangen ist. Wenn die Seele sie annimmt, beginnt die erste Reinigung. Die zweite erfolgt durch das Sieb der Seele selbst, die ihr Sein mit dem *Sein* dessen vergleicht, der sich geoffenbart hat. Sie empfindet Abscheu über sich selbst. Nun beginnt ihre eigene Arbeit. Nach den Steinen, dem Sand und der Asche wird auch das Mehl ausgeschieden, das nicht fein genug gemahlen ist, um gutes Brot zu geben. Jetzt ist alles bereit. Nun kommt die Barmherzigkeit noch einmal vorbei, versenkt sich in das vorbereitete Mehl ... auch dieses ist noch Vorbereitung, Judas ... läßt es aufgehen und wird Brot. Doch es ist ein langer Werdegang und erfordert den „Willen“ der Seele.

Die Frau hat schon das Wenige in sich, das ihr gerechtermaßen zu geben war und ihr helfen kann, ihre Aufgabe zu erfüllen. Lassen wir sie dabei ungestört, da sie den Willen dazu hat. Alles stört eine Seele, die an sich arbeitet: die Neugier, der ungeordnete Eifer, der Starrsinn, wie auch die übertriebene Frömmigkeit.«

»So gehen wir nicht zu ihr?«

»Nein. Und damit keiner von euch in Versuchung kommt, brechen wir sofort auf. Im Walde ist es schattig. Wir werden uns im Terbintotal ausruhen. Dort wollen wir uns trennen. Elija wird mit Levi zu seinen Weiden zurückkehren, während Josef mit mir bis zur Furt von Jericho kommt. Dann werden wir uns wieder treffen. Du, Isaak, fährst fort mit dem, was du in Jutta getan hast ... und wirst dich von hier aus über Arimathäa und Lydda bis nach Dok begeben. Dort werden wir uns treffen. Wir müssen Judäa vorbereiten. Und du weißt, wie das gemacht wird. Du hast es schon in Jutta getan.«

»Und wir?«

»Ihr? Ihr werdet, wie ich gesagt habe, mit mir kommen, um meine Vorbereitung kennenzulernen. Auch ich habe mich auf meine Sendung vorbereitet.«

»Du bist zu einem Rabbi gegangen?«

»Nein.«

»Zu Johannes?«

»Ich habe mich nur von ihm taufen lassen.«

»Wie dann?«

»Betlehem hat mit Steinen und mit Herzen geantwortet. Auch dort, wohin ich dich mitnehme, Judas, werden die Steine und ein Herz, mein Herz, sprechen und dir die Antwort geben.«

Elija, der Milch und dunkles Brot gebracht hat, sagt: »Während ich auf dich gewartet habe, habe ich mit Isaak versucht, die Leute von Hebron zu überzeugen. Aber sie glauben und überzeugen sich nicht; sie wollen nur Johannes den Täufer. Er ist ihr Heiliger, und sie wollen keinen anderen als ihn.«

»Eine Sünde, die vielen Ländern und vielen Gläubigen gemeinsam ist, in der Gegenwart und der Zukunft. Sie blicken auf den Arbeiter und nicht auf den Herrn, der den Arbeiter gesandt hat. Sie erbitten vom Arbeiter etwas, ohne zu sagen: „Sag dies deinem Herrn!“ Sie vergessen, daß es den Arbeiter gibt, weil es den Arbeitgeber gibt, und daß dieser den Arbeiter anlernt und ihn zum Arbeiten befähigt. Sie vergessen, daß der Arbeiter vermitteln, daß aber nur einer entscheiden kann: der Herr! In diesem Falle Gott und sein „Wort“ mit ihm. Das ist nun einmal so. Das „Wort“ empfindet darüber Schmerz, aber keinen Groll. Laßt uns gehen.« Die Vision ist beendet.

116 Jesus auf dem Berg des Fastens und am Felsen der Versuchung

Ein wunderschöner Morgen irgendwo in der Wildnis. Ein Lichtschein über einem Berggipfel. Der Tag ist am Erwachen. Hoch oben einige übriggebliebene Sterne und die dünne Sichel des abnehmenden Mondes, wie ein silbernes Komma auf dem dunkelblauen Samt des Himmels.

Der Berg scheint nicht zu einer Gebirgskette zu gehören. Es ist aber ein Berg, nicht nur ein Hügel. Der Gipfel ist viel weiter oben,

doch man hat schon von halber Höhe ein sehr weites Blickfeld: ein Zeichen, daß er hoch über die Ebene emporragt in der frischen Morgenluft, in der sich das grünlich-weiße Licht noch unsicher den Weg bahnt. Es wird immer heller, so daß die Umrisse und Einzelheiten klarer hervortreten. So kann ich erkennen, daß der Berg kahl und felsig und von Rissen durchsetzt ist, welche Grotten, Höhlen und Gesimse bilden. Ein wilder Ort, an dem nur vereinzelt an Stellen, wo etwas Erde liegt und sich etwas Wasser vom Himmel ansammelt, grüne Büschel wachsen, wilde stachelige Pflanzen und niedrige starre Stauden, deren Namen ich nicht kenne.

Am Fuße des Berges dehnt sich eine flache, steinige Wüste aus, an deren Ende eine dunkle Stelle ist, die auf eine vom Grundwasser gespeiste Oase schließen läßt. Doch nun, beim Hellerwerden, kann man erkennen, daß es nichts als Wasser ist: ein stehendes, ein düsteres, totes Gewässer, ein See von unendlicher Traurigkeit. In diesem Zwielight überkommt mich die Erinnerung an die Vision einer toten Welt. Es scheint, daß der See alle Dunkelheit des Nachthimmels in sich aufnimmt, alles Düstere des Bodens der Umgebung; daß er in seinen toten Wassern alles schmutzige Grün der Dornenbüsche und steifen Gräser enthält, die kilometerweit in der Ebene und an den Hängen den einzigen Schmuck der Gegend bilden. Eine wahrlich trostlose Schau, und welch ein Gegensatz zum sonnigen, lachenden See Gennesaret!

Doch wenn ich hinauf zum Himmel blicke, der von einer so absoluten Klarheit ist und immer heller wird; wenn ich sehe, wie das Licht von Osten her in immer kraftvolleren Wogen näherrückt, wird mir wieder froh ums Herz. Aber der Anblick dieses so düsteren toten Sees hat etwas Beklemmendes an sich. Kein Vogel überfliegt das Wasser, kein Tier ist an seinem Ufer. Nichts!

Während ich diese Trostlosigkeit betrachte, erreicht mich die süße Stimme meines Jesus: »Nun sind wir da angekommen, wo ich euch hinführen wollte.« Ich wende mich um und sehe ihn hinter meinem Rücken zwischen Johannes, Simon und Judas auf einem Pfad am fel-

sigen Fuße des Berges. Es ist dies eigentlich nicht ein Pfad, sondern ein kaum wahrnehmbarer Weg; ein Graben, den das Regenwasser im Verlauf der Jahrhunderte in den Kalkstein gegraben hat und der jetzt eher ein Weg für die wilden Ziegen als für Menschen ist.

Jesus schaut umher und wiederholt: »Ja, hierher wollte ich euch führen. Hier hat Christus sich auf seine Mission vorbereitet.«

»Aber hier ist doch nichts!«

»Du sagst es, hier ist nichts.«

»Mit wem warst du hier?«

»Mit meinem Geist und meinem Vater.«

»Ach, das war wohl ein Aufenthalt von wenigen Stunden?«

»Nein, Judas, nicht von wenigen Stunden . . . von vielen Tagen.«

»Wer sorgte für dich? Wo hast du geschlafen?«

»Als Diener hatte ich die wilden Esel, die nachts in ihrer Höhle schliefen . . . in dieser hier, in der auch ich Zuflucht gesucht habe. Als Diener hatte ich die Adler, die mit ihrem rauhen Schrei verkündeten: „Es ist Tag“ und fortflogen, um nach Beute zu suchen. Als Freunde hatte ich die kleinen Hasen, die das spärliche Gras zu meinen Füßen fraßen. Meine Speise und mein Trank waren, was die Wildblumen haben: der nächtliche Tau und das Sonnenlicht. Nichts anderes!«

»Aber warum?«

»Um mich gut auf meine Sendung vorzubereiten, wie du sagst. Die gut vorbereiteten Dinge gelingen gut. Du selbst hast es gesagt. Und bei mir ging es nicht um ein dürftiges, wertloses Anliegen; ich – als Diener des Herrn – hatte den Menschen das Wesen Gottes verständlich zu machen, und sie aufgrund dieses Verständnisses zur Liebe im Geiste der Wahrheit zu führen. Welch armseliger Diener des Herrn, der an seine eigene Verherrlichung denkt und nicht an den Triumph des Herrn; der den eigenen Vorteil sucht und davon träumt, sich selbst auf einen Thron emporzuschwingen; der aus göttlichen Dingen banale Angelegenheiten macht und was himmlisch ist, entwürdigt. Ein solcher Mensch ist nicht mehr Diener, auch wenn es nach außen hin so scheint. Er ist ein Händler, ein Schwindler, der

sich und andere betrügt, ja selbst Gott betrügen möchte; ein Unglücklicher, der ein Fürst zu sein glaubt und doch nur ein Sklave ist. Er gehört dem Dämon, dem König der Lüge. Hier, in dieser Höhle, lebte Christus viele Tage von Abtötungen und Gebet, um sich auf seine Sendung vorzubereiten. Wohin sollte ich zu meiner Vorbereitung gehen, Judas?»

Judas ist verunsichert und verwirrt. Endlich antwortet er: »Ich weiß nicht ... ich dachte, zu irgendeinem Rabbi ... zu den Essenern ... ich weiß nicht.«

»Hätte ich einen Rabbi finden können, der mir mehr gesagt hätte als die Macht und die Weisheit Gottes? Und hätte ich – ich, das ewige Wort des Vaters, ich, der ich war, als der Vater den Menschen erschuf, und weiß, mit welchem unsterblichen Geist er belebt ist und welche Kraft des freien Urteils- und Entscheidungsvermögens ihm der Schöpfer gegeben hat – hätte ich Weisheit und Fähigkeit bei jenen schöpfen können, welche die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung nach dem Tode und die Handlungsfreiheit des Menschen leugnen, welche Tugend und Laster, heilige und schlechte Taten als Schicksal, dem man nicht entgehe, als unabwendbar bezeichnen? O nein! Ihr habt eine Bestimmung, gewiß, ihr habt sie. Im Geiste Gottes, der euch erschuf, liegt eure Bestimmung. Und es ist eine Bestimmung der Liebe, des Friedens, der Glorie: „die Heiligkeit, seine Kinder zu sein“. Diese Bestimmung ist seit der Erschaffung Adams aus dem Schlamm dem Geiste Gottes gegenwärtig, und so wird es bis zur Erschaffung der letzten Menschenseele sein.

Doch der Vater tut euch in eurem Königsein keine Gewalt an. Ein gefangener König ist nicht mehr König; er ist ein Verworfener. Ihr seid Könige, weil ihr in eurem kleinen individuellen Bereich frei seid: in eurem Ich. In ihm könnt ihr machen, was ihr wollt und wie ihr es wollt. Euch gegenüber und an den Grenzen eures kleinen Reiches habt ihr einen königlichen Freund und zwei feindliche Mächte. Der Freund zeigt euch die Regeln, die er gegeben hat, um diejenigen, die ihm gehören wollen, glücklich zu machen. Er zeigt die Regeln,

er, der Weise und Heilige, damit ihr, wenn ihr wollt, sie befolgen und ewige Herrlichkeit verdienen könnt. Er sagt euch! Das sind sie! Mit ihnen ist euch der ewige Sieg gewiß! Die beiden feindlichen Mächte sind Satan und das Fleisch. Das Fleisch seid ihr und die Welt. Also die Pracht und die Verführungen der Welt, der Reichtum, die Feste, die Ehren, die Macht, die man von der Welt und in ihr haben kann und die nicht immer ehrbar sind und nicht immer in ehrbarer Weise benützt werden, wenn sie einem aus mannigfaltigen Gründen zufallen. Satan, der Gebieter über das Fleisch und die Welt, wirbt für die Welt und das Fleisch. Auch er hat seine Regeln. Und wie hat er sie! Und da das Ich vom Fleisch umgeben ist, und das Fleisch das Fleisch anzieht wie der Magnet die Metallspäne, und da der Gesang des Verführers süßer als das Klagen der verliebten Nachtigall im Mondenschein und im Dufte der Rosen ist, so ist es leichter, diese Regeln zu befolgen, sich diesen Mächten zuzuwenden und zu ihnen zu sagen: „Ihr seid meine Freunde, tretet ein!“

Tretet ein . . . Habt ihr je einen Verbündeten gesehen, der immer anständig blieb und nicht einen Prozent verlangte für die gebotene Hilfe? So machen es diese Mächte. Sie treten ein . . . und werden zu Herrschern. Zu Herrschern? Nein, zu Polizisten! Sie binden euch, o Menschen, an ihre Galeerenbank, sie ketten euch an und lassen euch das Haupt vom Joch nicht mehr erheben, und wenn ihr versucht, euch loszureißen, dann schneiden sie euch mit den Ruten ins Fleisch. Entweder ihr laßt euch verwunden, bis ihr nur noch ein elender Haufen zerschlagenes Fleisch seid, so unnütz, daß ihre grausamen Füße euch wegstoßen, oder ihr sterbt. Wenn ihr euch dieses Martyrium auferlegt, ja ihr selbst es euch auferlegt, dann kommt die Barmherzigkeit, die einzige, die sich dieses abstoßenden Elends erbarmt, vor dem die Welt – einer ihrer Gebieter – sich nun ekelt und auf das der andere Gebieter, der Satan, seine Rachepfeile schießt. Die Barmherzigkeit, die einzige, die sich erbarmt, kommt, sich beugt, aufrichtet, pflegt, heilt und sagt: „Komm, fürchte dich nicht. Habe keine Angst, deine Wunden sind nur noch Narben; doch sie sind so zahllos, daß

du erschrecken würdest, so sehr entstellen sie dich. Ich beachte sie nicht. Ich blicke auf deinen Willen. Dieses guten Willens wegen fällst du mir auf. Darum sage ich dir: Ich liebe dich! Komm mit mir.“ Und die Barmherzigkeit trägt dich in ihr Reich.

So versteht ihr, daß die Barmherzigkeit und der königliche Freund ein und dieselbe Person sind. Ihr werdet die Regeln wiederfinden, die sie euch gezeigt hat und die ihr nicht befolgen wolltet. Nun wollt ihr, und ihr erreicht zuerst den Frieden des Gewissens und dann den Frieden Gottes.

Sagt mir also: Wurde dieses Schicksal von *Einem* allein für alle bestimmt, oder ist es von jedem persönlich für sich selbst gewollt?«

»Es ist von jedem einzelnen frei gewählt worden.«

»Du urteilst richtig, Simon. Konnte ich zu den Leugnern der seligen Auferstehung und der Gnade Gottes gehen, um mich zu bilden? Hierher bin ich gekommen. Als Menschensohn habe ich hier meine Seele in ihren letzten Feinheiten bearbeitet und habe so ein dreißigjähriges Werk der Vorbereitung und der Selbstverleugnung: in der tiefsten Erniedrigung vollendet, um in Vollkommenheit mein Amt anzutreten. Nun bitte ich euch, ein paar Tage mit mir in dieser Höhle zu verbringen. Dieser Aufenthalt wird immer noch weniger trostlos sein, weil wir vier Freunde sind, um gemeinsam gegen die Traurigkeit, die Angst, die Versuchungen und die Bedürfnisse unseres Leibes anzukämpfen. Ich war allein. Und es wird auch weniger mühselig sein, weil es jetzt Sommer ist und der Wind hier in der Höhe die Hitze mildert. Ich kam am Ende des Monats Tebet hierher, und der Wind, der vom verschneiten Berggipfel herunterblies, war eisig. Dieser Aufenthalt wird auch noch weniger qualvoll sein, weil er kürzer sein wird, und wir über ein Minimum an Nahrung verfügen, die unseren Hunger lindert, und in den kleinen Lederschläuchen, die ich euch von den Hirten geben ließ, ist genügend Wasser für ein paar Tage. Ich ... ich muß Satan zwei Seelen entreißen. Nur die Buße bringt das zustande. Ich bitte euch um Hilfe. Für euch wird es überdies von erzieherischem Wert sein. Ihr werdet lernen,

wie man Satan seine Opfer entreißt. Nicht so sehr mit Worten als vielmehr mit Opfern . . . Die Worte! . . . Der Spektakel Satans verhindert, daß sie gehört werden . . . Jede Seele in der Gewalt des Feindes befindet sich in einem wahren Strudel teuflischer Stimmen . . . Wollt ihr bei mir bleiben? Wenn ihr nicht wollt, geht! Ich bleibe. Wir werden uns in Tekoa wieder treffen, am Markt.«

»Nein, Meister, ich verlasse dich nicht«, sagt Johannes, während Simon gleichzeitig ausruft: »Du erhebst uns, indem du uns bei dir behältst bei diesem Werk der Erlösung.«

Judas sieht nicht sehr begeistert aus. Doch er macht gute Miene zur Situation und sagt: »Ich bleibe.«

»Nehmt also die Wasserbeutel und die Taschen und tragt sie hinein, bevor die Sonne anfängt zu brennen. Macht Kleinholz und häuft es neben dem Eingang auf. Die Nächte sind hier auch im Sommer kühl, und nicht alle Tiere sind gutartig. Einen Ast zündet sofort an, den dort von der harzhaltigen Akazie; er brennt gut. Wir wollen noch in die Fugen und Ritzen leuchten, um mit dem Feuer Nattern und Skorpione zu vertreiben. Geht ans Werk!«

Die gleiche Stelle auf dem Berg, nur ist es jetzt Nacht. Eine ganz sternenklare Nacht. Die Schönheit des nächtlichen Himmels, wie man sie wahrscheinlich nur in diesen beinahe tropischen Ländern finden kann! Die Sterne sind groß und von einer wunderbaren Leuchtkraft. Die größeren Konstellationen gleichen Trauben von Brillanten, hellen Topasen, bleichen Saphiren, mild leuchtenden Opalen und dunklen Rubinen. Sie funkeln, leuchten auf, erlöschen für einen Augenblick wie ein Auge, das zeitweise vom Lid verdeckt wird, um danach in neuem Glanz zu erstrahlen. Ab und zu durchfurcht ein Stern den Himmel und verschwindet irgendwo am Horizont. Ein Lichtstreifen, wie der Jubelruf eines Sternes, der durch diese grenzenlosen, sternbesäten Weiten fliegen darf.

Jesus sitzt an der Öffnung der Höhle und spricht zu den drei Jüngern, die um ihn herum gruppiert sind. In ihrer Mitte ist noch ein Häuflein glühender Holzstücke, die ihren rötlichen Schein auf die vier Gesichter werfen.

»Ja, der Aufenthalt ist zu Ende; dieser Aufenthalt. Das letztmal hat er vierzig Tage gedauert ... und ich sage es euch noch einmal: es war noch Winter auf diesen Hängen ... und ich hatte keine Nahrung. Etwas schwieriger als dieses Mal, nicht wahr? Aber ich weiß, daß ihr auch jetzt gelitten habt. Das Wenige, das wir hatten und ich euch gab, war nichts, besonders für den Hunger der Jüngeren. Es genügte gerade, um nicht in Ohnmacht zu fallen. Wasser hattet ihr noch weniger. Es ist brütend heiß am Tage, und ihr werdet sagen, so war es im Winter nicht. Doch damals blies ein trockener Wind, der von der Höhe wehte und in der Lunge brannte. Er brachte aus der Wüste Sand mit und trocknete alles noch mehr aus als diese Sommerhitze, die ihr mit den säuerlichen Früchten, die beinahe reif sind, leidlich erträgt. Damals bot der Berg nur Wind und vom Eis verdorrte Kräuter unter den Skeletten der Akazien. Ich habe euch nicht alles gegeben, sondern habe die letzten Brote und den letzten Käse mit dem letzten Wasserbeutel für den Rückweg aufgespart. Ich weiß, was der Rückweg war ... erschöpft wie ich war in der Einsamkeit der Wüste ...

Suchen wir unsere Sachen zusammen und gehen wir! Die Nacht ist noch heller als jene, in welcher wir hergekommen sind. Es scheint kein Mond, aber vom Himmel regnet es Licht. Laßt uns gehen! Denkt an diesen Ort! Erinnert euch stets daran, wie Christus sich vorbereitet hat und wie sich auch seine Apostel vorbereiten: wie ich die Apostel lehre, sich vorzubereiten!«

Sie erheben sich. Simon stochert mit einem Zweig in der Asche, um das Feuer neu anzufachen, wirft getrocknete Kräuter darauf und entzündet an der Flamme einen Akazienzweig. Diese Fackel hält er am Eingang der Höhle in die Höhe, während Judas und Johannes Mäntel, Taschen und die kleinen Wasserbeutel, von denen nur noch einer voll ist, zusammentragen. Dann schlägt er die Fackel gegen den Felsen, nimmt seine Tasche, wirft sich wie die anderen den Mantel um und bindet ihn sich um die Hüfte fest, damit er ihm beim Gehen nicht hinderlich sei.

Sie steigen schweigend einer hinter dem anderen einen schmalen Pfad hinab und treiben kleine Tiere in die Flucht, die an den spärlichen Gräsern, die der brütenden Sonne widerstanden haben, ihren Hunger zu stillen suchen. Der Weg ist lang und beschwerlich. Schließlich erreichen sie die Ebene. Auch hier ist der Weg unbequem, denn Steine und Steinsplitter bewegen sich heimtückisch unter den Füßen und verletzen diese, da die Erde zu Staub zermahlen ist und Geröll verbirgt. Dürre, dornige Zweige zerkratzen die Haut und verfangen sich in den Gewändern. Doch nun geht es besser.

Am Himmel erstrahlen die Sterne immer heller.

Sie marschieren, stundenlang. Die Ebene wird unfruchtbarer und trostloser. Ein Glitzern leuchtet aus Erdritzen und ausgetrockneten Löchern. Fast könnte man an schmutzige Brillantsplitter denken. Johannes bückt sich, um sie zu betrachten. »Es ist das Salz des Untergrundbodens, der davon gesättigt ist. Mit dem Frühjahrsregen steigt es an die Oberfläche und trocknet dann ein. Deshalb gibt es hier kein Leben. Durch tiefliegende Wasseradern bringt das östliche Meer Tod und Unfruchtbarkeit viele Stadien weit ins Land hinein. Nur wo süße Quellen dieses ätzende Wasser mildern, ist es möglich, wieder Pflanzen zu finden und eine Wiederbelebung der Natur zu beobachten«, erklärt Jesus.

Sie gehen weiter. Dann verweilt Jesus beim hohlen Felsen, wo ich seine Versuchung durch Satan gesehen habe. »Wir wollen hier haltmachen. Setzt euch nieder! Bald wird der Hahn krähen. Wir sind nun schon sechs Stunden unterwegs, und ihr habt Hunger und Durst und werdet müde sein. Nehmt! Eßt und trinkt! Setzt euch hierher zu mir, ich will euch noch etwas sagen, was ihr später euren Freunden und der Welt mitteilen sollt.« Jesus hat seine Tasche geöffnet und ihr Brot und Käse entnommen, die er zerschneidet und an die Jünger verteilt. Dann gießt er aus seinem Schlauch Wasser in ein Schüsselchen und reicht es ebenfalls herum.

»Du isst nicht, Meister?«

»Ich möchte zu euch sprechen. Hört zu! Einmal hat mich ein Mann

gefragt, ob ich nie versucht worden sei. Er fragte mich, ob ich nie eine Sünde begangen und nie einer Versuchung erlegen sei. Und er wunderte sich, daß ich, der Messias, die Hilfe des Vaters erbeten habe, um widerstehen zu können, mit den Worten: „Vater, führe mich nicht in Versuchung!“«

Jesus spricht leise, ruhig, als ob er etwas sagen würde, was allen unbekannt ist. Judas neigt verlegen das Haupt, aber die anderen sind so vertieft in das, was Jesus sagt, daß sie es nicht bemerken. Jesus fährt fort: »Nun sollt ihr, meine Freunde, erfahren, was dieser Mann nur oberflächlich wußte. Ich war rein: rein durch meine Unschuld. Aber vor dem Allerhöchsten ist man nie rein genug, und die Demut zum Bekenntnis: „Ich bin ein Mensch und Sünder“ ist schon Taufe und reinigt das Herz. Nach der Taufe bin ich hierher gekommen. Ich bin das Lamm Gottes genannt worden von dem, der als Heiliger und als Prophet die Wahrheit sah und den Geist vom Himmel her auf das Wort niedersteigen sah und aus ihm mit dem Chrisam der Liebe den Gesalbten machte, während die Stimme des Vaters die Himmel mit dem Schall seiner Worte erfüllte, als er sagte: „Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Du, Johannes, warst dabei, als der Täufer die Worte wiederholte . . . Nach der Taufe, und obwohl rein von Natur aus und rein durch die Taufe, wollte ich mich „vorbereiten“. Ja, Judas, schau mich an! Mein Auge soll dir sagen, was mein Mund bis jetzt verschwiegen hat.

Schau mich an, Judas! Betrachte deinen Meister, der sich nicht über den Menschen erhoben hat, um der Messias zu sein, sondern vielmehr in allem – außer in der Zustimmung zum Bösen – Mensch sein wollte. Ja, so ist es.«

Nun hat Judas das Haupt erhoben und betrachtet Jesus, der ihm gegenüber sitzt. Im Sternenschein leuchten im bleichen Antlitz die Augen Jesu wie zwei Fixsterne.

»Um sich vorzubereiten, ein Meister zu sein, muß man erst Schüler gewesen sein. Ich war allwissend, als Gott. Meine Einsicht ließ mich mittels meiner Erkenntnis die inneren Kämpfe des Menschen

geistig verstehen. Doch eines Tages hätte ein armer Freund, irgend- ein armer Sohn, zu mir sagen können: „Du weißt nicht, was es heißt, Mensch zu sein und Gefühle und Leidenschaften zu haben.“ Es wäre ein gerechter Vorwurf gewesen. Ich bin hierher gekommen, auf den Berg, um mich vorzubereiten; nicht allein auf die Sendung, sondern auch auf die Versuchung. Seht ihr? Hier, wo ihr euch jetzt befindet, wurde ich versucht. Von wem? Von einem Sterblichen? Nein. Zu gering wäre seine Macht gewesen. Ich wurde vom Satan selbst versucht.

Ich war erschöpft. Seit vierzig Tagen hatte ich nicht gegessen ... doch solange ich ins Gebet vertieft war, fühlte ich nichts in meiner Freude der Zwiesprache mit Gott. Ich empfand den Hunger als erträglich, weil er nur die Materie betrifft, die Materie allein. Dann kehrte ich zur Welt zurück ... auf die Wege der Welt ... und fühlte die Bedürfnisse des Menschen. Ich hatte Hunger, ich hatte Durst. Ich fühlte die schneidende Kälte der Wüstennacht. Ich fühlte den Körper, seinen Mangel an Ruhe und Schlaf und die Erschöpfung vom langen Weg, den ich in einer derartigen Verfassung zurückgelegt hatte; ich konnte nicht mehr weitergehen ...

Denn auch ich habe Fleisch und Blut, Freunde. Wahres Fleisch. Und es ist denselben Schwächen unterworfen, die jedes Fleisch empfindet. Und mit dem Leib habe ich ein Herz. Ja, von der menschlichen Natur habe ich den ersten und den zweiten der drei Teile, aus denen der Mensch besteht, übernommen: die Materie mit ihren körperlichen Bedürfnissen und das Gemüt mit seinen Neigungen. Und da ich mit meinem Willen alle nicht guten Neigungen schon im Keime erstickt habe, konnten die heiligen Neigungen der kindlichen Liebe, der Heimatliebe, der Freundschaft, der Arbeit und alles, was gut und heilig, groß und mächtig ist, werden wie jahrhundertealte Zedern. So habe ich hier die Sehnsucht nach meiner fernen Mutter empfunden. Hier habe ich das Bedürfnis ihrer sorgenden Liebe in meiner Hinfälligkeit als Mensch empfunden. Hier hat mich von neuem der Schmerz überwältigt, mich von der Einzigen, die mich

vollkommen liebt, trennen zu müssen. Hier habe ich das Bedürfnis nach ihrer Pflege meiner menschlichen Gebrechlichkeit gespürt; hier habe ich erneut den Schmerz erfahren, mich von der Einzigen getrennt zu haben, die mich vollkommen liebte; hier habe ich den Schmerz vorausgeföhlt, der mir vorbehalten ist, und den Schmerz über ihren Schmerz, arme Mutter, die einmal keine Tränen mehr haben wird, da sie so viele vergießen muß für ihren Sohn und um der Menschen willen. Und hier habe ich die Müdigkeit des Helden und des Asketen kennengelernt, der in einer Stunde die Vorahnung, die Nutzlosigkeit seiner Bemühung erkennt.

Ich habe geweint. Die Traurigkeit, sie ist ein magisches Mittel für Satan. Es ist keine Sünde, traurig zu sein, wenn die Stunde leidvoll ist. Sünde ist, der Traurigkeit freien Lauf zu geben und der Haltlosigkeit oder Verzweiflung zu verfallen. Satan ist sofort da, wenn jemand von geistiger Mattigkeit befallen wird.

Er ist gekommen. Im Gewande eines wohlwollenden Wanderers. Er gibt sich immer wohlwollend ... Ich hatte Hunger ... und ich hatte meine dreißig Jahre im Blut. Satan hat mich versucht; denn er glaubte, ich sei verwundbar, da er mich hungrig sah und auch mein Alter kannte. Er hat mir seine Hilfe angeboten. Zuerst hat er zu mir gesagt: „Gebiete diesen Steinen, Brot zu werden!“ ... Doch zu allererst hat er mir von der Frau gesprochen. Oh! er versteht sich darauf, von ihr zu sprechen. Er kennt sie von Grund auf. Er hat die Frau als erste verführt, um aus ihr seine Verbündete in der Verführung zu machen. Ich bin nicht nur der Sohn Gottes. Ich bin Jesus, der Handwerker von Nazaret. Ich sagte damals zum Mann, der mich gefragt hat, ob ich die Versuchung kenne, und der mich beinahe beschuldigte, ungerechterweise glücklich zu sein, da ich nicht wüßte, was Sünde sei: „Der Akt bewirkt die Befriedigung. Die zurückgedrängte Versuchung weicht nicht, sondern wird noch stärker, auch weil Satan sie anschürt!“ Ich habe der Versuchung des Hungers nach Brot und nach der Frau widerstanden. Und ihr sollt wissen, daß Satan die Frau – menschlich gesprochen nicht zu Unrecht – mir zuerst

anbot, denn sie ist seine beste Verbündete, um sich in der Welt zu behaupten.

Der „Versucher“, der sich mit meinem: „Nicht vom Brot allein lebt der Mensch“ nicht geschlagen gab, begann nun von meiner Sendung zu sprechen. Satan wollte den Messias verführen, nachdem er den jungen Mann versucht hatte. Und er trieb mich an, die unwürdigen Diener des Tempels durch ein Wunder zu vernichten. Das Wunder, die Flamme des Himmels, dient nicht dazu, um sich aus Weidenruten eine Krone zu winden und sich mit ihr zu schmücken. Und man versucht Gott nicht, indem man um Wunder für menschliche Zwecke bittet. Das wollte Satan. Das vorgebrachte Motiv war nur ein Vorwand. Die Wahrheit war: „Rühme dich, der Messias zu sein!“ Auf diese Weise dachte er, in mir eine Begehrlichkeit zu wecken: den Hochmut.

Nicht besiegt von meinem: „Du sollst den Herrn, deinen Gott nicht versuchen!“, hat er mich mit der dritten Kraft seiner Natur versucht: dem Gold! Oh, das Gold! Eine große Sache ist das Brot, noch begehrenswerter die Frau für den, der nach Nahrung und Genuß verlangt. Ganz groß aber ist der Beifall der Massen für den Menschen . . . Wie viele Verbrechen werden aus diesen drei Gründen begangen! Aber das Gold . . . das Gold . . . Es ist der Schlüssel, der aufschließt, der Ring, der kettet, das Alpha und Omega von neunundneunzig Prozent der menschlichen Handlungen. Für das Brot und die Frau wird der Mensch zum Dieb. Um Macht zu erobern, wird er auch zum Mörder. Doch für das Gold wird er zum Götzenanbeter. Der König des Goldes, Satan, hat mir sein Gold angeboten, damit ich ihn anbede . . . Ich habe ihn vertrieben mit den ewigen Worten: „Den Herrn, deinen Gott allein sollst du anbeten!“

Und hier an dieser Stelle hat sich dies ereignet.«

Jesus ist aufgestanden. Er scheint viel größer als sonst in der ebenen Umgebung und in dem leicht phosphoreszierenden Schein, der von den Sternen träufelt. Auch die Jünger stehen auf. Jesus spricht weiter und blickt Judas fest in die Augen.

»Dann sind die Engel des Herrn gekommen ... Der Mensch Jesus hatte die dreifache Schlacht gewonnen. Der Mensch Jesus wußte, was es heißt, Mensch zu sein, und er hatte gesiegt. Er war erschöpft. Der Kampf war ermüdender gewesen wegen des langen Fastens. Doch es war ein überwältigender Sieg des Geistes. Ich glaube, daß der ganze Himmel gebebt hat, angesichts dieses Standhaltens eines mit Geist begabten Geschöpfes, und ich glaube, daß von jenem Augenblick an die Gabe des Wunderwirkens in mir war. Ich war Gott gewesen. Und ich bin Mensch geworden. Nun, da das Animalische besiegt war, das zur Natur des Menschen gehört, bin ich der Gottmensch. Ich bin es. Als Gott bin ich allmächtig! Und als Mensch kenne ich alles. Macht es also wie ich, wenn ihr tun wollt, was ich vollbringe! Und tut es zu meinem Gedächtnis!

Ein Mann wunderte sich, daß ich um die Hilfe des Vaters gebeten habe und auch darum, mich nicht in Versuchung zu führen, d. h. mich nicht Versuchungen preiszugeben, die meine Kräfte übersteigen könnten. Ich glaube, daß dieser Mensch, nun, da er es weiß, sich nicht mehr wundern wird. Tut auch ihr so, zu meinem Gedächtnis und um wie ich zu siegen. Zweifelt nie an mir, da ich stark bin in allen Versuchungen des Lebens, siegreich in allen Kämpfen der fünf Sinne, der Sinnlichkeit und der Gefühle. Ich beherrsche meine wahre Menschennatur und zudem bin ich Gott. erinnert euch an all das!

Ich hatte euch versprochen, euch an diesen Ort zu führen, um euch die Möglichkeit zu geben, euren Lehrmeister kennenzulernen ... im Morgengrauen seines Tages: eines Morgengrauens, so klar und rein wie am Mittag seines Lebens. Dann mache ich mich auf, um dem Abend meines menschlichen Lebens entgegenzugehen ... Einem von euch habe ich gesagt: „Auch ich habe mich vorbereitet.“ Ihr seht, daß dies wahr ist. Ich danke euch, daß ihr mir Gesellschaft geleistet habt bei dieser Rückkehr zu meinem Geburtsort und zum Ort der Buße. Die erste Berührung mit der Welt hatte mich schon angeekelt und entmutigt. Sie ist zu schlecht. Nun hat sich mei-

ne Seele mit dem Mark des Löwen gestärkt: in der Vereinigung mit dem Vater im Gebet und in der Einsamkeit. Und ich kann in die Welt zurückkehren, um mein Kreuz auf mich zu nehmen, mein erstes Kreuz als Erlöser, das in der Berührung mit der Welt besteht, einer Welt, in der zu wenige die Seele einer Maria, eines Johannes haben . . .

Nun hört gut zu, besonders du, Johannes! Wir sind auf dem Weg zur Mutter und zu den Freunden. Ich bitte euch: sagt der Mutter nichts von der Härte, mit der man sich der Liebe ihres Sohnes widersetzt hat! Sie würde zu sehr leiden. Sie wird durch die Grausamkeit der Menschen noch unendlich viel leiden müssen . . . doch bis dahin möge ihr der Kelch erspart bleiben, der sehr bitter sein wird, wenn er ihr gereicht werden wird, bitter wie ein Gift, das sich in die heiligen Organe und Venen einschlängeln und ihr das Herz erstarren lassen wird. Oh, sagt meiner Mutter nicht, daß Betlehem und Hebron mich wie einen Hund verjagt haben! Habt Erbarmen mit ihr! Du, Simon, bist alt und gut; du hast eine besonnene Art und wirst darüber nicht sprechen, ich weiß es. Du, Judas, bist aus Judäa und wirst aus lokalem Stolz nicht reden. Aber du, Johannes, du, ein Galiläer und jung, falle nicht in die Sünde des Stolzes, der Kritik, der Erbarmungslosigkeit! Schweige über das, was vorgefallen ist! Später dann . . . viel später, wenn die Zeit gekommen ist, wirst du berichten, wie sehr ich dich gebeten habe zu schweigen, wie auch allen anderen. Es gibt schon so viel zu erzählen über das, was Christus betrifft. Warum also auch noch hinzufügen, was vom Satan stammt und gegen Christus gerichtet ist? Freunde, versprecht ihr mir dies alles?«

»Oh, Meister! Gewiß versprechen wir es dir. Sei beruhigt!« »Danke! Laßt uns nun bis zur kleinen Oase gehen. Dort ist eine Quelle, eine Zisterne voll frischen Wassers und Schatten und Grün. Die Straße zum Fluß führt daran vorbei. Wir werden dort Nahrung und Erquickung bis zum Abend finden. Im Schein der Sterne werden wir dann den Fluß, die Furt, erreichen. Dort warten wir auf Josef, wenn er nicht schon da ist. Laßt uns gehen!«

Und sie machen sich auf den Weg, während die erste Röte am äußersten Osten des Himmels ankündet, daß ein neuer Tag heraufsteigt ...

117 Am Übergang des Jordan • Begegnung mit den Hirten Johannes, Matthias und Simeon

Ich sehe den Übergang des Jordans wieder, die grünen Wege, die auf beiden Seiten den Fluß entlang führen und von vielen Reisenden begangen werden, des Schattens wegen. Reihen von Eseln kommen und gehen, und Menschen begleiten sie.

Am Ufer des Flusses weiden drei Männer einige Schafe. Auf dem Wege steht Josef und späht wartend nach beiden Richtungen. Weit in der Ferne, dort, wo die Straße auf den Fluß trifft, taucht Jesus mit den drei Jüngern auf. Josef ruft die Hirten, und diese treiben die Schafe auf den Weg und lassen sie auf dem grasigen Pfad weiterlaufen. Sie gehen eilend Jesus entgegen.

»Ich wage nicht recht ... wie soll ich ihn begrüßen?«

»Oh, er ist so gütig. Du kannst sagen: „Der Friede sei mit dir!“ Auch er grüßt immer so.«

»Er, ja ... aber wir!«

»Und ich, wer bin ich? Ich gehöre nicht einmal zu seinen ersten Anbetern, und doch ist er so gut zu mir ... oh, so gut!«

»Welcher ist es?«

»Der Größere und Blonde.«

»Sollen wir ihm vom Täufer berichten, Matthias?«

»O ja!«

»Muß er dann nicht annehmen, daß wir den Täufer ihm vorgezogen haben?«

»Aber nein, Simeon. Wenn er der Messias ist, dann sieht er in die Herzen und wird darin lesen, daß wir im Täufer ihn gesucht haben.«

»Du hast recht.«

Nun sind die zwei Gruppen nur noch wenige Meter voneinander entfernt. Jesus lächelt schon auf die ihm eigene Art, die nicht be-

schrieben werden kann. Josef beschleunigt seinen Schritt. Auch die Schafe gehen schneller, von ihren Hirten dazu angetrieben.

»Der Friede sei mit euch«, sagt Jesus und hebt die Arme wie zu einer Umarmung und fügt bei, sich an jeden einzelnen wendend: »Der Friede sei mit dir, Simeon, Johannes und Matthias, meine Getreuen und Getreuen von Johannes, dem Propheten! Friede sei mit dir, Josef«, und er küßt ihn auf die Wange. Die anderen drei knien noch. »Kommt, Freunde! Unter diesen Bäumen am Flußufer wollen wir miteinander sprechen.«

Sie steigen hinunter, und Jesus setzt sich auf eine vorstehende Wurzel, die anderen auf die Erde. Jesus lächelt ihnen zu und beobachtet sie, einen nach dem anderen. »Laßt mich eure Gesichter betrachten! Eure Gesinnung kenne ich schon. Ihr seid Gerechte, die dem Guten folgen und es allen Vorteilen der Welt vorziehen. Ich bringe euch den Gruß Isaaks, Elijas und Levis. Und einen weiteren Gruß, den meiner Mutter. Habt ihr Nachricht vom Täufer?«

Die Männer, in ihrer Befangenheit bis dahin schweigsam, fassen Mut und finden endlich Worte: »Er ist noch im Gefängnis. Unser Herz zittert um ihn, da er in den Händen eines Grausamen ist, der von einem teuflischen Geschöpf beherrscht wird und von einer verdorbenen Gesellschaft umgeben ist. Wir lieben ihn . . . Du weißt, daß wir ihn lieben und daß er unsere Liebe verdient. Nachdem du Betlehem verlassen hattest, wurden wir von den Menschen verfolgt . . . Doch mehr als durch ihren Haß wurden wir trostlos und niedergeschlagen wie von Wind entwurzelte Bäume, weil wir dich verloren hatten. Dann, nach Jahren der Leiden, ist es uns ergangen wie jemand, dem die Augenlider zugenäht sind, der die Sonne sucht und sie nicht finden kann, weil er in einem Kerker eingeschlossen ist. Doch obwohl er die Sonne nicht sieht, fühlt er ihre Wärme auf der Haut. Genauso ist es uns ergangen: wir haben gefühlt, daß der Täufer der Mann Gottes ist, der von den Propheten Geweissagte, der die Wege für seinen Christus bereitet, und wir sind ihm gefolgt. Wir haben uns gesagt: „Wenn er der Vorläufer ist, dann werden wir ihn bei ihm finden.“ Denn du, o Herr, warst es, den wir suchten.«

»Ich weiß es. Und ihr habt mich gefunden. Ich bin bei euch!«

»Josef sagte uns, daß du zum Täufer gegangen seist. Wir waren gerade an jenem Tage nicht bei ihm. Vielleicht sind wir für ihn irgendwohin gegangen. Er pflegte uns nämlich um Hilfe im Dienst an den Seelen zu bitten, und dies mit soviel Liebe, wie wir ihn auch mit Liebe anhörten, obwohl er so streng war; denn er ist nicht wie du, das „Wort“, doch er sagte Worte Gottes.«

»Ich weiß es. Und diesen kennt ihr nicht?« fragt Jesus und zeigt auf Johannes.

»Wir haben ihn zusammen mit anderen Galiläern gesehen, in den Reihen der Getreuesten des Täufers. Und wenn wir nicht irren, dann heißt du Johannes und ist der, von dem er zu seinen besten Freunden sagte: „Ich bin der Erste, dieser der Letzte. Dann wird er der Erste und ich der Letzte sein.“ Wir haben nie verstanden, was damit gemeint ist.«

Jesus wendet sich mit einem noch strahlenderen Lächeln zu Johannes an seiner Linken, zieht ihn an sein Herz und erklärt: »Er meinte damit, daß er der erste gewesen ist, der gesagt hat: „Seht das Lamm Gottes!“, und daß dieser hier der Letzte der Freunde des Menschensohnes sein wird, der zu den Scharen vom Lamm sprechen wird. (Johannes, der Evangelist, lobpreist das Lamm tatsächlich etwa dreißigmal in der Apokalypse, dem letzten Buch der Bibel.) Ich liebe ihn mehr als alle anderen Menschen. Dies wollte der Täufer sagen. Doch wenn ihr ihn seht – ihr werdet ihn noch mehrmals sehen und ihm dienen bis zur vorgezeichneten Stunde – sagt ihm, daß er nicht der Letzte ist im Herzen des Christus. Nicht so sehr wegen des Blutes, das uns verbindet, sondern wegen seiner Heiligkeit liebe ich ihn ebenso wie diesen hier. Denkt immer daran: wenn dieser Heilige sich in seiner Demut als den Letzten bezeichnet, dann nennt ihn das Wort Gottes Gefährten seines geliebten Jüngers. Sagt ihm, daß ich diesen liebe, weil er den gleichen Namen trägt und weil ich in ihm dieselben Merkmale des Täufers wiederfinde, der die Seelen für Christus vorbereitet.«

»Wir werden es ihm sagen . . . doch werden wir ihn wiedersehen?«

»Ihr werdet ihn wiedersehen.«

»Ja, Herodes wagt ihn aus Angst vor dem Volke nicht zu töten. Und an seinem Hof der Habsucht und der Bestechung wäre es leicht, ihn zu befreien, wenn wir genügend Geld hätten. Doch wenn es auch viel ist, was die Freunde bereits gespendet haben, so fehlt doch noch viel. Und wir haben große Angst, daß wir nicht mehr viel Zeit haben und er vorher umgebracht wird ... «

»Wieviel, glaubt ihr, fehlt noch für den Loskauf?«

»Nicht für den Loskauf, Herr. Der Täufer ist der Herodias zu verhaßt, und sie beherrscht Herodes zu sehr, als daß man an einen Loskauf denken könnte. Aber ... in Machärus sind, glaube ich, alle Anwärter auf das Erbe versammelt. Alle wollen genießen und den großen Herrn spielen: von den Ministern bis zu den Dienern. Und um dies tun zu können, braucht man Geld ... Wir haben auch jemanden gefunden, der den Täufer für einen großen Betrag aus dem Kerker lassen würde. Auch Herodes wünscht es vielleicht; denn er hat Angst. Nur deshalb. Angst vor dem Volke und vor seiner Frau. So könnte er das Volk zufriedenstellen und von seiner Frau nicht angeschuldigt werden, ihr nicht entsprochen zu haben.«

»Wieviel verlangt sie?«

»Zwanzig Silbertalente. Wir haben nur zwölf einhalb.«

»Judas, du hast gesagt, die Schmuckstücke seien sehr schön.«

»Schön und kostbar.«

»Wieviel können sie wert sein? Mir scheint, du verstehst etwas davon?«

»O ja, ich verstehe mich darauf. Warum willst du den Wert wissen, Meister? Willst du sie verkaufen? Warum?«

»Vielleicht ... sag, wieviel können sie wert sein?«

»Wenn sie zu einem guten Preis verkauft werden, dann mindestens ... mindestens sechs Talente.«

»Bist du sicher?«

»Ja, Meister ... die Kette allein, so dick und schön, aus reinem Gold, ist mindestens drei Talente wert. Ich habe sie gut angesehen.

Und auch die Armbänder . . . Ich kann mir nicht vorstellen, wie die zarten Handgelenke der Aglaia sie tragen konnten.«

»Es waren ihre Fesseln, Judas!«

»Es ist wahr, Meister; doch viele möchten solche Fesseln haben . . . «

»Kennst du einen möglichen Käufer?«

»Es gibt ihrer viele.«

»Ja, viele, die Menschen nur dem Namen nach sind . . . Kennst du etwa einen möglichen Käufer?«

»Du willst sie also verkaufen? Für den Täufer? Aber sieh zu, es ist verfluchtes Gold!«

»O menschliche Inkonsequenz! Du sagtest soeben mit offenkundigem Verlangen danach, daß viele dieses Gold haben möchten, und dann nennst du es verflucht. Judas, Judas . . . Es ist verflucht, ja, es ist verflucht. Doch sie hat gesagt: „Es wird gereinigt, wenn es für Arme und Heilige verwendet wird“, und dafür hat sie es hergegeben, damit der damit Beschenkte für ihre arme Seele bete, die sich noch als Larve eines zukünftigen Schmetterlings im Innern ihres Herzens entwickelt. Wer ist heiliger und ärmer als der Täufer? Er hat dieselbe Sendung wie Elija, ist aber an Heiligkeit größer als Elija. Er ist ärmer als ich. Ich habe eine Mutter und ein Haus. Wenn man das hat, und so rein und heilig, wie ich sie habe, ist man nie verlassen. Er aber hat kein Heim mehr und nicht einmal das Grab der Mutter. Alles ist verwüstet und entheiligt worden von der menschlichen Bosheit . . . Wer ist also Käufer?«

»Da wäre einer in Jericho, und in Jerusalem gibt es viele. Doch der in Jericho, das ist ein verschlagener Levantiner, ein Goldschmied, Wucherer, Trödler, Liebeshändler, bestimmt auch Dieb und vielleicht sogar Mörder . . . sicher von Rom verfolgt. Er läßt sich Isaak nennen, um als Jude zu erscheinen. Doch sein richtiger Name ist Diomedes. Ich kenne ihn gut.«

»Wir sehen es«, unterbricht ihn Simon der Zelote, der wenig spricht, aber alles beobachtet. Und er fragt:

»Wie kommt es, daß du ihn so gut kennst?«

»Nun ... weißt du ... um einflußreichen Freunden einen Gefallen zu tun, bin ich zu ihm gegangen ... und habe mit ihm Geschäfte gemacht ... Wir vom Tempel ... weißt du ... «

»Ja, ihr treibt alle Arten von Geschäften«, beendet Simon den Satz mit kalter Ironie. Judas kocht vor Wut, aber schweigt.

»Kann er kaufen?« fragt Jesus.

»Ich glaube schon. An Geld fehlt es ihm nie. Natürlich muß man handeln können, denn der Grieche ist schlau, und wenn er sieht, daß er es mit einem Ehrlichen zu tun hat, einer Nesttaube, die noch nicht flügge ist, dann rupft er ihn gehörig. Aber wenn er es mit einem Geier wie er zu tun hat ... «

»Dann geh du, Judas. Du bist der rechte Mann. Du hast die Schlaueheit des Fuchses und die Habgier des Geiers. Oh! Verzeih, Meister! Ich habe vor dir gesprochen«, sagt Simon der Zelote.

»Ich denke wie du, und darum sage ich Judas, er soll hingehen. Johannes, geh du mit ihm. Wir werden euch bei Sonnenuntergang einholen. Der Treffpunkt ist am Marktplatz. Geh und tue dein Bestes.«

Judas steht sofort auf. Johannes hat die flehenden Augen eines vertriebenen Hündleins. Doch Jesus spricht wieder mit den Hirten und sieht den bittenden Blick nicht. Und Johannes geht mit Judas ...

»Ich möchte euch zufriedenstellen«, sagt Jesus.

»Du tust dies immer, Meister. Der Allerhöchste möge dich in unserem Namen segnen! Ist denn dieser Mann dein Freund?«

»Er ist es. Scheint dir dies unmöglich?«

Der Hirte Johannes neigt das Haupt und schweigt, und der Jünger Simon sagt:

»Nur wer gut ist, weiß zu sehen. Ich bin nicht gut und sehe nicht, was die Güte sieht. Ich sehe nur das Äußere. Doch das Gute ist auch im Innern. Auch du, Johannes, siehst wie ich. Doch der Meister ist gut ... und sieht ... «

»Was siehst du, Simon, in Judas? Ich befehle dir zu sprechen!«

»Nun, ich denke, wenn ich ihn so anschau, an bestimmte geheimnisvolle Orte, welche den Raubtieren Unterschlupf bieten und Fiebersümpfe sind. Man sieht nur ein großes Gestrüpp und macht ängstlich einen weiten Bogen herum. Doch dahinter gibt es auch Turteltauben und Nachtigallen, und der Erdboden ist reich an gutem Wasser und heilsamen Kräutern. Ich will annehmen, daß Judas so ist ... Ich glaube es, weil du ihn angenommen hast. Du, der du alles weißt ...«

»Ja, ich weiß ... Es sind viele Falten im Herzen dieses Menschen ... Doch es fehlen auch viele gute Seiten nicht; du hast es in Betlehem und selbst in Kerijot gesehen. Wenn diese guten Seiten in ihm, die nur menschliche Güte sind, sich auf die Höhe einer spirituellen Güte erheben würden, wäre Judas so, wie du ihn haben möchtest. Er ist noch jung ...«

»Auch Johannes ist jung ...«

»Und du denkst in deinem Herzen: er ist ein besserer Mensch. Aber Johannes ist Johannes! Liebe ihn, Simon, diesen armen Judas. Ich bitte dich darum. Wenn du ihn liebst ... wird er dir besser erscheinen.«

»Ich bemühe mich, es zu tun ... für dich ... Doch er selbst zerstört meine Anstrengungen, als wären sie Schilfrohre ... Aber Meister, ich kenne nur ein Gesetz: das zu tun, was du willst. Darum liebe ich Judas, auch wenn sich in mir etwas gegen ihn und gegen mich selbst regt ...«

»Was, Simon?«

»Ich weiß es nicht genau ... Es ist wie der Alarmruf des Soldaten auf der Nachtwache, der mir sagt: „Schlafe nicht! Paß auf!“ Ich weiß keinen ... Namen dafür. Doch es ist etwas gegen ihn in mir.«

»Denke nicht mehr daran, Simon. Streng dich nicht an, es zu definieren. Es ist nicht gut, gewisse Wahrheiten zu kennen ... und du könntest in deinem Wissen fehlgehen. Laß deinen Meister machen! Du aber, gib mir deine Liebe und vergiß nicht, daß sie mich glücklich macht!«

Alles ist zu Ende.

118 Iskariot verkauft Diomedes die Schmuckstücke der Aglaia

Der Marktplatz von Jericho. Es ist der Abend eines langen, heißen Hochsommertages. Vom Markt am Morgen sieht man nur noch Reste – Gemüseabfälle, Haufen von Unrat, aus den Körben verlorenes Stroh, Heu von den Futtersäcken der Esel und Lumpen. Über allem triumphieren die Fliegen, und die Sonne brütet Gestank und Verwesung aus den wenig gefälligen Dingen. Der weite Platz ist leer. Einige Passanten, einige Straßenjungen, welche die auf den Bäumen des Platzes nistenden Vögel mit Steinen bewerfen; einige Frauen beim Wasserholen. Das ist alles.

Jesus kommt aus einer Straße daher und schaut sich um. Er sieht noch niemand. Geduldig lehnt er sich an einen Baumstamm, wartet, und benützt die Gelegenheit, um mit den Jungen über die Liebe zu sprechen, die von Gott ausgeht und vom Schöpfer zu allen Geschöpfen gelangt.

»Seid nicht grausam! Warum wollt ihr die Vögel der Luft erschrecken? Sie haben ihre Nester dort oben. Sie haben ihre Kleinen. Sie tun niemand etwas zuleide. Sie schenken uns Lieder und Sauberkeit; denn sie ernähren sich vom Abfall der Menschen und von Insekten, die dem Getreide und den Früchten schaden. Warum sie verletzen oder töten und den kleinen Vöglein Vater und Mutter wegnehmen? Würde es euch gefallen, wenn ein Verbrecher in euer Haus käme, um alles darin zu zerstören und eure Eltern zu töten oder euch zu verschleppen? Nein, das würde euch nicht gefallen. Warum fügt ihr diesen unschuldigen Vöglein das zu, was ihr nicht wollt, daß es euch geschehe? Wie wollt ihr eines Tages gute Menschen werden, wenn ihr schon als Kinder eure Herzen verhärtet in eurem Verhalten gegenüber diesen wehrlosen Vögelchen? Wißt ihr denn nicht, daß das Gesetz sagt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst?“ Wer den Nächsten nicht liebt, kann Gott auch nicht lieben. Und wenn er Gott nicht liebt, wie kann er in sein Haus gehen und dort beten? Gott könnte sagen . . . und er sagt es im Himmel: „Geh

weg, ich kenne dich nicht! Du willst ein Sohn sein? Nein! Du liebst die Brüder nicht, du achtest in ihnen den Vater nicht, der sie erschuf; daher bist du kein Bruder und Sohn, sondern ein Bastard: ein Stiefsohn Gottes und ein Stiefbruder der Brüder.“ Seht ihr, wie er, der ewige Herr, liebt? In den kälteren Monaten läßt er die Scheunen gefüllt sein, damit sich dort seine Vöglein einnisten können. In den heißen Monaten gibt er ihnen Blätterschatten, um sie vor der Sonne zu schützen. Im Winter ist auf den Feldern das Korn nur leicht mit Erde bedeckt, und es ist nicht schwer, den Samen zu finden und sich mit ihm zu ernähren. Im Sommer wird der Durst mit saftigen Früchten gestillt, und es können sichere und warme Nester gebaut werden mit den Grashalmen und der Wolle, die die Schafe an den Hecken verloren haben. Und er ist der Herr! Ihr kleinen Menschen seid von ihm wie die Vögel erschaffen worden und seid ihre Brüder; warum wollt ihr verschieden sein von ihm, und glauben, das Recht zu haben, mit diesen kleinen Tieren grausam umzugehen? Seid zu allen barmherzig und nehmt niemand das weg, was ihm zusteht, nicht nur den menschlichen Brüdern, sondern auch den Tieren, euren Dienern und Freunden und Gott ... «

»Meister«, ruft Simon, »Judas kommt.«

»... Und Gott wird mit euch barmherzig sein und euch alles geben, was ihr nötig habt, wie er es diesen Unschuldigen gibt. Geht und empfangt den Frieden Gottes.«

Jesus verläßt nun den Kreis der Straßenbuben, zu denen sich auch Erwachsene gesellt haben, und geht Judas und Johannes entgegen, die eiligen Schrittes aus einer Seitenstraße herkommen. Judas strahlt vor Freude. Johannes lächelt Jesus zu ... scheint aber nicht gerade glücklich zu sein.

»Komm, komm, Meister! Ich glaube, es gut gemacht zu haben. Doch komm mit mir! Auf der Straße kann man nicht sprechen.«

»Wohin, Judas?«

»Zur Herberge. Ich habe schon vier Zimmer reservieren lassen ... ganz einfache, keine Sorge ... Einmal um in einem Bett ausruhen zu

können, nach soviel Anstrengung in dieser Hitze, und um eine anständige Mahlzeit zu uns zu nehmen, nicht wie die Vögel im Fluge; außerdem können wir in Ruhe sprechen. Ich habe sehr gut verkauft! Nicht wahr, Johannes?«

Johannes stimmt ohne große Begeisterung zu.

Doch Judas ist über seinen Handel sehr zufrieden und so bemerkt er nicht, daß Jesus vom Vorschlag einer bequemen Unterkunft nicht begeistert ist, und daß auch Johannes nicht glücklich aussieht. Er fährt fort: »Ich habe mehr eingenommen, als ich erwartet hatte, und so habe ich mir gesagt: „Es ist berechtigt, eine kleine Summe, hundert Denare für unsere Betten und Mahlzeiten vorzubehalten. Wenn wir erschöpft sind, die wir doch immer etwas gegessen haben, wie muß dann erst Jesus am Ende sein!“ Ich muß achtgeben, daß mein Meister nicht krank wird. Das ist eine Pflicht der Liebe; denn du liebst mich und ich liebe dich . . . Es ist auch Platz für euch und die Schafe. Ich habe an alles gedacht«, sagt Judas zu den Hirten.

Jesus sagt kein Wort. Er folgt nur mit den anderen.

Sie kommen zu einem kleinen Platz. Judas sagt: »Siehst du das Haus ohne Fenster zur Straße und mit der kleinen Tür, die so eng ist wie ein Spalt? Es ist das Haus des Goldschmieds Diomedes. Es sieht armselig aus, nicht wahr? Doch drinnen ist so viel Gold, daß man ganz Jericho kaufen könnte und ha, ha! . . .« Judas lacht schelmisch, »und zwischen diesem Gold kann man auch viele Schmuck- und Zierstücke finden, und andere Dinge von einflußreichen Personen Israels. Diomedes . . . alle tun so, als ob sie nichts von ihm wüßten . . . und doch kennen ihn alle, angefangen bei den Herodianern bis zu . . . alle, ohne Ausnahme! Auf diese glatte, arme Mauer könnte man schreiben: „Geheimnis und Verschwiegenheit.“ Wenn diese Mauern reden könnten! Man könnte höchstens an der Art, in der ich die Angelegenheit erledigt habe, Anstoß nehmen, Johannes? Du . . . du würdest ersticken vor Entsetzen und Skrupeln. Übrigens, Meister, schicke mich nie mehr mit Johannes in solche Läden. Es hätte wenig gefehlt, und alles wäre schiefgegangen. Er begreift nicht

rasch genug, er kann nicht lügen; und mit einem Schlaufuchs wie Diomedes muß man rasch und frech sein.«

Johannes murmelt: »Du hast gewisse Dinge gesagt! So unmöglich und so ... so ... Ja, Meister, schicke mich nicht mehr! Ich bin nur fähig zu lieben, ich ... «

»Schwerlich werden wir noch einmal solch einen Handel tätigen«, antwortet Jesus, der sehr ernst geworden ist.

»Dort ist die Herberge. Komm, Meister! Laß mich reden, ich habe alles vorbereitet.«

Sie treten ein, und Judas spricht mit dem Wirt, der die Schafe in ein Gehege bringen läßt und dann die Gäste persönlich in einen Raum geleitet, in dem zwei Lager, Stühle und ein Tisch bereit gestellt sind. Dann geht er.

»Laß uns sofort miteinander reden, Meister, solange die Hirten ihre Schafe versorgen.«

»Ich höre.«

»Johannes kann sagen, ob ich aufrichtig bin.«

»Daran zweifle ich nicht. Unter ehrlichen Menschen braucht es keine Schwüre und Zeugnisse. Rede also!«

»Wir sind zur sechsten Stunde in Jericho angekommen und waren erhitzt wie Satteltiere. Ich wollte bei Diomedes nicht den Eindruck erwecken, daß ich in Not sei. Daher bin ich zuerst in die Herberge gegangen, habe mich erfrischt und umgekleidet und gewollt, daß Johannes dasselbe tue. Oh, er wollte nichts davon wissen, die Haare zu salben und sich in Ordnung bringen zu lassen ... Doch ich hatte unterwegs meinen Plan festgelegt. Gegen Abend habe ich gesagt: „Laß uns gehen!“ Wir waren beide ausgeruht und erfrischt wie zwei Reiche auf einer Vergnügungsreise. Als wir bei Diomedes angekommen sind, habe ich zu Johannes gesagt: „Du mußt mich unterstützen. Widersprich mir nicht und begreife rasch!“ Doch es wäre besser gewesen, wenn ich ihn draußen gelassen hätte. Er war mir keine Hilfe. Im Gegenteil ... Zum Glück bin ich rasch für zwei und habe seine Fehler wieder gutgemacht.

Aus dem Hause kam gerade der Zöllner. „Gut“, habe ich mir gesagt, „wenn er weggegangen ist, finden wir Geld und was ich zum Abschluß des Handels brauche.“ Denn der Zöllner ist ein Wucherer und ein Dieb wie alle seinesgleichen, hat immer Schmuckstücke, die er mit Drohung und Erpressung den Unglücklichen abnimmt, die er übermäßig mit Steuern belegt, um sich genügend ausgesuchte Speisen und Weiber erlauben zu können. Und er ist ein guter Freund des Diomedes, der Gold und Fleisch kauft und verkauft . . . Wir sind eingetreten, nachdem ich mich angekündigt hatte. Ich sage: eingetreten, denn es ist nicht dasselbe, ob man in seine Werkstatt geführt wird, wo er tut, als ob er ehrliche Goldschmiedearbeit leiste, oder ob man in den Keller eingelassen wird, wo er seine wirklichen Geschäfte macht. Man muß schon gut mit ihm bekannt sein, um in den Keller vordringen zu können. Als er mich sah, hat er sofort gefragt: „Willst auch du noch Gold verkaufen? Es sind schlechte Zeiten, und ich habe wenig Geld.“ Sein übliches Lied. Ich habe ihm geantwortet: „Ich komme nicht um zu verkaufen, sondern um zu kaufen. Hast du Schmuckstücke für eine Frau? Aber sehr schöne, kostbare, seltene und schwere aus purem Gold?“ Diomedes hat mich erstaunt angeblickt und gefragt: „Willst du eine Frau?“ „Kümmere dich nicht darum!“ habe ich geantwortet. „Es ist nicht für mich, sondern für diesen Freund, der Bräutigam ist und Goldschmuck für seine Geliebte kaufen möchte.“

Da hat Johannes angefangen, sich wie ein Kind zu benehmen. Diomedes, der ihn beobachtete, hat bemerkt, daß er rot wie Klatschmohn wurde; da hat er als der alte Lüstling, der er ist, gesagt: „Der Junge wird schon beim Nennen der Braut vom Fieber der Liebe ergriffen. Ist deine Frau sehr schön?“ hat er noch gefragt. Ich habe Johannes einen Fußtritt gegeben, um ihn aufzuwecken und ihn daran zu erinnern, nicht den Dummen zu spielen. Er hat mit einem solch unterdrückten „Ja“ geantwortet, daß Diomedes mißtrauisch geworden ist. Da habe ich mich eingeschaltet: „Ob schön oder nicht schön, das geht dich Alten gar nichts an. Sie wird nie zu der Zahl jener

Weiber gehören, deretwegen dir die Hölle sicher ist. Es ist eine ehrbare Jungfrau und wird bald eine ehrbare Frau sein. Gib dein Gold heraus. Ich bin der Brautführer und habe den Auftrag, dem Jungen zu helfen . . . Ich bin aus Judäa und Städter.“

„Der da ist Galiläer, nicht wahr? Immer werden eure Haare zum Verräter. Ist er reich?“

„Sehr!“

Dann sind wir nach unten gegangen, und Diomedes hat Truhen und Schatzkoffer geöffnet. Sag die Wahrheit, Johannes! Kam es dir nicht wie im Himmel vor bei all dem Gold und den Edelsteinen? Ketten, Schließen, Armreifen, Ohrgehänge, Goldnetze und edle Perlen ins Haar, Spangen und Ringe: welch eine Pracht! Mit viel Sorgfalt habe ich eine Kette gewählt . . . ähnlich jener der Aglaia, sowie Ringe, Spangen, Schließen, Armreife, alles so wie ich es in der Tasche hatte und in derselben Anzahl. Diomedes wunderte sich und fragte: „Noch mehr? Wer ist er denn? Und wer ist die Braut? Eine Prinzessin?“ Als ich dann alles hatte, was ich wollte, fragte ich: „Der Preis?“

Oh, welch eine Litanei von vorbereitenden Klagen über die schlechte Zeit, die Steuern, das Risiko, die Diebe! Oh, welch andere Litanei der Versicherung seiner Ehrlichkeit! Dann endlich seine Antwort: „Nur weil du es bist, sage ich dir die Wahrheit, ohne zu übertreiben. Ich verlange zwölf Silbertalente, doch keine Drachme weniger.“

„Dieb!“ habe ich ihn geschimpft, und zu Johannes gesagt: „Laß uns gehen, Johannes. In Jerusalem werden wir schon einen finden, der kein so großer Dieb ist wie dieser hier.“ Und ich habe getan, als ob ich weggehen wollte. Er ist mir nachgerannt: „Mein verehrter Freund, mein geliebter Freund, komm, höre deinen armen Diener an! Für weniger kann ich nicht . . . ganz unmöglich. Schau, ich gebe mir Mühe, ich will mich für dich ruinieren. Ich tue es, weil du mir immer deine Freundschaft geschenkt und mir Geschäfte vermittelt hast. Elf Talente und basta! Das müßte ich zahlen, wenn ich es von einem kaufen wollte, der Hunger hat. Keinen Heller weniger. Es

würde bedeuten, mir das Blut aus meinen alten Venen zu saugen.“

Nicht wahr, Johannes, so hat er gesagt? Es war zu lächerlich und ekelhaft. Als ich dann sah, daß er auf diesem Preis beharrte, habe ich losgelegt: „Du alter widerlicher Kerl, du mußt wissen, ich will nicht kaufen, sondern verkaufen. All dies hier will ich verkaufen. Schau, sie sind so schön wie deine Sachen. Alles Gold aus Rom, alles neue Prägung. Du wirst es sofort loswerden. Es soll dein sein für elf Talente, soviel wie du für deine Sachen verlangt hast. Du hast den Preis selbst festgesetzt, nun bezahle!“

Und nun ging es los: „Das ist Verrat! Du hast mich in meinem Vertrauen betrogen. Du bist mein Ruin. Ich kann nicht soviel geben“, hat er geschrien.

„Du hast es so geschätzt. Nun zahle!“

„Ich kann nicht.“

„Dann bringe ich es anderswohin.“

„Nein, Freund“, und dabei streckte er seinen Arm nach Aglaias Haufen aus.

„Also bezahle! ... Zwölf Talente könnte ich verlangen. Doch ich will mich mit deinem letzten Angebot begnügen.“

„Ich kann nicht.“

„Wucherer, schau, ich habe einen Zeugen, und ich könnte dich als Dieb verklagen ...“ Und ich habe ihm auch noch andere „Tugenden“ vorgeworfen, die ich vor diesem Jungen nicht wiederholen möchte.

Schließlich, da es mich drängte, rasch zu verkaufen, habe ich ihm etwas gesagt, was ich nicht halten werde ... Welchen Wert hat denn ein Versprechen, das man einem Dieb gemacht hat? Und ich habe mit zehneinhalb Talenten den Verkauf getätigt. Wir sind dann auseinandergegangen unter Jammern und Freundschaftsversicherungen und ... Dirnenangebot. Johannes war dem Weinen nahe. Doch was macht es dir schon aus, wenn man dich als lasterhaft ansieht und du es nicht bist? Weißt du denn nicht, daß die Welt so beschaffen ist und dich als eine Mißgeburt betrachtet? Ein Jüngling, der vom Weibe nichts weiß? Wer soll dir das glauben? Oder wenn

man dir glaubt ... Was mich betrifft, so möchte ich nicht, daß man von mir denkt, was von dir vielleicht die meinen, die sich vorstellen, daß du in dieser Richtung keine Neigungen hast.

Hier, Meister. Zähle selbst nach! Ich hatte eine Menge Kleingeld. Doch damit bin ich zum Zöllner gegangen und habe gesagt: „Nimm dieses Kleingeld zurück und gib mir die Talente, die Isaak dir gegeben hat!“ Ich hatte nämlich zum Schluß auch das noch erfahren, als das Geschäft abgeschlossen war.

Zum Abschied habe ich Isaak-Diomedes noch gesagt: „Vergiß nicht, daß der Judas des Tempels nicht mehr existiert! Nun bin ich der Jünger eines Heiligen. Tue so, als ob du mich niemals gekannt hättest, wenn du an deinem Leben hängst.“

Und beinahe hätte ich ihn gepackt, weil er mir eine ungute Antwort darauf gegeben hat.«

»Was hat er denn gesagt?« fragt Simon wie nebenbei.

»Er hat gesagt: „Du, der Jünger eines Heiligen? Das werde ich niemals glauben; oder es wird so sein, daß bald ein Heiliger bei mir um eine Dirne fragt.“ Er hat auch gesagt: „Diomedes ist ein alter Schurke, eine Weltplage, doch du bist die neue. Ich könnte mich noch bessern, denn ich wurde das, was ich bin, als Greis. Doch du änderst dich nicht. Du bist so geboren.“ Dieses alte Luder, das deine Macht abstreitet, verstehst du?«

»Als echter Grieche sagt er viele Wahrheiten.«

»Was willst du damit sagen, Simon? Sagst du das meinetwegen?«

»Nein, im allgemeinen. Er gehört zu denen, die das Gold und die Herzen in gleicher Weise kennen. Er ist ein Dieb, ein Erzgaulner. Doch es spricht aus ihm die Philosophie der großen Griechen. Er kennt den Menschen, das Tier mit den sieben Ästen der Sünde, den Polyp, der das Gute, die Ehrbarkeit, die Liebe und viele andere Dinge in sich selbst und in anderen abwürgt.«

»Aber er kennt Gott nicht!«

»Und du möchtest ihn belehren?«

»Ich. Ja. Warum? Gerade die Sünder haben es nötig, Gott zu kennen.«

»Allerdings, aber der Meister muß ihn kennen, um ihn zu belehren!«

»Kenne ich ihn nicht?«

»Friede, meine Freunde! Die Hirten kommen. Wir wollen ihre Herzen nicht mit euren Streitereien belasten. Hast du das Geld gezählt? Das genügt. Bringe all deine Handlungen zu einem guten Ende, wie diese, und, ich wiederhole es dir noch einmal, vermeide in Zukunft zu lügen, auch um eines guten Zweckes willen . . . «

Die Hirten treten ein.

»Freunde, hier sind zehneinhalb Talente. Es fehlen nur 100 Denare, die Judas für die Ausgaben für Unterkunft abgezogen hat. Nehmt das Geld.«

»Du gibst ihnen alles?« fragt Judas.

»Alles. Ich will nicht einen Heller von diesem Geld. Wir haben das Almosen von Gott und jenen, die ehrlich Gott suchen . . . das Nötigste wird uns nie fehlen. Glaube es mir! Nehmt und seid froh wie ich des Täufers wegen! Morgen werdet ihr zum Gefängnis gehen. Zwei von euch: Johannes und Matthias. Simeon wird mit Josef zu Elija gehen, um ihm alles zu berichten und sich auf die Zukunft vorzubereiten. Elija weiß Bescheid. Dann soll Josef mit Levi zurückkommen. Der Ort des Zusammentreffens soll in zehn Tagen das Fischtor von Jerusalem sein, um die erste Stunde. Nun wollen wir essen und ausruhen. Morgen werde ich in der Frühe mit den Meinen aufbrechen. Anderes habe ich euch jetzt nicht zu sagen. Später werdet ihr von mir hören.«

Die Vision verschwindet, während Jesus das Brot bricht.

119 Jesus weint über Judas • Simon der Zelote tröstet ihn

Die Landschaft, in der Jesus sich gerade aufhält, ist sehr fruchtbar. Herrliche Obstgärten, ertragreiche Weinberge mit schweren Trauben, die gerade anfangen, sich golden und rubinrot zu färben. Jesus sitzt in einem Obstgarten und ißt Früchte, die ein Landwirt ihm ange-

boten hat. Vielleicht haben sie zuvor miteinander gesprochen, denn der Landmann sagt: »Es freut mich, deinen Durst stillen zu dürfen, Meister. Dein Jünger hat uns von deiner Weisheit berichtet, doch wir sind erstaunt, dich selbst zu hören. Da wir nahe bei der heiligen Stadt leben, gehen wir öfters nach Jerusalem, um Obst und Gemüse zu verkaufen. Bei dieser Gelegenheit steigen wir auch zum Tempel empor, um die Rabbis zu hören. Doch sie sprechen nicht so wie du. Man geht weg und fragt sich: „Wenn es so ist, wer kann dann gerettet werden?“ Du hingegen! Es ist mir so leicht ums Herz geworden. Man glaubt, wieder ein Kind zu werden, obwohl man längst erwachsen ist. Ich bin ungebildet . . . ich kann mich nicht besser ausdrücken. Doch du wirst mich ganz bestimmt verstehen.«

»Ja, ich verstehe dich. Du willst sagen, daß du nach Anhörung des Wortes Gottes mit dem Ernst und der Erfahrung eines Erwachsenen die Einfachheit, den Glauben und die Reinheit in deinem Herzen einkehren fühlst und daß du dir wie ein Kind vorkommst, das ohne Schuld und Bosheit und voller Glauben ist, wie einst, als du an der Hand deiner Mutter das erste Mal zum Tempel hinaufgestiegen bist oder auf ihren Knien gebetet hast. Das willst du sagen.«

»Ja, genau das. Glückliche ihr, die ihr immer bei ihm sein dürft!« sagt er dann zu Johannes, Simon und Judas, die auf einer niedrigen Mauer sitzen und saftige Feigen essen. Und der Bauer endet: »Ich bin glücklich, daß du hier für eine Nacht mein Gast sein willst. Nun fürchte ich kein Unglück mehr, denn dein Segen ist in mein Haus eingekehrt.«

Jesus antwortet: »Der Segen wirkt und bleibt, wenn die Seelen dem Gesetze Gottes und meiner Lehre treu bleiben. Andernfalls geht die Gnade verloren. Und es ist recht so. Denn wenn es wahr ist, daß Gott Sonne und Luft sowohl den Guten als auch den Bösen schenkt, damit die Guten besser werden und die Schlechten sich bekehren, so ist es auch gerecht, daß der Schutz des Vaters sich zur Strafe vom Bösen abwendet, und er durch das Leid zu Gott zurückgerufen werde.«

»So ist der Schmerz nicht immer ein Nachteil?«

»Nein, Freund. Menschlich gesehen, ist er etwas Negatives; im Übernatürlichen aber etwas Gutes. Das Leid vermehrt die Verdienste der Gerechten, die es ohne Verzweiflung und Auflehnung ertragen und es aufopfern in Ergebenheit, als Opfer der Sühne für die eigenen Verfehlungen und für die Sünden der Welt; es bedeutet Erlösung für alle, die nicht gerecht sind.«

»Es ist so schwer, zu leiden!« sagt der Landwirt, dem sich die Familienangehörigen, etwa zehn Kinder und Erwachsene, zugesellt haben.

»Ich weiß, daß der Mensch es schwierig findet. Der Vater will seinen Kindern den Schmerz ersparen, da er weiß, wie schwer er zu ertragen ist. Doch das ist die Folge der Schuld. Wie lange aber dauert irdisches Leiden in einem Menschenleben? Wahrlich, nur kurze Zeit. Nur kurze Zeit, selbst wenn es sich um das ganze Leben handelt. Ich aber sage: ist es nicht besser, eine kurze Zeit zu leiden als ewig leiden zu müssen? Ist es nicht besser, hier zu leiden als im Fegfeuer? Vergeßt nicht, daß dort die Zeit tausendmal länger ist. Oh, wahrlich, ich sage euch, erwünscht eure Schmerzen nicht, sondern preist die Leiden, die man besser „Gnaden“ und „Barmherzigkeit“ nennen sollte.«

»Oh, deine Worte, Meister! Wir trinken sie, wie ein Dürstender im Sommer das Honigwasser aus einem frischen Krug trinkt. Willst du uns wirklich schon morgen verlassen, Meister?«

»Ja, morgen. Doch ich werde wiederkommen, um dir zu danken für alles, was du für mich und die Meinigen getan hast, und um dich nochmals um Brot und ein Lager zu bitten.«

»Immer, Meister, wirst du beides hier finden.«

Es kommt ein Mann mit einem Esel, der mit Gemüse beladen ist.

»Höre, wenn dein Freund mitgehen will . . . Mein Sohn begibt sich nach Jerusalem zum großen Markt vor Ostern.«

»Geh, Johannes, du weißt, was du zu tun hast. In vier Tagen werden wir uns wiedersehen. Mein Friede sei mit dir!« Jesus umarmt Johannes und küßt ihn. Auch Simon tut dasselbe.

»Meister«, sagt Judas, »wenn du erlaubst, gehe ich mit Johannes. Es drängt mich, einen Freund wiederzusehen. Er ist an jedem Sabbat in Jerusalem. Ich könnte mit Johannes bis Betfage gehen und dann meinen eigenen Weg nehmen. Er ist ein Freund meiner Familie, weißt du ... und meine Mutter hat gesagt ... «

»Ich habe dich um nichts gebeten, Freund.«

»Mein Herz weint, dich verlassen zu müssen. Doch in vier Tagen werde ich wieder bei dir sein. Und ich will dir so treu sein, daß es dir vielleicht unangenehm wird.«

»Geh nur. In vier Tagen treffen wir uns bei Sonnenaufgang am Fischtor. Leb wohl, und Gott befohlen!«

Judas küßt den Meister und geht zum Esel, der auf der staubigen Straße dahintrottet.

Der Abend senkt sich auf die still gewordene Landschaft. Simon beobachtet die Arbeit der Gärtner, die ihre Schollen bewässern.

Jesus verweilt noch eine Zeitlang an seinem Platze. Dann erhebt er sich, geht hinter das Haus und begibt sich in den Obstgarten. Er zieht sich zurück bis zu einer Stelle, wo Granatapfelbäume zwischen niedrigen Sträuchern wachsen, die vielleicht Stachelbeersträucher sind. Doch ich bin mir dessen nicht ganz sicher, da sie keine Früchte tragen, und ich die Blätter dieser Pflanze nicht genau kenne. Jesus verbirgt sich hinter den Sträuchern. Er kniet nieder, betet und neigt sein Antlitz bis zum Boden, verbirgt es im Gras und weint. Seine tiefen und unterdrückten Seufzer verraten es. Ein lautloses, doch sehr bitteres Weinen.

So vergeht einige Zeit, und die Dämmerung bricht herein. Doch es ist noch nicht so dunkel, daß man nichts mehr unterscheiden kann. In dem spärlichen Licht sehe ich nun über einem Zweig das unschöne, doch ehrliche Gesicht Simons erscheinen. Er schaut, sucht und erkennt die zusammengekauerte Gestalt des Meisters, die ganz vom dunkelblauen Mantel zugedeckt ist und sich fast nicht vom dunklen Boden abhebt. Nur das blonde Haupt und die hellen, zum Gebet gefalteten Hände sind erkennbar.

Simon schaut mit seinen einfältigen Augen und begreift, daß Jesus sehr traurig sein muß, da er oft seufzt. Er öffnet seinen Mund mit den unförmigen Lippen, die fast violett sind, und ruft: »Meister!«

Jesus hebt das Antlitz.

»Du weinst, Meister? Warum? Darf ich kommen?« Das Gesicht Simons ist verblüfft und zugleich betrübt. Er ist kein schöner Mann, wohl eher häßlich, mit seiner olivgrünen Hautfarbe und der Zeichnung der tief eingegrabenen, bläulichen Narben seiner früheren Krankheit. Doch sein Blick ist so gütig, daß alle Häßlichkeit verschwindet.

»Komm, Simon, Freund!«

Jesus hat sich ins Gras gesetzt. Simon setzt sich neben ihn.

»Warum bist du traurig, Meister? Ich bin nicht Johannes und kann nicht für dich tun, was er für dich tut. Aber ich möchte dich trösten. Nur etwas schmerzt mich: daß ich so unfähig bin. Sage mir, habe ich dir vielleicht in den vergangenen Tagen Kummer bereitet, so daß es dir schwerfällt, mit mir zusammen zu sein?«

»Nein, guter Freund! Du hast mir nie mißfallen vom Augenblick an, da ich dich das erstemal gesehen habe. Und ich glaube, daß du mir nie Grund zum Klagen geben wirst.«

»Mein Meister! Ich bin deines Vertrauens nicht würdig! Dem Alter nach könnte ich dein Vater sein, und du weißt, daß ich mich immer gesehnt habe, Kinder zu erhalten ... Laß mich dich lieben, als ob du mein Sohn wärest, und daß ich dir in dieser mühseligen Stunde Vater und Mutter ersetze. Du brauchst deine Mutter, um so viele Dinge vergessen zu können ... «

»O ja, meine Mutter!«

»So laß, bis du dich mit ihr wirst trösten können, deinem Diener die Freude, dich trösten zu dürfen. Du weinst, Meister, weil jemand dir mißfiel. Seit Tagen schon ist dein Antlitz wie eine von Wolken verdunkelte Sonne. Ich beobachte dich. Deine Güte verhüllt die Wunde, damit wir ihn nicht hassen, der dich verwundet hat. Doch diese Wunde schmerzt und bereitet dir Ekel. Sage mir, mein Herr, warum entfernst du die Ursache deines Leidens nicht von dir?«

»Weil es, menschlich gesehen, unnütz ist und auch gegen das Gebot der Nächstenliebe verstößt.«

»Ja, du hast verstanden, daß ich Judas meine. Seinetwegen leidest du. Wie kannst du, die Wahrheit, diesen Lügner ertragen? Er lügt, ohne dabei die Farbe zu wechseln. Er ist falscher als ein Fuchs und verschlossener als eine Eule. Nun ist er fortgegangen. Wer weiß, wohin. Wie viele Freunde hat er denn? Es schmerzt mich, dich zu verlassen, aber ich möchte ihm nachgehen und ihn beobachten ... Oh, mein Jesus! Dieser Mensch ... entferne ihn von dir, mein Herr!«

»Es würde nichts nützen. Was sein muß, wird geschehen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Nichts Besonderes.«

»Du hast ihn gerne fortgehen lassen, denn sein Verhalten in Jericho hat dich abgestoßen.«

»Das ist wahr, Simon. Und ich sage dir noch einmal: was sein muß, wird geschehen. Und Judas ist ein Teil dieser Zukunft. Auch er muß sein.«

»Aber Johannes hat zu mir gesagt, daß Simon Petrus die Aufrichtigkeit in Person und ein Feuerkopf ist ... wird er ihn ertragen?«

»Er muß ihn ertragen. Auch Petrus ist zu einem Werk bestimmt, und Judas ist der Webstuhl, auf dem er seinen Teil zu weben hat, oder, wenn dir das besser gefällt, die Schule, in der Petrus mehr als anderswo lernen wird. Gut mit Johannes sein und die Seele des Johannes verstehen, das ist eine Tugend, die auch die Stumpfen besitzen. Doch gut mit einem wie Judas sein und Seelen verstehen wie die seine, Arzt und Priester für sie sein, das ist schwierig. Judas ist für euch ein lebendiger Unterricht.«

»Für uns?«

»Ja, euch. Der Meister wird nicht ewig auf der Erde sein. Er wird sie verlassen, nachdem er das härteste Brot gegessen und den bittersten Wein getrunken hat. Doch ihr bleibt und müßt auf meinem Wege fortfahren ... und ihr müßt wissen. Die Welt endet nicht mit dem Meister, sondern dauert weiter bis zur endgültigen Wieder-

kunft Christi und zum letzten Gericht über die Menschen. Wahrlich, ich sage dir, daß auf einen Johannes, einen Petrus, einen Simon, einen Jakobus, einen Andreas, einen Philippus, einen Bartholomäus und einen Thomas mindestens je sieben Judas treffen; und noch mehr, noch mehr . . . «

Simon überlegt und schweigt. Dann sagt er: »Die Hirten sind gut. Judas verachtet sie. Doch ich liebe sie.«

»Ich liebe und lobe sie.«

»Es sind einfache Seelen, wie sie dir gefallen.«

»Judas ist ein Städter.«

»Seine einzige Entschuldigung. Doch viele sind in der Stadt aufgewachsen und trotzdem . . . Wann willst du meinen Freund aufsuchen?«

»Morgen, Simon; sehr gerne, denn wir werden allein sein, du und ich. Ich denke, es muß ein gebildeter Mensch sein, wie du.«

»Er leidet sehr, körperlich und noch mehr im Herzen. Meister, ich möchte dich um etwas bitten: wenn er nicht selbst von seinen Be- trübnissen sprechen sollte, frage ihn nichts über seine Familie!«

»Ich werde es nicht tun. Ich bin für die Leidenden gekommen, aber ich erzwingen keine Vertraulichkeiten. Auch das Leid hat seine Zurückhaltung . . . «

»Und ich habe nicht Rücksicht darauf genommen . . . aber ich emp- fand soviel Schmerz.«

»Du bist mein Freund und hattest die Ursache meines Schmer- zes erkannt. Ich will für deinen Freund der unbekannte Rabbi sein. Wenn er mich besser kennengelernt hat, dann . . . Laß uns gehen! Die Nacht ist schon hereingebrochen. Lassen wir unsere Gastgeber nicht warten, die müde sind! Morgen früh wollen wir nach Betanien aufbrechen.«

120 »Bei euch stehen die Guten im selben Verhältnis zu den Bösen wie die Apostel zu Judas«

Jesus sagt dann:

»Kleiner Johannes, wie oft habe ich, das Antlitz zur Erde, für die Menschen geweint. Und ihr möchtet mir im Leiden nachstehen?

Auch bei euch stehen die Guten im selben Verhältnis zu den Bösen wie die Apostel zu Judas. Je besser einer ist, um so mehr leidet er. Doch auch für euch, und das sage ich ganz besonders allen, denen die Seelsorge anvertraut ist, ist notwendig, Judas zu beobachten und zu lernen. Ihr alle seid Petrus, ihr Priester! Auch ihr müßt binden und lösen. Doch wieviel Beobachtungssinn, wieviel Vereinigung mit Gott, wieviel lebendiges Studium und wieviel Vergleiche mit der Methode eures Meisters ist notwendig, um so zu sein, wie ihr sein sollt!

Manchen wird es unnütz, menschlich unmöglich erscheinen, was ich hier lehre. Es sind die Leugner der menschlichen Aspekte des Lebens Jesu, sie wollen aus mir ein Wesen machen, das so außerhalb des menschlichen Lebens steht und nur göttlich ist. Wo bleibt da die allerheiligste Menschheit, wo das Opfer der zweiten Person in der Annahme des menschlichen Fleisches? Oh! Ich war wirklich der Mensch unter Menschen. Ich war der MENSCH. Und darum schmerzte mich der Anblick des Verräters und der Undankbaren. Darum erfreute ich mich auch an allen, die mich liebten oder sich zu mir bekehrten. Darum erschauerte und weinte ich vor dem seelischen Leichnam des Judas. Ich erschauerte und weinte vor dem toten Freunde. Aber ich wußte, daß ich ihn zum Leben zurückrufen werde, und freute mich darüber, ihn im Geiste schon in den Limben zu sehen. Aber hier ... hier hatte ich den Dämon vor mir. Mehr möchte ich darüber nicht sagen.

Du, Johannes, folge mir nach! Machen wir den Menschen auch dieses Geschenk. Und dann ... selig, die das Wort Gottes anhören und sich bemühen, alles zu tun, was es verlangt. Selig, die mich

kennenlernen wollen, um mich zu lieben! In ihnen und für sie werde ich ein Segen sein ... «

121 Begegnung Jesu mit Lazarus in Betanien

Ein ganz klarer, sommerlicher Tagesanbruch. Mehr schon als die Morgenröte, der Sonnenaufgang: die Sonne erhebt sich über den Horizont, steigt höher und lächelt der lächelnden Erde zu. Kein Halm, der nicht mit seinem glitzernden Tau lacht. Es scheint, als seien die nächtlichen Sterne Staub geworden, der wie Gold und Edelsteine auf allen Halmen gleißt; sogar auf den am Boden verstreuten Steinen glaubt man Diamantpuder oder Goldsplitterchen zu sehen.

Jesus und Simon haben einen Weg eingeschlagen, der mit der Hauptstraße ein V bildet. Sie nähern sich herrlichen Obstgärten und Flachsfeldern, deren Pflanzen, bereits mannshoch, bald abgemäht werden müssen. Andere, weiter entfernte Felder zeigen nur die großen roten Flecken des Klatschmohns im Gelb der Stoppeln.

»Wir befinden uns schon auf dem Besitztum meines Freundes. Siehst du, Meister, die Entfernung entspricht der gesetzlichen Meile. Ich hätte mir nie erlaubt, dich zu täuschen. Hinter diesem Obstgarten ist der Zaun des Gartens und dahinter das Haus. Ich habe dich auf dieser Abkürzung hierher geführt, um den Vorschriften zu gehorchen.«

»Dein Freund muß sehr reich sein.«

»Sehr. Doch er ist nicht glücklich. Seine Familie hat auch anderswo Besitztümer.«

»Ist er Pharisäer?«

»Sein Vater war es nicht. Er ... ist sehr gesetzestreu. Ich habe dir gesagt: ein wahrer Israelit!«

Sie gehen noch ein Stück, bis zu einer hohen Mauer. Dahinter stehen Bäume und Büsche, zwischen denen das Haus kaum sichtbar ist. Der Erdboden bildet hier eine kleine Erhebung, doch nicht so sehr, daß sie dem Auge versagt, in den Garten zu sehen, der so schön ist, daß wir ihn Park nennen wollen.

Sie gehen um die Ecke. Von der Mauer hängen duftende Rosen- und Jasminsträucher herunter. Hier das schwere Tor aus kunstgeschmiedetem Eisen. Simon schlägt mit dem bronzenen Klopfer an.

»Es ist noch zu früh, um einzutreten, Simon«, bemerkt Jesus.

»Oh! mein Freund steht mit der Sonne auf, da er nur in seinem Garten oder zwischen seinen Büchern Trost findet. Die Nacht ist für ihn eine Plage. Warte nicht länger, Meister, ihm die Freude deines Kommens zu machen!«

Ein Diener öffnet das Tor.

»Asäus, ich grüße dich, sag deinem Herrn, daß Simon der Zelote gekommen ist und seinen Freund mitgebracht hat.«

Der Diener eilt fort, nachdem er beide hat eintreten lassen und sie mit den Worten begrüßt hat: »Euer Diener. Kommt herein, denn das Haus des Lazarus steht allen Freunden offen!«

Simon kennt sich hier gut aus; er schlägt nicht den Mittelweg ein, sondern einen kleineren zwischen Rosenhecken und geht auf eine mit Jasmin bewachsene Pergola zu.

Tatsächlich zeigt sich dort Lazarus. Er ist sehr mager und blaß, so wie ich ihn immer gesehen habe ... sehr groß, mit kurzen, schütterten und glatten Haaren und einem spärlichen Bart, der nur die Unterseite des Kinns bedeckt. Er ist in feinstes Linnen gekleidet und geht mühsam, wie jemand, den die Beine schmerzen. Da er Simon sieht, grüßt er mit liebenswürdiger Geste und geht dann, so gut er kann, Jesus entgegen, wirft sich ihm zu Füßen und küßt den Saum seines Gewandes und sagt: »Ich bin nicht so viel Ehre wert. Doch da deine Heiligkeit sich bis zu meinem Elend erniedrigt, komm, mein Herr, tritt ein und sei Herr in meinem bescheidenen Hause!«

»Steh auf, mein Freund, und empfangen meinen Frieden!«

Lazarus erhebt sich, küßt die Hände Jesu und betrachtet ihn voller Verehrung, nicht ohne Neugier. Sie gehen zusammen zum Hause.

»Wie sehr habe ich dich erwartet, Meister! Jeden Morgen sagte ich mir: „Heute wird er kommen“, und jeden Abend: „Auch heute habe ich ihn nicht gesehen“.«

»Warum erwartetest du mich so sehnsüchtig?«

»Warum? ... Was erwarten wir in Israel anderes als dich?«

»Und du glaubst, das ich der Erwartete bin?«

»Simon hat noch nie gelogen. Auch ist er nicht ein Mensch, der übertreibt oder sich für Lügendunst begeistert. Das Alter und das Leiden haben ihn zu einem Weisen heranreifen lassen. Und dann ... wenn er dich nicht an der Wahrheit deines Wesens erkannt hätte, dann hätten deine Werke gesprochen und dich heilig erklärt. Wer die Werke Gottes tut, muß ein Mann Gottes sein. Und du tust sie. Und die Art und Weise, wie du sie vollbringst, bestätigt, daß du der Mann Gottes bist. Mein Freund ist zu dir gekommen, angezogen durch die Kunde deiner Wunder; und er hat ein Wunder an sich erlebt. Ich weiß, daß dein Weg durch weitere Wunder gezeichnet ist. Warum also sollte ich nicht glauben, daß du der Erwartete bist? Oh, es ist so süß, an das Gute zu glauben. Bei vielen ungunen Dingen müssen wir so tun, als seien sie gut ... aus Friedensliebe ... weil wir sie nicht ändern können; bei vielen hinterhältigen Worten, die Verehrung, Lob und Gutmütigkeit auszudrücken scheinen, jedoch Sarkasmus oder Ironie sind ... mit Honig überzogenes Gift. Wir müssen tun, als ob wir daran glaubten, obwohl wir um das Gift, den Hohn und den Spott wissen. Wir müssen so tun, weil es nicht anders möglich ist, da wir schwach sind gegen eine starke Welt und allein gegen eine ganze Welt, die uns feindlich gesinnt ist. Warum also nicht an das Gute glauben? Außerdem ist die Zeit erfüllt, und die Zeichen der Zeit sind da. Das, was unserer Gewißheit noch fehlen könnte, kommt uns von unserem Willen zu glauben, daß die Wartezeit beendet ist und der Retter, der Messias, da ist ... der Israel und den Kindern Israels den Frieden bringt. Er, der unseren Tod frei von Ängsten machen wird, da wir wissen, daß wir erlöst sind, daß wir ohne den Schmerz der Sehnsucht nach unseren Verstorbenen leben können ... Oh, die Toten! Warum sie beweinen, wenn nicht deshalb, weil sie keine Kinder mehr und noch nicht den Vater und Gott haben?«

»Ist es schon lange her, daß dein Vater gestorben ist?«

»Drei Jahre, und sieben, daß meine Mutter gestorben ist ... Doch seit einiger Zeit trauere ich nicht mehr um sie. Auch ich möchte dort sein, wo ich hoffe, daß sie sind ... in Erwartung des Himmels.«

»Dann hättest du aber den Messias nicht zu Gast.«

»Das ist wahr. Jetzt bin ich in einer glücklicheren Lage als sie, da ich dich habe ... und das Herz diese Freude genießen darf. Tritt ein, Meister! Erweise mir die Ehre, daß mein Haus dein Haus sei! Heute ist Sabbat; leider kann ich nicht zu deiner Ehre die Freunde einladen ... «

»Ich wünsche es auch nicht. Heute bin ich nur für den Freund Simons da, der auch mein Freund ist.«

Sie betreten einen schönen Saal, wo die Diener schon bereitstehen, sie zu empfangen.

»Ich bitte euch, ihnen zu folgen«, sagt Lazarus. »So werdet ihr euch vor der morgendlichen Mahlzeit erfrischen können.« Und während Jesus und Simon in einen anderen Raum gehen, gibt Lazarus den Dienern Anweisungen. Ich erkenne, daß es ein reiches, vielmehr ein herrschaftliches Haus ist.

Jesus trinkt Milch, die ihm Lazarus unbedingt selbst eingießen will, bevor er sich zum Frühstück niedersetzt.

Ich höre, wie Lazarus, sich an Simon wendend, sagt: »Ich habe den Mann gefunden, der bereit ist, deine Güter zu erwerben zum Preis, den dein Vertrauensmann vorgeschlagen hatte. Er will keine Drachme abziehen.«

»Ist er auch bereit, meine Bedingungen zu erfüllen?«

»Er ist dazu bereit. Er nimmt alles an, nur um zu diesen Ländereien zu kommen; auch ich bin zufrieden, da ich weiß, wer mein Nachbar sein wird. Doch da du beim Verkauf nicht anwesend sein willst, möchte auch er für dich unerkannt bleiben. Ich bitte dich, diesen Wunsch zu berücksichtigen.«

»Ich habe nichts dagegen einzuwenden. Du, mein Freund, wirst mich vertreten; was immer du tun wirst, wird gut getan sein. Mir

genügt es, wenn mein treuer Diener nicht auf die Straße gestellt wird ... Meister, ich verkaufe und bin sehr glücklich darüber, daß ich nichts mehr habe, das mich an etwas bindet, was dir nicht dient. Doch ich habe einen alten, treuen Diener, den einzigen, der mir nach meinem Schicksalsschlag verblieben ist und der mir, wie ich dir schon gesagt habe, während meiner Absonderung immer geholfen und meine Güter wie sein Eigentum verwaltet hat. Er hat sie mit Hilfe des Lazarus als seine eigenen ausgegeben und sie mir somit erhalten, um ein wenig meiner Not abhelfen zu können. Nun wäre es nicht gerecht, wenn dieser Diener in seinem Alter auf die Straße gesetzt würde. So habe ich beschlossen, daß ein kleines Haus am Rande des Besitztums ihm gehören und ein Teil der Verkaufssumme ihm für seine künftigen Bedürfnisse gegeben werden soll. Die Alten, weißt du, sind wie der Efeu. Nachdem sie immer an demselben Ort gelebt haben, leiden sie zu sehr, wenn sie aus der gewohnten Umgebung herausgerissen werden. Lazarus wollte ihn zu sich nehmen, denn er ist ein guter Mensch. Doch ich habe es vorgezogen, die Sache so zu regeln. So wird der Alte weniger leiden.«

»Auch du bist gut, Simon; wenn alle so gerecht wären wie du, dann wäre meine Aufgabe einfacher«, bemerkt Jesus.

»Findest du die Welt tückisch, Meister?« fragt Lazarus.

»Die Welt? ... Nein. Die Mächte der Welt: Satan! Wenn er nicht der Herr der Herzen wäre und sie nicht in seiner Gewalt hätte, würde ich keinem Widerstand begegnen. Doch das Böse ist gegen das Gute, und ich muß in jedem das Böse besiegen, um das Gute hineinzulegen, was nicht alle wünschen.«

»Es ist wahr. Nicht alle wollen dies. Meister, welche Worte findest du für die Schuldigen, um sie zu bekehren, sie zu beugen? Worte der strengen Zurechtweisung, wie jene, denen wir in der Geschichte Israels oft begegnen und die als letzter der Vorläufer gebrauchte ... oder Worte der Barmherzigkeit?«

»Liebe übe ich und Barmherzigkeit. Glaube es, Lazarus, über jemand, der gefallen ist, hat ein Blick der Liebe mehr Macht als eine Verfluchung.«

»Und wenn die Liebe verlacht wird?«

»Weiterhin lieben ... bis zum äußersten. Lazarus, kennst du die Gegenden, in denen der verräterische Erdboden die Unvorsichtigen verschlingt?«

»Ja, ich habe darüber gelesen, denn in meinem Zustand lese ich viel, aus Leidenschaft und um die langen, schlaflosen Nächte zu verkürzen. Ich weiß, daß es solche in Syrien, in Ägypten und auch bei Chaldäa gibt. Und mir ist bekannt, daß sie nicht mehr hergeben, was sie verschlungen haben. Ein Römer sagte, daß es Mäuler der Hölle seien, in denen heidnische Ungeheuer leben. Ist das wahr?«

»Das ist nicht war. Es sind nur besondere Beschaffenheiten der Erdoberfläche. Der Olymp hat damit nichts zu tun. Auch wenn man an den Olymp nicht mehr glauben wird, werden sie weiterbestehen, und der Fortschritt der Menschen wird nur eine genauere Erklärung darüber geben können, ohne an der Tatsache etwas zu ändern. Nun frage ich dich: wenn du davon gelesen hast, weißt du bestimmt auch, wie man sich retten kann, wenn man hineingefallen ist.«

»Ja, mit einem zugeworfenen Seil, einer Stange oder auch einem Ast. Manchmal genügt ein kleiner Gegenstand, um dem Versinkenden das Minimum an Halt zu geben, der ihm erlaubt, die Ruhe zu bewahren und ohne Aufregung weitere Hilfe zu erwarten.«

»Nun gut: der Sünder, der Besessene wird vom verräterischen Erdboden, der an der Oberfläche Blumen aufweist und darunter beweglichen Schlamm hat, angesaugt. Glaubst du, daß einer, der weiß, was es heißt, sich auch nur mit einem eigenen Atom in den Besitz Satans zu begeben, es doch täte? Aber er weiß es nicht ... und dann ... entweder lähmt ihn der Schreck und das Gift des Bösen, oder er wird verrückt; um sich zu retten, wehrt er sich mit Bewegungen und sinkt dadurch nur tiefer in den Schlamm; schlägt er weiter um sich, bewirkt er schwere Wogen und beschleunigt damit sein Versinken. Die Liebe ist das Seil, der Ast, der Zweig, von dem du sprichst. Man muß darauf bestehen, bis er sie ergreift ... Ein Wort ... ein Verzeihen ... ein Verzeihen, das größer ist als die Schuld ... um ein

weiteres Abgleiten zu verhindern und die Hilfe Gottes zu erwarten. Lazarus, weißt du, welche Macht das Vergeben hat? Es bringt dem Vergebenden Gott zu Hilfe. Du liest viel?«

»Sehr viel. Ich weiß nicht, ob es gut ist. Doch aufgrund meiner Krankheit und anderer Dinge sind mir viele menschliche Köstlichkeiten vorenthalten; so bleiben mir nur Liebhabereien: Blumen und Bücher, Bäume und auch Pferde. Ich weiß, daß man mich deswegen kritisiert. Doch ich kann in meinem Zustand (er zeigt seine dickgeschwollenen, eingewickelten Beine) nicht zu Fuß oder auf einem Esel meine Güter besuchen. Ich muß einen Wagen benützen, und es muß rasch gehen. Deswegen habe ich mir Pferde angeschafft, und ich liebe sie sehr. Doch wenn du sagst, daß es nicht gut ist, werde ich sie verkaufen.«

»Nein, Lazarus. Diese Dinge schaden nicht. Es schadet nur, was den Geist beunruhigt und ihn von Gott entfernt.«

»Dies, Meister, wollte ich wissen. Ich lese viel. Ich habe nur diesen Trost. Ich bin wißbegierig. Ich glaube, daß es im Grunde besser ist, das Böse zu kennen als es zu tun; daß es besser ist zu lesen als ... andere Dinge zu tun. Doch ich lese nicht nur unsere Bücher. Ich liebe es, auch die Welt der anderen kennenzulernen, und Rom und Athen ziehen mich an. Nun weiß ich, wieviel Sittenverderbnis über Israel kam, als es sich mit den Assyrern und Ägypten verbündete, und wieviel Übel uns die hellenisierende Regierung gebracht hat. Ich weiß nicht, ob ein Einzelmensch sich selbst so viel Unheil zufügen kann, wie Judas (Makkabäus) sich selbst und uns, seinen Söhnen, angetan hat. Doch was denkst du davon? Ich möchte, daß du mich belehrst. Du, der du nicht nur ein Rabbi bist, sondern das Wort der göttlichen Weisheit.«

Jesus betrachtet ihn einige Minuten lang mit einem durchdringenden und doch fernen Blick. Man hat das Gefühl, daß dieser Blick den matten Körper des Lazarus durchbohrt, sein Herz ergründe, noch einmal alles überprüfe und wer weiß was sehe. Endlich sagt Jesus: »Verwirrt dich deine Lektüre? Entfernt sie dich von Gott und seinem Gesetz?«

»Nein, Meister. Sie zwingt mich zum Vergleich zwischen unserem wahren Gott und den falschen, heidnischen Göttern. Ich betrachte die Helden Israels, seine Gerechten, die Patriarchen, die Propheten und vergleiche sie mit den finsternen Gestalten der Geschichte der anderen Völker. Ich vergleiche unsere Philosophie – ich meine die Weisheit der Heiligen Schrift – mit den armen griechischen und römischen Philosophien, in welchen Feuerflämmchen aufflackern, doch keine richtige Flamme brennt und leuchtet wie in den Büchern unserer Weisheit. Dann verneige ich mich in noch tieferer Verehrung im Geiste, um unseren Gott anzubeten, der in Israel durch Geschehnisse, Personen und unsere Schriften spricht.«

»Dann lies nur weiter, es kann für dich nützlich sein, die heidnische Welt kennenzulernen. Mach weiter so . . . du kannst weiterhin lesen. Die Hefe des Bösen und der Keim der seelischen Zersetzung stecken nicht in dir. Daher kannst du ohne Sorge lesen. Die wahre Liebe, die du zu deinem Gott hast, macht die profanen Keime, welche die Lektüre in dir entwickeln könnte, wirkungslos. In allen Handlungen des Menschen liegt die Möglichkeit zum Guten und zum Bösen. Lieben ist keine Sünde, wenn man heiligmäßig liebt. Arbeiten ist keine Sünde, wenn man arbeitet, wann es erlaubt ist. Verdienen ist keine Sünde, wenn man sich mit dem gerechten Lohn begnügt. Studieren ist keine Sünde, wenn das Studium nicht die Gedanken an Gott in uns tötet. Doch Sünde ist es, dem Altare zu dienen, wenn dies aus Eigennutz geschieht.

Bist du nun überzeugt, Lazarus?«

»Ja, Meister. Ich habe schon andere darüber befragt, und sie haben mich deshalb verachtet. Du hingegen gibst mir Licht und Frieden. Oh, wenn alle dich hören könnten! Komm, Meister! Unter der Jasminlaube ist frische Luft und Ruhe. Angenehm ist es, in Erwartung des Abends im kühlen Schatten auszuruhen.«

Sie gehen hinaus, und die Vision ist zu Ende.

122 Jesus kehrt nach Jerusalem zurück und hört im Tempel Iskariot • Im Ölgarten

Jesus ist mit Simon in Jerusalem. Sie durchbrechen die Scharen der Händler und Maultiere, die auf der Straße eine Prozession bilden. Jesus sagt: »Laß uns zuerst zum Tempel hinaufgehen, bevor wir uns nach Getsemani begeben. Beten wir zum Vater in seinem Hause!«

»Nur das, Meister?«

»Nur das. Ich kann mich nicht aufhalten. Morgen früh ist am Fischtor die Zusammenkunft, und wenn die Menge drängt, wie wird es mir möglich sein, ungehindert dorthin zu gelangen? Ich möchte die anderen Hirten sehen. Ich werde sie als wahre Hirten in ganz Palästina verteilen, damit sie die Schafe zusammenrufen und der Herr der Herde bekannt werde, wenigstens dem Namen nach, damit, wenn ich diesen Namen nenne, sie alle wissen, daß ich der Herr der Herde bin, und alle zu mir kommen, um geliebt zu werden.«

»Es ist wunderbar, einen Herrn wie dich zu haben. Die Schafe werden dich lieben.«

»Die Schafe, aber nicht die Böcke! Nach dem Besuch bei Jona, werden wir nach Nazaret und dann nach Kafarnaum gehen. Simon Petrus und die anderen leiden unter meiner Abwesenheit. Wir suchen sie auf zu ihrer und unserer Freude. Auch der Sommer rät uns dazu. Die Nacht ist für die Ruhe da, und es gibt viel zu wenige, die die Ruhe zur Erkenntnis der Wahrheit vorziehen. Der Mensch, oh, der Mensch! Er vergißt zu leicht, daß er eine Seele hat; er denkt und sorgt nur für den Leib. Die Sonne ist tagsüber erbarmungslos. Sie hindert am Reisen und am Lehren auf den Plätzen und auf den Straßen. Sie schläfert den Geist ein wie den Leib, so sehr ermüdet sie diese. Laß uns also gehen und meine Jünger unterrichten dort im ruhigen, immergrünen und wasserreichen Galiläa. Bist du schon einmal dort gewesen?«

»Einmal auf der Durchreise und im Winter, bei einer meiner mühsamen Fahrten von einem Arzt zum anderen. Es hat mir dort gefallen.«

»Oh, es ist schön dort, immer! Auch im Winter und mehr noch in den anderen Jahreszeiten. Jetzt, im Sommer gibt es dort gleichsam Engelsnächte ... Ja, es scheint, als ob sie für die Flügel der Engel gemacht wären, so rein sind sie. Der See ... der See, im Kreis der näheren oder entfernteren Berge, scheint wirklich dazu geschaffen, um zu den Seelen, die Gott suchen, von Gott zu sprechen. Er ist ein Stück Himmel, das mitten in die grüne Landschaft gefallen ist, und das Firmament spiegelt sich in ihm mit seinen Sternen und vermehrt sie damit, als wolle es die Sterne auf einer Platte aus Saphir dem Schöpfer anbieten. Die Ölbäume wachsen bis nahe ans Ufer und sind voller Nachtigallen. Auch sie singen dem Schöpfer ihr Lob, der sie in dieser schönen, friedvollen Gegend leben läßt.

Und mein Nazaret! Ganz dem Kuß der Sonne hingebreitet, weiß, grün und lächelnd zwischen den beiden Riesen, dem großen und dem kleinen Hermon und dem Sockel von Bergen, die den Tabor umgeben. Ein Sockel mit sanften grünen Hängen, die den Blick hinaufführen zu ihrem Herrn, zum Hermon, der sein oft verschneites Haupt zur Sonne erhebt; und schön ist es, wenn die Gipfel in ihr Licht getaucht zu rosenrotem Alabaster werden, während auf der entgegengesetzten Seite der Karmel zu gewissen Zeiten und bei starker Sonnenbestrahlung bläulich wie der Lapislazuli sich zeigt, wenn alle Marmoradern, die Wasserläufe, die Wälder und Wiesen in ihren verschiedenen Farben leuchten. In den ersten Sonnenstrahlen jedoch sind sie wie zartgefärbte Amethyste, und am Abend gleichen sie einem violettblauen Beryll; wenn sie der Mond im Schein seines milchigsilbernen Lichts ganz schwarz erscheinen läßt, sehen sie aus wie der kompakte Block eines Sardonyxsteines. Und dann im Süden der fruchtbare und blütenreiche Teppich der Ebene von Jesreel.

Und dann ... und dann, oh, Simon! Dort blüht eine Blume! Eine Blume, die einsam leuchtet und duftet in Reinheit und Liebe für ihren Gott und ihren Sohn! Dort ist meine Mutter, und du wirst sie kennenlernen, Simon, und mir dann sagen, ob es auf dieser Erde ein anderes Geschöpf gibt, das ihr, auch in menschlicher Anmut, gleich-

kommt. Sie ist schön, doch alles wird von dem übertroffen, was ihr Inneres ausstrahlt. Wenn ein Rohling sie entkleiden, sie verunstalten und sie zum Umherirren verurteilen würde, sie wäre immer noch die Königin in königlichem Gewand, weil ihre Heiligkeit sie mit einem Mantel der Herrlichkeit umkleiden würde. Alles kann mir die Welt an Bösem antun, aber alles werde ich der Welt verzeihen, denn um auf die Welt zu kommen und um diese zu erlösen, hatte ich sie: die demütige und große Königin der Welt, welche die Welt nicht kennt, durch die aber der Welt das Heil gewährt wurde und in allen Jahrhunderten gewährt werden wird.

Da sind wir am Tempel angelangt. Beachten wir die jüdische Form des Kultes! Aber in Wahrheit sage ich dir, daß das wahre Haus Gottes, die heilige Bundeslade, ihr Herz ist, die Hülle ihr reinstes Fleisch, das die Tugend ziert.«

Sie sind eingetreten und begeben sich auf die erste Terrasse. Sie durchschreiten eine Säulenhalle und kommen zur zweiten Terrasse.

»Meister, schau dort, Judas inmitten der Leute! Es sind auch Pharisäer und Synedristen darunter. Ich will gehen und hören, was er sagt. Darf ich?«

»Geh, ich werde dich am großen Tor erwarten.«

Simon eilt fort und stellt sich so, daß er hören kann, ohne gesehen zu werden.

Judas spricht mit großer Überzeugung: »... und hier sind Personen, die ihr alle kennt und achtet und die euch sagen können, wer ich war. Nun, ich sage euch, er hat mich umgewandelt. Der erste Erlöste bin ich. Viele unter euch verehren den Täufer. Auch er verehrt ihn und nennt ihn „den Heiligen, der dem Elija der Sendung nach ebenbürtig ist, ihn aber überragt!“ Dieser Täufer nun nennt ihn das „Lamm Gottes“ und schwört bei seiner Heiligkeit, daß er gesehen hat, wie er vom Feuer des Geistes gekrönt wurde, während eine Stimme vom Himmel ihn als den „Geliebten Sohn Gottes, der angehört werden soll“, verkündet hat. So kann er kein anderer sein als der Messias. Er ist es! Ich schwöre es euch. Ich bin kein ungebilde-

ter Mensch und kein Dummkopf. Er ist der Messias! Ich habe seine Taten gesehen und seine Worte gehört. Und ich sage euch: Er ist es, der Messias. Das Wunder gehorcht ihm wie ein Sklave dem Herrn. Krankheiten und Unglück schwinden wie tote Dinge und werden Gesundheit und Freude. Die Seelen verwandeln sich noch mehr als die Körper. Ihr könnt dies an mir sehen. Habt ihr keine Kranken, kein Leid zu heilen? Wenn ihr sie habt, dann kommt morgen bei Sonnenaufgang zum Fischtor. Er wird dort sein und euch glücklich machen. Unterdessen gebe ich in seinem Namen den Armen diese Hilfe.«

Judas verteilt Münzen an zwei Krüppel und drei Blinde und zwingt schließlich eine Greisin, die letzten Geldstücke anzunehmen. Dann grüßt er die Menge und bleibt mit Josef von Arimathäa, Nikodemus und drei anderen, die ich nicht kenne, zusammen.

»Oh, jetzt geht es mir gut«, ruft Judas aus. »Nun habe ich nichts mehr. Nun bin ich so, wie er es will.«

»Wahrlich, ich erkenne dich nicht wieder. Ich glaubte an einen Scherz. Doch nun sehe ich, daß es dir ernst ist«, ruft Josef aus.

»Und ob es mir Ernst ist! Ich als erster erkenne mich nicht wieder. Im Vergleich zu ihm bin ich noch ein schmutziges Raubtier. Doch ich habe mich schon sehr geändert.«

»Und du wirst nun nicht mehr dem Tempel angehören?« fragt ein mir Unbekannter.

»O nein, ich gehöre Christus. Wer sich ihm nähert, kann – sofern er keine Natter ist – nicht anders als ihn lieben. Er wünscht nichts anderes mehr als ihn.«

»Wird er nicht mehr hierher kommen?« fragt Nikodemus.

»Sicher wird er kommen; doch nicht jetzt.«

»Ich möchte ihn hören.«

»Er hat an diesem Ort schon gesprochen, Nikodemus.«

»Ich weiß es. Doch ich war damals mit Gamaliël; ich habe ihn gesehen, bin aber nicht stehengeblieben ... «

»Was sagte Gamaliël, Nikodemus?«

»Er sagte: „Irgendein neuer Prophet!“ Anderes hat er nicht hinzugefügt.«

»Und du hast ihm nichts von dem erzählt, was ich dir gesagt hatte, Josef? Du bist doch sein Freund . . . «

»Ich berichtete ihm darüber; doch er antwortete mir: „Wir haben schon den Täufer, und nach den Lehren der Schriftgelehrten müssen mindestens hundert Jahre vergehen, um das Volk auf das Kommen des Königs vorzubereiten. Ich meine, es braucht weniger“, hat er hinzugefügt, „denn die Zeit ist erfüllt“. Dann hat er geendet: „Ich kann jedoch nicht annehmen, daß der Messias sich auf diese Weise offenbart. Eines Tages glaubte ich, daß die messianische Offenbarung nunmehr beginne, denn sein erstes Auftreten glich einem Blitz vom Himmel (vgl. Kapitel 68, Das Streitgespräch Jesu mit den Gelehrten im Tempel, Seite 328). Doch dann ist ein großes Schweigen eingetreten, und ich glaube, daß ich mich geirrt habe.“«

»Versuche noch einmal, mit ihm darüber zu sprechen. Wenn Gamaliël bei uns wäre und ihr bei ihm . . . «

»Ich rate euch dies nicht«, bemerkt einer der drei Unbekannten. »Das Synedrium ist mächtig, und Hannas leitet es mit Verschlagenheit und Gier. Wenn dein Messias am Leben bleiben will, dann rate ich ihm, verborgen zu bleiben oder sich wenigstens mit Macht durchzusetzen. Doch da ist auch Rom . . . «

»Wenn das Synedrium ihn hören würde, dann würde es sich zu Christus bekehren.«

»Ha, ha, ha!« lachen die drei Unbekannten und entgegnen: »Judas, wir glaubten dich verändert, doch immerhin noch intelligent. Wenn das, was du von ihm sagst, wahr ist, wie kann man dann annehmen, daß das Synedrium ihm folgen wird? Komm, komm, Josef! Es ist besser für alle: Gott behüte dich, Judas! Du hast es nötig!« Sie entfernen sich, und Judas bleibt mit Nikodemus zurück.

Simon schleicht davon und geht zu Jesus. »Meister, ich klage mich an, gesündigt zu haben durch Verleumdung in Gedanken und Worten. Dieser Mensch bringt mich durcheinander. Ich sah in ihm schon

deinen Feind. Und nun habe ich ihn von dir sprechen hören, wie es nur wenige von uns tun, besonders hier, wo der Haß den Jünger noch vor dem Meister zum Schweigen bringen würde. Ich habe gesehen, daß er den Armen Almosen gegeben und wie er versucht hat, die Synedristen zu überzeugen . . . «

»Siehst du, Simon? Ich bin froh, daß du ihn in einem solchen Augenblick gesehen hast; du mußt dies auch den anderen erzählen, die ihm mißtrauen. Preisen wir den Herrn für die Freude, die du mir schenkst, da du ehrlich bist, zu bekennen: „Ich habe gesündigt“; aber auch für die Freude über den Jünger, den du für niederträchtig hieltest, dessen Tat aber besagt, daß dies nicht stimmt.«

Sie beten lange und verlassen dann den Tempel.

»Hat er dich nicht gesehen?«

»Nein, dessen bin ich sicher.«

»Sage ihm nichts davon. Er hat eine sehr kranke Seele. Ein Lob würde ihm sehr schlecht bekommen, wie einem schwer fiebernden Magenkranken eine Speise. Wenn er wüßte, daß er gesehen worden ist, würde er damit prahlen, und alles würde schlimmer werden. Denn dort, wo der Hochmut Zutritt findet . . . «

»Ich werde schweigen. Wohin gehen wir?«

»Zu Johannes. Er wird zu dieser heißen Tageszeit im Hause des Ölgartens sein.«

Sie gehen langsam, immer den Schatten suchend, da die Sonne jetzt stark brennt. Sie verlassen den staubigen Vorort, passieren das Tor der Stadtmauer und gelangen durch die im gleißenden Sonnenlicht blendenden Felder zum Olivenhain und schließlich zum Hause unter den Ölbäumen.

In der kühlen, durch einen Vorhang verdunkelten Küche schlummert Johannes. Jesus ruft ihn: »Johannes!«

»Du, Meister? Ich habe dich erst am Abend erwartet.«

»Ich bin vorher gekommen. Wie ist es dir ergangen, Johannes?«

»Wie einem Lamm, das den Hirten verloren hat. Ich erzähle allen von dir; denn wenn ich von dir rede, meine ich, daß du etwas bei

mir bist. Ich habe zu einigen Verwandten, Bekannten und Freunden von dir gesprochen. Auch zu Hannas . . . Und zu einem Krüppel, der mein Freund wurde, nachdem ich ihm einige Münzen gegeben hatte. Ich hatte sie bekommen und habe sie ihm geschenkt. Auch eine arme Frau im Alter meiner Mutter, die in einer Gruppe von Frauen unter einem Portal stand und weinte, habe ich angesprochen. Ich habe sie gefragt: „Warum weinst du?“ Und sie hat mir geantwortet: „Der Arzt hat zu mir gesagt: ‚Deine Tochter hat die Schwindsucht. Finde dich damit ab. Bei den ersten Oktobergewittern wird sie sterben.‘ Ich habe nur sie: sie ist schön, gut und erst fünfzehn Jahre alt. Sie sollte im Frühjahr heiraten, und anstelle der Hochzeitstruhe werde ich ihr den Sarg herrichten müssen.“ Ich habe zu ihr gesagt: „Ich kenne einen Arzt, der sie heilen kann, wenn du den Glauben hast.“ „Niemand kann ihr mehr helfen. Drei Ärzte habe es schon gesagt. Sie spuckt schon Blut.“

„Mein Arzt“, habe ich erwidert, „ist nicht ein Arzt wie die anderen. Er heilt nicht mit Arzneien, sondern mit seiner Macht. Es ist der Messias.“ Daraufhin hat eine alte Frau gesagt: „Oh, dann mußt du glauben, Elisa. Ich kenne einen Blinden, der durch seine Hilfe sehend geworden ist.“ Und so ist die Mutter nun voller Hoffnung und nicht mehr mißtrauisch und wartet auf dich . . . Ist es recht so? Sonst habe ich nichts getan.«

»Du hast es gut gemacht. Gegen Abend gehen wir zu deinen Freunden. Hast du Judas nicht mehr gesehen?«

»Nein, Meister, doch er hat mir Lebensmittel und Geld geschickt. Ich habe es den Armen gegeben. Er ließ mir sagen, ich könne es auch für mich verwenden, da es von ihm käme.«

»Das ist wahr, Johannes. Morgen werden wir nach Galiläa gehen . . . «

»Ich freue mich darüber, Meister. Ich denke an Simon Petrus. Wer weiß, wie er auf dich wartet. Werden wir auch nach Nazaret kommen?«

»Ja, und wir werden dort Petrus, Andreas und deinen Bruder Jakobus sehen und ein wenig verweilen.«

»Oh, dann werden wir also in Galiläa bleiben?«

»Für einige Zeit werden wir dort bleiben.«

Johannes ist darüber sehr glücklich, und mit seiner Freude endet die Vision.

123 Jesus spricht mit dem Soldaten Alexander am Fischtor

Wieder ein Sonnenaufgang. Wieder das ungeduldige Warten der Esel und der Händler vor dem verschlossenen Tore. Wieder sehe ich Jesus mit Simon und Johannes. Die Händler erkennen und umringen sie. Auch ein Wachsoldat kommt herbei, als das Tor geöffnet wird; als er Jesus sieht, grüßt er: »Sei begrüßt, Galiläer! Sag diesen Unruhigen, sie sollen weniger rebellisch sein! Sie beklagen sich über uns. Zudem, sie sind immer ungehorsam und verwünschen uns. Dazu behaupten sie noch, das gebiete ihnen ihre Religion. Was ist das für eine Religion, die auf Ungehorsam gegründet ist?«

»Habe Nachsicht mit ihnen, Soldat. Sie sind wie Menschen, die in ihrem Hause einen ungebetenen Gast haben, der stärker ist als sie selbst. Die Zunge und der Trotz sind ihre einzigen Waffen.«

»Ja, doch wir haben unsere Pflicht zu erfüllen, und so müssen wir sie bestrafen. Dadurch werden wir immer mehr zu unerwünschten Gästen.«

»Du hast recht. Du mußt deine Pflicht tun. Doch tue sie immer mit Menschlichkeit. Denke immer: „Was würde ich an ihrer Stelle tun?“ Du wirst sehen, dann wirst du Mitleid für die Unterdrückten empfinden.«

»Ich höre dich gerne reden. Du kennst weder Verachtung noch Hochmut. Die anderen Palästinenser spucken nach uns, beleidigen uns und zeigen ihre Abscheu gegen uns; außer, wenn es darum geht, uns gehörig übers Ohr zu hauen, sei es wegen einer Frau, sei es bei einem Geschäft. Dann verursacht das römische Geld keinen Ekel.«

»Der Mensch ist Mensch, Soldat!«

»Und er ist falscher als der Affe. Es ist nicht angenehm, unter

Menschen zu leben, die stets wie Schlangen auf der Lauer liegen. Auch wir haben unsere Familien, unsere Mütter, Frauen und Kinder, und das Leben ist uns teuer.«

»Siehst du, wenn jeder daran dächte, gäbe es keinen Haß mehr. Du hast gefragt: „Was haben sie für eine Religion?“ Ich antworte dir: eine heilige Religion, deren erstes Gebot die Liebe zu Gott und zu dem Nächsten fordert; eine Religion, welche Gehorsam dem Gesetz gegenüber lehrt, selbst wenn dieses von einem feindlichen Staate gegeben wurde.

Denn hört, meine Brüder in Israel, nichts geschieht ohne Gottes Zulassung. Auch die Unterdrückungen: ein Unglück ohnegleichen für ein Volk; doch wenn dieses Volk sich prüfen würde, müßte es sozusagen immer zugeben, daß es alles so gewollt hat mit seiner gottwidrigen Art zu leben. Denkt an die Propheten!

Wie oft haben sie darüber gesprochen! Wie oft haben sie an den vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Ereignissen nachgewiesen, daß der Beherrscher die Züchtigung bedeutet, die Zuchtrute auf den Schultern des undankbaren Sohnes. Und wie oft haben sie gelehrt, wie man die Strafe abwenden kann: durch die Rückkehr zum Herrn. Nicht Aufstände oder Kriege heilen die Wunden, stillen die Tränen und lösen die Ketten; nur das Leben in der Gerechtigkeit. Dann kommt Gott zu Hilfe. Und was können die Waffen und die Heere der Bewaffneten ausrichten gegen die Herrlichkeit der Engelscharen, die für die Gerechten kämpfen? Werden wir bestraft? Leben wir in der wahren Gotteskindschaft, so daß der Herr keinen Grund mehr zum Strafen hat? Beschweret eure Ketten nicht immer mit neuen Sünden! Handelt nicht so, daß die Heiden euch als religionslos oder als heidnischer als sie selbst wegen eures Lebens halten. Zeigt euch als das Volk, das von Gott selbst das Gesetz erhalten hat. Befolgt es! Lebt so, daß die Unterdrücker sich vor euren Ketten verneigen und sagen: „Sie sind uns unterworfen, doch sie sind größer als wir, groß nicht der Zahl, dem Geld, den Waffen, der Macht nach: es ist eine Größe, die ihren Ursprung in Gott hat. Hier erstrahlt die

göttliche Vaterschaft eines vollkommenen, heiligen und mächtigen Gottes. Hier sieht man das Merkmal einer wahrhaften Gottheit, die in ihren Kindern zum Ausdruck kommt.“ Denkt darüber nach, so gelangt ihr zur Wahrheit des wahren Gottes und entfernt euch vom Irrtum. Jeder, auch der Ärmste, auch der Ungebildetste im Volke Gottes, kann einem Heiden Lehrer sein: Lehrer durch seine Lebensart; er kann durch die Werke eines heiligen Lebens den Heiden Gott verkünden. Geht, der Friede sei mit euch!«

»Judas hat sich verspätet, und auch die Hirten«, bemerkt Simon.

»Erwartest du jemand, Galiläer?« fragt der Soldat, der aufmerksam zugehört hat.

»Freunde.«

»Komm in den kühlen Torgang! Die Sonne brennt schon in den ersten Tagesstunden. Gehst du in die Stadt?«

»Nein, ich kehre nach Galiläa zurück.«

»Zu Fuß?«

»Zu Fuß. Ich bin arm.«

»Hast du eine Frau?«

»Ich habe eine Mutter.«

»Auch ich . . . Komm, wenn du uns nicht verachtetest wie die anderen!«

»Nur die Sünde erregt in mir Abscheu.«

Der Soldat betrachtet Jesus nachdenklich und voller Bewunderung. »Mit dir werden wir nie Schwierigkeiten haben . . . Über dir wird sich nie das Schwert erheben. Du bist ein guter Mensch. Aber die anderen . . .!«

Jesus ist nun im Halbschatten des Torganges. Johannes schaut in Richtung Stadt. Simon hat sich auf einen Steinblock gesetzt, der als Bank dient.

»Wie heißt du?«

»Jesus.«

»Ach, dann bist du es, der bei den Kranken Wunder wirkt?! Ich nahm an, daß du nur ein Magier seiest. Auch wir haben einen, und

zwar einen guten. Denn es gibt da welche ... Doch die unseren heilen keine Krankheiten. Wie machst du das?«

Jesus lächelt und schweigt.

»Wendest du magische Formeln an? Hast du Salben aus dem Mark der Toten, Pulver aus getrockneten Schlangen, magische Steine aus den Höhlen der Pythonschlangen?«

»Nichts von alledem. Ich habe nur meine Macht.«

»Dann bist du ein wahrer Heiliger. Wir haben die Magier und die Vestalinnen, und einige von diesen vollbringen wunderbare Dinge; man sagt, daß sie die heiligsten sind. Aber glaubst du das? Sie sind schlimmer als die anderen.«

»Warum verehrt ihr sie denn?«

»Weil ... nun ja, weil es die Religion von Rom ist. Und wenn ein Untertan die Religion seines Staates nicht achtet, wie kann er dann Cäsar und das Vaterland und alle die anderen Dinge achten?«

Jesus schaut den Soldaten fest an. »Wahrlich, du bist auf dem Wege der Gerechtigkeit schon fortgeschritten. Mach so weiter, Soldat, und es wird dir gelingen, das zu erkennen, was deine Seele ahnt, ohne daß du ihm einen Namen geben kannst.«

»Die Seele? Was ist das?«

»Wenn du stirbst, wohin gehst du dann?«

»Das weiß ich nicht. Wenn ich als Held sterbe, komme ich auf den Scheiterhaufen der Helden; wenn ich als armer Greis, als ein Nichts, sterbe, dann verfaule ich vielleicht in meiner Hütte oder am Rande einer Straße.«

»Dies gilt für den Leib. Doch die Seele, wohin geht sie?«

»Ich weiß nicht, ob alle Menschen eine Seele haben oder nur jene, welche Jupiter nach einem ruhmvollen Leben für die Gefilde der Seligen bestimmt, wenn er sie nicht zu sich auf den Olymp führt, wie es bei Romulus der Fall war.«

»Alle Menschen haben eine Seele. Sie ist es, die den Menschen vom Tier unterscheidet. Möchtest du sein wie ein Pferd, wie ein Vogel, wie ein Fisch? ... Ein Fleisch, das nach dem Tode nur noch Fäulnis ist?«

»O nein! Ich bin ein Mensch und bin froh, einer zu sein.«

»Also bist du ein Mensch mit einer Seele. Ohne diese wärest du nur ein sprechendes Tier.«

»Und wo ist sie? Wie ist sie?«

»Sie hat keinen Körper. Doch sie existiert. Sie ist in dir. Sie kommt von dem, der die Welt erschaffen hat, und kehrt nach dem Tode des Körpers zu ihm zurück.«

»Zum Gott Israels nach eurer Religion.«

»Zum einzigen Gott, dem Einen, dem höchsten Herrn und Schöpfer des Universums!«

»Hat auch ein armer Soldat wie ich eine Seele, die zu Gott zurückkehrt?«

»Ja, auch ein armer Soldat, und seine Seele wird Gott zum Freunde haben, wenn sie immer gut war, oder aber Gott zum Richter, wenn sie böse war.«

»Meister, hier kommt Judas mit den Hirten und mit Frauen. Wenn ich recht sehe, ist auch das Mädchen von gestern dabei«, sagt Johannes.

»Ich gehe, Soldat. Lebe als guter Mensch!«

»Werde ich dich nicht mehr sehen? Ich möchte noch manches wissen ... «

»Ich werde bis September in Galiläa bleiben. Wenn du kannst, komme! In Kafarnaum oder in Nazaret werden dir alle über mich Auskunft geben können. In Kafarnaum frage nach Simon Petrus. In Nazaret nach Maria des Josef. Sie ist meine Mutter. Komm nur, ich werde dir vom wahren Gott sprechen.«

»Simon Petrus ... Maria des Josef ... Ich werde kommen, sobald ich kann. Und wenn du zurückkommst, dann erinnere dich des Alexander. Ich gehöre zur Truppenabteilung von Jerusalem.«

Judas und die Hirten sind am Torgang angekommen.

»Friede euch allen«, sagt Jesus. Er möchte mehr sagen, doch ein zartes, lächelndes Mädchen durchbricht die Gruppe und wirft sich ihm zu Füßen: »Gib auch mir deinen Segen, Meister und Erlöser, und ich küsse dich!« und sie küßt ihm die Hände.

»Geh, sei froh und gut! Sei nun eine brave Tochter, später eine tüchtige Frau und eine gute Mutter! Unterweise deine künftigen Kinder in meinem Namen und in meiner Lehre! Der Friede sei mit dir und mit deiner Mutter! Friede und Segen allen jenen, die Freunde Gottes sind. Friede auch dir, Alexander!«

Jesus entfernt sich.

»Wir haben uns verspätet, aber diese Frauen haben uns aufgehalten«, erklärt Judas. »Sie waren in Getsemani und wollten dich sehen. Wir haben uns dorthin begeben, ohne daß der eine vom anderen wußte, um mit dir zusammen den Weg zu gehen. Doch du warst schon weggegangen, und diese hier waren dort. Wir wollten wieder aufbrechen, doch sie waren aufdringlicher als die Fliegen. Sie wollten so vieles wissen ... Hast du das Mädchen geheilt?«

»Ja.«

»Hast du mit dem Römer gesprochen?«

»Ja, er hat ein ehrliches Herz. Er sucht die Wahrheit.«

Judas seufzt.

»Warum seufzest du, Judas?« fragt Jesus.

»Ich seufze, weil ... ich wünschte, daß es die Unsrigen wären, die die Wahrheit suchen. Sie aber fliehen sie, verachten sie oder bleiben ihr gegenüber gleichgültig. Ich bin entmutigt. Ich möchte diesen Ort nicht mehr betreten und nichts anderes mehr tun als dir zuzuhören. Als Jünger habe ich doch keinen Erfolg.«

»Und glaubst du, daß mir viel gelingt? Laß dich nicht entmutigen, Judas! Das sind die Kämpfe des Apostolates; mehr Niederlagen als Siege. Doch nur auf dieser Erde sind es Niederlagen; dort oben sind es immer Siege. Der Vater sieht den guten Willen, und wenn dieser auch nicht zum Erfolg führt, dann segnet er dich dennoch dafür.«

»Oh, du bist so gut!« Judas küßt Jesus die Hand. »Werde ich jemals ein guter Mensch werden?«

»Ja, wenn du nur willst!«

»Ich glaube, daß ich es in diesen Tagen gewollt habe. Ich habe darum gerungen, denn viele Versuchungen bedrängen mich ... Doch

ich habe mich beherrscht, und immerfort an dich gedacht.«

»Dann harre also im Guten aus. Du wirst mir viel Freude bereiten. Und ihr, was habt ihr mir zu berichten?« fragt Jesus die Hirten.

»Elija grüßt dich und schickt dir Lebensmittel. Er bittet dich, ihn nicht zu vergessen!«

»Oh, ich trage meine Freunde in meinem Herzen. Laßt uns bis zum Dorf im Grünen gehen. Gegen Abend werden wir dann weiterziehen. Ich bin glücklich, mit euch zusammenzusein, zur Mutter gehen zu können und mit einem Aufrichtigen über die Wahrheit gesprochen zu haben. Ja, ich bin glücklich. Wenn ihr wüßtet, was es für mich bedeutet, meine Mission zu erfüllen und zu sehen, daß dadurch die Seelen zum Vater gelangen, und daß ihr mir im Geiste immer mehr nachfolgt . . . « Ich sehe nichts mehr.

124 Jesus und Isaak bei Dok • Aufbruch nach Jesreel

»Und ich sage dir, Meister, daß die Demütigen die besseren sind. Jene, an die ich mich wandte, antworteten mit Spott und Gleichgültigkeit. Oh, die einfachen Menschen von Jutta!« Isaak spricht zu Jesus. Sie haben sich alle zur Rast auf dem Gras am Flußufer niedergelassen, und mir scheint, daß Isaak über seine Bemühungen berichtet.

Judas mischt sich ein und ruft, was selten geschieht, den Hirten beim Namen: »Isaak, ich bin ganz deiner Meinung. Wir verlieren bei unseren Kontakten mit diesen Leuten nur Zeit und Selbstvertrauen. Ich gebe es auf!«

»Ich nicht. Ich leide darunter, aber aufgeben werde ich nur, wenn der Meister mich dazu auffordert. Seit Jahren bin ich gewohnt, aus Treue zur Wahrheit zu leiden. Ich konnte nicht lügen, um mir die Mächtigen wohlgesinnt zu stimmen. Und weißt du, wie oft sie kamen in meine Krankenbehausung, um sich über mich lustig zu machen, und sie versprachen mir – oh! bestimmt falsche Versprechungen – Hilfe, wenn ich gesagt hätte, daß du, Jesus, nicht der Neugeborene, der Erlöser seiest. Doch ich konnte nicht lügen! Lügen hätte

bedeutet, meine Freude zu verleugnen, meine einzige Hoffnung zu töten, dich, meinen Herrn, zu verstoßen. Dich verstoßen! Im Dunkel meines Elends, in der Not meiner Krankheit hatte ich immer einen Himmel voller Sterne: das Antlitz meiner Mutter, die einzige Freude in meinem Leben als Waise; das Antlitz einer Frau, die mir nie gehörte und der ich über den Tod hinaus die Liebe bewahrte. Diese beiden waren die zwei kleinen Sterne. Dann zwei größere Sterne gleich zwei reinsten Monden: Josef und Maria, die einem Neugeborenen und uns armen Hirten zulächelten, und im Zentrum meines Herzenshimmels leuchtete dein Antlitz ... unschuldig, lieblich, heilig, heilig, heilig. Diesen meinen Himmel konnte ich nicht von mir weisen! Ich wollte mich seinem Licht nicht entziehen, da es kein reineres für mich gibt. Eher hätte ich inmitten der Leiden das Leben abgelehnt, als daß ich dich, meine gebenedeite Erinnerung, meinen neugeborenen Jesus, verleugnet hätte!«

Jesus legt seine Hand auf Isaaks Schulter und lächelt.

Judas fragt noch einmal: »Also, du bleibst dabei?«

»Ich bleibe dabei ... heute, morgen und übermorgen. Irgendeiner wird schon kommen.«

»Wie lange wird diese Tätigkeit dauern?«

»Ich weiß nicht; doch glaube mir: es genügt nicht, vorwärts und rückwärts zu schauen. Man muß Tag für Tag seine Pflicht tun. Und wenn es am Abend scheint, daß der Tag erfolgreich war, dann muß man sagen: „Danke, mein Gott!“, und hat er nichts eingebracht: „Ich hoffe auf deine Hilfe für morgen.“«

»Du bist weise.«

»Ich weiß nicht einmal, was das bedeutet. Aber ich will bei meiner Mission dasselbe tun, was ich während meiner Krankheit getan habe. Fast dreißig Jahre Gebrechlichkeit sind nicht ein einziger Tag.«

»Ja, das glaube ich. Ich war noch nicht einmal geboren, als du schon krank warst.«

»Ich war krank. Doch ich habe diese Jahre nie gezählt. Ich habe nie gesagt „Nun kehrt der Nisan wieder, und ich werde mit den Rosen

nicht gesund ... Es kehrt der Tischri wieder, und ich leide immer noch.“ Ich machte weiter und sprach zu mir und den Guten über ihn. Ich merkte, daß die Jahre vergingen, weil die Kinder von einst nun ihre Hochzeitskuchen und die Süßigkeiten bei der Geburt ihrer Kinder brachten. Wenn ich jetzt zurückblicke, nun, da ich im Alter wieder jung geworden bin, was sehe ich von der Vergangenheit? Nichts. Alles ist vorbei.«

»Hier bleibt dir nichts. Aber im Himmel hast du alles, Isaak. Und dieses alles erwartet dich«, sagt Jesus, und dann zu den anderen gewandt: »So muß man es machen. Auch ich mache es so. Ohne Überdruß vorwärtsschreiten. Der Überdruß ist eine Wurzel menschlichen Stolzes. Und ebenso die Eile. Warum ärgert man sich wegen der Mißerfolge, warum beunruhigt man sich über die Langsamkeit? Weil der Stolz sagt: „Man wagt es, mir nein zu sagen? So lange läßt man mich warten? Das ist Mangel an Achtung dem Apostel Gottes gegenüber.“ Nein, Freunde. Betrachtet die Schöpfung und denkt an ihn, der nie erschaffen hat! Betrachtet den Fortschritt der Menschheit und denkt an den Anfang. Erwägt, wie viele Jahrhunderte von ihrer Erschaffung an bis zum heutigen Zeitpunkt verflossen sind! Die Schöpfung ist ein Werk stillen Wirkens. Der Vater machte dies alles nicht in unordentlicher Weise, sondern ließ es im Laufe der Zeit entstehen. Der Mensch ist in einem mühseligen Fortschritt zu dem geworden, was er heute ist, und er wird in seinem Wissen und Können immer mehr Fortschritte erzielen. Diese werden heilig oder nicht heilig sein, je nach seinem Willen. Doch der Mensch hat nicht alles von heute auf morgen gewußt. Die ersten Menschen, die aus dem Garten vertrieben worden waren, mußten langsam und fortwährend lernen, auch die einfachsten Dinge: daß das Weizenkorn, wenn es gemahlen, zu Teig verarbeitet und gebacken wird, besser schmeckt; wie das Korn gemahlen wird, und wie das Mehl dann zubereitet wird; wie das Feuer angezündet wird; wie man ein Gewand anfertigt, nach dem Muster der Felle der Tiere; wie man eine Unterkunft errichtet, wobei sie die wilden Tiere beobachteten, und wie man eine Lagerstätte

bereitet, wobei sie die Nester zum Vorbild nahmen. Sie lernten, sich mit Kräutern und Quellen zu heilen, und taten es den Tieren gleich, die sich instinktmäßig ihrer bedienen; sie lernten Wüsten und Meere durchqueren, indem sie sich mit den Sternen befaßten, Pferde zähmten, und eine schwimmende Nußschale auf den Wellen eines Baches vermittelte ihnen Kenntnisse über das Gleichgewicht, die sie im Bau von Booten nutzen konnten. Wie viele Mißerfolge, bis ihnen etwas gelang! Und so wird es weitergehen. Der Mensch wird deshalb nicht glücklicher werden; denn mehr noch wie im Guten, wird er sich Kenntnisse im Bösen erwerben. Aber er wird weiterhin Fortschritte machen. Ist die Erlösung nicht ein Werk der Geduld? Von Ewigkeit her beschlossen und wieder beschlossen, erfüllt sich jetzt die Zeit, in der die Erlösung vollzogen wird. Alles ist Geduld. Warum also ungeduldig sein? Hätte Gott nicht alles blitzartig machen können? Hätte der Mensch als vernunftbegabtes Wesen, als er aus der Hand Gottes hervorging, nicht alles gleich wissen können? Hätte ich nicht schon am Anfang der Zeiten kommen können? Alles hätte sein können, *nichts aber darf gewaltsam geschehen*. Nichts. Die Gewalt steht immer im Widerspruch zur Ordnung, und Gott und das, was von Gott kommt, ist Ordnung. Verlangt also nicht mehr zu sein als Gott selber!«

»Wann aber wirst du erkannt werden?«

»Von wem, Judas?«

»Von der Welt!«

»Niemals.«

»Niemals? Aber bist du denn nicht der Erlöser?«

»Ich bin es. Doch die Welt will nicht gerettet werden. Nur im Verhältnis von einem zu tausend will sie mich erkennen, und nur einer von zehntausend wird mir wirklich nachfolgen. Und ich will euch noch mehr sagen: Nicht einmal von meinen Vertrautesten werde ich erkannt werden.«

»Aber wenn sie mit dir vertraut sind, werden sie dich doch kennen.«

»Ja, Judas. Sie werden mich als Jesus, den Israeliten Jesus, kennen, doch nicht als den, der ich bin. Wahrlich, ich sage euch, ich werde nicht von allen meinen Vertrauten erkannt werden. Kennen heißt: treu und tugendhaft lieben ... und es wird einen geben, der mich nicht kennen will.«

Jesus macht die gewohnte Gebärde, worin seine ganze Resignation und tiefe Betrübnis zum Ausdruck kommt, wenn er den künftigen Verrat ankündet: er öffnet seine Hände, hält diese nach außen gekehrt, und mit schmerzbewegtem Antlitz sehen seine Augen weder die Menschen noch den Himmel – sie schauen nur seine künftige Bestimmung, die eines Verratenen.

»Sag das nicht, Meister«, fleht Johannes.

»Wir werden dir immer folgen und dich immer mehr erkennen«, sagt Simon, und die Hirten pflichten ihm im Chore bei.

»Wie einer Braut wollen wir dir folgen, und du wirst uns lieber sein als diese. Mehr als auf eine Frau sind wir auf dich eifersüchtig. O nein! Wir kennen dich schon so gut, daß wir dich nicht mehr verkennen können. Er (und Judas zeigt auf Isaak) sagt, die Erinnerung an dich als Neugeborener zu verleugnen, wäre für ihn schlimmer gewesen als das Leben zu verlieren. Und du warst damals nur ein Neugeborener. Nun kennen wir dich als Mann und Lehrer. Wir hören dir zu und sehen deine Werke. Deine Berührung, dein Atem, dein Kuß sind unsere ständige Weihe und unsere ständige Reinigung. Nur ein Satan könnte dich verleugnen, nachdem er dein Vertrauter gewesen ist.«

»Das ist wahr, Judas, doch es wird geschehen.«

»Wehe ihm ... ich werde sein Richter sein«, ruft Johannes des Zebedäus aus.

»Nein, überlaß es dem Vater, als Richter zu walten! Sei vielmehr sein Miterlöser. Der Erlöser einer Seele, die zu Satan neigt! Doch verabschieden wir uns von Isaak! Es ist Abend geworden. Ich segne dich, treuer Diener. Wisse, daß Lazarus in Betanien unser Freund ist und meinen Freunden helfen will. Ich gehe, du bleibst! Pflüge das

trockene Erdreich Judäas. Ich werde wiederkommen. Du weißt, wo du mich, wenn nötig, finden kannst! Mein Friede sei mit dir!« Und Jesus segnet und küßt seinen Jünger.

125 Jesus beim Hirten Jona in der Ebene von Jesreel

Zwischen ausgetrockneten Stoppelfeldern voller Grillen führt ein Pfad dahin, auf dem Jesus, mit Levi und Johannes zu seinen Seiten, und gefolgt von Josef, Judas und Simon einherschreitet.

Es ist Nacht. Doch die Luft hat sich nicht abgekühlt. Die Erde ist ein Feuer, das nach dem Brand des Tages weiterbrennt. Der Tau vermag nichts mehr gegen diese Trockenheit. Ich glaube, er trocknet schon, bevor er den Boden berührt; so stark ist die Wärme, die aus den Ritzen und Fugen des Erdreichs aufsteigt. Alle schweigen erschöpft und erhitzt. Doch ich sehe Jesus lächeln. Die Nacht ist hell, obgleich der abnehmende Mond gerade jetzt im äußersten Osten erscheint.

»Glaubst du, daß er da sein wird?« fragt Jesus den Hirten Levi.

»Ganz bestimmt. Um diese Zeit ist die Getreideernte beendet; für die Obsternte ist es noch nicht so weit. Die Bauern sind deshalb damit beschäftigt, ihre Weinberge und Obstgärten vor den Dieben zu schützen, und sie gehen nicht fort, besonders wenn ihre Herren geizig sind, wie der des Jona. Samaria ist nicht weit; wenn diese Abtrünnigen können ... oh, dann schädigen sie uns gerne, uns von Israel. Als ob sie nicht wüßten, daß die Knechte dafür geprügelt werden! O ja, sie wissen es gut. Doch sie hassen uns ... das ist es ... «

»Sei nicht gehässig, Levi!« sagt Jesus.

»Nein, doch du wirst sehen, wie sehr Jona durch ihre Schuld vor fünf Jahren geschlagen wurde. Seither lebt er in der Nacht auf seinem Wachposten, denn die Geißel ist eine grausame Marter ... «

»Ist es noch weit bis dort?«

»Nein, Meister. Siehst du dort, wo die öde Landschaft aufhört und

eine dunkle Stelle ist? Dort sind die Apfelbäume des Doras, des harten Pharisäers. Wenn du erlaubst, will ich vorausgehen und uns Jona melden.«

»Geh!«

»Aber, mein Herr, sind alle Pharisäer so?« fragt Johannes.

»Oh, ich möchte nicht in ihren Diensten stehen. Ich ziehe mein Boot vor.«

»Ist die Barke dein Liebstes?« fragt Jesus halb ernst.

»Nein, du bist es! Sie war es, als ich noch nicht wußte, daß die Liebe auf die Erde gekommen war«, antwortet Johannes rasch.

Jesus lächelt über seinen Eifer. »Wußtest du denn nicht, daß die Liebe auf der Erde existierte? Wie wurdest du denn geboren, wenn dein Vater deine Mutter nicht geliebt hätte?« fragt Jesus wie im Scherze.

»Diese Liebe ist schön, doch sie kann mich nicht verführen. Du bist meine Liebe, du bist auf Erden die Liebe für den armen Johannes.« Jesus drückt ihn an sich und sagt: »Ich sehnte mich danach, dies von dir zu hören. Die Liebe hungert nach Liebe, und der Mensch wird ihrem großen Verlangen immer nur dünne Tropfen geben, wie jene, die vom Himmel fallen und so winzig sind, daß sie bei der Sommerhitze schon in der Luft verdunsten. Auch die Tropfen der menschlichen Liebe werden gleich von der Hast und Unruhe so vieler Dinge verschlungen. Das Herz versucht noch, einige aufzufangen, doch die Interessen, die Liebschaften, die Geschäfte, die Habsucht: viele, viele menschliche Dinge verbrennen sie. Und was bleibt für Jesus? Oh, viel zu wenig! Die Überbleibsel, die kläglichen Reste menschlicher Liebe, die mit eigenen Interessen verbundenen Herzschräge der Menschen, die nur fordern, fordern, fordern, wenn die Not sie drängt. Nur wenige werden mich aus reiner Liebe lieben: solche, die wie Johannes sind. Betrachte eine hochgewachsene Ähre. Es war vielleicht ein Korn, das bei der letzten Ernte auf die Erde gefallen ist. Es hat gekeimt, hat der Sonne, der Dürre widerstanden, hat sich aufgerichtet, Wurzel geschlagen und eine Ähre ist

entstanden. Schau, sie ist schon gebildet. Allein steht sie noch auf diesem abgemähten Stoppelfeld. In Kürze werden die reifen Körner die Hülle sprengen, auf die Erde fallen und zur Liebesgabe für die Vögelchen werden, oder aber sie keimen wieder und geben hundert Körner für eines; bevor im Winter der Pflug über die Stoppeln zieht, werden sie wiederum reif sein und viele Vögel sättigen, die in dieser traurigen Jahreszeit schon vom Hunger gequält werden. Siehst du, mein Johannes, wieviel ein einziges mutiges Samenkorn leisten kann? So werden die Wenigen sein, die mich aus Liebe lieben. Ein einziger von ihnen kann den Hunger vieler stillen. Ein einziger von ihnen wird das Land, wo es zuvor wüst und leer war, schöner machen. Ein einziger von ihnen wird Leben dorthin bringen, wo Tod war, und die Hungrigen werden zu ihm kommen. Sie werden ein Korn seiner tätigen Liebe essen und dann egoistisch und gedankenlos davonfliegen. Doch, ohne daß sie es merken, wird das Korn in ihrem Blute, in ihrem Geist, Keime des Lebens sprießen lassen ... und dann werden sie zurückkommen. Und heute, morgen und übermorgen, wie Isaak sagte, wird das Begreifen der Liebe in den Herzen vertieft. Der leere Stengel hat keine Bedeutung mehr. Er ist nur noch ein Strohalm. Doch wieviel Gutes wird aus seinem Opfer hervorgehen. Und welchen Lohn verdient sein Opfer!«

Jesus ist einen Augenblick vor einer einsamen Ähre am Wegrand stehengeblieben, die in einer Rille, die zur Regenzeit vielleicht ein Bächlein ist, wächst. Er geht nun weiter, und Johannes hört ihm aufmerksam zu in seiner Haltung des Verliebten, der nicht nur die Worte, sondern auch die Gesten des Geliebten aufnimmt. Die anderen, die untereinander reden, achten nicht auf das liebevolle Zwiegespräch. Nun ist der Apfelhain erreicht, und sie versammeln sich alle zur Rast. Es ist noch immer so warm, daß man auch ohne Mantel schweißbedeckt ist. Sie schweigen und warten.

Aus dem dichten Dunkel, in dem der Mond seinen schwachen Schein verbreitet, taucht nun die helle Gestalt Levis auf und hinter ihr ein dunkler Schatten.

»Meister, hier ist Jona.«

»Mein Friede komme über dich!« grüßt Jesus, noch bevor Jona ihn erreicht hat.

Doch Jona antwortet nicht. Er rennt, wirft sich weinend zu Jesu Füßen nieder und küßt sie. Als er sich gefaßt hat und sprechen kann, sagt er: »Wie lange schon erwarte ich dich! Wie lange! Welch eine Trostlosigkeit, wenn das Leben dahinschwindet und der Tod sich nähert, ohne daß man sagen kann: „Ich habe ihn gesehen.“ Und doch, nicht alle Hoffnung hatte ich aufgegeben. Selbst als ich todkrank war, sagte ich mir: Sie hat mir versichert: „Ihr werdet ihm noch dienen“, und sie konnte nichts Unwahres sagen. Sie ist die Mutter des Immanuel. Niemand hat somit Gott näher bei sich als sie, und wer Gott hat, weiß, was Gottes ist.«

»Steh auf! Sie läßt dich grüßen. Du hast sie in deiner Nähe, und sie hat dich in ihrer Nähe. Sie lebt in Nazaret.«

»Du! Sie! In Nazaret? Oh, wenn ich das gewußt hätte! Bei Nacht, in den eiskalten Monaten, wenn die Felder schlafen und die Bösewichte den Bauern nicht schaden können, wäre ich zu ihr geeilt, um ihr die Füße zu küssen, und dann wäre ich zurückgekehrt mit meinem Schatz an Gewißheit. Warum hast du dich nicht geoffenbart, Herr?«

»Weil die Stunde noch nicht gekommen war. Nun ist die Stunde gekommen. Man muß warten können. Du hast gesagt: „In den kalten Monaten, wenn die Felder schlafen“, und dabei ist der Weizen schon gesät, nicht wahr? Auch ich war schon gesät, und du hast mich als Saatkorn gesehen. Dann bin ich verschwunden, unter einem notwendigen Schweigen begraben, um zu wachsen und die Zeit der Ernte zu erreichen, um vor den Augen der Welt und jenen, die mich als Neugeborenen gesehen hatten, zu leuchten. Diese Zeit ist nun gekommen. Nun ist der Neugeborene bereit, das Brot der Welt zu sein. Und zuerst besuche ich meine Getreuen und sage zu ihnen: „Kommt, sättigt euch an mir!“«

Der Mann hört ihm lächelnd zu und spricht beglückt zu sich selbst: »Oh, du bist es wirklich! Du bist es wirklich!«

»Du warst am Sterben? Wann?«

»Als ich beinahe zu Tode gepeitscht wurde, weil zwei Weinberge geplündert worden waren. Schau, wie viele Wunden!« Er zieht sein Gewand herunter und zeigt seine mit unregelmäßigen Narben bedeckten Schultern. »Mit einer eisernen Rute haben sie mich geschlagen. Er hat die gestohlenen Weintrauben auf den abgerissenen Fruchtstengeln gezählt, und für jede von ihnen hat er mir einen Hieb versetzt. Dann hat er mich halbtot liegen lassen. Maria, die junge Frau eines Gefährten, ist mir zu Hilfe gekommen. Ihr Vater war mein Vorgänger; und ich habe bei meiner Ankunft hier das kleine Mädchen sofort liebgewonnen, weil es Maria hieß. Sie hat mich gepflegt; doch erst nach zwei Monaten war ich geheilt, denn die Wunden hatten sich bei der Hitze entzündet und hohes Fieber hervorgerufen. Ich habe zum Gott Israels gesagt: „Meinetwegen! Laß mich nur deinen Messias wiedersehen! Dieses Unglück ertrage ich dann leicht. Nimm es als Opfer an! Ich kann dir nie im Tempel Opfer darbringen. Ich bin der Knecht eines Grausamen, du weißt es. Nicht einmal an Ostern erlaubt er mir, zu deinem Altare zu gehen. Nimm mich als Sühnopfer an. Doch gib ihn mir, ihn!“«

»Und der Allerhöchste hat dich erhört. Jona, willst du mir dienen, wie es deine Gefährten schon tun?«

»Wie werde ich dies können?«

»Wie sie es können. Levi weiß es, und er wird dir sagen, wie einfach es ist, mir zu dienen. Ich will nur deinen guten Willen.«

»Den habe ich dir schon gegeben, als du noch ein kleines Kind warst und weintest. Durch ihn habe ich alles überstanden, sowohl die Entmutigungen als auch den Haß. Leider können wir hier nur wenig reden ... Der Gutsherr hat mir einmal einen Fußtritt gegeben, weil ich darauf beharrte, daß du auf Erden bist. Doch jedesmal, wenn er fern war und ich jemand hatte, dem ich vertrauen konnte, habe ich vom Wunder jener Nacht erzählt.«

»Und nun erzähle vom Wunder unserer Begegnung. Ich habe euch fast alle gefunden, und ihr seid mir treu geblieben. Ist das nicht

ein Wunder? Allein, weil ihr mich mit Glauben und Liebe betrachtet habt, seid ihr gerecht vor Gott und den Menschen geworden.«

»Oh, nun werde ich Mut haben! Nun, da ich weiß, daß du lebst, und ich sagen kann: „Er ist da! Geht zu ihm!“ Doch wo können wir dich finden, mein Herr?«

»In ganz Israel. Bis September werde ich in Galiläa sein. Nazaret und Kafarnaum werden mich oft haben, und dort kann man mich finden. Dann werde ich überall sein. Ich bin gekommen, die Schafe Israels zu versammeln.«

»Oh, mein Herr! Du wirst viele Böcke finden. Mißtraue den Großen in Israel!«

»Sie werden mir nichts Böses antun, solange die Stunde nicht gekommen ist. Du aber sage den Toten, den Schlafenden, den Lebenden: „Der Messias ist unter uns!“«

»Die Toten, Herr?«

»Die Toten im Geiste. Die anderen, die gerecht im Herrn verstorben sind, jauchzen schon vor Freude über die bevorstehende Befreiung aus den Limben. Sage den Toten im Geiste, daß ich das Leben bin! Sage zu den Schlafenden, daß ich die Sonne bin, die den Schlaf vertreibt. Sage den Lebenden, daß ich die Wahrheit bin, die sie suchen.«

»Wirst du auch die Kranken heilen? Levi hat mir von Isaak erzählt. Hast du an ihm ein Wunder gewirkt, weil er dein Hirte war, oder wirst du es bei allen tun?«

»Den Guten ist das Wunder als gerechter Lohn zudedacht; den weniger Guten, um sie zur wahren Güte anzuspornen; den Bösen manchmal, um sie aufzurütteln und zu überzeugen, daß ich da bin, und Gott mit mir ist. Das Wunder ist ein Geschenk. Das Geschenk ist für die Guten. Doch er, der die Barmherzigkeit ist und sieht, wie schwerfällig die Menschen sind und daß nur ein mächtiges Ereignis sie aufrufen kann, benützt dieses, um sagen zu können: „Alles habe ich für euch getan, und es hat nichts genützt. Sagt also selbst, was ich noch tun könnte!“«

»Herr, willst du nicht in mein Haus eintreten? Wenn du mir versicherst, daß keine Diebe in die Güter einbrechen, will ich dir Gastfreundschaft gewähren und um dich die wenigen versammeln, die durch meine Worte von dir gehört haben. Der Gutsherr hat uns gebogen und zerbrochen wie wertlose Halme. Wir haben nichts als die Hoffnung auf eine ewige Belohnung. Doch wenn du dich den betrübteten Herzen zeigst, werden sie neue Kraft in sich spüren.«

»Ich komme. Habe keine Sorge um die Bäume und Weinberge. Sei versichert, daß die Engel dir getreue Wächter sein werden.«

»O Herr, ich habe sie gesehen, deine himmlischen Diener. Ich glaube! Und mit dir bin ich sicher. Gesegnet seien die Bäume und die Reben, die sich im Winde bewegen und Lieder von Stimmen und Flügeln der Engel hören! Gesegnet sei dieser Erdboden, den du mit deinem Fuße heiligst! Komm, Herr Jesus! Hörst, Pflanzen und Reben! Hörst, ihr Schollen! Hörst den Namen, den ich euch zu meinem Frieden anvertraut habe und mit dem ich jetzt ihn nenne: Jesus ist hier! Hörst, und durch Zweige und Äste gehe ein Raunen: „Der Messias ist mit uns!“«

Alles endet mit diesen freudigen Worten.

Am gleichen Tag, um 20 Uhr.

Wenn nicht Ausgangssperre wäre, hätte ich Sie rufen lassen; denn so stark wurde ich von der Erscheinung des Dämons erschreckt. Eines echten Dämons, ohne Verkleidung. Eine hohe, dünne, rauchige Person mit niedriger Stirne, spitzem Gesichte, tiefliegenden Augen und einem derart bösen Blick voller Spott, Bosheit und Falschheit, daß nur wenig gefehlt hat, daß ich nicht schrie. Ich betete im Dunkel meines Zimmers, während Marta in der Küche war. Ich betete zum Unbefleckten Herzen Mariens, als er an der geschlossenen Türe erschien. Dunkel im Dunkel, und trotzdem konnte ich alle Einzelheiten des nackten, häßlichen Körpers erkennen; häßlich nicht wegen einer Mißgestaltung, sondern wegen der schlangenhaften Bewegungen all seiner Glieder. Ich habe keine Hörner und keinen Schwanz gesehen, keinen Bocksfuß und auch nicht Flügel, mit denen er üblicherweise dargestellt wird. Seine ganze Monstrosität lag im Ausdruck: Falschheit, Spott, Roheit, Haß und Bosheit. Alles dies sprach aus seinem heimtückischen und bösen Ausdruck. Er verspottete und beleidigte mich. Doch er wagte sich nicht in meine Nähe. Er stand da wie angenagelt, ungefähr zehn Minuten lang; dann ging er. Doch ich schwitzte heiß und kalt zugleich.

Während ich überlegte, was dies zu bedeuten habe, sagte Jesus:

»Weil du ihn so hart in sein Element zurückgewiesen hast.« (Während ich zu Maria betete, hörte ich ... ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, denn es war keine Stimme, nicht Einbildung ... irgend etwas, das sagte: »Wenn du nicht gewesen wärest, wäre etwas vorgefallen. Dein Verdienst ist es, daß nichts geschah. Denn Gott liebt dich sehr.« Ich weiß nicht, ob ich es recht mache oder schlecht ... doch mir scheint, so ist es gut ... wenn ich solches höre, dann sage ich: »Weiche, Satan! Versuche mich nicht! Wenn es Jesus ist, der spricht, nehme ich es an; doch niemand anderer darf es wagen, in mir die Selbstgefälligkeit zu wecken.«) Jesus sagte also: »Weil du ihn so scharf zurückgewiesen hast in seinem Hauptlaster: dem Hochmut. Oh, wenn er dich zum Hochmut verleiten könnte! Hast du ihn gut angesehen? Hast du nicht bemerkt, daß sein Aussehen, ich möchte sagen, seine Herrschaft oder Vaterschaft sich zeigt und durchscheint bei allen, die ihm auch nur vorübergehend dienen? Achte nicht darauf, wenn er dir in einer Person mit dem abstoßenden Aussehen eines schmutzigen, häßlichen, dreckigen und lüsternen Tieres erscheint; als ein Monstrum, aufgeblasen vom Hochmut und der Hefe der Gier. Das geschieht, weil das arme Geschöpf ein Misthaufen vieler Laster und Sünden ist, in dem die Sünden des Fleisches vorherrschen. Denke an all jene, die auf andere Art dich erschrecken und kränken. Jene, die vielleicht für eine Stunde Instrumente Satans waren, um eine treue Seele zu beunruhigen, sie zu kränken und sie zur Verzweiflung zu treiben. Hatten sie nicht denselben Ausdruck der rohen Verachtung, den du so genau an ihm gesehen hast? Oh, er scheint durch in seinen Dienern. Doch habe keine Angst. Er kann dir nichts antun, wenn du mit mir und Maria vereint bleibst. Er haßt dich. Maßlos! Doch er ist ohnmächtig und kann dir nicht schaden. Wenn du deine Seele nicht zurückziehst, um sie selbst zu besitzen, und sie in meinem Herzen läßt, wie kann er dann deiner Seele Schaden zufügen?

Schreibe dies und schreibe auch die kleineren Visionen auf, die du gehabt hast. Der Pater (geistlicher Vater der Schreiberin) soll sie alle kennen, dafür besteht ein Grund. Du mußt wissen, daß die Zeit meines Frühlings kommt. Des Frühlings, den ich meinen Auserwählten bereite. Die Veilchen und die Primeln bedecken im Frühjahr die Wiesen. Die Teilnahme an meinen Schmerzen erfüllt die Tage der Vorbereitung auf die Passion bei meinen Freunden. Geh im Frieden! Ich segne dich, um die verbliebene Angst auszulöschen: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.«

126 Abschied von Jona und Rückkehr nach Nazaret

Kaum ein Lichtschein. An der Türe einer armseligen Hütte – ich nenne sie so, da die Bezeichnung „Haus“ zu ehrenvoll wäre – sehe

ich Jesus mit den Seinen, Jona und andere arme Landarbeiter.

»Werde ich dich nicht mehr sehen, mein Herr?« fragt Jona. »Du hast das Licht in unsere Herzen gebracht. Deine Güte hat aus diesen Tagen ein Fest gemacht, das unvergeßlich bleiben wird. Doch du hast auch gesehen, wie man uns behandelt. Die Arbeitstiere werden besser umsorgt als wir. Auch die Pflanzen werden menschlicher behandelt; denn sie bedeuten Geld. Wir sind nur Mühlen, die Geld bringen. Wir werden ausgenützt, bis wir an Überanstrengung sterben. Doch deine Worte waren Liebkosungen. Das Brot schien uns reichlicher und geschmackvoller, weil du es mit uns gebrochen hast; dieses Brot, das der Gutsherr nicht einmal seinen Hunden zumutet. Komm wieder, Herr, mit uns das Brot zu brechen! Nur weil du es bist, wage ich es zu sagen. Für jeden anderen wäre es eine Beleidigung, wenn ich ihm Unterkunft und Nahrung anböte, die sogar einen Bettler abschreckt ... Doch du ... «

»Doch ich finde darin einen himmlischen Duft und Wohlgeschmack, weil in euch Glaube und Liebe sind. Ich werde wiederkommen, Jona. Ich werde kommen! Bleibe auf deinem Posten, wenn auch wie ein angebundenes Tier. Deine Arbeitsstelle sei für dich die Himmelsleiter Jakobs! Und wahrlich steigen die Engel darauf auf und ab und sind bemüht, alle deine Verdienste zu Gott zu tragen. Doch ich werde zu dir kommen, um deinen Geist zu erheben. Bleibt mir alle treu! Oh, ich würde euch gerne auch menschlichen Frieden schenken. Doch ich kann es nicht. Ich muß euch sagen: leidet weiterhin! Und das ist traurig für mich, der liebt ... «

»Herr, wenn du uns liebst, dann gibt es kein Leiden mehr. Vorher hatten

wir niemand, der uns liebte ... Oh, wenn ich doch deine Mutter sehen könnte!«

»Sorge dich nicht. Ich werde sie zu dir führen. Sobald die Jahreszeit milder wird, werde ich mit ihr kommen. Habe keine Eile, sie zu sehen, und setze dich nicht der Gefahr unmenschlicher Strafen aus. Warte geduldig auf sie, wie man das Aufgehen des ersten Sternes

erwartet. Sie wird dir unerwartet erscheinen, wie der Abendstern, der eben noch nicht da war, aber plötzlich am Himmel glitzert. Und denke daran, daß sie auch jetzt ihre Gaben der Liebe über dich ergießt. Lebt wohl, ihr alle! Mein Friede sei euch ein Schutz gegen die Härte eures Peinigers! Leb wohl, Jona! Weine nicht! Du hast so viele Jahre mit geduldigem Vertrauen gewartet. Ich verspreche dir eine kurze Wartezeit. Weine nicht! Ich werde dich nicht allein lassen. Deine Güte hat damals meine kindlichen Tränen getrocknet. Genügt nun meine Liebe nicht, deine Tränen zu trocknen?«

»Ja ... aber du gehst, und ich muß bleiben ... «

»Freund Jona, laß mich nicht mit dem drückenden Bewußtsein fortgehen, dir keine Erleichterung gebracht zu haben.«

»Ich weine nicht, Herr ... Doch wie soll ich weiterleben, ohne dich sehen zu dürfen ... da ich jetzt weiß, daß du lebst?«

Jesus liebkost noch einmal den alten, erschöpften Freund und trennt sich von ihm. Doch am Rande der armseligen Tenne bleibt er noch einmal stehen, breitet die Arme aus und segnet das Land; dann geht er.

»Was hast du getan, Meister?« will Simon wissen, der die ungewohnte Geste bemerkt hat.

»Ich habe ein Siegel auf alle Dinge gesetzt, damit die Satane an ihnen keinen Schaden anrichten und damit auch diese Unglücklichen nicht schaden. Mehr konnte ich nicht tun ... «

»Meister, gehen wir etwas rascher. Ich möchte dir etwas mitteilen, ohne von den anderen gehört zu werden.« Sie entfernen sich ein wenig von der Gruppe, und Simon sagt: »Ich möchte dir mitteilen, daß Lazarus beauftragt ist, die Summe so zu verwenden, daß er all jenen hilft, die im Namen Jesu darum bitten. Könnten wir nicht Jona damit freikaufen? Dieser Mann ist am Ende seiner Kräfte, und ihm bleibt nur noch die Freude, dich zu haben. Machen wir ihm diese Freude. Was kann er auf seinem Arbeitsplatz schon ausrichten? In Freiheit gesetzt könnte er dein Jünger in dieser so schönen und einsamen Gegend sein. Hier haben die Reichen Israels die besten Güter

und nützen sie mit rohem Wucher aus, da sie von den Arbeitern das Hundertfache verlangen. Ich weiß dies seit Jahren. Hier kannst du dich nur kurz aufhalten, denn hier herrscht die Sekte der Pharisäer, und ich glaube nicht, daß sie dir einmal wohlgesinnt sein werden. Die Unglücklichsten in Israel sind ihre unterdrückten Arbeiter ohne Hoffnung. Du hast es selbst gehört: nicht einmal an Ostern können sie beten und Frieden haben, während die harten Herren mit großen Gesten und

theatralischer Haltung sich in die ersten Reihen der Gläubigen stellen. So hätten die Arbeiter wenigstens die Freude zu wissen, daß du da bist, und könnten deine Worte aus dem Munde eines Mannes hören, der kein Iota daran ändert. Wenn du meinst, Herr, gib Anweisungen, und Lazarus wird es tun.«

»Simon, ich habe sofort verstanden, warum du dich deines Besitzes entledigt hast. Mir sind die Gedanken der Menschen nicht unbekannt. Und ich liebe dich auch deswegen. Wenn du Jona glücklich machst, ist auch Jesus glücklich. Oh, wie mich das bedrückt, Gute leiden sehen zu müssen. Nur aus diesem Grunde kann ich darüber betrübt sein, daß ich arm bin und man mich verachtet. Wenn Judas mich hören würde, würde er jetzt sagen: „Aber bist du nicht das Wort Gottes? Befiehl, und die Steine werden zu Gold und Brot für die Armen.“ Er würde die Versuchung Satans wiederholen. Ich will die Hungrigen sättigen. Aber nicht so, wie Judas es möchte. Noch seid ihr zu wenig unterrichtet, um den tieferen Sinn meiner Worte zu begreifen. Doch dir will ich sagen: Wenn Gott für alles sorgte, würde er seine Freunde stehlen. Er würde sie hindern, barmherzig zu sein und so dem Gebot der Liebe zu gehorchen. Meine Freunde müssen dieses Merkmal mit Gott gemeinsam haben: die heilige Barmherzigkeit in Werken und Worten. Und das Leid der anderen gibt meinen Freunden die Gelegenheit, sie zu üben. Hast du mich verstanden?«

»Es ist ein tiefer Gedanke. Ich werde darüber nachdenken. Und ich demütige mich, da ich begreife, wie dumm ich bin und wie groß

Gott ist, der uns mit allen seinen gütigsten Eigenschaften versehen möchte, um uns seine Kinder nennen zu können. Gott enthüllt sich mir in seiner vielfältigen Vollkommenheit durch jedes Licht, das du in mein Herz stellst. Tag für Tag, wie bei jemandem, der auf unbekanntem Wege wandelt, wächst in mir die Kenntnis dieser großen „Sache“, die Vollkommenheit heißt und uns „Kinder“ nennen möchte, und es scheint mir, als stiege ich wie ein Adler in unbegrenzte Höhen empor oder als tauchte ich wie ein Fisch in grenzenlose Tiefen, wie der Himmel und das Meer es sind; und wie höher ich steige oder wie tiefer ich tauche, nie berühre ich eine Grenze. Was ist also Gott?«

»Gott ist die unerreichbare Vollkommenheit. Gott ist die vollendete Schönheit. Gott ist die unendliche Macht. Gott ist das unbegreifliche Sein. Gott ist die unübertreffliche Güte. Gott ist die unzerstörbare Barmherzigkeit. Gott ist die unermeßliche Weisheit. Gott ist die zu Gott gewordene Liebe. Gott ist die Liebe! Die Liebe! Du sagst, daß du das Gefühl hast, je mehr du Gott in seiner Vollkommenheit erkennst, immer mehr in die grenzenlosen Tiefen des Himmels oder des Meeres zu gelangen. Doch wenn du verstehst, was die Gott gewordene Liebe ist, dann wirst du nicht mehr aufsteigen oder untertauchen in die Bläue, sondern von einem lodernden Flammenmeer aufgesogen werden in eine Seligkeit, die dir gleichzeitig Leben und Tod ist. Du wirst Gott völlig besitzen, wenn du durch deinen Willen und durch seine Hilfe erreicht hast, ihn zu verstehen und ihn zu verdienen. Dann wirst du an seiner Vollkommenheit teilhaben.«

»Oh, Herr!« Simon ist erschüttert.

Ein Schweigen tritt ein. Die Straße ist erreicht. Jesus erwartet die anderen. Als die Gruppe sich wieder vereinigt hat, kniet Levi nieder: »Ich müßte dich verlassen, Meister. Doch dein Diener hat eine Bitte an dich. Bring mich zu deiner Mutter. Jener ist Waise wie ich. Verweigere mir nicht, was du ihm gewährst: das Antlitz einer Mutter zu sehen ...!«

»Komm. Alles, was im Namen meiner Mutter erbeten wird, gewähre ich im Namen meiner Mutter.«

... Jesus ist allein. Er schreitet eiligen Schrittes zwischen Ölbäumen voran, die schon voll wohlgeformter Oliven sind. Die Sonne schwebt, obwohl es schon gegen Abend ist, über den grau-grünen Kuppeln der wertvollen und friedlichen Bäume und macht nur kleine Lichtlöcher durch die dichten Kronen. Die Hauptstraße, von zwei Fußgängerpfaden gesäumt, gleicht einem staubigen, flimmernden Band.

Jesus schreitet vorwärts und lächelt. Nun erreicht er eine Wegbiegung und lächelt noch seliger. Dort liegt Nazaret ... unter einem flimmernden Sonnenlicht. Jesus beschleunigt seine Schritte. Er erreicht die Straße, ohne nun auf die brennende Sonne zu achten. Es scheint, als ob er fliege, so rasch geht er mit dem Mantel, den er sich zum Schutz gegen die Sonne auf das Haupt gezogen hat und der sich aufbläht und an den Seiten und am Rücken mitschwingt. Die Straße ist still und verlassen bis zu den ersten Häusern. Dort hört man einige Kinder- und Frauenstimmen aus den Häusern und den Gärten, deren Bäume ihre Äste bis auf die Straße hängen lassen. Jesus nützt die schattigen Stellen, um der brütenden Sonne zu entgehen. Er biegt in eine kleine Seitenstraße ein, die halb im Schatten liegt. Hier sind Frauen um einen kühlen Brunnen versammelt. Alle grüßen Jesus mit lauten Zurufen und heißen ihn willkommen.

»Friede euch allen! Bleibt doch ruhig! Ich möchte meine Mutter überraschen.«

»Ihre Schwägerin ist gerade mit einem frischen Krug weggegangen. Sie muß jedoch zurückkommen. Sie haben kein Wasser. Die Quelle ist entweder versiegt, oder sie versickert im heißen Boden, bevor das Wasser zu deinem Garten gelangt. Wir wissen es nicht. Maria des Alphäus sprach soeben darüber. Da kommt sie.«

Die Mutter des Judas und Jakobus kommt mit einem Krug auf dem Kopf daher und hält einen zweiten in der Hand. Sie sieht Jesus nicht gleich und ruft: »So geht es rascher. Maria ist sehr traurig, weil ihre Blumen vor Durst sterben. Es sind immer noch die Josefs und Jesu, und es würde ihr das Herz brechen, wenn sie zusehen müßte, wie sie verwelken ... «

»Doch nun wird sie mich sehen . . . « sagt Jesus und kommt hinter der Gruppe hervor.

»Oh, mein Jesus! Sei gesegnet! Ich gehe gleich, es ihr zu sagen . . . «

»Nein, ich gehe selbst. Gib mir die Krüge!«

»Die Türe ist nur angelehnt. Maria ist im Garten. Oh, wie wird sie glücklich sein! Sie sprach heute morgen von dir. Bei dieser Sonne bist du gekommen? Du bist ja ganz erhitzt und in Schweiß gebadet. Bist du allein?«

»Nein, mit Freunden. Doch ich bin vorausgegangen, um die Mutter zuerst zu sehen. Und Judas?«

»Er ist in Kafarnaum. Er geht öfters dorthin . . . « Maria sagt sonst nichts. Doch sie lächelt, während sie mit ihrem Schleier den Schweiß von Jesu Antlitz trocknet. Die Krüge sind gefüllt. Jesus hat sich zwei mit seinem Gürtel über die Schulter gehängt, den anderen trägt er in der Hand. Er geht rasch, erreicht das Haus, öffnet die Türe, betritt das kleine Zimmer, das im Vergleich zur Sonnenhelle draußen ganz dunkel erscheint. Er hebt vorsichtig den Vorhang, welcher die Türe zum Garten ersetzt und schaut umher. Maria steht mit dem Rücken zum Hause bei einem Rosenstock und bemitleidet die durstige Pflanze. Jesus stellt den Krug auf den Boden, und das Metall klingt hell, da es gegen einen Stein stößt.

»Bist du schon zurück, Maria?« fragt die Mutter, ohne sich umzuwenden. »Komm, komm! Schau diesen Rosenstock an! Und diese armen Lilien! Sie werden alle sterben, wenn wir ihnen nicht helfen. Bring auch ein paar Schilfrohre, um diesen Stengel zu stützen, der sonst umsinkt.«

»Alles werde ich dir bringen, Mama.«

Maria wendet sich blitzartig um. Eine Sekunde lang bleibt sie mit weit geöffneten Augen stehen, dann eilt sie mit einem Schrei und ausgebreiteten Armen auf ihren Sohn zu, der ebenfalls die Arme ausgebreitet hat und sie mit einem Lächeln, das ganz Liebe ist, umarmt.

»Oh, mein Sohn!«

»Liebe Mama!«

Die Gefühlsäußerung ist lang und süß, und Maria ist so glücklich, daß sie nicht sofort bemerkt, wie erhitzt Jesus ist. Doch dann bemerkt sie es:

»Warum zu dieser Stunde, mein Sohn? Du bist purpurrot und naß wie ein Schwamm. Komm, komm herein, damit deine Mutter dich abtrocknen und erfrischen kann. Ich bringe dir gleich ein neues Gewand und saubere Sandalen. Aber Sohn! Sohn! Warum bist du unterwegs bei dieser Sonnenglut? Es sterben die Pflanzen vor Hitze, und du, mein Sohn, bist unterwegs!«

»Um schneller bei dir zu sein, Mama!«

»O liebster Sohn! Hast du Durst? Natürlich hast du Durst. Nun bereite ich dir . . . «

»Ja, nach deinem Kuß, Mama, nach deinen Liebkosungen. Laß mich

ein wenig den Kopf an deine Schulter lehnen, so wie ich es tat, als ich noch klein war . . . Oh, Mama! Wie du mir fehlst!«

»Aber rufe mich doch zu dir, Sohn, und ich werde sofort kommen. Was hat dir gefehlt, als du fern von mir warst? Eine Liebesspeise? Frische Kleider? Ein gut hergerichtetes Lager? Oh, sag es mir, meine Freude, was hat dir gefehlt? Deine Dienerin, o mein Herr, wird sich bemühen, dir alles zu beschaffen . . . «

»Nichts außer du.«

Jesus ist an der Seite der Mutter ins Haus getreten und hat sich auf die Truhe an der Wand gesetzt. Er hält seine Mutter fest in den Armen und legt sein Haupt an ihr Herz . . . von Zeit zu Zeit küßt er sie. Nun schaut er sie fest an:

»Laß mich dich ansehen! Möge sich mein Auge von deinem Anblick erfüllen, meine heilige Mutter!«

»Zuerst ein frisches Gewand! Es ist nicht gut, in Schweiß gebadet so zu verweilen. Komm!«

Jesus gehorcht. Als er in einem frischen Gewand zurückkommt, wird das innige Zwiegespräch fortgesetzt.

»Ich bin mit Jüngern und Freunden gekommen. Aber ich habe sie im Walde von Milka zurückgelassen. Sie werden morgen bei Sonnenaufgang kommen. Ich konnte nicht länger warten. Meine Mutter!« Und er küßt mehrmals ihre Hände. »Maria des Alphäus hat sich zurückgezogen, um uns allein zu lassen. Auch sie hat meinen Durst nach dir erkannt. Morgen ... morgen gehörst du meinen Freunden, und ich den Nazarenern. Doch diesen Abend bist du meine Freundin, und ich der deine (ein Ausdruck, der im alttestamentarischen Licht des Hohenliedes und dem patristischen der Lehre über Jesus, den neuen Adam, und Maria, die neue Eva, verstanden werden muß). Ich habe dir mitgebracht ... oh, Mutter, ich habe die Hirten von Betlehem gefunden. Zwei von ihnen sind mit mir; sie sind Waisen; du bist die Mutter. Von allen, besonders der Waisen. Und ich habe auch einen mitgebracht, der dich nötig hat, um sich selbst zu besiegen. Und einen anderen, der gerecht ist und viel gelitten hat. Und dann Johannes ... Und ich habe dir die Grüße des Elija, des Isaak, des Tobias, der nun Matthias heißt, des Johannes und des Simon zu bestellen. Jona ist am unglücklichsten. Ich werde dich zu ihm hinführen. Ich habe es ihm versprochen. Weitere suche ich noch. Samuel und Josef sind im Frieden Gottes.«

»Warst du in Betlehem?«

»Ja, Mama, ich habe die Jünger, die bei mir waren, dorthin geführt. Und ich habe dir diese Blümchen mitgebracht, die zwischen den Steinen der Grotte wuchsen.«

»Oh!« Maria nimmt die trockenen Stengel und küßt sie. »Und Hanna?«

»Sie kam bei dem Morden des Herodes ums Leben.«

»Oh! Die Arme! Sie hatte dich so sehr geliebt!«

»Die Betlehemiten haben viel leiden müssen. Und sie waren nicht gut zu den Hirten. Sie haben so viel gelitten ... «

»Doch, zu dir waren sie damals gut!«

»Ja, daher muß man Mitleid mit ihnen haben. Satan ist eifersüchtig wegen ihrer Güte und stachelt sie zum Bösen an. Ich war auch in Hebron. Die Hirten, die verfolgt ... «

»Oh ... soweit ist es gekommen?«

»Ja, sie wurden von Zacharias unterstützt, und durch ihn bekamen sie Herren und Brot, wenn es auch harte Herren waren. Sie sind Gerechte, und aus den Verfolgungen und Wunden haben sie Edelsteine der Heiligkeit gemacht. Ich habe sie zusammengeführt. Ich habe Isaak geheilt und meinen Namen einem Neugeborenen gegeben ... In Jutta, wo Isaak litt und wo er zu einem neuen Leben auferstand, lebt nun eine kleine, unschuldige Gruppe mit den Namen Maria, Josef und Jesus.«

»Oh, dein Name!«

»Und der deine und der des Gerechten. Und in Kerijot, der Heimat eines Jüngers, starb ein getreuer Israelit an meinem Herzen aus Freude darüber, mich gesehen zu haben ... Und dann ... oh! Wieviel habe ich dir zu erzählen, meiner vollkommenen Freundin, meiner gütigen Mutter! Doch zuerst möchte ich dich darum bitten: habe Mitleid, viel Mitleid mit ihnen, die morgen kommen werden. Höre mich an: sie lieben mich, doch sie sind nicht vollkommen. Du, die Meisterin in der Tugend ... oh, Mutter, hilf mir, sie gut zu machen ... Ich möchte sie alle retten ... « Jesus ist zu den Füßen Mariens niedergesunken. Nun zeigt sie sich in ihrer Majestät als Mutter.

»Mein Sohn, wie willst du, daß deine arme Mutter mehr tut als du?«

»Sie heiligen ... Deine Tugend heiligt. Ich habe sie eigens darum mitgebracht. Mama ... eines Tages werde ich zu dir sagen: „Komm“, denn dann wird es an der Zeit sein, die Seelen zu heiligen, damit ich in ihnen den Willen für die Erlösung finde. Ich allein vermag es nicht ... Dein Schweigen wird so wirkungsvoll sein wie meine Worte. Deine Reinheit wird meiner Macht zu Hilfe kommen, deine Gegenwart wird den Satan zurückstoßen ... und dein Sohn, Mama, wird daraus Kraft schöpfen, wenn er dich in seiner Nähe weiß. Du wirst kommen, nicht wahr, meine liebe Mutter?«

»Jesus! Liebster Sohn! Ich spüre, du bist nicht glücklich ... was drückt dich, du Sohn meines Herzens? War die Welt hart mit dir?

Nein? Dies zu glauben, ist eine Erleichterung für mich ... doch ... O ja! Ich werde kommen, wohin du willst. Wie du willst. Wann du willst! Auch jetzt in der Sonnenhitze, beim Sternenschein, bei Eiseskälte und Regenschauern. Willst du mich? Hier bin ich!«

»Nein, nicht jetzt. Doch eines Tages ... Wie freundlich ist das Haus. Und deine Liebe! Laß mich so schlafen, mit dem Haupte auf deinen Knien. Ich bin so müde. Ich bin immer dein „kleiner Sohn“ ...« Und Jesus schläft wirklich ein, todmüde und erschöpft, auf der Fußmatte sitzend, das Haupt im Schoß der Mutter, die glücklich seine Haare streichelt ...

127 Am Tag darauf im Haus von Nazaret

Ich sehe Maria, die beim ersten Tageslicht barfuß und flink in ihrem Hause hin und hergeht. In ihrem lichtblauen Kleide sieht sie wie ein schöner Schmetterling aus, der geräuschlos über Wände und Gegenstände streicht. Sie bleibt an der Türe, die zur Straße führt, stehen, öffnet sie leise und läßt sie dann halboffen, nachdem sie einen Blick auf die noch verlassene Straße geworfen hat. Sie bringt alles in Ordnung, öffnet Türen und Fenster und betritt dann die Werkstatt, in der sich nun ihre Webstühle befinden, da der Schreiner nicht mehr hier arbeitet. Sie bedeckt sorgfältig einen der Webstühle, auf dem eine Webarbeit angefangen ist, und lächelt bei einem Gedanken, der wohl mit dieser Arbeit verbunden ist. Dann geht sie in den Garten. Tauben fliegen sogleich auf ihre Schultern. Mit kurzen Flügen, von einer Schulter zur anderen, suchen sie sich den besten Platz aus und begleiten Maria eifersüchtig auf Schritt und Tritt bis zu einem Verschlag, wo die Vorräte aufbewahrt werden. Sie holt Körner von dort und sagt: »Hier, heute hier! Macht keinen Lärm, denn er ist sehr müde!« Dann nimmt sie Mehl, geht in einen Raum neben dem Backofen und macht sich daran, einen Teig zu bereiten. Sie knetet ihn und lächelt dabei. Oh, wie sie heute lächelt, die Mutter! Sie sieht aus, wie die junge Mutter bei der Geburt ausgesehen hat, so sehr hat

die Freude sie verjüngt. Vom Brotteig nimmt sie einen kleinen Teil, legt ihn zur Seite und bedeckt ihn; dann knetet sie den Teig weiter, bis sie ganz erhitzt ist. Ihre Haare scheinen heller durch die leichte Überpuderung mit Mehl.

Maria des Alphäus tritt leise ein: »Bist du schon bei der Arbeit?«

»Ja, ich backe Brot und hier, schau, die kleinen Honigkuchen, die er so gerne ißt.«

»Mache du die Kuchen. Den großen Brotteig will ich dir zubereiten.«

Maria des Alphäus ist robust und bäurisch und macht sich an den Brotteig, während Maria Honig und Butter in ihren Kuchenteig mischt, runde Küchlein daraus macht und sie dann auf ein Brett legt.

»Ich weiß nicht, wie ich Judas verständigen soll ... Jakob wagt nicht ... und die anderen ... « Maria des Alphäus seufzt.

»Heute wird Simon Petrus kommen. Er kommt immer zwei Tage nach dem Sabbat und bringt den Fisch. Wir werden ihn zu Judas schicken.«

»Wenn er dazu bereit ist ... «

»Oh, Simon Petrus sagt niemals nein zu mir.«

»Der Friede sei über diesem eurem Tage«, sagt Jesus, der nun auf der Türschwelle erscheint. Die beiden Frauen fahren freudig auf, als sie seine Stimme hören. »Bist du schon aufgestanden? Warum? Ich wollte, daß du länger schläfst ... «

»Ich habe gut geschlafen, Mama. Du hast wohl nicht geschlafen ... «

»Ich habe dich betrachtet, während du geschlafen hast. Als du noch ein kleines Kind warst, machte ich das oft. Im Schlafe lächeltest du immer ... und dieses Lächeln blieb den ganzen Tag über in meinem Herzen, wie eine Perle ... Doch heute nacht hast du nicht gelächelt, Sohn. Du hast geseufzt, als wärest du sehr betrübt ... «

Maria betrachtet ihn sorgenvoll.

»Ich war müde, Mama. Und die Welt ist nicht wie dieses Haus,

wo alles Ehrsamkeit und Liebe ist. Du ... du weißt, wer ich bin, und kannst verstehen, was für mich die Berührung mit der Welt bedeutet. Es ist, wie wenn jemand auf einer übelriechenden und schmutzigen Straße geht. Auch wenn man sehr aufpaßt, bespritzt einen doch immer etwas Schlamm, und der Gestank ist widerlich, auch wenn man sich bemüht, ihn nicht einzuatmen ... und wenn man das Schöne und Reine liebt, ist es verständlich, daß man sich ekelt ...«

»Ja, Sohn, ich verstehe. Doch ich leide, wenn du leidest.«

»Jetzt bin ich bei dir und leide nicht. Es ist nur die Erinnerung; doch sie dient dazu, die Freude, bei dir zu sein, zu steigern.«

Jesus beugt sich nieder, um seine Mutter zu küssen. Er liebkost auch die andere Maria, die in diesem Augenblick hereinkommt und ganz erhitzt ist, da sie gerade im Backofen Feuer gemacht hat.

»Wir müssen Judas benachrichtigen lassen«, sorgt sich Maria des Alphäus.

»Nicht nötig. Judas wird heute hier sein.«

»Wie weißt du das?«

Jesus lächelt und schweigt.

»Sohn, jede Woche an diesem Tage kommt Simon Petrus. Er bringt mir in den ersten Tagesstunden Fische. Er kommt meistens zur ersten Stunde hier an. Er wird heute glücklich sein. Er ist so gut, Simon Petrus. In den Stunden, die er hier verbringt, hilft er uns immer. Nicht wahr, Maria?«

»Simon Petrus ist gerecht und gut«, sagt Jesus.

»Doch auch der andere Simon, den du bald kennenlernen wirst, hat ein großes Herz. Ich will ihnen entgegengehen; sie werden bald hier sein.«

Jesus verläßt den Raum, während die Frauen, die das Brot in den Ofen gebracht haben, ins Haus zurückkehren, wo Maria ihre Sandalen anzieht und dann in einem frischen, hellen Leinenkleide erscheint.

Nach einiger Zeit des Wartens sagt Maria des Alphäus: »Du hast die Arbeit nicht rechtzeitig beenden können.«

»Ich werde sie bald beendet haben. Und mein Jesus wird die Erfrischung des Schattens haben, ohne sein Haupt belasten zu müssen.«

Die Türe wird von außen geöffnet: »Mama, hier sind meine Freunde! Tretet ein!«

Die Jünger und die Hirten treten zusammen ein. Jesus legt seine Hände auf die Schultern der beiden Hirten und führt sie so zur Mutter.

»Ich begrüße euch ... Du? ... Levi, du? ... Ich weiß nicht recht, doch nach dem angegebenen Alter zu schließen bist du bestimmt Josef. Dieser Name ist wohlklingend und heilig in diesem Haus. Kommt, kommt! Mit Freude sage ich euch: mein Haus nimmt euch auf, und eine Mutter umarmt euch in der Erinnerung an das, was ihr ... du in deinem Vater ... meinem Kinde an Liebe erwiesen habt.«

Die Hirten sind wie in Verzückung vor Begeisterung.

»Ich bin Maria, ja. Du hast die glückliche Mutter gesehen. Ich bin wie damals. Auch jetzt bin ich glücklich darüber, meinen Sohn von treuen Seelen umgeben zu sehen.«

»Dieser hier ist Simon, Mama.«

»Du hast die Gnade verdient, denn du bist gut. Ich weiß es. Die Gnade Gottes sei immer mit dir!«

Simon, der in den Sitten und Gebräuchen der Welt mehr Erfahrung hat, verneigt sich tief und hält dabei die Hände über der Brust gekreuzt »Ich grüße dich, wahre Mutter der Gnade, und ich erbitte vom Ewigen nichts weiter, nun, da ich das Licht kenne und dich, die sanfter als der Mondschein ist.«

»Dies ist Judas von Kerijot.«

»Ich habe eine Mutter. Doch meine Liebe zu ihr ist nichts im Vergleich zur Verehrung, die ich für dich fühle.«

»Nein, nicht für mich! *Für ihn*. Ich bin, weil er ist. Für mich will ich nichts. Nur für ihn verlange ich sie. Ich weiß, welche Ehre du meinem Sohn in deiner Heimat erwiesen hast. Doch ich sage dir: dein Herz soll der Ort sein, wo er von dir die höchsten Ehrungen

erhält. Dann will ich dich mit meinem Mutterherz segnen.«

»Mein Herz ist unter der Ferse deines Sohnes. Glückliche Unterwerfung! Der Tod allein kann meiner Treue zu ihm ein Ende setzen.«

»Dies ist unser Johannes, Mama.«

»Ich bin beruhigt, seitdem ich dich bei Jesus weiß. Ich kenne dich, und meine Seele ist ruhig, seit du bei Jesus bist. Sei gesegnet, meine Ruhe!« Und sie küßt ihn.

Die rauhe Stimme von Petrus wird draußen hörbar: »Hier bin ich, der arme Simon, der dir seinen Gruß bringt und . . . « Er tritt ein und bleibt wie erstarrt stehen.

Dann aber stellt er den Korb, den er mit einem Strick über der Schulter hängen hatte, auf die Erde und wirft sich Jesus zu Füßen mit den Worten: »Oh, ewiger Herr! Aber . . . das hättest du mir nicht antun dürfen, Meister! Hier sein . . . und es deinen armen Simon nicht wissen lassen! Gott segne dich, Meister! Ach, wie glücklich bin ich! Ich habe es ohne dich nicht mehr ausgehalten!« und er küßt die Hand Jesu, ohne darauf zu achten, daß dieser immer wieder sagt: »Steh auf, Simon, steh doch auf!«

»Ich stehe auf. Doch, du Bursche! (Der Bursche ist Johannes.) Du wenigstens hättest zu mir eilen und es mir mitteilen können. Aber nun lauf sofort nach Kafarnaum und sage es den anderen . . . zuerst aber geh in das Haus des Judas! Auch dein Sohn wird bald kommen, Frau. Los, lauf schon! Stelle dir dabei vor, du seiest ein Hase auf der Flucht vor wilden Hunden.«

Johannes eilt lächelnd davon.

Simon Petrus ist endlich aufgestanden. Er hält immer noch mit seinen kurzen, rauhen Händen, auf denen die Venen wie Stricke hervortreten, die lange Hand Jesu fest und küßt sie, ohne sie freizugeben, obwohl er gleichzeitig den Fisch abgeben möchte, der immer noch in seinem Korb am Boden liegt.

»O nein! Ich will nicht, daß du noch einmal ohne mich fortgehst. Niemals, niemals mehr so lange Zeit ohne dich zu sehen. Ich werde dir folgen, wie der Schatten dem Körper und das Seil dem Anker

folgt. Wo bist du gewesen, Meister? Ich stellte mir dauernd die Frage: „Oh, wo wird er sein? Was wird er tun? Ob dieses Kind Johannes gut für ihn sorgt und aufpaßt, daß er sich nicht zu sehr ermüdet?“ Hast du immer genug zu essen bekommen? Ich kenne dich doch! ... Du bist so mager geworden! Ja, sehr mager ... Er hat nicht gut für dich gesorgt. Ich werde ihm beibringen, daß ... aber, sag, wo bist du denn gewesen, Meister? Du sagst gar nichts.«

»Ich warte darauf, daß du mich zu Worte kommen läßt.«

»Du hast recht, aber weißt du, dich wiedersehen zu dürfen, ist wie neuer Wein, der einem schon mit seinem Duft in den Kopf steigt. Oh, mein Jesus!« Petrus weint beinahe vor Freude.

»Auch ich hatte Verlangen nach dir, nach euch allen, obwohl ich mit treuen Freunden zusammen war. Schau, Petrus! Diese sind zwei von denen, die mich schon liebten, als ich erst einige Stunden alt war. Mehr noch: sie haben schon damals meiner wegen leiden müssen. Hier ist ein Sohn, der meiner wegen Vater und Mutter verloren hat. Doch nun hat er an euch allen viele Brüder, nicht wahr?«

»Du fragst mich, Meister? Selbst wenn, was unmöglich ist, der Teufel dich lieben sollte, würde ich ihn lieben, weil er dich liebt. Auch ihr seid arm, wie ich sehe. Also passen wir zusammen. Kommt, daß ich euch küssen kann. Ich bin zwar ein Fischer, doch habe ich ein zarteres Herz als ein Täubchen. Und aufrichtig bin ich. Achtet nicht darauf, wenn ich etwas barsch bin. Es ist nur eine äußerliche Härte. In meinem Innern bin ich wie Honig und Butter ... Mit den Guten ... denn mit den Bösewichten ... «

»Das ist der neue Jünger.«

»Mir scheint, den habe ich schon gesehen ... «

»Ja, es ist Judas von Kerijot, und dein Jesus hat mit seiner Hilfe gute Aufnahme in seiner Stadt gefunden. Ich bitte euch, liebt euch, auch wenn ihr aus verschiedenen Gegenden stammt. Ihr seid alle Brüder im Herrn!«

»Und als solchen werde ich ihn behandeln, wenn er es wirklich ist ... O ja ... (Petrus schaut Judas fest an, mit offenem und war-

nendem Blick) o ja ... es ist besser, ich sage es, so kennt er mich gleich ... und gut. Ich muß es sagen: ich halte nicht viel von den Jüdäern im allgemeinen und den Bürgern Jerusalems im besonderen. Doch ich bin ehrlich. Und auf diese meine Ehrlichkeit versichere ich dir, daß ich alle meine Meinungen über dich auf die Seite schieben und in dir nur den Bruder Jünger sehen will. Nun liegt es an dir, daß ich meine Meinung und mein Verhalten nicht widerrufen muß.«

»Hast du auch meinerseits solche Bedenken, Simon?« fragt der Zelote lächelnd ...

»Oh, dich hatte ich gar nicht gesehen. Mit dir? Oh, mit dir! Nein. Die Ehrlichkeit ist dir ins Gesicht geschrieben. Die Güte dringt aus deinem Herzen wie duftendes Öl aus einem porösen Gefäß. Du bist schon alt. Das ist zwar nicht immer ein Verdienst. Manchmal wird man mit dem Älterwerden falsch und böseartig. Doch du bist wie ein edler Wein. Je älter er wird, desto reiner und besser wird er.«

»Du hast gut geurteilt, Petrus«, sagt Jesus. »Kommt nun! Während die Frauen für uns arbeiten, wollen wir uns in der kühlen Laube aufhalten. Wie schön ist es, mit Freunden zusammenzusein! Wir wollen alle gemeinsam durch Galiläa und noch weiter gehen. Das heißt, nicht alle. Levi, der nun zufriedengestellt ist, kehrt zu Elija zurück, um ihm zu sagen, daß Maria ihn grüßen läßt. Nicht wahr, Mama?«

»Und daß ich ihn und auch Isaak und die anderen segne. Mein Sohn hat mir versprochen, daß er mich zu ihnen bringen wird ... und ich werde zu euch kommen ... zu den ersten Freunden meines Kindes.«

»Meister, ich möchte, daß Levi Lazarus das Schreiben bringt ... Du weißt schon, was ich meine.«

»Bereite es vor, Simon. Heute wird gefeiert. Morgen abend wird Levi abreisen. Er hat dann noch genügend Zeit, um vor dem Sabbat dort zu sein. Kommt, Freunde ... «

Sie gehen alle zusammen in den grünen Garten, und alles ist zu Ende.

128 Jesus unterrichtet die Jünger im Olivenhain

Ich sehe Jesus mit Petrus, Andreas, Johannes, Jakobus, Philippus, Thomas, Bartholomäus, Judas, Thaddäus, Simon und Judas Iskariot sowie dem Hirten Josef aus dem Hause treten und Nazaret verlassen. Sie gehen nicht weit, nur bis zum Olivenhain.

Jesus sagt: »Gruppiert euch um mich. In diesen Monaten der Anwesenheit und Abwesenheit habe ich euch gewogen und geprüft. Ich habe euch kennengelernt und habe auch aus der menschlichen Erfahrung die Welt kennengelernt. Nun habe ich beschlossen, euch in die Welt zu senden. Doch zuerst muß ich euch unterrichten, um euch fähig zu machen, der Welt mit Sanftmut und Klugheit, mit Ruhe und Beständigkeit, mit dem notwendigen Verantwortungsgefühl und dem Wissen um eure Mission entgegenzutreten. Diese Zeit der sengenden Sonne, die jede längere Wanderung durch Palästina unmöglich macht, möchte ich ausnützen, um euch als Jünger zu unterweisen und zu erziehen. Wie ein Musiker habe ich gemerkt, wo in euch Mißklänge sind, und ich will euch in Einklang mit der himmlischen Harmonie bringen, die ihr in meinem Namen auf der Welt vermitteln sollt. Ich behalte diesen Sohn (er zeigt auf Josef) noch hier, denn ich will ihn mit der Aufgabe vertraut machen, seinen Gefährten meine Worte zu übermitteln, damit sich auch dort eine zuverlässige Gruppe bilden kann, welche mich verkündet und nicht nur auf mein Wesen, sondern auch auf die wesentlichen Merkmale meiner Lehre hinweist.

Als erstes möchte ich euch sagen, daß es absolut notwendig ist, unter euch Liebe und Eintracht zu pflegen. Wer seid ihr? Männer verschiedenen Alters, aus allen sozialen Schichten und aus verschiedenen Gegenden. Ich habe es vorgezogen, solche zu wählen, die noch unbelastet von Doktrinen und Kenntnissen sind, weil ich mit meiner Lehre leichter in sie eindringen kann. Außerdem seid ihr dazu bestimmt, mich denen zu verkünden, die in der völligen Unkenntnis des wahren Gottes sind; und ich will, daß ihr euch stets an

eure eigene Unfähigkeit, Gott zu erkennen, erinnert und euch nicht überlegen dünkt. Ihr sollt sie mit Barmherzigkeit unterweisen in Erinnerung daran, mit wieviel Barmherzigkeit ich euch belehrt habe.

Ich fühle in euch einen Einwand: „Wir sind doch keine Heiden, auch wenn wir keine Kultur und Bildung haben.“ Nein, ihr seid keine Heiden. Doch nicht nur ihr, sondern auch die Gelehrten und Reichen unter euch, vertreten eine Religion, die aus vielen Gründen entartet ist und von Religion nur noch den Namen hat. Wahrlich, ich sage euch, viele rühmen sich als Kinder des Gesetzes; doch acht von zehn sind nur Götzendiener, die im Nebel der tausend kleinen menschlichen Religionen das wahre, heilige, ewige Gesetz Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs verloren haben. Wenn ihr euch also gegenseitig betrachtet – sowohl ihr, demütige und ungebildete Fischer, wie auch ihr, die ihr Händler oder Söhne von Händlern, Beamte oder Söhne von Beamten und sogar Reiche oder Söhne von Reichen seid – müßt ihr sagen: „Wir sind alle gleich. Alle haben wir dieselben Mängel, und alle benötigen wir die gleiche Unterweisung. Aus Brüdern mit persönlichen und nationalen Fehlern müssen wir Brüder werden in der Erkenntnis der Wahrheit und in der Bemühung, sie auszuüben.“

Also Brüder: Ich will, daß ihr euch so nennt und als solche betrachtet. Ihr seid wie eine einzige Familie. Wann blüht eine Familie und wird von der Welt bewundert? Wenn sie einig und einträchtig ist. Wenn ein Sohn zum Feind des anderen wird, wenn ein Bruder dem anderen schadet, kann dann die Familie gedeihen? Nein! Vergeblich bemüht sich der Familienvater zu arbeiten und die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen und sich in der Welt durchzusetzen. Seine Anstrengungen bleiben erfolglos; denn der Besitz verzettelt sich, die Schwierigkeiten mehren sich, die Welt spottet über die Familie wegen des ständigen Streites, der ihr Herz und Besitztum zerstört. Jene, die mit vereinten Kräften mächtig waren gegenüber der Welt, sind nun ein Häufchen kleiner und kleinster gegensätzlicher Interessen, woraus nur die Feinde der Familie Nutzen ziehen, so daß der Ruin derselben immer mehr beschleunigt wird.

Nie sei es so bei euch! Seid einig! Liebt einander! Liebt einander, um euch gegenseitig zu helfen! Liebt euch, um zu zeigen, wie geliebt werden soll! Beobachtet! Auch das, was euch umgibt, eignet euch diese große Kraft an! Betrachtet das Heer von Ameisen, die alle zu einem Ort eilen. Verfolgen wir ihr Tun! So werden wir den Grund ihres sinnvollen Hineilens zu einem Punkt begreifen . . . Seht hier! Eine ihrer kleinen Schwestern hat mit ihren winzigen, für uns unsichtbaren Organen unter diesem breiten Blatt einer wilden Rübe einen großen Schatz entdeckt. Es ist eine Brotkrume, die vielleicht einem Landmann entfallen ist, der hierhergekommen war, seine Ölbäume zu pflanzen oder einem auf der blumigen Wiese spielenden Kind . . . Wie könnte die kleine Ameise diesen Schatz, der hundertmal so groß ist wie sie selbst, allein bis zu ihrer Höhle schleppen? Seht, sie hat eine Schwester herbeigerufen und zu ihr gesagt: „Schau, lauf schnell und sag den Schwestern, daß sie hier Nahrung für das ganze Volk und für viele Tage finden. Lauf schnell, bevor dieser Schatz von einem Vogel entdeckt wird, der seinerseits seine Gefährten ruft, um diesen Fund mit ihnen zu verzehren!“

Und die kleine Ameise ist gelaufen, keuchend über die Unebenheit des Erdbodens, auf und ab, durch Kies und Halme, bis zum Ameisenhaufen und hat dort gemeldet: „Kommt! Eine von uns braucht eure Hilfe. Sie hat etwas für uns alle gefunden. Doch allein ist sie nicht fähig, diesen Fund bis hierher zu schleppen. Kommt!“ Und alle, auch die schon müde waren von der Tagesarbeit und sich in den Gängen ihres Baues ausruhten, sind aufgebrochen; und auch aus den Vorratskammern sind sie gekommen, eine, zehn, hundert, tausend. Schaut, sie packen mit ihren Vorderbeinchen zu, heben die Last, bilden wie kleine Wägelchen und ziehen sie mit der Kraft ihrer winzigen Füßchen. Diese hier fällt, die andere dort verrenkt sich beinahe die Glieder, weil die Spitze der Krume ihren Hinterleib in die Ritze eines Steines einzwängt; diese andere hier, ein Fräulein der Sippe, hält ermüdet an; doch wie sie Atem geholt hat, nimmt sie die Arbeit wieder auf. Oh, wie sind sie einig! Schaut einmal . . .

nun ist das Brotstück ganz umfängen und rückt langsam vorwärts. Folgen wir ihm. Noch ein wenig, kleine Schwestern, noch ein klein wenig, und eure Mühe wird belohnt sein. Sie können nicht mehr. Doch sie geben nicht auf. Sie ruhen ein wenig, dann geht es weiter ... Der Ameisenhaufen ist erreicht. Und nun? Nun beginnt eine weitere Arbeit: die Brotkrume wird zerkleinert. Schaut, welche Arbeit! Die einen schneiden, die anderen transportieren. Nun ist es fertig. Alles ist in Sicherheit gebracht, und sie verschwinden glücklich in den Gängen, hinab in die Tiefe. Sie sind nur Ameisen. Nichts anderes als Ameisen. Doch sie sind stark, weil sie einig sind.

Denkt darüber nach. Habt ihr Fragen?«

»Ich möchte erfahren, ob wir nicht mehr nach Judäa zurückkehren?« fragt Iskariot.

»Wer sagt das?«

»Du, Meister. Du hast gesagt, du willst Josef vorbereiten, damit er die anderen in Judäa unterrichte. Ist es dir dort so schlecht ergangen, daß du nicht mehr dorthin zurückkehren willst?«

»Was haben sie dir in Judäa getan?« fragt Thomas neugierig, und Petrus fährt gleichzeitig auf: »Ah, ich hatte also recht, als ich sagte, du seist müde zurückgekehrt. Was haben dir die „Vollkommenen“ von Israel angetan?«

»Nichts, Freunde. Nichts ... Dasselbe könnte mir auch hier geschehen. Wenn ich die ganze Welt durchziehen würde, hätte ich überall Freunde und Feinde. Aber Judas, ich hatte dich gebeten, zu schweigen ... «

»Das ist wahr ... doch ich kann nicht schweigen, wenn ich sehen muß, daß du Galiläa meiner Heimat Judäa vorziehst. Du bist ungerecht. Das ist es! Auch dort hat man dir Ehren erwiesen ... «

»Judas, Judas ... oh, Judas! Du bist so ungerecht mit diesem Vorwurf. Und dich selbst klagst du an, da du dich von Zorn und der Eifersucht fortreißen läßt. Ich war darum bemüht, daß nur das Gute, das ich in deinem Judäa empfangen habe, bekannt werde, und ohne zu lügen, habe ich den Freunden von diesem Guten berichtet,

um euch Judäer beliebter zu machen. Mit Freude, denn für das Wort Gottes gibt es keine Aufteilung in Regionen, Gegensätzlichkeiten, Feindschaften und Verschiedenheiten. Ich liebe euch alle, ihr Menschen! Alle ... Wie kannst du sagen, daß ich Galiläa vorziehe, da ich doch die ersten Wunder und Kundgebungen auf dem heiligen Boden des Tempels und der heiligen Stadt, die jedem Israeliten teuer ist, vollbracht habe? Wie kannst du sagen, ich sei parteiisch, wenn von euch elf Jüngern – vielmehr zehn, da mein Vetter zur Familie gehört, was nicht dasselbe wie Freundschaft ist – vier aus Judäa stammen? Und wenn ich die Hirten, die alle Judäer sind, hinzurechne, dann siehst du, wie ich Judäa freundlich gesinnt bin. Wie kannst du sagen, daß ich euch nicht liebe, da ich es so gefügt habe, daß einem Kinde Israels mein Name gegeben wurde, und ich den Geist eines Gerechten aus Israel angenommen habe? Wie kannst du sagen, daß ich euch aus Judäa nicht liebe, wenn ich für die Offenbarung meiner Geburt und die Vorbereitung auf meine Mission zwei aus Judäa und nur einen aus Galiläa gewählt habe? Du hältst mir Ungerechtigkeit vor. Doch prüfe dich, Judas, und sieh, ob der Ungerechte nicht du selbst bist.«

Jesu Worte drücken Erhabenheit und zugleich Sanftmut aus. Auch wenn er nichts anderes hinzugefügt hätte, hätten die drei Arten der Betonung des Namens „Judas“ schon genügt, um eine große Lehre zu erteilen. Das erste „Judas“ war mit der göttlichen Majestät, die zur Ehrfurcht mahnt, gesagt worden; das zweite sprach der Lehrer, der in väterlichem Tone unterweist; das dritte war eine Bitte des über das Verhalten des Freundes betrübten Freundes. Judas senkte gedemütigt das Haupt, sein Gesicht noch zornig und entstellt vom Aufwallen niedriger Gefühle.

Petrus kann nicht schweigen. »Bitte wenigstens um Verzeihung, Jüngling! Wäre ich an Jesu Stelle, so genügten Worte nicht! Ungerecht? Mangel an Ehrfurcht, schönes Herrchen! Ist das eure Tempelerziehung? Oder bist du nicht erziehbar? Denn, wenn sie ... «

»Genug, Petrus! Ich habe schon gesagt, was gesagt werden muß-

te. Auch darüber werde ich euch morgen eine Lehre erteilen. Und nun wiederhole ich noch einmal, was ich euch in Judäa gesagt habe: sagt meiner Mutter nicht, daß ihr Sohn von den Judäern schlecht behandelt worden ist! Sie ist schon sehr betrübt, da sie fühlt, daß ich leide. Achtet meine Mutter! Sie lebt im Schatten und im Schweigen. Sie lebt in der Tugend und im Gebet für mich, für euch und für alle. Haltet düstere Lichter der Welt und bittere Streitigkeiten von ihrer Klausur der Zurückgezogenheit und der Reinheit fern. Laßt kein Echo des Hasses dort eindringen, wo alles nur Liebe ist. Achtet sie! Sie ist mutiger als Judit; ihr werdet es noch erfahren. Doch zwingt sie nicht, vorzeitig die Galle der Gefühle der Unglücklichen der Welt zu kosten. Jener, die nicht im entferntesten wissen, was Gott und sein Gesetz sind. Jener, von denen ich zu Beginn gesprochen habe: die Götzendiener, die sich für Weise Gottes halten und darum Götzendienst und Hochmut miteinander verbinden. Laßt uns gehen.«

Und Jesus kehrt wieder nach Nazaret zurück.

129 Jesus unterweist die Jünger zu Hause

Wieder belehrt Jesus die Seinen, die er in den Schatten eines riesigen Nußbaumes geführt hat. Der Baum beschattet einen großen Teil des Gartens von Maria. Der Tag ist schwül, ein Gewitter hängt in der Luft; vielleicht entfernt sich Jesus deshalb nicht zu weit vom Hause. Maria kommt und geht vom Haus zum Garten, und jedesmal schaut sie nach Jesus, der im Grase sitzt, an einen Baumstamm gelehnt und von den Jüngern umgeben ist.

Jesus sagt: »Ich habe euch gestern angedeutet, daß ein unkluges Wort von gestern mir heute zu einer Unterweisung dienen werde. Das will ich lehren:

Ihr denkt gewiß, es sei eine Regel des Handelns, daß nichts, was verborgen ist, es immer bleibt. Entweder ist es Gott, der dafür sorgt, daß die Werke eines seiner Söhne durch seine wunderbaren Zeichen oder durch Worte der Gerechten, die die Verdienste eines Bru-

ders anerkennen, bekannt werden; oder aber es ist Satan, der durch den Mund eines Unklugen – ich will nicht mehr sagen – offenbart, was die Guten lieber verschwiegen hätten, um nicht der Lieblosigkeit Raum zu bieten; oder er verdreht die Wahrheit derart, daß der Geist verwirrt wird. Somit kommt stets der Augenblick, in dem das Verborgene bekannt wird. Denkt immer daran! Es soll euch vom Schlechten zurückhalten, aber euch nicht hindern, das Gute zu vollbringen. Wie oft tut jemand etwas aus Güte, aus echter Güte, aber menschlicher Güte. Und da es menschliche Güte, also nicht vollkommene ist, legt er Wert darauf, daß sein Handeln den Menschen bekannt werde; und er dreht und wendet sich, wenn er sieht, daß er unbekannt bleiben könnte; und er überlegt, was zu tun sei, um bekannt zu werden. Nein, Freunde, nicht so sollt ihr handeln! Tut das Gute und bringt es dem ewigen Herrn dar. Oh, er weiß, ob es für euch gut sei, wenn es anderen bekannt würde. Wenn dieses euer gerechtes Tun nichtig, durch eine Anwandlung von Gefallsucht und Stolz wertlos würde, dann hält der Vater es verborgen, um euch im Himmel vor dem ganzen himmlischen Hofe dafür Ehre zu erweisen.

Und wer eine Tat sieht, soll diese nie nach dem äußeren Anschein beurteilen. Beschuldigt nie, denn die Handlungen der Menschen können schlechte Seiten zeigen, aber vielleicht bessere verbergen. Es kann zum Beispiel ein Vater einem faulen und verschwendungssüchtigen Sohne sagen: „Geh fort!“, und es sieht nach Härte und väterlicher Pflichtvergessenheit aus. Doch es ist nicht immer so. Sein „geh fort!“ ist mit bitteren Tränen gemengt – bitter mehr für den Vater als den Sohn – und es ist begleitet vom Wunsche: „Komm zurück, wenn du deine Fehler bereut hast!“ Es ist auch Gerechtigkeit den anderen Kindern gegenüber, denn es verhindert, daß ein Taugenichts mit seinen Lastern verschwendet, was auch den anderen gehört. Schlecht wäre jedoch, wenn dieses „geh fort!“ von einem Vater käme, der schuldig ist vor Gott und vor seinen Kindern, weil er in seinem Egoismus sich über Gott erhebt und glaubt, auch ein Recht über die Seele des Kindes zu haben. Nein, die Seele gehört Gott, und selbst Gott

beeinträchtigt die Freiheit des Geistes nie, sich zu entscheiden. Die Welt kennt den Unterschied zwischen den beiden Handlungsweisen nicht. Doch Welch ein Unterschied! Die erste ist Gerechtigkeit und die zweite sündhaftes Urteilen. Darum verurteilt nie jemand!

Gestern hat Petrus zu Judas gesagt: „Wer war dein Lehrer?“ Sag dies nicht mehr! Keiner soll den anderen darüber anklagen, was er in ihm sieht. Die Lehrer sagen ein und dasselbe Wort für alle Schüler. Wie geschieht es nun, daß zehn Schüler gut und andere zehn schlecht werden? Weil jeder etwas hinzufügt von dem, was er im Herzen hat. Wie kann daher der Lehrer beschuldigt werden, daß er schlecht unterrichtet habe, wenn das von ihm übermittelte Gute von einem überwiegend schlechten Herzen zunichte gemacht wird? Der erste Faktor des Erfolges liegt in euch selbst. Der Lehrer arbeitet für euer Ich. Wenn ihr jedoch nicht aufnahmefähig für das Gute seid, was kann der Lehrer dann tun? Wer bin ich? Wahrlich, ich sage euch, es gibt keinen Lehrer, der weiser, geduldiger und vollkommener ist als ich. Und doch, auch von einem der Meinen wird man sagen: „Welchen Lehrer hat er gehabt?“

Laßt euch in eurem Urteil nie von persönlichen Beweggründen beeinflussen! Gestern hat Judas, der seine Heimat über alle Maßen liebt, mich der Ungerechtigkeit ihr gegenüber beschuldigt. Oft erliegt der Mensch zu sehr unwägbarren Dingen wie der Vaterlandsliebe oder der Liebe zu einer Idee und wird dadurch von seinem eigentlichen Ziel abgelenkt. Das Ziel ist immer Gott. Alles muß in Gott gesehen, um gut gesehen zu werden. Niemals darf man sich selbst oder anderes über Gott stellen. Und wenn einer wirklich irrt ... o Petrus, ihr alle! Seid nicht unduldsam! Habt ihr den gleichen Fehler, der euch am anderen abstößt, nicht selbst schon begangen? Seid ihr dessen sicher? Angenommen, ihr habt ihn noch nie begangen, was bleibt euch dann zu tun? Dankt Gott, das ist alles! Und seid wachsam! Sehr wachsam! Fortwährend! Damit ihr nicht morgen den Fehler begeht, den ihr bisher vermieden habt. Seht ihr? Heute ist der Himmel trüb, da Hagelwetter naht. Und wir haben bei einem Blick

zum Himmel gesagt: „Wir wollen uns nicht zu weit vom Haus entfernen.“ Wenn wir also mehr oder weniger gefährliche Dinge beurteilen können, die nichts sind gegenüber den Gefahren, die Freundschaft Gottes zu verlieren durch die Sünde: warum wollen wir nicht erkennen, wenn wirklich Gefahr besteht für die Seele?

Seht, da ist meine Mutter! Könntet ihr euch vorstellen, daß eine Neigung zum Bösen in ihr vorhanden sein könnte? Angenommen, daß die Liebe sie drängt, mir zu folgen, wird sie ihr Haus verlassen, wenn *meine* Liebe es will. Heute früh hatte sie mich erneut gebeten, als sie, meine Lehrerin, sagte: „Auch deine Mutter gehört zu deinen Jüngern, Sohn! Ich will deine Lehre lernen!“ Sie, die diese Lehre in ihrem Schoße besaß und vorher in ihrem Geiste als Gabe Gottes an die künftige Mutter seines fleischwerdenden Wortes. Und sie hat beigefügt: „Aber du, du sollst entscheiden, ob ich kommen kann, ohne die Einigung mit Gott zu verlieren, ohne daß alles, was Welt ist, was, wie du sagst, uns durchdringt mit seinen stinkenden Dünsten, mein Herz verderbe, das nur Gott allein gehört hat, jetzt gehört und immer gehören wird. Ich prüfe mich und finde, ich sei dazu fähig, weil ... (und hier gibt sie sich selbst, unbewußt, das höchste Lob) weil ich keine Verschiedenheit finde zwischen meinem ruhigen Frieden, als ich eine Blume im Tempel war, und dem Frieden, der in mir ist während der mehr als dreißig Jahre, da ich Hausfrau bin. Aber ich bin eine unwürdige Dienerin und kenne die Dinge des Geistes schlecht, und noch weniger vermag ich sie beurteilen. Du bist das Wort, die Weisheit, das Licht! Und du kannst Licht sein für deine arme Mutter, die eher bereit ist, dich nicht mehr zu sehen als dem Herrn zu mißfallen.“ Da mußte ich ihr mit vor Bewunderung bebendem Herzen sagen: „Mutter! Jetzt sage ich dir: du wirst durch die Welt nicht verdorben. Aber die Welt wird durch dich mit Wohlgeruch erfüllt!“

Meine Mutter, ihr hört es, hat die Gefahren des Lebens in der Welt zu sehen verstanden, als Gefahren auch für sie ... auch für sie. Und ihr Männer seht sie nicht? Oh, Satan ist wirklich auf der Lauer. Und

nur die Wachsamten werden Sieger. Die anderen? Ihr fragt nach den anderen? Für die anderen wird gelten, was geschrieben steht!«

»Was steht geschrieben, Meister?«

»Und Kain fiel über Abel her und tötete ihn. Und der Herr sprach zu Kain: „Wo ist dein Bruder? Was hast du getan? Die Stimme des Blutes schreit zu mir. Von nun an soll auf Erden verflucht sein, wer den Geschmack des menschlichen Blutes kennengelernt hat durch die Hand eines Bruders, der die Adern seines Bruders geöffnet hat ... Und dieser schreckliche Durst der Erde nach dem menschlichen Blute wird nie aufhören. Und diese von diesem Blute vergiftete Erde sei unfruchtbarer als eine Frau, die das Alter ausgetrocknet hat. Und du wirst fliehen müssen und Frieden und Brot suchen. Und du wirst sie nicht finden. Deine Reue wird dir auf jeder Blume und jedem Gras, auf dem Wasser und der Nahrung immer nur Blut zeigen, und der Himmel wird dir wie Blut erscheinen und auch das Meer, und vom Himmel, der Erde und dem Meere wirst du drei Stimmen hören: die Stimme Gottes, die des Unschuldigen und die der Dämonen. Und um sie nicht hören zu müssen, wirst du dir den Tod geben.“«

»In der Genesis steht es aber nicht so geschrieben«, bemerkt Petrus.

»Nein, nicht die Genesis, ich sage es. Und ich irre nie. Ich sage es für jeden neuen Kain eines neuen Abel. Für alle, die, wenn sie nicht über sich selber und über den Feind gewacht haben, mit ihm eins werden.«

»Doch unter uns werden sie nicht sein; nicht wahr, Meister?«

»Johannes, wenn der Vorhang des Tempels zerreißt, wird eine große Wahrheit in leuchtenden Lettern über ganz Zion stehen.«

»Welche, mein Herr?«

»Daß die Kinder der Finsternis vergebens mit dem Licht in Berührung gekommen sind. Denk daran, Johannes!«

»Werde ich ein Sohn der Finsternis sein, Meister?«

»Nein, du niemals. Doch denk daran, um der Welt das Verbrechen erklären zu können.«

»Welches Verbrechen, Herr? Das des Kain?«

»Nein . . . es ist der erste Akkord der Hymne Satans. Ich spreche vom vollkommenen Verbrechen! Vom unvorstellbaren Verbrechen! Um es begreifen zu können, muß man es in der Sonne der göttlichen Liebe und durch den Geist Satans sehen. Denn nur die vollkommene Liebe und der vollkommene Haß, nur das unendlich Gute und das unendlich Böse können diese Opfergabe und diese Sünde erklären. Hört ihr? Es scheint, als lausche Satan und schreie auf vor Verlangen, dieses Verbrechen zu begehen. Laßt uns gehen, bevor die Wolke sich in Blitz und Hagel zerreißt!«

Sie gehen eilends durch den Garten Mariens, während das Gewitter losbricht.

130 Unterweisung der Jünger mit der allerheiligsten Jungfrau Maria im Garten von Nazaret

Jesus geht in den Garten, der nach dem Gewitter des Vorabends wie frisch gewaschen scheint. Er erblickt seine Mutter über einige Pflänzchen gebeugt. Er begrüßt sie, als er sie erreicht. Wie lieb ist dieser Kuß! Jesus umgibt mit dem linken Arm ihre Schultern, zieht sie an sich und küßt sie am Haaransatz auf die Stirne, dann neigt er sich, um von der Mutter auf die Wange geküßt zu werden. Doch, was diese zarte Geste vervollständigt, ist der freudvolle Blick, der den Kuß begleitet. Der von Jesus ist ganz Liebe, obgleich er auch Majestät und Schutz ausdrückt; jener der Mutter ist ehrerbietige Liebe und liebevolle Anbetung. Wenn sie sich so küssen, scheint es, als ob Jesus der Erwachsene und sie eine jugendliche Tochter sei, die vom Vater oder einem älteren Bruder den Morgenkuß erhält.

»Haben der Hagel von gestern abend und der Wind dieser Nacht deinen Blumen sehr geschadet?« fragt Jesus.

»Kein Schaden, Meister! Nur ein großes Durcheinander herrscht im Laub«, antwortet, bevor Maria dies tun kann, die etwas rauhe Stimme des Petrus.

Jesus erhebt das Haupt und sieht Simon Petrus, der nur mit der kurzen Tunika bekleidet, bereits dabei ist, die vom Winde mißhandelten Äste im Gipfel des Feigenbaumes in Ordnung zu bringen.

»Bist du schon an der Arbeit?«

»Wir Fischer schlafen wie die Fische: zu jeder Stunde, an jedem Ort, solange man uns in Ruhe läßt. Und das wird zur Gewohnheit. Diesen Morgen habe ich bei Sonnenaufgang die Türe in den Angeln knarren gehört und habe mir gesagt: „Simon, sie ist schon aufgestanden. Schnell! Geh und hilf ihr mit deinen großen Händen!“ Ich ahnte, daß sie an ihre Blumen dachte und an die stürmische Nacht. Und ich habe mich nicht geirrt. Ich kenne doch die Frauen . . . Auch meine Frau wälzt sich im Bett wie ein Fisch im Netz, wenn ein Gewitter kommt, und denkt an ihre Pflanzen . . . die Arme! Manchmal sage ich zu ihr: „Ich wette, du regst dich nicht so auf, wenn dein Petrus vom Sturm gepeitscht auf dem See ist.“ Doch ich bin ungerecht; denn sie ist eine gute Frau. Manchmal scheint es mir unmöglich, daß ihre Mutter . . . Nun gut, schweige, Petrus! Das hat damit nichts zu tun. Es ist nicht gut zu schimpfen und es ist unklug, wissen zu lassen, was Güte besser verschweigt. Siehst du, Meister, auch in einem Dummkopf hat dein Wort Wurzel geschlagen.«

Jesus antwortet lächelnd: »Du sagst alles selbst. Und mir bleibt nichts anderes übrig, als deine Fischerweisheit zu bestätigen und zu bewundern.«

»Er hat schon alle gebogenen Zweige wieder festgebunden, den überladenen Birnbaum gestützt und die Stricke unter dem Granatapfelbaum, der so schief gewachsen ist, durchgezogen«, sagt Maria.

»Ja, der ist wie ein alter Pharisäer: er biegt sich so, wie es ihm paßt. Ich habe ihn wie ein Segel bearbeitet und zu ihm gesagt: „Weißt du nicht, daß das Rechte in der Mitte liegt? Komm her, sonst wirft dich dein eigenes Gewicht um.“ Nun bin ich hinter diesem Pharisäer her. Doch aus reinem Egoismus. Ich denke an den guten Appetit von uns allen: frische Feigen und warmes Brot! Nicht einmal Antipas hat ein so herrliches Mahl. Doch man muß vorsichtig sein; denn

die Äste des Feigenbaums sind zart wie das Herz eines Mädchens, wenn es sein erstes Wort der Liebe sagt, und ich bin schwerfällig; und die besten Feigen sind ganz oben. Sie sind bei dieser Morgensonne schon trocken und müssen eine Köstlichkeit sein. Hallo, du, Jüngling! Schau mir nicht nur zu, wach auf, gib mir den Korb!«

Johannes, der gerade aus der Werkstatt gekommen ist, gehorcht und klettert ebenfalls auf den großen Feigenbaum. Als die beiden Fischer wieder heruntersteigen, sind auch Simon der Zelote, Josef und Judas Iskariot aus der Werkstatt getreten. Die anderen kann ich nicht sehen.

Maria bringt frisches Brot: kleine, dunkle, runde Brötchen, und Petrus schneidet sie mit seinem Messer in zwei Hälften, legt offene Feigen darauf und bietet sie zuerst Jesus, dann Maria und schließlich allen anderen an. Sie essen mit Appetit im frischen Garten, der nach den Regengüssen so schön in der Sonne des klaren Morgens ist. Petrus sagt: »Es ist Freitag, Meister, morgen ist Sabbat.«

»Du machst damit keine Entdeckung«, bemerkt Iskariot.

»Nein. Doch der Meister versteht schon, was ich damit sagen will ... «

»Ich weiß ... Heute abend werden wir zum See gehen, wo du das Boot angelegt hast, und nach Kafarnaum segeln. Morgen werde ich dort sprechen.«

Petrus frohlockt.

Nun kommen Thomas, Andreas, Jakobus, Philippus, Bartholomäus und Judas Thaddäus, die wohl anderswo geschlafen haben. Sie grüßen.

Jesus sagt: »Laßt uns hier zusammenbleiben! So werden wir einen neuen Jünger bei uns haben. Mama, komm!«

Einige setzen sich auf einen Stein, andere auf ein Bänkchen, und so bilden sie einen Kreis um Jesus, der sich auf die Steinbank gesetzt hat, die sich vor dem Haus befindet. An seiner Seite ist Maria und zu seinen Füßen Johannes, der es vorgezogen hat, sich auf den Boden zu setzen, um ganz nahe bei Jesus zu sein. Jesus spricht langsam und würdevoll wie immer.

»Womit könnte man die Erziehung zum Apostolat vergleichen? Mit der Natur, die uns umgibt. Ihr wißt: im Winter scheint die Erde tot. Doch in ihrem Innern arbeiten die Samenkörner, die Keime nähren sich von den Säften und lagern sie in den Gewächsen unter dem Boden ab, um einen großen Vorrat für die Pflanzen über dem Erdboden zu haben, wenn die Zeit der Blüte gekommen ist. Auch euch kann man mit der winterlichen Erde vergleichen, die unwirtlich, entblößt und rauh ist. Auch über euch ist der Sämann dahingeschritten und hat seinen Samen gestreut. Zu euch ist der Landmann gekommen und hat das harte und trockene Erdreich um euren Stamm gelockert, damit die Nährstoffe durch die Wolken und die Luft bis zu den Wurzeln gelangen und sie für die künftige Frucht stärken. Ihr habt den Samen angenommen und auch die Hacke, denn in euch ist der gute Wille, im Dienste Gottes Früchte zu bringen.

Die Erziehung zum Apostolat kann ich auch mit dem Gewitter vergleichen, das geschüttelt und gebogen hat, anscheinend mit nutzloser Gewalt. Doch seht, wie gut es gewirkt hat. Heute ist die Luft viel reiner, ohne Staub und Dunst. Die Sonne ist dieselbe wie gestern. Doch sie brennt nicht mehr in fieberhafter Weise, denn sie gelangt durch die gereinigte und frische Luft zu uns. Die Kräuter und Pflanzen haben sich wie die Menschen erholt, weil die Sauberkeit und die Frische Dinge sind, die erfreuen. Auch die Auseinandersetzungen helfen, um zu einer Klärung und zu einer genaueren Kenntnis der Dinge zu gelangen. Sonst wären sie nur Bosheiten. Und was sind die Auseinandersetzungen anderes als Gewitter, die durch die verschiedenartigsten Wolken verursacht werden? Und bilden sich diese Wolken nicht langsam in den Herzen durch unnütze Sorgen, kleinliche Eifersucht und rauchigen Hochmut? Dann kommt der Wind der Gnade und läßt sie zusammenprallen, damit sie sich aller schlechten Eigenschaften entladen und der Friede zurückkehrt.

Die apostolische Erziehung kann auch verglichen werden mit der Arbeit, die Petrus heute morgen zur Freude meiner Mutter vollbracht hat: aufrichten, binden, stützen oder trennen, je nach Nei-

gung und Notwendigkeit, um aus euch „Starke“ im Dienste Gottes zu machen. Die krummen Ideen gerade biegen, die fleischlichen Lüste binden, die Schwächen stützen, die Neigungen je nach Bedarf beschneiden und die Sklaverei und die Furchtsamkeit lösen. Ihr müßt frei und stark sein. Wie Adler, die nach dem Verlassen des Horstes, in dem sie geboren worden sind, im Fluge immer höher schweben. Der Dienst Gottes ist ein Flug. Die menschlichen Zuneigungen sind der Horst.

Einer von euch ist heute traurig, denn sein Vater liegt im Sterben, und sein Herz ist noch der Wahrheit und dem Sohne verschlossen, der der Wahrheit folgt. Mehr noch als verschlossen: er lehnt sie ab. Noch hat er nicht das ungerechte „geh fort“ ausgesprochen, von dem ich gestern sprach, sich nicht über Gott erhoben. Doch sein verschlossenes Herz und seine versiegelten Lippen sind noch nicht imstande zu sagen: „Folge der Stimme, die dich ruft!“ Weder ich, der ich zu euch spreche, noch sein Sohn verlangen, von seinen Lippen zu hören: „Komm und bringe den Meister. Gott sei gepriesen, weil er seinen Diener aus meinem Hause erwählt und damit eine erhabnere Verwandtschaft als die des Blutes mit dem Wort des Herrn hergestellt hat.“ Wenigstens möchte ich zu seinem Wohle und der Sohn aus einem noch verständlicheren Grunde von ihm Worte hören, die nicht mehr feindlich sind.

Doch der Sohn soll nicht weinen. Er soll wissen, daß in mir kein Groll, keine Verachtung für seinen Vater ist. Nur Barmherzigkeit. Ich bin gekommen, habe Aufenthalt genommen, obwohl ich von der Nutzlosigkeit dieses Unternehmens wußte, damit der Sohn nicht eines Tages zu mir sagen kann: „Oh, warum bist du nicht gekommen?“ Ich bin gekommen, um ihn davon zu überzeugen, daß alles vergeblich ist, wenn das Herz sich verschließt und widersetzt. Ich bin gekommen, um eine Gute zu trösten, die wegen der Zerrissenheit der Familie leidet wie unter einem Messer, das die Sehnen zerschneidet. Doch sowohl die Frau als auch der Sohn sollen davon überzeugt sein, daß in mir der Groll nicht mit Groll beantwortet wird. Ich re-

spektiere die Ehrbarkeit des alten Gläubigen, der, auch wenn sein Glaube etwas verbogen ist, dem treu bleibt, was seine Religion bis zu dieser Stunde war. Es gibt viele dieser Art in Israel ... Daher sage ich euch: Es werden mir mehr Heiden als Söhne Abrahams nachfolgen. Die Menschheit hat den Gedanken an einen Erlöser verdorben und das übernatürliche Königtum zur armseligen Idee einer menschlichen Herrschaft erniedrigt. Ich muß die harte Rinde des Hebräertums durchstoßen, eindringen und verwunden, um auf den Grund zu gelangen, wo die Seele dieses Hebräertums die Befruchtung durch das neue Gesetz erhalten kann.

Oh, wie traurig, daß Israel, aufgewachsen um den lebendigen Kern des Gesetzes vom Sinai, zu einer so mißgebildeten Frucht geworden ist mit einem verholzten Innern, durch und durch verhärtet, und außen von einer undurchdringlichen viereckigen Kruste umgeben, die auch den Kern nicht erreichen läßt. Der Ewige hält es nun für gut, einen neuen Baum des Glaubens an den einen und dreieinigen Gott zu erschaffen. Um zu erreichen, daß der Wille Gottes sich erfülle und das Hebräertum zum Christentum werde, muß ich durchstoßen und eindringen bis zum Kern und ihn mit meiner Liebe erwärmen, damit er sich weite, keime, wachse und wachse und zum mächtigen Baum des Christentums werde, der vollkommenen, ewigen, göttlichen Religion. Wahrlich, ich sage euch, das Hebräertum ist nur eins zu hundert durchdringbar. Daher halte ich jenen Israeliten nicht für verwerflich, der mich ablehnt und mir seinen Sohn nicht geben will.

Und daher sage ich zum Sohn: weine nicht wegen Fleisch und Blut, die vom Fleisch und Blut, die sie gezeugt haben, verstoßen werden. Weine auch nicht um den Geist. Deine Leiden wirken mehr als alles andere für deine und seine Seele, die Seele deines Vaters, der weder versteht noch sieht. Mache dir keine Vorwürfe darüber, daß du mehr Gott als dem Vater gehörst, das sage ich dir.

Zu allen von euch sage ich: mehr als der Vater, als die Mutter und als die Geschwister ist Gott. Ich bin gekommen, um zu vereinigen ...

nicht gemäß der Welt, dem Fleisch und Blute, sondern nach dem Geiste und dem Himmel. So muß ich Fleisch vom Fleische und Blut vom Blute trennen und die Seelen an mich ziehen, die schon auf dieser Erde für den Himmel tauglich und schon Diener des Himmels sind. Daher bin ich gekommen, die „Starken“ zu rufen, um sie noch stärker zu machen; denn aus „Starken“ wird meine Heerschar der Sanftmütigen gebildet. Sanft zu den Brüdern, stark zum eigenen Ich und zum Ich des Blutes, der Familie.

Weine nicht, Vetter. Dein Schmerz, ich versichere dir, arbeitet bei Gott für deinen Vater und deine Brüder mehr als alle Worte; nicht nur deine, auch meine. Das Wort prallt ab, wo das Vorurteil eine Barriere bildet, glaube es mir. Doch die Gnade findet den Weg. Und das Opfer ist der Magnet für die Gnade.

Wahrlich, ich sage euch, wenn ich jemand für Gott berufe, dann gibt es keinen höheren Gehorsam als in diesem Fall. Man muß sofort gehorchen, ohne Vorbehalt, ohne zu berechnen, wie und wann die anderen auf dieses Hingehen zu Gott sich äußern könnten. Man dürfte sich nicht aufhalten lassen, um vorher den Vater zu beerdigen. Dieser Heroismus bringt euch einen reichen Lohn, nicht nur euch selbst, sondern auch denjenigen, von denen ihr euch blutenden Herzens losreißen müßt und deren Worte euch weher tun als Backenstrieche, weil sie euch vorwerfen, undankbare Kinder zu sein, und euch verfluchen, Rebellen zu werden. Nein, keine Rebellen, sondern Heilige seid ihr! Die ersten Feinde der Berufenen sind die Familienangehörigen. Doch zwischen Liebe und Liebe muß man unterscheiden und auf übernatürliche Weise zu entscheiden wissen. Daher muß man mehr den Vater des Übernatürlichen als die Diener dieses Herrn lieben. Man muß die Eltern in Gott, aber nicht mehr als Gott lieben.«

Jesus schweigt, steht auf und geht zum Vetter, der mit gesenktem Haupte sich bemüht, die Tränen zu unterdrücken. Er liebkost ihn: »Judas ... ich habe meine Mutter verlassen, um meiner Sendung nachzugehen. Dies soll in dir jeden Zweifel über die Ehrbar-

keit deines Handelns beseitigen. Wenn es keine gute Tat gewesen wäre, dann hätte ich es meiner Mutter nicht angetan, die außer mir niemand hat.«

Judas nimmt die Hand Jesu, fährt sich damit übers Gesicht und nickt zustimmend. Er kann nicht sprechen.

»Laß uns beide miteinander gehen, allein, wie damals, als wir noch Kinder waren und Alphäus behauptete, daß ich der verständigste der Knaben von Nazaret sei. Laß uns zusammen zum Greis hingehen und ihm diese goldenen Weintrauben bringen, damit er nicht glaubt, daß ich ihn vernachlässige und sein Feind bin. Auch deine Mutter und Jakobus werden sich freuen. Ich werde ihnen sagen, daß ich mich morgen in Kafarnaum aufhalten werde und er also seinen Sohn ganz für sich allein haben wird. Weißt du, die Alten sind wie die Kinder: eifersüchtig und immer mißtrauisch, und außerdem glauben sie vernachlässigt zu werden. Man muß Mitleid mit ihnen haben . . . «

Jesus ist verschwunden. Er hat die Jünger im Garten zurückgelassen, die verstummt sind bei der Enthüllung eines Schmerzes und einer Unverträglichkeit zwischen Vater und Sohn um Jesu willen. Maria hat Jesus bis zur Tür begleitet und kehrt nun seufzend zurück.

Alles endet.

131 Heilung der Schönen von Chorazin • Predigt in der Synagoge von Kafarnaum

Jesus kommt aus dem Haus der Schwiegermutter des Petrus. Es begleiten ihn alle seine Jünger außer Judas Thaddäus. Als erster sieht ihn ein Knabe, der sofort allen Bescheid sagt, auch solchen, die nichts davon wissen wollen. Jesus befindet sich am Ufer des Sees und sitzt auf dem Rand des Bootes, das Petrus gehört. Er ist bald von den Bewohnern von Kafarnaum umringt, die seine Rückkehr feiern und ihm tausend Fragen stellen, auf die er mit seiner unüber-

bietbaren Geduld antwortet, lächelnd und friedlich, als ob dieses Hin- und Herreden eine himmlische Harmonie wäre.

Es kommt auch der Synagogenvorsteher. Jesus erhebt sich, um ihn zu begrüßen. Ihre gegenseitige Begrüßung ist voll orientalischer Feierlichkeit.

»Meister, darf ich dich zum Unterricht des Volkes erwarten?«

»Ohne Zweifel, wenn du und das Volk es wünschen.«

»Wir haben die ganze Zeit danach verlangt. Sie können es dir bestätigen.«

Das Volk bestätigt es in der Tat, mit einem erneuten Zuruf.

»Dann werde ich gegen Abend hier sein. Nun könnt ihr alle gehen. Ich muß jemand besuchen, der auf mich wartet.«

Die Leute entfernen sich schweren Herzens, während Jesus mit Petrus und Andreas im Boot auf den See hinausfährt. Die anderen Jünger bleiben an Land. Das Boot legt nur eine kurze Strecke zurück, dann lenken die beiden Fischer es in eine Bucht, die wie ein kleiner Fjord aussieht, jedoch keine Tannen wie in Norwegen aufweist, sondern verwitterte Ölbäume, die auf den steilen Abhängen auf unerklärliche Weise gewachsen sind, von den Seewinden wild durcheinandergerüttelt werden und sich ineinander verflochten haben, so daß sie ein Dach bilden, unter dem ein kleiner Wasserfall sich geräuschvoll bemerkbar macht.

Andreas springt ins Wasser, zieht das Boot so nah als möglich ans Ufer und bindet es an einem Baumstamm fest, während Petrus das Segel zusammenrollt und ein Brett befestigt, das Jesus als Brücke zum Ufer dienen soll. »Ich rate dir jedoch«, sagt er, »die Sandalen auszuziehen und das Obergewand abzulegen wie wir. Dieser Verrückte (er zeigt dabei auf den kleinen Bach) bringt das Wasser des Sees zum Kochen, und die Brücke ist bei diesen Wellen nicht sicher genug.«

Jesus gehorcht ohne Widerspruch. An Land ziehen sie die Sandalen wieder an, und Jesus auch das lange Obergewand. Die beiden anderen bleiben in den kurzen, dunklen Unterkleidern.

»Wo ist sie?« fragt Jesus.

»Sie wird sich versteckt halten, da sie die Stimmen gehört hat. Weißt du ... nach all dem, was sie hinter sich hat ... «

»Rufe sie!«

Petrus schreit laut: »Ich bin der Jünger des Rabbi von Kafarnaum, und der Rabbi ist hier. Komm heraus!«

Keinerlei Lebenszeichen.

»Sie wagt nicht«, erklärt Andreas. »Eines Tages kam einer und rief: „Komm, hier ist Nahrung!“, und dann hat er sie mit Steinen beworfen. Wir haben sie damals zum erstenmal gesehen; ich kann mich nicht an die Zeit erinnern, als sie die Schöne von Chorazin war.«

»Und was habt ihr dann getan?«

»Wir haben ihr ein Brot und Fische zugeworfen und ein Stück, ein Stück zerrissenes Segel, das wir benutzten, um uns abzutrocknen ... denn sie war nackt. Dann sind wir geflohen, um nicht angesteckt zu werden.«

»Wieso seid ihr dann zu ihr zurückgekehrt?«

»Meister ... Du warst weg, und wir haben alles unternommen, um dich immer mehr bekannt zu machen. Wir haben an alle gedacht: an alle Kranken, alle Blinden, alle Krüppel, alle Stummen ... und auch an sie. Wir haben gesagt: „Laßt uns versuchen!“ Weißt du ... viele ... oh, bestimmt durch unsere eigene Schuld, haben uns für verrückt erklärt und wollten uns nicht anhören. Andere aber haben geglaubt. Mit ihr habe ich selbst gesprochen. Ich bin allein mit dem Boot hierher gefahren, öfters beim Mondschein. Ich habe sie gerufen und ihr gesagt: „Auf dem Stein am Fuße des Olivenbaums ist Brot und Fisch. Komm ruhig!“ Dann bin ich gegangen. Sie muß mit dem Kommen immer gewartet haben, bis ich verschwunden war, denn ich habe sie nie gesehen. Beim sechsten Male sah ich sie am Ufer stehen, genau da, wo du jetzt stehst. Sie hatte auf mich gewartet ... Wie entsetzlich! Ich bin nur deshalb nicht geflohen, weil ich an dich dachte. Sie fragte mich: „Wer bist du? Warum hast du Mitleid?“

Ich habe geantwortet: „Weil ich ein Jünger der Barmherzigkeit bin.“

„Wer ist dies?“

„Jesus von Galiläa.“

„Und er lehrt euch, Mitleid mit uns zu haben?“

„Mit allen!“

„Weißt du denn, wer ich bin?“

„Du bist die Schöne von Chorazin und nun die Aussätzige.“

„Und nun gibt es auch für mich Erbarmen?“

„Er sagt, sein Erbarmen gilt allen, und wir müssen, wie er, zu allen barmherzig sein.“

Hier Meister, hat die Aussätzige, ohne es zu wollen, gelästert. Sie hat gesagt: „So muß auch er ein großer Sünder gewesen sein!“

Ich habe zu ihr gesagt: „Nein, er ist der Messias, der Heilige Gottes.“ Ich hätte am liebsten gesagt: „Sei verflucht wegen deiner bösen Zunge!“, doch ich habe es dann doch nicht gesagt, weil ich mir gedacht habe: „Sie kann in ihrem Elend nicht an die göttliche Barmherzigkeit glauben.“ Sie hat dann angefangen zu weinen und gesagt: „Oh, wenn er der Heilige ist, dann kann er nicht Mitleid mit der ‚Schönen‘ haben. Mit der Aussätzigen könnte er es, doch nicht mit der ‚Schönen‘. Und ich hatte gehofft ...“

Da habe ich sie gefragt: „Was hattest du erhofft, Frau?“

„Die Heilung ... die Rückkehr in die Welt ... unter die Menschen ... bettelnd sterben, aber unter Menschen ... nicht wie ein Wild im Rachen der Raubtiere, für die ich ein Schrecken bin!“

Ich habe zu ihr gesagt: „Willst du mir schwören, daß du, wenn du in die Welt zurückkehrst, ein rechtschaffenes Leben führen wirst?“

Und sie: „Ja. Gott hat mich für meine Sünden gerechterweise bestraft. Ich fühle Reue in mir. Meine Seele ist zur Sühne bereit und verabscheut die Sünde für immer!“

Mir schien, daß ich ihr in deinem Namen das Heil verheißen könne. Sie bat mich: „Komm, komm wieder! Sprich mir von ihm, damit meine Seele ihn erkenne, bevor mein Auge ihn sieht ...“ Und so

kam ich wieder, um von dir zu sprechen, so gut ich es vermag ... «

»Und ich komme und bringe der ersten Bekehrten meines Andreas die Heilung.« (Denn Andreas hat die ganze Zeit gesprochen, während Petrus etwas flußaufwärts gegangen ist, von einem Stein zum anderen hüpfend und dabei die Aussätzige rufend.) Endlich erscheint ihr schreckliches Antlitz zwischen zwei Zweigen eines Ölbaumes. Sie sieht und schreit auf.

»Komm doch endlich herab!« fordert Petrus sie auf. »Wir werden dich nicht steinigen. Siehst du ihn dort? Der Meister Jesus ist da!«

Die Frau läßt sich auf dem Abhang heruntergleiten; ich drücke mich so aus, denn sie kommt so rasch herunter und ist schon zu den Füßen Jesu, bevor Petrus wieder beim Meister ist.

»Erbarmen, Herr!«

»Kannst du glauben, daß ich es dir geben kann?«

»Ja, denn du bist der Heilige und ich bereue. Ich bin die Sünde, doch du bist die Barmherzigkeit. Dein Jünger war der erste, der mir Barmherzigkeit erwies, und er ist gekommen, mir Brot und Vertrauen zu bringen. Reinige, Herr, meine Seele, bevor du mein Fleisch reinigst, denn ich bin dreifach unrein ... und wenn du mir nur eine Reinheit geben willst, eine einzige, dann bitte ich dich um die Reinheit der sündenbefleckten Seele. Bevor ich deine Worte gehört habe, die er mir wiederholt hat, sagte ich: „Geheilt werden, um unter die Menschen zurückkehren zu können.“ Nun, da ich weiß, bitte ich darum, Vergebung zu erlangen, um das ewige Leben zu haben.«

»Die Verzeihung schenke ich dir. Nichts anderes als diese jedoch ... «

»Sei dafür gepriesen! So werde ich im Frieden Gottes in meiner Höhle leben ... frei ... oh, frei von Selbstvorwürfen und Ängsten. Keine Angst mehr vor dem Tode, nun da ich Verzeihung erlangt habe! Keine Angst mehr vor Gott, nun, da du mich freigesprochen hast!«

»Geh zum See und wasche dich. Bleibe dort, bis ich dich rufe.«

Die Frau, ein armseliges Skelett von einer Frau, mit wilden Haar-

büscheln, steht vom Boden auf, steigt in das Wasser des Sees und taucht mit ihren armseligem Fetzen, die sie nur wenig bedecken, unter.

»Warum hast du ihr gesagt, sie solle sich waschen? Es ist wahr, ihr Gestank ist unausstehlich; doch ich verstehe nicht«, sagt Petrus.

»Frau, komm heraus und hierher. Nimm das Tuch, das dort an dem Ast hängt.« (Es ist der Stoff, den Jesus benützt hat, um sich nach dem kurzen Übergang vom Boot zum Land abzutrocknen.)

Die Frau kommt gehorsam heraus, nackt, da ihr im Wasser die Fetzen davongeschwommen sind und nimmt das trockene Tuch. Der erste, der einen Ausruf tut, ist Petrus, da er sie ansieht, während Andreas ihr etwas scheu den Rücken zuwendet. Aber beim Schrei des Bruders dreht auch er sich um und schreit ebenfalls. Die Frau hatte ihre Augen so fest auf Jesus gerichtet, daß sie sich sonst um nichts kümmerte. Auf die Rufe hin betrachtet sie sich und sieht, daß mit den zerrissenen Fetzen auch ihr Aussatz im See zurückgeblieben ist. Sie läuft nicht davon, wie man annehmen könnte. Sie kauert sich am Ufer nieder, beschämt ob ihrer Blöße und so bewegt, daß sie zu nichts anderem fähig ist, als mit einer langen, sanften Klage zu weinen, was erschütternder ist als ein lauter Aufschrei.

Jesus tritt näher an sie heran, erreicht sie, wirft ihr das Tuch über, streicht ihr zart über die Haare und sagt: »Leb wohl! Sei gut. Du hast mit deiner aufrichtigen Reue die Gnade verdient. Wachse im Glauben an Christus und gehorche dem Gesetz der Reinigung!«

Die Frau weint noch immer. Erst als sie das Scheuern der Stange hört, die Petrus ins Boot zurückzieht, hebt sie den Kopf, breitet die Arme aus und ruft: »Danke, Herr. Danke, Gesegneter, Gesegneter!«

Jesus winkt zum Abschied, bevor das Boot den Ausgang des kleinen Fjordes erreicht und verschwindet . . .

. . . Jesus betritt mit allen Jüngern die Synagoge von Kafarnaum, nachdem er den Platz und die Straße überquert hat, die sich davor befinden. Die Nachricht vom neuen Wunder muß sich schon verbreitet haben, denn es ist viel Geflüster in der Luft, und Bemerkungen werden überall laut.

Direkt an der Türschwelle der Synagoge sehe ich den zukünftigen Apostel Matthäus. Er steht dort, mit einem Fuße schon drinnen und dem anderen noch draußen. Ich weiß nicht, ob er sich schämt oder ob er sich ärgert über alle die Blicke und Zurufe, die meisten wenig freundlich. Zwei aufgeblasene Pharisäer rafften theatralisch ihre weiten Mäntel zusammen, als hätten sie Angst, von der Pest angesteckt zu werden, wenn sie mit ihren Gewändern die Kleidung des Matthäus streiften.

Jesus betrachtet ihn beim Betreten des Tempels einen Augenblick und verweilt einen Moment bei ihm. Doch Matthäus neigt sein Haupt und sagt nichts. Petrus sagt leise zu Jesus, nachdem sie einige Schritte weitergegangen sind: »Weißt du, wer dieser Mann mit dem Lockenkopf ist, der mehr parfümiert ist als eine Frau? Es ist Matthäus, unser Steuereinnehmer . . . Was hat er hier zu suchen? Er kommt zum ersten Mal. Vielleicht hat er seine Gefährten nicht gefunden; besonders jene Gefährten, mit denen er sonst den Sabbat verbringt und in Orgien verpraßt, was er durch doppelte und dreifache Steuern aus uns herausquetscht, um für das Finanzamt und seine Laster genug zu haben.«

Jesus betrachtet Petrus sehr streng, so daß dieser rot wie Klatschmohn wird, das Haupt senkt und stehenbleibt; er ist nun nicht mehr der erste, sondern der letzte in der apostolischen Gruppe.

Jesus ist an seinem Platz. Nach den Gesängen und dem gemeinsamen Gebet mit dem Volke wendet er sich, um zu reden. Der Synagogenvorsteher fragt ihn, ob er irgendeine Schriftrolle haben möchte, doch Jesus antwortet »Ist nicht nötig. Ich habe schon das Thema.«

Und er beginnt: »Der große König Israels, David von Betlehem, weinte, nachdem er gesündigt hatte; in der Betrübnis seines Herzens schrie er zu Gott seine Reue und bat um Verzeihung. Davids Geist war verdunkelt von der Sinnenlust, und dies hatte ihn daran gehindert, das Antlitz Gottes zu sehen und seine Worte zu vernehmen.

Das Antlitz Gottes, habe ich gesagt. Im Herzen des Menschen ist ein Punkt, der sich an das Antlitz Gottes erinnert, die erhabenste

Stelle, unser Heiligtum, von wo die heiligen Einsprechungen und die heiligen Entschlüsse ausgehen; unser Heiligtum, das wie ein Altar duftet, wie ein Brand leuchtet und wie der Sitz Serafim von Hymnen widerhallt. Doch wenn die Sünde in uns raucht, verdunkelt sich der Punkt, so daß wir ohne Licht, ohne Wohlgeruch und ohne Musik sind, und nur der Gestank schweren Rauches und der Geschmack der abgestandenen Asche verbleibt. Doch wenn das Licht zurückkehrt, weil ein Diener Gottes es dem Verfinsterten bringt, dann sieht er seine Häßlichkeit, seinen schrecklichen Zustand, und von sich selbst erschrocken ruft er aus wie König David: „Erbarme dich meiner, Herr, mit deiner großen Barmherzigkeit und in deiner unendlichen Güte wasche mich rein von der Sünde!“ Er sagt nicht: „Es kann mir nicht verziehen werden, daher will ich weiter sündigen“, sondern: „Ich bin gedemütigt und zerknirscht. Doch ich bitte dich, der du weißt, daß ich in Sünde geboren bin, besprenge mich und mache mich rein, damit ich wieder weißer als der Schnee der Berggipfel werde.“ Weiterhin sagt er: „Nicht Stiere und Kälber werden mein Opfer sein, sondern eine echte Reue des Herzens; denn ich weiß, daß du diese von uns willst und sie nicht verachtest.“

Dies sagte David nach der Sünde, und nachdem Natan, der Diener des Herrn, ihn zur Reue veranlaßt hatte. Gerade dies müssen aus vielen Gründen die Sünder sagen, nun, da der Herr ihnen nicht einen seiner Diener sendet, sondern den Erlöser selbst, sein Wort, welches gerecht und Beherrscher nicht nur des Menschen, sondern auch der über und unter der Erde lebenden Geschöpfe ist. Er ist aufgestanden unter seinem Volke wie das Morgenlicht, das beim Aufgang der Sonne wolkenlos leuchtet.

Ihr habt schon gelesen, wie der von Satan besessene Mensch schwächer ist als ein blutleerer Sterbender, auch wenn er zuvor der „Starke“ war. Ihr wißt, daß Simson nichts mehr war, nachdem er den Sinnen nachgegeben hatte. Ich möchte, daß ihr das Beispiel des Simson, des Sohnes Manoachs, kennt, der dazu bestimmt war, die Philister, die Bedrücker Israels, zu besiegen. Die erste Bedingung dafür

war, daß er von seiner Empfängnis an von all dem unberührt blieb, was die niedrigen Sinne reizt; also von Wein und Most und fettem Fleisch, das die Lenden mit einem unreinen Feuer entzündet. Die zweite Bedingung, um der Befreier sein zu können, war, daß er von Kindheit an dem Herrn geweiht und ehelos bleiben sollte. Heilig ist, wer sich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich heilig bewahrt. Dann ist Gott mit ihm.

Doch Fleisch ist Fleisch, und Satan ist Versuchung. Und die Versuchung benützt ein Instrument, um Gott in seinem Herzen und seinen heiligen Geboten zu bekämpfen, das Fleisch, das den Mann erregt: die Frau. Und siehe, die Kraft des Starken zittert, und er wird ein Schwächling, der die Gabe Gottes vergeudet. Hört also: Simson wurde mit sieben Seilen, mit sieben frischen Sehnen, mit sieben Zöpfen seiner Haare am Boden festgebunden, und immer hatte er gesiegt. Doch man kann Gott in seiner Güte nicht unbestraft versuchen. Das ist nicht erlaubt. Er verzeiht, verzeiht, verzeiht . . . Doch er verlangt den festen Willen, die Sünde aufzugeben, um weiterhin verzeihen zu können. Töricht ist, wer sagt: „Herr, verzeih“ und dann die Gelegenheit zur Sünde doch nicht meidet. Simson, der dreimal Siegreiche, hat Delila, die Sinne, die Sünde, nicht gemieden und, zu Tode betrübt und schwächer geworden in der Seelenstärke – sagt das Buch – enthüllt er das Geheimnis: „Meine Kraft liegt in meinen sieben Zöpfen.“

Ist keiner unter euch, der müde, von der Müdigkeit der Sünde, das Gefühl hat, weniger Mut zu haben und vom Feind bezwungen zu werden, da nichts so sehr schwächt wie ein schlechtes Gewissen? Nein, wer du auch sein magst, nein, hüte dich! Simson verriet der Versuchung das Geheimnis seiner siebenfachen Stärke: *der sieben symbolischen Zöpfe*, seiner Tugenden, also seiner Treue zur Enthaltsamkeit, und er schlief müde ein auf dem Schoße des Weibes und wurde besiegt. Blind, Sklave und ohnmächtig, weil er die Treue zu seinem Gelübde gebrochen hatte! Er wurde erst wieder der „Starke“, der „Befreier“, als er im Schmerz der wahren Reue seine Kraft wie-

der fand ... Reue, Geduld, Ausdauer, Heroismus: dann, ihr Sünder, verspreche ich euch, daß ihr zu Befreiern eurer selbst werdet. Wahrlich, ich sage euch, weder die Taufe noch der Ritus helfen, wenn nicht die Reue und der feste Wille vorhanden sind, der Sünde zu widersagen. Wahrlich, ich sage euch, es gibt keinen Sünder, der ein so großer Sünder wäre, daß durch seine Tränen die Tugenden, welche die Sünde aus seinem Herzen gerissen hat, nicht wiedergeboren werden könnten.

Heute hat eine Frau, eine Sünderin Israels, die Gott für ihre Sünden bestraft hat, durch ihre Reue Barmherzigkeit erlangt. Barmherzigkeit, sage ich! Weniger werden jene finden, die für sie keine Barmherzigkeit hatten und die schon so schwer Bestrafte noch mitleidlos quälten. Steckte in ihnen nicht der Aussatz der Sünde? Jeder soll sich prüfen ... und Mitleid haben, um selbst Barmherzigkeit zu erlangen. Ich strecke meine Hand der Reumütigen entgegen, die nun nach einer todesähnlichen Trennung zu den Lebenden zurückkehrt. Simon des Jona, nicht ich, wird das Almosen für die Büsserin einsammeln, die, schon an der Schwelle des Lebens, zum wahren Leben zurückkehrt. Murr nicht, ihr Großen! Murr nicht! Ich war noch nicht auf der Erde, als sie die Schöne war. Doch ihr wart. Mehr sage ich nicht.«

»Klagst du uns an, daß wir ihre Liebhaber gewesen sind?« fragt einer der beiden Alten voller Groll.

»Ein jeder halte sich sein Herz und seine Taten vor Augen. Ich klage nicht an. Ich spreche im Namen der Gerechtigkeit. Laßt uns gehen.«

Jesus geht mit den Seinen.

Doch Judas Iskariot wird von zweien zurückgehalten, die ihn anscheinend kennen. Ich höre, wie sie sagen: »Auch du bist mit ihm? Ist er wirklich heilig?«

Iskariot hat eine seiner überraschenden Antworten: »Ich wünsche euch, daß ihr wenigstens seine Heiligkeit begreift.«

»Doch er hat am Sabbat geheilt!«

»Nein. Er hat am Sabbat verziehen. Gibt es einen geeigneteren

Tag für die Vergebung als den Sabbat? Gebt ihr mir nichts für die Erlöste?«

»Wir geben unser Geld nicht den Dirnen. Unsere Gaben gehen an den heiligen Tempel.«

Judas lacht verächtlich, läßt sie stehen und erreicht dann den Meister, der ins Haus des Petrus zurückgekehrt ist. Petrus wendet sich an Jesus: »Hier, der kleine Jakob, hat mir beim Verlassen des Tempels zwei Geldbörsen statt einer gegeben; immer im Auftrag jenes Unbekannten. Wer mag es wohl sein, Meister? Du weißt es ... Sag es mir.«

Jesus lächelt: »Ich werde es dir sagen, wenn du gelernt hast, über niemanden mehr zu murren.«

Alles ist zu Ende.

132 Jakobus des Alphäus wird als Jünger angenommen • Jesus predigt neben dem Zahlisch des Matthäus

Es ist der Morgen eines Markttag in Kafarnaum. Der Platz ist voller Händler jeglicher Art.

Jesus kommt vom See und sieht, daß die Vettern Judas und Jakobus ihm entgegenkommen. Er beschleunigt den Schritt, und nach einer liebevollen Umarmung fragt er besorgt: »Ist etwas mit eurem Vater geschehen?«

»Nichts Neues, was seine Krankheit betrifft«, antwortet Judas.

»Warum bist du dann gekommen? Ich hatte dir doch gesagt: bleibe!«

Judas senkt das Haupt und schweigt. Doch nun explodiert Jakobus: »Es ist meine Schuld, daß er nicht gehorcht hat. Ja, meine Schuld. Ich habe es nicht mehr ertragen können. Alle gegen uns! Und warum? Ist es vielleicht schlecht, dich zu lieben? Bis jetzt fürchtete ich, schlecht zu handeln. Doch nun weiß ich: du hast mir gesagt, daß Gott über dem Vater und der Mutter steht, so habe ich es nicht mehr ausgehalten. Oh, ich habe versucht, respektvoll zu sein,

die Gründe zu erklären, die Meinungen zu ändern. Ich habe gesagt: „Warum bekämpft ihr mich? Wenn er der Prophet ist, der Messias, warum wollt ihr dann, daß die Welt sagt: ‚Seine Familie war ihm feindlich gesinnt. In einer Welt, die ihm folgte, fehlte sie; Warum, wenn er unglücklich ist, wie ihr sagt, sollen wir von der Familie nicht bei ihm sein, um zu verhindern, daß sein Wahn ihm oder uns schadet?“ O Jesus, so sagte ich, um mich ihrer menschlichen Denkweise anzupassen. Doch du weißt, daß ich und Judas nicht glauben, daß du ein Narr bist. Du weißt, daß wir in dir den Heiligen des Himmels sehen. Du weißt, daß wir immer zu dir als zu unserem großen Stern aufgeblickt haben. Doch sie wollen uns nicht verstehen. Nicht einmal anhören wollen sie uns. So bin ich fortgegangen. Ich hatte die Wahl: Jesus oder die Familie, und ich habe dich gewählt. Hier bin ich, wenn du mich annehmen willst. Wenn du mich nicht willst, dann werde ich der unglücklichste unter den Menschen sein; denn ich werde nichts mehr haben. Weder die Liebe der Familie noch deine Freundschaft.«

»Soweit sind wir nun? Oh, mein Jakobus, mein armer Jakobus! Ich möchte dich nicht so leiden sehen, weil ich dich liebe. Aber wenn der Mensch Jesus mit dir weint, dann frohlockt Jesus, das Wort. Komm! Ich bin überzeugt, daß die Freude, Bote Gottes unter den Menschen zu sein, deine Seligkeit von Stunde zu Stunde vermehren wird, bis zur vollen Freude in der letzten Stunde auf Erden und in der Ewigkeit des Himmels.«

Jesus wendet sich um und ruft seine Jünger, die sich taktvoll einige Meter entfernt hatten. »Kommt, Freunde! Mein Vetter Jakobus gehört nun zu meinen Freunden und ist somit auch euer Freund. Wie sehr habe ich diesen Tag, diese Stunde ersehnt für meinen besten Freund der Kindheit und guten Bruder der Jugendzeit.«

Die Jünger freuen sich über den Neuangekommenen und über Judas, den sie seit mehreren Tagen nicht mehr gesehen haben.

»Wir haben dich im Hause gesucht, doch du warst auf dem See.«

»Ja, ich war für zwei Tage mit Petrus und den anderen auf dem See. Petrus hatte einen guten Fang, nicht wahr?«

»Ja. Und jetzt, das mißfällt mir sehr, muß ich diesem Dieb dort viele Doppeldrachmen geben ...« und er weist auf den Steuereinnahmer Matthäus hin, dessen Tisch von Menschen belagert ist, die für ihren Boden oder die Lebensmittel zahlen.

»Es wird alles im rechten Verhältnis stehen, sage ich. Mehr Fische, mehr Einnahmen, aber auch mehr Abgaben.«

»Nein, Meister. Je mehr ich fische, desto mehr verdiene ich. Doch wenn ich beim Fischen das doppelte Gewicht erreiche, dann läßt mich der dort nicht das Doppelte zahlen. Er verlangt von mir das Vierfache, der Schakal!«

»Petrus, gehen wir in seine Nähe. Ich will reden. Es sind immer Menschen am Tisch des Steuereinnahmers.«

»Das weiß ich«, brummt Petrus. »Menschen und Verwünschungen!«

»Nun, ich werde hingehen und Segen spenden. Wer weiß, ob dann nicht ein wenig Redlichkeit in den Steuereinnahmer kommt.«

»Sei beruhigt, deine Worte werden nur bis an seinen Krokodilpanzer dringen.«

»Wir werden sehen.«

»Was wirst du ihm sagen?«

»Direkt nichts. Doch ich werde so reden, daß es auch für ihn gilt.«

»Du mußt ihm sagen, daß einer, der die Armen, die bitter um das tägliche Brot arbeiten müssen, ausquetscht, um seine Weiber und Gelage zu bezahlen, genauso ein Dieb ist wie einer, der Straßenraub begeht.«

»Petrus, möchtest du nicht an meiner Stelle reden?«

»Nein, Meister, ich kann nicht gut reden.«

»Und mit der Galle, die du in dir hast, würdest du dir und ihm schaden.«

Sie sind am Kassentisch des Steuereinnahmers angelangt. Petrus tut, als ob er bezahlen wolle. Jesus hält ihn zurück und sagt: »Gib mir die Münzen. Ich will heute für dich zahlen.« Petrus schaut ihn erstaunt an und gibt ihm einen Lederbeutel voller Münzen.

Jesus wartet, bis er an der Reihe ist, und als er dem Steuereinnehmer gegenüber steht, sagt er: »Ich möchte für acht Körbe Fische des Simon des Jona bezahlen. Die Körbe sind dort, zu Füßen der Diener. Überzeuge dich, wenn du es für nötig hältst. Doch unter Ehrlichen müßte das Wort genügen. Und ich nehme an, du vertraust mir als einem Ehrlichen. Wieviel macht die Steuer?«

Matthäus, der bis dahin hinter seinem Tisch saß, steht auf, als Jesus sagt: »Ich nehme an, daß du mir vertraust.« Er ist klein und schon älter, ungefähr so alt wie Petrus, zeigt jedoch das müde Gesicht eines Lebemannes und eine offensichtliche Verwirrung. Zuerst hält er das Haupt geneigt, dann hebt er es und schaut Jesus an. Und Jesus blickt ihn fest und ernst an; er überragt ihn mit seiner stattlichen Figur.

»Wieviel?« wiederholt Jesus nach einer Weile.

»Es ist keine Steuer zu zahlen für den Jünger des Meisters«, antwortet Matthäus und leise fügt er hinzu: »Bete für meine Seele!«

»Die trage ich in mir; denn ich sammle die Sünder. Doch du, warum pflegst du deine Seele nicht?«

Und Jesus dreht ihm sofort den Rücken zu und kehrt zu Petrus zurück, der vor Staunen sprachlos ist. Auch die anderen sind sprachlos. Sie flüstern und murmeln.

Jesus lehnt sich an einen Baum, der ungefähr zehn Meter von Matthäus entfernt ist, und beginnt zu reden.

»Die Welt kann mit einer großen Familie verglichen werden, deren Glieder verschiedene Berufe ausüben, die alle notwendig sind. Da sind die Bauern, die Hirten, die Winzer, die Zimmerleute, die Fischer, die Schreiner und die Schmiede, und dann die Schreiber, die Soldaten, die Offiziere, die für eine besondere Aufgabe bestimmt sind, die Ärzte und die Priester. Vielerlei sind da, die Welt kann nicht nur aus einer Klasse von Menschen bestehen. Alle sind nötig, alle können heilig sein, wenn sie das, was sie zu tun haben, mit Gerechtigkeit und Ehrlichkeit tun. Wie kann man das verwirklichen, wenn Satan von vielen Seiten versucht? Man muß an Gott denken,

der alles sieht, auch die verborgensten Werke, und an sein Gesetz, das sagt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und tue ihm nicht an, was du nicht willst, daß man es dir antue, und stehle in keiner Weise!“

Sagt nun, ihr, die ihr mich anhört: wenn einer stirbt, nimmt er vielleicht seine Geldbörse mit? Auch wenn er so töricht wäre und es tun wollte, könnte er sie in einem anderen Leben gebrauchen? Nein! Die Münzen werden bei der Verwesung eines Körpers rostiges Metall. Doch seine Seele wäre leer und ärmer als der selige Ijob und würde nicht einmal mehr die kleinste Münze ihr eigen nennen können, auch wenn sie hier auf Erden im Grab Talente über Talente gelassen hätte. Hört, hört! Wahrlich, ich sage euch, mit Reichtum kann man nur schwer den Himmel erwerben; vielmehr verliert man ihn im allgemeinen, auch wenn der Reichtum ehrlich erarbeitet oder geerbt worden ist; denn nur wenige Reiche verstehen es, die Reichtümer gut zu verwenden.

Was muß man also tun, um den gesegneten Himmel zu erreichen, um die Ruhe im Schoße des Vaters zu verdienen? Man darf nicht gierig auf Reichtum sein. Gierig in dem Sinne, daß man ihn um jeden Preis haben will, unter Nichtbeachtung der Ehrlichkeit und der Liebe; daß man ihn, wenn man ihn hat, mehr als den Himmel und die Mitmenschen liebt und dem Bruder in der Not die Nächstenliebe verweigert. Nicht gierig auf das sein, was der Reichtum bieten kann: Frauen, Vergnügen, Genuß und Prachtgewänder, die eine Beleidigung für alle sind, die frieren und hungern. Es gibt sie, es gibt sie, die Münze, mit welcher das ungerechte Geld in eine Währung umgetauscht werden kann, die auch im Himmelreich gilt. Es ist die heilige Klugheit, aus irdischem Reichtum, der oft in ungerechter Weise erworben worden ist oder aber Ungerechtigkeiten erzeugt, ewige Reichtümer zu machen. Also mit Ehrbarkeit verdienen, das zurückgeben, was man ungerechterweise sich angeeignet hat, die Güter der Welt mit Sparsamkeit und ohne Anhänglichkeit benützen und auch verstehen, sich von ihnen zu trennen; denn früher oder später muß

man sie doch zurücklassen – oh, denkt daran! – während man das vollbrachte Gute nie mehr verliert.

Wir alle möchten „Gerechte“ genannt und als solche angesehen und von Gott belohnt werden. Doch wie kann Gott jemand belohnen, der nur dem Namen nach gerecht ist, aber keine Werke vorzuweisen hat? Wie kann er sagen: „Ich verzeihe dir“, wenn er sehen muß, daß die Reue nur in Worten besteht, aber nicht einem echten Wandel im Geiste entspricht? Es ist keine Reue vorhanden, solange der Appetit auf Dinge besteht, die uns zur Sünde verleiten. Doch wenn einer sich verdemütigt, wenn einer sich des Instrumentes einer schlechten Leidenschaft entledigt, ob diese sich nun Frau oder Geld nennt, und sagt: „Für dich, Herr, verzichte ich darauf“, seht, dann hat er wahrhaft bereut. Und Gott nimmt ihn auf und sagt zu ihm: „Komm, du bist mir teuer wie ein Unschuldiger und ein Held.“«

Jesus hat geendet. Er geht, ohne sich noch einmal nach Matthäus umzusehen, der sich schon bei seinen ersten Worten dem Kreis der Jünger zugesellt hatte. Beim Hause des Petrus angelangt, kommt dessen Frau auf ihn zu und sagt ihrem Manne etwas. Petrus gibt Jesus ein Zeichen, näher zu kommen. »Die Mutter von Judas und Jakobus ist hier. Sie will mit dir reden, doch will sie nicht gesehen werden. Was sollen wir tun?«

»Ich begeben mich in das Haus, wie um mich auszuruhen, und ihr alle geht und verteilt Almosen an die Armen. Nimm auch das Geld der nicht verlangten Steuer. Geht!« Jesus verabschiedet sich von allen mit einer Geste der rechten Hand, während Petrus sie drängt, mit ihm zu kommen.

»Wo ist die Mutter, Frau?« fragt Jesus die Gattin des Petrus.

»Auf der Terrasse, Meister! Dort ist Schatten und Kühle. Geh hinauf, dort kann man sich auch freier bewegen als im Haus.«

Jesus geht die Treppe hinauf. In einer Ecke unter der dichten Weinlaube sitzt auf einer gegen die Brüstung gerückten Bank Maria des Alphäus ganz in Dunkel gekleidet und den Schleier tief vor das Gesicht gezogen. Sie weint und weint lautlos. Jesus ruft sie: »Maria, lie-

be Tante!« Sie wendet ihm ihr angsterfülltes Gesicht zu und erhebt die Arme: »Jesus, mein Herz ist schmerz erfüllt.«

Jesus geht zu ihr hin. Er zwingt sie, sich niederzusetzen. Er selbst bleibt jedoch stehen, immer noch den Mantel über die Schultern geworfen, legt eine Hand auf die Schulter der Tante und die andere in ihre Hände und fragt: »Was hast du? Warum weinst du so sehr?« »O Jesus, ich bin von zu Hause fortgelaufen und habe gesagt: „Ich gehe nach Kana, um Eier und Wein für den Kranken zu holen.“ Bei Alphäus ist deine Mutter, die ihn pflegt, wie nur sie es kann; so bin ich beruhigt. Ich bin aber hierher gekommen. Zwei Nächte bin ich gelaufen, um so rasch als möglich hier zu sein. Nun kann ich nicht mehr; es ist aber nicht die Anstrengung. Es ist mein Herzeleid, das mich krank macht. Mein Alphäus, mein Alphäus ... meine Söhne! Warum ist zwischen ihnen, die dasselbe Blut haben, so ein Unterschied? Es ist, als ob ein armes Mutterherz zwischen zwei Mühlsteinen zermalmt würde. Sind Judas und Jakobus bei dir? Ja? Dann weißt du, o Jesus! Warum will mein Alphäus nicht begreifen? Warum stirbt er? Warum will er so sterben? Und Simon und Josef? Warum sind sie nicht mit dir, sondern gegen dich?«

»Weine nicht, Maria! Ich habe keinen Groll auf sie. Ich habe es auch Judas gesagt. Ich verstehe und bemitleide sie. Wenn du deswegen weinst, dann weine nicht mehr.«

»Nur deshalb; denn sie beleidigen dich. Nur darum; und dann ... und dann; ich will nicht, daß mein Mann stirbt, solange er dein Feind ist. Gott wird ihm das nie verzeihen; und ich ... oh, ich werde ihn nicht einmal im anderen Leben für mich haben.« Maria ist voller Angst. Sie weint, und große Tränen fallen dabei auf die linke Hand Jesu, die sie immer noch mit ihren beiden Händen festhält und immer wieder küßt, wie sie auch von Zeit zu Zeit mit ihrem gramerfüllten Gesicht zu ihm aufblickt.

»Nein«, sagt Jesus. »Nein, sprich nicht so! Ich verzeihe. Und wenn ich verzeihe ... «

»Oh, komm, Jesus! Komm, um seine Seele und seinen Leib zu hei-

len! Komm . . . Sie sagen schon, um dich anzuklagen, daß du einem sterbenden Vater beide Söhne geraubt hast; und sie sagen es in Nazaret, verstehst du? Sie sagen aber auch: „Überall wirkt er Wunder, und im eigenen Haus kann er es nicht.“ Ich verteidige dich und halte ihnen vor: „Wie soll er denn, wenn ihr ihn mit euren Vorwürfen verjagt, weil ihr nicht glaubt?“ Und dann beschimpfen sie mich.«

»Du hast es gut gesagt: „weil ihr nicht glaubt“. Wie kann ich tun, wo man nicht glaubt?«

»Oh, du kannst alles. Ich glaube für alle! Komm, wirke ein Wunder . . . für deine arme Tante . . . «

»Ich kann nicht!« Jesus ist sehr traurig, als er dies sagt. Aufrecht stehend, das Haupt der Weinenden an der Brust, scheint er seine Ohnmacht der gelassenen Natur zu bekennen, scheint er, sie als Zeugin für seinen Kummer anzurufen, nicht handeln zu können aufgrund eines ewigen Beschlusses. Die Frau weint noch stärker.

»Höre, Maria! Sei gut! Ich schwöre dir, daß ich es täte, wenn ich es könnte und wenn es gut wäre. Oh, ich würde dem Vater im Himmel diese Gnade entreißen für dich, für meine Mutter, für Judas und Jakobus und auch, ja, auch für Alphäus, Josef und Simon. Doch ich kann nicht. Du hast jetzt großes Herzeleid und kannst die Gerechtigkeit dieser meiner Ohnmacht nicht begreifen. Ich will sie dir erklären, doch du wirst sie nicht verstehen. Als die Stunde des Übergangs meines Vaters gekommen war – du weißt, wie gerecht er war, und wie meine Mutter ihn liebte – verlängerte ich sein Leben nicht. Es ist nicht richtig, einer Familie, in der ein Heiliger lebt, die unvermeidlichen Ereignisse des Lebens zu ersparen. Wenn es so wäre, müßte ich ewig auf der Erde bleiben; aber ich werde bald sterben; auch Maria, meine heilige Mutter, kann mich dem Tode nicht entreißen. Ich kann nicht! Was ich kann, ist dieses, und ich werde es tun!« Jesus hat sich niedergesetzt und das Haupt der Verwandten an seine Schulter gelegt. »Ich werde es tun! Ich verspreche dir, um deines Schmerzes willen, den Frieden für deinen Alphäus; ich versichere dir, daß ihr nie getrennt sein werdet; ich gebe dir mein Wort,

daß unsere Familie im Himmel vereint sein wird, vereint für die Ewigkeit. So lange ich lebe und darüber hinaus will ich meiner teuren Verwandten tiefen Frieden und große Kraft einflößen, um aus ihr einen Apostel zu bilden für viele, viele arme Frauen, zu denen du als Frau leichter Kontakt findest. Du sollst meine liebe Freundin sein während der Zeit der Verkündigung der Frohbotschaft. Der Tod, weine nicht, der Tod von Alphäus wird dich der ehelichen Pflichten entbinden und dich zu den erhabeneren Aufgaben eines mystischen, fraulichen Priestertums erheben, das überaus nötig ist am Altare des Großen Opfers und bei den vielen Heiden, die ihren Geist eher vor dem heiligen Heldentum von Jüngerinnen als vor dem der Jünger beugen. O liebe Tante, dein Name wird wie eine Flamme am christlichen Himmel leuchten! . . . Weine nicht mehr! Geh hin im Frieden! Sei stark, gottergeben, heilig! Meine Mutter – sie wurde Witwe vor dir – wird dich trösten, wie nur sie es kann. Komm! Ich will nicht, daß du allein unter dieser Sonne zurückkehrst! Petrus wird dich in seinem Boot bis zum Jordan fahren und von dort aus mit einem Reitesel nach Nazaret begleiten! Sei gut!«

»Segne mich, Jesus! Gib mir Kraft!«

»Ja, ich segne und küsse dich, liebe Tante.« Und er küßt sie zärtlich und drückt sie noch einmal lange an sein Herz, bis er sieht, daß sie sich beruhigt hat.

133 Jesus predigt vor der Menge in Betsaida

Jesus ist in Betsaida. Er spricht hochaufgerichtet vom Boote aus, das ihn hierher gebracht hat und nun fast an Land gezogen und mit einem Seil an einer sehr einfachen Mole festgebunden ist. Viele Menschen haben sich im Halbkreis um ihn herum niedergelassen und hören ihm aufmerksam zu. Jesus hat gerade zu sprechen begonnen.

»... und nun sehe ich, daß auch ihr von Kafarnaum mich liebt; denn ihr seid mir gefolgt und habt Handel und Bequemlichkeit beiseite gelassen, um mein behrendes Wort zu hören. Ich weiß auch,

daß die Vernachlässigung eurer Tätigkeit nicht nur einen finanziellen Schaden mit sich bringen wird, sondern daß man euch verlachen und gesellschaftlich schaden wird. Ich weiß, daß Simon, Eli, Urija und Joachim gegen mich sind. Heute nur gegen mich, morgen meine Feinde. Und ich sage euch, denn ich täusche niemand und erst recht nicht euch, meine teuren Freunde, daß die Mächtigen von Kafarnaum alle Mittel benützen werden, um mir zu schaden, mich zu quälen und zu isolieren: Verleumdung und Drohung, Lästerung und Spott. Der gemeinsame Feind benützt alles, um Christus die Seelen zu entreißen und sie zu seiner Beute zu machen. Ich sage euch: wer ausharrt, wird gerettet werden; doch ich sage auch: wer das Leben und das Wohlergehen mehr liebt als das ewige Leben, ist frei, zu gehen, mich zu verlassen und sich um das kleine Leben und das vergängliche Wohl zu kümmern. Ich halte niemand zurück.

Der Mensch ist ein freies Wesen. Ich bin gekommen, um den Menschen von der Sünde und dadurch im Geiste frei zu machen; ihn zu befreien von den Ketten einer entarteten bedrückenden Religion, die mit Strömen von Klauseln, Worten und Vorschriften das einfache, klare, einleuchtende, leicht verständliche, heilige und vollkommene Wort Gottes überschwemmt. Mein Kommen verlangt die Prüfung der Gewissen. Ich sammle mein Getreide auf der Tenne, dresche es mit der Lehre des Opfers und siebe es mit dem Sieb des freien Willens. Die Spreu, die Wicke und alles Unkraut fliegen leicht und unnütz davon oder fallen schwer als Schädlinge zu Boden und dienen den Vögeln zur Nahrung; denn in meine Scheune kommt nur ausgewähltes, reines, gutes Getreide: die Körner sind die Heiligen!

Seit Jahrhunderten besteht ein Kampf zwischen dem Ewigen und Satan, der durch seinen ersten Sieg über den Menschen hochmütig geworden ist und zu Gott gesagt hat: „Deine Geschöpfe werden für immer mir gehören. Nichts, weder die Strafe noch das Gesetz, das du ihnen geben willst, werden sie befähigen, sich den Himmel zu verdienen, und diese deine Stätte, aus welcher du mich verbannt hast, mich, den einzigen Intelligenzen unter deinen Geschöpf-

fen, wird leer bleiben, unnütz und traurig, wie alles, was nutzlos ist.“ Der Ewige aber antwortete dem Verfluchten: „So wird es sein, solange dein Gift allein den Menschen beherrscht. Doch ich werde mein Wort senden, und dieses Wort wird dein Gift unschädlich machen und die Herzen von der Torheit heilen, mit dem du sie verteufelt hast, und sie werden zu mir zurückkehren. Wie verirrte Schafe, die den Schäfer wieder finden, werden sie in meinen Schafstall zurückkehren, und der Himmel wird bevölkert werden, denn für sie habe ich ihn erschaffen. Und du wirst mit deinen schrecklichen Zähnen in ohnmächtiger Wut knirschen, unten in deinem fürchterlichen Reiche, dem Gefängnis der Verdammten, und die Engel Gottes werfen den Stein auf dich und versiegeln es, und Finsternis und Haß werden dich und die Deinen treffen, während den Meinen Licht und Liebe, Musik und Seligkeit, unendliche, ewige und wunderbare Freiheit geschenkt wird.“ Und darauf hat Satan unter schauerhaftem Gelächter geschworen: „Bei meiner Hölle schwöre ich, daß ich kommen werde, wenn die Stunde da ist. Ich werde mich überall unter die Bekehrten mengen, und dann werden wir sehen, wer von uns beiden der Sieger sein wird.“

Ja, Satan stellt euch nach, um euch zu sieben. Und auch ich prüfe euch, um euch zu bewerten. Die Gegner sind zwei: ich und er. Ihr seid in der Mitte. Der Zweikampf der Liebe mit dem Haß, der Weisheit mit dem Nichtwissen, des Guten mit dem Bösen wird über euch und um euch herum ausgetragen. Um die Schläge des Bösen von euch abzuwehren, genüge ich. Ich werde mich zwischen euer Sein und die satanische Waffe stellen und lasse mich an eurer Stelle verwunden, weil ich euch liebe. Doch die innerlichen Schläge müßt ihr selbst mit eurem Willen abwehren, zu mir kommen und auf meinem Wege wandeln, der die Wahrheit und das Leben ist. Wer den Himmel nicht will, wird ihn nicht haben. Wer nicht fähig ist, ein Jünger Christi zu sein, ist leichte Spreu, die der Wind der Welt mit sich fortträgt. Wer ein Feind Christi ist, ist schädlicher Samen, der im satanischen Reiche keimen wird.

Ich weiß, weshalb ihr gekommen seid, ihr von Kafarnaum! Und mein Gewissen ist rein von der Sünde, die man mir auflastet. Aufgrund dieser nicht vorhandenen Sünde beschimpft man mich aber hinterher und behauptet, daß mich anhören und mir nachfolgen Mitschuld mit dem Sünder sei; aber ich fürchte mich nicht, denen von Betsaida den Grund dieses Geredes zu offenbaren. Unter euch, Bürger von Betsaida, befinden sich Ältere, die aus verschiedenen Gründen die Schöne von Chorazin noch nicht vergessen haben. Es sind Männer, die mit ihr gesündigt und Frauen, die deswegen Tränen vergossen haben. Sie weinten; ich war noch nicht gekommen, um zu sagen: „Liebt, die euch Schaden zufügen!“ Sie weinten und jubilierten, als sie erfuhren, daß die Schöne von der Fäulnis befallen sei, die aus ihren Eingeweiden zum Äußeren ihres herrlichen Körpers vordringe. Sie ist zum Abbild des viel gefährlicheren Aussatzes der Seele geworden, der Seele der Ehebrecherin, der Mörderin und Dirne: Ehebrecherin siebzigmal siebenmal, mit jedem, der den Namen „Mann“ und Geld hatte, Mörderin siebenmal siebenmal ihrer Bastarde, Dirne aus Lasterhaftigkeit, nicht aus Bedürfnis.

Oh! Ich kann euch verstehen, ihr verratenen Ehefrauen! Ich kann eure Freude verstehen, als man euch sagte: „Das Fleisch der Schönen ist ekelhafter und stinkender als das einer im Straßengraben verendenden Kröte, Beute der Raben und Würmer.“ Doch ich sage euch: lernt verzeihen! Gott hat euch gerächt und Gott hat dann verziehen. Verzeiht auch ihr. Ich habe ihr auch in eurem Namen verziehen, denn ich weiß, daß ihr gut seid, ihr Frauen von Betsaida, die ihr mich begrüßt mit dem Rufe: „Gepriesen sei das Lamm Gottes! Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Wenn ich das Lamm Gottes bin und ihr mich als solches anerkennt, wenn ich zu euch komme, ich, das Lamm, dann müßt ihr alle sanfte Schafe werden; auch ihr als betrogene Ehefrauen, in denen ein ferner Schmerz, jetzt ferner, Instinkte eines Raubvogels geweckt hat, der sein Nest verteidigt. Ich könnte als Lamm nicht unter euch bleiben, wenn ihr Tiger oder Hyänen wäret.

Er, der im heiligsten Namen Gottes kommt, um Gerechte und Sünder zusammenzurufen und sie in den Himmel zu führen, ist auch zur Reuigen gegangen und hat ihr gesagt: „Sei rein, geh und sühne!“ Das tat ich am Sabbat. Und dafür werde ich angeklagt! Öffentlich angeklagt! Außerdem wirft man mir vor, mich einer Dirne genähert zu haben. Einer, die eine Dirne war. Sie aber war nur noch eine über ihre Sünden weinende Seele.

So sage ich euch: ich habe es getan und ich werde es wieder tun. Bringt mir das Buch, forscht in ihm, studiert und ergründet es! Findet mir, wenn ihr könnt, eine Stelle, die dem Arzt verbietet, einen Kranken zu heilen, einem Leviten, sich dem Altardienst zu widmen, einem Priester, einem Gläubigen beizustehen, nur weil es Sabbat ist ... Wenn ihr eine Stelle findet und sie mir zeigt, werde ich an meine Brust schlagen und sagen: „Herr, ich habe vor deinem Antlitz und den Menschen gesündigt; ich bin der Vergebung nicht wert. Doch wenn du deinem Diener Barmherzigkeit erweisen willst, will ich dich dafür preisen, solange ich lebe.“

Jene Seele war krank, und die Kranken brauchen den Arzt. Es war ein entheiliger Altar und benötigte einen Leviten, der sie reinigte. Sie war eine Gläubige, die zum wahren Tempel des wahren Gottes ging und dort weinte und einen Priester brauchte, um unterrichtet zu werden. Wahrlich, ich sage euch, ich bin der Arzt, der Levit und der Priester! In Wahrheit sage ich euch, wenn ich meine Aufgabe nicht erfülle und auch nur eine einzige Seele, die willig ist, nicht rette, dann wird Gott der Vater mich zur Rechenschaft ziehen und mich für die verlorene Seele bestrafen.

Das ist nach der Auffassung der Mächtigen von Kafarnaum mein Vergehen: ich hätte den Tag nach dem Sabbat abwarten sollen, um zu handeln. Ja! Aber warum weitere vierundzwanzig Stunden warten, um ein reuiges Herz in den Frieden Gottes zurückzuführen? In diesem Herzen war echte Demut, unverschleierte Aufrichtigkeit, vollkommener Reueschmerz. Ich habe in diesem Herzen gelesen. Der Aussatz bedeckte noch den Körper, doch die Seele war schon gerei-

nigt durch den Balsam jahrelanger Reue, Tränen und Sühne. Diese Seele bedurfte nur der Erneuerung meiner Weihe, um Gott nahe treten zu können, ohne dadurch den Glorienschein, der Gott umgibt, zu verunreinigen. Ich habe sie ihr gegeben. Sie ist aus dem See auch körperlich rein hervorgegangen. Doch noch reiner im Herzen! Wie viele, oh, wie viele von denen, die in die Wasser des Jordan gestiegen sind, um dem Gebot des Vorläufers zu gehorchen, sind nicht so rein wie sie daraus hervorgegangen!

Denn ihre Taufe am Jordan war kein gewollter Akt eines aufrichtigen Herzens, das sich auf meine Ankunft vorbereitet, sondern nur eine Förmlichkeit, um vor den Augen der Welt in vollkommener Heiligkeit zu erscheinen. Es war nur Scheinheiligkeit und Hochmut. Zwei Fehler, die die schon vorhandene Sündenlast in ihren Herzen noch vermehrten. Die Taufe durch Johannes ist nur ein Symbol, das sagen will: „Reinigt euch vom Stolz, indem ihr euch verdemütigt und euch Sünder nennt! Reinigt euch von der Unreinheit, indem ihr deren Makel entfernt!“ Denn die Seele muß mit eurem Willen getauft werden, um beim göttlichen Gastmahl rein zu sein. Keine Schuld ist so groß, daß sie nicht zuerst durch die Reue, dann durch die Gnade und schließlich durch den Erlöser weggewaschen werden könnte. Es gibt keinen so großen Sünder, daß er nicht sein niedergeschlagenes Antlitz erheben und einer Hoffnung auf Erlösung zulächeln könnte. Es genügt, daß er fest entschlossen ist, die Sünde zu meiden, der Versuchung in heldenhafter Weise zu widerstehen und aufrichtig wiedergeboren zu werden.

Ich sage euch nun eine Wahrheit, die von meinen Feinden als eine Lästerung angesehen würde. Doch ihr seid meine Freunde. Ich spreche besonders für euch, meine schon erwählten Jünger, und dann zu allen, die ihr mir zuhört. Ich sage euch: die Engel, reine und vollkommene Geister, die im Lichte der Allerheiligsten Dreifaltigkeit frohlocken, sind in ihrer Vollkommenheit – und sie wissen dies – euch Menschen gegenüber, die ihr noch fern vom Himmel seid, im Nachteil. Dieser Nachteil besteht darin, daß sie nicht imstande sind,

sich aufzuopfern und zu leiden, um an der Erlösung der Menschen mitzuwirken.

Und was dünkt euch? Gott nimmt nicht einen Engel und sagt zu ihm: „Sei Erlöser der Menschheit!“ Er nimmt seinen Sohn. Und er weiß, daß, obgleich dessen Opfer unermesslich und seine Macht unendlich ist, noch etwas fehlt, um die Summe der Verdienste der Summe der Sünden, die von Stunde zu Stunde zunimmt, entgegenstellen zu können, nimmt er nicht andere Engel, um das Maß vollzumachen, und sagt zu ihnen: „Leidet, um Christus nachzuahmen!“ sondern er sagt es euch, euch Menschen; und dies ist seine Vatergüte, die keinen Unterschied machen will zwischen dem Sohn seiner Liebe und den Söhnen seiner Macht. Er sagt zu euch: „Leidet, bringt Opfer und seid meinem Lamm ähnlich. Seid Miterlöser!“ O ja . . . ich sehe Engelsscharen, die für einen Augenblick in ihrer schwebenden, anbetenden Verzückung vor dem Dreieinigen Gott innehalten, niederknien, das Antlitz zur Erde neigen und sagen: „Ihr Gesegneten, die ihr leiden dürft mit Christus und für unseren und euren ewigen Gott!“

Viele werden diese Größe noch nicht begreifen. Sie übersteigt zu sehr das menschliche Maß. Doch wenn das Opfer dargebracht sein wird, wenn das ewige Getreidekorn neu gekeimt haben wird, um nie mehr zu sterben, nachdem es geerntet, gedroschen, gereinigt und im Erdreich begraben worden ist, dann wird der übergeistige Erleuchter kommen und die Geister erleuchten, auch die späteren, die aber dem Erlöser Christus treu geblieben sind; und dann werdet ihr verstehen, daß ich nicht gelästert, sondern euch die höchste Würde des Menschen kundgetan habe: Miterlöser zu sein, auch wenn man zuvor nur ein Sünder war. Bereitet euch also darauf vor in der Reinheit des Herzens und der Absicht! Je reiner ihr seid, um so tiefer versteht ihr, daß die Unreinheit, wie auch immer sie sein mag, nur Rauch ist, den Blick und den Verstand verdunkelt.

Seid rein! Beginnt damit beim Körper, um dann im geistigen Bereich weiterzumachen. Beginnt bei den fünf Sinnen, um dann zu den

sieben Leidenschaften überzugehen. Beginnt mit dem Auge, dem König der Sinne, der den Weg zu den umfassendsten und heißesten Verlangen öffnet. Das Auge sieht das Fleisch der Frau und begehrt das Fleisch. Das Auge sieht den Reichtum der Reichen und begehrt das Gold. Das Auge sieht die Macht der Regierenden und begehrt die Macht. Euer Auge sei ruhig, ehrbar, sittsam und rein, und ihr werdet ruhige, ehrbare, sittsame und reine Wünsche haben. Je reiner euer Auge ist, um so reiner wird euer Herz sein. Wacht über euer Auge, den gierigen Entdecker der verführerischen Äpfel. Seid keusch in euren Blicken, wenn ihr keusch in eurem Leibe sein wollt. Wenn ihr die Keuschheit des Fleisches kennt, dann werdet ihr auch die „Keuschheit“ der Reichtümer und der Macht kennen. Ihr werdet in allem keusch und darum Freunde Gottes sein.

Habt keine Angst, verspottet zu werden, wenn ihr keusch seid. Fürchtet nur, Feinde Gottes zu sein! Eines Tages hörte ich sagen: „Du wirst von der Welt verlacht werden als Lügner und Eunuch, wenn du zu erkennen gibst, daß du keinen Hang zur Frau hast.“ Wahrlich, ich sage euch, Gott hat die Ehe eingesetzt und euch zu seinen Nachahmern im Erschaffen und zu seinen Mitarbeitern gemacht, um den Himmel zu bevölkern. Doch es gibt noch einen höheren Stand, vor dem sich die Engel verneigen und in dem sie eine Erhabenheit sehen, die sie nicht nachahmen können. Einen Stand, der, wenn man von der Geburt bis zum Tode durchhält, Eunuchentum ohne natürlichen Mangel oder gewaltsamen oder freiwilligen Eingriff ist. Er ist jedoch auch jenen nicht verwehrt, die nicht mehr jungfräulich sind, doch auf ihre männliche oder weibliche Fruchtbarkeit verzichten, um allein dem Geiste nach fruchtbar zu sein. Dieser Stand verbietet nicht, sich dem Altare zu nähern; im Gegenteil, in den folgenden Jahrhunderten werden die Altäre von Menschen dieses Standes umgeben sein. Es ist der höchste Stand, der die Abkehr des Willens vollzieht von allem, was nicht Zugehörigkeit zu Gott allein ist, indem er für Ihn die Keuschheit des Leibes und des Herzens bewahrt, um in Ewigkeit das strahlende Weiß, das dem Lamme Gottes teuer ist, zu besitzen.

Ich habe für das Volk und für die Erwählten aus dem Volke gesprochen. Nun, bevor wir in das Haus des Philippus eintreten, um das Brot zu brechen und das Salz zu teilen, will ich euch alle segnen: die Guten, um sie zu belohnen, die Sünder, um ihnen Mut einzuflößen, sich dem nähern, der gekommen ist, um zu verzeihen. Der Friede sei mit euch allen!«

Jesus verläßt das Boot und geht durch die Menge, die sich um ihn drängt. An der Ecke eines Hauses steht noch Matthäus, der von dort aus dem Meister zugehört hat, ohne mehr zu wagen. Als Jesus bei ihm ankommt, bleibt er stehen und, wie wenn er alle segne, segnet er ein zweites Mal und blickt dabei Matthäus an. Dann geht er, aufs neue von den Menschen gefolgt, zur Gruppe der Seinen und verschwindet in einem Haus.

Alles ist zu Ende.

134 Berufung des Matthäus zum Jünger

Immer noch der Marktplatz von Kafarnaum. Doch zu einer sehr heißen Stunde. Der Markt ist schon beendet, und auf dem Platz stehen nur Müßige herum, die miteinander reden, und Kinder spielen und tummeln sich.

Jesus befindet sich inmitten seiner Gruppe und kommt vom See zum Platz. Er liebkost die Kinder, die ihm entgegenen, und interessiert sich für ihre Vertraulichkeiten. Ein Mädchen zeigt einen blutenden Riß an der Stirne und beschuldigt dafür das Brüderchen.

»Warum hast du deiner Schwester weh getan? Das ist nicht recht!«

»Ich habe es nicht absichtlich getan. Ich wollte Feigen pflücken und habe dazu einen Stock genommen. Er war zu schwer, ist mir entfallen und hat sie getroffen. Ich habe auch für sie Feigen heruntergeholt.«

»Ist das wahr, Johanna?«

»Es ist wahr.«

»Du siehst also, daß dein Bruder dir nicht weh tun wollte. Er wollte dir eine Freude bereiten. Schließt ganz schnell Frieden und gebt

euch einen Kuß. Gute Geschwister und gute Kinder dürfen nie einen gegenseitigen Groll empfinden. Los . . . «

Die beiden weinenden Kinder küssen sich. Beide weinen: das eine wegen des schmerzenden Kratzers, das andere, weil es die Schmerzen verursacht hat. Jesus lächelt über den mit Tränen gewürzten Kuß. »So, jetzt, da ich sehe, daß ihr lieb seid, werde ich euch die Feigen ohne Stock pflücken.«

Das glaube ich gerne. Groß, wie er ist, und mit seinen langen Armen kann er dies mühelos tun. Er pflückt Feigen und verteilt sie.

Eine Frau eilt herbei: »Nimm, nimm, Meister! Ich werde dir sofort Brot bringen.«

»Nein, nein, das ist nicht für mich; es ist für Johanna und Tobiolus! Sie hatten Verlangen danach.«

»Und ihr habt den Meister damit belästigt? Wie aufdringlich seid ihr! Verzeih, Herr!«

»Frau, es mußte Friede gestiftet werden . . . und ich habe ihn mit dem Gegenstand der Zwistigkeit erreicht: den Feigen. Die Kinder sind niemals aufdringlich. Sie lieben die süßen Feigen, und ich liebe ihre reinen, unschuldigen Seelen. Sie nehmen viel Bitterkeit von mir.«

»Meister, es sind die Herren, die dich nicht lieben. Doch wir, das Volk, wir haben dich gern. Sie sind wenige, während wir viele sind.«

»Ich weiß, Frau. Danke für deinen Trost! Der Friede sei mit dir! Leb wohl, Johanna! Leb wohl, Tobiolus! Seid brav, tut euch nicht weh und streitet nicht mehr! Versprecht ihr mir?«

»Ja, ja, Jesus«, antworten die beiden Kinder.

Jesus macht sich auf den Weg und sagt lächelnd: »Oh, nun da die Feigen uns geholfen haben, die Wolken zu vertreiben, laßt uns gehen; wohin wollt ihr gehen?«

Die Apostel wissen es nicht. Der eine sagt dahin, der andere dorthin. Doch Jesus schüttelt den Kopf und lacht. Petrus sagt: »Ich gebe auf. Wenn du es nicht selbst sagst . . . Ich habe heute schwarze Gedanken. Du hast es nicht gesehen, doch als wir aus dem Boote stie-

gen, war Eli dort, der Pharisäer. Noch grüner im Gesicht als üblich. Und er sah uns so sonderbar an.«

»Laß ihn doch.«

»Natürlich, es bleibt mir nichts anderes übrig. Aber ich versichere dir, Meister, wenn man mit dem zu tun bekommt, dann genügen zwei Feigen nicht!«

»Was habe ich der Mutter des Tobiolus gesagt? „Ich habe den Frieden mit dem Gegenstand des Zwistes wiederhergestellt.“ Und so werde ich immer versuchen, Frieden zu stiften: ich will den Vornehmen von Kafarnaum, wenn sie glauben, beleidigt worden zu sein, meine Hochachtung erweisen. So wird auch noch ein anderer zufrieden sein.«

»Wer?«

Jesus beantwortet die Frage nicht und fährt fort: »Es wird mir wahrscheinlich nicht gelingen, weil es ihnen an gutem Willen fehlt und sie keinen Frieden schließen wollen. Doch hört: wenn bei allen Meinungsverschiedenheiten der Klügere nachgeben würde, anstatt auf seinem Recht zu bestehen, wenn er zur Hälfte auf sein Recht verzichtete, wäre es besser und auch heiliger. Nicht immer ist der Wille vorherrschend, den anderen zu schädigen. Manchmal tut jemand einem anderen weh, ohne es zu wollen. Denkt immer daran und verzeiht! Eli und die anderen meinen, daß sie Gott, so wie sie handeln, auf rechte Weise dienen. Mit Geduld und Ausdauer und viel Demut und guter Manier werde ich versuchen, sie davon zu überzeugen, daß eine neue Zeit angebrochen ist und Gott wünscht, daß ihm *jetzt* auf eine andere Art gedient werde, daß ihm gedient werde, wie ich es lehre. Die Klugheit des Apostels ist die feine Art, seine Waffe die Ausdauer, der Erfolg das Beispiel und das Gebet für die zu Bekehrenden.«

Sie sind auf dem Platz angekommen. Jesus geht geradewegs zur Zollbank, wo Matthäus rechnet und Münzen zählt, die wohlgeordnet nach Art und Größe vor ihm liegen und die er dann in Säckchen von verschiedenen Farben schüttet, und sie allesamt in einer eiser-

nen Kasette verstaut, die dann von wartenden Dienern abtransportiert wird. Als der lange Schatten der Gestalt Jesu auf den Tisch fällt, hebt Matthäus den Kopf, um festzustellen, wer der verspätete Zahler sei. Petrus zieht Jesus am Ärmel und sagt: »Meister, was tust du hier, da nichts zu bezahlen ist?«

Doch Jesus hört nicht auf ihn. Er blickt auf Matthäus, der sich erhoben und eine ehrerbietige Haltung angenommen hat. Ein durchdringender Blick! Doch ist es nicht der Blick des strengen Richters vom letztenmal. Es ist ein werbender Blick voller Liebe. Er verwirrt und erfüllt mit Liebe. Matthäus wird rot. Er weiß nicht, was er tun oder sagen soll . . .

»Matthäus, Sohn des Alphäus, die Stunde ist gekommen. Komm, folge mir!« erklärt ihm Jesus, majestätisch.

»Ich, Meister, Herr? Weißt du denn, wer ich bin? Ich sage es deinetwegen, nicht meinetwegen.«

»Komm, folge mir, Matthäus, Sohn des Alphäus!«, wiederholt Jesus sanft.

»Oh, wie könnte ich bei Gott Gnade gefunden haben? Ich, ich . . . «

»Matthäus, Sohn des Alphäus, ich habe in deinem Herzen gelesen. Komm, folge mir nach.« Diese dritte Einladung ist eine Liebkosung.

»Oh, sofort, mein Herr!« und Matthäus kommt weinend hinter seinem Arbeitstisch hervor, ohne sich um die noch herumliegenden Münzen zu kümmern oder die Kasette zu schließen. Nichts von alledem. »Wohin gehen wir, Herr?« fragt er, als er vor Jesus steht. »Wohin führst du mich?«

»In dein Haus. Willst du den Menschensohn aufnehmen?«

»Oh, aber . . . was werden dann die sagen, die dich hassen?«

»Ich höre auf das, was man im Himmel sagt, und dort sagt man: „Gott sei gepriesen für einen Sünder, der gerettet wird!“ und der Vater sagt: „In Ewigkeit wird die Barmherzigkeit sich zum Himmel erheben und über der Erde schweben, und da ich dich liebe mit einer ewigen, vollkommenen Liebe, erweise ich auch dir Barmherzigkeit.“ Gehen wir! Mit meinem Kommen heilige ich nicht nur dein Herz, sondern auch das Haus.«

»Ich habe es schon gereinigt in der Hoffnung, die meine Seele erfüllte ... obgleich der Verstand dagegen sprach. Oh, ich mit deinen Heiligen!« Matthäus betrachtet die Jünger.

»Ja, mit meinen Freunden. Kommt alle! Ich will euch zusammenführen, damit ihr Brüder werdet!«

Die Jünger sind derart erstaunt, daß sie noch sprachlos sind. Sie sind Jesus und Matthäus über den sonnigen Platz gefolgt, der nun ganz menschenleer ist, und zu einer kurzen Gasse gelangt, die in der glühenden Sonne liegt. Kein Lebewesen ist auf der Straße sichtbar, nur Sonne und Staub.

Sie betreten ein Haus. Ein schönes Haus mit einem breiten Portal, das sich zur Gasse hin öffnet. Ein schattiger, kühler Säulengang, hinter dem ein Hof liegt, der als Garten dient. »Komm, mein Meister! Bringt Wasser und Getränke!«

Die Diener bringen das Gewünschte herbei.

Matthäus geht und erteilt Anweisungen, während Jesus und die Seinen sich erfrischen. Dann kehrt er zurück. »Komm, Meister, der Saal ist kühler ... Es werden Freunde kommen. Ich möchte, daß ein großes Fest gefeiert wird und meine Bekehrung, meine wahre Beschneidung ... Du hast mit deiner Liebe mein Herz beschnitten ... Meister, es wird das letzte Fest sein; keine Feste mehr für den Zöllner Matthäus. Keine Feste dieser Welt ... nur noch die innerliche Freude darüber, erlöst zu werden und dir dienen zu dürfen, von dir geliebt zu werden ... Wieviel habe ich geweint in diesen Monaten. Seit beinahe drei Monaten weine ich. Ich wußte nicht mehr, was ich tun sollte. Ich wollte kommen ... doch wie kann ich mit meiner schmutzigen Seele zu dir, dem Heiligen, gelangen?«

»Du hast sie mit Reue und Liebe gewaschen. Für mich und für den Nächsten. Petrus? Komm hierher!«

Petrus, der noch nicht geredet hat, so sehr ist er überrascht, kommt nach vorne. Die beiden Männer, Petrus und Matthäus, die gleichen Alters, klein von Wuchs und grauhaarig sind, stehen sich gegenüber, Jesus in ihrer Mitte, lächelnd und schön.

»Petrus, du hast mich oft gefragt, wer der Unbekannte der Geldbörse ist, welche Jakob jede Woche bringt. Nun, hier steht er vor dir!«

»Was? Dieser Dieb? Oh, Verzeihung, Matthäus! Doch wer hätte annehmen können, daß du es warst? Gerade du, unsere Verzweiflung wegen deines Wuchers ... daß du fähig sein könntest, dir jede Woche mit diesem reichen Almosen ein Stück deines Herzens herauszureißen ... «

»Ich weiß es, ich habe euch ungerecht besteuert. Doch seht, ich knie vor euch nieder und bitte euch, jagt mich nicht fort! Er hat mich angenommen. Seid nicht strenger mit mir als er!«

Petrus, der neben ihm steht, hebt Matthäus mit einer etwas barschen, doch herzlichen Geste in die Höhe und sagt: »Steh auf! Nicht mich und die anderen, nur ihn hast du um Verzeihung zu bitten. Wir alle sind mehr oder weniger Diebe wie du! Oh ... nun habe ich es wieder gesagt. Du verwünschte böse Zunge! Doch ich bin so gemacht: das, was ich denke, sage ich; was im Herzen ruht, gleitet mir auf die Zunge. Komm, laß uns einen Pakt des Friedens und der Liebe schließen!«, und er küßt Matthäus auf die Wange.

Auch die anderen tun es mehr oder weniger liebevoll. Ich muß dies sagen, denn Andreas ist von Natur aus schüchtern, und Judas Iskariot kalt; es sieht so aus, als ob er ein Bündel Schlangen umarmen müßte, so kurz und abrupt ist seine Umarmung.

Matthäus geht hinaus, denn er hört Geräusche.

»Aber Meister«, sagt Judas Iskariot, »mir scheint, daß dies unklug war. Die Pharisäer klagen dich schon an, und du ... nun nimmst du auch noch einen Zöllner unter die Deinen auf! Nach einer Dirne noch einen Zöllner! ... Hast du denn beschlossen, dich zu ruinieren? Wenn es so ist, dann sage es, daß ... «

»Daß wir unserer Wege gehen, nicht wahr?« beendet Petrus spöttisch.

»Wer spricht denn mit dir?«

»Ich weiß, daß du nicht mit mir sprichst. Doch erlaube mir, mit

deiner herrschaftlichen Seele zu reden, mit deiner so reinen Seele, mit deiner klugen Seele. Ich weiß, daß du als Mitglied des Tempels den Geruch der Sünde in uns wahrnimmst; in uns Armen, die wir nicht zum Tempel gehören. Ich weiß, daß du, ganzer Judäer, Mischung aus einem Pharisäer, einem Sadduzäer und einem Herodianer, halber Schriftgelehrter und zu einem kleinen Teil Essener bist – willst du noch mehr solche vornehme Titel hören? Du fühlst dich unter uns nicht wohl; wie ein herrlicher Aal, der in ein Netz voller Krabben geraten ist. Aber was kann man da schon machen? Er hat uns angenommen, und wir bleiben bei ihm. Wenn es dir nicht paßt, kannst du ja jederzeit gehen. So haben wir alle mehr Luft. Auch er, siehst du, ist betrübt meinet- und deinetwegen. Meinetwegen, weil ich gegen die Geduld und auch ... ja, auch gegen die Liebe gefehlt habe; doch mehr noch deinetwegen, weil du nichts verstehst mit deinem Vorhang vornehmer Titel und keine Nächstenliebe, Demut und Achtung kennst. Nichts hast du, Bursche! Nur einen großen Dünkel! ... Gott gebe, daß es unschädlicher Rauch sei.«

Jesus wartet mit auf der Brust verschränkten Armen und einem strengen Blick, bis Petrus geendet hat und sagt dann: »Hast du nun alles gesagt, Petrus? Hast du auch deine Seele von der Hefe gereinigt, die darin war? Du hast gut daran getan. Heute ist für einen Sohn Abrahams das Ostern der ungesäuerten Brote. Der Ruf Christi ist für eure Seelen wie das Blut des Lammes, und wo es hingelangt, kommt die Sünde nicht mehr hin.

Sie wird nicht mehr über den kommen, der getreu ist. Von mir berufen zu sein, bedeutet Befreiung und wird ohne jegliche Hefe gefeiert.«

Zu Judas kein Wort. Petrus schweigt beschämt.

»Der Gastgeber kehrt zurück«, sagt Jesus. »Mit Freunden. Wir wollen ihnen nichts als Tugenden zeigen. Wer es nicht fertig bringt, soll hinausgehen. Seid nicht wie die Pharisäer, die durch Gesetze unterdrücken, die sie als erste nicht beachten.«

Matthäus kommt mit anderen Männern zurück, und das Mahl

beginnt. Jesus sitzt in der Mitte zwischen Petrus und Matthäus. Sie sprechen über viele Dinge, und Jesus erklärt mit viel Geduld diesem und jenem, was sie wissen wollen. Es werden auch Klagen über die Pharisäer laut, von denen sie verachtet werden.

»Also, kommt zu dem, der euch nicht verachtet. Und dann benehmt euch so, daß euch wenigstens die Guten nicht verachten können«, antwortet Jesus.

»Du bist gut, doch du bist allein.«

»Nein, sie hier sind wie ich, und dann . . . ist auch Gott Vater, der auch alle jene liebt, die wieder seine Freunde werden wollen. Wenn ein Mensch nichts mehr als den Vater hätte, wäre seine Freude nicht schon vollkommen?«

Sie sind schon beim Nachtschisch angelangt, als ein Diener dem Herrn des Hauses ein Zeichen gibt und ihm etwas mitteilt.

»Meister, Eli, Simon und Joachim möchten hereinkommen und mit dir sprechen. Willst du sie sehen?«

»Gewiß.«

»Aber meine Freunde sind Zöllner!«

»Sie wollen sehen, was hier geschieht. Sie sollen es tun. Es würde nichts nützen, es zu verbergen. Es würde dem Guten nicht nützen, und das Böse würde den Anlaß noch steigern und sagen, daß hier auch Dirnen seien. Laß sie hereinkommen!«

Die drei Pharisäer treten ein. Sie schauen sich mit einem bösen Lachen um und reden miteinander. Doch Jesus ist aufgestanden und geht ihnen entgegen, zusammen mit Matthäus. Er legt diesem eine Hand auf die Schulter und sagt: »Oh, wahre Kinder Israels, ich grüße euch und teile euch eine große Neuigkeit mit, die bestimmt eure Herzen als vollkommene Israeliten, die sich nur um die Beobachtung des Gesetzes durch alle zur Verherrlichung Gottes bemühen, höher schlagen lassen wird. Matthäus, der Sohn des Alphäus, ist von heute an nicht mehr der Sünder, der Ärgernis von Kafarnaum. Ein rüdiges Schaf Israels ist geheilt. Freut euch! Ihm folgend, werden andere sündige Schafe geheilt, und eure Stadt, auf deren Hei-

ligkeit ihr so bedacht seid, wird Gott als heilige Stadt wohlgefällig sein. Er hat alles aufgegeben, um Gott allein zu dienen. Gebt dem verirrtten Israeliten, der nun in den Schoß Abrahams zurückkehrt, den Friedenskuß!«

»Und er gibt sich mit Zöllnern ab? Während eines fröhlichen Gastmahls? Oh, das ist wahrhaft eine erwünschte Bekehrung! Schau dort, Eli ... das ist Joschija, der Frauenjäger.«

»Und dort, Simon des Isaak, der Ehebrecher.«

»Und der andere? Das ist Asarja, der Wirt, in dessen Spelunke Römer und Juden spielen, betrügen, sich betrinken und sich mit Frauen vergnügen.«

»Aber Meister, weißt du wenigstens, wer diese Leute sind? Wußtest du es?«

»Ich wußte es.«

»Und ihr von Kafarnaum, ihr Jünger, warum habt ihr das erlaubt? Du verblüffst mich, Simon des Jona!«

»Und du, Philippus, auch du bist hier und du, Natanaël! Ich komme aus dem Staunen nicht mehr heraus! Du, ein wahrer Israelit! Wie konntest du zulassen, daß dein Meister mit Zöllnern und öffentlichen Sündern speist? Gibt es denn in Israel kein Ehrgefühl mehr?« Die drei sind wirklich über alles entsetzt.

Jesus sagt: »Laßt meine Jünger in Frieden! *Ich* habe es gewollt. Ich allein!«

»Natürlich, versteht sich. Wenn man den Heiligen spielen will und es nicht ist, verfällt man leicht unverzeihlichen Fehlern.«

»Und wenn man die Jünger zu Respektlosigkeit erzieht, kann man das Gesetz nicht achten. Noch brennt in mir, dem Pharisäer Eli, der verächtliche Spott von diesem Judäer, der zum Tempel gehört. Er kann das Gesetz nicht achten. Man lehrt, was man weiß!«

»Du irrst, Eli ... Ihr irrt euch alle. Man lehrt das, was man weiß. Das ist wahr. Und ich, der ich das Gesetz kenne, lehre es auch jene, die es nicht kennen: die Sünder! Ihr ... ihr seid schon Herren eurer Seelen. Die Sünder sind es nicht. Ich suche ihre Seele, ich will sie

ihnen zurückgeben, damit sie ihrerseits sie mir wiedergeben, so wie sie ist: krank, verwundet, schmutzig ... und ich will sie heilen und reinigen. Dazu bin ich gekommen. Die Sünder brauchen den Erlöser. Und ich komme, sie zu erlösen. Versteht mich recht! Haßt mich nicht ohne Grund.«

Jesus spricht überzeugend, voller Demut und Sanftmut. Doch die drei sind wie verdorrte, stachelige Disteln ... und sie gehen mit angewidertem Gesichtsausdruck fort.

»Sie sind weg! Jetzt werden sie uns überall kritisieren«, murrte Judas Iskariot.

»Laß sie es tun! Handle selbst so, daß der Vater im Himmel dich nicht zu kritisieren braucht! Sei nicht gekränkt, Matthäus, und auch ihr nicht, seine Freunde! Das Gewissen sagt uns: „Tue nichts Böses“, und das genügt.«

Jesus kehrt zu seinem Platz zurück, und alles ist zu Ende.

135 Jesus auf dem See von Tiberias • Belehrung der Jünger vor der Stadt

Jesus und alle die Seinen – es sind mit ihm zusammen vierzehn – befinden sich jeweils zu sieben in zwei Booten auf dem See von Galiläa. Jesus ist mit Petrus, Andreas, Simon, Josef und den beiden Vettern im ersten Boot. In anderen sind die beiden Söhne des Zebedäus mit dem Iskariot, Philippus, Thomas, Natanaël und Matthäus.

Die Boote segeln rasch dahin von einem frischen Nordwind getrieben, der das Wasser an vielen Stellen kräuselt. Es bildet sich so ein leichter Schaum, der wie Tüll auf dem türkisblauen, klaren See ruht. Sie segeln nebeneinander und hinterlassen zwei Kielwasser, die sich in einiger Entfernung mit ihrem fröhlichen Quirlen vereinigen.

Von Boot zu Boot findet eine angeregte Unterhaltung statt. Daraus schließe ich, daß die Galiläer den Judäern die schönsten Stellen des Sees mit ihren Handelsplätzen und den dort wohnenden Persönlichkeiten anpreisen und die Entfernung zwischen dem Abfahrtsort Kafarnaum und dem Ziel Tiberias nennen.

In den Booten wird nicht gefischt, sie werden nur für den Personentransport benützt.

Jesus sitzt auf einem Brett am Bug und erfreut sich sichtlich an der schönen Landschaft, dem Schweigen ringsum, dem herrlichen Blau des Himmels und des Sees, der von einem grünen Ufer umsäumt ist, wo da und dort weiße Dörfer eingebettet sind. Jesus hört nicht auf die Gespräche der Jünger. Er hat sich jetzt auf ein Bündel Segel gelegt und schaut ab und zu in den blauen Spiegel des Sees, als wolle er erforschen, was in diesem klaren Wasser alles lebt. Wer weiß, woran er denkt? Petrus fragt ihn zweimal, ob die Sonne ihn störe, die nun bereits im Osten voll aufgegangen und schon ziemlich wärmt. Ein anderes Mal fragt er Jesus, ob er wie die anderen etwas Brot und Käse haben möchte. Doch Jesus wünscht nichts, weder Sonnenschutz noch Brot. So läßt Petrus ihn in Ruhe.

Eine Gruppe kleiner Barken, die zu Unterhaltungsfahrten auf dem See dienen, mit purpurnen Baldachinen und Polstern ausgestattet, schneidet den Fischerbooten den Weg. Man hört singen, lachen und riecht Wohlgerüche. Die Luxusboote sind voll schöner Frauen, fröhlicher Römer und Palästinenser; die Römer sind sicher in der Mehrzahl; neben den Einheimischen befinden sich auch einige Griechen. Dies entnehme ich aus den Worten eines mageren, wendigen Jünglings, dessen Hautfarbe dunkel wie eine reife Olive ist. Er trägt ein kurzes rotes Gewand, das mit einer reichen griechischen Borte gesäumt ist und in der Taille von einem Gürtel gehalten wird, einem Meisterwerk der Goldschmiedekunst. Er sagt: »Hellas ist schön, doch mein olympisches Vaterland hat nicht dieses Blau und diese Blumen. Daher wundert es mich nicht, daß die Göttinnen meine Heimat verlassen haben und hierher gekommen sind. Überschütten wir die Göttinnen, nicht mehr die griechischen, sondern die jüdischen, mit Blumen, Rosen und Huldigungen ...« und er streut über die Frauen seines Bootes herrliche Rosenblätter und wirft auch in die anderen Boote solche. Ein Römer bemerkt: »Streue nur, streue nur, Grieche! Doch Venus ist bei mir. Ich entblättere nicht: ich pflücke mir

die Rosen von diesem schönen Munde. Das ist süßer!« und er neigt sich nieder, um Maria von Magdala auf den zum Lachen geöffneten Mund zu küssen. Sie liegt auf den Polstern und hat ihr blondes Haupt in den Schoß eines Römers gelegt.

Nun sind die Boote nahe beieinander, und, ob aus Unachtsamkeit der Schiffer oder wegen des Spiels des Windes, es erfolgt beinahe ein Zusammenstoß . . . »Paßt auf, wenn euch das Leben lieb ist!« schreit Petrus wütend, während er abdreht und mit einer Stange abwehrt, um den Zusammenstoß zu vermeiden. Schimpfwörter der Männer und Schreckensrufe der Frauen fliegen von Boot zu Boot. Die Römer beleidigen die Galiläer: »Paßt doch auf, ihr hebräischen Hunde!« Petrus und die anderen Galiläer lassen sich die Beleidigungen nicht gefallen, und besonders Petrus, rot wie ein Hahnenkamm, steht aufgerichtet am Rand des Bootes, das stark ins Schwanken gerät, und antwortet, die Hände in die Hüften gestemmt, Schlag auf Schlag, ohne Römer, Griechen, Hebräer oder Hebräerinnen zu schonen. Er widmet ihnen eine ganze Reihe wenig ehrenvoller Bezeichnungen, die ich lieber nicht niederschreibe. Dieses Hin- und Hergeschimpfe dauert solange, bis die Ruder und Stangen sich entwirrt haben, und jede Barke auf ihrem Weg weiterziehen kann.

Jesus hat seine Stellung nicht gewechselt. Er ist ruhig liegengeblieben, ohne auf die Worte, die Schiffe oder deren Insassen zu achten. Auf einen Ellbogen gestützt, hat er ohne Unterbrechung auf den weiten Wasserspiegel geschaut, als ob um ihn herum nichts geschehe. Es wird ihm eine Blume zugeworfen. Ich weiß nicht, von wem . . . bestimmt von einer Frau, denn ich höre ein weibliches Lachen diesen Wurf begleiten. Doch er rührt sich nicht. Die Blume trifft ihn beinahe ins Gesicht, fällt auf die Bretter und beendet ihre Reise zu Füßen des wütenden Petrus.

Als die Boote sich entfernen, sehe ich, daß Magdalena aufsteht und mit ihrem Blick dem weisenden Finger eines Gefährten des Lasters folgt, bis ihre herrlichen Augen am abgeklärten Gesicht des fernen Jesus haften bleiben. Wie weit entfernt von der Welt ist dieses Antlitz! . . .

»Sag, Simon«, fragt Iskariot, »du, der du Judäer bist wie ich, antworte mir: ist diese wunderschöne Blonde auf der Brust des Römers, die sich erhoben hat, nicht die Schwester des Lazarus von Betanien?«

»Keine Ahnung«, entgegnet Simon der Zelote trocken. »Ich bin erst vor kurzem unter die Lebenden zurückgekehrt, und diese Frau ist jung ... «

»Du wirst mir doch nicht weismachen wollen, daß du Lazarus von Betanien nicht kennst! Ich weiß genau, daß ihr befreundet seid und daß du mit dem Meister dort gewesen bist.«

»Und wenn auch?«

»Und weil es so ist, sage ich, mußt du auch die Sünderin kennen, die Schwester des Lazarus. Alle kennen sie. Schon seit zehn Jahren macht sie von sich reden. Sie hat schon, kaum reif geworden, ein leichtes Leben begonnen. Doch nun seit vier Jahren! Der Skandal kann dir nicht unbekannt sein, auch wenn du im Tal des Todes gewesen bist. Ganz Jerusalem sprach davon. Und Lazarus hat sich damals nach Betanien zurückgezogen ... Er hat übrigens gut daran getan. Niemand hätte mehr einen Fuß in den herrlichen Palast auf Zion gesetzt, wo sie ein- und ausging. Ich meine damit: niemand, der heilig ist. Auf dem Lande ... weiß man ... Und übrigens ist sie nun überall, nur nicht in ihrem Hause ... Jetzt wird sie wohl in Magdala sein; mit einem neuen Liebhaber. Du antwortest nicht? Willst du mich Lügen strafen?«

»Ich leugne nicht, ich schweige.«

»Dann ist sie es also doch! Auch du hast sie erkannt.«

»Ich sah sie, als sie noch ein reines Mädchen war. Ich sehe sie nun wieder. Und ich erkenne sie wieder; obwohl sie schamlos geworden ist, sieht sie ihrer Mutter ähnlich, die eine Heilige war.«

»Und warum hast du dann beinahe geleugnet, daß sie die Schwester deines Freundes ist?«

»Unsere Wunden und die Wunden jener, die wir lieben, suchen wir zu verdecken. Besonders, wenn wir ehrbar sind.«

Judas lacht wütend.

»Du sagst es gut, Simon. Und du bist ehrbar«, bemerkt Petrus.

»Und auch du hast sie wiedererkannt? Bestimmt gehst auch du nach Magdala, um dort deine Fische zu verkaufen, und wer weiß, wie oft du sie gesehen hast!«

»Bursche, merke dir eines: wenn die Nieren todmüde von einer ehrlichen Arbeit sind, dann sind die Frauen Nebensache. Man liebt nur das ehrsame Bett der eigenen Ehefrau.«

»Bah, schöne Dinge gefallen allen. Wenigstens betrachtet man sie.«

»Warum denn? Um dann zu sagen: „Das ist keine Nahrung für deinen Tisch?“ Nein, weißt du ... der See und das Handwerk haben mich manches gelehrt, und eines davon ist dieses: der Süßwasserfisch kann im Salzwasser und den Wirbeln der Oberfläche nicht leben.«

»Was willst du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß jeder an seinem Platze bleiben muß, um nicht auf böse Weise umzukommen.«

»Wollte denn Magdalena dich umbringen?«

»Nein. Ich habe ein dickes Fell. Aber sag mir: fühlst du dich vielleicht nicht wohl?«

»Oh, ich habe sie nicht einmal angesehen.«

»Lügner! Ich wette, daß es dich gewurmt hat, nicht auf dem ersten Boot und so ihr näher zu sein ... Du hättest sogar mich ertragen, um ihr nahe zu sein. Die Wahrheit meiner Worte wird dadurch bestätigt, daß du ihretwegen mir die Ehre gibst, nach vielen Tagen wieder mit mir zu sprechen.«

»Ich? Wenn du nicht da gewesen wärest, hätte niemand sie gesehen! Sie hat fortwährend den Meister angeblickt.«

»Ha, ha, ha ... und dann sagst du, daß du nicht nach ihr geschaut hast! Wie könntest du bemerken, wohin sie schaut, wenn du deine Augen nicht auf sie gerichtet hieltest?«

Alle lachen bei dieser Bemerkung des Petrus, außer Judas, Jesus und dem Zeloten.

Jesus setzt der Diskussion, der er, wie es schien, nicht zugehört hatte, ein Ende; er fragt Petrus: »Ist dies hier Tiberias?«

»Ja, Meister, ich werde nun anlegen.«

»Warte! Kannst du das Boot in die ruhige Bucht dort steuern? Ich möchte nur mit euch reden.«

»Ich werde den Grund prüfen und kann es dir dann sagen.« Petrus nimmt eine lange Stange und fährt langsam zum Ufer. »Es ist möglich, Meister. Soll ich noch näher zum Ufer hin?«

»Soweit als möglich. Da ist Schatten und Einsamkeit. Das gefällt mir.«

Petrus nähert sich bis auf etwa fünfzehn Meter dem Ufer. »Bald würde ich den Grund berühren.«

»Dann halte an! Ihr anderen kommt so nahe als möglich zu uns und hört mir zu!«

Jesus verläßt seinen Platz und setzt sich in die Mitte des Bootes auf eine Bank, die von einem Bootsrand zum anderen reicht. Vor ihm ist das andere Boot, und um ihn herum die Insassen seines Bootes.

»Hört! Ihr denkt wohl, ich schließe mich zeitweilig von euren Gesprächen aus und bin ein fauler Lehrer, der nicht auf seine Schüler achtet. Ihr müßt wissen, daß meine Seele euch keinen Augenblick allein läßt. Habt ihr noch nie einen Arzt gesehen, der einen Kranken beobachtet, dessen Krankheit noch keinen Namen hat, da die Symptome so gegensätzlich sind? Er behält ihn im Auge, nachdem er ihn untersucht hat, und beobachtet ihn, wenn er schläft und wenn er wach ist, morgens und abends, beim Schweigen und beim Reden; denn alles kann ein wertvolles Merkmal sein, um den verborgenen Krankheitserreger zu entdecken und die richtige Behandlung zu finden. Ich mache es mit euch ebenso. Ich halte euch an unsichtbaren, doch fühlbaren Fäden, die in mir befestigt sind und mir die leisen Regungen eures Ichs übertragen. Ich lasse euch im Glauben, von mir unbeachtet und frei zu sein, damit ihr euch immer mehr als das, was ihr seid, offenbart; wie ein Schüler oder ein Irrer, die meinen, ohne Aufsicht zu sein. Ihr seid eine Gruppe von Personen,

doch ihr bildet einen Kern, also eine einzige Sache. Daher seid ihr ein Ganzes, also eine Gemeinschaft, die in all ihren mehr oder weniger guten Merkmalen studiert werden muß, um geformt, verbunden, vereinheitlicht und abgerundet und so zu etwas Vollkommenem zu werden. Daher beobachte ich euch. Und ich beobachte euch auch, während ihr schlaft.

Was seid ihr? Was soll aus euch werden? Ihr seid das Salz der Erde. Ihr sollt zum Salz der Erde werden. Mit dem Salz wird das Fleisch, ebenso wie andere Erzeugnisse, vor dem Verderben bewahrt. Doch kann das Salz salzen, wenn es schal ist? Mit euch will ich die Welt salzen, um ihr himmlischen Geschmack zu verleihen. Doch wie könnt ihr salzen, wenn euer Salz seine Kraft verliert?

Was verursacht den Verlust des himmlischen Geschmacks? Das, was menschlich ist. Das Wasser des Meeres, des wahren Meeres, ist nicht gut zum Trinken, denn es ist zu salzig, nicht wahr? Wenn jedoch jemand eine Tasse Meerwasser nimmt und sie in ein Faß Trinkwasser schüttet, dann kann man es trinken, weil es nun so verdünnt ist, daß es seine Schärfe verloren hat. Die Menschheit ist wie Süßwasser, das sich mit eurem himmlischen Salz vermischen soll. Angenommen, daß ein Zufluß von Meerwasser in diesen See gelangt, wärt ihr dann in der Lage, dieses Salzwasser wieder von dem süßen zu trennen? Nein, denn es wäre im Süßwasser aufgelöst. So wird es mit euch sein, wenn ihr eure Mission eingießt. Ihr seid Menschen, ja, das weiß ich. Doch wer bin ich? Ich bin der, in dem alle Kraft ist. Und was tue ich? Ich teile euch diese Kraft mit, denn ich habe euch berufen. Doch was nützt es, wenn ich euch diese Kraft übertrage und ihr sie dann unter den Lawinen der Sinne und der menschlichen Gefühle begrabt?

Ihr seid, ihr müßt das Licht der Welt sein! Ich habe euch auserwählt, ich, das Licht Gottes unter den Menschen, um mein Werk der Erleuchtung der Welt fortzusetzen, wenn ich zum Vater zurückgekehrt bin. Aber könnt ihr Licht spenden, wenn ihr erloschene oder rauchende Laternen seid? Nein, im Gegenteil, mit eurem Rauch –

der schleichende Rauch ist schlimmer als das völlige Erlöschen des Dochtes – würdet ihr den schwachen Lichtschein eines Herzens verdunkeln. Oh, Arme sind es, die sich auf der Suche nach Gott an Apostel wenden und anstelle des Lichtes Rauch finden. Ärgernis und Tod ist für sie die Folge. Die unwürdigen Apostel werden Unsegnen und Bestrafung verdienen. Eine großartige Bestimmung ist euch beschieden. Aber damit auch eine große, furchtbare Verantwortung! Denkt daran, daß von dem, dem viel gegeben worden ist, auch viel verlangt wird. Und euch ist das Höchstmaß an Belehrung und an Gnade gegeben worden. Ihr werdet von mir, dem Wort Gottes, unterrichtet und erhaltet von Gott die Gabe, die „Jünger“ zu sein; die also, welche das Werk des Sohnes Gottes fortsetzen müssen.

Ich möchte, daß ihr immer über diese eure Erwählung nachdenkt, daß ihr euch überprüft . . . und wenn einer sich fähig glaubt, treu zu sein – ich will nicht einmal sagen, wenn einer sich nur als Sünder und Unbußfertiger fühlt, ich sage nur, wenn einer glaubt, mir treu sein zu können – doch in sich nicht den Antrieb spürt, Apostel zu sein, dann soll er sich zurückziehen. Die Welt ist für ihre Liebhaber groß, schön, vielfältig und abwechslungsreich. Sie bietet alle Blumen und alle Früchte für Leib und Sinne. Ich biete nur das Eine: die Heiligkeit. Sie ist auf der Erde die armseligste, dornenreichste, die heftigst verfolgte Angelegenheit. Im Himmel wandelt sich jedoch ihre Armseligkeit in Herrlichkeit, ihre Armut in Reichtum, ihre Dornen in einen blumigen Teppich, ihre Schwierigkeiten in einen ebenen, angenehmen Pfad und ihr Verfolgtsein in Friede und Glückseligkeit. Doch auf Erden braucht es Heldenmut, um heilig zu sein. Ich kann euch nur dies anbieten.

Wollt ihr also bei mir bleiben, oder denkt ihr, nicht fähig dazu zu sein? Oh, schaut euch nicht verwundert und leidvoll an! Ihr werdet mich noch öfters diese Frage an euch richten hören. Und wenn ihr sie hört, dann denkt daran, daß mein Herz dabei weint; denn es ist verwundet von eurer Schwerhörigkeit der Berufung gegenüber. Prüft euch also und urteilt dann ehrlich und aufrichtig und

entschließt euch! Um nicht verstoßen zu werden, entschließt euch! Sagt: „Meister, Freunde, ich erkenne, daß ich für diese Aufgabe nicht geeignet bin. Ich gebe euch den Abschiedskuß und sage euch: Betet für mich!“ Das ist besser, als Verrat zu üben. Besser ist es so . . .

Was sagt ihr? Wen verraten? Wen? Mich! Meine Aufgabe, also die Sache Gottes; denn ich bin eins mit dem Vater und mit euch. Ja, ihr würdet verraten. Die Seele würdet ihr verraten und sie Satan überlassen. Wollt ihr Hebräer bleiben? Ich zwingen euch nicht zu wechseln. Aber seid keine Verräter! Verratet nicht eure Seele, Christus und Gott! Ich schwöre euch, daß weder ich noch die an mich Glaubenden euch kritisieren noch der Verachtung der Glaubenden preisgegeben werden. Vor kurzem hat einer von euch Brüdern ein großes Wort gesprochen: „Unsere Wunden und die Wunden derjenigen, die wir lieben, müssen wir zu verbergen suchen.“ Und wer sich trennen würde, wäre eine Wunde, ein Geschwür, das sich in unserem apostolischen Organismus bilden, sich öffnen und eine schmerzende Narbe hinterlassen würde, die wir unter allen Umständen verbergen müßten.

Nein, weint nicht, ihr Besten! Weint nicht! Ich trage euch nichts nach und bin auch nicht unduldsam, wenn ich euch so schwerfällig finde. Ihr seid erst vor kurzem angenommen worden, und ich kann nicht verlangen, daß ihr schon vollkommen seid. Ich verlange dies nicht einmal nach Jahren von euch, nachdem ich Hunderte von Malen vergeblich dasselbe gesagt haben werde. Im Gegenteil, hört: nach einigen Jahren werdet ihr weniger eifrig sein als jetzt, da ihr noch Neubekehrte seid. Das Leben ist so; die Menschheit ist so. Sie verliert nach dem ersten Anlauf den Schwung. Aber (Jesus steht plötzlich auf) ich schwöre euch, daß ich siegen werde. Gereinigt durch natürliche Auslese, gestärkt durch übernatürliche Arznei, werdet ihr Besten meine Helden, die Helden Christi, die Helden des Himmels. Die Macht der Cäsaren wird Staub im Vergleich zum Königtum eures Priestertums sein. Ihr, arme Fischer von Galiläa, ihr unwissenden Juden, Unbekannte in der gegenwärtigen Menschen-

menge, ihr werdet bekannter, mehr bewundert und geehrt werden als Cäsar; ja als alle Herrscher, die die Erde hatte und haben wird. Ihr werdet in einer nahen Zukunft und in den entferntesten Jahrhunderten bis an das Ende der Welt bekannt und gesegnet sein.

Zu dieser hohen Bestimmung erwähle ich euch. Ihr seid ehrlich im Willen. Und daher seid ihr auch befähigt. Ich gebe euch also die wesentlichen Richtlinien für euer Aposteldasein.

Seid immer wachsam und bereit. Eure Hüften sollen immer gegürtet und eure Lampen angezündet sein, wie bei jenen, die von einem Augenblick zum anderen abreisen oder einem Ankommenden entgegenzueilen müssen. Ihr werdet, bis der Tod euch daran hindert, die unermüdlichen Pilger auf der Suche nach Irrenden sein, und bis der Tod sie auslöscht, müßt ihr eure Lampe hochhalten, und sie muß brennen, um denen den Weg zu weisen, die zum Schafstalle Christi kommen.

Ihr müßt dem Herrn treu bleiben, der euch zu diesem Dienst berufen hat. Der Diener, den der Herr immer bereit findet und den der Tod im Stand der Gnade überrascht, wird reich belohnt werden. Ihr könnt und ihr dürft nicht sagen: „Ich bin jung. Ich habe Zeit, dies oder jenes zu tun, und dann werde ich an den Herrn, an den Tod und an meine Seele denken.“ Es sterben die Jungen wie die Alten, die Starken wie die Schwachen. Und dem Angriff der Versuchung sind Alte und Junge, Starke und Schwache gleicherweise ausgesetzt. Bedenkt: die Seele kann vor dem Körper sterben, und ihr könnt, ohne es zu wissen, eine verwesende Seele in euch herumtragen. Das Sterben einer Seele ist so unauffällig! Wie der Tod einer Blume. Kein Aufschrei, kein Aufbäumen! Sie neigt nur ihre Flamme wie ein welker Blumenkelch und erlischt. Viel, viel später erst bemerkt der Körper, daß er einen verwurmtten Kadaver mit sich herumschleppt, und wird wahnsinnig ob des Schreckens und tötet sich selbst, um dieser Gemeinschaft zu entfliehen. Aber er kann ihr nicht entfliehen; er fällt mit seiner Seele voller Würmer auf ein Schlangennest in der Hölle!

Seid nicht unehrlich wie Makler oder Anwälte, die für zwei kla-

gende Klienten Partei ergreifen! Seid nicht falsch wie die Politiker, die „Freund“ zu diesem und zu jenem sagen und dabei erbitterte Feinde der beiden sind. Versucht nicht, auf zweierlei Art zu handeln! Man spottet nicht über Gott und täuscht ihn nicht! Geht um mit den Menschen wie ihr mit Gott umgeht; denn eine Menschen zugefügte Beleidigung ist eine Gott zugefügte Beleidigung. Macht, daß Gott euch so sieht, wie ihr von den Menschen gesehen werden wollt.

Seid demütig! Ihr könnt eurem Meister nicht vorwerfen, daß er nicht demütig sei. Ich gebe euch ein Beispiel. Handelt so wie ich! Seid demütig, sanft und geduldig! Nur damit gewinnt man die Welt für sich. Nicht mit Gewalt und Kraft. Seid hart und unerbitterlich mit euren Fehlern! Reißt sie aus, auch auf Kosten herzzerreißender Leiden. Vor einigen Tagen sagte ich zu euch, ihr sollt auch über eure Blicke wachen. Doch ihr wißt nicht, wie man das tut. Ich sage euch: es wäre besser, blind zu werden und sich die begierigen Augen auszureißen als unkeusch zu werden.

Seid aufrichtig! Ich bin die Wahrheit. In den himmlischen wie auch in den menschlichen Dingen. Ich will, daß auch ihr ehrlich seid. Warum mich oder die Freunde oder den Nächsten täuschen? Warum betrügerisch spielen? Warum? Stolz wie ihr seid, habt ihr doch nicht genug Stolz, um zu sagen: „Ich will nicht als Lügner er tappt werden.“

Seid auch Gott gegenüber ehrlich! Glaubt ihr, daß ihr ihn hintergehen könnt mit langen, wohlklingenden Gebeten? Oh, ihr armen Kinder! Gott sieht in das Herz!

Seid zurückhaltend, wenn ihr Gutes tut! Auch beim Almosengeben kann man schamhaft sein. Ein Zöllner hat es verstanden, schon vor seiner Bekehrung. Und ihr sollt nicht fähig dazu sein? Ja, ich lobe dich, Matthäus, für deine wöchentliche verborgene Opfergabe, deren Herkunft nur ich und der Vater gekannt haben, und ich nenne dich als Beispiel. Auch dies ist eine Art Schamhaftigkeit, Freunde! Entblößt eure Güte nicht, wie ihr auch eine jugendliche Tochter

vor einer Menschenmenge nicht entblößen würdet. Seid jungfräulich, wenn ihr Gutes tut. Eine gute Tat ist jungfräulich, wenn sie frei ist vom Verlangen nach Lob und Achtung und nicht zum Hochmut führt.

Seid treue Verlobte eurer Berufung zu Gott! Ihr könnt nicht zwei Herren dienen. Das Brautbett kann nicht zwei Bräute gleichzeitig aufnehmen. Gott und Satan können sich nicht in eure Umarmung teilen. Der Mensch kann es nicht, und weder Gott noch Satan können eine dreifache Umarmung unter drei Wesen aufteilen, die in Gegensatz zu einander stehen. Seid frei von der Gier nach Gold wie von der Gier des Fleisches und der Gier nach Macht! Satan bietet euch dies an. Oh, seine lügnerischen Reichtümer! Ehren, Erfolg, Macht, Überfluß: trügerischer Handel, dessen Geld eure Seele ist. Begnügt euch mit wenig. Gott gibt euch das Nötige. Das genügt. Das sichert er euch zu, wie er es dem Vogel in der Luft zusichert, und ihr seid doch viel, viel mehr als ein Vogel. Doch er verlangt von euch Vertrauen und Genügsamkeit. Wenn ihr Vertrauen habt, dann wird er euch nicht enttäuschen. Wenn ihr mäßig seid, wird seine tägliche Zuwendung euch genügen.

Seid keine Heiden, die nur dem Namen nach Gott gehören! Heiden lieben das Geld und die Macht mehr als Gott, um als Halbgötter erscheinen zu können. Seid Heilige, und ihr werdet in Ewigkeit Gott ähnlich sein.

Seid nicht unduldsam! Alle seid ihr Sünder; seid daher zu den anderen so, wie ihr wünscht, daß sie zu euch seien: also, voll Mitleid und Vergebung.

Richtet nicht! Oh, richtet nicht! Seit kurzem erst seid ihr mit mir zusammen, und doch seht ihr, wie oft ich schon, obgleich unschuldig, falsch beurteilt, wegen nicht begangener Sünden angeklagt worden bin. Falsches Urteil ist Beleidigung. Nur wer wahrhaft heilig ist, vergilt nicht Beleidigung mit Beleidigung. Darum vermeidet die Beleidigung, um nicht beleidigt zu werden. Ihr werdet so weder gegen die Nächstenliebe noch gegen die heilige, liebe, sanfte Demut fehlen,

die zusammen mit der Keuschheit die Feindin Satans ist. Verzeiht, verzeiht immer! Sagt: „Ich verzeihe, Vater, damit mir von dir meine zahllosen Sünden vergeben werden.“

Bessert euch von Stunde zu Stunde, mit Geduld, Ausdauer und Heldentum. Wer sagt euch, daß das Gutwerden nicht mühevoll sei? Ich sage euch: es ist die größte aller Mühen. Doch der Lohn ist der Himmel, und er ist dieser Mühe wert.

Und liebt! Oh, welche Worte soll ich gebrauchen, um euch von der Notwendigkeit der Liebe zu überzeugen? Kein Wort ist gut genug, euch zu ihr zu bekehren, arme Menschen, die Satan aufhetzt. Und daher sage ich: „Vater, beschleunige die Stunde der Reinigung! Diese Erde und diese deine Herde sind ausgetrocknet und krank. Doch es gibt einen Tau, der sie lockern und heilen kann. Öffne, öffne die Quelle! Öffne mich, mich! Hier bin ich, Vater. Ich brenne darauf, deinen Wunsch, der meiner und der Wunsch der Ewigen Liebe ist, zu erfüllen. Vater, Vater, Vater! Sieh dein Lamm, und sei du sein Opferpriester!“«

Jesus ist wirklich vom Geiste erfüllt. Aufrecht stehend, mit in Kreuzesform ausgebreiteten Armen, das Gesicht zum Himmel erhoben, im Hintergrund das Blau des Sees . . . so gleicht er in seinem hellen Leinenkleid einem betenden Erzengel.

Damit endet meine Schau.

136 Jesus sucht Jonatan im Hause Chuzas, in Tiberias

Ich sehe die schöne, neue Stadt Tiberias. Alles gibt mir zu erkennen, daß sie neu und reich ist: der regelmäßige Aufbau, ordentlicher als bei anderen palästinensischen Städten, und die harmonische und planmäßige Aufmachung, wie sie selbst Jerusalem nicht hat. Schöne, gerade Straßen, schon mit Ablaufgräben versehen, damit sich das Wasser und der Schmutz nicht auf der Straße stau; weite Plätze mit Brunnen, die schönsten mit breiten Marmorbecken; die Paläste schon in römischem Stil, mit luftigen Säulengängen. Durch einige in

dieser Morgenstunde schon geöffnete Portale sieht das Auge weite Lauben und marmorne Säulenhöfe, mit wertvollen Teppichen dekoriert und mit Sesseln und Tischen ausgestattet. Fast alle Lauben haben einen Marmorboden und einen Springbrunnen in der Mitte und Marmorvasen mit herrlich blühenden Blumen.

Alles in allem, eine Nachahmung römischer Architektur, die im großen und ganzen recht gut gelungen ist. Die schönsten Häuser sind in den Straßen, die dem See am nächsten sind. Die ersten drei Straßen, die parallel zum See verlaufen, sind wirklich herrschaftlich. Die erste, die längs der sanften Bucht des Sees verläuft, ist sogar prunkvoll. Ihr letzter Teil ist eine Folge von Villen, deren Haupteingang sich in der Parallelstraße befindet und die zum Wasser hin große Gärten haben, die bis ans Ufer reichen. Fast alle haben einen kleinen Anlegesteg, an dem Vergnügungsboote mit kostbaren Baldachinen und purpurnen Sitzplätzen befestigt sind.

Es scheint, daß Jesus das Boot des Petrus nicht im Hafen von Tiberias, sondern an einem anderen Ort, vielleicht einem Vorort, verlassen hat, denn er kommt auf der Uferstraße daher.

»Bist du noch nie in Tiberias gewesen, Meister?« fragt Petrus.

»Nie.«

»Nun, Antipas hat seine Sache gut gemacht, und im großen Stil, um Tiberius zu schmeicheln. Für Geld macht er, was man verlangt ... «

»Es scheint mehr eine Stadt der Ruhe und des Vergnügens als eine Handelsstadt zu sein.«

»Der Handel befindet sich auf der anderen Seite. Es wird hier viel Handel getrieben. Eine reiche Stadt!«

»Und diese Häuser? Wohnen hier Palästinenser?«

»Ja und nein. Viele gehören Römern, doch viele, ja leider, auch wenn sie mit Statuetten und anderen Verrücktheiten angefüllt sind, gehören Hebräern.« Petrus seufzt und murrte: »Wenn sie uns wenigstens mit der Unabhängigkeit nicht auch den Glauben genommen hätten! ... Wir sind dabei, zu größeren Heiden zu werden, als sie selbst es sind ... «

»Nicht durch ihre Schuld, Petrus. Sie haben ihre Gebräuche, und sie zwingen uns nicht, sie zu den unseren zu machen. Wir sind es, die sich selbst verderben wollen. Aus Eigennutz, aus Mode, aus Dienerei . . . «

»Du sagst es gut. Doch der erste ist der Tetrarch . . . «

»Meister, wir sind angekommen«, sagt der Hirte Josef. »Hier ist das Haus des Intendanten des Herodes.«

Sie halten am Ende einer Straße an, wo sich diese teilt und eine neue Straße bildet, während die Villen zwischen ersterer und dem See liegen. Das bezeichnete Haus ist das erste, schönste, ganz in einen blühenden Garten gebettet. Die Düfte und die Sträucher von Jasmin und Rosen reichen bis zum See hinunter.

»Und hier wohnt Jonatan?«

»So hat man mir gesagt. Er ist der Verwalter des Verwalters. Er hat es gut getroffen. Chuza ist nicht böse, und er anerkennt die Verdienste seines Verwalters. Er ist einer der wenigen am Hofe, die ehrlich sind. Soll ich ihn rufen?«

»Geh!«

Josef geht zum hohen Portal und klopft an.

Der Pförtner kommt herbei. Sie unterhalten sich. Ich sehe, daß Josef eine ablehnende Haltung einnimmt, und daß der Pförtner seinen grauen Kopf herausstreckt, Jesus betrachtet und dann Josef eine Frage stellt, worauf dieser nickt. Sie sprechen noch eine Weile miteinander.

Dann nähert sich Josef Jesus, der geduldig im Schatten eines Baumes gewartet hat. »Jonatan ist nicht da. Er ist im hohen Libanon. Er hat Johanna des Chuza dorthin gebracht, die sehr krank ist und sich in der frischen Höhenluft erholen soll. Der Diener sagt, Jonatan hätte die Frau deshalb selbst begleitet, weil Chuza am Hofe Dienst hat und nicht abkommen kann, jetzt nach dem Skandal der Flucht des Johannes des Täufers. Die Kranke wurde immer kränker, und der Arzt hat erklärt, daß sie hier gestorben wäre. Der Pförtner hat noch gesagt, du sollst kommen und dich ausruhen. Jonatan hat vom

Messias-Kinde gesprochen, und auch hier bist du mit Namen bekannt und wirst erwartet.«

»Laßt uns gehen!«

Die Gruppe setzt sich in Bewegung. Der Pförtner hat aufgepaßt und ruft nun andere Diener herbei, die das bis dahin verschlossene Tor weit öffnen; er nähert sich Jesus mit großer Achtung und sagt: »Gieße, o Herr, deinen Segen über uns und dieses traurige Haus. Tritt ein! Oh, wie wird es Jonatan leid tun, nicht hier gewesen zu sein. Seine große Hoffnung war: dich sehen zu dürfen. Komm herein, komm herein, und mit dir deine Freunde.«

In der Vorhalle stehen Diener und Dienerinnen jeglichen Alters. Alle grüßen sehr respektvoll, sind aber auch sichtlich neugierig. Eine Greisin sitzt weinend in einer Ecke. Jesus tritt ein und segnet mit seiner Geste und seinem Friedensgruß. Es werden Erfrischungen angeboten. Jesus setzt sich auf einen Stuhl, die anderen um ihn herum. »Ich sehe, daß ich hier nicht unbekannt bin«, bemerkt Jesus.

»Oh, Jonatan hat uns im Andenken deiner Geschichte erzogen. Jonatan ist sehr gut. Er sagt, er sei nur so, weil der Kuß, den er dir gegeben hat, ihn so gemacht hat. Doch er ist auch von Natur aus gut.«

»Ich habe Küsse gegeben und empfangen ... doch, wie du sagst, nur in den Guten vermehren sie die Güte. Nun ist er abwesend? Ich bin seinetwegen gekommen.«

»Ich habe es gesagt: er ist im Libanon. Er hat dort Freunde ... Es ist die letzte Hoffnung für die junge Herrin, und wenn es nichts nützt ... «

Die Greisin in der Ecke weint stärker. Jesus sieht fragend nach ihr.

»Es ist Ester, die Amme der Herrin. Sie weint, weil sie sich nicht damit abfinden kann, sie zu verlieren.«

»Komm, Mutter, weine nicht mehr!« lädt Jesus sie ein. »Komm hierher zu mir. Es ist nicht gesagt, daß Krankheit gleich Tod bedeutet.«

»Oh, es ist der Tod, der Tod! Seit sie diese Fehlgeburt hatte, stirbt

sie langsam dahin. Die Ehebrecherinnen haben geheime Geburten und leben, und sie, die so gut, ehrbar und lieb, so lieb ist, muß sterben.«

»Woran leidet sie eigentlich?«

»An Fieber, das sie verzehrt . . . Sie ist wie eine Lampe, die bei starkem Wind, der jeden Tag stärker wird, brennt, während sie immer schwächer wird. Oh, ich wollte mit ihr gehen. Doch Jonatan mußte jüngere Diener haben; denn sie ist kraftlos und muß getragen werden, und ich bin selbst nichts mehr wert, nicht mehr fähig, das zu tun, nein; doch fähig, sie zu lieben . . . Ich habe sie von der Mutterbrust an die meine genommen; ich war selbst eine junge verheiratete Dienerin und hatte einen Sohn, gerade einen Monat alt . . . und ich habe beiden Milch gegeben, denn die Mutter war zu schwach. Ich vertrat die Mutter, als das Kind Waise wurde, da es kaum erst „Mama“ sagen konnte. Ich wurde grau und runzelig, während ich über ihre Krankheiten wachte . . . Ich habe sie als Braut gekleidet und ihrer Mutterhoffnung zugelächelt. Ich habe über das totgeborene Kind geweint. All mein Lächeln und den Trost meiner Liebe habe ich ihr geschenkt, und nun stirbt sie, und ich bin fern . . . « Die Alte erweckt Mitleid.

Jesus streichelt sie, doch sie achtet nicht darauf. »Höre, Mutter! Kannst du glauben?«

»An dich? Ja!«

»An Gott, Frau. Kannst du glauben, daß Gott alles vermag?«

»Ich glaube, und ich glaube, daß du sein Messias, es kannst. Oh, man spricht schon in der Stadt von deiner Macht. Dieser Mann dort (sie weist auf Philippus) sprach vor einiger Zeit in der Synagoge von deinen Wundern. Und Jonatan fragte ihn: „Wo ist der Messias?“, und er antwortete: „Ich weiß es nicht.“ Jonatan sagte mir dann: „Wenn er hier wäre, ich schwöre es dir, dann könnte sie geheilt werden.“ Doch du warst nicht hier; und nun ist er mit ihr fortgegangen . . . und sie wird sterben . . . «

»Nein, habe Glauben! Sag mir, was du in deinem Herzen hast:

kannst du glauben, daß sie dank deines Glaubens nicht sterben wird?«

»Dank meines Glaubens? Oh, wenn du diesen willst, nimm ihn! Auch mein Leben kannst du haben, mein altes Leben . . . Laß mich sie nur geheilt sehen!«

»Ich bin das Leben, und ich gebe das Leben und nicht den Tod. Du hast ihr einst mit deiner Milch das Leben gerettet; es war nur ein armes Leben, das ein Ende hat. Nun gibst du ihr mit deinem Glauben ein ewiges Leben. Freue dich, Mutter!«

»Doch sie ist nicht hier!« In der Alten kämpfen Hoffnung und Angst. »Du bist nun hier, und sie ist nicht hier!«

»Hab Vertrauen! Höre: ich gehe nun für einige Tage nach Nazaret. Ich habe dort auch einige kranke Freunde . . . Darauf begeben mich in den Libanon. Wenn Jonatan innerhalb von sechs Tagen zurückkehrt, dann sende ihn nach Nazaret zu Jesus des Josef. Wenn er nicht kommt, suche ich sie auf.«

»Wie wirst du ihn finden?«

»Der Erzengel des Tobias wird mich führen. Du stärke dich im Glauben! Ich verlange nur dies von dir. Weine nicht mehr, Mutter!«

Die Alte weint jedoch noch stärker. Sie ist zu Füßen Jesu, drückt ihren Kopf an die göttlichen Knie und küßt unter Tränen die gesegnete Hand. Mit der anderen Hand liebkost Jesus die Greisin, und da die anderen Diener die Alte sanft auffordern, mit dem Weinen aufzuhören, sagt er: »Laßt sie! Es ist ein erlösendes Weinen! Das tut gut. Wärt ihr alle glücklich darüber, wenn eure Herrin gesund würde?«

»Oh, sie ist so gut! Wenn jemand so ist, dann ist er nicht ein Gebieter, sondern ein Freund, den man liebt. Wir lieben sie. Glaube es uns!«

»Ich lese in euren Herzen. Werdet immer besser! Ich gehe, ich kann nicht hierbleiben. Das Boot ist da. Ich segne euch.«

»Komm wieder, Meister! Komm wieder!«

»Ich werde wiederkommen. Sehr oft! Lebt wohl! Der Friede sei mit diesem Haus und euch allen!«

Jesus geht mit den Seinen, während die Diener ihn lobpreisen. »Du bist hier besser bekannt als in Nazaret«, bemerkt sein Vetter Jakobus etwas traurig.

»Dieses Haus ist von einem erbaut, der den wahren Glauben an den Messias hat. Für Nazaret bin ich der Schreiner . . . nichts weiter.«

»Und wir haben nicht die Kraft, über dich zu predigen und zu bekennen, wer du bist.«

»Ihr habt sie nicht?«

»Nein, Vetter. Wir sind nicht so heldenhaft wie deine Hirten.«

»Glaubst du, Jakobus?« Jesus lächelt und betrachtet seinen Vetter, der so sehr seinem Nährvater Josef gleicht mit dem Braun seiner Augen und der Haare und der bräunlichen Gesichtsfarbe, während Judas bleich aussieht im Rahmen seines schwarzen Bartes und der gewellten Haare und in seinen Augen ein Veilchenblau hat, das an die Augen Jesu erinnert. »Nun, ich sage dir, daß du dich nicht kennst. Du und Judas, ihr seid beide stark.«

Die Vettern schütteln das Haupt.

»Ihr werdet euch selbst davon überzeugen, daß ich nicht irre.«

»Gehen wir wirklich nach Nazaret?«

»Ja, ich möchte mit meiner Mutter sprechen . . . und auch noch etwas anderes tun. Wer mitkommen will, kann mitkommen.«

Alle wollen mitkommen. Die Glücklichen sind die beiden Vettern: »Es ist wegen des Vaters und der Mutter, du verstehst uns schon.«

»Ich verstehe. Wir werden über Kana hingelangen.«

»Über Kana? Oh, dann gehen wir zu Susanna. Sie wird uns Eier und Obst für den Vater geben, Jakobus!«

»Und bestimmt auch etwas von ihrem guten Honig. Er liebt ihn sehr!«

»Er ist auch nahrhaft.«

»Armer Vater! Er leidet viel! Wie einer entwurzelten Pflanze schwindet sein Leben dahin . . . und er will nicht sterben!« Jakobus betrachtet Jesus mit schweigender Bitte. Doch Jesus scheint es nicht

zu bemerken. »Auch Josef ist an Schmerzen gestorben, nicht wahr?«
»Ja«, antwortet Jesus, »doch er litt weniger, weil er ergeben war.«
»Und er hatte dich . . . «
»Auch Alphäus könnte mich haben . . . «
Die beiden Vettern seufzen betrübt, und alles ist zu Ende.

137 Jesus im Hause des Onkels Alphäus und danach in seinem eigenen Haus

Jesus durchquert mit den Jüngern die schönen Hügel von Galiläa. Obwohl schon der Abend naht, steht die Sonne noch hoch, und so gehen sie im Schatten der Bäume, meist Olivenbäume.

»Hinter diesem Hügel liegt Nazaret«, sagt Jesus. »Bald werden wir dort sein. Am Stadtrand wollen wir uns trennen. Judas und Jakobus gehen sofort zu ihrem Vater, wie es ihr Herz verlangt. Petrus und Johannes werden an die Armen, die wohl beim Brunnen versammelt sind, Almosen austeilen. Ich gehe mit den anderen nach Hause zum Nachtmahl, und dann müssen wir an die Ruhe denken.«

»Wir werden auch zum guten Alphäus gehen, wir haben es ihm das letztmal versprochen. Doch ich will ihn nur grüßen. Mein Bett überlasse ich Matthäus, der noch nicht an Unbequemlichkeiten gewöhnt ist«, sagt Philippus.

»Nein, du nicht. Du bist schon alt. Das kann ich nicht erlauben. Bis jetzt hatte ich immer ein bequemes Lager, doch welche teuflische Träume hatte ich darauf! Glaub mir, nun bin ich so im Frieden, daß ich das Gefühl habe, auf Federn zu schlafen, auch wenn ich mich auf Steinen niederlasse. Oh, es ist das Gewissen, das schlafen oder nicht schlafen läßt!« antwortet Matthäus.

Ein Wettstreit der Liebe entzündet sich unter den Jüngern Thomas, Philippus, Bartholomäus und Matthäus, die das letzte Mal im Hause des Alphäus gewesen sind. (Es handelt sich nicht um den Vater des Jakobus, denn dieser sagt zu Andreas: »Ein Platz für dich wird immer da sein, wie das letzte Mal, auch wenn der Vater noch

kränker geworden ist.«) Thomas siegt: »Ich bin der Jüngste in der Gruppe. Auf das Bett verzichte ich. Laß mich nur machen, Matthäus. Du mußt dich langsam daran gewöhnen. Denkst du, mir mache es etwas aus? Nein! Ich bin wie ein Verliebter, der bei sich denkt: „Es ist zwar ein hartes Lager, aber ich bin in der Nähe meiner Geliebten.“« Thomas, ungefähr achtunddreißig Jahre alt, lacht heiter, und Matthäus gibt nach.

Die ersten Häuser von Nazaret sind nur noch wenige Meter entfernt. »Jesus, wir gehen«, sagt Judas des Alphäus.

»Geht, geht!«

Die beiden Brüder trennen sich von der Gruppe.

»Ach, der Vater ist der Vater«, brummt Petrus. »Auch wenn er mit uns streitet, so hat er doch unser Blut, und Blut zieht mehr als Stricke. Und dann ... deine Vettern gefallen mir. Sie sind sehr gütig.«

»Ja, sie sind sehr gut. Sie sind demütig, das ist keine Frage. Sie meinen immer, sie seien voller Fehler, weil ihr Geist in allem das Gute sieht, außer in ihnen selbst. Sie werden es weit bringen.«

Sie sind in Nazaret angelangt. Frauen erkennen Jesus und grüßen ihn; auch Männer und Kinder tun dasselbe. Doch hier ist nicht der Jubel, mit dem man den Messias an anderen Orten empfängt. Hier sind Freunde, welche den zurückgekehrten Freund mehr oder weniger herzlich begrüßen. In vielen Gesichtern lese ich auch eine ironische Neugier beim Anblick der ungleichartigen Gruppe um Jesus, die wahrhaftig weder aus königlichen Würdenträgern noch aus salbungsvollen Priestern besteht. Alle sind erhitzt und verstaubt; sie sind alle sehr einfach gekleidet außer Judas Iskariot, Matthäus, Simon und Bartholomäus; sie gleichen mehr einem Haufen Männer aus dem einfachen Volk auf der Reise zu irgendeinem Markt als dem Gefolge eines Königs, eines Königs, der nur eine stattliche Gestalt und vor allem ein majestätisches Aussehen hat.

Sie gehen noch einige Schritte, dann biegen Petrus und Johannes nach rechts ab, während Jesus und die anderen bis zu einem klei-

nen Platz weitergehen, der voller jubelnder Kinder ist, die um einen Brunnen tanzen, aus dem die Mütter schöpfen.

Ein Mann sieht Jesus und macht eine Geste erstaunter Freude. Er eilt auf ihn zu und begrüßt ihn: »Herzlich willkommen! Ich habe dich nicht so schnell erwartet. Nimm ihn: küsse meinen jüngsten Enkel! Es ist der kleine Josef. Er ist während deiner Abwesenheit auf die Welt gekommen«, und er übergibt Jesus bei diesen Worten das kleine Kind, das er in den Armen hält.

»Josef hast du es genannt?«

»Ja, ich kann meinen beinahe Verwandten nicht vergessen, der mir mehr als ein Verwandter gewesen ist, mein bester Freund. Nun habe ich alle Namen, die mir am teuersten sind, den Enkeln gegeben: Anna, meine Freundin, als ich ganz klein war, und Joachim; dann Maria; oh, als sie geboren wurde, war ein großes Fest! Ich erinnere mich noch, als man sie mir zum Küssen reichte und sagte: „Siehst du, dieser schöne Regenbogen ist die Brücke, auf welcher sie vom Himmel gekommen ist. Die Engel benützen diesen Weg.“ Und sie glich wirklich einem Engelchen, so schön war sie. Hier ist nun Josef. Wenn ich gewußt hätte, daß du so schnell zurückkommst, hätte ich mit der Beschneidung gewartet.

»Ich danke dir für deine Liebe zu den Großeltern, zu meinem Vater und zu meiner Mutter. Es ist ein schönes Kind. Es wird immer gerecht sein, wie der gerechte Josef!« Jesus wiegt den Kleinen, der ihn kindlich, unbefangen anlächelt.

»Wenn du auf mich warten willst, komme ich mit dir. Warte, bis die Krüge gefüllt sind! Ich will nicht, daß meine Tochter Maria sich zu sehr plagt. Schau, ich werde es so machen. Ich gebe die Krüge den Deinen, wenn sie mir den Gefallen tun wollen, und kann dann etwas mit dir allein sprechen.«

»Sicher nehmen wir die Krüge! Wir sind keine assyrischen Könige«, ruft Thomas aus und ergreift als erster einen Krug.

»Also hört ... Maria des Josef ist nicht zu Hause. Sie ist bei ihrem Schwager, weißt du? Doch der Schlüssel ist in meinem Hause. Laßt

ihn euch geben, um ins Haus hineinzukommen ... in die Werkstatt, will ich sagen.«

»Ja, ja, geht nur. Auch ins Haus. Ich werde dann nachkommen.«

Die Apostel machen sich auf den Weg, und Jesus bleibt bei Alphäus zurück.

»Ich wollte dir sagen: ich bin für dich ein wahrer Freund, und wenn einer ein wahrer Freund ist, älter und vom gleichen Orte ist, dann kann er reden. Ich glaube, es ist meine Pflicht zu reden. Ich ... ich will dich nicht beraten, du weißt besser als ich, was zu tun ist. Ich will dich nur darauf aufmerksam machen; ... oh, nein, ich will nicht den Spion machen, noch will ich die Verwandten in ein schlechtes Licht setzen. Doch ich glaube an dich, Messias, und es schmerzt mich, wenn dir andere sagen, daß du der Messias nicht bist; daß du nur ein Kranker bist und die Familie und die Verwandtschaft ruinierst. Die Stadt ... Weißt du, Alphäus wird sehr geschätzt und deshalb hört man auch auf ihn ... Jetzt ist er krank und bemitleidenswert ... auch der Schmerz führt manchmal zu Ungerechtigkeiten. Schau, ich war an dem Abend dabei, als Judas und Jakobus dich und ihre Freiheit, dir zu dienen, verteidigten ... Oh, welch eine Szene! Ich weiß nicht, wie deine Mutter das aushält! Und die arme Maria des Alphäus? Die Frauen sind in gewissen Familiensituationen immer die Opfer.«

»Jetzt sind die Vettern bei ihrem Vater ... «

»Beim Vater? Oh, sie tun mir leid. Der Alte ist ganz außer sich. Sicher sind auch das Alter und die Krankheit daran schuld, doch er benimmt sich wie ein Narr. Wenn er nicht von Sinnen wäre, täte er mir noch mehr leid, denn er würde seiner Seele schaden.«

»Glaubst du, daß er seine Söhne schlecht aufnehmen wird?«

»Dessen bin ich sicher. Es tut mir leid für sie und für die Frauen ... Wohin gehst du?«

»Zum Haus des Alphäus.«

»Nein, Jesus! Er wird auch dir gegenüber respektlos sein!«

»Die Vettern lieben mich mehr als sich selbst, und es ist nur recht

und billig, daß ich ihre Liebe vergelte. Dort leben auch zwei Frauen, die mir lieb sind . . . Ich gehe. Halte mich nicht zurück!«

Jesus eilt zum Haus des Alphäus, während der andere nachdenklich mitten auf der Straße verweilt.

Jesus geht rasch. Er ist schon am Rand des Gartens von Alphäus. Ein Frauenweinen und die Schimpfworte eines Mannes dringen an sein Ohr. Jesus legt die wenigen Meter, die ihn noch vom Hause trennen, mit noch rascheren Schritten durch den grünen Garten zurück. Er ist fast an der Schwelle des Hauses, als die Mutter an der Türe erscheint und ihren Sohn erblickt.

»Mama!«

»Jesus!«

Zwei Ausrufe voller Liebe.

Jesus schickt sich an einzutreten, doch Maria sagt: »Nein, Sohn!« Und sie stellt sich auf die Schwelle, breitet die Arme aus, drückt die Hände an den Türrahmen – eine lebende Barriere der Liebe – und wiederholt: »Nein, Sohn, tue es nicht!«

»Laß nur, Mama. Es wird nichts geschehen.« Jesus ist sehr ruhig, obwohl ihn die Blässe seiner erschreckten Mutter beunruhigt. Er nimmt sie sanft bei einem Handgelenk, löst ihre Hand vom Türrahmen und tritt in das Haus ein.

In der Küche sieht er am Boden ein Durcheinander von den aus Kana gebrachten Eiern, Weintrauben und Honig. Aus dem benachbarten Raum erklingt eine zänkische Greisenstimme, die schimpft, anklagt und jammert mit einem senilen Zorn, der so ungerecht, ohnmächtig, peinlich anzuhören und schmerzlich zu ertragen ist. » . . . und nun ist meine Familie zerstört und zum Gespött von ganz Nazaret geworden. Ich werde allein gelassen, hilflos und im Herzen getroffen. Was hast du davon, Alphäus, daß du immer als wahrer Gläubiger gelebt hast? Und warum? Warum? Wegen eines Verrückten! Eines Narren, der auch meine dummen Söhne verrückt hat werden lassen. Ach, ach, welch ein Schmerz!«

Die Stimme der Maria des Alphäus bittet weinend: »Sei gut, Al-

phäus! Sei gut! Siehst du nicht, daß du dir schadest? Komm, ich will dir helfen, dich niederzulegen ... Du bist immer gut und gerecht gewesen ... Warum bist du auf einmal anders gegen dich, gegen mich, gegen deine Söhne? ...«

»Nichts, nichts! Rühre mich nicht an! Ich will nichts! Die Söhne gut? O ja! Wirklich zwei Undankbare! Sie bringen mir Honig, nachdem sie mich mit Bitterkeit erfüllt haben. Sie bringen mir Eier und Obst, nachdem sie sich an meinem Herzen vergangen haben! Geh weg, sage ich dir! Ich will dich nicht! Ich will Maria. Sie kann es am besten. Wo ist sie jetzt, diese schwache Frau, die sich bei ihrem Sohne keinen Gehorsam verschaffen kann?«

Die hinausgejagte Maria des Alphäus betritt die Küche, als Jesus in den Raum des Alphäus eintreten will. Sie erblickt Jesus und fällt ihm verzweifelt weinend an den Hals, während Maria, die Jungfrau, demütig und geduldig zum zornigen Alten geht.

»Weine nicht, Tante. Ich gehe zu ihm.«

»Nein, laß dich nicht beschimpfen. Er scheint von Sinnen zu sein. Er hat einen Stock. Nein, Jesus, nein! Er hat sogar die Söhne geschlagen!«

»Er wird mir nichts antun«, sagt Jesus, schiebt entschlossen, doch sanft die Tante zur Seite und geht zu Alphäus hinein.

»Der Friede sei mit dir, Alphäus!«

Der Alte, der sich gerade zu Bette begibt und Maria anklagt und tadelt, weil sie unfähig sei (kurz zuvor hatte er noch behauptet, nur sie könne es), dreht sich plötzlich um. »Was, du bist hier, um mich zu verspotten? Auch das noch?«

»Nein, um dir den Frieden zu bringen! Warum bist du so unruhig? Du wirst dadurch nur kränker. Mama, laß sein! Ich werde ihm helfen. Ich werde dir nicht weh tun, und es wird dich nicht anstrengen. Mama, hebe die Decken weg!« Und Jesus nimmt das armselige, schimpfende und jammernde Häuflein Mensch in die Arme und legt es sorgfältig wie ein Neugeborenes auf das Bett. »So ist es gut. So habe ich es auch bei meinem Vater gemacht. Dieses Kissen etwas

höher, so liegst du besser und kannst besser atmen. Mama, lege das kleine Kissen hier unter die Nieren. Er wird dann weicher liegen. So, nun das Licht! Es soll die Augen nicht blenden, aber es soll auch etwas frische Luft eindringen. So! Ich habe einen Absud auf dem Feuer gesehen. Bring ihn, Mama, er ist süß. Du bist ganz in Schweiß und nun fröstelst du. Der Tee wird dir gut tun.«

Maria geht gehorsam hinaus.

»Aber ich ... aber ich ... Warum bist du so gut zu mir?«

»Weil ich dich gern habe, du weißt es.«

»Oh, ich mochte dich auch gut; aber jetzt ... «

»Jetzt liebst du mich nicht mehr, ich weiß. Doch ich mag dich gern, und das genügt. Du wirst mich auch noch lieben ... «

»Aber wenn ... ach, welche Schmerzen! ... Aber wenn du mich gern hast, warum beleidigst du meine weißen Haare?«

»Ich beleidige dich nicht, Alphäus, auf keine Weise. Ich achte dich!«

»Du achtest mich? Ich bin das Gespött von Nazaret, sonst nichts!«

»Warum sprichst du so, Alphäus? Inwiefern mache ich dich zum Gespött von Nazaret?«

»Der Kinder wegen. Warum sind sie Rebellen? Deinetwegen! Warum werde ich verspottet? Deinetwegen!«

»Sag mir: wenn Nazaret dich loben würde wegen der Würde und Stellung deiner Söhne, würdest du dann auch leiden?«

»Nein, dann nicht! Doch Nazaret lobt mich nicht. Es würde mich loben, wenn du auf Eroberung ausgehen würdest. Aber so verlassen mich meine Söhne für einen, der seiner Sinne nicht mächtig, durch die Welt zieht und Haß und Spott auf sich zieht; ein Armer unter Armen! Wer sollte da nicht lachen? Mein armes Haus! Armes Geschlecht Davids, wie mußt du enden! Und ich mußte lange leben, um dieses Elend mitanzusehen. Um dich zu sehen, den letzten Sproß des herrlichen Geschlechtes, der sich selbst in zu großer Dienstbarkeit vernichtet. Ach, nur Unglück kam über uns seit dem Tage, da mein unvernünftiger Bruder sich mit der törichten und ei-

gensinnigen Frau vermählen ließ, die dann eine solche Macht über ihn bekam. Ich habe damals gesagt: „Josef ist für die Heirat nicht geeignet. Er wird unglücklich.“ Und er wurde es. Er wußte, wie sie war, und von einer Heirat hat er nie etwas wissen wollen. Verflucht sei das Gesetz der erbberechtigten Waisen! Verflucht sei das Schicksal! Verflucht seien solche Vermählungen!«

Die „Erbjungfrau“ war mit dem Absud hereingekommen und hat die Jeremiade des Schwagers mitanhören müssen. Sie ist jetzt noch blasser. Doch ihre anmutige Geduld ist unerschütterlich. Sie geht zu Alphäus und hilft ihm mit einem sanften Lächeln beim Trinken.

»Du bist ungerecht, Alphäus. Doch du bist so krank, daß dir alles vergeben wird«, sagt Jesus, der ihm das Haupt stützt.

»O ja, sehr krank! Du sagst, daß du der Messias bist. Du wirkst Wunder. So sagen sie. Als Ersatz für meine Söhne, die du mir genommen hast, könntest du mich wenigstens heilen. Mache mich gesund, und ich verzeihe dir alles!«

»Verzeihe du deinen Söhnen, suche ihre Seelen zu verstehen, und ich werde dir Erleichterung verschaffen. Wenn du rachsüchtig bist, kann ich dir nicht helfen.«

»Verzeihen?« Der Alte macht eine ruckartige Bewegung, die natürlich alle seine Schmerzen aufs neue verstärkt und ihn wiederum zornig werden läßt. »Verzeihen? Niemals! Geh fort! Weg mit dir, wenn du mir nur das zu sagen hast. Geh! Ich will sterben, ohne noch mehr gequält zu werden.«

Jesus macht eine resignierte Geste. »Leb wohl, Alphäus! Ich werde gehen. Soll ich wirklich gehen? Onkel, muß ich wirklich gehen?«

»Wenn du mich nicht zufriedenstellen willst, dann gehe! Sage den beiden Schlangensöhnen, daß der alte Vater im Zorn über sie stirbt.«

»Nein, das auf keinen Fall! Du darfst deine Seele nicht verlieren. Du brauchst mich nicht zu lieben, wenn du nicht willst. Du brauchst nicht zu glauben, daß ich der Messias bin. Doch du darfst nicht hassen! Nicht hassen, Alphäus! Verspote mich ruhig. Nenne mich einen Narren, aber hasse nicht!«

»Warum liebst du mich denn, wenn ich dich so sehr beleidige?«

»Weil ich der bin, den du nicht anerkennen willst. Ich bin die Liebe! Mutter, ich gehe nun nach Hause.«

»Ja, mein Sohn. Ich werde bald nachkommen.«

»Ich lasse dir meinen Frieden, Alphäus! Wenn du mich brauchst, laß mich jederzeit rufen, und ich werde kommen.«

Jesus verläßt das Zimmer so ruhig, als wäre nichts Außergewöhnliches vorgefallen. Er ist nur bleicher geworden.

»O Jesus, Jesus, verzeihe ihm«, jammert Maria des Alphäus.

»Aber ja, Maria. Es ist nicht einmal notwendig, es zu tun. Jemandem, der so leidet, muß man alles verzeihen. Er ist nun schon ruhiger geworden. Die Gnade arbeitet auch, ohne daß das Herz etwas davon weiß. Und da sind noch deine Tränen, der Schmerz von Judas und Jakobus und ihre Treue zu ihrer Berufung. Der Friede kehre ein in dein verwundetes Herz, Tante!« Er küßt sie und geht durch den Garten nach Hause.

Als er den Fuß auf den Weg setzt, kommen ihm Petrus und Johannes entgegen.

Beide keuchen, wie wenn sie gerannt wären. »Oh, Meister! Was hat es gegeben? Jakobus hat mir gesagt: „Lauf schnell zu meinem Haus! Wer weiß, wie Jesus behandelt wird.“ Aber nein, ich irre. Alphäus, der vom Brunnen, hat zu Judas gesagt: „Jesus ist in deinem Hause“, und darauf hat Jakobus so zu uns gesprochen ... Beide Vettern sind sehr niedergeschlagen. Ich verstehe nichts mehr. Doch nun sehe ich dich ... und bin beruhigt.«

»Keine Sorge, Petrus. Ein armer Kranker, den die Schmerzen ungeduldig machen ... Nun ist alles zu Ende.«

»Oh, das freut mich. Was tust du hier?« fragt Petrus Iskariot, der nun ebenfalls erscheint. Der Ton seiner Stimme ist nicht gerade sanft.

»Auch du bist da, wie ich sehe!«

»Man hat mich gebeten zu kommen, und so bin ich gekommen.«

»Auch ich bin gekommen. Wenn der Meister in Gefahr ist, und dies sogar in seiner Heimat, so kann ich ihn, den ich in Judäa verteidigt habe, auch hier in Galiläa verteidigen.«

»Dazu genügen wir! Aber in Galiläa ist das nicht notwendig.«

»Ha, ha, ha, natürlich. Seine Heimat speit ihn aus wie eine ungenießbare Speise. Gut, ich freue mich für dich, der du dich so aufgeregt hast wegen eines kleinen Vorfalles in Judäa, wo er unbekannt ist. Hier hingegen! ... « Und Judas endet mit einem spöttischen Pfeifen.

»Höre, Junge, ich bin schlecht gelaunt. Beherrsche dich, wenn du nicht willst, daß ... Meister, ist dir etwas zugestoßen?«

»Aber nein, mein Petrus. Ich versichere es dir. Laß uns rascher gehen, um die Vettern zu trösten!«

Sie gehen und betreten die große Werkstatt. Judas und Jakobus sind bei der massiven Hobelbank. Jakobus steht, während Judas sich auf einen Hocker gesetzt hat, den Ellbogen auf die Hobelbank gestützt und das Haupt in die Hand gelegt. Jesus geht lächelnd auf sie zu, um sie sofort zu überzeugen, daß sein Herz sie liebt.

»Alphäus ist nun viel ruhiger. Die Schmerzen lassen nach und der Friede kehrt zurück. Seid beruhigt!«

»Hast du ihn gesehen? Und die Mama?«

»Ich habe sie beide gesehen.«

Judas fragt: »Auch die Brüder?«

»Nein, sie waren nicht da.«

»Sie waren da. Doch sie wollten sich dir nicht zeigen. Nur uns! Oh, wenn wir ein Verbrechen begangen hätten, hätten sie uns nicht übler behandeln können. Wir kamen eilends von Kana in der Freude, ihn wiederzusehen und ihm das zu bringen, was er so gerne hat. Wir lieben ihn ... er versteht uns nicht mehr; er glaubt uns nichts mehr.«

Judas streckt seinen Arm auf die Bank aus, legt das Haupt darauf und weint. Jakobus ist stärker. Doch sein Gesicht zeugt von einem inneren Martyrium.

»Weine nicht, Judas! Und du, beherrsche dich.«

»O Jesus, wir sind Söhne ... und er hat uns verflucht! Aber wenn es uns auch das Herz zerreißt, wir kehren nicht wieder zurück. Wir sind dein, und dein wollen wir bleiben; selbst wenn sie uns, um uns dir zu entreißen, mit dem Tode drohen sollten!« ruft Jakobus aus.

»Und du hast gesagt, daß du für Heldentum nicht fähig seist? Ich habe es gewußt; doch du hast es aus dir selbst gesagt. Wahrlich, du wirst treu bleiben, auch vor dem Tod! Und auch du!« Jesus streichelt die beiden. Doch sie leiden. Das Weinen des Judas treibt auch Petrus die Tränen in die Augen. So bekomme ich mehr Einblick in die Seelen der Apostel.

Petrus, das ehrliche Gesicht vom Leid gezeichnet, ruft aus: »O ja, welch ein Schmerz! ... Welch eine traurige Sache! Aber, meine Knaben (er schüttelt sie liebevoll), nicht allen ist es gegeben, diese Worte zu verdienen ... Ich entsinne mich, daß ich bei meiner Berufung Glück hatte. Meine brave Frau sagt immer zu mir: „Ich komme mir wie verschmäht vor, weil du mir nicht mehr gehörest. Doch ich sage mir: O glückliche Verschmähung!“ Auch ihr müßt so sagen. Ihr verliert einen Vater und bekommt Gott dafür.«

Der Hirte Josef, erstaunt in seiner Unwissenheit als Waise, daß auch ein Vater Ursache von Tränen sein kann, sagt: »Ich dachte, ich sei der Unglücklichste, da ich keinen Vater habe. Nun stelle ich fest, daß es besser ist, ihn als Toten denn als Feind beweinen zu müssen.« Johannes begnügt sich damit, die Gefährten zu küssen und zu umarmen. Andreas seufzt und schweigt. Er bemüht sich, etwas zu sagen; doch seine Schüchternheit hindert ihn daran. Thomas, Philippus, Matthäus und Natanaël sprechen leise in einer Ecke, voll Ehrfurcht nahe einem echten Leiden. Jakobus des Zebedäus betet kaum verständlich, damit Gott Frieden schenke! Simon der Zelote, oh, wie gefällt mir sein Verhalten! Er verläßt seine Ecke und geht zu den beiden Betrübten, legt eine Hand auf das Haupt des Judas, die andere um die Taille des Jakobus und sagt: »Weine nicht, Sohn! Er hat es uns gesagt, mir und dir: „Ich vereinige euch: dich, der du meinetwegen einen Vater verlierst, und dich, der du ein Vaterherz, aber keine Söhne hast.“ Wir haben damals den prophetischen Sinn dieser Worte nicht verstanden. Aber er hat es gewußt. Nun bitte ich euch: ich bin alt und habe immer davon geträumt „Vater“ genannt zu werden. Nehmt mich als solchen an, und ich werde euch wie ein Vater am Morgen und am Abend segnen. Bitte, nehmt mich an!«

Die beiden bejahen, unter stärkerem Schluchzen.

Da kommt Maria herein und eilt zu den beiden betäubten Brüdern. Sie streichelt den dunklen Kopf des Judas und die Wangen des Jakobus. Sie ist bleich wie eine Lilie. Judas nimmt ihre Hand, küßt sie und fragt: »Was macht er?«

»Er schläft, Sohn. Die Mama schickt euch einen Kuß«, und sie küßt die beiden.

Die rauhe Stimme des Petrus explodiert: »Höre, komm einen Augenblick zu mir, ich möchte dir etwas sagen!« Ich sehe, wie Petrus mit seiner kräftigen Hand Iskariot am Arm packt und ihn nach draußen auf die Straße schleppt. Dann kommt er allein zurück.

»Wohin hast du ihn geschickt?« fragt Jesus.

»Zum Luftschnappen. Sonst wäre es soweit gekommen, daß ich ihm die Luft auf eine andere Art verpaßt hätte. Ich habe es nur deinetwegen nicht getan. Oh, nun geht es mir besser. Wer vor einem Schmerz keine Ehrfurcht hat und darüber lacht, der ist eine Natter, und ich vertreibe die Schlangen . . . Du bist hier . . . und ich habe ihn in den Mondschein geschickt. Er wird . . . ich werde eher ein Schriftgelehrter, etwas, das nur Gott aus mir machen kann, wo ich kaum weiß, daß ich auf der Welt bin; . . . aber er, nicht einmal mit der Hilfe Gottes wird er gut. Das versichere ich dir, ich, Simon des Jona, und ich täusche mich nicht. Nein, mach dir nichts daraus! Er war sich gar nicht bewußt, daß uns Traurigkeit erfüllte. Er ist trockener als ein Kieselstein in der Augustsonne. Los, ihr Knaben! Hier ist eine Mutter, wie es im Himmel keine süßere gibt. Hier ist ein Meister, der besser ist als alles im Paradiese. Hier sind viele ehrbare Herzen, die euch aufrichtig lieben. Unwetter sind manchmal gut: sie nehmen den Staub fort. Morgen seid ihr frischer als Blumen, flinker als Vögel, um unserem Jesus zu folgen.«

Und mit diesen guten und einfachen Worten des Petrus endet alles.

Darauf sagt Jesus:

»Dieser Vision fügst du jene an, die ich dich im Frühjahr 1944 schauen ließ; ich bat damals meine Mutter, mir ihre Eindrücke über die Apostel mitzuteilen. Jetzt sind uns ihre seelischen Wesenszüge hinreichend bekannt, um diese Vision wiederzugeben ohne befürchten zu müssen, dadurch Ärgernis zu erregen. Ich hatte keinerlei Belehrung nötig. Wir waren allein, weil die Jünger bei befreundeten Familien und in benachbarten Dörfern während meines Aufenthaltes in Nazaret untergebracht waren; so war es für mich tröstlich, mit meiner liebsten Freundin, meiner Mutter, zu sprechen und aus ihrem gnaden- und weisheitsvollen Mund die Bestätigung zu erhalten für etwas, das ich schon wußte. Ihr gegenüber war ich nie ein anderer als „ihr Sohn“ gewesen; und unter den von Frauen geborenen gab es keine Mutter, die mehr „Mutter“ war als sie in allen Vollkommenheiten menschlicher, geistlicher und mütterlicher Tugenden; und nie war ein Sohn „mehr Sohn“ in Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe seiner Mutter gegenüber als ich.

Und jetzt, da auch ihr die Zwölf in ihren Charaktereigenschaften, ihren Tugenden, Fehlern und inneren Kämpfen etwas kennt: kann es da noch jemand geben, der zu behaupten wagt, es sei für mich leicht gewesen, aus ihnen eine Einheit zu formen, sie zu bilden und höher zu führen? Kann jemand noch der Ansicht sein, das Leben des Apostels sei leicht, und leicht sei es, Apostel zu werden? Kann einer sich noch als Apostel betrachten, wenn er meint, ein Recht auf ein ungetrübtes Leben ohne Leiden, Widerstände und Enttäuschungen zu haben? Kann jemand, weil er mir dient, annehmen, daß ich sein Diener sei und unablässig zu seiner Zufriedenheit Wunder wirke, aus seinem Leben einen Blument Teppich mache, es geruhsam gestalte und ihn vor den Menschen verherrliche? Mein Leben, meine Arbeit, mein Dienst ist das Kreuz, das Leiden, der Verzicht, das Opfer. So lebe ich es. Und so sollen alle leben, die sich zu den „Meinen“ zählen.

Das richte ich nicht an die Johannes-Seelen, sondern an die nörgelnden, unzufriedenen Gelehrten. Und den gelehrten Grüblern sage ich, daß ich die Wörter „Onkel“ und „Tante“ gebrauche, obwohl sie in den palästinensischen Sprachen nicht üblich sind, um eine ehrfurchtslose Frage klarzustellen und zu definieren, die meine Stellung als Einziggeborener Marias und die Jungfräulichkeit meiner Mutter vor und nach meiner Geburt betrifft, die eine Folge geistlicher und göttlicher Vereinigung war. Ich wiederhole noch einmal: *sie kannte keine anderen Vereinigungen* und darum auch keine anderen Geburten. Unverletztes Fleisch, das auch ich nicht zerriß, geborgen im Geheimnis eines Tabernakel-Schoßes, dem Thron der Dreifaltigkeit und des fleischgewordenen Wortes.«

138 Jesus befragt seine Mutter über die Apostel

Nun sehe ich – ungefähr zwei Stunden später – das Haus von Nazaret. Ich erkenne das Zimmer des Abschieds, zum Garten hin geöffnet, wo die Pflanzen in voller Reife stehen.

Jesus und Maria sitzen beisammen. Sie sitzen nebeneinander auf der Steinbank vor dem Hause. Es scheint, daß sie das Abendbrot bereits eingenommen haben und die anderen (ich sehe niemand) sich schon zurückgezogen haben. Mutter und Sohn erfreuen sich gegenseitig an einem innigen Gespräch. Die innere Stimme sagt mir, daß dies wohl das erste Mal ist, daß Jesus nach der Taufe, nach dem Fasten in der Wüste und besonders nach der Bildung des Apostelkollegiums in Nazaret weilt. Er erzählt der Mutter von den ersten Tagen der Verkündigung des Evangeliums, von den ersten Siegen über die Herzen. Maria hängt an den Lippen ihres Jesus.

Sie ist magerer, viel bleicher, als habe sie in der letzten Zeit gelitten. Unter ihren Augen sind tiefe Schatten eingegraben, wie bei jemand, der viel nachgedacht und geweint hat. Doch nun ist sie glücklich und freut sich. Sie lächelt und streichelt die Hand ihres Jesus. Sie ist glücklich, ihn bei sich zu haben: von Herz zu Herz mit ihm im Schweigen des hereinbrechenden Abends.

Es muß Sommer sein, denn Jesus hat die ersten reifen Früchte des Feigenbaums gepflückt; er braucht dazu nur aufzustehen, so tief hängen sie herab. Er gibt die schönsten seiner Mutter, nachdem er sie zuvor sorgfältig geschält hat, so daß sie wie rotgestreifte Knospen aussehen in einer Blütenkrone von weißen Blütenblättern innen und violetten außen. Er bietet der Mutter die Frucht auf seiner Handfläche an und freut sich darüber, daß sie ihr schmeckt.

Dann fragt er sie plötzlich: »Mama, du hast die Jünger gesehen. Was denkst du über sie?«

Maria, die soeben eine dritte Feige zum Mund führen wollte, schaut auf, hält in der Bewegung inne und blickt Jesus an.

»Was hältst du von ihnen, nun, da ich sie dir alle vorgeführt habe?« fragt Jesus noch einmal.

»Ich glaube, daß sie dich lieben und daß du viel von ihnen erwarten kannst. Johannes ... liebe Johannes, wie nur du lieben kannst. Er ist ein Engel. Ich bin beruhigt, wenn ich weiß, daß er bei dir ist. Auch Petrus ist gut; etwas rauh, denn er ist schon älter, aber aufrichtig und überzeugt. Auch sein Bruder. Sie lieben dich jetzt, so gut sie können. Aber sie werden dich immer mehr lieben. Auch unsere Vettern. Jetzt, da sie sich durchgerungen haben, werden sie dir treu bleiben. Doch der Mann von Kerijot ... er gefällt mir nicht. Mein Sohn, sein Auge ist nicht klar und sein Herz noch weniger. Ich habe Angst vor ihm!«

»Dir gegenüber ist er voller Achtung.«

»Zuviel Respekt. Auch dir gegenüber ist er respektvoll. Doch du bist für ihn nicht der Meister, sondern der zukünftige König, von dem er sich Nutzen und Ehre verspricht. Er war ein Nichts, ein klein wenig mehr als die anderen von Kerijot. Nun hofft er, an deiner Seite eine wichtige Rolle spielen zu können; o Jesus, ich will nicht gegen die Liebe fehlen, doch ich denke, auch wenn es mir schwerfällt, daß er im Falle einer Enttäuschung versuchen würde, an deine Stelle zu treten. Er ist ehrgeizig, habsüchtig, voller Sinnlichkeit und eher dazu geneigt, Höfling eines irdischen Herrschers zu sein als dein Apostel, mein Sohn! Ich fürchte ihn.« Und die Mutter betrachtet ihren Jesus mit angstvollen Augen in ihrem blassen Antlitz.

Jesus seufzt. Er denkt nach. Er betrachtet seine Mutter. Er lächelt ihr zu, um sie zu ermutigen. »Auch er ist notwendig, Mama. Wenn er es nicht wäre, wäre ein anderer an seiner Stelle. Meine Jüngerschaft muß die Welt darstellen, und in der Welt sind nicht alle Engel, und nicht alle sind vom Schlag des Petrus und des Andreas. Wenn ich nur Vollkommenheiten wählte, wie könnten die armen, kranken Seelen hoffen, meine Jünger zu werden? Ich bin gekommen, um das Verlorene zu retten, Mama. Johannes ist von sich aus gerettet. Doch wie viele sind es nicht!«

»Für Levi habe ich keine Angst. Er wurde gerettet, weil er sich erlösen lassen wollte. Er hat seine Sünde mit seiner Zollbank verlas-

sen und hat seine Seele erneuert, um zu dir zu kommen. Doch Judas von Kerijot ist anders. Der Hochmut nimmt seine alte, häßliche Seele immer mehr in Besitz. Doch du weißt diese Dinge, Sohn! Warum fragst du mich? Ich kann für dich nur beten und weinen. Du bist der Meister! Auch deiner armen Mutter.«

Die Vision endet hiermit.

139 »Wieviel Menschliches bei den Aposteln!«

Jesus sagt:

»Mein Blick hatte im Herzen des Judas Iskariot gelesen. Niemand darf denken, daß die Weisheit nicht imstande gewesen sei, dieses Herz zu verstehen. Aber, wie ich es meiner Mutter gesagt habe; er wollte mit uns sein. Wehe ihm, daß er zum Verräter wurde! Es mußte aber einen Verräter geben. Doppelzüngig, schlau, habsüchtig, lasterhaft, diebisch und dabei gescheiter und gebildeter als der Durchschnitt der Menschen, wußte er sich überall durchzusetzen. Kühn ebnete er mir den Weg, auch wenn es schwierig war. Es gefiel ihm vor allem, unter den anderen hervorzuragen und auf seinen Vertrauensposten bei mir hinzuweisen. Er war nicht aus dem natürlichen Instinkt der Nächstenliebe hilfsbereit, sondern einzig und allein, weil er zu denen gehörte, die ihr „Wichtigtuere“ nennt. Das befähigte ihn auch, das Geld zu verwalten und sich Frauen zu nähern. Zwei Dinge, die er zusammen mit dem Umgang mit Menschen närrisch liebte.

Die Reine, die Demütige, die von allen Reichtümern der Welt Losgelöste, konnte nicht anders, sie mußte Abscheu vor dieser Schlange empfinden. Auch ich empfand Abscheu. Und nur ich, der Vater und der Heilige Geist wissen, welche Überwindung es mich gekostet hat, ihn in meiner Nähe zu dulden. Ich werde dir alles zu gegebener Zeit erklären.

Ebenso war mir die feindliche Gesinnung der Priester, Pharisäer, Schriftgelehrten und Sadduzäer bekannt. Sie waren listige Wölfe und versuchten, mich in ihre Höhle zu treiben, um mich dort zu zer-

reißen. Es dürstete sie nach meinem Blut. Und sie versuchten, mir überall Fallen zu stellen, um mich einzufangen, um einen Grund zur Anklage zu haben und mich aus der Welt zu schaffen. Drei volle Jahre haben sie mich gejagt, und sie haben nicht davon abgesehen, bis sie mich tot wußten. Erst an jenem Abend haben sie ruhig geschlafen. Die Stimme ihres Anklägers war für immer verstummt. Sie glaubten es. Aber nein! Sie war aber noch nicht erloschen. Sie wird nie erlöschen und immer wieder erschallen und die ihnen Ähnlichen von heute verfluchen. Wieviel Leid mußte meine Mutter durch deren Schuld erdulden! Ich werde diesen Schmerz nie vergessen.

Der Wankelmuth der Menge war keine Neuigkeit. Sie ist das wilde Tier, das dem Dompteur die Hand leckt, wenn er mit der Peitsche bewaffnet ist oder Hungrigen ein Stück Fleisch reicht. Doch es genügt schon, daß der Bändiger fällt, die Peitsche nicht mehr handhaben kann oder der hungrigen Bestie kein Futter mehr anbietet, und das wilde Tier fällt ihn an und zerreißt ihn. Es genügt, die Wahrheit zu sagen und zu den Guten zu gehören, um von der Masse gehaßt zu werden, wenn die Begeisterung verfliegen ist. Die Wahrheit ist Vorwurf und Warnung. Die Güte braucht keine Peitsche, und darum haben die Bösen keine Angst mehr. Daher das „Kreuzige ihn!“ nach den Hosannarufen. Mein Leben als Meister ist gesättigt von diesen beiden Zurufen. Zuletzt hörte ich: „Kreuzige ihn!“ Das Hosanna ist wie das Atemholen, das der Sänger braucht, um genügend Luft für den Höhepunkt seines Liedes zu haben. Maria hat am Abend des Karfreitags alle Echos der verlogenen Hosanna in sich wieder gehört, die für ihren Sohn zu den Schreien: „Kreuzige ihn!“ geworden sind, und ihr Herz ist davon durchbohrt worden. Auch das vergesse ich nicht.

Das Menschliche der Apostel! Wieviel Menschliches! Ich trug schwere Blöcke, die zur Erde strebten, auf den Armen, um sie zum Himmel zu erheben. Selbst sie, die sich nicht als Diener eines irdischen Königs sahen, wie Judas Iskariot, auch sie, die nicht wie er daran dachten, bei nächster Gelegenheit an meiner Stelle den Thron

zu besteigen, träumten von irdischem Ruhm. Es kam der Tag, da auch mein Johannes und sein Bruder sich nach diesem Ruhm sehnten, der auch in himmlischen Dingen wie ein Blendwerk verwirrte. Kein heiliger Eifer für das Paradies, wie ich wollte, ist vorhanden, sondern der menschliche Wunsch, daß eure Heiligkeit anerkannt werde. Und dazu zeigt sich etwas von der Neigung des Wechslers, des Wucherers; man möchte für ein wenig Liebe zu dem, der euch gesagt hat, daß ihr euch ihm voll und ganz schenken müßt, einen Platz zu seiner Rechten im Himmel einnehmen.

Nein, meine Söhne, nein! Vorerst muß man lernen, den vollen Kelch zu trinken, wie ich ihn getrunken habe. Ganz: mit seiner Liebe als Ausgleich für den Haß, mit seiner Reinheit gegen die Stimme der Sinne, mit seinem Heldentum in den Prüfungen, mit seiner Selbsthingabe aus Liebe zu Gott und den Brüdern. Dann, wenn alles erfüllt ist, was zur eigenen Pflicht gehört, muß man noch sagen: „Wir sind unnütze Knechte“, und darauf warten, daß mein und euer Vater in seiner Güte euch einen Platz in seinem Reiche gewährt. Man muß sich aller menschlichen Dinge entäußern wie du mich im Prätorium entblößt gesehen hast von allem Menschlichen, und nur das Unentbehrliche behalten, wie es die Achtung für die Gabe Gottes verlangt: für das Leben, und die Achtung für die Brüder, denen wir vom Himmel aus nützlicher sein können als auf Erden. Dann überlaßt es Gott, euch mit dem Gewande der Unsterblichkeit zu bekleiden, das leuchtend rein geworden ist im Blute des Lammes.«

140 Heilung Johannis des Chuza, bei Kana

Die Jünger sind in der großen Werkstatt Josefs zum Nachtmahl versammelt. Die Hobelbank dient als Tisch, auf dem sich schon alles Nötige befindet. Ich sehe, daß die Werkstatt auch als Schlafsaal dient. Auf den anderen beiden Werk-tischen sind Matten ausgebreitet, die sie zu Bettlagern machen, und niedrige Schlafplätze sind längs den Wänden aneinandergereiht. Die Apostel unterhalten sich miteinander und mit dem Meister.

»Dann willst du also wirklich in den Libanon gehen?« fragt Iskariot.

»Ich verspreche nie etwas, ohne es dann zu halten. Und das habe ich zweimal versprochen: den Hirten und der Amme Johannas des Chuza. Ich habe die fünf Tage abgewartet, wie ich gesagt hatte, und aus Klugheit noch den heutigen Tag zugegeben. Doch jetzt gehe ich. Sobald der Mond aufgegangen ist, reisen wir ab. Es ist ein weiter Weg, auch wenn wir bis Betsaida das Boot nehmen. Doch ich möchte die Freude erleben, Benjamin und Daniel zu sehen. Du weißt, welch wunderbare Seelen die Hirten haben. Ja, sie verdienen es, daß wir hingehen und sie ehren; denn auch Gott erniedrigt sich nicht, wenn er einen Diener ehrt; vielmehr erhöht er dadurch seine Gerechtigkeit.«

»Bei dieser Hitze! Überlege es dir gut. Ich denke nur an dich!«

»Die Nächte sind nicht mehr so dunstig. Nur noch kurze Zeit steht die Sonne im Zeichen des Löwen, und die Gewitter kühlen die Luft. Außerdem möchte ich noch einmal wiederholen: ich verpflichte niemand mitzukommen. Mir gegenüber und um mich soll alles freiwillig geschehen. Wenn ihr Geschäfte habt oder müde seid, dann bleibt hier. Wir werden uns später wieder treffen.

»So ist es, du sagst es. Ich müßte an meine Familie denken. Es kommt die Zeit der Weinlese, und meine Mutter hatte mich gebeten, Freunde aufzusuchen ... Weißt du, ich bin, im Grunde, das Haupt der Familie; ich will damit sagen: ich bin der Mann in der Familie.«

Petrus brummt: »Er denkt wenigstens daran, daß die Mutter immer noch die erste nach dem Vater ist.«

Sei es, daß er es nicht gehört hat, sei es, daß er nicht hören will, Judas tut so, als ob er das Murren nicht verstehe, das Jesus mit einem strengen Blick bereits gebremst hat, während Zebedäus den neben ihm sitzenden Petrus an der Tunika zupft, um ihn zum Schweigen zu ermahnen.

»Geh nur, Judas! Du mußt sogar gehen. Du sollst es nicht am Gehorsam deiner Mutter gegenüber fehlen lassen.«

»Dann gehe ich sofort, wenn du erlaubst. Ich werde noch rechtzeitig in Naïn ankommen, um dort Unterkunft zu finden. Leb wohl, Meister! Lebt wohl, Freunde!«

»Sei ein Freund des Friedens und handle so, daß Gott immer mit dir ist! Leb wohl!« sagt Jesus, während die anderen ihn mit einem gemeinsamen Gruß verabschieden.

Es scheint keiner zu bedauern, ihn weggehen zu sehen, im Gegenteil. Petrus, der vielleicht befürchtet, daß Judas sich noch anders besinnen könnte, hilft ihm, den Sack mit den Schnüren zuzuziehen und über die Schulter zu hängen. Er begleitet ihn zur Türe der Werkstatt, die ebenso wie die Gartentür offensteht, gewiß, um nach einem so schwülen Tag den Raum zu lüften. Petrus bleibt am Ausgang stehen und überzeugt sich, daß Judas auch wirklich fortgeht, macht dann eine freudige, von einem ironischen Lebewohl begleitete Bewegung, und kehrt zu den Jüngern, die Hände reibend, zurück. Er braucht nichts mehr hinzuzufügen; er hat schon alles ohne Worte gesagt.

Mehrere, die ihn beobachtet haben, schmunzeln. Doch Jesus nimmt keine Notiz davon, denn er betrachtet den Vetter Jakobus, der rot geworden und verlegen ist und seine Oliven zu essen verißt. Er fragt ihn: »Was hast du?«

»Du hast gesagt: „Man soll es nicht am Gehorsam der Mutter gegenüber fehlen lassen.“ Und wir, was sollen wir tun?«

»Mach dir keine Skrupeln. Auf der menschlichen Ebene gilt dieses Verhalten, bei Menschen und Kindern dem Fleische nach. Doch wenn man unter einem anderen Gesetz und einer geistigen Vaterschaft steht, dann nicht. Hier geht es um eine höhere Vaterschaft, deren Wünsche und Befehle befolgt werden müssen. Judas ist vor dir und Matthäus angenommen worden, doch er ist noch zurück. Er muß sich noch weiter bilden, dazu wird er viel Zeit brauchen. Liebt ihn! Liebe ihn, Petrus! Ich verstehe . . . doch ich sage dir: liebe! Lästige Personen zu ertragen, ist eine nicht unbedeutende Tugend. Übe sie!«

»Ja, Meister ... Aber wenn ich ihn so sehe ... so ... Gut, sei still, Petrus! Er versteht schon ... Ich komme mir wie ein vom Wind zu sehr gestrafftes Segel vor. Ich drohe unter dem Druck zu bersten, und es zerreißt mir immer etwas dabei ... Aber du weißt, nein, du kannst es nicht wissen, denn als Bootsmann bist du völlig ohne Kenntnis. Ich erkläre es dir also. Wenn bei einem Segel durch zu starke Anspannung die Verbindungsseile reißen, so schwöre ich dir, daß der dumme Bootsmann eine so schöne Ohrfeige abkriegt, daß er vor Schreck zusammenführt ... Nun, ich spüre, Gefahr zu laufen, daß alle Verbindungsseile in mir zerreißen ... und dann ... dann ist es besser, wenn er ab und zu für eine Weile verschwindet. So beruhigt sich das Segel dank der Windstille, und ich habe Zeit, die Bindungen zu verstärken.«

Jesus lächelt und schüttelt den Kopf; er hat Verständnis für den gerechten, aufbrausenden Petrus.

Ein Lärm von eisenbeschlagenen Hufen und lautes Bubengeschrei dringen von der Straße herein. »Hier ist es, hier ist es! Halt an, Mann!« Und bevor Jesus und die Jünger sich dessen bewußt werden, zeigt sich unter der Tür der dunkle Umriß eines dampfenden Pferdes, von dem ein Reiter absteigt, der wie ein Geschoß durch die Tür auf Jesus zueilt und ihn ehrerbietig kit.

Alle sind verblüfft.

»Wer bist du? Was willst du?«

»Ich bin Jonatan.«

Josef, der hinter der hohen Hobelbank sitzt, schreit freudig auf; er hatte bei der blitzartigen Ankunft den Freund nicht sofort erkannt.

Der Hirte eilt rasch zum Knienden hin und ruft aus: »Du, wirklich du!«

»Ja, ich bete meinen anbetungswürdigen Herrn an! Dreißig Jahre der Hoffnung, oh, Welch lange Wartezeit! Nun sind sie erblüht wie die Blüte der einsamen Agave – und noch mehr aufgeblht mit einem Schlag in einer seligen Ekstase, die noch seliger ist als jene vor vielen Jahren. Oh, mein Erlöser!«

Frauen, Kinder und einige Männer, unter ihnen der gute Alphäus der Sara mit einem Stück Brot und Käse in der Hand, drängen sich um den Eingang der Werkstatt und sogar bis in den Raum hinein.

»Steh auf, Jonatan! Ich war im Begriffe aufzubrechen, um dich aufzusuchen und Benjamin und Daniel.«

»Ich weiß es.«

»Steh auf, daß ich dir den Kuß gebe, den ich auch deinen Gefährten gegeben habe.« Er zwingt ihn, aufzustehen und küßt ihn.

»Ich weiß es«, wiederholt der gesunde, kräftige Alte, der gut gekleidet ist. »Ich weiß es. *Sie* hatte recht. Es war nicht das Delirium einer Sterbenden! O Herr, mein Gott! Wie die Seele doch sieht und dich hört, wenn du sie rufst.« Jonatan ist bewegt.

Doch er faßt sich. Er verliert keine Zeit. Ehrerbietig, doch ohne zu zögern kommt er zur Sache: »Jesus, Erlöser und Messias, ich bin gekommen, dich zu bitten, mit mir zu gehen. Ich habe mit Ester gesprochen, und sie hat gesagt ... Aber vorher hatte Johanna mit dir gesprochen und hat mir gesagt ... oh! verlacht nicht einen glücklichen Mann, ihr, die ihr mich hört ... glücklich und angstvoll zugleich, bis ich deine Antwort „Ich komme“ gehört habe. Du weißt, daß ich mit der sterbenden Herrin auf der Reise war. Welch eine Fahrt! Von Tiberias nach Betsaida ging es gut. Doch, nachdem wir das Boot verlassen und einen Wagen bestiegen hatten, den wir so gut als möglich auspolsterten, begann die Qual. Wir kamen nur langsam voran, weil es Nacht war; und sie litt. Bei Cäsarea Philippi gab sie unter Bluterbrechen fast den Geist auf. Wir mußten Halt machen. Am dritten Morgen – vor sieben Tagen – ließ sie mich rufen. Sie schien schon tot, so weiß und erschöpft war sie. Doch als ich sie ansprach, öffnete sie ihre sanften, sterbenden Gazellenaugen und lächelte mir zu. Sie deutete mir mit ihrer kleinen, kalten Hand an, mich niederzubeugen, denn sie hatte nur mehr eine fadendünne Stimme, und sagte mir: „Jonatan, bring mich nach Hause zurück! Sofort!“ Die Anstrengung, mir einen Befehl zu erteilen, war zu groß für sie, die immer noch sanfter als ein zärtliches Mädchen war, daß ihre Wangen sich

röteten und ihre Augen für einen Augenblick aufleuchteten. Dann fuhr sie fort: „Ich habe von meinem Haus in Tiberias geträumt. Drinnen war ein Mann mit einem sternenklaaren Antlitz, hochgewachsen, blond, mit Augen wie der Himmel und einer Stimme, die süßer war als Harfenklang. Er sagte: ‚Ich bin das Leben! Kehre zurück! Ich erwarte dich, um es dir zu geben.‘ Ich will sofort aufbrechen.“

„Aber Herrin“, entgegnete ich, „du kannst nicht. Du bist sehr krank. Sobald es dir besser geht, wollen wir sehen.“ Ich dachte, es handle sich um das Delirium einer Sterbenden. Doch sie weinte und dann ... oh, es war das erstemal, daß sie in diesen sechs Jahren, seit sie meine Herrin ist, so zu mir gesprochen hat, und sie richtete sich, durch etwas Zorn dazu fähig, sogar ein wenig auf und sagte: „Diener, ich will es. Ich bin deine Herrin. Gehorche!“ Darauf ist sie zurückgefallen, den Mund voller Blut. Ich glaubte, sie werde sterben ... und habe mir gesagt: „Stellen wir sie zufrieden. Sterben muß sie so oder so ... Ich werde mir keine Vorwürfe machen müssen, daß ich sie an ihrem Ende noch verärgert habe, nachdem ich doch immer bemüht war, sie in allem zufriedenzustellen.“ Welch eine Reise! Sie wollte nie rasten, außer den Stunden zwischen der Terz und der Sext. Ich habe die Pferde geschunden, um rascher voranzukommen. Wir sind heute morgen um die neunte Stunde in Tiberias angekommen ... Und Ester hat mir berichtet ... da habe ich begriffen, daß du es gewesen bist, der sie gerufen hat. Denn es war um dieselbe Zeit und am selben Tage, an dem du Ester ein Wunder versprochen hattest und im Geiste meiner Herrin erschienen warst. Sie hat zur neunten Stunde sofort wieder aufbrechen wollen und hat mich vorausgeschickt ... Oh, komm, mein Erlöser!«

»Ich werde sofort kommen. Dieser Glaube verdient Belohnung. Wer nach mir verlangt, besitzt mich. Gehen wir!«

»Warte! Ich habe einem Jungen eine Börse zugeworfen und gesagt: „Drei, fünf, so viele Esel als möglich, wenn es hier keine Pferde gibt, und so schnell wie möglich zum Hause des Jesus!“ Sie müssen nun kommen. So geht es rascher. Ich hoffe, sie in Kana anzutreffen. Wenn sie wenigstens ... «

»Was, Jonatan?«

»Wenn sie wenigstens noch lebt!«

»Sie lebt. Doch, auch wenn sie tot wäre: ich bin das Leben. Hier ist meine Mutter.«

Die Jungfrau, die bestimmt von irgend jemand benachrichtigt worden ist, kommt eilends herein, gefolgt von Maria des Alphäus.

»Sohn, du gehst fort?«

»Ja, Mutter. Ich gehe mit Jonatan. Er ist hier. Ich wußte, daß ich ihn dir vorstellen könne. Daher habe ich einen Tag länger gewartet.«

Jonatan hat sich sofort mit auf der Brust gekreuzten Armen tief verbeugt. Nun kniet er nieder, ergreift zart das Kleid Mariens, küßt dessen Saum und sagt: »Ich grüße die Mutter meines Erlösers.«

Alphäus der Sara sagt zu den Neugierigen: »Nun, was sagt ihr jetzt? Ist es nicht beschämend, daß nur wir ohne Glauben sind?«

Man hört ein vielfaches Hufgeklapper auf der Straße. Es sind die Esel. Ich glaube, es sind alle, die es in Nazaret gibt, und sie würden für eine Schwadron ausreichen. Während Jonatan die besten aussucht, und ohne lange zu feilschen kauft und noch zwei weitere Nazarener mit Eseln anwirbt für den Fall, daß ein Tier unterwegs ausfällt, und sie die ganze Eselkaravane wieder zurückbringen können, helfen Maria und die andere Maria beim Zubinden der Säcke und Taschen.

Maria des Alphäus sagt zu den Söhnen: »Ich werde eure Betten unverändert lassen und sie liebkosen. Mir wird dann sein, als ob ich euch lieb koste. Seid gut und seid eures Jesu würdig, meine Söhne . . . und ich . . . ich werde glücklich sein . . . « und dabei weint sie dicke Tränen.

Maria hilft ihrem Jesus und liebkost ihn liebevoll und gibt ihm tausend Empfehlungen und Ratschläge für die beiden Hirten im Libanon mit; denn Jesus hat ihr gesagt, daß er nicht zurückkommen werde, bevor er die beiden Hirten gefunden habe. Sie machen sich auf den Weg. Der Abend ist hereingebrochen, und das erste Mondviertel wird am Himmel sichtbar. Jesus ist mit Jonatan an der Spitze

des Zuges, die anderen folgen. Solange sie in der Stadt sind, reisen sie im Schritt, weil Menschen sich um sie ansammeln. Doch kaum sind sie außerhalb der Stadt, reiten sie Galopp in einer Karavane, die von Hufen und Eisen dröhnt.

»Sie ist im Wagen mit Ester«, erklärt Jonatan. »Oh, meine Herrin! Welch eine Freude, dich glücklich zu machen! Dir Jesus zu bringen! Oh, mein Herr, dich hier zu haben, an meiner Seite! Dich zu haben! Du hast wirklich das Antlitz eines Sternes, so wie sie dich gesehen hat, und du bist blond, mit den Augen von der Farbe des Himmels, und deine Stimme ist wie Harfenklang . . . Oh, aber auch deine Mutter! Wirst du sie eines Tages der Herrin vorstellen?«

»Deine Herrin wird zu meiner Mutter kommen; sie werden Freundinnen werden.«

»Ja? Oh! . . . Ja, das soll sein. Johanna ist Frau und war Mutter. Doch sie hat eine Seele, die rein ist wie die einer Jungfrau. Sie darf sich in der Nähe der gesegneten Maria aufhalten.«

Jesus wendet sich um, weil Johannes so frisch und fröhlich gelacht hat und nun von den anderen nachgeahmt wird.

»Ich bin es, Meister, der alle anderen zum Lachen bringt. Auf dem Boot bin ich sicherer als ein Kater, doch hier oben, auf diesem Esel . . . Ich komme mir vor wie ein vergessenes Faß auf der Brücke eines schwankenden Bootes«, sagt Petrus.

Jesus lächelt und ermutigt ihn; er versichert ihm, daß der Ritt bald zu Ende sei.

»Oh, das macht nichts, wenn mich die Jungen auslachen. Das ist nichts Schlechtes. Nur voran und machen wir die Gute glücklich.«

Jesus wendet sich nochmals um wegen eines anderen Lachanfalls. Petrus ruft aus: »Nein, das kann ich dir nicht sagen, Meister. Oder doch? Warum auch nicht? Ja, ich will es dir sagen. Ich habe behauptet: „Unser hoher Minister wird die Hände ringen, wenn er erfährt, daß er gerade dann nicht dabei war, als er einer Dame den Pfau hätte machen können.“ Und sie lachen alle. Aber es ist so. Ich bin überzeugt, wenn Judas dies geahnt hätte, dann wären ihm die Weinberge seines Vaters Nebensache gewesen.«

Jesus erwidert nichts.

Der Weg ist rasch zurückgelegt auf den wohlgenährten und ausgeruhten Eseln. Beim Mondschein erreichen sie Kana.

»Wenn du erlaubst, will ich vorangehen. Ich werde den Wagen anhalten. Die Stöße quälen sie so sehr.«

»Geh nur.«

Jonatan treibt das Pferd zum Galopp an.

Es geht weiter im Mondschein. Endlich erscheinen am Straßenrand die Umrisse eines großen gedeckten Reisewagens. Jesus treibt seinen Esel an, der nun in leichten Galopp fällt. Er erreicht den Wagen und steigt ab.

»Der Messias!«, verkündet Jonatan.

Die alte Amme wirft sich vom Wagen auf den Weg, auf dem Weg in den Staub. »Oh, rette sie! Sie stirbt!«

»Hier bin ich«, sagt Jesus und steigt in den Wagen, wo auf einem Haufen Kissen ein zarter Körper ruht. In einer Ecke stehen eine brennende Lampe, Pokale und Krüge. Eine junge Dienerin trocknet weinend den kalten Schweiß auf der Stirn der Sterbenden. Jonatan eilt mit einer Laterne herbei.

Jesus beugt sich über die wirklich sterbende Frau. Es ist kein Unterschied zwischen dem Hell des Kleides und der leicht blauen Blässe der Hände und des leblosen Gesichtes. Nur die dichten Brauen und die langen schwarzen Wimpern bringen etwas Farbe in dieses schneeweiße Antlitz. Auch die roten Flecken der Schwindsüchtigen fehlen auf den Wangen. Die Lippen sind kaum noch ein violetter Schatten; sie sind halbgeöffnet beim schweren Atmen.

Jesus kniet bei ihr nieder und betrachtet sie. Die Amme nimmt eine Hand der Kranken und ruft sie beim Namen. Doch ihre Seele ist bereits an der Schwelle der Ewigkeit, sie hört nichts mehr.

Die Jünger sind angekommen, wie auch die beiden Jungen von Nazaret, und alle drängen sich um den Wagen.

Jesus legt eine Hand auf die Stirn der Sterbenden, die für einen Augenblick die verschleierte Augen öffnet und sie dann wieder zufallen läßt.

»Sie hört nichts mehr«, jammert die Amme und weint noch stärker.

Jesus macht eine Geste: »Mutter, sie wird hören. Hab Vertrauen!« Dann ruft er: »Johanna, Johanna! Ich bin es! Ich rufe dich! Ich bin das Leben! Schau mich an, Johanna!«

Die Sterbende öffnet ihre großen schwarzen Augen und betrachtet mit einem lebhaften Blick das über sie gebeugte Antlitz. Sie ist freudig bewegt und lächelt. Sie bewegt leicht die Lippen, bringt jedoch keinen Laut zustande.

»Ja, ich bin es. Du bist gekommen, und ich bin gekommen, um dich zu retten. Kannst du an mich glauben?«

Die Sterbende bejaht mit einem Nicken des Hauptes. All ihre Lebenskraft und alle unausgesprochenen Worte sind in ihrem Blick konzentriert.

»Gut.« (Jesus, obgleich in kniender Stellung bleibend und seine linke Hand auf ihrer Stirn, richtet sich auf und nimmt den Ausdruck des Wunderwirkens an.) »Gut. Ich will es. Sei geheilt! Steh auf!« Er nimmt die Hand von der Stirn und steht auf.

Nur ein Bruchteil einer Minute, dann setzt sich Johanna des Chuza ohne irgendeine Hilfe auf, stößt einen Schrei aus, wirft sich Jesus zu Füßen und ruft dabei mit lauter Stimme glücklich aus: »Oh, dich lieben zu dürfen, oh, du mein Leben! Für immer! Ich bin dein! Für immer dein! Amme, Jonatan! Ich bin geheilt. Oh, schnell, eilt und sagt es Chuza! Er soll kommen und den Herrn anbeten. Oh, segne mich noch einmal, noch einmal! Oh, mein Erlöser!« Sie weint und lacht und küßt die Kleider und die Hände Jesu.

»Ich segne dich, ja. Was willst du sonst noch von mir?«

»Nichts, Herr! Nur, daß du mich liebst und daß ich dich lieben darf!«

»Möchtest du keinen Sohn haben?«

»Oh, einen Sohn! . . . Entscheide du, Herr. Ich will alles dir überlassen, meine Vergangenheit, meine Gegenwart, meine Zukunft. Alles habe ich von dir, alles gebe ich dir! Gib du deiner Dienerin, was du für gut hältst!«

»Das ewige Leben also. Sei glücklich. Gott liebt dich. Ich gehe nun. Ich segne dich und ich segne euch.«

»Nein, Herr! Komm in mein Haus, verweile darin! Denn nun ist es wahrlich ein blühender Rosenstrauch. Erlaube mir, mit dir dorthin zurückzukehren. Oh, ich Glückliche!«

»Ich komme; aber ich habe meine Jünger.«

»*Meine* Brüder, Herr! Johanna wird für sie wie für dich Speise und Trank und jede Stärkung haben. Mache mich glücklich!«

»Laßt uns aufbrechen! Schickt die Esel zurück und folgt zu Fuß! Der Weg ist nicht sehr lang. Wir werden langsam fahren, damit ihr folgen könnt. Lebt wohl, Ismael und Ascher! Grüßt mir nochmals meine Mutter und alle meine Freunde in Nazaret!«

Die beiden Nazarener gehen mit ihren schreienden Eseln erstaunt davon, während der Wagen mit seiner freudvollen Last den Rückweg einschlägt. Es folgt die Gruppe der Jünger, die sich über das eben Vorgefallene unterhalten.

Alles ist zu Ende.

141 Jesus im Libanon bei den Hirten Benjamin und Daniel

Jesus geht an der Seite Jonatans auf einem grünen beschatteten Pfad. Es folgen die Apostel, die miteinander reden. Doch Petrus trennt sich von ihnen, kommt nach vorne und fragt Jonatan in seiner üblichen offenen Art: »Wäre denn der Weg über Cäsarea Philippi nicht kürzer gewesen? Auf diesem hier ... wie lang werden wir da brauchen? Bist du denn mit deiner Herrin auf diesem Weg gekommen?«

»Mit einer Kranken habe ich alles versucht. Doch du mußt bedenken, daß ich zum Personal des Antipas gehöre, und Philippus nach dieser Blutschande nicht gerne Höflinge des Herodes sieht ... Es ist nicht meinetwegen, weißt du, daß ich Angst habe. Aber ich möchte euch und besonders dir, Meister, keine Unannehmlichkeiten verursachen und keine Feinde schaffen. In der Tetrarchie des Philippus wie in der des Antipas muß das Wort verkündet werden ... und

wenn sie euch hassen, wie könnt ihr das dann tun? Bei der Rückkehr nehmt ihr den Weg, den ihr für besser haltet.«

»Ich lobe deine Klugheit, Jonatan. Doch auf dem Rückweg möchte ich in Richtung des Landes der Phönizier gehen«, sagt Jesus.

»Sie sind in die Nebel des Irrtums eingehüllt.«

»Ich werde mich an den Grenzen zeigen, um sie daran zu erinnern, daß es ein Licht gibt.«

»Glaubst du, daß Philippus sich an einem Diener wegen des Unrechts, das ihm von seinem Bruder zugefügt worden ist, rächen könnte?«

»Ja, Petrus. Der eine ist wie der andere. Alle niedrigen Instinkte beherrschen sie, und sie können nicht unterscheiden. Sie gleichen Tieren, nicht Menschen, glaube es mir!«

»Und doch, uns, oder vielmehr ihn, der ein Verwandter des Johannes ist, müßte er lieben. Im Grunde hat Johannes auch in seinem Namen und zu seinen Gunsten gesprochen, als er im Namen Gottes sprach.«

»Er würde euch nicht einmal fragen, wer ihr seid oder woher ihr kommt, wenn er euch mit mir sähe. Wenn er mich erkennen würde oder wenn ihn ein Feind des Hauses des Antipas auf mich, den Diener seines Prokurators, aufmerksam machte, würdet ihr sofort eingesperrt werden. Wenn ihr wüßtet, wieviel Schmutz sich unter den Purpurkleidern versteckt! Racheakte, Verrate, Verleumdungen, Unzucht und Raub bilden die Substanz ihrer Seele. Seele? Nun ... na, sagen wir so. Ich glaube, sie haben keine Seele mehr. Ihr werdet es erfahren. Warum wurde Johannes freigelassen? Aus Rache! Ein Offizier, der einen anderen aus dem Weg räumen wollte, einen Favoriten des Antipas, und mit Hilfe einer Geldsumme bei Nacht Einlaß in den Kerker gefunden hatte, befreite Johannes ... Ich vermute, er wird den Rivalen mit einem Drogen-Wein betäubt haben, und am Morgen danach mußte der Arme seinen Kopf anstelle des ausgebrochenen Täufers hinhalten. Ein Ekel, sage ich!«

»Und dein Herr, wie verhält er sich? Mir scheint, er ist ein guter Mensch.«

»Er ist es. Doch er kann nicht anders. Sein Vater und sein Großvater gehörten zum Hofe des großen Herodes, und der Sohn hatte keine andere Wahl. Er ist unglücklich; aber er muß sich darauf beschränken, seine Frau von diesem Hofe des Lasters fernzuhalten.«

»Könnte er nicht sagen: „Es ekelt mich an“ und denn gehen?«

»Er könnte. Aber, obwohl er sehr gut ist, ist er noch nicht dazu fähig. Es würde für ihn sicher den Tod bedeuten. Und wer möchte sterben aus einer bis zum höchsten Grade verwirklichten spirituellen Treue? Ein Heiliger wie der Täufer. Vielleicht. Aber wir Armseligen!«

Jesus, der sie ungestört hat sprechen lassen, schaltet sich nun ein: »In Bälde werden in allen Teilen der bekannten Welt in so großer Zahl wie die Blumen auf einer Frühlingswiese die Heiligen sich glücklich preisen, sterben zu dürfen aus Treue zur Gnade und aus Liebe zu Gott!«

»Wirklich? Oh, wie gerne würde ich diese Heiligen grüßen und ihnen sagen: „Betet für den armen Simon des Jona!“ sagt Petrus.

Jesus schaut ihm lächelnd ins Gesicht.

»Warum schaust du mich so an?«

»Weil du sie sehen wirst, wenn du ihnen beistehen wirst und weil sie dich sehen werden, wenn sie dir beistehen werden!«

»Wobei denn, Herr?«

»Sie werden dir helfen, der durch das Opfer geweihte Fels zu werden, auf dem mein Zeugnis gefeiert und auferbaut wird.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Du wirst es einmal verstehen.«

Die anderen Jünger, die sich genähert und zugehört haben, reden miteinander.

Jesus wendet sich um: »Wahrlich, ich sage euch, durch die eine oder andere Marter werdet ihr alle geprüft werden. Zur Zeit ist es der Verzicht auf Annehmlichkeiten, Neigungen und Vorteile. Nachher wird es etwas stets Höheres sein bis zum erhabenen Opfer, das euch mit einem unvergänglichen Diadem krönen wird. Seid treu!

Doch ihr alle werdet es sein. Und ihr werdet es erhalten.«

»Werden uns die Juden, das Synedrium vielleicht, töten wegen unserer Liebe zu dir?«

»Jerusalem wäscht die Schwellen seines Tempels mit dem Blute seiner Propheten und seiner Heiligen. Aber auch die Welt wartet darauf, gewaschen zu werden ... Tempel über Tempel der schrecklichsten Götter gibt es. Sie werden in Zukunft Tempel des wahren Gottes sein, und der Aussatz des Heidentums wird geheilt werden mit dem reinigenden Wasser aus dem Blute der Märtyrer.«

»O allmächtiger Gott! Herr! Meister! Ich bin nicht würdig zu so Großem! Ich bin schwach. Ich habe Angst vor dem Bösen. O Herr! Schicke deinen unnützen Knecht weg oder gib du mir die Kraft! Ich möchte dich nicht bloßstellen, Meister, mit meiner Feigheit!« Petrus hat sich zu Füßen des Meisters niedergeworfen und fleht ihn aus ganzem Herzen mit bebender Stimme an.

»Steh auf, mein Petrus! Habe keine Angst! Du hast noch einen weiten Weg vor dir, und die Stunde wird kommen, in der du auch noch die letzte Aufgabe erfüllen willst. Dann wirst du alle Kraft haben, vom Himmel und aus dir selbst. Ich werde bei dir sein und dich mit Bewunderung betrachten.«

»Du sagst es ... und ich glaube es. Doch ich bin ein so armseliger Mensch!«

Sie schicken sich an weiterzugehen ...

... und nach einer geraumen Unterbrechung beginnt die Vision wieder, und ich sehe, daß sie schon die Ebene hinter sich haben und sich an die Besteigung eines Berges machen, der immer waldreicher und höher wird. Es ist aber nicht derselbe Tag ... denn während beim letztenmal der Morgen schon heiß war, sehe ich nun einen schönen Sonnenaufgang, der auf allen Halmen flüssige Diamanten entzündet. Immer neue Nadelwälder werden überstiegen; andere grüßen höher oben. Sie nehmen die unermüdlichen Pilger wie grüne Dome zwischen ihren Säulen auf.

Der Libanon ist wirklich eine wunderbare Gebirgskette. Ich weiß

nicht, ob alles zum Libanon gehört oder nur dieser Berg. Ich sehe, daß sich wilde Bergmassive in die Höhe erheben, und sehe Täler und Flüsse, die silberblauen Bändern gleichen. Vögel jeder Art erfüllen mit ihrem Gesang und Flügelschlag die Nadelwälder, die in dieser Morgenstunde alles in einen herrlichen Harzduft hüllen. Zum Tale hingewandt, besser in westlicher Richtung, sieht man in der Ferne das weite, ruhige und feierliche Meer glänzen, und die ganze Küste, die sich von Norden nach Süden erstreckt mit ihren Städten, ihren Häfen und den wenigen Zuflüssen ins Meer, die auf der trockenen Erde silberne Kommas zu sein scheinen und deren spärliche Wasser die Sommerhitze noch aufsaugt . . .

»Schön ist dieser Ort«, bemerkt Petrus.

»Es ist nicht einmal so heiß«, sagt Simon.

»Dank all den Bäumen ist die Sonne wenig lästig«, fügt Matthäus hinzu.

»Hat man das Zedernholz für den Tempelbau von hier geholt?« fragt Johannes.

»Ja. Das sind die Wälder, die das schönste Holz liefern. Der Herr von Benjamin und Daniel hat viele Wälder und Herden. Das Holz wird am Ort gesägt und dann auf Kanälen oder auf den Achseln zu Tal gebracht. Eine schwierige Arbeit, wenn die Stämme in ihrer ganzen Länge benötigt werden, wie dies beim Tempel der Fall war. Doch der Herr zahlt gut, und viele arbeiten bei ihm. Er ist auch recht verständig. Nicht wie der wütende Doras. Armer Jona!« antwortet Jonatan.

»Warum hält er seine Knechte fast wie Sklaven? Jona hat es mir gesagt, nachdem ich ihm geraten hatte: „Verlasse ihn einfach und komm mit uns! Simon des Jona wird immer Brot für dich haben.“ Er entgegnete: „Ich kann nicht, wenn ich mich nicht loskaufe.“ Was ist das für eine Geschichte?«

»Doras, und nicht nur er allein, macht es so in Israel: Wenn er einen guten Diener sieht, dann dreht er es mit Schläue so, daß er zu seinem Sklaven wird. Er belastet ihn mit fingierten Schulden, die der

Arme niemals bezahlen kann. Und wenn die Summe groß genug ist, dann sagt er: „Du hast dich bei mir zum Sklaven verschuldet.“«

»Welche Schande! Und das ist ein Pharisäer!«

»Ja. Jona konnte, solange er etwas Ersparnes hatte, bezahlen; dann aber ... In einem Jahr fiel Hagel, in einem anderen herrschte Dürre. Das Korn und die Reben gaben wenig, und Doras vervielfachte in seinen Berechnungen den Schaden; Jona wurde wegen der Überbelastung an Arbeit krank. Doras lieh ihm das Geld für den Arzt, doch dann verlangte er dafür das zwölfwache zurück, und da Jona es nicht hatte, schlug er es zu den anderen Schulden. Um es kurz zu machen: nach einigen Jahren war die Schuld so groß, daß er zum Sklaven wurde. Er wird ihn nie freilassen. Er wird immer Gründe und neue Schulden finden.« Die Erinnerung an den Freund läßt Jonatan traurig werden.

»Und dein Herr könnte ihn nicht? ... «

»Was, ihn veranlassen, Jona menschenwürdiger zu behandeln? Wer kann sich denn gegen die Pharisäer stellen? Doras ist einer der Mächtigen. Ich nehme an, daß er sogar mit dem Hohenpriester verwandt ist. Zumindest sagt man es. Einmal, als Jona fast zu Tode geprügelt worden war, und ich es erfuhr, weinte ich so sehr, daß Chuza mir sagte: „Ich werde ihn freikaufen, um dich zufriedenzustellen.“ Doch Doras lachte ihm nur ins Gesicht und ging auf den Vorschlag nicht ein. Oh, dieser Mensch ... Er hat die reichsten Felder Israels; doch ich schwöre es: sie sind mit dem Blut und den Tränen seiner Sklaven getränkt.«

Jesus betrachtet den Zeloten, und der Zelote betrachtet Jesus. Beide sind betrübt.

»Und Daniels Herr, ist er gut?«

»Er ist immerhin menschlich. Er ist herrisch, doch er unterdrückt nicht. Und da die Hirten ehrlich sind, behandelt er sie gut. Sie sind verantwortlich für die Weideplätze. Er kennt mich und achtet mich, weil ich der Diener Chuzas bin und ihm vielleicht nützlich sein kann. Warum, Herr, ist der Mensch so egoistisch?«

»Weil die Liebe im irdischen Paradies erwürgt wurde. Doch ich bin gekommen, die Schlinge zu lösen und die Liebe wieder zum Leben zu erwecken.«

»Hier sind wir auf den Gütern des Elischa. Die Weiden sind noch weit entfernt. Doch zu dieser Stunde sind die Schafe wegen der Sonne fast immer in den Ställen. Ich will nachsehen, ob sie da sind.« Jonatan eilt davon.

Nach einiger Zeit kommt er zusammen mit zwei ergrauten, doch robusten Hirten zurück, die über den Abhang zu Jesus hineilen.

»Der Friede sei mit euch!«

»Oh! Unser Kind von Betlehem!« sagt der eine, und der andere: »Der Friede Gottes ist zu uns gekommen, sei dafür gepriesen!« Die Männer haben sich ins Gras geworfen.

»Steht auf! Ich gebe euch den Segen, und ich bin froh darüber, denn er steigt nieder mit Freude auf jene, die dessen würdig sind.«

»Oh, wir würdig?«

»Ja, ihr, weil ihr immer treu gewesen seid.«

»Wer hätte an unserer Stelle untreu sein können? Wer könnte die Erinnerung an jene Stunde auslöschen? Wer könnte sagen: „Es ist nicht wahr, was wir gesehen haben?“ Wie könnten wir vergessen, daß du uns über Monate hindurch zugelächelt hast, wenn wir gegen Abend mit den Schafen zurückkehrten und dir zuriefen; daß du in deine kleine Händchen geklatscht hast beim Klang unserer Weidenpfeifen? Erinnerst du dich noch daran, Daniel? Fast immer weiß gekleidet in den Armen der Mutter zeigtest du dich uns im Sonnenschein auf Hannas Wiese oder am Fenster: eine Blume auf dem Weiß des mütterlichen Gewandes.«

»Und als du uns damals mit deinen ersten Schrittlchen entgegengetrippelt bist, um ein Lämmlein zu streicheln, das aber nicht so lockig war wie du? Wie warst du da glücklich! Und wir wußten in unserer Plumpeheit nichts anzufangen. Wie gerne wären wir Engel gewesen, um dir nicht zu klobig zu erscheinen ... «

»Oh, meine Freunde! Ich konnte euch ins Herz sehen, und auch heute sehe ich hinein.«

»Du lächelst uns zu wie damals.«

»Und du bist bis hierher zu uns armen Hirten gekommen!«

»Zu meinen Freunden. Jetzt bin ich zufrieden. Ich habe euch alle wiedergefunden und werde euch nicht mehr verlieren. Könnt ihr dem Menschensohn und seinen Freunden Gastfreundschaft gewähren?«

»O Herr! Und du fragst uns? Es wird nicht an Milch und Brot fehlen. Auch wenn wir nur einen einzigen Bissen hätten, würden wir ihn dir geben, nur um dich bei uns zu haben. Nicht wahr, Benjamin?«

»Unser Herz würden wir dir als Nahrung geben, dir, unserem langersehnten Herrn!«

»So wollen wir also gehen und von Gott reden.«

»Und von deinen Eltern, Herr! Josef, so gut! Maria, oh, die Mutter! Seht die taufrische Narzisse. Sie ist rein und schön und gleicht einem diamantenen Stern. Doch sie ... oh, das hier ist nichts im Vergleich zur Mutter! Ein Lächeln von ihr war Reinigung ... Ihr begegnen zu dürfen, ein Fest ... Sie zu hören, bedeutete sich heiligen! Erinnerst auch du dich noch an ihre Worte, Benjamin?«

»Ja, ich kann sie wiederholen, Herr. Denn als sie in den Monaten, in denen wir sie hören durften, zu uns sprach, haben sich ihre Worte hier eingegraben (und er schlägt sich an die Brust). Das ist Wissenschaft, die wir verstehen können; denn es sind die Worte der Liebe ... und die Liebe verstehen alle. Komm, Herr, tritt ein und segne diese glückliche Hütte.«

Sie betreten einen Raum neben dem großen Schafstall, und alles ist zu Ende.

142 Jesus erhält in der Stadt am Meer Briefe über Jona

Jesus befindet sich in der wunderschönen Stadt am Meer, die an einem natürlichen Golf liegt, der so weit und wohlgeschützt ist, daß er viele Schiffe aufnehmen kann, und außerdem über einen mächtigen Hafendamm verfügt, der die Anlage noch sicherer macht. Auch

vom Militär muß dieser Hafen sehr viel benützt werden, denn ich sehe Dreiruderer römischer Herkunft mit Soldaten an Bord. Sie landen gerade; aber ich weiß nicht, ob neue Truppen ankommen oder ob die Besatzung nur eine Verstärkung erhält. Der Hafen, besser noch die Hafenstadt, die von vesuartigen Bergen beherrscht wird, erinnert mich etwas an Neapel.

Jesus sitzt in einem armen Haus am Hafen. Es muß das Haus eines Fischers sein; vielleicht ein Freund des Petrus oder des Johannes, denn ich sehe, daß die beiden sich im Hause auskennen und mit den Bewohnern gut bekannt sind. Ich vermisse den Hirten Josef. Natürlich sehe ich auch Iskariot nicht, der noch nicht zu den Jüngern zurückgekehrt ist. Jesus spricht mit sehr einfachen Worten zu den Familienangehörigen und einigen anderen, die gekommen sind, ihn zu hören. Es ist jedoch keine eigentliche Predigt. Es sind Worte des Rates und des Trostes, wie nur er sie geben kann.

Andreas kommt wahrscheinlich von einer Besorgung zurück, denn er hat einige Pakete in der Hand. Er ist ganz rot geworden; denn in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu geraten, bedeutet für ihn offenbar ein wahres Martyrium. Er nähert sich Jesus und flüstert: »Meister, könntest du mit mir kommen? Es wäre da etwas Gutes zu tun. Du allein kannst es.«

Jesus steht auf, ohne zu fragen, worum es sich handelt. Doch Petrus fragt: »Wo führst du ihn hin? Er ist so müde! Jetzt ist es Zeit für das Abendbrot. Sie können bis morgen auf ihn warten.«

»Nein, es muß sofort sein. Es ist . . . «

»Na, rede schon, du ängstliche Gazelle! Schaut nur, wie ein so großer und starker Mann so schüchtern sein kann! Er gleicht einem im Netz verfangenen Fischlein.«

Andreas wird noch röter im Gesicht. Jesus verteidigt ihn und zieht ihn an sich: »Mir gefällt er wie er ist! Laß ihn in Frieden. Dein Bruder ist wie heilendes Wasser. Es arbeitet lautlos in der Tiefe, kommt wie ein Faden aus der Erde, doch wer davon trinkt, wird geheilt. Gehen wir, Andreas!«

»Auch ich werde mitkommen. Ich möchte wissen, wohin er dich führt«, erklärt Petrus.

Andreas bittet flehentlich: »Nein, Meister. Nur du und ich allein! Wenn andere dabei sind, dann kann man nichts machen ... Es ist eine Herzensangelegenheit ... «

»Was soll das sein? Spielst du den Brautführer?«

Andreas antwortet dem Bruder nicht. Er wendet sich an Jesus: »Ein Mann will seine Frau verstoßen; ich habe mit ihm gesprochen. Doch ich taue nicht zum Reden ... Doch wenn du mit ihm sprächest ... oh, dir würde es sicher gelingen; denn der Mann ist nicht böse. Er ist ... er ist ... er soll es dir selbst sagen ... «

Jesus verläßt mit Andreas das Haus, ohne etwas zu sagen. Petrus scheint zuerst etwas unentschlossen, sagt aber dann: »Und ich gehe doch. Ich will wenigstens sehen, wohin sie gehen.«

Er geht, obwohl die anderen ihn ermahnen, es nicht zu tun.

Andreas biegt in eine kleine Seitengasse ein. Petrus folgt. Er überquert einen kleinen Platz, der voller schwatzender Frauen ist. Und Petrus folgt noch. Er durchschreitet eine Toreinfahrt und gelangt in einen großen Hof, der von ärmlichen Behausungen umgeben ist. Ich sage Toreinfahrt, weil da ein Torbogen ist. Doch eine Türe fehlt. Und Petrus folgt immer noch. Jesus betritt mit Andreas eines der kleinen Häuser. Petrus bleibt vor der Türe. Eine Frau bemerkt es und fragt ihn: »Bist du ein Verwandter von Aava? Auch die beiden anderen? Seid ihr gekommen, um sie abzuholen?«

»Sei still, du Henne! Man darf mich nicht sehen!«

Einer Frau das Reden verbieten ist eine schwierige Angelegenheit. Doch da Petrus sie mit seinen blitzenden Augen vertreibt, geht sie zu den anderen Frauen, um mit ihnen zu schwatzen. Der arme Petrus ist im Nu von einer Schar von Frauen umringt; auch Burschen und Männer kommen dazu. Alle ermahnen sich gegenseitig, zu schweigen, verstärken aber dadurch nur den Lärm. Petrus kocht innerlich, doch er beherrscht sich.

Aus dem Innern des Hauses dringt die schöne, volle, ruhige Stim-

me Jesu zusammen mit der gebrochenen Stimme einer Frau und der rauhen eines Mannes.

»Wenn sie immer eine gute Frau gewesen ist, warum willst du sie verstoßen? Hat sie jemals gegen dich gefehlt?«

»Nein, Meister, ich schwöre es dir! Ich habe ihn wie meinen Augapfel geliebt«, jammert die Frau.

Und der Mann darauf, kurz und hart: »Nein, sie hat sich mir gegenüber nichts anderes zuschulden kommen lassen, als daß sie unfruchtbar ist. Aber ich will Kinder haben. Ich will nicht den Fluch Gottes auf meinem Namen.«

»Es ist nicht die Schuld deiner Frau, wenn sie unfruchtbar ist.«

»Er beschuldigt mich und die Meinen deswegen wie wegen eines Verrates.«

»Frau, sei ehrlich: wußtest du darum?«

»Nein. Ich war und bin in allem wie alle anderen. Auch der Arzt hat mir gesagt, daß ich normal bin. Aber ich kann keine Kinder bekommen.«

»Du siehst also, daß sie dich nicht betrogen hat. Auch sie leidet darunter. Sei auch du ehrlich: wenn sie Mutter wäre, würdest du sie verstoßen?«

»Nein, ich schwöre es dir! Dann hätte ich keinen Grund dazu. Doch der Rabbi und auch der Schriftgelehrte haben gesagt: „Die Unfruchtbare ist ein Fluch Gottes für dein Haus, und du hast das Recht und die Pflicht, dich von ihr zu trennen. Betrübe deine Männlichkeit nicht mit Kinderlosigkeit.“ Ich tue also nur, was das Gesetz vorschreibt.«

»Nein, höre! Das Gesetz sagt: „Du sollst nicht ehebrechen“, und du bist gerade dabei, dies zu tun. Das ursprüngliche Gebot lautet so und nicht anders. Wenn Mose, durch die Härte eurer Herzen gezwungen, die Ehescheidung erlaubt hat, dann hat er es nur getan, um von Gott gehaßte Dinge zu unterbinden. Doch eure Laster haben die Vorschrift Moses immer mehr abgeschwächt und so die Kette von Bosheit und Steinigungen bewirkt, die nun das Los der

Frau geworden sind, die immer das Opfer eurer Ansprüche, Launen, eurer Taubheit und Blindheit in der Liebe ist. Ich sage dir: es ist dir nicht erlaubt, das zu tun, was du dir vorgenommen hast. Dein Vorsatz ist eine Beleidigung Gottes. Hat Abraham Sarai verstoßen? Oder Jakob die Rahel? Oder Elkana die Hanna? Und Manoach seine Frau? Kennst du den Täufer? Ja? War seine Mutter nicht bis ins hohe Alter unfruchtbar, und hat sie nicht den Heiligen Gottes geboren, so wie auch die Frau des Manoach den Simson, Hanna des Elkana den Samuel, Rahel den Josef und Sarai den Isaak geboren haben? Der Enthaltbarkeit des Gatten, seinem Mitleid mit der Unfruchtbaren, seiner Treue zur Ehe schenkt Gott einen seit Jahrhunderten gewährten Lohn, so wie er auch das Weinen der Unfruchtbaren in Lachen verwandelt, da sie nun nicht mehr unfruchtbar und betrübt ist, sondern voller Freude in ihrer späten Mutterwürde. Es ist dir nicht erlaubt, die Liebe deiner Frau zu kränken. Sei gerecht und ehrbar! Gott wird dich über deinen Verdienst hinaus belohnen.«

»Meister, du allein sprichst so. Ich wußte dies nicht. Ich habe die Schriftgelehrten gefragt, und sie haben mir geantwortet: „Tue es.“ Doch kein Wort darüber, daß Gott ein gutes Verhalten mit seinen Gaben belohnt. Wir sind ihnen ausgeliefert, und sie schließen uns die Augen und das Herz mit einer eisernen Hand. Ich bin nicht böse, Meister . . . Verachte mich nicht!«

»Nein, ich verachte dich nicht. Ich habe mehr Mitleid mit dir als mit der Frau, die dort weint. Ihre Tränen versiegen am Ende ihres Lebens. Dein Schmerz hingegen beginnt dann und dauert ewig an. Denke daran!«

»Nein, es wird nicht so sein. Ich will es nicht. Schwöre mir beim Gott Abrahams, daß das, was du sagst, Wahrheit ist!«

»Ich bin die Wahrheit und die Weisheit. Wer an mich glaubt, wird in sich Gerechtigkeit, Weisheit, Liebe und Frieden haben.«

»Ich will dir glauben. Ja, ich will dir glauben. Ich fühle in dir etwas, was den anderen fehlt. Daher gehe ich nun zum Priester und sage ihm: „Ich werde sie nicht verstoßen. Ich behalte sie bei mir und bitte

Gott nur darum, daß er mir hilft, den Schmerz der Kinderlosigkeit besser ertragen zu können.“ Aava, weine nicht ... Wir wollen den Meister bitten, wieder zu kommen, damit ich gut bleibe, und du ... liebe mich auch in Zukunft!«

Die Frau weint noch stärker wegen des Gegensatzes des eben noch empfundenen Schmerzes zur jetzigen Freude. Jesus lächelt. »Weine nicht! Schau mich an, Frau!«

Sie hebt den Kopf. Mit ihrem tränennassen Gesicht betrachtet sie das leuchtende Antlitz.

»Komm her, Mann! Knie vor deiner Frau nieder! Ich werde euch nun segnen und eure Ehe heiligen. Hört: „Herr, Gott unserer Väter, der du aus dem Schlamm den Adam geschaffen und ihm Eva zur Gefährtin gegeben hast, damit sie die Erde mit Menschen bevölkere und sie in heiliger Gottesfurcht erziehe: komm hernieder mit deinem Segen und deiner Barmherzigkeit, öffne und befruchte den Schoß, den der Feind geschlossen hält, um zur zweifachen Sünde des Ehebruchs und der Verzweiflung zu führen! Habe Erbarmen mit diesen beiden, heiliger Vater, höchster Schöpfer! Mache sie glücklich und heilig! Mache sie fruchtbar wie einen Weinberg; er soll sie beschützen wie eine Ulme, die nicht wankt. Steige herab, göttliches Leben, um Leben zu geben! Komm herab, Feuer, um zu wärmen! Komm, o Mächtiger, und wirke! Komm herab und mache, daß sie dir zum Dankfest für die Ernte des kommenden Jahres ihre lebendige Gabe opfern können, ihren Erstgeborenen, den dir, o Ewiger, heiligen Sohn; der du alle segnest, die auf dich hoffen.“« Jesus hat mit Donnerstimme gebetet, während seine heiligen Hände auf den geneigten Häuptern der beiden lagen.

Die Leute beherrschen sich nicht länger und beginnen zu drängen. In der ersten Reihe steht Petrus. »Steht auf! Habt Vertrauen und seid heilig!«

»Oh, bleibe, Meister!«, bitten die beiden Versöhnten.

»Ich kann nicht. Ich werde wiederkommen, mehrmals!«

»Bleibe, bleibe! Sprich zu uns!«, ruft die Menge.

Doch Jesus gibt den Segen, ohne sich länger aufzuhalten. Er verspricht aber, bald wiederzukommen. Eine kleine Menge folgt ihm, als er zu dem Haus, das ihm Gastfreundschaft gewährt, zurückkehrt.

»Du neugieriger Mensch! Was soll ich mit dir machen?« fragt Jesus den Petrus auf dem Weg.

»Was du willst; ... aber inzwischen bin ich dageigewesen.«

Sie treten in das Haus ein, verabschieden die Leute, die sich noch über das Ereignis unterhalten, und begeben sich zum Abendessen.

Petrus ist immer noch neugierig. »Meister, wird sie wirklich ein Kind bekommen?«

»Hast du schon einmal gesehen, daß ich etwas verspreche, das sich nicht verwirklicht? Glaubst du, daß ich es mir erlauben würde, das Vertrauen in den Vater auszunützen, um zu lügen und zu enttäuschen?«

»Nein ... aber ... Du könntest es bei allen Eheleuten so machen?«

»Ich könnte es. Ich tue es jedoch nur, wo ich sehe, daß ein Kind die Eltern zur Heiligkeit führt. Wo es hingegen ein Hindernis darstellen würde, greife ich nicht ein.«

Petrus wühlt nachdenklich in seinen grauen Haaren und schweigt.

Der Hirte Josef kommt herein. Er ist ganz mit Staub bedeckt, als ob er einen weiten Weg hinter sich hätte.

»Du? Was ist vorgefallen?« fragt Jesus nach dem Begrüßungskuß.

»Ich habe Briefe für dich. Deine Mutter hat sie mir gegeben; ein Brief ist von ihr selbst. Hier sind sie.«

Josef übergibt ihm drei kleine Rollen aus feinem Pergament, die mit einem Band zusammengebunden sind. Die größte von ihnen ist sogar versiegelt. Eine Rolle ist nur zugebunden, die dritte hat ein gebrochenes Siegel.

»Dieser hier ist von deiner Mutter«, sagt Josef und weist auf die Rolle mit dem Bändchen. Jesus öffnet sie und liest. Zuerst nur leise, dann mit lauter Stimme: »„An meinen geliebten Sohn, der Friede

und Gottes Segen seien mit dir! Zur ersten Stunde der Kaienden des Mondes von Elul kam ein Bote von Betanien zu mir. Es war Isaak, der Hirte, dem ich in deinem Namen den Friedenskuß gegeben und meinen Dank ausgesprochen habe. Er brachte mir die beiden Briefe, die ich dir sende, und berichtete mündlich, daß der Freund Lazarus von Betanien dich ersucht, ihm seine Bitte zu erfüllen. Geliebter Jesus, mein gepriesener Sohn und Herr, auch ich möchte dich um zwei Dinge bitten: erstens möchte ich dich daran erinnern, daß du mir versprochen hast, deine arme Mama im Worte zu unterweisen. Und zweitens möchte ich dich bitten, nicht nach Nazaret zu kommen, ohne vorher mit mir gesprochen zu haben.“«

Jesus hält inne, steht auf, geht zu Jakobus und Judas und stellt sich zwischen beide. Er umarmt sie beide fest und sagt dann: »„Alphäus ist zur Zeit des letzten Vollmondes in Abrahams Schoß zurückgekehrt, und die Trauer der Stadt war sehr groß.“« Die beiden Söhne weinen an der Brust Jesu, der den Brief zu Ende liest: »„In der letzten Stunde hat er nach dir verlangt, doch du warst weit fort. Dies ist jedoch ein Trost für Maria, die darin die Vergebung Gottes sieht; das wird auch den Neffen den Frieden geben.“

Hört ihr, sie sagt es, und sie weiß, was sie sagt.«

»Gib mir den Brief!« bittet Jakobus.

»Nein, du würdest noch mehr leiden.«

»Warum? Gibt es denn einen größeren Schmerz als den Tod des Vaters?«

»Hat er uns verflucht?« seufzt Judas.

»Nein, nein, das nicht«, sagt Jesus.

»Du sagst so, um uns nicht zu betrüben. Aber es ist doch so!«

»Lies!«

Und Judas liest: »„Jesus, ich bitte dich, und auch Maria bittet dich darum: Komm nicht nach Nazaret, bis die Trauerzeit vorbei ist! Die Liebe zu Alphäus macht die Nazarener gegen dich ungerecht, und deine Mutter weint deswegen. Der gute Freund Alphäus (der Sara) tröstet mich und beruhigt die Stadt. Viel Lärm hat die Erzählung

Aschers und Ismaels über die Heilung der Frau Chuzas verursacht. Doch Nazaret ist jetzt ein durch die Winde aus verschiedenen Richtungen aufgewühltes Meer. Ich segne dich, mein Sohn, und erbitte von dir den Frieden und den Segen für meine Seele. Friede den Nefen! Deine Mutter.“«

Die Apostel trösten die weinenden Brüder und reden mit ihnen. Doch Petrus fragt: »Und die anderen Briefe liest du nicht?«

Jesus bejaht und öffnet die Rolle des Lazarus. Er ruft Simon den Zeloten. Sie lesen miteinander in einer Ecke. Dann öffnen sie die andere Rolle, lesen auch diese und sprechen miteinander. Ich sehe, daß der Zelote Jesus von etwas überzeugen will, was ihm jedoch nicht gelingt.

Jesus geht mit den Rollen in der Hand in die Mitte des Zimmers und sagt: »Hört, Freunde! Wir alle sind eine Familie, und es gibt keine Geheimnisse unter uns. Und wenn Mitleid das Übel verbergen möchte, dann muß die Gerechtigkeit das Gute kundgeben. Hört also, was Lazarus von Betanien schreibt:

„An den Herrn Jesus, Frieden und Segen! Frieden und Gruß meinem Freund Simon! Ich habe deinen Brief erhalten, und als dein Diener habe ich mein Herz, mein Sein und alles, was ich habe, in deinen Dienst gestellt, um dich zufriedenzustellen und die Ehre zu haben, dir kein unnützer Knecht zu sein. Ich bin zu Doras gegangen, in sein Schloß in Judäa, und habe ihn gebeten, mir seinen Diener Jona zu verkaufen, wie es dein Wunsch ist. Ich muß bekennen: wenn es nicht wegen der inständigen Bitte Simons, deines Freundes, gewesen wäre, hätte ich diesen unberechenbaren, groben und gemeinen Schakal niemals aufgesucht. Aber für dich, mein Meister und Freund, fühle ich mich fähig, auch dem Teufel entgegenzutreten; denn ich meine, daß, wer für dich arbeitet, dich in seiner Nähe hat und somit beschützt wird. Und beschützt war ich in der Tat; denn aller Voraussicht zum Trotz habe ich gesiegt. Hart war der Wortwechsel und betrübend die ersten Reaktionen. Dreimal mußte ich mich diesem heimtückischen Mächtigen beugen. Dann ließ er mich einige Tage

warten. Endlich kam die Antwort. Einer Natter würdig! Ich wage es kaum zu sagen: ‚Gib nach, um des Zweckes willen.‘ Denn er ist nicht wert, dich zu haben. Doch es gibt keinen anderen Weg. In deinem Namen habe ich angenommen und unterschrieben. Wenn ich es falsch gemacht habe, dann tadle mich. Doch glaube mir: ich habe versucht, dir so gut als möglich zu dienen. Gestern kam einer deiner Jünger aus Judäa, der sagte, er käme in deinem Namen, um zu erfahren, ob Nachrichten für dich zu überbringen seien. Er nannte sich Judas von Kerijot. Doch ich zog es vor, Isaak abzuwarten, um ihm den Brief zu geben. Und ich wunderte mich, daß du jemand anderen geschickt hast, da du doch wissen mußt, daß Isaak jeden Sabbat hierher kommt, um sich auszuruhen. Anderes habe ich dir nicht mitzuteilen. Ich küsse deine heiligen Füße und bitte dich, sie zu deinem Diener und Freund zu lenken, wie du es versprochen hast. Grüße an Simon. Dir, Meister und Freund, einen Friedenskuß und die Bitte um deinen Segen! Lazarus.“

Und jetzt der andere Brief: „Sei begrüßt, Lazarus. Ich habe mich entschlossen. Für die doppelte Summe kannst du Jona haben. Doch stelle ich diese Bedingung, von der ich auf keinen Fall abgehen werde: ich will, daß Jona zuvor noch die Ernte einbringen hilft. Er kann dann beim Mond des Tischri im Morgengrauen abgeholt werden. Ich verlange aber, daß Jesus von Nazaret ihn persönlich abholt. Ich bitte ihn, unter mein Dach zu kommen, damit auch ich ihn kennenlernen. Ich verlange eine sofortige Zahlung nach ordnungsgemäßem Vertrag. Doras.“«

»Welche Pest!« schreit Petrus. »Doch wer soll denn zahlen? Wer weiß, wieviel er verlangt, und wir ... wir sind immer ohne einen Heller!«

»Simon zahlt, um damit mich und den armen Jona glücklich zu machen. Er bekommt nur ein Wrack von einem Menschen, der ihm nicht mehr nützlich sein kann. Doch er erwirbt sich ein großes Verdienst für den Himmel.«

»Du? Oh!« Alle sind erstaunt. Auch die Söhne des Alphäus vergessen vor Staunen einen Augenblick ihre Trauer.

»Er ist es! Es ist recht und billig, daß man es erfährt.«

»Es wäre auch recht zu erfahren, warum Judas von Kerijot zu Lazarus gegangen ist. Wer hat ihn denn dorthin geschickt? Du etwa?«

Doch Jesus gibt Petrus keine Antwort. Er ist sehr ernst und nachdenklich geworden. Er sagt nur: »Laßt Josef sich erquicken, und dann wollen wir uns alle zur Ruhe begeben. Ich werde die Antwort für Lazarus vorbereiten . . . Ist Isaak immer noch in Nazaret?«

»Er wartet dort auf mich.«

»Dann werden wir alle nach Nazaret gehen.«

»Nein! Deine Mutter sagt . . . « Alle sind erregt.

»Schweig! Ich will es so. Die Mutter spricht mit ihrem Herzen voller Liebe, ich urteile mit meinem Verstand. Ich möchte es so, weil Judas nicht dabei ist. Ich möchte den Vettern Simon und Josef die Freundeshand reichen und mit ihnen weinen, bevor die Trauerzeit zu Ende ist. Dann kehren wir nach Kafarnaum, nach Gennesaret, an den See zurück, um dort das Ende des Mondes des Tischri abzuwarten. Wir werden die beiden Marien mit uns nehmen. Eure Mutter hat nun viel Liebe nötig. Wir werden sie ihr geben. Meine Mutter hat Frieden nötig. Ich bin ihr Friede!«

»Glaubst du, daß in Nazaret . . . « fragt Petrus.

»Ich glaube gar nichts!«

»Ah, gut so; denn wenn sie sie belästigen oder ihr Schmerzen bereiten, dann bekommen sie es mit mir zu tun!« sagt Petrus erbost.

Jesus liebkost ihn, doch er ist nachdenklich. Ich möchte sagen, er ist traurig. Dann geht er zu Judas und Jakobus und setzt sich zu ihnen, um sie zu trösten.

Die anderen reden leise, um sie in ihrem Schmerz nicht zu stören.

143 Jesus schließt im Hause Marias des Alphäus mit dem Vetter Simon Frieden

Der Abend senkt sich in einem herrlichen Abendrot nieder, das zuerst wie erlöschendes Feuer wirkt, dann dunkler wird, bis es die Far-

be eines rötlichen Violetts annimmt. Eine einmalige, herrliche Farbe, die den Himmel gegen Westen zeichnet, während der Osten langsam erlischt, um im dunklen Kobaltblau des Himmels zu verschwinden, wo sich bereits die ersten Sterne entzünden und der wachsende Mond sich in seiner zweiten Phase zeigt. Die Landleute beeilen sich heimzugehen, und schon sieht man an den Rauchwölkchen über den niedrigen Häusern von Nazaret, daß auf den Kochstellen bereits das Feuer brennt.

Jesus kehrt in die Stadt zurück, und im Gegensatz zum Wunsch der anderen will er nicht, daß jemand seine Mutter verständige.

»Es wird nichts geschehen. Warum sie vorher aufregen?« sagt er. Nun sind sie bei den ersten Häusern angelangt. Einige Leute grüßen, andere flüstern hinter ihrem Rücken, weitere drehen sich um oder schlagen die Türen zu, wenn die Gruppe der Apostel vorübergeht.

Das Mienenspiel des Petrus ist ein wahres Gedicht! Aber auch die anderen sind beunruhigt. Die Söhne des Alphäus wirken wie zwei Verurteilte. Sie gehen mit Jesus voraus, gesenkten Hauptes. Doch sie beobachten alles, und ab und zu schauen sie sich gegenseitig an; dann blicken sie zu Jesus, wie um Verständnis bittend. Er antwortet, als ob nichts Besonderes wäre, mit der gewohnten Liebenswürdigkeit auf die Begrüßungen und neigt sich liebevoll den Kindern zu, die in ihrer Einfalt nicht für diesen oder jenen Partei nehmen, sondern immer die kleinen Freunde ihres Jesus sind, der so gut zu ihnen ist.

Besonders eines der Kinder, ein kugelrundes Dickerchen von ungefähr vier Jahren, löst sich von der Hand der Mutter, springt Jesus mit ausgestreckten Ärmchen entgegen und bittet: »Nimm mich, nimm mich!« Und Jesus stellt ihn zufrieden, nimmt ihn auf die Arme und küßt ihn auf den kleinen Mund, der ganz verschmiert ist von einer süßen, saftigen Feige, an der das Kind noch saugt. Der Kleine faßt alle seine kindliche Liebe zusammen, bietet Jesus ein Stückchen seiner Feige an und fordert ihn auf: »Nimm nur, sie ist gut!« Jesus lacht, als ihm das kleine Männchen den Bissen in den Mund steckt.

Isaak kommt vom Brunnen mit Krügen beladen. Er sieht Jesus, stellt die Krüge auf den Boden und ruft aus: »Oh, mein Herr!« und eilt Jesus entgegen. »Soeben ist deine Mutter nach Hause gegangen. Sie war bei der Schwägerin. Aber ... hast du den Brief nicht bekommen?« fragt er.

»Gerade deswegen bin ich hier. Sag der Mama noch nichts. Zuerst will ich in das Haus des Alphäus gehen.« Isaak sagt klugerweise nichts anderes als: »Ich gehorche dir«, nimmt seine Krüge und geht nach Hause.

»Nun wollen wir hingehen. Ihr, meine Freunde, erwartet uns hier. Wir werden uns nicht lange aufhalten.«

»Nein, wirklich. Wir wollen nicht das Haus der Trauer betreten, sondern ziehen es vor, hier draußen zu bleiben. Nicht wahr?« sagt Petrus.

»Petrus hat recht! Wir bleiben auf der Straße, doch in deiner Nähe.«

Jesus gibt dem Willen aller nach. Er lächelt jedoch und sagt: »Sie werden mir nichts antun. Glaubt mir! Sie sind nicht böse. Sie sind nur von menschlichen Gefühlen erfüllt. Laßt uns gehen!«

Nun sind sie auf der Straße zum Hause; sie betreten den Garten. Jesus geht voran, hinter ihm kommen Judas und Jakobus. Jesus betritt die Schwelle der Küche. Maria des Alphäus ist am Herd mit Kochen beschäftigt. Sie weint. In einer Ecke sitzen Simon und Josef mit anderen Männern. Unter ihnen befindet sich auch Alphäus der Sara. Sie sehen wie stumme Statuen aus. Ob es so Brauch ist? Ich weiß es nicht.

»Der Friede sei mit diesem Haus und der Seele, die es verlassen hat.«

Die Witwe stößt einen Schrei aus und stellt sich mit einer instinktiven, abwehrenden Geste zwischen Jesus und die anderen. Simon und Josef erheben sich mit finsternen, ungläubigen Gesichtern. Doch Jesus tut, als ob er ihre feindliche Haltung nicht bemerke. Er geht zu den beiden Männern (Simon ist schon ungefähr fünfzig Jahre alt,

wenn nicht älter) und streckt ihnen die Hände entgegen. Die beiden sind fassungslos, wagen jedoch nicht, etwas Ungehöriges zu tun. Alphäus der Sara zittert und leidet sichtlich.

»Simon, du bist nun das Familienhaupt. Warum empfängst du mich nicht? Ich komme, um mit dir zu klagen. Wie gerne wäre ich in der Stunde des Schmerzes bei euch gewesen! Es war nicht meine Schuld, daß ich nicht hier war. Sei gerecht, Simon! Du mußt es zugeben!«

Der Mann verharrt immer noch in seiner abwehrenden Haltung.

»Und du, Josef, mit dem mir so teuren Namen? Warum nimmst du meinen Kuß nicht an? Wollt ihr mir nicht erlauben, mit euch zu weinen? Der Tod ist ein Band der echten Liebe. Und wir liebten uns! Warum soll jetzt Zwietracht herrschen?«

»Deinetwegen hatte unser Vater einen so kummervollen Tod«, sagt Josef hart. Und Simon: »Du hättest hierbleiben sollen. Du hast gewußt, daß er im Sterben lag. Warum bist du nicht hiergeblieben? Er hat nach dir verlangt.«

»Ich hätte nicht mehr für ihn tun können, als ich schon getan hatte; ihr wißt es ... «

Simon sagt nun einsichtsvoller: »Es ist wahr! Ich weiß, daß du gekommen bist und daß er dich weggejagt hat. Aber er war krank und gekränkt.«

»Ich weiß es, und ich habe deiner Mutter und deinen Brüdern gesagt: „Ich trage es ihm nicht nach, denn ich verstehe sein Herz.“ Aber über allem steht Gott. Und Gott hat von allen dieses Leiden verlangt: von mir, der ich gelitten habe, glaubt es mir, als ob mein Fleisch in Stücke zerrissen worden wäre; von eurem Vater, der in diesem großen Leid eine große Wahrheit verstanden hat, die ihm Zeit seines Lebens verborgen geblieben war; von euch, die ihr durch dieses Leid Gelegenheit habt, ein Opfer darzubringen, das heilsamer ist als das eines geschlachteten Jungtieres; und von Jakobus und Judas, die nun nicht weniger erwachsen sind als du, mein Simon; auf ihnen lag das größte Gewicht an Schmerz, der sie bedrückte wie ein

Mühlstein, und sie sind reif geworden in den Augen Gottes.«

»Welche Wahrheit hat unser Vater erkannt? Eine einzige: daß in seiner letzten Stunde sein eigenes Blut ihm zum Feind geworden ist«, sagt Josef hart.

»Nein, denn über dem Blute steht der Geist. Er hat den Schmerz Abrahams verstanden, und deshalb ist Abraham ihm zu Hilfe gekommen«, antwortet Jesus.

»Möge dies wahr sein! Doch wer gibt uns die Gewähr dafür?«

»Ich, Simon. Und mehr noch als ich, der Tod deines Vaters. Hat er mich nicht gesucht? Du selbst hast es gesagt.«

»Ich habe es gesagt, das ist wahr. Er wollte Jesus. Er hat gesagt: „Wenigstens meine Seele soll nicht sterben! Er kann es machen. Ich habe ihn abgewiesen, und nun wird er nicht mehr kommen. O Tod ohne Jesus! Welch ein Schrecken! Warum habe ich ihn weggejagt?“ Ja, so hat er gesagt. Und er hat hinzugefügt: „Er hat mich oft gefragt: „Soll ich gehen, und ich habe ihn weggeschickt ... Nun kommt er nicht wieder.“ Er hat dich gewollt ... nach dir verlangt. Deine Mutter hat dich suchen lassen, doch sie konnten dich nicht finden in Kafarnaum, und er hat deswegen sehr geweint. Und mit seiner letzten Kraft hat er die Hände deiner Mutter ergriffen und hat sie nicht mehr fortgehen lassen. Er konnte nur noch stammeln. Aber er hat gesagt: „Die Mutter ist ein wenig vom Sohn. Ich halte die Mutter fest, um etwas von ihm zu haben; denn ich habe Angst vor dem Tod.“ Mein armer Vater!«

Hier beginnt eine orientalische Szene mit lauten Klagerufen und Schmerzgejammer, an der alle teilnehmen; selbst Jakobus und Judas, die es gewagt haben, einzutreten. Am ruhigsten ist Jesus. Er weint nur lautlos.

»Du weinst? Du hast ihn also geliebt?« fragt Simon.

»Oh, Simon! Du fragst mich das? Wenn ich gekonnt hätte, glaubst du, ich hätte diesen Schmerz zugelassen? Doch ich bin mit dem Vater, aber nicht über dem Vater.«

»Du heilst Sterbende, aber ihn hast du nicht geheilt«, sagt Josef verbittert.

»Er hat nicht an mich geglaubt.«

»Das ist wahr, Josef,« bemerkt der Bruder Simon.

»Er glaubte nicht, und er konnte seinen Groll nicht überwinden. Ich vermag nichts, wo Unglaube und Haß herrschen. Daher sage ich euch: haßt eure Brüder nicht! Hier sind sie. Ihr Kummer darf nicht von eurem Groll vermehrt werden. Eure Mutter leidet unter diesem weiterbestehenden Haß mehr als unter dem Tod, der von selbst ein Ende nimmt, und mit dem euer Vater den Frieden gefunden hat; denn sein Verlangen nach mir erwirkte ihm die Vergebung Gottes. Ich spreche mit euch nicht von mir und verlange von euch nichts für mich. Ich bin in der Welt, doch ich bin nicht von dieser Welt. Er, der in meinem Innern lebt, entschädigt mich für das, was die Welt mir vorenthält. Ich leide in meiner Menschheit, doch mein Geist erhebt sich über die Erde und jubelt in himmlischen Dingen. Doch sie! ... Fehlt nicht gegen das Gebot der Liebe und des Blutes. Liebt euch! Es ist keine Geringschätzung des Blutes in Jakobus und Judas. Und selbst wenn es der Fall wäre ... verzeiht! Betrachtet die Dinge gerechterweise, und ihr werdet sehen, daß sie am stärksten vom Schmerz betroffen sind, weil die Bedürfnisse ihrer gottgeweihten Seelen nicht verstanden werden. Dennoch ist in ihnen kein Haß! Nur das Verlangen nach Liebe. Nicht wahr, meine Vettern?«

Jakobus und Judas, welche die Mutter an ihr Herz drückt, bejahen unter Tränen.

»Simon, du bist der Älteste. Gib ein Beispiel ... «

»Ich ... meinetwegen ... doch die Welt ... und du ... «

»Oh, die Welt! Sie vergißt und wechselt mit jedem neuen Tag ... Und ich? Komm, gib mir deinen Bruderkuß! Ich liebe dich! Du weißt es. Wirf deine Krusten ab, die dich so hart machen und gar nicht zu dir passen, sondern dir aufgedrückt wurden von einem, der dir fremd ist und nicht so gerecht ist wie du. Urteile immer mit deinem guten Herzen!«

Simon, immer noch etwas widerstrebend, öffnet die Arme. Jesus küßt ihn und führt ihn zu seinen Brüdern. Sie küssen sich unter Tränen und Wehklagen.

»Nun du, Josef . . . «

»Nein, bestehe nicht darauf! Ich denke an den Schmerz des Vaters.«

»Wahrlich, du verewigst ihn mit deiner Verbitterung.«

»Was tuts! Ich bin treu!«

Jesus drängt nicht weiter. Er wendet sich an Simon: »Es ist spät geworden, aber wenn du erlaubst . . . unser Herz brennt darauf, seinen Leichnam zu ehren. Wo ist Alphäus? Wo habt ihr ihn beigesetzt?«

»Hinter dem Hause. Wo der Ölgarten an den Felsen grenzt. Eine würdige Grabstätte!«

»Ich bitte dich, führe mich dorthin! Maria, fasse Mut! Dein Gemahl jubelt, weil er deine Söhne um dich sieht. Bleibt hier! Ich will mit Simon gehen. Seid im Frieden! Josef, dir sage ich, was ich auch deinem Vater gesagt habe: „Ich zürne dir nicht. Ich liebe dich. Wenn du mich brauchst, rufe mich! Ich werde kommen, um mit dir zu weinen. Leb wohl!“ « Und Jesus geht mit Simon hinaus.

Die Apostel sind erstaunt. Doch sie sehen die beiden in gutem Einvernehmen und freuen sich darüber.

»Kommt auch ihr!« sagt Jesus. »Sie sind meine Jünger, Simon. Auch sie möchten deinem Vater Ehre erweisen. Laßt uns gehen!«

Sie gehen zum Ölgarten, und alles ist zu Ende.

144 »Die Gnade wirkt immer, wo der gute Wille zur Gerechtigkeit vorhanden ist«

Jesus sagt:

»Wie du siehst, hat sich Simon, der nicht so verstockt ist, wenigstens teilweise der Gerechtigkeit mit heiliger Bereitschaft unterworfen. Er ist nicht sofort mein Jünger oder gar Apostel geworden, wie du ihn in deiner Unkenntnis vor einem Jahr bezeichnet hast; doch er ist nach dieser Begegnung bei Anlaß des Todes des Alphäus wenigstens kein feindlich gesinnter Zuschauer mehr. Er ist der Beschützer seiner wie auch meiner Mutter; ein Mann, der sie, wenn es nötig ist,

vor dem Spott der Leute schützt und verteidigt. Nicht stark genug, sich denen entgegensustellen, die mich als verrückt erklärten; noch viel zu sehr Mensch, um sich nicht meinetwegen etwas zu schämen und besorgt zu sein, daß ich seiner Familie schaden könnte, besonders wegen meines Apostolates, das den Sekten so entgegengesetzt ist. Doch er ist schon auf dem guten Weg. Auf diesem wird er nach meinem Opfer fortfahren, immer sicherer werdend, bis er mit seinem Blute für mich Zeugnis ablegen wird. Die Gnade wirkt manchmal wie ein Blitz, manchmal aber auch sehr langsam. Doch dort, wo der gute Wille vorhanden ist, wirkt sie immer.

Geh in Frieden. Bewahre den Frieden inmitten deiner Leiden! Die Vorbereitungszeit auf Ostern hat begonnen, und du trägst für mich das Kreuz. Ich segne dich, Maria vom Kreuze Jesu.«

Später sagt er:

»Nichts von alledem. Mit grenzenloser Liebe und zarter Klugheit mußt du *alle* annehmen und darfst niemand abweisen. Sich abkapseln würde nur die Neugier vieler noch mehr reizen. Ablehnung wäre Lieblosigkeit. Ich habe es dir gesagt: du wirst die Stadt sein, die man sucht. Nicht alle kommen mit aufrichtigem Herzen? Was tun? Du mußt klug sein, das genügt. Befürchtest du, Zeit zu verlieren? Wer ist der Herr der Zeit? Ich! Also? Auf, auf, ohne Angst, ohne Aufregung, ohne Ungeduld! Du siehst, wie oft ich mein Programm ändern mußte? Und ich war es ... Friede, Friede und Liebe für alle, das genügt!«

Mündlich werde ich Ihnen sagen, weshalb diese kleine Lektion.

145 Jesus wird in Nazaret schlecht empfangen

Ich sehe einen großen quadratischen Raum. Ich sage Raum, obgleich ich weiß, daß es sich um die Synagoge von Nazaret handelt (wie mein innerer Mahner zu mir sagt), denn außer den nackten Wänden, die gelblich getüncht sind, sehe ich nur auf einer Seite eine Kanzel und ein hohes Leseputl mit Pergamentrollen. Leseputl oder Regal, wie ihr wollt. Es ist eine Art geneigter Tisch, der nur einen Fuß hat und auf dem die Rollen nebeneinanderliegen.

Es sind auch Menschen da, die beten ... nicht, wie wir es tun, sondern nach einer Seite gebeugt und die Hände nicht gefaltet, sondern erhoben; ungefähr so wie der Priester sie am Altare hält. Auf der Kanzel und über dem Pult hängen sieben Lampen.

Ich verstehe den Sinn dieser Vision nicht, die für einige Zeit unverändert in mir bleibt. Doch Jesus trägt mir auf, sie niederzuschreiben, und ich tue es.

Ich bin wieder in der Synagoge von Nazaret.

Der Rabbi liest etwas vor. Ich höre die Kantilene seiner näselnden Stimme, aber ich kann die Worte in einer mir unbekannt Sprache nicht verstehen. Unter den Menschen sehe ich Jesus mit den Vettern und anderen, die bestimmt auch mit ihm verwandt sind, die ich jedoch nicht kenne.

Nach der Lesung wendet der Rabbi der Menge einen fragenden Blick zu. Jesus geht nach vorne und bittet darum, heute die Versammlung leiten zu dürfen.

Ich höre seine schöne Stimme, die den Vers des Jesaja liest, der im Evangelium enthalten ist: »Der Geist des Herrn ist über mir ... « und ich höre seine Erklärung, in der er sich den Überbringer der Frohen Botschaft nennt, des Gesetzes der Liebe, das die frühere Härte durch die Barmherzigkeit ersetzt; damit alle das Heil erlangen, die durch Adams Schuld in der Seele krank geworden sind und folglich auch im Fleische, da die Sünde immer Laster und das Laster auch körperliche Krankheiten hervorruft. Und damit alle, die Gefangene des Geistes des Bösen sind, Befreiung finden. »Ich bin gekommen, diese Ketten zu zerbrechen, den Weg zum Himmel zu öffnen, den verblendeten Seelen das Licht zu bringen und den tauben Seelen das Gehör zu schenken. Die Zeit der Gnade des Herrn ist da. Sie ist unter euch. Sie ist es, die zu euch spricht. Die Patriarchen haben diesen Tag ersehnt, den die Stimme des Allererhöchsten angekündigt und dessen Stunde die Propheten vorausgesagt haben. Und durch übernatürliche Einwirkung ist ihnen schon kundgetan worden, daß

der Morgen dieses Tages angebrochen ist und daß ihr Einzug ins Paradies nicht mehr fern ist. Sie frohlocken darüber im Geiste, sie, die schon heilig sind und denen nur noch mein Segen fehlt, um Bürger des Himmels zu werden. Ihr seht es! Kommt zum Licht, das aufgegangen ist! Legt eure Leidenschaften ab, um gefügig zu werden und Christus nachzufolgen. Habt den guten Willen zu glauben, euch zu bessern und das Heil zu wollen, und das Heil wird euch gegeben werden. Es liegt in meinen Händen. Aber ich schenke es nur denen, die guten Willens sind, es anzunehmen. Denn es wäre Beleidigung der Gnade gegenüber, es denen zu geben, die weiterhin dem bösen Geiste dienen wollen.«

Ein Gemurmel geht durch die Synagoge. Jesus schaut umher. Er liest auf den Gesichtern und in den Herzen und fährt fort: »Ich verstehe, was ihr denkt. Da ich Nazarener bin, glaubt ihr ein Anrecht auf Privilegien zu haben. Doch das ist nur euer Egoismus, nicht die Kraft eures Glaubens. Ich sage euch: wahrlich, kein Prophet wird in seiner Vaterstadt gut aufgenommen. Andere Orte haben mich aufgenommen, und viele andere, deren Name für euch ein Ärgernis bedeutet, werden mich mit noch größerem Glauben aufnehmen. Dort werde ich meine Nachfolger finden, während ich hier, in meiner Heimat, nichts tun kann, denn sie ist mir verschlossen und feindlich. Aber ich erinnere euch an Elija und Elischa. Der erste fand Glauben bei einer Frau in Phönizien, der andere bei einem Syrer. Und bei beiden konnte das Wunder gewirkt werden. Die Leute, die in Israel am Verhungern waren, bekamen kein Brot, und die Aussätzigen fanden keine Reinigung, weil ihr Herz den guten Willen nicht hatte, den der Prophet wie eine Perle suchte. Das wird auch euch geschehen, da ihr feindlich und ungläubig dem Worte Gottes gegenüber seid.«

Die Menge beginnt zu schreien und versucht handgreiflich zu werden. Doch die Apostel, die Vетtern, Judas, Jakobus und Simon verteidigen Jesus; da jagen die wütenden Nazarener ihn aus der Stadt. Sie verfolgen ihn bis zur Spitze des Berges und drohen ihm nicht nur mit Worten. Doch Jesus wendet sich um und bannt sie mit seinem

magnetischen Blick, so daß sie sich nicht bewegen können. Dann schreitet er unbehelligt durch ihre Mitte und verschwindet auf einem Bergpfad.

Ich sehe ein sehr kleines Dorf, das nur aus einer Handvoll Häuser besteht. Wir würden es heute einen Weiler nennen. Es liegt höher als Nazaret, das man tiefer im Tale sieht, ist aber nur einige Kilometer davon entfernt. Eine sehr armselige Ortschaft.

Jesus spricht mit Maria, die auf einem Mäuerlein bei einem Häuschen sitzt. Vielleicht ist es das Haus von Freunden oder zumindest gastfreundlich gesinnter Leute entsprechend den Gebräuchen orientalischer Gastfreundschaft. Jesus hat sich hierher zurückgezogen, nachdem er von Nazaret vertrieben worden war, und er erwartet die Apostel, die in der Nachbarschaft verstreut waren, während er selbst bei Maria weilte.

Mit ihm sind nur die drei Vettern, die sich im Augenblick in der Küche befinden und sich mit einer älteren Frau unterhalten, die Thaddäus „Mutter“ nennt. Somit verstehe ich, daß es Maria des Klopas ist. Es ist eine ältere Frau, und ich erkenne sie wieder; sie war mit der seligen Jungfrau an der Hochzeit von Kana. Sicher hat sich Maria des Klopas mit ihren Söhnen dorthin zurückgezogen, damit Jesus ungestört mit seiner Mutter sprechen könne.

Maria ist betrübt. Sie hat vom Vorfall in der Synagoge gehört und ist traurig darüber. Jesus tröstet sie. Maria bittet den Sohn, sich von Nazaret fernzuhalten, wo alle gegen ihn sind, selbst die Verwandten, die ihn als einen Narren bezeichnen, der nur Streit und Zwietracht verursache.

Doch Jesus macht eine lächelnde Miene. Es scheint, als ob er sagen wolle: »Es war zu erwarten, Schwamm darüber.« Maria aber ist sehr besorgt. So antwortet Jesus: »Mama, wenn der Menschensohn nur dorthin gehen wollte, wo er geliebt wird, dann müßte er seine Schritte von dieser Erde wenden und zum Himmel zurückkehren. Ich habe überall Feinde. Denn man haßt die Wahrheit, und ich bin die Wahrheit! Doch ich bin nicht gekommen, um bequem Liebe zu

finden. Ich bin gekommen, um den Willen des Vaters zu erfüllen und die Menschen zu erlösen. Du bist die Liebe, Mama, meine Liebe, die mich für alles entschädigt. Du, und diese kleine Herde, die sich jeden Tag um einige Schäflein vergrößert, die ich den Wölfen der Leidenschaften entreiße und in den Schafstall Gottes führe. Das ist meine Pflicht. Ich bin gekommen, um diese Aufgabe zu erfüllen, und ich muß sie erfüllen selbst bis zum Zerschellen an den Steinen ihrer Herzen, die sich dem Guten verschließen. Erst wenn ich hingeopfert bin und diese Herzen in meinem Blute bade, werde ich sie erweichen können und ihnen mein Zeichen aufdrücken, das jenes des Feindes auslöscht. Mutter, deswegen bin ich vom Himmel herabgestiegen. Ich kann nichts anderes wünschen als dies zu erfüllen.«

»O Sohn! Mein Sohn!« sagt Maria mit klagender Stimme. Jesus liebkost sie. Ich bemerke, daß Maria außer dem üblichen Schleier auch den Mantel über das Haupt gezogen hat. Sie ist ganz verhüllt wie eine Priesterin.

»Ich werde einige Zeit abwesend sein, um dich zufriedenzustellen. Wenn ich in die Nähe komme, werde ich dich benachrichtigen lassen.«

»Sende Johannes! Mir scheint, daß ich in ihm ein Stück von dir sehe. Auch seine Mutter ist voller Sorge um mich und um dich. Sie erhofft, das ist wahr, einen Vorzugsplatz für ihre Söhne. Aber sie ist Frau und Mutter, Jesus! Man muß sie entschuldigen. Sie will auch mit dir darüber sprechen. Doch sie ist dir aufrichtig ergeben. Wenn sie aber vom Menschlichen befreit sein wird, das noch in ihr, in ihren Söhnen wie in den anderen und in allen steckt, dann, mein Sohn, wird sie stark im Glauben sein. Es ist schmerzlich, daß alle von dir ein irdisches Wohl erwarten; ein Wohl, das, wenn nicht menschlich, egoistisch ist. Aber die Sünde mit ihrer Begehrlichkeit beherrscht sie. Noch ist die gesegnete Stunde nicht gekommen – die ich so sehr fürchte, obwohl die Liebe zu Gott und zu den Menschen sie mich ersehnen läßt – in der du die Sünde tilgen wirst. Oh, diese Stunde! Wie zittert das Herz deiner Mutter vor dieser Stunde! Was werden

sie dir antun, Sohn? Sohn, Erlöser, dem die Propheten ein so großes Martyrium vorhergesagt haben!«

»Denk nicht daran, Mutter! Gott wird dir in jener Stunde beistehen. Mir und dir wird Gott helfen. Und danach wird Friede sein. Ich sage es dir noch einmal. Nun gehe, denn der Abend wird sich über das Land senken und der Weg ist weit. Ich segne dich!«

146 Jesus mit der Mutter im Hause der Johanna des Chuza

Ich sehe Jesus zum Hause Johannas des Chuza gehen. Als der Pförtner ihn von weitem erkennt, stößt er einen Freudenruf aus, in den das ganze Haus einstimmt. Jesus tritt lächelnd und segnend ein.

Johanna eilt aus dem ganz in Blüten stehenden Garten herbei, um die Füße des Meisters zu küssen. Auch Chuza kommt. Er verneigt sich zuerst sehr tief und küßt dann den Saum des Gewandes Jesu. Chuza ist ein schöner Mann, ungefähr vierzig Jahre alt und nicht sehr groß, doch gut proportioniert. Er hat schwarze Haare, die an den Schläfen schon einige Silberfäden aufweisen, lebhaftes, dunkle Augen, eine bleiche Gesichtsfarbe und dazu einen schwarzen, wohlgepflegten Bart.

Johanna ist größer als ihr Gatte. Von der überstandenen Krankheit ist nur eine Magerkeit übriggeblieben, die jedoch nicht mehr skelettartig wirkt. Sie gleicht jetzt einer geschmeidigen Palme, die als Krone ein schönes Haupt mit sanften, schwarzen Augen hat, und eine Fülle rabenschwarzer Haare, die sehr hübsch frisiert sind. Die glatte, hohe Stirn erscheint noch weißer in der schwarzen Umrahmung, und der kleine, feingezeichnete Mund sticht mit seinem gesunden Rot von den zarten, bleichen Wangen ab, die die Farbe von Kameilienblüten haben. Sie ist eine wunderschöne Frau ... und sie ist es, die Longinus auf Kalvaria den Beutel reicht. Dort ist sie erschüttert, ganz verschleiert und weint. Heute hingegen ist sie glücklich, ihr Haupt ist unbedeckt. Doch da ist sie.

»Wem verdanke ich die Freude, dich als Gast zu haben?« fragt Chuza.

»Der Notwendigkeit einer Rast in Erwartung meiner Mutter. Ich komme von Nazaret; und meine Mutter muß für einige Zeit mit mir sein. Ich werde mit ihr nach Kafarnaum gehen.«

»Warum bleibt ihr nicht hier? Ich bin nicht würdig, aber ... « sagt Johanna.

»Du bist wohl würdig. Doch meine Mutter ist nicht allein. Ihre seit einigen Tagen verwitwete Schwägerin ist mit ihr.«

»Das Haus ist groß genug und kann mehr als eine Person beherbergen. Du hast mir soviel Freude geschenkt, daß dir mein ganzes Haus offensteht. Befiehl, mein Herr! Du hast den Tod von diesem Hause ferngehalten und hast meine Rose zum Erblühen gebracht«, sagt Chuza, um seine Frau zu unterstützen, die er sehr zu lieben scheint. Ich erkenne es daran, wie er sie anschaut.

»Ich befehle nicht. Doch nehme ich gern an. Meine Mutter ist abgespannt und hat in der letzten Zeit sehr gelitten. Sie hat Angst um mich; und ich möchte ihr zeigen, daß es Menschen gibt, die mich lieben.«

»Oh, bring sie hierher! Ich werde sie wie eine Tochter und als ihre Dienerin lieben«, ruft Johanna aus.

Jesus ist einverstanden. Chuza geht hinaus, um sofort Anweisungen zu geben, und die Vision teilt sich: ich sehe Jesus im herrlichen Garten Chuzas, wie er mit Chuza und seiner Gemahlin spricht, und sehe in Nazaret die Ankunft des bequemen und schnellen Wagens, mit welchem Jonatan Maria in Nazaret abholt.

Natürlich gerät die Stadt über dieses Ereignis in Bewegung. Als Maria und ihre Schwägerin, von Jonatan wie zwei Königinnen betreut, den Wagen besteigen, nachdem sie Alphäus der Sara die Schlüssel des Hauses anvertraut haben, wächst das Stimmengewirr an. Der Wagen fährt ab, während Alphäus sich für die schlechte Behandlung Jesu in der Synagoge mit den Worten rächt: »Die Samariter sind besser als wir. Seht, wie einer, der zu Herodes gehört, die Mutter Jesu ehrt! Und wir? ... Ich schäme mich, Nazarener zu sein!«

Es entsteht ein wahrer Tumult zwischen den beiden Parteien. Es werden unzählige Fragen an Alphäus gestellt.

»Aber sicher!« antwortet er. »Gäste im Hause des Prokurators. Habt ihr gehört, was sein Verwalter gesagt hat: „Mein Herr bittet dich, sein Haus zu beehren.“ Beehren, versteht ihr? Und es ist der reiche, mächtige Chuza; seine Frau ist eine königliche Prinzessin. Beehren! Und wir, oder besser, ihr habt mit Steinen nach ihm geworfen. Welch eine Schande!«

Die Nazarener widersprechen nicht, und Alphäus faßt noch mehr Mut. »Ja, wenn man ihn hat, dann hat man alles. Dann braucht man den Rückhalt der Menschen nicht. Doch glaubt ihr, es sei unnütz, Chuza zum Freunde zu haben? Glaubt ihr, es sei ein Vorteil, wenn er euch verachtet? Er ist der Prokurator des Tetrarchen, wißt ihr? Ihr sagt nichts? Handelt wie Samariter gegenüber Christus! Ihr werdet euch den Zorn der Großen zuziehen. Und dann ... dann möchte ich euch sehen! Ohne Hilfe des Himmels und ohne Hilfe der Erde! Ihr Törichten! Ihr Bösewichte! Ihr Mißtrauischen!« Der Hagel der Vorwürfe und Warnungen hält an, während die Nazarener sich wie geschlagene Pudel davonschleichen. Alphäus bleibt allein wie ein rächender Erzengel an der Türe des Hauses von Maria stehen ...

Es ist schon spät am Abend, als der Wagen Jonatans im Trab der schweren Pferde längs des Sees daherkommt. Die Diener Chuzas, die schon am Portal warten, geben das Signal, kommen mit Lampen herbei und verstärken somit die Helligkeit, für die der Mond gesorgt hat. Johanna und Chuza eilen herbei. Auch Jesus erscheint lächelnd, und hinter ihm folgt die Gruppe der Apostel. Als Maria aussteigt, verneigt sich Johanna bis zur Erde und grüßt demütig: »Lob der Blume aus königlichem Geschlecht! Lob und Segen der Mutter des Erlösers, des Wortes!«

Auch Chuza macht eine Verbeugung, so tief, wie er sie nicht einmal vor Herodes macht, und sagt: »Gepriesen sei diese Stunde, die dich zu mir bringt! Gepriesen seist du, Mutter Jesu!«

Maria antwortet sanft und demütig: »Gepriesen sei unser Erlöser, und gesegnet seien die Guten, die meinen Sohn lieben!«

Sie gehen alle zusammen ins Haus, von lebhaften Ehrenbezeugungen begleitet. Johanna hält Maria an der Hand, lächelt und sagt: »Du wirst mir erlauben, daß ich dir diene, nicht wahr?«

»Nicht mir! Diene ihm und liebe ihn immer! Dann hast du mir alles gegeben. Die Welt liebt ihn nicht. Das ist mein Leiden.«

»Ich weiß. Warum wohl diese Lieblosigkeit in einem Teil der Welt, während andere für ihn ihr Leben geben würden?«

»Weil er für viele das Zeichen des Widerspruchs ist. Weil er das Feuer ist, das das Metall reinigt. Das Gold wird rein. Die Schlacken fallen auf den Boden und werden weggeworfen. Das ist mir schon in meiner frühesten Kindheit geoffenbart worden. Und Tag für Tag erfüllt sich die Prophezeiung.«

»Weine nicht, Maria! Wir werden ihn lieben und verteidigen«, tröstet sie Johanna. Doch Maria fährt fort, lautlos zu weinen, was nur Johanna bemerkt, die sich mit ihr in einer halbdunklen Ecke niedergelassen hat.

So endet alles.

147 Jesus bei der Weinlese im Hause Hannas • Das Wunder am gelähmten Kinde

Alle Dörfer in Galiläa sind bei der fröhlichen Arbeit der Weinlese. Die Männer erklettern hohe Leitern und pflücken die Trauben von den Weinlauben und den Rebstöcken; die Frauen tragen goldene oder rubinrote Trauben in Körben auf dem Kopf zu den Bütten. Lieder, Gelächter und Scherze sind von Hügel zu Hügel, von Garten zu Garten zu hören, und die Luft ist erfüllt von dem Duft des Mostes und dem Gsumme der Bienen, die wie betrunken um die Ranken herumschwirren, an denen noch Trauben hängen, und um die Körbe und die Bütten, in welche die Beeren hineingeschüttet werden, wo sie in der trüben Brühe des Mostes verschwinden. Die Kinder sind saftverschmiert und sehen wie Faune aus; sie zwitschern wie Schwalben über den Wiesen, auf den Hügeln und auf den Straßen.

Jesus ist auf dem Weg zu einem Dorfe unweit des Sees. Ein Dorf in einer Ebene, die wie ein großes Flußbett aussieht, eingebettet zwischen zwei Hügelketten, die nach Norden ziehen. Die Ebene ist gut bewässert, denn ein Fluß (ich nehme an, der Jordan) durchzieht sie.

Jesus kommt auf der Hauptstraße daher und wird von vielen mit dem Ruf: »Rabbi! Rabbi!« begrüßt.

Er segnet und geht weiter.

Vor dem Dorf befindet sich ein reiches Gut, an dessen Eingang zwei alte Eheleute den Meister erwarten. »Tritt ein! Wenn die Arbeit beendet ist, werden alle hierherkommen, um dich zu hören. Wieviel Freude bringst du uns! Sie breitet sich aus wie der Pflanzensaft in den Ranken, und wird zum Wein der Freude für die Herzen. Ist das deine Mutter?« fragt der Herr des Hauses.

»Sie ist es. Ich habe sie mitgebracht, denn sie gehört nun ebenfalls zu meinen Jüngern. Sie ist die letzte in der Reihenfolge der Aufnahme, doch die erste, was die Treue betrifft. Sie ist der Apostel schlechthin! Sie hat mir gepredigt, schon bevor ich geboren wurde . . . Mutter, komm! Schau, zu Beginn meiner Verkündigung war diese Frau so gut zu mir, deinem müden Sohn, daß ich dich nicht vermißte!«

»Der Herr möge dir Gnade schenken, gute Frau!«

»Ich habe Gnade, denn ich besitze den Messias und dich. Komm! Das Haus ist kühl und nicht zu hell. Du kannst ausruhen, denn du wirst müde sein.«

»Mich ermüdet nur der Haß in dieser Welt. Aber ihm nachzufolgen und ihn zu hören, das war mein Wunsch seit meiner frühesten Kindheit.«

»Wußtest du, daß du die zukünftige Mutter des Erlösers sein werdest?«

»O nein. Doch ich hoffte, so lange leben zu dürfen, um ihm dienen zu können; als letzte unter seinen Bekehrten, doch treu! Oh, treu!«

»Du hörst ihn und du dienst ihm. Und du bist die erste. Auch ich bin Mutter und habe Söhne, die sehr gelehrt sind. Wenn ich sie sprechen höre, dann hüpfst mein Herz vor Stolz. Und was empfindest du, wenn du ihn hörst?«

»Ein sanftes Entzücken. Ich versenke mich in mein Nichts, und die Güte, die er selbst ist, erhebt mich. Ich sehe dann mit einfältigem Blick die Ewige Wahrheit, und sie wird in meinem Geist zu Fleisch und Blut.«

»Gepriesen sei dein Herz! Es ist rein, und daher versteht es auch das Wort. Wir sind härter, weil wir voller Schuld sind.«

»Ich möchte darum allen mein Herz schenken, damit die Liebe euch zum Lichte des Verstehens werde. Denn, glaube mir, er ist die Liebe, und ich bin die Mutter, und so ist natürlicherweise auch in mir die Liebe, die alles leicht macht.«

Die beiden Frauen sprechen noch miteinander, während Jesus mit dem Herrn bei den Bütten plaudert, in welche die Traubenleser Körbe über Körbe von Trauben schütten. Die Apostel sitzen im Schatten einer Jasminlaube und essen Weintrauben mit Brot; man sieht, daß es ihnen gut mundet.

Der Tag geht zur Neige und somit auch die Arbeit. Die Tagelöhner haben sich nun alle im weiten ländlichen Innenhof versammelt, wo die Luft voll scharfen Duftes gekelterter Trauben ist. Andere Bauern kommen von den nahen Höfen.

Jesus geht eine kleine Treppe hinauf, die zu einem erhöhten Bogenengang führt, unter dem die Vorratssäcke und die Arbeitsgeräte ihren Platz haben. Wie lächelt Jesus, als er die kleine Treppe emporsteigt! Ich sehe dieses Lächeln unter dem Wogen seiner weichen Haare, die eine abendliche Brise bewegt. Ich möchte wissen, warum er so strahlend lächelt. Die Freude dieses Lächelns erfüllt mein Herz, das heute so traurig ist, und erfreut es wie der Wein, von dem der Hausherr gesprochen hat.

Es ist nicht das erstemal, daß er mich heute erfreut. Schon am Morgen. Sie haben mich wegen eines dauernden Seelenkummers weinen sehen – da ist er mir bei der heiligen Kommunion wie üblich bei den Worten „Ecce Agnus Dei“ erschienen. Aber er hat sich nicht damit begnügt, Sie mit Liebe zu betrachten, Pater, und mir zuzulächeln. Er hat seinen Platz links des Bettes verlassen und ist auf die rechte Seite gekommen, wo er mich mit seinen schmalen Händen fühlbar liebkost und mir gesagt hat: »Nicht weinen!« Doch nun erfüllt mich sein Lächeln mit Frieden.

Er wendet sich um und setzt sich auf die oberste Stufe der Treppe, die nun zur Tribüne für die glücklichsten Zuhörer wird: die Herren des Hauses, die Apostel und auch Maria, die in ihrer Demut nicht selbst versucht hat, auf einen Ehrenplatz zu gehen, sondern von der Herrin dorthin geführt worden ist. Maria sitzt auf der Stufe unter Jesus, so daß ihr blonder Kopf in der Höhe der Knie des Sohnes ist. Da sie seitlich von ihm sitzt, kann sie Jesus mit ihrem sanften, liebevollen Taubenblick ins Antlitz schauen. Das zarte Profil Mariens hebt sich klar wie Marmor von dem dunklen Hintergrund der Mauer ab.

Weiter unten sitzen die Apostel und die Hausherren. Im Hof sind alle Dorfbewohner versammelt; die einen bleiben stehen, die anderen haben sich bereits auf den Boden und wieder andere auf die Fässer gesetzt. Einige sind sogar auf die Feigenbäume in den vier Ecken des Hofes geklettert.

Jesus spricht langsam. Er läßt dabei eine Hand in einen großen Getreidesack gleiten, der hinter Maria steht. Es scheint, als ob er mit den Körnern spiele oder sie streichle, während er mit der Rechten würdevolle Gesten ausführt.

»Es ist mir gesagt worden: „Komm, o Jesus, um die Arbeit des Menschen zu segnen!“ Und so bin ich gekommen. Im Namen Gottes segne ich sie; denn jede redliche Arbeit verdient den Segen des Ewigen Herrn. Doch wie ich schon gesagt habe: die erste Bedingung, um des Segens Gottes würdig zu sein, ist die Redlichkeit in all seinem Tun.

Nun wollen wir miteinander sehen, wann und unter welchen Voraussetzungen die Werke ehrbar sind. Sie sind es, wenn man während der Arbeit im Geiste den Ewigen Gott gegenwärtig hat.

Kann jemand sündigen, der sagt: „Gott sieht mich. Gott hat seine Augen über mir, und es entgeht ihm keine Kleinigkeit meiner Handlungen?“ Nein. Denn der Gedanke an Gott ist ein heilsamer Gedanke und hält mehr als alles andere von der Sünde ab. Aber soll man Gott nur fürchten?

Nein! Hört! Es ist euch gesagt worden: „Fürchte den Herrn deinen

Gott!“ Und die Patriarchen haben gezittert, wie auch die Propheten gezittert haben, wenn das Antlitz Gottes oder ein Engel des Herrn vor ihrem gerechten Geiste erschien. Wahrlich, in Zeiten des göttlichen Zornes mußte die Erscheinung des Übernatürlichen das Herz erzittern lassen. Wer, selbst wenn er rein ist wie ein kleines Kind, zittert nicht vor dem Mächtigen, vor dessen ewiger Herrlichkeit die Engel in Anbetung das paradiesische Halleluja singen? Den unerträglichen Glanz eines Engels mildert Gott mit einem barmherzigen Schleier, um dem menschlichen Auge zu ermöglichen, den Engel zu bewundern, ohne daß die Pupillen und der Geist geblendet werden. Was wird also die Anschauung Gottes sein?

Doch das ist so, solange der Zorn dauert. Sobald aber auf den Zorn der Friede folgt und der Gott Israels sagt: „Ich habe es geschworen. Ich stehe zu meinem Bündnis. Hier ist er, den ich sende, und ich bin es selbst, obwohl ich es nicht bin; doch mein Wort nimmt Fleisch an, um Erlösung zu werden“, dann muß der Furcht die Liebe folgen. Und nur die Liebe zum Ewigen Gott wird in Freude gewandelt werden, denn die Zeit des Friedens zwischen Gott und dem Menschen ist für die Erde gekommen. Wenn die ersten Frühlingswinde den Blütenstaub des Weinberges verwehen, muß der Landwirt immer noch fürchten, daß Unwetter und Ungeziefer der Frucht schädlich werden können. Doch wenn die frohe Stunde der Weinlese gekommen ist, dann hat alle Furcht ein Ende, und das Herz jubelt, da die Ernte nun sicher ist.

Vorhergesagt durch die Worte der Propheten, ist das Reis aus dem Geschlechte Isai entsprossen. Nun ist er unter euch. Herrliche Traube, die euch den Saft der Ewigen Weisheit bringt und nichts anderes verlangt, als geerntet und gekeltert und Wein für die Menschen zu werden! Wein endloser Freude für jene, die sich mit ihm nähren. Jedoch wehe dem, dem dieser Wein angeboten worden, und von ihm zurückgewiesen wird, und dreimal wehe dem, der ihn, nachdem er ihn genossen, ausgespöen oder in seinem Innern mit den Speisen Satans vermischt hat!

Und nun kehre ich zum Ausgangspunkt zurück. Die erste Bedingung, um den Segen Gottes zu bekommen, sei es für geistige oder für leibliche Werke, ist die Redlichkeit der Absicht.

Redlich ist, wer sagt: „Ich befolge das Gesetz, nicht um von den Menschen gelobt zu werden, sondern aus Treue zu Gott.“ Redlich ist, wer sagt: „Ich folge Christus nach, nicht der Wunder wegen, die er wirkt, sondern der guten Ratschläge wegen, die er uns für das ewige Leben gibt.“ Redlich ist, wer sagt: „Ich arbeite nicht aus Gier nach Gewinn, sondern weil Gott uns die Arbeit als Mittel der Heiligung aufgrund ihres bildenden, abtötenden, vorbeugenden und erhöhenden Wertes gegeben hat. Ich arbeite, um meinem Nächsten helfen zu können. Ich arbeite, um die Wunder Gottes ins Licht zu setzen, des Gottes, der aus einem winzigen Korn eine reiche Ähre bildet, aus einem Samen der Weintraube einen großen Rebstock, aus einer Nuß einen Nußbaum und aus mir, einem armen Menschen, einem Nichts, das nach seinem Willen aus dem Nichts erschaffen wurde, seinen Gehilfen in der unermüdlichen Arbeit, um die Kornfelder, Weinberge und Obstgärten fortzubestehen, sowie die Erde zu bevölkern.“

Es gibt Menschen, die wie Lasttiere arbeiten. Jedoch ohne eine andere Religion als diese: ihren Reichtum zu vermehren. Stirbt an ihrer Seite der weniger begünstigte Nachbar vor Hunger und Entbehrung? Verhungern die Söhne dieses Unglücklichen? Was kümmert das den gierigen Anhäufers des Reichtums? Da gibt es andere, die noch härter sind, die nicht arbeiten, sondern arbeiten lassen und Reichtümer anhäufen mit dem Schweiß der anderen. Da gibt es weiterhin solche, die vergeuden, was sie aus den Mühen der anderen herausgequetscht haben. Für sie ist die Arbeit eine Schande. Sagt nur nicht: „Und Gott schützt sie.“ Nein! Er schützt sie nicht. Heute können sie eine Stunde des Sieges feiern. Doch bald werden sie die Strenge Gottes zu spüren bekommen, die ihnen noch in diesem irdischen Leben oder aber in der Ewigkeit das Gebot in Erinnerung rufen wird: „Ich bin der Herr dein Gott. Liebe mich über alles und deinen Nächsten wie dich selbst!“

Oh, wenn diese Worte in der Ewigkeit ertönen, dann werden sie furchtbarer sein als die Blitze auf dem Sinai!

Viele, zu viele Worte sagt man euch. Ich sage euch nur dies: Liebt Gott! Liebt den Nächsten! Sie sind wie die Arbeit, die die Furche, die zur Frühjahrszeit um den Weinstock herum gegraben wird, fruchtbar werden läßt. Die Gottes- und Nächstenliebe sind wie die Egge, die die Scholle vom Unkraut der Eigensucht und der bösen Leidenschaften reinigt; wie die Hacke, die einen Graben um die Pflanze gräbt, damit sie nicht von den Schmarotzergewächsen befallen wird und mit frischem Wasser genährt werden kann. Sie ist wie das Messer, das die überschüssigen Ranken beschneidet, um die Lebenskraft der Pflanze zu stärken und sie derart zu leiten, daß sie Früchte bringt; wie das Band, das die Pflanze an den Pfahl bindet; und es ist endlich wie die Sonne, die die Früchte des guten Willens zum Reifen bringt und aus ihnen Früchte des ewigen Lebens macht.

Nun freut ihr euch, denn das Jahr war gut, die Ernte reich und die Weinlese ausgiebig. Doch in Wahrheit sage ich euch, diese eure Freude ist geringer als ein winziges Sandkorn im Vergleich zur maßlosen Freude, die euch erwartet, wenn der ewige Vater zu euch sagen wird: „Kommt, ihr fruchtbaren Ranken, die ihr mit dem wahren Weinstock verbunden seid! Ihr seid zu jedem Werk bereit gewesen, auch zu schmerzhaften, um reiche Frucht zu bringen, und ihr kommt zu mir voll süßer Säfte der Gottes- und Nächstenliebe! Blüht in meinen Gärten für die ganze Ewigkeit.“

Erstreb diese ewige Freude! Strebt mit Treue diesem Gut zu und preist mit Dankbarkeit den Ewigen, der euch hilft, es zu erreichen! Preist ihn für die Gnade seines Wortes und lobt ihn für die Gnade der reichen Ernte! Liebt mit Dankbarkeit den Herrn und fürchtet euch nicht! Gott vergilt die Werke aller, die ihn lieben, mit einem hundertfachen Lohn.«

Jesus hat geendet. Aber alle rufen: »Segne uns, segne uns! Gib uns deinen Segen!«

Jesus erhebt sich, breitet die Arme aus und ruft mit sehr lauter

Stimme aus: »Der Herr segne euch und behüte euch! Er zeige euch sein Angesicht und habe Erbarmen mit euch! Der Herr zeige euch sein Antlitz und gebe euch seinen Segen! Der Name des Herrn sei in eurem Herzen, über euren Häusern und über euren Feldern!«

Die kleine versammelte Schar jubelt dem Messias zu. Doch dann verstummt sie, teilt sich und läßt eine Mutter durchgehen, die auf den Armen einen etwa zehn Jahre alten gelähmten Jungen trägt. Am Fuße der Treppe angelangt, hält sie das Kind in die Höhe, als wolle sie es Jesus darbringen.

»Sie ist eine meiner Mägde. Der Knabe fiel im vergangenen Jahr von der hohen Terrasse und brach sich das Kreuz. Er wird nun das ganze Leben auf dem Rücken liegen müssen«, erklärt der Herr.

»Sie hat all die letzten Monate auf dich gehofft,« sagt die Herrin.

»Sag ihr, sie möge zu mir kommen.«

Doch die arme Frau ist so erregt, daß es aussieht, als wäre sie gelähmt. Sie zittert am ganzen Leibe und stolpert über ihr eigenes langes Kleid, als sie mit dem Kind in den Armen die hohen Stufen hinaufsteigt.

Maria steht mitleidig auf und geht der Frau mit dem Kind entgegen. »Komm, habe keine Angst! Mein Sohn liebt dich. Gib mir dein Kind! Dann kannst du besser hinaufsteigen. Komm, meine Tochter! Auch ich bin eine Mutter!« Und sie nimmt ihr den Knaben ab, dem sie sanft zulächelt, und geht nun mit der Mitleid erregenden Last auf ihren Armen die Treppe hinauf. Die Mutter des Jungen folgt ihr weinend.

Maria steht nun vor Jesus. Sie kniet nieder und sagt: »Sohn! Um dieser Mutter willen!« Sonst nichts.

Jesus fragt nicht einmal wie gewöhnlich: »Was willst du, daß ich für dich tue? Glaubst du, daß ich es tun kann?« Nein, heute lächelt er nur und sagt: »Frau, komm hierher!«

Die Frau geht an die Seite Marias. Jesus legt eine Hand auf ihr Haupt und sagt nur: »Freue dich!« und er hat noch nicht zu Ende gesprochen, als der Knabe, der bis dahin schwer auf den Armen

Marias gelegen hatte mit regungslosen Beinen, sich mit einem Ruck aufsetzt, um mit dem Freudenschrei: »Mama!« an die mütterliche Brust zu flüchten.

Die Hosanna-Rufe scheinen bis zum Himmel zu steigen, der in der Abendröte glüht. Die Frau hat ihren Knaben ans Herz gedrückt und fragt: »Was muß ich tun, um dir zu bezeugen, wie glücklich ich bin?«

Jesus liebkost sie noch einmal: »Gut sein, Gott und deinen Nächsten lieben und in dieser Liebe auch deinen Sohn erziehen.«

Doch die Frau ist noch nicht zufrieden. Sie möchte ... sie möchte ... und endlich bittet sie: »Deinen Kuß und den Kuß deiner Mutter für mein Kind!«

Jesus beugt sich und küßt den Jungen. Maria tut dasselbe. Und während die Frau strahlend davoneilt, von beifallklatschenden Freunden gefolgt, erklärt Jesus der Hausherrin: »Es bedurfte nicht mehr. Das Kind befand sich in den Armen meiner Mutter. Auch ohne bittende Worte hätte ich es geheilt; denn sie ist glücklich, wenn sie eine Not lindern kann, und ich will sie glücklich machen.«

Und Jesus und Maria wechseln einen der Blicke, die nur jemand, der sie gesehen hat, verstehen kann, so tief und bedeutungsvoll sind sie!

148 Jesus bei Doras • Der Tod des Jona

Ich sehe wieder die Ebene von Jesreel bei Tage, an einem leichtbewölkten Tag, gegen Ende des Herbstes. Es scheint, daß es während der Nacht geregnet hat; einer der ersten Regenfälle der traurigen Wintermonate; die Erde ist feucht, aber nicht schlammig. Es bläst auch ein Wind, ein feuchter Wind, der die gelben Blätter von den Bäumen reißt und mit seinem feuchten Atem in die Knochen dringt.

Auf den Feldern sehe ich vereinzelt Paare von Pflüglern. Sie wenden mühsam die fette Erde dieser fruchtbaren Ebene, um sie für den Samen vorzubereiten. Es schmerzt mich ganz besonders, mitan-

zusehen, daß an verschiedenen Stellen Menschen diese Arbeit der Ochsen verrichten müssen. Sie ziehen die Pflugschar mit der vollen Kraft ihrer Arme und Schultern und müssen sich bei dieser harten Arbeit, die selbst jungen Ochsen beschwerlich ist, wie Sklaven abmühen.

Auch Jesus schaut zu und sieht. Und sein Antlitz wird traurig; er ist dem Weinen nahe.

Die Jünger, elf an der Zahl, denn Judas ist noch abwesend und die Hirten sind nicht mehr da, reden miteinander, und Petrus sagt: »Klein, arm und beschwerlich ist auch das Boot . . . doch hundertmal besser als diese Plage!« Und dann fragt er: »Meister, sind dies wohl schon die Knechte des Doras?«

Simon der Zelote antwortet: »Ich glaube nicht. Die Felder des Doras beginnen hinter dem Obstgarten, wenn ich nicht irre. Wir können sie noch nicht sehen.«

Doch Petrus, wie immer neugierig, verläßt die Straße und schlägt einen Feldweg ein, der zwei Äcker trennt. Auf dem spärlichen Gras sitzen vier magere, schwitzende Landarbeiter. Sie keuchen wegen der Mühe. Petrus fragt sie: »Gehört ihr zu Doras?«

»Nein, wir gehören zu einem Verwandten von ihm, zu Johanan. Wer bist du?«

»Ich bin Petrus des Jona, Fischer in Galiläa bis zum Mond der Ziv. Jetzt gehöre ich zu Jesus von Nazaret, dem Messias der Frohen Botschaft.« Petrus sagt dies mit Ehrfurcht und Stolz, wie wenn einer sagen würde: »Ich gehöre dem hohen und göttlichen Cäsar von Rom.« Sein ehrliches Gesicht strahlt in der Freude, sich zu Jesus bekennen zu können.

»Oh, der Messias! Wo ist er?« fragen die vier Unglücklichen.

»Dort ist er. Der große blonde Herr mit dem dunkelroten Gewand. Derjenige, der gerade hierher blickt und mich lächelnd erwartet.«

»Oh . . . wenn wir zu ihm hingehen, wird der uns wohl wegjagen?«

»Euch wegjagen? Warum? Er ist der Freund der Unglücklichen,

der Armen, der Unterdrückten, und mir scheint, daß ihr zu diesen gehört ... «

»Oh, und ob! Nicht so, wie die des Doras. Wir haben wenigstens genug Brot und werden nur gepeitscht, wenn wir die Arbeit unterbrechen; aber ... «

»Wenn das schöne Herrchen Johanan euch hier so redend antreffen würde, würde es euch ... «

»Ja, er würde uns peitschen, wie er nicht einmal seine Hunde peitscht ... «

Petrus pfeift bedeutungsvoll. Dann sagt er: »Da ist es wohl besser, zu handeln ... « und er legt seine Hände wie einen Trichter an den Mund und ruft laut: »Meister, komm hierher! Hier sind Seelen, die leiden und nach dir verlangen.«

»Was tust du? Ihn! Zu uns! Wir sind doch nur elende Knechte.« Die vier Männer sind außer sich vor Erregung.

»Die Hiebe sind nicht angenehm, und wenn der schöne Pharisäer zufällig daherkommt, dann möchte ich nicht eine Tracht von ihm bekommen ... « lacht Petrus und schüttelt den, der die erschrockenste Miene hat.

Jesus eilt mit langen Schritten auf sie zu. Die vier wissen sich nicht zu helfen. Sie möchten ihm entgegengehen, doch die Angst lähmt sie. Arme, menschliche Wesen, welche die menschliche Bosheit derart eingeschüchtert hat! Sie werfen sich zu Boden und beten in dieser Stellung den Meister an, der zu ihnen kommt.

»Der Friede sei mit allen, die mich ersehnen! Wer nach mir verlangt, will das Gute, und ich liebe ihn wie einen Freund. Steht auf! Wer seid ihr?«

Doch die vier wagen kaum, zu Jesus aufzuschauen, und bleiben stumm auf den Knien.

Petrus sagt: »Es sind vier Knechte des Pharisäers Johanan, eines Verwandten des Doras. Sie möchten mit dir sprechen ... doch wenn er hier vorbeikommt, werden sie ausgepeitscht, und daher habe ich dich gebeten zu kommen. Erhebt euch! Er wird euch nicht verschlingen. Habt Vertrauen! Bedenkt, daß er euer Freund ist.«

»Wir ... wir wissen von dir ... Jona hat uns erzählt ...«

»Ich komme seinetwegen. Ich weiß, daß er mich verkündet hat. Was wißt ihr von mir?«

»... daß du der Messias bist; daß Jona dich gesehen hat, als du noch ganz klein warst; daß Engel den guten Menschen bei deiner Ankunft den Frieden verkündet haben; daß du verfolgt worden bist, jedoch verschont bliebst und nun deine Hirten besucht hast ... und daß du sie liebst. Diese letzteren Dinge hat er erst jetzt gesagt. Und wir dachten, wenn er so gut ist und die Hirten liebt und sie aufsucht, so hat er uns gewiß auch ein bißchen lieb ... Wir brauchen so sehr einen Menschen, der uns liebt.«

»Ich liebe euch! Habt ihr viel zu leiden?«

»O ja ... doch die Knechte des Doras noch viel mehr. Wenn Johann uns hier beim Reden erwischte ... Doch heute ist er in Gerasa. Er ist noch nicht vom Laubhüttenfest zurückgekehrt. Doch sein Verwalter wird uns heute abend das Essen verteilen, nachdem er unsere Arbeit überprüft hat. Aber das macht nichts. Wir werden die Zeit wieder einholen, wenn wir auf die Essensrast zur sechsten Stunde verzichten.«

»Sag, Lieber, wäre ich nicht imstande, dieses Gerät dort zu handhaben? Ist die Arbeit schwierig?« fragt Petrus.

»Schwierig nicht, aber mühsam. Man braucht Kraft dazu.«

»Die habe ich. Zeige es mir! Wenn ich es fertigbringe, dann kannst du reden und ich mache den Ochsen. Los, Johannes, Andreas und Jakobus, kommt zum Unterricht! Wir wechseln jetzt von den Fischen zu den Bodenwürmern. Los!«

Petrus legt die Hand an den Querbalken. An jedem Pflug sind zwei Männer, einer auf der einen und einer auf der anderen Seite der langen Stange. Petrus beobachtet und macht alle Bewegungen des Landarbeiters nach. Stark wie er ist und noch dazu gut ausgeruht, arbeitet er gut, und der Mann lobt ihn.

»Nun bin ich ein Meister im Pflügen«, ruft der gute Petrus zufrieden aus. »Los, Johannes, komm hierher. Ein Stier und ein Jungtier

am Pflug. An den anderen Pflug Jakobus und du, stummes Kalb von einem Bruder! Los ... hüh-hott!« Und die beiden Pflüge ackern nebeneinander die Erde und ziehen Furchen übers ganze Feld; am Ende desselben wenden sie und machen neue Furchen. Es scheint, als ob die vier Jünger nie andere Arbeit getan hätten.

»Wie gut sind deine Freunde!« sagt der mutigste der Knechte des Johanan. »Sind sie durch dich so gut geworden?«

»Ich habe eine Richtschnur für ihre Güte aufgestellt. Wie du beim Beschneiden der Obstbäume. Doch die Güte war in ihnen. Nun ist sie zum Erblühen gekommen, denn es ist jemand da, der dafür sorgt.«

»Sie sind auch demütig, deine Freunde, wenn sie uns armen Knechten einen solchen Dienst erweisen.«

»Mit mir kann nur sein, wer die Demut, die Sanftmut, die Enthaltensamkeit, die Ehrlichkeit und die Liebe liebt; vor allem die Nächstenliebe! Denn wer Gott und den Nächsten liebt, hat folglich alle anderen Tugenden und erreicht den Himmel.«

»Könnten auch wir ihn verdienen, wir, denen keine Zeit bleibt, zum Tempel zu gehen oder zu beten, und die nicht einmal den Blick von der Scholle erheben dürfen?«

»Antwortet mir: tragt ihr in euch Haß gegen den, der euch so hart behandelt? Hegt ihr Auflehnung und Vorwürfe gegen Gott, weil er euch unter die Niedrigsten der Erde gereiht hat?«

»O nein, Herr! Das ist eben unser Los. Doch wenn wir auf unser Lager sinken, sagen wir: „Nun, der Gott Abrahams weiß, daß wir erschöpft sind und nichts anderes mehr sagen können, als: ‚Gott sei gepriesen!‘ “ und: „Auch heute haben wir leben können, ohne eine Sünde zu begehen ... “ Weißt du, wir könnten schon ein wenig betrügen ... zum Beispiel zu unserem Brot eine Frucht essen oder unser gesottenes Gemüse mit Öl würzen. Doch der Herr hat gesagt: „Für die Knechte genügt Brot und gesottenes Gemüse und zur Zeit der Ernte etwas Essig im Trinkwasser, um den Durst zu stillen und Kraft zu geben.“ Und so tun wir es. Außerdem ... es könnte uns auch schlechter gehen.«

»Und ich sage euch, der Gott Abrahams hat wahrlich Freude an euren Herzen, während er dagegen sein erzürntes Antlitz jenen zuwendet, die ihn im Tempel mit lügnerischen Gebeten beleidigen, während sie den Nächsten verachten.«

»Doch untereinander lieben sie sich! Wenigstens scheint es so; denn sie ehren sich gegenseitig mit Geschenken und Verneigungen. Nur uns lieben sie nicht. Doch das ist gerecht; wir sind ja nicht ihresgleichen.«

»Nein. Im Reiche meines Vaters ist es nicht gerecht. Dort wird anders geurteilt. Nicht die Reichen und die Mächtigen als solche werden geehrt werden, sondern nur jene, die immer Gott geliebt und ihn über sich selbst und über alle anderen Dinge wie Geld, Macht, Frauen und reiche Tafeln gestellt haben; und wenn sie auch *alle* Menschen, ob arm oder reich, berühmt oder unbekannt, gelehrt oder unwissend, gut oder böse, geliebt haben. Ja, auch die Bösen muß man lieben. Nicht ihrer Bosheit wegen, sondern aus Mitleid mit ihrer Seele, ihren tödlichen Wunden. Man muß sie lieben mit einer Liebe, die den himmlischen Vater bestürmt, sie zu heilen und zu erlösen. Im Himmelreich werden jene selig sein, die dem Herrn in Wahrheit und Gerechtigkeit gedient und die Eltern und Verwandten mit Ehrfurcht geliebt haben; die auf *keinerlei* Weise gestohlen haben, das heißt, die gerecht im Geben und in ihren Forderungen waren; die nicht getötet, weder den Ruf noch das Leben, und auch nie den Vorsatz gehabt haben, zu töten – selbst wenn das Verhalten der anderen so grausam war, daß es einem das Herz zerrissen hat; die nicht falsch geschworen und damit dem Nächsten und der Wahrheit geschadet haben; die keinen Ehebruch oder Sünden des Fleisches begangen haben; die immer sanft und ergeben ihr Los ertragen haben, ohne die anderen zu beneiden. Ihrer ist das Himmelreich, und der ärmste Bettler kann dort oben ein seliger König sein, während der Herrscher mit seiner Macht weniger als ein Nichts sein kann; er wird zur Beute Satans, wenn er gegen die ewigen zehn Gebote gesündigt hat.«

Die Männer hören mit offenen Munde zu. Bei Jesus sind Bartholo-

mäus, Matthäus, Simon, Philippus, Thomas, Jakobus und Judas des Alphäus. Die anderen vier machen weiter mit ihrer Arbeit; sie sind rot und in Schweiß gebadet, doch recht fröhlich. Petrus vermag alle fröhlich zu stimmen.

»Oh, wie hatte Jona recht, dich „heilig“ zu nennen. Alles in dir ist heilig: die Worte, der Blick, das Lächeln. Wir haben noch nie die Seele so gespürt.«

»Habt ihr Jona schon lange nicht mehr gesehen?«

»Seit er krank ist.«

»Krank?«

»Ja, Meister. Er kann einfach nicht mehr. Er schleppte sich schon zuvor nur noch dahin. Doch seit der Arbeit dieses Sommers und der Ernte kann er nicht mehr aufrecht stehen. Und doch ... man zwingt ihn zur Arbeit! Oh, du sagst, man muß alle lieben. Aber es ist sehr schwer, Hyänen zu lieben! Und Doras ist schlimmer als eine Hyäne.«

»Jona liebt ihn ... «

»Ja, Meister. Und ich sage, er ist heilig wie alle, die aus Treue zu Gott dem Herrn als Märtyrer gestorben sind.«

»Das hast du gut gesagt! Wie heißt du?«

»Micha, und dies ist Saul, dies Joël und dies Jesaja.«

»Ich werde mich eurer Namen beim Vater erinnern. Ihr sagt, Jona ist schwer krank?«

»Ja. Gleich nach der Arbeit wirft er sich auf die Streu, und wir sehen ihn nicht mehr. Die anderen Knechte des Doras berichteten uns dies.«

»Ist er jetzt bei der Arbeit?«

»Wenn er sich aufrecht halten kann, ja. Er müßte hinter dem Apfelgarten dort sein.«

»Hatte Doras eine gute Ernte?«

»O ja, eine großartige Ernte. Die Pflanzen mußten gestützt werden wegen der wunderbaren Größe der Früchte, und Doras mußte neue Bütten anfertigen lassen, denn die Weintrauben hatten in den alten nicht Platz, so reich war die Ernte.«

»Dann wird Doras seinen Diener wohl besonders belohnt haben!«

»Belohnt? Oh, Herr, wie schlecht kennst du ihn.«

»Jona berichtete mir, daß Doras ihn vor einigen Jahren wegen des Verlustes einiger Weintrauben halbtot geprügelt und ihn wegen der Schulden zum Sklaven gemacht hat. Dieses Jahr, da er wunderbaren Überfluß hat, müßte er ihm doch eine Belohnung geben.«

»Nein! Er hat ihn furchtbar geprügelt und beschuldigt, er hätte in den vorhergehenden Jahren den Boden nicht genügend bearbeitet und daher keine so reiche Ernte wie heuer ermöglicht.«

»Dieser Mensch ist ein Raubtier«, ruft Matthäus aus.

»Nein, er ist ein seelenloser Mensch«, sagt Jesus. »Ich muß euch verlassen, meine Söhne, mit meinem Segen. Habt ihr Brot und Speise für heute?«

»Wir haben dieses Brot«, und sie zeigen einen dunklen Laib, den sie aus einem am Boden liegenden Säckchen genommen haben.

»Nehmt meinen Anteil. Ich kann euch nichts anderes geben. Doch ich werde heute bei Doras sein, und ... «

»Du bei Doras?«

»Ja, um Jona abzuholen! Wußtet ihr es nicht?«

»Niemand weiß hier etwas. Aber ... sei mißtrauisch, Meister! Du wirst wie ein Lamm in der Höhle des Wolfes sein.«

»Er kann mir nichts antun. Nehmt meine Speise! Jakobus, gib ihnen, was wir haben. Auch unseren Wein. Freut auch ihr euch ein wenig, ihr armen Freunde! Das ist gut für Leib und Seele. Petrus! Gehen wir!«

»Ich komme, Meister. Wir wollen nur noch diese Furche fertigpflügen«, und er rennt zu Jesus, vor Anstrengung ganz erschöpft. Er trocknet sich mit dem Mantel, den er abgelegt hatte, den Schweiß und hängt ihn sich wieder um. Er lächelt glücklich. Die vier Knechte können ihm nicht genug danken. »Wirst du nochmals hierher zurückkommen, Meister?«

»Ja, erwartet mich. Grüßt Jona! Wollt ihr?«

»O ja! Das Feld muß bis zum Abend gepflügt sein. Mehr als zwei

Drittel sind schon getan. Gut und schnell! Deine Freunde sind stark. Gott möge euch segnen! Heute ist für uns ein größeres Fest als das der ungesäuerten Brote. Oh, Gott möge euch alle segnen! Alle, alle!«

Jesus geht zum Apfelgarten. Sie durchschreiten ihn und kommen zu den Feldern des Doras. Andere Landarbeiter gehen hinter dem Pflug oder stehen gebeugt, um die Schollen vom Unkraut zu befreien. Doch Jona ist nicht unter ihnen. Jesus wird erkannt, und die Männer grüßen ihn, ohne von der Arbeit abzulassen.

»Wo ist Jona?«

»Vor zwei Stunden ist er auf den Schollen zusammengesunken und mußte nach Hause getragen werden. Armer Jona! Er wird nur mehr wenig zu leiden haben, denn er ist am Ende. Wir werden nie mehr einen so guten Freund haben.«

»Ihr habt mich auf Erden und Jona in Abrahams Schoß. Die Toten lieben die Lebenden mit doppelter Liebe: mit ihrer eigenen und mit jener, die sie in der Vereinigung mit Gott, der vollkommenen Liebe, empfangen.«

»Oh, geh rasch zu ihm, damit er dich in seinen Leiden sieht!«

Jesus segnet sie und geht.

»Und was tust du nun? Was wirst du Doras sagen?« fragen die Apostel.

»Ich werde hingehen, als ob ich nichts von allem wüßte. Wenn er sich ertappt sieht, dann ist er fähig, es Jona und seinen anderen Knechten zu spüren zu geben.«

»Dein Freund hat recht, er ist ein Schakal«, sagt Petrus zu Simon.

»Lazarus sagt immer nur die Wahrheit und nie etwas Böses. Du wirst ihn kennen und lieben lernen«, antwortet Simon.

Man sieht nun das Haus des Pharisäers. Breit und niedrig, doch gut gebaut, liegt es inmitten eines bereits abgeernteten Obstgartens. Ein reiches, bequemes Landhaus. Petrus und Simon gehen voraus, um sie anzumelden.

Doras kommt heraus. Ein alter Mann mit einem harten, raubgie- rigen Gesicht, spöttischen Augen, einem Schlangemund, der mit

einem falschen Lächeln grinst, umrahmt von einem schon fast weißen Bart.

»Heil dir, Jesus!« grüßt er familiär und mit offenkundiger Herablassung.

Jesus sagt nicht: »Friede«, sondern: »Dir ebenfalls!«

»Tritt ein! Das Haus steht dir offen. Du bist pünktlich wie ein König.«

»Wie ein ehrbarer Mann«, entgegnet Jesus.

Doras lacht wie über einen Witz.

Jesus wendet sich um und sagt zu seinen Jüngern, die nicht zum Eintreten aufgefordert worden sind: »Kommt herein! Dies sind meine Freunde.«

»Sie sollen hereinkommen ... aber ... ist einer nicht der Zöllner, der Sohn des Alphäus?«

»Es ist Matthäus, der Jünger Christi«, erwidert Jesus mit einem Ton in der Stimme, den der andere versteht, worauf er noch spöttischer lacht.

Doras möchte den „armen“ Meister aus Galiläa mit dem Glanz seines großen Hauses verblüffen. Es ist prunkvoll, aber kalt. Die Diener scheinen Sklaven zu sein. Sie gehen gebückt, schleichen schnell davon, in ständiger Angst vor Bestrafung. Man spürt, daß in diesem Haus Kälte und Haß herrschen.

Doch Jesus läßt sich weder von der Zurschaustellung der Reichtümer noch durch die Hinweise auf Stellung und Beziehungen beeindrucken. Und Doras, der die Gleichgültigkeit des Meisters bemerkt, nimmt ihn mit sich in den Obstgarten, zeigt ihm seltene Gewächse und bietet ihm von den Früchten an, welche Diener auf goldenen Platten und Schüsseln herbeitragen. Jesus kostet und lobt den Wohlgeschmack der Früchte, die in Fruchtsäften eingekocht sind, wie die schönsten Pfirsiche, teils in natürlichem Zustand aufbewahrt werden; dazu Birnen von außergewöhnlicher Größe.

»Solche Früchte habe nur ich allein in ganz Palästina, und ich glaube, daß es auf der ganzen Sinai-Halbinsel keine gleichwertigen gibt.

Ich habe sie von Persien und noch von viel weiter her kommen lassen. Der Transport allein hat mich ein Talent gekostet. Nicht einmal die Statthalter haben solches Obst. Vielleicht nicht einmal der Kaiser. Ich zähle die Früchte und will alle ihre Kerne davon haben. Und die Birnen dürfen nur an meinem Tische gegessen werden, da ich nicht will, daß auch nur ein Kern davon verschwindet. Hannas sende ich welche, aber nur gekocht, damit sie bestimmt unfruchtbar sind.«

»Es sind aber Pflanzen Gottes. Und die Menschen sind alle gleich!«

»Gleich? ... Nein! Ich ... und diese deine Galiläer?«

»Die Seele kommt von Gott, und er erschafft sie für alle gleich.«

»Aber ich bin Doras, der getreue Pharisäer! ... « Er plustert sich auf wie ein Truthahn, als er das sagt.

Jesus schaut ihn an mit seinen Augen, die wie Saphire blitzen und bald Mitleid, bald Strenge widerspiegeln. Jesus ist viel größer als Doras; er überragt in seinem purpurnen Gewand den kleinen, etwas buckligen Pharisäer, der wie vermummt in seinem überweiten, mit großartigen Fransen ausgestatteten Kleid aussieht.

Doras ruft aus, nachdem er sich eine Weile selbstgefällig bewundert hat: »Aber Jesus, wie konntest du Lazarus, den Bruder einer Dirne, in das Haus des Doras, des reinen Pharisäers, schicken? Deinen Freund Lazarus? Das hättest du nicht tun sollen! Weißt du nicht, daß er mit dem Bann belegt ist, weil seine Schwester eine Dirne ist?«

»Ich weiß nur, daß Lazarus und seine Werke untadelig sind.«

»Doch die Welt vergißt die Sünde seines Hauses nicht, und nach ihrer Überzeugung breitet sich die Schande auch auf die Freunde aus. Geh nicht dorthin! Warum bist du kein Pharisäer? Willst du einer werden? ... Ich bin einflußreich ... ich kann dich aufnehmen lassen, obwohl du Galiläer bist. Im Synedrium erreiche ich alles. Hannas ist in meiner Hand wie dieser Zipfel meines Mantels. Man würde dich mehr fürchten!«

»Ich will nur geliebt werden.«

»Ich werde dich lieben. Siehst du, daß ich dich liebe, da ich dir wunschgemäß Jona überlasse?«

»Ich habe für ihn gezahlt.«

»Das ist wahr; und ich habe mich sehr darüber gewundert, daß du eine solche Summe aufbringen konntest.«

»Nicht ich, sondern ein Freund für mich.«

»Gut, gut, ich will nicht nachforschen. Ich sage nur: du siehst, daß ich dich liebe und dich zufriedenstellen möchte! Nach dem Mahle werde ich dir Jona übergeben. Nur für dich bringe ich ein solches Opfer ... « und er lacht sein grausames Lachen.

Jesus blickt ihn immer strenger an und kreuzt seine Hände auf der Brust. Sie sind immer noch im Obstgarten und warten auf die Mahlzeit.

»Du mußt mich aber auch zufriedenstellen. Freude für Freude! Ich gebe dir meinen besten Knecht. Ich verzichte somit auf einen künftigen Nutzen. Dieses Jahr hat mir dein Segen – ich weiß, daß du vor der großen Hitze gekommen bist – eine reiche Ernte beschert, die meine Besitzungen berühmt gemacht hat. Nun mußt du meine Herden und meine Felder segnen. Dann werde ich im kommenden Jahr Jona nicht vermissen, und außerdem werde ich Ersatz für ihn finden. Komm, segne! Gib mir die Genugtuung, daß ich in ganz Palästina bekannt werde, daß meine Herden und Scheunen überreich sind. Komm!« und er packt Jesus am Arm und versucht ihn, von Habgier erfaßt, wegzuführen.

Doch Jesus bewegt sich nicht von der Stelle. »Wo ist Jona?« fragt er streng.

»Beim Pflügen. Er wollte dies noch für seinen guten Herrn erledigen. Doch bevor das Mahl beendet sein wird, wird er kommen. Komm schon und segne meine Herden, die Felder, die Obstgärten, die Weinberge und die Scheunen! Alles, alles ... Oh, wie wird die Ernte im kommenden Jahr ertragreich sein!«

»Wo ist Jona?« wiederholt Jesus streng.

»Aber ich habe dir doch gesagt, daß er das Pflügen beaufsichtigt. Er ist der erste Knecht und muß nicht arbeiten: er beaufsichtigt!«

»Lügner!«

»Ich? . . . Ich schwöre es bei Jahwe!«

»Gotteslästerer!«

»Ich ein Gotteslästerer? Ich, der getreueste der Treuen! Hüte dich!«

»Mörder!« Jesus hat seine Stimme immer mehr erhoben, und das letzte Wort tönt wie ein Donnerschlag.

Die Jünger kommen näher. Die Diener erscheinen ängstlich an den Türen. Das Antlitz Jesu wird unerträglich in seiner Strenge. Die Augen scheinen phosphoreszierende Strahlen auszusenden.

Doras wird für einen Augenblick von Angst überfallen. Er wird kleiner und gleicht einem kleinen Knäuel neben der hohen Gestalt Jesu, die in schweren, roten Wollstoff gekleidet ist. Dann aber überkommt Doras wieder der Hochmut; er bellt mit kreischender Stimme wie ein heulender Wolf: »In meinem Hause befehle ich allein. Hinaus, elender Galiläer!«

»Ich werde dein Haus verlassen, und dich, deine Felder, deine Gerätschaften und deine Weinberge verfluchen . . . für dieses und die kommenden Jahre!«

»Nein, das nicht! Ja, es ist wahr . . . Jona ist krank. Doch er wird gut gepflegt. Nimm deinen Fluch zurück!«

»Wo ist Jona? Ein Diener soll mich zu ihm führen, *sofort!* Ich habe für ihn bezahlt; da er für dich nur eine Ware ist, eine Maschine, und ich ihn erworben habe, will ich ihn haben.«

Doras zieht eine goldene Pfeife aus der Brusttasche und pfeift dreimal. Aus allen Teilen des Hauses und des Gutes eilt eine Schar Diener herbei. Sie kriechen beinahe in die Nähe des gefürchteten Gebieters. »Bringt diesem hier Jona und übergibt ihn ihm . . . Wohin gehst du?«

Jesus antwortet nicht. Er geht hinter den Dienern her durch den Garten bis zu den Hütten der Landarbeiter. Sie betreten die Hütte des Jona. Er ist nur mehr ein Skelett, er keucht vor Fieber, halbnackt auf der Rohrmatte, auf der als Matratze ein geflicktes Gewand und als Decke ein noch zerrissenerer Mantel liegen. Die junge Magd von damals pflegt ihn auch jetzt, so gut es möglich ist.

»Jona, mein Freund! Ich bin gekommen, dich abzuholen.«

»Du, mein Herr? Ich sterbe ... oh, ich bin glücklich, daß du bei mir bist!«

»Treuer Freund, du bist jetzt frei. Du wirst nicht hier sterben. Ich werde dich in mein Haus bringen.«

»Frei? Warum? In dein Haus? Ach ja, du hast mir versprochen, daß ich deine Mutter noch einmal sehen dürfe.«

Jesus ist ganz Liebe; er beugt sich über das Lager des Unglücklichen. Und Jona scheint sich vor Freude zu beleben.

»Petrus, du bist stark! Hebe Jona auf, und ihr gebt ihm eure Mäntel. Dieses Bett ist zu hart für seinen Zustand.«

Die Jünger legen sofort ihre Mäntel ab, falten sie und breiten sie auf dem Lager aus. Aus einigen machen sie auch ein Kissen. Petrus legt seine Last, die nur aus Knochen besteht, vorsichtig nieder, und Jesus bedeckt Jona mit seinem eigenen Mantel.

»Petrus, hast du Geld?«

»Ja, Meister. Ich habe vierzig Denare.«

»Gut, dann laßt uns gehen! Mut, Jona! Noch eine kleine Mühe, dann wirst du in meinem Hause bei Maria den Frieden finden ... «

»Maria! Ja. Oh! Dein Haus!« In seiner Erschöpfung weint der arme Jona. Er kann nur noch weinen. »Leb wohl, Frau! Der Herr möge dich um deiner Güte willen segnen!«

»Leb wohl, Herr! Leb wohl, Jona! Bete, betet für mich!« das Mädchen weint.

Als sie die Schwelle erreichen, steht dort Doras. Jona überfällt die Angst, und er hält eine Hand schützend vors Gesicht. Doch Jesus legt ihm eine Hand auf das Haupt und geht an seiner Seite hinaus, strenger als ein Richter. Der armselige Zug bewegt sich durch das Hoftor und schlägt den Feldweg ein.

»Das Bett gehört mir. Ich habe dir den Knecht verkauft, aber nicht das Bett!«

Jesus wirft ihm wortlos die Geldbörse vor die Füße. Doras nimmt und entleert sie. »Vierzig Denare und fünf Drachmen, das ist we-

nig!« Jesus blickt den habgierigen, widerlichen Quäler nur an; es ist unmöglich zu beschreiben, was seine Miene ausdrückt. Er antwortet nicht.

»Sag wenigstens, daß du den Fluch aufhebst.«

Jesus blitzt ihn wiederum an und wirft ihm die Worte zu: »Ich überlasse dich unserem Gott vom Sinai!« Dann geht er hochaufgerichtet neben der einfachen Tragbahre her, die von Petrus und Andreas vorsichtig getragen wird.

Doras sieht nun, daß alles nutzlos ist und daß der Fluch bestehen bleibt; er schreit wütend: »Wir werden uns wiedersehen, Jesus! Ich werde dir noch meine Krallen zeigen! Krieg bis zum Tode werde ich mit dir führen! Nimm ruhig diesen Schatten von einem Menschen mit! Er taugt zu nichts mehr. Ich spare somit die Begräbniskosten. Geh, geh, verdammter Satan! Das ganze Synedrium werde ich gegen dich aufhetzen. Satan! Satan!«

Jesus tut, als ob er nicht höre. Die Jünger sind bestürzt. Jesus kümmert sich nur um Jona. Er sucht die besten und am wenigsten holprigen Wege, bis sie zu einer Kreuzung bei den Feldern Johanans gelangen. Die vier Landarbeiter eilen herbei, den scheidenden Freund und Meister, der sie segnet, zu grüßen.

Doch der Weg von Jesreel nach Nazaret ist lang, und es geht mit dieser schonungsbedürftigen Last nur langsam voran. Auf der Hauptstraße ist kein einziger Wagen oder Karren zu sehen. Nichts weit und breit. Sie gehen schweigend weiter. Jona scheint zu schlafen. Doch er läßt die Hand Jesu nicht los.

Gegen Abend werden sie endlich von einem römischen Militärwagen eingeholt.

»Im Namen Gottes, haltet an!« sagt Jesus und hält den Arm hoch. Die beiden Soldaten halten an. Aus dem Verdeck, das übergezogen worden ist, weil es zu regnen beginnt, schaut ein pompös dekoriertes Soldat heraus.

»Was willst du?« fragt er Jesus.

»Ich habe hier einen sterbenden Freund. Ich bitte für ihn um einen Platz auf dem Wagen.«

»Ich dürfte eigentlich nicht ... aber steig ein! Wir sind schließlich keine Hunde.«

Die Bahre wird hineingehoben.

»Ist dies dein Freund? Wer bist du?«

»Der Rabbi Jesus von Nazaret.«

»Du? ... Oh!« Der Soldat schaut ihn neugierig an. »Wenn du es wirklich bist ... dann kommt alle herein, so viel Platz haben wir. Doch laßt euch nicht sehen. Die Verordnung lautet so; doch über der Weisung steht die Menschlichkeit. Nicht wahr? Und du bist gut! Ich weiß es. Wir Soldaten wissen alles ... Wie ich es erfahren habe? Auch die Steine reden über das Gute und das Schlechte, und wir haben Ohren, um Cäsar zu dienen. Du bist kein falscher Christus wie die anderen, die schon vor dir gekommen sind und aufrührerisch und rebellisch waren. Du bist gut. Rom weiß es. Dieser Mensch ... ist sehr krank.«

»Ich bringe ihn deswegen zu meiner Mutter.«

»Oh, sie wird ihn nur kurze Zeit zu pflegen haben. Gib ihm etwas Wein! Hier im Beutel ist welcher. Du, Aquila, gib den Pferden die Sporen, und du, Quintus, gib mir den Honig und die Butter, meine Ration. Sie wird ihm gut tun. Er hustet stark, und der Honig ist Arznei.«

»Du bist gut.«

»O nein, ich bin nur nicht ganz so böse wie viele andere. Ich freue mich, dich bei mir zu haben. Denke an Publius Quintilianus von der Italika. Ich bin in Cäsarea stationiert. Doch nun gehe ich nach Ptolemaïs zur angeordneten Inspektion.«

»Bist du mir nicht feindlich gesinnt?«

»Ich? Ich bin der Feind der Bösen, niemals der Guten. Ich möchte auch gut sein. Sag mir, welche Lehre gibst du uns Männern des Schwertes?«

»Die Lehre ist für alle dieselbe: Gerechtigkeit, Redlichkeit, Mäßigkeit und Mitleid. Pflichterfüllung, ohne Mißbrauch der Macht. Auch in der harten Notwendigkeit der Waffen die Menschlichkeit üben.

Sich bemühen, die Wahrheit zu suchen, also Gott, den Einen und Ewigen. Ohne diese Kenntnis bleibt jede Tat ohne Segen und somit ohne ewige Belohnung.«

»Doch was nützt mir nach dem Tode das Gute, das ich getan habe?«

»Wer zum Wahren Gott kommt, findet das Gute im anderen Leben wieder.«

»Werde ich wiedergeboren werden? Kann ich dann Tribun oder sogar Cäsar werden?«

»Nein. Du wirst Gott ähnlich werden, mit dem du dich im Himmel in seiner ewigen Seligkeit vereinigst.«

»Wie? Ich im Olymp? Unter den Göttern?«

»Es gibt keine Götter! Es gibt nur den wahren Gott! Den, den ich predige. Den, der dich hört, der deine Güte sieht und dein Verlangen, das Gute kennenzulernen.«

»Das gefällt mir. Ich wußte nicht, daß Gott sich um einen armen heidnischen Soldaten kümmert.«

»Er hat dich erschaffen, Publius, er liebt dich also und möchte dich bei sich haben.«

»Oh, warum nicht? ... Aber ... niemand sagt uns etwas über Gott ... nie! ... «

»Ich werde nach Cäsarea kommen, und du wirst mich hören.«

»O ja! Ich werde kommen, dich zu hören. Hier ist Nazaret. Ich wäre dir gerne noch weiter behilflich; doch wenn man mich sieht ... «

»Wir steigen hier aus, und ich segne dich für deine Barmherzigkeit!«

»Mein Gruß dir, Meister.«

»Der Herr möge sich euch kundtun, Soldaten! Lebt wohl!«

Sie steigen aus und setzen ihren Weg zu Fuß fort.

»Bald wirst du dich ausruhen können, Jona«, ermuntert Jesus.

Jona lächelt. Er wird immer ruhiger, je mehr der Abend sich herniedersenkt und je sicherer er ist, weit von Doras entfernt zu sein.

Johannes geht mit seinem Bruder voraus, um Maria zu benachrichtigen. Als die kleine Gruppe in dem zu dieser Abendstunde wie

verlassenen Nazaret ankommt, steht Maria schon an der Schwelle und wartet auf den Sohn.

»Mutter, hier ist Jona. Er vertraut sich deiner Güte an, um einen Vorgeschmack seines Paradieses zu haben. Bist du nun glücklich, Jona?«

»Glücklich, glücklich!« murmelt der Erschöpfte wie in Ekstase.

Er wird in den Raum getragen, in dem Josef gestorben ist. »Du liegst auf dem Bett meines Vaters. Hier ist die Mutter. Und hier bin ich. Siehst du? Nazaret wird zu Betlehem, und du bist nun der kleine Jesus zwischen zweien, die dich lieben ... und alle hier verehren in dir den getreuen Knecht. Die Engel kannst du nicht sehen. Doch sie fliegen über dir mit ihren leuchtenden Flügeln und singen die Worte des Psalms der Geburt.«

Jesus ergießt seine Zärtlichkeit über den armen Jona, der von Augenblick zu Augenblick immer mehr dahinschwindet. Es scheint, als habe er bis jetzt durchgehalten, nur um hier sterben zu können. Aber er ist selig. Er lächelt und versucht die Hand Jesu und die Marias zu küssen und zu sprechen ... zu sprechen; doch die Atemnot hindert ihn daran. Maria tröstet ihn wie eine Mutter. Und er wiederholt: »Ja, ja«, mit einem glücklichen Lächeln im ausgemergelten Gesicht.

Die Jünger beobachten schweigend und voll tiefer Rührung die Szene von der Gartentür aus.

»Gott hat deinen lang gehegten Wunsch erfüllt. Der Stern deiner langen Nacht wird nun zum Stern deines Ewigen Morgens. Du kennst seinen Namen«, sagt Jesus.

»Jesus, dein Name! Oh, Jesus! Die Engel ... Wer singt mir den himmlischen Hymnus? Die Seele hört ihn ... aber auch das Ohr möchte ihn hören ... Wer läßt mich glücklich einschlafen? ... Ich bin so müde ... Viel Mühe und Arbeit habe ich immer ertragen. Viele Tränen habe ich vergossen ... viele Beleidigungen erduldet ... Doras ... ich verzeihe ihm ... doch ich will seine Stimme nicht mehr hören, die immer noch in meinen Ohren nachhallt ... Sie tönt wie die Stimme Satans bei meinem Sterben. Wer übertönt diese Stimme mit den Worten des Paradieses?«

Es ist Maria, die nach der Melodie ihres Wiegenliedes leise singt: »Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden«, und sie wiederholt es zwei- oder dreimal; denn sie sieht, wie Jona dabei immer ruhiger wird.

»Doras spricht nicht mehr«, sagt er nach einiger Zeit. »Nur noch die Engel. Es lag ein Kind ... in einer Krippe ... zwischen einem Ochsen und einem Esel, und das Kind war der Messias ... und ich habe es angebetet ... und mit ihm waren Josef und Maria ...« Die Stimme erlischt in einem kurzen Seufzer, und schließlich hüllt ein tiefes Schweigen alles ein.

»Friede im Himmel dem Menschen guten Willens! Er ist tot. Wir werden ihn in unserer armen Begräbnisstätte beisetzen. Er verdient es, die Auferstehung der Toten an der Seite des Gerechten, meines Nährvaters, erwarten zu dürfen«, sagt Jesus.

Und während Maria des Alphäus, die durch irgend jemanden benachrichtigt worden ist, eintritt, endet alles.

149 Jesus im Hause des Jakobus am See Meron

Ich möchte sagen, daß Palästina außer dem See Gennesaret und dem Toten Meer noch einen kleinen See oder Teich besitzt, dessen Name mir unbekannt ist.

Was Schätzungen anbetrifft, verstehe ich nichts; doch nach Augenmaß müßte dieses Becken drei Kilometer auf zwei Kilometer betragen. Also nicht besonders groß, wie man sieht. Dieser See ist sehr hübsch in seinen grünen Kranz eingebettet, und seine Oberfläche ist so himmelblau und friedlich, daß er aussieht wie eine blaue Emailplatte, die von verschiedenen blaugrünen Schattierungen durchzogen ist; vielleicht wegen des Flusses, der im Norden einströmt, um dann im Süden wieder den See zu verlassen. Da dieser nicht sehr tief ist, erscheint der Flußlauf wie eine lebendige Ader in diesem stillen Wasser.

Man sieht hier keine Segelboote; nur einige kleine Ruderboote,

auf denen der einsame Fischer seine Angelschnur handhabt oder für den einen oder anderen Wanderer, der den Weg abkürzen möchte, den Fährmann spielt. Und Herden, Herden und wieder Herden, die von den Weideplätzen auf den Bergen kommen, da bereits der Herbst begonnen hat, und nun an diesen grünen, fetten Uferwiesen weiden können.

Am südlichen Ende des Sees, der eine ovale Form hat, führt eine Hauptstraße vorbei, die sich von Ost nach West hinzieht; richtiger von Nordost nach Südwest. Die Straße ist in gutem Zustand und stark begangen von Passanten, die sich in die umliegenden Ortschaften begeben.

Auf dieser Straße sehe ich Jesus mit den Seinen daherkommen. Der Tag ist schon weit fortgeschritten, und Petrus bemerkt: »Es wäre besser, nicht erst zu dieser Frau zu gehen. Die Tage werden immer kürzer und unfreundlicher, und Jerusalem ist noch sehr weit entfernt.«

»Wir werden rechtzeitig ankommen. Glaube mir, Petrus, man gehorcht Gott mit einem guten Werk besser als mit der Teilnahme an einer äußeren Zeremonie. Diese Frau preist nun Gott mit allen ihren Kindern, die um das Familienhaupt versammelt sind. Der Vater ist jetzt so geheilt, daß er zum Laubhüttenfest in Jerusalem sein kann, während sein Leib zu diesem Zeitpunkt schon mit seinen Bandagen und Balsamdüften im Grabe ruhen müßte. Man darf den Glauben nie zerstören durch die Äußerlichkeit der Handlungen! Nie kritisieren! Wie kannst du dich über die Pharisäer wundern, wenn es dir selbst an Barmherzigkeit fehlt, wenn du dem Nächsten dein Herz verschließt und sagst: „Ich diene Gott, und das genügt?“«

»Du hast recht, Meister, ich bin dümmer als ein Esel.«

»Ich behalte dich bei mir, um dich weise zu machen. Habe keine Angst! Chuza hat mir den Wagen bis fast nach Jabbok zur Verfügung gestellt. Von dort zur Fähre ist der Weg kurz. Er hat so sehr darauf bestanden und vernünftige Gründe angeführt, daß ich nachgegeben habe, obgleich ich behauptete, daß der König der Armen sich mit den

Mitteln der Armen bedienen muß. Doch der Tod des Jona hat eine Verzögerung verursacht, und ich muß nun meine Pläne diesen unvorhergesehenen Umständen anpassen.«

Die Jünger reden über Jona, beklagen sein armseliges Leben und beneiden ihn wegen seines seligen Todes.

Simon der Zelote murmelt: »Ich habe ihn nicht glücklich machen und dem Meister keinen echten Jünger schenken können, der im langen Martyrium und im unerschütterlichen Glauben herangereift ist ... Das tut mir leid. Die Welt braucht viele treue Geschöpfe, die von Jesus überzeugt sind, um die vielen anderen auszugleichen, die ihm nicht glauben und ihn verneinen werden.«

»Lassen wir das, Simon«, antwortet Jesus. »Jona ist nun viel glücklicher und kann tiefer wirken. Du hast für ihn und für mich mehr getan, als irgendein anderer hätte tun können. Auch seinetwegen danke ich dir. Nun weiß er, wer sein Befreier war. Und er segnet dich dafür.«

»Dann muß er aber Doras verfluchen«, sagt Petrus.

Jesus schaut Petrus an und fragt: »Glaubst du? Dann bist du im Irrtum. Jona war ein Gerechter. Nun ist er ein Heiliger. In seinem Leben hat er nie gehaßt und nie verflucht. Und jetzt haßt und verflucht er erst recht nicht! Er blickt aus dem Warteraum zum Paradiese auf und jubiliert, da er bereits weiß, daß der Limbus die Wartenden bald entlassen wird. Er segnet dich.«

»Und Doras ... wird dein Fluch wirken?«

»Wie meinst du das, Petrus?«

»Nun, daß er nachdenkt und sich ändert oder daß ihn deine Strafe trifft.«

»Ich habe ihn Gottes Gerechtigkeit anheimgestellt. Ich, die Liebe, habe ihn verlassen.«

»Barmherzigkeit! Ich möchte nicht an seiner Stelle sein.«

»Ich auch nicht.«

»Und ich auch nicht.«

»Niemand möchte es. Wie wird die Gerechtigkeit des Vollkommenen wohl aussehen?« fragen die Jünger.

»Sie ist Verzückerung für die Guten und Feuer für die Satane, meine Freunde. Wahrlich, ich sage euch, das ganze Leben lang Sklave, Aussätziger oder Bettler sein ist königliche Glückseligkeit im Vergleich zu einer einzigen Stunde göttlichen Strafgerichtes.«

»Es regnet, Meister. Was sollen wir tun? Wohin gehen wir?«

Tatsächlich ist der See, in dem sich die bleiernen Wolken des Himmels widerspiegeln, dunkel geworden, und die ersten schweren Regentropfen klatschen auf das Wasser und kündigen einen Platzregen an.

»Wir müssen in irgendein Haus gehen und im Namen Gottes um Zuflucht bitten.«

»Hoffentlich finden wir jemand, der so gut ist wie der Römer. Ich konnte es kaum glauben ... Ich bin ihnen immer aus dem Weg gegangen, als ob sie unrein wären, und nun sehe ich, daß sie ... nun, alles in allem ... sie sind besser als viele von uns«, sagt Petrus.

»Gefallen dir die Römer?« fragt Jesus.

»Eh ... ich finde sie nicht schlimmer als wir es sind. Sie sind eben Ausländer.«

Jesus lächelt und sagt nichts. Sie werden von einer jungen Frau eingeholt, die acht Schafe vor sich hertreibt.

»Frau, kannst du uns sagen, wo wir Unterkunft finden können?« fragt Petrus.

»Ich bin die Magd eines armen, alleinstehenden Mannes. Wenn ihr mitkommen wollt ... Ich nehme an, mein Herr wird euch in seiner Güte aufnehmen.«

»Gehen wir mit ihr!«

Inmitten der Schafe, die mit ihren fetten Leibern dahintrotten, eilen sie weiter, um dem Regen zu entfliehen. Nun verlassen sie die Hauptstraße, um in einen Weg einzubiegen, der zu einem niederen Haus führt. Ich erkenne das Haus des Bauern Jakobus wieder, dieses Jakobus des Matthias und der Maria, den beiden Waisen aus der Vision im August, wenn ich nicht irre.

»Hier ist es! Geht rasch voran, während ich die Schafe in den Stall

bringe! Hinter dem Mäuerchen ist ein Hof und durch diesen gelangt man ins Haus. Er wird in der Küche sein. Achtet nicht darauf, wenn er nicht viel redet ... Er hat viel Verdruß.« Die Frau eilt zu einer elenden Hütte zu meiner Rechten. Jesus biegt mit den Seinen nach links ab.

Hier ist die Tenne mit dem Brunnen, dem Backofen im Hintergrund und dem Apfelbaum auf der einen Seite. Und hier ist die weit geöffnete Türe zur Küche, in der ein Feuer brennt und ein Mann ein Ackergerät zu reparieren scheint.

»Der Friede sei mit diesem Hause! Ich bitte dich für heute Nacht um Unterkunft für mich und meine Freunde«, sagt Jesus auf der Türschwelle.

Der Mann hebt den Kopf. »Komm herein!« sagt er, »und Gott möge dir denselben Frieden geben, den du mir wünschest! Aber Friede? Hier? Der Friede ist seit einiger Zeit dem Jakobus nicht wohlgesinnt. Komm herein, komm herein! Kommt alle herein! Das Feuer ist das einzige, was ich euch in Fülle anbieten kann ... weil ... Oh! ... Aber ... aber du, der du nun die Kapuze abnimmst (Jesus hatte sein Haupt mit einem Zipfel des Mantels bedeckt) und den ich nun gut sehen kann ... du bist doch ... ja, du bist der Rabbi von Galiläa, von dem sie sagen, daß es der Messias sei, der Wunder wirkt. Bist du es? Sag es mir, im Namen Gottes!«

»Ich bin Jesus von Nazaret, der Messias. Kennst du mich?«

»Ich habe dich am vergangenen Vollmond im Hause des Judas und der Hanna gehört. Ich war bei den Weinlesern, weil ich arm bin. Eine Kette von Unglücksfällen: Hagel, Ungeziefer, Krankheiten der Gewächse und der Schafe ... Für mich, der ich allein mit einer Magd lebe, genügte mein Besitz. Aber nun habe ich Schulden machen müssen, denn ein Unglück kommt nach dem anderen. Um nicht alle meine Schafe verkaufen zu müssen, habe ich bei anderen gearbeitet. Und meine eigenen Felder! Es schien, als ob der Krieg darüber gebräust wäre, so verbrannt waren sie, und die Reben und Ölbäume trugen keine Früchte. Seit meine Frau gestorben ist, es ist nun

sechs Jahre her, scheint es, als ob Satan sich hier vergnüge. Siehst du? Ich arbeite mit diesem Pflug. Doch das Holz ist ganz morsch. Was soll ich tun? Ich bin kein Schreiner und nagle und nagle fest, doch es hilft nichts. Und ich muß nun auf jeden Pfennig schauen ... Ich werde ein weiteres Schaf verkaufen müssen, um die Ackergeräte reparieren lassen zu können. Das Dach ist undicht; doch die Felder machen mir mehr Sorgen als das Haus. Schade! Die Schafe sind alle trächtig ... ich hoffte, wieder eine Herde zusammenzubekommen. Aber ... «

»Ich sehe, daß ich eine Last bin, wo schon eine schwere Last zu tragen ist.«

»Du eine Last? Nein! Ich habe dich reden gehört und ... und in meinem Herzen ist zurückgeblieben, was du gesagt hast. Es ist wahr, ich habe ehrlich gearbeitet, und doch ... vielleicht war ich doch nicht gut genug. Ich glaube, daß meine Frau besser war; denn sie hatte Mitleid mit allen, die arme Lea, die viel zu früh sterben mußte. Es war zuviel für mich! Ich glaube, der damalige Wohlstand wurde uns vom Himmel ihrer Güte wegen geschenkt. Ich möchte auch gut werden, schon weil du es forderst, und auch, um meine Frau nachzuahmen. Ich verlange nicht viel ... nur, daß ich in diesem Haus bleiben kann, in dem sie gestorben ist und ich geboren wurde; daß ich Brot habe für mich und die Magd, die für den Haushalt sorgt und die Schafe hütet, so gut sie kann. Ich habe keine Knechte mehr. Ich hatte zwei, das war genug; denn auch ich arbeitete auf den Feldern und für die Oliven. Doch nun habe ich nur mehr für mich allein Brot, und das ist sogar recht knapp!«

»Du sollst dich unersetwegen nicht einschränken!«

»Nein, Meister. Wenn ich auch nur einen Bissen hätte, so würde ich ihn dir geben. Es ist eine Ehre für mich, dich hier zu haben ... Ich hätte dies nie erwartet. Doch ich klage dir mein Leid, denn du bist gut und kannst es verstehen.«

»Ja, ich verstehe. Gib mir diesen Hammer! Man macht es nicht so. So zerbricht das Holz. Gib mir auch den Pfriem! Aber erst muß

du ihn glühend werden lassen. So können wir ein Loch in das Holz brennen und den Bolzen ohne Mühe durchstecken. Laß mich nur machen! Ich war Schreiner!«

»Du willst für mich arbeiten? Das niemals!«

»Laß mich nur machen! Du beherbergst mich, und ich helfe dir. Man muß sich gegenseitig lieben und einander nach Möglichkeit helfen.«

»Du schenkst Frieden, gibst Weisheit und wirkst Wunder. Du gibst schon viel, so viel.«

»Ich gebe auch die Arbeit. Auf, gehorche!« Und Jesus, der seine Tunika abgelegt hat, arbeitet schnell und gut an der zerbrochenen Deichsel, bohrt, nagelt, dübelt und prüft, ob alles nun hält. »Das hält noch eine Zeitlang, bis zum nächsten Jahr. Dann könntest du dir einen neuen Pflug anschaffen!«

»Ja, ich glaube es. Der Pflug ist in deinen Händen gewesen und wird zum Segen für meine Erde werden.«

»Nicht deshalb, Jakobus! Du selbst wirst der Segen deiner Erde sein.«

»Warum, mein Herr?«

»Weil du barmherzig bist. Du verschließt dich nicht im Groll des Egoismus und des Neides, sondern nimmst meine Lehre an und setzt sie in die Tat um. Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.«

»Womit kann ich dir dienen, Herr? Ich habe beinahe keinen Platz und keine Nahrung für deine Bedürfnisse. Ich habe nur den guten Willen; doch noch nie hat mich meine Armut so sehr bedrückt wie jetzt, da ich dir und deinen Freunden Ehre erweisen möchte.«

»Mir genügt dein guter Wille. Wahrlich, ich sage dir, selbst ein einziges Glas Wasser, das in meinem Namen gereicht wird, hat eine große Bedeutung in den Augen Gottes. Ich war ein müder Wanderer unter dem Regen, und du hast mich aufgenommen. Nun kommt die Stunde der Mahlzeit und du sagst: „Ich biete dir an, was ich habe.“ Die Nacht bricht herein, und du bietest mir dein Dach an wie einem

Freund. Was willst du denn noch mehr tun? Glaube mir, Jakobus: der Menschensohn legt keinen Wert auf eine pompöse Einladung und auserlesene Speisen; er achtet nur auf die Gefühle des Herzens. Der Sohn Gottes sagt zum Vater: „Vater, segne meine Wohltäter und alle, die in meinem Namen den Brüdern Barmherzigkeit erweisen!“ Das sage ich für dich.«

Die Magd, die mit dem Herrn gesprochen hatte, während Jesus am Pflug arbeitete, kommt nun mit Brot, frischgemolkener Milch, einigen armseligen Äpfeln und einem Teller voller Oliven.

»Ich habe nicht mehr«, entschuldigt sich der Mann.

»Oh, ich sehe unter deinen Speisen eine Nahrung, die du nicht sehen kannst. Und damit nähre ich mich; denn sie hat einen himmlischen Geschmack.«

»Du, der Sohn Gottes, nährst dich vielleicht mit einer Speise, die Engel dir bringen. Vielleicht lebst du von einem geistigen Brot.«

»Ja. Die Seele ist wertvoller als der Leib, und dies nicht in mir allein. Doch ich nähre mich nicht mit Engelsbrot, sondern von der Liebe des Vaters und der Menschen. Sie finde ich auch auf deinem Tisch, und ich preise dafür den Vater, der mich liebevoll zu dir geführt hat, und ich segne dich, der du mich mit Liebe aufnimmst und mir Liebe schenkst. Das ist meine Speise: die Erfüllung des Willens meines Vaters.«

»Segne also du und biete an meiner Stelle Gott die Nahrung an! Heute bist du das Haupt meiner Familie, und immer wirst du mein Meister und Freund sein!«

Jesus nimmt die Speise und opfert sie auf; er hält sie auf den Handflächen in die Höhe, und betet dabei einen Psalm, wie ich annehme. Dann setzt er sich, und teilt sie aus.

Damit ist alles zu Ende.

150 Rückkehr zur Furt des Jordans bei Jericho

»Ich wundere mich, daß der Täufer nicht da ist«, sagt Johannes zum Meister. Alle sind am Ostufer des Jordans, beim bekannten Übergang, wo einst Johannes taufte.

»Er ist auch nicht am anderen Ufer«, bemerkt Jakobus.

»Sie werden ihn wieder eingesperrt haben, um nochmals Lösegeld zu bekommen«, meint Petrus. »Sie haben einen schlechten Ruf, gewisse Leute des Herodes!«

»Wir werden den Fluß überqueren und uns erkundigen«, sagt Jesus. Sie setzen über und fragen am anderen Ufer einen Fährmann: »Tauft Johannes nicht mehr hier?«

»Nein. Er lebt an der Grenze von Samaria. Soweit ist es gekommen! Ein Heiliger muß sich bei den Samaritern vor den Bürgern Israels schützen! Und dann wundert man sich, wenn sich Gott von euch abwendet? Ich wundere mich nur über eines: daß er nicht ganz Palästina wie Sodom und Gomorra behandelt!«

»Er tut es nicht um der Guten willen, die es immer noch gibt, und wegen jener, die zwar nicht in allem gerecht sind, doch nach der Gerechtigkeit dürsten und die Lehren jener befolgen, die Heiligkeit predigen«, antwortet Jesus.

»Zwei also: der Täufer und der Messias. Den ersten kenne ich, denn ich habe ihm hier am Jordan gedient, als ich mit meiner Fähre Gläubige zu ihm ruderte, ohne dafür ein Entgelt zu verlangen; denn er sagt, man solle mit dem gerechten Lohn zufrieden sein. So schien es mir gerecht, mich mit dem Verdienst zufriedenzugeben, den ich durch meine andere Arbeit bekam, und es erschien mir ungerrecht, Geld anzunehmen, wenn ich eine Seele zur Reinigung bringen konnte. Die Freunde nannten mich deswegen verrückt. Doch schließlich ... Wen geht es etwas an, wenn ich mich mit wenig zufrieden gebe? Außerdem sehe ich, daß ich noch nicht Hungers gestorben bin, und ich hoffe, daß mir bei meinem Tod Vater Abraham zulächeln wird.«

»Du bist auf dem rechten Wege, Mann! Wer bist du?« fragt Jesus.

»Oh, ich habe einen großen Namen und muß selbst darüber lachen, denn andere Weisheit als für das Ruder habe ich nicht. Ich heiße Salomon.«

»Du bist weise genug, um beurteilen zu können, daß man eine Reinigung, an der man mitwirkt, nicht mit Geld beeinträchtigen darf. Ich sage dir, nicht Abraham allein, sondern der Gott Abrahams wird dir bei deinem Tode wie einem treuen Sohn zulächeln.«

»Oh, Gott! Sagst du das im Ernst? Wer bist du?«

»Ich bin ein Gerechter.«

»Dann höre! Ich habe zu dir gesagt, daß es in Israel zwei gibt: einer ist der Täufer, der andere der Messias. Bist du der Messias?«

»Ich bin es.«

»Oh, ewige Barmherzigkeit! Aber ich hörte eines Tages die Pharisäer sagen . . . Nein, lassen wir das! Ich will meinen Mund nicht beschmutzen. Du bist nicht so, wie sie dich darstellen, diese gespaltenen Zungen!«

»Wohin gehst du, Herr?« Der von der Offenbarung überraschte Mann hat nun eine ganz andere Weise zu reden. Erst war seine Redeweise biedermännisch, nun ist er ein Glaubender, der ganz Anbetung ist.

»Nach Jerusalem über Jericho. Zum Laubhüttenfest gehe ich.«

»Nach Jerusalem? Auch du?«

»Ich bin ein Sohn des Gesetzes. Ich schaffe das Gesetz nicht ab. Ich gebe euch Licht und Kraft, um es vollkommen zu befolgen.«

»Aber in Jerusalem haßt man dich bereits. Ich meine, die Großen, die Pharisäer von Jerusalem. Ich habe dir schon gesagt, daß ich gehört habe . . . «

»Laß sie machen! Sie tun ihre Pflicht; oder das, was sie für ihre Pflicht *halten*. Und ich tue meine. Wahrlich, ich sage dir, bevor die Stunde kommt, können sie mir nichts antun.«

»Welche Stunde, Herr?« fragen die Jünger und der Bootsmann zugleich.

»Die Stunde des Sieges über die Finsternis.«

»Wirst du bis ans Ende der Welt leben?«

»Nein, es wird eine Finsternis kommen, die schlimmer sein wird als das Erlöschen der Gestirne und der Tod aller Menschen auf unserem Planeten. Und dies wird sein, wenn die Menschen das Licht, das ich bin, auslöschen. Bei vielen ist das Verbrechen schon beschlossen. Leb wohl, Salomon!«

»Ich folge dir, Meister.«

»Nein. Komm in drei Tagen nach Bel Nidrasch! Der Friede sei mit dir!«

Jesus geht mit den nachdenklichen Jüngern fort.

»Worüber denkt ihr nach? Habt keine Angst, weder meinet- noch euret wegen! Wir sind durch die Dekapolis und Peräa gekommen, und überall haben wir Landleute bei der Feldarbeit gesehen. Wo die Erde noch mit Stoppeln und Unkraut bedeckt, trocken und hart war, voll von Parasitengewächsen, die der Sommerwind herangetragen und gesät hat mit Samen der Gewächse der trostlosen Wüsteneien: das waren die Felder der Arbeitsscheuen und der Genießer. Anderswo war die Erde vom Pflug schon geöffnet und gereinigt durch das Feuer und durch Hände von Steinen, Wurzeln und Quecken. Was also vorher ungut war infolge unnützen Gewächses, wurde durch die Reinigung des Feuers und der Hacke verändert in Gutes: in Dünger und Salze, die die Fruchtbarkeit fördern. Die Erde muß geklagt haben unter der Schneide des Pfluges, der sie öffnet und durchrüttelt, und unter dem Biß des Feuers, das über ihre Wunden hinfegt. Aber sie wird frohlocken im Frühling und sagen: „Der Mensch hat mich gemartert, um mir eine reiche Ernte zu ermöglichen, die mir Schönheit bringt!“ Das sind die Felder der Arbeitswilligen. Und wiederum anderswo waren die Felder schon sauber bestellt, sogar gereinigt von der Asche: ein wahres Brautbett für die Vermählung der Scholle mit dem Samen zu einer fruchtbaren Vereinigung für die Herrlichkeit der Ähren. Das waren die Felder der Hochherzigen in der Vollkommenheit ihres Tuns.

Genauso ist es mit dem Herzen. Ich bin die Pflugschar und mein Wort ist das Feuer zur Vorbereitung des ewigen Sieges.

Es gibt Träge oder Genießer, die noch nicht nach mir verlangen, mich ablehnen, sich in ihren Lastern gefallen und den schlechten Leidenschaften frönen, die ihnen wie blumige Festkleider vorkommen, jedoch nur Leiden und Dornen sind, die die Seele zu Tode verwunden, sie binden und daraus Holz für das Feuer der Hölle machen. So sind Dekapolis und Peräa jetzt ... und nicht nur sie! Man bittet mich nicht um Wunder, weil man die Schärfe des Wortes und das Brennen des Feuers fürchtet. Doch ihre Stunde wird kommen. Anderswo erträgt man die Schärfe und die Hitze und denkt dabei: „Es tut weh, aber es reinigt mich und macht mich aufnahmefähig für das Gute.“ Sie sind es, die den Heroismus nicht aufbringen, es selbst zu tun, aber warten wollen, bis ich es an ihnen vollbringe. Das ist der erste Schritt auf meinem Wege. Schließlich gibt es weitere, die durch ihre tagtägliche Mitarbeit meine Arbeit unterstützen und nicht nur gehen, sondern dahinfliegen auf der Straße Gottes. Diese sind die getreuen Jünger; ihr und sie, die da und dort in Israel verstreut leben.«

»Aber wir sind nur wenige, gegen so viele. Wir sind demütige Menschen gegen die Mächtigen. Wie können wir dich verteidigen, wenn sie dir schaden wollen?«

»Freunde, denkt an den Traum Jakobs! Er sah eine unzählbare Engelschar die Leiter, die vom Himmel zum Patriarchen führte, auf- und absteigen. Eine riesige Zahl, und doch war es nur ein Teil der Engelscharen ... Nun, selbst wenn all die Engelschöre, die Gott das Halleluja singen, herniedersteigen würden, um mich zu verteidigen, wenn die Stunde da ist, vermöchten sie es nicht. Die Gerechtigkeit muß vollzogen werden.«

»Du meinst wohl, die Ungerechtigkeit! Denn du bist heilig, und wenn sie dir Böses zufügen, dich hassen, dann sind sie ungerecht.«

»Deswegen sage ich, daß einige das Verbrechen schon begangen haben. Wer in Gedanken tötet, ist schon ein Mörder; wer in Gedan-

ken stiehlt, ist schon ein Dieb; wer in Gedanken die Ehe bricht, ist schon ein Ehebrecher; wer in Gedanken Verrat übt, ist schon ein Verräter. Der Vater weiß es, und ich weiß es. Doch er läßt mich gehen. Und ich gehe. Deswegen bin ich gekommen! Doch noch muß das Korn reifen, und es wird noch ein erstes und ein zweites Mal gesät werden, bevor Brot und Wein den Menschen zur Speise gegeben werden.«

»Wird dann ein Freuden- und Friedensfest gefeiert werden?«

»Des Friedens? Ja. Der Freude? Auch. Aber . . . O Petrus! O meine Freunde! Wie viele Tränen wird es geben zwischen dem ersten und dem zweiten Kelch! Und erst, wenn der letzte Tropfen des dritten Kelches getrunken sein wird, werden die Freude unter den Gerechten und der Friede für die Menschen guten Willens gesichert sein.«

»Und du wirst dabeisein, nicht wahr?«

»Ich? Wann fehlt je bei einer rituellen Feier das Haupt der Familie? Bin ich nicht das Haupt der großen Familie des Christus?«

Simon der Zelote, der noch nicht gesprochen hat, sagt wie zu sich selbst: »Wer ist es, der da mit blutroten Kleidern kommt? Er ist schön in seinem Gewande und schreitet in der Größe seiner Stärke einher. „Ich bin es, der gerecht spricht und beschützt, um zu retten.“ Warum also sind deine Kleider rot gefärbt und deine Gewänder wie die dessen, der die Kelter tritt? „Ich habe allein die Kelter getreten. Das Jahr meiner Erlösung ist gekommen.“« [Jes 63,1–4]

»Simon, du hast verstanden«, bemerkt Jesus.

»Ja, ich habe verstanden, mein Herr.«

Die beiden sehen sich an, die anderen betrachten sie staunend und fragen sich gegenseitig: »Aber spricht er denn von den roten Kleidern, die Jesus auch jetzt trägt, oder vom königlichen Purpur, in den er sich hüllen wird, wenn die Stunde da ist?«

Jesus zieht sich innerlich zurück, und es scheint, als ob er nichts mehr höre. Petrus nimmt Simon zur Seite und fragt ihn: »Du bist weise und demütig; erkläre meiner Unwissenheit deine Worte!«

»Ja, Bruder. Sein Name ist Erlöser. Die Kelche des Freuden- und

Friedensmahles zwischen Mensch und Gott, Erde und Himmel, wird er selbst mit seinem Weine füllen, indem er sich selbst keltert im Leiden und aus Liebe zu uns allen. Daher wird er gegenwärtig sein, wenn auch die Mächte der Finsternis dann dem Scheine nach das Licht ausgelöscht haben, das er selbst ist. Oh, man muß diesen unseren Christus sehr lieben, denn viele werden ihm ihre Liebe verweigern. Sorgen wir dafür, daß uns in der Stunde seiner Verlassenheit nicht die davidischen Klagen und Vorwürfe treffen: „Eine Hundemeute (und wir wären darunter) umringt mich.“« [Ps 22,17]

»Was sagst du? ... Aber wir werden ihn verteidigen, auf die Gefahr hin, mit ihm zu sterben.«

»Wir werden ihn verteidigen ... Doch wir sind Menschen, Petrus. Und unser Mut wird dahingeschwunden sein, bevor seine Gebeine gebrochen werden [Ps 22,15]. Ja, uns wird es ergehen wie dem eisigen Wasser des Himmels, das ein Blitz zu Regen schmelzen und der Wind am Boden wieder zu Eis werden läßt. So sind wir! Genau so! Unser augenblicklicher Mut als seine Jünger, den seine Nähe und seine Liebe zu männlichem Eifer entflammen läßt, wird unter dem Blitze Satans und seines Gefolges dahinschwinden. Und was wird von uns übrigbleiben? Nach der harten und notwendigen Prüfung werden uns der Glaube und die Liebe wieder stark machen, und wir werden wie ein Kristall, der den Schliff und den Bruch nicht mehr fürchtet. Doch dies werden wir erst verstehen und können, wenn wir ihn lieben, solange er bei uns ist. Dann, ja, dann hoffe ich, daß wir seinem Wort weder Feinde noch Verräter sein werden.«

»Du bist weise, Simon. Ich bin nicht gelehrt, und ich schäme mich oft, ihm so viele Fragen zu stellen. Und es schmerzt mich sehr, wenn es Dinge zum Weinen sind ... Betrachte sein Antlitz! Es scheint, als ob es von einem inneren Weinen gewaschen werde. Betrachte seine Augen. Sie blicken nicht zum Himmel und nicht zur Erde; sie sind auf eine unbeschreibliche Weise offen. Und sein Gang, wie müde und gebeugt ist er! Er scheint durch seine Sorgen gealtert. Ich kann ihn so nicht sehen! Meister, Meister, lächle doch! Ich kann dich

nicht so traurig sehen. Du bist mir so lieb wie ein Sohn, und ich würde dir meine Brust als Kissen geben, damit du darauf schläfst und von anderen Welten träumst ... Oh, verzeih, wenn ich dich „Sohn“ nenne. So sehr liebe ich dich, Jesus!«

»Ich bin der Sohn ... Das ist mein Name. Aber ich bin nicht mehr traurig. Siehst du? Ich lächle, weil ihr mir Freunde seid. Dort ist auch schon Jericho, ganz rot im Sonnenuntergang. Zwei von euch sollen voraus gehen und eine Unterkunft suchen. Ich werde euch mit den anderen bei der Synagoge erwarten. Geht nun!«

Alles endet, während Johannes und Judas Thaddäus auf die Suche nach einem gastlichen Hause gehen.

151 Jesus im Hause des Lazarus • Marta spricht über Magdalena

Der Marktplatz von Jericho mit seinen Bäumen und seinen schreienden Händlern. In einer Ecke der Zöllner Zachäus, beschäftigt mit legalen und illegalen Geschäften. Er muß auch Käufer und Verkäufer von Schmucksachen sein, denn ich sehe, daß er etwas wägt und schätzt: Schmucksachen und Gegenstände aus Edelmetall, die ihm – ich weiß es nicht und vermute es nur – vielleicht an Stelle von Geld für Steuerabgaben gegeben oder aus anderem Zwang verkauft wurden.

Nun kommt eine schlanke, in einen großen Mantel eingehüllte Frau. Auch vor dem Gesicht hat sie ein dichtes, gelblich-weißes Damasttuch, das nicht erlaubt, ihr Antlitz zu sehen. Man erkennt nur die Schlankheit des Körpers, die trotz des gräulichen Überwurfs sichtbar ist. Sie muß noch jung sein, nach dem wenigen zu schließen, das man von ihr sieht, und zwar der Hand, die nun zum Vorschein kommt und ein goldenes Armband übergibt. Man sieht auch die mit Sandalen bekleideten Füße, d. h. nur die glatten und jugendlichen Zehen und ein wenig die schmale und schneeweiße Ferse.

Sie reicht ihr Armband wortlos hin, empfängt ohne Handeln und ohne Widerrede das Geld und dreht sich rasch um, um wegzukom-

men. Ich bemerke nun, daß hinter ihrem Rücken der Iskariot sie aufmerksam beobachtet und ihr beim Weggehen etwas sagt, das ich jedoch nicht verstehen kann. Doch sie antwortet nicht, als wäre sie stumm und geht etwas schwerfällig in ihrem hemmenden Gewand davon.

Judas fragt Zachäus: »Wer ist sie?«

Zachäus antwortet: »Ich frage meine Kunden nie nach dem Namen, besonders nicht, wenn sie so sympathisch sind wie diese Frau.«

»Sie ist noch jung, nicht wahr?«

»Anscheinend.«

»Aber ist sie aus Judäa?«

»Wer kann das wissen; das Gold ist in allen Ländern gelb.«

»Laß mich das Armband sehen.«

»Willst du es kaufen?«

»Nein.«

»Dann nicht! Was meinst du? Ich gebe keine Auskünfte. Du könntest mich über sie ausfragen?«

»Ich wollte nur sehen, ob ich etwas über sie erfahren könnte aufgrund des Schmuckstückes.«

»So sehr beschäftigt sie dich? Bist du ein Hellseher, der raten kann, oder ein Spürhund, der den Geruch erkennt? Geh weiter, beruhige dich! Eine Frau wie sie ist entweder ehrenwert und unglücklich oder aussätzig. Deshalb . . . nichts zu machen!«

»Ich habe kein Verlangen nach Frauen«, antwortet Judas verächtlich.

»Mag sein . . . doch deinem Gesicht traue ich wenig. Wenn du also sonst nichts willst, dann geh! Ich muß andere bedienen.«

Judas entfernt sich verärgert; er fragt einen Bäcker und einen Obsthändler, ob sie die Frau kennen, die eben zuvor bei ihnen Brot und Äpfel gekauft hat, und ob sie ihm sagen können, wo sie wohnt. Sie wissen es nicht. Sie antworten: »Sie kommt seit einiger Zeit jeden zweiten oder dritten Tag. Doch wer sie ist und wo sie wohnt, das wissen wir nicht.«

»Wie spricht sie denn?«

»Na, mit dem Munde!«

Judas schimpft und geht von dannen, um direkt mit der Gruppe Jesu und den Jüngern zusammenzutreffen, die ihr Brot und das Nötige für den Tag einkaufen. Beide Seiten sind überrascht, aber nicht gerade begeistert. Jesus sagt nur: »Hier bist du?«, und während Judas etwas stammelt, lacht Petrus laut auf und sagt: »Nun ja, ich bin blind und ungläubig. Ich kann hier keine Weinstöcke sehen. Und an ein Wunder glaube ich nicht.«

»Aber was sagst du da?« fragen zwei oder drei Jünger.

»Ich sage die Wahrheit. Hier sind keine Weinberge. Und ich kann nicht glauben, daß Judas in diesem Staube Weinlese halten kann, nur weil er ein Jünger des Meisters ist.«

»Die Weinlese ist schon zu Ende«, antwortet Judas trocken.

»Und Kerijot liegt viele Meilen weit entfernt«, erwidert Petrus.

»Du forderst mich immer heraus. Du bist mir feindlich gesinnt.«

»Nein. Ich bin nur nicht so dumm, wie du mich haben möchtest.«

»Genug jetzt!« gebietet Jesus. Er ist sehr ernst. Er wendet sich an Judas: »Ich habe dich hier nicht erwartet. Ich hätte dich eher in Jerusalem am Laubhüttenfest vermutet.«

»Morgen will ich hingehen. Ich habe hier nur auf einen Freund der Familie gewartet, der ... «

»Bitte, genug!«

»Du glaubst mir nicht, Meister? Ich schwöre es dir.«

»Ich habe dich nichts gefragt, und ich bitte dich, nichts zu sagen. Du bist hier, das genügt. Gedenkst du mit uns zu kommen, oder hast du noch etwas zu erledigen? Antworte ohne Umschweife!«

»Nein, ich habe alles erledigt. Nun, da der Erwartete nicht kommt, gehe ich zum Feste nach Jerusalem. Und wohin gehst du?«

»Nach Jerusalem!«

»Noch heute?«

»Heute abend will ich in Betanien sein.«

»Bei Lazarus?«

»Bei Lazarus.«

»Dann werde auch ich kommen.«

»Ja, du kommst mit, bis nach Betanien. Von dort werden Andreas, Jakobus des Zebedäus und Thomas nach Getsemani gehen, um für uns alles vorzubereiten und auf uns zu warten, und *du wirst mit ihnen gehen*.« Jesus betont so stark, was er sagt, daß Judas es nicht wagt, etwas zu erwidern.

»Und wir?« fragt Petrus.

»Du wirst mit meinen Vettern und Matthäus dahin gehen, wohin ich euch sende, um am Abend wieder zurückzukommen. Johannes, Bartholomäus, Simon und Philippus bleiben bei mir: das heißt, sie gehen nach Betanien und melden dort, daß der Meister ankommt und um die neunte Stunde zu ihnen sprechen wird.«

Sie gehen eilends durch die abgeernteten Felder. Es ist Gewitterstimmung; nicht am Himmel, sondern in den Herzen. Alle spüren es und ziehen schweigend dahin.

Sie erreichen Betanien, und da sie von Jericho kommen, stoßen sie schon am Ortseingang auf das Haus des Lazarus. Jesus entläßt eine Gruppe nach Jerusalem, eine andere schickt er nach Betlehem und sagt: »Geht beruhigt! Auf halbem Wege werdet ihr Isaak, Elija und die anderen treffen. Sagt ihnen, daß ich für längere Zeit in Jerusalem bleibe und sie dort erwarte, um sie zu segnen!«

Inzwischen hat Simon am Gittertor geklopft und Einlaß erhalten. Die Diener melden Lazarus die Ankunft Jesu, der sofort herbeikommt. Judas Iskariot, der sich schon einige Meter entfernt hatte, kommt zurück mit der Entschuldigung: »Meister, ich habe dir mißfallen. Ich habe nachgedacht. Verzeih mir!« er späht dabei durch das offene Tor in den Garten und zum Hause.

»Es ist gut, geh nur! Geh, laß die anderen nicht warten.«

Judas muß schließlich gehen. Petrus brummt: »Er hat sich eingebildet, du würdest deine Anweisungen ändern.«

»Das niemals, Petrus. Ich weiß, was ich tue. Doch du mußt diesen Mann bemitleiden . . . «

»Ich will es versuchen. Aber ich kann es nicht versprechen ... Leb wohl, Meister! Komm, Matthäus, und auch ihr beiden! Laßt uns rasch gehen!«

»Mein Friede sei immer mit euch!«

Jesus geht mit den vier übrigen Jüngern in den Hof, und nachdem er Lazarus geküßt hat, stellt er Johannes, Philippus und Bartholomäus vor, die er dann entläßt, um mit Lazarus allein zu sein.

Sie gehen zum Haus. Dieses Mal steht unter dem schönen Portal eine Frau. Es ist Marta. Sie ist nicht so hochgewachsen wie ihre Schwester, doch immer noch groß; außerdem ist sie braun, während die andere blond und rosig ist. Marta ist jedoch eine schöne, junge Frau mit einem wohlproportionierten, rundlichen Körper, einem dunklen Köpfchen mit gebräunter, glatter Stirn, zwei sanften, friedlichen und schwarzen Augen, die von langen dunklen Wimpern beschattet sind, einer leicht nach unten gebogenen Nase und einem sehr roten, kleinen Mund zwischen den gebräunten Wangen. Sie lächelt und zeigt dabei starke, strahlende Zähne.

Sie trägt ein dunkelblaues Kleid mit roten und grünen Borten am Hals und an den bis zu den Ellbogen reichenden Ärmeln, aus denen andere Ärmel, hervorschauen, die aus feinstem Leinen und an den Handgelenken mit einem Kordeldurchzug gerafft sind. Auch am Hals sieht man die feingefältelte Krause mit der Kordel. Als Gürtel dient eine blau-rot-grüne Schärpe aus feinstem Stoffe, die um die Hüfte gelegt ist und auf der linken Seite mit Fransen herabhängt. Ein vornehmes, keusches Gewand.

»Ich habe eine Schwester, Meister; es ist Marta. Sie ist gut und fromm. Sie ist der Trost und die Ehre der Familie und die Freude des armen Lazarus. Früher war sie meine erste und einzige Freude. Nun ist sie die zweite, weil nun du die erste Stelle eingenommen hast.«

Marta verbeugt sich bis zur Erde und küßt den Saum des Gewandes Jesu.

»Friede der guten Schwester und der keuschen Frau! Steh auf!«

Marta steht auf und geht zusammen mit Jesus und Lazarus in das Haus. Dann bittet sie um die Erlaubnis, sich entfernen zu dürfen, um sich um das Haus zu kümmern.

»Die ist mein Friede . . . « murmelt Lazarus und betrachtet Jesus. Ein forschender Blick. Doch Jesus tut so, als ob er es nicht bemerke.

Lazarus fragt: »Und Jona?«

»Er ist tot.«

»Tot? Dann . . . «

»Ich habe ihn sterbend übernommen. Er durfte frei und glücklich in meinem Hause in Nazaret zwischen mir und meiner Mutter sterben.«

»Doras hat ihn also zu Tode gequält, bevor er ihn dir überlassen hat.«

»Durch Überanstrengung, ja . . . aber auch mit Schlägen!«

»Er ist ein Dämon und haßt dich. Er haßt die ganze Welt, diese Hyäne . . . Hat er es dir nicht selbst gesagt, daß er dich haßt?«

»Er hat es gesagt.«

»Mißtraue ihm, Jesus! Er ist zu allem fähig. Herr, was hat dir Doras gesagt? Hat er nicht gesagt, daß du mich meiden sollst? Hat er dir den armen Lazarus nicht in ein schlechtes Licht gerückt?«

»Ich glaube, daß du mich zur Genüge kennst, um zu verstehen, daß ich aus mir und mit Gerechtigkeit urteile. Wen ich liebe, den liebe ich ohne abzuwägen, ob die Liebe mir in den Augen der Welt nütze oder schade.«

»Aber dieser Mensch ist gefährlich und nur darauf bedacht zu verletzen und zu schaden. Mich hat er vor einigen Tagen auch gequält. Er ist zu mir gekommen und hat gesagt . . . Oh, ich habe doch schon so viel Leid! Warum will man auch dich mir entreißen?«

»Ich bin der Trost der Unglücklichen und der Freund der Verlassenen. Ich bin *auch deshalb* zu dir gekommen.«

»Ah . . . dann weißt du es also schon? . . . Oh, meine Schande!«

»Nein, warum deine Schande? Ich weiß . . . Sollte ich dich ächten, dich, der du leidest? Ich bin die Barmherzigkeit, der Friede, die

Vergebung und die Liebe für alle. Und was werde ich für die Unschuldigen sein? Nicht du hast die Sünde begangen, deretwegen du leidest. Sollte ich dich anklagen, während ich auch für sie Mitleid empfinde?»

»Hast du sie gesehen?»

»Ich habe sie gesehen. Weine nicht!«

Doch Lazarus läßt das Haupt auf die am Tische aufgestützten Arme sinken und weint mit schmerzlichem Schluchzen. Marta kommt an die Türe und ist erstaunt. Jesus deutet ihr an, ruhig zu sein. Und Marta geht wieder hinaus mit großen Tränen in den Augen, die lautlos über die Wangen rollen. Lazarus beruhigt sich langsam und entschuldigt sich wegen seiner Schwäche. Jesus tröstet ihn, und da der Freund wünscht, sich etwas zurückziehen zu dürfen, geht Jesus in den Garten und wandelt zwischen den Beeten auf und ab, dort, wo noch die eine oder andere Rose blüht.

Marta erreicht ihn kurz danach. »Meister, hat Lazarus gesprochen?»

»Ja, Marta!«

»Lazarus findet keine Ruhe mehr, seit er weiß, daß du es weißt und daß du sie gesehen hast.«

»Woher weiß er es?»

»Zuerst sagte es ihm der Mann, der mit dir war und erklärte, daß er dein Jünger sei; ein junger, hochgewachsener, dunkler, bartloser; dann Doras. Dieser hat ihn mit seiner Verachtung beleidigt. Der erstere hat nur gesagt, daß ihr sie auf dem See gesehen ... mit ihren Liebhabern.«

»Aber weint deswegen nicht! Glaubt ihr, daß ich eure Wunde nicht kannte? Ich kannte sie schon, als ich noch beim Vater war. Laß dich nicht niederdrücken, Marta! Erhebe dein Herz und deine Stirne!«

»Bete für sie, Meister! Ich bete ... doch ich kann ihr nicht ganz verzeihen, und so lehnt der Ewige vielleicht mein Gebet ab!«

»Das hast du gut gesagt. Man muß verzeihen, um Verzeihung zu erlangen und erhört zu werden. Ich bete auch für sie. Doch gib mir

deine Vergebung und die des Lazarus! Du gute Schwester, du kannst sprechen und kannst noch mehr als ich erhalten. Seine Wunde ist zu offen und entzündet, als daß meine Hand sie so bald berühren dürfte. Du kannst es tun. Schenkt mir eure volle, heilige Vergebung, und ich werde das weitere tun ... «

»Verzeihen? ... Das können wir nicht. Unsere Mutter ist vor Schmerz über ihr übles Benehmen gestorben ... und damals war es noch wenig im Vergleich zu heute. Ich sehe immer noch die Qualen der Mutter; ich habe sie stets vor Augen. Und ich sehe, was Lazarus leidet.«

»Sie ist krank, Marta. Eine Kranke, eine Irre! Verzeiht ihr!«

»Sie ist besessen, Meister!«

»Was ist die satanische Besessenheit anderes als eine Krankheit der Seele, die, von Satan angesteckt, in einen teuflischen Geist aushärtet. Wie könnte man sonst gewisse Entartungen in den Menschen verstehen? Entartungen, die den Menschen schlimmer als ein wildes Tier werden lassen, schamloser als ein Affe und so weiter und in einem Bastardzustand enden, bei dem Mensch, Tier und Satan vermengt sind. Das ist die Erklärung für das, was uns bei vielen Geschöpfen als eine unbegreifliche Ungeheuerlichkeit verblüfft. Weine nicht. Verzeih! Ich sehe! Denn ich habe eine Schau, die über das Sehen der Augen und des Herzens hinausgeht. Ich habe die Schau Gottes. Ich sehe! Ich sage dir, verzeihe, denn sie ist krank.«

»Wirst du sie heilen?«

»Ich werde sie heilen. Habe Vertrauen! Ich werde dich glücklich machen; doch du mußt verzeihen und Lazarus sagen, daß auch er es muß. Verzeihe ihr! Liebe sie aufs neue! Versuche, dich ihr zu nähern. Sprich mit ihr, wie wenn sie wie du wäre. Sprich mit ihr von mir!«

»Wie soll sie dich, den Heiligen, verstehen?«

»Es wird so scheinen, daß sie nicht versteht. Aber schon allein mein Name ist Rettung. Mache, daß sie an mich denkt und mich beim Namen nennt! Oh, Satan flieht, wenn mein Name in einem Herzen gedacht wird. Lächle, Marta, in dieser Hoffnung. Schau die-

se Rose an! Der Regen der letzten Tage hatte sie entkräftet, doch die heutige Sonne hat sie neu geöffnet. Und sie ist nun noch viel schöner, denn Regentropfen sind zwischen den Blütenblättern geblieben und haben sie mit Edelsteinen besetzt. So wird es mit eurem Hause sein: heute noch Tränen und Schmerz, aber dann . . . Freude und Herrlichkeit! Geh! Sprich davon mit Lazarus, während ich im Frieden deines Gartens zum Vater bete für Maria und für euch . . . «

Alles endet damit.

152 Wieder im Hause des Lazarus nach dem Laubhüttenfest • Einladung von Josef aus Arimathäa

Jesus ist wiederum bei Lazarus. Aus dem, was ich hören kann, schließe ich, daß die Feste schon vorüber sind und daß Jesus auf das Drängen des Freundes, der nie von Jesus getrennt sein möchte, zurückgekehrt ist. Ich verstehe, daß Jesus nur mit Simon und Johannes bei Lazarus ist, während die anderen in der ganzen Umgebung verstreut sind. Endlich begreife ich noch, daß eine Zusammenkunft stattgefunden hat von Freunden, die Lazarus treu geblieben sind und die er eingeladen hat, um sie mit Jesus zusammenzuführen.

Alles dies verstehe ich, weil Lazarus noch besser den Charakter eines jeden beleuchtet. Er spricht von Josef von Arimathäa und bezeichnet ihn als einen gerechten Mann, einen wahren Israeliten. Er sagt: »Er wagt nicht zu sprechen, weil er das Synedrium fürchtet, dem er angehört, und das dich schon haßt. Doch er erhofft in dir den von den Propheten Verheißenen. Von sich aus hat er mich gebeten, kommen zu dürfen, um dich kennenlernen und selbst beurteilen zu können, da ihm unrichtig erscheint, was deine Feinde von dir sagten. Sogar aus Galiläa sind Pharisäer gekommen, um dich der Sünde zu beschuldigen. Doch Josef hat so über dich geurteilt: „Wer Wunder wirken kann, der hat Gott. Wer Gott hat, kann nicht in der Sünde leben, sondern nur jemand sein, den Gott liebt.“ Er möchte dich in seinem Hause haben. Er hat mich gebeten, es dir zu sagen. Und ich möchte dich bitten: erhöre seine und meine Bitte!«

»Ich bin mehr für die Armen gekommen und für die seelisch und körperlich Leidenden als für die Mächtigen, die in mir nur einen Gegenstand für eigene Interessen sehen. Aber ich werde zu Josef gehen. Ich bin nicht voreingenommen den Mächtigen gegenüber. Einer meiner Jünger (der aus Neugierde und Wichtigtuerei ohne meinen Auftrag zu dir gegangen ist – er ist noch jung und bedarf der Nachsicht) kann meine Achtung mächtigen Kasten gegenüber bezeugen, die sich selbst als „die Beschützer des Gesetzes“ bezeichnen und zu verstehen geben, daß sie „Stützen“ des Allerhöchsten sind. Oh! Der Ewige braucht keine Stützen! Keiner der Schriftgelehrten hatte je soviel Achtung vor den Priestern des Tempels wie ich.«

»Ich weiß es, und noch viele andere wissen es . . . Doch nur die Besten geben dieser Tatsache den rechten Namen. Die anderen sagen: Scheinheiligkeit.«

»Jeder kann nur geben, was er in sich hat, Lazarus.«

»Das ist wahr. Doch gehe zu Josef! Er möchte dich am nächsten Sabbat begrüßen.«

»Ich werde hingehen. Du kannst es ihn wissen lassen.«

»Auch Nikodemus ist gut. Er aber . . . hat zu mir gesagt . . . Darf ich dir eine Kritik über einen deiner Jünger vortragen?«

»Sage sie! Wenn sie gerecht ist, hat er recht; wenn sie ungerecht ist, dann kritisiert er eine Konversion; denn der Geist gibt dem Geist des Menschen Licht, wenn es ein guter Mensch ist, und der Geist des Menschen, der vom Geiste Gottes geleitet wird, hat übermenschliche Weisheit und liest die Wahrheit in den Herzen.«

»Er hat zu mir gesagt: „Ich kritisiere nicht, daß sich unter den Jüngern Jesu Unwissende und ein Zöllner befinden. Doch einen halte ich nicht für würdig, zu den Seinen zu gehören, da er selbst nicht weiß, ob er für oder gegen ihn ist, und einem Chamäleon gleicht, das die Farbe und das Aussehen dessen annimmt, der gerade in seiner Nähe ist.“«

»Es ist Iskariot. Ich weiß es! Doch glaubt es alle: Jugend ist Wein, der gärt und sich dann klärt. Während der Gärung schwillt und

schäumt er nach allen Seiten, aus Überschuß an Kraft. Der Frühjahrswind biegt die Zweige nach allen Richtungen und zerzaust die Blätter wie ein Narr. Doch müssen wir ihm dankbar sein, denn dadurch werden die Blüten befruchtet. Judas ist Wein und Wind. Doch böseartig ist er nicht. Seine Art verwirrt und stört, stößt sogar ab und verletzt. Doch ist er nicht von Grund auf schlecht . . . Er ist ein Füllen mit feurigem Blute.«

»Du sagst es; ich bin nicht in der Lage, es zu beurteilen. Von ihm ist mir eine bittere Erinnerung geblieben, weil er mir gesagt hat, daß du sie gesehen hast.«

»Doch diese Bitterkeit wird nun gemildert zu Honig durch mein Versprechen.«

»Ja. Doch ich erinnere mich an jenen Augenblick. Den Schmerz vergißt man nicht, auch wenn er aufgehört hat.«

»Lazarus, Lazarus, du betrübst dich wegen zu vieler Dinge . . . und so nichtiger! Laß die Tage vergehen. Es sind nur Luftblasen, die dahinschwimmen und nicht mehr zurückkommen mit ihren lustigen oder traurigen Farben. Blicke zum Himmel auf! Er enttäuscht nicht. Er ist den Gerechten vorbehalten.«

»Ja, Meister und Freund. Ich will nicht darüber urteilen, daß Judas mit dir ist, und du ihn bei dir behältst. Ich kann nur beten, daß er dir nicht schadet.«

Jesus lächelt, und alles ist zu Ende.

153 Jesus begegnet Gamaliel beim Mahle Josefs von Arimathäa

Arimathäa liegt in einer gebirgigen Gegend. Ich weiß nicht warum, aber ich hatte es in einer Ebene vermutet. Es liegt jedoch in den Bergen; obgleich diese schon zur Ebene abfallen, die an bestimmten Straßenwindungen im Westen sehr fruchtbar ist. An diesem Novembormorgen liegt sie unter einem niedrigen Nebelschleier, der den Anschein einer endlosen Wasserfläche erweckt.

Jesus hat Simon und Thomas bei sich. Andere Apostel sehe ich

nicht. Ich habe das Gefühl, daß er sehr weise abwägt, wen er zu gewissen Menschen und an bestimmte Orte mitnehmen kann, ohne den Gastgeber zu beunruhigen. Diese Judäer müssen noch empfindlicher sein als romantische Dämchen . . .

Ich höre, daß sie über Josef von Arimathäa sprechen, und Thomas, der ihn anscheinend sehr gut kennt, beschreibt die weiten und schönen Besitztümer, die sich über den Berg ausdehnen, besonders in Richtung Jerusalem, längs der Straße, die von der Hauptstadt nach Arimathäa und von da nach Joppe führt. Thomas lobt auch die Felder, die in der Ebene längs der Straße liegen und ebenfalls Eigentum Josefs von Arimathäa sind.

»Wenigstens werden hier die Menschen nicht wie Tiere behandelt. Oh, dieser Doras!« sagt Simon. Tatsächlich sind die Landarbeiter hier wohlgenährt und ordentlich gekleidet, und sie sehen auch zufrieden aus. Sie grüßen ehrerbietig, denn sie wissen bestimmt schon, wer der große, schöne Mann ist, der durch die Felder von Arimathäa zum Hause ihres Herrn geht; und sie beobachten ihn unter gegenseitigem Flüstern.

Als bereits das Haus Josefs in Sicht ist, erscheint ein Diener, der nach einer tiefen Verbeugung fragt: »Bist du der erwartete Rabbi?«

»Ich bin es«, antwortet Jesus.

Der Mann grüßt ergebenst und eilt fort, seinen Herrn zu benachrichtigen.

Das Haus ist von einer immergrünen Hecke umzäunt, die hier die hohe Mauer des Hauses von Lazarus ersetzt und die Gebäude gegen die Straße hin isoliert, ohne jedoch anderes zu sein als die Fortsetzung des baumreichen Gartens.

Josef von Arimathäa kommt in seinem weiten Gewand, das mit Fransen besetzt ist, Jesus entgegen und verneigt sich tief vor ihm mit auf der Brust gekreuzten Armen. Es ist nicht der demütige Gruß eines Menschen, der in Jesus den fleischgewordenen Gott erkennt und sich bis zur Kniebeuge verdemütigt, um kniend den Fuß oder den Saum des Gewandes zu küssen; doch es ist immer noch eine

sehr respektvolle Begrüßung. Auch Jesus verneigt sich ebenso und gibt dann seinen Friedensgruß.

»Komm herein, Meister! Du machst mich glücklich mit der Annahme meiner Einladung. Ich habe nicht so viel Entgegenkommen zu erhoffen gewagt.«

»Warum? Ich gehe doch auch zu Lazarus und . . . «

»Lazarus ist dein Freund; ich bin dir unbekannt.«

»Du bist eine wahrheitssuchende Seele. Daher wirst du von der Wahrheit nicht zurückgewiesen.«

»Bist du die Wahrheit?«

»Ich bin der Weg, das Leben und die Wahrheit. Wer mich liebt und mir nachfolgt, wird in sich den sicheren Weg und das selige Leben haben, und er wird Gott erkennen dürfen, denn Gott ist außer der Liebe und der Gerechtigkeit auch die Wahrheit.«

»Du bist ein großer Gelehrter. Aus jedem deiner Worte strömt Weisheit.« Dann wendet er sich an Simon: »Es freut mich, daß du nach einer so langen Abwesenheit in mein Haus zurückkehrst.«

»Nicht aus eigenem Willen bin ich dir ferngeblieben. Du weißt, welches Schicksal ich zu tragen hatte und wieviel Tränen es im Leben des kleinen Simon gab, der von deinem Vater sehr geliebt wurde.«

»Ich weiß es, und ich nehme an, daß dir bekannt ist, daß von meiner Seite kein Wort zu deiner Ungunst kam.«

»Ich weiß alles. Mein treuer Diener hat mir gesagt, daß ich es dir zu verdanken habe, wenn meine Habe geachtet wurde. Gott möge es dir vergelten!«

»Ich hatte einen Posten im Synedrium und habe dies ausgenützt, damit einem Freund meines Hauses Gerechtigkeit geschehe.«

»Viele waren Freunde meines Hauses, und viele waren einflußreich im Synedrium, aber nicht so gerecht wie du.«

»Wer ist dieser Mann? Er scheint mir nicht fremd, doch weiß ich nicht, wo . . . «

»Ich bin Thomas, genannt Didymus!«

»Ach! Schau da! Lebt der alte Vater noch?«

»Er lebt. Er hat noch seinen Handel, und meine Brüder sind bei ihm. Ich habe ihn verlassen, um dem Meister zu folgen; doch mein Vater ist glücklich darüber.«

»Er ist ein wahrer Israelit, und da er glaubt, daß Jesus von Nazaret der Messias ist, kann er nur glücklich darüber sein, daß sein Sohn zu den Erwählten gehört.«

Sie sind nun bereits im Hausgarten angelangt.

»Ich habe Lazarus hier behalten. Er sitzt in der Bibliothek und liest einen Bericht über die letzten Sitzungen des Synedriums. Er wollte nicht bleiben, weil ... Ich weiß, daß es dir bekannt ist ... Daher wollte er nicht bleiben. Doch ich habe gesagt: „Nein, es ist nicht recht, daß du dich schämst. In meinem Hause beleidigt dich niemand. Bleibe! Wer sich zurückzieht, ist allein gegen die ganze Welt. Und da die Welt mehr böse als gut ist, wird der Einzelgänger niedergeworfen und zertreten.“ Habe ich nicht recht?«

»Gut hast du gesprochen und recht hast du getan,« antwortet Jesus.

»Meister, heute werden Nikodemus und Gamaliël hier sein. Hast du etwas dagegen?«

»Warum sollte es mir nicht gefallen? Ich kenne seine Weisheit.«

»Ja, er wollte dich sehen und dennoch auf seiner Ansicht beharren. Du weißt schon ... Ideen! Er sagt, er habe den Messias schon gesehen; er wartet nur noch auf das Zeichen, das er ihm für sein Auftreten versprochen hat. Aber er sagt auch, du seist „ein Mann Gottes“. Er sagt nicht „der Mann“, er sagt „ein Mann“ ... Rabbinische Spitzfindigkeiten, nicht wahr? Du bist deswegen nicht beleidigt?«

Jesus antwortet: »Spitzfindigkeiten! Gut hast du es gesagt. Man muß ihn seinen Weg gehen lassen. Die Besten gehen ihn allein und legen selbst alle unnützen Wildlinge ab, die nur ins Kraut schießen und keine Früchte tragen; sie kommen dann zu mir.«

»Ich wollte dir seine Worte sagen, denn ganz bestimmt wiederholt er sie auch dir. Er ist sehr aufrichtig«, bemerkt Josef.

»Eine seltene Tugend, die ich sehr zu schätzen weiß«, antwortet Jesus.

»Ja. Ich habe ihm auch gesagt: „Aber mit dem Meister ist auch Lazarus von Betanien.“ Ich mußte dies sagen, weil . . . nun ja . . . wegen seiner Schwester. Doch Gamaliël hat geantwortet: „Ist sie denn anwesend? Nein? Na also. Der Schlamm fällt vom Kleide, wenn es nicht mehr im Schlamm ist. Und dann meine ich, wenn in sein Haus ein Mann Gottes geht, kann ich, ein Gesetzesgelehrter, mich ihm doch nähern.“«

»Gamaliël urteilt gut. Pharisäer und Gelehrter bis ins Mark, doch auch redlich und gerecht.«

»Es freut mich, dies von dir zu hören. Meister, hier ist Lazarus.«

Lazarus beugt sich nieder, um das Gewand Jesu zu küssen. Er ist glücklich, bei ihm zu sein; aber man erkennt auch seine offensichtliche Erregung wegen der zu erwartenden Miteingeladenen. Ich bin sicher, daß der arme Lazarus außer den Leiden, die den Menschen durch die Überlieferung der Geschichte bekannt sind, noch ein Leiden hatte, das von vielen nicht erkannt und bedacht wird: das seelische Leiden des schrecklichen Stachels beim Gedanken: »Was werden sie von mir sagen? Was werden sie von mir denken? Wie werden sie mich einschätzen? Werden sie mich mit Worten oder Blicken der Verachtung treffen?« Der Stachel, unter dem alle leiden, in deren Familie ein Makel ist!

Inzwischen sind sie in den prächtigen Saal getreten, in dem die Tische bereit stehen, und sie warten nur noch auf Gamaliël und Nikodemus, denn die anderen vier Gäste sind schon angekommen. Ich höre, wie sie mit ihren Namen vorgestellt werden: Felix, Simon, Johannes und Kornelius.

Es kommt viel Bewegung unter die Diener, als Nikodemus und Gamaliël eintreten; der immer beeindruckende Gamaliël in seinem schneeweißen Gewande, das er mit der Würde eines Königs trägt. Josef beeilt sich, ihm entgegenzugehen; die gegenseitige Begrüßung ist sehr feierlich. Auch Jesus hat sich verneigt und wird vom großen

Rabbi mit den Worten begrüßt: »Der Herr sei mit dir!« worauf er antwortet: »Und sein Friede sei stets dein Begleiter!« Auch Lazarus verneigt sich, und ebenso die anderen.

Gamaliël nimmt in der Mitte der Tafel zwischen Jesus und Josef Platz. Neben Jesus ist Lazarus, neben Josef von Arimathäa Nikodemus.

Nach den rituellen Gebeten, die Gamaliël nach einem typisch orientalischen Höflichkeitsaustausch zwischen den drei Hauptpersonen, Jesus, Gamaliël und Josef, gesprochen hat, beginnt das Mahl.

Gamaliël ist sehr würdevoll, aber nicht hochmütig. Er hört mehr zu, als daß er selbst spricht. Aber man sieht, daß er über jedes Wort, das Jesus sagt, nachdenkt; und oft betrachtet er ihn mit seinen dunklen, ernsten Augen. Wenn Jesus schweigt, weil ein Thema erschöpft ist, belebt er mit einer geeigneten Frage wieder die Unterhaltung.

Lazarus ist zunächst etwas verwirrt. Doch dann faßt er Mut und spricht ebenfalls.

Direkte Fragen über die Persönlichkeit Jesu werden bis zum Ende der Mahlzeit nicht gestellt.

Dann jedoch entsteht zwischen dem Mann, der Felix genannt wird, und Lazarus, dem sich dann Nikodemus und schließlich Johannes anschließen, ein Gespräch über den Beweis zugunsten oder gegen einen Wunder-Wirkenden. Jesus schweigt. Er lächelt manchmal geheimnisvoll, aber er schweigt. Auch Gamaliël schweigt. Mit einem Ellbogen aufs Polster gestützt, betrachtet er Jesus eingehend. Es scheint, als wolle er übernatürliche Worte entziffern, die in die bleiche, glatte Haut des mageren Antlitzes Jesu eingegraben sind. Es sieht so aus, als wolle er jede Faser analysieren.

Felix besteht darauf, daß die Heiligkeit des Täufers unantastbar ist, und aus dieser unbestrittenen und unbestreitbaren Heiligkeit zieht er eine für Jesus, den Urheber zahlreicher bekannter Wunder, keine günstige Folgerung. Er sagt: »Die Wunder sind kein Beweis der Heiligkeit; denn im Leben des Täufers fehlen sie. Niemand in Israel

führt ein Leben wie er. Er nimmt an keinem Festmahl teil, hat keine Freundschaft und keinerlei Bequemlichkeit. Er hat nur Leiden und Gefangenschaft zur Ehre des Gesetzes. Er hat nur Einsamkeit; denn obgleich er Jünger hat, lebt er nicht mit ihnen und findet in allen, auch in den besten, Fehler, und er tadelt alle. Während ... ja, während der anwesende Meister von Nazaret zwar Wunder gewirkt hat, doch, wie ich feststellen muß, auch liebt, was das Leben bietet. Er hält Freundschaften nicht unter seiner Würde. Verzeihe, wenn einer der Alten des Synedriums es dir sagt. Doch ist es allzu leicht, bekannten und mit dem Fluch belegten Sündern im Namen Gottes Vergebung und Liebe zu gewähren. Du solltest das nicht tun, Jesus!«

Jesus lächelt und schweigt. Lazarus antwortet an seiner Statt: »Unser mächtiger Herr ist frei, seine Diener wie und wohin er will zu leiten. Mose hat er die Macht gegeben, Wunder zu wirken; Aaron, seinem ersten Hohenpriester, nicht. (Lazarus ist in diesem Punkte nicht sehr genau in der Auslegung der Bibel.) Und nun? Was schließt du daraus? Ist der eine heiliger als der andere?«

»Ganz bestimmt«, antwortet Felix.

»Dann ist Jesus der heiligste, denn er wirkt Wunder.«

Felix ist verwirrt. Aber er hält an einem Punkt fest: »Aaron hatte schon das höchste Priesteramt erhalten. Das genügt vollkommen.«

»Nein, Freund«, antwortet Nikodemus. »Das Hohepriesteramt war ein Auftrag; ja, eine heilige Mission, doch nicht mehr als eine Mission. Nicht alle Hohenpriester Israels waren Heilige. Und doch waren sie Hohepriester, auch wenn sie keine Heiligen waren.«

»Du willst doch nicht sagen, daß der Hohepriester ein Mensch ohne Gnade ist?« ruft Felix aus.

»Felix, wir wollen nicht mit brennendem Feuer spielen. Ich, du, Gamaliël, Josef, Nikodemus, alle wissen wir viele Dinge ...« sagt der mit dem Namen Johannes.

»Aber wie, aber wie? Gamaliël, sprich du ...« Felix ist verärgert.

»Wenn er gerecht ist, wird er die Wahrheit sagen, die du nicht hören willst«, sagen die drei, die gegen Felix aufgebracht sind.

Josef versucht, Frieden zu stiften. Jesus, wie auch Simon der Zelote und der andere Simon, der Freund Josefs, schweigen. Gamaliël scheint mit den Fransen seines Gewandes zu spielen und blickt von unten her auf Jesus.

»So sprich doch, Gamaliël!« ruft Felix.

»Ja, sprich!«, wiederholen die drei.

»Ich sage: die Schwächen der Familie müssen verborgen bleiben«, sagt Gamaliël.

»Das ist keine Antwort!« schreit Felix. »Es scheint, als wolltest du damit bekennen, daß im Hause des Hohenpriesters Sünden begangen werden!«

»Der Mund der Wahrheit«, sagen die drei.

Gamaliël richtet sich auf und wendet sich Jesus zu: »Hier ist der Meister, der den Gelehrtesten nicht nachsteht. Er soll reden!«

»Du willst es! Ich gehorche. Ich sage: der Mensch ist Mensch. Die Sendung überragt den Menschen. Doch der Mensch, der mit einer Sendung betraut wurde, wird fähig, sie als Übermensch zu meistern, wenn er dank eines heiligen Lebens Gott zum Freunde hat. Er hat gesagt: „Du bist Priester nach der *von mir gegebenen* Ordnung.“ Was steht auf dem Brustschild geschrieben? „Lehre und Wahrheit.“ Dies müßten die Hohenpriester besitzen. Zur Lehre kommt man durch ausdauernde Betrachtung, die darauf abzielt, den Allerweisesten zu verstehen. Zur Wahrheit kommt man durch die absolute Treue zum Guten. Wer mit dem Bösen spielt, fällt in die Lüge und verliert die Wahrheit.«

»Gut, du hast als großer Lehrer geantwortet. Ich, Gamaliël, sage es dir. Du übertriffst mich.«

»Dann soll er auch erklären, warum Aaron keine Wunder wirkte, dagegen Mose«, drängt Felix.

Jesus antwortet sofort: »Weil Mose sich über die Menge der Israeliten, die blind und schwer von Begriff und auch widerspenstig waren, durchsetzen und erreichen mußte, Einfluß auf sie zu gewinnen und sie nach dem Willen Gottes zu beugen. Der Mensch ist der ewig Wi-

derspenstige, das ewige Kind. Er wird nur von dem ergriffen, was aus der Regel fällt. Das Wunder ist so. Es ist ein Licht, das man vor den verdunkelten Pupillen bewegt, und ein lauter Ton an den tauben Ohren, aufweckend und aufmunternd. Er verkündet: „Hier ist Gott.“«

»Du sagst dies zu deinem eigenen Vorteil«, entgegnet Felix.

»Zu meinem Vorteil? Was füge ich mir hinzu, wenn ich Wunder wirke? Kann ich größer erscheinen, wenn ich einen Grashalm unter die Füße lege? So verhält sich das Wunder zur Heiligkeit. Es gibt Heilige, die nie Wunder gewirkt haben. Es gibt Magier und Geisterbeschwörer, die mit dunklen Kräften Wunder wirken, also übermenschliche Dinge tun, die aber nicht heilig sind. . . . denn Dämonen sind mit ihnen am Werk. Ich werde immer ich selbst sein, auch wenn ich keine Wunder mehr wirke.«

»Sehr gut! Du bist groß, Jesus!« bestätigt Gamaliël.

»Und wer ist nach deiner Ansicht dieser „Große“?« fragt Felix, sich an Gamaliël wendend.

»Der größte Prophet, den ich kenne, sowohl in seinen Werken, als auch in seinen Worten«, antwortet dieser.

»Er ist der Messias, ich sage es dir, Gamaliël. Glaube an ihn, du Weiser und Gerechter!« sagt Josef.

»Wie? Auch du, Führer der Judäer, du vom Hohen Rat, unser Ruhm, verfallst der Vergötterung eines Menschen? Was beweist dir, daß er der Christus ist? Ich werde es nicht glauben, selbst wenn ich ihn Wunder wirken sähe. Warum tut er keines vor uns? Sag es ihm, der du ihn lobst; sage es ihm, der du ihn verteidigst«, sagt Felix zu Gamaliël und Josef.

»Nein, ich habe ihn nicht eingeladen als Spielball der Freunde, und ich möchte dich daran erinnern, daß er mein Gast ist«, antwortet Josef ernst.

Felix steht auf und geht verärgert und unhöflich fort.

Es herrscht Schweigen. Jesus wendet sich an Gamaliël: »Und du, verlangst du keine Wunder, um zu glauben?«

»Es sind nicht die Wunder eines Mannes Gottes, die mir den Stachel der drei Fragen aus dem Herzen reißen, die immer noch ohne Antwort sind.«

»Welche Fragen?«

»Lebt der Messias? War es jener? Ist es dieser?«

»Er ist es, sage ich dir, Gamaliël!« ruft Josef. »Spürst du nicht, daß er heilig, verschieden, mächtig ist? Ja? Was erwartest du noch, um zu glauben?«

Gamaliël gibt Josef keine Antwort. Er wendet sich an Jesus: »Zum ersten, laß dich nicht verdrießen, o Jesus, wenn ich in meinen Ansichten verharre. Einmal, als noch der große und weise Hillel lebte, glaubte ich, und er mit mir, der Messias sei in Israel. Welch ein großes Aufblitzen der göttlichen Sonne an jenem kalten späten Wintertag! Es war an Ostern ... Die Leute bangten um die Ernten, die der Frost getroffen hatte. Ich sagte, nachdem ich die Worte gehört hatte: „Israel ist gerettet! Von heute an doppelten Ertrag auf den Feldern und Segen in den Herzen! Der Ersehnte hat sich zum erstenmal in seinem Glanz gezeigt!“ Ich hatte mich nicht geirrt. Alle konnten feststellen, welcher Art die Ernte war im verlängerten Jahr von dreizehn Monaten, das sich jetzt wiederholt ... « (Das hebräische Jahr zählte zwölf Monate von 29 oder 30 Tagen mit einem zusätzlichen Monat alle zwei oder drei Jahre.)

»Welche Worte hast du gehört? Wer sagte sie?«

»Ein Knabe ... etwas älter als ein Kind ... auf dessen unschuldig sanftem Gesicht sich Gott widerspiegelte! Es war vor neunzehn Jahren, wenn ich mich recht erinnere ... und ich suche, diese Stimme wieder zu hören ... die Worte der Weisheit sprach ... In welchem Teil der Erde lebt er? Ich meine ... er war Gott. In Gestalt eines Knaben, um die Menschen nicht zu erschrecken. Und wie ein Blitz, der am Himmel aufleuchtet und das Firmament von Osten nach Westen und von Norden nach Süden durchzuckt. Er, der Göttliche, zieht in seinem Gewande barmherziger Schönheit, mit der Stimme und dem Antlitz eines Knaben und mit göttlichen Gedanken über die Er-

de, um den Menschen zu sagen: „Ich bin es!“ Ich frage mich: wann wird er wohl wieder in Israel sein? ... Wann? Und ich sage mir: dann, wenn Israel der Altar für den Fuß Gottes sein wird. Und mein Herz seufzt, wenn es die Niederträchtigkeit Israels sieht: „Niemals!“ Oh! ... harte Antwort! Aber wahr. Kann die Heiligkeit in ihrem Messias herniedersteigen, solange in uns der Greuel herrscht?«

»Sie kann und tut es; denn sie ist Barmherzigkeit«, antwortet Jesus.

Gamaliël schaut Jesus nachdenklich an und fragt: »Wie lautet dein wahrer Name?«

Jesus erhebt sich würdevoll und sagt: »Ich bin, der ich bin. Der Gedanke und das Wort des Vaters. Ich bin der Messias des Herrn!«

»Du? ... Ich kann es nicht glauben. Deine Heiligkeit ist groß. Doch der Knabe, an den ich glaube, hat damals gesagt: „Ich werde ein Zeichen geben: die Steine werden beben, wenn meine Stunde gekommen ist!“ Ich erwarte dieses Zeichen, um zu glauben. Kannst du es mir geben, um mich zu überzeugen, daß du der Erwartete bist?«

Die beiden, die sich nun feierlich und hochgewachsen gegenüberstehen, der eine im weiten fallenden Leinenkleide, der andere im einfachen dunkelroten Gewand; der eine alt, der andere jung, betrachten sich fest, beide mit gebieterischem und tiefem Blick.

Dann läßt Jesus den rechten Arm sinken, den er an die Brust gehalten hatte, und ruft aus, als wolle er schwören: »Dieses Zeichen willst du? Du wirst es haben. Ich wiederhole die Worte von einst: „Die Steine des Tempels des Herrn werden erzittern bei meinen letzten Worten.“ Erwarte dieses Zeichen, du Gelehrter Israels, du gerechter Mann, und dann glaube, wenn du Vergebung und Rettung finden willst! Selig schon jetzt, wenn du vorher schon glauben könntest! Doch du kannst es nicht. Jahrhunderte von falschen Erwartungen nach einer richtigen Verheißung und angehäufter Stolz machen dich blind für die Wahrheit und den Glauben.«

»Du sagst es gut. Ich werde auf das Zeichen warten. Leb wohl! Der Herr sei mit dir!«

»Leb wohl, Gamaliël! Der Geist des Ewigen möge dich erleuchten und führen!«

Alle grüßen Gamaliël, der mit Nikodemus, Johannes und Simon (dem Synedristen) geht. Jesus, Josef, Lazarus, Thomas, Simon der Zelote und Kornelius bleiben zurück.

»Er kann sich nicht beugen. Ich möchte ihn unter deinen Jüngern haben. Ein entscheidendes Gewicht zu deinen Gunsten ... aber es gelingt mir nicht«, sagt Josef von Arimathäa.

»Sei nicht traurig deswegen! Keinem Gewicht wird es gelingen, mich vor dem Sturm zu bewahren, der sich schon vorbereitet. Aber Gamaliël ... wenn er sich nicht beugt und für Christus ausspricht, wird er sich ebenso nicht gegen Christus stellen. Er ist einer, der wartet ... «

Alles ist zu Ende.

154 Heilung des sterbenden Kindes • Der Soldat Alexander • Mißtrauen gegen Jesus

Das Innere des Tempels. Jesus ist mit den Seinen ganz nahe beim eigentlichen Tempel, dem Allerheiligsten, in das nur Priester eintreten dürfen. Es ist ein wunderschöner Hof, zu dem man durch eine Vorhalle gelangt; von da aus geht es über einen noch schöneren zur oberen Terrasse, auf der der Würfel des Heiligtums steht. Es ist unnütz, mich zu bemühen! Selbst wenn ich den Tempel tausendmal sähe, selbst wenn ich ihn zweitausendmal beschrieb: sei es wegen der Fülle des Ortes, sei es wegen meiner Unfähigkeit, Namen zu behalten und eine Zeichnung anzufertigen – meine Darstellung dieses herrlichen Ortes, der ein Labyrinth ist, wäre immer unvollständig.

Sie scheinen alle im Gebet versunken. Auch viele andere Israeliten, alles Männer, sind hier, und jeder betet für sich. Der Abend sinkt am Ende dieses drückenden Novembertages ganz plötzlich nieder.

Ein Stimmengewirr wird hörbar. Eine laute, aufgeregte Männerstimme, die lateinisch flucht, vermischt sich mit hebräischen Rufen

und Geschrei. Es hört sich an wie Gezänk, und eine weibliche Stimme schreit: »Oh, laßt ihn doch durchgehen. Er sagt, daß er ihn heilen kann.«

Die Andacht im prächtigen Hof ist gestört. Viele Köpfe drehen sich in die Richtung, aus der die Stimmen kommen. Auch Judas Iskariot wendet sich um. Groß wie er ist, kann er sehen und berichtet: »Ein römischer Soldat kämpft, um hereinzukommen. Er schändet den heiligen Ort. Schrecklich!« Viele unterstützen ihn.

»Laßt mich durch, ihr jüdischen Hunde! Jesus ist hier. Ich weiß es. Ich will zu ihm. Mit euren dummen Steinen kann ich nichts anfangen. Das Kind stirbt; er kann es retten. Weg, ihr scheinheiligen Hyänen!«

Als Jesus verstanden hat, daß man zu ihm will, geht er sofort zur Vorhalle, in der die Bewegung und der Lärm entstanden sind. Er ruft: »Ruhe und Ehrfurcht an diesem Orte und zur Stunde des Opfers!«

»Oh, Jesus! Sei begrüßt! Ich bin Alexander. Macht Platz, ihr Hunde!«

Jesus sagt ruhig und langsam: »Ja, macht Platz! Ich werde den Heiden anderswohin führen; er weiß nicht, was dieser Ort für uns bedeutet.«

Der Kreis löst sich auf; Jesus geht zum Soldaten hin, dessen Panzerhemd blutbefleckt ist. »Bist du verwundet? Komm, hier können wir nicht bleiben«, und er führt ihn durch verschiedene Höfe hinaus.

»Ich bin nicht verwundet, aber ein Kind . . . Mein Pferd ist mir bei der Burg Antonia wild geworden und hat es mit den Hufen am Kopf getroffen. Prokulus hat gesagt: „Nichts mehr zu machen!“ Ich habe keine Schuld, doch durch mich ist es geschehen, und die Mutter ist verzweifelt. Ich habe gesehen, wie du vorbeigekommen bist und habe mir gesagt: „Prokulus nicht, er aber schon.“ Und ich habe gesagt: „Frau, komm! Jesus wird es heilen.“ Sie haben mich aufgehalten, diese Wahnsinnigen, und nun ist das Kind vielleicht schon tot«, antwortet der Soldat, den ich schon am Fischtor gesehen habe.

»Laß uns gehen!«

Jesus macht sich auf den Weg, gefolgt von den Seinen und einem ganzen Schwarm von Leuten.

Auf den Stufen, die den Säulengang abgrenzen, lehnt an einer Säule eine untröstliche Frau, die ihr sterbendes Kind beweint. Der Junge ist schon ganz steif, mit violetten, halbgeöffneten Lippen und dem charakteristischen Röcheln eines Hirnverletzten. Eine Binde ist um den Kopf gewickelt; sie ist an der Stirn und im Nacken mit Blut getränkt.

»Sein Schädel ist vorne und hinten offen. Man kann die Hirnmasse sehen. Die Knochen sind in diesem Alter noch weich, und das Pferd war groß und frisch beschlagen ... « erklärt Alexander.

Jesus ist bei der Frau angelangt, die nicht mehr sprechen kann vor Schmerz. Jesus legt ihr die Hand aufs Haupt. »Weine nicht, Frau!« sagt er mit der ganzen Zartheit, deren er fähig ist, mit unendlicher Güte. »Habe Vertrauen! Gib mir dein Kind!«

Die Frau betrachtet ihn betroffen. Die Leute beschuldigen die Römer und klagen über das sterbende Kind und seine Mutter. Alexander ist voll des Zornes über die ungerechte Anklage, aber auch des Mitleids und der Hoffnung.

Jesus setzt sich zu der Frau, da er sieht, daß sie regungslos ist. Er nimmt das Köpfchen des Kindes in seine langen Hände, beugt sich über das Gesichtlein und haucht auf den kleinen, röchelnden Mund ... Nur ein Augenblick, dann erscheint ein Lächeln auf seinem Gesicht, das durch die nach vorn gefallen Haare etwas verdeckt ist. Es richtet sich auf, öffnet die Äuglein und versucht, sich aufzusetzen. Die Mutter fürchtet, daß es sich um das letzte Aufbäumen vor dem Tode handle, und drückt es aufschreiend ans Herz.

»Laß es los, Frau! Kind, komm zu mir!« sagt Jesus, der immer noch an der Seite der Frau sitzt, und streckt dem Kinde lächelnd die Arme entgegen. Das Kind wirft sich sicher in seine Arme und weint, nicht aus Schmerz, sondern aus Angst, in der Erinnerung an das Pferd.

»Das Pferd ist nicht mehr da«, beruhigt es Jesus. »Alles ist vorbei. Tut es dir nicht mehr weh?«

»Nein. Aber ich habe Angst, ich habe Angst!«

»Du siehst, Frau. Es ist nur die Angst. Das geht vorbei. Bringt mir Wasser. Das Blut und die Binde erschrecken ihn. Gib mir einen von deinen Äpfeln, Johannes! Nimm ihn, Kleiner! Iß, er ist gut!«

Sie bringen Wasser. Es ist Alexander, der es in seinem Helm trägt. Jesus will die Binde abnehmen. Alexander und die Mutter sagen: »Nein! Es wird wieder bluten, denn der Kopf hat Wunden . . . «

Jesus lächelt und löst die Binde. Eins, zwei, drei . . . acht Runden. Er nimmt die blutigen Teile ab. Von der Mitte der Stirn bis zum Nacken ist eine noch weiche Blutkruste in den Härchen des Kindes. Jesus netzt ein Tuch und wäscht ab.

»Aber darunter ist die Wunde! Wenn du das geronnene Blut wegnimmst, beginnt die Blutung wieder!«

Die Mutter hält die Hände vor die Augen, um nichts sehen zu müssen. Jesus wäscht und wäscht. Die Blutkruste löst sich. Man sieht die gereinigten Härchen. Sie sind feucht, doch darunter ist keine Wunde mehr. Auch die Stirne ist heil. Es ist nur ein kleines rotes Mal dort, wo sich die Narbe gebildet hat.

Die Leute schreien vor Verblüffung. Die Frau wagt es, aufzublicken; als sie sieht und versteht, kann sie sich nicht mehr zurückhalten. Sie hängt sich an Jesus, umarmt ihn zusammen mit dem Kinde und weint. Jesus erträgt diesen Dankeserguß und Tränenstrom.

»Ich danke dir, Jesus«, sagt Alexander. »Ich hätte gelitten, wenn dieses unschuldige Kind gestorben wäre.«

»Du warst gut und hattest Vertrauen. Leb wohl, Alexander! Geh zu deinem Dienst!« Alexander geht bereits, als die Beamten des Tempels und die Priester in Scharen herankommen. »Der Hohepriester fordert dich und den heidnischen Schänder durch uns auf, den Tempel zu verlassen! Und zwar sofort! Ihr habt die Zeremonie des Rauchopfers gestört. Dieser hier ist in den Ort eingedrungen, der Israel vorbehalten ist. Es ist nicht das erstmal, daß durch deine

Schuld der Tempel in Aufruhr ist. Der Hohepriester und mit ihm die Ältesten vom Dienst verbieten dir, den Fuß hierher zu setzen. Geh und bleib bei deinen Heiden!«

»Wir sind doch keine Hunde. Er sagt: „Es gibt nur einen Gott, den Schöpfer der Juden und der Römer!“ Wenn dieses das Haus Gottes ist und ich eines seiner Geschöpfe bin, dann kann auch ich eintreten«, entgegnet Alexander auf die verächtliche Bemerkung des Priesters, er sei ein Heide.

»Schweige, Alexander! Ich rede«, unterbricht ihn Jesus, der, nachdem er das Kind geküßt und es seiner Mutter zurückgegeben hat, aufsteht. Er sagt zur Gruppe, die ihn wegjagen will: »Niemand kann einem Gläubigen, einem wahren Israeliten, den man nicht als Sünder anklagen kann, verbieten, im Heiligtum zu beten.«

»Aber im Tempel das Gesetz zu erklären, das schon! Du hast dir das Recht dazu herausgenommen, ohne es zu haben oder zu erbiten. Wer bist du? Wer kennt dich? Wieso eignest du dir einen Namen und eine Stellung an, die dir nicht gehören?«

Jesus blickt sie eindringlich an und ruft dann: »Judas von Kerijot, komm hierher!«

Judas scheint von dieser Einladung nicht gerade begeistert zu sein. Er hatte versucht zu verschwinden, als die Priester und Beamten des Tempels erschienen. Doch muß er gehorchen, denn Petrus und Judas des Alphäus drängen ihn nach vorne.

»Judas, antworte! Und ihr, schaut ihn an! Ihr kennt ihn. Er gehört zum Tempel. Ihr kennt ihn?« Sie müssen gezwungenermaßen mit Ja antworten.

»Judas, was habe ich dich zu tun geheißen, als ich zum erstenmal hier gesprochen habe? Vorüber hast du dich gewundert? Und was habe ich dir auf dein Erstaunen geantwortet? Sprich und sei aufrichtig!«

»Er sagte mir: „Rufe den diensttuenden Beamten, damit ich ihn um die Erlaubnis bitten kann, hier zu lehren!“ Und er nannte seinen Namen, wies sich aus und gab an, zu welchem Stamme er gehört.

Ich wunderte mich darüber, hielt das für eine unnütze Formalität, da er sagte, er sei der Messias! Er aber sagte mir: „Es ist notwendig, denn wenn die Stunde kommt, dann erinnere dich, daß ich nie gegen die Würde des Tempels und seiner Beamten gefehlt habe.“ Ja, das hat er gesagt! Der Wahrheit zu Ehren muß ich es bestätigen.« Judas hat anfänglich etwas unsicher, fast widerwillig gesprochen. Doch dann, mit einer der plötzlichen Schwenkungen, die ihm eigen sind, ist er sehr sicher und beinahe arrogant geworden.

»Ich wundere mich, daß du ihn verteidigst. Du hast unser Vertrauen in dich verraten«, rügt ein Priester Judas.

»Ich habe niemand verraten. Wie viele unter euch halten zum Täufer! Sind sie deswegen Verräter? Ich gehöre zu Christus! Das ist es.«

»Gut. Aber hier darf er nicht reden. Er kann als Gläubiger kommen; aber nicht als Freund der Heiden, Dirnen, Zöllner und . . . «

»Nun antwortet mir«, unterbricht ihn Jesus streng, doch ruhig. »Wer sind die Ältesten vom Dienst?«

»Doras und Felix, Judäer, Joachim von Kafarnaum und Josef der Ituräer.«

»Ich habe verstanden. Laßt uns gehen! Sagt den drei Anklägern, der Ituräer kann mich nicht angeklagt haben, daß der Tempel nicht ganz Israel und Israel nicht die ganze Welt ist, und daß der Geifer der Schlangen, so giftig er auch sein mag, die Stimme Gottes nicht ersticken, noch meine Schritte bei meinem Wandeln unter den Menschen lähmen kann, solange meine Stunde nicht gekommen ist. Und danach . . . oh, sagt ihnen, daß dann die Menschen die Henker richten werden, das Sühnopfer aber erhöhen und es zu ihrer einzigen Liebe machen werden. Geht! Auch wir wollen gehen!« Und Jesus hüllt sich in den weiten, schweren, dunklen Mantel ein und geht inmitten der Seinen von dannen.

Als letzter folgt Alexander, der während der Auseinandersetzung geblieben war. Außerhalb der Mauer, beim Turm Antonia, sagt er: »Ich grüße dich, Meister! Ich bitte dich um Verzeihung, daß ich die Ursache dieses Angriffes auf dich gewesen bin.«

»Oh, das muß dir nicht leid tun. Sie haben nur einen Vorwand gesucht. Sie haben ihn gefunden. Wenn es nicht du gewesen wärest, dann hätten sie einen anderen gefunden. Ihr in Rom macht im Zirkus Spiele mit wilden Tieren und Schlangen, nicht wahr? Ich aber sage dir, kein wildes Tier ist grausamer und heimtückischer als der Mensch, der einen anderen Menschen töten will.«

»Und ich sage dir, daß ich im Dienste des Cäsar alle Regionen Roms kennengelernt habe. Doch habe ich unter den Tausenden von Untertanen, denen ich begegnet bin, keinen getroffen, der göttlicher war, als du es bist. Nein, unsere Götter sind nicht so göttlich wie du! Sie sind rachsüchtig, grausam, streitsüchtig und verlogen. Du bist gut. Du bist wahrlich nur ein Mensch, der nicht Mensch ist. Leb wohl, Meister!«

»Leb wohl, Alexander! Schreite voran auf dem Wege des Lichtes!«
Alles ist zu Ende.

155 Jesus spricht bei Nacht mit Nikodemus im Getsemani

Jesus befindet sich in der Küche des kleinen Hauses im Ölgarten beim Nachtmahl mit seinen Jüngern. Sie sprechen von den Tagesereignissen, jedoch nicht von denen des zuvor beschriebenen Tages; denn ich höre von anderen Begebenheiten, unter anderem von der Heilung eines Aussätzigen bei den Gräbern längs der Straße nach Betfage.

»Auch ein römischer Zenturio war unter der Menge«, sagt Bartholomäus und fügt hinzu: »Er hat mich von seinem Pferd herunter gefragt: „Macht der Mann, dem du nachfolgst, öfters ähnliche Dinge?“ Und nach meiner bejahenden Antwort hat er ausgerufen: „Dann ist er also größer als Äskulap und wird reicher werden als Krösus!“ Darauf habe ich geantwortet „Er wird in den Augen der Welt immer arm sein, denn er nimmt nichts und gibt nur, und er will nur die Seelen zum wahren Gott führen.“ Der Zenturio hat mich verwundert angesehen und dann das Pferd angespornt, um im Galopp davonzureiten.«

»Auch eine römische Dame in ihrer Sänfte war da. Es muß nur eine Frau gewesen sein. Sie hatte die Vorhänge zugezogen, doch hat sie neugierig herausgeschaut. Ich habe es gesehen«, sagt Thomas.

»Ja, es war an der oberen Kurve der Straße. Sie hat anhalten lassen, als der Aussätzigte ausgerufen hat: „Sohn Davids, hab Erbarmen mit mir!“ Dann hat sie den Vorhang bewegt, und ich konnte sehen, wie sie dich mit einer wertvollen Lupe beobachtet und dann ironisch gelacht hat. Doch als sie bemerkte, daß du ihn nur durch dein Wort geheilt hast, da hat sie mich gerufen und gefragt: „Ist er das, den sie den Messias nennen?“ Ich habe mit „Ja“ geantwortet, und sie hat mich gefragt: „Und du bist bei ihm? Ist er wirklich gut?“« Johannes hatte gesprochen.

»So hast du sie gesehen? Wie war sie?« fragen Judas und Petrus.

»Na ja ... eben eine Frau.«

»Welch eine Entdeckung!« lacht Petrus. Und Iskariot bohrt weiter: »War sie schön, jung, reich?«

»Ja, mir scheint, sie war jung und auch schön. Doch ich habe mehr zu Jesus hingeschaut als zu ihr. Ich wollte sehen, ob Jesus bereits weitergegangen war ... «

»Du Dummkopf«, murmelt Iskariot zwischen den Zähnen.

»Warum?« verteidigt ihn Jakobus des Zebedäus. »Mein Bruder ist kein Geck auf der Suche nach Abenteuern. Er hat aus Anstand geantwortet. Aber er ist seiner ersten Eigenschaft nicht untreu geworden.«

»Welcher?« will Iskariot wissen.

»Jünger zu sein, dessen einzige Liebe der Meister ist.«

Judas senkt verärgert das Haupt.

»Und dann ... es ist nicht gut, im Gespräch mit Römern gesehen zu werden«, sagt Philippus. »Sie klagen uns schon als Galiläer an und sagen, wir seien weniger „rein“ als die Judäer. Und dies auch der Geburt wegen. Dann klagen sie uns an, daß wir oft in Tiberias sind, dem Treffpunkt der Heiden, Römer, Phönizier und Syrer. Und ... oh, wegen wie vieler Dinge klagen sie uns an!«

»Du bist gut, Philippus, und ziehst einen Schleier über die Här-

te der Wahrheit, die du sagst. Doch ohne den Schleier ist sie dies: man klagt mich vieler, vieler Dinge an!«, sagt Jesus, der bis dahin geschwiegen hat.

»Im Grunde haben sie nicht völlig unrecht. Zuviel Berührung mit den Heiden!« sagt Iskariot.

»Glaubst du, daß es nur die Heiden sind, die das Gesetz des Mose nicht haben?« fragt Jesus.

»Wer sonst?«

»Judas! ... Kannst du bei unserem Gott schwören, kein Heidentum im Herzen zu haben? Kannst du schwören, daß die Israeliten in hervorragender Stellung davon frei sind?«

»Aber Meister! ... Von anderen weiß ich es nicht ... aber ich ... von mir kann ich schwören ... «

»Was ist denn deiner Meinung nach das Heidentum?« fragt Jesus weiter.

»Die Befolgung einer falschen Religion, und das Anbeten vieler Götter«, antwortet Judas ungestüm.

»Welche sind das?«

»Die Götter der Griechen und der Römer, der Ägypter ... nun ja, die Götter mit den tausend Namen, die nach Ansicht der Heiden den Olympe bevölkern.«

»Gibt es keine anderen Götter? Nur diese olympischen?«

»Welche anderen? Sind es nicht schon genug?«

»Zu viele, ja, zu viele. Doch es gibt noch andere, auf deren Altären von allen Menschen Weihrauch geopfert wird, sogar von den Priestern, den Schriftgelehrten, den Rabbis, den Pharisäern, den Sadduzäern und den Herodianern, das sind alles Israeliten, nicht wahr? Und nicht nur von ihnen, sondern auch von meinen Jüngern.«

»Aber dies ganz bestimmt nicht«, sagen alle einstimmig.

»Nein? Freunde ... wer von euch frönt nicht einem oder mehreren geheimen Kulturen? Für den einen ist es die Schönheit und die Eleganz. Für einen anderen der Stolz auf sein Wissen. Ein anderer beweihräuchert die Hoffnung, einmal groß zu werden, im mensch-

lichen Sinn. Wieder ein anderer betet die Frau an. Ein anderer das Geld. Wieder ein anderer verbeugt sich vor seinem Wissen, und so weiter. In Wahrheit sage ich euch: es gibt keinen Menschen, der ganz frei vom Götzendienst ist. Warum also die Heiden verachten, die es von Geburt her sind, wenn man, obwohl dem wahren Gott angehörig, dem Willen nach Heide bleibt?»

»Aber wir sind Menschen, Meister!« rufen mehrere aus.

»Das ist wahr. Dann aber ... liebt alle, denn ich bin für alle gekommen, und ihr seid nicht mehr als ich.«

»Doch sie klagen uns an, und du wirst in deiner Sendung behindert.«

»Sie wird trotzdem vorangehen.«

»Übrigens, da wir von Frauen sprechen«, sagt Petrus, der neben Jesus sitzt und darüber ganz glücklich ist, »seit einigen Tagen, vielmehr seitdem du nach der Rückkehr aus Judäa das erstmal in Betanien gesprochen hast, folgt uns ständig eine ganz verschleierte Frau. Ich weiß nicht, wie sie von unseren Plänen erfährt. Ich weiß nur, daß sie dir aus den hintersten Reihen zuhört, wenn du sprichst, oder sich den Menschen anschließt, die dir auf dem Wege folgen, oder auch hinter uns hergeht, wenn wir durch die Felder ziehen, um dich anzukündigen. Fast immer ist sie da. In Betanien hat sie mir hinter dem Schleier zugeflüstert: „Der Mann, von dem du sagst, daß er reden wird, ist es wirklich Jesus von Nazaret?“ Ich habe mit „Ja“ geantwortet, und am Abend war sie hinter einem Baum, um dir zuzuhören. Dann habe ich sie aus den Augen verloren. Aber nun habe ich sie schon zwei- oder dreimal in Jerusalem gesehen. Heute habe ich sie gefragt: „Brauchst du ihn? Bist du krank? Willst du Almosen?“ Sie hat nur den Kopf geschüttelt, denn sie spricht mit niemand.«

»Mich hat sie eines Tages gefragt: „Wo wohnt Jesus?“, und ich habe ihr geantwortet: „Im Getsemani“«, sagt Johannes.

»Oh, du guter Dummkopf. Das hättest du nicht tun dürfen. Du hättest sagen sollen: „Nimm den Schleier ab! Gib dich zu erkennen, dann werde ich es dir sagen“«, fährt ihn der Iskariot an.

»Aber seit wann sollen wir das verlangen?« ruft Johannes schlicht und unschuldig aus.

»Die anderen kann man sehen, sie aber ist ganz verhüllt. Entweder ist sie eine Spionin oder eine Aussätzige. Sie soll uns nicht folgen und nichts erfahren. Wenn sie eine Spionin ist, dann geschieht es, um uns zu schaden. Vielleicht wird sie vom Synedrium dafür bezahlt . . . «

»Ach, benützt das Synedrium solche Mittel?« fragt Petrus. »Bist du dir dessen sicher?«

»Ganz sicher. Ich war im Tempel und weiß es.«

»Schöne Sache! Hierzu paßt wunderbar das, was der Meister zuvor gesagt hat«, bemerkt Petrus.

»Was?« will Judas, rot vor Neugier wissen.

»Daß es auch unter den Priestern Heiden gibt.«

»Was hat das mit der Bezahlung einer Spionin zu tun?«

»Manches, manches! Warum zahlen sie? Um den Messias zu besiegen und triumphieren zu können. Also gehen sie mit ihren unsauberen Seelen unter den reinen Kleidern zum Altare«, antwortet Petrus mit seinem gesunden Menschenverstand.

»Gut also«, schließt Judas kurz ab, »diese Frau ist eine Gefahr für uns und für das Volk. Für das Volk, wenn sie aussätzig ist . . . für uns, wenn sie eine Spionin ist.«

»Also für ihn . . . « entgegnet Petrus.

»Nun, wenn er fällt, fallen wir mit ihm . . . «

»Ach so«, lacht Petrus und beschließt: »Und wenn man fällt, geht das Idol in Stücke, und man hat seine Zeit, sein Geld und vielleicht sogar das Leben auf das Spiel gesetzt, und deshalb . . . ja, ja . . . und deshalb ist es besser, darauf zu sehen, daß man nicht fällt oder sich wenigstens rechtzeitig davonmacht, nicht wahr? Ich jedoch, ich umarme ihn noch fester. Wenn er, von den Verrätern Gottes getroffen, fällt, will ich mit ihm fallen.« Und Petrus umarmt Jesus fest mit seinen kurzen Armen.

»Ich ahnte nicht, so ungeschickt gehandelt zu haben, Meister«,

sagt Johannes ganz traurig. Er sitzt Jesus gegenüber. »Schlage mich, mißhandle mich, aber rette dich! Wehe mir, wenn ich durch meine Schuld deinen Tod verursachte! Oh, ich könnte nie mehr Frieden finden! Mein Antlitz würde vom Weinen zerfurcht, und mein Augenlicht verbrannt. Was habe ich angestellt! Judas hat recht, ich bin ein Dummkopf.«

»Nein, Johannes, du bist kein Dummkopf und du hast recht gehandelt. Laßt sie nur kommen! Immer! Achtet ihren Schleier! Es kann sein, daß er zum Schutz im Kampfe zwischen der Sünde und dem Wunsche nach Erlösung getragen wird. Wißt ihr, welche Wunden in einem Menschen aufbrechen, in dem dieser Kampf beginnt? Wißt ihr, welche Reue und wieviel Scham? Du hast gesagt, Johannes, mein geliebter Sohn mit dem Herzen eines guten Kindes, daß dein Antlitz gefurcht würde vom ständigen Weinen, wenn du zur Ursache meines Unglücks würdest. Doch wisse: wenn ein erwecktes Gewissen beginnt, das Fleisch, das die Ursache der Sünde war, zu zähmen und es abzutöten, um mit dem Geiste zu triumphieren, dann muß alles mutig verzehrt werden, was anziehend für das Fleisch war, und das Geschöpf altert und verwelkt unter dem Rauch dieses alles durchdringenden Feuers. Erst danach, nach erfolgter Erlösung, wird eine neue heilige und vollkommenerere Schönheit geschaffen; denn es ist die Schönheit der Seele, welche zutage tritt im Blick, im Lächeln, in der Stimme, in der ehrbar erhobenen Stirne, auf die Gottes Vergebung sich senkte, die leuchtet wie ein Diadem.«

»Dann habe ich also nichts Schlechtes getan?«

»Nein! Und auch Petrus hat nichts Böses getan. Laßt sie gewähren! Jetzt soll jeder zur Ruhe gehen. Ich bleibe mit Johannes und Simon hier, ich habe mit ihnen zu reden. Geht also!«

Die Jünger ziehen sich zurück. Vielleicht schlafen sie in der Scheune. Ich weiß es nicht. Sie gehen weg, doch bestimmt nicht nach Jerusalem, denn dort sind die Tore schon seit mehreren Stunden geschlossen.

»Simon, du hast gesagt, daß Lazarus heute den Isaak mit Maximi-

nus zu dir geschickt hat, während ich beim Turme Davids war. Was wollte er?«

»Er wollte dir sagen, daß Nikodemus bei ihm ist und mit dir im geheimen reden möchte. Ich habe mir erlaubt zu sagen: „Er soll kommen. Der Meister wird ihn heute nacht erwarten.“ Du hast ja nur die Nacht, um allein sein zu können. Daher habe ich zu dir gesagt: „Entlasse alle bis auf Johannes und mich!“ Johannes wird bis zur Brücke des Kidron gehen und dort Nikodemus erwarten, der in einem der Häuser des Lazarus vor der Mauer ist. Habe ich es falsch gemacht?«

»Du hast es recht gemacht. Mach dich auf den Weg, Johannes!«

Nur Simon und Jesus bleiben zurück. Jesus ist nachdenklich. Simon achtet sein Schweigen. Doch Jesus unterbricht es plötzlich, und als ob er ein inneres Selbstgespräch fortführen wollte, sagt er mit lauter Stimme: »Ja, es ist gut, so zu handeln. Isaak, Elija und die anderen genügen, um die Idee lebendig zu erhalten, die schon in den Guten und Demütigen Wurzeln geschlagen hat. Für die Mächtigen braucht es andere Mittel. Da sind Lazarus, Chuza, Josef und noch weitere ... Doch die Mächtigen wollen nichts von mir wissen. Sie fürchten und zittern um ihre Macht. Ich werde das judäische Herz verlassen, das Christus immer feindlicher gesinnt ist.«

»Werden wir nach Galiläa zurückkehren?«

»Nein! Aber weg von Jerusalem! Judäa muß die Frohe Botschaft hören. Das ist auch Israel. Aber hier ... du siehst es ... hier dient alles nur dazu, mich anzuklagen. Ich werde mich zurückziehen, nun zum zweitenmal ... «

»Meister, hier ist Nikodemus«, sagt Johannes, der zuerst hereinkommt.

Sie grüßen sich. Dann verlassen Simon und Johannes die Küche, um die beiden allein zu lassen.

»Meister, verzeihe, daß ich dich im geheimen sprechen wollte. Ich mißtraue deinet- und meinetwegen vielen. Es ist nicht nur Feigheit meinerseits. Auch Klugheit und der Wunsch, dir mehr zu nützen, als wenn ich dir offen angehören würde. Du hast viele Feinde. Ich bin

einer der wenigen, die dich bewundern. Ich habe mich mit Lazarus beraten. Lazarus ist mächtig durch seine Geburt, gefürchtet, weil er in Rom in Gunst steht, gerecht in den Augen Gottes, weise durch sein langes Studium und seine Kultur, dein wahrer Freund und mein wahrer Freund! Aus all diesen Gründen habe ich mit ihm reden wollen. Und ich bin glücklich, daß er genauso urteilt wie ich. Ich habe ihm von den letzten Diskussionen des Synedriums über dich gesprochen.«

»Die letzten Anschuldigungen. Sage die Wahrheit nur ungeschminkt, wie sie ist.«

»Die letzten Beschuldigungen. Ja, Meister. Ich war daran zu sagen: „Nun, auch ich bin einer der Seinigen“, damit wenigstens einer in dieser Versammlung auf deiner Seite stehe. Doch Josef ist zu mir gekommen und hat mir zugeflüstert: „Schweige! Wir wollen unsere Gedanken verborgen halten. Ich werde dir den Grund nachher sagen.“ Nachdem wir hinausgegangen waren, hat er gesagt ... ja, er hat gesagt: „Du wirst so mehr nützen. Wenn sie uns als Jünger wissen, dann halten sie vor uns verborgen, was sie denken und beschließen, und können ihm und uns schaden. Wenn sie uns für einfache Zuhörer halten, werden sie uns nichts verbergen.“ Ich verstand, daß er recht hatte. Sie sind derart böse. Auch ich habe meine Interessen und Pflichten ... und Josef ebenso. Verstehst du, Meister?«

»Ich mache euch keine Vorwürfe. Bevor du kamst, habe ich dies Simon gesagt. Ich habe auch beschlossen, mich von Jerusalem fernzuhalten.«

»Du haßt uns, weil wir dich nicht lieben?«

»Nein, ich hasse nicht einmal meine Feinde.«

»Du sagst es. Es ist so. Doch Welch ein Schmerz für mich und Josef! Und Lazarus! Was wird Lazarus sagen, der gerade heute beschlossen hat, dir sagen zu lassen, daß du diesen Ort verlassen sollst, um in eines seiner Landhäuser von Zion zu ziehen. Weißt du, Lazarus ist sehr reich und mächtig. Große Teile dieser Stadt gehören ihm und auch viele Ländereien in Palästina. Der Vater hatte zu seinem

Besitz und dem der Eucheria, die aus deinem Stamm und deiner Familie herkommt, noch die Belohnung der Römer für ihren treuen Diener hinzugefügt und so seinen Söhnen eine bedeutende Erbschaft hinterlassen. Doch hat er, was noch mehr zählt, eine geheime, aber starke Freundschaft mit Rom. Ohne diese ... was hätte sein Haus vor der Schande schützen können nach dem anstößigen Benehmen Marias, nach ihrer Scheidung, die sie nur erhielt, weil „sie“ es war? Zügellos hat sie gelebt in dieser Stadt, in der sein Grundbesitz sich befindet, und in Tiberias mit dem vornehmen Bordell; Rom und Athen haben dort ein Zentrum der Prostitution errichtet, auch für viele des auserwählten Volkes. Wahrlich, wenn Theophilus der Syrer ein überzeugter Proselyt gewesen wäre, dann hätte er seinen Kindern nicht diese hellenisierende Erziehung gegeben, die soviel Tugend tötet und soviel Laster sät; eine Erziehung, die zwar von Lazarus und besonders von Marta getrunken und ohne Folgen wieder ausgeschieden wurde, die jedoch die unbändige Maria angesteckt und verdorben und aus ihr den Abscheu der Familie und Palästinas gemacht hat. Nein, ohne den mächtigen Schatten der Gunst von Rom wären sie mehr als die Aussätzigen mit Acht belegt worden. Nütze also die Freundschaft mit Lazarus.«

»Nein. Ich ziehe mich zurück. Wer mich will, soll zu mir kommen.«

»Ich hätte nicht reden sollen!« Nikodemus ist niedergeschlagen.

»Nein. Warte und überzeuge dich!«, und Jesus öffnet eine Türe und ruft: »Simon, Johannes, kommt zu mir!«

Die beiden eilen herbei.

»Simon, wiederhole Nikodemus, was ich dir vor seinem Eintreten gesagt habe.«

»Daß für die Demütigen Hirten genügen, für die Mächtigen Lazarus, Nikodemus, Josef und Chuza, und daß du dich zurückziehen willst, fern von Jerusalem, jedoch ohne Judäa aufzugeben. Das hast du gesagt. Warum läßt du es mich wiederholen? Was ist vorgefallen?«

»Nichts. Nikodemus befürchtete, ich wolle seiner Worte wegen gehen.«

»Ich habe dem Meister gesagt, daß ihm das Synedrium immer feindlicher gesinnt ist und daß es gut wäre, wenn er sich unter den Schutz des Lazarus stellen würde. Er hat deine Güter geschützt, denn Rom steht hinter ihm. Er würde auch Jesus beschützen.«

»Das ist wahr. Es ist ein guter Rat. Obwohl meine Sippe auch in Rom nicht geachtet war, hat ein Wort Theophilus meinen Besitz während der Verbannung und als ich aussätzig war, bewahrt. Lazarus ist dein guter Freund, Meister.«

»Ich weiß es, doch ich habe gesprochen. Und was ich gesagt habe, das tue ich.«

»Werden wir dich also verlieren?«

»Nein, Nikodemus. Zum Täufer gehen Menschen aller Sekten. Zu mir dürfen Menschen aller Sekten und aus allen Ständen kommen.«

»Wir kamen zu dir, da wir wissen, daß du mehr bist als Johannes!«

»Ihr könnt auch weiterhin kommen. Auch ich werde ein einsamer Lehrer wie Johannes sein und zu Scharen sprechen, die die Stimme Gottes hören wollen und fähig sind zu glauben, daß ich diese Stimme bin. Die anderen werden mich vergessen, sofern sie dazu imstande sind.«

»Meister, du bist traurig und enttäuscht. Du hast Grund dazu. Alle hören dich an und erwarten von dir Wunder. Sogar ein Höfling des Herodes, einer, der das natürliche Gutsein an diesem unzüchtigen Hofe verloren haben müßte; sogar römische Soldaten glauben an dich. Nur wir hier von Zion sind so hart . . . Doch nicht alle. Du siehst es. Wir wissen, Meister, daß du von Gott kommst und sein Lehrer, der größte von allen, bist. Sogar Gamaliël sagt es! Keiner kann deine Wunder wirken, wenn Gott nicht mit ihm ist. Das glauben sogar Gelehrte wie Gamaliël. Woran liegt es, daß wir nicht den Glauben haben wie die Kleinen in Israel? Oh, sage es mir genau! Bist du der Messias des Herrn? Der Erwartete? Das Wort des Vaters? Bist du Mensch geworden, um Israel dem Bunde gemäß zu belehren und zu erlösen?«

»Fragst du das aus dir selbst oder haben andere dir aufgetragen, mich danach zu fragen?«

»Aus mir, aus mir selbst, Herr! Ich bin beunruhigt. Ein Sturm ist in mir! Gegenwinde und Gegenstimmen. Warum ist in mir, dem reifen Manne, nicht die friedliche Sicherheit, die einer hat, der unbelesen und kindlich ist, die ihm das Lächeln ins Antlitz, das Licht in die Augen und die Sonne ins Herz legt? Wie glaubst du, Johannes, um so ruhig zu sein? Lehre mich, o Sohn, dein Geheimnis; das Geheimnis, dank dessen du in Jesus, dem Nazarener, den Messias sehen und verstehen kannst.«

Johannes wird rot wie eine Erdbeere, neigt das Haupt, wie um sich zu entschuldigen, etwas so Großes zu sagen, und antwortet einfach: »Weil ich ihn liebe!«

»Weil du liebst! Und du, Simon, rechtschaffener Mann an der Schwelle des Alters, du, der du gelehrt und so schwer geprüft worden bist, daß du versucht bist, überall Täuschung zu befürchten?«

»Weil ich nachdenke.«

»Lieben! Nachdenken! Auch ich liebe und denke nach, und doch bin ich immer noch nicht sicher.«

Nun greift Jesus ein: »Ich sage dir das wahre Geheimnis. Diese haben es verstanden, aufs neue geboren zu werden, mit einem neuen Geist, der von jeder Kette frei und von jeder anderen Idee unberührt ist. Deshalb konnten sie Gott verstehen. Wenn jemand nicht wiedergeboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen und nicht an seinen König glauben.«

»Wie kann ein schon erwachsener Mensch wiedergeboren werden? Aus dem Mutterschoß ausgestoßen, kann der Mensch niemals mehr dahin zurückkehren. Meinst du etwa eine Wiedergeburt, wie sie von vielen Heiden angenommen wird? Aber nein, das ist bei dir nicht möglich, und dann wäre es nicht ein Wiedereingehen in den Schoß, sondern eine Wiedergeburt außerhalb der Zeit. Also nicht in diesem Leben. Wie? Wie?«

»Es gibt nur *ein* Dasein des Fleisches auf der Erde und *ein* ewi-

ges Leben im Jenseits. Jetzt spreche ich nicht von Fleisch und Blut, sondern vom unsterblichen Geist, der durch zwei Dinge zum wahren Leben wiedergeboren wird: durch das Wasser und durch den Heiligen Geist. Doch das wichtigere ist der Heilige Geist, ohne den das Wasser nichts als ein Symbol ist. Wer mit Wasser gereinigt ist, muß sich dann mit dem Heiligen Geist reinigen und durch ihn sich entzünden und leuchten, wenn er hier und im Ewigen Reiche im Schoße Gottes leben will. Denn was vom Fleische gezeugt wird, ist und bleibt Fleisch und stirbt, nachdem es ihm in seinen Begierden und Sünden gedient hat. Doch was vom Geiste gezeugt wird, ist Geist und kehrt zum Schöpfer-Geist zurück, nachdem es bis zum vollkommenen Alter den eigenen Geist empor geführt hat. Das Himmelreich wird nur von solchen bewohnt sein, die das vollkommene geistige Alter erreicht haben. Wundere dich daher nicht, wenn ich sage: „Ihr müßt aufs neue geboren werden.“ Diese hier haben es verstanden, wiedergeboren zu werden. Dieser junge Mann hat sein Fleisch abgetötet und den Geist wiedergeboren werden lassen; er hat sein Ich auf den Scheiterhaufen der Liebe gelegt. Alles, was Materie war, wurde verbrannt. Aus der Asche geht seine neue geistige Blume hervor, eine wunderbare Sonnenblume, die sich unablässig der ewigen Sonne zuwendet. Der Ältere hat die Axt der Meditation an die Wurzeln seines alten Denkens angelegt, hat den Baum entwurzelt und nur den Kern des guten Willens zurückbehalten, aus dem sein neues Denken geboren wurde. Nun liebt er Gott mit neuem Geiste und kann ihn sehen. Jeder hat seine Methode, um den Hafen zu erreichen. Jeder Wind ist gut, wenn man das Segel zu handhaben versteht. Ihr spürt den Wind wehen und müßt das Boot manövrieren und darauf achten, in welche Richtung er bläst. Doch könnt ihr nicht sagen, woher er kommt, noch herbeirufen, den ihr nötig habt. Auch der Heilige Geist ruft, kommt rufend und geht vorüber. Doch nur, wer aufmerksam ist, kann ihm folgen. Der Sohn kennt die Stimme des Vaters; der Geist kennt die Stimme des Geistes, von dem er erschaffen wurde.«

»Wie kann dies alles geschehen?«

»Du, Lehrer in Israel, fragst mich danach? Du kennst diese Dinge nicht? Man spricht von dem und bezeugt das, was man weiß und gesehen hat. So spreche ich von dem und bezeuge das, was ich weiß. Wie wirst du je Dinge annehmen können, die du nicht gesehen hast, wenn du nicht das Zeugnis annimmst, das ich dir bringe? Wie wirst du an den Geist glauben können, wenn du nicht an das fleischgewordene Wort glaubst? Ich bin auf die Welt gekommen, um wieder zum Himmel aufzufahren und jene mitzunehmen, die hier unten sind. Einer allein ist vom Himmel herabgestiegen: der Menschensohn. Und einer allein wird zum Himmel aufsteigen mit der Macht, den Himmel zu öffnen: Ich, der Menschensohn. Denke an Mose! Er hat in der Wüste eine Schlange erhöht, um die Kranken Israels zu heilen [Ex 21,4–9]. Wenn ich erhöht sein werde, dann werden diejenigen, die jetzt das Fieber der Sünde blind, taub, stumm, irr, aussätzig und krank macht, geheilt werden, und jeder, der an mich glaubt, wird ewiges Leben erlangen. Auch sie, die an mich geglaubt haben, werden dieses selige Leben haben.

Senke nicht deine Stirn, Nikodemus. Ich bin gekommen, um zu retten, nicht, um zugrunde zu richten. Gott hat seinen eingeborenen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit die Menschen dieser Welt verdammt werden, sondern damit die Welt durch ihn gerettet werde. Auf der Welt habe ich alle möglichen Sünden angetroffen, alle Irrlehren, alle Götzendienereien. Aber kann eine Schwalbe, die schnell über dem Staube fliegt, ihr Gefieder beschmutzen? Nein! Sie zieht nur über die traurigen Straßen der Erde ein blaues Komma, bringt einen Duft aus dem Himmel, stößt einen Ruf aus, um die Menschen aufzurütteln und sie zu bewegen, den Blick vom Schlamm zu erheben und ihrem Flug zu folgen, der zum Himmel zurückführt. So ist es mit mir. Ich komme, um euch mit mir zu nehmen. Kommt! Wer an den Eingeborenen Sohn glaubt, wird nicht gerichtet. Er ist schon gerettet, denn der Sohn bittet den Vater und sagt: „Dieser liebt mich.“ Doch wer nicht glaubt, dem nützen heilige Werke nicht. Er ist schon

gerichtet, denn er hat nicht an den Namen des Einen Sohnes Gottes geglaubt. Kennst du meinen Namen, Nikodemus?«

»Jesus.«

»Nein, Erlöser. Ich bin die Erlösung. Wer nicht an mich glaubt, lehnt sein Heil ab und ist von der Ewigen Gerechtigkeit gerichtet. Und das Urteil wird lauten: „Das Licht war dir gesandt worden, dir und der Welt, um für euch Rettung zu sein. Du und die anderen Menschen, ihr habt dem Licht die Finsternis vorgezogen, denn ihr habt die schlechten Werke, die euch zur Gewohnheit geworden sind, den guten Werken vorgezogen. Er hat euch diese gezeigt, damit ihr heilig werdet.“ Ihr habt das Licht gehaßt, denn die Übeltäter lieben die Finsternis für ihre Verbrechen, und ihr seid dem Lichte entflohen, damit es eure verborgenen Wunden nicht beleuchte. Das gilt nicht für dich, Nikodemus. Das ist die Wahrheit. Und die Strafe wird dem Urteil entsprechen, für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft.

Was nun sie betrifft, die mich lieben und die die Wahrheiten, die ich lehre, in die Tat umsetzen und so zum zweitenmal im Geist geboren werden – das ist die echtere Geburt – sage ich dir, daß sie das Licht nicht scheuen, sondern sich ihm nähern, damit ihr Licht das Licht vermehre, von dem sie erleuchtet worden sind, in einer gegenseitigen Verherrlichung, die Gott in seinen Kindern und die Kinder im Vater beglückt.

Nein, die Kinder des Lichtes fürchten nicht, erleuchtet zu werden. Sie sagen vielmehr in ihrem Herzen und durch ihre Werke: „Nicht ich, sondern Er, der Vater, Er, der Sohn, und Er, der Heilige Geist haben in mir das Gute vollbracht! Ihnen sei Ehre in Ewigkeit.“

Und vom Himmel antwortet der ewige Hymnus der Drei Personen, die sich in vollkommener Einheit lieben: „Du seist gesegnet in Ewigkeit, wahrer Sohn unseres Willens.“ Johannes, denke an diese Worte, wenn es an der Zeit sein wird, sie niederzuschreiben ...

Nikodemus, bist du nun überzeugt?«

»Ja, Meister. Wann kann ich dich wieder sprechen?«

»Lazarus wird wissen, wohin er dich führen kann. Ich werde zu ihm gehen, bevor ich mich von hier entferne.«

»Ich gehe, Meister. Segne deinen Diener!«

»Mein Friede sei mit dir!«

Nikodemus geht mit Johannes hinaus.

Jesus wendet sich an Simon: »Siehst du das Werk der Macht der Finsternis? Wie eine Spinne legt sie ihren Hinterhalt und umwickelt und fesselt den, der nicht zu sterben vermag, um als Schmetterling wiedergeboren zu werden, stark genug, das dunkle Gewebe zu zerreißen und es zu verlassen, während er zur Erinnerung an seinen Sieg Fetzen des leichten Netzes auf den goldenen Flügeln davonträgt, wie Standarten und Oriflammen, die dem Feind entrissen worden sind. Sterben, um zu leben. Sterben, um die Kraft zum Sterben zu haben. Komm, Simon, geh zur Ruhe! Gott sei mit dir!«

Alles ist zu Ende.

156 Jesus bei Lazarus, bevor er zum „Trügerischen Gewässer“ geht

Jesus steigt den Bergpfad hinan, der zu der Hochebene führt, auf welcher Betanien erbaut worden ist. Er schlägt diesmal nicht die Hauptstraße ein, sondern diesen steiler ansteigenden Weg, der von Nordwest nach Osten führt und sehr wenig begangen ist, eben weil er so steil ist. Nur die eiligen Reisenden benützen ihn, solche, die Herden haben und sie nicht dem Verkehr der Hauptstraße aussetzen wollen, und solche, die, wie Jesus heute, nicht von zu vielen gesehen werden möchten. Jesus geht voraus und spricht mit dem Zeloten. Dahinter bilden die Vettern mit Johannes und Andreas eine Gruppe, eine weitere Gruppe besteht aus Jakobus des Zebedäus, Matthäus, Johannes und Philippus, und schließlich kommen Bartholomäus, Petrus und Iskariot.

Doch als die Hochebene erreicht ist, auf der Betanien an diesem schönen Novembertag in der Sonne liegt und von wo aus man im Osten den Jordan und die Straße sieht, die nach Jericho führt, gibt Jesus Johannes Anweisung, Lazarus von seinem Kommen zu un-

terrichten. Während Johannes davoneilt, geht Jesus mit den Seinen langsam weiter. Er wird immer wieder von Bewohnern der Ortschaft begrüßt.

Die erste, die aus dem Hause des Lazarus kommt, ist eine Frau, die sich bis auf die Erde verneigt und sagt: »Glücklich dieser Tag für das Haus meiner Herrin! Komm, Meister, hier ist Maximinus und am Tore auch schon Lazarus!«

Auch Maximinus kommt eilends herbei. Ich weiß nicht genau, wer er ist. Ich habe den Eindruck, er sei ein wenig begüterter Verwandter, der von den Kindern des Theophilus aufgenommen worden ist, oder aber ein Verwalter ihrer großen Besitztümer, der jedoch wie ein Freund behandelt wird aufgrund seines jahrelangen Dienstes für die Familie. Vielleicht ist es auch der Sohn eines Verwalters des Vaters, der dann an dessen Stelle bei den Kindern des Theophilus im Dienste geblieben ist. Er ist etwas älter als Lazarus, ungefähr fünfunddreißig Jahre alt oder etwas darüber.

»Wir haben nicht gehofft, dich sobald wiederzusehen«, sagt er.

»Ich bitte um Herberge für eine Nacht.«

»Wäre es für immer, so würdest du uns glücklich machen.«

Nun sind sie an der Schwelle, und Lazarus küßt und umarmt Jesus und begrüßt die Jünger. Dann legt er einen Arm um die Hüfte Jesu, betritt mit ihm den Garten, sondert sich von den anderen ab und fragt sofort: »Wem verdanke ich die Freude, dich hier zu haben?«

»Dem Haß der Synedristen.«

»Haben sie dir wieder Böses angetan?«

»Nein! Aber sie wollen es tun. Die Stunde ist noch nicht gekommen. Solange ich nicht ganz Palästina gepflügt und den Samen ausgestreut habe, darf ich nicht niedergeschlagen werden.«

»Du mußt auch deine Ernte einbringen, guter Meister. Das ist nur recht und billig!«

»Meine Ernte werden meine Freunde einbringen. Sie werden die Sense anlegen, dort wo ich gesät habe. Lazarus, ich habe beschlossen,

mich von Jerusalem zu entfernen. Ich weiß, daß es unnütz ist; ich weiß es im voraus. Aber es wird mir wenigstens die Möglichkeit geben, das Evangelium zu verkünden. In Zion ist es mir verwehrt.«

»Ich habe dir durch Nikodemus sagen lassen, du könntest auf eines meiner Besitztümer gehen. Niemand kann dir dort Gewalt antun. Du könntest ohne Belästigungen deine Aufgabe erfüllen. Oh, mein Haus! Es ist das glücklichste aller meiner Häuser, das geheiligt wird von deiner Lehre und deinem Atem. Mach mir die Freude, dir nützlich zu sein, Meister!«

»Du siehst, daß ich schon dabei bin. Denn in Jerusalem kann ich nicht bleiben. Ich selbst würde nicht belästigt, aber man würde jene belästigen, die zu mir kommen. Ich werde in Richtung Efraim gehen. Zwischen diesem Ort und dem Jordan will ich das Evangelium verkünden und taufen wie Johannes.«

»In den Ländereien um diesen Ort habe ich ein Häuschen. Aber es ist nur eine Hütte für die landwirtschaftlichen Geräte der Arbeiter. Manchmal schlafen sie auch dort, wenn sie zur Zeit der Heuernte oder der Weinlese dort sind. Es ist armselig. Nur ein einfaches Dach auf vier Mauern. Doch es liegt immerhin auf meinem Land, das wissen alle. Dies zu wissen, wird eine Abschreckung für die Schakale sein. Nimm es an, Herr. Ich werde Diener hinsenden, um es herzurichten.«

»Das ist nicht notwendig. Wenn dort deine Landarbeiter schlafen können, dann genügt es auch für uns.«

»Ich will es nicht mit Luxus ausstatten, nur einige Betten mehr aufstellen lassen, arm, wie du es gern hast, und auch für Decken, Stühle, Krüge und Becher sorgen. Ihr müßt auch essen und euch zudecken, besonders in diesen Wintermonaten. Laß mich nur machen! Ich brauche es ja nicht selbst zu tun. Hier kommt Marta. Sie hat einen praktischen Sinn und kümmert sich um alle häuslichen Angelegenheiten. Sie ist für das Haus geschaffen und für die Sorge um Leib und Seele aller Hausbewohner. Komm, meine gute, reine Herbergsmutter! Siehst du? Auch ich habe mich unter ihre mütterliche

Fürsorge gestellt und lebe in ihrem Erbschaftsanteil. So brauche ich meine Mutter nicht zu sehr zu beweinen.

Marta, Jesus will sich in die Ebene des „Trügerischen Gewässers“ zurückziehen. Gut ist nur der fruchtbare Boden; das Haus ist eher ein Stall zu nennen. Aber Jesus wünscht ein Haus der Armut. Es muß mit dem Nötigsten ausgestattet werden. Gib Anweisungen, du bist so tüchtig!« Lazarus küßt die wunderschöne Hand der Schwester, die ihn dann mit mütterlicher Geste liebkost.

Marta sagt: »Ich werde sofort hingehen und Maximinus und Marcella mitnehmen. Die Fuhrleute können beim Einrichten helfen. Segne mich, Meister, so werde ich etwas von dir mitnehmen.«

»Ja, meine gute Herbergsmutter. Ich nenne dich so wie Lazarus. Ich gebe dir mein Herz, damit du es in deinem Herzen tragen kannst.«

»Ist dir bekannt, Meister, daß heute auf diesen Weiden Isaak, Elija und die anderen sind? Sie haben mich um Erlaubnis gebeten, auf den Wiesen der Ebene die Tiere weiden zu dürfen, damit sie etwas beisammen sein können; ich habe zugestimmt. Heute werden sie hier eintreffen; ich erwarte sie für die Mahlzeit.«

»Das freut mich sehr. Ich werde ihnen Anweisungen geben.«

»Ja . . . um miteinander in Verbindung zu bleiben. Machmal mußst du aber selbst kommen.«

»Ich werde kommen; ich habe darüber schon mit Simon gesprochen. Und da es nicht recht ist, daß ich dein Haus mit den Jüngern überfalle, werde ich in das Haus Simons gehen . . . «

»Nein, Meister! Warum willst du mir diesen Schmerz bereiten?«

»Bestehe nicht darauf, Lazarus . . . Ich weiß schon, was richtig ist.«

»Aber dann . . . «

»Dann werde ich auf *deinen* Besitzungen bleiben. Was Simon nicht weiß, weiß ich. Er, der erwerben wollte, ohne sich zu zeigen und ohne zu verhandeln, nur um in der Nähe des Lazarus von Betanien zu sein, war der Sohn des Theophilus, der treue Freund Simons des Zeloten und der große Freund Jesu von Nazaret. Er, der die

Summe für Jona verdoppelt hat und das Guthaben Simons damit nicht belasten wollte, um ihm die Möglichkeit zu geben, viel für den armen Meister und die Armen des Meisters zu tun: er trägt den Namen Lazarus. Er, der verborgen und aufmerksam wirkt, leitet und alle guten Kräfte einsetzt, um mir Hilfe, Trost und Schutz zu gewähren, ist Lazarus von Betanien. Ich weiß es.«

»Oh, sag es nicht! Ich hatte so geglaubt, im Verborgenen recht zu handeln.«

»Für die Menschen ist es ein Geheimnis, aber nicht für mich. Ich lese in den Herzen. Willst du, daß ich dir sage, warum deine natürliche Güte sich mit übernatürlicher Vollkommenheit verbindet? Weil du ein übernatürliches Geschenk erbittest: die Rettung einer Seele, sowie deine und Martas Heiligung. Und du fühlst, daß es nicht genügt, gut nach der Meinung der Welt zu sein, sondern daß es notwendig ist, gut nach den Gesetzen des Geistes zu sein, um die Gnade Gottes zu besitzen. Du hast meine Worte nicht gehört. Aber ich habe gesagt: „Wenn ihr Gutes tut, tut es im Verborgenen, und euer Vater wird es euch reichlich vergelten!“ Du hast aus dem natürlichen Antrieb zur Demut gehandelt. Und in Wahrheit sage ich dir, daß der Vater dir eine Vergeltung vorbereitet, die du dir nicht vorstellen kannst.«

»Die Rettung Marias?«

»Ja, und noch viel mehr!«

»Was gibt es, Meister, das unmöglicher wäre?«

Jesus schaut ihn an und lächelt. Dann sagt er mit dem Ton des Psalmisten:

»Der Herr herrscht, und mit ihm seine Heiligen.

Aus seinen Strahlen bereitet er Kronen und legt sie auf das Haupt der Heiligen, wo sie in Ewigkeit erstrahlen in den Augen Gottes und des Universums. Aus welchem Metall bestehen sie? Mit welchen Edelsteinen sind sie geschmückt? Gold, reinstes Gold ist der Ring, entstanden im doppelten Feuer der göttlichen Liebe und der menschlichen Liebe, bearbeitet mit dem Meißel des Willens, der hämmert, feilt, schneidet und verfeinert.

Perlen von großer Schönheit und Smaragde, grüner als das Gras im April, Türkise von der Farbe des Himmels, Opale bleich wie der Mond, Amethyste, verschämten Veilchen gleich, Jaspisse, Saphire, Hyazinthen und Topase. Sie sind eingefügt für das ganze Leben. Und, um das Werk zu vollenden, ein Ring von Rubinen, ein großer Reif um die glorreiche Stirn.

Denn der Gesegnete besaß Glauben und Hoffnung, Sanftmut und Keuschheit, Mäßigkeit und Stärke, Gerechtigkeit, Klugheit und grenzenlose Barmherzigkeit; und in seinem Grunde ist mit Blut mein Name und der Glaube an mich, die Liebe zu mir und sein Name im Himmel eingetragen.

Freut euch, ihr Gerechten im Herrn! Der Mensch weiß es nicht, Gott aber sieht!

Er schreibt meine Versprechen in die ewigen Bücher ein und mit ihnen eure Werke und eure Namen, ihr Fürsten der künftigen Zeiten, ihr ewigen Sieger mit Christus, dem Herrn.«

Lazarus betrachtet ihn verwundert. Dann murmelt er: »Oh, ich werde nicht fähig sein.«

»Glaubst du?« und Jesus bricht einen biegsamen Weidenzweig ab, der über den Weg hängt, und sagt: »Schau! Wie meine Hand diesen Zweig mit Leichtigkeit biegen kann, so wird die Liebe deine Seele biegen und ihr eine ewige Krone bereiten. Die Liebe ist der individuelle Erlöser. Wer liebt, beginnt seine Erlösung. Der Menschensohn wird sie dann zur Vollendung bringen.«

157 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: Vorbereitung der Jünger auf das Gemeinschaftsleben

Wenn man dieses niedrige und einfache Haus mit dem Haus in Betanien vergleicht, dann ist es wirklich nur eine Hütte, wie Lazarus sagt. Aber wenn man es mit den Häusern des Doras für seine Landarbeiter vergleicht, so ist es recht schön.

Sehr niedrig und sehr breit, solide gebaut, hat es eine Küche, besser gesagt einen Kamin in einem ganz verräucherten Raum, in dem

ein Tisch, Stühle, Krüge und ein einfaches Gestell stehen; auf letzterem befinden sich Teller und Becher. Eine breite Tür aus rohem Holz gibt Licht. An derselben Hauswand sind noch drei weitere Türen, die in drei lange, enge Kammern führen mit gekalkten Wänden und gestampften Fußböden, wie in der Küche. In zwei dieser Kammern stehen nun Betten. Es scheinen kleine Schlafsäle zu sein. Die vielen Haken in den Wänden zeugen davon, daß hier viele Werkzeuge und vielleicht auch landwirtschaftliche Erzeugnisse aufgehängt wurden. Nun dienen sie als Kleiderhaken, und tragen Mäntel und Taschen. Die dritte Kammer (mehr ein breiter Gang als eine Kammer, denn die Breite ist zu der Länge unproportioniert) ist leer. Sie scheint auch zur Aufnahme von Tieren zu dienen, denn eine Futterkrippe und Ringe hängen an einer Wand, und der Boden weist Spuren von beschlagenen Tieren auf.

Nahe bei letzterem Raum befindet sich freistehend ein breiter, einfacher Schuppen, der aus einem schindelbedeckten Dach und kaum entrindeten Baumstämmen besteht. Es ist mehr ein Wetterdach als ein Schuppen, denn er ist nach drei Seiten hin offen; davon sind zwei mindestens zehn Meter lang, die dritte nicht mehr als fünf. Im Sommer muß an der Südseite ein Weinstock seine Reben von einem Stamm zum anderen ausbreiten. Nun ist er entlaubt und zeigt seine skelettartigen Ranken, wie auch ein riesiger Feigenbaum, der kahl ist und im Sommer das Brunnenbecken in der Mitte des Vorplatzes überschattet. Der Brunnen ist wohl als Tiertränke gedacht, denn er besteht nur aus einem Loch in Bodenhöhe mit einer primitiven Einfassung von flachen Steinen.

Das ist das Haus, das Jesus und seine Jünger an dem als „Trügerischen Gewässer“ bezeichneten Ort beherbergt. Felder, Wiesen und Weingärten umgeben es, und in einer Entfernung von ungefähr dreihundert Metern (nehmt meine Schätzungen nicht als Glaubenssatz) sieht man ein anderes Haus inmitten der Felder, das bedeutend schöner ist, weil es eine Terrasse auf dem Dach hat, die dem kleinen Haus hier fehlt. Jenseits dieses Gebäudes verhindern Olivenbäume

und andere Bäume, teils kahl, teils nur spärlich belaubt, die Aussicht.

Petrus, sein Bruder und Johannes arbeiten mit Eifer daran, den Vorplatz und die Kammern zu fegen, die Betten herzurichten und Wasser zu schöpfen. Petrus macht um den Brunnen herum ein Gelände, um daran Stricke anzubringen und das Wasserholen zu vereinfachen. Die beiden Vettern Jesu arbeiten mit dem Hammer und der Feile an Schlössern und Fensterläden, und Jakobus des Zebedäus hilft mit der Säge und dem Beil wie ein Werftarbeiter.

Thomas ist in der Küche beschäftigt, und er scheint ein erprobter Koch zu sein, so gut versteht er es, Feuer und Flamme zu handhaben und flink das Gemüse zu säubern, das der schöne Iskariot aus dem nahen Dorf zu holen geruht. Ich nehme an, daß es ein mehr oder weniger kleines Dorf ist, denn Iskariot murmelt etwas und erklärt, daß nur zweimal in der Woche Brot gebacken wird und daß es somit an diesem Tage keines gibt. Petrus hört zu und sagt: »Dann backen wir eben Pfannkuchen auf der Flamme. Dort ist Mehl. Schnell, zieh den Kittel aus und mach einen Teig! Ich werde dann für das Backen sorgen. Ich kann es.«

Und ich kann nicht umhin zu lachen, als ich sehe, wie Iskariot sich verdemütigt, im Unterkleid das Mehl zu sieben, und sich dabei einpudert.

Jesus ist nicht da, und mit ihm fehlen Simon, Bartholomäus, Matthäus und Philippus.

»Am schlimmsten ist es heute«, antwortet Petrus auf eine mürrische Frage Iskariots. »Doch morgen wird es schon besser gehen und im Frühjahr wird es ganz gut gehen.«

»Im Frühjahr? Werden wir denn bis dahin hierbleiben?« fragt Judas erschrocken.

»Warum? Ist es denn kein richtiges Haus? Wenn es regnet, werden wir nicht naß, Trinkwasser gibt es, und auch der Herd fehlt nicht. Was willst du mehr? Mir gefällt es hier gut, denn es riecht nicht nach Pharisäern und Genossen.«

»Petrus, laß uns die Netze einziehen!« sagt Andreas und zieht den Bruder mit sich fort, bevor der Streit zwischen ihm und Iskariot ausbricht.

»Dieser Mensch kann mich nicht leiden!« ruft Judas aus.

»Nein, das darfst du nicht sagen. Er ist mit allen so. Doch er ist gut. Nur du bist immer unzufrieden«, antwortet Thomas, der stets guter Laune ist.

»Ich hatte mir etwas anderes vorgestellt . . .«

»Mein Vetter verbietet dir nicht, *etwas anderes* zu suchen«, sagt Jakobus des Alphäus trocken. »Ich glaube, daß wir alle, weil wir eben dumm sind, geglaubt haben, daß es *etwas anderes* wäre, ihm nachzufolgen. Aber nur, weil wir einen harten Schädel und einen großen Hochmut haben! Er hat uns nie die Gefahr und die Mühen verheimlicht, die mit seiner Nachfolge verbunden sind.«

Judas murmelt etwas zwischen den Zähnen. Es antwortet ihm der andere Judas, der Thaddäus, der an einem Gestell in der Küche arbeitet, um daraus einen kleinen Schrank zu machen. »Du hast unrecht! Auch nach den Bräuchen hast du unrecht. Jeder Israelit ist zur Arbeit verpflichtet und wir arbeiten. Ist dir die Arbeit eine solche Last? Ich spüre sie nicht, denn bei ihm wird mir jede Arbeit leicht.«

»Auch ich beklage mich nicht. Und ich bin zufrieden, wie wenn ich in einer Familie lebte«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Hier werden wir viel tun können . . .« bemerkt Judas Iskariot spöttisch.

»Aber was willst du denn eigentlich? Was erwartest du denn? Einen Satrapenhof? Ich erlaube dir nicht, zu kritisieren, was mein Vetter macht! Hast du verstanden?« explodiert Thaddäus.

»Schweig, Bruder! Jesus will diese Streitereien nicht! Sprechen wir so wenig wie möglich und arbeiten wir so viel wie möglich. Es ist wohl besser für alle. Andererseits, wenn es Jesus nicht gelingt, die Herzen zu wandeln, willst du es mit deinen Worten besser können?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Das Herz, das sich nicht ändert, ist wohl meines, nicht wahr?« fragt Iskariot angriffslustig. Doch Jakobus antwortet ihm nicht. Er steckt einen Nagel zwischen die Zähne, nagelt sehr eifrig die Bretter zusammen und macht dabei einen Lärm, in dem sich das Murren Iskariots verliert.

Es vergeht einige Zeit, dann kommt Isaak mit Eiern und einem Korb frischer, knuspriger Brote, und Andreas bringt gleichzeitig einen Eimer mit Fischen.

»Hier«, sagt Isaak. »Der Verwalter schickt dies und läßt fragen, ob sonst nichts fehlt. Er habe den Auftrag, euch zu helfen.«

»Siehst du, daß wir nicht Hungers sterben?« sagt Thomas zu Iskariot. Dann wendet er sich an Andreas: »Gib mir die Fische, Andreas. Wie schön! Doch wie bereitet man sie zu? ... Ich weiß nicht, wie man das macht.«

»Ich mache das schon, ich bin Fischer«, sagt Andreas, und er geht in die Ecke, um die noch lebenden Fische zu töten und auszunehmen.

»Der Meister kommt. Er ist durchs Dorf und die Felder gegangen. Ihr werdet sehen, wie schnell die Leute kommen. Er hat schon einen Augenkranken geheilt. Als ich durch die Felder kam, wußten sie es schon alle ... «

»Nun ja ... ich, ich ... es gelten nur die Hirten ... Wir haben – ich wenigstens – ein sicheres Leben aufgegeben, und dies und das getan; aber das alles zählt nicht ... !«

Isaak betrachtet Iskariot verwundert, antwortet jedoch klugerweise nicht. Die anderen tun es ihm gleich, doch innerlich sind sie alle erregt.

»Friede euch allen!« Jesus steht lächelnd und gütig an der Schwelle. Es scheint, als ob bei seiner Ankunft die Sonne heller strahlte. »Wie tüchtig ihr seid! Alle bei der Arbeit. Kann ich dir helfen, Vetter?«

»Nein, ruhe dich aus! Ich bin fertig.«

»Wir sind reichlich mit Lebensmitteln versorgt. Alle wollten geben.

Wenn nur alle die Herzen der Demütigen hätten«, sagt Jesus etwas traurig.

»Oh, mein Meister! Gott möge dich segnen!« Es ist Petrus, der mit einem Bündel Holz auf den Schultern hereinkommt und unter seiner Last hervor Jesus grüßt.

»Auch dich, Petrus, möge der Herr segnen. Ihr habt viel gearbeitet.«

»Und noch mehr wollen wir in den freien Stunden tun. Wir haben ein Landhaus. Wir werden ein Eden daraus machen. Ich habe schon den Brunnen hergerichtet, damit man in der Nacht sehen kann, wo er ist, und beim Einfüllen die Krüge nicht verliert. Und dann schau, wie tüchtig deine Vettern sind! Alles notwendige Dinge für jemanden, der länger an einem Ort leben muß; ich, ein Fischer, hätte es nicht fertiggebracht. Wirklich tüchtig, auch Thomas! Er könnte sich in der Küche des Herodes anstellen lassen. Auch Judas ist tüchtig; er hat prächtige Pfannkuchen gebacken . . . «

»Und umsonst, denn es gibt Brot«, antwortet Judas verstimmt. Petrus schaut ihn an, und ich bin auf eine gepfefferte Antwort gefaßt; doch er schüttelt nur den Kopf, bringt die Asche in Ordnung und legt seine Pfannkuchen darauf.

»Es ist gleich alles fertig«, sagt Thomas und lacht.

»Wird er heute sprechen?« fragt Jakobus des Zebedäus.

»Ja, zwischen der sechsten und der neunten Stunde. Eure Gefährten haben es gesagt. So werden wir also pünktlich essen.«

Nach einer Weile legt Johannes das Brot auf den Tisch, stellt die Stühle zurecht, bringt die Becher und die Krüge, und Thomas trägt gesottenes Gemüse und gebratenen Fisch herbei.

Jesus sitzt in der Mitte, opfert auf, segnet, teilt aus, und alle essen mit Appetit.

Sie essen noch, als sich auf dem Vorplatz schon die ersten Leute zeigen. Petrus steht auf und geht an die Tür. »Was wollt ihr?«

»Den Meister. Wird er nicht hier sprechen?«

»Er wird sprechen, doch jetzt ißt er, denn er ist auch ein Mensch.

Setzt euch dorthin und wartet!« Die Leute gehen unter das einfache Dach.

»Es wird kalt werden und oft regnen. Ich meine, es wäre besser, den leeren Stall zu benutzen. Ich habe ihn so gut als möglich gereinigt. Die Krippe wird die Kanzel sein.«

»Spotte nicht! Der Rabbi ist Rabbi«, sagt Judas.

»Warum Spöttereien? Wenn er in einem Stall geboren wurde, kann er auch von einer Krippe aus predigen.«

»Petrus hat recht. Doch ich bitte euch, liebt einander!« Jesus scheint etwas müde bei diesen Worten.

Sie beenden die Mahlzeit; Jesus geht sofort hinaus und begibt sich zu der kleinen Gruppe.

»Warte, Meister!« ruft Petrus hinter ihm her. »Dein Vetter hat dir einen Hocker gemacht, denn der Boden ist dort drüben feucht.«

»Nicht nötig. Du weißt doch, daß ich stehend spreche. Die Leute wollen mich sehen, und auch ich will sie sehen. Es wäre besser, ihr würdet Bänke und Liegen machen. Vielleicht kommen Kranke . . . «

»Du denkst immer nur an die anderen, guter Meister«, sagt Johannes und küßt Jesus die Hand. Jesus geht mit einem etwas traurigen Lächeln zu der kleinen Gruppe. Mit ihm sind alle Jünger.

Petrus, der an der Seite Jesu steht, zieht ihn zu sich und sagt leise: »Hinter der Mauer ist die verschleierte Frau. Ich habe sie schon frühmorgens gesehen. Sie ist uns von Betanien aus gefolgt. Soll ich sie wegjagen oder dalassen?«

»Lasse sie; ich habe es schon gesagt.«

»Aber wenn sie eine Spionin ist, wie Iskariot sagt?«

»Sie ist es nicht. Vertraue dem, was ich sage! Laß sie in Frieden und sag den anderen nichts! Achte ihr Geheimnis!«

»Ich habe niemand etwas gesagt, denn ich dachte, es sei besser, zu schweigen.«

»Friede mit euch, die ihr das Wort sucht!« beginnt Jesus. Er geht ans Ende des Schuppens und hat die Mauer des Hauses im Rücken. Er spricht langsam zu den etwa zwanzig Personen, die auf der Erde

sitzen oder sich an die Säulen lehnen in der lauen Wärme dieses sonnigen Novembertages.

»Der Mensch irrt in seiner Auffassung über Leben und Tod und im Gebrauch dieser beiden Benennungen. Er nennt „Leben“ die Zeit, in der er, von der Mutter geboren, anfängt zu atmen, sich zu ernähren, zu bewegen, zu denken und zu handeln; und er nennt „Tod“ den Augenblick, in welchem Atmung, Ernährung, Bewegung, Denken und die Tätigkeiten aufhören und der Körper zu einer kalten, gefühllosen Hülle wird, bereit, in einen Schoß einzugehen: in das Grab. Doch es ist nicht so. Ich will euch das „Leben“ verständlich machen und euch die für das Leben notwendigen Werke zeigen.

Das Leben beginnt nicht mit der Existenz und endet nicht mit dem Ende des Leibes. Das Leben beginnt vor der Geburt und hat dann kein Ende mehr, denn die Seele kann nicht sterben: das heißt, sie vergeht nicht. *Sie stirbt* für ihre himmlische Bestimmung, aber sie überlebt ihre Strafe (wenn sie diese verdient hat). Für diese Bestimmung stirbt selig, wer in der Gnade stirbt. Wenn dieses Leben von einem Geschwür befallen wird, das den Tod für seine Bestimmung bedeutet, dauert es in Ewigkeit in der Verdammnis und der Qual fort. Wenn es jedoch unbefleckt bleibt, erreicht es die Vollkommenheit des Lebens, in der es ewig vollkommen und glückselig ist wie sein Schöpfer.

Haben wir Pflichten gegen das Leben? Ja! Es ist ein Geschenk Gottes. Jede Gabe Gottes muß sorgfältig benützt und erhalten werden; denn es ist eine so heilige Sache wie der Geber. Würdet ihr das Geschenk eines Königs verschleudern? Nein! Es wird den Erben weitergegeben, und von den Erben den nächsten Erben, als Ruhm der Familie. Warum also das Geschenk Gottes mißbrauchen? Wie benützt und bewahrt man aber dieses königliche Geschenk? Auf welche Weise erhält man die paradiesische Blume der Seele am Leben, um sie für den Himmel zu bewahren? Wie kann man erreichen, höher und über die Existenz hinaus zu „leben“?

Israel hat diesbezüglich klare Gesetze und braucht sie nur zu befol-

gen. Israel hat Propheten und Gerechte, die in Wort und Tat Beispiel geben, wie die Gesetze befolgt werden sollen. Israel hat auch seine Heiligen. Israel kann und dürfte daher nicht irren. Aber ich sehe Flecken in den Herzen und tote Seelen überall. Daher sage ich euch: tut Buße, öffnet eure Seelen dem Wort! Setzt das unveränderliche Gesetz in die Tat um! Erneuert das Blut des erschöpften „Lebens“, das in euch dahinsiecht, wenn es nicht schon tot ist. Kommt zum wahren Leben, kommt zu Gott! Beweint eure Sünden. Ruft: „Erbarmen!“ Aber erhebt euch! Seid keine lebenden Toten, damit ihr morgen keine ewig Büßenden sein müßt. Ich rede von nichts anderem als von der Art und Weise, das Leben zu erlangen und zu bewahren. Ein anderer (der Täufer) hat zu euch gesagt: „Tut Buße! Reinigt euch vom unreinen Feuer der Unzucht, dem Schlamm eurer Sünden!“

Ich sage euch: Arme Freunde, laßt uns miteinander das Gesetz betrachten. Laßt uns in ihm wieder die väterliche Stimme des wahren Gottes hören und dann miteinander den Ewigen bitten: „Deine Barmherzigkeit komme über unsere Herzen!“

Es ist jetzt düsterer Winter. Doch bald kommt der Frühling. Eine tote Seele ist trauriger als ein in der Kälte erstarrter Hain. Aber wenn Demut, Wille, Buße und Glaube euch erfüllen, so wie der Frühling den Hain erfüllt, dann wird das Leben in euch zurückkehren, und ihr werdet für Gott erblühen, um morgen, dem Morgen der Ewigkeit der Ewigkeiten, die ewige Frucht des wahren Lebens zu finden.

Kommt zum Leben! Hört auf, nur zu existieren, und fangt an zu „leben“! Der Tod wird dann nicht das „Ende“, sondern der Anfang sein. Der Beginn eines Tages ohne Sonnenuntergang, einer Freude ohne Ermüdung und Maß. Der Tod wird der Sieg dessen sein, was vor dem Fleische war. Er wird auch der Sieg des Fleisches sein, das zur ewigen Auferstehung berufen ist, um an diesem Leben teilzunehmen, das ich im Namen des wahren Gottes all jenen verspreche, die das „Leben“ für ihre Seele *gewollt* und die Sinne und die Leidenschaften bekämpft haben, um die Freiheit der Kinder Gottes zu genießen.

Geht! Alle Tage zu dieser Stunde werde ich zu euch über die ewige Wahrheit sprechen. Der Herr sei mit euch!«

Die Menge zerstreut sich langsam. Jesus geht zum einsamen Häuschen, und alles ist zu Ende.

158 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Ich bin der Herr, Dein Gott!«

Es sind heute doppelt so viele Leute da wie gestern, auch einige vornehme Personen unter ihnen. Manche sind auf Eseln gekommen und nehmen ihre Mahlzeit unter dem Vordach ein, an dessen Pfähle sie die Tiere angebunden haben. Alle erwarten den Meister.

Der Tag ist kalt, aber klar. Die Leute reden miteinander. Die Vorläuterer erklären, wer der Meister ist und warum er an diesem Orte spricht. Einer fragt: »Aber ist er denn größer als Johannes?«

»Nein, er ist nur anders. Johannes – ich war beim Täufer – ist der Vorläufer und die Stimme der Gerechtigkeit. Dieser ist der Messias und die Stimme der Weisheit und der Barmherzigkeit.«

»Wie kannst du das wissen?« fragen viele.

»Drei ständige Jünger des Johannes des Täufers haben es mir gesagt! Wenn ihr wüßtet! Sie haben gesehen, wie er geboren wurde. Denkt einmal er wurde aus dem Licht geboren. Es war ein so starkes Licht, daß sie – sie waren Hirten – aus dem Schafstall flüchteten mit den Tieren, die vor Schrecken verrückt geworden waren. Und sie haben gesehen, wie ganz Betlehem brannte. Dann sind die Engel vom Himmel herabgekommen und haben das Feuer mit ihren Flügeln gelöscht. Er war auf die Erde gekommen als Kind aus dem Licht geboren ... Das ganze Feuer ist zu einem großen Stern geworden.«

»Aber nein! So war es nicht!«

»So war es! Mir hat es einer gesagt, ein Stallbursche aus Betlehem, als ich noch ein Kind war. Jetzt, da der Messias ein Mann geworden ist, rühmt sich der ehemalige Stallbursche damit.«

»Es war nicht so. Der Stern ist nachher erschienen. Er ist mit den Magiern aus dem Morgenlande gekommen; von ihnen war einer ein Verwandter Salomons und daher des Messias, denn er ist aus dem Geschlechte Davids, und David ist der Vater Salomons. Und Salomon liebte die Königin von Saba, weil sie schön war und der Geschenke wegen, die sie ihm brachte, und sie schenkte ihm einen Sohn, der aus Juda war, obwohl er aus der Gegend jenseits des Nils kam.«

»Was erzählst du da? Bist du verrückt?«

»Nein. Willst du sagen, daß es nicht wahr ist, daß ihm der Verwandte den Weihrauch brachte, wie es unter Königen und in seinem Stamme Brauch ist?«

»Ich weiß, wie es sich zutrug«, sagt ein anderer. »Ich weiß es, denn Isaak ist einer der Hirten, und er ist mein Freund. Also, das Kind wurde in einem Stall geboren und war aus dem Hause Davids. So war es vorhergesagt.«

»Aber ist er nicht aus Nazaret?«

»Laßt mich doch reden! ... Er wurde in Betlehem geboren, weil er aus dem Geschlechte Davids war und es um die Zeit des Erlasses geschah. Die Hirten haben ein Licht gesehen, wie es kein schöneres gibt, und der kleinste von ihnen – der unschuldigste – hat als erster den Engel des Herrn gesehen, der zu ihm mit Harfenklang in der Stimme sagte: „Der Erlöser ist geboren. Geht und betet ihn an!“ Dann haben die Engelscharen gesungen: „Ehre sei Gott und Friede den guten Menschen.“ Und die Hirten haben sich auf den Weg gemacht und ein Kind gefunden, in einer Futterkrippe zwischen einem Ochsen und einem Esel, und die Mutter und den Vater. Sie haben es angebetet und dann alle drei in das Haus einer guten Frau gebracht. Das Kind wuchs heran wie alle, schön, gut und ganz Liebe. Dann kamen die Magier von jenseits des Eufrats und des Nils, denn sie hatten einen Stern gesehen und in ihm den Stern Bileams erkannt [Num 24,15–19]. Doch das Kind konnte schon gehen. Der König Herodes befahl es zu ermorden, weil er um sein Reich fürchtete. Doch

der Engel des Herrn hatte die Gefahr verkündet, und die Kinder von Betlehem mußten sterben, während er fliehen konnte, weiter als Matarea. Dann ist er nach Nazaret zurückgekehrt, um Schreiner zu werden. Als seine Zeit gekommen war, nachdem der Täufer, sein Vetter, ihn angekündigt hatte, begann er seine Mission und hat zuerst die Hirten aufgesucht. Isaak hat er nach dreißigjähriger Krankheit von seiner Lähmung geheilt . . . Jetzt verkündet ihn Isaak unermüdet. So ist es!«

»Aber die drei Jünger des Täufers haben mir genau diese Worte gesagt«, verteidigt sich der erste ganz verwirrt.

»Sie sind schon wahr. Was nicht stimmt, ist die Schilderung des Stallburschen. Warum rühmt er sich? Es wäre besser, er würde zu den Betlehemitern sagen, daß sie gut sein sollen. Weder in Betlehem noch in Jerusalem konnte er predigen.«

»Ja. Meinst du vielleicht, die Schriftgelehrten und Pharisäer könnten seine Worte lieben? Das sind doch Schlangen und Hyänen, wie sie der Täufer nennt.«

»Ich möchte geheilt werden. Siehst du, ich habe ein schwärendes Bein. Ich habe schrecklich gelitten, als ich auf dem Maultier hierherkam. Doch ich hatte ihn schon in Zion gesucht; er war nicht mehr dort . . . « sagt einer.

»Sie haben ihm mit dem Tode gedroht«, sagt ein anderer.

»Diese Hunde!«

»Ja. Woher kommst du denn?«

»Von Lydda.«

»Das ist ein weiter Weg!«

»Ich, ich möchte ihm meinen Irrtum bekennen. Ich habe es dem Täufer gesagt. Doch er hat mich so beschimpft, daß ich davongelaufen bin. Nun fürchte ich, keine Verzeihung mehr zu erhalten . . . « sagt ein anderer.

»Was hast du denn getan?«

»Etwas sehr Böses! Ihm werde ich es bekennen. Was meint ihr, wird er mich verfluchen?«

»Nein. Ich habe ihn in Betsaida reden hören. Ich war zufällig dort. Welche Worte! Er hat von einer Sünderin gesprochen. Beinahe wollte ich sie gewesen sein, um solcher Worte würdig zu sein«, sagt ein vornehmer Greis.

»Da kommt er!« rufen mehrere Stimmen zugleich.

»Barmherzigkeit! Ich schäme mich!« schreit der Schuldvolle und will fliehen.

»Wohin fliehst du, mein Sohn? Ist dein Herz so schwarz, daß du das Licht hassen und vor ihm flüchten mußt? Hast du so schwer gesündigt, daß du vor mir Angst hast? Vor mir, der Vergebung? Welche Sünde hast du denn begangen? Nicht einmal wenn du Gott getötet hättest, müßtest du fürchten, wenn du nur *wahre* Reue im Herzen hast. Weine nicht! Oder komme vielmehr hierher und laß uns miteinander weinen!«

Jesus hatte die Hand erhoben, um den Fliehenden aufzuhalten, ergreift ihn nun fest, wendet sich den Wartenden zu und sagt: »Nur einen Augenblick, um dieses Herz zu erleichtern! Dann komme ich zu euch.« Er entfernt sich längs des Hauses und stößt an der Ecke auf die verschleierte Frau an ihrem Horchposten. Jesus schaut sie einen Augenblick fest an, geht dann noch zehn Schritte weiter und bleibt stehen: »Was hast du getan, mein Sohn?«

Der Mann fällt auf die Knie. Er ist ungefähr fünfzig Jahre alt. Ein von vielen Lastern zerstörtes und von einer geheimen Qual verwüstetes Gesicht. Er breitet die Arme aus und ruft: »Um mit Weibern das ganze väterliche Erbe verprassen zu können, habe ich meine Mutter und meinen Bruder getötet. Seitdem habe ich keine Ruhe mehr ... Meine Speise ... Blut! Mein Schlaf ... ein Alptraum! Meine Lust ... ach, in den Armen der Dirnen, in ihrem Schrei der Unzucht spürte ich den kalten Leichnam meiner Mutter und das Röcheln meines vergifteten Bruders. Verflucht seien die Dirnen, diese Schlangen, Medusen und unersättlichen Muränen ... mein Verderben, mein Ruin!«

»Verfluche nicht! Ich verfluche dich nicht.«

»Du verdammst mich nicht?«

»Nein! Ich beweine deine Schuld und nehme sie auf mich! Schwer ist sie! Sie zerreißt mir die Glieder. Aber ich nehme sie fest in meine Arme, um sie dir abzunehmen und auf mich zu laden ... Und ich verzeihe dir! Ja, ich vergebe dir deine große Schuld.« Jesus legt die Hände auf das Haupt des schluchzenden Mannes und betet: »Vater, auch für ihn werde mein Blut vergossen. Jetzt fließen die Tränen, und mein Gebet dringt zu dir, Vater. Verzeihe ihm, denn er bereut. Dein Sohn, dem das Urteil über alles anvertraut ist, will es so.« Er verbleibt noch einige Augenblicke in dieser Haltung; dann beugt er sich, zieht den Mann an sich und sagt zu ihm: »Deine Schuld ist verziehen! Es liegt nun an dir, was von deinen Verbrechen überbleibt, mit einem Leben der Buße zu shnen.«

»Gott hat mir verziehen? Und die Mutter? Und der Bruder?«

»Wenn Gott verziehen hat, dann ist dir von allen verziehen worden. Gehe und sündige nicht mehr!«

Der Mann weint noch stärker und küßt ihm die Hand. Jesus überläßt ihn seinen Tränen. Er geht zum Haus. Die verschleierte Frau macht eine Bewegung, als wolle sie ihm entgegengehen; doch dann senkt sie das Haupt und bewegt sich nicht. Jesus geht an ihr vorbei, ohne sie anzusehen.

Er ist nun an seinem Platz und spricht: »Eine Seele ist zum Herrn zurückgekehrt. Seine Allmacht sei gepriesen! Sie entreißt die von ihm erschaffenen Seelen den satanischen Schlingen, und führt sie auf den Weg des Himmels zurück. Warum hatte sich diese Seele verirrt? Weil sie die Gebote aus den Augen verloren hatte.

Es steht geschrieben [Ex 19–20], daß der Herr sich auf Sinai kundgetan hat in seiner ganzen schrecklichen Macht, um mit dieser zu sagen: „Ich bin Gott. Dies ist mein Wille! Und dies sind die Blitze, die ich bereithalte für alle, die gegen den Willen Gottes aufbegehren.“ Bevor er so sprach, verlangte er, daß niemand aus dem Volk emporsteige, um den, der ist, anzuschauen, und daß auch die Priester sich reinigten, bevor sie sich in die Nähe Gottes begaben, um nicht erschlagen zu werden. Und dies, weil es die Zeit der Gerech-

tigkeit und der Prüfungen war. Die Himmel waren verschlossen wie von einem Stein über dem Geheimnis des Himmels und dem Zorn Gottes, und nur die Blitze der Gerechtigkeit fielen auf die schuldigen Söhne nieder. Aber jetzt ist es nicht mehr so! Jetzt ist der Gerechte gekommen, um die Gerechtigkeit zu erfüllen, und die Zeit ist da, in der das göttliche Wort ohne Blitze und ohne Schranken direkt zu den Menschen spricht, um ihnen die Gnade und das Leben zu geben.

Das erste Wort des Vaters und Herrn ist: „Ich bin der Herr, dein Gott!“

Es gibt keinen Augenblick des Tages, an dem dieses Wort nicht ertönt und nicht kundgetan wird durch die Stimme und den Finger Gottes. Wo? Überall! Alles spricht unaufhörlich davon. Vom Gras bis zu den Sternen, vom Wasser bis zum Feuer, von der Wolle bis zur Nahrung, vom Licht bis zur Finsternis, von der Gesundheit bis zur Krankheit, vom Reichtum bis zur Armut, alles bekundet: „Ich bin der Herr! Durch mich erhaltet ihr alles! Ein Gedanke von mir gibt es dir, ein anderer Gedanke von mir nimmt es dir; es gibt keine Heeresmacht noch Verteidigung, die dich von meinem Willen abschirmen könnten!“ Er ruft in der Stimme des Windes, er singt im Plätschern des Wassers, er duftet im Wohlgeruch der Blumen und er spaltet die Rücken der Berge; er flüstert, spricht, ruft und schreit in den Gewissen: „Ich bin der Herr, dein Gott!“

Vergeßt es nie! Verschließt eure Augen, eure Ohren nicht, und unterdrückt nicht das Gewissen, um dieses Wort nicht zur hören! Es ist da, und es kommt der Augenblick, da es vom Feuerfinger Gottes an die Wand des Gastsaales, auf die stürmische Welle, auf die Lippen des lächelnden Kindes oder die Todesblässe des sterbenden Greises, auf die duftende Rose oder das übelriechende Grab geschrieben wird. Es kommt auch der Augenblick, wo es im Rausche des Weines und der Lust, aus den Rädern der Geschäftigkeit und der Ruhe der Nacht, bei einem einsamen Spaziergang, seine Stimme erhebt und sagt: „Ich bin der Herr, dein Gott!“ Und weder das Fleisch, das gie-

rig küßt, noch das Mahl, das du unmäßig verzehrst, noch das Gold, das du zusammenraffst, noch das Bett der Trägheit: kein Stillesein und kein Schlaf vermag, es zum Schweigen zu bringen.

„Ich bin der Herr, dein Gott“, der Begleiter, der dich nicht verläßt, der Gast, den du nicht abweisen kannst! Bist du gut? Dann ist auch der Gast und Begleiter dein guter Freund. Bist du verdorben und schuldbeladen, dann wird der Gast und Begleiter zum erzürnten König und gibt keinen Frieden. Er verläßt dich nicht, er läßt dich nicht los. Nur den Verdammten ist es möglich, sich von Gott zu trennen. Aber diese Trennung ist eine unaufhörliche Qual, die ewig dauert. „Ich bin der Herr, dein Gott“, und er fügt hinzu: „der dich hinausgeführt hat aus dem Land Ägypten, aus dem Hause deiner Knechtschaft.“ Oh, wie wahr sind diese Worte gerade jetzt! Aus welchem Ägypten führt er dich heraus, hin zum verheißenen Land, mit dem nicht dieser Erdenort, sondern der Himmel gemeint ist! Das ewige Reich des Herrn, wo es weder Hunger noch Durst, weder Tod noch Kälte gibt, sondern alles nur Seligkeit und Friede ist, und jeder Geist von Freude und Frieden gesättigt sein wird.

Vom wahren Sklaventum befreit er dich jetzt. Er ist der Befreier! Ich bin es! Ich komme, eure Ketten zu zerbrechen. Jeder menschliche Machthaber wird den Tod kennenlernen, und durch seinen Tod werden die versklavten Völker befreit. Doch Satan stirbt nicht. Er ist ewig. Er ist der Bezwinger, der euch in Ketten gelegt hat, um euch hinzuschleppen, wohin er will. Die Sünde ist in euch. Und die Sünde ist die Kette, an welcher Satan euch hält. Ich komme, die Kette zu zerbrechen. Im Namen des Vaters komme ich, und weil ich es wünsche. Dadurch erfüllt sich die Verheißung, die nicht verstanden wird: „Ich führte dich aus Ägypten heraus und entriß dich dem Sklaventum.“

Das findet *jetzt* seine spirituelle Erfüllung. Der Herr, euer Gott, entreißt euch dem Lande des Götzen, der die Stammeltern verführt hat. Er entreißt euch der Sklaverei der Schuld, bekleidet euch wieder mit der Gnade und läßt euch in sein Reich ein.

Wahrlich, ich sage euch: wer zu mir kommen will, wird die Stimme des Allerhöchsten voll väterlicher Zärtlichkeit im glücklichen Herzen hören können: „Ich bin der Herr, dein Gott, und ich ziehe dich, befreit und glücklich, an mich.“

Kommt! Wendet euer Herz, euer Antlitz, euer Gebet, euren Willen zum Herrn! Die Stunde der Gnade ist gekommen.«

Jesus hat geendet. Er geht segnend an der Menge vorüber, streichelt eine Greisin und ein dunkelhaariges, kleines, fröhlich lachendes Mädchen.

»Mache mich gesund, Meister! Ich bin schwer krank«, sagt der Mann mit dem schwärenden Bein.

»Zuerst die Seele, zuerst die Seele! Tue Buße!«

»Gib mir die Taufe wie Johannes! Ich kann nicht zu ihm gehen, denn ich bin krank.«

»Komm!« Jesus geht zum Fluß, der jenseits zweier großer Wiesen fließt und von einem Gebüsch verdeckt ist. Er legt die Sandalen ab, und der Mann, der sich mit seinen Krücken an die Stelle geschleppt hat, tut es ihm nach. Sie gehen zum Ufer; Jesus formt seine beiden Hände zur Schale, schöpft Wasser und gießt es auf das Haupt des Mannes, der im Wasser steht.

»Nimm nun die Binde ab!« ordnet Jesus an, während er hinauf und zurück zum Pfad geht.

Der Mann folgt ihm. Das Bein ist geheilt. Die Menge schreit ihr Erstaunen.

»Ich auch!«

»Ich auch!«

»Auch wir wollen deine Taufe!« rufen sie.

Jesus ist schon auf halbem Weg. Er wendet sich um und sagt: »Morgen! Nun geht und seid gut! Der Friede sei mit euch!«

Alles ist zu Ende; Jesus kehrt ins Haus zurück, in die Küche, in der es schon dunkel ist, obwohl es die ersten Stunden am Nachmittag sind.

Die Jünger umringen ihn. Petrus fragt: »Der Mann, den du mit dir hinter das Haus genommen hast, was hatte er?«

»Der Reinigung bedurfte er.«

»Er ist nicht zurückgekommen. Er hat nicht um die Taufe gebeten.«

»Er ist dahin gegangen, wohin ich ihn gewiesen habe.«

»Wohin?«

»Zum Sühnen, Petrus.«

»In den Kerker?«

»Nein, zum Sühnen für den Rest seines Lebens.«

»Er reinigt sich also nicht mit dem Wasser?«

»Auch die Tränen sind Wasser.«

»Das ist wahr. Nun, da du dieses Wunder gewirkt hast, wer weiß, wie viele noch kommen werden ... Heute waren es schon doppelt so viele ... «

»Ja, wenn ich alles tun sollte, ich könnte es nicht. *Ihr* werdet taufen. Zuerst einer, dann zu zweit, zu dritt, zu vielen. Ich werde predigen und die Kranken und Schuldbeladenen heilen.«

»Wir sollen taufen? Oh! Ich bin dessen nicht würdig. Nimm diese Aufgabe von mir, Herr! Vielmehr habe ich es nötig, getauft zu werden!« Petrus kniet nieder und fleht ihn an.

Jesus neigt sich zu ihm und sagt: »Gerade du wirst als erster taufen. Von morgen an.«

»Nein, Herr! Wie soll ich es tun, da ich schwärzer bin als der Kamin dort?«

Jesus lächelt über die demütige Aufrichtigkeit des Apostels, der noch immer kniet und dabei seine großen gefalteten Fischerhände auf die Knie Jesu gelegt hat. Er küßt ihn auf die Stirn, am graumelierten Ansatz des wilden, krausen Haares. »Hier, ich taufe dich mit einem Kuß. Bist du nun zufrieden?«

»Ich werde sofort eine weitere Sünde begehen, um noch einen Kuß zu bekommen.«

»Nein, so nicht! Man spottet Gottes nicht und mißbraucht seine Gnaden nicht.«

»Gibst du mir keinen Kuß? Irgendeine Sünde habe ich doch sicher auch«, sagt Iskariot.

Jesus schaut ihn eindringlich an. Sein Auge wechselt vom Licht der Freude, das es klar machte, solange er mit Petrus sprach, zu einer strengen Dunkelheit, ich möchte sagen Müdigkeit. Dann sagt er: »Ja, auch dir. Komm! Ich will gegen niemand ungerecht sein. Sei gut, Judas! Wenn du nur den Willen dazu hättest! ... Du bist jung. Ein ganzes Leben liegt vor dir, um immer höher zu steigen bis zur Vollkommenheit der Heiligkeit«, und er küßt ihn.

»Nun bist du an der Reihe, Simon, mein Freund. Und du, Matthäus, mein Sieg. Und du, weiser Bartholomäus. Und du, getreuer Philippus. Und du, Thomas, mit deinem heiteren Sinn. Komm, Andreas, mit deinem tätigen Schweigen. Und du, Jakobus, meine erste Begegnung. Und du, Freude deines Meisters. Und du, Judas, Gefährte der Kindheit und der Jugendzeit. Und du, Jakobus, der mich an den Gerechten erinnert in deinem Aussehen und deinem Herzen. Alle, alle ... doch denkt daran: meine Liebe umfaßt vieles; aber ich brauche euren guten Willen. Von morgen an werdet ihr, in eurem Leben als meine Jünger, einen Schritt voran machen. Doch denkt daran, jeder Schritt nach vorne ist eine Ehre und eine Verpflichtung.«

»Meister, eines Tages hast du zu mir, Johannes, Jakobus und Andreas gesagt, daß du uns lehren werdest, zu beten. Ich meine, wenn wir beten könnten, so wie du betest, wären wir sicher fähiger und würdiger für unsere Aufgabe« sagt Petrus.

»Ich habe dir damals geantwortet: „Wenn ihr genügend unterwiesen seid, werde ich euch das erhabenste Gebet lehren, euch ‚mein‘ Gebet geben.“

Aber auch es wirkt nicht, wenn es nur mit dem Munde gebetet wird. Erhebet euch darum mit der Seele und dem Willen zu Gott. Das Gebet ist eine Gabe Gottes, die Gott dem Menschen schenkt, und die der Mensch Gott wieder darbietet.«

»Wie? Sind wir noch nicht würdig zu beten? Ganz Israel betet ... « sagt Iskariot.

»Ja, Judas; doch du siehst an seinen Werken, wie Israel betet. Ich will aus euch keine Verräter machen. Wer nur äußerlich betet und sich innerlich gegen das Gute widersetzt, ist ein Verräter!«

»Und wann läßt du uns Wunder wirken?« fragt wieder Iskariot.

»Wir? Wir und Wunder wirken? Ewige Barmherzigkeit! Wir trinken immerhin reines Wasser. Wir und Wunder? Aber Knabe, du phantasierst wohl?« Petrus ist entsetzt, erregt, ganz außer sich.

»Er hat es uns in Judäa gesagt. Ist es vielleicht nicht wahr?«

»Ja, es ist wahr. Ich habe es gesagt. Und ihr werdet es tun. Aber solange in euch zuviel Fleisch ist, werdet ihr keine Wunder wirken.«

»Wir werden fasten«, sagt Iskariot.

»Das nützt nichts. Unter Fleisch verstehe ich die schlechten Leidenschaften, den dreifachen Hunger, und hinter dieser heimtückischen Dreiheit den Schweif ihrer Laster ... Gleich Kindern einer entwürdigten Bigamie gebiert die Hoffart des Geistes mit der Gier des Fleisches und der Herrschsucht alles Böse, das im Menschen und in der Welt vorhanden ist.«

»Deinetwegen haben wir alles verlassen«, entgegnet Judas.

»Aber nicht euch selbst.«

»Müssen wir denn sterben? Wir werden es tun, nur um mit dir Zusammensein zu können. Ich wenigstens ... «

»Nein, ich verlange nicht euren körperlichen Tod. Ich verlange, daß die animalischen und satanischen Neigungen in euch absterben, und sie sterben nicht, solange das Fleisch befriedigt sein will und Lüge, Stolz, Zorn, Hochmut, Gaumenlust, Geiz und Habgier in euch sind.«

»Wir sind zu menschlich, trotz deiner göttlichen Nähe«, murmelt Bartholomäus.

»Und er ist immer so heilig gewesen, wir können es bestätigen«, versichert der Vetter Jakobus.

»Er weiß, wie wir sind ... Wir dürfen uns dadurch nicht niederdrücken lassen. Wir müssen aber sagen: „Gib uns Tag für Tag die Kraft, dir zu dienen!“ Wenn wir sagen würden: „Wir sind ohne Sünde“, sind wir Betrogene und Betrüger. Wessen wohl? Unsere eigenen; denn wir wissen, was wir sind, auch wenn wir es nicht sagen wollen. Kann man Gott betrügen? Aber wenn wir sagen: „Wir sind

schwach und Sünder, hilf uns mit deiner Kraft und deiner Vergebung!“, dann wird Gott uns nicht enttäuschen und uns in seiner Güte und Gerechtigkeit vergeben und unsere armen Herzen von der Bosheit reinigen.«

»Selig bist du, Johannes; denn die Wahrheit spricht auf deinen Lippen, die den Duft der Unschuld haben und nur die anbetungswürdige Liebe küssen«, sagt Jesus; dabei erhebt er sich und zieht den Lieblingsjünger an sich, der von seiner dunklen Ecke her gesprochen hat.

159 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst keine Götter neben mir haben«

»Es steht geschrieben: „Du sollst keine Götter neben mir haben. Du sollst dir keinerlei Statue oder Bildnis machen von dem, was im Himmel oder auf der Erde oder in den Wassern unter der Erde ist. Du sollst solche Dinge nicht anbeten noch ihnen Ehre erweisen. Ich bin der Herr, dein Gott, mächtig und eifersüchtig. Ich bestrafe die Bosheit der Väter an den Söhnen bis ins dritte und vierte Geschlecht, wenn sie mich hassen, und schenke tausendfaches Erbarmen denen, die mich lieben und meine Gebote befolgen ...“« Die Stimme Jesu dröhnt im überfüllten Raum, denn es regnet, und alle haben sich unter das Dach geflüchtet. In der ersten Reihe befinden sich vier Kranke: ein Blinder, der von einer Frau geführt wird, ein ganz mit Schorf bedecktes Kind, eine gelb aussehende, an Gelbsucht oder Malaria leidende Frau, und der vierte ist auf einer Bahre gebracht worden.

Jesus spricht und lehnt sich dabei an die leere Futterkrippe. Johannes, die beiden Vettern, sowie Matthäus und Philippus sind bei ihm, während Judas und Petrus, Bartholomäus, Jakobus und Andreas am Eingang stehen und dafür sorgen, daß alle, die noch ankommen, eintreten können. Thomas und Simon gehen unter den Leuten umher, gebieten den Kindern zu schweigen, sammeln Almosen ein und hören Fragen an.

»„Du sollst keine Götter neben mir haben!“ Ihr habt gehört, daß Gott mit seinem Blick und seiner Stimme allgegenwärtig ist. Wir sind immer unter seinen Augen. Eingeschlossen in einer Kammer oder in der Menschenmenge des Tempels, immer sind wir unter seinen Augen: verborgene Wohltäter, die auch dem Beschenkten das Antlitz nicht zeigen, und Mörder, die den Wanderer an einer einsamen Kurve überfallen und töten, alle sind wir gleicherweise unter seinen Augen.

Unter seinen Augen ist der König inmitten seines Hofstaates; der Soldat auf dem Schlachtfeld; der Levit im Innern des Tempels; der über seine Bücher gebeugte Gelehrte; der Landmann auf seiner Scholle; der Händler an seiner Theke; die Mutter, die sich über die Wiege neigt; die Braut im Brautgemach; die Jungfrau in der Stille der väterlichen Wohnung; das Kind in der Schule; der Greis in seiner Sterbekammer . . . alle sind sie unter seinen Augen und ebenfalls alle Werke des Menschen.

Alle menschlichen Handlungen! Schreckliches Wort! Und tröstliches Wort! Schrecklich, wenn die Werke sündhaft sind; tröstlich, wenn sie heilig sind! Das Wissen um Gottes Gegenwart ist Zügel bei der bösen Tat, Hilfe bei der guten Tat. Gott sieht, wenn ich gut handle. Ich *weiß*, daß er nicht vergißt, was er gesehen hat. Ich *glaube*, daß er die guten Taten belohnt. Daher bin ich sicher, diesen Lohn zu erhalten, und auf diese Sicherheit verlasse ich mich. Sie wird mir ein ruhiges Leben und einen friedlichen Tod geben, denn im Leben und im Sterben wird meine Seele vom Sternenschein der Freundschaft Gottes getröstet. So denkt, wer Gutes tut. Doch warum denkt, wer Böses tut, nicht daran, daß unter den verbotenen Handlungen die Götzendienste sind? Warum sagt er nicht: „Gott sieht, daß ich heiligen Dienst vortäusche und einen lügnerischen Götzen oder falsche Götter anbete, denen ich einen den Menschen verborgenen Altar errichtet habe, der aber Gott bekannt ist?“

Welche Götter, werdet ihr fragen, wenn nicht einmal im Tempel ein Bildnis Gottes ist? Was für ein Gesicht haben diese Götter, wenn

es unmöglich ist, ein Bild des wahren Gottes anzufertigen? Ja, es ist unmöglich, sein Bild zu machen; denn er ist der Vollkommene, der Reinste und kann von den Menschen nicht in würdiger Weise dargestellt werden. Nur der Geist ahnt seine unkörperliche und unerreichbare Schönheit, hört seine Stimme und erfreut sich der Liebkosung, wenn er sich in einen seiner Heiligen ergießt, den er göttlicher Berührung für würdig erachtet. Doch das Auge, das Gehör und die Hand des Menschen können nicht sehen, hören und berühren und daher auch nicht mit dem Klang der Zither oder mit Hammer und Meißel in Marmor darstellen, was der Herr ist.

O Glückseligkeit ohne Ende, wenn die Geister der Gerechten Gott sehen werden. Der erste Blick wird die Morgenröte der Glückseligkeit sein, die für alle Ewigkeit eure Begleiterin sein wird. Was er aber nicht für den wahren Gott tun kann, macht der Mensch für die verlogenen Götter. Einer errichtet der Frau einen Altar, der andere dem Gold, der dritte der Macht, noch ein anderer der Wissenschaft und wieder einer militärischem Triumph. Der eine betet den Mächtigen an, der seiner Natur ähnlich, doch im Willen oder Glück überlegen ist; der andere betet sich selbst an und sagt: „Niemand ist mir gleich.“ Das sind Götter von Personen, die zum Volke Gottes gehören.

Wundert euch nicht über die Heiden, die Tiere, Reptilien oder Sterne anbeten! Wie viele Reptilien, wie viele Tiere und erloschene Sterne werden in euren Herzen angebetet! Die Lippen sagen verlogene Worte, um zu schmeicheln, zu besitzen, zu verderben. Sind es nicht Gebete verborgenen Götzendienstes? Die Herzen brüten Rachedanken, Gedanken des Betrügens und der Unzucht. Ist es nicht Götzendienst, wenn man den Genuß, das Geld, die Gier und das Böse anbetet?

Es steht geschrieben: „Du sollst deinen Gott allein anbeten, den wahren, den einzigen, den ewigen Gott.“ Es steht geschrieben: „Ich bin der starke und eifersüchtige Gott!“

Stark: keine andere Kraft ist gewaltiger als die seine. Der Mensch

ist frei in seinem Tun. Satan ist frei zu versuchen. Aber wenn Gott sagt: „Genug!“ dann kann der Mensch nicht mehr schlecht handeln, und Satan kann nicht mehr versuchen. Er wird in seine Hölle geworfen, niedergeschlagen infolge seines Übermaßes seiner bösen Taten; denn es gibt Grenzen, die zu überschreiten Gott nicht erlaubt.

Eifersüchtig: Worauf? Welche Art von Eifersucht ist das? Die armselige Eifersucht der kleinen Menschen? Nein! Vielmehr die heilige Eifersucht Gottes auf seine Kinder. Die gerechte Eifersucht, die liebende Eifersucht. Er hat euch erschaffen. Er liebt euch. Er will euch. Er weiß, was euch schadet. Er kennt, was dazu treibt, euch von ihm zu trennen. Und er ist eifersüchtig auf den, der sich zwischen den Vater und seine Söhne schiebt und sie ablenkt von der einzigen Liebe, die Heil und Friede ist: Gott! Ihr müßt diese erhabene Eifersucht zu verstehen suchen, die nicht kleinlich und grausam und keine Kerkermeisterin ist. Die vielmehr unendliche Liebe, unendliche Güte und Freiheit ohne Grenzen ist; die sich auf das Geschöpf bezieht, um es an sich zu ziehen, um es in der Ewigkeit an sich und an seiner Unendlichkeit teilhaben zu lassen. Ein guter Vater will sich an seinem Reichtum nicht allein erfreuen, sondern möchte, daß sich seine Söhne mit ihm daran erfreuen. Im Grunde hat er ihn mehr für seine Kinder als für sich selbst angehäuft. Ebenso Gott. Aber er legt in diese Liebe und diesen Wunsch die Vollkommenheit, die allen seinen Werken eigen ist.

Enttäuscht den Herrn nicht! Er verheißt Strafe für die Schuldigen und die Kinder der schuldigen Kinder. Gott lügt nie in seinen Verheißungen. Doch verliert nicht euren Mut, o Menschenkinder und Kinder Gottes! Hört und freut euch der anderen Verheißung: „Und ich werde Barmherzigkeit walten lassen bis zu tausendmal für alle, die mich lieben und meine Gebote beobachten.“

Bis zur tausendsten Generation der Guten und bis zur tausendsten Schwäche der armen Menschenkinder, welche nicht aus Bosheit fallen, sondern infolge der Bosheit und der Schlingen Satans. Mehr noch. Ich sage euch, daß er euch die Arme öffnet, wenn ihr mit reui-

gem Herzen und einem in Tränen gereinigten Antlitz sagt: „Vater, ich habe gesündigt. Ich weiß es. Ich verdemütige mich und bekenne es vor dir. Verzeihe mir! Deine Vergebung wird meine Kraft sein, um zurückkehren zu können und das wahre Leben zu *leben*.“

Fürchtet euch nicht! Bevor ihr aus Schwäche sündigt, weiß der Vater, daß ihr sündigen werdet. Aber sein Herz verschließt sich nur, wenn ihr im Sündigen verharret und sündigen wollt und so aus einer bestimmten Sünde oder aus vielen Sünden eure abscheulichen Götter macht. Zerschlagt jedes Götzenbild, schafft Platz dem wahren Gott! So wird er mit seiner Herrlichkeit niedersteigen und euer Herz heiligen, wenn er sich allein in ihm sieht.

Gebt Gott seine Wohnstatt wieder. Sie ist nicht in den steinernen Tempeln, sie ist im Herzen der Menschen. Reinigt seine Schwelle, befreit das Innere von allem unnützen und schuldvollen Kram! Für Gott allein! Das Herz eines Menschen, in welchem Gott wohnt, ist vergleichbar mit dem Paradiese; es ist das Herz eines Menschen, dessen Liebe seinen göttlichen Gast lobpreist.

Macht aus allen euren Herzen einen Himmel! Beginnt das Zusammenwohnen mit dem Allerhöchsten! In eurem ewigen Morgen wird es vollkommen werden in Macht und Freude. Aber schon wird es die verzückte Verwunderung Abrahams, Jakobs und Moses finden. Denn es wird nicht mehr die von Blitzen umzuckte, schreckensvolle Begegnung mit dem Allmächtigen sein, sondern das Verbleiben mit dem Vater und Freund, der herniedersteigt, um zu sagen: „Meine Freude ist es, unter den Menschen zu weilen. Du machst mich glücklich! Ich danke dir, mein Kind!“«

Die Menge, nun mehr als hundert, erwacht langsam aus ihrer Verzückung. Die einen beginnen zu weinen, andere zu lächeln, in derselben Hoffnung auf die Freude. Ein mächtiger Seufzer geht durch die Reihen, und dann eine Art erlösender Schrei: »Sei gepriesen! Du öffnest uns den Weg des Friedens!«

Jesus lächelt und antwortet: »Der Friede ist in euch, wenn ihr von heute an dem Guten folgt.«

Dann geht er zu den Kranken und legt dem Kind, dem Blinden und der gelbsüchtigen Frau die Hand auf; und er neigt sich über den Gelähmten und sagt: »Ich will!« Der Mann schaut ihn an und ruft dann: »Die Hitze im Körper ist erloschen!« und er springt auf die Füße, so wie er ist, bis sie ihm die Decken des Bettes überwerfen, während die Mutter das Kind, das nun ohne Ausschlag ist, aufnimmt und der Blinde die Augen öffnet und schließt, infolge der ungewohnten Berührung mit dem Licht. Die Frauen schreien: »Dina ist nicht mehr gelb wie der wilde Hahnenfuß!«

Die Erregung hat den Höhepunkt erreicht. Die einen schreien, die anderen segnen, wieder andere drängen, um zu sehen, und noch andere möchten hinausgehen, um so schnell als möglich alles im Dorf zu erzählen. Jesus wird von allen Seiten aufgehalten. Petrus sieht, daß sie ihn beinahe erdrücken, und ruft: »Meine Freunde! Man erdrückt den Meister! Los, schaffen wir Platz!« und mit einer wahren Ellbogengymnastik und einigen Fußritten in die Waden gelingt es den Zwölfen, Platz zu schaffen und Jesus zu befreien und ihn hinauszuführen. »Morgen werde *ich* vorsorgen«, sagt er. »Du an der Türe und die anderen im Hintergrund. Haben sie dir weh getan?«

»Nein.«

»Sie schienen alle verrückt zu sein. Welch ein Benehmen!«

»Laß sie gewähren! Sie waren glücklich, und ich mit ihnen. Geht und tauft diejenigen, welche die Taufe wünschen! Ich gehe ins Haus. Du, Judas, gibst mit Simon den Armen das Almosen. Alles! Wir haben viel mehr als es recht ist für Apostel des Herrn. Geh, Petrus, geh! Fürchte nicht, zuviel zu geben. Ich werde dich beim Vater rechtfertigen, denn ich befehle es dir. Lebt wohl, Freunde!«

Jesus zieht sich müde und in Schweiß ins Haus zurück, während jeder Jünger seiner ihm zugeteilten Aufgabe unter den Pilgern nachgeht.

160 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst meinen Namen nicht unnütz aussprechen«

Die Jünger sind alle aufgereggt. Sie gleichen einem aufgescheuchten Bienenschwarm, so erregt sind sie. Sie reden, blicken hinaus nach allen Richtungen. Jesus ist nicht da. Schließlich beraten sie über das, was sie bewegt, und beschließen, was Petrus nun Johannes befiehlt: »Geh und suche den Meister! Er ist im Wald am Fluß. Sag ihm, er möge gleich kommen oder sagen, was zu tun ist.«

Johannes läuft im Galopp davon. Iskariot sagt: »Ich verstehe nicht, warum so eine Aufregung und soviel Unhöflichkeit! Ich wäre hingegangen und hätte ihn mit allen Ehren willkommen geheißen. Sein Besuch ist eine Ehre für uns. Also ... «

»Ich weiß nichts. Er wird verschieden von seinem Blutsverwandten sein; ... Aber, wer mit Hyänen zusammen ist, nimmt ihren Geruch und ihren Instinkt an. Übrigens, du wolltest die Frau wegjagen ... Paß auf! Der Meister will es nicht, und ich bin zu ihrem Schutz aufgestellt. Wehe, wenn du sie anrührst! Ich bin nicht der Meister. Nur damit du es weißt!«

»Wer ist sie denn? Die schöne Herodias vielleicht?«

»Sei nicht albern!«

»Du bist es, der mich so tun läßt. Du hast um sie eine königliche Wache aufgezogen, als wäre sie eine Fürstin ... «

»Der Meister hat mir gesagt: „Sorge dafür, daß sie nicht gestört wird, und achte sie!“ Ich tue es.«

»Aber wer ist sie? Weißt du es?« fragt Thomas.

»Ich nicht.«

»Los, sag schon! Du weißt es«, drängen mehrere.

»Ich schwöre euch, daß ich es nicht weiß. Der Meister weiß es bestimmt. Doch ich weiß es nicht.«

»Man muß ihn durch Johannes fragen lassen. Ihm sagt er alles.«

»Warum? Was ist an Johannes Besonderes? Ist dein Bruder ein Gott?«

»Nein, Judas! Er ist unser Bester.«

»Ihr könnt euch die Mühe sparen«, sagt Jakobus des Alphäus. »Gestern hat mein Bruder sie gesehen, als er mit dem Fisch, den ihm Andreas gegeben hatte, vom Fluß zurückkam. Er war es, der Jesus gefragt hat, und Jesus hat geantwortet: „Sie hat kein Gesicht. Es ist eine Seele, die Gott sucht. Für mich ist sie nichts anderes, und *ich will, daß dies auch für euch gelte!*“ Er hat dieses „will“ auf eine Art ausgesprochen, daß ich euch rate, nicht darauf zu bestehen, weiter zu fragen.«

»So werde ich zu ihr hingehen,« sagt Judas von Kerijot.

»Versuche es, wenn du dazu fähig bist«, sagt Petrus rot wie ein Hahnenkamm.

»Verrätst du mich bei Jesus?«

»Ich überlasse dieses Handwerk denen vom Tempel. Wir vom See verdienen unser Brot mit Arbeit und nicht mit Anzeigerei. Ihr braucht nie Angst zu haben, von Simon des Jona ausspioniert zu werden. Aber du sollst mich nicht reizen und dir nicht erlauben, dem Meister gegenüber ungehorsam zu sein; denn ich bin da ... «

»Und wer bist du? Ein armer Mann wie ich.«

»Ja, mein Herr. Sogar noch ärmer, noch dümmer und noch geringer als du. Ich weiß das und schäme mich nicht. Ich würde mich schämen, wenn mein Herz wie das deine wäre. Doch der Meister hat mir diese Aufgabe übertragen und ich erfülle sie.«

»Wie, mein Herz? Und was ist mit meinem Herzen, daß es dich so ekelt? Sprich, klage an, beleidige mich ... «

»Jetzt aber Schluß!« fährt der Zelote auf, und mit ihm Bartholomäus. »Mach Schluß, Judas! Hab Achtung vor den grauen Haaren des Petrus!«

»Ich respektiere alle, aber ich will wissen, was in mir ist ... «

»Darauf antworte ich dir sogleich ... Laßt mich reden! ... Es ist Hochmut in dir, soviel, um diese Küche damit zu füllen, und Falschheit und Sinnenlust.«

»Ich falsch?«

Alle mischen sich ein und Judas muß schweigen. Simon sagt ruhig zu Petrus: »Entschuldige, Freund, wenn ich dir etwas sage. Er hat Fehler, aber auch du hast einige. Ein großer Fehler von dir ist, daß du die Jugend nicht verstehst; denn du nimmst keine Rücksicht auf Alter, Geburt . . . und viele andere Dinge. Schau, du handelst so aus Liebe zu Jesus. Aber du wirst nicht gewahr, daß diese Streitereien ihn verdrießen. Ihm sage ich es nicht (und er weist auf Judas). An dich aber, der du reif und redlich bist, richte ich die Bitte. Er hat soviel Ärger mit seinen Feinden. Sollen wir ihm auch im eigenen Nest Sorgen bereiten?«

»Es stimmt, Jesus ist sehr traurig und sogar abgemagert«, sagt Judas Thaddäus. »Des Nachts höre ich, wie er sich dreht und wendet auf seinem Lager und seufzt. Vor einigen Tagen bin ich aufgestanden und habe gesehen, daß er beim Beten weinte. Ich habe ihn gefragt: „Was hast du?“, und er hat mich umarmt und gesagt: „Habe mich gern! Wie mühsam ist es, der Erlöser zu sein!“«

»Auch ich habe ihn weinend angetroffen . . . Es war im Wald, beim Flusse«, sagt Philippus. »Auf meinen fragenden Blick hat er geantwortet: „Weißt du, was den Himmel von der Erde unterscheidet, außer der sichtbaren Gegenwart Gottes? Es ist der Mangel an Liebe unter den Menschen. Das würgt mich wie ein Strick. Ich bin gekommen, den Vögeln Körner zu streuen, um von ihnen, die sich lieben, geliebt zu werden!“«

Judas Iskariot (er hat die Selbstkontrolle verloren) wirft sich auf den Boden und weint wie ein kleiner Junge.

Gerade in diesem Augenblick kommen Jesus und Johannes zur Türe herein.

»Was ist hier los? Warum diese Tränen?«

»Meine Schuld, Meister. Ich habe gefehlt. Ich habe Judas zu hart getadelt«, sagt Petrus offen.

»Nein, ich . . . ich . . . der Schuldige bin ich. Ich bin . . . ich bereite dir Schmerzen, ich bin nicht gut . . . Ich störe, bringe Unruhe in die Gruppe, gehorche nicht! Petrus hat recht. Aber helft mir doch, gut

zu sein! Ich habe hier etwas, hier im Herzen, das mich Dinge tun läßt, die ich nicht tun will. Es ist stärker als ich ... und ich verursache dir Leiden, dir, Meister, dem ich nur Freude bereiten möchte. Glaube es, es ist nicht Falschheit!«

»Aber ja, Judas. Ich zweifle nicht daran. Du bist zu mir gekommen mit der ganzen Aufrichtigkeit deines Herzens, mit wahrem Eifer. Doch du bist jung ... Niemand, nicht einmal du selbst kennst dich, wie ich dich kenne. Auf, erhebe dich und komm hierher! Nachher werden wir beide allein miteinander reden. Zuerst wollen wir aber das besprechen, weshalb ihr mich gerufen habt. Was ist denn schon dabei, daß auch Manaen gekommen ist? Kann nicht auch ein Milchbruder des Herodes durstig sein nach dem wahren Gott? Habt ihr wirklich Angst um mich? Aber nein! Habt Vertrauen zu meinem Wort! Dieser Mensch kommt in ehrlicher Absicht.«

»Warum aber hat er sich nicht zu erkennen gegeben?« fragen die Jünger.

»Weil er eben als „Seele“ kommt, nicht als der Verwandte von Herodes! Er hat sich in Schweigen gehüllt, weil er glaubt, daß vor dem Wort Gottes die Verwandtschaft mit einem König nichts gilt ... Wir wollen sein Schweigen achten.«

»Aber wenn er doch von ihm geschickt worden ist? ... «

»Von wem? Von Herodes? Habt keine Angst!«

»Wer schickt ihn sonst? Wie weiß er etwas von dir?«

»Durch den Täufer, meinen Vetter. Glaubt ihr, daß er im Kerker über mich geschwiegen hat? Oder durch Chuza ... oder durch die Stimme des Volkes ... oder auch durch den Haß der Pharisäer. Auch die Wellen und die Luft reden bereits von mir. Der Stein ist in das ruhige Wasser geworfen worden, und die Wellen ziehen immer weitere Kreise und tragen die Offenbarung ans ferne Ufer. Der Stab hat das Metall angeschlagen, und der Hall wird von der Luft weitergetragen. Die Erde hat gelernt zu sagen: „Jesus“ und wird niemals mehr schweigen. Geht und seid freundlich mit ihm wie mit jedem anderen! Geht! Ich bleibe mit Judas.«

Die Jünger gehorchen.

Jesus betrachtet Judas, der noch weint, und fragt ihn: »Nun, hast du mir nichts zu sagen? Ich weiß zwar alles über dich, doch möchte ich es von dir selbst hören. Warum diese Tränen? Und vorerst, warum diese Unruhe, die dich immer so unzufrieden macht?«

»O ja, Meister, du hast es gesagt. Ich bin von Natur aus eifersüchtig. Du weißt es sicher. Und ich leide, wenn ich so vieles sehe. Das macht mich unruhig und ungerecht. Ich werde böse, obwohl ich es nicht möchte, nein . . . «

»Weine nicht wieder. Auf wen bist du eifersüchtig? Gewöhne dir an, mit deiner wahren Seele zu sprechen. Du sprichst viel, manchmal zuviel. Doch womit? Mit dem Instinkt und dem Verstand. Du vollbringst eine mühsame und beständige Arbeit, um zu sagen, was du sagen willst: ich spreche von dir, von deinem Ich . . . Bei dem, was du zu den anderen und über die anderen sagst, kennst du keine Zügel und keine Grenzen. Genauso zügellos ist dein gieriges Fleisch. Es ist dein tolles Roß; du bist wie ein Wagenlenker, dem der Veranstalter des Rennens zwei verrückte Rennpferde überlassen hat. Das eine ist die Sinnlichkeit, das andere . . . willst du hören, was das andere ist? Ja? Es ist der Irrtum, den du nicht bezähmen willst. Du bist ein fähiger Wagenlenker; doch bist du unklug, denn du verläßt dich auf deine Fähigkeiten und glaubst, daß sie genügen. Du willst als erster das Ziel erreichen und verlierst keine Zeit, um *ein* Pferd auszuwechseln. Du treibst sie vielmehr mit der Peitsche an. Du willst „Sieger“ sein. Du willst Beifall haben . . . Weißt du nicht, daß jeder Sieg sicher ist, wenn er mit beständiger, geduldiger und kluger Arbeit errungen wird? Ich spreche mit deiner Seele. Und aus ihr erwarte ich dein Bekenntnis. Oder muß ich dir sagen, was ich in ihr sehe?«

»Ich finde, daß auch du ungerecht und unbeständig bist, und das schmerzt mich.«

»Warum beschuldigst du mich? Worin habe ich in deinen Augen gefehlt?«

»Als ich dich zu meinen Freunden mitnehmen wollte, hast du

nicht gewollt und gesagt: „Ich ziehe es vor, bei den Demütigen zu bleiben“; dann haben Simon und Lazarus gesagt, es wäre gut, sich unter den Schutz eines Mächtigen zu stellen, und du hast dies angenommen. Du bevorzugst Petrus, Simon und Johannes ... Du ... «

»Was sonst noch?«

»Nichts anderes, Jesus.«

»Nichts als Wolken und Blasen im Schaum der Wellen. Du tust mir leid, denn du bist ein armer Mensch, der sich selbst quält, obwohl er sich freuen könnte. Kannst du sagen, daß dieser Ort vornehm ist? Kannst du verstehen, daß ich einen guten Grund hatte, der mich veranlaßte, das Angebot anzunehmen? Wenn Zion weniger stiefmütterlich mit seinen Propheten wäre, müßte ich nicht hier verborgen sein, wie einer, der die menschliche Gerechtigkeit fürchtet und ein Asyl braucht.«

»Nein.«

»Also? Willst du sagen, daß ich dir keine Aufträge wie den anderen gegeben habe? Kannst du sagen, daß ich hart gegen dich gewesen bin, wenn du gefehlt hast? Du bist nicht aufrichtig gewesen ... die Weinberge ... Oh, die Weinberge! Wie hießen denn diese Weinberge? Du hattest kein Mitleid mit Leidenden und Büßenden. Du warst auch nicht ehrerbietig mir gegenüber, und die anderen haben es bemerkt ... Und nur eine Stimme hat sich jeweils zu deiner Verteidigung erhoben, immer ... die meine! Die anderen hätten allen Grund, eifersüchtig zu sein; denn wenn ich einen in Schutz genommen habe, dann warst es du.«

Judas weint beschämt und erregt.

»Ich gehe. Es ist die Stunde, in der ich allen gehöre. Du bleibe hier und denke nach!«

»Verzeih mir, Meister ... Ich kann keinen Frieden finden ohne deine Verzeihung. Sei meinewegen nicht traurig. Ich bin ein schlimmer Junge. Ich liebe und peinige ... So bin ich mit meiner Mutter ... so mit dir ... so würde ich auch mit meiner Frau sein, wenn ich einmal heiraten sollte. Es wäre besser, ich könnte sterben ... «

»Es wäre richtiger, du würdest dich bessern. Doch ich will dir verzeihen. Leb wohl!«

Jesus geht zur Tür. Petrus steht draußen: »Komm, Meister, es ist schon spät. Es sind viele Menschen da. In Bälde bricht der Abend herein, und du hast noch nicht gegessen. Dieser Bursche ist an allem schuld.«

»Dieser „Bursche“ braucht euch alle, um nicht mehr an all dem schuld zu sein! Schau zu, daß du es nicht vergißt, Petrus! Wenn er dein Sohn wäre, würdest du ihn dann bemitleiden?«

»Hm ... ja und nein. Ich hätte Mitleid, aber ich würde ihm auch etwas beibringen; auch wenn er schon ein Mann wäre ... wie einem ungezogenen Bengel. Aber wenn er mein Sohn wäre, wäre es nicht so!«

»Genug jetzt!«

»Ja, genug, mein Herr! Schau, dort ist Manaen. Der dort mit dem fast schwarzen Mantel, so dunkelrot ist er. Er hat mir dies für die Armen gegeben und mich gefragt, ob er zum Schlafen bleiben kann.«

»Was hast du geantwortet?«

»Die Wahrheit. „Wir haben nur für uns Betten, geh ins Dorf!“«

Jesus schweigt. Er läßt Petrus im Zweifel und begibt sich zu Johannes, dem er etwas sagt. Dann geht er an seinen Platz und beginnt zu reden.

»Der Friede sei mit euch allen, und mit dem Frieden mögen auch Licht und Heiligkeit über euch kommen! Es steht geschrieben: „Du sollst meinen Namen nicht mißbrauchen!“ Wann mißbraucht man ihn? Nur wenn man flucht? Nein! Auch wenn man ihn nennt, ohne daß man sich Gottes würdig erweist. Kann ein Sohn sagen: „Ich liebe meinen Vater und ehre ihn“, wenn er dann alles überhört, was der Vater ihm gebietet? Nicht wenn man „Vater, Vater“ sagt, liebt man den Vater. Nicht wenn man nur „Gott, Gott“ sagt, liebt man den Herrn.

In Israel gibt es, wie ich schon vorgestern dargelegt habe, viele Götzen, die in den Herzen verborgen sind, aber es gibt auch heuch-

lerisches Lob Gottes. Ein Lob, dem die Werke derer, die Gott loben, nicht entsprechen. In Israel herrscht die Neigung, viele Sünden in äußerlichen Dingen zu suchen, und sie nicht dort finden zu wollen, wo sie wirklich sind, im Innern. In Israel gibt es einen dummen Hochmut, eine menschenwidrige und antispirituelle Gewohnheit: als Fluch zu betrachten, wenn von heidnischen Lippen der Name unseres Gottes genannt wird. Das geht soweit, daß man den Heiden verbietet, sich dem wahren Gott zu nähern, da man dies als Sakrileg verurteilt. So war es bis jetzt. Nun aber soll es anders werden.

Der Gott Israels ist derselbe Gott, der alle Menschen erschaffen hat. Warum also verhindern, daß die Geschöpfe die Anziehung ihres Schöpfers verspüren? Glaubt ihr nicht, daß die Heiden etwas Unbefriedigtes in sich spüren, das ruft, sich regt, sucht? Wen? Was? Den unbekanntem Gott! Und glaubt ihr nicht, daß, wenn ein Heide aus sich selbst zum Altare des unbekanntem Gottes strebt, zu diesem geistlichen Altare im Innern, der die Seele ist, in welcher stets eine Erinnerung an den Schöpfer lebt; glaubt ihr nicht, daß es die Seele ist, die darauf wartet, von der Herrlichkeit Gottes in Besitz genommen zu werden? Wie es der Fall war bei der nach erhaltenen Weisungen von Mose errichteten Bundeslade? Die Seele trauert, solange sie nicht in diesem Besitz ist. Glaubt ihr, daß Gott ihr Anerbieten zurückweist als eine Schändung? Glaubt ihr, daß ein solcher Akt der Seele, der erweckt worden ist durch ein eigenes, ehrliches Verlangen und durch himmlische Anrufe, nicht bedeutet: „Ich komme!“ für Gott, der erwidert: „Komme!“? Glaubt ihr, daß der Gottesdienst eines Israeliten heilig sei, der nur das opfert, was ihm nach seinen Vergnügen noch bleibt, und der vor Gottes Gegenwart hintritt und ihn, den Reinsten, beim Namen nennt mit einer Seele und einem Leib, die beide nur ein Gewürm von Sünden sind?

Nein! In Wahrheit sage ich euch, daß das vollendete Sakrileg vom Israeliten begangen wird, der unreinen Herzens den Namen Gottes mißbräuchlich ausspricht. Er mißbraucht den Namen Gottes, weil er aufgrund seiner seelischen Verfassung weiß, denn dumm ist er nicht,

daß er ihn vergeblich ausspricht. Oh, ich sehe das betrubte Antlitz des Herrn, das sich mit Abscheu anderswohin abwendet, wenn ein Heuchler ihn anruft, ein Unbußfertiger ihn nennt! Und es erfüllt mich mit Schrecken, mich, der ich doch diesen göttlichen Zorn nicht verdiene.

In mehr als einem Herzen lese ich den Gedanken: „Also, dann kann niemand den Namen Gottes nennen, außer den Kindern, denn in jedem Menschen ist Unreinheit und Sünde.“ Nein, sagt das nicht! Gerade von den Sündern soll dieser Name angerufen werden, und von allen, die sich von Satan umklammert fühlen und sich von der Sünde und dem Verführer *befreien wollen*. *Wollen!* Das ist es, was das Sakrileg in Gottesdienst umwandelt. *Geheilt werden wollen!* Den Mächtigen anrufen, um Verzeihung und Heilung zu erlangen. Ihn anrufen, um den Verführer in die Flucht zu schlagen.

In der Genesis [Gen 13,1–8] steht geschrieben, daß die Schlange Eva in der Stunde verführte, da der Herr nicht in Eden wandelte. Wäre Gott im Garten Eden gewesen, hätte Satan nicht dort sein können. Hätte Eva Gott angerufen, wäre Satan geflohen. Habt diesen Gedanken stets in euren Herzen! Und ruft den Herrn mit Aufrichtigkeit an! Sein Name bedeutet Rettung. Viele von euch möchten zum Fluß hinabsteigen und sich reinigen. Doch reinigt euer Herz unaufhörlich, indem ihr mit der Liebe das Wort „Gott“ hineinschreibt! Keine lügnerischen Gebete! Keine gewohnheitsmäßigen Übungen! Sagt vielmehr mit eurem Herzen, mit eurem Denken, mit euren Werken, mit eurem ganzen Sein den Namen: Gott! Sagt ihn, um nicht allein zu sein! Sagt ihn, um unterstützt zu werden! Sagt ihn, um Verzeihung zu erhalten!

Begreift die Bedeutung des Wortes Gottes vom Sinai: Mißbrauch ist, wenn man „Gott“ ohne Bekehrung zum Guten ausspricht. Das ist Sünde! Mißbrauch ist es nicht, wenn sich euch, wie der Pulsschlag des Herzens, in jeder Minute des Tages, in jedem eurer Werke, in euren Nöten, Versuchungen und Schmerzen das kindhafte Wort der Liebe auf die Lippen drängt: „Komm, mein Gott!“ Dann sündigt ihr

wahrlich nicht, wenn ihr den heiligen Namen Gottes anruft.

Geht nun! Der Friede sei mit euch!«

Es ist kein Kranker anwesend. Jesus bleibt mit gefalteten Händen an der Wand stehen, während es unter dem Vordach schon dunkel wird. Er betrachtet diejenigen, die auf den Maultieren fortreiten, die sich zum Fluß begeben mit dem Verlangen, sich zu reinigen, und die über die Felder in Richtung des Dorfes gehen. Der Mann im dunkelroten Gewande scheint unschlüssig zu sein, was er tun soll. Jesus beobachtet ihn. Schließlich bewegt er sich und geht zu seinem Pferd; er hat ein herrliches weißes Pferd mit einer roten Schabracke, die unter dem reichverzierten Sattel hervorschaut.

»Mann, warte auf mich!« sagt Jesus und begibt sich zu ihm. »Der Abend bricht herein. Hast du einen Platz zum Schlafen? Kommst du von weit her? Bist du allein?«

Der Mann antwortet: »Von sehr weither ... und ich gehe ... ich weiß nicht wohin. Ins Dorf, wenn ich dort etwas finde; wenn nicht, nach Jericho, wo ich meine Begleitung zurückgelassen habe, da ich ihr nicht vertraue.«

»Nein, ich biete dir mein Lager an. Es ist schon bereit. Hast du etwas zum Essen mit?«

»Nichts habe ich. Ich habe angenommen, ein gastfreundliches Dorf zu finden.«

»Du wirst haben, was du brauchst. Nichts wird dir fehlen.«

»Nichts. Nicht einmal der Haß gegen Herodes! Weißt du, wer ich bin?«

»Es gibt nur einen Namen für alle, die mich suchen: Brüder im Namen Gottes! Komm, wir wollen zusammen das Brot brechen. Du kannst dein Pferd in diesem Schuppen unterbringen. Ich werde hier schlafen und es für dich bewachen ... «

»Nein, auf keinen Fall! Ich werde hier schlafen. Das Brot nehme ich dankbar an, sonst nichts. Ich werde meinen schmutzigen Körper nicht dahinlegen, wo du dich mit deinem heiligen Leib niederlegst.«

»Du glaubst also, daß ich heilig bin?«

»Ich weiß, daß du heilig bist! Johannes, Chuza ... deine Werke ... deine Worte ... Die ganze Gegend klingt davon wie die Muschel, die das Rauschen des Meeres in sich bewahrt. Ich bin immer beim Täufer abgestiegen; dann habe ich ihn verloren. Aber er hat mir gesagt: „Einer, der mehr ist als ich, wird dich aufnehmen und erheben.“ Es kann kein anderer sein als du. Sobald ich deinen Aufenthalt erfahren habe, bin ich aufgebrochen.«

Sie sind allein unter dem Dach. Die Jünger reden neben der Küche miteinander und beobachten.

Der Zelote kommt vom Fluß, denn er war heute als Täufer bestimmt; er hat die letzten Getauften bei sich. Jesus segnet sie und sagt zu Simon: »Dieser Mann ist ein Pilger, der im Namen Gottes Herberge sucht. Und im Namen Gottes heißen wir ihn als Freund willkommen.«

Simon verneigt sich; der Mann ebenfalls. Sie betreten den Schuppen, und Manaen bindet sein Pferd an die Krippe. Johannes kommt auf ein Zeichen Jesu herbei und bringt Heu und einen Eimer mit Wasser. Auch Petrus kommt mit einem Öllämpchen, denn es ist schon dunkel.

»Ich werde mich hier wohl fühlen. Gott möge es euch lohnen!« sagt der Reiter und begibt sich nun mit Jesus und Simon in die Küche, wo ein Bündel Kienspäne für Beleuchtung sorgt.

Alles ist zu Ende.

161 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst Vater und Mutter ehren«

Jesus wandelt langsam am Flußufer auf und ab. Es muß sehr früh am Morgen sein, denn der Nebel eines trüben, winterlichen Tages lastet noch auf dem Schilf der Ufer. Niemand ist an den Ufern des Jordan, so weit man sehen kann. Niedriger Nebel, Rauschen des Wassers durch das Schilf, Murmeln des Wassers, das infolge der Regenfälle der letzten Tage bewegter ist; einzelne Vogelrufe: kurz, traurig, wie

es ist, wenn die Jahreszeit der Brunst vorbei ist und die Gefiederten wegen des schlechten Wetters und des knappen Futters lustlos und nicht zum Singen aufgelegt sind.

Jesus lauscht ihnen und scheint sich für den Lockruf eines Vögels zu interessieren, das mit der Regelmäßigkeit einer Uhr das Köpfchen nordwärts neigt, sein klagendes „Ciwit“ ausstößt und dann den Kopf nach der anderen Seite dreht, um sein fragendes „Ciwit“ zu wiederholen, ohne eine Antwort zu erhalten. Endlich scheint das Vöglein im „Cip“, das vom anderen Ufer kommt, doch noch eine Antwort zu bekommen, und fliegt davon; es fliegt über den Fluß und stößt dabei ein kleines Freudengezwitscher aus. Jesus macht eine Gebärde, als wolle er sagen: »Nun geht es besser!« Dann nimmt er seinen Spaziergang wieder auf.

»Störe ich dich, Meister?« fragt Johannes, der von den Wiesen kommt.

»Nein, was willst du?«

»Ich wollte dir sagen . . . es scheint mir, daß dir die Nachricht zum Trost gereichen würde; darum bin ich gleich gekommen, um mich mit dir darüber zu beraten.

Ich war gerade dabei, unsere Räume zu kehren, da ist Judas Iskariot hereingekommen und hat zu mir gesagt: „Ich helfe dir.“ Ich bin darüber sehr erstaunt gewesen, denn er macht diese niedrige Arbeit immer nur unfreiwillig und auf Geheiß. Aber ich habe weiter nichts gesagt als: „Oh, danke. So wird es schneller und besser gehen.“

Er hat sich daran gemacht, zu kehren, und so sind wir schnell fertig geworden. Dann hat er gesagt: „Gehen wir in den Wald! Es sind immer die Alten, die Holz holen. Das ist nicht recht. Gehen wir! Ich verstehe nicht viel davon, aber wenn du es mir beibringen willst . . .“ So sind wir gegangen. Während ich mit ihm die Reisigbündel band, hat er mir gesagt: „Johannes, ich möchte dir etwas sagen.“ „Sprich“, habe ich entgegnet, und irgend eine Kritik erwartet. Er hat jedoch gesagt: „Ich und du, wir sind die Jüngsten. Es wäre gut, wenn wir vereinter wären. Du hast beinahe Angst vor mir und du hast recht,

denn ich bin nicht gut. Aber glaube mir, ich tue dies alles nicht absichtlich. Manchmal habe ich das Bedürfnis, böse zu sein. Vielleicht, weil man mich verwöhnt hat, da ich ein Einzelkind war. Ich möchte gut werden. Die Alten, ich weiß es, sehen mich nicht gerne. Die Vetter Jesu sind beleidigt, weil ... ja, ich habe viel gegen sie gefehlt und auch gegen ihren Vetter. Doch du bist gut und geduldig. Sei mir gut gesinnt! Nimm mich wie einen Bruder an, der zwar böse ist, ja ... aber man muß auch die Bösen lieben. Auch der Meister sagt, daß man es tun muß. Wenn du siehst, daß ich nicht gut bin, dann sage es mir und laß mich nicht immer allein. Wenn ich ins Dorf gehe, dann komme mit. Du wirst mir helfen, nichts Unrechtes zu tun. Gestern habe ich sehr gelitten. Jesus hat mit mir gesprochen, und ich habe ihn beobachtet. In meinem dummen Groll habe ich weder auf mich noch auf die anderen geachtet. Gestern habe ich ihn angeschaut und gesehen ... sie haben recht, wenn sie sagen, daß Jesus leidet, und ich spüre, daß es auch meine Schuld ist. Das soll sich aber jetzt ändern. Komm mit mir! Willst du? Wirst du mir helfen, weniger böse zu sein?“

So hat er gesprochen, und ich gestehe dir, ich hatte ein Herz, das schlug wie jenes eines Sperlings, den ein Junge gefangen hat. Es schlug vor Freude, denn ich freue mich, wenn Judas sich bessert. Deinetwegen freut es mich! Aber es klopfte auch ein wenig aus Angst, denn ich möchte nicht so werden wie Judas. Dann kam mir in den Sinn, was du damals zu mir gesagt hattest, am Tage, an dem du Judas angenommen hattest, und ich habe geantwortet: „Gewiß werde ich dir helfen, doch ich muß gehorchen, und wenn ich andere Anweisungen bekomme ...“ Ich dachte, ich will es erst dem Meister sagen, und wenn er es will, dann tue ich es, wenn er es nicht will, dann werde ich mir Anweisung geben lassen, mich nicht vom Haus zu entfernen.«

»Höre, Johannes! Ich lasse dich gehen. Du mußt mir jedoch versprechen, daß du, wenn du spürst, daß irgend etwas dich beunruhigt, zu mir kommst und es mir sagst. Du hast mir große Freude

bereitet, Johannes. Hier kommt Petrus mit seinem Fisch. Geh, Johannes.«

Jesus wendet sich Petrus zu: »Guter Fang?«

»Hm, nicht so sehr. Nur kleine Fische, doch es ist auch so recht. Jakobus ist verärgert, denn irgendein Tier hat den Strick zernagt, und ein Netz ist verlorengegangen. Ich habe gesagt: „Darf es denn nicht auch fressen? Hab Mitleid mit dem armen Tier!“, doch Jakobus meint es nicht so«, sagt Petrus lachend.

»Das sage ich von einem, der ein Bruder ist. Und ihr bringt es nicht fertig!«

»Sprichst du von Judas?«

»Ich spreche von Judas. Er leidet. Er hat gute Vorsätze und verderbte Neigungen. Aber sag einmal, du erfahrener Fischer: Wenn ich mit dem Boot auf dem Jordan zum See Gennesaret fahren wollte, wie könnte ich das anstellen? Würde es mir gelingen?«

»Es wäre eine schwere Arbeit. Doch du könntest es mit einem flachen Boot schaffen. Sehr mühsam, weißt du ... und langwierig! Man müßte immer den Grund abmessen und die Augen offen halten an den Ufern und Strudeln, an den schwimmenden Büschen und bei Strömungen. Das Segel nützt da gar nichts, im Gegenteil ... Aber willst du auf dem Fluß wieder zum See zurückkehren? Schau, gegen den Strom schwimmen, ist schwer. Man muß für ein solches Unternehmen viele sein, sonst ... «

»Du hast es gesagt. Wenn einer lasterhaft ist, dann muß er, um gut zu werden, gegen den Strom schwimmen und allein wird er dazu nicht imstande sein. Judas ist genau einer von diesen, und ihr helft ihm nicht. Der Arme fährt allein stromaufwärts, stößt auf den Grund, umgeht die Untiefen, verfängt sich in den schwimmenden Pflanzen und wird von Wirbeln erfaßt. Andererseits, wenn er die Tiefe mißt, dann kann er nicht gleichzeitig das Steuer oder das Ruder halten. Warum also rügt man ihn, wenn er nicht vorwärts kommt? Ihr habt Mitleid mit Fremden und mit ihm, eurem Gefährten, nicht! Das ist nicht recht. Schau, dort gehen Johannes und er zum Dorfe,

um Brot und Gemüse zu holen. Er hat darum gebeten, nicht allein gehen zu müssen, und er hat Johannes darum gebeten, denn er ist nicht dumm und weiß, wie ihr Alten über ihn denkt.«

»Hast du ihn geschickt? Wenn er nun auch Johannes verdirbt?«

»Wen? Meinen Bruder? Warum verderben?« fragt Jakobus, der mit dem wieder herausgefischten Netz daherkommt.

»Weil Judas mit ihm geht.«

»Seit wann?«

»Seit heute; ich habe es erlaubt.«

»Nun, wenn du es erlaubt hast!«

»Ja, ich will es sogar allen raten. Ihr laßt ihn zuviel allein. Seid nicht immer nur seine Richter. Er ist nicht schlimmer als viele andere. Aber er ist in seiner Kindheit mehr verwöhnt worden.«

»Ja, es muß so sein. Hätte er als Vater und Mutter Zebedäus und Salome gehabt, dann wäre er anders. Meine Eltern sind gut. Aber sie vergessen nicht, daß sie den Kindern gegenüber Rechte und Pflichten haben.«

»Das hast du richtig gesagt. Heute will ich gerade darüber sprechen. Laßt uns gehen! Ich sehe schon Leute, die über die Wiesen herkommen.«

»Ich weiß nicht mehr, wie wir leben sollen. Es gibt keine Essens-, Bet- und Ruhezeit mehr ... und es kommen immer mehr Menschen«, sagt Petrus halb bewundernd, halb verärgert.

»Bedauerst du es? Es ist doch ein Zeichen dafür, daß es immer noch Menschen gibt auf der Suche nach Gott.«

»Ja, Meister, aber du leidest darunter. Gestern hattest du nichts gegessen, und letzte Nacht hast du außer deinem Mantel keine anderen Decken gehabt. Wenn das deine Mutter wüßte!«

»Sie würde Gott preisen, der so viele Getreue zu mir führt.«

»Und sie würde mich tadeln, dem sie dich anempfohlen hat«, schließt Petrus. Nun kommen Philippus und Bartholomäus gestikulierend auf sie zu, und wie sie Jesus sehen, beschleunigen sie den Schritt. Sie sagen: »Oh, Meister, was sollen wir tun? Es ist ein wah-

rer Pilgerzug: Kranke, Weinende, Arme ohne Mittel, ... die meisten sind von weither gekommen.«

»Wir werden Brot kaufen. Die Reichen geben Almosen, und das muß dafür verwendet werden.«

»Die Tage sind kurz. Der Schuppen ist bereits dicht angefüllt mit biwakierenden Leuten. Die Nächte sind feucht und kalt.«

»Philippus hat recht. Wir werden uns alle in einen Raum zusammendrängen. Es wird schon gehen. Dann richten wir die anderen beiden Räume für jene her, die heute nicht nach Hause gehen können.«

»Ich habe verstanden. Demnächst müssen wir noch die Gäste um Erlaubnis bitten, wenn wir Kleider wechseln wollen. Sie sind so aufdringlich, daß sie uns in die Flucht treiben«, brummt Petrus.

»Du wirst noch andere Fluchten erleben, mein Petrus! Was hat die Frau?« Sie sind am Dreschplatz angekommen, als Jesus eine weinende Frau bemerkt.

»Ach, sie war schon gestern hier, und auch gestern hat sie geweint. Als du mit Manaen sprachst, hat sie sich aufgemacht, um dir entgegenzugehen, dann ist sie jedoch weggegangen. Sie muß im Dorf oder in der Nähe wohnen, denn sie ist zurückgekommen. Krank scheint sie nicht zu sein ... «

»Der Friede sei mit dir, Frau«, sagt Jesus und geht nahe an ihr vorüber. Sie antwortet leise: »Und mit dir«, sonst nichts.

Es sind ungefähr dreihundert Personen anwesend. Unter dem Schutzdach sind Lahme, Blinde, Stumme, einer ist vom Zittern befallen, ein Jugendlicher, der offensichtlich einen Wasserkopf hat, wird von einem Mann geführt. Er heult nur, geifert und bewegt seinen großen Kopf mit stumpfsinnigem Ausdruck unruhig hin und her.

»Ist er vielleicht der Sohn jener Frau?« fragt Petrus.

»Ich weiß es nicht. Simon kümmert sich um die Pilger und weiß es.«

Sie rufen den Zeloten und fragen ihn. Doch der Mann gehört nicht zur Frau. Diese ist allein. »Sie weint nur und betet. Vorher hat sie

mich gefragt: „Heilt der Meister auch die Herzen?“«, berichtet der Zelote.

»Vielleicht eine betrogene Gattin?« meint Petrus.

Während sich Jesus zu den Kranken begibt, gehen Bartholomäus und Matthäus mit vielen Pilgern zur Reinigung.

Die Frau in ihrer Ecke weint und rührt sich nicht.

Jesus verweigert niemandem das Wunder. Schön ist das Wunder am Schwachsinnigen, dem Jesus mit dem Atem den Verstand einhaucht, indem er den großen Kopf zwischen seinen schmalen Händen hält. Alle drängen sich hinzu. Auch die Verschleierte wagt es, vielleicht, weil viele Menschen da sind, näher zu kommen und stellt sich neben die weinende Frau. Jesus sagt zum Schwachsinnigen: »Ich will in dir das Licht des Verstandes, um damit den Weg für das Licht Gottes zu bahnen. Höre, sage mit mir: „Jesus“, sage es, ich will es!«

Der Schwachsinnige, der zuvor wie ein Tier heulte, es war wirklich nichts anderes als ein Heulen, stammelt nun mühsam: »Jesus«, nein, »Jeschu«.

»Noch einmal!« befiehlt Jesus und hält immer noch den unförmigen Kopf zwischen seinen Händen und beherrscht ihn mit seinem Blick. »Tse su.« »Noch einmal!« »Jesus«, sagt der Schwachsinnige endlich. Seine Augen sind nicht mehr so ausdruckslos, und der Mund hat ein anderes Lächeln.

»Mann«, sagt Jesus zum Vater, »du hast Glauben gehabt. Dein Sohn ist geheilt. Befrage ihn. Der Name Jesus wirkt Wunder gegen Krankheiten und Leidenschaften.«

Der Mann fragt seinen Sohn: »Wer bin ich?«

Der Junge antwortet: »Mein Vater.« Der Mann drückt seinen Sohn an sein Herz und erklärt: »Er ist so auf die Welt gekommen. Meine Frau ist bei seiner Geburt gestorben, und er war im Verstand und im Sprechen gestört. Nun seht her! Ich habe geglaubt, ja, ich komme von Joppe. Was kann ich für dich tun, Meister?«

»Gut sollst du sein, und mit dir dein Sohn. Sonst nichts . . . «

»Und dich lieben. Oh, laß uns sofort gehen, Sohn, und es der Mutter deiner Mutter erzählen. Sie hat mich zu diesem Schritt überredet, gesegnet sei sie dafür!« Die beiden gehen glücklich fort. Vom früheren Übel bleibt nur noch der große Kopf. Ausdruck und Sprechvermögen sind normal.

»Aber ist er nun durch deinen Willen oder durch die Macht deines Namens geheilt worden?« wollen viele erfahren.

»Durch den Willen des Vaters, der immer dem Sohne wohlgesinnt ist. Doch auch mein Name bedeutet Rettung. Ihr wißt es, Jesus heißt Retter. Die Rettung betrifft die Seele und den Leib. Wer den Namen Jesus mit wahren Glauben ausspricht, steht von Krankheiten und Sünde auf, weil in jeder geistigen oder körperlichen Krankheit die Krallen Satans sind. Er erzeugt die körperlichen Leiden, um den Menschen durch die Leiden des Fleisches zur Auflehnung und zur Verzweiflung zu bringen und durch die moralischen oder geistigen Krankheiten versucht er, ihn in die Verdammnis zu stürzen.«

»Also ist nach deinem Dafürhalten an jeder Plage des Menschen Beelzebul nicht unbeteiligt?«

»Nein, er ist nicht unbeteiligt. Seinetwegen sind Krankheit und Tod in die Welt gekommen. Auch Verbrechen und Verderbtheit sind durch ihn in die Welt gekommen. Wenn ihr einen von irgendeinem Unglück Geplagten seht, dann denkt daran, daß er wegen Satan zu leiden hat. Wenn ihr seht, daß einer Ursache des Unglücks ist, dann wißt, daß er ein Werkzeug Satans ist.«

»Aber die Krankheiten kommen doch von Gott.«

»Die Krankheiten sind eine Unordnung in der Ordnung, denn Gott hat den Menschen gesund und vollkommen erschaffen. Die Unordnung wurde von Satan in die von Gott gegebene Ordnung gebracht und hat die Gebrechen des Fleisches und deren Folgen, also den Tod und die verhängnisvolle Vererbung, mit sich gebracht. Der Mensch hat von Adam und Eva die Erbsünde geerbt. Aber nicht nur sie. Dieser Makel breitet sich immer mehr aus und beherrscht schließlich die drei Bereiche des Menschen: Das Fleisch wird immer

lasterhafter und damit schwach und krank; die Moral stets stolzer und daher verderbter, der Geist immer ungläubiger und dadurch immer götzendienerischer. Daher ist es notwendig, wie ich es mit dem Schwachsinnigen getan habe, den Namen Jesus zu lehren, der Satan in die Flucht schlägt, ihn in Herz und Sinn einzuprägen und ihn wie ein Eigentumssiegel auf das eigene Ich zu setzen.«

»Aber gehören wir denn dir? Wer bist du, daß du dir so viel einbildest?«

»Wenn es nur so wäre! Aber dem ist nicht so. Würde ich euch besitzen, so wäret ihr schon gerettet. Es wäre mein Recht, denn ich bin der Retter und müßte meine Geretteten besitzen ... Doch jene, die an mich glauben, werde ich retten.«

»Johannes – ich komme von Johannes – hat mir gesagt: „Gehe zu jenem, der bei Efraim und Jericho predigt und tauft. Er hat die Macht, zu lösen und zu binden, während ich dir nur sagen kann: ‚Tue Buße, um deine Seele zu beflügeln, damit sie dem Heil folgen kann‘“, sagt ein durch ein Wunder Geheilter, der zuvor auf Krücken gehen mußte und sich nun gut bewegen kann.«

»Leidet der Täufer nicht darunter, das Volk zu verlieren?« fragt einer. Der Mann, der eben gesprochen hat, antwortet: »Leiden? Er sagt zu allen: Geht! Geht! ... Ich bin der untergehende Stern. Er ist der Stern, der aufgeht und auf ewig in seiner Herrlichkeit bestehen bleibt. Damit ihr nicht in der Finsternis bleibt, geht zu ihm, bevor mein Flämmchen erlischt.«

»Die Pharisäer reden nicht so. Sie sind voller Neid, weil du das Volk anziehst. Weißt du es?«

»Ich weiß es«, antwortet Jesus kurz.

Es entsteht nun eine Diskussion, ob die Pharisäer mit ihrer Handlungsweise im Recht oder Unrecht sind. Doch Jesus bricht sie ab mit einem kurzen: »Ihr sollt nicht urteilen«, was keine Widerrede duldet.

Bartholomäus und Matthäus kommen mit den Getauften zurück. Jesus beginnt zu reden.

»Der Friede sei mit euch allen!

Ich habe gedacht, am Morgen zu euch von Gott zu sprechen, da ihr nun schon am Morgen hierher kommt, es wäre auch besser, wenn ihr zur Mittagszeit wieder abreisen könntet. Ich habe auch gedacht, die Pilger zu beherbergen, die nicht mehr am selben Tage nach Hause gelangen. Ich selbst bin auch ein Pilger und besitze nicht mehr als das Unentbehrlichste, das mir durch die Barmherzigkeit eines Freundes gegeben wurde. Johannes hat noch weniger als ich. Doch zu Johannes kommen Gesunde oder Leichtkranke, Betrübte, Blinde, Stumme und nicht Fieberkranke oder gar Sterbende wie zu mir. Sie gehen zu ihm, um die Bußtaufe zu empfangen. Zu mir kommt ihr auch für die Heilung des Körpers. Das Gesetz sagt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Ich überlege und sage: Wie könnte ich beweisen, daß ich die Brüder liebe, wenn ich ihren Nöten und Bedürfnissen, auch den leiblichen gegenüber, mein Herz verschließen würde? Deshalb werde ich ihnen geben, was mir gegeben worden ist. Ich halte den Reichen die Hand hin und bitte sie um Brot für die Armen; ich verzichte auf mein Ruhelager und nehme den Müden und den Leidenden auf.

Wir sind alle Brüder, und die Liebe wird nicht durch Worte, sondern durch Taten bewiesen. Derjenige, welcher seinem Nächsten gegenüber sein Herz verschließt, hat ein Herz wie Kain. Der Lieblose ist ein Rebell gegen Gottes Gebot. Wir sind alle Brüder, und trotzdem sehe ich, und ihr seht es ebenfalls, daß auch in einer Familie Haß und Feindschaft herrschen kann, dort, wo doch das gleiche Fleisch und Blut, das wir von Adam übernommen haben, uns zu einer brüderlichen Gemeinschaft in der Abstammung verbindet. Brüder sind gegen Brüder, Kinder gegen Eltern, Eheleute sind einander feindlich gesinnt.

Doch, um sich als Brüder nicht allezeit feindlich gesinnt zu sein und um nicht eines Tages ehebrecherische Gatten zu werden, muß man von frühester Kindheit an die Achtung vor der Familie lernen, dem kleinsten und zugleich bedeutendsten Gebilde der Welt. Es ist das kleinste im Vergleich zum Gebilde einer Stadt, eines Gebietes,

einer Nation, eines Erdteils; das bedeutsamste hingegen, weil es das älteste ist und von Gott zu einer Zeit geschaffen wurde, da der Begriff der Heimat und des Landes noch nicht bestand. Da war dieser Kern der Familie als Ursprung der Rasse, als kleines Reich, in dem der Mann der König, die Frau die Königin ist und die Kinder die Untertanen sind, bereits lebendig und tätig. Doch kann niemals ein Reich andauern, wenn Gehorsam, Achtung, Sparsamkeit, guter Wille, Fleiß und Liebe fehlen?

„Du sollst Vater und Mutter ehren“, heißt es in den Zehn Geboten.

Wie ehrt man sie? Warum muß man sie ehren? Man ehrt sie mit echtem Gehorsam, wahrer Liebe, vertrauensvoller Achtung, mit einer Ehrfurcht, die die Vertrautheit nicht ausschließt, und die es gleichzeitig den Eltern nicht gestattet, uns wie Diener und Unterlegene zu behandeln. Man muß sie ehren, denn nach Gott sind die Eltern es, die das Leben vermitteln und für die materiellen Bedürfnisse sorgen. Sie sind die ersten Lehrer und die ersten Freunde des Kindes. Man sagt: „Gott möge dich segnen“ und man sagt: „Danke“ jenen, die uns einen auf den Boden gefallenen Gegenstand aufheben oder ein Stück Brot schenken. Jenen, die sich in der Arbeit aufreiben, um unseren Hunger zu stillen, um uns die Kleider zu weben und sie sauber zu halten, jenen, die sich erheben, um unseren Schlaf zu überwachen, die sich selbst die Ruhe versagen, um uns zu pflegen, die uns an ihrer Brust wieder Trost und Kraft schöpfen lassen, wenn wir im schmerzlichsten Überdruß verzagen ... sollten wir ihnen nicht mit Liebe zurufen: „Gott segne euch“ und „ich danke euch?“

Sie sind unsere Lehrer. Der Lehrer wird gefürchtet und geachtet. Doch übernimmt er uns erst, wenn wir bereits über die nötigste Kenntnis verfügen, um uns zurechtzufinden, selbständig essen und die wichtigsten Dinge benennen können, und er entläßt uns, wenn uns die wichtigste Lehre des Lebens, nämlich die „Kunst“ zu leben, noch beigebracht werden muß. Der Vater und die Mutter sind es, die uns zuerst auf die Schule und dann auf das Leben vorbereiten.

Sie sind unsere Freunde. Gibt es denn einen besseren Freund als

einen Vater? Und eine bessere Freundin, als es die Mutter ist? Müßt ihr vor ihnen zittern? Könnt ihr sagen: „Ich bin von ihm oder von ihr verraten worden?“ Doch, wie töricht ist der Junge und noch törichter das Mädchen, die sich Fremde zu Freunden machen und Vater und Mutter ihr Herz verschließen, sich Geist und Herz durch Verbindungen verderben, die unklug sind, wenn nicht gar schuldhaft und so zur Ursache von Tränen der Eltern werden und wie Tropfen flüssigen Bleis ihre Herzen durchfurchen. Diese Tränen aber, sage ich euch, fallen nicht in den Staub und geraten nicht in Vergessenheit. Gott sammelt sie und zählt sie. Das Martyrium eines zurückgestoßenen Vaters oder einer zurückgestoßenen Mutter wird vom Herrn belohnt werden. Aber die Tat eines Sohnes, der seine Eltern quält, wird nicht vergessen werden, auch dann nicht, wenn Vater und Mutter in ihrer schmerzvollen Liebe von Gott Erbarmen für den schuldigen Sohn erbitten.

„Ehre Vater und Mutter, wenn du lange auf Erden leben willst“, ist gesagt worden, „und ewig im Himmel“, füge ich hinzu. Zu gering wäre die Strafe hienieden für eine Verfehlung gegen die Eltern, wenn sie nur darin bestünde, nur kurze Zeit leben zu können. Das Jenseits ist kein Märchen, und im Jenseits gibt es Belohnung oder Bestrafung, je nachdem wie wir gelebt haben. Wer gegen die Eltern fehlt, fehlt gegen Gott, denn Gott hat uns das Gebot gegeben, unsere Eltern zu lieben, und wer sie nicht liebt, sündigt. Er verliert somit außer dem leiblichen Leben auch das wahre Leben, von dem ich zu euch gesprochen habe, und geht dem Tod der Seele entgegen. Er trägt den Tod bereits in sich, denn die Seele ist in Ungnade bei ihrem Herrn und hat schon das Verbrechen in sich, weil er die heiligste Liebe nach der Liebe zu Gott verletzt hat. Sie hat bereits den Keim für einen späteren Ehebruch in sich, denn aus einem bösen Sohn wird ein schlechter Ehegatte werden. Sie hat schon den Trieb zu einem abartigen sozialen Leben, denn aus einem schlechten Sohn entwickelt sich der zukünftige Dieb, der Betrüger, der in sich gewalttätige Mörder, der kaltblütige Wucherer, der freche Verführer,

der zynische Lebemensch, der abstoßende Verräter seines Vaterlandes, der Verräter der Freunde, der Kinder, der Gattin, der Verräter aller Menschen. Könnt ihr dem noch Achtung und Vertrauen entgegenbringen, der die Liebe einer Mutter verraten und die weißen Haare eines alten Vaters verspottet hat?

Aber hört weiter zu, denn der Pflicht der Kinder steht eine gleiche Pflicht der Eltern gegenüber. Fluch dem schuldigen Kinde! Aber auch Fluch den schuldigen Eltern! Macht, daß euch die Kinder nicht tadeln müssen und im Bösen nachahmen können. Bewirkt durch eine gerechte und barmherzige Liebe, daß ihr wiedergeliebt werdet. Gott ist Barmherzigkeit. Die Eltern, die gleich nach Gott den zweiten Platz einnehmen, sollen auch barmherzig sein. Seid euren Kindern Beispiel und Trost. Seid ihr Friede und ihre Führung. Seid die erste Liebe eurer Kinder. Eine Mutter ist immer das erste Vorbild einer Braut, wie wir sie wünschen. Ein Vater hat für die heranwachsende Tochter das Wesen, das sie für ihren Bräutigam erträumt. Macht, daß eure Söhne und Töchter mit weiser Hand ihre Gefährten wählen und dabei an die Mutter und an den Vater denken und wünschen, im Gefährten wiederzufinden, was im Vater und in der Mutter ist: nämlich die wahre Tugend.

Wenn ich das Thema erschöpfend behandeln wollte, dann würden der Tag und die Nacht nicht ausreichen. Daher fasse ich mich euret wegen kürzer. Das Übrige möge euch der Heilige Geist mitteilen. Ich streue den Samen und schreite weiter. Doch der Same wird im guten Menschen gute Wurzeln schlagen und Ähren bringen. Gehet hin, der Friede sei mit euch!«

Wer geht, tut es rasch. Wer bleibt, geht in den dritten Raum und ißt sein Brot oder jenes, das ihm die Jünger im Namen Gottes anbieten. Auf grobe Klötze sind Bretter und Stroh gelegt worden; dort können die Pilger schlafen. Die verschleierte Frau geht mit eiligen Schritten davon. Jene, die von Anfang an und auch während der ganzen Rede Jesu geweint hat, wendet sich zögernd um und beschließt zu gehen.

Jesus begibt sich in die Küche, um seine Mahlzeit einzunehmen. Doch kaum hat er zu essen begonnen, da klopft es an der Tür. Andreas, der nahe bei der Tür sitzt, erhebt sich und geht in den Hof hinaus. Er spricht mit jemandem und kommt zurück. »Meister, eine Frau, jene, die geweint hat, wünscht dich. Sie sagt, sie könne nicht bleiben und müsse dich zuvor sprechen.«

»Aber wie und wann kommt der Meister so zu seinem Essen?« ruft Petrus besorgt aus.

»Du hättest ihr sagen sollen, daß sie später wiederkommen soll«, sagt Philippus.

»Ruhe! Ich werde nachher essen. Eßt ihr nur weiter.« Jesus geht hinaus.

Die Frau erwartet ihn.

»Meister, ein Wort ... Du hast gesagt ... oh, komm hinter das Haus. Es ist so peinlich für mich, dir meinen Kummer zu sagen.«

Jesus stellt sie wortlos zufrieden. Erst hinter dem Haus fragt er sie dann: »Was willst du von mir?«

»Meister, ich habe dir vorher zugehört, als du mit den Leuten gesprochen hast ... und dann habe ich deine Predigt gehört. Es schien, als hättest du für mich gesprochen. Du hast gesagt, daß in jeder körperlichen oder seelischen Krankheit Satan im Spiel ist. Ich habe einen Sohn, dessen Seele krank ist. Er hätte hören sollen, was du über die Eltern gesagt hast. Er ist mein größter Kummer. Er hat sich mit schlimmen Freunden herumgetrieben und ist so, wie du es gesagt hast ... ein Dieb, vorläufig nur zu Hause ... dazu ist er streitsüchtig ... anmaßend ... So jung wie er ist, ruiniert er sich durch Ausschweifung und Schlemmerei. Mein Mann will ihn fortjagen. Ich aber bin die Mutter und leide dermaßen, daß ich sterben möchte ... Siehst du, wie meine Brust bebt? Das Herz will mir vor Kummer zerspringen. Seit gestern möchte ich mit dir reden, denn ich hoffe auf dich, mein Gott! Doch ich habe nicht gewagt, etwas zu sagen. Es ist so schmerzlich für eine Mutter, gestehen zu müssen: „Ich habe einen grausamen Sohn.“« Die Frau ist vor Jesus niedergesunken und weint.

»Weine nicht mehr, er wird von seinem Übel geheilt werden.«

»Wenn er dich hören könnte! Aber er will dich nicht hören. Oh, so wird er nie gesund werden!«

»Aber hast du Glauben für ihn? Hast du Willen für ihn?«

»Das fragst du mich? Ich komme von den Anhöhen Peräas, um dich für ihn zu bitten . . . «

»Dann gehe nun. Wenn du nach Hause kommst, wird dir dein Sohn reumütig entgegeneilen.«

»Aber wie?«

»Wie? Glaubst du nicht, daß Gott tun kann, um was ich ihn bitte? Dein Sohn ist dort, ich bin hier. Gott aber ist überall. Ich flehe zu Gott: „Vater, habe Erbarmen mit dieser Mutter.“ Gott wird seinen Ruf im Herzen deines Sohnes ertönen lassen. Geh nun, Frau! Eines Tages werde ich an deinem Ort vorüberkommen, und du wirst mir voller Stolz mit deinem Sohn entgegenkommen. Wenn er, auf deinen Knien weinend, dich um Verzeihung bitten und dir von seinem geheimnisvollen Kampf, aus dem er mit neuer Seele hervorgegangen ist, berichten und dich dann fragen wird, warum es so gekommen ist, dann wirst du ihm sagen: „Durch Jesus bist du zum Guten wiedergeboren worden.“ Erzähle ihm von mir. Wenn du zu mir gekommen bist, dann beweist dies, daß du über mich Bescheid weißt. Mach, daß er von mir erfährt und an mich denkt, damit er die Kraft in sich hat, die rettet. Leb wohl! Der Friede sei mit dir, gläubige Mutter, mit dem Sohn, der zurückkehrt, mit dem zufriedenen Vater und der wiedervereinten Familie. Geh nun!«

Die Frau geht zum Dorf, und alles ist zu Ende.

162 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst nicht Unkeuschheit treiben«

Jesus sagt:

»Habe Geduld, meine Seele, wegen der doppelten Mühe. Es ist die Leidenszeit. Weißt du, wie müde ich in den letzten Tagen war? Du kannst es sehen. Ich stütze mich beim Gehen auf Johannes, Petrus und auch auf Judas . . . Ja, ich, der ich

Wunder vollbrachte nur durch die Berührung meines Gewandes, vermochte jenes Herz nicht zu ändern. Laß mich anlehnen an dich, kleiner Johannes, damit ich jene Worte wiederholen kann, die ich in den letzten Tagen jenen Starrköpfigen und Abgestumpften schon gesagt habe, in die die Vorhersage meiner Leiden nicht eingedrungen ist. Und erlaube auch, daß der Meister von den Stunden der Predigten in der düsteren Ebene des „Trügerischen Gewässers“ erzähle. Ich werde dich dafür zweimal segnen. Für deine Mühe und für dein Mitleid. Ich zähle deine Anstrengungen und sammle deine Tränen. Den Mühen aus Liebe zu den Brüdern kommt die gleiche Vergeltung zu wie jenen, die sich verzehren, um Gott den Menschen bekanntzumachen. Deine Tränen wegen meines Leidens in der vergangenen Woche werden mit dem Kuß Jesu vergolten. Schreibe und sei gesegnet!«

Jesus steht aufrecht auf einem Stapel von Brettern, die als Podest in einem der Räume aufgerichtet worden sind. Er spricht mit Donnerstimme in der Nähe der Türe, um von allen gehört zu werden: von denen, die im Räume sind, von anderen, unter dem Vordach und sogar von jenen, die auf dem überschwemmten Dreschplatz dem Regen ausgesetzt sind. Unter ihren dunklen Mänteln aus naturbelassener Wolle, die wasserundurchlässig ist, sehen sie aus wie Mönche. Im Raum selbst sind die Schwächeren, unter dem Vordach die Frauen, und im Hofe, unter dem Regen, die Kräftigeren, hauptsächlich Männer.

Petrus kommt und geht, barfuß im kurzen Unterkleid, ein Tuch auf dem Kopf. Er verliert seinen guten Humor nicht, auch wenn er im Wasser waten und eine ungewollte Dusche nehmen muß. Mit ihm sind Johannes, Andreas und Jakobus. Sie bringen vorsichtig die Kranken aus dem anderen Raum, geleiten die Blinden und stützen die Lahmen.

Jesus wartet geduldig, bis alle an ihrem Platze sind. Es tut ihm leid, daß die vier Jünger naß sind wie ins Wasser getauchte Schwämme.

»Nichts, nichts! Wir sind geteertes Holz. Mach dir nichts draus. Wir bekommen nur noch einmal eine Taufe, und der Täufer ist Gott selbst«, antwortet Petrus auf das Bedauern Jesu.

Endlich sind alle an ihrem Platz, und Petrus denkt, daß er nun ein trockenes Gewand anziehen kann. Er veranlaßt auch die ande-

ren drei dazu. Aber als er wieder beim Meister angelangt ist, sieht er an der Ecke des Vordaches den grauen Mantel der Verschleierten, und ohne zu überlegen, geht er zu ihr hin, quer durch den Hof, unter dem prasselnden, immer stärker werdenden Regen, durch die Pfützen, die bis zu den Knien spritzen beim Aufprall der dicken Regentropfen. Er packt die Verschleierte am Ellbogen, ohne den Mantel zu verschieben, und schleppt sie bis zur Wand des Schuppens, wo sie vor dem Regen geschützt ist. Dann stellt er sich in ihre Nähe, steif und unbeweglich, wie eine Schildwache.

Jesus hat es gesehen. Er lächelt und neigt dabei sein Haupt, um das Leuchten seines Antlitzes zu verbergen. Er beginnt zu sprechen:

»Sagt nicht, die ihr regelmäßig zu mir kommt, daß ich nicht der Reihe nach ordnungsgemäß predige und einige der Zehn Gebote überspringe. Ihr hört mich, ich sehe es, ihr hört mir zu. Ich knüpfe an die Schmerzen und an die Wunden an, die ich in euch sehe. Ich bin der Arzt. Der Arzt geht zuerst zu den Schwerkranken, zu jenen, die dem Tod am nächsten sind. Dann geht er zu jenen, die weniger leidend sind. Ich mache es ebenso.

Heute sage ich: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben.“

Laßt eure Blicke nicht umherschweifen, indem ihr versucht, auf diesem oder jenem Gesicht das Wort „unkeusch“ zu lesen. Liebt euch gegenseitig. Hättet ihr es gern, wenn es jemand auf euch lesen würde? Nein! Sucht also nicht, es im beunruhigten Auge des Nachbarn zu lesen, auf einer Stirn, die sich rötet und sich bis zum Boden neigt.

Dann ... oh, sagt mir, besonders ihr Männer, wer von euch hat noch nie von diesem Brot aus Asche und Kot gekostet, das die sexuelle Befriedigung ist? Ist nur das Unkeuschheit, was euch für eine Stunde in die Arme einer Dirne treibt? Ist nicht auch das entweihte Zusammenleben mit der Gemahlin unkeusch, da es zum legalisierten Laster wird, indem es nur zur gegenseitigen Befriedigung der Sinnlichkeit dient unter Ausschluß der Folgen?

Ehe bedeutet Zeugung, und ihr Vollzug ist und muß Befruchtung

sein. Ohne dies ist sie unmoralisch. Man darf aus dem Ehegemach kein Bordell machen. Dazu wird es, wenn es mit Ausschweifung beschmutzt und die Ehe nicht durch die Mutterschaft geheiligt wird. Die Erde weist den Samen nicht zurück. Sie nimmt ihn auf und läßt eine Pflanze gedeihen. Der Same entflieht der Scholle nicht, nachdem er niedergelegt ist, er schlägt sofort Wurzeln, krallt sich fest, wächst und bringt Ähren, und so entsteht ein pflanzliches Geschöpf aus der Verbindung der Erde mit dem Samen. Der Mann ist der Same, die Frau das Erdreich und das Kind die Ähre. Sich weigern, eine Ähre zu bilden und die Kraft im Laster zu vergeuden, ist Sünde ... ist Buhlerei auf dem Ehelager, die noch verschlimmert wird durch den Ungehorsam dem Gebote gegenüber, das besagt: „Seid ein Fleisch und vermehrt euch in den Kindern“ [Gen 1,26–28 usw.].

Daher seht, o ihr Frauen, die ihr absichtlich unfruchtbar bleiben wollt, ihr rechtmäßigen und ehrbaren Frauen, nicht in den Augen Gottes, aber in jenen der Welt, daß ihr trotzdem Dirnen gleichkommt und Unkeuschheit treiben könnt, selbst wenn ihr nur eurem Ehegatten angehört, weil ihr nicht die Mutterschaft sucht, sondern viel zu oft dem Sinnengenuß frönt. Ihr überlegt nicht, daß die Sinnenlust – welchem Schlund auch ihre Begierde entspringen mag – ein Gift ist, das in Leidenschaft entbrennen läßt. Nach Befriedigung lechzend, durchbricht sie Schranken und wird in ihrer Gier immerzu unersättlicher. Was zurückbleibt ist ein herber Geschmack von Asche unter der Zunge, ein Widerwille, ein Ekel und die Verachtung eurer selbst und des Gefährten eurer Lust. Könnte es denn anders möglich sein, als daß in einem nicht diese Selbstverachtung aufkommen würde, wenn das Gewissen wiedererwacht – und das tut es zwischen einem Sinnenrausch und dem nächsten – weil man sich bis unter das Tier erniedrigt hat?

„Du sollst nicht Unkeuschheit treiben“, ist gesagt worden.

Unkeusch sind ein Großteil der wollüstigen Handlungen des Menschen. Ich betrachte nicht einmal jene absurden Verbindungen, die der Levitikus mit den Worten verurteilt: „Mann, du darfst nicht ei-

nem Mann beiwohnen, als ob es eine Frau wäre“, und „Du darfst nicht einem Tier beiwohnen, um dich nicht mit ihm zu beflecken.“ Dasselbe gilt auch für die Frau, sie darf sich nicht mit dem Tier vereinigen, denn das wäre verbrecherisch! [Lev 18,22–23]

Aber nachdem ich die Pflichten der Eheleute in der Ehe genannt habe, die aufhört, heilig zu sein, wenn sie durch Arglist unfruchtbar bleibt, komme ich auf die Unkeuschheit zwischen Mann und Frau zu sprechen: Unzucht aus gegenseitiger Lasterhaftigkeit oder gegen Bezahlung in Form von Geld oder Geschenken.

Der menschliche Körper ist ein herrlicher Tempel, der einen Altar in sich birgt. Auf dem Altare müßte Gott sein. Doch Gott ist nicht da wo Verderbtheit herrscht. Daher hat der Körper des Unreinen den Altar entweiht und ist ohne Gott.

Ähnlich einem Menschen, der sich betrunken im Schlamm und dem Erbrochenen seines Rausches wälzt, so erniedrigt sich der Mensch selber in der Bestialität der Unzucht und wird schlimmer als der Wurm und das schmutzigste Tier. Sagt mir, wenn jemand unter euch ist, der sich so erniedrigt hat, daß er mit seinem Körper Handel treibt, wie man es mit Korn und Tieren macht, was ist ihm daraus Gutes erwachsen? Nehmt euer Herz in die Hand, beobachtet und befragt es, hört es an, seht euch seine Wunden an, sein schmerzhaftes Erschauern, und dann sprecht und antwortet mir: War jene Frucht wirklich so süß, daß dieses Herz, das rein geboren, diesen Schmerz verdient hätte, gezwungenermaßen in einem unreinen Körper zu wohnen und mit seinem Schlagen der Unkeuschheit Leben und Glut zu verleihen, um sich schlußendlich im Laster zu verbrauchen?

Sagt mir, seid ihr so verkommen, daß ihr nicht einmal im geheimen schluchzen müßt, wenn ihr eine Kinderstimme hört, die „Mama“ ruft, und ihr dann eurer Mutter gedenkt, o ihr Freudenmädchen, die ihr von zu Hause weggelaufen oder fortgejagt worden seid, damit ihr – die faulende Frucht – mit eurer zersetzenden Absonderung nicht auch noch die Geschwister verderbt? Wenn ihr an eure

Mutter denkt, die vielleicht aus Gram gestorben ist, weil sie sich sagen mußte: „Habe ich ein Scheusal geboren?“

Fühlt ihr nicht euer Herz zerspringen, wenn ihr einem einsamen, ehrwürdigen Greis begegnet und dabei an euren Vater denkt, auf den ihr Schmach mit vollen Händen geworfen habt, und mit der Schmach den Spott seines Heimatdorfes?

Spürt ihr nicht, wie eure Eingeweide sich verkrampfen, wenn ihr das Glück einer Braut oder die Unschuld einer Jungfrau seht und ihr euch sagen müßt: „Auf all das habe ich verzichtet, und ich werde es nie mehr haben!“

Spürt ihr nicht euer Gesicht vor Scham brennen, wenn ihr dem Blick der Männer begegnet, der voller Gier oder voller Verachtung ist?

Spürt ihr nicht eure Erbärmlichkeit, wenn ihr euch nach dem Kuß eines Kindes sehnt und nicht mehr zu sagen wagt: „Gib mir einen Kuß“, weil ihr es abgetrieben habt, getötet wie eine unangenehme Last oder ein unnützes Hindernis, von dem Baum gebrochen, dessen Frucht es doch ist, und auf den Misthaufen geworfen, und weil nun die kleinen Leben euch zurufen: „Mörderinnen!“?

Erzittert ihr nicht vor jenem Richter, der euch erschaffen hat und euch erwartet, um euch zu fragen: „Was hast du aus dir gemacht? Habe ich dir etwa das Leben dafür gegeben? Stinkendes Nest der Würmer und der Verwesung, wie wagst du es, vor mein Angesicht zu treten? Du hast alles gehabt, was für dich Gott bedeutete: die Sinnenlust! Nun geh in die Verdammnis ohne Ende!“

Wer weint? Niemand? Ihr sagt, niemand? Und doch, meine Seele geht einer anderen Seele entgegen, die weint! Warum geht sie ihr entgegen? Um ihr den Bann entgegenzuschleudern, sie sei eine Dirne? Nein! Weil ihre Seele mir leid tut. Alles in mir empfindet Abscheu vor ihrem widerlichen, durch Anstrengungen in der Unzucht mit Schweiß bedeckten Körper.

Oh, Vater! Vater! Auch für diese Seele habe ich Fleisch angenommen und den Himmel verlassen, um ihr und ihrer vielen Schwester-

seelen Erlöser zu sein. Warum sollte ich dieses umherirrende Schaf nicht zurückholen und in den Schafstall bringen, es reinigen, mit der Herde vereinigen, auf die Weide führen und ihm eine Liebe schenken, vollkommen wie nur meine Liebe ist, und so ganz anders als jene Liebschaften, die bis jetzt für sie den Namen Liebe trugen und doch nur Haß waren; eine mitfühlende, vollkommene und zarte Liebe, damit sie nicht mehr der vergangenen Zeit nachtrauere, oder ihr nur nachtrauere, weil sie sich sagen muß: „Zu viele Tage habe ich verloren fern von dir, Ewige Schönheit. Wer gibt mir die versäumte Zeit zurück? Wie kann ich in dem kurzen Lebensrest von dem kosten, was ich verkostet hätte, wenn ich rein geblieben wäre?“

Aber weine nicht, von aller Gier der Welt getretene Seele. Höre, du bist ein schmutziger Lumpen, doch du kannst wieder zu einer Blume werden. Du bist ein Misthaufen, doch du kannst zum Blumenbeet werden. Du bist ein unreines Tier, doch du kannst wieder zum Engel werden. Einmal warst du es schon. Du hast auf blumigen Wiesen getanzt, als Rose unter Rosen, frisch wie sie und duftend in deiner Jungfräulichkeit. Du hast freudig deine Kinderlieder gesungen, und dann bist du zur Mutter und zum Vater gesprungen und hast zu ihnen gesagt: „Ich liebe euch“, und der unsichtbare Schutzengel, den jedes Geschöpf an seiner Seite hat, erfreute sich an deiner reinen, himmelblauen Seele . . .

Und dann? Warum? Warum hast du dir die Flügel der kindlichen Unschuld ausgerissen? Warum hast du das Herz eines Vaters und einer Mutter mit Füßen getreten, um anderen, zweifelhaften Liebeleien entgegenzueilen? Warum hast du deine lautere Stimme verlogenen Phrasen der Leidenschaft geliehen? Warum hast du den Stengel der Rose geknickt und dich selbst verletzt?

Bereue, Tochter Gottes! Die Reue erneuert, die Reue reinigt, die Reue läutert. Könnte dir der Mensch nicht mehr verzeihen? Könnte es dein Vater nicht mehr? Doch Gott kann es! Denn die Güte Gottes ist unvergleichbar mit menschlicher Güte, und seine Barmherzigkeit ist unendlich größer als die menschliche Erbärmlichkeit. Achte dich

selbst und mache deine Seele durch ein anständiges Leben wieder würdig. Rechtfertige dich vor Gott, indem du nicht mehr gegen deine Seele sündigst. Erwirb dir einen guten Ruf bei Gott. Das ist es, was zählt! Du bist das Laster! Werde die Sittsamkeit, werde ein Opfer, werde Märtyrerin deiner Reue. Du hast dein Herz martern können, um deinem Fleisch den Genuß zu gewähren. Nun martere dein Fleisch, um deinem Herzen den ewigen Frieden zu schenken.

Gehe! Geht nun alle! Jeder mit seiner Last und seinen Gedanken und denkt darüber nach. Gott erwartet alle und weist keinen von jenen zurück, die reumütig sind. Der Herr möge euch sein Licht schenken, damit ihr eure Seelen zu erkennen vermöget. Gehet hin.«

Viele entfernen sich in Richtung des Dorfes. Andere treten ins Haus. Jesus geht zu den Kranken und heilt sie.

Eine Gruppe von Männern steht plaudernd in einer Ecke. Da sie verschiedene Ansichten vertreten, reden und gestikulieren sie heftig. Einige beschuldigen Jesus, andere verteidigen ihn. Wiederum andere ermahnen diese und jene zu reiferem Urteil. Die Erregtesten wählen einen Mittelweg, vielleicht weil es nur wenige sind im Vergleich zu den anderen Gruppen, und gehen zu Petrus, der zusammen mit Simon die nun entbehrlichen Bahren dreier Geheilten aus dem Schuppen trägt, der zur Pilgerherberge geworden ist. Sie reden ihn vorlaut an: »Mann von Galiläa, höre!«

Petrus wendet sich um und schaut sie an wie seltene Tiere. Er sagt nichts, doch sein Gesicht spricht Bände. Simon wirft nur einen Blick auf die fünf Aufgeregten, geht hinaus und überläßt sie ihrem Gespräch.

Einer der fünf fährt weiter: »Ich bin Samuel, der Schriftgelehrte, dieser ist mein Kollege Sadoch, dieser hier ist der Jude Eleasar, sehr bekannt und einflußreich, dieser der wohlbekannte Ältteste Callascebona und dieser Nahum. Verstehst du! Nahum!« Und der Ton seiner Stimme wird beinahe pathetisch.

Petrus macht eine leichte Verneigung bei jedem Namen, doch zum Schluß bleibt er auf halbem Wege und sagt mit höchster Gleichgül-

tigkeit: »Ich weiß nicht ... nie gehört ... Ich verstehe nicht.«

»Blöder Fischer, du müßtest wissen, wer der Vertrauensmann des Hannas ist!«

»Ich kenne Hannas nicht, ich kenne nur viele Frauen mit dem Namen Hanna ... Eine Unmenge in Kafarnaum heißen auch Hanna. Aber ich weiß nicht, welchem Hannas dieser hier den Vertrauensmann spielt.«

»Dieser? Mir sagt man „dieser“?!«

»Aber was soll ich dir denn sagen? Esel oder Vogel? Als ich zur Schule ging, hat mir der Lehrer beigebracht, „dieser“ zu sagen, wenn ich von einem Mann spreche, und wenn ich nicht irre, bist du ein Mann.«

Der Mann tut, als ob ihn diese Worte quälten. Der andere, der zuerst gesprochen hat, erklärt: »Aber Hannas ist der Schwiegervater des Kajaphas!«

»Ach so, nun verstehe ich. Und was weiter?«

»Nun, du sollst wissen, daß wir entrüstet sind.«

»Über was? Das Wetter? Ich auch. Zum drittenmal muß ich schon das Gewand wechseln, und jetzt habe ich nichts Trockenes mehr anzuziehen.«

»Spiel nicht den Dummen!«

»Den Dummen? Das stimmt doch! Aber wenn ihr nicht über das Wetter verärgert seid, über was dann? Die Römer?«

»Über deinen Meister, den falschen Propheten!«

»Halt, lieber Samuel. Nimm dich in acht, wenn ich wach werde, dann bin ich wie der See. Von der Windstille zum Gewitter brauche ich nur einen Augenblick. Paß auf, was du sagst!«

Auch die Söhne des Zebedäus und des Alphäus sind nun hereingekommen und mit ihnen Iskariot und Simon; sie umringen Petrus, der immer lauter schreit.

»Faß nicht mit deinen plebejischen Händen die Großen Zions an!«

»Oh, Welch feine Herren! Und ihr rührt mir den Meister nicht an, sonst landet ihr im Brunnen, und zwar sofort, um euch innen und außen ganz tüchtig zu reinigen.«

»Ich möchte die Gelehrten des Tempels darauf aufmerksam machen, daß dieses Haus Privatbereich ist«, sagt Simon ruhig. Iskariot beteuert: »Und daß der Meister, dafür kann ich bürgen, für das Haus eines anderen, besonders für das Haus des Herrn, immer die größte Ehrfurcht hat. Dieselbe Ehrfurcht werde auch Seinem Zuhause entgegengebracht.«

»Schweige, du hinterhältiger Wurm!«

»Hinterhältig eben darum! Ihr habt mich angeekelt, und daher bin ich dorthin gegangen, wo es nicht ekelhaft ist. Gebe Gott, daß das Zusammensein mit euch mich nicht gänzlich verdorben hat.«

»Macht es kurz; was wollt ihr?« fragt Jakobus des Alphäus, trocken.

»Wer bist du denn?«

»Ich bin Jakobus des Alphäus, und Alphäus des Jakob, und Jakob des Mattan, und Mattan des Eleasar, und wenn du willst, sage ich dir den ganzen Stammbaum, bis zum König David, von dem ich abstamme, und dazu bin ich der Vetter des Messias. Daher bitte ich dich, mit mir als dem Nachkommen des königlichen Geschlechts und der jüdischen Rasse zu sprechen, wenn es deinen Hochmut anekelt, mit einem ehrlichen Israeliten zu reden, der Gott besser kennt als Gamaliël und Kajaphas. Rede also!«

»Dein Meister und Verwandter läßt sich Dirnen nachfolgen. Jene Verschleierte dort ist eine Dirne. Ich habe sie wiedererkannt, als sie Gold verkaufte. Sie ist die dem Schammai entflohene Geliebte; sie entehrt ihn.«

»Wem? Schammai, dem Rabbi? Dann muß sie schon eine alte Motte und daher ungefährlich sein«, spottet Iskariot.

»Schweig, Verrückter! Von Schammai des Hilkiya, des Bevorzugten von Herodes!«

»Ach so, anscheinend liebt sie ihren Schatz nicht mehr. Schließlich war es ja seine Geliebte, nicht deine. Warum regst du dich dann so auf?« Judas Iskariot antwortet überaus spöttisch.

»Mann, glaubst du nicht, daß du dich entehrst, wenn du den Spi-

on machst?« fragt Judas des Alphäus. »Denkst du nicht, daß derjenige sich entehrt, der sich erniedrigt, zu sündigen, und nicht jener, der versucht, die Sünder wieder aufzurichten? Welche Unehre fällt auf meinen Meister und Bruder, wenn er mit seiner Stimme auch jene zu erreichen versucht, deren Ohren vom Geifer der Unzüchtigen Zions entweiht worden sind?«

»Die Stimme! Ha, ha, ha . . . Er ist dreißig Jahre alt, dein Meister und Vetter, und er ist nur ein größerer Heuchler als die anderen. Du und ihr alle, habt ihr einen guten Schlaf bei Nacht?«

»Unverschämte Schlange! Hinaus oder ich erwürge dich!« schreit Petrus, und Jakobus und Johannes unterstützen ihn, während Simon sich darauf beschränkt zu sagen: »Schande! Deine Heuchelei ist so groß, daß sie aufstößt und überläuft und schleimig ist wie eine Schnecke auf einer reinen Blume. Hinaus, und werde ein Mensch, denn jetzt bist du nur Geifer. Ich erkenne dich, Samuel. Du bist immer noch der Gleiche. Gott möge dir verzeihen. Aber verschwinde aus meinen Augen!«

Doch während Iskariot und Jakobus des Alphäus den so wütenden Petrus festhalten, donnert Judas Thaddäus, der mehr denn je dem Vetter gleicht, von dem er in diesem Augenblick das blaue Aufleuchten in den Augen und die würdevolle Haltung hat: »Wer den Schuldlosen entehrt, entehrt sich selbst. Die Augen und die Zunge hat Gott geschaffen, um sie in Heiligkeit zu gebrauchen. Der Verleumder schändet und erniedrigt sie, indem er sie zu Untaten mißbraucht. Ich will mich nicht selbst beschmutzen, indem ich durch eine gemeine Tat deinen weißen Haaren Schmach antue. Aber vergiß nicht: die Bösen hassen gute Menschen, und der Törichte tobt seinen Unmut aus, ohne auch nur zu überlegen, daß er sich dadurch verrät. Wer in der Finsternis lebt, verwechselt den blühenden Zweig mit einer Schlange. Doch wer im Licht lebt, sieht die Dinge, wie sie sind und verteidigt sie aus Liebe zur Gerechtigkeit, wenn sie verachtet werden. Wir leben im Licht. Wir sind das edle und keusche Geschlecht der Kinder des Lichtes, und unser Oberhaupt ist der Hei-

lige, der weder Weib noch Sünde kennt. Wir folgen ihm nach und verteidigen ihn gegen seine Feinde, für die wir, wie er es uns gelehrt hat, keinen Haß, sondern nur Gebete haben. Lerne, o Greis, von einem Jüngling, der reif geworden ist, weil er die Weisheit zur Lehrerin hat, auf daß du nicht voreilig seiest im Reden und unfähig, Gutes zu tun. Geh und berichte dem, der dich gesandt hat, daß nicht im entehrten Haus auf dem Berg Morija, sondern in dieser bescheidenen Wohnung Gott in seiner Herrlichkeit thront. Leb wohl!«

Die fünf Männer wagen es nicht, etwas einzuwenden und entfernen sich.

Die Jünger beraten. Sollen sie es Jesus sagen oder nicht? Jesus weilt immer noch bei den geheilten Kranken. Ja, es ihm sagen! Es ist besser so!

Sie gehen zu ihm, rufen ihn und erzählen ihm alles. Jesus lächelt ruhig und antwortet: »Ich danke euch für die Verteidigung; doch was wollt ihr? Ein jeder gibt das, was er hat.«

»Aber ein wenig Recht haben sie. Man hat Augen im Kopf, um zu sehen, und viele sehen. Sie ist immer hier draußen, wie ein Hund. Sie schadet dir«, sagen einige.

»Laßt sie in Ruhe. Nicht sie wird der Stein sein, der mein Haupt treffen soll, und wenn sie gerettet wird, dann ist die Freude darüber einen Tadel wert.«

Alles endet mit dieser gütigen Antwort.

163 Die Verschleierte beim „Trügerischen Gewässer“

Das Wetter ist so schauerlich, daß kein Pilger kommen konnte. Es gießt in Strömen, und der Vorplatz hat sich in einen Tümpel verwandelt, auf dem trockene Blätter schwimmen, die wer weiß woher stammen und vom Wind bis hierher geweht worden sind. Der Wind pfeift und rüttelt an Angeln und Türen. In der Küche, in der es dunkler als gewöhnlich ist, weil man, um das Eintreten des Regenwassers zu verhindern, die Türe geschlossen halten muß, und die voll von

Rauch ist, da ihn der Wind zurückdrängt, wird man geräuchert, die Augen tränen und der Husten reizt.

»Da hatte Salomon recht«, belehrt Petrus. »Drei Dinge sind es, die den Mann vertreiben: ein zänkisches Weib – das habe ich in Kafarnaum gelassen, damit es sich mit den anderen Schwiegersöhnen zanken kann – ein Kamin, der den Rauch nicht abziehen läßt, und ein Dach, das nicht wasserdicht ist . . . und diese beiden haben wir. Doch morgen werde ich mich um den Kamin kümmern. Ich werde aufs Dach steigen, und du, du und du (Jakobus, Johannes und Andreas), ihr werdet mit mir kommen. Mit Schieferplatten werden wir den Kamin aufstocken und ihn mit einem Dach versehen.«

»Und wo willst du die Schieferplatten hernehmen?« fragt Thomas.

»Vom Vordach. Wenn es dort regnet, ist es kein Weltuntergang. Aber hier. Tut es dir leid, daß sich deine Speisen nicht mehr mit Rußtropfen schmücken?«

»Stelle dir vor! Wenn es uns gelingen würde . . . Schau, wie ich aussehe . . . es regnet mir auf den Kopf, wenn ich hier beim Feuer stehe.«

»Du gleichst einem ägyptischen Ungeheuer«, sagt Johannes lachend.

Es stimmt, Thomas hat bizarre Kommas in seinem vollen, gutmütigen Gesicht. Der erste, der darüber lacht, ist er selbst, der immerfrohe, und auch Jesus muß lachen, denn während Thomas spricht, fällt ihm ein dicker, schwarzer Rußtropfen auf die Nase und hinterläßt einen schwarzen Fleck.

»Du bist ein Fachmann in der Wettervorhersage. Was sagst du? Wird es noch lange so weiterregnen?« wird Petrus von Iskariot gefragt, der seit einigen Tagen ganz verändert ist.

»Ich kann es dir gleich sagen. Ich werde den Astrologen spielen«, sagt Petrus, geht zur Türe, öffnet sie ein klein wenig und steckt den Kopf und eine Hand hinaus. Er stellt fest: »Niedriger Südwind, heiß und schwül . . . Uff! Wenig zu . . . «

Petrus schweigt plötzlich, kommt leise herein, indem er die Türe einen Spalt offen läßt und hinausguckt.

»Was ist los?« fragen sie zu dritt oder viert.

Aber Petrus deutet ihnen mit der Hand an, daß sie schweigen sollen. Er schaut noch einmal hinaus, dann sagt er flüsternd: »Jene Frau ist da. Sie hat Wasser am Brunnen getrunken und ein vergessenes Holzbündel aufgehoben. Es ist ganz naß und wird kaum brennen. Nun geht sie. Ich werde ihr nachgehen. Ich möchte sehen ...«, und Petrus geht vorsichtig hinaus.

»Wo hat sie wohl Unterschlupf gefunden, da sie immer hier ist?« fragt Thomas.

»Und dazu bei diesem Wetter!« sagt Matthäus.

»Ins Dorf geht sie ganz bestimmt, denn auch vorgestern hat sie dort Brot gekauft«, sagt Bartholomäus.

»Sie hat eine schöne Ausdauer, immer verschleiert zu bleiben«, bemerkt Jakobus des Alphäus.

»Oder einen triftigen Grund dafür«, ergänzt Thomas.

»Aber ist sie wirklich das, was der Jude gestern gesagt hat?« fragt Johannes. »Die sind doch immer so verlogen.«

Jesus schweigt, als ob er taub wäre. Alle sehen ihn an, in der Gewißheit, daß er es weiß. Aber er schnitzt an einem Stück weichen Holzes herum, das sich langsam in eine große Gabel verwandelt, mit der man das Gemüse aus dem kochenden Wasser heben kann. Als er damit fertig ist, bietet er seine Arbeit Thomas an, der sich wirklich mit Leib und Seele für den Küchendienst eingesetzt hat.

»Du bist wirklich tüchtig, Meister. Aber wirst du uns jetzt sagen, wer sie ist?«

»Eine Seele. Für mich seid ihr alle Seelen. Nichts anderes. Männer, Frauen, Greise, Kinder: Seelen, Seelen, Seelen! Blütenweiße Seelen die kleinen Kinder, himmelblaue Seelen die Kinder, rosafarbene Seelen die Jugendlichen, goldene Seelen die Gerechten, pechschwarze Seelen die Sünder. Nur Seelen, nur Seelen! Ich lächle den reinen Seelen zu, denn mir scheint, dabei den Engeln zuzulächeln, und ich ruhe mich aus unter den himmelblauen und rosafarbenen Blumen der guten Jugendlichen; ich erfreue mich an den wertvollen Seelen

der Gerechten, und ich bemühe mich schmerzhaft, die Seelen der Sünder wieder wertvoll und strahlend zu machen. Die Gesichter? Die Körper? Sie sind nichts ... Ich kenne euch und erkenne euch wieder an euren Seelen.«

»Was für eine Seele ist denn sie?« möchte Thomas wissen.

»Bestimmt keine so neugierige Seele wie die meiner Freunde hier. Denn sie fragt nichts, erbittet nichts und geht und kommt, ohne zu reden oder herumzublicken.«

»Ich hatte in ihr eine Dirne oder eine Aussätzige vermutet, doch dann habe ich meine Meinung geändert, Meister. Wenn ich dir etwas erzähle, wirst du mich dann nicht tadeln?« fragt Iskariot und setzt sich an den Knien Jesu nieder, ganz verändert, demütig, gut, sogar schöner in seinem ergebenen Ausdruck, als wäre er nicht mehr der bombastische, wichtigtuerische Judas.

»Ich werde dich nicht tadeln. Sprich!«

»Ich weiß, wo sie wohnt. Ich bin ihr eines Abends gefolgt und habe dabei so getan, als wollte ich Wasser am Brunnen holen. Sie kommt immer bei anbrechender Dunkelheit zum Brunnen. Eines Morgens habe ich am Boden eine silberne Haarspange gefunden, am Brunnenrande, und habe sofort verstanden, daß die Frau sie verloren haben mußte. Nun, sie hält sich in einer kleinen Holzhütte im Walde auf. Vielleicht dient diese Hütte den Landarbeitern. Sie ist halb vermodert, und die Frau hat selbst darüber Reiser gelegt, um ein Dach zu machen. Vielleicht braucht sie das Reisigbündel auch dazu. Es ist ein elendes Loch ... Ich verstehe nicht, wie man darin hausen kann. Es könnte vielleicht einem großen Hund oder einem ganz kleinen Esel genügen. Es war gerade eine Mondnacht, ich konnte gut sehen. Die Hütte ist ganz im Gebüsch versteckt und innen leer, es gibt keine Türe. Deshalb habe ich meine Meinung geändert und verstanden, daß sie keine Verbrecherin ist.«

»Du hättest dies nicht tun dürfen. Aber sei ehrlich: mehr hast du nicht getan?«

»Nein, Meister. Ich hätte sie nur gerne gesehen; denn seit Jericho

fällt sie mir schon auf, und mir scheint, daß ich sie am Schritt erkenne, so leicht und schnell bewegt sie sich. Auch ihre Gestalt muß geschmeidig und schön sein. Ja, man kann dies vermuten, trotz all ihrer vielen Kleider. Aber ich habe nicht gewagt, sie auszuspionieren, während sie am Boden ruhte. Vielleicht nimmt sie dabei den Schleier ab, doch ich habe sie respektiert . . . «

Jesus betrachtet Judas ganz fest und sagt dann: »Und du hast dabei gelitten. Doch du hast die Wahrheit gesagt. Und ich will dir sagen, daß ich mit dir zufrieden bin. Das nächste Mal wird es dich noch weniger kosten, gut zu sein. Alles liegt am ersten Schritt. Brav, Judas«, und er liebkost ihn.

Nun kommt Petrus herein. »Aber Meister! Jene Frau ist verrückt geworden. Weißt du, wo sie sich aufhält? Ganz nahe am Flußufer, in einer Holzhütte im dichten Gebüsch. Vielleicht hat dieser Unterschlupf einmal einem Fischer oder einem Holzfäller gedient . . . Wer weiß. Doch ich hätte nie gedacht, daß an diesem feuchten, in einen Graben eingesunkenen und unter Gestrüpp begrabenen Ort eine arme Frau sein könnte. Ich habe sie gefragt: „Sprich und antworte aufrichtig: Bist du aussätzig?“ Sie hat mir mit einem Flüstern geantwortet: „Nein.“ „Schwöre es!“ „Ich schwöre es!“ „Paß auf, wenn du aussätzig bist und es nicht eingestehst und in die Nähe des Hauses kommst und ich erfahre, daß du unrein bist, dann lasse ich dich steinigen . . . Aber wenn du verfolgt wirst, weil du eine Diebin oder eine Mörderin bist, und hier wohnst, weil du Angst vor uns hast, dann brauchst du dich nicht zu fürchten. Aber jetzt, heraus da! Siehst du nicht, daß du im Wasser stehst? Hast du Hunger? Frierst du? Du zitterst ja. Ich bin alt, siehst du? Ich mache dir nicht den Hof. Ich bin alt und anständig. Daher höre auf mich.“ So habe ich zu ihr gesprochen. Aber sie wollte nicht kommen. Wir werden sie tot auffinden, denn sie stand wirklich im Wasser.«

Jesus ist nachdenklich. Er betrachtet die zwölf Gesichter, die ihn aufmerksam beobachten. Dann fragt er: »Was meint ihr, daß geschehen soll?«

»Aber Meister, du mußt entscheiden.«

»Nein, ich möchte eure Meinung hören. Es ist eine Angelegenheit, die auch eure Beurteilung erfordert, und ich darf eurem Recht dazu keine Gewalt antun.«

»Im Namen der Barmherzigkeit sage ich, man kann sie nicht dort lassen«, sagt Simon, und Bartholomäus: »Ich würde vorschlagen, ihr heute den Raum der Pilger zur Verfügung zu stellen. Er ist für die Pilger da, also kann auch sie ihn benützen.«

»Sie ist ein Mensch wie alle anderen«, bemerkt Andreas.

»Außerdem kommt heute niemand«, fügt Matthäus hinzu.

»Ich würde vorschlagen, sie heute zu beherbergen und es dann morgen dem Verwalter zu sagen. Er ist ein guter Mensch«, sagt Judas Thaddäus.

»Du hast recht. Gut so. Er hat auch viele leere Ställe. Ein Stall ist immer noch ein Königspalast im Vergleich zu diesem eingesunkenen Kahn«, ruft Petrus aus.

»Geh also und sag es ihr«, ermuntert ihn Thomas.

»Die Jungen haben noch nicht gesprochen«, bemerkt Jesus.

»Mir ist recht, was du tust«, sagt der Vetter Jakobus, und der andere Jakobus gleichzeitig mit seinem Bruder: »Uns auch.«

»Ich befürchte nur den verhängnisvollen Fall, daß irgendein Pharisäer unvermutet daherkäme«, sagt Philippus.

»Oh, auch wenn wir in die Wolken gingen, glaubst du, daß sie uns mit Anklagen verschont lassen würden? Sie klagen Gott nur nicht an, weil er fern ist. Wenn sie ihn aber in der Nähe hätten, wie dies bei Abraham, Jakob und Mose der Fall war, dann würden sie auch ihm Vorwürfe machen ... Wer ist denn für sie ohne Schuld?« sagt Judas von Kerijot.

»Also dann geht und sagt ihr, daß sie im Pilgerraum Obdach nehmen soll. Geh du, Petrus, mit Simon und Bartholomäus. Ihr seid älter und werdet sie weniger beängstigen. Sagt ihr, sie bekäme ein warmes Essen und ein trockenes Gewand. Wir haben das von Isaak zurückgelassene. Seht ihr, wie alles nützlich ist? Es ist ein Frauengewand, das einem Mann gegeben worden ist.«

Die Jünger lachen, denn über das genannte Kleid muß schon manchmal gescherzt worden sein.

Die drei Älteren gehen . . . und kehren bald wieder zurück.

»Es war nicht einfach, aber schließlich ist sie gekommen. Wir haben ihr geschworen, daß wir sie nie stören werden. Nun will ich ihr das Stroh und das Gewand bringen. Gib mir Gemüse und Brot. Sie hat heute noch nichts gegessen. Natürlich, wer ist denn auch bei einer solchen Sintflut unterwegs.« Der gute Petrus geht mit seinen Schätzen hinaus.

»Und nun ein Befehl, der für alle gilt: Unter keinen Umständen geht ihr in den Pilgerschlafrum. Morgen wollen wir weiter sehen. Gewöhnt euch daran, das Gute zu tun um des guten Zweckes willen, ohne Neugier und ohne Verlangen, darin eine Ablenkung oder anderes zu finden. Seht ihr? Ihr habt euch beklagt, daß heute nichts zu tun sei. Wir haben dem Nächsten unsere Liebe entgegengebracht; was hätten wir Größeres vollbringen können? Wenn sie, und dies ist sicher, unglücklich ist, kann unsere Hilfe für sie Erholung, Wärme und Schutz sein, die zusammen wertvoller sind als ein wenig Nahrung, ein ärmliches Gewand und das feste Dach, das wir ihr gegeben haben! Wenn sie eine Schuld auf sich geladen hat, eine Sünderin ist, ein Geschöpf auf der Suche nach Gott, wird dann unsere Liebe nicht zur schönsten Lehre, zum klarsten Hinweis, um sie auf den Weg zu Gott zu führen?«

Petrus kommt ganz leise zurück und hört seinem Meister zu.

»Seht, Freunde. Israel hat viele Lehrer, und sie reden und reden . . . Doch die Seelen bleiben, wie sie sind. Warum? Weil die Seelen die Worte der Meister hören, aber auch ihre Werke sehen. Diese Werke jedoch zerstören ihre Worte, und die Seelen bleiben, was sie sind, wenn sie nicht noch schlimmer werden. Aber wenn ein Lehrer auch tut, was er sagt, und in allen seinen Werken heiligmäßig handelt, auch in den einfachsten materiellen Dingen, z. B. wenn er das Brot reicht, ein Kleid schenkt, einen Unterschlupf für den notleidenden Nächsten beschafft, dann bewirkt er, daß die Seelen Fortschritte ma-

chen und zu Gott gelangen; denn seine Taten bekunden den Brüdern: Es gibt einen Gott, und Gott ist hier! Oh, die Liebe! Wahrlich, ich sage euch, wer liebt, rettet sich selbst und die anderen.«

»Du sagst es gut, Meister. Jene Frau hat mir gesagt: „Der Retter sei gepriesen und der, der ihn gesandt hat, und ihr alle mit ihm“, und mir armem Kerl wollte sie die Füße küssen, während sie unter ihrem dichten Schleier weinte . . . Hoffentlich kommt nicht irgend-ein Nachtschwärmer von Jerusalem, sonst . . . Wer würde uns dann retten?«

»Unser Gewissen rettet uns vor dem Gericht unseres Vaters, und das ist genug«, sagt Jesus. Er setzt sich an den Tisch, nachdem er die Speisen gesegnet und dargebracht hat.

Alles ist zu Ende.

164 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst die Feiertage heiligen«

Das Wetter ist nicht mehr so ungut, und obgleich es immer noch regnet, erlaubt es den Leuten wieder, zum Meister zu kommen.

Jesus steht abseits und hört zwei oder drei Personen an, die ihm Wichtiges anzuvertrauen haben, dann aber wieder beruhigt an ihren Platz zurückkehren. Er segnet auch ein Knäblein, das seine kleinen Beine so unglücklich gebrochen hat, daß kein Arzt es behandeln will und alle sagen: »Es ist unmöglich, sie sind oben, bei der Wirbelsäule, gebrochen,« erklärt die Mutter ganz in Tränen aufgelöst: »Es ist mit seinem Schwesterchen auf der Dorfstraße herumgesprungen. Da ist ein Herodianer mit seinem Wagen und den Pferden im Galopp dahergefahren, und das Kind kam unter den Wagen. Zuerst habe ich gedacht, es wäre tot. Doch es ist schlimmer. Du siehst es selbst. Ich lasse es auf dem Brett liegen, weil man nichts anderes tun kann. Es leidet, leidet, denn der Knochen ist zerstört. Und wenn der Knochen nicht mehr schmerzen wird, dann wird es dennoch leiden, weil es nur noch auf dem Rücken liegen kann.«

»Tut es sehr weh?« fragt Jesus mitleidig den weinenden Knaben.

»Ja.«

»Wo?«

»Hier und hier«, und er berührt mit seinen unsicheren Händchen die beiden Hüftknochen. »Und dann hier und hier«, und er zeigt nach dem Rücken und den Schultern. »Das Bett ist hart, und ich möchte mich bewegen, ich ...«, und er weint ganz verzweifelt.

»Möchtest du auf meine Arme kommen? Willst du? Ich will dich mitnehmen dort hinauf, von wo du alle beobachten kannst, während ich rede ...«

»Ja ...« (Dieses Ja ist voller Verlangen.) Das arme Kind streckt bittend die Ärmchen aus.

»Komm also!«

»Aber das ist doch nicht möglich. Meister, er kann doch nicht. Er hat zu starke Schmerzen ... Ich darf ihn nicht einmal beim Waschen bewegen ...«

»Ich werde ihm nicht weh tun ...«

»Aber der Arzt ...«

»Der Arzt ist der Arzt. Ich bin ich! Warum bist du gekommen?«

»Weil du der Messias bist«, antwortet die Frau und wird weiß und rot im Gesicht, hin- und hergerissen zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

»Also? Komm, Kleiner!« Jesus legt einen Arm unter die leblosen Beinchen, den anderen unter die Schultern, hebt das Kind hoch und fragt: »Tut es weh? Nein? Gut, dann sag Mama Lebewohl, und wir wollen gehen.«

Dann geht er mit seiner Last durch die Menge, die Platz macht, und erreicht eine Art von Podest, das sie für ihn errichtet haben, damit ihn alle sehen können, auch jene im Hof. Er läßt sich einen Hocker geben und setzt sich nieder, nimmt das Kind auf die Knie und fragt es: »Gefällt es dir? Nun sei brav und höre auch du gut zu«, und Jesus beginnt zu sprechen. Seine Rede begleitet Jesus mit Gebärden der rechten Hand, während er mit der Linken das Kind

stützt, das die Menschen beobachtet, glücklich darüber, etwas sehen zu können. Es lächelt der Mutter zu, die hinten im Raum in bangender Hoffnung zittert. Das Kind spielt mit der Kordel am Gewand Jesu und mit dem weichen, blonden Bart des Meisters und einer Locke seiner langen Haare.

»Es steht geschrieben: „Deine Arbeit sei ehrlich, und den siebten Tag widme dem Herrn und deiner Seele.“ Dies ist mit dem Gebot der Sabbatruhe gesagt worden.

Der Mensch ist nicht mehr als Gott. Aber Gott vollendete seine Schöpfung in sechs Tagen und ruhte am siebenten Tag. Weshalb erlaubt sich der Mensch, dem Beispiel des Vaters nicht zu folgen und seinem Gebot nicht zu gehorchen? Ist es ein törichter Befehl? Nein! Wahrlich, es ist ein heilsamer Befehl, sowohl in körperlicher als auch in moralischer und geistiger Hinsicht.

Der ermüdete Körper des Menschen braucht Ruhe, wie derjenige jedes erschaffenen Wesens. Der Ochse, der auf dem Felde gebraucht wird, der Esel, der als Lasttier nützlich ist, das Schaf, das uns das Lamm gebärt und die Milch gibt, sie alle ruhen sich auch aus, und wir lassen sie ruhen, um sie nicht zu verlieren. Auch die Erde des Feldes ruht, damit sie sich in den Monaten, in denen sie ohne Saat bleibt, mit den Salzen, die mit dem Regenwasser fallen oder aus dem Boden stammen, nähren und sättigen kann. Sie alle ruhen, auch ohne unsere Einwilligung zu erbitten, die Tiere und Pflanzen, die den ewigen Gesetzen einer weisen Erneuerung gehorchen. Warum will denn der Mensch weder den Schöpfer nachahmen, der am siebten Tage ruhte, noch die ihm unterlegene Schöpfung, sei es die Pflanzen- oder die Tierwelt, die sich nach diesen Gesetzen zu richten weiß und ihnen gehorcht, ohne ein anderes Gebot erhalten zu haben, als dasjenige, welches in ihrem Instinkt verankert ist?

Es gibt auch eine sittliche Ordnung außer der physischen. Sechs Tage lang dient der Mensch allem und allen. Wie ein Faden im Triebwerk des Webstuhls geht er auf und ab, ohne je sagen zu können: „Jetzt beschäftige ich mich mit mir selbst und mit meinen Lieben.“

Ich bin Vater, und heute gehöre ich meinen Kindern. Ich bin Bräutigam, und heute widme ich mich meiner Braut. Ich bin Bruder und freue mich an meinen Brüdern. Ich bin Sohn und kümmere mich heute um meine alten Eltern.“

Es ist ein Befehl für unsere Seele. Die Arbeit ist heilig, noch heiliger ist die Liebe, am heiligsten ist Gott. Dessen eingedenk soll wenigstens ein Tag der Woche unserem guten und heiligen Vater geschenkt werden, der uns das Leben gegeben hat und es uns erhält. Warum ihn weniger gut behandeln als den irdischen Vater, die Kinder, die Brüder, die Braut, unseren eigenen Körper? Der Tag des Herrn gehöre ihm! Wie angenehm ist es, sich am Abend nach der Tagesarbeit in einem Haus voller Liebe auszuruhen. Wie angenehm, es nach langer Reise wieder zu erreichen. Warum sollte man nach sechs Tagen der Arbeit nicht das Haus des Vaters aufsuchen? Warum nicht wie der Sohn sein, der von einer sechstägigen Reise zurückkehrt und sagt: „Siehe, da bin ich, um meinen Ruhetag mit dir zu verbringen“?

Aber nun hört gut zu. Ich habe gesagt: „Deine Arbeit sei ehrlich!“

Ihr wißt, daß unser Gesetz die Nächstenliebe vorschreibt. Die Redlichkeit der Arbeit gehört zu dieser Nächstenliebe. Der redliche Mensch tätigt keine betrügerischen Geschäfte, unterschlägt dem Arbeiter nicht den gerechten Lohn und nützt ihn nicht auf sündhafte Weise aus. Im Bewußtsein, daß der Diener und der Arbeiter Leib und Seele haben wie er, behandelt er ihn nicht wie einen leblosen Stein, den man mit dem Eisen schlagen oder mit dem Fuß stoßen darf. Wer nicht so handelt, der liebt den Nächsten nicht und sündigt daher in den Augen Gottes. Verflucht ist sein Gewinn, selbst wenn er davon die Abgabe für den Tempel zahlt.

Oh, welch verlogene Gabe! Wie kann er es wagen, sie zu den Füßen des Altares niederzulegen, wenn sie trieft vom Blut und den Tränen des ausgebeuteten Untergebenen oder wenn sie Diebstahl genannt werden muß, oder: Verrat am Nächsten; denn der Dieb ist ein Verräter an seinem Mitmenschen. Wahrlich, der Feiertag ist nicht ge-

heiligt, wenn er nicht dazu dient, daß der Mensch sich erforscht, und wenn er nicht damit verbracht wird, sich zu bessern und die während den sechs Tagen begangenen Sünden wieder gutzumachen.

Ja, das ist die Heiligung des Feiertages! Das, und nicht eine andere, rein äußerliche Handlung, die eure Denkweise nicht um ein Jota ändert. Gott will lebendige Werke, nicht Trugbilder von Werken.

Vorgespielter Gehorsam gegenüber dem Gesetz ist Scheinhandlung. Scheinhandlung ist die vorgetäuschte Heiligung des Sabbats, die Ruhe, die gehalten wird, nur um damit den Gehorsam gegenüber dem Gesetz öffentlich kundzutun, während man die Mußestunden dazu benützt, um dem Laster in der Ausschweifung und Schlemmerei zu frönen, sowie im Überlegen, wie man in der kommenden Woche den Nächsten ausbeuten und ihm schaden könnte.

Die Heiligung des Sabbats, also die körperliche Ruhe, ist eine Scheinhandlung, wenn sie nicht gepaart ist mit einer inneren, seelischen, heiligen Arbeit ehrlicher Selbsterforschung, einer demütigen Selbsterkenntnis seiner eigenen Erbärmlichkeit, einem ernsthaften Vorsatz, sich während der kommenden Woche besser zu verhalten.

Ihr werdet sagen: „Doch wenn man dann von neuem in die Sünde fällt?“ Was würdet ihr von einem Kinde halten, das, weil es gefallen ist, keinen Schritt mehr machen wollte, um nicht wieder zu fallen? Daß es ein Dummkopf ist, daß es sich nicht zu schämen braucht wegen seiner Unsicherheit beim Gehen, denn alle sind wir unsicher gewesen, als wir noch klein waren, und daß unser Vater uns deswegen doch geliebt hat. Wer erinnert sich nicht, wie uns das Umfallen eine Flut mütterlicher Küsse und väterlicher Liebkosungen eintrug?

Dasselbe tut unser allergütigster Vater, der im Himmel ist. Er neigt sich über seinen Kleinen, der am Boden weint, und sagt: „Weine nicht! Ich werde dich aufheben. Das nächste Mal wirst du vorsichtiger sein. Komm in meine Arme. Da wird alles Weh vergehen, und du wirst gestärkt, geheilt und glücklich daraus hervorgehen.“ Das sagt unser Vater, der im Himmel ist. Das sage ich euch. Wenn es euch gelingen würde, den Glauben an den Vater zu haben, würde

euch alles gelingen. Einen Glauben, gebt acht, wie jener eines Kindes! Das Kind hält alles für möglich. Es fragt nicht, ob und wie etwas geschehen kann. Es ermißt die Tragweite eines Geschehens nicht. Es glaubt dem, der in ihm Vertrauen erweckt, und tut, was er ihm sagt. Seid wie die Kinder vor dem Allerhöchsten. Wie liebt er diese verirren Engelchen, welche die Schönheit der Erde sind! Genauso liebt er die Seelen, die einfach, gut und rein sind wie ein Kind.

Wollt ihr den Glauben eines Kindes sehen, um zu lernen, wie man Vertrauen haben muß? Seht! Ihr alle habt den Kleinen bemitleidet, den ich hier an meiner Brust halte und der, entgegen den Aussagen der Ärzte und der Mutter, beim Sitzen auf meinem Schoß nicht geweint hat. Seht ihr? Das Kind tat schon längere Zeit nichts anderes, als Tag und Nacht zu weinen, ohne Ruhe zu finden; hier weint es nicht. Es ist friedlich an meinem Herzen eingeschlafen. Ich habe es gefragt: „Willst du in meine Arme kommen?“ Es hat geantwortet: „Ja“, ohne an seinen elenden Zustand zu denken, an den möglichen Schmerz, den es infolge einer Bewegung hätte empfinden können. Es hat in meinem Antlitz Liebe gesehen und „Ja“ gesagt und ist gekommen. Es hat keinen Schmerz mehr empfunden. Es hat sich darüber gefreut, hier oben zu sein, alles sehen zu können, auf einen weichen Körper gesetzt zu werden und nicht mehr auf dem harten Brett liegen zu müssen. Es hat gelächelt, gespielt und ist mit einer Locke meiner Haare in den kleinen Händen eingeschlafen. Nun will ich das Kind mit einem Kuß wecken . . . « und Jesus küßt das Kind auf die braunen Härchen, und es erwacht mit einem Lächeln.

»Wie heißt du?«

»Johannes.«

»Höre, Johannes, willst du gehen? Willst du zu deiner Mutter gehen und ihr sagen: „Der Messias segnet dich deines Glaubens wegen?“«

»Ja, ja«, und der Kleine klatscht in die Händchen und fragt: »Du machst, daß ich gehen kann? Auf die Wiesen? Ohne das harte Brett? Ohne die Ärzte, die mir weh tun?«

»Nicht mehr, nie mehr!«

»Oh, wie ich dich liebe!«, und das Kind wirft seine Ärmchen um den Hals Jesu und küßt ihn, und um ihn noch besser küssen zu können, kniet es mit einem Ruck auf die Knie Jesu, und eine Menge unschuldiger Küsse fällt auf Stirn, Augen und Wangen Jesu.

Das Kind, mit seinen bis jetzt gebrochenen Knochen, bemerkt in seiner Freude nicht einmal, daß es sich bewegen kann. Aber der Schrei der Mutter und der Menge wecken es auf, und es blickt erstaunt um sich. Seine großen, unschuldigen Augen im abgemagerten Gesichtlein schauen fragend. Immer noch auf den Knien, sein rechtes Ärmchen um den Hals Jesu gelegt, fragt es vertrauensvoll, indem es auf die aufgeregten Menschen und auf die Mutter im Hintergrund zeigt, die in einem fort: »Johannes, Jesus, Johannes, Jesus!« ruft, »warum schreien die Leute und die Mutter? Was haben sie denn? Bist du Jesus?«

»Ich bin es. Die Leute schreien, weil sie froh sind, daß du wieder gehen kannst. Leb wohl, kleiner Johannes.« Jesus küßt und segnet das Kind. »Geh zu deiner Mutter und sei lieb!«

Das Kind rutscht selbstsicher von den Knien Jesu, rennt zur Mutter, wirft sich ihr an den Hals und sagt: »Jesus segnet dich. Warum weinst du?«

Als die Leute sich beruhigt haben, ruft Jesus laut: »Macht es wie der kleine Johannes, ihr, die ihr in Sünde fallt und euch verletzt. Glaubt an die Liebe Gottes. Der Friede sei mit euch!«

Während sich die Hosannarufe der Menge mit dem glücklichen Weinen der Mutter vermengen, verläßt Jesus, von den Seinen geschützt, den Raum.

Das ist das Ende.

165 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst nicht töten« • Tod des Doras

»„Du sollst nicht töten“, steht geschrieben.

Welcher der beiden Gebotsgruppen gehört dieses Gebot an?

„Der zweiten?“ sagt ihr. Seid ihr sicher?

Ich frage euch ebenso: Besteht die Schuld darin, daß man sich gegen Gott oder den Getöteten versündigt? Ihr sagt: „Gegen den Getöteten?“ Seid ihr dessen sicher?

Weiterhin frage ich euch: Geht es nur um die Sünde des Mordes? Wenn man tötet, begeht man nur diese einzige Sünde?

„Nur diese“, sagt ihr? Hegt niemand einen Zweifel? Antwortet mit lauter Stimme. Einer soll für euch alle reden. Ich warte.« Jesus beugt sich nieder, um ein kleines Mädchen zu streicheln, das ganz nah zu ihm hingetreten ist und ihn verzückt betrachtet und dabei vergißt, in seinen Apfel, den ihm die Mutter gegeben hat, damit es sich ruhig verhält, zu beißen.

Ein alter, stattlicher Mann erhebt sich und sagt: »Höre, Meister! Ich bin ein alter Synagogenvorsteher, und man hat mich gebeten, für sie zu sprechen. So spreche ich für alle. Es scheint mir und es scheint uns, nach Gerechtigkeit geantwortet zu haben, dementsprechend, was man uns gelehrt hat. Ich gründe meine Sicherheit auf das Kapitel des Gesetzes über Mord und Schläge. Doch du weißt, daß wir gekommen sind, um belehrt zu werden, da wir in dir Weisheit und Wahrheit erkennen. Wenn ich mich irre, dann erleuchte meine Finsternis, damit der alte Diener zu seinem lichtumkleideten König gehen kann. Wie an mir, so handle auch an ihnen, die zu meiner Herde gehören und mit ihrem Hirten hergekommen sind, um an den Quellen des Lebens zu trinken.« Der Mann verneigt sich mit größter Achtung, bevor er sich wieder setzt.

»Wer bist du, Vater?«

»Klopas von Emmaus, dein Diener.«

»Nicht meiner. Der Diener desjenigen, der mich gesandt hat, denn

dem Vater gebührt jeglicher Vorrang und alle Liebe im Himmel, auf Erden und in den Herzen. Der erste, der ihm diese Ehre erweist, ist sein Wort, das auf dem makellosen Tisch, so, wie es der Priester mit den Opferbroten macht, die Herzen der guten Menschen nimmt und sie aufopfert. Aber höre, Klopas, damit du ganz erleuchtet zu Gott hingehen kannst, wie es dein heiliger Wunsch ist:

Um die Strafwürdigkeit einer Sünde einzuschätzen, muß man die Umstände bedenken, die ihr vorangehen, ihr den Weg bahnen, sie entschuldigen, sie erklären. Wen habe ich erschlagen? Was habe ich erschlagen? Wo habe ich erschlagen? Womit habe ich erschlagen? Warum habe ich erschlagen? Wie und wann habe ich erschlagen? All das muß sich jener fragen, der getötet hat, bevor er vor Gott hintritt, um ihn um Vergebung zu bitten.

„Wen habe ich getötet?“

Einen Menschen. Ich sage: Einen Menschen. Ich bedenke und berücksichtige nicht, ob er arm oder reich, frei oder Sklave ist. Für mich gibt es keine Sklaven oder Machthaber. Es gibt nur Menschen, die von einem Einzigen erschaffen worden und darum alle gleich sind. Daher sind vor der Majestät Gottes auch die mächtigsten Herrscher der Erde Staub, und in den Augen Gottes und in meinen Augen gibt es nur ein Sklaventum: jenes der Sünde und daher unter Satan. Das alte Gesetz unterscheidet zwischen Freien und Sklaven, und bis ins kleinste gehend, unterscheidet es zwischen dem Töten durch einen Schlag und demjenigen, das es dem Opfer erlaubt, noch ein bis zwei Tage zu überleben. In gleicher Weise macht es einen Unterschied, ob der Stoß oder Hieb an einer schwangeren Frau zu deren Tod führt oder ob nur ihre Leibesfrucht getötet wird. Das aber ist gesagt worden, als das Licht der Vollkommenheit noch fern war. Nun ist dieses Licht unter euch und sagt: „Jeder, der seinesgleichen tötet, sündigt.“ Er sündigt nicht nur gegen den Menschen, sondern auch gegen Gott.

Was ist der Mensch? Der Mensch ist das überlegene Geschöpf, das Gott als König über alle Schöpfung gesetzt hat. Gott hat es nach seinem Ebenbild und seiner Ähnlichkeit erschaffen; nach seiner Ähn-

lichkeit, indem er ihm die Ähnlichkeit im Geiste verlieh, nach seinem Ebenbild, indem der Mensch die Verkörperung seiner vollendeten Absicht ist. Schaut in die Luft, auf die Erde und in die Gewässer. Seht ihr vielleicht ein Tier oder eine Pflanze, die, so schön sie auch sein mag, dem Menschen gleichkommt? Das Tier läuft, ißt, trinkt, schläft, zeugt, arbeitet, singt, fliegt, schleicht und klettert, aber es hat keine Sprache. Auch der Mensch kann laufen und springen, und im Sprung ist er so gewandt, daß er mit dem Vogel wetteifert; er kann schwimmen und ist dabei so behend, daß er dem Fisch gleicht; er kann schleichen, und man könnte meinen, er wäre eine Schlange; er kann klettern wie ein Affe, er kann singen wie ein Vogel. Er kann auch zeugen und sich vermehren. Doch überdies kann er sprechen.

Sagt nicht: „Ein jedes Tier hat seine Sprache.“ O ja, das eine muht, das andere blökt, das andere wiehert, das andere zwitschert, eines trillert und ein anderes grunzt. Doch vom ersten bis zum letzten Rind haben sie immer das gleiche und einzige Brüllen. So wird das Schaf bis ans Ende der Welt blöken, und der letzte Esel wird genauso schreien, wie der erste es getan hat, und der Sperling wird stets sein kurzes Zwitschern von sich geben, während die Lerche immer dieselbe Hymne an die Sonne und die Nachtigall die ihre an die Sternennacht singen werden, und dies bis zum letzten Tag der Welt, so wie sie einst den ersten Sonnenaufgang und die erste Nacht begrüßt hat. Der Mensch hingegen hat nicht nur eine Kehle und eine Zunge, sondern auch ein ganzes System von Nerven, die im Gehirn, dem Sitz des Verstandes, zusammenkommen. Der Mensch kann neue Eindrücke erfassen, sie gedanklich verwerten und ihnen einen Namen geben.

Adam nannte seinen Freund „Hund“ und ihn, der ihm am meisten glich mit seiner dichten, hochstehenden Mähne über dem schwach bärtigen Gesicht, „Löwe“. Er nannte „Schaf“ das Lamm, das ihn sanft begrüßte, und „Vögel“ die gefiederten Blumen, die wie ein Schmetterling fliegen, dazu lieblich singen, was der Schmetterling nicht kann. Dann ersannen die Nachkommen Adams im Ver-

lauf der Jahrhunderte immer neue Namen, so wie sie langsam die Werke Gottes in den Geschöpfen kennenlernten und erkannten, oder weil sie durch den göttlichen Funken, der im Menschen ist, nicht nur Kinder zeugten, sondern auch nützliche oder schädliche Gegenstände für sie anfertigen konnten, je nachdem sie mit oder gegen Gott waren. Mit Gott sind alle, die gute Werke schaffen und vollbringen. Gegen Gott sind jene, die schlechte Dinge zum Schaden des Nächsten tun. Gott rächt die Qualen, die an seinen Kindern durch einen verderbten menschlichen Geist verübt werden.

Der Mensch ist also das von Gott bevorzugte Geschöpf. Auch wenn er jetzt schuldig ist, so ist er dennoch jenes, das ihm am teuersten ist. Dafür legt er Zeugnis ab, indem er sein eigenes Wort in die Welt gesandt hat: nicht einen Engel, nicht einen Erzengel, nicht einen Kerub, nicht einen Seraf, sondern sein Wort, damit es in der Hülle menschlichen Fleisches den Menschen erlösen soll. Er hat diese Hülle nicht für unwürdig gehalten, um den leidensfähig zu machen, der, wie der Vater, ein ganz reiner Geist ist und als solcher nicht hätte leiden und die Schuld des Menschen sühnen können.

Der Vater hat mir gesagt: „Du wirst Mensch sein: der Mensch! Ich hatte einen erschaffen, so vollkommen wie alles, was ich vollbringe. Er war für ein schönes Leben und einen süßen Schlaf ausersehen, für ein seliges Erwachen und einen glückseligen, ewigen Aufenthalt in meinem himmlischen Paradies.³ Aber, du weißt es: in dieses Paradies kann nichts Unreines eingehen; denn in ihm haben Ich, Wir, der Dreieinige Gott, unseren Thron, und vor ihm darf nur Heiligkeit sein. Ich bin der, der ich bin. Meine göttliche Natur, unser geheimnisvolles göttliches Wesen, kann nur von Seelen ohne Makel wahrgenommen werden. Nun ist der Mensch durch Adam und in Adam unrein. Geh, reinige ihn! Ich will es! Du sollst von nun an

³Der heiligsten Jungfrau Maria, der hervorragenden Eva, welche die Vollkommenheit der Stammeltern nicht nur erreichte, sondern weitaus übertraf, gewährte Gott von neuem „einen sanften Schlaf“, ohne wirklichen und wesentlichen Tod, wie wir dies in diesem Werk später noch erfahren werden.

der Mensch, der Erstgeborene sein. Denn als erster wirst du hier mit sterblichem Fleische, doch frei von jeder Sünde und mit einer Seele ohne Erbsünde eingehen. Jene, die dir vorausgegangen sind, und jene, die nach dir kommen, werden das Leben haben durch deinen Tod als Erlöser!“ Nur einer, der geboren worden ist, kann sterben. Ich wurde geboren, und ich werde sterben.

Der Mensch ist das bevorzugte Geschöpf Gottes. Nun sagt mir: Wenn ein Vater viele Kinder hat, doch eines von diesen sein bevorzugtes, sein Augenstern ist und getötet wird, leidet dann jener Vater nicht mehr, als wenn ein anderes seiner Kinder getötet worden wäre? So dürfte es zwar nicht sein, denn der Vater müsste allen Kindern gegenüber gerecht sein. Doch es kommt vor, weil der Mensch unvollkommen ist. Gott kann dies in Gerechtigkeit tun, denn der Mensch ist das einzige Geschöpf unter den Erschaffenen, das gemeinsam mit dem Schöpfer-Vater eine geistige Seele hat, ein unleugbares Zeichen göttlicher Vaterschaft.

Wenn man einem Vater das Kind tötet, versündigt man sich dann nur gegen das Kind? Nein, auch gegen den Vater! Der Tod trifft im Fleisch das Kind, im Herzen den Vater, und beiden wird eine Wunde zugefügt. Wenn man einen Menschen tötet, sündigt man dann nur gegen den Menschen? Nein, auch gegen Gott! Man sündigt gegen den Menschen im Fleisch, gegen Gott aber in seinem Recht, weil Leben und Tod von ihm allein gegeben und genommen werden. Töten heißt Gewalt antun: Gott und dem Menschen. Töten ist Eindringen in den Bereich Gottes. Töten ist Fehlen gegen das Gebot der Liebe. Wer tötet, liebt Gott nicht, denn er zerstört eines seiner Werke: einen Menschen. Wer tötet, liebt den Nächsten nicht, denn er nimmt dem Nächsten das, was der Mörder für sich selbst beansprucht: das Leben. Damit sind die ersten beiden Fragen beantwortet.

„Wo habe ich getötet?“

Man kann unterwegs töten, im Haus des Angegriffenen oder aber das Opfer ins eigene Haus gelockt haben. Dem einen oder anderen Körperteil kann durch einen Schlag noch größerer Schmerz zugefügt

werden, oder man kann auch zwei Morde in einem begehen, wenn man eine schwangere Frau mit ihrer Frucht umbringt.

Man kann unterwegs töten, ohne die Absicht dazu zu haben. Ein Tier, über das man die Herrschaft verliert, kann den Vorübergehenden töten, ohne daß man den Vorsatz hatte zu töten; anders ist der Fall, wenn dagegen einer mit einem Dolch unter seinem heuchlerischen Leinengewand ins Haus des Feindes dringt – und oft betrachtet man zu unrecht einen Besseren als Feind – oder ihn in sein Haus einlädt, ihn mit Ehren empfängt, dann aber erdrosselt und in die Zisterne wirft; dann liegt Vorsätzlichkeit vor, und die Sünde ist vollständig in der Bosheit, Roheit und Gewalttätigkeit.

Wenn ich die Leibesfrucht mit der Mutter töte, wird Gott mich für zwei Leben zur Rechenschaft ziehen. Denn der Leib, der einen neuen Menschen zeugt, ist gemäß dem Gebot Gottes heilig, und heilig ist das kleine Leben, das in ihm heranreift und dem Gott eine Seele gegeben hat.

„Womit habe ich getötet?“

Es ist umsonst, wenn einer sagt: „Ich wollte nicht töten“, und beim Hingehen eine ganz sichere Waffe mitgenommen hat. Im Zorn werden selbst die Hände, die am Boden aufgelesenen Steine oder der vom Baum heruntergerissene Ast zu Waffen. Wer aber kaltblütig den Dolch oder die Axt betrachtet, sie wetzt, wenn sie ihn zu wenig scharf dünken, sie unsichtbar auf seinem Leibe trägt, wo sie dennoch mit Leichtigkeit gezückt werden können, und so vorbereitet zum Rivalen hingeht, der kann bestimmt nicht sagen: „Ich hatte nicht die Absicht zu töten.“ Wer mit giftigen Kräutern und Früchten, die er eigens dafür gepflückt hat, Pulver oder Getränke bereitet und dann dem Opfer dieses Gift als Gewürz oder als Arznei anbietet, kann bestimmt nicht sagen: „Ich wollte nicht töten.“

Nun hört, ihr Frauen, ihr verschwiegenen, unbestraften Mörderinnen so vieler kleiner Menschenleben! Mord ist auch das Entfernen einer im Schoß sich entwickelnden Leibesfrucht, ob sie nun aus dem Samen einer sündhaften Verbindung hervorgegangen oder sonst un-

erwünscht ist, weil sie eine unnütze Bürde und eine eurem Reichtum abträgliche Belastung bedeutet. Es gibt nur einen Weg, diese Last nicht tragen zu müssen: keusch zu bleiben. Verbindet mit der Unkeuschheit nicht noch Mord, mit dem Ungehorsam nicht noch Gewalt, und glaubt ja nicht, daß Gott nicht sieht, was den Menschen verborgen bleibt. Gott sieht alles und vergißt nichts. Seid auch ihr dessen eingedenk!

„Warum habe ich getötet?“

Oh, so vieler Gründe wegen! Der plötzliche Verlust des inneren Gleichgewichtes, der in euch eine heftige Gemütsbewegung auslöst, wie etwa, das Ehegemach entehrt vorzufinden, der Dieb im Haus, der Wüstling, welcher der eigenen Tochter Gewalt antun will, bis zur kaltblütigen und wohlüberlegten Erwägung, sich eines gefährlichen Zeugens zu entledigen, eines Menschen, der einem den Weg versperrt, dessen Posten oder Geldbeutel man erstrebt: Das sind die vielen und abermals so vielen Gründe. Wenn Gott demjenigen noch verzeihen kann, der in einem Anfall höchsten Schmerzes zum Mörder wird, so verzeiht er dem nicht,⁴ der aus Gier nach Macht oder Ehrsucht tötet.

Handelt deshalb immer gerecht, und ihr werdet niemals den Blick oder das Wort anderer zu fürchten haben. Seid zufrieden mit dem, was euer eigen ist, und so werdet ihr nicht das Gut des anderen begehren, um dadurch noch zum Mörder zu werden.

„Wie habe ich getötet?“

Bin ich nach dem ersten erregten Gefühlsausbruch weiterhin grausam vorgegangen? Oftmals vermag sich der Mensch nicht mehr zu beherrschen, denn Satan stürzt ihn ins Unglück wie ein Schleuderer den Stein schleudert. Aber was würdet ihr von einem Stein sagen, der, nachdem er das Ziel erreicht hat, von selbst zur Schleuder zu-

⁴d. h. wenn jemand unbußfertig verbleibt. (siehe folgendes Kapitel, wo es bezüglich des grausamen Doras heißt: »Die aufrichtige Reue hätte genügt ... doch, er war der Unbußfertige ...« Also verzeiht Gott jedem Sünder, jedoch unter der Bedingung, daß er bereut.)

rückkehrte und noch einmal geschleudert werden wollte, um noch einmal zu treffen? Ihr würdet sagen: „Er ist von einer höllischen und magischen Kraft besessen.“ So ist der Mensch, der nach dem ersten Schlag noch einen zweiten, einen dritten, einen zehnten Schlag versetzt, ohne daß sein Ingrimmm nachläßt. Nach dem ersten Ausbruch legt sich der Zorn, und an seine Stelle tritt die Vernunft, wenn jener aus noch gerechtfertigten Gründen hervorgerufen wurde. Während die Grausamkeit sich steigert, je mehr der Überfallende das Opfer des wirklichen Mörders ist, nämlich von Satan, der mit dem Bruder kein Mitleid hat und auch nicht haben kann, da er Satan ist, eben Haß ist!

„Wann habe ich getötet?“

Im ersten Gefühlsausbruch? Nachdem dieser sich bereits gelegt hatte? Als ich Verzeihung vortäuschte, während die Rachedanken immer erbitterter wurden? Habe ich vielleicht Jahre mit dem Mord zugewartet, um doppeltes Leid zuzufügen, indem ich den Vater durch die Kinder getötet habe?

Ihr seht, daß man beim Töten sowohl gegen die erste als auch gegen die zweite Gruppe der Gebote verstößt, weil ihr das Recht Gottes für euch beansprucht und euren Nächsten mit Füßen tretet. Sünde also gegen Gott und den Nächsten! Ihr begeht nicht nur die Sünde des Mordes. Ihr begeht auch die Sünde des Zornes, der Gewalttätigkeit, der Anmaßung, des Ungehorsams, des Frevels und manchmal auch der Habgier, wenn ihr tötet, um euch eines Postens oder eines Geldbeutels zu bemächtigen.

Ich deute dies nur an und werde ein andermal genauer darauf eingehen. Man begeht einen Mord nicht nur mit der Waffe und mit dem Gift, sondern auch durch die Verleumdung. Denkt darüber nach.

Weiterhin sage ich euch: Der Herr, der einen Sklaven schlägt und dies mit einer solchen Arglist, daß ihm dieser nicht in den Händen stirbt, ist doppelt schuldig. Der Mensch als Sklave ist nicht das Gut seines Meisters: es ist eine Seele, die Gott angehört. In Ewigkeit sei jeder verflucht, der seinen Sklaven schlimmer als einen Ochsen behandelt!«

Jesu Augen funkeln, und er spricht nun laut. Alle schauen ihn verwundert an, denn bisher hatte er sehr ruhig gesprochen.

»Verflucht sei er! Das neue Gesetz schafft diese Härte ab, die angemessen war, als es im Volk Israel noch keine Heuchler gab, die Heiligkeit vortäuschen und ihren Scharfsinn nur dazu anstrengen, das Gesetz Gottes auszunutzen und zu umgehen. Aber jetzt, da es in Israel wimmelt von diesen schlangenhaften Wesen, die sich erlauben, was ihnen beliebt, nur weil sie es sind, diese elenden Machthaber, die Gott mit Abscheu und Ekel ansieht; ich sage euch: Das gibt es nicht mehr!

Die Sklaven sinken auf der Scholle oder in der Mühle um. Sie fallen nieder mit gebrochenen Knochen oder dem durch Geißelhiebe bloßgelegten Fleisch. Man bezichtigt sie unwahrer Vergehen, um sie schlagen zu können und um den eigenen satanischen Sadismus zu rechtfertigen. Sogar das Wunder Gottes wird als Anklage benützt, um sich das Recht zu nehmen, sie zu schlagen. Weder die Macht Gottes noch die Heiligkeit des Sklaven vermag ihre niederträchtige Seele zu bekehren. Sie kann nicht bekehrt werden. *Dort, wo eine Sättigung des Bösen vorliegt, kann das Gute nicht eindringen.* Doch Gott sieht es und sagt: „Genug!“

Zuviele Kaine gibt es, die Abel töten. Was glaubt ihr, ihr unreinen, nach außen weiß übertünchten und mit Worten des Gesetzes beschriebenen Gräber, in deren Innern König Satan wandelt und aus denen der schauerlichste Satanismus hervorquillt, was glaubt ihr? Daß nur Abel der Sohn Adams gewesen sei, und daß der Herr nur auf jene mit Wohlgefallen blicken würde, die nicht Sklaven anderer Menschen sind, und das einzige Opfer von sich stoße, das ein Sklave ihm darbringen kann: seine mit Tränen gewürzte Rechtschaffenheit? Nein, in Wahrheit sage ich euch: Jeder Gerechte ist ein Abel, auch wenn er mit Fesseln bedeckt ist, selbst wenn er sterbend auf der Ackerscholle liegt oder wegen eurer Geißelhiebe aus allen Wunden blutet; daß jedoch alle Ungerechten Kaine sind, die Gott aus Hochmut opfern und nicht, um ihm Ehre zu erweisen, und das geben,

was durch ihre Sünden verunreinigt und vom Blut befleckt ist.

Ihr Wunderschänder! Menschenschänder! Mörder! Frevler! Hinaus! Weg aus meinen Augen! Genug! Ich sage euch: Genug! Es ist mein Recht, es zu sagen, denn ich bin das göttliche Wort, das die göttliche Lehre verwirklicht. Hinaus!

Jesus steht aufrecht auf einem primitiven Podium und wirkt dermaßen Achtung gebietend, daß er Furcht einflößt. Den rechten Arm ausgestreckt, um zur Tür zu weisen, mit Augen, die zwei blauen Feu-ern gleichen und die anwesenden Sünder zu durchbohren scheinen. Das kleine Mädchen zu Jesu Füßen beginnt zu weinen und flüchtet. Die Jünger betrachten sich erstaunt und blicken umher, um zu entdecken, an wen wohl die Schmährede gerichtet ist. Auch das Volk dreht sich mit fragenden Blicken nach allen Seiten.

Endlich klärt sich das Geheimnis. Im Hintergrund, noch vor der Türe, halbverdeckt von einer Gruppe vornehmer Persönlichkeiten, kommt Doras zum Vorschein.

Noch dünner, noch gelber, noch runzlicher geworden, ganz Nase und vorspringendes Kinn! Ein Diener begleitet ihn und hilft ihm beim Gehen, denn Doras scheint halb gelähmt zu sein. Wer hätte ihn schon dort mitten auf dem Hof gesehen? Mit seiner heiseren Stimme wagt er zu fragen: »Zu mir sagst du dies, für mich?«

»Für dich, ja! Verlasse mein Haus!«

»Ich gehe. Aber bald rechnen wir ab, du kannst dessen sicher sein!«

»Bald? Sofort! Der Gott des Sinai, ich habe es dir gesagt, erwartet dich.«

»Auch dich, du Unglückseliger, der du das Unheil auf mich gelenkt und die Schädlinge in meine Äcker geschickt hast. Wir werden uns wiedersehen. Es wird mir eine Freude sein.«

»Ja. Du aber wirst mich nicht mehr wiedersehen wollen, denn ich werde dich richten.«

»Ha, ha, ha, verfl ... « Doras fuchtelt in der Luft herum, keucht und fällt hin.

»Er ist gestorben!« schreit der Diener. »Mein Herr ist tot! Sei gepriesen Messias, unser Rächer!«

»Nicht ich! Gott, der ewige Herr! Niemand beflecke sich. Nur der Diener kümmere sich um seinen Herrn. Sei gut mit seinem Körper. Seid gut, ihr alle seine Diener. Frohlockt nicht haßerfüllt über den Heimgesuchten, um nicht die Verdammnis zu verdienen. Gott und der gerechte Jona sollen stets eure Freunde sein, und ich mit ihnen. Lebt wohl!«

»Aber ist er durch deinen Willen gestorben?« fragt Petrus.

»Nein. Aber der Vater kam über mich ...⁵ Es ist ein Geheimnis, das du nicht begreifen kannst. Merke dir nur: es ist nicht erlaubt, Gott anzugreifen. Er rächt sich selbst dafür.«

»Aber könntest du nicht deinem Vater sagen, daß er alle sterben lassen soll, die dich hassen?«

»Schweige! Du weißt nicht, wessen Geistes du bist! Ich bin Barmherzigkeit und nicht Rache.«

Der alte Synagogenvorsteher tritt vor: »Meister, du hast alle meine Fragen gelöst, nun ist das Licht in mir. Sei gepriesen! Komm in meine Synagoge. Verweigere nicht einem armen Alten dein Wort.«

»Ich werde kommen. Geh in Frieden! Der Herr ist mit dir!«

Während das Volk langsam geht, hat alles ein Ende.

166 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“ • Die drei Jünger des Täufers

Ein ganz klarer Wintertag. Sonne und Wind und ein heiterer Himmel ohne das geringste Anzeichen einer Wolke. Noch ist es früh

⁵Dieser Ausspruch Jesu kann, in Übereinstimmung mit verschiedenen Evangelien [Mt 21,12–17; Mk 11,15–19; ...], im folgenden Sinn verstanden werden: Ich wurde vom Eifer der göttlichen Gerechtigkeit erfaßt, die auf schamloser Weise von jenem grausamen (verstockten) Unbußfertigen beleidigt worden ist: einem Eifer, der die Barmherzigkeit übersteigt, die bei jenem Menschen, der am Haß festhält, unangebracht ist.

am Morgen. Ein leichter Schleier von Rauhreif, besser, von beinahe gefrorenem Tau, liegt als Diamantstaub auf Boden und Gräsern.

Es nähern sich dem Haus drei Männer, die sicher und zielbewußt einerschreiten, daß man den Eindruck haben könnte, sie seien des Ortes kundig. Sie sehen Johannes, der mit aufgefüllten Wassereimern beladen vom Brunnen kommt und den Hof überquert. Sie rufen ihn.

Johannes dreht sich um, stellt die Krüge ab und fragt: »Ihr seid hier? Willkommen! Der Meister wird sich freuen, euch zu sehen. Kommt, kommt, bevor die Leute eintreffen. Es kommen jetzt so viele! ...«

Es sind die drei Hirtenjünger des Johannes des Täufers, Simeon, Johannes und Matthias, und sie folgen zufrieden dem Apostel.

»Meister, drei Freunde sind da. Schau«, sagt Johannes, in die Küche eintretend, wo ein fröhliches Feuer knistert und sich ein angenehmer Duft von verbranntem Gesträuch und Lorbeer verbreitet.

»Oh! Der Friede sei mit euch, meine Freunde! Weshalb kommt ihr zu mir? Ist dem Täufer ein Unglück zugestoßen?«

»Nein, Meister. Wir sind mit seiner Erlaubnis gekommen. Er läßt dich grüßen und dir sagen, du sollst Gott den Löwen anempfehlen, der von den Häschern verfolgt wird. Er macht sich keine Illusionen über sein Los. Doch zur Zeit ist er frei. Er ist glücklich, denn er weiß, daß du viele Getreue hast, auch solche, die früher seine waren. Meister, es ist auch unser glühender Wunsch, es zu sein; ... doch wir wollen ihn, jetzt wo er verfolgt wird, nicht verlassen. Verstehe uns ...« sagt Simeon.

»Ich segne euch, weil ihr so handelt. Der Täufer verdient jede Achtung und Liebe.«

»Ja, du sagst es gut. Er ist groß, und seine Größe wird immer überragender. Er gleicht der Agave, die vor dem Sterben zum großen Kandelaber der siebenfachen Blume wird und mit ihr strahlt und duftet. So auch er. Er sagt immer: „Ich möchte ihn nur noch einmal sehen ...“ Dich sehen! Wir haben den Sehnsuchtsschrei seiner Seele

vernommen, und ohne ihm etwas davon zu sagen, bringen wir diesen Schrei zu dir. Er ist der „Büßer“, der „Faster“, und er verzehrt sich noch im heiligen Verlangen, dich zu sehen und zu hören. Ich bin Tobias, nun Matthias. Doch denke ich, daß der Erzengel, der Tobias als Begleiter gegeben wurde, sich von ihm in nichts unterschieden hat. Alles im Täufer ist Weisheit!«

»Es ist nicht gesagt, daß ich ihn nicht sehen werde . . . Aber seid ihr nur deswegen gekommen? Bei dieser Jahreszeit ist es beschwerlich, zu reisen. Heute ist es heiter . . . aber bis vor drei Tagen! Wieviel Wasser auf den Straßen!«

»Nicht nur deswegen. Vor einigen Tagen ist Doras, der Pharisäer gekommen, um sich zu reinigen. Doch der Täufer hat ihm die Taufe verweigert und gesagt: „Das Wasser kann dort nicht eindringen, wo eine so dicke Kruste der Sünde ist. Ein Einziger allein kann dir verzeihen, der Messias.“ Da hat Doras gesagt: „So werde ich zu ihm gehen. Ich möchte geheilt werden und denke, daß mein Übel seine Verwünschung ist.“ Daraufhin hat ihn der Täufer weggejagt, wie wenn er den Teufel vertrieben hätte. Doras ist beim Weggehen Johannes begegnet, den er kannte, seitdem Johannes zu Jona gegangen war, mit dem er etwas verwandt ist, und hat zu ihm gesagt: „Ich gehe zu Jesus. Alle gehen. Auch Manaen ist dort gewesen, und sogar . . . ich sage Dirnen, doch er hat ein gemeineres Wort benützt, gehen dorthin. Das „trügerische Gewässer“ ist voll von Schwärmern. Wenn er mich nun heilt und den Bann, den er über meine Ländereien verhängt hat, zurücknimmt, dann will ich sein Freund werden. Mein Landgut sieht aus wie von Kriegsmaschinen verwüstet, Maulwürfe, Würmer und Vampirgrillen wimmeln, die das Saatgut fressen und die Wurzeln der Obstbäume und der Weinstöcke zerstören, wogegen es kein Mittel gibt. Anderenfalls, wehe ihm!“ Wir haben ihm geantwortet: „Mit einer solchen Gesinnung willst du hingehen?“ Er hat geantwortet: „Wer glaubt denn schon an diesen Teufelskerl? Übrigens hat er Dirnen im Haus und kann also auch mit mir ein Bündnis schließen.“ Wir sind hergekommen, um dir dies zu berichten, damit du dich auf Doras vorbereiten kannst.«

»Oh, es ist alles schon getan.«

»Schon getan? Wirklich? Natürlich, er hat Pferd und Wagen, wir haben nur unsere Beine. Wann ist er gekommen?«

»Gestern.«

»Was ist geschehen?«

»Dies: wenn ihr euch um Doras kümmern wollt, könnt ihr in sein Haus nach Jerusalem gehen, um euer Beileid zu bekunden. Sie bereiten ihn für die Beisetzung vor.«

»Er ist gestorben?«

»Gestorben! Hier. Doch sprechen wir nicht über ihn.«

»Ja, Meister ... Nur ... sag uns: ist es wahr, was er uns über Manaen gesagt hat?«

»Ja. Mißfällt es euch?«

»Oh, es ist uns eine Freude. Wir haben ihm in der Burg Machärus so viel von dir erzählt, und was wünscht sich denn ein Apostel anderes, als daß sein Meister geliebt wird? Das ist der Wunsch Johannes und auch der unsrige.«

»Du sprichst gut, Matthias. Die Weisheit ist mit dir.«

»Doch ... ich glaube es nicht. Doch nun sind wir ihr begegnet (der Verschleierten) ... Sie ist auch vor dem Laubhüttenfest bei uns gewesen und hat dich gesucht. Wir haben ihr gesagt: „Der, den du suchst, ist nicht hier; doch bald wird er zum Laubhüttenfest in Jerusalem sein.“ So sagten wir, denn der Täufer hatte uns gesagt: „Seht jene Sünderin. Sie ist eine Kruste von Schmutz, doch in ihr lodert eine Flamme, die genährt wird. Sie wird so stark werden, daß sie die Kruste sprengen und alles entzünden wird. Die Kruste wird fallen, und die Flamme wird allein zurückbleiben.“ So hat er gesagt. Aber ist es wahr, daß sie hier schläft, wie uns zwei einflußreiche Schriftgelehrte berichtet haben?«

»Nein, sie wohnt in einem der Ställe des Verwalters, mehr als eine Stadien von hier entfernt.«

»Diese Teufelszungen! Hast du gehört? Und sie ... «

»Laßt sie nur reden. Die Guten glauben ihren Worten nicht, sondern meinen Werken.«

»Das sagt auch Johannes. Vor einigen Tagen haben ihm einige seiner Jünger in unserer Gegenwart gesagt: „Rabbi, jener, der mit dir jenseits des Jordan war und für den du Zeugnis abgelegt hast, tauft nun auch, und alle gehen zu ihm, und du wirst bald keine Getreuen mehr haben.“

Doch Johannes hat geantwortet: „Selig mein Ohr, das diese Nachricht vernimmt! Ihr wißt nicht, welche Freude ihr mir damit bereitet. Ihr müßt wissen, daß sich der Mensch nichts aneignen darf, wenn es nicht vom Himmel gegeben wird. Ihr könnt bezeugen, daß ich gesagt habe: ‚Ich bin nicht Christus, sondern jener, der vor ihm hergesandt worden ist, um ihm den Weg zu bereiten.‘ Der gerechte Mann eignet sich nicht einen Namen an, der nicht ihm gehört, selbst wenn man ihn loben will, indem man sagt: ‚Du bist jener‘, also der Heilige, entgegnet er: ‚Nein, wahrhaftig nein! Ich bin nur sein Diener.‘ Er hat aber dennoch eine große Freude, denn er sagt sich: ‚Ich gleiche ihm also ein wenig, wenn man mich für ihn halten kann. Was kann sich denn ein Liebender Schöneres wünschen, als dem Liebsten zu gleichen? Nur die Braut freut sich des Bräutigams. Dem Brautführer würde dies nicht anstehen, weil es unschicklich und Raub wäre. Doch der dem Bräutigam nahestehende Freund, welcher die Worte hochzeitlichen Glückes vernimmt, verspürt eine so lebhaftere Freude, die fast jener gleichkommt, die die dem Bräutigam angetraute Jungfrau erfüllt, denn er kostet darin im voraus die Wonne hochzeitlichen Liebesglücks. Dies ist meine Freude, und sie ist vollkommen. Was macht nun der Freund des Bräutigams, nachdem er monatelang dem Freund gedient und ihn ins Haus der Braut begleitet hat? Er zieht sich zurück und verschwindet. So auch ich, so auch ich! Ein Einziger bleibt zurück: der Bräutigam mit der Braut! Der Mensch mit der Menschheit! Oh, welch tiefgründiges Wort! Er muß wachsen, ich abnehmen. Derjenige, der vom Himmel kommt, steht über allen. Patriarchen und Propheten verschwinden bei seinem Kommen, denn er ist wie die Sonne, die alles erleuchtet, und dies mit so hellem Licht, daß Sterne und Planeten, deren Licht erloschen, dadurch er-

strahlen. Jene, die nicht erloschen sind, verblassen jedoch vollends in der Fülle von Licht. Er kommt vom Himmel, Patriarchen und Propheten hingegen werden in den Himmel eingehen, aber nicht vom Himmel kommen. Derjenige, der vom Himmel kommt, ist über alle erhaben, und er verkündet, was er gesehen und gehört hat. Aber niemand kann sein Zeugnis annehmen von denen, die nicht nach dem Himmel streben, also Gott verleugnen. Wer das Zeugnis desjenigen, der vom Himmel herabgekommen ist, annimmt, besiegelt mit diesem Bekenntnis seinen Glauben, daß Gott wahrhaftig ist und kein Märchen, das jeder Wahrheit entbehrt, und er spürt die Wahrheit, weil er ein eifriges Verlangen nach ihr hat. Denn derjenige, den Gott gesandt hat, spricht Worte Gottes, da Gott ihm den Geist in Fülle gibt, und der Geist Gottes sagt: ‚Siehe, da bin ich. Nimm mich dir zu eigen, denn ich will mit dir sein, du Freude unserer Liebe.‘ Denn der Vater liebt den Sohn über alle Maßen und hat alles in seine Hände gelegt. Daher wird, wer an den Sohn glaubt, das ewige Leben besitzen. Wer jedoch den Glauben an den Sohn verweigert, der wird das Leben nicht schauen, und der Zorn Gottes wird in ihm und über ihm sein!“

So hat er gesprochen, und ich habe mir seine Worte eingepägt, um sie dir zu sagen«, sagt Matthias.

»Ich lobe dich und danke dir dafür. Der letzte Prophet Israels ist nicht jener, der vom Himmel herabsteigt, sondern jener, der dem Himmel am nächsten ist, weil er – ihr wißt es nicht, doch sage ich es euch – bereits im Schoße der Mutter mit göttlichen Wohltaten beschenkt wurde.«

»Was, was? Oh, erzähle! Er sagt von sich selber: „Ich bin der Sünder.“« Die drei Hirten sind begierig, mehr zu erfahren, und auch die Jünger drängen.

»Als meine Mutter mich in sich trug, mit Mir, Gott, schwanger war, begab sie sich zur Mutter des Johannes, die mütterlicherseits ihre Base war und im fortgeschrittenen Alter ein Kind erwartete, um ihr zu dienen, weil sie die Demütige und Liebreiche ist. Der Täufer

besaß bereits seine Seele, denn er war im siebten Monat seines Werdens. Als die menschliche Frucht, eingeschlossen im mütterlichen Schoße, die Stimme der Braut Gottes vernahm, hüpfte sie vor Freude. Auch darin ist er der Vorläufer, weil er als erster Mensch erlöst wurde. Von Schoß zu Schoß übertrug sich die Gnade, durchdrang ihn, und die Erbsünde fiel von der Seele des Kindes. Somit sage ich euch, daß auf der Erde drei im Besitz der Weisheit sind, wie es im Himmel drei sind, welche die Weisheit sind: das Wort, die Mutter und der Vorläufer auf Erden; im Himmel der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.«

»Unser Herz ist voller Erstaunen. Beinahe wie damals, als uns gesagt wurde: „Der Messias ist geboren“; denn du warst der Abgrund der Barmherzigkeit, und dieser unser Johannes ist der Abgrund der Demut.«

»Und meine Mutter ist der Abgrund der Reinheit, der Gnade, der Liebe, des Gehorsams, der Demut und jeder anderen Tugend, die aus Gott ist und die Gott seinen Heiligen einflößt.«

»Meister«, sagt Jakobus des Zebedäus, »es sind schon viele Menschen hier.«

»Laßt uns gehen. Kommt auch ihr.«

Eine sehr große Menschenmenge ist versammelt.

»Der Friede sei mit euch«, sagt Jesus und er lächelt, wie er dies nur selten tut. Die Menschen flüstern miteinander und deuten auf ihn. Es herrscht viel Neugierde.

»Es steht geschrieben: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen.“

Viel zu oft vergißt man dieses Gebot. Man versucht Gott, wenn man ihm den eigenen Willen aufzwingen will. Man versucht Gott, wenn man unklugerweise gegen die Regeln des Gesetzes, das heilig und vollkommen und in seinem geistigen Bereich der wichtigste Teil ist, verstößt, und man sich auch mit dem von ihm erschaffenen Leib übermäßig befaßt und sich seinetwegen Sorgen macht. Man versucht Gott, wenn man, nachdem man von ihm Verzeihung erlangt

hat, von neuem zu sündigen anfängt. Man versucht Gott, wenn man die von ihm verliehenen Wohltaten zum eigenen Schaden verwendet, anstatt daß man diese Gaben ihrem Sinn entsprechend zum Guten nutzt und sich auf deren Spender besinnt. Gott läßt seiner nicht spotten. Zu oft geschieht dies! . . .

Gestern habt ihr gesehen, welche Strafe die Spötter Gottes erwartet. Der Ewige Gott, voller Mitleid mit den Reuigen, ist andererseits ganz Strenge mit dem Unbußfertigen, der sich durch nichts ändern läßt. Ihr kommt zu mir, um das Wort Gottes zu hören. Ihr kommt, um Wunder zu erlangen. Ihr kommt, um Verzeihung zu erlangen, und der Vater gibt euch das Wort, das Wunder und die Verzeihung. Ich bedaure nicht, den Himmel verlassen zu haben, damit ich euch das Wunder und die Verzeihung gewähren kann und damit ihr durch mich Gott kennenlernen könnt.

Der Mensch gestern ist vom Feuer des göttlichen Grolles niedergeschmettert worden, wie Nadab und Abihu [Num 3,1–4]. Doch ihr sollt darauf verzichten, ihn zu richten. Dieser Vorfall, der ein neues Wunder ist, möge nur bewirken, daß ihr euch darauf besinnt, wie man handeln soll, um Gott zum Freund zu haben. Doras verlangte nach dem Wasser der Buße, doch ihm fehlte der übernatürliche Geist. Sein Wunsch entsprang einer menschlichen Denkweise. Wie ein magischer Zauber sollte es ihn von der Krankheit heilen und von seinem Unglück befreien. Der Körper und die Ernte, dies waren seine Ziele, nicht seine arme Seele. Sie hatte keinen Wert für ihn. Leben und Geld waren seine Werte.

Ich sage euch, das Herz ist dort, wo auch sein Schatz ist, und der Schatz ist dort, wo das Herz ist. Daher ist der Schatz im Herzen. Er hatte in seinem Herzen die Begierde zu leben und viel Geld zu besitzen. Wie kann ich es mir nur beschaffen? Mit jedem Mittel! Auch mit Verbrechen. War es also nicht ein Verhöhnen und Versuchen Gottes, die Taufe zu erlangen? Eine aufrichtige Reue über sein langes, sündiges Leben hätte genügt, ihm einen heiligen Tod zu gewähren, und auch das, was im irdischen Leben angemessen war. Er jedoch war

der Unbußfertige. Da er außer sich selber nie jemand geliebt hatte, kam er soweit, daß er nicht einmal mehr sich selber lieben konnte, da der Haß auch die animalische, selbstsüchtige Liebe abtötet, die man für sich selber empfindet. Tränen aufrichtiger Reue hätten sein reinigendes Wasser sein müssen. Dies gilt auch für euch alle, die ihr hier zuhört; denn niemand unter euch ist ohne Sünde, und deshalb habt ihr alle dieses Wasser nötig. Aus meinem Herzen ausgepreßt, fließt es auf euch nieder und reinigt, gibt der entweihten Seele die Jungfräulichkeit zurück, richtet auf, wer daniederliegt, und verleiht neue Kraft, wo die Seele vor lauter Schuld verblutet.

Jeder Mensch sorgt sich nur um das Elend dieser Erde. Doch nur ein einziges Elend sollte den Menschen nachdenklich stimmen: nämlich jenes Ewige, Gott zu verlieren. Jener Mann hat nie versäumt, die rituellen Gaben zu spenden; aber er hat es nicht verstanden, Gott ein geistiges Opfer darzubringen, also der Sünde zu entsagen, Buße zu tun und mit seinen Werken um Verzeihung zu bitten. Heuchlerische Gaben aus dem unrechtmäßig erworbenen Reichtum sind wie Aufforderungen an Gott, er möge zum Mittäter böser Werke des Menschen werden. Wäre so etwas je möglich? Ist es nicht eine Verhöhnung Gottes, wenn man solches zu tun wagt? Gott stößt jenen von sich, der sagt: „Hier, mein Opfer“, dabei aber danach brennt, in seiner Sünde zu verharren. Nützt vielleicht die körperliche Enthaltensamkeit etwas, wenn die Seele sich nicht der Sünde enthält?

Der Tod des Mannes, der sich hier ereignet hat, möge euch über die notwendigen Bedingungen nachdenken lassen, um von Gott geliebt zu werden. Nun halten in seinem reichen Palast die Verwandten und die Klagenden die Totenwache bei dem Leichnam, der bald zu Grabe getragen wird.

Oh, wahrlich eine echte Totenklage und ein echter Leichnam! Wahrlich, nichts mehr als eine Leiche, und eine Totenklage ohne Trost, denn die schon tote Seele wird auf *immer* getrennt sein von jenen, die er wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen liebte oder weil eine Gesinnungsgemeinschaft bestand. Auch wenn ein

gleicher Aufenthaltsort sie für ewig vereint, so wird der Haß, der dort herrscht, sie trennen. Dieser Tod ist somit „wahrhaftige“ Trennung. Es wäre besser, wenn der Mensch, der seine Seele getötet hat, sich selbst beweinen würde, anstelle jener, die ihn beweinen. Die Tränen seines reumütigen, demütigen Herzens würden die Verzeihung Gottes erwirken, was ihm schließlich auch das Leben der Seele zurückgeben würde.

Geht hin! Ohne Haß und ohne Bemerkungen. Nur voller Demut. Wie ich, der ich ohne Haß und nur in Gerechtigkeit über ihn gesprochen habe. Leben und Tod sind unsere Lehrmeister, die uns lehren, gut zu leben und gut zu sterben und das ewige Leben zu erlangen, wo es keinen Tod mehr gibt. Der Friede sei mit euch!«

Es sind keine Kranken da, es geschehen keine Wunder. Petrus sagt zu den Jüngern des Täufers: »Es tut mir leid für euch.«

»Oh, das soll dir nicht leid tun. Wir glauben, ohne zu sehen. Wir haben das Wunder seiner Geburt geschaut; es hat uns zu glauben gelehrt. Nun haben wir sein Wort, das uns im Glauben bestärkt. Wir wünschen nichts anderes, als ihm dienen zu dürfen bis zum Himmel wie Jona, unser Bruder.«

Alles ist zu Ende.

167 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Frau«

Jesus geht durch eine große Volksmenge, die ihn von allen Seiten her ruft. Die einen zeigen ihre Wunden, andere zählen ihre Schicksalsschläge auf, andere wiederum beschränken sich auf den Ruf: »Erbarme dich meiner!«, noch andere stellen ihren kleinen Sohn vor, damit er gesegnet werde. Der windstille, heitere Tag hat viele Menschen bewogen, Jesus aufzusuchen.

Als Jesus schon fast an seinem Platz angekommen ist, ertönt vom Weg, der zum Fluß führt, ein mitleiderregendes Jammern: »Sohn Davids, erbarme dich deines Unglücklichen!«

Jesus wendet sich in die Richtung wie auch das Volk und die Jünger. Aber ein dichtes Gesträuch verdeckt den um Hilfe Flehenden.

»Wer bist du? Komm nach vorne!«

»Ich kann nicht. Ich bin angesteckt. Ich muß zum Priester, um von der Welt ausgeschlossen zu werden. Ich habe gesündigt, und der Aussatz ist an meinem Körper ausgebrochen. Ich hoffe auf dich!«

»Ein Aussätziger! Ein Aussätziger! Fluch ihm! Steinigen wir ihn!«
Die Menge tobt.

Jesus gibt ein Zeichen, das Ruhe und Schweigen gebietet. »Er ist nicht unreiner als ein Sünder. In den Augen Gottes ist der unbußfertige Sünder noch unreiner als der reumütige Aussätzige. Wer glauben kann, soll mit mir kommen.«

Außer den Jüngern gehen noch einige Neugierige Jesus nach. Die anderen strecken nur die Hälse, bleiben aber, wo sie sind.

Jesus verläßt den Hof des Hauses und geht den kleinen Weg in Richtung des Buchsbaumgebüsches, wo er stehen bleibt und befiehlt:
»Zeige dich!«

Es kommt ein junger Mann zum Vorschein mit einem frischen, vollen Gesicht, auf dem noch kaum eine Spur von Bart und Schnurrbart zu sehen ist, während die Augen vom Weinen stark gerötet sind.

Ein lauter Schrei begrüßt ihn. Er kommt von einer Gruppe von Frauen, die alle tief verschleiert sind, schon im Hofe geweint haben und nun durch die Drohungen des Volkes noch mehr weinen.

»Mein Sohn!« ruft eine Frau und sinkt in die Arme einer anderen Frau, von der ich nicht weiß, ob es deren Verwandte oder Freundin ist.

Jesus nähert sich nun allein dem Unglücklichen und sagt: »Du bist noch sehr jung. Wie kommt es, daß du aussätzig bist?«

Der Jüngling senkt die Augen, wird feuerrot und stammelt etwas, wagt aber nicht, mehr zu sagen.

Jesus wiederholt die Frage. Der Kranke spricht nun etwas deutlicher, doch man versteht nur die Worte: »Der Vater ... ich ging ... und wir sündigten ... nicht nur ich allein ... «

»Dort ist deine Mutter, die weint und hofft. Im Himmel ist Gott, der alles weiß. Hier bin ich, auch ich weiß es. Aber ich brauche deine Verdemütigung, damit ich Erbarmen mit dir haben kann. Also sprich!«

»Sprich, mein Sohn! Habe Mitleid mit dem Schoß deiner Mutter, der dich getragen hat«, wimmert die Mutter, die sich bis zu Jesus hingeschleppt hat und nun, auf den Knien liegend, ganz unbewußt einen Zipfel des Gewandes Jesu in der Hand hält und mit der anderen auf den Jungen weist und dabei ihr tränenüberströmtes Gesicht zeigt.

Jesus legt ihr die Hand aufs Haupt und sagt noch einmal: »Sprich!«

»Ich bin der Erstgeborene und helfe dem Vater in seinen Geschäften. Er hat mich schon oft nach Jericho gesandt, damit ich dort mit seiner Kundschaft rede und verhandele ... und ... und einer hatte eine schöne junge Frau. Sie gefiel mir. Ich ging öfter zu ihr, als nötig war. Auch sie mochte mich. Wir hatten Gefallen aneinander und sündigten in Abwesenheit ihres Ehemannes. Ich weiß nicht, wie es kam, denn sie war gesund. Nicht nur ich war gesund und begehrte sie ... auch sie war gesund und verlangte nach mir. Ich weiß nicht, ob sie außer mir noch andere begehrte und sich dabei ansteckte. Ich weiß nur, daß bei ihr bald das Siechtum ausbrach und sie bereits in den Gräbern ist, um dort als Lebende zu sterben ... Ich, ich ... Mutter, du hast es gesehen, es ist unscheinbar, aber man sagt, es wäre Aussatz ... und ich müßte daran sterben. Wann? ... Kein Leben mehr ... ohne ein Zuhause ... ohne eine Mutter ... Oh, Mutter, ich sehe dich und kann dich doch nicht mehr küssen! Heute wollen sie kommen, um meine Kleider zu zerreißen und mich aus dem Hause zu jagen ... aus dem Dorfe. Ich bin schlimmer dran als ein Toter. Nicht einmal meine Mutter wird über meinem Leichnam weinen können.« Der junge Mann weint bitterlich.

Die Mutter gleicht einem vom Wind geschüttelten Baum, so sehr wird sie vom Schluchzen erschüttert. Die Leute reagieren ganz unterschiedlich.

Jesus ist traurig. »Hast du beim Sündigen nicht an deine Mutter gedacht? Warst du so töricht zu vergessen, daß du noch eine Mutter auf Erden und einen Gott im Himmel hast? Wenn nun der Aussatz nicht ausgebrochen wäre, wäre dir je zum Bewußtsein gekommen, daß du gegen Gott und den Nächsten gesündigt hast? Was hast du aus deiner Seele gemacht, aus deiner Jugend?«

»Ich bin in Versuchung geführt worden . . . «

»Bist du denn ein Kind, um nicht zu wissen, daß diese Frucht verflucht war? Du würdest es verdienen, ohne Mitleid sterben zu müssen.«

»Oh . . . hab Erbarmen; du allein vermagst . . . «

»Nicht ich, Gott!⁶ und nur, wenn du hier schwörst, nicht mehr zu sündigen!«

»Ich schwöre es! Ich schwöre es! Rette mich, Herr. Mir bleiben nur noch wenige Stunden bis zur Verurteilung. Mutter, Mutter! Hilf mir mit deinem Flehen! . . . Oh! Meine Mutter!«

Die Frau hat keine Stimme mehr. Sie umklammert die Füße Jesu und richtet ihre vom Schmerz weit aufgerissenen Augen zu ihm auf: das verzweifelte Antlitz einer Ertrinkenden. Sie weiß, daß es hier um den letzten Halt geht, der ihn retten kann.

Jesus sieht sie an und lächelt ihr mitleidig zu. »Steh auf, Mutter! Dein Sohn ist geheilt. Aber deinetwegen! Nicht seinetwegen!«

Die Frau kann es noch nicht glauben. Es scheint ihr unmöglich, daß er auf diese Entfernung hätte geheilt werden können, und sie macht verneinende Kopfbewegungen unter fortwährendem Schluchzen.

»Mann, öffne die Tunika an der Brust. Hier befand sich der Fleck. Nur damit deine Mutter getröstet ist.«

Der Jüngling legt die Tunika ab, wodurch seine nackte Brust von allen gesehen werden kann. Er hat die glatte Haut eines jungen, kräftigen Menschen.

⁶Ausdruck, der zu verstehen ist im Sinne von Mt 19,16–17; Mk 10,17–18; Lk 18,18–19.

»Schau, Mutter«, sagt Jesus, und er beugt sich, um der Frau aufzuhelfen; eine Gebärde, die auch dazu dient, sie zurückzuhalten, falls sie sich in ihrer Mutterliebe und in der Freude über das Wunder auf ihren Sohn stürzen wollte, ohne dessen Reinigung abzuwarten. Da es ihr unmöglich ist, dorthin zu gehen, wo sie die mütterliche Liebe hinzieht, bleibt sie an Jesu Herzen und küßt ihn in einem wahren Freudentaumel. Sie weint, lacht, küßt und preist den Herrn, und Jesus streichelt sie voller Mitleid. Dann sagt er zum Jüngling: »Geh zum Priester und denk daran, daß Gott dich um deiner Mutter willen geheilt hat und damit du in Zukunft gerecht lebest. Geh!«

Nachdem der junge Mann seinen Retter gepriesen hat, geht er weg, und in einiger Entfernung folgen ihm die Mutter und ihre Begleiterinnen. Das Volk lobt und preist den Herrn.

Jesus kehrt an seinen Platz zurück.

»Auch jener Mann hatte vergessen, daß es einen Gott gibt, der Zucht in den Sitten fordert. Er hatte vergessen, daß es verboten ist, sich Götter neben dem wahren Gott zu halten. Er hatte vergessen, den Sabbat zu heiligen, wie ich es gelehrt habe. Er hatte die liebevolle Ehrfurcht der Mutter gegenüber außer Acht gelassen. Er hatte vergessen, daß er nicht Unkeuschheit treiben, nicht stehlen, nicht trügerisch sein und nicht des Nächsten Frau begehren, sich nicht selbst und seine eigene Seele töten und nicht Ehebruch begehen darf. Er hatte das alles vergessen. Nun habt ihr gesehen, wie er bestraft worden ist.

„Du sollst nicht begehren eines anderen Frau“, steht in enger Verbindung mit dem Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen“, weil die Begierde stets der Tat vorausgeht. Der Mensch ist zu schwach, als daß es bei der bloßen Begierde bleiben und er seinem Verlangen nicht nachgeben würde. Was letztlich sehr traurig ist: daß der Mensch nicht imstande ist, sich ebenso zu verhalten, wenn es um gute Wünsche geht. Man begehrt das Böse, und die böse Tat wird vollzogen. Gutes wünscht man zwar, hält jedoch inne, wenn man nicht sogar vom guten Vorsatz ganz abkommt.

Was ich ihm gesagt habe, das sage ich zu euch allen, denn die Sünde der Begehrlichkeit ist so verbreitet wie das Unkraut, das sich von selbst vermehrt. Seid ihr so kindisch, daß ihr nicht wißt, daß gerade jene Versuchung giftig ist und gemieden werden muß? „Ich bin versucht worden!“ Der alte Spruch. Aber da es auch ein altes Beispiel dafür gibt, der erste Sündenfall, müßte der Mensch sich an die Folgen erinnern und imstande sein, „Nein“ zu sagen. In unserer Geschichte fehlt es nicht an Vorbildern keuscher Menschen, die es blieben, trotz aller Versuchungen des Fleisches und trotz aller Drohungen von Gewalttätern. Ist die Versuchung etwas Böses? Nein, sie ist es nicht. Sie ist das Werk des Bösen. Doch sie verwandelt sich in Ruhm für denjenigen, der sie besiegt.

Der Ehemann, der anderen Liebschaften nachgeht, ist der Mörder seiner Ehefrau, der Kinder und seiner selbst. Wer in das Haus eines anderen eindringt, um Ehebruch zu begehen, ist ein Dieb und zwar einer der niederträchtigsten. Er ist wie ein Kuckuck, der ohne eigenen Aufwand das Nest eines anderen genießt. Derjenige, welcher seinem Freund das Vertrauen ablistet, ist ein Fälscher, weil er eine Freundschaft bezeugt, die er in Wirklichkeit nicht hat. Wer so handelt, entehrt sich selbst und seine Eltern. Kann auf diese Weise Gott mit ihm sein?

Ich habe das Wunder für jene arme Mutter gewirkt. Doch Unkeuschheit erregt in mir einen derartigen Widerwillen, daß ich darob angeekelt bin. Meine Seele hat einen Schrei der Abscheu vor der Unkeuschheit ausgestoßen. Alles Elend umgibt mich, und für alle bin ich der Retter. Doch ziehe ich es vor, einen Toten zu berühren, einen Gerechten, der schon zu verwesen anfängt und dessen Geist bereits in den Frieden eingegangen ist, als mich einem zu nähern, der nach Unkeuschheit riecht. Ich bin der Retter, aber ich bin der Unschuldige. Alle jene, die hierher kommen oder über mich sprechen, sollen sich daran erinnern, wenn sie mich mit ihrem Schmutz besudeln.

Ich verstehe, daß ihr anderes von mir erwartet, doch ich kann nicht. Der Ruin einer kaum erblühten Jugend, die durch die Wollust

zerstört worden ist, hat mich mehr erschüttert, als wenn ich den Tod berührt hätte. Laßt uns nun zu den Kranken gehen. Da ich wegen des Ekels, der mich würgt, nicht das Wort sein kann, werde ich das Heil jener sein, die auf mich hoffen. Der Friede sei mit euch!«

Jesus sieht wirklich sehr leidend und blaß aus. Sein Lächeln kehrt erst wieder, wie er sich über die kranken Kinder und über die Kranken auf den Bahren beugt. Dann wird er wieder er selbst. Besonders jetzt, da er seinen Finger in den Mund eines kleinen Stummen von etwa zehn Jahren legt und ihn „Jesus“ und dann „Mutter“ sagen läßt. Die Leute gehen langsam weg. Jesus wandelt in der Sonne, die den Vorplatz überflutet, bis ihn Iskariot einholt. »Meister, ich bin unruhig . . . «

»Warum, Judas?«

»Wegen jenen aus Jerusalem. Ich kenne sie. Laß mich für einige Tage dorthin gehen. Ich verlange nicht einmal, daß du mich allein gehen läßt. Im Gegenteil, ich bitte dich, daß dies nicht geschehe. Laß Simon und Johannes mit mir kommen. Sie waren so gut zu mir bei der ersten Reise durch Judäa. Der eine mäßigt mich, der andere macht mich rein und lauter auch im Denken. Du kannst dir nicht vorstellen, was mir Johannes bedeutet. Er ist der Tau, der meine Leidenchaften besänftigt, und Öl für mein sturmbewegtes Inneres . . . Glaube es mir!«

»Ich weiß es. Du brauchst dich also nicht darüber zu wundern, wenn ich ihn überaus liebe. Er ist mein Friede! Aber auch du, wenn du immer gut bist, wirst mein Trost sein. Wenn du die Gaben Gottes auf die richtige Art benützeest – und du hast deren viele – wie du es seit einigen Tagen tust, dann wirst du ein wahrhaftiger Apostel werden.«

»Und wirst du mich wie Johannes lieben?«

»Ich liebe dich ebenso sehr, Judas. Doch ich werde dich dann nur ohne Kummer und Schmerzen lieben.«

»Oh, Meister, wie bist du gut!«

»Geh nur nach Jerusalem. Es wird nichts nützen, aber ich möchte

deinen Wunsch, mir dienlich zu sein, nicht enttäuschen. Ich werde es sofort Simon und Johannes sagen. Laßt uns gehen! Siehst du, wie dein Jesus gewisser Sünden wegen leidet? Mir ist, wie wenn ich eine allzu schwere Last hochgehoben hätte. Verursache mir nie einen solchen Schmerz! Nie mehr!«

»Nein, Meister! Nein! Ich liebe dich, du weißt es. Aber ich bin ein Schwächling.«

»Die Liebe wird dich stärken.«

Sie betreten das Haus, und das ist das Ende.

168 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“ • Er heilt den besessenen Römer • Er spricht zu Römern

Jesus ist heute mit den neun Zurückgebliebenen zusammen, denn die drei anderen sind nach Jerusalem abgereist. Thomas, der immerfrohe, ist mit seinem Gemüse und anderen, geistigeren Obliegenheiten beschäftigt, während Petrus mit Philippus, Bartholomäus und Matthäus sich um die Pilger kümmert, und die anderen zur Taufe zum Fluß gehen, was bei diesem scharfen Winde wirklich eine Buße ist.

Jesus sitzt noch in seiner Ecke in der Küche, während Thomas arbeitet und schweigt, um den Meister nicht zu stören. Andreas kommt und sagt: »Meister, es ist ein Kranker da. Ich würde vorschlagen, ihn sofort zu heilen, denn . . . sie sagen er sei geisteskrank, aber sie sind nicht Israeliten. Wir würden sagen, er ist besessen. Er schreit, grölt, verkrampft sich und schlägt um sich. Komm und sieh!«

»Sofort. Wo ist er?«

»Noch auf dem Felde. Hörst du dieses Geheul? Das ist er. Es hört sich wie ein Tierlaut an, doch es ist er. Er muß reich sein, denn sein Begleiter ist gut angezogen, und man hat ihn aus einem prächtigen Fuhrwerk gehoben, das vornehm und von vielen Dienern umgeben ist. Er muß ein Heide sein, denn er verflucht alle Götter des Olymps.«

»Laßt uns gehen.«

»Ich komme auch mit, um zu sehen«, sagt Thomas, mehr von der Neugier getrieben als um sein Gemüse besorgt.

Sie verlassen das Haus, und anstatt zum Fluß abzubiegen, gehen sie auf die Felder, welche das Bauernhaus vom Hause des Verwalters trennen. Inmitten einer Wiese, auf der zuvor Schafe geweidet haben, die nun verängstigt in alle Himmelsrichtungen geflohen sind und vergeblich von den Hirten und einem Hund zusammengetrieben werden, ist ein gefesselter Mann, der trotz der Fesseln Sprünge wie ein Rasender vollführt und Schreie ausstößt, die immer heftiger werden, je mehr Jesus sich ihm nähert.

Petrus, Philippus, Matthäus und Natanaël stehen ratlos in seiner Nähe. Auch Männer umstehen ihn, die Frauen hingegen haben Angst.

»Du bist gekommen, Meister? Siehst du, was für eine Furie?« sagt Petrus.

»Es wird jetzt vorübergehen.«

»Aber weißt du, er ist Heide.«

»Was hat dies zu sagen?«

»Nun, wegen seiner Seele . . . «

Jesus lächelt und geht weiter. Er kommt zur Gruppe mit dem Geistesgestörten, der sich immer wütender gebärdet.

Aus der Gruppe tritt ein Mann vor, den das Gewand und das glattrasierte Gesicht als Römer erkenntlich machen. Er grüßt: »Salve, Meister! Dein Ruhm ist bis zu mir gedrungen. Du bist in der Heilkunst wunderbar wie Hippokrates und im Wunderwirken mächtiger als das Bildnis des Äskulap. Ich weiß es, und deswegen komme ich. Mein Bruder ist, wie du siehst, verrückt, aufgrund einer geheimnisvollen Krankheit. Kein Arzt kann etwas finden. Ich bin mit ihm zum Tempel des Äskulap gegangen, doch danach wurde es noch schlimmer. In Ptolemais habe ich einen Verwandten, und dieser sandte mir durch eine Galeere eine Botschaft. Er teilte mir mit, daß hier einer wäre, der alle heilt. So bin ich gekommen. Welch eine schreckliche Reise!«

»Das verdient Belohnung.«

»Aber sieh, wir sind nicht einmal Neubekehrte. Wir sind Römer und den Göttern treu, also Heiden, wie ihr sagt. Wir kommen aus Sybaris und sind jetzt auf Zypern.«

»Das ist wahr, ihr seid Heiden.«

»Also nichts für uns? Dein Olymp verfolgt unseren Olymp, oder der deine wird von unserem verfolgt.«

»Mein Gott, der Eine und Dreieinige Gott herrscht als Einziger und Alleiniger.«

»So bin ich umsonst gekommen«, sagt der Römer enttäuscht.

»Warum?«

»Weil ich einem anderen Gott angehöre.«

»Die Seele ist von einem Einzigen erschaffen worden.«

»Die Seele? ... «

»Die Seele! Das göttliche Etwas, das von Gott für jeden Menschen erschaffen wird als Gefährtin während unseres irdischen Lebens. Nach unserem leiblichen Tod lebt sie weiter.«

»Wo ist sie denn?«

»Im Inneren des Menschen. Doch obschon sie als etwas Göttliches im Inneren des heiligen Tempels wohnt, kann man von ihr, jenem wahrhaftigen Wesen, welches jeder Ehrfurcht würdig ist, sagen, daß sie nicht enthalten ist, sondern, daß sie enthält.«

»Beim Jupiter! Bist du denn Philosoph?«

»Ich bin die mit Gott vereinigte Vernunft.«

»Nach all dem, was du gesagt hast, glaubte ich, du seiest Philosoph ... «

»Und was ist Philosophie, wenn sie ehrlich und wahr ist? Ist sie nicht die Erhebung der menschlichen Vernunft zur unendlichen Weisheit und Macht, also zu Gott?«

»Gott! Gott! ... Ich habe den Irren, der mich stört. Doch ich vergesse beinahe seinen Zustand, um dir, Göttlicher, zuzuhören.«

»Ich bin nicht göttlich in dem Sinne, wie du es meinst. Du nennst göttlich, was über dem Menschen steht. Ich aber sage, daß diese Benennung nur dem zusteht, der aus Gott ist.«

»Wer ist Gott? Wer hat ihn je gesehen?«

»Es steht geschrieben: „Du, der du uns schufst, sei begrüßt! Wenn ich die menschliche Vollkommenheit schildere, die Harmonie unseres Körpers beschreibe, dann preise ich deine Herrlichkeit.“ Es wurde gesagt: „Deine Güte erstrahlte darin, daß du deine Gaben an alle, die leben, ausgeteilt hast, damit jeder Mensch habe, was ihm notwendig ist. Deine Gaben legen Zeugnis ab für deine Weisheit, wie die Erfüllung deines Willens Zeugnis ablegt für deine Macht.“ Erkennst du diese Worte wieder?«

»Wenn Minerva mir hilft ... sind sie von Galenos. Woher kennst du sie? Ich wundere mich.«

Jesus lächelt und antwortet: »Komm zum wahren Gott, und sein göttlicher Geist wird dich mit der wahren Weisheit und Frömmigkeit ausstatten, die in der Erkenntnis seiner selbst und in der Anbetung der Wahrheit besteht.«

»Aber das alles stammt ja von Galenos! Nun bin ich ganz sicher, du bist nicht nur Arzt und Magier, du bist auch Philosoph. Warum kommst du nicht nach Rom? ... «

»Weder Arzt, noch Zauberer, noch Philosoph bin ich, wie du sagst, sondern derjenige, der Zeugnis ablegt für Gott auf Erden. Bringt den Kranken zu mir.«

Unter Stößen und wilden Rufen wird der Kranke herbeigebracht.

»Siehst du? Du bezeichnest ihn als wahnsinnig und sagst, daß kein Arzt ihn heilen kann. Das ist wahr. Kein Arzt! Denn er ist nicht wahnsinnig. Doch ein Geist aus der Unterwelt – so nenne ich ihn für dich, der du ein Heide bist – ist in ihn gefahren.«

»Aber er hat nicht den Geist der Wahrsagung, er sagt lauter unrichtige Dinge.«

»Wir nennen ihn „Dämon“ und nicht Geist der Wahrsagung. Es gibt den Sprechenden und den Stummen, jenen, der mit Behauptungen, die nach Wahrheit aussehen, täuscht, und jenen, der sich nur im Zustand geistiger Verwirrung kundtut. Der erstere ist der vollständigere und gefährlichere. Dein Bruder hat den zweiten in sich. Doch nun wird er ausfahren.«

»Wie?«

»Er selbst wird es dir sagen.« Jesus befiehlt: »Verlasse diesen Menschen! Kehre in deinen Abgrund zurück!«

»Ich gehe, denn gegen dich ist meine Macht zu schwach. Du verjagst mich und machst mich mundtot. Warum mußt du uns immer besiegen? ... « Der böse Geist hat durch den Mund des Mannes gesprochen, der nun völlig erschöpft zu Boden sinkt.

»Er ist geheilt. Befreit ihn nun ohne Furcht von seinen Fesseln.«

»Geheilt? Bist du sicher? Aber ... ich bete dich an!« Der Römer will vor Jesus niederknien, doch Jesus hindert ihn daran.

»Erhebe deinen Geist. Im Himmel ist Gott. Ihn bete an und gehe zu ihm! Leb wohl.«

»Nein, so nicht ... Nimm wenigstens diese Gabe hier. Erlaube mir, dich zu behandeln wie die Priester des Äskulap. Gestatte mir, dich anzuhören ... Erlaube mir, über dich in meiner Heimat zu berichten ... «

»Tue es und komme mit deinem Bruder.«

Der Bruder schaut verwundert um sich und fragt: »Aber wo bin ich? Dies hier ist nicht Citium! Wo ist das Meer?«

»Du warst ... «

Jesus deutet ihm an zu schweigen und sagt: »Du warst krank wegen eines hohen Fiebers; sie haben dich in ein anderes Klima gebracht. Nun geht es dir besser. Komm.«

Alle gehen ins Haus, doch nicht alle sind in gleicher Weise ergriffen, denn die einen bewundern und die anderen tadeln die Heilung des Heiden. Jesus geht an seinen Platz, wobei die Römer in den vorderen Reihen der Versammlung stehen.

»Es soll euch nicht mißfallen, wenn ich einen Abschnitt aus dem Buch der Könige zitiere [2 Kön 5,1–20].

Es wird darin gesagt: Als der König von Syrien im Begriff war, Krieg gegen Israel zu führen, hatte er in seinem Gefolge einen einflußreichen Mann von hohem Ansehen namens Naaman, der aussätzig war, und daß eine junge Israelitin, die von den Syrern geraubt

worden war und dessen Sklavin wurde, ihm sagte: „Wäre mein Herr beim Propheten gewesen, der in Samaria ist, dann hätte dieser ihn bestimmt vom Aussatz geheilt.“ Als Naaman die Erlaubnis des Königs erbeten hatte, folgte er dem Rat des Mädchens. Aber der König Israels war darob sehr erzürnt und sagte: „Bin ich vielleicht Gott, daß der König von Syrien die Kranken zu mir schickt? Es handelt sich nur um eine List, um mir den Krieg zu erklären.“ Doch der Prophet Elischa, der davon erfahren hatte, sagte: „Der Aussätzige möge zu mir kommen; ich werde ihn heilen, und er wird erfahren, daß ein Prophet in Israel ist!“ Naaman ging also zu Elischa. Doch Elischa wollte ihn nicht empfangen. Er ließ ihm nur sagen: „Wasche dich siebenmal im Jordan, und du wirst rein sein.“ Naaman fühlte sich gekränkt, weil ihm schien, er hätte den weiten Weg umsonst zurückgelegt, und wollte empört wieder abreisen. Doch die Diener sagten zu ihm: „Er hat dich nichts anderes geheißen, als dich siebenmal zu waschen. Auch wenn er viel mehr von dir verlangt hätte, hättest du es tun müssen, denn er ist der Prophet.“ Schließlich gab Naaman nach. Er ging, wusch sich und war geheilt. Jubelnd kehrte er zum Diener Gottes zurück und sagte ihm: „Nun kenne ich die Wahrheit: Es gibt keinen anderen Gott auf der ganzen Erde, es gibt nur den Gott Israels.“ Als Elischa keine Gaben nahm, bat Naaman, wenigstens so viel Erde mitnehmen zu dürfen, daß er auf Israels Erde dem wahren Gott opfern könne.

Ich weiß, daß es nicht alle von euch gutheißen, was ich getan habe. Ich weiß aber auch, daß ich mich bei euch nicht zu rechtfertigen habe. Aber da ich euch in wahrhaftiger Liebe zugetan bin, möchte ich, daß ihr meine Tat versteht und daraus lernt, und daß von eurer Seele jeglicher Geist des Tadels und des Ärgernisses weiche. Hier haben wir zwei Untergebene eines heidnischen Staates. Einer war krank, und es wurde ihm gesagt, durch einen Verwandten vielleicht, aber bestimmt durch den Mund eines Israeliten: „Wenn du doch zum Messias von Israel gehen würdest! Er könnte den Kranken heilen.“ So sind sie von sehr weit her zu mir gekommen. Ihr

Vertrauen war noch größer als jenes des Naamans; denn sie wußten nichts von Israel und vom Messias, während der Syrer durch die Nachbarschaft des Landes und den ständigen Kontakt mit den Sklaven aus Israel schon wußte, daß in Israel Gott ist, der wahre Gott. Ist es nicht gut, wenn jetzt ein heidnischer Mann in seine Heimat zurückkehrt und berichten kann: „Wahrlich, in Israel ist ein Mann Gottes, und in Israel betet man den wahren Gott an“?

Ich habe nicht gesagt: „Wasche dich siebenmal.“ Ich habe von Gott gesprochen und von der Seele, von zwei Dingen, die ihnen unbekannt waren und die, gleich dem Sprudeln einer unversiegbaren Quelle, die sieben Gaben mit sich führen; denn dort, wo der Begriff Gott und Geist vorhanden ist und wo der Wunsch besteht, zu ihnen zu gelangen, da wachsen die Pflanzen des Glaubens, der Hoffnung, der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit, der Kraft und der Klugheit. Unbekannte Tugenden für jene, die von ihren Göttern nur die niederen menschlichen Leidenschaften nachahmen können, und denen sie umso mehr frönen, weil sie sich darauf berufen, daß auch höhere Wesen ihnen huldigen. Nun kehren diese hier in ihre Heimat zurück. Doch größer noch als die Freude, erhört worden zu sein, ist die Freude, sagen zu können: „Wir wissen, daß wir nicht Unmenschen sind, denn nach diesem Leben gibt es noch eine Zukunft. Wir wissen, daß der wahre Gott die Güte ist, daß er auch uns liebt und uns Wohltaten erweist, um uns zu überzeugen, daß wir uns ihm zuwenden sollen!“

Was glaubt ihr denn, daß nur sie die Wahrheit nicht kennen? Gerade erst meinte einer meiner Jünger, daß ich den Kranken nicht heilen dürfe, weil er eine heidnische Seele hat. Aber was ist die Seele? Von wem stammt sie?

Die Seele ist die geistige Natur des Menschen. Sie ist das Sein, das, in vollkommener Weise erschaffen, das ganze körperliche Leben adelt, begleitet, belebt und weiterlebt, nachdem das Fleisch zu leben aufgehört hat, weil sie unsterblich ist wie jener, der sie erschaffen hat, nämlich Gott!

Da es nur einen Gott gibt, gibt es auch nicht Seelen von Heiden oder Nichtheiden, da keine von anderen Göttern erschaffen worden sind. Es gibt eine einzige Macht, die Seelen erschafft, und es ist die unseres Schöpfers, unseres Gottes, des Einen, des Mächtigen, Heiligen, Guten, die keine andere Leidenschaft kennt als die der Liebe, der vollkommenen, rein geistigen Barmherzigkeit; und damit von diesen Römern hier verstanden werden kann, was ich gesagt habe von der Liebe, füge ich hinzu: eine absolut moralische Barmherzigkeit; denn der Begriff „Geist“ wird von diesen Kindern, die nichts von heiligen Worten wissen, nicht verstanden.

Glaubt ihr denn, ich sei nur für Israel gekommen? Ich bin der, der die Geschlechter unter einem Hirtenstab versammeln wird: unter dem des Himmels. Wahrlich, ich sage euch, die Zeit wird bald kommen, in der viele Heiden sagen werden: „Gewährt uns das Nötige, damit wir in unserer heidnischen Heimat dem wahren Dreieinigen Gott opfern können“, dessen Wort Ich bin. Nun werden sie in ihre Heimat zurückkehren, überzeugter, als wenn ich sie mit Verachtung weggejagt hätte. Sie spüren Gott im Wunder und in meinen Worten, und sie werden überall, wo sie hinkommen, darüber berichten.

Weiter frage ich euch: War es denn nicht gerecht, soviel Vertrauen zu belohnen? Verwirrt durch die Antworten der Ärzte, enttäuscht von den nutzlosen Reisen zu den Tempeln, haben sie den nötigen Glauben aufgebracht, zum Unbekannten zu gehen, zum großen Unbekannten der Welt, dem Verspotteten, dem großen Verlachteten und Verleumdeten in Israel, um ihm zu sagen: „Ich glaube, daß du die Macht hast.“ Was ihrer neuen Denkweise den Weg geebnet hat, liegt im Annehmenkönnen dieses Glaubens. Mehr als von der Krankheit habe ich sie von ihrem Irrglauben geheilt, indem ich einen Kelch an ihre Lippen geführt habe, der in ihnen einen Durst gelöscht hat, der immer stärker wird, je mehr man daraus trinkt: es ist der Durst nach der Erkenntnis des wahren Gottes.

Euch von Israel will ich zum Schluß sagen: Möget ihr doch den Glauben haben, den diese Männer aufgebracht haben.«

Der Römer steht mit dem Geheilten auf. »Aber jetzt wage ich nicht mehr zu sagen: „Beim Jupiter!“ So sage ich fortan: „Bei der Ehre als römischer Bürger schwöre ich dir, daß ich diesen Durst haben werde. Doch nun muß ich gehen. Wer wird mir in Zukunft zu trinken geben?«

»Dein Geist, die Seele, von der du jetzt weißt, daß du sie hast, bis zu dem Tage, da ein Bote von mir zu dir kommen wird.«

»Nicht du selbst?«

»Ich . . . ich nicht. Doch werde ich nicht abwesend sein, auch wenn ich nicht anwesend bin. Es werden kaum mehr als zwei Jahre vergehen, bis ich dir ein Geschenk gebe, das größer ist als die Heilung dessen, der dir lieb und teuer ist. Lebt wohl, ihr beiden! Bleibt beharrlich in diesem Bewußtsein des Glaubens!«

»Salve, Meister. Der wahre Gott möge dich behüten.« Die beiden Römer entfernen sich, und man hört, wie sie die Diener mit dem Gefährt herbeirufen.

»Sie wußten also nicht, daß sie eine Seele haben«, murmelt ein Greis.

»Ja, Vater! Aber sie haben es verstanden, meine Worte besser aufzunehmen als viele in Israel. Nun, da sie ein großes Almosen gespendet haben, wollen wir die Armen Gottes in doppeltem und dreifachem Maß beschenken. Die Armen mögen für diese Wohltäter beten, die ärmer als sie selbst sind, damit sie zum einzigen wahren Reichtum gelangen, der darin besteht, Gott zu erkennen.«

Die Verschleierte weint unter ihrem Schleier, der wohl verhindert, daß man die Tränen sieht, aber nicht, daß man das Schluchzen hört.

»Jene Frau weint«, sagt Petrus. »Vielleicht hat sie kein Geld mehr. Sollen wir ihr welches geben?«

»Sie weint nicht deswegen. Doch gehe und sage ihr: „Die Heimat ist vergänglich, doch der Himmel ist ohne Ende. Er gehört denen, die es verstehen, Glauben zu haben. Gott ist die Güte und liebt somit auch die Sünder. Er hilft dir, um dich zu überzeugen, daß du zu ihm gehen sollst.“ Geh, Petrus, sprich so zu ihr und laß sie weinen. Es ist das Gift, das aus ihr kommt.«

Petrus geht zu der Frau, die sich schon in Richtung der Felder entfernt. Er spricht zu ihr und kehrt zurück. »Nun weint sie noch stärker«, sagt er. »Ich glaubte, sie getröstet zu haben ...«, und er schaut Jesus an.

»Sie ist tatsächlich getröstet, denn es gibt auch Freudentränen.«

»Hm, hm ... ich würde ihr gerne einmal ins Gesicht schauen. Werde ich es wohl einmal sehen?«

»Am Tage des Gerichtes.«

»Göttliche Barmherzigkeit! Aber dann werde ich ja schon tot sein. Was nützt es mir dann noch? Dann werde ich den Ewigen anschauen müssen.«

»Beginne sofort damit. Es ist die einzige nützliche Sache.«

»Ja ... aber Meister, wer ist sie?«

Alle lachen.

»Wenn du noch einmal nach ihr fragst, dann gehen wir sofort von hier weg; so wirst du sie vergessen.«

»Nein, Meister! Ich bin zufrieden, wenn du bleibst ...«

Jesus lächelt. »Diese Frau«, sagt er, »ist ein Überbleibsel und ein Erstling.«

»Was soll das heißen? Ich verstehe nicht.«

Doch Jesus läßt ihn im Zweifel und geht zum Dorf.

»Er geht zu Zacharias. Seine Frau liegt im Sterben«, erklärt Andreas. »Er hat mich gebeten, den Meister zu rufen.«

»Du machst mich zornig. Du weißt alles, machst alles, und mir sagst du nie etwas. Schlimmer als ein Fisch bist du!« Petrus läßt seine Enttäuschung auf seinen Bruder ab.

»Bruder, nimm es nicht so tragisch. Du sprichst auch für mich. Laßt uns die Netze einziehen. Komm.«

Die einen gehen nach rechts, die anderen nach links, und das ist das Ende.

169 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst kein falsches Zeugnis ablegen«

»Wieviel Volk!« ruft Matthäus aus und Petrus entgegnet: »Schau! Auch Galiläer sind da . . . Wir wollen es dem Meister sagen. Es sind drei angesehene Gauner!«

»Sie kommen vielleicht meinetwegen. Auch hier verfolgen sie mich . . . «

»Nein, Matthäus. Der Hai frißt keine kleinen Fische. Er will den Menschen, eine edle Beute. Nur wenn er keinen findet, schnappt er einen großen Fisch. Aber ich, du und die anderen, wir sind kleine Fische . . . kleine Ware.«

»Du meinst, sie sind des Meisters wegen gekommen?« fragt Matthäus.

»Für wen denn sonst? Siehst du nicht, wie sie nach allen Seiten spähen? Sie gleichen wilden Tieren, die die Spur der Gazelle wittern.«

»Ich gehe und melde es.«

»Warte! Wir wollen es den Söhnen des Alphäus sagen. Er ist zu gut. Eine vergeudete Güte, wenn sie in ihren Rachen fällt.«

»Du hast recht.«

Die beiden gehen zum Fluß und rufen Jakobus und Judas. »Kommt, hier sind einige Verdächtige. Sie sind bestimmt gekommen, um den Meister zu belästigen.«

»So laßt uns gehen. Wo ist der Meister?«

»Noch in der Küche. Wir wollen uns beeilen, denn wenn er es bemerkt, wäre er nicht einverstanden!«

»Ja, und er tut nicht gut daran.«

»Das sage ich auch.«

Sie kehren zum Dreschplatz zurück. Die Gruppe aus Galiläa spricht steif und herablassend mit anderen Leuten. Judas des Alphäus nähert sich ihnen zufällig und hört: »Worte müssen auf Tatsachen beruhen.«

»Die erbringt er. Erst gestern hat er einen besessenen Römer geheilt«, entgegnet ein kräftiger Mann aus dem Volk.

»Schrecklich! Einen Heiden heilen! Skandal! Hast du gehört, Eli?«

»Alle Sünden sind in ihm. Freundschaften mit Zöllnern und Dirnen, Umgang mit Heiden und ... «

»... und das Dulden von Verleumdern! Auch das ist eine Sünde. In meinen Augen die schwerste. Doch da er nichts davon weiß, kann und will er sich auch nicht verteidigen. Sprecht mit mir. Ich bin sein Bruder und älter als er, und dieser ist der andere Bruder und noch älter. Also sprecht.«

»Weshalb ärgerst du dich eigentlich? Glaubst du, wir reden schlecht vom Messias? Nein! Wir sind von sehr, sehr weit her gekommen, angezogen von seinem Ruf. Wir sagten es auch diesen hier.«

»Lügner! Du ekelst mich so an, daß ich dir den Rücken kehre«, und Judas des Alphäus fürchtet, gegen die Nächstenliebe Feinden gegenüber zu fehlen, und geht fort.

»Ist es vielleicht nicht wahr? Ihr alle, bezeugt es selber.«

Aber „alle“, das heißt, die anderen, mit denen die Galiläer sprachen, schweigen. Sie wollen nicht lügen, wagen jedoch nicht zu widersprechen, und darum sagen sie nichts.

»Wir wissen nicht einmal, wie er ist ... «, sagt der Galiläer Eli.

»Hast du ihn nicht in meinem Hause beschimpft?« fragt Matthäus spöttisch. »Oder hast du das Gedächtnis wegen Krankheit verloren?«

Der „Galiläer“ hüllt sich in seinen Mantel ein und geht ohne zu antworten mit den anderen weg.

»Feigling!« ruft ihm Petrus nach.

»Sie wollten uns teuflische Dinge über ihn erzählen ... «, erklärt ein Mann. »Aber wir haben seine Taten gesehen, und wir wissen, wie sie sind, die Pharisäer. Wem soll man also glauben: dem Guten, der wirklich gut ist, oder diesen Boshaften, die sich selbst als gut bezeichnen, aber eine Landplage sind? Ich weiß nur, daß ich, seit ich hierher komme, so verändert bin, daß ich mich selbst nicht wiederer-

kenne. Ich war ein gewalttätiger Mensch, hart zu Weib und Kindern, rücksichtslos gegen meine Mitmenschen, und nun? Alle im Dorf sagen: „Asarja ist nicht mehr der gleiche.“ Habt ihr jemals gehört, daß ein Teufel die Menschen gut werden läßt? Für wen arbeitet er denn? Für unsere Heiligung? Das ist aber ein eigenartiger Teufel, der für den Herrn arbeitet.«

»Das ist richtig, Mann. Gott möge dich beschützen, weil du wohl verstehst, gut siehst und recht handelst. Mach so weiter, und du wirst ein echter Jünger des gebenedeiten Messias sein. Eine Freude für ihn, der nur euer Bestes will und alles erträgt, um euch zum Guten zu führen. Nur das wirklich Böse soll bei euch Ärgernis erregen. Aber wenn ihr seht, wie Jesus im Namen Gottes wirkt, dann nehmt keinen Anstoß und glaubt jenen nicht, die euch zum Ärgernisnehmen überreden wollen, auch wenn ihr ihn Neues tun seht. Eine neue Zeit ist angebrochen, wie eine Blume, die erblüht; nachdem die Wurzel sich jahrhundertlang vorbereitet hat, ist dieser Tag gekommen. Wenn diese Vorbereitungszeit nicht vorangegangen wäre, hätten wir sein Wort nicht verstanden. Doch Jahrhunderte des Gehorsams gegenüber dem Gesetz des Sinai haben uns jenes Minimum an Vorbereitung gegeben, das uns erlaubt, von dieser göttlichen Blume, welche uns die Güte zu sehen gewährt hat, alle Düfte und Säfte in uns aufzunehmen, um uns zu reinigen, zu stärken, zu heiligen und uns den Wohlgeruch der Heiligkeit eines Altares zu verleihen. Da nun die neue Zeit gekommen ist, bringt sie uns neue Formen, die aber nicht gegen das Gesetz sind, jedoch von der Barmherzigkeit und Liebe geprägt, die vom Himmel gestiegen ist.« Jakobus des Alphäus macht ein Zeichen des Grußes und geht zum Haus.

»Wie gut du reden kannst«, sagt Petrus voller Bewunderung. »Ich weiß nie, was ich sagen soll. So sage ich nur: seid gut, liebt ihn, hört auf ihn, glaubt ihm. Ich weiß wirklich nicht, wie er mit mir zufrieden sein kann!«

»Er ist es aber sehr«, antwortet Jakobus des Alphäus.

»Sagst du das ehrlich oder nur aus Güte?«

»Es ist wirklich wahr. Noch gestern hat er es mir gesagt.«

»Ja? Dann bin ich heute glücklicher als am Tag, da man meine Braut zu mir geführt hat. Aber sag, wo hast du denn so gut reden gelernt?«

»Auf den Knien seiner Mutter und an seiner Seite. Was für Unterrichtsstunden! Was für Worte! Nur Jesus spricht noch besser als sie. Doch was ihr an Macht fehlt, ersetzt sie durch ihre sanfte Güte ... und das dringt ein. Ihre Lehren? Hast du noch nie ein Tüchlein gesehen, das man mit einem Zipfel in duftendes Öl getaucht hat? Ganz langsam nimmt es nicht das Öl, sondern den Wohlgeruch in sich auf, und wenn das Öl weggenommen wird, bleibt der Duft des Öls zurück, um zu sagen: „Ich war da.“ So ist es uns mit ihr ergangen. Auch in uns, rauhe Stoffe und vom Leben verwaschen, ist sie mit ihrer Weisheit und Gnade eingedrungen und ihr Wohlgeruch ist in uns.«

»Warum läßt er sie nicht hierherkommen? Er sagte, er würde es tun. Wir würden besser werden, weniger starrköpfig sein, ich wenigstens, und auch diese Leute ... In ihrer Gegenwart würden sich sogar diese Giftschlangen bessern, die ab und zu kommen ... «

»Glaubst du? Ich nicht. Wir würden besser werden und auch die Demütigen. Aber die Mächtigen und die Bösen! ... Oh, Simon des Jona! Offenbare den anderen nie deine ehrlichen Gefühle. Du könntest enttäuscht werden ... Hier ist er! Wir sagen ihm nichts ... «

Jesus kommt aus der Küche und hat einen kleinen Jungen an der Hand, der neben ihm dahertrottet und an einer mit Öl getränkten Brotkruste nagt. Jesus richtet seinen langen Schritt nach den Schritten seines kleinen Freundes. »Eine Eroberung«, sagt Jesus fröhlich. »Dieser kleine vierjährige Mann, der sich Asrael nennt, hat mir gesagt, er möchte ein Jünger werden und alles lernen: predigen, die Kranken heilen, machen, daß die Weinstöcke auch im Winter Trauben bekommen, und er will auf einen hohen Berg steigen und aller Welt zurufen: „Kommt, der Messias ist da!“ Ist es nicht so, Asrael?«

Das lachende Kind sagt mit vollem Munde: »Ja, ja«, und ißt weiter.

Thomas neckt es: »Du hast eben erst gelernt, allein zu essen, du weißt doch gar nicht, wer der Messias ist.«

»Jesus von Nazaret.«

»Was bedeutet denn „Messias“?«

»Das heißt, das heißt: der Mann, der gesandt worden ist, um gut zu sein und uns alle gut zu machen.«

»Was tut er, um uns alle gut zu machen? Du als Lausbub, wie wirst du es machen?«

»Ich werde ihn lieben und alles tun, und er wird alles tun, weil ich ihn lieb habe. Mache es du nun auch so und du wirst gut werden.«

»So, da haben wir die Lektion, Thomas. Die Regel lautet: „Liebe mich, und du wirst alles tun, weil ich dich lieben werde, wenn du mich liebst, und die Liebe wird alles übrige tun.“ Der Heilige Geist hat gesprochen. Komm, Asrael, gehen wir um zu predigen.«

Jesus ist so glücklich, wenn ein Kind bei ihm ist, daß ich alle zu ihm führen möchte und wünsche, daß alle Kinder ihn kennenlernen. Wie viele sind es doch, die nicht einmal seinen Namen kennen?

Sie gehen an der Verschleierte vorbei, doch bevor sie zu ihr gelangen sagt Jesus zum Kind: »Sag dieser Frau: „Der Friede sei mit dir, Frau!«

»Warum?«

»Weil sie ein „Wehweh“ hat wie du, wenn du hinfällst. Sie weint. Aber wenn du so zu ihr redest, dann wird es vergehen.«

»Der Friede sei mit dir, Frau. Weine nicht! Der Messias hat es mir gesagt. Wenn du ihn lieb hast, dann hat er dich auch lieb, und du wirst gesund werden«, ruft das Kind an Jesu Hand, der weitergeht, ohne stehenzubleiben. Asrael hat wirklich das Zeug zum Missionar. Auch wenn er jetzt noch ein bißchen voreilig in seinen Predigten ist und mehr plappert, als ihm zu sagen aufgetragen wurde.

»Der Friede sei mit euch allen.

„Du sollst kein falsches Zeugnis ablegen“, steht geschrieben.

Was gibt es Abstoßenderes als einen Lügner? Kann man nicht sagen, daß er Grausamkeit mit Unreinheit verbindet? Ja, so ist es. Der

Lügner, ich spreche vom Lügner in schwerwiegenden Dingen, ist grausam. Er tötet das Ansehen einer Person mit seiner Zunge. Also ist er vom Mörder nicht verschieden. Ich sage, daß er sogar schlimmer als ein Mörder ist. Dieser tötet nur den Leib. Der Lügner tötet auch den guten Ruf, das Andenken an einen Menschen. Daher ist er in zweifacher Weise ein Mörder. Er ist ein unbestrafter Mörder, da er kein Blut vergießt, sondern die Ehre des Verleumdeten und seiner ganzen Familie verletzt. Ich denke dabei nicht einmal an den Fall, daß jemand durch Meineid den anderen dem Tod ausliefert. Über diesem haben sich schon die Kohlen der Hölle angehäuft. Ich spreche nur von jenen, die durch lügenhafte Äußerungen einem Unschuldigen gewisse Dinge zu dessen Nachteil unterstellen und andere davon zu überzeugen versuchen. Warum tut er das? Entweder aus grundlosem Haß oder aus Habsucht, weil er des anderen Gut für sich haben möchte, oder aus Angst.

Aus Haß: Nur wer ein Freund Satans ist, empfindet Haß. Der Gute haßt nicht, nie und aus keinem Grund. Selbst wenn er verachtet wird, auch wenn er geschädigt wird, verzeiht er. Er haßt nie. Der Haß ist das Zeugnis, das eine verirrte Seele sich selbst ausstellt, und das klarste Zeugnis, das einem Unschuldigen gegeben wird, denn der Haß ist die Auflehnung der Bosheit gegen das Gute. Einem, der gut ist, wird nicht verziehen von den Bösen.

Aus Habgier: Einer hat, was ich nicht habe. Ich will das, was er hat. Aber nur, wenn ich geringschätzig Worte über ihn verbreite, kann ich seinen Platz erobern. Ich werde es tun, ich lüge? Was macht das schon? Ich bestehle ihn? Was ist dabei? Eine ganze Familie zugrunde richten? Was bedeutet das? Unter den vielen Fragen, die sich der arglistige Lügner stellt, vergißt er, weil er sie vergessen will, eine Frage, nämlich diese: „Und wenn ich entlarvt würde?“ Diese stellt er sich nicht. Denn, erfüllt von Hochmut und Habgier, gleicht er dem, dessen Augen verbunden sind. Er sieht die Gefahr nicht. Er ist wie betrunken vom Weine Satans und überlegt nicht, daß Gott stärker ist als Satan und es auf sich nimmt, den Verleumdeten zu rächen. Der

Lügner hat sich der Lüge ausgeliefert und vertraut törichterweise auf ihren Schutz.

Aus Angst: Oft verleumdet jemand, um sich selbst zu rechtfertigen. Das ist die verbreitetste Art von Lüge. Das Böse ist getan. Man fürchtet, daß es entdeckt und als unser Werk erkannt werde. Also wird, gestützt auf die Wertschätzung, die man noch bei anderen genießt, der Fall verdreht, und das, was wir getan haben, legen wir einem anderen zur Last, bei dem man nur die Ehrlichkeit fürchtet. Man verleumdet, weil vielleicht der andere einmal Zeuge einer unserer bösen Taten war und man sich auf diese Weise gegen seine Zeugenaussage absichern will. Man klagt ihn also an, um ihn unbeliebt zu machen, damit ihm niemand glaubt, wenn er etwas sagt.

Handelt recht, damit ihr niemals zu lügen nötig habt. Überlegt ihr denn beim Lügen nicht, daß ihr euch ein schweres Joch aufbürdet? Dieses ergibt sich aus der Unterwerfung unter Satan, aus der ständigen Angst davor, daß eure Aussagen widerlegt werden könnten, und ihr euch gezwungen seht, euch der ausgesprochenen Lüge mit all ihren Umständen und Einzelheiten selbst nach Jahren zu erinnern, ohne euch in Widersprüche zu verwickeln. Die Last eines Galeerensträflings! Wenn sie wenigstens dem Himmel dienen würde! Aber sie dient nur der Vorbereitung eines Platzes in der Hölle!

Seid ehrlich! So schön ist der Mund eines Menschen, der die Lüge nicht kennt. Ist er arm, ungebildet und verkannt? Auch wenn er es ist, ist er doch immer ein König, denn er ist aufrichtig. Die Aufrichtigkeit ist königlicher als das Gold und ein Diadem, denn sie steht über die Maßen höher als ein Thron und hat ein größeres Geleit von Guten, als ein Monarch sein eigen nennt. Ein aufrichtiger Mensch strömt Trost und Geborgenheit aus, während die Freundschaft eines Unaufrichtigen oder auch nur dessen Gegenwart Unbehagen verursacht. Denkt denn der Lügner nicht daran, daß die Lüge über kurz oder lang aufgedeckt wird und daß man ihm alsdann stets mit Argwohn begegnen wird? Wie kann man noch gelten lassen, was er sagt? Auch wenn er die Wahrheit sagt, wird der, der ihn hört und

ihm glauben möchte, im Grunde doch immer einen Zweifel hegen: „Ob er wohl auch jetzt wieder lügt?“ Ihr werdet fragen: „Aber wo ist denn in all dem das falsche Zeugnis?“ Jede Lüge ist ein falsches Zeugnis. Nicht nur die Lüge vor dem Richter.

Seid einfach, wie Gott und das Kind einfach sind! Seid wahrheitsliebend in allen Augenblicken eures Lebens. Wollt ihr den Ruf eines achtbaren Menschen haben? Seid es in Wahrheit! Auch wenn ein Verleumder euch schlecht machen will, werden hundert Rechtschaffene sagen: „Nein, das ist nicht wahr! Er ist ein aufrichtiger Mensch. Seine Werke sprechen für ihn.“

Im Buch der Weisheit steht geschrieben: „Der abtrünnige Mensch ergeht sich in der Frevelhaftigkeit seines Mundes ... In seinem verderbten Herzen bereitet er das Böse vor, und zu jeder Zeit sät er Zwietracht! Sechs Dinge haßt der Herr, und das siebte verabscheut er: hochmütige Augen, lügnerische Zungen, Hände, die unschuldiges Blut vergießen, ein Herz, das Frevelhaftes sinnt, Füße, die eiligst zum Bösen rennen, den falschen Zeugen, der Lügen vorträgt, und jenen, der Zwietracht unter die Brüder sät ... Wegen der Zungensünden geht der Hinterhältige dem Verderben entgegen. Wer lügt, ist ein betrügerischer Zeuge. Wahrheitsliebende Lippen ändern sich ewig nicht, aber betrügerische Worte bauen auf den Augenblick. Die Worte des Ohrenbläusers scheinen arglos, aber sie dringen ein ins Herz. Der Feind wird an seinem Reden erkannt, wenn er Verrat schmiedet. Wenn er jemandem etwas zuflüstert, traue ihm nicht, denn er trägt sieben böse Absichten in seinem Herzen. Er verbirgt seinen Haß, aber seine Bosheit wird offenbar werden ... Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, und der Stein wird den treffen, der ihn ins Rollen bringt.“

Alt wie die Welt ist die Sünde der Lüge, und unwandelbar ist der Spruch des Weisen darüber, ebenso wie das Urteil Gottes über den Lügner unverändert bleibt. Ich sage: habt immer nur eine Sprache! Das Ja sei immer ein Ja, und das Nein immer ein Nein, auch vor Mächtigen und Tyrannen, und ihr werdet dafür einen großen Lohn

im Himmel haben. Ich sage euch: Habt die Unbefangenheit des Kindes, das instinktiv zu dem Menschen hingeht, den es für gut hält, das nichts anderes als Güte sucht und sagt, was seine eigene Güte ihm zu sagen eingibt, ohne zu erwägen, ob es zu viel sagt und darob einen Tadel ernten könnte.

Geht hin in Frieden, und die Wahrheit werde euch zum Freunde.«

Der kleine Asrael, der die ganze Zeit zu den Füßen Jesu gesessen und sein Köpfchen erhoben hatte wie ein Vöglein, das auf den Gesang seiner Eltern hört, hat sehr liebliche Gebärden: Er lehnt sein Gesichtchen an die Knie Jesu und sagt: »Ich und du, wir sind Freunde, denn du bist gut, und ich habe dich gern. Jetzt will auch ich etwas sagen.« Und seine Stimme erhebend, damit er im ganzen großen Raum gehört werde, spricht er, die Gebärde Jesu nachahmend: »Hört mich alle. Ich weiß, wohin die Menschen kommen, die keine Lügen sagen und Jesus von Nazaret lieben. Sie steigen die Leiter Jakobs hinauf. Hinauf, hinauf, hinauf ... zusammen mit den Engeln, und dann bleiben sie stehen, wenn sie den Herrn gefunden haben«, und er lacht fröhlich, wobei er alle seine kleinen Zähnchen zeigt.

Jesus streichelt ihn und geht unter das Volk. Er bringt den Kleinen seiner Mutter: »Danke, Frau, daß du mir diesen Knaben überlassen hast.«

»Ist er dir zur Last gefallen?«

»Nein, er hat mir Liebe geschenkt. Er ist ein Kind des Herrn, und der Herr möge immer mit ihm und mir dir sein. Lebt wohl!«

Alles ist zu Ende.

170 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“: »Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut«

»Gott gibt jedem das Nötige. Das ist in Wahrheit so. Was braucht der Mensch? Den Prunk? Eine große Zahl von Dienern? Landgüter, daß man deren Felder gar nicht zählen kann? Gastmähler, die bei Sonnenuntergang beginnen und bei Sonnenaufgang enden? Nein!

Was der Mensch braucht, ist ein Obdach, ein Brot und ein Gewand.
Das Nötigste zum Leben!

Schaut euch um. Wer sind die fröhlichsten und gesündesten Menschen? Wer erfreut sich eines gesunden, friedlichen Alters? Die Genießer? Nein, jene, die ehrbar leben, arbeiten und sich das Angemessene wünschen. Sie kennen das Gift ungeordneter Begierden nicht und bleiben kräftig. Sie kennen nicht das Gift der Unmäßigkeit und bleiben beweglich. Sie kennen das Gift des Neides nicht und bleiben fröhlich. Wer aber immer mehr haben will, verliert den eigenen Frieden, verliert die Freude, wird vorzeitig altern, ausgebrannt von Haß und Unmäßigkeit.

Ich könnte die beiden Gebote „Du sollst nicht stehlen“ und „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut“ zusammenfassen. Denn das unbändige Verlangen treibt zum Diebstahl. Es ist nur ein kurzer Schritt vom einen zum anderen. Ist jeder Wunsch unerlaubt? Das sage ich nicht. Ein Familienvater, der auf den Feldern oder in der Werkstatt arbeitet, sündigt nicht, wenn er wünscht, daß ihm seine Arbeit genug einträgt um seinen Kindern die Nahrung zu gewährleisten, vielmehr erfüllt er seine Pflicht als Vater. Aber wer nur danach verlangt, immer mehr zu genießen und sich mit dem bereichert, was anderen gehört, der sündigt.

Der Neid! Warum? Ist er nicht das Verlangen nach fremdem Gut, Geiz und Neid? Der Neid trennt von Gott, meine Kinder, und bindet an Satan. Denkt ihr nicht daran, daß Luzifer der erste war, der das Gut des anderen verlangte? Er war der schönste der Erzengel und konnte sich an Gott erfreuen. Er hätte damit zufrieden sein müssen. Doch er wurde neidisch auf Gott und wollte selbst Gott sein ... und wurde zum Dämon, zum ersten Dämon. Zweites Beispiel: Adam und Eva hatten alles und erfreuten sich des irdischen Paradieses und der Freundschaft Gottes und waren selig in den Gnadengaben, die Gott ihnen gegeben hatte. Sie hätten damit zufrieden sein müssen. Doch sie beneideten Gott um die Erkenntnis des Guten und des Bösen und wurden aus dem Garten Eden vertrieben

und von Gott geächtet, sie, die in Ungnade gefallen waren, sie waren die ersten Sünder. Drittes Beispiel: Kain beneidete Abel ob seiner Freundschaft mit dem Herrn; er wurde zum ersten Mörder. Maria, die Schwester von Aaron und Mose beneidete ihren Bruder und wurde zur ersten Aussätzigen in der Geschichte Israels. Ich könnte euch Schritt für Schritt durch die ganze Geschichte des Volkes Gottes führen, und ihr würdet sehen, was die übertriebene Begehrlichkeit aus jenen macht, die ihr nachgeben: einen Sünder und eine Geißel für die Nation, denn die Sünden der einzelnen häufen sich an und führen Strafen herbei für ganze Völker, wie Sandkorn auf Sandkorn, in Jahrhunderten angehäuft, einen Bergrutsch verursacht und Dörfer und Menschen unter sich begräbt.

Ich habe euch oft die Kinder als Beispiel angeführt, weil sie einfach sind und vertrauensvoll. Heute sage ich euch: ahmt die Vögel nach in ihrer Wunschlosigkeit. Jetzt haben wir Winter. Wenig Nahrung ist in den Obstgärten. Aber sorgen sie sich deswegen schon im Sommer und hamstern? Nein. Sie vertrauen auf den Herrn. Sie wissen, daß sie immer ein Würmchen, ein Körnchen, eine Larve, eine Spinne oder eine Fliege auf dem Wasser für ihre Kehle erbeuten können. Sie wissen, daß ein warmer Dachfirst oder eine Flocke Wolle immer für ihren Winterunterschlupf zu finden ist, wie sie auch wissen, wann es Zeit ist, Heu für die Nester und mehr Futter für die Brut zu sammeln, und daß es zur rechten Zeit dieses Heu auf den Wiesen gibt und mehr Futter in den Obstgärten, in den Furchen, und Luft und Erde reich an Insekten sein werden. Dann singen sie leise: „Danke, Schöpfer, für alles, was du uns gibst und geben wirst“, bereit, aus voller Kehle ihr Hosanna zu singen, wenn sie sich in der Frühlingszeit ihrer Liebe und ihrer Jungen erfreuen.

Welches Geschöpf ist fröhlicher als der Vogel? Doch was ist seine Intelligenz im Vergleich zur menschlichen? Sie ist wie ein Sandkorn im Vergleich zu einem Berg. Doch könnt ihr vom Vogel lernen. Wahrlich, ich sage euch: Wer ohne unlauteren Wunsch lebt, besitzt die Fröhlichkeit des Vogels. Er stützt sich auf Gott und spürt in ihm

den Vater. Er lächelt dem beginnenden Tag und der hereinbrechenden Nacht zu, denn er weiß, daß die Sonne seine Freundin, und die Nacht seine Ernährerin ist. Er betrachtet die Menschen ohne Neid und hat nicht ihre Rache zu fürchten, denn er schadet ihnen in keiner Weise. Er zittert nicht um seine Gesundheit, nicht um seinen Schlaf, denn er weiß, daß ein ehrbares Leben Krankheiten fernhält und einen sanften Schlaf gewährt. Schließlich fürchtet er den Tod nicht, denn er weiß, daß er, wenn er gut gehandelt hat, Gottes Lächeln zu erwarten hat. Auch der König muß sterben. Auch der Reiche muß sterben. Es ist nicht das Zepter, das den Tod fernhält, noch kann man mit Geld Unsterblichkeit kaufen. Vor dem König der Könige, vor dem Herrn der Herren sind Kronen und Münzen nichtige Dinge, nur ein Leben nach den Zehn Geboten hat einen Wert.

Was sagen diese Männer im Hintergrund? Habt keine Angst zu fragen!«

»Wir sagten: der Antipas, welcher Sünde hat er sich schuldig gemacht, des Diebstahls oder des Ehebruchs?«

»Ich will nicht, daß ihr auf die anderen blickt; blickt in euer eigenes Herz! Ich sage euch aber, daß er sich des Götzendienstes schuldig macht, da er mehr das Fleisch als Gott anbetet, und des Ehebruchs, des Diebstahls, des unerlaubten Verlangens und bald des Mordes.«

»Wird er von dir, dem Retter, gerettet werden?«

»Ich werde jene retten, die bereuen und zu Gott zurückkehren. Die Unbußfertigen werden keine Erlösung finden.«

»Du hast gesagt, er sei ein Dieb. Was hat er gestohlen?«

»Die Frau seines Bruders. Diebstahl bezieht sich nicht nur auf das Geld. Diebstahl ist auch, dem Menschen die Ehre nehmen, dem Mädchen die Jungfräulichkeit und einem Mann seine Frau. Das ist genauso Diebstahl, wie wenn man dem Nächsten einen Ochsen stiehlt oder eine Pflanze nimmt. Der Diebstahl, belastet durch Unzucht oder durch das falsche Zeugnis, wiegt durch Ehebruch oder Unkeuschheit oder durch die Lüge noch schwerer.«

»Eine Frau, die sich hergibt, welche Sünde begeht sie?«

»Wenn sie verheiratet ist, Ehebruch und Betrug dem Mann gegenüber. Wenn sie unverheiratet ist, diejenige der Unreinheit und des Diebstahls an sich selbst.«

»An sich selbst? Sie gibt doch nur vom Ihrigen etwas weg.«

»Nein. Unser Körper ist von Gott geschaffen worden, um ein Tempel der Seele zu sein, die der Tempel Gottes ist. Daher muß er in Sittsamkeit bewahrt werden, da sonst die Seele der Freundschaft Gottes und des ewigen Lebens beraubt wird.«

»So kann eine Dirne nur noch Satan gehören?«

»Jede Sünde ist Buhlschaft mit Satan. Der Sünder gibt sich, einem gedungenen Weibe gleich, mit seinen unerlaubten Neigungen Satan hin, indem er sich davon einen schmutzigen Nutzen verspricht. Groß, sehr groß ist die Sünde der Prostitution, welche die Menschen zu unreinen Tieren erniedrigt. Glaubt jedoch nicht, die übrigen Todsünden wären weniger schlimm. Was müßte ich über den Götzendienst sagen! Was über den Mord! Doch hat Gott den Israeliten verziehen, nachdem sie das Goldene Kalb angebetet hatten. Er hat David eine Sünde verziehen, die eine zweifache war. Gott verzieht jedem, der bereut. Wenn nur die Reue im Verhältnis zur Anzahl und Schwere der Sünden steht, sage ich euch: je mehr einer bereut, um so mehr wird ihm vergeben werden, denn die Reue ist Ausdruck der Liebe, *der tätigen Liebe*. Wer bereut, sagt mit seiner Reue zu Gott: „Ich kann deinen Zorn nicht länger ertragen, denn ich liebe dich und möchte geliebt werden.“ Gott liebt den, der ihn liebt. Deswegen sage ich: je mehr jemand liebt, um so mehr wird er geliebt. Wer vollkommen liebt, dem wird alles verziehen.

Das ist die Wahrheit. Geht nun! Aber vorher sollt ihr noch wissen, daß am Eingang des Dorfes eine Witwe ist, die mit ihrer Kinderschar in größter Not lebt. Der Schulden wegen hat man sie aus dem Haus vertrieben, und sie kann dem Hausbesitzer noch „Danke“ sagen, weil er sie nur verjagt hat. Ich habe euer Almosen für ihr Brot verwendet. Aber sie hat ein Obdach nötig. Die Barmherzigkeit ist

das Gott wohlgefälligste Opfer. Seid gütig, und in Gottes Namen verspreche ich euch die Belohnung.«

Die Leute flüstern, beraten sich und diskutieren.

Jesus heilt indessen einen fast Blinden und hört ein altes Mütterchen an, das von Dok gekommen ist und ihn bittet, zu ihrer kranken Schwiegertochter zu kommen. (Eine lange, von Tränen begleitete Geschichte, die ich heute, halbtot wie ich bin, nicht niederschreiben kann.)

Und zum Glück endet alles, denn ich fürchte, nochmals eine Herzkrise durchstehen zu müssen, wie die letzte, die drei Stunden andauerte und auch meine Augen in Mitleidenschaft gezogen hat.

171 Jesus beim „Trügerischen Gewässer“ • Abschluß der Erklärung zum „De profundis“ und „Miserere“

»Meine Kinder im Herrn! Das Fest der Reinigung steht nahe bevor, und ich, das Licht der Welt, als das wahre Licht des Festes, sende euch mit dem notwendigen Minimum an Vorbereitung hin, um es würdig zu begehen, damit ihr daraus Licht für alle anderen Feste schöpft. Wer sich vornähme, viele Lichter anzuzünden, aber nicht einmal über das Nötige verfügt, um das erste anzuzünden, wäre wirklich sehr töricht. Noch törichter wäre der, der sich vornähme, seine Heiligung mit dem Schwierigsten zu beginnen, und dabei das, was die Grundlage des unwandelbaren Bauwerkes der Vollkommenheit darstellt, vernachlässigt, nämlich die Zehn Gebote.

Man liest in Makkabäer, daß Judas, nachdem er mit den Seinen unter dem Schutz des Herrn den Tempel und die Stadt wieder zurückerobert hatte, die Altäre der fremden Götter und die Tempelchen zerstören und den Tempel reinigen ließ. Dann errichtete er einen anderen Altar, und mit den Feuersteinen schlug er Feuer, brachte die Opfer dar, huldigte dem Herrn mit Weihrauch, stellte Lampen und Brote auf, und dann flehten alle, am Boden niedergeworfen, zum Herrn, daß er sie nicht mehr sündigen lasse oder, wenn sie aufgrund

ihrer Schwäche wieder sündigten, mit göttlicher Barmherzigkeit behandeln möge. Dies geschah am 25. des Monats Kislew.

Betrachten wir die an uns gerichtete Erzählung und wenden wir sie auf uns selbst an; denn jedes Wort der Geschichte Israels, des auserwählten Volkes, hat einen geistigen Sinn. Das Leben ist immer eine Lehre. Die Geschichte ist nicht nur eine Lehre für die irdischen Tage, sondern auch zur Erlangung der ewigen Tage.

„Sie zerstörten die Altäre und die heidnischen Tempelchen.“

Das war die erste ihrer Taten, und dasselbe habe ich euch angeraten beim Aufzählen eurer persönlichen Götter, die den wahren Gott ersetzen. Es ist dies die Abgötterei, welche der Sinnenlust huldigt, dem Gold, dem Stolz: den Hauptlastern, die zur Entheiligung und zum Tod an Seele und Leib führen und die Strafe Gottes nach sich ziehen. Ich habe euch nicht erdrückt mit unzähligen Formeln, die die Gläubigen heute einengen und gegen das wahre Gesetz ein Bollwerk sind, das durch sie verdrängt und durch Unmengen rein äußerlicher Verbote überdeckt wird, so daß die Gläubigen die klare, heilige Stimme des Herrn nicht mehr wahrzunehmen vermögen, die sagt: „Nicht fluchen! Nicht Götzendienst treiben! Die Feiertage nicht entheiligen! Die Eltern nicht verunehren! Nicht töten! Nicht Unkeuschheit treiben! Nicht stehlen! Nicht lügen! Nicht fremdes Eigentum begehren! Nicht die Frau des Nächsten begehren!“ Zehn Gebote und keines mehr. Sie sind die zehn Säulen des Tempels der Seele. Darüber strahlt das Gold des heiligsten der heiligen Gebote: „Liebe deinen Gott, liebe deinen Nächsten!“ Das ist die Krönung des Tempels, der Schutz der Fundamente und der Ruhm des Erbauers.

Niemand könnte die zehn Regeln ohne Liebe befolgen, und die Säulen würden einstürzen, alle oder einige, und der Tempel würde ganz oder teilweise zerstört. Jedenfalls wäre er eine Ruine und nicht mehr geeignet, das Allerheiligste aufzunehmen. Tut also, was ich euch gesagt habe, besiegt die drei Begehrlichkeiten! Gebt euren Lastern den rechten Namen, so ehrlich, wie Gott klar und deutlich sagt: „Tut dies oder jenes nicht!“ Unnützlich, die Formen mit Spitzfin-

digkeit zu zerreden. Wer eine größere Liebe hat neben der Liebe zu Gott, der ist, wie diese Liebe auch immer heißen mag, ein Götzdiener. Wer Gott anruft und sich somit als seinen Diener bekennt, ihm aber dann den Gehorsam verweigert, ist ein Rebell. Wer aus Habsucht am Sabbat arbeitet, ist ein Schänder, boshaft und anmaßend. Wer den Eltern seinen Beistand versagt, selbst unter dem Vorwand, er vollbringe gottgefällige Werke, der haßt Gott, der Vater und Mutter an seiner Statt auf die Erde bestellt hat. Wer tötet, ist immer ein Mörder. Wer Unkeuschheit treibt, ist immer ein Unzüchtiger. Wer stiehlt, ist immer ein Dieb. Wer lügt, ist immer ein Niederträchtiger. Wer das begehrt, was nicht sein ist, ist immer ein Unersättlicher. Wer das Ehegemach schändet, ist immer ein Unreiner.

So ist es! Und ich erinnere euch, daß nach der Errichtung des Goldenen Kalbes der Zorn Gottes ausbrach; daß nach dem Götzendienst Salomons die Spaltung kam, welche Israel teilte und schwächte; daß nach dem angenommenen, besser gesagt, gut aufgenommenen und von unwürdigen Juden unter Antiochus Epiphanes eingeführten Hellenismus, das gegenwärtige geistige, schicksalhafte und nationale Unheil über uns kam. Ich erinnere euch daran, daß Nadab und Abihu, die falschen Diener Gottes, von Jahwe bestraft wurden. Ich erinnere euch daran, daß das Manna des Sabbats nicht heilig war. Ich erinnere euch an Ham und Absalom. Ich erinnere euch an die Sünde Davids gegen Urija und Abschaloms gegen Amnon. Ich erinnere euch an das Ende Abschaloms und Ammons. Ich erinnere euch an das Los des Diebes Heliodor, an Simon und Menelaus. Ich erinnere euch an das schmachvolle Ende der beiden falschen Ältesten, die falsches Zeugnis gegen Susanna ablegten. Ich könnte so fortfahren, ohne je ein Ende für die Beispiele zu finden. Doch kehren wir zu den Makkabäern zurück.

„Sie reinigten den Tempel.“

Es genügt nicht, zu sagen: „Ich zerstöre“, vielmehr muß man sagen: „Ich reinige.“ Ich habe euch gesagt, wie sich der Mensch reinigen soll: mit demütiger und aufrichtiger Reue. Es gibt keine Sünde,

die Gott nicht verzeihen würde, wenn der Sünder wirklich reumütig ist. Habt Vertrauen in die Güte Gottes. Wenn es euch doch möglich wäre, zu begreifen, was diese Güte ist, dann würdet ihr nicht vor Gott fliehen, auch wenn alle Sünden der Welt auf euch lasten würden, sondern ihr würdet zu seinen Füßen eilen, weil nur der Allergütigste verzeihen kann, was der Mensch nicht verzeiht.

„Sie errichteten einen anderen Altar.“

Oh, versucht nicht, den Herrn zu betrügen. Seid nicht lügnerisch in eurem Handeln. Vermengt Gott nicht mit Mammon. Ihr hättet einen leeren Altar: den Altar Gottes. Denn es ist unnützlich, einen neuen Altar zu errichten, wenn immer noch Reste des alten weiterbestehen. Entweder Gott oder der Götze: wählt!

„Sie schlugen Feuer aus Stein und Zunder.“

Stein ist der feste Wille, Gott anzugehören. Zunder ist der Wunsch, während des ganzen, euch noch verbleibenden Lebens auch die Erinnerung an eure Sünden aus dem Herzen Gottes zu tilgen. Auf diese Weise wird das Feuer, also die Liebe, entfacht. Ist es nicht Liebe zum beleidigten Vater, wenn ihn der Sohn durch ein ehrenhaftes Leben zu trösten versucht, jenen Vater, der vom Sohn erwartet, daß er ihn wieder froh werden läßt, und der nun, nach Tagen des Leidens, wieder voll der Freude ist?

Wenn ihr soweit seid, könnt ihr das Opfer darbringen, Weihrauch anzünden, die Lampen und die Brote aufstellen. Die Opfer werden Gott nicht verhaßt und die Gebete werden ihm wohlgefällig sein, der Altar wird erleuchtet sein, reich an Brot von eurer täglichen Opfergabe. Nun werdet ihr beten können und sagen: „Sei unser Beschützer“, denn er wird euer Freund sein. Doch seine Barmherzigkeit hat nicht gewartet, bis ihr sein Erbarmen angerufen habt, sondern ist eurem Wunsch zugekommen. Er hat euch sein Erbarmen geschenkt, um euch zu sagen: „Habt Hoffnung. Ich sage es euch, Gott verzeiht. Kommt zum Herrn.“

Ein Altar ist schon in eurer Mitte: der neue Altar. Von ihm fließen Ströme des Lichtes und der Verzeihung aus. Wie Öl breiten sie sich

aus, lindern und kräftigen. Glaubt an das Wort, das von ihm kommt. Weint mit mir über eure Sünden. Wie der Levit den Chor leitet, so lenke ich eure Stimmen zu Gott, und eure Seufzer werden nicht zurückgewiesen werden, wenn sie mit meiner Stimme vereinigt sind.

Mit euch verdemütige ich mich als Bruder der Menschen im Fleische, Sohn des Vaters im Geist, und ich sage euretwegen und mit euch: „Aus diesem tiefen Abgrund, in den *Ich-Menschheit* gefallen bin, rufe ich zu dir: Herr, erhöre die Stimme dessen, der in sich geht und seufzt, und verschließe deine Ohren meinen Worten nicht. Grauen empfinde ich, mich zu sehen, Herr. Ein Greuel bin ich auch in meinen Augen! Was werde ich in deinen Augen sein? Schau nicht auf meine Sünden, Herr; denn ich könnte vor dir nicht bestehen, sondern erweise mir deine Barmherzigkeit. Du hast gesagt: ‚Ich bin die Barmherzigkeit‘, und ich glaube an dein Wort. Meine Seele ist verwundet und niedergeschlagen, aber vertraut nach deiner Verheißung auf dich; vom Morgengrauen bis zur Nacht, von der Jugend bis ins Greisenalter werde ich auf dich hoffen.“

Schuldig des Mordes und des Ehebruchs, von Gott verworfen, erhält David Verzeihung, nachdem er zum Herrn gerufen hat: „Habe Erbarmen mit mir, nicht um mir Achtung zu verschaffen, sondern zu Ehren deiner Barmherzigkeit, die unendlich ist. Um ihretwillen tilge meine Schuld. Es gibt kein anderes Wasser, in dem ich mein Herz reinzuwaschen vermöchte, wenn es nicht von den tiefen Wassern deiner heiligen Güte strömt. Mit dieser Güte wasche mich von meiner Ungerechtigkeit, und reinige mich von meinem Schlamme. Ich leugne nicht, gesündigt zu haben, sondern bekenne meine Missetaten, und wie ein anklagender Zeuge ist meine Sünde vor dir. Ich habe mich am Menschen versündigt, an meinem Nächsten und an mir selbst, doch besonders schmerzt es mich, dich beleidigt zu haben. Dies soll dir bezeugen, daß ich dich als gerecht in deinen Worten anerkenne und dein Gericht fürchte, das über jede menschliche Macht triumphiert. Doch bedenke, o Ewiger Gott, in Sünde wurde ich geboren, und in Schuld empfing mich meine Mutter. Doch

du hast mich sehr geliebt, hast mir deine Weisheit kundgetan und sie mir als Lehrerin gegeben, damit ich die Geheimnisse deiner erhabenen Wahrheit begreife. Soll ich mich nun vor dir fürchten, der du so viel für mich getan hast? Nein! Ich fürchte nichts. Bespreng mich mit der Bitterkeit des Schmerzes, und ich werde rein werden. Wasche mich mit Tränen, und ich werde weißer als der Schnee der Firne. Laß mich deine Stimme hören, und dein gedemütigter Diener wird frohlocken, denn deine Stimme ist Freude und Frohsinn, selbst wenn sie rügt. Wende dein Antlitz auf meine Sünden. Dein Blick wird meine Freveltaten tilgen. Das Herz, das du mir gegeben hast, ist von Satan und meiner schwachen Menschlichkeit entweiht worden. Schaffe in mir ein neues Herz, das rein ist, und zerstöre alle Verderbnis in der Brust deines Dieners, damit nur ein reiner Geist in ihm herrsche. Doch verwirf mich nicht vor deinem Angesicht, und nimm deine Freundschaft nicht von mir, denn nur das Heil, das von dir kommt, ist Freude für meine Seele, und dein Herrschergeist ist Trost dem Gedemütigten. Mach, daß ich zu den Menschen gehen und sagen kann: ‚Schaut, wie gut der Herr ist! Wandelt auf seinen Wegen, und ihr werdet seinen Segen erfahren wie ich, als Mißgeburt des Menschen, der nun wieder Kind Gottes wird durch die Gnade, die in mir neu auflebt.‘ So werden die Gottlosen sich bekehren. Das Blut kocht, und das Fleisch schreit in mir. Befreie mich von ihnen, Herr, Heil meiner Seele, und ich werde dir lobsingeln. Ich wußte es nicht, doch nun habe ich verstanden. Du willst keine Opfer von Schafböcken, sondern das Opfer eines zerknirschten Herzens. Ein reuevolles und gedemütigtes Herz ist dir wohlgefälliger als Schafböcke und Widder, denn du hast uns für dich erschaffen und willst, daß wir uns an das erinnern und dir zurückgeben, was dir gehört. Sei mir gnädig durch deine große Güte, und baue mein und dein Jerusalem wieder auf: das Jerusalem einer gereinigten Seele, der vergeben worden ist, und auf der das Opfer der Sühne, des Dankes und des Lobes dargebracht werden kann. Jeder neue Tag sei für mich eine Hostie der Heiligkeit, die sich auf deinem Altare verzehrt, um mit dem Duft meiner Liebe bis zu dir hinaufzusteigen.“

Kommt! Laßt uns zum Herrn gehen! Ich voran, ihr hinter mir. Laßt uns zu den Quellen des Heiles gehen, zu den heiligen Weiden, in die Gefilde Gottes. Vergeßt die Vergangenheit. Lächelt der Zukunft zu. Denkt nicht an den Schlamm, sondern schaut auf zu den Sternen. Sagt nicht: „Ich bin Finsternis“, sondern sagt: „Gott ist Licht.“ Ich bin gekommen, um euch den Frieden und den Sanftmütigen die Frohe Botschaft zu verkünden, um jene zu pflegen, deren Herz durch zu viele Dinge gebrochen ist; um allen Sklaven die Freiheit zu predigen, besonders jenen Mammons, und die Gefangenen von der fleischlichen Begierde zu befreien.

Ich sage euch, das Jahr des Heils ist gekommen. Weinete nicht, ihr, die ihr traurig seid über die Traurigkeit der Sünder; trocknet eure Tränen, ihr, die ihr aus dem Reiche Gottes ausgeschlossen seid. Ich ersetze Asche mit Gold und die Tränen mit Öl. Festlich kleide ich euch, um euch dem Herrn vorzustellen und zu sagen: „Hier sind die Lämmer, die du suchst du mich ausgesandt hast. Ich habe sie aufgesucht und versammelt, habe sie gezählt, habe die verirrtten gesucht, sie dir zurückgebracht und sie den Wolken und dem Nebel entrissen. Ich habe sie aus allen Völkern und Regionen genommen und vereinigt, um sie in das Land zu führen, das nicht mehr Erde ist und das du, o heiliger Vater, für sie vorbereitet hast, um sie auf die paradiesischen Gipfel deiner hohen Berge zu führen, wo alles Licht und Schönheit ist, längs der Ufer der himmlischen Seligkeiten, wo die von dir geliebten Seelen sich an dir sättigen.

Ich bin auch auf die Suche der Verwundeten gegangen, habe die gebrochenen Glieder geheilt, die Schwachen gestärkt und keinen übergangen. Das den bissigsten Wölfen der Triebe entrissene Lamm habe ich wie eine Bürde der Liebe auf meine Schultern gelegt und lege es nun dir zu Füßen, gütiger, heiliger Vater, denn es kann nicht mehr gehen, kennt deine Worte nicht, es ist eine arme, von Vorwürfen und Menschen gequälte Seele, eine Seele, die bereut und zittert wie eine von der Flut getriebene und zurückgeschlagene Woge am Strand. Es kommt voll Verlangen, und wird von der Selbsterkenntnis

zurückgehalten. Öffne dein Herz, Vater, der du ganz Liebe bist, damit dieses verirrte Geschöpf in dir Frieden finde. Sage ihm: ‚Komm.‘ Sage ihm: ‚Sei mein.‘ Es gehörte einem jeden. Nun aber ekelt und fürchtet es sich davor. Es sagt: ‚Jeder Herr ist ein gieriger Scherge.‘ Hilf, daß es sagen kann: ‚Dieser mein König hat mir die Freude gemacht, mich angenommen zu haben.‘ Es weiß nicht, was Liebe ist, aber wenn du es aufnimmst, wird es erfahren, was die himmlische Liebe ist, die bräutliche Liebe zwischen Gott und der Seele, und wie ein aus den Käfigen grausamer Menschen befreiter Vogel wird es aufsteigen, immer höher, bis zu dir, in den Himmel, zur Freude, in die Herrlichkeit, und singen: ‚Ich habe ihn gefunden, den ich suchte. Nun wünsche ich nichts anderes mehr in meinem Herzen. In dir ruhe ich und jubiliere, ewiger Herr, selig von Ewigkeit zu Ewigkeit.‘“

Geht! Feiert das Fest der Reinigung mit einem neuen Geiste. Gottes Licht möge sich in euch entzünden!«

Jesus war am Ende seiner Rede überwältigend. Ein leuchtendes Antlitz, strahlende Augen, ein Lächeln und eine Stimme von außerordentlicher Anmut geprägt. Die Leute sind fast wie verzaubert und bewegen sich erst, als er wiederholt: »Gehet hin! Der Friede sei mit euch!« Da erst beginnt der Aufbruch der Pilger, die eifrig miteinander reden.

Die Verschleierte geht rasch wie immer mit ihrem behenden und leicht wiegenden Gang von dannen. Es scheint, als hätte sie Flügel, denn der Wind bläht ihren Mantel an den Schultern auf.

»Jetzt werde ich erfahren, ob sie aus Israel ist«, sagt Petrus.

»Warum?«

»Wenn sie hier bleibt, dann ist das ein Zeichen, daß ... «

»Sie ist eine arme Frau ohne ein Zuhause, sonst nichts. Denk daran, Petrus!« Jesus geht zum Dorf.

»Ja, Meister, ich werde daran denken ... Was werden wir tun, wenn alle wegen des Festes in ihren Häusern bleiben?«

»Unsere Frauen werden auch für uns die Lampen anzünden.«

»Ich bedauere ... Es ist das erste Jahr, daß ich nicht in meinem

Hause sehe, wie sie angezündet werden, oder daß ich sie anzünde ... «

»Du bist ein Kindskopf! Auch wir werden die Lampen anzünden, dann wirst du nicht mehr so ein verdrießliches Gesicht machen. Du selbst wirst sie anzünden.«

»Ich? Nein, Herr! Du bist das Haupt unserer Familie, dir steht es zu.«

»Ich bin immer eine brennende Lampe und wünsche, daß auch ihr eine seid. Ich bin das ewige Lichterfest, Petrus. Weißt du, daß ich genau am 25. des Kislew geboren wurde?«

»Wer weiß, wieviele Lichter?« fragt Petrus bewundernd.

»Man konnte sie nicht zählen ... Es waren alle Sterne des Himmels ... «

»Nein! Hat man dich in Nazaret nicht gefeiert?«

»Ich wurde nicht in Nazaret geboren, sondern in einem Stall in Betlehem. Ich sehe, daß Johannes zu schweigen gewußt hat. Johannes ist sehr gehorsam.«

»Er ist nicht neugierig. Aber ich bin es. Erzähle mir, deinem armen Simon. Wie werde ich sonst über dich sprechen können? Oft werde ich von den Leuten gefragt und weiß nicht, was antworten ... Die anderen können es alle, ich meine deine Brüder und Simon, Bartholomäus und Judas des Simon. Auch Thomas versteht es zu sprechen, er kommt einem zwar vor wie ein Marktschreier, der eine Ware verkauft, aber er kann es. Matthäus, nun ... auch er ist in Ordnung. Er hat Erfahrung am Steuereinnahmetisch zu rupfen und zwingt andere, zu sagen: „Du hast recht.“ Aber ich! ... Armer Simon des Jona. Was haben dich die Fische gelehrt? Was der See? Zwei Dinge, aber die taugen nichts: die Fische lehrten mich zu schweigen und Ausdauer zu haben. Sie sind ausdauernd im Versuch, aus dem Netz zu fliehen, ich ausdauernd, sie wieder einzufangen. Der See lehrte mich, Mut und wachsamen Augen zu haben. Das Boot? Mich anzustrengen, keinen Muskel zu schonen und aufrecht zu stehen, auch wenn der See bewegt und die Gefahr zu fallen groß ist. Den Blick auf den

Polarstern gerichtet, feste Hand am Steuer, Stärke, Mut, Ausdauer, Aufmerksamkeit ... das alles hat mich mein armes Leben gelehrt.«

Jesus legt ihm eine Hand auf die Schulter, schüttelt und betrachtet ihn liebevoll in echter Bewunderung über soviel Bescheidenheit. Dann sagt er: »Das scheint dir wenig, Simon Petrus? Du hast alles, was du brauchst, um mein „Fels“ zu sein. Nichts mehr gehört dazu, und nichts muß weggenommen werden! Du wirst der ewige Steuermann sein, Simon Petrus. Dem, der nach dir kommt, wirst du sagen: „Den Blick auf den Polarstern, auf Jesus gerichtet. Feste Hand am Steuer, Kraft, Mut, Ausdauer, Aufmerksamkeit, harte Arbeit ohne Schonung, das Auge überall, und Geradestehen auch bei hochgehenden Wellen ...“ Nun, was das Schweigen anbelangt, das haben dich die Fische nicht gelehrt.«

»Aber für das, was ich sagen müßte, bin ich stummer als die Fische ... Andere Worte? ... Auch die Hennen gackern, wie ich es tue ... Aber sage mir, mein Meister, gibst du mir auch einen Sohn? Wir sind alt. Aber du hast gesagt, daß der Täufer von einer alten Mutter geboren wurde, und jetzt hast du gesagt: „Dem, der nach dir kommt, wirst du sagen ...“ Wer kommt nach einem Mann, wenn nicht sein Nachkomme?« Petrus macht ein bittendes und hoffnungsvolles Gesicht.

»Nein, Petrus ... Sei darüber nicht traurig. Du gleichst wirklich deinem See, wenn die Sonne durch eine Wolke verdeckt ist und der lächelnde See plötzlich finster wird. Nein, mein Petrus, nicht einen, sondern tausend und zehntausend Söhne wirst du haben, und in allen Ländern. Hast du vergessen, was ich dir gesagt habe: „Du wirst Menschenfischer sein.“«

»O ja ... aber ... Es wäre schön gewesen, ein Kind zu haben, das zu mir „Vater“ sagt!«

»Du wirst so viele haben und sie nicht mehr zählen können. Du wirst ihnen das ewige Leben geben und ihnen im Himmel wieder begegnen und zu mir sagen: „Es sind die Kinder deines Petrus, und ich will, daß sie da sind, wo ich bin.“ Ich aber werde zu dir sagen:

„Ja, Petrus, wie du willst, so soll es geschehen. Denn du hast alles für mich getan, und ich tue alles für dich.“« Jesus ist überaus liebevoll bei diesen Verheißungen.

Petrus schluckt den Speichel mit den Tränen für die sterbende Hoffnung auf eine irdische Vaterschaft, und unter den Tränen einer Verzückung, die sich schon ankündigt, sagt er: »Oh, Herr, doch um ewiges Leben geben zu können, muß man die Seelen vom Guten überzeugen ... So sind wir immer am selben Punkt: ich kann nicht reden.«

»Du wirst zu reden wissen, wenn die Stunde gekommen ist, besser als Gamaliël.«

»Ich will es glauben ... Aber dann mußst du schon ein Wunder an mir wirken; denn wenn ich es von mir aus erreichen sollte ... «

Jesus lächelt in seiner ruhigen Art und sagt: »Heute gehöre ich ganz dir. Gehen wir ins Dorf zu jener Witwe. Ich habe ein geheimes Almosen, einen Ring, zu verkaufen. Weißt du, wie ich ihn bekommen habe? Ein Stein fiel zu meinen Füßen nieder, während ich betend bei dieser Weide stand. Am Stein war ein Beutelchen mit einem kleinen Pergamentstreifen. Im Beutelchen war der Ring. Auf dem Zettelchen das Wort: Barmherzigkeit.«

»Laß sehen. Oh, schön ... Von einer Frau. Was für ein kleiner Finger! Doch wieviel Metall!«

»Nun wirst du ihn verkaufen. Ich verstehe das nicht. Der Wirt kauft Gold, ich weiß es. Ich warte beim Backofen auf dich. Geh, Petrus!«

»Aber ... wenn ich nicht dazu fähig bin? Ich und Gold ... Ich verstehe nichts von Gold!«

»Du mußt denken, es ist Brot für jemand, der hungert, dann wirst du dein Bestes tun. Leb wohl!«

Petrus geht nach rechts, während Jesus langsamen Schrittes nach links zum Dorf geht, das in einiger Entfernung hinter dem Wäldchen beim Haus des Verwalters zu sehen ist.

172 Jesus verläßt das „Trügerischen Gewässer“ und geht nach Betanien

Beim „Trügerischen Gewässer“ sind keine Pilger. Es ist seltsam, alles so leer zu sehen: kein Biwak für die Nacht, und niemand sitzt und ißt auf dem Vorplatz oder unter dem Vordach. Es herrscht Sauberkeit und Ordnung ohne irgendwelche Spuren, die eine Ansammlung von Menschen hinterläßt.

Die Jünger nützen ihre Zeit für handwerkliche Arbeiten: die einen flechten Reusen für den Fischfang, andere machen kleine Gräben, damit das Regenwasser von den Dächern nicht in den Pfützen stehenbleibt und den Vorplatz überflutet. Jesus, aufrecht auf dem Rasen, zerbröselte Brot für die Spatzen. Soweit das Auge reicht erblickt man niemanden, obwohl das Wetter heiter ist. Nun kommt Andreas von einer Besorgung zurück und geht auf Jesus zu.

»Friede sei mit dir, Meister!«

»Auch mit dir, Andreas. Komm ein wenig zu mir. Du kannst in der Nähe der Vögel bleiben, denn du bist wie sie. Aber siehst du, wenn sie spüren, daß die Person, die sich ihnen nähert, sie liebt, dann fürchten sie sich nicht mehr. Schau, wie zutraulich sie sind, sicher und froh. Gerade waren sie noch zu meinen Füßen. Nun bist du gekommen, und sie beobachten ... Doch schau ... schau den wagemutigen Sperling an, der näher kommt. Er hat verstanden, daß keine Gefahr besteht. Hinter ihm die anderen. Schau, wie sie sich sättigen. Ist es nicht auch bei uns, den Söhnen des Vaters, so? Er sättigt uns mit seiner Liebe. Wenn wir sicher sind, daß wir geliebt werden und zu seiner Freundschaft eingeladen sind, warum dann noch Angst vor ihm und vor uns selbst haben?

Seine Freundschaft soll uns mutig machen, auch den Menschen gegenüber. Glaub mir: Nur der Übeltäter muß sich vor seinesgleichen fürchten. Nicht der Gerechte, wie du es bist.«

Andreas wird rot und sagt nichts. Jesus zieht ihn an sich und sagt lachend »Man müßte dich und Simon zusammen in einen Trank

vereinigen, euch auflösen, mischen und dann neu formen, und ihr wäret vollkommen. Doch . . . Wenn ich dir sage, daß du am Ende deiner Mission gleich Petrus sein wirst, so verschieden du anfänglich von deinem Bruder auch sein magst, würdest du es glauben?«

»Du sagst es, und bestimmt ist es so. Ich frage mich nicht, wie dies möglich sein wird; denn alles, was du sagst, ist wahr. Ich wäre zufrieden, wie Petrus, mein Bruder, zu sein, denn er ist ein Gerechter, und er macht dich glücklich. Simon ist tüchtig, und ich bin froh, daß er so tüchtig ist, so mutig und stark. Aber auch die anderen . . . «

»Du nicht?«

»Oh, ich! . . . Nur du kannst dich mit mir zufriedengeben.«

»Doch ich bemerke, wie ruhig und gründlicher als die anderen du deine Arbeit verrichtest. Denn unter euch Zwölfen sind welche, die viel Aufhebens um ihre Arbeit machen, andere, die mehr Aufhebens machen, als nötig wäre, und wieder andere, die nur arbeiten. Eine demütige Arbeit, mühsam und unbeachtet . . . Die anderen könnten annehmen, daß sie nichts tun, doch der, der richtig sieht, weiß es. Diese Unterschiede bestehen, weil ihr noch nicht vollkommen seid. Es wird immer so sein, auch bei den künftigen Jüngern, die nach euch folgen, bis zum Zeitpunkt, da der Engel verkünden wird: „Die Zeit ist abgelaufen.“ Es wird immer Diener Christi geben, deren Wirken im Einklang steht mit der Aufmerksamkeit, die sie auf sich lenken: die Lehrmeister. Es wird leider auch solche geben, die nur viel Aufhebens machen, und bei denen alles reine Äußerlichkeit ist. Schauspieler, falsche Hirten mit verstellten Mienen . . . Priester? Nein: Schauspieler, sonst nichts. Es ist nicht das äußere Gebaren, das den Priester ausmacht, und auch nicht das Gewand. Auch nicht seine weltliche Bildung oder die gesellschaftlichen, einflußreichen Verbindungen sind es, die den Priester ausmachen. Seine Seele ist es. Eine so erhabene Seele, die über den Körper triumphiert. Mein Priester soll ganz vergeistigt sein, so träume ich ihn. So werden meine heiligen Priester sein. Der Geist hat keine schauspielerischen Gebärden und keine Stimme. Er ist körperlos, weil er geistig ist und daher

keine Zieraten kennt und Masken anlegen kann. Er ist, was er ist: Geist, Flamme, Licht, Liebe. Er spricht zu den Seelen. Er spricht mit der Keuschheit seiner Augen, seiner Handlungen.

Der Mensch betrachtet ihn und sieht in ihm einen Menschen seinesgleichen. Aber was sieht er über dem Körper, den er sieht? Etwas, das seinen eilenden Schritt hemmt, ihn betrachten und beschließen läßt: „Dieser Mensch, der mir gleicht, hat vom Menschen nur das Aussehen. Die Seele ist die eines Engels.“ Wenn es ein ungläubiger Mensch ist, kommt er zum Schluß: „Seinetwegen glaube ich, daß es einen Gott und einen Himmel gibt.“ Wenn er ein Lebemensch ist, sagt er: „Dieser meinesgleichen hat Augen des Himmels. Ich werde meine Begierde zügeln, um sie nicht zu entweihen.“ Wenn er geizig ist, sagt er sich: „Um seines Beispiels willen, nach welchem er sich nicht an irdische Güter klammert, höre ich auf, geizig zu sein.“ Wenn er mächtig ist, wenn es ein Jähzorniger, Grausamer ist, wird jener angesichts des Sanftmütigen zum friedlichsten Wesen werden. Dies alles vermag ein heiliger Priester zu erreichen. Und glaube es: immer wird es unter den heiligen Priestern solche geben, die bereit sind, aus Liebe zu Gott und dem Nächsten auch zu sterben . . . und sie tun dies auf so schlichte Weise, wie sie auch ein ganzes Leben lang in unauffälliger Weise die Vollkommenheit geübt haben, so daß die Welt ihrer gar nicht gewahr wurde. Wenn die ganze Welt nicht ein Sündenpfehl und Götzendienerei ist, dann nur dank jener stillen Helden und ihres treuen Eifers. Sie werden dein Lächeln haben: rein und scheu. Denn es wird immer derartige Andreas geben. Durch die Gnade Gottes und zum Glück der Welt wird es sie geben.«

»Ich kann es nicht glauben, solche Worte zu verdienen . . . Ich habe nichts getan, um sie zu veranlassen . . . «

»Du hast mir geholfen, ein Herz für Gott zu gewinnen. Es ist schon das zweite, das du zum Lichte führst.«

»Oh, warum hat sie gesprochen? Sie hat doch versprochen . . . «

»Niemand hat gesprochen. Doch ich weiß es. Wenn die Jünger ruhen, dann sind beim „Trügerischen Gewässer“ drei, die nicht schla-

fen: der Apostel mit seiner in der Stille wirkenden Liebe für seine sündigen Brüder, das Geschöpf, das von seiner Seele zum Heile getrieben wird, und der Retter, der betet und wacht, wartet und hofft. Meine Hoffnung: daß eine Seele ihr Heil finde. Danke, Andreas! Mach so weiter und sei dafür gesegnet.«

»Oh, Meister ... Aber sage den anderen nichts ... Wenn ich allein an einem verlassenem Strand zu einer Aussätzigen spreche, deren Gesicht ich nicht sehe, dann kann ich noch ein wenig ausrichten. Doch wenn die anderen es erfahren, vor allem Simon, und er mitkommen will, dann ist es aus mit mir, dann kann ich nichts mehr tun ... Auch du darfst nicht kommen ... denn wenn ich in deiner Gegenwart reden soll, dann schäme ich mich.«

»Ich werde nicht kommen. Jesus wird nicht kommen, doch der Geist Gottes ist stets mit dir gewesen. Laßt uns nach Hause gehen. Man ruft uns zur Mahlzeit.«

Alles ist zu Ende zwischen Jesus und dem sanftmütigen Jünger.

Sie sind noch beim Essen und haben die Lampen angezündet, denn der Abend bricht plötzlich herein; und die Kühle rät, die Türe geschlossen zu halten, als an der Tür geklopft wird und die fröhliche Stimme des Johannes hörbar wird.

»Willkommen!«

»Ihr habt rasch gemacht!«

»Was gibt es also?«

»Wie seid ihr beladen!«

Alle reden durcheinander und helfen dabei den dreien, sich von den sehr schweren Taschen zu befreien, die sie auf den Schultern haben.

»Langsam!«

»Laßt uns zuerst den Meister grüßen.«

»Aber nur einen Augenblick!«

Es herrscht ein familiäres, fröhliches Durcheinander, aus Freude, wieder beisammen zu sein.

»Ich grüße euch, Freunde. Gott hat euch friedliche Tage geschenkt.«

»Ja, Meister, aber keine guten Nachrichten. Ich sah es voraus«, sagt Iskariot.

»Was gibt es? Was ist los?« Die Neugierde ist erwacht.

»Laßt sie doch zuerst eine Stärkung zu sich nehmen«, sagt Jesus.

»Nein, Meister. Zuerst geben wir ab, was wir für dich und die anderen mitgebracht haben. Zuerst ... Johannes, gib den Brief.«

»Den hat Simon. Ich hatte Angst, ihn im Gepäck zu zerknittern.«

Der Zelote, der bis jetzt Thomas zu untersagen versuchte, ihm Wasser für die müden Füße zu holen, eilt herbei und sagt: »Ich habe ihn hier in der Gürteltasche«, er öffnet die innere Tasche seines breiten Gürtels aus rotem Leder und entnimmt ihr eine nun etwas zerdrückte Schriftrolle.

»Sie ist von deiner Mutter. Als wir bei Betanien waren, sind wir Jonatan begegnet, der mit dem Brief und vielen anderen Dingen auf dem Weg zu Lazarus war. Jonatan geht nach Jerusalem, weil Chuza dort seinen Palast in Ordnung bringt. Vielleicht geht Herodes nach Tiberias, und Chuza will seine Frau nicht in der Nähe des Herodes wissen«, erklärt Iskariot, während Jesus die Knoten der Papierrolle löst und zu lesen beginnt.

Die Apostel flüstern, während Jesus mit einem seligen Lächeln die Zeilen seiner Mutter liest.

»Hört«, sagt Jesus. »Hier ist auch für die „Galiläer“ einiges. Meine Mutter schreibt: „Meinem Jesus, meinem geliebten Sohn und Herrn, Friede und Segen! Jonatan, Diener seines Herrn, hat mir schöne Geschenke von Johanna gebracht, die den Segen ihres Retters für sich selbst, für den Gemahl und das ganze Haus erbittet. Jonatan sagt mir, daß er auf Anordnung Chuzas nach Jerusalem geht, um dort den Palast in Zion wieder zu öffnen. Ich preise Gott dafür, denn so habe ich die Möglichkeit, dir meine Worte und meinen Segen zu senden. Auch Maria des Alphäus und Salome senden ihren Söhnen Küsse und Segen. Da Jonatan über alle Maßen gut war, kann ich auch die Grüße der Frau des Petrus an ihren Mann in der Ferne und der Angehörigen von Philippus und Natanaël mit einschließen. Alle

eure Frauen, ihr lieben Männer in der Ferne, senden euch Kleider für die Wintermonate, die sie mit ihrer Arbeit am Webstuhl und mit der Nadel gefertigt haben, Früchte aus ihrem Garten, süßen Honig, den sie in heißem Wasser an den feuchten Abenden zu trinken euch raten. Tragt Sorge für eure Gesundheit, lassen euch die Ehefrauen und Mütter durch mich mitteilen, und ich sage es auch meinem Sohn. Wir leiden keinen Mangel, glaubt es. Freut euch an den bescheidenen Geschenken, die wir Jüngerinnen der Jünger Christi den Dienern des Herrn senden. Gewährt uns nur die Freude, euch gesund zu wissen.

Mein geliebter Sohn, mir wird bewußt, daß du seit nahezu einem Jahr nicht mehr mir allein gehörst. Mir scheint, daß ich in die Zeit zurückversetzt bin, da ich wußte, daß du schon lebstest, denn ich hörte dein kleines Herz in meinem Schoße schlagen; doch ich konnte gleichwohl sagen, daß du noch nicht da warst, denn du warst durch eine Schranke von mir getrennt, die mich daran hinderte, deinen geliebten Körper zu liebkosen. So konnte ich nur deinen Geist anbeten, o mein teurer Sohn und anbetungswürdiger Gott. Auch jetzt weiß ich, daß du da bist und daß dein Herz, das nie von mir getrennt ist, selbst wenn wir voneinander getrennt sind, mit meinem Herzen schlägt, doch ich kann dich nicht mehr liebkosen, dich nicht hören, dir nicht dienen, dich nicht verehren, dich, den Messias des Herrn und seiner armen Magd, während ich mich im vollendeten Licht befand, als ich dich, mein Licht und Licht der Welt, in jenem dunklen Stall an mein Herz schmiegte. Johanna wollte, daß ich mit ihr gehe, um während des Lichterfestes nicht allein zu sein. Ich habe es jedoch vorgezogen, mit Maria hier zu bleiben und mit ihr die Lichter anzuzünden: Für mich und für dich. Aber wenn ich auch die größte Königin der Welt wäre und Tausende von Lichtern anzünden könnte, ich wäre dennoch in der Finsternis, denn du bist nicht hier. Es wird das erste Mal sein, daß ich mir sagen werde: ‚Mein Kind ist heute ein Jahr älter geworden, und mein Kind ist nicht bei mir‘. Es wird trauriger sein als an deinem ersten Geburtstag in Matarea.

Doch du erfüllst deine Sendung und ich die meine, und zusammen erfüllen wir den Willen des Vaters und wirken zur Ehre Gottes. Dies trocknet jede Träne.

Lieber Sohn! Nach all dem, was mir berichtet worden ist, mache ich mir ein Bild von deinen Werken. Wie die Wogen eines offenen Meeres mit ihrem Rauschen bis in einen einsamen, geschlossenen Meerbusen gelangen, so erreicht auch das Echo deines heiligen Wirkens zur Ehre des Herrn unser ruhiges, kleines Haus und deine Mutter, die sich freut und zittert; denn wenn alle von dir reden, so reden doch nicht alle mit dem gleichen Herzen von dir. Es kommen Freunde und von dir mit Wohltaten Beschenkte, um mir zu sagen: ‚Der Sohn deines Leibes sei gepriesen‘, und es kommen auch feindlich gesinnte Menschen, die mein Herz verwunden und sagen: ‚Er soll verflucht sein.‘ Doch ich bete für diese, denn es sind Unglückliche, sie sind schlimmer daran als die Heiden, die zu mir kommen und fragen: ‚Wo ist der Magier, der göttliche Zauberpriester? In ihrem Irrtum sagen sie eine große Wahrheit, denn du bist wahrlich Priester und erhaben, was der Sinn dieser Benennung in der antiken Sprache ist, und du bist göttlich, o mein Jesus. Ich sende sie zu dir mit den Worten ‚Er ist in Betanien; Denn so werde ich wohl sagen müssen, solange du mir keinen anderen Bescheid gibst. Ich bete für jene, die kommen, um für ihren sterblichen Leib zu bitten, damit sie das Heil für ihre unsterbliche Seele finden mögen. Ich bitte dich darum! Sei nicht traurig meiner Schmerzen wegen. Sie werden ausgeglichen durch die große Freude, die mir durch die Worte der an Leib und Seele Geheilten zukommt. Doch Maria hat einen noch größeren Schmerz als ich, denn man spricht nämlich nicht nur zu mir. Josef des Alphäus wünscht, daß du erfährst, er sei bei einer unlängst unternommenen Geschäftsreise nach Jerusalem deinetwegen aufgehalten und bedroht worden, durch Männer des Hohen Rates. Ich nehme an, daß eine einflußreiche Person von hier diese auf ihn aufmerksam gemacht hat. Wie hätten sie sonst Josef als Familienoberhaupt und deinen Bruder erkennen können? Ich teile dir

dies im Gehorsam als Frau mit. Doch von mir aus sage ich dir: Ich möchte in deiner Nähe sein, um dich trösten zu können. Doch entscheide du, o Weisheit des Vaters, ohne auf meine Tränen zu achten. Simon, dein Bruder, wollte nach diesem Vorfall beinahe zu dir kommen, und dies mit mir! Doch die Jahreszeit hat ihn zurückgehalten und mehr noch die Befürchtung, er könne dich nicht finden; denn es wurde wie eine Drohung herumgegeben, daß du dort, wo du jetzt bist, nicht bleiben könntest.

Sohn! Mein Sohn! Mein inniggeliebter, heiliger Sohn! Ich stehe wie Mose mit erhobenen Armen auf dem Berg, um für dich zu beten im Kampf gegen die Feinde Gottes und gegen deine Feinde, mein Jesus, den die Welt nicht liebt.

Hier ist Lea des Isaak gestorben. Ich habe darunter gelitten, denn sie ist mir immer eine gute Freundin gewesen. Doch der größte Schmerz bist du, fern und nicht geliebt ... Ich segne dich, mein Sohn, und so wie ich dir Friede und Segen wünsche, bitte ich dich, ihn auch mir zu gewähren, Deine Mutter.“«

»Sie drängen vor bis zu diesem Haus, diese Unverschämten!« schreit Petrus.

Judas Thaddäus ruft aus: »Ach, dieser Josef! Er hätte doch diese Nachricht für sich behalten können, aber er konnte es nicht erwarten.«

»Das Geschrei der Hyänen erschreckt die Lebenden nicht«, sagt Philippus.

»Das Schlimme ist, daß sie nicht Hyänen, sondern Tiger sind. Sie suchen lebende Beute«, sagt Iskariot und wendet sich an den Zeloten: »Sag du, was wir alles erfahren haben.«

»Ja, Meister. Judas hatte Grund zu Befürchtungen. Wir sind zu Josef von Arimathäa und zu Lazarus gegangen, ganz offen als deine Freunde. Dann sind wir, ich und Judas, als ob ich sein Jugendfreund wäre, zu einigen seiner Freunde in Zion gegangen ... und ... Josef und Lazarus lassen dir sagen, sofort wegzugehen, um während dieser Feste abwesend zu sein. Weigere dich nicht, Meister! Es ist

zu deinem Wohl. Die Freunde von Judas haben uns sogar gesagt: „Hört, sie haben schon beschlossen, ihn festzunehmen, um ihn anzuklagen“, gerade in diesen Tagen des Festes, wo keine Menschen da sind. Er sollte sich für einige Zeit zurückziehen, um diesen Vipern zu entgehen. Der Tod des Doras hat ihre Bosheit und ihre Angst vermehrt, denn sie empfinden nicht nur Haß, sondern Angst, und diese Angst läßt sie Dinge sehen, die nicht sind, und der Haß verleitet sie auch zur Lüge.«

»Alles, aber auch alles wissen sie über uns. Es ist eine häßliche Sache. Alles übertreiben sie, alles verdrehen sie. Wenn es ihnen scheint, daß sie noch nicht genug zum Verfluchen haben, dann erfinden sie etwas. Ich bin angeekelt und niedergeschlagen. Ich bin versucht, auszuwandern, weit fort ... Ich weiß nicht wohin ... doch weg von Israel, das ganz Sünde ist!« Iskariot ist ganz mutlos.

»Judas, Judas! Eine Frau braucht neun Monate, um einem Kind das Leben zu schenken, und du möchtest der Welt die Erkenntnis Gottes in einer noch kürzeren Zeit geben? Keine neun Monde, sondern Tausende von Monden sind dazu erforderlich. Wie der Mond bei jedem Mondwechsel zu- und abnimmt und erst als Neumond, dann als Vollmond und endlich als abnehmender Mond erscheint, so wird es auch in der Welt, solange sie besteht, Zeiten der Zunahme, der Fülle und der Abnahme der Religion geben. Aber auch wenn die Religion tot zu sein scheint, lebt sie, so wie der Mond, wenn er nicht leuchtet, doch da ist. Wer sich für die Religion bemüht und gewirkt hat, dem wird ein volles Maß an Verdiensten zustehen, selbst wenn nur eine unbedeutende Minderheit an treuen Seelen auf Erden übrigbleibt. Mut, Mut! Nicht gleich Freudentaumel bei Erfolg, aber auch keine leichtfertige Niedergeschlagenheit in den Niederlagen!«

»Aber ... gehen wir fort! Wir sind noch nicht stark genug, und wir spüren, daß wir vor dem Hohen Rat Angst bekommen würden. Ich wenigstens; ob auch die anderen, das weiß ich nicht. Doch meine ich, es wäre unklug, ihn zu reizen. Wir haben nicht den Mut der drei Jünglinge vom Hofe Nebukadnezars.«

»Ja, Meister, es ist besser.«

»Es ist vorsichtiger.«

»Judas hat recht.«

»Schau, auch deine Mutter und die Verwandten . . . «

»Auch Lazarus und Josef.«

»Wir lassen sie umsonst herkommen.«

Jesus breitet die Arme aus und sagt: »Es soll geschehen, wie ihr wollt. Doch dann werden wir hierher zurückkehren, denn ihr seht, wie viele kommen. Ich zwingen und versuche eure Seele nicht. Ich fühle, daß ihr noch nicht bereit seid . . . Doch sehen wir uns die Arbeit der Frauen an.«

Doch während alle mit leuchtenden Augen und freudvoller Stimme die Bündel mit den Kleidern, den Sandalen und den Eßwaren der Mütter und Ehefrauen aus den Taschen ziehen und versuchen, Jesus für soviel Güte Gottes zu interessieren, bleibt dieser ernst und geistesabwesend. Er liest immer wieder den mütterlichen Brief. Er hat sich mit einem Lämpchen in den vom Tisch, auf dem Kleider, Äpfel, Metallgefäße sowie Käselaike liegen, entferntesten Winkel zurückgezogen. Die Augen mit seiner Hand abgeschirmt, scheint er nachzudenken, leidet aber sichtlich . . .

»Schau, Meister, welch schönes Gewand und welchen Mantel mit Kapuze meine Frau, die Ärmste, gemacht hat. Wer weiß, wieviel Mühe sie das gekostet hat, denn sie ist darin nicht so tüchtig wie deine Mutter«, sagt Petrus, der die Schätze auf den Armen wiegt.

»Schön. Ja, schön. Sie ist eine tüchtige Frau«, sagt Jesus höflich. Doch seine Augen sind weit entfernt von den gezeigten Gegenständen.

»Für uns hat die Mutter zwei doppelt gewobene Gewänder gemacht. Arme Mutter! Gefallen sie dir, Jesus? Ist es nicht eine schöne Farbe?« sagt Johannes des Zebedäus

»Sehr schön, Jakobus. Es wird dir gut stehen.«

»Schau, ich wette, daß dieser Gürtel von deiner Mutter gemacht worden ist. Nur sie kann so sticken. Auch diese doppelt gewobene Kopfbedeckung, mit der man sich vor der Sonne schützt, hat gewiß

deine Mutter gemacht. Sie ist genau wie deine. Das Gewand nicht, das hat bestimmt unsere Mutter gemacht. Arme Mutter! Nach all den vielen Tränen im letzten Sommer sieht sie nur noch wenig, und oft reißt ihr der Faden ab. Die Gute!« und Judas des Alphäus küßt das schwere Gewand von rotbrauner Farbe.

»Du bist nicht froh, Meister«, bemerkt schließlich Bartholomäus.
»Du schaust nicht einmal die Sachen an, die man dir gesandt hat.«

»Er kann nicht froh sein«, entgegnet Simon der Zelote.

»Ich überlege ... Aber ... Packt alles wieder zusammen und legt es beiseite. Noch ist die Stunde nicht gekommen, ergriffen zu werden, und wir werden es auch nicht ... Mitten in der Nacht, beim Mondschein, wollen wir nach Dok gehen. Von dort nach Betanien.«

»Warum nach Dok?«

»Weil dort eine Frau im Sterben liegt, die Heilung von mir erwartet.«

»Gehen wir nicht erst zum Gutsverwalter?«

»Nein, Andreas, zu niemandem. So braucht niemand zu lügen, wenn er sagt, daß er nicht weiß, wohin wir gegangen sind. Wenn euch daran gelegen ist, nicht verfolgt zu werden, dann liegt mir daran, dem Lazarus keine Unannehmlichkeiten zu bereiten.«

»Aber Lazarus erwartet dich.«

»Wir werden zu ihm gehen. Oder besser ... Simon, willst du mich im Haus deines alten Dieners beherbergen?«

»Mit Freude, Meister. Du weißt alles. Somit kann ich dir für Lazarus, für mich und im Namen dessen, der in diesem Haus lebt, sagen: „Es ist dein Haus.“«

»Laßt uns gehen. Macht schnell, damit wir noch vor dem Sabbat in Betanien sind.«

Während alle sich mit Lämpchen daran machen, das Notwendige für die unvorhergesehene Abreise zusammenzusuchen, bleibt Jesus allein.

Andreas kommt wieder herein, geht zu seinem Jesus und sagt: »Aber jene Frau? Es tut mir leid, sie jetzt allein zu lassen, da sie gewillt ist, zu kommen ... Sie ist vorsichtig ... hast du es gesehen? ... «

»Geh und sage ihr, daß wir nach einiger Zeit zurückkommen werden. Inzwischen soll sie über deine Worte nachdenken ... «

»Deine Worte, Herr! Ich habe nur Deine gesagt.«

»Geh und beeile dich. Paß auf, daß dich niemand sieht. In dieser Welt der Bösen müssen die Unschuldigen das Aussehen der Treulosen annehmen ... «

Alles endet mit dieser großen Wahrheit.

173 Die Heilung der krebserkrankten Jeruscha in Dok

Ich habe Ihnen vom unerfreulichen Besuch und der Ankündigung, die ich gestern abend bekommen habe, erzählt. Sie haben gesehen, daß ich einen erschrockenen Gesichtsausdruck hatte. Ich weiß nicht, was für ein Gesicht ich gemacht habe. Doch bestimmt war es beeindruckend, und noch Stunden danach ist die Erregung nicht gewichen.

Es ist nicht das erste Mal, wie Sie wissen, daß Satan sich mir zeigt und mich zu diesem oder jenem versuchen will. Jetzt, da er nicht mehr das Fleisch versucht, versucht er den Geist. Seit einem Jahr ungefähr belästigt er mich in unregelmäßigen Abständen. Zum erstenmal geschah es in den schrecklichen Tagen des April 1944, als er mir Hilfe ersprach, wenn ich ihn anbeten würde. Das zweite Mal, als er mich mit der direkten und gewalttätigen, langen Versuchung am 4. Juli 1944 überfiel und mich versuchte, die Sprechart des Meisters nachzuäffen, um damit die einzuschüchtern, die mich beleidigt hatte. Das dritte Mal versuchte er mich, als er mich veranlassen wollte, aus den diktierten Worten mein Werk zu machen und sie als solches zu veröffentlichen, um daraus Geld und Nutzen zu schlagen. Die vierte Versuchung erfolgte im Februar dieses Jahres (ich glaube, es war schon Februar), als er mir erschien (zum ersten Mal sah ich ihn; die anderen Male hatte ich ihn nur gehört) und mich mit seinem Aussehen und seinem Haß erschreckte. Das fünfte Mal kam er nun gestern abend. Dies sind die großen Manifestationen Satans. Doch ihm schreibe ich auch die kleinen Dinge zu, die mir von anderen zugefügt werden, um mich zum Stolz, zum Selbstmitleid oder zum Bekenntnis falscher Erscheinungen zu verleiten, oder auch, um mir einzureden, daß ich nur eine Kranke sei und alles das Produkt einer Geistesgestörtheit ist. Auch die Schwierigkeiten mit den Verwandten und den Behörden und selbst mit den Krafft Fahrern. (Andeutung auf das unmittelbare Kriegsende.) Alles schreibe ich Satan zu. Er tut, was er nur kann, um mich zu quälen und mich zur Unruhe und zur Auflehnung zu treiben, zur Überzeugung, daß Beten unnützlich und alles eine Lüge sei.

Ich muß Ihnen gestehen, daß er mich gestern abend sehr verwirrt hat. Es ist nicht das erste Mal, daß er mir Angst einjagt und sagt, daß ich das Opfer einer Täuschung sei und eines Tages Gott und auch den Menschen dafür Rechenschaft ablegen müsse. Sie wissen, daß dies meine große Angst ist ... obwohl ich immer von Jesus und Ihnen, meinem Seelenvater, getröstet und wieder aufgerichtet worden bin. Es waren meine Überlegungen, die durch Satan geschürt worden, aber in mir selbst entstanden sind. Gestern war es eine direkte Bedrohung. Er hat mir gesagt: »Tu es, tu es, ich warte auf den rechten Augenblick, den letzten Augenblick. Dann werde ich dich davon überzeugen, daß du immer Gott, die Menschen und dich selbst belogen hast. Du bist eine Betrügerin, und du wirst noch einer großen Angst verfallen und daran verzweifeln, verdammt zu sein. Du wirst es mit solchen Worten sagen, daß, wer dir beisteht, denken muß, alles sei Widerruf, um weniger sündhaft vor Gott treten zu können. Du und wer um dich ist, ihr werdet bei dieser Überzeugung bleiben, und so wirst du sterben ... und die anderen werden erschüttert sein ... Ich erwarte dich, und du erwartest mich. Ich verspreche nichts, ohne es zu halten. Nun machst du mir einen grenzenlosen Ärger. Aber dann werde ich es sein, der dir Ärger bereiten wird. Ich werde mich für alles rächen, was du mir antust, so wie nur ich mich zu rächen weiß.« Dann ist er weggegangen und hat mich so elend zurückgelassen ...

Dann aber ist die zärtliche, sanfte, liebevolle Mutter gekommen, in ihrem weißen Kleide, um mir zuzulächeln und mich zu lieblosen, und mit seinem schönsten Lächeln hat mich mein Jesus beschenkt. Doch gleich nachdem sie mich verlassen hatten, bin ich in meine Bedrängnis zurückgefallen ... Es ist hart. Wenn dieser Gedanke mich so stark überfällt, fühle ich mich versucht zu sagen: »Ich werde kein Wort mehr schreiben, ungeachtet jeglichen Drängens.« Doch dann überlege ich und sage: »Das ist es, was Satan erreichen will«, und ich schenke dieser Einflüsterung kein Gehör.

Es ist die Zeit der Passion, nicht wahr? Es wird solche geben, die aus einem falschen Personenkult heraus dem Sprachrohr, als ihrem Abgott, eine übertriebene Ehre erweisen, weil die Abgötterei dem Menschen, selbst dem guten, angeboren ist. Dabei vergessen sie, daß es nur ein Werkzeug Gottes ist, und die Ehre Gott einzig und allein gebührt.

Dann wird es jene geben, die mich verspotten. Die einen wie die anderen erwarten in gleicher Weise, wenn auch mit verschiedenen Absichten, wunderbare Ereignisse um mich, besonders während der Zeit der Passion. Vielleicht erwarten sie solche Geschehnisse als etwas Natürliches in meinem Fall, und ihre Erwartung ist gerechtfertigt, wogegen sie für die anderen Gegenstand des Spottes oder der Abgötterei wären. Ich, Maria Valtorta, versichere Ihnen, daß ich den Spott dem

Kult meiner Person vorziehe. Dieser läßt mich einen unbeschreiblichen Unmut verspüren. Mir ist, wie wenn man mich auf einem Platz entkleiden und mich meiner kostbarsten Geheimnisse berauben wollte, und ich leide darunter. Der Spott der mich trifft, schmerzt mich weniger, wenn er nicht die Diktate beeinträchtigt und sie nicht als Verrücktheit und Schabernack hinzustellen versucht.

Doch über den mehr oder weniger aufrichtigen Wünschen vieler steht der Wille Gottes oder besser gesagt, die Güte Gottes, der auf seine arme Maria hört, die stets gebetet hat und immer zu beten fortfährt, indem sie spricht: »Siehe, hier ist dein Opfer. Alles geschehe nach deinem Willen, doch ich möchte keine äußeren Merkmale.« Ich selbst hätte mir nicht einmal diese Offenbarung Gottes gewünscht. Doch es war sein Wille, daß ich sein Sprachrohr wäre. Nun also, in Gottes Namen. Et was anderes nicht, niemals. Alle diagnostizierbaren oder nicht diagnostizierbaren Krankheiten, die es gibt, weil die charakteristischen Merkmale fehlen, alle Leiden, die Jesus erlitten hat, will ich erleiden. Die Todesangst, die Jesus niedergebeugt hat ... doch er allein soll es wissen, Sie, mein Seelsorger und ich, und das genügt. Wenn ich aber während dieser Zeit der Passion Verehrer und Spötter enttäusche, weil ich nicht die „körperlich Leidende“ bin, so kann ich Ihnen versichern, daß ich dennoch meine Passion erlebe. Schlimmer als die vermehrten körperlichen Leiden – durch Schläge und durch die Mühsal Golgotas, durch Kopfschmerzen, Zerren und Krämpfe in meinen Muskeln, Atemnot und Blutandrang, Durst und Fieber, und die durch diese Qualen verursachte Erschöpfung und Erregungen – ist meine eigentliche Passion, ist für mich stets das, was ich „mein Getsemani“ nenne, nämlich die in mir aufsteigende Verdunkelung, eine Finsternis voll von grauenerregenden Gestalten und Ängsten, Furcht und Schrecken vor der Zukunft und vor Gott ... die Nähe des Hasses, während die Liebe mich verlassen hat. All das ist es, was schließlich zu Durst und Fieber, zu Bluttränen, Stöhnen und zur Erschöpfung bei mir führt. Ich kann Ihnen versichern, daß die Wucht dieser Qualen nicht geringer ist als das, was ich im letzten Jahr ertragen mußte, als Gott mich allein ließ. Fast möchte ich sagen, daß sie jetzt schlimmer sind, denn ich leide auch, obwohl Jesus bei mir ist. Ich hoffe, daß ich mich gut ausgedrückt habe. Doch manche Qualen kann man nicht beschreiben. Sie könnten auch falsch verstanden werden von einem Seelsorger, einem abgöttischen Verehrer, von einem Neugierigen, einem Gelehrten oder von einem Menschen, der über das Phänomen spottet. Die Gruppe der drei Letztgenannten sollte nur eine Stunde das durchmachen, was ich durchmachen muß ... Auch die Verehrer, die mich vielleicht darum beneiden, sollten das durchstehen. Besser, sie fühlen es nicht ... Die abgöttischen Verehrer würden weiß Gott wohin flüchten aus Angst vor einer weiteren Stunde dieser Art, und die Neugierigen, die Begierigen und die Spötter kämen so weit, Gott zu fluchen ... Daher will ich mich unter das Joch beugen und trinke den bitteren Kelch ... und mache weiter.

Herr, nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe. Siehe deine Dienerin und dein Opfer. Mir geschehe nach deinem Willen. Doch gib mir in deiner Güte die Kraft, leiden zu können, und laß mich nicht allein. Bleibe bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich schon geneigt.

Ich sehe:

Jesus betritt im Dämmerlicht eines Wintertages das Städtchen Dok und fragt einen vorübergehenden Frühaufsteher: »Wo wohnt Marianne, die alte Mutter, deren Schwiegertochter im Sterben liegt?«

»Marianne? Die Witwe von Levi? Die Schwiegermutter von Jeruscha, der Frau des Joschija?«

»Sie.«

»Schau, am Ende dieser Straße ist ein Platz. In einer Ecke dieses Platzes befindet sich ein Brunnen, und von dort gehen drei Wege aus. Nimm jenen, in dessen Mitte eine Palme steht und gehe noch hundert Schritte. Du wirst zu einem Graben gelangen. Folge diesem bis zur steinernen Brücke. Überquere sie. Du kommst zu einer überdeckten Gasse. Nimm diese. Sobald der Weg und die Überdachung aufhören, weil ein Platz sie ablöst, bist du am Ziel. Das Haus der Marianne ist durch die Jahre gelb geworden und bei den Ausgaben, die sie haben, können sie es nicht verputzen lassen. Du kannst nicht fehlgehen. Leb wohl. Kommst du von weit her?«

»Nicht so sehr.«

»Aber du bist Galiläer?«

»Ja.«

»Doch diese? Kommst du zum Fest?«

»Es sind Freunde. Leb wohl. Der Friede sei mit dir!« Jesus läßt den Schwätzer, der nun keine Eile mehr hat, im Ungewissen. Er geht seines Weges, und die Jünger folgen ihm.

Sie gelangen zum kleinen Platz, einer mit Schlamm bedeckten Fläche, in deren Mitte eine junge Eiche steht, die hier von selbst gewachsen und im Sommer vielleicht ganz angenehm ist. Jetzt läßt sie den Platz nur düster erscheinen, so dicht breitet sie sich über die armeligen Häuser aus, denen sie Licht und Sonne nimmt. Das Haus

Mariannes ist das armseligste. Breit und niedrig, doch sehr vernachlässigt. Die Tür ist voll von Flickern über den abgesplitterten Brettern aus sehr altem Holz. Ein rahmenloses Fenster stellt ein dunkles Loch zur Schau, wie eine leere Augenhöhle.

Jesus klopft an die Tür. Ein etwa zehnjähriges Mädchen kommt heraus, bleich, ungekämmt und mit verweinten Augen.

»Bist du die Enkelin Mariannes? Sag der alten Mutter, daß Jesus gekommen ist.«

Das Mädchen stößt einen Schrei aus und rennt laut rufend davon. Die Greisin kommt, gefolgt von sechs Kindern und dem Mädchen von vorhin. Das größte scheint ihr Zwillingbruder zu sein. Die kleinsten, barfuß und schwächlich, hängen am Kleid der alten Frau, denn sie können noch kaum richtig gehen.

»Oh, du bist gekommen! Kinder, gebt dem Messias die Ehre! Du bist zur rechten Zeit in ein armes Haus gekommen. Meine Tochter liegt im Sterben . . . Weint nicht, Kinder, damit sie es nicht hört. Arme Kinder! Sie sind erschöpft von den Wachen. Ich mache alles, aber wachen kann ich nicht mehr. Ich falle vor Müdigkeit auf den Boden. Seit Monaten gehe ich nicht mehr zu Bett. Nun schlafe ich auf einem Stuhl, um bei ihr und den Kindern zu sein. Doch sie sind noch klein und leiden sehr. Die Buben gehen Holz sammeln, um Feuer zu haben, und verkaufen Holz für Brot. Sie gehen zugrunde . . . arme Enkelkinder! Doch was uns umbringt ist nicht so sehr die Arbeit, als zusehen zu müssen, wie sie stirbt. Weint nicht mehr! Jesus ist nun bei uns!«

»Ja, weint nicht! Die Mutter wird gesund werden, und der Vater wird zurückkehren. Dann werdet ihr nicht mehr so viele Ausgaben haben und Hunger leiden. Sind das die beiden Jüngsten?«

»Ja, Herr. Das schwache Geschöpf hat dreimal Zwillinge geboren . . . und nun ist ihre Brust krank.«

»Den einen zu viele, den anderen keine . . .«, brummt Petrus in seinen Bart, nimmt einen Kleinen in die Arme und gibt ihm einen Apfel, um ihn zum Schweigen zu bringen, und da auch der andere einen will, stellt Petrus auch ihn zufrieden.

Jesus geht mit der alten Frau durch das Tor in den Hof und steigt mit ihr die Treppe hinauf, um dann in ein Zimmer zu treten, in dem eine junge, aber sehr abgemagerte Frau jammert. »Der Messias, Jeruscha! Du wirst nicht mehr leiden müssen. Siehst du, er ist wirklich gekommen. Isaak lügt nie. Er hat es gesagt. Glaube nun, da er gekommen ist, daß er dich auch heilen kann.«

»Ja, gute Mutter. Ja, mein Herr. Aber wenn du mich nicht gesund machen kannst, so laß mich wenigstens sterben. Ich leide Qualen an meiner Brust. Die Mütter, denen ich Milch gegeben, haben mir Schmerzen und Bitterkeit verursacht. Ich leide sehr, Herr, und verursache viele Ausgaben! Der Mann ist fern, um das Brot zu verdienen, die alte Mutter verbraucht sich. Ich sterbe ... Was wird aus den Kindern werden, wenn ich an dieser Krankheit sterbe, und meine Mutter an den Sorgen und an der Arbeit?«

»Für die Vögel sorgt Gott und auch für die kleinen Menschenkinder. Doch du wirst nicht sterben. Tut es dir hier sehr weh?« fragt Jesus, indem er seine Hand auf die verbundene Brust legen will.

»Rühre mich nicht an. Vermehre meine Schmerzen nicht!« schreit die Kranke auf.

Doch Jesus legt seine schmale Hand behutsam auf die kranke Brust. »Deine Brust brennt und schmerzt dich wie Feuer, arme Jeruscha. Die Mutterliebe ist dir zum Feuer in der Brust geworden. Doch du empfindest deshalb keinen Haß gegen deinen Mann und deine Kinder, nicht wahr?«

»Warum sollte ich? Er ist gut und hat mich immer geliebt. Mit weiser Liebe hat er mich geliebt, und die Liebe erblüht in unseren Geschöpfen, und sie ... es bedrückt mich, sie verlassen zu müssen ... aber Herr! Herr! Das Brennen hört auf! Mutter! Mutter! Es ist mir, als ob ein Engel die Luft des Himmels auf meine Qualen hauchte. Oh, welcher Friede! Nimm, o nimm deine Hand nicht weg, mein Herr! Lege sie fest darauf. Oh, welche Kraft! Welche Freude! Meine Kinder! Kommt her, meine Kinder! Ich will sie bei mir haben! Dina, Usija, Hanna, Seba, Melchi, David, Judas! Kommt her, kommt her ...

Die Mutter muß nicht mehr sterben. Oh! ... « Die junge Frau kehrt sich auf dem Kissen um und weint vor Freude, während die Kinder herbeieilen und die Greisin niederkniet, und da sie in ihrer Freude zu nichts sonst fähig ist, stimmt sie den Lobgesang des Asarja im brennenden Feuerofen an; sie singt ihn zu Ende mit ihrer zitternden, von Tränen gerührten Greisenstimme.

»Ah, Herr! Was kann ich für dich tun? Ich habe nichts, um dich zu ehren!« sagt sie endlich.

Jesus hilft ihr beim Aufstehen und sagt: »Laß mich ein wenig von meiner Müdigkeit ausruhen. Erzähle niemandem etwas davon ... Die Welt liebt mich nicht. Ich muß für einige Zeit weggehen. Von dir verlange ich Treue zu Gott und Schweigen, von dir, von der jungen Frau und von den Kindern.«

»Oh, habe keine Sorge! Niemand kommt zu den Armen. Du kannst hier bleiben und brauchst keine Angst haben, gesehen zu werden. Die Pharisäer, nicht wahr? Doch ich habe nur ein wenig Brot zu essen ... «

Jesus ruft Iskariot herbei: »Nimm Geld und kaufe ein, was nötig ist. Wir wollen hier bei den guten Leuten essen und uns bis zum Abend ausruhen. Geh und schweige!« Dann wendet er sich an die Geheilte: »Nimm den Verband ab, steh auf, hilf der Mutter und freue dich. Gott hat dir aus Barmherzigkeit um deiner ehrlichen Tugenden willen seine Gunst erwiesen. Wir wollen das Brot zusammen brechen, denn heute ist der Herr, der Allerhöchste, in dein Haus eingekehrt, und das muß als wahres Fest gefeiert werden.«

Jesus geht hinaus und erreicht noch Judas, der gerade aufbrechen will. »Kaufe reichlich ein, damit sie auch in den nächsten Tagen genügend haben. Uns wird es bei Lazarus an nichts mangeln.«

»Ja, Meister, und wenn du erlaubst ... ich habe auch eigenes Geld mitgenommen. Ich habe gelobt, es zu deiner Rettung vor den Feinden zu opfern. Ich werde es in Brot umwandeln. Besser in die Mäuler dieser Brüder Christi geben als in den Rachen des Tempels werfen. Erlaubst du? Gold war für mich immer die Schlange. Ich will

diese Versuchung nicht mehr; denn es geht mir recht gut, nun, da ich ein rechtschaffener Mensch bin. Ich fühle mich frei, und ich bin glücklich.«

»Mach, wie du willst, Judas, und der Herr gebe dir Frieden.«

Jesus begibt sich zu den Jüngern, während Judas weggeht, und alles ist zu Ende.

174 In Betanien • Im Hause Simons des Zeloten

Als Jesus den letzten Anstieg überwunden und die Hochebene erreicht hat, sieht er Betanien in der klaren Dezembersonne vor sich liegen. Die kahle Winterlandschaft scheint weniger trostlos, und weniger düster erscheinen auch die dunklen Flecken der Zypressen, der Eichen und der Johannisbrotbäume, die sich da und dort erheben und Höflingen gleichen, die im Begriff sind, sich vor einer der sehr hohen Palmen zu verneigen, die wahrhaft königlich in den schönsten Gärten stehen.

Denn Betanien hat nicht nur das schöne Haus des Lazarus, sondern auch andere Wohnsitze von Reichen, wahrscheinlich von Bürgern Jerusalems, die es vorziehen, hier in der Nähe ihrer Güter zu leben, und deren Häuser mit den gut gepflegten Gärten sich deutlich von den Häusern der Ortsbewohner unterscheiden. Es mutet fremd an, in einer solch gebirgigen Gegend die eine oder andere an den Orient erinnernde Palme zu sehen, mit ihrem schlanken Stamm und den starren, wehenden Büscheln von Blättern, hinter deren jadegrüner Farbe man instinktiv die gelbliche, endlose Wüste vermutet. Hier jedoch bilden die silbergrünen Ölbäume, die gepflügten Felder, die gerade noch frei vom geringsten Anzeichen keimenden Getreides sind, und die skelettartigen Obstbäume mit den dunklen Stämmen und den ineinander verschlungenen Ästen, die aussehen, als ob es sich unter höllischer Qualen windende Seelen wären, den Hintergrund.

Jesus sieht plötzlich einen der Diener des Lazarus, der als Wacht-

posten aufgestellt worden ist. Er grüßt ehrerbietig und bittet um Erlaubnis, der Herrschaft seine Ankunft mitteilen zu dürfen. Danach entfernt er sich rasch.

Derweil kommen Bauern und Bürger herbei, um den Rabbi zu begrüßen. An einer Lorbeerhecke, die mit ihrem duftenden Grün ein schönes Haus umgibt, zeigt sich eine junge Frau, die ganz gewiß keine Israelitin ist. Ihr Gewand oder, wenn ich mich recht an die Benennung erinnere, ihre Stola, die in ihrer Länge eine Schleppe bildet, ist sehr weit, aus weichster, ganz weißer Wolle, belebt durch einen auf griechische Art mit lebhaften Farben und Goldfäden gestickten Saum, und wird in der Taille von einem ebensolchen Gürtel gehalten. Die Kopfbedeckung besteht aus einem goldenen Netz, das eine komplizierte Haartracht zusammenhält, vorne alles kleine Löckchen, dann glatt, und im Nacken ein großer Knoten. Dies alles läßt mich an eine Römerin oder Griechin denken. Sie blickt neugierig herum, denn die Zurufe der Frauen und die Hosannarufe der Männer lassen sie aufmerksam werden. Doch sie hat nur ein verächtliches Lächeln, da sie sieht, daß die Leute einem einfachen Mann entgegengehen, der nicht einmal einen Esel hat und mit einigen Männern, die zu ihm passen, jedoch weniger interessant sind, daherkommt. Sie hebt nur die Schultern, macht eine gelangweilte Miene und entfernt sich, gefolgt von einer Schar bunter Stelzvögel, die sie an Stelle von Hunden begleiten. Es sind weiße Ibisse und bunte Flamingos, deren silberne Krönchen auf den Köpfen zittern, was der einzige Schmuck dieser prächtigen, rotgelb gefiederten Vögel ist.

Jesus blickt diese Frau einen Augenblick an, dann wendet er sich um, einen sehr alten Mann anzuhören, der keine so schwachen Beine haben möchte. Jesus streichelt und ermuntert ihn, Geduld zu haben, denn bald komme das Frühjahr, und mit der warmen Aprilsonne werde er sich bestimmt kräftiger fühlen.

Da taucht Maximinus auf, der Lazarus um einige Schritte vorausgegangen ist. »Meister, Simon hat mir gesagt . . . daß du in sein Haus gehen willst . . . Das schmerzt Lazarus . . . aber man kann es begreifen . . . «

»Wir werden noch darüber reden. Oh, mein Freund!« Jesus geht eilends Lazarus entgegen, der ganz verlegen ist, und küßt ihn auf die Wange. Sie sind an einem kleinen Weg angelangt, der zu einem Häuschen führt, das zwischen den Obstgärten des Lazarus und anderen Gärten liegt.

»Willst du wirklich zu Simon gehen?«

»Ja, mein Freund. Ich habe alle meine Jünger bei mir und ziehe es vor ... «

Lazarus verwindet diese Entscheidung schweigend. Er wendet sich nun nach der kleinen Menschengruppe um, die ihnen nachgefolgt ist, und sagt: »Geht, der Meister braucht Ruhe!«

Hier sehe ich, wie mächtig Lazarus ist. Alle verneigen sich bei seinen Worten und ziehen sich zurück, während Jesus sie mit seinem sanften »Der Friede sei mit euch« grüßt und sagt: »Ich werde euch Bescheid geben, wann ich predigen werde.«

»Meister«, sagt Lazarus, da sie allein sind und die Jünger sich mit Maximinus einige Meter hinter ihnen unterhalten, »Meister, Marta weint bittere Tränen, deshalb ist sie nicht gekommen. Sie wird später kommen. Ich weine nur im Herzen. Doch sagen wir: es ist richtig so. Wenn wir gewußt hätten, daß sie kommen würde ... Sie kommt doch nie an den Festtagen ... Ja, wann kommt sie schon? Ich behaupte, der Dämon hat sie wohl heute hierher geführt ... «

»Der Dämon? Warum nicht ihr Schutzengel auf Gottes Geheiß? Aber glaube mir, auch wenn sie nicht gekommen wäre, ich wäre trotzdem in das Haus Simons gegangen.«

»Warum mein Herr? Hättest du in meinem Haus nicht Frieden gefunden?«

»So viel Friede, daß es mir nach dem Haus in Nazaret das liebste ist. Doch antworte mir: Warum hast du mir sagen lassen: „Geh weg vom ‚Trügerischen Gewässer‘?“ Es ist wegen der sich anbahnenden Verfolgung. Ist es nicht so? Darum begeben sich auf die Ländereien von Lazarus, aber ich setze Lazarus nicht der Gefahr aus, in seinem Haus angegriffen zu werden. Glaubst du, daß sie dich respek-

tieren würden? Um mich zu zertreten, würden sie sogar über die Bundeslade herfallen ... Laß mich gewähren. Wenigstens für jetzt. Später werde ich kommen. Übrigens, niemand verbietet mir, bei dir zu speisen, und nichts hindert dich daran, zu mir zu kommen. Doch nun mache bekannt, daß ich im Haus eines meiner Jünger bin.«

»Bin ich denn kein Jünger?«

»Du bist der Freund und wegen deiner Hochherzigkeit mehr als Jünger. Es ist für die Bösen nicht dasselbe. Laß mich nur machen, Lazarus. Dieses Haus gehört dir ... doch es ist nicht dein Haus, das schöne und prachtvolle Haus des Sohnes des Theophilus, und dies ist für die Besserwisser von großer Bedeutung.«

»Du sagst das so ... aber es ist ... es ist ihretwegen! Ich war gerade daran mich durchzuringen, ihr zu vergeben ... aber wenn sie dich zurückstößt, bei Gott, dann werde ich sie hassen ... «

»Dann würdest du mich ganz verlieren! Laß diesen Gedanken sofort fallen, sofort, wenn du mich nicht augenblicklich verlieren willst ... Da kommt Marta. Der Friede sei mit dir, meine gute Gastgeberin.«

»Oh, Herr!« Marta ist niedergekniet und weint. Sie hat den Schleier herabgelassen, der auf der mit einem Diadem hochgesteckten Haartracht befestigt war, um den anderen das von Tränen überströmte Gesicht zu verbergen. Doch vor Jesus denkt sie nicht daran, ihr Weinen zu verdecken.

»Warum diese Tränen? Wahrlich, diese Tränen sind vergeudet. Es gibt vieles, worüber man weinen kann, und vieles, um aus Tränen Kostbares zu machen. Aber aus diesem Grund zu weinen? Oh, Marta, es scheint, als ob du nicht mehr wüßtest, wer ich bin. Du mußt wissen, daß ich vom Menschen nur die Hülle habe. Das Herz ist göttlich und göttlich ist sein Schlag. Steh auf und komm ins Haus; und sie ... laßt sie gewähren. Selbst wenn sie mich verhöhnen würde ... laßt sie machen, sage ich euch. Es ist nicht sie. Es ist er; jener, der sie gefangen hält und aus ihr ein Werkzeug der Verwirrung macht. Aber hier ist einer, der stärker ist als ihr Beherrscher. Jetzt entschei-

det sich der Kampf zwischen ihm und mir. Ihr aber betet, verzeiht, seid geduldig und hofft. Sonst nichts!«

Sie betreten das kleine Haus, das quadratisch und von einem Säulengang umgeben ist, der es größer erscheinen läßt. Es hat vier Zimmer, die durch einen kreuzförmigen Gang voneinander getrennt sind. Eine äußere Treppe führt nach oben, zum Säulengang, der hier allerdings einer größeren Terrasse gleicht, und zu einem großen Raum, der die gesamte Fläche des Hauses einnimmt. Er muß wohl früher als Vorratsraum gedient haben, ist aber nun ausgeräumt und gereinigt worden. Er ist vollkommen leer.

Simon, der an der Seite eines alten Dieners steht, den er Josef nennt, heißt die Gäste willkommen und sagt: »In diesem Raum könntest du zu den Menschen sprechen, oder man könnte hier die Mahlzeiten einnehmen ... Wie du willst ... «

»Wir werden darüber nachdenken. Geh also und sag den Leuten, daß sie nach der Mahlzeit nur kommen sollen. Ich will diese guten Menschen hier nicht enttäuschen.«

»Wohin soll ich sie weisen?«

»Hierher. Der Tag ist mild. Der Ort ist windgeschützt. Der Obstgarten nimmt jetzt, wo er kahl ist, keinen Schaden, wenn die Menschen hineingehen. Von dieser Terrasse aus will ich sprechen. Gehe nur.«

So bleibt nur Lazarus bei Jesus. Marta, unter dem Zwang, so viele Personen zu versorgen, ist nun wieder „die gute Gastgeberin“ und arbeitet mit den Dienern und den Aposteln im Erdgeschoß, um alles für die Mahlzeit und die Ruhelager vorzubereiten.

Jesus legt einen Arm um die Schulter von Lazarus und führt ihn aus dem großen Raum hinaus, um auf der das Haus umgebenden Terrasse in der schönen Sonne zu wandeln, die den Tag angenehm macht. Von oben betrachtet er die arbeitenden Diener und Jünger und lächelt Marta zu, die ab und zu mit ihrem ernsten Gesicht, das nun nicht mehr so traurig ist, nach oben blickt. Jesus betrachtet auch das schöne Panorama, das den Ort umgibt und nennt Lazarus verschiedene Ortschaften und Personen. Plötzlich fragt er: »Also hat der Tod des Doras das Schlangennest aufgeschreckt?«

»Oh, Meister! Nikodemus hat mir erzählt, daß es bei der Versammlung des Hohen Rates einen nie gesehenen Aufruhr gegeben hat.«

»Was habe ich dem Hohen Rat nur angetan, daß er sich so aufregen mußte? Doras ist von selbst, vor den Augen des Volkes, durch den Zorn des Herrn gestorben. Ich habe nicht erlaubt, daß dem Toten die Achtung versagt wurde. Also? ... «

»Du hast recht. Doch die anderen ... sie sind wahnsinnig vor Angst ... Und weißt du, sie haben gesagt, sie möchten dich bei einer Sünde ertappen, um dich zum Tod verurteilen zu können!«

»Oh, da kannst du beruhigt sein. Mit der Verurteilung müssen sie noch bis zur Stunde Gottes warten.«

»Aber Jesus, weißt du, von wem gesprochen wird? Weißt du, wozu die Pharisäer und Schriftgelehrten fähig sind? Kennst du die Gesinnung des Hannas? Weißt du, wer sein Helfer ist? Weißt du ... doch was sage ich? Du weißt es! Daher ist es unnötig, dir zu sagen, daß sie ein Vergehen erfinden werden, um dich anzuklagen.«

»Sie haben es schon gefunden. Ich habe schon mehr getan, als nötig war. Ich habe mit Römern gesprochen, ich habe mit Sünderinnen gesprochen. Ja, mit Sünderinnen, Lazarus! Eine, blick mich nicht so erschrocken an, eine kommt immer, um mir zuzuhören, und sie haust in einem Stall deines Verwalters, auf meine Bitte hin; denn, um in meiner Nähe sein zu können, hat sie in einem Schweinestall Unterschlupf genommen.«

Lazarus ist vor Erstaunen zur Statue erstarrt. Er rührt sich nicht mehr. Er schaut Jesus an, als würde er einen ihn verwirrenden Fremden sehen. Jesus rüttelt ihn lächelnd. »Hast du den Teufel gesehen?« fragt er.

»Nein, ich habe die Barmherzigkeit gesehen. Aber ich verstehe. Die vom Hohen Rate verstehen aber nicht. Nein! Sie sagten, daß es eine Sünde sei. Es ist also wahr! Ich glaubte ... Oh, was hast du getan!«

»Meine Pflicht, mein Recht, und meinem Wunsch gemäß habe ich versucht, eine gefallene Seele zu erlösen. Du siehst, daß deine Schwe-

ster nicht der erste gefallene Mensch sein wird, dem ich mich nähere und über den ich mich neige, und sie wird auch nicht der letzte sein. Im Schlamm will ich die Blumen säen und sie wachsen lassen: die Blumen des Guten.«

»O Gott, mein Gott! Aber ... Oh, mein Meister! Du hast recht! Es ist dein Recht und deine Pflicht und dein Wunsch. Diese Hyänen aber verstehen das nicht. Sie sind Aas, daß sie den Duft der Lilien nicht wahrnehmen. Dort, wo sie blühen, riechen sie – jenes alles durchdringende Aas – nur Sünde und merken nicht, daß dieser Geruch aus ihrem eigenen Pfuhl hervorkommt. Ich bitte dich, halte dich nicht mehr zu lange an einem Ort auf. Gehe einmal dahin, einmal dorthin, ohne ihnen die Möglichkeit zu geben, dich einzuholen. Sei wie ein nächtliches tanzendes Feuer, das behende über Blumen und Gräser hinweghuscht und in seiner verwirrenden Bewegung nicht zu erhaschen ist. Tu es! Nicht aus Feigheit, sondern aus Liebe zur Welt, die dich nötig hat, um sich zu heiligen. Die Verderbtheit nimmt zu; stelle ihr deine Heiligkeit entgegen. Hast du die neue Einwohnerin von Betanien gesehen? Eine mit einem Juden verheiratete Römerin. Er ist gesetzestreu, doch sie ist Götzenanbeterin, und da sie nicht gut in Jerusalem leben konnte, weil die Nachbarn sich wegen ihrer Tiere beklagten, so ist sie hierher gekommen. Voller Tiere, die für uns unrein sind, ist ihr Haus, und die Unreinste ist sie selbst; denn sie verlacht uns, und dies mit einer Dreistigkeit ... Doch ich darf nicht kritisieren, denn ... Aber während man in mein Haus keinen Fuß mehr setzt, weil Maria mit ihrer Sünde auf ihm und der ganzen Familie lastet, geht man in das Haus der Römerin. Sie genießt die Gunst von Pontius Pilatus und lebt ohne Ehemann. Er ist in Jerusalem, sie hier. So heuchelt man vor, sich durch das Betreten des Hauses nicht zu entweihen und daran nichts Anstößiges zu sehen. Scheinheiligkeit! Bis zum Hals stecken sie in dieser Heuchelei, und bald werden sie daran ersticken. Jeder Sabbat ist Tag der Feste ... Auch Männer des Hohen Rates nehmen daran teil. Ein Sohn des Hannas ist der eifrigste.«

»Ich habe sie gesehen. Laß sie und die anderen machen! Wenn ein Arzt eine Arznei zubereitet, mischt er die Substanzen mit Wasser, und das Wasser wird trüb. Doch dann setzen sich die unlöslichen Teilchen, und das Wasser wird wieder klar, ist aber gesättigt vom Wirkstoff dieser heilsamen Substanzen. So ist es auch hier. Alles wird vermischt, und ich arbeite mit allen. Später werden die toten Teile ausgeschieden und fortgeworfen werden, und die anderen, lebenden bleiben aktiv im großen Meer des Volkes Jesu Christi. Laßt uns hinuntergehen. Man ruft uns.«

... Und die Vision beginnt wieder, als Jesus aufs neue zur Terrasse hinaufsteigt, um zu den Menschen von Betanien und den umliegenden Ortschaften zu sprechen, die sich bereits versammelt haben.

»Der Friede sei mit euch!

Selbst wenn ich schweigen würde, brächten euch die Winde Gottes die Worte meiner Liebe und die der Gehässigkeit anderer. Ich weiß den Grund, weshalb ihr so erregt seid: es ist euch nicht unbekannt, warum ich hier unter euch weile. Doch freut euch mit mir und preist den Herrn, der das Böse dazu benützt, um seinen Kindern eine Freude zu bereiten, denn er führt unter dem Stachel des Bösen sein Lamm unter die Lämmer zurück, um es in Sicherheit vor den Wölfen zu bringen.

Seht, wie gut der Herr ist! Wie Flüsse ins Meer, so gelangten ein Strom und ein Bach zu mir, wo ich wohnte: ein Strom liebender Zuneigung und ein Bach tödlichen Hasses. Ersterer war eure Liebe, angefangen bei Lazarus und Marta bis zum Letzten des Ortes; der Bach war der ungerechte Groll jener, die der Einladung der Güte Gottes nicht zu folgen vermögen und ihn deswegen des Verbrechens beschuldigen. Und der Strom sagte: „Komm zurück zu uns. Unsere Wellen umgeben dich, schützen dich, verteidigen dich. Sie sollen dir alles geben, was dir die Welt verweigert. Der böse Bach ist gefährlich, er wollte dich mit seinem Gifte töten. Doch was ist ein Bach im Vergleich zu einem Strom, und was ist ein Strom im Vergleich zu einem Meer? Nichts!“ Und zu einem Nichts ist das Gift des Ba-

ches geworden, weil der Strom eurer Liebe ihm überlegen war, und ins Meer meiner Liebe hat sich nur eure holde Liebe ergossen. Das Gift des Hasses hat sogar bewirkt, daß es mich zu euch geführt hat. Preisen wir den höchsten Herrn dafür.«

Durch die friedliche Stille erschallen kraftvoll seine Worte, die er durch Gebärden unterstreicht. Jesus steht mit seiner schönen Gestalt in der Sonne und lächelt von der Terrasse herab.

Unten hört ihm das Volk selig zu: ein Blütenbeet von erhobenen Gesichtern, die dem Wohlklang seiner Stimme zulächeln. Lazarus ist in Jesu Nähe, wie auch Simon und Johannes. Die anderen haben sich unter die Menschenmenge gemischt. Marta ist auf die Terrasse gestiegen und hat sich zu Füßen Jesu niedergelassen. Sie schaut nach ihrem Haus, das hinter dem Garten zu sehen ist.

»Die Welt gehört den Bösen; das Paradies den Guten. Das ist die Wahrheit und die Verheißung, und darauf gründe sich eure sichere Kraft. Die Welt ist vergänglich, das Paradies vergeht nicht. Wenn einer gut ist, wird er es erwerben und in Ewigkeit besitzen. Also? Weshalb sich darüber aufregen, was die Bösen tun? erinnert ihr euch an die Klagen des Ijob? Es sind die ewigen Klagen der Guten und Unterdrückten, weil das Fleisch immer klagt; doch es sollte nicht klagen, und je mehr es unterdrückt wird, um so mehr müßte es sich mit den Flügeln der Seele im Jubel zum Herrn erheben.

Glaubt ihr, daß jene glücklich sind, die glücklich scheinen? Sie haben auf erlaubte und mehr noch auf unerlaubte Weise ihre Scheunen gefüllt; die Weinfässer sind voll, und die Ölkrüge laufen über. Nein! Ihre Nahrung riecht nach Blut und Tränen ihrer Mitmenschen, und ihr Lager kommt ihnen wie mit Dornen gefüllt vor; so sehr verspüren sie die Heftigkeit ihrer Gewissensbisse. Sie betrügen die Armen und berauben die Waisen. Sie bestehlen den Nächsten, um Schätze anzuhäufen, und unterdrücken jene, die ihnen an Macht und Verderbtheit unterlegen sind. Das tut nichts. Laßt sie machen. Ihr Reich ist von dieser Welt. Bei ihrem Tode, was bleibt ihnen da? Nichts. Wenn man nicht die Anhäufung der Schuld Schatz nennen

will, die sie mit sich tragen und Gott vorweisen müssen ... Laßt sie gewähren. Sie sind die Kinder der Finsternis, die sich gegen das Licht auflehnen und seinem leuchtenden Pfad nicht zu folgen vermögen. Wenn Gott den Morgenstern erstrahlen läßt, dann nennen sie ihn Schatten des Todes, halten ihn für unrein und ziehen es vor, im schmutzigen Schein ihres Goldes und ihres Hasses zu wandeln, die nur flackern, weil die Dinge der Hölle vom Phosphor der ewigen Seen der Verdammnis leuchten ... «

»Meine Schwester, Jesus! ... Oh!« Lazarus hat Maria entdeckt, die hinter einer Hecke des Obstgartens dahinschleicht, um so nah als möglich heranzukommen. Sie geht gebückt. Doch ihre blonden Haare glänzen wie Gold vor dem dunklen Buchsbaum im Hintergrund.

Marta will sich erheben, doch Jesus legt eine Hand auf ihren Scheitel, und sie ist gezwungen zu bleiben, wo sie ist. Jesus erhebt seine Stimme noch mehr:

»Was ist über diese Unglücklichen zu sagen? Gott hat ihnen Zeit zur Buße gegeben, und sie mißbrauchen sie, um zu sündigen. Aber Gott verliert sie nicht aus den Augen, auch wenn es so scheinen mag; die Stunde kommt, da entweder die Liebe Gottes wie ein Blitz, der auch in den Stein einschlägt, ihr hartes Herz sprengt, oder die Summe ihrer Missetaten die Flut ihres Schlammes bis zu ihrer Kehle und Nase trägt ... da sie beginnen, die Widerlichkeit jenes Geruches und Gestankes wahrzunehmen, von dem ihr Herz angefüllt ist, und der die anderen anwidert. Es kommt der Augenblick, da sie selbst Ekel empfinden und in ihnen der Wunsch nach dem Guten aufsteigt, und ihre Seele schreit auf: „Ach, könnte ich doch zurückkehren in jene Zeit von damals, als ich in der Freundschaft Gottes war! Als sein Licht in meinem Herzen leuchtete und ich in seinem Schein wandelte. Als vor meiner Gerechtigkeit die Welt bewundernd verstummte und alle, die mich sahen, mich selig priesen. Die Welt trank mein Lächeln, und meine Worte wurden angenommen wie die Worte eines Engels, und das Herz meiner Angehörigen hüpfte voller Stolz. Jetzt, was ist aus mir geworden? Spott der Jugend, Greuel der Alten. Ich

bin der Gegenstand ihrer Spottlieder, und der Auswurf ihrer Verachtung zerfurcht mein Antlitz ...“

Ja, so spricht in gewissen Stunden die Seele des Sünders, des wahren Ijob; denn es gibt kein größeres Elend als dieses, auf ewig die Freundschaft Gottes und sein Reich verloren zu haben. Sie müssen bemitleidet werden! Nur Erbarmen sollen wir für sie empfinden. Es sind arme Seelen, die durch Müßiggang oder Leichtfertigkeit den ewigen Bräutigam verloren haben. „Bei Nacht auf meinem Lager suchte ich den Liebsten meiner Seele und fand ihn nicht.“ [Hld 3,1]. In der Finsternis kann man den Bräutigam nicht erkennen, und die zur Liebe getriebene Seele irrt umher, denn sie ist umgeben von geistiger Finsternis und sucht und will Trost in ihrer Qual finden. Sie glaubt, ihn in irgendeiner Liebe zu finden ... Nein! *Einer nur ist der Geliebte der Seele: Gott!* Sie gehen, jene Seelen, von der Liebe Gottes getrieben, und suchen Liebe. Es genügte, das innere Licht zu wollen, und sie hätten den Liebsten als Gefährten. Sie gehen wie Kranke umher und suchen Liebe und finden Liebeleien und schmutzige Bindungen, die die Menschen als Liebe bezeichnen. Aber sie finden die Liebe nicht; denn Liebe, das ist Gott und nicht das Gold, nicht die Sinnenlust, nicht die Macht.

Arme, arme Seelen! Wären sie weniger müßig gewesen, dann hätten sie sich schon beim ersten Ruf des ewigen Bräutigams zu Gott erhoben, der sagt: „Folge mir“ und weiterhin sagt: „Öffne mir“, und sie wären nicht soweit gekommen, die Türe erst zu öffnen, als der enttäuschte Bräutigam bereits weg war. Sie hätten den heiligen Drang und das Bedürfnis nach Liebe nicht geschändet und in den Schmutz gezogen, der selbst dem unreinen Tier Abscheu verursacht, weil eine solche Liebe in ihrer Sinnlosigkeit keine Blumen hervorbringt, sondern nur stechende Disteln, und ohne Krönung verbleibt. Sie hätten nicht die Verachtung der Gesetzeswächter und aller anderen erfahren müssen, die, wie Gott, doch aus entgegengesetzten Gründen, den Sünder nicht aus den Augen verlieren, ihn jedoch bloßstellen, verhöhnen und tadeln.

Arme gefolterte Seelen, entblößt, gequält und verwundet von jedermann. Gott allein beteiligt sich nicht an einer solchen Steinigung. Er läßt seinen Tränen freien Lauf, um die Wunden zu heilen und sein Geschöpf, das immer sein Geschöpf bleibt, wieder mit einem diamantenen Gewand zu bekleiden. Nur Gott ... und die Kinder Gottes im Vater. Preisen wir den Herrn! Er hat gewollt, daß ich der Sünder wegen hierher komme, um euch zu sagen: „Verzeiht! Verzeiht jederzeit! Macht aus jedem Übel etwas Gutes. Macht aus jeder Beleidigung eine Gnade.“ Ich sage euch nicht allein „macht“, ich sage: „Ahmt mich nach.“ Ich liebe und segne meine Feinde; denn ihretwegen habe ich zu euch, meine Freunde, zurückkehren können. Der Friede sei mit euch allen!«

Die Leute winken Jesus mit Schleiern und Zweigen und entfernen sich langsam.

»Haben sie wohl jene Unverschämte gesehen?«

»Nein, Lazarus. Sie war hinter der Hecke und gut verborgen. Nur wir konnten sie von oben her sehen, die anderen nicht.«

»Sie hatte uns versprochen ... «

»Warum hätte sie nicht kommen sollen? Ist nicht auch sie eine Tochter Abrahams? Ich verlange von euch, Geschwister, und von euch, meinen Jüngern, den Schwur, sie nichts merken zu lassen. Laßt sie nur machen. Wird sie mich verspotten? Laßt sie es tun. Wird sie weinen? Laßt sie machen. Wird sie fliehen? Laßt sie es tun. Das ist das Geheimnis des Erlösers und der Erlöser: Geduld, Güte, Beharrlichkeit und Gebet. Nichts weiter. Jede Handlung ist zuviel bei gewissen Krankheiten ... Gott befohlen, Freunde! Ich bleibe, um zu beten. Es gehe ein jeder seiner Pflicht nach. Gott möge euch begleiten.«

Alles endet.

175 Das Lichterfest im Hause des Lazarus in Anwesenheit der Hirten

Das an sich schon prächtige Haus des Lazarus ist an diesem Abend herrlich geschmückt. Es scheint zu brennen wegen der großen Zahl der angezündeten Lichter, und das Licht ergießt sich an diesem Beginn der Nacht von den Sälen in die Vorhalle und aus dieser zum Säulengang. Es taucht den Kies der Wege, die Pflanzen und die Gewächse der Beete in Gold und steht im Wettstreit mit dem Mondschein, den es für einige Meter besiegt, während in einer weiteren Entfernung alles engelgleich erscheint im Gewand aus reinem Silber, das der Mond auf alles wirft.

Auch die Stille, die den herrlichen Garten einhüllt, in dem man nur das harfenklangähnliche Plätschern im Fischteich hört, scheint die Sammlung und den paradiesischen Frieden dieser Mondnacht zu vermehren, während sich im Hause zahlreiche fröhliche Stimmen mit den Geräuschen hin- und hergeschobener Möbel und des auf den Tisch gestellten Geschirrs mischen, um daran zu erinnern, daß der Mensch immer noch Mensch und noch nicht Geist ist.

Marta bewegt sich flink in ihrem weiten, herrlichen und züchtigen Gewand von rotvioletter Farbe. Sie gleicht einer Blume, einer schönen Glockenblume oder einem Schmetterling, der sich vor den purpurnen Wänden der Vorhalle oder vor jenen feingemusterten des Speisesaals bewegt, die mit ihren winzigen Verzierungen einem Teppich ähneln.

Jesus jedoch wandelt allein und in Gedanken neben dem Fischteich und wird abwechselnd vom dunklen Schatten eines Lorbeerbaumes, eines Baumriesen, eingehüllt und vom phosphoreszierenden Mondlicht, das immer heller wird, angestrahlt. So lebhaft ist der Strahl des Brunnens, daß er wie eine silberne Feder aussieht, die sich dann in Brillantsplitter zerteilt, die auf die stille, silberne Wasserfläche des Teiches fallen, um sich darin zu verlieren. Jesus betrachtet dieses Spiel und lauscht dem Plätschern des Wassers in der

Nacht. Sein Klang ist so melodisch, daß sich eine Nachtigall im dichten Lorbeer einmischt und dem langsamen Harfenklang der Tropfen mit einem hellen Flötenton antwortet, dann innehält, als ob sie den richtigen Ton finden wolle, um sich dem Akkord des Wassers anzupassen, und endlich als Königin des Gesangs ihren vollkommenen, melodiosen, modulierten Hymnus der Freude anstimmt.

Jesus ist stehengeblieben, um nicht mit dem Geräusch seiner Schritte die friedliche Freude der Nachtigall, und ich glaube auch seine eigene, zu stören, denn er lächelt mit geneigtem Haupte ein Lächeln wahrer, heiterer Freude. Als die Nachtigall aufhört zu singen nach einer derart reinen, angehaltenen und modulierten Note, daß ich sehr staunen muß, wie in einer so winzig kleinen Kehle so melodische Kunst erzeugt werden kann, ruft Jesus aus: »Sei gepriesen, heiliger Vater, für diesen vollendeten Gesang und für die Freude, die du mir geschenkt hast«, und er nimmt den langsamen Spaziergang wieder auf, ganz erfüllt von einer Betrachtung, deren Tiefgründigkeit man wohl nicht zu ermessen vermag.

Simon holt ihn ein: »Meister, Lazarus bittet dich, zu kommen. Alles ist bereit!«

»Laßt uns gehen. So möge auch der letzte Zweifel fallen, daß ich ihn Marias wegen weniger liebe.«

»Wie viele Tränen, Meister! Nur dein geheimes Wunder hat diesen Schmerz lindern können. Aber weißt du nicht, daß Lazarus daran war, zu fliehen, nachdem sie bei ihrer Rückkehr das Haus verließ und sagte, daß sie die Gräber mit der Lust eintauschen wolle und andere Unverschämtheiten mehr? Ich habe ihn mit Marta beschworen, es nicht zu tun, auch weil man die Reaktion eines Menschenherzens nie voraussehen kann. Hätte er sie gefunden, ich glaube, er hätte sie ein für allemal bestraft. Er hätte zumindest ihr Stillschweigen über dich verlangt.«

»Und das sofortige Wunder an ihr«, beendet Jesus den Satz. »Ich hätte es wirken können. Aber ich will keine erzwungene Auferstehung der Herzen. Ich werde den Tod bezwingen, und er wird mir

seine Beute zurückgeben, denn ich bin der Herr über Leben und Tod. Die Seelen jedoch, die nicht eine leblose Masse, die auch ohne Odem, aber unsterbliche Wesen sind, fähig, durch ihren eigenen Willen wieder aufzuerstehen . . . , sie zwingt ich nicht zur Auferstehung. Ich gebe den ersten Mahnruf und die erste Hilfe, wie einer, der ein Grab öffnet, in dem ein bereits halbtoter Mensch eingeschlossen wäre, der sterben müßte, wenn er lange im erstickenden Dunkel bliebe. Ich lasse Luft und Licht eintreten und warte. Wenn die Seele willens ist herauszukommen, dann kommt sie. Wenn nicht, dann sinkt sie immer tiefer.⁷ Aber wenn sie kommt! Oh, wenn sie kommt, wahrlich, ich sage euch, niemand wird größer sein als der im Geist Auferstandene. Nur die vollkommene Unschuld ist größer als dieser Tote, der wieder aufersteht durch die Kraft seiner eigenen Liebe und weil Gott ihn beglückt. Das sind meine größten Triumphe.

Betrachte den Himmel, Simon. Du siehst an ihm große und kleine Sterne und Planeten von verschiedener Größe. Alle haben Leben und Glanz durch Gott, der sie erschaffen hat, und durch die Sonne, die sie beleuchtet. Doch nicht alle sind gleich groß und gleich prächtig. Auch in meinem Himmel wird es so sein. Alle Erlösten werden durch mich das Leben haben und durch mein Licht erglänzen. Doch nicht alle werden gleich prächtig und gleich groß sein. Einige werden ein einfacher Sternenstaub sein, wie in der Milchstraße, und diese sind unzählig. Es sind jene, die von Christus nur das unerläßliche Minimum erreicht oder erstrebt haben, um nicht verdammt zu werden. Sie sind nur durch die unendliche Barmherzigkeit Gottes und nach einem langen Fegefeuer in den Himmel gelangt. Andere werden strahlender und vollendeter sein: die Gerechten, die ihren Willen, beachte: Willen, und nicht guten Willen, mit dem Willen Christi vereinigt und meinen Worten gehorcht haben, um sich

⁷Dieses Gespräch verlangt ein betrachtendes, sehr aufmerksames Lesen, weil es die Zusammenfassung dessen ist, was in vielen Abschnitten durch das ganze Werk hindurch, über das Wirken Gottes im Menschen und über den guten Willen und die Liebe des Menschen zu Gott ausgesagt wird.

nicht der Verdammnis auszusetzen. Dann wird es die Planeten geben, die Seelen guten Willens! Oh, prachttvoll! Sie erstrahlen im Licht der reinsten Diamanten oder im Glanz der verschiedensten Farben: im Rot der Rubine, im Violett der Amethyste, im goldenen Gelb des Topas, im leuchtenden Weiß der Perlen; es sind die Liebenden aus Liebe bis zum Tod, die Bußfertigen aus Liebe, die aus Liebe Wirken und die ganz Reinen aus Liebe. Einige dieser Planeten, in allen Schattierungen des Rubins, des Amethyst, des Topas und der Perlen, werden mein Ruhm als Erlöser sein, weil sie alles sein werden aus Liebe. Sie werden heldenhaft sein, und es wird ihnen gelingen, einander zu verzeihen, daß sie nicht bereits früher zu lieben imstande waren; bußfertig zu sein, um sich an der Sühne zu sättigen, wie Ester, die sich in Wohlgerüche hüllte, bevor sie sich Achaschwerosch vorstellte; Büsser, die unermüdlich nachholen Wollen in der kurzen Zeit, die ihnen noch verbleibt, um zu ersetzen, was sie in den Jahren, die sie in der Sünde verloren haben, unterlassen hatten; Reine bis zum Heldentum, die vergessen, daß sie neben Seele und Geist im eigenen Leibe ein Sinnesorgan haben. Sie sind es, die mit ihrem vielfältigen Glanz die Augen der Gläubigen, der Reinen, der Büsser, der Märtyrer, der Helden, der Asketen und der Sünder auf sich ziehen werden; und für diese alle wird ihr Leuchten Aussage, Antwort, Einladung und Gewähr sein. Doch laßt uns gehen. Wir reden, und dort warten sie auf uns.«

»Ja, wenn du sprichst, vergißt man, daß man noch lebt. Kann ich dies alles Lazarus berichten? Mir scheint, es liegt ein Versprechen in diesen Worten ... «

»Du mußt es sogar sagen! Das Wort des Freundes kann sich auf ihre Wunde legen, so werden sie sich nicht schämen, vor mir errötet zu sein. Wir haben dich warten lassen, Marta. Aber ich sprach mit Simon von Sternen, und wir haben darob die Lichter hier vergessen. Dein Haus ist heute abend wahrlich ein Sternenhimmel.«

»Nicht nur für uns und für die Diener, auch für dich und die Gäste, deine Freunde, haben wir die Lichter angezündet. Hab Dank,

daß du zum letzten Abend gekommen bist. Nun ist es ein wahres Fest der Reinigung ... «

Marta möchte noch mehr sagen, doch sie fühlt Tränen in sich aufsteigen und schweigt.

»Friede sei mit euch allen«, sagt Jesus beim Eintreten in die Vorhalle, die von den überall aufgestellten silbernen Leuchtern erstrahlt.

Lazarus kommt lächelnd: »Friede und Segen dir, Meister, und viele Jahre heiliger Glückseligkeit.« Sie küssen sich. »Einige unserer Freunde haben mir gesagt, daß du geboren wurdest, während Betlehem in einem fernen Lichtermeer erstrahlte. Wir freuen uns alle, dich heute abend bei uns zu haben. Fragst du nicht, wer die Freunde sind?«

»Ich habe keine anderen Freunde außer den Jüngern, den treuen Freunden von Betanien, es wären denn die Hirten. So sind es also die letzteren. Sind sie gekommen? Woher? Warum?«

»Um dich, unseren Messias, anzubeten! Wir haben es von Jonatan erfahren, und wir sind hier mit unseren Herden, die in den Ställen von Lazarus untergebracht sind, und mit unseren Herzen, jetzt und immer zu deinen heiligen Füßen.« Isaak hat für Elija, Levi, Josef und Jonatan gesprochen, die sich alle zu Jesu Füßen niedergeworfen haben. Jonatan im weichen Gewand des vom Herrn geschätzten Verwalters, Isaak in jenem des unermüdlichen Pilgers aus grober, dunkelbrauner, wasserdichter Wolle, Levi, Josef und Elija in Gewändern, die ihnen Lazarus gegeben hat, frisch und sauber, um sich an den Tisch setzen zu können, ohne ihre armen, zerrissenen und nach Herde riechenden Gewänder tragen zu müssen.

»Deshalb habt ihr mich in den Garten geschickt? Gott segne euch alle! Nun fehlt nur die Mutter zu meinem Glück. Steht auf, steht auf! Es ist mein erstes Geburtstagsfest, das ich ohne meine Mutter verbringe. Doch eure Gegenwart ist mir ein Trost in meiner Traurigkeit und Sehnsucht nach ihrem Kusse.«

Alle betreten nun den Speisesaal. Hier sind die Leuchter meist aus Gold, und das Metall funkelt im Schein der Flammen, und die Flam-

men leuchten noch strahlender durch den Widerschein des vielen Goldes. Die Tafel ist U-förmig aufgestellt worden, um so viele Menschen unterbringen und bedienen zu können, ohne die Bewegungen des Küchenmeisters und der Diener zu behindern. Außer Lazarus sind die Apostel, die Hirten und Maximinus sowie der alte Diener des Simon anwesend.

Marta überwacht die Anordnung der Plätze und möchte stehen bleiben.

Doch Jesus drängt sie: »Heute bist du nicht die Gastgeberin, sondern die Schwester, und du wirst dich setzen, als wärest du mir blutsverwandt. Wir sind eine Familie. Die Regeln sollen fallen, um der Liebe Platz zu machen. Hier an meiner Seite ist dein Platz und neben dir Johannes! Ich mit Lazarus. Doch gebt mir eine Lampe. Zwischen mir und Marta soll ein Licht, eine Flamme wachen: für die Abwesenden und dennoch Anwesenden, für die von uns Geliebten, die Erwarteten, die teuren Frauen nah und fern. Für alle! Die Flamme spricht Worte des Lichtes. Die Liebe hat flammende Worte, und diese Worte gehen in die Ferne auf den körperlosen Wellen der Seelen, die sich jederzeit jenseits von Bergen und Meeren wieder begegnen, um Küsse und Segnungen zu bringen ... Alles bringen sie. Ist es vielleicht nicht wahr?«

Marta stellt die Lampe hin, wo Jesus sie wünscht, an einen Platz, der leer bleibt ... und Marta versteht, neigt sich, um die Hand Jesu zu küssen, die sich dann segnend und tröstend auf ihr braunes Haupt legt.

Die Mahlzeit beginnt. Drei der Hirten sind anfänglich etwas befangen, während Isaak schon sicherer ist und Jonatan keinerlei Verlegenheit zeigt, doch sie werden immer gelöster, je weiter die Mahlzeit vorangeht, und nachdem sie zuerst geschwiegen haben, beginnen sie nun zu reden. Wovon sollten sie schon reden, wenn nicht von ihren Erinnerungen?

»Wir hatten uns eben zurückgezogen«, sagt Levi, »und ich fror so sehr, daß ich mich bei den Schafen verkrochen hatte und vor Sehnsucht nach der Mutter weinte ... «

»Ich dachte an die junge Mutter, der ich kurz zuvor begegnet war, und fragte mich: „Wird sie wohl eine Unterkunft gefunden haben?“ Wenn ich es gewußt hätte, daß sie in einem Stall war ... in unsere Scheune hätte ich sie begleitet! Sie war so lieblich: eine Lilie unserer Täler, und es wäre mir wie eine Beleidigung vorgekommen, zu sagen: „Komm zu uns!“ Doch ich dachte an sie ... und ich verspürte die Kälte noch mehr, wenn ich dachte, daß sie sehr darunter leiden mußte. Erinnerst du dich an das Licht jenes Abends und an deine Angst?«

»Ja, aber dann ... der Engel! Oh!« Levi lächelt bei dieser Erinnerung etwas träumerisch.

»Oh, hört zu, Freunde! Wir wissen nur wenig und dieses nur ungenau. Wir haben von Engeln reden hören, von Krippen, Herden und Betlehem, wir wissen von Jesus, daß er Galiläer und Zimmermann ist ... Es ist nicht recht, daß wir nichts darüber wissen. Ich habe den Meister beim „Trügerischen Gewässer“ gefragt; doch es wurde von anderem geredet. Dieser da, der es weiß, hat mir nichts gesagt. Ja, ich spreche von dir, Johannes des Zebedäus. Schöne Achtung hast du vor den Älteren. Du willst alles für dich behalten, und mich läßt du als den Jünger „Dummkopf“ heranwachsen. Bin ich nicht schon dumm genug?«

Sie lachen alle über den Unwillen des guten Petrus. Doch dieser wendet sich an seinen Meister: »Sie lachen, doch ich habe recht«, und dann wendet er sich an Bartholomäus, Philippus, Matthäus, Thomas, Jakobus und Andreas: »Los, verlangt es auch, protestiert mit mir! Warum wissen wir von nichts?«

»Wahrlich ... Wo wart ihr, als Jona starb? Wo im Libanon?«

»Du hast recht. Aber Jona ... ich wenigstens habe geglaubt, es sei ein Fieberwahn des Sterbenden ... und im Libanon, nun da war ich müde und schläfrig. Verzeih, Meister, aber es ist die Wahrheit.«

»Es wird die Wahrheit so vieler sein! Die Welt der Evangelisierten wird dem ewigen Richter oft so antworten, um trotz der Belehrungen durch meine Apostel, ihre Unwissenheit zu entschuldigen ... ja,

sie wird antworten, was auch du sagst: „Ich glaubte, er würde im Fieberwahn sprechen . . . Ich war müde und schläfrig . . .“ Oft werden sie die Wahrheit nicht annehmen, weil sie mit Wahnideen verwechselt wird, und sie werden sich der Wahrheit nicht erinnern, weil sie müde und schläfrig sind, vieler unnützer Dinge und vergänglicher Nichtigkeiten wegen, und sogar sündhafter Dinge wegen. Eines allein ist notwendig: Gott zu kennen!«

»Jetzt aber, da du uns gesagt hast, was gut ist, erzähle die Dinge, wie sie gewesen sind: deinem Petrus; dann werde ich es den Leuten sagen. Wenn nicht, so habe ich dich gefragt: was soll ich erzählen? Die Vergangenheit kenne ich nicht, die Prophezeiungen und die Schrift kann ich nicht erklären, die Zukunft? . . . Oh, ich Armer! Was verkünde ich also?«

»Ja, Meister, bitte, damit auch wir es wissen . . . Wir wissen, daß du der Messias bist, und glauben es. Aber wenigstens für meinen Teil hatte ich einige Mühe, anzunehmen, daß aus Nazaret Gutes kommen könnte. Warum hast du mir nicht sofort über deine Vergangenheit Bescheid gesagt?« fragt Bartholomäus.

»Um deinen Glauben und die Ungetrübtheit deines Geistes zu prüfen. Doch nun werde ich davon erzählen, ja, wir werden von meiner Vergangenheit reden. Ich werde sogar sagen, was auch die Hirten nicht wissen, und sie werden erzählen, was sie gesehen haben. Ihr werdet den Eintritt des Christus ins Leben auf dieser Erde kennenlernen.

Höret also: Nachdem die Zeit des Heils gekommen war, bereitete Gott seine Jungfrau vor. Ihr werdet begreifen, daß Gott sich nicht dort niederlassen konnte, wo Satan sein unauslöschliches Siegel gesetzt hatte. Deshalb bewirkte die Allmacht, daß sein künftiger Tabernakel ohne Makel sei, und Maria wurde, entgegen den allgemeinen Regeln des Zeugens, von zwei Gerechten in hohem Alter gezeugt und ohne Makel empfangen. Wer legte die Seele in das embryonale Fleisch, das den welken Schoß Annas des Aaron, meiner Großmutter, verjüngte? Du, Levi, hast den Erzengel aller Verkündigungen gese-

hen. Du kannst sagen: Er ist es, denn die „Kraft Gottes“ war immer der Siegreiche, der die Freudenbotschaft den Gerechten und Propheten verkündete. Der Unbezwingbare, an dem selbst die größte Kraft Satans wie ein dürrer Mooshalm zerbrach; der Geistvolle, der mit scharfer, leuchtender Intelligenz die Hinterlist des anderen, doch böswilligen, Intelligenten, zunichte machte und den Befehl Gottes unverzüglich ausführte.

Mit einem Freudenruf empfing der Verkünder, der die Erdenwege kannte, da er bereits mehrmals herabgestiegen war, um mit den Propheten zu sprechen, vom göttlichen Feuer den unversehrten Funken: die Seele des Ewigen Mädchens, und schloß ihn ein in einen Kreis von Engelsflammen, die seiner geistigen Liebe entsprangen, und brachte ihn zur Erde in ein Haus, in einen Schoß. Von diesem Augenblick an hatte die Welt eine Seele, die stets Gott anbetete, und Gott konnte von jener Stunde an ohne Widerwillen auf einen Punkt der Erde schauen. So wurde ein Menschenkind geboren: die Geliebte Gottes und der Engel, die Gottgeweihte, die heiligmäßig von den Eltern Geliebte. „Abel opferte Gott die Erstlinge seiner Herde“ [Gen 4,1–4]. Oh, wahrlich, die Großeltern des ewigen Abel verstanden es, Gott den Erstling ihrer Habe, ihrer ganzen Habe, zu opfern, und sie starben im Schmerz, dieses Gut dem zurückgegeben zu haben, der es ihnen geschenkt hatte.

Meine Mutter war Tempeljungfrau, vom dritten bis zum fünfzehnten Lebensjahr; sie beschleunigte die Ankunft Christi mit der Macht ihrer Liebe. Jungfrau vor ihrer Empfängnis, Jungfrau im Dunkel eines Schoßes, Jungfrau im Wimmern, Jungfrau bei den ersten Gehversuchen: die Jungfrau gehörte immer Gott, Gott allein, und machte ihren Anspruch geltend, der über der Vorschrift des Gesetzes Israels stand; so bekam sie von ihrem Bräutigam, der ihr von Gott zugeführt wurde, das Recht zugesprochen, auch nach der Vermählung unversehrt zu bleiben.

Josef von Nazaret war ein Gerechter! Nur ihm konnte die Lilie Gottes anvertraut werden, und er allein besaß sie. Ein Engel im Flei-

sche und im Geiste liebte er sie, wie die Engel Gottes lieben. Diese abgrundtiefe Liebe mit allen ehelichen Zärtlichkeiten, ohne aber je die Schranken des himmlischen Feuers zu überschreiten, hinter denen der Tabernakel Gottes war, werden nur wenige auf dieser Welt begreifen. Sie ist das Zeugnis dessen, was ein Gerechter durch seinen Willen zu tun vermag. Also, was er kann! Denn auch die durch die Erbsünde noch geschädigte Seele hat mächtige Kräfte, sich zu erheben, und erinnert sich ihrer Würde als Tochter Gottes und möchte zu ihm zurückkehren, um in heiliger Weise aus Liebe zum Vater zu wirken.

Noch war Maria in ihrem Hause in Erwartung des Bundes mit ihrem Bräutigam, als Gabriel, der Engel der göttlichen Verkündigungen, wieder auf die Erde herabstieg und die Jungfrau fragte, ob sie Mutter werden wolle. Er hatte zuvor dem Zacharias den Vorläufer angekündigt, der ihm jedoch keinen Glauben schenkte. Doch die Jungfrau glaubte, daß dies durch den Willen Gottes möglich sei, und in ihrer Unkenntnis fragte sie nur: „Wie kann dies geschehen?“ Der Engel antwortete ihr: „Du bist die Gnadenvolle, o Maria! Fürchte daher nichts, denn du hast auch durch deine Jungfräulichkeit bei Gott Gnade gefunden. Du wirst einen Sohn empfangen und gebären, dem du den Namen Jesus geben wirst; denn er ist der dem Jakob und allen Patriarchen und Propheten Israels verheißene Retter. Er wird groß sein und Sohn des Allerhöchsten genannt werden, weil er durch das Wirken des Heiligen Geistes empfangen wird. Der Vater wird ihm den Thron Davids geben, wie es verheißен worden ist, und er wird über das Haus Jakobs ewig herrschen und sein wahres Reich wird ohne Ende sein. Nun erwarten der Vater, der Sohn und der Heilige Geist deinen Gehorsam, damit die Verheißung in Erfüllung gehe. Schon ist der Vorläufer im Schoße der Elisabet, deiner Base, empfangen worden, und mit deiner Einwilligung wird der Heilige Geist über dich kommen, und heilig wird der sein, der aus dir geboren wird, und er wird Sohn des Allerhöchsten genannt werden.“

Maria antwortete darauf: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn. Es geschehe mir nach deinem Worte.“ Und der Geist Gottes ließ sich über seiner Braut nieder, und bei der ersten Berührung teilte er ihr sein Licht mit, das in ihr die Tugenden des Schweigens, der Demut, der Klugheit und der Liebe, welche sie im vollkommenen Maß besaß, aufs höchste vervollkommnete, und sie wurde eins mit der Weisheit und unzertrennlich verbunden mit der Liebe. Die Gehorsame und Reine verlor sich im Ozean des Gehorsams, der ich bin, und durfte das Glück erleben, Mutter zu sein, ohne daß ihre Unberührtheit dadurch beeinträchtigt wurde. Sie war Schnee, der zur Blume wurde, und gab sich Gott als solche hin.«

»Aber der Ehemann?« fragt Petrus erstaunt.

»Das Siegel Gottes verschloß Maria die Lippen, und so wurde Josef nichts vom Wunder bekannt, bevor Maria vom Haus des Zacharias zurückkehrte und ihr Zustand als Mutter sichtbar wurde.«

»Was hat er getan?«

»Er hat gelitten ... und auch Maria hat gelitten ... «

»Wenn mir das geschehen wäre! ... «

»Josef war ein Gerechter, Simon des Jona. Gott weiß schon, wem er seine Gnaden schenkt ... Er litt bitter und beschloß, sie zu verlassen, den Verdacht, ein Ungerechter zu sein, auf sich nehmend. Doch der Engel stieg hernieder und sagte ihm: „Fürchte dich nicht, Maria als deine Braut zu dir zu nehmen; denn, was in ihr sich bildet, ist der Sohn Gottes, und durch das Wirken Gottes wurde sie Mutter. Wenn der Sohn geboren ist, wirst du ihm den Namen Jesus geben, denn er ist der Retter!«

»War Josef gelehrt?« will Bartholomäus wissen.

»Wie ein Nachkomme Davids.«

»Dann wird er eine Erleuchtung gehabt und sich an den Propheten erinnert haben: „Eine Jungfrau wird empfangen ...“«

»Ja, er hatte sie. Auf die Prüfung folgte die Freude.«

»Wenn ich es gewesen wäre ... « fängt Simon Petrus wieder an, »dann wäre es anders gekommen. Denn ich hätte ... Oh, Herr, wie

gut, daß dies nicht mir geschehen ist! Ich hätte sie wie einen Stengel geknickt, ohne ihr die Zeit zu lassen, etwas zu sagen, und, wenn ich nicht zum Mörder geworden wäre, hätte ich nachher eine ängstliche Scheu vor ihr gehabt. Die jahrhundertealte Angst ganz Israels vor dem Zelt der Bundeslade!«

»Auch Mose empfand Furcht vor Gott, und doch wurde ihm Hilfe zuteil, und er befand sich bei ihm auf dem Berg [Ex 19,1–20]. Josef ging darauf in das heilige Haus seiner Braut und sorgte für die Bedürfnisse der Jungfrau und des Ungeborenen. Und als für alle die Zeit des Erlasses gekommen war, ging er mit Maria in das Land der Väter, und Betlehem wies ihn ab, denn das Herz der Menschen ist der Nächstenliebe verschlossen. Jetzt müßt ihr weitererzählen.«

»Ich begegnete eines Abends einer jungen lächelnden Frau, die rittlings auf einem Eselchen saß. Ein Mann war mit ihr. Er bat mich um Milch und Auskunft. Ich sagte ihm, was ich wußte . . . Dann kam die Nacht . . . und ein großes Licht . . . und wir gingen hinaus, und Levi sah einen Engel beim Stall. Der Engel verkündete: „Der Retter ist geboren.“ Es war gerade Mitternacht, der Himmel war voller Sterne. Aber ihr Licht verlor sich im Licht des Engels, der Tausende von Engeln . . . (Elija weint immer wieder, wenn er daran denkt.) Der Engel sagte: „Geht hin, um ihn anzubeten. Er ist in einem Stall, in einer Krippe inmitten zweier Tiere. Ihr werdet ein kleines Kind finden, in armselige Tücher eingewickelt . . .“ Oh, wie strahlte der Engel, als er diese Worte sprach! Aber erinnerst du dich, Levi, wie seine Flügel Flammen sprühten, als er, nachdem er niedergekniet war um den Retter zu nennen, sagte: „. . . der Christus, unser Herr ist!“«

»Oh, und ob ich mich erinnere! Die Stimmen der Tausende von Engeln! Oh! . . . „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind.“ Diese Musik ist hier und trägt mich zum Himmel, jedesmal, wenn ich sie höre.« Levi erhebt sein verzücktes Gesicht, auf dem Tränen glänzen.

»Dann gingen wir hin«, sagt Isaak, »beladen wie Saumtiere, froh wie zu einer Hochzeit, und dann . . . als wir dein kleines Stimm-

chen hörten und die Stimme der Mutter, waren wir zu nichts mehr fähig, und wir stießen den Knaben Levi vorwärts, damit er nachschaue. Wir fühlten uns wie Aussätzige neben all dieser Reinheit. Levi lauschte, weinte und lachte zugleich, und seine Stimme hörte sich an wie das Blöken eines Lämmleins, so daß das Mutterschaf des Elija darauf antwortete. Josef kam zum Eingang und hieß uns eintreten ... Oh, wie warst du klein und schön! Eine fleischfarbene Rosenknospe auf dem rauhen Heu ... und du weintest ... Dann lächeltest du, als du die Wärme des Lammfells spürtest, das wir dir anboten, und in der Freude über die Milch, die wir für dich gemolken hatten ... deine erste Mahlzeit ... Oh! ... und dann ... und dann küßten wir dich. Du duftetest nach Mandeln und Jasmin ... und wir konnten uns nicht mehr von dir trennen ... «

»Ihr habt mich nicht mehr verlassen, wirklich!«

»Das ist wahr«, sagt Jonatan. »Dein Antlitz blieb in uns, und deine Stimme und dein Lächeln ... Du wuchsest heran und wurdest immer schöner ... Die Welt der Guten kam, um sich an dir zu erfreuen ... Doch die Bösen konnten dich nicht erkennen ... Hanna ... deine ersten Gehversuche ... die drei Weisen ... der Stern!«

»Oh, jene Nacht! Welch ein Licht! Die Welt schien mit tausend Lichtern zu brennen, während am Abend deines Kommens das Licht unbeweglich und weiß wie eine Perle war ... Jetzt war es der Tanz der Sterne, bei deiner Geburt war es die Anbetung der Sterne. Wir sahen von einer Anhöhe die Karawane vorbeiziehen und gingen hinterher, um zu sehen, ob sie anhielt ... Anderentags sah ganz Betlehem die Anbetung der Weisen. Dann ... Oh, wir wollen das Schreckliche nicht nennen! ... Wir können es nicht sagen! ... « Elija wird bleich bei der Erinnerung an dieses Ereignis.

»Ja, sagt es nicht. Schweigen über den Haß.«

»Der größte Schmerz war, daß wir dich nicht mehr hatten und nichts mehr von dir wußten. Nicht einmal Zacharias konnte uns helfen, unsere letzte Hoffnung ... Nichts mehr.«

»Warum, Herr, hast du deine Diener nicht getröstet?«

»Du fragst mich nach dem „Warum“, Philippus? Weil es vorsichtig war, so zu handeln. Du siehst, daß auch Zacharias den Schleier nicht lüften wollte. Zacharias . . . «

»Aber du hast uns gesagt, daß er es war, der sich der Hirten anzunehmen hatte. Warum sagte er nicht zuerst ihnen und dann dir, daß die einen den anderen, dich, Jesus, suchten?«

»Zacharias war ein sehr menschlicher Gerechter. Er wurde weniger Mensch und mehr Gerechter in den neun Monaten, da er stumm war. Er vervollkommnete sich in den Monaten nach der Geburt des Johannes und er wurde ein wahrhaft Gerechter, als sein menschlicher Stolz gebrochen wurde, als Gott seine Behauptung widerlegte. Er hatte gesagt: „Ich, als Priester Gottes, sage, daß der Retter in Betlehem leben muß.“ Doch Gott hatte ihm gezeigt, daß das Urteil, auch das priesterliche, ein armseliges Urteil ist, wenn es nicht von Gott erleuchtet ist. Unter dem Schrecken des Gedankens: „Ich könnte durch mein Wort Jesus umbringen“, wurde Zacharias der Gerechte, der jetzt in Erwartung des Paradieses ruht. Gerechtigkeit lehrte ihn Klugheit und Nächstenliebe. Liebe zu den Hirten. Klugheit der Welt gegenüber, der Christus unbekannt bleiben mußte. Bei der Rückkehr in die Heimat, nach Nazaret, vermieden wir Hebron und Betlehem mit derselben Vorsicht, die Zacharias leitete, und kehrten am Meer entlang nach Galiläa zurück. Nicht einmal am Tage meiner Volljährigkeit war es Zacharias möglich, mich zu sehen, der bereits am Vortage mit seinem Knaben dieselbe Zeremonie gefeiert hatte und sofort danach abgereist war.

Gott wachte, Gott prüfte, Gott sorgte vor, Gott machte alles gut. Gott zu besitzen, bedeutet auch Mühe, nicht nur Freude. So wurden große Anforderungen an die Vaterliebe Josefs gestellt, und meine Mutter mußte vielen Anforderungen an Leib und Seele gerecht werden. Auch das Erlaubte wurde verboten, damit das Geheimnis des Knaben Messias gewahrt blieb. Das ist auch die Erklärung für viele, die nicht die doppelte Ursache des Kammers verstanden, als ich für drei Tage verlorengegangen war. Liebe der Mutter, Liebe des Vaters

für das verlorengegangene Kind! Furcht der Hüter, daß der Messias vor der Zeit entdeckt werden könnte. Angst, den Erlöser der Welt, das große Geschenk Gottes, zu wenig beschützt und behütet zu haben. Dies ist die Ursache des ungewöhnlichen Ausrufs: „Sohn, warum hast du uns das angetan? Dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht!“ Dein Vater, deine Mutter . . . der Schleier, der auf die Herrlichkeit des menschengewordenen Gottes geworfen worden war. Dann die versichernde Antwort: „Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Eine von der Gnadenvollen aufgenommene und in ihrer wahren Bedeutung verstandene Antwort. Also: „Habt keine Angst! Ich bin noch klein, ein Knabe, aber wenn ich als Mensch zunehme an Größe, Weisheit und Gnade, so bin ich in den Augen der Menschen der Vollkommene, weil ich der Sohn des Vaters bin. Und darum weiß ich, was ich zu tun habe: ich diene dem Vater, und seinen Glanz lasse ich erleuchten, indem ich Gott diene und ihm den Retter bewahre.“ So verhielt ich mich bis vor nunmehr einem Jahr.

Jetzt ist die Zeit gekommen; die Schleier lüften sich, und der Sohn Josefs zeigt sich in seinem wahren Wesen: als Messias der Frohen Botschaft, als Erlöser, Retter und König der künftigen Zeiten.«

»Hast du Johannes nie wiedergesehen?«

»Nur am Jordan, meinen Johannes, als ich die Taufe erbat.«

»Somit hast du nicht gewußt, daß Zacharias ihnen Gutes erwiesen hatte?«

»Ich habe dir gesagt: Nach dem Blutbad der Unschuldigen wurden die Gerechten Heilige und die Menschen Gerechte. Nur die Dämonen bleiben, was sie immer waren. Zacharias lernte, heilig zu werden in der Demut, der Nächstenliebe, der Klugheit und im Stillschweigen.«

»Ich will mir dies alles merken. Werde ich es können?« fragt Petrus.

»Sei beruhigt, Simon. Morgen werde ich es mir von den Hirten wiederholen lassen. In Ruhe. Im Obstgarten. Ein-, zwei-, dreimal,

wenn es nötig ist. Ich habe ein gutes Gedächtnis, an der Zollbank erprobt, und werde mich für alle erinnern. Wenn du dann willst, kann ich es dir wiederholen. Ich habe in Kafarnaum nie etwas aufgeschrieben, und doch . . . «

»Oh, du hast dich niemals auch nur um eine Zehnteldrachme geirrt! Ich erinnere mich gut. Ich will dir deine Vergangenheit verzeihen, von ganzem Herzen, wenn du diese Erzählung nicht vergißt . . . und sie mir oft wiederholst. Ich will, daß sie sich in mein Herz eingräbt, wie in ihres . . . wie bei Jona . . . Oh, im Sterben noch seinen Namen nennen!«

Jesus betrachtet Petrus und lächelt. Dann steht er auf und drückt einen Kuß auf das angegraute Haar.

»Warum diesen Kuß, Meister?«

»Weil du zum Propheten geworden bist. Du wirst mit meinem Namen auf deinen Lippen sterben. Ich habe den Geist geküßt, der aus dir gesprochen hat.«

Dann stimmt Jesus laut einen Psalm an, und alle erheben sich und stimmen mit ein: »Erhebt euch und lobt den Herrn, euren Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Gepriesen sei sein heiliger Name, erhaben über allen Lobpreis. Du allein bist der Herr. Du hast den Himmel und die Himmel der Himmel erschaffen und alle seine Heerscharen, die Erde und alles, was auf ihr ist, usw.« (Es ist der Hymnus, der von den Leviten am Feste der Weihe des Volkes gesungen wird. Kapitel IX im II. Buch Esra.) Alles endet mit diesem langen Gesang, und ich weiß nicht, ob dies der antike Ritus ist oder ob Jesus ihn von sich aus angestimmt hat.

10. April 1945. Ich öffne die Bibel nach einer Ruhe von drei Tagen. Ich öffne sie auf irgendeiner Seite, nur um etwas zu lesen, das ein von Gott gekommenes Wort ist. Beim Öffnen fällt mein Blick auf den 17. Psalm mit den Versen 25–31. Und der Herr spricht:

»Ist es vielleicht nicht das, was du von mir sagen kannst? Einst liebte ich dich mit meiner vollendeten Liebe, aber du liebtest mich nicht mit deiner vollendeten Liebe; denn, wenn auch der Gedanke an mich in deinem Herzen war, so hattest du doch noch andere menschliche Zuneigungen, die stärker waren als deine Liebe für

mich, da warst du meiner Belohnung nicht würdig. Erinnerst du dich noch an jene Zeit? Auch ich erinnere mich noch daran. Du kamst aus deinem Mädchenpensionat, noch duftend von Gott, wie eine Tempeljungfrau nach gottesdienstlichem Weihrauch duftet. Und ich hatte dich schon erwählt. Wann habe ich dich erwählt? Willst du es wissen? Wahrlich, als deine Seele erschaffen wurde; denn keine menschliche Bestimmung ist dem Ewigen Gedanken unbekannt. Aber meine kleine Maria, ungeachtet der unglücklichen Umstände, in denen sie geboren wurde und die sie umgaben, war als Säugling durch meinen Willen am Leben erhalten worden; sie gehörte mir, als sie ihre ersten Tränen beim Anblick der Abnahme Christi vom Kreuz vergossen hat. Du hast mich verlangt, und ich habe mich dir mit wohlgefälligem Lächeln geschenkt. Er hat für dich im Himmel zum Vater und zum Heiligen Geist gesagt: „Laßt die Kinder zu mir kommen!“

Nur die Kinderlippen können die Schmerzen seiner Wunden lindern. Kinder dem Alter und Kinder dem Willen nach. Kinder, die aus Liebe und Gehorsam zum Meister Kindern gleich werden, um des Himmelreiches willen. Die Wonne Gottes, Maria, die jungfräuliche Mutter, ist die vollkommene Kleine, die im Himmelreich jubiliert.

Die Seelen Erwachsener, die „Kinder“ blieben, sind so selten wie ganz vollkommen runde Perlen von besonderer Größe. Doch die Kinder im Alter sind alle Besitzer von Seelen, die, noch nicht entheilt, die Freude Gottes und der Trost Christi sind. Von da an verlangte der Sohn nach dir. Jede unschuldige Träne war ein Kuß von ihm wert; jeder Kuß eine Gnade, jede Gnade eine Vereinigung mit der göttlichen Liebe. Es ist kein Fehler, zurückzuschauen um das Magnifikat und Miserere anzustimmen. Bis zum Verlassen deines Erziehungsinstitutes konntest du dein Magnifikat singen. Du gehörtest ganz Gott. Nur ein Altar war in dir! Nur eine einzige Liebe! Die Lilie mit halbgeöffnetem Kelch war nur von himmlischem Tau und göttlichen Strahlen erfüllt. Dann kam die Welt, und mit ihr viele andere Altäre und viele andere Lieben, die unrechtmäßigen Eroberer meines Platzes. Doch sie blieben nur, solange ich wollte.

Ich hätte auch nicht wollen können, und manch einer wird dazu sagen: „Es war ein gefährliches Experiment.“ Nein! Es war notwendig. Die Apostel wurden gedemütigt durch ihr Versagen Christus gegenüber, als jede Art verdorbenen Menschentums in ihnen Oberhand gewann; sie wurden von neuem durch alles erschüttert, was Menschen verwirrt. Da verstanden sie, daß ihre ganze Bekehrung nicht nur ihr Verdienst war, sondern nur ihrem Verkehr mit Jesus zu verdanken war. Aber der Hochmut, die Verdorbenheit des Menschen, wurde in ihnen vernichtet. Das ist notwendig bei allen, die zu einer besonderen Aufgabe auserwählt sind, damit sie nicht meine Auserwählung einbüßen, weil sie meiner Liebe unwürdig sind. Ein Rivale nach dem anderen um meinen Platz mußte aus deinem Herzen weichen. Dein Gott wurde wieder dein König, dem du das „Miserere“ deiner weisen Reue sangst. Jetzt, Tochter, schau auf die Vergangenheit und in die Gegenwart. Schau auf

die Zeit deiner Begeisterung für den Menschen, die Wissenschaft und dich selbst, und dann blicke auf die gegenwärtige, wiederum einzige Liebe zu mir! Und sage ... laß aber nur die wahre und kostbare Stimme deiner Seele reden: Besitztst du jetzt nicht alles? Seit du mein bist, hast du da nicht alles? Viele Törichte werden sagen: „Sie hat nichts, weder Gesundheit, noch Freude, noch Wohlbefinden.“ Aber deine Seele, die mit den Augen der Seele sieht, spricht: „Ich habe alles, selbst einen heiligen Überfluß, wenn man Überfluß nennen kann, was über das zum Heile Notwendige hinausgeht.“ Du hast deine besondere Sendung als Sprachrohr. Und außerdem, was Gabe und nicht notwendig ist, hast du noch die Zustimmung Gottes zur Erfüllung deiner Wünsche, gemäß dem Worte des Psalmisten: „Der Herr hat mir vergolten nach meiner Gerechtigkeit, nach der Reinheit meiner Hände vor deinen Augen“ [Ps 18,21–25].

Ich bin unendlich, göttlich freigebig gegenüber den Gerechten und denen, die reinen Herzens sind. Gut mit den Schwachen und überaus gut mit den Starken aus Liebe zu mir. Und da ich die Liebe bin, muß ich mir selbst Gewalt antun, um nicht schwach zu werden mit den Fehlenden. Diesen gewähre ich die Barmherzigkeit meines Sohnes. Meinen Kindern gewähre ich die Fülle meiner Gaben. Ich rette sie, erleuchte sie, befreie sie und stärke sie mehr und mehr. Ich führe sie an meiner Hand auf meinem Weg der Reinheit und belehre sie durch mein im Feuer der göttlichen Liebe gebildetes Wort. So verfare ich mit dir, meine Seele, die du mir deine Liebe geschenkt und dein ganzes Vertrauen auf mich gesetzt hast. Fürchte darum nichts, du Blüte Gottes. Es gibt keine Blume, angefangen bei den mikroskopisch kleinen der eisigen Berge bis zu den riesenhaften der Tropenländer, der ich nicht das für ihr edles Leben Notwendige an Tau, Licht und Wärme zukommen ließe. Doch das sind nur Pflanzen! Die Blumen meiner Seelen, was für eine Pflege erhalten sie von ihrem Schöpfer? Hab keine Angst, du Blume Gottes, besprengt mit dem Blute und den Tränen des Sohnes und der Jungfrau. Mit diesen Perlen und deiner Treue geschmückt, bist du mir sehr teuer. Singe jederzeit das Magnifikat! Der Vater, der Sohn und der Tröster sind mit dir!«

Oh, Herr! Herr! Du sagst es, und es muß wahr sein. Es wird alles notwendig gewesen sein. Aber was war nur im vergangenen Jahre meine große Verlassenheit? Du weißt es! Du übersiehst die Gefühle der Herzen nicht. Es gibt Wunden, die auch nach der Vernarbung bei der geringsten Berührung schmerzen. Selbst das Mitgefühl anderer verursacht oftmals Schmerzen, insbesondere dann, wenn man versucht, die Wunden zu berühren. Die abgetrennten Nerven schmerzen noch, nachdem die Wunde vernarbt ist. Deine Abkehr, auch wenn du mich wieder an dein Herz genommen hast, ist eine immer wieder schmerzende Wunde, denn sie hat die Bande der Liebe getroffen, die mich mit dir verbanden. Ich frage dich nicht, warum du es getan hast. Ich sage dir nur: du weißt, was das Verlassensein von dir für mich bedeutete. Heute habe ich gezittert beim Schreiben: 10. April. Denn seit dem 10. April des letzten Jahres ließest du deine arme Blume ohne Tau, ohne Licht

und ohne Wärme. Ich wäre daran beinahe gestorben. Denn ich habe dir alles gegeben, und wenn ich noch mehr hätte, würde ich noch mehr geben. Aber schicke mir nie mehr eine solche Prüfung. Du siehst, daß meine Armseligkeit dies nicht ertragen kann. Ich singe, ja. Ich singe mein Magnifikat! Ich sage dir auch: ich habe es nicht verdient, daß du in mir große Dinge tust. Doch ist mein Gesang immer mit Tränen vermischt; denn wie ein Kind, das in seinen jungen Jahren traurige Zeiten durchgemacht hat, nicht mehr das frohe Lachen der glücklichen Kindheit besitzt, so habe ich immer die Verlassenheit von dir im vergangenen Jahr vor Augen. Jesus hat recht. Maria hat recht. Was wir in „unseren Leiden“ schwer ertragen, ist das Verlassensein von dir, mein Vater ... Während ich dies schreibe, entzündet sich wieder das kleine Licht, das fortwährend vor Jesus brennt: das Sternlein, das zusammen mit meinem Herzen vor meinem gekreuzigten Jesus leuchtet. Seit einem Jahr war es erloschen ... Meine Zelle ... mein Tabernakel ... mein Paradies ohne Licht! Ich litt sehr darunter. Alles habe ich von deiner Liebe bekommen, viel von deiner Strenge. Finsternis, Einsamkeit und was dein Sohn als „Hölle“ bezeichnet hat. Ich war wie ein Vöglein, das nur durch reines Glück seinen Peinigern entrinnen konnte. Ich habe Angst ... Überall sehe ich Schlingen, Gitter und Qualen ... Herr, erbarme dich ...

Unter verschiedenen Daten folgen: ein Diktat über die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes, mit Bezug auf die Schreiberin: »... wenn du die vielen scheinbaren Gegensätze deines Daseins betrachtest und das, was du hast, dann sage stets: „Jene Begebenheit, die im scheinbaren Gegensatz zur nächsten und meiner heutigen Lage steht, hat dieser den Weg vorbereitet, und ist das Ergebnis meiner früheren Zustimmung.“ Nimm es an, wie wenn es für dich keinen Stillstand mehr gegeben hätte, seitdem du dir aus dem Gebet Jesu „dein Wille geschehe“ eine fruchtbare Regel gemacht hast. Du bist vorangeschritten, und eilends hast du dich fliegend in die Höhe erhoben. Je mehr du froh und bereitwillig Gottes Absichten gehorchtest, desto gefestigter wurden dein Wille, deine Erkenntnis und dein Besserwerden.« Ein anderes Diktat zum Zitat: »In der innigen Gemeinschaft mit der Weisheit liegt die Unsterblichkeit« [Weish 8,17] und eine Erklärung zu einem Abschnitt der Bibel [Ez 37,1–14] seitens der Schreiberin: »Ich verstehe, weshalb Jesus mich nicht fragt, ob die Toten am Jüngsten Tag auferstehen werden. Der Glaube lehrt uns dies, und hierüber besteht kein Zweifel. Er jedoch nennt diese arme Menschheit von heute „Knochen“, weil sie so sehr erdgebunden ist und ihr der Geist fehlt. Ich verstehe es, denn sobald Gott mich dazu auffordert, sein Sprachrohr zu sein, vermehrt und erhebt sich mein Intellekt zu einer Leistung, welche die dem Menschengeschlecht zugestandene bei weitem übersteigt. Dann sehe ich und verstehe ich dem Geist gemäß.« Das Diktat endet mit den Worten: »Die Zeit wird kommen, da ich wiederum ein Volk von Lebenden und nicht von Leichen haben werde. Vorläufig gebe ich den Besseren, jenen die nicht gestorben, jedoch aus Mangel an geistiger Nahrung zu

Skeletten abgezehrt sind, die Nahrung meines Wortes. Ihr sollt nicht vor Entkräftung sterben. Mein Wort ist das süße Manna, welches euch auf wunderbare Weise Kraft verleiht. Nährt euch damit, Kinder meiner Liebe und meines Opfers! Warum muß ich sehen, daß so viele Hunger leiden, da für sie vom Retter soviel Nahrung bereitet worden ist, und daß jene Hungrigen sich nicht davon nähren? Nährt euch, steht auf, kommt aus den Gräbern hervor. Kommt aus der Trägheit heraus, aus den Lastern der Welt, kommt doch zum Bewußtsein, kommt, um den Herrn, euren Gott, von neuem zu erkennen. Ich habe es euch am Anfang dieses Werkes und während dieses tragischen Krieges gesagt und wiederhole euch: dieser ist einer jener Kriege, welche die Zeit des Antichrist einleiten. Danach wird das Zeitalter des lebendigen Geistes kommen. Selig, die sich vorbereiten werden, um jener Ära entgegenzugehen. Sagt nicht: „Wir werden jene Zeit doch nicht erleben.“ Ihr nicht, nicht alle von euch. Aber es ist Torheit und Lieblosigkeit, nur an sich selbst zu denken. Aus gottlosen Vätern gehen gottlose Kinder hervor, träge Väter haben träge Kinder. Eure Kinder und Kindeskinde sind es, welche dieser geistigen Kraft für jene Stunden sehr bedürfen. Im Grunde genommen ist es ein Gebot der Menschenliebe, für das Wohl der Kinder und Enkelkinder vorzusorgen. Dieser Vorsorge soll in religiösen Dingen nicht weniger Beachtung geschenkt werden als in weltlichen Angelegenheiten. Wie ihr euren Kindern ein Vermögen hinterlaßt oder darum bemüht seid, es zu tun, damit sie es einmal leichter haben als ihr, so sollt ihr euch auch dafür einsetzen, ihnen eine Erbschaft geistiger Kraft zu hinterlassen, die sie entwickeln und vermehren können, um dann in Überfülle davon zu haben, wenn der Hagel der letzten Schlachten der Welt und Luzifers mit einer solchen Wucht über die Menschheit kommen wird, daß sie sich fragen werden muß, ob nicht die Hölle noch besser wäre. Die Hölle! Die Welt wird sie erleben! Alsdann wird für die Treuen im Geiste der Himmel kommen, die überirdische Erde: das Himmelreich.«

176 Rückkehr zum „Trügerischen Gewässer“

Jesus überquert mit seinen Jüngern die flachen Felder beim „Trügerischen Gewässer“. Der Tag ist regnerisch, der Ort menschenleer. Es muß gegen Mittag sein, denn der schwache Schein der Sonne, der von Zeit zu Zeit den grauen Wolkenschleier durchbricht, fällt senkrecht zur Erde. Jesus spricht mit Iskariot, dem er den Auftrag gibt, für die nötigsten Besorgungen ins Dorf zu gehen. Wie er allein ist, eilt Andreas auf ihn zu, der wie immer schüchtern und leise fragt: »Willst du mich anhören, Meister?«

»Ja! Komm mit mir, wir wollen vorausgehen«, und Jesus beschleunigt

nigt den Schritt, vom Apostel gefolgt, um sich einige Meter von den anderen zu entfernen.

»Die Frau ist nicht mehr da, Meister«, sagt Andreas traurig und erklärt »Man hat sie geschlagen, und sie ist geflohen. Sie wurde verwundet und blutete. Der Verwalter hat sie gesehen. Ich bin vorausgegangen und habe gesagt, daß ich nachsehen wolle, ob der Weg in Ordnung sei, doch es war nur, weil ich sofort zu ihr gehen wollte. Ich habe so gehofft, sie zum Licht führen zu können! Ich habe in diesen Tagen viel darum gebetet! Nun ist sie geflohen. Sie wird verloren gehen. Wenn ich wüßte, wo sie ist, würde ich sie einholen. Ich würde es aber den anderen nicht sagen, nur dir, weil du mich verstehst. Du weißt, daß ich bei dieser Suche keine hintergründigen Gedanken hege, sondern nur vom großen Wunsch erfüllt bin, der zur Qual wird, einer Schwester zur Rettung verhelfen zu können.«

»Ich weiß es, Andreas, und ich sage dir: auch so, wie die Dinge nun liegen, wird dein Wunsch dennoch erfüllt werden. Ein Gebet in diesem Sinn ist nie verloren. Gott erhört es, und sie wird gerettet werden.«

»Du sagst es? Oh, mein Schmerz ist gelindert!«

»Wolltest du nicht wissen, wie es um sie steht? Macht es dir nichts aus, daß nicht du es bist, der sie mir zuführt? Fragst du nicht, wie es geschehen wird?« Jesus lächelt sanft, und in seinen blauen Augen leuchtet es auf, während er sich zu seinem Apostel neigt, der an seiner Seite geht. Jener Blick und das Lächeln gehören zu den Geheimnissen Jesu, mit denen er die Herzen gewinnt.

Andreas betrachtet Jesus mit seinen sanften, braunen Augen und sagt: »Es genügt mir zu wissen, daß sie zu dir kommt. Ich oder ein anderer, was macht das schon aus? Wie es geschehen wird? Du weißt es, und ich brauche es nicht zu wissen. Deine Zusicherung genügt mir, und ich bin glücklich!«

Jesus legt Andreas einen Arm um die Schultern und zieht ihn in einer liebevollen Umarmung an sich, was den guten Andreas völlig verückt. In dieser Verfassung hört er Jesus sagen: »Das ist die Be-

gabung des wahren Apostels. Schau, mein Freund, in deinem Leben und in jenem der zukünftigen Apostel wird es immer so sein. Manchmal werdet ihr erfahren, daß ihr die „Retter“ gewesen seid. Doch in den meisten Fällen werdet ihr retten ohne zu wissen, daß die Menschen, welche euch am meisten am Herzen lagen, durch euch gerettet worden sind. Erst im Himmel werdet ihr sie euch entgegenkommen oder zum Ewigen Reich aufsteigen sehen: eure Geretteten, und eure Freude wird sich mit jedem Erlösten steigern. Manchmal werdet ihr es schon auf Erden vernehmen. Das sind die Freuden, die ich euch schenke, um euch einen noch größeren Eifer für neue Eroberungen einzuflößen. Doch selig der Priester, der einen Ansporn nicht nötig hat, um seine Pflicht zu erfüllen! Selig jener, der nicht entmutigt wird, wenn er keinen Erfolg sieht, und nicht sagt: „Ich tue nichts mehr, denn ich habe keine Genugtuung.“ Die apostolische Genugtuung, als einziger Ansporn zur Arbeit, beweist ungenügende apostolische Bildung und ist eine Herabwürdigung des Apostelamtes auf das Niveau einer gewöhnlichen menschlichen Tätigkeit, das doch in einem geistigen Auftrag besteht. Man darf niemals der Vergötterung des Berufes verfallen, indem das Priestertum als Ziel einer Verehrung euer selbst betrachtet wird. Nicht ihr sollt angebetet werden, sondern der Herr, euer Gott! Ihm allein gebührt die Ehre der Geretteten . . . euch das Werk der Rettung, indem ihr auf den Einzug in den Himmel wartet, um als „Retter“ gelobt zu werden. Doch du sagtest mir, daß der Verwalter sie gesehen hat. Erzähle.«

»Drei Tage nach unserer Abreise von hier kamen Pharisäer, um dich zu suchen. Sie fanden uns natürlich nicht. Sie haben das ganze Dorf und die Häuser in den Feldern nach dir durchsucht und haben sich dabei so benommen, als sehnten sie sich danach, dich zu sehen. Doch niemand hat ihnen geglaubt. Sie sind in die Herbergen gegangen und haben hochmütig von allen Anwesenden verlangt, daß sie diese unverzüglich verlassen, denn sie wollten keine Kontakte mit unbekanntem Fremden haben, welche sie vielleicht noch entweihen könnten. Jeden Tag gingen sie zum Haus. Nach einigen Tagen ha-

ben sie die Ärmste getroffen, die immer zum Haus ging und hoffte, dich dort zu finden und den Frieden zu empfangen. Sie haben sie verjagt und sind ihr bis zu ihrem Unterschlupf im Stalle des Verwalters nachgegangen. Sie haben sie nicht sofort angegriffen, denn der Verwalter ist mit seinen Söhnen herausgekommen, mit Knüppeln bewaffnet. Doch am Abend, als sie zum Brunnen ging, sind sie mit anderen zurückgekehrt und haben Steine nach ihr geworfen und gerufen: „Dirne! Dirne!“ und sie als Schande des Dorfes bezeichnet. Als sie flüchten wollte, haben sie sie eingeholt, mißhandelt, ihr den Schleier und die Gewänder vom Leib gerissen, so daß sie von allen gesehen werden konnte. Sie haben sie geschlagen, sich ihrer bemächtigt und sie dem Synagogenvorsteher ausgeliefert, damit er sie verfluche und steinigen ließe und damit er auch dich verfluche, weil du sie hierher gebracht hast. Doch er hat es nicht tun wollen und muß nun den Bannfluch des Hohen Rates gewärtigen. Der Verwalter ist ihr zu Hilfe geeilt und hat sie den Händen dieser Wüstlinge entrisen. Doch in der Nacht ist sie weggegangen und hat ein Armband dagelassen mit einigen Worten auf einem Pergamentstreifen. Sie hat darauf geschrieben: „Danke! Bete für mich.“ Der Verwalter sagt, sie sei noch jung und sehr schön, doch sehr blaß und abgemagert. Er hat sie auf den Feldern gesucht, denn sie war schwer verwundet. Doch er hat sie nicht gefunden, und er kann nicht verstehen, wie sie sich in ihrem Zustand weit entfernen konnte. Vielleicht ist sie tot und liegt irgendwo ... und konnte sich nicht retten ... «

»Nein.«

»Nein? Ist sie nicht gestorben? Hat sie sich nicht verirrt?«

»Das Verlangen nach Erlösung ist schon Sündenvergebung. Auch wenn sie gestorben wäre, so wäre ihr verziehen, denn sie hat die Wahrheit gesucht und ihre Verfehlungen mit Füßen getreten. Doch sie ist nicht tot. Sie steigt die ersten Stufen des Berges der Erlösung empor. Ich sehe sie ... Sie ist gebeugt unter den Tränen ihrer Reue. Doch das Weinen macht sie immer stärker, während die Last sich verringert. Ich sehe sie. Sie geht der Sonne entgegen. Wenn sie den

Gipfel erreicht hat, dann wird sie in der Herrlichkeit der Sonne Gottes stehen. Hilf ihr mit deinem Gebet!«

»Oh, mein Herr!« Andreas ist außer sich beim Gedanken, daß er einer Seele zur Heiligung verhelfen kann.

Jesus lächelt noch gütiger. Er sagt: »Wir müssen dem verfolgten Synagogenvorsteher die Arme und das Herz öffnen und zum guten Verwalter hingehen, um ihm zu danken und ihn zu segnen. Wir wollen es den anderen mitteilen.«

Doch während sie auf die Zehn zugehen, die stehengeblieben waren, weil sie begriffen hatten, daß Andreas eine persönliche Aussprache mit Jesus hatte, kommt Iskariot angerannt. Er gleicht einem großen Schmetterling, der über die Wiesen flattert, so rasch eilt er im wehenden Mantel und mit fuchtelnden Armen herbei.

»Aber was hat er denn?« fragt Petrus. »Ist er verrückt geworden?«

Bevor ihm jemand antworten kann, schreit Iskariot, der nun nähergekommen ist: »Bleib stehen, Meister! Höre mich an, bevor du ins Haus hineingehst. Sie haben dir einen Hinterhalt gelegt. Oh, diese gemeine Bande!«, und er kommt heran und sagt: »Oh, Meister, wir können nicht mehr hingehen. Die Pharisäer sind im Dorf und gehen täglich zum Haus. Sie warten auf dich, um dich zu belästigen. Sie schicken alle weg, die kommen und dich suchen. Mit fürchterlichen Bannsprüchen schüchtern sie alle ein. Was willst du tun? Hier würdest du verfolgt, und dein Werk würde vernichtet werden. Einer von ihnen hat mich gesehen und mich angegriffen. Ein häßlicher, langnasiger Alter, der mich kennt, denn er ist einer der Schriftgelehrten des Tempels. Ja, es sind auch Schriftgelehrte dort. Er hat mich angefallen, mich mit seinen Krallenpfoten gepackt und mit seiner Geierstimme beschimpft. Solange er mich gekratzt und beschimpft hat, schau (und er zeigt am Handgelenk und an der Wange deutliche Nagelspuren), habe ich es ausgehalten, aber als er über dich mit seinem Geschimpfe hergefallen ist, da habe ich ihn am Kragen gepackt . . . «

»Aber Judas!« ruft Jesus.

»Nein, Meister, ich habe ihn nicht erwürgt. Ich habe nur verhin-

dert, daß er über dich fluchte. Dann habe ich ihn losgelassen. Nun ist er dort und stirbt vor Angst wegen der überstandenen Gefahr . . . Doch laß uns fortgehen, ich bitte dich! Es kann ohnehin niemand mehr zu dir kommen . . . «

»Meister!«

»Das ist ja ein Greuel!«

»Judas hat recht!«

»Wie Hyänen auf der Lauer sind sie.«

»Feuer vom Himmel, das über Sodom kam, warum kommst du nicht wieder?«

»Aber weißt du, du warst tapfer, Junge! Schade, daß ich nicht dabei war, ich hätte dir geholfen.«

»Oh, Petrus, wenn du dabei gewesen wärest, hätte dieser kleine Geier seine Federn und seine Stimme ein für allemal eingebüßt.«

»Aber wie hast du es fertiggebracht, nicht bis zum Äußersten zu gehen?«

»Bah . . . ein Geistesblitz. Ein Gedanke aus weiß Gott welchen Tiefen des Herzens: „Der Meister verurteilt die Gewalt“, und ich habe mich beherrscht, obwohl es für mich ein noch härterer Schlag war als der des Schriftgelehrten, der mich gegen die Wand geworfen hat, als er mich angriff. Meine Nerven waren wie zerrissen, so daß ich nachher keine Kraft mehr gehabt hätte, auf ihn einzuschlagen. Welch eine Anstrengung, sich zu beherrschen!«

»Du bist wirklich tapfer gewesen! Nicht wahr, Meister? Doch du sagst nicht, was du denkst.«

Petrus ist über die Tat des Judas so glücklich, daß es ihm entgeht zu bemerken, daß das Antlitz Jesu von einem leuchtenden Ausdruck zu einer Traurigkeit gewechselt hat, die seinen Blick verdunkelt, seinen Mund verschließt und ihn schmaler erscheinen läßt.

Er öffnet ihn und spricht: »Ich sage, daß ich mehr angewidert bin von eurer Art zu denken als vom Benehmen der Judäer. Sie sind die Unglücklichen in der Finsternis. Ihr, die ihr mit dem Lichte seid, seid hart, rachsüchtig, gewalttätig, murrst über andere und billigt die

Brutalität wie sie. Ich sage euch, ihr bestätigt mir nur immer wieder, daß ihr dieselben geblieben seid, die ihr immer wart, als ihr mich zum erstenmal saht. Das tut mir weh! Was die Pharisäer betrifft, sollt ihr wissen, daß Jesus Christus vor ihnen nicht flieht. Ihr zieht euch zurück, ich trete ihnen entgegen. Ich bin kein Feigling. Wenn ich mit ihnen gesprochen habe und sie nicht habe überzeugen können, dann werde ich mich zurückziehen. Man soll von mir nicht sagen, daß ich nicht mit allen Mitteln versucht hätte, sie an mich zu ziehen. Auch sie sind Kinder Abrahams. Ich tue meine Pflicht bis zum Äußersten. Ihre Verdammnis soll einzig und allein ihrem bösen Willen zugeschrieben werden und soll nicht durch irgendwelche Vernachlässigung meinerseits ihnen gegenüber verursacht worden sein.« Jesus geht zum Hause, das schon mit seinem niedrigen Dach hinter einer Reihe entlaubter Bäume zu sehen ist.

Die Apostel folgen ihm mit gesenktem Haupt und reden leise miteinander. Da ist das Haus. Sie betreten schweigend die Küche und machen sich am Herd zu schaffen. Jesus versinkt in Gedanken.

Sie sind gerade dabei, die Mahlzeit einzunehmen, als eine Gruppe von Menschen an der Tür erscheint. »Sie sind da«, flüstert Iskariot.

Jesus erhebt sich sofort und geht ihnen entgegen. Er ist so imponierend, daß die Gruppe einen Augenblick zurückweicht. Doch der Gruß Jesu versichert ihnen: »Der Friede sei mit euch! Was wollt ihr?«

Nun glauben die Feiglinge alles wagen zu können, und sie schmeicheln arrogant: »Im Namen des heiligen Gesetzes befehlen wir dir, diesen Ort zu verlassen. Du, der Aufwiegler der Gewissen, Übertreter des Gesetzes, der Aufrührer der ruhigen Städte von Judäa, fürchtest du nicht die Strafe des Himmels, du Nachäffer des Gerechten, der am Jordan tauft! Du, der du die Dirnen unter deinen Schutz nimmst, verlasse das Land Judäas! Damit dein Atem nicht von hier durch die Mauern in die heilige Stadt eindringe!«

»Ich tue nichts Böses. Ich belehre als Rabbi, heile als Wundertäter, treibe Dämonen aus als Exorzist: sie alle gibt es in Judäa. Gott, der ihre Tätigkeit erlaubt, will, daß auch ihr sie achtet und verehrt.

Ich verlange keine Verehrung. Ich verlange nur, mich Gutes tun zu lassen jenen, die körperlich, geistig und seelisch krank sind. Warum verbietet ihr es mir?«

»Du bist ein Besessener! Geh fort!«

»Die Beleidigung ist keine Antwort. Ich habe euch gefragt, warum ihr mir verbietet, was ihr anderen erlaubt.«

»Weil du ein Besessener bist und mit Hilfe von Dämonen die Dämonen austreibst und Wunder wirkst.«

»Und eure Exorzisten? Mit wessen Hilfe tun sie es?«

»Mit ihrem heiligen Leben. Du aber bist ein Sünder, und um deine Macht zu steigern bedienst du dich der Sünderinnen, denn in der Buhlschaft vermehrt sich der Besitz der dämonischen Kraft. Unsere Heiligkeit hat das Gebiet von deinen Mitschuldigen gesäubert. Aber wir erlauben nicht, daß du hierbleibst, damit nicht noch andere Weiber herbeigelockt werden.«

»Aber ist dies eigentlich euer Haus?« fragt Petrus, der sich hinter Jesus gestellt und ein nicht sehr vertrauenerweckendes Aussehen hat.

»Es ist nicht unser Haus, aber ganz Judäa und ganz Israel ist in den heiligen Händen der Reinen Israels.«

»Das wäret also ihr?« fragt Iskariot, der auch zur Türe gekommen ist und ein höhnisches Gelächter folgen läßt. Dann fragt er: »Euer anderer Freund, wo ist er? Zittert er noch? Oh, schämt euch, geht, und zwar sofort! Sonst werdet ihr es bereuen müssen . . . «

»Ruhe, Judas! Du, Petrus, geh an deinen Platz! Hört, ihr Pharisäer und Schriftgelehrten. Zu eurem Heil und aus Mitleid mit euren Seelen bitte ich euch, das Wort Gottes nicht zu bekämpfen. Kommt zu mir! Ich hasse euch nicht. Ich verstehe eure Sinnesart und habe Mitleid mit euch. Ich will euch aber zu einer anderen geistigen Haltung führen, zu einer neuen, einer heiligen, die fähig ist, euch zu heiligen und euch zum Himmel zu führen. Glaubt ihr, ich wäre gekommen, um euch zu bekämpfen? O nein! Ich bin gekommen, um euch zu retten. Deswegen bin ich gekommen. Ich rufe eure Großmut

an. Ich bitte euch um Liebe und Verständnis. Gerade weil ihr die Weisesten in Israel seid, müßt ihr die Wahrheit besser als alle anderen verstehen. Seid Seele und nicht Leib! Wollt ihr, daß ich euch auf den Knien bitte? Es geht um eure Seele und darum, sie für den Himmel zu gewinnen. Dafür würde ich mich mit Füßen treten lassen, und ich bin sicher, daß der Vater meine Verdemütigung nicht als Irrtum betrachten würde. Sprecht! Sagt mir ein Wort, ich warte darauf.«

»Sei verflucht, sagen wir!«

»Gut. Es ist gesagt! Geht nur! Auch ich werde gehen.« Jesus kehrt ihnen den Rücken zu und geht an seinen Platz zurück. Er neigt sein Haupt über den Tisch und weint. Bartholomäus schließt die Tür, damit keiner der Grausamen, die ihn beleidigt haben und sich nun fluchend und drohend auf den Weg machen, diese Tränen sehe.

Es folgt ein langes Schweigen. Dann streichelt Jakobus des Alphäus das Haupt Jesu und sagt: »Nicht weinen! Wir lieben dich! Auch für sie!«

Jesus erhebt sein Antlitz und sagt: »Ich weine nicht meinetwegen. Ich weine ihretwegen. Sie töten sich selbst, weil sie jeder Einladung gegenüber taub sind.«

»Was machen wir nun, Meister?« fragt der andere Jakobus.

»Wir werden nach Galiläa gehen ... Morgen früh brechen wir auf.«

»Nicht heute schon, Herr?«

»Nein! Ich muß mich von den guten Menschen im Ort verabschieden, und ihr werdet mit mir kommen.«

177 Ein neuer Jünger • Aufbruch nach Galiläa

»Herr, ich habe nur meine Pflicht Gott, meinem Herrn und der Ehrlichkeit des Gewissens gegenüber getan. Ich habe jene Frau während der Zeit, da sie mein Gast war, beobachtet und sie stets ehrbar befunden. Sie mag einmal eine Sünderin gewesen sein. Nun ist sie es bestimmt nicht mehr. Warum soll ich in eine Vergangenheit eindrin-

gen, die sie selbst mit einem Gitter verschlossen hat, um sie auszulöschen? Ich habe halbwüchsige Jungen, und sie sind nicht häßlich. Sie aber hat nie ihr wirklich schönes Antlitz gezeigt oder ihre Stimme hören lassen. Ich muß sagen, daß ich den silbernen Klang ihrer Stimme nur vernommen habe, als sie wegen ihrer Verletzung aufschrie. Sonst hat sie das wenige, um das sie bat, nur hinter ihrem Schleier mir oder meiner Frau zugeflüstert und zwar so leise, daß man es kaum verstehen konnte. Siehst du, wie klug sie war? Als sie fürchtete, daß ihre Anwesenheit schaden könnte, ging sie weg. Ich hatte ihr Hilfe und Verteidigung versprochen, aber sie machte keinen Gebrauch davon. Nein, so machen es verkommene Frauen nicht. Ich werde für sie beten, wie sie es gewünscht hat, und auch ohne dieses Andenken. Nimm es, Herr! Mach Almosen daraus, zu ihrem Heil! Von dir getan, wird es ihr gewiß Frieden bringen.«

Der Verwalter spricht ehrerbietig zu Jesus. Er ist ein schöner Mann mit einem aufrichtigen Gesicht und von untersetzter Gestalt. Hinter ihm stehen die Kinder, die dem Vater gleichen, sechs treuherzige und intelligente Gesichter, und die Mutter, eine schlanke, sehr sanfte Frau, ganz Güte, die ihrem Manne lauscht, als wenn sie einem Gott zuhören würde, und dabei immer zustimmend mit dem Kopf nickt.

Jesus nimmt das goldene Armband, gibt es Petrus und sagt dabei: »Für die Armen.« Dann wendet er sich wieder an den Verwalter: »Nicht alle in Israel haben deine Rechtschaffenheit. Du bist weise, denn du kannst das Böse vom Guten unterscheiden und folgst dem Guten, ohne zuvor abzuwägen, ob dir dies menschlich gesehen etwas einbringt oder nicht. Im Namen des ewigen Vaters segne ich dich, deine Kinder, deine Gattin und dein Haus. Bewahrt euch stets diese seelische Bereitschaft, und der Herr wird immer mit euch sein, und ihr werdet das ewige Leben haben. Ich gehe jetzt weg, aber es ist nicht gesagt, daß wir uns nie wiedersehen werden. Ich werde zurückkommen, und ihr könnt immer zu mir kommen. Für alles, was ihr für mich und jenes arme Geschöpf getan habt, möge euch Gott seinen Frieden geben.«

Der Verwalter, die Kinder und zuletzt die Frau knien nieder und küssen die Füße Jesu, der sich nach einem letzten Segenszeichen mit den Jüngern in Richtung des Dorfes entfernt.

»Wenn aber die Übeltäter noch dort sind?« fragt Philippus.

»Man kann niemand daran hindern, auf den Landstraßen der Heimat zu reden«, antwortet Judas des Alphäus.

»Nein. Aber für sie sind wir Verfemte!«

»Oh, laß sie machen. Sorgst du dich deswegen?«

»Ich sorge mich nur deswegen, weil der Meister gegen Gewaltakte ist. Sie wissen das und nützen es aus«, brummt Petrus in den Bart. Er nimmt sicher an, daß Jesus, der mit Simon und Iskariot in Gespräch ist, es nicht hört. Doch Jesus hört es und wendet sich um, halb ernst, halb lächelnd, und sagt: »Du glaubst, daß ich unter Anwendung von Gewalt siegen würde? Das ist eine elende, menschliche Methode. Sie bringt vorübergehende, menschliche Siege. Aber wie lange dauert die Unterdrückung? So lange, bis sie aus sich in den Unterdrückten Widerstand erzeugt, die vereint eine stärkere Gewalt bilden und die vorherige Unterdrückung überwältigen. Ich will kein vorübergehendes Reich! Ich will ein ewiges Reich: das Himmelreich! Wie oft habe ich es euch schon gesagt? Wie oft werde ich es noch sagen müssen? Werdet ihr es je begreifen? Doch, es wird die Zeit kommen, da ihr begreifen werdet.«

»Wann, mein Herr? Ich habe es eilig zu begreifen, um weniger unwissend zu sein«, sagt Petrus.

»Wann? Wenn ihr wie das Korn zwischen den Mühlsteinen des Schmerzes und der Reue gemahlen werdet. Ihr könntet, ja, ihr solltet es vorher begreifen. Doch dazu müßtet ihr eure Menschlichkeit abschütteln und euren Geist befreien. Diese Selbstüberwindung vermögt ihr nicht aufzubringen. Doch ihr werdet verstehen, ... ihr werdet verstehen. Dann werdet ihr auch verstehen, daß ich keine Gewalt anwenden konnte, ein menschliches Mittel, um das Himmelreich zu begründen: das Reich des Geistes. Doch habt jetzt keine Angst! Diese Menschen, die euch bedenklich stimmen, werden uns nichts antun. Ihnen genügt es, daß sie mich vertrieben haben.«

»Wäre es nicht einfacher gewesen, den Synagogenvorsteher zum Verwalter kommen zu lassen oder ihn auf der Hauptstraße zu erwarten?«

»Oh, welch ein vorsichtiger Mann ist doch heute mein Thomas! Aber nein, es wäre nicht einfacher gewesen. Oder besser, es wäre einfacher gewesen, aber nicht korrekt. Er hat meinetwegen Heldenmut gezeigt und wurde in seinem Haus durch meine Schuld belästigt. Es ist daher richtig, wenn ich ihn in seinem Haus besuche und dort tröste.«

Thomas zuckt mit den Schultern und sagt nichts mehr.

Da ist nun die Ortschaft, ausgedehnt, doch sehr ländlich, mit Häusern umgeben von Obstgärten, deren Bäume kahl sind, und es hat viele Schafställe. Es muß ein gutes Weideland für Schafzucht sein, denn überall hört man blöken und sieht Herden, die von den Weiden in der Ebene kommen oder dorthin getrieben werden. Die übliche Straßenkreuzung bildet in ihrer Erweiterung den Marktplatz mit dem Brunnen. Hier ist auch das Haus des Synagogenvorstehers.

Es öffnet eine ältere Frau. Sie hat Tränenspurten im Gesicht. Trotzdem huscht ein Zeichen der Freude darüber, als sie den Herrn erblickt, und sie verneigt sich mit einem Segensgruß.

»Steh auf, Mutter. Ich bin gekommen, um euch Lebewohl zu sagen. Wo ist dein Sohn?«

»Er ist dort«, und sie deutet auf ein Zimmer im hinteren Teil des Hauses. »Bist du gekommen, um ihn zu trösten? Mir gelingt es nicht!«

»Ist er so untröstlich? Bedauert er es, daß er mich verteidigt hat?«

»Nein, Herr! Aber er ist von Skrupeln geplagt. Doch du wirst ihn hören. Ich will ihn rufen.«

»Nein. Ich werde zu ihm gehen. Ihr wartet hier. Laß uns gehen, Frau!«

Jesus geht die wenigen Schritte durch die Vorhalle, öffnet die Tür und betritt das Zimmer. Er nähert sich leise einem sitzenden, tief gebeugten Mann, der in schmerzliche Betrachtung versunken ist.

»Der Friede sei mit dir, Timoneus!«

»Herr! Du?!«

»Ich. Warum bist du so traurig?«

»Herr ... ich ... Sie haben mir gesagt, ich hätte gesündigt. Sie haben gesagt, ich sei verfehmt. Ich erforsche mich und finde, daß es nicht so ist. Sie aber sind die Heiligen in Israel, und ich bin der arme Synagogenvorsteher. Sicher haben sie recht. Jetzt wage ich nicht mehr den Blick zum zornigen Antlitz Gottes zu erheben. Gerade jetzt wäre es für mich so notwendig! Ich diene ihm in wahrer Liebe und war bestrebt, ihn zu verkünden. Nun werde ich dieses Gutes beraubt werden, weil mich der Hohe Rat bestimmt verfluchen wird.«

»Doch, worin besteht dein Schmerz? Darin, nicht mehr Synagogenvorsteher zu sein, oder darin, nicht mehr die Möglichkeit zu haben, von Gott zu sprechen?«

»Das ist es, Meister, was mich schmerzt. Bestimmt würdest du mir etwas sagen, wenn es mir mißfallen würde, nicht mehr Synagogenvorsteher zu sein, weil mir dadurch Vorteil und Ehre zukommen? Das macht mir wirklich nichts aus. Ich habe nur meine Mutter, und sie stammt aus Aera, wo sie ein kleines Haus besitzt; das Dach und der Lebensunterhalt sind ihr gesichert. Was mich betrifft ... ich bin jung! Ich werde arbeiten. Aber ich werde es nie mehr wagen, von Gott zu sprechen, weil ich gesündigt habe.«

»Warum hast du gesündigt?«

»Sie sagen, ich sei ein Verbündeter des ... Oh, Herr! Laß es mich nicht aussprechen!«

»Nein. Ich verlange es nicht. Ich spreche es nicht aus. Ich und du, wir kennen ihre Anklagen und wissen, daß sie nicht wahr sind. Daher hast du nicht gesündigt, ich sage es dir!«

»So kann ich also noch den Blick zum Allmächtigen erheben? Kann ich dir ... «

»Was, mein Sohn?« Jesus ist ganz Zärtlichkeit, während er sich über den Mann beugt, der plötzlich wie eingeschüchtert innegehalten hat.

»Was? Mein Vater sucht deinen Blick, er verlangt nach ihm, und ich möchte dein Herz und deine Gedanken. Ja, der Hohe Rat wird dich beschuldigen. Ich öffne dir die Arme und sage: Komm! Willst du einer meiner Jünger sein? Ich sehe in dir alles, was nötig ist, um ein Arbeiter des Ewigen Herrn zu werden. Komm in meinen Weinberg ... «

»Sagst du das im Ernst, Meister? Mutter, hörst du? Mutter hörst du das? Oh, ich preise den Schmerz, der mir diese Freude gebracht hat. Oh, laß uns nun ein großes Fest feiern, Mutter! Nachher gehe ich mit dem Meister, und du wirst in dein Haus zurückkehren. Ich komme sofort, Herr! Du hast alle Trauer in mir ausgelöscht, jeden Schmerz und jede Angst vor Gott.«

»Nein. Du wirst den Entscheid des Hohen Rates abwarten. Mit ruhigem Herzen und ohne Groll. Du bleibst an deinem Platz, bis du entlassen wirst. Dann kommst du zu mir nach Nazaret oder Kafarnaum. Leb wohl! Der Friede sei mit dir und mit deiner Mutter!«

»Dann hältst du dich nicht in meinem Haus auf?«

»Nein, ich werde ins Haus deiner Mutter kommen.«

»Es ist ein Dorf, das nicht sehr gläubig ist.«

»Ich werde es den Glauben lehren. Leb wohl, Mutter! Bist du nun glücklich?« Jesus streichelt sie, wie er es immer bei den alten Frauen tut, denen er meistens, wie ich feststellen kann, den Namen „Mutter“ gibt.

»Glücklich, Herr! Ich habe einen Sohn für den Herrn großgezogen. Der Herr nimmt ihn mir als Diener für seinen Messias. Der Herr sei dafür gepriesen! Gepriesen seist du, der du sein Messias bist! Gepriesen sei die Stunde, in der du hierher gekommen bist. Gepriesen sei mein Sohn, der zu deinem Dienste berufen ist.«

»Gepriesen sei die Mutter, die heilig wie Hanna des Elkana ist. Der Friede sei mit euch!«

Jesus geht, von den beiden gefolgt, hinaus. Er erreicht die Jünger und grüßt nochmals zurück.

Nun beginnt die Rückkehr nach Galiläa.

178 Auf den Bergen bei Emmaus

Jesus ist mit den Seinen in einer gebirgigen Gegend. Der Weg ist beschwerlich und steinig, und die Älteren haben ihre Mühe. Die Jungen hingegen sind alle fröhlich um Jesus und steigen lachend und plaudernd hinan. Die beiden Vettern, die beiden Söhne des Zebedäus und Andreas, sind so begeistert, nach Galiläa zurückkehren zu können, daß sie auch Iskariot anstecken, der seit einiger Zeit in bester Gemütsverfassung ist. Er beschränkt sich darauf, zu sagen: »Meister, aber an Ostern, wenn wir zum Tempel gehen, kommst du dann wieder nach Kerijot? Meine Mutter hofft immer noch auf deinen Besuch. Sie hat mir es sagen lassen. Meine Mitbürger ebenfalls!«

»Bestimmt. Jetzt, wenn ich auch wollte, wäre die Jahreszeit zu rauh, um sich auf solch unwegsame Pfade zu begeben. Seht, wie es auch hier mühsam ist. Ohne daß ich es müßte, hätte ich diesen Marsch nicht unternommen ... Aber man konnte nicht länger dort bleiben ... « Jesus schweigt, in Gedanken verloren.

»Doch danach, ich meine nach Ostern, könnte man dann hingehen? Ich möchte Jakobus und Andreas deine Höhle zeigen«, sagt Johannes.

»Vergißt du die Liebe zu Betlehem etwa unseretwegen?«, mischt sich Judas Iskariot ein. »Wegen dem Meister, meine ich.«

»Nein. Ich würde mit Jakobus und Andreas hingehen. Jesus könnte in Jutta bleiben oder bei dir zu Hause.«

»Oh, das würde mir gefallen. Bist du einverstanden, Meister? Sie werden nach Betlehem gehen, und du bleibst mit mir in Kerijot. Mit mir allein bist du noch nie dort gewesen ... und ich möchte dich so gern ganz für mich haben ... «

»Bist du eifersüchtig? Weißt du nicht, daß ich euch alle auf die gleiche Weise liebe? Glaubst du nicht, daß ich mit euch allen bin, auch wenn es scheint, daß ich weit entfernt weile?«

»Ich weiß, daß du uns liebst. Wenn du uns nicht liebtest, wärest du viel strenger, wenigstens mit mir. Ich glaube, daß dein Geist im-

mer über uns wacht. Doch wir sind nicht ganz Geist, wir sind auch Mensch mit menschlichen Gefühlen, seinen Wünschen, seinen Sorgen. Mein Jesus, ich weiß, daß nicht ich es bin, der dich besonders glücklich macht. Aber ich glaube! Du weißt, wie lebhaft in mir der Wunsch ist, dir zu gefallen, und das Bedauern für alle Stunden, in denen ich dich durch meine Armseligkeit verliere . . . «

»Nein Judas, ich verliere dich nicht. Ich bin dir näher als den anderen, gerade weil ich weiß, wie du bist.«

»Wie bin ich, mein Herr? Sage es mir! Hilf mir zu verstehen, was ich bin. Ich verstehe mich selbst nicht. Es scheint mir, daß ich wie eine Frau bin, die durch Schwangerschaftsgelüste hin- und hergerissen wird. Ich habe heilige und widerliche Neigungen. Warum? Wer bin ich?«

Jesus schaut ihn mit einem unbeschreiblichen Blick an. Er ist traurig, doch seine Traurigkeit ist von großem Mitleid erfüllt. Viel, viel Mitleid. Er gleicht einem Arzt, der den Zustand eines Kranken feststellt und erkennt, daß es ein unheilbarer Kranker ist. Aber er schweigt.

»Sag es mir, mein Meister. Dein Urteil wird immer das mildeste von allen sein. Übrigens . . . wir sind unter Brüdern. Es macht mir nichts aus, wenn sie wissen, aus welchem Holz ich bin. Im Gegenteil, wenn sie es von dir erfahren, werden sie ihr Urteil über mich berichtigen und mir helfen. Nicht wahr?«

Die anderen sind verlegen und wissen nicht, was sie sagen sollen. Sie schauen den Gefährten an und betrachten auch Jesus. Jesus begibt sich in die Nähe Iskariots, an den Platz, wo zuvor Vetter Jakobus war, und sagt: »Du bist völlig unausgewogen. Du hast in dir die besten Eigenschaften; doch sie sind nicht gefestigt, und der leiseste Windhauch bringt sie aus dem Gleichgewicht.

Soeben sind wir durch die Schlucht gekommen, und ihre Bewohner haben uns die Schäden an den armseligen Häusern des Dorfes gezeigt, die durch Wasser, Erdreich und von den Bäumen herrühren. Das Wasser, das Erdreich und die Bäume sind nützliche Dinge,

nicht wahr? Trotzdem sind sie hier zum Fluch geworden. Warum? Weil das Wasser des Flusses keinen geordneten Lauf hatte; und auch wegen der Nachlässigkeit der Menschen hat sich das Wasser willkürlich und launenhaft mehrere Flußbette gegraben. Es war gut, solange keine Stürme kamen. Es war wie die Arbeit eines Goldschmiedes, dieses klare Wasser, das die Hügel in kleinen Bächen umfloß, mit Diamantsplittern oder Smaragdketten, je nachdem sie das Licht oder den Schatten der Gebüsche widerspiegelten. Der Mensch erfreute sich daran, denn sie waren nützlich, diese plätschernden Wasserdern in den Feldern. Wie auch die Sträucher schön waren, die durch die Spielerei des Windes als kapriziöse Büschel bald hier, bald dort gewachsen waren und Lichtungen voller Sonne übrigließen.

Schön war das weiche Erdreich, angeschwemmt von wer weiß wie weit herkommenden Überschwemmungen zwischen den welligen Hügeln, und so fruchtbar für die Pflanzenkulturen, doch die Gewitter vor einem Monat genügten, daß die launigen Wasserläufe sich vereinigten und in ungeordneter Weise überquollen, die hinderlichen Büsche ausrissen und ins Tal schwemmten. Wenn die Gewässer in Ordnung gehalten worden wären, wenn man die Bäume als geordnete Wälder wachsen gelassen hätte und den Boden auf geordnete Weise mit einem guten Schutz gestützt hätte, dann wären die drei guten Elemente Wasser, Holz und Erdreich nicht zum Tod und Verderben des Ortes geworden. Du hast Intelligenz, Wagemut, Eifer, Bildung, Bereitwilligkeit, ein gutes Aussehen, viele, viele gute Eigenschaften hast du ... Doch sie sind in dir verwildert, und du tust nichts dagegen. Schau, du bedarfst geduldiger, ausdauernder Arbeit an dir selbst, um Ordnung zu schaffen, auch Standhaftigkeit in deinen guten Eigenschaften, damit, wenn das Unwetter der Versuchung kommt, das Gute, das in dir steckt, nicht zum Unheil für dich und die anderen werde.«

»Du hast recht, Meister. Ab und zu werde ich durch einen Sturm aufgewühlt, und alles geht drunter und drüber, und du sagst, ich könnte ... «

»Der Wille ist alles, Judas!«

»Aber es gibt starke Versuchungen ... Man versteckt sich aus Angst, die Welt könnte sie aus dem Gesicht lesen.«

»Genau hier liegt der Irrtum. Dies wäre der Augenblick, sich nicht zu verkriechen, sondern unter die Menschen zu gehen, die Guten, um Hilfe zu finden. Der Kontakt mit friedvollen Menschen beruhigt das Fieber der Leidenschaften. Man muß auch die Welt der Kritiker suchen, denn wegen des Hochmuts, der drängt, sich zu verstecken, um sich nicht in unser versuchtes Herz sehen zu lassen, würde dies der moralischen Schwäche entgegenwirken. Man würde nicht fallen.«

»Du bist in die Wüste gegangen.«

»Weil ich es konnte. Doch wehe den Alleingängern, die in ihrer Einsamkeit nicht Vielfalt gegen Vielfalt sind.«

»Wie? Das verstehe ich nicht.«

»Vielfalt der Tugenden gegen die Vielfalt der Versuchungen. Wenn die Tugend nur gering ist, genügt es, es wie diese schlaffe Efeu-pflanze zu machen sich an den Zweigen der starken Bäume festzuklammern, um sich hochzuranken.«

»Danke, Meister. Ich werde mich an dir und meinen Gefährten festhalten. Aber ihr müßt mir alle helfen. Ihr seid alle besser als ich.«

»Es war eine rechtschaffenere und genügsamere Umgebung, in der wir aufgewachsen sind, Freund. Doch nun bist du bei uns, und wir lieben dich. Du wirst sehen ... Es soll dies keine Kritik an Judäa sein; aber glaube mir, in Galiläa, in unseren Dörfern, ist weniger Reichtum und weniger Verderbtheit zu finden. Tiberias, Magdala und andere Orte des Lasters sind in unserer Nähe. Doch wir leben mit unserer einfachen Seele, ungehobelt, wenn du willst, doch arbeit-sam und heiligmäßig, zufrieden mit dem, was Gott uns gewährt«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Aber die Mutter des Judas ist eine heiligmäßige Frau, weißt du, Jakobus? Man liest es ihr aus dem Gesicht ...«, bemerkt Johannes.

Judas von Kerijot lacht glücklich über das Lob, und sein Gesicht strahlt noch mehr, als Jesus bestätigt: »Du hast es gut gesagt, Johannes. Sie ist ein heiliges Geschöpf.«

»O ja! Aber es war der Traum meines Vaters, aus mir einen Großen der Welt zu machen, und er hat mich zu früh und zu gewaltsam von meiner Mutter weggerissen ... «

»Aber was habt ihr euch denn heute zu sagen, daß ihr ohne Unterlaß redet?« fragt Petrus von ferne. »Haltet an und wartet auf uns. Es ist nicht nett von euch, so zu rennen, ohne daran zu denken, daß ich kurze Beine habe.«

Sie warten, bis die andere Gruppe sie eingeholt hat.

»Uff, wie liebe ich dich, mein Schifflein! Hier müht man sich ab wie Sklaven. Worüber habt ihr geredet?«

»Wir nannten die Eigenschaften, um gut zu sein«, antwortet Jesus.

»Mir sagst du sie nicht, Meister?«

»Aber ja: Ordnung, Geduld, Beharrlichkeit, Demut, Liebe ... Ich habe es euch schon so oft gesagt.«

»Aber Ordnung hast du nicht erwähnt. Wozu ist sie gut?«

»Unordnung ist nie eine gute Eigenschaft. Ich habe es deinen Gefährten erklärt. Sie werden es dir sagen, und ich habe sie als erste genannt und am Schluß die Liebe, denn es sind die beiden Extreme einer Geraden in der Vollkommenheit. Nun weißt du, daß eine Gerade auf einer Zeichnung weder Anfang noch Ende hat. So können beide Enden sowohl Anfang als auch Ende sein, während es bei einer Spirale oder einer anderen Zeichnung, die nicht in sich geschlossen ist, immer einen Anfang und ein Ende gibt. Die Heiligkeit ist linear, einfach, vollkommen und hat nur zwei äußere Enden, wie es die Gerade hat.«

»Es ist leicht, eine Gerade zu ziehen ... «

»Glaubst du? Du irrst dich. In einer Zeichnung, besonders einer komplizierten, kann unmerklich ein Fehler vorkommen. Doch bei einer Geraden sieht man sofort jeden Fehler; ob sie schief oder unsicher gezogen ist.

Als mich Josef das Handwerk lehrte, bestand er sehr auf der geraden Linie der Bretter, und er sagte mir mit Recht: „Siehst du, mein Sohn? Eine leichte Unvollkommenheit in einer Verzierung oder in einer Drechslerarbeit kann noch durchgehen, denn ein unerfahrenes Auge kann, wenn es einen Punkt betrachtet, eine bestimmte Stelle sehen, aber die andere nicht. Aber wenn ein Brett nicht gerade ist, wie es sein soll, dann gelingt die einfachste Arbeit nicht, wie zum Beispiel ein gewöhnlicher Bauertisch. Entweder neigt er zur Seite oder er wackelt. Er ist nur zum Feuern gut!“ Wir können dies auch auf die Seele anwenden.

Um nicht nur für das Feuer der Hölle zu taugen, sondern für die Eroberung des Himmels, muß man so vollkommen sein wie ein gehobeltes und winkelrechtes Brett. Wer seine geistige Arbeit mit Unordnung beginnt, fängt mit unnützen Dingen an und hüpfert wie ein unruhiger Vogel von einer Sache zur anderen. Wenn er dann alles miteinander vereinigen will, bringt er es nicht mehr fertig, weil die Teile nicht zusammenpassen. Daher: Ordnung! Daher: Liebe! Wenn man nun diese Enden festgeschraubt hält, damit sie einem nicht mehr entgleiten können, dann kann die übrige Arbeit in Angriff genommen werden, ob dies nun Verzierungen oder Schnitzereien seien. Hast du verstanden?«

»Ich habe verstanden.« Petrus kaut schweigend an seiner Lektion und kommt plötzlich zu einem Schluß: »So ist mein Bruder tüchtiger als ich. Er ist so ordentlich. Ein Schritt nach dem anderen, still und ruhig. Es scheint, als ob er sich nicht von der Stelle rühre. Ich hingegen . . . ich möchte schnell und viel machen, und dabei kommt doch nichts heraus. Wer hilft mir?«

»Dein guter Wunsch. Hab keine Angst, Petrus. Auch du wirst es schaffen.«

»Auch ich?«

»Auch du, Philippus.«

»Und ich? Mir scheint, ich taue zu gar nichts.«

»Nein, Thomas. Auch du arbeitest an dir. Alle, alle arbeiten an

sich. Ihr seid wilde Bäume. Doch die aufgepfropften Äste verändern euch langsam, aber sicher, und ich habe an euch meine Freude.«

»So ist es. Wenn wir traurig sind, tröstest du uns, wenn wir schwach sind, stärkst du uns, wenn wir ängstlich sind, ermutigst du uns. Für alles und in allen Fällen hast du Rat und Trost bereit. Wie machst du es nur, Meister, immer so bereit und gut zu sein?«

»Meine Freunde, ich bin deswegen gekommen, denn ich wußte schon, was ich vorfinden würde und was ich zu tun hätte. Ohne Illusionen gibt es keine Enttäuschungen, und man verliert den Mut nicht. Man macht weiter. Denkt daran, wenn es einmal an euch sein wird zu sehen, wieviel ihr noch zu arbeiten habt, um aus einem triebhaften Menschen einen geistigen zu machen.«

179 Im Hause des Synagogenvorstehers Klopas

Johannes und sein Bruder klopfen in einem Dorfe an eine Haustür. Ich erkenne jenes Haus wieder, in das die beiden Jünger von Emmaus mit dem auferstandenen Jesus gegangen sind. Als ihnen geöffnet wird, treten sie ein und reden mit jemandem, den ich nicht sehen kann. Dann gehen sie hinaus auf einen Weg und erreichen Jesus, der mit den anderen an einem abseits gelegenen Orte wartet.

»Er ist da, Meister und ist sehr glücklich, daß du wirklich gekommen bist. Er hat gesagt: „Geht und sagt ihm, daß mein Haus ihm gehört. Nun will auch ich kommen.“«

»Dann wollen wir gehen.«

Sie gehen eine Zeitlang und begegnen dem alten Synagogenvorsteher Klopas, der mir schon vom „Trügerischen Gewässer“ her bekannt ist. Sie verneigen sich gegenseitig, doch dann kniet der Greis, der einem Patriarchen gleicht, mit ehrerbietigem Gruße nieder. Bewohner des Ortes, die es sehen, kommen neugierig herbei.

Der alte Mann erhebt sich und sagt: »Seht, das ist der verheißene Messias. Erinneret euch an diesen Tag, ihr Einwohner von Emmaus!«

Die einen betrachten ihn mit menschlicher Neugier, die anderen

schon mit Blicken frommer Ehrfurcht. Zwei bahnen sich einen Weg, kommen zu ihm hin und sagen: »Der Friede sei mit dir, Rabbi! Auch wir waren an jenem Tage dabei.«

»Der Friede sei mit euch und mit allen! Ich bin zu euch gekommen, da mich euer Synagogenvorsteher darum gebeten hat.«

»Wirst du auch hier Wunder wirken?«

»Wenn hier Kinder Gottes sind, die glauben und des Wunders bedürfen, werde ich bestimmt Wunder wirken.«

Der Synagogenvorsteher sagt: »Wer den Meister hören will, und die, die Kranke daheim haben, mögen in die Synagoge kommen. Darf ich dies bekanntgeben, Meister?«

»Du darfst es. Nach der sechsten Stunde gehöre ich euch. Im Moment gehöre ich dem guten Klopas.« Gefolgt von einem Schwarm von Leuten, geht Jesus an der Seite des alten Mannes zu dessen Haus.

»Hier ist mein Sohn, Meister, und meine Frau, die Frau meines Sohnes und deren kleine Kinder. Es tut mir sehr leid, daß mein anderer Sohn mit dem Schwiegervater meines Sohnes Klopas und einem Unglücklichen von hier in Jerusalem ist. Ich werde dir darüber berichten. Tritt ein, Herr, mit deinen Jüngern.«

Sie treten ein und werden mit den üblichen hebräischen Erfrischungen bedient. Dann gehen sie in die Nähe des Feuers, das unter einem großen Kamin brennt; denn der Tag ist feucht und kalt.

»Gleich werden wir uns zu Tisch begeben. Ich habe die Vornehmen des Ortes eingeladen. Es wird ein großes Fest heute. Nicht alle glauben an dich. Aber sie sind dir nicht feindlich gesinnt. Sie warten ab ... Sie möchten glauben ... aber sie sind, was den Messias anbelangt, in diesen letzten Jahren zu oft enttäuscht worden. Es ist Mißtrauen. Es würde ein gutes Wort vom Tempel genügen, um jeden Zweifel zu beheben. Aber der Tempel ... Ich habe gedacht, daß man schon, wenn man dich sieht und hört, viel in diesem Sinne tun könnte. Ich möchte dir echte Freunde geben.«

»Du bist einer von ihnen.«

»Ich bin ein alter, armseliger Mann. Wäre ich jünger, so würde ich dir nachfolgen. Doch die Jahre lasten auf mir.«

»Du dienst mir schon mit deinem Glauben. Du predigst über mich mit deinem Glauben. Sei getrost, Klopas! Ich werde deiner in der Stunde der Erlösung gedenken.«

»Dort kommt Simon mit Hermas«, meldet der Sohn des Vorstehers. Alle erheben sich beim Eintreten zweier Männer mittleren Alters von vornehmem Aussehen.

»Da sind Simon und Hermas, Meister. Sie sind wahrhaftige Israeliten und sehr aufrichtig in ihren Herzen.«

»Gott wird sich ihren Herzen enthüllen. Der Friede komme über sie. Ohne Frieden kann man Gott nicht vernehmen!«

»Das steht auch im Buch der Könige, wo von Elija die Rede ist.«

»Sind dies deine Jünger?« fragt Simon.

»Ja.«

»Sie sind verschiedenen Alters und aus allen Gegenden. Bist du Galiläer?«

»Von Nazaret, doch in Betlehem geboren zur Zeit der Volkszählung.«

»Betleheimit also. Das bestätigen deine Gesichtszüge.«

»Es ist eine gütige Bestätigung für die menschliche Schwäche. Doch die wahre Bestätigung liegt im Übermenschlichen.«

»In deinen Werken, willst du sagen?« fragt Hermas.

»In ihnen und in den Worten, die der Geist auf meinen Lippen entzündet.«

»Sie wurden mir von denen wiederholt, die dich sprechen gehört haben. Wahrlich groß ist deine Weisheit, und mit dieser gedenkst du dein Reich zu gründen?«

»Ein König braucht Untertanen mit der Kenntnis der Gesetze seines Reiches.«

»Aber deine Gesetze sind alle geistiger Natur.«

»Du sagst es, Hermas! Alle sind geistiger Natur. Ich werde ein geistiges Reich haben, daher habe ich ein geistiges Gesetzbuch.«

»Doch wie steht es mit der Wiederaufrichtung Israels?«

»Ihr dürft nicht in den üblichen Irrtum fallen und den Namen „Israel“ im menschlichen Sinne verstehen. „Israel“ bedeutet „Volk Gottes“. Ich werde die Freiheit und die wahre Macht dieses Volkes Gottes wiederherstellen und es wiederaufbauen und gleichzeitig dem Himmel die erlösten und über die ewigen Wahrheiten unterrichteten Seelen wiederbringen.«

»Laßt uns zu Tisch gehen, ich bitte euch«, sagt Klopas, der mit Jesus in der Mitte der Tafel Platz nimmt. Zur Rechten Jesu sitzt Hermas und neben Klopas ist Simon, dann kommt der Sohn des Synagogenvorstehers, und auf den übrigen Plätzen sind die Jünger.

Vom Gastgeber dazu aufgefordert, opfert und segnet Jesus die Speisen, und die Mahlzeit beginnt.

»Kommst du in diese Gegend, Meister?« fragt Hermas.

»Nein. Ich gehe nach Galiläa. Ich bin nur auf der Durchreise.«

»Wie, du verläßt das „Trügerische Gewässer“?«

»Ja, Klopas.«

»Dort konnten dich die Scharen ungeachtet des Winters besuchen. Warum enttäuschst du sie?«

»Nicht ich. So wollen es die Reinen Israels.«

»Was? Warum? Was hast du Böses getan? In Palästina gibt es viele Rabbis, die dort reden, wo sie wollen. Warum sollte es dir nicht erlaubt sein?«

»Forsche nicht, Klopas. Du bist alt und weise. Laß nicht das Gift bitterer Erfahrung in dein Herz eindringen.«

»Vielleicht verkündest du neue Lehren, die als gefährlich gelten . . . Oh, bestimmt durch Irrtum in der Bewertung der Schriftgelehrten und Pharisäer. Soviel wir von dir wissen, scheint uns dies der Fall zu sein . . . nicht wahr, Simon? Aber vielleicht wissen wir nicht alles. Worin besteht nach dir die Lehre?« fragt Hermas.

»In der genauen Kenntnis der Zehn Gebote Gottes. In der Liebe und der Barmherzigkeit. Die Liebe und die Barmherzigkeit, der Atem und das Blut Gottes, sind die Richtlinien für mein Verhalten

und für meine Lehre. Ich wende sie bei allen Vorkommnissen meines täglichen Lebens an.«

»Aber das ist doch nicht Sünde, das ist Güte!«

»Es wird von den Schriftgelehrten und Pharisäern als Sünde beurteilt! Aber ich kann meine Mission nicht verraten, noch Gott gegenüber ungehorsam sein: Gott, der mich als „Barmherzigkeit“ auf die Erde gesandt hat. Die Zeit der Fülle der Barmherzigkeit ist angebrochen, nach Jahrhunderten der Gerechtigkeit. Sie ist die Schwester der ersteren. Sie sind beide aus einem Schoß hervorgegangen. Doch während früher die Gerechtigkeit die stärkere war und die andere nur die Strenge milderte – denn Gott kann nicht anders als lieben – ist nun die Barmherzigkeit die Königin, und wie sehr freut sich nun die Gerechtigkeit, die sehr darunter gelitten hatte, daß sie strafen mußte! Wenn ihr alles überdenkt, dann erkennt ihr leicht, daß es sie immer gegeben hat, seit der Mensch Gott dazu gezwungen hat, streng zu sein. Die Fortdauer der Menschheit ist nur die Bestätigung dessen, was ich sage. Schon in der Bestrafung Adams lag Barmherzigkeit. Gott hätte die Menschen nach der Sünde einäschern können. Aber er legte ihnen eine Sühne auf, und der Frau, als der Ursache allen Unheils, die dadurch ihrer Würde verlustig gegangen war, stellte er eine leuchtende Frauengestalt als Ursache des Heils entgegen. Beiden gewährte er Nachkommen und die Erkenntnis ihres Daseins. Dem Mörder Kain gewährte er zusammen mit der Gerechtigkeit das Zeichen der Barmherzigkeit, damit er nicht getötet würde. Der vererbten Menschheit schenkte er Noah, um ihren Fortbestand in der Arche zu retten, und versprach, mit ihr alsdann einen ewigen Bund des Friedens zu schließen. Keine gewaltige Sintflut mehr sollte es geben. Nie mehr! Die Gerechtigkeit wurde durch die Barmherzigkeit bezwungen. Wollt ihr mit mir die heilige Geschichte bis zu meiner Stunde zurückverfolgen? Ihr werdet sehen, wie großzügig die Wagen der Liebe sich wiederholen und wie dies immer öfters geschehen wird. Das Meer Gottes ist jetzt voll, es trägt dich, o Menschheit, auf seinen heiteren und sanften Wassern und erhebt dich zum Him-

mel, gereinigt und schön, und sagt: „Ich gebe dich meinem Vater zurück.“«

Die drei sind ganz in Gedanken versunken und staunen über so viel Licht und Liebe. Dann seufzt Klopas: »So ist es! Doch nur du allein bist so! Was wird mit Josef geschehen? Er sollte schon vernommen worden sein, nicht? Oder wird er es erst?«

Niemand antwortet. Klopas wendet sich an Jesus: »Meister, einer von Emmaus, dessen Vater vor langer Zeit seine Frau verstoßen hat, die dann nach Antiochia ging, um dort bei einem Bruder zu leben, einem Ladenbesitzer, ist in schwere Schuld verstrickt. Er hatte diese Frau nie gekannt, und ich forsche nicht nach den Gründen, die zu ihrer Vertreibung nach wenigen Monaten der Ehe geführt hatten. Er wußte nichts von ihr, denn verständlicherweise war ihr Name in seinem Haus verpönt. Als er zum Manne herangewachsen war und vom Vater den Handel und die Güter geerbt hatte, dachte er daran, zu heiraten. Er hatte in Joppe eine Frau kennengelernt, eine reiche Handelshausbesitzerin, und heiratete sie. Nun – ich weiß nicht, wie er es erfahren hat – wurde ihm bekannt, daß jene Frau die Tochter der Frau seines Vaters sei. Also eine schwere Sünde, obgleich man meiner Ansicht nach nicht sicher weiß, wer der Vater der Frau ist. Vom Gericht verurteilt, hat Josef seinen Frieden als Gläubiger und als Ehemann verloren. Obwohl er mit großem Schmerz seine Frau, vielleicht seine Schwester, verstoßen hat, die dann vom Fieber befallen wurde und gestorben ist, erhält er keine Vergebung. Ich sage aufrichtig, daß er nicht so hart bestraft worden wäre, wenn nicht Feinde hinter dem Besitz her wären. Was würdest du tun?«

»Der Fall ist sehr ernst, Klopas. Warum hast du mir nichts davon gesagt, als du bei mir warst?«

»Ich wollte dich nicht von hier fernhalten.«

»Oh, ich weiche solchen Angelegenheiten nicht aus. Nun höre! Es liegt grundsätzlich eine Blutschande vor, die strafbar ist. Doch die moralische Schuld setzt, um wirklich Schuld zu sein, den Willen zu sündigen voraus. Hat dieser Mann bewußt eine Blutschande be-

gangen? Du sagst nein. Wo ist also die Schuld? Ich will sagen, die Schuld, aus freiem Willen gesündigt zu haben. Es bleibt nur das Zusammenleben mit der Tochter des eigenen Vaters. Aber du sagst, daß es ungewiß ist, daß es überhaupt ihr Vater war. Selbst wenn dem so wäre, hätte die Schuld mit der Beendigung des Zusammenlebens ein Ende. Hier ist Beendigung gegeben, nicht nur durch die Verstoßung seiner jungen Frau, sondern auch wegen des darauffolgenden Todes. Deshalb sage ich, daß dem Mann, trotz der scheinbaren Schuld, verziehen werden sollte. Ich sage: Da es für königliche Inzucht keine Bestrafung gibt, obgleich sie offenkundig ist, müßte man in diesem schmerzlichen Falle Barmherzigkeit walten lassen; in diesem Fall, dessen Ursprung auf die Erlaubnis der Verstoßung zurückgeht, die von Mose gegeben wurde, um böse Folgen – wenn nicht schwerere, so doch zahlreichere – zu verhüten. Diese Erlaubnis verurteile ich; denn der Mann, der eine gute oder schlechte Ehe eingegangen ist, muß mit dem Ehepartner leben und darf die Frau nicht verstoßen und damit den Ehebruch und ähnliche Situationen begünstigen. Außerdem, wenn man schon streng sein will, dann muß man es mit allen und in gleichem Maße sein, ja, zuerst mit sich selbst und mit den Mächtigen. Bis jetzt hat, soviel ich weiß, außer dem Täufer noch niemand die Stimme gegen die königlichen Sünder erhoben. Sind jene, die andere verurteilen, immun gegen solche und noch schlimmere Sünden, oder dienen ihnen ihr Name und ihre Macht dazu, sie zu verbergen, so wie ihr prunkvolles Gewand ihrem oft durch Laster erkrankten Körper als Deckung dient?«

»Du hast gut gesprochen, Meister! So ist es. Aber du ... wer bist du eigentlich?« fragen gleichzeitig die beiden Freunde des Synagogenvorstehers. Jesus kann nicht antworten, denn die Tür geht auf und Simon, der Schwiegervater des Sohnes des Klopas, kommt herein.

»Gut zurückgekehrt? Nun?«

Die Neugier ist so lebhaft, daß niemand mehr an den Meister denkt.

»Absolute Verurteilung. Sie nehmen nicht einmal die Opfergabe an. Josef ist aus Israel verstoßen!«

»Wo ist er?«

»Draußen. Er weint. Ich habe versucht, mit den Mächtigsten zu reden. Sie haben mich wie einen Aussätzigen verjagt. Nun ... Aber ... Es ist der Ruin dieses Mannes, was seine Seele und seine Güter angeht ... Was soll er tun?«

Jesus steht auf und geht wortlos zur Türe.

Der alte Klopas glaubt, daß Jesus beleidigt sei, weil man ihm momentan keine Beachtung geschenkt hat, und sagt: »Oh, verzeih, Meister. Es ist der Schmerz über die Angelegenheit, der mich erschüttert. Bleibe, ich bitte dich!«

»Ich bleibe, Klopas. Ich gehe nur zu jenem Unglücklichen. Ihr könnt mitkommen, wenn ihr wollt.« Jesus geht in die Vorhalle.

Das Haus besitzt einen Vorgarten mit kleinen Beeten, und davor ist die Straße. Am Eingang liegt ein Mann auf dem Boden. Jesus geht mit offenen Armen auf ihn zu. Hinter ihm kommen alle anderen, die versuchen, etwas zu sehen.

»Josef, hat dir denn niemand vergeben?« Die Stimme Jesu ist voller Güte. Der Mann richtet sich auf, als er nach all den Verfluchungen diese neue, so gütige Stimme vernimmt. Er erhebt das Antlitz und blickt Jesus erstaunt an.

»Josef, hat dir niemand vergeben?« wiederholt Jesus noch einmal und beugt sich über ihn, um die Hände des Mannes zu ergreifen und ihm aufzuhelfen.

»Wer bist du?« fragt der Unglückliche.

»Ich bin die Barmherzigkeit und der Friede!«

»Für mich gibt es keine Barmherzigkeit und keinen Frieden mehr.«

»Im Herzen Gottes gibt es sie immer. Jenes Herz ist übervoll davon, besonders für seine unglücklichen Kinder.«

»Aber meine Schuld wiegt so schwer, daß ich nun von Gott verstoßen bin. Du, der du so gut bist, laß mich los, damit ich dich mit meiner Unreinheit nicht beflecke.«

»Ich lasse dich nicht. Ich will dich zum Frieden führen.«

»Aber ich bin . . . Wer bist du?«

»Ich habe es dir gesagt: Barmherzigkeit und Friede! Ich bin der Retter. Jesus bin ich. Steh auf! Ich kann, was ich will. Im Namen Gottes spreche ich dich los von der unverschuldeten Befleckung. Ein anderes Unheil existiert nicht. Ich bin das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt. Mir ist alle Gewalt gegeben in Ewigkeit. Wer an meine Worte glaubt, wird das ewige Leben haben. Komm, armer Sohn Israels. Erquickte deinen müden Körper und stärke deine bedrückte Seele! Ganz andere Sünden werde ich noch vergeben. Nein, nicht durch mich soll Verzweiflung in die Herzen kommen. Ich bin das makellose Lamm; aber ich fliehe nicht vor den verwundeten Schafen aus Angst, mich zu beflecken. Im Gegenteil, ich suche sie und leite sie. Viele, zu viele gehen ins Verderben, weil sie mit zuviel und auch mit unberechtigter Strenge verurteilt werden. Wehe jenen, die mit unnachgiebiger Härte eine Seele zur Verzweiflung treiben. Sie wahren nicht die Interessen Gottes, sondern die Interessen Satans. Ich denke jetzt an eine Sünderin, die Sehnsucht nach der Erlösung hat und vom Erlöser ferngehalten wird; ich denke an einen Synagogenvorsteher, der verfolgt wird, weil er gerecht ist, und an einen Beschuldigten, der ahnungslos in Sünde gefallen ist. Zu viele Dinge sehe ich dort geschehen, wo Laster und Lüge herrschen. Wie eine Mauer, die, Stein auf Stein gelegt, immer höher und zur Wand wird, so geschehen Dinge – in diesem Jahr habe ich schon zu viele davon gesehen – die zwischen mir und den anderen eine immer höhere Mauer der Härte bilden. Wehe ihnen, wenn sie am höchsten geworden ist mit Materialien, die sie selbst hierfür geliefert haben! Komm, trink und iß. Du bist erschöpft. Morgen wirst du dann mit mir kommen. Habe keine Angst. Wenn du deinen Seelenfrieden wieder gefunden hast, wirst du frei über deine Zukunft entscheiden können. Jetzt könntest du es nicht, und es wäre gefährlich, es dich tun zu lassen.« Jesus hat den Mann in den Saal geführt und ihn gezwungen, sich an seinen Platz zu setzen. Er bedient ihn

auch und wendet sich dann an Hermas und Simon und sagt: »Das ist meine Lehre! Diese und keine andere! Ich werde mich nicht darauf beschränken, sie zu predigen, vielmehr werde ich sie verwirklichen. Wer nach Wahrheit und Liebe dürstet, der komme zu Mir!«

Jesus sagt: »Hiermit endet mein erstes Jahr der Verkündigung der Heilsbotschaft. erinnert euch daran! Was soll ich euch sagen? Ich habe euch dieses Werk gegeben, weil es mein Wunsch ist, daß es bekannt werde. Doch wie mir mit den Pharisäern, so wird es auch diesem Werk ergehen. Mein Wunsch, geliebt zu werden – kennen ist lieben – wird aus vielen Gründen zurückgewiesen, und das ist ein großer Schmerz für mich, den ewigen Meister, als euer Gefangener . . . «

Zweites Jahr des öffentlichen Lebens Jesu

180 Unterweisung der Jünger auf dem Weg nach Arimathäa

»Herr, was werden wir mit diesem anfangen?« fragt Petrus Jesus, indem er auf den Mann namens Josef zeigt, der ihnen folgt, seit sie Emmaus verlassen haben, und nun den beiden Söhnen des Alphäus und dem Zeloten zuhört, die sich seiner ganz besonders angenommen haben.

»Ich habe es schon gesagt. Er wird mit uns bis nach Galiläa kommen.«

»Aber dann? ... «

»Dann ... wird er bei uns bleiben. Du wirst sehen, daß es so kommen wird.«

»Wird auch er ein Jünger werden? Mit all dem, was er auf dem Gewissen hat?«

»Bist auch du ein Pharisäer?«

»Ich ... nein! Aber mir scheint, daß die Pharisäer jeden unserer Schritte beobachten ... «

»Wenn sie ihn bei uns sehen, werden sie uns Unannehmlichkeiten bereiten. Das willst du sagen, nicht wahr? Also, um uns nicht der Gefahr auszusetzen, belästigt zu werden, sollen wir einen Sohn Abrahams seiner Verzweiflung überlassen? Nein, Simon Petrus. Es geht um eine Seele, die verlorengehen oder gerettet werden kann, je nachdem, wie ihre große Wunde behandelt wird.«

»Aber sind denn nicht schon wir deine Jünger?«

Jesus schaut Petrus an und lächelt fein. Dann sagt er: »Vor vielen Monaten sagte ich dir einmal: „Viele andere werden noch hinzukommen.“ Das Feld ist sehr groß und weit. Die Arbeiter werden immer zu gering an der Zahl sein für eine solche Ausdehnung ... auch weil viele das Los des Jona teilen werden: sie werden bei der harten Arbeit sterben. Doch ihr werdet immer meine Bevorzugten sein«, schließt Jesus und zieht den schmollenden Petrus an sich, der sich bei diesem Versprechen beruhigt.

»Dann kommt er also mit uns?«

»Ja, solange sein Herz nicht geheilt ist. Es ist mit Bitterkeit erfüllt durch all den Haß, den es erleiden mußte.«

Auch Jakobus und Johannes erreichen zusammen mit Andreas den Meister und hören ihm zu.

»Ihr könnt nicht ermessen, welch großes Leid ein Mensch einem anderen Menschen durch feindselige Unnachgiebigkeit zufügen kann. Bedenket stets, daß euer Meister immer sehr gütig gegen die seelisch Kranken gewesen ist. Ihr glaubt, daß meine größten Wunder und die stärkste Wirkung meiner Kraft den Heilungen des Körpers gelten. Nein, Freunde . . . Ja, kommt auch ihr näher, die ihr vorausgeht oder hinten nachkommt. Die Straße ist breit, und wir können jetzt in einer geschlossenen Gruppe gehen.«

Alle drängen sich um Jesus, der fortfährt: »Meine bedeutendsten Werke, die am klarsten von meinem Wesen und meiner Mission zeugen und die mein Vater mit Wohlgefallen betrachtet, sind die Heilungen der Herzen; sei es, daß es sich um die Heilung von einem oder mehreren Hauptlastern handelt oder daß ich von der Trostlosigkeit befreie, die einen Menschen dermaßen niederdrückt, daß er glaubt, von Gott heimgesucht oder verlassen worden zu sein.

Was bleibt der Seele, die diese Gewißheit der Hilfe Gottes verloren hat? Sie ist eine schwache Ackerwinde, die im Staube dahinkriecht, da sie sich nicht mehr an ihre Überzeugung festklammern kann, die vorher ihre Kraft und Freude war. Es ist schrecklich, ohne Hoffnung leben zu müssen. Das Leben ist schön trotz seiner Härten, nur weil es den Strahl der göttlichen Sonne empfängt. Das Ziel dieses Lebens ist jene Sonne. Ist der menschliche Tag düster, von Tränen erfüllt und vom Blute gezeichnet? Ja, aber dann wird die Sonne scheinen. Kein Schmerz, keine Trennung, keine Bitterkeit, kein Haß, kein Elend und keine Einsamkeit mehr in den bedrückenden Nebeln, sondern Licht und Gesang, Freude und Friede, Gott! Gott, die Ewige Sonne! Schaut, wie traurig die Erde erscheint, wenn eine Sonnenfinsternis eintritt. Wenn sich der Mensch sagen müßte: „Die Sonne ist nicht mehr“, wäre es dann nicht so, als ob er für immer in

eine dunkle Gruft eingemauert und begraben wäre; als ob er schon vor dem eigentlichen Tode gestorben wäre? Aber der Mensch weiß, daß jenseits des Himmelskörpers, der die Sonne verdeckt und die Erde verdunkelt, immer noch die heitere Sonne Gottes leuchtet. Das ist das Bewußtsein der Gottverbundenheit während seines Lebens auf Erden. Die Menschen verletzen, bestehlen und verleumdern. Gott heilt, vergilt und rechtfertigt in vollem Maße. Die Menschen sagen: „Gott hat dich verstoßen.“ Die vertrauensvolle Seele aber denkt, ja muß denken: „Gott ist gut und gerecht. Er kennt die Gründe und ist barmherzig, und seine Barmherzigkeit ist größer als die des gütigsten Menschen. Sie ist unendlich. Deshalb wird er mich nicht abweisen, wenn ich mein verweintes Antlitz an seiner Brust berage und sage: ‚Vater, du allein bleibst mir. Dein Kind ist betrübt und niedergeschlagen. Gib mir deinen Frieden . . . ‘“

Ich, der von Gott Gesandte, sammle alle, die der Mensch verwirrt und Satan mit sich gerissen hat, und rette sie. Dies ist meine Aufgabe. Dies ist sie wahrhaftig. Das Wunder am menschlichen Leib ist göttliche Macht. Die Erlösung der Seelen ist das Werk Jesu Christi, des Retters und Erlösers. Ich denke, und ich irre nicht, daß alle, die ihre Würde in den Augen Gottes und in ihren eigenen Augen durch mich wiedergefunden haben, meine getreuen Jünger sein werden. Mit umso größerer Überzeugungskraft werden sie das Volk zu Gott führen, indem sie sagen: „Ihr seid Sünder? Ich auch. Ihr seid gedemütigt worden? Ich auch. Ihr seid verzweifelt? Ich auch, und doch, seht ihr? Der Messias hat sich meines seelischen Elends erbarmt und mich als seinen Priester aufgenommen, denn er ist die Barmherzigkeit und wünscht, daß sich die Welt davon überzeuge. Niemand ist besser dafür geeignet, zu überzeugen, als der, der es an sich selbst erfahren hat.“ Nun will ich meine Freunde und jene, die mich seit meiner Geburt lieben, also die Hirten, mit diesen Menschen vereinigen. Besser noch: ich geselle sie den Hirten und den Geheilten bei, allen, die auch ohne besondere Erwählung, wie dies bei euch Zwölfen der Fall ist, sich auf meinen Weg begeben und ihm bis zu ihrem Tode

folgen werden. In der Nähe von Arimathäa lebt Isaak. Ich werde ihn mit mir nehmen, damit er mit Timoneus geht, sobald dieser angekommen ist. Josef, unser Freund, hat mich darum gebeten. Wenn du glaubst, daß in mir der Friede und das Ziel eines ganzen Lebens zu finden sind, kannst du dich zu ihnen gesellen. Sie werden dir gute Brüder sein.«

»Oh, Welch ein Trost für mich! Es ist genau so, wie du sagst. Meine tiefen Wunden, als Mensch und als Gläubiger, heilen von Stunde zu Stunde. Seit drei Tagen bin ich bei dir, und ich habe das Gefühl, daß all das, was mich noch vor drei Tagen quälte, sich wie ein Traum von mir entfernt. Ich habe diesen Traum gelebt, doch je mehr Zeit vergeht, um so mehr verbleichen seine scharfen Umrisse vor deiner Wirklichkeit. In diesen Nächten habe ich viel nachgedacht. In Joppe habe ich einen guten Verwandten. Er ist ... die unabsichtliche Ursache meines Unheils gewesen, weil ich durch ihn jene Frau kennengelernt habe. Dies soll dir beweisen, ob wir wissen konnten, wessen Tochter sie war ... Von ihr, der ersten Frau meines Vaters, ja, von ihr wird sie es wohl gewesen sein, aber nicht von meinem Vater. Sie hatte einen anderen Namen und kam von weither. Sie lernte durch den Handel meinen Verwandten kennen, und so lernte auch ich sie kennen. Der Verwandte ist sehr auf mein Unternehmen aus. Ich werde es ihm anbieten, da es ohne Herrn eingehen würde. Er wird es mir zweifellos abkaufen, um nicht mehr so sehr vom Gewissen geplagt zu werden, die Ursache meines Unglücks zu sein. Ich werde mir genügen und dir nachfolgen können. Ich bitte dich nur, mir Isaak, den du genannt hast, beizugesellen. Ich habe Angst, mit meinen Gedanken allein zu sein. Sie sind noch zu traurig ... «

»Ich werde dir Isaak geben. Er ist ein guter Mensch. Der Schmerz hat ihn veredelt. Dreißig Jahre lang hat er sein Kreuz getragen. Er weiß, was leiden heißt ... Wir werden indes weitergehen, und ihr werdet uns in Nazaret einholen.«

»Werden wir nicht im Haus Josefs verweilen?«

»Josef ist wahrscheinlich in Jerusalem ... Das Hohe Rat hat viel zu

tun. Aber wir werden es durch Isaak erfahren. Wenn er da ist, werden wir ihm unseren Frieden bringen. Wenn nicht, dann werden wir nur eine Nacht bleiben, um uns auszuruhen. Ich habe es eilig, nach Galiläa zu kommen. Dort ist eine Mutter, die leidet. Denn vergeßt nicht, es ist dort jemand, der alles daransetzt, um sie zu betrüben. Ich will sie beruhigen.«

181 Auf dem Weg nach Samaria • Unterweisung der Apostel

Jesus ist mit seinen Zwölfen. Die Gegend ist immer noch gebirgig, doch ist der Weg so breit, daß sie in einer geschlossenen Gruppe gehen und miteinander reden können.

»Nun aber, da wir allein sind, können wir es sagen: warum gibt es soviel Eifersucht zwischen zwei Gruppen?« fragt Philippus.

»Eifersucht? Aber das ist doch nichts anderes als Überheblichkeit!« entgegnet Judas des Alphäus.

»Nein. Ich meine, es ist nur ein Vorwand, um ihr ungerechtes Verhalten dem Meister gegenüber irgendwie zu rechtfertigen. Unter dem Deckmantel des Eifers für den Täufer erreicht man es, ihn fernzuhalten, ohne die Menge allzusehr zu verstimmen«, sagt Simon der Zelote.

»Ich würde sie entlarven.«

»Wir, Petrus, würden viele Dinge tun, die Jesus nicht tut.«

»Warum tut er sie nicht?«

»Weil er weiß, daß es gut ist, sie nicht zu tun. Wir brauchen ihm nur zu folgen. Es steht uns nicht an, ihn zu führen, und wir sollten glücklich darüber sein. Es ist eine große Erleichterung, nur gehorchen zu müssen . . . «

»Das hast du gut gesagt, Simon«, sagt Jesus, der anscheinend in Gedanken versunken vorausgegangen war. »Du hast recht, gehorchen ist leichter als befehlen. Es scheint nicht so, aber es ist so. Sicher ist es für einen guten Menschen leicht, zu gehorchen, so, wie es schwierig ist für einen rechtschaffenen Menschen, zu befehlen.

Wenn einer aber nicht rechtschaffen ist, gibt er unsinnige Befehle, ja, noch mehr als nur das. Dann ist es leicht zu befehlen. Aber um wieviel schwerer wird es dann sein, zu gehorchen! Wenn einer die Verantwortung trägt als Erster in einem Ort oder in einer Gruppe von Menschen, dann muß er sich immer Liebe und Gerechtigkeit, Klugheit und Demut, Mäßigkeit und Geduld, und Willensstärke ohne Starrsinn vor Augen halten. Oh, das ist schwer! . . . Ihr habt vorerst nur Gott und eurem Meister zu gehorchen. Du, und nicht nur du allein, fragst dich, warum ich gewisse Dinge tue und andere unterlasse, du fragst dich, warum Gott etwas zuläßt oder nicht zuläßt. Schau, Petrus, und auch ihr, Freunde, eines der Geheimnisse des vollkommenen Gläubigen besteht darin, daß er Gott nie einem Verhör unterzieht. „Warum tust du dies?“ fragt einer, der unreif ist, seinen Gott. Das ist, wie wenn ein Schuljunge vor einen weisen Erwachsenen hintreten und ihm sagen würde: „Das macht man nicht, das ist eine Dummheit, das ist ein Fehler.“ Wer ist größer als Gott?

Nun seht ihr, daß ich unter dem Vorwand des Eifers für Johannes verjagt wurde, und ihr seid darüber empört. Ihr möchtet, daß ich diesen Fehler richtigstelle, indem ich eine kämpferische Haltung gegen die Verfechter dieses Argumentes einnehme. Nein, das wird niemals geschehen. Ihr habt den Täufer durch den Mund seiner Jünger sprechen gehört: „Er muß wachsen, und ich abnehmen.“ Er bedauert es nicht, er hängt nicht an seiner Stellung. Der Heilige klammert sich nicht an diese Dinge. Er arbeitet nicht, um eine möglichst große Anzahl von Jüngern zu haben. Er besitzt keine eigenen Jünger. Er ist vielmehr darum bemüht, die Zahl der Getreuen Gottes zu vermehren. Nur Gott allein hat ein Recht auf Getreue. Deshalb bin ich ebensowenig darüber betrübt, daß einige in gutem oder schlechtem Glauben Jünger des Täufers bleiben, wie er sich nicht darüber grämt, daß einige von seinen Jüngern zu mir kommen, wie ihr es gehört habt! Er geht auf solche zahlenmäßige Kleinlichkeiten gar nicht ein. Er schaut zum Himmel, und auch ich schaue zum Himmel. Streitet also nicht weiter darüber, ob es gerecht oder ungerecht sei, wenn

Judäer mich beschuldigen, dem Täufer Jünger zu entführen, und ob es richtig oder unrichtig sei, sie so reden zu lassen. Das sind Streitereien geschwätziger Frauen am Brunnen. Die Heiligen helfen sich gegenseitig, sie überlassen einander ihre Getreuen und tauschen sie lächelnd und frohen Herzens im Gedanken, für den Herrn zu arbeiten, aus.

Ich habe getauft, und sogar euch taufen lassen, da der Geist nun so schwerfällig ist, daß er greifbare Beispiele der Barmherzigkeit, von Wundern und der Belehrung nötig hat. Wegen dieser geistigen Schwerfälligkeit werde ich materielle Heilmittel nehmen müssen, wenn ich aus euch Wundertäter machen will. Aber glaubt mir, weder im Öl, noch im Wasser, noch in einer anderen Zeremonie liegt der Beweis für die Heiligkeit. Die Stunde steht nahe bevor, da etwas Ungreifbares, Unsichtbares, den Materialisten Unfaßbares, als Königin walten wird. Es ist die „zurückgekehrte“ Königin, machtvoll und heilig durch das Heilige und in allem Heiligen. Durch sie wird der Mensch wieder zum „Kind Gottes“ werden, und sie wird das wirken, was Gott vollbringt, denn Gott wird mit ihr sein. Es ist die Gnade! Sie ist die wiederkehrende Königin! Dann wird die Taufe ein Sakrament sein. Dann wird der Mensch die Sprache Gottes sprechen und verstehen. Er wird Leben und das LEBEN geben, er wird Macht der Weisheit und der Stärke verleihen, dann ... oh, dann! Noch seid ihr unreif, um zu begreifen, was euch die Gnade gewähren wird. Ich bitte euch: fördert ihr Kommen durch eine andauernde Selbsterziehung, und überlaßt die nutzlosen Dinge den kleinlichen Menschen ... Seht dort, die Grenzgebiete von Samaria. Glaubt ihr, daß es gut wäre, wenn ich dort sprechen würde?«

»Oh!« Alle sind mehr oder weniger darüber entrüstet.⁸

»Wahrlich, ich sage euch, die Samariter sind überall, und wenn ich

⁸Wegen der Gründe und der Ursache der Abspaltung der Samariter von den Juden und der daraus hervorgegangenen Opposition zwischen den beiden, und wegen der Haltung Jesu und der entstehenden Kirche gegenüber den Samaritern.

nicht dort sprechen dürfte, wo ein Samariter ist, dann dürfte ich nirgendwo mehr sprechen. Kommt also! Ich werde nicht danach trachten, zu sprechen. Doch wenn man mich darum bittet, werde ich mich nicht weigern, von Gott zu sprechen. Ein Jahr ist zu Ende. Das zweite beginnt. Es bildet die Mitte zwischen einem Anfang und einem Ende. Anfangs war der Meister noch vorherrschend. Nun offenbart sich der Retter. Das Ende wird das Antlitz des Erlösers tragen. Laßt uns gehen. Der Strom wird um so größer, je näher er zur Mündung kommt. Auch ich will das Werk der Barmherzigkeit erweitern, denn die Mündung kommt näher.«

»Werden wir von Galiläa aus zu irgendeinem großen Fluß gehen? Zum Nil vielleicht? Oder zum Eufrat?« flüstern einige.

»Vielleicht gehen wir unter die Heiden . . .«, entgegnen andere.

»Redet nicht untereinander. Wir nähern uns „meiner Mündung“. Das heißt, wir nähern uns der Erfüllung meiner Sendung. Seid sehr wachsam, denn ich werde euch einmal verlassen, und ihr werdet in meinem Namen weiterwirken müssen.«

182 Die Samariterin Fotinai

»Ich bleibe hier. Geht in die Stadt und kauft, was wir für die Mahlzeit benötigen. Wir werden hier essen.«

»Sollen wir alle gehen?«

»Ja, Johannes. Es ist gut, wenn ihr alle miteinander geht.«

»Du bleibst allein? . . . Es sind Samariter . . .«

»Sie werden nicht die Schlimmsten unter den Feinden Christi sein. Geht, geht nur. Während ich hier auf euch warte, will ich für euch und für sie beten.«

Die Jünger gehen schweren Herzens davon; drei- oder viermal drehen sie sich nach Jesus um und betrachten ihn, wie er auf einem kleinen, sonnenbeschienenen Mäuerchen sitzt, das sich in der Nähe des breiten, niedrigen Randes eines Brunnens befindet; eines großen Brunnens, fast einer Zisterne gleich, so breit ist er. Im Sommer ist

er von den großen, jetzt kahlen, Bäumen beschattet. Das Wasser des Brunnens kann man nicht sehen, doch zeigen kleine Pfützen und Abdrücke der abgestellten Krüge auf dem Erdboden rundherum, daß Wasser geschöpft worden ist. Jesus ist in seine Gedanken vertieft. Er hat die gewohnte Haltung angenommen: die Ellbogen auf die Knie gestützt und die nach vorne gerichteten Hände gefaltet, den Oberkörper leicht gebeugt und das Haupt zur Erde geneigt. Er spürt die wärmende Sonne und läßt den Mantel vom Kopf und den Schultern gleiten, hält ihn aber noch zusammengefaltet auf seinem Schoß.

Jesus hebt das Haupt und lächelt einer Schar rauflustiger Spatzen zu, die sich um eine am Brunnen verlorene Brotkrume streiten. Doch die Spatzen werden durch das Erscheinen einer Frau aufgeschreckt und fliegen davon. Die Frau hält mit der linken Hand einen leeren Krug am Henkel, während sie mit der rechten überrascht den Schleier zur Seite schiebt, um zu sehen, wer der Mann ist, der dort sitzt. Jesus lächelt der Frau zu, die um die 35–40 Jahre alt und hochgewachsen ist und markante, doch schöne Gesichtszüge hat. Ein Menschenschlag, den wir als spanisch bezeichnen möchten, wegen ihrer fahlen, olivfarbenen Haut, den gewölbten und leuchtenden Lippen, ihren geradezu übermäßig großen und schwarzen Augen unter den sehr dichten Augenbrauen und den rabenschwarzen Zöpfen, die durch den leichten Schleier hindurchscheinen. Auch die etwas üppigen Körperformen sind typisch orientalisch, wie bei den Araberinnen. Die Frau trägt ein buntgestreiftes Kleid, welches in der Taille eng zusammengezogen ist und an den molligen Hüften und der vollen Brust eng anliegt und dann in einer Art loser Falten bis zum Boden reicht. Viele Ringe und Armbänder schmücken ihre fleischigen, braunen Hände, und unter den leinenen Unterärmeln kommen ihre mit Armbändern geschmückten Handgelenke hervor. Am Halse trägt sie eine schwere Kette, von der Medaillen, ich möchte fast sagen Amulette, da sie so verschiedenförmig sind, herabhängen, während der reiche Ohrschmuck bis zum Halse reicht und unter dem Schleier glitzert.

»Der Friede sei mit dir, Frau. Willst du mir zu trinken geben? Ich habe einen weiten Weg hinter mir und bin durstig.«

»Aber bist du denn nicht ein Jude? Und du bittest mich, eine Samariterin, um Wasser? Was soll denn das bedeuten? Ist unsere Ehre wieder hergestellt, oder seid ihr gar in Verfall geraten? Es muß schon ein großes Ereignis stattgefunden haben, wenn ein Jude höflich zu einer Samariterin spricht. Eigentlich sollte ich dir antworten: „Ich gebe dir nichts, um an dir alle Beleidigungen zu rächen, die uns die Juden seit Jahrhunderten zufügen.“«

»Du hast recht. Etwas Großes hat sich ereignet, und dadurch haben sich viele Dinge geändert, und mehr noch werden sich ändern. Gott hat der Welt ein großes Geschenk gemacht, und dadurch hat sich vieles geändert. Wenn du dieses Geschenk kennen würdest und wüßtest, wer zu dir sagt: „Gib mir zu trinken“, dann hättest du ihn vielleicht selbst um Wasser gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben.«

»Lebendiges Wasser gibt es in unterirdischen Quellen. In diesem Brunnen ist solches, doch er gehört uns«, entgegnet die Frau spöttisch und rechthaberisch.

»Das Wasser kommt von Gott, so wie auch die Güte, das Leben und alles von einem einzigen Gott kommt, Frau. Alle Menschen sind von Gott erschaffen worden: Samariter wie Juden. Ist dies nicht der Brunnen Jakobs, und ist Jakob nicht der Stammvater unseres Geschlechtes?⁹ Wenn später ein Irrtum das Volk geteilt hat, so bleibt der Ursprung doch derselbe.«

»Ein Irrtum unsererseits, nicht wahr?« fragt die Frau herausfordernd.

⁹Siehe Geschichte Jakobs [Gen 25,19–37,36; 45,16–50,14]. Jakob, dem Gott den Namen Israel gab, wurde zum Oberhaupt des israelitischen Stammes [Gen 32,23–31]. Er erwarb sich ein Grundstück bei Sichem, schlug dort sein Zelt auf und baute einen Altar. In der Genesis deutet nichts darauf hin, daß dort ein Brunnen war, es läßt sich jedoch vermuten, daß es einen gab, da Jakob sich dort während einiger Zeit niederließ. Sichem heißt auf aramäisch Sychar.

»Weder unsererseits noch eurerseits. Es war der Fehler eines Menschen, der Liebe und Gerechtigkeit aus den Augen verloren hatte. Ich beleidige weder dich noch dein Geschlecht, warum verhältst du dich also feindselig mir gegenüber?«

»Du bist der erste Jude, den ich so reden höre. Die anderen ... Der Brunnen, ja, es ist der Brunnen Jakobs, und er hat so reichlich klares Wasser, daß wir von Sychar ihn allen anderen Brunnen vorziehen. Doch er ist sehr tief, und du hast weder Krug noch einen Schlauch. Wie könntest du für mich lebendiges Wasser schöpfen? Bist du vielleicht mehr als Jakob, unser heiliger Patriarch, der diese reiche Quelle für sich, seine Kinder und seine Herden gefunden und sie uns als Geschenk und zu seinem Gedächtnis hinterlassen hat?«

»Das stimmt! Doch wer von diesem Wasser trinkt, wird wieder Durst bekommen. Ich hingegen habe ein Wasser, das bei dem, der es trinkt, keinen Durst mehr aufkommen läßt. Doch es gehört mir allein. Und ich werde es denen geben, die mich darum bitten. Wahrlich, ich sage dir, wer dieses Wasser besitzt, das ich ihm geben werde, wird immer von ihm durchströmt werden und nie mehr Durst leiden, weil mein Wasser in ihm zur sicheren ewigen Quelle werden wird.«

»Wie? Ich verstehe dich nicht. Bist du ein Magier? Wie kann ein Mensch zu einem Brunnen werden? Das Kamel trinkt und schafft sich Wasservorräte in seinem geräumigen Bauch. Doch dann verbraucht es das Wasser und es genügt nicht für das ganze Leben. Du aber sagst, daß dein Wasser für das ganze Leben reicht?«

»Mehr noch: es wird bis zum ewigen Leben fließen. Es wird in denen, die es getrunken haben, bis zum ewigen Leben fließen und aus ihm wird ewiges Leben sprießen, weil es eine Quelle des Heils ist.«

»Gib mir von diesem Wasser, wenn du es wirklich besitzt. Es ermüdet mich, bis hierher zu kommen. Ich werde so keinen Durst mehr haben und werde nie krank oder alt werden.«

»Nur das ermüdet dich? Nichts anderes? Hast du nur das Bedürf-

nis, für deinen armseligen Leib von diesem Wasser zu schöpfen? Überlege, es gibt etwas, das mehr wert ist als der Körper. Es ist die Seele. Jakob gab sich und den Seinen nicht nur das Wasser dieser Erde, sondern er war auch darum besorgt, sich und den anderen die Heiligkeit, nämlich das Wasser Gottes, zu vermitteln.«

»Ihr nennt uns Heiden . . . Wenn das, was ihr sagt, wahr ist, dann können wir nicht heilig sein . . . « Die Frau hat den unverschämten, ironischen Ton in der Stimme verloren und zeigt sich nun unterwürfig und leicht verwirrt.

»Auch ein Heide kann tugendhaft sein, und Gott, der gerecht ist, wird ihn für seine guten Werke belohnen. Es wird keine vollkommene Belohnung sein, doch kann ich dir sagen, daß Gott auf einen Heiden ohne Schuld mit weniger Strenge blickt als auf einen Gläubigen in schwerer Schuld. Warum kommt ihr also nicht zum wahren Gott, wenn ihr doch wißt, daß ihr ohne Schuld seid? Wie heißest du?«

»Fotinaï.«

»Gut, Fotinaï, antworte mir. Schmerzt es dich, daß du nicht zur Heiligkeit streben kannst, weil du, wie du sagst, Heidin bist, weil du, wie ich behaupte, noch immer von den Nebeln eines alten Irrtums umgeben bist?«

»Ja, es schmerzt mich.«

»Warum lebst du dann nicht wenigstens als tugendhafte Heidin?«

»Herr! . . . «

»Ja. Kannst du es leugnen? Hole deinen Mann und komme mit ihm hierher zurück.«

»Ich habe keinen Gatten . . . « Die Frau wird immer verwirrter.

»Das stimmt, du hast keinen Gatten. Fünf Männer hast du gehabt, und nun hast du einen bei dir, der nicht dein Mann ist. War dies nötig? Auch deine Religion rät nicht zur Unzucht. Auch ihr habt die zehn Gebote. Warum also führst du ein solches Leben, Fotinaï? Belastet es dich nicht, allen zu gehören, anstatt die ehrsame Gattin eines einzigen zu sein? Fürchtest du nicht deinen Lebensabend, an dem

du allein mit deinen schmerzlichen Erinnerungen sein wirst, mit deinen Ängsten, mit deinem Bedauern? Ja, auch mit diesem. Angst vor Gott und den Schreckensbildern! Wo sind deine Kinder?«

Die Frau senkt ihr Haupt tief und schweigt.

»Du hast sie nicht auf dieser Erde, aber ihre kleinen Seelen, denen du es verwehrt hast, das Licht der Welt zu erblicken, werden dich ohne Unterlaß anklagen. Schmuck, schöne Kleider ... ein prächtiges Haus ... eine reichhaltige Tafel ... Ja! Aber daneben Leere, Tränen und innere Trostlosigkeit. Du bist ein unglücklicher Mensch, Fotinai. Nur durch aufrichtige Reue, die Vergebung Gottes und mit ihr auch die Verzeihung deiner Geschöpfe kannst du wieder reich werden.«

»Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist, und ich schäme mich ... «

»Doch vor dem Vater im Himmel hast du dich nicht geschämt, als du Böses tatest? Weine nicht aus Beschämung vor dem Menschen ... Komm her, neben mich, Fotinai, ich werde dir von Gott erzählen. Vielleicht wußtest du zu wenig von ihm, und sicherlich hast du deshalb so viele Fehler begangen. Wenn du den wahren Gott gekannt hättest, dann hättest du dich nicht so entwürdigt. Er hätte dir zugesprochen und dir geholfen ... «

»Herr, unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet. Ihr sagt, daß man nur in Jerusalem anbeten soll. Doch du sagst, es gibt nur einen Gott. Hilf mir zu verstehen, wo und wie ich es tun soll ... «

»Frau, glaube mir. Es naht die Stunde, da man den Vater weder auf dem Berge von Samaria noch in Jerusalem anbeten wird. Ihr betet den an, den ihr nicht kennt. Wir beten den an, den wir kennen, denn das Heil geht aus den Juden hervor. Erinnerst du dich an die Worte der Propheten? Doch es kommt die Stunde, vielmehr, sie hat schon begonnen, da die wahren Verehrer Gottes den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten werden, und zwar nicht im alten, sondern nach einem neuen Ritus, bei dem es keine Opfertiere mehr geben wird, sondern das ewige Opfer, die sich im Feuer der Liebe verzehrende, unversehrte Opfergabe. Die Verehrung Gottes wird sich in diesem geistigen Reich in geistiger Weise vollziehen und von

denen verstanden werden, welche fähig sind, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Gott ist Geist. Wer ihn anbetet, muß ihn in geistiger Weise anbeten.«

»Du sprichst heilige Worte. Ich weiß, denn auch wir wissen einiges, daß die Ankunft des Messias bevorsteht. Er wird auch „Christus“ genannt. Er wird uns alles lehren, wenn er da ist. Hier in der Nähe lebt jener, den sie seinen Vorläufer nennen, und viele gehen zu ihm, um ihn anzuhören. Aber er ist so streng! ... Du bist gütig ... und die armseligen Menschen fürchten dich nicht. Ich glaube, daß Christus gütig sein wird. Sie nennen ihn den Friedensfürst. Werden wir noch lange auf ihn warten müssen?«

»Ich habe dir gesagt, daß seine Zeit schon da ist.«

»Wie kannst du das wissen? Bist du vielleicht sein Jünger? Der Vorläufer hat viele Jünger. Auch Christus wird sie haben.«

»Ich, der ich zu dir spreche, bin Christus Jesus.«

»Du! ... Oh! ... « Die Frau, die sich neben Jesus niedergelassen hatte, springt auf und will fliehen.

»Warum fliehst du, Frau?«

»Weil ich davor erschauere, bei dir zu verweilen. Du bist heilig ... «

»Ich bin der Retter. Ich bin hierhergekommen – aus freiem Willen – da ich wußte, daß deine Seele des Umherirrens müde ist. Deine „Speise“ ekelt dich an ... Ich bin gekommen, dir eine neue Speise zu geben, die Ekel und Überdruß von dir nehmen wird ... Da kommen meine Jünger, die Brot für mich geholt haben. Doch ich bin schon gesättigt, da ich dir die ersten Brosamen deiner Erlösung geben konnte.«

Die Jünger werfen der Frau mehr oder weniger diskrete, verstohlene Blicke zu, doch keiner sagt ein Wort. Sie geht davon, ohne weiter an das Wasser und den Krug zu denken.

»Hier sind wir, Meister«, sagt Petrus. »Sie haben uns gut behandelt. Da sind Käse, frisches Brot, Oliven und Äpfel. Nimm, was du willst. Die Frau hat gut daran getan, den Krug zurückzulassen. Da-

mit wird es schneller gehen als mit unseren kleinen Wasserbeuteln. Zuerst trinken wir, und dann füllen wir sie auf. So brauchen wir die Samariter um nichts anderes zu bitten, nicht einmal darum, zu ihren Brunnen gehen zu dürfen. Ißt du nicht? Ich wollte Fisch für dich kaufen, habe aber keinen gefunden. Vielleicht hättest du ihn vorgezogen. Du bist müde und bleich.«

»Ich habe eine Speise, die ihr nicht kennt. Sie wird mir als Nahrung dienen und mich sehr erquicken.«

Die Jünger schauen sich fragend an.

Jesus antwortet auf ihr stummes Fragen: »Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, und das Werk zu Ende zu führen, von dem er wünscht, daß ich es vollende. Wenn ein Sämann den Samen ausgestreut hat, kann er dann behaupten, er hätte schon alles getan, um sagen zu können, er hätte geerntet? Nein. Wieviel bleibt ihm noch zu tun, bis er sagen kann: „Nun ist meine Arbeit vollbracht!“ Bis zu jener Stunde kann er nicht ausruhen. Betrachtet diese kleinen Äcker unter der heiteren Sonne der sechsten Stunde. Noch vor einem Monat, vor weniger als einem Monat, war die Erde kahl und dunkel, weil sie vom Regen getränkt war. Nun seht! Halme über Halme des kaum hervorgesprossenen Getreides, die von zartem Grün sind und im grellen Licht noch heller erscheinen, bedecken den Boden wie ein weißlicher leichter Schleier. Dies ist die zukünftige Ernte, und ihr sagt, wenn ihr sie seht: „In vier Monaten ist Erntezeit. Die Sä männer werden die Schnitter rufen, denn wenn auch nur einer für die Aussaat genügt, so braucht es doch viele zum Ernten. Die einen wie die anderen sind zufrieden: der eine, der einen kleinen Sack Körner ausgesät hat und nun die Kornkammern vorbereiten muß, um sie aufzunehmen, und die anderen, die sich in wenigen Tagen den Lebensunterhalt für einige Monate verdienen.“ Auch im Acker des Geistes werden jene, die das ernten, was ich gesät habe, sich mit mir und wie ich freuen, denn ich werde ihnen den Lohn und den gebührenden Anteil an der Ernte geben. Ich werde ihnen geben, was sie für das Leben in meinem ewigen Reich nötig

haben. Ihr braucht nur zu ernten. Die härteste Arbeit habe ich getan. Dennoch sage ich euch: „Kommt, erntet von meinem Acker. Es freut mich, wenn ihr euch mit den Garben meines Kornes beladet. Wenn ihr all das Korn, das ich unermüdlich überall ausgesät habe, eingebracht habt, dann wird der Wille Gottes erfüllt sein, und ich werde mich zum Festmahl des himmlischen Jerusalem niedersetzen.“ Seht, da kommen Samariter mit Fotinai. Übt Nächstenliebe an ihnen. Es sind Seelen, die zu Gott kommen.«

183 Bei den Bewohnern von Sychar

Eine Gruppe von angesehenen Samaritern, die von Fotinai angeführt wird, kommt auf Jesus zu. »Gott sei mit dir, Rabbi. Die Frau hat uns gesagt, daß du ein Prophet bist und es nicht unter deiner Würde hältst, mit uns zu sprechen. Wir bitten dich, bleibe bei uns und versage uns dein Wort nicht, denn wenn es auch wahr ist, daß wir von Judäa getrennt sind, so ist damit nicht gesagt, daß nur Judäa heilig und die Sünde nur in Samaria sei. Auch bei uns gibt es Gerechte.«

»Diese Auffassung habe ich im Gespräch mit dieser Frau vertreten ... Ich dränge mich nicht auf, aber ich verweigere mich auch nicht dem, der mich sucht.«

»Du bist gerecht. Die Frau hat uns gesagt, daß du der Christus wärest. Ist das wahr? Antworte uns im Namen Gottes.«

»Ich bin es. Die messianische Zeit ist gekommen. Israel ist mit seinem König vereinigt, und nicht nur Israel allein.«

»Aber du bist für jene gekommen, die ... die nicht im Irrtum sind wie wir«, bemerkt ein stattlicher Greis.

»Mann, ich erkenne in dir das Oberhaupt all dieser Menschen hier und sehe auch ein ehrliches Suchen nach der Wahrheit. Höre nun, du, der du ein Gelehrter der Heiligen Schriften bist! Zu mir wurde dasselbe gesagt, was der Geist zu Ezechiel sprach, als er ihm die prophetische Sendung übertrug: „Menschensohn, ich sende dich zu den Kindern Israels, zu den widerspenstigen Völkern, die von mir

abgefallen sind ... Es sind Kinder mit hartem Antlitz und verstocktem Herzen ... Es kann sein, daß sie dir zuhören und dann deine Worte, die ja meine sind, mißachten, denn es ist ein rebellisches Volk; doch wenigstens werden sie wissen, daß unter ihnen ein Prophet ist. Habe also keine Furcht vor ihnen und lasse dich nicht durch ihre Reden erschrecken, denn sie sind ungläubig und widerspenstig ... Überbringe ihnen meine Worte, ob sie dich nun anhören wollen oder nicht. Tu, was ich dir sage, höre auf das, was ich dir sage, damit nicht auch du widerspenstig wirst wie sie. Iß daher jede Speise, die ich dir reiche.“ So bin ich gekommen. Ich bilde mir nichts ein und verlange nicht, wie ein Triumphator empfangen zu werden. Da aber der Wille Gottes mein Honig ist, so will ich diesen Willen erfüllen und euch, wenn ihr es wünscht, die Worte sagen, die der Geist in mich gelegt hat.«

»Wie kann der Ewige an uns gedacht haben?«

»Weil er die Liebe ist, meine Kinder!«

»So reden die Rabbis von Judäa nicht.«

»Aber so spricht der Messias des Herrn zu euch.«

»Es steht geschrieben, daß der Messias von einer Jungfrau aus Judäa geboren würde. Wer ist deine Mutter, und wie wurdest du geboren?«

»Ich wurde in Betlehem-Efrata von Maria aus dem Stamme Davids, die mich vom Heiligen Geist empfangen hat, geboren. Möget ihr es glauben!« Die schöne Stimme Jesu erschallt in freudigem Triumph, als er die Jungfräulichkeit seiner Mutter verkündet.

»Dein Antlitz strahlt großes Licht aus. Nein, du kannst nicht lügen. Die Kinder der Finsternis haben ein finsternes Gesicht und trübe Augen. Du strahlst, dein Auge ist klar wie ein Frühlingmorgen, und deine Worte sind Güte. Kehre ein in Sychar, ich bitte dich darum, und belehre die Söhne dieses Volkes. Dann wirst du wieder weitergehen ... , und wir werden uns des Sternes erinnern, der an unserem Himmel vorüberzog ... «

»Warum solltet ihr diesem nicht folgen?«

»Wie könnten wir das?« Sie sprechen, während sie sich auf die Stadt zu begeben. »Wir sind die Abgespalteten. So sagt man wenigstens. Aber wir sind nun einmal in diesem Glauben geboren und wissen nicht, ob es richtig ist, ihn aufzugeben. Außerdem ... gewiß, mit dir können wir reden, das fühle ich ... Immerhin, auch wir haben Augen, um zu sehen, und einen Verstand, um zu denken. Wenn wir auf Reisen oder beim Handel euer Gebiet durchziehen, ist nicht alles, was wir sehen, so heilig, daß es uns überzeugen könnte, daß Gott mit euch von Judäa oder mit euch von Galiläa ist.«

»Wahrlich, ich sage dir, nicht wegen der Beleidigungen und der Verwünschungen, sondern wegen des Beispiels und des Mangels an Nächstenliebe wird Israel die Schuld zugeschrieben werden, weil es nicht imstande war, euch zu überzeugen und euch zurückzuführen.«

»Welch eine Weisheit ist in dir! Hört ihr?«

Alle stimmen mit einem Gemurmel der Bewunderung Jesus zu. Inzwischen haben sie die Stadt erreicht, und viele andere Menschen kommen hinzu, während sie sich zu einem Haus begeben.

»Höre, Rabbi. Du, der du weise und gütig bist, befreie uns von einem Zweifel. Viel von unserer Zukunft kann davon abhängen. Du, der du der Messias bist, also der Wiederhersteller des Reiches Davids, müßtest dich gewiß freuen, dieses abgetrennte Glied wieder mit dem Staat zu vereinigen. Ist es nicht so?«

»Ich bemühe mich nicht so sehr, die beiden getrennten Glieder, die vergänglich sind, wiederzuvereinigen, sondern vielmehr darum, alle Seelen wieder zu Gott zurückzuführen. Wenn ich in einem Herzen die Wahrheit wiederherstellen kann, ist es mir eine große Freude. Nun sage mir, welches sind deine Zweifel?«

»Unsere Väter haben gesündigt. Seitdem sind die Seelen von Samaria Gott nicht mehr wohlgefällig. Welchen Vorteil würde es uns also bringen, wenn wir dem Guten folgen würden? Wir sind ja in den Augen Gottes für immer unrein.«

»Euer Los ist das aller Schismatiker, die ewige, schmerzliche Er-

innerung, die ständige Unzufriedenheit. Doch ich will dir wieder mit Ezechiel antworten. „Alle Seelen gehören mir“, sagt der Herr. „Sowohl jene des Vaters als auch jene des Sohnes. Doch nur die Seele, die gesündigt hat, wird sterben.“ Wenn ein Mensch gerecht ist, wenn er nicht Götzen anbetet, nicht stiehlt und nicht Unzucht und Wucher treibt, wenn er an Leib und Seele seines Nächsten Barmherzigkeit übt, dann ist er in meinen Augen gerecht und wird das wahre Leben haben, und weiter: wenn ein Gerechter einen widerpenstigen Sohn hat, wird dann auch dieser Sohn das wahre Leben haben, weil sein Vater gerecht war? Nein, er wird es nicht haben. Wenn der Sohn eines Sünders gerecht ist, wird er dann sterben wie sein Vater, weil er dessen Sohn ist? Nein, er wird leben in Ewigkeit, weil er gerecht gewesen ist. Es wäre ungerecht, wenn einer die Schuld des anderen tragen müßte. Die Seele, die gesündigt hat, wird sterben. Jene, die nicht gesündigt hat, wird nicht sterben. Wenn aber der, der gesündigt hat, seine Sünden bereut und künftig in Gerechtigkeit lebt, dann wird auch er das wahre Leben haben. Unser Gott, der Herr, der einzige und alleinige Herr, sagt: „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und das wahre Leben habe.“ Deshalb hat er mich gesandt, o ihr irrenden Söhne! Damit ihr das wahre Leben habt. Ich bin das Leben. Wer an mich glaubt und an den, der mich gesandt hat, wird das ewige Leben erlangen, selbst wenn er bis zur Stunde ein Sünder war.«

»Hier ist mein Haus, Meister. Verabscheust du es nicht, einzutreten?«

»Ich verabscheue nur die Sünde.«

»Dann komm und raste bei mir. Wir werden zusammen das Brot brechen, und dann, wenn es dir nicht lästig fällt, wirst du uns das Wort Gottes gewähren. Das von dir gegebene Wort hat einen anderen Geschmack . . . und unsere Besorgnis liegt hierin: wir fühlen uns nicht sicher, im Recht zu sein . . . «

»Alles würde sich in euch beruhigen, wenn ihr es wagen würdet, offen zur Wahrheit zu kommen. Gott möge zu euren Herzen spre-

chen, ihr Bewohner dieser Stadt. Es ist schon bald Abend. Doch morgen zur dritten Stunde werde ich lange zu euch sprechen, wenn ihr wollt. Gehet hin, und die Barmherzigkeit sei mit euch!«

184 Verkündigung der Heilsbotschaft in Sychar

Jesus spricht inmitten eines Platzes zu einer großen Menschenmenge. Er ist auf eine kleine steinerne Bank beim Brunnen gestiegen. Die Leute umringen ihn, und auch die Zwölf haben sich um ihn geschart ... und mit Gesichtern, ... die Bestürzung, Ärger oder offensichtliche Abscheu über Kontakte mit gewissen Leuten ausdrücken.

Besonders Bartholomäus und Judas Iskariot zeigen offen ihren Unmut, und um sich in einer möglichst großen Entfernung von den Samaritern zu halten, hat letzterer sich rittlings auf den Ast eines Baumes gesetzt, als wolle er die Szene beherrschen, während Bartholomäus sich in einer Ecke des Platzes an ein Haustor lehnt. Das Vorurteil beherrscht alle. Jesus hingegen ist nicht anders als sonst. Vielmehr würde ich sagen, daß er darauf bedacht ist, die Leute durch seine Würde nicht einzuschüchtern und gleichzeitig versucht, seine Würde erstrahlen zu lassen, um jeden Zweifel zu beseitigen. Er liebkost zwei oder drei kleine Kinder, die er nach ihrem Namen fragt, kümmert sich um einen blinden Greis, dem er selbst Almosen gibt, und antwortet auf zwei oder drei Fragen, die sich auf private Angelegenheiten beziehen.

Die eine Frage ist von einem Vater gestellt worden, dessen Tochter wegen einer Liebschaft von zu Hause fortgelaufen ist und die nun um Verzeihung bittet.

»Gewähre ihr unverzüglich deine Verzeihung.«

»Aber ich habe sehr darunter gelitten, Meister, und leide immer noch! In weniger als einem Jahr bin ich um zehn Jahre gealtert.«

»Die Verzeihung wird dir Erleichterung bringen.«

»Das ist nicht möglich. Die Wunde bleibt.«

»Das ist wahr. In der Wunde sind zwei Dornen, die dir Schmerz

bereiten. Der eine ist die unleugbare Beleidigung, die dir deine Tochter zugefügt hat, der andere deine Bemühung, ihr deine Liebe zu entziehen. Entferne wenigstens letzteren Dorn. Die Verzeihung, die erhabenste Form der Liebe, wird ihn entfernen. Bedenke doch, armer Vater, daß dieses Kind durch dich erzeugt wurde und allezeit Anrecht auf deine Liebe hat. Wenn du sie von einer körperlichen Krankheit heimgesucht sähest und wüßtest, daß nur du sie vor dem Tode bewahren könntest, würdest du sie sterben lassen? Bestimmt nicht. Bedenke also, daß gerade du sie mit deiner Verzeihung heilen und sie zu einem gesunden Empfinden zurückführen kannst. Denn siehe, in ihr herrscht das, was es an Niedrigstem im Menschen gibt.«

»Du rätst mir also, zu verzeihen?«

»Du mußt!«

»Aber wie werde ich es ertragen, sie im Hause unter meinen Augen zu haben, ohne sie zu verfluchen nach all dem, was sie begangen hat?«

»Dann hättest du ihr nicht verziehen. Das Verzeihen besteht nicht darin, daß du ihr die Haustüre öffnest, sondern daß du ihr dein Herz wieder öffnest. Sei gut zu ihr, Mann! Sollten wir vielleicht die Geduld, die wir für ein störrisches Jungtier aufbringen, nicht unserem eigenen Kind entgegenbringen?«

Eine Frau hingegen will wissen, ob sie den Schwager heiraten soll, um ihren Waisenkindern einen Vater zu geben.

»Bist du sicher, daß er ein wirklicher Vater wäre?«

»Ja, Meister. Ich habe drei Knaben, sie brauchen einen Mann, der sie führt.«

»Dann tue es und sei ihm eine treue Gattin, wie du es deinem ersten Mann warst.«

Ein Dritter fragt, ob er eine Einladung, nach Antiochien übersiedeln, annehmen soll.

»Mann, warum willst du dorthin gehen?«

»Hier fehlen mir die Mittel für mich und die vielen Kinder. Ich habe einen Heiden kennengelernt, der mich anstellen würde, weil er

meine Fähigkeiten bei der Arbeit gesehen hat, und der auch meinen Söhnen Arbeit gäbe. Doch ich möchte nicht ... Du wirst dich vielleicht über die Skrupel eines Samariters wundern, aber ich habe sie. Ich möchte nicht, daß wir den Glauben verlieren. Denn jener Mann ist ja ein Heide, weißt du.«

»Was hat das zu bedeuten? Nichts verunreinigt, wenn man sich nicht verunreinigen will. Geh nur nach Antiochien und bleibe dem wahren Gott treu. Er wird dich führen, und du wirst zudem zum Wohltäter deines Herrn werden, der durch deine Rechtschaffenheit Gott kennenlernen wird.«

Dann beginnt Jesus zu der Menge zu sprechen.

»Ich habe viele von euch angehört, und in allen habe ich einen geheimen Schmerz erkannt, ein Leid, dessen ihr euch vielleicht selber nicht bewußt seid. Seit Jahrhunderten staut sich dieses Leid in euren Herzen an, und weder die Erklärungen, die ihr euch gebt, noch die Anschuldigungen, die euch treffen, können euch davon befreien. Vielmehr verhärtet es sich und wird schwer und bedrückt euch wie Schnee, der sich in hartes Eis verwandelt.

Ich bin nicht einer von euch und auch nicht einer von denen, die euch anklagen. Ich bin Gerechtigkeit und Weisheit und verweise euch zur Lösung eures Falles noch einmal auf Ezechiel [Ez 23,1ff]. Ezechiel spricht prophetisch von Samaria und Jerusalem; er nennt sie Kinder ein und desselben Schoßes und gibt ihnen die Namen Ohola und Oholiba. (Im ursprünglichen Sinne bedeutet Ohola „Ihr eigenes Zelt“ und Oholiba „Mein Zelt in ihr“. Zelt, im religiösen alttestamentarischen Sinne, heißt soviel wie Tabernakel, Tempel.) Die erste, welche dem Götzendienst verfiel, war Ohola, die bereits nicht mehr mit dem Himmlischen Vater vereint und daher seiner geistigen Hilfe beraubt war. Die Vereinigung mit Gott bedeutet immer Rettung. Ohola tauschte den wahren Reichtum, die wahre Macht und die wahre Weisheit mit dem armseligen Reichtum, der Macht und Weisheit eines, der Gott gegenüber noch armseliger war als sie, und ließ sich von ihm derart verführen, daß sie von der Lebens-

art ihres Verführers versklavt wurde. Sie glaubte sich stark, wurde aber schwach. Sie glaubte sich mächtig, verlor aber an Ansehen, und durch ihr leichtsinniges Benehmen wurde sie zur Törin. Wenn einer sich unvorsichtigerweise von einer Seuche anstecken läßt, dann gelingt es ihm nur schwer, sich davon zu befreien.

Ihr werdet sagen: „Wir sollten geringer sein? Nein, wir waren mächtig.“ Mächtig ja, aber wie? Um welchen Preis? Ihr wißt es. Wie viele, auch Frauen, erwerben den Reichtum um den schrecklichen Preis ihrer Ehrbarkeit! Sie erwerben etwas Vergängliches und verlieren etwas Unvergängliches den guten Ruf.

Oholiba, die sah, daß die Torheit der Ohola Reichtum eingebracht hatte, wollte sie nachahmen und wurde noch törichter als Ohola; und zwar versündigte sie sich in doppelter Weise, denn der wahre Gott war mit ihr, und sie hätte nie die Kraft, die sie dank dieser Vereinigung besaß, mit Füßen treten dürfen. Harte und furchtbare Strafe ist die Folge gewesen, und eine noch größere wird die zweifach törichte und unkeusche Oholiba treffen. Gott wird sich von ihr abwenden. Er tut es schon, indem er sich jenen zuwendet, die nicht aus Judäa sind. Man kann Gott nicht Ungerechtigkeit vorwerfen, denn er drängt sich nicht auf. Er öffnet allen seine Arme und lädt alle ein, doch wenn einer sagt: „Geh weg!“ dann geht er. Er geht auf die Suche nach Liebe und lädt andere ein, bis er einen Menschen findet, der sagt: „Ich komme.“

Daher sage ich euch, daß euch dieser Gedanke in eurer Trübsal trösten wird, ja, er muß euch Trost geben: Ohola, gehe in dich, Gott ruft dich!

Die Weisheit des Menschen besteht darin, daß er imstande ist, sein Unrecht einzusehen, die Weisheit der Seele besteht in der Liebe zum wahren Gott und seiner Wahrheit. Schaut nicht nach Oholiba, Phönizien, Ägypten oder Griechenland. Schaut auf zu Gott. Dort ist die Heimat jeder gerechten Seele, dort, im Himmel! Es gibt nicht viele Gebote, sondern nur eines: das Gebot Gottes. Mit diesem Gesetzbuch erlangt man das ewige Leben. Sagt nicht: „Wir haben gesündigt“, sondern

sagt: „Wir wollen nicht mehr sündigen.“ Daß Gott euch noch liebt, beweist er euch, indem er sein „Wort“ sendet, um euch zu rufen: „Kommt!“ Kommt, sage ich euch. Werdet ihr beleidigt und geächtet? Von wem? Von Geschöpfen, wie ihr es seid. Doch Gott ist größer als diese, und er sagt euch: „Kommt.“ Es wird der Tag kommen, da ihr darüber jubeln werdet, nicht im Tempel gewesen zu sein . . . In eurem Geiste werdet ihr darüber jubeln. Aber noch mehr werden die Herzen darüber jubeln, denn über die Herzen der Rechtschaffenen, die es in Samaria gibt, wird schon das Verzeihen Gottes herabgekommen sein. Bereitet euch darauf vor. Kommt zum Retter der Welt, o Kinder Gottes, die ihr vom rechten Weg abgekommen seid.«

»Aber selbst wenn einige kommen, so werden uns die auf der anderen Seite nicht wollen.«

»Nochmals antworte ich euch mit dem Priester und Propheten: „Ich nehme den Stab Josefs, der in der Hand Efraims ist, und der Stämme Israels, seiner Verbündeten, und lege zu ihnen den Stab Judas und mache sie zu einem Stab, daß sie in meiner Hand eins seien . . .“ Ja, nicht zum Tempel, zu mir sollt ihr kommen. Ich weise euch nicht zurück. Ich bin es, der, der König genannt wird, Herrscher über alle. Der König der Könige bin ich. Ich werde euch alle reinigen, o Völker, die ihr gereinigt werden wollt. Ich werde euch wieder vereinigen, ihr Herden ohne Hirten oder mit götzendienerischen Hirten, denn ich bin der Gute Hirte. Ich werde euch ein einziges Zelt geben und es mitten unter meinen Gläubigen aufstellen. Dieses Zelt wird Quelle des Lebens und Brot des Lebens sein, es wird Licht, Rettung, Schutz und Weisheit sein. Es wird alles sein, denn es wird der „Lebendige“ sein, der den Toten als Speise gereicht wird, um sie zum Leben auferstehen zu lassen. Es wird Gott sein, der sich ausgießt mit seiner Heiligkeit, um zu heiligen. Das bin ich, und ich werde es sein. Die Zeit des Hasses, der Verständnislosigkeit und der Furcht ist überstanden. Kommt! Volk Israels! Getrenntes Volk! Betrübtes Volk! Fernes Volk! Geliebtes, unendlich geliebtes Volk, weil du krank und geschwächt bist, zu Tode verletzt

durch einen Pfeil, der dir die Adern deiner Seele durchschnitten und die lebendige Vereinigung mit deinem Gott entweichen ließ: Komm! Komm zurück zum Schoße, aus dem du geboren wurdest; komm an die Brust, die dir Leben spendet. Güte und Wärme erwarten dich hier noch immer. Immer! Komm! Komm zum Leben und zum Heil.«

185 Der Abschied von den Bewohnern Sychars

Jesus sagt zu den Samaritern Sychars: »Bevor ich euch verlasse, denn ich habe auch anderen Menschen die Frohe Botschaft zu verkünden, will ich euch lichtvolle Wege der Hoffnung eröffnen und euch auf sie führen mit den Worten: Geht beruhigt, denn das Ziel ist euch sicher. Heute führe ich nicht den großen Ezechiel an, sondern den Lieblingsjünger des Jeremia, den sehr großen Propheten.

Baruch spricht zu euch. Wahrlich, er tritt mit euren Herzen vor den erhabenen Gott im Himmel, und er tritt für eure Herzen ein, nicht nur für jene der Samariter, sondern für alle, o ihr Stämme des auserwählten Volkes, die ihr euch in vielfältiger Weise versündigt habt. Auch eure Herzen nimmt er, ihr heidnischen Völker, die ihr fühlt, daß es unter den vielen Göttern, denen ihr dient, einen unbekanntem Gott gibt, den eure Seele erahnt als den Einzigen und Wahren, und den nur eure Schwerfälligkeit euch zu suchen hindert, um ihn kennenzulernen, so wie euer Herz es ersehnt. Wenigstens ein moralisches Gesetz wurde euch, o Heiden, o Götzendiener, gegeben, weil ihr Menschen seid, und der Mensch hat in sich etwas innewohnend, das von Gott kommt und den Namen Seele hat, das zum Guten mahnt und zu einem gottgefälligen Leben anspornt. Ihr jedoch habt diese Seele gezwungen, Sklavin eines lasterhaften Fleisches zu sein, indem ihr das moralische Gesetz der Menschen, das in euch wohnte, übertreten habt. Auch menschlich gesehen wurdet ihr zu Sündern, denn ihr habt euch selbst und eure Glaubensauffassung auf eine Stufe der Bestialität herabgewürdigt, das euch unter den Rang der vernunftlosen Geschöpfe erniedrigt. Hört mich trotz-

dem alle an! Ihr werdet um so mehr begreifen, je mehr ihr nach eurer Kenntnis des übernatürlichen Moralgesetzes handelt, das euch vom wahren Gott gegeben worden ist.

Betet mit den Worten Baruchs, und dieses sein Gebet soll aus euren gedemütigten Herzen in einer würdevollen Demut kommen, die nicht Entwürdigung oder Feigheit ist, sondern klare Erkenntnis der eigenen elenden Verfassung und der heilige Wunsch, das Mittel für eine geistige Besserung zu finden. Baruch betet so: „Sieh, o Herr, von deinem Heiligtum auf uns, neige dein Ohr zu uns und höre uns an! Öffne deine Augen und bedenke, daß nicht die Toten in der Unterwelt, deren Geist vom Leib getrennt ist, des Herrn Ehre und Gerechtigkeit preisen, sondern die von der Wucht des Unglücks bedrückte Seele, die, gebeugt und schwach, mit niedergeschlagenen Augen einhergeht. Die nach dir hungernde Seele, o Gott, preist deine Ehre und Gerechtigkeit.“ Baruch weint demütig, und jeder Gerechte muß mit ihm weinen, wenn er die Schicksalsschläge sieht und beim rechten Namen nennt, die aus einem starken Volk ein trauriges, geteiltes und unterdrücktes Volk gemacht haben: „Wir haben nicht auf deine Stimme gehört, und du hast deine Worte erfüllt, die du durch deine Diener, die Propheten, verkündet hast . . . Nun sind die Gebeine unserer Könige und unserer Väter aus den Gräbern geworfen und der Glut der Sonne und der Kälte der Nacht ausgesetzt, und die Bewohner sind unter schrecklichen Qualen durch den Hunger, das Schwert und die Pest umgekommen. Sogar den Tempel, in dem dein Name angerufen wurde, hast du wegen der Bosheit Israels und Judäas zu dem werden lassen, was er heute ist.“

O Kinder des Vaters, sagt nicht: „Sowohl unser als auch euer Tempel ist immer wieder aufs neue aufgebaut worden, und sie sind schön.“ Nein, ein Baum, der vom Gipfel bis zum Wurzelstock von einem Blitz gespalten wurde, kann nicht überleben. Er kann wohl ärmlich dahinvegetieren, und in einem Aufbäumen der Triebe, die aus den Wurzeln sprießen, weiterleben, doch er verbleibt ein unfruchtbares Gestrüpp, niemals mehr wird es der üppige Baum sein,

reich an gesunden, köstlichen Früchten. Die Zersetzung, die mit der Trennung begann, wird immer ausgeprägter, obwohl die materielle Struktur unversehrt, ja sogar schön und neu erscheint. Die Gewissen derer, die in ihr wohnen, werden zerfallen. Dann wird die Stunde kommen, da jede übernatürliche Flamme ausgelöscht ist und dem Tempel, dem Altar aus kostbarem Metall, das unablässig durch die Wärme des Glaubens und der Liebe seiner Diener erwärmt werden muß, das fehlt, was sein Leben ausmacht. Kalt, leblos, verunreinigt und voll von Toten wird er in Verwesung übergehen. Fremde Raben werden sich auf ihn stürzen und die Lawine göttlicher Strafe wird aus ihm eine Ruine machen.

Söhne Israels, betet weinend mit mir, eurem Retter. Meine Stimme soll eure Stimme unterstützen, und sie, die es vermag, möge bis zum Throne Gottes vordringen. Wer mit Christus, dem Sohn des Vaters, betet, wird von Gott, dem Vater des Sohnes, erhört. Laßt uns das alte, gerechte Gebet Baruchs beten: „Herr, Allmächtiger, Gott Israels, jede bedrängte Seele und jeder kummervolle Geist ruft zu dir. Erhöre uns, o Herr und erbarme dich, denn du bist ein Gott der Barmherzigkeit. Erbarme dich unser, denn wir haben gegen dich gesündigt. Du thronst in alle Ewigkeit, und wir sollten auf ewig vernichtet sein? Herr, Allmächtiger, Gott Israels, erhöre das Gebet der Toten Israels und ihrer Kinder, die sich gegen dich versündigt haben. Sie haben nicht auf die Stimme des Herrn, ihres Gottes gehört, und so ist das Unheil über uns gekommen. Gedenke nicht der Bosheit unserer Väter, sondern vielmehr deiner Macht und deines Namens, denn diesen Namen rufen wir an und sagen uns los vom Unrecht unserer Väter. Erbarme dich unser!«

So sollt ihr beten und euch wahrhaftig bekehren. Ihr sollt zurückkehren zur wahren Weisheit, die Gottes ist und im Buch der Gebote Gottes und im Gesetz, das ewig währt, zu finden ist. Ich, der Messias Gottes, bin von neuem gekommen, um dieses Gesetz in seiner einfachen, unwandelbaren Form den armen Menschen dieser Erde zu bringen, indem ich ihnen die Frohe Botschaft der Zeit der Erlösung,

der Vergebung, der Liebe und des Friedens verkünde. Wer diesen Worten glaubt, wird das ewige Leben erlangen.

Ich verlasse euch nun, ihr Einwohner von Sychar, die ihr gut zum Messias Gottes gewesen seid. Ich lasse euch in meinem Frieden.«

»Bleibe noch!«

»Komm wieder!«

»Niemand wird jemals wieder so zu uns sprechen, wie du gesprochen hast.«

»Sei gepriesen, guter Meister!«

»Segne mein Kind.«

»Bete für mich, du Heiliger.«

»Laß mich eine deiner Fransen als Segenszeichen aufbewahren.«

»Vergiß Abel nicht.«

»Auch mich nicht, Timotheus.«

»Und mich, Jorai.«

»An euch alle, an euch alle werde ich mich erinnern! Der Friede komme über euch!«

Sie begleiten ihn bis einige hundert Meter vor die Stadt, erst dann kehren sie langsam zurück . . .

186 Unterweisung der Apostel • Wunder an der Frau von Sychar

Jesus geht allein voran, dicht an einer Hecke von Kakteen entlang, die alle anderen entlaubten Pflanzen verspottend, in der Sonne glänzen mit ihren dicken, stachelbewehrten Schaufeln, an denen noch vereinzelt Früchte hängen, die die Witterung ziegelrot werden ließ. Da und dort sind schon einige frühzeitige, rot und gelb bemalte Blüten sichtbar.

Hinter ihm flüstern die Apostel miteinander, und es scheint mir nicht gerade, daß sie ihren Meister loben. Jesu wendet sich plötzlich um und sagt: »Wer auf den Wind achtet, kommt nicht zum Säen, und wer nach den Wolken schaut, kommt nicht zum Ernten. Das ist ein altes Sprichwort. Doch ich halte mich daran. Ihr seht, daß ich dort, wo

ihr widerwärtige Winde befürchtet habt und euch nicht aufhalten wolltet, Brachland und Gelegenheit zum Säen gefunden habe. Trotz „eurer“ Wolken bin ich der Ernte schon sicher und möchte euch auch sagen, daß ihr gut daran tätet, diese Wolken zu verbergen, wo die Barmherzigkeit ihre Sonne zeigen möchte.«

»Doch bis jetzt hat dich doch niemand um ein Wunder gebeten. Sie haben einen sehr seltsamen Glauben an dich.«

»Glaubst du denn, Thomas, daß nur die Bitte um ein Wunder beweist, daß der Glaube vorhanden ist? Du irrst dich. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Wer ein Wunder verlangt, um glauben zu können, bekundet damit, daß er ohne Wunder, also ohne einen greifbaren Beweis, nicht glauben würde. Wer aber auf das Wort eines anderen hin sagt: „Ich glaube“, der bekundet den größten Glauben.«

»Das heißt also, daß die Samariter besser sind als wir!«

»Das sage ich nicht. Doch in Hinblick auf ihre beeinträchtigte seelische Verfassung ist ihre Fähigkeit, Gott zu verstehen, viel größer als die vieler Gläubiger in Palästina. Diese Erfahrung werdet ihr noch oft in eurem Leben machen, und ich bitte euch, erinnert euch auch an diese Begebenheit, damit ihr imstande seid, den Seelen, die zum Glauben an Christus kommen, ohne Vorurteile zu begegnen.«

»Jedoch verzeihe, Jesus, wenn ich es dir sage: mir scheint, daß es bei all dem Haß, den man gegen dich hat, gefährlich für dich ist, neue Anschuldigungen zu provozieren. Wenn die Männer des Hohen Rates wüßten, daß du ... «

»Sag es nur: „Liebe geschenkt hast.“ Ja, Liebe habe ich gegeben und gebe ich, Jakobus. Und du, der du mein Vetter bist, kannst verstehen, daß ich nur Liebe empfinden kann. Ich habe dir gezeigt, daß ich auch für jene nur Liebe empfinde, die meine Verwandten und Mitbürger und mir feindlich gesinnt sind. Sollte ich also für jene, die mich verehrt haben ohne mich zu kennen, keine Liebe haben? Die Mitglieder des Hohen Rates mögen soviel Böses tun, wie sie wollen, doch selbst wenn ich an ihre künftigen Bosheiten denke, wird all dies kein Grund sein, meiner allgegenwärtigen, überall wirkenden

Liebe Schranken zu setzen. Übrigens, auch wenn ich es tun wollte, würde es den Hohen Rat nicht daran hindern, in seinem Haß neue Beschuldigungen zu finden.«

»Aber du, Meister, verlierst deine Zeit in einem götzendienerischen Land, während man vielerorts in Israel auf dich wartet. Du sagst, jede Stunde soll dem Herrn geweiht sein. Sind denn dies nicht verlorene Stunden?«

»Der Tag, den man dazu verwendet, verlorene Schafe zu sammeln, ist nicht vergeudet. Er ist nicht verloren, Philippus. Es steht geschrieben: „Wer das Gesetz achtet, entrichtet viele Opfer, ... wer aber Wohltaten spendet, bringt ein Dankesopfer dar.“ Es steht geschrieben: „Gib Gott, dem Allmächtigsten in gleicher Weise, wie er dir gegeben, mit frohem Herzen, wie du es vermagst.“ Ich handle so, Freund. Die Zeit, in der man Opfer bringt, ist nie vergeudete Zeit. Ich übe Barmherzigkeit und benütze die mir gegebenen Fähigkeiten, indem ich meine Arbeit Gott weihe. Seid also getrost. Und übrigens ... diejenigen unter euch, die eine Bitte um ein Wunder hören wollten, um sich zu überzeugen, daß man in Sychar an mich glaubt, werden nun zufriedengestellt. Jener Mann dort folgt uns gewiß aus irgendeinem Grund. Warten wir auf ihn.«

Tatsächlich nähert sich ihnen ein Mann. Er scheint unter einer schweren Bürde gebeugt, die er, im Gleichgewicht, auf beiden Schultern trägt. Als er sieht, daß die Gruppe stehenbleibt, hält er ebenfalls inne.

»Er will uns Böses antun. Er bleibt stehen, weil er sieht, daß wir ihn bemerkt haben. Oh, es sind eben Samariter!«

»Bist du sicher, Petrus?«

»Oh, ganz bestimmt!«

»Dann bleibt hier, ich will ihm entgegengehen.«

»Das nicht, Herr. Wenn du gehst, komme auch ich.«

»Dann komm also.«

Jesus geht dem Mann entgegen. Petrus tritt, neugierig und ablehnend zugleich, an seiner Seite. Als sie nur mehr wenige Meter

voneinander entfernt sind, fragt Jesus: »Was willst du, Mann? Was suchst du?«

»Dich.«

»Warum bist du nicht in der Stadt zu mir gekommen?«

»Ich wagte es nicht ... Es wäre zuviel Schmerz und Scham für mich gewesen, wenn du mich in Anwesenheit aller Leute zurückgewiesen hättest.«

»Du hättest mich rufen können, als ich mit den Meinen wieder allein war.«

»Ich hoffte, dich einmal ganz allein anzutreffen, wie Fotinai. Ich habe einen schwerwiegenden Grund, mit dir allein zu sein ... «

»Was willst du? Was trägst du mit soviel Mühe auf den Schultern?«

»Meine Frau. Sie ist von einem Geist besessen, der aus ihr einen leblosen Leib und umnachteten Geist gemacht hat. Ich muß ihr das Essen eingeben, sie ankleiden und tragen wie ein Kind. Es ist ganz plötzlich geschehen, ohne Krankheit ... Sie nennen sie die „Besessene“. Ich leide sehr darunter. Es ist eine große Plage, und ich habe auch viele Kosten. Schau.«

Der Mann stellt das Bündel mit dem reglosen Körper, der in einen Mantel gehüllt ist und wie ein Sack aussieht, auf den Boden. Er entschleiern das Antlitz einer noch jungen Frau, die, wenn sie nicht atmen würde, tot schiene. Die Augen sind geschlossen, der Mund ist halbgeöffnet ... das Gesicht einer Toten.

Jesus beugt sich über die Unglückliche, die am Boden liegt, und betrachtet sie. Dann sieht er den Mann an. »Glaubst du, daß ich es kann? Warum glaubst du es?«

»Weil du der Christus bist.«

»Aber du hast nichts gesehen, was dir das beweisen könnte.«

»Ich habe dein Wort gehört. Das genügt.«

»Petrus, hörst du? Was meinst du, was ich nun angesichts eines solch starken Glaubens tun soll?«

»Aber ... Meister ... Du ... Ich ... Tue du, was richtig ist.« Petrus ist sehr verlegen.

»Gewiß werde ich es tun. Mann, schau!« Jesus nimmt die Hand der Frau und befiehlt: »Weiche von dieser Frau! Ich will es!«

Die Frau, die unbeweglich dalag, wird von einem heftigen Krampf befallen, der zuerst stumm verläuft, dann von Wimmern und Klagen begleitet wird, die in einem lauten Aufschrei enden, bei dem sie die bis jetzt geschlossenen Augen aufreißt, wie jemand, der aus einem Alptraum erwacht. Schließlich beruhigt sie sich, schaut ein wenig erstaunt um sich und blickt Jesus an, den Unbekannten, der ihr zulächelt ... Sie schaut auf den Staub des Weges, auf dem sie liegt, auf ein Grasbüschel, das am Wegrand wächst und auf dem die rotweißen Köpfchen der Gänseblümchen wie Perlen leuchten und nahe daran sind, sich in einem Kranz zu öffnen. Sie sieht die Kakteenhecke, den blauen Himmel und erblickt dann ihren Mann ... ihren Mann, der sie ängstlich betrachtet und jede ihrer Bewegungen beobachtet. Sie lächelt, springt dann mit der endgültig wiedererlangten Freiheit auf die Beine und flüchtet sich an die Brust ihres Gatten, der sie weinend liebkost und umarmt.

»Was ist los? Weshalb bin ich hier? Warum? Wer ist dieser Mann?«

»Es ist Jesus, der Messias. Du warst krank. Er hat dich geheilt. Sage ihm, daß du ihn liebst.«

»Oh! Ja! Danke! ... Aber was hatte ich denn? Meine Kinder ... Simon ... Ich erinnere mich nicht an den gestrigen Tag, doch ich erinnere mich, daß ich Kinder habe ... «

Jesus sagt: »Es ist nicht nötig, daß du dich des gestrigen Tages erinnerst. Vergiß nie den heutigen Tag und sei ein guter Mensch. Lebt wohl! Seid gute Menschen, und Gott wird mit euch sein.« Jesus entfernt sich raschen Schrittes unter den Lobpreisungen der beiden.

Als Jesus die anderen wieder erreicht, die bei der Hecke auf ihn warten, sagt er nichts zu ihnen. Dann aber wendet er sich an Petrus: »Nun? Du, der du so sicher warst, daß jener Mann mir etwas Böses antun wollte, was sagst du nun? Simon, Simon! Wieviel fehlt dir noch, um vollkommen zu sein! Wieviel fehlt euch noch! Ihr habt, abgesehen vom offenkundigen Götzenkult, dieselben Fehler wie sie

hier und seid zudem noch überheblich im Urteilen. Laßt uns unsere Mahlzeit einnehmen. Wir können den Ort, wo ich noch vor Anbruch der Nacht eintreffen wollte, nicht mehr erreichen. Wir werden in irgendeiner Scheune schlafen, wenn wir nichts Besseres finden.«

Mit dem bitteren Nachgeschmack des Tadels in den Herzen setzen sich die Zwölf wortlos nieder und nehmen ihre Mahlzeit ein.

Die Sonne eines friedlichen Tages bescheint die Landschaft, die in sanften Wellen zu einer Ebene abfällt.

Als die Mahlzeit beendet ist, verweilen sie noch etwas, bis Jesus aufsteht und sagt: »Andreas und du, Simon, kommt! Ich möchte sehen, ob die Bewohner des Hauses dort uns freundlich oder feindlich gesinnt sind«, und er macht sich auf den Weg, während die anderen stillschweigend zurückbleiben, bis Jakobus des Alphäus zu Judas Iskariot sagt: »Ist denn die Frau, die des Weges kommt, nicht von Sychar?«

»Ja, sie ist es. Ich erkenne sie am Gewand. Was will sie wohl?«

»Ihres Weges gehen«, antwortet Petrus verärgert.

»Nein. Sie blickt zu sehr auf uns, und schirmt sich die Augen mit der Hand ab.«

Die Jünger beobachten sie, bis sie angekommen ist und ganz bescheiden fragt: »Wo ist euer Meister?«

»Nicht hier. Warum fragst du nach ihm?«

»Ich sollte ihn sprechen . . . «

»Er verliert seine Zeit nicht mit Frauen«, entgegnet Petrus trocken.

»Ich weiß es, mit den Frauen nicht, aber ich bin eine Frauenseele, die ihn nötig hat.«

»Laß sie machen«, rät Judas des Alphäus, und antwortet Fotinai: »Warte, er kommt gleich zurück.«

Die Frau stellt sich in die Ecke einer Wegbiegung und schweigt, während die Jünger sich nicht mehr um sie kümmern. Doch Jesus kehrt bald zurück, und Petrus sagt: »Da ist der Meister. Sage ihm, was du ihm zu sagen hast und beeile dich.«

Die Frau antwortet ihm nicht, sondern läßt sich vor Jesu Füßen

auf die Knie nieder und verneigt sich schweigend bis zur Erde.

»Fotinai, was willst du von mir?«

»Deine Hilfe, Herr. Ich bin so schwach, und ich will nicht mehr sündigen. Ich habe dies dem Mann bereits gesagt. Doch jetzt, da ich keine Sünderin mehr bin, komme ich nicht mehr weiter. Das Gute ist mir fremd. Was soll ich tun? Sage du es mir. Ich bin nur Schlamm. Aber dein Fuß betritt auch den Staub des Weges, um zu den Seelen zu gelangen. Zertritt auch meinen Schlamm, aber komm und gib mir deinen Rat.« Sie weint.

»Mir könntest du als alleinstehende Frau nicht folgen. Doch wenn du wirklich nicht mehr sündigen willst und die Weisheit, Sünden zu vermeiden, lernen möchtest, dann kehre mit reuiger Gesinnung in dein Haus zurück und warte. Es wird der Tag kommen, da du mit vielen anderen, ebenfalls geretteten Schwestern, bei deinem Erlöser sein kannst, um die Wissenschaft des Guten zu erlernen. Geh und habe keine Furcht. Bleibe deinem jetzigen Vorsatz, nicht mehr zu sündigen, treu. Leb wohl.«

Die Frau küßt den Staub, steht auf, geht einige Schritte rückwärts und entfernt sich dann in Richtung Sychar ...

187 Jesus besucht den Täufer bei Änon

Es ist eine mondhelle Nacht, so klar, daß die Landschaft in allen Einzelheiten erkennbar ist und die Felder mit dem jungen Getreide einem Teppich aus grünsilbernem Filz gleichen, der von den dunklen Bändern der Pfade durchzogen ist und von den Bäumen bewacht wird, die auf der vom Mond beschienenen Seite ganz weiß, auf der Rückseite jedoch tief schwarz erscheinen.

Jesus ist allein und geht entschlossen und sehr schnell seines Weges, bis er zu einem Wasserlauf kommt, der gurgelnd in nordöstlicher Richtung zur Ebene hinabfließt. Er folgt ihm bis zu einer einsamen Stelle an einem wilden, steilen Ufer. Schließlich macht er noch einen Bogen, steigt einen Pfad empor und gelangt zu einem natürlichen Unterstand am Hang des Hügels.

Er tritt ein und beugt sich über ein liegendes Wesen, das kaum kenntlich ist, da der Mondschein, der den Pfad erleuchtet, nicht in die Höhle eindringt. Jesus ruft: »Johannes!«

Der Mann erwacht und setzt sich, noch vom Schlaf benommen, auf. Doch als ihm bewußt wird, wer ihn gerufen hat, springt er auf, um sich gleich vor Jesus niederzuwerfen und zu sagen: »Wie geschieht mir, daß mein Herr zu mir gekommen ist?«

»Ich bin gekommen, um dein und mein Herz glücklich zu machen. Du sehntest dich nach mir, Johannes. Da bin ich. Steh auf! Laßt uns in den Mondschein hinaustreten und uns zum Gespräch auf den Felsblock bei der Grotte setzen.«

Johannes gehorcht, er steht auf und tritt hinaus. Doch als Jesus sich gesetzt hat, kniet er in seinem Schafsfell, das seinen sehr mageren Körper nur dürftig bedeckt, vor Christus nieder und streicht sein langes, wirres Haar, das ihm vor die Augen gefallen war, zurück, um den Sohn Gottes besser betrachten zu können.

Der Gegensatz ist kraß. Jesus ist blaß und blond, hat weiches, geordnetes Haar und einen kurzen Bart an der unteren Gesichtshälfte. Johannes hingegen hat ein wahres Gewirr von pechschwarzem Haar, aus dem nur zwei tiefliegende, wie von Fieber glänzende Augen hervorstechen.

»Ich bin gekommen, um dir „danke“ zu sagen. Du hast mit der Vollkommenheit der Gnade, die in dir ist, deine Mission als mein Vorläufer erfüllt und wirst sie weiterhin erfüllen. Wenn die Stunde gekommen ist, wirst du an meiner Seite in den Himmel eingehen, denn du hast alles von Gott verdient. Doch in der Erwartung dieses Ereignisses wirst du schon den Frieden des Herrn genießen, mein geliebter Freund.«

»Bald schon werde ich in den Frieden eingehen. Mein Meister und mein Gott, segne deinen Knecht, um ihn für die letzte Prüfung zu stärken. Es ist mir nicht unbekannt, daß diese nunmehr sehr nahe ist, und daß ich noch ein Zeugnis abzulegen habe: jenes des Blutes. Dir, mehr noch als mir, ist es bekannt, daß meine Stunde naht.

Dein Kommen ist Ausdruck der barmherzigen Güte deines Gottes-Herzens, das den letzten Märtyrer Israels und den ersten Märtyrer der neuen Zeit stärken wollte. Aber sage mir nur eins: werde ich lange auf dein Kommen warten müssen?«

»Nein, Johannes. Nicht viel länger als die Zeit, die zwischen deiner und meiner Geburt verstrichen ist.«

»Der Allerhöchste sei dafür gepriesen. Jesus ... Darf ich so zu dir sagen?«

»Du darfst es, aufgrund unserer Verwandtschaft und wegen deiner Heiligkeit. Dieser Name, den auch die Sünder aussprechen, darf vom Heiligen Israels ausgesprochen werden. Jenen dient er zur Rettung, für dich soll er zärtliche Liebe sein. Was willst du von Jesus, deinem Meister und Vetter?«

»Bald werde ich sterben. Doch, wie ein Vater sich um seine Kinder sorgt, so Sorge ich mich um meine Jünger. Meine Jünger ... Du bist Meister und weißt, welche Liebe wir für sie empfinden. Die einzige Sorge ist, daß sie, wenn ich sterbe, sich wie Schafe ohne einen Hirten verirren könnten. Nimm du sie auf. Ich gebe dir die drei, die dir angehören und mir in deiner Erwartung vollkommene Jünger gewesen sind, zurück. In ihnen, insbesondere in Matthias, ist die Weisheit wirklich gegenwärtig. Andere habe ich noch, auch sie werden zu dir kommen. Doch gewähre mir, daß ich dir diese persönlich anvertraue. Es sind die drei teuersten Jünger.«

»Auch mir sind sie teuer. Sei beruhigt, Johannes, sie werden nicht verlorengehen, weder diese noch die anderen, die du als wahre Jünger hast! Ich nehme dein Erbe an und werde darüber wachen wie über den kostbarsten Schatz, den ich von meinem vollkommenen Freund und Diener des Herrn empfangen habe.«

Johannes wirft sich auf die Erde und – was bei einer so strengen Persönlichkeit beinahe unmöglich scheint – er weint laut schluchzend in seliger Freude.

Jesus legt ihm die Hand aufs Haupt: »Deine Tränen der Freude und Demut haben in mir den Widerhall eines Gesanges aus fernen

Tagen geweckt, bei dessen Klang dein kleines Herz vor Freude hüpfte. Jener Gesang und diese Tränen sind ein und derselbe Lobgesang an den Ewigen Gott, der große Dinge vollbracht hat und machtvoll wirkt in den Demütigen. Auch meine Mutter stimmt aufs neue den Lobgesang an, den sie damals schon gesungen hatte. Doch danach wird auch für sie die unendliche Herrlichkeit kommen, so wie für dich nach dem Martyrium. Ich bringe dir auch ihren Gruß. All ihre Abschieds- und Trostworte. Du verdienst sie. Hier ist nur die Hand des Menschensohnes auf deinem Haupt; doch durch den offenen Himmel steigen die Liebe und das Licht auf dich hernieder, um dich zu segnen, Johannes.«

»Ich bin dessen nicht würdig. Ich bin dein Diener.«

»Du bist mein Johannes. Einst am Jordan war ich der Messias, der sich offenbarte. Hier nun bin ich dein Vetter und dein Gott, der dir die Wegzehrung seiner Liebe als Gott und Verwandter mitgeben will. Erhebe dich, Johannes! Wir wollen uns den Abschiedskuß geben.«

»Ich bin nicht würdig ... Ich habe es wohl mein ganzes Leben lang gewünscht, doch ich wage es nicht, dich zu küssen. Du bist mein Gott!«

»Ich bin dein Jesus. Leb wohl. Meine Seele wird der deinen nahe sein, bis du in den Frieden eingehst. Lebe und sterbe in der Gewißheit des Friedens um deine Jünger. Mehr kann ich dir jetzt nicht geben, doch im Himmel werde ich dich hundertfach belohnen, denn du hast vor den Augen Gottes jegliche Gnade gefunden.«

Jesus hat ihm aufgeholfen, ihn umarmt und auf die Wangen geküßt und ist von Johannes geküßt worden. Dann kniet Johannes nochmals nieder, und Jesus legt ihm die Hände aufs Haupt und betet mit zum Himmel erhobenen Augen. Er scheint ihn zu weihen. Es ist ergreifend. Stille herrscht während einiger Zeit. Dann verabschiedet sich Jesus mit seinem liebevollen Gruß: »Mein Friede sei allezeit mit dir«, und er entfernt sich auf demselben Weg, auf dem er gekommen war.

188 Jesus unterweist die Apostel

»Herr, warum ruhest du dich nicht aus in der Nacht? Heute nacht bin ich aufgestanden und habe dich nicht gefunden. Dein Lager war leer.«

»Warum hast du mich gesucht, Simon?«

»Um dir meinen Mantel zu geben. Ich fürchtete, du könntest in dieser hellen, doch sehr frischen Nacht frieren.«

»War dir nicht kalt?«

»Ich habe mich in vielen Jahren des Elends daran gewöhnt, kaum bedeckt, schlecht ernährt und schlecht untergebracht zu sein ... Das Tal der Toten ... Welch ein Schrecken! Diesmal ist es nicht so, doch das nächste Mal, wenn wir nach Jerusalem gehen, Herr, dann komm zu dieser Stätte des Todes. Es sind so viele Unglückliche dort ... und die körperliche Not ist noch nicht das Schlimmste ... Das, was die Menschen dort verzehrt, ist die Verzweiflung. Findest du nicht, mein Herr, daß die Aussätzigen zu hart behandelt werden?«

Es ist Judas Iskariot, der Jesus mit der Antwort zuvorkommt und zum Zeloten, der für seine früheren Leidensgenossen eintritt, sagt: »Möchtest du sie vielleicht frei unter dem Volk herumlaufen lassen? Es ist ihr Pech, wenn sie aussätzig sind.«

»Es fehlte nur noch das, um aus den Juden Märtyrer zu machen! Auch noch der Aussatz auf den Straßen, zusammen mit den Soldaten und all den anderen Dingen«, ruft Petrus aus.

»Es scheint mir eine gerechte Maßnahme der Vorsicht, sie absondert zu halten«, bemerkt Jakobus des Alphäus.

»Ja, doch dies sollte mit Mitgefühl geschehen. Du kannst dir nicht vorstellen, was es heißt, aussätzig zu sein. Du kannst darüber nicht sprechen. Wenn es gut ist, sich um die Gesundheit des Leibes zu sorgen, wieso sollten wir uns nicht ebenso um die Seelen der Aussätzigen kümmern? Wer spricht zu ihnen von Gott? Nur Gott allein weiß, wie nötig sie es hätten, in ihrer furchtbaren Trostlosigkeit an einen Gott zu denken und wie sehr sie des inneren Friedens bedürfen!«

»Du hast recht, Simon. Ich werde zu ihnen gehen, weil es gerecht ist und um euch Barmherzigkeit zu lehren. Bisher habe ich die Aussätzigen, denen wir zufällig begegnet sind, geheilt. Bisher, das heißt, bis zu dem Augenblick, da ich aus Judäa vertrieben wurde, habe ich mich an die Mächtigen von Judäa als die Entferntesten und der Erlösung am meisten Bedürftigen gewandt, um dem Erlöser eine Hilfe zu sein. Nun, da ich mich von der Nutzlosigkeit dieses Versuches überzeugt habe, werde ich davon ablassen. Nicht zu den Großen, sondern zu den Geringsten, zu den Elenden Israels will ich gehen, und unter diesen werden auch die Aussätzigen im Tale der Toten sein. Ich werde den Glauben dieser Menschen an mich, die vom dankbaren Aussätzigen die Heilsbotschaft vernommen haben, nicht enttäuschen.«

»Wie kannst du wissen, Herr, daß ich dies getan habe?«

»So, wie ich auch weiß, was Freunde oder Feinde, deren Herz ich erforsche, über mich denken.«

»Barmherzigkeit! Aber weißt du wirklich alles von uns, Meister?« ruft Petrus aus.

»Ja, auch daß du, und nicht nur du allein, Fotinai wegschicken wolltest. Aber weißt du denn nicht, daß es dir nicht zusteht, eine Seele vom Guten fernzuhalten? Weißt du nicht, daß man, wenn man in ein anderes Land kommt, auch für jene ein liebevolles Erbarmen haben sollte, welche eine ungerechte Gesellschaft des Mitleids für unwürdig erklärt, weil sie sich mit Gott nicht identifiziert. Doch beunruhige dich nicht, weil ich alles weiß. Bedauere nur, daß dein Herz Regungen empfindet, die Gott nicht billigt, und strenge dich an, sie nicht mehr aufkommen zu lassen. Ich habe euch gesagt: das erste Jahr ist vorüber, und im neuen werde ich auf eine andere Art und Weise auf meinem Weg weitergehen. Auch ihr müßt in diesem zweiten Jahr Fortschritte machen. Sonst wäre es nutzlos, daß ich mich abmühe, die Heilsbotschaft zu verkünden und euch, meine zukünftigen Priester, besonders darin auszubilden.«

»Bist du beten gegangen, Meister? Du hast uns versprochen, uns

deine Gebete zu lehren. Wirst du es in diesem Jahre tun?«

»Ich werde es tun. Doch ich will euch auch lehren, gute Menschen zu sein, denn die Güte ist schon Gebet. Aber ich werde es tun, Johannes.«

»Wirst du uns in diesem Jahr auch lehren, Wunder zu wirken?« fragt Judas Iskariot.

»Das Wunderwirken kann man nicht lehren. Es ist nicht das Spiel eines Zauberkünstlers. Das Wunder kommt von Gott. Wer in Gottes Gnade steht, kann sie wirken. Wenn ihr lernt, gut zu sein, wird die Gnade über euch kommen, und ihr werdet Wunder erlangen.«

»Aber du antwortest nie auf unsere Frage. Simon hat dich gefragt, Johannes hat dich gefragt, und du hast uns noch nicht gesagt, wo du diese Nacht gewesen bist. Allein weggehen in diesem heidnischen Land kann gefährlich sein.«

»Ich bin gegangen, um eine gerechte Seele glücklich zu machen, und da es sich um einen Todgeweihten handelt, sein Erbe zu übernehmen.«

»Ja? War es groß?«

»Sehr groß, Petrus, und sehr wertvoll; die Frucht der Arbeit eines wahren Gerechten.«

»Aber ich habe nichts mehr als sonst in deiner Tasche gesehen. Sind es vielleicht Edelsteine, die du an deiner Brust verborgen hältst?«

»Ja, es sind Edelsteine, die meinem Herzen sehr teuer sind.«

»Zeige sie uns, Meister.«

»Ich werde sie dann haben, wenn der Todgeweihte gestorben sein wird. Vorerst dienen sie noch ihm und mir, indem ich sie belasse, wo sie sind«

»Hast du sie gewinnbringend angelegt?«

»Aber glaubst du denn, daß alles Wertvolle gerade Geld sein muß? Das Geld ist die nutzloseste und schmutzigste Sache, die es auf Erden gibt. Es dient nur der Materie, dem Verbrechen und der Hölle. Nur selten benützt es der Mensch zum Guten.«

»Wenn es also nicht Geld ist, was ist es denn?«

»Drei Jünger, die von einem Heiligen herangebildet wurden.«

»Dann bist du beim Täufer gewesen. Oh! Aber warum?«

»Warum? ... Ihr habt mich immer, und ihr alle zusammen seid weniger wert als ein einziger Fingernagel des Propheten. War es da nicht gerecht, daß ich zum Heiligen Israels gegangen bin, um ihm den Segen Gottes zu überbringen und ihn für das Martyrium zu stärken?«

»Aber wenn er heilig ist ... so braucht er doch keine Stärkung. Er schafft es aus eigenen Kräften! ... «

»Es wird der Tag kommen, da „meine“ Heiligen vor die Richter geführt und zum Tode verurteilt werden. Sie mögen heilig und von der Gnade Gottes erfüllt sein; sie werden im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe Trost finden, und doch höre ich jetzt schon ihren Schrei, den Schrei ihrer Seele: „Herr, hilf uns in dieser Stunde!“

Nur mit meiner Hilfe werden meine Heiligen in den Verfolgungen stark sein.«

»Aber wir werden nicht unter ihnen sein, nicht wahr? Denn ich bin wirklich nicht fähig zu leiden.«

»Das stimmt, du bist nicht fähig zu leiden. Doch du bist noch nicht getauft, Bartholomäus.«

»Doch, ich bin getauft.«

»Mit Wasser. Es fehlt dir aber noch eine andere Taufe. Nach dieser wirst du imstande sein zu leiden.«

»Ich bin schon alt.«

»Als sehr alter Mann wirst du noch stärker sein als ein Jüngling.«

»Aber du wirst uns dennoch beistehen, nicht wahr?«

»Ich werde immer bei euch sein.«

»Ich werde versuchen, mich an das Leiden zu gewöhnen«, sagt Bartholomäus.

»Ich werde von nun an immer darum beten, daß ich diese Gnade von dir erhalte«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Ich bin alt und bitte nur darum, daß ich dir vorangehen und mit dir in den Frieden eingehen darf«, sagt Simon der Zelote.

»Ich weiß nicht, was ich möchte . . . dir vorangehen oder in deiner Nähe bleiben, um mit dir zu sterben«, sagt Judas des Alphäus.

»Ich würde viel leiden, wenn ich dich überleben sollte. Doch ich werde mich damit trösten, daß ich dich den Völkern verkündige«, bekennt Judas Iskariot.

»Ich denke darüber wie dein Vetter«, sagt Thomas.

»Ich hingegen wie Simon der Zelote«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Und du, Philippus?«

»Ich . . . ich will nicht daran denken. Der Ewige wird mir das geben, was für mich am besten ist.«

»Oh, schweigt doch! Es scheint gar, als müßte der Meister schon bald sterben. Laßt mich nicht an seinen Tod denken!« ruft Andreas aus.

»Das hast du gut gesagt, mein Bruder. Du bist jung und gesund, Jesus. Du wirst uns alle begraben müssen, die wir älter sind als du.«

»Aber, wenn man mich töten würde?«

»Das soll nie geschehen; ich würde deinen Tod in jedem Fall rächen.«

»Wie? Mit einer Blutrache?«

»Eh! . . . Auch damit, wenn du mir die Erlaubnis dazu gibst. Andernfalls werde ich durch das Bekenntnis meines Glaubens unter den Völkern die gegen dich erhobenen Anklagen tilgen. Die Welt wird dich lieben, weil ich unermüdlich im Predigen sein will!«

»Das ist wahr. So wird es sein, und du, Johannes? Und du, Matthäus?«

»Ich muß leiden und warten, bis meine Seele mit großer Mühe reingewaschen sein wird«, sagt Matthäus.

»Ich . . . ich weiß nicht. Ich möchte gleich sterben, um dich nicht leiden sehen zu müssen. Ich möchte an deiner Seite sein, um dich in deinem Todeskampf zu trösten. Ich möchte lange leben, um dir lange dienen zu können. Ich möchte mit dir sterben, um mit dir in den Himmel einzugehen. Alles möchte ich, weil ich dich liebe. Ich glaube auch, daß ich, als der geringste unter meinen Brüdern, dazu

fähig sein werde, wenn ich dich vollkommen liebe. Jesus, vermehre deine Liebe!« sagt Johannes.

»Du willst wohl sagen: „Vermehre meine Liebe“«, bemerkt Judas Iskariot. »Denn wir sind es, die immer mehr lieben sollen . . . «

»Nein, ich meine: „Vermehre deine Liebe“, denn wir werden um so mehr lieben, je mehr er durch seine Liebe in uns das Feuer der Liebe entzündet.«

Jesus zieht den reinen, begeisterten Johannes an sich, küßt ihn auf die Stirn und sagt dann: »Du hast ein göttliches Geheimnis über die Heiligung der Herzen enthüllt. Gott ergießt seine Liebe über die Gerechten, und je mehr diese sich seiner Liebe ergeben, um so mehr vermehrt er die Liebe in ihnen und läßt sie an Heiligkeit zunehmen. Dies ist das geheimnisvolle und unergründliche Wirken Gottes und der Seelen, das sich in mystischem Schweigen vollzieht, und seine Macht, die mit menschlichen Worten nicht auszusprechen ist, schafft unbeschreibliche Kunstwerke der Heiligkeit. Es ist kein Irrtum, sondern Weisheit, Gott zu bitten, er möge seine Liebe in einem Herzen vermehren.«

189 Jesus in Nazaret • »Sohn, ich werde mit dir kommen«

Jesus ist allein. Er schreitet rasch auf der Hauptstraße, die nach Nazaret führt, dahin und wendet seine Schritte beim Betreten der Stadt sogleich seinem Hause zu. Als er in dessen Nähe angelangt ist, sieht er seine Mutter, die ebenfalls nach Hause geht und vom Neffen Simon begleitet wird, der ein trockenes Reisigbündel auf den Schultern trägt. Er ruft sie: »Mutter!«

Maria wendet sich um und ruft aus: »Oh! Mein gesegneter Sohn!« und beide eilen einander entgegen, während Simon, der seine Last zu Boden geworfen hat, Maria nachahmt und seinem Vetter entgegengeht, den er herzlich begrüßt.

»Meine Mutter, ich bin gekommen. Bist du nun glücklich?«

»So sehr, mein Sohn. Aber . . . wenn du nur auf meine Bitte hin

gekommen bist, so möchte ich dir sagen, daß es weder mir noch dir erlaubt ist, mehr der Stimme des Blutes als jener der Sendung zu gehorchen.«

»Nein, Mutter, ich bin auch anderer Dinge wegen gekommen.«

»Es ist also wahr, mein Sohn? Ich glaubte – ich wollte glauben – daß es lügnerische Gerüchte wären und daß man dich nicht so hassen würde ...« Tränen sind in der Stimme und in den Augen der Mutter.

»Weine nicht, Mutter. Bereite mir nicht diesen Schmerz. Ich brauche dein Lächeln.«

»Ja, Sohn, ja! Es ist wahr. Du siehst so viele harte und feindliche Gesichter, daß du viel Liebe und Lächeln brauchst. Aber hier, siehst du, ist jemand, der dich für alle liebt ...«

Maria hat sich leicht an ihren Sohn gelehnt, der ihr den Arm um die Schultern legt. Sie versucht auf dem Weg nach Hause zu lächeln, um jede Sorge im Herzen Jesu auszulöschen. Simon hat sein Reisigbündel wieder auf seine Schultern genommen und geht neben Jesus einher.

»Du bist blaß, Mutter. Hat man dir viel Kummer bereitet? Bist du krank gewesen? Hast du dich zu sehr abgemüht?«

»Nein, Sohn, nein! Ich habe sonst keine Sorgen. Mein einziges Leid ist, dich fern und nicht geliebt zu wissen. Doch hier sind sie alle sehr gut zu mir. Ich meine nicht nur Maria und Alphäus, du weißt ja, wie sie sind. Aber auch Simon, siehst du, wie gut er ist? So gut ist er immer. Er war mir in den letzten Monaten eine große Stütze. Nun versorgt er mich mit Holz. Er ist so lieb und auch Josef, weißt du? Sie sind so aufmerksam gegenüber ihrer Maria.«

»Gott segne dich, Simon, und er segne auch Josef. Daß ihr mich noch nicht als Messias liebt, kann ich euch verzeihen. Oh, zur Liebe Christi werdet ihr noch gelangen. Aber wie könnte ich euch verzeihen, wenn ihr sie nicht lieben würdet?«

»Maria zu lieben ist gerecht und bedeutet Friede, Jesus. Aber auch du wirst geliebt ... nur, weißt du, wir machen uns große Sorgen um dich.«

»Ja, ihr liebt mich auf menschliche Weise, doch ihr werdet auch noch zur anderen Liebe gelangen.«

»Aber auch du, mein Sohn, bist blaß und abgemagert.«

»Ja, du scheinst älter geworden zu sein. Auch ich sehe es«, bemerkt Simon.

Sie betreten das Haus, und Simon zieht sich rücksichtsvoll zurück, nachdem er die Reisigbündel an ihren Ort gebracht hat.

»Sohn, da wir nun allein sind, sage mir die Wahrheit, die ganze. Warum hat man dich vertrieben?« Maria hat beim Sprechen die Hände auf die Schultern Jesu gelegt und blickt ihm ins abgemagerte Antlitz.

Jesus lächelt sanft und müde: »Weil ich versucht habe, die Menschen zur Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit und zum wahren Glauben zu führen.«

»Wer aber beschuldigt dich? Das Volk?«

»Nein, Mutter, die Pharisäer und die Schriftgelehrten, mit Ausnahme einiger Gerechter unter ihnen.«

»Aber was hast du getan, um von ihnen beschuldigt zu werden?«

»Ich habe die Wahrheit gesagt. Weißt du nicht, daß dies als größtes Vergehen in den Augen der Menschen gilt?«

»Was haben sie denn sagen können, um ihre Anklagen zu rechtfertigen?«

»Lügen! Solche, die du kennst, und andere dazu.«

»Nenne sie deiner Mutter. Lege deinen ganzen Schmerz in mein Herz. Ein Mutterherz ist an den Schmerz gewöhnt und erträgt ihn gerne, wenn es damit das Herz des Sohnes erleichtern kann. Gib mir deinen Schmerz, Jesus. Setze dich hierher, wie du es als Kind tatest, und mach dich frei von aller Bitterkeit.«

Jesus setzt sich auf ein Bänkchen zu Füßen der Mutter und berichtet alles, was während der letzten Monaten in Judäa geschehen ist, ohne Groll und ohne etwas zu verhüllen.

Maria streicht ihm sanft übers Haar, während sie mit einem heroischen Lächeln auf ihren Lippen gegen die Tränen ankämpft, die in

ihren blauen Augen schimmern. Jesus spricht auch von der Notwendigkeit, sich gewissen Frauen zu nähern, um sie retten zu können, und von seinem Schmerz darüber, daß er daran der menschlichen Bosheit wegen gehindert ist. Maria stimmt zu und beschließt dann: »Sohn, du darfst mir meinen Wunsch nicht versagen: von nun an werde ich mit dir kommen, wenn du von hier weggehst, bei jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit und an jeden Ort, wo es auch sei. Ich will dich vor Verleumdung schützen. Meine Gegenwart wird den Schmutz abwehren. Maria wird mit dir kommen. Sie wünscht es so sehr. Das braucht es neben dem Heiligen und gegen Satan und die Welt: das Herz der Mütter.«

190 In Kana im Haus der Susanna • Der königliche Beamte

Jesus ist anscheinend auf dem Weg zum See. Jedenfalls erreicht er nun Kana und begibt sich zum Haus der Susanna. Es begleiten ihn die Vettern.

Während sie dort eine Mahlzeit einnehmen und sich ausruhen, und während man den Worten Jesu mit Interesse zuhört, wie dies bei Verwandten oder Freunden von Kana stets der Fall sein sollte, belehrt er diese guten Menschen in schlichter Weise. Jesus tröstet auch den Mann im Kummer um seine Susanna, die krank zu sein scheint, da sie nicht anwesend ist und man wiederholt von ihren Leiden spricht, als ein gut gekleideter Mann eintritt und sich Jesus zu Füßen niederwirft.

»Wer bist du? Was willst du?«

Während dieser noch seufzt und weint, zieht der Herr des Hauses Jesus an einem Zipfel seines Gewandes und flüstert: »Es ist ein Beamter des Tetrarchen. Traue ihm nicht zu sehr.«

»So sprich denn, was willst du von mir?«

»Meister, ich habe erfahren, daß du zurückgekehrt bist. Ich habe dich erwartet, wie man auf Gott wartet. Komm sofort nach Kafarnaum. Mein Junge liegt schwer krank danieder, und seine Stunden

sind gezählt. Ich bin Johannes, deinem Jünger, begegnet und habe von ihm erfahren, daß du auf dem Weg nach Kafarnaum seiest. Komm, komm schnell, bevor es zu spät ist.«

»Du, der du ein Diener des Verfolgers des Heiligen Israels bist, wie kannst du an mich glauben? Ihr glaubt nicht an den Vorläufer des Messias, wie könnt ihr also an den Messias glauben?«

»Es ist wahr, auf uns lasten die Sünden des Unglaubens und der Hartherzigkeit. Doch habe Erbarmen mit einem Vater! Ich kenne Chuza, und habe Johanna gesehen, vor und nach dem Wunder habe ich sie gesehen, und da habe ich den Glauben gefunden.«

»So ist es. Ihr seid ein so ungläubiges und verdorbenes Geschlecht, daß ihr ohne Zeichen und Wunder nicht glaubt. Es fehlt euch die erste notwendige Eigenschaft, um ein Wunder zu erlangen.«

»Das ist wahr! Alles, was du sagst, ist wahr! Doch du siehst, ich glaube nun an dich und bitte dich, komm, komm sofort nach Kafarnaum. Ich werde dir in Tiberias ein Boot besorgen, damit du rascher vorwärtskommst. Aber komm, bevor mein Kind stirbt!«, und er weint verzweifelt.

»Ich werde vorerst nicht kommen. Doch, gehe nach Kafarnaum. Dein Sohn lebt und ist von diesem Augenblick an gesund.«

»Gott segne dich, mein Herr. Ich glaube dir. Doch da ich möchte, daß mein ganzes Haus dir ein Fest bereite, komm nach Kafarnaum in mein Haus.«

»Ich werde kommen. Leb wohl! Der Friede sei mit dir!«

Der Mann verläßt eilends den Raum, und kurz darauf hört man den Hufschlag eines Pferdes.

»Ist der Junge nun wirklich geheilt?« fragt Susannas Mann.

»Glaubst du denn, daß ich lügen könnte?«

»Nein, Herr! Doch du bist hier, und der Junge befindet sich dort.«

»Mein Geist kennt weder Schranken noch Entfernungen.«

»Oh, mein Herr, wie du bei meiner Hochzeit Wasser in Wein verwandelt hast, wandle nun auch meine Tränen in ein Lächeln. Heile meine Susanna!«

»Was wirst du mir dafür geben?«

»Die Summe, die du verlangst.«

»Ich beschmutze das, was heilig ist, nicht mit Mammons Blut. Ich frage deine Seele, was sie mir geben will.«

»Mich selbst, wenn du willst.«

»Doch, wenn ich von dir ohne Worte ein großes Opfer verlangen würde?«

»Mein Herr, ich bitte dich um die leibliche Gesundheit meiner Frau und um die Heiligung von uns allen. Ich glaube, daß ich kein Opfer als zu groß erachten darf, um dies zu erlangen . . . «

»Du fürchtest für deine Frau. Aber wenn ich ihr das Leben wieder-schenkte und sie dadurch für immer als meine Jüngerin gewänne, was würdest du dann sagen?«

»Daß . . . daß du das Recht dazu hast . . . und daß . . . und daß ich Abraham in seiner Bereitschaft zum Opfer nachahmen werde.«

»Du hast es gut gesagt. Hört ihr alle: die Zeit meines Opfers naht. Wie ein Strom eilt sie schnell und rastlos ihrer Mündung entgegen. Ich muß alles erfüllen, wozu ich beauftragt bin, doch die menschliche Härte verschließt mir viele Gebiete meiner Sendung. Meine Mutter und Maria des Alphäus werden mich nun begleiten, wenn ich von hier aufbreche, um mich unter Menschen zu begeben, die mich noch nicht lieben oder nie lieben werden. Meine Weisheit sagt mir, daß die Frauen dem Meister auf diesem ihm verschlossenen Gebiet helfen können. Ich bin gekommen, auch die Frauen zu erlösen, und in der künftigen Zeit, in *meiner* Zeit, wird es Frauen geben, die gleich Priesterinnen dem Herrn und den Dienern des Herrn dienen werden. Ich habe meine Jünger erwählt; doch um die Frauen erwählen zu können, die nicht frei sind, muß ich um die Zustimmung der Väter und der Gatten bitten. Willst du es?«

»Herr . . . ich liebe Susanna. Bisher habe ich sie mehr dem Fleisch als dem Geist nach geliebt. Doch, durch deine Belehrung hat sich bereits etwas in mir gewandelt, und nun betrachte ich in meiner Frau auch das Seelische, nicht nur das Körperliche. Die Seele gehört

Gott, und du bist der Messias, der Sohn Gottes. Ich kann dir nicht versagen, was Gottes ist. Wenn Susanna dir folgen will, werde ich sie nicht daran hindern. Nur bitte ich dich, wirke ein Wunder, heile sie am Leib und mich an der Seele . . . «

»Susanna ist geheilt. Sie wird in wenigen Stunden hierher kommen, um dir ihre Freude mitzuteilen. Laß ihre Seele ihrem inneren Drang folgen und sprich nicht mit ihr über das, was ich dir jetzt gesagt habe. Du wirst sehen, daß ihre Seele freiwillig zu mir kommen und wie eine Flamme aufsteigen wird. Dadurch wird aber ihre Liebe als Gattin nicht erlöschen. Sie wird vielmehr eine höhere Stufe der Liebe erreichen, um in erhabenster Weise zu lieben: mit dem Geist.«

»Susanna gehört dir, Herr! Sie hätte sterben müssen, langsam und unter schrecklichen Qualen. Wäre sie gestorben, hätte ich sie tatsächlich auf dieser Welt verloren. Nun hingegen werde ich sie weiterhin an meiner Seite haben, und sie wird mich mit sich auf deine Wege führen. Gott hat sie mir gegeben und Gott nimmt sie mir. Der Allerhöchste sei gepriesen, in seinem Geben und Nehmen.«

191 Im Haus des Zebedäus • Salome angenommen als Jüngerin

Jesus befindet sich im Haus des Jakobus und des Johannes, wie ich den Gesprächen der Anwesenden entnehme. Mit Jesus sind, außer den beiden Aposteln Petrus und Andreas auch Simon der Zelote, Judas Iskariot und Matthäus. Die anderen sehe ich nicht.

Jakobus und Johannes sind selig. Sie kommen und gehen von der Mutter zu Jesus und umgekehrt wie Schmetterlinge, die nicht wissen, welche Blume unter zwei gleich geliebten sie vorziehen sollen, und Maria Salome liebkost jedesmal glücklich ihre großen Söhne, während Jesus dazu lächelt. Sie müssen soeben gespeist haben, denn die Tafel ist noch gedeckt. Doch die beiden wollen unbedingt, daß Jesus auch von den weißen Trauben esse, die die Mutter eingemacht hat und die süß wie Honig sein müssen. Was würden sie Jesus nicht alles geben!

Salome aber möchte etwas mehr geben und erhalten als Weintrauben und Liebkosungen. Nachdem sie Jesus und Zebedäus eine Zeitlang nachdenklich betrachtet hat, beschließt sie zu handeln. Sie geht zum Meister, der mit dem Rücken an den Tisch gelehnt sitzt, und kniet vor ihm nieder.

»Was willst du, Frau?«

»Meister, du hast beschlossen, daß deine Mutter und die Mutter des Jakobus und des Judas mit dir kommen werden, auch Susanna und natürlich die große Johanna des Chuza werden dir folgen. Alle Frauen, die dich verehren, werden kommen, wenn vorerst eine gekommen ist. Auch ich möchte dabei sein. Nimm mich, Jesus. Ich werde dir in Liebe dienen.«

»Du mußt dich um Zebedäus kümmern. Liebst du ihn nicht mehr?«

»Oh, und wie ich ihn liebe! Doch noch mehr liebe ich dich! Oh, ich will nicht sagen, daß ich dich als Mann liebe. Ich bin sechzig Jahre alt und seit fast vierzig Jahren Gattin, und ich habe nie einen anderen Mann als den meinen angesehen. Nun, da ich eine alte Frau bin, werde ich nicht töricht, noch wird meines Alters wegen die Liebe für meinen Zebedäus sterben. Aber du ... Ich habe nicht reden gelernt. Ich bin eine arme Frau. Ich sage es, wie ich kann. Also: Zebedäus liebe ich mit all dem, was zuvor in mir war. Dich liebe ich mit all dem, was du in mir mit deinen Worten und mit denen, die mir Jakobus und Johannes gesagt haben, gewirkt hast. Es ist etwas ganz anderes ... aber etwas so Schönes.«

»Es wird niemals gleich schön sein wie die Liebe eines vortrefflichen Gatten.«

»Oh! Nein! Viel mehr wird es sein! ... Oh, sei mir nicht böse, Zebedäus! Ich liebe dich noch mit all meinem Wesen. Doch ihn liebe ich mit etwas, das zwar auch Maria ist, aber nicht mehr Maria, jene erbärmliche Maria, deine Frau, sondern viel mehr ... Oh, ich kann es gar nicht ausdrücken!«

Jesus lächelt der Frau zu, die ihren Gatten nicht beleidigen will

und dennoch ihre große, neue Liebe nicht verschweigen kann.

Auch Zebedäus lächelt würdevoll und nähert sich seiner Frau, die immer noch kniet und sich abwechselnd zum Gatten und zu Jesus wendet.

»Aber bist du dir bewußt, Maria, daß du dein Haus verlassen müßtest? Du, die du so sehr an ihm hängst! Deine Tauben ... deine Blumen ... jener Weinstock, der die süßen Trauben hervorbringt, auf die du so stolz bist ... deine Bienenstöcke, die ertragreichsten des Ortes ... und der Webstuhl, auf dem du so viel Linnen und Wolle gewoben hast für deine Lieben ... und erst deine Enkelkinder? Wie wirst du ohne deine kleinen Enkelkinder leben können?«

»Oh, mein Herr! Was sind schon Mauern, Tauben, Blumen, Reben, Bienenstöcke und ein Webstuhl – alles gute und teure Dinge – aber im Vergleich zu dir und zur Liebe zu dir sind sie unendlich klein! Die Enkelkinder ... ja, es wird schmerzlich sein, sie nicht mehr auf dem Schoß in den Schlaf wiegen zu können und sie nicht mehr rufen zu hören ... Doch du bedeutest mir mehr! Oh, du bist mehr als alle diese Dinge, die du mir aufgezählt hast! Und auch, wenn sie mir in meiner Schwäche alle zusammengenommen so lieb oder lieber wären, als dir zu dienen und nachzuzufolgen, so würde ich sie unter Tränen, den Tränen einer Frau, von mir schieben, um dir mit lächelnder Seele nachzuzufolgen. Nimm mich, Meister! Sagt es ihm, Johannes, Jakobus ... und du, mein Gemahl! Seid gut zu mir und helft mir alle.«

»Also gut, auch du wirst mit den anderen kommen. Ich wollte, daß du gut über die Vergangenheit und die Gegenwart nachdenkst; über das, was du zurückläßt, und das, was du auf dich nimmst. Doch komm, Salome. Du bist reif, in meine Familie aufgenommen zu werden.«

»Oh! Reif! Weniger reif als ein Kind bin ich. Doch wirst du mir meine Fehler verzeihen und mich an der Hand führen. Du ... denn, ungebildet wie ich bin, werde ich mich vor deiner Mutter und Johanna sehr schämen müssen. Vor allen werde ich mich schämen,

nur nicht vor dir, denn du bist der Gütige, alles verstehst du, alles entschuldigst du, alles verzeihst du.«

192 Jesus spricht zu den Seinen vom Apostolat der Frau

»Was hast du, Petrus? Du scheinst mir unzufrieden«, sagt Jesus, der auf einem kleinen Feldweg unter blühenden Mandelbäumen daherkommt, die den Menschen künden, daß die schlimmste Jahreszeit vorüber ist.

»Ich denke nach, Meister.«

»Du denkst nach, ich sehe es. Doch dein Ausdruck sagt mir, daß du nicht über erfreuliche Dinge nachdenkst.«

»Aber du, der du alles von uns weißt, weißt auch, worüber ich nachdenke.«

»Ja, ich weiß es bereits. Auch Gott Vater kennt die Bedürfnisse des Menschen, doch er verlangt vom Menschen das Vertrauen, das die eigenen Nöte darlegt und ihn um Hilfe bittet. Ich kann dir nur sagen, daß du unrecht hast, wenn du dir darüber Kummer machst.«

»Dann ist also meine Frau dir nicht weniger lieb?«

»Aber nein, Petrus! Warum sollte sie mir weniger lieb sein? Im Himmel hat mein Vater viele Wohnungen. Es gibt viele Aufgaben für die Menschen auf Erden, und wenn sie in heiliger Weise erfüllt werden, sind sie alle segensreich. Sollte ich dir vielleicht sagen, daß alle Frauen, die nicht dem Beispiel Marias und Susannas folgen, von Gott nicht geliebt sind?«

»O nein! Auch meine Frau glaubt an den Meister, aber sie folgt doch nicht dem Beispiel der anderen«, sagt Bartholomäus.

»Auch die meine mit ihren Töchtern nicht. Sie bleiben zu Hause und sind immer bereit, Gastfreundschaft zu gewähren, wie sie es gestern getan haben«, sagt Philippus.

»Ich glaube, auch meine Mutter wird so handeln. Sie kann nicht alles verlassen . . . sie ist allein«, sagt Judas.

»Es ist wahr! Es ist wahr! Ich war so betrübt, weil mir schien, die meine wäre . . . so wenig . . . Oh, ich weiß es nicht auszudrücken!«

»Kritisiere sie nicht, Petrus! Sie ist eine rechtschaffene Frau«, sagt Jesus.

»Sie ist sehr schüchtern. Ihre Mutter hat alle, Töchter und Schwiegertöchter, wie dünne Ruten gebogen«, sagt Andreas.

»Doch nach einem so langen Zusammenleben mit mir hätte sie sich ändern dürfen!«

»Oh, Bruder! Du bist nicht sehr sanft, weißt du? Auf einen Schüchternen wirkst du wie ein Klotz zwischen den Beinen. Meine Schwägerin ist eine sehr gute Frau, und das ist dadurch bewiesen, daß sie die Mutter mit ihrer Bosheit und dich mit deiner Überheblichkeit stets mit Geduld ertragen hat.«

Alle lachen über die unverschleierte Folgerung des Andreas und über das erstaunte Gesicht des Petrus, der sich einen Überheblichen nennen hört.

Auch Jesus muß herzlich lachen. Dann sagt er: »Die treuen Frauen, die sich nicht dazu berufen fühlen, ihr Heim zu verlassen, um mir nachzufolgen, dienen mir ebenso durch ihr Zuhausebleiben. Hätten alle mit mir kommen wollen, hätte ich einigen gebieten müssen, zu Hause zu bleiben. Jetzt, da die Frauen sich uns anschließen, werde ich auch an sie denken müssen. Es wäre weder anständig noch klug, wenn die Frauen, die uns hierhin und dorthin begleiten werden, auf einmal keine Unterkunft hätten. Wir können uns überall ausruhen. Die Frau hat andere Bedürfnisse und braucht eine Unterkunft. Uns genügt ein Schlafraum für uns alle, sie jedoch könnten nicht unter uns sein, einmal aus Achtung und zum anderen aus Rücksicht auf ihre zartere Beschaffenheit. Man darf die Vorsehung Gottes nie herausfordern und die menschliche Natur nie über die gegebenen Grenzen hinaus versuchen. Nun mache ich aus jedem befreundeten Haus, wo sich eine eurer Frauen befindet, eine Raststätte für ihre Schwestern. Aus deinem, Petrus, aus deinem, Philippus, aus deinem, Bartholomäus, und aus deinem, Judas. Wir werden den Frauen unser rastloses Wandern nicht zumuten können. Wir werden sie am Ort zurücklassen, von dem wir jeweils am Morgen aufbrechen und zu dem wir

am Abend zurückkehren. Wir werden sie in unseren Ruhestunden unterweisen, so werden die Leute nicht mehr murren können, wenn andere unglückliche Geschöpfe zu mir kommen, und mir wird es nicht mehr verwehrt sein, sie anzuhören. Die Mütter und Ehefrauen, die uns folgen, werden bestimmt sein zur Verteidigung ihrer Schwestern und meiner selbst gegen die Verleumdungen der Welt. Ihr seht, daß ich eilige Besuche machen will an Orten, wo ich Freunde habe oder haben werde. Dies geschieht nicht meinetwegen, sondern um der Schwächsten unter den Jüngern willen, die mit ihrer Schwäche unsere Kraft unterstützen und sie für viele, viele Geschöpfe nützlich werden lassen.«

»Doch jetzt wollen wir nach Cäsarea gehen, wie du gesagt hast. Wer ist denn dort?«

»Geschöpfe, die sich nach dem wahren Gott sehnen, gibt es überall. Der Frühling kündigt sich schon an mit diesem rosa Schleier von blühenden Mandelbäumen. Die Tage des Frostes sind vorüber. In wenigen Tagen werde ich die Orte für den Aufenthalt und die Unterkunft unserer Jüngerinnen festgelegt haben, worauf wir unsere Wanderungen wieder aufnehmen werden, um das Wort Gottes zu verbreiten, ohne uns um die Schwestern sorgen und ohne Verleumdungen befürchten zu müssen. Ihre Geduld und ihre Sanftmut wird euch eine Lehre sein. Auch für die Frau wird bald die Stunde der Wiedererlangung ihrer Würde kommen. Ein großes Blumenbeet von Jungfrauen, Bräuten und Müttern wird in meiner Kirche sein.«

193 Jesus in Cäsarea am Meer • Er spricht zu den Galeerensklaven

Jesus befindet sich in der Mitte eines weiten und recht schönen Platzes, der in eine sehr breite Straße ausläuft, die fast eine Verlängerung des Platzes zu sein scheint und bis zum Meeresufer führt. Eine Galeere hat gerade den Hafen verlassen und wird vom Wind und den Ruderschlägen ins offene Meer getrieben. Eine andere dreht bei, um

in den Hafen zu gelangen, denn die Segel werden eingezogen und die Ruder nur von einer Gruppe bewegt, um das Schiff zu wenden und in die gewünschte Stellung zu bringen. Der Hafen ist vom Platz aus nicht sichtbar, doch kann er nicht weit entfernt sein. Der Platz ist von großen Gebäuden umgeben mit den charakteristischen Außenmauern, welche kaum eine Öffnung aufweisen. Nirgends ein Laden.

»Wohin gehen wir nun? Du hast hierher kommen wollen, statt in den östlichen Teil der Stadt zu gehen, und hier wohnen die Heiden. Wer will dir hier schon zuhören?« rügt Petrus.

»Gehen wir zu jenem Winkel am Meer. Dort werde ich sprechen.«

»Zu den Wellen?«

»Auch die Wellen sind von Gott erschaffen worden.«

Sie gehen. Nun sind sie an der Bucht angelangt und können von dort aus den Hafen überblicken, in den die Galeere, die sie vorher gesehen hatten, langsam einläuft und dann anlegt. Einige Seeleute schlendern müßig den Kai entlang. Obstverkäufer wagen es, sich dem römischen Schiff zu nähern, um ihre Ware anzubieten. Das ist alles.

Jesus, der mit dem Rücken zur Mauer steht, scheint tatsächlich zu den Wellen zu sprechen. Die Apostel sind nicht besonders zufrieden mit dieser ganzen Lage; sie umringen ihn, teils stehend, teils auf den Felsbrocken sitzend, die da und dort herumliegen und ihnen als Bank dienen.

»Töricht ist der Mensch, der sich mächtig, gesund und glücklich fühlt und sagt: „Was brauche ich schon mehr? Wen brauche ich? Niemanden! Nichts fehlt mir, ich genüge mir selbst, daher gelten für mich die Gebote und die Vorschriften Gottes oder die Sittengesetze nichts. Mein Gesetz ist, das zu tun, wozu ich fähig bin, ohne darüber nachzudenken, ob es nun gut oder schlecht für die anderen sei.“«

Ein Händler, der die klangvolle Stimme hört, wendet sich um und geht auf Jesus zu, der fortfährt: »So spricht der Mann und die Frau ohne Weisheit und Glauben. Aber wenn sie damit auch zeigen, daß sie eine mehr oder weniger hohe Stellung in der Gesellschaft einneh-

men, so beweist dies ebenfalls eine Verwandtschaft mit dem Bösen.«

Männer verlassen die Galeere und andere Boote und kommen zu Jesus.

»Der Mensch zeigt nicht durch Worte, sondern durch Taten, daß er mit Gott und der Tugend verwandt ist, wenn er darüber nachdenkt, daß das Leben noch wechselhafter ist als die Meereswelle, die sich heute ruhig zeigt und morgen tobt. Ebenso können sich Wohlstand und Macht von heute auf morgen in Elend und Ohnmacht verwandeln. Was wird dann der Mensch tun, der ohne Bindung an Gott lebt? Wie viele auf dieser Galeere waren einst glücklich und mächtig, und nun sind sie Sklaven und werden als Schuldige angesehen! Schuldig sein heißt, Sklave sein: Sklave des menschlichen Gesetzes, das im Leichtsinn verhöhnt wird, denn es besteht und bestraft seine Übertreter, und Sklaven Satans, der sich auf ewig den Schuldigen aneignet, der nicht dazu kommt, seine Schuld zu verabscheuen.«

»Sei begrüßt, Meister! Wie kommt es, daß du hier bist? Erkennst du mich wieder?«

»Gott möge zu dir kommen, Publius Quintilianus. Du siehst, ich bin gekommen!«

»Gerade hierher, in das römische Viertel. Ich hoffte nicht mehr, dich je wiederzusehen. Aber es freut mich, dich zu hören.«

»Auch ich freue mich, dich zu sehen. Sind auf der Galeere dort viele an den Rudern?«

»Viele! Hauptsächlich Kriegsgefangene. Interessieren sie dich?«

»Ich würde gerne zu diesem Schiff hingehen.«

»Komm. Macht Platz, ihr!« befiehlt er den wenigen, die sich ihnen genähert haben. Sie treten zur Seite und stoßen Verwünschungen aus.

»Laß sie nur. Ich bin es gewohnt, von Menschen umringt zu sein.«

»Bis hierher kann ich dich führen, weiter nicht. Es ist eine Militärgaleere.«

»Es genügt mir. Gott vergelte es dir.«

Jesus beginnt wieder zu reden, während der Römer an seiner Seite

in der prächtigen Uniform sein Leibwächter zu sein scheint.

»Sklave kann man auch infolge eines schmerzlichen Ereignisses geworden sein. Doch jede Träne, die auf ihre Ketten fällt, jeder Peitschenhieb, der niedersaust und schmerzhaft Spuren auf ihrem Körper zurückläßt, läßt ihre Fesseln leichter werden, veredelt in ihnen das Unsterbliche und bringt ihnen schließlich den Frieden Gottes, denn Gott liebt seine armen, unglücklichen Kinder und wird ihnen ebensoviel Freude schenken, wie sie hier Schmerzen zu ertragen hatten.«

An den Bordwänden der Galeere zeigen sich Männer der Besatzung und hören zu. Die Galeerensträflinge kann man natürlich nicht sehen. Doch sicher dringt durch alle Öffnungen für die Ruder die mächtige Stimme Jesu zu ihnen, die in dieser ruhigen Stunde der Ebbe weithin hörbar ist. Publius Quintilianus, der von einem Soldaten gerufen worden ist, hat sich entfernt.

»Ich möchte diesen Unglücklichen, die von Gott geliebt werden, sagen, daß sie ihren Schmerz ergeben tragen und aus ihm nichts anderes machen sollen als eine Flamme, die bald die Ketten der Galeere und des Lebens lösen wird. Verbringt diesen armseligen Tag, diese dunkle, stürmische Zeit voller Ängste und Nöte, wie sie das Leben ist, im Verlangen nach Gott, damit ihr in das Licht Gottes eingehen könnt, in das strahlende Licht, wo es keine Angst und keine Qualen mehr geben wird. Ihr werdet in den großen Frieden, in die unendliche Freiheit des Paradieses eingehen, ihr Märtyrer eines bitteren Loses, wenn ihr nur in eurem Leiden gute Menschen zu sein versucht und nach Gott strebt.«

Publius Quintilianus kehrt mit anderen Soldaten zurück. Es folgen Sklaven mit einer Sänfte, der die Soldaten Platz schaffen.

»Wer ist Gott? Ich spreche zu Heiden, die nicht wissen, wer Gott ist. Ich spreche zu Kindern unterdrückter Völker, die nicht wissen, wer Gott ist. In euren Wäldern, ihr Gallier, ihr Iberer, ihr Thrazier, ihr Germanen und ihr Kelten, habt ihr etwas, was euch Gott offenbart. Die Seele fühlt sich von selbst zur Anbetung gezogen, weil sie

sich an den Himmel erinnert. Doch ihr versteht es nicht, den wahren Gott zu finden, der eine Seele in euren Körper gelegt hat; eine Seele, die der der Israeliten gleich ist, und gleich wie jene der mächtigen Römer, die euch unterjocht haben; eine Seele, welche dieselben Pflichten und dieselben Rechte dem Guten gegenüber hat, und der gegenüber der Gute, das heißt, der wahre Gott, treu sein wird. Seid auch ihr dem Guten treu. Der Gott oder die Götter, dessen oder deren Namen ihr auf den Knien der Mutter gelernt und den ihr angebetet habt, der Gott, an den ihr vielleicht nicht mehr denkt, weil ihr keinen Trost von ihm in eurem Leid empfangt, und den ihr in eurer Verzweiflung vielleicht sogar zu hassen und zu verfluchen beginnt, ist nicht der wahre Gott.

Der wahre Gott ist Liebe und Barmherzigkeit. Waren vielleicht eure Götter so? Nein. Auch sie waren Härte, Grausamkeit, Lüge, Scheinheiligkeit, Laster und Raub. Nun haben sie euch ohne den Trost gelassen, der in der Hoffnung besteht, geliebt zu sein und nach so viel Leiden die Gewißheit der Ruhe zu haben. So ist es, weil eure Götter keine Götter sind. Gott, der wahre Gott, der Liebe und Barmherzigkeit ist und von dem ich euch versichere, daß er existiert, ist auch der, der den Himmel, die Meere, die Berge, die Wälder, die Pflanzen, die Blumen, die Tiere und den Menschen erschaffen hat. Er flößt dem siegreichen Menschen Barmherzigkeit und Liebe ein, wie er sie selbst den Geringeren der Erde entgegenbringt. O ihr Mächtigen, ihr Gebieter, bedenkt, daß ihr alle aus demselben Stamme hervorgegangen seid. Geht nicht grausam gegen jene vor, die ein unglückliches Schicksal euch in die Hände gegeben hat, und seid auch gegen die menschlich, die ein Vergehen an die Ruderbank der Galeere gekettet hat.

Der Mensch sündigt oft. Niemand ist ohne mehr oder weniger geheime Sünden. Wenn ihr das bedenken würdet, wäret ihr bestimmt gut zu euren Brüdern, die weniger Glück als ihr gehabt haben und für Fehler bestraft worden sind, die ihr vielleicht auch begangen habt, ohne dafür bestraft worden zu sein. Die menschliche Gerech-

tigkeit ist in ihrem Urteil äußerst fragwürdig, daß es schlimm wäre, wenn die göttliche Gerechtigkeit auch so wäre. Es gibt Schuldige, die unschuldig zu sein scheinen, und Unschuldige, die für schuldig befunden werden. Ich will hier nicht die Ursachen dieser Ungerechtigkeiten untersuchen. Es ergäbe sich daraus eine zu schwere Anklage gegen den ungerechten Menschen, der voll Haß gegen seinen Nächsten ist! Es gibt Schuldige, die zwar solche sind, die aber unter dem Drang übermächtiger Kräfte zum Verbrechen neigen, was ihre Schuld teilweise vermindert. Seid also menschlich, ihr, die ihr in den Galeeren gebietet. Über der menschlichen Gerechtigkeit steht eine weit erhabenere, göttliche Gerechtigkeit, jene des wahren Gottes, des Schöpfers des Königs und des Sklaven, des Felsens und des Sandkorns. Er sieht euch, euch, die ihr rudert, und euch, die ihr der Rudermannschaft vorsteht, und wehe, wenn ihr ohne Grund grausam seid! Ich, Jesus Christus, der Messias des wahren Gottes, versichere euch: Gott wird euch bei eurem Tod an eine ewige Galeere ketten und den Dämonen die blutbeschmierte Peitsche überlassen, und ihr werdet geschlagen und gequält werden, wie ihr selber geschlagen und gequält habt. Denn wenn es auch ein menschliches Gesetz gibt, daß der Schuldige bestraft werde, so darf man in der Strafe doch nicht das Maß überschreiten. Vergeßt dies nicht, denn der Mächtige von heute kann der Elende von morgen sein. Gott allein ist ewig.

Ich möchte euer Herz umwandeln und vor allem eure Ketten lösen, euch die verlorene Freiheit und Heimat wiedergeben. Aber, ihr Galeerensträflinge, die ihr meine Brüder seid und die ihr mein Antlitz nicht sehen könnt, während ich euer Herz mit all seinen Wunden und seiner Sehnsucht nach der irdischen Freiheit und Heimat, die ich euch nicht geben kann, kenne, ihr armen Sklaven der Mächtigen, ich werde euch eine weit wertvollere Freiheit und Heimat schenken. Euretwegen bin ich zum Gefangenen und Heimatlosen geworden, und um euch loszukaufen werde ich mich selbst hingeben, und für euch, auch für euch, die ihr nicht der Auswurf der Menschheit seid,

wie ihr genannt werdet, sondern eine Schande seid für den, der das Maß in der Härte des Krieges und der Gerechtigkeit verliert: für euch werde ich ein neues Gesetz auf Erden geben und eine herrliche Wohnstätte im Himmel bereiten. erinnert euch meines Namens, Kinder Gottes, die ihr jetzt weint! Es ist der Name eures Freundes. Sprecht ihn aus in euren Qualen. Seid versichert, daß ihr mich durch eure Liebe zu mir besitzen werdet, auch wenn wir uns auf Erden nie sehen werden. Ich bin Jesus Christus, der Retter, euer Freund.

Im Namen des wahren Gottes schenke ich euch Trost. Möge der Friede bald über euch kommen.«

Die Menge, die größtenteils aus Römern besteht, hat sich um Jesus geschart, dessen neue Gedanken alle in Erstaunen versetzt haben.

»Beim Jupiter! Du hast mich an Dinge denken lassen, die mir nie in den Sinn gekommen wären, von denen ich aber fühle, daß sie wahr sind ... «

Publius Quintilianus betrachtet Jesus nachdenklich und ergriffen zugleich.

»So ist es, Freund. Wenn der Mensch den Verstand gebrauchte, dann würde er nicht soweit kommen und Verbrechen begehen.«

»Beim Jupiter! Beim Jupiter! Welch ein Wort! Ich muß es mir merken. Du hast gesagt: „Wenn der Mensch seinen Verstand gebrauchte ... “«

»... dann käme er nicht so weit, Verbrechen zu begehen.«

»Das ist wahr, beim Jupiter! Weißt du, du bist wirklich großartig.«

»Jeder Mensch könnte wie ich sein, wenn er es wollte und mit Gott eins wäre.«

Der Römer wiederholt immer aufs neue und mit wachsender Bewunderung seinen Ausruf: »Beim Jupiter!«; doch Jesus fragt ihn: »Könnte ich den Galeerensträflingen etwas Trost spenden? Ich habe Geld ... eine Frucht, eine Erleichterung, damit sie wissen, daß ich sie liebe.«

»Gib her! Ich kann es tun, und übrigens ist dort eine sehr einflußreiche Dame, die viel vermag; ich werde sie fragen.« Publius

geht zur Sänfte und spricht durch den ein wenig beiseite geschobenen Vorhang. Dann kehrt er zurück. »Ich habe volle Befugnis und werde selbst die Verteilung vornehmen, damit die Galeerenaufseher nicht mit deiner Güte Mißbrauch treiben. Es wird das einzige Mal sein, daß ein kaiserlicher Soldat Kriegsgefangenen Barmherzigkeit erweist.«

»Das erste, nicht das einzige Mal. Es wird der Tag kommen, an dem es keine Sklaven mehr geben wird, und zuvor werden meine Jünger unter die Galeerensträflinge und übrigen Sklaven gegangen sein, um sie Brüder zu nennen.« Publius stößt wieder eine Reihe von »Beim Jupiter!« aus, während er darauf wartet, daß ihm genügend Obst und Wein für die Sträflinge gebracht wird. Bevor er dann die Galeere besteigt, nähert er sich Jesus und flüstert ihm ins Ohr: »Dort drinnen sitzt Claudia Procula. Sie möchte dich noch sprechen hören. Doch vorerst möchte sie dich etwas fragen. Geh zu ihr.«

Jesus geht zur Sänfte.

»Sei begrüßt, Meister!« Der Vorhang wird ein wenig beiseite geschoben, und eine schöne Frau um die dreißig wird sichtbar.

»Es möge in dir der Wunsch nach Weisheit erwachen!«

»Du hast gesagt, daß sich die Seele des Himmels erinnert. Ist das, von dem ihr sagt, daß es in uns ist, also ewig?«

»Es ist ewig, unsterblich, und deshalb erinnert es sich an Gott, an Gott, der es erschaffen hat.«¹⁰

»Was ist die Seele?«

»Die Seele ist der wahre Adel des Menschen. Du bist ruhmreich, weil du aus dem Geschlecht der Claudier bist. Der Mensch ist es in noch höherem Maße, weil sein Ursprung in Gott ist. Es handelt sich um eine mächtige Familie, die jedoch einen Anfang nahm und ein Ende haben wird. Im Menschen fließt, seiner Seele wegen, das Blut Gottes, denn die Seele ist – da Gott reinster Geist ist – das

¹⁰In seiner unendlichen Vatergüte bewirkt Gott, daß in jeder Menschenseele ein Drang zum Urquell hin besteht, aus dem sie hervorgeht, was die Grundlage des Naturgesetzes bildet, welches auch im Wilden vorhanden ist.

geistige Blut des Schöpfers des Menschen des ewigen, mächtigen und heiligen Gottes. Der Mensch ist also ewig, mächtig und heilig durch die Seele, die in ihm ist und die lebt, solange sie mit Gott vereint ist.«

»Ich bin Heidin. Somit habe ich keine Seele . . . «

»Du hast sie, doch sie ist in einen tiefen Schlaf gefallen. Erwecke sie zur Wahrheit und zum Leben . . . «

»Leb wohl, Meister!«

»Die Gerechtigkeit möge dich für sich gewinnen. Leb wohl!«

»Wie ihr seht, habe ich auch hier Zuhörer gefunden«, sagt Jesus zu den Jüngern.

»Ja, aber wer wird dich außer den Römern verstanden haben? Es sind doch Barbaren!«

»Wer? Alle. Der Friede ist in ihnen eingekehrt, und sie werden sich mehr als viele in Israel meiner erinnern. Laßt uns zu dem Haus gehen, wo man uns zur Mahlzeit einlädt.«

»Meister, die Frau ist dieselbe, die am Tag, als du den Kranken geheilt hast, mit mir gesprochen hat. Ich habe sie gesehen und wiedererkannt«, sagt Johannes.

»So seht ihr also, daß auch jemand hier war, der auf uns gewartet hat. Doch scheint ihr mir nicht sehr glücklich darüber zu sein. Viel habe ich an jenem Tag erreicht, an dem ich euch zu überzeugen vermag, daß ich nicht nur für die Juden, sondern für alle Völker gekommen bin, und daß ich euch für sie alle vorbereitet habe. Ich sage euch jedoch, erinnert euch an alles, was euer Meister sagt und tut. Nichts davon ist so unbedeutend, daß es nicht eines Tages zur Regel für euer Apostolat werden müßte.«

Niemand antwortet, und Jesus lächelt traurig und voller Mitleid.

194 Heilung der kleinen Römerin in Cäsarea

Jesus sagt:

»Kleiner Johannes, komm mit mir, denn ich will dich eine Belehrung für die Gottgeweihten von heute schreiben lassen. Bereite dich vor und schreibe.«

Jesus ist noch in Cäsarea am Meere. Er befindet sich nicht mehr auf jenem Platz von gestern, sondern mehr im Innern der Stadt, von wo aus man jedoch ebenfalls den Hafen und die Schiffe sehen kann. Hier gibt es viele Warenlager und Geschäfte, und auch auf der Straße liegen Matten, auf denen verschiedene Waren zu Schau gestellt werden. Ich nehme an, daß es in der Nähe des Marktes sein muß, der zur Bequemlichkeit der Schiffsleute und der Käufer der auf dem Wasserwege transportierten Waren nicht weit vom Hafen und von den Lagerhäusern gelegen ist. Hier herrscht viel Lärm, der von einem andauernden Kommen und Gehen von Leuten begleitet wird.

Jesus wartet mit Simon und den Vettern darauf, daß die anderen Jünger die nötigen Lebensmittel gekauft haben. Kinder betrachten neugierig Jesus, der sie zärtlich liebkost, während er mit seinen Aposteln spricht. Jesus sagt: »Es tut mir leid, Unzufriedenheit bemerken zu müssen, wenn ich mich Heiden nähere. Aber ich kann nichts anderes als das tun, was ich tun muß, und mit allen gut sein. Bemüht auch ihr euch, gut zu sein, wenigstens ihr drei und Johannes, die anderen werden euch dann nachahmen.«

»Aber wie kann man zu allen gut sein? Schließlich verachten und unterdrücken sie uns, sie verstehen uns nicht und sind so lasterhaft . . . « entschuldigt sich Jakobus des Alphäus.

»Wie man zu allen gut sein soll? Du bist doch zufrieden, der Sohn des Alphäus und der Maria zu sein?«

»Ja, sicher, aber warum fragst du mich danach?«

»Wenn du von Gott vor der Empfängnis gefragt worden wärest, hättest du als ihr Kind zur Welt kommen wollen?«

»Aber ja. Ich verstehe nicht . . . «

»Wenn du nun aber der Sohn eines Heiden gewesen wärest und man dich angeklagt hätte, daß du der Sohn eines Heiden hast sein wollen, was hättest du dann gesagt?«

»Ich hätte gesagt . . . Ich hätte gesagt: „Es ist nicht meine Schuld. Ich bin sein Sohn, doch ich hätte ebensogut der Sohn eines anderen sein können.“ Ich hätte auch gesagt: „Ihr klagt mich ungerechterweise an. Wenn ich nichts Böses tue, warum haßt ihr mich dann?“«

»Du hast es gesagt. Auch sie, die ihr als Heiden verachtet, könnten dasselbe sagen. Es ist nicht dein Verdienst, daß du der Sohn des Alphäus, eines wahren Israeliten, bist. Du kannst dem Ewigen für diese große Gnade nur danken und dich aus Dankbarkeit und Demut darum bemühen, andere, die diese Gnade nicht haben, zum wahren Gott zu führen. Man muß gut sein.«

»Es ist schwer zu lieben, wenn man einen Menschen nicht kennt!«

»Nein. Schau . . . Du, Kleiner, komm einmal her.«

Ein etwa achtjähriger Junge, der mit zwei anderen Knaben in einem Winkel gespielt hat, kommt herbei. Es ist ein kräftiges Kind mit dunkelbraunem Haar und einer sehr hellen Hautfarbe.

»Wer bist du?«

»Ich bin Lucius, Cajus Lucius des Cajus Marius. Ich bin Römer, der Sohn des Hauptmanns der Wachmannschaft, der nach seiner Verletzung hier geblieben ist.«

»Wer sind diese beiden?«

»Es sind Isaak und Tobias. Aber man darf es nicht sagen, denn es ist verboten . . . Sie würden Schläge bekommen.«

»Warum?«

»Weil sie Juden sind, und ich bin Römer. Das ist nicht erlaubt.«

»Aber du bist doch mit ihnen zusammen. Warum?«

»Weil wir uns gern haben. Wir spielen immer zusammen, mit den Würfeln und dem Springseil. Aber so, daß man uns nicht sieht.«

»Würdest du mich auch gern haben? Ich bin ebenfalls Jude, bin aber kein Kind mehr. Denk einmal, ich bin ein Lehrmeister, sozusagen ein Priester.«

»Das macht mir nichts aus. Wenn du mich lieb hast, so liebe ich dich auch . . . und ich habe dich gern, weil du mich gern hast.«

»Woher weißt du das?«

»Weil du gut bist. Wer gut ist, der liebt.«

»Seht ihr, Freunde? Dies ist das Geheimnis der Liebe: gut sein! Wer gut ist, liebt, ohne sich Gedanken darüber zu machen, ob der andere unsere religiöse Überzeugung hat oder nicht.«

Jesus, der den kleinen Cajus Lucius an der Hand hält, geht hin und liebkost die kleinen erschrockenen Judenknaben, die sich hinter einem Toreingang versteckt haben, und sagt: »Die guten Kinder gleichen Engeln, und Engel haben nur eine Heimat: den Himmel. Sie haben alle denselben Glauben: jenen an den einzigen Gott. Sie haben nur einen Tempel: das Herz Gottes. Liebet euch immer wie Engel.«

»Aber wenn sie uns sehen, schlagen sie uns . . . «

Jesus schüttelt traurig das Haupt und antwortet nicht . . .

Eine hochgewachsene, wohlgestaltete Frau ruft Lucius, und dieser löst sich von Jesus und ruft aus: »Die Mutter!« und dann zur Frau: »Ich habe einen großen Freund, weißt du? Er ist ein Lehrmeister . . . «

Die Frau entfernt sich nicht mit dem Kind, sondern geht vielmehr auf Jesus zu und fragt ihn: »Sei gegrüßt! Bist du nicht der Mann aus Galiläa, der gestern unten am Hafen gesprochen hat?«

»Ich bin es.«

»Dann warte hier auf mich, ich komme gleich zurück«, und sie geht mit ihrem Kleinen davon.

Die anderen Apostel – außer Matthäus und Johannes – sind inzwischen eingetroffen und wollen wissen: »Wer war diese Frau?«

»Eine Römerin, glaube ich«, antworten Simon und die anderen.

»Was wollte sie?«

»Sie hat gesagt, wir sollen hier auf sie warten. Wir werden es gleich erfahren . . . «

Andere Leute haben sich hinzugesellt und warten neugierig.

Die Frau kehrt mit anderen Römern zurück. »Du bist also der Meister?« fragt einer, der wie ein Diener aus einem herrschaftlichen Hau-

se aussieht. Nachdem ihm dies bestätigt worden ist, fragt er weiter: »Würdest du Abscheu empfinden, die Tochter einer Freundin von Claudia zu heilen? Das Kind hat Erstickungsanfälle und liegt im Sterben, und der Arzt kennt die Ursache seines Leidens nicht. Gestern war es noch gesund. Heute morgen liegt es im Todeskampf.«

»Laßt uns zu ihm gehen.«

Sie gehen nur einige Schritte auf einer Straße, die zum Platz führt, wo sie gestern waren, und kommen zum weitgeöffneten Tor eines Hauses, das von Römern bewohnt zu sein scheint.

»Warte einen Augenblick.« Der Mann geht rasch hinein und erscheint gleich wieder: »Komm!« sagt er.

Bevor Jesus jedoch eintreten kann, kommt eine junge Frau von vornehmem Aussehen aus dem Haus, die sichtlich verzweifelt ist. Sie trägt ein nur wenige Monate altes Kind auf den Armen, das blau wie ein Erstickender ist. Ich würde sagen, daß es eine tödliche Diphtherie hat und in den letzten Zügen liegt. Die Frau flüchtet sich an die Brust Jesu wie ein Schiffbrüchiger auf eine Klippe. Sie schluchzt so stark, daß sie nicht zu sprechen vermag.

Jesus nimmt das Kind, dessen wächserne Händchen mit den schon ganz violetten Nägelchen verkrampft sind, und hält es hoch. Das Köpflein fällt kraftlos nach hinten. Die Mutter ist – ohne den Hochmut der Römerin gegenüber dem Juden – zu den Füßen Jesu in den Staub niedergesunken und schluchzt mit erhobenem Antlitz. Ihre Haare sind halb aufgelöst, während sie mit ausgestreckten Armen das Gewand und den Mantel des Meisters zu berühren sucht. Hinter ihr und um sie herum stehen Römer aus dem Hause und Jüdinnen aus der Stadt und schauen zu.

Jesus benetzt seinen rechten Zeigefinger mit Speichel, steckt ihn in den kleinen keuchenden Mund und führt ihn tief hinein. Das Kind schüttelt sich und wird noch dunkler. Die Mutter schreit: »Nein! Nein!« und gleicht einer sich unter einer Klinge Krümmenden, die sie verletzt. Die Menge hält den Atem an. Doch der Finger kommt mit einer Ansammlung von eitrigem Schleim wieder zum Vorschein,

und das Kind schlägt nicht mehr um sich und beruhigt sich mit einem unschuldigen Lächeln. Es bewegt die Händchen und die Lippen wie ein Vöglein, das in der Erwartung des Futters piepst und mit den Flügeln schlägt.

»Nimm es, Frau. Gib ihm Milch. Es ist geheilt.«

Die Mutter ist so außer sich, daß sie das Kind nimmt und es, noch im Staube kniend, ganz närrisch küßt, liebkost, ihm die Brust reicht und alles vergißt, was nicht ihr Kind ist.

Ein Römer fragt Jesus: »Wie hast du das fertiggebracht? Ich bin der Arzt des Statthalters und habe studiert. Ich habe versucht, das Hindernis zu entfernen, doch es war zu tief unten ... und du ... einfach so ... «

»Gelehrt bist du, doch der wahre Gott ist nicht mit dir. Er sei gepriesen! Leb wohl!« Jesus will gehen.

Aber da ist eine kleine Gruppe von Israeliten, die das Bedürfnis haben, sich einzumischen: »Wie kannst du dir erlauben, dich Fremden zu nähern? Sie sind verderbt und unrein, und jeder, der in ihre Nähe kommt, wird es selbst.«

Jesus blickt sie an – es sind ihrer drei – eindringlich und streng und sagt: »Bist du nicht Haggai, der Mann aus Aschdod, der am letzten Tischri hierher kam, um zu versuchen, mit dem Händler, der am alten Brunnen wohnt, Geschäfte zu machen? Du, bist du nicht Josef aus Rama, der sich in diese Stadt begeben hat, um den römischen Arzt aufzusuchen? Weißt du, warum ich den Grund hierfür kenne? Also, fühlt ihr euch nicht unrein?«

»Der Arzt ist nie ein Fremder. Er sorgt sich um den Körper, und der Körper ist bei allen gleich.«

»Die Seele ist es noch mehr als der Körper. Übrigens, was habe ich denn geheilt? Den unschuldigen Körper eines Säuglings; und dadurch hoffe ich, die nicht unschuldigen Seelen der Fremden zu heilen. Folglich kann ich mich als Arzt und als Messias allen nähern.«

»Nein, das ist dir nicht erlaubt.«

»Nein, Haggai? Warum treibst du mit einem römischen Kaufmann Handel?«

»Ich nähere mich ihm nur mit der Ware und dem Geld.«

»Da du also sein Fleisch nicht berührst, sondern nur das, was von seiner Hand berührt worden ist, glaubst du, dich nicht zu verunreinigen? O ihr Blinden und Grausamen!

Hört alle zu: im Buche des Propheten (Haggai), dessen Name dieser Mann hier trägt, steht geschrieben: „Richte an die Priester diese Gesetzesfrage: ‚Wenn jemand heiliges Opferfleisch im Zipfel seines Gewandes trägt und mit seinem Gewand Wein oder Speise, Brot, Öl oder andere Nahrungsmittel berührt, sind diese dann heilig? Die Priester antworteten ‚Nein; Alsdann fragte Haggai: ‚Wenn einer durch die Berührung eines Toten verunreinigt worden ist und eines dieser Dinge berührt, wird es dann unrein?‘ Die Priester antworteten: ‚Ja.‘“

Durch diese zweideutige, lügenhafte und widersprüchliche Verhaltensweise schließt ihr das Gute aus und verurteilt es. Ihr anerkennt nur, was euch selbst zum Nutzen ist. Dann schwinden Verachtung, Ekel und Abscheu. Nur solange es euch keinen persönlichen Schaden verursacht, unterscheidet ihr, ob etwas unrein ist und unrein macht oder nicht. Wie könnt ihr, lügnerische Zungen, erklären, daß das, was durch die Berührung mit heiligem Fleisch oder anderen heiligen Dinge geheiligt worden ist, nicht auch heiligt, was es berührt? Wie könnt ihr behaupten, daß das, was durch die Berührung mit etwas Unreinem verunreinigt worden ist, unrein macht, was mit ihm in Berührung kommt?

Seht ihr es denn nicht ein, daß ihr euch selbst widersprecht, ihr lügnerischen Hüter eines Gesetzes der Wahrheit und Nutznießer desselben? Ihr dreht es wie Hanf, wenn euch daran gelegen ist, einen Vorteil daraus zu ziehen, ihr heuchlerischen Pharisäer, die ihr unter dem Vorwand der Religion eurer menschlichen, nur rein menschlichen Gehässigkeit freien Lauf laßt. Ihr Schänder dessen, was Gottes ist, ihr Beleidiger und Feinde des Gesandten Gottes! Wahrlich,

wahrlich, ich sage euch, daß jede eurer Handlungen, jeder eurer Beschlüsse, jede eurer Gebärden durch ein ganzes Triebwerk an Verschlagenheit zustandekommt, dem eure Selbstsucht, Leidenschaft, Unaufrichtigkeit, euer Haß, Neid und eure Herrschsucht als Räder und Federn, als Zugschnur und Gewicht dienen.

Schande! Habgierig, ängstlich zitternd und mißgünstig lebt ihr in Hochmut und Furcht, daß einer euch übertreffen könnte, selbst wenn dieser nicht einmal eurer Kaste angehört. Deshalb verdient ihr, daß es euch genau so ergehe, wie es jener androht, der euch in Angst und Wut versetzt. Ihr, die ihr, wie Haggai sagt, aus einem Getreidehaufen von zwanzig Scheffel einen von zehn und aus fünfzig Fässern zwanzig macht, und den Gewinn, der sich aus der Differenz ergibt, in eure Tasche steckt, statt um den Menschen ein Beispiel zu geben und aus Liebe zu Gott zu der Anzahl der Scheffel und der Fässer noch etwas für die Hungernden hinzuzufügen. Ihr verdient, daß alle Werke eurer Hände durch einen glühend heißen Wind, durch Rost und Hagel unfruchtbar bleiben.

Wer von euch kommt zu mir? Leute, die für euch Schmutz und Abfall sind, die vollkommen Unwissenden, die nicht einmal wissen, daß es einen wahren Gott gibt. Sie kommen zu dem, der ihnen Gott in Worten und Werken vor Augen führt. Aber ihr, aber ihr! Ihr habt euch eine Nische bereitet und bleibt dort, wo ihr seid, teilnahmslos und kalt wie Götzen in Erwartung der Beweihräucherung und Anbetung. Da ihr euch einbildet, Götter zu sein, haltet ihr es für unnütz, euch in gebührender Weise um den wahren Gott zu kümmern; und es scheint euch gefährlich, daß andere wagen, was ihr selbst nicht wagen würdet. Ihr könnt es in der Tat nicht wagen, denn ihr seid Abbilder von Götzen und Götzendiener zugleich. Wer aber wagt, ist auch fähig, denn nicht er, sondern Gott wirkt in ihm.

Geht und berichtet denen, die euch aufgetragen haben, mir auf den Fersen zu sein, daß ich empört bin über jene Händler, die es nicht als Verunreinigung betrachten, die Güter, die Heimat oder den Tempel denen zu verkaufen, die ihnen Geld geben. Sagt ihnen, daß

ich Abscheu vor Unmenschen empfinde, deren Kult nur dem eigenen Fleisch und Geblüt gilt, und die es, um deren Heilung zu erlangen, nicht für eine Verunreinigung erachten, den fremden Arzt aufzusuchen. Sagt ihnen, daß es nur ein und nicht zwei Maße gibt. Sagt ihnen, daß ich, der Messias, der Gerechte, der Ratgeber, der Bewunderungswürdige bin; der über sich den Geist des Herrn mit seinen sieben Gaben hat; der nicht nach dem Anschein richtet, sondern nach dem, was Geheimnis des Herzens ist; der nicht verurteilt, weil ihm etwas zu Ohren gekommen ist, sondern der auf die Stimme des Geistes achtet, die er im Innern eines jeden Menschen vernimmt; der die Geringen in seinen Schutz nimmt und die Armen in Gerechtigkeit richten wird. Ich bin es, der bereits schon jetzt richtet und heimsucht, die auf dieser Erde nichts als Erde sind. Der Hauch meines Atems wird den Gottlosen vernichten und sein Nest zerstören, während er Leben und Licht, Freiheit und Friede für jene sein wird, die von Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Glauben erfüllt, zu meinem heiligen Berg kommen, um sich an der Wissenschaft des Herrn zu sättigen. So steht es bei Jesaja, nicht wahr?

Mein Volk! Alle Menschen stammen von Adam ab, und Adam ist aus meinem Vater hervorgegangen. Alle sind das Werk meines Vaters, und meine Aufgabe ist es, alle vor dem Vater zu versammeln. Ich führe sie zu dir, o heiliger, ewiger, mächtiger Vater. Ich führe diese irrenden Kinder, nachdem ich sie mit der Stimme der Liebe um mich versammelt habe, vereint unter meinem Hirtenstab, gleich jenem, den Mose einst gegen die tödlichen Schlangen erhob, auf daß du dein Reich und dein Volk besitzest. Ich mache keine Unterschiede, denn im Innersten eines jeden Menschen sehe ich einen Punkt, der heller leuchtet als Feuer: die Seele, einen Funken von dir, du ewiger Glanz. O meine ewige Sehnsucht! O mein unermüdliches Verlangen!

Dies will ich. Danach sehne ich mich glühend. Eine ganze Welt, die deinen Namen lobpreist. Eine Menschheit, die dich Vater nennt. Eine Erlösung, die alle rettet. Einen gestärkten Willen, der alle dei-

nem Willen gehorsam macht. Einen ewigen Triumph, der das Paradies mit einem Hosanna ohne Ende erfüllt ...

O Vielzahl der Himmel! ... Ja, ich sehe das Lächeln Gottes ... es ist der Lohn für jede menschliche Härte.«

Die drei Israeliten sind unter dem Hagel der Vorwürfe geflohen. Die anderen, Römer wie Juden, sind mit offenem Munde stehen geblieben. Die Römerin mit dem kleinen Mädchen, das gestillt und friedlich im Schoß der Mutter schläft, kniet noch immer zu Jesu Füßen und weint aus mütterlicher Freude und seelischer Ergriffenheit. Viele weinen, gerührt durch die mitreißenden Schlußworte Jesu, der in seiner Entrückung zu lodern scheint.

Jesus, der seine Augen und seinen Geist vom Himmel wieder der Erde zuwendet, sieht das Volk, sieht die Mutter ... und nach einem Zeichen des Abschieds an alle, streift seine Hand die junge Römerin so, als wolle er sie für ihren Glauben segnen. Dann entfernt er sich mit den Seinen, während die Menschen immer noch voller Staunen an derselben Stelle verharren ...

(Die junge Römerin könnte – wenn es sich nicht um eine zufällige Ähnlichkeit handelt – eine der Römerinnen sein, die mit Johanna des Chuza auf dem Weg zum Kalvarienberg waren. Da sie dort niemand beim Namen gerufen hat, bin ich aber nicht ganz sicher.)

195 Annalia legt das Gelübde der Jungfräulichkeit ab

Jesus, von Petrus, Andreas und Johannes begleitet, klopft an die Tür seines Hauses in Nazaret. Seine Mutter öffnet sofort, und ihr Antlitz leuchtet in einem strahlenden Lächeln, als sie ihren Jesus sieht.

»Gut, daß du kommst, mein Sohn. Seit gestern ist eine reine Taube bei mir, die auf dich wartet. Sie kommt von weither, und ihre Begleitung konnte sich hier nicht länger aufhalten. Da sie um Rat fragte, habe ich ihr so gut ich konnte geantwortet. Doch du allein, mein Sohn, bist die Weisheit. Auch ihr anderen, seid willkommen. Kommt und erquickt euch gleich.«

»Ja, bleibt hier. Ich will sogleich zu diesem Geschöpf gehen, das auf mich wartet.«

Die drei sind neugierig, doch jeder auf seine Art. Petrus schielt mit Interesse in alle Ecken und würde wahrscheinlich auch gerne sehen, was jenseits der Mauern ist. Johannes scheint auf dem lächelnden Antlitz Marias den Namen der Unbekannten lesen zu wollen. Andreas hingegen, der feuerrot geworden ist, sieht Jesus fest an, und ein stummes Flehen zittert in seinem Blicke und auf seinen Lippen.

Jesus aber achtet auf niemanden. Während die drei sich schließlich in die Küche begeben, wo Maria ihnen mit Speisen und Wärme des Feuers aufwartet, hebt Jesus den Vorhang, der die Öffnung zum Garten verhüllt, und geht hinaus. Eine milde Sonne läßt die blühenden Äste des hohen Mandelbaumes noch duftiger und unwirklicher erscheinen. Der höchste Baum des Gartens ist auch der einzige, der schon in Blüte steht, und die Pracht seines rosaweißen Seidenkleides hebt sich von der Kahlheit der Birn-, Apfel-, Feigen-, Granatapfelbäume und der Weinstöcke ab. Alle sind noch unbelaubt, während er reich in seinem duftigen Schleier und lebendig im Vergleich zur grauen und eintönigen Bescheidenheit der Olivenbäume erscheint. Seine langen Äste haben wohl ein leichtes Wölkchen eingefangen, das sich am blauen Himmelszelt verirrt hatte, und sich damit geschmückt, um so allen zu verkünden: »Die Hochzeit des Frühlings naht. Frohlockt, ihr Pflanzen und Tiere. Die Zeit der Küsse mit den Winden, den Bienen und den Blumen ist gekommen. Die Zeit der Küsse unter den Dachziegeln und im dichten Gestrüpp, o ihr Vöglein Gottes, o ihr weißen Schafe! Heute die Küsse, morgen der Nachwuchs, um das Werk unseres Schöpfergottes fortzuführen.«

Jesus steht mit über der Brust gekreuzten Armen in der Sonne und lächelt der reinen, friedvollen Anmut des Gartens der Mutter zu. Die Lilienbeete künden sich bereits mit den ersten Trieben der Blätter an; die Rosenstöcke sind noch kahl, der silberne Olivenbaum ist von anderen Blumen- und Gemüsebeeten umgeben. Rein, geordnet und freundlich, wie der Garten ist, scheint auch er die keusche Reinheit vollkommener Jungfräulichkeit auszuströmen.

»Sohn, komm in mein Zimmer. Ich werde sie zu dir führen, denn sie hat sich dort hinten verborgen, als sie die vielen Stimmen hörte.«

Jesus betritt das Zimmer der Mutter, den keuschen Raum, der die Worte des Zwiegesprächs mit dem Engel vernommen hat, und noch mehr als der Garten den jungfräulichen, engelhaften, heiligen Duft jener ausströmt, die ihn seit Jahren bewohnt, und den des Erzengels, der hier seine Königin verehrt hat. Sind wirklich schon mehr als dreißig Jahre seit dieser Begegnung vergangen, oder hat sie erst gestern stattgefunden? Auch heute trägt der Spinnrocken sein weiches, silbrig schimmerndes Wollfaserbündel, der Spindelstock ist voller Fäden, und eine zusammengefaltete Stickerei liegt auf der Konsole bei der Tür, zwischen einer Pergamentrolle und einem kupfernen Krug, in dem ein blühender Mandelzweig steckt. Auch jetzt flattert der gestreifte Vorhang, der das Geheimnis der jungfräulichen Wohnung verhüllt, beim leisesten Windhauch, und das Ruhelager, das wohlgeordnet in seiner Ecke steht, sieht immer noch so hübsch aus, wie das eines Mädchens an der Schwelle zur Jugend. Was für Träume wurden und werden wohl auf dem flachen Kopfkissen noch geträumt? ...

Die Hand Marias hebt langsam den Vorhang empor, und Jesus, der mit dem Rücken zur Tür diese Stätte der Reinheit betrachtete, wendet sich um.

»Hier, mein Sohn. Ich führe sie zu dir. Ein Lamm, und du bist ihr Hirte.« Maria, die mit einem dunkelhaarigen, schlanken, jungen Mädchen an der Hand eingetreten ist, das beim Anblick Jesu stark errötet, zieht sich behutsam zurück und lässt den Vorhang wieder zurückfallen.

»Der Friede sei mit dir, Mädchen!«

»Der Friede ... Herr!« Das Mädchen, das sehr erregt scheint, ist sprachlos geworden und kniet nieder, das Haupt bis zum Boden geneigt.

»Erhebe dich! Was möchtest du von mir? Hab keine Angst ... «

»Ich habe keine Angst ... nur ... nun, da ich vor dir stehe ...

nachdem ich mich so sehr danach gesehnt habe ... , finde ich alles, von dem ich dachte, daß es so leicht und nötig sei, dir zu sagen, nicht mehr ... Es scheint mir nicht mehr dasselbe zu sein ... Töricht bin ich ... verzeihe, mein Herr ... «

»Möchtest du Gnaden für diese Welt? Brauchst du ein Wunder? Hast du Seelen zu bekehren? Nein? Was dann? Nur Mut, sprich! So viel Mut hast du gehabt, und nun fehlt er dir? Weißt du nicht, daß ich derjenige bin, der die Tapferkeit vermehrt? Ja? Du weißt es? Also, dann sprich wie zu einem Vater. Du bist jung. Wie alt bist du?«

»Sechzehn, mein Herr.«

»Woher kommst du?«

»Von Jerusalem.«

»Wie heißt du?«

»Annalia ... «

»Der teure Name meiner Großmutter und vieler heiliger Frauen Israels, und – mit diesen Frauen durch den Namen vereint – der der guten, treuen, liebevollen und sanften Frau des Jakob. Er wird dir Glück bringen. Du wirst eine vorbildliche Braut und Mutter werden. Nein? Du schüttelst den Kopf? Du weinst? Bist du vielleicht zurückgewiesen worden? Auch das nicht? Ist dein Verlobter gestorben? Oder hat dich noch keiner erwählt?«

Das junge Mädchen schüttelt jedesmal den Kopf. Jesus macht einen Schritt auf es zu, streichelt und nötigt es, das Haupt zu erheben und ihn anzusehen ... Das Lächeln Jesu besiegt die Aufregung des Mädchens. Es faßt Mut: »Mein Herr, ich könnte dank dir schon Braut und glücklich sein. Erkennst du mich nicht wieder, mein Herr? Ich bin die ehemals Lungenkranke, die Braut, die im Sterben lag, und die du auf die Bitte deines Johannes hin geheilt hast ... Nach der mir gewährten Gnade hatte ich einen neuen, gesunden Körper anstelle des sterbenden, den ich vorher hatte, und auch eine andere Seele ... Ich weiß nicht, ich hatte das Gefühl, nicht mehr ich selber zu sein ... Doch die Freude, gesund zu sein und endlich heiraten zu können – denn es war mein Schmerz im Sterben, daß

ich nicht mehr heiraten konnte – hat nur wenige Stunden gedauert. Doch dann . . . « Das Mädchen wird immer ungezwungener und findet die Worte und Gedanken wieder, die es in der Verwirrung, allein mit dem Meister zu sein, vergessen hatte. »Dann habe ich erkannt, daß ich nicht selbstüchtig sein, nicht einfach denken darf: „Nun werde ich glücklich sein“, sondern daß ich an etwas Höheres denken muß, an etwas, das von dir und von Gott stammt, der dein und mein Vater ist, an einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit. Ich habe viel darüber nachgedacht, und als ich dann am ersten Sabbat nach der Heilung meinen Bräutigam sah, da sagte ich zu ihm: „Höre, Samuel! Ohne das Wunder wäre ich in einigen Monaten gestorben, und du hättest mich für immer verloren. Nun würde ich gerne mit dir zusammen Gott ein Opfer darbringen, um ihm zu sagen, daß ich ihn preise und ihm danke!“ Da Samuel mich liebt, hat er sofort gesagt: „Laß uns zusammen zum Tempel gehen und ein Opfer darbringen.“ Doch ich wollte nicht dies. Ich bin ein armes Kind aus dem Volk, mein Herr. Ich weiß wenig und noch weniger vermag ich zu tun. Doch als du deine Hand auf meine kranke Brust gelegt hast, ist nicht nur in meine angegriffenen Lungen, sondern auch in mein Herz etwas eingedrungen: in die Lungen die Gesundheit, ins Herz Weisheit. So habe ich verstanden, daß das Opfer eines Lammes nicht das von meiner Seele gewollte Opfer sei, denn meine Seele . . . meine Seele liebt dich.« Das Mädchen errötet und schweigt nach diesem Liebesbekenntnis.

»Hab keine Furcht und sprich weiter. Was war es, das deine Seele wünschte?«

»Dir, dem Sohn Gottes, etwas zu opfern, das deiner würdig ist. Darum . . . darum dachte ich, daß es, da es für Gott ist, etwas Geistiges sein sollte, nämlich das Opfer, mit unserer Hochzeit, aus Liebe zu dir, meinem Retter, zu warten. Groß ist die Vorfreude auf die Hochzeit, weißt du? Wenn man sich liebt, dann ist sie etwas Großes. Ein Wunsch, eine Sehnsucht, sie zu vollziehen! . . . Doch ich hatte mich in den wenigen Tagen verändert. Die Hochzeit war

für mich nicht mehr das Erstrebenswerteste ... Ich habe dies Samuel gesagt ... und er hat mich verstanden. Auch er hat für ein Jahr lang als Nasiräer leben wollen, beginnend mit dem Tage, an dem die Hochzeit hätte stattfinden sollen, also dem Tag nach den Kalenden des Adar. Derweilen ist er auf die Suche nach dir gegangen, um den zu lieben und kennenzulernen, der ihm seine Braut wiedergegeben hat. Er hat dich nach vielen Monaten am „Trügerischen Gewässer“ gefunden. Auch ich war mit ihm ... und dein Wort hat mir mein Herz vollends umgewandelt. Nun genügt mir das Gelübde von vorher nicht mehr ... So wie der Mandelbaum draußen, der nach einem monatelangen Scheintod unter der immer wärmer werdenden Sonne zu neuem Leben erwacht ist und Blüten und dann Blätter und Früchte trägt, so hat mein Wissen über das, was besser ist, zugenommen. Als ich schließlich nach langem Nachdenken meiner und meines Willens sicher war – denn ich hatte all diese Monate hindurch nachgedacht – und das letzte Mal zum „Trügerischen Gewässer“ kam, warst du nicht mehr dort ... Sie hatten dich fortgejagt. Ich habe so viel geweint und gebetet, daß der Allerhöchste mich erhört und meine Mutter dazu bewogen hat, mich einem Verwandten anzuvertrauen, der nach Tiberias ging, um dort mit den Höflingen des Tetrarchen zu sprechen. Der Gutsverwalter hatte mir gesagt, daß ich dich hier finden würde. Ich habe deine Mutter dort gefunden ... und ihre Worte und ihre Gegenwart in diesen Tagen haben die Frucht deiner Gnade zur Reife gebracht.« Das Mädchen kniet nieder wie vor einem Altar, mit über der Brust gekreuzten Armen.

»Gut, aber was möchtest du genau? Was kann ich für dich tun?«

»Herr, ich möchte ... ich möchte etwas Großes, und du allein, der Spender des Lebens und der Gesundheit kannst es mir geben, denn ich glaube, daß du das, was du geben, auch wieder nehmen kannst ... Ich möchte, daß du das Leben, das du mir geschenkt hast, wieder nimmst, bevor das Jahr des Gelübdes verflossen ist ... «

»Aber warum? Bist du Gott für die erlangte Gesundheit nicht dankbar?«

»Doch, mein Dank kennt keine Grenzen! Aus einem einzigen Grunde wünsche ich den Tod: da ich durch Gottes Gnade und dein Wunder leben durfte, habe ich das Bessere erkannt.«

»Was ist das?«

»Als Engel zu leben. Wie deine Mutter, mein Herr ... wie du lebst ... wie dein Johannes lebt ... Die drei Lilien, die drei weißen Flammen, die drei Seligkeiten der Erde, Herr! Ja, denn ich denke, daß der selig ist, der Gott besitzt, und daß Gott den Reinen gehört. Der Reine ist, wie ich glaube, ein Himmel, mit seinem Gott in der Mitte und Engeln um ihn herum ... Oh, mein Herr! Dies möchte ich! ... Wenig habe ich dich gehört, wenig deine Mutter, den Jünger und Isaak. Zu anderen, die mir deine Worte hätten wiederholen können, bin ich nicht gegangen. Doch es ist mir, als ob meine Seele dich immerfort vernehmen würde und du mein Meister wärest ... Nun habe ich es gesagt, mein Herr ... «

»Annalia, du verlangst viel und du gibst viel ... Tochter, du hast Gott und die Vollkommenheit, zu der ein Geschöpf aufsteigen kann, begriffen, um so dem Reinsten ähnlich und wohlgefällig zu sein.« Jesus hat den braunhaarigen Kopf des vor ihm knienden Mädchens zwischen seine Hände genommen und spricht vornübergebeugt zu ihm: »Er, der aus einer Jungfrau geboren wurde – denn er konnte nur dort, wo Lilien ihn umgaben, seine Wohnung nehmen – ist angeekelt von der dreifachen Lüsterheit der Welt, Tochter. Er würde von soviel Ekel erdrückt werden, wenn der Vater, der weiß, wovon sein Sohn lebt, seiner betäubten Seele nicht liebevoll beistehen und sie stärken würde. Die Reinen sind meine Freude. Du gibst mir das wieder, was mir die Welt mit ihrer endlosen Niederträchtigkeit versagt. Der Vater sei gepriesen, und du, Mädchen, sei gesegnet! Geh hin und sei getrost! Es wird etwas geschehen, was dein Gelübde ewig macht. Sei eine der Lilien auf dem blutigen Wege des Christus.«

»Oh, mein Herr ... ich möchte noch etwas ... «

»Was?«

»Ich möchte bei deinem Tod nicht zugegen sein . . . Ich könnte es nicht ertragen, den sterben zu sehen, der mein Leben ist.«

Jesus lächelt sanft und trocknet mit seiner Hand zwei Tränen, die über ihr dunkelhäutiges Gesicht rinnen. »Weine nicht. Die Lilien sind nie in Trauer. Du wirst mit allen Perlen deiner Engelskrone lächeln, wenn du den gekrönten König in sein Reich eintreten siehst. Geh nun! Der Geist des Herrn möge dich belehren, zwischen diesem und dem anderen Kommen Christi. Ich segne dich mit den Flammen der ewigen Liebe.«

Jesus wendet sich dem Garten zu und ruft: »Mutter! Hier ist eine kleine Tochter, ganz für dich. Nun ist sie glücklich; doch tauche sie in deine Reinheit, jetzt und jedesmal, wenn wir zur Heiligen Stadt gehen werden, damit sie als Schnee himmlischer Blüten den Thron des Lammes schmücke.« Jesus kehrt zu den Seinen zurück, während Maria das Mädchen liebkost und bei ihm bleibt.

Petrus, Andreas und Johannes blicken Jesus fragend an. Das strahlende Antlitz Jesu verrät ihnen, daß er glücklich ist. Petrus kann sich nicht der Frage enthalten: »Mit wem hast du so lange gesprochen, mein Meister, und was hast du denn gehört, daß du vor Freude strahlst?«

»Mit einer Frau, am Anfang ihres Lebens, habe ich gesprochen, mit einer, die für viele, die noch kommen werden, den Anfang darstellt.«

»Für wen?«

»Für die Jungfrauen.«

Andreas murmelt leise vor sich hin: »Sie ist es nicht . . . «

»Nein, sie ist es nicht. Doch werde nicht müde, geduldig und gut zu beten. Jedes Wort deines Gebetes ist wie ein Ruf, wie eine Leuchte in der Nacht, die sie tröstet und führt.«

»Aber auf wen wartet denn mein Bruder?«

»Auf eine Seele, Petrus. Es handelt sich um ein großes Elend, das er in einen großen Reichtum verwandeln will.«

»Wo hat Andreas sie denn gefunden, da er sich doch nie rührt, nie spricht und nie etwas unternimmt?«

»Auf meinem Weg. Komm mit mir, Andreas! Wir wollen zu Alphäus gehen und ihn und seine vielen Enkel segnen. Ihr könnt im Hause des Jakobus und des Judas auf mich warten. Meine Mutter hat es nötig, den ganzen heutigen Tag allein zu bleiben.« So trennen sie sich, während das Geheimnis die Freude der ersten Seele, die aus Liebe zu Christus das Gelübde der Jungfräulichkeit abgelegt hat, umhüllt.

196 Die Unterweisung der Jüngerinnen in Nazaret

Jesus ist immer noch in seinem Haus in Nazaret. Genauer gesagt, befindet er sich in der ehemaligen Schreinerwerkstätte. Bei ihm sind die zwölf Apostel und seine Mutter sowie Maria, die Mutter des Jakobus und des Judas, Salome, Susanna und zum ersten Mal auch Marta. Eine sehr betrübte Marta mit deutlichen Tränenspuren unter den Augen. Eine scheue und verängstigte Marta, weil sie sich so allein unter fremden Menschen und vor allem bei der Mutter des Herrn befindet. Maria versucht, sie mit den anderen Frauen bekannt zu machen und sie von dem Gefühl des Unbehagens, unter dem sie leidet, zu befreien. Doch ihre zärtlichen Bemühungen lassen das Herz der armen Marta anscheinend nur noch mehr anschwellen. Immer neues Erröten und große Tränen wechseln sich ab unter dem tief herabgezogenen Schleier, der ihren Schmerz verbirgt.

Johannes und Jakobus des Alphäus treten ein. »Sie ist nicht da, Herr. Die Diener haben uns mitgeteilt, daß sie mit ihrem Mann von einer Freundin eingeladen worden ist«, sagt Johannes. »Sie wird es sicher sehr bedauern. Aber sie wird dich immer wieder sehen können, um von dir belehrt zu werden«, beschließt Jakobus des Alphäus.

»Gut! Die Gruppe der Jüngerinnen ist nicht so, wie ich sie mir vorgestellt habe. Aber ihr seht: für die abwesende Johanna haben wir Marta, die Tochter des Theophilus und Schwester des Lazarus. Die Jünger wissen, wer Marta ist. Auch meine Mutter weiß es. Auch du

Maria, und vielleicht auch du, Salome, ihr wißt von euren Söhnen, wer Marta ist, dies nicht so sehr als Frau nach weltlichen Begriffen, sondern als Geschöpf in den Augen Gottes. Du, Marta, weißt deinerseits, wer diese Frauen hier sind, die dich als Schwester betrachten und dich als Schwester und Tochter sehr lieben werden. Du hast dies dringend nötig, gute Marta, denn du brauchst auch den menschlichen Trost aufrichtiger Zuneigung, den Gott nicht verurteilt, sondern dem Menschen gegeben hat, damit er ihm in den Mühen des Lebens als Stütze diene.

Gott hat dich gerade in der von mir gewählten Stunde hierher geführt, um so die Grundlage zu schaffen, ich möchte sagen, das Leinengewebe, das ihr mit eurer Vollkommenheit als Jüngerinnen besticken werdet. Jünger ist, wer der Regel seines Meisters und seiner Lehre Folge leistet. Deshalb werden im weiteren Sinne alle jene Jünger genannt werden, die nun, und in den kommenden Jahrhunderten, meine Lehre befolgen. Um nicht sagen zu müssen, Jünger Jesu gemäß der Lehre des Petrus oder des Andreas, des Jakobus oder des Johannes, des Simon oder des Philippus, des Judas oder des Bartholomäus, des Thomas oder des Matthäus, wird man sie mit einem einzigen Namen benennen, der sie alle unter einem einzigen Zeichen zusammenfaßt: man wird sie Christen nennen. Doch unter den vielen Menschen, die sich meiner Regel unterordnen, habe ich schon die Ersten und die Zweiten erwählt, und so wird es zu meinem Gedächtnis auch in den kommenden Jahrhunderten weiter gehalten werden. Wie es im Tempel – und zuvor schon bei Mose¹¹ – Hohepriester, Priester, Leviten, Vorsteher der verschiedenen

¹¹Von den vielen biblischen Textstellen, die die Figur der Diener Gottes im Alten Gesetz und im Neuen Gesetz vorbereiten, darstellen oder beschreiben, können folgende betrachtet werden: Gen 4,1–6; 8,13–9,17; 14,17–24; 22,1–18; Ex 25–31; 35–40; Lev 8–10; 13–14; 16; 21–22; Num 3–4; 8; 11,16–30; 18; Dtn 16,18–18,8; Mt 4,17–23; 9,9; 9,36–10,40; 16,13–20; 18,15–20; 28,16–20; Mk 1,14–22; 2,13–17; 3,13–19; 6,7–13; 16,14–20; Lk 5,1–32; 6,12–16; 9,1–6; 10,1–24; 24,44–53; Joh 1,35–51; 10,1–21; 20,19–29; 21,1–23.

Wunderbar ist die Harmonie zwischen dem Alten und dem Neuen Bund, denn

Dienste, Ämter und Behörden, Sänger usw., gab, so wird es auch in meinem neuen Tempel, der groß wie die Erde sein und ebensolange dauern wird, Höhergestellte und Untergeordnete geben, die alle nützlich und mir teuer sein werden. Außerdem wird es auch einen neuen Stand geben: den der Frauen, die Israel stets mißachtete, deren Wirken auf Gesang und Unterricht im Tempel beschränkt war und denen niemals eine andere Aufgabe übertragen wurde.

Streitet euch nicht darüber, ob dies gerecht war. Im geschlossenen Kult Israels und in der Zeit des göttlichen Zorns war es richtig. Die ganze Schmach lastete auf der Frau, als der Urheberin der Sünde. In der Weltreligion Christi und in der Zeit der Vergebung wird nun alles anders. Alle Gnade hat sich in einer Frau vereinigt, und sie hat diese der Welt geschenkt, auf daß die Welt erlöst werde. Die Frau ist somit nicht mehr in Ungnade bei Gott, sondern sie ist seine Helferin. Dank dieser einen Gott wohlgefälligen Frau, können nun alle Frauen Jüngerinnen des Herrn werden; nicht auf die Art, wie es die Mehrheit ist, sondern als den Priestern unterstellte Mitarbeiterinnen, als ihre Dienerinnen und wertvollen Helferinnen. Auch der Gläubigen und Nichtgläubigen werden sie sich annehmen und ihnen helfen, besonders denen, die nicht durch die Strenge des heiligen Wortes, aber durch das heilige Lächeln einer meiner Jüngerinnen zu Gott geführt werden können.

es ist ein und derselbe Gott im einen wie im anderen. Jesus kam nicht, um zu zerstören oder aufzuheben, sondern um zu vervollkommen, wie Matthäus in 5,17 [Mt 5,17] sagt. Im Licht dieser biblischen Zeugnisse und vieler anderer, und ihrer Übereinstimmung, erscheint ganz deutlich, daß das Priestertum und die Hierarchie von Gott selbst eingesetzt wurden: Er hat die körperlichen und geistigen Voraussetzungen dafür festgelegt. In offenkundiger oder in geheimnisvoller Weise beruft er seine Diener, weiht seine Auserwählten durch seine Stellvertreter, jedoch mit Riten, die in ihrer wesentlichen Bedeutung auf Christus zurückgehen und heilige Handlungen sowie Gebete enthalten, die unter seinem Einfluß entstanden sind; und er bestimmt seine Diener zur mannigfaltigen Aufgabe, Mitwirkende Christi zu sein: des Höchsten und Ewigen Priesters, in der Verherrlichung Gottes, zur Belehrung, zur Heiligung und zum Heil des Volkes. Eine maßgebende Zusammenfassung dieser Konzepte findet man in der Hl. Messe zu Ehren unseres Herrn Jesus Christus, des Höchsten und Ewigen Priesters.

Ihr Frauen habt mich darum gebeten, mir wie die Männer nachfolgen zu dürfen. Aber nur zu mir kommen, mich anhören, meine Weisungen befolgen, das ist mir zu wenig von eurer Seite. Es würde eure Heiligung bedeuten, das ist gewiß etwas Großes, und doch wäre es mir noch zu wenig. Ich bin der Sohn des Absoluten und verlange von meinen Auserwählten das Absolute. Alles verlange ich, weil ich alles gegeben habe.

Außerdem gibt es nicht nur mich, sondern es gibt auch die Welt, dieses Ungeheuerliche, das die Welt ist. Ungeheuerlich sollte sie sein, was ihre Heiligkeit anbelangt, unermesslich in Anzahl, Macht und Heiligkeit der vielen Kinder Gottes. Doch diese Welt ist schrecklich in ihrer Bosheit. Ihre völlige Bosheit ist tatsächlich grenzenlos in ihren Ausdrucksformen und in der Macht des Lasters. Alle Sünden sind in dieser Welt, die nicht mehr aus einer Vielzahl von Kindern Gottes, sondern aus einer Vielzahl von Kindern Satans besteht. Besonders die Sünde regiert, die das deutliche Zeichen der Urheberchaft Satans trägt: der Haß. Die Welt haßt. Wer haßt, sieht in allem, auch in den heiligsten Dingen, nur Schlechtes und will dies auch den zu glauben machen, der es nicht sieht. Wenn ihr die Welt fragt, warum ich auf diese Welt gekommen bin, so wird sie nicht sagen: „um Gutes zu tun und zu erlösen“, sondern: „um sie zu verderben und um sie widerrechtlich an sich zu ziehen.“ Wenn ihr die Welt fragt, was sie von euch, die ihr mir nachfolgt, denkt, so wird sie nicht sagen: „Ihr folgt ihm, um euch zu heiligen und euren Meister mit eurer Heiligkeit und Reinheit zu trösten“, sondern sie wird sagen: „Ihr folgt ihm, weil ihr von dem Manne verführt worden seid.“

So ist die Welt, und ich sage euch dies, damit ihr alles wohl erwägt, bevor ihr euch der Welt als auserwählte Jüngerinnen, die ersten der zukünftigen Jüngerinnen und der Diener des Herrn, zeigt. Nehmt euer Herz gut in die Hand und sagt ihm, diesem feinfühligen Frauenherzen, daß ihr mit ihm von der Welt mit ihrer Verachtung, Lüge und Grausamkeit verlacht, verleumdet und geschmäht sein werdet. Fragt euer Herz, ob es sich stark genug fühlt, um alle Beleidigungen

ohne Entrüstungsschreie zu ertragen, und ohne jene zu verfluchen, die es verletzen. Fragt es, ob es sich imstande fühlt, das moralische Martyrium der Verleumdung zu ertragen, ohne schließlich die Verleumder zu hassen und sogar den, der die Ursache dieser Behandlung ist. Fragt es, ob es, von der Mißgunst der Welt getränkt, immer noch Liebe auszuströmen vermag; ob es, von Bitterkeit vergiftet, immer noch fähig wäre, sanftmütig zu sein; ob es unter der Marter des Unverstandenseins, des Spottes und der üblen Nachrede, immer noch lächeln könnte, indem es zum Himmel weist als seinem Ziel, zu dem ihr die Menschen mit eurer fraulichen Liebe hinführen wollt. Diese frauliche Liebe ist schon im jungen Mädchen mütterlich; und mütterlich ist sie selbst, wenn sie älteren Menschen gilt, die eure Großeltern sein könnten, die aber geistig wie Neugeborene sind, unfähig zu verstehen und den Weg des Lebens, der Wahrheit und der Weisheit zu erkennen, den ich euch durch die Hingabe meiner selbst, der ich der Weg, die Wahrheit, das Leben und die Weisheit Gottes bin, geschenkt habe. Ich werde euch immer lieben, selbst wenn ihr mir sagt: „Herr, ich habe nicht die Kraft, für dich der ganzen Welt entgegenzutreten!“

Gestern hat mich ein junges Mädchen gebeten, sie als Opfer anzunehmen, noch bevor die Stunde der Hochzeit gekommen ist, da sie mich liebt, wie Gott geliebt werden soll; das heißt mit ihrem ganzen Sein und mit der vollkommenen Hingabe ihrer selbst. Ich werde das Opfer annehmen, aber ich verberge ihr die Stunde, damit ihre Seele, und mehr noch das Fleisch als die Seele, nicht vor Angst erzittere. Ihr Tod wird dem einer Blume gleichen, die ihre Blütenkrone eines Abends schließt im Glauben, sie am nächsten Morgen wieder öffnen zu können. Dies wird sie aber nicht tun, da der Kuß der Nacht ihr Leben in sich aufgenommen hat. Ich werde ihrem Wunsch entsprechen und ihren Todesschlaf dem meinen nur um wenige Tage vorausgehen lassen, damit sie nicht in der Vorhölle warten muß, sie, meine erste Jungfrau; ich will sie nach meinem Sterben gleich dort finden . . .

Weinet nicht! Ich bin der Erlöser ... Doch jenes heilige Mädchen hat sich nicht darauf beschränkt, nach dem geschehenen Wunder das Hosanna anzustimmen, sondern es verstand, mit dem Wunder zu wirken – so wie man Geld nutzbringend anlegt – indem es von menschlicher zu übernatürlicher Dankbarkeit aufstieg, von einem irdischen zu einem überirdischen Wunsch, und dabei eine Reife zeigte, die der fast aller Menschen überlegen ist; ich sage, „fast“, denn unter euch, die ihr mir zuhört, gibt es einige, die diesem Mädchen in der Vollkommenheit ebenbürtig, ja sogar überlegen sind. Es hat mich nicht gebeten, mir folgen zu dürfen, vielmehr wünscht es, in der Verborgenheit seines Heimes die Wandlung vom Mädchen zum Engel zu vollziehen. Dennoch liebe ich es so sehr, daß ich mich in den Stunden der Abscheu vor der Welt dieses liebevollen Geschöpfes erinnern und den Vater preisen werde, weil er mit diesen Blumen der Liebe und der Reinheit meine Tränen und meinen Schweiß als Meister einer Welt, die mich ablehnt, trocknet.

Doch wenn ihr wollt, wenn ihr den Mut habt, die erwählten Jüngerinnen zu bleiben, dann will ich euch die Arbeit anweisen, die ihr tun müßt, um eure Berufung und eure Anwesenheit bei mir und den Heiligen des Herrn zu rechtfertigen. Ihr vermögt viel bei euren Mitmenschen und bei den Dienern des Herrn.

Ich habe dies schon vor vielen Monaten Maria des Alphäus angedeutet. Wie notwendig ist doch die Frau beim Altare Christi! Das unendliche Elend der Welt kann von einer Frau viel besser gemildert werden als von einem Mann; der Mann kann dann bei seiner endgültigen Beseitigung noch mithelfen. Euch, meine Jüngerinnen, werden sich viele Herzen offenbaren und besonders Frauenherzen. Ihr müßt sie aufnehmen, wie wenn es eure teuren, auf Abwege geratenen Kinder wären, die zum Vaterhause zurückkehren und es nicht wagen, vor das Angesicht des Vaters zu treten. Ihr werdet jene sein, die den Schuldigen trösten und den Richter besänftigen. Viele werden auf der Suche nach Gott zu euch kommen. Ihr werdet sie wie müde Pilger aufnehmen und ihnen sagen: „Hier ist das Haus des

Herrn. Er wird gleich kommen“, und bis dahin werdet ihr sie mit eurer Liebe umgeben. Wenn ich nicht selbst komme, so wird es ein Priester sein.

Es ist der Frau gegeben zu lieben. Sie ist für die Liebe geschaffen. Sie hat die Liebe erniedrigt und sie in Sinnlichkeit verkehrt; doch in ihrem Innersten ist immer noch die wahre Liebe verankert, die Zierde ihrer Seele: die Liebe, frei vom herben Schlamm der Sinne, mit Engelsflügeln versehen und von himmlischen Düften umgeben, eine reine Flamme, nach Gottes Bild und Gleichnis geschaffen und aus Schöpferhand hervorgegangen. Die Frau: das Meisterwerk der Güte im Meisterwerk der Erschaffung des Menschen, von der es heißt: „Lasset uns Adam eine Gefährtin schaffen, auf daß er nicht allein sei.“ [Gen 2,18–24] Sie darf also Adam nicht verlassen. Bedient euch daher dieser Fähigkeit zu lieben und wirkt durch sie in der Liebe zu Christus und für Christus zum Wohl des Nächsten. Seid barmherzig gegen reuige Sünder. Sagt ihnen, daß sie Gott nicht fürchten dürfen. Wie solltet ihr dazu nicht fähig sein, ihr, die ihr Mütter und Schwestern seid? Wie oft waren eure kleinen Kinder, eure Geschwisterchen krank und hatten einen Arzt nötig! Und sie fürchteten sich. Ihr aber habt ihnen mit Liebkosungen und liebevollen Worten die Angst genommen, und mit dem Händchen in eurer Hand wich die Angst von ihnen, und sie ließen sich behandeln. Die Sünder sind eure Brüder und kranken Kinder, und sie fürchten die Hand des Arztes und sein Urteil ... Nein, nicht so soll es sein; ihr, die ihr wißt wie gut Gott ist, sagt es ihnen, und daß man sich vor ihm nicht zu fürchten braucht. Selbst wenn er bestimmt und entschieden sagt: „Das darfst du nie mehr tun“, so wird er doch eine kranke Seele wegen ihrer früheren Sünden nicht abweisen. Er wird sie vielmehr pflegen, und sie heilen.

Seid Mütter und Schwestern für die Gerechten. Auch sie bedürfen der Liebe. Sie werden in der Verkündigung des Wortes Gottes ermüden und sich verzehren. Sie können nicht alles bewältigen, was zu tun sein wird. Helft ihnen diskret und emsig. Die Frau versteht es

zu arbeiten: im Haus, an Herd und Tisch, am Krankenlager, am Webstuhl und bei all dem, was das tägliche Leben mit sich bringt. Die Zukunft der Kirche wird ein ununterbrochenes Kommen von Pilgern zu den Stätten Gottes sein. Ihr selbst sollt die ersten frommen Gastgeberinnen sein, und alle Arbeiten, auch die niedrigsten, übernehmen, um den Dienern Gottes die Freiheit zu lassen, das Werk des Meisters fortzusetzen.

Dann werden auch schwere, blutige und grausame Zeiten kommen. Die Christen, auch die Heiligen, werden Stunden des Schreckens und der Schwäche erleben. Der Mann ist nie sehr stark im Leiden. Verglichen mit ihm, ist dagegen die Frau unübertroffen in ihrer Leidensfähigkeit. Lehrt es den Mann, indem ihr ihn in diesen Stunden der Angst, der Trostlosigkeit, der Tränen, des Überdrusses und des Blutes ermutigt. In unserer Geschichte haben wir Beispiele wunderbarer Frauen, die als Befreierinnen mutige Taten vollbracht haben. Wir haben Judit, Jaël . . . Aber glaubt mir, keine ist bisher größer als die achtfache Märtyrerin, deren sieben Söhne, und sie selbst, zur Zeit der Makkabäer den Heldentod starben. Nach ihr wird eine andere kommen . . . Doch nach dieser wird es immer mehr Frauen geben, die Heldinnen des Schmerzes und Heldinnen im Schmerz sein werden; Frauen, die der Trost der Märtyrer und der Märtyrerinnen und die Engel der Verfolgten sein werden; Frauen, stumme Priesterinnen, die durch ihre Lebensweise Gott verkündigen und die, ohne eine andere Weihe als die der Liebe Gottes, geweiht sein werden und dieser Weihe würdig sind.

Dies sind in großen Zügen eure wichtigsten Aufgaben. Ich werde nicht viel Zeit haben, mich euch im besonderen zu widmen. Doch ihr werdet euch bilden, indem ihr mir zuhört, und noch mehr werdet ihr euch unter der vollkommenen Führung meiner Mutter bilden.

Gestern hat diese mütterliche Hand (Jesus nimmt die Hand Marias in seine Hand) mir das Mädchen zugeführt, von dem ich euch gesprochen habe, und es hat gesagt, das bloße Zusammensein mit meiner Mutter und das ihr Zuhören während weniger Stunden habe

genügt, um in ihr die Frucht der erlangten Gnade heranreifen zu lassen und zu vervollkommen. Es ist nicht das erste Mal, daß meine Mutter für Christus, ihren Sohn, wirkt. Du und du, meine Jünger und meine Vettern zugleich, ihr wißt, was Maria für die Seelen auf dem Weg zu Gott bedeutet, und ihr könnt es denen sagen, die sich, wenn ich einmal nicht mehr unter euch sein werde, sorgen, von mir für ihre Sendung nicht oder nur ungenügend vorbereitet worden zu sein. In den Stunden, da ich nicht bei euch bin und später, wenn ich einmal nicht mehr unter euch weilen werde, wird sie, meine Mutter, bei euch sein. Sie wird bleiben, und mit ihr bleibt die Weisheit mit all ihren Tugenden. Befolgt von nun an all ihre Ratschläge.

Gestern abend, als wir allein waren und ich bei ihr saß, den Kopf an die so zarte und doch so starke Schulter gelehnt wie einst, als ich noch ein Kind war, sagte sie mir – wir hatten gerade von dem jungen Mädchen gesprochen, das in den ersten Nachmittagsstunden weggegangen war mit einem Strahlen in ihrem jungfräulichen Herzen, das schöner als jenes der Sonne am Himmel war – da sagte meine Mutter: „Wie süß ist es doch, die Mutter des Erlösers zu sein!“ Ja, wie wunderbar ist es, wenn ein Geschöpf, das zum Erlöser kommt, schon ein Geschöpf Gottes ist, in dem nichts als der Makel der Erbsünde ist, der nur durch mich abgewaschen werden kann. Alle anderen kleinen Flecken der menschlichen Unvollkommenheit sind bereits durch die Liebe getilgt.

Doch, meine süße Mutter, reinste Führerin der Seelen zu deinem Sohne, heiliger Leitstern, sanfte Lehrmeisterin der Gerechten, barmherzige Ernährerin der Geringsten, heilbringende Arznei der Kranken: nicht immer werden zu dir nur solche kommen, die der Heiligkeit nicht widerstehen . . . Aussätzige, grauenhaft vom Schmutz der Sünde verunreinigte Geschöpfe, ganze Schlangengewirre voller Unrat werden bis zu deinen Füßen kriechen, o Königin des Menschengeschlechts, um dir zuzurufen: „Erbarmen! Hilf uns! Führe uns zu deinem Sohn!“ und du wirst deine reinste Hand auf ihre Wunden legen, deine Blicke paradiesischer Taubeneinfalt auf die höllischen

Auswüchse senken und den Gestank der Sünde einatmen müssen, ohne davor zu flüchten. Ja, du wirst sogar diese von Satan verstümmelten Seelen, diese Mißgeburten, diese Verwesenden an dein Herz drücken, sie mit deinen Tränen reinwaschen und zu mir hinführen ... Dann wirst du sagen: „Wie schwer ist es, die Mutter des Erlösers zu sein!“ Doch du wirst es tun, weil du die *Mutter* bist ... Ich küsse und segne diese deine Hände, die mir viele Menschen zuführen werden, von denen jeder zu meinem Ruhme beitragen wird. *Doch noch vor meinem Ruhm wird es der deine sein, heilige Mutter.*

Ihr, teure Jüngerinnen, folgt dem Beispiel meiner Meisterin, die auch die Lehrerin des Jakobus, des Judas und all derer ist, die sich in der Gnade und der Weisheit heranbilden wollen. Befolgt ihr Wort. Es ist mein Wort, nur klingt es süßer. Nichts ist diesem Wort beizufügen, weil es das Wort der Mutter der Weisheit ist.

Ihr, meine Freunde, lernt von den Frauen Demut und Beharrlichkeit und werft den männlichen Stolz ab, verachtet die weiblichen Jünger nicht, sondern mäßigt eure Kraft, ich könnte auch sagen, eure Härte und Unnachgiebigkeit, wenn ihr mit der Feinfühligkeit der Frauen in Berührung kommt. Vor allem lernt von ihnen zu lieben, zu glauben und für den Herrn zu leiden, denn in Wahrheit sage ich euch, daß sie, die Schwachen, die Stärkeren im Glauben, in der Liebe, im Heldenmut und im Sichopfern für ihren Meister sein werden. Sie lieben mit ihrem ganzen Wesen, ohne etwas zu verlangen oder einen Lohn zu erwarten, einzig und allein, um mir Trost und Freude zu spenden.

Geht nun in eure Häuser oder in jene, in denen ihr Gastfreundschaft gefunden habt. Ich bleibe bei meiner Mutter. Gott sei mit euch!«

Alle entfernen sich, außer Marta.

»Du kannst bleiben, Marta. Ich habe mit deinem Diener bereits gesprochen. Heute ist es nicht Betanien, das Gastfreundschaft gewährt, sondern das kleine Haus Jesu. Komm! Du wirst an der Seite Mariens zu Tische sitzen und im Kämmerchen neben dem ihrigen ruhen.

Der Geist Josefs, unser Trost, wird dich trösten, während du ruhst, und morgen wirst du gestärkt und entschlossener nach Betanien zurückkehren, um auch dort Jüngerinnen heranzubilden, in Erwartung jener Frau, die mir und dir am liebsten ist. Zweifle nicht, Marta. Ich verspreche nie etwas, ohne es zu halten. Aber um aus einer Wüste voller Vipern einen Paradiesgarten zu machen, braucht es viel Zeit ... Die erste Arbeit sieht man nicht und man hat das Gefühl, nichts wäre geschehen, und doch ist der Same bereits in die Erde gelegt. Die Samen. Alle! Dann werden die Tränen kommen und wie der Regen die Samen zum Keimen bringen ... und die guten Bäume werden heranwachsen ... Komm! ... Weine nicht mehr!«

197 Jesus spricht auf dem See mit Johanna des Chuza

Jesus befindet sich im Boot des Petrus auf dem See. Hinter ihm folgen zwei weitere Boote; das eine, ein gewöhnliches Fischerboot, sieht dem des Petrus ähnlich; das andere hingegen ist ein schmales, prächtiges Vergnügungsschiff und gehört Johanna des Chuza. Doch sie selbst ist nicht in ihrem Boot. Sie sitzt zu Jesu Füßen im schwerfälligen Boot des Petrus.

Der Zufall, möchte ich sagen, hat sie wohl an einer Stelle des blühenden Seeufers von Gennesaret zusammengeführt. Das Ufer ist wundervoll im nun in Palästina erwachenden Frühling, der mit Wolken erblühter Mandelbäume die Gegend schmückt und Knospen wie Perlen auf Apfel-, Granatapfel-, Birn- und Quittenbäume setzt. Alle Bäume, die ihre volle Schönheit besonders in der Blüte- und Früchtezeit entfalten. Vom Boot aus, das nun nahe an den sonnigen Gestaden entlanggleitet, erblickt man Millionen von prallen Blütenknospen, die in Erwartung des Aufbrechens zur Blüte an den Ästen schwellen, während die Blütenblätter der frühen Mandelbaumblüten durch die stille Luft gaukeln, um sich dann auf den klaren Wellen des Sees niederzulassen.

Die Ufer mit ihrem frischen Gras, das grüner Seide gleicht, sind

mit goldgelbem Hahnenfuß und strahlenden Sternchen kleiner Margeriten übersät. An steifen Stielen, wie gekrönte Königinnen, lächeln sanft und still wie kindliche Augensterne, die himmelblauen Vergißmeinnicht. In ihrer Lieblichkeit scheinen sie der Sonne, dem See und den anderen Blumen bejahend zuzunicken, glücklich darüber, blühen zu dürfen; unter den gütigen Augen des Herrn blühen zu dürfen.

Zu Beginn des Frühlings erscheint der See noch nicht in jener Üppigkeit, die ihn in den folgenden Monaten so festlich kleidet, wenn die Natur in ihrer Pracht triumphiert. Es fehlt ihr noch, ich möchte fast sagen, die sinnliche Pracht der abertausend Rosenstöcke, die als kräftige Büsche die Gärten zieren oder als geschmeidige Ranken die Mauern schmücken. Noch fehlen Tausende von Dolden des Goldregens und der Akazien, Tausende von blühenden Nachthyzinthen, Tausende von wächsernen Blumensterne der Zitrusfrüchte und jenes ganze Verschmelzen von Farben und starken, milden und berausenden Düften. All das, was die menschliche Gier nach Genuß steigert und so diesen reinen Winkel der Erde entweiht, zu sehr entweiht – den See von Tiberias, der von Ewigkeit her auserwählt war, Schauplatz der vielfältigsten Wunder unseres Herrn Jesus Christus zu sein.

Johanna betrachtet Jesus, der von der Schönheit seines galiläischen Sees entzückt ist, und ihr lächelndes Antlitz ist der getreue Abglanz des Lächelns Jesu. In den anderen Booten wird geredet. Hier herrscht Schweigen. Nur die nackten Füße des Petrus und des Andreas, die das Boot manövrieren, erzeugen ein dumpfes Geräusch, und das durch den Bug geteilte Wasser seufzt seinen Schmerz den Bootswänden entlang, um dann hinter dem Heck, wo sich die Wunde wieder zu einem silbernen Schweif schließt, fröhlich zu lachen. Diesen Schweif entzündet die Sonne, als wäre er aus Diamantstaub.

Schließlich unterbricht Jesus seine Betrachtung und blickt seine Jüngerin an. Er lächelt ihr zu und fragt sie: »Wir sind bald angekommen, nicht wahr? Du wirst denken, daß dein Meister ein wenig

liebenswürdiger Begleiter ist. Ich habe die ganze Zeit kein Wort zu dir gesagt.«

»Doch ich habe die Worte auf deinem Antlitz gelesen, Meister, und habe verstanden, was du zu den Dingen, die uns umgeben, gesagt hast.«

»Was habe ich ihnen gesagt?«

»Liebet, seid rein und gut. Denn ihr kommt von Gott, und aus seiner Hand ist nie etwas Böses oder Unreines hervorgegangen.«

»Du hast gut gelesen.«

»Aber, mein Herr, die Gräser tun es wohl, die Tiere werden es tun. Und der Mensch ... warum tut er es nicht, da er doch das vollkommeneren Geschöpf ist?«

»Weil der Zahn Satans nur in den Menschen allein eingedrungen ist. Der Böse hat sich eingebildet, den Schöpfer in seinem größten Wunderwerk, das ihm am ähnlichsten ist, vernichten zu können.«

Johanna neigt das Haupt und denkt nach. Es sieht so aus, als kämpften zwei gegensätzliche Gedanken in ihr. Jesus beobachtet sie. Endlich blickt sie auf und sagt: »Herr, würdest du es ablehnen, mit meinen heidnischen Freundinnen zusammenzutreffen? Du weißt ... Chuza gehört dem Hofstaat an. Der Tetrarch, und mehr noch die wahre Herrin des Hofes, Herodias, deren Willen Herodes sich fügt, schmeichelt, ja huldigt den Römern aus dem Hause des Prokonsuls ... weil es so Sitte ist, um zu zeigen, daß man feiner ist als die übrigen Palästinenser, und um den Schutz Roms zu genießen – und drängt sie auch uns fast auf. In der Tat muß ich gestehen, daß die heidnischen Frauen nicht schlechter sind als wir. Auch unter uns, besonders an diesen Gestaden, sind einige tief, ja sehr tief gefallen. Doch worüber können wir reden, wenn nicht über Herodias? ... Als ich mein Kind verlor und erkrankte, waren sie sehr gut zu mir, obwohl ich sie gar nicht gesucht hatte, und danach hat sich diese Freundschaft erhalten. Aber wenn du mir sagst, daß sie nicht gut ist, will ich sie aufgeben. Nein? Danke, Herr! Vorgestern war ich bei einer dieser Freundinnen. Es war ein Freundschaftsbe-

such für mich, ein Pflichtbesuch für Chuza. Es war ein Befehl des Tetrarchen, der ... hierher zurückkehren möchte, sich aber nicht sicher fühlt und so ... eigennützige Verbindungen mit Rom anknüpft, um Rückendeckungen zu haben. Außerdem ... ich bitte dich ... du bist doch ein Verwandter des Täufers, nicht wahr? Sage ihm, er möge sich sehr in Acht nehmen. Er soll die Grenzen von Samaria nie überschreiten. Vielmehr sollte er sich, wenn es ihm nicht unwürdig erscheint, eine Zeitlang verbergen. Die Schlange nähert sich dem Lamm, und das Lamm hat viel zu befürchten. Von allen Seiten. Er soll auf der Hut sein, Meister! Doch niemand darf erfahren, daß ich es gesagt habe. Dies wäre der Ruin Chuzas.«

»Sei beruhigt, Johanna. Ich werde den Täufer auf eine Art warnen, die ihm nützen und niemand schaden wird.«

»Danke, Herr. Ich will dir dienen ... doch möchte ich damit nicht meinem Manne schaden. Ich ... ich werde auch nicht immer mit dir kommen können. Manchmal werde ich daheim bleiben müssen, weil er es wünscht, und es ist recht so ... «

»Das wirst du auch tun, Johanna. Ich verstehe alles. Es ist nicht nötig, mehr darüber zu sagen.«

»Doch möchtest du sicher, daß ich in den für dich gefahrvollen Zeiten bei dir bin?«

»Ja, Johanna, gewiß!«

»Oh, wie schwer ist es mir gefallen, dir diese Dinge zu sagen und sagen zu müssen! Doch nun fühle ich mich erleichtert ... «

»Wenn du an mich glaubst, wirst du dich immer erleichtert fühlen. Aber du sprachst von einer römischen Freundin ... «

»Ja, sie ist mit Claudia sehr befreundet und, soviel ich weiß, auch mit ihr verwandt. Sie möchte gerne mit dir sprechen oder dich wenigstens sprechen hören. Nicht nur sie allein wünscht dies. Nachdem du die Tochter der Valeria geheilt hast und die Nachricht sich mit Blitzesschnelle verbreitet hat, ist der Wunsch in ihnen noch lebhafter geworden. Während des Gastmahls am vergangenen Abend wurden viele Stimmen für und gegen dich laut, denn es waren auch

Herodianer und Sadduzäer anwesend ... doch sie würden es leugnen, wenn man sie danach fragte ... Es waren auch Frauen da ... reiche, aber ... nicht ehrbare Frauen. Es war auch – und ich sage es dir nur ungern, da ich weiß, daß du der Freund ihres Bruders bist – es war auch Maria von Magdala mit ihrem neuen Freund und einer anderen Frau, ich glaube, einer Griechin, die sich ebenso unzüchtig benahm wie sie, zugegen. Weißt du ... bei den Heiden sitzen die Frauen mit den Männern am gleichen Tisch, und das ist sehr ... sehr ... Welch ein Unbehagen! Die Höflichkeit meiner Freundin hatte mich zur Tischgenossin meines eigenen Mannes bestimmt; das war sehr beruhigend für mich. Aber die anderen ... oh! ... Nun, man sprach von dir, weil das Wunder an Faustina Aufsehen erregt hat, und während die Römer in dir den großen Arzt und Magier bewundern – verzeih, Herr – spuckten die Herodianer und die Sadduzäer Gift und Galle auf deinen Namen, und Maria ... oh, Maria! ... Welche Schande! ... Sie hat mit dem Spott begonnen und dann ... Nein, das kann ich dir nicht sagen. Ich habe deswegen die ganze Nacht geweint ... «

»Laß sie nur machen. Sie wird geheilt werden.«

»Aber es geht ihr gut, weißt du?«

»Körperlich. Alles übrige ist vollkommen verseucht. Doch sie wird gesund werden.«

»Du sagst es ... Die Römerinnen, du weißt, wie sie sind ... haben gesagt: „Wir fürchten uns nicht vor der Zauberei, noch glauben wir an Märchen. Wir wollen uns selbst ein Urteil bilden“, und nachher haben sie mich gefragt: „Könnten wir ihn nicht einmal hören?“ «

»Sag ihnen, daß ich am Ende des Monats Schebat in deinem Hause sein werde.«

»Ich werde es ihnen sagen, Herr. Glaubst du, daß sie sich zu dir bekehren würden?«

»Es gibt unendlich viel in ihnen zu erneuern. Zuerst muß zerstört werden, dann kann man wieder aufbauen. Doch es ist nicht unmöglich. Johanna, da ist dein Haus mit seinem Garten. Wirke darin für

deinen Meister, so wie ich es dir aufgetragen habe. Leb wohl, Johanna! Der Herr sei mit dir! Ich segne dich in seinem Namen.«

Die Barke legt an. Johanna bittet: »Willst du wirklich nicht kommen?«

»Vorerst nicht. Es gilt, die Flammen in den Seelen neu anzufachen. In den wenigen Wochen meiner Abwesenheit sind sie fast erloschen, und die Zeit drängt!«

Das Boot hält in einer kleinen Bucht, die in den Garten des Chuza hineinreicht. Diener eilen herbei, um der Herrin beim Aussteigen zu helfen. Das herrschaftliche Boot folgt jenem von Petrus zum Landesteg, und nachdem Johannes, Matthäus, Judas Iskariot und Philippus in das Boot des Petrus umgestiegen sind, stößt es ab und nimmt seinen Kurs zum gegenüberliegenden Ufer.

198 Jesus in Gerasa • Die Jünger des Johannes

Jesus spricht in einer Stadt, die ich noch nie gesehen habe. So scheint es mir jedenfalls, denn mehr oder weniger gleichen sich die Städte alle, und es ist nicht leicht, sie auf den ersten Blick auseinanderzuhalten. Auch hier führt eine Straße am See entlang, und am Ufer liegen Boote. Häuser und Häuschen reihen sich längs der Straße aneinander, doch die Hügel sind hier viel weiter entfernt, und das Städtchen liegt in einer anmutigen Ebene, die bis zum Ostufer reicht und durch die Hügelkette vor den Winden geschützt ist. So hat die Sonne die Bäume hier mehr noch als in anderen Gegenden zu voller Blüte gebracht.

Mir scheint, die Predigt habe schon begonnen, denn Jesus sagt: »... Es ist wahr. Ihr sagt: „Wir werden dich nie verlassen, denn dich verlassen würde bedeuten, Gott verlassen.“ Aber, ihr Leute von Gerasa, bedenkt, daß nichts wandelbarer ist als das menschliche Denken. Ich bin überzeugt, daß ihr es in diesem Augenblick wirklich ehrlich meint. Mein Wort und das Wunder haben euch in diesem Sinn begeistert, und daher seid ihr jetzt aufrichtig in dem, was ihr bezeugt.

Doch ich möchte euch an eine Begebenheit erinnern, eine der vielen aus Gegenwart und Vergangenheit, die ich hier anführen könnte:

Josua, der Diener des Herrn, versammelte vor seinem Tod alle Stämme mit ihren Ältesten, Oberhäuptern, Richtern und Amtspersonen und sprach zu ihnen von Gott. Er erinnerte sie an alle Wohlthaten und Wunder, die ihnen vom Herrn durch seinen Diener gewährt wurden. Nachdem er ihnen alles aufgezählt hatte, ermahnte er sie, alle Götter zurückzuweisen und dem Herrn allein zu dienen oder wenigstens so aufrichtig im Glauben zu sein, sich in ehrlicher Weise für den wahren Gott oder für die Götter Mesopotamiens und der Amoriter zu entscheiden, auf daß eine klare Trennung zwischen den Söhnen Abrahams und jenen, die zum Heidentum übergegangen sind, bestehe.

Besser ein mutiger Fehler, als ein scheinheiliges Bekenntnis und ein Glaubensgewirr, das Gott ein Greuel ist und für die Seelen den Tod bedeutet. Nichts ist einfacher und verbreiteter als dieses Durcheinander aus verschiedenen Religionen. Dem Anschein nach handelt es sich um etwas Gutes, doch sein Kern ist nicht gut. Auch heute noch, Brüder, immer noch gibt es jene Gläubigen, welche die Erfüllung des Gesetzes mit dem vermischen, was von Gesetzes wegen verboten ist. Immer noch gibt es jene Unglücklichen, die wie Betrunkene zwischen Gesetzestreue und den vorteilhaften Geschäften und Kompromissen mit den Übertretern des Gesetzes umhertaukeln und sich bereichern. Es gibt jene Priester, jene Schriftgelehrten und Pharisäer, die aus dem Dienst Gottes nicht mehr Zweck und Ziel ihres Lebens machen, sondern eine geschickte Politik, um über die anderen zu triumphieren und die Ehrbaren ihrer Gewalt zu unterwerfen. Sie sind eben nicht Diener Gottes, sondern Diener einer zur Verwirklichung ihrer Absichten starken und wertvollen Macht. Sie sind nur Heuchler, die unseren Gott mit fremden Göttern vermischen.

Da antwortete das Volk Josua: „Nie werden wir den wahren Gott verlassen, um fremden Göttern zu dienen.“ Josua entgegnete ihm

das, was ich euch über die heilige Eifersucht des Vaters gesagt habe, über seine Forderung, als Einziger geliebt zu werden und mit unserem ganzen Sein und über seine gerechte Strafe, die die Lügner trifft. Die Strafe! Gott kann strafen, wie er Wohltaten spenden kann. Man wird nicht nur nach dem Tode belohnt oder bestraft. Schau, Volk der Hebräer, ob Gott dich nicht einmal, zweimal, ja zehnmal für deine Missetaten bestraft hat, nachdem er dir soviel Gutes erwiesen hatte: er befreite dich von den Pharaonen, er führte dich durch die Wüste und alle Gefahren zur Sicherheit, er rettete dich vor den Nachstellungen der Feinde und gewährte dir, eine große, geachtete und ruhmreiche Nation zu werden! Betrachte, was nun aus dir geworden ist! Ich, der ich dich dem frevelhaftesten Götzendienst ergeben sehe, erkenne auch den Abgrund, in den du infolge deines Verharrens in den alten Sünden stürzen wirst. Ich ermahne dich daher, Volk, das ich zweifach mein Eigen nenne, da ich dein Erlöser bin und aus dir geboren wurde. Ich spreche nicht aus Haß, Groll oder Unnachgiebigkeit. Diese meine Mahnung entspringt, wenn sie auch streng ist, meiner Liebe.

Josua sagte alsdann: „Ihr seid Zeugen: ihr habt den Herrn gewählt“, und alle antworteten: „Ja.“ Josua, der nicht nur tapfer, sondern auch weise war und wußte, wie wankelmütig der Wille des Menschen ist, schrieb hierauf in das Buch alle Worte des Gesetzes und des Bundes und legte diese Satzungen in den Tempel und auch ins Heiligtum des Herrn zu Sichem, das zu dieser Feier das Zelt enthielt. Er richtete einen großen Stein zum Zeugnis auf und sprach: „Dieser Stein, der eure Worte an den Herrn vernommen hat, soll Zeuge sein, auf daß ihr den Herrn, euren Gott, nicht verleugnen und belügen könnt.“

Ein Stein, so groß und hart er auch sein mag, kann vom Menschen, von einem Blitz, vom Wasser und von der Witterung in Staub verwandelt werden. Ich aber bin der ewige Eckstein und kann nicht vernichtet werden. Belügt nicht diesen lebendigen Stein. Liebt ihn nicht nur deshalb, weil er Wunder wirkt. Liebt ihn, weil ihr durch ihn den

Himmel erlangen werdet. Ich wünschte, daß ihr gläubiger und dem Herrn getreuer wäret. Ich sage nicht „mir“, denn ich bin nur, weil ich die Stimme des Vaters bin. Doch wenn ihr mich schmäht, beleidigt ihr auch den, der mich gesandt hat. Ich bin das Mittel. Er ist alles. Sammelt von mir und bewahrt in euch, was heilig ist, um zu diesem Gott zu gelangen. Liebt nicht den Menschen in mir, liebt den Messias des Herrn nicht der Wunder wegen, sondern weil er in euch das innere und erhabene Wunder eurer Heiligung wirken will.«

Jesus segnet das Volk und begibt sich zu einem Haus. Er ist schon fast auf der Schwelle, als er von einer Gruppe älterer Männer aufgehalten wird, die ihn ehrfürchtig grüßen und sagen: »Dürfen wir dir einige Fragen stellen, Herr? Wir sind Jünger des Täufers, und da dieser immer von dir spricht und auch, weil der Ruf deiner Wunder zu uns gelangt ist, wollten wir dich kennenlernen. Nun, da wir dich gehört haben, möchten wir dir eine Frage stellen.«

»Sprecht sie nur aus. Wenn ihr Jünger des Johannes seid, befindetet ihr euch bereits auf dem Weg der Gerechtigkeit.«

»Als du über die allgemeine Abgötterei der Gläubigen gesprochen hast, hast du gesagt, daß es unter uns einige gibt, die sowohl mit gesetzestreuen Leuten als auch mit solchen, die dem Gesetz nicht unterstellt sind, Handel treiben. Und auch du bist ein Freund von letzteren. Wir wissen, daß du die Römer nicht verachtetest. Also? ... «

»Ich leugne es nicht. Doch könnt ihr behaupten, daß ich es tue, um einen Gewinn daraus zu ziehen? Könnt ihr sagen, daß ich ihnen schmeichle, um ihre Gunst zu genießen?«

»Nein, Meister, dessen sind wir mehr als sicher. Doch die Welt besteht nicht nur aus Menschen wie wir, die nur an das Böse glauben wollen, das sie mit eigenen Augen sehen, und nicht an das, was andere erzählen. Sage uns nun die Gründe, die einen Kontakt mit den Heiden rechtfertigen, damit wir von dir lernen und dich verteidigen können, wenn dich jemand in unserer Gegenwart verleumden sollte.«

»Es ist schlecht, um menschlicher Ziele willen solche Kontakte zu

pflügen, doch wenn sie dazu dienen, diese Menschen zu unserem Herrn und Gott zu führen, ist es nicht schlecht. Das tue ich. Wäret ihr Heiden, würde ich euch erklären, daß jeder Mensch von einem einzigen Gott kommt. Doch ihr seid Hebräer und Jünger des Johannes. Ihr seid die Auslese der Hebräer, und es ist nicht nötig, daß ich es euch erkläre. Ihr könnt also verstehen und glauben, daß es meine Pflicht ist – da ich das Wort Gottes bin – das Wort dieses Vaters allen Menschen, allen Kindern des Vaters, zu verkünden.«

»Aber sie sind doch keine Kinder Gottes, wenn sie Heiden sind ... «

»Was die Gnade anbelangt, sind sie es nicht. Wegen ihres Irrglaubens sind sie es nicht, das ist wahr. Aber solange ich euch nicht erlöst habe, bleibt auch der Hebräer ohne Gnade, denn der Makel der Erbsünde hindert den göttlichen Strahl der Gnade, in die Herzen niederzusteigen. Dank seiner Erschaffung bleibt der Mensch das Kind Gottes. Von Adam, dem Stammvater der ganzen Menschheit, stammen sowohl die Hebräer als auch die Römer ab, und Adam ist Kind des Vaters, der ihm seine geistige Ähnlichkeit gegeben hat.«

»Das ist wahr. Noch eine Frage, Meister. Warum fasten die Jünger des Johannes so oft und die deinen nicht? Wir wollen nicht sagen, daß du nicht essen sollst. Auch der Prophet Daniel war in den Augen Gottes heilig, trotz seines hohen Ansehens am Hofe von Babylon; und du bist größer als er. Aber sie ... «

»Was man mit Strenge oft nicht erreicht, erreicht man mit Freundlichkeit. Es gibt Menschen, die nie von selbst zum Meister kommen würden, daher muß der Meister zu ihnen gehen. Andere würden wohl zum Meister kommen, aber sie schämen sich vor den Mitmenschen, und auch sie muß der Meister aufsuchen. Da sie mir sagen: „Sei mein Gast, damit ich dich kennenlernen kann“, gehe ich zu ihnen, nicht der reichen Tafel und der für mich oft so mühsamen Reden wegen, sondern wiederum und stets nur im Interesse Gottes. Dies gilt für mich. Da sich oft wenigstens eine der Seelen, denen ich mich näherte, bekehrt, und jede Bekehrung ein Hochzeits-

fest für meine Seele bedeutet, ein großes Fest, an dem alle Engel des Himmels teilnehmen und das dem ewigen Gott zum Ruhm und zur Freude gereicht, so frohlocken auch alle meine Jünger als Freunde des Bräutigams vereint mit dem Bräutigam und Freund. Sollen die Freunde trauern, während ich frohlocke und noch unter ihnen weile? Doch die Zeit wird kommen, da ich nicht mehr unter ihnen weile, und dann werden sie streng fasten. Die neuen Zeiten werden neue Methoden mit sich bringen. Bis gestern, bis zur Zeit des Täufers, war es die Asche der Buße. Heute jedoch, in meiner Zeit, gibt es das süße Manna der Erlösung, der Barmherzigkeit und Liebe. Die Methoden früherer Zeiten könnten nicht auf meine Zeit übertragen werden, so wie meine Methode früher nicht gelten konnte, weil damals die Barmherzigkeit noch nicht auf Erden war. Jetzt ist sie unter euch. Nicht mehr der Prophet, sondern der Messias, dem Gott alles übergeben hat, ist auf der Erde. Jede Zeit hat die für sie nützlichen Dinge. Niemand näht ein Stück neuen Tuches auf ein altes Gewand, denn beim Waschen geht der neue Stoff ein und der Riß im alten wird noch größer. Ebenso füllt niemand jungen Wein in alte Schläuche, denn die alten Schläuche würden durch die Gärung des Weines bersten, und der Wein würde auslaufen. Der alte Wein, der schon alle seine Umwandlungen durchgemacht hat, gehört in alte Behälter, und der neue Wein in neue. Daher soll eine Kraft einer anderen, ebenso starken gegenübergestellt werden. Dies geschieht jetzt. Die Kraft der neuen Lehre erfordert neue Methoden ihrer Verbreitung, und ich, der ich es weiß, bediene mich ihrer.«

»Danke, Herr, nun sind wir zufrieden. Bete für uns. Wir sind alte Schläuche. Werden wir deine Kraft in uns aufnehmen können?«

»Ja, denn der Täufer hat euch schon vorbereitet, und seine Gebete, vereint mit den meinen, werden euch zu vielem fähig machen. Geht mit meinem Frieden und sagt Johannes, daß ich ihn segne.«

»Aber ... ist es besser für uns, beim Täufer zu bleiben oder bei dir?« »Solange es den alten Wein gibt, soll man von diesem trinken, da der Gaumen sich an den Geschmack gewöhnt hat. Später ...

wenn euch das faule Wasser, das ihr überall vorfindet, anekelt, werdet ihr den neuen Wein schätzen.«

»Glaubst du, daß der Täufer wieder gefangengenommen wird?«

»Ganz sicher. Ich habe ihn schon warnen lassen. Geht nun, geht. Freut euch eures Johannes, solange es möglich ist, und macht ihm Freude. Später werdet ihr mich lieben, und dies wird euch nicht einmal leicht fallen . . . denn niemand, der sich an den alten Wein gewöhnt hat, möchte plötzlich zum neuen Wein übergehen. Er sagt: „Der alte war besser“, und tatsächlich wird es Unterschiede geben, die euch bitter erscheinen. Doch mit der Zeit werdet ihr euch mit dem lebendigen Geschmack vertraut machen. Lebt wohl, Freunde. Gott sei mit euch!«

199 Von Naftali nach Gischala • Begegnung mit dem Rabbi Gamaliël

»Meister! Meister! Weißt du eigentlich nicht, wer vor uns ist? Der Rabbi Gamaliël! Er sitzt mit seinen Dienern im Schatten des Waldes, der sie auch vor dem Winde schützt. Sie braten gerade ein Lamm. Nun, und was werden wir tun?«

»Das, was wir geplant hatten, Freunde. Wir gehen weiter . . .«

»Aber Gamaliël gehört dem Tempel an.«

»Gamaliël ist nicht heimtückisch. Habt keine Angst. Ich werde vorausgehen.«

»Oh, ich komme mit dir«, sagen die Vettern, alle Galiläer und Simon. Nur Judas Iskariot und auch Thomas scheinen wenig Lust zu haben, weiterzugehen. Doch sie schließen sich den anderen an.

Sie gehen noch einige Schritte auf dem zwischen den steilen Wänden der Berghänge verlaufenden Pfad weiter. Nach einer Biegung mündet der Weg in eine Art Hochebene, die er, breiter werdend, überquert, um sich dann wieder unter einem Gewölbe von Zweigen zu verengen. In der von den ersten Blättern des Waldes beschatteten Lichtung sind viele Menschen unter einem prächtigen Zelt ver-

sammelt, während andere in einer Ecke ein Lamm über dem Feuer braten.

Gamaliël läßt es sich wirklich an nichts fehlen. Für seine Reise hat er ein Regiment von Dienern aufgeboden und eine Unmenge von Gepäck mitgenommen. Nun sitzt er da, unter seinem Zelt, unter einem über vier vergoldete Stangen gespannten Tuch, einer Art Baldachin. Es sind da niedrige, mit Polstern versehene Hocker und eine auf zwei geschnitzten Holzgestellen ruhende und mit einem damastenen Tischtuch bedeckten Tafel, auf die die Diener wertvolles Geschirr stellen. Gamaliël gleicht einem Götzen. Mit den Händen auf den Knien, sitzt er steif und würdevoll da wie eine Statue. Seine Diener schwirren um ihn herum wie große Schmetterlinge. Doch er kümmert sich nicht um sie. Die Lider über seine strengen Augen gesenkt, scheint er nachzudenken. Wenn er aufblickt, zeigen sich die schwarzen, tiefblickenden und geistvollen Augen in ihrer ganzen ernsten Schönheit. Seine Nase ist fein und drei parallel verlaufende Falten durchfurchen die durch eine leichte Glatze noch höher gewordene Stirn des Greises. Eine dicke bläuliche Vene zeichnet ein V mitten auf seine rechte Schläfe.

Das Geräusch der Schritte der Näherkommenden läßt die Diener sich umschaun. Auch Gamaliël wendet sich um. Er sieht zuerst Jesus und macht eine Gebärde der Überraschung. Dann steht er auf und geht bis an den Rand des Zeltes, nicht weiter. Doch dort macht er mit über der Brust gekreuzten Armen eine tiefe Verneigung. Jesus erwidert den Gruß in gleicher Weise.

»Du bist hier, Rabbi?« fragt Gamaliël.

»Hier bin ich, Rabbi«, antwortet Jesus.

»Darf ich dich fragen, wohin du gehst?«

»Ich antworte dir gerne. Ich komme von Naftali und begeben mich nach Gischala.«

»Zu Fuß? Der Weg über dieses Gebirge ist lang und beschwerlich. Du strengst dich zu sehr an.«

»Glaube mir, wenn ich angenommen und angehört werde, verspüre ich keine Müdigkeit mehr.«

»Erlaube mir also, und laß es einmal mich sein, der dich die Müdigkeit vergessen läßt. Das Lamm ist bereit, wir hätten die Überreste den Vögeln gelassen, denn wir nehmen nie mit, was übrigbleibt. Du siehst also, daß ich keine Umstände mache, um dir und deinem Gefolge davon anzubieten. Ich bin dein Freund, Jesus. Du bist nicht geringer als ich, sondern du stehst über mir.«

»Ich glaube dir und nehme deine Einladung an.«

Gamaliël spricht zu einem Diener, der der erste in der Rangordnung zu sein scheint, und dieser gibt den Befehl weiter. Das Zelt wird verlängert, und von den zahlreichen Tragtieren werden Hocker und Geschirr für die Jünger Jesu abgeladen. Schalen für die Reinigung der Finger werden gereicht. Jesus vollzieht den Ritus mit vollendeter Vornehmheit, während die Jünger, von Gamaliël aufmerksam gemustert, sich ungeschickt anstellen. Nur Simon, Judas Iskariot, Bartholomäus und Matthäus sind in den jüdischen Bräuchen gut bewandert.

Jesus nimmt neben Gamaliël Platz, der allein an einer Seite der Tafel sitzt. Ihm gegenüber sitzt der Zelote. Nach dem Aufopferungsgebet, das Gamaliël feierlich und langsam spricht, zerlegen die Diener das Lamm, verteilen es unter die Gäste und füllen die Becher, je nach Wunsch mit Wein oder Honigwasser.

»Der Zufall hat uns zusammengeführt, Rabbi. Ich hätte nie gedacht, dich auf dem Weg nach Gischala zu treffen.«

»Ich bin auf dem Weg nach aller Welt.«

»Ja, du bist der unermüdliche Prophet. Johannes ist der seßhafte, du der pilgernde Prophet.«

»So ist es für die Seelen leichter, mich zu finden.«

»Das würde ich nicht sagen. Wenn du von Ort zu Ort gehst, wissen sie nicht mehr, wo du bist.«

»Das trifft nur für meine Feinde zu, doch die, die zu mir kommen wollen, weil sie das Wort Gottes lieben, finden mich. Nicht alle können zum Meister kommen, doch der Meister, der sich nach allen sehnt, geht zu ihnen und erweist damit den Guten Wohltaten und entgeht der Verschwörung derer, die ihn hassen.«

»Sagst du dies meinetwegen? Ich hasse dich nicht.«

»Ich sage es nicht deinetwegen. Aber da du gerecht und aufrichtig bist, kannst du bestätigen, was ich sage.«

»Ja, so ist es. Aber ... du weißt ... es geschieht nur, weil wir Älteren dich schlecht verstehen.«

»Ja, das alte Israel versteht mich schlecht, zu seinem Unglück ... und aus eigenem Willen.«

»Nein! ... «

»Doch, Rabbi, es gibt sich keine Mühe, den Meister zu verstehen, und wer sich darauf beschränkt, handelt zwar nicht gut, doch wenigstens nur relativ nicht gut. Viele aber wenden ihren ganzen Willen auf, um mein Wort falsch zu verstehen und zu verdrehen und damit Gott zu schaden.«

»Gott? ... Gott steht über den menschlichen Nachstellungen.«

»Ja. Aber jede Seele, die irregeht oder irreführt wird, schadet Gott durch den Verlust dieser Seele; denn es ist ein Abweichen vom rechten Weg, wenn man mein Wort und mein Werk vor sich selbst und den anderen entstellt. Jede Seele, die verlorenght, ist eine Gott zugefügte Wunde.«

Gamaliël senkt das Haupt und denkt mit geschlossenen Augen nach. Dann greift er mit seinen langen, schmalen Fingern in einer unwillkürlichen Gebärde des Unbehagens an seine Stirn. Jesus schaut ihn forschend an.

Gamaliël hebt das Haupt, öffnet die Augen, betrachtet Jesus und sagt: »Aber du weißt, daß ich nicht einer von diesen bin.«

»Ich weiß es. Doch du gehörst zur ersten Gruppe.«

»Oh, das ist wahr! Aber man kann nicht sagen, daß ich mich nicht bemühe, dich zu verstehen. Dein Wort verharrt in meinem Geist, dringt aber nicht tiefer. Mein Geist bewundert dein Wort als das eines Gelehrten, und die Seele ... «

»Doch die Seele kann es nicht aufnehmen, Gamaliël, weil sie von zu vielem erfüllt ist und von verderbten Dingen. Auf dem Weg von Naftali nach hier bin ich über einen Gipfel gegangen, der die Berg-

kette überragt. Und es hat mich gefreut, die beiden Seen von Genesareth und von Meron in all ihrer Schönheit aus der Höhe zu sehen, so wie sie die Adler und die Engel des Herrn sehen, um einmal mehr dem Schöpfer zu sagen: „Danke, Schöpfer, für all das Schöne, das du uns schenkst.“ Während die Berge mit ihren Wiesen, Obstgärten, Feldern und Wäldern zu sprießen und blühen beginnen, die Lorbeeren neben den Olivenbäumen ihren Duft verströmen und schon den Schnee von tausend Blüten vorbereiten, und die Sommereiche sich mit Kränzen von Waldreben und Geißblatt schmückt, sind hier oben dem Wachsen und Blühen der Natur Grenzen gesetzt; und auch der Mensch vermag nichts. Jegliche Bemühung des Windes und des Menschen ist hier nutzlos, weil die zyklonischen Ruinen des antiken Hazor alles bedecken und zwischen ihren Steinen nur Nesseln, Brombeeren und Schlangennester gedeihen. Gamaliël . . . «

»Ich verstehe dich. Auch wir sind Trümmer . . . Ich verstehe das Gleichnis, Jesus. Aber . . . ich kann nicht . . . ich kann nicht anders. Die Steine liegen zu tief.«

»Einer, an den du glaubst, hat dir gesagt: „Die Steine werden bei meinen letzten Worten erbeben.“ Aber warum die letzten Worte des Messias abwarten? Wird dich dann nicht dein Gewissen quälen, weil du mir nicht schon früher nachgefolgt bist? Die letzten . . . Traurige Worte auch deshalb, weil es die eines sterbenden Freundes sind, auf die man zu spät gehört hat; aber meine Worte sind noch mehr als das eines Freundes.«

»Du hast recht . . . aber ich kann nicht. Ich warte auf das Zeichen, um zu glauben.«

»Ist ein Gelände öde, genügt nicht ein Blitz allein, um es fruchtbar zu machen. Er berührt nur die Steine an der Oberfläche, nicht aber das darunterliegende Erdreich. Gamaliël, beginne wenigstens damit, die Steine wegzuräumen. Denn wenn sie so tief in deinem Herzen liegen, wird das Zeichen sonst nicht ausreichen, um dich zum Glauben zu führen.«

Gamaliël schweigt, in Gedanken versunken. Die Mahlzeit ist be-

endet. Jesus erhebt sich und sagt: »Ich danke dir, mein Gott, für die Speise und auch dafür, daß ich zum Weisen sprechen konnte. Dank sei auch dir, Gamaliël.«

»Meister, geh nicht so von mir. Ich fürchte, daß du über mich erzürnt bist.«

»O nein! Glaube mir!«

»Dann geh nicht fort. Ich gehe zum Grabe Hillels. Würdest du es ablehnen, mit mir zu kommen? Wir werden schnell dort sein, denn ich habe Maultiere und Esel für alle. Wir müssen die Tiere nur ihrer Last entledigen und sie den Dienern zu tragen geben. Dies wird dir den beschwerlichen Teil deiner Reise abkürzen.«

»Ich lehne es nicht ab; es ist mir vielmehr eine Ehre, mit dir zum Grabe Hillels zu gehen. Laßt uns aufbrechen!«

Gamaliël gibt Anweisungen, und während alle damit beschäftigt sind, den provisorischen Speisesaal abzubrechen, setzen sich Jesus und der Rabbi rittlings auf einen Maulesel und reiten nebeneinander den steilen und stillen Weg voran, auf dem nur der Trab der Hufe zu hören ist.

Gamaliël schweigt. Er fragt Jesus nur zweimal, ob er bequem im Sattel sitze. Jesus antwortet und schweigt dann wieder, in Gedanken versunken. Jesus ist so sehr in sich gekehrt, daß er nicht bemerkt, daß Gamaliël, der sein Maultier etwas zurückhält, ihn nun um eine ganze Halslänge voranreiten läßt, um jede seiner Bewegungen zu beobachten. Die Augen des Rabbi gleichen den Augen des Falken, der seine Beute beobachtet, so starr und unverwandt sind sie auf ihn gerichtet. Doch Jesus nimmt keine Notiz davon. Ruhig reitet er seines Weges und paßt sich der schaukelnden Bewegung des Tieres an. Obwohl er ganz in Gedanken dahinreitet, nimmt er dennoch alles wahr, was ihn umgibt. Er streckt seine Hand aus, um die herabhängende Blütentraube eines Goldregenbaumes zu pflücken. Er lächelt zwei Vögelein zu, die im Dickicht eines Wacholderstrauches ihr Nestchen bauen. Dann hält er das Maultier an, um einer Grasmücke zuzuhören, und stimmt dem aufmunternden Gurren einer Wildtaube zu,

die ihren Gefährten zur Arbeit antreibt. Es ist, wie wenn Jesus diese Tierchen segnen würde.

»Du liebst Pflanzen und Tiere, nicht wahr?«

»Sehr. Sie sind mein lebendiges Buch. Der Mensch hat in ihnen stets die Grundlagen des Glaubens vor sich. *Die Genesis lebt fort in der Natur.* Wenn einer zu sehen versteht, vermag er auch zu glauben. Diese Blume, die in der ganzen Lieblichkeit ihres Duftes und ihrer herabhängenden Blüten einen so starken Gegensatz zu dem stacheligen Wacholder und dem Stechginster dort bildet, kann sie von selbst erstanden sein? Schau, das Rotkehlchen mit dem Tropfen getrockneten Blutes an seiner weichen Kehle, konnte es von selbst entstanden sein? Siehe die beiden Turteltauben; wo und wie haben sie den dunklen Onyxkragen auf ihr graues Federkleid gemalt? Die beiden Schmetterlinge dort, ein schwarzer mit großen goldenen und rubinroten Punkten, der andere weiß mit blauen Streifen, wo haben sie wohl die Edelsteine und Bänder für ihre Flügel gefunden? Betrachte den Fluß, ja, es ist Wasser, doch woher kommt es, und welches ist der Urquell des Wassers als Element? Oh! Betrachten heißt glauben, wenn man zu sehen versteht.«

»Betrachten heißt glauben. Wir betrachten die lebendige Genesis rings um uns zu wenig.«

»Zu viel Wissenschaft, Gamaliël, und zu wenig Liebe und Demut.«

Gamaliël seufzt und schüttelt den Kopf.

»Ich bin am Ziel, Jesus. Dort liegt Hillel begraben. Wir können absteigen und die Reittiere hier zurücklassen. Ein Diener wird sich um sie kümmern.«

Sie steigen ab, binden die zwei Maulesel an einen Stamm und begeben sich zu einer Begräbnisstätte, die sich neben einem geräumigen und ganz verschlossenen Haus über das Niveau des Bodens erhebt.

»Ich komme hierher, um zu meditieren als Vorbereitung auf die Feste Israels«, sagt Gamaliël und zeigt auf das Haus.

»Möge sich dir die Weisheit mit ihrem Licht mitteilen.«

»Hierher komme ich – Gamaliël zeigt auf das Grab – um mich auf den Tod vorzubereiten. Hillel war ein Gerechter.«

»Ja, er war ein Gerechter. Ich bete gerne bei seiner Asche. Aber Hillel soll dich nicht nur lehren zu sterben, er soll dich auch lehren zu leben, Gamaliël.«

»Wie, Meister?«

»„*Der Mensch ist groß, wenn er sich verdemütigt*“, war sein bevorzugter Wahlspruch.«

»Wie kannst du das wissen, da du ihn nicht gekannt hast?«

»Ich habe ihn gekannt ... und übrigens, auch wenn ich Hillel, den Rabbi, nicht persönlich gekannt hätte, so würde ich doch seine Denkweise kennen, denn mir bleibt kein menschlicher Gedanke verborgen.«

Gamaliël neigt sein Haupt und murmelt: »Gott allein kann dies von sich sagen.«

»Gott und sein Wort. Denn das Wort kennt den Gedanken Gottes, und der Gedanke Gottes kennt das Wort und liebt es und teilt sich ihm mit seinen Schätzen mit, um es an ihm teilhaben zu lassen. Die Liebe Gottes festigt die Bande und macht daraus eine einzige Vollendung. Dies ist die Dreiheit, die sich liebt und sich auf göttliche Weise bildet, zeugt, wirkt und ergänzt.«¹²

Sie beten lange vor dem verschlossenen Grab. Inzwischen sind die Jünger und danach die Diener mit den Tieren angekommen, die

¹²Triade = Dreiheit ... und ergänzt: sind Ausdrücke, die keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben, jedoch auf das erhabene innere und äußere Wirken Gottes, der die Liebe ist, hinweisen; ein Wirken, das nach innen und außen in höchstem Maße fruchtbar wird: deshalb sind Vater – Sohn die gegenseitige Liebe, d. h. der Hl. Geist, der erste Ursprung jeder erschaffenen Vollkommenheit und daher jedes menschlichen Gedankens. Der Ausdruck „sich ergänzt“ ist, wenn dies auch anfänglich schwer verständlich erscheint, in der theologischen Sprache nicht unbekannt. Die heiligste Jungfrau Maria, deren Bedeutung genau definiert ist, wird (als erste unter allen Geschöpfen) die „Vervollständigung der Heiligsten Dreifaltigkeit“ genannt.

ersteren auf den Reittieren, die anderen mit der Last der Gepäckstücke. Doch sie sind am Rande der Wiese, auf deren anderer Seite das Grabmal liegt, geblieben. Das Gebet ist beendet.

»Leb wohl, Gamaliël. Schwinge dich empor wie Hillel!«

»Was meinst du damit?«

»Wachse. Er ist dir voraus, denn er verstand mit größerer Demut zu glauben als du. Der Friede sei mit dir!«

200 Die Heilung des Enkels des Pharisäers Eli in Kafarnaum

Jesus kommt mit dem Boot in Kafarnaum an. Der Tag geht zur Neige und der See funkelt in rotem Gold. Während die beiden Boote anlegen, sagt Johannes: »Ich gehe gleich zum Brunnen und hole Wasser für deinen Durst.«

»Das Wasser ist hier sehr gut«, ruft Andreas aus.

»Ja, es ist gut, und eure Liebe läßt es noch besser werden.«

»Ich bringe die Fische nach Hause. Die Frauen werden sie für das Nachtmahl zubereiten. Wirst du danach zu uns und zu ihnen sprechen?«

»Ja, Petrus.«

»Es ist nun viel schöner, nach Hause zurückzukehren. Vorher waren wir wie eine Gruppe von Nomaden. Jetzt hingegen, mit den Frauen, ist mehr Ordnung und Liebe da, und dann . . . deine Mutter zu sehen, läßt gleich meine Müdigkeit verfliegen. Ich weiß nicht . . . «

Jesus lächelt und schweigt.

Das Boot gleitet mit dem Kiel über den Kies. Johannes und Andreas, die in kurzen Unterkleidern arbeiten, springen ins Wasser, ziehen mit Hilfe einiger Burschen das Boot ans Ufer und legen ein Brett als Laufsteg an. Jesus geht als erster an Land und wartet, bis auch das zweite Boot am Ufer ist, um sich mit all den Seinen zu vereinen. Dann gehen sie langsam zum Brunnen. Es ist eine natürliche Quelle, die etwas außerhalb der Ortschaft entspringt und frisch, reichlich und silbern in das steinerne Becken fließt. Ihr klares Wasser lädt zum

Trinken ein. Johannes, der mit dem Krug vorausgelaufen ist, kehrt schon zurück und reicht den tropfenden Krug Jesus, der ausgiebig trinkt.

»Wie durstig du gewesen bist, mein Meister! Ich Dummkopf hatte nicht für Wasser gesorgt.«

»Das macht nichts, Johannes. Nun ist alles vorbei«, und er liebkost ihn.

Sie wollen gerade zurückkehren, als sie Petrus in aller Eile (zu der er in seiner Schwerfälligkeit fähig ist) ankommen sehen. Simon Petrus war nach Hause gegangen, um dort die Fische abzugeben.

»Meister, Meister!« schreit er außer Atem. »Das ganze Dorf ist in Aufruhr, weil der einzige Enkel des Pharisäers Eli wegen eines Schlangenbisses im Sterben liegt. Das Kind war mit dem Greis gegen den Willen der Mutter in ihren Olivenhain gegangen. Eli überwachte dort die Arbeiten und das Kind spielte zwischen den Wurzeln eines alten Olivenbaumes. Es hat die Hand in ein Loch gesteckt in der Hoffnung, eine Eidechse zu finden, und ist auf eine Schlange gestoßen. Der Alte ist ganz außer sich. Die Mutter des Kindes, die den Schwiegervater verabscheut, und das mit Recht, klagt ihn nun als Mörder an. Das Kind wird von Augenblick zu Augenblick kälter. Die Verwandten lieben sich nicht. Schöne Verwandtschaft!«

»Es ist schlimm, wenn es Streitereien in einer Familie gibt.«

»Aber Meister, ich würde sagen, die Schlangen mochten die Schlange nicht, und deshalb haben sie die kleine Schlange umgebracht. Ich bedauere, daß er mich gesehen und mir nachgerufen hat: „Ist der Meister da?“ Der Kleine tut mir leid. Er war ein schönes Kind und kann nichts dafür, daß er der Enkel eines Pharisäers ist.«

»Gewiß kann er nichts dafür . . . «

Sie gehen zur Ortschaft und sehen, daß ihnen eine Gruppe schreiender und weinender Menschen entgegenkommt, die von Eli angeführt wird.

»Er hat uns gefunden. Laßt uns umkehren!«

»Warum denn? Der alte Mann leidet.«

»Dieser alte Mann haßt dich, vergiß das nicht. Er ist einer deiner ersten und erbittertsten Ankläger im Tempel.«

»Ich vergesse nicht, daß ich die Barmherzigkeit bin.«

Der alte Eli, ungekämmt und mit von Schmerz verzerrtem Gesicht, seine Kleider in Unordnung, eilt Jesus mit ausgestreckten Armen entgegen, wirft sich zu seinen Füßen nieder und heult: »Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! Verzeihung! Räche dich nicht an einem Unschuldigen wegen meiner Härte. Du allein kannst ihn retten! Gott, dein Vater, hat dich hierher geführt. Ich glaube an dich! Ich verehere dich! Ich liebe dich! Verzeihung! Ich bin ungerecht und lügnerisch gewesen! Doch nun bin ich bestraft. Allein diese Stunden sind Strafe genug. Hilfe! Es ist der Junge, das einzige Kind meines verstorbenen Sohnes, und sie beschuldigen mich, es getötet zu haben«, und er weint und schlägt dabei den Kopf rhythmisch auf den Boden.

»Aber weine doch nicht so! Willst du sterben, ohne dich weiterhin um das Heranwachsen deines Enkels zu kümmern?«

»Er stirbt! Er stirbt! Vielleicht ist er schon gestorben. Laß auch mich sterben. Ich könnte in dem leeren Haus nicht weiterleben. Oh, diese meine traurigen letzten Tage!«

»Eli, steh auf und laß uns gehen ... «

»Du, du ... willst du wirklich kommen? Aber weißt du, wer ich bin?«

»Ein Unglücklicher. Laßt uns gehen.«

Der Greis steht auf und sagt: »Ich will vorausgehen, aber du, komm rasch, komm sofort!« Er rennt davon mit der Verzweiflung im Herzen, die ihn vorantreibt.

»Aber Meister, glaubst du, daß du ihn damit ändern wirst? Das ist ein vergeudetetes Wunder! Laß doch die kleine Schlange sterben, dann wird auch der Alte aus Kummer sterben, und du hast einen weniger auf deinem Wege. Gott hat dafür gesorgt, daß ... «

»Aber Simon! Wahrlich, nun bist du die Schlange.« Jesus stößt Petrus streng von sich, der daraufhin den Kopf hängen läßt und weitergeht.

Am größten Platze in Kafarnaum steht ein schönes Haus, vor dem eine Menschenmenge lärmt. Jesus begibt sich dorthin und erreicht das Gebäude gerade in dem Augenblick, als aus der aufgerissenen Türe der Greis heraustritt, gefolgt von einer Frau mit zerzaustem Haar, die in ihren Armen ein kleines sterbendes Geschöpflein trägt. Das Gift lähmt bereits seine Organe, und der Tod steht bevor. Das kleine verwundete Händchen hängt mit den Spuren des Bisses an der Daumenwurzel leblos herab. Eli schreit nur immerzu: »Jesus! Jesus!«

Jesus, umringt von der Menge, die ihn durch Stoßen und Drücken fast an jeglicher Bewegung hindert, ergreift die kleine Hand, führt sie an seinen Mund, saugt an der Wunde und haucht dann in das wachsbleiche Gesichtlein mit den halboffenen, gläsernen Augen. Dann richtet er sich auf. »Jetzt wird das Kind erwachen.« Und zur Menge gewandt sagt er: »Ihr dürft es nicht erschrecken mit euren entsetzten Gesichtern. Es wird Angst haben, weil es sich noch an die Schlange erinnert.«

Der Kleine, dessen Gesichtlein sich nun rosig färbt, öffnet den Mund zu einem langen Gähnen, reibt sich die Äuglein, schlägt sie auf und blickt verwundert auf die vielen Menschen. Dann erinnert er sich der Schlange, möchte fliehen und macht eine so ruckartige Bewegung, daß er auf den Boden gefallen wäre, hätte Jesus ihn nicht in seinen Armen aufgefangen.

»Schön ruhig, schön ruhig! Vor wem hast du noch Angst? Schau, die schöne Sonne! Dort ist der See, dort ist dein Haus, hier sind deine Mutter und dein Großvater.«

»Und die Schlange?«

»Sie ist nicht mehr da. Ich bin da.«

»Du, ja ... « Das Kind denkt nach ... dann sagt es in der Sprache der kindlichen Unschuld: »Mein Großvater hat gesagt, ich solle zu dir „Verfluchter“ sagen. Doch ich sage es nicht. Ich habe dich lieb.«

»Ich? Ich soll das gesagt haben? Der Kleine phantasiert. Glaub ihm kein Wort, Meister. Ich habe dich immer geachtet.« Da die Angst nun

geschwunden ist, kommt schon wieder die alte Natur zutage.

»Die Worte haben Wert und haben auch keinen Wert. Ich nehme sie für das, was sie bedeuten. Mit Gott, Kleiner, mit Gott, Frau, mit Gott, Eli. Liebet einander, und wenn ihr könnt, liebt auch mich.« Jesus wendet sich um und geht zu dem Haus, in dem er wohnt.

»Meister, warum hast du nicht ein erschütterndes Wunder gewirkt, das Aufsehen erregt hätte? Du hättest dem Gift gebieten sollen, das Kind zu verlassen. Du hättest dich als Gott offenbaren sollen. Indes hast du das Gift ausgesaugt wie irgendein armseliger Mensch!« Judas Iskariot ist unzufrieden. Er wollte etwas Eindrucksvolleres, und auch die anderen sind der gleichen Meinung.

»Zermalmen hättest du deinen Feind sollen mit deiner ganzen Macht. Hast du ihn gehört? Er hat sofort wieder Gift gespieen!«

»Auf dieses Gift kommt es nicht an. Aber überlegt einmal. Wenn ich so gehandelt hätte, wie ihr es wollt, dann hätte er gesagt, daß Beelzebul mein Helfer sei. Seine verderbte Seele kann vielleicht meine Macht als Arzt anerkennen ... aber nicht mehr. Das Wunder führt die zum Glauben, die bereits auf dem Weg zu ihm sind. Doch jene ohne Demut – denn der Glaube ist immer ein Zeichen von Demut – treibt es zur Gotteslästerung. Es ist daher besser, diese Gefahr zu vermeiden und Formen anzuwenden, die nach außen menschlich erscheinen. Das ist das Elend der Ungläubigen, das unheilbare Elend! Es gibt kein Mittel, um dieses Elend aus der Welt zu schaffen, denn kein Wunder bringt sie zum Glauben und zum Gutsein. Das ist nun einmal so. Ich erfülle meine Aufgabe. Sie aber gehen einem unglücklichen Schicksal entgegen!«

»Warum hast du es dann überhaupt getan?«

»Weil ich die Güte bin und damit niemand sagen kann, daß ich meinen Feinden gegenüber rachsüchtig bin und die Hetzer herausfordere. Auf ihre Häupter häufe ich glühende Kohlen, und sie reichen sie mir dazu. Beruhige dich, Judas des Simon. Du aber bemühe dich, nicht so zu handeln wie sie! Das soll genügen! Laßt uns zu meiner Mutter gehen. Sie wird sich freuen, wenn sie erfährt, daß ich ein Kind geheilt habe.«

201 Jesus im Hause von Kafarnaum nach dem Wunder an Elischa

Aus einem Garten kommend, in dessen Beeten es überall zu sprießen beginnt, betritt Jesus eine große Küche, in der die beiden älteren Marien (Maria des Klopas und Maria Salome) das Nachtessen zubereiten.

»Der Friede sei mit euch!«

»Oh, Jesus! Meister!« Die beiden Frauen drehen sich um und begrüßen ihn. Die eine hat einen großen Fisch in der Hand, den sie gerade ausnimmt, die andere einen Kessel voll dampfenden Gemüses, den sie vom Feuer genommen hat, um nachzusehen, ob das Gemüse schon gar ist. Ihre gütigen, verblühten, von der Flamme und der Arbeit erhitzten Gesichter lächeln vor Freude und scheinen jünger und schöner in ihrem Glück.

»Es ist gleich alles bereit, Jesus. Bist du müde? Du wirst hungrig sein«, sagt Tante Maria in verwandtschaftlichem Zutrauen, und es scheint, daß sie Jesus noch mehr als ihre eigenen Söhne liebt.

»Nicht mehr als sonst. Aber natürlich werde ich sehr gerne die guten Sachen essen, die du mit Maria zubereitet hast, und so auch die anderen. Da kommen sie schon.«

»Deine Mutter ist im oberen Zimmer. Weißt du ... Simon ist gekommen. Oh, ich bin heute abend vollkommen glücklich! Nein, nicht vollkommen, denn ... du weißt schon, wann ich ganz glücklich sein werde.«

»Ja, ich weiß es.« Jesus zieht seine Tante an sich, küßt sie auf die Stirn und sagt dann: »Ich kenne deinen Wunsch und deinen Neid ohne Sünde auf Salome. Doch der Tag wird kommen, da auch du wie sie sagen kannst: „Alle meine Söhne gehören Jesus.“ Ich will nun zu meiner Mutter gehen.«

Er geht hinaus und steigt auf einer kleinen Außentreppe zur höher gelegenen Terrasse hinauf, die mehr als die Hälfte der Hausoberfläche einnimmt. Auf der anderen Hälfte befindet sich ein großer

Raum, aus dem laute Männerstimmen dringen, zeitweilig unterbrochen von der sanften Stimme Marias, von der klaren, jungfräulichen Mädchenstimme, der die Jahre nichts anzuhaben vermochten und die immer noch dieselbe ist, die sagte: »Ich bin die Magd des Herrn«, und die ihrem Kinde das Wiegenlied sang.

Jesus nähert sich lautlos. Er lächelt, denn er hört, wie seine Mutter soeben sagt: »Meine Heimat ist mein Sohn. Und ich leide unter dem Fernsein von Nazaret nur, wenn er nicht bei mir ist. Doch wenn er in meiner Nähe ist . . . oh, dann fehlt mir nichts. Ich Sorge mich nicht um mein Haus, denn ihr seid ja dort . . . «

»Oh, schau, Jesus kommt!« ruft Alphäus der Sara aus, der sich zur Tür gewandt und als erster Jesus gesehen hat. »Ja, ich bin hier. Der Friede sei mit euch allen. Mutter!« Er küßt seine Mutter auf die Stirn, und sie küßt ihn. Dann wendet er sich den unerwarteten Gästen zu, dem Vetter Simon, Alphäus der Sara, dem Hirten Isaak und jenem Josef, der von Jesus in Emmaus nach der Verurteilung durch den Hohen Rat angenommen wurde.

»Wir sind nach Nazaret gegangen, aber Alphäus hat uns gesagt, daß wir dich hier finden würden. So sind wir hierher gekommen. Alphäus hat uns begleitet und Simon ebenfalls«, erklärt Isaak.

»Ich konnte es kaum fassen, mitkommen zu dürfen«, sagt Alphäus.

»Auch ich wollte dich grüßen und eine Weile mit dir und Maria Zusammensein«, fügt Simon hinzu.

»Ich bin sehr glücklich, mit euch hier zu sein. Es war gut, daß wir nicht länger fortgeblieben sind, wie es die Bewohner von Kedesch wollten, wohin ich auf dem Wege von Gerasa nach Meron und dann auf der anderen Seite weitergehend gekommen war.«

»Von dort kommst du?«

»Ja, ich habe mich an den Orten wieder gezeigt, wo ich bereits gewesen bin, und auch an anderen. Bis nach Gischala bin ich gekommen.«

»Was für ein weiter Weg!«

»Doch welche Ernte! Weißt du, Isaak, wir waren Gäste des Rabbi Gamaliël. Er war sehr gut zu uns. Dann habe ich den Synagogenvorsteher vom „Trügerischen Gewässer“ angetroffen. Auch er wird kommen. Ich vertraue ihn dir an. Und dann ... und dann ... habe ich drei Jünger gewonnen ... « Jesus lächelt selig und voller Freude.

»Wer sind sie?«

»Der eine ist ein Greis von Chorazin. Ich habe ihn eine Zeitlang versorgt, und der Arme, ein wahrer, unvoreingenommener Israelit, hat mir, um mir seine Liebe zu bezeugen, die ganze Gegend wie ein perfekter Ackersmann bearbeitet. Der andere ist ein ungefähr fünf Jahre altes Kind. Intelligent und sehr eifrig. Auch mit ihm habe ich schon bei meinem ersten Aufenthalt in Betsaida gesprochen, und der Junge erinnert sich noch besser an alles als die Erwachsenen. Der dritte ist ein ehemaliger Aussätziger. Ich hatte ihn an einem nun schon weit zurückliegenden Abend in der Nähe von Chorazin geheilt und bin dann weggegangen. Nun habe ich ihn als meinen Verkünder im Gebirge von Naftali wiedergefunden. Als Beweis für seine Worte erhebt er seine geheilten, doch verstümmelten Hände und zeigt seine geheilten, verunstalteten Füße, mit denen er dennoch schon weite Wege zurückgelegt hat. An seinen Verstümmelungen erkennen die Menschen, wie krank er einmal gewesen sein muß, und glauben seinen mit Tränen der Dankbarkeit gewürzten Worten. Es war einfach für mich, dort zu sprechen, denn man hatte mich schon bekannt gemacht und andere zum Glauben an mich geführt. Ich habe viele Wunder wirken können. So viel vermag ein Mensch, der wirklich glaubt ... «

Alphäus, immer mit dem Kopfe nickend, stimmt Jesus wortlos zu, während Simon unter dem unausgesprochenen Tadel das Haupt neigt und Isaak sichtlich an der Freude des Meisters teilnimmt, der gerade vom Wunder am kleinen Enkel des Eli berichtet, das er kurz zuvor gewirkt hat. Das Nachtmahl ist bereit, und die Frauen decken zusammen mit Maria den Tisch im Saale und stellen die Gerichte darauf. Dann ziehen sie sich ins Untergeschoß zurück. Die Männer

bleiben oben allein, und Jesus opfert, segnet und verteilt die Speisen.

Doch schon nach dem ersten Bissen kommt Susanna herein und sagt: »Eli steht mit seinen Dienern und vielen Geschenken vor der Tür. Er möchte mit dir sprechen.«

»Ich komme sofort, oder besser: er soll heraufkommen.« Susanna geht und kehrt kurz darauf zurück mit dem alten Eli, den zwei seiner Diener, die einen großen Korb schleppen, begleiten. Hinter ihnen erscheinen die neugierig spähenden Frauen, mit Ausnahme von Maria, der heiligsten Mutter.

»Gott sei mit dir, mein Wohltäter«, grüßt der Pharisäer. »Und mit dir, Eli. Komm herein. Was willst du? Geht es deinem Enkel noch nicht gut?«

»Oh, sehr gut! Er springt wie ein Böcklein im Garten herum. Doch im ersten Augenblick war ich so erstaunt, so verwirrt, daß ich meine Pflicht vernachlässigt habe. Ich möchte dir meine Dankbarkeit bezeugen und bitte dich, diese Kleinigkeiten, die ich dir anbiete, nicht abzulehnen. Es sind nur Lebensmittel für dich und die Deinen, Erzeugnisse meiner Felder. Dann ... dann ... möchte ich ... dich für morgen zu Tische laden, um dir nochmals vor den Freunden Dank und Ehre zu erweisen. Lehne nicht ab, Meister. Ich müßte sonst daraus schließen, daß du mich nicht liebst und Elischa nur geheilt hast, weil du ihn liebst ... nicht meinetwegen.« »Ich danke dir. Doch Geschenke wären nicht nötig gewesen.« »Jeder angesehene Mann und jeder Gelehrte nimmt Geschenke an. Es ist so Sitte.«

»Ich auch. Doch ich bevorzuge eine einzige Gabe, ja ich bitte sogar darum.«

»Was wäre das? Sag es mir. Wenn ich kann, werde ich es dir geben.« »Euer Herz, eure Gedanken; gebt sie mir zu eurem eigenen Wohl!« »Oh, ich weihe sie dir, gebenedeiter Jesus! Zweifelst du daran? Ich habe ... ja ... ich habe dir Unrecht getan. Doch nun habe ich verstanden. Ich habe auch vom Tode des Doras gehört, der dich beleidigt hatte ... Warum lächelst du, Meister?« »Ich bin einer Erinnerung nachgegangen.« »Ich dachte schon, du würdest an meinen

Worten zweifeln.« »O nein. Ich weiß, daß der Tod des Doras dich bewegt hat, mehr noch als das Wunder von heute abend. Doch du brauchst Gott nicht zu fürchten, wenn du wirklich begriffen hast und wirklich von nun an mein Freund sein willst.«

»Ich sehe, daß du wahrhaft ein Prophet bist. Ich, das ist wahr, ich fürchtete mehr, ich kam aus Angst . . . weil ich befürchtete, dieselbe Strafe zu erleiden wie Doras . . . und heute habe ich gesagt: „So, das ist die Strafe, und sie ist noch schrecklicher, weil sie die alte Eiche nicht in ihrem Lebensmark getroffen hat, sondern in ihrer Liebe, in ihrer Lebensfreude; sie hat den Eichenschößling geknickt, an dem ich mich erfreute.“ Ich verstand, daß auch mir, wie Doras, recht geschehen wäre.«

»Du hast verstanden, daß es gerecht gewesen wäre, doch du glaubtest immer noch nicht an den, der die Güte ist.«

»Du hast recht. Doch nun ist es anders. Jetzt habe ich verstanden. Wirst du also morgen in mein Haus kommen?«

»Eli, ich hatte vor, bei Sonnenaufgang aufzubrechen. Aber damit du nicht denken kannst, daß ich dich geringschätze, verschiebe ich meine Abreise um einen Tag. Morgen werde ich bei dir sein.«

»Oh, du bist wirklich gütig, ich werde es nie vergessen!«

»Mit Gott, Eli. Danke für alles. Diese Früchte sind herrlich, und wie Butter müssen die kleinen Käse sein, und ganz sicher ist auch dein Wein vorzüglich. Doch du hättest alles in meinem Namen den Armen geben können.«

»Es ist auch für sie etwas dabei, wenn du willst. Unter all den Dingen ist eine Gabe, die speziell für dich gedacht war.«

»Wir werden sie dann morgen verteilen, vor oder nach dem Gastmahl, nach deinem Gutdünken. Eine friedliche Nacht, Eli!«

»Auch dir. Mit Gott.« Eli geht mit seinen Dienern fort.

Petrus, der mit einem sehenswerten Mienenspiel alles aus dem Korb herausgenommen hat, um ihn den Dienern wieder mitzugeben, legt den Beutel vor Jesus auf den Tisch und sagt, als beende er ein innerliches Gespräch »Es ist wohl das erste Mal, daß dieser alte Kauz Almosen gibt.«

»Das ist wahr«, bestätigt Matthäus. »Ich war habgierig, doch er übertraf mich. Er hat seine Habe durch Wuchergeschäfte verdoppelt.«

»Nun ja ... wenn er in sich geht, ist das doch etwas Schönes, nicht wahr?« sagt Isaak.

»Sicher ist das schön, und es scheint, daß dem so ist«, bestätigen Philippus und Bartholomäus.

»Der alte Eli bekehrt! Ha, Ha!« Petrus lacht herzlich.

Vetter Simon, der die ganze Zeit nachdenklich gewesen ist, sagt: »Jesus, ich möchte ... ich möchte dir nachfolgen. Nicht so wie diese hier ... aber wenigstens wie die Frauen. Erlaube, daß ich mich deiner und meiner Mutter anschließe. Alle kommen ... Ich, ich als Verwandter verlange nicht, einen Platz unter diesen zu haben. Aber wenigstens so, als guter Freund ... «

»Gott segne dich, mein Sohn! Wie lange habe ich schon auf dieses Wort von dir gewartet!« ruft Maria des Alphäus aus.

»Komm, ich weise niemanden zurück und zwingen auch niemanden. Ich verlange auch nicht alles von allen. Ich nehme, was ihr mir geben könnt. Es ist gut, daß die Frauen nicht immer allein sind, wenn wir in Gebiete kommen, die sie nicht kennen. Danke, Bruder!«

»Ich will gehen und es Maria mitteilen«, sagt die Mutter Simons und fügt hinzu: »Sie ist unten in ihrem Kämmerchen und betet. Sie wird sehr glücklich darüber sein.« ...

... Der Abend bricht plötzlich herein. Man zündet eine Laterne an, um die Treppe hinunterzusteigen, auf der es in der Dämmerung schon dunkel ist. Dann gehen die einen nach rechts, die anderen nach links, um sich für die Nacht zurückzuziehen.

Jesus geht hinaus zum Ufer des Sees. Das Dorf liegt in tiefer Stille, die Straßen und das Ufer sind menschenleer, der See ruht einsam in dieser mondlosen Nacht. Nur die Sterne leuchten am Himmel, und man hört das leise Rauschen der Brandung. Jesus steigt in das ans Ufer gezogene Boot, setzt sich, legt einen Arm auf den Bootsrand, stützt das Haupt darauf und verweilt in dieser Haltung. Ob er betet oder nachdenkt, ich weiß es nicht.

Matthäus kommt mit vorsichtigen Schritten näher. »Meister, schläfst du?« fragt er leise.

»Nein, ich denke nach. Komm zu mir, wenn du nicht schlafen kannst.«

»Es kam mir so vor, als ob du bekümmert wärest, deshalb bin ich dir gefolgt. Bist du mit deinem Tagewerk nicht zufrieden? Du hast doch das Herz des Eli gerührt, hast Simon des Alphäus als Jünger gewonnen ... «

»Matthäus, du bist kein so einfacher Mann wie Petrus und Johannes. Du bist klug und gebildet. Sei nun auch aufrichtig. Wärest du über diese Eroberungen glücklich?«

»Aber ... Meister ... Sie sind immer noch besser als ich, und du hast am Tag meiner Bekehrung zu mir gesagt, daß du sehr glücklich bist ... «

»Ja, aber du hattest dich wirklich bekehrt und warst ehrlich in deiner Entwicklung zum Guten. Du kamst zu mir ohne vielerlei Überlegungen. Dein Kommen entsprang dem Verlangen deiner Seele. Bei Eli ist es nicht so, und auch bei Simon nicht. Der Erstere ist nur äußerlich gerührt, der Mensch Eli ist ergriffen, nicht aber die Seele Eli. Sie ist dieselbe Seele geblieben. Wenn die Erregung, die der Tod des Doras und das Wunder am Enkelkind bewirkt haben, abgeklungen ist, wird er wieder der Eli von gestern und von jeher sein. Simon! ... Auch Simon ist immer noch nichts mehr als ein Mensch. Hätte er gesehen, daß ich anstatt gefeiert beleidigt worden wäre, dann hätte er nur Mitleid mit mir empfunden und wäre einfach, wie immer, gegangen. Heute abend hat er vernommen, daß ein Greis, ein Kind und ein Aussätziger das tun können, was er als Verwandter nicht fertigbringt, und er hat gesehen, daß sich der Stolz eines Pharisäers mir gebeugt hat; da erst hat er sich entschlossen: „Auch ich werde es tun.“

Solche menschlichen Erwägungen entsprungenen Bekehrungen machen mir keine Freude, im Gegenteil, sie sind eine Demütigung für mich. Bleibe bei mir, Matthäus! Der Himmel ist ohne Mond, doch

es strahlen die Sterne. Mein Herz ist heute abend nur von Tränen erfüllt. Deine Gesellschaft sei der Stern in der Betrübnis deines Meisters ... «

»Gern, Meister, wenn ich es darf ... Leider bin ich immer noch ein Unglücklicher, ein armer Taugenichts. Ich habe zu viel gesündigt, um dir gefallen zu können. Ich verstehe es nicht, mich richtig auszudrücken und die neuen reinen, heiligen Worte auszusprechen, da ich nun meine ehemalige Redeweise des Betrugers und der Unzucht aufgegeben habe. Ich fürchte, daß ich nie imstande sein werde, mit dir und über dich zu sprechen.«

»Nein, Matthäus. Du bist ein Mensch mit all seinen schmerzlichen Erfahrungen als Mensch. Du bist, da du den Schlamm gekostet hast und nun meinen himmlischen Honig genießt, einer, der beides in seinem wahren Wesen kennengelernt hat. Du hast begriffen und wirst, was du erfahren hast, deinen Mitmenschen von heute und morgen weitergeben können. Man wird glauben, gerade weil du Mensch bist, der arme Mensch, der durch seinen Willen zum Menschen, zum gerechten Menschen wird, wie ihn Gott sich erträumt hat. Laß mich, den Gott-Menschen, mich an dich anlehnen, du, Menschheit, die ich so sehr liebe, daß ich deinetwegen den Himmel verlassen habe, um für dich zu sterben.«

»Nicht sterben, nein! Sage nicht, daß du meinetwegen sterben wirst.«

»Nicht nur für dich allein, Matthäus, sondern für jeden Matthäus der Erde und aller Jahrhunderte. Umarme mich, Matthäus, küsse deinen Christus, für dich und für alle Menschen. Nimm den Überdruß des unverstandenen Erlösers von mir. Ich habe dich von deinem Überdruß als Sünder befreit. Trockne meine Tränen ... denn meine Bitterkeit ist es, Matthäus, so wenig verstanden zu werden.«

»Oh, Herr, Herr! Ja! Ja! ... « Matthäus, der sich neben den Meister gesetzt hat, legt nun einen Arm um seine Schultern und tröstet ihn mit seiner Liebe ...

202 Das Mahl im Hause des Pharisäers Eli in Kafarnaum

Heute gibt es im Hause Eli viel zu tun. Diener und Dienerinnen kommen und gehen, und unter ihnen ist ein fröhlicher kleiner Wildfang, Elischa. Dann treffen zwei prunkvoll gekleidete Persönlichkeiten ein und nach ihnen gleich noch zwei weitere. Die beiden ersten erkenne ich als die, die zusammen mit Eli im Hause von Matthäus waren. Die beiden anderen kenne ich nicht, doch höre ich, daß man sie Samuel und Joachim nennt. Zuletzt kommt Jesus mit Judas Iskariot.

Große gegenseitige Begrüßung, dann die Frage von Eli: »Nur mit diesem einen Jünger? Wo sind die anderen?«

»Die anderen sind auf den Feldern. Sie werden am Abend kommen.«

»Oh, das ist aber schade. Ich befürchtete schon, daß ... Gestern abend habe ich nur dich eingeladen, doch habe ich damit auch sie gemeint. Nun fürchtete ich schon, sie hätten sich beleidigt gefühlt oder sie würden es wegen vergangener Unstimmigkeiten verschmähen, zu mir zu kommen ... ha ... ha! Und der Alte lacht.

»O nein, meine Jünger kennen weder stolze Empfindlichkeiten, noch unheilbare Gefühle des Grolls.«

»Ja, ja. Sehr gut. Laßt uns also eintreten.«

Es folgt die übliche Zeremonie der Reinigung, dann betreten sie den Speisesaal, der zum geräumigen Hof hin, dem die ersten Rosen ein fröhliches Gepräge geben, geöffnet ist. Jesus liebkost den kleinen Elischa, der im Hof spielt und von der vergangen Gefahr nur noch vier kleine, rote Spuren auf seinem Händchen hat. Sogar die erlittene Angst hat er vergessen, aber an Jesus erinnert er sich genau, und in kindlicher Unbefangenheit möchte der Kleine ihm einen Kuß geben und von ihm geküßt werden. Sein Ärmchen um den Hals Jesu gelegt, flüstert er ihm ins Ohr, daß er, wenn er einmal groß sein werde, mit ihm kommen möchte und fragt: »Willst du mich?«

»Alle will ich. Sei lieb, und du wirst mit mir kommen.«

Das Kind springt davon.

Sie gehen zu Tisch, und Eli, der unbedingt einen guten Eindruck machen will, läßt Jesus zu seiner Rechten und Judas zu seiner Linken Platz nehmen. Judas sitzt nun zwischen Eli und Simon, während Jesus sich zwischen Eli und Urija befindet.

Die Mahlzeit beginnt. Zunächst geht es bei den Gesprächen nur um allgemeine Themen, aber mit der Zeit werden sie interessanter. Da die Wunden schmerzen und die Ketten drücken, beginnt das stets wiederkehrende Gespräch über die Knechtschaft Palästinas unter den Römern, ob absichtlich oder zufällig, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß sich die fünf Pharisäer über neue römische Unterdrückungsmaßnahmen beklagen, die sie als Skandal empfinden, und daß sie Jesus in dieses Gespräch miteinbeziehen wollen.

»Verstehst du? Unsere Einkünfte wollen sie bis auf den letzten Heller überprüfen, und da sie dahintergekommen sind, daß wir uns in den Synagogen treffen, um über diese Dinge und über sie zu reden, drohen sie uns, daß sie ohne Ehrfurcht in diese eindringen werden. Ich fürchte, daß sie eines Tages auch in die Häuser der Priester kommen«, schreit Joachim.

»Was sagst denn du dazu? Stößt dich das nicht ab?« fragt Eli.

Jesus, der direkt gefragt worden ist, antwortet: »Als Israelit schon, als Mensch nicht.«

»Warum diese Unterscheidung? Ich verstehe dich nicht. Bist du zwei in einem?«

»Nein, aber ich bin aus Fleisch und Blut, also ein Lebewesen, und habe auch eine Seele. Die gesetzestreue Seele des Israeliten leidet unter dieser Entweihung. Das Fleisch und das Blut nicht, denn bei mir fehlt der Stachel, der euch verwundet.«

»Welcher?«

»Die Gewinnsucht. Ihr sagt, daß ihr euch in den Synagogen versammelt, um über Geschäfte zu sprechen, ohne euch vor indiskreten Ohren fürchten zu müssen. Nun fürchtet ihr, dies in Zukunft nicht mehr tun zu können. Ihr habt also Angst, daß ihr mit den Steuern nicht mehr betrügen könnt und sie im genauen Verhältnis zu eurem

Besitz entrichten müßt. Ich habe nichts. Ich lebe von der Güte des Mitmenschen, dem ich meine Liebe schenke. Ich habe weder Gold noch Äcker, noch Weinberge, noch Häuser, wenn man von dem kleinen Haus meiner Mutter in Nazaret absieht, das so klein und ärmlich ist, daß die Steuer sich nicht einmal dafür interessiert. Deshalb quält mich nicht die Furcht, wegen falscher Angaben entdeckt und noch stärker besteuert oder bestraft zu werden. Alles was ich habe ist das Wort, das Gott mir gegeben hat und das ich weitergebe. Doch dieses ist so erhaben, daß es durch nichts beeinträchtigt werden kann.«

»Aber wenn du an unserer Stelle wärest, wie würdest du dich verhalten?«

»Nun, nehmt es mir nicht übel, wenn ich meine Meinung deutlich sage, die ganz im Gegensatz zur eurigen steht. Wahrlich, ich sage euch, ich würde anders handeln.«

»Wie denn?«

»Nicht so, daß die heilige Wahrheit verletzt wird. Sie ist immer eine erhabene Tugend, selbst in so menschlichen Dingen wie den Steuern.«

»Ja, aber dann, aber dann! Wie würden wir auf diese Weise geschröpft werden! Du vergißt wohl, daß unser Besitz groß ist und die Abgaben dementsprechend hoch wären.«

»So ist es: Gott hat euch viel gewährt, entsprechend viel müßt ihr daher auch geben. Warum handeln die Menschen so schlecht und besteuern die Armen unverhältnismäßig hoch? Wir wissen, wie viele Steuern es in Israel gibt, Steuern, die wir selbst einziehen, und auch ungerechte. Sie dienen nur den Reichen, die bereits viel besitzen, während sie die Armen zur Verzweiflung treiben, da sie bis zum Letzten ausgepreßt werden. Die Nächstenliebe rät uns nicht, so zu handeln. Die Sorge von uns Israeliten sollte es sein, die Last der Armen auf unsere Schultern zu nehmen.«

»Du sprichst nur so, weil du selber arm bist.«

»Nein, Urija. Ich rede so, weil es gerecht ist. Warum konnte und

kann Rom uns so auspressen? Weil wir gesündigt haben und weil wir durch die Mißgunst entzweit sind. Der Reiche haßt den Armen, der Arme haßt den Reichen, weil es keine Gerechtigkeit gibt; und der Feind nützt diese Lage aus, um uns zu unterdrücken.«

»Du hast mehrere Gründe erwähnt ... Welches sind die anderen?«

»Ich verstoße nicht gegen die Wahrheit, wenn ich sage, daß die dem Gottesdienst geweihten Stätten ihrem Zweck entfremdet werden, da sie als sicherer Zufluchtsort für menschliche Angelegenheiten mißbraucht werden.«

»Du machst uns einen Vorwurf?«

»Nein, ich antworte euch nur. Ihr solltet auf euer Gewissen hören. Ihr seid Lehrmeister und darum ... «

»Ich würde sagen, daß es an der Zeit wäre, sich zu erheben, sich aufzulehnen, den eingedrungenen Feind zu bestrafen und unser Reich wieder herzustellen.«

»Das ist wahr! Du hast recht, Simon. Aber hier ist der Messias, an ihm ist es, dies zu tun«, antwortet Eli.

»Doch der Messias – verzeih Jesus – ist im Augenblick nur Güte. Er rät zu allem, nur nicht zum Aufstand. Wir werden ... «

»Simon, höre zu. Denke an das Buch der Könige. Saul war in Gilgal, die Philister in Michmas, das Volk fürchtete sich und ließ sich gehen, da der Prophet Samuel nicht kam. Saul wollte dem Diener Gottes zuvorkommen und selbst das Opfer darbringen. Erinnerst du dich an das, was Samuel bei seiner Ankunft zum unklugen König Saul sagte? „Du hast töricht gehandelt und die vom Herrn erteilten Befehle nicht befolgt. Hättest du nicht so gehandelt, würde der Herr dein Königtum über Israel nun für ewig begründen. Doch so wird dein Königtum nie wieder bestehen können.“ Eine unzeitige, stolze Tat hat weder dem König noch dem Volk genützt. Gott kennt die Stunde, nicht der Mensch. Gott kennt die Mittel, nicht der Mensch. Laßt Gott handeln und verdient euch seine Hilfe durch ein gottesfürchtiges Betragen. Mein Reich ist kein Reich der Auflehnung und

der Gewalt, und doch wird es errichtet werden. Es wird nicht ein Vorrecht weniger Menschen, sondern ein weltumspannendes Reich sein. Selig jene, die zu ihm kommen werden und sich nicht durch meine äußere Armut, nach dem Geist der Welt, täuschen lassen und in mir den Retter erkennen. Habt keine Angst. Ich werde König sein, der aus Israel hervorgegangene König, dessen Reich die ganze Menschheit umfaßt. Doch ihr, Lehrmeister Israels, mißversteht nicht meine Worte und jene der Propheten, die mich ankündigen. Kein menschliches Reich, und mag es auch noch so mächtig sein, ist weltumspannend und ewig; was aber von meinem Reich durch die Propheten bezeugt wird. Dies möge euch erleuchten über die Wahrheit und die geistige Natur meines Reiches. Ich verlasse euch nun, doch möchte ich noch eine Bitte an Eli richten: Hier ist dein Beutel. Im Armenhaus Simons des Jona sind Arme, die von überall hergekommen sind, untergebracht. Begleite mich und bringe ihnen diese Gabe der Liebe. Der Friede sei mit euch allen.«

»Bleibe noch«, bitten die Pharisäer.

»Ich kann nicht. Es gibt Kranke an Leib und Seele, die darauf warten, getröstet zu werden. Morgen werde ich eine weite Reise antreten. Ich möchte, daß mich alle ohne Enttäuschung weggehen sehen.«

»Meister, ich bin alt und müde. Geh du in meinem Namen. Du hast Judas des Simon bei dir, den wir gut kennen ... Tue es selbst. Gott sei mit dir.«

Jesus geht mit Judas hinaus. Kaum auf dem Platz angelangt, sagt dieser »Alte Schlange! Was hat er wohl damit sagen wollen?«

»Aber denk doch nicht daran, oder denke, daß er dich damit loben wollte!«

»Unmöglich, Meister. Diese Mäuler loben niemanden, der Gutes tut, aufrichtig, will ich sagen. Was das Mitkommen betrifft ... nur weil er sich vor den Armen ekelt und fürchtet, von ihnen verflucht zu werden ...! Er hat die Armen hier oft genug gequält. Ich kann dies ohne weiteres beschwören. Darum ... «

»Laß es gut sein, Judas. Überlasse Gott das Urteil.«

203 Unterwegs in die Einsamkeit der Berge vor der Erwählung der Apostel

Die Barken des Petrus und des Johannes segeln ruhig auf dem See dahin. Und sämtliche Boote, die in Tiberias aufzutreiben waren, folgen ihnen. Mir scheint, daß alle diese Boote und Kähne, die kommen und gehen, versuchen, sich gegenseitig zu überholen und das Boot Jesu zu erreichen, um sich dann wieder am Ende der Reihe anzuschließen. Bitten, Flehen, Rufe und Fragen kreuzen sich auf den blauen Wellen.

Jesus – in dessen Boot auch Maria, seine Mutter, und die Mutter des Jakobus und des Judas sitzen, während sich im anderen Boot Maria Salome mit ihrem Sohn Johannes und Susanna befinden – verspricht, antwortet und segnet unermüdlich. »Ich werde wiederkommen. Ja, ich verspreche es euch. Seid gut! Denkt an meine Worte und versteht ihren Zusammenhang mit denen, die ich euch noch sagen werde. Es wird nur eine kurze Trennung sein. Seid nicht selbstsüchtig, ich bin auch für die anderen gekommen. Seid gut! Ihr werdet euch weh tun. Gewiß, ich werde für euch beten. Ihr werdet mich immer in eurer Nähe haben. Der Herr sei mit euch! Sicherlich werde ich mich deiner Tränen erinnern, und du wirst getröstet werden. Hoffe, habe Glauben!«

So segnet und verspricht er immerzu, bis das Boot das Ufer erreicht. Es ist nicht Tiberias, sondern ein ganz kleiner Weiler, nur eine Handvoll Häuser, arm, beinahe verlassen. Jesus und die Seinen steigen aus, und Zebedäus und die Schiffsjungen kehren in den Booten zurück. Die anderen Boote tun es ihnen nach, doch viele, die in ihnen saßen, sind ebenfalls ausgestiegen und wollen Jesus unbedingt folgen. Unter ihnen sehe ich Isaak mit seinen beiden Schützlingen Josef und Timoneus. Andere erkenne ich nicht unter den vielen Leuten jeden Alters, vom Kind bis zum Greis.

Jesus verläßt den Weiler, dessen wenige, zerlumpte Einwohner gleichgültig bleiben. Jesus läßt ihnen Almosen geben. Als er die Hauptstraße erreicht hat, bleibt er stehen.

»Nun wollen wir uns trennen«, sagt er. »Mutter, geh nun auch du mit Maria und Salome nach Nazaret. Susanna kann nach Kana zurückkehren. Ich werde bald wiederkommen. Ihr wißt, was zu tun ist. Gott sei mit euch!«

Doch für seine Mutter hat er einen Abschiedsgruß mit einem ganz besonders liebevollen Lächeln; und auch als Maria niederkniet, um von Jesus gesegnet zu werden, und die anderen ihrem Beispiel folgen, lächelt ihr Jesus voll Zärtlichkeit zu. Die Frauen machen sich, in Begleitung von Alphäus der Sara und Simon, auf den Weg nach ihrer Stadt.

Jesus wendet sich an die Zurückgebliebenen: »Ich verlasse euch nun, doch ich schicke euch nicht fort. Ich verlasse euch für einige Zeit, um mich mit meinen Jüngern, die ihr dort seht, in die Schluchten zurückzuziehen. Wer auf mich warten will, soll in dieser Ebene warten, wer nicht warten möchte, kehre nach Hause zurück. Ich werde mich zum Gebet zurückziehen, weil ich am Vorabend großer Dinge stehe. Wer die Sache des Vaters liebt, möge beten und sich geistig mit mir vereinigen. Der Friede sei mit euch, Söhne! Isaak, du weißt, was du zu tun hast. Ich segne dich, kleiner Hirte.« Jesus lächelt dem mageren Isaak zu, der nun zum Hirten der Menschen geworden ist, die sich um ihn scharen.

Jesus wendet dem See den Rücken und begibt sich festen Schrittes zu einer der Schluchten zwischen den Hügeln, die sich westlich vom See sozusagen parallel zueinander erheben. Durch diese fjordartige Schlucht zwischen den beiden felsigen Hügeln fließt mit großem Getöse ein schäumender Bach, und darüber erhebt sich ein öder Berg mit wilden Sträuchern, die willkürlich und wirr durcheinander zwischen Steinen und Felsen gewachsen sind. Ein Ziegenpfad klettert den schrofferen der beiden Hügel empor, und Jesus schlägt gerade diesen Weg ein.

Die Jünger folgen ihm mühsam im Gänsemarsch, in vollkommenem Schweigen. Nur wenn Jesus an einer etwas breiteren Stelle des Pfades, der einer Kratzspur auf dieser unwegsamen Anhöhe

gleicht, stehenbleibt, um sie Luft holen zu lassen, schauen sie einander schweigend an. Ihre Blicke fragen: »Wohin wird er uns wohl führen?« Doch sie bleiben stumm. Sie sehen sich nur an und werden jedesmal unglücklicher, wenn sie feststellen, daß Jesus wieder den Weg durch die wilde Schlucht, voller Höhlen, Spalten und Felsbrocken aufgenommen hat. Steine, Brombeersträucher und tausend andere lästige Gewächse machen ein Vorwärtskommen sehr mühsam. Die stacheligen Sträucher hängen sich von allen Seiten an die Kleider, kratzen, bringen zum Stolpern und schlagen ins Gesicht. Auch die Jünger, die schwere Taschen tragen, haben ihre gute Laune verloren.

Endlich bleibt Jesus stehen und sagt: »Hier werden wir nun eine Woche lang im Gebet verweilen, um euch auf etwas Großes vorzubereiten. Deshalb habe ich einen so verlassen Ort gewählt, fern von allen Karawanen und Dörfern. Hier gibt es Höhlen, die früher schon den Menschen gedient haben. Sie werden auch uns dienen. Hier gibt es reichlich frisches Wasser, aber das Erdreich ist trocken. Wir haben genügend Brot und Nahrungsmittel für diesen Aufenthalt. Die, die im vorigen Jahre mit mir in der Wüste waren, wissen, wie ich dort gelebt habe. Die hier ist ein Palast im Vergleich zu jenem Ort, und die nun schon angenehme Jahreszeit nimmt der Kälte ihre Härte und der Sonne ihre Hitze. Seid daher guten Mutes. Vielleicht werden wir niemals mehr alle so beisammen sein und so unter uns.

Dieser Aufenthalt möge euch verbinden, damit ihr nicht mehr zwölf Männer seid, sondern eine Einheit.

Habt ihr nichts zu sagen? Habt ihr keine Fragen? Legt eure Lasten, die ihr tragt, auf den Felsen dort und werft auch die andere Last, die ihr auf dem Herzen tragt, zu Tal: eure Menschlichkeit. Ich habe euch hierher geführt, um zu eurer Seele zu sprechen, um euren Geist zu nähren, um euch zu vergeistigen. Ich werde nicht viel zu euch sprechen, denn ich habe schon viel zu euch gesprochen in diesem Jahr, seit ich bei euch bin. Das soll euch genügen. Wollte ich euch mit Worten ändern, müßte ich euch zehn, ja hundert Jahre bei mir

behalten, und immer noch wäret ihr unvollkommen. Nun ist die Zeit gekommen, da ich euch heranziehe; denn um euch einsetzen zu können, muß ich euch formen. Ich greife daher zur großen Arznei, zur mächtigen Waffe: zum Gebet. Ich habe immer für euch gebetet. Nun will ich, daß ihr selbst betet. Ich werde euch mein Gebet noch nicht lehren, aber ich lehre euch, wie man betet und was das Gebet ist. Das Gebet ist ein Gespräch der Kinder mit dem Vater, von Geist zu Geist, offen, innig, vertrauensvoll, gesammelt und aufrichtig. Das Gebet ist alles: es ist Bekenntnis, Selbsterkenntnis, Selbstanklage; es ist ein Gott und sich selbst gegebenes Versprechen, eine Bitte an Gott, und dies alles zu Füßen des Vaters. Beten kann man nicht inmitten des Lärms und der Zerstreung der Welt, es sei denn, man wäre ein Riese im Beten. Und selbst die Riesen leiden in den Stunden ihres Gebetes unter diesem Lärm und der Gegensätzlichkeit der Welt. Ihr aber seid keine Riesen, sondern Zwerge. Ihr seid noch Kinder im Glauben, seid noch in den Anfängen. Hier werdet ihr das Alter der geistigen Vernunft erlangen. Das übrige wird später kommen.

Morgens, mittags und abends werden wir uns jeweils versammeln, um miteinander die alten Worte Israels zu beten und das Brot zu brechen. Dann wird jeder in seine Höhle zurückkehren und mit Gott und seiner Seele und mit dem, was ich euch über eure Sendung und eure Fähigkeiten gesagt habe, allein sein. Erwägt, hört auf eure innere Stimme und entscheidet. Ich sage euch dies zum letzten Mal. Danach müßt ihr so vollkommen als möglich sein, ohne Müdigkeit und menschliche Schwächen. Ihr werdet dann nicht mehr Simon des Jona und Judas des Simon sein. Ihr werdet nicht mehr Andreas oder Johannes, Matthäus oder Thomas sein, sondern ihr werdet meine Verwalter sein. Geht nun, ein jeder für sich allein. Ich werde immer dort in der Höhle sein. Doch kommt nicht ohne ernsthaften Grund zu mir. Ihr müßt lernen, selbständig zu handeln und allein zu sein. Denn in Wahrheit sage ich euch: vor einem Jahr haben wir uns kennengelernt, und in zwei Jahren werden wir uns trennen. Wehe euch und wehe mir, wenn ihr dann noch nicht gelernt habt, selbständig

zu handeln. Gott sei mit euch! Judas, Johannes, tragt die Lebensmittel in meine Höhle. Sie müssen ausreichen, und ich werde sie selbst verteilen.«

»Viel wird es nicht sein . . .«, entgegnet jemand.

»Genug, um nicht zu sterben. Ein satter Bauch belastet den Geist. Ich will euch erheben und nicht belasten.«

204 Die Erwählung der zwölf Jünger zu Aposteln

Die aufgehende Sonne färbt die Berge weiß und mildert das Aussehen der Wildnis. Nur das Rauschen des in der Tiefe schäumenden Bächleins hallt von den höhlenreichen Bergwänden wider. Dort, wo die Jünger sich niedergelassen haben, ist zwischen den Stauden und Gräsern immer wieder ein vorsichtiges Rascheln zu hören. Es sind die ersten erwachenden Vögel und letzten Tiere der Nacht, die sich verkriechen. Ein paar Hasen, die an einer niedrigen Brombeerstauden nagen, flüchten erschreckt, als ein Stein den Abhang herabrollt. Nach einer Weile kehren die Tiere vorsichtig zurück. Sie spitzen die Ohren, um jeden Laut einzufangen, und da tiefer Friede herrscht, sind sie bald wieder an ihrem Strauch. Der Tau wäscht alles Laub, alle Steine, und aus dem Wald steigen die starken Düfte des Mooses, der Minze und des Majorans auf.

Ein Rotkehlchen wagt sich bis an den Eingang einer Höhle heran, der ein Felsvorsprung als Vordach dient. Es steht aufrecht auf seinen seidenen Füßchen, jederzeit zu Fliehen bereit, wendet das Köpfchen nach links und nach rechts, äugt in die Höhle, schaut auf den Boden, flüstert sein fragendes »piep, piep« . . . und wagt nicht, bis zu den Brotkrümchen vorzudringen. Erst als eine große Amsel, die sich wie ein Lausbub gebärdet und in ihrem Profil einem alten Notar gleicht, dem nur die Brille fehlt, es ihm vormacht, folgt das Rotkehlchen dem kühnen Herrn, der auf der Futtersuche immer wieder seinen gelben Schnabel in die feuchte Erde steckt und dann nach einem »tschiep« oder einem kurzen, schelmischen Pfiff weiterhüpft. Das Rotkehlchen

verspeist fleißig Brosamen und ist sichtlich erstaunt, als es sieht, daß die Amsel, die selbstsicher in die stille Höhle hineinspaziert, nun mit einer Käserinde herauskommt, die sie immer wieder gegen einen Stein schlägt, um sie zu zerkleinern und daraus ein Festmahl zu machen. Schließlich kehrt sie noch einmal in die Höhle zurück, späht in alle Richtungen, und da nichts mehr zu finden ist, stößt sie einen spöttischen Pfiff aus und fliegt davon, um ihren Gesang auf einer Steineiche, die ihren Gipfel in das Blau des Morgenhimmels taucht, zu beenden. Auch das Rotkehlchen fliegt davon, als es im Inneren der Höhle ein Geräusch vernimmt, und läßt sich auf einem dünnen, über dem Abgrund schaukelnden Zweig nieder.

Jesus erscheint am Eingang der Höhle, streut Brosamen und ahmt ganz sachte mit einem gedämpften Pfeifen das Zwitschern der Vögelchen nach um sie anzulocken.

Dann geht er einige Schritte auf dem Pfad weiter und lehnt sich unbeweglich an eine Felswand, um seine Freunde, die herunterkommen, nicht zu erschrecken. Zuerst kommt das Rotkehlchen und dann folgen noch viele andere Vögelchen verschiedenster Art. Die Regungslosigkeit Jesu und vielleicht auch sein Blick – ich denke gerne so, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß auch sehr mißtrauische Tiere sich denen nähern, die sie instinktiv nicht als Feinde, sondern als Beschützer erkennen – bewirken, daß die Vögelchen kurz darauf wenige Zentimeter von Jesus entfernt herumhüpfen. Das inzwischen satte Rotkehlchen fliegt hinauf zum Felsen, an dem Jesus lehnt, läßt sich auf einem dünnen Waldrebenzweig nieder und schaukelt über dem Haupte Jesu als ob es Lust hätte, sich auf seinen blonden Kopf oder seine Schulter zu setzen. Die Mahlzeit ist zu Ende. Die Sonne vergoldet den Gipfel des Berges und gleich danach die höchsten Zweige des Waldes, während im Tale noch alles im fahlen Morgenlicht liegt. Die Vögelchen fliegen satt und zufrieden der Sonne entgegen und singen aus voller Kehle.

»Nun ist es an der Zeit, meine anderen Kinder zu wecken«, sagt Jesus und geht den Pfad hinab, denn seine Höhle liegt am höchsten.

Von einer Höhle zur anderen gehend, ruft er die zwölf Schläfer beim Namen.

Simon, Bartholomäus, Philippus, Jakobus und Andreas antworten sofort. Matthäus, Petrus und Thomas sind langsamer im Antworten. Während Judas Thaddäus schon bereit und munter ist und Jesus entgegengieht, als er ihn am Eingang erblickt, schläft der andere Vetter, schlafen Judas Iskariot und Johannes noch so tief, so daß Jesus sie auf ihren Lagern aus trockenem Laub wachrütteln muß.

Johannes, der zuletzt Gerufene, schläft so tief, daß ihm nicht bewußt wird, wer ihn ruft, und er im Halbschlaf murmelt: »Ja, Mutter, ich komme gleich . . .«, um sich dann wieder umzudrehen und weiterzuschlafen. Jesus lächelt. Er setzt sich an das Lager aus im Walde gesammelten Laub, beugt sich nieder und küßt seinen Johannes auf die Wange. Dieser öffnet die Augen und starrt seinen Meister erstaunt an. Dann setzt er sich mit einem Ruck auf und sagt: »Brauchst du mich? Da bin ich.«

»Nein. Ich habe dich wie alle anderen geweckt. Doch du hast geglaubt, es wäre deine Mutter. So habe ich dich geküßt, um das zu tun, was die Mütter tun.«

Johannes, halbnackt im Unterleide, denn er hat das Gewand und den Mantel als Decke benützt, hängt sich an den Hals Jesu, lehnt das Haupt an seine Schulter und sagt: »Oh, du bedeutest mir weit mehr als die Mutter. Ich habe sie deinetwegen verlassen. Dich aber würde ich ihretwegen nie verlassen. Sie hat mir das irdische Leben geschenkt, du aber schenkst mir das ewige Leben. Oh, ich weiß es!«

»Was weißt du denn mehr als die anderen?«

»Das, was der Herr mir in dieser Höhle gesagt hat. Sieh, ich bin nie zu dir gekommen und nehme an, daß die Gefährten von mir gesagt haben, daß ich gleichgültig und hochmütig bin. Doch ich mache mir nichts aus dem, was sie denken. Ich weiß, daß du die Wahrheit kennst. Ich kam nicht zu Jesus Christus, dem menschengewordenen Sohn Gottes, sondern zu dem, was du im Schoße des Feuers, der ewigen Liebe der Heiligen Dreifaltigkeit, bist, zu ihrer Natur, ihrem

Wesen, ihrem wahren Wesen: der zweiten Person des unaussprechlichen Geheimnisses, das Gott ist, und in das ich eindringe, weil Gott mich an sich gezogen hat und so immer bei mir war ... Oh, ich kann in Worten nicht ausdrücken, was ich in dieser dunklen, düsteren Höhle begriffen habe, die für mich so voller Licht geworden ist; in dieser kalten Höhle, in der ich von einem unsichtbaren Feuer entbrannt bin, das in mein Innerstes eingedrungen ist und dort ein süßes Martyrium entzündet hat; in dieser stillen Höhle, die mir doch himmlische Wahrheiten verkündet hat. Alle meine Wünsche, alle meine Tränen und alle meine Fragen habe ich an deiner göttlichen Brust, dem Wort Gottes, ausgeschüttet, und nie habe ich, trotz allem, was ich von dir vernommen habe, so unermeßlich erhabene Dinge erfahren, wie du sie mir mitgeteilt hast, Sohn Gottes. Du, Gott gleich dem Vater, du, Gott gleich dem Heiligen Geist, du, der Angelpunkt der Dreiheit ... Oh, vielleicht lästere ich! Doch ich erkenne es so, denn wenn du nicht wärest, du, der du die Liebe des Vaters und die Liebe zum Vater bist, dann würde auch die Liebe, die göttliche Liebe fehlen, und Gott wäre nicht mehr der Dreieinige, und es würde ihm die grundlegende Eigenschaft Gottes, nämlich seine Liebe, fehlen! Oh, so viel habe ich in mir, aber es ist wie ein Wasser, das gegen eine Schleuse sprudelt und wallt und keinen Abfluß findet ... Es ist mir, als ob ich darob sterben müßte, so gewaltig und erhaben ist die Erregung, die über mein Herz gekommen ist, seitdem ich dich verstanden habe ... Doch um nichts in dieser Welt möchte ich davon befreit werden ... Laß mich an dieser Liebe sterben, mein süßer Gott!«

Johannes, von Liebe entflammt, lächelt, weint, und ruht ermattet an der Brust Jesu, als ob ihn die Glut verzehren würde. Jesus, seinerseits ganz von Liebe erfüllt, liebkost ihn.

Johannes erholt sich wieder in einer Aufwallung von Demut und bittet: »Sag den anderen nichts von dem, was ich dir gesagt habe. Gewiß haben auch sie, wie ich, in diesen Tagen in Gott gelebt. Laß den Schleier des Schweigens mein Geheimnis bedecken ... «

»Sei versichert, Johannes, niemand wird von deiner Vermählung mit der Liebe erfahren. Kleide dich an und komm. Wir müssen aufbrechen.«

Jesus tritt auf den Pfad hinaus, wo die anderen schon warten. Ihre Gesichter haben einen würdevolleren und gesammelteren Ausdruck. Die Älteren gleichen Patriarchen, die Jüngeren haben eine gewisse Reife und Würde erlangt, die ihnen zuvor wegen ihrer Jugend noch fehlte. Judas Iskariot betrachtet Jesus mit einem scheuen Lächeln auf dem von Tränen gezeichneten Gesicht. Jesus liebkost ihn im Vorbeigehen. Petrus ... sagt kein Wort. Das ist so befremdend an ihm, daß es mehr als jede andere Veränderung in Staunen versetzt. Er betrachtet Jesus aufmerksam, jedoch mit einer neuen Würde, die seine Stirn mit den etwas kahl gewordenen Schläfen höher und seine Augen, die bisher voller Geist funkelten, ernster erscheinen läßt. Jesus ruft ihn zu sich und behält ihn in seiner Nähe in Erwartung des Johannes, der endlich erscheint mit einem Gesicht, von dem ich nicht sagen kann, ob es röter oder blasser ist, doch sicher ist es von einer inneren Glut entflammt, die seine Gesichtsfarbe zwar nicht verändert, aber deutlich bemerkbar ist. Alle schauen ihn an.

»Komm her zu mir, Johannes, auch du Andreas, und du, Jakobus des Zebedäus, und du, Simon, und du, Bartholomäus, und du Philippus, und ihr, meine Brüder, und du Matthäus. Judas des Simon, mir gegenüber. Thomas hierher. Setzt euch. Ich muß mit euch reden.«

Sie setzen sich alle hin wie ruhige Kinder, noch halb vertieft in ihre innere Welt, und dennoch hören sie Jesus so aufmerksam zu wie nie zuvor.

»Wißt ihr, was ich in euch bewirkt habe? Alle wißt ihr es. Die Seele hat es dem Verstand gesagt. Die Seele, die in diesen Tagen Königin war, hat den Verstand zwei große Tugenden gelehrt: die Demut und das Schweigen. Das Schweigen, das ein Kind der Demut und der Klugheit ist, die ihrerseits Töchter der Nächstenliebe sind.

Vor acht Tagen noch wäret ihr gekommen, um wie echte Kinder, die in Erstaunen versetzen und ihr Gegenüber übertreffen wollen,

eure Tüchtigkeit und eure neuen Erkenntnisse zu verkünden. Nun schweigt ihr. Vom Kind habt ihr euch zum Jüngling gewandelt und wißt nun, daß so etwas eure Gefährten, die vielleicht von Gott nicht so sehr mit Wohltaten bedacht wurden, beschämen könnte; deshalb sagt ihr nichts. Auch seid ihr wie Mädchen, die zur Reife gelangt sind. In euch ist die heilige Scham vor der Wandlung erwacht, die euch das Geheimnis der Vermählung der Seelen mit Gott geoffenbart hat. Diese Höhlen schienen euch am ersten Tage kalt, unwirtlich, abstoßend ... Nun betrachtet ihr sie wie duftende, lichtvolle Hochzeitsgemächer. In ihnen habt ihr Gott kennengelernt. Vorher wußtet ihr von ihm, doch ihr hattet mit ihm noch nicht die Vertrautheit, die aus zwei Wesen eines macht. Unter euch sind Männer, die seit Jahren verheiratet sind; andere, die nur trügerische Beziehungen mit Frauen hatten, und wieder andere, die aus verschiedenen Gründen keusch geblieben sind. Die Keuschen aber wissen nun, was die vollkommene Liebe ist, so wie es die Verheirateten wissen. Ich kann euch sogar sagen, daß keiner so gut weiß, was die vollkommene Liebe ist, wie der, der die fleischliche Lust nicht kennt. Denn Gott offenbart sich dem Keuschen in seiner ganzen Fülle, aus Freude, sich dem Reinen schenken zu können, da er, der Reinste, in diesem jungfräulichen Geschöpf etwas von sich selbst wiederfindet, und um es für seinen Verzicht aus Liebe zu ihm zu entschädigen.

Wahrlich, ich sage euch, hätte ich nicht die Aufgabe, das Werk des Vaters zu vollbringen, so würde ich euch in meiner Liebe und meiner Weisheit hier behalten und mit euch abgesondert leben. Und gewiß würde ich aus euch bald große Heilige machen, die nicht mehr weggehen, nicht mehr fallen und in ihrem Eifer nicht mehr nachlassen würden. Doch ich kann nicht. Ich muß gehen und auch ihr müßt gehen. Die Welt erwartet uns, die entheiligte und entheiligende Welt, die Lehrer und Retter braucht. Ich wollte euch Gott erkennen lassen, damit ihr ihn mehr liebt als die Welt, die mit all ihren Gefühlen nicht ein einziges Lächeln Gottes wert ist. Ich wollte, daß ihr darüber nachdenkt, was die Welt ist und was Gott ist, damit

ihr nach dem Besseren strebt. In diesem Augenblick sehnt ihr euch nur nach Gott. Oh, könnte ich euch auf ewig in dieser Stunde und in dieser Sehnsucht festhalten!

Doch die Welt wartet auf uns, und wir werden in die Welt, die uns erwartet, gehen, um der heiligen Barmherzigkeit willen, die, wie sie mich in die Welt entsandt hat, nun euch durch meinen Befehl in die Welt aussendet. Aber ich beschwöre euch: Bewahrt den Schatz dieser Tage in euch wie Perlen in einem Schrein, dieser Tage, die ihr der Betrachtung und euren Seelen gewidmet habt, in denen ihr euch Gott übergeben, euch erhoben und einen neuen Menschen angezogen habt. Wie die Patriarchen zum Andenken und zum Zeugnis der Bündnisse mit Gott Steine errichtet haben, so sollt ihr dieses kostbare Andenken in eurem Herzen hüten.

Von heute an seid ihr nicht mehr die bevorzugten Jünger, sondern die Apostel, die Leiter meiner Kirche. Von euch wird für alle Zeiten ihre Hierarchie abstammen, und ihr werdet Lehrer genannt werden und euren Gott in seiner dreifachen Macht, Weisheit und Liebe zum Meister haben. Ich habe euch nicht erwählt, weil ihr es am meisten verdient, sondern aus vielerlei Gründen, die ihr im Augenblick noch nicht zu wissen braucht. Ich habe euch statt der Hirten erwählt, die meine Jünger sind, seit ich auf Erden bin. Warum habe ich das getan? Weil es gut so war. Unter euch sind Galiläer und Juden, Gebildete und Ungebildete, Vermögende und Arme in den Augen der Welt, damit man nicht sagen kann, ich hätte eine einzelne Volksschicht bevorzugt. Doch eure Zahl ist zu gering für all das, was zu tun ist, sowohl jetzt als auch später.

Nicht alle von euch werden sich an eine Stelle der Schrift im zweiten Buch Paralipomenon, 29. Kapitel, erinnern, und so möchte ich sie euch ins Gedächtnis rufen. Dort steht geschrieben wie Hiskija, König von Juda, den Tempel reinigen ließ. Hierauf ließ er Opfer darbringen, als Sündopfer für das Königshaus, das Heiligtum und für Juda; danach begann jeder einzelne, sein Opfer darzubringen. Da aber für die Darbringung so vieler Opfer die Priester nicht ausreicht-

ten, rief man Leviten zu Hilfe, die in einem einfacheren Ritus als die Priester geweiht worden waren.

Sowohl das eine als auch das andere werde ich tun. Ihr seid die Priester, die ich, als Ewiger Hohepriester, lange Zeit mit unermüdlicher Sorgfalt vorbereitet habe. Doch ihr seid zu wenige für die immer zunehmende Arbeit, die sich ergibt, weil sich so viele einzelne Menschen ihrem Herrn und Gott opfern. Somit geselle ich euch die Jünger bei, die weiterhin Jünger bleiben werden. Es sind jene, die am Fuße des Berges warten, jene, die schon etwas höher stehen, jene, die über das Land Israel und bald über die ganze Welt verstreut sein werden. Sie werden dieselben Aufgaben haben, denn die Mission ist ein und dieselbe. Verschieden wird ihr Rang nur in den Augen der Welt gewertet, nicht aber in den Augen Gottes. Bei Gott gilt die Gerechtigkeit, und so ist der bescheidene, von Aposteln und Mitbrüdern unbeachtete Jünger, der durch sein heiligmäßiges Leben viele Seelen für Gott gewinnt, in seinen Augen größer als der bekannte Apostel, der nur dem Namen nach Apostel ist, seine Apostelwürde jedoch zu menschlichen Zwecken mißbraucht.

Die Aufgabe der Apostel und der Jünger wird immer die der Priester und Leviten des Hiskija sein: Gottesdienste halten, den Götzendienst ausrotten, die Herzen und die Stätten reinigen, den Herrn und sein Wort verkünden. Eine heiligere Aufgabe gibt es auf dieser Welt nicht! Daher habe ich zu euch gesagt: „Hört auf eure innere Stimme, prüft euch!“ Wehe dem Apostel, der fällt! Er zieht viele Jünger mit sich, und diese ziehen eine noch größere Anzahl von Gläubigen mit sich, und das Verderben wird immer größer, wie eine vom Berg herabstürzende Lawine oder ein ins Wasser geworfener Stein, der immer weitere Kreise zieht, wenn man noch mehr Steine auf die gleiche Stelle wirft.

Werdet ihr alle vollkommen sein? Nein. Wird der Geist von heute bleiben? Nein. Die Welt wird ihre Netze auswerfen, um euch zu Fall zu bringen. Es wird der Sieg der Welt sein, die als Tochter Satans zu fünf Zehnteln, Sklaven Satans zu noch drei Zehnteln

und gleichgültig Gott gegenüber zu den übrigen zwei Zehnteln sein wird; ein Sieg, der das Licht in den Herzen der Heiligen löschen wird. Verteidigt euch vor allem gegen euch selbst, gegen die Welt, das Fleisch, den Teufel. Doch ganz besonders verteidigt euch gegen euch selbst. Wehrt euch, meine Kinder, gegen den Stolz, die Sinnlichkeit, die Doppelzüngigkeit, die Lauheit, die geistige Trägheit, gegen den Geiz! Wenn sich euer niedriges Ich gegen scheinbar unmenschliche Härte auflehnt und sich beklagt, dann bringt es zum Schweigen und sagt: „Für die Entbehrung, die ich dir für kurze Zeit auferlege, verschaffe ich dir auf ewig das Gastmahl der Verzückung, das du in der Berghöhle am Ende des Mondes Schebat erlebt hast.“

Laßt uns gehen! Laßt uns den anderen entgegengehen, die in großer Zahl auf mein Kommen warten. Ich werde dann für einige Stunden in Tiberias sein, und ihr erwartet mich predigend am Fuße des Berges auf der Straße von Tiberias zum Meer. Ich werde dorthin kommen und auf den Berg steigen, um zu predigen. Nehmt eure Taschen und Mäntel. Der Aufenthalt ist beendet, und die Erwählung ist erfolgt.«

205 Die erste Predigt Simons des Zeloten und des Johannes

Als Jesus den Berghang herabkommt, sieht er auf halber Höhe viele Jünger und viele andere, die sich nach und nach den Jüngern angeschlossen haben und ihnen an diesen abseits gelegenen Ort gefolgt sind, weil sie Wunder hoffen oder Jesus hören wollen, sei es auf Anraten von anderen, sei es aus eigenem seelischen Antrieb. Ich glaube, daß die Schutzengel diese Menschen in ihrer Sehnsucht nach Gott zum Sohn Gottes geführt haben. Ich glaube nicht, mit dieser Überzeugung eine fromme Legende zu erzählen. Wenn man bedenkt, mit welcher stetiger und listiger Hartnäckigkeit Satan die Feinde Gottes zu Jesus führt, sobald es dem dämonischen Geist gelingt, ihnen die Schuld Christi vorzutäuschen, ist es auch erlaubt zu glauben, daß die Engel den Teufeln nicht nachstehen und die guten Seelen zu Christus führen.

Jesus kommt allen, die, ohne müde oder ängstlich zu werden, auf ihn gewartet haben, mit Wundern und Worten zu Hilfe. Wie viele Wunder! So viele Wunder wie Blumen an den Berghängen, und so großartige Wunder wie das an dem Kind, das schwer verbrannt aus einem brennenden Strohschober gezogen und dann auf einer Bahre zu Jesus gebracht wurde: ein Häuflein verbrannten Fleisches, ein sterbendes, wimmerndes Kind, dessen Anblick so entsetzlich war, daß man es unter einem Linnen verbarg. Jesus heilt es mit einem Hauch auf seinen Leib und die Brandwunden verschwinden. Es steht auf und, nackt wie es ist, eilt es zu seiner Mutter, die seinen geheilten, narbenlosen Körper unter Freudentränen liebkost. Sie küßt seine Augen, die versengt zu sein schienen und nun vor Freude lebhaft funkeln, seine Haare, die zwar kurz, aber nicht ganz verbrannt sind, als wäre kein zerstörendes Feuer, sondern nur ein Rasiermesser an sie gekommen. Als unscheinbares Wunder sei hier noch die Heilung eines hustenden Greises erwähnt, der gesagt hatte: »Nicht meinerwegen, sondern weil ich den Enkelkindern den Vater ersetzen muß und die Erde nicht bearbeiten kann mit diesem festsitzenden Schleim im Hals, der mich zu ersticken droht.«

Schließlich das unsichtbare und doch echte Wunder, das die Worte Jesu bewirken: »Unter euch ist jemand, der in seinem Herzen weint, und nicht zu sagen wagt: „Habe Erbarmen!“ Ich antworte ihm: „Es geschehe nach deinem Wunsche. Ich schenke dir meine ganze erbarrende Liebe, damit du erkennst, daß ich die Barmherzigkeit bin.“ Meinerseits sage ich: Sei großmütig! Sei großmütig gegenüber Gott. Zerreiße alle Bande mit der Vergangenheit. Du hörst Gottes Stimme, und zu ihm, den du hörst, gehe mit freiem Herzen und vollendeter Liebe.«

Ich weiß nicht, ob diese Worte an einen Mann oder an eine Frau in der Menschenmenge gerichtet sind. Jesus sagt dann: »Dies sind meine Apostel; jeder von ihnen ist ein anderer Christus, denn ich habe sie erwählt. Wendet euch mit Vertrauen an sie. Von mir wissen sie alles, was ihr für eure Seelen braucht ... « Die Apostel betrach-

ten Jesus ganz erschrocken, doch er lächelt und fährt fort: »... und durch sie werden eure Seelen Sternenlichter und mit so viel Tau erquickt, daß ihr nicht in der Finsternis schmachten müßt. Danach werde ich kommen und euch die Fülle der Sonne und der Strahlen bringen: die ganze Weisheit, um euch in der übernatürlichen Kraft und Freude zu stärken und zu beglücken. Der Friede sei mit euch, Kinder. Andere warten auf mich, die noch unglücklicher und ärmer sind als ihr. Doch ich lasse euch nicht allein. Meine Apostel werden bei euch bleiben, und es ist, wie wenn ich die Kinder meiner Liebe der Obsorge der zärtlichsten und vertrauenswürdigsten Ammen überlassen würde.«

Jesus macht ein Zeichen des Abschieds und des Segens und bahnt sich dann einen Weg durch die Menge, die ihn nicht gehen lassen will. Da geschieht ein letztes Wunder. Eine halbgelähmte alte Frau, die von ihrem Enkel begleitet wird und nun jubelnd den eben noch steifen Arm bewegt, ruft aus: »Jesus hat mich im Vorbeigehen mit seinem Mantel gestreift, und ich bin geheilt worden. Ich habe ihn nicht einmal darum gebeten, denn ich bin alt ... Doch er hatte Erbarmen mit mir und hat meinen geheimen Wunsch erfüllt, indem er mit dem Zipfel seines Mantels meinen unheilbaren Arm gestreift und geheilt hat! Oh, welcher großer Sohn ist unserem heiligen David erstanden! Ehre seinem Messias! Doch seht, seht! Auch das Bein kann ich nun wie den Arm bewegen ... Oh, nun fühle ich mich wie eine Zwanzigjährige!«

Da viele Menschen auf die alte Mutter zudrängen, die mit lauter Stimme ihr Glück verkündet, gelingt es Jesus, sich ohne weitere Behinderung zu entfernen. Die Apostel folgen ihm. An einer einsamen Stelle in der Ebene, von dem sich eine satte Weide bis zum See erstreckt, verweilen sie einen Augenblick. Jesus sagt: »Ich segne euch! Kehrt nun zu eurer Arbeit zurück und verrichtet sie, bis ich wiederkomme, wie ich euch gesagt habe.«

Petrus, der bis dahin kein Wort gesagt hat, platzt heraus: »Aber, mein Herr, wie kannst du sagen, wir hätten alles, was die Seelen

brauchen? Es ist wahr, du hast uns vieles gesagt. Aber wir sind Dummköpfe, ich wenigstens bin einer ... und von all dem, was du mir gegeben hast, habe ich wenig, sehr wenig im Kopf behalten. Es ist wie bei einem Menschen, der von einem Mahle nur noch das Schwerste im Magen hat; alles andere ist nicht mehr da.«

Jesus lächelt ganz offen: »Und wo bleibt denn der Rest der Nahrung?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich bei auserlesenen Speisen schon nach einer Stunde einen leeren Magen habe. Wenn ich hingegen schwere Wurzeln oder Linsen mit Öl esse, dauert es lange, bis alles unten ist!«

»Ja, es braucht Zeit. Doch glaube mir, gerade das Wurzelgemüse und die Linsen, von denen du annimmst, sie würden dich am meisten sättigen, bestehen hauptsächlich aus Ballaststoffen und haben nur einen geringen Nährwert für den Körper. Doch die feinen Speisen, die du nach einer Stunde nicht mehr spürst, sind dann nicht mehr im Magen, sondern bereits verdaut und im Blut, wo ihre Nährstoffe uns weit mehr Nutzen bringen. Nun scheint es dir und deinen Gefährten, daß euch von allem, was ich gesagt habe, nichts mehr oder nur noch wenig geblieben ist. Vielleicht erinnert ihr euch gut an das, was eure persönliche Wesensart besonders angesprochen hat: Die Ungestümen erinnern sich an das, was ihr Ungestüm zu fesseln vermochte, die Beschaulichen an das, was sie nachdenken ließ, die Liebevollen an das, was ihre Liebe entzündete. Dies ist nicht nur vielleicht so, sondern es ist tatsächlich so! Doch glaubt mir, alles ist euch geblieben, auch wenn ihr es entschwunden glaubt. Ihr habt es in euch aufgenommen. Der Gedanke wird sich wie ein vielfarbiges Band wieder entrollen und euch je nach Bedarf die milden oder strengen Farben zeigen. Habt keine Angst! Denkt daran, daß ich alles weiß und euch nie aussenden würde, wenn ihr eurer Aufgabe nicht gewachsen wäret. Mit Gott, Petrus. Lächle und habe Vertrauen! Es wird dies ein schönes Bekenntnis des Glaubens an die allgegenwärtige Weisheit sein. Gott sei mit euch allen! Der Herr bleibe

bei euch.« Er verläßt sie rasch, während sie noch ganz erstaunt und erregt sind über das, was ihnen zu tun aufgetragen wurde.

»Wir müssen gehorchen«, sagt Thomas.

»Ach ja ... oh, ich Armer! Am liebsten würde ich ihm nachrennen ...«, murmelt Petrus.

»Nein, tue das nicht. Gehorsam ist Liebe zu ihm«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Die fundamentale und heilige Klugheit sagt uns aber, daß wir anfangen sollten, solange er noch in der Nähe ist und uns raten kann, wenn wir einen Fehler machen. Wir müssen ihm helfen«, rät der Zelote.

»Das ist wahr. Jesus ist ziemlich müde. Wir müssen ihn ein wenig aufrichten, so gut wir können. Es genügt nicht, daß wir die Taschen tragen und die Nachtlager und die Mahlzeiten bereiten, das kann jeder. Wir müssen ihn vielmehr unterstützen, wie er es wünscht, und zwar in seiner Mission«, bestätigt Bartholomäus.

»Du hast leicht reden, denn du bist gebildet. Aber ich, ich bin fast ganz ungebildet ...«, jammert Jakobus des Zebedäus.

»Oh, mein Gott! Da kommen die Leute, die dort oben waren! Was sollen wir nur tun?« ruft Andreas aus.

Matthäus sagt: »Verzeiht, wenn ich, der Elendeste unter euch, einen Rat gebe. Wäre es nicht besser, zum Herrn zu beten, anstatt hier zu stehen und über das zu jammern, was durch unser Gejammer nicht besser wird? Auf, Judas! Du, der du die Schrift gut kennst, sprich im Namen aller das Gebet Salomons um Weisheit. Schnell, bevor die Leute hier sind ...«

Thaddäus beginnt mit seiner schönen Baritonstimme zu beten: »Gott meiner Väter, Herr der Barmherzigkeit, der du alles erschaffen hast ...«, und er fährt fort bis zu der Stelle: »... durch deine Weisheit wurde allen Beistand gewährt, die dir, o Herr, von Anfang an wohlgefällig waren.« Gerade noch rechtzeitig, bevor die Menschen sie erreichen, umringen und mit tausend Fragen bestürmen, hat er das Gebet beendet. Sie wollen wissen, wo der Meister hingegangen

ist, wann er zurückkehren wird und, was am schwersten zu beantworten ist, wie man es macht, um dem Meister nachzufolgen und mit dem Herzen den von ihm gewiesenen Weg einzuschlagen, auch wenn man ihm nicht als Jünger folgen kann.

Diese Frage bringt die Apostel in Verlegenheit. Sie sehen sich gegenseitig an und Judas Iskariot antwortet: »Mit dem Streben nach Vollkommenheit,« als wäre dies eine Antwort, die alles erklärt . . .

Jakobus des Alphäus, demütiger und besonnener als der andere, überlegt und sagt dann: »Die Vollkommenheit, auf die mein Gefährte hingewiesen hat, erreicht man, indem man das Gesetz befolgt, denn das Gesetz ist Gerechtigkeit, und Gerechtigkeit ist Vollkommenheit.«

Doch die Menge gibt sich damit noch nicht zufrieden, und einer, anscheinend der Wortführer, fragt: »Aber wir sind im Guten so klein wie Kinder. Die Kinder wissen noch nicht, was gut und böse ist, und sie vermögen nicht zu unterscheiden. Wir wissen so wenig über den Weg, den er uns weist, daß wir nicht imstande sind, klar zu sehen. Wir hatten einen Weg, der uns bekannt war: den alten, schwierigen, langen und furchtbaren Weg, der uns in der Schule gelehrt wurde. Nun entnehmen wir seinen Worten, daß sein Weg jenem Aquädukt gleicht, das wir von hier aus sehen können. Unten ist die Straße für die Tiere und die Menschen. Darüber, über zierlichen Bögen, hoch in der Sonne und im Blau des Himmels, bei den höchsten im Winde rauschenden Ästen, wo die Vögel singen, dort ist der andere Weg, so ebenmäßig, rein, strahlend im Licht, wie der untere holprig, schmutzig und dunkel ist; oben ist der Kanal, der das klare Wasser, den Segen Gottes, bringt und der von Sonnenstrahlen und Sternenschein, von frischem Laub, von Blumen und Schwalbenflügel liebkost wird. Wir möchten zu diesem hohen Weg aufsteigen, der der seine ist, und wir können nicht, weil wir hier unten unter der Last des alten Gesetzes festgehalten werden. Was sollen wir tun?«

Der so gesprochen hat ist ein junger Mann um die 25 Jahre, dunkel, kräftig, mit einem intelligenten Blick und einem weniger länd-

lichen Aussehen als das der Mehrzahl der Anwesenden. Er hat im Namen eines reiferen Mannes neben ihm gesprochen.

Judas Iskariot, hochgewachsen wie er ist, kann ihn sehen und flüstert den Gefährten zu: »Schnell. Ihr müßt gut reden. Dort ist Hermas mit Stephanus: Stephanus ist der Liebling Gamaliëls!« was die Apostel noch vollends in Verlegenheit bringt.

Schließlich antwortet der Zelote: »Die Bogen gäbe es nicht, bestünde nicht die Basis als düsterer Weg. Auf ihr erhebt sich, was zum Himmel strebt und wonach du dich sehnst. Die im Erdreich liegenden Steine, die das Gewicht tragen, ohne sich an den Sonnenstrahlen und an den vorüberfliegenden Schwalben erfreuen zu können, ahnen zwar, daß es sie gibt; denn manchmal schießt eine Schwalbe jubelnd bis zum Schlamm der Erde hinab und streift sachte die Grundmauer der Bogen. Zuweilen dringt auch ein Sonnen- und Sternenstrahl hinunter und erzählt von der Schönheit des Firmaments. Ebenso ist auch in vergangenen Jahrhunderten von Zeit zu Zeit ein himmlisches Wort der Verheißung, ein himmlischer Strahl der Weisheit bis zur Erde vorgedrungen, um die vom göttlichen Zorn niedergedrückten Steine zärtlich zu berühren.

Denn die Steine waren notwendig und sind nicht, waren nicht und werden nie unnütz sein. Auf ihnen haben sich langsam die Zeiten und die Vollendung menschlicher Erkenntnisse aufgebaut, um alsdann die Freiheit der gegenwärtigen Zeit und die Weisheit übermenschlichen Wissens zu erlangen.

Schon lese ich die Einwände, die dir im Gesicht geschrieben stehen. Alle haben wir sie vorgebracht, bevor wir begreifen konnten, daß dies die Neue Lehre, die Frohe Botschaft ist, die jenen verkündet wird, die, anstatt mit der Errichtung der Marksteine der Gelehrtheit zu wachsen, immer mehr in die Finsternis zurückgesunken sind wie eine in den Abgrund stürzende Mauer.

Um uns von der Krankheit übernatürlicher Verfinsterung zu befreien, müssen wir mutig den Grundstein von allen darüberliegenden Steinen befreien. Habt keine Angst, abzubrechen, was zwar eine

hohe Mauer darstellt, jedoch nicht den ewigen Quell reiner Lebenskraft in sich birgt. Kehrt zurück zum Fundament. Es muß nicht geändert werden, denn es stammt von Gott und ist fest. Doch bevor ihr die Steine wegwerft, überprüft einen nach dem anderen, ob er im Einklang mit dem Wort Gottes steht; denn nicht alle sind schlecht und unnütz. Hört ihr keinen Mißklang, bewahrt sie und verwendet sie für den Wiederaufbau. Hört ihr aber in ihnen die Mißtöne der menschlichen oder der satanischen Stimme, dann zertrümmert die schlechten Steine. Ihr könnt euch nicht irren, denn wenn es die Stimme Gottes ist, hört ihr den Klang der Liebe, wenn es die menschliche Stimme ist, hört ihr den Klang der Sinne, und wenn es die Stimme Satans ist, hört ihr den Schrei des Hasses. Ich sage euch: Zertrümmert sie, denn es ist Liebe, Keime des Bösen und alles Schlechte auszurotten, damit es den Wanderer nicht verführe und er es nicht zu seinem Schaden benütze. Merzt alles Böse in euren Werken, Schriften, Belehrungen und Taten gründlich aus. Besser ist es, sich mit wenigen guten Steinen eine Elle hoch zu erheben, als viele Meter hoch mit schlechten Steinen. Die Strahlen des Lichtes und die Schwalben steigen auch zu dem sich kaum über die Erde erhebenden Mäuerchen hinab, und die einfachen Blümchen des Rains haben es leicht, sich zärtlich an diese demütigen Steine zu schmiegen. Die stolzen Steine aber, die nutzlos und rauh in die Höhe streben, verspüren nur die Stiche der Brombeersträucher und die Umschlingung der Giftpflanzen. Reißt nieder, um wieder aufzubauen und emporzusteigen, indem ihr eure alten Steine an der Stimme Gottes erprobt.«

»Du sprichst gut, Mann! Aber aufsteigen ... Wie? Wir haben dir schon gesagt, daß wir schwächer sind als kleine Kinder. Wer hilft uns, den steilen Pfeiler zu erklimmen? Wir werden die Steine am Klang Gottes prüfen und die weniger guten zertrümmern. Aber wie aufsteigen? Schon der Gedanke daran macht uns schwindeln«, sagt Stephanus.

Johannes, der mit geneigtem Haupte und in sich hineinlächelnd zugehört hat, erhebt sein leuchtendes Antlitz und ergreift das Wort:

»Brüder! Es bereitet Schwindel, an den Aufstieg zu denken, das ist wahr! Aber wer sagt euch denn, daß es nötig ist, mit einem Mal die Höhe zu erklimmen? Dies ist nicht nur den Kindern, sondern auch den Erwachsenen unmöglich. Nur die Engel können sich ins Himmelsblau emporschwingen, denn sie sind frei von jeglichem irdischen Gewicht, und unter den Menschen sind nur die Helden der Heiligkeit dazu fähig.

Wir haben auch heute in dieser verdorbenen Welt noch einen Helden der Heiligkeit, gleich den Vorvätern, mit denen Israel sich schmückte, als die Patriarchen Freunde Gottes waren und das Wort des ewigen Gesetzes als einziges von jedem aufrichtigen Geschöpf befolgt wurde. Johannes, der Vorläufer, lehrt, wie man auf direktem Wege die Höhe erklimmen kann. Johannes ist ein Mensch; doch die ihm durch das Feuer Gottes eingeflößte Gnade hat ihn schon im Mutterschoß gereinigt – so wie die Lippen des Propheten vom Serafim gereinigt wurden – auf daß er, Johannes, dem Messias vorangehen könne, ohne den königlichen Weg Christi durch den Gestank der Erbsünde zu entheiligen. Diese Gnade hat Johannes Engelsflügel gegeben, und die Buße hat sie wachsen lassen, so daß auch die Last der Menschlichkeit, die ihn als einen von der Frau Geborenen noch beschwerte, aufgehoben wurde. Daher kann sich Johannes aus seiner Höhle, in der er Buße predigt, und mit seinem Leib, in dem die mit der Gnade vermählte Seele glüht, emporschwingen bis zum höchsten Punkt des Bogens, über dem Gott, unser höchster Herr und Gott, thront. Er kann, da er die vergangenen Jahrhunderte, den heutigen Tag und die Zukunft überblickt, mit prophetischer Stimme und mit dem Auge des Adlers, der die ewige Sonne schaut und erkennt, verkünden: „Sehet das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt“, und er kann alsdann, nach diesem erhabenen Gesang, aus diesem Leben scheiden. Dieser Gesang wird nie mehr verstummen und wird nicht nur eine Zeitlang erklingen; sondern im immerwährenden Tempel, im ewigen, glückseligen Jerusalem, der zweiten Göttlichen Person zujubeln, sie in menschlichen Nöten an-

flehen und ihr im Glanz der ewigen Herrlichkeit lobsing.

Doch das Lamm Gottes, das in seiner unendlichen Liebe die strahlende Wohnung des Himmels verlassen hat, wo es als Feuer Gottes vom Feuer umgeben ist ... O ewige Zeugung des Vaters, der mit dem unermesslichen und heiligsten Gedanken sein Wort erzeugt und es in einer Verschmelzung der Liebe in sich aufnimmt, aus der der Geist der Liebe hervorgeht, in dem sich Stärke und Weisheit vereinigen! Dieses Lamm Gottes, das seine reinste, geistige Gestalt aufgegeben hat, um seine unendliche Reinheit, seine Heiligkeit und seine göttliche Natur in einem sterblichen Leib zu verhüllen, weiß, daß uns die Gnade nicht gereinigt, vielmehr noch nicht gereinigt hat und wir nicht fähig sind, uns wie der Adler Johannes in die Höhe auf den Gipfel zu schwingen, wo der Dreieinige Gott thronet. Wir sind die kleinen Sperlinge auf dem Dache und am Wege. Wir sind die Schwalben, die das Blau des Himmels berühren, sich aber von Insekten nähren. Wir sind die Lerchen, die mit ihrem Gesang die Engel nachahmen möchten; aber im Vergleich zu ihrem Gesang ist der unsere nur das ängstliche Zirpen einer sommerlichen Grille. Das süße Lamm Gottes, das gekommen ist, die Sünden der Welt hinwegzunehmen, weiß dies. Denn obwohl es nicht mehr der unendliche Geist des Himmels ist, da es selbst in einem sterblichen Leib wohnen wollte, so ist doch seine Unendlichkeit dadurch nicht vermindert, und in seiner unendlichen Weisheit weiß es alles.

Er weist uns den Weg, den Weg der Liebe. Er ist die Liebe, die aus Barmherzigkeit zu uns Fleisch angenommen hat. Und so bereitet uns diese barmherzige Liebe den Weg nach oben, den selbst die Kleinen gehen können. Auf diesem Weg geht er uns voran als erster, nicht weil er es tun müßte, sondern um uns den Weg zu weisen. Er müßte nicht einmal die Flügel ausbreiten, um sich wieder mit dem Vater zu vereinigen. Sein Geist, ich schwöre es euch, ist auf diese armselige Welt hier verbannt, doch er ist auch stets beim Vater, denn Gott vermag alles, und er ist Gott. Er geht uns voran und läßt den Wohlgeruch seiner Heiligkeit zurück, das Gold und das Feuer

seiner Liebe. Betrachtet seinen Weg! Oh, er führt euch leicht zum höchsten Punkt des Bogens! Doch wie friedvoll und sicher ist dieser Weg! Er ist keine Gerade, sondern eine Spirale, und dadurch länger. Sein Liebesopfer der Barmherzigkeit enthüllt sich in dieser Länge, an die er sich selbst hält aus Liebe zu uns Schwachen. Länger ist der Weg, aber mehr unserer Armseligkeit angepaßt. Der Aufstieg zur Liebe, zu Gott, ist einfach wie die Liebe. Doch die Liebe ist tief, denn Gott ist ein Abgrund, und er wäre für uns unerreichbar, hätte er sich nicht erniedrigt, um sich erreichen zu lassen und die Liebe der für ihn entbrannten Seele zu erfahren. (Johannes spricht und weint mit lächelndem Munde in der Verzückerung seiner Offenbarung Gottes.) Lang ist der einfache Weg der Liebe, denn der Abgrund, der Gott ist, hat kein Ende, und der Aufstieg zu Gott hat keine Grenzen. Doch der wunderbare Abgrund ruft unseren armseligen Abgrund, und dieser wunderbare Abgrund in seiner Fülle von Licht ruft uns zu: „Kommt zu mir!“

O Einladung Gottes! Einladung des Vaters! Hört, hört! Christus hat die Himmelsporten weit geöffnet und den Engeln der Barmherzigkeit und des Verzeihens geboten, sie offen zu halten, auf daß ihnen in Erwartung der Gnade wenigstens Lichter, Wohlgerüche, Gesänge und Frohsinn entströmen mögen, um in heiliger Weise die Herzen der Menschen anzuziehen und zärtliche Worte an sie zu richten. Es ist die Stimme Gottes, die spricht, und die Stimme sagt: „Eure Kindlichkeit? Sie ist eure beste Münze! Ich möchte, daß ihr ganz klein werdet, damit ihr Demut, Aufrichtigkeit, Vertrauen und die Liebe der Kinder zum Vater erlangt. Eure Unfähigkeit? Aber gerade sie ist mir Ruhm! Oh, kommt! Ich verlange nicht von euch, daß ihr selbst den Klang der guten und der schlechten Steine prüft. Gebt sie mir. Ich selbst werde sie verlesen, und ihr werdet damit wieder aufbauen. Der Aufstieg zur Vollkommenheit? Oh, meine kleinen Kinder. Legt eure Hand in die Hand meines Sohnes, eures Bruders, und so werdet ihr nun an seiner Seite aufsteigen . . .“ Aufsteigen! Zu dir kommen, ewige Liebe! Dir, der Liebe, ähnlich werden!

Lieben, das ist das Geheimnis! ... Lieben! Sich schenken ... Lieben! Sich selbst vernichten ... Lieben! Sich verschmelzen ... Das Fleisch? Ein Nichts! Der Schmerz? Ein Nichts! Die Zeit? Ein Nichts! Selbst die Sünde wird zum Nichts, wenn ich sie in deinem Feuer, o Gott, verbrenne. Nur die Liebe allein besteht! Die Liebe! Die Liebe, die uns der menschengewordene Gott geschenkt hat, wird uns alles verzeihen. Niemand weiß besser zu lieben als die Kinder, und niemand wird mehr geliebt als ein Kind.

Oh! Du, den ich nicht kenne, der du aber das Gute kennenlernen willst, um es vom Bösen zu unterscheiden, um aufzusteigen bis zu den Himmelshöhen, zur göttlichen Sonne und zu allem, was übernatürliche Freude ist: Liebe, liebe, und du wirst all das besitzen! Liebe Christus. Du wirst im Fleische sterben, aber im Geiste auferstehen. Mit einem neuen Geiste, ohne jemals wieder Bausteine zu benötigen: denn du wirst auf ewig ein unauslöschliches Feuer sein. Die Flamme steigt empor. Sie braucht dazu weder Stufen noch Flügel. Befreie dein Ich von starren Strukturen und erfülle es mit Liebe, und du wirst eine lodernde Flamme sein. Laß dies ohne Einschränkungen geschehen. Fache vielmehr die Flamme an und nähre sie, wirf deine ganze Vergangenheit der Leidenschaften und der Gelehrtheit hinein. Alles weniger Gute wird die Flamme vernichten, das edle Metall aber wird sie läutern. Wirf dich, o Bruder, in die tätige und selige Liebe der Heiligen Dreifaltigkeit. Dann wirst du verstehen, was dir jetzt noch unverständlich erscheint; denn du wirst Gott begreifen, den nur erfassen kann, wer sich seinem Opferfeuer gänzlich hingibt. So wirst du dich in flammender Umarmung in Gott gründen und für mich, das Kind Christi, beten, das gewagt hat, dir von der Liebe zu sprechen.«

Alle sind zutiefst erstaunt: die Apostel, die Jünger, die Gläubigen ... Der Angesprochene ist bleich, Johannes purpurrot, nicht so sehr der Anstrengung als der Liebe wegen.

Endlich ruft Stephanus aus: »Du Gesegneter! Aber sage mir, wer bist du?«

Johannes macht eine Gebärde, die mich sehr an die der Jungfrau bei der Verkündigung erinnert, indem er sich wie zur Anbetung dessen, den er nennt, nach vorne neigt, und sagt leise: »Ich bin Johannes. Du siehst in mir den Geringsten unter den Dienern des Herrn.«

»Aber wer war dein früherer Lehrer?«

»Ein Mensch, da ich meine geistige Milch von Johannes, dem schon im voraus Geheiligten Gottes, empfangen habe: ich esse das Brot des Christus, das Wort Gottes, und trinke das Feuer Gottes, das mir vom Himmel kommt. Der Herr sei gepriesen!«

»Oh, ich verlasse dich nicht mehr! Weder dich noch diesen hier, keinen. Nehmt mich auf!«

»Wann ... Oh, aber hier ist Petrus, unser Oberhaupt«, und Johannes nimmt den erstaunten Petrus bei der Hand und erklärt ihn so zum „Ersten“.

Petrus findet wieder zu sich: »Sohn, eine große Sendung soll man nur nach reichlicher Überlegung übernehmen. Dieser ist unser Engel, der die Flamme entzündet. Aber man muß auch wissen, ob die Flamme in uns anhält. Prüfe dich selbst, und dann komme zum Herrn. Wir wollen dir unsere Herzen öffnen wie dem liebsten Bruder. Vorläufig kannst du bei uns bleiben, wenn du unser Leben besser kennenlernen willst. Die Herden des Christus mögen über alle Maßen anwachsen, damit unter Vollkommenen und Unvollkommenen die wahren Lämmer von den falschen Böcken getrennt werden können.«

Damit ist das erste öffentliche Auftreten der Apostel beendet.

206 Im Hause der Johanna des Chuza • Jesus und die Römerinnen

Jesus steigt mit Hilfe eines Bootsführers, der ihn in sein Boot aufgenommen hat, auf den Landesteg des Gartens Chuzas. Ein Gärtner hat ihn schon gesehen und beeilt sich, das Tor zu öffnen, das Fremden den Zutritt zum Garten von der Seeseite her verwehrt. Es ist

ein hohes und schweres Tor, dessen Außenseite hinter einer dichten Hecke von hohem Lorbeer und Buchsbaum verborgen ist, während auf der dem Hause zugewandten Seite eine ebenso mächtige, bunte Rosenhecke wächst. Herrliche Rosenbüschel schmücken das bronzefarbige Laub der Lorbeer- und Buchsbäume mit ihren Blüten und breiten sich zwischen den Ästen aus oder übersteigen gar den grünen Zaun und lassen ihre blumigen Ranken auf der anderen Seite herabhängen. Nur an einer Stelle, auf der Höhe eines Gartenweges, ist das Gitter ganz frei, und hier ist der Durchgang für die, die vom See kommen oder zum See gehen.

»Der Friede sei mit diesem Hause und mit dir. Wo ist deine Herrin?«

»Sie ist dort mit ihren Freundinnen. Ich will sie gleich rufen. Sie warten schon seit drei Tagen auf dich, aus Furcht, zu spät zu kommen.«

Jesus lächelt. Der Diener eilt davon, um Johanna zu rufen. Inzwischen geht Jesus langsam auf die vom Diener bezeichnete Stelle zu und bewundert den herrlichen Garten – man müßte eigentlich sagen, den herrlichen Rosengarten – den Chuza für seine Frau hat anlegen lassen: Rosen in allen Farben, Größen und Formen blühen in dieser geschützten Bucht des Sees schon vorzeitig. Es gibt zwar auch noch andere Blumenarten, aber sie blühen noch nicht, und ihre Anzahl ist gering im Vergleich zu den Rosen.

Johanna eilt herbei. Sie hat nicht einmal das mit Rosen halb angefüllte Körbchen abgestellt noch die Schere weggelegt, die sie zum Schneiden benützte, und eilt so mit ausgestreckten Armen auf Jesus zu, schlank und anmutig in ihrem prächtigen Gewand aus feinsten rosaroter Wolle, dessen Falten von Broschen und Spangen aus Silberfiligran, auf denen blaßrote Granaten leuchten, zusammengehalten werden. Auf dem schwarzen, gelockten Haar funkelt ein Diadem in Form einer Mitra, ebenfalls aus Silber und Granaten, das einen hauchdünnen rosafarbenen Schleier hält. Er fällt nach hinten und läßt die kleinen Ohrgehänge frei. Ein lachendes Gesicht, ein schlan-

ker Hals, und an seinem Ansatz eine Kette der gleichen Art wie die übrigen Schmuckstücke.

Johanna läßt ihren Korb vor den Füßen Jesu zu Boden fallen und kniet nieder, um den Saum seines Gewandes inmitten der verstreuten Rosen zu küssen.

»Der Friede sei mit dir, Johanna. Ich bin gekommen.«

»Ich bin glücklich. Auch meine Freundinnen sind da. Doch, nun scheint mir, daß ich unrecht gehandelt habe, als ich sie hierherkommen ließ. Wie werdet ihr euch verstehen können? Sie sind tatsächlich noch Heidinnen!«

Johanna ist etwas erregt.

Jesus lächelt, legt die Hand auf ihren Kopf und sagt: »Hab keine Angst. Wir werden uns bestens verstehen, und du hast richtig gehandelt. Aus der Begegnung wird Gutes erblühen, so wie die Rose in deinem Garten. Sammle die armen Rosen, die du hast fallen lassen, dann wollen wir zu deinen Freundinnen gehen.«

»Oh, Rosen gibt es viele. Ich pflücke sie mir zum Zeitvertreib, und dann ... meine Freundinnen sind so ... so genießerisch ... als wären sie ... ich weiß nicht ... «

»Aber auch ich liebe sie! Siehst du, schon haben wir ein Thema, bei dem wir uns verstehen. Nun! Heben wir diese prachtvollen Rosen auf ... « und Jesus bückt sich, um mit gutem Beispiel voranzugehen.

»Du? Nicht du, mein Herr! Wenn du wirklich willst ... so ... es ist schon getan.«

Sie gehen zusammen zu einer Gartenlaube aus einem Geflecht von verschiedenfarbigen Rosenstöcken, aus der drei Römerinnen, Plautina, Valeria und Lydia, hervorschauen. Die erste und die dritte sind zurückhaltend, doch Valeria eilt heraus und verneigt sich: »Sei begrüßt, Retter meiner kleinen Fausta!«

»Friede und Licht dir und deinen Freundinnen!«

Die Freundinnen verneigen sich wortlos.

Plautina kennen wir schon. Hochgewachsen, wohlgestaltet, mit wundervollen schwarzen, etwas gebieterischen Augen unter der glat-

ten, weißen Stirn, einer geraden, tadellosen Nase, einem eher wulstigen, doch wohlgeformten Mund und einem rundlichen, ausgeprägten Kinn, erinnert sie mich an gewisse Statuen römischer Kaiserinnen. Schwere Ringe funkeln an den sehr schönen Händen, und breite Armbänder umschließen die wahrhaft bildschönen Arme am Handgelenk und über dem Ellbogen, die mit ihrer glatten, blaßrosa Haut aus kurzen, gerafften Ärmeln hervorkommen.

Lydia hingegen ist blond, zarter und jünger. Ihre Schönheit ist nicht so stattlich wie die der Plautina, doch hat sie die ganze Anmut einer noch etwas unreifen Frau. Da wir gerade von den Heidinnen sprechen, möchte ich sagen, daß wenn Plautina der Statue einer Herrscherin gleicht, Lydia eine zarte und scheue Diana oder Nymphe darstellen könnte.

Valeria, nun nicht mehr in der verzweifelten Verfassung, in der ich sie in Cäsarea gesehen habe, besitzt die Schönheit einer jungen Mutter mit vollen und trotzdem noch sehr jugendlichen Formen. Ihre Augen drücken die Gelassenheit der Mutter aus, die glücklich ist, ihr Kind stillen zu können und es mit ihrer Milch gedeihen zu sehen. Sie hat eine rosafarbene Haut und kastanienbraunes Haar, und ihr Lächeln ist ruhig und anmutig.

Ich habe den Eindruck, daß die beiden letzteren Damen niederen Ranges als Plautina sind, denn sie verehren sie auch mit den Blicken wie eine Königin.

»Ihr wart mit den Blumen beschäftigt? Macht ruhig weiter, macht weiter. Wir können uns auch unterhalten, während ihr die Blumen, diese Wunderwerke des Schöpfers, pflückt und in die prächtigen Schalen steckt, um ihr leider allzu kurzes Leben zu verlängern ... und im Blumenstecken seid ihr Römerinnen ja wahre Künstlerinnen. Wenn wir diese Knospe bewundern, die so sachte ihre lachsfarbenen Blütenblätter öffnet, wie könnten wir anders als traurig sein, wenn wir sie sterben sehen! Oh, wie würden doch die Juden stauen, wenn sie hören könnten, daß ich so etwas sage! Doch diese Traurigkeit rührt daher, daß wir selbst im Blumengeschöpf etwas

Lebendiges erkennen, dessen Ende zu sehen uns schmerzt. Doch die Pflanze ist weiser als wir. Sie weiß, daß aus jeder Wunde eines abgeschnittenen Stieles ein neuer Trieb hervorsproßt, der die neue Rose in sich birgt. Unser Verstand soll daraus eine Lehre ziehen, und die sinnliche Liebe zur Blume soll uns Ansporn sein zu erhabeneren Gedanken.«

»Welche, Meister?« fragt Plautina, die aufmerksam zuhört und begeistert ist vom edlen Gedankengang des jüdischen Meisters.

»Diese: so wie die Pflanze nicht stirbt, solange das Erdreich ihre Wurzeln nährt – obgleich ihre Stiele verwelken – so stirbt auch das irdische Leben eines Menschen nicht, wenn er sich von der Welt zurückzieht; vielmehr bringt es immer neue Blüten hervor. Noch ein anderer erhabener Gedanke läßt uns den Schöpfer preisen: Während die einmal abgestorbene Blume leider nicht wieder aufleben kann, so ist doch der in die ewige Ruhe eingegangene Mensch nicht tot; er lebt weiter in einem strahlenden Licht und sein edlerer Teil empfängt ewiges Leben und Herrlichkeit von seinem Schöpfer. Darum, Valeria, hättest du die zärtliche Liebe deines Kindes nicht verloren, auch wenn es gestorben wäre. Deine Seele wäre immer vom Kusse deines Geschöpfes berührt worden, das zwar von dir getrennt, aber deiner Liebe stets eingedenk gewesen wäre. Siehst du, wie wunderbar es ist, an ein ewiges Leben zu glauben? Wo ist nun deine Kleine?«

»In der zugedeckten Wiege dort. Ich hätte mich schon vorher nie von meiner Tochter getrennt, weil die Liebe zu meinem Gatten und zu ihr mein Lebensinhalt sind. Nun aber, da ich weiß, was es heißt, sie sterben zu sehen, verlasse ich sie auch nicht einen Augenblick.«

Jesus begibt sich zu einer Bank, auf der eine Art Holzwiege steht, die ganz von einer kostbaren Decke bedeckt ist. Jesus schiebt die Decke zur Seite und betrachtet das schlafende Kind, das nun von der frischen Luft sanft geweckt wird. Es schlägt erstaunt die Äuglein auf und ein engelgleiches Lächeln öffnet den kleinen Mund, während die zuvor zu Fäusten geballten Händchen behende die wallen-

den Haare Jesu zu erhaschen versuchen. Dann gibt es das Zeichen zu einem „Gespräch“, das sich wie das Zwitschern eines kleinen Sperlings anhört. Schließlich trillert es das große, universale Wort »Mama!«

»Nimm es, nimm es«, sagt Jesus und tritt zur Seite, um Valeria die Möglichkeit zu geben, sich über die Wiege zu beugen.

»Aber es wird dich stören! . . . Ich will eine Sklavin rufen, damit sie das Kind im Garten herumträgt.«

»Stören? O nein! Kinder stören mich nie. Sie sind immer meine Freunde.«

»Hast du Kinder oder Neffen, Meister?« fragt Plautina, die beobachtet, mit welch väterlichem Lächeln Jesus die Kleine neckt, um sie zum Lachen zu bringen.

»Ich habe weder Kinder noch Neffen, aber ich liebe die Kinder, wie ich die Blumen liebe, denn sie sind rein und ohne Arglist. Doch gib mir dein Kind, Frau. Einen kleinen Engel an mein Herz zu drücken, ist mir eine innige Freude.« Er setzt sich nieder mit der Kleinen, die ihn anblickt, seinen Bart zerzaust und es dann interessanter findet, mit den Fransen des Mantels und der Kordel des Kleides zu spielen und dabei lange, geheimnisvoll plaudert.

Plautina sagt: »Unsere gute und kluge Freundin, eine der wenigen, die es nicht für unter ihrer Würde hält, mit uns zu verkehren und die durch uns nicht „verdorben“ wird, hat dir sicher gesagt, daß wir dich sehen und hören wollten, um uns ein Urteil über dich zu bilden. Denn Rom glaubt nicht an Märchen . . . Warum lächelst du, Meister?«

»Nachher werde ich es dir sagen. Sprich nur weiter.«

»Denn Rom glaubt nicht an Märchen und will mit Wissen und Gewissen entscheiden, bevor es verurteilt oder rühmt. Dein Volk verehrt und verleumdet dich in gleichem Maße. Deine Werke sind Anlaß, dich zu verherrlichen. Die Worte vieler Hebräer hingegen lassen vermuten, daß man dich beinahe für einen Verbrecher hält. Deine Worte sind weise und feierlich wie die Worte eines Philoso-

phen. Rom hat eine große Vorliebe für philosophische Lehren, aber ich muß sagen, daß die Lehren unserer heutigen Philosophen nicht befriedigen, auch deshalb nicht, weil ihre Lebensweise nicht mit ihrer Lehre übereinstimmt.«

»Sie können keine Lebensweise haben, die ihrer Lehre entspricht.«

»Weil sie Heiden sind, nicht wahr?«

»Nein, weil sie ohne Gott sind!«

»Ohne Gott? Aber sie haben doch ihre Götter.«

»Sie haben nicht einmal diese, Frau. Denke an die alten Philosophen, die größten unter ihnen . . . Auch sie waren Heiden, aber sieh, wie ihr Leben dessen ungeachtet von Adel geprägt war! Vermischt mit Irrtum war ihre Lehre, denn der Mensch neigt zum Irrtum. Doch wenn sie vor den größten Geheimnissen standen: dem Leben und dem Tode, wenn sie vor der Wahl standen: Ehrlichkeit oder Unehrllichkeit, Tugend oder Laster, Heldentum oder Feigheit, und überlegten, daß sie durch eine Entscheidung für das Böse dem Vaterland und seinen Bürgern schaden würden, da waren sie imstande, sich mit dem Willen eines Riesen aus den Fangarmen der Polypen der Bosheit zu befreien, und wußten sich frei und heilig um jeden Preis für das Gute zu entscheiden. Das Gute, das niemand anderes ist als Gott.«

»Man sagt, daß du Gott bist. Ist das wahr?«

»Ich bin der Sohn des wahren Gottes, der Fleisch geworden und Gott geblieben ist.«

»Aber was ist Gott? . . . Der größte unter den Lehrmeistern, wenn wir dich betrachten.«

»Gott ist weit mehr als ein Lehrmeister. Erniedrigt nicht den erhabenen Begriff der Gottheit zu einer Weisheit, der Grenzen gesetzt sind!«

»Die Weisheit ist eine Gottheit. Wir haben Minerva. Sie ist die Göttin der Gelehrtheit.«

»Ihr habt auch Venus, die Göttin der Lust. Könnt ihr glauben, daß ein Gott, also ein den Sterblichen überlegenes Wesen, alle Schänd-

lichkeit im sterblichen Menschen noch vervollkommnet hat? Könnt ihr glauben, daß einer, der ewig ist, auf ewig all die kleinlichen, armseligen, demütigenden Freuden hegt, wie der Mensch, der nur kurze Zeit lebt, und daß er sie zum Zweck seines Lebens macht? Denkt ihr nie daran, wie schmutzig der Himmel ist, den ihr Olymp nennt und wo die bittersten Säfte der Menschheit gären? Wenn ihr euren Himmel betrachtet, was seht ihr? Ausschweifung, Verbrechen, Haß, Krieg, Diebstahl, Schwelgerei, Hinterhältigkeit und Rache. Wenn ihr die Feste eurer Götter feiert, was tut ihr? Ihr haltet Orgien! Wie verehrt ihr eure Götter? Wie steht es mit der wahren Jungfräulichkeit der der Vesta Geweihten? Auf welches göttliche Gesetz stützen sich eure Hohenpriester, wenn sie richten? Welche Worte lesen eure Wahrsager aus dem Flug der Vögel oder dem Rollen des Donners? Was für Antworten können die blutigen Eingeweide der Opfertiere euern Haruspizes geben? Du hast gesagt: „Rom glaubt nicht an Märchen.“ Warum glaubt ihr dann, daß sich zwölf arme Männer, die ein Schwein, ein Schaf und einen Stier um einen Acker herumkreisen und sie dann aufopfern, die Gunst der Ceres erwerben, wenn ihr doch unzählige Götter habt, die sich gegenseitig hassen und denen ihr alle Racheakte zutraut? Nein, Gott ist etwas ganz anderes. Er ist ewig, einzig und geistig.« »Aber du behauptest, Gott zu sein, und bist doch Fleisch.« »Es gibt einen Altar ohne Gott im Hain der Götter. Die menschliche Weisheit hat ihn dem „unbekannten Gott“ gewidmet; denn die Weisen, die wahren Philosophen ahnten, daß es noch etwas anderes geben müsse als die Lügengeschichten, die für die Menschen, diese ewigen Kinder, deren Geist in den Banden des Irrtums gefangen lag, erfunden worden waren. Wenn nun diese Weisen, die geahnt haben, daß es noch etwas anderes als diese lügenhaften Possen geben muß, etwas wahrhaft Erhabenes und Göttliches, das alles erschaffen hat und von dem alles Gute in der Welt ausgeht, dem unbekanntem Gott, den sie als den wahren Gott erkannten, einen Altar errichten wollten, wie könnt ihr dann etwas, das nicht Gott ist, Gott nennen und von etwas, das ihr in Wirklichkeit nicht kennt,

behaupten, daß ihr es kennt? Begreift also, was Gott ist, damit ihr ihn erkennen und ehren könnt. Gott ist der, der aus dem Nichts alles durch seinen Gedanken erschaffen hat. Kann euch die Fabel der Steine, die sich in Menschen verwandeln, überzeugen und befriedigen? Wahrlich, es gibt Menschen, die härter und niederträchtiger sind als Steine, und es gibt Steine, die nützlicher sind als der Mensch. Aber ist es für dich nicht tröstlicher, Valeria, wenn du beim Betrachten dieses deines Kindes denken kannst: „Es ist der lebendige Wille Gottes, von ihm erschaffen und gebildet, von ihm mit einem zweiten Leben beschenkt, und ich werde meine kleine Fausta weiter und für alle Ewigkeit bei mir haben, wenn ich an den wahren Gott glaube“, anstatt fragen zu müssen: „Dieser rosige Körper, diese Haare, feiner als Spinnenfäden, diese lächelnden Augensterne, sind sie aus einem Stein entstanden?“ Oder zu sagen: „Ich bin in allem der Wölfin oder der Stute ähnlich, wie ein Tier paare ich mich, wie ein Tier gebäre ich, wie ein Tier ziehe ich meine Kinder auf, und diese Tochter ist die Frucht meines niederen Triebes und ein Tier wie ich; und morgen, wenn sie tot ist und ich tot bin, werden wir uns wie zwei Aase in Gestank auflösen und uns nie wiedersehen?“ Sage mir, welcher der beiden Überlegungen möchte dein Mutterherz zustimmen?«

»Ganz gewiß nicht der zweiten, Herr! Hätte ich gewußt, daß Fausta sich nach ihrem Tode nicht in Nichts auflöst, so hätte ich bei ihrem Todeskampf weniger gelitten. Denn ich hätte mir gesagt: „Ich habe eine Perle verloren; aber es gibt sie noch, und ich werde sie wiederfinden.“«

»Du hast recht. Als ich hier ankam, hat mir eure Freundin gesagt, daß sie sich über eure Leidenschaft für die Blumen wundert. Sie befürchtete, ich könnte daran Anstoß nehmen. Aber ich habe sie beruhigt und gesagt: „Auch ich liebe Blumen, und deshalb werden wir uns sicher gut verstehen.“ Aber ich möchte euch dahin führen, die Blumen so zu lieben, wie ich Valeria lehre, ihr Kind zu lieben, das sie nun sicherlich noch mehr umsorgen wird; jetzt, da sie weiß, daß es eine Seele hat, ein Teilchen Gottes, eingeschlossen in das von ihr, der

Mutter, gebildete Fleisch; und diese Seele als Teilchen Gottes stirbt nicht, und die Mutter wird ihr im Himmel wiedergegeben, wenn sie an den wahren Gott glaubt. Dasselbe gilt auch für euch. Betrachtet diese wunderbare Rose. Der Purpur der königlichen Gewänder ist nicht so herrlich wie dieses Blütenblatt, das nicht nur das Auge durch seine Farben erfreut, sondern auch den Tastsinn durch seine Zartheit und den Geruchssinn durch seinen Duft. Betrachtet diese, und diese und auch diese. Die erste ist das Blut eines Herzens, die zweite frisch gefallener Schnee, die dritte zart schimmerndes Gold, und die letzte scheint aus dem Kindergesicht, das mir von meinem Schoß zulächelt, geschaffen. Und weiter: Die erste sitzt steif auf einem kräftigen Stiel, fast ohne Dornen, und ihre rötlichen Blätter sind wie mit Blut benetzt. Die zweite hat nur wenige kleine Dornen und matte, fahle Blätter längs des Stiels. Der Stiel der dritten gleicht einer geschmeidigen Binse und ihre kleinen glänzenden Blätter grünem Wachs. Die letzte scheint mit ihrer Unzahl von Dornen jede Berührung ihrer rosaroten Blüte verwehren zu wollen. Mit ihren äußerst scharfen Spitzen sieht sie aus wie eine Feile. Nun überlegt einmal: Wer hat dies alles geschaffen? Wie? Wann? Wo? Was wird dieser Ort im Dunkel der Zeit gewesen sein? Nichts. Ein Wirbel gestaltloser Elemente.

Einer aber, Gott, sagte: „Ich will“, und die Elemente trennten sich und das eine ordnete sich im anderen; auf dem neu gebildeten Planeten schied sich das Wasser von der Erde und das Licht von der Luft. Noch ein „Ich will“, und es entstanden die Pflanzen. Danach schuf Gott die Sterne, dann die Tiere und zuletzt den Menschen; und damit sich der Mensch erfreue, schenkte er ihm, seinem bevorzugten Geschöpf, gleichsam als wunderschöne Spiele, die Blumen und Gestirne; zuletzt verlieh er ihm das Glück zu zeugen, nicht etwas Sterbliches, sondern etwas, das als besonderes Geschenk Gottes den Tod überlebt: die Seele. Auch diese Rosen sind der Wille des Vaters. Die Unendlichkeit seiner Macht erweist sich in der Unendlichkeit der Schönheiten.

Meine Worte werden gehemmt, denn sie stoßen auf den harten Widerstand eures Glaubens. Doch ich hoffe, daß wir uns schon bei dieser ersten Begegnung ein wenig verstanden haben. Was ich euch gesagt habe, möge nun in eurer Seele wirken. Habt ihr Fragen zu stellen, dann tut es. Ich bin hier, um sie zu beantworten. Unkenntnis ist keine Schande. Schande ist, in der Unkenntnis zu verharren, wenn jemand da und bereit ist, die Zweifel zu klären.« Dann verläßt Jesus die Laube und hält dabei wie der erfahrenste Vater das Kind an der Hand, das eben beginnt, die ersten Schritttchen zu machen und zu einem Springbrunnen gehen will, der in der Sonne schimmert. Die Damen bleiben wo sie sind und flüstern miteinander. Johanna, zwischen zwei Wünschen hin- und hergerissen, steht am Eingang der Laube.

Endlich entschließt sich Lydia, zu Jesus zu gehen, und die anderen folgen ihr. Dieser lacht herzlich, weil die Kleine die sich im Wasser widerspiegelnde Sonne ergreifen will und trotz aller Bemühungen nur ins Licht faßt, während sie mit ihren rosa Lippen wie ein Küken piepst und damit ihren Willen zu erkennen gibt.

»Meister, ich habe nicht verstanden, warum unsere Lehrer keine gute Lebensweise haben können, weil sie ohne Gott sind. Sie glauben an den Olymp, aber sie glauben doch . . . «

»Ihr Glaube ist nur noch Äußerlichkeit. Solange sie wirklich glaubten, glaubten sie wie die wahren Weisen an den Unbekannten, von dem ich gesprochen habe, an den Gott, der ihre Seele zufriedstellte, obwohl man es übersehen hatte, ihm einen Namen zu geben. Solange sie ihre Gedanken auf dieses Wesen richteten, das weit über den armseligen Göttern voll niederträchtiger Menschlichkeit, die ihnen das Heidentum gegeben hatte, stand, spiegelten sie notwendigerweise ein wenig Gott wider. Die Seele ist ein Spiegel, der widerspiegelt und ein Echo, das widerhallt!«

»Was, Meister?«

»Gott.«

»Ein großes Wort!«

»Eine große Wahrheit!«

Valeria, bezaubert vom Gedanken der Unsterblichkeit, fragt: »Meister, erkläre mir: wo ist die Seele meines Kindes? Ich werde diese Stelle küssen wie ein Heiligtum und sie anbeten, denn sie ist ein Teil Gottes.«

»Die Seele! Sie ist wie das Licht, das deine kleine Faustina ergreifen möchte und nicht kann, denn es ist körperlos; und doch existiert es. Ich, du und deine Freundinnen sehen es. Ebenso ist die Seele in all dem sichtbar, was den Menschen vom Tier unterscheidet. Wenn deine Kleine dir einmal ihre ersten Gedanken mitteilt, dann denke, daß diese Intelligenz ihre Seele ist, die sich enthüllt. Wenn sie dich liebt, nicht instinktiv, sondern bewußt, dann wisse, daß diese Liebe ihre Seele ist. Wenn sie an deiner Seite in Schönheit heranwächst, nicht so sehr im körperlichen als im tugendhaften Sinn, dann denke daran, daß diese Schönheit ihre Seele ist. Bete nicht die Seele an, sondern Gott, ihren Schöpfer. Gott, der sich aus jeder guten Seele einen Thron bereiten will.«

»Aber wo ist dieses körperlose und erhabene Etwas? Im Herzen? Im Gehirn?«

»In allem, was der Mensch ist. Die Seele enthält euch und ist in euch enthalten. Wenn sie euch verläßt, seid ihr Leichname. Wenn ein Mensch seine Seele tötet durch ein Verbrechen an sich selbst, dann wird sie verdammt und ist für immer von Gott getrennt.«

»Du gibst also zu, daß der Philosoph, der uns „unsterblich“ nannte, recht hatte, obgleich er ein Heide war?« fragt Plautina.

»Ich gebe dies nicht nur zu, ich sage sogar, daß es ein Glaubenssatz ist. Die Unsterblichkeit der Seele, also die Unsterblichkeit des höheren Teiles des Menschen, ist das sicherste und tröstlichste Geheimnis des Glaubens. Es ist das Geheimnis, das uns die Gewißheit gibt, woher wir kommen, wohin wir gehen und wem wir gehören, und das die Bitterkeit jeder Trennung von uns nimmt.«

Plautina denkt nach. Jesus beobachtet sie schweigend. Endlich fragt sie: »Und du, hast du eine Seele?«

»Gewiß!«, antwortet Jesus.

»Aber bist du Gott, oder bist du es nicht?«

»Ja, ich bin Gott! Ich habe es dir gesagt. Aber nun habe ich die menschliche Natur angenommen, und weißt du, warum? Weil ich nur mit diesem meinem Opfer die Schranken eures Verstandes überwinden und den Geist befreien kann, indem ich den Irrtum besiege; dann erst wird es mir möglich sein, auch die Seele von einem Sklaventum zu befreien, das ich dir jetzt nicht näher erklären kann. Darum habe ich die Weisheit und die Heiligkeit in einen menschlichen Körper eingeschlossen. Die Weisheit streue ich als Samen auf das Erdreich und als Blütenstaub in den Wind. Die Heiligkeit wird sich in der Stunde der Gnade wie aus einem zerbrochenen kostbaren Gefäß über die ganze Welt ergießen und die Menschen heiligen. Dann wird der „unbekannte Gott“ bekannt sein.«

»Aber du bist doch schon bekannt. Wer deine Macht und deine Weisheit in Zweifel zieht, ist böse und ein Lügner.«

»Ich bin bekannt. Doch dies ist erst die Morgendämmerung, denn am Mittag wird die ganze Welt von mir Kenntnis haben.«

»Wie wird dein Mittag sein? Wird es ein Triumph sein? Werde ich ihn erleben?«

»Wahrlich, es wird ein Triumph sein, und du wirst zugegen sein. Denn in dir ist Widerwille gegen das, was du kennst, und Sehnsucht nach dem, was du noch nicht kennst. Deine Seele hungert.«

»Das ist wahr. Ich habe Hunger nach Wahrheit.«

»Ich bin die Wahrheit.«

»Teile dich also der Hungernden mit.«

»Du brauchst nur an meinen Tisch zu kommen. Mein Wort ist das Brot der Wahrheit.«

»Aber was werden unsere Götter sagen, wenn wir sie verlassen? Werden sie sich nicht an uns rächen?« fragt Lydia voller Angst.

»Frau, hast du nie einen nebligen Morgen gesehen? Die Wiesen verlieren sich im Dunst, der sie verbirgt. Dann kommt die Sonne, der Dunst löst sich auf, und die Wiesen erstrahlen umso schöner. So sind eure Götter: Nebel armseliger, menschlicher Gedanken, die

Gott nicht kennen, aber einen Glauben brauchen, da der Glaube eine Notwendigkeit und ein immerwährendes Bedürfnis des Menschen ist; und so haben sie sich den Olymp geschaffen – das Märchen vom Olymp, den es nicht gibt. Deshalb werden sich eure Götter beim Aufgang der Sonne des wahren Gottes in euren Herzen auflösen, ohne euch schaden zu können, weil es auch die Götter nicht gibt.«

»Wir werden dir noch oft zuhören müssen, sehr oft . . . Wir stehen etwas gänzlich Unbekanntem gegenüber. Alles, was du sagst, ist für uns neu.«

»Aber widerstrebt es dir? Kannst du es nicht annehmen?«

Plautina antwortet mit Nachdruck: »Nein. Ich bin stolzer auf das Wenige, das ich nun weiß und das Cäsar nicht weiß, als auf meinen Namen.«

»Dann harre aus. Ich lasse euch mit meinem Frieden.«

»Wie, bleibst du nicht, mein Herr?« Johanna ist sehr betrübt.

»Ich bleibe nicht. Ich habe viel zu tun . . . «

»Oh, ich wollte dir doch mein Leid klagen!«

Jesus, der nach den Höflichkeitsbezeugungen der Römerinnen den Weg zum See eingeschlagen hat, wendet sich um und sagt zu Johanna: »Komm mit bis zum Boot und erzähle mir von deinem Leid.« Johanna begleitet ihn und sagt: »Chuzä möchte mich für einige Zeit nach Jerusalem schicken, und ich bin darüber sehr traurig. Er tut dies, weil er nicht will, daß ich weiterhin so zurückgezogen lebe, jetzt, da ich gesund bin . . . «

»Auch du schaffst dir unnötige Nebel!« Jesus hat bereits einen Fuß ins Boot gesetzt. »Wenn du denken würdest, daß du mich dann beherbergen und mir eher nachfolgen kannst, wärest du glücklich und würdest sagen: „Die Güte Gottes hat es so gefügt.“«

»Oh, das ist wahr, mein Herr! Ich hatte nicht daran gedacht.«

»Siehst du. Gehorche als gute Ehefrau. Der Gehorsam wird dir die Belohnung einbringen, daß ich am kommenden Osterfest bei dir sein werde, und du wirst die Ehre haben, mir bei der Belehrung deiner Freundinnen helfen zu können. Der Friede sei mit dir!«

Das Boot stößt vom Ufer ab. Das ist das Ende.

207 Aglaia im Hause Mariens in Nazaret

Maria arbeitet geruhsam an einem Tuche. Es ist Abend. Alle Türen sind geschlossen, und eine Lampe mit drei Flämmchen erhellt den kleinen Raum im Häuschen von Nazaret und besonders den Tisch, an dem die Jungfrau sitzt. Das Tuch, vielleicht ein Leinentuch, fällt von ihren Knien auf die Bank und bis zum Boden, und Maria, in ihrem dunkelblauen Kleid, scheint aus einem Schneehaufen herauszu-ragen. Sie ist allein. Sie näht flink, den Kopf über die Arbeit gebeugt, und das Licht läßt ihre Haare zartgolden aufleuchten. Ein Teil ihres Gesichtes ist im Halbdunkel.

In der wohlgeordneten Kammer herrscht absolute Stille. Von der zur Nachtzeit verlassenem Straße dringt kein Geräusch herein, auch nicht vom Garten. Die schwere Türe, die von dem Raum, in dem Maria arbeitet und wo sie üblicherweise die Mahlzeiten einnimmt und Freunde empfängt, in den Garten führt, ist geschlossen, und so ist nicht einmal das Plätschern des Brunnens zu hören. Es herrscht wirklich tiefste Stille. Ich möchte wissen, wo die Gedanken der Jungfrau weilen, während ihre Hände so behende arbeiten.

Ein zaghaftes Klopfen an der Türe zur Straße läßt Maria aufhören, und sie erhebt das Haupt und lauscht ... Das Klopfen war so leise, daß Maria annehmen muß, irgendein Nachttier habe es verursacht oder ein leichter Luftzug hätte die Türe bewegt. Sie beugt sich wieder über ihre Arbeit. Doch das Klopfen wiederholt sich. Maria erhebt sich und geht zur Türe. Sie fragt, bevor sie öffnet: »Wer klopft?« Eine zarte Stimme antwortet »Eine Frau. Im Namen Jesu, habe Erbarmen mit mir.«

Maria öffnet sofort und hält die Lampe in die Höhe, um die Wanderin erkennen zu können. Sie sieht eine vom Kopf bis Fuß in ärmliche Kleidung gehüllte Gestalt, die eine tiefe Verneigung macht und grüßt: „Ave Domina!“ und nochmals wiederholt: „Im Namen Jesu, habe Erbarmen mit mir.“

»Komm herein und sag mir, was du willst. Ich kenne dich nicht.«

»Niemand und viele kennen mich, Domina. Das Laster kennt mich, und die Heiligkeit kennt mich; doch jetzt bedarf ich der Barmherzigkeit, die mir die Arme öffnet, und die Barmherzigkeit bist du ...«, und sie weint.

»So tritt ein ... und erzähle mir ... Du hast genug gesagt und ich verstehe, daß du unglücklich bist ... Aber wer du bist, weiß ich immer noch nicht. Wie heißt du, Schwester?«

»O nein! Nicht Schwester! Ich kann dir nicht Schwester sein ... Du bist die Mutter des Guten ... und ich bin das Böse ...«, und sie weint immer heftiger unter dem Mantel, der sie ganz verhüllt.

Maria stellt die Lampe auf einen Hocker, nimmt die Unbekannte, die an der Schwelle kniet, bei der Hand, und nötigt sie, aufzustehen.

Maria kennt die Frau nicht ... Ich aber kenne sie. Es ist die Verschleierte vom „Trügerischen Gewässer“. Sie steht auf, verzagt, zitternd und vom Weinen geschüttelt, und weigert sich immer noch, einzutreten; sie sagt: »Ich bin Heidin, Domina, und für euch Hebräer Schmutz, selbst wenn ich heilig wäre. Ich bin doppelt unrein, denn ich bin auch eine Dirne.«

»Wenn du zu mir kommst und wenn du durch mich meinen Sohn suchst, dann kannst du nichts anderes mehr sein als ein Herz, das bereut. Dieses Haus nimmt auf, was den Namen des Schmerzes trägt.« Maria zieht sie hinein, schließt die Türe und stellt die Lampe wieder auf den Tisch. Dann bietet sie ihr einen Sitz an und sagt: »Nun sprich.«

Doch die Verschleierte will sich nicht setzen, leicht gebeugt steht sie da und weint weiter. Und Maria steht vor ihr, liebevoll und würdevoll. Sie wartet und betet, daß das Weinen sich beruhige. Ich sehe sie inbrünstig beten, obwohl sie keine besondere Haltung einnimmt, denn in ihren Händen hält sie immer noch die kleine Hand der Verschleierten und ihre Lippen bleiben verschlossen.

Endlich versiegen die Tränen. Die Verschleierte trocknet die Wangen mit ihrem Schleier und sagt dann: »Und doch bin ich nicht von so weither gekommen, um unerkannt zu bleiben. Die Stunde mei-

ner Erlösung ist da, und ich muß mein Inneres offenbaren, um dir zu zeigen, mit wie vielen Wunden mein Herz bedeckt ist. Du bist eine Mutter ... seine Mutter ... Du wirst also Erbarmen mit mir haben.«

»Ja, Tochter.«

»O ja! Sag Tochter zu mir! ... Ich hatte eine Mutter ... und ich habe sie verlassen ... Man sagte mir dann, daß sie aus Gram gestorben sei ... Ich hatte einen Vater ... er hat mich verflucht ... und den Leuten in der Stadt gesagt: „Ich habe keine Tochter mehr.“« Das Weinen wird wieder heftiger. Maria wird blaß vor Mitleid. Sie legt ihre Hand auf den Kopf der Verschleierte, um sie zu trösten.

Die Verschleierte fährt fort: »Ich werde niemanden mehr haben, der mich „Tochter“ nennt ... Ja, so ... liebe mich so, wie meine Mutter es tat ... als ich noch rein und gut war. Laß mich deine Hand küssen und trockne mit ihr meine Tränen. Meine Tränen allein können mich nicht reinwaschen. Wieviel habe ich geweint, seitdem ich verstanden habe! ... Auch vorher hatte ich schon geweint, denn es ist schrecklich, nur ein ausgenütztes Fleisch zu sein und vom Mann zugrunde gerichtet und erniedrigt zu werden. Aber es waren die Tränen eines mißhandelten Tieres, das haßt und sich auflehnt gegen die, die es quälen und immer mehr beschmutzen; denn ich wechselte meinen Herrn, änderte aber immer noch nicht mein tierisches Dasein ... Seit acht Monaten weine ich ... weil ich verstanden habe ... Ich habe mein Elend, meine Verderbtheit eingesehen. Sie umgibt und durchdringt mich, und mich ekelt davor ... Aber meine immer bewußter werdenden Tränen waschen mich noch nicht rein. Oh, Mutter, trockne du mir meine Tränen, und ich werde gereinigt und würdig sein, mich meinem Retter zu nähern!«

»Ja, Tochter, ja! Setze dich hierher zu mir, beruhige dich und sprich im Frieden. Laß all deine Last hier auf meinem Mutterschoß«, und Maria setzt sich nieder.

Aber die Verschleierte sinkt Maria zu Füßen und möchte so sprechen. Sie beginnt leise: »Ich stamme aus Syrakus ... Ich bin 26 Jahre

alt ... Ich war die Tochter eines Verwalters – so würdet ihr sagen, bei uns heißt es Prokurator – eines vornehmen römischen Herrn. Ich war seine einzige Tochter. Ich lebte glücklich. Wir wohnten am Meer in der schönen Villa, die mein Vater verwaltete. Ab und zu kam der Besitzer des Hauses oder seine Frau mit den Kindern ... Sie behandelten uns gut und waren auch zu mir gut. Die Mädchen spielten mit mir ... Meine Mutter war glücklich ... sie war stolz auf mich. Ich war schön und intelligent ... und alles gelang mir mit Leichtigkeit ... Doch ich liebte mehr eitle Dinge als gute. In Syrakus gibt es ein großes Theater. Ein großes Theater ... schön und geräumig. Dort finden Spiele und Theateraufführungen statt. Bei den Aufführungen der Komödien und Tragödien braucht man oft Mimen. Diese unterstreichen mit ihren stummen Tänzen, was der Chor zum Ausdruck bringen will. Du weißt es nicht ... aber auch mit den Händen, mit den Bewegungen des Körpers können wir die von irgendeiner Leidenschaft erregten menschlichen Gefühle ausdrücken ... Jünglinge und Mädchen werden dazu eigens in einer Schule für Mimen ausgebildet. Sie müssen schön wie Götter und behende wie Schmetterlinge sein ... Ich liebte es, auf eine Anhöhe über diesem Ort zu steigen und den Tänzen der Mimen zuzusehen. Dann wiederholte ich sie auf den blumigen Wiesen, auf dem hellen Sande, im Garten der Villa. Ich glich der Skulptur eines Künstlers oder dem wehenden Wind, so gut verstand ich es, in der Pose einer Statue zu verharren oder dahinzuschweben, ohne den Boden zu berühren. Meine reichen Freundinnen bewunderten mich ... und meine Mutter war stolz auf mich ... «

Die Verschleierte erzählt, erinnert sich, sieht sich wieder, träumt von der Vergangenheit und weint. Ihre Seufzer sind wie Gedankenstriche, die ihr Schluchzen unterbrechen.

»Eines Tages ... es war im Mai, und ganz Syrakus stand in Blüte ... die Feste waren zu Ende, und ich war immer noch begeistert von einem Tanz, der im Theater aufgeführt worden war ... Die Herrschaft hatte mich mit ihren Kindern dorthin mitgenommen. Ich war

14 Jahre alt ... In diesem Tanze waren die Mimen mit Rosen bekränzt und mit Rosen bekleidet ... denn sie stellten die Frühlingsnympfen dar, die herbeigeeilt waren, um Ceres anzubeten. Sie waren wirklich nur mit Rosen bekleidet, denn das Gewand bestand aus einem Schleier, hauchfein wie ein Netz aus Spinnfäden, auf den die Rosen geheftet waren ... Sie sahen aus wie geflügelte Heben, (Göttin der Jugend in der griechischen Mythologie), so leicht schwebten sie im Tanz dahin, und durch die losen, blumengeschmückten und flügelgleichen Schleierbänder sah man ihre wundervollen Körper ... Ich lernte den Tanz ... und eines Tages ... eines Tages ... « Die Verschleierte weint noch stärker ... Dann beruhigt sie sich wieder.

»Ich war schön. Ich bin es noch. Schau!« Sie steht auf, wirft rasch den Schleier zurück und läßt den Mantel fallen. Ich selbst bin völlig verblüfft, denn ich sehe aus den Kleidern Aglaia (die ehemalige Geliebte des Herodianers von Hebron) hervortreten, wunderschön selbst in dem schlichten Gewand, mit den einfachen Zöpfen, ohne Schmuck und ohne prunkvolle Stoffe ... Ein blühendes Geschöpf, schlank und von ebenmäßiger Gestalt, mit einem schönen Antlitz von mattbräunlicher Hautfarbe und samtenen Augen voller Feuer.

Aglaia kniet wieder vor Maria nieder. »Ich war schön, zu meinem Unglück, und ich war närrisch ... An jenem Tage hüllte ich mich in Schleier. Die Mädchen unserer Herrschaft halfen mir dabei, denn sie liebten es, mich tanzen zu sehen ... Am Strande, auf einem Streifen hellen Sandes am blauen Meere, verkleidete ich mich so. An diesem einsamen Ort wuchsen weiße und gelbe wilde Blumen mit dem ausgeprägten Duft von Mandeln und Vanille, und dieser Geruch erinnerte fast an einen nicht sehr reinlichen Menschen. Auch aus den Orangen- und Zitronengärten und von den Rosen in Syrakus kamen Wellen kräftiger Düfte, und sogar das Meer und der Sand dufteten ... Alles brachte die Sonne zum Duften ... und es kam etwas wie Schrecken über mich. Ich hatte das Gefühl, selbst eine Elfe zu sein und betete an ... Was? Die fruchtbare Erde? Die befruchtende Sonne? ... Ich weiß es nicht. Als Heidin unter Heiden glaubte ich,

die Sinnenlust anzubeten, meinen despotischen König, den ich nicht kannte, der aber in mir mächtiger war als ein Gott ... Ich bekränzte mich mit Rosen aus dem Garten ... und tanzte ... Ich war trunken von Licht, von Düften und von der Freude, jung, gewandt und schön zu sein. Ich tanzte ... und wurde beobachtet; ich fühlte, daß ich beobachtet wurde, schämte mich aber nicht, nackt vor den begierigen Augen eines Mannes zu erscheinen. Im Gegenteil, ich fand Gefallen daran, immer weitere Sprünge zu tun ... Die Genugtuung, bewundert zu werden, verlieh mir Flügel ... und es wurde mir zum Verderben. Drei Tage später war ich allein, denn die Herrschaft war abgereist, um in ihr Patrizierhaus in Rom zurückzukehren. Doch ich blieb nicht zu Hause ... denn jene beiden bewundernden Augen hatten mir noch etwas enthüllt, das über den Tanz hinausging ... Sie hatten in mir die Sinne und die Lust geweckt.«

Maria macht eine unwillkürliche Gebärde des Abscheus, und Aglaia bemerkt es. »Oh, du bist so rein! Vielleicht stoße ich dich ab ... «

»Sprich, sprich, Tochter! Es ist besser, du sagst es zu Maria, als zu Jesus. Maria ist das Meer, das reinwäscht ... «

»Ja, besser zu dir. Ich sagte mir dies ebenfalls, als ich erfuhr, daß er eine Mutter hat ... Denn zuvor hatte ich ihn so ganz verschieden von jedem anderen Mann gesehen, ganz Geist – nun weiß ich, daß es den Geist gibt und was er ist – und hätte nicht sagen können, wie dein Sohn beschaffen ist, ohne Sinnlichkeit und dennoch Mensch. In meinem Innern dachte ich, er hätte keine Mutter und wäre so auf die Welt herabgekommen, um die Menschen aus ihrem schrecklichen Elend zu befreien, das ich mehr als alle anderen verkörpere.

Jeden Tag kehrte ich an jenen Ort zurück in der Hoffnung, den schönen, dunklen jungen Mann wiederzusehen ... und nach einiger Zeit traf ich ihn ... Er sprach mit mir und sagte: „Komm mit mir nach Rom. Ich werde dich an den kaiserlichen Hof führen, und du wirst die Perle Roms sein.“ Ich antwortete: „Ja, ich werde deine treue Gattin sein. Komm mit zu meinem Vater.“ Er lachte höhnisch,

küßte mich und sagte: „Nicht meine Gattin, meine Göttin wirst du sein und ich dein Priester, der dir die Geheimnisse des Lebens und der Lust enthüllen wird!“ Ich war töricht, ich war noch ein Mädchen. Doch obgleich ich noch Kind war, wußte ich doch schon, was das Leben ist ... Ich war nicht dumm. Ich war toll, aber noch unberührt, und sein Vorschlag ekelte mich an. Ich entfloh seinen Armen und rannte nach Hause ... Doch ich erzählte es der Mutter nicht ... und konnte dem Wunsch, ihn wiederzusehen, nicht widerstehen ... Seine Küsse hatten mich betört ... So ging ich wieder hin ... Ich war noch nicht an dem einsamen Strand angekommen, als er mich schon umarmte und hemmungslos küßte und mich mit Liebesworten und Fragen überschüttete. „Ist in dieser Liebe nicht schon alles enthalten? Ist sie nicht süßer als eine feste Bindung? Was willst du mehr? Kannst du ohne dies leben?“

Oh, Mutter! ... Am gleichen Abend floh ich mit diesem schmutzigen Patrizier ... und wurde in meiner Willenlosigkeit und Fleischlichkeit zertreten ... Nicht Göttin, sondern Schlamm! Nicht Perle, sondern Unrat! Nicht das Leben enthüllte sich mir, sondern der Schmutz des Lebens, die Schmach, der Ekel, der Schmerz, die Scham, das unendliche Elend, nicht einmal mehr ich selbst zu sein ... und schließlich ... der totale Niedergang! Nach sechs Monaten der Orgien war er meiner überdrüssig, wechselte zu neuen Liebschaften über, und ich gehörte der Straße. Ich nützte meine Begabung als Tänzerin aus ... Ich erfuhr, daß meine Mutter inzwischen vor Gram gestorben war und daß ich kein Heim und keinen Vater mehr hatte. Ein Tanzlehrer nahm mich in seine Tanzschule auf ... Er brachte mir vieles bei ... nutzte mich aus und warf mich, eine in allen Künsten der Sinnenlust erfahrene Blume, mitten in das verdorbene Patriziat von Rom. Die schon beschmutzte Blume fiel in eine Kloake. Zehn Jahre weiteren Abgleitens in den Abgrund. Immer tiefer hinunter. Dann wurde ich hierhergebracht, um den Müßiggang des Herodes zu erheitern, und hier bekam ich einen neuen Herrn ... Oh, kein Kettenhund ist mehr Gefangener als wir es sind. Und kein Besitzer

eines Zwingers behandelt seinen heulenden Hund grausamer als der Mann, der eine Frau besitzt! Mutter, du zitterst! Ich mache dich schauern!«

Maria hat ihre Hand zum Herzen geführt, als ob es verwundet worden wäre. Doch dann gibt sie zur Antwort: »Nein, nicht du, es ist die Schlechtigkeit, die so sehr die Welt regiert, die mich schauern macht. Fahre fort, armes Menschenkind«

»Er brachte mich nach Hebron ... War ich frei? War ich reich? Ja, denn ich war nicht in einem Gefängnis, und die Schmuckstücke erdrückten mich fast ... Nein, denn ich durfte nur die Menschen sehen, die er mir zu sehen erlaubte, und besaß kein Recht mehr über mich selbst ...

Eines Tages kam ein Mann nach Hebron. Dein Sohn! Das Haus dort war ihm teuer. Ich erfuhr es und lud ihn ein, hereinzukommen. Schammai war nicht da ... und vom Fenster aus hatte ich schon Worte gehört und ein Antlitz gesehen, die mein Herz bewegt hatten. Aber ich schwöre dir, Mutter, es war nicht sinnliche Begierde, die mich zu deinem Jesus trieb. Es war jenes Etwas, das er mir offenbarte, was mich trotz der beleidigenden Rufe des Volkes auf die Schwelle trieb, um ihm zu sagen: „Komm herein.“ Ich erfuhr damals, daß ich eine Seele besitze. Er sagte zu mir: „Mein Name bedeutet Retter. Ich rette den, der guten Willen hat, gerettet zu werden. Ich rette, indem ich lehre, rein zu sein, den Schmerz anzunehmen, aber in Ehren zu leben, und das Gute um jeden Preis zu wollen. Ich bin es, der die Verlorenen sucht, der das Leben gibt. Ich bin die Reinheit und die Wahrheit.“ Er sagte mir, daß auch ich eine Seele besitzen würde, sie aber durch meinen Lebenswandel getötet hätte. Doch er verfluchte mich nicht, er verhöhnnte mich nicht und sah mich nie an! Der erste Mann, der mich nicht mit gierigen Blicken verschlang, denn auf mir lastet der schreckliche Fluch, alle Männer anzuziehen ... Er sagte mir nur, daß man ihn findet, wenn man ihn sucht, weil er dort ist, wo man des Arztes und der Arznei bedarf. Dann ging er weg. Doch seine Worte sind mir geblieben, und ich habe sie nicht mehr

vergessen. Ich sagte mir: „Sein Name bedeutet Retter“, um mit meiner Besserung zu beginnen. Es verblieben mir seine Worte und seine Freunde, die Hirten, und ich tat den ersten Schritt, indem ich ihnen ein Almosen gab und sie bat, für mich zu beten ... und dann ... dann floh ich.

Oh, welch heilbringende Flucht war dies! Ich entfloh der Sünde auf der Suche nach dem Retter. Ich irrte suchend umher. Ich war sicher, ihn zu finden, denn er hatte es mir versprochen. Man schickte mich zu einem Manne namens Johannes, er sei wie er. Doch er war es nicht ...

Ein Hebräer riet mir, zum „Trügerischen Gewässer“ zu gehen. Leben könnt ich vom Verkauf meiner zahlreichen Schmuckstücke. Während der Monate, in denen ich umherzog, mußte ich mein Gesicht verhüllen, um nicht zurückgeholt zu werden; und Aglaia war wahrhaft unter dem Schleier begraben. Die frühere Aglaia war tot. Unter dem Schleier war nur noch die verwundete, ausgeblutete Seele, die ihren Arzt suchte. Oft mußte ich vor der Sinnlichkeit der Männer fliehen, die mich verfolgte, obgleich das Gewand meine Schönheit verhüllte. Sogar einer der Freunde deines Sohnes ...

Beim „Trügerischen Gewässer“ lebte ich wie ein Tier, arm, aber glücklich. Doch der Tau und der Fluß reinigten mich weniger als seine Worte. Oh, kein Wort ist mir entgangen. Einmal verzieh er einem Mörder. Ich hörte es und wollte fast sagen: „Verzeih auch mir!“ Ein andermal sprach er über die verlorene Unschuld ... Oh, wie viele Tränen der Reue! Danach heilte er einen Aussätzigen ... ich war dabei, zu rufen: „Reinige mich von meinen Sünden ...“ Schließlich heilte er einen Geisteskranken, einen Römer ... und ich weinte ... und er ließ mir sagen, daß die Heimat vergeht, der Himmel aber ewig besteht. An einem Gewitterabend nahm er mich in sein Haus auf ... und dann brachte er mich zu einem Verwalter, der mich beherbergen sollte. Durch ein Kind ließ er mir sagen: „Weine nicht“ ... Oh, seine Güte! Oh, mein Elend! Beide sind so groß ... daß ich nicht wagte, mein Elend vor seine Füße zu legen ... obgleich einer der Sei-

nen mich in der Nacht über die unendliche Barmherzigkeit deines Sohnes belehrte. Es gab Menschen, die ihm nachstellten, denn sie sahen in seinem Verlangen, Seelen wieder zum Leben zu erwecken, eine Sünde, und so ist mein Retter weggegangen ... und ich habe auf ihn gewartet ... doch auch seine Verfolger waren da und warteten auf ihn, und sie sind noch weniger würdig ihn anzusehen als ich. Denn ich habe als Heidin gegen mich selbst gesündigt, während sie, obwohl sie Gott kennen, gegen den Sohn Gottes sündigen ... Sie haben mich gesteinigt ... und mehr noch als die Steine haben mich ihre Anklagen verletzt, und mehr als den Leib haben sie meine arme Seele getroffen, da sie mich zur Verzweiflung trieben.

Welch schrecklicher Kampf mit mir selber. Zerfetzt, blutend, verwundet, fiebernd, ohne noch meinen göttlichen Arzt gefunden zu haben, ohne Dach und ohne Brot, schaute ich rückwärts und vorwärts ... Die Vergangenheit sagte zu mir: „Komm zurück!“ Die Gegenwart sagte: „Töte dich!“ Die Zukunft sagte: „Hoffe!“ Und ich habe gehofft ... Ich habe mich nicht umgebracht. Ich würde es tun, wenn er mich wegschickt, denn ich will nicht mehr sein, was ich war! ... Ich habe mich zu einem Dorfe geschleppt und dort um Obdach gebeten ...

Aber man hat mich erkannt. Wie ein Tier habe ich fliehen müssen, dahin und dorthin, immer verfolgt, immer verachtet, immer verflucht, weil ich anständig sein wollte und jene enttäuscht habe, die in mir das Mittel sahen, deinen Sohn zu treffen. Dem Fluß folgend bin ich bis nach Galiläa und bis hierher gekommen. Du warst nicht da ... Also bin ich nach Kafarnaum gegangen. Von dort warst du eben abgereist. Doch ein Greis sah mich, einer seiner Feinde, und er wollte mich als Zeugin für seine Anklage gegen deinen Sohn. Da ich weinte, ohne mich zu wehren, sagte er mir: „Alles könnte sich für dich ändern, wenn du meine Geliebte werden wolltest und meine Komplizin in der Anklage gegen den Rabbi von Nazaret. Es genügt, daß du vor meinen Freunden sagst, daß er dein Geliebter war ...“ Ich bin geflohen wie jemand, der in einen Blumenbusch greift und ein Knäuel Schlangen findet.

Ich habe verstanden, daß ich nicht mehr zu seinen Füßen eilen kann, deshalb komme ich zu dir. Hier bin ich: Zertritt mich, denn ich bin Schmutz. Hier bin ich: Jage mich fort, denn ich bin die Sünderin. Hier bin ich: Nenne mich Dirne. Alles will ich von dir annehmen. Aber habe Erbarmen, du, Mutter! Nimm meine arme besudelte Seele und bringe sie ihm. Ich weiß, es ist ein Vergehen, meine Unzucht in deine reinen Hände zu legen. Doch nur dort wird sie vor der Welt, die sie begehrt, geschützt sein und wird zur Büßerin werden. Sage mir nur, wie ich es machen muß. Sage mir nur, was ich tun soll. Sage mir, welches Mittel ich anwenden muß, um nicht mehr Aglaia zu sein. Was muß ich in mir zerstören? Was muß ich aus mir herausreißen, um nicht mehr die Sünderin, die Verführerin zu sein, um mich nicht mehr vor mir selbst und vor dem Mann fürchten zu müssen? Soll ich mir die Augen ausreißen? Soll ich mir die Lippen verbrennen? Soll ich mir die Zunge herausschneiden? Augen, Lippen, Zunge, sie haben mir zum Bösen gedient. Ich will das Böse nicht mehr und bin bereit, mich und sie zu strafen, indem ich sie opfere. Oder willst du, daß ich mir diese verführerischen Lenden verstümple, die mich zur frevelhaften Liebe getrieben haben? Diese unersättlichen Leidenschaften, deren Wiedererwachen ich stets befürchte? Sage mir, o sage mir, wie man sich verhalten muß, um sich und die anderen vergessen zu lassen, daß man ein Weib ist?«

Maria ist erschüttert. Sie weint, sie leidet; doch ihr Schmerz zeigt sich nur in den Tränen, die auf die Reuige herabfallen.

»Ich will sterben als Mensch, dem vergeben worden ist. Ich will sterben mit keiner anderen Erinnerung als mit der Erinnerung an den Retter. Ich will in seiner Weisheit im Frieden mit mir selbst sterben ... ich darf mich ihm nicht mehr nähern, weil die Welt ihn und mich beobachtet, um uns anzuklagen ... « Aglaia hat sich verzweifelt zu Boden geworfen und weint.

Maria erhebt sich und flüstert: »Wie schwer ist es, Erlöser zu sein!« und sie ringt nach Luft.

Aglaia, die das Flüstern hört und ahnt, was in ihr vorgeht, jam-

mert: »Siehst du, daß auch du Abscheu empfindest? Nun will ich gehen. Für mich ist alles zu Ende!«

»Nein Tochter, es ist nicht zu Ende. Es beginnt erst. Höre zu, armes Menschenkind! Ich seufze nicht über dich, sondern über die grausame Welt! Ich lasse dich nicht gehen, ich nehme dich auf, arme Schwalbe, die das Unwetter gegen meine Hauswand geworfen hat. Ich werde dich zu Jesus führen, und er wird dir den Weg deiner Erlösung zeigen . . . «

»Ich kann nicht mehr hoffen . . . Die Welt hat recht, mir kann nicht verziehen werden!«

»Die Welt verzeiht nicht, aber Gott verzeiht! Laß mich im Namen der höchsten Liebe zu dir sprechen, die mir einen Sohn geschenkt hat, damit ich ihn der Welt schenke. Sie hat mich aus der seligen Unerfahrenheit meiner gelobten Jungfräulichkeit herausgeholt, auf daß der Welt Verzeihung gewährt werde. Sie hat mich bei der Geburt kein Blut vergießen lassen, doch meinem Herzen hat sie eine blutende Wunde zugefügt, da sie mir enthüllt hat, daß mein Kind das erhabene Schlachtopfer sei. Schau mich an, Tochter! In diesem Herzen ist eine tiefe Wunde. Es leidet seit mehr als dreißig Jahren und immer größer wird diese Wunde, die mich verzehrt. Kennst du ihren Namen?«

»Schmerz.«

»Nein, Liebe! Es ist die Liebe, die mein Herz bluten läßt und bewirkt, daß der Sohn nicht allein sei bei der Rettung der Seelen. Es ist die Liebe, die mich entzündet, damit ich in ihren Flammen alle reinige, die nicht wagen, zu meinem Sohn zu kommen. Die Liebe ist es, die mich weinen läßt, auf daß ich mit meinen Tränen die Sünder reinwasche. Du verlangtest nach meiner Zärtlichkeit, und ich gebe dir meine Tränen, die deine Seele schon so weiß werden lassen, daß du meinen Herrn anblicken darfst. Weine nicht so! Du bist nicht die einzige Sünderin, die zum Herrn kommt und nach dir erlöst von dannen geht. Andere waren vor dir da, und andere werden nach dir kommen.

Zweifelst du, daß er dir verzeihen kann? Aber siehst du denn nicht in allem, was sich zugetragen hat, den geheimnisvollen Willen der Güte Gottes? Wer hat dich nach Judäa geführt? Wer in das Haus des Johannes? Wer hat dich an jenem Morgen an das Fenster gehen lassen? Wer hat ein Licht entzündet, um dir seine Worte zu erhellen? Wer hat dich befähigt zu verstehen, daß Mildtätigkeit, vereint mit dem Gebet des Beschenkten, göttliche Hilfe erwirkt? Wer gab dir die Kraft, aus dem Haus des Schammai zu fliehen und in den ersten Tagen bis zur Ankunft meines Sohnes auszuharren? Wer führte dich auf seinen Weg? Wer gab dir die Kraft, als Büßerin zu leben, um deine Seele immer mehr zu reinigen? Wer machte aus deiner Seele die Seele einer Märtyrerin, einer Gläubigen, einer Standhaften, einer Reinen?

Ja, schüttele nicht den Kopf! Glaubst du, daß nur rein ist, wer die sinnliche Begierde nicht gekannt? Glaubst du, daß die Seele nicht wieder jungfräulich und schön werden kann? Oh, Tochter! Vergleicht man meine Reinheit, die ganz Gnade des Herrn ist, mit deinem heldenhaften Aufstieg, der zum Gipfel deiner verlorenen Reinheit zurückführt, so ist, glaube mir, die deine großartiger. Du baust sie wieder auf: gegen die Sinnlichkeit, das Bedürfnis und die Gewohnheit. Für mich ist die Reinheit eine natürliche Gabe wie der Atem. Du mußt deine Gedanken, deine Gefühle und dein Fleisch besiegen, um nicht daran zu denken, nicht danach zu verlangen und nicht nachzugeben. Ich ... Oh, kann ein kleines, wenig Stunden altes Geschöpf fleischliche Begierden haben? Ist es ein Verdienst, wenn es nicht sündigt? So ist es bei mir. Ich kenne diese tragischen Begierden nicht, denen die Menschheit zum Opfer gefallen ist. Ich kenne nur das heiligste Verlangen nach Gott. Du aber hast es nicht gekannt und hast es aus dir selbst begriffen! Das andere Verlangen, jenes unheilvolle, schreckliche, hast du aus Liebe zu Gott bezwungen, der nun deine einzige Liebe ist. Lächle, Tochter, denn groß ist die göttliche Barmherzigkeit. Mein Sohn wirkt in dir, was er dir in Hebron versprochen hat. Er hat es schon getan. Du bist bereits gerettet, denn

du hattest den festen Willen, gerettet zu werden; du hast die Reinheit, den Schmerz und das Gute in dich aufgenommen. Deine Seele ist wiedergeboren worden. Nun brauchst du das Wort Jesu, der dir im Namen Gottes bezeugt: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Ich kann dies nicht sagen. Aber ich gebe dir meinen Kuß als Verheißung, als Anfang der Vergebung . . .

O ewiger Geist, etwas von dir ist stets in deiner Maria! Lasse sie dich, heiligmachender Geist, über das Geschöpf, das da weint und hofft, ausgießen. Durch unseren Sohn, o Gott der Liebe, rette sie, die von Gott ihre Rettung erwartet.

Die Gnade, die mir Gott, wie der Engel sagte, in Fülle gewährt hat, möge auf wunderbare Weise über sie kommen, und stärke sie, bis Jesus, der gebenedeite Retter und Hohepriester, sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes von ihren Sünden lossprechen wird . . .

Es ist Nacht, Tochter. Du bist müde und erschöpft. Komm, ruhe dich aus. Morgen kannst du aufbrechen . . . Ich werde dich zu einer ehrbaren Familie schicken, denn zu viele kommen nun schon hierher. Ich werde dir ein Kleid wie meines geben und wirst darin aussehen wie eine Hebräerin. Da ich meinen Sohn erst in Judäa wiedersehen werde, da das Osterfest nahe ist und wir beim Neumond des April in Betanien sein werden, will ich dort mit ihm sprechen. Komme dann in das Haus des Simon des Zeloten. Dort wirst du mich finden, und ich werde dich zu ihm führen.«

Aglaia weint erneut, doch diesmal aus Freude. Sie hat sich auf den Boden gesetzt, und auch Maria hat sich wieder gesetzt. Aglaia legt den Kopf in ihren Schoß und küßt ihre Hände. Dann seufzt sie: »Sie werden mich wiedererkennen . . . «

»O nein! Hab keine Angst! Dein Gewand war zu bekannt. Doch ich werde dich für diese Reise, die dich zur Verzeihung führt, herrichten, und du wirst wie eine Jungfrau sein, die zur Hochzeit geht: du wirst für die in den Riten unerfahrenen Menschen anders und unbekannt sein. Komm! Ich habe eine kleine Kammer neben der

meinen. In ihr haben sich schon Heilige und Pilger, die den Weg zu Gott gehen wollten, ausgeruht. Sie soll auch dich beherbergen.«

Aglaia schickt sich an, den Mantel und den Schleier vom Boden aufzuheben.

»Laß es liegen. Es ist das Gewand der armen, irregegangenen Aglaia. Sie ist nicht mehr ... und es darf von ihr nicht einmal das Gewand übrigbleiben. Sie hat zuviel Haß erfahren ... und auch der Haß macht krank, wie die Sünde.«

Sie gehen in den dunklen Garten und betreten die kleine Kammer Josefs. Maria entzündet die Lampe, die auf einer Konsole steht, liebkost noch einmal die Reuige und schließt dann die Türe. Nun nimmt sie ihre Lampe mit den drei Flämmchen und geht auf die Suche nach einem geeigneten Platz für den zerrissenen Mantel der Aglaia, damit er am Morgen nicht von den Besuchern gesehen werde.

208 Die Bergpredigt: »Ihr seid das Salz der Erde«

Jesus geht allein und eiligen Schrittes auf einer Hauptstraße dahin. Er ist auf dem Weg zu einem Berg, der sich nahe der Hauptstraße, die vom See nach Westen führt, erhebt. Erst steigt er langsam an bis zu einem Plateau, von dem aus man den ganzen See mit der Stadt Tiberias im Süden und einigen weniger prächtigen Ortschaften im Norden sehen kann. Dann geht er steil nach oben bis zu einem ersten Gipfel und fällt danach wieder ab, so daß sich eine Art Sattel ergibt, hinter dem sich ein zweiter, ähnlicher Gipfel erhebt.

Jesus steigt auf einem gut gehaltenen Eselpfad zur Hochebene hinauf und gelangt zu einem Dörflein, dessen Bewohner Landarbeiter sind und diese Hochebene bestellen, auf der das Korn schon Ähren bildet. Jesus geht durch das Dorf und dann weiter durch die von Blumen und Kräutern übersäten Felder und Wiesen.

Der Tag ist heiter, und die umliegende Natur zeigt sich in ihrer ganzen Schönheit. Hinter dem einsamem Berg, zu dem Jesus sich

begibt, erhebt sich im Norden der große Hermon, dessen Gipfel einer riesigen Perle gleich auf einem Smaragdsockel ruht, so weiß ist der mit Schnee bedeckte Gipfel und so grün seine bewaldeten Hänge. Jenseits des Sees, zwischen diesem und dem Hermon, erstreckt sich die grüne Ebene des Sees von Meron, den man jedoch von hier aus nicht sehen kann, und mehrere nordwestlich gegen den See von Tiberias verlaufende Hügel. Weit dahinter noch andere Hügel, die durch die Entfernung sanfter erscheinen, und andere Ebenen. Im Süden, auf der anderen Seite der Hauptstraße, verdecken die Hügel Nazaret. Je höher man hinaufsteigt, um so weiter wird der Ausblick. Ich kann nur nicht sehen, was im Westen ist, da mir der Berg die Sicht in diese Richtung nimmt.

Jesus begegnet zuerst dem Apostel Philippus, der anscheinend als Wachtposten amtiert. »Oh, Meister, hier bist du? Wir haben dich auf der Straße erwartet. Und ich warte hier auf meine Gefährten, die gerade Milch holen gegangen sind bei den Hirten, die ihre Schafe auf dieser Hochebene weiden. Unten, auf der Straße, kommen Simon und Judas des Simon, und mit ihnen sind Isaak und ... Oh, da kommen sie! Kommt! Kommt! Der Meister ist hier!«

Die Apostel, die Flaschen und Behälter tragen, beginnen zu laufen, die Jüngeren kommen natürlich zuerst an. Ihre Freude, den Meister zu sehen, ist rührend. Endlich sind sie vereint, und während Jesus ihnen zulächelt, wollen alle gleichzeitig reden und erzählen ...

»Aber wir haben dich auf der Straße erwartet!«

»Wir hätten nicht gedacht, daß du schon heute kommst!«

»Es sind viele Menschen da, weißt du?«

»Oh, wir waren in großer Verlegenheit, denn unter ihnen sind auch Schriftgelehrte und sogar Schüler des Gamaliel ... «

»Ach ja, Herr! Du hast uns gerade im richtigen Augenblick allein gelassen. Ich habe noch nie solche Angst wie damals ausgestanden. Tu mir so etwas, bitte, nie mehr an!«

Petrus beschwert sich, Jesus lächelt und fragt: »Aber ist es euch denn so schlecht ergangen?«

»O nein, im Gegenteil! Oh, mein Meister! Weißt du nicht, daß Johannes gesprochen hat? ... Es war, als sprächest du aus ihm. Ich ... wir alle waren verblüfft ... Dieser Jüngling, der noch vor einem Jahre zu nichts anderem taugte als zum Netze auswerfen ... Oh!« Petrus ist immer noch voller Bewunderung und schüttelt den lächelnden Johannes, der schweigt ... »Scheint es euch möglich, daß dieser Junge mit diesem lachenden Munde solche Worte sagen konnte? Er glich wahrhaftig Salomon.«

»Auch Simon hat gut gesprochen, mein Herr. Er war wirklich das Oberhaupt«, sagt Johannes.

»Allerdings. Man hat mich einfach gepackt und hingestellt! Ach was ... sie sagen, daß ich gut gesprochen habe. Kann sein. Ich weiß es nicht, denn in meinem Staunen über die Worte des Johannes und in meiner Angst, vor so vielen reden zu müssen und dich womöglich zu blamieren, war ich ganz verwirrt ... «

»Mich?« neckt Jesus. »Schließlich hast ja du gesprochen und hättest dich selber blamiert, Simon.«

»Oh, meinetwegen ... Ich machte mir keine Sorge um mich selbst. Ich wollte nur nicht, daß sie dich als töricht verspotten, weil du einen Dummkopf als Apostel genommen hast.«

Jesus strahlt vor Freude über die Demut und Liebe des Petrus. Aber er fragt nur: »Und die anderen?«

»Auch der Zelote hat gut gesprochen. Aber bei ihm ist es verständlich ... Johannes hingegen war eine echte Überraschung! Nun ja, seit wir uns im Gebet zurückgezogen hatten, scheint dieser Junge mit seiner Seele immer wie im Himmel zu sein.«

»Das ist wahr! Das ist wahr!« Alle bestätigen die Worte des Petrus. Dann fahren sie fort zu erzählen.

»Weißt du, unter den Zuhörern sind nun, wie Judas des Simon sagt, zwei sehr bedeutende Personen. Judas bemüht sich sehr um sie. Nun ja, er kennt viele von ihnen ... von der Oberschicht, und weiß mit ihnen umzugehen, und er redet gerne. Er redet gut, doch das Volk hört lieber Simon, deine Brüder und besonders Johannes.

Gestern hat ein Mann mir gesagt: „Dieser Jüngling spricht gut“ – er meinte damit Judas – „doch ich ziehe dich ihm vor.“ Oh, armer Kerl, mich vorziehen, der ich kaum vier Worte hintereinander sagen kann ... Aber warum bist du hierher gekommen? Unser Treffpunkt war doch die Straße, und wir sind dort gewesen.«

»Weil ich wußte, daß ich euch hier finden würde. Nun hört. Geht hinunter und sagt den anderen, sie sollen kommen. Aber das Volk soll heute noch nicht kommen. Ich möchte zu euch allein sprechen.«

»Dann ist es besser, bis zum Abend zu warten. Bei Einbruch der Dämmerung zerstreuen sich die Leute in den umliegenden Weilern und kommen erst am anderen Morgen wieder, um auf dich zu warten. Wenn sie jetzt erfahren, daß du hier bist, wer wird sie dann zurückhalten können?«

»Gut. Macht es so. Ich werde dort auf dem Gipfel auf euch warten. Die Nächte sind nun mild, wir können auch im Freien schlafen.«

»Wie du willst, Meister, wenn du nur bei uns bist!«

Die Jünger entfernen sich, und Jesus geht auf dem Pfad weiter bis zum Gipfel. Es ist der gleiche, den ich schon im vorigen Jahr gegen Ende der Bergpredigt und bei der ersten Begegnung mit Magdalena gesehen habe. Der Rundblick wird noch weiter, und der Horizont leuchtet wie Feuer beim nun beginnenden Sonnenuntergang. Jesus setzt sich auf einen Felsblock und sammelt sich in Betrachtung. Er verweilt in dieser Haltung, bis Schritte auf dem Weg ankündigen, daß die Apostel angekommen sind. Der Abend bricht herein, doch auf der Anhöhe hat sich die Sonne noch nicht zurückgezogen und entlockt jedem Gras und jeder Blume Düfte. Die wilden Maiglöckchen duften besonders stark, und die hohen Stengel der Narzissen schütteln ihre Sterne und ihre Knospen, als wollten sie damit den Tau herbeilocken.

Jesus steht auf und grüßt mit seinem: »Der Friede sei mit euch!« Viele Jünger kommen mit den Aposteln den Berg herauf. Isaak, mit seinem Lächeln und dem feinen Gesicht eines Asketen, führt sie an. Sie scharen sich alle um Jesus, der im besonderen Judas Iskariot und Simon den Zeloten begrüßt.

»Ich habe euch alle zu mir gebeten, um einige Stunden mit euch allein sein zu können. Ich muß euch einiges sagen, um euch immer besser auf eure Mission vorzubereiten. Laßt uns zuvor etwas essen, dann wollen wir reden, und noch im Schlaf wird eure Seele fortfahren, sich an dieser Lehre zu erlaben.«

Sie verzehren das karge Nachtmahl. Dann bilden die Apostel und die Jünger einen Kreis um Jesus, der sich auf einen großen Stein gesetzt hat. Es sind ihrer ungefähr hundert Jünger und Apostel, vielleicht mehr: Ein Kranz von aufmerksamen Gesichtern, die von den Flammen zweier Feuer eigenartig erhellt werden. Jesus spricht langsam und unterstreicht seine Worte durch ruhige Gebärden. Sein Gesicht wirkt durch den Gegensatz zu seinem dunkelblauen Gewand noch blasser. Auch der Neumond trägt dazu bei, und gleich einer Sichel aus Licht berührt er sanft den Herrn über Himmel und Erde.

»Ich wollte allein mit euch sein, denn ihr seid meine Freunde. Ich habe euch nach der ersten überstandenen Prüfung der Zwölf gerufen, um den Kreis meiner mitarbeitenden Jünger zu erweitern und auch, um von euch zu erfahren, was ihr empfindet, wenn ihr von denen geführt werdet, die ich euch als meine Nachfolger übergebe. Ich weiß, daß alles gut gegangen ist. Ich habe durch meine Gebete die Seelen der Apostel gestärkt, die mit neuer Kraft im Geiste und im Herzen aus der mehrtägigen Anbetung hervorgegangen sind. Es ist eine Kraft, die nicht durch menschliches Studium erworben wird, sondern nur in der vollkommenen Hingabe an Gott.

Am meisten gegeben haben jene, die sich selbst am meisten vergessen haben. Sich selbst zu vergessen aber ist sehr schwierig.

Der Mensch lebt von den Erinnerungen, und die stärksten sind die Erinnerungen an das eigene Ich. Man muß jedoch zwischen dem einen und dem anderen Ich unterscheiden. Da gibt es das geistige Ich der Seele, das sich an Gott und seinen Ursprung in Gott erinnert. Und es gibt das niedrige Ich des Fleisches, das für sich und seine Leidenschaft tausend Forderungen stellt. Dieses zweite Ich, das sich aus so vielen Stimmen zusammensetzt, daß sie einen ganzen

Chor bilden, übertönt das erste, wenn die Stimme des Geistes, der sich auf seinen Adel als Kind Gottes besinnt, nicht stark genug ist. Daher muß man, um ein vollkommener Jünger zu sein, sich selbst vergessen – trotz aller Erinnerung, ängstlichen Überlegungen und Bedürfnisse des menschlichen Ichs. Dagegen muß man seiner Seele stets in heiliger Weise gedenken und dieses Bewußtsein immer mehr festigen und stark und lebendig erhalten.

Bei dieser ersten Prüfung meiner zwölf Apostel haben jene mehr gegeben, die sich selbst mehr vergessen haben, also nicht nur ihre Vergangenheit, sondern auch die Grenzen ihrer Person; jene, die sich nicht mehr erinnert haben, was sie vorher waren und so sehr in Gott aufgegangen sind, daß sie nichts mehr befürchten: Nichts mehr! Warum die Zurückhaltung einiger Apostel? Weil sie von ihren üblichen Bedenken, ihren gewohnten Überlegungen und Vorurteilen nicht loskamen. Warum die Wortkargheit der anderen? Weil sie an ihre Unfähigkeit zu lehren dachten und fürchteten, sich selbst oder mich zu blamieren. Warum das offensichtliche Großtun anderer? Weil sie sich ihres gewohnten Stolzes erinnerten, des Wunsches, beachtet zu werden, Beifall zu ernten, hervorzutreten und etwas zu gelten. Warum bei anderen schließlich die überraschende Enthüllung einer lehrhaften, sicheren, überzeugenden, erfolgreichen und rabbinischen Redekunst? Weil sie, und sie allein, fähig waren, im rechten Augenblick die ihnen verliehene hohe Würde zu übernehmen, die sie zuvor aus Furcht, sich zu viel anzumaßen, und in ihrer Bescheidenheit und ihrem Wunsch, unbeachtet zu bleiben, nie angenommen hätten. Sie allein haben es verstanden, sich an Gott zu erinnern. Die ersten drei Gruppen erinnerten sich nur ihres niedrigen Ichs. Die Apostel der vierten Gruppe aber besannen sich auf ihr höheres Ich und fürchteten nichts. Sie fühlten Gott mit ihnen und in ihnen und waren unbesorgt. Oh, heilige Inbrunst, die der Gottverbundenheit entspringt!

Darum hört gut zu, ihr alle, Apostel und Jünger. Ihr Apostel kennt diese Gedanken schon, nun aber werdet ihr alles noch tiefer erfas-

sen. Ihr Jünger kennt sie noch nicht oder nur teilweise, und es ist notwendig, daß sie in eure Herzen eingemeißelt werden. Denn da die Herde Christi immer zahlreicher wird, will ich euch nun auch immer häufiger einsetzen. Die Welt wird mich und euch mehr und mehr bekämpfen, und die Zahl der Wölfe, die mich, den Hirten, und meine Herde angreifen, wird beständig wachsen. Darum will ich euch Waffen zur Verteidigung meiner Lehre und meiner Herde in die Hand geben. Was für die Herde genügt, genügt nicht für euch, kleine Hirten. Wenn es noch geduldet wird, daß die Schafe Fehler machen, indem sie Kräuter fressen, die ihr Blut verderben oder wilde Gelüste in ihnen wecken, so ist es doch nicht erlaubt, daß ihr die gleichen Fehler begeht und dadurch viele von der Herde ins Verderben stürzen. Ihr müßt bedenken, daß die Schafe eines Hirten, der einem falschen Ideal anhängt, durch Gift zugrunde gehen oder von den Wölfen getötet werden.

Ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt. Doch wenn ihr in eurer Mission versagt, werdet ihr zu einem schalen, unnützen Salz. Nichts mehr könnte euch dann den Geschmack zurückgeben, da Gott ihn euch nicht geben konnte. Denn ihr habt das Salz als ein Geschenk von ihm erhalten, es aber schal werden lassen, da ihr es mit den faden und schmutzigen Wassern der Menschlichkeit verwässert und mit der entarteten Süße der Sinnlichkeit gesüßt habt. Ihr habt dem reinen Salz Gottes die Schlacken des Stolzes, des Geizes, der Unmäßigkeit, der Unzucht, des Zornes und der Trägheit beige-mischt, und das in solchem Maße, daß auf sieben Körner eines jeden Lasters nur ein Salzkorn kommt. Euer Salz ist also nichts mehr als ein Gemisch von Steinen, in dem sich das armselige Körnchen Salz verliert. Steine, die zwischen den Zähnen knirschen, im Mund einen Erdgeschmack hinterlassen und die Speise widerlich und abstoßend machen. Nicht einmal mehr für mindere Zwecke ist es brauchbar, da ein mit sieben Lastern durchwirktes Wissen selbst menschlichen Aufgaben schaden würde. Also taugt das Salz nicht mehr, es wird weggeworfen und von den Menschen achtlos zertreten. Wie viele,

o wie viele Menschen werden auf diese Weise die Männer Gottes mit Füßen treten können! Denn diese Berufenen selbst haben dem Volk erlaubt, sie so zu zertreten, da man zu ihnen nicht mehr seine Zuflucht nimmt, um den Wohlgeruch von etwas Erlesenem, Himmlichem zu kosten: sie sind doch nichts anderes als Schlacke.

Ihr seid das Licht der Welt. Ihr seid wie dieser Berggipfel, auf den noch die letzten Strahlen der Sonne fallen und der sich als erster mit dem silbernen Schein des Mondes kleidet. Was in der Höhe ist, leuchtet und wird gesehen, denn selbst das Auge des gedankenlosen Menschen blickt manchmal nach oben. Ich würde sagen, das natürliche Auge, das man den Spiegel der Seele nennt, spiegelt die Sehnsucht der Seele wider: die Sehnsucht, die oft nicht wahrgenommen, doch stets lebendig ist, solange der Mensch kein Dämon geworden ist, die Sehnsucht nach dem Himmel, wo der Verstand instinktiv dem Allmächtigen seinen Platz zuweist und zu dem man, wenn man den Himmel sucht, wenigstens hin und wieder im Leben die Augen erhebt.

Ich bitte euch, erinnert euch, was wir seit unserer Kindheit beim Betreten Jerusalems tun. Wohin eilen unsere Blicke? Zum Berg Morija, gekrönt im Triumph mit seinem Tempel aus Marmor und Gold. Was tun wir, wenn wir im Vorhof stehen? Die kostbaren Kuppeln betrachten wir, die in der Sonne glänzen. Wie schön ist das Innere der heiligen Einfriedungsmauer mit ihren Säulenhallen, Torbögen und prächtigen Höfen! Doch unser Auge blickt nach oben.

Weiter bitte ich euch, erinnert euch auch an die Zeit unterwegs. Wohin richtet sich unser Auge, um die lange Wegstrecke, die Eintönigkeit, die Müdigkeit, die Hitze oder den Schmutz vergessen zu lassen? Zu den Gipfeln, auch wenn sie nicht so hoch und weit entfernt sind! Mit welcher Erleichterung sehen wir sie auftauchen, wenn wir uns im eintönigen Flachland befinden. Ist hier unten Schmutz? Dort ist Sauberkeit. Ist hier Schwüle und Hitze? Dort ist Frische. Ist die Sicht hier begrenzt? Dort ist die Weite. Schon allein das Betrachten läßt uns den Tag weniger heiß, den Staub weniger lästig, das

Gehen weniger beschwerlich erscheinen, und wenn dann noch eine Stadt von der Höhe eines Berges grüßt, dann gibt es kein Auge, das sich nicht daran erfreuen würde. Man könnte sagen, daß auch ein unscheinbarer Ort schöner wirkt, wenn er auf dem Kamm eines Berges liegt. Aus diesem Grunde haben die wahren, wie auch die falschen Religionen, nach Möglichkeit ihre Tempel auf Anhöhen errichtet. Wenn es in der Gegend weder einen Hügel noch einen Berg gibt, dann stellt man in mühsamer Handarbeit einen Unterbau aus Stein, eine Erhöhung her, auf der man dann den Tempel errichtet. Warum tut man das? Weil man will, daß der Tempel gesehen wird, um durch seinen Anblick einen Gedanken an Gott zu wecken.

Ebenso habe ich euch gesagt, daß ihr ein Licht seid. Wenn jemand am Abend in einem Haus eine Lampe anzündet, wohin stellt er sie? In das Loch unter dem Herd? In die Höhle, die ihm als Keller dient? In eine geschlossene Truhe? Oder verbirgt man ihr Leuchten, indem man sie unter den Scheffel stellt? Nein, denn dann wäre es sinnlos, das Licht anzuzünden. Vielmehr stellt man das Licht auf eine Konsole oder auf einen Leuchter, so daß es von der Höhe herab den ganzen Raum erhellt und alle Bewohner in sein Licht taucht. Doch gerade weil das, was hoch steht, die Aufgabe hat, zu leuchten und an Gott zu erinnern, muß es seiner Aufgabe gewachsen sein.

Ihr habt die Aufgabe, an den wahren Gott zu erinnern. Handelt also so, daß in euch nicht das siebenfache Heidentum sei, sonst würdet ihr sein wie die Stätten der Götzendiener mit ihren Hainen, die diesem oder jenem Gott geweiht sind, und mit eurem Heidentum würdet ihr jene verführen, die in euch Tempel Gottes sehen. Ihr müßt das Licht Gottes in euch tragen. Ein schmutziger Docht, oder ein Docht ohne Öl, qualmt und gibt kein Licht, er stinkt und leuchtet nicht. Eine Flamme hinter einem schmutzigen Kristall verbreitet nicht die frohe Helligkeit, nicht das leuchtende Spiel des Lichtes, das aus einem klaren Glas erstrahlen kann. Sie flimmert nur schwach durch den schwarzen Rauchsleier, der den funkelnden Schutz trübt.

Das Licht Gottes erstrahlt dort, wo man willig und eifrig darum bemüht ist, es von den Schlacken zu reinigen, die sich aus dem Wirken des Menschen ergeben: aus seinen Kontakten, Reaktionen und Enttäuschungen. Das Licht Gottes erstrahlt dort, wo der Docht in reichlich Öl des Gebetslebens und der Nächstenliebe getaucht ist. Das Licht Gottes leuchtet mit so unendlich vielen Strahlen, wie es Vollkommenheiten Gottes gibt, von denen jede einzelne im heiligmäßigen Menschen eine heldenhaft ausgeübte Tugend erweckt, wenn der Diener Gottes den Kristall seiner Seele rein bewahrt und dem qualmenden Rauch der bösen Leidenschaften zu widerstehen vermag. Unanfechtbar soll der Kristall eurer Seele sein! Unanfechtbar! (Die donnernde Stimme Jesu wiederhallt dröhnend in diesem natürlichen Amphitheater.) Nur Gott allein hat das Recht und die Macht, diesen Kristall zu ritzen und mit dem Diamanten seines Willens seinen heiligsten Namen darin einzugraben. Dann wird dieser Name zur Zierde und läßt ein Feuer übernatürlicher Schönheiten von unendlicher Vielfalt auf diesem reinsten Quarz erstrahlen.

Aber, wenn der törichte Diener des Herrn die Selbstkontrolle und den Überblick über seine Aufgabe, *die einzig und allein übernatürlicher Art ist*, verliert und falsche Figuren einritzen läßt, Kratzer, die keine Gravierungen, sondern geheimnisvolle, dämonische Namenszüge von den feurigen Krallen Satans sind, dann scheint die wundersame Lampe nicht mehr schön und ungetrübt. Der Kristall zerspringt, und die Flamme erlischt unter den Scherben. Oder, wenn die Lampe nicht zerspringt, entsteht ein Gewirr unverständlicher Zeichen eindeutigen Ursprungs, in denen sich der Ruß festsetzt und sie vollends unkenntlich macht.

Wehe, dreimal wehe den Lehrmeistern, welche die Weisheit Gottes verleugnen, um sich mit einer Wissenschaft zu sättigen, die der Weisheit häufig widerspricht, aber immer dem Stolz schmeichelt und oftmals teuflischer Art ist, denn sie läßt sie an ihrer Menschlichkeit festhalten, während doch jeder Mensch dazu bestimmt ist, sich zu heiligen und ein Kind Gottes zu werden. Der Lehrer, der Priester

sollte in noch vermehrtem Maße einzig und allein Kind Gottes sein, selbst wenn er vorher alle Züge der Diesseitigkeit an sich trug. Der Priester muß ein Geschöpf sein, ganz Seele und Vollkommenheit, um durch seine Ausstrahlung Jünger für Gott zu gewinnen. Fluch den Lehrern einer übernatürlichen Lehre, die zu Götzen menschlicher Gelehrtheit werden!

Wehe, siebenmal wehe den Toten im Geiste unter meinen Priestern, die in ihrer Lauheit, in ihrer weichlichen, jeder Tatkraft entbehrenden Trägheit des Fleisches, in ihrer Schläfrigkeit trügerischen Traumbildern nachhängen, aber ihre Gedanken nicht auf den dreieinigen Gott richten; die voller Berechnung sind, sich aber nicht bemühen, dem höheren Ziel, nämlich den Reichtum der Herzen und den Schatz Gottes zu vermehren, gerecht zu werden. Erdgebunden, engherzig und abgestumpft leben sie dahin und ziehen auch jene in ihr totes Gewässer, die ihnen nachfolgen in der Meinung, daß sie das Leben besäßen. Der Fluch Gottes komme über die Verführer meiner kleinen, geliebten Herde! Nicht jene, die durch eure Trägheit verlorengelassen, ihr pflichtvergessenen Diener des Herrn, werde ich bestrafen, sondern von euch werde ich Rechenschaft fordern über jede Stunde, jeden Augenblick, jede eurer Nachlässigkeiten und ihre Folgen.

Erinnert euch dieser Worte und geht nun! Ich werde nun auf den Gipfel steigen, und ihr, geht schlafen. Morgen wird der Hirte der Herde die Weiden der Wahrheit eröffnen.«

209 Die Bergpredigt: Die Seligpreisungen (Erster Teil)

Jesus spricht mit den Aposteln und weist jedem seinen Platz zu, damit sie die Leute, die seit den ersten Morgenstunden heraufkommen, anleiten und betreuen. Viele Kranke sind auf Armen oder Bahren herbeigetragen worden oder haben sich auf Krücken hergeschleppt. Unter den Vielen befinden sich auch Stephanus und Hermas.

Die Luft ist klar und etwas frisch, doch die Sonne mildert die mor-

gendliche Brise in den Bergen, ohne ihr die gesunde Reinheit zu nehmen. Die Menschen setzen sich auf Steine und Felsbrocken, die in der Senke zwischen den beiden Gipfeln liegen; andere warten ab, daß die Sonne das taunasse Gras trocknet, um sich dann auf dem Boden niederzulassen. Es ist schon eine große Menschenmenge da; sie stammen aus allen Gegenden Palästinas und aus allen Volksschichten. Die Apostel verlieren sich in dieser Menge, aber, wie Bienen, die zwischen den Wiesen und den Bienenstöcken hin- und herfliegen, kehren sie immer wieder zum Meister zurück, um ihm zu berichten und ihm Fragen zu stellen, aber auch, um von den Leuten als ihm Nahestehende beachtet zu werden.

Jesus geht durch den Talgrund und steigt etwas höher die Wiese empor, lehnt sich an die Felswand und beginnt zu sprechen.

»Viele haben mich während des Jahres, da ich gepredigt habe, gefragt: „Du, der du dich Sohn Gottes nennst, sage uns also, was der Himmel, was das Reich, was Gott ist, denn wir haben unklare Vorstellungen. Wir wissen, daß es einen Himmel mit Gott und den Engeln gibt; doch keiner ist je zu uns gekommen, um uns zu sagen, wie der Himmel ist, da er selbst den Gerechten verschlossen ist.“ Sie haben mich also gefragt, was das Reich und was Gott ist. Ich habe mich bemüht, es euch zu erklären: bemüht, nicht weil es schwierig für mich wäre, euch dies zu erklären, sondern weil es durch eine Reihe von Umständen schwierig ist, euch die anstößige Wahrheit über das wahre Reich erkennen zu lassen; denn dem steht ein jahrhundertaltes Gefüge menschlicher Vorstellungen über das Wesen Gottes – ungeachtet der Erhabenheit seiner göttlichen Natur – entgegen.¹³

Andere wiederum haben gefragt: „Gut, dies ist das Reich, und das ist Gott. Aber wie gelangt man zu Gott und zum Reich?“ Auch hier habe ich unermüdlich versucht, den wahren Kern des Gesetzes vom Sinai zu erklären. Wer sich diese Wahrheit zu eigen macht, macht sich den Himmel zu eigen. Aber um euch das Gesetz des Sinai zu

¹³Der heilige Augustinus sagt: Gott kann man nicht erklären, er kann nicht mit dem Geist erfaßt werden: Er ist!

erklären, ist es nötig, euch auch die Donnerstimme des Gesetzgebers und seines Propheten vernehmen zu lassen, die den Befolgern des Gesetzes Segen verheißen, den Ungehorsamen aber harte Strafen und den Fluch Gottes androhen. Die Erscheinung des Herrn am Sinai war schreckenerregend, und diese Schrecklichkeit spiegelt sich im ganzen Gesetz wider und gilt für alle Zeiten und alle Menschen.

Doch Gott ist nicht nur Gesetzgeber, Gott ist Vater! Er ist ein unendlich gütiger Vater.

Vielleicht, nein, sicher können sich eure geschwächten Seelen nicht mehr zu Gott erheben; denn sie sind geschwächt durch die Erbsünde, die Leidenschaften, die Sünden, die vielen Arten eurer Selbstsucht und auch durch den Egoismus anderer. Durch all das habt ihr eure Mitmenschen verärgert und verschließt euch ihnen gegenüber. Ihr seid daher nicht fähig, die unendlichen Vollkommenheiten Gottes zu betrachten, und am wenigsten die Güte Gottes, weil sie die Tugend ist, die die Sterblichen, zusammen mit der Liebe, am wenigsten besitzen. Die Güte! Wie süß ist es, gut zu sein, ohne Haß, ohne Neid, ohne Hochmut! Augen zu haben, die nur liebevoll schauen, Hände zu haben, die in einer Gebärde der Liebe gereicht werden, Lippen, die nur Worte der Liebe sprechen, und ein Herz, vor allem ein Herz, in dem einzig und allein die Liebe wohnt und das Augen, Hände und Lippen zu Taten der Liebe drängt!

Die Gelehrten unter euch wissen, welche reiche Gaben Gott Adam und seinen Nachkommen hat zuteil werden lassen. Auch die ungebildetsten unter den Kindern Israels wissen, daß in uns der Geist (die Seele), ist. Nur die armen Heiden kennen ihn nicht, diesen königlichen Gast, diesen Hauch des Lebens, dieses himmlische Licht, das unseren Leib heiligt und belebt. Aber die Gelehrten wissen, welche Gaben dem Menschen, dem Geist des Menschen, verliehen wurden.

Gott hat diesen Geist nicht weniger freigebig bedacht als das Fleisch und Blut des von ihm mit etwas Staub und seinem Hauch erschaffenen Geschöpfes. Wie er Adam die natürlichen Gaben der Schönheit, der Unversehrtheit, der Intelligenz, des Willens und der

Fähigkeit zu lieben und Liebe zu schenken gab, so verlieh er auch die moralischen Gaben: die Unterordnung des Fleisches unter die Vernunft, damit sein Geschenk der Freiheit, Selbstbeherrschung und des eigenen Willens nicht durch die Knechtschaft der Triebe und Leidenschaften beeinträchtigt werde. Frei war sein Lieben, frei sein Wollen und frei seine Freude in Gerechtigkeit; ohne das Gift, das Satan verspritzt, von dem er überfließt und das euch zu Sklaven macht; das Gift, das euch vom reinen Flußbett über schlammige Felder in faulende Tümpel führt, wo die Fieber fleischlicher und geistiger Triebhaftigkeiten gären. Ihr wißt, daß auch die Begehrlichkeit im Denken zur Sinnlichkeit gehört. Die ersten Menschen hatten übernatürliche Gaben die heiligmachende Gnade, die Bestimmung zu Höherem, die Anschauung Gottes.

Die heiligmachende Gnade: das Leben der Seele, dieses hochgeistige Etwas, das in unsere religiöse Seele gelegt wurde; die Gnade, die uns zu Kindern Gottes macht, weil sie uns vor dem Tod durch die Sünde bewahrt; denn wer tot ist, lebt nicht im Haus des Vaters, im Paradies, in meinem Reich: dem Himmel. Was ist diese heilige Gnade, die das Leben und den Himmel verleiht? Oh, macht nicht viele Worte. Die Gnade ist Liebe. Die Gnade ist daher Gott. Sie ist Gott! Gott, der sich selbst in seinem vollendet erschaffenen Geschöpf bewundert, liebt, betrachtet, sich selbst verschenkt, um diesen seinen Besitz zu vermehren, um sich an dieser Vermehrung zu beseligen und um sich in allen zu lieben, die sein eigenes Ich sind.¹⁴

¹⁴Der heilige Thomas von Aquin sagt mit Recht: »Gott hätte keine größeren göttlichen Werke vollbringen können, als jene drei: Die Menschwerdung des Sohnes, die Mutterschaft der heiligsten Jungfrau und die Vergöttlichung der menschlichen Seele.« Auch der heilige Augustinus sagt: »Die Seelen sind durch den Vater am Geheimnis der ewigen Zeugung in göttlicher Weise beteiligt und durch den Vater und den Sohn an der Ausgießung des Heiligen Geistes.« Daher wird die durch die Gnade Gottes Gott ähnlich gewordene Seele in ihrer Teilhabe und ihrem Wirken mit den drei göttlichen Personen vergöttlicht, und das ist das erhabenste Werk der unendlichen Liebe, die uns Geschöpfe zu vergöttlichten Geschöpfen erhebt.

O Kinder, beraubt Gott nicht dieses seines Rechtes! Beraubt Gott nicht seines Besitzes! Enttäuscht Gott nicht in diesem seinem Wunsch! Denkt daran, daß er aus Liebe wirkt. Auch wenn ihr nicht wäret, bliebe er doch immer der Unendliche, und seine Macht wäre dadurch nicht geringer. Doch obschon Gott in seiner unendlichen Größe vollendet und unermesslich ist, will er seine Liebe nicht für sich und in sich vermehren, denn er könnte es ja gar nicht, da er schon der Unendliche ist, sondern er will es tun für sein Geschöpf, und er will diese Liebe in dem Maße vermehren, wie dieses Geschöpf selbst Liebe hat. Er gibt euch die Gnade, die Liebe, auf daß sie in euch zur Vollkommenheit der Heiligen wachse und ihr dann diesen Schatz, den ihr aus dem Schatz der Gnade Gottes geschöpft und durch alle heiligen Werke eures ganzen heldenhaften und heiligen Lebens vermehrt habt, in den unendlichen Ozean des Himmels, die Wohnung Gottes, zurückfließen laßt.

Göttliche, göttliche, göttliche Zisternen der Liebe! Ihr lebt und seid nicht bestimmt zu sterben, weil ihr unsterblich seid wie Gott, indem ihr in Gott seid. Ihr werdet leben, und euer Leben wird nicht enden, weil ihr unsterblich seid wie die heiligen Geister, die euch im Überfluß ernährt haben und reich an eigenen Verdiensten zu euch zurückkommen. Ihr lebt und nährt euch, ihr lebt und bereichert euch, ihr lebt und bildet diese heiligste Gemeinschaft der Geister, die alle umfaßt, von Gott, dem vollkommensten Geist, bis zum neugeborenen Kinde, das zum erstenmal an der mütterlichen Brust saugt.

Kritisiert mich nicht in euren Herzen, ihr Gelehrten! Sagt nicht: „Dieser da ist ein Narr, ein Lügner; denn nur ein Narr kann behaupten, daß die Gnade in uns wäre, da wir sie doch durch die Erbsünde verloren haben. Er lügt, wenn er uns schon eins mit Gott nennt.“ Ja, die Schuld besteht! Ja, die Trennung ist da! Doch vor der Macht des Erlösers wird die Schuld, die grausame Trennung des Vaters von den Kindern, wie eine Wand zusammenstürzen, erschüttert vom neuen Simson. Schon habe ich sie erfaßt und rüttle an ihr. Sie wankt, und Satan zittert vor Zorn und Ohnmacht, da er gegen meine Macht

nichts vermag und ahnt, daß ihm eine große Beute entgeht und daß es für ihn schwierig wird, den Menschen zur Sünde zu verleiten. Denn, wenn ich euch durch mich zum Vater gebracht habe und ihr durch mein Blut und mein Leiden rein und stark geworden seid, dann wird auch die Gnade in euch wieder lebendig, rege und mächtig werden, und ihr werdet siegen, wenn ihr es wollt.

Gott zwingt euch nicht zu entsprechenden Gedanken und auch nicht zu eurer Heiligung. Ihr seid frei. Aber er gibt euch die Kraft zurück. Er gibt euch wiederum die Freiheit von der Herrschaft Satans. Euch ist es überlassen, das höllische Joch wieder aufzuladen oder eurer Seele Engelsflügel zu verleihen. Alles ist euch überlassen, mich als euren Bruder, der euch führt und mit unvergänglicher Speise nährt, anzunehmen.

„Wie gewinnt man Gott und sein Reich auf einem leichteren Weg als dem mühsamen Pfad des Sinai?“ fragt ihr. Es gibt keinen anderen Weg. Nur dieser ist es. Doch laßt ihn uns betrachten, nicht in der Farbe der Drohung, sondern in jener der Liebe. Sagen wir nicht: „Wehe, wenn ich das nicht tue!“ während man aus Angst, der Sünde nicht widerstehen zu können, furchtsam erzittert. Sagen wir: „Selig, wenn ich dies tue“; und schwingen wir uns mit übernatürlicher Freude jubelnd empor, um diese Seligkeiten zu erreichen, die der Befolgung der Gesetzes entspringen, und wie Rosenblüten aus einem Dornenstrauch hervorwachsen.

„Selig, wenn ich arm im Geiste bin, denn mein ist das Himmelreich!

Selig, wenn ich sanftmütig bin, denn ich werde das Land erben!

Selig, wenn ich mich nicht gegen den Schmerz auflehne, denn ich werde getröstet werden!

Selig, wenn ich mehr hungere und dürste nach Gerechtigkeit als nach Brot und Wein, um mein Fleisch zu sättigen, denn die Gerechtigkeit wird mich sättigen!

Selig, wenn ich Barmherzigkeit übe, denn ich werde göttliche Barmherzigkeit erfahren!

Selig, wenn ich reinen Herzens bin, denn Gott wird sich über mein reines Herz neigen, und ich werde Gott schauen!

Selig, wenn ich den Geist des Friedens in mir habe, denn ich werde Kind Gottes genannt werden; denn im Frieden ist Liebe, und Gott ist Liebe, und er liebt jene, die ihm ähnlich sind.

Selig, wenn ich um der Gerechtigkeit willen verfolgt werde, denn Gott, mein Vater, wird mir als Belohnung für die irdischen Verfolgungen das Himmelreich geben.

Selig, wenn ich geschmäht und verleumdet werde, weil ich dein Kind bin, o Gott! Nicht Trostlosigkeit, sondern Freude wird mir daraus erwachsen, denn so werde ich deinen besten Dienern, den Propheten, gleich, die aus demselben Grund verfolgt wurden. Ich glaube beharrlich, daß ich mit ihnen einst an der erhabenen, ewigen Belohnung teilhaben werde: am Himmel, der mein sein wird.“

Betrachten wir den Weg des Heiles mit der Freude der Heiligen.
„Selig, wenn ich arm im Geiste bin.“

O Reichtümer, die ihr den brennenden Durst Satans, Wahn und Rausch im Menschen hervorruft, im Reichen wie im Armen! Im Reichen, der für sein Gold, dem Abgott seiner verderbten Seele, lebt. Im Armen, der vom Neid auf den Reichen lebt, weil dieser im Reichtum des Goldes schwelgt, und wenn er auch keinen wirklichen Mord begeht, so schleudert er dennoch seine Flüche gegen die Reichen und wünscht ihnen allerhand Schlechtes. Es genügt nicht, das Böse nicht zu tun, man darf auch nicht wünschen, jemandem etwas Böses anzutun. Wer seinen Mitmenschen verflucht und ihm Tod und Unglück wünscht, ist dem wirklichen Mörder nicht unähnlich, denn in ihm lodert der Wunsch, den Gehäßten zugrunde gehen zu sehen. Wahrlich, ich sage euch, daß *der Wunsch nichts anderes ist als eine zurückgehaltene Tat, eine schon gebildete, aber noch nicht geborene Leibesfrucht*. Die Verwünschung vergiftet und verdirbt, denn sie dauert länger als die gewaltsame Tat und ihre Wirkung ist eine tiefgreifendere.

Der Arme im Geiste, obwohl reich an materiellen Gütern, sündigt nicht seines Goldes wegen, sondern er bedient sich des Goldes zu

seiner Heiligung und wandelt es in Liebe. Geliebt und gepriesen, gleicht er den rettenden Quellen in der Wüste, die sich ohne Geiz, glücklich, sich zu verschenken, für alle ergießen, um ihnen in ihrer Verzweiflung Linderung zu verschaffen. Ist der Arme im Geiste arm an materiellen Gütern, ist er doch glücklich in seiner Armut, und das Brot, das er in der Heiligkeit seiner vom Fieber nach Gold unbelasteten Seele ißt, mundet köstlich. Sein Schlaf, frei von Alpträumen, läßt ihn ausgeruht und heiter an sein Tagwerk gehen, das ihm stets leicht erscheint, da er es ohne Habsucht und Neid verrichtet.

Dinge, welche den Menschen reich machen, sind sowohl materielle: das Gold, als auch moralische: die Zuneigungen. Mit Gold sind nicht nur die Münzen gemeint, sondern auch die Häuser, die Felder, die Schmuckstücke, die Möbel, die Herden und alles, was das Leben materiell bereichert. Zuneigungen sind die Bande des Blutes oder der Ehe, die Freundschaften, die intellektuellen Bereicherungen, die öffentlichen Ämter. Wenn nun der Arme, wie ihr seht, hinsichtlich der ersten Art sagen kann: „Oh! meinerwegen, wenn ich nur nicht die Reichen beneide, weil ich arm bin, dann ist für mich alles in Ordnung“, so muß sich doch auch der Arme hinsichtlich der zweiten Art in acht nehmen, da selbst der elendste unter den Menschen in sündhafter Weise reich im Geist werden kann, denn wer einer Sache übermäßig ergeben ist, sündigt.

Ihr werdet sagen: „Wir sollen also das Gute, das Gott uns gewährt, hassen. Warum gebietet er dann, Vater und Mutter, Gattin und Kinder zu lieben, und sagt: ‚Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst?‘“ Ihr müßt unterscheiden. Wir müssen den Vater, die Mutter, die Ehefrau und den Nächsten lieben, aber in dem Maße, wie es uns von Gott befohlen wurde: wie uns selbst. Gott hingegen müssen wir über alles lieben und mit unserem ganzen Sein. Gott soll nicht in der Weise geliebt werden, wie wir die unter unseren Mitmenschen lieben, die uns am nächsten stehen: die eine, weil sie uns gestillt hat, die andere, weil sie an unserer Brust schläft und uns ein Kind gebiert; nein, Gott soll mit unserem ganzen Sein geliebt werden, was

heißen will, mit der ganzen Liebesfähigkeit des Menschen: mit der Liebe des Kindes, des Gatten, des Freundes, und – oh! empört euch nicht! – des Vaters. Ja, der Sache Gottes müssen wir die Sorge eines Vaters für seine Kinder angedeihen lassen. Mit Liebe sichert und mehrt er ihren Besitz, sorgt sich um ihr körperliches Gedeihen, läßt sie ausbilden und bemüht sich um ihr Zurechtkommen im Leben.

Die Liebe ist nichts Schlechtes und soll es nicht werden. Die Gnaden, die Gott gewährt, sind nichts Schlechtes und dürfen es nicht werden. Sie sind Liebe. Aus Liebe werden sie uns geschenkt. Darum soll man sich dieser Reichtümer, die uns Gott aus Liebe und Güte gewährt, in Liebe bedienen, und nur, wer sie nicht zu Abgöttern macht, sondern zum Mittel, um Gott in Heiligkeit zu dienen, beweist, daß er keine sündhafte Anhänglichkeit an sie hat. Er übt die heilige Armut im Geist und entäußert sich von allem, um frei zu sein und Gott, den höchsten Reichtum, und mit ihm das Himmelreich zu erwerben.

„Selig, wenn ich sanftmütig bin.“

Diese Aussage steht anscheinend im Widerspruch zu den Beispielen des täglichen Lebens, denn nicht die Sanftmütigen scheinen in den Familien, in den Städten und in den Nationen zu triumphieren. Aber ist es ein wahrer Triumph? Nein! Es ist nur die Angst, welche die vom Despoten Unterdrückten scheinbar gefügig macht; in Wirklichkeit ist sie der Deckmantel für eine überbordende Auflehnung gegen den Tyrannen. Die Jähzornigen und Herrschsüchtigen besitzen die Herzen der Familienangehörigen, der Mitbürger und der Untertanen nicht. Sie vermögen nicht, Verstand und Geist ihren Lehren zu unterwerfen, diese Meister des: „Ich habe es gesagt.“ Sie schaffen nur Autodidakten, Suchende nach einem geeigneten Schlüssel, um die verschlossenen Tore einer Weisheit oder einer Wissenschaft aufzuschließen, deren Existenz sie ahnen, die aber im Widerspruch zu der ihnen aufgezwungenen steht.

Jene Priester, die nicht mit geduldiger, demütiger und liebevoller Sanftmut Seelen zu gewinnen suchen, sondern bewaffneten Krieger gleich, überfallartig, anmaßend und keinen Widerspruch dul-

dend auf ihr Ziel losgehen, führen die Seelen nicht zu Gott ... Oh, arme Seelen! Wären sie heilig, hätten sie euch, ihr Priester, nicht nötig, um zum Lichte zu gelangen! Sie hätten das Licht bereits in sich. Wären sie gerecht, hätten sie euch, Richter, nicht nötig, um am Zügel der Gerechtigkeit gehalten zu werden, sie hätten die Gerechtigkeit schon in sich. Wären sie gesund, hätten sie eure Fürsorge nicht nötig. Seid daher sanftmütig! Treibt die Seelen nicht in die Flucht! Zieht sie mit Liebe an, denn die Sanftmut ist Liebe, so wie es die Armut im Geiste ist.

Wenn ihr sanftmütig seid, werdet ihr das Land erben und diesen Boden für Gott gewinnen, noch bevor Satan von ihm Besitz ergreift, denn eure Sanftmut, die außer Liebe auch Demut ist, wird den Haß und den Stolz besiegen und den schändlichen König des Stolzes und des Hasses aus den Herzen verbannen. So wird die Welt euch, also Gott, gehören; denn ihr seid dann gerecht, wenn ihr Gott als den absoluten Herrn der Schöpfung anerkennt, dem Ehre und Lobpreis gebührt und dem sein Eigentum zurückgegeben wird.

„Selig, wenn ich mich im Leid nicht auflehne.“

Der Schmerz ist auf Erden, und der Schmerz läßt den Menschen Tränen vergießen. Den Schmerz gab es nicht, doch der Mensch brachte ihn in die Welt und bemüht sich wegen der Entartung seines Geistes mit allen Mitteln ständig darum, ihn zu vermehren. Außer Krankheiten und dem Unheil, das Blitzschlag, Unwetter, Lawinen, Erdbeben nach sich ziehen, sucht der Mensch, um zu leiden und besonders, um andere leiden zu lassen, immer schrecklichere tödliche Waffen und immer grausamere moralische Härten, und mit raffinierten Mitteln versucht er, anderen den Schmerz zu bereiten, von dem er selbst jedoch frei sein möchte. Wieviel Tränen verursacht der Mensch dem Mitmenschen durch die Anstiftung seines geheimen Königs, Satan! Trotzdem sage ich euch in Wahrheit, daß alle deshalb vergossenen Tränen für die Menschen nicht eine Erniedrigung, sondern eine Vervollkommnung bedeuten.

Der Mensch ist ein gedankenloses Kind, ein unbeschwertes, sorg-

loses, ein geistig zurückgebliebenes Wesen, bis ihn das Leid reif, besinnlich und verständig werden läßt. Nur jene, die ein Leid zu tragen hatten, sind imstande zu lieben, zu verstehen und den wie sie leidenden Brüdern Liebe zu schenken, sie in ihren Schmerzen zu begreifen und ihnen gütig beizustehen, da sie aus eigener Erfahrung wissen, wie weh es tut, im Leid allein zu sein. Auch vermögen sie Gott zu lieben, weil sie erkannt haben, daß außer Gott alles Leid ist; weil sie begriffen haben, daß der Schmerz, wenn wir ihn am Herzen Gottes ausweinen, nachläßt; weil sie begriffen haben, daß das ergebene getragene Leid, das den Glauben nicht ins Wanken, das Gebet nicht zum Versiegen bringt und frei von Auflehnung ist, dessen Wesen ändert und den Schmerz zur Tröstung werden läßt. Ja, die weinen und Gott lieben, werden getröstet werden!

„Selig, wenn ich hungere und dürste nach der Gerechtigkeit.“

Von der Geburt bis zum Tode verlangt der Mensch gierig nach Nahrung. Er öffnet nach der Geburt den Mund, um die Brust der Mutter zu ergreifen. Er öffnet im Sterben die Lippen, um in der Beklemmung des Todeskampfes Labung zu suchen. Er arbeitet, um sich zu ernähren. Er macht aus der Erde ein riesiges Euter, an dem er unersättlich saugt und saugt von dem, was vergänglich ist. Aber was ist der Mensch? Ein Tier? Nein, er ist ein Kind Gottes, das sich für wenige oder viele Jahre im Exil befindet. Aber sein Leben endet nicht mit dem Wechsel seines Aufenthaltes.

Es gibt ein Leben im Leben, so wie in einer Nußschale der Kern enthalten ist. Nicht die Schale ist die Nuß, sondern der innere Kern. Wenn ihr eine Nußschale pflanzt, dann wächst nichts, wenn ihr aber die Schale mit dem Kern pflanzt, dann wächst ein großer Baum. So ist es auch beim Menschen. Nicht der Körper ist unsterblich, sondern die Seele, und sie muß genährt werden, um ihre Unsterblichkeit zu sichern, zu der sie dann aus Liebe den Körper bei der seligen Auferstehung führen wird. Die Nahrung der Seele sind Weisheit und Gerechtigkeit. Wie Speise und Trank werden sie aufgenommen und stärken, und je mehr man davon kostet, um so mehr wächst das

heilige Verlangen nach dem Besitz der Weisheit und dem Erkennen der Gerechtigkeit. Aber es wird auch ein Tag kommen, da dieser unersättliche heilige Hunger der Seele gestillt sein wird. Er wird kommen. Gott wird sich seinem Geschöpfe hingeben und es direkt an seine Brust legen, und der für das Paradies Geborene wird sich sättigen an der bewunderungswürdigen Mutter, die Gott selber ist. Nie mehr wird er Hunger leiden, sondern glücklich an der göttlichen Brust ruhen. Keine menschliche Wissenschaft kommt dieser göttlichen gleich. Die Wißbegier des Geistes kann durch die menschliche Wissenschaft gestillt werden, das Bedürfnis der Seele aber nicht. In der Verschiedenheit des Geschmacks empfindet die Seele eher Ekel, und sie wendet den Mund ab von dieser bitteren Nahrung und zieht es vor, Hunger zu leiden, anstatt sich mit einer Speise zu sättigen, die nicht von Gott kommt.

Habt keine Angst, ihr, die ihr nach Gott dürstet und hungert! Bleibt treu, und ihr werdet von dem gesättigt werden, der euch liebt.

„Selig, wenn ich Barmherzigkeit übe.“

Wer unter den Menschen kann sagen: „Ich brauche keine Barmherzigkeit?“ Niemand! Wenn auch im Alten Gesetz geschrieben steht: „Auge um Auge und Zahn um Zahn“, warum sollte es dann im Neuen Gesetz nicht heißen: „Wer Barmherzigkeit übt, dem wird Barmherzigkeit zuteil werden“? Alle bedürfen der Verzeihung.

Nun, nicht die Worte und die äußere Form eines Ritus, nicht die Symbole, die dem Menschen in der Trübheit seines Geistes zugebilligt wurden, bewirken die Vergebung, sondern der innere Akt der Liebe, oder, wiederum der Barmherzigkeit. Wenn das Opfer einer Ziege oder eines Lammes und die Gabe einiger Münzen auferlegt wurden, dann geschah dies, weil jedes Übel letztlich zwei Wurzeln hat: die Habsucht und den Stolz. Die Habsucht wird mit der Ausgabe für die Beschaffung des Opfers bestraft, der Stolz mit dem offenkundigen rituellen Bekenntnis, indem man gesteht: „Ich bringe diese Opfer dar, weil ich gesündigt habe.“ Es geschah auch, um damit die Zeit und das Zeichen der Zeit vorwegzunehmen, denn das

dabei vergossene Blut symbolisiert das göttliche Blut, das vergossen werden wird, um die Sünden der Menschheit zu tilgen.

Daher selig, wer Barmherzigkeit übt an Hungernden, Nackten und Obdachlosen, aber auch an den noch Elenderen, die durch ihren schlechten Charakter ihrer Umgebung und ihren Mitmenschen Leid zufügen. Habt Erbarmen, verzeiht, seid nachsichtig, hilfsbereit, belehrt und stärkt sie. Schließt euch nicht in einen Kristallturm ein und sagt: „Ich bin rein und mische mich nicht unter die Sünder.“ Sagt nicht: „Ich bin reich und glücklich und will nichts vom Elend hören.“ Gebt acht, denn noch schneller als der Rauch, den der Wind verweht, kann euer Reichtum, eure Gesundheit und euer häusliches Glück entwinden. Denkt daran, daß der Kristall wie ein Vergrößerungsglas wirkt, denn hättet ihr euch unter die Menschen begeben, wäret ihr unbemerkt geblieben; in einem Kristallturm eingeschlossen aber, allein, abgeschieden und allen Blicken ausgesetzt, bleibt ihr nicht mehr verborgen.

Übt Barmherzigkeit, um damit ein geheimes, ununterbrochenes, heiliges Opfer der Sühne zu vollbringen und selbst Barmherzigkeit zu erlangen.

„Selig bin ich, wenn ich reinen Herzens bin.“

Gott ist die Reinheit! Das Paradies ist das Reich der Reinheit. Nichts Unreines kann in den Himmel eingehen, wo Gott ist. Wenn ihr also unrein seid, werdet ihr nicht in den Himmel, in das Reich Gottes, eingehen. Aber, o Freude! Vorfreude, die der Vater seinen Kindern schenkt! Wer rein ist, hat schon auf Erden eine Vorahnung des Himmels, denn Gott neigt sich über den Reinen, und der Mensch schaut schon auf dieser Erde seinen Gott¹⁵; Der Reine kennt

¹⁵Der Geist Gottes erleuchtet und offenbart sich um so mehr, je mehr er Wohnung findet in einer reinen Seele, die sich aller Nichtigkeiten, die den ungeistigen und areligiösen Menschen erfüllen, entledigt hat. Befreit sich der Mensch von irdischen und hinfälligen Dingen, so erfüllt Gott seine Leere mit sich selbst und der reingewordene oder, noch besser, stets rein gebliebene Mensch schaut und begreift Gott im Geiste. So wie Gott ihn besitzt, besitzt er Gott auf geheimnisvolle Weise, soweit dies beim Menschen, der immer noch in der Verbannung lebt,

nicht die Freude der menschlichen Liebe, aber er kennt die Wonne der göttlichen Liebe bis zur Verzückerung und kann sagen: „Ich bin bei dir und du in mir, und daher besitze und kenne ich dich als liebenswürdigsten Bräutigam meiner Seele.“ Glaubt mir, wer Gott besitzt, erfährt unerklärliche, grundlegende Veränderungen, die ihn heilig, weise und stark werden lassen; auf seinen Lippen erblühen Worte und seine Handlungen sind von einer Macht getragen, die ihren Ursprung nicht in ihm selbst hat, sondern in Gott, der in ihm lebt.

Was ist das Leben des Menschen, der Gott schaut? Seligkeit. Möchtet ihr euch wegen niedriger Unreinheit einer solchen Gabe berauben?

„Selig, wenn ich den Geist des Friedens besitze.“

Der Friede ist eine der Eigenschaften Gottes. Gott ist im Frieden, denn der Friede ist Liebe, der Krieg aber Haß. Der Teufel ist Haß. Gott ist Friede. Ein jähzorniger Mensch, jederzeit zu wüten und zu toben bereit, kann sich nicht Kind Gottes nennen, und Gott kann ihn nicht sein Kind nennen.

Doch auch der kann sich nicht Kind Gottes nennen, der sich nicht bemüht, einen Streit, selbst wenn er ihn nicht ausgelöst hat, durch seine Ruhe und seinen inneren Frieden zu besänftigen. Ein friedfertiger Mensch verbreitet, auch ohne zu sprechen, Friede.¹⁶

Als Herr seiner selbst, und ich wage es zu sagen, als Gebieter über Gott, trägt er ihn in sich, gleich wie eine Lampe das Licht, wie ein Weihrauchfaß den Wohlgeruch des Weihrauchs und wie ein Schlauch die Flüssigkeit. Es wird Licht inmitten von rauchigen Ne-

möglich ist. Er besitzt Gott durch sein sehnliches Verlangen, und Gott, der seine Kinder besitzen will, entspricht diesem Verlangen. Das ist das kleine Paradies auf Erden, als Vorbote der ewigen und vollkommenen Seligkeit im Himmel.

¹⁶ Gott liebt die Friedfertigen, weil sie ganz Liebe sind, denn die Liebe flößt Gefühle des Friedens ein, und der Friede wiederum stellt die Liebe unter den Brüdern her. Es ist, als ob Gott selbst sich in ihren Dienst stellen würde, um sie in ihrer Friedenssendung zu unterstützen, die eine seiner wunderbarsten Eigenschaften unter den Menschen vervielfältigt.

beln des Grolls, die Luft wird rein vom Gifthauch der Mißgunst, und die tobenden Wogen der Streitigkeiten beruhigen sich unter dem Einfluß des milden Öls des Geistes des Friedens, den die Kinder Gottes ausströmen.

Handelt so, daß Gott und die Menschen euch friedfertig nennen können.

„Selig, wenn ich um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leide.“

Der Mensch ist so sehr von Satan beherrscht, daß er das Gute haßt, wo immer er es antrifft. Er haßt den Guten, als ob jeder gute Mensch ihn anklagen und ihm Vorwürfe machen wollte, auch wenn dieser schweigt. Tatsächlich läßt die Güte eines Menschen die Bosheit des Bösen noch deutlicher zutage treten. Der Glaube des wahrhaft Gläubigen läßt die Scheinheiligkeit des falschen Gläubigen noch offenkundiger hervortreten. Und so kann es nicht anders sein, als daß der Ungerechte den haßt, der durch seinen Lebenswandel ein stetes Zeugnis für die Gerechtigkeit ablegt. Daher gerät man in Wut über die Menschen, die die Gerechtigkeit lieben.

Auch hier ist es wie bei den Kriegen. Der Mensch macht in der satanischen Kunst der Verfolgung mehr Fortschritte als in der heiligen Kunst der Liebe. Aber er kann nur verfolgen, was ein kurzes Leben hat. Das Ewige im Menschen entgeht seinen Nachstellungen und erwirbt durch die Verfolgung noch mehr Lebenskraft. Das Leben entschwindet durch die Wunden der geöffneten Adern oder durch sonstige Leiden, die den Verfolgten erliegen lassen. Doch das Blut wird zum Purpur des künftigen Königs, und die Leiden wandeln sich in ebensoviele Stufen, die ihn hinauf zum Throne führen, den der Vater seinen Märtyrern, denen die königlichen Sitze des Himmelreiches vorbehalten sind, bereitet hat.

„Selig, wenn ich geschmäht und verleugnet werde.“

Seht zu, daß euer Name in den himmlischen Büchern eingetragen sei, in denen nicht die Namen entsprechend den menschlichen Lügen aufgezeichnet sind und jene gelobt werden, die eine Auszeichnung am wenigsten verdienen, sondern wo die Werke der Guten

in Gerechtigkeit und Liebe geschrieben stehen, um ihnen die den Gesegneten Gottes verheißene Belohnung zuteil werden zu lassen.

In der Vergangenheit waren es die Propheten, die verleumdet und geschmäht wurden. Aber wenn sich die Pforten des Himmels öffnen, werden sie wie mächtige Könige in die Stadt Gottes einziehen, und die Engel werden sich vor ihnen verneigen und freudig singen. Auch ihr, auch ihr, die ihr verleumdet und geschmäht werdet, weil ihr Gott angehört, werdet den himmlischen Triumph feiern. Und wenn die Zeit erfüllt und das Paradies vollendet ist, dann werdet ihr den Wert jeder Träne erkennen, denn ihretwegen habt ihr diese ewige Herrlichkeit erworben, die ich euch im Namen des Vaters verheiße.

Gehet hin! Morgen werde ich wieder zu euch sprechen. Nur die Kranken sollen noch hier bleiben, damit ich ihnen in ihren Leiden helfen kann. Der Friede sei mit euch, und die Betrachtung über das Heil durch die Liebe führe euch auf den Weg zum Himmel.«

210 Die Bergpredigt: Die Seligpreisungen (Zweiter Teil)

Ort und Stunde sind immer die gleichen. Die Menschenmenge hat noch zugenommen. In einer Ecke, an einer Wegbiegung, so als wolle er zuhören ohne den Widerwillen der Leute zu erregen, steht ein Römer. Ich erkenne ihn an seinem kurzen Gewand und dem andersartigen Mantel als Römer. Auch Stephanus und Hermas sind immer noch da. Jesus geht langsam zu seinem Platz und fährt mit seiner Predigt fort.

»Aus dem, was ich euch gestern gesagt habe, dürft ihr nicht schließen, ich sei gekommen, um das Gesetz aufzuheben. Nein. Doch als Menschensohn verstehe ich die Schwächen des Menschen und ich möchte euch nur ermutigen, es zu befolgen und euer geistiges Auge nicht auf den dunklen Abgrund, sondern auf den Abgrund des Lichtes zu lenken. Denn, wenn die Angst vor der Strafe die Menschen in drei von zehn Malen von der Sünde abhalten kann, so verleiht ihm die Gewißheit einer Belohnung in sieben von zehn Malen Auftrieb.

Die Zuversicht vermag also mehr als die Angst, und ich will, daß sie in euch vollkommen und fest verankert sei, damit ihr nicht in sieben von zehn Teilen, sondern in zehn von zehn Teilen gut handelt, um so die heiligste Belohnung des Himmels zu erwerben.

Ich ändere kein Jota des Gesetzes. Denn wer hat es unter den Blitzen des Sinai gegeben? Der Allerhöchste.

Wer ist der Allerhöchste? Der eine und dreieinige Gott.

Woher hat er das Gesetz genommen? Aus seinen Gedanken.

Wie hat er es gegeben? Durch sein Wort.

Warum hat er es gegeben? Aus Liebe.

Ihr seht also, daß die Dreifaltigkeit zugegen war. Das dem Gedanken und der Liebe stets gehorsame Wort sprach im Namen des Gedankens und der Liebe.

Könnte ich mir selbst widersprechen? Ich könnte es nicht. Aber ich kann, da ich alles vermag, das Gesetz vervollständigen, es göttlich vervollständigen. Nicht wie es die Menschen im Laufe der Jahrhunderte getan haben, die es nur immer schwieriger zu verstehen und einzuhalten werden ließen durch Gesetze und Vorschriften und Vorschriften und Gesetze, die sie zu ihrem eigenen Nutzen erdacht haben. Mit diesen Trümmern haben sie das heiligste Gesetz, das uns von Gott gegeben wurde, gesteinigt und erstickt, verschüttet und unfruchtbar gemacht. Kann eine Pflanze überleben, wenn Lawinen und Geröll sie für immer unter sich begraben und Überschwemmungen sie überfluten? Nein, die Pflanze stirbt. Das Gesetz ist in vielen Herzen tot, weil es durch zu viel Überflüssiges erstickt wurde. Dies wegzuräumen bin ich gekommen, und wenn das Gesetz einmal freigelegt und auferstanden sein wird, dann wird es nicht mehr Gesetz, sondern König sein.

Die Könige erlassen die Gesetze. Gesetze sind das Werk der Könige, aber sie sind nicht mehr wie Könige. Ich hingegen mache aus dem Gesetz einen König: Ich vervollständige es und setze ihm mit den evangelischen Räten die Krone auf, mit den Ratschlägen zur Übung der Tugenden. Zuerst gab es den Befehl, jetzt gibt es mehr

als den Befehl. Zuerst gab es das Notwendige, jetzt gibt es mehr als das Notwendige, jetzt gibt es das Vollkommene. Wer es annimmt, wie ich es euch schenke, ist sogleich ein König, weil er das ‚Vollkommene‘ erreicht hat, weil er nicht nur gehorsam, sondern heldenhaft, also heilig war. Denn die Heiligkeit ist die Summe aller Tugenden, die höchste von einem Geschöpf erreichbare Stufe, wenn es in heldenhafter Weise und in vollkommener Loslösung von allem, was menschliche Begierde und Überlegung ist, gelebt und gedient hat. Ich könnte sagen, den Heiligen hindern Liebe und Sehnsucht, sein Auge auf irgend etwas anderes zu lenken, als auf Gott. Nicht durch niedrige Dinge abgelenkt, sind die Augen seines Herzens inständig auf die Herrlichkeit der höchsten Heiligkeit Gottes gerichtet. Im Lichte Gottes sieht er die Brüder in Bedrängnis, die flehend ihre Hände ausstrecken. Ohne seinen Blick von Gott abzuwenden, begibt sich der Heilige helfend zu seinen bittenden Brüdern. Wider das Fleisch, wider die Reichtümer und die Bequemlichkeit verwirklicht er sein Ideal: zu dienen. Ist der Heilige deshalb ein Armer, ein Herabgesetzter? Nein. Er hat die wahre Weisheit und den wahren Reichtum erlangt, und darum besitzt er alles. Er verspürt auch keine Müdigkeit, denn da er ständig arbeitet, hat er stets genug, um sich zu ernähren, und da er das Leid der Welt erkennt, weidet er sich an der Seligkeit des Himmels. Er nährt sich von Gott und erfreut sich in Gott. *Er ist das Geschöpf, das den Sinn des Lebens erkannt hat.*

Wie ihr seht, verändere und verunstalte ich das Gesetz nicht. Ich verfälsche es auch nicht mit dem Beiwerk gärender menschlicher Theorie, sondern ich vervollständige es. Das Gesetz bleibt, was es sein muß, und als solches wird es bis zum letzten Tag fortbestehen, ohne daß ein Wort verändert oder eine Vorschrift aufgehoben würde; aber es wird mit Vollkommenheit gekrönt. Um das Heil zu erlangen genügt es, das Gesetz anzunehmen, wie es gegeben wurde. Um die unmittelbare Einheit mit Gott zu erreichen, muß es so gelebt werden, wie ich es euch sage. Da jedoch die Helden eine Ausnahme bil-

den, wende ich mich an die gewöhnlichen Menschen, an die Masse der Seelen, damit man nicht sagen kann, ich wäre um der Vollkommenheit willen am Notwendigsten vorbeigegangen. Von dem, was ich euch sage, behaltet vor allem folgendes: wer sich erlaubt, eines der geringsten dieser Gebote zu übertreten, wird im Himmelreich gering geschätzt werden, und wer andere dazu verleitet, sie zu übertreten, wird gering geachtet werden; und nicht nur er selbst, sondern auch *der, den er zur Übertretung verleitet hat*. Wer aber durch seine Lebensweise und seine Werke andere zum Gehorsam geführt hat, wird groß sein im Himmelreich, und *seine Größe wird zunehmen mit jedem, den er zum Gehorsam und zur Selbstheiligung angespornt hat*. Ich weiß, daß meine Worte für viele einen bitteren Geschmack haben; aber ich kann nicht lügen, auch wenn die Wahrheit, die ich euch verkünde, mir Feinde schaffen wird.

In Wahrheit sage ich euch, wenn eure Gerechtigkeit sich nicht erneuert, wenn sie sich nicht vollkommen lossagt von der erbärmlichen und fälschlich so bezeichneten „Gerechtigkeit“, die euch von Schriftgelehrten und Pharisäern gelehrt wurde; wenn ihr nicht viel mehr seid als Gerechte im Sinne der Pharisäer und Schriftgelehrten, die glauben es zu sein, wenn sie die Formeln mehren, ohne jedoch die Seelen grundlegend zu ändern, dann werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen.

Hütet euch vor falschen Propheten und vor in die Irre gegangenen Gelehrten. Sie kommen zu euch in Schafskleidern, sind aber reißende Wölfe; sie kommen im Kleide der Heiligkeit und sind Gottesverächter; sie behaupten, die Wahrheit zu lieben und weiden sich an Lügen. Prüft sie, bevor ihr ihnen folgt.

Der Mensch hat eine Zunge, und mit dieser spricht er. Er hat Augen, und mit diesen sieht er. Er hat Hände, und mit diesen macht er Zeichen. Aber er hat noch etwas anderes, das mehr als alles andere über sein wahres Wesen aussagt: es sind seine Werke. Was sind zwei Hände, die zum Gebet gefaltet sind, wenn der Mensch ein Dieb und Unkeuscher ist? Was sind zwei Augen, die Verzückerung vortäuschen,

sich in alle Richtungen verdrehen, aber nach Beendigung des Schauspiels imstande sind, den Blick begierlich auf die Frau zu richten oder auf den Feind, oder gar nach Unzucht oder Mord Ausschau zu halten? Und wie soll man eine Zunge nennen, die in lügnerischen Lobgesängen zu schmeicheln versteht und mit honigsüßen Redewendungen verführt, während sie euch dann hinter eurem Rücken verleumdet und es sogar fertigbringt, falsch zu schwören, nur damit man euch für verachtungswürdige Menschen hält? Was ist eine Zunge, die lange heuchlerische Gebete verrichtet und gleich danach den guten Ruf des Nächsten untergräbt oder dessen Gutgläubigkeit täuscht? Widerlich, widerlich sind lügnerische Augen und Hände. Aber die Werke des Menschen, die tatsächlichen Werke, also die Art sich in der Familie, im Umgang mit dem Nächsten und den Dienern zu benehmen, bezeugen: ‚Dieser ist ein Diener des Herrn‘, denn die heiligen Werke sind die Frucht einer wahren Religion.

Ein guter Baum gibt keine schlechten Früchte, und ein schlechter Baum gibt keine guten Früchte. Könnten diese stacheligen Schlehnen jemals saftige Weintrauben hervorbringen, und könnten die noch lästigeren Disteln weiche Feigen reifen lassen? Nein, sicher werdet ihr wenige und herbe Beeren von den ersten pflücken, und ungenießbare Früchte werden auch die Disteln tragen, deren Blüten schon aus Stacheln bestehen. Der nicht gerechte Mensch vermag sich nur durch den äußeren Anschein Achtung zu verschaffen. Auch diese flaumige Distelblüte scheint ein Knäuel feiner Silberfäden zu sein, die der Tau mit Diamanten geschmückt hat. Berührt man sie aber versehentlich, ist sie nicht wie ein weicher Knäuel, sondern als ein Bündel Stacheln anzufassen. Für den Menschen lästig und für die Schafe schädlich, wird sie von den Hirten ausgerissen und ins nächtliche Feuer geworfen, damit nicht einmal die Samen überleben: eine gute und vorsorgliche Maßnahme. Ich sage euch nicht: „Tötet die falschen Propheten und die scheinheiligen Gläubigen.“ Ich sage vielmehr: „Überlaßt Gott das Gericht“, und: „Habt acht; meidet sie, damit sie euch nicht mit ihren Säften vergiften.“

Gestern habe ich euch gesagt, wie Gott geliebt werden muß. Nun sage ich euch, wie der Nächste geliebt werden muß.

Es gab eine Zeit, wo man sagte: „Liebe deinen Freund, deinen Feind aber hasse.“ Nein, so nicht. Das konnte gelten für die Zeiten, in denen der Mensch den Trost des Lächelns Gottes nicht kannte. Doch jetzt kommen die neuen Zeiten, in denen Gott die Menschen so liebt, daß er ihnen sein Wort sendet, um sie zu erlösen. Jetzt spricht das Wort, und die Gnade strömt schon aus. Dann wird das Wort das Opfer des Friedens und der Erlösung vollbringen, und die Gnade wird nicht nur ausströmen, sondern sie wird jeder Seele, die an Christus glaubt, geschenkt werden. Daher muß die Nächstenliebe zu der Vollkommenheit erhoben werden, die den Freund mit dem Feind vereinigt.

Werdet ihr verleumdet? Liebt und verzeiht! Werdet ihr geschlagen? Liebt und reicht dem, der euch schlägt, auch die andere Wange; denkt, daß es besser ist, daß der Zorn sich über euch ergieße, die ihr versteht, ihn zu ertragen, als über einen anderen, der sich für die Beleidigung sofort rächen würde. Hat man euch beraubt? Denkt nicht: „Dieser mein Nächster ist habgierig“, seid barmherzig und denkt: „Dieser mein armer Bruder ist bedürftig“, und gebt ihm auch den Rock, wenn er euch den Mantel genommen hat. So macht ihr es ihm unmöglich einen zweifachen Diebstahl zu begehen, weil er es nicht mehr nötig hat, einem anderen den Rock zu stehlen. Ihr sagt: „Es könnte aber auch Laster und nicht Bedürftigkeit sein.“ Nun, gebt gleichwohl, Gott wird es euch vergelten, und der Missetäter wird es büßen. Doch sehr oft – und ich erinnere euch an das, was ich gestern über die Sanftmut gesagt habe – fällt das Laster vom Herzen des Sünders, wenn er sich so behandelt sieht, und er befreit sich davon, macht den Diebstahl wieder gut und erstattet das Gestohlene zurück.

Seid großzügig mit jenen, die rechtschaffener sind und euch um das bitten, was sie nötig haben, anstatt euch zu berauben. Wenn die Reichen wirklich arm im Geiste wären, wie ich es gestern gelehrt

habe, dann gäbe es keine leidigen gesellschaftlichen Unterschiede, die Ursache so viel menschlichen und übermenschlichen Unglücks. Denkt immer: „Wenn ich in Not wäre, wie würde ich die Verweigerung einer Hilfe empfinden?“ und handelt dann im Einklang mit der Antwort eures Ich. Tut den anderen, was ihr wünscht, daß man auch euch tue, und fügt ihnen nicht zu, was ihr nicht möchtet, daß euch zugefügt werde.

Der alte Spruch: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, der nicht in den zehn Geboten steht, aber gesagt wurde, weil der Mensch ohne Gnade ein für nichts anderes als für die Rache zugänglicher Unmensch ist, wird nun ungültig und entkräftet durch das neue Wort: „Liebe den, der dich haßt; bete für den, der dich verfolgt; sei nachsichtig mit dem, der dich verleumdet; segne den, der dich verflucht; tue Gutes dem, der dir Schaden zufügt; sei friedfertig mit dem Streitsüchtigen, nachgiebig mit dem Lästigen; hilf gerne dem, der dich um Hilfe bittet, und treibe keinen Wucher; kritisiere und richte nicht.“ Ihr könnt die äußerste Not, die einen Menschen zu gewissen Handlungen treibt, nicht ermessen. In allen Hilfeleistungen seid großzügig, seid barmherzig. Je mehr ihr gebt, um so mehr wird euch gegeben werden. Ein volles Maß wird Gott in den Schoß dessen ausschütten, der großherzig gewesen ist. Gott wird euch nicht nur in dem Maße geben, in dem ihr gegeben habt, sondern viel mehr. Bemüht euch, zu lieben, um selbst liebenswert zu sein. Streitigkeiten kommen teurer zu stehen als freundschaftliche Übereinkunft, und die Liebenswürdigkeit ist wie Honig, dessen Süße lange auf der Zunge bleibt.

Liebt, liebt! Liebt die Freunde und die Feinde, um eurem Vater ähnlich zu sein, der über Gute und Böse regnen und die Sonne über Gerechte und Ungerechte aufgehen läßt, der es sich aber vorbehält, mit ewiger Sonne und ewigem Tau, mit höllischem Feuer und höllischem Hagel zu vergelten, wenn die Guten wie erlesene Ähren unter den Erntegarben ausgewählt werden. Es genügt nicht, jene zu lieben, die euch lieben und von denen ihr euch eine Gegenleistung erhofft.

Das ist kein Verdienst. Es ist vielmehr eine Freude, und auch die von Natur aus ehrbaren Menschen können es tun. Auch die Zöllner und die Heiden handeln so. Aber ihr sollt wie Gott und aus Ehrfurcht vor Gott lieben, denn er ist auch der Schöpfer jener, die sich euch gegenüber feindselig oder nicht gerade liebenswürdig benehmen. Ich verlange von euch die vollkommene Liebe und sage deshalb „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“

So groß ist das Gebot der Nächstenliebe, die Vervollkommnung des Gebotes der Nächstenliebe, daß ich nicht mehr sage, wie euch geboten wurde „Ihr sollt nicht töten“, denn wer tötet, wird durch die Menschen verurteilt werden. Ich sage euch vielmehr: „Laßt keinen Zorn in euch aufkommen“, denn ein weit höheres Gericht steht über euch und erwägt auch die verborgenen Taten. Wer den Bruder beleidigt, wird vom Hohen Rat verurteilt. Wer ihn aber einen Narren nennt und dadurch schädigt, wird von Gott verurteilt. Vergebens ist es, am Altar zu opfern, wenn man nicht vorher im Inneren seines Herzens aus Liebe zu Gott seinen Groll zum Opfer gebracht und den heiligsten Akt des Verzeihens vollzogen hat. Wenn du also Gott ein Opfer darbringen willst und dich erinnerst, daß du gegen deinen Bruder gefehlt hast oder daß du ihm wegen einer Schuld seinerseits grollst, dann lasse deine Gabe vor dem Altar, opfere zuerst deine Eigenliebe und versöhne dich mit deinem Bruder. Dann komm zum Altar, und dann, erst dann, wird dein Opfer heilig sein. Ein gutes Einvernehmen ist immer die beste Lösung. Fragwürdig ist das Urteil des Menschen, und wer hartnäckig einen Rechtsstreit herausfordert, könnte den Prozeß verlieren und dem Gegner alles bis zum letzten Heller bezahlen oder im Gefängnis schmachten müssen.

Erhebt in allen Dingen den Blick zum Himmel. Fragt euch: „Habe ich das Recht zu tun, was Gott nicht mit mir tut?“ Denn Gott ist nicht so unerbittlich und unnachgiebig, wie ihr es seid. Wehe euch, wenn er es wäre! Kein einziger würde gerettet werden. Diese Überlegung führe euch zu sanftmütigen, demütigen, barmherzigen Gefühlen. So wird die Vergeltung Gottes hier auf Erden und im Himmel nicht ausbleiben.

Hier vor mir steht ein Mann, der mich haßt und es nicht wagt, zu sagen „Heile mich“; denn er weiß, daß ich seine Gedanken kenne. Doch ich sage: „Es geschehe dir nach deinem Wunsche. Und wie dir die Schuppen von den Augen fallen, so mögen auch Rachsucht und Finsternis aus deinem Herzen weichen.“

Geht alle mit meinem Frieden! Morgen werde ich wieder zu euch sprechen.«

Die Menschenmenge zerstreut sich langsam, vielleicht in Erwartung eines Freudenschreis über ein Wunder, der aber ausbleibt.

Auch die Apostel und die älteren Jünger, die auf dem Berge bleiben, fragen: »Wen hast du gemeint? Ist er vielleicht nicht geheilt worden?« Sie bedrängen den Meister, der mit verschränkten Armen stehengeblieben ist und den Leuten nachsieht, die hinuntersteigen.

Jesus antwortet zuerst nicht. Dann sagt er: »Die Augen sind geheilt, die Seele nicht, es ist nicht möglich, weil sie voller Haß ist.«

»Aber um wen handelt es sich? Vielleicht um den Römer?«

»Nein, um einen Unglücklichen.«

»Aber warum hast du ihn denn geheilt?« fragt Petrus.

»Sollte ich alle seinesgleichen vom Blitz treffen lassen?«

»Herr, ich weiß, daß du nicht willst, daß ich „Ja“ sage, und darum sage ich es nicht, aber ... ich denke es ... und das ist dasselbe.«

»Es ist dasselbe, Simon des Jona, aber wisse, daß dann ... Oh, wie viele Herzen, mit Schuppen des Hasses bedeckt, umgeben mich!

Komm, laß uns auf den Gipfel steigen, um aus der Höhe unser schönes galiläisches Meer zu bewundern. Ich und du allein ... «

211 Die Bergpredigt: Die Seligpreisungen (Dritter Teil)

Derselbe Platz, dieselbe Stunde. Die Menschenmenge ist dieselbe und vielleicht noch größer, denn viele stehen bis zu den Wegen, die ins kleine Tal führen. Nur der Römer fehlt.

Jesus spricht:

»Einer der Fehler, denen der Mensch leicht verfällt, ist der Mangel an Ehrlichkeit, auch sich selbst gegenüber. Da der Mensch schwerlich aufrichtig und ehrlich ist, hat er sich selbst einen Zügel angelegt, der ihn zwingt, den vorgeschriebenen Weg zu gehen. Einen Zügel, den er allerdings wie ein unbändiges Pferd rasch lockert, um seine Gangart zu ändern, oder dessen er sich ganz entledigt, um ohne weitere Überlegung alles tun zu können, was ihm eine solche Handlungsweise an Vorwürfen von seiten Gottes, der Menschen und seines eigenen Gewissens einbringen könnte.

Dieser Zügel ist der Schwur. Doch ein Eid ist unter Ehrlichen nicht nötig, und es ist nicht Gott, der ihn euch gelehrt hat. Im Gegenteil, er hat euch geboten: „Du sollst kein falsches Zeugnis ablegen.“ Diesem Gebot hat er nichts hinzugefügt! Denn der Mensch soll aufrichtig sein, und die Treue zu seinem Wort sollte genügen. Wenn im Deuteronomium von Schwüren und auch von Gelübden die Rede ist als von etwas, das aus einem Herzen kommt, das sich mit Gott vereinigt glaubt, oder aus einem Bedürfnis oder einem Dankbarkeitsgefühl entspringt, dann heißt es darin „Das Wort, das einmal über deine Lippen gekommen ist, mußt du halten und erfüllen, so wie du es deinem Herrn und Gott freiwillig gelobt hast!“ Es wird immer vom gegebenen Wort gesprochen, von nichts anderem als dem Wort. Wer es für nötig hält zu schwören, tut es, weil er weder seiner selbst sicher ist noch der Meinung, die sein Nächster von ihm hat. Wer aber einen anderen zu schwören auffordert, beweist, daß er der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des Schwörenden mißtraut.

Wie ihr seht, ist die Gewohnheit des Schwörens eine Folge der moralischen Unehrllichkeit des Menschen und somit eine Schande für ihn. Es ist eine doppelte Schande für ihn, weil er nicht einmal dieser beschämenden Handlung, dem Schwur, treu ist. Mit derselben Unbesonnenheit, mit der er seinen Nächsten verspottet, verspottet er auch Gott, da er sich nicht scheut, mit größter Ruhe und Leichtfertigkeit falsch zu schwören. Gibt es ein schändlicheres Geschöpf als den Meineidigen? Wie oft verwendet man beim Schwören eine

heilige Formel und ruft dabei Gott als Zeugen und Bürgen an; oder man beruft sich auf sein Liebstes, auf Vater, Mutter, Kinder, Ehefrau, verstorbene Angehörige, das eigene Leben und die kostbarsten Organe; und diese müssen Gewähr für eine falsche Aussage bieten, um den Mitmenschen zu überzeugen, obwohl er doch betrogen wird. Ein solcher Mensch ist ein Gotteslästerer, ein Dieb, ein Verräter, ein Mörder. Wessen? Natürlich Gottes, weil er die Wahrheit mit der Gemeinheit seiner Lüge vermischt und ihn durch seine Herausforderung verhöhnt: „Bestrafe mich, überführe mich meiner Lüge, wenn du kannst; du bist dort, und ich bin hier, und ich spotte deiner.“ Ja, lacht nur, lacht nur, ihr Lügner und Spötter, doch die Stunde wird kommen, da ihr nicht mehr lacht; sie wird kommen, wenn der, dem alle Macht gegeben ist, euch in seiner schrecklichen Majestät erscheinen wird. Allein sein Anblick wird euch erzittern lassen und seine Blicke werden euch niederschmettern, noch ehe seine Stimme euch in euer ewiges Schicksal stürzt und euch mit seinem Fluch zeichnet.

Er ist ein Dieb, da er sich eine Achtung verschafft, die er nicht verdient. Der Nächste, von seinem Schwur beeindruckt, bezeugt ihm diese Achtung, und die Schlange ziert sich damit und täuscht vor, was sie nicht ist. Er ist ein Verräter, denn mit seinem Schwur verspricht er, was er nicht halten will. Er ist ein Mörder, denn er zerstört die Ehre seinesgleichen, der durch seinen falschen Eid die Achtung der anderen verliert; und auch, weil er seine Seele tötet, denn der Meineidige ist ein abscheulicher Sünder in den Augen des Herrn. Wenn auch kein anderer die Wahrheit sieht, so entgeht sie doch Gott nicht, und er läßt sich weder durch lügenhafte Worte noch durch heuchlerische Taten betrügen. Er sieht es, und er verliert jeden einzelnen Menschen keinen Moment aus den Augen. Es gibt keine noch so starke Festung und keinen noch so tiefen Keller, in die sein Blick nicht eindringen könnte. Auch in euer Innerstes, in diese Festung eines jeden Menschenherzens, schaut Gott, und er richtet euch nicht nach dem, was ihr schwört, sondern nach dem, was ihr tut.

Das Gebot, das euch mit der Einsetzung des Schwures gegeben

wurde, um der Lüge und Leichtfertigkeit, mit der man das gegebene Wort brach, Einhalt zu gebieten, ersetze ich nun durch ein anderes Gebot. Ich sage nicht wie die Alten: „Schwört nicht falsch und haltet, was ihr schwört“, sondern ich sage euch: „Schwört nie!“ Nicht beim Himmel, dem Thron Gottes, nicht bei der Erde, dem Schemel seiner Füße, nicht bei Jerusalem und seinem Tempel, der Stadt des großen Königs und dem Haus des Herrn, unseres Gottes.

Schwört weder auf die Gräber der Dahingeschiedenen noch auf ihre Seelen. Die Gräber sind voll von Überresten dessen, was minderwertig am Menschen ist und was er mit dem Tier gemeinsam hat, und die Seelen sollt ihr lassen, wo sie sind. Verursacht ihnen nicht Leid und Abscheu, wenn es Seelen Gerechter sind, die schon eine Voraus-Erkenntnis Gottes besitzen. Denn auch wenn es nur eine Vorkenntnis, also eine teilweise Erkenntnis ist und sie Gott bis zum Augenblick der Erlösung nicht in der ganzen Fülle seiner Herrlichkeit besitzen, so können sie euch doch nicht sündigen sehen, ohne zu leiden. Wenn es aber nicht Seelen Gerechter sind, vermehrt nicht noch ihre Pein, indem ihr sie durch eure Sünden an ihre eigenen Sünden erinnert. Laßt sie, laßt die heiligen Verstorbenen in Frieden, die Nichtheiligen in ihren Qualen. Nehmt den einen nicht ihre Ruhe, vermehrt nicht die Pein der anderen. Warum sich auf die Toten berufen? Sie können nicht reden. Die Heiligen nicht, weil die Barmherzigkeit es ihnen verbietet; sie müßten zu oft widersprechen. Die Verdammten nicht, weil die Hölle ihre Pforten nicht öffnet, weil sie den Mund nur zum Fluchen aufmachen, und weil jede Stimme durch den Haß Satans und der Teufel erstickt wird; denn die Verdammten sind Teufel.

Schwört weder auf das Haupt des Vaters, noch auf das der Mutter, noch auf das der Gattin oder der unschuldigen Kinder. Ihr habt kein Recht dazu. Sind sie vielleicht eine Münze oder eine Ware? Sind sie eine Unterschrift auf einem Dokument? Sie sind mehr und weniger als das. Sie sind Fleisch und Blut von deinem Blute, o Mensch, aber sie sind auch freie Geschöpfe, und du kannst sie nicht wie Sklaven

als Bürgen für deinen falschen Schwur gebrauchen. Sie sind weniger als deine eigene Unterschrift, denn du bist intelligent, frei und erwachsen und weder unmündig noch ein Kind, das nicht weiß, was es zu tun hat und daher durch seine Eltern vertreten werden muß. Du bist du selbst, ein mit Vernunft begabter Mensch, und deshalb verantwortlich für dein Tun und deine Worte. Für dich allein mußt du handeln, und deine eigene Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit und die Achtung deiner Mitmenschen sollen für deine Worte und Werke bürgen, nicht die Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit deiner Angehörigen und die Achtung, die sie sich zu erwerben wußten. Sind die Väter für ihre Söhne verantwortlich? Gewiß, für die minderjährigen. Danach ist jeder für sich selbst verantwortlich. Nicht immer haben gerechte Eltern auch gerechte Kinder, und eine gottesfürchtige Frau ist nicht immer mit einem gottesfürchtigen Mann verheiratet. Warum also die Gerechtigkeit eines Verwandten als Bürgschaft benutzen? Gleicherweise können einem Sünder heilige Kinder geboren werden, und solange sie unschuldig sind, sind sie alle heilig. Warum sich also mit einer unlauteren Handlung, wie mit einem Schwur, den man nicht halten will, auf einen Unschuldigen berufen?

Schwört auch nicht auf euer Haupt, eure Augen, Zunge und Hände. Ihr habt kein Recht dazu. Alles, was ihr habt, stammt von Gott. Ihr seid nur die zeitlichen Hüter, die Verwalter der geistigen oder materiellen Güter, die euch Gott gewährt hat. Warum also gebrauchen, was euch nicht gehört? Könnt ihr eurem Haupte auch nur ein Haar hinzufügen oder seine Farbe verändern? Wenn ihr das nicht könnt, warum benützt ihr dann das Sehen, das Sprechen, die Freiheit eurer Glieder, um euren Eid zu bekräftigen? Fordert Gott nicht heraus! Er könnte euch beim Wort nehmen und eure Augen austrocknen lassen, wie er eure Obstgärten verdorren lassen, euch eure Kinder entreißen und eure Häuser in Schutt verwandeln kann, um euch daran zu erinnern, daß er der Herr ist und ihr die Untertanen seid und daß verflucht ist, wer sich selbst zum Gott macht, wer sich über Gott stellt und ihn mit seiner Lüge herausfordert.

Eure Rede sei: „Ja, ja“ und „nein, nein“. Nicht mehr. Was darüber ist, flüstert euch der Böse ein, um dann über euch zu lachen, wenn ihr, da ihr euch nicht an alles erinnern könnt, zur Lüge gezwungen seid und als Lügner entlarvt und verspottet werdet. Aufrichtigkeit, Kinder, im Reden und im Beten!

Macht es nicht wie die Heuchler, die sich beim Beten in den Synagogen oder an den Ecken der Plätze den Menschen zur Schau stellen, um als fromme und gerechte Menschen gepriesen zu werden, während sie sich an ihrer Familie, an Gott und am Nächsten versündigen. Versteht ihr nicht, daß dies einem Meineid gleichkommt? Warum wollt ihr auf einer Unwahrheit bestehen, wenn nicht, um euch eine Achtung zu verschaffen, die ihr nicht verdient? Das heuchlerische Gebet soll sagen: „Wahrlich, ich bin ein Gerechter. Ich schwöre es vor den Augen aller, die mich sehen und nicht leugnen können, daß sie mich beten sehen.“ Mit dem Schleier, den ihr über eure Bosheit breitet, wird ein in solcher Absicht verrichtetes Gebet zur Gotteslästerung.

Überlaßt es Gott, euch für gerecht zu erklären, und handelt so, daß euer ganzes Leben für euch zeuge: „Seht, da ist ein Diener des Herrn.“ Doch ihr selbst, ihr sollt schweigen, zu eurem eigenen Nutzen. Macht eure Zunge, die vom Hochmut bewegt wird, nicht zum Gegenstand des Ärgernisses in den Augen der Engel. Besser wäre es, ihr würdet augenblicklich stumm, wenn ihr nicht die Kraft besitzt, dem Hochmut und der Zunge zu gebieten, die euch als gerecht und Gott wohlgefällig verkünden. Überlaßt den Hoffärtigen und den Heuchlern diese armselige Ehre! Laßt den Stolzen und den Falschen diese hingefällige Belohnung! Armselige Vergeltung! Doch diese wollen sie, und eine andere werden sie nicht erhalten; denn mehr als eine steht niemand zu. Entweder die wahre, gerechte und ewige des Himmels, oder die unechte dieser Welt, die nur so lange währt wie ein Menschenleben, vielleicht auch kürzer, und die dann im anderen Leben, weil sie ungerecht war, mit einer beschämenden Strafe gebüßt werden muß.

Hört, wie ihr beten sollt: sowohl mit der Zunge als auch mit der Arbeit und mit eurem ganzen Sein, aus Antrieb des Herzens, das Gott liebt und in ihm den Vater erkennt und das euch stets bedenken läßt, wer der Schöpfer und was das Geschöpf ist. Dann steht der Mensch stets in ehrfurchtsvoller Liebe vor dem Angesicht Gottes, ob er nun betet oder arbeitet oder unterwegs ist, ob er sich ausruht, seinen Lebensunterhalt verdient oder Wohltaten spendet. Aus einem inneren Antrieb des Herzens, habe ich gesagt. Dies ist die erste und wesentliche Eigenschaft, denn alles kommt aus dem Herzen, und wie das Herz ist, so ist der Geist, das Wort, der Blick und das Handeln eines Menschen.

Der Gerechte schöpft aus seinem gerechten Herzen das Gute, und je mehr er daraus schöpft, desto mehr findet er; denn was er Gutes getan hat, erzeugt aufs neue Gutes, so wie das Blut, das sich im Kreislauf durch die Adern erneuert und, angereichert mit neuen Stoffen aus Luft und Nahrung, zum Herzen zurückkehrt. Der entartete Mensch hingegen kann aus seinem finstersten Herzen voller Trug und Gift nur Trug und Gift schöpfen, und wie sich bei ihm Trug und Gift durch die zunehmenden Sünden mehren, so vermehrt sich beim guten Menschen die Gnade Gottes. Glaubt nur, wovon das Herz des Menschen voll ist, davon fließt der Mund über, und in seinen Werken findet es seinen Ausdruck.

Schafft euch ein demütiges und reines Herz, voll Liebe, Vertrauen und Aufrichtigkeit. Liebt Gott mit der scheuen Liebe, die eine Jungfrau für ihren Bräutigam empfindet. Wahrlich, ich sage euch, jede Seele ist eine Jungfrau, vermählt mit dem ewig Liebenden, unserem Herrn und Gott. Dieses irdische Leben ist die Zeit der Verlobung und der Engel, der jedem Menschen als Beschützer gegeben wurde, der geistige Brautführer. Alle Stunden des Lebens und jede Begebenheit sind ebenso viele Mägde, die die hochzeitliche Ausstattung vorbereiten. Die Stunde des Todes ist die Stunde der mit Gott vollzogenen Vermählung, danach kommt die Erkenntnis, die Umarmung und die Vereinigung. Angetan mit dem Hochzeitsgewand, kann nun-

mehr die mit Gott vermählte Seele ihren Schleier abnehmen und sich in die Arme Gottes werfen, und niemand kann an dieser Liebe zum Bräutigam Anstoß nehmen.

Doch zur Stunde, ihr Seelen, da sich eure Hingabe an Gott noch im Opfer der Verlobungsbande vollzieht, begebte euch, um mit Gott, dem Bräutigam zu sprechen, in die friedliche Stille eurer Wohnung, besonders aber in die friedliche Wohnung des Herzens und sprecht als Engel im Fleisch, die ihr stets euren Schutzengel zur Seite habt, zum König der Engel. Sprecht zu eurem Vater in der Verborgenheit eures Herzens und eurer inneren Kammer und laßt alles weltliche draußen, sowohl den Drang, bemerkt zu werden und erbaulich zu wirken, als auch die Bedenken, ob lange wortreiche Gebete mit vielen lauen und schalen Worten der Liebe notwendig seien. O nein, nichts von alledem! Befreit euch davon, im Gebet Maßstäbe anzusetzen. Tatsächlich gibt es Menschen, die Stunde um Stunde in einem sich wiederholenden Monolog, einem bloßen Lippen- und Selbstgespräch verschwenden, denn nicht einmal der Schutzengel hört zu. Er versucht, das leere Geplapper wieder gutzumachen, indem er sich selbst, anstelle seines törichten Schützlings, in ein glühendes Gebet versenkt.

Es gibt wahrlich solche, die diese Stunden nicht anders verbringen würden, auch wenn ihnen Gott persönlich erschiene und sagte: „Das Heil der Welt hängt davon ab, daß du diese seelenlose Art zu beten aufgibst, um vielleicht einfach an einem Brunnen Wasser zu schöpfen und damit aus Liebe zu mir und deinem Mitmenschen die Erde zu begießen.“ In Wahrheit, es gibt Leute, die ihr Selbstgespräch höher einschätzen als die Höflichkeitspflicht, einen Besucher zu empfangen oder in Nächstenliebe einem Notleidenden zu helfen. Es sind Seelen, die dem Götzendienst des Gebets verfallen sind.

Das Gebet ist ein Akt der Liebe. Und lieben kann man, wenn man betet und wenn man Brot bäckt, wenn man betrachtet, wenn man einem Gebrechlichen beisteht, wenn man zum Tempel pilgert, wenn man sich der Familie widmet, wenn man ein Lämmlein darbringt,

oder wenn man, um sich im Herrn zu sammeln, die eigenen selbstgerechten Wünsche opfert. Es genügt, daß man sein ganzes Sein und alles, was man tut, in Liebe kleidet. Habt keine Angst! Der Vater sieht euch. Der Vater versteht euch. Der Vater hört euch an. Der Vater gibt euch. Wieviel Gnaden werden schon für einen einzigen, wahrhaftigen, vollkommenen Liebesseufzer gewährt! Welche Fülle für ein geheimes, mit Liebe dargebrachtes Opfer! Seid nicht wie die Heiden. Gott hat es nicht nötig, daß ihr ihm sagt, was er tun und geben soll, um euch zu helfen. Das können die Heiden ihren Götzen sagen, die nichts verstehen, nicht aber ihr eurem Gott, dem wahren, geistigen Gott, der nicht nur Gott und König, sondern auch euer Vater ist und weiß, was ihr braucht, noch bevor ihr ihn darum bittet.

Bittet, und ihr werdet empfangen, sucht, und ihr werdet finden, klopft an, und es wird euch aufgetan. Denn wer bittet, empfängt, wer sucht, der findet und wer anklopft, dem wird aufgetan. Wenn eines eurer Kinder das Händchen hinhält und sagt: „Vater, ich habe Hunger“, gebt ihr ihm dann vielleicht einen Stein? Gebt ihr ihm eine Schlange, wenn es euch um einen Fisch bittet? Nein, im Gegenteil, ihr gebt ihm Brot, Fisch und noch mehr: Liebkosung und Segen; denn für einen Vater ist es wunderbar, sein Geschöpf zu ernähren und sein glückliches Lächeln sehen zu können. Wenn ihr also trotz eures unvollkommenen Herzens euren Kindern aus natürlicher Liebe heraus gute Gaben zu geben wißt, wie auch das Tier mit seiner Brut es tut, wieviel mehr wird euer Vater, der im Himmel ist, denen geben, die ihn um gute und ihrem Wohl zuträgliche Dinge bitten. Habt keine Angst zu bitten, und fürchtet nicht, das Erbetene nicht zu erhalten.

Jedoch – hier muß ich euch vor einem Irrtum warnen, dem man leicht verfallen kann – macht es nicht wie die Schwachen im Glauben und in der Liebe, die Heiden der wahren Religion – denn auch unter den Gläubigen gibt es Heiden, deren armseliger Glaube ein Gewirr von Aberglauben und wahren Glauben, ein heruntergekommenes Gebäude ist, in dessen Mauerrissen sich Unkraut und Schma-

rotzerpflanzen jeglicher Art eingenistet haben, so daß die Mauer abzubröckeln beginnt und später in Verfall gerät – deren Glauben zu schwinden beginnt, wenn sie sehen, daß sie nicht erhört werden.

Ihr bittet, und ihr findet es richtig zu bitten. In diesem Augenblick wäre es in der Tat nicht ungerecht, euch die erbetene Gnade zu gewähren. Doch das Leben ist in diesem Augenblick noch nicht zu Ende, und was heute gut sein mag, kann morgen schlecht sein. Ihr könnt dies nicht wissen, denn ihr kennt nur die Gegenwart, und das ist schon eine Gnade Gottes. Doch Gott kennt auch die Zukunft, und um euch ein noch größeres Leid zu ersparen, läßt er oft ein Gebet unerhört. In diesem Jahre meines öffentlichen Lebens habe ich mehr als einmal in den Herzen ein Seufzen vernommen „Wie sehr habe ich damals gelitten, als Gott mich nicht erhört hat.“ Doch nun sage ich: „Es war gut so, denn jene Gnade hätte mich daran gehindert, jetzt zu Gott zu kommen.“ Andere habe ich sagen und mir sagen gehört: „Warum, Herr, erhörst du mich nicht? Alle erhörst du, nur mich nicht“, und obwohl es mich schmerzte, sie leiden zu sehen, mußte ich antworten: „Ich kann nicht“, denn die Erhörung wäre ein Hindernis für ihren Höhenflug zur Vollkommenheit gewesen.

Auch der Vater sagt manchmal: „Ich kann nicht.“ Nicht, weil er nicht augenblicklich eingreifen könnte, sondern er will die Bitte nicht erfüllen, weil er die sich daraus ergebenden Folgen für die Zukunft kennt. Hört: Ein Kind hat kranke Eingeweide. Die Mutter ruft den Arzt, und dieser sagt: „Um es zu heilen ist absolutes Fasten nötig.“ Das Kind weint, schreit, bettelt und scheint vor Hunger zu sterben. Die wie immer mitleidsvolle Mutter vereinigt ihre Klagen mit denen des Kindes. Das totale Verbot des Arztes scheint ihr zu hart zu sein. Sie meint, dem Kind könnte das Fasten und das Weinen schaden. Doch der Arzt bleibt unerbittlich und sagt schließlich: „Frau, ich weiß, um was es geht, du weißt es nicht. Willst du dein Kind verlieren oder willst du, daß ich es dir rette?“ Die Mutter schreit: „Ich will, daß es lebt.“ „Dann“, sagt der Arzt, „kann ich keine Nahrung erlauben. Es wäre sein Tod.“ Auch der Vater spricht manchmal so.

Ihr Mütter, die ihr euer Ich bemitleidet, wollt nicht hören, daß es einer verweigerten Gunst wegen weint. Doch Gott sagt: „Ich kann nicht. Es wäre zu deinem Übel.“ So kommt der Tag oder die Ewigkeit, wo man sich schließlich sagen muß: „Danke, mein Gott, daß du meine törichte Bitte nicht erhört hast.“

Was ich euch über das Gebet gesagt habe, gilt auch für das Fasten. Wenn ihr fastet, dann setzt keine trübsinnige Miene auf, wie es die Heuchler tun, die kunstvoll das Gesicht verziehen, damit die Leute wissen und glauben, daß sie fasten, auch wenn es nicht wahr ist. Auch sie haben mit dem Lob der Welt ihren Lohn schon empfangen und einen anderen werden sie nicht erhalten. Ihr aber, wenn ihr fastet, nehmt eine heitere Miene an, wascht euch öfters das Gesicht, damit es sauber und frisch erscheint, salbt euch den Bart, parfümiert euer Haar und lächelt mit der Zufriedenheit des Wohlgenährten. Oh, wahrlich, es gibt keine Speise, die so sehr erquickt wie die Liebe. Wer im Geist der Liebe fastet, der nährt sich mit Liebe. Wahrlich, ich sage euch, wenn die Welt euch auch „eitel“ und „Zöllner“ nennt: euer Vater kennt euer heldenmütiges Geheimnis und wird es euch doppelt vergelten. Er wird euch belohnen für das Fasten, und auch dafür, daß ihr deshalb nicht gerühmt worden seid.

Nun gehet hin und gebt dem Körper Nahrung, nachdem die Seele gespeist worden ist. Diese beiden armen Leute sollen bei uns bleiben. Sie werden unsere gesegneten Gäste sein, die unserem Brot den Wohlgeschmack verleihen. Der Friede sei mit euch.«

Die beiden armen Leute bleiben. Es handelt sich um eine hagere Frau und einen sehr alten Mann. Doch sie gehören nicht zusammen. Der Zufall hat sie zusammengeführt. Sie waren beschämt in einer Ecke zurückgeblieben und hatten allen vergeblich die Hand entgegengestreckt, die an ihnen vorübergingen.

Jesus schreitet direkt auf sie zu, da sie nicht wagen, ihm entgegenzugehen, nimmt sie bei der Hand und führt sie mitten in die Schar der Jünger unter eine Art Zelt, das Petrus etwas abseits errichtet hat. Dort nächtigen die Jünger anscheinend und halten sich

in den wärmsten Stunden des Tages auf. Das Dach besteht nur aus Reisern und ... Mänteln. Doch die Behausung dient ihrem Zweck, auch wenn sie so niedrig ist, daß Jesus und Judas Iskariot, als die größten, sich bücken müssen um einzutreten.

»Hier ist ein Vater und hier ist eine Schwester. Bringt herbei, was wir haben. Während wir die Mahlzeit einnehmen, wollen wir uns ihre Geschichte anhören.« Jesus bedient die beiden Beschämten persönlich und hört sich ihren jammervollen Bericht an. Der alte Mann ist allein geblieben, als seine Tochter mit ihrem Manne weit fortgezogen ist und den Vater zurückgelassen und vergessen hat. Auch die Frau ist allein, seitdem das Fieber ihren Mann hinweggerafft hat, und sie ist außerdem noch krank.

»Die Leute verachten uns, weil wir arm sind«, sagt der alte Mann. »Ich gehe betteln, um etwas beiseite zu legen, damit ich das Paschafest halten kann. Ich bin achtzig Jahre alt, immer habe ich das Pascha (jüdische Osterfest) gehalten, und es könnte das letzte Mal sein. Aber ich will ohne Gewissensbisse in Abrahams Schoß eingehen. So wie ich meiner Tochter verzeihe, hoffe ich, Verzeihung zu erlangen, und ich will mein Pascha halten.«

»Der Weg ist lang, Vater.«

»Noch länger ist der zum Himmel, wenn man den Feierlichkeiten des Festes fernbleibt.«

»Gehst du allein? Wenn du dich aber unterwegs übel fühlen solltest?«

»Der Engel Gottes wird mir meine Lider schließen.«

Jesus streichelt das zitternde, weiße Haupt und fragt dann die Frau: »Was machst du?«

»Ich bin auf der Suche nach Arbeit. Wäre ich besser genährt, so würde ich vom Fieber genesen, und wäre ich geheilt, könnte ich auch auf den Feldern arbeiten.«

»Glaubst du, daß allein die Nahrung dich heilen würde?«

»Nein, auch du bist da ... Doch ich bin ein armes Ding, ein zu armes Ding, als daß ich um Barmherzigkeit bitten dürfte!«

»Wenn ich dich heilen würde, was wünschtest du dann?«

»Nichts mehr. Ich hätte dann schon mehr, als ich zu hoffen wage.«

Jesus lächelt und reicht ihr ein Stück Brot, das er zuvor in etwas Essigwasser getaucht hat, das als Getränk dient. Die Frau ißt es ohne zu sprechen, und Jesus lächelt immer noch.

Die Mahlzeit ist rasch beendet, sie war ja so karg. Die Apostel und die Jünger gehen zu den Abhängen auf die Suche nach einem schattigen Platz zwischen den Büschen. Jesus bleibt im Zelt.

Der Greis hat sich an die überwachsene Felswand gesetzt und ist erschöpft eingeschlafen.

Nach einer Weile kommt die Frau, die sich ebenfalls auf der Suche nach Schatten und Ruhe entfernt hatte, zurück und geht zaghaft auf Jesus zu. Jesus lächelt ihr zu, um sie zu ermutigen. Sie kommt scheu, doch glücklich näher, fast bis zum Zelt. Dann ist die Freude stärker als die Schüchternheit, und sie macht eilig die letzten Schritte und fällt vor Jesus nieder mit dem gedämpften Rufe: »Du hast mich geheilt. Gepriesen seist du! Es ist die Zeit meines starken Schüttelfrostes, und ich habe ihn nicht mehr ... Oh!« und sie küßt Jesus die Füße.

»Bist du sicher, geheilt zu sein? Ich habe es dir nicht gesagt. Es könnte ein Zufall sein ... «

»O nein! Nun habe ich dein Lächeln verstanden, mit dem du mir das Brot gegeben hast. Deine Kraft ist mit jedem Bissen in mich eingeströmt. Ich habe nichts, mit dem ich dir dies vergelten könnte, außer meinem Herz. Befiehl deiner Dienerin, Herr, und sie wird dir bis zum Tode gehorsam sein!«

»Ja. Siehst du den Greis dort? Er ist allein, und er ist ein Gerechter. Du hattest einen Gatten, und der Tod hat ihn dir genommen. Er hatte eine Tochter, und der Egoismus hat sie ihm entrissen; das ist noch schlimmer, und doch schimpft er nicht. Aber es wäre nicht recht, wenn er seine letzten Stunden allein verbringen müßte. Sei du ihm Tochter!«

»Ja, mein Herr!«

»Aber bedenke, das heißt, für zwei arbeiten zu müssen.«

»Ich bin jetzt stark und werde es schaffen.«

»Geh also zu dem Gebüsch dort und sag zu dem in Grau gekleideten ruhenden Mann, daß er zu mir kommen soll.«

Die Frau geht rasch zu der bezeichneten Stelle und kehrt mit Simon dem Zeloten zurück.

»Komm her, Simon. Ich muß dich etwas fragen. Warte, Frau.«

Jesus entfernt sich einige Meter.

»Glaubst du, daß es für Lazarus schwierig wäre, eine Arbeiterin mehr in seinen Dienst zu nehmen?«

»Lazarus? Ich glaube, er weiß nicht einmal, wieviel Bedienstete er hat. Einer mehr oder weniger ... Aber um wen handelt es sich?«

»Um die Frau dort; ich habe sie geheilt.«

»Das genügt, Meister. Wenn du sie geheilt hast, beweist dies, daß du sie liebst, und was du liebst, ist Lazarus heilig. Ich bürge für ihn.«

»Das stimmt. Was ich liebe, ist Lazarus heilig. Das hast du gut gesagt. Deswegen wird Lazarus auch heilig werden, denn da er liebt, was ich liebe, liebt er auch die Vollkommenheit. Ich möchte jenen alten Mann dieser Frau anvertrauen, und so kann der alte Patriarch sein letztes Osterfest in Freuden begehen. Ich liebe die alten Gerechten sehr, und wenn ich ihnen einen heiteren Lebensabend bescheren kann, dann bin ich glücklich.«

»Du liebst auch die Kinder ... «

»Ja, und die Kranken ... «

»Und die Betrübten ... «

»Und die Alleinstehenden ... «

»Oh, mein Meister! Aber bist du dir nicht bewußt, daß du alle liebst, selbst deine Feinde?«

»Ich bin mir dessen nicht bewußt, Simon. Lieben ist meine Natur. Jetzt erwacht der Patriarch. Laß uns zu ihm gehen und ihm sagen, daß er Ostern mit einer Tochter an seiner Seite feiern wird und keinen Mangel an Brot mehr leiden muß.«

Sie kehren zum Zelt zurück, wo die Frau auf sie wartet, und gehen dann alle drei zum alten Mann, der sich gesetzt hat und seine Sandalen wieder schnürt.

»Was machst du, Vater?«

»Ich will ins Tal hinuntergehen. Ich hoffe, ein Obdach für die Nacht zu finden. Morgen werde ich auf der Straße betteln, und dann, weiter, weiter, immer weiter und, vielleicht in einem Monat, wenn ich nicht vorher sterbe, werde ich im Tempel sein.«

»Nein.«

»Soll ich es nicht tun? Warum?«

»Weil der liebe Gott es nicht will. Du wirst nicht allein gehen. Diese Frau hier wird dich begleiten. Sie wird dich an den Ort führen, den ich euch nennen werde, und wo man euch aus Liebe zu mir aufnehmen wird. Du wirst deine Ostern feiern, aber ohne Mühsal. Dein Kreuz hast du schon getragen, Vater. Lege es nun nieder und sammle dich nur in der Danksagung an deinen gütigen Gott.«

»Aber warum ... ich ... ich verdiene nicht so viel ... Du ... eine Tochter ... Mehr, als wenn du mir zwanzig Jahre schenken würdest ... und wohin, wohin schickst du mich?« Der Greis weint in seinen langen, struppigen Bart.

»Zu Lazarus des Theophilus. Ich weiß nicht, ob du ihn kennst.«

»Oh, ich bin aus dem Grenzgebiet von Syrien und erinnere mich an Theophilus. O gebenedeiter Sohn Gottes, erlaube, daß ich dich segne!«

Jesus, der sich dem alten Mann gegenüber im Gras niedergelassen hat, neigt sich wahrhaftig, um sich von ihm in feierlicher Gebärde die Hand auflegen zu lassen. Laut ertönt die tiefe Greisenstimme im alten Segensspruch »Der Herr segne und behüte dich. Der Herr lasse sein Antlitz leuchten über dir und sei dir gnädig. Der Herr wende dir sein Angesicht zu und gebe dir seinen Frieden.«

Jesus, Simon und die Frau antworten miteinander: »Amen.«

212 Die Bergpredigt: Die Seligpreisungen (Vierter Teil)

Die Menschenmenge wächst von Tag zu Tag an. Es sind Frauen, Männer, Alte, Kinder, Reiche und Arme darunter. Auch das Paar

Stephanus–Hermas ist wieder anwesend, obgleich es noch nicht zur Gruppe der alten Jünger gehört, die der Leitung Isaaks untersteht. Auch der alte Mann und die Frau, die gestern durch Jesus zusammengefunden haben, sind immer noch da. Sie stehen ganz vorne bei ihrem Tröster; ihre Gesichtszüge sind gelöster als gestern. Der Alte hat seine runzlige Hand auf die Knie der Frau gelegt, als wolle er sich für die vielen Monate und Jahre, in denen er von seiner Tochter vernachlässigt wurde, entschädigen, und sie streichelt die alte Hand mit dem moralisch gesunden, der Frau angeborenen Bedürfnis, mütterlich zu sein.

Jesus geht an ihnen vorbei, um zu seiner einfachen Kanzel zu gelangen, und im Vorübergehen legt er seine Hand auf das Haupt des Greises, der ihn anschaut, als ob er Jesus bereits in der Gestalt Gottes sehen würde. Petrus sagt etwas zu Jesus, und dieser gibt ihm ein Zeichen, als wolle er sagen »Das macht nichts.«

Doch ich habe nicht verstanden, was der Apostel gesagt hat, der nun bei Jesus bleibt, zu dem sich noch Judas Thaddäus und Matthäus gesellen. Die anderen verlieren sich in der Menge.

»Der Friede sei mit euch allen!

Gestern habe ich vom Gebet, vom Schwören und vom Fasten gesprochen. Heute möchte ich euch über andere Vollkommenheiten belehren. Auch sie sind Gebet, Vertrauen, Aufrichtigkeit, Liebe und Glaube.

Die erste Vollkommenheit, von der ich spreche, ist der richtige Gebrauch von Reichtümern, welche durch den guten Willen des treuen Dieners in ebensoviele Schätze des Himmels umgewandelt werden. Die Schätze der Erde sind vergänglich, die Schätze des Himmels aber ewig. Hängt ihr an eurem Besitz? Bedauert ihr es, sterben zu müssen, weil ihr euch dann nicht mehr um eure Güter kümmern könnt und sie zurücklassen müßt? Dann versetzt sie doch in den Himmel! Ihr sagt: „In den Himmel kann nichts eingehen, was der Erde angehört, und du lehrst uns, daß das Geld die schmutzigste Sache dieser Welt ist. Wie können wir es also in den Himmel versetzen?“

Nein, ihr könnt die Münzen, die Materie, nicht in das himmlische, rein geistige Reich mitnehmen. Aber ihr könnt den Nutzen mitnehmen, den ihr aus ihnen zu ziehen vermögt. Wenn ihr euer Geld einer Bank übergebt, warum tut ihr das? Damit es euch Gewinn einbringt. Ihr gebt es also nicht, oder nur zeitweilig, damit euch nachher dieselbe Summe zurückerstattet wird, sondern ihr verlangt, daß euch für zehn Talente elf und mehr zurückgezahlt werden. Dann freut ihr euch und lobt den Bankier. Anderenfalls sagt ihr: „Er ist zwar ehrlich, aber er ist ein Dummkopf.“ Gibt er euch statt elf Talenten nur neun und entschuldigt sich: „Ich habe den Rest verloren“, dann klagt ihr ihn an und laßt ihn ins Gefängnis werfen.

Was ist der Zins eures Geldes? Sät der Bankier vielleicht euer Geld und begießt es, um es zu mehren? Nein. Der Zins ergibt sich aus einer klugen Geschäftsführung, so daß sich durch die Gewährung von Hypotheken und Darlehen und die dafür zu recht geforderten Zinsen das Kapital vermehrt. Ist es nicht so? So hört also. Gott gibt euch die irdischen Güter, dem einen viel, dem anderen kaum das Lebensnotwendigste. Er sagt euch: „Nun ist es an dir. Ich habe sie dir gegeben. Benütze diese Mittel zu einem Zweck, der den Wünschen meiner Liebe und deinem Wohle entspricht. Ich vertraue sie dir an; jedoch nicht, damit du Böses damit tust. Zum Dank für das in dich gesetzte Vertrauen und meine Gaben, nutze diese Güter und lege sie gut an für die wahre Heimat, den Himmel.

Nun sage ich euch, was ihr zu tun habt, um dieses Ziel zu erreichen. Häuft nicht Reichtümer auf dieser Erde an, für die ihr allein lebt, die euch hartherzig gegen andere sein lassen und die den Fluch des Nächsten und den Fluch Gottes auf euch herabrufen. Sie sind es nicht wert. Sie sind hier auf Erden nie sicher. Diebe können euch jederzeit berauben. Das Feuer kann eure Häuser zerstören. Krankheiten und Seuchen können eure Obstgärten und Herden vernichten. Wie viele Gefahren bedrohen eure Güter, ob sie nun fest stehen wie Häuser oder unwandelbar sind wie Gold; ob sie verletzlich sind wie alles Lebende der Tier- oder Pflanzenwelt, oder ob sie wie kostba-

re Stoffe ihren Wert verlieren können. Blitz, Feuer und Wasser bedrohen die Häuser; Diebe, Rost, Dürre, Nagetiere und Insekten die Felder; Tollwut, Verrenkungen und todbringende Seuchen die Tiere; Motten und Mäuse bedrohen kostbare Stoffe und wertvolle Möbel; Abnutzung und Korrosion, Geschirr, Leuchter, kunstvolle Gittertore: alles ist dem Verderb ausgesetzt.

Wenn ihr aber aus all diesen irdischen Gütern ein übernatürliches Gut macht, dann bleibt es vor den Schäden der Zeit, der Menschen und der Unwetter bewahrt. Sammelt Schätze im Himmel, dort, wo Diebe nicht eindringen können und wo es kein Unheil gibt. Arbeitet mit barmherziger Liebe gegen alles Elend der Erde. Liebkost eure Münzen, küßt sie auch, wenn ihr wollt, freut euch über vielversprechende Ernten, über Weinberge voller Trauben, über Ölbäume, die sich unter der Last unzähliger Oliven beugen, über die trächtigen Schafe mit prallen Eutern. Ihr könnt dies alles tun, aber nicht auf unfruchtbare, nicht auf menschliche Weise. Tut es mit Liebe und Bewunderung, mit übernatürlicher Freude und übernatürlichen Gedanken.

„Danke, mein Gott, für diese Münze, dieses Korn, diese Bäume, diese Schafe und diese Geschäfte. Schafe, Bäume, Wiesen, Geschäfte, habt Dank, daß ihr mir so gut dient. Seid gesegnet, denn durch deine Güte, o Ewiger, und durch eure Güte, ihr Güter alle, kann ich dem Hungrigen, dem Nackten, dem Obdachlosen, Kranken und Einsamen viel Gutes tun ... Im vergangenen Jahr habe ich für zehn gegeben. Dieses Jahr – obwohl ich viel für gute Zwecke ausgegeben habe – habe ich noch mehr Geld, denn die Ernten haben noch mehr Ertrag gebracht, und meine Herden sind noch zahlreicher. Deshalb werde ich zwei-, ja, dreimal soviel geben wie letztes Jahr, denn alle, auch jene Unglücklichen, die nichts ihr eigen nennen, sollen an meiner Freude teilhaben und dich, den Ewigen Herrn, mit mir preisen.“ Das ist das Gebet des Gerechten, und verbunden mit der guten Tat versetzt es eure Schätze in den Himmel. Sie bleiben euch dort nicht nur auf ewig erhalten, sondern ihr werdet sie vermehrt um alle heiligen Früchte der Liebe vorfinden.

Euer Schatz sei im Himmel, damit auch euer Herz dort sei, über dem Diesseits und außer Gefahr; denn nicht nur Gold, Häuser, Felder und Herden kann das Unglück ereilen, sondern auch euer Herz, dem der Geist der Welt nachstellt, um es zu berauben, zu schwächen, zu verwunden und sogar zu töten. Wenn ihr so handelt, werdet ihr euren Schatz in eurem Herzen haben, denn ihr werdet Gott in euch haben bis zu dem seligen Tage, an dem ihr in ihm seid.

Um jedoch das Verdienst der Liebe nicht zu vermindern, sorgt dafür, daß ihr barmherzig im übernatürlichen Sinne seid. Was ich vom Gebet und Fasten gesagt habe, das sage ich auch über die Wohltätigkeit und über jede gute Tat, die ihr tun könnt.

Bewahrt das Gute, das ihr tut, vor der Entheiligung durch den Geist der Welt, bewahrt es unversehrt von menschlichem Lob. Entweiht nicht die duftende Rose, das wahre Weihrauchfaß das die dem Herrn wohlgefälligen Düfte eurer Nächstenliebe und eurer guten Werke verströmt. Der Hochmut, der Wunsch, gesehen zu werden, wenn man etwas Gutes tut, und das Streben nach Anerkennung entweihen das Gute. Dann wird die Rose der Nächstenliebe durch schleimige Schnecken vom Geifer befriedigten Hochmuts besudelt und angefressen, und ins Weihrauchfaß fallen Halme stinkenden Strohs, auf dem sich der Hochmut wie ein wohlgenährtes Tier wälzt.

Oh, diese wohltätigen Handlungen, die nur getan werden, damit man davon spricht! Besser wäre es, sie würden unterbleiben. Wer keine Taten der Nächstenliebe vollbringt, sündigt durch Hartherzigkeit! Wer das Gute tut, aber den gespendeten Betrag und den Namen des Empfängers bekannt gibt und dafür Lob fordert, sündigt durch Hochmut, denn er sagt damit: „Seht, was ich alles tue.“ Er fehlt gegen die Liebe, weil er mit der Bekanntgabe seines Namens den Empfänger beschämt; er sündigt durch geistige Habsucht, weil er menschliches Lob einheimen will . . . Stroh, Stroh, nichts als Stroh! Handelt so, daß Gott euch mit seinen Engeln lobe.

Wenn ihr Almosen gebt, dann posaunt es nicht vor euch her, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf euch zu lenken und

um geehrt zu werden wie die Heuchler, die den Beifall der Menschen suchen und nur dort Almosen geben, wo sie von vielen gesehen werden. Auch diese haben ihren Lohn schon empfangen und werden keinen anderen mehr von Gott erhalten. Ihr sollt nicht in den gleichen Fehler und dieselbe Überheblichkeit verfallen. Ihr sollt so Almosen geben, daß eure Rechte nicht weiß, was die Linke tut; so verborgen und verschämt soll euer Almosengeben sein. Und dann müßt ihr es vergessen. Verweilt nicht selbstgefällig bei eurem vollbrachten Werk, und bläht euch nicht auf wie eine Kröte, die sich mit ihren verschleierten Augen im Teich bewundert und sich, da sie die Bäume, die Wolken und den stehenden Wagen am Ufer widergespiegelt sieht und sich selbst daneben so klein vorkommt, bis zum Platzen mit Luft anfüllt. Eure Nächstenliebe ist ein Nichts im Vergleich zur unendlichen Barmherzigkeit Gottes, und wenn ihr ihm gleich sein wollt und eure winzig kleine Wohltätigkeit riesengroß und bedeutend sehen möchtet, um es seiner unendlichen Barmherzigkeit nachzutun, dann bläht ihr euch mit dem Wind des Stolzes auf und geht schließlich zugrunde.

Vergeßt sie, eure guten Werke! Es wird euch immer ein Licht, eine Stimme, eine Freude bleiben, die euch den Tag erhellen und euch zufrieden und glücklich machen. Das Licht ist das Lächeln Gottes, die Wonne der Seelenfrieden, der wiederum Gott ist, die Stimme die Stimme Gottvaters, die euch sagt: „Danke.“ Er sieht das geheime Böse wie auch das verborgene Gute und wird es euch vergelten. Ich ... «

»Meister, du belügst dich selbst!«

Die gehässige, unvermittelte Beschimpfung kommt mitten aus der Menge. Alle wenden sich in die Richtung, aus der die Stimme gekommen ist. Es entsteht Verwirrung. Petrus sagt: »Ich habe es dir gesagt! Ach, wenn nur einer von denen da ist, dann geht nichts mehr gut!«

In der Menge werden Pfiffe und Gemurmeln gegen den Lästerer laut. Jesus allein bleibt ruhig. Er hat die Arme über der Brust ge-

kreuzt und steht in seinem dunkelblauen Gewande, die Sonne im Antlitz, aufrecht auf seinem Felsblock.

Der Angreifer fährt ungeachtet der Reaktion der Menge fort: »Du bist ein schlechter Lehrer, denn du lehrst, was du selbst nicht tust und ... «

»Schweig! Geh fort! Schäme dich!« schreit die Menge und weiter: »Geh zu deinen Schriftgelehrten! Uns genügt der Meister. Heuchler unter Heuchlern! Falsche Lehrer! Würger! ... « Sie würden so weiter machen, doch die Stimme Jesu donnert: »Ruhe! Laßt ihn reden!« Die Leute schreien nicht mehr: sie flüstern noch ihre Beschimpfungen unter wütenden Blicken.

»Ja, du lehrst, was du selbst nicht tust. Du sagst, man soll Almosen geben, ohne sich selbst zur Schau zu stellen, und hast gestern in Anwesenheit des ganzen Volkes zu zwei Armen gesagt: „Bleibt, ich werde euch zu essen geben.“«

»Ich habe gesagt: „Die zwei Armen sollen hier bleiben. Sie werden unsere gesegneten Gäste sein und unserem Brot Wohlgeschmack verleihen“, nichts weiter. Ich habe nicht angedeutet, daß ich ihnen zu essen geben möchte. Wo ist der Arme, der nicht wenigstens ein Stück Brot hätte? Meine Freude war es, ihnen eine wahre Freundschaft anzubieten.«

»Nun ja, du bist schlau und verstehst es, das Lamm zu spielen ... «

Der Greis steht auf, wendet sich um, hebt seinen Stock und ruft: »Höllische Zunge, die du den Heiligen beschuldigst! Glaubst du, alles zu wissen und wegen deiner Gelehrtheit anklagen zu können? So, wie du Gott verkennst und den verkennst, den du beschuldigst, so verkennst du auch seine Werke. Nur die Engel und mein jubelndes Herz wissen es. Hört, Leute, hört alle und wißt, daß Jesus kein Lügner und nicht hochmütig ist, wie dieser Auswurf des Tempels behauptet. Er ... «

»Schweig, Ismael! Schweige mir zuliebe. Wenn ich dich glücklich gemacht habe, dann mache mich jetzt durch dein Schweigen glücklich!« bittet ihn Jesus.

»Ich gehorche dir, heiliger Sohn. Doch, laß mich nur dies sagen: Der Segen des alten getreuen Israeliten ist über ihm, der mich göttlich beschenkt hat, und Gott hat Lobesworte in meinen Mund gelegt, damit ich und Sara, meine neue Tochter, ihn preisen. Aber auf deinem Haupte wird kein Segen sein. Ich verfluche dich nicht. Ich verunreinige meinen Mund nicht mit einer Verwünschung, da ich im Begriff bin, zu Gott zu sagen: Nimm mich auf! Ich habe nicht einmal jene verflucht, die mich verleugnet hat, und habe schon die göttliche Belohnung erhalten. Doch wird es einen geben, der für den unschuldig Angeklagten und Ismael, den Freund Gottes, den der Herr mit Wohltaten beschenkt, eintreten wird.«

Ein Chor von Ausrufen beschließt die Rede des alten Mannes, der sich nun wieder niedersetzt, während sich ein anderer Mann, von Schmähungen gefolgt, davonmacht. Dann rufen die Leute Jesus zu: »Sprich weiter, sprich weiter, heiliger Meister! Wir wollen nur dich anhören, nicht diese verfluchten Raben, und du sollst uns anhören. Sie sind nur eifersüchtig, weil wir dich mehr lieben als sie. Aber in dir ist Heiligkeit und in ihnen Bosheit. Sprich, sprich! Du siehst, daß wir nach nichts anderem verlangen als nach deinem Wort. Unsere Häuser? Unsere Geschäfte? Ein Nichts, wenn wir dir zuhören dürfen.«

»Ja, ich spreche. Doch ärgert euch nicht. Betet für jene Unglücklichen. Verzeiht ihnen, wie auch ich verzeihe. Denn wenn ihr den Menschen ihre Fehler verzeiht, dann wird euch auch euer Vater im Himmel eure Sünden verzeihen. Wenn ihr aber Haß in euren Herzen nährt und den Menschen nicht verzeiht, dann wird euch auch euer Vater eure Fehler nicht verzeihen. Und alle haben Verzeihung nötig.

Ich sagte euch, daß Gott euch belohnen wird, auch wenn ihr nicht um Lohn bittet für das Gute, das ihr getan habt. Tut nicht Gutes, um dafür belohnt zu werden, um eine Garantie für morgen zu haben. Tut das Gute nicht abwägend und zurückhaltend, indem ihr sagt: „Werde ich dann für mich auch noch etwas haben? Wenn ich nichts

mehr besitze, wer wird mir dann helfen? Wird jemand da sein, der mir tut, was ich getan habe? Wenn ich einmal nichts mehr geben kann, wird man mich dann immer noch lieben?“

Schaut, ich habe einflußreiche Freunde unter den Reichen und Freunde unter den Armen der Erde. Wahrlich, ich sage euch, es sind nicht die mächtigen Freunde, die ich am meisten liebe. Ich gehe zu ihnen nicht aus Eigenliebe und Eigennutz, sondern weil ich von ihnen viel für jene bekomme, die selbst nichts haben. Ich bin arm. Ich besitze nichts. Ich möchte alle Schätze der Welt haben und sie in Brot für die Hungernden umwandeln, in Häuser für die Obdachlosen, in Kleider für die Nackten und in Arznei für die Kranken. Ihr werdet sagen: „Du kannst heilen.“ Ja, das und anderes kann ich. Aber nicht immer haben die Menschen Glauben. Und dann kann ich nicht tun, was ich tun möchte und tun würde, wenn der Glaube an mich in den Herzen der Menschen wäre. Ich möchte auch den Ungläubigen Gutes tun, und da diese den Menschensohn nicht um ein Wunder bitten, möchte ich ihnen von Mensch zu Mensch helfen. Doch ich besitze nichts. Daher halte ich dem die Hand hin, der etwas besitzt, und bitte: „Erweise mir Barmherzigkeit im Namen Gottes“; dazu habe ich Freunde in gehobenen Gesellschaftsschichten. Wenn ich dann einmal nicht mehr auf der Erde sein werde, wird es immer noch Arme geben, und ich werde keine Wunder mehr an jenen vollbringen können, die an mich glauben, und werde keine Almosen mehr geben können, um Menschen zum Glauben zu führen. Dann aber werden meine reichen Freunde von mir gelernt haben, wie man Wohltaten spenden soll, und ebenso werden meine Apostel durch das Zusammensein mit mir gelernt haben, aus Liebe zu den Brüdern um Almosen zu bitten; und so werden die Armen stets Hilfe erhalten.

Gestern habe ich von einem, der nichts hat, mehr bekommen, als von allen Vermögenden zusammen; von einem Freund, der arm ist wie ich. Aber er hat mir etwas gegeben, was man mit keiner Münze kaufen kann und was mich glücklich gemacht hat, weil er mich dadurch in meine Kinder- und Jugendzeit mit ihren vielen heiteren

Stunden zurückversetzt hat, als mir jeden Abend der Gerechte (mein Pflegevater) die Hände auflegte und ich mich unter dem Schutz seines Segens zur Ruhe legte. Gestern hat mich dieser arme Freund mit seinem Segen zum König gemacht. Ihr seht also, daß keiner meiner reichen Freunde je gegeben hat, was er mir gegeben hat. Darum seid nicht besorgt, denn auch wenn ihr die Macht des Geldes nicht mehr habt, könnt ihr den Armen, den Müden und den Traurigen doch immer noch Gutes tun, wenn euch nur Liebe und Heiligkeit bleiben.

Daher sage ich euch: Macht euch keine großen Sorgen, weil ihr wenig besitzt. Ihr werdet immer das Notwendige haben. Sorgt euch nicht zu sehr um die Zukunft. Niemand weiß, wie lange er noch zu leben hat. Sorgt euch nicht, was ihr essen werdet, um euch am Leben zu erhalten, noch womit ihr euch kleiden werdet, um euren Körper zu wärmen. Das Leben eurer Seele ist viel kostbarer als der Leib und die Glieder; es ist viel wertvoller als Nahrung und Kleidung. Euer Vater weiß es. Darum sollt auch ihr es wissen. Betrachtet die Vögel des Himmels: sie säen nicht, sie ernten nicht und sammeln nicht in Scheunen; und doch sterben sie nicht Hungers, denn der himmlische Vater ernährt sie. Ihr Menschen, ihr bevorzugten Geschöpfe des Vaters, seid viel wertvoller als sie.

Wer von euch kann mit all seiner Begabung seiner Körpergröße auch nur eine Spanne hinzufügen? Wenn euch also nicht einmal das gelingt, wie könnt ihr dann daran denken, eure zukünftigen Verhältnisse zu ändern, indem ihr euren Reichtum vermehrt, um euch ein langes und sorgenfreies Alter zu garantieren? Könnt ihr dem Tode sagen: „Du wirst mich erst holen, wenn ich es will?“ Ihr könnt es nicht! Weshalb sich um das Morgen sorgen? Und warum befürchten, einmal keine Kleider mehr zu haben? Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen: Sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, sie gehen nicht zu den Stoffhändlern, um einzukaufen! Dennoch sage ich euch: nicht einmal Salomon in all seiner Pracht war jemals gekleidet wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras des Feldes so kleidet, das heute grünt und morgen dazu dient, den Ofen zu wärmen oder

die Herde zu weiden und schließlich zu Asche oder Kot wird, wieviel mehr wird er für euch sorgen, die ihr seine Kinder seid.

Seid nicht kleingläubig! Ängstigt euch nicht wegen einer ungewissen Zukunft, sagt nicht: „Wenn ich einmal alt bin, was werde ich dann essen, was werde ich trinken und womit werde ich mich kleiden?“ Diese Sorgen überlaßt den Heiden, die nicht die erhabene Gewißheit der göttlichen Vaterschaft haben. Ihr habt sie und wißt, daß der Vater eure Bedürfnisse kennt und euch liebt. Vertraut also auf ihn. Sucht zuerst das wahrhaft Notwendige: den Glauben, die Güte, die Nächstenliebe, die Barmherzigkeit, die Reinheit, die Gerechtigkeit, die Sanftmut, die drei göttlichen und die vier Haupttugenden und alle übrigen, um Freunde Gottes zu sein und ein Anrecht auf sein Reich zu besitzen. Ich versichere euch: alles übrige wird euch dazugegeben werden, ohne daß ihr eigens darum zu bitten braucht. Es gibt keinen Reicheren als den Gerechten und keinen, der unbesorgter wäre als er. Gott ist mit dem Gerechten. Der Gerechte ist mit Gott. Er bittet nicht für seinen Leib, den Gott mit dem Notwendigen versorgt, er wirkt für seine Seele, und ihr schenkt Gott sich selbst schon hier auf Erden und im Jenseits das Paradies.

Sorgt euch daher nicht unnötig um Dinge, die der Sorge nicht wert sind. Seid betrübt, weil ihr unvollkommen seid, nicht, weil es euch an irdischen Gütern fehlt. Kümmert euch nicht um den morgigen Tag, er wird für sich selbst sorgen, und ihr sollt erst an ihn denken, wenn ihr ihn erlebt. Warum denn schon heute daran denken? Habt ihr im Leben nicht schon genug unangenehme Erinnerungen an das Gestern und quälende Gedanken von heute, als daß ihr euch auch noch die Alpträume des „was wird wohl sein?“ aufladen müßtet, die ja das Morgen betreffen? Jedem Tag genügt seine Last! Es wird immer mehr Sorgen in unserem Leben geben, als wir haben möchten, auch ohne daß wir den gegenwärtigen Sorgen noch die zukünftigen Sorgen hinzufügen. Sagt immer das große Wort Gottes: „Heute.“ Seid seine Kinder, nach seinem Bild erschaffen. Sagt daher mit ihm: „Heute.“

Heute gebe ich euch meinen Segen. Er möge euch begleiten bis zum Beginn des neuen Heute: bis zum morgigen Tag, wenn ich euch wiederum den Frieden im Namen Gottes geben werde.«

213 Die Bergpredigt: Die Seligpreisungen (Fünfter Teil)

Es ist ein herrlicher Morgen. Die Luft ist kristallklar, und man erkennt auch die entferntesten Dinge in allen Einzelheiten, als sähe man sie durch ein Vergrößerungsglas. Von Tag zu Tag wird die Natur nun schöner und kleidet sich in das Prachtgewand des Frühlings, dessen Höhepunkt, wie mir scheint, in Palästina zwischen März und April fällt. Danach zeigen die Felder mit ihrem reifenden Korn und dem dichten Laubwerk der Bäume schon sommerliche Töne. Die große Menge bereitet sich vor, den Meister anzuhören.

Alles steht in Blüte. Von der Höhe des Berges, der sogar an wenig geeigneten Stellen ganz mit Blumen übersät ist, sieht man die Ebene mit den im Winde wogenden Getreidefeldern; die noch elastischen Halme leuchten in einem hellen Blaugrün, während die Ähren bereits zartgolden sind. Über den Wogen der Kornfelder erheben sich blühende Obstbäume. Sie sehen wie riesige weiße, rosa und dunkelrote Puderquasten oder Wattebäusche aus. Die Olivenbäume, in den Gewändern büßender Asketen, beten, und ihr Gebet zeigt sich in einem noch zaghaften Schneefall von weißen Blümchen.

Der Gipfel des Hermon, geküßt von den ersten Strahlen der Sonne, ist wie rosafarbener Alabaster. Von seiner Höhe fließen zwei diamantene Rinnsale in die Tiefe – von hier aus sehen sie dünnen Fäden gleich – die die Sonne in fast unwirklichem Glitzern erstrahlen läßt. Sie verschwinden in den grünen Wäldern, um unten im Tal erneut aufzutauchen, wo sie zwei Bäche bilden und in den Meron fließen, den man von hier aus nicht sieht. Dann verlassen sie, vermischt mit dem Wasser des Jordan, den See und fließen zusammen ins helle Saphirblau des galiläischen Meeres, das durch das Sonnenspiel wie von kostbaren Schuppen übersät flimmert. Wundervolle Gärten und

Felder umgeben den friedvollen, schimmernden See und es scheint, als würden die dahingleitenden Segel von den über das Himmelsmeer ziehenden Wölklein angeführt.

Wahrlich, die Schöpfung lächelt an diesem Frühlingstag zu dieser frühen Morgenstunde.

Die Menschen strömen unaufhörlich herbei. Aus allen Richtungen kommen sie: Alte, Gesunde, Kranke, Kinder, Eheleute, Jungvermählte, die ihren gemeinsamen Lebensweg mit dem Segen des Wortes Gottes beginnen möchten, Bettler und auch Wohlhabende, welche die Apostel herbeirufen, um ihnen Spenden für die Armen zu geben. Sie tun es an verborgenen Orten und es scheint fast, als ob sie beichten würden. Thomas hat eine der Reisetaschen der Apostel genommen und leert ruhig den ganzen Münzenschatz hinein, als ob es Hühnerfutter wäre. Dann trägt er ihn in die Nähe des Felsblockes, wo Jesus spricht. Fröhlich lachend sagt er: »Freue dich, Meister! Heute hast du genug für alle!«

Jesus lächelt und sagt: »Wir wollen sofort anfangen, um die Betrüben gleich glücklich zu machen. Du und deine Gefährten, sucht die Kranken und die Armen und bringt sie hierher.«

Es dauert nicht sehr lange, bis alle angehört worden sind. Doch hätte es mehr Zeit in Anspruch nehmen können ohne den praktischen Sinn von Thomas, der mit seiner lauten Stimme von einer Anhöhe aus ruft: »Alle, die körperliche Leiden haben, sollen sich rechts von mir, dort im Schatten, sammeln.« Judas Iskariot macht es ihm nach. Auch er hat eine mächtige, schöne Stimme und ruft: »Und alle, die meinen, einen Anspruch auf eine Gabe zu haben, mögen sich um mich versammeln. Doch nehmt euch in Acht und lügt nicht, denn das Auge des Meisters liest in den Herzen!«

Es kommt nun Bewegung in die Menschenmenge, die sich beeilt, drei Gruppen zu bilden: die Kranken, die Armen und jene, die einfach nach der Lehre Jesu verlangen. Es sind aber auch zwei, dann drei Personen da, die anscheinend etwas anderes als Gesundheit oder Almosen suchen, etwas noch notwendigeres. Es sind eine Frau

und zwei Männer. Sie sehen die Apostel an, wagen jedoch nicht, sie anzusprechen. Simon der Zelote geht mit ernster Miene vorbei. Petrus kommt eifertig mit einem ganzen Schwarm von Buben daher, denen er Oliven verspricht, wenn sie bis zum Ende der Predigt Jesu ruhig bleiben, oder aber Schläge, wenn sie unruhig werden. Bartholomäus kommt alt und ernst daher. Dann sehe ich Matthäus mit Philippus mit einem Krüppel auf den Armen, für den es zu mühsam war, durch die dichte Menschenmenge nach vorne zu gelangen. Nun erscheinen die Vettern Jesu, die einen fast blinden Bettler und eine arme alte Frau, die dem Jakobus bereits mehrmals unter Tränen ihre Nöte vorgejammert hat, an den Händen halten. Jakobus des Zebedäus trägt in seinen Armen ein armes, kleines Mädchen, das sicher krank ist, denn er hat es seiner Mutter abgenommen, die ihm atemlos folgt, da sie befürchtet, die Menschenmenge könnte der Kleinen wehtun. Die letzten, die vorbeikommen, sind die – ich möchte sagen – Unzertrennlichen, Andreas und Johannes; denn wenn Johannes in seiner frohen Natürlichkeit eines heiligen Jünglings mit allen Gefährten gleichermaßen zurechtkommt, so bevorzugt Andreas in seiner großen Zurückhaltung, mit dem alten Gefährten des Fischfangs und der Zeit der Nachfolge Johannes des Täufers zusammen zu sein. Die beiden waren an der Stelle geblieben, wo die zwei Hauptwege sich treffen, um noch ankommende Menschen an ihre Plätze zu weisen. Doch nun zeigen sich keine Pilger mehr auf den steinigen Pfaden des Berges, und die beiden gehen zum Meister, um ihm die zuletzt empfangenen Almosen zu überbringen.

Jesus hat sich bereits über die Kranken gebeugt, und die Hosannarufe der Menge künden die einzelnen Wunder an.

Die Frau, ganz in Leid aufgelöst, wagt es, Johannes, der mit Andreas spricht und lächelt, am Gewand zu ziehen. Er beugt sich zu ihr nieder und fragt:

»Was willst du, Frau?«

»Ich möchte mit dem Meister sprechen.«

»Bist du krank? Du bist doch nicht arm . . . «

»Ich bin weder krank noch arm. Aber ich brauche ihn, denn es gibt Krankheiten ohne Fieber und Elend ohne Armut, und meine . . . meine . . .« und sie weint weiter.

»Höre, Andreas. Die Frau hat einen seelischen Kummer und möchte ihn dem Meister anvertrauen. Wie machen wir es?«

Andreas betrachtet die Frau und sagt: »Sicher ist es etwas, das schmerzt, wenn andere davon erfahren . . .« Die Frau nickt zustimmend mit dem Kopf. Andreas sagt: »Weine nicht . . . Johannes, führe sie hinter unser Zelt. Ich werde inzwischen den Meister holen.«

Johannes bahnt sich lächelnd einen Weg, und Andreas geht in entgegengesetzter Richtung zu Jesus. Doch die beiden traurigen Männer haben die Szene beobachtet, und einer von ihnen hält Johannes auf, während der andere sich an Andreas wendet, und bald darauf sind die beiden zusammen mit der Frau hinter den schützenden Zweigen, die die Zeltwand bilden.

Andreas kommt zu Jesus, als dieser gerade den Krüppel heilt und der Geheilte die beiden Krücken wie Trophäen schwingt, wie ein Tänzer hüpfet und den Herrn preist. Andreas flüstert: »Meister, hinter unserem Zelte sind drei Personen, die weinen. Sie haben ein Herzeleid, das anderen verborgen bleiben soll . . .«

»Es ist gut. Ich habe noch dieses kleine Mädchen und diese Frau, dann werde ich kommen. Sag ihnen, sie sollen Vertrauen haben.«

Andreas geht, während Jesus sich über das Mädchen beugt, das die Mutter wieder auf ihren Schoß genommen hat.

»Wie heißt du«, fragt Jesus.

»Maria.«

»Und wie heiße ich?«

»Jesus«, antwortet das Mädchen.

»Wer bin ich?«

»Der Messias des Herrn, der gekommen ist, um den Menschen das Heil des Leibes und der Seele zu bringen.«

»Wer hat es dir gesagt?«

»Mutter und Vater, die ihre Hoffnung für mein Leben auf dich setzten.«

»Lebe und sei brav!«

Das Mädchen hat anscheinend eine Rückgraterkrankung, da es, obwohl es schon sieben oder etwas älter ist, nur die Hände bewegen kann und von den Achseln abwärts bis zu den Waden mit straffen Binden eingewickelt ist. Man sieht es gut, da die Mutter das Kleidchen geöffnet hat. Es bleibt für einige Minuten unbeweglich, dann zuckt es zusammen, gleitet vom Schoße der Mutter zur Erde und eilt zu Jesus, der soeben eine Frau heilt, deren Krankheit ich nicht erkennen kann.

Die Kranken sind alle erhört worden und schreien lauter als alle anderen in der Menge, die dem „Sohn Davids, Gottes Ruhm und unser Ruhm“, zujubeln.

Jesus geht zum Zelt. Judas Iskariot ruft: »Meister! Und diese?« Jesus wendet sich um und sagt: »Sie sollen warten, wo sie sind. Auch sie werden getröstet werden.« Dann geht er langsam hinter das Laubwerk, wo Andreas und Johannes mit den Trauernden warten.

»Zuerst die Frau. Komm mit mir zu den Büschen. Sprich ohne Furcht.«

»Herr, mein Mann verläßt mich wegen einer Dirne. Ich habe fünf Kinder, das jüngste ist zwei Jahre alt ... Mein Schmerz ist groß ... und ich denke an die Kinder ... Ich weiß nicht, ob er sie haben will, oder ob er sie mir überläßt. Die Knaben, den ältesten wenigstens, wird er haben wollen ... und ich, die ich ihn geboren habe, sollte mich nicht mehr an seinem Anblick erfreuen können? Was werden sie vom Vater oder von mir denken? Von einem von uns beiden müssen sie schlecht denken. Ich möchte nicht, daß sie ihren Vater verurteilen ... «

»Weine nicht. Ich bin der Herr über Leben und Tod. Dein Mann wird jene Frau nicht heiraten. Geh in Frieden und sei weiterhin gut.«

»Aber du wirst ihn doch nicht töten? Oh, Herr, ich liebe ihn!«

Jesus lächelt: »Ich werde niemanden töten. Ein anderer wird sein Werk vollbringen. Wisse, daß Satan nicht über Gott steht. Wenn du in deine Stadt zurückgekehrt bist, wirst du erfahren, daß jemand

das unglückselige Geschöpf umgebracht hat, und zwar auf eine Art und Weise, die deinem Mann klarmachen wird, was er im Begriff war zu tun. Er wird dich mit einer neu erwachten Liebe lieben.«

Die Frau ergreift die Hand, die Jesus auf ihren Kopf gelegt hat, küßt sie und geht dann weg.

Einer der Männer kommt heran: »Ich habe eine Tochter, Herr. Zu ihrem Unglück ging sie mit ihren Freundinnen nach Tiberias und es scheint, als habe sie dort Gift geatmet. Sie ist wie liebestrunken zu mir zurückgekehrt. Nun will sie mit einem Griechen fortgehen ... und dann ... Warum ist sie mir geboren worden? Ihre Mutter ist krank vor Kummer und wird vielleicht sterben ... Ich ... nur deine Worte, die ich letzten Winter gehört habe, halten mich davor zurück, sie umzubringen. Aber ich muß es dir bekennen, mein Herz hat sie schon verflucht.«

»Nein. Gott, der Vater, verflucht erst bei begangener Sünde und Verstocktheit. Was willst du von mir?«

»Daß du sie umstimmst.«

»Ich kenne sie nicht, sie wird sicher nicht zu mir kommen.«

»Aber du kannst ihr Herz auch aus der Ferne umwandeln. Weißt du, wer mich zu dir schickt? Johanna des Chuza. Sie war gerade dabei, nach Jerusalem abzureisen, als ich zu ihrem Palast kam, um sie zu fragen, ob sie diesen infamen Griechen kenne. Ich nahm an, daß sie ihn nicht kennen würde, denn sie ist gut, obwohl sie in Tiberias wohnt ... Aber da Chuza mit Heiden verkehrt ... Sie kennt ihn nicht. Aber sie sagte mir: „Geh zu Jesus. Obwohl wir durch eine weite Entfernung voneinander getrennt waren, hat er zu meiner Seele gesprochen und mich zu sich gerufen, und sein Ruf bedeutete meine Heilung von der Schwindsucht. Er wird auch das Herz deiner Tochter heilen. Ich werde beten, und du, habe Vertrauen.“ Vertrauen habe ich, du siehst es. Erbarme dich, Meister.«

»Deine Tochter wird noch heute abend auf dem Schoß ihrer Mutter weinend um Verzeihung bitten. Sei auch du gut wie die Mutter und verzeih! Die Vergangenheit ist tot.«

»Ja, Meister, dein Wille geschehe, und sei dafür gepriesen!«

Er ist schon im Begriff zu gehen, doch dann wendet er sich noch einmal um: »Verzeih, Meister ... Ich habe solche Angst ... Die Unzucht ist ein so schlimmer Dämon! Gib mir nur einen Faden deines Gewandes. Ich werde ihn ins Kopfkissen meiner Tochter legen, so wird sie der Teufel nicht versuchen, während sie schläft.«

Jesus lächelt und schüttelt das Haupt ... aber er stellt den Mann zufrieden und sagt: »Damit du beruhigt bist. Doch glaube, wenn Gott sagt: „Ich will“, dann flieht der Teufel, ohne daß noch mehr nötig wäre. Du wirst es einfach als Andenken an mich behalten«, und er schenkt ihm einen kleinen Bausch seiner Fransen.

Nun kommt der dritte Mann: »Meister, mein Vater ist gestorben. Wir glaubten, er besitze eine größere Menge Geld, doch wir haben nichts gefunden. Das wäre alles nicht so schlimm, denn uns Brüdern fehlt es nicht an Brot. Aber ich wohnte bei meinem Vater, da ich der Erstgeborene bin, und die beiden anderen Brüder behaupten nun, ich hätte das Geld verschwinden lassen und wollen Klage wegen Diebstahls gegen mich einreichen. Du kennst meine Gesinnung. Ich habe nicht die kleinste Münze gestohlen. Mein Vater verwahrte sein Geld in einem eisernen Kästchen in einem Schrein. Nach seinem Tode öffneten wir den Schrein, und das Kästchen war nicht mehr da. Nun sagen sie: „In der Nacht, während wir schliefen, hast du es an dich genommen.“ Das ist nicht wahr. Hilf mir, daß wieder Friede und gegenseitige Achtung bei uns einkehren.«

Jesus sieht ihn fest an und lächelt.

»Warum lächelst du, Meister?«

»Weil der Schuldige dein Vater ist ... schuldig wie ein Kind, das sein Spielzeug versteckt, damit es ihm niemand wegnimmt.«

»Aber er war nicht geizig. Glaube mir, er hat viel Gutes getan.«

»Ich weiß es, aber er war sehr alt ... Das sind Krankheiten des Alters ... Er wollte es aufbewahren für euch und hat euch durch seine übergroße Liebe gegeneinander aufgebracht. Die Kasette ist unter der Kellertreppe eingegraben. Ich sage es dir, damit du siehst,

daß ich davon weiß. Während ich mit dir redete, stampfte dein jüngerer Bruder aus Zorn auf den Boden und entdeckte so zufällig das Versteck. Jetzt sind die Brüder verwirrt und bereuen, dich beschuldigt zu haben. Gehe unbeschwert nach Hause und sei gut zu ihnen. Verliere keine Worte über den Verdacht, den sie gegen dich hegten.«

»Nein, Herr, ich gehe noch nicht. Ich bleibe hier, um dir zuzuhören. Erst morgen werde ich heimkehren.«

»Und wenn sie dir Geld wegnehmen?«

»Du sagst, man soll nicht habgierig sein. Ich will es nicht sein. Mir genügt es, wenn unter uns wieder Frieden herrscht. Übrigens, ich habe keine Ahnung, wieviel Geld in der Kassette war, und ich werde daher auch nicht mißmutig sein über eine Mitteilung, die der Wahrheit vielleicht nicht entspricht. Ich denke auch, daß das Geld ebenso gut hätte verloren sein können. Wie ich bisher gelebt habe, so werde ich auch weiterhin leben können, sollte man mir das Geld vorenthalten. Es genügt mir, daß sie mich nicht mehr „Dieb“ nennen.«

»Du bist auf dem Wege Gottes sehr weit fortgeschritten. Mach so weiter, und der Friede sei mit dir!«

Auch dieser geht zufrieden weg. Jesus kehrt zur Menge zurück, zu den Armen, und verteilt nach eigenem Gutdünken die Almosen. Nun sind alle zufrieden, und Jesus kann sprechen.

»Der Friede sei mit euch.

Wenn ich euch die Wege des Herrn erkläre, dann tue ich es, damit ihr auf ihnen wandelt. Könnt ihr gleichzeitig die Wege, die rechts und links bergab führen, gehen? Nein, das könntet ihr nicht, denn wenn ihr den einen Weg einschlagt, dann müßt ihr den anderen verlassen. Selbst wenn beide Wege nebeneinander verlaufen würden, könntet ihr nicht lange mit dem einen Fuß auf diesem und mit dem anderen Fuß auf jenem gehen. Ihr würdet ermüden und den Tritt verfehlen, selbst wenn es um eine Wette ginge. Doch zwischen dem Weg Gottes und dem Weg Satans liegt eine große Entfernung, und sie wird immer größer; so wie die beiden Wege, die hier nebeneinan-

der beginnen, sich talabwärts immer weiter voneinander entfernen, da der eine nach Kafarnaum, der andere nach Ptolemais führt.

So ist es mit dem Leben. Es verläuft zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, zwischen dem Bösen und dem Guten. In der Mitte ist der Mensch mit seinem Willen, einem freien Willen; an den beiden Enden: auf der einen Seite Gott und sein Himmel, auf der anderen Satan und seine Hölle. Der Mensch kann wählen. Niemand zwingt ihn. Sagt mir nicht: „Aber Satan versucht mich . . .“, als Ausrede für den Abstieg auf dem Weg nach unten. Auch Gott lockt mit seiner Liebe, und zwar sehr mächtig: Er ruft uns mit Worten voll der Heiligkeit, und er sucht uns mit seinen verlockenden Verheißungen. Warum läßt man sich gerade von dem betören, der am wenigsten verdient, angehört zu werden? Die Worte, die Verheißungen, die Liebe Gottes, sind sie nicht ausreichend, um das Gift Satans unwirksam zu machen?

Gebt acht, denn der Teufel vermag euch in schlimmer Weise zu schwächen. Ein kräftiger und gesunder Mensch ist zwar auch nicht immer gefeit gegen Ansteckungen, doch er überwindet sie mit Leichtigkeit. Während jemand, der schon krank und dadurch geschwächt ist, durch eine neue Ansteckung ziemlich sicher zugrunde geht; und wenn er überlebt, ist er kränker als zuvor, da sein Blut nicht mehr die Kraft besitzt, die Ansteckungskeime vollständig zu vernichten. Dasselbe gilt für den höheren Teil des Menschen. Wenn jemand moralisch und seelisch stark und gesund ist, ist er zwar nicht frei von Versuchungen, aber das Böse kann sich in ihm nicht festsetzen. Wenn ich jemand sagen höre: „Ich bin diesem oder jenem nahegekommen, ich habe dieses oder jenes gelesen, ich habe versucht, diesen oder jenen vom Guten zu überzeugen, stattdessen ist die Bosheit seines Geistes und Herzens und der schädliche Einfluß des Buches auf mich übergegangen“, dann muß ich ihm entgegen: „Ich schließe daraus, daß das Böse, um sich bei dir einzunisten zu können, schon einen günstigen Nährboden vorgefunden hat. Das beweist, daß du ein Schwächling ohne moralischen und geistigen Widerstand bist.

Denn selbst unsere Feinde können uns Gutes lehren. Wenn wir nämlich ihre Fehler beobachten, soll uns dies lehren, nicht in die gleichen Irrtümer zu verfallen. Der intelligente Mensch wird nicht zum Spielball der erstbesten Lehre, die er vernimmt. Der Mensch, dessen Geist bereits von einer Lehre durchdrungen ist, hat keinen Platz für andere Lehren. Dies erklärt auch die Schwierigkeiten, auf die man bei dem Versuch stößt, überzeugte Anhänger einer anderen Lehre für die wahre Lehre zu gewinnen. Aber wenn du mir sagst, daß du deine Ansicht bei jedem geringsten Windhauch änderst, dann sehe ich, daß in dir eine große Leere ist. Deine geistige Festung ist voller Risse, die Deiche deiner Gedanken sind an tausend Stellen undicht, und das gute Wasser dringt nach außen, während das verseuchte Wasser hineingelangt; und du bist so töricht und apathisch, daß du es nicht einmal merkst und keine Vorsorge triffst. Du bist ein Unglückseliger.¹⁷“

Daher wißt von den beiden Wegen den guten zu wählen, beschreitet ihn und widersteht jederzeit den Verlockungen der Sinne, der Welt, der Wissenschaft und des Teufels. Die Halbheiten im Glauben, die Kompromisse und die Pakte zwischen zwei gegensätzlichen Partnern, überlaßt sie den Menschen der Welt. Auch sie dürften eine solche Geisteshaltung nicht annehmen, wenn sie ehrlich wären. Aber ihr, ihr wenigstens, ihr Männer Gottes, dürft sie nicht haben. Weder Gott noch Satan würde sich damit zufrieden geben. Darum duldet sie auch bei euch selber nicht; wenn in euren Werken Gutes mit Bösem vermischt ist, sind sie wertlos. Gute Taten verlieren durch die schlechten ihren Wert, denn die schlechten treiben euch geradewegs in die Arme des Feindes. Tut sie daher nicht und seid aufrichtig in eurem Dienen.

¹⁷Die durch seine Natur bedingten Lücken füllt der Mensch mit natürlichen Dingen aus, die oft nicht gut sind. Immer jedoch stehen sie dem Eindringen Gottes im Weg. Gelingt es aber, sich von diesem Hindernis, dem Menschlich-Natürlichen, zu befreien, dann füllt Gott die entstandene Leere mit sich selber aus und macht sie zu seiner Wohnstätte. Dann wird in uns das Reich Gottes errichtet, das so lange andauert, bis wir in sein Reich, den Himmel, eingehen, den wir durch unseren treuen, liebevollen guten Willen verdient und geerbt haben.

Niemand kann zwei Herren dienen, die verschiedenen Sinnes sind. Entweder wird er den einen lieben und den anderen hassen, oder umgekehrt. So könnt ihr auch nicht gleichzeitig Gott und dem Mammon dienen. Der Geist Gottes läßt sich mit dem Geist der Welt nicht vereinbaren. Der eine führt nach oben, der andere nach unten. Der eine heiligt, der andere verdirbt. Wenn ihr aber verdorben seid, wie könnt ihr dann noch in Reinheit wirken? Die sinnliche Begierde erwacht im Verdorbenen und zieht noch andere Gelüste nach sich. Ihr wißt schon, wie Eva verführt wurde, und Adam durch sie.

Satan küßte das Auge der Frau und bezauberte es so, daß alle Dinge, die ihr bis dahin rein erschienen waren, nun ein unreines Aussehen annahmen und in ihr eine ungewohnte Neugier weckten. Dann küßte Satan ihre Ohren und machte sie hellhörig für Worte einer unbekanntenen Wissenschaft der seinen. Auch der Verstand Evas wollte erfahren, was nicht notwendig war. Dann zeigte Satan den dem Bösen nun zugänglich gewordenen Augen und Verstand, was sie vorher nicht gesehen hatten. Da erwachte Eva und wurde verdorben, und das Weib ging zum Mann und enthüllte ihm das Geheimnis. Eva überzeugte Adam, von der neuen Frucht zu kosten, die schön anzusehen und bis dahin verboten war. Sie küßte ihn mit dem Mund und schaute ihn an mit den Augen, in denen schon die Verwirrung Satans war. Und die Verderbnis drang in Adam ein, der sah, und durch das Auge begehrte er nach dem Verbotenen. Mit seiner Gefährtin zusammen aß er, und sie fielen von erhabener Höhe in den Schlamm.¹⁸

¹⁸Um Einwendungen vorzubeugen, erkläre ich, worin die Verführung des Auges und des Ohres Evas bestand. Man überlege und beachte, daß es sich um einen geistigen Kuß handelte, um eine intellektuelle Lehre über die Bosheit, um eine Neugierde zu erwecken, die anfänglich geistiger Natur war, so wie auch die von Gott gestellte Prüfung geistig war, um Adam und Eva in der Gnade zu festigen: Im Gehorsam gegenüber dem einzigen Gebot Gottes. Die anfänglich geistige Neugierde entartete zu einer Neugierde für das Stoffliche, die sich immer mehr dem Fleischlichen zuwandte. Eva war ganz Gnade und Unschuld, mit einer Fülle übernatürlicher Gaben ausgestattet und sah und erkannte Gott und sich selbst

in Gerechtigkeit, als ein zur übernatürlichen Höhe des Kindes Gottes erhobenes Geschöpf. Sie sah und erkannte ihr Verhältnis als Geschöpf zu ihrem Schöpfer, den Unterschied zwischen ihm und ihr, der weder dadurch aufgehoben wurde, daß Gott der Vater den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis erschaffen hat, noch durch seine göttliche Liebe zu seinem Geschöpf. Nichts hatte sie dazu verleitet, sich für Gott ebenbürtig zu halten, zu sein wie Gott, was ihre Natur und Macht betraf. Nichts hatte sie begierlich gemacht, alles sein zu wollen und zu können, so wie Gott alles ist und alles kann. Unschuldig und glücklich wie ein Kind war sie zufrieden mit dem, was ihr geschenkt worden war. Sie war seelisch und körperlich gesund, weil sie frei von abnormalen Begierden und Trieben war. Sie erkannte sich als Kind Gottes, und als solche erkannte sie auch ihren Gefährten. Als Königin über Tier- und Pflanzenreich, lag die Schöpfung zu ihren Füßen, doch ihr Anblick verführte ihre Seele nicht zur Sünde, sondern spornte sie an, über das Natürliche hinauszuwachsen; denn die Herrlichkeiten des Paradieses, in denen sie Gott erkannte, führten sie zu einer immer vollkommeneren Liebe zu ihrem Herrn. Sie erkannte sich in ihrem erhabenen Teil als Kind Gottes und nicht als animalisches Geschöpf. – Satan näherte sich ihr in Gestalt einer Schlange und zog die Unbedachte an sich.

Die Schlange verstand es, mit ihrer Eigenart Eva zu begeistern und strömte ihr tödliches Gift mit ihrem magischen Zauber aus, wodurch geistige Erkenntnis und Einsichtsvermögen der Frau getrübt wurden, so daß sich das geschmeichelte Weib in Eva enthüllte. Eva würde sich nun mächtig wie Gott glauben, sobald sie das Kennzeichen eines Geschöpfes, d. h. die Pflicht, dem Gebot Gottes zu gehorchen und nur das zu tun, was Gott erlaubt, weit von sich werfen würde.

Als sie sich dieses Kennzeichens entledigt hatte, um wie Gott zu sein, überkam sie die seelische Ausschweifung des „Alles-Können“, und diese zeugte die geistige Ausschweifung des „Alles-Kennen-Wollen“, das Gute und vor allem das Böse, das Gott ihr zu kennen verbot, während die Schlange sie dazu anspornte, es kennenzulernen; denn nur durch die vollständige Kenntnis des Guten und Bösen würden sie und Adam „wie Götter“, und damit ihr Geschlecht und Same aus eigener Kraft unsterblich. Die Schlange bot sich ihr als Lehrmeisterin der unbeschränkten Erkenntnis an, und Eva nahm diese als Lehrmeisterin an. Die geistige Ausschweifung als Tochter der seelischen, zeugte nun die fleischliche Ausschweifung. Eva, die ihr Seh- und Hörvermögen schon zum Bösen benutzt hatte, wollte nun auch ihren Tastsinn dazu benützen, die Geheimnisse der verbotenen Frucht zu erkennen; mit dem Geruchssinn nahm sie deren betörenden Duft in sich auf, mit dem Geschmack öffnete sie die Schale einer neuen Erkenntnis, um den unbekanntem Geschmack zu kosten. – In ihr erwachte die böse Begierde, das, was sie kaum versucht hatte, nunmehr vollständig auszukosten.

Der Gnade, der Unschuld und Unversehrtheit beraubt, erschien ihr das Böse

Wenn einer verdorben ist, zieht er auch den anderen ins Verderben, sofern der andere nicht ein Heiliger im wahrsten Sinne des Wortes ist.

Hütet eure Blicke, Männer! Sowohl die Blicke der Augen als auch die Blicke des Geistes. Sind sie verdorben, können sie nur alles übrige auch noch verderben. Das Licht des Körpers ist das Auge. Das Licht des Herzens ist dein Denken. Ist dein Auge unrein, dann wird alles in dir trübe sein, und verführerische Nebel werden in dir unreine Trugbilder erzeugen. Alles ist rein in dem, der reine Gedanken hat, die einen reinen Blick erzeugen, und das Licht Gottes steigt da, wo es die Sinne nicht behindern, machtvoll hernieder. Hast du aber dein Auge durch deinen schlechten Willen zu unreinen Betrachtungen erzogen, wird alles in dir Finsternis. Und vergeblich betrachtetest du dann auch heiligste Dinge. Im Dunkel wird es nichts als Finsternis geben und du wirst Werke der Finsternis tun.

Daher, Kinder Gottes, hütet euch vor euch selbst! Seid wachsam

gut. Sie war nicht mehr fähig, ihre Sinnlichkeit der Vernunft zu unterstellen. – Sie erkannte sich und ihren Gefährten und wollte auch ihn zu dieser Erkenntnis führen. Arglistig näherte sie sich Adam und konnte ihn dazu verleiten, das Gebot Gottes mit Füßen zu treten.

Sie verführte ihn zu dem, was sie schon getan hatte: in den Apfel zu beißen. Nachdem sie ihn in Unkeuschheit und Bosheit ihr gleichgemacht hatte, überredete sie ihn, die verbotene Frucht zu essen, um sich einen neuen, sofortigen Genuß zu verschaffen, und dazu die Macht, künftig Gott im Erschaffen neuer Menschen ähnlich zu sein, nach den Naturgesetzen, denen auch die Tiere unterworfen sind und anders als von Gott bestimmt. – Satan wollte erstens aus dem Menschen als Kind Gottes einen tierischen Menschen machen und zweitens versuchen, aus dem göttlichen Eingeborenen, der Mensch geworden war, einen Sünder zu machen. – Sein erstes Ziel, den Geist durch das Fleisch zu besiegen, erreichte er im unglückseligen Sündenfall. Sein zweites Vorhaben, den Messias zur Sünde zu verführen, schlug fehl. So satanisch auch sein Plan war, den Messias in die Sünde zu stürzen und dadurch jede Möglichkeit einer Wiedergeburt des Menschen zum Kinde Gottes zu verhindern, so diente doch dieser Plan der „Vollendung“ des Gott-Menschen, indem Christus in seiner Gnade als Mensch bestätigt wurde und somit in seiner Macht als Messias, als Ursache des ewigen Heils für die erlösten Kinder (Nachkommenschaft) Adams.

und hütet euch vor allen Versuchungen. Daß ihr versucht werdet, ist nichts Schlechtes. Der Wettkämpfer bereitet sich durch den Kampf auf den Sieg vor. Schlimm ist es, besiegt zu werden wegen ungenügender Vorbereitung und Unachtsamkeit. Ich weiß, daß alles der Versuchung dient. Ich weiß, daß andauernde Verteidigung zermürbt. Ich weiß, daß der Kampf ermüdet. Doch Mut! Überlegt euch, was ihr durch all dies gewinnt! Möchtet ihr für eine Stunde des Vergnügens, welcher Art es auch sei, eine Ewigkeit des Friedens verlieren? Was bleibt euch von der Sinnelust, von der Freude am Gold und den Gedanken daran? Nichts! Was gewinnt ihr, wenn ihr auf sie verzichtet? Alles! Ich spreche zu Sündern, denn der Mensch ist ein Sünder. Sagt mir also ganz ehrlich: Wenn ihr eure Sinnelust, euren Hochmut und euren Geiz befriedigt habt, fühlt ihr euch dann frischer, zufriedener und sicherer? Empfindet ihr nach deren Befriedigung, der immer ein Moment des Nachdenkens folgt, wirklich das Gefühl echten Glückes? Ich habe dieses Brot der Sinne nicht verkostet, doch ich antworte euch: Nein! Niedergeschlagenheit, Unzufriedenheit, Unsicherheit, Ekel, Angst und Unruhe sind die traurigen Folgen des Nachgebens.

Aber ich bitte und sage euch: Gebt nie nach; ich sage euch ebenfalls: Seid nicht unerbittlich gegen jene, die fehlen. Denkt daran, daß ihr alle Brüder seid, aus Fleisch und Seele. Bedenkt, daß es viele Ursachen gibt, die einen Menschen zur Sünde verleiten können. Seid barmherzig mit den Sündern, helft ihnen mit Güte, sich zu erheben und führt sie zu Gott; zeigt ihnen, daß der von ihnen eingeschlagene Weg voller Gefahren für das Fleisch, den Geist und die Seele ist. Tut dies, und euer Lohn wird groß sein, denn der Vater im Himmel ist barmherzig mit den Guten und vergilt jede gute Tat hundertfach. Daher sage ich euch ... «

Hier teilt Jesus mir mit: »Siehe und schreibe. Das ist das Evangelium der Barmherzigkeit für alle und besonders für jene, die sich in der Sünderin wiedererkennen. Ich lade sie ein, ihr in ihrer Erlösung nachzufolgen.«

Jesus steht auf einem Felsblock und spricht zu einer großen Menge in einer gebirgigen Gegend, wo sich ein einsamer Hügel zwischen zwei Tälern erhebt. Der Gipfel des Hügels hat die Form eines Joches oder besser, die Form eines Kamelhöckers, so daß sich einige Meter unter der Kammlinie ein natürliches Amphitheater befindet, in welchem die Stimme klar erschallt wie in einem sehr gut gebauten Konzertsaal.

Der Hügel ist von Blumen übersät und ich nehme an, daß die warme Jahreszeit angebrochen ist. Die Getreidefelder in den Ebenen beginnen sich gelblich zu färben und sind bald reif zur Ernte. Im Norden strahlt die schneebedeckte Kuppe eines hohen Berges in der Sonne. Darunter, im Osten, liegt das galiläische Meer wie ein in zahllose Stückchen zersplitterter Spiegel, und jeder einzelne Splitter leuchtet wie ein von der Sonne entflammter Saphir. Der See blendet mit seinem bläulichen Schimmern, nur einige Wolkenflöcklein spiegeln sich wider, die im tiefen Blau des reinen Himmels schweben wie fliehende Schatten eines Segelschiffes. Jenseits des Sees Gennesaret liegen auf den fernen Ebenen leichte Bodennebel oder vielleicht der Dunst des Taus – es müssen die ersten Morgenstunden sein, denn das Gras in der Höhe trägt noch diamantene Tautropfen –; der Dunst scheint den See zu verlängern, aber in der Farbe eines grün geäderten Opals; dahinter zeigt sich eine Bergkette mit einem steinigen Abhang, der einem Wolkengebilde am klaren Himmel gleicht.

Das Volk sitzt im Gras oder auf dem Steinen, und viele Leute hören auch stehend zu. Die Schar der Apostel ist nicht vollzählig. Ich sehe Petrus und Johannes, Andreas und Jakobus und höre, wie man zwei andere, nämlich Natanaël und Philippus, ruft. Ich sehe noch einen anderen, der vielleicht auch zur Gruppe gehört; er ist wahrscheinlich erst angekommen man nennt ihn Simon. Weitere sind nicht da, wenigstens sehe ich sie inmitten der vielen Leute nicht.

Jesus hat erst vor kurzem zu sprechen begonnen. Es ist mir klar, daß es die Bergpredigt ist. Doch die Seligpreisungen sind bereits erwähnt worden. Mir scheint, daß die Rede ihrem Ende zugeht, denn

Jesus sagt: »Tut dies, und euer Lohn wird groß sein, denn der Vater im Himmel ist barmherzig mit den Guten und wird hundertfach vergelten. Darum sage ich euch . . . «

Eine starke Bewegung kommt in das Volk, das sich am Weg, der zur Hochebene hinaufführt, befindet. Die Köpfe derer in der Nähe Jesu wenden sich um. Die Aufmerksamkeit wird abgelenkt. Jesus hört auf zu reden und wendet seinen Blick in dieselbe Richtung wie die anderen. Er ist ernst und schön in seinem dunkelblauen Gewand mit den auf der Brust gekreuzten Armen. Die Sonne streift sein Haupt mit dem ersten Strahl, der über den östlichen Gipfel des Hügels dringt.

»Macht Platz, Gesindel, das ihr seid«, schreit eine zornige Männerstimme. »Macht Platz der Schönheit, die vorübergeht!« Es kommen vier aufgeputzte Gecken, von denen einer Römer sein muß, da er mit einer römischen Toga bekleidet ist. Sie tragen auf ihren Armen, die zu einem Sitz verschränkt sind, Maria von Magdala, die immer noch große Sünderin, im Triumph daher.

Maria lacht mit ihrem entzückenden Mund und wirft ihren Kopf mit der goldenen Haarpracht zurück, deren Zöpfe und Locken von wertvollen Spangen, Nadeln und einem goldenen Band gehalten werden. Das mit Perlen bedeckte Band schmückt ihre Stirn wie ein Diadem, leichte Löckchen fallen darüber und verschleiern die an sich schon herrlichen Augen, die durch einen geschickten Kunstgriff noch größer und verführerischer erscheinen. Das Diadem verliert sich hinter den Ohren unter der Fülle ihrer geflochtenen Haare, die über den weißen, bloßen Nacken hängen. Die Blöße reicht sogar weit unter den Nacken. Ihre Achseln sind bis zu den Schulterblättern frei und die Brust noch weit mehr. Das Gewand wird auf den Schultern von zwei goldenen Kettchen gehalten und ist ärmellos. Alles ist sozusagen von einem Schleier bedeckt, der nur die Aufgabe hat, die Haut vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Das Kleid ist sehr leicht, und wenn sie sich in ihrem gezierten Getue einmal an diesen, dann an jenen Verehrer lehnt, ist es fast, als würde sie es mit dem nackten

Körper tun. Ich habe den Eindruck, daß der Römer der Bevorzugte ist, denn ihm gelten hauptsächlich ihr Lachen und ihre Blicke, und an seine Schulter legt sie besonders gern ihren Kopf.

»Die Göttin ist befriedigt«, sagt der Römer. »Rom hat sich zum Reittier der neuen Venus gemacht, und dort ist Apollo, den du zu sehen gewünscht hast. Verführe ihn nun, aber laß auch uns einige Brosamen deiner Gunst!«

Maria lacht und springt mit einer behenden, herausfordernden Bewegung zu Boden und entblößt die kleinen Füße in den weißen Sandalen mit goldenen Spangen, und auch ziemlich viel Bein. Dann deckt das weite Kleid aus leichter Wolle, das wie ein schneeweißer Schleier auf den Hüften von einem Gürtel aus goldenen Schuppen gehalten wird, alles wieder zu. Die Frau steht da wie eine Blume aus Fleisch und Blut, eine unreine Blume, durch einen Zauber auf der grünen Ebene erblüht, in der es Maiglöckchen und wilde Narzissen in großer Zahl gibt.

Maria von Magdala ist schön wie nie zuvor. Ihr kleiner, purpurroter Mund gleicht einer aufbrechenden Nelke, die auf dem Weiß der vollendet schönen Zähne blüht. Das Antlitz und der Körper könnten den anspruchsvollsten Maler oder Bildhauer sowohl durch die Farben als auch durch die Formen zufriedenstellen. Die volle Brust und die Hüften im rechten Verhältnis zur schmalen, geschmeidigen Taille, gleicht sie einer Göttin, wie der Römer gesagt hat ... einer Göttin, aus zartem rosa Marmor gemeißelt, auf deren Hüften der leichte Stoff sanft aufliegt, um dann in einem reichen Faltenwurf nach vorn zu fallen. Alles ist für den Genuß der Augen ausgeklügelt.

Jesus blickt sie fest an. Frech hält sie seinem Blick stand und lacht und windet sich unter der Berührung ihrer Schultern und Brust mit einem von dem Römer unterwegs gepflückten Maiglöckchen. Dann hebt sie unter gekünsteltem Jammern den Schleier und sagt: »Respektiert meine Unberührtheit!«, wobei die vier Männer in ein schallendes Gelächter ausbrechen.

Jesus blickt sie weiterhin fest an. Als das Gelächter verstummt,

nimmt er seine Rede wieder auf und würdigt sie keines Blickes mehr. Es ist, wie wenn das Auftauchen dieser Frau Jesus zur Wiederaufnahme der Rede entflammt hätte, die schon auf ihr Ende zuing und am Erlöschen war. Er schaut nun wieder auf seine Zuhörer, die durch den Vorfall verwirrt und entsetzt zu sein scheinen.

Jesus fährt fort: »Ich habe gesagt, daß man dem Gesetz treu sein, demütig und barmherzig sein soll, daß man nicht nur die Menschen seines eigenen Geblütes lieben soll, sondern auch jene, die wie wir Menschen und somit unsere Brüder sind. Ich habe euch gesagt, daß Vergebung besser ist als Groll, daß Nachsicht besser ist als Unerbittlichkeit. Nun aber sage ich euch, daß man nicht verurteilen darf, wenn man nicht selbst frei von der Sünde ist, die man verurteilen will. Macht es nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, die streng mit allen, aber nicht mit sich selbst sind, die unrein nennen, was äußerlich ist und nur das Äußere verunreinigen kann, und dann in tiefster Brust, im Herzen, der Unreinheit Raum gewähren.

Gott ist nicht mit den Unreinen, denn die Unreinheit zerstört, was Gottes Eigentum ist: die Seele, und besonders die Seelen der Kinder, der auf der Erde verstreuten Engel. Wehe allen, die ihnen mit der Roheit dämonischer Bestien die Flügel ausreißen, diese Himmelsblumen in den Schmutz ziehen und in ihnen den Lebensgenuß wecken! Wehe! Es wäre besser, sie würden vom Blitz getroffen verbrennen, als einer solchen Sünde zu verfallen!

Wehe euch Reichen und Genießern! Gerade unter euch gärt die größte Unreinheit, der Müßiggang und Geld als Bett und Polster dienen. Ihr seid jetzt überfüttert. Bis an die Kehle reicht euch die Speise der Begehrlichkeit und würgt euch. Aber einst werdet ihr einen Hunger kennenlernen, einen schrecklichen, unersättlichen Hunger, der nicht gelindert werden kann und ewig dauert! Jetzt seid ihr reich. Wieviel Gutes könntet ihr mit eurem Reichtum tun! Aber ihr benützt ihn zum Bösen, sowohl für euch als auch für die anderen. Eines Tages werdet ihr eine entsetzliche Armut kennenlernen, und sie wird kein Ende nehmen. Nun lacht ihr. Ihr wähnt zu triumphieren, doch

eure Tränen werden die Pfuhle der Hölle (Gehenna) füllen, und sie werden endlos fließen.

Wo nistet sich der Ehebruch ein? Wo ist das Verderben der Mädchen? Wer hat außer seinem Ehebett noch zwei oder drei Betten der Zügellosigkeit, auf denen er sein Geld verschwendet und die Kraft seines Körpers vergeudet, den er von Gott gesund erhalten hat, damit er für seine Familie arbeite und nicht, damit er sich in sündhaften Verbindungen aufreibe, die ihn unter ein unreines Tier erniedrigen? Ihr habt gehört, daß gesagt wurde „Du sollst nicht ebrechen“? Ich aber sage euch, daß jeder, der eine Frau lüstern ansieht, und jede, die sich mit Begierde dem Manne nähert – und selbst, wenn es bei bloßer Begierde bleibt – im Herzen bereits Ehebruch begangen hat. Kein Grund rechtfertigt den Ehebruch. Keiner! Nicht das Verlassen- und Verstoßensein durch einen Ehemann. Nicht das Mitleid mit einer Verstoßenen. Ihr habt nur ein Herz. Ist es durch ein Treuegelöbnis mit einem anderen verbunden, so dürft ihr nicht verleugnen, sonst wird euer schöner Körper, mit dem ihr sündigt, zusammen mit eurer unreinen Seele in das nie erlöschende Feuer geworfen. Verstümmelt ihn eher, aber tötet ihn nicht, indem ihr ihn auf ewig verdammt. Werdet wieder zu Menschen, ihr Reichen, ihr lasterhaften, wurmstichigen Gestalten, werdet wieder zu Menschen, um nicht den Himmel mit Abscheu vor euch zu erfüllen.

Maria, die anfänglich mit einem Gesicht zugehört hat, das ein Gedicht von Verführung und Ironie war, und ab und zu ein spöttisches Kichern hören ließ, wird gegen Ende der Rede schwarz vor Wut. Sie versteht, daß Jesu Worte ihr gelten, obwohl er sie nicht anblickt. Ihre wachsende Empörung wird immer aufsässiger und schließlich kann sie nicht mehr widerstehen; sie hüllt sich verächtlich in ihren Schleier, und verfolgt von den Blicken der spottenden Menschenmenge und der Stimme Jesu, beginnt sie wütend und mit höhnischem Gelächter den Abhang hinunterzurennen und läßt ganze Fetzen ihres Kleides an den Disteln und wilden Rosensträuchern am Wegrand zurück.

Jesus fährt fort: »Das Vorkommnis hat euch entrüstet. Seit zwei Tagen wird unser Zufluchtsort, hoch über dem Schlamm, vom Zischen der Schlange heimgesucht. Daher ist er kein Zufluchtsort mehr, und wir werden ihn verlassen. Doch ich will die Darlegung des Gesetzes des „höchst Vollkommenen“ in dieser Fülle von Licht und der Weite des Horizontes zu Ende führen. Hier zeigt Gott sich wahrlich in seiner Majestät als Schöpfer, und durch die Betrachtung seiner Wunderwerke kommen wir zum festen Glauben, daß er der Herr ist und nicht Satan. Der Böse könnte nicht einmal einen Grashalm erschaffen. Gott aber kann alles. Dies gereiche uns zum Trost. Ihr aber seid nunmehr alle der Sonne ausgesetzt, das ist nicht gut. Verteilt euch auf die schattigen und kühlen Hänge. Nehmt eure Mahlzeit ein, wenn ihr wollt. Ich werde noch über das gleiche Thema weitersprechen. Unser Aufenthalt hat sich aus verschiedenen Gründen hinausgezogen, doch ihr sollt nicht bereuen. Hier seid ihr bei Gott.«

Die Leute rufen: »Ja, ja, bei dir!« und begeben sich zu den Hainen, die auf der östlichen Seite wachsen und einen Schutz bilden gegen die Sonne, die nun schon zu heiß herniederbrennt.

Jesus beauftragt indessen Petrus, das Schutzdach abzubrechen.

»Aber gehen wir wirklich weg?«

»Ja!«

»Weil sie gekommen ist ...?«

»Ja. Aber sage es niemandem, besonders nicht dem Zeloten. Er würde traurig werden, des Lazarus wegen. Ich kann nicht zulassen, daß das Wort Gottes zum Spott der Heiden wird ... «

»Ich verstehe, ich verstehe ... «

»Dann wirst du auch etwas anderes verstehen.«

»Was, Meister?«

»Die Notwendigkeit, in gewissen Fällen zu schweigen. Ich lege es dir ans Herz. Du bist sehr gut, aber du bist auch so impulsiv, daß du dich zu beißenden Bemerkungen hinreißen läßt.«

»Ich verstehe ... du willst es nicht wegen Lazarus und Simon ... «

»Auch anderer wegen.«

»Denkst du, daß heute solche hier sein werden?«

»Heute, morgen, übermorgen und immer. Immer wird es notwendig sein, das Aufbrausen meines Simon des Jona zu überwachen. Geh und tue, was ich dir gesagt habe.«

Petrus geht und ruft seine Gefährten, damit sie ihm helfen.

Judas Iskariot steht in Gedanken versunken in einer Ecke. Jesus ruft dreimal, aber er hört ihn nicht. Endlich dreht er sich um: »Brauchst du mich, Meister?« fragt er.

»Ja. Nimm auch du deine Mahlzeit ein und hilf deinen Gefährten.«

»Ich habe keinen Hunger. Du auch nicht?«

»Ich auch nicht; aber aus ganz anderen Gründen. Bist du verwirrt, Judas?«

»Nein, Meister, müde . . . «

»Wir gehen zum See, Judas, und dann nach Judäa und zu deiner Mutter. Ich habe es dir versprochen.«

Judas wird wieder lebendig: »Kommst du wirklich mit mir allein?«

»Aber gewiß. Hab mich lieb, Judas. Ich wollte, deine Liebe zu mir wäre so groß, daß sie dich vor allem Bösen bewahrt.«

»Meister . . . ich bin ein Mensch. Ich bin kein Engel. Ich habe Augenblicke der Müdigkeit. Ist es Sünde, das Bedürfnis nach Schlaf zu haben?«

»Nein, wenn du an meiner Brust schläfst. Sieh dort die Leute, wie glücklich sie sind, und sieh, wie die Landschaft hier so heiter ist. Aber es muß im Frühjahr auch in Judäa sehr schön sein.«

»Wunderschön, Meister! Nur kommt das Frühjahr im dortigen Gebirge, das höher ist als das hier, etwas später. Aber es gibt wundervolle Blumen. Die Obstgärten sind eine Pracht. Mein Obstgarten, den meine Mutter besonders pflegt, ist einer der schönsten; und wenn sie durch den Garten geht und hinter ihr her die Tauben, die darauf warten, Körner zu bekommen, dann, glaube mir, ist dies ein Anblick, der dem Herzen Frieden gibt.«

»Ich glaube es. Wenn meine Mutter nicht zu müde ist, würde ich sie gerne zu deiner Mutter mitnehmen. Sie würden einander liebhaben, weil sie zwei gute Seelen sind.«

Judas ist begeistert von dieser Idee, sein Gesicht erheitert sich, und er vergißt, daß er keinen Hunger hat und müde ist, und eilt lachend und fröhlich zu den Gefährten. Hochgewachsen wie er ist, löst er die obersten Knoten des Zeltes ohne Mühe und ißt dann sein Brot mit den Oliven übermütig wie ein Kind. Jesus betrachtet ihn eine Weile voller Mitleid und begibt sich dann ebenfalls zu den Aposteln.

»Hier ist Brot, Meister, und ein Ei. Ich habe es mir von dem Reichen dort im roten Gewande geben lassen. Ich habe ihm gesagt: „Du hörst ihm zu und bist selig. Er predigt und ist erschöpft. Gib mir eines von deinen Eiern. Es wird ihm besser bekommen als dir!“«

»Aber Petrus!«

»Nein, Herr! Du bist bleich wie ein Säugling an einer Brust ohne Milch, und du wirst dünn wie ein Fisch nach der Brunst. Laß mich machen! Ich will mir später nichts vorwerfen müssen. Nun werde ich das Ei in die warme Asche legen; es ist Reisig, das ich verbrannt habe, und dann wirst du es trinken. Weißt du, daß es schon ... wie viele? ... Wochen sind, daß wir nur Brot, Oliven und einige Kräuter essen und ein wenig Buttermilch trinken ... Hm ... Wir machen wohl eine Reinigungskur, und du ißt am wenigsten von allen und sprichst für alle. Hier ist das Ei. Trink es lauwarm. Es wird dir gut tun.«

Jesus gehorcht, und da er sieht, daß Petrus nur Brot ißt, fragt er: »Und du? Wo sind die Oliven?«

»Psst ... Ich brauche sie nachher. Ich habe sie versprochen.«

»Wem denn?«

»Einigen Kindern. Wenn sie aber nicht bis zum Ende schön ruhig sind, dann esse ich die Oliven selber, und sie bekommen die Kerne, nämlich Ohrfeigen.«

»Ah, sehr schön!«

»Nun, ich werde es nicht tun, aber wenn man es nicht so macht,

dann geht es nicht. Ich habe viele Ohrfeigen bekommen. Wenn sie mir aber für alle meine Bubenstreiche welche gegeben hätten, dann wären es zehnmal mehr gewesen. Sie haben mir nicht geschadet. Ich bin so, weil ich sie gekriegt habe.«

Alle lachen über die Aufrichtigkeit des Apostels.

»Meister, ich möchte dir sagen, daß heute Freitag ist und diese Leute . . . ich weiß nicht, ob sie rechtzeitig Nahrungsmittel für morgen kaufen können und ob sie noch heute nach Hause gelangen«, sagt Bartholomäus.

»Ja, es ist Freitag!« sagen mehrere zusammen.

»Das macht nichts. Gott wird für sie sorgen. Aber wir werden es ihnen sagen.«

Jesus erhebt sich und geht zu seinem neuen Platz, inmitten der Leute, die sich in den Hainen niedergelassen haben.

»Zuerst möchte ich euch daran erinnern, daß Freitag ist. Ich sage es, damit alle, die befürchten, nicht mehr rechtzeitig ihre Häuser zu erreichen oder die nicht glauben können, daß Gott seinen Kindern morgen zu essen gibt, sofort nach Hause aufbrechen und nicht unterwegs vom Sonnenuntergang überrascht werden.«

Aus der großen Menge erheben sich nur etwa fünfzig Personen. Alle anderen bleiben, wo sie sind.

Jesus lächelt und beginnt zu reden.

»Ihr habt gehört, daß euren Vätern gesagt wurde: „Ihr sollt nicht ehebrechen.“ Wer unter euch mich schon anderswo reden gehört hat, weiß, daß ich öfters über diese Sünde gesprochen habe. Denn seht: für mich ist dies nicht eine Sünde, die von einer Person begangen wird, sondern von zwei oder drei Personen. Ich erkläre es euch. Der Ehebrecher sündigt selbst, und er sündigt in der Mitschuldigen seiner Tat. Ferner sündigt er, da er die betrogene Gattin oder den betrogenen Gatten zur Sünde treibt, sogar vielleicht bis zur Verzweiflung oder zum Verbrechen. Das gilt für den begangenen Ehebruch. Ich sage aber noch mehr. Ich sage: „Nicht nur die begangene Sünde ist Sünde, sondern schon das Verlangen, sie zu begehen. Was ist der

Ehebruch? Er besteht in der fieberhaften Begierde nach einem Mann oder einer Frau, die uns nicht gehören. Die Sünde beginnt mit der Begierde; Verführung und Überredung setzen sie fort und vervollständigen sie, bis sie zuletzt durch die Tat ihren Abschluß findet.

Wie beginnt die Sünde? Meistens mit einem unreinen Blick, und hier komme ich auf das zurück, was ich schon gesagt habe. Das unreine Auge sieht, was dem reinen Auge verborgen bleibt, und durch das unreine Auge dringt das heftige Verlangen in den Kopf, die Begierde in den Körper und die Leidenschaft ins Blut. Verlangen, Begierde und Leidenschaft des Fleisches – und so beginnt der Sinnenrausch. Ist die ins Auge gefaßte Person ehrbar, so bleibt der Berauschte allein und verzehrt sich in der Glut seiner Leidenschaft; und vielleicht geht er gar so weit, den anderen aus Rache zu verleunden. Ist die betroffene Person aber ebenfalls unehrbar und erwidert den Blick, dann beginnt der Abstieg zur Sünde. Daher sage ich euch: „Wer eine Frau lüstern anblickt, hat mit ihr schon die Ehe gebrochen, denn in Gedanken hat er seine Begierde bereits in Tat umgesetzt.“ Wenn dir also dein rechtes Auge zum Ärgernis wird, so reiße es aus und wirf es von dir, denn es ist besser für dich, daß dir ein Auge fehlt, als daß du auf ewig in die höllische Finsternis stürzest. Gibt dir deine rechte Hand Anlaß zur Sünde, so haue sie ab und wirf sie von dir, denn es ist besser für dich, ein Glied weniger zu haben, als daß dein ganzer Leib in der Hölle schmachtet. Es heißt zwar, daß ein Krüppel nicht mehr Diener im Tempel Gottes sein kann. Doch im Jenseits werden die von Geburt an Mißgestalteten, die ein rechtschaffenes Leben geführt haben, oder jene, die durch Tugend zum Krüppel geworden sind, schöner als die Engel sein, und sie werden Gott dienen und ihn in der Glückseligkeit des Himmels lieben.

Es ist euch auch gesagt worden: „Wer seine Frau entläßt, gebe ihr einen Scheidebrief“, doch ist eine solche Tat zu verwerfen, da sie nicht dem Willen Gottes entspricht. Gott sagte zu Adam: „Das ist die Gefährtin, die ich für dich erschaffen habe. Seid fruchtbar und mehrt

euch, erfüllt die Erde und macht sie euch untertan.“ Adam, der in Vollkommenheit erschaffen wurde und dessen Intelligenz noch nicht durch die Sünde getrübt war, rief aus: „Das ist nun endlich Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Sie wird Mannweib heißen, denn vom Manne entnommen, ist sie mein anderes Ich. So wird der Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen, und die beiden werden ein Fleisch sein.“ Mit zunehmendem Strahlen stimmte das Ewige Licht lächelnd dem Ausspruch Adams zu, der zum ersten unauslöschlichen Gesetz wurde. Wenn nun der irdische Gesetzgeber wegen der immer größeren Härte des Menschen ein neues Gesetz schaffen mußte; wenn er der stets wachsenden Unbeständigkeit Einhalt gebieten und sagen mußte: „Wenn du sie schon verstoßen hast, dann kannst du sie nicht mehr zurücknehmen“, so setzt dies das erste, authentische im irdischen Paradies entstandene und von Gott gebilligte Gesetz, nicht außer Kraft.

Ich sage euch: Jeder, der seine Frau entläßt – ausgenommen im Fall nachgewiesener Unzucht – setzt sie dem Ehebruch aus. Denn in der Tat, was macht in neunzig Prozent der Fälle die verstoßene Frau? Sie wird eine neue Ehe eingehen. Mit welchen Folgen? Oh, wieviel gäbe es hierüber zu sagen! Wißt ihr nicht, daß es dadurch ungewollt zu einer Blutschande kommen kann? Wie viele Tränen werden vergossen, die ihren Ursprung in der Unkeuschheit haben! Ja, Unkeuschheit. Einen anderen Namen gibt es dafür nicht. Seid ehrlich! Alles kann überwunden werden, wenn der Mensch rechtschaffen ist. Ist er jedoch unzüchtig, dient ihm alles zum Anlaß, um seiner Fleischeslust zu frönen. Weibliche Gefühlskälte und Schwerfälligkeit, Unfähigkeit bei der Verrichtung von Hausarbeiten, ein Hang zum Nörgeln, Liebe zum Luxus: all dies kann überwunden werden, ja selbst Krankheit und Reizbarkeit, wenn man sich in heiliger Weise liebt. Da man sich jedoch nach einer gewissen Zeit nicht mehr so sehr liebt wie am ersten Tag, betrachtet man gleich das durchaus Mögliche als unmöglich und wirft eine Frau einfach hinaus auf die Straße und ins Verderben.

Wer sie verstößt, begeht Ehebruch, und wer sie nach der Verstoßung heiratet, begeht Ehebruch. Nur der Tod scheidet die Ehegatten. Merkt euch dies. Habt ihr eine unglückliche Wahl getroffen, so tragt die Folgen wie ein Kreuz, lebt als zwei Unglückliche, aber Gerechte, und laßt es nicht eure Kinder büßen, denn sie sind an allem unschuldig und leiden am meisten unter diesen unseligen Verhältnissen. Die Liebe zu den Kindern sollte euch hundert und aberhundert Mal über alles nachdenken lassen, auch im Fall, daß einer der Ehegatten sterben sollte. Oh, wenn ihr euch doch mit dem zufriedengäbt, was ihr bekommen habt und wovon Gott gesagt hat: „Das genügt!“ Wenn ihr, Witwen und Witwer, doch im Tode nicht eine Beeinträchtigung sähet, sondern den Aufstieg zu einer Vervollkommnung in eurer Eigenschaft als Eltern! Mutter zu sein anstelle der verstorbenen Mutter, Vater zu sein anstelle des verstorbenen Vaters! Zwei Seelen in einer sein. Die Liebe des sterbenden Gatten von seinen kalten Lippen hinüberzunehmen für seine Kinder, um ihm sagen zu können: „Geh in Frieden und fürchte nicht für die, die aus dir geboren sind. Ich werde sie weiterlieben, sowohl für dich, als auch für mich, mit zweifacher Liebe, denn ich werde ihnen Vater und Mutter sein. Das Leid der Waisen wird nicht auf ihnen lasten, und die angeborene kindliche Eifersucht auf einen, der den ehrenvollen Platz des zu Gott Heimgerufenen einnimmt, sollen sie nicht kennen.“

Kinder, meine Predigt geht zu Ende, so wie der Tag mit der im Westen untergehenden Sonne zur Neige geht. Ich möchte, daß ihr euch meiner Worte auf diesem Berge erinnert. Prägt sie in eure Seelen ein! Denkt oft über sie nach. Sie sollen euch ein ständiger Führer sein. Vor allem, seid gut zu den Schwachen. Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet. Denkt daran, daß der Augenblick kommen könnte, da Gott euch daran erinnert: „So hast du geurteilt, obwohl du wußtest, daß es schlecht war. Du hast also bewußt gesündigt. Büße nun deine Schuld.“

Die Nächstenliebe ist schon eine Lossprechung. Seid barmherzig zu allen und in allem. Wenn euch Gott immerfort beisteht, damit

ihr rechtschaffene Menschen bleibt, so werdet nicht stolz. Sucht vielmehr die Leiter der Vollkommenheit emporzusteigen, auch wenn sie noch so steil ist. Reicht den Müden, den Unwissenden und den Enttäuschten die Hand. Warum betrachtest du so aufmerksam den Splitter im Auge deines Bruders und bemühst dich nicht vorher, den Balken aus deinem eigenen zu entfernen? Wie kannst du zu deinem Nächsten sagen: „Laß mich den Splitter aus deinem Auge nehmen“, wenn der Balken in deinem Auge dich blind macht? Sei nicht scheinheilig, Sohn! Entferne erst den Balken aus deinem Auge, dann kannst du den Splitter bei deinem Bruder entfernen, ohne ihn zu sehr zu verletzen.

Aber wenn ihr nicht lieblos sein dürft, so dürft ihr doch auch nicht unvorsichtig sein. Ich habe euch gesagt: Reicht den Müden, den Unwissenden und allen, die Opfer unvorhergesehener Enttäuschungen wurden, die Hand. Wenn es Nächstenliebe ist, die Unwissenden zu belehren, die Müden aufzumuntern und den Menschen neue Flügel zu geben, denen das Leben die Flügel gebrochen hat, so ist es andererseits unklug, den von Satan Angesteckten die ewigen Wahrheiten zu enthüllen. Denn ihre Absicht ist es, sich mit diesen Wahrheiten heuchlerisch als Prophet auszugeben, sich bei den Einfältigen einzuschleichen und in frevelhafter Weise die Sache Gottes irrezuführen und zu beschmutzen und schließlich zugrunde zu richten. Absolute Ehrfurcht, das Wissen, wo gesprochen und wo geschwiegen werden soll, die Fähigkeit zu überlegen und zu handeln: das sind die Tugenden des wahren Jüngers, um Anhänger zu gewinnen und Gott zu dienen. Ihr habt eine Vernunft, und wenn ihr in Gerechtigkeit lebt, so wird euch Gott die nötige Erleuchtung geben und euren Verstand leiten. Denkt daran, daß die ewigen Wahrheiten Perlen gleichen, und nie hat man gesehen, daß Perlen Schweinen vorgeworfen wurden, die Eicheln und übelriechenden Abfall den kostbaren Perlen vorziehen. Erbarmungslos würden sie sie zertreten und danach mit der Wut eines Betrogenen auf euch losgehen und euch zerreißen. Heiliges darf nicht den Hunden vorgeworfen werden, weder jetzt, noch jemals.

Vieles habe ich euch gesagt, meine Kinder! Hört auf meine Worte! Wer sie hört und sie befolgt, gleicht dem bedächtigen Menschen, der für den Bau seines Hauses einen felsigen Grund wählte. Gewiß kostete es viel Mühe, das Fundament zu errichten. Er brauchte Spitzhacke und Stemmeisen, seine Hände bekamen Schwielen und sein Rücken schmerzte. Doch schließlich konnte er den Mörtel in die Felspalten gießen und die Bausteine dicht aneinanderfügen, wie bei einer Festungsmauer. Das Haus wurde immer größer und stark wie ein Berg. Es kamen Unwetter, Wolkenbrüche, durch die Regenfälle traten die Flüsse über die Ufer, die Winde heulten und die Wellen schlugen an das Haus, doch das Haus hielt stand. So ist es auch bei dem Menschen mit fest gegründetem Glauben. Wer jedoch oberflächlich zuhört und sich nicht bemüht, meine Worte in sein Herz einzugraben, weil er weiß, daß er sich zu sehr anstrengen müßte, daß es ihm Schmerzen bereiten würde und er zu viele tiefsitzende Dinge ausmerzen müßte, der gleicht dem Menschen, der aus Trägheit und Torheit sein Haus auf Sand baut. Kaum kommen die Unwetter, zerfällt das rasch erstellte Haus ebenso rasch, und der Törichte betrachtet untröstlich seine Trümmer und den Ruin seines Vermögens. Hier handelt es sich nicht nur um eine Ruine, die mit Aufwand und Mühe wieder hergestellt werden kann. Vielmehr ist hier das nicht tief gegründete Bauwerk des Glaubens eingestürzt und nichts mehr bleibt, um es wieder aufzubauen. Im jenseitigen Leben wird nicht mehr aufgebaut. Wehe dem, der dort mit Trümmern erscheint!

Ich habe geendet. Nun will ich zum See hinuntergehen. Ich segne euch im Namen des dreieinigen Gottes. Mein Friede sei mit euch!«

Doch die Menschen rufen: »Wir kommen mit dir! Laß uns mitgehen! Keiner hat Worte wie du!«

Sie machen sich daran, Jesus zu folgen, der nun auf der dem Anstieg entgegengesetzten Seite hinabsteigt und die Richtung nach Kafarnaum einschlägt. Der Abstieg ist hier steiler, doch kürzer, und bald haben sie den Fuß des Berges erreicht, der in eine grüne und blühende Ebene ausläuft.

214 Heilung eines Aussätzigen am Fuße des Berges

Inmitten der vielen Blumen, die rundherum ihren Duft verbreiten und das Auge erfreuen, steht das Schreckbild eines von übelriechenden Geschwüren verunstalteten Aussätzigen.

Die Leute schreien vor Entsetzen und flüchten bis zu den ersten Hängen des Berges. Jemand greift nach Steinen, um sie nach dem Unvorsichtigen zu werfen. Doch Jesus wendet sich mit ausgebreiteten Armen um und ruft: »Friede! Bleibt, wo ihr seid, und habt keine Angst. Legt die Steine nieder. Habt Mitleid mit dem armen Bruder. Auch er ist ein Kind Gottes.«

Durch die Macht des Meisters bezwungen, gehorchen die Menschen und Jesus nähert sich dem Aussätzigen durch das hohe, blühende Gras bis auf wenige Schritte. Dieser ist seinerseits nähergekommen, als ihm klar geworden ist, daß Jesus ihn unter seinen Schutz genommen hat. Vor Jesus angekommen, wirft er sich nieder, und die blühenden Gräser nehmen ihn auf und benetzen ihn wie frisches, duftendes Wasser. Die wogenden Blumen schließen sich wieder über ihm, als wollten sie einen Schleier über das Elend breiten, das sich in ihrer Mitte verborgen hält. Einzig die Stimme, die wehklagend daraus ertönt, erinnert daran, daß sich hier ein armseliges Wesen befindet. Er ruft: »Herr, wenn du willst, kannst du mich rein machen. Habe auch mit mir Erbarmen!«

Jesus antwortet: »Erhebe dein Angesicht und sieh mich an. Der Mensch muß zum Himmel aufschauen können, wenn er an ihn glaubt, und du glaubst, da du um Heilung bittest.«

Wieder bewegen sich die Gräser, und ein Kopf taucht auf, wie der eines Schiffbrüchigen im Meer; ein kahler Kopf, ein Gesicht ohne Bart, ein Totenschädel, an dem noch Reste von Fleisch hängen. Dennoch wagt Jesus, seine Fingerspitzen auf diese Stirn zu legen, auf die Stelle, die noch rein und ohne Wunden ist, auf die aschgraue, schuppige Haut zwischen zwei eiternden Geschwüren, von denen eines die Kopfhaut zerfressen hat und das andere ein Loch bildet. Dieses

große Loch, das von der Schläfe zur Nase reicht und den Backenknochen und das Nasenbein freilegt, ist voller Eiter, so daß ich nicht sehen kann, ob der Augapfel noch vorhanden ist oder nicht.

Während Jesus nun mit der Spitze seiner schönen Hand die noch unverwundete Stelle berührt, sagt er: »Ich will es. Sei rein!«

Wie wenn der Mann nicht vom Aussatz zerfressen und von Wunden bedeckt, sondern nur voller Schmutz wäre und sich reinigendes Wasser über ihn ergießen würde, so verschwindet der Aussatz zusehends. Zuerst schließen sich die Wunden, dann wird die Haut rein, das rechte Auge erscheint unter dem neu gebildeten Augenlid und über den gelblichen Zähnen schließen sich die nun wieder vorhandenen Lippen. Nur Kopf- und Barthaar fehlen noch, mit Ausnahme weniger Haarbüschel an den Stellen, wo es vorher noch gesunde Haut gab.

Die Menge schreit vor Staunen, und der Mann begreift durch diese Jubelrufe, daß er geheilt sein muß. Er erhebt die Hände, die bisher noch vom Gras verborgen waren, und greift an sein Auge, dorthin, wo das große Loch war; er greift an den Kopf, dorthin, wo die große Wunde den Schädelknochen freigelegt hatte, und er spürt die neue Haut; schließlich steht er auf und betrachtet auch seine Brust, seine Lenden ... Alles ist gesund und rein ... Von Freude überwältigt, sinkt der Mann zu Boden und weint in der blumigen Wiese.

»Weine nicht! Steh auf und höre mich an. Kehre gemäß dem gebotenen Ritus ins Leben zurück und sprich mit niemandem, bevor du der Vorschrift nicht nachgekommen bist. Stelle dich so bald als möglich dem Priester vor und bringe das von Mose vorgeschriebene Opfer dar als Zeugnis deiner wunderbaren Heilung.«

»Für dich sollte ich Zeugnis ablegen, Herr!«

»Du wirst es tun, indem du meine Lehre liebst. Geh nun!«

Die Menge ist etwas näher gekommen und beglückwünscht aus gebührender Entfernung den Geheilten. Einige haben das Bedürfnis, ihm eine Wegzehrung für die Reise zu geben und werfen ihm Münzen zu. Andere werfen ihm Brote und sonstige Eßwaren zu, und

einer, der gesehen hat, daß sein Gewand nur ein löchriger Fetzen ist, nimmt seinen Mantel ab, knüpft ihn zusammen wie ein Taschentuch und wirft ihn dem Geheilten zu, damit er sich in geziemender Weise bedecken kann. Da die Nächstenliebe in der Gemeinschaft ansteckend wirkt, kann ein anderer Mann es nicht lassen, ihm seine Sandalen zu schenken. Er zieht sie aus und wirft ihm auch diese zu.

»Aber . . . und du?« fragt Jesus, der seine gute Tat sieht.

»Oh, ich bin in der Nähe zu Hause. Ich kann barfuß gehen. Er hingegen hat einen weiten Weg vor sich.«

»Gott segne dich und alle, die den Bruder beschenkt haben. Mann, du aber wirst für diese beten!«

»Ja, ja, für sie und für dich, damit die Welt an dich glaube!«

»Leb wohl! Geh im Frieden.«

Der Mann entfernt sich einige Meter, dann wendet er sich um und ruft: »Aber dem Priester darf ich sagen, daß du mich geheilt hast?«

»Das ist nicht notwendig. Sage nur: „Der Herr hat mir Barmherzigkeit erwiesen.“ Das ist die ganze Wahrheit, und mehr braucht es nicht.«

Die Menschen umringen den Meister und bilden einen Kreis, der sich um keinen Preis öffnen will. Inzwischen ist die Sonne untergegangen, und die Sabbatruhe hat begonnen. Die Dörfer sind weit entfernt. Aber die Menschen trauern weder ihrem Zuhause noch dem Essen nach, nichts. Die Apostel hingegen machen sich deshalb Sorgen und sagen es Jesus. Auch die älteren Jünger machen sich Gedanken. Es sind Frauen und Kinder da, und wenn die Nacht auch warm und das Gras der Wiesen weich ist, so sind doch die Sterne nicht Brot, und die Steine des Rains werden nicht zur Nahrung.

Jesus ist der einzige, der sich nicht beunruhigt. Die Leute essen inzwischen die Reste ihres Vorrats, als ob nichts wäre. Jesus macht die Seinen darauf aufmerksam: »Wahrlich, ich sage euch, daß euch diese übertreffen! Seht, mit welcher Unbekümmertheit sie alles aufbrauchen. Ich habe ihnen gesagt: „Wer nicht glauben kann, daß Gott seinen Kindern morgen Nahrung gibt, soll nach Hause gehen“; sie

sind hiergeblieben. Gott wird seinen Messias nicht verleugnen und wird die nicht enttäuschen, die auf ihn hoffen.«

Die Apostel zucken die Schultern und kümmern sich um nichts mehr.

Der Abend sinkt nach einem herrlichen Abendrot friedlich und schön hernieder, und die ländliche Stille breitet sich nach einem letzten Gesang der Vögel über alles aus. Einige leichte Windstöße, und dann der erste lautlose Flug eines Nachtvogels, zusammen mit dem ersten Stern und dem ersten Quaken eines Frosches.

Die Kinder schlafen schon. Die Erwachsenen reden noch miteinander, und ab und zu geht jemand zum Meister, um irgendeine Erklärung zu erbitten. So ist man nicht erstaunt, als auf einem Feldweg zwischen zwei Getreidefeldern ein Mann von stattlichem Aussehen daherkommt, sowohl was sein Gewand als auch sein Alter anbelangt. Es folgen ihm einige Männer. Alle wenden sich um und machen einander flüsternd auf die Neuankömmlinge aufmerksam. Das Geflüster geht von einer Gruppe zur anderen, sich bald neu erhebend und bald verstummend, und die entfernteren Gruppen kommen, von Neugier getrieben, näher.

Der Mann mit dem vornehmen Aussehen hat nun Jesus erreicht, der unter einem Baume sitzt und einigen Männern zuhört: er grüßt ihn mit einer tiefen Verneigung. Jesus erhebt sich sogleich und antwortet mit gleichem Respekt. Die Anwesenden betrachten alles sehr aufmerksam.

»Ich war auf dem Berge, und du hast vielleicht gedacht, ich hätte keinen Glauben und wäre aus Angst vor dem Fasten weggegangen. Doch es gab einen anderen Grund. Ich wollte Bruder unter Brüdern sein, der ältere Bruder. Ich möchte unter vier Augen mit dir über meinen Gedanken sprechen. Willst du mich anhören? Obwohl ich Schriftgelehrter bin, bin ich nicht dein Feind.«

»Laß uns etwas abseits gehen ... « Sie begeben sich zwischen die Getreidefelder.

»Ich wollte nur für die Nahrung der Pilger sorgen und bin hinun-

tergegangen, um anzuordnen, daß Brot für eine große Menge Leute gebacken wird. Du siehst, daß ich mich im gesetzlich erlaubten Bereich befinde, da diese Felder mir gehören, und so darf ich den Weg von hier bis zum Gipfel am Sabbat gehen. Da ich weiß, daß du dich mit den Leuten hier befindest, würde ich morgen mit den Dienern hierher kommen. Ich bitte dich deshalb, mir zu gestatten, die Menge am Sabbat mit Brot zu versorgen. Anderenfalls wäre ich sehr darüber betrübt, vergeblich auf deine Worte verzichtet zu haben.«

»Vergeblich niemals, denn der Vater hätte dich dafür mit seinem Licht belohnt. Doch ich danke dir und enttäusche dich nicht. Ich mache dich nur darauf aufmerksam, daß es eine große Menschenmenge ist.«

»Ich habe alle Backöfen heizen lassen, auch jene, die zum Dörren von Lebensmitteln verwendet werden, und so werde ich Brot für alle haben.«

»Ich meine nicht deswegen, sondern wegen der großen Menge Brot ... «

»Oh, das macht mir nichts aus. Im vorigen Jahr hatte ich sehr viel Korn. Dieses Jahr kannst du dich selbst überzeugen, wie prächtig die Ähren stehen. Laß mich nur machen. Es bietet die beste Sicherheit für meine Felder. Übrigens, Meister ... Du hast mir heute ein solch köstliches Brot gegeben ... Wahrlich, du bist das Brot der Seele! ... «

»Es geschehe also nach deinem Wunsche. Komm, wir wollen es den Pilgern sagen.«

»Nein. Du hast gesagt, daß Gott sorgen wird.«

»Und du bist Schriftgelehrter?«

»Ja, das bin ich.«

»Der Herr möge dich führen, wie dein Herz es verdient.«

»Ich verstehe, was du nicht aussprichst. Du meinst zur Wahrheit. Denn bei uns gibt es viele Irrtümer und ... und viel Übelwollen.«

»Wer bist du?«

»Ein Sohn Gottes. Bitte beim Vater für mich. Leb wohl.«

»Der Friede sei mit dir!«

Jesus kehrt langsam zu den Seinen zurück, während der Mann sich mit seinen Dienern entfernt.

»Wer war das? Was wollte er? Hat er etwas Unangenehmes zu dir gesagt? Hat er Kranke?«

Jesus wird mit Fragen bestürmt.

»Wer er ist, weiß ich nicht. Aber wer immer er auch sein mag, ich weiß, daß es eine gute Seele ist, und dies ist mir . . . «

»Es ist Johannes, der Schriftgelehrte«, sagt jemand aus dem Volk.

»Nun gut. Jetzt weiß ich es, da du es sagst. Er wollte ganz einfach Diener Gottes sein und Gutes tun für seine Kinder. Betet für ihn, denn morgen werden wir alle durch seine Güte zu essen haben.«

»Er ist wahrlich ein Gerechter«, sagt ein Mann.

»Ja; aber ich weiß wirklich nicht, wie er ein Freund der anderen sein kann . . . «, bemerkt ein anderer.

»Er ist wie ein Neugeborener, in Skrupel und Vorschriften eingepackt . . . doch er ist nicht schlecht«, fügt ein dritter hinzu.

»Sind das hier seine Felder?« fragen mehrere, die nicht aus der Gegend sind.

»Ja. Ich nehme an, daß der Aussätzigte vielleicht einer seiner Diener oder Pächter war, aber er duldete seine Nähe und ich vermute, daß er ihm auch zu essen gab.«

Jesus entzieht sich all diesen Bemerkungen, ruft seine zwölf Apostel zu sich und fragt: »Was soll ich nun zu eurer Ungläubigkeit sagen? Hat der Vater nicht Brot für uns alle in die Hände eines Menschen gelegt, der mir durch seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaftsschicht sogar feindlich gesinnt sein müßte. Oh, ihr kleingläubigen Menschen! . . . Geht ins weiche Heu und schlaft. Ich will den Vater bitten, er möge euch die Herzen öffnen, und ihm für seine Güte danken. Der Friede sei mit euch!«

Dann begibt sich Jesus zu den langsam ansteigenden Hängen des Berges. Dort setzt er sich nieder und sammelt sich im Gebet. Er erhebt die Augen zum Himmel und erblickt das Meer der Sterne, die den Himmel bedecken und, den Blick senkend, die vielen Menschen,

die auf den Wiesen schlafen. Nichts anderes. Doch die Freude, die er im Herzen verspürt, ist so groß, daß er wie zu Licht geworden und ganz verklärt scheint . . .

215 Am Sabbat nach der Bergpredigt am Fuße des Berges

Jesus ist während der Nacht wieder ein Stück weit den Berg hinaufgestiegen, und man sieht ihn im Morgenrot auf einem Felsvorsprung stehen. Petrus, der ihn zuerst entdeckt, macht die anderen Apostel auf ihn aufmerksam, und so steigen sie zu ihm hinauf.

»Meister, warum bist du nicht mit uns gekommen?« fragen einige.

»Ich mußte beten.«

»Aber du hast es auch sehr nötig, dich auszuruhen.«

»Freunde, in der Nacht hat eine Stimme vom Himmel mich aufgefordert, für die Guten und die Bösen, und auch für mich selber zu beten.«

»Warum? Hast du das denn nötig?«

»Wie die anderen. Ich schöpfe meine Kraft aus dem Gebet und meine Freude aus der Erfüllung des Willens des Vaters. Der Vater hat mir zwei Namen genannt und von einem Schmerz, der mich treffen wird, gesprochen. Es geht um drei Dinge, die des Gebetes sehr bedürfen.« Jesus ist sehr traurig und schaut seine Apostel mit flehenden und fragenden Augen an. Sein Blick wandert von einem Jünger zum anderen und verweilt dann bei Judas Iskariot.

Der Apostel bemerkt es und fragt: »Warum schaust du mich so an?«

»Ich sah nicht dich. Mein Auge betrachtete etwas anderes . . . «

»Und das wäre?«

»Das Wesen des Jüngers. Alles Gute und alles Schlechte, das ein Jünger geben kann, das er für seinen Meister tun kann. Ich dachte an die Jünger der Propheten und an jene des Johannes, und ich dachte an meine eigenen. Ich betete für Johannes, für die Jünger und für mich . . . «

»Du bist heute morgen traurig und müde, Meister. Sage denen, die dich lieben, deinen Kummer«, ermuntert ihn Jakobus des Zebedäus.

»Ja, sag es, und wenn wir dir irgendwie eine Erleichterung verschaffen können, dann werden wir es tun . . .«, sagt der Vetter Judas.

Petrus spricht mit Bartholomäus und Philippus, doch ich verstehe nicht, was sie sagen.

Jesus antwortet: »Gut sein, bemüht euch, gut und treu zu sein. Das ist Erleichterung. Etwas anderes gibt es nicht, Petrus, hast du verstanden? Laßt alle Mutmaßungen beiseite. Liebt mich und liebt euch gegenseitig. Laßt euch nicht von jenen, die mich hassen, verleiten, und liebt es vor allem, den Willen Gottes zu erfüllen.«

»Aber, wenn alles davon abhängt, dann sind auch unsere Fehler Gottes Wille!« ruft Thomas mit philosophischer Miene aus.

»Das meinst du, aber es ist nicht so. Nun sind viele Leute aufgewacht und schauen zu uns herauf. Laßt uns hinabsteigen und den heiligen Tag mit dem Wort Gottes heiligen.«

Sie steigen den Berg hinab, während immer mehr Menschen erwachen. Die Kinder, fröhlich wie Spatzen, rennen und springen zwitschernd und schwatzend in den taunassen Wiesen umher, was hier und dort einen Klaps und Tränen zur Folge hat. Doch dann eilen die Kinder zu Jesus, der sie liebkost und dabei sein Lächeln wiederfindet als ob sich in ihm diese unschuldige Fröhlichkeit widerspiegelte. Ein kleines Mädchen will ihm einen Blumenstrauß, den es auf den Wiesen gepflückt hat, in den Gürtel stecken, „denn das Kleid ist so schöner“, sagt es. Jesus läßt es geschehen, obgleich die Apostel dagegen murren, und sagt: »Aber, freut euch doch, daß sie mich lieben! Der Tau reinigt die Blumen vom Staub, die Liebe der Kinder nimmt von meinem Herzen die Traurigkeit.«

Gleichzeitig mit Jesus, der vom Berg herunterkommt, trifft auch Johannes, der Schriftgelehrte, von zu Hause mit vielen Dienern bei der Menge ein. Beladen mit Körben voller Brote, Oliven, kleinen Käsen und einem Lämmlein oder Ziegenböcklein, das für den Meister gebraten wurde, kommen sie an und legen ihm alles zu Füßen. Jesus

übernimmt die Verteilung selbst, indem er jedem ein Brot und ein Stück Käse mit einer Handvoll Oliven überreicht. Einer Mutter aber, die noch einen rundlichen Säugling an der Brust hat, der schon seine ersten Zähnen zeigt und lacht, gibt er mit dem Brot noch ein Stück des gebratenen Lammes, und so macht er es auch mit zwei oder drei anderen, die in ihm den Eindruck erwecken, daß sie einer besonderen Stärkung bedürfen.

»Aber es ist für dich bestimmt«, sagt der Schriftgelehrte.

»Ich werde davon kosten, keine Sorge. Aber wenn ich weiß, daß deine Güte vielen gilt, dann wird es mir um so mehr munden.«

Die Verteilung ist beendet und die Leute knabbern an ihrem Brot, behalten aber etwas davon für später zurück. Jesus trinkt ein wenig Milch, die ihm der Schriftgelehrte aus einer Feldflasche, ähnlich einem Krüglein, in eine kostbare Schale gegossen hat.

»Du mußt mir jedoch die Freude machen, dir zuhören zu dürfen«, sagt Johannes, der Schriftgelehrte, der von Hermas sehr ehrerbietig und von Stephanus noch respektvoller begrüßt worden ist.

»Ich verweigere es dir nicht. Komm und bleib hier, mir gegenüber!« Jesus, den Rücken dem Berg zugewandt, beginnt zu reden.

»Der Wille Gottes hat uns an diesem Ort zurückgehalten, denn, den eingeschlagenen Weg noch weiter zu gehen hätte bedeutet, die Gebote zu übertreten und Ärgernis zu geben; und dies darf nie geschehen, bis einmal der Neue Bund Gültigkeit haben wird. Es ist richtig, die Feiertage zu heiligen und den Herrn an den Stätten des Gebetes zu loben. Doch die ganze Schöpfung kann zur Stätte des Gebetes werden, wenn das Geschöpf seinen Geist zum Vater erhebt.

So war auch die Arche Noahs während der Sintflut eine Stätte des Gebetes, so der Bauch des Walfisches für Jona, das Haus des Pharao, als Josef dort lebte, und das Zelt des Holofernes durch die keusche Judit. War denn der lasterhafte Ort, an dem der Prophet Daniel als Sklave lebte, dem Herrn nicht gerade deshalb heilig, weil ihn sein Diener durch seine Heiligkeit dem Herrn wohlgefällig machte: eine Heiligkeit, die ihn würdig werden ließ, als Prophet die Weissagung

über Christus und den Antichrist zu verkünden, die als Schlüssel für die heutige Zeit und für die Endzeit dienen soll? Mit wieviel größerem Recht ist also dieser Ort heilig, der mit seinen Farben, seinen Düften, der reinen Luft, den reichen Getreidefeldern und den Tauperlen von Gott, dem Vater und Schöpfer, kündet und uns sagt: „Ich glaube. Möget daher auch ihr glauben, denn wir legen Zeugnis ab für Gott.“ So soll uns Gottes Natur an diesem Sabbat die Synagoge sein, wo uns Blumenkelche und Getreideähren diese immerwährenden Worte verstehen lassen und wo uns die Sonne als heiliger Leuchter dient.

Ich habe euch Daniel zitiert. Ich habe euch gesagt: „Dieser Ort soll unsere Synagoge sein.“ Daher erinnere ich an das freudige „Loblied der Schöpfung“ der drei heiligen Jünglinge in den Flammen des Feuerofens: Himmel und Wasser, Tau und Rauhreif, Eis und Schnee, Feuer und Hitze, Licht und Finsternis, Blitze und Wolken, Berge und Hügel, alles, was da keimt und sprießt, alle Vögel, Fische und alles Getier, lobet und preiset den Herrn mit den Menschen, die ein demütiges und reines Herz haben. Das ist die Zusammenfassung dieses heiligen, für die Demütigen und Gerechten so lehrreichen Hymnus. Beten und uns den Himmel verdienen können wir an jedem Ort. Wir werden seiner würdig, wenn wir den Willen des Vaters tun. Am frühen Morgen hat jemand bemerkt, daß, wenn alles vom Willen Gottes abhängt, auch die menschlichen Fehler sein Wille sind. Das ist jedoch ein Irrtum, und zwar ein weitverbreiteter. Kann ein Vater wollen, daß das Verhalten seines Kindes zum Tadel Anlaß gibt? Nein, das ist nicht möglich. Trotzdem können wir auch in den Familien beobachten, wie einige Kinder das Mißfallen ihrer Eltern erregen, obwohl sie einen gerechten Vater haben, der sie lehrt, das Gute zu tun und das Böse zu meiden. Kein recht denkender Mensch wird deshalb den Vater beschuldigen, er hätte sein Kind zum Bösen angehalten.

Gott ist der Vater. Die Menschen sind die Kinder. Gott weist auf das Gute hin und sagt: „Ich versetze dich zu deinem Wohle in die-

se Lebenslage.“ Oder auch, wenn der Böse und seine menschlichen Helfer dem Menschen Schaden zufügen und ihn ins Unglück stürzen, sagt Gott: „In dieser schmerzlichen Stunde mußt du nun so handeln, dann wird dir das Leid zum ewigen Heil dienen.“ Gott gibt Ratschläge, aber er zwingt euch nie. Wenn nun jemand, obwohl er den Willen Gottes kennt, es vorzieht, das Gegenteil zu tun, kann man dann noch sagen, daß dieser Ungehorsam der Wille Gottes sei? Man kann es nicht!

Liebet den Willen Gottes. Liebet ihn mehr als euren eigenen und befolgt ihn trotz der verführerischen und machtvollen Kräfte der Welt, des Fleisches und des Dämons, die ebenso ihre Forderungen stellen. Doch in Wahrheit sage ich euch, daß jeder, der sich ihnen beugt, ein wahrhaft Unglücklicher ist. Ihr nennt mich „Messias“ und „Herr“. Ihr sagt, daß ihr mich liebt und jubelt mir zu. Ihr folgt mir, und allem Anschein nach liebt ihr mich. Aber in Wahrheit sage ich euch: nicht alle von euch werden mit mir ins Himmelreich eingehen. Auch unter meinen ersten und mir am nächsten stehenden Jüngern werden solche sein, die dort nicht eingehen werden, denn viele werden ihren Willen oder den Willen des Fleisches, der Welt und des Dämons tun, doch nicht den meines Vaters.

Nicht, wer zu mir sagt: „Herr, Herr“, wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut. Nur diese werden in das Reich Gottes eingehen. Der Tag wird kommen, an dem ich, der ich zu euch spreche, nicht mehr Hirte, sondern Richter sein werde. Laßt euch nicht von meinem jetzigen Verhalten verleiten. Zur Zeit sammelt mein Hirtenstab alle zerstreuten Seelen, und er ist sanft und lädt euch ein, zu den Weiden der Wahrheit zu kommen. Dann aber wird der Hirtenstab durch das Zepter des Richter-Königs ersetzt werden, und meine Macht wird eine ganz andere sein. Nicht mit Sanftheit, sondern mit unerbittlicher Gerechtigkeit werde ich dann die Schafe, die sich von der Wahrheit genährt haben, von jenen trennen, die Wahrheit mit Irrtum vermischt oder sich nur vom Irrtum genährt haben.

Ein erstes und ein zweites Mal werde ich dies tun. Wehe denen, die sich zwischen ihrem ersten und zweiten Erscheinen (dem einzelnen Gericht und dem Endgericht) vor dem Richter nicht gereinigt haben; sie werden sich nicht mehr von ihren Giften des Bösen reinigen können. Die dritte Kategorie wird sich nie reinigen können; keine Strafe kann sie reinwaschen. Sie haben nur den Irrtum gewollt, und im Irrtum sollen sie verbleiben. Unter ihnen werden viele sein, die dann jammernd zu mir sagen: „Aber Herr, warum? Haben wir nicht in deinem Namen geweissagt, Dämonen ausgetrieben und viele Wunder gewirkt?“

Dann werde ich ihnen klar und deutlich sagen: „Ja, ihr habt es gewagt, euch meines Namens zu bedienen, um als etwas aufzutreten, was ihr nicht seid. Ihr wolltet mit eurem Satanismus ein Leben in Jesus vortäuschen.¹⁹ Doch die Früchte eurer Werke klagen euch an. Wo sind eure Geretteten? Wo haben sich eure Prophezeiungen erfüllt? Was war das Ergebnis eurer Exorzismen? Wer stand bei euren Wundern Pate? Oh, wohl ist mein Feind mächtig, aber er übertrifft mich nicht. Er hat euch geholfen, jedoch um seine Beute zu vergrößern, und durch euer Wirken hat sich der Kreis der den Irrlehren Verfallenen erweitert. Ja, ihr habt Wunder vollbracht und scheinbar größere als die wahren Diener Gottes, die nicht mit Gauklerkünsten das Volk verwirren, sondern die Engel durch ihre Demut und ihren Gehorsam in Erstaunen versetzen. Jene, meine wahren Diener, schaffen mit ihren Opfern keine Trugbilder, sondern verbannen sie vielmehr aus den Herzen. Meine wahren Diener drängen sich den Menschen nicht auf, sondern zeigen den Seelen der Menschen Gott den Herrn. Sie tun nichts anderes als den Willen Gottes, und sie bringen auch andere dazu, den Willen Gottes zu erfüllen – so wie die Woge die vorangehende vorwärts treibt und die nachkommende mitzieht – ohne sich dabei in den Vordergrund zu stellen und aus-

¹⁹Das richtet sich besonders an die Förderer von Geheimwissenschaften und die Mitglieder antichristlicher Sekten usw., also gegen jene, die gegen das erste Gebot gesündigt haben.

zurufen: „Seht doch!“ Meine wahren Diener tun, was ich sage, und hegen nur den einen Gedanken: meinen Willen zu erfüllen; und ihre Werke tragen mein untrügliches Merkmal des Friedens, der Sanftmut, der Ordnung. Daher kann ich euch sagen: diese sind meine Diener, euch hingegen kenne ich nicht. Weichet von mir alle, die ihr Werke der Bosheit vollbracht habt.“

Dies werde ich alsdann über jene aussprechen, und es wird ein furchtbares Urteil sein. Sorgt dafür, daß ihr diesen Richterspruch nicht verdient und geht den sicheren, wenn auch mühevollen Weg des Gehorsams der Herrlichkeit des Himmelreiches entgegen. Genießt nun eure Sabbatruhe und lobt Gott von ganzem Herzen. Der Friede sei mit euch allen!«

Jesus segnet die Menschen, bevor sie sich auf der Suche nach Schatten zerstreuen. In den vielen Gruppen, die sich bilden, unterhält man sich über die eben gehörten Worte.

Bei Jesus verbleiben die Apostel und der Schriftgelehrte Johannes, der nicht spricht, sondern in tiefe Betrachtung versunken Jesus in allen seinen Bewegungen beobachtet.

Die Bergpredigt ist zu Ende.

216 Der Diener des Zenturio wird geheilt

Von den Feldern kommend, betritt Jesus Kafarnaum. Es begleiten ihn nur die zwölf, besser die elf Apostel, denn Johannes ist nicht unter ihnen. Wie immer grüßen die Leute, und dies mit einem je nach der Person verschiedenen Ausdruck, von der Einfachheit der Kinder bis zur Schüchternheit der Frauen, von der Begeisterung der Geheilten bis zu den Neugierigen oder Ironischen. Von allen etwas.

Jesus erwidert jeden Gruß, je nachdem, wie er begrüßt wurde. Die Kinder begrüßt er mit Liebkosungen, die Frauen mit seinem Segen, die Geheilten mit einem Lächeln und die anderen in tiefer Ehrerbietung. Doch diesmal schließt sich auch der Zenturio des Ortes, wie ich vermute, der Reihe der Grüßenden an mit seinem: »Salve, Meister!« worauf Jesus antwortet: »Gott komme zu dir!«

Der Römer geht auf Jesus zu, während die Leute sich neugierig nähern, um zu sehen, wie die Begegnung verläuft. »Seit mehreren Tagen warte ich auf dich. Du erkennst in mir nicht den Zuhörer auf dem Berg, denn ich war bürgerlich. Fragst du mich nicht, warum ich dort war?«

»Ich frage dich nicht. Was willst du von mir?«

»Der Befehl lautet, alle zu beobachten, die Ansammlungen verursachen, denn zu oft mußte Rom sich später eingestehen, einen Fehler gemacht zu haben, indem es Versammlungen duldete, die nach außen harmlos erschienen. Doch während ich mich umgesehen und umgehört hatte, besann ich mich auf dich, wie auch auf . . . wie auch auf . . . Ich habe einen kranken Diener, Herr. Er liegt in meinem Haus auf seinem Lager, gelähmt infolge einer Knochenkrankheit, und leidet schreckliche Qualen. Unsere Ärzte können ihn nicht heilen, und eure Heilkundigen, die ich darum gebeten habe, weigern sich zu kommen. Es ist ein Leiden, das man sich in der ungesunden Luft dieser Gegend zuzieht, und ihr könnt es heilen mit Kräutern von den seichten Flußufern, wo sich das Wasser staut, bevor es vom Meer aufgenommen wird. Es schmerzt mich sehr, denn es ist ein treuer Diener!«

»Ich werde kommen und ihn heilen.«

»Nein Herr, so viel verlange ich nicht. Ich bin ein Heide und somit unrein für euch. Wenn die hebräischen Ärzte fürchten, sich zu verunreinigen, wenn sie ihren Fuß in mein Haus setzen, so gilt das um so mehr für dich, der du göttlich bist. Ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach eingehst, doch wenn du von hier aus ein einziges Wort sprichst, dann wird mein Diener gesund, denn du gebietest allem was existiert. Wenn ich nun als Mensch, der vielen unterstellt ist, allen voran Cäsar, und nach deren Wille sich mein Denken, Tun und Handeln zu richten hat, meinerseits den unter meinem Kommando stehenden Soldaten befehlen kann, indem ich einem sage „Geh“, dem anderen „Komm“ und dem Diener „Tu dies“, dann geht der eine, wohin ich ihn geschickt habe, der andere kommt, weil ich ihn ru-

fe und der dritte führt meinen Befehl aus; dann wird die Krankheit dir, der du der Herrscher über alles bist, unverzüglich gehorchen und vom Menschen weichen.«

»Die Krankheit ist kein Mensch . . .«, entgegnet Jesus.

»Auch du bist kein Mensch, sondern der Gott-Mensch. Du kannst daher auch den Elementen und dem Fieber gebieten, denn alles untersteht deiner Macht.«

Einige angesehene Bürger von Kafarnaum nehmen Jesus beiseite und sagen ihm: »Er ist zwar ein Römer, doch erhöre seine Bitte, denn er ist ein redlicher Mensch, der uns achtet und uns hilft. Bedenke, daß gerade er es war, der uns die Synagoge erbauen ließ, und er verlangt, daß seine Soldaten uns achten, daß sie uns an den Sabbatagen nicht verspotten. Erweise ihm daher deiner Stadt zuliebe die Gnade, damit Enttäuschung und Ärger seine Geneigtheit nicht in Haß verwandeln.«

Jesus, der nun diese und jenen angehört hat, wendet sich lächelnd an den Zenturio und sagt: »Geh voraus, ich werde nachkommen.«

Doch der Zenturio wiederholt noch einmal: »Nein, Herr! Ich habe es dir schon gesagt, es wäre eine große Ehre für mich, dich unter meinem Dach zu haben, doch ich bin dessen nicht würdig. Sprich nur ein Wort, und mein Knecht wird gesund!«

»So sei es denn. Geh und habe Vertrauen. In diesem Augenblick wird ihn das Fieber verlassen und das Leben in seine Glieder zurückkehren. Lebe so, daß auch in deine Seele das Leben einkehre. Geh nun.«

Der Zenturio grüßt militärisch, verneigt sich und geht.

Jesus sieht ihm nach. Schließlich wendet er sich an die Anwesenden und sagt: »Wahrlich, ich sage euch, einen solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Oh, wie wahr ist es doch: „Das Volk, das in der Finsternis wandelte, schaute ein großes Licht. Über den Bewohnern des Landes, das in Todesschatten lag, ist das Licht aufgegangen“, und weiter: „Unter seinem aufgerichteten Banner wird der Messias die Völker vereinigen. Oh, mein Reich! Wahrlich, in unge-

heurer Zahl werden sie zu dir strömen! Zahlreicher als alle Kamele und Dromedare von Midian und Efa und die Gold- und Weihrauchträger von Saba; zahlreicher als die Herden von Kedar und die Widder von Nebajot werden jene sein, die zu dir kommen werden, und mein Herz wird sich vor Freude weiten, wenn ich die Völker des Meeres und die Mächte der Nationen zu mir kommen sehe. Die Inseln warten darauf, mir zu huldigen, und die Söhne der Fremden werden die Mauern meiner Kirche errichten, deren Tore stets offen stehen werden, um die Könige und das Heer der Völker aufzunehmen und sie in mir zu heiligen. Was Jesaja gesehen hat, wird sich erfüllen. Ich sage euch, viele werden von Osten und Westen kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich wohnen, während die Kinder des Reiches in die äußerste Finsternis geworfen werden, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird.«

»Du prophezeist also, daß die Heiden den Söhnen Abrahams ebenbürtig sein werden?«

»Nicht ebenbürtig: sie werden sie übertreffen. Das soll euch nicht mißfallen, denn es ist eure eigene Schuld. Nicht ich, sondern die Propheten sagen es, und die Zeichen deuten schon darauf hin. Nun soll einer von euch zum Hause des Zenturio gehen, um festzustellen, ob sein Diener geheilt ist, wie es der Glaube des Römers verdient hat. Kommt, vielleicht sind im Hause Kranke, die auf mich warten.«

Jesus geht zum Hause, in dem er üblicherweise während seines Aufenthaltes in Kafarnaum wohnt. Die Apostel und einige andere folgen ihm; die meisten jedoch begeben sich neugierig und lärmend zum Hause des Zenturio.

217 »Laß die Toten ihre Toten begraben!«

Ich sehe Jesus, der sich mit seinen elf Aposteln zum Ufer des Sees begibt. Johannes fehlt immer noch. Die Leute drängen sich um ihn. Unter ihnen erkenne ich viele, die auf dem Berge waren, hauptsächlich Männer, die ihm nach Kafarnaum gefolgt sind, um noch mehr

von seinen Predigten zu hören. Sie möchten ihn zurückhalten, doch er sagt: »Ich gehöre allen, und es sind viele, die meiner bedürfen. Ich werde wiederkommen, und ihr werdet mich hier wieder treffen, doch jetzt laßt mich gehen.« Nur mühsam vermag er sich einen Weg durch die Menge zu bahnen, die sich durch das schmale Gäßlein drängt. Die Apostel, hierüber verärgert, arbeiten mit den Ellbogen, um ihm Platz zu schaffen. Doch es ist, als ob sie in eine weiche Masse schlagen würden, so schnell schließt sich jede Lücke wieder. Sie werden auch ärgerlich, doch es nützt nichts.

Schon sind sie in Sichtweite des Ufers, als ein Mann mittleren Alters und vornehmen Aussehens, der sich mühsam bis zum Meister durchgekämpft hat, diesen an der Schulter berührt, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Jesus dreht sich um, bleibt stehen und fragt: »Was willst du?«

»Ich bin Schriftgelehrter. Doch deine Worte sind nicht zu vergleichen mit dem, was in unseren Geboten enthalten ist, und sie haben mich erobert, Meister! Ich verlasse dich nicht mehr. Ich werde dir folgen, wohin du auch gehen magst. Welches ist dein Weg?«

»Jener zum Himmel.«

»Ich meine nicht diesen. Ich frage dich, wohin du gehst. In welchen Häusern wirst du dich nach diesem hier aufhalten, damit ich dich jederzeit erreichen kann?«

»Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester, doch der Menschensohn hat nichts, worauf er sein Haupt legen könnte. Mein Haus ist die Welt, überall dort, wo es Menschen zu belehren, wo es Unglückliche aufzurichten und Sünder zu erlösen gibt.«

»Überall also!«

»So ist es. Könntest du, Gelehrter Israels, tun, was diese Geringsten aus Liebe zu mir tun? Das erfordert Opfer und Gehorsam, Liebe zu allen und die Fähigkeit, sich allem und allen anzupassen, denn durch Herablassung gewinnt man die Herzen. Im Himmel wird es einst Reinheit geben, doch hier befinden wir uns noch im Schlamm; und diesem Schlamm, auf den wir unseren Fuß setzen, müssen wir

die schon eingesunkenen Opfer entreißen. Wir dürfen nicht einfach unsere Gewänder raffen und zurückweichen, dort wo der Schlamm besonders hoch ist. Die Reinheit muß in uns sein. Wir müssen so sehr von ihr erfüllt sein, daß nichts Unreines mehr in uns eindringen kann. Kannst du dies alles?«

»Laß es mich wenigstens versuchen.«

»Versuche es. Ich werde beten, daß du dazu fähig wirst.«

Jesus geht weiter, und seine Aufmerksamkeit richtet sich auf zwei Augen, die ihn betrachten. Es ist ein hochgewachsener, kräftiger Jüngling, der stehengeblieben war, um den Zug vorbei zu lassen. Es scheint, daß sein Weg in eine andere Richtung führt, aber Jesus wendet sich an ihn und sagt: »Folge mir!«

Der Jüngling fährt zusammen, erblaßt und seine Lider zucken wie durch ein Licht geblendet. Nach Antwort ringend, öffnet er den Mund und sagt endlich: »Ich werde dir nachfolgen, aber laß mich vorerst meinen Vater zu Grabe tragen, der in Chorazin gestorben ist. Laß mich dies noch tun, und dann werde ich kommen.«

»Folge mir! Laß die Toten ihre Toten begraben. Du bist schon vom „Leben“ in den Bann gezogen und hast es auch gewünscht. Weine nicht wegen der Leere, mit der das „Leben“ dich umgeben hat, um dich als Jünger zu gewinnen. Aus den verlorenen Zuneigungen wachsen dem nun umgewandelten Menschen die Flügel, um in den Dienst der Wahrheit Gottes zu treten. Laß der Verwesung ihren Lauf. Erhebe dich zum Reich, wo es keine Auflösung gibt. Dort wirst du auch die unverwesliche Perle deines Vaters finden. *Gott ruft und geht vorüber. Morgen schon würdest du den Mut dazu nicht mehr finden und die Einladung Gottes käme nicht mehr.* Geh und verkünde das Reich Gottes.«

Der Mann lehnt an einer Mauer; an seinen Armen hängen Taschen, die gewiß mit wohlriechenden Kräutern und Binden gefüllt sind; mit gesenktem Haupte denkt er nach, unentschlossen, im Zwiespalt zwischen Gottesliebe und Liebe zum Vater.

Jesus wartet und betrachtet ihn. Schließlich nimmt er ein Knäblein

und sagt zu ihm: »Bete mit mir: „Ich preise dich, o Vater, und flehe um dein Licht für jene, die im Dunkel des Lebens weinen. Ich preise dich, o Vater, und flehe um deine Kraft für alle, die in ihrer kindlichen Hilflosigkeit deines Beistandes bedürfen. Ich preise dich, o Vater, und flehe um deine Liebe, damit du all jene, die nicht glauben können, daß in dir jegliches Glück im Himmel und auf Erden zu finden ist, alles vergessen läßt, was nicht du bist.“« Das unschuldige, etwa vierjährige Knäblein, wiederholt mit seinem kleinen Stimmchen die heiligen Worte. Es hat die Händchen zum Gebet gefaltet, lehnt das Köpfchen an die rechte Schulter Jesu, der es an den rundlichen Handgelenken hält, als wären es zwei Blütenstengel.

Der Mann entscheidet sich. Er gibt seine Bündel einem Gefährten und geht auf Jesus zu, der das Kind wieder auf den Boden stellt und es segnet. Jesus legt seinen Arm auf die Schulter des Jünglings und setzt so und ihn ermutigend seinen Weg fort.

Ein anderer Mann gesteht ihm: »Auch ich möchte wie er mit dir kommen, doch vorher möchte ich mich von meinen Angehörigen verabschieden. Erlaubst du es mir?«

Jesus blickt ihn fest an und antwortet: »Zu tief bist du in deiner Menschlichkeit verwurzelt. Reiß diese Wurzeln aus, und wenn es dir nicht gelingt, dann haue sie aus. Zum Dienste Gottes kommt man in geistiger Freiheit und keine behindernden Bande dürfen dieser Hingabe im Wege stehen.«

»Aber Herr, Fleisch und Blut bleiben immer Fleisch und Blut! Ich werde langsam zur Freiheit gelangen, von der du sprichst . . . «

»Nein, du würdest es nicht tun. Gott ist ebenso anspruchsvoll, wie er unendlich großmütig im Belohnen ist. Wenn du Jünger sein willst, mußt du das Kreuz umfassen und mir folgen; sonst gehört man zu der Schar der einfachen Gläubigen. Der Weg des Dieners Gottes ist nicht ein Weg auf Rosenblättern, und seine Forderungen sind absolut. Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat, um die Felder der Herzen zu pflügen und den Samen der Lehre Gottes auszuwerfen, darf sich umwenden und betrachten, was er zurückgelassen und

was er verloren hat, was er auf dem gewöhnlichen Weg gewonnen hätte. Wer so handelt, taugt nicht für das Reich Gottes. Arbeite an dir, bereite dich vor; und dann komm, aber nicht jetzt.«

Das Ufer ist erreicht. Jesus besteigt das Boot des Petrus, dem er einige Worte zuflüstert. Ich sehe, daß Jesus lächelt, und Petrus macht eine Gebärde des Erstaunens. Aber er sagt nichts. Es steigt auch der Mann mit ein, der darauf verzichtet hat, seinen Vater zu begraben, um Jesus nachzufolgen.

218 Das Gleichnis vom Sämann

Jesus zeigt mir den Lauf des Jordan oder vielmehr dessen Mündung in den See von Tiberias, wo die Stadt Betsaida am rechten Flußufer liegt, und erklärt: »Jetzt liegt die Stadt nicht mehr am Seeufer, sondern eher landeinwärts. Das verwirrt die Wissenschaftler. Die Erklärung liegt in der schon zwanzig Jahrhunderte andauernden Versandung des Sees auf dieser Seite durch Erdablagerungen, Anschwemmungen und Erdbeben von den Hügeln Betsaidas. Früher lag die Stadt unmittelbar an der Mündung des Flusses in den See, und die Boote fuhren während der wasserreichen Jahreszeiten fast bis auf die Höhe von Chorazin hinauf. Die Flußufer dienten den Booten von Betsaida an stürmischen Tagen als Hafen und Zufluchtsort. Diese Erklärungen sind nicht für dich bestimmt, da dir wenig daran liegt, sondern für die Wissenschaftler, die alles in Zweifel ziehen. Fahre nun fort.«

Jesus und seine Apostel haben die kurze Strecke, die Kafarnaum von Betsaida trennt, mit den Booten zurückgelegt und gehen in dieser Stadt an Land. Andere sind ihnen mit ihren Booten nachgefolgt, und viele steigen aus und schließen sich den Leuten von Betsaida an, die gekommen sind, um den Meister zu begrüßen. Jesus begibt sich ins Haus des Petrus, wo . . . jetzt auch wieder seine Frau ist, die, wie ich annehme, die Einsamkeit den ständigen Klagen ihrer Mutter vorzieht.

Die Leute draußen rufen laut nach dem Meister, was Petrus nicht wenig ärgert. Er steigt auf die Terrasse und ermahnt alle Bewohner von Betsaida und alle Fremden, sich anständig und respektvoll zu benehmen. Da nun sein Meister bei ihm zu Hause ist, möchte er ihn

ein wenig in Frieden genießen, aber er findet nicht einmal Zeit, ihm von den vielen Dingen, die er seine Frau vorzusetzen geheißen hat, wenigstens etwas Honigwasser anzubieten.

Jesus betrachtet ihn lächelnd, schüttelt das Haupt und sagt: »Es scheint beinahe, als würden wir uns nie sehen und es wäre ein Zufall, daß wir einmal beisammen sind!«

»Aber es ist doch so! Wenn wir in der Welt umherziehen, sind wir dann allein? Nicht im Traum! Zwischen dir und mir liegt eine ganze Welt mit ihren Kranken, ihren Betrübten, Zuhörern, Neugierigen, Verleumdern, Feinden . . . aber du und ich, das gibt es nie. Hier bist du bei mir, in meinem Hause, und das sollten sie verstehen!« Petrus ist wirklich erregt.

»Aber ich sehe keinen Unterschied, Simon. Meine Liebe ist dieselbe, mein Wort dasselbe, ob ich es dir persönlich oder ob ich es allen sage. Ist es nicht so?«

Petrus bekennt nun seine große Sorge: »Ich bin doch so ein Dummkopf und lasse mich leicht ablenken. Wenn du auf einem Platz, auf einem Berg, zu vielen Menschen sprichst – ich weiß nicht warum – dann verstehe ich alles, und doch erinnere ich mich nachher an nichts mehr. Ich sagte es auch meinen Gefährten, und sie haben mir recht gegeben. Die anderen, ich will sagen, die Leute, die dich anhören, verstehen dich und erinnern sich an das, was du gesagt hast. Wie oft haben wir doch gehört, wie jemand erklärte: „Ich habe dies nicht mehr getan, weil du es gesagt hast“, oder „Ich bin gekommen, weil ich einmal von jemand einen Ausspruch von dir gehört habe, der mich betroffen gemacht hat.“ Bei uns hingegen . . . o ja! . . . ist es wie ein Fluß, der immerfort fließt. Das Ufer vermag ihn nicht aufzuhalten und das Wasser entschwindet. Gewiß, ununterbrochen fließt Neues nach in Fülle, doch es fließt weiter und entflieht. Mit Schrecken denke ich an jenen Augenblick, von dem du sagst, daß er kommt, wo du nicht mehr da sein wirst, wie das Wasser des Flusses . . . und ich . . . wo werde ich für den Dürstenden schöpfen können, wenn ich nicht einmal einen Tropfen von dem, was du uns gibst, bewahren kann?«

Auch die anderen stimmen Petrus bei und beklagen sich, daß sie sich nie an alles Gehörte erinnern können, wenn sie darauf zurückgreifen möchten, um die vielen Fragen der Leute zu beantworten.

Jesus lächelt und antwortet: »Das scheint mir aber nicht so. Die Leute sind sehr zufrieden, auch mit euch . . . «

»O ja, mit dem, was wir tun! Dir einen Weg bahnen mit unsern Ellbogen, Kranke tragen, Almosen sammeln und den Leuten antworten: „Ja, das dort ist der Meister.“ Wahrlich, großartig!«

»Setze dich nicht zu sehr herab, Simon.«

»Ich setze mich nicht herab, ich kenne mich.«

»Die Selbsterkenntnis ist die schwierigste der Tugenden. Doch, ich will diese große Angst von dir nehmen. Wenn ihr von meinen Predigten nicht alles verstehen oder im Gedächtnis behalten könnt, dann fragt, ohne Furcht mir lästig zu fallen oder mich dadurch zu entmutigen. Es gibt immer Stunden, da wir unter uns sind. Dann öffnet mir euer Herz. Ich gebe vielen vieles, und was gäbe ich nicht euch, die ich euch liebe, wie Gott euch nicht mehr zu lieben vermöchte. Du hast von der Welle gesprochen, die fließt, ohne daß von ihr am Ufer etwas zurückbleibt. Der Tag wird kommen, da du erkennst, daß jede Welle einen Samen zurückgelassen hat, und daß aus jedem Samenkorn eine Pflanze geworden ist. Du wirst Blumen und Pflanzen für jeden einzelnen Fall zu deiner Verfügung haben, und du wirst dich über dich selbst wundern und fragen: „Was hat der Herr in mir nur bewirkt?“ Denn du wirst dann von der Knechtschaft der Sünde erlöst sein, und deine jetzigen Tugenden werden zu erhabener Vollkommenheit gelangt sein.«

»Du sagst es, Herr, und dein Wort gibt mir Ruhe.«

»Nun wollen wir zu all den Menschen gehen, die auf uns warten. Kommt! Der Friede sei mit dir, Frau. Ich werde heute abend dein Gast sein.«

Sie gehen hinaus und Jesus begibt sich zum See, um nicht von der Menge erdrückt zu werden. Petrus entfernt sich mit dem Boot einige Meter vom Ufer, so daß alle die Stimme Jesu hören können und den-

noch ein gewisser Abstand zwischen ihm und den Zuhörern bleibt.

»Auf dem Wege von Kafarnaum nach hier habe ich mir überlegt, über welches Thema ich zu euch sprechen könnte. Die Begebenheiten von heute morgen haben es mich finden lassen . . .

Ihr habt gesehen, daß drei Männer zu mir gekommen sind. Der eine von sich aus, der andere, weil ich ihn dazu ermuntert habe, und der dritte aus plötzlicher Begeisterung. Ihr habt gesehen, daß ich nur zwei von ihnen erwählt habe. Warum? Habe ich vielleicht im Dritten einen Verräter gesehen? Nein, gewiß nicht, aber er war nicht vorbereitet. Dem Anschein nach war der Mann, der zum Begräbnis seines Vaters gehen wollte und nun hier an meiner Seite steht, noch weniger vorbereitet. Der Dritte aber war es am wenigsten. Dagegen war dieser hier, ohne es selbst zu wissen, so gut vorbereitet, daß er sogar ein heldenhaftes Opfer zu bringen vermochte. *Der Heldenmut, Gott nachzufolgen, ist immer Beweis einer gründlichen seelischen Vorbereitung.* Dies erklärt gewisse überraschende Vorfälle, die sich in meiner Umgebung ereignen. Jene, die am besten vorbereitet sind, Christus zu empfangen – welches auch ihr Stand oder ihre Bildung sein mag – kommen mit absoluter Bereitschaft und einem unerschütterlichen Glauben zu mir. Die weniger Vorbereiteten sehen in mir einen ungewöhnlichen Menschen, oder sie erforschen mich mit Argwohn und Neugierde, oder sie greifen mich sogar an und verleumden mich durch vielfältige Beschuldigungen. Die Verschiedenartigkeit ihres Handelns steht im Verhältnis zur mangelhaften Vorbereitung ihrer Seele.

Im auserwählten Volke müßte man überall Seelen finden, die bereit sind, den Messias aufzunehmen, in dessen Erwartung sich Patriarchen und Propheten in Sehnsucht verzehrt haben; den Messias, der endlich gekommen ist, und dessen Ankunft von allen prophetischen Zeichen eingeleitet und begleitet wurde; diesen Messias, dessen geistige Persönlichkeit sich immer deutlicher abzuzeichnen beginnt, durch alle sichtbaren Wunder am menschlichen Leib und an den Elementen und durch die unsichtbaren Wunder, die den Men-

schen zur Einsicht und Bekehrung bringen, und an den Heiden, die sich dem wahren Gott zuwenden. Es ist aber nicht so. Die Bereitschaft, dem Messias nachzufolgen, stößt gerade bei den Angehörigen dieses Volkes auf starke Hindernisse, und es schmerzt sagen zu müssen, daß sie umso größer sind, je höher ihre gesellschaftliche Stellung ist. Ich sage dies nicht, um euch zu verletzen, sondern um euch zum Gebet und zum Nachdenken anzuregen. Warum geschieht dies? Warum sind es die Heiden und Sünder, die viel eher auf meinem Weg vorwärtskommen? Warum nehmen sie an, was ich sage, und die anderen nicht? Weil die Kinder Israels wie Perlmuscheln verankert, ja verkrustet sind mit den Bänken, auf denen sie geboren wurden. Sie sind satt, übersatt von ihrer Weisheit und können der meinen keinen Platz schaffen, indem sie das Überflüssige wegwerfen, um das Notwendige aufzunehmen. Die anderen kennen diese Knechtschaft nicht. Es sind arme Heiden oder arme Sünder, die wie vom Anker gerissene Schiffe umhertreiben; es sind arme Menschen, die keine eigenen Schätze besitzen und die sich freudig trennen von der Bürde ihrer Irrtümer und Sünden, sobald es ihnen gelingt, die Frohe Botschaft zu begreifen. Sie spüren die Kraft dieses süßen Honigs, der so verschieden ist vom ekelhaften Gemisch ihrer Sünden.

Hört also zu, vielleicht werdet ihr dann besser verstehen, wie ein und dasselbe Werk verschiedene Früchte hervorbringen kann.

Ein Sämann ging aus, um zu säen. Er hatte viele Äcker von verschiedener Beschaffenheit. Einige hatte er vom Vater geerbt, auf denen infolge seiner Nachlässigkeit dorniges Gestrüpp zu wuchern begann. Andere hatte er selbst von einem gleichgültigen Bauern hinzugekauft und sie in demselben Zustand gelassen, in dem er sie vorgefunden hatte. Durch weitere Felder verliefen Wege, denn der Mann war sehr bequem und zog es vor, querfeldein zu gehen, anstatt lange Umwege von einem Ort zum anderen zu machen. Schließlich gab es noch die, die seinem Haus am nächsten lagen, und ihnen schenkte er seine ganze Aufmerksamkeit, um von seiner Wohnung aus einen

angenehmen Ausblick zu haben. Da gab es kein Geröll, keine Dornenbüsche, kein Unkraut.

Der Mann nahm also seinen Sack mit Körnern des besten Getreides und begann mit der Aussaat. Der Same fiel auf das weiche, gepflegte, gesäuberte, gedüngte Erdreich der Felder bei seinem Hause. Er fiel auf die von Wegen und Weglein durchzogenen Felder, die diese Äcker nicht nur zerstückelten, sondern zusätzlich für Schmutz und trockenen Staub sorgten. Andere Saat fiel auf die Felder, auf denen wegen der Nachlässigkeit des Besitzers das dornige Gestrüpp wucherte. Der Pflug hatte es wohl untergepflügt und es schien, daß nichts mehr davon übriggeblieben war; doch in Wirklichkeit hätte nur die radikale Ausrottung durch Feuer ein neues Treiben der Wurzeln verhindern können. Der Same, den er zum Schluß ausstreute, fiel auf die zuletzt erworbenen Felder, die er in ihrem ursprünglichen Zustand gelassen hatte. Er hatte das Erdreich nicht bis in die Tiefe aufgelockert. Er hatte auch nicht die Steine unter der Erde entfernt, die den Boden hart machten und die jedes Wurzelfassen der zarten Pflänzchen verhinderten. Nachdem er allen Samen ausgesät hatte, ging er nach Hause und sagte: „Wohlan, nun brauche ich nur die Zeit der Ernte abzuwarten.“ Er freute sich, denn im Laufe der Monate sah er die Saat nahe bei seinem Hause dicht hervorsprossen und wachsen. „Oh, welch ein weicher Teppich! ... und dann eine Woge von Ähren ... wie ein Meer! Das Getreide wurde gelb: welch eine Freude erwartete ihn, Ähre um Ähre zu dreschen und dabei der Sonne ein Loblied zu singen. Der Mann sagte: „So wie diese Felder werden alle anderen sein! Halten wir Sicheln und Scheunen bereit. Wieviel Brot! Wieviel Gold!“ Und er war glücklich.

Er mähte das Korn der nächstgelegenen Felder und ging dann zu den vom Vater ererbten, die er hatte verwildern lassen. Dort blieb er wie erstarrt stehen. Halm um Halm war gewachsen, denn das Erdreich war gut und fruchtbar und vom Vater immer bearbeitet worden. Doch gerade diese Fruchtbarkeit war auch den Dornensträucher zugute gekommen, die wohl umgegraben, aber nicht völlig aus-

gemerzt waren. So hatten sie von neuem Wurzeln getrieben, und nur wenige Ähren vermochten das Dickicht der Sträucher zu durchdringen, während alle anderen erstickten und zugrunde gingen.

Der Mann sagte: „Hier habe ich nachlässig gehandelt. Doch in den übrigen Äckern gibt es keine Dornensträucher, und dort wird es besser sein.“ Er ging zu den zuletzt erworbenen. Sein Erstaunen wandelte sich in Schrecken. Dünn und ausgetrocknet lagen die Halme wie Heu am Boden. Stroh! „Aber warum, warum?“ jammerte der Mann. „Hier sind doch keine Dornensträucher! Der Same war derselbe! Er ist aufgegangen, man sieht es an den zahlreichen und gut entwickelten Halmen. Warum ist nun alles zugrunde gegangen, ohne Ähren anzusetzen?“ In seinem Kummer begann er die Erde aufzugraben, um nach Maulwurfsnestern oder anderen Schädlingen zu suchen. Es gab jedoch weder Ungeziefer noch Nagetiere, hingegen Steine, so viele Steine! Nichts als Steine! Der Boden bestand buchstäblich aus Steinen, und das spärliche Erdreich darüber täuschte. Oh, hätte er doch die Erde rechtzeitig gründlich gepflügt. Oh, hätte er doch tief in die Erde gegraben, bevor er die Felder übernommen und sie als gute Äcker gekauft hatte. Aber nachdem er den Fehler begangen und die Felder gekauft hatte, ohne zuvor ihre Güte zu prüfen, hätte er sie dann doch wenigstens mit seiner Hände Arbeit fruchtbar gemacht! Jetzt war es zu spät, und das Jammern nützte nichts.

Entmutigt erhob sich der Mann und ging zu den aus Bequemlichkeit von vielen Wegen durchzogenen Feldern. Dort angelangt zerriß er sich vor Gram die Kleider. Hier gab es nichts, gar nichts . . . Die dunkle Ackererde war mit einer dünnen Schicht weißen Staubes bedeckt . . . Der Mann sank zu Boden und stöhnte: „Aber hier, warum? Hier gibt es weder Dornensträucher noch Steine, denn es sind ja unsere Felder. Seit Jahrzehnten sind sie in unserem Besitz: von den Ahnen gingen sie auf den Vater über und schließlich auf mich, und wir haben sie fruchtbar gemacht. Gewiß habe ich Wege anlegen lassen, dem Land Ackerboden weggenommen, aber das konnte es doch nicht so unfruchtbar werden lassen . . .“ Er weinte immer noch, als

die Antwort auf seinen Kummer von einem dichten Schwarm Vögel kam, die von den Fußwegen gierig über die Äcker herfielen und von diesen auf die Fußwege zurückkehrten, um Samenkörner und Samenkörner und immer wieder Samenkörner zu suchen. Das Feld mit seinem ganzen Netz von Sträßchen und Wegen, auf deren Ränder auch Samenkörner gefallen waren, hatte viele Vögel angelockt, und nachdem sie die Körner auf den Wegen aufgepickt hatten, flogen sie zum Acker und fraßen alles bis zum letzten Körnchen.

So hatte das Saatgut, das für alle Felder gleich war, hier hundertfachen, dort sechzigfachen, da dreißigfachen und auf dem letzten Feld gar keinen Ertrag gebracht. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Der Same ist das Wort, und es ist für alle das gleiche. Der Ort, auf den der Same fällt, ist euer Herz. Ein jeder begreife und lasse es in sich Früchte tragen! Der Friede sei mit euch!«

Dann wendet Jesus sich an Petrus und sagt: »Fahre flußaufwärts soweit du kannst, und lege auf der anderen Seite an.«

Während die beiden Boote nach kurzer Fahrt auf dem Fluß am Ufer anlegen, setzt sich Jesus nieder und fragt den neuen Jünger: »Wer ist jetzt bei dir noch zu Hause?«

»Meine Mutter mit meinem älteren Bruder, der seit fünf Jahren verheiratet ist. Die Schwestern sind in der Umgebung verstreut. Mein Vater war ein herzensguter Mensch, und meine Mutter trauert und kann sich nicht trösten.« Der Jüngling wird plötzlich still, denn er fühlt aus seinem Herzen ein Schluchzen aufsteigen.

Jesus ergreift seine Hand und sagt: »Auch ich habe diesen Schmerz erfahren und meine Mutter weinen sehen müssen, daher verstehe ich dich.«

Das Knirschen des auf den Kies auffahrenden Bootes unterbricht das Gespräch, und man steigt an Land. Hier sind nicht mehr die sanften Hügel von Betsaida, die beinahe im See untertauchen, sondern eine Ebene mit vielen Getreidefeldern dehnt sich von diesem, Betsaida gegenüberliegenden Ufer nach Norden hin aus.

»Gehen wir nach Meron?« fragt Petrus

»Nein, wir gehen diesen Weg durch die Felder.«

Die schönen, wohlgepflegten Felder zeigen zarte, doch schon gebildete Ähren, die alle gleich hoch sind und im frischen Nordwind wogen. Sie bilden etwas wie einen weiteren kleinen See, und die hier und dort herausragenden Bäume, aus denen frohes Vogelgezwitscher ertönt, sind die Segelschiffe darauf.

»Diese Felder sind nicht wie die deines Gleichnisses«, bemerkt Vetter Jakobus.

»Nein, wirklich nicht. Die Vögel haben sie nicht verwüstet, und es gibt weder Dornengebüsch noch Steine. Ein schönes Getreide! In einem Monat wird es golden sein . . . und in zwei Monaten erntereif und bereit für die Scheune«, sagt Judas Iskariot.

»Meister . . . ich erinnere dich an das, was du in meinem Hause gesagt hast. Du hast sehr gut gesprochen. Aber mein Kopf ist schon wieder durcheinander, fast wie die zerzausten Wolken dort oben . . .«, sagt Petrus.

»Heute abend werde ich es dir erklären. Wir kommen nun nach Chorazin.« Jesus blickt den neuen Jünger fest an und sagt: »*Wer gibt, dem wird gegeben*, und daß ihm gegeben wird, schmälert den Wert seines Opfers nicht. Führe mich zu eurer Grabstätte und zum Hause deiner Mutter.«

Der Jüngling kniet nieder und ergreift unter Tränen Jesu Hand, um sie zu küssen.

»Erhebe dich, wir wollen gehen! Meine Seele hat deinen Schmerz gefühlt. Ich will dich mit meiner Liebe in deiner Heldenhaftigkeit stärken.«

»Isaak, der Erwachsene, hatte mir erzählt, wie gut du bist. Isaak, weißt du? Du hast seine Tochter geheilt. Er war mein Apostel. Doch ich sehe, daß deine Güte noch größer ist, als sie mir geschildert worden war.«

»So wollen wir auch Isaak besuchen und ihn begrüßen und ihm dafür danken, daß er mir einen Jünger geschenkt hat.«

Chorazin ist erreicht, und Isaaks Haus ist gleich das erste am An-

fang des Dorfes. Der alte Mann, der eben nach Hause zurückkehrt, bleibt mit offenem Mund sprachlos stehen, als er Jesus mit den Seinen und unter ihnen den jungen Mann von Chorazin kommen sieht. Sein Stöckchen in der Hand, erhebt er grüßend seine Arme. Jesus lächelt ihm zu und dieses Lächeln gibt dem alten Mann schließlich die Sprache zurück. »Gott segne dich, Meister! Aber wie geschieht mir eine solche Ehre?«

»Um dir Dank zu sagen.«

»Aber wofür denn, mein Gott? An mir liegt es, dir Dank zu sagen. Komm herein, komm herein! Oh, wie schade, daß meine Tochter auswärts ist, um ihrer Schwiegermutter zu helfen. Weißt du, daß sie geheiratet hat? Nichts als Wohltaten, seitdem ich dir begegnet bin! Kaum war sie geheilt, kam ein reicher Verwandter von weit her zurück, als Witwer mit Kindern, die eine Mutter brauchten . . . Aber ich hatte dir doch dies alles schon erzählt. Mein Kopf ist alt, verzeih mir!«

»Dein Kopf ist weise und vergißt sogar, sich der Dinge zu rühmen, die er für seinen Meister tut. Die vollbrachten guten Taten vergessen, bedeutet Weisheit; es ist ein Beweis der Demut und des Vertrauens in Gott!«

»Oh, aber ich . . . wüßte nicht . . . «

»Habe ich diesen Jüngling nicht dir zu verdanken?«

»Oh! . . . aber ich habe nichts dazu getan, weißt du? Ich habe nur die Wahrheit gesagt und freue mich, daß Elija bei dir ist.« Er wendet sich Elija zu und sagt: »Die Tränen deiner Mutter sind sofort versiegt, als sie erfuhr, daß du beim Meister bist. Dein Vater hatte eine würdige Bestattung. Er ist vor kurzem begraben worden.«

»Und mein Bruder?«

»Er schweigt . . . Weißt du, es ist hart für ihn gewesen, daß du nicht hier warst . . . Im Dorf spricht man darüber, und dein Bruder hat noch . . . «

Der Jüngling wendet sich an Jesus: »Du hast es gesagt. Aber ich möchte nicht, daß er dem Tod anheimfällt . . . Mache, daß er das Le-

ben finde wie ich es gefunden habe, und rufe ihn in deinen Dienst.«

Die anderen verstehen nicht und blicken sich fragend an, doch Jesus antwortet: »Verzage nicht und bleibe standhaft.« Dann segnet er Isaak und geht, ungeachtet allen Drängens.

Zuerst verweilen sie bei dem verschlossenen Grab und beten. Dann gehen sie durch einen halbkahlen Weinberg zum Hause des Elija.

Die Begegnung zwischen den Brüdern ist eher zurückhaltend. Der ältere fühlt sich beleidigt und will dies zu verstehen geben. Der jüngere fühlt sich, menschlich gesprochen, schuldig und schweigt. Doch die Ankunft der Mutter, die wortlos niederkniet und den Saum des Kleides Jesu küßt, bringt Frieden in die Atmosphäre und die Gemüter heitern sich auf. Man will dem Meister doch Ehre erweisen. Er nimmt jedoch nichts an, sondern sagt nur: »Seid gerecht in euren Herzen, einer dem anderen gegenüber, wie jener gerecht war, um den ihr trauert. Übermenschliches – d. h. die Berufung zu einer Mission – darf nicht auf eine Stufe mit dem Menschlichen gestellt, also dem Tod gleichgestellt werden. Die Seele des Gerechten war nicht erzürnt, als sie sah, daß der Sohn bei der Beisetzung seines Leichnams nicht zugegen war. Sie hat sich vielmehr beruhigt in der Gewißheit über die Zukunft ihres Elija. Was die Welt denkt, soll für die Gnade der Erwählung kein Hindernis sein. Während die Welt sich gewundert hat, den Sohn nicht an der Bahre des Vaters zu sehen, haben die Engel gejubelt, ihn an der Seite des Messias zu erblicken. Seid gerecht. Dir, Mutter, möge dies zum Trost gereichen. In Weisheit hast du deinen Sohn erzogen, und nun ist der Ruf der Weisheit Gottes an ihn ergangen. Ich segne euch alle. Der Friede sei jetzt und allezeit mit euch!«

Sie gehen auf den Weg zurück zum Fluß, und von dort fahren sie wieder nach Betsaida. Elija hat nicht einen Augenblick auf der Schwelle des Vaterhauses gezögert. Nach dem Abschiedskuß der Mutter ist er mit dem Meister gegangen mit der Einfalt eines Kindes, das seinem wahren Vater nachfolgt.

219 In der Küche des Petrus • Belehrung Jesu und Ankündigung der Gefangennahme des Täufers

Man befindet sich wieder in der Küche des Petrus. Das Abendessen muß reichlich gewesen sein, denn die Platten mit Resten von Fleisch, Fisch, Käse, getrockneten oder zum mindesten trocken gewordenen Früchten und Honigkuchen häufen sich auf einer Art Anrichte, die mich ein wenig an unsere toskanischen Backtröge erinnert. Krüge und Becher stehen noch auf dem Tisch herum.

Die Frau des Petrus muß Wunder vollbracht haben, um ihren Mann zufriedenzustellen; sie hat gewiß den ganzen Tag gearbeitet. Nun steht sie müde, aber zufrieden in einem Winkel und hört den Gesprächen ihres Mannes und der anderen zu. Sie blickt ihren Simon an, der für sie ein großer Mann sein muß, obgleich er etwas anspruchsvoll ist. Wenn sie ihn, der früher nur von Booten, Netzen, Fischen und Geld redete, so sprechen hört, mit Worten, die aus diesem Mund neu und ungewohnt sind, dann blinzelt sie ein wenig mit den Augenlidern, als ob sie von einem hellen Licht geblendet würde. Petrus, ob aus Freude, Jesus an seinem Tische zu haben, oder aus Freude über die reichlich genossene Mahlzeit, ist diesen Abend in Hochstimmung, und er zeigt sich als jener Petrus, der einmal dem Volk predigen wird.

Ich weiß nicht, welche Bemerkung eines Gefährten ihm die bildkräftige Antwort entlockt hat: »Es wird ihnen ergehen wie den Erbauern des Turmes von Babel. Ihr eigener Stolz wird schließlich zum Zusammenbruch ihrer Theorien führen und damit zu ihrem Untergang.«

Andreas entgegnet seinem Bruder: »Aber Gott ist Barmherzigkeit. Er wird den Zusammenbruch verhindern, um ihnen Zeit zu lassen, in sich zu gehen.«

»Denke nicht so. Als Krönung ihres Stolzes werden Verleumdung und Verfolgung hinzukommen. Oh, ich ahne es schon. Verfolgt werden sie uns, um uns als verhaßte Zeugen auseinanderzutreiben.

Da sie heimtückisch die Wahrheit angreifen werden, wird Gott Rache nehmen, und sie werden zugrunde gehen.«

»Werden wir die Kraft haben durchzuhalten?« fragt Thomas.

»Nun ... was mich betrifft, ich hätte sie nicht. Aber ich vertraue auf ihn«, und Petrus deutet auf den Meister, der schweigend zuhört und mit geneigtem Haupte neben ihnen steht, als wolle er sein ausdrucksvolles Gesicht verbergen.

»Ich denke nicht, daß Gott Prüfungen über uns kommen läßt, die unsere Kraft übersteigen«, sagt Matthäus.

»Oder er wird unsere Kräfte im Verhältnis zu den Prüfungen vermehren«, fügt Jakobus des Alphäus hinzu.

»Er tut es gewiß. Ich war reich und mächtig. Hätte Gott mein Leben nicht erhalten wollen, weil er bestimmte Absichten verfolgte, wäre ich an der Verzweiflung zugrunde gegangen, als ich verfolgt wurde und aussätzig war. Ich hätte selbst Hand an mich gelegt ... Aber bei meinem vollständigen Zusammenbruch wurde mir ein neuer Reichtum geschenkt, den ich nie zuvor besessen hatte, nämlich die Gewißheit: „Es gibt einen Gott.“ Vorher ... Gott ... Ja, ich war gläubig, ich war ein treuer Israelit, aber es war ein Glaube der sich auf Formalitäten beschränkt, und mir schien, daß der Gewinn daraus immer geringer war, als der, der mir die Übung der Tugenden hätte erbringen können. Ich erlaubte mir, mit Gott zu hadern, weil ich mir damals noch etwas auf meine Person einbildete. Simon Petrus hat recht. Auch ich baute mir mit Eigenlob, Selbstbeweihräucherung und der Befriedigung meines Ichs einen Turm zu Babel. Als dann alles über mir zusammenbrach und ich wie ein Wurm unter der Last dieser nutzlosen Menschlichkeit erdrückt wurde, klagte ich nicht mehr Gott, sondern mich selbst, meine eigene Torheit an und begann, alles niederzureißen. Je mehr ich dies tat und auf dem Weg war zu dem, was ich unter dem uns Menschen dieser Erde innewohnenden Gott verstehe, um so mehr gewann ich eine neue Kraft und einen neuen Reichtum: die Gewißheit, daß ich nicht allein war und daß Gott über dem von seiner menschlichen Natur und vom Bösen

bezwungenen Menschen wacht.«²⁰

»Was ist deiner Meinung nach Gott, wenn du als Mensch dieser Erde von dem in uns „innewohnenden Gott“ sprichst? Was willst du damit sagen? Ich verstehe dich nicht, und dies kommt mir fast wie eine Gotteslästerung vor. Gott ist der, den wir durch das Gesetz und die Propheten kennen. Einen anderen gibt es nicht«, sagt Judas Iskariot etwas streng.

»Wenn Johannes hier wäre, könnte er es dir besser erklären als ich. Aber ich sage es dir so, wie ich es weiß. Gott ist der, den wir durch das Gesetz und die Propheten kennen. Das ist wahr. Aber woran erkennen wir ihn und wie?«

Judas des Alphäus ruft aus: »Wenig und schlecht! Die Propheten, die ihn uns beschrieben haben, kannten ihn noch. Wir hingegen haben eine verworrene Vorstellung von ihm, die durch den ganzen Berg von Hindernissen, die die Sekten angehäuft haben, noch schwach durchschimmert . . . «

»Sekten? Aber wie redest du denn? Wir haben keine Sekten. Wir sind die Kinder des Gesetzes. Alle!« sagt Judas Iskariot entrüstet und aggressiv.

»Die Kinder der Gesetze, nicht des Gesetzes. Es besteht ein kleiner Unterschied zwischen Einzahl und Mehrzahl. Aber in Wirklichkeit stehen die Dinge so: wir sind Kinder dessen, was wir an Gesetzen geschaffen haben, und nicht mehr dessen, was Gott uns gegeben hat«, entgegnet Judas Thaddäus.

»Die Gesetze sind aus dem Gesetz hervorgegangen«, behauptet Judas Iskariot.

²⁰Anmerkung: Auf diese Weise schuf er in sich die Leere, die Gott mit seinen Erleuchtungen erfüllen konnte. Von ihm fiel der „Glaube des Formalismus“, und es erwachte der wahre Glaube in ihm, jener so mächtige Glaube, der die wahren Gläubigen über das Sein des höchsten Wesens erleuchtet, durch alles was in uns und um uns ist: Alle Werke der Schöpfung werden dann zum wahrhaftigen Zeugnis für ihren Schöpfer. Die menschliche Intelligenz erlangt eine übermenschliche Kraft, die sie befähigt, Gottes heiligste Worte zu vermehren und seine heiligsten Taten, die er in uns und um uns vollbringt, zu sehen. Das ist der wahre Glaube, die Teilnahme am allgegenwärtigen und allmächtigen Gott.

»Auch die Krankheiten werden in unserem Körper erzeugt, und du wirst mir doch nicht sagen wollen, daß sie etwas Gutes sind«, entgegnet Judas Thaddäus.

»Doch laßt mich wissen, was der „innewohnende Gott“ ist, von dem Simon der Zelote spricht.« Judas Iskariot, der nichts gegen die Bemerkung von Judas des Alphäus einzuwenden weiß, versucht, die Frage zum Ausgangspunkt zurückzuführen.

Simon der Zelote sagt: »Unsere Sinne brauchen immer ein Bild, um eine Idee erfassen zu können. Jeder von uns, ich spreche von uns Gläubigen, glaubt aufgrund seiner religiösen Überzeugung an den Allmächtigen, den Herrn und Schöpfer, den ewigen Gott im Himmel. Aber jedes Wesen braucht auch mehr als diesen nackten Glauben in seiner Lauterkeit und Abstraktheit, der für die Engel taugt und ihnen angemessen ist, da sie Gott in geistiger Weise sehen und lieben, mit ihm die geistige Natur teilen und die Fähigkeit besitzen, Gott zu schauen. Wir müssen uns ein „Bild“ von Gott machen, und dieses besteht aus den wesentlichen Eigenschaften, die wir Gott zuschreiben, um seiner absoluten, unendlichen Vollkommenheit einen Namen zu geben. Je mehr sich die Seele in sich selbst zurückzieht, desto mehr gelingt es ihr, zu einer richtigen Erkenntnis Gottes zu gelangen. Das ist es, was ich den „innewohnenden Gott“ nenne. Ich bin kein Philosoph. Vielleicht habe ich das Wort nicht richtig angewendet. Aber für mich bedeutet der „innewohnende Gott“ einfach Gott, den unsere Seele fühlt und wahrnimmt, und ich verstehe dies nicht mehr als eine unwirkliche Idee, sondern als wirkliche Gegenwart Gottes, die eine neue Kraft und einen neuen Frieden vermittelt.«

»Gut, aber wie fühltest du ihn denn? Welcher Unterschied besteht zwischen dem Fühlen aufgrund des Glaubens und dem Fühlen aufgrund des „Innewohnens“ Gottes?« fragt Judas Iskariot etwas spöttisch.

»Gott gibt Sicherheit, Bursche. Wenn du ihn fühlst, so wie Simon es sagt mit einem Wort, das ich nicht buchstäblich verstehe, dessen Sinn ich aber begreife – und glaube mir, unser Übel besteht darin,

nur den Buchstaben zu verstehen, statt den Sinn des Wortes Gottes – dann bedeutet das, daß du fähig wirst, nicht nur den Begriff der schrecklichen Majestät Gottes zu erfassen, sondern auch jenen der zärtlichsten Vaterschaft Gottes. Das heißt, daß, wenn alle Welt dich ungerecht verurteilen und verdammen würde, ein Einziger, Gott, der Ewige, der dir Vater ist, dich nicht verurteilt, sondern dich freispricht und tröstet. Das heißt, wenn die ganze Welt dich hassen würde, du über dir eine größere Liebe fühlst, als dir die ganze Welt zu geben vermöchte. Das heißt, daß du in der Abgeschiedenheit eines Kerkers oder einer Wüste stets den vernimmst, der zu dir spricht und sagt: „Sei heilig, um so zu sein wie dein Vater.“ Das heißt, daß man aus wahrer Liebe zu diesem Vatergott, als den man ihn schließlich erkennt, annimmt, was er uns schickt, ohne menschliche Überlegungen anzustellen; daß man wirkt, empfängt oder beläßt, und nur daran denkt, Liebe mit Liebe zu vergelten und Gott mit unseren eigenen Werken so weit als möglich nachzuahmen«, sagt Petrus.

»Du bist überheblich! Gott nachahmen! Das ist dir nicht erlaubt«, findet Iskariot.

»Das ist nicht Überheblichkeit. Die Liebe führt zum Gehorsam. Gott nachahmen scheint mir auch eine Art des Gehorsams zu sein, denn Gott selbst sagt, daß er uns nach seinem Bild und seiner Ähnlichkeit erschaffen hat«, entgegnet Petrus.

»Das hat er getan, doch wir dürfen nicht darüber hinausgehen.«

»Du bist zu bedauern, wenn du so denkst, mein lieber Bursche! Du vergißt, daß wir gefallen sind, und daß Gott uns wieder in unseren Anfangszustand zurückbringen will.«

Jesus ergreift das Wort: »Mehr noch, Petrus, Judas und ihr alle, noch weiter will er euch bringen. Die Vollkommenheit Adams konnte durch die Liebe noch gesteigert werden und durch sie wäre er, als Abbild Gottes, seinem Schöpfer noch ähnlicher geworden. Adam wäre ohne den Makel der Sünde ein klarer Spiegel Gottes gewesen und daher sage ich: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Wie der Vater, also wie Gott. Petrus hat es sehr

gut gesagt und sehr gut auch Simon. Ich bitte euch, erinnert euch an ihre Worte und wendet sie für eure Seelen an.«

Die Frau des Petrus fällt vor lauter Freude, ihren Mann so gelobt zu sehen, beinahe in Ohnmacht. Sie weint unter ihrem Schleier leise und glücklich. Petrus sieht aus als bekomme er einen Schlaganfall, so rot ist er geworden. Nach einem Augenblick des Schweigens sagt er: »Also, dann gib mir die Belohnung. Das Gleichnis von heute morgen ... «

Auch die anderen schließen sich Petrus an und sagen: »Ja, du hast es uns versprochen. Die Gleichnisse helfen uns zu verstehen, doch wir sehen ein, daß sie einen höheren Sinn haben. Warum sprichst du zum Volk in Gleichnissen?«

»Weil es ihm nicht gegeben ist, mehr zu verstehen, als was ich erkläre. Euch aber ist viel mehr gegeben, weil ihr, als meine Apostel, das Geheimnis kennen müßt; und darum ist es euch gegeben, die Geheimnisse des Himmelreiches zu verstehen. Daher sage ich euch: „Fragt, wenn ihr den Sinn eines Gleichnisses nicht versteht.“ Ihr gebt alles, und alles wird euch gegeben, damit ihr eurerseits alles geben könnt. Ihr gebt Gott alles: Liebe, Zeit, Interesse, Freiheit und das Leben, und Gott gibt euch alles, um euch zu belohnen und euch zu befähigen, im Namen Gottes jenen alles zu geben, die nach euch kommen werden. So wird dem, der gegeben hat, gegeben werden, und dies in Fülle. Dem aber, der nur wenig oder nichts gegeben hat, wird auch noch genommen, was er hat.

Ich spreche in Gleichnissen zu ihnen, damit sie nur sehen, was ihr Wille, Gott anzuhängen, sie erkennen läßt; damit sie durch eben diese Bereitschaft ihres Willens aus meinen Worten zu hören und zu verstehen vermögen. Ihr seht: viele hören meine Worte, aber wenige wenden sich zu Gott. Ihrer Seele fehlt der gute Wille. An ihnen erfüllt sich die Prophezeiung des Jesaja: „Mit den Ohren werdet ihr hören und doch nicht verstehen, mit den Augen werdet ihr schauen und doch nicht sehen.“ Denn dieses Volk hat ein verstocktes Herz, seine Ohren sind verhärtet und seine Augen geschlossen, um nicht

zu hören und nichts zu sehen, um mit dem Herzen nicht zu verstehen und nicht umzukehren, damit ich sie heile. Doch selig seid ihr, die ihr durch den guten Willen mit euren Augen seht und mit euren Ohren hört. Wahrlich, ich sage euch, daß viele Propheten und viele Gerechte zu sehen wünschten, was ihr seht, und es nicht sahen, und zu hören, was ihr hört, und es nicht hörten. Sie verzehrten sich in Sehnsucht, das Geheimnis der Worte zu verstehen, aber mit dem Erlöschen des Lichtes der Prophezeiung blieben die Worte auch für den Gerechten, der sie vernommen hatte, dunkel.

Gott allein enthüllt sich selbst. Wenn sein Licht entschwindet, nachdem es das Gleichnis beleuchtet hat, dann wickelt die Unfähigkeit des Geistes die königliche Wahrheit des empfangenen Wortes wie eine Mumie ein. Daher habe ich heute morgen zu dir gesagt: „Der Tag wird kommen, an dem du alles wiederfindest, was ich dir gegeben habe.“ Jetzt kannst du es nicht behalten. Dann aber wird das Licht über dich kommen, nicht nur für einen Augenblick, sondern in einer unzertrennlichen Vereinigung des Ewigen Geistes mit dem deinen. Darum wird deine Lehre unfehlbar sein in allem, was das Reich Gottes betrifft; und wie bei dir, wird es auch bei deinen Nachfolgern sein, *wenn sie von Gott als ihrem einzigen Brot leben.*²¹

²¹Auf einem losen Blatt im Heft eingefügt. M. V. hat Jesus die Bemerkung von P. M. vorgelegt, der gegen die päpstliche Unfehlbarkeit Einwände erhoben hatte, die im Widerspruch zum Satz auf Seite . . . stehen. (Angaben fehlen)

Maria Valtorta: Jesus antwortet mir: »Auf deine Frage antworte ich wie folgt: Es ist richtig, daß die päpstliche Unfehlbarkeit in Glaubensdingen eine festgelegte Wahrheit ist. Jeder meiner Stellvertreter besitzt diese Unfehlbarkeit, wenn man von seinem Leben und seiner Tugendhaftigkeit absieht. Wahr ist aber auch, daß ihr kein klar umrissenes Dogma finden könnt, das von Päpsten proklamiert worden wäre, die bekannterweise oder unbekannterweise meiner Gnade beraubt gewesen wären. Eine Seele im Zustand der Ungnade, kann den Heiligen Geist nicht als ihren Freund haben. Solches für möglich zu halten, wäre Häresie! Da Gott gerecht ist, behandelt er den Armen ebenso wie den Reichen, den Laien wie den höchsten Priester. Leider weist die Geschichte meiner Kirche Abschnitte der Finsternis auf. Die Augen verschließen zu wollen, um diese dunklen Stellen nicht wahrzunehmen, würde heißen, in Unkenntnis all dessen zu leben, was die Kir-

Jetzt hört den Sinn des Gleichnisses:

Wir haben vier verschiedene Arten von Äckern: die fruchtbaren, die dornigen, die steinigen und die von vielen Wegen durchzogenen. So haben wir auch vier Arten von Seelen.

Wir haben die ehrlichen Seelen, die Menschen guten Willens, die durch ihren guten Willen und das Wirken eines *wahren Apostels* vorbereitet sind; denn es gibt Apostel, die zwar den Namen, aber nicht den Geist eines Apostels besitzen. Dies wirkt sich auf die Bereitschaft des Willens der ihnen anvertrauten Seelen schädlich aus, noch schädlicher, als es die Vögel, die Dornensträucher und die Steine für die Getreidefelder sind. Mit ihrer Unnachgiebigkeit, ihrer Hast, ihren Vorwürfen, ihren Drohungen verwirren sie so sehr, daß sich die betroffenen Menschen für immer von Gott abwenden. Andere hingegen tun das Gegenteil mit ihrem ständigen wohlwollenden Begießen – einer Methode, die fehl am Platze ist – und bringen dadurch den Samen im weichen Erdreich zum Faulen. Sie schwächen mit ihrer Weichlichkeit die Seelen, um die sie sich bemühen. Doch bleiben

che anbetrifft, selbst der sehr zahlreichen lichtvollen, engelgleichen, himmlisch leuchtenden, ruhmreichen Zeitspannen meiner Kirche. Man muß auch hierin ehrlich sein, wie ich ehrlich war in Bezug auf meine Apostel, meine Jünger und jene, die mir nachfolgten. Nicht alle von den vielen waren Heilige, nicht alle lau, nicht alle schlecht. Ich anerkannte das Verdienst oder die Schuld eines jeden, ich gab einem jeden, was er verdiente, ohne mich von besonderen Gefühlen beeinflussen zu lassen. Wahrheit ist Wahrheit in allen Dingen, und dies gilt sowohl für das Studium der Geschichte wie auch für das Studium der Kirchengeschichte. Auf daß die Geschichte Geschichte sei und nicht ein Märchen, muß sie unparteiisch sein. Die dunklen Zeiten sind übrigens jene, auf die in den Prophezeiungen hingewiesen wird, wo von den falschen Hirten die Rede ist [Ez 34; Jer 23,1–4, Sach 11,4–17] und von jenem namens Schebna [Jes 22; 36,1–37,7]. Daß all dies kränkt und schmerzt gebe ich zu, doch es ist nicht gestattet, die Wahrheit als Gotteslästerung abzutun. Habt deshalb die Gewißheit, daß die Dogmen der Wahrheit entsprechen und daß die Unfehlbarkeit eine Tatsache ist, denn ich gewähre dem, der sie nicht verdient, keine Dogmen. Dies war auch in jenem Satz enthalten, der den Einwand hervorgerufen hat. Ich habe dir diese Erläuterung sofort gegeben, damit daraus hervorgehe, daß ich der Urheber dieser Worte bin, die ich deshalb kenne und an die ich mich erinnere, auch wenn das Diktat nicht hier ist.«

wir bei den wahren Aposteln, bei den getreuen Abbildern Gottes. Sie sind väterlich, barmherzig, geduldig und zugleich stark wie der Herr. Nun, die durch sie und den eigenen guten Willen vorbereiteten Seelen sind mit den fruchtbaren Feldern zu vergleichen, frei von Steinen, Dornenbüschen, Unkraut und Ungeziefer, in denen das Wort Gottes gedeiht und jedes Wort zu einem Samen wird, der in der Ähre hundert-, sechzig- oder dreißigfach Frucht bringt. Sind solche Menschen unter denen, die mir nachfolgen? Gewiß, und sie werden Heilige sein. Unter ihnen wird es Leute aus allen Ständen und allen Ländern geben, auch Heiden, die durch ihren eigenen guten Willen oder durch den guten Willen eines Apostels oder Jüngers, der sie vorbereitet hat, hundertfache Frucht bringen werden.

Die dornigen Felder sind jene, in denen die menschliche Nachlässigkeit ein ganzes Dickicht von persönlichen Interessen hat wuchern lassen, die den guten Samen ersticken. Man muß sich ständig selbst überwachen, immerfort, immer, immer! Nie darf man sagen: „Oh, nun bin ich geschult, der Samen hat bei mir Wurzeln geschlagen, und ich kann beruhigt sein, daß ich Samen des ewigen Lebens hervorbringen werde.“ Man muß sich beobachten: der Kampf zwischen Gut und Böse geht ununterbrochen weiter. Habt ihr jemals Ameisen betrachtet, die sich in einem Haus einnisten? Sie machen sich an den Herd. Die Hausfrau läßt daraufhin keine Lebensmittel mehr dort stehen, sondern stellt sie auf den Tisch. Doch die Ameisen wittern den Geruch und stürmen auf den Tisch. Die Frau stellt die Speisen in den Schrank, und die Ameisen schlüpfen durch das Schlüsselloch in den Schrank. Die Frau hängt ihre Vorräte an der Decke auf, und die Ameisen machen den langen Weg der Wand und dem Gebälk entlang und den Strick hinunter, um schließlich dort über sie herzufallen. Die Frau verbrüht und vergiftet sie. Dann ist sie beruhigt im Glauben, alle vernichtet zu haben. Doch welch eine Überraschung, wenn man nicht wachsam ist! Aus den Eiern sind wieder Ameisen ausgeschlüpft, und es fängt von vorne an. Solange man lebt, muß man sich selbst überwachen, um das Unkraut beim ersten Erschei-

nen auszujäten. Anderenfalls bildet sich ein Dickicht aus dornigem Gestrüpp, unter dem die Saat erstickt. Die weltlichen Sorgen, der trügerische Reichtum sind es, die dieses wirre Gestrüpp schaffen, die Pflanze des Samens Gottes ersticken und die Bildung von Ähren verhindern.

Nun die Äcker voller Steine! Wie viele solche Äcker gibt es in Israel! Es sind die der „Kinder des Gesetzes“, wie mein Vetter Judas sehr genau gesagt hat. In ihnen ist nicht der einzige Stein des Zeugnisses, der Stein des Gesetzes, sondern vielmehr ein Haufen erbärmlicher, kleiner Gesetze, die der Mensch ersonnen hat. Unzählige Gesetzchen, die mit ihrem Gewicht auch den Stein des Gesetzes zum Splintern gebracht haben. Ein Trümmerhaufen, der jedes Wurzelfassen des Samens verhindert. Der Wurzel fehlt die Nahrung. Sie hat keine Erde und keinen Saft mehr. Das Wasser, das sich auf dem steinigen Grund ansammelt, läßt die Pflanzen verfaulen; und die Sonne macht die Steine glühend heiß, und die Pflänzchen verbrennen. Es sind dies jene Menschen, die die einfache Lehre Gottes durch komplizierte menschliche Lehren ersetzen. Sie nehmen mein Wort zwar freudig auf, sind wohl auch zuerst beeindruckt und begeistert. Doch dann ... wäre Heldentum nötig, um das Feld, nämlich Seele und Geist, von allen Steinhaufen der Phrasendrescherei zu säubern. Nur dann könnte der Same Wurzel fassen und sich zu einer kräftigen Pflanze entwickeln. So aber verkümmert sie! Es genügt die Angst vor menschlichen Vergeltungsmaßnahmen oder die Überlegung: „Ja, und dann? Was habe ich dann von den Mächtigen zu gewärtigen? Und der arme, nahrungslose Same kann nicht gedeihen. Es genügt, daß der ganze Steinhaufen mit dem eitlen Gedröhn der hundert und aberhundert Vorschriften, die das Gesetz ersetzt haben, in Bewegung gerät, und der Mensch geht mit dem Samen darin zugrunde ... Israel ist voll von solchen Menschen. Dies erklärt, wie das Sich-Hinwenden zu Gott von der menschlichen Macht wegführt und in entgegengesetzten Richtungen verläuft.

Als letztes, die staubigen, kahlen Felder voller Wege: Es sind die

der Lebemenschen, der Egoisten; ihre Bequemlichkeit ist ihnen Gesetz, das Vergnügen ihr Lebensziel. Sich nicht anstrengen, schlummern, lachen, essen . . . Ihr König ist der Geist der Welt. Der Staub der großen Welt bedeckt das Erdreich, das zum unfruchtbaren Acker wird. Die Vögel, d. h. der Mensch in seiner vielfältigen Gier nach Genuß, stürzt sich auf alle offenen Wege, um das Leben zu erleichtern. Der Weltgeist, d. h. der Böse, pickt alle Samen auf, die auf das der Fleischeslust und Leichtfertigkeit zugängliche Feld fallen, und vernichtet sie.

Habt ihr verstanden? Habt ihr noch andere Fragen? Nein? Dann können wir uns zur Ruhe begeben, um morgen nach Kafarnaum zu gehen. Ich muß noch einen Ort besuchen, bevor ich die österliche Reise nach Jerusalem antrete.«

»Werden wir an Arimathäa vorbeikommen?« fragt Iskariot.

»Das ist nicht sicher. Je nach . . . «

Da klopft jemand stürmisch an die Tür.

»Wer kann das sein zu dieser Stunde?« fragt Petrus und steht auf, um zu öffnen.

Es ist Johannes, ganz erschöpft, mit Staub bedeckt und deutlichen Tränenspuren im Gesicht.

»Du bist hier?« rufen alle. »Aber was ist geschehen?«

Jesus, der sich erhoben hat, fragt nur: »Wo ist die Mutter?«

Johannes kniet vor dem Meister nieder, streckt ihm hilfesuchend die Arme entgegen und sagt: »Der Mutter geht es gut, aber sie vergießt Tränen wie ich und viele andere, und sie bittet dich, nicht dem Jordan auf unserer Seite zu folgen. Sie hat mich deshalb zurückgeschickt, weil . . . weil Johannes, dein Vetter, gefangengenommen wurde.« Johannes weint, während die Anwesenden durch die Nachricht in Aufregung geraten sind.

Jesus erleichtert, doch er bleibt ruhig. Er sagt nur: »Steh auf und erzähle.«

»Ich bin mit deiner Mutter und den Frauen gegangen, und auch Isaak und Timoneus waren dabei. Wir waren drei Frauen und drei

Männer. Ich habe deine Anweisung befolgt und Maria zu Johannes führen wollen ... Oh, du wußtest wohl, daß es der letzte Abschied war ... daß es der letzte Abschied sein sollte ... Das Gewitter vor einigen Tagen hat uns ein paar Stunden aufgehalten, doch sie genügten, daß Johannes Maria nicht mehr sehen konnte. Wir sind zur sechsten Stunde dort eingetroffen, und Johannes war zur Zeit des Hahnenschreies festgenommen worden.«

»Aber wo, wie? Von wem? In seiner Höhle?« Alle fragen, alle wollen wissen, wie es dazu gekommen ist.

»Er ist verraten worden! ... Man hat sich deines Namens bedient, um ihn zu verraten!«

»Wie schrecklich! Aber wer ist es gewesen?« schreien alle.

Johannes erschauert und spricht das Schreckliche so leise aus, als sollte es nicht einmal die Luft hören: »Einer seiner Jünger ... «

Die Bestürzung hat den Höhepunkt erreicht. Einige verwünschen, andere weinen, wieder andere stehen entsetzt und zu Statuen erstarrt da.

Johannes hängt sich an den Hals Jesu und klagt: »Ich habe Angst um dich! um dich! um dich! Die Heiligen haben ihre Verräter, die sich um des Goldes willen verkaufen, aus Angst vor den Mächtigen, aus der Sucht nach Anerkennung, aus ... aus Gehorsam Satan gegenüber. Aus tausend und abertausend Gründen. Oh, Jesus, Jesus, Jesus! Welch ein Schmerz! Mein erster Lehrer! Mein Johannes, durch den du mir geschenkt wurdest!«

»Beruhige dich! Sei getrost! Noch wird mir nichts zustoßen.«

»Aber später? Später? Ich schaue mich an ... ich schaue die anderen an ... und habe Angst vor allen, sogar vor mir selbst. Unter uns wird dein Verräter sein? ... «

»Du bist wohl verrückt geworden? Meinst du nicht, wir würden ihn in Stücke hauen?« schreit Petrus.

Judas Iskariot sagt: »Oh, du bist wirklich wahnsinnig. Ich werde es niemals sein. Aber wenn ich mich je so schwach fühlen sollte, daß ich zu einem Verrat bereit wäre, dann würde ich mich umbringen, denn das wäre noch besser als der Mörder Gottes zu sein.«

Jesus befreit sich aus der Umarmung des Johannes, schüttelt Judas Iskariot energisch und sagt: »Fluche nicht! Nichts kann dich schwach machen, *wenn du nicht willst*, und sollte es dennoch geschehen, dann weine vielmehr darüber und füg nicht dem Gottesmord noch ein zweites Verbrechen hinzu.²² Schwach wird nur, wer sich von der Kraft Gottes lossagt.« Dann wendet er sich wieder Johannes zu, der, den Kopf auf dem Tisch, weint. Jesus sagt: »Jetzt erzähle der Reihe nach, wie sich alles abgespielt hat. Auch mich schmerzt es. Er war mein Verwandter und Vorläufer.«

»Ich habe nur die Jünger, d. h. einige von ihnen, gesehen und sie waren bestürzt und wütend auf den Verräter. Die anderen haben Johannes zu seinem Gefängnis begleitet, um ihm beim Sterben nahe zu sein.«

»Aber er ist noch nicht gestorben . . . letztes Mal konnte er fliehen«, versucht ihn der Zelote, der Johannes sehr gern hat, zu trösten.

»Er ist noch nicht gestorben, aber er wird sterben« antwortet Johannes.

»Ja, er wird sterben« sagt Jesus, »und er weiß es, so wie ich es weiß. Nichts und niemand wird ihn dieses Mal retten können. Wann? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß er nicht lebend aus den Händen des Herodes entkommen wird.«

»Ja, Herodes. Höre, was geschehen ist! Er hatte sich zu der Schlucht zwischen Ebal und Garizim begeben, durch die uns der Weg anlässlich unserer Rückkehr nach Galiläa geführt hatte; durch den Verräter war ihm nämlich gesagt worden: „Der Messias ist von Feinden überfallen worden und liegt im Sterben. Er möchte dich sehen, um dir ein Geheimnis anzuvertrauen.“ So brach er mit seinem Verräter und einigen anderen auf. Im Dunkel der Talmulde warteten die Bewaffneten des Herodes, die ihn dann ergriffen. Die anderen flohen und brachten den bei Änon zurückgebliebenen Jüngern die Nachricht. Sie waren eben angelangt, als ich mit der Mutter

²²Jesus wußte genau, daß Judas der Gottesmörder und Selbstmörder sein würde, aber als Meister konnte er nicht anders, als ihn auf diese Weise zu belehren.

dort eintraf. Das Schreckliche ist, daß der Verräter einer aus unseren Städten ist und daß die Pharisäer von Kafarnaum an der Spitze des Komplotts standen. Sie waren zu Johannes gegangen und hatten ihm gesagt, du wärest ihr Gast gewesen und dann von dort nach Judäa aufgebrochen. Er hätte niemals seinen Zufluchtsort verlassen, wenn nicht deinetwegen . . . «

Grabesstille folgt der Erzählung des Johannes. Jesus scheint kraftlos, und seine dunkelblauen Augen sind wie verschleiert. Er steht geneigten Hauptes da, die Hand immer noch auf der Schulter des Johannes. Plötzlich wird seine Hand von einem leisen Zittern erfaßt. Niemand wagt, etwas zu sagen. Endlich unterbricht Jesus das Stillschweigen: »Wir werden einen anderen Weg nach Judäa einschlagen. Aber morgen muß ich sobald als möglich nach Kafarnaum gehen. Ruht euch aus, ich gehe nun zu den Olivenbäumen hinauf. Ich habe das Bedürfnis allein zu sein.« Ohne etwas hinzuzufügen, geht Jesus hinaus.

»Er geht sicher weg, um zu weinen«, murmelt Jakobus des Alphäus.

»Gehen wir ihm nach, Bruder«, sagt Judas Thaddäus.

»Nein, laßt ihn weinen. Gehen wir aber leise hinaus, um zu lauschen, denn ich fürchte überall Gefahren«, entgegnet der Zelote.

»Ja, gehen wir. Wir Fischer begeben uns zum Ufer. Wenn jemand vom See kommt, kann man ihn sehen. Ihr geht zu den Olivenbäumen. Er ist sicher an seinem gewohnten Platz, beim Nußbaum. Bei Sonnenaufgang wollen wir die Barken vorbereiten, um bald aufbrechen zu können. Diese Schlangen! Ich habe es ja gesagt. Sag mal, Junge, ist die Mutter aber auch wirklich in Sicherheit?«

»O ja. Auch die Hirtenjünger des Johannes sind mit ihr gegangen. Andreas . . . nun werden wir unseren Johannes nicht mehr sehen!«

»Schweig, schweig! Es scheint mir der Ruf des Kuckucks zu sein . . . Einer geht dem anderen voran und . . . und . . . «

»Bei der heiligen Bundeslade! Schweigt! Wenn ihr weiter vom Unheil redet, das dem Meister zustoßen könnte, dann bekommt ihr

noch mein Ruder auf eurem Rücken zu spüren!« ruft Petrus wütend. »Ihr«, sagt er dann zu denen, die zu den Olivenbäumen gehen, »nehmt Stöcke, dicke Äste mit, aus dem Holzschuppen dort, und so bewaffnet, zerstreut euch. Der erste, der sich Jesus nähert, um ihm etwas anzutun, soll sterben.«

»Jünger! Jünger! Seid vorsichtig mit dem Neuen«, ruft Philippus aus. Der neue Jünger ist gekränkt und fragt: »Zweifelst du an mir? Er hat mich erwählt und gewollt!«

»Nicht an dir, sondern an den Schriftgelehrten, Pharisäern und ihren Verehrern. Von dort kommt das Verderben, glaubt mir.«

Sie gehen hinaus und zerstreuen sich; die einen begeben sich zu den Booten, die anderen zu den Olivenbäumen auf den Hügeln, und das ist das Ende.

220 Das Gleichnis vom guten Weizen und vom Unkraut

Ein klarer Morgen hüllt den See in Perlenglanz und die Hügel in einen leichten Dunst, einem Musselinschleier gleich, durch den Oliven- und Nußbäume, Häuser und Umrisse der Ortschaften am See verzaubert hindurchschimmern.

Die Boote gleiten ruhig und geräuschlos auf Kafarnaum zu. Doch an einer gewissen Stelle dreht Petrus das Steuer so brüsk um, daß das Boot sich seitlich neigt.

»Was machst du denn?« fragt Andreas.

»Dort kommt das Boot eines Uhus. Es verläßt gerade Kafarnaum. Ich habe gute Augen und seit gestern Abend auch noch eine Spürnase. Ich will nicht, daß sie uns sehen. Ich fahre zum Fluß zurück, und dann werden wir zu Fuß weitergehen.«

Auch das andere Boot hat dasselbe Manöver gemacht, doch Jakobus, der das Steuer führt, fragt Petrus: »Warum tust du das?«

»Ich werde es dir nachher sagen. Folge mir.«

Jesus, der hinten im Heck sitzt, fährt auf, als er bemerkt, daß sie sich schon auf der Höhe des Jordan befinden und fragt: »Aber was machst du, Simon?«

»Wir steigen hier aus. Ein Schakal treibt sich hier herum. Wir können heute nicht nach Kafarnaum gehen. Ich werde mit Simon und Natanaël zuerst hingehen, um ein wenig herumzuhorchen. Drei würdige Personen gegen drei unwürdige Personen, wenn es nicht noch mehr Unwürdige sind.«

»Du darfst jetzt nicht überall Gefahr sehen. Ist das nicht das Boot Simons, des Pharisäers?«

»Genau das ist es.«

»Er war bei der Gefangennahme des Johannes nicht dabei.«

»Ich weiß nichts.«

»Er ist mir gegenüber immer ehrerbietig.«

»Ich weiß nichts.«

»Du läßt mich feig erscheinen.«

»Ich weiß nichts.«

Obgleich Jesus keine Lust zum Lachen hat, stimmt ihn doch die heilige Dickköpfigkeit des Petrus heiter. »Aber nach Kafarnaum müssen wir trotzdem gehen, wenn nicht heute, dann später ... « sagt Jesus.

»Ich habe gesagt, daß ich vorausgehen will, um Ausschau zu halten ... und wenn nötig, werde ich auch dies tun ... Es wird ein harter Brocken zum Schlucken sein ... aber ich werde es tun, aus Liebe zu dir ... Ich werde zum Zenturio gehen und um Schutz bitten.«

»Aber nein, das ist nicht nötig!«

Das Boot landet am verlassenen Strand, der Betsaida gegenüberliegt, und alle steigen aus.

»Kommt, ihr beiden. Komm auch du, Philippus. Ihr Jungen bleibt hier. Wir werden bald zurück sein.«

Der neue Jünger Elija bittet: »Komm in mein Haus, Meister. Ich wäre sehr glücklich, dich zu beherbergen.«

»Ich komme. Simon, du wirst mir später ins Haus des Elija nachfolgen. Leb wohl, Simon. Geh, sei gut, vorsichtig und barmherzig. Komm, damit ich dich küsse und segne.«

Petrus versichert nicht, daß er gut, geduldig und barmherzig sein werde. Er sagt nichts und tauscht mit dem Meister den Kuß aus. Auch der Zelote, Bartholomäus und Philippus geben ihren Abschiedskuß, und die beiden Gruppen trennen sich und schlagen entgegengesetzte Richtungen ein.

Sie betreten Chorazin, als es bereits Tag geworden ist. Jeder Halm glitzert von Tauperlen. Überall singen die Vöglein. Die reine, frische Luft hier duftet beinahe nach Milch, nach einer eher pflanzlichen als tierischen Milch. Der Duft des Kornes, das schon Ähren bildet, und der Mandelbäumchen voller Früchte erfüllt die Luft . . . und erinnert mich an die frischen Morgenstunden in den fruchtbaren Feldern der Poebene.

Das Haus von Elija ist bald erreicht. Doch viele in Chorazin wissen schon, daß der Meister angekommen ist, und während Jesus eben die Schwelle betritt, eilt eine Mutter herbei und ruft: »Jesus, Sohn Davids, hab Erbarmen mit meinem Kind!« Sie hat ein etwa zehnjähriges Mädchen auf den Armen, das sehr mager und wachsbleich, ja fast gelblich aussieht.

»Was hat deine Tochter?«

»Sumpffieber. Sie hat es sich auf den Weiden längs des Jordan geholt. Wir sind die Hirten eines Reichen. Ihr Vater hat mich zu dem kranken Kind gerufen und ist nun in die Berge zurückgekehrt. Du weißt ja, daß man mit dieser Krankheit nicht in größere Höhen gehen darf. Wie kann ich aber hier bleiben? Mein Herr hat es mir bis jetzt erlaubt, doch ich arbeite mit der Schafwolle und überwache das Werfen der Jungen. Die Zeit der Arbeit für uns Hirten bricht bald an, und wir werden entlassen oder voneinander getrennt sein, wenn ich hier bleibe. Wenn ich aber auf den Hermon gehe, weiß ich, daß mein Kind sterben wird.«

»Glaubst du, daß ich helfen kann?«

»Ich habe mit Daniel, dem Hirten des Elischa, gesprochen. Er hat mir gesagt: „Unser Gottessohn heilt jedes Übel. Geh zum Messias.“ Von jenseits des Meronsees bin ich mit dem Mädchen auf den Ar-

men gekommen und habe dich gesucht. Ich wäre auch noch weiter gegangen, bis ich dich gefunden hätte . . . «

»Du brauchst jetzt nur zu deinem Haus und zur frohen Arbeit zurückzukehren. Deine Tochter ist geheilt, weil es mein Wille ist. Geh im Frieden!«

Die Frau betrachtet die Tochter und betrachtet Jesus. Vielleicht hofft sie, das Mädchen sofort wieder wohlgenährt und rosig zu sehen. Das Kind öffnet die müden Augen weit, die zuvor geschlossen waren, blickt Jesus an und lächelt.

»Fürchte dich nicht, Frau. Ich täusche dich nicht. Das Fieber ist für immer verschwunden. Von Tag zu Tag wird das Mädchen mehr aufblühen. Laß es nur gehen. Es wird nicht mehr taumeln und keine Müdigkeit mehr verspüren.«

Die Mutter stellt das Mädchen auf den Boden. Es bleibt aufrecht stehen und lächelt immer freudiger. Endlich jubelt es mit seiner silbernen Stimme: »Preise den Herrn, Mutter. Ich bin wirklich geheilt, ich fühle es«, und wirft sich mit der Natürlichkeit eines Hirtenmädchens an den Hals Jesu und küßt ihn. Die Mutter, ihrem Alter entsprechend, zurückhaltender, fällt vor Jesus nieder, küßt sein Gewand und preist den Herrn.

»Geht nun! Erinnert euch stets der empfangenen Wohltat Gottes und seid gute Menschen. Der Friede sei mit euch!«

Im zum Haus des Elija gehörigen Gärtchen haben sich inzwischen Leute versammelt und verlangen nach dem Wort des Meisters. Obgleich Jesus keine große Lust hat, da er wegen der Gefangennahme des Täufers und der Art, wie sie erfolgte, betrübt ist, gibt er dem allgemeinen Bitten nach und beginnt im Schatten der Bäume zu sprechen.

»Ich möchte zu euch in dieser schönen Zeit, da das Getreide beginnt, Ähren anzusetzen, in einem Gleichnis hierüber sprechen. Hört.

Das Himmelreich gleicht einem Manne, der guten Samen auf seinen Acker säte. Doch während der Mann und seine Knechte schlie-

fen, kam sein Feind, streute Unkrautsamen in die Furchen und ging davon. Niemand wurde dessen am Anfang gewahr. Es kam der Winter mit seinem Regen und seinem Reif, dann folgte das Ende des Tebet, und das Korn begann zu sprießen. Das erste zarte Grün der jungen Triebe zeigte sich, und in ihrer unschuldigen Kindheit erschienen sie alle gleich. Es kam der Schebat und dann der Adar, die Pflanzen entwickelten sich und das Korn bildete Ähren. Jetzt sah man, daß das Grün nicht nur Getreide war, sondern daß es auch Unkraut darunter gab, das als dünne, zähe Ackerwinde an den Halmen emporrankte.

Da gingen die Knechte zu ihrem Herrn und sagten zu ihm: „Herr, was hast du für Samen gesät? War es kein ausgesuchter Same, frei von anderen Samen, die nicht Korn sind?“

„Natürlich war er es. Ich habe nur Körner der gleichen Art genommen und hätte es sehen müssen, wenn andere Samenkörner darunter gewesen wären.“

„Woher kommt dann das viele Unkraut?“

Der Herr dachte darüber nach und sagte dann: „Irgendeiner meiner Feinde hat das getan, um mir Schaden zuzufügen.“

Die Knechte fragten hierauf: „Sollen wir in die Äcker gehen und das Getreide sorgsam vom Unkraut befreien und es ausreißen? Befehl, und wir werden es tun.“

Doch der Herr antwortete: „Nein. Ihr könntet dabei auch den Weizen ausreißen, und auf jeden Fall würden die noch zarten Pflanzen beschädigt. Laßt beides zusammen bis zur Ernte heranwachsen. Dann werde ich zu meinen Schnittern sagen: ‚Mäht alles zusammen nieder. Bevor ihr aber Garben bindet, sondert die Spreu vom Weizen und macht daraus Bündel und legt sie beiseite, denn inzwischen sind die Ackerwinden vertrocknet, die dichtgewachsenen Ähren aber erstarkt. Verbrennt alsdann das Unkraut, es wird dem Boden als Dünger dienen. Den Weizen aber bringt in meine Scheune. Köstliche Brote sollen daraus gebacken werden, und dies zur Schmach des Feindes, den Gott für seinen Neid verwerfen wird.‘“

Nun überlegt, wie oft und in wie vielfältiger Weise der böse Feind in eure Seelen sät, und ihr werdet die Notwendigkeit verstehen, mit Geduld und Ausdauer zu wachen, damit so wenig Unkraut wie möglich unter das erlesene Korn gelangt. Das Los des Unkrautes ist es, verbrannt zu werden. Wollt ihr einmal ins ewige Feuer stürzen oder Bewohner des Himmelreiches werden? Ihr sagt, daß ihr Bewohner des Himmelreiches sein wollt. So wißt es zu werden. Der gute Gott gibt euch das Wort. Der Feind achtet darauf, daß es Schaden schafft; denn Weizenmehl, vermischt mit dem Mehl aus Unkraut, ergibt bitteres Brot und schadet dem Magen. Seid also eifrig bemüht, mit eurem guten Willen das Unkraut auszusondern und auszumerzen, auf daß ihr nicht Gottes unwürdig werdet.

Geht, Brüder. Der Friede sei mit euch!«

Die Leute zerstreuen sich allmählich. Im Garten bleiben nur die acht Apostel, ferner Elija, dessen Bruder und die Mutter und der alte Isaak, der sich in der Seele freut.

»Kommt her und hört zu. Ich will euch den vollständigen Sinn des Gleichnisses erklären, das noch zwei weitere Aspekte aufweist außer dem, den ich den Leuten erklärt habe.

Allgemein hat das Gleichnis folgende Anwendung: Der Acker ist die Welt. Der gute Same sind die Kinder des Reiches Gottes, die von Gott in die Welt gesät werden und darauf warten, ihre Bestimmung zu erreichen, vom Schnitter gemäht und in die Scheunen des Herrn der Welt gebracht zu werden. Das Unkraut sind die Kinder des Bösen, die ihrerseits im Acker Gottes ausgestreut werden, um dem Herrn Leid zuzufügen und seinen Ähren zu schaden. Der Feind Gottes hat sie in besonderer Absicht gesät denn er läßt den Menschen so tief sinken, daß er dem Teufel ähnlich wird; und diese Saat soll nun alle verderben, die er selbst nicht versklaven kann. Die Erntezeit, in der die Ähren zu Garben gebunden und in die Speicher gebracht werden, bedeutet das Ende der Welt, die Schnitter aber sind die Engel. Ihnen ist befohlen, das Getreide zu sammeln und das Unkraut vom Weizen zu trennen; und wie das Unkraut im Gleichnis

verbrannt wird, werden die Verfluchten beim Letzten Gericht in das ewige Feuer geworfen.

Der Menschensohn wird seine Diener aussenden und alle aus seinem Reiche vertreiben lassen, die Anstoß erregen und zum Bösen verleiten. Denn dann wird das Reich im Himmel und auf Erden sein, und unter den Bewohnern des Reiches auf der Erde wird es viele Kinder des Feindes geben. Diese werden, wie es schon die Propheten vorausgesagt haben, das Ärgernis und die Greuel in jedem irdischen Lebensbereich auf die Spitze treiben und die Kinder des Geistes grausam bedrängen. Vom Reiche Gottes, dem Himmel, sind die Übeltäter schon ausgeschlossen, denn nichts Verderbtes kann in den Himmel eingehen. Zu jener Zeit werden die Engel Gottes mit ihren Sicheln die Schar der letzten Ernte mähen, den Weizen von der Spreu sondern und diese in den Feuerofen werfen, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird. Die Gerechten hingegen, den auserwählten Weizen, werden sie in das Ewige Jerusalem führen, wo sie wie Sonnen im Reiche meines und eures Vaters erstrahlen werden.

Das ist der allgemeine Sinn. Doch für euch hat dieses Gleichnis noch eine andere Bedeutung. Es ist eine Antwort auf oft gestellte Fragen, besonders auf die von gestern abend. Ihr fragt euch: „Kann es also in der Schar der Jünger Verräter geben?“ und euer Herz zittert in Angst und Schrecken darüber. Es kann Verräter geben, dessen bin ich sicher.

Der Sämann streut den guten Samen aus. In diesem Falle müßte man anstelle von „ausstreuen“ eher das Wort „erwählen“ gebrauchen, denn der Meister, sei es nun der Täufer oder ich selbst, hat seine Jünger erwählt. Wie kommt es also, daß sie auf Abwege geraten sind? Da ich die Jünger als „Same“ bezeichnet habe, könntet ihr dies falsch verstehen. Ich werde sie also „Äcker“ nennen. Jeder Jünger ist ein Acker, ein vom Meister auserwählter Bereich des Reiches Gottes, der Güte Gottes. Der Meister bestellt sie in mühevoller Arbeit, auf daß sie hundertfache Frucht bringen. Jegliche Pflege läßt er ihnen angedeihen: er wendet Geduld, Liebe, Weisheit, Mühe, Arbeit

und Ausdauer an. Er sieht auch ihre schlechten Neigungen: ihre Teilnahmslosigkeit, ihre Habsucht. Er sieht ihre Starrköpfigkeit und ihre Schwächen. Aber er hofft, er hofft immer und bekräftigt seine Hoffnung mit Gebet und Buße, weil er sie zur Vollkommenheit führen will.

Doch die Äcker sind offen. Sie sind nicht ein von festen Mauern umgebener Garten, den nur sein einziger Herr, der Meister, betreten darf. Es sind offene Äcker inmitten der Welt, und alle können sich ihnen nähern und hineingehen. Alle und alles. Oh, nicht nur der schlechte Same des Unkrautes, Symbol der herben Leichtfertigkeit des Weltgeistes, kann hier keimen, sondern ebenso alle anderen Samen, die der Feind aussät: Brennesseln, Quecken, Hexenzwirn, Ackerwinde, Schierling und andere Giftpflanzen. Warum? Warum? Was sind sie?

Die Brennesseln: die verletzenden, unbezwingbaren Menschen, die in ihrem Übermaß an Bosheit den Mitmenschen das Leben erschweren. Die Quecken: die Schmarotzer, die den Meister entkräften und nichts können als kriechen, aussaugen, aus seiner Arbeit Profit schlagen und die Gutwilligen schädigen, deren Gewinn wahrhaft größer wäre, würde der Meister nicht gestört und abgelenkt durch die Mühen, die ihm diese Quecken verursachen. Die tragen Ackerwinden erheben sich von der Erde nur, um andere auszunützen. Der Hexenzwirn: eine Plage auf dem schon beschwerlichen Wege des Meisters und eine Plage für seine getreuen Jünger, die ihm nachfolgen. Er hakt sich überall fest, dringt überall ein, zerreißt, zerkratzt, erweckt Mißtrauen und fügt Leiden zu. Die Giftpflanzen sind die Verbrecher unter den Jüngern, jene, die sich nicht scheuen, Verrat zu üben und ein Leben auszulöschen, wie es der Schierling und andere Giftpflanzen tun. Habt ihr sie schon gesehen, wie schön sie mit ihren kleinen Blüten sind, die zu weißen, roten oder blauvioletten Beeren werden? Wer würde glauben, daß diese sternförmige, weiße oder blaßrosa Blumenkrone mit ihrem goldenen Herzchen als Mittelpunkt, daß diese buntfarbigen, korallenartigen Früchte, die anderen

Beeren so ähnlich sehen und die Wonne der Vögel und Kinder sind, in reifem Zustand den Tod bringen können? Niemand! Und die Unschuldigen fallen ihnen zum Opfer. Sie glauben, daß alle so gut sind wie sie selbst . . . pflücken davon und sterben.

Sie glauben, alle wären so gut wie sie! Oh, welch erhabene Wahrheit, die den Meister preist und seinen Verräter verurteilt! Wie? Entwaffnet denn die Liebe nicht? Triumphiert sie nicht über ein bloßes Übelwollen? Nein! Liebe macht aus dem Bösen keinen Liebenden, da der dem Feind Gottes anheimgefallene Mensch allem Erhabenen gegenüber unempfindlich geworden ist, und alles Erhabene erscheint ihm nicht so. So wird die Liebe für ihn zur Schwäche, die zu schmähen erlaubt ist, ja, sie fördert noch sein Übelwollen, so wie Blutgeruch die Lust zu töten steigert. Auch der Meister ist immer vertrauensvoll . . . und verhindert daher nicht, daß sein Verräter seine Bosheit an ihm ausläßt; denn er kann nicht glauben, daß ein Mensch imstande ist, einen Unschuldigen zu morden.

Zu den Jüngern, den Äckern des Meisters, kommen die Feinde. Es sind ihrer viele. Der erste ist Satan, die anderen seine Diener: also die Menschen, die Leidenschaften, die Welt und das Fleisch. Somit ist der Jünger am meisten gefährdet, der nicht ganz auf der Seite des Meisters, sondern zwischen dem Meister und der Welt steht. Er kann und will sich nicht von all dem trennen, was Welt, Fleisch, Leidenschaften und Satan ist, um ganz dem anzugehören, der ihn zu Gott führt. So streuen die Welt, das Fleisch, die Leidenschaft und der Teufel ihre Samen auf einen solchen Jünger aus; es ist das Gold, die Macht, das Weib, der Stolz, die Angst vor einem abfälligen Urteil und das Nützlichkeitsdenken. „Die Großen sind die Stärkeren. Also werde ich ihnen dienen, damit sie meine Freunde seien.“ So wird man um elender Dinge willen zum Verbrecher und zum Verworfenen! . . .

Warum aber entläßt der Meister, der die Unvollkommenheit des Jüngers sieht, auch wenn er nicht dem Gedanken nachgeben will: „Er wird mein Mörder sein“, ihn nicht sofort aus den Reihen der Sei-

nen? So werdet ihr euch fragen. Weil es nichts nützen würde. Selbst wenn er es tun würde, könnte er nicht verhindern, ihn sich zum Feind zu machen, nur umso früher; und außerdem zum zweifachen Feind; dies aus Zorn oder Schmerz, erkannt und fortgejagt worden zu sein. Aus Schmerz, da der schlechte Jünger oft nicht einsieht, es zu sein; denn das Wirken des Teufels ist so subtil, daß der Mensch es nicht merkt. Satan ergreift von ihm zunehmend Besitz, und der Mensch ahnt nichts von seinem Einfluß. Aus Zorn! Ja, aus Zorn darüber, daß er erkannt wurde als das, was er wirklich ist, wenn er um das Wirken Satans und seines Gefolges weiß; eines Gefolges aus den Menschen, die ihn, den Schwachen, in seinen Schwächen versuchen, um den Heiligen aus der Welt zu schaffen, dessen Güte sie kränkt, da sie im deutlichen Gegensatz zu ihrem eigenen Leben steht. Dann kann der Heilige nur noch beten und sich Gott übergeben. „Was du geschehen lassen willst, soll geschehen“, sagt er, und fügt einzig diesen Vorbehalt bei: „Vorausgesetzt, es dient deinem Ziel.“ Der Heilige weiß, daß die Stunde kommen wird, da aus seiner Ernte das Unkraut ausgeschieden wird. Von wem? Von Gott selbst, der nur noch zuläßt, was dem Triumph seines liebenden Wirkens dient.«

»Aber wenn du zugibst, daß es immer Satan und seine Anhänger sind ... dann scheint mir, daß du der Verantwortung des Jüngers eine geringe Bedeutung zuschreibst«, sagt Matthäus.

»Das darfst du nicht denken. Wie das Böse existiert, existiert auch das Gute, und ebenso besitzt der Mensch Unterscheidungsvermögen und die Freiheit.«

»Du sagst, daß Gott nur zuläßt, was dem Triumph seiner liebenden Absichten nützt. Also ist auch dieser Irrtum nützlich, wenn er ihn zuläßt, und er dient dem Triumph seines göttlichen Willens«, sagt Iskariot.

»So urteilst du wie Matthäus, daß dies das Verbrechen des Jüngers rechtfertigt. Gott hatte den Löwen ohne Raubgier und die Schlange ohne Gift erschaffen. Nun ist der eine wild und die andere giftig. Gott aber hat sie deswegen vom Menschen abgesondert. Denk dar-

über nach und wende es an. Gehen wir ins Haus. Die Sonne brennt schon zu stark, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters, und ihr seid müde nach der schlaflosen Nacht.«

»Das Haus hat ein geräumiges, kühles Obergemach. Dort könnt ihr euch ausruhen«, sagt Elija.

Sie steigen die äußere Treppe hinauf. Aber nur die Apostel legen sich auf die Matten zur Ruhe. Jesus geht auf die von einer hohen Eiche beschattete Terrasse hinaus, setzt sich in einen Winkel und vertieft sich in seine Gedanken.

221 Jesus spricht auf dem Weg nach Magdala zu Hirten

Petrus kommt erst am anderen Morgen zurück. Er ist ruhiger als vor der Abreise, da er in Kafarnaum, das Eli und Joachim inzwischen verlassen haben, überall nur gute Aufnahme gefunden hat.

»Sie müssen die Hauptpersonen des Komplotts sein, denn ich habe Freunde gefragt, wann sie fortgegangen sind. Offensichtlich sind sie nicht mehr zurückgekommen, nachdem sie als Büßer den Täufer aufgesucht hatten. Ich nehme an, daß sie nicht so rasch wiederkommen werden, da sie, wie ich gesagt habe, bei der Gefangennahme zugegen waren ... Es herrscht große Bestürzung wegen der Gefangennahme des Täufers, und ich werde dafür sorgen, daß es jeder Schwätzer erfährt ... Das ist unsere beste Waffe. Ich habe auch den Pharisäer Simon angetroffen und ... wenn der Schein nicht trügt, will er uns wohl. Er hat mir gesagt: „Rate dem Meister, dem Jordan nicht durch das westliche Tal zu folgen. Die andere Seite ist sicherer.“ Mit Nachdruck hat er es gesagt und noch hinzugefügt: „Ich habe dich nicht gesehen. Ich habe nicht mit dir gesprochen, denk daran, und verhalte dich so, daß es meinem, deinem und dem Wohle aller dient. Sag dem Meister, daß ich ihm wohlgesinnt bin“, und er blickte dabei nach oben, als ob er in den Wind reden würde. Immer, auch wenn sie Gutes tun, sind sie falsch ... nun, sagen wir eigenartig, damit du mich nicht tadelst. Trotzdem ... bin ich also

zum Zenturio gegangen, um ihm ganz vorsichtig einen Wink zu geben. Ich habe gefragt: „Geht es deinem Diener gut?“ und nachdem er mir dies bestätigt hat, habe ich gesagt: „Um so besser! Paß gut auf ihn auf, damit er gesund bleibt, denn man stellt dem Meister nach. Den Täufer hat man bereits gefangen genommen ...“, und der Römer hat sofort verstanden. Schlau, dieser Mann! Er hat geantwortet: „Sollten wir das geringste Anzeichen bemerken, stellen wir eine Wache für ihn auf, und man würde die Israeliten daran erinnern, daß unter der Herrschaft Roms kein Komplott erlaubt ist und daß Todes- oder Galeerenstrafe darauf steht.“ Es sind Heiden ... aber ich hätte ihn umarmen können. Mir gefallen Leute, die verstehen, um was es geht und danach handeln. Jetzt können wir aufbrechen.«

»Laßt uns gehen. Doch dies alles wäre nicht nötig gewesen«, sagt Jesus.

»Nötig war es, und wie!«

Jesus verabschiedet sich von der gastfreundlichen Familie und auch vom neuen Jünger, dem er anscheinend Weisungen erteilt hat. Sie sind wieder allein, der Meister und die Apostel, und sie gehen über die frischen Felder auf einem Weg, den Jesus eingeschlagen hat zum Erstaunen des Petrus, der einen anderen nehmen wollte.

»So entfernen wir uns vom See ... «

»Wir werden immer noch rechtzeitig ankommen für das, was ich zu tun habe.«

Die Apostel sagen nichts mehr und gehen zu einem kleinen Dorf, einer über die Äcker verstreute Handvoll Häuser. Man hört das laute Gebimmel der Herden, die zu den Weiden auf den Hügeln ziehen. Als Jesus stehenbleibt, um eine zahlreiche Herde vorbeizulassen, machen sich die Hirten gegenseitig auf ihn aufmerksam und bilden eine Gruppe. Sie beraten miteinander, aber mehr getrauen sie sich nicht. Jesus macht schließlich dem Zögern und Zaudern ein Ende und geht durch die Herde, die schon im dichten Gras weidet. Er geht geradewegs zu einem Hirtenknaben mitten in der wolligen und blökenden Schafherde und fragt: »Gehören sie dir?« Jesus weiß

natürlich, daß sie nicht dem Knaben gehören, doch er will ihn dadurch zum Reden bringen.

»Nein, Herr. Ich gehöre zu diesen Hirten, aber die Herden sind das Eigentum vieler Herren. Wir haben uns wegen der Räuber zusammengetan.«

»Wie heißest du?«

»Zacharias, Sohn des Isaak. Doch mein Vater ist tot. Ich bin in Diensten, weil wir arm sind, und unsere Mutter hat außer mir noch drei jüngere Kinder.«

»Ist es schon lange her, daß dein Vater gestorben ist?«

»Drei Jahre, Herr ... Ich habe seither nicht mehr gelacht, weil unsere Mutter immer weint, und niemand liebkost mich mehr. Ich bin der Erstgeborene, und der Tod des Vaters hat mich schon als Kind zum Erwachsenen gemacht ... Ich darf nicht weinen, ich muß verdienen. Doch es ist sehr schwer!« Die Tränen krollern über das Gesichtlein, das für sein Alter zu ernst ist. Die Hirten haben sich genähert, und die Apostel ebenfalls. Eine Gruppe Menschen in einer friedlich bewegten Schafherde.

»Du bist nicht ohne Vater, Zacharias. Du hast einen heiligen Vater im Himmel, und er liebt dich immer, wenn du gut bist; auch dein Vater hat nicht aufgehört dich zu lieben, denn er ist im Schoße Abrahams. Daran sollst du glauben, und dieser Glaube soll dich immer besser werden lassen.« Jesus spricht liebevoll und liebkost den Knaben.

Ein Hirte wagt zu fragen: »Du bist der Messias, nicht wahr?«

»Ja, ich bin es. Woher kennst du mich?«

»Ich weiß, daß du in Palästina umherziehst und daß du heilige Worte sprichst. Daran erkenne ich dich.«

»Geht ihr noch weit?«

»Auf die hohen Berge. Die Hitze kommt ... Wirst du uns etwas sagen? Dort oben, wo wir hingehen, sprechen nur die Winde zu uns, und manchmal der Wolf und richtet ein Blutbad an, wie beim Vater von Zacharias. Den ganzen Winter haben wir uns gesehnt, dich zu sehen, sind dir jedoch nie begegnet.«

»Kommt in den Schatten des Wäldchens. Dort werde ich zu euch sprechen.«

Jesus geht ihnen voraus. Er hält den Hirtenjungen an der einen Hand, und mit der anderen streichelt er die Lämmlein, die blökend ihren Kopf zu ihm erheben. Die Hirten sammeln ihre Herde unter den Bäumen des Wäldchens, und während sich die Schafe wiederkäuend auf den Boden niederlassen, grasen oder sich an den Stämmen reiben, beginnt Jesus zu sprechen.

»Ihr habt gesagt: „Dort oben, wo wir leben, sprechen nur die Winde und manchmal der Wolf und richtet ein Blutbad an.“ Was dort oben geschieht, geschieht auch in den Herzen durch das Wirken Gottes, des Menschen und Satans. Darum könnt ihr dort oben erleben, was euch überall widerfahren kann.

Wißt ihr genügend Bescheid über das Gesetz, um die Zehn Gebote zu kennen? Auch du, mein Kind? Dann genügt euer Wissen. Wenn ihr treu befolgt, was Gott euch als Gebot gegeben hat, dann werdet ihr Heilige werden. Beklagt euch nicht darüber, daß ihr weit weg von der Welt seid. Dies bewahrt euch vor ihrer Verderbtheit, und Gott ist euch in der Einsamkeit nicht fern, sondern näher. Seine Stimme vernehmt ihr dort, in seiner Schöpfung, im Brausen der Winde, in Gräsern und Wassern, aber nicht in der Menschenmenge. Diese Herde lehrt euch eine, ja viele große Tugenden. Sie ist sanftmütig und folgsam. Sie ist mit wenig zufrieden und dankbar für das, was sie hat. Sie versteht es, die zu lieben und zu würdigen, die ihr Liebe schenken und für sie sorgen. Macht es ebenso und sagt: „Gott ist unser Hirte, und wir sind seine Schafe. Sein Auge ist über uns. Er behütet uns und gewährt uns nicht das, was uns zum Verderben gereicht, sondern was wir zum Leben brauchen.“ Haltet den Wolf von euren Herzen fern. Der Wolf, das sind die schlechten Menschen, die euch auf Befehl Satans vielleicht zu bösen Taten überreden und verleiten, und Satan selbst versucht euch zur Sünde, um euch zu zerreißen.

Seid wachsam! Ihr Hirten kennt die Art des Wolfes. Wie die Schafe

einfältig und arglos sind, so ist der Wolf hinterlistig. Er schleicht sich langsam heran, nachdem er von der Höhe die Gewohnheiten der Herde beobachtet hat. Durch das Gebüsch streichend, kommt er immer näher, und um keine Aufmerksamkeit zu erregen, bleibt er ab und zu plötzlich wie versteinert stehen. Gleichet er nicht einem großen Felsbrocken, der ins hohe Gras gerollt ist? Doch wenn er dann sicher ist, daß niemand auf ihn achtet, springt er auf und packt zu. Ebenso macht es Satan. Er beobachtet euch, um eure schwachen Stellen ausfindig zu machen, er schleicht um euch herum, scheint ungefährlich und zerstreut, die Gedanken anderswo, aber er behält euch im Auge und stürzt sich unversehens auf euch, um euch zur Sünde zu verleiten. Und manchmal gelingt es ihm. Doch bei euch ist der rettende Gott und ein erbarmungsvoller Engel. Habt ihr euch verletzt, seid ihr krank, dann entfernt euch nicht von ihnen, wie es der tollwütig gewordene Hund macht. Bittet sie vielmehr weinend um Hilfe. Gott verzeiht dem, der bereut, und euer Engel ist bereit, für und mit euch Gott anzuflehen.

Liebet einander und liebt dieses Kind. Jeder muß sich ein wenig als Vater der Waisen fühlen. Die Anwesenheit eines Kindes unter euch soll jede eurer Handlungen mit dem heiligen Zügel des Respektes vor dem Knaben mäßigen, und eure Anwesenheit möge ihm ersetzen, was der Tod ihm genommen hat. Man muß seinen Nächsten lieben. Dieser Junge ist euer Nächster, den Gott euch in besondere Weise anvertraut. Erzieht ihn zum guten, gläubigen, rechtschaffenen Mann ohne Laster. Er ist viel mehr wert als eines dieser Schäflein. Wenn ihr auf die Tiere achtet, weil sie eurem Herrn gehören und dieser euch bestrafen würde, wenn ihr sie zugrunde gehen laßt, um wieviel mehr müßt ihr euch um diese Seele kümmern, die Gott euch in seinem Namen und in dem des verstorbenen Vaters anvertraut. Sein Los als Waise ist traurig. Macht es nicht noch schwerer, indem ihr seine Schwäche und Hilflosigkeit ausnützt und ihn quält. Denkt daran, daß Gott die Werke und Tränen eines jeden sieht und sie ihm zur Belohnung oder Strafe gereichen.

Du, Kind, denk daran, daß du nie allein bist. Gott sieht dich, und der Geist deines Vaters auch. Wenn dich etwas verwirrt und dich zum Bösen verleitet, dann sage: „Nein, ich will nicht auf ewig Waise sein.“ Du würdest es sein, wenn du deine Seele durch die Sünde verdammt.

Seid gute Menschen! Ich segne euch, damit alles Gute mit euch sei. Wenn wir denselben Weg hätten, würde ich noch lange zu euch sprechen. Doch nun steigt die Sonne höher, und ihr müßt gehen und ich auch. Ihr, um eure Schafe vor der Hitze in Sicherheit zu bringen, und ich, um die Herzen von einer anderen Glut, die weit schrecklicher ist, zu befreien. Betet, damit sie in mir den Göttlichen Hirten erkennen. Leb wohl, Zacharias, sei gut! Der Friede sei mit euch!«

Jesus küßt den Hirtenknaben und segnet; und während die Herde sich langsam entfernt, verfolgt er sie mit dem Blick. Dann nimmt er seinen Weg wieder auf.

»Du hast gesagt, daß wir gehen, um die Herzen von einer anderen Glut zu befreien . . . Wohin gehen wir?« fragt Iskariot.

»Vorerst zu dem etwas schattigeren Platz dort am Bach. Dort wollen wir essen, und dann werdet ihr erfahren, wohin wir gehen.«

222 Jesus in Magdala • Zweite Begegnung mit Magdalena

Die Apostel sind nun vollzählig um Jesus geschart. Im Grase sitzend, im kühlen Schatten einiger Bäume am Ufer eines Baches, essen sie Brot und Käse und trinken dazu frisches, klares Wasser aus dem Bach. Ihre staubigen Sandalen deuten darauf hin, daß sie schon einen langen Weg hinter sich haben, und die Jünger hegen vielleicht nur den einen Wunsch, sich im frischen hohen Grase auszuruhen.

Doch der unermüdliche Wanderer ist nicht dieser Ansicht. Sobald er glaubt, daß nun die größte Hitze des Tages vorüber ist, steht er auf, geht auf die Straße und hält Ausschau . . . Dann wendet er sich um und sagt einfach »Laßt uns gehen!«

Als sie zu einer Wegkreuzung kommen, an der sich vier staubige Feldwege vereinigen, schlägt Jesus ganz entschieden den ein, der in nordöstliche Richtung führt.

»Kehren wir nach Kafarnaum zurück?« will Petrus wissen.

Jesus antwortet nur: »Nein!«

»Dann nach Tiberias?« drängt Petrus, der es unbedingt wissen will.

»Auch nicht.«

»Aber dieser Weg führt zum Galiläischen Meer ... und dort liegen Tiberias und Kafarnaum.«

»Aber auch Magdala«, sagt Jesus mit einem halbernstem Gesicht, um die Neugier des Petrus etwas zu befriedigen.

»Magdala? Oh! ... « Petrus ist ziemlich entsetzt, und daraus schließe ich, daß diese Stadt keinen guten Ruf genießt.

»Nach Magdala, ja, nach Magdala. Hältst du dich für zu anständig, um diesen Ort zu betreten? Petrus, Petrus! ... Mir zuliebe wirst du nicht nur Städte des Vergnügens, sondern wahre Wolfshöhlen betreten ... Christus ist nicht gekommen, um die Geretteten zu erretten, sondern *um die Verlorenen* zu erretten ... und du ... du wirst deshalb Petrus, der „Fels“ oder Kephas sein, und nicht Simon. Hast du Angst, dich zu verunreinigen? Nein! Nicht einmal diesem hier wird es schaden, siehst du? (Und er deutet dabei auf den noch sehr jungen Johannes.) Nicht einmal diesem hier wird es schaden, denn er will es nicht ... so, wie auch du es nicht willst, und deine Brüder und der Bruder des Johannes es nicht wollen ... wie niemand von euch es jetzt will! *Solange man es nicht will, nimmt man keinen Schaden.* Aber es ist notwendig, mit Kraft und Beharrlichkeit nicht zu wollen. *Kraft und Beharrlichkeit erlangt man vom Vater im aufrichtigen Gebet mit dem Vorsatz, die Sünde zu meiden.* Nicht alle werdet ihr später so zu beten imstande sein. Was sagst du, Judas? Traue dir nicht zu viel zu. Ich, der ich Christus bin, bete immerfort, um Kraft gegen Satan. Bist du denn mehr als ich? Der Stolz ist die Ritze, durch die Satan eindringt. Sei wachsam und demütig, Judas! Matthäus, du kennst

diesen Ort gut; sage mir, ist es besser auf diesem Weg hineinzugehen, oder gibt es einen anderen?»

»Es kommt ganz darauf an, Meister. Wenn du in das Magdala der Fischer und der Armen gehen willst, dann ist dies hier der richtige Weg, denn hier kommt man in die Vorstadt, wo das einfache Volk lebt. Wenn du aber dorthin gehen willst, wo die Reichen sind – was ich zwar nicht annehme, aber ich sage es dir, um eine umfassende Antwort zu geben – dann müssen wir nach einigen hundert Metern diese Straße verlassen und eine andere einschlagen, denn die Häuser der Reichen liegen auf halber Höhe, und wir müßten zurückgehen ... «

»Dann werden wir zurückgehen, denn ich will in Magdala das Wohnviertel der Reichen aufsuchen ... Was hast du gesagt, Judas?«

»Nichts, Meister. Schon zum zweiten Male innerhalb kurzer Zeit fragst du mich, doch ich habe nicht gesprochen.«

»Mit den Lippen nicht, aber in deinem Herzen hast du gesprochen. Du hast in deinem Geist, in deiner Seele gemurrt. Man braucht nicht einen anderen Menschen als Gesprächspartner, um seine Meinung zu sagen. Vieles sagen wir zu uns selber ... *aber nicht einmal in seinem Inneren soll man murren oder verleumden.*«

Die Gruppe geht schweigend weiter. Die Hauptstraße mit ihrem Pflaster aus viereckigen, handbreiten Steinen, beginnt nun städtischen Charakter anzunehmen, und auch die Häuser inmitten üppiger, blühender Gemüse- und Blumengärten werden immer reicher und schöner. Ich habe den Eindruck, daß das elegante Magdala für die Palästinenser eine Art Vergnügungsstätte ist, wie gewisse Städtchen an unseren lombardischen Seen, z. B. Stresa, Gardona, Pallanza oder Bellagio. Unter den reichen Palästinensern sind auch Römer, die sicher von anderen Orten wie Tiberias oder Cäsarea kommen, wo sie beim Statthalter als Beamte in Stellung waren; außerdem sind dort Händler, um die besten Erzeugnisse aus der Provinz Palästina nach Rom auszuführen.

Zielbewußt geht Jesus in den Ort, als ob er genau wüßte, wohin

sein Weg führt. Er geht dem See entlang, an dessen Ufer die Villen mit ihren Gärten liegen.

Ein Chor weinender Stimmen dringt aus einem vornehmen Hause. Es sind Frauen- und Kinderstimmen, und eine durchdringende Frauenstimme übertönt alle anderen mit ihren Rufen: »Sohn! Sohn!«

Jesus wendet sich um und sieht seine Apostel an. Judas tritt näher. »Nicht du, Judas«, gebietet Jesus. »Du, Matthäus, geh und erkundige dich.«

Matthäus geht und kommt zurück:

»Eine Rauferei, Meister. Ein Mann liegt im Sterben. Ein Jude. Der Angreifer ist geflohen, es war ein Römer. Seine Frau, die Mutter und die kleinen Kinder sind herbeigeeilt ... aber er stirbt.«

»Laßt uns gehen.«

»Meister ... Meister ... der Vorfall hat sich im Hause einer Frau ereignet ... die nicht seine Ehefrau ist.«

»Laßt uns gehen.«

Sie betreten durch die offenstehende Türe eine lange, geräumige Vorhalle, die zu einem schönen Garten führt. Es scheint, daß das Haus durch eine Art gedeckten Säulenhof aufgeteilt ist, in welchem viele Pflanzen in Gefäßen, Statuen und fein gearbeitete Möbel stehen. Eine Art Wintergarten. In einem Zimmer, dessen Tür zur Vorhalle offen steht, befinden sich weinende Frauen. Jesus geht ohne Zögern hinein, jedoch ohne seinen gewohnten Gruß zu entbieten.

Unter den anwesenden Männern ist ein Händler, der Jesus kennen muß, denn kaum hat er ihn erblickt, sagt er: »Der Rabbi von Nazaret!«, und grüßt ihn respektvoll.

»Josef, was ist vorgefallen?«

»Ein Dolchstoß ins Herz, Meister ... Er stirbt.«

»Weshalb?«

Eine graue und ungekämmt Frau, die neben dem Sterbenden kniet und seine schon leblose Hand hält, steht auf und kreischt mit den Augen einer Wahnsinnigen: »Ihretwegen, ihretwegen! Sie hat ihn verhext ... Für ihn gab es keine Mutter, keine Frau und keine Kinder mehr! Die Hölle soll dich haben, du Teufelsweib!«

Jesus erhebt seine Augen, und sein Blick folgt der Hand, die zitternd anklagt. In der Ecke, gegen die tiefrote Wand gelehnt, erblickt er, schamlos gekleidet und anstößiger denn je, Maria von Magdala. Die Hälfte ihres Körpers ist sozusagen unbekleidet, denn ihr Oberkörper ist in eine Art feines Netz aus sechseckigen Maschen gehüllt, das mit etwas rundem, wahrscheinlich kleinen Perlen, besetzt ist. Da sie im Halbdunkel steht, sehe ich sie nicht gut.

Jesus senkt die Augen. Maria, gereizt durch seine Gleichgültigkeit, richtet sich auf und nimmt Haltung an, während sie zuvor niedergeschlagen schien. »Frau«, sagt Jesus zur Mutter, »verwünsche niemanden! Antworte mir! Warum war dein Sohn in diesem Hause?«

»Ich habe es dir schon gesagt. Weil sie ihn verrückt gemacht hat. Sie!«

»Schweig. Auch er war ein Sünder, denn er war ein Ehebrecher und diesen unschuldigen Kindern ein unwürdiger Vater. Er verdient also seine Strafe. In diesem und in jenem Leben gibt es *keine Barmherzigkeit für den, der nicht bereut*. Doch ich habe Erbarmen mit deinem Schmerz, Frau, und mit diesen unschuldigen Kindern. Ist dein Haus weit entfernt?«

»Etwa hundert Meter.«

»Hebt den Mann auf und bringt ihn dorthin.«

»Das ist nicht möglich, Meister«, sagt der Händler Josef. »Er liegt im Sterben.«

»Tue, was ich dir sage!«

Sie schieben ein Brett unter den Sterbenden, und der Zug geht langsam hinaus. Sie überqueren die Straße und betreten einen schattigen Garten. Die Frauen weinen immer noch laut. Kaum sind sie im Garten angelangt, wendet sich Jesus an die Mutter.

»Kannst du verzeihen? Wenn du verzeihst, verzeiht Gott. Um einer Gnade würdig zu sein, muß man sich ein gutes Herz schaffen. Dieser Mann hat gesündigt und wird weiter sündigen. Für ihn wäre es besser zu sterben, denn wenn er zum Leben zurückkehrt, wird er erneut der Sünde verfallen, und er wird Gott, der ihn geheilt hat,

auch Rechenschaft über seine Undankbarkeit ablegen müssen. Aber du und diese Unschuldigen (er zeigt auf die Frau und die Kinder), ihr würdet verzweifeln. Doch ich bin gekommen, um zu retten und nicht, um zu verderben. Mann, ich sage dir: steh auf und sei geheilt.«

Der Mann kehrt zum Leben zurück, öffnet die Augen, sieht die Mutter, die Kinder, seine Frau und senkt beschämt den Kopf.

»Sohn, Sohn«, sagt die Mutter. »Du wärest gestorben, wenn er dich nicht gerettet hätte. Gehe in dich! Verliere dich nicht im Sinnen wegen einer . . . «

Jesus unterbricht die Alte: »Frau, schweige! Sei barmherzig, wie auch dir Barmherzigkeit widerfahren ist. Dein Haus ist durch das Wunder geheiligt, denn das Wunder ist immer ein Beweis der Gegenwart Gottes. Daher konnte ich es nicht dort wirken, wo die Sünde war. Bewahre wenigstens du dein Haus rein, wenn schon dieser hier dazu nicht fähig sein wird. Pfl egt ihn nun. Es ist gerecht, daß er noch eine Zeitlang leiden muß. Sei gut, Frau! Auch du! Und ihr, Kinder, lebt wohl.« Jesus hat den beiden Frauen die Hand auf den Kopf gelegt und auch den Kindern.

Dann geht Jesus hinaus und an Magdalena vorbei, die dem Zug bis vor das Haus gefolgt und auf der angrenzenden Straße, an einen Baum gelehnt, stehengeblieben ist. Jesus geht langsamer, als warte er auf die Jünger, doch ich glaube, daß er Maria die Möglichkeit geben will, eine Geste zu machen. Aber sie tut es nicht.

Die Jünger erreichen Jesus, und Petrus kann es sich nicht verkneifen, ein auf Maria gemünztes Schimpfwort in seinen Bart zu murmeln. Diese, um ihre Haltung nicht zu verlieren, bricht in ein Gelächter aus, das sich aber alles andere als triumphierend anhört.

Doch Jesus hat die Bemerkung des Petrus gehört, wendet sich streng an ihn und sagt: »Petrus, ich beschimpfe nicht. Beschimpfe auch du nicht! Bete für die Sünder. Nichts anderes.«

Maria bricht ihr schallendes Gelächter ab, senkt den Kopf und entschwindet wie eine Gazelle in Richtung ihres Hauses.

223 Zu Magdala im Hause der Mutter Benjamins

Das Wunder muß erst vor kurzem geschehen sein, denn die Apostel reden darüber und die Bewohner des Ortes ebenfalls, sie deuten auf Jesus, der mit ernstem Gesicht geradeaus zum Stadtrand, ins Armenviertel, geht.

Er bleibt vor einem Häuschen stehen, aus dem ein kleiner Junge gelaufen kommt, dem die Mutter folgt. »Frau, darf ich in deinen Garten kommen und dort ein wenig verweilen, bis die schlimmste Hitze vorüber ist?«

»Komm herein, Herr, auch in die Küche, wenn du willst. Ich werde dir Wasser und eine Erquickung bringen.«

»Bemühe dich nicht. Es genügt mir, ein wenig in diesem ruhigen Garten zu sein.«

Doch die Frau möchte Wasser anbieten, dem etwas, ich weiß nicht was, beigemischt wurde. Dann läuft sie ständig im Garten herum, als wolle sie etwas sagen, habe aber nicht den Mut dazu. Sie scheint sich mit dem Gemüse zu beschäftigen, doch in Wirklichkeit achtet sie auf den Meister; aber wegen des Kleinen, der nach einem Schmetterling oder sonst einem Insekt hascht und dabei ein lautes Geschrei vollführt, kann sie nicht verstehen, was Jesus sagt. Sie wird ungeduldig und gibt dem Kind einen leichten Klaps, worauf dieses nur noch lauter schreit.

Jesus, der soeben dem Zeloten auf die Frage: »Glaubst du, daß der Vorfall Maria aufgerüttelt hat?« antwortet: »Mehr als es euch scheint«, wendet sich um und ruft das Kind zu sich, das sich auf seinen Knien beruhigt und aufhört zu weinen.

Die Frau ruft den Kleinen zurück: »Benjamin, komm her! Du darfst nicht stören!«

Doch Jesus sagt: »Laß ihn nur, laß ihn. Er wird artig sein und dich in Ruhe lassen«, und zum Kinde gewandt: »Weine nicht! Deine Mutter hat dir nicht weh getan, sie hat dir nur das Gehorchen beigebracht, oder besser sie hat versucht, dir Gehorsam beizubringen.

Warum hast du so geschrien, wo sie doch Ruhe haben möchte? Vielleicht fühlt sie sich nicht wohl, und dein Geschrei stört sie.«

Das Kind antwortet prompt und mit jener unübertrefflichen Aufrichtigkeit der Kinder, die Erwachsene zur Verzweiflung bringt: »Nein, sie fühlt sich nicht krank, sie wollte nur hören, was du sagst ... Sie hat es mir nämlich gesagt. Aber ich, da ich zu dir kommen wollte, habe absichtlich Lärm gemacht, damit du mich beachtest.«

Alle lachen, und die Frau wird feuerrot.

»Erröte nicht, Frau, komm zu mir. Du wolltest mich sprechen hören? Warum?«

»Weil du der Messias bist. Nur du kannst der Messias sein, da du solche Wunder wirkst ... Ich hätte dir gerne zugehört ... Ich gehe nie aus Magdala hinaus, weil ich ... einen schwierigen Mann und fünf Kinder habe. Das kleinste ist vier Monate alt ... und hierher kommst du nie.«

»Ich bin gekommen, und in dein Haus. Siehst du?«

»Darum wollte ich dir gerne zuhören.«

»Wo ist dein Mann?«

»Auf dem See, Herr. Wenn man nicht fischt, hat man nichts zu essen. Ich habe nur diesen kleinen Garten. Kann der genügen für sieben Personen? Trotzdem verlangt Zachäus, daß ... «

»Sei geduldig, Frau. Alle haben ihre Last zu tragen.«

»O nein, die Schamlosen haben nur das Vergnügen. Hast du das Tun der Schamlosen gesehen? Sie genießen und verursachen anderen Leid. Sie quälen sich nicht ab mit Kindergebären und Arbeit, bis sie der Rücken schmerzt. Sie bekommen keine Blasen von der Hacke und keine zerschundenen Hände vom vielen Waschen. Sie sind schön und frisch. Für sie gilt die über Eva verhängte Strafe nicht. Vielmehr werden wir durch sie bestraft, weil ... die Männer ... du verstehst mich schon.«

»Ich verstehe dich. Doch wisse, auch sie haben ihr schreckliches Kreuz, das schrecklichste, und ein Kreuz, das man nicht sieht. Es ist

ihr Gewissen, das sie anklagt; es ist die Welt, die sie verspottet; die Familie, die sie verstößt; und es ist Gott, der sie verflucht. Sie sind nicht glücklich, glaube es mir. Sie quälen sich nicht ab mit Kindergebären und Arbeiten, keine Mühsal macht ihre Hände wund, und trotzdem sind sie zermürbt durch die Scham. Ihr Herz ist eine einzige Wunde. Beneide sie nicht um ihr Aussehen, ihre Frische, ihre vermeintliche Heiterkeit. Sie sind nur der Schleier über dem Ruin, der ihr Gewissen plagt und sie keinen Frieden finden läßt. Beneide nicht ihren Schlaf, du ehrbare Mutter, die du von deinen unschuldigen Kindern träumst . . . Auf ihren Kissen lastet der Alptraum, und in ihrer Sterbestunde oder in ihrem Alter werden sie einst von Gewissensbissen und Angst heimgesucht werden.«

»Das ist wahr . . . Verzeih . . . Darf ich hier bleiben?«

»Bleibe! Wir werden Benjamin ein schönes Gleichnis erzählen, und die, die keine Kinder mehr sind, werden es auf sich selbst und auf Maria von Magdala anwenden. Hört also!

Ihr zweifelt an der Bekehrung Marias zum Guten, und es gibt kein Anzeichen für eine Umkehr. Frech und schamlos, ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihrer Macht bewußt, hat sie es gewagt, die Leute herauszufordern und bis vor das Haus zu kommen, wo man durch ihr Verschulden weint. Auf die Rüge des Petrus hat sie mit Gelächter geantwortet, auf meinen einladenden Blick mit stolzer Unnahbarkeit. Ihr hättet vielleicht gewünscht – die einen aus Liebe zu Lazarus, die anderen aus Liebe zu mir – daß ich direkt zu ihr gehe, ein langes Gespräch mit ihr führe und sie durch meine Macht bezwinge, um ihr dadurch meine Gewalt als Messias und Erlöser zu beweisen. Nein! Das alles ist nicht nötig. Ich habe dies bereits wegen einer anderen Sünderin vor vielen Monaten gesagt. Die Seelen müssen selbst soweit kommen. Ich gehe vorüber und streue den Samen aus, und ganz im Verborgenen wirkt der Same. Die Seele soll in ihrem Wirken respektiert werden. Wenn der erste Same nicht Wurzel faßt, sät man noch einen . . . und noch einen, und erst dann gibt man auf, wenn man sichere Beweise für die Nutzlosigkeit des Säens hat.

Dazu betet man, denn das Gebet ist wie der Tau aufs Erdreich: er erhält es feucht und dadurch nährstoffreich, und so kann der Same sprießen. Machst du es mit deinem Gemüse nicht ebenso, Frau?

Nun hört das Gleichnis vom Wirken Gottes in den Herzen, um darin das Reich Gottes zu gründen. Jedes Herz ist ein kleines Reich Gottes auf Erden. Später, nach dem Tode, werden sich all diese kleinen Reiche zu einem einzigen vereinigen, zum unermesslichen, heiligen, ewigen Himmel.

Das Reich Gottes in den Herzen wird vom göttlichen Sämann gegründet. Er kommt auf sein Gut – der Mensch gehört Gott, darum ist am Anfang jeder Mensch sein Eigentum – und streut seinen Samen. Danach geht er auf andere Güter, zu anderen Herzen. Den Tagen folgen die Nächte und den Nächten die Tage. Die Tage bringen Sonne und Regen: hier die Strahlen der göttlichen Liebe und den Strom göttlicher Weisheit, die zur Seele spricht. Die Nächte lassen ihre Sterne leuchten und schenken erholsame Stille: in unserem Fall, göttliche Mahnungen und Stille für die Seelen, um sich zu sammeln und sich zu besinnen.

In dieser ständigen Aufeinanderfolge unmerklicher und kraftvoller Vorsehungen schwillt der Same an, bricht auf, treibt Wurzeln, nistet sich ein, und das junge Pflänzchen beginnt zu sprießen, bringt die ersten Blättchen hervor und wächst heran. All dies geschieht ohne menschliche Hilfe. Spontan bringt die Erde die Pflanze aus dem Samen hervor, und die Pflanze wird kräftig und trägt die aus ihr entstehende Ähre, die immer mehr nach oben strebt, anschwillt, erstarkt, gelb und hart wird, und deren Körner dann die vollkommene Reife erlangen. Da die Zeit der Vollendung für diesen Samen gekommen ist, der sich nicht noch weiter entwickeln könnte, kehrt der Sämann zurück und setzt seine Sichel zur Ernte an.

In den Herzen hat mein Wort dieselbe Wirkung. Ich spreche von den Herzen, die den Samen aufnehmen. Doch nur langsam geht die Entwicklung vor sich, und man muß darauf achten, nichts zur Unzeit zu tun, denn dann würde man alles zerstören. Wie mühsam ist es doch für das kleine Samenkorn, aufzubrechen und sich in der

Erde zu verwurzeln. Auch für das harte, widerspenstige Herz bedeutet dies mühevoll Arbeit. Es muß sich erschließen, sich aufwühlen lassen, Neues aufnehmen und dies mühevoll hegen, und schließlich muß sich ein solcher Mensch von allem Prunk und der reizvollen, nutzlosen und übermäßig eleganten Bekleidung von früher lösen und sein Äußeres verändern: Er muß sich nunmehr begnügen, demütig zu arbeiten, ohne bewundert zu werden, um so ganz der Absicht Gottes zu entsprechen. Alle seine Fähigkeiten muß er nützen, um zu wachsen und Ähren hervorzubringen. In Liebe muß man erglühen, um zum Weizen zu werden. Hat man dann einmal die so sehr, sehr leidige Menschenfurcht überwunden, sich abgemüht, gelitten, und seine neue Wesensart sogar liebgewonnen, dann muß man sich in einem Entschluß von erbarmungsloser Härte auch davon lösen. Alles muß man geben, um alles zu besitzen. Von allem muß sich der Mensch entblößen, um einst im Himmel mit der Stola der Heiligen bekleidet zu werden. Das Leben des Sünders, der heilig wird, ist die längste, heldenhafteste und ruhmreichste Schlacht. Ich sage es euch!

Ihr werdet nach dem, was ich euch gesagt habe, einsehen und verstehen, daß mein Verhalten Maria gegenüber richtig ist. Habe ich an dir etwa anders gehandelt, Matthäus?«

»Nein, mein Herr.«

»Sage mir die Wahrheit: was hat dich mehr überzeugt, meine Geduld oder die bitteren Vorwürfe der Pharisäer?«

»Deine Geduld, so wahr ich hier stehe! Die Pharisäer mit ihrer Verachtung und ihren Verwünschungen lösten in mir wiederum nur Verachtung aus, und weil ich sie verachtete, wurde ich noch schlechter als zuvor. Es geschieht folgendes: lebt man in Sünde und wird man als Sünder behandelt, dann verhärtet man sich erst recht. Doch, erhält man statt einer Beleidigung ein Wort der Liebe, ist man darüber so sehr erstaunt, daß man nur noch weinen kann . . . und wenn man weinen kann, zerspringt der Panzer der Sünde, der das Herz umgab und fällt ab. Entblößt steht man dann vor der Güte Gottes und fleht ihn an um ein neues Kleid – ihn selbst.«

»Das hast du gut gesagt. Benjamin, gefällt dir die Geschichte? Ja? Gut so! Und wo ist denn deine Mutter?«

Jakobus des Alphäus antwortet: »Sie ist am Ende des Gleichnisses weggegangen und auf der Straße dort davongeeilt.«

»Sie wird zum See gehen, um zu sehen, ob ihr Mann zurückgekommen ist«, sagt Thomas.

»Nein, sie ist zur alten Mutter gegangen, um die Geschwisterchen zu holen. Meine Mutter bringt sie immer dorthin, damit sie arbeiten kann«, sagt das Kind, das sich vertrauensvoll an die Knie Jesu schmiegt.

»Und du bist hier, kleiner Mann? Du mußt ein schöner Schlingel sein, wenn sie dich allein bei sich behält!« bemerkt Bartholomäus.

»Ich bin der älteste und helfe ihr ... «

»Sich den Himmel zu verdienen, arme Frau! Wie alt bist du?« fragt Petrus.

»In drei Jahren werde ich ein Sohn des Gesetzes sein«, sagt der Lausbub stolz.

»Kannst du lesen?« fragt Judas Thaddäus.

»Ja, aber ich komme nur langsam vorwärts ... denn der Lehrer stellt mich fast jeden Tag vor die Türe ... «

»Ich habe es doch gesagt!« sagt Bartholomäus.

»Das kommt daher, daß der Lehrer alt und häßlich ist und immer dieselben Dinge sagt, die zum Einschlafen langweilig sind. Wenn er so wäre, wie er (er deutet auf Jesus), dann wäre ich aufmerksam. Schlägst du die, die schlafen oder spielen?«

»Ich schlage niemanden, aber ich sage meinen Schülern: „Seid zu eurem eigenen Besten und aus Liebe zu mir aufmerksam.“«, antwortet Jesus.

»Ja, so ist es richtig. Aus Liebe schon, aber nicht aus Angst.«

»Aber wenn du brav bist, dann hat dich der Lehrer gern.«

»Liebst du denn nur die Artigen? Gerade eben hast du doch gesagt, daß du geduldig mit diesem hier gewesen bist, der nicht gut war ... « Die kindliche Logik ist bezwingend.

»Ich bin mit allen gut. Aber wer zum braven Menschen wird, den liebe ich ganz besonders, und mit diesem bin ich sehr, sehr lieb.«

Das Kind denkt nach . . . dann hebt es den Kopf und fragt Matthäus: »Wie hast du es gemacht, gut zu werden?«

»Ich habe ihn gern gehabt.«

Das Kind denkt wieder nach, dann blickt es auf die Zwölf und sagt zu Jesus: »Sind die hier alle brav?«

»Gewiß, das sind sie.«

»Bist du sicher? Manchmal bin ich artig, aber nur, weil ich einen noch größeren Unfug anstellen will.«

Alle lachen laut. Auch der Knabe muß mitlachen. Selbst Jesus lacht, drückt den Jungen an sein Herz und küßt ihn.

Das Kind, das nun bereits mit allen gut Freund ist, möchte spielen und sagt: »Nun will ich dir sagen, wer gut ist«, und es beginnt mit seiner Auswahl. Es blickt alle nacheinander an und geht dann geradewegs auf Johannes und Andreas zu, die nebeneinander stehen, und sagt: »Du und du, kommt her.« Dann wählt es die beiden Jakobus und stellt sie zu den ersten beiden, dann auch Judas Thaddäus. Vor dem Zeloten und Bartholomäus bleibt es lange nachdenklich stehen und sagt: »Ihr seid zwar alt, doch ihr seid gut«, und gesellt sie zu den anderen. Dann betrachtet es Petrus, der die Prüfung über sich ergehen läßt, indem er ihm zum Spaß böse Blicke zuwirft. Auch er wird für gut befunden. Matthäus und Philippus bestehen die Prüfung ebenfalls. Zu Thomas sagt das Kind: »Du lachst zuviel. Mir ist es ernst. Weißt du nicht, daß mein Lehrer sagt, daß, wer immer lacht, bei der Prüfung dann Fehler macht.« Trotzdem besteht Thomas die Prüfung, wenn auch nicht gerade mit einer guten Note. Dann geht das Kind zu Jesus zurück.

»He, du Spitzbub! Ich bin auch noch da. Ich bin kein Baum. Ich bin jung und schön. Warum prüfst du mich nicht?« fragt Judas Iskariot.

»Weil du mir nicht gefällt. Meine Mutter sagt, was man nicht mag, das soll man nicht anfassen. Man läßt es auf dem Tisch, damit es die anderen nehmen können, die es vielleicht gut finden. Sie

sagt auch, daß, wenn man etwas angeboten bekommt, das man nicht mag, dann soll man nicht sagen: „Das schmeckt mir nicht“, sondern man sagt: „Danke, ich habe keinen Hunger.“ Ich habe kein Verlangen nach dir.«

»Aber weshalb? Schau, wenn du sagst, daß ich gut bin, dann gebe ich dir diese Münze.«

»Was soll ich damit? Was kaufe ich mir mit einer Lüge? Die Mutter sagt, daß das Geld, das man durch Betrug gewinnt, zu Stroh wird. Einmal habe ich mir von der alten Mutter mit einer Lüge eine Doppeldrachme erschwindelt, um mir Honigküchlein zu kaufen, und in der Nacht ist sie zu Stroh geworden. Ich hatte sie in das Loch unter der Türe gesteckt, um sie anderentags zu holen, und habe in der Frühe ein Häuflein Stroh vorgefunden.«

»Aber warum hältst du mich nicht für gut? Was habe ich denn an mir? Einen Klumpfuß? Oder bin ich häßlich?«

»Nein . . . aber du machst mir Angst.«

»Aber warum denn?« fragt Judas Iskariot näherkommend.

»Ich weiß nicht, laß mich in Ruhe. Rühre mich nicht an, sonst kratze ich dich.«

»Was für ein Igel. Er ist verrückt«, Judas hat ein böses Lachen.

»Ich bin nicht verrückt, aber du bist böse«, und das Kind flüchtet zu Jesus, der es stumm streichelt.

Die Apostel scherzen über den Vorfall, der wenig schmeichelhaft für Judas Iskariot ist. Nun kommt die Frau mit einem Dutzend Leuten zurück, und nach und nach kommen noch mehr. Es sind im ganzen ungefähr fünfzig Personen, alles arme Leute.

»Würdest du zu ihnen sprechen? Wenigstens kurz. Dies ist die Mutter meines Mannes, dies sind meine Kinder, und der Mann dort ist mein Gatte. Nur ein Wort, Herr«, bittet die Frau.

»Um dir für deine Gastfreundschaft zu danken, werde ich es tun.«

Die Frau geht ins Haus, wo der Säugling nach ihr schreit. Dann setzt sie sich auf die Schwelle und reicht ihm die Brust.

»Hört, hier auf meinen Knien habe ich ein Kind, das sehr wei-

se gesprochen hat. Es hat gesagt, daß alles, was man durch Betrug erworben hat, zu Stroh wird. Seine Mutter hat es diese Wahrheit gelehrt. Es ist kein Märchen, sondern ewige Wahrheit. Niemals kann etwas gut gelingen, das ohne Ehrlichkeit getan wird, denn die Lüge im Sprechen, Handeln, in der Religion, ist stets ein Zeichen des Bündnisses mit Satan, dem Meister der Lüge. Glaubt nicht, daß die Werke, durch die man das Himmelreich erwirbt, Werke von überwältigender Auffälligkeit seien. Es sind alltägliche Werke, die beständig und im Geist übernatürlicher Liebe vollbracht werden. Die Liebe ist der Same der Pflanze, die in euch keimt und zum Himmel wächst, und in deren Schatten alle übrigen Tugenden gedeihen. Ich vergleiche die Liebe mit einem winzigkleinen Senfkorn. Wie gering ist es! Eines der kleinsten Samenkörner, die der Mensch aussät. Und doch, seht, wie stark die Pflanze ist, wenn sie ihre volle Größe erreicht hat, wie dicht belaubt und fruchtbar. Nicht hundert für hundert, sondern hundert für eine Frucht gibt sie. Es ist das kleinste unter den Samenkörnern, aber das fleißigste bei seiner Arbeit. Und wieviel Nutzen bringt es!

So ist die Liebe. Wenn ihr in eurer Brust einen kleinen Samen der Liebe für euren heiligsten Gott und euren Nächsten bergt und unter der Führung der Liebe eure Werke vollbringt, dann werdet ihr gegen keine Vorschrift der Zehn Gebote verstoßen. Ihr werdet Gott nicht mit einer falschen Religion, die sich in leeren Andachtsübungen erschöpft, belügen. Ihr werdet nicht als Kinder eure Eltern durch Undank kränken und nicht als ehebrecherische oder auch nur zu anspruchsvolle Gatten euren Partner um die Liebe betrügen. Ihr werdet in Geschäften euren Nächsten nicht hintergehen, ihn im täglichen Leben nicht belügen und gegen euren Feind nicht gewaltsam vorgehen. Schaut, wie viele Vögelchen sich zu dieser warmen Mittagszeit ins Gebüsch dieses Gartens flüchten. Bald wird das kleine Senfpflänzchen dort eine wahre Zuflucht für die Spatzen sein. All diese Vögel werden Schutz und Schatten in den dichtbelaubten schönen Bäumen finden, und die Jungen werden darin fliegen lernen

und dabei die Äste und Zweige als Leiter und Auffangnetz gebrauchen, um beim Fliegen nicht zu fallen. So verhält es sich mit der Liebe als Grundlage des Reiches Gottes.

Liebt, und ihr werdet geliebt werden. Liebt, und ihr werdet nachsichtig miteinander sein. Liebt, und ihr werdet nicht grausam gegen eure Untergebenen sein und nicht mehr als erlaubt von ihnen verlangen. Liebt und seid ehrlich, um den Frieden und die Seligkeit des Himmels zu verdienen. Sonst wird sich, wie es Benjamin gesagt hat, jedes eurer Werke, das gegen die Liebe und die Wahrheit verstößt, in Stroh für euer höllisches Lager verwandelt werden. Ich füge nichts anderes hinzu. Ich sage nur: Haltet euch das große Gebot der Liebe vor Augen und seid treu dem Gott der Wahrheit und der Wahrheit in jedem Wort, in jedem Werk und in eurer ganzen Gesinnung, denn die Wahrheit ist die Tochter Gottes. Sie ist ein fortwährendes Werk der Vervollkommnung für euch, so wie das Samenkorn zu seiner Vollendung heranwächst; es ist ein Wirken in der Stille, in Demut und Geduld. Seid versichert, daß Gott euer Ringen sieht und daß eine besiegte Selbstsucht, ein unterdrücktes und nicht ausgesprochenes grobes Wort, ein nicht geltend gemachter Anspruch von ihm eine größere Belohnung einbringt als die Vernichtung eines Feindes durch Waffen in der Schlacht. Das Himmelreich, das ihr einst besitzen werdet, wenn ihr als Gerechte lebt, baut man mit den kleinen täglichen Dingen: Mit Güte, Sittsamkeit, Geduld, mit Sichbegnügen mit dem, was man hat, mit gegenseitigem Verständnis und mit Liebe, Liebe, Liebe.

Seid gut und lebt in Frieden miteinander. Murr nicht und richtet nicht. Dann wird Gott mit euch sein. Ich gebe euch meinen Frieden als Segen und zum Dank für den Glauben, den ihr mir bezeugt.«

Dann wendet sich Jesus an die Frau und sagt: »Gott segne dich ganz besonders, denn du bist eine gerechte Frau und eine gerechte Mutter. Harre aus in der Tugend. Leb wohl, Benjamin! Liebe die Wahrheit immer mehr und gehorche deiner Mutter. Ich segne dich, deine Geschwisterchen und deine Mutter.«

Ein Mann kommt nach vorne. Ganz verlegen stottert er: »Ich bin ganz gerührt über das, was du von meiner Frau sagst ... Ich wußte nicht ... «

»Hast du denn keine Augen und keinen Verstand?«

»Doch, die habe ich.«

»Warum gebrauchst du sie nicht? Soll ich sie dir von den Nebeln befreien?«

»Du hast es bereits getan, Herr. Aber ich liebe sie, weißt du? Es ist nur, weil ... weil man sich daran gewöhnt ... und ... und ... «

»So glaubt man sich im Recht und mutet dem anderen zu viel zu, weil dieser gütiger ist als wir ... Tue es nicht mehr! Du bist bei deiner Arbeit ständig in Gefahr. Fürchte die Gewitter nicht, wenn Gott mit dir ist; aber wenn Ungerechtigkeit in dir ist, dann hast du Grund zur Angst. Hast du verstanden?«

»Mehr als du denkst. Aber ich will versuchen, dir zu gehorchen ... Ich wußte nicht ... «, und er blickt seine Frau an, als sähe er sie zum erstenmal.

Jesus segnet und geht auf das Sträßlein; dann nimmt er den Weg wieder auf, der in Richtung der Felder führt.

224 Jesus gebietet dem Sturm auf dem See

Welch innige Freude für mich war das heute!

Ich häkelte eben an der Spitze, die sie kennen und hörte Musik in Gesellschaft der Familienangehörigen. Ich war durch gewöhnliche Dinge abgelenkt, als mich plötzlich eine Schauung überkam. Dadurch veränderte sich mein Ausdruck, was zum Glück nur Paula bemerkte. Diese Freude blieb den ganzen Nachmittag bis zum Augenblick des gewohnten Kräftezusammenbruchs, der früher als sonst eintraf; denn wenn ich so „sehe“, dann habe ich einen größeren körperlichen Kräfteverbrauch, und besonders mein Herz wird dadurch stark beansprucht, was mich aber nicht bedrückt, denn es wird durch sehr viel seelische Freude ausgeglichen.

Nun, da alle schlafen, will ich über meine Freude berichten.

Ich habe das Evangelium des heutigen Tages gesehen. Gerade heute morgen beim Lesen desselben habe ich mir gesagt: »Das ist nun eine biblische Begebenheit, die ich nie zu sehen bekommen werde, da sie sich für eine Vision wenig eignet.« Doch als ich am wenigsten daran dachte, ist sie über mich gekommen, um mich mit Freude zu erfüllen. Hier folgt, was ich geschaut habe.

Ein Segelboot, nicht besonders groß, aber auch nicht gerade klein, ein Fischerboot, auf dem sich gut fünf bis sechs Personen bewegen können, durchfurcht die tiefblauen Wasser des Sees von Gennesaret.

Jesus schläft im Heck. Er ist wie üblich weiß gekleidet und hat das Haupt auf den linken Arm gelegt, der auf seinem blaugrauen, mehrfach zusammengefalteten Mantel ruht. Er liegt nicht, vielmehr sitzt er im hinteren Teil des Schiffes und lehnt sich an das Brett am äußersten Bootsende. Ich weiß nicht, wie die Schiffsleute es nennen. Er schläft still und friedlich, denn er ist müde.

Petrus ist am Steuer. Andreas kümmert sich um die Segel. Johannes und zwei andere – ich weiß nicht, wer sie sind – bringen die Netze und Taue im hinteren Teil des Schiffes in Ordnung, als wollten sie sich auf den Fischfang vorbereiten, der vielleicht bei Einbruch der Nacht beginnt. Ich würde sagen, daß der Tag sich neigt, denn die Sonne steht schon im Westen. Die Jünger haben ihre Mäntel abgelegt und alle ihre Kleider geschürzt und mit den Gürteln festgebunden, damit sie freier in ihren Bewegungen sind beim Hin- und Hergehen im Boot und beim Hantieren nicht durch Ruder, Bänke, Körbe und Netze behindert werden.

Ich sehe, daß der Himmel sich verdunkelt und die Sonne sich hinter plötzlich aufgezogenen Gewitterwolken verbirgt, die vom Gebirge her kommen. Der Wind, der im Augenblick noch nur in der Höhe weht, treibt die Wolken rasch dem See zu. Der See ist noch ruhig, wird jedoch dunkler und beginnt, sich an der Oberfläche zu kräuseln. Es sind noch keine Wellen, aber schon kleine Wellenbewegungen.

Petrus und Andreas beobachten Himmel und See und treffen alle Vorkehrungen, um an Land zu gehen. Doch der Wind bricht nun mit Macht über den See, und in wenigen Minuten wallt und schäumt alles; die Brecher überschlagen sich gegenseitig, krachen gegen das Boot, heben es hoch und senken es, so daß es sich nach allen Seiten neigt und weder Ruder noch Segel mehr gebraucht werden können. Wegen des Sturmes wird das Segel eingezogen.

Jesus schläft. Weder die schweren Schritte noch die aufgeregten Stimmen der Jünger, noch das Heulen des Windes, noch die Schläge der Wellen gegen die Bootsplanken wecken ihn. Seine Haare flattern im Winde, und manchmal trifft ihn auch ein Wasserspritzer, doch er schläft. Johannes eilt vom Bug zum Heck und deckt ihn mit seinem Mantel zu, den er aus einem Holzverschlag hervorgezogen hat.

Der Sturm wird immer heftiger. Der See ist nun schwarz, als sei Tinte hineingeschüttet worden, und der Schaum der Wellen zieht Streifen darüber. Wasser ergießt sich ins Boot, das der Wind immer weiter vom Ufer abtreibt. Die Jünger schwitzen vor Anstrengung, das Boot in die richtige Fahrtrichtung zu lenken und das eingedrungene Wasser auszuschöpfen. Doch alles ist vergebens. Sie waten fast bis zu den Knien im Wasser, und das Boot wird immer schwerer.

Petrus verliert die Ruhe und die Geduld. Er übergibt seinem Bruder das Ruder, geht schwankend zu Jesus hin und schüttelt ihn heftig. Jesus erwacht und hebt das Haupt.

»Rette uns, Meister, wir gehen zugrunde!« schreit Petrus. (Er muß schreien, damit man ihn hört.)

Jesus schaut seinen Jünger fest an, dann blickt er auf die anderen und auf das Wasser. »Glaubst du, daß ich euch retten kann?«

»Schnell, Meister«, schreit Petrus, während sich eine riesengroße Woge von der Mitte des Sees her rasch auf die armselige Barke zu bewegt. Es scheint eine Wasserhose zu sein, so hoch und schrecken-erregend ist sie.

Als die Jünger diesen Wasserberg herankommen sehen, knien sie nieder und klammern sich fest, wo und wie sie nur können; sie sind überzeugt, daß dies das Ende ist.

Jesus erhebt sich und steigt auf den Holzverschlag: eine weiße Gestalt vor dem Hintergrund des Unwetters. Er breitet die Arme gegen die Sturzwelle aus und gebietet dem Wind: »Halt ein und schweige«, und dem Wasser: »Beruhige dich. Ich will es!«

Die Sturzwelle fällt in sich zusammen, löst sich in Schaum auf und zerfließt ohne zu schaden, während der Wind mit einem letzten

Pfeifen in einem Seufzer verstummt. Über dem beruhigten See wird der Himmel wieder heiter, und in die Herzen der Jünger kehrt die Zuversicht zurück.

Die Majestät, die Jesus ausstrahlt, kann ich nicht beschreiben. Man muß sie gesehen haben, um sie begreifen zu können. Ich koste sie innerlich aus, denn sie ist mir immer noch gegenwärtig, und ich denke darüber nach, wie friedvoll doch der Schlaf Jesu und wie gewaltig seine Macht über Wind und Wellen war.

225 »Heimsuchungen dienen dazu, daß ihr euch eures eigenen Nichts bewußt werdet«

Jesus sagt dann:

»Ich erkläre dir das Evangelium nicht in dem Sinne, wie alle es auslegen. Ich erläutere dir die Vorgeschichte eines jeweiligen Abschnittes im Evangelium.

Warum schlief ich? Wußte ich vielleicht nicht, daß das Unwetter hereinbrechen würde? Doch, ich wußte es. Ich allein wußte es. Warum also schlief ich?

Die Apostel waren Menschen, Maria. Von gutem Willen beseelt, aber doch noch zu sehr Menschen. Der Mensch glaubt immer, alles zu können, und ist er einmal in etwas wirklich tüchtig, dann wird er selbstgefällig und brüstet sich mit seiner „Tüchtigkeit.“ Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes waren gute Fischer und glaubten sich unübertroffen im Umgang mit Booten. Ich war für sie ein großer Rabbi, aber als Seemann eine Null. Deshalb hielten sie mich für unfähig, ihnen zu helfen; und als wir ins Boot stiegen, um das Galiläische Meer zu überqueren, baten sie mich, sitzen zu bleiben, weil ich zu nichts anderem zu gebrauchen war. Ein weiterer Grund war aber auch ihre Zuneigung, denn sie wollten mir keine körperlichen Anstrengungen zumuten. Doch die Überzeugung von ihrer Tüchtigkeit übertraf sogar die Zuneigung.

Maria, ich dränge mich nur in außergewöhnlichen Fällen auf. Im

allgemeinen lasse ich euch die Freiheit und warte. An jenem Tage setzte ich mich zum Schlafen hin, da ich müde war und sie mich aufgefordert hatten, mich auszuruhen und sie allein machen zu lassen, da sie ja so erfahren waren. In meinem Schlaf mischte sich auch die Feststellung, wie sehr der Mensch doch Mensch ist und eigenständig handeln will, ohne darauf zu achten, daß Gott nichts anderes möchte als helfen. Ich sah in diesen „geistig Tauben“, in diesen „geistig Blinden“, alle Tauben und Blinden im Geiste, die sich im Laufe der Jahrhunderte zugrunde richten werden, weil sie „selber tun wollen“, während ich mich über ihre Erbärmlichkeit neige und nur darauf warte, zu Hilfe gerufen zu werden.

Als Petrus rief: „Rette uns!“ fiel meine Bitterkeit von mir wie ein Stein, den man fallen läßt. Ich bin nicht „Mensch“, ich bin der Gottmensch. Ich handle nicht, wie ihr handelt. Wenn jemand euren Rat und eure Hilfe ausgeschlagen hat und ihr diesen Menschen in Schwierigkeiten seht, selbst wenn ihr nicht so schlecht seid, Schadenfreude zu empfinden, so steht ihr doch mit stolzer Ablehnung und Gleichgültigkeit seinem Hilferuf gegenüber. Mit eurem Verhalten gebt ihr ihm zu verstehen: „Als ich dir helfen wollte, hast du mich abgelehnt. Nun hilf dir selbst.“ Aber ich bin Jesus. Ich bin der Retter, und ich rette, Maria, immer rette ich, sobald man mich ruft.

Die armen Menschen könnten einwenden: „Warum erlaubst du dann so vielen einzelnen und vereinten Stürmen, sich zu bilden?“ Wenn ich mit meiner Macht das Böse – was es auch sein mag – zerstören würde, dann würdet ihr euch schließlich für die *Urheber* des Guten halten, das in Wirklichkeit mein Geschenk ist, und ihr würdet euch nicht mehr meiner erinnern. Überhaupt nicht mehr! Ihr armen Kinder habt das Leid nötig, um euch zu erinnern, daß ihr einen Vater habt, so wie der verlorene Sohn sich seines Vaters erinnerte, als er Hunger litt.

Heimsuchungen dienen dazu, euch von eurer Nichtigkeit, eurer Torheit als Ursache so vieler Irrtümer zu überzeugen, von eurer Bosheit als Ursache von so viel Leid und Schmerz, von euren Sünden

als Ursache von Strafen, die ihr selber heraufbeschwört, und schließlich von meiner Existenz, meiner Macht und meiner Güte. Das ist es, was das heutige Evangelium euch sagen will, „euer“ Evangelium für die gegenwärtige Stunde, ihr armen Kinder.

Ruft mich an. Jesus schläft nur, wenn er betrübt sehen muß, daß er von euch nicht geliebt wird. Ruft mich, und ich werde kommen.«

226 Die besessenen Gerasener

Jesus bittet Petrus, bei Hippo anzulegen, nachdem sie den See, von Nordwesten kommend, überquert haben. Petrus gehorcht ohne Widerrede und lenkt das Boot bis zur Mündung eines kleinen Baches, den der Frühjahrsregen und das kürzliche Gewitter haben anschwellen lassen und der in einer felsigen Bucht in den See mündet. Übrigens ist die ganze Küste auf dieser Seite felsig. Die Schiffsjungen befestigen die Boote – in jedem Boot ist ein Junge – und erhalten Anweisung, für die Rückkehr nach Kafarnaum bis zum Abend zu warten.

»Wenn euch jemand fragt, so seid ihr hier zum Fischen«, rät Petrus. »Wenn sich jemand erkundigt, wo der Meister ist, dann antwortet bestimmt: „Ich weiß es nicht“, und wenn jemand wissen will, in welche Richtung er gegangen ist, dann gebt dieselbe Antwort. Es entspricht ja auch der Wahrheit, denn ihr wißt es nicht.«

Sie trennen sich, und Jesus schlägt einen steilen Bergpfad ein, der am Felsenriff emporsteigt. Die Jünger folgen ihm auf diesem beschwerlichen Wege bis zum höchsten Punkt der Klippe, wo diese in eine Hochebene mit vielen Eichen ausläuft, unter denen zahlreiche Schweine weiden.

»Stinktierre!« ruft Bartholomäus aus. »Sie hindern uns am Weitergehen ... «

»Nein, sie hindern uns nicht. Es hat Platz für alle«, antwortet Jesus ruhig.

Im übrigen bemühen sich die Schweinehirten, als sie die Israeliten

sehen, die Tiere unter die Eichen zusammenzutreiben, so daß der Pfad frei wird. Die Apostel gehen, Grimassen schneidend und dem Kot der Tiere ausweichend, an den wühlenden Schweinen vorbei, die schon fett sind und noch fetter werden wollen.

Jesus ist, ohne große Anstalten zu machen, weitergegangen und sagt den Schweinehirten: »Gott vergelte euch eure Freundlichkeit.«

Die Hüter, arme Leute, nicht viel weniger schmutzig als die Schweine, dafür aber unendlich magerer, sehen ihn erstaunt an und tuscheln dann miteinander. Einer sagt: »Aber ist er nicht ein Israelit?« Worauf die anderen antworten: »Siehst du nicht, daß er Fransen am Gewand hat?«

Die Apostel vereinigen sich wieder zu einer Gruppe, da sie nun zusammen auf einem breiteren Weg gehen können.

Der Ausblick ist wunderschön. Da sie sich hoch über dem See befinden, können sie den ganzen Wasserspiegel mit den an den Ufern liegenden Ortschaften überblicken. Tiberias mit seinen schönen Bauten liegt genau gegenüber der Stelle, an der sich die Apostel befinden. Gleich unter ihnen, am Fuße des Basaltriffs, gleicht der schmale Strand einem grünen Kissen, während sich am anderen Ufer, zwischen Tiberias und der Mündung des Jordan, eine ziemlich weite, moorige Ebene erstreckt. Sie ist sehr dicht bewachsen mit Kräutern und Büschen, wie man sie an Sümpfen finden kann, und belebt von Scharen von in allen Farben glitzernden, wie mit Edelsteinen geschmückten Wasservögeln, was dem Ort das Aussehen eines Gartens verleiht. Die Vögel erheben sich aus dem dichten Gras und Schilf, fliegen über den See, stürzen in die Tiefe, um im Wasser einen Fisch zu schnappen, dann schwingen sie sich wieder empor, mit von der Nässe noch farbenprächtigerem Gefieder, und kehren zur blühenden Ebene zurück, auf der der Wind die Farben scherzhaft durcheinanderweht . . . Hier hingegen sind Wälder mit sehr hohen Eichen und weichem, smaragdgrünem Gras darunter. Jenseits dieses Waldes steigt der Berg wieder an und bildet einen felsigen, steil abfallenden Gipfel, auf dessen Vorsprüngen man Häuser erbaut hat.

Mir scheint, daß der Berg mit dem Mauerwerk ein Ganzes bildet und seine Höhlen als Wohnstätten dienen, so daß der Ort ein Mithildung zwischen einer Siedlung von Höhlenbewohnern und einem gewöhnlichen Dorf darstellt.

Charakteristisch ist der terrassenförmige Anstieg, bei dem die Hausdächer der unteren Terrassen das Niveau des ebenerdigen Eingangs zu den darüberliegenden Häusern bilden. Seitlich, wo der Berg zu steil ist für irgendwelche Bauten, befinden sich tiefe Höhlen und Spalten und in den Felsen gehauene Treppen. Bei starken Regenfällen müssen diese Spalten und Treppen zu reißenden Bächen werden. Gestein jeglicher Art, das die niederstürzenden Fluten zu Tal gerissen haben, bildet den ungeordneten Unterbau dieses zerklüfteten, wilden, kleinen Berges, der bucklig und aufdringlich wie ein Krautjunker um jeden Preis beachtet werden will.

»Ist das dort nicht Gamala?« fragt der Zelote.

»Ja, es ist Gamala. Kennst du es?« fragt Jesus.

»Ich flüchtete einmal hierher in einer Nacht, die nun schon lange zurückliegt. Hier brach der Aussatz aus, und ich verließ den Ort der Absonderung nicht mehr.«

»Bis hierher wurdest du verfolgt?« fragt Petrus.

»Ich kam von Syrien, wohin ich schutzsuchend geflohen war. Doch man entdeckte mich dort, und nur die Flucht in diese Gegend bewahrte mich vor der Festnahme. Danach drang ich immer weiter in den Süden vor, bis zur Wüste von Tekoa, und von dort – aussätzig – bis zum Tal der Toten. Der Aussatz rettete mich vor den Feinden ... «

»In diesem Tal waren wohl alle Heiden?« fragt Judas Iskariot.

»Fast alle. Es gibt wenige Juden, die Handel treiben, und sonst ein Gemisch von religiösen Bekenntnissen und Ungläubigen. Sie waren jedoch mit mir, dem Flüchtling, nicht ungut.«

»Ein Platz für Banditen! Mit all diesen Schluchten!« rufen mehrere gleichzeitig aus.

»Ja, aber glaubt mir, Banditen gibt es mehr auf der anderen Seite«,

sagt Johannes, der immer noch beeindruckt ist von der Gefangennahme des Täufers.

»Andererseits gibt es auch Räuber unter denen, die als Gerechte gelten«, fügt sein Bruder hinzu.

Jesus ergreift das Wort: »Trotzdem werden wir ohne Abscheu an sie herantreten, auch wenn ihr eure Gesichter verzogen habt, als ihr an den Tieren vorbeigehen müßtet.«

»Sie sind unrein . . . «

»Der Sünder ist es weit mehr. Diese Tiere sind so erschaffen worden; und es ist nicht ihre Schuld, daß sie sind, wie sie sind. Der Mensch hingegen ist dafür verantwortlich, wenn er durch die Sünde unrein ist.«

»Aber warum hat man sie uns dann als unrein bezeichnet?« fragt Philippus.

»Ich habe es schon einmal angedeutet. Diese Anordnung hat einen übernatürlichen und einen natürlichen Grund. Der erste ist dieser: das auserwählte Volk zu lehren, sich seine Auserwählung und seine menschliche Würde vor Augen zu halten, sogar bei einer so gewöhnlichen Beschäftigung wie dem Essen. Der Wilde ernährt sich von allem, wenn er nur seinen Bauch füllen kann. Auch der heidnische Mensch, selbst wenn er kein Wilder ist, ißt alles und überlegt nicht, daß allzuvieles Essen im Menschen erniedrigende Laster und Neigungen entfacht. Die Heiden ergeben sich sogar der Völlerei und machen daraus beinahe eine Religion. Die Gebildeteren unter euch haben von jenen obszönen Festen zu Ehren ihrer Götter gehört, die zu Orgien der Sinnenlust ausarten. Ein Kind des Volkes Gottes muß sich zu enthalten wissen und sich im Gehorsam und in der Weisheit vervollkommen, indem es seinen Ursprung und sein Ziel vor Augen behält, nämlich Gott und den Himmel.

Der natürliche Grund läßt uns die Speisen meiden, die im Menschen entwürdigende Leidenschaften entfachen. Die Liebe, auch die fleischliche, ist ihm nicht verwehrt, doch muß sie stets mit der Frische der zum Himmel strebenden Seele gemäßigt werden. Liebe soll

also nicht Sinnenlust, sondern ein Gefühl von Zuneigung sein, die den Mann an seine Gefährtin bindet, in der er den Menschen seinesgleichen sieht und nicht das Weib. Die armen Tiere aber haben keine Schuld, weder daran, daß sie Schweine sind, noch daran, daß ihr Fleisch auf die Dauer gewisse Auswirkungen im Blut hervorrufen kann. Und noch weniger schuldig sind die Hüter dieser Tiere. Wenn sie ehrlich sind, was ist dann im anderen Leben für ein Unterschied zwischen ihnen und einem Schriftgelehrten, der sich über Bücher neigt und aus ihnen leider das Gutsein nicht lernt? In Wahrheit sage ich euch, wir werden einst Schweinehirten unter den Gerechten und Schriftgelehrte unter den Ungerechten finden. Aber was ist das für ein Getöse?«

Sie drücken sich alle an die Felswand, denn Steine und Erdschollen kommen von oben angerollt. Erstaunt schauen sie sich an.

»Schaut! Schaut! Schaut dort! Zwei ... ganz Nackte ... kommen gestikulierend auf uns zu. Verrückte ... «

»Oder Besessene«, entgegnet Jesus Judas Iskariot, der als erster die beiden Besessenen auf Jesus zukommen sah.

Sie leben wohl in einer Höhle des Berges. Sie schreien, und der eine, der rascher läuft, eilt auf Jesus zu. Er gleicht einem eigenartigen Vogel, dem die Federn ausgerupft worden sind, wie er so schnell daherkommt und seine Arme bewegt, als wären es Flügel. Er wirft sich schreiend vor Jesus nieder »Bist du da, Herr der Welt? Was habe ich mit dir zu schaffen, Jesus, Sohn des Allerhöchsten? Ist denn die Stunde unserer Strafe schon gekommen? Warum bist du gekommen, uns vor der Zeit zu quälen?« Der andere Besessene, sei es, daß ihm die Zunge gebunden ist, sei es, daß der Dämon in ihm eine gewisse Stumpfsinnigkeit bewirkt, wirft sich nieder und weint leise, den Kopf zur Erde geneigt. Dann setzt er sich, spielt träge mit Steinen und seinen nackten Füßen. Der Dämon fährt fort, durch den Mund des ersten zu sprechen, der sich in einem Anfall von Angst mit schrecklichen Verrenkungen am Boden wälzt. Man hat den Eindruck, daß er seiner Wut freien Lauf lassen möchte, sich aber von

der Macht Jesu gleichzeitig angezogen und abgestoßen fühlt, jedoch nichts anderes tun kann als anbeten. Er brüllt: »Ich beschwöre dich im Namen Gottes, höre auf, mich zu quälen. Laß mich gehen!«

»Ja, aber erst, wenn du diese Menschen verlassen hast. Unreiner Geist, fahre aus ihnen aus und bekenne deinen Namen!«

»Legion ist mein Name, weil wir viele sind. Diese beiden sind seit Jahren in unserer Gewalt, und durch sie sprengen wir Ketten und Fesseln, und keine menschliche Kraft kann sie bändigen. Schrecken aller sind sie durch uns, und wir bedienen uns ihrer, um dich zu lästern. An ihnen rächen wir uns für den Fluch, den du über uns gesprochen hast. Wir erniedrigen den Menschen unter das wilde Tier, um dich zu verhöhnen, und es gibt keinen Wolf, Schakal oder Geier, keinen Vampir und keine Hyäne, die denen gleichkämen, die wir beherrschen. Verjage uns nicht, die Hölle ist zu schrecklich! . . . «

»Fahret aus! Im Namen Jesu, fahret aus!« Die Stimme Jesu gleicht dem Grollen des Donners, und seine Augen funkeln.

»Laß uns wenigstens in die Schweineherde fahren, der du begegnet bist!«

»Geht!«

Mit einem bestialischen Geschrei verlassen die Dämonen die beiden Unglücklichen, und, inmitten eines plötzlich aufkommenden Wirbelsturmes, der die Eichen schüttelt als wären sie Grashalme, stürzen sie sich auf die zahlreichen Schweine, die in ein wahrlich dämonisches Gegrünze ausbrechen und wie besessen zwischen den Eichen herumzurasen beginnen. Sie stoßen sich gegenseitig, verwunden und beißen sich, gelangen schließlich an den Rand des Abgrunds und stürzen sich ins Wasser des unten liegenden Sees, der ihnen als einziger Zufluchtsort übrigbleibt. Während die Schweinehirten bestürzt und verzweifelt schreien in ihrem Schrecken, plumpsen Hunderte von Schweinen in das stille Gewässer und bringen es zum Aufwallen und Schäumen. Die Tiere gehen erst unter, dann kommen ihre dicken Wänze oder spitzen Köpfe mit den entsetzten Augen wieder an die Oberfläche, und schließlich ertrinken sie.

Die Hirten eilen schreiend in die Stadt. Die Apostel, die zum Schauplatz des Unglücks gegangen waren, kehren zurück und sagen: »Kein einziges Tier hat sich retten können. Du hast den Hirten einen schlechten Dienst erwiesen.«

Jesus antwortet ruhig: »Es ist besser, daß zweitausend Schweine zugrundegehen, als ein einziger Mensch. Gebt diesen hier Kleider. So können sie nicht bleiben.«

Der Zelote öffnet eine Tasche und gibt eines seiner Gewänder. Thomas gibt das andere. Beide sind noch ganz benommen, als wären sie aus einem schweren Schlaf voller Alpträume erwacht.

»Gebt ihnen zu essen, damit sie wieder wie Menschen zu leben beginnen.«

Während die beiden Brot und Oliven essen, die man ihnen gegeben hat, und aus der Flasche des Petrus trinken, beobachtet sie Jesus.

Schließlich fangen sie an zu sprechen: »Wer bist du denn?« fragt der eine.

»Jesus von Nazaret.«

»Wir kennen dich nicht«, sagt der andere.

»Eure Seele hat mich erkannt. Steht nun auf und geht nach Hause.«

»Ich glaube, wir haben viel gelitten, aber ich kann mich nicht gut erinnern. Wer ist dieser?« fragt der, durch den die Dämonen gesprochen haben, und zeigt dabei auf seinen Kameraden.

»Ich weiß es nicht. Er war mit dir.«

»Wer bist du, warum bist du hier?« fragt er den Gefährten.

Dieser, der wie stumm war und auch jetzt noch der trägere ist, sagt: »Ich bin Demetrius. Ist hier Sidon?«

»Sidon liegt am Meer, Mann. Du bist hier am See von Galiläa.«

»Warum bin ich denn hier?«

Keiner kann darauf eine Antwort geben. Menschen kommen herbei, gefolgt von den Hirten. Sie scheinen verängstigt und neugierig. Als sie nun die beiden angekleidet und ruhig dastehen sehen, wächst ihr Erstaunen.

»Dieser ist Markus des Joschija! ... Der andere ist der Sohn des heidnischen Händlers! ... «

»Und das hier ist der, der sie geheilt hat und durch den die Tiere, von den Dämonen besessen, in den Tod gerast sind«, sagen die Schweinehirten.

»Herr, du bist mächtig, wir erkennen es an. Doch zu viel Schaden hast du uns zugefügt. Einen Schaden von vielen Talenten. Geh fort, wir bitten dich, damit deine Macht nicht noch den Berg in den See stürze. Geh fort! ... «

»Ich gehe, ich dränge mich niemandem auf.« Jesus geht, ohne weitere Worte zu verlieren, auf dem Weg zurück, auf dem er gekommen ist. Die Apostel und der zuvor Besessene, der gesprochen hatte, folgen ihm. In einiger Entfernung folgen auch viele der Bewohner des Ortes, um zu sehen, ob Jesus wirklich fortgeht.

Sie steigen den steilen Pfad hinab und gelangen zur Mündung des kleinen Flusses, wo ihre Boote liegen. Die Leute bleiben am Abhang stehen und beobachten ihn. Der Befreite geht Jesus nach.

Die Bootsjungen, die bei den Barken zurückgeblieben waren, sind entsetzt. Sie haben gesehen, wie die Schweine in den See stürzten, und betrachten immer noch die Kadaver, die mit den aufgeblähten Bäuchen immer zahlreicher an die Wasseroberfläche kommen und deren Füße wie vier in eine fette Blase eingerammte Stecken in die Höhe ragen.

»Was ist geschehen?«, wollen sie wissen.

»Wir werden es euch sagen. Nun macht schnell die Boote los, wir wollen gehen ... Wohin, Herr?« fragt Petrus.

»Zur Bucht von Tarichäa.«

Der Mann, der ihnen gefolgt ist, bittet, als er sie die Boote besteigen sieht: »Nimm mich mit, Herr!«

»Nein, geh nach Hause. Die Deinen haben ein Recht auf dich. Erzähle ihnen, was der Herr Großes an dir getan hat und wie er sich deiner erbarmt hat. Die Menschen dieser Gegend müssen zu Gott finden. Entzünde in ihnen die Flamme des Glaubens aus Dankbarkeit gegen den Herrn. Geh, leb wohl!«

»Stärke mich wenigstens mit deinem Segen, damit der Dämon mich nicht wieder befällt.«

»Fürchte dich nicht! Wenn du nicht willst, kehrt er nicht mehr zurück. Aber ich segne dich. Geh in Frieden!«

Die Boote stoßen vom Ufer ab und nehmen die Fahrt in Richtung Westen auf. Erst jetzt, während die Boote das Wasser zwischen den Schweinekadavern durchfurchen, ziehen sich auch die Bewohner der Stadt, die den Herrn nicht bei sich haben wollten, vom Abhang zurück und gehen ihres Weges.

227 Von Tarichäa zum Tabor • Die zweite Osterreise beginnt

Jesus verabschiedet sich von den Schiffsjungen und sagt: »Ich werde nicht zurückkommen.« Dann schlägt er, von den Seinen gefolgt, einen Weg durch die Gegend ein, die vom gegenüberliegenden Ufer aus so üppig bewachsen zu sein schien und zu einem Berge führt, der sich gegen Süd-Westen erhebt.

Die Apostel sind wenig begeistert von dem Weg durch diese schöne, aber wilde Gegend voller Sumpfbinsen, die sich an die Füße heften; dem Schilfrohr, das einen leichten Tauregen auf die Häupter rieseln läßt, der von den spitzen Blättern zurückgehalten worden war; den Schilfkolben, die hart und ausgetrocknet ins Gesicht schlagen; den feinen Weidenruten, die von allen Seiten herabhängen und ein Kitzeln verursachen; den trügerischen Stellen, die mit ihrem schönen, grünen Gras festen Boden vortäuschen, jedoch Wasserpfützen verbergen, in denen der Fuß einsinkt; die Pflanzen sind hoch und verdecken den Grund, auf dem sie gedeihen. So gehen sie schweigend dahin und wechseln statt der Worte nur vielsagende Blicke.

Jesus aber scheint Freude zu haben an der grünen Landschaft mit ihren tausend Farben, an den kriechenden, aufrechtstehenden und emporrankenden Pflanzen und Blumen, die zarte Girlanden mit malvenfarbigen Tupfen bilden; an dem blauen Teppich der Vergißmeinnichtblüten; an den weißen, rosa oder blauen Blüten, die zwischen

den breiten Blättern der Seerosen ihre vollendeten Kelche öffnen. Jesus bewundert die Fächer des Schilfes, die so seidig und wie mit Perlen bedeckt schillern, und er beugt sich selig, um die Wiesenfuchsschwänze zu bewundern, die einen smaragdgrünen Schleier über das Wasser breiten. Jesus verweilt verzückt vor den Nestern, an denen die Vögel bauen, fröhlich zwitschernd und behende hin- und herfliegend, um Gräser, Werg vom Schilfrohr und Wollflocken, die die Hecken den an ihnen dicht vorbeiziehenden Schafen ausgezupft haben, herbeizuschaffen. Jesus scheint der glücklichste Mensch auf Erden zu sein. Wo ist die Welt mit ihrer Bosheit, ihrer Falschheit, ihrem Kummer und ihren Gemeinheiten? Die Welt ist jenseits der grünen blühenden Oase, wo alles duftet, schimmert, lacht und singt. Hier ist die vom Vater erschaffene, vom Menschen noch nicht entweihte Erde, und hier kann man den Menschen vergessen.

Jesus möchte seine selige Freude den anderen mitteilen, doch er findet keinen geeigneten Boden dafür. Die Herzen sind müde und verbittert über all das viele Übelwollen, und sie lassen ihren Unmut an allem aus, auch am Meister, durch eine stumme Verschlussheit, die der Schwüle vor einem Gewitter gleicht. Nur der Vetter Jakobus, der Zelote und Johannes zeigen Interesse für das, was Jesus beglückt. Die anderen jedoch sind abwesend, wenn nicht gar ablehnend. Sie schweigen, vielleicht um nicht zu murren. Aber innerlich reden sie, wahrscheinlich zu viel.

Ein lebhafter Ausruf der Bewunderung vor dem lebendigen Schmuckstück eines daherfliegenden Vogels, der dem brütenden Weibchen ein kleines, silbernes Fischlein in den Schnabel steckt, wobei sich viele kleine Schnäbel öffnen.

Jesus sagt: »Kann es etwas Anmutigeres geben?«

Petrus antwortet: »Etwas Anmutigeres vielleicht nicht ... aber ich kann dir nur sagen, daß das Fischerboot angenehmer ist. Hier ist man zwar auch im Nassen, doch umso ungemütlicher ... «

»Ich würde die Karawanenstraße diesem ... Garten, wenn du das hier so nennen willst, vorziehen und stimme Simon voll zu«, sagt Judas Iskariot.

»Ihr habt die Karawanenstraße ja nicht nehmen wollen«, antwortet Jesus.

»Ach ja, das ist wahr ... Aber ich hätte den Gerasenern nicht einfach so nachgegeben. Ich wäre drüben weitergegangen und hätte drüben den Weg nach Gadara, Pella und weiter aufwärts eingeschlagen«, brummt Bartholomäus.

Sein guter Freund Philippus beschließt: »Die Straßen sind für alle da, daher hätten auch wir sie begehen können.«

»Freunde, Freunde! Ich bin sehr betrübt, ich bin es leid ... Vermehrt nicht noch meinen Schmerz durch eure Engherzigkeit. Laßt mich doch ein wenig Erholung in den Dingen suchen, die keinen Haß kennen ... «

Die so liebevolle Rüge Jesu in seiner Traurigkeit berührt die Apostel.

»Du hast recht, Meister! Wir sind deiner nicht würdig! Verzeih unsere Torheit. Du siehst das Schöne, weil du heilig bist und mit den Augen des Herzens schaust. Wir Allzumenschlichen spüren nur das Menschliche ... Doch achte nicht darauf. Glaube mir, selbst wenn wir in einem Paradiese wären, ohne dich wären wir traurig. Aber mit dir ... ist alles schön für das Herz. Nur die Glieder wollen nicht«, murmeln einige.

»Bald werden wir hier herauskommen und ein angenehmeres Gelände finden, wenn es auch nicht so frisch sein wird«, verspricht Jesus.

»Wohin gehen wir denn eigentlich genau?« fragt Petrus.

»Wir wollen jenen, die leiden, Ostern bringen. Ich wollte dies schon lange tun, aber es war mir nicht möglich. Ich hätte es bei unserer Rückkehr nach Galiläa getan. Nun, da wir gezwungen sind, andere als die von uns geplanten Wege zu gehen, werde ich die armen Freunde des Jona aufsuchen und sie segnen.«

»Aber so werden wir Zeit verlieren. Ostern ist nahe. Immer wieder gibt es Verzögerungen aus verschiedenen Gründen.« Ein weiterer Chor von Klagen steigt zum Himmel. Ich verstehe nicht, wie Jesus so viel Geduld aufbringen kann ...

Er sagt, ohne jemanden zu rügen: »Ich bitte euch, hindert mich nicht daran. Habt Verständnis für mein Bedürfnis zu lieben und geliebt zu werden. Ich habe auf dieser Erde nur einen Trost: die Liebe und die Erfüllung des Willens Gottes.«

»Bleiben wir auf diesen Wegen? Wäre es nicht schöner, über Nazaret zu gehen?«

»Hätte ich euch diesen Vorschlag gemacht, ihr hättet euch dagegen gewehrt. Niemand vermutet mich in dieser Gegend ... und ich tue es ja nur euretwegen ... da ihr Angst habt.«

»Angst? Aber nein! Wir sind bereit, für dich zu kämpfen.«

»Bittet den Herrn, daß er euch nicht auf die Probe stellt. Ich kenne euch als selbstüchtig, nachtragend, gewillt, jeden zu beleidigen, der mich beleidigt, und den Nächsten zu kränken. All das weiß ich; daß ihr aber mutig seid, weiß ich nicht. Ich, für mich, wäre auch allein auf dem gewohnten Weg gegangen, und es wäre mir nichts zugestoßen, denn die Stunde ist noch nicht gekommen. Aber ich habe Mitleid mit euch und will der Bitte meiner Mutter nachkommen und, ja, auch das: Ich will den Pharisäer Simon nicht verärgern. Ich werde sie nicht ärgern, aber sie werden mir zum Ärgernis werden.«

»Wohin kommen wir auf diesem Weg? Ich kenne mich in dieser Gegend nicht aus«, sagt Thomas.

»Wir werden zum Tabor kommen, eine Weile seinem Fuße entlanggehen und dann an En-Dor vorüber nach Naïn gelangen; und von dort begeben wir uns in die Ebene von Jesreel. Fürchtet euch nicht ... Doras, der Sohn des Doras, und Johanan sind bereits in Jerusalem.«

»Oh, das wird schön sein! Man sagt, daß man auf dem Gipfel, an einer bestimmten Stelle, das Große Meer, das Meer von Rom, sehen kann. Ich würde mich sehr darüber freuen! Führst du uns dahin, wo man es sieht?« Johannes bittet und blickt mit seinem guten Jungengesicht Jesus an.

»Warum möchtest du es so gerne sehen?« fragt Jesus und liebkost ihn.

»Ich weiß es nicht ... Vielleicht weil es so groß ist und man kein

Ende sieht. Es läßt mich an Gott denken. Als wir im Libanon waren, habe ich das Meer zum ersten Mal gesehen; denn vorher war ich nur am Jordan und auf unserem kleinen Galiläischen Meer ... und ich habe voll Ergriffenheit geweint! So weit man sieht alles blau, alles Meer! Und es fließt nie über! Das ist doch etwas wundervolles! Und die Gestirne, die Lichtbahnen auf das Meer malen ... Oh, lacht mich doch nicht aus! Ich betrachtete den goldenen Streifen der Sonne im Meer, bis ich geblendet wurde, den silbernen des Mondes, bis mir nur noch ein reines Licht in den Augen blieb, und ich sah, wie sich diese Bahnen in unendlichen Fernen verloren. Sie sprachen zu mir und sagten: „Gott ist in jener unendlichen Ferne, und das sind die Wege zu ihm, die Wege glühender Liebe und Reinheit, denen die Seele folgen muß, um zu Gott zu gelangen. Komm! Tauche ein ins Unendliche, und diesen beiden Wegen folgend wirst du die Unendlichkeit finden.“«

»Du bist ein Dichter, Johannes«, sagt Judas Thaddäus bewundernd.

»Ich weiß nicht, ob das Dichtung ist. Ich weiß nur, daß es mir das Herz entflammt!«

»Aber das Meer hast du auch in Cäsarea und in Ptolemaïs gesehen, und ganz aus der Nähe. Wir waren am Ufer. Ich sehe nicht ein, weshalb wir einen solch weiten Weg zurücklegen sollen, um wieder Meerwasser zu sehen. Im Grunde genommen ... sind wir ja am Wasser geboren«, bemerkt Jakobus des Zebedäus.

»Leider sind wir auch jetzt im Wasser!« ruft Petrus aus, der einen Augenblick nicht auf den Weg geachtet hat, da er Johannes zuhörte, und in einem Tümpel gelandet und ganz naß geworden ist ... Alle lachen, Petrus selbst am meisten.

Doch Johannes antwortet: »Das ist wahr. Aber von der Höhe ist es viel schöner. Man kann mehr und viel weiter sehen. Man hat erhabeneren und umfassenderen Gedanken ... Man wünscht ... Man träumt ...«, und wirklich, Johannes träumt schon. Er schaut vor sich hin und lächelt in seinem Traum ... Er gleicht einer vom Tau

benetzten Rose, denn die glatte, helle Haut des blonden Jünglings überzieht sich mit samtiger Rosigkeit, und der leichte Schweiß läßt sie einer Rose noch ähnlicher werden.

»Was wünschest du dir? Von was träumst du?« fragt Jesus seinen Lieblingsjünger und gleicht dabei einem Vater, der sein liebes Söhnchen, das in einem süßen Traum spricht, zärtlich befragt. Er redet ganz behutsam zur Seele des Johannes, um ihn nicht aus dem Traum zu reißen ...

»Ich möchte auf jenem unendlichen Meer ... in andere Länder ziehen, jenseits davon ... Ich möchte hingehen, um von dir zu sprechen ... Ich träume ... träume von einer Reise nach Rom, nach Griechenland, an Orte, die in der Dunkelheit sind, um ihnen das Licht zu bringen, ... damit die in der Finsternis Lebenden zu dir finden und in Vereinigung mit dir, dem Licht der Welt, leben. Ich träume von einer besseren Welt ... besser durch die Kenntnis von dir, die ich ihr bringe, und durch die Liebe, die sie Güte, Reinheit und Heldentum erlangen läßt; einer Welt, in der man sich in deinem Namen liebt, die über dem Haß, der Sünde, dem Fleische, dem Laster des Geizes und dem Gold steht; die deinen Namen und den Glauben an dich und deine Lehre über alles erhebt ... Ich träume davon, daß ich mit diesen meinen Brüdern auf dem Meer Gottes dahinziehe, in den Bahnen des Lichtes, um dich den Menschen zu bringen ... wie einst deine Mutter dich uns vom Himmel gebracht hat ... Ich träume ... ich träume, das Kind zu sein, das auch in allen Mühsalen freudvoll bleibt, weil es nichts anderes kennt als die Liebe ... , das singt, um die Erwachsenen zu trösten, die zu viel grübeln; und das mit einem Lächeln vorwärtsschreitet, dem Tod, der Herrlichkeit entgegen, mit der Demut, die nicht weiß, was sie tut, die nur weiß, daß sie zu dir, der Liebe, geht ... «

Die Apostel haben nicht zu atmen gewagt während dieses Bekenntnisses voll innerer Glut ... Sie sind stehengeblieben und haben den Jüngsten betrachtet, dessen gesenkte Augenlider, einem verhüllenden Schleier gleich, seine aufflammenden Gefühle verbergen soll-

ten. Sie betrachten Jesus, der in seiner Freude, sich in seinem Jünger so völlig wiederzufinden, wie verklärt scheint . . .

Als Johannes schweigt, etwas gebeugt stehenbleibt und an die Anmut der demütigen Jungfrau Maria bei der Verkündigung in Nazaret erinnert, küßt ihn Jesus auf die Stirn und sagt: »Wir werden gehen, das Meer zu sehen, um dich noch einmal von der Ankunft meines Reiches in der Welt träumen zu lassen.«

»Herr . . . du hast gesagt, daß wir nachher nach En-Dor gehen. Stelle nun auch mich zufrieden . . . damit ich das Bittere vergesse, das mir der Knabe mit seinem Urteil angetan hat . . . « sagt Judas Iskariot.

»Oh, denkst du immer noch daran?« fragt Jesus.

»Immer. Ich fühle mich in deinen Augen und in den Augen der Gefährten herabgesetzt. Ich stelle mir eure Gedanken vor . . . «

»Was zermarterst du dir für ein Nichts das Gehirn! Ich dachte nicht mehr an diese Kleinigkeit, und die anderen sicher auch nicht. Du erinnerst uns daran . . . Du bist wie ein Knabe, der nur an Zärtlichkeiten gewöhnt ist, und das Gerede eines Kindes kam dir wie das Urteil eines Richters vor. Aber nicht dieses Urteil mußt du fürchten, sondern deine Taten und das Urteil Gottes. Doch damit du dich davon überzeugst, daß du mir noch genauso lieb bist wie zuvor und wie immer, sage ich dir, daß ich dich zufriedenstellen werde. Was willst du in En-Dor sehen? Es ist ein armseliger Ort inmitten von Felsen . . . «

»Führe mich hin . . . und ich werde es dir sagen.«

»Also gut. Aber sieh zu, daß es dir nachher nicht leid tut . . . «

»Wenn es diesem hier nicht schadet, das Meer zu sehen, so kann es mir nicht schaden, En-Dor zu sehen.«

»Zu sehen . . . Nein! Aber der Wunsch nach dem, was man bei dieser Besichtigung zu sehen verlangt, kann schädlich sein. Doch wir werden hingehen . . . «

Sie gehen wieder weiter auf dem Weg zum Tabor, der in seiner ganzen Größe immer näher rückt, während der Boden die typischen

Merkmale des Moors verliert. Das Erdreich wird fester und die Vegetation karger. Höhere Pflanzen und Waldrebenbüsche grüßen schon mit neuen Trieben und frühen Blüten.

228 In En-Dor • In der Grotte der Wahrsagerin • Bekehrung von Felix, der hierauf Johannes genannt wird

Sie haben den Tabor bestiegen und ihn schon hinter sich gelassen. Die Gruppe geht nun durch ein Tal zwischen diesem Berg und einem anderen. Das Gespräch dreht sich um die Besteigung des Berges, an der alle teilgenommen haben, obwohl sich die älteren dies anfänglich gerne erspart hätten, wie es scheint. Doch nun sind alle glücklich, den Gipfel erstiegen zu haben. Der Weg ist jetzt leicht begehbar, denn man befindet sich auf einer angenehmen Hauptstraße. Die Tageszeit ist kühl, und ich habe den Eindruck, daß sie an den Hängen des Tabor übernachtet haben.

»Das dort ist En-Dor«, sagt Jesus und deutet auf ein armseliges Dorf, das an den ersten Hängen der nächsten Berggruppe klebt.

»Willst du wirklich hingehen?«

»Wenn du mich zufriedenstellen willst ... « antwortet Judas Iskariot.

»Dann wollen wir gehen.«

»Aber wird es weit zu gehen sein?« fragt Bartholomäus, der in Anbetracht seines Alters nicht sehr willens ist, panoramische Wanderungen zu unternehmen.

»O nein. Aber wenn ihr bleiben wollt ... «, sagt Jesus.

»Ja, ja, bleibt nur hier. Es genügt mir, wenn der Meister mitkommt«, beeilt sich Judas Iskariot zu sagen.

»Ich möchte nur wissen, was es Schönes zu sehen gibt, bevor ich mich entscheide ... Von der Höhe des Tabor haben wir das Meer gesehen, und ich muß gestehen, daß ich es nach dem, was der Knaube gesagt hat, zum ersten Mal richtig gesehen habe; so wie du die Dinge betrachtetest: mit dem Herzen. Hier ... möchte ich wissen, ob

es etwas zu lernen gibt; wenn ja, dann werde ich mitkommen, auch wenn es für mich beschwerlich ist ... « sagt Petrus.

»Hörst du sie? Du hast dich über deine Absichten noch nicht geäußert. Aus Freundlichkeit deinen Kameraden gegenüber, sag, um was es geht«, bittet Jesus.

»Wollte denn Saul nicht nach En-Dor gehen, um eine Wahrsagerin zu befragen?«

»Doch, und nun?«

»Meister, ich möchte gerne zu diesem Ort gehen und dich über Saul sprechen hören.«

»Oh, dann komme ich auch mit«, ruft Petrus begeistert aus.

»Dann laßt uns gehen.«

Sie legen rasch noch das letzte Stück auf der Hauptstraße zurück und geben sich dann auf eine Nebenstraße, die geradeaus nach En-Dor führt.

Es ist ein armseliger Ort, wie Jesus gesagt hatte. Die Häuser kleben an den Hängen, die außerhalb des Ortes noch steiler werden. Arme Leute wohnen hier. Die Bewohner sind wohl größtenteils Hirten, die die Tiere an den Hängen des Berges in den jahrhundertealten Eichenwäldern weiden. Einige Erdflecken, auf denen Gerste oder ähnliches Getreide wächst, Apfel- und Feigenbäume, hier und da ein Weinstock zum Schmuck des dunklen Gemäuers, das auf eine feuchte Gegend schließen läßt. Das ist alles.

»Nun fragen wir, wo die Wahrsagerin gehaust hat«, sagt Jesus. Er hält eine Frau an, die mit ihren Wasserkrügen von Brunnen zurückkehrt.

Sie blickt ihn neugierig an und antwortet unhöflich: »Ich weiß es nicht. Ich habe wichtigere Dinge zu tun, als solchem Geschwätz nachzugehen!« und läßt ihn stehen.

Jesus wendet sich alsdann an einen Greis, der an einem Holzstück schnitzt. »Die Wahrsagerin? Saul? ... Wer kümmert sich noch darum? Doch warte ... es ist einer hier, der studiert hat; er könnte es wissen ... Komm.«

Der Greis klettert einen steinigen Weg hinauf, der vor einem ärmlichen, verwahrlosten Hause endet. »Bleibt hier, ich gehe hinein und rufe ihn.«

Petrus, der auf die Hühner deutet, die in einem schmutzigen Hof herumscharren, sagt: »Dieser Mann ist kein Israelit.«

Er fügt nichts weiter hinzu, denn der Greis kommt mit einem einäugigen Mann zurück, der so schmutzig und unordentlich aussieht wie alles, was zu seinem Haus gehört. Der Greis sagt: »Siehst du? Dieser Mann sagt, es ist dort, hinter dem zerfallenen Hause. Ein kleiner Pfad, dann ein Bächlein, dann ein Wäldchen und einige Höhlen, und die am höchsten gelegene, die noch eine verfallene Mauer hat, ist die, die du suchst. Hast du nicht so gesagt?«

»Nein, du hast alles durcheinandergebracht. Ich werde mit diesen Fremden hingehen.«

Der Mann hat eine rauhe und kehlige Stimme, was ein gewisses Unbehagen der Anwesenden noch vermehrt. Sie setzen sich in Bewegung. Petrus, Philippus und Thomas geben Jesus durch Zeichen zu verstehen, daß er nicht hingehen solle. Doch Jesus achtet nicht darauf. Er geht mit Judas hinter dem Manne her, und die anderen folgen ihm . . . widerwillig.

»Bist du Israelit?« fragt der Mann.

»Ja.«

»Ich auch, oder fast, obwohl es nicht den Anschein hat. Doch ich war lange Zeit in anderen Ländern und habe Sitten angenommen, die diese Dummköpfe mißbilligen. Ich bin besser als die anderen. Aber man nennt mich einen Teufel, weil ich viel lese, Geflügel züchte, das ich den Römern verkaufe, und mich auf die Kräuterheilkunst verstehe. Als junger Mann bin ich einer Frau wegen mit einem Römer in Streit geraten – ich lebte damals in Citium – und ich erstach ihn. Er starb, und ich verlor dabei das Auge und mein Vermögen und wurde zu einer Kerkerstrafe von vielen Jahren verurteilt. Aber ich verstand mich auf die Behandlung von Krankheiten und heilte die Tochter des Wärters. Dies brachte mir seine Freundschaft ein und

ein wenig Freiheit ... Ich nützte sie zur Flucht. Ich hatte schlecht gehandelt, denn der Wärter bezahlte meine Freiheit sicher mit seinem Leben. Aber die Freiheit erscheint schön, wenn man Gefangener ist ... «

»Erwies sie sich nicht als schön?«

»Nein. Besser der Kerker, wo man allein ist ... als die Berührung mit Menschen, die einem nicht erlauben, allein zu sein, und die um uns herum sind, um uns zu hassen ... «

»Hast du die Philosophen studiert?«

»Ich war Lehrer in Citium ... Ich war ein Proselyt ... «

»Und jetzt?«

»Nun bin ich nichts. Ich lebe in der Wirklichkeit und hasse, so wie ich gehaßt wurde und werde.«

»Wer haßt dich denn?«

»Alle. Gott als erster. Da war meine Frau ... und Gott hat gestattet, daß sie mich verriet und mich ruinierte. Ich war frei und angesehen, und Gott hat zugelassen, daß ich ins Zuchthaus kam. Die Abkehr Gottes und die Ungerechtigkeit der Menschen haben mich so weit gebracht, daß ich ihn und sie ablehne. Hier ist nichts mehr von alledem ... « Er deutet auf die Stirne und auf die Brust. »Hier im Kopf ist das Wissen, die Einsicht, daß es nichts gibt ... « und er spuckt verächtlich zu Boden.

»Du irrst dich, zwei Dinge gibt es noch.«

»Welche?«

»Die Erinnerung und den Haß. Werde wahrhaftig leer ... und ich werde dir etwas Neues dafür geben.«

»Was denn?«

»Die Liebe.«

»Ha, ha, ha! Daß ich nicht lache! Seit fünfunddreißig Jahren habe ich nicht mehr gelacht, Mann! Seit ich den Beweis hatte, daß mich das Weib mit dem römischen Weinhändler betrog. Die Liebe! Liebe für mich! Das wäre, wie wenn ich meinen Hühnern Edelsteine hinwerfen würde. Sie würden an Verdauungsstörungen eingehen, wenn

es ihnen nicht gelänge, sie durch den Darm zu bringen. Das gleiche würde mir geschehen. Deine Liebe würde mich belasten, wenn ich sie nicht verdauen könnte ... «

»Nein, Mann. Sprich nicht so!« Jesus legt ihm die Hand auf die Schulter und ist sichtlich betrübt.

Der Mann blickt ihn mit seinem einen Auge an, und was er in diesem liebevollen und wunderschönen Antlitz sieht, läßt ihn verstummen und verändert seinen Gesichtsausdruck. Vom Sarkasmus wechselt er zu tiefem Ernst und von diesem zu einer echten Traurigkeit. Er senkt den Kopf und fragt mit veränderter Stimme: »Wer bist du?«

»Jesus von Nazaret. Der Messias!«

»Du?!!«

»Ich. Wußttest du, der du belesen bist, nichts von mir?«

»Ich wußte ... jedoch nicht, daß du lebst und nicht ... Oh, vor allem wußte ich nicht, daß du gut zu allen bist ... selbst zu Mördern ... Verzeih mir, was ich gesagt habe ... über Gott und die Liebe ... Nun verstehe ich, warum du mir Liebe geben willst ... Weil die Welt ohne Liebe eine Hölle ist, und du, der Messias, willst sie zu einem Paradies machen.«

»Ein Paradies in jedem Herzen. Gib mir die Erinnerung und den Haß, die dich nicht gesund werden lassen, und gewähre, daß ich dir die Liebe ins Herz senke.«

»Oh, wenn ich dich früher kennengelernt hätte! ... Dann ... Aber als ich den Mord beging, da warst du sicher noch nicht geboren ... Aber nachher ... nachher ... als ich frei war ... frei, wie eine Schlange in den Wäldern es ist, da lebte ich nur noch, um mit meinem Haß zu vergiften.«

»Du hast aber auch Gutes getan. Hast du nicht gesagt, daß du mit Kräutern geheilt hast?«

»Ja, um geduldet zu werden. Aber wie oft habe ich mit der Versuchung gekämpft, mit einem Trank zu vergiften ... Siehst du? Ich bin hierher geflüchtet ... weil es ein Dorf ist, das von der Welt nichts

weiß und von dem die Welt nichts weiß. Ein verfluchtes Dorf! An anderen Orten wurde ich gehaßt und haßte und lebte in der Angst, erkannt zu werden . . . Ich bin eben doch ein böser Mensch.«

»Du bedauerst es, dem Gefängniswärter Böses angetan zu haben. Siehst du, daß in dir immer noch Liebe ist? Du bist nicht schlecht. In dir ist nur eine große, offene Wunde, und niemand behandelt sie . . . Deine Güte entweicht aus ihr, wie das Blut aus den Wunden. Aber wenn jemand sich deiner annehmen würde, damit deine Wunde heilt, armer Bruder, dann würde auch deine Güte, die dann nicht mehr entweichen könnte, Gestalt annehmen und in dir wachsen . . . «

Der Mann weint mit gesenktem Kopf, ohne daß ihm auch nur das Geringste anzumerken wäre. Nur Jesus, der an seiner Seite geht, sieht es. Ja, er sieht es, doch er sagt nun nichts mehr.

Sie kommen zu einer Höhle aus eingestürztem Mauerwerk und Gängen im Berg. Der Mann bemüht sich, mit fester Stimme zu sprechen und sagt: »Hier ist es. Geh nur hinein.«

»Danke, Freund. Sei gut.«

Der Mann sagt nichts und bleibt, wo er ist, während Jesus mit den Seinen in eine geräumige, muffige, dunkle Grotte hineingeht und dabei über große Steinbrocken steigen muß, die wahrscheinlich von den sehr starken Mauern herrühren; dabei scheuen sie Smaragdeidechsen und anderes garstiges Getier auf. An den Wänden kann man immer noch Tierkreiszeichen und ähnliches sehen. In einem verräucherten Winkel ist eine Nische und darunter ein Loch wie ein Schacht für den Abfluß der Nässe. Ganze Knäuel von Fledermäusen zieren die Decke, und eine Eule, vom hellen Schein eines Zweiges aufgeschreckt, den Jakobus angezündet hat, um erkennen zu können, ob sie Skorpione oder anderes Getier zertreten, beklagt sich, schlägt dabei mit ihren Watteflügeln und kneift die vom Licht geblendeten Augen zu. Die Eule kauert in der Nische, und ein Haufen toter Mäuse, Wiesel, und halbverweste Vögel liegt zu ihren Füßen, deren Gestank sich mit dem Geruch des Unrats und des feuchten Moders vermischt.

»Wahrlich, ein schöner Ort«, sagt Petrus. »Dein Tabor und dein Meer waren schöner, Junge!« und dann, sich Jesus zuwendend: »Meister, stelle Judas schnell zufrieden, denn dies ist wirklich nicht der Königssaal des Antipas!«

»Schnell, was möchtest du genau wissen?« fragt Jesus Judas Iskariot.

»Also, ich möchte wissen, ob und warum Saul gesündigt hat, als er hierhergekommen ist. Ich möchte wissen, ob es möglich ist, daß eine Frau Tote beschwören kann. Ich möchte wissen, ob ... Oh, sprich du, und ich werde dir einfach Fragen stellen.«

»Eine lange Geschichte. Laßt uns wenigstens hinausgehen an die Sonne, auf die Steine ... Dann können wir der Nässe und dem Gestank entgehen«, bittet Petrus.

Jesus stimmt zu. Sie setzen sich, so gut es geht, auf das eingefallene Gemäuer.

»Die Sünde, die Saul hier begangen hat, war nur eine seiner vielen Sünden. Viele andere sind ihr vorausgegangen, und viele weitere hat sie nach sich gezogen. Alles schwere Sünden. Zweifacher Undank gegenüber Samuel, der ihn zum König salbte und sich dann verborgen hielt, um die Verehrung des Volkes für den König nicht zu schmälern. Undankbar war Saul auch gegen David, der ihn von Goliath befreit hatte, der ihn in der Höhle von En-Gedi und in Hachila geschont und nicht getötet hatte. Oft hatte er sich des Ungehorsams und des Ärgernisses vor dem Volk schuldig gemacht. Er hatte gegen die Liebe gefehlt, als er Samuel, seinen Wohltäter, betrübte. Er verfehlte sich durch Eifersucht und Gewalttaten an David, seinem anderen Wohltäter, und schließlich beging er hier eine Freveltat.«

»Inwiefern hat er denn eine Freveltat verübt? Er hat doch hier niemanden getötet!«

»Seine Seele hat er getötet. Er hat sie hier drinnen noch vollends getötet. Warum senkst du dein Haupt?«

»Ich denke nach, Meister.«

»Du denkst nach. Ich sehe es. Über was denkst du nach? Warum

wolltest du hierher kommen? Nicht aus dem reinem Wissensdrang eines Menschen, der lernen möchte, gestehe es!«

»Immer wird von Magiern, von Zauberei und Geisterbeschwörungen gesprochen. Ich wollte sehen, ob ich etwas entdecken könnte . . . Ich möchte gerne wissen, wie dies geschieht . . . Ich meine, wir sollten, da wir die Menschen staunen machen müssen, um sie für uns zu gewinnen, ein wenig von Zauberei verstehen. Du bist, was du bist, und durch deine Macht. Aber wir brauchen eine Kraft, eine Hilfe, um besondere Dinge tun zu können, die Eindruck machen . . . «

»Oh, bist du eigentlich verrückt? Was sagst du?« schreien mehrere.

»Schweigt, laßt ihn reden. Er ist nicht von Sinnen.«

»Ja, ich hoffte, daß mit meinem Besuch an diesem Orte ein wenig von der Zauberkunst jener Zeit auf mich übergehe, um mich hervortun zu können. Nur deinetwegen, glaube es mir!«

»Ich weiß, daß du in deinem jetzigen Wunsch aufrichtig bist. Doch ich antworte dir mit Worten, die ewig währen, da es Worte der heiligen Schrift sind, und die heilige Schrift wird bestehen, solange es Menschen gibt. Ob man an sie glaubt oder sie verspottet, ob man sie anficht im Namen der Wahrheit oder sie verachtet, stets wird sie sein und bleiben, was sie ist.

Es steht geschrieben: „Und Eva, die sah, daß die Frucht des Baumes gut zu essen und schön anzusehen war, pflückte eine, aß und gab davon auch ihrem Gatten . . . Da öffneten sich ihre Augen, und sie wurden sich bewußt, daß sie nackt waren und machten sich Schürzen . . . Und Gott fragte sie: ‚Wie seid ihr gewahr geworden, daß ihr nackt seid? Nur weil ihr von der verbotenen Frucht gegessen habt; Und er vertrieb sie aus dem Paradies der Wonne.“

Im Buche Saul steht geschrieben: „Samuel sagte, als er erschien: ‚Warum hast du mich mit deinen Rufen in meiner Ruhe gestört? Warum fragst du mich, da doch der Herr von dir gewichen ist? Der Herr wird an dir tun, wie er durch mich verheißen hat . . . *weil du auf die Stimme des Herrn nicht gehört hast.*‘“

Sohn, strecke nicht die Hand nach der verbotenen Frucht aus. Sich ihr nur zu nähern, ist schon Unvorsichtigkeit. Deine Befürchtungen sollen in dir nicht die Neugier wecken, zu Übernatur vorzudringen, um so ein Opfer satanischen Giftes zu werden. Meide das Okkulte und alles, was sich nicht erklären läßt. Nur eines muß in heiligem Glauben angenommen werden: Gott! Doch alles, was nicht Gott ist, was der Verstand nicht erklären und menschliche Kräfte nicht vollbringen können, meide es, meide es, auf daß sich dir nicht die Quellen der Bosheit erschließen, und du erkennst, daß du „nackt“ bist, nackt, d. h. *abstoßend in deiner mit dem Satanismus vermischten Menschlichkeit*.

Warum willst du mit finsternen Wundern in Erstaunen versetzen? Versetze in Erstaunen mit deiner Heiligkeit, die erstrahlen soll als etwas, das seinen Ursprung in Gott hat. Begehre nicht, den Schleier zu zerreißen, der die Lebenden von den Verstorbenen trennt. Störe die Dahingeshiedenen nicht. Sind sie weise, dann höre auf sie, solange sie auf Erden leben, und ehre sie mit deinem Gehorsam noch über den Tod hinaus, aber störe sie nicht in ihrem zweiten Leben. Wer nicht auf die Stimme des Herrn hört, verliert den Herrn, denn der Herr hat den Okkultismus, die Zauberei und den Satanismus in all seinen Formen verboten. Was willst du mehr erfahren, als das Wort Gottes bereits sagt? Was willst du mehr wirken, als deine Güte und meine Macht dir zu wirken gewähren? Strebe nicht nach der Sünde, sondern trachte nach der Heiligkeit, Sohn! Dies soll dich nicht beschämen, es gefällt mir, daß du dich in deiner menschlichen Denkart zeigst. Was dir gefällt, gefällt vielen, allzu vielen. Nur das Ziel, das du mit deinem Wunsch verfolgst: „mächtig zu sein, um die Menschen für mich zu gewinnen“, läßt diese Menschlichkeit weniger schwer wiegen und verleiht ihr Flügel. Aber es sind die Flügel eines Nachtvogels. Nein, mein Judas! Gib deiner Seele Engelsflügel, deren Flügelschlag allein schon die Herzen zu gewinnen vermag und sie in lichtvolle Höhen zu Gott führen wird. Können wir gehen?«

»Ja, Meister. Ich habe gefehlt . . . «

»Nein, du hast erforschen wollen . . . Die Welt wird stets voll solcher Forscher sein. Komm, komm! Laßt uns diesen Ort des Gestanks verlassen. Laßt uns an die Sonne gehen. In einigen Tagen ist Ostern, und danach werden wir zu deiner Mutter gehen. Ich erinnere dich an dein ehrbares Vaterhaus und deine gerechte Mutter. Oh, welcher Friede!«

Wie immer wird Judas aufgeheitert durch die Erinnerung an seine Mutter und das Lob des Meisters für seine Mutter.

Sie verlassen die Ruine und gehen auf dem gleichen Pfad, auf dem sie gekommen sind, zurück. Der einäugige Mann ist immer noch da.

»Du bist noch da?« fragt Jesus und zeigt nicht, daß er das von den vergossenen Tränen noch gerötete Gesicht bemerkt hat.

»Ja, ich bin noch hier. Wenn du mir erlaubst, dann werde ich dir nachfolgen. Ich muß dir etwas sagen . . . «

»Komm also mit mir. Was willst du mir sagen?«

»Jesus . . . ich muß deinen Namen aussprechen, um Kraft zum Sprechen zu erhalten, um den heiligen Zauber zu wirken, nämlich, mein eigenes Wesen zu wandeln, meine tote Seele heraufzubeschwören, so wie die Wahrsagerin die Seele Samuels für Saul heraufbeschwor; diesen deinen Namen, der hold wie dein Blick und heilig wie deine Stimme ist. Du hast mir ein neues Leben gegeben. Noch ist es ohne Gestalt, schwach und unfähig wie ein unterentwickeltes Neugeborenes, und versucht, sich aus den Zwängen einer schlechten Schale zu befreien. Hilf mir, aus meinem Tod herauszukommen!«

»Ja, Freund.«

»Ich habe erkannt, daß es in meinem Herzen noch ein wenig Menschlichkeit gibt; noch bin ich nicht ganz verroht, noch bin ich fähig zu lieben und Liebe zu empfangen; ich kann verzeihen, und mir kann verziehen werden. Deine Liebe, diese Liebe, die Vergebung bedeutet, sagt es mir. Ist es nicht so??«

»Ja, Freund.«

»Dann nimm mich mit. Ich hieß Felix, der Glückliche! Welch eine Ironie! Aber du, gib mir einen neuen Namen, damit die Vergan-

genheit wirklich ausgelöscht sei. Ich werde dir wie ein herrenloser Hund folgen, der endlich seinen Herrn gefunden hat. Ich werde dein Sklave sein, wenn du willst. Aber laß mich nicht allein . . . «

»Ja, Freund.«

»Welchen Namen gibst du mir?«

»Einen Namen, der mir teuer ist: Johannes, denn dir hat Gott Gnade erwiesen.«

»Nimmst du mich mit?«

»Vorerst wirst du mit mir kommen. Dann wirst du mir mit den Jüngern nachfolgen. Aber dein Haus?«

»Ich habe kein Haus mehr. Was ich besitze, überlasse ich den Armen. Gib mir nur Liebe und Brot!«

»Komm!« Jesus wendet sich um und ruft die Apostel herbei: »Freunde, und besonders du, Judas, habt meinen Dank. Deinetwegen, euretwegen findet eine Seele zu Gott. Das ist der neue Jünger. Er kommt mit uns, bis wir ihn später den anderen Jüngern anvertrauen können. Seid glücklich, eine Seele gewonnen zu haben, und preist Gott mit mir.«

Wahrlich, sehr glücklich scheinen die Apostel nicht zu sein. Doch sie machen aus Gehorsam und Höflichkeit gute Miene.

»Wenn du erlaubst, dann will ich vorausgehen. Du wirst mich an der Schwelle des Hauses finden.«

»Geh nur.«

Der Mann rennt davon. Er scheint ein anderer geworden zu sein.

»Nun, da wir allein sind, befehle ich euch, gut mit ihm zu sein und mit niemandem über seine Vergangenheit zu sprechen. Wer darüber spricht oder sich dem erlösten Bruder gegenüber lieblos verhält, den entlasse ich sofort. Habt ihr verstanden? Seht doch, wie gut der Herr ist! Wir sind in menschlichen Absichten hierhergekommen und Gott hat uns gewährt, daß wir dadurch einem übernatürlichen Zweck gedient haben. Oh, ich juble über die Freude, die nun im Himmel herrscht über den Neubekehrten.«

Sie erreichen das Haus. An der Schwelle, mit einem sauberen,

dunklen Gewand, dem dazu passenden Mantel, einem Paar neuer Sandalen und einer geräumigen Tasche auf dem Rücken, wartet der Mann. Er schließt die Tür und dann – erstaunlich bei einem Manne, den man für gefühllos halten könnte – dann nimmt er ein weißes Hühnchen, vielleicht sein Lieblingstierchen, das sich zutraulich in seine Hände kuschelt, küßt es, weint, und setzt es wieder auf den Boden.

»Wir können gehen ... verzeih! Aber sie, meine Hühner, haben mich geliebt ... Ich sprach mit ihnen ..., und sie verstanden mich ...«

»Auch ich verstehe dich ... und ich liebe dich. Sehr! Ich werde dir alle Liebe geben, die die Welt dir fünfunddreißig Jahre lang versagt hat.«

»Oh, ich weiß. Ich fühle es. Daher komme ich. Aber habe Mitleid mit einem Menschen, der ... der ein Tier liebt, das ... das ihm treuer als der Mensch war.«

»Ja ... , ja. Denke nicht mehr an die Vergangenheit. Du wirst viel zu tun haben, und mit deiner Erfahrung wirst du viel Gutes tun. Simon, komm her, und auch du, Matthäus! Siehst du? Dieser war mehr als nur gefangen, er war auch aussätzig. Dieser hier war ein Sünder. Sie sind mir teuer, *weil sie arme Herzen zu verstehen vermögen* ... Ist es nicht so?«

»Durch deine Güte, Herr. Glaube es, Freund, alles wird nichtig, wenn man ihm dient, und zurück bleibt nur der Friede«, sagt der Zelote.

»Ja, der Friede und eine neue Jugend folgen dem vergangenen Altsein in Laster und Haß. Ich war Zöllner, doch jetzt bin ich sein Apostel. Wir haben die Welt vor uns, und wir wissen Bescheid über sie. Wir sind nicht die ausgelassenen Kinder, die an der schädlichen Frucht am verführerischen Baum vorübergehen und die Wirklichkeit nicht beachten. Wir kennen sie. Wir können das Böse verhüten und andere lehren, es zu meiden. Wir verstehen es, Menschen aufzurichten, die Gefahr laufen, einer Versuchung zu erliegen, denn wir

wissen, wie trostreich es ist, einen Halt zu finden, und wir wissen, wer aufrichtet: *der Meister*«, sagt Matthäus.

»Das ist wahr! Das ist wahr! Ihr werdet mir helfen. Danke. Es ist mir, als käme ich aus einem dunklen, stinkenden Ort auf eine blühende Wiese. Etwas Ähnliches habe ich verspürt als ich hinaustrat, als freier Mensch, endlich frei, nach zwanzig Jahren Gefängnis und brutaler Arbeit in den Bergwerken Anatoliens. Ich war an einem stürmischen Abend geflohen und gelangte bei Sonnenaufgang auf den Gipfel eines steilen Berges, von duftenden Wäldern umgeben . . . Die Freiheit! Doch das hier ist mehr! Alles weitet sich in mir. Seit fünfzehn Jahren trage ich keine Ketten mehr. Doch der Haß, die Angst, die Einsamkeit waren mir immer Ketten . . . Nun sind sie gefallen! Da sind wir am Haus des alten Mannes, der euch zu mir geführt hat. Mann! Mann!«

Das alte Männlein eilt herbei und bleibt wie angewurzelt stehen, als es den Einäugigen sauber, in Reisekleidung und mit lächelndem Gesicht erblickt.

»Nimm, dies ist der Schlüssel zu meinem Haus. Ich gehe fort, für immer. Ich bin dir dankbar, denn du bist mein Wohltäter. Du hast mir eine Familie wiedergeschenkt. Mach mit meinem Eigentum, was du willst . . . und nimm dich meiner Hühner an. Mißhandle sie nicht. Jeden Sabbat kommt ein Römer und kauft die Eier . . . sie werden dir etwas einbringen . . . Sei gut zu meinen Hühnchen . . . und Gott vergelte es dir!«

Das alte Männlein fällt aus allen Wolken . . . Er nimmt den Schlüssel und bleibt mit offenem Mund stehen.

Jesus sagt: »Tue, was er sagt, und auch ich werde dir dankbar sein. Im Namen Gottes segne ich dich.«

»Der Nazarener! Du bist es! Barmherzigkeit! Ich habe mit dem Herrn gesprochen! Frauen! Frauen! Männer! Der Messias ist unter uns!«

Er schreit wie ein Adler, und von allen Seiten kommen Menschen herbeigelaufen.

»Segne uns! Segne uns!« rufen sie. Andere: »Bleibe bei uns!« Wieder andere: »Wohin gehst du? Sag uns wenigstens, wohin du gehst!«

»Nach Naïn, bleiben kann ich nicht!«

»Wir folgen dir. Willst du?«

»Kommt, und den Zurückbleibenden Friede und Segen!«

Sie gehen Richtung Hauptstraße und folgen ihr dann.

Der Mann, der an der Seite Jesu geht und schwer an seiner Tasche trägt, erweckt die Neugier des Petrus:»Was trägst du denn so Schweres?« fragt er.

»Kleider . . . und Bücher. Meine Freunde nach und mit den Hühnern. Ich habe mich nicht von ihnen trennen können, obwohl sie schwer sind.«

»Ja, ja, die Wissenschaft wiegt schwer. Aber wenn sie einem gefällt . . . «

»Ihr verdanke ich, daß ich nicht wahnsinnig geworden bin.«

»Dann mußt du sie lieben! Aber was für Bücher sind es denn?«

»Philosophie, Geschichte, griechische und römische Dichtung . . . «

»Schön, schön, ganz bestimmt schön . . . Aber glaubst du, daß du sie überallhin mitschleppen kannst?«

»Vielleicht wird es mir sogar einmal gelingen, mich von ihnen zu trennen. Aber man kann nicht alles auf einmal tun, nicht wahr, Messias?«

»Nenne mich Meister. Nein, das geht nicht. Aber ich werde dir einen Platz besorgen, wo du deine Freunde, die Bücher, unterbringen kannst. Sie werden dir eine Hilfe sein, wenn du mit den Heiden von Gott sprichst.«

»Oh, wie ist doch dein Geist frei von jeglicher Engstirnigkeit!«

Jesus lächelt, und Petrus ruft aus: »Das glaube ich gerne! Er ist die Weisheit!«

»Und die Güte, glaub es mir! Bist du gebildet?«

»Ich? Oh, und wie! Ich kann einen Aal von einem Karpfen unterscheiden, das ist meine ganze Bildung. Ich bin Fischer, Freund«, und Petrus lacht dabei bescheiden und offenherzig.

»Du bist ein ehrlicher Mann. Das ist eine Wissenschaft, die man sich auch aneignen muß, und sie ist gar nicht so leicht. Du gefällst mir!«

»Auch du gefällst mir, denn du bist ehrlich, auch wenn du dich selbst anklagst. Ich verzeihe alles und helfe allen, aber ich bin ein erklärter Feind der falschen Leute. Ich verabscheue sie!«

»Du hast recht, der Heuchler ist ein Schurke!«

»Ein Schurke, das ist richtig! Sag, hast du genug Vertrauen, mir ein wenig deine Tasche zu überlassen? Du kannst beruhigt sein, mit den Büchern renne ich nicht davon ... Mir scheint, du mühst dich zu sehr ab ... «

»Zwanzig Jahre in den Bergwerken zermürben ... Aber warum willst du dich abmühen?«

»Weil der Meister uns gelehrt hat, daß wir uns wie Brüder lieben sollen. Gib her! Nimm meine Lumpen. Mein Sack ist leicht ... es sind keine Geschichten, keine Gedichte drin. Meine Geschichte, meine Dichtung und das andere, was du erwähnt hast, ist er, mein Jesus, unser Jesus!«

229 Auferweckung des Sohnes der Witwe von Naïn

Naïn muß zu Lebzeiten Jesu eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Die Ortschaft ist nicht sehr groß, aber gut angelegt und von einer Mauer umgeben. Sie liegt auf einem Hügel, im Vorgebirge des kleinen Hermon, und beherrscht von ihrer Höhe die fruchtbare Ebene, die sich in nordwestlicher Richtung ausdehnt.

Man gelangt über En-Dor hierher, nachdem man einen Bach überquert hat, der wohl in den Jordan mündet. Der Jordan ist aber von hier aus nicht mehr zu sehen, und auch sein Tal wird von einer Hügelkette in S-Form gegen Osten verdeckt.

Jesus geht auf eine Hauptstraße, die das Gebiet des Sees mit dem kleinen Hermon und seinen Ortschaften verbindet. Ihm folgen viele Bewohner von En-Dor, die lebhaft miteinander reden.

Die Gruppe der Apostel ist nun ganz in der Nähe der Stadtmauer angelangt: Zweihundert Meter sind es höchstens noch. Da die Hauptstraße durch ein Tor direkt in die Stadt führt und das Tor offen steht, weil es mitten im Tag ist, kann man auch sehen, was sich gleich jenseits der Mauer abspielt. Jesus, der gerade mit den Aposteln und dem Neubekehrten spricht, sieht einen Leichenzug, der sich mit einem laut wehklagenden Gefolge, wie es in orientalischen Ländern Brauch ist, nähert.

»Wollen wir gehen und sehen, Meister?« fragen mehrere. Auch von den Bewohnern von En-Dor sind viele hingeeilt, um zu sehen.

»Ja, gehen wir«, sagt Jesus zustimmend.

»Oh, es muß ein Jüngling sein; denn siehst du, wie viele Blumen und Bänder auf der Bahre liegen?«, sagt Judas Iskariot zu Johannes.

»Es könnte auch eine Jungfrau sein«, antwortet Johannes.

»Nein, den Farben nach ist es gewiß ein Jüngling, und zudem fehlen die Myrten . . .«, sagt Bartholomäus.

Der Trauerzug kommt zur Stadtmauer heraus. Es ist nicht möglich zu erkennen, wer auf der Bahre liegt, die von großen Männern auf den Schultern getragen wird. Man kann einen in Bandagen gewickelten, ausgestreckten Körper unter dem Leinentuch gewahren, und man sieht auch, daß es ein Erwachsener sein muß, da der Körper ebenso lang wie die Bahre ist.

Neben der Bahre geht eine verschleierte Frau, die von Verwandten oder Freunden gestützt wird und weint. Es ist das einzige echte Weinen in diesem gespielten Wehklagen. Wenn einer der Träger über einen Stein, ein Loch oder eine Unebenheit des Bodens stolpert und die Bahre einen Stoß abbekommt, dann jammert die Mutter: »O nein! Seid vorsichtig! Mein Junge hat so viel gelitten!« Sie erhebt ihre zitternde Hand, um den Rand der Bahre zu streicheln. Da sie nicht mehr tun kann, küßt sie die Schleier und Bänder, die im Winde flattern und den leblosen Körper streifen.

»Es ist die Mutter«, sagt Petrus ernst, und dabei schimmern Tränen in seinen treuen, guten Augen.

Aber er ist nicht der einzige, der wegen dieses Leides Tränen in den Augen hat. Dem Zeloten, Andreas, Johannes und auch dem immerfrohen Thomas ergeht es ebenso, und alle sind ergriffen. Judas von Kerijot flüstert »Wenn ich es wäre! Oh, meine arme Mutter . . . «

Jesus, in dessen Augen eine unbeschreibliche Zärtlichkeit leuchtet, geht auf die Bahre zu.

Die Mutter beginnt heftiger zu schluchzen, weil sich der Leichenzug nun dem offenen Grab nähert, und als sie sieht, daß Jesus die Bahre berühren will, schiebt sie ihn heftig zur Seite, weil sie in ihrem Schmerz Angst vor ihm weiß nicht was hat. »Es ist mein Kind!« ruft sie und blickt Jesus mit ganz verstörten Augen an.

»Ich weiß es, Mutter. Es gehört dir!«

»Er ist mein einziger Sohn! Warum mußte er sterben, er, der so gut und lieb war, die einzige Freude der Witwe? Warum?« Die Klageweiber verstärken ihr bezahltes Jammern, um in das Wehklagen der Mutter einzustimmen, die fortfährt: »Warum er und nicht ich? Es ist nicht gerecht, daß jemand, der geboren hat, sehen muß, wie sein Same stirbt. Der Same muß leben, denn was nützt es sonst, daß die Eingeweide sich in Qualen winden, um einem Menschen das Leben zu schenken?« und sie schlägt sich wild und verzweifelt auf ihren Leib.

»Tue das nicht! Weine nicht, Mutter!« Jesus nimmt ihre Hände fest in seine Linke, während seine Rechte die Bahre berührt und er zu den Trägern sagt: »Bleibt stehen und stellt die Bahre auf den Boden!«

Die Träger gehorchen und stellen die Bahre mit den vier hölzernen Füßen zur Erde.

Jesus ergreift das Leinentuch, mit dem der Tote bedeckt ist, schlägt es zurück, und der Leichnam wird sichtbar.

Die Mutter schreit mit dem Namen des Sohnes ihren ganzen Schmerz hinaus: »Daniel!«

Jesus, der die mütterlichen Hände immer noch in den seinen hält, richtet sich auf und nimmt eine feierliche Haltung voller Würde ein, und mit funkelnden Augen und einem Ausdruck, der an seine

machtvollsten Wunder erinnert, sagt er, indem er seine rechte Hand sinken läßt: »Jüngling, ich sage dir, steh auf!«

Der mit Binden umwickelte Tote richtet sich auf seiner Bahre auf und ruft: »Mutter!« Er ruft nach ihr mit der stammelnden, ängstlichen Stimme eines erschrockenen Kindes.

»Er gehört dir, Frau! Ich gebe ihn dir im Namen Gottes zurück. Hilf ihm, sich vom Schweißstuch zu befreien. Seid glücklich!«

Jesus will sich zurückziehen. Doch es gibt kein Entrinnen. Das Volk umringt ihn an der Bahre.

Die Mutter hat sich in die Binden verwickelt, weil sie ihren Sohn rasch daraus befreien will, während das kindliche Jammern flehend »Mutter, Mutter«, wiederholt.

Das Schweißstuch ist gelöst und auch die Binden, und Mutter und Sohn können sich umarmen. Sie tun es, ohne auf den Balsam zu achten, der an ihnen kleben bleibt und die Mutter mit den gleichen Binden von dem lieben Gesicht und den Händen abwischt. Da sie nichts anderes hat, um ihren Sohn zu kleiden, nimmt sie ihren Mantel und hüllt ihn darin ein. Alles dient zum Vorwand für ihre Liebkosungen.

Jesus betrachtet sie ... Er betrachtet diese beiden Menschen, die sich an der Bahre, von der nunmehr alle Trauer gewichen ist, innig umarmen, und weint. Judas Iskariot bemerkt diese Tränen und fragt: »Warum weinst du, Herr?«

Jesus wendet ihm sein Antlitz zu und sagt: »Ich denke an meine Mutter ... «

Dieser kurze Wortwechsel erinnert die Frau an ihren Wohltäter. Sie nimmt ihren Sohn bei der Hand und stützt ihn, da er noch eine gewisse Unsicherheit in den Gliedern spürt, kniet nieder, um das Gewand Jesu zu küssen, und sagt: »Auch du, mein Sohn, preise diesen Heiligen, der dich dem Leben und deiner Mutter zurückgegeben hat.« Die Menge jubelt Gott und seinem Messias in lauten Hosannarufen zu, die ihn nun, aufgeklärt durch die Apostel und die Bewohner von En-Dor, als den Messias erkannt hat.

Die ganze Volksmenge ruft nun aus: »Gepriesen sei der Gott Is-

raels. Gepriesen sei der Messias, der Gesandte Gottes! Gepriesen sei Jesus, der Sohn Davids! Ein großer Prophet ist unter uns erstanden! Gott hat wahrhaftig sein Volk aufgesucht! Halleluja, Halleluja!« Endlich kann Jesus sich aus dem Gedränge befreien und in die Stadt hineingehen. Das Volk, anspruchsvoll in seiner Liebe, folgt ihm und bedrängt ihn. Ein Mann eilt herbei und grüßt ihn mit einer tiefen Verneigung: »Ich bitte dich, unter meinem Dache zu rasten.«

»Ich kann nicht. Das Osterfest läßt keinen Aufenthalt mehr zu, außer dem festgelegten.«

In wenigen Stunden ist Sonnenuntergang, und es ist Freitag ... «

»Eben deshalb muß ich meine Tagereise vor dem Sonnenuntergang beendet haben. Ich danke dir trotzdem. Doch halte mich nicht auf!«

»Aber ich bin der Synagogenvorsteher.«

»Damit willst du sagen, daß du ein Recht darauf hast. Mann, wenn ich auch nur eine Stunde später gekommen wäre, hätte dies genügt, daß diese Mutter ihren Sohn nicht zurückerhalten hätte. Ich gehe hin, wo noch andere Unglückliche auf mich warten. Verzögere ihre Freude nicht aus Selbstsucht. Ich werde gewiß ein andermal wieder nach Naïn kommen und dann für mehrere Tage bei dir verweilen. Aber nun laß mich gehen.«

Der Mann besteht nicht länger auf der Einladung. Er sagt nur: »Einverstanden, ich erwarte dich.«

»Ja, der Friede sei mit dir und den Einwohnern von Naïn. Auch euch, ihr Leute von En-Dor, Friede und Segen! Geht nun nach Hause! Gott hat durch das Wunder zu euch gesprochen. Sorgt dafür, daß durch eure Liebe ebensoviele Herzen zum Guten auferstehen als es Herzen gibt!«

Nochmals ertönt ein Chor von Hosannarufen. Dann lassen die Menschen Jesus gehen, der nun die Stadt schräg durchquert und sie in Richtung Jesreel verläßt.

230 Ankunft in Jesreel und Aufenthalt bei Micha

Als Jesus zu den Feldern Johanans kommt, beginnt die Röte des Sonnenuntergangs den Himmel zu färben.

»Freunde, beschleunigen wir unsere Schritte, bevor die Sonne untergeht. Du, Petrus, geh mit deinem Bruder voraus und melde uns bei unseren Freunden an; bei jenen, die für Doras arbeiteten.«

»Ich gehe, ja, auch um zu sehen, ob der Sohn wirklich fort ist.« Petrus sagt das Wort „Sohn“ auf eine Art, die eine ganze Rede ersetzt. Dann eilt er fort.

Jesus geht nun etwas langsamer und schaut umher, ob er irgendeinen der Landarbeiter des Johanans sehe. Aber da sind nur die fruchtbaren Felder mit den schon wohlgeformten Ähren.

Endlich kommt aus dem Gezweig des Weinbergs ein verschwitztes Gesicht hervor, und eine Stimme ruft aus: »Oh! Herr, sei gepriesen!«

Der Landarbeiter eilt aus dem Weinberg, um sich Jesus zu Füßen zu werfen.

»Der Friede sei mit dir, Jesaja!«

»Oh, auch meinen Namen weißt du noch?«

»Ich habe ihn ins Herz geschrieben. Steh auf, wo sind deine Kameraden?«

»Dort in den Obstgärten. Ich will ihnen Bescheid sagen. Du bist doch unser Gast, nicht wahr? Der Herr ist nicht da, und so können wir feiern. Und dann ... ein wenig aus Angst, ein wenig aus Freude, ist er jetzt freundlicher zu uns. Stell dir vor, er hat uns dieses Jahr ein Lamm und den Besuch des Tempels zugebilligt! Er hat uns nur sechs Tage gegeben ... aber wir werden uns auf der Straße beeilen ... Wir werden in Jerusalem sein ... Stell dir vor! ... Das verdanken wir nur dir!« Der Mann ist im siebten Himmel vor Freude, daß er als Mensch und als Israelit behandelt wird.

»Ich habe nichts getan, soviel ich weiß« ..., sagt Jesus lächelnd.

»O nein! Du hast viel getan. Doras, und dann die Felder des Do-

ras. Sieh, wie schön die Felder dieses Jahr sind ... Johanan hat von deinem Kommen erfahren. Er ist nicht dumm. Er hat Angst, hat Angst!«

»Vor was?«

»Er fürchtet, es könnte ihm wie Doras ergehen. Im Leben und mit den Gütern. Hast du die Felder des Doras gesehen?«

»Ich komme von Naïn ... «

»Dann hast du sie nicht gesehen. Sie sind alle verwüstet. (Der Mann sagt dies leise, aber mit Nachdruck, so als wollte er im geheimen eine schreckliche Nachricht anvertrauen.) Alles verwüstet! Kein Heu, keine Garben, kein Obst. Die Reben sind verdorrt, die Obstbäume vertrocknet ... Tot ... alles tot ... wie in Sodom und Gomorra ... Komm, komm, ich will sie dir zeigen.«

»Nicht nötig. Ich will zu den Landarbeitern gehen ... «

»Aber sie sind nicht mehr da! Weißt du es nicht? Doras, der Sohn des Doras, hat sie alle verstreut oder entlassen; diejenigen, die er auf andere Ländereien geschickt hat, hat er verpflichtet, nicht von dir zu reden. Er hat mit der Prügelstrafe gedroht. Nicht von dir reden! Das wird schwierig sein! Auch Johanan hat es gesagt.«

»Was hat er gesagt?«

»Er hat gesagt: ‚Ich bin nicht so dumm wie Doras und sage nicht zu euch: ‚Ich will nicht, daß ihr vom Messias redet.‘ Es wäre nutzlos, denn ihr würdet es trotzdem tun, und ich will euch nicht verlieren und euch wie widerspenstige Tiere unter Peitschenschlägen sterben sehen. Im Gegenteil, ich sage euch: ‚Seid gut, wie der Nazarener es euch lehrt, und sagt ihm, daß ich euch gut behandle.‘ Ich möchte nicht auch verflucht werden.‘ Er sieht ja, was diese Felder sind, die du gesegnet hast, und was jene dort sind, die du verflucht hast. Oh, da kommen sie, die meinen Acker gepflügt haben ... « und der Mann eilt Petrus und Andreas entgegen.

Doch Petrus grüßt nur kurz, geht weiter und er schreit: »Oh, Meister! Hier ist niemand mehr! Nur neue Gesichter. Und alles ist verwüstet. Hier hat er wahrlich keine Arbeiter nötig! Es ist schlimmer als am Toten Meer! ... «

»Ich weiß es. Jesaja hat es mir gesagt.«

»Aber komm und schau es dir an! Welch ein Anblick! ... «

Jesus stellt ihn zufrieden, nachdem er zuvor zu Jesaja gesagt hat:
»Ich werde also zu euch kommen. Gib den Freunden Bescheid! Macht keine Umstände. Die Nahrung habe ich selbst. Es genügt uns ein Heuschuppen zum Schlafen und eure Liebe. Ich werde sofort kommen.«

Der Anblick der Felder ist wahrlich trostlos. Äcker und Wiesen sind ausgetrocknet und öde, die Weingärten dürr, das Laubwerk und die Früchte auf den Bäumen von Millionen von Insekten jeglicher Art befallen. Der Obstgarten beim Haus gleicht einem sterbenden Hain. Die Bauern irren umher, reißen Unkraut aus, vernichten Raupen, Schnecken, Regenwürmer und ähnliche Tiere, indem sie die Zweige rütteln und Gefäße darunter halten, die mit Wasser gefüllt sind, um die Maden, die Raupen und alle die Parasiten zu ertränken, welche die übriggebliebenen Blätter befallen haben und den Baum kahlfressen, so daß er eingehen muß. Die Arbeiter suchen in den Weinbergen nach Lebenszeichen. Doch die Ranken brechen bei der leisesten Berührung, so dürr sind sie, und oft fallen ganze Rebstöcke zu Boden, als ob sie mit einer Säge an den Wurzeln abgeschnitten worden wären. Der Unterschied zu den Feldern des Johanan mit seinen Obstbäumen und Weingärten ist wirklich kraß, und die Verwüstung der verfluchten Ländereien erscheint noch furchtbarer, wenn man sie mit den fruchtbaren Feldern Johanans vergleicht.

»Der Gott des Sinai hat eine schwere Hand«, murmelt Simon der Zelote.

Jesus macht eine Bewegung, als wollte er sagen: »Und wie!« Doch er sagt nichts. Er fragt nur: »Wie ist es geschehen?«

Ein Landarbeiter antwortet zwischen den Zähnen: »Maulwürfe, Heuschrecken, Würmer ... Doch geh fort! Der Aufseher ist Doras ergeben. Schade uns nicht ... «

Jesus seufzt und geht.

Ein anderer Arbeiter, der in gebückter Haltung einen Apfelbaum

mit einer Stütze versieht, in der Hoffnung, ihn noch retten zu können, sagt: »Wir werden dich morgen aufsuchen, wenn der Aufseher nach Jesreel geht, um zu beten ... Wir werden in das Haus des Micha kommen ... «

Jesus macht eine Geste des Segnens und geht. Als er zum Kreuzweg kommt, sind alle Arbeiter Johanans festlich und freudig versammelt und umringen ihren Messias, um ihn zu den armseligen Hütten zu geleiten.

»Hast du es gesehen?«

»Ich habe es gesehen. Morgen werden die Landarbeiter des Doras kommen.«

»Ja, während die Hyänen beim Gebet sind ... Wir machen es jeden Sabbat so ... und wir reden über dich, über das, was wir von Jona erfahren haben, was uns Isaak, der uns oft besucht, erzählt hat, und über deine Predigt im Tischri. So wie wir zu reden verstehen. Denn wir müssen von dir sprechen, wir können nicht anders. Und je mehr wir leiden, um so mehr reden wir von dir; aber es ist verboten. Die Armen ... Sie trinken jeden Sabbat das Leben ... Aber in dieser Ebene sind so viele, die wenigstens von dir wissen müßten, die nicht bis hierher kommen können ... «

»Ich werde auch an sie denken. Ihr sollt gesegnet sein für das, was ihr tut.«

Die Sonne geht unter, als Jesus in eine verräucherte Küche eintritt. Die Sabbatruhe hat begonnen.

231 Der Sabbat in Jesreel • Der kleine Jabe

»Gib Micha soviel Geld, daß er morgen alles zurückgeben kann, was er sich heute von den Arbeitern in dieser Gegend geliehen hat«, sagt Jesus zu Judas von Kerijot, der normalerweise die gemeinsame Kasse verwaltet. Dann ruft Jesus Andreas und Johannes und schickt sie zu zwei Stellen, von wo aus man die Straße oder die Wege sehen kann, die nach Jesreel führen. Er ruft Petrus und Simon herbei und

schickt sie den Arbeitern des Doras entgegen mit der Weisung, sie an der Grenze der beiden Besitzungen aufzuhalten. Endlich sagt er zu Jakobus und Judas: »Nehmt die Verpflegung und kommt mit.«

Es folgen ihnen die Arbeiter Johanans, Frauen, Männer und Kinder. Die Männer tragen je zwei kleinere Krüge, die wahrscheinlich mit Wein gefüllt sind. Jeder von diesen Krügen enthält wohl um die zehn Liter. (Ich bitte immer, meine Schätzungen nicht als Glaubenssätze anzunehmen.) Sie gehen dorthin, wo ein dichter, schon ganz mit neuen Blättern bedeckter Weinberg die Grenze des Besitzes Johanans anzeigt. Jenseits befindet sich ein breiter Wassergraben, der mit wer weiß wieviel Mühe in Ordnung gehalten wird.

»Siehst du? Johanan hat sich mit Doras deswegen gestritten. Johanan sagte: „Es ist die Schuld deines Vaters, daß alles verwüstet ist. Wenn er den Messias nicht verehren wollte, dann hätte er ihn wenigstens fürchten, aber nicht herausfordern sollen.“ Und Doras brüllte wie ein Dämon: „Du hast deine Felder gerettet wegen dieses Grabens. Das Ungeziefer hat ihn nicht überschritten ...“ Und Johanan sagte: „Warum ist jetzt alles bei dir verwüstet, während zuvor die Felder die schönsten von Jesreel waren? Es ist die Strafe Gottes, glaub mir! Ihr habt das Maß überschritten. Dieses Wasser? ... Das ist immer schon dagewesen, und das ist es nicht, was mich verschont hat.“ „Er ist ein Gerechter“, hat Johanan daraufhin geschrien. Und so haben sie sich eine Weile hin- und hergestritten, solange sie Atem hatten; darauf ließ Johanan mit großen Ausgaben Wasser vom Fluß kommen, nach Grundwasser graben und neue Gräben an den Grenzen zwischen seinem Besitz und dem seines Verwandten ausheben, die noch tiefer sind. Uns sagte Johanan, was wir dir gestern schon berichtet haben ... Im Grunde ist er glücklich über das Geschehene. Er ist immer so neidisch auf Doras gewesen ... Nun hofft er, alles kaufen zu können, denn Doras wird nichts anderes übrigbleiben, als alles für ein paar Drachmen zu veräußern.«

Jesus hört gutmütig alle diese Mitteilungen an und wartet unterdessen auf die armen Arbeiter des Doras, die bald kommen und

sich auf die Knie werfen, als sie Jesus im Schatten eines Baumes erblicken.

»Der Friede sei mit euch, Freunde. Kommt! Heute ist die Synagoge hier, und ich bin euer Synagogenvorsteher. Aber zuerst möchte ich euer Hausvater sein. Setzt euch im Kreis nieder, ich will euch die Speise reichen. Heute habt ihr den Bräutigam hier, und wir wollen ein Hochzeitsmahl halten.«

Jesus öffnet einen Korb und entnimmt ihm Brote, die er den erstaunten Arbeitern des Doras gibt; aus dem anderen Korb nimmt er, was aufzutreiben war: Käse, Gemüse, das er kochen ließ, und ein kleines gekochtes Geißchen oder Lämmlein, das er an die armen Unglücklichen verteilt. Dann schenkt er den Wein aus und läßt den einfachen Kelch kreisen, damit alle trinken können.

»Aber warum? Aber warum? Und diese?« sagen die Leute des Doras und zeigen auf die Johanans.

»Sie haben schon gehabt.«

»Aber diese Ausgaben! Wie konntest du das tun?«

»Es gibt noch gute Menschen in Israel«, sagt Jesus lächelnd.

»Aber heute ist Sabbat . . . «

»Dankt diesem Mann«, sagt Jesus und deutet auf den Mann von En-Dor. »Er hat das Lamm gespendet. Das andere war leicht aufzutreiben.«

Die Armen verschlingen – man muß so sagen – die Speisen, die sie schon lange nicht mehr gekostet haben. Da ist ein schon alter Mann, der einen Knaben an sich zieht, der vielleicht zehn Jahre alt ist; er ißt und weint.

»Warum weinst du so, Vater?« fragt Jesus.

»Weil deine Güte zu groß ist . . . «

Der Mann von En-Dor sagt mit seiner tiefen Stimme: »Das ist wahr . . . man muß weinen. Aber es sind keine bitteren Tränen . . . «

»Keine bitteren, das ist wahr. Und dann . . . ich habe einen Wunsch. Diese Tränen sind auch eine Bitte.«

»Was möchtest du, Vater?«

»Siehst du dieses Kind? Es ist mein Enkel. Er ist mir geblieben nach der Seuche dieses Winters. Nicht einmal Doras weiß, daß er bei mir ist, denn ich lasse den Knaben wie ein wildes Tier im Wald leben und kann ihn nur am Sabbat sehen. Wenn Doras ihn entdeckte, würde er ihn verjagen oder zur Arbeit treiben ... dann wäre dieses mein junges Blut schlimmer dran als ein Arbeitstier ... Zu Ostern werde ich ihn mit Micha nach Jerusalem schicken, damit er ein Sohn des Gesetzes wird ... und dann? ... Er ist der Sohn meiner Tochter ... «

»Würdest du ihn lieber mir mitgeben? Weine nicht! Ich habe viele Freunde, die ehrbar, heilig und kinderlos sind. Sie würden ihn heiligmäßig erziehen, auf meinem Wege ... «

»Oh, Herr! Seit ich von dir gehört habe, ist dies mein Wunsch. Und ich habe den heiligen Jona gebeten – er weiß, was es heißt, einen solchen Herrn zu haben – meinen Enkel vor diesem Tod zu bewahren ... «

»Kind, willst du mit mir kommen?«

»Ja, mein Herr. Ich will dich nicht enttäuschen!«

»Abgemacht!«

»Aber ... wem willst du ihn geben?« fragt Petrus und zupft Jesus dabei am Ärmel. »Auch ihn dem Lazarus?«

»Nein, Simon. Es gibt viele, die keine Kinder haben ... «

»Auch ich bin ohne Kinder ... « Das Antlitz des Petrus wird ganz schmal bei diesem Wunsch.

»Simon, ich habe es dir schon gesagt: Du wirst der „Vater“ aller Kinder sein, die ich dir als Erbschaft hinterlasse. Aber du darfst die Ketten eines eigenen Kindes nicht haben. Sei nicht traurig. Du bist dem Meister zu unentbehrlich, und daher kann der Meister nicht auf dich verzichten wegen einer Anhänglichkeit. Ich verlange viel, Simon. Ich bin anspruchsvoller als der eifersüchtigste Bräutigam. Ich liebe dich ganz besonders, und ich will dich ganz für mich haben.«

»Gut, Herr! Gut! Es geschehe nach deinem Willen.« Der arme Petrus ist heroisch in seiner Ergebenheit.

»Er wird der Sohn meiner heranwachsenden Kirche sein. Ist es gut so? Er gehört allen und niemand. Er wird „unser“ Sohn sein. Wir werden ihn mit uns nehmen, wenn die Entfernungen es erlauben, oder er wird uns bisweilen treffen, und seine Pflegeväter werden die Hirten sein, die in den Kindern „ihr“ Jesuskind lieben. Komm her, Kind. Wie heißt du?«

»Jabe des Johannes; ich bin aus Judäa«, sagt der Knabe ganz bestimmt.

»Ja, wir sind Judäer«, bestätigt der Alte. »Ich habe auf den Feldern des Doras in Judäa gearbeitet, und meine Tochter war mit einem von dort verheiratet. Ich arbeitete in den Wäldern von Arimathäa, und diesen Winter ... «

»Kam das Unglück ... «

»Der Knabe wurde gerettet, weil er in jener Nacht bei einem entfernten Verwandten war ... Er hat den Namen mit Recht, Herr! Ich habe damals zu meiner Tochter gesagt: „Warum? Erinnerst du dich nicht an Althergebrachte?“ Doch der Mann wollte ihn so nennen, und nun heißt er Jabe.«

»„Der Knabe wird den Herrn anrufen, und der Herr wird ihn segnen und seine Grenzen weiten, und die Hand des Herrn wird auf seiner Hand liegen, und er wird von keinem Übel mehr befallen werden.“ Dies wird der Herr geschehen lassen, um dich, Vater, und die Seelen der Verstorbenen zu trösten, und den Waisenknaben zu stärken. Und nun, da wir die Bedürfnisse des Leibes von denen der Seele getrennt haben mit einem Akt der Liebe zum Knaben, hört das Gleichnis, das ich für euch erdacht habe:

Es lebte einst ein sehr reicher Mann. Er besaß die schönsten Kleider und brüstete sich auf den Straßen und im Haus mit seinen Purpurgewändern und Damastkleidern, und er wurde von den Bürgern, die ihm aus Eigennutz schmeichelten, als der Mächtigste des Landes verehrt. In seinen Gemächern fanden jeden Tag herrliche Gastmähler statt, bei denen die Menge der Eingeladenen – lauter reiche Leute, nicht Bedürftige – sich drängte und dem reichen Prasser huldigte.

Seine Gastmähler waren bekannt durch den Überfluß an vorzüglichen Speisen und Weinen.

In der gleichen Stadt lebte aber auch ein Bettler, ein armer Bettler. Er war so arm, wie der andere reich war. Doch unter der Kruste der menschlichen Armseligkeit des Bettlers Lazarus war ein Schatz verborgen, der größer als die Armut des Lazarus und der Reichtum des Prassers war: die Heiligkeit von Lazarus. Er hatte das Gesetz nie übertreten, nicht einmal in der größten Not, und vor allem hatte er immer das Gebot der Gottes- und der Nächstenliebe beachtet. Er ging zu den Türen der Reichen, wie es die Bettler tun, und bat um Almosen, um nicht verhungern zu müssen. Und jeden Abend ging er zum Tor des Prassers, um wenigstens einige Überreste der prunkvollen Gastmähler, die in den reichen Sälen stattfanden, zu erhalten.

Er legte sich bei der Türe auf den Weg und wartete geduldig. Aber wenn der Prasser ihn gewahr wurde, ließ er ihn wegiagen, denn der wundenbedeckte, unterernährte Körper in zerrissenen Kleidern war ein trauriger Anblick für seine Gäste. Der Prasser sagte so. In Wirklichkeit aber war der Anblick der Armseligkeit und Güte ein andauernder Vorwurf für ihn. Mitleidiger als er waren seine Hunde, die wohlgenährt waren und herrliche Halsbänder trugen, sich zu Lazarus gesellten und seine Wunden leckten und freudig knurrten, wenn Lazarus ihr Fell kraulte. Sie schleppten die Abfälle der reichen Tafeln herbei, so daß Lazarus dank der Tiere nicht verhungerte; denn die Menschen hätten ihn sterben lassen, da sie ihm nicht einmal erlaubten, nach dem Mahle einzutreten und die unter die Tische gefallenen Reste an sich zu nehmen.

Eines Tages starb Lazarus. Niemand auf der Welt störte dies, niemand weinte ihm nach. Der Prasser freute sich vielmehr darüber, daß er nun an seiner Schwelle dieses Elend nicht mehr sehen mußte, das er „Scheusal“ nannte. Aber im Himmel gewahrten die Engel den Armen. Und bei seinem letzten Atemzug in der kalten leeren Hütte waren die himmlischen Scharen anwesend, die seine Seele in einen Lichtschein aufnahmen und sie mit Hosannarufen in Abrahams Schoß trugen.

Nach einiger Zeit starb auch der Prasser. Oh, welche prächtige Trauerfeier! Die ganze Stadt war über seinen Todeskampf unterrichtet worden, und die Leute drängten sich auf dem Platz vor dem Palast, um als Freunde des großen Verstorbenen erkannt zu werden, mehr noch aus Neugier und Interesse für die Erben. Sie folgten dem Sarg, und mit den Klagen der Trauer stiegen auch die verlogenen Lobgesänge auf den „Großen“, den „Wohltäter“, den „Gerechten“ zum Himmel.

Kann Menschenwort das Urteil Gottes ändern? Nein, dies kann es nicht. Wer gerichtet ist, ist gerichtet, und was geschrieben ist, ist geschrieben. Und ungeachtet des feierlichen Begräbnisses wurde die Seele des Prassers in die Hölle verbannt.

In diesem schrecklichen Gefängnis, mit Feuer und Finsternis gespeist und getränkt, von allen Seiten mit Haß und Qual umgeben, erhob der Prasser seinen Blick zum Himmel; zum Himmel, den er für einen kurzen Augenblick, den Bruchteil einer Sekunde, in seiner unsagbaren Schönheit sah und der ihm für immer vor Augen bleiben sollte als höchste Qual aller Qualen.

Er sah dort Abraham; fern, doch strahlend und selig. Und in dessen Schoß, ebenso strahlend und selig Lazarus, den armen Lazarus, der einst verachtet, abstoßend und elend war. Nun war er wunderschön im Lichte Gottes, in seiner Heiligkeit reich an Liebe Gottes, und wurde nicht von den Menschen, sondern von den Engeln des Himmels bewundert.

Der Prasser rief weinend aus: „Vater Abraham, erbarme dich meiner! Sende Lazarus, denn ich kann nicht erwarten, daß du es selbst tust; sende Lazarus, damit er seinen Finger mit Wasser netze und ihn mir auf die Zunge lege, um sie zu erfrischen; denn ich leide durch die Flamme, die unaufhörlich in mir brennt!“

Abraham antwortete: „Denk daran, daß du alle Güter im Leben genossen hast, während Lazarus nur das Leid der Erde hatte. Er hat es verstanden, aus dem Schlechten Gutes zu machen, während du all deine Schätze zum Bösen mißbraucht hast. Daher ist es ge-

recht, daß er nun getröstet wird, während du leiden mußt. Jetzt ist nichts mehr zu ändern. Die Heiligen sind über die Erde verstreut, damit die Menschen aus ihnen Nutzen ziehen. Aber wenn der Mensch trotz ihrer Nähe das bleibt, was er ist – in deinem Falle ein Dämon – so nützt es nichts, sich an die Heiligen zu wenden, wenn es zu spät ist. Nun sind wir getrennt. Auf den Wiesen sind die Kräuter vermischt. Aber wenn sie gemäht worden sind, dann werden die guten von den schlechten getrennt. So ist es mit euch und mit uns. Wir waren zusammen auf der Welt. Du hast uns verjagt, hast uns auf vielerlei Weise gequält, hast uns vergessen und hast gegen die Liebe gefehlt. Jetzt sind wir getrennt. Zwischen dir und uns ist ein solcher Abgrund, daß jene, die von hier zu euch kommen möchten, nicht können; und auch ihr, die ihr dort seid, könnt den schrecklichen Abgrund nicht überqueren, um zu uns zu kommen.“

Der Prasser weinte und schrie: „O heiliger Vater, sende, ich bitte dich, sende den Lazarus in das Haus meines Vaters. Ich habe fünf Brüder. Ich habe nie verstanden, was Liebe ist, auch nicht innerhalb der Familie. Aber nun, nun verstehe ich, wie schrecklich es ist, ohne Liebe zu sein. Und da hier, wo ich bin, Haß herrscht, habe ich erkannt – in jenem Augenblick, in dem meine Seele Gott sah (beim besonderen Gerichte), was die Liebe ist. Ich will nicht, daß meine Brüder dasselbe leiden müssen. Ich habe Angst um sie, denn sie leben, wie ich gelebt habe. Oh, sende Lazarus zu ihnen, damit er ihnen sage, wo ich bin und warum ich hier bin; damit er ihnen sage, daß es die Hölle gibt und daß sie schrecklich ist und daß alle, die Gott und den Nächsten nicht lieben, ins höllische Feuer kommen. Sende ihn, damit sie noch Vorsorgen können, bevor es zu spät ist, damit sie nicht hierher, an diesen Ort des ewigen Schreckens, kommen müssen.“

Abraham aber antwortete: „Deine Brüder haben Mose und die Propheten. Auf diese sollen sie hören.“

Mit dem Jammer einer gequälten Seele antwortete der Prasser: „Oh, Vater Abraham! Ein von den Toten Auferstandener wird sie mehr beeindrucken ... Erhöre mich! Hab Erbarmen!“

Doch Abraham sagte: „Wenn sie nicht auf Mose und die Propheten gehört haben, dann werden sie auch nicht auf einen hören, der für eine Stunde von den Toten auferstanden ist, um ihnen Worte der Wahrheit zu sagen. Übrigens ist es nicht recht, daß ein Seliger meinen Schoß verläßt, um von den Söhnen des Feindes beleidigt zu werden. Die Zeit des Unrechts ist für ihn vorbei. Er ist nun im Frieden und bleibt im Frieden auf Anordnung Gottes, der sieht, daß der Versuch einer Bekehrung unnütz ist bei allen, die nicht an das Wort Gottes glauben und nicht danach leben.“

Dies ist das Gleichnis, dessen Bedeutung so klar ist, daß es keiner weiteren Erklärung bedarf.

Hier hat wahrlich der neue Lazarus, mein Jona, seine Heiligkeit erlangt. Seine Herrlichkeit in Gott offenbart sich im Schutz, den jene erfahren, die auf ihn hoffen. Zu euch kann Jona als Freund und Beschützer kommen, und er kommt auch, wenn ihr immer gut seid. Ich würde euch – und ich sage euch, was ich ihm schon im letzten Frühling gesagt habe – ich würde euch allen gerne helfen, auch materiell, aber es geht nicht, und das schmerzt mich. Ich kann euch nur auf den Himmel hinweisen; ich kann euch nur die große Wahrheit der Ergebung lehren und euch das künftige Reich versprechen. Haßt niemals, aus keinem Grunde! Der Haß ist mächtig in der Welt. Aber der Haß hat auch seine Grenzen. Die Liebe kennt keine Grenzen, weder in ihrer Macht, noch in der Zeit. Liebt daher, um die Liebe als Schutz und Trost auf Erden und als Lohn im Himmel zu besitzen. Es ist besser, ein Lazarus zu sein als ein Prasser, glaubt es mir! Glaubt es und ihr werdet selig werden.

Seht in der Verwüstung dieser Felder nicht Haß, auch wenn die Vorgänge es rechtfertigen könnten. Legt das Wunder nicht schlecht aus. Ich bin die Liebe, und ich hätte nicht gestraft. Aber da ich sah, daß die Liebe den grausamen Prasser nicht beugen konnte, habe ich ihn der Gerechtigkeit überlassen, und diese hat den Märtyrer Jona und seine Brüder gerächt.

Lernt dieses aus dem Wunder: Die Gerechtigkeit ist immer wach-

sam, auch wenn sie abwesend zu sein scheint, und da Gott der Herr der ganzen Schöpfung ist, kann er sich der geringsten Tierlein wie Ameisen und Ungeziefer bedienen, um das Herz des Grausamen und Gierigen zu züchtigen und ihn an einem Schluck Gift ersticken lassen.

Ich segne euch nun. Jeden Morgen bete ich für euch. Und du, Vater, hab keine Sorge um das Lamm, das du mir anvertraust. Ich werde es dir wieder zurückbringen, damit du dich freuen kannst, zu sehen, daß es an Weisheit, Liebe und Güte auf dem Wege Gottes zunimmt. Es soll dein Osterlamm sein an diesem armen Osterfest: das wohlgefälligste der auf dem Altare Jehovas geopfertem Lämmer. Jabe, verabschiede dich vom alten Vater, und komm dann zu deinem Erlöser, zu deinem guten Hirten! Der Friede sei mit euch!«

»Oh, Meister! Guter Meister! Dich lassen zu müssen! . . . «

»Ja, es tut weh! Aber es wäre nicht gut, wenn der Aufseher euch hier vorfände. Ich bin eigens hierher gekommen, um Bestrafungen zu vermeiden. Gehorcht aus Liebe zur Liebe, die euch berät.«

Die Unglücklichen erheben sich mit Tränen in den Augen und kehren zu ihrem Kreuz zurück. Jesus segnet sie noch einmal. Dann geht er, seine Hand in der Hand des Knaben, und mit dem Manne von En-Dor auf der anderen Seite, auf dem gleichen Weg, auf dem er gekommen war, zum Haus des Micha zurück. Auch Andreas und Johannes vereinigen sich am Ende ihrer Wache wieder mit den Gefährten.

232 Von Jesreel nach En-Gannim über Megiddo

»Herr, ist der Gipfel dort der Karmel?« fragt Vetter Jakobus.

»Ja, Bruder. Dies ist die Kette des Karmel, und der höchste Gipfel gibt seinen Namen dem ganzen Gebirge.«

»Die Welt muß von dort oben schön sein. Bist du noch nie hinaufgestiegen?«

»Einmal, ganz allein, als ich eben mit dem Predigen begonnen

hatte. An seinem FuÙe habe ich meinen ersten Aussätzigen geheilt. Doch wir wollen zusammen auf den Berg steigen und des Elija gedenken . . . «

»Danke, Jesus! Wie immer hast du mich verstanden.«

»Und wie immer arbeite ich an deiner Vervollkommnung, Jakobus.«

»Warum?«

»Der Grund steht im Himmel geschrieben.«

»Könntest du es mir nicht sagen, Bruder, du, der du lesen kannst, was im Himmel geschrieben steht?« Jesus und Jakobus gehen nebeneinander, und nur der kleine Jabe, immer noch an der Hand Jesu, kann das vertrauliche Gespräch der Vettern hören, die sich zulächeln und in die Augen schauen.

Jesus legt einen Arm um die Schultern des Jakobus, zieht ihn näher an sich heran und fragt ihn: »Willst du es wirklich wissen? Nun gut, ich werde es dir als Rätsel sagen, und wenn du den Schlüssel dazu findest, dann bist du weise. Höre also! „Die falschen Propheten hatten sich auf dem Berge Karmel versammelt. Da näherte sich Elija dem Volke und sprach: ‚Wie lange noch hinkt ihr nach zwei Seiten? Wenn der Herr Gott ist, dann folgt ihm; wenn es Baal ist, so folgt diesem.‘ Das Volk antwortete nicht. Dann fuhr Elija fort zum Volke zu reden: ‚Von den Propheten des Herrn bin nur ich geblieben‘, und die einzige Kraft des Einsamen war der Ruf: ‚Erhöre mich, Herr, erhöre mich, damit dieses Volk erkenne, daß du der Herr, unser Gott bist und aufs neue ihre Herzen bekehrt hast.‘ Darauf fiel das Feuer des Herrn vom Himmel und verzehrte das Opfer.“ Nun, Bruder, kannst du raten.«

Jakobus denkt gesenkten Hauptes nach, und Jesus betrachtet ihn lächelnd. Sie gehen einige Meter, dann sagt Jakobus: »Bezieht sich dies auf Elija oder auf meine Zukunft?«

»Auf deine Zukunft, natürlich . . . «

Jakobus denkt weiter nach, dann flüstert er: »So werde ich dazu bestimmt sein, Israel aufzufordern, in der Wahrheit einen Weg zu

gehen? So werde ich der sein, der allein in Israel zurückbleibt? Wenn ja, dann heißt es, daß die anderen verfolgt und vertrieben werden und daß ... daß ich dich für die Bekehrung dieses Volkes bitten werde ... vielleicht als Priester ... vielleicht als Opfer ... Aber wenn es so ist, dann entzünde mich jetzt schon, Jesus ... «

»Du bist es schon. Aber du wirst vom Feuer erfaßt werden wie Elija. Daher werden wir, ich und du, allein auf den Karmel gehen, um miteinander zu reden.«

»Wann? Nach Ostern?«

»Ja, nach *einem* Ostern. Dann werde ich dir viele Dinge sagen ... «

Ein schöner kleiner Fluß, der zum Meere fließt und durch den Frühjahrsregen und die Schneeschmelze Hochwasser hat, hindert sie am Weitergehen. Petrus eilt herbei und sagt: »Die Brücke ist weiter oben, dort wo die Straße von Ptolemais nach En-Gannim ist.«

Jesus kehrt willig zurück und überschreitet den Bach auf einer starken Brücke aus Stein. Kurz darauf erscheinen andere Berge und Hügel, aber sie sind nicht hoch.

»Werden wir gegen Abend in En-Gannim sein?« fragt Philippus.

»Ganz bestimmt. Aber ... jetzt haben wir den Knaben. Bist du müde, Jabe?« fragt Jesus liebevoll. »Sei aufrichtig wie ein Engel.«

»Ein wenig, Herr; aber ich will mich anstrengen.«

»Dieses Kind ist geschwächt«, sagt der Mann von En-Dor mit seiner tiefen Stimme.

»Das glaube ich gerne«, ruft Petrus. »Bei dem Leben, das es seit einigen Monaten führt! Komm, ich trage dich.«

»O nein, Herr. Ermüde dich nicht. Ich kann schon noch gehen.«

»Komm, komm, du bist bestimmt nicht schwer. Du gleichst einem unterernährten Vöglein«, und Petrus setzt ihn auf seine Schultern und hält ihn an den Beinen fest.

Sie gehen rascher, denn die Sonne ist schon heiß und treibt an, die schattigen Hügel zu erreichen.

Sie verweilen in einer Ortschaft, die ich Megiddo nennen höre, und halten Rast bei einem sehr frischen Brunnen, der viel Wasser

hat, das geräuschvoll in ein dunkles Steinbecken plätschert. Aber niemand aus dem Dorf kümmert sich um die Wanderer, die namenlos wie viele andere mehr oder weniger reiche Pilger sind, die zu Fuß oder auf Eseln nach Jerusalem zum Osterfest ziehen. Es herrscht hier schon eine Freudenstimmung, und viele Kinder sind unter den Wanderern, die der Gedanke der Zeremonie der „Volljährigkeit“ heiter stimmt.

Zwei Knaben aus wohlhabenden Familien, die zum Brunnen kommen, um zu spielen, während Petrus Jabe mit tausend Kleinigkeiten zu ergötzen sucht, fragen den Jungen: »Gehst du auch nach Jerusalem, um ein Sohn des Gesetzes zu werden?«

Jabe antwortet schüchtern: »Ja«; aber er versteckt sich dabei hinter Petrus.

»Ist das dein Vater? Du bist arm, nicht wahr?«

»Ich bin arm, ja.«

Die beiden Knaben, vielleicht Söhne von Pharisäern, prüfen das Kind spöttisch und neugierig und sagen: »Das sieht man!«

Ja, man sieht es ... Sein Gewand ist recht armselig! Vielleicht ist der Knabe gewachsen, und obgleich der entfärbte braune Saum bereits ausgelassen worden ist, reicht das Kleid nur bis zur Mitte der braungebrannten Waden und läßt die mageren Füße frei, die in zwei unförmigen Sandalen stecken. Letztere werden von Schnüren gehalten, die sicherlich Schmerzen bereiten.

Die Knaben, die in ihrem Egoismus, der so vielen Kindern eigen ist, und in ihrer Grausamkeit als böse Kinder unerbittlich sind, sagen nun: »Oh, dann hast du also kein neues Gewand für das Fest! Wir hingegen! ... Nicht wahr, Joachim? Ich, ganz rot mit einem gleichfarbigen Mantel. Er ganz himmelblau. Und wir haben Sandalen mit silbernen Schnallen und einen kostbaren Gürtel und ein Talit von einer goldenen Platte gehalten und ... «

»Und ein Herz aus Stein, sage ich!« platzt Petrus heraus, der eben fertig ist, seine Füße zu erfrischen und alle Flaschen mit Wasser zu füllen. »Ihr seid böse Buben. Die Zeremonie und das Kleid sind kei-

ne Kröte wert, wenn das Herz nicht gut ist. Ich ziehe lieber diesen meinen Buben vor! Macht, daß ihr weiterkommt, ihr Hochnäsigen! Geht zu den Reichen und habt Ehrfurcht vor den Armen und Gerechten. Komm, Jabe! Das Wasser tut deinen müden Füßchen gut. Komm, ich will sie dir waschen, dann können wir nachher besser wandern. Oh, die Schnüre haben dir sehr weh getan. Du darfst nicht mehr gehen. Ich werde dich tragen, bis wir in En-Gannim sind. Dort werden wir einen Sandalenmacher finden, und ich werde dir ein Paar neue Sandalen kaufen.«

Petrus wäscht und trocknet die kleinen Füße, die schon lange keine solche Fürsorge mehr erfahren haben.

Das Kind sieht ihn an und zögert etwas; dann aber beugt es sich über den Mann, der eben die kleinen Sandalen schnürt, umarmt ihn mit seinen mageren Ärmchen und sagt: »Wie gut bist du!« und küßt ihn auf die grauen Haare.

Petrus ist gerührt. Er setzt sich auf den Boden, dort in die Nässe, wie es gerade kommt, nimmt das Kind auf den Schoß und sagt: »Dann nenne mich „Vater“.«

Es ist ein liebliches Bild. Jesus nähert sich mit den anderen. Doch zuvor kommen die hochnäsigen Buben noch einmal, die verwundert zugesehen hatten, und sagen: »Aber er ist doch nicht dein Vater!«

»Er ist mir Vater und Mutter«, sagt Jabe bestimmt.

»Ja, liebes Kind, das hast du gut gesagt: Vater und Mutter! Und ihr, meine lieben Herrchen, ich versichere euch, er wird nicht schlecht gekleidet zur Zeremonie gehen. Auch er wird ein königliches Gewand haben, rot wie das Feuer, und einen Gürtel, grün wie das Gras, und ein Talit, weiß wie der Schnee.«

Obwohl diese Zusammenstellung nicht gerade harmonisch ist, setzt sie die beiden Hochnäsigen in Erstaunen und treibt sie in die Flucht.

»Was machst du, Simon, in der Nässe?« fragt Jesus lächelnd.

»Naß? Ach ja. Nun merke ich es. Was ich tue? Ich mache mich zum Lamm mit der Unschuld im Herzen. Ach Meister, Meister! Gut,

gehen wir. Aber du mußt mich machen lassen mit diesem Kinde. Später kannst du den Jungen haben. Aber solange er kein wahrer Israelit ist, gehört er mir.«

»Aber ja. Du wirst immer sein Vormund sein, wie ein alter Vater. Bist du zufrieden? Laßt uns gehen, damit wir bis zum Abend nach En-Gannim kommen, ohne daß das Kind zu rasch gehen muß.«

»Ich werde ihn tragen. Mein Netz ist schwerer als er. Er kann nicht gehen mit diesen zwei zerrissenen Sohlen. Komm!« Und mit seinem Söhnchen beladen, macht sich Petrus glücklich wieder auf den Weg. Durch nunmehr immer längere Schatten der Obstgärten beginnen sie die Besteigung der sanften Hügel, von denen aus man einen schönen Ausblick über die fruchtbare Ebene von Jesreel hat.

Sie sind schon in der Nähe von En-Gannim, das ein schönes Städtchen sein muß, gut mit Wasser versorgt durch einen hohen, wahrscheinlich römischen Aquädukt. Eine militärische Reitertruppe nähert sich; sie verlassen die Straße. Die Pferdehufe dröhnen auf der Straße, die hier, in der Nähe der Stadt, mit einem leichten Pflaster versehen ist, das man jedoch unter dem Staub und dem Unrat kaum sieht.

»Sei begrüßt, Meister! Du in dieser Gegend?« schreit Publius Quintilianus, steigt vom Pferd und geht mit einem aufrichtigen Lächeln auf Jesus zu, indem er sein Pferd am Zügel hält. Seine Soldaten gehen im Schritt, um sich ihrem Vorgesetzten anzupassen.

»Ich gehe nach Jerusalem zum Osterfest.«

»Ich auch. Für die Festtage werden die Wachen verstärkt, auch weil Pontius Pilatus in die Stadt kommt und Claudia dasein wird. Wir sind ihre Stafette. Die Wege sind so unsicher. Die Adler treiben die Schakale in die Flucht«, lacht der Soldat und blickt Jesus an.

Dann sagt er leiser: »Doppelte Wache dieses Jahr, um den Rücken des schmutzigen Antipas zu decken. Es herrscht viel Unzufriedenheit über den Arrest des Propheten. Unzufriedenheit in Israel und Unzufriedenheit unter uns. Aber ... wir haben schon daran gedacht, dem Hohenpriester und seinen Gesellen eine wohlthätige Flötenmu-

sik blasen zu lassen«, und mit flüsternder Stimme: »Geh daher unbesorgt! Alle Krallen haben sich bereits in die Pfoten zurückgezogen. Ha, ha! Sie fürchten uns. Es genügt schon, daß wir uns räuspern, und sie nehmen es schon für Löwengebrüll. Wirst du in Jerusalem reden? Komm zum Prätorium. Claudia spricht von dir als einem großen Philosophen. Das ist gut für dich, denn ... der Prokonsul ist Claudia.«

Er schaut um sich und sieht Petrus schwerbeladen, rot und verschwitzt.

»Und dieses Kind?«

»Ein Waisenkind, das ich zu mir genommen habe.«

»Aber dein Mann hier müht sich zuviel ab. Kind, traust du dich, einige Meter auf dem Pferd zu reiten? Ich werde dich mit mir auf den Sattel nehmen und langsam reiten. Ich werde dich dann am Stadttor ... diesem Manne zurückgeben.«

Das Kind wehrt sich nicht, es muß sanft sein wie ein Lamm, und Publius hebt es zu sich in den Sattel. Während er den Soldaten den Befehl gibt, langsam zu reiten, sieht er auch den Mann von En-Dor. Er schaut ihn fest an und sagt: »Du bist hier?«

»Ja, ich habe es aufgegeben, den Römern Eier zu verkaufen. Aber die Hühner sind noch dort. Nun bin ich mit dem Meister ... «

»Gut für dich. Da hast du mehr Halt. Leb wohl! Sei begrüßt, Meister, ich erwarte dich bei der Baumgruppe.« Und er gibt die Sporen.

»Du kennst ihn, und er kennt dich?« fragen mehrere Johannes von En-Dor.

»Ja, als Hühnerlieferant. Zuerst kannte er mich nicht. Doch einmal wurde ich nach Nain beordert, um die Preise auszumachen, und da war er dort. Seither hat er mich immer begrüßt, wenn ich, um Bücher oder sonstiges einzukaufen, nach Cäsarea kam. Er nennt mich Zyklon oder Diogenes. Er ist nicht böse, und obgleich ich diese Römer hasse, habe ich ihn nie beleidigt, denn er konnte mir nützlich sein.«

»Hast du gehört, Meister? So hat meine Einsprache beim Zenturio

in Kafarnaum etwas genützt. Nun bin ich beruhigt«, sagt Petrus.

Sie erreichen die Baumgruppe, in deren Schatten die Reiter abgestiegen sind.

»Hier gebe ich dir den Knaben zurück. Hast du etwas zu besorgen, Meister?«

»Nein, Publius. Gott möge sich dir zeigen.«

»Leb wohl!« Er steigt wieder auf, gibt die Sporen, und die Seinen folgen ihm mit großem Hufgeklapper und Eisengeklirr.

Sie betreten die Stadt; Petrus geht mit dem Kind Sandalen kaufen.

»Dieser Mann stirbt am Wunsche nach einem Sohne«, sagt der Zelote, und er fügt hinzu: »Er hat recht.«

»Und ich werde sie ihm zu Tausenden geben. Nun wollen wir uns nach einem Obdach umsehen, um morgen in aller Frühe aufzubrechen.«

233 Von En-Gannim nach Sichem in zwei Tagen

Auf den Straßen, die immer mehr mit Pilgern überfüllt sind, setzt Jesus seinen Weg nach Jerusalem fort. Ein nächtlicher Wolkenbruch hat die Straße mit etwas Schlamm überzogen, doch gleichzeitig die Luft vom Staub befreit. Die Felder gleichen einem vom Gärtner wohlgepflegten Garten.

Alle gehen rascher, denn sie sind nach dem Aufenthalt ausgeruht, und das Kind mit seinen neuen Sandalen muß nun nicht mehr beim Gehen Schmerzen leiden, sondern beginnt immer vertrauensvoller zu werden und redet mit diesem und mit jenem. Es vertraut Johannes an, daß sein Vater auch Johannes und seine Mutter Maria heißen haben, und daß es deshalb Johannes sehr gern hat. »Aber«, so beendet es sein Geplauder, »ich habe schon alle sehr gern, und im Tempel werde ich viel, viel beten, für alle und besonders für den Herrn Jesus.«

Es ist rührend zu sehen, wie diese Gruppe meist kinderloser Männer so väterlich und voller Fürsorge für den kleinsten Jünger Jesu

ist. Selbst der Mann von En-Dor bekommt ein milderes Aussehen, wenn er den Kleinen drängt, ein Ei auszutrinken, oder in die Wälder hinaufsteigt, welche die Hügel und die immer höher werdenden Berge grün erscheinen lassen; sie werden durch Täler getrennt, durch welche die Hauptstraße führt ... Der Mann pflückt Zweige mit säuerlichen Blättern oder Stengeln von wildem Fenchel und gibt sie dem Kinde, damit es seinen Durst stillen kann, der mit Wassertrinken nur noch größer würde; er lenkt den Knaben von der Länge des Weges ab und macht ihn auf verschiedene Dinge und Aussichten aufmerksam.

Der ehemalige Erzieher von Citium, den menschliche Schlechtigkeit ruiniert hat, lebt für dieses Kind: für ein Elend, wie er selbst ein Elend ist; er lebt wieder auf und glättet die Runzeln des Unglücks und der Bitterkeit mit einem freundlichen Lächeln. Jabe ist nun nicht mehr so armselig mit seinen neuen Sandalen und dem weniger traurigen Gesicht, auf dem, ich weiß nicht welche apostolische Hand dafür gesorgt hat, alle Zeichen eines während vieler Monate geführten Lebens auszulöschen, indem sie ihm die Haare, die bis dahin unordentlich und staubig waren, nach einer energischen Wäsche schön frisiert hat. Auch der Mann von En-Dor, der immer noch staunt, wenn er sich Johannes nennen hört, dann aber sein Haupt schüttelt mit einem verständnisvollen Lächeln über sein kurzes Gedächtnis, ist sehr verändert. Tag für Tag verliert sein Gesicht immer mehr von der Härte, die es hatte, und nimmt einen ernsten Ausdruck an, der keine Angst einflößt. Natürlich vermehrt sich in beiden, die durch die Güte Jesu wieder aufleben, die Liebe zum Meister. Die Gefährten sind gut, aber Jesus ... Wenn er sie betrachtet oder mit ihnen spricht, dann drücken ihre Gesichter Glückseligkeit aus.

Sie haben nun das Tal und einen schönen grünen Hügel hinter sich, von dessen Höhe man noch einmal die Ebene von Jesreel überblicken kann. Das hat den Knaben seufzen lassen: »Was wird der alte Vater machen?« worauf er mit einem traurigen Seufzer und einem

Tränenschimmer in den braunen Augen hinzugefügt hat: »Oh, er ist nicht so glücklich wie ich . . . und dabei ist er so gut!« Und die Klage des Knaben hat über alle einen Schleier der Traurigkeit geworfen.

Nun gelangen sie in ein fruchtbares Tal, dessen Felder und Ölgärten gepflegt sind. Der leise Wind bedeckt das Erdreich mit den schneeweißen Blüthen der Reben und der ersten Oliven. Die Ebene von Jesreel ist nun endgültig den Augen entschwunden.

Eine kurze Rast für die Mahlzeit, dann geht die Wanderung nach Jerusalem weiter. Es muß stark geregnet haben, oder dies ist eine Gegend mit viel Grundwasser, denn die Wiesen gleichen einem niedrigen Sumpf, soviel Wasser schimmert zwischen den dichten Kräutern. Und selbst die etwas höher liegende Straße ist mit Schlamm bedeckt. Die Erwachsenen schürzen sich die Gewänder, damit sie keine Schlammkruste bekommen, und Judas Thaddäus nimmt das Kind auf die Schultern, damit es sich ausruhen kann und sie rascher aus dieser feuchten und vielleicht ungesunden Gegend kommen. Sie überwinden noch einige Hügel und ein felsiges, trockenes Tal, und der Tag neigt sich bereits, als sie ein Dorf erreichen, das auf einer felsigen Anhöhe liegt. Sie bahnen sich einen Weg durch die Menge der Pilger und suchen Unterkunft in einer sehr einfachen Herberge: einer Überdachung, unter der viel Heu liegt, weiter nichts.

Die Pilgerfamilien, die da und dort beim Abendessen sitzen, haben kleine Lampen angezündet; arme Familien wie die apostolische, denn die Reichen haben ihre Zelte außerhalb der Ortschaft aufgeschlagen und vermeiden den Kontakt mit den Bewohnern des Dorfes und den armen Pilgern.

Die Nacht ist hereingebrochen, und rundherum wird es still . . . Der Erste, der in den Schlaf sinkt, ist der Knabe, der müde im Schoß des Petrus liegt. Der Apostel bettet ihn auf das Stroh und deckt ihn sorgfältig zu.

Jesus versammelt die Erwachsenen zum Gebet, dann wirft sich jeder auf sein Lager, um sich von dem weiten Weg auszuruhen.

Am anderen Tage: Die Apostelgruppe, die am Morgen aufgebro-

chen ist, trifft gegen Abend in Sichem ein, nachdem sie Samaria hinter sich gelassen hat. Sichem ist eine schöne Stadt, die mit einer Mauer umgeben ist und prächtige Bauten hat, um die sich schöne Häuser ordentlich gruppieren. Ich habe den Eindruck, daß die Stadt, wie Tiberias, erst vor kurzem nach römischem Muster neu aufgebaut worden ist. Die Mauer ist von sehr fruchtbarem und gut bebautem Ackerland umgeben. Die Straße, die aus Samaria nach Sichem führt, hat viele Kurven mit Stützmauern, was mich an die Hügel von Fiesole erinnert; man hat von ihr eine herrliche Aussicht auf grüne Berge im Süden und auf eine wunderschöne Ebene gegen Westen.

Die Straße neigt sich dem Tale zu, doch ab und zu steigt sie wieder an, um über die Hügel zu führen, welche die Gegend von Samaria beherrschen. Diese zeigt schöne Anpflanzungen von Olivenbäumen, Getreide und Weingärten, über denen in der Höhe Eichenwälder und andere Wälder mit hochgewachsenen Bäumen wachsen, die ein Segen sind und verhindern, daß die Winde, die in den Tälern leicht Wirbel bilden, die Kulturen verwüsten. Das erinnert mich an viele Stellen im Apennin um Amiata herum, wenn das Auge die flachen und wächsernen Kulturen der Maremmen, die festlichen Hügel und die ernsten Berge betrachtet, die höher werden im Inneren des Landes. Ich weiß nicht, wie heute die Landschaft von Samaria aussieht. Damals war sie sehr schön.

Nun zeigt sich zwischen den beiden hohen Bergen, den höchsten der Gegend, ein fruchtbares, wasserreiches Tal und in dessen Mitte die Stadt Sichem.

Hier wird Jesus mit den Seinen von der festlichen Karawane des Gefolges des Konsuls eingeholt, die sich ebenfalls zum Fest nach Jerusalem begibt. Sklaven zu Fuß und Sklaven auf Wagen, um den Transport der Gegenstände zu bewachen. Mein Gott, wieviel Zeug konnten sie damals mitschleppen! Und wieder Wagen mit Sklaven und Wagen mit allem Möglichen, auch kompletten Sänften und Reisewagen. Letztere sind geräumig auf vier Rädern, gut gefedert und bedeckt, in denen die Damen reisen. Und wieder Wagen und Sklaven ...

Ein Vorhang wird von einer ringgeschmückten Frauenhand bewegt, und es erscheint das ernste Profil der Plautina, die wortlos grüßt, aber lächelt. Valeria macht es ebenso. Sie hat ihre Kleine zwischen den Knien, die lacht und plappert. Ein zweiter, noch pompöserer Reisewagen fährt vorbei, ohne daß der Vorhang bewegt wird. Doch als er schon vorbeigefahren ist, erscheint auf seiner Rückseite zwischen den zurückgezogenen Vorhängen das rosige Angesicht Lydias, die eine Geste der Verneigung macht. Die Karawane entfernt sich.

»Die reisen gut!« sagt Petrus, der müde ist und schwitzt. »Aber mit Gottes Hilfe werden auch wir morgen in Jerusalem sein.«

»Nein, Simon. Ich muß einen Umweg über den Jordan machen.«

»Aber warum, Herr?«

»Des Kindes wegen. Es ist sehr traurig, und es würde noch trauriger, wenn es den Berg des Unglücks wiedersähe.«

»Aber wir werden ihn nicht sehen! Oder besser: wir wollen ihn von einer anderen Seite sehen ... und ich werde dafür sorgen, daß der Knabe abgelenkt wird, ich und Johannes ... Er läßt sich sofort ablenken, dieses arme Täubchen ohne Nest. In Richtung Jordan gehen? O weh! Besser, diesem direkten kurzen, sicheren Weg folgen. Nein, nein! Diesen, diesen Weg! Siehst du, auch die Römerinnen nehmen ihn. Längs des Meeres und des Flusses dampfen die Fieber nach diesen Regenfällen des Frühlings. Hier ist es gesünder. Und ... Wann würden wir ankommen, wenn wir den Weg noch verlängern? Denk daran, wie erregt deine Mutter sein wird nach dem schlimmen Vorfall mit dem Täufer! ... « Petrus setzt sich durch, und Jesus gibt nach.

»Wir werden uns bald und gut ausruhen und morgen beim Sonnenaufgang aufbrechen, damit wir übermorgen in Getsemani sind. Dann wollen wir am Tag nach dem Freitag zur Mutter nach Betanien gehen, wo wir die Bücher des Johannes lassen, die euch sehr belastet haben, und Isaak finden, dem wir diesen armen Bruder anvertrauen wollen.«

»Und das Kind, gibst du es gleich weg?«

Jesus lächelt: »Nein, ich werde es zur Mutter bringen, damit sie es für „sein“ Fest vorbereitet. Dann nehmen wir das Kind mit uns für Ostern. Doch nachher müssen wir es weggeben ... Hänge nicht zu sehr an ihm, oder besser, liebe es wie dein eigenes, aber im übernatürlichen Sinne. Du siehst, es ist schwach und müde. Ich hätte es gerne unterrichtet und, genährt von der Weisheit, heranwachsen lassen. Aber ich bin der Uermüdliche, und Jabe ist zu jung und zu schwach, um unsere Mühen durchzustehen. Wir werden durch Judäa ziehen, für Pfingsten nach Jerusalem zurückkehren und darauf, die Botschaft verkündend, wandern ... Wir werden das Kind im Sommer in unserer Heimat finden. Nun sind wir am Tore von Sichem. Geh mit deinem Bruder und Judas des Simon voraus und besorge eine Unterkunft. Ich gehe zum Marktplatz und erwarte dich dort.«

Sie trennen sich, und während Petrus davoneilt, um eine Unterkunft zu suchen, kommen die anderen nur mühsam auf der Straße voran, die verstopft ist von schreienden und gestikulierenden Menschen sowie von Eseln und Karren, die alle nach Jerusalem zum bevorstehenden Osterfest ziehen. Stimmen, Rufe und Schimpfworte vermischen sich mit den Eselsschreien, alles zusammen hallt in den Gassen wider und bildet ein Geräusch, das an jenes erinnert, das man vernimmt, wenn man bestimmte Muscheln ans Ohr hält. Das Echo hallt von Bogen zu Bogen, wo sich schon die Schatten vereinigen, und die Leute suchen, vorwärtsgedrängt, nach einem Obdach, einem Platz, einer Wiese, um dort die Nacht zu verbringen ...

Jesus, das Kind an der Hand und an einen Baum gelehnt, erwartet Petrus auf einem Platze, der bei solchen Gelegenheiten stets voller Händler ist.

»Daß uns ja niemand sieht und erkennt!« sagt Iskariot.

»Wie kann man ein Korn im Sand erkennen?« antwortet Thomas.
»Siehst du die Menschenmenge nicht?«

Petrus kommt. »Außerhalb der Stadt gibt es ein Dach und darunter Heu. Ich habe nichts anderes gefunden.«

»Wir suchen nichts anderes! Es ist schon zu schön für den Menschensohn.«

234 Von Sichem nach Beerot

Wie ein Fluß, der durch immer neue Zuflüsse anschwillt, so wird auch die Straße von Sichem nach Jerusalem von immer mehr Menschen aus den Nebenstraßen erfüllt, die alle zur heiligen Stadt pilgern. Es ist so für Petrus leichter, das Kind abzulenken, das nahe an den heimatlichen Hügeln vorbeikommt, in deren Erde die Eltern begraben sind.

Nach einem langen Marsch, der erst unterbrochen wird, nachdem sie Schilo auf seinem Berg linker Hand hinter sich gebracht und in einem grünen, wasserreichen Tal etwas geruht und Speise zu sich genommen haben, nehmen sie die Wanderung wieder auf und bezwingen einen Kalkhügel, der beinahe kahl ist und auf den die Sonne unbarmherzig brennt. Der Abstieg führt durch eine Reihe von schönen Weingärten, die mit ihren Girlanden die Bergvorsprünge schmücken, jedoch die Gipfel sehen lassen.

Petrus gibt mit einem verschmitzten Lächeln Jesus ein Zeichen, der ebenfalls lächelt. Das Kind merkt nichts, denn es hört aufmerksam Johannes von En-Dor zu, der ihm von anderen Ländern erzählt, die er gesehen hat, und in denen es zuckersüße Trauben gibt, die jedoch weniger für den Wein benützt werden, als für Süßigkeiten, die besser schmecken als Honigkuchen.

Nun kommt ein neuer mühsamer Anstieg, da die Gruppe die staubige und überfüllte Hauptstraße verlassen und eine waldige Abkürzung vorgezogen hat.

Als sie die Anhöhe erreicht haben, sehen sie in der Ferne ein glänzendes Meer, das über einer weißen Siedlung leuchtet, vielleicht von weiß gekalkten Häusern.

»Jabe«, ruft Jesus. »Komm her. Siehst du den goldenen Punkt? Es ist das Haus Gottes. Dort wirst du schwören, dem Gesetz zu gehorchen. Aber kennst du es auch gut?«

»Mama hat mir davon gesprochen, und mein Vater hat mich die Gebote gelehrt. Ich kann lesen und glaube noch alles zu wissen, was sie mir vor ihrem Tod gesagt haben ...« Das Kind, das lächelnd dem Ruf Jesu gefolgt ist, weint nun; es neigt das Köpfchen, und das Händchen zittert in der Hand Jesu.

»Weine nicht. Höre! Weißt du, wo wir sind? Dies hier ist Bet-El. Hier hatte der heilige Jakobus seinen Traum von den Engeln. Weißt du das? Erinnerst du dich daran?«

»Ja, Herr. Er sah eine Leiter, die von der Erde bis zum Himmel reichte, auf der die Engel auf- und abstiegen, und die Mama sagte, wenn man bis zur Stunde des Todes immer gut gewesen ist, dann kann man das gleiche erfahren und auf der Leiter in das Haus Gottes gehen. Viele Dinge hat mir die Mama gesagt ... doch jetzt sagt sie nichts mehr ... Ich habe alles hier, und das ist alles, was ich von ihr habe ...« Die Tränen rinnen über das traurige Gesichtchen.

»Aber weine doch nicht so! Höre, Jabe! Auch ich habe eine Mutter, die Maria heißt und die heilig und gut ist und viele schöne Dinge weiß. Sie ist klüger als ein Lehrer und besser und schöner als ein Engel. Nun wollen wir zu ihr gehen. Sie wird dich liebhaben. Sie wird dir viele Dinge sagen. Und mit ihr ist die Mama des Johannes; auch sie ist gut, und auch sie heißt Maria. Und die Mutter meines Veters Judas; auch sie ist gut wie Honigbrot und trägt den Namen Maria. Sie alle werden dich liebhaben. Sehr lieb, denn du bist ein gutes Kind, aus Liebe zu mir, der ich dich sehr lieb habe. Du wirst bei den drei Marien heranwachsen, und wenn du groß bist, wirst du ein Heiliger Gottes sein und wie ein Gelehrter über Jesus predigen, der dir wieder eine Mutter auf Erden gegeben hat, und der die Pforten des Himmels für deine tote Mutter, deinen Vater und auch für dich öffnen wird, wenn die Stunde gekommen ist. Du wirst es in der Stunde deines Todes nicht einmal nötig haben, die lange Leiter zum Himmel hinaufzusteigen, denn du wirst sie schon während deines Lebens erstiegen haben, da du ein guter Jünger sein wirst; du wirst an der Schwelle des geöffneten Paradieses stehen, und ich werde

dort sein und zu dir sagen: „Komm, mein Freund und Kind Marias“, und dann werden wir beisammen bleiben.«

Das strahlende Lächeln Jesu, der etwas gebeugt geht, um dem zu ihm aufblickenden Gesichtchen des Kindes, das neben ihm geht und sein Händchen in Jesu Hand hat, näher zu sein, und die wunderbare Erzählung trocknet die Tränen und lockt ein Lächeln hervor.

Das Kind, das bestimmt nicht dumm ist, sondern nur verstört von soviel Leid und Entbehrungen, die es erdulden mußte, hört aufmerksam zu und fragt dann: »Aber du sagst, daß du die Pforten des Himmels öffnen wirst. Sind sie denn nicht wegen der großen Sünde verschlossen? Mama sagte mir, daß niemand eintreten kann, bevor die Verzeihung erfolgt ist, und daß die Gerechten in der Vorhölle darauf warten.«

»So ist es! Doch nachdem ich das Wort Gottes verkündet und die Verzeihung für euch erlangt habe, werde ich zum Vater gehen und zu ihm sagen: „Mein Vater, jetzt habe ich deinen Willen erfüllt. Nun erbitte ich die Belohnung für mein Opfer. Es sollen die Gerechten kommen, die auf dein Reich warten.“ Und der Vater wird zu mir sagen: „Es geschehe, wie du willst.“ Und dann werde ich hinabsteigen und alle Gerechten rufen, und die Vorhölle wird ihre Pforten öffnen beim Klang meiner Stimme, und die heiligen Patriarchen, die erleuchteten Propheten, die gesegneten Frauen von Israel und viele, viele Kinder werden jubelnd hinaufziehen. Weißt du, wie viele Kinder? Wie eine Wiese voller Blumen jeglichen Alters! Und sie werden singend mir folgen und aufsteigen in das schöne Paradies.«

»Und wird auch meine Mama unter ihnen sein?«

»Ganz bestimmt.«

»Du hast nicht gesagt, daß sie mit dir an der Pforte stehen wird, wenn ich gestorben bin . . . «

»Sie, und mit ihr dein Vater, haben es nicht nötig, an jener Pforte zu stehen. Wie leuchtende Engel fliegen sie vom Himmel zur Erde, von Jesus zu ihrem kleinen Jabe, und wenn du im Sterben liegst, dann werden sie es wie die Vöglein dort in jenen Hecken machen.

Siehst du sie?« Jesus nimmt das Kind in seine Arme, damit es besser sehen kann. »Siehst du, wie sie auf ihren kleinen Eiern sitzen? Sie warten, bis sich diese öffnen; dann werden sie ihre Flügel über die Brut breiten und sie vor jeder Gefahr beschützen; dann, wenn die Kleinen größer und flügge sind, tragen sie dieselben auf ihren starken Flügeln in die Höhe, immer höher, der Sonne entgegen. So werden es deine Eltern mit dir tun.«

»Wird es genauso sein?«

»Genauso.«

»Aber wirst du es ihnen sagen, damit sie nicht vergessen zu kommen?«

»Das ist nicht nötig, denn sie lieben dich über alles; aber ich werde es ihnen sagen!«

»Oh, wie ich dich lieb habe!«

Das Kind, noch in den Armen Jesu, legt ihm die Arme um den Hals und küßt ihn mit einer freudigen, rührenden Bewegung. Jesus erwidert den Kuß und stellt das Kind auf den Boden.

»Gut. Nun gehen wir weiter zur heiligen Stadt. Wir werden gegen morgen abend dort ankommen. Warum eine solche Eile? Kannst du es mir sagen? Wäre es nicht einerlei, wenn wir übermorgen ankommen würden?«

»Nein! Es wäre nicht dasselbe, denn morgen ist Rüsttag, und nach Sonnenuntergang darf man nicht mehr als sechs Stadien gehen. Weiter darf man nicht gehen, denn der Sabbat und die Ruhe haben begonnen.«

»So ist man also am Sabbat müßig?«

»Nein, man betet den Allerhöchsten, den Herrn, an.«

»Wie heißt er?«

»Adonai. Nur die Heiligen dürfen seinen Namen nennen.«

»Auch die guten Kinder. Sag ihn, wenn du ihn weißt!«

»Jahwe.«(Das Kind spricht das Wort mit einem langgezogenen a aus.)

»Und warum betet man zum Allerhöchsten Herrn am Sabbat?«

»Weil er es Mose befohlen hat, als er ihm die Gesetzestafeln gegeben hat.«

»Ja? Und was hat er da gesagt?«

»Er hat gesagt, daß man den Sabbat heiligen soll. „Du sollst sechs Tage arbeiten; doch am siebten Tage sollst du ruhen und ausruhen lassen, denn auch ich habe es so gemacht nach der Erschaffung der Welt.“«

»Wie, der Herr hat sich ausgeruht? Ist er denn bei der Schöpfung müde geworden? Hat er wirklich alles erschaffen? Woher weißt du es? Ich weiß, daß Gott nie müde wird.«

»Er ist nicht müde geworden, denn Gott braucht nicht zu gehen und seine Arme zu bewegen. Er hat es getan, um Adam und uns zu belehren und um uns einen Tag zu geben, an dem wir an ihn denken sollen. Er hat alles erschaffen, das ist sicher. Das Buch des Herrn sagt es.«

»Aber ist das Buch von ihm geschrieben worden?«

»Nein. Aber es ist die Wahrheit. Und man muß daran glauben, um nicht bei Luzifer zu enden.«

»Du hast gesagt, daß Gott nicht geht und seine Arme nicht bewegt. Wie hat er dann erschaffen können? Wie ist er denn? Eine Statue?«

»Er ist kein Götze. Er ist Gott. Und Gott ist ... Gott ist ... laß mich nachdenken und mich daran erinnern, was Mama gesagt hat, und besser noch als sie der Mann, der in deinem Namen die Armen von Jesreel besucht ... Die Mama sagte, um mir Gott verständlich zu machen: „Gott ist wie meine Liebe zu dir. Sie hat keinen Leib, und doch ist sie.“ Und der kleine Mann mit dem so sanften Lächeln sagte: „Gott ist der eine und dreieinige ewige Geist, und die zweite Person hat Fleisch angenommen aus Liebe zu uns, zu uns Armen, und er hat den Namen ...“ Oh, Herr! Nun verstehe ich ... daß du es bist!« Und das erschrockene Kind wirft sich anbetend zur Erde.

Alle kommen eilends herbei, da sie annehmen, daß das Kind gefallen sei.

Doch Jesus fordert sie mit dem Finger an den Lippen zum Schwei-

gen auf und sagt dann: »Steh auf, Jabe! Die Kinder brauchen vor mir keine Angst zu haben!«

Das Kind blickt ehrfürchtig zu Jesus auf, ohne etwas sagen zu können, fast ängstlich. Doch Jesus lächelt, reicht ihm die Hand und sagt: »Du bist ein kluger kleiner Israelit. Fahren wir mit der Prüfung fort! Weißt du nun, da du mich erkannt hast, was über mich im Buch geschrieben steht?«

»O ja, Herr! Von Anfang an bis jetzt. Alles spricht von dir. Du bist der verheißene Erlöser. Nun verstehe ich, weshalb du die Pforten der Vorhölle öffnen wirst. Oh, Herr, Herr! Und du liebst mich wirklich sehr?«

»Ja, Jabe!«

»Nein, nicht mehr Jabe. Gib mir einen Namen, der bedeutet, daß du mich geliebt und gerettet hast . . . «

»Den Namen werde ich mit der Mutter wählen. Ist es recht so?«

»Aber er soll genau diesen Sinn haben. Und ich will den Namen annehmen an dem Tage, an dem ich Sohn des Gesetzes werde.«

»Ja, du wirst ihn an diesem Tag annehmen.«

Bet-El liegt nun hinter ihnen, und in einem kühlen Tal, wo es reichlich Wasser gibt, machen sie Rast und halten eine Mahlzeit. Jabe ist noch ganz benommen von der Offenbarung; er ißt schweigend und nimmt ehrfürchtig jeden Bissen entgegen, den Jesus ihm reicht. Doch langsam wird das Kind gelöster, und nach einem heiteren Spiel mit Johannes, während die anderen sich auf dem grünen Grase ausruhen, geht es mit dem lächelnden Johannes zu Jesus zurück, und sie bilden eine Dreiergruppe.

»Du hast mir noch nicht gesagt, wer über mich im Buch spricht.«

»Die Propheten, Herr. Und noch zuvor spricht das Buch von dir bei der Vertreibung Adams und dann zu Jakob, Abraham und Mose . . . Oh, mein Vater sagte, daß er zu Johannes gegangen war – nicht zu diesem, zum anderen Johannes, dem vom Jordan – und daß er, der große Prophet, dich Lamm genannt hatte . . . Nun verstehe ich das Lamm des Mose . . . Du bist das Paschalamm!«

Johannes neckt ihn: »Aber welcher Prophet hat ihn besser als Johannes vorausgesagt?«

»Jesaja und Daniel. Aber mir gefällt Daniel besser, nachdem ich dich nun wie meinen Vater liebe. Darf ich es sagen? Darf ich sagen, daß ich dich liebe, wie ich meinen Vater geliebt habe? Ja? Also, ziehe ich Daniel vor.«

»Und warum? Jesaja ist es, der von Christus spricht.«

»Ja, aber er spricht von den Schmerzen Christi. Während Daniel vom schönen Engel und von deiner Ankunft spricht. Ja, auch er sagt, daß Christus geopfert werden wird. Aber ich denke, daß das Lamm mit einem Schlag getötet wird. Nicht wie Jesaja und Daniel sagen. Ich habe immer geweint, wenn ich dies gehört habe, und Mama hat es mir dann nicht mehr vorgelesen.«

Das Kind weint beinahe wieder, während es die Hand Jesu streichelt.

»Denk jetzt nicht daran! Höre! Kennst du die Gebote?«

»Ja, Herr. Ich glaube, daß ich sie kenne. Im Wald habe ich sie mir immer vorgesagt, damit ich sie nicht vergesse und um mich der Worte Mamas und Vaters zu erinnern. Doch nun weine ich nicht mehr (es ist wirklich ein großes Leuchten in den Augen), denn nun habe ich dich.«

Johannes lächelt, umarmt seinen Jesus und sagt: »Genau meine Worte! Alle, die ein kindliches Herz haben, reden so.«

»Ja, denn ihre Worte entspringen einer einzigen Weisheit. Jetzt müssen wir aber gehen, damit wir bald in Beerot sind. Die Menge wächst immer mehr an, und ein Gewitter zieht herauf. Die Unterkünfte werden im Nu überfüllt sein. Ich will nicht, daß ihr krank werdet.«

Johannes ruft die Gefährten, und sie gehen weiter nach Beerot durch eine Ebene, die nicht sehr bebaut, aber auch nicht so öde ist, wie der Hügel hinter Schilo.

235 Von Beerot nach Jerusalem

Es regnet. Petrus gleicht einem umgekehrten Äneas, denn anstelle des eigenen Vaters hat er den kleinen Jabe auf den Schultern, der ganz in seinen großen Mantel gehüllt ist. Über dem grauen Kopf des Petrus sieht man das Köpfchen: Das Kind hat die Arme um seinen Hals geschlungen und lacht, wenn Petrus in die Pfützen tappt.

»Das hätte uns erspart bleiben können«, nörgelt Iskariot, der nervös ist wegen des Wassers, das vom Himmel fällt und vom Boden her die Kleider bespritzt.

»Oh, viele Dinge könnten uns erspart bleiben«, entgegnet Johannes von En-Dor und blickt mit seinem einzigen Auge, das, wie mir scheint, für beide sieht, den schönen Judas fest an.

»Was meinst du damit?«

»Ich will sagen, daß es unnütz ist, zu verlangen, daß die Elemente Rücksicht auf uns nehmen, wenn wir keine Rücksicht auf unseresgleichen nehmen, in weit schwerwiegenderen Dingen als zwei Tropfen Wasser und ein Spritzer Schlamm.«

»Das ist wahr. Aber ich möchte die Stadt sauber betreten. Ich habe viele Freunde dort, und ziemlich oben . . . «

»Paß nur auf, daß du nicht hinunterfällst!«

»Willst du mich ärgern?«

»Nein, aber ich bin ein alter Lehrer . . . und ein alter Schüler. Seit ich lebe, studiere und lerne ich. Zuerst habe ich gelernt, dahinzuleben; dann habe ich das Leben beobachtet und die Bitternis des Lebens kennengelernt und habe eine unnütze Gerechtigkeit ausgeübt, die des „Einer“ gegen Gott und gegen die ganze Gesellschaft. Gott hat mich bestraft mit Gewissensbissen, die Gesellschaft mit Ketten, so daß ich im Grunde selbst der Gerichtete gewesen bin. Endlich habe ich gelernt, lerne ich nun, zu „leben“. Da ich Lehrer und Schüler bin, wirst du begreifen, daß es ganz natürlich ist, wenn ich die Lektion wiederhole.«

»Aber ich bin der Apostel . . . «

»Und ich unglücklich, ich weiß; ich dürfte mir nicht erlauben, dich belehren zu wollen. Aber siehst du, man weiß nie, was man noch alles tun wird. Ich hatte geglaubt, als ehrsam und verehrter Erzieher in Zypern zu sterben, und wurde zum Mörder und ein lebenslänglicher Zuchthäusler. Aber als ich das Messer erhob, um mich zu rächen, und als ich die Ketten nachschleppte und das Universum haßte, und wenn man mir gesagt hätte, daß ich ein Jünger des Heiligen werde, so hätte ich am Verstand dessen, der dies gesagt hätte, gezweifelt. Und doch, du siehst es! Daher kann ich, wer weiß, auch dir, Apostel, eine gute Lehre erteilen. Aus meiner Erfahrung, nicht wegen der Heiligkeit, an sie denke ich nicht.«

»Der Römer hatte recht, als er dich Diogenes nannte.«

»Ja, aber Diogenes hat den Menschen gesucht und ihn nicht gefunden. Ich bin glücklicher als er, ich habe eine Schlange gefunden, als ich glaubte, es sei eine Frau, und einen Kuckuck, statt einen Freund; aber, nachdem ich viele Jahre herumgeirrt bin und in dieser Erkenntnis verrückt geworden bin, habe ich den Menschen, den Heiligen gefunden.«

»Ich kenne nur die Weisheit Israels.«

»Wenn es so ist, kannst du dich schon retten. Nun hast du aber auch die Wissenschaft, vielmehr die Weisheit Gottes.«

»Das ist dasselbe.«

»O nein! Das ist wie ein Regentag im Vergleich zu einem Tag voll Sonne.«

»Also, du willst mich belehren? Ich habe keine Lust dazu.«

»Laß mich ausreden. Zuerst habe ich zu Kindern gesprochen: Sie waren unaufmerksam; dann zu den Schatten: Sie verfluchten mich; dann zu den Hühnern: Sie waren schon besser als die beiden ersten, viel besser. Jetzt spreche ich zu mir selbst, da ich noch nicht mit Gott reden kann. Weshalb willst du mich daran hindern? Ich kann nur mit einem Auge sehen, das Kreuz schmerzt mich wegen der Arbeit im Bergwerk, und das Herz ist seit vielen Jahren krank. Erlaube, daß wenigstens mein Geist nicht steril werde.«

»Jesus ist Gott.«

»Ich weiß es und ich glaube es. Mehr als du. Denn ich bin durch seinen Eingriff wiedergeboren worden. Aber so sehr er auch die Güte sein mag, er ist immer Er: Gott! Und ich, der arme Unglückliche, wage es nicht, in einem so vertraulichen Ton zu ihm zu sprechen wie du. Meine Seele spricht mit ihm, die Lippen wagen es nicht; nur die Seele, und ich fühle, daß er sie kennt mit ihren Tränen der Dankbarkeit und ihrer reuigen Liebe.«

»Das ist wahr, Johannes. Ich höre deine Seele.« Jesus mischt sich in das Gespräch der beiden ein. Judas wird rot vor Scham, der Mann aus En-Dor vor Freude.

»Ich höre deine Seele, das ist wahr. Und ich spüre auch die Arbeit deines Geistes. Du hast gut gesprochen. Wenn du dich durch mich bilden lassen hast, wird es dir von großem Nutzen sein, daß du ein aufmerksamer Lehrer und Schüler gewesen bist. Sprich, sprich, auch zu dir selbst . . . «

»Es ist noch nicht lange her, Meister, da hast du gesagt, es sei nicht gut, mit dem eigenen Ich zu reden«, bemerkt Judas unverschämt.

»Das ist wahr. Ich habe es gesagt. Aber es war nur, weil du mit deinem eigenen Ich gemurrt hast. Dieser Mann murrt nicht. Er denkt nach und mit einer guten Absicht. Er tut nichts Böses.«

»Dann bin ich also im Unrecht!« Judas wird aggressiv.

»Du hast nur einen Dorn im Herzen. Es kann nicht immer gutes Wetter sein. Die Landleute wünschen auch Regen. Und es ist Nächstenliebe, darum zu beten, daß er kommt. Auch dies ist Liebe. Aber schau, welcher schöner Regenbogen sich von Atarot nach Rama spannt. Wir haben Atarot schon hinter uns. Das dunkle Tal ist überwunden, und alles ist nun schön bebaut und lacht unter der Sonne, welche die Wolken zerreißt. Wenn wir in Rama ankommen, dann haben wir nur noch 36 Stadien bis Jerusalem. Wir werden es hinter dem Hügel sehen, dem Ort der schrecklichen Blutschande der Gibeoniter. Eine schreckliche Sache, der Biß des Fleisches, Judas . . . «

Judas antwortet nicht und läßt seinem Zorn freien Lauf, indem er in die Wasserpfüten patscht.

»Aber was hat er denn heute?« fragt Bartholomäus.

»Schweige, damit Simon des Jona es nicht hört. Wir wollen Streitereien vermeiden und Simon nicht die gute Laune verderben. Er ist so glücklich mit dem Kind.«

»Ja, Meister, aber es ist nicht recht. Ich werde es ihm sagen . . . «

»Er ist jung, Natanaël. Auch du warst es einmal . . . «

»Ja, aber er sollte es nicht an Achtung fehlen lassen . . . « Ohne es zu wollen, hat er etwas lauter gesprochen.

Petrus kommt herbei: »Was gibt es? Wer fehlt gegen die Ehrfurcht? Der neue Jünger?« und er schaut nach Johannes von En-Dor, der sich still zurückgezogen hat, als er bemerkte, daß Jesus den Apostel zurechtwies, und nun mit Jakobus des Alphäus und Simon dem Zeloten spricht.

»Was denkst du! Er ist ehrfürchtig wie ein Kind.«

»Ah, gut so . . . Wenn nicht, dann wäre sein Auge in Gefahr! Dann ist es also Judas! . . . «

»Höre, Simon, könntest du dich nicht um den kleinen Jungen kümmern? Du hast ihn mir weggenommen, und nun willst du dich in eine freundschaftliche Unterhaltung zwischen mir und Natanaël mischen. Meinst du nicht, daß du zuviel auf einmal willst?«

Jesus lächelt so ruhig, daß Petrus über seine Vermutung unsicher wird. Er schaut Bartholomäus an; doch dieser hat sein Adlergesicht erhoben, um den Himmel zu prüfen . . . So läßt Petrus seinen Verdacht fallen.

Der Anblick der nun nahen Stadt mit all ihren Hügeln, Weingärten, Olivenhainen, Häusern und besonders dem Tempel: ein Anblick, der immer noch Quelle der Rührung und des Stolzes für die Israeliten sein muß, läßt alles andere vergessen. Die schon warme Aprilsonne von Judäa hat rasch die Steine der Hauptstraße getrocknet. Jetzt muß man die Pfützen direkt suchen. Die Apostel lösen am Stadtrand die geschürzten Gewänder, waschen sich die Füße in einem klaren Bach, bringen ihre Haare in Ordnung und hüllen sich in ihre Mäntel; Jesus tut dasselbe. Ich sehe, daß alle Pilger es auch tun.

Der Einzug in Jerusalem mußte eine wichtige Angelegenheit sein. Sich in dieser Zeit der Feste an den Mauern der Stadt zu zeigen, kam einer Audienz bei einem Herrscher gleich. Die „Heilige Stadt“ war die wahre Königin der Israeliten; das begreife ich gut, da ich auf dieser Landstraße die Menschenscharen und ihr Verhalten beobachten kann. Hier bilden die Mitglieder der verschiedenen Familien zwei Gruppen: die Frauen mit den Frauen, die Männer mit den Männern, und die Kinder mit den einen oder den anderen; aber alle sehr ernst und gleichzeitig froh. Einige legen den abgenützten Mantel zusammen und holen einen besseren aus dem Reisesack hervor, einen neuen; manche wechseln auch die Sandalen. Dann wird der Gang feierlich, hieratisch. In jeder Gruppe ist ein Vorbeter, der den Ton angibt, und die alten, ruhmreichen Hymnen Davids werden angestimmt. Die Menschen blicken sich mit freundlichen Augen an, die durch den Anblick des Hauses Gottes sanfter geworden sind. Das heilige Haus, dieser enorme Marmorwürfel, auf dem goldene Kuppeln thronen, liegt wie eine Perle im Inneren der gewaltigen Umfassungsmauer des Tempels.

Die Apostelgruppe hat sich wie folgt aufgestellt: Jesus und Petrus mit dem Kind in der Mitte; dahinter Simon, Iskariot und Johannes; dann Andreas, der Johannes von En-Dor gezwungen hat, zwischen ihm und Jakobus des Zebedäus zu gehen; in der vierten Reihe die beiden Vettern des Herrn mit Matthäus; und als letzte Thomas mit Philippus und Bartholomäus. Hier, in dieser Gruppe, stimmt Jesus mit seiner kräftigen und schönen Stimme, einem wohlklingenden Bariton, die Gesänge an. Judas Iskariot antwortet mit einem hellen Tenor, Johannes mit der klaren Stimme eines noch sehr jungen Menschen, die beiden Vettern Jesu mit ihren Baritonstimmen, und Thomas mit seinem Baß. Die anderen, die nicht so schöne Stimmen haben, stimmen leise in den Chor jener ein, die meisterhaft singen können. (Die Psalmen sind die bekannten Gradualpsalmen.) Der kleine Jabe, mit seiner engelgleichen Stimme unter den starken Stimmen der Männer, singt sehr gut, vielleicht weil er besser als die anderen

den 121. Psalm kennt. »Wie habe ich mich gefreut, als man mir sagte, „Ins Haus des Herrn wollen wir gehen.“« Er strahlt vor Freude über das ganze Gesicht, das vor wenigen Tagen noch so traurig war.

Nun sind die Mauern erreicht. Sie sind vor dem Fischtor. Die Straßen sind überfüllt.

Sofort zum Tempel für ein erstes Gebet. Dann der Friede im Frieden von Getsemani, das Nachtmahl, die Ruhe.

Die Reise nach Jerusalem ist beendet.

236 Der Sabbat in Getsemani

Der Vormittag des Sabbats ist von den meisten dazu benützt worden, den müden Leib ausruhen zu lassen und die staubigen und zerknitterten Reisekleider in Ordnung zu bringen. In den weiten Zisternen von Getsemani, die von den Regenfällen aufgefüllt sind, und im Kibron, der auf den Steinen schäumt und seine Symphonie erklingen läßt, ist nun soviel Wasser, daß alle geradezu hingezogen werden. Einer nach dem anderen tauchen die Pilger, die sich nicht vor dem kalten Naß fürchten, ein und kleiden sich dann neu von Kopf bis Fuß. Mit noch nassen Haaren holen sie Wasser aus den Zisternen, um es in Becken zu schütten, in denen schon nach Farben getrennt die schmutzigen Kleider liegen.

»Oh! Fein!« sagt Petrus zufrieden. »So sind die vorgereinigt, und Maria hat weniger Mühe beim Waschen.«(Ich nehme an, daß er die Frau des Bauern im Getsemani meint.)

»Nur du, Kleiner, kannst dich nicht umziehen. Aber morgen . . . « Das Kind hat ein sauberes Kleidchen an, das aus seinem Sack genommen worden ist und für eine Puppe gerade groß genug wäre, so kurz ist es. Es ist noch dünner und kürzer als das andere. Petrus betrachtet es sorgenvoll und murmelt dabei: »Wie mache ich es bloß, dieses Kind mit in die Stadt zu nehmen? Ich würde am liebsten meinen Mantel teilen, denn so könnte man alles verdecken.«

Jesus, der das väterliche Selbstgespräch hört, sagt: »Es ist besser,

das Kind nun ausruhen zu lassen. Heute abend gehen wir nach Betanien . . . «

»Aber ich will ihm das Gewand kaufen. Ich habe es ihm versprochen . . . «

»Das wirst du ganz bestimmt tun. Aber es ist besser, sich mit der Mutter zu beraten . . . weißt du, die Frauen haben mehr Erfahrung beim Einkaufen . . . und sie wird glücklich sein, sich um ein Kind kümmern zu können; ihr werdet zusammen gehen.«

Der Gedanke, mit Maria zum Einkaufen zu gehen, versetzt den Apostel in den siebten Himmel. Ich weiß nicht, ob Jesus alles sagt, was er denkt, oder ob er einen Teil verschweigt; also nicht sagt, daß seine Mutter einen besseren Geschmack hat und sich besser auf Farbenzusammenstellung versteht. Auf jeden Fall erreicht Jesus seinen Zweck, ohne Petrus zu kränken.

Sie zerstreuen sich auf dem Ölberg, der an diesem herrlichen Apriltag wunderschön ist. Der Regen der vergangenen Tage scheint die Oliven versilbert und Blumen gesät zu haben, denn alles erscheint strahlend in der Sonne und zahlreiche Blumen blühen unter den Ölbäumen. Die Vöglein singen und fliegen nach allen Richtungen. Die Stadt liegt dort in westlicher Richtung, von Getsemani aus gesehen.

Man kann das Menschengewühl im Stadttinnern nicht erkennen, aber man sieht die Karawanen, die zum Fischtor und zu anderen Toren, deren Namen ich nicht kenne, ziehen, und die dann von der Stadt wie von einem hungrigen Bauch verschlungen werden.

Jesus wandelt umher und beobachtet Jabe, der heiter mit Johannes und den jüngeren Aposteln spielt. Auch Iskariot, dessen Ärger vom Vortage verfliegen scheint, ist heiter und spielt mit. Die älteren beobachten ihn und lächeln.

»Was wird deine Mutter zu diesem Kind sagen?« fragt Bartholomäus.

»Ich sage, daß sie sagen wird: „Es ist sehr mager“«, sagt Thomas.

»O nein! Sie wird sagen: „Armes Kind!“« meint Petrus.

»Sie wird zu dir sagen: „Ich freue mich, daß du das Kind liebst“«, bemerkt Philippus.

»Daran hätte die Mutter nie gezweifelt. Aber ich meine, daß sie nichts sagen wird. Sie wird es an ihr Herz ziehen«, bemerkt der Zelote.

»Und du, Meister, was meinst du, was sie sagen wird?«

»Sie wird tun, wie ihr sagt. Aber vieles, vielmehr alles, wird sie in ihrem Herzen bewahren, und beim Küssen wird sie nur sagen: „Du sollst gesegnet sein!“ Sie wird das Kind pflegen, wie ein aus dem Nest gefallenes Vöglein. Einmal, hört, erzählte sie mir von ihrer Kindheit. Sie war noch nicht drei Jahre alt – sie war noch nicht im Tempel – und ihr Herz floß über vor Liebe, wie Blumen und Oliven, die gepreßt werden, ihren Wohlgeruch und Öl ausströmen. In der Verzückung dieser Liebe sagte sie zu ihrer Mutter, daß sie, um dem Erlöser mehr zu gefallen, Jungfrau bleiben wolle, daß sie aber auch Sünderin sein wolle, um erlöst zu werden; und sie weinte beinahe, weil die Mutter sie nicht verstand und ihr nicht erklären konnte, wie man gleichzeitig die „Reine“ und „Sünderin“ sein kann. Der Vater schenkte ihr den Frieden wieder, indem er ihr einen kleinen Sperling brachte, den er gerettet hatte, als er auf dem Brunnenrand in Gefahr war. Er erzählte ihr das Gleichnis vom Vöglein und sagte, daß Gott sie im voraus vorweg gerettet hätte und sie ihn daher zweimal preisen müsse. Und die kleine Jungfrau Gottes, die herrliche Jungfrau Maria, übte ihre erste geistige Mutterschaft über diesen Nestling aus, den sie fliegen ließ, als er kräftiger geworden war. Das Vöglein aber verließ nie mehr den Garten von Nazaret und tröstete mit seinen Flügeln und seinem Gezwitscher das traurige Haus und die traurigen Herzen von Anna und Joachim, nachdem Maria zum Tempel gebracht worden war. Das Vöglein starb kurz bevor Anna entschliefe . . . Es hatte seine Pflicht erfüllt . . . Meine Mutter hatte sich der Jungfräulichkeit aus Liebe geweiht. Aber sie hatte, da sie ein vollkommenes Geschöpf war, die Mütterlichkeit im Blut und im Geist; denn die Frau ist zur Mutterschaft berufen, und es ist unnatürlich,

wenn sie taub gegen dieses Gefühl ist, das Liebe zweiten Grades ist . . . «

Auch die anderen sind nun leise, leise näher gekommen.

»Was willst du sagen, Meister, wenn du von Liebe zweiten Grades sprichst?« fragt Judas Thaddäus.

»Mein Freund, es gibt Liebe verschiedener Art. Ersten Grades ist jene, die man Gott schenkt. Die Liebe zweiten Grades ist die mütterliche oder väterliche Liebe. Denn wenn die erste Liebe ganz geistig ist, so ist die zweite zu zwei Drittel geistig und zu einem Drittel fleischlich. Hier mischt sich das menschliche Gefühl bei, aber es herrscht das höhere vor; denn eine Mutter und ein Vater, die gesund und heiligmäßig leben, beschränken sich nicht darauf, den Körper des Kindes zu ernähren und zu liebkosen, sondern geben auch dem Geist und der Seele ihres Geschöpfes Nahrung und Liebe. Es ist wahr, wenn ich sage, daß wer sich den Kindern widmet, wenn auch nur, um sie zu unterrichten, sie schließlich liebt wie sein eigenes Fleisch.«

»Ich habe meine Schüler sehr geliebt«, sagt Johannes von En-Dor.

»Ich habe verstanden, daß du ein sehr guter Lehrer gewesen bist, als ich beobachtete, wie du mit Jabe umgehst.«

Der Mann von En-Dor neigt sich und küßt die Hand Jesu, ohne zu antworten.

»Fahre fort, ich bitte dich, mit der Klassifizierung der Liebe«, bittet der Zelote.

»Es gibt die Gattenliebe, die Liebe dritten Grades; sie ist zur Hälfte – ich spreche immer von einer gesunden, heiligen Liebe – geistig und zur anderen Hälfte körperlich. Der Mann ist für seine Frau außer dem Gatten ein Lehrer und ein Vater; und die Frau ist für den Mann außer der Gattin ein Engel und eine Mutter. Dies sind die drei Arten der höheren Liebe.«

»Und die Nächstenliebe? Irrst du dich nicht? Oder hast du dies vergessen?« fragt Iskariot. Die anderen blicken ihn erstaunt und entsetzt ob dieser Bemerkung an.

Aber Jesus antwortet ruhig: »Nein, Judas! Aber schau, Gott wird

geliebt, weil er Gott ist, und keine Erklärung ist nötig, um von der Notwendigkeit dieser Liebe zu überzeugen. Gott ist, der ist, also alles; und der Mensch ist das Nichts, das Anteil an dem „alles“ hat durch die vom Ewigen eingegossene Seele, ohne welche der Mensch eines der vielen unvernünftigen Tiere wäre, die auf der Erde, im Wasser oder in der Luft leben. Und der Mensch muß Gott anbeten, um zu verdienen, in dem „alles“ zu überleben; das heißt, verdienen, Teil des heiligen Volkes Gottes im Himmel zu werden, Bürger des Jerusalem, das in alle Ewigkeit keine Schändung und Zerstörung kennen wird.

Die Liebe des Menschen, besonders der Frau zum Kind, hat den Ursprung im Befehl Gottes, der zu Adam und Eva sagte, nachdem er sie gesegnet und festgestellt hatte, daß er „Gutes getan“ hatte an seinem fernsten sechsten Tage, dem ersten sechsten Tage der Schöpfung: „Wachst und mehrt euch und erfüllt die Erde ...“

Ich kenne deine unausgesprochene Entgegnung und antworte dir sofort wie folgt: Da in der Schöpfung vor dem Sündenfall alles durch Liebe geregelt und auf die Liebe gegründet war, wäre diese Vermehrung der Kinder eine heilige, mächtige und vollkommene Liebe gewesen. Und Gott hat sie dem Menschen als erstes Gebot gegeben: „Wachst, mehrt euch.“ Liebt also nach mir eure Söhne! Die Liebe, wie sie heute ist, die jetzige Art, Kinder zu zeugen, gab es damals noch nicht. Es gab noch die Bosheit nicht und darum die Sinnelust nicht. Der Mann liebte die Frau, und die Frau liebte den Mann auf natürliche Weise, nicht gemäß der Natur, wie ihr Menschen sie versteht, sondern gemäß der Natur der Kinder Gottes, also übernatürlicherweise.

Selige erste Tage der Liebe zwischen den beiden, die Geschwister waren, da sie denselben Vater hatten, und die doch auch Gatten waren und sich in der Liebe wie mit unschuldigen Augen von Zwillingen in der Wiege ansahen. Der Mann empfand väterliche Liebe für die Gefährtin: „Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch“, so wie es der Sohn von seinem Vater ist; und die Frau kann-

te die Freude, Tochter zu sein, also beschützt von einer gar hohen Liebe; denn sie spürte, daß sie etwas in sich hatte vom herrlichen Mann, den sie mit Unschuld und engelhafter Leidenschaft in den schönen Gärten Edens liebte!

In der Ordnung der von Gott seinen geliebten Kleinen mit einem Lächeln gegebenen Gebote fügt sich das Gebot hinzu, das Adam, der durch die Gnade mit einer Intelligenz begabt wurde, die nur von der Intelligenz Gottes übertroffen wurde, selbst bestätigte in Bezug auf seine Gefährtin und in ihr für alle Frauen: den Ratschluß Gottes, der sich deutlich im klaren Spiegel des Geistes Adams widerspiegelte und im Gedanken und Wort aufblühte: „Der Mann verläßt seinen Vater und seine Mutter und vereinigt sich mit seiner Gattin, und die beiden werden nur ein Fleisch sein.“

Wenn nicht die drei Säulen der drei genannten Arten der Liebe wären, gäbe es eine Nächstenliebe? Nein! Es könnte keine geben. Die Liebe zu Gott macht Gott zum Freund und lehrt die Liebe. Wer Gott nicht liebt, der gut ist, kann seinen Nächsten nicht lieben, der meist fehlerhaft ist. Wenn es keine Gatten- und Elternliebe auf der Welt gäbe, dann gäbe es keinen Nächsten, denn der Nächste ist das Kind, das von den Menschen geboren wird. Bist du nun überzeugt?«

»Ja, Meister. Ich hatte nicht darüber nachgedacht.«

»Es ist nicht einfach, zu den Quellen vorzudringen. Der Mensch ist seit Jahrtausenden im Schlamm eingesunken, und diese Quellen entspringen nur in den Höhen! Die erste Quelle entspringt auf einem Abgrund von Höhe: Gott! Ich aber will euch an der Hand nehmen und zu den Quellen geleiten. Ich weiß, wo sie sind . . . «

»Und die anderen Liebesarten?« fragen Simon der Zelote und der Mann aus En-Dor gleichzeitig.

»Die erste der zweiten Reihe ist die Nächstenliebe. In Wirklichkeit handelt es sich um die Liebe vierten Grades. Dann kommt die Liebe zur Wissenschaft, und darauf die Liebe zur Arbeit.«

»Sind das alle?«

»Das sind alle.«

»Aber es gibt noch viele andere Arten der Liebe«, ruft Iskariot aus.

»Nein, es gibt andere Gelüste. Das sind keine Liebesarten. Sie sind gegen die Liebe. Sie leugnen Gott, sie leugnen den Menschen. Es kann sich also nicht um Liebe handeln, denn sie sind ihr Gegenteil, also Haß.«

»Wenn ich das Böse ablehne, ist das denn Haß?« will Judas von Kerijot wissen.

»Oh, wir armen Tröpfe! Du bist ja noch spitzfindiger als ein Schriftgelehrter! Willst du mir verraten, was du hast? Ist es die sanfte Luft von Judäa, die deine Nerven wie ein Krampf kitzelt?« ruft Petrus aus.

»Nein, ich möchte mich gerne weiterbilden und viele klare Ideen haben. Hier kann man leicht ins Gespräch mit Schriftgelehrten kommen. Ich möchte wissen, wie ich ihnen antworten kann.«

»Und du glaubst, in jedem Augenblick, so wie du es gerade nötig hast, aus dem Fädengewirr deines Lumpensacks die richtige Farbe herauszupfen zu können?« fragt Petrus.

»Lumpen, die Worte des Meisters? Du lästerst!«

»Tue nicht so scheinheilig. In seinem Munde sind es keine Lumpen; aber wenn seine Worte von uns mißbraucht werden, dann werden sie es. Versuch einmal, ein kostbares Stück Damast in die Hand eines Kindes zu geben. In kurzer Zeit ist es ein schmutziger und zerrissener Fetzen. So geht es auch uns. Wenn du dir jetzt vornimmst, im richtigen Augenblick den richtigen Flicker unter den teils zerrissenen, teils schmutzigen herauszufinden, dann weiß ich nicht, wie du das kannst.«

»Das geht dich nichts an. Das ist meine Angelegenheit!«

»Sei beruhigt, ich mache mir darüber keine Gedanken. Mir genügen die eigenen. Und dann, ich bin schon zufrieden, wenn du dem Meister keinen Schaden zufügst. Denn, in diesem Falle, würde ich mich auch in deine Angelegenheiten mischen.«

»Wenn ich Böses tue, dann tue es. Aber es soll nie geschehen, denn ich weiß, was ich tue ... Ich bin kein Dummkopf ... «

»Aber ich bin einer, ich weiß. Aber gerade weil ich es weiß, mache ich kein Durcheinander, damit ich im rechten Augenblick nicht einen Blödsinn sage. Ich empfehle mich Gott, und Gott wird mir helfen aus Liebe zu seinem Messias, dessen geringster und getreuester Diener ich bin.«

»Wir sind alle treu!« entgegnet Iskariot arrogant.

»Du Böser! Warum beleidigst du meinen Vater? Er ist alt und gut. Du darfst es nicht tun. Du bist ein böser Mann, und ich habe Angst vor dir«, sagt Jabe ernst und bricht sein aufmerksames Schweigen.

»Nun schon zwei«, sagt Jakobus des Zebedäus mit unterdrückter Stimme und stößt mit dem Ellbogen Andreas an.

Er hat es leise gesagt, doch Iskariot hat es gehört. »Siehst du, Meister, daß die Worte des dummen Kindes von Magdala Spuren hinter sich ziehen?« sagt Judas ärgerlich.

»Wäre es nicht besser, den Unterricht des Meisters fortzusetzen, als vielen störrischen Ziegen zu gleichen?« fragt der friedliche Thomas.

»Aber ja, Meister. Erzähle uns von deiner Mutter. Ihre Kindheit ist so wunderbar! Die Seele reinigt sich, wenn sie sich in ihr spiegelt, und ich armer Sünder habe das so nötig!« ruft Matthäus aus.

»Was soll ich euch erzählen? Es gibt viele Episoden, eine schöner als die andere ... «

»Hat sie sie dir erzählt?«

»Einige ... aber viel mehr Josef, und auch Alphäus der Sara, der nur einige Jahre älter war als die Mutter, und der ihr in den wenigen Jahren, in denen sie in Nazaret weilte, ein guter Freund war. Dies waren die schönsten Erzählungen für mich als Kind.«

»Oh, erzähle ... « bittet Johannes. Alle sitzen im Kreis im Schatten der Ölbäume, und Jabe, der in der Mitte sitzt, blickt Jesus immer fest an als lausche er einem paradiesischen Märchen ...

»Ich werde euch von einem Beispiel der Keuschheit erzählen, das meine Mutter wenige Tage vor dem Eintritt in den Tempel ihrem kleinen Freund und anderen gab.

An jenem Tag hatte sich in Nazaret ein Mädchen verheiratet, eine Verwandte der Sara; auch Joachim und Anna waren zur Hochzeit eingeladen, und mit ihnen die kleine Maria, die mit anderen Kindern dazu bestimmt war, Blütenblätter auf den Weg der Braut zu streuen. Man sagt, Maria sei als Kind wunderschön gewesen, und alle wollten sie nach dem feierlichen Einzug der Braut bei sich haben. Es war nicht leicht, Maria zu sehen, denn sie lebte sehr zurückgezogen und liebte mehr als jeden anderen Ort eine kleine Grotte, die sie noch jetzt ihr „Brautgemach“ nennt. Wenn sie blond, rosig und lieblich, wie sie war, erschien, wurde sie mit Liebkosungen überhäuft. Man nannte sie die „Blume von Nazaret“ oder die „Perle von Galiläa“ oder den „Frieden Gottes“, in Erinnerung an einen großen Regenbogen, der sich bei ihrer Geburt am Himmel gebildet hatte. Sie war und sie ist es tatsächlich, und sie ist noch mehr. Sie ist die Blume des Himmels und der Schöpfung, sie ist die Perle des Paradieses, sie ist der Friede Gottes . . . Ja, der Friede! Ich bin der Friedvolle, denn ich bin der Sohn des Vaters und der Sohn Marias: der unendliche Friede, der süße Friede.

An jenem Hochzeitstage wollten alle sie küssen und auf den Schoß nehmen. Und sie, die eine gewisse Scheu vor Küssen und Berührungen hatte, sagte mit höflichem Ernst: „Ich bitte euch, zerknittert mich nicht.“ Alle glaubten, daß sie damit ihr Leinenkleidchen meine, das mit himmelblauen Bändern in der Taille, an den Ärmelbündchen und am Halse verziert war . . . oder das Kränzchen von blauen Blümchen, womit Anna sie gekrönt hatte, um die Löckchen zu befestigen; sie versicherten ihr alle, daß sie weder das Kleidchen noch das Kränzchen zerknittern wollten. Aber Maria, eine sichere, kleine Frau von drei Jahren, inmitten eines Kreises von Erwachsenen stehend, sagte ernst: „Ich denke nicht an das, was man wieder gutmachen kann. Ich spreche von meiner Seele. Sie gehört Gott. Und ich will nur von Gott berührt werden.“ Und sie entgegneten ihr: „Aber wir küssen dich, nicht deine Seele.“ Und sie: „Mein Körper ist der Tempel der Seele und der Geist ist dort Priester. Das Volk darf

das Presbyterium nicht betreten. Ich bitte euch darum: Betretet das Gehege Gottes nicht.“

Alphäus, der damals acht Jahre alt war und sie sehr gern hatte, war durch diese Antwort so betroffen, daß er sie anderen Tages, als er sie in der Nähe ihrer Grotte Blumen pflückend sah, fragte: „Maria, wenn du Frau geworden bist, willst du mich dann heiraten?“

In ihr war noch die ganze Aufregung des Hochzeitsfestes, dem sie beigewohnt hatte, und so sagte sie: „Ich habe dich sehr gern. Aber ich sehe dich nicht als Mann. Ich will dir ein Geheimnis sagen. Ich sehe nur die Seele der Lebenden. Sie liebe ich sehr, mit dem ganzen Herzen. Aber ich sehe nichts anderes als Gott, den ‚wahren Lebenden‘, dem ich mich schenken werde.“

Dies ist eine Episode.«

»„Wahrhaft Lebender“! Aber weißt du, das ist ein tiefes Wort!« ruft Bartholomäus aus.

Und Jesus demütig lächelnd: »Sie war die Mutter der Weisheit.«

»Schon damals? . . . War sie nicht erst drei Jahre alt?«

»Sie war es, denn ich lebte schon in ihr, da Gott seit ihrer Empfängnis in seiner vollkommensten Einheit und Dreieinigkeit in ihr war.«

»Aber – verzeih, wenn ich Schuldbeladener zu sprechen wage – aber Joachim und Anna, wußten sie denn, daß sie die auserwählte Jungfrau war?« fragt Judas von Kerijot.

»Sie wußten es nicht.«

»Und wie konnte dann Joachim behaupten, daß Gott sie im voraus erlöst hatte? Spielt das nicht auf ihr Privileg betreffs der Sünde an?«

»Es spielt darauf an. Doch Joachim sprach als Stimme Gottes, wie alle Propheten. Auch er verstand die herrliche übernatürliche Weisheit nicht, die der Geist auf seine Lippen gelegt hatte. Denn er war ein Gerechter, so sehr, daß er dieser Vaterschaft würdig war. Und er war demütig. Wo nämlich Stolz herrscht, ist keine Gerechtigkeit. Er war gerecht und demütig. Er tröstete die Tochter in seiner Vaterliebe, er unterrichtete sie mit der Weisheit des Priesters, da er der

Hüter der Bundeslade war, und er weihte sie als Oberpriester mit dem schönsten Titel: „Die Unbefleckte“. Es wird der Tag kommen, da ein anderer ergrauter Oberhirte der Welt sagen wird: „Sie ist die unbefleckte Empfängnis“, und er wird den Gläubigen diese Wahrheit schenken als unangreifbaren Glaubenssatz, damit in der künftigen Welt, die immer mehr in einen grauen Nebel von Häresien und Lastern versinken wird, vollkommen enthüllt sei die ganz Schöne Gottes, von Sternen bekränzt und mit Mondstrahlen bekleidet, die ihr an Schönheit nachstehen, und auf den Sternen ruhend, die Königin des Erschaffenen und des Unerschaffenen. Denn Gott-König hat in seinem Reich Maria als Königin bestellt.«

»Joachim war also ein Prophet?«

»Er war ein Gerechter. Seine Seele sagte wie ein Echo das, was Gott zu seiner von Gott geliebten Seele sprach.«

»Wann gehen wir zu dieser Mama, Herr?« fragt der kleine Jabe mit sehnsüchtigen Augen.

»Heute abend. Was wirst du ihr sagen, wenn du sie siehst?«

»„Ich grüße dich, Mutter des Erlösers.“ Ist es gut so?«

»Sehr gut«, bestätigt Jesus, das Kind liebkosend.

»Gehen wir heute nicht zum Tempel?« fragt Philippus.

»Bevor wir uns nach Betanien begeben, werden wir zum Tempel gehen. Du wirst aber ganz brav hierbleiben. Nicht wahr?«

»Ja, Herr!«

Die Frau des Jona, des Verwalters des Ölgartens, ist leise eingetreten und sagt: »Warum nimmst du ihn nicht mit? Das Kind wünscht es so sehr ... «

Jesus schaut sie fest an, ohne zu sprechen.

Die Frau versteht und sagt: »Ich habe verstanden! Ich muß noch den kleinen Mantel von Markus haben. Ich will ihn holen«, und sie geht eilends hinaus.

Jabe zieht Johannes am Ärmel: »Werden die Lehrer sehr streng sein?«

»O nein, hab keine Angst! Und dann ist es nicht schon heute. In

den wenigen Tagen, die du mit der Mutter verbringst, wirst du gescheiter als ein Gelehrter werden«, versichert ihm Johannes. Die anderen hören es und lächeln über die Ängste Jabes.

»Wer aber wird ihn an Vaters Statt vorstellen?« fragt Markus.

»Ich natürlich, vorausgesetzt, daß der Meister es nicht selbst tun möchte«, sagt Petrus.

»Nein, Simon, ich werde es nicht tun. Ich überlasse dir diese Ehre.«

»Danke, Meister. Wirst du auch dabeisein?«

»Sicher! Alle werden wir dabeisein. Es ist doch „unser“ Kind . . . «

Maria des Jona kommt mit einem dunkelvioletten Mantel zurück, der noch gut erhalten ist. Aber welche Farbe! Sie selbst sagt es: »Markus hat ihn nie anziehen wollen, weil ihm die Farbe nicht gefiel . . . «

Das glaube ich gern, denn die Farbe ist abscheulich. Und der arme Jabe, mit dem olivgrünen Teint, sieht in diesem schreienden Violett wie ein Ertrunkener aus. Aber er sieht sich selbst nicht . . . und ist deshalb glücklich über diesen Mantel, in den er sich wie ein Erwachsener einhüllen kann . . .

»Die Mahlzeit ist bereit, Meister. Die Magd hat das Lamm vom Spieß genommen.«

»Dann wollen wir gehen.«

Und sie steigen zum Haus hinab und begeben sich in die geräumige Küche zum Mahl.

237 Im Tempel zur Stunde des Opfers

Petrus betritt feierlich als „Vater“ den Vorhof des Tempels; er führt den kleinen Jabe an der Hand. Er sieht sogar größer aus, so steif geht er voraus. Hinter ihm folgt die Gruppe der anderen. Jesus als letzter. Er spricht mit dem Mann von En-Dor, der sich anscheinend schämt, in den Tempel einzutreten.

Petrus fragt seinen Schützling: »Bist du schon einmal hier gewesen?« und erhält die Antwort: »Als ich geboren wurde, Vater, aber ich kann mich nicht mehr daran erinnern«, was den Petrus herzlich zum Lachen reizt, daß er es den anderen wiederholen muß, die dann ihrerseits herzlich lachen und gutmütig und scherzhaft sagen: »Vielleicht hast du geschlafen und deshalb ... «; oder: »Es geht uns allen wie dir. Wir können uns alle nicht mehr daran erinnern, daß wir nach unserer Geburt hierher gebracht worden sind.«

Auch Jesus stellt seinem Schützling dieselbe Frage und erhält eine ähnliche Antwort. Denn Johannes von En-Dor sagt: »Wir waren Bekehrte, und ich kam hierher auf den Armen meiner Mutter, genau an einem Osterfest; denn ich wurde in den ersten Tagen des Adar geboren, und die Mutter, die aus Judäa stammte, machte sich, sobald es ihr möglich war, auf den Weg, um ihren Sohn rechtzeitig dem Herrn aufzuopfern. Vielleicht zu früh ... denn sie erkrankte bei dieser Reise und konnte sich danach nicht mehr erholen. Ich war nicht ganz zwei Jahre alt, als ich ohne Mutter blieb. Das erste Unglück meines Lebens. Aber ich war ihr Erstgeborener und war aufgrund ihrer Krankheit ihr einziges Kind geblieben, und so war sie stolz darauf, sterben zu müssen, weil sie das Gesetz beachtet hatte. Mein Vater sagte mir: „Sie ist glücklich gestorben, weil sie sich im Tempel aufgeopfert hat“ ... Arme Mutter! Was hast du aufgeopfert? Einen künftigen Mörder ... «

»Johannes, sprich nicht so! Damals warst du Felix, nun bist du Johannes. Denk daran, welch große Gnade dir der Herr erwiesen hat, für immer! Aber vergiß die Demütigung der Vergangenheit ... Bist du nie mehr zum Tempel zurückgekehrt?«

»O ja. Mit zwölf Jahren, und von da an immer ... solange ich es konnte ... Nachher, als ich es aufs neue hätte tun können, tat ich es nicht mehr; denn ich sagte dir schon, ich hatte nur einen Kult: den Haß! Und auch deswegen kann ich nicht mehr hier eintreten. Ich fühle mich als Fremder im Haus des Vaters ... Ich bin zu lange von ihm ferngeblieben ... «

»Du kehrst zu ihm zurück, von mir geführt, der ich der Sohn des Vaters bin. Wenn ich dich vor den Altar führe, dann deshalb, weil ich weiß, daß dir alles verziehen worden ist.«

Johannes von En-Dor sagt mit einem trockenen Schluchzen: »Danke, mein Gott!«

»Ja, danke dem Allerhöchsten! Siehst du, daß deine Mutter den prophetischen Geist einer wahren Israelitin hatte? Du bist der dem Herrn geopfert Erstegeborene, und nicht mehr der Verstoßene. Du bist mein, du gehörest Gott, du bist Jünger und daher zukünftiger Priester deines Herrn in der neuen Zeit und Religion, die meinen Namen tragen wird. Ich spreche dich von allem los, Johannes! Geh ruhigen Herzens auf das Heiligtum zu. Wahrlich, ich sage dir, unter denen, die zwischen diesen Mauern wohnen, gibt es viele, die weit mehr schuldig sind als du und weniger würdig, sich dem Altare zu nähern ... «

Petrus gibt sich inzwischen Mühe, dem Kind die bemerkenswertesten Dinge des Tempels zu zeigen; er ruft jedoch die anderen zu Hilfe, die etwas gebildeter sind, besonders Bartholomäus und Simon, denn er genießt inmitten der Älteren seine Würde als Vater.

Sie haben den Opfertisch erreicht, um ihre Gaben darzubringen, als Josef von Arimathäa ruft: »Ihr hier? Seit wann?« fragt er nach der gegenseitigen Begrüßung.

»Seit gestern abend.«

»Und der Meister?«

»Er ist dort, mit einem neuen Jünger. Er wird gleich kommen.«

Josef betrachtet das Kind und fragt Petrus: »Eines deiner Enkelkinder?«

»Nein ... ja ... Nun: nicht dem Blute nach; vielmehr dem Glauben nach, alles der Liebe nach.«

»Ich verstehe dich nicht ... «

»Ein Waisenkind ... daher nicht dem Blut nach. Ein Jünger ... daher viel dem Glauben nach. Ein Sohn ... daher alles der Liebe nach. Der Meister hat ihn aufgenommen ... und ich habe ihn gern. Er wird in diesen Tagen volljährig.«

»Schon zwölf Jahre alt? Und so klein?«

»Nun ... der Meister wird es dir sagen ... Josef, du bist gut ... einer der wenigen Guten hier drinnen ... Sag mir, würdest du mir bei dieser Angelegenheit helfen? Weißt du ... ich stelle ihn vor, als ob er mein Sohn wäre. Doch ich bin ein Galiläer und habe einen schlimmen Aussatz am Leibe ... «

»Aussatz!« ruft der erschrockene Josef fragend aus und weicht zurück.

»Keine Angst. Mein Aussatz ist, Jesus zu gehören; das ist das Schlimmste für die hier im Tempel, einige ausgenommen.«

»Nein! Sag das nicht!«

»Es ist wahr und es muß gesagt werden ... Daher fürchte ich, daß sie grausam sein werden mit dem Kleinen, meinerwegen und wegen Jesus. Ich weiß auch nicht, wie gut er das Gesetz kennt, die Halacha, die Haggada und die Midraschim. Jesus sagt, er weiß genug ... «

»Nun, wenn Jesus es sagt, dann keine Angst!«

»Aber, um mir Kummer zu bereiten, werden sie ... «

»Du mußt dieses Kind sehr lieb haben! Wirst du es bei dir behalten?«

»Ich kann nicht! ... Wir sind immer unterwegs ... Das Kind ist klein und schwach ... «

»Aber ich würde gerne mit dir gehen ... « sagt Jabe, der nun beruhigt ist, da Josef ihn streichelt.

Petrus strahlt vor Freude ... Doch er sagt: »Der Meister sagt, es geht nicht, und so lassen wir es ... Aber wir werden uns trotzdem sehen ... Josef, wirst du mir helfen?«

»Aber ja! Ich werde mit dir kommen. Vor mir erlauben sie sich keine Ungerechtigkeiten. Wann? Oh, Meister! Gib mir deinen Segen!«

»Der Friede sei mit dir, Josef. Ich freue mich, dich bei guter Gesundheit zu sehen.«

»Ich auch, Meister. Und auch die Freunde werden sich freuen, dich zu sehen. Bist du in Getsemani?«

»Ich war dort. Nach dem Gebet gehen wir nach Betanien.«

»Zu Lazarus?«

»Nein, zu Simon. Auch meine Mutter, die Mutter meiner Brüder und die des Johannes und des Jakobus werden dort sein. Wirst du mich besuchen?«

»Du fragst? Es wird eine große Freude und eine große Ehre für mich sein. Ich danke dir. Ich werde mit einigen Freunden kommen . . . «

»Sei vorsichtig, Josef, mit den Freunden!« rät Simon der Zelote.

»Oh, ihr kennt sie schon. Die Klugheit sagt: „Die Luft soll es nicht hören.“ Aber sobald ihr sie seht, werdet ihr verstehen, daß es Freunde sind.«

»Nun denn . . . «

»Meister, Simon des Jona sprach zu mir wegen der Zeremonie für den Knaben. Du bist gerade gekommen, als ich fragte, wann diese stattfinden soll. Ich möchte anwesend sein.«

»Am Mittwoch vor Ostern. Ich möchte, daß er sein Ostern als Sohn des Gesetzes halte.«

»Sehr gut. Einverstanden! Ich werde euch in Betanien abholen. Doch am Montag möchte ich mit den Freunden kommen.«

»Abgemacht.«

»Meister, ich verlasse dich nun. Der Friede sei mit dir. Es ist die Stunde des Rauchopfers.«

»Leb wohl, Josef. Der Friede sei mit dir. Komm Jabe, dies ist die feierlichste Stunde des Tages. Es gibt eine ähnliche am Morgen. Doch diese ist feierlicher. Der Morgen beginnt den Tag. Es ist gut, daß der Mensch den Herrn preise, um während des Tages in allen seinen Werken gesegnet zu sein. Doch am Abend ist es noch feierlicher. Die Sonne sinkt, das Tagewerk ist vollbracht, und es kommt die Nacht. Das abnehmende Licht erinnert an den Fall in die Sünde, denn die meisten Sünden werden in der Nacht begangen. Warum? Weil der Mensch, der nicht mehr durch die Arbeit abgelenkt wird, leichter vom Bösen angezogen werden kann, wenn er das Netz seiner Verlockungen und Ängste auswirft. Daher ist es gut, daß man Gott,

nach dem Dank für den während des Tages gewährten Schutz, anruft, damit er die Trugbilder der Nacht und die Versuchungen von uns fernhalte. Die Nacht und der Schlaf sind Sinnbilder des Todes. Glücklicherweise ist jener, der mit dem Segen Gottes gelebt hat; denn er wird nicht in der Finsternis schlafen, sondern zu einem strahlenden Morgen erwachen. Der Priester, der den Weihrauch opfert, tut dies für uns alle. Er bittet für das ganze Volk in Vereinigung mit Gott, und Gott vertraut ihm seinen Segen an für das Volk seiner Kinder. Siehst du, wie hoch der Dienst des Priesters steht?«

»Er würde mir gefallen ... Mir würde sein, als wäre ich noch näher bei der Mama ... «

»Wenn du immer ein guter Jünger und ein guter Sohn des Petrus bist, dann wirst du es werden. Nun komm! Die Posaunen künden an, daß die Stunde gekommen ist. Laßt uns mit Ehrfurcht Jehova preisen.«

238 Begegnung Jesu mit seiner Mutter in Betanien

Auf der schattigen Straße, die den Ölberg mit Betanien verbindet – man könnte auch sagen, daß der Berg mit seinen grünen Hängen bis zu den Feldern von Betanien reicht – bewegt sich Jesus mit den Seinen raschen Schrittes auf die Stadt des Lazarus zu. Kaum ist er dort angekommen, da wird er schon erkannt, und freiwillige Boten eilen nach allen Richtungen fort, um seine Ankunft zu verkünden. Daher kommen bald Maximinus und Lazarus von der einen Seite und Isaak mit Timoneus und Josef von einer anderen; als dritte erscheint Marta mit Marcella, die ihren Schleier hochhebt, um das Gewand Jesu zu küssen; und gleich darauf kommen auch Maria des Alphäus und Maria. Der kleine Jabe, immer an der Hand Jesu, beobachtet erstaunt, wie all diese lebhaften Begrüßungen vor sich gehen, und während Johannes von En-Dor, der sich fremd fühlt, sich in den Hintergrund zurückzieht, kommt die Mutter auf dem Weg, der zum Hause Simons führt, daher.

Jesus läßt die Hand Jubes los und schiebt sanft die Freunde beiseite, um ihr entgegenzueilen. Die beiden Worte „Sohn“ und „Mutter“ durchdringen die Luft und erklingen wie ein Solo der Liebe in dem Stimmengewirr der Leute. Sie küssen sich, und im Kuß von Maria liegt die Sorge eines Menschen, der lange Zeit in Angst gelebt hat und nun bei der Befreiung von dieser Angst die der Anstrengung folgende Müdigkeit empfindet und in ihrem ganzen Ausmaße erkennt, wie groß die Gefahr gewesen ist.

Jesus, der sie versteht, liebkost sie und sagt: »Außer meinem Engel hatte ich auch deinen, Mutter, der über mich wachte; daher konnte mir kein Übel zustoßen.«

»Dafür sei der Herr gepriesen! Aber ich habe sehr gelitten!«

»Ich wollte früher kommen, aber ich mußte andere Wege nehmen, um dir zu gehorchen. Es war gut so, denn dein Befehl, o meine Mutter, ist mir wie immer zum Segen geworden!«

»Dein Gehorsam, Sohn!«

»Dein weiser Befehl, Mutter . . . « Sie lächeln sich zu wie zwei Verliebte.

Aber ist es denn möglich, daß diese Frau die Mutter dieses Mannes ist? Wo sind die sechzehn Jahre Altersunterschied? Die Frische und die Anmut des Gesichtes und des jungfräulichen Körpers machen aus Maria die Schwester ihres Sohnes, der die Fülle seiner männlichen Schönheit erreicht hat.

»Warum fragst du nicht, weshalb es zum Guten gereichte?« fragt Jesus immer noch lächelnd.

»Ich weiß, daß mein Sohn nichts vor mir verbirgt.«

»Teure Mama!« Er küßt sie noch einmal . . .

Die Leute halten sich in einer gewissen Entfernung und tun so, als ob sie diese Szene übersähen. Aber ich wette, daß unter diesen Augen kein einziges ist, das nicht nach dieser süßen Szene schielt, obgleich sie alle so tun, als ob sie in eine andere Richtung blickten.

Am offensichtlichsten sieht Jube zu, den Jesus allein gelassen hat, als er zur Mutter geeilt ist und sie umarmt hat; bei den vielen Fra-

gen und Antworten hat sich niemand mehr um den Kleinen gekümmert ... Jabe schaut und schaut, dann läßt er den Kopf sinken, kämpft mit den Tränen ... und kann sich schließlich nicht mehr beherrschen, bricht in Tränen aus und jammert: »Mama, Mama!«

Alle, Jesus und Maria als erste, drehen sich um; alle wollen wieder gutmachen oder wissen, wer das Kind ist. Maria des Alphäus eilt herbei, Petrus ebenfalls; sie waren beisammen und sagen gleichzeitig: »Warum weinst du?«

Doch bevor Jabe in seinem tiefen Schluchzen Atem holen kann, ist Maria herbeigeeilt und hat ihn in ihre Arme genommen. Sie sagt: »Ja, mein Söhnchen, die Mama! Weine nicht mehr und verzeih, daß ich dich nicht gleich gesehen habe. Das ist, Freunde, mein Söhnchen ... « Es versteht sich, daß Jesus ihr schnell zugeflüstert hat: »Es ist ein Waisenkind, das ich zu mir genommen habe.« Das Übrige hat Maria erraten.

Das Kind weint immer noch, doch nicht mehr so untröstlich, und da Maria es umarmt und küßt, verklärt sich das von Tränen gewaschene Gesichtlein zu einem Lächeln.

»Komm, ich will alle diese Tränen trocknen. Du sollst nicht mehr weinen. Gib mir einen Kuß ... «

Jabe ... wollte ja nichts anderes; denn nach all den Liebkosungen von seiten der bärtigen Männer genießt er es, die zarten Wangen Mariens zu küssen.

Jesus aber hat Johannes von En-Dor gesucht und entdeckt; er holt ihn aus seiner Ecke. Während die Apostel Maria begrüßen, kommt Jesus zu ihr, Johannes von En-Dor an der Hand, und sagt: »Hier, Mutter, der andere Jünger. Diese beiden Söhne sind die Frucht deines Befehles.«

»Deines Gehorsams, Sohn«, wiederholt Maria; dann grüßt sie den Mann und sagt: »Der Friede sei mit dir!«

Der rauhe, unruhige Mann aus En-Dor, der sich schon sehr geändert hat seit dem Morgen, an dem die Laune von Judas Jesus nach En-Dor geführt hat, legt endlich seine Vergangenheit beiseite, als er

sich vor Maria verneigt. Ich glaube, es ist so, denn sein Antlitz erscheint, als er sich nach der tiefen Verneigung wieder aufgerichtet hat, heiter und wirklich „befriedet“.

Nun begeben sich alle zum Hause Simons. Maria mit Jabe, Jesus mit Johannes von En-Dor an der Hand; neben ihnen und hintendrein Lazarus und Marta, die Apostel mit Maximinus, Isaak, Josef und Timoneus. Sie betreten das Haus, an dessen Schwelle der alte Diener Simons Jesus und seinen Herrn begrüßt und ihnen Ehre erweist.

»Der Friede sei mit dir, Josef, und mit diesem Haus«, sagt Jesus und erhebt die Hand zum Segen, nachdem er sie zuerst auf das weiße Haupt des alten Dieners gelegt hat.

Lazarus und Marta sind nach der ersten Freude etwas traurig, und Jesus fragt: »Warum, Freunde?«

»Weil du nicht bei uns bist, weil alle mit dir gehen außer der Seele, von der wir wünschten, daß sie dir gehörte.«

»Verstärkt eure Geduld, hofft und betet! Und dann, ich bin ja bei euch. Dieses Haus hier ist nur das Nest, von dem aus der Menschensohn jeden Tag zu seinen lieben Freunden fliegt, die nicht weit entfernt, aber übernatürlich betrachtet, unendlich näher in der Liebe sind. Ihr seid in meinem Herzen und ich bin im eurigen. Kann man sich noch näher sein? Doch heute abend werden wir beisammen sein. Nehmt an meinem Tisch Platz.«

»Oh, ich Arme! Ich verträdle hier die Zeit! Komm, Salome, wir haben zu tun!« Der Aufschrei Marias des Alphäus bringt alle zum Lachen, während die gute Verwandte von Jesus eilends aufsteht, um an die Arbeit zu gehen.

Doch Marta holt sie ein: »Mache dir keine Sorgen um die Mahlzeit, Maria. Ich werde gehen und Anweisung geben. Du brauchst nur die Tische zu decken. Ich werde dir genügend Polster und alles Nötige schicken. Komm, Marcella. Ich bin gleich wieder da, Meister!«

»Ich habe Josef von Arimathäa gesehen, Lazarus. Am Montag wird er mit Freunden hierherkommen.«

»Oh, dann gehörst du mir an diesem Tag!«

»Ja, er kommt, damit wir beisammen sein können; aber auch, um eine Zeremonie zu besprechen, die Jabe betrifft. Johannes, bring das Kind auf die Terrasse; es wird sich freuen.«

Johannes des Zebedäus, immer gehorsam, steht sofort auf, und kurz darauf hört man das Jauchzen des Kindes und seine kleinen Schritte auf der Terrasse, die das Haus umgibt.

»Das Kind«, erklärt Jesus der Mutter, dem Freund und den Frauen, unter denen sich Marta befindet, die sofort zurückgekehrt ist, um von der Freude, beim Meister zu sein, keine Minute zu verlieren, »ist der Enkel eines Arbeiters von Doras. Ich bin an Jesreel vorbeigegangen ... «

»Ist es wahr, daß die Felder verwüstet sind und er sie verkaufen will?«

»Verwüstet sind sie. Vom Verkauf weiß ich nichts. Ein Arbeiter Johanans hat es mir angedeutet. Aber ich weiß nichts Genaueres darüber.«

»Wenn er sie verkaufen will ... würde ich sie gerne kaufen, um auch in diesem Schlangennest ein Obdach für dich zu haben.«

»Ich glaube nicht, daß es dir gelingen wird. Johanan ist bereit, sie zu übernehmen.«

»Wir werden sehen ... Doch fahre mit dem Bericht fort. Um was für Arbeiter handelt es sich? Die er vorher hatte, sind alle verstreut.«

»Ja. Sie kommen von seinen Gütern in Judäa, wenigstens der Alte, der Großvater des Kindes. Das Kind mußte im Walde versteckt werden wie ein wildes Tier, damit Doras es nicht finde ... es war während des Winters dort ... «

»Oh, armes Kind. Aber warum denn?« Die Frauen fließen alle vor Mitleid über.

»Weil sein Vater und seine Mutter unter dem Erdbeben bei Emmaus begraben liegen. Alle: Vater, Mutter und Geschwister. Er hat überlebt, weil er nicht zu Hause war. Sie hatten ihn zum Großvater gebracht. Aber was kann schon ein Arbeiter von Doras unternehmen? Du, Isaak, hast auch in diesem Falle von mir als von einem Erlöser gesprochen.«

»Habe ich schlecht gehandelt, Herr?« fragt Isaak demütig.

»Du hast gut gehandelt. Gott hat es so gewollt. Aber der Alte hat mir das Kind gegeben, denn es soll in diesen Tagen volljährig werden.«

»Das arme Geschöpf! So klein mit zwölf Jahren! Mein Judas war im gleichen Alter doppelt so groß ... Und Jesus erst ... « sagt Maria des Alphäus.

Und Salome: »Auch meine Söhne waren sehr groß.«

Marta flüstert: »Er ist wirklich sehr klein! Ich nahm an, er sei noch keine zehn Jahre alt.«

»Nun, der Hunger ist schlimm! Das Kind muß darunter gelitten haben, seit es auf der Welt ist. Und dann ... was hätte der Alte ihm geben können, wenn man dort Hungers stirbt?« sagt Petrus.

»Ja, es hat viel gelitten. Aber es ist sehr gut und sehr intelligent. Ich habe es angenommen, um den Alten und das Kind zu trösten.«

»Wirst du es adoptieren?« fragt Lazarus.

»Nein, das geht nicht.«

»Dann werde ich es tun.«

Petrus, der seine Hoffnung schwinden sieht, seufzt ehrlich: »Herr, alles ihm?«

Jesus lächelt: »Lazarus, du hast schon soviel getan, und ich bin dir dankbar. Doch dieses Kind kann ich dir nicht überlassen. Es ist „unser“ Kind. Es gehört uns allen. Es ist die Freude der Apostel und des Meisters. Hier würde es im Wohlstand aufwachsen. Ich will ihm mein Königsgewand schenken: „die ehrbare Armut“. Jene Armut, die der Menschensohn für sich selbst gewollt hat, um sich all der vielen Nöte, ohne jemand zu demütigen, nähern zu können. Du hast auch erst kürzlich eine Gabe von mir erhalten ... «

»Ach ja, den alten Patriarchen und seine Tochter. Die Frau ist sehr fleißig, und der Greis ist sehr gut.«

»Wo sind sie jetzt? Ich meine, an welchem Ort?«

»Hier in Betanien. Meinst du, ich würde den Segen, den du mir schickst, weggeben? Die Frau arbeitet am Webstuhl. Dazu braucht

es leichte Hände, die bei dieser Arbeit Erfahrung haben. Dem Greis, der unbedingt arbeiten wollte, habe ich die Bienen anvertraut. Gestern – nicht wahr, Schwester – hatte er seinen langen Bart ganz aus Gold. Die schwärmenden Bienen hatten sich auf ihm niedergelassen, und er sprach zu ihnen wie zu Kindern. Er ist glücklich.«

»Das glaube ich. Sei gesegnet!« sagt Jesus.

»Danke, Meister. Aber dieses Kind wird dich etwas kosten. Erlaube mir wenigstens . . . «

»Ich Sorge schon für sein Festkleid«, schreit Petrus. Alle lachen über die Plötzlichkeit des Rufes.

»Gut so. Aber es wird auch andere Kleider brauchen; Simon, sei lieb. Auch ich habe keine Kinder. Laß, daß ich und Marta uns trösten, indem wir für die kleinen Gewänder sorgen.«

Petrus, so gebeten, wird sofort weich und sagt: »Die anderen Kleider ja; aber das Gewand für Mittwoch besorge ich. Der Meister hat es mir versprochen und gesagt, daß ich mit der Mutter morgen zum Einkaufen gehen darf.« Petrus sagt alles aus Angst vor einer Änderung zu seinen Ungunsten.

Jesus lächelt und sagt: »Ja, Mutter, ich bitte dich, morgen mit Simon zu gehen. Sonst stirbt mir dieser Mann aus Eifer. Du wirst ihn bei der Auswahl beraten.«

»Ich habe gesagt: rotes Gewand und grüner Gürtel. Das wird sehr schön sein; besser als die Farbe, die er jetzt trägt.«

»Rot wird sehr gut gehen. Auch Jesus war in Rot gekleidet. Aber ich würde sagen, auf dem Rot wäre ein roter Gürtel sehr schön, oder wenigstens ein mit Rot bestickter«, sagt Maria sanft.

»Ich habe es gesagt, weil ich sah, daß Judas, der dunkel ist, gut aussieht mit diesen grünen Streifen auf dem roten Gewand.«

»Aber die sind nicht grün, Freund!« lacht Iskariot.

»Nein? Was ist das denn für eine Farbe?«

»Diese Farbe heißt: Achatader.«

»Wie kann ich das wissen? Mir schien es grün zu sein. Ich habe diese Farbe auch an Blättern gesehen . . . «

Die heiligste Mutter mischt sich sanft ein: »Simon hat recht. Es ist genau die Farbe, welche die Blätter beim ersten Regen des Tischri bekommen ... «

»Na, also! Und da die Blätter grün sind, sagte ich, daß es grün ist«, schließt Petrus zufrieden. Die Gütige hat Frieden und Freude auch in diese kleine Angelegenheit gebracht.

»Wollt ihr den Kleinen rufen?« bittet Maria. Und das Kind eilt sofort mit Johannes herbei.

»Wie heißt du?« fragt Maria liebevoll.

»Ich bin ... ich war Jabe. Doch nun warte ich auf meinen Namen ... «

»Du wartest?«

»Ja. Jabe möchte einen Namen, der besagt, daß ich ihn gerettet habe. Du wirst ihn finden, Mutter. Einen Namen der Liebe und des Heiles.«

Maria denkt nach ... und sagt dann: »Margziam (Maarhgziam). Du bist der kleine Tropfen im Meere der von Jesus Erlösten. Gefällt er dir? Er erinnert an die Erlösung und auch an mich.«

»Er ist sehr schön«, sagt das Kind glücklich.

»Aber ist es nicht ein Frauenname?« fragt Bartholomäus.

»Mit einem L am Ende, anstatt des M. Wenn dieses Menschlein erwachsen sein wird, dann könnt ihr diesen Namen mit einem L am Ende anstatt des M in einen Männernamen verwandeln. Jetzt trägt es den Namen, den ihm die Mutter gegeben hat. Nicht wahr?«

Das Kind sagt ja, und die Mutter liebkost es.

Die Schwägerin meint: »Die Wolle ist sehr schön«; sie berührt dabei das Mäntelchen Javes, »aber die Farbe! Wie findet ihr sie? Ich werde es dunkelrot färben. So wird es schön werden.«

»Morgen abend wollen wir es machen. Denn morgen wird es sein neues Gewand haben; dann können wir es ihm nehmen.«

Marta sagt: »Willst du mit mir kommen, Kind? Ich werde dir vieles zeigen, und dann kommen wir hierher zurück ... «

Jabe weigert sich nicht. Er lehnt niemals etwas ab, aber er scheint

etwas verängstigt, mit der noch fast unbekanntem Frau zu gehen. Er sagt daher schüchtern und höflich: »Könnte Johannes mitkommen?«

»Aber sicher! . . . «

Sie gehen. Während ihrer Abwesenheit geht die Unterhaltung in den einzelnen Gruppen weiter: Beispiele, Bemerkungen und Seufzer über die menschliche Hartherzigkeit.

Isaak berichtet, was er über den Täufer in Erfahrung gebracht hat. Die einen sagen, er sei in Machärus, die anderen behaupten in Tiberias. Die Jünger sind noch nicht zurückgekommen . . .

»Waren sie ihm nicht gefolgt?«

»Ja, aber bei Dok haben die Häscher mit dem Gefangenen den Fluß überquert; es ist nicht bekannt, ob sie zum See hinauf- oder nach Machärus hinabgegangen sind. Johannes, Matthäus und Simon haben sich auf die Suche gemacht; werden nicht davon ablassen.«

»Und du, Isaak, wirst bestimmt diesen neuen Jünger nicht mir überlassen. Für den Augenblick ist er bei mir. Ich will, daß er mit mir Ostern feiert.«

»Ich werde das Fest in Jerusalem im Haus Johannis feiern. Sie hat mich gesehen und mir einen Raum angeboten, für mich und die Gefährten. Alle werden dieses Jahr kommen. Wir werden mit Jonatan zusammen sein.«

»Auch mit denen von Libanon?«

»Auch mit ihnen. Aber die Jünger des Täufers kommen vielleicht nicht.«

»Weißt du, daß die Johans kommen?«

»Wirklich? Ich werde mich an das Tor stellen zu den Opferpriestern. Dort sehe ich sie gleich und nehme sie mit.«

»Warte bis zum letzten Moment. Ihre Zeit ist bemessen. Sie bringen das Lamm.«

»Ich auch. Herrlich! Lazarus hat es mir gegeben. Wir werden es opfern; das andere, das ihre, wird ihnen für die Rückkehr dienen.«

Marta kommt mit Johannes herein. Das Kind trägt ein kleines Gewand aus weißem Linnen mit einem roten Überwurf. Auf den Armen hat es einen roten Mantel.

»Erkennst du es, Lazarus? Siehst du, wie alles nützlich sein kann?«

Die Geschwister lachen.

Jesus sagt: »Ich danke dir, Marta.«

»Oh, mein Herr, ich habe die Krankheit, alles aufzubewahren. Das habe ich von meiner Mutter geerbt. Ich besitze noch viele Kleider von meinem Bruder. Sie sind mir lieb, denn Mutter hat sie berührt. Ab und zu nehme ich ein Stück für irgendein Kind. Nun wird sie Margziam bekommen. Sie sind noch etwas zu lang, aber man kann sie umschlagen. Lazarus wollte sie nicht mehr, nachdem er volljährig geworden war ... Er war schon als Kind launenhaft ... er blieb stets Sieger, denn meine Mutter liebte ihren Lazarus über alles.«

Die Schwester streichelt liebevoll ihren Lazarus, und dieser nimmt ihre schöne Hand, küßt sie und sagt: »Und dich nicht?« Sie lächeln sich beide zu.

»Es ist eine wahre Vorsehung«, bemerken viele.

»Ja, meine Launen haben Gutes gebracht. Vielleicht wird mir deswegen verziehen werden.«

Das Nachtmahl ist aufgetragen; jeder geht an seinen Platz ...

... Es ist schon Nacht, als Jesus endlich in Frieden mit der Mutter sprechen kann. Sie sind auf die Terrasse gegangen und, Seite an Seite sitzend und sich gegenseitig die Hände haltend, sprechen sie und hören sich gegenseitig an.

Zuerst erzählt Jesus, was alles vorgefallen ist. Dann sagt Maria: »Sohn, nach deinem Weggang, gleich danach, ist eine Frau zu mir gekommen ... Sie suchte dich. Ein großes Elend. Und eine große Bekehrung. Aber dieses Geschöpf verlangte nach deiner Vergebung, um in seinem Vorsatz standhalten zu können. Ich habe sie Susanna anvertraut und dieser gesagt, daß sie eine der von dir Geheilten ist. Es ist wahr. Ich hätte sie bei mir behalten, wenn unser Haus nicht zu einem Meer geworden wäre, auf dem alle segeln ... und viele in böser Absicht. Die Frau empfindet nunmehr Abscheu vor der Welt. Willst du wissen, wer es ist?«

»Es ist eine Seele. Aber sag mir ihren Namen, damit ich sie, ohne mich zu irren, empfangen kann.«

»Es handelt sich um Aglaia, die Römerin, Schauspielerin und Sünderin, deren Rettung du bereits in Hebron begonnen hast; sie hatte dich gesucht und beim „Trügerischen Gewässer“ gefunden; sie hat viel für ihre wiedergeborene Ehrbarkeit gelitten ... Sie hat mir alles erzählt ... Wie schrecklich! ... «

»Ihre Sünden?«

»Ja! Aber noch viel mehr die Welt. Oh, mein Sohn! Mißtraue den Pharisäern von Kafarnaum! Sie wollten die Unglückliche mißbrauchen, um dir zu schaden. Auch sie ... «

»Ich weiß es, Mutter ... Wo ist Aglaia?«

»Sie wird vor Ostern mit Susanna eintreffen.«

»Gut so! Ich werde mit ihr reden. Ich bin jeden Abend hier und werde, ausgenommen den Osterabend, den ich der Familie vorbehalten habe, auf sie warten. Du mußt sie nur bei dir behalten, wenn sie kommt. Es handelt sich um eine große Bekehrung, du hast es gesagt. Und eine spontane! In Wahrheit sage ich dir, in wenigen Herzen hat mein Same mit solcher Kraft Wurzeln schlagen können, wie auf diesem unglücklichen Boden. Danach hat Andreas beim Heranwachsen bis zur endgültigen Reife geholfen.«

»Sie hat es mir gesagt.«

»Mutter, was hast du empfunden in der Nähe dieser Ruine?«

»Abscheu und Freude. Mir war, als ob ich an einem höllischen Abgrund stünde; doch gleichzeitig fühlte ich mich in den Himmel erhoben. Wie sehr bist du Gott, mein Jesus, wenn du solche Wunder wirkst!«

Sie bleiben stumm unter den strahlenden Sternen und im Schein des Mondviertels, das schon bald Vollmond sein wird. Sie schwiegen und sprachen wieder miteinander in der Liebe des einen zum anderen.

239 Die Macht des Wortes Marias

Der herrliche Morgen lädt wirklich dazu ein, die Lagerstätten und die Häuser zu verlassen und spazierenzugehen; die Bewohner des Hauses des Zeloten stehen wie viele Bienen beim ersten Sonnenlicht auf, um die reine Luft im Obstgarten des Lazarus zu genießen, der an das gastliche Haus grenzt. Bald gesellen sich auch jene dazu, die bei Lazarus untergebracht sind, also Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Thomas, Andreas und Jakobus des Zebedäus. Die Sonne dringt festlich durch die weitgeöffneten Türen und Fenster ein, und die einfachen, sauberen Räume hüllen sich in ein Gold, das die Farben der Kleider, der Haare und der Augen belebt und aufleuchten läßt.

Maria des Alphäus und Salome bedienen diese Männer mit gesundem Appetit; Maria hingegen beobachtet aufmerksam einen Diener des Lazarus, der die Haare Margzians in Ordnung bringt und sie mit mehr Geschick als sein erster Friseur in gleicher Länge schneidet. »Für den Augenblick lassen wir sie so«, sagt der Diener. »Dann, wenn du dem Herrn deine Kinderlocken geopfert hast, werde ich dir das Haar kurz schneiden. Bald kommt die Hitze, und du wirst dich besser fühlen mit freiem Hals. Deine Haare sind spröde und brüchig, vernachlässigt: durch das Schneiden werden sie kräftiger. Siehst du, Maria? Sie brauchen Pflege. Nun werde ich sie einfetten, damit sie anliegen. Rieche einmal, Kind, welch ein feiner Duft! Es ist das Öl, das Marta verwendet. Mandeln, Palmen und feinstes Mark mit seltenen Essenzen. Es tut sehr gut. Meine Herrin hat gesagt, ich solle dieses Töpfchen für das Kind verwenden. Oh! Nun siehst du wie der Sohn eines Königs aus«, und der Diener, der anscheinend der Barbier im Haus des Lazarus ist, gibt Margziam einen kleinen Klaps, grüßt Maria und geht befriedigt weg.

»Komm, damit ich dich anziehen kann«, sagt Maria zum Knaben, der im Augenblick nur eine Art kleine Tunika mit kurzen Ärmeln trägt. Ich glaube, es ist das Hemd oder jedenfalls das Kleidungs-

stück, das damals als solches diente. Aus der Feinheit des Linnens ersehe ich, daß es zur Ausstattung des Lazarus gehörte, als er noch ein Kind war. Maria nimmt das Tuch weg, in das Margziam eingehüllt war, und legt ihm das Unterkleid an mit den Krausen am Hals und an den Ärmeln und dann das rote Obergewand aus Wolle mit dem weiten Ausschnitt und den weiten Ärmeln. Das schneeweiße Linnen tritt leuchtend am Ausschnitt und an den Ärmeln unter dem roten Stoff hervor. Die Hand Mariens muß während der Nacht die Länge des Kleides und der Ärmel zurechtgeschneidert haben, denn alles paßt genau, besonders nachdem die Taille mit einer weichen Binde umgürtet ist, die in weißroten Wollquasten endet. Das Kind gleicht nicht mehr dem armen Wesen, das es noch vor wenigen Tagen war.

»Geh nun spielen, ohne dich schmutzig zu machen, während ich mich vorbereite«, sagt Maria und liebkost ihn.

Das Kind eilt hüpfend und glücklich hinaus und sucht seine großen Freunde auf.

Der erste, der den Knaben sieht, ist Thomas: »Wie schön du bist! Wie zur Hochzeit gekleidet! Du stellst mich ja direkt in den Schatten«, sagt der immer fröhliche, dickliche Thomas. Dann nimmt er Margziam bei der Hand und sagt: »Komm, wir gehen zu den Frauen. Sie haben dich schon gesucht, um dich zu füttern.«

Sie gehen in die Küche, und Thomas läßt die beiden Marien auffahren, die über die Feuerstelle gebückt sind, als er laut ausruft: »Hier ist ein junger Mann, der zu euch möchte«, und lachend stellt er das Kind vor, das sich hinter seiner beleibten Gestalt versteckt hat.

»Oh, mein Lieber! Komm, laß dich küssen! Schau, Salome, wie gut es ihm steht«, ruft Maria des Alphäus.

»Wahrhaftig! Nun muß er nur noch etwas kräftiger werden. Doch dafür werde ich sorgen. Komm, laß dich auch von mir küssen«, sagt Salome.

»Aber Jesus will ihn zu den Hirten führen . . . « entgegnet Thomas.

»Kommt nicht in Frage! Darin irrt sich mein Jesus. Was habt ihr

Männer für Bedürfnisse? Ihr streitet – denn nebenbei gesagt, seid ihr ziemlich streitsüchtig – ihr streitet wie die Ziegen, die sich zanken und einander in die Hörner geraten; ihr eßt, redet, habt noch tausend andere Bedürfnisse und verlangt vom Meister, daß er sich immer um euch kümmert ... sonst seid ihr beleidigt. Die Kinder brauchen Mütter. Nicht wahr? ... Wie heißt du?«

»Margziam.«

»Ach ja, meine gebenedeite Maria! Sie hätte dir einen einfacheren Namen geben sollen!«

»Er ist beinahe wie der ihre!« ruft Salome aus.

»Ja, aber der ihre ist viel einfacher. Er hat nicht die drei Konsonanten in der Mitte ... Drei sind einfach zuviel ... «

Iskariot ist eingetreten und sagt: »Sie hat den Namen mit der richtigen Bedeutung gegeben, nach dem alten unverfälschten Sprachgebrauch.«

»Na, gut! Aber er ist schwierig, und ich mache ihn kürzer und sage Margziam. Das ist leichter, und die Welt wird deswegen nicht untergehen. Nicht wahr, Simon?«

Petrus, der gerade mit Johannes von En-Dor sprechend am Fenster vorbeigeht, blickt herein und fragt: »Was ist los?«

»Ich sagte, daß ich das Kind Margziam nennen werde. Es ist leichter auszusprechen.«

»Du hast recht, Frau! Wenn es mir die Mutter erlaubt, werde auch ich so sagen. Wie schön er aussieht! Aber auch ich! Seht nur!«

Er ist tatsächlich gebürstet, an den Wangen rasiert, die Haare und der Bart sind gekämmt und geölt, das Kleid ist nicht zerknittert und die Sandalen sehen wie neu aus, so rein und glänzend sind sie. Die Frauen bewundern ihn; Petrus lacht zufrieden.

Das Kind hat seine Mahlzeit beendet und geht hinaus zu seinem großen Freund, den es immer „Vater“ nennt.

Da kommt Jesus mit Lazarus aus dem Haus desselben und sagt zum Kind, das ihm entgegeneilt: »Zwischen uns sei Frieden, Margziam. Geben wir uns den Friedenskuß!«

Lazarus küßt und liebkost das Kind und gibt ihm eine Süßigkeit.

Alle versammeln sich um Jesus. Auch Maria, die nun in ein türkisfarbenes Wollkleid und den etwas dunkleren Mantel eingekleidet ist, nähert sich lächelnd dem Sohne.

»So können wir also gehen«, sagt Jesus. »Du, Simon, mit meiner Mutter und dem Kind, wenn du unbedingt Geld ausgeben willst, nachdem Lazarus schon vorgesorgt hat.«

»Aber sicher! Und dann ... werde ich sagen können, daß ich einmal an der Seite deiner Mutter gehen durfte. Eine große Ehre!«

»Geh nur! Du, Simon, wirst mich zu deinen Freunden, den Aussätzigen begleiten ... «

»Wirklich, Meister! Wenn du erlaubst, dann eile ich voraus, um sie zusammenzurufen ... Du wirst mich später erreichen. Du weißt ja, wo sie sind ... «

»Gut, gehe! Die anderen können tun, was sie wollen. Ihr seid alle frei bis Mittwoch morgen. Zur dritten Stunde wollen wir uns dann an der Goldenen Pforte treffen.«

»Ich komme mit dir, Meister«, sagt Johannes.

»Ich auch«, erklärt sein Bruder Jakobus.

»Auch wir«, sagen die beiden Vettern.

»Auch ich komme«, ruft Matthäus, und ebenso Andreas.

»Und ich? Auch ich möchte kommen ... Aber wenn ich zum Einkaufen gehe, dann kann ich nicht mitkommen ... « sagt Petrus unschlüssig.

»Es ist schon möglich. Zuerst gehen wir zu den Aussätzigen; meine Mutter begibt sich in der Zwischenzeit mit dem Kind in ein befreundetes Haus in Ofel. Dann treffen wir uns mit ihr, und du kannst mit ihr gehen, während ich mich mit den anderen zu Johanna begeben. Zur Mahlzeit sind wir dann alle in Getsemani, und gegen Abend kehren wir hierher zurück.«

»Wenn du erlaubst, dann besuche ich einige Freunde ... « sagt Iskariot.

»Ich habe doch gesagt, daß ihr tun könnt, was ihr wollt.«

»Dann begeben sich zu Verwandten. Vielleicht ist mein Vater schon angekommen. Wenn er da ist, bringe ich ihn zu dir«, sagt Thomas.

»Wir zwei, was meinst du Philippus? Wir könnten Samuel aufsuchen.«

»Gut so«, entgegnet er Bartholomäus.

»Und du, Johannes?« fragt Jesus den Mann von En-Dor. »Ziehst du es vor, hierzubleiben, um deine Bücher unterzubringen, oder willst du mit mir kommen?«

»Ehrlich gesagt, ziehe ich vor, dich, das lebendige Buch, zu lesen.«

»Dann komm. Leb wohl, Lazarus . . . «

»Auch ich komme mit. Meinen Beinen geht es nun etwas besser, und ich werde mich von den Aussätzigen gleich nach Getsemani begeben und dort auf dich warten.«

»Gehen wir! Der Friede sei mit euch, ihr Frauen!«

Bis kurz vor Jerusalem bleiben alle beisammen. Dann trennen sie sich. Iskariot schlägt den Weg zum Tor, das zum Turm Antonia führt, ein, während Thomas mit Philippus und Natanaël noch einige Meter mit Jesus und den anderen gehen und dann im Vorort Ofel mit Maria und dem Knaben die Stadt betreten.

»Nun suchen wir die Unglücklichen auf«, sagt Jesus und kehrt der Stadt den Rücken, um sich zu einem abseits gelegenen Ort zu begeben, der sich auf dem Abhang eines felsigen Hügels zwischen den beiden Straßen, die von Jericho nach Jerusalem führen, befindet. Ein eigenartiger Ort, stufenartig ansteigend, unwirtlich und öde, trostlos anzusehen.

»Meister«, ruft Simon der Zelote. »Ich bin hier. Bleib stehen. Ich werde dir den Weg weisen . . . «

Und der Zelote, der sich an den Felsen gelehnt hatte, um im Schatten zu stehen, kommt heran und schlägt einen stufenförmigen Weg ein, der in Richtung Getsemani führt, doch von diesem getrennt wird durch die Straße, die vom Ölgarten nach Betanien führt.

»Hier sind wir. In den Gräbern von Schiloach habe ich gelebt, und

hier sind meine Freunde. Einige von ihnen. Die anderen sind in Ben-Hinnom; doch sie können nicht kommen . . . Sie müßten die Straße überqueren und könnten dabei gesehen werden.«

»Wir werden auch sie besuchen!«

»Danke, für sie und für mich.«

»Sind es viele?«

»Der Winter tötet die meisten. Hier leben noch fünf von jenen, mit denen ich gesprochen habe. Sie erwarten dich. Sie sind dort am Rand ihres Bereiches . . . «

Es sind ungefähr zehn unheimliche Gestalten. Ich sage ungefähr, denn fünf kann man gut sehen, da sie aufrecht stehen, während die anderen wegen der grauen Hautfarbe, der Verunstaltung des Gesichtes und ihres Dahinkriechens auf den Steinen kaum unterscheidbar sind. Unter den Stehenden befindet sich auch eine Frau. Man erkennt sie nur an ihrem grauen, wirren Haar, das steif und schmutzig über die Schultern bis zum Gürtel fällt. Sonst unterscheidet sie sich nicht von den anderen, da die fortgeschrittene Krankheit sie zum Skelett abmagern ließ und jede weibliche Form vernichtete, wie auch von den Männern nur noch ein einziger Barthaare aufweist. Die anderen sind infolge des zerstörerischen Übels ausgefallen.

Sie schreien: »Jesus, unser Erlöser, erbarme dich unser!« und strecken ihm die unförmigen, wundbedeckten Hände entgegen. »Jesus, Sohn Davids, erbarme dich!«

»Was wollt ihr von mir?« fragt Jesus und blickt sie an.

»Daß du uns von der Sünde und von der Krankheit heilst.«

»Von der Sünde rettet der Wille und die Reue . . . «

»Aber wenn du willst, kannst du unsere Sünden auslöschen. Wenigstens dies, wenn du unsere Körper nicht heilen willst.«

»Wenn ich euch sage: „Wählt zwischen den beiden Dingen“, um was bittet ihr mich dann?«

»Um die Vergebung Gottes, Herr, damit sie uns zum Trost diene.«

Jesus macht ein Zeichen der Zustimmung und lächelt verklärt; dann hebt er die Arme und ruft: »Seid erhört! Ich will es!«

Erhört! Das kann sich sowohl auf die Sünde wie auf die Krankheit als auch auf beides beziehen, und die fünf Unglücklichen bleiben im Ungewissen. Aber im Ungewissen sind nicht die Apostel, und sie können nur ihr Hosanna rufen, als sie sehen, wie rasch der Aussatz verschwindet . . . wie Schneeflocken, die auf Feuer fallen. Und nun begreifen die Fünf, daß sie voll erhört worden sind. Ihre Schreie klingen wie ein Siegesruf. Sie umarmen sich gegenseitig, werfen Jesus Kußhände zu, da sie nicht zu seinen Füßen eilen dürfen, und wenden sich dann an die Gefährten und sagen: »Wollt ihr immer noch nicht glauben? Wie töricht seid ihr doch!«

»Seid gut, seid gut! Die armen Brüder müssen erst nachdenken. Sagt nichts mehr. Den Glauben kann man nicht aufzwingen. Man predigt ihn friedlich, mit Sanftmut, Geduld und Ausdauer. Das werdet ihr nach eurer Reinigung tun, wie Simon es mit euch getan hat. Das Wunder spricht ja für sich selbst. Ihr Geheilten geht zum Priester, so bald als möglich! Ihr Kranken, erwartet uns am Abend. Wir werden euch Nahrung bringen. Der Friede sei mit euch!«

Jesus steigt zur Straße hinab, immer noch von den Segenswünschen aller gefolgt.

»Nun gehen wir nach Ben-Hinnom«, sagt Jesus.

»Meister . . . ich würde gern mitkommen, aber ich weiß, daß ich es nicht schaffen werde. Ich gehe nach Getsemani«, sagt Lazarus.

»Geh, Lazarus. Der Friede sei mit dir!«

Während Lazarus sich langsam entfernt, sagt der Apostel Johannes: »Meister, ich werde ihn begleiten. Er kommt mühsam voran, und der Weg ist nicht sehr gut. Ich werde dich dann in Ben-Hinnom erreichen.«

»Geh nur! Laßt uns gehen.«

Sie überqueren den Kidron, nehmen einen Weg, der den Südhang des Berges Tofet entlangführt, und kommen schließlich in das kleine Tal, das ganz mit Gräbern und Unrat übersät ist. Nirgendwo ein Baum oder etwas anderes, das vor der Sonne schützen könnte, die auf dieser Mittagsseite vom Himmel sengt und das Gestein zum

Glühen bringt. In den Höhlen, die Einäscherungsöfen gleichen, aus denen stinkender Rauch aufsteigt und die Hitze noch erhöht, befinden sich die armen Körper, die sich verzehren ... Schiloach muß im Winter ein häßlicher Ort sein, da es feucht und gegen Norden gelegen ist. Aber im Sommer ist es schrecklich ...

Simon der Zelote stößt einen Ruf aus, und gleich kommen drei, dann zwei, dann einer und schließlich noch einer, wie sie können, bis zur vorgeschriebenen Grenze. Es sind zwei Frauen darunter; eine führt an der Hand ein schreckliches Kind, das der Aussatz im Gesicht befallen hat. Es ist schon blind ...

Auch ein Mann ist da, von vornehmen Aussehen, trotz seiner erbärmlichen Verfassung. Er ergreift das Wort für alle: »Der Messias des Herrn sei gepriesen, der in unsere Hölle gestiegen ist, um ihr jene zu entreißen, die auf ihn hoffen. Rette uns, Herr, denn wir gehen zugrunde! Rette uns, Erlöser! König aus dem Geschlechte Davids, König Israels, hab Erbarmen mit deinen Untergebenen. O du Reis aus dem Geschlechte Isai, von dem gesagt worden war, daß zu seiner Zeit kein Übel mehr besteht; strecke deine Hand aus und sammle die Ruinen deines Volkes. Befreie uns von diesem Tod und trockne unsere Tränen, denn so ist von dir gesagt worden. Rufe uns, Herr, auf deine köstlichen Weiden, zu deinen süßen Wassern, die wir so sehr dürsten. Leite uns zu den ewigen Hügeln, wo es keine Schuld und keinen Schmerz mehr gibt. Hab Erbarmen, Herr ... «

»Wer bist du?«

»Johannes, einer vom Tempel. Vielleicht bin ich durch einen Aussätzigen angesteckt worden. Seit kurzem erst, wie du siehst, hat mich die Krankheit befallen. Aber diese da! ... Unter ihnen solche, die den Tod seit Jahren erwarten; und dieses kleine Mädchen kam hierher, bevor es gehen konnte. Es kennt die Schöpfung Gottes nicht. Was es kennt und an was es sich erinnert: das sind diese Gräber, die unbarmherzige Sonne und die Sterne der Nacht. Habe Erbarmen mit den Schuldigen und den Unschuldigen, Herr, unser Erlöser!« Alle knien nun nieder und strecken die Hände aus.

Jesus weint ob soviel Elends, dann öffnet er die Arme und ruft: »Vater! Ich will es: Heil, Leben, Augenlicht und Gesundheit für sie!« Er bleibt mit erhobenen Armen stehen und betet inbrünstig aus seinem ganzen Herzen. Er scheint sich im Gebet zu verklären und zu erheben: eine Flamme der Liebe, weiß und mächtig unter dem mächtigen Gold der Sonne.

»Mama, ich kann sehen!« ertönt der erste Schrei, und es folgen der Schrei der Mutter, die ihr geheiltes Mädchen an sich drückt, und dann die Ausrufe der anderen und der Apostel. Das Wunder ist geschehen!

»Johannes, du, als Priester, wirst die Gefährten zum Ritus geleiten. Der Friede sei mit euch. Auch euch werden wir heute abend Nahrung bringen.« Er segnet sie und schickt sich zum Gehen an.

Doch der aussätzige Johannes schreit: »Ich will dir auf allen Wegen folgen. Sag mir, was ich tun muß, wohin ich gehen soll, um dich zu verkünden!«

»Gehe in dieses trostlose Geviert, das öde ist und sich zum Herrn bekehren muß. Die Stadt Jerusalem soll dein Feld sein. Leb wohl.«

»Und jetzt kehren wir zur Mutter zurück!« sagt Jesus zu den Aposteln.

»Aber wo ist sie?« fragen viele.

»In einem Haus, das Johannes kennt. Im Haus des Mädchens, das voriges Jahr geheilt worden ist.«

Sie gehen in die Stadt zurück, durchqueren einen großen Teil des dichtbesiedelten Vorortes Ofel und gelangen zu einem weißen Häuschen. Jesus tritt mit seinem lieben Friedensgruß durch die unverschlossene Tür in das Haus, und gleich darauf vernimmt man die sanfte Stimme Marias, die Silberstimme Annalias und die kräftige ihrer Mutter. Das Mädchen wirft sich anbetend zu Boden, und die Mutter läßt sich auf die Knie nieder. Maria erhebt sich.

Sie möchten den Meister und seine Mutter noch zurückhalten. Aber Jesus verspricht, an einem anderen Tage wiederzukommen, segnet sie und geht. Petrus geht mit Maria einkaufen. Sie haben

den Knaben in ihrer Mitte und gleichen einer glücklichen Familie. Viele wenden sich bewundernd nach ihnen um. Jesus betrachtet sie lächelnd.

»Simon ist glücklich!« ruft der Zelote.

»Warum lächelst du, Meister?« fragt Jakobus des Zebedäus.

»Weil ich in dieser Gruppe eine große Verheißung sehe.«

»Welche, Bruder? Was siehst du?« fragt Thaddäus.

»Ich sehe, daß ich, wenn die Stunde gekommen ist, ruhig scheiden kann. Ich werde mir um meine Kirche keine Sorgen machen müssen. Sie wird dann noch klein und schwächlich wie Margziam sein. Aber meine Mutter wird sie an der Hand halten und ihr Mutter sein, während Petrus ihr Vater ist. In seine ehrliche, schwielendebedeckte Hand werde ich ohne Sorge die Hand meiner jungen, neuen Kirche legen. Er wird ihr die Kraft seines Schutzes geben, meine Mutter die Kraft ihrer Liebe. Und die Kirche wird wachsen ... wie Margziam ... Er ist wahrlich das Kind des Symbols. Gott segne meine Mutter, meinen Petrus und ihr und unser Kind! Laß uns nun zu Johanna gehen ... «

... Es ist Abend; wir befinden uns wieder im kleinen Haus von Betanien. Die meisten haben sich schon zurückgezogen. Petrus aber wandelt auf dem schmalen Wege hin und her und blickt immer zur Terrasse hinauf, wo Jesus und Maria beisammensitzen und miteinander reden. Johannes von En-Dor spricht unter einem in voller Blüte stehenden Granatapfelbaum mit dem Zeloten.

Maria muß schon viel gesprochen haben, denn ich höre von Jesus die Worte: »Alles, was du gesagt hast, ist richtig; ich werde darauf Rücksicht nehmen. Auch dein Rat für Annalia ist gut. Daß der Vater ihn so rasch angenommen hat, ist ein gutes Zeichen. Die Behörden in Jerusalem sind wirklich voller Torheit und Haß. Aber unter dem bescheidenen Volke gibt es Perlen von unbekanntem Wert. Ich bin froh, daß Annalia glücklich ist. Sie ist ein Geschöpf, das sich mehr im Himmel als auf der Erde befindet, und der Mann, der nun geistiger geworden ist, hat dies wohl verstanden, denn er achtet sie, er verehrt sie fast. Sein Vorsatz, anderswohin zu ziehen, um nicht mit

einem menschlichen Gefühl das reine Gelübde seines Mädchens zu beflecken, beweist dies.«

»Ja, mein Sohn, der Mann spürt den Duft der Jungfräulichkeit ... Ich erinnere mich an Josef. Ich wußte nicht, wie ich es ihm sagen sollte. Er kannte mein Geheimnis nicht; doch hat er mir mit der Empfindsamkeit eines Heiligen geholfen, es ihm zu sagen. Er hatte den Duft meiner Seele gespürt. Siehst du, Johannes? ... Welcher Friede! ... Und alle kommen zu ihm, selbst Judas von Kerijot, obgleich ... Nein, Sohn, Judas hat sich nicht geändert. Ich weiß es, und auch du weißt es. Wir sagen nur nichts, um keinen Krieg anzuzetteln. Aber, auch wenn wir nicht davon reden, wissen wir es; auch wenn wir nichts sagen, ahnen die anderen es. Oh, mein Jesus! Die Jungen haben es mir heute im Getsemani erzählt: das Vorkommnis in Magdala und das vom Sabbatmorgen. Die Unschuld spricht; denn sie sieht mit den Augen ihres Engels. Aber auch die Alten durchschauen ihn. Sie haben nicht unrecht. Er ist ein schlüpfriges Wesen. Alles in ihm ist schlüpfrig ... und ich habe Angst vor ihm, und auf meinen Lippen sind die Worte Benjamins von Magdala und die des Margziam im Getsemani; denn ich habe den gleichen Abscheu vor Judas wie diese Kinder ... «

»Nicht alle können Johannes sein ... «

»Das verlange ich auch nicht! Sonst hätten wir das Paradies auf Erden. Aber siehst du, du hast mir vom anderen Johannes erzählt ... von einem Mann, der gemordet hat. Ich habe nur Mitleid mit ihm. Vor Judas aber habe ich Angst.«

»Liebe ihn, Mutter! Liebe ihn aus Liebe zu mir!«

»Ja, Sohn! Aber auch meine Liebe wird nichts nützen. Sie wird nur Schmerz für mich und Schuld für ihn sein. Oh, warum ist er beigetreten! Er stört alle und beleidigt Petrus, der jede Achtung verdient.«

»Ja, Petrus ist gut. Für ihn würde ich alles tun, denn er verdient es.«

»Wenn er dich hören könnte, würde er mit seinem offenen Lächeln sagen: „Ach, Herr, das stimmt nicht.“ Und er hätte recht.«

»Warum, Mutter?« Jesus lächelt, denn er hat verstanden.

»Weil du ihn nicht zufriedenstellst und ihm keinen Sohn schenkst. Er hat mir alle seine Hoffnungen und Wünsche ... und deine Ablehnung anvertraut.«

»Und er hat dir die Gründe nicht genannt, mit denen ich es rechtfertigte? ... «

»Doch, er hat sie mir genannt, und hinzugefügt: „Es ist wahr ... aber ich bin ein Mensch, ein armer Mensch. Jesus besteht darauf, in mir einen besseren Menschen zu sehen. Aber ich weiß, daß ich untauglich bin und deshalb ... könnte er mir einen Knaben geben. Ich heiratete, um Kinder zu haben ... und werde sterben, ohne ein Kind zu besitzen.“ Und dann hat er gesagt – indem er auf das Kind deutete, das glücklich war über das von Petrus gekaufte Kleid; es küßte ihn und sagte: „Geliebter Vater“ – und dann fügte er bei: „Schau, wenn dieses Geschöpf, das ich vor zehn Tagen noch nicht kannte, so zu mir spricht, dann werde ich weicher als Butter und süßer als Honig und weine ... denn jeder Tag, der vergeht, entfernt mich von diesem Kinde ... “«

Maria schweigt und beobachtet Jesus; sie studiert sein Gesicht und erwartet ein Wort ... Aber Jesus hat seine Ellbogen auf die Knie gestützt, hält sein Haupt zwischen den Händen und schaut auf die grüne Fläche des Obstgartens.

Maria ergreift seine Hand, streichelt sie und sagt: »Simon hat diesen großen Wunsch; während ich ihn begleitete, hat er über nichts anderes gesprochen, und er hat so vernünftige Gründe angeführt, daß ich nicht fähig war, ihn zum Schweigen zu bringen. Es waren dieselben Gründe, die wir alle, Frauen und Mütter, haben. Das Kind ist schwach. Wenn es so wäre, wie du gewesen bist ... oh, dann hätte es dem Leben als Jünger furchtlos entgegengehen können. Aber es ist so schwach ... Sehr intelligent, sehr gut ... aber sonst nichts. Wenn eine junge Taube schwach ist, dann kann sie nicht zum Fliegen gebracht werden, wie dies bei kräftigen möglich ist. Die Hirten sind gut ... aber sie sind dennoch Männer. Die Kinder brauchen

die Frauen. Warum läßt du es nicht Simon? Wenn du ihm ein von ihm gezeugtes Kind verweigerst, so verstehe ich den Grund. Ein eigenes Kind ist wie ein Anker. Und Simon, der zu Hohem bestimmt ist, kann keinen Anker brauchen, der ihn bindet. Aber du mußt zugeben, daß er eines Tages der „Vater“ all der Kinder sein muß, die du ihm hinterläßt. Wie kann er jedoch Vater sein, wenn er nicht die Schule mit einem Kind gemacht hat? Ein Vater muß gütig sein. Simon ist gut, aber gütig ist er nicht. Er ist impulsiv und unnachgiebig. Nur ein schwaches Geschöpf kann ihm die feine Kunst beibringen, mit den Schwachen Mitleid zu haben ... Denke an die Zukunft von Petrus ... Er ist dein Nachfolger! Oh, ich muß es aussprechen, dieses harte Wort! Aber wegen des großen Schmerzes, den ich dabei empfinde, höre mich an! Nie würde ich dir etwas raten, das nicht gut ist. Margziam ... Du willst aus ihm einen vollkommenen Jünger machen ... Aber er ist noch ein Kind. Du ... wirst uns verlassen, bevor er ein Mann geworden ist. Wer wird dann seine Bildung besser vervollständigen können als Petrus? Und schließlich, du weißt, wie der arme Petrus deinetwegen von der Schwiegermutter geplagt worden ist; und doch hat er keinen Funken seiner früheren Freiheit zurückverlangt, um seine Schwiegermutter zufriedenzustellen, die nicht einmal du hast ändern können. Und sein armes Weib? Oh, sie hat ein solches Verlangen zu lieben und geliebt zu werden. Die Mutter ... oh! ... Der Mann? Ein lieber Rechthaber ... Niemals eine Liebesbezeugung, ohne gleichzeitig viel zu verlangen ... Arme Frau! Laß ihr das Kind. Höre auf mich, mein Sohn. Vorerst nehmen wir es zu uns. Auch ich werde nach Judäa gehen. Du wirst mich zu einer lieben Gefährtin des Tempels bringen, die fast verwandt mit uns ist, da sie aus dem Geschlechte Davids stammt. Sie lebt in Bet-Zur. Ich sehe sie gern wieder, wenn sie noch lebt. Dann, bei der Rückkehr nach Galiläa, werden wir ihn Porphyria geben. Und wenn wir in die Nähe von Betsaida gekommen sind, wird Petrus ihn zu sich nehmen. Wenn wir hierher zurückgekehrt sind, wird das Kind bei ihr sein. Ah! Nun lächelst du! Also stellst du deine Mutter zufrieden. Danke, mein Jesus.«

»Ja, es geschehe nach deinem Wunsch.« Jesus erhebt sich und ruft laut: »Simon des Jona, komm her!«

Petrus erhebt sich und eilt die Stufen hinauf: »Was willst du, Meister?«

»Komm her, du Usurpator und Eroberer!«

»Ich? Warum? Was habe ich getan, Herr?«

»Du hast das Herz meiner Mutter erobert. Daher wolltest du allein mit ihr sein. Was soll ich mit dir anfangen?« Doch Jesus lächelt, und Petrus beruhigt sich.

»Oh«, sagt er, »du hast mir richtig Angst eingejagt. Aber nun lächelst du. Was willst du von mir, Meister? Das Leben? Ich habe nur noch das, denn du hast mir alles genommen ... Aber, wenn du es willst, so gebe ich es dir.«

»Ich will nichts nehmen, sondern geben. Aber nütze diesen Sieg nicht aus und gib das Geheimnis den anderen nicht preis, du schlauer Mann, der du den Meister mit der Waffe des Wortes der Mutter besiegt hast. Du wirst das Kind haben, aber ... «

Jesus kann nicht weiterreden, denn Petrus, der auf den Knien war, springt auf und küßt Jesus mit solchem Ungestüm, daß er ihm jedes weitere Wort abschneidet.

»Danke ihr, nicht mir! Aber vergiß nicht, daß es dir eine Hilfe und kein Hindernis sein soll ... «

»Herr, du wirst das Geschenk nicht bereuen. Oh, Maria! Sei immer gepriesen, du Heilige und Gute!«

Petrus, der wieder auf die Knie gesunken ist, weint, während er die Hand Marias küßt ...

240 Aglaia beim Meister

Jesus geht allein ins Haus des Zeloten. Der Abend bricht herein, heiter und friedlich nach soviel Sonne. Jesus zeigt sich an der Küchentür, grüßt und geht ins obere Zimmer, um dort zu meditieren. Der Saal ist schon für das Nachtmahl vorbereitet. Der Herr scheint nicht

sehr froh zu sein. Er seufzt öfters und geht auf und ab und wirft ab und zu einen Blick auf die umliegende Landschaft, die man von den vielen Fenstern und Türen dieses großen Saales aus, der wie ein Würfel auf dem Untergeschoß sitzt, überblicken kann. Dann tritt er auf die Terrasse hinaus, geht um den Saal herum, bleibt regungslos stehen und sieht Johannes von En-Dor zu, der höflich Wasser aus dem Brunnen schöpft, um es der vielbeschäftigten Salome anzubieten.

Jesus betrachtet ihn, schüttelt das Haupt und seufzt. Die Kraft seines Blickes zieht die Aufmerksamkeit von Johannes an, und dieser wendet sich um und fragt: »Meister, brauchst du mich?«

»Nein, ich habe dir nur zugeschaut.«

»Johannes ist so gut. Er hilft mir«, sagt Salome.

»Auch für diese Hilfe wird Gott ihn belohnen.«

Nach diesen Worten geht Jesus in den Raum zurück und setzt sich. Er ist so sehr in seine Betrachtung vertieft, daß er das Geräusch der vielen Stimmen und Schritte im Korridor des Untergeschosses nicht hört, und noch weniger einige leichte Schritte, die auf der Außentreppe sich dem Saale nähern. Erst als Maria ihn ruft, erhebt er das Haupt.

»Sohn, Susanna ist mit ihrer Familie aus Jerusalem angekommen und hat sogleich Aglaia zu mir gebracht. Willst du sie anhören, solange wir allein sind?«

»Ja, Mutter, sofort! Und niemand darf heraufkommen, bevor wir fertig sind. Ich hoffe, daß alles vor der Rückkehr der anderen beendet ist. Aber ich bitte dich, darauf zu achten, daß keine indiskrete Neugier aufkommt; bei niemandem, und besonders nicht bei Judas des Simon ... «

»Ich werde sorgfältig aufpassen ... «

Maria geht hinaus und kommt kurz darauf, Aglaia an der Hand führend, zurück. Diese ist nicht mehr in ihren großen, grauen Mantel eingehüllt und hat den Schleier nicht mehr über das Gesicht gezogen; sie trägt auch nicht die hochgeschnürten, mit Schnallen und

Bändern verzierten Sandalen wie früher, sondern gleicht nun in allem einer Hebräerin. Ihre Sandalen sind flach und so einfach wie die Marias. Über dem dunkelblauen Kleid trägt sie den Mantel, während ein Schleier ihr teilweise das Gesicht bedeckt: das gewöhnliche Gewand unzähliger Frauen. Und da sie sich außerdem in einer Gruppe von Galiläern befindet, besteht keine Gefahr, erkannt zu werden. Sie kommt geneigten Hauptes herein, wird bei jedem Schritt röter im Gesicht; ich glaube, wenn Maria sie nicht sanft zu Jesus hinführen würde, wäre sie auf der Schwelle niedergekniet.

»Hier, Sohn! Hier ist sie, die dich schon lange sucht! Höre sie an«, sagt Maria, als sie bei Jesus angelangt ist, und sie zieht sich sogleich zurück, wobei sie die Vorhänge an den offenen Türen und die Türe an der Treppe schließt.

Aglaia entledigt sich der Tasche, die sie über der Schulter trägt, kniet dann zu Jesu Füßen nieder und bricht in lautes Weinen aus. Sie läßt sich auf den Boden gleiten und weint, den Kopf auf die am Boden gekreuzten Arme gelegt.

»Weine nicht! Die Zeit der Tränen ist vorbei. Grund zum Weinen hattest du, als Gott dir zürnte. Nicht jetzt, da du ihn liebst und von ihm geliebt wirst.« Aber Aglaia fährt fort, zu weinen . . .

»Glaubst du nicht, daß es so ist?«

Die Stimme bricht sich Bahn unter dem Schluchzen: »Ich liebe ihn, das ist wahr, so wie ich bin und wie ich kann . . . Aber obgleich ich weiß und glaube, daß Gott die Güte ist, wage ich es nicht zu hoffen, daß er meine Liebe erwidert. Ich habe zuviel gesündigt . . . Ich werde seine Liebe vielleicht eines Tages haben . . . Aber ich muß noch viel weinen . . . Vorerst bin ich noch allein mit meiner Liebe. Ich bin allein . . . Es ist nicht die trostlose Einsamkeit der vergangenen Jahre. Es ist eine Einsamkeit voll Verlangens nach Gott, also nicht mehr eine verzweifelte . . . Doch ist sie so traurig, so traurig!«

»Aglaia, wie schlecht kennst du doch den Herrn! Dieses Verlangen nach ihm ist der Beweis dafür, daß Gott deine Liebe erwidert, daß er dir Freund ist, dich ruft, dich einlädt und dich will. Gott ist

unfähig der Liebe seines Geschöpfes zu widerstehen; denn diese Liebe hat er selbst im Herzen erweckt; er, der Schöpfer und Herr aller Geschöpfe. Er hat dieses Verlangen entzündet, denn er hat die Seele, die nun nach ihm verlangt, mit Vorzug geliebt. Die Liebe Gottes geht immer der Liebe des Geschöpfes voraus; denn er ist der Vollkommene: daher ist seine Liebe unmittelbarer und brennender als die Liebe seines Geschöpfes.«

»Aber wie kann Gott meinen Schmutz lieben?«

»Bemühe dich nicht, mit deinem Verstande begreifen zu wollen. Er ist ein Abgrund der Barmherzigkeit, dem menschlichen Geiste unbegreiflich. Aber dort, wo die menschliche Intelligenz nicht mehr begreift, erkennt die Intelligenz der Liebe die Liebe des Geistes. Sie versteht und dringt sicher in das Geheimnis, das Gott ist, und in das Geheimnis der Begegnung der Seele mit Gott ein. Sie dringt ein, ich sage es dir. Sie dringt ein, weil Gott es will.«

»O mein Erlöser! So bin ich also losgesprochen? So werde ich also wirklich geliebt? Darf ich es glauben?«

»Habe ich dir je die Unwahrheit gesagt?«

»O nein, Herr! Alles, was du in Hebron zu mir gesagt hast, ist eingetroffen. Du hast mich erlöst, wie dies dein Name sagt. Du hast mich arme, verlorene Seele gesucht. Du hast der toten Seele, die ich in mir getragen habe, das Leben wiedergeschenkt. Du hast mir gesagt, wenn ich dich suche, werde ich dich finden. Alles ist eingetroffen. Du hast mir gesagt, daß du überall bist, wo der Mensch den Arzt und die Arznei nötig hat. Es ist wahr! Alles, alles, was du zur armen Aglaia gesagt hast, von jenen Worten des Junimorgens bis zu den anderen am „Trügerischen Gewässer“ ... «

»So mußt du auch den jetzigen glauben!«

»Ja, ich glaube, ich glaube! Aber sage mir: „Ich verzeihe dir!“«

»Ich verzeihe dir im Namen Gottes und im Namen Jesu!«

»Danke ... Aber nun ... Was soll ich nun tun? Sage mir, mein Erlöser, was soll ich tun, um das ewige Leben zu erlangen? Der Mann wird schon verdorben, sobald er mich ansieht! Ich kann nicht in der

ständigen Angst leben, entdeckt und angesprochen zu werden ... Auf dieser Reise habe ich bei jedem Blick eines Mannes gezittert ... Ich will nicht mehr sündigen und nicht mehr zur Sünde verleiten! Sage mir den Weg, den ich gehen muß. Wie er auch sei, ich werde ihn gehen. Du siehst, ich bin auch in Entbehrungen stark ... Wenn ich aufgrund einer zu großen Not sterben sollte, ich habe keine Angst! Ich werde den Tod „meinen Freund“ nennen, denn er wird mich für immer von den Gefahren der Erde befreien. Sprich, mein Erlöser!«

»Geh an einen einsamen Ort.«

»Wohin, Herr?«

»Wohin du willst. Dorthin, wo dein Geist dich hinführen wird.«

»Wird mein kaum gebildeter Geist dazu fähig sein?«

»Ja, denn Gott wird dich leiten.«

»Und wer wird mir von Gott sprechen?«

»Deine wiedererstandene Seele, vorerst ... «

»Werde ich dich nie mehr wiedersehen?«

»Nie mehr auf dieser Erde. Doch bald werde ich dich völlig erlöst haben und deinen Geist vorbereiten auf den Anstieg zu Gott.«

»Wie wird meine vollständige Erlösung erfolgen, wenn ich dich nicht wiedersehe? Wie wirst du sie mir zuteil werden lassen?«

»Ich werde für alle Sünder sterben!«

»Nein! Du darfst nicht sterben!«

»Um euch das Leben zu schenken, muß ich den Tod auf mich nehmen. Ich bin deshalb Mensch geworden. Weine nicht! Du wirst mich bald dort erreichen, wo ich nach meinem und deinem Opfer bin.«

»Mein Herr! So werde auch ich für dich sterben?«

»Ja, aber auf andere Art. Dein Fleisch wird von Stunde zu Stunde durch das Mitwirken deines Willens absterben. Es ist schon beinahe ein Jahr, daß es abstirbt; wenn es ganz abgetötet sein wird, dann werde ich dich rufen.«

»Werde ich die Kraft haben, mein sündhaftes Fleisch zu vernichten?«

»In der Einsamkeit, in der Satan dich wütend mit allen seinen Mitteln versucht, wirst du, je mehr du dem Himmel gehörst, einen Apostel finden, der einst Sünder war und dann erlöst wurde.«

»Also nicht den Gesegneten, der mir von dir gesprochen hat? Er ist zu gut, er kann kein Sünder gewesen sein!«

»Nicht er ist es, sondern ein anderer. Er wird zu dir kommen, wenn die Zeit reif ist. Er wird dir sagen, was du noch nicht wissen kannst. Geh in Frieden! Der Segen Gottes sei mit dir!«

Aglaia war die ganze Zeit auf den Knien; sie neigt sich jetzt, um Jesus die Füße zu küssen. Mehr wagt sie nicht. Dann nimmt sie ihre Tasche und leert sie aus. Es kommen einfache Kleider zum Vorschein, ein kleines klingendes Säckchen und ein Töpfchen aus feinstem Alabaster.

Aglaia legt die Kleider wieder in die Tasche, nimmt das Säckchen und sagt: »Das ist für die Armen; der Rest meiner Schmuckstücke. Ich behalte nur die Münzen für die Wegzehrung ... denn, auch wenn du es nicht gesagt hättest, wäre ich in die Einsamkeit gegangen. Und dies ist für dich. Es ist nicht so herrlich, wie der Duft deiner Heiligkeit, aber doch vom Besten, was die Erde bieten kann. Es hat mir geholfen, das Schlimmste zu tun ... Hier! Gott möge mir erlauben, vor deinem Angesicht wenigstens im Himmel einen solchen Wohlgeruch zu verbreiten.« Sie öffnet das Gefäß und schüttet den kostbaren Inhalt auf den Boden. Ein starker Rosenduft erfüllt die Luft, und die Ziegelsteine am Boden saugen die wertvollen Essenzen auf. Aglaia legt das leere Gefäß in die Tasche zurück. »Zum Andenken an diese Stunde«, sagt sie und verneigt sich nochmals, um Jesu Füße zu küssen. Dann erhebt sie sich, geht rückwärts zur Tür, tritt auf die Terrasse hinaus und schließt die Tür ... Man hört ihre Schritte sich entfernen auf die Treppe zu, und ihre Stimme, die einige Worte mit Maria wechselt, und schließlich das Geräusch der Sandalen, die die Treppe hinuntersteigen. Dann nichts mehr.

Von Aglaia bleibt nur das Säckchen zu Füßen Jesu und der durchdringende Duft, der den ganzen Saal erfüllt.

Jesus steht auf ... nimmt das Säcklein und verbirgt es an der Brust; dann geht er auf das Fenster an der Straßenseite zu und lächelt, als er die Frau allein, in ihren hebräischen Mantel gehüllt, in Richtung Betlehem wandern sieht. Er macht ein Zeichen des Segens, geht dann auf die Terrasse und ruft: »Maria!«

Maria geht rasch die Treppe hinauf. »Du hast sie glücklich gemacht, mein Sohn. Sie ist gegangen, gekräftigt und mit Frieden im Herzen!«

»Ja, Mutter. Wenn Andreas zurückkommt, schicke ihn sogleich zu mir.«

Es vergeht eine geraume Zeit, dann hört man die Stimmen der Apostel, die zurückkehren ... Andreas eilt herbei: »Meister, verlangst du nach mir?«

»Ja, komm her. Niemand wird es erfahren; aber dir will ich es gerechterweise sagen. Andreas, ich danke dir, im Namen Gottes und einer Seele.«

»Danke? Wofür?«

»Riechst du nicht diesen Duft? Es ist das Andenken der Verschleierten. Sie ist gekommen. Sie ist gerettet!«

Andreas wird rot wie eine Erdbeere, rutscht auf die Knie und ist sprachlos; dann sagt er: »Nun bin ich zufrieden! Der Herr sei gepriesen!«

»Ja. Steh auf und sag es niemand, wer hiergewesen ist.«

»Ich werde schweigen, Herr.«

»Geh nun! Höre, ist Judas des Simon noch da?«

»Ja, er wollte uns begleiten und hat ... viele Lügen gesagt. Warum tut er das, Herr?«

»Weil er ein verzogener Junge ist. Sag mir die Wahrheit: habt ihr euch gestritten?«

»Nein! Mein Bruder ist zu glücklich mit seinem Kind, als daß er Lust zum Streiten hätte, und die anderen ... du weißt ... sind klüger. Aber ganz bestimmt fühlen wir uns im Herzen abgestoßen. Nach dem Abendessen geht er wieder fort. Andere Freunde, sagt er ... Oh! Und er verabscheut die Dirnen! ... «

»Sei gut, Andreas. Auch du sollst an diesem Abend glücklich sein . . . «

»Ja, Meister. Auch ich habe meine unsichtbare, aber süße Vaterschaft. Ich gehe.«

Nach einer Weile kommen die Apostel mit dem Kind und Johannes von En-Dor. Es folgen ihnen die Frauen mit den Speisen und den Lampen. Zuletzt kommt Lazarus mit Simon. Kaum haben sie den Saal betreten, rufen sie aus: »Ah, von hierher kommt er!« und ziehen die vom Rosenparfüm gesättigte Luft ein; gesättigt, trotz der weitgeöffneten Türen.

»Wer hat diesen Raum so parfümiert? Vielleicht Marta?« fragen mehrere.

»Meine Schwester hat das Haus heute nach dem Mahl nicht verlassen«, antwortet Lazarus.

»Wer dann? Irgendein assyrischer Satrap?« scherzt Petrus.

»Die Liebe einer Erlösten«, sagt Jesus ernst.

»Sie hätte sich diesen unnötigen Rauch für ihre Erlösung ersparen und die Kosten für die Armen verwenden können. Es sind so viele; sie wissen, daß wir helfen. Ich habe keinen Pfennig mehr«, sagt Iskariot verärgert. »Wir müssen das Lamm kaufen, die Miete für den Abendmahlsaal bezahlen und . . . «

»Oh, ich habe euch alles angeboten«, sagt Lazarus.

»Das ist nicht richtig. Das Schöne am Ritus geht dabei verloren. Das Gesetz sagt: „Kaufe das Lamm für dich und dein Haus.“ Es sagt nicht: „Laß dir das Lamm schenken.“«

Bartholomäus wendet sich brüsk um und öffnet den Mund, schließt ihn aber dann wieder. Petrus wird karminrot unter der Anstrengung, den Mund zu halten und zu schweigen.

Der Zelote aber, der sich in seinem eigenen Haus befindet, fühlt, daß er etwas sagen muß: »Das sind rabbinische Spitzfindigkeiten. Ich bitte dich, sie zu unterlassen und meinem Freund Lazarus Achtung zu bezeugen.«

»Bravo, Simon!« Petrus wäre geplatzt, hätte er noch länger ge-

schwiegen. »Bravo! Mir scheint, daß man ein bißchen zu oft vergißt, daß nur der Meister das Recht hat, zu belehren ... « Petrus sagt dieses „man“ mit einer heroischen Anstrengung, um nicht zu sagen: »Judas vergißt ... «

»Das ist wahr ... aber ... ich bin nervös, das ist alles. Entschuldige, Meister!«

»Ja. Und ich will dir auch antworten. Die Dankbarkeit ist eine große Tugend. Ich bin Lazarus dankbar, wie die Erlöste mir dankbar war. *Ich, das Haupt von euch allen*, ergieße über Lazarus den Duft meines Segens, auch für jene unter meinen Aposteln, die es nicht zu tun verstehen. Die Frau hat zu meinen Füßen die Freude, erlöst zu sein, ausgegossen. Sie hat den König erkannt, und sie ist zum König gekommen, viel früher als viele andere, denen der König viel mehr Liebe erwiesen hat als ihr. Laßt sie es tun, ohne sie zu tadeln. Sie kann nicht dabei sein, wenn man mir zujubelt, noch bei meiner Salbung. Ihr Kreuz ist schon auf ihren Schultern. Petrus, du hast gefragt, ob ein assyrischer Satrap hierher gekommen sei. Ich sage dir: nicht einmal der Weihrauch der Weisen, so rein und kostbar er auch war, war köstlicher und wertvoller als dieser Wohlgeruch. Die Essenz ist mit Tränen vermischt und daher so durchdringend: die Demut fördert die Liebe und läßt sie vollkommen werden. Nun nehmen wir an der Tafel Platz, Freunde ... «

Und mit dem Anbieten der Speisen endet die Vision.

241 Die Prüfung Margzians

Es muß der Mittwochmorgen sein, denn die Gruppe der Apostel und Frauen, von Jesus, Maria und dem Kleinen angeführt, nähert sich dem Fischtor. Unter ihnen ist auch Josef von Arimathäa, der, getreu dem gegebenen Wort, ihnen entgegengegangen ist. Jesus sucht mit den Blicken den Soldat Alexander, sieht ihn aber nicht.

»Auch heute ist er nicht da. Ich möchte wissen, warum ... « Doch es sind so viele Leute da, daß es nicht möglich ist, sich an die Sol-

daten zu wenden; es wäre vielleicht auch unklug, denn die Judäer sind unerbittlicher denn je wegen des bevorstehenden Festes und auch wegen der Gefangennahme des Täufers, bei der sie auch Pilatus und seine Satelliten der Mithilfe verdächtigen. Ich entnehme dies Schimpfworten und Beleidigungen, die am Tor zwischen Soldaten und Bewohnern hin- und herfliegen; aus solchen erregten Wortgefechten können aber leicht jeden Augenblick blutige Zusammenstöße aufflackern wie das Feuer aus einem Feuerrad. Die Frauen von Galiläa sind entrüstet und hüllen sich fester als sonst in ihre Schleier und Mäntel. Maria errötet, schreitet aber sicher voran, aufrecht wie eine Palme und ihren Sohn betrachtend, der seinerseits nicht einmal versucht, die aufgebrachten Hebräer zur Vernunft zu ermahnen oder den Soldaten Nachsicht für die Hebräer zu empfehlen. Da auch immer wieder wenig schöne Bemerkungen gegen die Galiläer fallen, geht Josef von Arimathäa zu Jesus nach vorne; die Menge, die ihn erkennt, schweigt aus Respekt vor ihm.

Das Fischtor ist endlich durchschritten, und der Menschenstrom, der sich wellenartig in die Stadt ergießt und in dem auch Esel und andere Tiere zu erkennen sind, verläuft sich in den Gassen . . .

»Hier sind wir, Meister!« grüßt Thomas, der mit Philippus und Bartholomäus am Tor wartet.

»Ist Judas nicht da? Warum seid ihr hier?« fragen einige.

»Nein. Wir sind hier seit dem frühen Morgen aus Angst, daß du dein Kommen vorverlegen könntest. Aber ihn haben wir nicht gesehen. Gestern bin ich ihm begegnet. Er war mit Zadok, dem Schriftgelehrten, weißt du, Josef? Der alte Magere mit dem Muttermal unter dem Auge. Es waren auch andere dabei . . . junge. Ich habe ihm zugerufen: „Ich grüße dich, Judas“, aber er hat nicht geantwortet und getan, als ob er mich nicht kenne. Ich sagte: „Aber was hat er denn?“ Ich bin ihm einige Meter nachgegangen. Er hat sich von Zadok getrennt, bei dem ein Levit war, und hat sich anderen seines Alters angeschlossen, die bestimmt nicht Leviten waren . . . Und nun ist er nicht da . . . Er wußte doch, daß wir beschlossen hatten, uns hier zu treffen.«

Philippus sagt nichts. Bartholomäus preßt die Lippen zusammen, bis sie ganz verschwinden, als ob er eine Sperre bilden wollte für das Urteil, das ihm aus dem Herzen aufsteigt.

»Gut, gut! Wir gehen trotzdem! Ich werde bestimmt wegen seiner Abwesenheit nicht weinen«, sagt Petrus.

»Wir wollen noch ein wenig warten. Er kann unterwegs aufgehalten worden sein«, sagt Jesus ernst.

Sie bleiben an der Mauer im Schatten stehen; die Frauen bilden eine Gruppe, die Männer eine andere. Alle sind festlich gekleidet. Petrus sogar vornehm. Er hat eine neue Kopfbedeckung, weiß wie Schnee und von einer Borte gehalten, die mit Rot und Gold bestickt ist. Außerdem trägt er sein bestes dunkelgranatrotes Gewand, das von einem neuen Gürtel gehalten wird, ähnlich der Borte der Kopfbedeckung. An diesem Gürtel hängt sein Messer mit dem ziselierten Griff, das in einer Scheide aus durchbrochenem Messing steckt, durch die das glänzende Eisen der Schneide blinkt. Auch die anderen sind mehr oder weniger so bewaffnet. Nur Jesus hat keine Waffe. Er trägt ein schneeweißes Leinenkleid mit einem hellblauen Mantel, den Maria bestimmt während des Winters gewoben hat. Margziam ist hellrot gekleidet, mit einer etwas dunkleren Borte am Hals, am Saum und an den Ärmeln, und einer ebensolchen Borte, die bestickt ist, in der Höhe des Gürtels und an den Rändern des Mantels, den das Kind zusammengefaltet über dem Arm trägt und zufrieden streichelt. Von Zeit zu Zeit erhebt es sein Gesicht, das teils froh und teils besorgt aussieht ... Auch Petrus hat ein Paket in der Hand, das er sorgfältig hütet.

Die Zeit vergeht, doch Judas kommt nicht.

»Er hat sich nicht herabgelassen«, brummt Petrus, und vielleicht würde er noch anderes hinzufügen; doch der Apostel Johannes sagt: »Vielleicht erwartet er uns am Goldenen Tor.«

Sie gehen zum Tempel, doch Judas ist nicht dort.

Josef von Arimathäa verliert die Geduld. Er sagt: »Gehen wir.«

Margziam wird ein wenig bleich; er küßt Maria und sagt: »Bete! ... Bete! ... «

»Ja, Liebes, hab keine Angst. Du weißt alles . . . «

Margziam hängt sich nun an Petrus. Er drückt fest dessen Hand, und da er sich immer noch nicht sicher fühlt, möchte er auch die Hand Jesu ergreifen. »Ich komme nicht, Margziam. Ich bete für dich. Wir werden uns nachher sehen.«

»Du kommst nicht? Warum, Meister?« fragt Petrus überrascht.

»Weil es besser so ist!« Jesus ist sehr ernst, ich würde sagen traurig. Er schließt: »Josef, der Gerechte, kann mein Tun verstehen.« In der Tat, Josef widerspricht ihm nicht und stimmt mit seinem Schweigen und einem tiefen Seufzer zu.

»Also, gehen wir!« Petrus ist etwas betrübt.

Margziam ergreift nun die Hand von Johannes. Sie folgen Josef, der ununterbrochen von allen Seiten mit tiefen Verbeugungen begrüßt wird. Mit ihnen gehen Simon und Thomas, die anderen bleiben bei Jesus. Sie betreten den Saal, den seinerzeit auch Jesus betreten hat. Ein Jüngling, der in einer Ecke schreibt, erhebt sich sofort, als er Josef sieht, und verbeugt sich bis zur Erde.

»Gott sei mit dir, Zacharias! Geh und rufe Asrael und Jakobus.«

Der Junge geht und kommt mit zwei Rabbis zurück. Synagogenvorsteher? Schriftgelehrte? Ich weiß es nicht. Zwei hochnäsige Persönlichkeiten, die ihren Dünkel nur vor Josef fallen lassen. Hinter ihnen kommen noch andere acht, weniger wichtige Personen. Sie setzen sich, während sie die Bittsteller stehen lassen, den von Arimathäa inbegriffen.

»Was willst du, Josef?« fragt der Älteste.

»Eurer Weisheit diesen Sohn Abrahams vorstellen, der das vorgeschriebene Alter erreicht hat, um gesetzmäßig zu werden und sich selbst zu leiten.«

»Ein Verwandter von dir?« Sie schauen erstaunt.

»In Gott sind wir alle verwandt. Doch der Junge ist Waise, und dieser Mann, für dessen Ehrbarkeit ich büрге, hat ihn an Kindes Statt angenommen, da er keine eigenen Kinder hat.«

»Wer ist der Mann? Er antworte selbst.«

»Simon des Jona, aus Betsaida in Galiläa, verheiratet, ohne Nachkommen, Fischer für die Welt, Sohn des Gesetzes vor dem Allerhöchsten.«

»Galiläer, nimmst du die Vaterschaft auf dich? Warum?«

»Das Gebot sagt, man soll sich der Waisen und der Witwen annehmen. Ich tue dies.«

»Kann der Kleine das Gesetz so gut kennen, um würdig zu sein . . . Du, Knabe, antworte. Wer bist du?«

»Jabe Margziam des Johannes, von den Ländereien bei Emmaus, vor zwölf Jahren geboren.«

»Judäer also. Ist es erlaubt, daß ein Galiläer für ihn sorgt? Laßt uns das Gesetz prüfen!«

»Aber wer bin ich denn? Ein Aussätziger oder ein Verfluchter?« Das Blut des Petrus beginnt zu kochen.

»Sei still, Petrus! Ich werde reden. Ich habe euch gesagt, daß ich für diesen Mann büрге. Ich kenne ihn, als würde er zu meinem Haus gehören. Der „Älteste“ Josef würde niemals eine Sache unterstützen, die gegen das Gesetz ist . . . oder auch nur gegen die Vorschriften . . . Prüft also den Knaben mit Gerechtigkeit und Aufmerksamkeit. Der Vorraum ist voller Knaben, die auf ihre Prüfung warten. Seid nicht so langsam, nehmt Rücksicht auf alle.«

»Aber wer beweist uns, daß der Junge zwölf Jahre alt und vom Tempel losgekauft ist?«

»Du kannst es mit den Schriften beweisen. Eine langweilige Sucherei, aber man kann es tun. Junge, du hast gesagt, daß du ein Erstgeborener bist?«

»Ja, Herr! Du kannst es überprüfen, denn ich wurde dem Herrn geheiligt und mit den erforderlichen Gaben losgekauft.«

»So wollen wir diese Eintragungen suchen . . . « sagt Josef.

»Nicht nötig!« antworten trocken die beiden Spitzfindigen.

»Komm hierher, Knabe. Sag die Zehn Gebote«; das Kind sagt sie sicher auf. »Gib mir die Rolle, Jakob! So, nun lies, wenn du lesen kannst.«

»Wo, Rabbi?«

»Wo du willst. Wo dein Auge hinfällt«, sagt Asrael.

»Nein! Hier. Gib her«, sagt Jakob, öffnet die Rolle bis zu einer gewissen Stelle und sagt dann: »Hier!«

»„Aldann sagte er zu ihnen insgeheim: ‚Preist den Gott des Himmels und lobt ihn vor allen Lebenden, denn er hat euch seine Barmherzigkeit erwiesen. Es ist gut, das Geheimnis des Königs verborgen zu halten, aber es ist auch ehrenhaft, es zu offenbaren;“«

»Genug! Genug! Was bedeuten diese?« fragt Jakobus und deutet auf seine Fransen am Mantel.

»Die heiligen Fransen, Herr; wir tragen sie, um uns an die Vorschriften des Allerhöchsten Herrn zu erinnern.«

»Ist es einem Israeliten erlaubt, sich mit jedem Fleisch zu nähren?« fragt Asrael.

»Nein, Herr, nur mit solchem, das als rein erklärt worden ist.«

»Sag mir die Vorschriften . . . «

Das fügsame Kind beginnt die Litanei der: „Du sollst nicht . . .“

»Genug, genug! Als Galiläer weißt du sogar zuviel. Mann, nun ist es an dir, zu schwören, daß der Sohn volljährig ist . . . «

Petrus sagt mit all dem Anstand, über den er nach der Marter noch verfügt, seinen kleinen väterlichen Spruch auf: »Wie ihr habt beobachten können, ist mein Sohn nach Erreichung des vorgeschriebenen Alters fähig, sich zu benehmen, da er das Gesetz, die Gebote, die Gebräuche, die Überlieferungen, die Zeremonien, die Segnungen und die Gebete kennt. Daher kann von mir und von ihm, wie ihr feststellt, die Volljährigkeit gefordert werden. Das mußte wahrlich zuerst von mir gesagt werden! Aber es sind hier die Gebräuche verletzt worden, nicht von uns Galiläern, und der Knabe ist vor dem Vater befragt worden. Nun aber sage ich euch, da ihr ihn als fähig und volljährig anerkennt: ich bin von nun an nicht mehr verantwortlich für seine Taten, weder vor Gott noch vor den Menschen . . . «

»Geht nun in die Synagoge.«

Die kleine Prozession begibt sich vor den mißtrauischen Gesich-

tern der Rabbis, die Petrus zurechtgewiesen hat, in die Synagoge. Aufrecht vor den Pulten und den Lampen stehend, läßt Margziam den Haarschnitt über sich ergehen, der unterhalb der Ohren beginnt. Dann öffnet Petrus sein Bündel und entnimmt diesem einen schönen roten, mit Goldfäden bestickten Gürtel und bindet ihn dem Knaben um die Taille. Während die Priester an der Stirne und am Arm die Lederstreifen anbringen, beeilt sich Petrus, am Mantel, den ihm Margziam gereicht hat, die heiligen Fransen zu befestigen. Petrus ist sehr gerührt, als er das Loblied an den Herrn anstimmt! . . .

Die Zeremonie ist beendet. Sie machen, daß sie rasch wegkommen, und Petrus sagt: »Gott sei Dank! Ich hätte mich nicht länger beherrschen können. Hast du gesehen, Josef? Sie haben nicht einmal den Ritus eingehalten. Das ist bedeutungslos! Du . . . du, mein Sohn, hast jemand, der dich weiht! Gehen wir, um ein Lämmlein für das Opfer zu kaufen zum Lob des Herrn. Ein liebes Lämmlein, wie du. Ich danke dir, Josef. Sage auch du „Danke“ zu diesem großen Freund! Ohne dich hätten sie uns noch schlechter behandelt.«

»Simon, ich bin glücklich, daß ich einem Gerechten wie dir nützlich sein konnte, und ich bitte dich, in mein Haus nach Bezeta zum Mahl zu kommen. Und mit dir alle anderen, selbstverständlich!«

»Wir wollen zum Meister gehen und es ihm sagen. Für mich ist das zuviel Ehre!« sagt Petrus demütig; aber er strahlt vor Freude.

Sie gehen durch die verschiedenen Höfe bis zu dem der Frauen, wo Margziam von allen beglückwünscht wird. Dann treten die Männer in den Vorhof der Israeliten, wo Jesus mit den Seinen weilt. Sie versammeln sich alle in einer Gruppe voller Glück, und während Petrus geht, sein Lämmlein zu opfern, erreichen sie durch die Hallen und Höfe die äußerste Umfassungsmauer.

Wie glücklich ist Petrus mit seinem Kind, das nun ein vollkommener Israelit ist! So glücklich, daß er die Falte nicht bemerkt, welche die Stirne Jesu teilt. So glücklich, daß er das bedrückende Schweigen der Gefährten nicht spürt. Erst im Saale des Hauses Josefs, als das Kind auf die Frage, was es in Zukunft zu tun gedenke, erklärt:

»Ich will Fischer werden, wie mein Vater ...« kommt Petrus unter Tränen zur Ernüchterung.

»Oh, Judas hat uns einen Tropfen Gift in dieses Fest geträufelt ... und du bist betrübt, Meister ... und die anderen sind traurig darüber. Verzeiht alle, daß ich es nicht eher bemerkt habe ... Ach! dieser Judas!«

Ich glaube, sein Seufzer ist in allen Herzen ... Aber, um das Gift von ihnen zu nehmen, bemüht Jesus sich zu lächeln und sagt: »Sei nicht traurig, Petrus. Es fehlt nur deine Frau zum Fest, und ich habe auch an sie gedacht ... Sie ist so gut und immer opferwillig! Aber bald wird sie ihre unerwartete Freude haben, und wer weiß, wie glücklich sie sein wird. Denken wir an das Schöne auf der Welt. Komm! Nicht wahr, Margziam hat gut geantwortet? Ich wußte es im voraus.«

Josef kommt herein, nachdem er den Dienern Anweisung gegeben hat. »Ich danke euch allen«, sagt er, »daß ihr mich mit dieser Zeremonie verjüngt habt und mir nun die Ehre erweist, den Meister, seine Mutter, die Verwandten und euch, liebe Mitjünger, in meinem Haus zu empfangen. Kommt in den Garten! Dort gibt es Luft und Blumen ...«

Und alles ist zu Ende.

242 Am Abend vor Ostern im Tempel

Osterabend! Jesus ist mit seinen Aposteln allein, denn die Frauen sind nicht bei der Gruppe, und sie warten auf die Rückkehr des Petrus, der das Osterlamm zum Opfer dargebracht hat. Während sie warten, und Jesus dem Kind von Salomon erzählt, erscheint plötzlich Judas im großen Hof. Er befindet sich in einer Gruppe von Jünglingen und redet mit ausholenden Gesten und gekünstelter Haltung. Sein Mantel ist dauernd in Bewegung; er hat ihn in seiner gesuchten Art umgehängt ... Ich bin sicher, daß Cicero bei seinen Reden nicht eindrucksvoller war ...

»Sieh dort, Judas!« sagt Thaddäus.

»Er ist in einer Gruppe von „Saforim“«, bemerkt Philippus.

Thomas erklärt: »Ich gehe und höre, was er sagt« und geht, ohne darauf zu warten, daß Jesus sein voraussehbares „Nein“ sagen kann.

Jesus ... Oh, welch einen Gesichtsausdruck hat Jesus! Einen Ausdruck des wahren Leidens und des ernstesten Urteils! Margziam, der ihn schon vorher betrachtet hat, während er ihm sanft und leicht betrübt vom großen König Israels erzählte, sieht diese Veränderung und erschrickt. Er ergreift die Hand Jesu, damit dieser wieder zu sich selbst kommt, und sagt: »Schau nicht hin! Schau nicht hin! Sieh mich an; ich habe dich sehr lieb.«

Thomas gelingt es, sich Judas zu nähern, ohne von ihm gesehen zu werden, und er folgt ihm einige Schritte. Ich weiß nicht, was er zu hören bekommt, ich höre nur einen plötzlichen, dröhnenden Ausruf, der viele aufschreckt, besonders Judas, der vor Zorn erbleicht: »Aber wie viele Rabbis gibt es denn in Israel! Ich beglückwünsche dich und mich, neues Licht der Weisheit!«

»Ich bin kein Kiesel, sondern ein Schwamm. Ich sauge auf. Und wenn der Wunsch der nach Weisheit Hungernden es verlangt, dann quetsche ich mich aus, um mich mit allen meinen Lebensäften hinzugeben.« Judas ist aufgeblasen und verächtlich.

»Du möchtest ein getreues Echo sein. Aber das Echo muß, um anzudauern, bei der Stimme bleiben. Sonst stirbt es, Freund. Und mir scheint, daß du dich von ihr entfernst. Er ist dort. Kommst du nicht?«

Judas nimmt alle Farben und einen wütenden und widerlichen Gesichtsausdruck an wie in seinen schlimmsten Momenten. Aber er beherrscht sich. Er sagt: »Ich grüße euch, Freunde. Ich gehe mit dir, Thomas, mein lieber Freund. Wir wollen sofort zum Meister gehen. Ich wußte nicht, daß er im Tempel war. Wenn ich es gewußt hätte, dann hätte ich ihn gesucht.« Und er legt einen Arm um die Schultern des Thomas, als ob er eine große Zuneigung zu ihm spüre. Doch Thomas, der zwar friedlich, doch kein Dummkopf ist, läßt sich

nicht täuschen und fragt ein wenig spöttisch: »Wie, weißt du nicht, daß Ostern ist? Und meinst du, daß der Meister das Gesetz nicht einhält?«

»O nein! Aber im vergangenen Jahre hat er sich gezeigt und gesprochen ... Ich erinnere mich genau an diesen Tag. Er hat mich angezogen durch seine königliche Gewalt ... Nun kommt er mir vor wie einer, der seine Kraft verloren hat. Meinst du nicht auch?«

»Mir scheint es nicht so. Mir kommt er vor wie einer, der an Achtung verloren hat.«

»In seiner Mission? Du hast recht.«

»Nein, du verstehst mich falsch. Er hat bei den Menschen an Vertrauen verloren. Und du gehörst zu denen, die dazu beitragen. Schäme dich!« Thomas lacht nicht mehr. Er ist tiefernt, und sein »Schäme dich!« ist schneidend wie ein Peitschenhieb.

»Achte darauf, wie du redest!« sagt Iskariot drohend.

»Achte darauf, was du tust. Wir sind hier zwei Judäer ohne Zeugen. Und daher rede ich. Und ich sage dir nochmals: „Schäme dich!“ Aber jetzt schweige! Spiele nur nicht den Beleidigten und Gekränkten, denn sonst rede ich vor allen. Dort sind der Meister und die Gefährten. Richte dich danach.«

»Der Friede sei mit dir! Meister ... «

»Der Friede sei mit dir! Judas des Simon.«

»Ich freue mich sehr, dich hier zu sehen ... Ich muß mit dir reden ... «

»Sprich!«

»Weißt du ... Ich wollte dir sagen ... Willst du mich nicht abseits anhören?«

»Du bist unter Gefährten.«

»Aber ich möchte dich allein sprechen.«

»In Betanien stehe ich allen zur Verfügung, die mich wollen und aufsuchen. Aber du suchst mich nicht. Du weichst mir aus ... «

»Nein, Meister, das darfst du nicht sagen.«

»Warum hast du gestern Simon und mich und mit uns Josef von Arimathäa, die Gefährten, meine Mutter und die anderen beleidigt?«

»Ich? Aber ich habe euch doch nicht gesehen!«

»Du hast uns nicht sehen wollen. Warum bist du nicht gekommen, wie es vereinbart war, um dem Herrn für einen Unschuldigen, der ins Gesetz aufgenommen wurde, zu danken? Antworte! Du hast es nicht einmal für nötig gehalten, uns Bescheid zu geben, daß du nicht kommst!«

»Da ist mein Vater!« schreit Margziam, der Petrus entdeckt, mit seinem geschlachteten, ausgenommenen Lamm, das wieder in sein Fell gehüllt ist. »Oh, es begleiten ihn Micha und die anderen! Ich gehe ... Darf ich ihm entgegengehen, um von ihnen etwas über meinen Großvater zu erfahren? ... «

»Geh, Sohn«, sagt Jesus, ihn liebkosend. Dann fügt er hinzu, indem er Johannes von En-Dor an der Schulter berührt: »Ich bitte dich, begleite ihn und halte sie ein wenig auf.« Schließlich wendet er sich aufs neue an Judas »Ich warte auf deine Antwort!«

»Meister, eine unvorhergesehene Verpflichtung ... eine unumgängliche ... Es tut mir leid ... aber ... «

»Und es gab in Jerusalem keinen, der deine Entschuldigung hätte überbringen können, angenommen, daß du eine hattest? Und diese Entschuldigung wäre auf jeden Fall ein Fehler gewesen. Ich möchte dich daran erinnern, daß erst kürzlich ein Mann darauf verzichtet hat, seinen Vater zu begraben, um mir nachzufolgen, und daß diese meine Brüder trotz der Verwünschungen das väterliche Haus verlassen haben, um mir zu folgen. Simon und Thomas und mit ihnen Andreas, Jakobus, Johannes, Philippus und Natanaël haben ihre Familien verlassen, Simon der Kanaaniter hat auf seine Reichtümer verzichtet, um sie mir zu geben, und Matthäus hat der Sünde den Rücken gewendet, um mir nachzufolgen. Ich könnte fortfahren und weitere hundert Namen aufzählen. Unter ihnen sind Männer, die ihr Leben hingeben, sogar das Leben, um mir ins Himmelreich zu folgen. Aber da du wenig hochherzig bist, sei wenigstens anständig. Du kennst keine Nächstenliebe, sei also wenigstens höflich. Ahme, da sie dir gefallen, die falschen Pharisäer nach, die mich verraten,

die uns verraten, und sich dabei als gut erzogen erweisen. Deine Pflicht wäre es gewesen, dich gestern für uns frei zu machen, um Petrus nicht zu kränken. Denn ich verlange, daß er von allen geachtet wird. Du hättest wenigstens eine Nachricht schicken können.«

»Ich habe gefehlt. Aber jetzt bin ich eigens gekommen, um dich zu suchen und dir zu sagen, daß ich aus dem gleichen Grund auch morgen nicht kommen kann. Weißt du ... Ich habe Freunde meines Vaters und ... «

»Genug! Geh mit ihnen! Leb wohl!«

»Meister, zürnst du mir? Du hast doch gesagt, daß du mir Vater sein willst ... ich bin ein leichtfertiger Junge; aber ein Vater verzeiht ... «

»Ich verzeihe dir, ja. Doch nun geh. Laß die Freunde deines Vaters nicht länger warten, wie auch ich die Freunde des heiligen Jona nicht länger warten lasse.«

»Wann wirst du Betanien verlassen?«

»Am Ende der ungesäuerten Brote. Leb wohl!«

Jesus wendet sich um und geht zu den Landarbeitern, die verzückt vor dem veränderten Margziam stehen. Er macht nur einige Schritte, dann bleibt er auf den Rat von Thomas stehen: »Bei Jehova! Er wollte dich in der königlichen Macht sehen! Er hat sie nun erfahren.«

»Ich bitte euch alle, den Vorfall zu vergessen, so wie ich mich bemühe, es zu tun. Ich befehle euch, vor Simon des Jona, Johannes von En-Dor und dem Kind zu schweigen. Aus Gründen, die zu verstehen eure Intelligenz imstande ist, ist es besser, die drei nicht zu betrüben und ihnen kein Ärgernis zu bereiten. Und schweigt darüber in Betanien vor den Frauen. Meine Mutter ist dort, denkt daran!«

»Sei beruhigt, Meister!«

»Wir wollen alles tun, um wiedergutzumachen.«

»Und auch, um dich zu trösten«, sagen alle.

»Danke ... Oh, der Friede sei mit euch allen! Isaak hat euch gefunden, das macht mir Freude. Genießt im Frieden euer Osterfest!

Meine Hirten werden euch gute Brüder sein. Isaak, bevor sie fortgehen, bringe sie zu mir. Ich will sie nochmals segnen. Habt ihr das Kind gesehen?«

»O Meister! Wie gut es ihm nun geht! Es ist aufgeblüht. Oh, wir wollen es dem alten Vater berichten. Wie wird er darüber glücklich sein! Dieser Gerechte hat uns gesagt, daß Jabe nun sein Sohn ist ... Eine Vorsehung! Wir werden alles erzählen.«

»Auch daß ich nun ein Sohn des Gesetzes bin. Und daß ich glücklich bin. Und daß ich immer an ihn denke. Und daß er meinetwegen und wegen Mama nicht weinen soll. Sie ist mir und auch ihm nahe wie ein Engel, und in seiner Todesstunde wird sie bei ihm sein; sobald Jesus die Pforten des Himmels geöffnet hat, wird die Mama, schöner als ein Engel, dem alten Vater entgegengehen und ihn zu Jesus führen. Er hat es gesagt. Wollt ihr es ihm wiederholen? Könnt ihr es ihm wiederholen?«

»Ja, Jabe.«

»Nein. Jetzt heiße ich Margziam. Die Mama des Herrn hat mir diesen Namen gegeben. Es ist, wie wenn man ihren Namen sagt. Sie ist so gütig. Sie bringt mich jeden Abend zu Bett und lehrt mich die gleichen Gebete wie ihrem eigenen Kind. Sie weckt mich mit einem Kuß, kleidet mich an und lehrt mich viele Dinge. Aber auch er. Sie gehen so leicht ein, daß man sie ohne Mühe lernt. Mein Meister!« Das Kind drängt sich an Jesus mit einer solchen Verehrung im Ausdruck und in der Bewegung, die tief bewegt.

»Ja, sagt alles und sagt auch, daß der Alte die Hoffnung nicht aufgeben soll. Dieser Engel betet für ihn, und ich segne ihn. Auch euch segne ich. Geht! Der Friede sei mit euch!«

Die Gruppen trennen sich, und jeder geht seines Weges.

243 Jesus lehrt das Vaterunser

Jesus verläßt mit den Seinen ein Haus in der Nähe der Mauer, wohl in der Gegend von Bezeta, denn beim Verlassen der Stadt müssen sie

am Haus Josefs vorbei, das sich am Herodestor befindet. Die Stadt ist halb verlassen in dieser friedlichen, vom Mondschein erhellten Nacht. Ich verstehe, daß das Ostermahl in einem der Häuser von Lazarus eingenommen worden ist, jedoch auf keinen Fall in dem des Abendmahlsaales. Es liegt gerade in der entgegengesetzten Richtung. Das eine liegt im Norden, das andere im Süden Jerusalems.

An der Haustüre verabschiedet sich Jesus auf seine freundliche Art von Johannes von En-Dor, den er zum Schutz der Frauen zurückläßt; er dankt dafür. Er küßt Margziam, der ebenfalls an die Türe gekommen ist, und geht dann zum Herodestor hinaus.

»Wohin gehen wir, Herr?«

»Kommt mit mir! Ich will das Osterfest mit einer kostbaren und ersehnten Perle krönen. Daher wollte ich mit euch allein sein. Mit meinen Aposteln! Danke, Freunde, für eure große Liebe zu mir. Wenn ihr sehen könntet, wie sie mich tröstet, wäret ihr überrascht. Schaut: ich schreite inmitten dauernder Sorgen und Enttäuschungen voran. Enttäuschungen für euch! Denn für mich, seid dessen versichert, gibt es keine, da mir die Gabe des Nichtwissens nicht beschieden ist ... Auch aus diesem Grunde möchte ich euch raten, euch von mir leiten zu lassen. Wenn ich einem dies oder jenes erlaube, dann hindert ihn nicht! Wenn ich nichts unternehme, um einer Sache ein Ende zu setzen, so tut es nicht eurerseits. Alles hat seine Zeit. Habt Vertrauen in mich, in allem.«

Sie befinden sich an der nordöstlichen Ecke der Umfassungsmauern. Von dort aus gehen sie am Berg Morija entlang bis zur Stelle, wo sie auf einer kleinen Brücke den Kidron überschreiten können.

»Gehen wir nach Getsemani?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Nein, höher, auf den Ölberg.«

»Oh, oben ist es schön!« sagt Johannes.

»Das hätte dem Kind auch gefallen«, murmelt Petrus.

»Es wird noch oft dorthin kommen. Es war müde. Es ist ja noch ein Kind. Ich möchte euch etwas Großes geben, denn die Zeit dafür ist reif.«

Sie steigen zwischen den Ölbäumen hinauf, lassen Getsemani zu ihrer Rechten und gehen weiter bis zum Gipfel, auf dem die Ölbäume einen rauschenden Kamm bilden.

Jesus bleibt stehen und sagt: »Machen wir etwas halt, meine teuren und lieben Jünger, meine künftigen Nachfolger. Kommt in meine Nähe! Mehrmals habt ihr mir gesagt: „Lehre uns, zu beten, wie du betest. Lehre uns, wie Johannes der Täufer die Seinen gelehrt hat, damit wir Jünger mit den Worten des Meisters beten können.“ Ich habe euch stets geantwortet: „Ich werde es tun, sobald ich in euch ein Mindestmaß an notwendiger Vorbereitung sehe, damit dieses Gebet keine leere Formel menschlicher Wörter sei, sondern wahres Gespräch mit dem Vater.“ Jetzt ist die Zeit gekommen. Ihr seid genügend vorbereitet, um die Worte zu kennen, die würdig sind, zu Gott gesagt zu werden. Und ich will sie euch heute abend lehren, im Frieden und in der Liebe, die zwischen uns herrschen; im Frieden und in der Liebe Gottes und mit Gott, denn wir haben als echte Israeliten das Ostergebot und das göttliche Gebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten befolgt. Einer von euch hat in diesen Tagen sehr gelitten. Gelitten wegen einer unverdienten Behandlung und der Mühe, die er auf sich nahm, um das Ärgernis zu überwinden. Ja, Simon des Jona, komm her! Kein Zucken deines ehrbaren Herzens ist verborgen geblieben und kein Leid hat es gegeben, das ich nicht mit dir geteilt habe. Ich und auch deine Gefährten ... «

»Aber du, Herr, bist tiefer beleidigt worden als ich! Das war für mich ein weit größerer Schmerz ... größer, nein spürbarer ... Schau: daß Judas es für gut fand, nicht an meinem Fest teilzunehmen, hat mich als Mensch gekränkt. Aber sehen zu müssen, daß du betrübt und beleidigt warst, hat mir auf eine andere Art weh getan; deswegen habe ich doppelt gelitten ... Ich ... ich will mich nicht loben ... indem ich deine Worte gebrauche ... Aber ich muß sagen – wenn ich hochmütig bin, sage es mir – ich muß sagen, daß ich in meiner Seele gelitten habe ... und das tut viel mehr weh.«

»Das ist nicht Hochmut, Simon! Du hast seelisch gelitten, weil

Simon des Jona, der Fischer von Galiläa, dabei ist, sich in Petrus des Jesus zu verwandeln; in Petrus des Jesus, des Meisters der Seele, durch den auch seine Jünger tätig und weise im Geiste werden. Und für diesen deinen Fortschritt und für euren Fortschritt im Leben des Geistes, will ich euch heute abend das Gebet lehren. Wie sehr habt ihr euch verändert, seit unserem Aufenthalt in der Einsamkeit!«

»Alle, Herr?« fragt Bartholomäus etwas ungläubig.

»Ich verstehe, was du sagen willst ... Aber ich spreche zu euch elfen, nicht zu anderen ... «

»Aber was hat denn Judas des Simon, Meister? Wir verstehen ihn nicht mehr ... Er schien so anders geworden zu sein, und nun, seit wir den See verlassen haben ... «, sagt Andreas ganz untröstlich.

»Schweige, Bruder! Den Schlüssel des Geheimnisses habe ich! Da hat sich ein Stückchen von Beelzebul eingemischt. Er hat ihn in der Höhle von En-Dor aufgesucht, um ihn in Staunen zu versetzen; er ist bedient worden! Der Meister hat es an jenem Tag gesagt ... In Gamala sind die Teufel in die Schweine gefahren. In En-Dor sind die Teufel, die den unglücklichen Johannes verließen, in ihn hineingefahren ... Es versteht sich von selbst, daß ... Laß es mich sagen, Meister! Es steckt mir im Halse, und wenn ich es nicht sage, bleibt es drin und erstickt mich ... «

»Simon, sei gut!«

»Ja, Meister ... Und ich versichere dir, daß ich nicht ungut zu ihm sein werde. Aber ich sage und denke, daß Judas, der ein lasterhafter Mensch ist – alle haben wir das erkannt – etwas vom Schweine hat, und man versteht, daß die Dämonen gerne Schweine für ihren Wohnungswechsel wählen. So, nun habe ich es gesagt.«

»Du meinst, daß es so ist?« fragt Jakobus des Zebedäus.

»Was soll es sonst sein? Es gibt keinen anderen Grund dafür, daß er so unerträglich geworden ist. Schlimmer als beim „Trügerischen Gewässer“! Damals konnte man noch annehmen, es seien der Ort und die Jahreszeit, die ihn beunruhigten. Aber nun ... «

»Es gibt einen anderen Grund, Simon ... «

»Sage ihn, Meister! Ich lasse mich gerne eines Besseren belehren.«

»Judas ist eifersüchtig. Er ist unruhig aus Eifersucht.«

»Eifersüchtig? Auf wen? Er hat keine Frau, und wenn er eine hätte und es mit den Frauen hätte: ich glaube, keiner von uns würde den Mitjünger deswegen verachten ... «

»Er ist eifersüchtig auf mich. Überlege: Judas hat sich nach Endor und Jesreel verändert. Als er sah, daß ich mich um Johannes und Jabe kümmere. Nun aber, da Johannes, vor allem Johannes, sich entfernt, weil er von mir weg zu Isaak geht, wirst du sehen, daß Judas wieder fröhlich und gut wird.«

»Nun gut. Du wirst mir aber doch nicht sagen wollen, daß er nicht von einem Teufelchen besessen ist. Und vor allem ... Nein, ich sage es! Und vor allem wirst du doch nicht behaupten wollen, daß er sich in diesen Monaten gebessert hat. Auch ich bin letztes Jahr eifersüchtig gewesen. Ich wollte keinen anderen mehr als uns sechs, die ersten sechs, erinnerst du dich? Nun, nun ... laß mich einmal Gott zum Zeugen meiner Gedanken anrufen. Nun sage ich, daß ich um so glücklicher bin, je mehr Jünger sich um dich scharen. Oh, ich möchte alle Menschen gewinnen und sie dir bringen; ich möchte alle Mittel haben, um denen helfen zu können, die Not leiden, damit das Elend keinem ein Hindernis sei, zu dir zu gelangen. Gott sieht, daß ich die Wahrheit sage. Aber warum bin ich nun so? Weil ich mich von dir habe ändern lassen. Er ... hat sich nicht geändert. Im Gegenteil ... Gib es zu, Meister, daß ihn ein Teufelchen reitet ... «

»Sag dies nicht! Denke es nicht einmal. Bete, daß er gesundet. Die Eifersucht ist eine Krankheit ... «

»An deiner Seite wird jeder gesund, wenn er es nur will. Ach, deinetwegen will ich ihn ertragen ... Aber Welch eine Mühsal! ... «

»Ich habe dir den Lohn dafür gegeben: das Kind! Und nun lehre ich dich das Beten.«

»O ja, Bruder. Sprechen wir darüber. Mein Namensvetter soll nur genannt werden als ein Mensch, der das Gebet nötig hat. Mir scheint, er hat schon seine Strafe. Er ist nicht bei uns, in dieser Stunde«, sagt Judas Thaddäus ...

»Hört. Wenn ihr betet, sprecht so: „Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme auf Erden wie im Himmel, und auf Erden wie im Himmel geschehe dein Wille. Gib uns heute unser tägliches Brot, vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“«

Jesus hat sich erhoben, um das Gebet zu sprechen, und alle haben es ihm nachgetan, aufmerksam und bewegt.

»Anderes braucht es nicht, meine Freunde. In diesen Worten ist alles, was der Mensch für die Seele, den Leib und das Blut benötigt wie in einem goldenen Ring eingeschlossen. Mit diesem Gebet bittet um das, was dem einen und den anderen nützlich ist; wenn ihr darum bittet, werdet ihr das ewige Leben erlangen. Es ist ein so vollkommenes Gebet, daß die Wellen der Häretiker und der Lauf der Jahrhunderte es nicht zu ändern imstande sind. Das Christentum wird vom Biß Satans zerstückelt werden, und viele Teile meines mystischen Leibes werden zerrissen und abgetrennt, eigene Zellen bilden, im vergeblichen Verlangen, einen vollkommenen Leib zu gestalten, wie es der mystische Leib Christi ist, in welchem alle Gläubigen in der apostolischen Kirche vereint sind und in der alleinigen wahren Kirche, die bestehen wird, so lange die Erde besteht! Aber die abgetrennten Teilchen, denen die Gaben nicht zukommen, die ich der Mutterkirche schenke, um meine Kinder zu nähren, werden sich immer christlich nennen und sich dessen erinnern, daß sie auf Christus zurückzuführen sind. Auch sie werden dieses universelle Gebet beten. Vergesst es nie und denkt stets darüber nach. Wendet es auf euer Wirken an. Es braucht nichts anderes für die Heiligung. Wenn einer allein unter Heiden, ohne Kirche und ohne Bücher wäre, hätte er alles, was zur Betrachtung erforderlich ist, in diesem Gebet, und eine offene Kirche in seinem Herzen durch dieses Gebet. Er hätte eine Regel und ein sicheres Mittel, sich zu heiligen.

„Vater unser“.

Ich nenne ihn Vater. Er ist der Vater des Wortes. Er ist der Vater

des Menschgewordenen. Daher will ich, daß auch ihr ihn so nennt; denn ihr seid eins mit mir, wenn ihr in mir bleibt. Es hat eine Zeit gegeben, da mußte der Mensch sein Antlitz zur Erde werfen und vor Schrecken zitternd flüstern: „Gott!“ Wer nicht an mich und mein Wort glaubt, befindet sich immer noch in dieser lähmenden Angst. Beobachtet, was im Tempel geschieht. Nicht nur Gott, sondern sogar die Erinnerung an Gott ist hinter dem dreifachen Schleier den Augen der Menschen verborgen. Trennung durch Entfernung, Trennung durch Verschleierung. Alle Mittel werden angewandt, um dem Beter zu sagen: „Du bist Staub. Er ist Licht. Du bist Verworfenheit. Er ist Heiligkeit. Du bist Sklave. Er ist König.“

Aber nun! ... Erhebt euch! Tretet näher! Ich bin der Ewige Priester. Ich kann euch an der Hand nehmen und sagen: „Kommt!“ Ich kann den Vorhang der Verschleierung ergreifen und den unbetretbaren Ort öffnen, der bisher verschlossen war. Verschlossen? Warum? Verschlossen aufgrund der Schuld, ja! Aber noch mehr verschlossen durch das niedrige Denken der Menschen. Warum aber verschlossen, wenn Gott die Liebe, der Vater, ist? Ich kann, ich soll und ich will euch nicht in den Staub treten, sondern ins Himmelsblau ziehen, nicht entfernen, sondern annähern, nicht ins Gewand der Sklaven kleiden, sondern der Söhne am Herzen Gottes. „Vater! Vater!“ müßt ihr sagen. Ihr dürft nicht müde werden, dieses Wort zu wiederholen. Wißt ihr denn nicht, daß jedesmal, wenn ihr es aussprecht, der Himmel wegen der Freude Gottes aufleuchtet? Und wenn ihr nur das und mit wahrer Liebe sagen würdet, spricht ihr ein Gott wohlgefälliges Gebet. „Vater, mein Vater!“ sagen die Kinder zu ihrem Vater. Es sind die ersten Worte, die sie sprechen: „Mutter, Vater.“ Ihr seid die Kinder Gottes. Ich habe euch aus dem alten Menschen, der ihr wart, gebildet; ich habe ihn mit meiner Liebe vernichtet, damit ein neuer Mensch, der Christ, daraus geboren werde. Ruft also mit dem Wort, das die Kinder als erstes kennen, den heiligsten Vater an, der im Himmel ist.

„Geheiligt werde dein Name“.

Oh! Ein Name, der mehr als jeder andere heilig und wohlklingend ist. Ein Name, den der Schrecken des Schuldhaften unter anderen zu verbergen gelehrt hat. Nein, nicht mehr Adonai! Gott ist es! Gott, der in einem Übermaß an Liebe die Menschen erschaffen hat. Die Menschheit ruft ihn von nun an bei seinem Namen, mit den Lippen, die gereinigt sind im Bad, das ich bereite; sie nennt ihn mit seinem Namen in der Erwartung, die wahre Bedeutung des Unbegreiflichen in der Fülle der Weisheit verstehen zu lernen, wenn die Menschheit in ihren besten Söhnen mit Ihm vereint und angenommen wird im Reiche, das zu gründen ich gekommen bin.

„Dein Reich komme auf Erden wie im Himmel“.

Ersehnt mit all euren Kräften diese Ankunft. Es wäre die Seligkeit auf Erden, wenn es käme: das Reich Gottes in den Herzen, in den Familien, in den Bürgern und den Nationen. Leidet, bemüht euch, opfert euch auch für dieses Reich. Die Erde soll in den einzelnen ein Spiegelbild des Lebens in den Himmeln sein. Es wird kommen. Eines Tages wird alles kommen. Jahrhunderte um Jahrhunderte der Tränen und des Blutes, der Irrtümer, der Verfolgungen, der Trümmer und des Nebels, in dem das Licht des mystischen Leuchtturms meiner Kirche leuchtet, werden vergehen. Aber das Schiff der Kirche wird nicht untergehen. Wie ein unerschütterlicher Fels wird sie jedem Angriff standhalten und das Licht hochhalten, mein Licht, das Licht Gottes. Erst danach wird die Erde das Reich Gottes besitzen. Und sie wird dann wie das starke Aufflammen eines Sternes sein, der die Vollkommenheit seiner Existenz erreicht hat und zerfällt; unermeßliche Blume der kosmischen Gärten, um mit strahlendem Pulsschlag seine Existenz und seine Liebe zu Füßen seines Schöpfers auszuhuchen. Es wird kommen, das Reich! Und es wird ein vollkommenes Reich sein, das selige, ewige Reich des Himmels.

„Und auf Erden wie im Himmel geschehe dein Wille“.

Das Aufgeben des eigenen Willens in einen anderen kann erst vollzogen werden, wenn die vollkommene Liebe das Geschöpf erreicht. Das Sich-Auflösen des eigenen Willens im Willen Gottes kann nur

erfolgen, wenn man die theologischen Tugenden in heroischer Weise besitzt. Im Himmel, wo alles makellos ist, gilt nur der Wille Gottes. Versteht es, ihr Kinder des Himmels, das zu tun, was im Himmel getan wird!

„Gib uns unser tägliches Brot“.

Wenn ihr im Himmel seid, werdet ihr euch nur in Gott nähren. Die Seligkeit wird eure Nahrung sein. Aber hier habt ihr noch Brot nötig. Ihr seid die Kinder Gottes. Es ist daher richtig, zu bitten: „Vater, gib uns Brot.“ Habt ihr Angst, nicht erhört zu werden? O nein. Überlegt: Wenn einer von euch einen Freund hat und bemerkt, daß er kein Brot hat, um einen anderen Freund oder Verwandten, der am Ende der zweiten Nachtwache zu ihm kommt, zu sättigen, dann geht er zum ersten und sagt: „Freund, leihe mir drei Brote, denn es ist ein Gast gekommen und ich habe nichts zu essen im Haus.“ Wird er je die Antwort hören müssen: „Störe mich nicht, ich habe die Türe schon geschlossen und den Riegel vorgelegt, und meine Kinder schlafen schon an meiner Seite. Ich kann nicht aufstehen und dir geben, was du verlangst?“ Nein. Wenn er sich an einen wahren Freund gewandt hat und weiter bittet, wird er bekommen, was er verlangt. Er würde es auch bekommen, wenn er sich an keinen besonders guten Freund gewandt hätte. Er bekäme es schon wegen seines Drängens; denn der um diesen Gefallen Ersuchte würde dem Drängen nachgeben, um nicht länger belästigt zu werden.

Ihr aber wendet euch, wenn ihr den Vater bittet, nicht an einen Freund dieser Erde, sondern an den vollkommenen Freund, den Vater des Himmels! Daher sage ich euch: „Bittet, und es wird euch gegeben werden; sucht, und ihr werdet finden; klopft an, und es wird euch aufgemacht werden.“ Denn wer bittet, empfängt; wer sucht, der findet; und wer anklopft, dem wird geöffnet werden. Welches Menschenkind bekommt einen Stein in die Hand gelegt, wenn es den eigenen Vater um Brot bittet? Wird der Vater ihm anstelle eines gebratenen Fisches eine Schlange geben? Ein Vater, der die eigenen Kinder so behandelt, wäre ein Verbrecher. Ich habe es euch schon

einmal gesagt, und ich wiederhole es nun, um in euch die Güte und das Vertrauen zu stärken: wenn also einer, mit gesundem Verstand, keinen Skorpion anstelle eines Eies gibt, mit welcher größerer Güte wird Gott euch geben, um was ihr bittet! Denn er ist gut, während ihr mehr oder weniger schlecht seid. Bittet also mit demütiger und kindlicher Liebe den Vater um das tägliche Brot.

„Vergib uns unsere Schuld, wie wir sie unseren Schuldigern vergeben“.

Es gibt materielle und geistige Schuld. Es gibt auch moralische Schuld. Eine materielle Schuld ist das Geld oder die Ware, die geliehen ist und darum zurückgegeben werden muß. Eine moralische Schuld ist die Ehrabschneidung, die nicht wiedergutmachtete, und erbetene, doch verweigerte Hilfe. Geistige Schuld ist der Gehorsam gegenüber Gott, der viel verlangt, dem aber nur wenig gegeben wird. Er liebt uns und muß geliebt werden wie eine Mutter, eine Gattin oder ein Sohn, von denen man vieles verlangt. Der Egoist will haben, nicht geben. Aber der Egoist gehört zur Gegenseite des Himmels.

Wir haben Schulden gegenüber allen. Von Gott bis zum Verwandten, von diesem bis zum Freund, vom Freund bis zum Nächsten, vom Nächsten bis zum Diener und Sklaven; denn sie alle sind Geschöpfe, wie wir es sind. Wehe dem, der nicht verzeiht! Ihm wird nicht vergeben werden. Gott kann – aus Gerechtigkeit – keine Schuld nachlassen, wenn der Mensch nicht seinesgleichen verzeiht.

„Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen“.

Der Mann, der es nicht für nötig hielt, mit uns das Ostermahl zu teilen, hat mich vor ungefähr einem Jahr gefragt: „Wie? Du hast gebeten, nicht versucht zu werden, und um Hilfe in den Versuchungen?“ Wir beide waren allein; und ich habe ihm geantwortet. Dann waren wir zu viert an einem einsamen Ufer, und ich habe noch einmal geantwortet. Doch es war bisher ergebnislos; denn in einen widerpenstigen Geist muß erst eine Bresche geschlagen und die bösertige Festung der Starrköpfigkeit zerstört werden. Und darum will ich

es noch einmal, zehnmal, hundertmal sagen, bis alles vollzogen ist.

Aber ihr, die ihr euch nicht mit unglücklichen Lehren und noch unglücklicheren Leidenschaften beschäftigt, betet so: Betet mit Demut, daß Gott die Versuchungen verhindere. Oh, die Demut! Sich als das zu erkennen, was man ist! Ohne darüber zu verzweifeln, sondern um zu erkennen. Zu sagen: „Ich könnte nachgeben, obgleich ich keine Lust dazu habe, denn ich bin ein unvollkommener Richter mir selbst gegenüber. Darum, Vater, halte wenn möglich die Versuchungen von mir fern, indem du mich so nahe bei dir hältst, daß der Böse keine Möglichkeit hat, mir zu schaden.“ Denn, erinnert euch daran, es ist nicht Gott, der zum Bösen versucht, sondern es ist der Böse, der versucht. Bittet den Vater, daß er euch in eurer Schwäche unterstütze, um nicht den Versuchungen des Bösen zu unterliegen!

Ich habe gesprochen, meine Auserwählten! Ich feiere mein zweites Ostern mit euch. Letztes Jahr haben wir nur das Brot und das Lamm miteinander geteilt. Dieses Jahr schenke ich euch das Gebet. Andere Gaben werde ich bei den kommenden Osterfesten mit euch teilen, damit ihr, wenn ich dorthin gegangen bin, wo der Vater es will, ein Andenken an mich, das Lamm, an jedem Fest des mosaischen Lammes besitzt.

Erhebt euch und laßt uns gehen! Wir werden bei Sonnenaufgang in die Stadt zurückkehren. Besser: Morgen wirst du, Simon, und du, mein Bruder (Judas Thaddäus), die Frauen und das Kind hierherholen. Du, Simon des Jona, und ihr anderen bleibt bei mir, bis sie zurückkommen. Dann gehen wir zusammen nach Betanien.«

Sie steigen nach Getsemani hinab und begeben sich ins Haus zur Ruhe.

244 Jesus und die Heiden in Betanien

Jesus ruht sich im Frieden des Sabbats an einem blühenden Flachs-feld aus, das Lazarus gehört. Mehr als „an“ würde ich sagen „in“; denn er ist, am Rand einer Furche sitzend und in Gedanken versunken, ganz vom hohen Flachs umgeben.

In seiner Nähe sind nur einige lautlose Schmetterlinge und ein paar schleichende Eidechsen, die ihn mit ihren Schalkaugen betrachten und das dreieckige Köpfchen vom hellen, klopfenden Hals abheben. Sonst nichts. In dieser späten Nachmittagsstunde schweigt auch der leiseste Windhauch zwischen den hohen Halmen.

Von fern, vielleicht aus dem Garten des Lazarus, ertönt das Lied einer Frau, und mit diesem vermischt, das fröhliche Lachen eines spielenden Kindes. Dann eine, zwei und schließlich drei Stimmen, die rufen: »Meister! Jesus!«

Jesus schüttelt sich und steht auf. Obgleich der Flachs, der schon am Ende seines Reifens scheint, sehr hoch ist, überragt Jesus nun doch dieses grün-blaue Meer.

»Dort ist er, Johannes«, schreit der Zelote.

Nun hört man Johannes rufen: »Mutter, der Meister ist am Flachsfeld!«

Während Jesus sich auf dem Weg nähert, der zu den Häusern führt, kommt Maria herbei.

»Was willst du, Mutter?«

»Mein Sohn, es sind Heiden angekommen mit einigen Frauen. Sie sagen, sie hätten von Johanna erfahren, daß du hier bist. Sie sagen auch, sie hätten dich in all diesen Tagen bei der Burg Antonia erwartet . . . «

»Ah, ich verstehe! Ich komme sofort. Wo sind sie?«

»Im Haus des Lazarus, in seinem Garten. Er ist bei den Römern beliebt; er verabscheut sie nicht wie wir. Er ließ sie mit ihren Wagen in den großen Garten fahren, um jedes Ärgernis zu vermeiden.«

»In Ordnung, Mutter! Es sind römische Soldaten und Damen. Ich weiß es.«

»Was wollen sie von dir?«

»Was viele in Israel nicht wollen: Licht!«

»Aber für was halten sie dich? Für Gott, vielleicht?«

»Auf ihre Art, ja. Für sie ist es einfach, die Idee der Menschwerdung eines Gottes in einem sterblichen Leib anzunehmen; leichter als für uns.«

»Dann glauben sie also an dich . . . «

»Noch nicht, Mama! Zuerst muß ich ihren Glauben zerstören. Vor-
erst bin ich für sie ein Weiser, ein Philosoph, wie sie sagen. Aber, ob
es nun das Verlangen, philosophische Lehren kennenzulernen, oder
ihre Neigung, die Inkarnation eines Gottes für möglich zu halten, ist,
es hilft mir, sie zum wahren Glauben zu führen. Glaube mir, sie sind
in ihren Gedanken weit unverdorbenener als viele in Israel.«

»Aber sind sie auch aufrichtig? Man sagt, daß der Täufer . . . «

»Nein, wenn es nach ihnen gegangen wäre, dann wäre Johannes
frei und in Sicherheit. Wer sich nicht auflehnt, den lassen sie in Frie-
den. Vielmehr, bei ihnen ist der Prophet oder, wie sie sagen, der
Philosoph – denn die Erhabenheit der übernatürlichen Weisheit ist
für sie eine Philosophie – hochgeachtet. Sei nicht besorgt, Mama!
Von dort erfahre ich nichts Böses . . . «

»Aber die Pharisäer . . . wenn sie davon hören, was werden sie von
dir und von Lazarus sagen? Du bist du und mußt das Wort in die
Welt tragen. Aber Lazarus! . . . Sie kränken ihn schon zu oft . . . «

»Aber er ist unantastbar. Sie wissen, daß er von Rom geschützt
wird.«

»Ich verlasse dich, mein Sohn! Hier kommt Maximinus; er führt
dich zu den Heiden.«

Maria, die an der Seite Jesu geschritten war, zieht sich rasch zu-
rück und begibt sich ins Haus des Zeloten, während Jesus durch ein
offenes eisernes Türchen einen abgelegenen Teil des Gartens betritt.
Hier liegt der Obstgarten und ungefähr die Stelle, an der Lazarus
begraben werden wird.

Da steht nun auch Lazarus, sonst niemand. »Meister, ich habe mir
erlaubt, sie zu bewirten . . . «

»Du hast recht getan. Wo sind sie?«

»Im Schatten der Buchs- und Lorbeerbäume. Wie du siehst, sind
sie mindestens fünfhundert Schritte vom Haus entfernt.«

»Gut, gut! Das Licht möge euch allen leuchten!«

»Sei begrüßt, Meister!« Quintilianus ist es, der bürgerlich geklei-
det ist.

Die Damen erheben sich zur Begrüßung. Es sind Plautina, Valeria, Lydia und eine ältere, die ich nicht kenne und von der ich auch nicht weiß, ob sie ebenbürtig oder untergeordnet ist. Alle sind sehr einfach gekleidet; nichts unterscheidet sie voneinander.

»Wir möchten dich anhören; du bist nie gekommen. Ich hatte Wachdienst bei deiner Ankunft. Aber ich habe dich nicht gesehen.«

»Ich habe den Soldaten auch nicht gesehen, der am Fischtor mein Freund wurde. Er hieß Alexander ... «

»Alexander? Ich weiß nicht genau, wer es ist. Ich weiß nur, daß wir vor kurzem einen namens Alexander ablösen mußten, um die Juden zu beruhigen; einen Soldaten, der beschuldigt wurde, mit dir gesprochen zu haben. Er ist jetzt in Antiochia. Vielleicht kommt er wieder zurück. Uff! Wie lästig sie doch sind! Sie wollen auch jetzt noch befehlen, wo sie unterworfen sind. Man muß sehr vorsichtig sein, damit nichts Schlimmes passiert ... Sie machen uns das Leben schwer, glaub es mir. Du aber bist gut und weise. Wirst du zu uns sprechen? Vielleicht muß ich bald Palästina verlassen. Ich möchte etwas hören, das mich an dich erinnert.«

»Ja, ich werde mit euch sprechen. Ich enttäusche nie. Was möchtet ihr erfahren?«

Quintilianus blickt die Damen fragend an ...

»Was du willst«, sagt Valeria. Plautina steht auf und erklärt: »Ich habe viel nachgedacht ... Ich müßte vieles kennenlernen ... alles, um urteilen zu können. Aber wenn es erlaubt ist zu fragen, möchte ich wissen, wie ein Glaube aufgebaut wird – deiner zum Beispiel – auf einem Erdreich, das nach deinen Worten keinen wahren Glauben besitzt. Du hast gesagt, daß, was wir glauben, wertlos sei. Es bleibt uns also nichts. Wie können wir zu etwas gelangen?«

»Ich werde etwas als Beispiel nehmen, das auch ihr habt: die Tempel. Eure Heiligtümer sind wirklich schön. Ihre einzige Unvollkommenheit ist, daß sie dem Nichts geweiht sind. Sie können euch aber lehren, wie man zu einem wahren Glauben kommen kann. Also: Wo werden sie errichtet? Welcher Ort wird, wenn möglich, für sie

gewählt? Wie werden sie gebaut? Der Ort ist meist weiträumig, gut zugänglich und etwas erhöht. Ist er es nicht, dann schafft man einen; man reißt nieder, was stört und einengt. Wenn er nicht erhöht ist, wird eine Erhöhung, die höher ist als die drei Stufen, die bei Tempeln auf natürlichen Erhebungen üblich sind, errichtet. Eingeschlossen in den heiligen Bezirk, der aus Säulengängen und Höfen besteht, befinden sich die den Göttern heiligen Bäume, Brunnen und Altäre, Statuen und Stelen, die die eigentliche Kultstätte umgeben, an der die Gebete für die vermeintliche Gottheit verrichtet werden. Gegenüber liegt die Opferstätte; denn *das Opfer geht dem Gebet voraus*. Oftmals, und besonders in den großartigsten Tempeln, umgibt sie das Peristylum, die Zelle der vermeintlichen Gottheit und das rückwärtige Vestibulum. Marmor, Statuen, Fassaden, Stuck und Verzierungen, alles reich, kostbar und dekorativ, lassen den Tempel auch dem ungebildeten Betrachter erhaben erscheinen. Ist es nicht so?«

»So ist es, Meister! Du hast sie gesehen und sehr gut studiert«, bestätigt und lobt Plautina.

»Aber er hat doch noch nie Palästina verlassen!?!« ruft Quintilianus aus.

»Ich bin noch nie in Rom oder Athen gewesen. Aber ich kenne die römische und griechische Architektur, und im Genius des Menschen, der den Parthenon ausgeschmückt hat, war ich gegenwärtig; denn ich bin überall, wo Leben und Zeichen des Lebens sind. Dort, wo ein Weiser denkt, ein Steinmetz meißelt, ein Dichter dichtet, eine Mutter über einer Wiege singt, ein Mann sich mit einer Furche abmüht, ein Arzt mit Krankheiten kämpft, ein Lebender atmet, ein Tier lebt, ein Baum hochwächst: dort bin ich mit ihm, von dem ich komme. Im Donnern des Erdbebens und im Zucken der Blitze, im Schein der Sterne oder in den Gezeiten der Meere, im Fluge des Adlers oder im Summen der Fliege, bin ich gegenwärtig mit dem allerhöchsten Schöpfer!«

»Somit ... Du ... du weißt alles? Auch die Gedanken und das menschliche Tun kennst du?« fragt noch Quintilianus.

»Ich kenne sie!«

Die Römer sehen sich verblüfft an. Es folgt ein langes Schweigen; dann bittet Valeria schüchtern: »Lege uns deine Gedanken genauer aus, Meister, damit wir wissen, was wir tun müssen.«

»Ja! Den Glauben baut man auf wie die Tempel, auf die ihr so stolz seid. Man schafft Platz für den Tempel, man macht die Umgebung frei und man erstellt eine Erhöhung.«

»Aber den Tempel, in dem man den Glauben, die wahre Gottheit, unterbringt, wo ist er?« fragt Plautina.

»Glaube ist keine Gottheit, Plautina. Er ist eine Tugend. Es gibt keine Götter im wahren Glauben. Es gibt nur einen einzigen und wahren Gott!«

»Dann ist er also dort oben in seinem Olymp allein? Und was tut er, wenn er allein ist?«

»Er genügt sich selbst, er ist besorgt um alles in der ganzen Schöpfung. Ich habe dir schon gesagt, daß Gott auch im Summen der Mücke gegenwärtig ist. Er langweilt sich nicht; zweifle nicht daran. Er ist kein armer Mensch, Herr eines riesigen Reiches, in dem er sich gehaßt weiß und zitternd lebt. Er ist die Liebe und lebt, um zu lieben. Sein Leben ist fortwährend Liebe. Er genügt sich selbst, denn er ist unendlich und allmächtig; er ist die Vollkommenheit. Aber es gibt so viele erschaffene Dinge, die durch sein beständiges Wollen leben, daß er gar keine Zeit hat, sich zu langweilen. Die Langeweile ist die Frucht des Müßiggangs und des Lasters. Im Himmel des wahren Gottes gibt es keinen Müßiggang und keine Laster. Aber bald wird ihm nicht nur von den Engeln, die ihm dienen, sondern auch von einem Volk der Gerechten zugejubelt werden, und immer mehr wird dieses Volk anwachsen durch die künftig an den wahren Gott Glaubenden.«

»Die Engel sind wohl die Schutzgeister?« fragt Lydia.

»Nein. Es sind geistige Wesen, wie Gott es ist, der sie erschaffen hat.«

»Und was sind dann die Schutzgeister?«

»So wie ihr sie euch vorstellt, sind sie nur Lüge. Sie existieren nicht, so wie ihr sie euch vorstellt. Aber der Mensch hat einen instinktiven Drang, nach der Wahrheit zu suchen. Den Anstoß gibt die Seele, die auch in den Heiden lebt und in diesen leidet, weil ihr Verlangen nicht gestillt wird; sie hungert in ihrer Sehnsucht nach dem wahren Gott, an den sie sich erinnert in ihrem Körper, in dem sie wohnt und der von einem heidnischen Geist geleitet wird. Auch ihr habt gespürt, daß der Mensch nicht nur Leib ist und daß seinem vergänglichen Leib etwas Unsterbliches innewohnt. Und so haben es die Städte und die Nationen vernommen. Daher glaubt ihr, fühlt ihr, daß es notwendigerweise Schutzgeister gibt. Und ihr gebt euch den individuellen Schutzgeist: den der Familie, der Stadt, der Nation. Ihr habt den Schutzgeist von Rom. Ihr glaubt an den Schutzgeist des Kaisers. Und ihr betet sie an als niedrigere Götter. Nehmt den wahren Glauben an. Erkennt und befreundet euch mit dem wahren Engel, dem ihr Verehrung, aber nicht Anbetung erweist. Nur Gott wird angebetet.«

»Du hast gesagt: „Der Anstoß der Seele, die auch in den Heiden lebt und gegenwärtig ist, und die leidet, weil sie enttäuscht wird.“ Aber die Seele, woher kommt sie?« fragt Publius Quintilianus.

»Von Gott. Er ist der Schöpfer!«

»Aber werden wir nicht vom Weib durch Vereinigung mit dem Mann geboren? Auch unsere Götter wurden so erzeugt.«

»Eure Götter gibt es nicht! Es sind Täuschungen eures Denkens, das das Bedürfnis hat, zu glauben. Und dieses Bedürfnis ist zwingender als das Atmen. Auch wer sagt, daß er nicht glaubt, glaubt. An irgendetwas glaubt man. Die Tatsache allein, daß er sagt: „Ich glaube nicht an Gott“, setzt einen anderen Glauben voraus. Den Glauben an sich selbst oder mehr noch, an seinen eigenen hochmütigen Verstand. Aber an etwas glaubt man immer. Das ist wie der Gedanke. Wenn ihr sagt: „Ich will nicht denken“ oder „Ich glaube nicht an Gott“, so zeigt ihr mit diesen beiden Sätzen, daß ihr denkt und daß ihr nicht an den glauben wollt, von dem ihr wißt, daß er

existiert. Über den Menschen müßtet ihr sagen, um den Begriff genau auszudrücken: „Der Mensch wird erzeugt wie alle Tiere durch eine Vereinigung zwischen dem Männlichen und dem Weiblichen. Die Seele aber, also das, was den Menschen vom unvernünftigen Tier unterscheidet, kommt von Gott. Er erschafft sie jedesmal, wenn ein Mensch erzeugt, oder besser gesagt, empfangen wird in einem Schoße und Gott die Seele in dieses Fleisch senkt, das sonst nur Tier wäre.“«

»Und auch wir haben sie? Wir Heiden? Was man von deinen Landsleuten hört, scheint eher das Gegenteil zu bestätigen«, sagt Quintilianus ironisch.

»Jeder von der Frau Geborene hat sie.«

»Du hast aber gesagt, daß sie durch die Sünde getötet wird. Wie kann sie dann in uns Sündern lebendig sein?« fragt Plautina.

»Ihr sündigt nicht gegen den Glauben, da ihr glaubt, den wahren Glauben zu besitzen. Wenn ihr aber die Wahrheit erkennt und im Irrtum verharret, dann sündigt ihr. Gleicherweise sind Dinge, die für die Israeliten Sünde sind, keine Sünde für euch; denn kein göttliches Gesetz verbietet sie euch. Sünde ist, wenn sich jemand wissentlich gegen die von Gott gegebene Ordnung auflehnt und sagt: „Ich weiß, daß das, was ich tue, schlecht ist; aber ich will es trotzdem tun.“ Gott ist gerecht. Er kann nicht jemand bestrafen, der Böses tut im Glauben, daß es gut sei. Er bestraft jene, die gelernt haben, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, und trotzdem das Böse wählen und darin verharren.«

»Also ist die Seele in uns lebendig und gegenwärtig?«

»Ja.«

»Und sie leidet? Glaubst du wirklich, daß sie sich an Gott erinnert? Wir erinnern uns nicht einmal mehr an den Leib, der uns getragen hat. Wir können nicht sagen, wie es darin aussah. Die Seele, wenn ich recht verstanden habe, ist geistigerweise von Gott gezeugt worden. Kann sie sich denn an diesen erinnern, wenn der Körper sich nicht mehr an den langen Aufenthalt im Schoße der Mutter erinnert?«

»Die Seele ist nicht tierisch, Plautina. Sie ist ewig, geistig und Gott ähnlich. Ewig vom Augenblicke an, da sie von Gott erschaffen wird, während Gott der vollkommene Ewige ist und daher weder Anfang noch Ende hat. Die Seele, hellsehtig, intelligent und geistig, ein Werk Gottes, *erinnert sich ihres Ursprungs*. Sie leidet, weil sie nach Gott verlangt, dem wahren Gott, von dem sie kommt, und sie hungert nach Gott. Daher drängt sie den trägen Körper, sich Gott zu nähern.«

»Also haben auch wir eine Seele wie sie, die ihr die Gerechten eures Volkes nennt? Wirklich eine ebensolche?«

»Nein, Plautina. Es kommt darauf an, was du sagen willst. Wenn du sagen willst: gemäß Herkunft und Natur ist sie in allem der Seele unserer Heiligen gleich. Wenn du sagen willst: was die Bildung betrifft, so muß ich dir sagen, daß sie anders ist. Und wenn du weiter sagen willst: hinsichtlich der vor dem Tod erreichten Vollkommenheit, dann kann ein absoluter Unterschied bestehen. Aber dies betrifft nicht nur euch Heiden. Auch ein Sohn dieses Volkes kann im künftigen Leben absolut verschieden von einem Heiligen sein.

Die Seele erlebt drei Phasen. Die erste ist die Erschaffung, die zweite die Wiedergeburt und die dritte die Vollkommenheit. Die erste ist bei allen Menschen gleich. Die zweite ist den Gerechten eigen, die mit ihrem Willen die Seele zu einer vollständigen Wiedergeburt führen, wobei sie ihre guten Werke mit der Güte des Werkes Gottes vereinigt; sie erhebt dadurch eine schon geistige Seele in einen vollkommeneren Stand und stellt so zwischen der ersten und der dritten Etappe eine Verbindung her. Die dritte ist den Seligen, oder wenn es euch besser gefällt, den Heiligen eigen, die tausend- und abertausendfach die ursprüngliche, dem Menschen entsprechende Seele höher gebracht und aus ihr das gemacht haben, was sie befähigt, in Gott zu ruhen ... «

»Wie können wir Raum, Freiheit und Erhöhung für die Seele schaffen?«

»Durch die Ausschaltung aller unnützen Dinge in eurem Ich.

Durch dessen Befreiung von allen falschen Ideen und, mit dem sich so ergebenden Schutt, durch den Aufbau des Hügels für den heiligen Tempel. Die Seele muß auf den drei Stufen immer höher hinaufgetragen werden.

Oh, ihr Römer, liebt die Symbole! Betrachtet die drei Stufen im Lichte des Symbols. Sie können euch ihre Namen sagen: Buße, Geduld, Beharrlichkeit; oder Demut, Reinheit, Gerechtigkeit; oder: Weisheit, Großherzigkeit, Barmherzigkeit; so ergibt sich der herrliche Dreiklang: Glaube, Hoffnung, Liebe. Betrachtet noch das Symbol der Umfassungsmauer, die den Platz des Tempels ziert und machtvoll umgürtet. Auch die Seele ist abzuschirmen, die Königin des Körpers, Tempel des ewigen Geistes ist, mit einer Mauer, die sie schützt, die das Eindringen des Lichtes nicht hindert, die aber die Sicht auf alles Häßliche ausschaltet. Eine sichere Mauer, vom Wunsch der Liebessehnsucht gemeißelt, das niedere Streben von Fleisch und Blut dem Höheren, dem Geist dienstbar zu machen. Mit dem Willen zugerichtet durch Abschleifen der Kanten, der Unebenheiten, der Flecken und Schwachstellen vom Marmor unseres Ichs, damit die Umgebung der Seele vollkommen werde. Gleichzeitig kann die Mauer zum Schutz des Tempels den Unglücklicheren barmherzige Zuflucht bieten, die nicht wissen, was die Liebe ist. Die Vorhallen: das Sich-Ergießen der Liebe, der Barmherzigkeit und des Willens, andere zu Gott zu führen; die Vorhallen sind liebenden Armen gleich, die sich wie ein Schleier über die Wiege eines Waisenkindes ausbreiten. Und jenseits der Mauern die schönsten, duftenden Pflanzen, als Ehrenbezeugung an den Schöpfer. Sät auf dem nackten Erdreich und pflügt dann die Pflanzen: die Tugenden jeder Art, als zweites, lebendiges und blühendes Gehege rings um das Heiligtum, und zwischen den Pflanzen, zwischen den Tugenden, die Brunnen: wiederum Liebe, nochmals Reinigung: bevor ihr euch dem Allerheiligsten nähert und zum Altar hinaufsteigt, muß das Opfer des Aufgebens aller Sinnlichkeit und jeder Unkeuschheit erbracht werden. Dann weiter zum Altar schreiten, um das Opfer aufzulegen, und dann

erst die Halle, das Vestibül durchschreitend, sich zur Zelle begeben, in welcher Gott ist. Und die Zelle, was wird sie sein? Ein Überfluß geistiger Reichtümer; denn nichts ist zuviel, um Gott zu ehren.

Habt ihr verstanden? Ihr habt mich gefragt, wie man den Glauben aufbaut. Ich habe euch geantwortet: auf dieselbe Weise, wie man einen Tempel errichtet! Ihr seht, wie wahr es ist! Habt ihr mich noch etwas zu fragen?«

»Nein, Meister. Ich glaube, daß Flavia die Dinge, die du gesagt hast, niederschrieb. Claudia möchte sie auch kennenlernen. Hast du geschrieben?«

»Jedes Wort«, erwidert die Frau und überreicht die Wachstäfelchen.

»Das wird uns bleiben, damit wir es wieder lesen können«, sagt Plautina.

»Es ist auf Wachs, die Schrift kann ausgelöscht werden. Schreibt es in eure Herzen, dann wird es nicht mehr ausgelöscht.«

»Meister, wir sind umgeben von unnützen Tempeln. Wir vertauschen sie mit deinem Wort und begraben sie. Aber es wird eine Arbeit von langer Dauer sein«, sagt Plautina mit einem Seufzer. Und sie endet: »Gedenke unser in deinem Himmel!«

»Geht beruhigt, ich werde es tun! Euer Besuch hat mich erfreut! Leb wohl, Publius Quintilianus! Denk an Jesus von Nazaret!«

Die Frauen grüßen und entfernen sich als erste. Dann geht Quintilianus in Gedanken versunken. Jesus sieht ihnen nach, wie sie sich in Begleitung von Maximinus zu den Wagen begeben.

»Was denkst du, Meister?« fragt Lazarus.

»Daß es viele Unglückliche auf der Welt gibt.«

»Und ich bin einer von diesen.«

»Warum, mein Freund?«

»Weil alle zu dir kommen, nur Maria nicht. Ist sie also der größte Trümmerhaufen?«

Jesus blickt ihn an und lächelt.

»Du lächelst? Schmerzt es dich nicht, daß Maria sich nicht be-

kehrt? Schmerzt es dich nicht, daß ich leide? Marta weint seit Montagabend. Wer war jene Frau? Weißt du, daß wir einen ganzen Tag gehofft haben, daß sie es sei?«

»Ich lächle, weil du ein ungeduldiges Kind bist. Und ich lächle, weil ich denke, daß ihr Kraft und Tränen verschwendet. Wenn es sie gewesen wäre, dann hätte ich mich beeilt, es euch zu sagen.«

»Sie war es also nicht?«

»Oh! Lazarus ... «

»Du hast recht. Geduld! Und noch einmal Geduld! ... Hier, Meister, die Schmuckstücke, die du mir zum Verkaufen gegeben hast. Sie sind zu Geld geworden für die Armen. Sie waren sehr schön ... von einer Frau.«

»Sie waren von „jener“ Frau.«

»Das habe ich mir gedacht. Oh, wären sie doch von Maria gewesen! ... Aber sie ... aber sie ... Ich verliere die Hoffnung, mein Herr!«

Jesus schließt ihn wortlos in seine Arme. Dann sagt er nach einer Weile: »Ich bitte dich, über die Schmuckstücke gegenüber allen zu schweigen. Sie muß verschwinden vor Bewunderungen und Gelüsten, wie die vom Wind verwehte Wolke, ohne daß eine Spur von ihr im Himmelsblau zurückbleibt.«

»Sei beruhigt, Meister ... und als Gegendienst bringe mir Maria, unsere unglückliche Maria ... «

»Der Friede sei mit dir, Lazarus. Was ich versprochen habe, das halte ich.«

245 Das Gleichnis vom verlorenen Sohn

»Johannes von En-Dor, komm her zu mir! Ich muß mit dir reden«, sagt Jesus, der sich an der Türe zeigt.

Der Mann eilt herbei und läßt das Kind stehen, dem er gerade etwas erklärte.

»Was hast du mir zu sagen, Meister?« fragt er.

»Komm mit mir hinauf!«

Sie gehen zur Terrasse hinauf und setzen sich in eine geschützte Ecke, denn, obwohl es noch Vormittag ist, brennt die Sonne schon sehr heiß. Jesus läßt seinen Blick über die Landschaft schweifen, in der das Korn von Tag zu Tag goldener wird und die Früchte der Bäume anschwellen. Es scheint, als wolle er seine Gedanken aus dieser Veränderung der Pflanzen schöpfen.

»Höre, Johannes! Ich glaube, heute wird Isaak kommen, um mich zu den Landarbeitern Johanans zu führen, bevor sie abreisen. Ich habe Lazarus gebeten, ihnen einen Wagen zu leihen, damit sie bei ihrer Rückkehr rascher vorwärtskommen und nicht wegen einer Verspätung eine Strafe befürchten müssen. Lazarus wird es tun, denn Lazarus tut alles, was ich ihm sage. Aber von dir möchte ich etwas anderes. Ich habe hier eine Summe, die ich von einem Menschenkind für die Armen des Herrn bekommen habe. Normalerweise hat einer meiner Apostel die Aufgabe, das Geld zu verwalten und die Almosen zu verteilen. Gewöhnlich tut es Judas von Kerijot, manchmal auch ein anderer. Judas ist abwesend. Die anderen brauchen nicht zu wissen, was ich im Sinne habe. Auch Judas wird es diesesmal nicht erfahren. Du wirst es in meinem Namen tun ... «

»Ich, Herr? ... Ich ... ich bin nicht würdig ... «

»Du mußt dich daran gewöhnen, in meinem Namen zu arbeiten. Bist du nicht deswegen gekommen?«

»Ja, aber ich dachte, an meiner armen Seele arbeiten zu müssen.«

»Ich gebe dir die Möglichkeit dazu. Wogegen hast du gefehlt? Gegen die Barmherzigkeit und die Liebe. Du hast deine Seele mit Haß verwüstet. Mit Liebe und Barmherzigkeit sollst du sie wiederaufbauen. Ich gebe dir das Material dazu. Ich werde dich besonders für Werke der Barmherzigkeit und Liebe einsetzen. Du kannst auch heilen und reden. Daher bist du imstande, dich um die physisch und moralisch Kranken zu kümmern. Du wirst mit diesem guten Werk beginnen. Nimm die Börse. Du wirst sie Micha und seinen Freunden geben. Mache gleiche Teile, aber mache sie so, wie ich es sage. Ma-

che zehn Teile. Davon gibst du vier dem Micha, einen für ihn, einen für Saul, einen für Joël und einen für Jesaja. Die anderen sechs Teile gibst du Micha, damit er sie dem alten Vater des Jabe bringt, für ihn und seine Gefährten. Es wird ihnen ein kleiner Trost sein.«

»Gut, aber was werde ich ihnen sagen, um es zu rechtfertigen?«

»Du kannst sagen: „Dies, damit ihr euch daran erinnert, für eine Seele zu beten, die auf dem Weg zur Erlösung ist.“«

»Doch dann könnten sie glauben, daß es sich um mich handelt. Das ist nicht recht!«

»Warum, willst du nicht gerettet werden?«

»Es ist nicht recht, sie glauben zu lassen, daß ich der Spender bin.«

»Laß nur und tue was ich sage!«

»Ich gehorche ... aber erlaube mir wenigstens, daß ich etwas dazulege. Ich brauche ja nicht mehr viel. Bücher werde ich keine mehr kaufen, die Hühner brauche ich auch nicht mehr zu füttern ... Mir genügt sehr wenig ... Nimm, Meister! Ich behalte nur eine kleine Summe für die Sandalen ...« und er entnimmt einem Beutel am Gürtel viele Münzen und fügt sie den Münzen Jesu bei.

»Gott segne dich für deine Barmherzigkeit ... Johannes, bald werden wir uns trennen, denn du wirst mit Isaak gehen.«

»Das tut mir weh, Meister, aber ich werde gehorchen.«

»Auch mich schmerzt es, daß du uns verläßt. Aber ich brauche dringend pilgernde Jünger. Meine Gegenwart genügt nicht mehr. Bald werde ich die Apostel aussenden und dann die Jünger. Du wirst es recht gut machen. Dich behalte ich mir für besondere Aufgaben vor. Inzwischen wirst du dich bei Isaak bilden. Er ist sehr gut, und der Geist des Herrn hat ihn fürwahr während seiner langen Krankheit geformt. Er ist der Mensch, der immer alles verziehen hat ... Unsere Trennung bedeutet andererseits nicht, daß wir uns nicht mehr sehen. Wir werden uns oft begegnen, und jedesmal, wenn wir zusammenkommen, werde ich besonders für dich sprechen. Denk daran!«

Johannes neigt sich vornüber, verbirgt sein Antlitz in den Händen

mit einem bitteren Schluchzen und seufzt: »Oh, sag mir gleich irgendetwas, was mich davon überzeugt, daß mir verziehen worden ist, daß ich Gott dienen kann ... Wenn du wüßtest, wie ich nun, da der Rauch des Hasses weg ist, meine Seele sehe ... und wie ich an Gott denke ... «

»Ich weiß es, weine nicht! Bleibe demütig, aber betrübe dich nicht. *Betrübnis ist eine andere Art des Hochmuts. Nur Demut allein sollst du haben. Auf, weine nicht mehr ... «*

Johannes von En-Dor beruhigt sich langsam.

Als ihn Jesus beruhigt sieht, sagt er: »Komm, laß uns unter das Blätterdach der Apfelbäume gehen und die Frauen und die Gefährten versammeln. Ich werde zu allen sprechen, dir aber sagen, wie Gott dich liebt.«

Sie gehen hinunter und scharen die anderen um sich, so wie sie ihnen begegnen.

Dann setzen sie sich im Kreise in den Schatten der Apfelbäume. Auch Lazarus, der mit dem Zeloten gesprochen hatte, schließt sich der Gesellschaft an. Es sind im ganzen zwanzig Personen.

»Hört! Es ist ein schönes Gleichnis, das euch in vielen Fällen mit seinem Licht leiten wird.

Ein Mann hatte zwei Söhne. Der ältere war ernst, arbeitsam, liebevoll und gehorsam. Der andere war intelligenter als der ältere, der etwas schwerfällig war und sich gerne beraten ließ, um nicht die Sorge eigener Entscheidungen auf sich nehmen zu müssen; aber der jüngere war auch widerspenstig, ausgelassen, Liebhaber der Bequemlichkeit und des Vergnügens, verschwenderisch und müßig. Die Intelligenz ist eine große Gabe Gottes; aber sie ist eine Gabe, die weise verwendet werden muß. Sonst hat sie die Wirkung gewisser Arzneimittel, die, wenn falsch benützt, nicht heilen, sondern töten. Der Vater hatte das Recht und die Pflicht, ihn zu ermahnen, ein geordnetes Leben zu führen. Aber alles war nutzlos. Er bekam nur böse Antworten und erreichte, daß der Sohn in seinen schlechten Ansichten noch verstockter wurde.

Eines Tages schließlich, nach einem heftigen Wortwechsel, sagte der jüngere Sohn: „Gib mir meinen Erbanteil. So brauche ich deine Ermahnungen und das Gejammer des Bruders nicht mehr zu hören. Jedem das Seine, und damit setzen wir allem ein Ende.“

„Schau“, erwiderte der Vater, „bald wirst du ganz unter den Rädern sein. Was wirst du dann tun? Denk daran, daß ich deinetwegen nicht ungerecht bin und deinem Bruder keinen Pfennig nehmen werde, um dir zu helfen ...“

„Ich werde nichts von dir verlangen. Sei beruhigt und gib mir meinen Teil!“

Der Vater ließ die Ländereien und die wertvollen Gegenstände abschätzen, und da er sah, daß Geld und Schmuckstücke genauso viel wert waren wie Haus und Grundbesitz, gab er dem älteren die Felder und Weingärten, die Herden und Olivenhaine, und dem jüngeren das Geld und die Wertsachen, welche dieser sofort in Geld umwandelte. Nachdem er in wenigen Tagen alles geregelt hatte, machte er sich auf den Weg nach einem fernen Land, wo er als großer Herr lebte und alles vergeudete in Schwelgereien jeder Art und sich als Sohn eines Königs feiern ließ, weil er sich schämte, zu sagen: „Ich bin ein Bauernsohn.“ Und somit verleugnete er seinen Vater.

Feste, Freunde und Freundinnen, Kleider, Wein, Spiele ... ein ausschweifendes Leben ... Bald sah er seine Mittel schwinden und das Elend sich nähern. Und um das Elend noch zu vergrößern, kam eine große Hungersnot über das Land, die sein letztes Geld aufzehrte. Nun wäre der Sohn gern zu seinem Vater zurückgekehrt, aber sein Stolz hinderte ihn daran. So ging er zu einem Wohlhabenden des Ortes, der in guten Zeiten sein Freund gewesen war, und bat ihn: „Nimm mich unter deine Knechte auf in Erinnerung an die Feste, an denen du teilgenommen hast.“ Seht, wie dumm der Mensch ist! Er zieht es vor, sich unter die Peitsche eines Herrn zu ducken, als zum Vater zu sagen: „Verzeih, ich habe gefehlt.“ Dieser Jüngling hatte viele unnütze Dinge erlernt, dank seiner wachen Intelligenz, wollte aber den Ausspruch Sirachs nicht lernen: „Wie niederträchtig ist der,

der seinen Vater verläßt, und wie verflucht von Gott der, der seine Mutter beunruhigt.“ Er war intelligent, aber nicht weise.

Der Mann, an den er sich hilfesuchend gewandt hatte, stellte den Dummkopf als Schweinehirt an, als Dank für die mit ihm verbrachten genußvollen Stunden; denn sie waren in einem heidnischen Land, und es gab dort viele Schweine. Schmutzig, zerlumpt, stinkend und hungrig – denn die Nahrung war knapp wegen der vielen Diener, besonders der böartigen, und er, der ausländische Schweinehirt, wurde zu alledem noch verlacht – sah er, daß die Schweine sich mit Eicheln satt fraßen und jammerte: „Könnte ich doch meinen Bauch mit diesen Früchten füllen. Aber sie sind zu bitter! Nicht einmal der Hunger läßt sie mir besser schmecken.“ Er weinte, als er an die reichen Feste voller Gelächter, Gesängen und Tänze dachte, die er noch vor kurzem als Verschwender geboten hatte; und an die bescheidenen, doch sättigenden Mahlzeiten in seiner fernen Heimat, an die Portionen, die der Vater immer selbst nach den persönlichen Bedürfnissen austeilte, während er selbst stets mit wenig zufrieden war und sich über den gesunden Appetit seiner Kinder freute ... Und der Sohn dachte an die gefüllten Teller, die der Gerechte seinen Dienern zuteilte, und seufzte: „Auch die letzten Knechte meines Vaters haben genügend Brot, und ich sterbe hier vor Hunger ...“

Eine lange Arbeit des Überlegens, ein langer Kampf, um den Stolz niederzuringen! Endlich kam der Tag, da er, wiedergeboren in Demut und Weisheit, auf die Füße sprang und sagte: „Ich gehe zu meinem Vater. Dieser Stolz ist Dummheit, die mich gefangen hält. Und wozu? Warum körperlich und noch mehr seelisch leiden, wenn ich Verzeihung und Erleichterung erhalten kann? Ich gehe zu meinem Vater. Es ist beschlossen! Aber was werde ich ihm sagen? Nun, das, was ich in dieser Demütigung, in diesem Schmutz, unter dem beißenden Hunger gelernt habe. Ich werde sagen: ‚Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und gegen dich. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn genannt zu werden, behandle mich daher wie deinen letzten Knecht, aber laß mich unter deinem Dach weilen, damit

ich dich vorbeigehen sehen kann ... ' Ich werde nicht sagen können: ‚Weil ich dich liebe ... , denn er würde es mir nicht glauben. Aber mein Leben soll es ihm sagen, und er wird verstehen und mich vor seinem Tod noch segnen ... Oh, ich hoffe es; denn mein Vater liebt mich.“ Als er am Abend ins Dorf zurückkam, kündigte er seinem Arbeitgeber, und, sich von Ort zu Ort durchbettelnd, kehrte er in seine Heimat zurück. Da waren schon die väterlichen Ländereien ... und das Haus ... und der Vater, der die Arbeit leitete, gealtert und abgemagert durch den Schmerz, aber immer noch gütig. Der Schuldige blieb furchtsam stehen. Doch der Vater, der umherschaute, erblickte ihn, eilte ihm entgegen, und als er ihn erreicht hatte, schlang er die Arme um seinen Hals und küßte ihn. Nur der Vater hatte in diesem traurigen Bettler seinen Sohn erkannt, und nur er hatte einen Liebesantrieb verspürt.

Der Sohn in seinen Armen, den Kopf an die väterliche Brust gelehnt, flüsterte unter Schluchzen: „Vater, laß mich dir zu Füßen niederfallen.“ „Nein, mein Sohn! Nicht zu Füßen! An mein Herz, das so viel ob deiner Abwesenheit gelitten hat und das wieder aufleben muß mit dem Gefühl deiner Wärme an meiner Brust.“ Der Sohn weinte noch stärker und sagte: „Oh, mein Vater! Ich habe gegen den Himmel und gegen dich gesündigt, und ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen. Aber erlaube mir, daß ich unter deinen Knechten, unter deinem Dache bleiben und dich sehen, dein Brot essen und deinen Wein trinken kann. Bei jedem Bissen Brot, bei jedem deiner Atemzüge wird mein verdorbenes Herz sich erneuern, und ich werde redlich werden ... “

Doch der Vater, der ihn immer noch in den Armen hielt, führte ihn zu den Dienern, die sich in einiger Entfernung versammelt und die Szene beobachtet hatten, und sagte: „Bringt rasch das schönste Gewand und ein Becken mit duftendem Wasser. Wascht ihn, salbt ihn, kleidet ihn an, legt ihm neue Schuhe an und steckt ihm einen Ring an den Finger. Dann nehmt ein gemästetes Kalb, schlachtet es und bereitet ein Festmahl; denn dieser mein Sohn war tot und ist

auferstanden; er war verloren, und ist wiedergefunden worden. Ich will, daß auch er nun seine einfache Kindesliebe wiederfindet, und meine Liebe und das Fest im Haus zu seiner Rückkehr sollen sie ihm wiedergeben. Er soll verstehen, daß er für mich immer der jüngste Sohn ist, wie er es in seiner fernen Kindheit war, als er an meiner Seite ging und mich mit seinem Lächeln und Geplauder beglückte.“ Und die Diener folgten dem Befehl.

Der ältere Sohn aber war auf dem Feld und erfuhr nichts davon bis zu seiner Rückkehr. Am Abend, als er nach Hause kam, sah er es hellerleuchtet und vernahm Musikinstrumente und Tanzweisen. Er rief einen Diener, der vielbeschäftigt umherrannte, und fragte ihn: „Was geschieht hier?“ Und der Diener antwortete: „Dein Bruder ist zurückgekehrt. Dein Vater hat das Mastkalb schlachten lassen, weil er seinen Sohn gesund und von seinem großen Übel geheilt wieder besitzt, und er hat ein Festmahl angeordnet. Wir warten nur noch auf dich, um damit anzufangen.“ Der Ältere aber erzürnte, denn er betrachtete es als eine Ungerechtigkeit, ein solches Fest für den Jüngeren zu halten, zudem der Jüngere böse gewesen war; er wollte nicht hineingehen, sondern schickte sich an, sich vom Haus zu entfernen. Aber der Vater, der davon erfuhr, eilte hinaus, holte ihn ein und versuchte, ihn zu überzeugen, und bat ihn, seine Freude nicht zu vergällen. Der Erstgeborene antwortete seinem Vater: „Du willst, daß ich mich nicht aufrege? Du bist gegen deinen Erstgeborenen ungerecht und setzt ihn herab. Seit ich dazu fähig war, habe ich gearbeitet und dir gedient; es sind nun schon viele Jahre. Ich habe immer alle deine Befehle ausgeführt und auch alle deine Wünsche erfüllt. Ich bin immer in deiner Nähe gewesen und habe dich für zwei geliebt, um die Wunde, die mein Bruder dir zugefügt hat, zu heilen. Und du hast mir nicht einmal ein Ziegenböcklein geschenkt, damit ich es mit meinen Freunden genießen könnte. Ihm hingegen, der dich beleidigt und verlassen hat, der faul und verschwenderisch gewesen ist, der nur heimkehrt, weil er Hunger leidet, ihn ehrst du, und für ihn läßt du das schönste Kalb schlachten. Es lohnt sich also

nicht, ein guter Arbeiter und ohne Laster zu sein! Das hättest du mir nicht antun dürfen!“ Da zog der Vater den älteren Sohn an seine Brust und sagte: „Oh, mein Sohn! Glaubst du, daß ich dich nicht liebe, weil ich keine Festfahne für deine Arbeit hisse? Deine Werke sind gut, und die Menschen loben dich deswegen. Aber dieser dein Bruder muß die Achtung der Welt und seiner selbst wiedererlangen. Glaubst du, daß ich dich nicht liebe, weil ich dir keine sichtbare Belohnung gebe? Morgens und abends, bei jedem Atemzug und Gedanken bist du in meinem Herzen, und in jedem Augenblick segne ich dich. Du hast den dauernden Lohn, immer bei mir zu sein, und was mein ist, das ist dein. Aber es war gerecht, ein Mahl zu halten und ein Fest zu feiern für diesen deinen Bruder, der tot war und zum Guten auferstanden ist, der verloren war und in unsere Liebe zurückgeführt worden ist.“ Und der Ältere gab nach.

So, meine Freunde, geschieht es auch im Haus des Vaters. Wer glaubt, dem jüngeren Bruder im Gleichnis zu gleichen, der soll es ihm nachtun und zum Vater gehen, damit der Vater ihm sagen kann: „Nicht zu meinen Füßen, sondern an mein Herz, das ob deiner Abwesenheit gelitten hat und nun über deine Rückkehr glücklich ist.“ Wer dem Erstgeborenen gleicht und ohne Schuld dem Vater gegenüber ist, soll nicht eifersüchtig auf die väterliche Freude sein, sondern daran teilnehmen, indem er dem erlösten Bruder Liebe schenkt.

Ich habe gesprochen. Bleib hier, Johannes von En-Dor, und auch du, Lazarus. Die anderen können gehen und die Tische decken. Wir werden gleich nachkommen.«

Alle ziehen sich zurück. Als Jesus, Lazarus und Johannes allein sind, sagt Jesus den beiden: »So geschieht es der teuren Seele, die du erwartest, Lazarus, und so geschieht es dir, Johannes: die Güte Gottes übersteigt alle Maße.«

Die Apostel mit der Mutter und den Frauen gehen zum Haus, ihnen voraus hüpfend und springend Margziam. Doch schon kommt er zurück, nimmt Maria bei der Hand und sagt: »Komm mit mir, ich muß dir etwas sagen; dir allein!«

Maria stellt ihn zufrieden. Sie wenden sich dem Brunnen zu, der sich in einer Ecke des Hofes befindet, unter einer dichten Pergola verborgen, die sich vom Boden in einem Bogen bis zur Terrasse hinzieht. Dort hinten wartet Iskariot.

»Judas, was willst du? Geh, Margziam ... Sprich, was willst du?«

»Ich fühle mich schuldig ... Ich wage es nicht, zum Meister zu gehen und den Gefährten zu begegnen ... Hilf du mir!«

»Ich will dir helfen ... Aber denkst du nicht daran, wieviel Schmerz du verursachst? Mein Sohn hat deinetwegen geweint. Auch die Gefährten haben gelitten. Aber komm, niemand wird dir etwas vorwerfen. Wenn du kannst, falle nicht mehr in diese Fehler zurück. Es ist des Mannes unwürdig und ein Sakrileg gegen das Wort Gottes.«

»Und du, Mutter, kannst du mir verzeihen?«

»Ich? Ich zähle nichts bei dir, der du dir soviel einbildest. Ich bin die Geringste unter den Dienern des Herrn. Wie kannst du dich um mich kümmern, wenn du kein Mitleid mit meinem Sohn hast.«

»Weil auch ich eine Mutter habe, und wenn ich deine Verzeihung erhalte, so kommt es mir vor, als hätte auch sie mir verziehen.«

»Sie kennt diese deine Schuld nicht.«

»Aber ich habe ihr schwören müssen, gut zum Meister zu sein. Ich habe den Eid gebrochen. Ich spüre den Vorwurf der Seele meiner Mutter.«

»Du spürst ihn? Und die Klage und den Vorwurf des Vaters und des Wortes spürst du nicht? Du Unglücklicher, Judas! Du säst in dir und in denen, die dich lieben, den Schmerz.«

Maria ist sehr ernst und traurig. Sie spricht ohne Härte, doch mit großem Ausdruck in der Stimme. Judas weint.

»Weine nicht, sondern bessere dich! Komm.«

Sie nimmt ihn an der Hand, und so betreten sie die Küche. Das allgemeine Erstaunen ist groß. Aber Maria kommt jeder unbarmherzigen Äußerung zuvor. Sie sagt: »Judas ist zurückgekehrt. Macht es wie der Erstgeborene nach der Rede des Vaters. Johannes, geh und sag Jesus Bescheid.«

Johannes des Zebedäus eilt weg. Ein tiefes Schweigen lastet auf denen in der Küche. Schließlich sagt Judas: »Verzeih mir, du, Simon, als erster. Du hast ein so väterliches Herz. Auch ich bin ein Waisenkind.«

»Ja, ja, ich verzeihe dir. Bitte rede nicht mehr davon. Wir sind Brüder und mir gefallen diese Ebben und Fluten nicht, die Bitten um Verzeihung und die Rückfälle. Sie betrüben beide Teile. Da kommt Jesus. Geh ihm entgegen. Das genügt.«

Judas geht, während Petrus sich nicht anders zu helfen weiß, als hinauszugehen und wütend trockenes Holz zu spalten ...

246 Das Gleichnis von den zehn Jungfrauen

Jesus spricht vor den Arbeitern Johans: Isaak, vielen Jüngern, den Frauen, unter ihnen Maria, die allerheiligste Mutter, und Marta, sowie anderen Leuten von Betanien. Alle Apostel sind anwesend. Das Kind sitzt Jesus gegenüber und läßt sich kein Wort entgehen. Die Predigt muß gerade erst begonnen haben, denn es kommen immer noch Menschen ...

Jesus sagt: »... Gerade wegen dieser Angst, die ich so lebhaft in vielen von euch sehe, möchte ich euch heute ein schönes Gleichnis erzählen. Ein Gleichnis, das für die Menschen guten Willens süß und für die anderen bitter ist. Aber diese können sich vom Bitteren befreien. Auch sie können guten Willens werden, und der Vorwurf, der sich durch das Gleichnis im Gewissen regt, wird sich legen.

Das Himmelreich ist das Haus, in dem sich die Vermählung Gottes mit den Seelen vollzieht, und der Augenblick des Eintritts ist der Hochzeitstag.

So hört also. Bei uns ist es Sitte, daß Jungfrauen den Bräutigam begleiten, um ihn mit Lichtern und Gesängen mit seiner Braut ins Hochzeitshaus zu geleiten. Wenn der Hochzeitszug das Haus der Braut verläßt, die sich verschleiert und gerührt als Königin zu ihrem Platz begibt, in ein Haus, das nicht das ihrige ist, das aber in dem

Augenblick, da sie und der Bräutigam ein Fleisch werden, das ihrige wird, dann eilen die Jungfrauen, meist Freundinnen der Braut, diesen beiden Glücklichen entgegen, um sie mit einem Lichterkranz zu umringen.

Nun geschah es, daß in einem Dorf eine Hochzeit gefeiert wurde. Während die Brautleute sich mit den Verwandten und Freunden im Haus der Braut versammelten, gingen zehn Jungfrauen an ihren Platz, in den Vorraum des Hauses des Bräutigams, bereit, ihm entgegenzueilen, sobald der Klang der Zimbeln und Gesänge ankündigen würden, daß die Brautleute das Haus der Braut verlassen, um zum Haus des Bräutigams zu gehen. Aber das Mahl im Haus der Braut zog sich in die Länge, und die Nacht brach herein. Die Jungfrauen, ihr wißt es, haben immer brennende Lampen, um im rechten Augenblick keine Zeit zu verlieren. Nun waren unter diesen zehn Jungfrauen mit brennenden Lampen fünf kluge und fünf törichte. Die Klugen hatten sich weislich mit kleinen Gefäßen voll Öl eingedeckt, um ihre Lampen damit auffüllen zu können, wenn die Wartezeit länger als vorgesehen sein würde, während die Törichten nur ihre Lampen gut gefüllt hatten.

Eine Stunde verging nach der anderen. Zuerst redeten sie miteinander, erzählten sich gegenseitig Geschichten und machten Späße, um sich die Zeit zu vertreiben. Doch schließlich wußten sie nichts mehr zu sagen und zu tun. Gelangweilt oder auch einfach müde, setzten sich die zehn Mädchen bequem nieder, mit ihren brennenden Lampen in der Nähe, und schliefen langsam alle ein. Es kam die Mitternacht, und man hörte den Ruf: „Auf! Der Bräutigam kommt! Geht ihm entgegen!“ Die zehn Mädchen erhoben sich sofort, nahmen ihre Schleier und ihre Blumenkränze und machten sich bereit; dann liefen sie zum Tisch, auf den sie ihre Lampen gestellt hatten. Fünf von diesen waren bereits am Erlöschen . . . Der Docht, der nicht mehr von Öl getränkt und daher verbraucht war, rauchte. Die Flammen wurden immer schwächer und drohten beim leisesten Windhauch zu erlöschen. Die fünf anderen Lampen hingegen, die vor

dem Schlaf von den Klugen aufgefüllt worden waren, hatten noch helle Flammen und strahlten noch heller, nachdem neues Öl nachgefüllt worden war.

„Oh“, baten die Törichten, „gebt uns ein wenig von eurem Öl, sonst erlöschen unsere Lampen, sobald wir sie bewegen. Eure Leuchten so schön.“ Aber die Klugen antworteten: „Draußen bläst der nächtliche Wind, und der Regen fällt mit großen Tropfen. Das Öl wird nicht ausreichen, um eine große Flamme zu machen, die dem Wind und dem Regen standhält. Wenn wir davon abgeben, wird es geschehen, daß auch unsere Lampen nur noch flackern, und der Brautzug wäre jämmerlich ohne das Leuchten der Lampen! Lauft, geht zum nächsten Krämer, bittet, klopft an, damit er aufsteht, um euch Öl zu geben.“

Die fünf Törichten folgten dem Rat der Gefährtinnen, wobei sie unterwegs die Kränze verloren, da sie immer wieder in der Dunkelheit zusammenstießen und sich die Schleier zerknitterten und die Kleider beschmutzten.

Doch während sie gingen, Öl zu kaufen, erschien am Ende der Straße der Bräutigam mit der Braut. Die fünf Jungfrauen eilten ihnen mit den brennenden Lampen entgegen und betraten mit dem Bräutigam in ihrer Mitte das Haus, um dort die Feier abzuschließen, indem sie die Braut ins Brautgemach geleiteten. Nach ihrem Eintritt wurde das Haus geschlossen, und wer draußen war, mußte draußen bleiben. So fanden die fünf Törichten, die endlich mit dem Öl angekommen waren, die Tür verschlossen und klopften vergebens, sich die Hände verletzend und klagend: „Herr, Herr, öffne uns! Wir gehören zum Hochzeitszuge. Wir sind die glückbringenden Jungfrauen, dazu auserwählt, deinem Brautgemach Ehre und Glück zu bringen.“ Aber der Bräutigam rief vom Obergeschoß des Hauses herab, nachdem er für einen Augenblick die intimsten Eingeladenen verlassen hatte, mit denen er sich gerade unterhielt, während die Braut sich in das Brautgemach zurückgezogen hatte: „Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht. Ich weiß nicht, wer ihr seid. Eure Gesichter

waren nicht unter den Feiernden, die meine Geliebte umgaben. Ihr seid nicht das, wofür ihr euch ausbebt, und sollt daher aus dem Hochzeitshaus ausgeschlossen bleiben.“ Die fünf Törichten gingen weinend mit den nun nutzlosen Lampen, den zerknitterten Kleidern, den zerrissenen Schleiern und den aufgelösten oder verlorenen Blumenkränzen auf der finsternen Straße fort.

Und nun hört die im Gleichnis enthaltene Lehre! Ich habe euch anfangs gesagt, daß das Himmelreich das Haus der Vereinigung der Seelen mit Gott ist. Zur himmlischen Hochzeit sind alle Gläubigen geladen, denn Gott liebt alle seine Kinder. Die einen finden sich früher, die anderen später zur Hochzeit ein, und wer dort ankommt hat großes Glück.

Nun hört weiter! Ihr wißt, wie die Mädchen es als Ehre und Glück betrachten, als Mägde der Braut eingeladen zu werden. Wir wollen in unserem Fall die Rollen verteilen, so werdet ihr besser begreifen. Der Bräutigam ist Gott. Die Braut ist die Seele eines Gerechten, die die Zeit der Verlobung im Haus des Vaters, also in dessen Fürsorge und im Gehorsam zu ihm und zur Lehre Gottes, in Gerechtigkeit verbracht hat und nun zur Hochzeit in das Haus des Bräutigams gebracht wird. Die Jungfrauen sind die Seelen der Gläubigen, die dem Beispiel der Braut folgend versuchen, zur selben Ehre zu gelangen, indem sie nach Heiligkeit streben; denn die Tatsache, daß der Bräutigam die Frau wegen ihrer Tugenden gewählt hat, ist ein Zeichen dafür, daß sie ein lebendes Beispiel der Heiligkeit war. Diese Seelen haben ein weißes, reines und frisches Gewand, weiße Schleier und sind mit Blumenkränzen gekrönt. Sie haben brennende Lampen in den Händen. Die Lampen sind gereinigt, der Docht vom feinsten Öl getränkt, damit es nicht übel riecht.

Im weißen Gewand. Die beharrlich geübte Gerechtigkeit verleiht ein weißes Gewand, und bald kommt der Tag, an dem es herrlich sein wird, ohne den leisesten Schimmer eines Makels, mit einem übernatürlichen Glanz und einer engelhaften Reinheit.

In einem reinen Gewand. Es ist nötig, durch die Demut das Kleid

immer rein zu halten. Sehr leicht kann die Reinheit des Herzens getrübt werden. Und wer nicht reinen Herzens ist, kann Gott nicht sehen. Die Demut ist wie Wasser, das wäscht. Da sein Auge nicht vom Rauch des Stolzes getrübt ist, wird der Demütige sich sofort bewußt, wenn sein Gewand beschmutzt wird; er eilt zu seinem Herrn und sagt: „Ich habe mein Herz der Reinheit beraubt. Ich weine, um mich zu reinigen; ich weine zu deinen Füßen. Und du, meine Sonne, mache mit deinem gütigen Verzeihen, mit deiner väterlichen Liebe, mein Kleid wieder weiß.“

In frischem Gewand. Oh, die Frische des Herzens! Die Kinder haben sie als Gabe Gottes. Die Gerechten haben sie als Gabe Gottes und durch eigenen Willen. Die Heiligen haben diese Frische als Gabe Gottes und aus eigenem, zum Heroismus gesteigerten Willen. Aber die Sünder mit ihrer zerlumpten, angesengten, vergifteten und beschmutzten Seele; werden sie nie mehr ein reines Gewand haben können? Oh doch, sie können es haben! Sie beginnen, es wiederzubekommen in dem Augenblick, da sie sich mit Abscheu betrachten, und es wird um so weißer, je mehr sie sich bemühen, ihr Leben zu ändern. Sie vervollkommen es, wenn sie sich mit der Buße reinigen und entgiften und ihre arme Seele wieder aufrichten, immer betend um die Hilfe Gottes, der seinen Beistand nie denen versagt, die darum bitten, und auch mit dem eigenen Willen, der zum Heroismus gelangen muß; denn sie haben es nicht nur nötig, das zu hüten, was sie haben, sondern sie müssen wiederaufbauen, was sie abgebrochen haben, also doppelte, dreifache, siebenfache Mühe aufwenden. Schließlich müssen sie mit unermüdlichen, unerbittlichen Bußübungen des eigenen Ich, das gesündigt hat, ihre Seele zu einer neuen Frische der Kindheit führen, die wertvoll wird durch die Erfahrung und sie zu Lehrern macht für die anderen, die Sünder sind, wie sie selbst es zuvor gewesen sind.

Die weißen Schleier. Die Demut! Ich habe gesagt: „Wenn ihr betet oder Buße tut, dann macht es so, daß die Welt nichts davon bemerkt.“ In den Büchern der Weisheit steht geschrieben: „Es ist nicht gut, das

Geheimnis des Königs zu enthüllen.“ Die Demut ist der weiße Schleier, der als Schutz über das Gute, das man tut, und über das Gute, das Gott gewährt, ausgebreitet wird. Kein Rühmen für das Privileg der Liebe, die Gott gewährt; kein tönlicher menschlicher Ruhm! Die Gabe würde sofort entzogen. Vielmehr innerlicher Lobgesang des Herzens für seinen Gott: „Hochpreise meine Seele den Herrn, denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd gesehen.“«

Jesus macht eine kurze Pause und wirft einen Blick auf seine Mutter, die sich fester in ihren Schleier hüllt und sich tief beugt, als wolle sie die Haare des Kindes, das zu ihren Füßen sitzt, in Ordnung bringen, in Wirklichkeit jedoch, um zu verbergen, wie tief die Erinnerung sie bewegt ...

Mit Blumen gekrönt. Die Seele muß sich schmücken mit Girlanden täglicher Tugendhaftigkeit, denn vor dem Antlitz des Allerhöchsten kann Fehlerhaftes nicht bestehen; man darf nicht nachlässig werden. Täglich, habe ich gesagt! Denn die Seele weiß nicht, wann Gott-Bräutigam erscheint, um zu sagen: „Komm!“ Daher darf sie nie müde werden, den Kranz zu erneuern. Habt keine Angst, wenn die Blumen verwelken. Die Blumen der Tugendhaftigkeit welken nicht. Der Engel Gottes, den jeder Mensch an seiner Seite hat, sammelt diese täglichen Kränze und trägt sie in den Himmel. Dort zieren sie den Thron des neuen Seligen, wenn er als Braut in den Hochzeitssaal eintritt.

Ihre Lampen brennen. Um den Bräutigam zu ehren und für sich selbst den Weg zu beleuchten. Wie strahlend ist der Glaube und welch ein holder Freund ist er! Er ist wie eine strahlende Flamme, wie ein Stern, eine lachende Flamme, sicher ihrer Gewißheit; eine Flamme, die auch das Gefäß, das sie trägt, leuchten läßt. Auch der menschliche Körper, der vom Glauben genährt wird, scheint schon auf dieser Erde strahlender, vergeistigter und immun gegen heftige Leidenschaften; denn wer glaubt, richtet sich nach den Worten und Geboten Gottes, um Gott, sein Ziel, zu besitzen; er flieht daher alles Verderbliche und kennt keine Unruhe, Ängste und Selbstvorwürfe.

Er braucht sich nicht anzustrengen, um sich seiner Lügen zu erinnern oder seine bösen Taten zu verbergen, und er bleibt schön und jung in der schönen Unberührtheit des Heiligen. Ein Fleisch und ein Blut, ein Geist und ein Herz, gereinigt von aller Unzucht, um das Öl des Glaubens zu bewahren und rauchfreies Licht zu spenden. Ein beständiger Wille, stets dieses Licht zu nähren. Das tägliche Leben mit seinen Enttäuschungen, Feststellungen, Berührungen, Versuchungen und Angriffen führt leicht zur Verminderung des Glaubens. Das darf nicht geschehen! Geht täglich zu den Quellen des sanften Öles, des weisen Öles, des göttlichen Öles.

Die wenig genährte Lampe kann vom leisesten Windhauch und den schweren Regentropfen der Nacht ausgelöscht werden. Die Nacht, die Stunde der Finsternis, der Sünde, der Versuchung, kommt für alle. Es ist die Nacht der Seele. Aber wenn diese voller Glauben ist, kann die Flamme nicht vom Wind der Welt und vom Nebel der Sinnlichkeit gelöscht werden.

Wachsamkeit, Wachsamkeit, Wachsamkeit! Wer unklug ist, vertraut unklugerweise und sagt: „Oh, Gott kommt rechtzeitig, solange noch Licht in mir ist.“ Wer schläft statt zu wachen; wer weiterschläft, ohne sich beim ersten Ruf sofort zu erheben; wer sich auf den letzten Augenblick verläßt, um sich das Öl des Glaubens oder den starken Docht des guten Willens zu verschaffen, lebt in der Gefahr, draußen bleiben zu müssen, wenn der Bräutigam kommt. Wacht also mit Klugheit, Ausdauer, Reinheit und Vertrauen, um immer bereit zu sein, wenn Gott euch ruft, denn ihr wißt wirklich nicht, wann er kommen wird.

Meine lieben Jünger, ich will nicht, daß ihr vor Gott zittert; vielmehr sollt ihr Vertrauen in seine Güte haben. Sowohl ihr, die ihr bleibt, als auch ihr, die ihr nun geht, denkt alle daran, daß ihr, wenn ihr es wie die klugen Jungfrauen macht, gerufen werdet, nicht nur, um dem Bräutigam das Geleit zu geben, sondern wie die junge Ester, die anstelle Waschtis Königin wurde, auserwählte Bräute zu sein, da der Bräutigam in euch jede Anmut und Gunst vor jeder anderen ge-

funden hat. Ich segne euch, die ihr gehen müßt. Tragt in euch und zu den Gefährten dieses mein Wort. Der Friede des Herrn sei allezeit mit euch!«

Jesus nähert sich den Landarbeitern, um sie noch einmal zu grüßen, aber Johannes von En-Dor flüstert ihm zu: »Meister, Judas ist da ... «

»Das ist gleichgültig! Begleite sie zum Wagen und tue, was ich dir aufgetragen habe.«

Die Versammlung löst sich langsam auf. Viele reden noch mit Lazarus, und dieser wendet sich an Jesus, läßt die Leute stehen und sagt: »Meister, bevor du uns verläßt, sprich noch einmal zu uns. Die Leute von Betanien wünschen es.«

»Der Abend sinkt hernieder. Er ist friedlich und klar. Wenn ihr euch auf dem gemähten Heu versammeln wollt, will ich noch einmal sprechen, bevor ich diesen freundlichen Ort verlasse. Oder sonst morgen, bei Sonnenaufgang, denn es ist schon spät.«

»Später! Aber diesen Abend!« schreien alle.

»Wie ihr wollt. Geht nun! Zur Mitte der ersten Nachtwache werde ich zu euch reden ... «

247 Das Gleichnis vom König, der seinem Sohn die Hochzeit bereitet

Jesus ist wirklich unermüdlich. Während die Sonne mit letztem rötlichen Schein verschwindet und vereinzelt, noch unsicher, die ersten Grillen zirpen, begibt sich Jesus auf ein erst vor kurzem gemähtes Feld, auf dem das trocknende Gras einen dichten, weichen, duftenden Teppich bildet. Ihm folgen die Apostel, die Marien, Marta und Lazarus mit der Hausgemeinschaft, Isaak mit den Jüngern und, könnte man sagen, ganz Betanien. Unter den Bediensteten befinden sich auch der Greis und die Frau, die beiden, die auf dem Berg der Seligkeiten Trost für ihre Tage gefunden haben. Jesus bleibt stehen, um den Patriarchen zu segnen, der ihm weinend die Hand küßt

und das Kind streichelt, das an der Seite Jesu geht, und ihm sagt: »Glücklich bist du, der du ihm folgen darfst! Sei brav und sei aufmerksam, Sohn! Du hast ein großes Glück, ein großes Glück! Über deinem Haupt schwebt eine Krone. Oh, du Glücklicher!«

Als alle Platz genommen haben, beginnt Jesus zu reden: »Die armen Freunde sind abgereist. Sie hatten es so nötig, in der Hoffnung, ja in der Gewißheit bestärkt zu werden; ein kleines Wissen genügt, um in das Reich aufgenommen zu werden; es genügt ein Mindestmaß an Wahrheit, auf welcher der gute Wille aufbauen kann. Nun spreche ich zu euch, die ihr viel weniger unglücklich seid, da es euch materiell besser geht und ihr eine größere Hilfe vom Wort erhaltet. Meine Liebe erreicht sie nur in Gedanken. Euch erreicht meine Liebe auch mit dem Wort. Daher werdet ihr im Himmel und auf Erden mit größerer Strenge behandelt; denn, wem viel gegeben wurde, von dem wird auch viel verlangt. Sie, die armen Freunde, die in ihre Galeere zurückkehren, können nur ein Minimum Gutes haben; und sie haben dagegen ein Maximum an Leid. Ihnen gilt daher nur das Versprechen des Wohlwollens, denn alles andere wäre überflüssig. Wahrlich, ich sage euch, ihr Leben ist Buße und Heiligkeit, und mehr darf ihnen nicht zugemutet werden. Und in Wahrheit sage ich euch, daß sie wie die klugen Jungfrauen ihre Lampen bis zur Stunde der Abberufung nicht erlöschen lassen.

Erlöschen lassen? Nein! Ihr ganzes Gut ist dieses Licht. Sie können es nicht erlöschen lassen. Wahrlich, ich sage euch, so wie ich im Vater bin, so sind die Armen in Gott, und darum wollte ich, das Wort des Vaters, arm geboren werden und arm bleiben. Denn unter den Armen fühle ich mich dem Vater näher, der die Armen liebt und von diesen mit ihrer ganzen Kraft geliebt wird. Die Reichen haben viele Dinge. Die Armen haben nur Gott. Die Reichen haben Freunde. Die Armen sind allein. Die Reichen haben vielen Trost. Die Armen haben keinen Trost. Die Reichen haben Vergnügen. Die Armen haben nur ihre Arbeit. Für die Reichen wird alles durch das Geld erleichtert. Die Armen haben das Kreuz der Angst vor Krank-

heit und Mißernten; denn diese bedeuten für sie Hunger und Tod. Aber die Armen haben Gott als ihren Freund und Tröster. Er ist es, der sie ablenkt von ihrer betrüblichen Gegenwart durch himmlische Hoffnungen. Er ist es, zu dem sie sagen können, und sie tun es auch, weil sie arm, demütig und allein sind: „Vater, steh uns mit deiner Barmherzigkeit bei.“

Was ich hier auf dem Besitz des Lazarus, meines und des Freundes Gottes sage, kann eigenartig klingen, da Lazarus sehr reich ist. Doch Lazarus ist eine Ausnahme unter den Reichen; denn Lazarus hat die Tugend erreicht, die am seltensten auf Erden zu finden ist und noch seltener nach Anweisung anderer ausgeübt werden kann: *die Tugend der Freiheit vom Reichtum. Lazarus ist gerecht.* Er fühlt sich jetzt nicht beleidigt. Man kann ihn nicht beleidigen, denn er weiß, daß er der Reiche-Arme ist und mein verdeckter rügender Vorwurf nicht ihm gilt. Lazarus ist gerecht. Er anerkennt, daß es in der Welt der Großen so ist, wie ich sage. Daher spreche ich und sage: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, leichter gelangt ein Armer zu Gott als ein Reicher, und im Himmel meines und eures Vaters werden viele Sitze von denen besetzt sein, die auf Erden verachtet wurden, weil sie geringer als der Staub waren, der zertreten wird.

Die Armen bewahren in ihren Herzen die Perlen der Worte Gottes. Sie sind ihr einziger Schatz. Wer nur einen Schatz hat, der wacht darüber. Wer viele hat, langweilt sich und ist zerstreut, ist hochmütig und sinnlich. Daher bewundert er nicht mit demütigen und verliebten Augen den Schatz, den Gott ihm gegeben hat. Er mischt ihn unter andere Dinge, die nur scheinbar wertvoll sind, Schätze, die den Reichtum der Erde bilden, und denkt dabei: „Es ist eine Herablassung meinerseits, wenn ich die Worte von einem annehme, der mir dem Fleische nach gleich ist.“ Er stumpft seine Fähigkeit, das zu kosten, was übernatürlich ist, mit dem starken Geruch der Sinnlichkeit ab. Starke Gerüche! Ja, sehr gewürzte; um den Gestank und Verwesungsgeruch zu überdecken.

Aber hört, und ihr werdet besser verstehen, warum Reichtümer

und Schwelgereien den Eintritt ins Himmelreich versperren.

Ein König bereitete die Hochzeit seines Sohnes vor. Ihr könnt euch vorstellen, was das für ein Fest im Königreich war. Er war sein einziger Sohn, und da er das richtige Alter erreicht hatte, heiratete er seine Auserwählte. Der Vater und König wollte, daß die Freude seines Sohnes, der endlich Bräutigam seiner Vielgeliebten war, nur von Freude umgeben sei. Zu den vielen Feiern gehörte auch ein großes Festmahl. Er ließ es gut vorbereiten und überwachte selbst alle Einzelheiten, damit es herrlich und des Königssohnes würdig werde.

Er sandte auch rechtzeitig seine Diener aus, um Freunde, Verbündete und auch die Vornehmen seines Reiches zu unterrichten, daß die Hochzeit an einem festgelegten Tag stattfinde; daß sie eingeladen seien und kommen sollten, um einen würdigen Hof für den Sohn zu bilden. Aber die Freunde, die Verbündeten und die Vornehmen des Reiches nahmen die Einladung nicht an.

Der König, der im Zweifel darüber war, daß die ersten Diener bestimmt genug gesprochen hatten, sandte noch andere aus, die sagen sollten: „Aber kommt doch! Wir bitten euch! Alles ist vorbereitet! Die Tafel ist gedeckt, kostbare Weine sind von überall her gebracht worden; in der Küche ist schon das Fleisch der Rinder und gemästeten Tiere aufgehäuft, um gebraten zu werden; Sklaven kneten den Teig für Süßwaren, andere zerstoßen in den Mörsern die Mandeln, um daraus feinste Leckereien zu backen, in die sie auserlesenste Aromen mischen. Die besten Tänzerinnen und Musiker sind für das Fest bestellt. Kommt also, damit all dieser Aufwand nicht vergeblich sei.“

Aber die Freunde, die Verbündeten und die Großen im Reich lehnten entweder ab oder sagten: „Wir haben anderes zu tun.“ Einige taten so, als ob sie die Einladung annähmen, gingen dann aber ihren Geschäften nach, die einen auf dem Feld, die anderen im Handel, wieder andere auf weniger edlen Gebieten. Verärgerte nahmen sogar wegen des vielen Drängens den Diener fest und töteten ihn, um ihn zum Schweigen zu bringen, da er erklärt hatte: „Verweigere dem

König diese Bitte nicht, denn es könnte dir zum Schaden gereichen!“

Die Diener kehrten zum König zurück und berichteten ihm alles. Der König wurde von Zorn erfüllt und sandte seine Soldaten aus, um die Mörder seiner Diener zu bestrafen und auch jene, die seine Einladung abgeschlagen hatten; und er nahm sich vor, jene zu belohnen, die zu kommen versprochen hatten. Aber am Abend des Festes, zur festgelegten Stunde, erschien kein einziger von allen. Der erzürnte König rief seine Diener und sagte: „Es darf nicht geschehen, daß mein Sohn an diesem Hochzeitsabend von niemand gefeiert wird. Das Hochzeitsmahl ist bereit, aber die Eingeladenen sind dessen nicht wert. Das Hochzeitsmahl meines Sohnes muß jedoch stattfinden. Geht daher auf die Straßen, stellt euch an die Wegkreuzungen, haltet die Vorübergehenden auf, versammelt die Rastenden und bringt sie hierher, damit der Saal voll werde mit feiernden Menschen.“

Die Diener gingen hinaus auf die Straßen, verstreuten sich auf die Plätze, stellten sich an die Wegkreuzungen und versammelten alle, die sie finden konnten, Gute und Böse, Reiche und Arme. Sie brachten sie zum königlichen Palast und gaben ihnen das Nötige, um würdig im Saale des Hochzeitsmahles erscheinen zu können. Dann führten sie alle hin, und der Saal füllte sich, wie der König es gewünscht hatte, mit fröhlichen Menschen.

Doch als der König den Saal betrat, um nachzusehen, ob das Fest beginnen könne, sah er einen, der, ungeachtet der von den Dienern geleisteten Hilfe, kein Festkleid trug. Er fragte ihn: „Warum bist du ohne Festkleid hereingekommen?“ Doch jener wußte nichts zu antworten, denn es gab keine Entschuldigungsgründe. Da rief der König die Diener herbei und sagte zu ihnen: „Nehmt diesen, bindet ihn an Händen und Füßen und werft ihn hinaus aus meinem Haus in die Finsternis und den eisigen Schlamm. Dort wird er heulen und mit den Zähnen knirschen, wie er es verdient hat aufgrund seines Undankes und der mir zugefügten Beleidigung. Mehr noch als mich hat er meinen Sohn beleidigt, da er in ärmlichen, schmutzigen Klei-

dern den Festsaal betreten hat, in den niemand eintreten darf, der dessen und meines Sohnes nicht würdig ist.“

Ihr seht also, daß die Interessen der Welt, der Geiz, die Sinnlichkeit und Grausamkeit den Zorn des Königs erwecken und den Menschen, die sich den Angelegenheiten der Welt widmen, den Eintritt in den königlichen Palast versperren. Und ihr seht, daß auch unter denen einer bestraft wird, die im Hinblick auf seinen Sohn gerufen worden sind.

Wie vielen auf dieser Welt hat Gott bis zum heutigen Tag sein Wort gesandt!

Die Verbündeten, die Freunde, die Großen seines Volkes hat Gott wirklich durch seine Diener eingeladen, und er wird sie immer dringender einladen, je näher die Stunde der Hochzeit rückt. Aber sie werden die Einladung nicht annehmen, denn sie sind falsche Verbündete, falsche Freunde und nur dem Namen nach Große; denn Niederträchtigkeit steckt in ihnen.«

Jesus läßt seine Stimme immer mehr anschwellen; seine Augen sind wahre Lichtbündel im Schein des Feuers, das für ihn und seine Zuhörer angezündet worden ist, um den Abend zu erhellen, da der im letzten Viertel stehende Mond erst spät aufgeht. »Ja, Niederträchtigkeit steckt in ihnen, und daher verstehen sie nicht, daß es eine Pflicht und eine Ehre für sie ist, der Einladung des Königs zu folgen.

Hochmut, Härte und Fleischeslust bilden ein Bollwerk in ihren Herzen. Und – Unglückliche, die sie sind! – sie hassen mich und wollen daher nicht zur Hochzeit kommen. Sie wollen nicht kommen. Sie ziehen der Hochzeit schmutzige Verbindungen mit der Politik, schmieriges Geld und schmutzigste Sinnenlust vor. Sie ziehen die schmählichen Berechnungen, Verschwörungen, heimtückischen Verschwörungen, die Täuschung und das Verbrechen vor.

Dies alles verurteile ich im Namen Gottes. Und gerade deshalb haßt man die Stimme, die spricht, und die Feste, zu welchen sie einlädt. In diesem Volk werden Henker der Diener Gottes, der Propheten gesucht. Die Propheten waren die Diener Gottes bis jetzt; meine

Jünger sind die Diener von jetzt an. In diesem Volk werden Spötter Gottes gesucht, die sagen: „Ja, wir kommen“, während sie im Innern denken: „Nie und nimmer.“ Das geschieht in Israel.

Damit der Sohn eine würdige Hochzeitsfeier habe, schickt der König des Himmels seine Diener an die Wegkreuzungen, um jene einzuladen, die keine Freunde, keine Vornehmen und keine Verbündeten sind, sondern einfaches, vorüberziehendes Volk. Durch meine Hand, die Hand des Sohnes und Dieners Gottes, ist schon mit der Ernte begonnen worden.

Wer es auch sein mag, kann kommen ... Es sind ihrer schon gekommen. Ich helfe ihnen, sich rein und schön für das Hochzeitsfest zu machen. Aber es sind Menschen darunter, die zu ihrem Unglück von der Hochherzigkeit Gottes Wohlgerüche und königliche Gewänder annehmen, um sich selbst erscheinen zu lassen, was sie nicht sind: als reich und würdig; sie mißbrauchen die Güte, um in unwürdiger Weise zu verführen und zu verdienen ... Individuen mit niederträchtiger Seele in den Fängen des abstoßenden Polyps der Laster. Sie unterschlagen wohlriechende Essenzen und Gewänder, um unerlaubten Gewinn daraus zu ziehen und sie nicht für die Hochzeit des Königssohnes, sondern für ihre Hochzeit mit dem Satan zu verwenden.

Dies alles wird geschehen, *denn viele sind berufen, aber nur wenige, die in der Berufung auszuharren verstehen, auserwählt.*

Es wird aber auch geschehen, daß diese Hyänen, die das Aas der lebendigen Nahrung vorziehen, zur Strafe aus dem Festsaal in die Finsternis des ewigen Sumpfes geworfen werden, in welchem Satan bei jedem Sieg über eine Seele sein schreckliches Gelächter ausstößt, und in dem auf ewig das Klagen der Verzweiflung der Törichten ertönt, die dem Bösen folgten statt der Güte, die sie gerufen hatte.

Erhebt euch und laßt uns zur Ruhe gehen. Ich segne euch alle, ihr Bewohner von Betanien, alle. Ich segne euch und schenke euch meinen Frieden. Und ich segne besonders dich, Lazarus, mein Freund, und dich, Marta. Ich segne meine alten und meine neuen Jünger, die

ich in die Welt sende, um zur Hochzeit des Königs einzuladen. Kniert euch alle nieder, ich will euch alle segnen.

Petrus, sag das Gebet, das ich euch gelehrt habe; sage es hier, an meiner Seite stehend, denn so muß es von dem gesagt werden, der von Gott dazu bestimmt ist.«

Die ganze Versammlung kniet nieder im Heu. Nur Jesus steht in seinem Leinenkleid groß und schön da, Petrus in seinem braunen Gewande neben ihm, ist aufgereggt, beinahe zitternd. Er betet mit seiner nicht schönen, aber männlichen Stimme langsam, aus Angst, einen Fehler zu machen: »Vater unser ... «

Man hört vereinzelt Schluchzen ... von Männern, von Frauen ... Margziam, der vor Maria kniet, die seine gefalteten Händchen hält, blickt mit einem engelgleichen Lächeln zu Jesus auf und sagt leise: »Schau, Mutter, wie schön er ist! Und wie schön ist auch mein Vater! Es ist wie im Himmel ... Wird auch meine Mama hier sein und uns sehen?«

Und Maria antwortet mit einem Flüstern, das in einem Kuß endet: »Ja, Lieber, sie ist hier; sie lernt das Gebet.«

»Und ich, lerne ich es auch?«

»Sie wird es dir in die Seele flüstern, während du schläfst, und ich wiederhole es dir tagsüber.«

Das Kind legt das braune Köpfchen zurück an die Brust Marias und bleibt so, während Jesus mit dem stets feierlichen Segen des Mose segnet.

Dann erheben sich alle und gehen in ihre Häuser. Nur Lazarus folgt Jesus und geht mit ihm in das Haus Simons, um noch mit ihm zu sein. Auch die anderen treten ein. Iskariot setzt sich beschämt in eine halbdunkle Ecke. Er wagt nicht, sich Jesus zu nähern, wie die anderen ...

Lazarus beglückwünscht Jesus. Er sagt: »Oh, es tut mir so leid, dich fortgehen zu sehen. Aber ich bin sehr glücklich, daß du uns nicht schon vorgestern verlassen hast!«

»Warum, Lazarus?«

»Du kamst mir so traurig und müde vor ... Du hast nicht gesprochen, hast kaum gelächelt ... Gestern und heute bist du wieder mein heiliger, guter Meister geworden; das erfüllt mich mit Freude ...«

»Ich war es auch, als ich schwieg ...«

»Du warst es. Aber du bist die Abgeklärtheit und das Wort. Das erwarten wir von dir. Wir trinken an diesen Quellen unsere Kraft. Und da schienen diese Brunnen versiegt zu sein; und unser Durst war quälend ... Du hast gesehen, daß auch die Heiden überrascht waren und gekommen sind, dich aufzusuchen ...«

Iskariot, dem sich Johannes des Zebedäus genähert hatte, wagt nun zu sprechen: »Stimmt, sie hatten auch mich gefragt ... denn ich war in der Nähe der Burg Antonia, in der Hoffnung, dich dort anzutreffen.«

»Du wußtest, wo ich war«, entgegnet Jesus kurz.

»Ich habe es gewußt; aber ich hoffte, daß du nicht jene enttäuschst, die auf dich warteten. Auch die Römer waren enttäuscht. Ich weiß nicht, warum du so gehandelt hast.«

»Und du fragst mich das? Bist du nicht auf dem laufenden über die Umtriebe des Synedriums, der Pharisäer und noch anderer, die mich betreffen?«

»Wie? Hattest du Angst?«

»Nein, Ekel. Letztes Jahr, als ich allein war, *einer allein gegen die ganze Welt*, die nicht einmal wußte, daß ich Prophet bin, habe ich bewiesen, daß ich keine Angst habe. Und du bist ein Erwerb meiner Furchtlosigkeit. Ich habe meine Stimme erhoben gegen eine ganze Menge von Schreihälsen. Ich habe dem Volk die Stimme Gottes vernehmen lassen, welche sie vergessen hatte. Ich habe das Haus des Herrn vom materiellen Schmutz gereinigt, der darin herrschte; ich habe nicht gehofft, es von noch viel schlimmerem moralischem Schmutz, der sich dort eingenistet hat, reinigen zu können, weil ich die Zukunft der Menschen kenne. Ich habe nur meine Pflicht erfüllt, im Eifer für das Haus des ewigen Herrn, das in einen lärmigen

Markt mit Händlern, Wucherern und Dieben verwandelt worden war; ich wollte alle aus ihrer Trägheit aufrütteln, welche die Jahrhunderte priesterlicher Nachlässigkeit in einen geistigen Todesschlaf versetzt hatten. Ich habe mein Volk zusammengeläutet, um es zu Gott zu führen. Dieses Jahr bin ich zurückgekehrt; ich habe gesehen, daß der Tempel um nichts besser geworden ist ... ja, noch schlimmer! Nicht mehr eine Spelunke der Diebe, sondern ein Ort der Verschwörung ist er. Er wird ein Ort des Verbrechens, dann eine Fuchshöhle und schließlich zerstört werden von einer Kraft, die mächtiger ist als die Simsons; und eine Kaste wird zermalmt, die unwürdig ist, sich heilig zu nennen. Es wäre unnütz, an diesem Ort zu reden, an dem mir – du erinnerst dich – verboten wurde, zu reden. Glaubensloses Volk! Volk, in seinen Häuptern vergiftet, verbietet, daß das Wort Gottes in seinem Haus spricht! Es ist mir verboten worden. Ich habe geschwiegen aus Liebe zu den Kleinen.

Die Stunde meiner Hinrichtung ist noch nicht gekommen. Zu viele brauchen mich noch, und meine Apostel sind noch nicht kräftig genug, um meine Nachkommenschaft in ihre Arme schließen zu können: die Welt.

Weine nicht, Mutter! Verzeih deinem Sohn, du Gute, sein Bedürfnis, jedem, der sich täuscht oder täuschen lassen will, die Wahrheit zu sagen, *die ich kenne* ... Ich schweige; aber wehe denen, für die Gott schweigt! ... Mutter, Margziam, weint nicht! ... Ich bitte euch. Niemand soll weinen.«

Aber in Wirklichkeit weinen alle mehr oder weniger schmerzlich.

Judas, totenbleich in seinem gelb-rot gestreiften Gewand, wagt noch mit einer kläglichen und lächerlichen Stimme zu sagen: »Glaube mir, Meister, ich bin erstaunt und betrübt ... Ich weiß nicht, was das heißen soll ... Ich weiß von nichts ... Es ist wahr, daß ich niemand im Tempel gesehen habe. Ich habe die Verbindungen zu allen abgebrochen ... Aber wenn du es sagst, muß es wahr sein ... «

»Judas! ... Auch Zadok hast du nicht gesehen?«

Judas läßt den Kopf sinken und murmelt: »Er ist ein Freund. Als

solchen habe ich ihn gesehen. Nicht als einen vom Tempel . . . «

Jesus antwortet nicht. Er wendet sich an Isaak und Johannes von En-Dor und gibt ihnen noch Anweisungen über ihre Arbeit.

Unterdessen trösten die Frauen Maria, die weint, und das Kind weint, weil es Maria weinen sieht.

Auch Lazarus und die Apostel sind traurig. Doch Jesus geht zu ihnen. Er hat wieder sein sanftes Lächeln; während er die Mutter umarmt und das Kind liebkost, sagt er: »Nun lebt wohl, ihr, die ihr hierbleibt; denn beim Morgengrauen wollen wir aufbrechen. Leb wohl, Lazarus! Leb wohl, Maximinus! Josef, ich danke dir für alle Aufmerksamkeit, die du meiner Mutter und den Jüngern erwiesen hast, während sie auf mich gewartet haben. Danke für alles. Und du, Lazarus, segne Marta noch einmal in meinem Namen. Ich werde bald wiederkommen. Beruhige dich, Mutter! Auch ihr, Maria und Salome, wenn ihr mitkommen wollt.«

»Natürlich kommen wir!« sagen die beiden Marien.

»Dann zur Ruhe! Der Friede sei mit allen. Gott sei mit euch.« Er macht ein Zeichen des Segens und geht hinaus, das Kind an der Hand führend und die Mutter umarmend.

Der Aufenthalt in Betanien ist zu Ende.

248 Nach Betlehem mit den Aposteln und den Jüngern

Beim ersten Morgengrauen sind sie von Betanien aufgebrochen; Jesus geht mit seiner Mutter, Maria des Alphäus und Maria Salome nach Betlehem, gefolgt von den Aposteln, denen Jabe voraus eilt und sich an allem, was er sieht, erfreut: an den aufgescheuchten Schmetterlingen, den zwitschernden Vögeln, die auf dem Weg Körnchen picken, an den Blumen, die mit diamantenen Tautropfen bedeckt sind, an einer herankommenden Herde mit vielen blökenden Lämmern. Nachdem sie den rauschenden Bach überquert haben, der im Süden von Betanien fröhlich schäumend über die Steine fließt, schlagen sie die Richtung nach Betlehem ein. Sie befinden sich nun

zwischen zwei Hügelketten, die ganz von grünen Olivenhainen und Weinbergen bedeckt sind, während kleine goldfarbene Äcker schon darauf warten, gemäht zu werden. Das Tal ist kühl, und der Weg einigermaßen bequem.

Simon des Jona geht rascher und holt die Gruppe Jesu ein. Er fragt: »Geht es hier nach Betlehem? Johannes sagt, das letzte Mal habt ihr einen anderen Weg genommen.«

»Das ist wahr«, antwortet Jesus. »Damals kamen wir von Jerusalem. Dieser Weg ist kürzer. Am Grabmal der Rahel, das die Frauen sehen wollen, werden wir uns trennen, wie wir es schon besprochen haben. Wir werden uns dann in Bet-Zur wiedersehen, wo meine Mutter etwas bleiben möchte.«

»Ja, das haben wir, wie gesagt, vorgesehen. Aber es wäre schön, wenn wir alle nach Betlehem gingen ... ganz besonders die Mutter ... denn schließlich ist sie die Königin von Betlehem und von der Grotte, und sie weiß alles ganz genau ... Wenn wir es von ihr hörten, wäre es doch etwas ganz anderes.«

Jesus lächelt und blickt Simon an, der seinen Wunsch so liebevoll ausspricht.

»Welche Grotte, Vater?« fragt Margziam.

»Die Grotte, in der Jesus geboren wurde.«

»Oh, schön, da gehe ich mit! ... «

»Es wäre wirklich schön«, sagen Maria des Alphäus und Salome.

»Sehr schön! ... Es wäre ein Zurückkehren in die Zeit, als die Welt dich noch nicht kannte, das ist wahr ... aber dich auch noch nicht haßte. Da könnten wir die Liebe der Einfachen wiederfinden, die nichts anderes kannten, als glauben und lieben in Demut und Vertrauen ... Da könnte ich die Last der Bitterkeit ablegen, die auf meinem Herzen liegt, seit ich dich so gehaßt weiß, und sie niederlegen dort in deine Krippe ... Es muß dort noch etwas von der Süßigkeit deines Blickes, deines Atems und deines noch unsicheren Lächelns zurückgeblieben sein. Das würde mein Herz erfreuen ... Es ist ja so verbittert ... « sagt Maria leise voller Sehnsucht und Trauer.

»So wollen wir hingehen, Mama. Du wirst uns führen. Heute bist du die Lehrerin; ich bin das Kind, das lernt.«

»Oh, Sohn! Nein, du bist stets der Lehrer . . . «

»Nein, Mama, Simon des Jona hat es gut gesagt. In Betlehem *bist du* die Königin. Es ist dein erstes Schloß. Maria aus dem Geschlechte Davids, führe dieses kleine Volk in dein Haus.«

Iskariot möchte reden, doch er schweigt. Jesus, der seine Bewegung bemerkt und verstanden hat, sagt: »Wenn jemand aus Müdigkeit oder aus einem anderen Grund nicht mitkommen will, kann er selbstverständlich nach Bet-Zur gehen.« Niemand erwidert etwas darauf.

Sie folgen der Straße durch das grüne Tal in Richtung Ost-West. Dann biegen sie leicht nach Norden ab, an einem Hügel entlang, der vorsteht, und erreichen so die Straße, die von Jerusalem nach Betlehem führt, gerade in der Nähe des mit einer Kuppel gekrönten Würfels des Grabmals der Rahel. Dort verweilen sie in ehrfürchtigem Gebet.

»Hier haben Josef und ich Rast gemacht . . . Es ist alles noch so wie damals. Nur die Jahreszeit ist nicht dieselbe. Damals war es ein kalter Tag im Kislew. Es hatte geregnet, und die Straßen waren schlammig geworden. Ein eisiger Wind wehte, und in der Nacht war Rauhreif entstanden. Die Straßen waren hart gewesen; jetzt aber sind sie voller Furchen von Karren und Menschenscharen. Sie waren wie ein Meer voller Schiffe; mein Eselchen hatte große Mühe . . . «

»Und du nicht, meine Mutter?«

»Oh, ich hatte dich! . . . « und sie blickt ihn mit solch glückstrahlenden Augen an, daß es alle rührt. Dann fährt sie fort: »Der Abend kam, und Josef war sehr in Sorge. Es kam ein immer stärkerer, bisiger Wind auf . . . Die Leute hatten es eilig, nach Betlehem zu kommen; sie stießen und drängten einander, und viele schimpften auf mein Eselchen, das so langsam lief und vorsichtig abtastete, wohin es seine Hufe setzte . . . Es war, als ob es gewußt hätte, daß du dabei warst und einen letzten Schlummer in der Wiege meines Schoßes

hieltest. Es war sehr kalt. Doch mein Herz glühte. Ich spürte dich kommen. Kommen? Du könntest sagen: „Ich war schon seit neun Monaten bei dir, Mama! Ja, aber nun war es, als ob du vom Himmel kämest. Die Himmel neigten sich über mich; ich sah ihren Lichterglanz ... Ich sah die Gottheit leuchten in ihrer Freude über deine bevorstehende Geburt; und Gluten drangen in mich ein, sie entflammten mich, sie enthoben mich allem ... Kälte, Wind, Mensch! Nichts! Ich sah Gott ... Ab und zu gelang es mir, meinen Geist auf die Erde zurückzurufen, und ich lächelte Josef zu, der meinerwegen Angst vor der Kälte und der Anstrengung hatte; er führte das Eselchen und befürchtete ständig, es könnte stolpern. Er hüllte mich in die Decke ein aus Angst, ich könnte mich erkälten ... Doch mir konnte nichts geschehen. Die Stöße spürte ich nicht. Ich hatte das Gefühl, auf einem Sternenpfad zu wandeln, zwischen leuchtenden Wolken und von Engeln getragen ... Und ich lächelte ... zuerst dir zu ... Ich schaute dich an, durch die Schranken des Fleisches, wie du mit geschlossenen Fäustchen in deinem Bettchen von lebenden Rosen schlummertest, meine Lilienknospe! Dann lächelte ich dem so betäubten Bräutigam zu, um ihn zu ermutigen ... dann den Leuten, die nichts ahnten von der Morgenröte ihres Erlösers.

Wir machten am Grabmal der Rahel Rast, um das Eselchen ausruhen zu lassen und ein wenig Brot und Oliven, unsere Nahrung der Armen zu essen. Aber ich hatte keinen Hunger. Ich konnte keinen Hunger haben; ich wurde genährt von meiner Freude ... Wir nahmen den Weg wieder auf ... Kommt, ich zeige euch, wo wir dem Hirten begegnet sind ... Habt keine Angst, daß ich mich irre. Ich erlebe diese Stunde und finde jeden Ort wieder; denn ich sehe alles durch ein großes engelhaftes Licht. Vielleicht ist die Schar der Engel wieder hier, dem Körper unsichtbar, aber den Seelen mit ihrem leuchtenden Schein gut sichtbar, und alles enthüllt sich, und alles wird gezeigt. Sie können nicht irren, und sie führen mich, zu meiner und zu eurer Freude. Hier ... Vom Feld dort zu diesem hier kam Elija mit seinen Schafen, und Josef bat ihn um Milch für mich. Da auf

der Wiese machten wir Rast, während er die warme Milch melkte, die mich erquickte, und Josef seine Weisungen erteilte.

Kommt, kommt! Hier, hier ist der Pfad durch das letzte Tälchen vor Betlehem. Wir haben diesen genommen, denn die Hauptstraße in der Nähe der Stadt war zu sehr von Leuten und Reittieren überfüllt ... Dort ist Betlehem! Oh, liebe, teure Erde meiner Väter, die du mir den ersten Kuß meines Sohnes geschenkt hast. Du hast dich geöffnet, duftend wie gutes Brot, von dem du den Namen trägst²³, um der an Hunger sterbenden Menschheit das wahre Brot zu geben! Du hast mich umschlungen, du, in der die mütterliche Liebe Rahels erhalten geblieben ist, wie eine Mutter; heilige Erde des davidischen Betlehem, erster Tempel des Erlösers, Morgenstern aus Jakob geboren, um die Öffnung der Himmel über der ganzen Menschheit kundzutun! Betrachtet Betlehem, wie schön es im Frühjahr ist! Aber auch damals war es schön, obgleich die Felder öde und die Weingärten kahl waren. Ein leichter Schleier von Rauhreif verwandelte die nackten Zweige, und sie schienen mit Diamanten bestreut, als wären sie in einen unberührbaren, paradiesischen Schleier gehüllt. Jedes Haus rauchte wegen des bevorstehenden Nachtmahls aus seinem Kamin, und der Rauch, der in Schwaden bis zum Hügel dort aufstieg, ließ die Stadt ebenfalls verschleiert erscheinen. Alles war keusch, gesammelt, in Erwartung ... Auf dich, auf dich, mein Sohn! Die Erde spürte dein Kommen ... Und auch die Betlehemiten hätten dich gespürt, denn sie sind nicht böse, auch wenn ihr es nicht glauben wollt. Sie konnten uns nicht beherbergen ... In den guten und ehrbaren Häusern Betlehems drängten sich jene, die wie immer arrogant, taub und hochmütig waren und es auch noch heute sind; sie konnten dich nicht spüren ... Wie viele Pharisäer, Sadduzäer, Herodianer, Schriftgelehrte und Essener waren da! Oh, ihr starrsinniges Wesen von heute kommt daher, daß sie schon damals so hartherzig waren. Sie haben an jenem Abend ihr Herz der Liebe für ihre arme Schwester verschlossen; sie sind so geblieben und werden auch in Zukunft

²³Bethlehem bedeutet Haus des Brotes.

in der Finsternis bleiben. Sie haben Gott schon damals abgewiesen, da sie nichts von der Liebe zum Nächsten wissen wollten.

Kommt, laßt uns zur Grotte gehen! Es ist unnötig, in die Stadt zu treten. Die liebsten Freunde meines Kindes sind nicht mehr. Es genügt die Freundin Natur mit ihren Felsen, ihrem Bach und ihrem Gehölz, um Feuer machen zu können. Die Natur hat das Kommen ihres Herrn gespürt. Kommt! Hier muß man abbiegen ... Dies sind die Trümmer des Davidturmes. Oh, sie sind uns teurer als ein Königreich! Gesegnete Ruinen! Gesegneter Bach! Gesegneter Baum, der du dich wie durch ein Wunder im Wind vieler Zweige entledigtest und uns Holz botest, um Feuer zu machen!«

Maria geht behend zur Grotte hinab, übersteigt den kleinen Bach auf einem Brett, das als Brücke dient, eilt auf den Platz vor den Trümmern und fällt am Eingang der Grotte auf die Knie. Sie neigt sich und küßt den Boden. Alle anderen folgen ihr. Sie sind erschüttert ... Das Kind, das sie nicht einen Augenblick aus den Augen läßt, scheint einer wunderbaren Geschichte zu lauschen, und seine schwarzen Äuglein trinken die Worte und Gesten Marias, ohne auch nur eine davon zu verlieren.

Maria erhebt sich und geht hinein. »Alles, alles wie damals! ... Doch damals war es Nacht! Josef machte Licht, als ich eintrat. Da, und nur da, als ich vom Eselchen abstieg, spürte ich, wie müde und durchgefroren ich war ... Ein Ochse begrüßte uns, und ich ging zu ihm hin, um mich ein wenig zu wärmen ... um mich aufs Heu zu legen ... Hier, wo ich stehe, breitete Josef das Heu aus, um mir ein Lager herzurichten; er trocknete es für mich, wie auch für dich, Jesus, am Feuer, das dort in der Ecke brannte; denn er war gut wie ein Vater in seiner Liebe als Bräutigam-Engel ... Wir hielten uns bei den Händen wie zwei verirrte Geschwister im Dunkel der Nacht; und wir aßen unser Brot und unseren Käse; dann ging er hin, das Feuer zu schüren. Er legte den Mantel ab, um ihn zum Schutz vor die Öffnung zu hängen ... In Wirklichkeit senkte er einen Schleier vor die Herrlichkeit Gottes, die vom Himmel kam ... du, mein Jesus!

Ich lag auf dem Heu in der Wärme der beiden Tiere, eingehüllt in einen Mantel und die Wolldecke ... Mein lieber Bräutigam!

In der angstvollen Stunde, in der ich allein war mit dem Geheimnis der ersten Mutterschaft, die immer voller Ungewißheit für eine Frau ist und es auch für mich in meiner einzigen Mutterschaft war, geheimnisvoll auch, den Sohn Gottes aus sterblichem Fleisch erstehen zu sehen! Er, Josef, war mir wie eine Mutter, war wie ein Engel; und er war mir Trost ... damals und immer!

Und dann das Schweigen und der Schlummer, die niedersanken, um den Gerechten einzuhüllen, damit er nicht sehen konnte, was für mich der tägliche Kuß Gottes war ... Und für mich, nach der Unterbrechung für die leiblichen Bedürfnisse, Wogen, unermessliche Wogen der Ekstase, die aus dem paradiesischen Meer kamen und mich aufs neue emporhoben auf den leuchtenden und immer höheren Kämmen, die mich trugen, hinauf, hinauf, hinauf, in einen Ozean voller Licht und Freude, voll des Friedens und der Liebe, bis ich mich verlor im Meer Gottes, im Schoße Gottes ... Noch eine Stimme von der Erde: „Schläfst du, Maria?“ Oh, so weit entfernt! Ein Echo, eine Erinnerung an die Erde! Und so schwach, daß die Seele nicht erschrickt und nicht weiß, was sie antworten soll, während ich aufsteige, aufsteige in diesen Abgrund des Feuers, der unendlichen Seligkeit, der Vorahnung Gottes ... bis zu ihm, zu ihm! Oh, aber du bist es, der mir geboren wurde, oder bin ich es, die von den drei Flammen dieser Nacht geboren wurde? Bin ich es, die dich geschenkt hat, oder hast du mich aufgesogen, um mich zu schenken? Ich weiß es nicht ...

Dann der Abstieg, von Engelschor zu Engelschor, von Stern zu Stern, von Sphäre zu Sphäre, süß, sacht, selig, friedlich ... wie eine Blume, die von einem Adler in die Höhe getragen und dann freigegeben, langsam auf den Flügeln der Lüfte niederschwebt, noch schöner geworden durch die Perlen des Taus und ein Stückchen Regenbogen am Himmel, das sie mitgenommen hat, um sich auf der heimatlichen Scholle wiederzufinden ... Mein Diadem: du! Du an meinem Herzen ...

Ich saß dort, nachdem ich dich auf den Knien angebetet hatte, und liebte dich! Endlich konnte ich dich liebhaben ohne die Schranken des Fleisches, und von dort habe ich dich zu dem getragen, der wie ich würdig war, dich als einer der ersten zu lieblosen. Dort, zwischen den beiden rohen Säulen, habe ich dich dem Vater aufgeopfert. Und dort hast du zum ersten Mal am Herzen Josefs geruht . . .

Dann habe ich dich in Windeln gewickelt, und zusammen haben wir dich dorthin gebettet. Ich wiegte dich in den Schlaf, während Josef Heu am Feuer trocknete und es warmhielt, indem er es an seine Brust legte . . . Dann haben wir dich angebetet, so, über dich gebeugt, wie ich es jetzt tue, um deinen Atem zu trinken, um zu sehen, zu welcher Selbstverleugnung die Liebe führen kann; um aus Freude zu weinen, wie man nur im Himmel aus der unerschöpflichen Freude, Gott sehen zu dürfen, weinen kann.«

Maria, die beim Erzählen hin- und hergegangen ist, um die Stellen zu zeigen, von Liebe überwältigt, mit einem Tränenschimmer in den blauen Augen und einem Lächeln der Freude auf den Lippen, beugt sich nun über ihren Jesus, der sich auf einen großen Stein gesetzt hatte, während sie ihre Erinnerungen erzählt, und küßt ihn weinend auf die Haare, anbetend wie einst . . .

»Und dann die Hirten . . . sie hier drinnen, um mit ihrer guten Seele und dem großen Seufzer der Erde, der mit ihnen hereingekommen war, mit ihrem Geruch der Menschlichkeit, der Herden und des Heus, dich anzubeten; und draußen und überall die Engel, um dich mit ihrer Liebe, ihren Gesängen, die kein menschliches Geschöpf nachahmen kann, und der Liebe des Himmels, den Lüften des Himmels, die mit ihnen hereinwehten und die sie in ihrem Glanz mit sich trugen, zu preisen . . . Das war deine Geburt, Gesegneter!«

Maria ist an der Seite des Sohnes niedergekniet und weint vor Erregung, das Haupt auf seinen Knien . . . Niemand wagt eine Weile zu reden. Mehr oder weniger bewegt, blicken die Anwesenden umher, als erwarteten sie, zwischen den Spinnweben und dem roten Gestein die beschriebene Szene gemalt zu sehen . . .

Maria erholt sich und sagt: »Nun habe ich die unendlich einfache und überaus großartige Geburt meines Sohnes geschildert, mit meinem Frauenherzen, nicht mit der Weisheit des Lehrers. Mehr gibt es nicht zu sagen, obwohl es das größte Weltereignis, verborgen unter den gewöhnlichsten Umständen, war!«

»Aber am Tag danach? Und an den darauffolgenden Tagen?« fragen mehrere, unter ihnen die beiden Marien.

»Am Tag danach? Oh, ganz einfach! Da war ich die Mutter, die das Kind stillte, es wusch und wickelte, wie es alle Mütter tun. Ich wärmte das Wasser vom Bach am Feuer, das draußen brannte, damit der Rauch die blauen Äuglein nicht zum Weinen reizte, und dann wusch ich mein Kind in einer geschützten Ecke in einer alten Schüssel und legte ihm frische Wäsche an. Und ich ging zum Bach, um die Windeln zu waschen und hängte sie zum Trocknen in der Sonne auf. Dann, die größte aller Freuden, legte ich Jesus an die Brust, und er trank und wurde rosig und glücklich ... Am ersten Tag setzte ich mich auch in der wärmsten Stunde draußen hin, um ihn besser betrachten zu können. Drinnen war Zwielflicht; Licht und Flamme gaben den Dingen ein verzerrtes Aussehen. Ich ging hinaus in die Sonne und betrachtete das fleischgewordene Wort. Da erkannte die Mutter den Sohn, und die Dienerin Gottes ihren Herrn. Und ich war Mutter und Anbeterin ... Dann das Haus Hannas. Die Tage an deiner Wiege, deine ersten Schritte, deine ersten Worte. Doch das geschah später, zu seiner Zeit. Nichts kam der Stunde deiner Geburt gleich ... Erst bei meiner Rückkehr zu Gott werde ich diese Fülle wiederfinden ... «

»Aber warum seid ihr so spät abgereist? Welch eine Unvorsichtigkeit! Warum konntet ihr nicht warten? Das Dekret sah doch einen verlängerten Termin für Ausnahmefälle, wie Geburten oder Krankheiten, vor! Alphäus sagte es ... « erklärt Maria des Alphäus.

»Warten? O nein! Am gleichen Abend, als Josef die Nachricht brachte, hüpfen wir, ich und du, Sohn, vor Freude. Das war der Ruf ... denn hier, nur hier, solltest du geboren werden, wie es die

Propheten vorhergesagt hatten. Das unvorhergesehene Dekret war wie ein barmherziger Himmel, der in Josef auch die Erinnerung an seinen Verdacht auslöschte. Das war es, was ich erwartet hatte, deinetwegen und seinetwegen, für die jüdische Welt und für die zukünftige Welt, bis zum Ende der Zeiten. Es war vorhergesagt worden! Und so, wie es vorhergesagt war, so ist es geschehen! Warten? Kann eine Braut lange auf ihren Hochzeitstraum warten? Warum denn warten?«

»Aber was hätte alles passieren können!« sagt wieder Maria des Alphäus.

»Ich hatte keine Angst. Ich ruhte in Gott.«

»Aber hast du denn gewußt, daß alles so kommen werde?«

»Niemand hat es mir gesagt, und ich habe auch nicht darüber nachgedacht; um Josef zu ermutigen, ließ ich ihn und auch euch im Zweifel über die Zeit der Niederkunft. Aber ich wußte, dies wußte ich, daß am Fest der Lichter das Licht der Welt geboren werde.«

»Warum hast du denn Maria nicht begleitet, Mutter? Und der Vater, warum hat er nicht daran gedacht? Auch ihr mußtet euch nach Betlehem begeben! Sind denn nicht alle gegangen?« fragt Judas Thaddäus seine Mutter streng.

»Dein Vater hatte beschlossen, nach dem Lichterfest hierherzukommen, und sagte es seinem Bruder. Aber Josef wollte nicht warten.«

»Aber du wenigstens . . . « fängt Judas Thaddäus wieder an.

»Rüge sie nicht, Judas! Wir hatten es gemeinsam für richtig gehalten, einen Schleier über das Geheimnis dieser Geburt zu breiten.«

»Aber wußte Josef denn, daß es nach diesen Anzeichen geschehen werde? Wenn du es nicht gewußt hast, wie konnte er es wissen?«

»Wir wußten nur, daß er geboren werde.«

»Und dann?«

»Und dann hat uns die göttliche Weisheit so geleitet, wie es richtig war. Die Geburt Jesu, sein Erscheinen auf der Welt, sollte ohne Aufsehen erfolgen; denn ein allgemeines Aufsehen hätte Satan nur

gereizt ... Ihr seht, daß die augenblickliche Ablehnung des Messias in Betlehem eine Folge der ersten Erscheinung Christi ist. Die Wut Satans benützte die Offenbarung, um Blut zu vergießen und durch das Blutvergießen Haß zu erzeugen! Bist du zufrieden, Simon des Jona, weil du so still bist und kaum atmest?«

»Sehr ... So sehr, daß es mir vorkommt, außerhalb der Welt zu sein, an einem noch heiligeren Ort als hinter dem Tempelvorhang ... So sehr, daß ich nun, da ich dich an diesem heiligen Ort im Lichte von damals gesehen habe, befürchte, dir nicht genügenden Respekt bezeugt zu haben; wie einer großen Frau, aber eben doch wie einer Frau ... Nun werde ich nicht mehr wagen wie bisher Maria zu dir zu sagen. Vorerst bist du für mich die Mutter meines Meisters. Jetzt habe ich dich auf dem Kamm der himmlischen Wellen als Königin gesehen; ich Armseliger werde dies tun als Sklave, der ich bin.« Er wirft sich zu Boden und küßt Maria die Füße.

Nun sagt Jesus: »Simon, steh auf! Komm her zu mir!«

Petrus geht auf die linke Seite Jesu, denn Maria steht rechts.

»Was sind wir nun?« fragt Jesus.

»Wir? Nun, wir sind Jesus, Maria und Simon.«

»Gut, aber wie viele sind wir?«

»Drei, Meister.«

»Eine Dreiheit also. Eines Tages entstand in der göttlichen Dreifaltigkeit im Himmel ein Gedanke: „Jetzt ist die Zeit gekommen, daß das Wort auf die Erde gehe.“ Und in einem Herzschlag der Liebe kam das Wort zur Erde. Es trennte sich also vom Vater und vom Heiligen Geist. Es kam, um auf der Erde zu wirken. Im Himmel betrachteten die beiden Zurückgebliebenen die Werke des Wortes, und sie bleiben mehr denn je vereinigt, um in das auf der Erde wirkende Wort Gedanken und Liebe zu ergießen. Es wird der Tag kommen, an dem vom Himmel der Befehl ergehen wird: „Es ist Zeit, daß du zurückkehrst, denn alles ist erfüllt“; dann wird das Wort zum Himmel zurückkehren, so ... (Jesus zieht sich einen Schritt zurück, während Maria und Simon stehen bleiben), und aus den Höhen des

Himmels wird es dann die Werke der beiden auf der Erde Zurückgebliebenen betrachten, die aus heiligen Beweggründen sich enger zusammenschließen, um Macht und Liebe auszugießen und sie zum Mittel zu machen, mit dem der Wunsch des Wortes erfüllt wird: „Die Erlösung der Welt durch andauernde Unterweisung seiner Kirche.“ Der Vater, der Sohn und der Heilige Geist werden aus ihren Strahlen ein Band machen, um die beiden auf der Erde Zurückgebliebenen immer fester aneinander zu ketten: meine Mutter, die Liebe, und dich Petrus, die Macht! Daher mußt du Maria wohl als Königin behandeln, ja, aber nicht wie ein Sklave. Meinst du nicht auch?«

»Ich will alles, was du willst. Ich bin vernichtet! Ich die Macht? Oh, wenn ich die Macht sein soll, dann muß ich mich auf sie stützen! Oh, Mutter meines Herrn, verlasse mich nicht! Nie! Nie! Nie!«

»Hab keine Angst. Ich werde dich immer an der Hand halten, so wie ich es mit meinem Kind tat, solange es nicht allein gehen konnte.«

»Und nachher?«

»Dann werde ich dir mit meinem Gebet beistehen. Auf, Simon, zweifle nie an der Macht Gottes! Ich habe nie daran gezweifelt; Josef ebenfalls nicht. Auch du darfst nicht zweifeln. Gott hilft uns Stunde für Stunde, wenn wir demütig und treu bleiben ... Nun kommt hinaus zum Bach, in den Schatten des guten Baumes, der uns, wenn der Sommer fortgeschritten wäre, außer dem Schatten auch seine Äpfel spenden würde. Kommt, wir wollen etwas essen, bevor wir weitergehen ... Wohin, mein Sohn?«

»Nach Jala. Es ist nicht weit dorthin. Morgen werden wir nach Bet-Zur gehen.«

Sie setzen sich in den Schatten des Apfelbaumes, und Maria lehnt sich an den kräftigen Stamm.

Bartholomäus blickt sie unentwegt an, die junge und noch ganz in der Erinnerung verzückte Mutter, wie sie nun vom Sohn die gesegneten Speisen empfängt und ihm mit liebevollen Blicken zulächelt und er flüstert: »„In seinem Schatten habe ich mich ausgeruht, und seine Speise ist meinem Gaumen süß.“«

Judas Thaddäus antwortet ihm: »Wahrlich, sie sehnt sich nach Liebe; aber man kann gewiß nicht sagen, daß sie unter einem Apfelbaum geweckt wurde.«

»Warum nicht, Bruder? Was wissen wir von den Geheimnissen des Königs?« entgegnet Jakobus des Alphäus.

Jesus sagt lächelnd: »Die neue Eva ist vom Gedanken zu Füßen des paradiesischen Apfelbaums empfangen worden, damit vor ihrem Lachen und ihrem Weinen die Schlange fliehe und die vergiftete Frucht entgiftet werde. Sie ist zum Baum der Frucht der Erlösung geworden. Kommt, Freunde, und eßt davon; denn sich nähren mit ihrer Süßigkeit heißt, sich mit dem Honig Gottes nähren.«

»Meister, erfülle mir einen alten Wunsch und antworte mir auf die Frage: Bezieht sich das Hohelied, das wir zitiert haben, auf sie?« fragt Bartholomäus leise, während Maria sich des Kindes annimmt und mit den Frauen spricht.

»Vom Anfang des Buches an ist von ihr die Rede, und von ihr werden die zukünftigen Bücher reden, bis das Wort des Menschen sich in das ewige Hosanna der ewigen Stadt Gottes verwandelt«, und Jesus wendet sich den Frauen zu.

»Wie spürt man doch, daß es von David abstammt! Welche Weisheit, welche Poesie!« sagt der Zelote zu den Gefährten.

»Nun«, mischt sich Iskariot ein, der noch unter dem Eindruck des Vortages steht und wenig spricht, obgleich er schon versucht, sich die üblichen Freiheiten herauszunehmen. »Nun, ich möchte wissen, warum die Menschwerdung erfolgen mußte. Nur Gott kann so reden, daß Satan machtlos wird. Nur Gott hat die Macht, die Erlösung zu bringen. Daran zweifle ich nicht. Ich meine nur, es wäre nicht nötig gewesen, daß das Wort sich so sehr erniedrige und selbst Mensch werde, sich allen Beschwerden der Kindheit und des Menschseins aussetze usw. Hätte es nicht in der Gestalt eines erwachsenen Menschen erscheinen können? Oh, wenn es absolut eine Mutter haben wollte, hätte es sich eine Adoptivmutter aussuchen können, wie es für den Nährvater geschehen ist. Ich glaube, diese Frage schon ein-

mal gestellt zu haben, aber Jesus hat mir nicht ausführlich geantwortet, oder ich muß die Antwort vergessen haben.«

»Frag ihn doch! Wir sind noch beim Thema . . . « sagt Thomas.

»Ich tue es nicht. Ich habe ihn gekränkt und fühle, daß mir noch nicht vergeben worden ist. Fragt ihr ihn an meiner Stelle.«

»Aber entschuldige! Wir nehmen alles an ohne viele Erklärungen; jetzt sollen wir für dich fragen? Das ist nicht recht!« entgegnet Jakobus des Zebedäus.

»Was ist nicht recht?« fragt Jesus.

Erst herrscht betretenes Schweigen, dann macht sich der Zelote zum Sprecher für alle und wiederholt die Fragen des Judas von Kerijot und die Antworten der anderen.

»Ich kenne keinen Groll; das fürs erste. Ich mache die notwendigen Bemerkungen, leide und verzeihe. Dies für den, der infolge seiner Verwirrung Angst hat. Über meine Menschwerdung sage ich: „Es ist gut, daß es so gewesen ist.“ In Zukunft werden viele in bezug auf meine Menschwerdung dem Irrtum verfallen, mir Formen zuzuschreiben, die Judas irrtümllicherweise in mir sehen möchte. Man wird zum Beispiel sagen, daß ich scheinbar einen materiellen Körper hatte, in Wirklichkeit aber ungreifbar wie eine Lichterscheinung. Man wird behaupten, daß ich nicht wirklich Fleisch geworden bin, und daß die Mutterschaft Marias keine wirkliche gewesen ist. In Wahrheit aber bin ich Fleisch und in Wahrheit ist Maria die Mutter des fleischgewordenen Wortes. Wenn die Stunde der Geburt nur eine Ekstase war, dann deshalb, weil sie die neue Eva ohne die Last der Sünde und ohne die Erbschaft der Strafe ist. Aber es war für mich nicht erniedrigend in ihr zu ruhen. War denn vielleicht das im Tabernakel eingeschlossene Manna entehrt? Nein, es war vielmehr geehrt in dieser Behausung. Andere werden sagen, daß ich, weil ich nicht wirklich Fleisch war, nicht gelitten habe und nicht gestorben bin während meines Aufenthalts auf Erden. Ja, da man nicht leugnen kann, daß ich auf Erden war, wird man meine wirkliche Menschwerdung oder meine wahre Gottheit verneinen. Doch ich bin in Wirk-

lichkeit auf ewig eins mit dem Vater, und ich bin im Fleisch mit Gott vereinigt, denn die Liebe hat wahrhaftig in ihrer Vollkommenheit das Unerreichbare erreicht und sich mit Fleisch bekleidet, um das Fleisch zu erlösen. Eine Antwort auf alle die Irrlehren ist mein ganzes Leben, das von der Geburt bis zum Tod Blut vergossen und sich allem unterworfen hat, was menschlich ist, außer der Sünde. Geboren, ja, von ihr! Und zu eurem Wohl. Ihr wißt nicht, wie sehr die Gerechtigkeit besänftigt worden ist, seit sie, die Frau, Mitwirkende ist. Habe ich dich zufriedengestellt, Judas?»

»Ja, Meister.«

»Nun tue du dasselbe mit mir.«

Iskariot neigt das Haupt, verwirrt und vielleicht auch wirklich etwas betroffen von so viel Güte.

Der Aufenthalt verlängert sich im kühlen Schatten des Apfelbaums. Die einen schlafen, die anderen träumen. Maria aber steht auf und geht in die Grotte zurück; Jesus folgt ihr . . .

249 Auf dem Weg zu Elisa in Bet-Zur

»Wir werden sie sicher finden, wenn wir einige Zeit dem Weg nach Hebron folgen. Ich bitte euch darum. Geht zu zweit auf die Suche nach ihnen auf den Gebirgspfaden. Von hier zu den Teichen Salomons, von dort nach Bet-Zur. Wir werden nachkommen. Hier ist ihr Weidegebiet«, sagt der Herr zu den Zwölfen, und ich verstehe, daß er von den Hirten spricht.

Die Apostel schicken sich an, jeder mit seinem Lieblingsgefährten zu gehen, und nur das fast unzertrennliche Paar Johannes und Andreas bleibt nicht bestehen, denn beide gehen zu Iskariot und sagen: »Ich schließe mich dir an!« Judas antwortet: »Ja, komm Andreas! Es ist besser so, Johannes. Wir beide kennen die Hirten; es ist daher besser, wenn du mit einem anderen gehst.«

»Dann kommt der Junge mit mir«, sagt Petrus und verläßt Jakobus des Zebedäus, der ohne Widerrede mit Thomas geht, während

der Zelote mit Judas Thaddäus, Jakobus des Alphäus mit Matthäus und die beiden Unzertrennlichen, Philippus und Bartholomäus, zusammen gehen. Das Kind bleibt bei Jesus und den Marien.

Die Straße ist kühl und schön inmitten der grünen Berge, die mit Sträuchern und Wiesen bewachsen sind. Man begegnet Herden, die sich im bleichen Morgenlicht zu ihren Weiden begeben.

Bei jedem Glöckchengeklingel hört Jesus auf zu reden und schaut sich um; er fragt die Hirten, ob Elija, der Hirte von Betlehem, sich in der Gegend befinde. Ich verstehe, daß Elija nunmehr der „Betlehemit“ genannt wird. Obgleich es andere Hirten von dort gibt, ist er von Rechts wegen oder zum Scherz der „Betlehemit“. Doch keiner weiß, wo er sich aufhält. Sie antworten, indem sie die Herden stehen lassen und aufhören, auf ihren einfachen Flöten zu spielen. Die Jungen haben fast alle primitive Rohrflöten, was Margziam in Entzücken versetzt, bis ein guter, alter Hirte ihm die Flöte seines Enkels schenkt und sagt: »Er kann sich eine andere machen.« Margziam geht glücklich mit seinem am Hals hängenden Instrument weiter, auch wenn er es vorerst noch nicht zu benützen versteht.

»Ich würde mich sehr freuen, ihm zu begegnen!« ruft Maria aus.

»Wir werden ihn bestimmt finden. Zu dieser Jahreszeit sind sie immer in der Gegend von Hebron.«

Der Junge hat Interesse an den Hirten, die Jesus als Kind gesehen haben; er stellt Maria tausend Fragen, die sie liebevoll und geduldig beantwortet.

»Aber warum hat man sie bestraft? Sie taten doch nur Gutes!« sagt er, nachdem ihm von ihrem Schicksal berichtet worden ist.

»Weil der Mensch oft Fehler macht und Unschuldige des Übels bezichtigt, das ein anderer angerichtet hat. Da die Hirten aber gut waren und zu verzeihen wußten, liebt sie Jesus so sehr. Man muß immer verzeihen!«

»Aber alle diese Kinder, die umgebracht worden sind, wie haben sie dem Herodes verzeihen können?«

»Sie sind kleine Märtyrer, Margziam, und die Märtyrer sind Hei-

lige. Sie verzeihen nicht nur ihrem Mörder, sondern lieben ihn, weil er ihnen den Himmel öffnet.«

»Aber sind sie denn im Himmel?«

»Nein, noch nicht. Aber sie sind in der Vorhölle, zur Freude der Patriarchen und der Gerechten!«

»Warum?«

»Weil sie gesagt haben, als sie dort angekommen sind mit ihrer von Blut purpurroten Seele: „Wir sind die Herolde des Erlösers Christus. Freut euch, die ihr wartet, denn er ist schon auf der Erde.“ Und alle liebten die Kündler dieser guten Botschaft.«

»Die gute Botschaft, hat mein Vater gesagt, ist auch das Wort Jesus. Wenn also mein Vater in die Vorhölle kommt, nachdem er das Wort auf Erden verkündet hat, und wenn auch ich dorthin gelange, werden wir dann ebenfalls geliebt?«

»Du wirst nicht in die Vorhölle kommen, Kleiner.«

»Warum?«

»Weil Jesus dann schon in den Himmel zurückgekehrt ist und diesen geöffnet hat, so daß alle Guten sofort nach dem Tod in den Himmel eingehen.«

»Ich will gut sein, ich verspreche es dir. Und Simon des Jona auch, nicht wahr? Ich will nicht zum zweiten Mal Waisenkind werden.«

»Auch er will es nicht, sei dessen versichert. Aber im Himmel gibt es keine Waisen. Wir haben Gott, und Gott ist alles. Auch hier sind wir nicht allein, denn der Vater ist immer bei uns.«

»Aber Jesus sagt in dem schönen Gebet, das du mich am Tag und meine Mama mich in der Nacht lehrt: „Vater unser, der du bist im Himmel.“ Wir sind aber noch nicht im Himmel. Wie können wir dann bei ihm sein?«

»Wir sind bei ihm, weil Gott allgegenwärtig ist, mein Sohn. Er wacht über das Kind, das auf die Welt kommt, und über den Greis, der stirbt. Das Kind, das in diesem Augenblick am äußersten Ende der Welt geboren wird, hat das Auge Gottes und seine Liebe über sich und wird sie bis ans Lebensende haben.«

»Auch wenn es böse ist, wie Doras?«

»Auch dann.«

»Aber kann denn Gott, der gut ist, Doras lieben, der böse ist und den alten Vater zum Weinen bringt?«

»Er schaut auf ihn mit Abscheu und Schmerz. Aber wenn er sich bekehrt und bereut, dann würde er zu ihm sprechen wie der Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Du solltest beten, daß er sich bekehrt und ... «

»O nein, Mutter! Ich werde beten, daß er stirbt!« sagt das Kind, entrüstet. Wenn diese Antwort kaum engelgleich ist, so ist doch die Inbrunst derart ehrlich, daß die anderen nur herzlich lachen können.

Doch dann nimmt Maria wieder ihren sanften Ernst als Lehrerin an: »Nein, mein Lieber, so darf man einen Sünder nicht behandeln. Wir müssen dem Nächsten, auch wenn er sehr böse ist, das Beste wünschen. Das Leben ist ein Gut; denn es gibt dem Menschen die Möglichkeit, Verdienste in den Augen Gottes zu erwerben.«

»Aber wenn einer böse ist, dann begeht er Sünden.«

»Man muß beten, daß er sich bessert!«

Das Kind denkt nach. Doch die Unterweisung befriedigt Margziam nicht, und er schließt: »Doras wird sich nie bessern, auch wenn ich bete. Er ist zu böse! Nicht einmal, wenn alle Märtyrer-Kinder mit mir beteten, würde er sich bekehren. Weißt du nicht ... weißt du nicht ... daß er den alten Vater einmal mit einer Eisenrute geschlagen hat, weil er ihn während der Arbeitszeit sitzend angetroffen hatte? Er konnte nicht mehr stehen, denn er fühlte sich krank, und Doras hat ihn geprügelt, bis er wie tot am Boden lag, und dann hat er ihm einen Fußtritt ins Gesicht gegeben ... Ich hatte es gesehen, denn ich war hinter einer Hecke verborgen ... Ich war bis dorthin gegangen, denn niemand hatte mir seit zwei Tagen Brot gegeben, und ich hatte Hunger ... Ich mußte fortlaufen, um nicht entdeckt zu werden, denn ich habe laut geweint, als ich den alten Vater so liegen sah, mit Blut im Bart, wie tot ... Ich bin weinend fortgelaufen und habe um Brot gebettelt ... aber dieses Brot habe ich immer noch

hier ... denn es riecht nach dem Blut meines Vaters und nach seinen Tränen und meinen und dem Blut von allen Gemarterten. Ich kann jene nicht lieben, die quälen. Ich würde Doras gern prügeln, damit er spürt, wie Schläge wehtun; ohne Brot würde ich ihn lassen, damit er begreift, was Hunger ist, und in der heißen Sonne würde ich ihn arbeiten lassen, im Schlamm, unter der Drohung des Aufsehers und ohne Nahrung, damit er erkennt, was er den Armen antut ... Ich kann ihm nicht gut sein, denn er bringt meinen heiligen Vater um, und ich ... wenn ich euch nicht gefunden hätte ... wem würde ich gehören?« Das Kind klagt und weint, es zittert, ist verstört und ballt die kleinen Hände zur Faust, schlägt in die Luft, da es den Schinder nicht schlagen kann.

Die Frauen sind erstaunt und gerührt und versuchen Jabe zu beruhigen. Er aber macht eine wahrhaft schmerzvolle Krise durch und hört auf nichts. Er schreit: »Ich kann nicht! Ich kann ihn nicht lieben und ihm nicht verzeihen. Ich hasse ihn, für alle hasse ich ihn, ich hasse ihn, ich hasse ihn!«

Es ist mitleiderregend und beängstigend. Es ist die Erregung eines Geschöpfes, das zuviel gelitten hat. Und Jesus sagt: »Das ist das größte Verbrechen des Doras: daß er ein unschuldiges Kind zum Hassen gebracht hat ... «

So schließt er das Kind in seine Arme und sagt: »Höre, Margziam. Willst du eines Tages mit der Mama, dem Vater, den Geschwistern und dem alten Vater zusammen sein?«

»Jaaa!«

»Dann darfst du niemand hassen. Wer haßt, kann nicht in den Himmel eintreten. Kannst du jetzt für Doras nicht beten? Dann bete eben nicht; aber hasse auch nicht! Weißt du, was du kannst? Schau einfach nicht mehr zurück, denke nicht mehr an das Vergangene ... «

»Aber der Vater, der leidet, ist nicht Vergangenheit.«

»Das ist wahr. Aber schau, Margziam, versuch einmal, so zu beten: „Vater unser, der du bist im Himmel, denk du an das, was ich so sehr wünsche ... “ Du wirst sehen, daß der Vater dich auf die beste Weise

erhören wird. Wenn du Doras umbringen würdest, was würdest du damit erreichen? Du würdest die Liebe Gottes, den Himmel und die Wiedervereinigung mit Vater und Mutter verlieren, du würdest und könntest dem Greis, den du liebst, die Leiden nicht nehmen. Du bist zu klein, um dies zu tun. Aber Gott kann es! Sag es ihm. Sag: „Du weißt, wie ich den armen Vater liebe, wie ich alle liebe, die unglücklich sind. Sorge du für sie, der du alles vermagst.“ Wie? Willst du nicht die gute Botschaft verkünden? Aber sie spricht von Liebe und Verzeihen! Wie kannst du einem anderen sagen: „Hasse nicht! Verzeih!“ wenn du selbst nicht lieben und verzeihen kannst? Laß den lieben Gott machen, und du wirst sehen, wie gut er vorsorgt. Willst du es tun?«

»Ja, denn ich habe dich lieb.«

Jesus küßt das Kind und stellt es auf die Erde.

Die Episode ist zu Ende und auch die Straße. Die drei großen in den Bergfelsen gehauenen Becken, wahrhaftig ein wundervolles Werk, leuchten an der klaren Oberfläche. Vom ersten Becken fällt das Wasser in das zweite, größere und von diesem in das dritte, das einem kleinen See gleicht, von dem aus Wasserleitungen bis zu fernen Städten führen. Aufgrund der Feuchtigkeit in dieser Gegend ist der ganze Berg, von der Quelle bis zum Stausee und von dort bis zu den Feldern, von einer beeindruckenden Fruchtbarkeit, und verschiedene Blumen zieren zusammen mit seltenen, duftenden Kräutern die grünen Ufer. Es scheint, daß hier vom Menschen Gartenblumen und Würzkräuter gesät werden, die dank der warmen Sonne die Luft mit ihrem Duft von Zimt, Kampfer, Nelken, Lavendel und anderen würzigen, starken und wohltuenden Gerüchen erfüllen: eine herrliche Mischung feinsten Wohlgerüches der Erde! Ich würde sagen, es ist eine Symphonie der Wohlgerüche, ein Hymnus von Kräutern und Blumen in Farben und Düften.

Alle Apostel sitzen im Schatten eines Baumes mit großen, weißen Blüten, dessen Name mir unbekannt ist. Die Blüten gleichen großen Glocken aus weißem Email und schwingen beim leisesten

Windhauch hin und her; sie strömen zugleich einen süßen Duft aus. Die Blüte erinnert mich an den Strauch, der in Kalabrien wächst und der „Bottaro“ heißt; aber dies hier ist ein Baum mit einem starken Stamm und kein Strauch.

Jesus ruft die Apostel, und sie eilen herbei.

»Josef haben wir fast sofort gefunden, da er von einem Markt zurückkehrte. Heute abend werden sie alle in Bet-Zur sein. Wir haben uns wiedervereinigt, indem wir uns laut zugerufen haben, und warteten hier im Schatten«, erklärt Petrus.

»Welch ein schöner Ort! Ein wahrer Garten! Wir haben uns darüber unterhalten, ob er auf natürliche Weise entstanden ist oder nicht; die einen vertreten hartnäckig die eine Ansicht und die anderen die andere«, sagt Thomas.

»Die Erde Judäas hat diese Herrlichkeiten«, sagt Iskariot, von allen unvermeidlich zum Stolz veranlaßt, sogar von Blumen und Kräutern.

»Ja, aber . . . Ich glaube, wenn man zum Beispiel den Garten Johanas in Tiberias sich selbst überlassen und verwildern ließe, besäße auch Galiläa die Pracht herrlicher Rosen zwischen Ruinen«, entgegnet Jakobus des Zebedäus.

»Da hast du recht. In dieser Gegend waren die Gärten Salomons, die weltberühmt wurden wie seine Paläste. Vielleicht hat er hier das Hohelied ersonnen und auf die Heilige Stadt alle die hier nach seinem Willen entstandenen Schönheiten übertragen«, sagt Jesus.

»Dann hatte ich also recht!« sagt Thaddäus.

»Du hattest recht! Weißt du Meister, er zitierte aus dem Ekklesiastikus und vereinigte die Idee der Gärten mit jener der Wasserbecken und schloß: „Aber er erkannte, daß alles vergänglich ist und nichts unter der Sonne Bestand hat, außer dem Worte meines Jesus“«, sagt der andere Vetter, Jakobus.

»Ich danke dir. Aber laßt uns auch Salomon danken, ob die Blumen nun von ihm stammen oder nicht. Sicher ist, daß es seine Wasserbecken sind, die Gras und Menschen versorgen. Er sei dafür ge-

priesen! Gehen wir zum großen Rosenstock, dessen Ranken sich von Baum zu Baum schlingen und eine blühende Überdachung bilden. Dort wollen wir Rast halten. Wir sind bereits auf halbem Weg.«

... Zur neunten Stunde wird die Wanderung fortgesetzt, da nun die Schatten der Bäume in dieser gut bebauten Gegend schon länger werden. Man hat das Gefühl, durch einen weitangelegten botanischen Garten zu wandeln, denn jede Pflanze, ob es sich nun um Bäume für Brennholz, um Obstbäume oder Zierpflanzen handelt, ist hier vertreten. Nicht selten treffen sie Landarbeiter an, die aber kein Interesse für vorüberziehende Gruppen zeigen. Es ist ja auch nicht die einzige. Andere Gruppen von Hebräern befinden sich auf dem Rückweg vom Osterfest.

Die Straße ist einigermaßen gut, obwohl sie sich zwischen den Bergen hindurchschlängelt; die immer wechselnde Landschaft belebt die Einförmigkeit der Wanderung. Bäche und Wildbäche zeichnen Kommas aus flüssigem Silber und schreiben Wörter, die in den tausenden von Windungen singen, während sie unter Gebüsche gleiten oder in Höhlen verschwinden, um an anderer Stelle noch schöner hervorzustürzen. Es scheint, als spielten sie wie fröhliche Kinder mit Pflanzen und Steinen. Auch Margziam, der vollkommen beruhigt ist, spielt und übt sich auf seinem Instrument, die Vögel nachzuahmen. Doch seine Musik ist kein Singen, sondern ein verstimmtes Gejammer, das einigen in der Gruppe ziemlich auf die Nerven geht, wie Bartholomäus aufgrund seines Alters und Judas Iskariot aus vielerlei Gründen. Doch niemand sagt es offen, und das Kind pfeift, dahin und dorthin hüpfend. Nur zweimal deutet es auf ein Dörflein, das mitten im Wald gelegen ist, und fragt: »Ist dies mein Dorf?« und wird dabei ganz blaß. Doch Simon, der immer in seiner Nähe bleibt, antwortet: »Deines ist weit entfernt von hier. Komm, laß uns diese schöne Blume pflücken, um sie Marta zu bringen«, und lenkt ihn damit ab.

Die Dämmerung bricht herein, als Bet-Zur auf seinem Hügel sichtbar wird. Fast gleichzeitig erscheinen auf einem Nebenweg Herden,

die Hirten eilen herbei. Als Elija sieht, daß auch Maria da ist, erhebt er erstaunt die Arme zum Himmel, steht fassungslos da und wagt es nicht zu glauben.

»Der Friede sei mit dir, Elija! Ich bin es wirklich. Es ist dir versprochen worden, und es war nicht möglich, uns in Jerusalem zu treffen ... Doch denk nicht daran. Jetzt sehen wir uns«, sagt Maria mit sanfter Stimme.

»Oh, Mutter! Mutter! ...« Elija ist unfähig, andere Worte zu finden. Dann faßt er sich endlich: »Jetzt feiere ich mein Osterfest! Ja, das Fest, besser noch ...«

»Ja, Elija! Wir haben gut verkaufen können. Wir können ein Lamm schlachten. Oh, seid die Gäste unseres armen Mahles«, bitten Levi und Josef.

»Heute abend sind wir müde. Morgen. Hört, kennt ihr eine gewisse Elisa, die Frau Abrahams des Samuel?«

»Ja. Sie ist in ihrem Haus in Bet-Zur. Doch Abraham ist tot, und im letzten Jahr sind auch ihre beiden Söhne nach kurzer Krankheit gestorben. Woran der erste gestorben ist, hat man nie herausgefunden. Der andere ist langsam dahingesiecht, und nichts hat das Übel aufhalten können. Wir haben ihm Milch einer zum erstenmal Mutter gewordenen Ziege gegeben; denn die Ärzte hatten dies für den Kranken empfohlen. Er hat viel davon getrunken, und alle Hirten haben ihn damit versorgt, denn die arme Mutter hatte überall nach einer Ziege herumgefragt, die zum erstenmal Milch gab. Aber es war alles nutzlos. Als wir wieder hierherkamen, konnte der Junge nichts mehr zu sich nehmen. Und als wir im Adar zurückkehrten, war er schon zwei Monate tot.«

»Meine arme Freundin! Sie war so gut zu mir im Tempel ... Sie war eine entfernte Verwandte ... Sie war gut ... Sie verließ den Tempel, um Abraham zu heiraten, dem sie von Kindheit an versprochen war, zwei Jahre vor mir, und ich erinnere mich an sie, als sie kam, um ihren Erstgeborenen dem Herrn aufzuopfern. Sie hat mich rufen lassen; nicht nur mich allein, aber dann wollte sie lange Zeit mit mir

allein sein ... Und nun ist sie allein. Oh, ich muß mich beeilen, um sie zu trösten! Ihr bleibt zurück. Ich werde mit Elija gehen und allein eintreten. Der Schmerz verlangt Achtung in seiner Umgebung ... «

»Auch ich nicht, Mutter?«

»Du immer. Aber die anderen ... Nicht einmal du, Kleiner. Es würde ihr Schmerz bereiten. Komm, komm, Jesus!«

»Erwartet uns auf dem Dorfplatz. Sucht eine Unterkunft für die Nacht. Lebt wohl«, befiehlt Jesus.

Nur von Elija begleitet, gehen Jesus und die Mutter bis zu einem großen Haus, das verschlossen und schweigend dasteht. Dort klopft der Hirte mit seinem Stock an die Tür. Ein Dienerin zeigt ihr Gesicht am kleinen Fenster und fragt, wer da sei. Maria geht nach vorne und sagt: »Maria des Joachim und ihr Sohn aus Nazaret. Sag es deiner Herrin.«

»Es ist unnütz. Sie will niemand sehen. Sie wird in der Trauer sterben.«

»Versuche es!«

»Nein. Ich weiß, daß sie mich fortjagt, wenn ich versuche, sie abzulenken und zu zerstreuen. Sie will niemand sehen und mit niemand sprechen. Sie spricht nur mit der Erinnerung ihrer Söhne ... «

»Geh, Frau! Ich befehle es dir! Sage ihr: „Die kleine Maria von Nazaret ist gekommen, die dir im Tempel Tochter war ...“ Du wirst sehen, sie wird mich empfangen.«

Die Frau geht kopfschüttelnd fort. Maria erklärt dem Sohn und den Hirten: »Elisa war viel älter als ich. Sie wartete im Tempel auf die Rückkehr des Bräutigams, der in Erbschaftsangelegenheiten nach Ägypten gegangen war, sie blieb darum über das übliche Alter hinaus. Sie ist etwa zehn Jahre älter als ich. Die Lehrerinnen gaben immer die jüngsten Zöglinge den ältesten zur Betreuung ... Und sie war meine Lehr-Gefährtin. Sie war gut und ... Da kommt die Frau!«

Tatsächlich eilt die erstaunte Dienerin herbei und öffnet weit das Tor. »Komm herein, komm herein!« sagt sie. Und dann mit leiser Stimme: »Sei gesegnet, weil du sie aus der Kammer herausholst!«

Elija verabschiedet sich, und Maria begibt sich mit Jesus in das Haus.

»Aber dieser Mann ... Barmherzigkeit! Er ist im gleichen Alter wie Levi ... «

»Laß ihn eintreten. Er ist mein Sohn und wird sie besser trösten können als ich.«

Die Frau zuckt mit den Schultern und geht ihnen im langen Vestibül eines schönen, aber traurigen Hauses voraus. Alles ist sauber, aber alles scheint auch tot zu sein ...

Eine hochgewachsene Frau, gebeugt in ihren dunklen Gewändern, kommt ihnen im Halbdunkel entgegen.

»Elisa! Liebe! Ich bin Maria!« sagt Maria, ihr entgegeneilend und sie umarmend.

»Maria, du? ... Ich dachte, auch du wärest gestorben. Man hatte es mir erzählt ... Wann? Ich weiß es nicht mehr. Ich habe eine Leere im Kopf ... Es war mir gesagt worden, du seist mit vielen anderen Müttern nach der Ankunft der Weisen gestorben. Aber wer hat mir gesagt, daß du die Mutter des Erlösers bist?«

»Vielleicht die Hirten ... «

»Oh, die Hirten!« Die Frau bricht in ein angstvolles Weinen aus. »Sag diesen Namen nicht. Er erinnert mich an die letzte Hoffnung für Levi. Und doch ... ja ... ein Hirte erzählte mir vom Erlöser, und ich habe meinen Sohn getötet, weil ich ihn dorthin brachte, wo angeblich der Erlöser sein sollte: zum Jordan. Aber es war niemand dort ... und mein Sohn ist gerade rechtzeitig zurückgekehrt, um zu Hause zu sterben ... Die Mühe, die Kälte ... Ich habe ihn getötet ... Aber ich wollte doch keine Mörderin sein. Man hatte mir gesagt, daß er, der Messias, Krankheiten heilen kann ... und ich habe es deswegen getan ... Nun klagt mich mein Sohn an, daß ich ihn getötet habe ... «

»Nein, Elisa, das bildest du dir nur ein. Höre! Ich glaube, dein Sohn hat mich an der Hand genommen und gesagt: „Komm zu meiner lieben Mama. Bringe ihr den Erlöser. Mir geht es hier besser als

auf Erden. Aber sie fühlt nur ihren Schmerz, und sie hört meine Worte nicht, die ich ihr unter den Küssen zuflüstere. Arme Mama! Sie scheint von einem Dämon besessen, der sie zur Verzweiflung bringen will, um uns zu trennen. Während wir für immer vereint wären, wenn sie sich ergeben und glauben wollte, daß Gott für alles seine guten Gründe hat; dann wären wir für immer mit dem Vater und dem Bruder vereint. Jesus kann es tun.“ Und so bin ich gekommen ... mit Jesus ... Willst du ihn nicht sehen? ... « Maria hat gesprochen und die Unglückliche immer in den Armen gehalten und sie auf die grauen Haare geküßt mit einer Zartheit, die nur sie besitzt.

»Oh, wenn das wahr wäre! Aber warum, warum ist Daniel nicht früher zu dir gegangen, um dir zu sagen, daß du zu mir kommen sollst? Wer hat mir erzählt, du seiest schon lange tot? Ich weiß es nicht mehr ... Ich kann mich nicht mehr erinnern ... Auch deshalb habe ich so lange gewartet, zum Messias zu gehen. Aber sie hatten gesagt, daß er, du und ihr alle in Betlehem umgekommen seid ... «

»Denk nicht daran, wer dir dies gesagt haben könnte. Komm und sieh, hier ist mein Sohn. Geh zu ihm! Stelle deine Söhne und deine Maria zufrieden. Wisse, daß wir leiden, dich so zu sehen.« Maria führt sie zu Jesus, der sich in eine dunkle Ecke gestellt hatte, und erst jetzt ins Licht einer Lampe tritt, welche die Dienerin auf ein hohes Regal gestellt hat.

Die arme Mutter hebt das Haupt ... und ich sehe jetzt, daß Elisa auch unter den frommen Frauen auf dem Kalvarienberg war. Jesus streckt ihr seine Hände entgegen mit einer Geste voller Liebe. Die Unglückliche zögert ein wenig, gibt ihm dann ihre Hände und läßt sich schließlich jammernd an Jesu Brust fallen: »Sag mir, sag mir du, daß ich am Tod Levis nicht schuldig bin! Sag mir, daß sie nicht auf ewig verloren sind; sag mir, daß ich auch bald bei ihnen bin ... «

»Ja, gewiß! Höre mich an! Sie frohlocken jetzt, da du in meinen Armen bist. Bald werde ich bei ihnen sein, was soll ich ihnen sagen? Daß du dich dem Herrn nicht ergibst? Soll ich das sagen? Die Frau-

en Israels, die Frauen Davids, so stark und so klug, sollen durch dich ihren guten Ruf verlieren? Nein! Du leidest, weil du allein gelitten hast. Dein Schmerz und du. Du und dein Schmerz. Das kannst du nicht ertragen. Erinnerst du dich nicht mehr an die Worte der Hoffnung für jene, die der Tod uns genommen hat? „Ich werde euch aus den Gräbern holen und euch in das Land Israel führen. Und ihr werdet erkennen, daß ich der Herr bin, wenn ich eure Gräber geöffnet und euch herausgeholt habe. Wenn ich euch meinen Geist eingehaucht habe, werdet ihr das Leben besitzen.“ Das Land Israel ist für die im Herrn Entschlafenen das Reich Gottes. Ich werde es öffnen und jenen geben, die es erwarten.«

»Auch meinem Daniel? Meinem Levi? ... Er hat sich so vor dem Tod gefürchtet! ... Er konnte sich nicht vorstellen, weit weg von seiner Mama zu sein. Deshalb wollte ich sterben, um im Grab an seiner Seite zu sein ... «

»Aber dort sind sie nicht mit ihrem lebendigen Sein. Dort sind die toten Gebeine, die dich nicht hören. Deine Söhne sind am Ort des Wartens ... «

»Gibt es ihn wirklich? Nimm kein Ärgernis an mir. Mein Gedächtnis hat sich in Tränen aufgelöst. Ich habe nur das Rauschen der Tränen und das Röcheln der Söhne im Kopf. Welch ein Röcheln! Welch ein Röcheln! ... Es hat mir das Gehirn erweicht ... ich höre hier drinnen nichts anderes als dieses Röcheln ... «

»Ich gebe dir die Worte des Lebens. Ich werde das Leben säen, wo der Tod ist, denn ich bin das Leben! Denk an den großen Judas Makkabäus, der ein Opfer für die Toten verlangt hat. Er dachte mit Recht, daß sie für die Auferstehung bestimmt sind und daß man mit Opfern ihren Frieden beschleunigen kann. Wenn Judas, der Makkabäer, nicht von der Auferstehung überzeugt gewesen wäre, hätte er dann für die Toten gebetet und beten lassen? Er dachte daran, wie es geschrieben steht, welch große Belohnung jenen verheißen ist, die selig sterben, so wie deine Söhne gut gestorben sind ... Siehst du, daß du ja sagst! Darum verzweifle nicht, sondern bete fromm für

deine Toten, damit ihnen die Sünden vergeben werden, bevor ich zu ihnen komme. Dann werden sie, ohne länger warten zu müssen, mit mir in den Himmel eingehen. Denn ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, und ich führe zur Wahrheit und verkünde die Wahrheit und gebe das Leben dem, der an meine Wahrheit glaubt und mir nachfolgt. Sage mir, haben deine Söhne an das Kommen des Messias geglaubt?«

»Aber gewiß! Sie hatten von mir gelernt, daran zu glauben.«

»Und Levi, hat er seine Heilung durch meinen Willen für möglich gehalten?«

»Ja, Herr! Wir haben auf dich gehofft ... aber es war vergeblich ... und er ist ungetröstet gestorben, obwohl wir so gehofft hatten ... «

Die Frau beginnt aufs neue zu weinen, ruhiger, aber untröstlicher in ihrer Ruhe als zuvor in ihrer Verzweiflung.

»Sage nicht, es war vergeblich. Wer an mich glaubt, wird ewig leben, auch wenn er schon gestorben ist ... Der Tag neigt sich, Frau. Ich muß zu meinen Aposteln gehen. Ich lasse dir meine Mutter hier ... «

»Oh, bleib auch du! ... Ich habe Angst, daß mich die Unruhe wieder überkommt, wenn du fortgehst ... Langsam, langsam beruhigt sich der Sturm beim Klang deiner Worte ... «

»Hab keine Angst! Maria bleibt bei dir! Morgen komme ich wieder. Ich muß den Hirten einiges sagen. Kann ich ihnen auch sagen, daß sie dich in deinem Haus aufsuchen können?«

»O ja! Sie kamen auch im letzten Jahr für meinen Sohn ... Hinter dem Haus ist ein Garten und ein einfacher Hof. Sie können dorthin gehen, wie sie es damals taten, um ihre Herden zusammenzuhalten ... «

»Gut so! Ich werde kommen. Sei tapfer! Denk daran, daß Maria dir im Tempel anvertraut war. Ich vertraue sie dir für diese Nacht an.«

»Ja, sei beruhigt! Ich werde mich um sie kümmern ... Ich werde an ihr Abendessen und an ihre Nachtruhe denken ... Wie lange

ist es her, seit ich nicht mehr an solche Dinge gedacht habe! Maria, willst du in meinem Zimmer schlafen, wie Levi es während seiner Krankheit tat? Ich im Bett des Sohnes, du in meinem. Es wird mir dann sein, als hörte ich seinen Atem ... Er hielt mich immer bei der Hand ... «

»Ja, Elisa. Zuvor werden wir aber noch über viele Dinge sprechen.«

»Nein! Du bist müde! Du mußt schlafen!«

»Du auch ... «

»Oh, ich ... Ich schlafe schon seit Monaten nicht mehr. Ich weine ... weine ... Ich kann nichts anderes tun ... «

»Heute abend werden wir beten und dann zu Bett gehen, und du wirst schlafen ... Wir werden Hand in Hand schlafen, wir zwei ... Geh nur, Sohn, und bete für uns!«

»Ich segne euch! Der Friede sei mit euch und mit diesem Haus!«

Jesus geht mit der Dienerin weg, die erstaunt ist und dauernd wiederholt: »Welch ein Wunder, Herr! Welch ein Wunder! Nach vielen Monaten hat sie endlich gesprochen, hat sie gedacht ... Oh, Welch ein Zustand! ... Man sagte, sie werde als Irre sterben ... Das tat mir immer weh, denn sie ist gut!«

»Ja, sie ist gut, und Gott wird ihr deswegen helfen. Leb wohl, Frau! Der Friede sei auch mit dir!«

Jesus geht auf die halbdunkle Straße hinaus, und alles ist zu Ende.

250 Im Haus Elisas: »Laßt eure Leiden fruchtbar werden!«

Die Nachricht, daß Elisa ihre tragische Trübsinnigkeit überwunden hat, muß sich im Dorf verbreitet haben, denn als Jesus, gefolgt von den Aposteln und den Jüngern, sich zum Haus begibt, betrachten ihn viele Menschen aufmerksam, und einige stellen diesem oder jenem Hirten Fragen über Jesus; sie wollen wissen, warum er gekommen ist, wer seine Begleiter, das Kind und die Frauen sind, welche Medikamente er Elisa gegeben hat, um sie so plötzlich der geistigen Verwirrung zu entreißen, was er tut oder was er sagt ...

Die letzte Frage lautet: »Können wir nicht mitkommen?« Worauf die Hirten antworten: »Das wissen wir nicht, da müßt ihr den Meister fragen. Geht zu ihm.«

»Wenn er uns aber abweist?«

»Er weist nicht einmal die Sünder ab. Geht nur, er wird sich freuen.«

Eine Gruppe von Männern und Frauen, fast alle im Alter Elisas, hält Rat. Schließlich nähern sie sich Jesus, der gerade mit Petrus und Bartholomäus spricht, und wenden sich etwas unsicher an ihn: »Meister ... «

»Was wollt ihr?« fragt Bartholomäus.

»Mit dem Meister reden und ihn etwas fragen ... «

»Der Friede komme zu euch! Was wollt ihr mich fragen?«

Sie werden durch sein Lächeln ermutigt und sagen: »Wir sind alle Freunde Elisas und ihres Hauses. Wir haben gehört, daß sie geheilt ist. Wir möchten sie sehen ... und dich hören. Dürfen wir kommen?«

»Mich hören, gern! Sie sehen nicht, Freunde! Haltet mit eurer Freundschaft zurück, und auch mit eurer Neugier; denn auch diese ist dabei. Habt Ehrfurcht vor einem großen Schmerz, der nicht wieder aufgeweckt werden darf.«

»Ist sie denn nicht geheilt?«

»Sie wendet sich dem Licht zu. Aber, wenn die Nacht endet, ist es dann gleich Mittag? Wenn ein erloschenes Feuer angefacht wird, brennt es sofort stark? Das gleiche gilt für Elisa. Wenn ein plötzlicher Wind auf eine Flamme bläst, löscht er sie nicht aus? Seid daher klug! Die Frau ist eine einzige Wunde. Auch die Freundschaft könnte sie erregen; sie hat Ruhe, Schweigen und Einsamkeit nötig; keine tragische Einsamkeit wie die bisherige, sondern eine ergebene, um zu sich selbst zurückzufinden ... «

»Wann werden wir sie sehen können?«

»Früher als ihr denkt. Sie ist auf dem Weg zur Besserung. Aber wenn ihr wüßtet, was es heißt, aus ihrer Finsternis zu kommen! Sie

ist schlimmer als der Tod. Und wer aus ihr kommt, schämt sich ihrer und darüber, daß die Welt davon weiß.«

»Bist du ein Arzt?«

»Ich bin der Meister.«

Sie sind beim Haus angelangt. Jesus wendet sich den Hirten zu: »Geht in den Hof. Wer will, kann mit euch gehen. Daß mir niemand Lärm schlägt und weiter als in den Hof eindringt! Wacht auch ihr darüber«, sagt er zu den Aposteln. »Und ihr (er spricht zu Salome und Maria des Alphäus) sorgt dafür, daß das Kind keinen Lärm macht. Lebt wohl!« Er klopft an die Türe, während die anderen in einem Gäßchen verschwinden.

Die Dienerin öffnet. Jesus tritt vor der sich ständig verbeugenden Dienerin in das Haus ein.

»Wo ist deine Herrin?«

»Bei deiner Mutter ... und denk nur, sie ist in den Garten hinabgestiegen! Ein Ereignis, ein Ereignis! Gestern abend ist sie in den Speisesaal gekommen. Sie hat geweint, aber sie ist gekommen! Ich hatte gehofft, sie werde die Mahlzeit einnehmen anstelle des üblichen Tropfens Milch, aber es ist mir nicht gelungen.«

»Sie wird es schon noch tun. Bestehe jetzt nicht darauf. Sei auch in deiner Liebe geduldig mit der Herrin!«

»Ja, Erlöser, ich werde alles tun, was du sagst.«

Ich glaube in der Tat, daß die Frau, auch wenn Jesus unbegreifliche Dinge von ihr verlangte, sie widerspruchslos tut; denn sie ist fest davon überzeugt, daß Jesus Jesus ist und daß alles, was er tut, gut ist. Sie begleitet ihn in einen großen Garten mit vielen Obstbäumen und Blumen. Doch während die Obstbäume sich selbst mit Blättern und Blüten bedecken und kleine Früchte gebildet haben, sind die armen Blumengewächse, die seit mehr als einem Jahre nicht mehr gepflegt werden, zu einer Wildnis geworden, in welcher die größeren Pflanzen die niedrigeren und schwächeren ersticken. Beete und Wege bilden ein einziges chaotisches Durcheinander. Nur im Hintergrund, wo die Dienerin Salat und Gemüse gesät hat, herrscht etwas Ordnung.

Maria sitzt mit Elisa unter einer wirren Laube, deren Zweige und Ranken bis zur Erde reichen. Jesus bleibt stehen und beobachtet seine junge Mutter, die sehr geschickt den Geist Elisas weckt und ihn auf Dinge lenkt, die nichts mit den Gedanken der Trauernden von gestern zu tun haben.

Die Dienerin geht zur Herrin und sagt: »Der Erlöser ist gekommen.«

Die Frauen wenden sich um und gehen ihm entgegen, die eine mit ihrem sanften Lächeln, die andere mit einem müden und verlegenen Gesicht.

»Der Friede sei mit euch! Dieser Garten ist schön ... «

»Er war es ... « sagt Elisa.

»Der Boden ist fruchtbar. Schau, wieviel schönes Obst am Reifen ist! Wie viele Blüten der Rosenstock hat! Und dort? Sind das nicht Lilien?«

»Ja, rund um ein Becken, an dem meine Kinder so gern gespielt haben. Aber damals wurden sie noch gepflegt ... Jetzt ist hier alles verwüstet. Und es scheint mir nicht mehr der Garten meiner Kinder zu sein.«

»In wenigen Tagen wird er wie damals sein. Ich werde dir helfen. Nicht wahr, Jesus? Du läßt mich einige Tage hier bei Elisa. Wir haben so viel zu tun ... «

»Alles, was du willst, Mutter, will auch ich.«

Elisa sieht ihn an und flüstert: »Danke!«

Jesus läßt seine Hand über das graue Haupt gleiten und verabschiedet sich dann, um zu den Hirten zu gehen. Die Frauen bleiben im Garten. Doch kurz darauf, als man in der Stille die Stimme Jesu vernimmt, der die Anwesenden grüßt, nähert sich Elisa langsam, wie von einer unwiderstehlichen Kraft angezogen, einer sehr hohen Hecke, hinter der sich der Vorhof befindet.

Jesus spricht zuerst zu den drei Hirten. Er steht ganz nahe an der Hecke, vor sich die Apostel und die Bewohner von Bet-Zur, die ihnen nachgegangen sind. Die Marien mit dem Kind sitzen in einer Ecke.

Jesus sagt: »Seid ihr durch einen Vertrag gebunden, oder könnt ihr euch jederzeit von euren Pflichten befreien?«

»Ja, wir sind freie Knechte. Aber es wäre nicht schön von uns, wenn wir sofort unseren Dienst aufgäben; denn die Herden benötigen gerade jetzt große Pflege, und es ist schwer, andere Hirten zu finden.«

»Nein, das wäre nicht schön von euch. Aber es ist auch nicht sofort nötig. Ich werde euch rechtzeitig Bescheid sagen, damit ihr gewissenhaft Vorsorgen könnt. Ich will, daß ihr freie Menschen werdet, euch mit den Jüngern vereinigt und mir Hilfe bieten könnt . . . «

»Oh, Meister!« Die drei sind vor Freude wie verückt. »Aber werden wir dazu imstande sein?« fragen sie dann.

»Daran zweifle ich nicht. Also, habt ihr verstanden? Sobald es euch möglich ist, begeben sich zu Isaak.«

»Ja, Meister.«

»Geht nun zu den anderen. Ich werde zwei Worte zu den Leuten sagen.«

Und er wendet sich ab von den Hirten und dem Volk zu.

»Der Friede sei mit euch! Gestern habe ich von zwei Unglücklichen sprechen gehört. Der eine befindet sich im Morgenrot seines Lebens, der andere hat schon den Lebensabend erreicht: zwei Seelen, die weinten in ihrer Verzweiflung. Ich weinte im Herzen mit ihnen, weil ich sah, wieviel Elend es auf der Erde gibt; ein Elend, das nur Gott, das genaue Wissen um Gott, seine große, unendliche Güte, seine ständige Gegenwart und seine Verheißungen erleichtern können. Ich habe gesehen, wie der Mensch von Menschen gequält und durch den Tod in Trauer versetzt werden kann, was Satan dazu benützt, den Schmerz zu vergrößern und alles zu zerstören. Da habe ich mir gesagt: „Die Kinder Gottes sollen nicht neben solchen Torturen noch die Schmerzen weiterer Torturen erleiden. Wir wollen jenen das Wissen von Gott geben, die es noch nicht haben; wir wollen es jenen wiedergeben, die es unter dem Ansturm der Schmerzen vergessen haben.“ Aber ich habe auch erkannt, daß ich allein den un-

zähligen Nöten der Brüder nicht genüge. So beschloß ich, viele zu berufen, in immer steigender Zahl, damit alle, die den Trost Gottes benötigen, ihn bekommen.

Diese zwölf sind die ersten. Als mein zweites Ich sind sie fähig, andere zu mir, also zum Trost, zu führen; alle, die von einer zu großen Leidenslast niedergedrückt sind. In Wahrheit sage ich euch: Kommt alle zu mir die ihr traurig, mutlos, verwundeten Herzens und müde seid, ich werde an eurem Schmerz teilnehmen und euch den Frieden schenken. Kommt zu mir durch meine Apostel und meine Jünger und Jüngerinnen, deren Zahl sich von Tag zu Tag durch neue Freiwillige vergrößert. Ihr werdet Trost finden in euren Leiden, Begleiter in eurer Einsamkeit, brüderliche Liebe, die euch den Haß der Welt vergessen läßt; ihr werdet vor allem den besten Tröster, den vollkommensten Gefährten: die Liebe Gottes, finden. Ihr werdet über nichts mehr im Zweifel sein. Ihr werdet nie mehr sagen: „Für mich ist alles zu Ende!“ sondern: „Alles beginnt für mich in einer übernatürlichen Welt, welche die Entfernungen und die Trennungen aufhebt“, so daß die Waisenkinder mit ihren Eltern, die in dem Schoß Abrahams sind, vereinigt werden, und die Väter und die Mütter, die Ehefrauen und die Witwen ihre verlorenen Söhne und den verlorenen Gatten wiederfinden.

In diesem Lande Judäa, nahe bei Betlehem Noomis, erinnere ich euch daran, daß die Liebe den Schmerz lindert und Freude schenkt.

Betrachtet, ihr Weinenden, die Trostlosigkeit Noomis, als ihr Haus männerlos geworden war. Hört ihre an Orpa und Rut gerichteten traurigen Worte: „Kehrt zurück in das Haus eurer Mutter. Der Herr möge euch Barmherzigkeit erweisen, wie ihr ihnen, die tot sind, und auch mir Barmherzigkeit erwiesen habt.“ Hört ihr müdes Drängen. Sie erhoffte nichts mehr vom Leben; sie, die einst die schöne Noomi gewesen war. Sie war die tragische Noomi geworden, vom Schmerz zerrissen und vom einzigen Wunsch erfüllt, zum Ort zurückzukehren, an dem sie in ihrer Jugend zwischen der Liebe des Gatten und den Küssen der Kinder glücklich gewesen war. Sie sagte: „Geht, geht.

Es hat keinen Sinn, zu mir zu kommen . . . Ich bin wie eine Tote . . . Mein Leben ist nicht mehr hier, sondern dort, im anderen Leben, wo sie sind. Opfert eure Jugend nicht an der Seite eines Dinges, das im Sterben liegt; denn ich bin wahrhaftig nur noch *ein Ding*. Alles ist mir gleichgültig! Gott hat mir alles genommen . . . Ich bin zur Angst geworden, und der Herr könnte mich deswegen zur Rechenschaft ziehen, er, der mich so stark geschlagen hat; es wäre Egoismus, euch junge Menschen bei mir, einer Toten, zurückzuhalten. Geht zu euren Müttern! . . .“

Aber Rut blieb, um dem leidenden Alter Stütze zu sein; denn sie hatte begriffen, daß es immer größere Schmerzen als die eigenen gibt und daß ihr Schmerz als junge Witwe immer noch geringer war als jener der Frau, die außer dem Mann noch die beiden Söhne verloren hatte; so wie der Schmerz dessen, der aus vielerlei Gründen dazu kommt, die Welt zu hassen und in jedem Menschen einen Feind zu sehen, den er fürchtet und gegen den er sich verteidigen muß, größer als alle anderen Schmerzen ist; denn er trifft nicht allein das Fleisch, das Blut und den Geist, sondern die Seele mit ihren übernatürlichen Pflichten und Rechten; er läuft Gefahr, zugrunde zu gehen. Wie viele kinderlose Mütter für mutterlose Kinder gibt es auf der Welt! Wie viele Witwen ohne Nachkommen gibt es, die sich barmherzigerweise einsamer Alter annehmen können! Wie viele gibt es, die keine menschliche Liebe kennen und unglücklich werden in ihrem Bedürfnis nach Liebe; sie möchten alles geben, um den Haß in der unglücklichen Menschheit, die immer mehr leidet, zu bekämpfen, weil der Haß immer stärker wird.

Schmerz ist Kreuz, aber auch Flügel. Die Trauer entblößt, aber um neu zu bekleiden. Erhebt euch, ihr, die ihr weint! Öffnet die Augen und schüttelt die Bedrängnisse, die Finsternis und den Egoismus ab! Bedenkt: Die Welt ist die Erde, auf der man weint und stirbt. Die Welt ruft: „Hilf mir!“ durch den Mund der Waisen, der Kranken, der Einsamen, der Zweifelnden, durch den Mund der Verratenen oder der Opfer der Grausamkeit, der Gefangenen infolge einer Ra-

che. Geht zu ihnen, die rufen! Vergeßt euch selbst unter den Vergesenen! Gesundet unter den Kranken! Hofft mit den Hoffnungslosen! Die Welt steht allen offen, die guten Willens sind, um Gott im Nächsten zu dienen und den Himmel zu gewinnen, der die Vereinigung mit Gott und die Wiedervereinigung mit allen ist, die wir beweinen. Hier ist der Kampfplatz, dort ist der Sieg. Kommt. Ahmt in allen euren Leiden Rut nach! Sagt auch ihr: „Ich bleibe bei dir bis zum Tode.“ Und wenn euch die Unglücklichen, die sich unheilbar glauben, antworten: „Nennt mich nicht mehr Noomi, sondern Mara; denn Gott hat mich mit Bitterkeit erfüllt“, harrt aus! In Wahrheit sage ich euch, eines Tages werden diese Unglücklichen eure Ausdauer mit dem Ausruf belohnen: „Gepriesen sei der Herr, der mich von der Bitterkeit, der Traurigkeit und der Einsamkeit befreit hat mit Hilfe eines Geschöpfes, das verstanden hat, seinen Schmerz für das Gute fruchtbar zu machen. Gott möge dieses Geschöpf auf ewig segnen, denn es ist mir zum Retter geworden.“

Die gute Tat Ruts an Noomi hat – denkt daran – der Welt den Messias geschenkt, denn von David des Isai, von Isai des Obed, kommt der Messias, wie Obed des Boas, Boas des Salmon, Salmon des Nachschon, Nachschon des Amminadab, Amminadab des Ram, Ram des Hezron und Hezron des Perez. Sie alle waren berufen, das Land von Betlehem zu bevölkern und die Vorfahren des Herrn vorzubereiten. Jede gute Tat ist der Ursprung großer Dinge, die ihr euch nicht vorstellen könnt. Der Sieg eines Menschen über den eigenen Egoismus kann eine Welle der Liebe auslösen, die fähig ist, aufzusteigen, aufzusteigen und in ihrer hellen Klarheit jenen zu halten, der sie ausgelöst hat, um ihn zum Fuße des Altares, zum Herzen Gottes, hinzutragen.

Gott möge euch seinen Frieden geben!«

Ohne durch die in der Hecke befindliche Türe in den Garten zu gehen, wacht Jesus darüber, daß niemand sich der Hecke nähert, hinter welcher ein lautes Weinen hörbar ist . . . Erst als alle Bewohner von Bet-Zur sich entfernt haben, geht auch er mit den Seinen, ohne das heilsame Weinen zu stören . . .

251 Auf dem Weg nach Hebron • Die Absichten der Welt und die Absichten Gottes

»Ihr wollt doch nicht eine Wallfahrt zu allen Orten, die dem Volk Israel heilig sind, unternehmen«, sagt spöttisch Iskariot; er unterhält sich mit einer Gruppe, in der sich Maria des Alphäus und Salome, sowie Andreas und Thomas befinden.

»Warum nicht? Wer verbietet es uns?« fragt Maria des Klopas.

»Aber ich ... Meine Mutter erwartet mich schon längst ...!«

»Geh doch zu deiner Mutter. Wir kommen dann nach«, sagt Salome; es scheint, als füge sie in Gedanken hinzu: »Niemand wird wegen deiner Abwesenheit traurig sein!«

»Nein, das geht nicht! Ich will mit dem Meister zu ihr gehen. Die Mutter wird nicht mitkommen, wie es abgemacht war. Das hätte nicht geschehen dürfen, denn es war mir versprochen worden, daß sie dabeisein werde.«

»Sie ist in Bet-Zur zurückgeblieben, um ein gutes Werk zu tun. Die Frau dort war sehr unglücklich.«

»Jesus konnte sie sofort heilen, ohne sie langsam, Schritt für Schritt, zu sich kommen zu lassen. Ich verstehe nicht, warum er keine aufsehenerregenden Wunder mehr wirken will.«

»Wenn er es getan hat, wird er seine heiligen Gründe dafür haben«, sagt Andreas ruhig.

»Ja, aber so verliert er Jünger. Der Aufenthalt in Jerusalem! Welch eine Enttäuschung! Je mehr hochtönende Dinge nötig wären, desto mehr verbirgt er sich im Schatten. Ich habe so fest damit gerechnet, etwas zu sehen, etwas zu bekämpfen ... «

»Entschuldige die Frage ... Was wolltest du sehen und wen wolltest du bekämpfen?« fragt Thomas.

»Was? Wen? Nun, ich wollte seine Wunderwerke sehen und so die Möglichkeit haben, jenen zu trotzen, die behaupten, er sei ein falscher Prophet oder ein vom Dämon Besessener. *Denn so spricht man von ihm*, verstehst du? Sie sagen, wenn Beelzebul ihn nicht un-

terstützt, ist er ein armer Mensch. Und da die Launenhaftigkeit Beelzebuls bekannt ist und man weiß, daß es ihm Spaß macht zu fassen und zu lassen, wie es der Leopard mit der Beute macht, und da die Tatsachen diese Überlegung rechtfertigen, bin ich beunruhigt, wenn ich daran denke, daß er nichts tut. Schön stehen wir da: als Apostel eines Meisters ... voller Lehre, das kann man nicht leugnen, aber sonst nichts.« Das plötzliche Innehalten des Judas nach dem Worte „Meister“ gibt zu denken, daß er noch Schwerwiegenderes sagen wollte.

Die Frauen sind bestürzt; Maria des Alphäus, als Verwandte Jesu, sagt deutlich: »Ich wundere mich nicht über dich; es wundert mich vielmehr, daß er dich duldet, Bube!«

Andreas, der stets sanftmütige Andreas, verliert die Geduld und schreit rot vor Wut, einmal ganz seinem Bruder gleichend: »Aber so geh doch! Stell dich nicht immer bloß wegen des Meisters! Wer hat dich gerufen? Uns hat er gewollt. Dich nicht! Du hast mehrere Male bitten und betteln müssen, bevor er dich angenommen hat. Du hast dich aufgedrängt. Ich weiß nicht, was mich zurückhält, den anderen alles zu berichten ... «

»Mit euch kann man nicht reden. Man hat recht, wenn man euch raufsüchtig und dumm nennt ... «

»Wahrlich, auch ich verstehe wirklich nicht, wo der Fehler des Meisters liegt. Ich wußte nichts von diesen launenhaften Umtrieben des Dämons. Armer Kerl! Er muß wirklich ein seltsames Wesen sein. Wenn er vernünftiger wäre, hätte er sich nicht gegen Gott aufgelehnt. Doch ich will es mir merken«, sagt Thomas ironisch, um den aufkommenden Sturm zu besänftigen.

»Spotte nicht. Ich spaße nicht. Kannst du vielleicht behaupten, daß er in Jerusalem besonders aufgefallen ist? Übrigens, auch Lazarus hat es gesagt ... «

Thomas bricht in ein schallendes Gelächter aus. Dann sagt er, immer noch lachend, und sein Lachen hat Iskariot bereits verwirrt: »Er soll nichts getan haben? Geh, und frage die Aussätzigen von Schi-

loach und Hinnom. Nun, in Hinnom wirst du keinen mehr finden, denn sie sind alle geheilt. Wenn du nicht dabei warst, weil du es eilig hattest, zu den . . . Freunden zu gehen, und daher nichts davon weißt, so hindert das nicht, daß in den Tälern Jerusalems und in vielen anderen die Hosanna der Geheilten ertönen«, endet Thomas ernst. Immer noch ernst fügt er hinzu: »Du bist gallenkrank, Freund. Darum bist du verbittert und siehst überall grün. Es muß eine stets wiederkehrende Krankheit in dir sein. Glaube uns, es ist nicht angenehm, mit einem wie du zusammenzuleben. Mäßige dich. Ich werde den anderen nichts erzählen, und wenn diese guten Frauen auf mich hören, werden auch sie schweigen und mit ihnen Andreas. Aber du, beherrsche dich! Spiele nicht den Enttäuschten, denn es gibt keine Enttäuschung. Es ist nicht nötig, denn der Meister weiß, was er tut. Versuche nicht, der Meister des Meisters zu sein. Wenn er die arme Frau Elisa so behandelt hat, dann kannst du daraus schließen, daß es gut war. Laß die Schlangen zischen und spucken, soviel sie wollen. Bemühe dich nicht, den Vermittler zwischen ihnen und ihm zu spielen, und noch weniger darfst du dich entwürdigt fühlen, mit ihm zu sein. Selbst wenn er nicht einmal einen Schnupfen mehr heilte, wäre er trotzdem mächtig. Sein Wort allein ist ein fortwährendes Wunder. Gib dich zufrieden! Wir haben keine Bogenschützen hinter uns! Wir werden unser Ziel erreichen. Laß nur, wir werden erreichen, daß die Welt sich überzeugt, daß Jesus Jesus ist. Sei auch davon überzeugt, daß Maria deine Mutter besuchen wird, wenn sie es versprochen hat.

Wir pilgern indessen durch diese schönen Gegenden; das ist unsere Arbeit! Ganz bestimmt! Wir stellen auch die Jüngerinnen zufrieden und besuchen das Grab Abrahams und seinen Baum und darauf das Grab des Isai und . . . was habt ihr sonst noch gesagt?«

»Man sagt, hier sei der Ort, wo Adam gelebt hat und Abel getötet worden ist.«

»Die üblichen sinnlosen Legenden! . . . « murrte Judas Iskariot.

»Nach hundert Jahren wird man sagen, daß die Grotte von Betle-

hem und viele andere Dinge Legende sind! Und dann, entschuldige bitte, du wolltest doch das stinkende Loch von En-Dor besuchen, das, wie mir scheint, nicht einem heiligen Zyklus angehört, meinst du nicht auch? Und man kommt hierher, weil man sagt, daß hier das Blut und die Asche von Heiligen ruhen. En-Dor hat uns Johannes geschenkt, und wer weiß ... «

»Schönes Geschenk, der Johannes!« spottet Iskariot.

»Im Gesicht ist er es nicht. In der Seele aber kann er besser sein als wir es sind.«

»Daß ich nicht lache! Mit dieser Vergangenheit!«

»Schweige! Der Meister hat gesagt, daß wir sie vergessen sollen.«

»Das ist bequem! Ich möchte sehen, ob ihr, wenn ich derartige täte, alles vergessen würdet!«

»Leb wohl, Judas! Es ist besser, du bleibst allein. Du bist zu unruhig. Wenn du wenigstens selber wüßtest, was dir fehlt!«

»Was mir fehlt, Thomas? Ich muß zusehen, wie wir, die wir zuerst gekommen sind, vernachlässigt werden. Ich muß zusehen, wie alle anderen mir vorgezogen werden. Ich muß erkennen, daß man auf meine Abwesenheit gewartet hat, um das Gebet zu lehren. Glaubst du, all dies mache mir Freude?«

»Nein, das glaube ich nicht! Aber ich möchte dich darauf aufmerksam machen, daß du, wenn du mit uns an Ostern zum Abendmahl gekommen, auch auf dem Ölberg mit uns gewesen wärest, als der Meister uns das Gebet gelehrt hat. Ich sehe nicht, inwiefern wir zuerst Gekommenen vernachlässigt werden. Weil dieses unschuldige Kind hier spricht? Oder weil der unglückliche Johannes mit uns ist?«

»Wegen des einen und des anderen. Jesus spricht fast nicht mehr mit uns. Wie du siehst, auch jetzt! Er verbringt seine Zeit, um mit dem Kind zu reden. Er wird doch lange warten müssen, bevor er es unter die Jünger einreihen kann! Und der andere, der wird nie ein Jünger. Er ist zu stolz, zu gebildet, zu verhärtet und hat schlechte Neigungen. Und doch: „Johannes hier, Johannes da! ...“«

»Vater Abraham, laß mich nicht die Geduld verlieren! Warum glaubst du, daß der Meister andere dir vorzieht?«

»Siehst du es auch jetzt nicht? Es ist an der Zeit, Bet-Zur zu verlassen, wo er drei Hirten unterweisen wollte, die gut von Isaak hätten unterwiesen werden können; und wen läßt er bei seiner Mutter zurück? Mich? Dich? Nein! Er läßt den Simon da. Einen Alten, der kaum einmal spricht! ... «

»Aber das Wenige, das er sagt, sagt er immer gut«, entgegnet Thomas, der nunmehr allein ist, da die Frauen sich mit Andreas von ihnen getrennt haben und, wie um zu fliehen, und um ein Stück des Weges allein zu sein, eilenden Schrittes vorangehen.

Die beiden Apostel sind so aufgeregt, daß sie nicht bemerken, wie Jesus sich ihnen nähert; denn das Geräusch seiner Schritte verliert sich völlig im Staub der Straße. Aber wenn er kein Geräusch macht, so schreien die beiden für zehn, und Jesus hört sie. Hinter ihm kommen Petrus, Matthäus, die beiden Vettern des Herrn, Philippus und Bartholomäus, sowie die beiden Söhne des Zebedäus, die Margziam in ihrer Mitte haben.

Jesus spricht: »Das hast du gut gesagt, Thomas! Simon spricht wenig, aber das Wenige ist immer gut. Er ist ein ruhiger Geist und hat ein ehrliches Herz. Und vor allem hat er viel guten Willen. Darum habe ich ihn bei meiner Mutter gelassen. Er ist ein wahrer Ehrenmann, der Anstand hat, der gelitten hat und alt ist. Daher – ich sage dies absichtlich, denn ich vermute, daß jemand die Wahl ungerecht nennt – daher war er der Geeignetste, zu bleiben. Ich konnte nicht erlauben, Judas, meine Mutter allein bei einer armen, kranken Frau zurückzulassen. Und es war richtig, sie zurückzulassen. Die Mutter wird das Werk vollenden, das ich begonnen habe. Aber ich konnte sie auch nicht mit meinen Brüdern, noch mit Andreas, Jakobus, Johannes oder mit dir zurücklassen. Wenn du meine Gründe nicht verstehst, weiß ich nicht, was ich dir sagen soll ... «

»Weil es deine Mutter ist, jung, schön, und die Leute ... «

»Nein! Die Leute haben immer Unrat in den Gedanken, auf den Lippen, an den Händen und besonders im Herzen. Schlechte Menschen sehen in allem nur das, was sie selber sind. Aber über diesen

Unrat mache ich mir keine Gedanken. Der fällt von selbst ab, wenn er trocken ist. Ich habe Simon vorgezogen, weil er alt ist und nicht zu sehr an die toten Söhne der untröstlichen Witwe erinnert. Ihr Jungen hättet sie eurer Jugend wegen stets daran erinnert. Simon kann wachen, ohne sich bemerkbar zu machen; er ist anspruchslos, verständnisvoll und weiß sich zu beherrschen. Ich hätte Petrus nehmen können. Wer paßt besser als er zu meiner Mutter? Aber er ist immer noch zu impulsiv. Du siehst, ich kann es ihm ins Gesicht sagen, er ist deswegen nicht beleidigt. Petrus ist aufrichtig und liebt die Wahrheit, auch wenn sie zu seinem Nachteil ist. Ich hätte Natanaël nehmen können. Aber er ist noch nie in Judäa gewesen. Simon kennt Judäa gut; dies wird von Vorteil sein, wenn er die Mutter nach Kerijot begleiten wird. Er weiß, wo dein Landhaus ist, und auch das Haus in der Stadt; er wird nicht ... «

»Aber, Meister ... Wird deine Mutter wirklich meine Mutter besuchen?«

»So ist es beschlossen; wenn etwas beschlossen ist, dann wird es auch gemacht. Wir gehen langsam und halten uns im einen und anderen Dorf auf, um zu predigen. Möchtest du nicht, daß ich Judäa die Frohe Botschaft verkünde?«

»Ja, natürlich, Meister ... Aber ich glaubte ... ich dachte ... «

»Vor allem quälst du dich mit Hirngespinnsten, die du nur träumst. Beim zweiten Mondviertel des Siw werden wir alle bei deiner Mutter sein. *Wir* – also auch meine Mutter mit Simon! Nun verkündet sie die Frohe Botschaft in Bet-Zur, der Stadt in Judäa, so wie Johanna es in Jerusalem tut; mit ihr ein Mädchen und ein Priester, der zuvor aussätzig gewesen war; so wie es Lazarus mit Marta und der alte Ismael in Betanien und Sara in Jutta tun, wie deine Mutter bestimmt in Kerijot vom Messias spricht. Du kannst also nicht sagen, daß ich Judäa ohne Belehrung verlasse. Im Gegenteil, ich gebe den Judäern, die verschlossener und stolzer als die Bewohner anderer Gebiete sind, die zartesten Stimmen, die Stimmen der Frauen und des heiligmäßigen Isaak und meines Freundes Lazarus. Die Frauen

sagen ihre Worte in feiner Frauenart; sie sind Meisterinnen in der Kunst, die Seelen dorthin zu führen, wohin sie wollen. Du sagst nichts mehr? Warum weinst du beinahe, du großes, launenhaftes Kind? Was hast du davon, dich mit Schatten zu vergiften? Hast du noch andere Gründe zur Beunruhigung? Auf, so rede!«

»Ich bin schlecht ... und du bist so gut. Deine Güte trifft mich immer; sie ist stets so frisch, so neu ... Ich weiß nie, wann ich sie auf meinem Weg finde ... «

»Du hast die Wahrheit gesagt. Du kannst es nicht wissen! Aber das kommt daher, weil sie nicht frisch und neu, sondern ewig ist, Judas. Sie ist allgegenwärtig, Judas ... Oh, nun sind wir in der Nähe von Hebron; Maria, Salome und Andreas winken uns zu. Laßt uns weitergehen! Sie sprechen mit Männern. Sie werden sich nach den geschichtlichen Stätten erkundigt haben. Deine Mutter verjüngt sich bei diesen Erinnerungen, mein Bruder!«

Judas Thaddäus lächelt dem Vetter zu, der ebenso lächelt.

»Wir verjüngen uns alle«, sagt Petrus. »Mir scheint, als sei ich in der Schule. Aber es ist eine schöne Schule! Besser als die des Nörglers Elischa. Erinnerst du dich, Philippus? Oje, die Geschichte der Abstammung: „Sagt die Städte der Stämme!“; „Ihr habt sie nicht im Chor gesagt ... Fangt wieder von vorne an ... “; „Simon, du gleichst einem verschlafenen Frosch. Du bleibst zurück. Beginnt noch einmal von vorne.“ Oje! Ich war völlig zu Städtenamen aus lang vergangenen Zeiten geworden und wußte nichts anderes. Hier hingegen! Hier lernt man wirklich etwas. Weißt du, Margziam, in ein paar Tagen wird dein Vater die Prüfung ablegen; er weiß Bescheid ... «

Alle lachen und gehen Andreas und den Frauen entgegen.

252 Festliche Begrüßung in Hebron

Sie sitzen alle im Kreise in einem Hain bei Hebron, essen und reden miteinander. Judas, der nun davon überzeugt ist, daß Maria seine Mutter besuchen wird, ist in bester Stimmung und versucht,

die Erinnerung an seine schlechte Laune bei Gefährten und Frauen mit tausend Aufmerksamkeiten auszulöschen. Er hat anscheinend im Dorf die Einkäufe besorgt, denn er erzählt, daß er es sehr verändert vorgefunden hat seit dem letzten Jahr: »Die Kunde von den Predigten und Wundern Jesu ist bis hierher gedrungen; die Menschen haben angefangen, über viele Dinge nachzudenken. Weißt du, Meister, daß sich in dieser Gegend ein Besitz des Doras befindet? Auch die Frau Chuzas hat auf diesen Hügeln Ländereien und eine Burg: ihre Mitgift. Man sieht, daß ein wenig sie und ein wenig die Landarbeiter des Doras die Leute hier vorbereitet haben. Er, Doras, hat Schweigen geboten. Aber sie! . . . Ich glaube, daß sie nicht einmal bei Strafe schweigen würden. Der Tod des alten Pharisäers hat eine Erschütterung ausgelöst, weißt du! Und erst die gute Gesundheit Johannas, die vor Ostern hierhergekommen ist! Oh, auch der Liebhaber der Aglaia hat dir genützt. Weißt du, daß Aglaia entflohen ist, kurz nachdem wir hier vorbeigekommen waren? Er, der Liebhaber, hat den Teufel gespielt und sich an vielen Unschuldigen gerächt. Darum glaubt das Volk endlich an dich als an den Rächer der Unterdrückten und verlangt nach dir. Ich meine die Besten . . . «

»Rächer der Unterdrückten! Ja, das bin ich. Aber auf der übernatürlichen Ebene. Keiner von denen, die mich mit Szepter und Weltkugel in der Hand als König und Richter irdischer Dinge sehen, sieht mich richtig. Natürlich bin ich gekommen, um von der Unterdrückung zu befreien. Von der Sünde, der schlimmsten aller Unterdrückungen, von Krankheiten, Trostlosigkeit, Unwissenheit und Egoismus! Viele werden lernen, daß es nicht recht ist, zu unterdrücken, wenn das Schicksal sie über andere gestellt hat. Sie werden lernen, ihre gesellschaftliche Stellung dazu zu nützen, um den Untergeordneten zu helfen.«

»Lazarus tut es, und auch Johanna. Aber es sind nur zwei gegen Hunderte!« sagt Philippus traurig.

»Die Flüsse sind an der Quelle nicht so breit wie an der Mündung: Tropfen, Wasserfäden, aber dann . . . Es gibt Flüsse, die an der Mündung einem Meer gleichen.«

»Der Nil, nicht wahr?! Deine Mutter hat es mir erzählt nach der Rückkehr aus Ägypten. Sie sagte immer: „Ein Meer, glaub es mir, ein grünblaues Meer! Ihn bei Hochwasser zu sehen, ist ein Traum!“ Und sie erzählte mir von den Pflanzen, die aus dem Wasser zu wachsen scheinen, und von all dem Grün, das sich zeigte, wenn das Wasser sich zurückzog ... « sagte Maria des Alphäus.

»Und so sage ich euch: Wie der Nil an der Quelle ein Wasserfaden ist und dann zum Riesen wird, so wird auch das Fädchen, das heute mit Liebe und aus Liebe den Geringsten dient, zu einer Vielfalt werden. Johanna, Lazarus, Marta jetzt, und dann viele, viele!« Jesus scheint alle zu sehen, die sich den Brüdern barmherzig erweisen, und lächelt, in seine Vision versunken.

Judas verrät, daß der Synagogenvorsteher mit ihm kommen wollte, es aber nicht gewagt hatte, von sich aus eine Entscheidung zu treffen: »Erinnerst du dich, Johannes, wie er uns im letzten Jahre vertrieben hat?«

»Ich erinnere mich, aber sage es doch dem Meister!«

Jesus antwortet, daß sie sich Hebron nähern. Wenn die Bewohner sie wollten, werde man sie rufen, und sie werden bleiben; wenn nicht, werden sie sogleich weiterziehen.

»So können wir das Haus des Täufers sehen. Wem gehört es jetzt?«

»Dem, der es will, glaube ich. Schammai ist fortgezogen und nicht zurückgekehrt. Er hat Diener und Möbel weggebracht. Um sich zu rächen, haben die Bürger die Umfassungsmauer abgebrochen; das Haus gehört nun allen. Wenigstens der Garten. Sie versammeln sich dort, um ihren Täufer zu verehren. Man sagt, daß Schammai ermordet worden ist. Ich weiß nicht, weshalb ... es scheint wegen einer Frauengeschichte ... «

»Irgendeine Intrige am Hof, bestimmt!« murmelt Natanaël in seinen Bart.

Die Gruppe erhebt sich und geht nach Hebron, zum Haus des Täufers. Dort angekommen, finden sie eine geschlossene Menge von

Bürgern vor. Sie kommen ihnen etwas unsicher, neugierig und überrascht entgegen. Jesus grüßt sie lächelnd. Sie machen sich Mut, gehen auseinander, und aus der Gruppe löst sich der Synagogenvorsteher, der im vergangenen Jahr so unhöflich war.

»Der Friede sei mit dir!« grüßt Jesus gleich. »Erlaubst du uns, in deiner Stadt zu verweilen? Ich bin mit allen meinen bevorzugten Jüngern hier, und einige ihrer Mütter sind dabei.«

»Meister, hast du keinen Groll gegen uns, gegen mich?«

»Groll? Ich kenne so etwas nicht; auch wüßte ich nicht, weshalb ich grollen sollte.«

»Letztes Jahr habe ich dich beleidigt . . . «

»Du hast den Unbekannten beleidigt und hast geglaubt, dazu berechtigt zu sein. Dann aber hast du begriffen und bereut, es getan zu haben. Das ist vorbei. So wie die Reue die Schuld tilgt, so löscht die Gegenwart die Vergangenheit aus. Ich bin für dich nicht mehr der Unbekannte. Welche Gefühle hast du nun für mich?«

»Ehrfurcht, Herr, Verlangen . . . «

»Verlangen? Was willst du von mir?«

»Dich besser kennenlernen.«

»Wie? Auf welche Art?«

»Durch deine Worte und deine Werke. Die Kunde von dir, von deiner Lehre und deiner Macht hat uns erreicht; und man hat uns gesagt, daß du an der Befreiung des Täufers nicht unbeteiligt warst. Du hast ihn also nicht gehaßt, hast nicht versucht, unseren Johannes zu verdrängen! . . . Er selbst hat nicht verneint, daß er dank dir das Tal des heiligen Jordan wiedergesehen hat. Wir sind bei ihm gewesen, haben von dir gesprochen, und er hat uns gesagt: „Ihr wißt nicht, wen ihr vertrieben habt. Ich mußte euch tadeln; doch ich verzeihe euch, denn er hat mich gelehrt, zu verzeihen und sanftmütig zu sein. Wenn ihr also nicht vom Herrn und von mir, seinem Diener, verflucht werden wollt, so liebt den Messias. Zweifelt nicht! Sein Zeugnis ist: Geist des Friedens, vollkommene Liebe, höhere Weisheit als jede andere, himmlische Lehre, absolute Sanftmut; Macht

über alle Dinge, vollkommene Demut und engelgleiche Keuschheit. Ihr könnt nicht fehlgehen. Wenn ihr Frieden in der Nähe eines Menschen atmet, der von sich sagt, daß er der Messias ist; wenn ihr Liebe trinkt, die Liebe, die von ihm ausgeht; wenn ihr aus eurem Dunkel ins Licht eingeht; wenn ihr seht, daß Sünden vergeben und Leiber geheilt werden, dann saget: „Dieser ist wahrlich das Lamm Gottes;“ Wir wissen, daß deine Werke es sind, von denen unser Johannes gesprochen hat. Daher verzeihe uns, liebe uns, gib uns das, was die Welt von dir erwartet.«

»Ich bin deswegen gekommen; ich komme von sehr weit her, um auch der Stadt des Johannes das zu geben, was ich jedem Ort, der mich aufnimmt, gebe. Sagt daher, was ihr von mir wollt!«

»Auch wir haben Kranke, und unwissend sind wir. Besonders, was Liebe und Güte betrifft, sind wir unwissend. Johannes hat mit seiner vollkommenen Gottesliebe eine eiserne Hand und Feuer-Worte; er will alle biegen, wie ein Riese einen Grashalm biegt. Viele verfallen der Mutlosigkeit, denn der Mensch ist mehr Sünder als Heiliger. Es ist schwierig, heilig zu sein. Man sagt, daß du nicht biegest, sondern aufrichtest, nicht verwundest, sondern Balsam auflegst, nicht schlägst, sondern streichelst. Man sagt, daß du väterlich bist mit den Sündern und Macht über die Krankheiten hast, wie sie auch heißen, besonders über die des Herzens. Die Rabbis verstehen es nicht mehr.«

»Bringt mir eure Kranken und versammelt euch dann in diesem Garten, der verlassen und von der Sünde entweiht ist, nachdem er einmal der Tempel der Gnade war, die hier gewohnt hat.«

Die Hebroniter entfernen sich in alle Richtungen, wie Schwalben; nur der Synagogenvorsteher bleibt. Er geht mit Jesus und den Jüngern innerhalb der Abgrenzung des Gartens in den Schatten einer Laube, die mit wild wuchernden Rosen und Weinreben überwachsen ist. Die Hebroniter kommen bald zurück. Sie bringen einen Gelähmten auf einer Bahre, ein blindes Mädchen, einen Taubstummen und zwei Kranke, die an irgendeiner mir unbekanntem Krankheit leiden und von Begleitern geführt werden.

»Der Friede sei mit dir«, grüßt Jesus jeden ankommenden Kranken. Dann die sanfte Frage: »Was wollt ihr, daß ich tue?« Und es antwortet der Klagechor der Unglücklichen; jeder möchte seine eigene Geschichte erzählen.

Jesus, der dagesessen hatte, erhebt sich und geht zum Stummen, dem er die Lippen mit seinem Speichel befeuchtet und dem er das große Wort sagt: »Öffne dich!« Ebenso sagt er zur Blinden, deren geschlossene Lider er mit dem von Speichel befeuchteten Finger berührt. Dann gibt er dem Gelähmten die Hand und sagt: »Steh auf!« Zum Schluß legt er den beiden Kranken seine Hände auf mit den Worten: »Werdet gesund, im Namen des Herrn!«

Der Stumme, der zuvor nur unverständliche Laute von sich gab, sagt klar und deutlich »Mama«, während das Mädchen die entsiegelten Lider dem Lichte öffnet, sie wieder schließt und wieder öffnet und mit den Fingern zur unbekanntenen Sonne deutet, lacht und weint, sich die Augen reibt, da es die Sonne nicht gewöhnt ist, und auf die Erde, die Personen und besonders auf Jesus schaut. Der Gelähmte steigt sicher von der Bahre, und seine barmherzigen Träger halten dieselbe leer in die Höhe, um den entfernt Stehenden zu verstehen zu geben, daß die Gnade gewährt worden ist, während die beiden Kranken vor Freude weinen und niederknien, um ihren Retter zu verehren.

Die Menschen brechen in begeisterte Hosannarufe aus. Thomas, der nahe bei Judas steht, blickt ihn fest und mit einem so vielsagenden Ausdruck an, daß dieser ihm antwortet: »Ich war töricht, verzeih!«

Nachdem die Rufe nachgelassen haben, beginnt Jesus zu reden.

»Der Herr sprach zu Josua und sagte: „Sprich zu den Kindern Israels und sage zu ihnen: Teilt die Städte mit den Flüchtigen, von denen ich durch Mose zu euch gesprochen habe, damit sich dorthin flüchten kann, wer unfreiwillig jemand getötet hat und sich dem Zorn der Verwandten und den Bluträchern entziehen will!“ Hebron ist eine dieser Städte.

Es wird weiter gesagt: „Und die Ältesten der Stadt sollen den Unschuldigen nicht dem ausliefern, der ihn zu töten sucht, sondern sie sollen ihn aufnehmen und ihm eine Wohnung geben, damit er bis zum Gericht und solange der betreffende Hohepriester nicht gestorben ist, dort bleiben kann. Danach kann er in seine Stadt und in sein Haus zurückkehren.“

In diesem Gesetz ist schon die barmherzige Liebe zum Nächsten berücksichtigt und befohlen. Dieses Gebot hat Gott gegeben, da es nicht erlaubt ist, zu töten, ohne vorher den Angeklagten verhört zu haben; es ist auch nicht erlaubt, im Zorn zu töten.

Dies gilt auch für die moralischen Vergehen und Anschuldigungen. Es ist nicht erlaubt, zu beschuldigen, wenn man nicht genau untersucht hat, oder zu richten, bevor man den Angeklagten angehört hat. Doch heute kommen zu den bisherigen Anklagen und Verurteilungen für begangene oder vermutete Taten neue hinzu: solche, die sich gegen Menschen richten, die im Namen Gottes auftreten. In den Jahrhunderten ist das gegen die Propheten vorgekommen; heute erhebt man sich gegen den Vorläufer des Christus und gegen Christus. Ihr selbst könnt es feststellen. Mit Hinterlist aus dem Gebiet von Sichem gelockt, erwartet der Täufer in den Kerkern von Herodes den Tod; denn er wird nie in eine Lüge und in Kompromisse einwilligen, selbst wenn er geköpft werden sollte: nichts wird seine Ehrlichkeit zerstören und seine Seele von der Wahrheit trennen können, der er in allen ihren verschiedenen Formen, den göttlichen, den übernatürlichen und den moralischen treu gedient hat. Genauso wird Christus verfolgt, mit doppelter und zehnfacher Wut, da er sich nicht darauf beschränkt, Herodes zu sagen: „Es ist dir nicht erlaubt“, sondern überall dort, wo er eintretend Sünde antrifft oder weiß, daß Sünde vorliegt, sagt: „Es ist dir nicht erlaubt“, ohne daß er eine Kategorie im Namen Gottes und zur Ehre Gottes ausschließt. Wie kann dies geschehen? Gibt es keine Diener Gottes mehr in Israel? Ja, es gibt sie. Aber sie verehren Götzen!

Im Brief des Jeremia an die Exilierten stehen unter anderem diese

Dinge. Ich rufe sie euch ins Gedächtnis, da jedes Wort des Briefes Lehre ist, die sich vom Augenblick an, in dem der Geist sie infolge eines Ereignisses der Gegenwart niederschreiben läßt, auch auf ein zukünftiges Vorkommnis bezieht. Es steht also geschrieben: „Wenn ihr nach Babylon kommt, werdet ihr Götzen aus Gold, Silber, Stein und Holz sehen . . . Hütet euch davor, das Tun der Fremden nachzuahmen oder sie zu fürchten oder Angst zu haben . . . sagt in eurem Herzen: ‚Dich allein, o Herr, müssen wir anbeten;‘“ Und der Brief beschreibt diese Idole in allen Einzelheiten; diese Idole, die eine künstliche Zunge haben und sich dieser nicht bedienen, um ihre falschen Priester zu tadeln, die sie berauben, um mit dem Gold des Idols die Dirnen zu kleiden; diesen aber nehmen sie das Gold wieder ab, das beschmutzt ist durch die Prostitution, um das Idol damit wieder zu bedecken; diese Idole, die Rost und Gewürm zerstören, und die nur sauber und ordentlich sind, wenn der Mensch ihr Gesicht wäscht und sie kleidet; während sie allein nichts vermögen, selbst wenn sie Szepter und Waage in der Hand halten. Und der Prophet endet: „Fürchtet sie daher nicht!“ Dann fährt er fort: „Unnütz wie zerbrochene Gefäße sind diese Götter. Ihre Augen sind voll vom aufgewirbelten Staub der Tempelbesucher; sie sind immer geschlossen, wie in einem Grab oder wie die Augen dessen, der den König beleidigt hat; jeder Mensch kann sie ihrer kostbaren Gewänder berauben. Sie sehen das Licht der Lampen nicht, daher sind sie im Tempel wie Balken, und die Lampen sind nur dazu da, um sie mit Ruß zu bedecken, während Käuzchen, Schwalben und andere Vögel auf ihren Kopf fliegen und ihn mit ihrem Kot beschmutzen; die Katzen machen aus ihren Gewändern ihr Lager und zerfetzen sie. Nein, diese Idole sind nicht zu fürchten; *sie sind tote Dinge*. Nicht einmal das Gold nützt ihnen; es dient nur als Schmuck, und wenn es nicht geputzt wird, dann glänzt es nicht. Sie haben auch nichts gespürt, als sie hergestellt wurden. Das Feuer hat sie nicht zum Leben erweckt. Sie sind für namhafte Summen gekauft worden und werden dort aufgestellt, wo der Mensch sie haben will; denn sie sind

in beschämender Weise ohnmächtig ... Warum werden sie dann Götter genannt? Weil man sie anbetet und ihnen Opfer darbringt in Schauspielen falscher Zeremonien, an die weder die Ausführenden noch die Beiwohnenden glauben. Wenn ihnen Gutes oder Böses angetan wird, vergelten sie es nicht; sie sind unfähig, einen König zu ernennen oder abzusetzen; sie können weder Reichtum noch Übel verteilen; sie können einen Menschen nicht vor dem Tod bewahren und einen Schwachen nicht vor dem Mächtigen schützen. Sie haben auch kein Mitleid mit den Witwen und den Waisen. Sie gleichen den Felsen im Gebirge ...“ Das sagt der Brief so ungefähr.

Seht, auch wir haben Idole, aber keine Heiligen mehr in den Reihen der Diener des Herrn. Daher kann sich das Böse gegen das Gute erheben. Das Böse, das den Verstand und das Herz der nicht mehr Heiligen mit Schmutz bespritzt und sich einnistet in ihre falschen Gewänder der Güte.

Sie können die Worte Gottes nicht mehr aussprechen. Das ist natürlich! Sie haben eine von Menschen angefertigte Zunge und sagen Menschenworte, wenn sie nicht Satansworte sagen; sie sprechen nichts anderes aus als unvernünftige Vorwürfe an Unschuldige und Arme, und schweigen dort, wo sie Verdorbenheit von Mächtigen sehen. Denn sie sind alle verdorben und können sich daher nicht gegenseitig dieselbe Schuld vorwerfen. Sie arbeiten eifrig, nicht für den Herrn, sondern für Mammon und nehmen das Gold der Unzucht und des Verbrechens an, feilschend, stehlend und von einer Gier besessen, die jede Grenze und alles Maß übersteigt. Jeglicher Staub bleibt auf ihnen liegen, gärt auf ihnen, und wenn sie dem Herrn ein gewaschenes Gesicht zeigen, so sieht das Auge Gottes ein sehr schmutziges Herz. Der Rost des Hasses und das Gewürm der Sünde nagt an ihnen; sie tun nichts, um sich zu retten. Sie gehen um mit Verfluchungen wie mit Szepter und Schwert; aber sie wissen nicht, daß sie selbst verflucht sind. Eingeschlossen in ihr Denken und ihre Süchte wie Leichen in ihren Gräbern oder Gefangene in ihrem Kerker, stehen sie da und klammern sich an die Eisenstangen

ihrer Zelle aus Angst, daß eine Hand sie von dort herausholen könnte; denn da sind diese Toten immer noch etwas: Mumien, aber nicht Mumien mit einem menschlichen Aussehen, sondern zu vertrocknetem Holz verdorrte Leiber; draußen wären sie überholte Dinge von der Welt, die das Leben sucht, die das Leben nötig hat, wie der Säugling die Brust, und die den sucht, der Leben schenkt und nicht Leichengeruch.

Sie stehen im Tempel, ja, und der Rauch der Lampen: der Ehren, bedeckt sie mit seinem Ruß; aber das Licht dringt nicht in sie hinein; alle Leidenschaften nisten sich in ihnen ein wie Vögel und Katzen; doch keine Begeisterung für ihre Aufgabe entzündet in ihnen die mystische Unruhe nach Gott. Sie weisen die Liebe ab. Das Feuer der Liebe entzündet sie nicht, so wie die Liebe sie nicht mit ihrem herrlichen Goldglanz umkleidet; die doppelte Liebe in Form und Ursprung: Liebe zu Gott und dem Nächsten die Form; Liebe zu Gott und dem Menschen die Quelle. Denn Gott entfernt sich vom Menschen, der nicht liebt, und die Quelle versiegt; und es entfernt sich der Mensch vom bösen Menschen, und somit versiegt auch die zweite Quelle. Alles wird dem Menschen ohne Liebe von dem, der die Liebe ist, genommen. Sie lassen sich kaufen für verfluchtes Geld, und sie lassen sich dorthin bringen, wo der Nutzen und die Macht sie haben wollen.

Nein! Nein, das ist nicht erlaubt! Es gibt keine Münze, mit der man das Gewissen kaufen kann, und besonders nicht das der Priester und der Lehrer. Es ist nicht erlaubt, in Dingen der Erde nachgiebig zu sein, wenn diese zu Handlungen verführen, die gegen die von Gott festgelegte Ordnung verstoßen. Das ist geistige Impotenz, und es steht geschrieben: „Der Eunuch kann nicht in die Versammlung des Herrn eintreten.“ Wenn aber in der Natur Impotente nicht zum Volk Gottes gehören können, kann dann der im Geiste Impotente ein Minister Gottes werden? In Wahrheit sage ich euch, daß viele Priester und Lehrer jetzt von schuldhaftem geistigen Eunuchentum befallen sind, denn sie sind verstümmelt in ihrer geistigen Männlichkeit. Viele, allzuviele!

Überlegt! Beobachtet! Vergleicht! Ihr werdet sehen, daß wir viele Idole haben und wenige Diener des Guten, das Gott ist. Daher sind die Zufluchtsstädte keine Zufluchtsstätten mehr. Nichts wird mehr geachtet in Israel, und die Heiligen sterben, da sie von den Unheiligen gehaßt werden.

Aber ich lade euch ein: „Kommt!“ Ich rufe euch im Namen eures Johannes, der schmachtet, weil er heilig war; der bestraft wird, weil er mein Vorläufer ist und versucht hat, den Weg des Lammes vom Schmutz zu säubern.

Kommt, um Gott zu dienen! Die Zeit ist nahe! Seid nicht unvorbereitet für die Erlösung. Macht, daß der Regen auf das besäte Feld falle. Sonst ist er umsonst vergossen worden. Ihr, ihr von Hebron, an der Spitze müßt ihr stehen! Habt ihr nicht mit Zacharias und Elisabet gelebt? Diese Heiligen haben vom Himmel den Johannes verdient, und hier hat Johannes den Wohlgeruch der Gnade mit der wahren Reinheit seiner Kindheit verbreitet, und aus seiner Wüste hat er euch den Verderben verhindernden Weihrauch seiner Gnade gesandt, die zum Wunder der Buße geworden ist. Enttäuscht euren Johannes nicht! Er hat die Nächstenliebe auf eine fast göttliche Stufe gebracht, indem er den letzten Bewohner der Wüste wie euch, seine Mitbürger, liebt. Gewiß erlebt er für euch das Heil. Und das Heil besteht darin, der Stimme des Herrn zu folgen und an sein Wort zu glauben. Kommt zahlreich aus dieser Priesterstadt zum Dienst des Herrn! Ich gehe vorüber und rufe euch. Steht den Dirnen nicht nach, denen ein Wort der Barmherzigkeit genügt, um den bisherigen Weg zu verlassen und auf den Weg des Guten zu kommen.

Bei meiner Ankunft bin ich gefragt worden: „Aber hegst du uns gegenüber keinen Groll?“ Groll? O nein! Liebe habe ich für euch! Und ich habe die Hoffnung, euch in den Reihen meines Volkes zu sehen; des Volkes, das ich im neuen Exodus zu Gott führe, zum wahren Land der Verheißung; zum Reich Gottes durch das Rote Meer der Sinne und durch die Wüste der Sünde, frei von jeder Sklaverei, zum ewigen Land voller Herrlichkeit und Frieden . . . Kommt! Es ist

die Liebe, die vorüberzieht! Wer will, kann ihr folgen; denn um von ihr angenommen zu werden, ist nur der gute Wille nötig.«

Jesus hat in einem unerwarteten Schweigen geendet. Viele scheinen die gehörten Worte abzuwägen, durchzudenken und zu vergleichen.

Während dies geschieht und Jesus sich müde und erhitzt niedergesetzt hat und sich mit Johannes und Judas unterhält, ertönt ein Geschrei jenseits der Umzäunung des Gartens. Wirre Schreie erst, und dann ganz klar: »Ist er der Messias? Ist er da?« Und nachdem dies bestätigt worden ist, wird ein Krüppel herangeführt, der wie ein S aussieht, so verwachsen ist er.

»Oh, es ist Masala!«

»Aber der ist doch zu sehr verkrüppelt; was kann er noch erhoffen?«

»Seine Mutter, die Unglückliche, ist auch da!«

»Meister, der Mann hat diese Frau verstoßen wegen dieser Mißgeburt; sie lebt hier von Almosen. Aber jetzt ist sie alt und wird nicht mehr lange leben ... «

Eine Mißgeburt, wahrlich! Sie ist bei Jesus angelangt. Der Krüppel kann Jesus nicht einmal ins Gesicht sehen, so sehr ist er verkrümmt. Er gleicht der Karikatur eines Menschenaffen oder einem vermenschlichten Kamel. Die Mutter, alt und arm, sagt kein Wort, sie seufzt nur: »Herr, Herr ... ich glaube ... «

Jesus legt seine Hände auf die schiefen Schultern des Mannes, der ihm nur bis zur Taille reicht, hebt sein Antlitz zum Himmel und ruft aus: »Steh auf und wandle auf dem Weg des Herrn!« Der Mann schüttelt sich und richtet sich auf wie ein normaler Mensch. Die Bewegung erfolgt so plötzlich, daß man meint, die Feder, die ihn in diese abnormale Position gezwungen hat, sei zerbrochen. Er reicht nun Jesus bis an die Schultern, schaut ihn an und sinkt zusammen mit der Mutter auf die Knie. Sie küssen die Füße des Retters.

Was jetzt unter dem Volk geschieht, ist unbeschreiblich. Allem Widerstand zum Trotz wird Jesus gezwungen, in Hebron Aufenthalt zu

nehmen; denn das Volk schickt sich an, alle Ausgänge zu besetzen, um sein Weggehen zu verhindern.

So begibt sich Jesus in das Haus des alten Synagogenvorstehers, der seit dem letzten Jahr völlig verändert ist.

253 In Jutta • Predigt im Haus Isaaks

Ganz Jutta ist Jesus entgegengekommen mit Feld- und Waldblumen seiner Hügel und den Frühgemüsen seiner Kulturen, mit dem Lächeln seiner Kinder und den Segenswünschen seiner Bewohner. Bevor Jesus den Fuß in die Ortschaft setzen kann, ist er schon von diesen Guten umringt, die von den vorausgesandten Judas Iskariot und Johannes benachrichtigt worden und herbeigeeilt sind mit allem, was ihnen am geeignetsten schien, um den Erlöser zu ehren, und vor allem mit ihrer Liebe.

Jesus kann nichts anderes tun, als dieser Menge von Erwachsenen und Kindern mit Wort und Geste den Segen zu erteilen; dieser Menge, die sich an und um ihn drängt, ihm das Gewand und die Hände küßt und Säuglinge auf die Arme legt, damit er sie mit seinem Kuß segne. Die erste, die dies tut, ist Sara, die ihm ein prächtiges Kind von ungefähr zehn Monaten reicht, das von jetzt an Jischi heißt.

Die Liebe hindert Jesus am Weitergehen, denn sie ist so überwältigend wie eine hochgehende Woge. Ich glaube, Jesus wird mehr von dieser Woge als von den eigenen Füßen getragen, und sein Herz ist hochgestimmt in der Freude, die ihm diese Liebe schenkt. Sein Antlitz leuchtet wie in den Augenblicken der lebhaften Freude als Gottmensch. Es ist nicht der mächtige Ausdruck mit dem magnetischen Blick der Stunden der Wunder, nicht das majestätische Antlitz, das er zeigt, wenn er seine beständige Vereinigung mit dem Vater offenbart. Es ist auch nicht das strenge Antlitz, das er hat, wenn er eine Schuld tadelt: alles Reflexe verschiedener Lichter. Dies aber ist das Leuchten der Stunden der Entspannung seines ganzen „ICHs“, das von so vielen Seiten angegriffen und gezwungen wird, jede kleinste

Geste, jedes Wort, von ihm selbst oder von anderen, zu überwachen; es wird verwickelt in die Umtriebe der Welt, die wie eine bössartige Spinne ihre satanischen Fäden um den göttlichen Schmetterling, den Gottmensch, spinnt und hofft, ihn dadurch am Flug zu hindern und den Geist zu lähmen, damit er die Welt nicht rette; sie hofft, seine Worte verstümmeln zu können, damit er die sündhafte Unwissenheit der Erde nicht belehre; die hofft, ihm die Hände zu binden, damit diese Hände des Ewigen Priesters die Menschen nicht heiligen, die vom Satan und vom Fleisch verdorben worden sind; die ihm die Augen verschleiern möchten, damit die Vollkommenheit seines Blickes – der ein Magnet, Verzeihung, Liebe und bezwingend ist – der mit jedem nicht vollkommen satanischen Widerstand fertig wird, die Herzen nicht an sich ziehe.

Oh, steht es nicht immer noch so um Christus durch das Wirken der Feinde Christi? Immer noch versuchen Wissenschaft und Häresie, Haß und Neid und die aus derselben Menschheit geborenen Feinde der Menschheit, wie vergiftete Zweige einer gesunden Pflanze, alles, um die Menschheit zu vernichten; diese Menschheit, die sie noch mehr hassen als Christus; denn sie hassen sie konkret, indem sie alles unternehmen, um sie durch die Entchristlichung ihrer Freude zu berauben, da sie Christus nichts nehmen können, denn er ist Gott, und sie sind nur Staub.

Ja, sie tun es! Aber Jesus zieht sich in die treuen Herzen zurück, wacht von dort aus über sie und spricht zu ihnen. Von dort aus segnet er die Menschheit, und dann ... dann gibt er sich diesen Herzen, und sie ... und sie berühren den Himmel mit seiner Seligkeit, hierbleibend, aber brennend, bis ihr ganzes Sein von einer wunderbaren Unruhe erfüllt ist: in den Sinnen und den Organen, in den Gefühlen und den Gedanken und endlich im Geist ... Tränen und Lächeln, Seufzer, Gesang und Erschöpfung; gleichzeitig sind die dringenden Notwendigkeiten des Lebens unsere Begleiter oder vielmehr unser Sein selbst; denn wie die Knochen im Fleisch, die Venen und die Nerven unter der Haut sind, und alles zusammen den Menschen bildet, so sind auch die Dinge, die sich an Jesus entzündet haben und geschenkt wurden, in uns, in unserer armseligen Menschlichkeit. Was sind wir in jenen Momenten, die nicht ewig dauern können, denn sollten sie mehr als einen Augenblick dauern, würde man verbrannt und vernichtet sterben? Wir sind keine Menschen mehr. Wir sind nicht mehr die mit Vernunft begabten Tiere, die auf Erden leben. Wir sind, wir sind: oh, Herr! Laß es mich einmal sagen, nicht aus Stolz, sondern um deine Herrlichkeit zu rühmen; denn dein Blick verbrennt mich und versetzt mich in Verzückung ... Wir sind dann Serafim. Und es wundert

mich, daß keine Flammen aus uns kommen, spürbar für die Menschen und für die Materie, wie das bei den Erscheinungen der Verdammten der Fall ist. Denn, wenn es wahr ist, daß das höllische Feuer so ist, daß ein einziger von einem Verdammten ausgelöster Reflex genügt, um Holz zum Brennen und Metalle zum Schmelzen zu bringen: was ist dann dein Feuer, o Gott, der du alles hast, was unendlich und vollkommen ist?

Nein, man stirbt nicht am Fieber, man verbrennt nicht an ihm, und man wird nicht vom Fieber der Übel des Fleisches verzehrt. Du bist das Fieber in uns, Liebe! Und an ihr verbrennt man, stirbt man, verzehrt man sich, und in ihr zerreißen die Fasern des Herzens, das so viel nicht mehr aushalten kann. Ich habe mich schlecht ausgedrückt; denn die Liebe ist Delirium, die Liebe ist eine Sturzflut, die Deiche bricht und alles überschwemmt, was nicht sie ist; Liebe ist, seinen Geist anfüllen mit wahren Gefühlen, die alle da sind; denn die Hand ist nicht schnell genug, das vom Herzen empfundene Gefühl in Gedanken niederzuschreiben. Es ist nicht wahr, daß man stirbt. Man *lebt*. In einem verzehnfachten Leben. Mit einem verdoppelten Leben als Mensch und als Seliger: das Leben der Erde und das des Himmels. Man erreicht und überhört, oh, dessen bin ich sicher, das Leben ohne Schaden, ohne Verminderung noch Begrenzung; denn Du, Vater, Sohn und Heiliger Geist, du, Gott, Schöpfer und Dreieiniger, hast Adam das Leben gegeben als Präludium für das *Leben* nach der Aufnahme durch dich in den Himmel, nach einem friedvollen Übergang von dem irdischen Paradies zum himmlischen und einem Sprung in die liebenden Arme der Engel; so wie es der süße Schlummer und die süße Auffahrt Marias in den Himmel war, um zu dir zu gelangen, zu dir, zu dir, zu dir!

Man lebt das wahre Leben. Dann findet man sich wieder hier, und, wie es mir geschehen ist, man staunt, man schämt sich, sich mit soviel anderem beschäftigt zu haben und man sagt: »Herr, ich bin nicht würdig. Verzeih, Herr!« Man klopft sich an die Brust voller Schrecken, eine Hochmutssünde begangen zu haben; und man senkt einen dichteren Schleier über das Leuchten, das, wenn es aus Mitleid mit unserer Begrenztheit nicht mit einer außergewöhnlichen Flamme weiterbrennt, im Mittelpunkt unseres Herzens weiterglüht, bereit, in einem neuen Augenblick, einem von Gott gewollten Augenblick der Seligkeit, wieder kräftig aufzuflackern. Man senkt den Schleier über das Heiligtum, in dem Gott brennt mit seinem Feuer, seinem Licht, seiner Liebe ... und erschöpft und doch wiederbelebt, setzt man seinen Weg fort, wie ... betrunken von einem starken und kräftigenden Wein, der den Verstand nicht benebelt, sondern ihn davor bewahrt, Augen und Gedanken zu haben für das, was nicht der Herr ist; du, mein Jesus, Verbindungsglied zwischen unserem Elend und der Gottheit, Mittler der Erlösung von unserer Schuld, Schöpfer der Seligkeit für unsere Seele, du, Sohn, der mit den durchbohrten Händen unsere Hände in die geistigen Hände des Vaters und des Heiligen Geistes legt, damit wir in euch seien, jetzt und für immer. Amen.

Aber wohin bin ich gegangen, als Jesus mich aufflammen läßt und die Bewohner

von Jutta mit seinem Blick der Liebe entzündet? Sie werden bemerkt haben, daß ich nicht mehr oder nur selten von mir rede. Wieviel Dinge könnte ich sagen! Aber körperliche Müdigkeit und Schwäche, die mich sofort nach den Diktaten befallen, und geistige Scham, die immer stärker wird, je mehr ich voranschreite, überzeugen, ja, verpflichten mich zu schweigen. Aber heute ... bin ich zu hoch gestiegen, und man weiß, daß die Stratosphärenluft die Kontrolle verlieren läßt ... Und ich bin weit über die Stratosphäre hinausgegangen, und da konnte ich mich nicht mehr beherrschen ... Und dann glaube ich, daß wir, wenn wir jedesmal schweigen würden, wenn wir von diesem Wirbel der Liebe erfaßt werden, schließlich explodierten wie Geschosse, oder besser, wie überhitzte, geschlossene Kessel ...

Verzeihen Sie mir, Pater. Nun fahren wir fort.

Jesus betritt Jutta, wird zum Marktplatz begleitet und von dort zum armen Häuschen, in dem Isaak dreißig Jahre lang gelitten hat. Man erklärt ihm: »Hierher kommen wir, um von dir zu reden und um zu beten wie in einer wahren, wirklichen Synagoge. Denn hier begann unsere Bekanntschaft, und hier riefen dich die Gebete eines Heiligen zu uns. Tritt ein! Schau, wie wir es eingerichtet haben.«

Das Häuschen, das vor einem Jahre noch aus drei durchlöcherten Zimmern bestand (im ersten bettelte der kranke Isaak, das zweite war ein Ablageraum und das dritte eine Küche, die zum Hof führte), ist nun in einen einzigen Raum verwandelt worden, in dem Bänke stehen für die Leute, die hier zusammenkommen. In einer Hütte im Hof sind die wenigen Einrichtungsgegenstände Isaaks wie Reliquien aufgestellt; die Ehrfurcht der Bewohner von Jutta hat den Hof zu einem etwas weniger traurigen Ort gemacht. Schlinggewächse bilden den Anfang einer Pergola; sie winden sich an Seilen, die wie ein Netz gespannt sind, bis in die Höhe des niedrigen Daches hinauf.

Jesus lobt sie und sagt: »Hier wollen wir bleiben. Ich bitte euch, nur die Frauen und das Kind zu beherbergen.«

»Oh, Meister, das soll niemals geschehen! Wir kommen mit dir hierher, und du wirst zu uns sprechen; aber du und die Deinen, ihr alle seid unsere Gäste! Schenk uns die Gnade, dich und die Diener Gottes aufnehmen zu können. Es ist nur bedauerlich, daß es ihrer nicht so viele sind, wie Häuser zur Verfügung stehen ... «

Jesus gibt nach und verläßt das Häuschen, um sich zum Haus der Sara zu begeben, die an niemand ihr Recht, Jesus und den Seinen eine Mahlzeit anzubieten, abgibt ...

... Jesus spricht im Haus Isaaks. Die Leute füllen den Raum, den Hof und benötigen auch noch den Platz; und, um von allen verstanden zu werden, stellt sich Jesus in die Mitte des Raumes, so daß seine Stimme auch im Hof und auf dem Platz vernommen wird.

Es muß sich um ein Thema handeln, das aufgrund vorhergegangener Fragen oder Vorkommnisse bereits erörtert worden ist. Jesus sagt: »... Aber zweifelt nicht daran. Wie Jeremia sagt, werden sie selbst erfahren, wie bitter und schmerzvoll es ist, den Herrn verlassen zu haben. Für gewisse Verbrechen, meine Freunde, gibt es kein Nitrat oder Borit, die fähig sind, das Mal auszumerzen. Nicht einmal das höllische Feuer löscht dieses Zeichen aus. Es ist unzerstörbar.

Auch hier muß man die Richtigkeit der Worte von Jeremia anerkennen. Unsere Großen Israels scheinen wirklich die wilden Esel zu sein, von denen der Prophet spricht. Verwarhlöste in der Wüste ihres Herzens; denn, glaubt es mir, solange jemand mit Gott ist – auch wenn er arm wie Ijob, allein und nackt ist – ist er nie allein, arm und entblößt, nie in der Wüste. Doch sie haben Gott aus ihren Herzen entfernt und befinden sich daher in einer öden Wüste. Wie wilde Eselinnen wittern sie im Wind den Geruch der Esel; was hier in unserem Fall, wegen der Begehrtheit Macht, Geld und außerdem mit Recht Unzucht heißt: deren Geruch laufen sie nach bis zum Verbrechen. Ja, sie folgen ihm und werden ihm mehr und mehr folgen. Sie wissen nicht, daß nicht ihr Fuß, sondern *ihr Herz nackt ist in den Augen Gottes*, der ihr Verbrechen bestrafen wird. Wie werden Könige und Fürsten, Priester und Schriftgelehrte überrascht sein, die in Wahrheit zu dem, was nichts ist, oder schlimmer noch, was Sünde ist, gesagt haben und sagen: „Du bist mein Vater. Du hast mich erschaffen!“

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, daß Mose im Zorn die Gesetzestafeln zerschlug, als er das Volk Götzendienst treiben sah, und dann

auf den Berg stieg, um zu beten, anzubeten; und er wurde erhört. So geht es seit Jahrhunderten. Aber noch ist er nicht verschwunden und er wird auch nicht verschwinden, sondern wie Hefe im Mehl aufgehen: der Götzendienst in den Herzen der Menschen. Fast jeder Mensch hat sein eigenes goldenes Kalb. Die Erde ist eine Wildnis von Götzenbildern, weil jedes Herz ein Altar ist, auf dem nur selten Gott ist. Wer nicht eine böse bestimmte Leidenschaft hat, hat eine andere. Wer nicht die eine Begierde hat, folgt einer mit anderem Namen. Wer nicht alles nur des Geldes wegen tut, tut alles für seine gesellschaftliche Stellung. Wer nicht ganz für das Fleisch lebt, lebt ganz für den Egoismus. Wie viele „Ich“ werden wie goldene Kälber in den Herzen angebetet! Der Tag wird kommen, an dem sie erschüttert zum Herrn rufen und die Antwort erhalten: „Wende dich an deine Götter, ich kenne dich nicht!“ Ich kenne dich nicht! Schreckliches Wort, wenn es von Gott zu einem Menschen gesprochen wird! Gott hat das Menschengeschlecht erschaffen und kennt jeden einzelnen Menschen. Wenn er daher sagt: „Ich kenne dich nicht“, dann ist dies ein Zeichen, daß er kraft seines Willens diesen Menschen in seinem Gedächtnis ausgelöscht hat. Ich kenne dich nicht! Ist Gott mit diesem Urteil zu streng? Nein! Der Mensch hat zum Himmel geschrien: „Ich kenne dich nicht“, und der Himmel hat dem Menschen geantwortet: „Ich kenne dich nicht.“ Getreu wie ein Echo ...

Erwägt doch: der Mensch ist verpflichtet, Gott zu erkennen aus Dankbarkeit und mit Rücksicht auf den eigenen Verstand.

Aus Dankbarkeit: Gott hat den Menschen erschaffen. Er hat ihm die unschätzbare Gabe des Lebens geschenkt und ihn mit der unermesslichen Gabe der Gnade versehen. Wenn diese durch eigene Schuld verlorengegangen ist, dann hört der Mensch in sich das große Versprechen: „Ich will dir die Gnade wieder schenken.“ Gott, der Beleidigte, ist es, der so zum Beleidiger spricht, als ob er, Gott, der Schuldige und verpflichtet wäre, wiedergutzumachen. Gott hält sein Versprechen. Ich bin hier, um den Menschen die Gnade wieder zu schenken. Gott begnügt sich nicht damit, nur das Übernatürliche zu

geben; er beugt seine geistige Wesensheit, um für die bedrückenden Bedürfnisse des Fleisches und Blutes des Menschen zu sorgen, und gibt Sonnenwärme, Erquickung des Wassers, des Getreides, der Reben, der verschiedensten Früchte und der verschiedenartigsten Tiere. So hat der Mensch von Gott alle Mittel zum Leben. Er ist der Wohltäter. Man muß ihm dankbar dafür sein und ihm diese Dankbarkeit zeigen mit der Bemühung, ihn zu erkennen.

Rücksicht auf den eigenen Verstand: Der Irre und der Schwachsinnige sind ihren Betreuern nicht dankbar, denn sie verstehen den wahren Wert der Pflege nicht und hassen den, der sie wäscht und füttert, sie führt oder zu Bett bringt, sie überwacht und vor Gefahren hütet; sie hassen ihn, weil sie aufgrund ihrer Geisteskrankheit die Pflege mit Quälerei verwechseln. *Der Mensch, der gegen Gott fehlt, entehrt sich selbst, weil er mit Verstand begabt ist.* Nur die Schwachsinnigen oder die Irren sind unfähig, den Vater vom Fremden, den Wohltäter vom Feind zu unterscheiden. Der intelligente Mensch aber erkennt seinen Vater und seinen Wohltäter; er freut sich, ihn immer besser kennenzulernen, auch in Dingen, die er nicht kennt, da sie vielleicht geschehen sind, bevor er geboren wurde oder bevor er vom Vater oder vom Wohltäter beschenkt worden ist. *So muß man es auch mit dem Herrn halten:* beweisen, daß man Verstand hat und kein Tier ist. Aber viele in Israel gleichen den Irren, die den Vater und den Wohltäter nicht erkennen.

Jeremia fragt sich: „Kann jemals eine Jungfrau ihr Geschmeide vergessen und eine Braut ihren Gürtel?“ O ja! In Israel gibt es viele dieser irren Jungfrauen, dieser schamlosen Bräute, die das Geschmeide und den ehrbaren Gürtel vergessen, um sich den Tand der Dirnen anzuziehen; es geschieht in einem immer größeren Maße, je höher man in den Klassen steigt, die Vorbild für das Volk sein sollten! Der Tadel Gottes gilt ihnen, der Schmerz und die Tränen Gottes: „Warum strengst du dich an, deinen Wandel als gut hinzustellen, um Liebe zu suchen, du, der du die Bosheit lehrst und dessen Gewandesränder Blutspuren der Armen und Unschuldigen aufweisen?“

Freunde, die Entfernung kann etwas Gutes und etwas Böses bedeuten. Sehr weit vom Ort entfernt zu sein, wo ich oft rede, ist ein Nachteil, der hindert, die Worte des Lebens zu vernehmen. Ihr beklagt euch deswegen. Es ist wahr. Aber die Entfernung hat auch etwas Gutes an sich, denn sie hält euch fern von Orten, an welchen die Sünde kocht und das Verderben gärt und Fallen gestellt werden, mir zu schaden, mich in meiner Arbeit zu stören und in die Herzen Zweifel und Lügen über mich zu legen.

Darum ist es mir lieber, euch fern von Verdorbenen zu wissen. Ich werde sorgen für eure Bildung. Ihr seht, Gott hat schon vorgesorgt, bevor wir uns kennengelernt und deswegen geliebt haben. Ich war euch bekannt, bevor wir uns gesehen haben. Isaak ist mein Bote gewesen. Ich werde viele Isaak senden, um euch meine Botschaft verkünden zu lassen. Ihr müßt übrigens wissen, daß Gott überall allein mit der Seele des Menschen sprechen und sie in seiner Lehre heranbilden kann.

Fürchtet nicht, daß das Alleinsein euch in Irrtümer führe! Nein! Wenn ihr es nicht wollt, werdet ihr dem Herrn und seinem Christus nicht untreu. Übrigens, wer absolut nicht fern vom Messias sein kann, der wisse, daß der Messias ihm Herz und Arme öffnet und sagt: „Kommt!“ Kommt ihr alle, die ihr kommen wollt. Bleibt zurück, ihr, die ihr zurückbleiben wollt. Aber predigt Christus, die einen wie auch die anderen durch ein reines, ehrbares Leben. Predigt ihn gegen die Ehrlosigkeit, die sich in zu vielen Herzen einnistet. Predigt ihn gegen die Leichtfertigkeit der Unzähligen, die nicht treu bleiben können; die ihren Schmuck und ihren Gürtel vergessen als Seelen, die zur Hochzeit mit Christus berufen sind. Glücklich habt ihr gesagt: „Seit du zu uns gekommen bist, haben wir keine Kranken und Toten mehr. Dein Segen hat uns beschützt.“ Ja, die Gesundheit ist eine große Sache. Aber seht zu, daß mein jetziges Kommen euch alle gesunden Geistes macht, für immer und in allem! Daher segne ich euch und gebe euch meinen Frieden, euch, euren Kindern, den Feldern, den Häusern, den Ernten, den Herden, den Obstbäumen.

Bedient euch ihrer in Heiligkeit; lebt nicht für sie, sondern durch sie; gebt den Überfluß den Bedürftigen, um damit ein volles Maß des Segens eures Vaters und einen Platz im Himmel zu erwerben. Geht! Ich will noch bleiben, um zu beten . . . «

254 In Kerijot • Jesus spricht in der Synagoge

Das Innere der Synagoge von Kerijot. An derselben Stelle, wo Saul tot hingelegt wurde, nachdem er die künftige Herrlichkeit des Christus gesehen hatte. Und an dieser Stelle, in einer geschlossenen Gruppe, die von Jesus und Judas überragt wird, den zwei größten, beide leuchtenden Gesichtes, der eine aufgrund seiner Liebe, der andere in der Freude darüber, daß seine Stadt dem Meister noch immer treu ist und ihm mit all dieser Aufmachung Ehre erweist, befinden sich die Vornehmen von Kerijot und dann, etwas weiter von Jesus entfernt, aber doch dicht aneinander gedrängt wie Samen in einem Säckchen, die Bürger; sie füllen die Synagoge, in der man trotz der geöffneten Türen nicht atmen kann. Um den Meister zu ehren und um ihn zu hören, geraten sie in ein schönes Durcheinander und machen einen Lärm, in dem man nichts versteht.

Jesus erträgt und schweigt. Die anderen aber werden unruhig, fuchteln mit den Armen und schreien: »Ruhe!« Der Ruf verliert sich im Geschrei wie ein Hilferuf am Strand während eines Sturmes.

Judas macht keine langen Geschichten. Er steigt auf einen hohen Schemel und klopft an die Lampen, die wie Trauben herunterhängen. Das hohle Metall tönt, und die Ketten klirren wie Musikinstrumente. Die Leute beruhigen sich, und man kann endlich Jesus reden hören.

Er sagt zum Synagogenvorsteher: »Gib mir die zehnte Rolle aus dem Regal.« Als er sie erhält, löst er das Band und gibt sie dem Synagogenvorsteher zurück und sagt: »Lies das 4. Kapitel des II. Buches der Makkabäer.«

Der Synagogenvorsteher liest gehorsam. Und die Wechselfälle des

Onias und die Irrtümer des Jason und die Verrätereien und Diebereien des Menelaus ziehen im Geist der Anwesenden vorüber. Das Kapitel ist beendet. Der Synagogenvorsteher blickt auf Jesus, der aufmerksam zugehört hat.

Jesus gibt ein Zeichen, daß soweit die Lesung genügt und wendet sich zum Volk: »In der Stadt meines lieben Jüngers will ich nicht die üblichen Worte der Belehrung benützen. Wir werden einige Tage hier verweilen, und ich möchte, daß auch er zu euch spricht. Denn von nun an soll ein direkter, fortwährender Kontakt zwischen den Aposteln und dem Volk stattfinden. Das ist im oberen Galiläa beschlossen worden, und dort hat es bereits den ersten Erfolg gebracht. Aber die Demut meiner Jünger ließ sie dann in den Schatten zurücktreten, denn sie fürchten, unfähig und unwürdig zu sein, meinen Platz einzunehmen. Aber sie müssen es tun, und sie werden es gut machen und so ihrem Meister helfen. Hier also soll die wahre apostolische Verkündigung ihren Anfang nehmen, und die galiläisch-phönizischen Grenzen mit den Gebieten von Judäa, den südlichsten, die an die Länder der Sonne und des Sandes grenzen, in einer einzigen Liebe verbinden; denn der Meister genügt den Bedürfnissen der Scharen nicht mehr. Und es ist gerecht, daß die Jungadler ihren Horst verlassen und die ersten Flugversuche machen, solange die Sonne noch mit ihnen ist und starke Flügel sie beschwingen.

Ich werde also in diesen Tagen euer Freund und eure Ermutigung sein. Sie sind das Wort und streuen den Samen aus, den ich ihnen gegeben habe. Ihr werdet also nicht Worte allgemeiner Belehrung von mir erhalten; ich will euch etwas Besonderes schenken. Eine Prophezeiung! erinnert euch in künftigen Zeiten daran, wenn das schrecklichste Ereignis der Menschheit die Sonne verfinstert, und die Herzen in der Finsternis einem irrigen Urteil verfallen könnten. Ich will nicht, daß ihr zu einem Irrtum verleitet werdet, die ihr vom ersten Augenblick an gut zu mir gewesen seid. Ich will nicht, daß die Welt sagen kann: „Kerijot war Christus feindlich gesinnt.“ Ich bin gerecht. Ich kann nicht zulassen, daß die Kritik, die für oder grollend

und lieblos gegen mich spricht, euch aus verschiedenen Gründen der Schuld mir gegenüber bezichtige. So wie man bei einer großen Familie nicht gleiche Heiligkeit aller Kinder verlangen kann, so kann man dies auch nicht von einer bevölkerten Stadt verlangen. Aber es wäre ungerecht, wenn man wegen eines ungeratenen Kindes oder eines schlechten Bürgers sagt: „Die ganze Familie oder die ganze Stadt ist ein Fluch.“

Hört also zu, erinnert euch daran, seid immer treu, und so wie ich euch liebe und euch vor einer ungerechten Anklage verteidige, so sollt auch ihr die Unschuldigen lieben. Wer auch immer sie sind. Wie auch ihre Verwandtschaftsbeziehung zu Schuldigen sein möge. Nun hört! Es wird eine Zeit kommen, in der in Israel Verräter des Schatzes und des Vaterlandes sich befinden, die in der Hoffnung, Freunde der Ausländer zu werden, schlecht über den wahren Hohenpriester reden und ihn anklagen, mit den Feinden Israels verbündet zu sein und die Kinder Gottes schlecht zu behandeln. Und um dies zu erreichen, sind sie fähig, Verbrechen zu begehen und die Verantwortung dafür auf den Unschuldigen zu schieben. Es wird die Zeit kommen, da wiederum in Israel, mehr noch als zur Zeit des Onias, ein Verbrecher behauptet, der Hohepriester zu sein, zu den Mächtigen in Israel geht und sie mit Gold und, was noch niederträchtiger ist, mit lügenvollen Worten bestechen will. Er wird die Wahrheit verdrehen und nicht gegen Mißstände auftreten; vielmehr wird er seine unwürdigen Ziele verfolgen und versuchen, die Sitten zu zerstören, um leichter die Seelen zu gewinnen, die die Freundschaft Gottes nicht mehr besitzen; alles nur, um sein Ziel zu erreichen. Und es wird ihm gelingen. Oh, gewiß! Denn wenn in demselben Gebäude auf dem Berge Morija nicht Arenen nach dem Vorbild Jasons sind, so sind sie in Wirklichkeit in den Herzen der Bewohner des Berges, die für die Freiheit bereit sind, das zu verkaufen, was mehr als ein Landstück, nämlich ihr eigenes Gewissen ist. Die Früchte des alten Irrtums treten dann zutage, und wer Augen hat zu sehen, wird erkennen, daß dies gerade dort geschieht, wo Liebe, Reinheit, Gerechtigkeit, Gü-

te und heilige Religion herrschen müßten. Aber wenn jene Früchte schon erzittern lassen, so werden die Früchte, die aus ihren Samen hervorgehen, nicht nur schreckenerregend sein, sondern auch den göttlichen Fluch erregen.

Und nun die eigentliche Prophezeiung. In Wahrheit sage ich euch, daß der Mann, der listig, vertrauenerweckend und im Ablauf eines langen, hinterhältigen Spiels angenommen worden ist, den Hohenpriester, den wahren Priester, für Geld den Feinden überliefern wird. Getäuscht durch Liebesbezeugungen und für die Mörder gekennzeichnet durch eine Liebesgeste, wird der wahre Hohepriester, ohne jede Berücksichtigung der Gerechtigkeit, getötet. Welche Anklage wird gegen Christus erhoben – ich spreche von mir – um die Hinrichtung zu rechtfertigen? Welches Los ist denen vorbehalten, die solches tun? Ein unmittelbares Schicksal schrecklicher Gerechtigkeit. Ein Schicksal, das sich nicht individuell, sondern kollektiv an den Komplizen des Verräters vollziehen wird. Ein Schicksal, das entfernter und schrecklicher sein wird als das des Menschen, den die Reue dazu treibt, seinen dämonisierten Geist mit einem letzten Verbrechen gegen sich selbst zu krönen. Dieses Verbrechen ist in einem Augenblick beendet. Diese letzte Strafe aber wird lang und schrecklich sein. Ihr findet sie in den Worten: „... und von Zorn entbrannt, ließ er Andronikus sofort den Purpurmantel wegnehmen, die Kleider herunterreißen und ihn durch die Stadt führen bis zum Platz, wo er sich gegen Onias vergangen hatte“ (2 Makk 4, 38).

Ja, die priesterliche Kaste wird in den Söhnen bestraft werden, nicht nur in den Ausführenden. Und das Los der Komplizen könnt ihr aus diesen Worten erfahren: „Die Stimme dieses Blutes schreit von der Erde zu mir. Du sollst daher verflucht sein ...“ (Gen 4, 9). Gott wird es zum ganzen Volk sagen, daß es das Geschenk des Himmels nicht mehr zu bewahren verstand; denn, wenn es wahr ist, daß ich gekommen bin, um zu erlösen, dann wehe jenen, die Mörder und nicht Erlöste sein werden in diesem Volk, das als erste Erlösung mein Wort hat.

Ich habe gesprochen. Erinnert euch dieser Worte! Wenn ihr hört, daß man sagt, ich sei ein Übeltäter, dann entgegnet: „Nein. Er hat es gesagt. Das ist seine Prophezeiung, die sich erfüllt, und er ist das für die Sünden der Welt getötete Opfer.“«

Die Synagoge leert sich, und alle gestikulieren und reden über die Weissagung und die Hochachtung, die Jesus Judas erweist. Die Bewohner von Kerijot fühlen sich geehrt, weil der Messias die Heimatstadt eines Apostels, und überdies die des Apostels von Kerijot für den Beginn des apostolischen Wirkens und auch für das Geschenk der Weissagung gewählt hat. Obwohl diese Prophezeiung traurigen Inhalts ist, ist es doch eine große Ehre, sie erhalten zu haben und mit ihr die Worte der Liebe, die ihr vorausgegangen sind ...

In der Synagoge bleiben Jesus und die Gruppe der Apostel. Sie gehen zusammen in das Gärtchen, das zwischen der Synagoge und dem Haus des Synagogenvorstehers liegt. Judas hat sich niedergesetzt und weint.

»Warum weinst du? Ich sehe keinen Grund dafür ...« sagt der andere Judas.

»Aber ja, fast möchte auch ich weinen ... Habt ihr gehört? Jetzt sollen wir reden ...« sagt Petrus.

»Nun, ein wenig haben wir es schon auf dem Berg getan. Wir werden es immer besser tun. Du und Johannes, ihr seid sofort dazu fähig gewesen«, sagt Jakobus des Zebedäus, um ihn zu ermutigen.

»Ich bin am schlimmsten dran ... doch Gott wird mir helfen. Nicht wahr, Meister?« fragt Andreas.

Jesus, der in den Rollen liest, die er mitgenommen hat, dreht sich um und fragt: »Was hast du gesagt?«

»Daß Gott mir helfen wird, wenn ich reden soll. Ich werde versuchen, deine Worte so gut wie möglich zu wiederholen. Aber mein Bruder hat Angst, und Judas weint.«

»Du weinst? Warum?« fragt Jesus.

»Weil ich wirklich gesündigt habe. Andreas und Thomas können es bezeugen. Ich habe dich verleumdet, und du zeichnest mich aus,

nennst mich „deinen lieben Jünger“ und willst mich als Lehrer hier haben . . . Wieviel Liebe!«

»Aber hast du denn nicht gewußt, daß ich dich liebe?«

»Ja, aber . . . Danke, Meister. Ich werde nie mehr murren, denn ich bin wahrlich die Finsternis, und du bist das Licht!«

Der Synagogenvorsteher kehrt zurück und lädt sie in sein Haus ein. Im Gehen sagt er: »Ich denke über deine Worte nach. Wenn ich recht verstanden habe, hast du in Kerijot einen Liebling gefunden, unseren Judas des Simon, und du prophezeist, daß du einen Unwürdigen hier findest. Das betrübt mich. Wenigstens wird Judas ein Ausgleich für den anderen sein . . . «

»Mit meinem ganzen Sein«, sagt Judas, der sich wieder erholt hat.

Jesus sagt nichts; er betrachtet seine Gesprächspartner, macht eine Geste und breitet die Arme, als wollte er sagen: »So ist es!«

255 Im Haus des Judas von Kerijot

Jesus ist gerade dabei, mit all den Seinen im schönen Haus des Judas zu Tisch zu gehen. Er sagt zur Mutter des Judas, die in ihr Landhaus gekommen ist, um den Meister würdig zu beherbergen: »Nein, auch du, Mutter, sollst mit uns zusammen sein. Wir sind hier eine Familie. Es ist nicht das einfache, kalte Mahl, das zufälligen Gästen angeboten wird. Ich habe dir einen Sohn genommen, und ich wünsche, daß du mich wie einen Sohn annimmst, so wie ich dich wie eine Mutter betrachte; denn du bist dessen würdig. Nicht wahr, Freunde, so fühlen wir uns wohler und wie zu Hause?«

Die Apostel und die beiden Marien bestätigen es aufs wärmste. Und die Mutter des Judas, mit ihren stark glänzenden Augen, muß sich zwischen ihren Sohn und den Meister setzen, dem gegenüber Margziam mit den beiden Frauen sitzt. Die Dienerin bringt die Speisen, und Jesus opfert, segnet und teilt sie aus; denn darauf besteht die Mutter des Judas. Er teilt aus, indem er jeweils bei ihr beginnt, was die Frau immer mehr bewegt und Judas stolz macht und gleichzeitig nachdenklich stimmt.

Man spricht über verschiedene Dinge, und Jesus versucht, die Mutter des Judas dafür zu interessieren und sie mit den beiden Jüngerinnen bekanntzumachen. Margziam hilft ihm dabei; er erklärt, daß er die Mutter des Judas sehr gern hat, »weil sie Maria heißt wie alle guten Frauen.«

»Und die Frau, die uns am See erwartet, die liebst du wohl nicht, du Schlingel?« fragt Petrus halb ernst.

»Oh, sehr, wenn sie gut ist.«

»Dessen kannst du sicher sein. Alle sagen es, und auch ich muß es sagen; immer hat sie Geduld mit ihrer Mutter und auch mit mir gezeigt; das besagt, daß sie gut ist. Aber sie heißt nicht Maria, mein Sohn. Sie hat einen eigenartigen Namen; denn ihr Vater gab ihr den Namen der Ware, die ihm zum Reichtum verholfen hat, und nannte sie Porphyria. Der Purpur ist schön und kostbar. Meine Frau ist nicht schön; aber sie ist kostbar wegen ihrer Güte. Ich liebe sie, denn sie ist sehr ruhig, keusch und schweigsam: drei Tugenden, die nicht leicht zu finden sind! Ich beobachtete sie schon, als sie noch ein kleines Mädchen war. Oft ging ich mit Fischen nach Kafarnaum und fand sie bei den Netzen oder am Brunnen oder auch im Hausgarten schweigsam bei der Arbeit; und sie war nicht ein herumflatternder Schmetterling, der da- und dorthin fliegt; auch nicht eine dumme Henne, die ihre Augen verdreht bei jedem Kikeriki des Hahnes. Sie hob nie den Kopf, wenn sie Männerstimmen hörte, und als ich, in ihre Güte und ihre herrlichen Zöpfe verliebt, und auch . . . und auch aus Mitleid mit ihrem Sklavendasein in der Familie, meine ersten Grußworte an sie richtete – sie war damals sechzehn Jahre alt – da hat sie kaum geantwortet, hat ihren Schleier noch weiter heruntergezogen und ist ins Haus gegangen. Oh, es hat lange gedauert, bis ich begriff, daß ich ihr nicht wie ein Bär erschien und mit meiner Werbung Ernst machen konnte! . . . Aber ich bereue es nicht. Ich hätte die ganze Welt durchwandern können, ohne eine wie sie zu finden. Nicht wahr, Meister, sie ist gut?«

»Sehr gut. Ich bin sicher, daß Margziam sie lieben wird, auch wenn sie nicht Maria heißt. Nicht wahr, Margziam?«

»Ja; sie wird „Mama“ genannt; die Mütter sind gut und müssen geliebt werden!«

Dann erzählt Judas, was er tagsüber tat. Ich verstehe, daß er die Mutter über die Ankunft Jesu und der Jünger unterrichtete. Darauf hat er auf den Feldern von Kerijot zu reden begonnen, mit Andreas als Begleiter. Dann sagt er: »Morgen möchte ich, daß ihr alle kommt. Ich will nicht allein glänzen. Wir wollen, soweit als möglich zu zweit, jeweils ein Judäer und ein Galiläer, zusammen gehen. Ich zum Beispiel mit Johannes und Simon mit Thomas. Wenn nur der andere Simon käme! Ihr – er zeigt auf die Söhne des Alphäus – gehört zusammen. Ich habe allen, auch solchen, die es nicht wissen wollten, mitgeteilt, daß ihr Vettern des Meisters seid. Jedoch ihr beiden (er deutet auf Philippus und Bartholomäus) könnt miteinander gehen. Ich habe gesagt, daß Natanaël Rabbi ist und zum Gefolge Jesu gehört. Das macht Eindruck. So bleiben drei übrig. Sobald jedoch der Zelote da ist, kann man ein Paar mehr bilden. Dann wechseln wir ab; denn ich will, daß euch alle kennenlernen ... « Judas ist voller Schwung. »Ich habe über die Zehn Gebote gesprochen, Meister, und versucht, besonders jene Teile zu erklären, gegen welche in diesem Gebiet am meisten gesündigt wird.«

»Sei nicht grob in deinen Worten, ich bitte dich! Denke stets daran, daß man mit Sanftmut mehr erreicht als mit Härte, und daß auch du ein Mensch bist. Darum prüfe dich und überlege, wie leicht auch du fallen kannst und wie du dich aufregst, wenn du zu offen getadelt wirst«, sagt Jesus, während die Mutter des Judas das Haupt neigt und errötet.

»Hab keine Angst, Meister. Ich will mich bemühen, dich in allem nachzuahmen. Jedoch im Dorf, das wir von dieser Tür aus sehen können (sie essen bei offenen Türen, und man sieht von diesem oberen Raum aus eine schöne Landschaft), ist ein Kranker, der geheilt werden möchte. Man kann ihn nicht hierher bringen. Würdest du mit mir kommen?«

»Morgen, Judas. Morgen früh, ganz bestimmt! Wenn es noch andere Kranke gibt, so sagt es mir und führt mich zu ihnen.«

»Willst du wirklich meiner Heimat Wohltaten erweisen, Meister?«

»Ja, damit man nicht sagen kann, daß ich ungerecht bin gegen jene, die mir nichts Böses angetan haben. Ich wirke auch für Böse Gutes. Warum also nicht für Gute in Kerijot? Ich will ein unauslöschbares Andenken an mich hinterlassen . . . «

»Aber wie? Werden wir nie mehr nach Kerijot kommen?«

»Wir kommen wieder, aber . . . «

»Da ist die Mutter, die Mutter mit Simon!« zwitschert das Kind, das Maria und Simon die Treppe heraufkommen sieht, die zur Terrasse führt, auf der sich der Saal befindet.

Alle stehen auf und gehen den beiden entgegen. Man hört Ausrufe, Begrüßungen und Stühlerücken. Maria geht direkt auf Jesus zu und grüßt ihn, dann die Mutter von Judas, die sich tief verneigt, während Maria sie aufrichtet und umarmt wie eine liebe Freundin, die sich nach langer Abwesenheit wiedertreffen.

Sie gehen in den Saal zurück, und die Mutter des Judas ordnet der Dienerin an, Speisen für die Neuangekommenen zu bringen.

»Sieh, Sohn, der Gruß Elisass«, sagt Maria und gibt Jesus eine kleine Rolle, die er öffnet und liest, worauf er sagt: »Ich habe es gewußt. Ich war dessen sicher. Ich danke dir, Mutter. Meinerseits und für Elisa. Du bist wirklich „das Heil der Kranken“.«

»Ich? Du, Sohn, nicht ich.«

»Du, und du bist meine größte Hilfe.« Dann wendet sich Jesus an die Apostel und die Jüngerinnen und sagt: »Elisa schreibt: „Komm zurück, mein Friede. Ich will dich nicht nur lieben, sondern dir auch dienen.“ Somit haben wir ein Geschöpf von der Angst und der Traurigkeit befreit und eine Jüngerin gewonnen. Ja, wir werden zurückkehren.«

»Sie möchte auch die Jüngerinnen kennenlernen. Sie macht langsam, aber sicher Fortschritte. Arme Teure! Von Zeit zu Zeit wird sie noch von einer angstvollen Verwirrung erfaßt. Nicht wahr, Simon? Eines Tages versuchte sie, mit mir auszugehen. Da begegnete sie einem Freund ihres Daniel, und wir hatten große Mühe, sie wieder

zu beruhigen. Aber Simon ist so tüchtig! Er hat mir vorgeschlagen, Johanna zu rufen, da Elisa den Wunsch äußerte, auszugehen; Bet-Zur aber ist voller Erinnerungen für sie. So ist Simon gegangen Johanna zu holen. Sie war nach den Festtagen nach Bet-Ter, zu ihren herrlichen Rosengärten in Judäa zurückgekehrt. Simon sagt, daß es traumhaft schön gewesen sei, über die mit Rosenstöcken bedeckten Hügel zu schreiten, und daß er das Gefühl hatte, im Paradies zu sein. Sie ist sofort gekommen. Johanna möchte Elisa überzeugen, Bet-Zur zu verlassen und auf ihr Schloß zu kommen. Es wird ihr gelingen, denn sie ist sanft wie eine Taube, aber auch hart wie Granit in ihrem Willen.«

»Wir werden bei der Rückkehr nach Bet-Zur gehen und uns dann trennen. Die Jüngerinnen bleiben für einige Zeit bei Elisa und Johanna. Wir gehen nach Judäa; und an Pfingsten treffen wir uns in Jerusalem ... «

Maria, die Hochheilige, und Maria, die Mutter des Judas, sind beisammen. Nicht im Stadthaus, sondern im Haus auf dem Land. Sie sind allein.

Die Apostel sind mit Jesus auswärts, und die Jüngerinnen halten sich mit dem Kind im herrlichen Obstgarten auf. Man hört ihre Stimmen und das Geräusch von Wäschestücken, die auf die Mauern geschlagen werden. Vielleicht haben sie große Wäsche, während das Kind spielt.

Die Mutter des Judas, die in einer Ecke des halbdunklen Raumes neben Maria sitzt, sagt: »Diese Tage des Friedens werden wie ein süßer Traum in mir bleiben. Zu kurz, zu kurz sind sie. Ich verstehe, daß man nicht egoistisch sein darf, und ich verstehe, daß ihr zu dieser armen Frau und zu vielen anderen Unglücklichen gehen müßt. Ach, wenn ich nur könnte! Wenn ich die Zeit anhalten oder mit euch gehen könnte! ... Aber ich kann nicht! Ich habe außer meinem Sohn keine anderen Verwandten, und ich muß die Güter des Hauses hüten ... «

»Ich verstehe ... Dich vom Sohn zu trennen, ist ein Schmerz für

dich. Wir Mütter möchten immer bei unseren Kindern sein. Aber wir geben sie Ihm aus einem ganz bestimmten Grunde, so verlieren wir sie nicht. Nicht einmal der Tod nimmt sie uns, wenn sie und wir in den Augen Gottes im Stand der Gnade sind. Aber wir haben sie noch auf der Erde, auch wenn der Wille Gottes sie uns von der Brust reißt, um sie der Welt zu ihrem Wohl zu geben. Wir können sie immer erreichen, und auch das Echo ihrer Werke ist wie eine Liebkosung für unser Herz; denn ihre Taten sind der Wohlgeruch ihrer Seele.«

»Was bedeutet dein Sohn für dich, Frau?« fragt Maria des Judas leise.

Maria, die Hochheilige, antwortet bestimmt: »Er ist meine Freude!«

»Deine Freude! ...« Dann ein Tränenausbruch, und die Mutter des Judas neigt sich nach vornüber, um die Tränen zu verbergen. Sie berührt beinahe mit der Stirn die Knie, so sehr neigt sie sich vornüber.

»Warum weinst du, meine arme Freundin? Warum? Sag es mir! Ich bin glücklich in meiner Mutterschaft, aber ich kann auch die Mütter verstehen, die nicht glücklich sind ...«

»Ja, nicht glücklich ... Ich gehöre zu diesen. Dein Sohn ist deine Freude ... Mein Sohn ist mein Schmerz. Er ist es bisher gewesen. Nun, seit er bei deinem Sohn ist, betrübt er mich weniger. Oh, unter all denen, die für dein heiliges Geschöpf beten, damit es Wohlergehen und Erfolg erlebe, ist, außer dir, du Glückliche, niemand, der so viel betet wie die Unglückliche, die mit dir spricht. Sag mir die Wahrheit: was denkst du von meinem Sohn? Wir sind zwei Mütter, und nur Gott kann uns hören. Wir reden von unseren Söhnen. Für dich ist es leicht, von deinem Sohn zu sprechen. Aber ob mir dieses Gespräch Freude oder Schmerz bringt, es hat gewiß eine Erleichterung bewirkt, mich ausgesprochen zu haben ...

Die Frau von Bet-Zur ist beinahe wahnsinnig geworden wegen des Todes ihrer Söhne, nicht wahr? Aber ich schwöre dir, daß ich manchmal meinen Sohn betrachte und denke ... er ist schön, gesund und

intelligent, aber nicht gut, nicht tugendhaft und nicht aufrichtigen Herzens; ich zöge es in diesen Augenblicken vor, ihn als einen Toten beweinen zu müssen, als ihn von Gott verflucht zu wissen! Sage mir, was denkst du über meinen Sohn? Sei aufrichtig! Mehr als ein Jahr schon brennt mir diese Frage auf dem Herzen. Aber wen kann ich fragen? Die Mitbürger? Sie wußten nicht einmal, daß der Messias schon gekommen ist und daß Judas mit ihm gehen wollte. Ich habe es gewußt. Er hatte es mir gesagt, als er nach Ostern hierher kam, überheblich und gewalttätig wie immer, wenn er seine Launen hat, und immer abfällig gegen den Rat seiner Mutter. Soll ich seine Freunde in Jerusalem fragen? Eine heilige Klugheit und eine fromme Hoffnung halten mich zurück. Ich will denen, die ich nicht liebe, da sie alles andere als heilig sind, nicht sagen: „Judas folgt dem Messias.“ Ich hoffte, daß es sich um eine seiner üblichen, kurzlebigen Launen handle, die wohl Tränen und Schmerz kosten, aber bald vergehen. Die Liebe so mancher Mädchen hier oder anderswo hat er sich gewonnen, und dann aber nie eines zur Frau genommen.

Weißt du, daß es Orte gibt, an die er nicht mehr hinzugehen wagt, weil er einer gerechten Strafe entgegenginge? Auch seine Zugehörigkeit zum Tempel war eine Laune. Er weiß nicht, was er will. Sein Vater, Gott möge es ihm verzeihen, hat ihn verdorben. Ich hatte in meinem Haus nie etwas zu sagen; ich konnte nur weinen und unter Demütigungen aller Art versuchen, wiedergutzumachen. Als Johanna starb, wußte ich, obgleich niemand davon gesprochen hat, daß sie aus Gram gestorben war, nachdem sie ihre ganze Jugendzeit gewartet hatte, und Judas schließlich erklärte, daß er nicht heiraten wolle; zur gleichen Zeit aber sandte er Freunde nach Jerusalem, um eine reiche Frau mit Handelsverbindungen bis nach Zypern um die Hand ihrer Tochter zu bitten. Ich habe mich als Mitschuldige betrachtet. Nein! Nein, ich bin es nicht! Aber er hört nicht auf mich.

Im vergangenen Jahr, als der Meister hier war, begriff ich, daß er alles wußte, und ich wollte mit ihm reden. Aber es ist schmerzvoll für eine Mutter, sagen zu müssen: „Nimm dich vor meinem Sohn in

acht. Er ist ruhsüchtig, hartherzig, lasterhaft, stolz und wankelmütig.“ Ja, so ist er! Ich bete, daß dein Sohn, der so viele Wunder wirkt, auch bei meinem Judas eines vollbringe ... Aber du, sage mir: was denkst du von ihm?«

Maria, die schweigend und mit einem mitleidigen Gesichtsausdruck die mütterlichen Klagen angehört hat, kann mit ihrer aufrichtigen Seele nicht lügen und sagt leise: »Arme Mutter! ... Was ich denke? Ja, dein Sohn hat nicht die reine Seele von Johannes, noch die Sanftmut von Andreas; er hat auch nicht die Stärke des Matthäus, der sich ändern wollte und dem es auch gelungen ist. Judas ist ... launenhaft. Ja, so ist es! Aber wir wollen viel für ihn beten, ich und du. Weine nicht! Vielleicht siehst du ihn in deiner Mutterliebe, die sich seiner gerne rühmen würde, noch schlimmer als er ist ... «

»Nein, nein, ich sehe richtig und habe große Angst.«

Das Zimmer ist voll von den Klagen der Mutter von Judas; und in der Dämmerung leuchtet das Antlitz Marias, das noch bleicher als sonst ist nach diesem mütterlichen Bekenntnis, das den Verdacht der Mutter des Herrn bestätigt. Aber sie beherrscht sich. Sie zieht die unglückliche Mutter an sich und liebkost sie, während diese, da nun alle Deiche der Zurückhaltung gebrochen sind, verwirrt und atemlos von den Lieblosigkeiten, Ansprüchen und Gewalttaten ihres Judas erzählt und schließt: »Ich erröte seinetwegen, wenn dein Sohn mir sein Wohlwollen bekundet. Ich bitte ihn nicht darum, aber ich bin sicher, daß er es in seiner Güte tut, um Judas damit zu sagen: „Denk daran, so behandelt man die Mutter.“ Jetzt ist er, wie es scheint, in sich gegangen ... Oh, wenn es nur wahr wäre! Hilf mir, hilf mir mit Gebet, du, die du heilig bist, damit mein Sohn nicht der großen Gnade, die Gott ihm gewährt, unwürdig werde. Wenn er mich nicht lieben will, wenn er mir, die ich ihn geboren und erzogen habe, nicht dankbar ist, so spielt das keine Rolle. Aber daß er Jesus liebt und ihm in Treue und Dankbarkeit dient! Wenn nicht, dann möge ihm Gott sein Leben nehmen. Ich würde ihn lieber im Grab sehen ... so würde er endlich mein ... denn seit er seinen Verstand

zu gebrauchen versteht, habe ich wenig von ihm gehabt. Besser tot, als ein schlechter Apostel! Kann ich so beten? Was sagst du?»

»Bete zu Gott, daß er alles zum Besseren wende. Weine nicht mehr. Ich habe Dirnen und Heiden zu Füßen meines Sohnes gesehen, und mit diesen Zöllner und Sünder. Sie sind alle durch seine Gnade zu Lämmern geworden. Hoffe, Maria, hoffe! Die Leiden der Mutter retten die Söhne, weißt du das nicht?«

Mit dieser tröstlichen Frage ist alles zu Ende.

256 Das launenhafte Mädchen von Betginna

Ich sehe weder die Rückkehr nach Bet-Zur, noch die Rosenhügel von Bet-Ter, die ich so gern gesehen hätte. Jesus ist allein mit den Aposteln. Auch Margziam, der sicherlich bei der Mutter Gottes und den Jüngerinnen geblieben ist, fehlt. Die Gegend ist sehr gebirgig; die dichten Pinienwälder verbreiten den balsamischen und belebenden Duft ihres Harzes. Durch diese grünen Wälder wandert Jesus, mit dem Rücken nach Osten, zusammen mit den Seinen. Ich höre, wie sie über Elisa reden, die sich sehr verändert hat und nun entschlossen ist, Johanna auf ihr Landgut in Bet-Ter zu folgen, weil sie von der Güte Johannas überzeugt ist. Sie reden auch von der neuen Reise zu den fruchtbaren Ebenen, die dem Meer vorgelagert sind. Und Namen vergangener Herrlichkeit klingen auf und erwecken Erzählungen, Fragen, Erklärungen und gutmütige Diskussionen.

»Wenn wir auf dem Gipfel dieses Hügels angelangt sind, will ich euch von der Höhe aus alle Dörfer zeigen, die euch interessieren. Ihr könnt daraus Gedanken schöpfen, die euch beim Reden zum Volk nützlich sein werden.«

»Aber wie denn, mein Herr? Ich bin nicht fähig dazu«, seufzt Andreas, und ihm schließen sich Petrus und Jakobus an. »Wir sind die Armseligsten!«

»Ach! Auch ich bin nicht besser. Wenn es sich um Gold und Silber handelte, könnte ich reden; aber von diesen Dingen ...« sagt Thomas.

»Und ich, wer war ich?« fragt Matthäus.

»Du hast keine Angst vor den Leuten, du kannst diskutieren«, entgegnet Andreas.

»Aber leider nur über andere Dinge«, sagt Matthäus.

»Ach ja! Aber ... auf jeden Fall, du weißt schon, was ich sagen will, und nimm an, ich hätte es gesagt. Tatsache ist, daß du fähiger bist als wir«, sagt Petrus.

»Aber meine Lieben! Es ist doch nicht nötig, sich ins Erhabene zu erheben. Sprecht einfach aus eurer vollen Überzeugung, was ihr denkt. Glaubt mir, wenn einer überzeugt ist, dann überzeugt er auch«, sagt Jesus.

Aber Judas von Kerijot bittet ihn: »Gib uns viele Anhaltspunkte. Eine gute Idee kann in vielen Situationen nützlich sein. Diese Dörfer wissen noch nichts von dir, wie mir scheint; denn niemand zeigt, daß er dich kennt.«

»Das kommt daher, weil hier noch viel Wind von Morija her weht, der alles unfruchtbar macht ... « antwortet Petrus.

»Das kommt daher, weil hier noch nicht gesät worden ist. Aber wir werden säen«, entgegnet Iskariot selbstsicher; er ist noch glücklich über seine ersten Erfolge.

Der Kamm des Hügels ist erreicht. Eine weite Rundschau öffnet sich vor ihnen; es ist herrlich, diese Gegend im Schatten der dichten Sträucher stehend zu betrachten. Wechselreiche und sonnige Gebirgsketten, die sich in allen Richtungen dahinziehen wie versteinerte Wellen eines Ozeans, der vom Gegenwind aufgewühlt wird und einer ausgedehnten Ebene vorgelagert ist, aus der sich, einsam wie der Leuchtturm im Hafen, ein Berg erhebt.

»Seht das Dorf, das bis zum Gipfel aufsteigt, als wollte es die Sonne bis zu ihrem Untergang genießen; dort wollen wir Aufenthalt nehmen; es ist wie der Mittelpunkt eines Strahlenkranzes geschichtlicher Orte. Kommt her! Dort, im Norden, liegt Jerimot. erinnert ihr euch an Josua? Und an die Niederlage der Könige, die das Lager der Israeliten, welche von den Gibeonitern unterstützt wurden, angreifen

wollten? Daneben Bet-Schemesch, die priesterliche Stadt Judas, in der die Bundeslade von den Philistern zurückgegeben wurde, zusammen mit den Goldgeschenken, die von den Orakeln und den Priestern dem Volk auferlegt worden waren zur Befreiung von den Plagen, welche die schuldbeladenen Philister getroffen hatten. Dort, voll in der Sonne, Zora, die Heimat Simsons, und, etwas weiter östlich, Timna, wo er sich eine Frau nahm, viele Heldentaten vollbrachte und viel Unfug trieb. Dann Aseka und Socho, einst Feldlager der Philister. Etwas weiter unten liegt Sanoach, eine der Städte Judas. Dreht euch jetzt um, so seht ihr das Terebinthental, wo David gegen Goliath gekämpft hat; näher liegt Makkeda, wo Josua die Amoriter besiegt hat. Dreht euch noch einmal um. Seht ihr den einsamen Berg in der Mitte der Ebene, die einst den Philistern gehörte? Dort ist Gat, die Heimat Goliaths, und der Ort, an dem David bei Achisch Zuflucht suchte, um der fürchterlichen Wut Sauls zu entgehen, und wo auch der kluge König Wahnsinn vortäuschte, da die Welt Verrückte statt die Klugen verteidigt. Am Horizont seht ihr die Ebene mit der fruchtbaren Erde der Philister. Wir werden dorthin ziehen, bis nach Ramle. Jetzt begeben wir uns nach Betginna. Du, ja du, Philippus, der du mich so bittend anblickst, wirst mit Andreas durch das Dorf gehen. Wir machen Rast, während ihr euch zum Brunnen oder zum Marktplatz begeben.«

»Oh, Herr, schicke uns nicht allein! Komm du mit«, bitten die beiden.

»Geht, habe ich gesagt. Der Gehorsam wird euch mehr helfen als meine stumme Gegenwart.«

... So gehen also Philippus und Andreas durch das Dorf, bis sie eine kleine Herberge finden, die mehr Stall als Herberge ist; es sind Käufer darin, die mit Hirten über Schafe verhandeln. Sie treten ein und bleiben stumm im Hof stehen, der mit einem einfachen Säulengang umgeben ist.

Der Wirt eilt herbei. »Was wollt ihr? Unterkunft?«

Die zwei beraten sich mit einem Blick, einem sehr verlegenen

Blick. Anscheinend fällt ihnen keines der wohlüberlegten Worte mehr ein. Doch gerade Andreas faßt sich als erster wieder und antwortet: »Ja, Unterkunft für uns und den Rabbi von Israel.«

»Was für ein Rabbi? Deren gibt es viele. Aber sie sind große Herren. Sie kommen nicht in arme Dörfer, um den Armen ihre Weisheit zu bringen. Die Armen müssen zu ihnen gehen und es als eine Gnade ansehen, daß sie uns in ihrer Nähe dulden.«

»Es gibt nur einen Rabbi in Israel! Er kommt gerade, um den Armen die Frohe Botschaft zu bringen; je ärmer und je sündhafter sie sind, um so mehr sucht er sie auf und nähert sich ihnen«, antwortet Andreas sanft.

»Er verdient hier aber kein Geld!«

»Er sucht keine Reichtümer. Er ist arm und gut. Sein Tag ist voll, wenn er eine Seele retten kann«, antwortet wiederum Andreas.

»Hm, das erste Mal, daß ich höre, ein Rabbi sei arm und gut. Der Täufer ist arm, aber streng. Alle anderen sind streng und reich und gierig wie Blutsauger. Habt ihr gehört? Kommt her, ihr, die ihr durch die Welt zieht. Diese Männer hier sagen, daß es einen armen Meister gibt, der gut ist und der kommt, um die Armen und die Sünder aufzusuchen.«

»Oh, dann muß es der sein, der weiß gekleidet geht wie ein Essener. Ich habe ihn vor einiger Zeit in Jericho gesehen«, sagt ein Makler.

»Nein, der wandert allein. Es muß der andere sein, von dem Thomas erzählt hat; er hatte zufällig mit Hirten vom Libanon über ihn gesprochen«, antwortet ein großer und kräftiger Hirte.

»Ja, sicher. Jetzt ist er vom Libanon bis hierher gekommen, um deine Katzenaugen zu sehen!« ruft ein anderer aus.

Während der Wirt spricht und mit seinen Kunden zuhört, sind die Apostel in der Mitte des Hofes stehengeblieben wie zwei Säulen. Schließlich sagt ein Mann: »Ihr da! Kommt her! Wer ist es? Woher kommt er, von dem ihr redet?«

»Es ist Jesus des Josef, von Nazaret«, sagt Philippus ernst und

steht da wie einer, der darauf wartet, ausgelacht zu werden. Aber Andreas fügt hinzu: »Er ist der verheißene Messias. Ich beschwöre euch zu eurem eigenen Besten, hört ihn an! Ihr habt den Täufer genannt. Gut, ich war bei ihm, und er hat uns auf Jesus, der vorbeiging, aufmerksam gemacht und sagte: „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt.“ Als Jesus zur Taufe in den Jordan stieg, da öffnete sich der Himmel, und eine Stimme rief: „Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe!“ Und die Liebe Gottes stieg wie eine Taube herab und erstrahlte über seinem Haupt.«

»Siehst du, so ist es doch der Nazarener! Aber sagt einmal, ihr, die ihr euch seine Freunde nennt . . . «

»Freunde? Nein! Apostel, Jünger sind wir und von ihm gesandt, um seine Ankunft anzukünden; denn wer Rettung braucht, soll zu ihm gehen«, verbessert Andreas.

»Gut, gut! Aber sagt einmal: ist er wirklich so, wie einige sagen, ein Heiliger, der heiliger als der Täufer ist, oder ist er ein Dämon, wie andere sagen? Ihr, die ihr bei ihm seid, weil ihr seine Jünger seid, sagt einmal ehrlich: ist es wahr, daß er ein Lüstling und Gauner ist? Daß er die Dirnen und die Zöllner liebt? Daß er ein Wahrsager ist und bei Nacht Geister anruft, um Geheimnisse der Herzen zu erfahren?«

»Warum stellst du diesen Männern all diese Fragen? Frag doch lieber, ob er gut ist. Diese beiden werden beleidigt fortgehen und dem Meister von unserer schlechten Redensart berichten, und wir werden verflucht. Man kann nie wissen . . . Gott oder Teufel, wer er auch sein mag, es ist immer besser, gut mit ihm umzugehen.«

Diesmal antwortet Philippus: »Wir können aufrichtig antworten, denn es gibt nichts Böses zu verbergen. Er ist unser Meister; er ist der Heilige unter den Heiligen! Seine Tage sind erfüllt von den Mühen der Unterweisung. Unermüdlich geht er von Ort zu Ort auf der Suche nach den Seelen. Seine Nacht verbringt er im Gebet für uns. Er verachtet Tisch und Freundschaft nicht; aber nicht aus Eigen-

sucht, sondern um sich denen zu nähern, die anders nicht zugänglich sind. Er weist Zöllner und Dirnen nicht zurück; aber nur, um sie zu erlösen. Sein Weg ist gezeichnet mit Wundern der Erlösung und Wundern bei Kranken. Ihm gehorchen die Winde und die Meere. Er braucht niemand, um Wunder zu wirken, und keine Geister, um in den Herzen lesen zu können.«

»Und wie kann er das? ... Du hast gesagt, daß ihm die Meere und die Winde gehorchen. Aber diese Dinge haben keinen Verstand. Wie kann er ihnen gebieten?« fragt der Wirt.

»Antworte mir, Mann: was meinst du, ist schwieriger, dem Wind oder dem Tod zu gebieten?«

»Bei Jehova! Aber dem Tod befiehlt man doch nicht! Das Meer kann man mit Öl beruhigen; man kann ihm Segel entgegensetzen; man kann klugerweise davon absehen, auf das Meer hinauszufahren. Den Wind kann man durch Schlösser an den Türen abhalten. Aber dem Tod kann man nicht gebieten! Es gibt kein Öl, das ihn besänftigt. Es gibt kein Segel, das, an unserem Lebensschiff befestigt, so schnell dahinsegelt, daß es dem Tod entflieht. Es gibt auch keine Schlösser, um den Tod auszuschließen. Wenn er kommen will, dann kommt er, auch wenn die Riegel vorgeschoben sind. Niemand kann diesem König befehlen.«

»Doch, unser Meister befiehlt ihm. Nicht nur, wenn der Tod in der Nähe ist, auch wenn er seine Beute schon erfaßt hat. Ein Jüngling von Nain sollte gerade in die schrecklichen Tiefen des Grabes gelegt werden; da sagte der Messias: „Ich sage dir, steh auf“, und der Jüngling kam ins Leben zurück. Nain liegt nicht außerhalb der Welt. Ihr könnt hingehen und nachsehen.«

»Aber wie? In Gegenwart aller?«

»Auf dem Weg, in Anwesenheit von ganz Nain.«

Wirt und Gäste betrachten sich schweigend. Dann sagt der Wirt: »Aber solche Dinge wird er wohl nur für seine Freunde tun.«

»Nein, Mann! Für alle, die an ihn glauben, und nicht nur für sie. Er ist die Barmherzigkeit auf der Erde, glaube mir! Niemand wen-

det sich umsonst an ihn. Hört alle zu! Ist niemand unter euch, der leidet und klagt wegen einer Krankheit in der Familie, wegen eines Zweifels, wegen einer Reue, wegen Versuchungen oder wegen Unwissenheit? Wendet euch an Jesus, den Messias der Frohen Botschaft. Heute ist er hier! Morgen wird er anderswo sein. Laßt die Gnade des Herrn nicht unnützlich vorübergehen«, sagt Philippus, der immer sicherer geworden ist.

Der Wirt fährt sich mit der Hand durch die Haare, öffnet und schließt den Mund, spielt mit den Fransen seines Gürtels ... Und sagt schließlich: »Ich will es versuchen! ... Ich habe eine Tochter. Bis zum letzten Sommer ging es ihr gut. Dann wurde sie launenhaft; sie steht wie ein stummes Tier in einer Ecke, immer dort, und nur mit Mühe gelingt es der Mutter, sie zu kleiden und zu füttern. Einige Ärzte behaupten, ihr Hirn sei verbrannt von zuviel Sonne; andere sagen, wegen einer unglücklichen Liebe. Andere Leute meinen, sie sei besessen. Aber wie ist das möglich, wenn das Mädchen nie von hier weg gewesen ist? Wo hat sie den Dämon hergenommen? Was sagt dein Meister? Kann der Dämon sich auch einer Unschuldigen bemächtigen?«

Philippus antwortet sicher: »Ja, um die Eltern zu quälen und zur Verzweiflung zu treiben.«

»Und ... kann er die Launenhaften heilen? Darf ich hoffen?«

»Du mußt glauben!« erwidert Andreas rasch. Er erzählt das Wunder von Gerasa und endet: »Wenn dort eine Legion von Dämonen aus den Herzen der Sünder geflohen ist, wie wird dann erst der fliehen, der in das jugendliche Herz eingedrungen ist! Ich sage dir, Mann: wer an ihn glaubt, für den wird das Unmögliche einfach wie das Atmen. Ich habe die Werke meines Meisters gesehen und bezeuge seine Macht.«

»Oh! Wer von euch geht ihn holen?«

»Ich selbst, Mann! Ich bin gleich zurück.« Andreas eilt davon, während Philippus bleibt, um weiterzureden.

Als Andreas Jesus unter einem Torbogen entdeckt, wo er sich vor

der unerbittlichen Sonne schützt, die den Dorfplatz erhitzt, eilt er ihm entgegen und sagt: »Komm, Meister, komm! Die Tochter des Herbergsvaters ist launisch. Der Vater bittet dich um ihre Heilung.«

»Aber kannte er mich?«

»Nein, Meister! Wir haben versucht, dich bekannt zu machen . . . «

»Und es ist euch gelungen. Wenn einer so weit kommt, daß er glaubt, daß ich eine unheilbare Krankheit heilen kann, ist er im Glauben schon fortgeschritten. Und ihr hattet Angst, es nicht fertigzubringen. Was habt ihr gesagt?«

»Das könnte ich dir gar nicht sagen. Wir haben gesagt, was wir über dich und deine Werke denken. Vor allem haben wir gesagt, daß du die Liebe und die Barmherzigkeit bist. Die Welt kennt dich so schlecht!«

»Aber ihr kennt mich gut, das genügt.«

Die kleine Herberge ist erreicht. Alle Gäste stehen neugierig an der Tür. In ihrer Mitte steht der Wirt mit Philippus. Der Wirt führt ununterbrochen Selbstgespräche, bis er Jesus sieht und ihm entgegengeht: »Meister, Herr, Jesus . . . ich . . . ich glaube, ich glaube fest, daß du es bist, daß du alles weißt, daß du alles siehst, daß du alles kennst, daß du alles kannst. Ich glaube es so fest, daß ich zu dir sage: Habe Erbarmen mit meiner Tochter, obwohl ich viele Sünden auf dem Herzen habe. Nicht auf mein Geschöpf komme die Strafe dafür, daß ich so unredlich in meinem Geschäft war. Ich werde nicht mehr betrügen, ich schwöre es! Du siehst mein Herz mit seiner Vergangenheit und seiner jetzigen Reue. Verzeihung und Barmherzigkeit, Meister, und ich werde von dir reden zu allen, die hierher kommen, in meine Herberge . . . « Der Mann ist auf die Knie gefallen.

Jesus sagt: »Steh auf und bleibe beim Vorsatz von heute! Bring deine Tochter zu mir!«

»Sie ist in einem Stall, Herr. Die Hitze macht sie noch kränker. Sie will nicht herauskommen.«

»Das macht nichts. Ich gehe zu ihr. Es ist nicht die Hitze. Es ist der Dämon, der mich kommen hört.«

Sie gehen durch den Hof in einen dunklen Stall. Alle folgen. Das ungekämmte, schmutzige Mädchen wirft sich im dunkelsten Winkel hin und her; als es Jesus bemerkt, schreit es: »Geh fort, geh fort! Störe mich nicht! Du bist der Christus des Herrn, ich einer von denen, die du verstoßen hast. Laß mich in Ruhe! Warum stellst du dich in meinen Weg?«

»Fahre aus diesem Geschöpf! Fort mit dir! Ich will es! Gib Gott deine Beute zurück und schweige!«

Ein erschütternder Schrei, ein Aufbäumen, dann ein auf das Stroh niedersinkender Körper ... und schließlich die ruhigen, traurigen, erstaunten Fragen: »Wo bin ich? Warum denn hier? Wer sind sie?« Und der Ruf: »Mama!« des Mädchens, das sich schämt, weil es ohne Schleier und mit zerrissenem Kleid vor den Augen so vieler Fremder steht.

»Oh, ewiger Herr, sie ist geheilt!« Es ist ergreifend zu sehen, wie der grobe, rotwangige Wirt wie ein Kind weint ... Er ist glücklich und weint, indem er fortwährend die Hände Jesu küßt; die Mutter weint ebenfalls, umringt von einer Schar erstaunter Kinder; sie küßt ihre vom Dämon befreite Älteste. Die Anwesenden sind ein einziges Stimmengewirr, und noch andere kommen dazu, um das Wunder zu sehen. Der Hof ist voller Menschen.

»Bleibe, Herr, der Abend sinkt hernieder. Verweile unter meinem Dach!«

»Wir sind dreizehn, Mann!«

»Auch wenn ihr dreihundert wäret, wäre es mir recht! Ich weiß, was du sagen willst. Aber der geizige, unehrliche Samuel ist tot, Herr! Auch mein Dämon ist aus mir gefahren. Nun lebt ein neuer Samuel. Er wird weiterhin Wirt, aber ein heiliger Wirt sein. Komm, komm mit mir! Ich will dich ehren wie einen König, wie einen Gott, der du auch bist. Oh, gesegnet sei die heutige Sonne, die dich zu mir geführt hat.«

257 In der Ebene auf dem Weg nach Aschkelon

Eine Ebene, der Sonne ausgesetzt, die das reifende Korn röstet und ihm einen Duft entlockt, der schon an Brot erinnert. Der Geruch der Sonne, der frischen Wäsche, der Ernte, der Geruch des Sommers.

Jesus geht durch das reife Korn. Der Tag ist heiß, das Gebiet verlassen. Man sieht keinen Menschen auf den Feldern. Nur reife Ähren und da und dort Bäume. Sonne, Getreide, Vögel, Eidechsen, grünes Gebüsch in der ruhigen Luft: das ist es, was Jesus umgibt. Die Hauptstraße, auf der Jesus dahinschreitet, ist wie ein staubiges und blendend weißes Band zwischen wogenden Ähren; auf der einen Seite ein kleines Dorf, auf der anderen ein Bauernhof, sonst nichts.

Alle gehen schweigend und sind erhitzt. Sie haben ihre Mäntel ausgezogen, aber sie leiden trotzdem in ihren Wollgewändern, obgleich sie leicht sind. Nur Jesus, die beiden Vettern und Iskariot sind in Leinwand oder Hanf gekleidet. Sicher sind die Gewänder Jesu und des Judas aus weißem Linnen; die der Söhne des Alphäus kommen mir wegen ihrer Steifheit schwerer als Leinwand vor; sie haben dieselbe satte Elfenbeinfarbe, die das Tuch aus ungebleichtem Hanf hat. Die anderen sind wie üblich gekleidet und trocknen sich den Schweiß mit dem Linnen, das ihnen als Kopfbedeckung dient.

An einer Wegkreuzung kommen sie zu einer kleinen Baumgruppe. Sie machen im wohltuenden Schatten Rast und trinken gierig Wasser aus ihren Flaschen.

»Es ist so heiß, als ob es von Feuer käme«, brummt Petrus.

»Wenn es wenigstens einen kleinen Bach gäbe! Aber nichts, nichts!« seufzt Bartholomäus. »Meine Flasche ist bald leer.«

»Beinahe möchte ich sagen, das Gebirge ist besser«, seufzt Jakobus des Zebedäus, dem die Hitze das Blut in den Kopf treibt.

»Am besten ist doch das Boot: kühl, beruhigend, sauber, ach!« Das Herz des Petrus hängt an seinem See und an seiner Barke.

»Ihr habt alle recht. Aber die Sünder sind sowohl im Gebirge als auch in der Ebene zu finden. Wenn sie uns nicht vom „Trügerischen

Gewässer“ vertrieben hätten und auf den Fersen gefolgt wären, wäre ich zwischen Tebet und Schebat hierher gekommen. Doch bald sind wir am Ufer des Meeres. Dort kühlt der Wind der Bucht die Luft«, tröstet Jesus.

»Ja, das wäre schön. Hier gleichen wir sterbenden Hechten. Wie kann das Getreide so schön sein, obwohl es kein Wasser gibt?« fragt Petrus.

»Es gibt hier Grundwasser, welches das Erdreich feucht hält«, erklärt Jesus.

»Es wäre besser, wenn das Wasser oben und nicht unten wäre. Was nützt es mir, wenn ich oben bin? Ich bin doch keine Wurzel«, sagt Petrus impulsiv, und alle lachen.

Dann aber wird Judas Thaddäus ernst und sagt: »Der Boden ist ein Egoist wie es die Menschen sind; er ist auch gefühllos. Hätten sie uns in jener Ortschaft ausruhen und den Sabbat dort verbringen lassen, dann hätten wir Schatten, Wasser und Ruhe. Aber sie haben uns vertrieben . . . «

»Auch Nahrung war vorhanden. Und jetzt haben wir nichts mehr zu essen. Ich habe solchen Hunger. Wenn es doch nur Früchte gäbe! Aber die Obstbäume sind in der Nähe der Häuser. Wer wagt sich schon dorthin? Wenn alle so mürrisch sind, wie die dort . . . « meint Thomas und zeigt nach Osten zum Dorf hin, das sie verlassen haben.

»Nimm meine Portion, ich habe nie großen Hunger«, sagt der Zelote.

»Nehmt auch meine«, sagt Jesus, »wer den größten Hunger hat, soll essen.«

Doch zusammengelegt bilden die Portionen von Jesus, dem Zeloten und Natanaël ein recht kleines Häufchen; die bestürzten Augen des Thomas und der Jüngeren bestätigen es. Doch schweigend verzehrt jeder seine mikroskopische Portion.

Der geduldige Zelote geht zu einer Stelle, wo einige grüne Pflanzen auf dem trockenen Erdreich auf Feuchtigkeit schließen lassen. Auf dem Grund des Kiesbettes fließt tatsächlich ein dünner Was-

serfaden, der sicher bald versickern wird. Simon ruft die anderen, und alle eilen herbei und begeben sich in den spärlichen Schatten einer Reihe von Bäumen, die am Ufer des halbvertrockneten Baches wachsen. Sie können sich nun die staubigen Füße erfrischen, das schwitzende Antlitz waschen und vor allem die Flaschen füllen, die sie dann im Schatten ins Wasser legen, damit sie kühl bleiben. Sie setzen sich am Fuß eines Baumes nieder und schlummern müde ein.

Jesus betrachtet sie voller Liebe und Mitleid und schüttelt das Haupt. Der Zelote, der noch einmal trinken gegangen ist, sieht ihn und fragt: »Was hast du, Meister?«

Jesus steht auf, geht zu ihm und legt ihm einen Arm auf die Schultern. Er führt ihn zu einem anderen Baume und sagt: »Was ich habe? Ich bin besorgt, weil ihr müde seid. Wenn ich nicht wüßte, was ich mit euch vorhabe, fände ich keine Ruhe wegen des Ungemachs, das ich euch zumute.«

»Ungemach? Nein, Meister! Es ist für uns eine Freude. Nichts ist eine Mühe, wenn wir mit dir gehen dürfen. Wir sind alle glücklich, glaube es mir. Es gibt kein Nachtrauern, es gibt kein ... «

»Schweige, Simon. Das Menschliche schreit auch in den Guten. Menschlich gesprochen, habt ihr nicht unrecht, zu schreien. Ich habe euch euren Häusern, den Familien und den Geschäften entzogen; ihr seid gekommen und habt euch das Mir-Nachfolgen ganz anders vorgestellt. Aber euer jetziges Schreien, euer innerliches Aufbegehren, wird sich eines Tages beruhigen; dann versteht ihr, daß es schön war, durch Nebel und Schlamm, durch Staub und unter brennender Sonne verfolgt, dürstend, müde und ohne Nahrung dem verfolgten, unbeliebten, verleumdeten Meister nachzugehen. Alles wird euch schön erscheinen; denn ihr werdet dann anders denken und alles in einem anderen Lichte sehen. Ihr werdet mir dankbar sein, daß ich euch auf meinen schweren Weg geführt habe ... «

»Du bist traurig, Meister. Und deine Traurigkeit wegen der Welt ist gerechtfertigt. Aber wir sind nicht traurig, wir sind alle glücklich!«

»Alle? Bist du sicher?«

»Denkst du anders?«

»Ja, Simon, anders. Du bist immer glücklich, denn du hast begriffen. Viele andere nicht! Siehst du sie dort, die schlafen? Weißt du, wie viele und was für Gedanken sie im Schlaf wiederkauen? Und manche unter den Jüngern? Glaubst du, daß sie mir treu bleiben, bis alles erfüllt ist?

Schau, laß uns das alte Spiel machen, das du bestimmt schon als Kind gespielt hast. (Jesus pflückt einen runden Löwenzahn, der zwischen den Steinen hervorragt und der zur vollkommenen Reife gelangt ist. Er führt ihn vorsichtig an den Mund und bläst; das zarte Gebilde löst sich in winzig kleine Schirmchen auf, die sich in die Luft erheben.) Siehst du? Schau ... wie viele sind in meinen Schoß gefallen, als ob sie mich liebten? Zähle sie ... Es sind dreiundzwanzig. Im ganzen waren es bestimmt dreimal soviel. Und die anderen? Schau! Einige fliegen noch, andere sind anscheinend durch ihre Schwere schon auf dem Boden gelandet; einige steigen mit ihrem silbernen Haarbusch stolz empor, andere fallen in den Schlamm, den wir mit unseren Flaschen erzeugt haben. Nun ... schau, auch von den dreiundzwanzig, die mir in den Schoß gefallen waren, sind sieben weggeflogen! Diese Hornisse genügte, sie mit ihrem Flugwind fortzuwehen. Was hatten sie zu befürchten? Wer hat sie entführt? Vielleicht der Stachel oder vielleicht die schönen Farben schwarz und gelb, das anmutige Aussehen, die schimmernden Flügel ... Sie sind weggeflogen ... hinter einer trügerischen Schönheit her ...

Simon, so wird es mit meinen Jüngern sein. Der eine aufgrund seiner Unruhe; der andere wegen mangelnder Ausdauer; dieser anhand seiner Schwerfälligkeit; jener aus Stolz oder Leichtsinne; einer aus Lust am Schmutz, ein anderer aus Angst oder Ungeschicklichkeit; sie werden mich verlassen.

Glaubst du, daß alle, die jetzt zu mir sagen: „ich folge dir nach“, in der entscheidenden Stunde meiner Sendung an meiner Seite bleiben? Es waren mehr als siebzig Samenhütchen am Löwenzahn, den

mein Vater erschaffen hat, und nun sind nur noch sieben in meinem Schoße; die leichteren sind in einem Lufthauch weggeflogen ... So wird es sein. Und ich denke an eure inneren Kämpfe, um mir treu zu bleiben ... Komm, Simon! Laß uns hingehen und den schönen Libellen zusehen, die über dem Wasserspiegel schweben, wenn du dich nicht lieber ausruhen willst.«

»Nein, Meister, deine Worte machen mich traurig. Aber ich hoffe, daß der geheilte Aussätzige, der verfolgte Mann, den du gerechtfertigt hast, damit er Liebe finden und schenken kann, dich nicht verlassen wird ... Meister ... Was denkst du von Judas? Im letzten Jahr hast du, mit mir, seinetwegen geweint. Ich weiß nicht ... Meister, laß die zwei kleinen Libellen sein, schau mich an, höre mich an! Ich würde dies niemand sagen ... Nicht den Gefährten und auch nicht den Freunden. Aber dir sage ich es. Es will mir nicht gelingen, Judas zu lieben. Ich muß es bekennen! Er lehnt meinen Wunsch, ihn zu lieben, ab. Nicht, daß er mich verachtet; nein, er ist sogar höflich zum alten Zeloten, den er aufgrund seiner Menschenkenntnis für erfahrener als die anderen hält. Aber seine Art zu handeln! Glaubst du, daß er aufrichtig ist? Sage es mir.«

Jesus schweigt einen Augenblick und betrachtet entzückt die beiden Libellen, die an der Wasseroberfläche mit den irisierenden Flügeln einen kleinen Regenbogen bilden; einen kostbaren Regenbogen, der dazu dient, ein neugieriges Mücklein anzuziehen, das von einem dieser kleinen und flinken Insekten verschlungen wird, das seinerseits von einer Kröte oder einem Frosch geschnappt wird, der nun Insekt und Mücklein zusammen verspeist. Jesus erhebt sich, denn er hatte sich hingekauert, um das kleine Naturdrama besser beobachten zu können, und sagt: »So ist es! Die Libelle hat ihre starken Kiefer, um sich von Gräsern zu ernähren, und ihre starken Flügel, um Fliegen zu fangen, und der Frosch einen breiten Schlund, um die Libelle zu verschlingen. Jeder hat das Seine und benützt das Seine. Laß uns gehen, Simon! Die anderen erwachen.«

»Du hast mir nicht geantwortet, Herr. Du hast mir nicht antworten wollen.«

»Aber ich habe dir doch geantwortet! Mein alter Gelehrter, denke nach, so wirst du finden . . . «

Jesus verläßt das Kiesbett und begibt sich zu den Jüngern, die eben erwachen und ihn suchen.

258 Im Streit mit den Pharisäern • Jesus Herr auch über den Sabbat

Immer noch derselbe Ort; die Sonne brennt nicht mehr so unerbittlich, denn es geht auf den Abend zu.

»Wir müssen uns beeilen, das Haus zu erreichen«, sagt Jesus.

Sie gehen und erreichen es. Sie bitten um Brot und Obdach, aber der Verwalter weist sie hart zurück.

»Philisterbande! Natterngezücht! Immer dieselben! Sie sind auf dem gleichen Stamm gewachsen und geben giftige Früchte«, murren die hungrigen und müden Jünger. »Es wird euch zurückgegeben, was ihr gebt.«

»Aber warum verfehlt ihr euch gegen die Liebe? Es ist nicht mehr die Zeit des „Auge um Auge und Zahn um Zahn“. Gehen wir weiter. Noch ist es nicht Nacht, und ihr seid noch nicht am Verhungern. Ein kleines Opfer, weil diese Seelen Hunger nach mir empfinden«, mahnt Jesus.

Aber die Jünger – ich glaube mehr aus Trotz als wegen unerträglichen Hungers – gehen ziemlich weit in ein Weizenfeld hinein und pflücken Ähren, zerreiben sie in den Handflächen und essen die Körner.

»Sie sind gut, Meister«, ruft Petrus. »Nimmst du keine? Sie schmecken doppelt so gut . . . Ich würde am liebsten das ganze Feld aufessen.«

»Du hast recht! Dann würde es ihnen leid tun, uns kein Brot gegeben zu haben«, erwidern die anderen zwischen den Ähren und essen mit Genuß. Jesus geht allein auf der staubigen Straße. Fünf oder sechs Meter hinter ihm sind der Zelote und Bartholomäus im Gespräch.

An einer Wegkreuzung steht eine Gruppe finster blickender Pharisäer. Sie sind vermutlich auf dem Heimweg von den Gebeten des Sabbat, denen sie im kleinen Dorf beigewohnt haben, das man am Ende der Seitenstraße sieht, das breit und flach wie ein großes vor seiner Höhle kauern Tier daliegt.

Jesus bemerkt die Pharisäer, schaut sie sanft und lächelnd an und grüßt: »Der Friede sei mit euch!«

Statt den Gruß zu erwidern, fragt ein Pharisäer arrogant:

»Wer bist du?«

»Jesus von Nazaret.«

»Seht ihr, er ist es!« sagt einer zu den anderen. Inzwischen gesellen sich Natanaël und Simon zum Meister, während die anderen, in den Furchen gehend, auf die Straße zukommen. Sie kauen noch und haben Getreidekörner in den Händen.

Der Pharisäer, der zuerst gesprochen hat, vielleicht der einflußreichste, fängt wieder an, mit Jesus zu reden, der stehenblieb, um ihn weiter anzuhören.

»So, du bist der berühmte Jesus von Nazaret. Warum bist du bis hierher gekommen?«

»Weil es auch hier Seelen zu retten gibt.«

»Dafür genügen wir. Wir verstehen unsere und die unserer Untergebenen zu retten.«

»Wenn es so ist, ist es gut! Aber ich bin gesandt worden, die Frohe Botschaft zu verkünden und zu retten.«

»Gesandt, gesandt! Und wer beweist es uns? Deine Werke sicherlich nicht!«

»Warum sprichst du so? Fürchtest du nicht für dein Leben?«

»Ach ja, du lieferst alle dem Tod aus, die dich nicht anbeten. Du willst die ganze priesterliche Klasse umbringen, die Pharisäer, die Schriftgelehrten und viele andere, weil sie dich nicht und niemals anbeten. Niemals, verstehst du! Niemals werden wir, die Auserwählten Israels, dir huldigen . . . oder dich gar lieben.«

»Ich zwingen euch nicht, mich zu lieben; ich sage euch nur: Betet Gott an, denn . . . «

»Also dich, denn du bist Gott, nicht wahr? Aber wir sind nicht wie der lausige galiläische Pöbel, wir sind nicht die Dummköpfe Judäas, die hinter dir herlaufen und unsere Rabbis vergessen . . . «

»Rege dich nicht auf, Mann! Ich verlange nichts. Ich erfülle meine Sendung; ich lehre, Gott zu lieben; ich wiederhole die Gebote, die zu oft vergessen werden, und was noch schlimmer ist, die schlecht befolgt werden. Ich will das Leben geben. Das ewige Leben. Ich wünsche niemand den leiblichen Tod und noch weniger den geistigen. Ich fragte dich, ob du nicht befürchtest, dein Leben zu verlieren; ich meinte damit das Leben deiner Seele; denn ich liebe deine Seele, auch wenn sie mich nicht liebt. Ich bin betrübt, wenn ich sehe, daß du sie tötest, wenn du Gott beleidigst und seinen Messias verachtest.«

Der Pharisäer scheint von Krämpfen befallen zu werden, so erregt ist er; er zerrt an seinen Kleidern, reißt die Fransen aus, nimmt die Kopfbedeckung ab, rauft sich die Haare und schreit: »Hört, Hört! Zu mir, Jonatan des Uziel, dem direkten Nachkommen Simons des Gerechten, zu mir sagt er dies! Ich den Herrn beleidigen! Ich weiß nicht, was mich zurückhält, dich zu verfluchen, aber . . . «

»Die Angst hält dich zurück. Aber tue es nur. Ich werde dich trotzdem nicht zu Asche werden lassen. Zu gegebener Zeit wirst du nach mir rufen. Aber zwischen mir und dir wird dann ein roter Bach sein: mein Blut!«

»Gut! Aber wie kannst du, der sich heilig nennt, gewisse Dinge zulassen? Du, der du dich Meister nennst, warum belehrst du nicht zuerst deine Apostel? Schau sie an, hinter dir! . . . Sie haben noch das Mittel zur Sünde in den Händen! Siehst du, sie haben Ähren gesammelt, und es ist doch Sabbat. Sie haben Ähren gesammelt, die ihnen nicht gehören. Sie haben den Sabbat entheiligt und gestohlen.«

»Sie haben Hunger. Wir baten im Dorf, wo wir gestern abend angekommen sind, um Herberge und Brot. Man hat uns fortgejagt. Nur eine Greisin gab uns ihr Brot und eine Handvoll Oliven. Gott möge es ihr hundertfach vergelten, denn sie gab alles, was sie besaß, und

wollte dafür nur den Segen. Wir sind eine Meile gegangen, dann ruhten wir, dem Gesetz entsprechend, und tranken Wasser. Darauf begaben wir uns bei Einbruch der Dämmerung zum Haus dort; wir wurden wiederum weggejagt. Du siehst, wir hatten den Willen, das Gesetz zu beachten!« antwortet Petrus.

»Aber ihr habt es nicht getan. Es ist nicht erlaubt, am Sabbat Handarbeit zu verrichten und nie ist es zulässig zu nehmen, was anderen gehört. Ich und meine Freunde sind darüber empört!«

»Ich nicht! Habt ihr nicht gelesen, wie David in Nob die geweihten Brote nahm, um sich und seine Begleiter zu nähren? Die heiligen Brote gehörten Gott und befanden sich in seinem Haus; sie waren durch ein ewiges Gesetz für die Priester bestimmt. Es steht geschrieben: „Sie sollen Aaron und seinen Söhnen gehören, die sie am heiligen Ort essen werden; denn sie sind eine heilige Sache.“ Und doch nahm David sie für sich und seine Gefährten; denn sie hatten Hunger. Wenn also der heilige König in das Haus Gottes eingetreten ist und die geweihten Brote am Sabbat gegessen hat – er, dem es nicht erlaubt war, sie zu essen – ; wenn es ihm nicht als Sünde angerechnet worden ist – denn Gott liebte ihn auch nachher noch – wie kannst du sagen, daß wir Sünder sind, wenn wir auf dem Grund und Boden Gottes die durch seinen Willen gewachsenen und reif gewordenen Ähren pflücken? Diese Ähren gehören auch den Vögeln, und du willst verbieten, daß sich damit Menschen, die Kinder des Vaters, nähren?« fragt Jesus.

»Sie hatten um Brote gebeten. Sie hatten sie nicht ohne Erlaubnis genommen. Das ist ein Unterschied. Und dann ist es nicht wahr, daß Gott dies dem David nicht als Sünde angerechnet hat. Gott hat ihn hart bestraft!«

»Aber nicht deswegen, sondern wegen der Unzucht und der Volkszählung«, entgegnete Thaddäus.

»Oh, nun aber genug! Es ist nicht erlaubt, es ist verboten! Ihr habt kein Recht das zu tun, und ihr tut es trotzdem! Geht fort. Wir wollen euch nicht in unserem Gebiet. Wir brauchen euch nicht. Wir wissen nicht, was wir mit euch tun sollen.«

»Wir gehen«, sagt Jesus und verhindert somit eine weitere Gegenrede.

»Und für immer, damit Jonatan des Uziel dich nie mehr unter die Augen bekommt. Geh!«

»Ja, wir gehen. Doch werden wir uns wiedersehen. Dann ist es Jonatan, der mich sehen will, um das Urteil zu wiederholen und die Welt für immer von mir zu befreien. Aber dann wird es der Himmel sein, der zu dir sagen wird: „Es ist dir nicht erlaubt!“ Und dieses „Es ist dir nicht erlaubt“ wird dir wie ein Trompetenschall im Herzen nachklingen, dein ganzes Leben lang und darüber hinaus. Wie an den Tagen des Sabbat die Priester im Tempel das Gebot der Sabbatruhe übertreten und doch nicht sündigen, so können auch wir, die Diener des Herrn, wenn der Mensch uns die Nächstenliebe verweigert, Liebe und Hilfe vom heiligsten Vater empfangen, ohne deswegen zu sündigen.

Hier ist einer, der viel größer als der Tempel ist, und daher nehmen kann, was er will von dem, was Gott erschaffen und zum Schemel für sein Wort gesetzt hat. Ich nehme und gebe. So auch die Ähren des Vaters, die auf der großen Tafel, die die Erde ist, liegen. Ich nehme und gebe. Den Guten wie den Bösen. Denn ich bin die Barmherzigkeit. Wenn ihr wüßtet, was es heißt, daß ich die Barmherzigkeit bin, würdet ihr auch verstehen, daß ich nichts anderes als sie will. Wenn ihr wüßtet, was Barmherzigkeit ist, dann hättet ihr keine Unschuldigen verurteilt. Aber ihr wißt es nicht! Ihr wißt nicht einmal, daß ich euch nicht verurteile; daß ich euch verzeihe und den Vater für euch um Verzeihung bitte, denn ich will Barmherzigkeit und nicht Bestrafung. Aber ihr wißt es nicht. Ihr wollt es nicht wissen! Das ist eine größere Sünde als die, die ihr mir zuschreibt; als die, von der ihr sagt, daß diese Unschuldigen sie begangen haben. Übrigens sollt ihr wissen, daß der Sabbat für den Menschen gemacht worden ist und nicht der Mensch für den Sabbat, daß der Menschensohn auch Herr über den Sabbat ist. Lebt wohl ... «

Er wendet sich an die Jünger: »Kommt, laßt uns ein Lager im

Sand suchen; es ist nicht weit. Die Sterne werden uns Gesellschaft leisten, und der Tau wird uns erfrischen. Gott, der Israel das Manna schenkte, wird auch uns ernähren, die wir arm und ihm treu sind.« Und Jesus läßt die feindselige Gruppe stehen und geht mit den Seinen weiter, während der Abend mit seinen ersten violetten Schatten anbricht.

Sie finden endlich eine Hecke von Kaktusfeigen, auf deren stacheligen Schaufeln bereits reife Früchte sitzen. Alles ist gut für den, der Hunger hat. So sammeln sie, obwohl sie sich dabei stechen, die reifen Feigen und gehen weiter, bis die Felder zu Ende sind und die sandigen Dünen beginnen. Von ferne hört man das Rauschen des Meeres.

»Wir wollen uns hier ausruhen. Der Sand ist weich und warm. Morgen werden wir Aschkelon erreichen«, sagt Jesus; alle legen sich am Fuße einer hohen Düne nieder.

259 Jesus und die Seinen auf dem Weg nach Aschkelon

Der Morgen weckt mit seinem kühlen Hauch die Schläfer. Sie erheben sich von ihrem Lager im Sand, auf dem sie im Schutz einer mit seltenen, vertrockneten Gräsern bedeckten Düne geschlafen haben, und klettern dieselbe hinauf. Vor ihnen liegt ein sandiger Meeresstrand, während links und rechts davon sich schöne, bestellte Äcker aneinanderreihen. Ein ausgetrocknetes Flußbett zeichnet sich mit seinen weißen Steinen auf dem goldenen Sand ab und verläuft mit diesem Weiß trockener Knochen bis zum Meer, das in der Weite glänzt mit seinen durch die morgendliche Flut geschwellenen Wogen, die durch den Nordwestwind, der den Ozean durchkämmt, noch größer werden.

Sie gehen am Rand der Düne entlang bis zum ausgetrockneten Bachbett, überqueren es, gehen schräg auf den Dünen weiter, die unter den Schritten einfallen und, gewellt wie sie sind, aussehen wie eine Fortsetzung der Meeresfläche mit festem und trockenem

Material anstelle des bewegten Wassers. Sie erreichen den feuchten Strand und gehen rascher voran.

Während Johannes entzückt das grenzenlose Meer betrachtet, auf dem die ersten Sonnenstrahlen aufglühen, und sichtlich diese Schönheit genießt, die das Blau seiner Augen noch blauer zu färben scheint, zieht Petrus, der praktisch veranlagte Petrus, seine Sandalen aus, hebt das Gewand hoch, patscht in die kleinen Wellen des Ufers und hält Ausschau nach einer kleinen Krabbe oder einer Muschel zum Ausschlürfen.

In etwa zwei Kilometer Entfernung liegt eine schöne Stadt am Meer, die sich längs dem Ufer hinzieht, auf einem halbmondförmigen Felsenriff, an das Wind und Wellen den Sand getrieben haben. Der Fels kommt nun auch hier zum Vorschein, nachdem die Flut zurückgegangen ist, und zwingt die Wanderer, auf den trockenen Sand zurückzukehren, um die nackten Füße nicht zu verletzen.

»Auf welcher Seite können wir in die Stadt gelangen, Herr? Von hier aus sieht man nur ein festes Mauerwerk. Von der Seeseite aus kann man sie nicht betreten. Die Stadt liegt am tiefsten Punkt des Bogens«, sagt Philippus.

»Kommt! Ich weiß, wo man hineingeht.«

»Bist du denn schon hier gewesen?«

»Einmal, als kleines Kind; ich erinnere mich nicht mehr; aber ich weiß, wo der Eingang ist.«

»Eigenartig! Schon oft habe ich es beobachtet ... Du verfehlst nie den Weg. Manchmal sind wir es, die dich falsch zu wählen veranlassen. Aber du! Es scheint, als ob du immer am Ort gelebt hättest, an dem du dich gerade aufhältst«, bemerkt Jakobus des Zebedäus.

Jesus lächelt, antwortet aber nicht. Er geht sicher bis zu einem kleinen ländlichen Vorort, wo Gärtner Gemüse für die Städte anpflanzen. Die kleinen Äcker und die Beete sind gleichmäßig angelegt und gut gepflegt. Frauen und Männer bearbeiten sie und schütten Wasser in die Furchen. Sie ziehen das Wasser mit großer Mühe aus dem Brunnen herauf; andere benützen die alte und quietschende Metho-

de der Eimer, die von einem armen Esel, der mit verbundenen Augen um den Brunnen herumläuft, heraufgezogen werden. Aber die Leute sagen nichts. Jesus grüßt: »Der Friede sei mit euch.« Die Leute aber bleiben stumm, nicht ablehnend, doch teilnahmslos.

»Herr, hier läuft man Gefahr, Hungers zu sterben. Sie verstehen deinen Gruß nicht. Nun will ich es versuchen«, sagt Thomas. Er nähert sich dem ersten Gärtner, den er sieht, und sagt: »Ist dein Gemüse sehr teuer?«

»Nicht teurer als anderswo. Teuer oder billig, das hängt davon ab, wie dick die Börse ist.«

»Du hast recht. Aber wie du siehst, sterbe ich noch nicht an Unterernährung. Ich bin auch ohne dein Gemüse dick und rosig. Ein Zeichen, daß meine Börse eine gute Brust ist. Kurz, wir sind dreizehn und wir können kaufen. Was hast du zu verkaufen?«

»Eier, Gemüse, Frühmandeln, Äpfel, die schon ganz runzlig sind, Oliven . . . alles was du willst.«

»Gib mir Eier, Äpfel und Brot für alle.«

»Brot habe ich nicht; das findest du in der Stadt.«

»Ich habe aber jetzt Hunger, nicht erst in einer Stunde. Ich glaube dir nicht, daß du kein Brot hast.«

»Ich habe noch keines. Die Frau ist erst am Backen. Aber siehst du den Alten dort? Er hat immer Brot, da er viel auf der Straße ist und oft von Pilgern danach gefragt wird. Geh zu Hananias und frag ihn. Ich bringe dir gleich die Eier. Aber paß auf, sie kosten einen Denar das Paar.«

»Dieb! Deine Hühner legen wohl goldene Eier?«

»Nein, aber es ist nicht schön, im Gestank des Hühnerstalles zu leben, und für nichts tut man nichts. Und außerdem, seid ihr nicht Juden? Dann zahlt!«

»Behalte deine Eier. So bist du schon bezahlt«, und Thomas dreht ihm den Rücken zu.

»Warte, Mann! Komm, ich will sie dir billiger geben. Drei für einen Denar.«

»Und wenn du mir vier gäbest ... Trink sie selbst, sie sollen dir im Hals steckenbleiben.«

»Komm her! Höre, was willst du mir geben?« Der Gärtner läuft Thomas nach.

»Nichts! Ich will keine mehr haben. Ich wollte nur einen kleinen Imbiß nehmen, bevor ich in die Stadt gehe. Aber es ist besser so! Ich will weder Worte vergeuden noch mir den Appetit verderben, um die Geschichte des Königs zu singen und in der Herberge eine schöne Mahlzeit zu halten.«

»Ich gebe dir das Paar für eine Zehnteldrachme.«

»Uff, du bist lästiger als eine Wanze. Gib mir deine Eier! Aber frische, sonst komm ich zurück und mach dir dein Maul noch gelber als es schon ist!«

Und Thomas geht mit ihm und kommt mit mindestens zwei Dutzend Eiern im Mantelzipfel zurück. »Habt ihr gesehen? Von nun an werde ich in diesem Land der Diebe einkaufen. Ich weiß, wie man sie behandelt. Sie kommen mit Haufen von Geld zu uns, um für ihre Frauen einzukaufen; und die Armreifen sind nie groß genug, und sie feilschen tagelang um den Preis. Nun kann ich mich rächen. Nun gehen wir zum anderen Skorpion. Komm, Petrus! Du, Johannes, nimm die Eier!«

Sie gehen zum Alten, dessen Garten längs der Hauptstraße liegt, die von der Stadt nach Norden führt, an deren beiden Seiten sich die Häuser des Vororts aneinanderreihen. Eine schöne, gut gepflegte Straße, bestimmt ein Werk der Römer. Das Stadttor an der Ostseite ist nunmehr ganz nahe; man sieht hindurch; die gerade Straße jenseits der Mauern ist kunstvoll von großen, schattigen Portiken umsäumt, die von Marmorsäulen getragen werden und in deren kühlem Schatten die Menschen wandeln, während die Straßenmitte den Eseln, Kamelen, Hunden und Pferden überlassen wird.

»Gruß dir! Verkaufst du Brot?« fragt Thomas.

Der Alte hört nicht oder will nicht hören. Das Kreischen der Räder ist so durchdringend, daß beides möglich ist. Petrus verliert die

Geduld und schreit: »Halt deinen Simson an! So kann er wenigstens verschmaufen und bricht nicht vor meinen Augen zusammen. Höre uns an!«

Der Mann hält den Maulesel an und blickt schief auf den Fragenden; doch Petrus entwaffnet ihn und sagt: »Na, ist es vielleicht nicht recht, einen Maulesel Simson zu nennen? Wenn du Philister bist, muß der Name dir gefallen, denn dann ist es eine Beleidigung für Simson. Wenn du aus Israel bist, muß er dir gefallen, weil er dich an einen Sieg über die Philister erinnert. Du siehst also . . . «

»Ich bin Philister und bin stolz darauf.«

»Du hast recht. Auch ich werde dich rühmen, wenn du uns Brot gibst.«

»Aber bist du nicht Jude?«

»Ich bin Christ!«

»Wo liegt dieser Ort?«

»Das ist kein Ort. Es ist eine Person. Und ich gehöre dieser Person.«

»Bist du ihr Sklave?«

»Ich bin freier als jeder andere Mensch; denn wer dieser Person gehört, untersteht nur Gott.«

»Sagst du die Wahrheit? Auch nicht Cäsar?«

»Pah . . . was ist denn Cäsar im Vergleich zu ihm, dem ich nachfolge, dem ich gehöre und in dessen Namen ich dich um Brot bitte?«

»Wo ist dieser Mächtige?«

»Es ist der Mann dort, der hierherschaut und lächelt. Er ist Christus, der Messias. Hast du noch nie von ihm reden gehört?«

»Ja, er ist der König von Israel. Wird er Rom besiegen?«

»Rom? Die ganze Welt und auch die Hölle!«

»Ihr seid seine Generäle? So gekleidet? Vielleicht um den Verfolgungen der niederträchtigen Juden zu entgehen.«

»Ja und nein. Aber gib mir Brot; während wir essen, will ich es dir erklären.«

»Brot? Aber auch Wasser, Wein und Stühle im Schatten für dich und deinen Begleiter und für deinen Messias. Hole ihn!«

Und Petrus geht rasch zu Jesus und sagt: »Komm, komm! Der alte Philister dort gibt uns, was wir wollen. Ich fürchte jedoch, daß er dich mit Fragen bestürmen wird ... Ich habe ihm gesagt, wer du bist ... so ungefähr habe ich es ihm gesagt. Aber er ist gutwillig.«

Sie gehen alle zusammen in den Garten, wo der Mann schon unter einer dichten Weinlaube Bänke um einen einfachen Tisch aufgestellt hat.

»Der Friede sei mit dir, Hananias! Die Erde möge dank deiner Nächstenliebe erblühen und dir reiche Ernte bringen ... «

»Danke, auch dir Frieden! Setz dich, setzt euch. Anibe, Nubi! Wein, Brot und Wasser, rasch!« befiehlt der Alte zwei Frauen, die bestimmt Afrikanerinnen sind; denn die eine ist ganz schwarz mit dicken Lippen und krausen Haaren, und die andere sehr dunkel, obgleich sie mehr ein europäischer Typ ist. Der Alte erklärt: »Die Töchter der Sklavinnen meiner Frau. Sie ist tot, und tot sind auch sie, die mit ihr gekommen waren. Aber die Töchter sind mir geblieben. Oberer und unterer Nil. Meine Frau stammte von dort. Verboten, nicht wahr? Aber ich schere mich nicht darum. Ich bin nicht aus Israel, und die Frauen der niederen Rasse sind sanft.«

»Du bist nicht aus Israel?«

»Gezwungenermaßen bin ich es; denn Israel hat man am Hals wie ein Joch. Aber bist du ein Israelit und beleidigt über das, was ich sage? ... «

»Nein, ich bin nicht beleidigt. Ich möchte nur, daß du die Stimme Gottes anhörst.«

»Er spricht nicht zu uns!«

»Das sagst du! Ich rede mit dir, und das ist seine Stimme!«

»Aber du bist doch der König von Israel.«

Die Frauen, die gerade mit Brot, Wasser und Wein ankommen und von einem König reden hören, bleiben erstaunt stehen und betrachten den blonden, lächelnden, vornehmen jungen Mann, den man Herr König nennt; sie ziehen sich zurück, fast kriechend vor Ehrfurcht.

»Danke, Frauen! Auch euch Frieden!« Dann wendet sich Jesus dem Greis zu: »Sie sind jung ... du kannst ruhig deine Arbeit fortsetzen.«

»Nein, die Erde ist begossen und kann warten. Anibe, binde den Esel los und führe ihn in den Stall. Und du, Nubi, leere die letzten Eimer und dann ... Willst du verweilen, Herr?«

»Laß dich nicht stören. Ich werde ein wenig Speise zu mir nehmen und dann nach Aschkelon gehen.«

»Du störst mich nicht. Geh ruhig in die Stadt. Aber am Abend komm! Wir werden das Brot brechen und das Salz teilen. Bewegt euch, ihr! Du gehst zum Brot und du rufst Geteo, damit er ein Bäcklein schlachtet und es für heute abend vorbereitet. Geht!« Die beiden Frauen gehen schweigend fort.

»Du bist also König. Aber die Waffen? Herodes Grausamkeit kennt keine Grenzen. Er hat uns Aschkelon wieder aufgebaut, aber zum eigenen Ruhm. Und nun! ... Aber du kennst die Schande Israels besser als ich. Wie wirst du vorgehen?«

»Ich habe nur die Waffe, die von Gott kommt.«

»Das Schwert Davids?«

»Das Schwert meines Wortes.«

»Oh, armer Träumer! Es wird am Metall der Herzen abprallen!«

»Glaubst du? Ich strebe kein Königreich auf dieser Welt an. Für euch alle strebe ich nach dem Himmelreich.«

»Für uns alle? Auch für mich Philister? Auch für meine Sklavinnen?«

»Für alle, für dich, für sie und selbst für den Wildesten im Innern des afrikanischen Urwaldes.«

»Willst du denn ein so großes Reich gründen? Warum nennst du es „Himmelreich“? Du könntest es doch Weltreich nennen.«

»Nein, du mußt mich richtig verstehen. Mein Reich ist das Reich des wahren Gottes. Gott ist im Himmel. Darum ist es das Reich des Himmels. Jeder Mensch ist eine mit einem Körper bekleidete Seele, und die Seele kann nur im Himmel leben. Ich will eure Seelen heilen,

die Irrtümer und den Groll aus ihr entfernen und sie durch die Güte und die Liebe zu Gott führen.«

»Das gefällt mir sehr. Die anderen ... ich gehe nicht nach Jerusalem, aber ich weiß, daß die anderen von Israel seit Jahrhunderten nicht so sprechen. So haßt du uns also nicht?«

»Ich hasse niemand.«

Der Alte denkt nach ... dann fragt er: »Und haben die beiden Sklavinnen auch eine Seele, wie ihr von Israel?«

»Gewiß. Sie sind keine gefangenen Tiere. Sie sind unglückliche Geschöpfe. Wir müssen sie lieben. Liebst du sie?«

»Ich behandle sie nicht schlecht. Ich verlange Gehorsam, aber ich verwende keine Peitsche. Ein schlecht genährtes Tier arbeitet nicht, sagt man. Aber auch ein schlecht genährter Mensch ist kein gutes Geschäft. Außerdem sind sie im Haus geboren! Ich habe sie heranwachsen sehen. Jetzt werden nur sie zurückbleiben; denn ich bin sehr alt, weißt du, beinahe achtzig. Sie und Geteo sind das, was von meinem einstigen Haus übrigbleibt. Ich habe sie lieb gewonnen wie Möbelstücke. Sie werden mir die Augen schließen ... «

»Und dann?«

»Und dann ... Ich weiß es nicht. Sie werden einen anderen Herrn finden, und das Haus wird geschlossen werden. Es tut mir leid. Ich habe es mit meiner Arbeit reich gemacht. Die Äcker werden veröden ... Der Weingarten ... Meine Frau und ich haben ihn gepflanzt. Dieser Rosenstrauch ... Er ist ägyptischer Herkunft, Herr, und ich spüre den Duft meiner Frau in ihm ... Er ist für mich wie ein Sohn ... Der einzige Sohn, jetzt schon Staub, ist zu seinen Füßen begraben ... Schmerzen ... Es ist besser, jung zu sterben und dies und den Tod, der sich nähert, nicht sehen zu müssen.«

»Dein Sohn und deine Frau sind nicht tot; ihr Geist überlebt. Das Fleisch ist tot. Der Tod darf nicht erschrecken. *Der Tod ist Leben für den, der auf Gott vertraut und als Gerechter lebt.* Denkt daran ... Ich gehe in die Stadt. Ich werde heute abend zurückkommen und möchte dich um die Vorhalle bitten, um mit den Meinen dort zu schlafen.«

»Nein, Herr! Ich habe viele leere Zimmer. Ich stelle sie dir zur Verfügung.«

Judas legt Münzen auf den Tisch.

»Nein! Ich will sie nicht. Ich bin aus dieser Gegend, die euch verhaßt ist. Aber vielleicht bin ich besser als sie, die uns beherrschen. Leb wohl, Herr!«

»Der Friede sei mit dir, Hananias!«

Die zwei Sklavinnen sind mit Geteo, einem kräftigen, alten Landarbeiter, herbeigekommen, um Jesus weggehen zu sehen.

»Auch euch Frieden! Seid gut! Lebt wohl.« Und Jesus läßt leicht seine Hand über die krausen Haare von Nubi und die glänzenden, glatten Haare von Anibe gleiten, lächelt dem Mann zu und entfernt sich.

Bald danach betreten sie auch die Straße mit den beidseitigen Säulengängen, die direkt in Aschkelons Zentrum führt. Die Stadt ist mit ihren Becken und Brunnen, mit ihren Plätzen, die als Forum dienen, und ihren Türmen längs der Mauer eine Nachäffung Roms. Überall der Name von Herodes, von ihm selbst angebracht, um sich selbst zu feiern, denn die Aschkeloniten feiern ihn nicht.

Es herrscht eine große Bewegung in den Straßen, die sich steigert, je mehr die Zeit vergeht und man ins Zentrum der Stadt gelangt. Diese Stadt ist offen und luftig mit dem Meer als Hintergrund, das wie ein Türkis in einer Zange aus rosafarbenen Korallen liegt zwischen den Häusern, die sich an der tiefen Bucht aneinanderreihen, bis zur Küste; sie bildet keinen Golf, sondern einen echten Bogen, einen Halbkreis, den die Sonne in einem bleichen Rosarot leuchten läßt.

»Wir wollen uns in vier Gruppen teilen. Ich gehe, das heißt, ich lasse euch gehen. Dann wähle ich. Geht! Nach der neunten Stunde treffen wir uns am Tor, durch das wir gekommen sind. Seid klug und geduldig!«

Jesus schaut ihnen nach. Er ist mit Judas Iskariot allein geblieben, der erklärt hat, daß er hier nicht reden wird, da die Leute schlimmer als die Heiden sind.

Als er aber hört, daß Jesus da und dorthin gehen will, ohne zu reden, überlegt er es sich anders und sagt: »Mißfällt es dir nicht, allein zu bleiben? Ich möchte mit Matthäus, Jakobus und Andreas gehen; sie sind die Unbeholfensten ... «

»Geh nur! Leb wohl!«

Und Jesus wandelt allein durch die Stadt. Er durchschreitet sie der Länge und der Breite nach, ohne daß die geschäftigen Menschen auf ihn aufmerksam werden. Nur zwei oder drei Kinder heben neugierig den Kopf, und eine nachlässig gekleidete Frau kommt ihm entschlossen und mit einem zweideutigen Lächeln entgegen. Doch Jesus blickt sie so streng an, daß sie purpurrot wird und, weitergehend, die Augen niederschlägt. An der Ecke wendet sie sich noch einmal um, und da ein Mann, der die Szene beobachtet hat, ihr beißende Worte des Spottes für ihre Niederlage zuwirft, hüllt sie sich in ihren Mantel und eilt davon.

Die Kinder jedoch umringen Jesus, sehen zu ihm auf und erwidern sein Lächeln. Das mutigste unter ihnen fragt: »Wer bist du?«

»Jesus«, antwortet er, indem er es liebkost.

»Was machst du?«

»Ich warte auf Freunde.«

»Von Aschkelon?«

»Nein, aus meinem Dorf und aus Judäa.«

»Bist du reich? Ich bin es. Mein Vater hat ein schönes Haus, in dem er Teppiche anfertigt. Komm, ich will es dir zeigen; es ist in der Nähe.«

Jesus folgt dem Kind in einen langen Hausflur, der wie eine überdachte Gasse ist. Im Hintergrund des halbdunklen Hausflurs glänzt ein Stückchen Meer in der Sonne. Sie begegnen einem schwächlichen Mädchen, das weint.

»Das ist Dina. Sie lebt arm, weißt du? Meine Mutter gibt ihr zu essen. Ihre Mutter kann nichts mehr verdienen. Der Vater ist schon gestorben, auf dem Meer. Bei einem Gewitter, als er von Gaza zum Hafen des großen Flusses fuhr, um Waren abzuliefern und ande-

re zu holen. Da die Waren meinem Vater gehörten, und der Vater der Dina einer unserer Seeleute war, sorgt meine Mama nun für sie. Doch viele sind auf diese Weise ohne Vater geblieben ... Was sagst du dazu? Es muß schlimm sein, ein Waisenkind und arm zu sein. Hier ist mein Haus. Sage nicht, daß ich auf der Straße war. Ich hätte in der Schule sein müssen; aber man hat mich weggeschickt, weil ich die Kameraden mit dem da zum Lachen brachte ... « Er zieht ein wirklich lustiges, geschnitztes Püppchen aus dem Gewand, mit einem wahrhaft karikaturistischen, vorstehenden Kinn und einer langen Nase.

Jesus hat ein Lächeln auf den Lippen, aber er beherrscht sich und sagt: »Das ist doch nicht der Lehrer, nicht wahr? Und auch kein Verwandter! Das wäre nicht recht.«

»Nein, es ist der Synagogenvorsteher der Juden. Er ist alt und häßlich; wir ärgern ihn immer.«

»Auch das ist nicht recht. Er ist bestimmt viel älter als du und ... «

»Oh, er ist ein sehr alter Mann, bucklig und blind; aber er ist so häßlich ... Ich kann doch nichts dafür, daß er so häßlich ist!«

»Nein. Aber es ist schlecht, über einen Alten zu spotten. Auch du wirst als alter Mann häßlich sein; denn du wirst gebückt gehen, wenig Haare auf dem Kopf haben, halb blind sein; du wirst an Stöcken gehen und genauso ein Gesicht haben ... Und dann? Würde es dir gefallen, von einem respektlosen Jungen verspottet zu werden?

Warum ärgerst du den Lehrer und störst die Kameraden? Das ist nicht recht! Wenn dein Vater es wüßte, würde er dich strafen und deine Mutter würde es schmerzen. Ich sage ihnen nichts. Aber du mußt mir sofort zwei Dinge geben: das Versprechen, nicht mehr solche Späße zu machen und diesen Hampelmann. Wer hat ihn gemacht?«

»Ich, Herr ... « sagt der Junge beschämt, nunmehr der Schwere seiner Fehler bewußt. Er fügt hinzu: »Ich mache sehr gerne Holzschnitzereien! Manchmal verfertige ich Blumen, wie sie auf Teppichen dargestellt sind, oder Drachen, Sphinxen und andere Tiere ... «

»Das sollst du tun. Es ist so viel Schönes auf der Erde. Also gib mir dein Versprechen und den Hampelmann. Sonst sind wir keine Freunde mehr. Ich behalte ihn als Andenken an dich und werde für dich beten. Wie heißt du?«

»Alexander. Und du, was gibst du mir?«

Jesus hat immer so wenig! Aber er erinnert sich, daß er am Gewand eine sehr schöne Schnalle hat. Er sucht in seiner Tasche, findet sie, trennt sie vom Gewand ab und gibt sie dem Knaben. »Und nun gehen wir. Aber paß auf, auch wenn ich fortgehe, weiß ich doch alles. Wenn ich merke, daß du böse bist, dann komme ich zurück und erzähle alles deiner Mutter.« Das Bündnis ist geschlossen.

Sie treten in das Haus. Dem Vorhof folgt ein weiter Hof, auf drei Seiten von Hallen umgeben, in denen Webstühle stehen. Die Dienerin, die geöffnet hat, ist erstaunt, den Jungen mit einem Unbekannten zu sehen. Sie benachrichtigt die Herrin, und diese, eine hochgewachsene Frau mit zartem Antlitz, eilt herbei und fragt: »Hat mein Sohn sich nicht wohlgeföhlt?«

»Nein, Frau! Er hat mich hierher geführt, um mir deine Webstühle zu zeigen. Ich bin ein Fremder.«

»Willst du einkaufen?«

»Nein, ich habe kein Geld. Aber ich habe Freunde, welche schöne Dinge lieben und auch Geld haben.«

Die Frau blickt diesen Mann erstaunt an, der ohne Umschweife bekennt, daß er arm ist, und sagt: »Ich habe angenommen, daß du ein Herr bist. Du hast das Benehmen und das Aussehen eines großen Herrn.«

»Ich bin jedoch nur ein Rabbi aus Galiläa: Jesus von Nazaret.«

»Wir treiben Handel und kennen keine Vorurteile. Komm und schau!«

Sie führt ihn zu den Webstühlen, an denen Mädchen unter der Anleitung der Herrin arbeiten. Die Teppiche sind wirklich kostbar, was Zeichnung und Farben betrifft. Dick und weich, wie sie sind, gleichen sie Blumenbeeten oder einem Kaleidoskop von Edelsteinen.

Andere haben von Blumen umgebene allegorische Figuren wie Einhörner, Sirenen, Drachen oder heraldische Vögel, wie sie bei uns üblich sind.

Jesus drückt seine Bewunderung aus: »Du bist sehr tüchtig. Es freut mich, daß ich dies gesehen habe. Und ich freue mich, daß du gut bist.«

»Woher weißt du das?«

»Man liest es dir im Gesicht, und der Junge hat mir von Dina erzählt. Gott möge es dir vergelten. Auch wenn du es nicht glaubst, du bist sehr nahe an der Wahrheit, denn du hast Nächstenliebe.«

»Welche Wahrheit?«

»Die Wahrheit des allerhöchsten Herrn! Wer den Nächsten liebt und in der Familie und bei den Untergebenen Nächstenliebe übt und sie auf die Armen ausdehnt, hat die Religion schon in sich. Das Mädchen ist Dina, nicht wahr?«

»Ja. Ihre Mutter liegt im Sterben. Nach ihrem Tod werde ich das Mädchen zu mir nehmen; aber nicht für den Webstuhl. Sie ist zu klein und zu schwach. Begrüße diesen Herrn, Dina!«

Das Mädchen mit dem traurigen Gesicht unglücklicher Kinder kommt zögernd näher. Jesus liebkost es und sagt: »Begleitest du mich zu deiner Mutter? Du möchtest, daß sie gesund wird, nicht wahr? Dann führe mich zu ihr! Leb wohl, Frau! Leb wohl, Alexander! Bleibe brav!«

Jesus geht mit dem Kind an der Hand hinaus. Er fragt: »Bist du allein?«

»Ich habe drei Geschwister. Das Kleinste hat den Vater nicht mehr gekannt.«

»Weine nicht. Kannst du glauben, daß Gott deine Mutter heilen kann? Du weißt, daß es nur einen Gott gibt, der seine Geschöpfe, die Menschen und besonders die guten Kinder liebt, nicht wahr? Und daß er alles kann . . . «

»Ich weiß es, Herr; denn früher ging mein Bruder Tolme zur Schule, und in der Schule hat er sich unter die Juden gemischt. Er weiß

daher viele Dinge. Ich weiß, daß es einen Gott gibt und daß er Jahwe heißt; und daß er uns bestraft hat, weil die Philister böse gegen ihn waren. Das werfen uns die hebräischen Kinder immer vor. Ich war aber damals noch nicht geboren, und die Mama und der Vater ebenfalls nicht. Warum also ... « Das Weinen macht ein Weiterreden unmöglich.

»Weine nicht, Gott liebt auch dich, und er hat mich deinetwegen und deiner Mama wegen hierher geführt. Weißt du, daß die Israeliten auf den Messias warten, der kommen wird, um das Himmelreich zu gründen, das Reich Jesu, des Erlösers und Heilands der Welt?«

»Ich weiß es, Herr. Und sie drohen uns damit und sagen: „Dann wird es euch schlecht gehen.“«

»Und weißt du, was der Messias tun wird?«

»Er wird Israel groß machen und uns sehr schlecht behandeln!«

»Nein! Er wird die Welt erlösen, sie von der Sünde befreien und die Menschen anleiten, nicht mehr zu sündigen. Er wird die Armen, die Kranken und die Traurigen lieben und sie aufsuchen. Er wird die Reichen, die Gesunden und die Glücklichen lehren, sie zu lieben. Er wird alle ermahnen, gut zu sein, um das ewige Leben zu erlangen und im Himmel selig zu sein. Das wird er tun, und er wird niemand unterdrücken.«

»Und woran wird man erkennen, daß er es ist?«

»Daran, daß er alle liebt und die Kranken heilt, die an ihn glauben; daß er die Sünder losspricht und Liebe lehrt!«

»Oh, wenn er doch kommen würde, bevor die Mama stirbt. Wie würde ich glauben! Wie würde ich ihn bitten! Ich würde gehen und ihn suchen, bis ich ihn gefunden hätte, und würde ihm sagen: „Ich bin ein armes Mädchen ohne Vater, und meine Mutter liegt im Sterben! Ich hoffe auf dich!“ Ich weiß, daß er mich erhören würde, obgleich ich eine Philisterin bin.«

Ein einfacher und starker Glaube schwingt mit in der Stimme des Mädchens. Jesus lächelt und blickt auf die Arme, die an seiner Seite geht. Das Mädchen kann dieses strahlende Lächeln nicht sehen, da es geradeaus zum nunmehr nahen Haus schaut.

Sie kommen zu einem armen Häuschen am Ende einer Sackgasse. »Hier ist es, Herr! Tritt ein!« Ein einfacher Raum, ein Strohsack, auf dem ein erschöpfter Körper liegt, und drei Kinder im Alter von drei bis zehn Jahren sitzen neben dem Strohsack. Alles drückt Armut und Hunger aus.

»Der Friede sei mit dir, Frau! Rege dich nicht auf! Bemühe dich nicht! Ich habe dein Mädchen getroffen und weiß, daß du krank bist. Ich bin gekommen. Möchtest du gesund werden?«

Die Frau antwortet mit ihrer schwachen Stimme: »Oh, Herr! ... Ich bin am Ende«, und sie weint.

»Deine Tochter glaubt, daß der Messias dich heilen kann. Und du?«

»Oh, auch ich würde glauben. Aber wo ist der Messias?«

»Ich bin es, der zu dir spricht.« Und Jesus, der sich über den Strohsack gebeugt und seine Worte über das Antlitz der Geschwächten geflüstert hatte, richtet sich auf und ruft: »Ich will! Sei geheilt!«

Die Kinder fürchten sich beinahe vor seiner mächtigen Gestalt und stehen mit erstaunten Gesichtern um das mütterliche Lager herum. Dina drückt ihre Hände an die kleine Brust. Ein Licht der Seligkeit, der Hoffnung huscht über ihr Gesicht. Sie atmet fast schwer, so sehr ist sie erregt. Der kleine Mund ist geöffnet für ein Wort, welches das Herz schon flüstert, und als sie sieht, daß die Mutter, die noch eben wachsbleich und kraftlos dalag, sich zum Sitzen aufrichtet, als ob eine Kraft sie anziehen und in sie übergehen würde, und wie sie dann, immer die Augen auf jene des Erlösers gerichtet, aufsteht, einen Freudenschrei ausstößt: »Mama!« Das Wort, welches das Herz gefüllt hatte, ist ausgesprochen! ... Und dann ein zweites: »Jesus!« Dina umarmt die Mutter, zwingt sie niederzuknien und sagt dabei: »Bete an, bete an! Er ist es, den der Lehrer Tolmes den verheißenen Erlöser nannte.«

»Betet den wahren Gott an, seid gut und erinnert euch meiner. Lebt wohl!« Und Jesus geht rasch hinaus, während die beiden Glücklichen noch am Boden knien ...

260 Die Predigten und die Wunder in Aschkelon

Gehorsam der erhaltenen Weisung folgend, kommen die kleinen Gruppen der Apostel eine nach der anderen zum Stadttor. Jesus ist noch nicht da. Doch bald kommt auch er aus einer Gasse längs der Mauer.

»Der Meister scheint guten Erfolg erzielt zu haben«, sagt Matthäus. »Seht wie er lächelt.«

Sie gehen ihm entgegen und verlassen dann die Stadt auf der Hauptstraße. Die Gemüsegärten des Vorortes säumen diese auf beiden Seiten. Jesus fragt die Seinen: »Nun, wie ist es euch ergangen? Was habt ihr getan?« »Sehr schlecht«, sagen Iskariot und Bartholomäus gleichzeitig. »Warum? Was ist vorgefallen?«

»Man hätte uns beinahe gesteinigt. Wir mußten weglaufen. Verlassen wir dieses Land der Barbaren! Laß uns dorthin gehen, wo man uns liebt. Ich rede nicht mehr! Ich wollte vorerst nicht reden. Doch dann habe ich mich dazu verleiten lassen; du hast mich nicht zurückgehalten, obwohl du wußtest ... « Iskariot ist aufgeregt.

»Aber was ist denn passiert?«

»Oh, ich war mit Matthäus, Jakobus und Andreas. Wir sind bis zum Gerichtsplatz gegangen; denn dort sind bessere Leute, die Zeit zu verlieren haben und zuhören können, wenn jemand reden will. Wir hatten beschlossen, daß Matthäus sprechen sollte, da er am fähigsten ist, mit Zöllnern und ihrer Kundschaft umzugehen. Er hat auch angefangen; er sagte zweien, die sich in einer Erbschaftsangelegenheit um einen Acker stritten: „Haßt euch nicht wegen einer Sache, die vergänglich ist und die ihr nicht mit ins andere Leben nehmen könnt. Liebt euch, um ewige Güter genießen zu können, für die ihr nichts anderes zu tun braucht als den bösen Leidenschaften zu widerstehen, um Gewinner und Besitzer des Guten zu werden.“ Du hast doch so gesagt, nicht wahr?« Und dann fuhr er fort zu reden, während zwei oder drei sich näherten, um zuzuhören. „Hört auf die Wahrheit, die dieser Aufruf die Welt lehrt, damit die Welt im Frieden

lebe. Ihr habt erfahren, daß man wegen übertriebenen Interesses an vergänglichen Dingen leidet. Aber die Welt ist nicht alles! Es gibt auch den Himmel, und im Himmel ist Gott, so wie jetzt auf Erden sein Messias ist, den er gesandt hat, um euch zu verkünden, daß die Zeit der Barmherzigkeit gekommen ist, und kein Sünder mehr sagen kann: ‚Niemand hört mich an‘; denn wenn er wahrhaft bereut, dann erhält er Verzeihung; er wird erhört, geliebt und ins Reich Gottes eingeladen.“

Viele Menschen hatten sich inzwischen angesammelt; es waren Leute darunter, die ehrfürchtig zuhörten, und andere, die Fragen stellten und damit Matthäus verwirrten. Ich antworte nie sofort, sondern erst am Ende der Predigt. Die Leute merkten sich ihre Fragen und stellten sie mir am Schluß. Matthäus jedoch wollte sofort antworten ... Auch uns hat man Fragen gestellt. Manche aber sagten grinsend: „Noch ein Verrückter! Der kommt bestimmt aus der Höhle von Israel. Die Juden sind wie Kletten, die sich überall anhängen. Immer ihre ewigen Märchen! Sie haben Gott als Gevatter. Hört sie nur! Er ist auf der Schneide ihres Schwertes und in der Bitterkeit ihrer Zunge. Ja, ja, nun kommen sie mit ihrem Messias daher. Ein anderer Irrer, der uns beunruhigen will, wie es schon seit Jahrhunderten geschieht. Die Pest soll ihn und seine Rasse holen!“

Da habe ich die Geduld verloren. Ich habe den Matthäus zurückgezogen, der immer noch lächelnd weitersprach, als ob man ihm Ehren erwiese, und ich habe zu reden begonnen und Jeremia zum Thema meiner Rede genommen. „Sieh, Wasser steigen auf aus dem Norden; sie werden zum schwellenden Gießbach und überfluten das Land ...“ „Bei ihrem Lärm“, habe ich gesagt, „– die Strafe Gottes über euch, verfluchte Rasse, wird dem Rauschen vieler Wasser gleichen; doch werden es Waffen und Bewaffnete der Erde und himmlische Reiter sein, die dem Befehl der Häupter des Volkes Gottes folgen, um euch für eure Schandtaten zu bestrafen – bei ihrem Lärm werdet ihr die Kraft verlieren; euer Hochmut, eure Herzen, eure Arme, eure Gefühle und alles wird zusammenbrechen. Ausgerottet

werdet ihr, ihr Überbleibsel der Insel der Sünde, Tor der Hölle! Seid ihr wieder hochmütig geworden, weil Herodes eure Stadt hat wieder aufbauen lassen? Aber ihr werdet noch mehr geschoren werden und bald hoffnungslose Kahlköpfe sein; in euren Städten und Dörfern, in den Tälern und Ebenen werdet ihr von allen Übeln heimgesucht werden. Die Weissagung ist noch nicht tot“; und ich wollte so fortfahren, aber sie sind auf uns losgestürmt; und nur weil gerade eine Karawane aus einer Seitenstraße kam, konnten wir uns retten, denn schon flogen die ersten Steine. Sie haben die Kamele und die Kameltreiber getroffen, und es hat eine Rauferei gegeben, so daß wir fliehen konnten. Dann haben wir uns in einem kleinen Hof des Vorortes still verhalten. Oh! Ich komme nicht mehr hierher . . . «

»Aber entschuldige, du hast sie beleidigt! Die Schuld liegt bei dir! Jetzt verstehe ich, warum sie wütend auf uns losgestürmt sind, um uns fortzujagen!« ruft Natanaël aus. Er fährt fort: »Höre, Meister. Wir, also Simon des Jona, ich und Philippus sind zum Tor gegangen, das zum Meer führt. Dort waren Seeleute und Schiffsbesitzer, die Waren nach Zypern, nach Griechenland und in fernere Länder verluden. Sie schimpften auf die Sonne, den Staub und die Mühen. Sie verfluchten ihr Los als Philister und Sklaven ihrer Unterdrücker, da sie doch Könige hätten sein können. Sie verfluchten die Propheten, die Tempel und uns allesamt. Ich wollte weggehen, aber Simon war dagegen und sagte: „Nun erst recht nicht! Gerade sie sind die Sünder, denen wir uns nähern müssen. Der Meister würde es tun, darum müssen auch wir es tun.“ „Dann rede du“, sagten Philippus und ich. „Und wenn ich es nicht kann?“ entgegnete Simon. „Dann werden wir dir helfen“, antworteten wir.

Simon ist also lächelnd auf zwei Seeleute zugegangen, die sich schwitzend auf einen großen Ballen gesetzt hatten, den sie nicht mehr auf das Schiff zu hissen vermochten, und sagte: „Der ist schwer, nicht wahr?“ „Mehr als schwer, und wir sind müde. Wir müssen mit dem Beladen des Schiffes fertig werden, denn der Herr hat es befohlen. Er will zur Zeit der Ebbe den Anker lichten; denn

heute abend wird das Meer bewegter sein, und da müssen die Riffe hinter uns sein.“ „Riffe im Meer?“ „Ja, dort, wo das Wasser brandet. Schlimme Stelle!“ „Strudel? Natürlich, denn der Mittagswind dreht und stößt dort mit der Strömung zusammen.“ „Bist du Seemann?“ „Fischer, im Süßwasser. Doch Wasser ist immer Wasser, und Wind ist Wind. Auch ich habe schon mehr als einmal Wasser getrunken und nicht selten den ganzen Fang verloren. Unser Handwerk hat seine guten und seine bösen Seiten. So ist es in allen Dingen! Nirgendwo leben nur böse Menschen. Mit ein bißchen gutem Willen kann man sich immer verständigen, und überall gibt es gute Menschen. Los, ich will euch helfen.“ Und Simon hat Philippus gerufen: „Komm, faß den Ballen hier an, ich nehme ihn dort, und diese guten Leute führen uns zum Lagerraum auf dem Schiff.“

Zuerst wollten die Philister nicht; doch dann ließen sie uns gewähren. Nachdem wir den Ballen und noch weitere, die auf der Brücke lagen, im Lagerraum untergebracht hatten, begann Simon, wie nur er es kann, das Schiff und die schöne Stadt am Meer zu loben und sich für die Seefahrt und die Städte anderer Länder zu interessieren. Und alle haben ihn umringt, um ihm zu danken und ihn zu loben, bis einer zu fragen anfangt: „Aber du, woher kommst du denn? Vom Nil?“ „Nein, vom galiläischen Meer. Aber wie ihr seht, bin ich kein grausamer Mensch. Das ist wahr.“ „Suchst du Arbeit?“ „Ja.“ „Ich nehme dich sofort, wenn du willst. Ich sehe, daß du ein tüchtiger Seemann bist“, sagte der Herr. „Und ich nehme dich.“ „Mich? Hast du nicht gesagt, daß du Arbeit suchst?“ „Das ist wahr. Aber meine Arbeit besteht darin, die Menschen zum Messias Gottes zu führen. Du bist ein Mensch. Also bist du Arbeit für mich.“ „Aber ich bin ein Philister. Was bedeutet das?“ „Das bedeutet, daß ihr uns haßt und seit jeher verfolgt. Eure Oberhäupter haben es uns immer wieder gesagt ...“ „Die Propheten, nicht wahr? Aber jetzt sind die Prophetenstimmen verstummt. Jetzt gibt es nur noch den einen, den großen, den heiligen Jesus. Er schreit nicht, sondern ruft mit der Stimme eines Freundes. Er verflucht nicht, sondern segnet. Er bringt kein Übel,

sondern beseitigt es. Er haßt nicht und will nicht, daß man haßt; er liebt alle und will, daß wir auch unsere Feinde lieben. In seinem Reiche gibt es keine Sieger und Besiegte mehr, keine Freien und Sklaven, keine Freunde und Feinde. Es gibt dort Unterschiede nicht mehr, die nur Böses verursachen und zur menschlichen Bosheit führen. Dort gibt es nur mehr seine Nachfolger, also Menschen, die in der Liebe und der Freiheit leben, Sieger über alles, was Übel und Schmerz ist. Ich bitte euch, glaubt meinen Worten und verlangt nach ihm. Weissagungen wurden geschrieben. Aber er ist viel größer als die Propheten, und für alle, die ihn lieben, gelten die Prophezeiungen nicht mehr. Seht ihr eure schöne Stadt? Schöner noch werdet ihr sie im Himmel wiederfinden, wenn es euch gelingt, den Herrn, unseren Christus, den Christus Gottes zu lieben.“

So hat Simon gesprochen, gutmütig und zur gleichen Zeit erleuchtet; alle haben ihm aufmerksam und voller Achtung zugehört. Ja, voller Achtung! Dann sind plötzlich aus einer Seitenstraße schreiende Bürger hergestürmt, mit Stöcken und Steinen bewaffnet. Sie haben uns gesehen und an unserer Kleidung erkannt, daß wir Fremde sind, und ... Nun verstehe ich erst ... Fremde deiner Art, Judas! Sie müssen geglaubt haben, daß wir sind wie du. Wenn uns die vom Schiff nicht geholfen hätten, wäre es um uns geschehen! Sie haben eine Schaluppe niedergelassen, haben uns auf dem Meer weggefahren und uns dann bei den Gärten im Süden ausgebootet; von dort sind wir in die Stadt zurückgekehrt, zusammen mit den Blumenzüchtern für die Reichen hier. Aber du, Judas, verdirbst alles! Ist das die Art zu überzeugen?«

»Es ist die Wahrheit.«

»Die man zu benützen verstehen muß. Auch Petrus hat keine Lügen gesagt; aber er hat zu reden verstanden«, entgegnet Natanaël.

»Oh, ich ... Ich habe nur versucht, mich in den Meister zu versetzen, und gedacht: „Er ist sanft, also muß auch ich es sein“«, sagt Petrus schlicht.

»Ich ziehe eben die harte Art vor. Sie ist vornehmer.«

»Deine übliche Einbildung! Du hast unrecht, Judas! Seit einem Jahr sucht der Meister dich von dieser Einbildung zu kurieren; aber du bist nicht bereit, dich zu bessern. Auch beharrst du hartnäckig im Irrtum wie die Philister, die du beschimpfst«, ruft Simon der Zelote.

»Wann hat er mich zurechtgewiesen? Außerdem, jeder hat seine Art und handelt danach.«

Simon der Zelote fährt zusammen, als er diese Worte hört und schaut auf Jesus, der aber schweigt und dann auf diesen vielsagenden Blick mit einem verständnisvollen Lächeln antwortet.

»Das ist kein Grund«, sagt Jakobus des Alphäus ruhig und fährt fort: »Wir sind hier, um uns zu bessern, bevor wir andere zu bessern suchen. Der Meister ist unser Lehrer. Er wäre es nicht, hätte er nicht gewollt, daß wir unsere Gewohnheiten und unsere Ansichten ändern.«

»Er war Meister in seiner Weisheit . . . «

»War? Er ist es«, sagt Thaddäus ernst.

»Wieviel Haarspalterei! Ja, er ist es!«

»Er ist in allem der Meister. Nicht nur in der Weisheit. Seine Belehrung bezieht sich auf alles, was in uns ist. Er ist vollkommen, wir sind unvollkommen. Strengen wir uns also an, vollkommener zu werden«, schlägt Jakobus des Alphäus sanft vor.

»Ich sehe nicht ein, daß ich Fehler gemacht habe. Es ist so gekommen, weil es eine verfluchte Rasse ist. Sie sind alle verdorben.«

»Nein, das kannst du nicht sagen«, bricht Thomas hervor. »Johannes ist zu den Geringsten gegangen: zu den Fischern, die ihre Fische auf den Markt brachten. Siehst du diesen feuchten Sack? Es ist vortrefflicher Fisch darin. Sie haben auf den Verdienst verzichtet und ihn uns geschenkt. Aus Furcht, daß der, den sie in der Frühe gefangen hatten, nicht mehr frisch sein könnte, sind sie noch einmal aufs Meer hinausgefahren und haben uns mitnehmen wollen. Es war wie auf dem See von Galiläa, und ich versichere dir, wenn die Gegend und auch die Barken voller aufmerksamer Gesichter uns daran erinnern, ließ uns Johannes noch mehr daran erinnern. Er glich Jesus.

Die Worte quollen ihm süß wie Honig aus dem Mund, und sein Gesicht leuchtete wie die Sonne. Wie sehr hat er dir geglichen, Meister! Ich war ganz gerührt. Drei Stunden waren wir auf dem Meer und warteten, bis die ausgespannten Netze voller Fische waren; es waren drei Stunden der Seligkeit. Dann verlangten alle, dich zu sehen. Aber Johannes sagte: „Wir werden uns in Kafarnaum wiederssehen“, so als ob er sagen würde: „Wir treffen uns auf dem Marktplatz eures Dorfes.“ Und sie haben versprochen: „Wir kommen.“ Wir mußten uns wehren, daß sie uns nicht zuviel Fisch aufluden. Sie haben uns vom Feinsten gegeben. Wir wollen ihn gleich kosten. Heute abend halten wir ein großes Gastmahl, um uns vom gestrigen Fasttag zu erholen.«

»Aber was sagst du denn! Auch Johannes hat die Propheten genannt; doch er hat sie auf den Kopf gestellt«, erklärt Thomas.

»Auf den Kopf gestellt?« fragt Iskariot erstaunt.

»Ja. Du hast das Bittere an den Propheten gewählt, er das Sanfte; denn ihre Strenge ist letztlich Liebe, eine außerordentliche, heftige Liebe, wenn du willst; aber dennoch Liebe für die Seelen, die nach ihrem Wunsch dem Herrn treu sein wollen. Ich weiß nicht, ob du jemals darüber nachgedacht hast, du, der du von den Schriftgelehrten ausgebildet worden bist. Ich wohl, obgleich ich Goldschmied bin. Auch das Gold hämmert und bearbeitet man, um es schöner zu machen. Nicht aus Haß, sondern aus Liebe! So tun es die Propheten mit den Seelen. Ich kann das verstehen, vielleicht weil ich Goldschmied bin. Johannes hat Zacharias zitiert, und zwar die Weissagung, die sich auf Hadrach und Damaskus bezieht, und an der Stelle angekommen: „Bei diesem Anblick wird Aschkelon erschauern, und Gaza wird vor Angst gewaltig erbeben, und auch Ekron, denn seine Hoffnung ist zuschanden worden. Gaza wird keinen König mehr haben ...“, hat er erklärt, wie dies alles eingetroffen ist, weil der Mensch sich von Gott entfernt hat; und darauf hat er von der Ankunft des Messias gesprochen, der Vergebung und Liebe ist und verspricht, daß die auf ein armes, weltliches Königtum hoffen-

den Menschen, die der Lehre des Messias nachfolgen, ein ewiges und unendliches Königtum im Himmel erwerben werden. Das zu sagen, ist nichts; aber es gehört zu haben! Es war, als ob man eine Musik hörte und von Engeln nach oben getragen würde. Und daher haben uns die Propheten, die dir Prügel gegeben haben, eine Menge köstlicher Fische geschenkt!«

Judas schweigt betroffen.

»Und ihr?« fragt der Meister die Vettern und den Zeloten.

»Wir sind zu den Werftarbeitern gegangen, wo die Schiffsausbesserer arbeiten. Auch wir haben es vorgezogen, zu den Armen zu gehen. Aber es waren auch reiche Philister dort, die den Bau ihrer Schiffe überwachten. Wir waren uns nicht schlüssig, wer von uns reden sollte. So haben wir wie die Kinder um Punkte gespielt. Judas hatte sieben Finger, ich vier und Simon zwei geöffnet. So hat es also Judas getroffen. Er hat gesprochen«, erklärt Jakobus des Alphäus.

»Was hast du gesagt?« fragen alle.

»Ich habe mich offen als den zu erkennen gegeben, der ich bin, und habe gesagt, daß ich von ihrer Gastfreundschaft die Güte erbitte, das Wort des Pilgers anzuhören, der in ihnen seine Brüder sieht, weil wir einen gemeinsamen Ursprung und dasselbe Ziel haben; weil mich die nicht gemeinsame, aber liebevolle Hoffnung erfüllt, sie ins Haus des Vaters mitnehmen und auf ewig in der unendlichen Glückseligkeit des Himmels Brüder nennen zu können. Ich habe dann weiter gesagt: „Zefanja, unser Prophet sagt: ‚Die Region des Meeres wird ein Ort der Hirten werden . . . dort werden sie ihre Weiden haben, und am Abend werden sie in den Häusern von Aschkelon ruhen.‘“ Und ich habe meine Gedanken dargelegt und gesagt: „Der höchste Hirte ist unter euch, nicht mit Pfeilen bewaffnet, sondern mit Liebe. Er bietet euch seine Hand an und führt euch auf seine heiligen Weiden. Er erinnert sich der Vergangenheit nur, um die Menschen des großen Leides wegen zu bemitleiden, das sie sich wie unvernünftige Kinder mit Haß zugefügt haben, während sie doch mit gegenseitiger Liebe viele Schmerzen aus der Welt schaf-

fen könnten; denn sie sind Brüder. Dieses Gebiet“, habe ich gesagt, „wird zum Weideland der heiligen Hirten, der Diener des höchsten Hirten; denn sie wissen schon, daß sie hier die fruchtbarsten Weiden und die besten Herden besitzen, und ihr Herz wird sich an ihrem Lebensabend ausruhen im Gedanken an eure Herzen, an die eurer Söhne, wie auch der Angehörigen eurer befreundeten Häuser, denn sie werden als Herrn unseren Herrn haben.“ Sie haben mich verstanden. Sie haben mir, vielmehr uns, Fragen gestellt. Und Simon hat seine Heilung geschildert, mein Bruder deine Güte zu den Armen. Der Beweis: hier, diese gefüllte Börse für die Armen, denen wir unterwegs begegnen. Auch uns haben die Propheten nichts zuleide getan ... «

Iskariot ist sprachlos.

»Nun«, tröstet ihn Jesus, »das nächste Mal wird es Judas besser machen. Er hat gemeint, recht zu handeln. Er hat in gutem Glauben gesprochen und daher in keiner Weise gesündigt. Ich bin auch mit ihm zufrieden. Apostel sein, ist nicht leicht; doch man kann es lernen. Etwas tut mir allerdings leid, und zwar, daß ich dieses Geld nicht schon vorher erhalten und euch nicht gefunden habe. Ich hätte es für eine arme Familie gut brauchen können.«

»Wir können ja zurückgehen, es ist noch früh ... Aber entschuldige, Meister, wie hast du das Volk hier gefunden? Was hast du getan? Wirklich nichts? Hast du deine Botschaft nicht verkündet?«

»Ich? Ich bin spazierengegangen. Schweigend sagte ich zu einer Dirne: „Befreie dich von deiner Sünde!“ Ich traf einen Jungen, einen echten Lausbuben; ich belehrte ihn, indem ich Geschenke mit ihm ausgetauscht habe. Ich habe ihm die Spange gegeben, die mir Maria Salome in Betanien an das Kleid geheftet hatte; er schenkte mir diese seine Arbeit.« Jesus nimmt die spöttische Holzfigur aus seinem Gewand. Alle betrachten sie und lachen. »Dann sah ich herrliche Teppiche, die eine Frau in Aschkelon anfertigt, um sie in Ägypten oder sonstwo zu verkaufen. Darauf tröstete ich ein kleines vaterloses Mädchen und heilte seine Mutter. Das ist alles!«

»Das scheint dir wenig zu sein?«

»Ja, denn ich hätte auch Geld benötigt; ich hatte keines.«

»Gehen wir doch zurück, denn . . . wir haben niemand belästigt«, sagt Thomas.

»Und der Fisch?« scherzt Jakobus des Zebedäus.

»Der Fisch? Nun, ihr mit dem Fluch auf dem Buckel, geht zum Alten, der uns beherbergt, um den Fisch vorzubereiten. Wir gehen in die Stadt.«

»Ja«, sagt Jesus. »Ich will euch das Haus aus der Ferne zeigen. Es werden Leute dort sein. Ich komme nicht mit, man würde mich aufhalten. Ich will den Gastgeber, der uns erwartet, nicht beleidigen. Jede Unhöflichkeit ist stets Mangel an Liebe.«

Iskariot senkt sein Haupt noch tiefer und wird purpurrot; er wechselt beständig seine Farbe, weil er sich erinnert, wie oft er schon in diesen Fehler gefallen ist.

Jesus wiederholt: »Ihr geht in das Haus und sucht das Mädchen; es ist dort das einzige, ihr könnt nicht irren. Ihr gebt dem Mädchen diese Börse und sagt: „Das schickt dir Gott, weil du Glauben bezeugt hast. Es ist für dich, die Mama und die Geschwister.“ Darauf kommt ihr sofort zurück. Nun, gehen wir.«

Die Gruppe trennt sich. Jesus begibt sich mit Johannes, Thomas und den Vettern in die Stadt, während die anderen zum Haus des Gärtners, des Philisters, gehen.

261 Jesus verbrennt in Migdal-Gad ein heidnisches Götzenbild

Aschkelon und seine Gärten sind schon Erinnerung. In den frühen Stunden eines herrlichen Morgens kehrt Jesus dem Meer den Rücken und geht mit den Seinen auf die freundlichen, nicht sehr hohen, grünen Hügel zu, die sich in einer fruchtbaren Ebene erheben. Seine ausgeruhten, zufriedenen Apostel sind alle frohgestimmt und sprechen von Hananias, seinen Sklavinnen, von Aschkelon und dem Durcheinander, das in der Stadt herrschte, als sie zurückkehrten, um Dina die Geldspende zu bringen.

»Es war bestimmt, daß ich den Druck der Philister erleben sollte. Der Haß und die Liebe haben, wenn man so will, dieselben Kundgebungen. Und ich, der ich den Haß der Philister nicht kennenlernte, erlag beinahe ihrer Liebe. Sie hätten uns beinahe eingesperrt, um aus uns herauszupressen, wo der Messias sich befinde, sie alle vom Wunder Begeisterten. Und welch ein Geschrei! Nicht wahr, Johannes? Die Stadt kochte wie ein Kessel. Aufgeregte wollten keine Vernunft annehmen, sondern die Juden finden, um sie zu verprügeln. Die Beschenkten und die Freunde der Beschenkten wollten die Erstgenannten überzeugen, daß ein Gott vorübergegangen sei. Welch ein Durcheinander! Sie haben Gesprächsstoff für Monate. Das Übel bei dem Ganzen ist, daß sie mehr mit den Prügeln als mit der Zunge diskutierten. Nun, das ist ihre Sache! Sie sollen tun, was sie wollen«, sagt Thomas.

»Aber sie sind nicht schlecht«, bemerkt Johannes.

»Nein, sie sind nur verblendet, aus vielen Gründen«, antwortet der Zelote.

Jesus redet nicht während einer langen Wegstrecke. Dann sagt er: »Ich begeben mich in das kleine Dorf auf dem Hügel dort; ihr geht weiter nach Aschdod. Seid vorsichtig! Seid höflich, sanft und geduldig! Wenn sie euch verspotten, ertragt es in Frieden, wie Matthäus es gestern tat, und Gott wird euch helfen. Bei der Dämmerung geht hinaus zum Weiher, der in der Nähe von Aschdod liegt; dort werden wir uns treffen.«

»Aber Herr, ich lasse dich nicht allein gehen!« ruft Iskariot aus. »Sie sind gewalttätig . . . Es wäre unklug.«

»Sorgt euch nicht um mich. Geh, geh, Judas, aber sei klug. Lebt wohl! Der Friede sei mit euch!«

Die Zwölf gehen wenig begeistert weiter. Jesus sieht ihnen nach und schlägt dann den Pfad, der kühl und schattig ist, zum Hügel ein. Der Hügel selbst ist bedeckt mit Wäldern von Öl-, Nuß- und Feigenbäumen und Reben, die gut gepflegt sind und schon eine reiche Ernte versprechen. In den flachen Gebieten sind Getreidefelder,

an den Hängen weiden blonde Ziegen in dem grünen Gras.

Jesus erreicht die ersten Häuser des Ortes. Er ist gerade daran, das Dorf zu betreten, als ihm eine eigenartige Prozession entgegenkommt. Es sind schreiende Frauen und stimmkräftige Männer, die einen klagenden Wechselgesang leiern und um einen Widder tanzen, der mit verbundenen Augen daherkommt, geschlagen wird und schon an den Knien blutet, da er auf dem steinigen Pfad gestolpert und gefallen ist. Eine andere ebenfalls schreiende Gruppe tanzt um ein geschnitztes, sehr häßliches Götzenbild und hält Pfannen mit glühenden Kohlen in die Höhe, in die Harz und Salz gestreut werden; so kommt es mir wenigstens vor, denn das eine duftet nach brennendem Harz und das andere knistert, wie es das Salz tut. Eine letzte Gruppe von Menschen umringt einen Zauberer, vor dem sie sich unentwegt verneigen und schreien: »Durch deine Macht!« (Die Männer.) »Du allein kannst es!« (Die Frauen.) »Flehe Gott an!« (Die Männer.) »Entkräfte die Verwünschung!« (Die Frauen.) »Befiehl der Gebärenden!« »Rette die Frau!« Und alle zusammen mit einem höllischen Geschrei: »Tod der Hexe!« Schließlich wieder von vorne mit einer Abwandlung: »Durch deine Macht!« »Du allein kannst es!« »Befiehl Gott!« »Daß er sehen lasse!« »Befiehl dem Widder!« »Daß er die Hexe zeige!« Und mit einem Ruf der Verzweiflung: »Die das Haus des Fara haßt!«

Jesus hält einen aus der letzten Gruppe an und fragt ihn sanft: »Was ist geschehen? Ich bin fremd . . . «

Da die Prozession einen Augenblick zum Stillstand kommt, um den Widder zu schlagen, Harz auf die Kohlen zu streuen und Atem zu holen, erklärt ihm der Mann: »Die Frau Faras, des Großen von Migdal-Gad, stirbt unter den Geburtswehen. Eine haßt sie und hat den bösen Blick auf sie geworfen. Die Eingeweide haben sich verschlungen; das Kind kann nicht geboren werden. Wir suchen die Hexe, um sie zu töten. Nur so kann die Frau Faras gerettet werden. Wenn wir die Hexe nicht finden, werden wir den Widder opfern, um die höchste Barmherzigkeit der Göttin der Gebärenden zu erleben.« (Man versteht nun, daß die primitive Puppe eine Göttin darstellt.)

»Haltet an. Ich kann die Frau heilen und den Sohn retten. Teilt es dem Priester mit«, sagt Jesus zu dem Mann und zu zwei anderen, die hinzugetreten sind.

»Bist du Arzt?«

»Mehr als das.«

Die drei bahnen sich einen Weg durch die Menge und gehen zum Götzenpriester. Sie sprechen mit ihm. Die Leute diskutieren erregt. Die Prozession, die sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, hält an. Der Priester, imponierend in seinen vielfarbigen Gewändern, gibt Jesus ein Zeichen und sagt: »Junger Mann, komm her!« Und als er in seiner Nähe ist: »Ist das, was du sagst, wahr? Nimm dich in acht, wenn das, was du sagst, nicht eintrifft, müssen wir annehmen, daß der Geist der Hexe auf dich übergegangen ist, und dich statt sie töten.«

»Es ist wahr! Bringt mich sofort zur Frau und gebt mir den Wider! Ich brauche ihn. Nehmt ihm die Binde ab und bringt ihn hierher.«

Sie folgen seinen Anweisungen. Das arme Tier, verstört, wankend und blutend, wird zu Jesus gebracht, der sein dichtes Fell streichelt.

»Gehorcht mir jetzt ohne Widerrede! Tut ihr es?«

»Ja«, schreit die Menge.

»Gehen wir. Hört auf mit dem Geschrei und verbrennt kein Harz mehr. Ich befehle es.«

Sie brechen auf, betreten das Dorf und begeben sich auf der besten Straße zu einem Haus, das inmitten eines Obstgartens steht. Schreie und Weinen dringen aus den weit geöffneten Türen, und alles wird von dem jämmerlichen Klagen der Frau, die nicht gebären kann, übertönt.

Fara wird benachrichtigt, der erschüttert aus dem Haus kommt, und von weinenden Frauen und machtlosen Götzendienern umringt ist, die Weihrauch und Kräuter auf Kupferschalen verbrennen. »Rette meine Frau!« »Rette meine Tochter!« »Rette sie, rette sie!« schreien abwechselnd der Mann, eine Alte und das Volk.

»Ich will sie retten und mit ihr deinen Sohn; denn es ist ein Sohn, er ist gesund und hat zwei sanfte Augen von der Farbe reifer Oliven und einen Kopf mit Haaren, die schwarz sind wie dieses Fell.«

»Wie kannst du das wissen? Siehst du auch in die Eingeweide?«

»Ich sehe alles, und mein Blick durchdringt alles. Ich kenne alles und kann alles. Ich bin Gott!«

Hätte er einen Blitz aufleuchten lassen, es hätte weniger Eindruck gemacht. Alle werfen sich wie tot zu Boden.

»Steht auf und hört mich an! Ich bin der mächtige Gott und dulde keine anderen Götter neben mir! Zündet ein Feuer an und werft dieses Gebilde hinein!«

Die Leute weigern sich. Sie beginnen am geheimnisvollen Gott zu zweifeln, der die Verbrennung der Göttin verlangt. Die Priester sind aufgebracht. Aber Fara und die Mutter der Frau, die um das Leben der Tochter bangt, widersprechen der feindlich gesinnten Menge; da Fara aber die einflußreichste Person im Dorf ist, beruhigt sich die Menge. Der Mann fragt: »Wie kann ich glauben, daß du ein Gott bist? Gib mir ein Zeichen, dann will ich den Befehl geben, daß getan wird, was du willst.«

»Schau her! Siehst du die Wunden des Widders? Sie sind offen, nicht wahr? Sie bluten, nicht wahr? Das Tier ist am Verenden, nicht wahr? Ich aber will, daß dies nicht geschieht ... Schau her!«

Der Mann beugt sich und schaut ... und schreit: »Der Widder hat keine Wunden mehr!« Er wirft sich zu Boden und fleht: »Meine Frau, meine Frau!«

Doch der Priester, der die Prozession anführt, sagt: »Fürchte dich, Fara! Wir wissen nicht, wer dieser ist. Fürchte die Rache der Götter!«

Der Mann wird nun von zwei Ängsten erfaßt: die Götter ... die Frau ... Er fragt: »Wer bist du?«

»Ich bin, der ich bin im Himmel und auf Erden. Alle Mächte sind mir untertan, jeder Gedanke ist mir bekannt. Die Bewohner des Himmels beten mich an, die Bewohner der Hölle fürchten mich, und wer an mich glaubt, kann Wunder aller Art erleben!«

»Ich glaube, ich glaube! Wie heißt du?«

»Jesus Christus, der menschengewordene Herr. Werft das Götzenbild ins Feuer! Ich dulde keine Götter vor meinem Angesicht. Löscht den Weihrauch in den Schalen aus! Nur mein Feuer will und vermag alles. Gehorcht oder ich zünde selbst das unnütze Götzenbild an und gehe meines Weges, ohne zu heilen.«

Jesus ist erschreckend anzusehen in seinem Leinenkleid, von dessen Schultern der lange, im Wind sich bewegende blaue Mantel herunterhängt; sein Arm ist zum Befehl erhoben, das Antlitz leuchtet. Die Leute haben Angst. Niemand spricht. Im Schweigen hört man den schwächer werdenden, erschütternden Schrei der Gebärenden. Aber man zögert noch, zu gehorchen. Das Antlitz Jesu wird immer unerträglicher anzusehen. Es ist wahrhaft ein Feuer, das Dinge und Seelen verbrennt. Die Kupferpfannen sind die ersten, die diesem Willen gehorchen. Ihre Träger müssen sie wegwerfen; sie können die Hitze nicht mehr ertragen, obwohl die Kohlen erloschen zu sein scheinen . . . Dann folgen die Träger des Götzenbildes, die das Traggestell auf den Boden stellen müssen, da die Stangen auf den Schultern zu glühen beginnen, als ob eine geheimnisvolle Flamme sie erfaßt hätte; kaum steht die Trage auf dem Boden, geht das Götzenbild in Flammen auf.

Die Leute fliehen erschreckt . . .

Jesus wendet sich an Fara: »Kannst du nun an meine Macht glauben?«

»Ich glaube, ich glaube! Du bist Gott! Du bist der Gott Jesus.«

»Nein, ich bin das Wort des Vaters, des Jahwe Israels, gekommen in Fleisch, Blut, Seele und Gottheit, um die Welt zu erlösen und ihr den Glauben an den wahren Gott, den einen und dreieinigen Gott in den höchsten Himmeln, zu bringen. Ich bin gekommen, um den Menschen Hilfe und Barmherzigkeit zu erweisen, damit sie sich vom Irrtum abwenden und zur Wahrheit gelangen, welche der eine Gott Moses und der Propheten ist. Kannst du noch glauben?«

»Ich glaube, ich glaube!«

»Ich bin gekommen, um den Menschen Weg, Wahrheit und Leben zu eröffnen, um die Götzen niederzuwerfen, um die Weisheit zu lehren. Durch mich wird die Welt erlöst; denn ich werde sterben aus Liebe für die Welt und für das ewige Heil der Menschen. Kannst du noch glauben?«

»Ich glaube, ich glaube!«

»Ich bin gekommen, um den Menschen zu sagen, daß sie, wenn sie an den wahren Gott glauben, das ewige Leben haben werden im Himmel, beim Allerhöchsten, welcher der Schöpfer jedes Menschen, Tieres und Planeten ist. Kannst du noch glauben?«

»Ich glaube, ich glaube!«

Jesus geht nicht einmal in das Haus hinein. Er streckt nur die Arme in Richtung des Zimmers der Leidenden aus, wie bei der Auferweckung von Lazarus, und ruft: »Komm an das Licht, um das göttliche Licht kennenzulernen und auf Befehl des Lichtes, das Gott ist!« Ein tönender Befehl, auf den kurz darauf das Echo eines Triumphgeschreis folgt, in dem Angst und Freude mitklingt. Dann wird das schwache, aber deutliche und immer lauter werdende Weinen eines Neugeborenen hörbar.

»Dein Sohn weint und begrüßt die Erde. Geh zu ihm und sag ihm, jetzt und später, daß nicht die Erde seine Heimat ist, sondern der Himmel. Laß ihn wachsen und wachse du mit ihm für den Himmel. Es ist die Wahrheit, die dir dies sagt. Diese dort (Jesus zeigt auf die Kupferschalen, die, wie trockene Blätter zusammengeschnitten und nutzlos geworden, am Boden liegen, und auf die Asche, die den Platz bezeichnet, wo das Traggestell mit dem Götzen stand) sind die Lüge, die nicht helfen und nicht retten kann. Leb wohl!«

Und Jesus schickt sich an zu gehen. Doch da kommt eine Frau aus dem Haus mit einem lebhaften Neugeborenen, der in Linnen gewickelt ist, und schreit: »Es ist ein Knabe, Fara! Schön, stark, mit Augen wie reife Oliven, und Löckchen, schwärzer und feiner als die eines heiligen Böckleins. Die Mutter schlummert selig. Sie leidet nicht mehr, als ob nichts geschehen wäre. Eine plötzliche Verände-

rung ist eingetreten, denn sie lag schon im Sterben, aber nach jenen Worten ... «

Jesus lächelt, und da der Mann ihm den Neugeborenen zeigt, berührt er das Köpfchen mit den Fingerspitzen. Die Leute kommen näher, um den Neugeborenen zu betrachten und Jesus anzusehen. Die Priester sind erzürnt weggegangen, als sie sahen, daß Fara nachgab.

Fara möchte Jesus Geld und Werte für das Wunder geben; doch er sagt sanft und bestimmt: »Ich will nichts! Das Wunder bezahlt man nur mit der Treue zu Gott, der es gewirkt hat. Ich behalte nur diesen Widder als Andenken an deine Stadt.« Und er geht mit dem Widder, der neben ihm trottet als ob Jesus sein Herr wäre. Das Tier ist gesund, glücklich und blökt vor Freude, mit jemand zu sein, der nicht schlägt. Sie steigen einen Abhang hinunter und gelangen auf die Hauptstraße, die nach Aschdod führt ...

Am Abend dann, beim schattigen Weiher, sieht Jesus die ankommenden Jünger, und das Erstaunen ist gegenseitig: sie sehen Jesus mit dem Widder, und Jesus sieht ihre enttäuschten Gesichter, die besagen, daß sie keinen Erfolg hatten.

»Welch eine Niederlage, Meister! Sie haben uns zwar nicht geschlagen, aber aus der Stadt gejagt. Wir sind zwischen den Feldern herumgeirrt und haben nur für teures Geld Nahrung erhalten. Aber wir sind sanft geblieben«, berichten sie traurig.

»Das ist unwichtig. Auch in Hebron haben sie uns im vergangenen Jahr vertrieben, dieses Jahr aber mit Ehren empfangen. Ihr dürft den Mut nicht verlieren.«

»Und du, Meister? Warum das Tier?« fragen sie.

»Ich bin nach Migdal-Gad gegangen. Ich verbrannte ein Götzenbild und die Weihrauchgefäße desselben; ich ließ einen Knaben zur Welt kommen, ich verkündete den wahren Gott durch Wunder, und als Belohnung nahm ich den Widder, der für den Götzendienst bestimmt war. Armes Tier, es war eine einzige Wunde!«

»Aber jetzt geht es ihm gut. Ein sehr schönes Tier!«

»Ein heiliges Tier, für den Götzendienst bestimmt. Gesund ... ja. Das erste Wunder, um sie zu überzeugen, daß ich der Mächtige bin, und nicht ihr Stück Holz.«

»Was machst du mit dem Tier?«

»Ich bringe es Margziam. Ein Hampelmann gestern, ein Böcklein heute! Er wird sich freuen.«

»Aber willst du den Widder bis nach Bet-Ter mitnehmen?«

»Ja! Ich sehe nicht, was Schreckliches daran ist. Wenn ich der Hirte bin, darf ich auch einen Widder haben. Wir werden ihn den Frauen geben. Sie nehmen ihn mit nach Galiläa, und sie werden eine Ziege finden. Simon, du wirst Hirt werden. Besser wären Schafe ... Aber in der Welt gibt es mehr Böcke als Schafe ... Es ist ein Symbol, mein Petrus. Denk daran ... Durch dein Opfer wirst du aus den Böcken viele Lämmer machen. Kommt, wir wollen das von Obstgärten umgebene Dorf erreichen. Dort werden wir uns in den Häusern oder bei den Garben, die schon gebunden auf den Feldern liegen, ausruhen. Und morgen werden wir nach Jamnia gehen.«

Die Apostel sind erstaunt, betrübt und entmutigt. Erstaunt über die Wunder; betrübt, weil sie nicht dabeisein konnten; entmutigt wegen ihrer Unfähigkeit, während Jesus alles kann. Jesus hingegen ist glücklich! Es gelingt ihm, sie davon zu überzeugen, daß nichts unnütz ist. Nicht einmal der Mißerfolg. Denn er macht demütig, während das Reden dazu dient, einen Namen, den seinen, bekannt zu machen, ein Andenken in den Herzen zu hinterlassen. Und Jesus ist so überzeugend und so strahlend vor Freude, daß die Apostel sich beruhigen.

Nun möchte ich Ihnen (ihrem Seelenführer) etwas sagen, sonst wird es mir zur fixen Idee. Vor zwei Wochen oder auch früher sagte die teure Stimme in meinem Herzen: »Denk an die getrennten Brüder! Denk daran, daß du auch für sie Opfersseele bist. Denk daran, daß sie unterstützt wurden von deiner Freundin Gabriella im Trappistinnenkloster. Denk daran, daß das Hindernis der Kriegszeit beseitigt ist. Denk daran, daß man den Seelen nicht nur durch das Gebet hilft. Denk daran, daß ich der Christus für alle bin, daß alle Christen Christus gehören. Denk daran, daß *deine Sendung weit über die verwandtschaftlichen und gefühlsmäßigen Bande hinausgeht.*

Du bist die Trägerin der Stimme, und die Stimme richtet sich an alle. Das kannst du nicht leugnen. Denk daran, daß ich – du hast es selbst erkannt – mit mehr Ehrfurcht von Angehörigen anderer Bekenntnisse als von euch geliebt werde. Es ist nur ein Schritt, um in den *einen* Schafstall *unter dem einen Hirten einzutreten*. Es braucht eine Hand, die sich ihnen über den trennenden Bach entgegenstreckt und ihnen beim Kommen hilft. Der Durst nach mir ist dort sehr groß ... «

Aber ich, was kann ich tun? Ich verliere den Schlaf, der mir bleibt, wegen dieser ständigen Mahnung, die mir keinen Frieden läßt. Ich verliere die Ruhe, weil ich nicht weiß, wie ich es machen soll; denn ich sträube mich, es zu tun, und spüre gleichzeitig, daß ich Jesus mißfalle, wenn ich es nicht tue. Von den getrennten Brüdern kenne ich nur dem Namen nach jene der Nashdom Abbey. Und was soll ich tun? Was soll ich sagen? Ich spreche nicht Englisch. Warum verlangt Jesus von mir Dinge, die meine Fähigkeiten übersteigen und meinen Neigungen entgegengesetzt sind? Wollen Sie mir daher helfen? Denn wenn Jesus will, dann will er und gibt sich nicht zufrieden, bis ich ihn zufriedengestellt habe. Jesus sagt: »Als Ersatz für die fehlende Eintracht zwischen den Völkern soll wenigstens Eintracht unter den Christen herrschen, denn die Zeit der Christusgegner naht, und die Vorhersage muß erfüllt werden.« Nun gut ... Aber wie? Ich opfere auf jeden Fall alle meine Leiden auf und behalte nur ein Körnchen für andere Zwecke zurück. Doch scheint mir, daß dies nicht genügt, und ich vermag keine weiteren Leiden denen, die ich schon habe, hinzuzufügen. Was soll ich also tun?

262 Belehrungen der Apostel auf dem Weg nach Jamnia

»Gehen wir von Jamnia nach Ekron?« fragen die Apostel auf dem Weg durch eine fruchtbare Landschaft, in der das Getreide seinen letzten Schlaf unter der Sommersonne, die es zur Reife gebracht hat, schläft. Dieses Getreide liegt in Garben auf den abgemähten Feldern, die traurig wie riesige Totenbetten keine Ähren mehr als Gewänder tragen, sondern „Kornleichen“, die darauf warten, weggebracht zu werden.

Sind aber die Felder kahl, so erscheinen die Apfelbäume festlich gekleidet. Ihre Früchte haben es eilig, vom kleinen, grünen, harten Apfel zur saftigen, gelblichen, rötlichen, wie mit Wachs polierten Frucht heranzureifen, während die Feigen, deren elastische Haut an gewissen Stellen schon platzt, den süßen Schrein der Frucht-Blüte öffnen und durch den grünweißen oder violettweißen Spalt

die durchsichtige Gallerte sehen lassen, die mit den dunkleren Samenkörnchen gefüllt ist. Ein leichter Wind schüttelt die ovalen, jadegrünen Tropfen an den Ölbäumen, die im Silbergrün der Zweige hängen; die feierlichen Nußbäume halten ihre Früchte, die unter dem Flaum der Hülle anschwellen, am starken Stiel fest, während die Mandelbäume die ihren zur Reife bringen unter der Verpackung, deren Samt bereits Runzeln bekommt und die Farbe wechselt; die Reben schwellen ihre Beeren, und einige Trauben, die günstig hängen, lassen schon den durchsichtigen Topas und den zukünftigen Rubin der reifen Beere ahnen, während die Kakteen in der Ebene oder auf den ersten Abhängen die täglich lebhaftere Dekoration ihrer Koralleneier hochhalten, die von einem fröhlichen Dekorateur in den bizarrsten Zusammenstellungen auf die fetten Schaufeln gesetzt worden sind; letztere gleichen Händen, welche dem Himmel ihre Früchte, die sie heranwachsen und -reifen lassen haben, anbieten.

Vereinzelte Palmen und große Johannisbrotbäume erinnern schon sehr an das nahe Afrika, und während erstere mit ihren harten Blättern, die runden Kämmen gleichen, wie Kastagnetten klappern, sind die anderen mit dunkelgrünem Email bedeckt und stehen stolz und würdevoll in ihrem schönen Gewand da. Blonde und schwarze Ziegen, groß und flink mit langen, gebogenen Hörnern und sanften forschenden Augen, sättigen sich an Kakteengewächsen und fleischigen Agaven mit den enormen Pinseln aus harten Blättern, aus deren Mitte, wie bei geöffneten Artischocken, kandelaberartige, riesige Stengel mit sieben Armen emporragen, auf denen die zart duftenden gelben und roten Blüten leuchten.

Afrika und Europa reichen sich die Hand, indem sie den Erdboden mit pflanzlicher Schönheit bedecken, und kaum, daß die Apostelgruppe die Ebene verläßt, um einen Pfad einzuschlagen, der sich an einem Hügel hochschlängelt, der an dieser, dem Meer zugewandten Seite, buchstäblich mit Reben bedeckt ist – es handelt sich um eine felsige, kalkreiche Küste, auf der die Weintrauben wunderbar

gedeihen und einen süßen Wein geben müssen – zeigt sich das Meer, mein Meer, das Meer des Johannes, das Meer Gottes mit seiner grenzenlosen Fläche aus gekräuselter blauer Seide; es ruft die Erinnerung an die Unendlichkeit und die Macht Gottes wach und singt dabei mit dem Himmel und der Sonne das Terzett der Herrlichkeiten der Schöpfung. Die wellenartige Ebene dehnt sich in ihrer ganzen Schönheit vor ihnen aus mit kaum angedeuteten, nur wenige Meter hohen Erhebungen, darauffolgenden ebenen Landstrichen und goldenen Dünen, die bis zu den Städten und Dörfern am Meer reichen, deren Weiß vor dem Blau des Wassers beinahe blendet.

»Wie schön, wie schön«, flüstert Johannes entzückt.

»Aber, mein Herr! Dieser Knabe lebt vom Blau des Wassers. Du mußt ihn dafür bestimmen. Es scheint, als erblicke er die Braut, wenn er das Meer sieht!« sagt Petrus, der nicht viel Unterschied macht zwischen dem Wasser des weiten Meeres und dem Wasser eines Sees. Er lacht gutmütig.

»Er ist schon dafür bestimmt, Simon. Ihr alle habt schon eure Bestimmung.«

»Oh, schön! Wohin schickst du mich?«

»Oh, du! . . . «

»Sag es mir, sei lieb!«

»An einen Ort, der größer ist als deine und meine Stadt, Magdala und Tiberias zusammen.«

»Da verliere ich mich!«

»Keine Angst! Du wirst einer Ameise auf einem riesigen Skelett gleichen. Aber unermüdlich hin- und herwandernd, wirst du das Skelett vom Tod erwecken.«

»Ich verstehe dich nicht . . . Drücke dich bitte klarer aus.«

»Du wirst es noch verstehen!« Jesus lächelt.

»Und ich?« »Und ich?« Alle sind neugierig.

»Ich werde es so machen.« Jesus bückt sich – sie gehen am kiesigen Ufer eines noch ziemlich wasserreichen Baches entlang – und nimmt eine Handvoll kleiner Kieselsteine. Er wirft sie in die Höhe;

jeder von ihnen landet beim Herunterfallen an einer anderen Stelle.
»Seht, nur dieses Steinchen ist in meinen Haaren hängengeblieben.
Auch ihr werdet verstreut.«

»Du, Bruder, stellst Palästina dar, nicht wahr?« fragt Jakobus des Alphäus ernst.

»Ja.«

»Ich möchte wissen, wer in Palästina bleibt«, fragt wiederum Jakobus.

»Nimm dieses Steinchen als Erinnerung«; Jesus gibt ihm das Kieselsteinchen, das in seinen Haaren hängen blieb; er lächelt dabei.

»Könntest du mich in Palästina lassen? Ich bin dafür am besten geeignet, denn ich bin der Unbeholfenste, und zu Haus finde ich mich noch etwas zurecht. In der Fremde hingegen . . . « sagt Petrus.

»Nein, du eignest dich am wenigsten für Palästina. Ihr seid gegen den Rest der Welt voreingenommen und glaubt, daß es einfacher sei, im Land der Gläubigen die Frohe Botschaft zu verkünden als bei Götzendienern und Heiden. Das Gegenteil ist wahr.

Wenn ihr darüber nachdachtet, was uns das wahre Palästina in seinen hohen und niedrigen Klassen bietet, wobei das Volk weniger schlimm ist, und wenn ihr daran dachtet, daß wir hier an Orten, in welchen der Name Palästinas und der Name Gottes verhaßt und in ihrer wahren Bedeutung unbekannt sind, nicht schlechter aufgenommen werden als in Judäa, in Galiläa und der Dekapolis, dann würdet ihr von euren Vorurteilen abkommen und erkennen, daß ich recht habe, wenn ich sage, daß es einfacher ist, jene zu bekehren, die das wahre Wort nicht kennen, als jene des Volkes Gottes, die scheinheiligen, schuldigen Götzendiener, die sich hochmütig für vollkommen halten und so bleiben möchten wie sie sind. Wie viele Edelsteine, wie viele Perlen sieht mein Auge dort, wo ihr nur Land und Meer seht! Das Land der Völker, *die nicht Palästina* sind. Das Meer der Menschheit, das *nicht Palästina* ist und das als Meer nur auf die Perlenfischer wartet, um ihnen diese Perlen zu überlassen, so wie das Erdreich umgegraben werden muß, um die Edelsteine freizugeben.

Überall gibt es Schätze; aber sie müssen gesucht werden. Jede Scholle kann einen Schatz verbergen und einen Samen nähren; jede Tiefe eine Perle bergen. Wie? Erwartet ihr vielleicht, daß ein gewaltiger Sturm das Meer aufwühlt und die Perlenmuscheln auf die Klippen spült, damit sie dort von selbst aufspringen und dem Faulen, der sich nicht bemühen will und dem Kleinmütigen, der keine Gefahr laufen will, Schätze vor die Füße legen? Wünscht ihr, daß die Erde aus einem Sandkorn eine Pflanze hervorbringe, die Früchte ohne Samen trägt? Nein, meine Lieben. Anstrengung, Arbeit und Begeisterung sind nötig. Und vor allem Unvoreingenommenheit.

Ich weiß, daß ihr, die einen mehr, die anderen weniger, mit dieser Reise zu den Philistern nicht einverstanden seid. Nicht einmal der Ruhm, an den dieses Land erinnert, der Ruhm Israels, der aus diesen Feldern spricht, die gedüngt sind mit dem Blute der Hebräer, das vergossen wurde, um Israel groß zu machen; nicht einmal der Anblick dieser Städte, die eine nach der anderen den Feinden abgerungen wurden, um Judäa zu krönen und zu einer mächtigen Nation zu machen, lassen in euch Liebe für diese Pilgerfahrt aufkommen. Ich sage euch nicht: Nicht einmal der Gedanke, den Boden vorzubereiten, damit er das Evangelium aufnehmen könne, und die Hoffnung, die Seelen zu retten, macht sie euch sinnvoll. Ich sage es nicht, um euch von der Wichtigkeit der Reise zu überzeugen, da dies eure Gedanken weit übersteigt. Doch eines Tages werdet ihr es begreifen. Dann werdet ihr sagen: „Wir glaubten es sei eine Laune; wir glaubten es sei eine Zumutung; wir dachten es sei ein Mangel an Liebe des Meisters uns gegenüber, uns so weit gehen zu lassen; uns eine lange und mühselige Wanderung zuzumuten, die mit großen Gefahren verbunden war. Dagegen war es Liebe, Vorsorge und ein Wegbereiten für die Zeit, da er nicht mehr bei uns weilt, und wir uns noch mehr als Verirrte fühlen werden. Damals waren wir wie Ranken, die nach allen Richtungen streben, aber wissen, daß der Rebstock sie nährt und der starke Pfahl sie stützt, während wir nunmehr Ranken sind, die allein eine Laube bilden müssen; sie werden

noch von ihrem Stamm Nahrung erhalten; aber kein Pfahl ist mehr vorhanden, auf den sie sich stützen können.“ So werdet ihr sprechen und mir dankbar sein.

Außerdem ... Ist es nicht schön, so zu wandern und Funken von Licht, himmlische Klänge, Kränze und Wohlgerüche der Wahrheit im Dienst und zum Lob Gottes auf das Land fallenzulassen, das in Finsternis eingehüllt ist, in stumme Herzen, in unfruchtbare Seelen, die einer Wüste gleichen, um den Gestank der Lüge zu besiegen und so miteinander, ich und ihr, ihr und ich, der Meister und die Apostel, ein Herz und eine Seele, ein einziges Streben, einen einzigen Willen zu bilden? Damit Gott erkannt und geliebt werde! Damit Gott alle Völker in seinem Himmel versammle! Damit da, wo er ist, wir alle seien! Das ist die Hoffnung, der Wunsch, das Verlangen Gottes! Und das ist die Hoffnung, der Wunsch, das Verlangen der Seelen, die nicht verschiedenen Rassen angehören, sondern eine einzige Rasse bilden, die Gott erschaffen hat. Da alle Kinder eines Einzigen sind, haben alle die gleichen Wünsche, die gleichen Hoffnungen, das gleiche Verlangen nach dem Himmel, der Wahrheit, der wirklichen Liebe ...

Es scheint als hätten die Irrtümer der Jahrhunderte den Instinkt der Seelen geändert. Aber es ist nicht so. Der Irrtum umnebelt den Verstand. Da der Verstand mit dem Fleisch verbunden ist, spürt er das Gift, das von Satan in den tierischen Menschen eingeträufelt wird. So kann der Irrtum auch das Herz einhüllen, denn auch es ist in das Fleisch eingebettet und spürt das Gift. Die dreifache Begierde bedrängt die Sinne, die Gefühle und die Gedanken. Der Geist aber ist nicht mit dem Fleisch verwachsen. Er kann zwar von den Fäusten Satans und von der Lüsternheit bedrängt werden. Er kann geblendet werden durch die Angriffe des Fleisches und von Spritzern kochenden Blutes des Menschen-Tieres, das in ihm lebt. Doch sein Verlangen nach dem Himmel, nach Gott, ist nicht verlorengegangen. *Dies Verlangen kann sich nicht ändern.* Seht ihr das reine Wasser dieses Baches? Es ist vom Himmel gefallen und wird zum Himmel zu-

rückkehren durch den von Sonne und Wind geförderten Prozeß der Verdunstung. Es kommt herab und steigt wieder auf. Das Element *verbraucht sich nicht, es kehrt zu seinem Ursprung zurück.*

Die Seele kehrt zu ihrem Ursprung zurück. Wenn dieses Wasser hier zwischen den Steinen reden könnte, würde es euch sagen, daß es sich danach sehnt, in die Höhen des Himmels zurückzukehren, um von den Winden in den schönen Gefilden des Firmaments als weiche, weiße Wolke zu schweben, die sich im Morgenschein rötlich, am Abend wie glühendes Kupfer und beim Aufgehen der Sterne violett färbt; es würde euch sagen, daß es wie Stratuswolken einen Schleier über Sterne und Mond breiten möchte, damit sie nicht die nächtlichen Häßlichkeiten mitansehen müssen; es möchte nicht zwischen den Steinen rinnen, der Gefahr ausgesetzt, sich in Schlamm zu verwandeln, gezwungen, vielleicht die Bosheit der Nattern und Kröten kennenzulernen, daß es die einsame Freiheit der Atmosphäre liebt. Auch die Geister, wenn sie reden könnten, würden alle dasselbe sagen: „Gebt uns Gott! Gebt uns die Wahrheit!“ Aber sie sagen es nicht, da sie wissen, daß der Mensch nicht auf sie hört, sie nicht versteht und das Flehen der „großen Bettler“, der Seelen, die Gott suchen in ihrem großen Verlangen nach Wahrheit, verlacht. Die Götzendienenr, die Römer, die Gottlosen, die Unglücklichen, denen wir unterwegs begegnen, und denen ihr immer begegnen werdet, diese in ihrem Verlangen nach Gott Verachteten, sei es aus politischen Gründen, aus familiärem Egoismus oder aus Häresie, die im eiternden Herzen geboren wurde und sich dann über eine ganze Nation ausbreitet: sie haben Hunger! Sie hungern! Und ich erbarme mich ihrer. Sollte ich nicht Erbarmen haben, da ich bin, der ich bin? Wenn ich den Menschen Nahrung beschaffe und mich des Sperlings erbarme, sollte ich mich dann nicht erst recht der Seelen erbarmen, die ohne eigene Schuld die Wahrheit Gottes nicht gefunden haben, die aber die Arme ihres Geistes ausstrecken und rufen: „Wir haben Hunger!“ Haltet ihr sie für böse? Für verwildert? Für unfähig, Gott zu lieben? Da seid ihr im Irrtum. Es sind Seelen, die Liebe und Licht erwarten.

Heute morgen wurden wir vom drohenden Blöken des Widders geweckt, der den großen Hund verjagen wollte, welcher gekommen war, mich zu beschnüffeln. Ihr habt gelacht als ihr sahet, wie der Widder seine Hörner hob, nachdem er sich vom Strick losgerissen hatte, mit dem er am Baume, unter dem wir geschlafen hatten, angebunden war; mit einem Sprung stellte er sich zwischen mich und den großen Hund, ohne darauf zu achten, daß dieser ihn angreifen könnte und der ungleiche Kampf zu seinem Schaden ausgegangen wäre. So werden auch die Völker, die in euren Augen wilden Widdern gleichen, mutig den Glauben Christi verteidigen, wenn sie erkannt haben, daß Christus die Liebe ist, die sie einlädt, ihm zu folgen. Sie einlädt, ja! Und ihr müßt ihnen helfen, zu mir zu kommen.

Hört ein Gleichnis.

Ein Mann verheiratete sich, und seine Frau schenkte ihm viele Kinder. Eines davon aber kam verkrüppelt zur Welt und schien einer anderen Rasse anzugehören. Der Mann hielt es für eine Schande und liebte das Geschöpf nicht, obwohl es unschuldig war. Der Junge wuchs vernachlässigt unter den geringsten Knechten heran, war also auch minderwertig in den Augen seiner Brüder. Die Mutter war bei seiner Geburt gestorben; sie konnte darum die Härte des Vaters nicht mildern, den Spott der Brüder nicht verhindern, und die irrigen Gedanken, die sich in dem ungebildeten Kind entwickelt hatten, nicht berichtigen. Ein kleines wildes Tier, das im Haus der Söhne des Herzens kaum geduldet wurde.

Der Knabe wuchs so zum Mann heran. Der spät entwickelte Verstand, der nun endlich zur Reife gekommen war, begriff, daß man nicht Sohn ist, wenn man in einem Stall lebt mit einem Brocken Brot und einem Lumpen als Gewand, und nie einen Kuß erhält, nie ein Wort, nie eine Einladung ins väterliche Haus. Er litt, litt und klagte in seiner Höhle: „Vater, Vater!“ Er aß sein Brot, aber der große Hunger im Herzen blieb ungestillt. Er bedeckte sich mit den Lumpen, aber in seinem Herzen blieb eine große Kälte. Im Herzen fühlte er sich einsam.

„Vater! Vater!“ ... Die Diener, die Brüder, die Nachbarn hörten ihn immer klagen wie einen Irren. Man nannte ihn verrückt. Endlich ging ein Diener zum verstoßenen Sohn und sagte: „Warum wirfst du dich nicht zu Füßen des Vaters nieder?“ „Ich würde es tun, aber ich wage es nicht ...“ „Warum kommst du nicht ins Haus?“ „Ich habe Angst!“ „Aber möchtest du es tun?“ „O ja, denn danach sehne ich mich; deswegen friere ich und fühle mich einsam wie in einer Wüste. Aber ich weiß nicht, wie man im Haus des Vaters lebt.“

Der gute Diener begann den jungen Mann zu unterrichten, sein Aussehen menschlicher zu gestalten und ihm die Angst zu nehmen, vom Vater gescholten zu werden. Er sagte: „Dein Vater möchte dich wohl haben; aber er weiß nicht, ob du ihn liebst. Du läufst ihm immer weg ... Nimm von deinem Vater den Vorwurf, daß er zu streng gehandelt hat, und den Schmerz, dich verkümmert zu wissen. Komm! Auch deine Brüder werden dich nicht mehr verachten, denn ich habe ihnen von deinem Kummer erzählt.“ So begab sich der arme Sohn eines Abends, vom guten Diener begleitet, ins Haus des Vaters und rief: „Vater, ich liebe dich! Laß mich eintreten! ...“ Der alte, traurige Vater, der an seine Vergangenheit und an seine ewige Zukunft dachte, zuckte zusammen, als er die Stimme hörte, und sagte: „Mein Schmerz läßt nach, denn ich habe in der Stimme des Krüppels meine eigene wiedererkannt, und seine Liebe beweist, daß er Blut von meinem Blut und Fleisch von meinem Fleisch ist. Er trete ein und nehme seinen Platz an der Seite der Brüder ein; gesegnet sei der gute Knecht, der meine Familie vereinigt und den verstoßenen Sohn mit den Söhnen des Vaters zusammengeführt hat.“

Dies ist das Gleichnis. Aber bei der Auslegung desselben müßt ihr daran denken, daß der Vater der geistigen Krüppel Gott ist; denn die geistigen Krüppel sind die Schismatiker, die Häretiker, die Getrennten, und sie haben Gott gezwungen, hart zu sein, und ihre Krüppelhaftigkeit selbst gewollt. Doch Gottes Liebe hat nie nachgelassen. Er erwartet sie immer! Bringt sie zu ihm! Es ist eure Pflicht!

Ich habe euch zu beten gelehrt: „Gib uns heute unser tägliches

Brot, o unser Vater.“ Aber wißt ihr auch, was dieses „*unser*“ bedeutet?

*Es bezieht sich nicht nur auf euch zwölf; nicht nur auf die Jünger Christi, sondern auf alle Menschen. Auf alle Menschen, die gegenwärtigen und die zukünftigen. Auf sie, die Gott kennen, und auf die anderen, die Gott nicht kennen. Auf sie, die Gott und seinen Christus lieben, und auf die anderen, die ihn nicht oder schlecht lieben. Ich habe das Gebet für alle auf eure Lippen gelegt. Das ist eure Aufgabe. Ihr, die ihr Gott und seinen Christus kennt und liebt, ihr müßt für alle beten. Ich habe euch gesagt, daß mein Gebet allumfassend ist und dauern wird, solange die Erde dauert. Aber ihr müßt umfassend beten, indem ihr eure Stimmen und eure Herzen als Apostel und Jünger der Kirche Jesu mit jenen der Angehörigen anderer Kirchen, die christlich, doch nicht apostolisch sind, vereinigt. Ihr müßt darauf bestehen – da ihr Brüder seid im Haus des Vaters, sie außerhalb des gemeinsamen Hauses mit ihrem Hunger und ihrem Heimweh – daß auch ihnen, wie euch, das „*wahre Brot*“ gegeben werde, das Christus, der Herr ist, verwaltet auf den apostolischen Altären, nicht auf anderen, auf denen es mit unreinen Speisen vermischt wird. Ihr müßt darauf drängen, bis der Vater zu diesen „*verkrüppelten Brüdern*“ sagen kann: „*Mein Schmerz läßt nach, denn in euch, in eurer Stimme, habe ich die Stimme und die Worte meines Eingeborenen und Erstgeborenen vernommen. Gesegnet seien die Diener, die euch ins Haus des Vaters zurückgebracht haben, auf daß meine Familie vollständig sei.*“ *Als Diener eines unendlichen Gottes müßt ihr die Unendlichkeit in alle eure Absichten legen.**

Habt ihr verstanden? Hier ist Jamnia. Einst kam hier die Bundeslade vorbei auf dem Weg nach Ekron, das sie nicht beschützen konnte und sie nach Bet-Schemesch zurücksandte. Jetzt kehrt die Bundeslade nach Ekron zurück. Johannes, komm mit mir; ihr bleibt in Jamnia und bemüht euch, nachzudenken und zu reden. Der Friede sei mit euch!«

Jesus geht. Es folgen ihm Johannes und der Widder, der ihm belend wie ein Hund nachläuft.

263 Jesus und die Seinen auf dem Weg nach Modein

Nach Jamnia werden die Hügel in Richtung Ost immer höher und höher. In der Ferne heben sich die grünen und violetten Joche des Gebirges von Judäa gegen den fast nächtlichen Himmel ab. Der Tag ist schnell zu Ende gegangen, wie es in südlichen Ländern der Fall ist. Das Lichtbad des Abendrots ist in weniger als einer Stunde vom Aufstrahlen der ersten Sterne abgelöst worden, und es scheint unwahrscheinlich, wie schnell das Feuermeer ausgelöscht und von einem Schleier in der Farbe des blutroten Amethystes bedeckt worden ist. Sehr bald hat der Himmel die Farbe einer blasser werdenden Malve angenommen, ist immer durchsichtiger und unwirklicher geworden, nicht blau, sondern schwach grün, um sich schließlich zu verdunkeln und blaugrün wie der junge Hafer zu werden, ein Vorspiel für das Dunkel, das die Nacht beherrscht, indem es sich mit Diamanten bedeckt wie ein Königsmantel.

Die ersten Sterne zeigen sich im Osten zusammen mit der Mondichel im ersten Viertel.

Die Erde wird mehr und mehr zum Paradies unter dem Gleißern der Sterne und dem Schweigen der Menschen. Nun singen die Dinge, die nicht sündigen können: die Nachtigallen, die Gewässer, die Blätter, die leise rauschen, die Grillen, die zirpen, und die Frösche, die mit Oboenstößen den Tau begrüßen. Vielleicht singen auch die Sterne in der Höhe ... Sie sind den Engeln viel näher als wir.

Die Erde kühlt sich langsam in der Nachtluft ab, die taufrisch ist und den Pflanzen, den Menschen und den Tieren so wohltut.

Jesus hat am Fuße eines Hügels die von Jamnia kommenden Apostel erwartet, die von Johannes abgeholt worden sind; er spricht jetzt mit Iskariot, übergibt ihm Geldbörsen und weist ihn an, wie er das Geld zu verteilen hat. Hinter ihm geht Johannes mit dem Widder, schweigend zwischen dem Zeloten und Bartholomäus, die über Jamnia reden, wo Andreas und Philippus sich mutig verhalten haben. Weiter hinten alle anderen in einer Gruppe, eine laute Schar, die

über alle Erlebnisse im Lande der Philister spricht und offen ihre Freude über die baldige Rückkehr nach Judäa für das Pfingstfest äußert.

»Gehen wir sofort weiter?« fragt Philippus, der sehr müde vom Gehen im heißen Sande ist.

»So sagte es der Meister. Du hast es doch gehört«, antwortet Jakobus des Alphäus.

»Mein Bruder weiß es; aber er sieht so verträumt aus. Was die beiden in den fünf Tagen gemacht haben, ist ein Geheimnis«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Ja, ich sterbe vor Verlangen, es zu erfahren. Als Belohnung wenigstens für die Plage, in Jamnia fünf Tage lang auf jedes Wort, auf jeden Blick oder Schritt achten zu müssen, um nicht in Schwierigkeiten zu kommen«, sagt Petrus.

»Aber es ist uns gelungen! Nun fangen wir an, unser Handwerk zu verstehen«, sagt Matthäus zufrieden.

»Um die Wahrheit zu sagen . . . zwei- oder dreimal habe ich richtig gezittert. Dieser verdammte Bursche, Judas des Simon! . . . Wird er je lernen, sich zu beherrschen?« sagt Philippus.

»Wenn er alt ist, vielleicht. Aber man kann auch sagen, daß er es in guter Absicht versucht. Hast du gehört? Auch der Meister hat es gesagt. Er tut es mit Eifer . . . « will Andreas Iskariot entschuldigen.

»Ach! Der Meister sagt nur so, weil er die Güte und die Klugheit ist. Aber ich glaube nicht, daß er es gutheißt und mit ihm zufrieden ist«, entgegnet Petrus.

»Er lügt nicht«, entgegnet Thaddäus.

»Lügen tut er nicht; aber er versteht es, in seine Antworten die ganze Klugheit zu legen, die uns abgeht; er sagt die Wahrheit, ohne jemand das Herz bluten zu lassen, ohne Verachtung und Vorwürfe hervorzurufen. Nun ja, er ist eben Er!« seufzt Petrus.

Schweigend gehen sie im Mondschein weiter. Dann sagt Petrus zu Jakobus des Zebedäus: »Versuche einmal, Johannes zu rufen. Ich weiß nicht, weshalb er uns meidet!«

»Das kann ich dir gleich sagen: weil er weiß, daß wir darauf bestehen, daß er uns alles erzählt«, antwortet Thomas.

»So ist es! Deswegen bleibt er bei den beiden, die am klügsten und weisesten sind«, bestätigt Philippus.

»Versuche es trotzdem, Jakobus! Sei lieb«, bettelt Petrus.

Und Jakobus gibt nach und ruft dreimal Johannes, der nicht hört oder nicht hören will. Da wendet sich aber Bartholomäus um, dem Jakobus aufträgt: »Sag meinem Bruder, er soll zu mir kommen«, und sich dann Petrus zuwendet: »Ich glaube nicht, daß wir etwas von ihm erfahren.«

Johannes kommt sogleich und fragt: »Was wollt ihr?«

»Wissen, ob dieser Weg direkt nach Judäa führt«, sagt sein Bruder.

»Der Meister bejahte es. Er wollte erst nicht nach Ekron zurückkehren und schickte mich, euch zu holen. Doch dann zog er es vor, zu den letzten Abhängen zu gelangen ... Man kann auch von hier aus Judäa erreichen.«

»Über Modein?«

»Über Modein!«

»Es ist ein unsicherer Weg. Straßenräuber lauern hier auf Karawanen und überfallen sie«, bemerkt Thomas.

»Oh ... mit ihm! ... Ihm kann nichts widerstehen!« Johannes hebt sein Gesicht zum Himmel, das aufgrund weiß Gott welcher Erinnerungen verzückt zu sein scheint und lächelt. Alle beobachten ihn; Petrus fragt: »Sag mal, liest du eine selige Geschichte am Sternenhimmel, weil du so ein Gesicht machst?«

»Ich? ... Nein!«

»Na, geh schon! Die Steine sogar sehen, daß du fern von der Erde bist. Sag, was ist in Ekron passiert?«

»Aber nichts, Simon! Ich versichere es dir. Ich wäre nicht so glücklich, wenn etwas Peinliches passiert wäre.«

»Nicht etwas Peinliches. Im Gegenteil! Los ... rede!«

»Aber ich habe nichts zu sagen, was er noch nicht gesagt hätte. Sie waren gut, wie Menschen, die über die Wunder erstaunt sind. Das ist alles. Genau, wie er es gesagt hat.«

»Nein.« Petrus schüttelt das Haupt. »Nein, du kannst nicht lügen. Du bist klar wie Quellwasser. Nein, du wechselst die Farbe. Ich kenne dich von klein auf. Du hast nie lügen können. Aus Unfähigkeit des Herzens, des Gewissens, der Zunge und sogar der Haut, welche die Farbe wechselt. Daher habe ich dich so lieb. Los, komm her zu deinem alten Simon des Jona, deinem Freund. Erinnerst du dich noch, du warst ein Kind und ich schon ein Mann? Wie ich dich verwöhnt habe! Du wolltest Geschichten hören und Spielzeugboote aus Kork haben, die nie Schiffbruch erleiden, sagtest du, und mit denen du in die Ferne fahren könntest ... Auch jetzt, auch jetzt gehst du weit fort und läßt den armen Simon am Ufer zurück. Und dein Boot wird nie untergehen. Es gleitet dahin, mit Blumen gefüllt, wie jene, die du als Kind schwimmen ließest zu Betsaida im Fluß, damit der Fluß sie zum See trage. Erinnerst du dich noch daran? Ich habe dich lieb, Johannes! Wir alle lieben dich! Du bist unser Segel. Du bist unser Boot, das nicht untergeht. Nimm uns in dein Kielwasser. Warum erzählst du uns das Wunder von Ekron nicht?«

Petrus hat gesprochen, indem er Johannes einen Arm um die Taille gelegt hat, und dieser versucht die Fragen zu umgehen und sagt: »Und du, das Haupt, warum sprichst du nicht zum Volk mit dieser überzeugenden Nachdrücklichkeit, die du bei mir anwendest? Das Volk muß überzeugt werden, nicht ich.«

»Weil ich mich in deiner Gegenwart wohlfühle. Ich habe dich lieb. Die anderen kenne ich nicht«, entschuldigt sich Petrus.

»Und du liebst sie nicht. Das ist dein Fehler. Du mußt sie lieben, auch wenn du sie nicht kennst. Sage dir selbst: „Ich gehöre unserem Vater“; du wirst sehen, daß du sie kennen- und liebenlernst. Sieh in jedem einen Johannes ... «

»Das ist schnell gesagt. Als ob man Nattern und Igel mit dir vergleichen könnte, du ewiges Kind.«

»O nein, ich bin wie alle!«

»Nein, Bruder, nicht wie alle. Wir, Bartholomäus, Andreas und der Zelote vielleicht ausgenommen, hätten schon alles erzählt, auch

den Gräsern, was wir erlebten und was uns glücklich macht. Du schweigst; aber mir, deinem großen Bruder, kannst du es doch sagen. Ich bin wie ein Vater«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Der Vater ist Gott, der Bruder ist Jesus, die Mutter Maria«, sagt Johannes.

»Das Blut bedeutet dir also nichts mehr?« schreit Jakobus aufgeregt.

»Reg dich nicht auf. Ich segne das Blut und den Leib, die mich gebildet haben: Vater und Mutter; und ich segne dich, Bruder, der mir im Blut gleich ist. Sie beide, weil sie mich gezeugt und erzogen und mir dadurch die Möglichkeiten gegeben haben, dem Meister nachzufolgen, und dich, weil du ihm folgst. Die Mutter, seit sie Jüngerin ist, liebe ich auf zwei Arten: im Fleisch und im Blut als Sohn; im Geist als ihr Mitjünger. Oh, welch eine Freude, in der Liebe zu ihm verbunden zu sein! ... «

Jesus ist zurückgekommen, da er die aufgeregte Stimme von Jakobus gehört hat; die letzten Worte klären ihn über den Vorfall auf.

»Laßt Johannes in Ruhe! Ihr quält ihn umsonst. Er hat eine große Ähnlichkeit mit meiner Mutter. Er wird nicht reden.«

»Dann mußt du es uns sagen, Meister«, betteln alle.

»Nun denn, es sei. Ich habe Johannes mit mir genommen, denn er war am besten geeignet für das, was ich im Sinn hatte. Er war mir eine Hilfe und hat sich vervollkommnet. Das ist alles!«

Petrus, Jakobus, der Bruder des Johannes, Thomas und Iskariot blicken sich an und verziehen den Mund: sie sind enttäuscht. Judas Iskariot beschränkt sich nicht darauf, enttäuscht zu sein, sondern sagt: »Warum ihn vervollkommen, der doch schon der Beste ist?«

Jesus antwortet ihm: »Du hast gesagt: „Jeder hat seine Art und handelt danach.“ Ich habe meine Art. Johannes hat die seine, die der meinen sehr gleicht. Meine Art kann nicht vervollkommnet werden. Seine schon. Und das ist es, was ich wünsche; denn es ist gut, daß es geschehe. Darum habe ich ihn mitgenommen. Ich brauchte jemand, der diese Art und diese Seele hat. Daher keinen Unmut und keine

Neugier! Wir gehen nach Modein. Die Nacht ist heiter, kühl und hell. Wir werden wandern, solange der Mond scheint; dann schlafen wir bis zum Morgengrauen. Ich werde die beiden Judas zu den Grübern der Makkabäer führen, deren ruhmvollen Namen sie tragen.«

»Nur wir allein mit dir!« sagt Iskariot glücklich.

»Nein, mit allen. Aber der Besuch am Grab der Makkabäer findet euretwegen statt, damit ihr lernt, sie in übernatürlicher Weise nachzuahmen, in Kämpfen und Siegen auf einem ganz geistigen Feld.«

264 Jesus spricht zu Wegelagerern

»Im Ort, zu dem wir gehen, werde ich reden«, sagt Jesus, während die Gruppe immer tiefer in Täler eindringt, die das Gebirge mit schwierigen, steinigen, engen Pfaden durchziehen. Sie steigen an und fallen ab, die Aussicht verdeckend und wieder freigebend, solange, bis sie zu einem tiefen Tale gelangen nach einem steilen Abstieg, auf dem sich nur der Widder wohl fühlt, wie Petrus sagt. Die Gruppe rastet dort und nimmt an einer wasserreichen Quelle ihre Mahlzeit ein.

Andere Leute sind auf den Wiesen und im Wald und halten Mahlzeit wie Jesus und die Seinen. Es muß ein bevorzugter Rastplatz sein, er ist vor Winden geschützt, hat weiche Rasen und Wasser. Es sind Pilger da, auf dem Weg nach Jerusalem. Reisende, die sich vielleicht zum Jordan begeben, Händler mit Lämmern, die für den Tempel bestimmt sind, und Hirten mit ihren Herden. Einige machen die Reise auf Reittieren, die meisten jedoch zu Fuß. Es kommt auch ein festlich geschmückter Hochzeitszug. Gold leuchtet unter dem Schleier, der die Braut verhüllt. Sie ist noch fast ein Mädchen, das von mit glitzernden Armreifen und Halsketten behangenen zwei Matronen und von einem Mann, anscheinend dem Brautführer, sowie zwei Dienern begleitet wird. Sie sind auf Eseln angekommen, die mit Bändern und Glöckchen geschmückt sind; alle lassen sich in einer Ecke zum Essen nieder, als ob sie fürchteten, daß die Blicke der Anwesenden das

Bräutchen beunruhigen könnten. Der Brautführer oder Verwandte hält Wache, während die Frauen beim Essen sind.

Die Neugier der Anwesenden ist tatsächlich sehr lebhaft, und mit der Entschuldigung, um etwas Salz, ein Messer oder einen Tropfen Essig zu bitten, geht der eine zum anderen, um von ihm zu erfahren, wer die Braut sei, wohin sie wohl gehe und viele andere Dinge . . .

Es ist einer da, der das Woher und das Wohin kennt und glücklich ist, alles, was er weiß, erzählen zu können, angespornt von einem anderen, der ihm immer mehr die Zunge löst mit großzügigem Füllen des Weinfasses. So kommen die bestgehüteten Geheimnisse der beiden Familien ans Licht. Man erfährt von der Aussteuer, welche die Braut in den beiden großen Kisten mit sich führt; von Reichtümern, die im Haus des Bräutigams auf sie warten, und so weiter. Man erfährt auch, daß die Braut Tochter eines reichen Händlers von Joppe ist; daß sie zur Hochzeit mit dem Sohn eines reichen Händlers nach Jerusalem geht; daß der Bräutigam vorausreist, um das Hochzeitshaus zu schmücken, bevor die Braut ankommt; daß ihr Begleiter, der Freund des Bräutigams, der Sohn eines Händlers und zwar Abrahams ist, der Perlen und Edelsteine bearbeitet, während der Bräutigam Goldschmied ist und der Vater der Braut mit Wolle, Linnen, Teppichen und Vorhängen handelt.

Da der Schwätzer in der Nähe der apostolischen Gruppe sitzt, hört ihn Thomas und fragt: »Ist vielleicht Natanaël des Levi der Bräutigam?«

»Jawohl, er ist es! Kennst du ihn?«

»Ich kenne den Vater sehr gut durch Geschäftsverbindung. Natanaël etwas weniger. Eine reiche Heirat!«

»Und eine glückliche Braut! Sie ist in Gold gehüllt. Abraham, Verwandter der Brautmutter und Vater des Freundes des Bräutigams, hat es sich etwas kosten lassen, wie auch der Bräutigam und sein Vater. Man sagt, daß in den Kisten Dinge im Wert von vielen Goldtalenten liegen.«

»Alle Achtung!« ruft Petrus aus und pfeift durch die Zähne. Dann

fügt er bei: »Ich will hingehen und nachsehen, ob die Hauptware dem Rest entspricht.« Zusammen mit Thomas steht er auf; sie gehen um die Brautgruppe herum, wobei sie die drei Frauen aufmerksam betrachten: ein Haufen von Stoffen und Schleiern; nur Hände und geschmückte Handgelenke sind sichtbar sowie der Schmuck an Ohren und Hals. Sie betrachten auch den prahlerischen Brautführer, der anscheinend einen Ansturm von Korsaren auf das Jüngferchen abzuwehren hat, so wichtig fühlt er sich. Er blickt die beiden Apostel böse an. Doch Thomas bittet ihn, Natanaël des Levi im Namen des Thomas, auch Didymus genannt, Grüße zu bestellen. Und der Friede ist geschlossen, und zwar so sehr, daß das Bräutchen Gelegenheit findet, sich bewundern zu lassen; es steht auf, läßt den Mantel und die Schleier fallen und zeigt sich im vollen Charme seines Körpers und der Gewänder und in seinem Reichtum wie ein Götzenbild. Die Braut ist höchstens fünfzehn Jahre alt und hat listige Augen. Sie bewegt sich anmutig, trotz des Unwillens der Matronen; sie läßt die Zöpfe herunter und steckt sie dann mit kostbaren Nadeln wieder hoch; sie zieht ihren mit Edelsteinen besetzten Gürtel fester an; sie löst die Sandalen aus Ziegenleder, zieht sie aus und wieder an und schmückt die kleinen Füße mit goldenen Spangen; es gelingt ihr auch, die schönen, wohlfrisierten Haare, die schönen Hände, die weichen Arme, die enge Taille, die Brust und die wohlgeformten Hüften, die zarten Füßchen und alle die Schmuckstücke, die im letzten Tageslicht und beim Schein der Flammen der ersten Lagerfeuer klingen und glitzern, zu zeigen.

Petrus und Thomas kehren zurück. Thomas sagt: »Ein schönes Mädchen!«

»Eine vollkommene Verführerin! Ich weiß nicht ... aber ich glaube, dein Freund Natanaël wird bald dahinterkommen, daß sie das Bett und er das Gold warmhält, um es zu schmieden. Sein Freund ist ein völliger Dummkopf. Er hat das Bräutchen dem Rechten anvertraut!« endet Petrus und setzt sich zu den Gefährten.

»Mir hat der Mann nicht gefallen, der den anderen Dummkopf

dort zum Reden gebracht hat. Nachdem er alles erfahren hatte, was er wissen wollte, ist er den Bergpfad hinaufgegangen ... Wir sind in einer gefährlichen Gegend. Und die Stunde ist günstig für einen Überfall der Wegelagerer. Die Mondnacht, die ermüdende Hitze des heutigen Tages, die dichtbelaubten Bäume ... Hm! Mir gefällt dieser Platz nicht«, murt Bartholomäus. »Wir hätten besser daran getan, weiterzugehen.«

»Dazu das Großmaul, das von soviel Reichtum geschwätzt hat! Der andere, der den Helden und den Wächter über Schatten spielt, aber die wirklichen Gestalten übersieht! Nun, ich will bei den Feuern Wache halten. Wer kommt mit mir?« fragte Petrus.

»Ich, Simon«, antwortet der Zelote. »Ich widerstehe dem Schlaf mühelos.«

Viele der Lagernden, besonders die Alleinreisenden, haben sich erhoben und sind aufgebrochen. Es bleiben die Hirten mit den Herden, die Braut mit ihren Begleitern, die apostolische Gruppe und die drei Händler mit Lämmern, die schon schlafen. Auch die Braut schläft mit den Matronen in einem Zelt, das die Diener aufgerichtet haben. Die Apostel suchen sich einen Platz. Jesus zieht sich zum Gebet zurück. Die Hirten zünden inmitten der Wiese, wo sie sich aufhalten, ein großes Feuer an. Petrus und Simon bereiten ein anderes vor beim Pfad, den der Mann eingeschlagen hat, der Bartholomäus mißtrauisch machte.

Die Stunden vergehen, und wer nicht schnarcht, läßt den Kopf sinken. Jesus betet. Es herrscht völlige Stille. Sogar die Quelle, die im Mondlicht glänzt, scheint zu schweigen. Der Mond steht jetzt hoch am Himmel und beleuchtet den ganzen Platz, während die Ränder im Schatten des dichten Gebüsches liegen.

Ein großer Schäferhund knurrt. Ein Hirt hebt den Kopf. Der Hund steht auf, sträubt das Fell, wittert etwas und nimmt eine abwehrende Haltung ein. Er zittert; das Knurren in seinem Innern wird immer stärker. Auch Simon hebt den Kopf und rüttelt Petrus wach, der eingeschlummert ist. Ein leises Rascheln kommt aus dem Wald.

»Wir wollen zum Meister gehen und ihn zu uns herholen«, sagen die beiden.

Inzwischen weckt der Hirte seine Kameraden. Alle lauschen, ohne selbst ein Geräusch zu verursachen. Jesus hat sich erhoben, schon bevor er gerufen wurde; er geht den beiden Aposteln entgegen. Sie versammeln sich mit den Gefährten bei den Hirten, deren Hund immer erregter ist.

»Ruft die Schlafenden. Alle! Sagt ihnen, sie sollen hierher kommen, ohne Lärm zu machen; besonders die Frauen und die Diener mit den Kisten. Sagt ihnen, daß vielleicht Räuber in der Nähe sind. Nicht den Frauen, aber allen Männern!«

Die Apostel entfernen sich, dem Meister gehorchend, der den Hirten sagt: »Schürt das Feuer zu einer großen Flamme!«

Die Hirten gehorchen; da sie aufgeregt sind, sagt Jesus: »Fürchtet euch nicht! Es wird euch kein Wollflöckchen weggenommen!«

Die Händler kommen herbei und flüstern: »Oh, unser ganzer Verdienst«, und fügen eine Litanei von Schimpfwörtern bei auf die römische Verwaltung und die Juden, die die Welt von den Räubern nicht säubern.

»Habt keine Angst, ihr verliert auch nicht die kleinste Münze«, tröstet sie Jesus.

Die ängstlichen Frauen kommen. Sie weinen, denn der mutige Brautführer zittert vor Angst und jammert ohne Unterlaß: »Das ist der Tod! Der Tod von Räuberhand!«

»Fürchtet euch nicht. Ihr werdet nicht einmal von einem Blick gestreift«, tröstet Jesus die Frauen und führt sie in die Mitte der kleinen Versammlung von Männern und verängstigten Tieren.

Die Esel schreien, der Hund heult, die Schafe blöken, die Frauen schluchzen, die Männer fluchen und klagen, mehr sogar als die Frauen, in einem unverständlichen lautstarken Geschwätz. Jesus ist ruhig, als ob nichts bevorstände. Das Geräusch im Wald ist bei diesem Lärm nicht mehr vernehmbar. Aber Äste, die gebrochen werden, oder die Steine, die ins Rollen geraten, verraten, daß im Wald Räuber sich nähern.

»Ruhe!« gebietet Jesus. Er sagt es auf eine Weise, daß sofort Ruhe herrscht. Jesus verläßt seinen Platz und geht zum Waldrand, wo er zu reden beginnt.

»Das bösertige Verlangen nach Gold verleitet die Menschen zu verwerflichen Taten. Das Gold entlarvt den Menschen mehr als alles andere. Seht, wieviel Unheil dieses Metall mit seinem gleißenden, unnützen Glanz anrichtet. Ich glaube, daß die Luft der Hölle die Farbe des Goldes hat, so höllisch scheint es zu sein, seit der Mensch zum Sünder geworden ist. Der Schöpfer hatte es in die Eingeweide des enormen Lapislazuli, der die Erde ist, bei der Erschaffung eingebettet, damit es dem Menschen diene und den Tempel schmücke. Aber Satan, der die Augen Evas küßte und das Ich des Mannes befleckte, gab dem unschuldigen Metall einen bösertigen Geschmack. Seitdem mordet und sündigt man des Goldes wegen. Die Frau wird des Goldes wegen zur Verführerin und ist zur Sünde des Fleisches bereit. Der Mann wird seinetwegen zum Dieb, zum Wucherer und Mörder; er wird hartherzig gegen seinen Nächsten und seine eigene Seele, die er ihres wahren Erbes beraubt; er bringt sie um den ewigen Schatz, für einige gleißende, wertlose Splitter, die er am Tag des Todes zurücklassen muß.

O ihr, die ihr des Geldes wegen mehr oder weniger schwer sündigt! Je mehr ihr sündigt, um so mehr verspottet ihr, was eure Mütter oder eure Lehrer euch gelehrt haben: daß es einen Lohn oder eine Strafe gibt für das während des Lebens Getane. Ihr denkt nicht daran, daß ihr wegen der Sünden den Schutz Gottes, das ewige Leben und die ewige Glückseligkeit verliert; daß Gewissensbisse und Fluch das Herz belasten und die Angst eure Begleiterin ist; die Angst vor menschlichen Strafen, die immer doch ein Nichts sind im Vergleich zur Angst, die ihr haben müßt und nicht habt: der heilsamen Angst vor der göttlichen Strafe. Ihr denkt nicht daran, daß euer Ende schrecklich sein wird als Strafe für eure Untaten, wenn sie Verbrechen geworden sind; und das Ende ist um so schrecklicher, weil es ewig dauert, selbst wenn ihr bei euren Untaten aus Liebe zum Gold

nicht bis zum Blutvergießen gegangen seid, sondern nur das Gesetz der Liebe und der Achtung des Nächsten mißachtet habt, statt jenen zu helfen, die hungern wegen eures Geizes, eurer Laster und eurer Habgier. Nein, ihr denkt nicht daran! Ihr sagt: „Das sind Märchen. Ich habe diese Märchen unter dem Gewicht meines Goldes begraben. Sie leben nicht mehr.“ Aber es sind keine Märchen, es ist die Wahrheit!

Sagt nicht: „Wenn ich tot bin, ist alles zu Ende.“ Nein, dann beginnt alles! Das andere Leben ist kein Abgrund ohne Sinn und ohne Erinnerung an die gelebte Vergangenheit, ohne Verlangen nach Gott, wie ihr euch die Zeitspanne der Erwartung des Erlösers vorstellt. Das andere Leben ist selige Erwartung für die Gerechten, geduldige Erwartung für die Büßenden, qualvolle Erwartung für die Verdammten. Für die ersten in der Vorhölle, für die zweiten im Fegefeuer, und für die letzten in der Hölle. Und während für die ersten die Erwartung mit dem Einzug des Erlösers in den Himmel endet, wird bei den zweiten die Erwartung nach dieser Stunde durch die Hoffnung viel tröstlicher, während für die dritten die Erwartung mit der schrecklichen Gewißheit der ewigen Verdammnis endet. Denkt daran, ihr Sünder! Es ist nie zu spät, um zu bereuen. Ändert das Urteil, das im Himmel für euch geschrieben wird, durch eine wahre Reue. Das Fegefeuer wird für euch nicht die Hölle, sondern reuevolle Erwartung sein. Nicht Dunkel, sondern Morgendämmerung. Nicht Trennung, sondern Heimweh. Nicht Verzweiflung, sondern Hoffnung.

Geht! Versucht nicht, gegen Gott zu kämpfen. Er ist der Starke und der Gute. Schändet den Namen eurer Eltern nicht. Hört, wie diese Quelle seufzt; ein Seufzer, gleich dem, der die Herzen eurer Mütter zerreißt, wenn ihr zu Mördern werdet. Hört, wie der Wind in der Schlucht pfeift. Es scheint, daß er droht und verflucht, wie euch der Vater verflucht wegen des Lebens, das ihr führt. Hört, wie das Gewissen in euren Herzen heult. Warum wollt ihr leiden, wenn ihr mit wenig im Frieden auf Erden leben könntet, um dann im Himmel

alles zu haben? Gebt eurer Seele Frieden! Gebt Frieden den angstvollen Menschen, die euch wie Raubtiere fürchten müssen! Gebt euch Frieden, ihr armen Unglücklichen! Erhebt den Blick zum Himmel, entfernt den Mund von der vergifteten Speise und reinigt die Hände, die vom Blut des Bruders triefen. Reinigt euer Herz!

Ich vertraue euch! Daher rede ich zu euch. Denn wenn die ganze Welt euch haßt und fürchtet, ich hasse und fürchte euch nicht. Ich strecke euch die Hand entgegen, um euch zu sagen: „Erhebt euch! Kommt! Kehrt friedlich zu den Menschen zurück, als Menschen zu Menschen.“ Ich fürchte euch so wenig, daß ich jetzt zu diesen Leuten sagen kann: „Kehrt zur Ruhe zurück, ohne Haß gegen die armen Brüder. Betet für sie. Ich bleibe hier, um sie mit den Augen der Liebe anzublicken, und ich schwöre euch, daß nichts geschieht; *denn die Liebe entwaffnet die Gewalttätigen und sättigt die Gierigen*. Die Liebe, die wahre Macht in der Welt, sei gepriesen! Diese unbekannte Macht! Eine Macht, die Gott gehört.“«

Dann wendet Jesus sich an alle: »Geht, geht! Fürchtet euch nicht. Es sind keine Landstreicher mehr hier, nurmehr erschütterte, weinende Männer! Wer weint, tut nichts Böses. Gebe Gott, daß sie bleiben, wie sie jetzt sind! Es wäre ihre Rettung!«

265 Die Ankunft in Bet-Ter

Die Apostelgruppe hat in ihrem Tier-Gefolge eine Veränderung erlebt. Anstelle des Widders sehe ich ein Schaf mit zwei Lämmlein. Das Schaf ist fett und hat ein volles Euter, die Lämmlein sind fröhlich wie zwei Büblein. Eine kleine Herde mit einem weniger magischen Aussehen als der tiefschwarze Widder; alle sind zufrieden.

»Ich hatte euch gesagt, daß eine Ziege komme, um aus Margziam einen kleinen, glücklichen Hirten zu machen. Anstelle der Ziege – da ihr Ziegen und Böcke nicht leiden könnt – sind nun die Schafe da. Sie sind weiß. Genauso, wie Petrus es gewünscht hat.«

»Aber gewiß! Mir schien immer, daß ich Beelzebul hinter mir herschleppe«, sagt Petrus.

»Tatsache ist, daß eigenartige Dinge sich ereignet haben, während das Tier mit uns war. Er war der Zauber, der uns verfolgte«, bestätigt Iskariot erregt.

»Ein guter Zauber also! Was ist uns Böses zugestoßen?« antwortet Johannes ruhig.

Alle erheben gleichzeitig die Stimme, um ihn zu tadeln wegen seiner Blindheit: »Aber hast du in Modein nicht gesehen, wie alle uns verspotteten?« »Und mir scheint, der Sturz meines Bruders zähle für dich nicht? Er hätte Schaden erleiden können. Wie hätten wir ihn weggetragen, wenn er sich die Beine oder das Rückgrat gebrochen hätte?« »Und die letzte Nacht ist dir wohl wie ein schönes Zwischenspiel vorgekommen?«

»Ich habe alles gesehen. Ich habe alles überlegt und den Herrn gepriesen, weil uns kein Unheil zugestoßen ist. Das Übel ist auf uns zugekommen, dann ist es geflüchtet, wie immer, und die Begegnung hat dazu gedient, Samen des Guten sowohl in Modein als auch bei den Winzern zu hinterlassen, die mit der Gewißheit zu Hilfe gekommen sind, wenigstens einen Verwundeten vorzufinden, und mit dem Bedauern, lieblos gewesen zu sein, so daß sie wiedergutmachen wollten. Und auch bei den Räubern in der vergangenen Nacht ist guter Same hinterlassen worden. Sie haben uns nichts Böses zugefügt, und Petrus hat die Lämmer im Tausch gegen den Widder und als Geschenk dafür, daß sie gerettet worden sind, erhalten. Die Armen haben nun genügend Geld durch die Börsen, die die Händler uns gegeben haben, und durch die Spenden der Frauen. Und was noch mehr Wert hat: alle haben das Wort Jesu aufgenommen.«

»Johannes hat recht«, sagen der Zelote und Judas Thaddäus. Dieser fügt hinzu: »Es scheint wirklich, daß alles eintrifft in klarer Vorausschau der kommenden Dinge. Aufgrund der durch meinen Sturz verursachten Verspätung sind wir mit den schmuckbehangenen Frauen, den Hirten mit der großen Herde und den Händlern, die im Geld ersticken, zusammengestoßen. Herrliche Beute für die Diebe! Bruder, sag mir, wußtest du, daß dies alles geschehen sollte?« fragt der Thaddäus den Meister.

»Ich habe euch schon oft gesagt, daß ich in den Herzen lese, und, wenn der Vater nichts anderes bestimmt, dann ist mir nicht unbekannt, was geschehen wird.«

»Aber warum machst du dann manchmal den Fehler, zu feindseligen Pharisäern oder in Städte mit feindseliger Bevölkerung zu gehen?« fragt Judas Iskariot.

Jesus schaut ihn fest an und sagt dann ruhig und langsam: »Das sind keine Fehler! Es sind notwendige Aufgaben meiner Sendung. Den Arzt haben die Kranken nötig und den Lehrer die Unwissenden. Sowohl die einen als auch die anderen weisen manchmal den Arzt oder den Lehrer zurück. Aber wenn es gute Ärzte oder gute Lehrer sind, gehen sie trotzdem zu jenen, die sie abgewiesen haben; es ist ihre Pflicht, sie aufzusuchen. Ich gehe. Ihr wollt, daß überall, wo ich mich zeige, jeder Widerstand falle. Ich könnte es machen. Aber ich zwingen niemanden. Ich überzeuge. Zwang soll nur in ganz besonderen Fällen angewandt werden, und nur, wenn der von Gott erleuchtete Geist versteht, daß es dazu dienen kann, zu überzeugen, daß Gott ist und daß er der Stärkere ist . . . oder in Fällen von vielfacher Rettung.«

»Wie gestern abend, nicht wahr?« fragt Petrus.

»Gestern abend hatten die Diebe Angst, als sie uns bereit sahen, sie zu empfangen«, sagt Iskariot mit sichtlicher Verachtung.

»Nein, sie sind durch Worte überzeugt worden«, sagt Thomas.

»Ja, ganz gewiß! Das sind wirklich zarte Seelen, die sich mit zwei Worten überzeugen lassen, auch wenn sie von Jesus kommen! Das weiß ich von damals, als ich mit der ganzen Familie und vielen anderen von Betsaida in der Schlucht von Adummim überfallen wurde!« entgegnet Philippus.

»Meister, sag einmal, seit gestern schon möchte ich dich fragen: „Sind es deine Worte oder dein Wille, die den Überfall verhindert haben?“« fragt Jakobus des Zebedäus.

Jesus lächelt und schweigt.

Matthäus antwortet: »Ich glaube, es ist sein Wille, der die Härte

dieser Herzen überwunden und sie förmlich gelähmt hat, damit Jesus zu ihnen reden und sie retten konnte.«

»Auch ich sage, daß es so ist. Aus diesem Grund ist er dort allein geblieben, um in den Wald hineinzusehen. Er hat sie mit seinem Blick unterworfen, mit seinem Vertrauen in sie und seiner unerschütterlichen Ruhe besiegt. Er hatte nicht einmal einen Stock!« sagt Andreas.

»Gut. Aber dies alles sagen wir. Es sind unsere Gedanken. Ich aber möchte es vom Meister hören«, sagt Petrus.

Es beginnt eine lebhafte Diskussion; Jesus läßt sie gewähren. Unter anderem wird gesagt, Jesus habe erklärt, er zwingt niemand, er habe auch diesen Räubern gegenüber keine Gewalt angewandt. Dies sagt Bartholomäus, während Iskariot, von Thomas unterstützt, behauptet, daß er nicht glaube, daß der Blick eines Menschen so viel vermöge. Matthäus entgegnet: »Das und noch mehr! Ich bin von seinem Blick bekehrt worden, noch bevor mich seine Worte berührt haben.« Die „Ja“ und die „Nein“ stehen sich hart gegenüber, da ein jeder an seiner Meinung festhält. Johannes schweigt wie Jesus und lächelt, das Haupt gesenkt, um sein Lächeln zu verbergen. Petrus geht aufs neue zum Angriff über, denn keine Meinung und Ansicht der Gefährten kann ihn überzeugen. Er denkt und sagt, daß der Blick Jesu verschieden ist von dem irgend eines anderen Menschen; er will wissen, ob dies so ist, weil er Jesus, der Messias, oder weil er immer Gott ist.

Jesus sagt: »In Wahrheit sage ich euch, daß nicht ich allein, sondern jeder, der mit Gott in Heiligkeit, Reinheit und tiefem Glauben vereinigt ist, dies und noch mehr tun kann. Der Blick eines Kindes, dessen Seele mit Gott vereinigt ist, kann heidnische Tempel zum Einsturz bringen, ohne die Kraft Simsons zu benötigen; kann mit Sanftmut wilden Tieren und wilden Menschen befehlen; kann den Tod abweisen und Krankheiten der Seele besiegen; wie das Wort eines Kindes, das mit Gott verbunden und Werkzeug des Herrn ist, auch Krankheiten heilen, Schlangen das Gift nehmen und jedes Wunder wirken kann. Denn Gott wirkt in ihm!«

»Ah, nun habe ich verstanden!« sagt Petrus. Er schaut, schaut, schaut Johannes an. Und er faßt dann das Ergebnis seiner Gedanken in die Worte zusammen: »Also, du, Meister, hast es gekonnt, weil du Gott bist und weil du als Mensch mit Gott vereinigt bist. Und so kann es geschehen, daß jemand dasselbe erreichen kann oder schon erreicht hat, weil er mit Gott vereint ist. Ich habe verstanden! Ich habe wirklich verstanden!«

»Aber du fragst nicht nach dem Schlüssel dieser Vereinigung und nach dem Geheimnis dieser Macht? Nicht alle Menschen erreichen sie, obwohl alle die gleichen Voraussetzungen haben.«

»Richtig! Wo ist der Schlüssel dieser Kraft, die einen mit Gott vereinigt und den Dingen befiehlt? Handelt es sich um ein Gebet oder geheime Worte?«

»Vor kurzem hat Judas des Simon den Widder zum Sündenbock für alle die Unannehmlichkeiten, die uns zugestoßen sind, gemacht. Die Tiere können nicht hexen. Befreit euch von diesem Aberglauben; er ist Götzendienst und kann Unglück verursachen. Da es keine Formeln gibt, um Hexereien zu vollbringen, so gibt es auch keine geheimen Worte, um Wunder zu wirken. Es gibt nur die Liebe. Wie ich schon gestern abend gesagt habe, besänftigt die Liebe die Grausamen und sättigt die Geizigen. Die Liebe: Gott! *Mit Gott in euch, ganz in Besitz genommen durch das Verdienst einer vollkommenen Liebe, wird das Auge zum Feuer, das jedes Götzenbild in Flammen aufgehen läßt und die Götzen zu Boden wirft, und das Wort wird Macht. Weiter: Das Auge wird zur Waffe, die entwaffnet.* Man kann Gott, der Liebe, nicht widerstehen. Nur der Dämon widersteht ihr, denn er ist der vollkommene Haß, und mit ihm widerstehen ihr seine Söhne. Die anderen, die Schwachen, die von einer Leidenschaft besessen sind, aber sich nicht freiwillig an den Dämon verkauft haben, widerstehen ihr nicht. Was auch ihre Religion oder ihre Glaubenslosigkeit sei, welches auch das Niveau ihrer geistigen Niedrigkeit sei, sie werden von der Liebe getroffen, welche die große Siegerin ist. Suche sie zu erreichen, und zwar bald, dann wirst du das tun können, was die Kinder Gottes und die Träger Gottes tun.«

Petrus und der Zelote wenden ihre Augen nicht von Johannes ab; auch die Söhne des Alphäus und Jakobus mit Andreas beginnen zu verstehen.

»Aber Herr«, sagt Jakobus des Zebedäus, »was ist mit meinem Bruder geschehen? Du sprichst von ihm. Ist er das Kind, das Wunder wirkt? Das hast du gemeint, nicht wahr?«

»Was er getan hat? Er hat ein Blatt im Buch des Lebens umgewendet und neue Geheimnisse kennengelernt. Sonst nichts! Er ist euch vorausgegangen, denn er hält sich nicht damit auf, jedes Hindernis zu bewerten, jede Schwierigkeit abzuwägen, jeden Nutzen zu berechnen. Er sieht die Erde nicht mehr. Er sieht das Licht und geht auf es zu, rastlos. Aber laßt ihn in Ruhe. Die Seelen, die mehr Feuer verbrauchen, kann man nicht stören in ihrem Brand, der erfreut und verzehrt. Man muß sie brennen lassen. Es ist für sie höchste Freude und höchste Belastung zugleich. Gott gibt ihnen auch Augenblicke der Nacht; denn er weiß, daß der Brand die Seelenblüte versengt, wenn sie einer andauernden Sonne ausgesetzt ist. Gott gewährt Schweigen und mystischen Tau den Seelenblüten wie den Blumen des Feldes. Laßt den Athleten der Liebe im Frieden, wenn ihn Gott ihm gewährt. Macht es den Sportlehrern nach, die ihren Schülern die nötige Ruhe gewähren. Wenn ihr erreicht, was er schon erreicht hat und noch weiter, denn weiter werdet ihr gehen wie er auch, dann versteht ihr das Bedürfnis nach Achtung, Schweigen und Schatten, das die Seelen empfinden, welche die Liebe zu ihrer Beute und zu ihrem Werkzeug gemacht hat. Denkt nicht: „Ich werde mich dann freuen, wenn es bekannt wird; Johannes ist töricht, denn die Seelen der Nächsten wie jene der Kinder wollen vom Wunderbaren ergriffen werden.“ Nein! Wenn ihr dort angekommen seid, habt ihr das gleiche Bedürfnis nach Schweigen und Verborgenheit, das Johannes jetzt hat. Und wenn ich nicht mehr unter euch bin, denkt daran, daß ihr zur Bemessung einer Bekehrung und der Macht der Heiligkeit immer die Demut als Maßstab nehmen müßt. Wenn in einem der Stolz anhält, dann laßt euch nicht täuschen und glaubt

nicht, daß er sich bekehrt hat. Wenn von einem gesagt wird, daß er ein „Heiliger“ sei, aber stolz ist, dann könnt ihr sicher sein, daß es sich nicht um einen Heiligen handelt. Er könnte wie ein Scharlatan scheinheilig den Heiligen spielen und Wunder vortäuschen; aber er ist kein Heiliger. Der Anschein ist Scheinheiligkeit, die Wunder sind Satanismus. Habt ihr verstanden?«

»Ja, Meister.« ... Sie schweigen alle nachdenklich. Aber wenn auch der Mund schweigt, so sind die Gedanken leicht in ihren Blicken und Gesichtsausdrücken zu lesen. Ein großes Verlangen nach Erkenntnis zittert wie aus ihnen strömender Äther um sie herum.

Der Zelote bemüht sich, die Gefährten zu zerstreuen, um Zeit zu gewinnen und mit jedem einzeln reden zu können. Bestimmt will er ihnen raten, vorläufig zu schweigen. Ich habe den Eindruck, daß der Zelote diese Aufgabe oft in der apostolischen Gruppe hat. Er ist der Mäßiger, der Versöhner, der Berater der Gefährten, und außerdem versteht er den Meister sehr gut. Nun sagt er: »Wir sind schon auf dem Besitztum Johannas. Das Dorf in der Mulde ist Bet-Ter. Der Palast auf dem Gipfel ist ihr Geburtsschloß. Spürt ihr den Duft? Es sind die Rosengärten, die in der Morgensonne zu duften beginnen. Am Abend ist es eine Fülle von Düften. Aber jetzt ist die Zeit, sie zu sehen. In der Kühle des Morgens sind sie noch mit Tau bedeckt, wie wenn Millionen von Diamanten in Millionen Blütenkelche, die sich gerade öffnen, geschüttet worden wären. Wenn die Sonne untergeht, werden die voll aufgeblühten Rosen gepflückt. Kommt! Ich will euch von einem Brunnen aus die Rosengärten zeigen, die vom Gipfel aus wie ein Wasserfall bis zum anderen Hügel hinfluten. Ein Wasserfall von Blumen, der dann wieder wie eine Welle nach oben zu den beiden anderen Hügeln steigt. Ein Amphitheater, ein Meer von Blumen! Herrlich! Die Straße ist steiler. Aber es ist der Mühe wert, sie zu gehen, denn von dieser Anhöhe überblickt man das ganze Paradies. So gelangen wir auch schneller zum Schloß. Johanna lebt hier frei inmitten ihrer Landarbeiter, die einzigen Wächter all

dieses Reichtums. Doch die Arbeiter lieben ihre Herrin, die aus diesen Tälern ein Eden der Schönheit und des Friedens macht, so sehr, daß sie mehr wert sind als alle Wachen des Herodes. Schau, Meister! Schaut, Freunde!« Er zeigt auf die im Halbkreis liegenden Hügel, die völlig mit Rosenpflanzen bewachsen sind.

Überall sieht das umherschweifende Auge unter sehr hohen Bäumen, die vor Hagelschlag, Winden und der stechenden Sonne schützen, auf den Terrassen Rosensträucher über Rosensträucher. Die Sonne umspielt sie und auch der Wind unter dem leuchtenden Dache, das abschirmt, aber nicht bedrückt, und sie werden von den Gärtnern in der nötigen Ordnung gehalten; unter bester Pflege gedeihen hier die schönsten Rosensträucher der Welt. Es sind Tausende und Abertausende von Rosen jeder Art: Zwergrosen, niedrige, hohe und langstielige. Wie mit Blumen bestickte Kissen liegen sie zu Füßen der Bäume auf dem grünen Rasen oder hängen in den Hecken längs der Wege; an den Ufern der Bäche, rings um die Bewässerungsbecken, die über diesen Park mit seinen Hügeln verstreut sind, ranken sie sich hoch und bilden über die Äste Bögen und Girlanden. Eine wirklich traumhafte Schönheit! Alle Größen und alle Schattierungen sind vorhanden und miteinander verflochten, die elfenbeinfarbene Teerse neben der blutroten Blütenkrone, während zahlenmäßig die eigentlichen Rosen in der Farbe einer Kinderwange, die an den Rändern mit Weiß und Rosa bekränzt sind, vorwiegen.

Alle sind beeindruckt von soviel Schönheit.

»Aber was macht Johanna denn mit diesem Riesengarten?« fragt Philippus.

»Sie erfreut sich daran«, antwortet Thomas.

»Nein! Sie gewinnt aus den Blüten duftende Öle und gibt somit Hunderten von Gartenarbeitern Arbeit. Die Römer sind begierig auf diese Öle. Jonatan sagte es mir und zeigte mir die Rechnungen der letzten Ernte. Aber hier ist Maria des Alphäus mit dem Kinde. Sie haben uns gesehen und rufen die anderen herbei . . . «

Tatsächlich kommt Johanna mit den beiden Marien, die von Mar-

giziam überholt werden, der mit den zur Umarmung geöffneten Armen auf Jesus und Petrus zueilt. Alle werfen sich vor Jesus nieder.

»Der Friede sei mit euch allen! Wo ist meine Mutter?«

»Zwischen den Rosensträuchern, mit Elisa. Oh, sie ist nun geheilt. Sie kann der Welt entgetreten und dir nachfolgen. Ich danke dir, daß du mich dazu verwendet hast.«

»Ich danke dir, Johanna. Siehst du, wie nötig es war, nach Judäa zu kommen? Margziam, hier sind Geschenke für dich! Diese hübsche Puppe und die schönen Lämmlein. Gefallen sie dir?«

Das Kind ist sprachlos vor Freude. Es hält sich an Jesus fest, der sich gebückt hat, um ihm die Puppe zu geben, und in dieser Haltung verblieben ist, um ihm ins Gesicht zu schauen; er umarmt und küßt ihn mit aller nur möglichen Herzlichkeit.

»So wirst du sanft wie die Schäflein, und später wirst du ein guter Hirte für die an Christus Glaubenden sein, nicht wahr?«

Margziam sagt: »Ja, ja, ja . . . « mit stockendem Atem und vor Freude glänzenden Augen.

»Nun geh zu Petrus, denn ich suche meine Mutter auf. Ich sehe einen Schleierzipfel längs der Rosenhecke daherkommen.«

Und Jesus eilt Maria entgegen und zieht sie an der Biegung des Weges an sein Herz. Nach dem ersten Kuß, noch ganz atemlos, erklärt Maria: »Dahinten kommt Elisa! Ich bin vorausgeeilt, um dich zu küssen; dich nicht zu küssen, Sohn, brächte ich nicht fertig; und dich vor ihren Augen küssen, das wollte ich nicht . . . Sie ist sehr verändert. Aber das Herz schmerzt immer noch bei den Freuden der anderen, die ihr immer versagt worden sind.«

Elisa macht rasch die letzten Schritte und kniet nieder, um das Gewand Jesu zu küssen. Sie ist nicht mehr die verzweifelte Frau von Bet-Zur, sondern eine ernste Greisin, vom Schmerz gezeichnet und eindrucksvoll durch die Spuren, die der Schmerz auf dem Antlitz und im Blick hinterlassen hat.

»Sei gebenedeit, mein Meister, jetzt und immer, da du mir das wiedergegeben hast, was ich verloren hatte.«

»Immer mehr Frieden für dich, Elisa! Ich freue mich, dich hier zu finden. Steh auf!«

»Auch ich freue mich. Ich habe dir viele Dinge zu berichten und dich vieles zu fragen, Herr.«

»Wir haben Zeit, denn ich werde hier einige Tage rasten. Komm, damit ich dich mit den Mitjüngern bekanntmachen kann.«

»Oh, so hast du also schon verstanden, was ich dir sagen wollte? Daß ich zu neuem Leben wiedergeboren werden möchte; mir wieder eine Familie schaffen möchte; die deine, die deiner Söhne, wie du gesagt hast, als du von Noomi gesprochen hast in meinem Haus zu Bet-Zur. Die neue Noomi bin ich durch deine Gnade, mein Herr; sei gepriesen! Ich bin nicht mehr verbittert und unglücklich. Ich werde wieder Mutter sein. Und, wenn Maria es erlaubt, auch ein wenig deine Mutter in der Schar der Jünger deiner Lehre.«

»So soll es sein! Maria ist nicht eifersüchtig, und ich werde dich so lieben, daß es dich nicht zu reuen braucht, gekommen zu sein. Wir wollen jetzt zu denen gehen, die dir sagen möchten, daß sie dich wie Brüder lieben.« Und Jesus nimmt Elisa bei der Hand und führt sie ihrer neuen Familie zu.

Die Reise in Erwartung des Pfingstfestes ist zu Ende.

266 Der Gelähmte am Teich von Betsaida

Jesus befindet sich in Jerusalem, genauer gesagt in der Umgebung der Burg Antonia. Bei ihm sind alle Apostel mit Ausnahme von Judas Iskariot. Eine große Menschenmenge bewegt sich eilenden Schrittes zum Tempel. Alle sind festlich gekleidet, die Apostel wie die anderen Pilger, und ich nehme an, daß gerade das Pfingstfest gefeiert wird. Viele Bettler mischen sich unter das Volk mit ihrem mitleidheischenden Gejammer! Sie sind auf dem Weg zu den besten Plätzen, d. h. zu den Toren des Tempels und den Wegkreuzungen, an denen die Leute vorbei müssen. Jesus geht, Almosen austeilend, an ihnen vorüber, während sie ihm all ihr Elend aufzählen und be-

schreiben. Ich habe den Eindruck, daß Jesus bereits im Tempel gewesen ist; denn ich höre die Apostel über Gamaliel reden, der tat, als ob er Jesus nicht sähe, obwohl sein Schüler Stephanus ihn auf seine Ankunft aufmerksam gemacht hat.

Ich vernehme auch, wie Bartholomäus seine Gefährten fragt: »Was hat der Schriftgelehrte wohl mit dem Satz gemeint: „Eine Hammelherde für einen billigen Schlachthof?“«

»Er wird von einem seiner Geschäfte gesprochen haben«, antwortet Thomas.

»O nein, er meinte uns damit. Ich habe es wohl gemerkt. Denn der folgende Satz bestätigt den Sinn des ersten: „Bald wird auch er als Lamm zur Schur und zur Schlachtbank geführt werden.“«

»Ja, auch ich habe es gehört«, bestätigt Andreas.

»Stimmt! Ich hätte große Lust, zurückzukehren und den Begleiter des Schriftgelehrten zu fragen, was er von Judas des Simon weiß«, sagt Petrus.

»Was wird er schon wissen! Judas ist diesmal nicht dabei, weil er tatsächlich krank ist. Wir wissen es. Vielleicht hat ihn die Reise wirklich zu sehr angestrengt. Wir sind kräftiger. Er hat immer ein bequemes Leben geführt und wird schnell müde«, meint Jakobus des Alphäus.

»Ja, wir wissen es; aber der Schriftgelehrte hat auch gesagt: „Es fehlt das Chamäleon der Gruppe.“ Ist das Chamäleon nicht das Tier, das seine Farbe wechseln kann, sooft es will?« fragt Petrus.

»Ja, Simon. Aber sie haben sicher damit gemeint, daß er immer neue Kleider trägt. Er hält etwas darauf, er ist noch jung. Man muß Mitleid mit ihm haben ... « beruhigt ihn der Zelote.

»Auch das stimmt. Jedoch! ... Welch eigenartige Bemerkungen!« schließt Petrus.

»Er glaubt immer, er sei bedroht«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Auch wir glauben immer, bedroht zu sein, und sehen Gefahren, wo keine sind!« bemerkt Judas Thaddäus.

»Und wir sehen Fehler, wo keine sind«, schließt Thomas.

»Ach ja, mißtrauisch zu sein, ist schlimm ... Wer weiß, wie es Judas heute geht? Er wird sich wie im Paradies vorkommen, bei diesen Engeln ... Um diese Wonne genießen zu können, möchte auch ich beinahe krank sein!« sagt Petrus, und Bartholomäus antwortet: »Hoffen wir, daß er bald wieder gesund wird. Wir müssen wirklich bald ans Ziel unserer Reise kommen, denn die Hitze beginnt drückend zu werden.«

»Oh, an Pflege wird es ihm nicht fehlen, und außerdem denkt ja auch der Meister an ihn, wenn etwas geschähe«, versichert Andreas.

»Er hatte hohes Fieber, als wir ihn verlassen haben. Ich weiß nicht, wie er es bekommen hat ... « sagt Jakobus des Zebedäus, und Matthäus fügt hinzu: »Wie man eben Fieber bekommt! Es mußte wohl kommen. Aber es wird nichts passieren. Der Meister hat keinerlei Bedenken. Wenn er etwas Schlimmes vermutete, hätte er das Schloß Johannas nicht verlassen.«

Jesus ist tatsächlich unbesorgt. Er unterhält sich mit Margziam und Johannes, während er vorausgeht und Almosen verteilt. Gewiß erklärt er dem Knaben viele Dinge, denn ich sehe, wie er auf dieses und jenes hinweist. Er geht dem Ende der Tempelmauer zu, zur Nord-Ost-Ecke. Dort sind viele Menschen, die sich zu einem von mehreren Säulen umgebenen Platz begeben. Dieser Platz befindet sich vor einem Tor, das ich „Herdentor“ nennen höre.

»Hier ist der Teich der Prüfung: der Teich von Betsaida. Nun schau gut auf das Wasser. Siehst du, es liegt jetzt völlig still. Bald wird es steigen bis oben zum noch feuchten Rand. Siehst du? Dann steigt der Engel des Herrn herab, das Wasser spürt es und verehrt ihn, wie es kann. Er bringt dem Wasser den Befehl, den zu heilen, der bereit ist, darin unterzutauchen. Siehst du die vielen Menschen? Aber viele sind nicht genügend aufmerksam und sehen die erste Bewegung des Wassers nicht; oder aber die Stärkeren stoßen in liebloser Weise die Schwächeren zurück. Man darf sich von den Zeichen Gottes nicht ablenken lassen. Man muß die Seele immer wachsam halten, denn man weiß nie, wenn Gott sich zeigt oder seinen Engel schickt. Und

man darf nie selbstüchtig sein, nicht einmal, um der Gesundheit willen. Oft geschieht es, daß diese Unglücklichen darüber streiten, wer das Wasser zuerst berühren darf oder wer es am nötigsten hat; so bringen sie sich um die Wohltat der Ankunft des Engels«, erklärt Jesus geduldig dem kleinen Margziam, der ihn mit weitgeöffneten Augen aufmerksam anschaut und zugleich auch das Wasser im Auge behält.

»Kann man den Engel sehen? Das würde mir gefallen.«

»Levi, der Hirte, der in deinem Alter ist, sieht ihn. Paß auch du gut auf und sei bereit, ihn zu preisen!«

Der Knabe läßt sich nun von nichts mehr ablenken. Seine Augen blicken bald auf das Wasser, bald über das Wasser; anderes sieht und hört er nicht mehr.

Indessen betrachtet Jesus das kleine Volk der Kranken, Blinden, Krüppel und Gelähmten, die warten.

Auch die Apostel schauen aufmerksam zu. Die Sonne spielt mit ihrem Licht auf dem Wasser und bemächtigt sich als Königin auch der fünf Säulengänge, welche die Becken umgeben.

»Schau da, schau!« jubelt Margziam. »Das Wasser steigt, es bewegt sich, es funkelt! Was für ein Licht! Der Engel!« . . . und das Kind wirft sich auf die Knie.

Tatsächlich kommt Bewegung in das Wasser im Becken, das wie ein Spiegel in der Sonne gleißt und nun plötzlich anschwillt und bis zum Beckenrand ansteigt. Für einen Augenblick ein blendender Glanz! Ein Lahmer ist bereit, sich ins Wasser zu tauchen; gleich darauf steigt er wieder heraus, und das Bein, das durch eine große Narbe verunstaltet war, ist völlig geheilt. Die anderen beklagen sich und streiten mit dem Geheilten und werfen ihm vor, daß er nicht arbeitsunfähig war, wie sie es sind. Der Streit dauert an.

Jesus sieht sich um und erblickt einen Gelähmten, der auf seiner Bahre leise vor sich hinweint. Er nähert sich ihm, beugt sich über ihn und fragt: »Du weinst?«

»Ja. Niemand denkt an mich. Ich bin immer hier. Alle werden

geheilt, ich nie. Schon achtunddreißig Jahre liege ich auf dem Rücken. Ich habe meine ganze Habe aufgezehrt; meine Angehörigen sind gestorben, und nun bin ich bei einem entfernten Verwandten, der mich morgens hierher bringt und am Abend wieder abholt ... Ich bin für ihn eine große Belastung! Oh, ich möchte sterben!«

»Verliere nur nicht den Mut. Du hast viel Geduld und Glauben bewiesen, Gott wird dich erhören!«

»Ich hoffe es ... Aber es kommen Augenblicke der Trostlosigkeit. Du bist gut, aber die anderen ... Wer geheilt ist, sollte sich Gott dankbar erweisen, hierbleiben, um den armen Brüdern zu helfen.«

»Das sollte er wirklich tun. Doch habe deswegen keinen Groll in deinem Herzen. Sie denken nicht daran. Es ist keine Bosheit ihrerseits. Die Freude, geheilt zu sein, macht sie zu Egoisten. Verzeih ihnen ... «

»Du bist gut. Du würdest nicht so handeln. Ich gebe mir Mühe, mich auf den Händen hinzuschleppen, wenn das Wasser aufwallt; doch es kommt mir immer ein anderer zuvor; am Rand kann ich mich nicht aufhalten, ich würde niedergetrampelt werden. Aber selbst wenn ich mich dort aufhalten würde, wer würde mich ins Wasser tauchen? Wenn ich dich früher gesehen hätte, hätte ich dich darum gebeten ... «

»Willst du wirklich geheilt werden? Dann erhebe dich! Nimm dein Bett und gehe!« Jesus hat sich erhoben, um diesen Befehl zu erteilen, und es scheint, als habe er auch den Gelähmten erhoben; denn dieser stellt sich auf seine Füße und macht ein, zwei, drei Schritte – er kann es kaum fassen – hinter Jesus her, der sich entfernt; und da er nun gewahr wird, daß er wirklich gehen kann, stößt er einen Schrei aus, so daß sich alle umwenden.

»Aber wer bist du? Im Namen Gottes, sage es mir! Bist du vielleicht der Engel des Herrn?«

»Ich bin mehr als ein Engel. Mein Name ist „Erbarmen“. Geh im Frieden!«

Alle drängen sich herbei. Sie wollen sehen. Sie wollen reden. Sie

wollen geheilt werden. Aber da kommen schon die Tempelwachen herbei, die anscheinend auch den Teich überwachen, und stoßen die schreiende Menge unter Drohungen zurück.

Der Gelähmte nimmt sein Bett: zwei Stangen auf zwei Paar kleinen Rädern und ein zerrissenes Tuch, das auf die Stangen genagelt ist; er geht glücklich davon und ruft Jesus zu: »Ich werde dich wiederfinden! Ich werde dein Gesicht und deinen Namen nicht vergessen.«

Jesus ist unter die Menge getreten; er geht in entgegengesetzter Richtung der Stadtmauer zu. Aber er hat die letzte Säulenhalle noch nicht verlassen, da hält ihn auch schon eine Gruppe von Juden der übelsten Klasse, wie von einer wilden Furie gepeitscht, an, alle vereint im Verlangen, Jesus Unverschämtheiten zu sagen. Sie suchen, sie schauen umher, sie forschen. Aber es gelingt ihnen nicht, zu erfahren, was vorgefallen ist, und Jesus geht weg, während die Juden, enttäuscht, sich auf einen Hinweis der Wächter auf den armen, glücklichen Geheilten stürzen und ihm vorwerfen: »Warum trägst du das Bett? Es ist Sabbat! Das ist dir nicht erlaubt!«

Der Mann schaut sie an und sagt: »Ich verstehe euch nicht. Ich weiß nur, daß er, der mich geheilt hat, sagte: „Nimm dein Bett und wandle.“ Das weiß ich!«

»Es war sicher ein Dämon, der dir befohlen hat, den Sabbat zu entheiligen. Wie sah er aus? Wer war es? Ein Jude? Ein Galiläer? Ein Proselyt?«

»Ich weiß es nicht. Er war hier. Er sah mich weinen und kam zu mir. Er sprach mit mir. Er heilte mich. Er ging mit einem Kind an der Hand weg. Ich glaube, es war sein Sohn; denn er ist alt genug, um einen Sohn jenes Alters zu haben.«

»Ein Kind? So war er es nicht! ... Wie war sein Name? Hast du ihn nicht gefragt? Lüge nicht!«

»Er hat mir gesagt, daß er „Erbarmen“ heißt.«

»Du Dummkopf! Das ist doch kein Name!«

Der Mann hebt die Schultern und geht fort.

Die anderen sagen: »Er war es ganz bestimmt. Die Schriftgelehrten Hananias und Zachäus sahen ihn im Tempel.«

»Aber er hat doch keine Kinder!«

»Und doch ist er es. Er war mit seinen Jüngern da.«

»Aber Judas war nicht dabei, den kennen wir gut! Die anderen . . . sie können allerlei Volk sein.«

»Nein, sie gehören zu ihm!«

Der Wortstreit geht weiter, während die Säulenhallen sich wieder mit Kranken anfüllen . . .

Jesus kehrt von einer anderen Seite in den Tempel zurück. Von der Westseite her, die besonders mit der Stadt verbunden ist. Die Apostel folgen ihm. Jesus blickt umher und sieht schließlich das, was er sucht: Jonatan, der ihn ebenfalls sucht.

»Es geht ihm besser, Meister. Das Fieber sinkt. Deine Mutter sagt, daß sie hofft, bis zum kommenden Sabbat kommen zu können.«

»Danke Jonatan. Du bist pünktlich gewesen.«

»Nicht sehr. Maximinus des Lazarus hat mich aufgehalten. Er ist auf der Suche nach dir. Er ist zur Säulenhalle Salomons gegangen.«

»Ich werde ihn einholen. Der Friede sei mit dir, und bringe meinen Frieden der Mutter und den frommen Frauen, und auch Judas.«

Jesus geht eilends zur Säulenhalle Salomons, wo er tatsächlich Maximinus vorfindet.

»Lazarus hat erfahren, daß du hier bist. Er möchte dich sehen, um dir etwas Wichtiges mitzuteilen. Wirst du kommen?«

»Ohne Zweifel. Und zwar sehr bald. Du kannst ihm sagen, daß er mich in dieser Woche erwarten kann.«

Maximinus geht, nachdem sie noch einige Worte gewechselt haben.

»Beten wir noch etwas, da wir bis hierher zurückgekommen sind«, sagt Jesus und geht auf den Vorhof der Hebräer zu.

Dort aber begegnet er dem geheilten Gelähmten, der dem Herrn im Tempel gedankt hat. Der Geheilte entdeckt Jesus in der Menge, begrüßt ihn freudig und erzählt, was ihm nach seinem Weggehen

zustieß. Er schließt mit den Worten: »Einer, der sehr erstaunt über meine Heilung war, hat mir gesagt, wer du bist. Du bist der Messias. Ist das wahr?«

»Ich bin es! Aber auch, wenn du durch das Wasser oder eine andere Macht geheilt worden wärest, hättest du immer dieselbe Verpflichtung Gott gegenüber gehabt: jene, die Gesundheit zu guten Werken benützen. Du bist nun geheilt. Kehre daher mit guten Vorsätzen zu den täglichen Pflichten zurück. Und sündige nicht mehr, damit Gott dich nicht noch einmal strafen muß.

Geh in Frieden!«

»Ich bin alt ... ich kann nichts ... Aber ich möchte dir folgen, um dir zu dienen und um zu lernen. Willst du mich?«

»Ich weise niemand ab. Überlege es dir jedoch, bevor du kommst. Und wenn du dich entschlossen hast, dann komm!«

»Wohin? Ich weiß nicht, wohin du gehst ... «

»Durch die Welt. Überall wirst du Jünger finden, die dich zu mir führen. Der Herr erleuchte dich zu deinem Wohl!«

Jesus geht an seinen Platz und betet ...

Ich weiß nicht, ob der Geheilte spontan zu den Juden tritt oder ob diese, auf der Lauer, ihn anhalten, um zu erfahren, ob der Mann, mit dem er soeben gesprochen hat, ihn auch auf wunderbare Weise heilte. Ich weiß nur, daß er sich mit den Juden unterhält und dann weitergeht, während sie sich zur Treppe begeben, die Jesus hinabsteigen muß, um zu den anderen Höfen und zum Ausgang des Tempels zu gelangen.

Als Jesus kommt, sagen sie zu ihm, ohne ihn zu grüßen: »Du fährst also fort, den Sabbat zu schänden nach all den Rügen, die dir schon erteilt worden sind! Und dann verlangst du noch, daß man dich als einen Gesandten Gottes achtet?«

»Als Gesandten? Noch viel mehr: als Sohn Gottes; denn Gott ist mein Vater. Wenn ihr mich nicht achten wollt, dann laßt es eben bleiben. Aber ich werde deswegen nicht aufhören, meine Mission auszuüben. Gott hört keinen Augenblick auf, tätig zu sein. Auch

jetzt ist mein Vater tätig, und ich bin ebenfalls tätig; denn ein guter Sohn tut, was sein Vater tut, und ich bin gekommen, um auf Erden zu wirken.«

Das Volk hat sich angesammelt, um den Disput mitanzuhören. Es sind Leute darunter, die Jesus kennen, andere, die von ihm Wohltaten empfangen haben, und wieder andere, die ihn zum erstenmal sehen; einige lieben ihn, andere hassen ihn, die meisten sind unschlüssig. Die Apostel umringen den Meister. Margziam hat Angst, und sein Gesichtsausdruck verrät, daß er den Tränen nahe ist.

Die Juden, Schriftgelehrten, Pharisäer und Sadduzäer schreien laut und verärgert: »Du wagst es? Oh, du nennst dich Sohn Gottes? Sakrileg! Gott ist, der da ist, und er hat keinen Sohn! Ruft doch Gamaliël und holt Zadok! Versammelt die Rabbis, damit sie hören und widerlegen.«

»Regt euch nicht auf! Ruft sie, und sie werden euch sagen, ob es wahr ist, daß Gott der Eine und Dreieinige ist: Vater, Sohn und Heiliger Geist, und daß das Wort, also der Sohn des Gedankens, gekommen ist, wie es prophezeit ist, um Israel und die Welt von den Sünden zu erlösen. Das Wort bin ich! Ich bin der verheißene Messias! Es ist daher keine Gotteslästerung, wenn ich den Vater meinen Vater nenne. Ihr seid beunruhigt, weil ich Wunder wirke; weil ich dadurch die Menge an mich ziehe und sie überzeuge. Ihr klagt mich an, ein Dämon zu sein, weil ich Wunder wirke. Aber Beelzebul ist schon seit Jahrhunderten auf der Welt, und wahrlich, es fehlt ihm nicht an Anbetern . . . Warum tut er denn nicht, was ich tue?«

Das Volk flüstert: »Das stimmt! Das ist wahr! Niemand tut, was er tut.«

Jesus fährt fort: »Ich sage euch: es kommt daher, daß ich weiß, was er nicht weiß, und kann, was er nicht kann. Wenn ich die Werke Gottes vollbringe, dann deshalb, weil ich sein Sohn bin. Niemand kann etwas tun, was er nicht vorher einen anderen hat tun sehen. Ich, der Sohn, tue nur das, was ich den Vater habe tun sehen, da ich von Ewigkeit zu Ewigkeit eins mit ihm bin, und weder im Wesen

noch im Wirken verschieden von ihm bin. Alle Dinge, die der Vater tut, vollbringe auch ich, da ich sein Sohn bin. Weder Beelzebul noch andere können das tun, was ich tue, weil weder Beelzebul noch die anderen das wissen, was ich weiß. Der Vater liebt mich, seinen Sohn, und er liebt mich ohne Maß, wie auch ich ihn liebe. Deshalb zeigt er mir immer alles, was er tut, damit ich das tue, was er tut: Ich auf der Erde in dieser Zeit der Gnade, er im Himmel seit den Zeiten, als es die Erde noch nicht gab. Und er wird mir immer noch größere Werke zeigen, die ich vollbringen soll, damit ihr euch darüber wundert.

Sein Gedanke ist unerschöpflich im Ausdenken. Ich ahme ihn nach, da ich unerschöpflich bin in der Erfüllung dessen, was der Vater denkt und in Gedanken wünscht. Ihr wißt noch nicht, was die unerschöpfliche Liebe alles vermag. Wir sind die Liebe. Und es gibt keine Begrenzung für uns, und es gibt nichts, was nicht angewendet werden könnte auf die drei Grade des Menschen: den niedrigen, den höheren und den geistigen. Und wahrlich, so wie der Vater die Toten erweckt und ihnen das Leben wiedergibt, so kann auch ich, der Sohn, das Leben denen geben, die ich erwecken will. Mehr noch, durch die unendliche Liebe des Vaters für den Sohn ist es mir erlaubt, nicht nur dem niederen, sondern auch dem höheren Grad das Leben wiederzugeben, durch die Befreiung des Gedankens und des Herzens des Menschen von den Irrtümern seines Verstandes und den bösen Leidenschaften; und was den geistigen Teil betrifft, so kann ich die Befreiung von den Sünden bewirken, denn der Vater verurteilt niemanden, sondern hat das Gericht dem Sohne übergeben, da der Sohn es ist, der durch sein eigenes Opfer die Menschheit erkauft, um sie zu erlösen; und das tut der Vater aus Gerechtigkeit, denn es ist nur gerecht, dem zu geben, der mit eigener Münze zahlt, und damit alle den Sohn ehren, wie sie bereits den Vater ehren.

Wißt also, wenn ihr den Vater vom Sohn trennt oder den Sohn vom Vater und euch der Liebe nicht erinnert, dann liebt ihr Gott nicht, wie es ihm gebührt: mit Wahrheit und Weisheit; sondern ihr verfallt der Irrlehre, sofern ihr nur einem allein die Ehre gebt, wäh-

rend sie eine wunderbare Dreifaltigkeit bilden. Wer den Sohn nicht ehrt, ist wie einer, der den Vater nicht ehrt: denn der Vater, Gott, nimmt es nicht hin, daß nur ein Teil von ihm angebetet wird. Er will in seiner Ganzheit angebetet werden. Wer den Sohn nicht ehrt, ehrt den Vater nicht, der ihn als seinen vollkommenen Gedanken der Liebe gesandt hat. Er leugnet daher, daß Gott seine Werke recht zu machen weiß.

In Wahrheit sage ich euch: wer mein Wort hört und an den glaubt, der mich gesandt hat, der wird das ewige Leben haben und nicht verdammt werden, sondern vom Tod zum Leben übergehen; denn an Gott glauben und mein Wort annehmen bedeutet, in sich das Leben aufnehmen, das nicht stirbt.

Die Stunde ist im Kommen, für viele ist sie bereits gekommen, in der die Toten die Stimme des Sohnes Gottes hören, und wer sie im Grunde des Herzens als Lebensspenderin vernommen hat, der wird leben.

Was sagst du, Schriftgelehrter?«

»Ich sage, daß die Toten nichts mehr hören und daß du von Sinnen bist.«

»Der Himmel wird dich überzeugen, daß es nicht so ist und daß dein Wissen nichts ist im Vergleich zum Wissen Gottes. Ihr habt die übernatürlichen Dinge so sehr vermenschlicht, daß ihr den Worten keine andere Bedeutung mehr gebt als eine unmittelbare und irdische. Ihr habt die Haggada gelehrt, auf bestimmte Formeln festgelegt, und zwar eure eigenen, ohne euch zu bemühen, die Allegorien in ihrer Wahrheit zu erfassen; und jetzt, da euch der Druck der Menschlichkeit, die über den Geist triumphiert, ermüdet hat, glaubt ihr das nicht mehr, was ihr selbst lehrt. Und das ist der Grund, weshalb ihr nicht mehr gegen die finsternen Mächte ankämpfen könnt.

Der Tod, von dem ich spreche, ist nicht der Tod des Fleisches, sondern der des Geistes. Es werden jene kommen, die mit den Ohren mein Wort hören und es in ihr Herz aufnehmen und in die Tat umsetzen. Diese werden, auch wenn sie geistig tot sind, zum Leben

erweckt; denn mein Wort ist Leben, das vergeistigt. Und ich kann es geben, wem ich will, denn in mir ist die Fülle des Lebens, und wie der Vater in sich das vollkommene Leben hat, so hat auch der Sohn das Leben vom Vater in sich selbst, das vollkommene, vollständige, ewige, unerschöpfliche und übertragbare Leben. Und mit dem Leben hat mir der Vater die Gewalt gegeben zu richten; denn der Sohn des Vaters ist der Menschensohn, und er kann und muß den Menschen richten.

Wundert euch nicht über diese erste, geistige Auferstehung, die ich mit meinem Wort bewirke. Ihr werdet noch viel größere Dinge sehen, größer für eure schwerfälligen Sinne, denn in Wahrheit sage ich euch, es gibt nichts Größeres als die unsichtbare, doch wirkliche Auferstehung eines Geistes. Bald kommt die Stunde, daß die Gräber von der Stimme des Gottessohnes durchdrungen werden, und alle, die in den Gräbern sind, werden sie hören. Und die Gutes getan haben, werden hervorgehen zur Auferstehung des ewigen Lebens, und die Böses getan haben, zur Auferstehung der ewigen Verdammung.

Ich will damit nicht sagen, daß ich es aus mir selbst und durch meinen eigenen Willen tue: ich handle durch den Willen meines Vaters, der mit dem meinigen vereinigt ist. Ich spreche und urteile gemäß dem, was ich höre, und mein Urteil ist richtig, weil ich nicht meinen Willen suche, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat.

Ich bin nicht vom Vater getrennt. Ich bin in ihm, und er ist in mir, und ich kenne seine Gedanken und setze sie in Wort und Tat um.

Was ich da sage, um für mich Zeugnis abzulegen, kann für euren ungläubigen Geist unannehmbar sein, der in mir nichts anderes sehen will als einen Menschen, der euch allen gleich ist. Noch einen anderen gibt es, der für mich Zeugnis ablegt und von dem ihr sagt, daß ihr ihn als großen Propheten verehrt. Ich weiß, daß sein Zeugnis wahr ist. Aber ihr, die ihr sagt, daß ihr ihn verehrt, nehmt das Zeugnis nicht an, weil es euch nicht gefällt und ihr mir feindlich gesinnt seid. Ihr nehmt das Zeugnis des gerechten Mannes, des letzten

Propheten Israels, nicht an, in allem, was euch nicht gefällt, und ihr sagt, auch er sei nur ein gewöhnlicher Mensch und könne irren.

Ihr habt Johannes fragen lassen in der Hoffnung, daß er, was mich betrifft, nach euren Gedanken antworten werde. Aber Johannes hat ein der Wahrheit entsprechendes Zeugnis abgelegt, und ihr habt es nicht angenommen. Denn der Prophet sagt, daß Jesus von Nazaret der Sohn Gottes ist; ihr aber sagt – doch nur im Herzen, denn ihr fürchtet die Menschen – daß der Prophet ein Wahnsinniger ist, wie es auch Christus ist. Ich selbst jedoch erhalte kein Zeugnis vom Menschen, auch wenn es sich um den Heiligsten von Israel handelt; ich sage euch: er war die brennende und leuchtende Lampe, ihr aber habt nur für kurze Zeit ihr Licht genutzt. Als dieses Licht sich über mich verbreitet hat, um euch Christus erkennen zu lassen als das, was er ist, da habt ihr die Leuchte unter den Scheffel gestellt. Vorher habt ihr schon zwischen euch und dem Licht eine Mauer errichtet, um im Schein des Lichtes nicht den Gesalbten des Herrn erkennen zu müssen.

Ich bin Johannes für sein Zeugnis dankbar, und auch der Vater ist ihm dafür dankbar. Und Johannes wird großen Lohn für dieses sein Zeugnis erhalten. Er wird daher im Himmel leuchten. Als die erste Sonne wird er strahlen, strahlen wie alle, die der Wahrheit treu und hungrig nach der Gerechtigkeit gewesen sind. Aber ich habe noch ein größeres Zeugnis als das des Johannes, und das ist das Zeugnis meiner Werke. Denn die Werke, die der Vater mir zu erfüllen aufgetragen hat, verrichte ich, und diese bezeugen, daß der Vater mich gesandt und mir jede Macht gegeben hat. Und so ist es der Vater selbst, der mich gesandt hat, der zu meinen Gunsten Zeugnis ablegt.

Ihr habt seine Stimme nie vernommen noch sein Antlitz geschaut. Aber ich habe ihn gesehen und sehe ihn immer. Ich habe ihn gehört und höre ihn. In euch wohnt nicht sein Wort, weil ihr nicht an ihn glaubt, der mich gesandt hat.

Ihr forscht in der Schrift, weil ihr glaubt, durch ihre Kenntnis das

ewige Leben erwerben zu können. Und ihr seht nicht, daß gerade die Schriften es sind, die von mir sprechen. Und warum wollt ihr immer noch nicht zu mir kommen, um das Leben zu besitzen? Ich sage es euch: wenn ihr etwas findet, das euren verknöcherten Ideen widerspricht, weist ihr es zurück. Es fehlt euch die Demut! Ihr bringt es nicht über euch, zu sagen: „Ich habe gefehlt; dieser oder dieses Buch sagen die Wahrheit, und ich bin im Irrtum.“ So habt ihr es mit Johannes getan, so mit den Schriften, so mit dem Wort, das zu euch spricht. Ihr könnt nicht mehr sehen und verstehen, weil ihr in eurem Hochmut eingehüllt und von euren eigenen Stimmen besessen seid.

Glaubt ihr, daß ich so zu euch spreche, weil ich von euch verherrlicht werden möchte? Nein, wißt, ich suche und nehme kein Lob von den Menschen an. Was ich suche und will, ist euer ewiges Heil. Das ist die Ehre, die ich suche. Mein Ruhm als Erlöser kann kein anderer sein, als Erlöste zu haben, und ich werde um so größer sein, je mehr Erlöste ich habe. Das ist die Ehre, die mir gegeben werden muß von den geretteten Seelen und vom Vater und vom Heiligen Geist. Aber ihr werdet nicht gerettet werden. Ich habe euch erkannt, wie ihr wirklich seid. Ihr habt keine Gottesliebe in euch. Ihr seid ohne Liebe. Und deswegen gelangt ihr nicht zur Liebe, die zu euch spricht, und deswegen geht ihr nicht ins Reich der Liebe ein. Dort seid ihr unbekannt. Der Vater kennt euch nicht, weil ihr mich nicht anerkennt, der ich im Vater bin. Ihr wollt mich nicht erkennen.

Ich bin im Namen meines Vaters gekommen, und ihr habt mich nicht aufgenommen, während ihr bereit seid, einen jeden aufzunehmen, der im eigenen Namen kommt, vorausgesetzt, daß er euch nach dem Mund redet. Ihr sagt, daß in euren Seelen der Glaube zuhause ist. Nein, das ist nicht wahr. Wie könnt ihr glauben, ihr, die ihr um irdische Ehre bittet und nicht den Ruhm des Himmels sucht, der von Gott allein ausgeht? Den Ruhm, der die Wahrheit ist und nicht ein Interessenspiel, das nicht über die weltlichen Dinge hinausgeht und nur der lasterhaften Menschlichkeit der entarteten Söhne Adams schmeichelt.

Ich werde euch beim Vater nicht anklagen. Denkt so etwas nie! Es ist schon einer da, der euch anklagt. Es ist Mose, auf den ihr hofft. Er wird euch vorwerfen, daß ihr nicht an ihn glaubt, weil ihr nicht an mich glaubt; denn er hat von mir gesprochen, und ihr erkennt mich nicht an dem, was er schriftlich hinterlassen hat. Ihr glaubt nicht an die Worte von Mose, der doch jener Große ist, bei dem ihr schwört! Wie könnt ihr an die Worte des Menschensohnes glauben, der für euch ein Gotteslästerer ist? Menschlich gesprochen ist das logisch. Aber hier befinden wir uns auf dem Gebiet des Geistes, und eure Seelen sind im Widerspruch zu ihm. Gott beobachtet sie im Licht meiner Werke, und er vergleicht eure Handlungen mit dem, was ich euch zu lehren gekommen bin. Und Gott richtet euch.

Ich gehe jetzt. Lange Zeit werdet ihr mich nicht wiedersehen. Wißt, daß dies kein Sieg ist, sondern eine Strafe. Gehen wir!«

Und Jesus durchschreitet die Menge, die teils verstummt ist, teils aus Furcht vor den Pharisäern beifällig flüstert, und entfernt sich.

267 In Betanien • »Meister, Maria hat Marta gerufen«

Jesus geht an einem wunderschönen Sommermorgen in Begleitung des Zeloten in den Garten des Lazarus. Die Morgenröte ist noch nicht erloschen und daher ist alles noch frisch und strahlend.

Der Gartendiener eilt herbei, um den Meister zu empfangen, weist auf den Zipfel eines weißen Gewandes hin, das hinter einer Hecke verschwindet, und sagt: »Lazarus geht mit Schriftrollen zur Jasminlaube, um zu lesen. Ich rufe ihn sofort.«

»Nein, ich gehe selbst zu ihm! Ganz allein.«

Und Jesus folgt behende einem Pfad, der von blühenden Hecken eingesäumt ist. Das Gras am Wegrand dämpft das Geräusch der Schritte, und Jesus sucht gerade auf diesem zu gehen, um Lazarus zu überraschen.

Das gelingt ihm auch. Lazarus steht aufrecht da, die Schriftrollen auf einem Marmortisch ausgebreitet, und betet mit lauter Stimme:

»Enttäusche mich nicht, o Herr. Laß sie wachsen, diese Hoffnung, die in meinem Herzen entsprungen ist. Gewähre mir, um was ich dich unter Tränen zeh- und hundertmal gebeten habe. Das, um das ich dich auch mit meinen Handlungen, meinem Verzeihen und meinem ganzen Ich gebeten habe! Gib es mir und nimm mein Leben dafür! Gib es mir im Namen deines Jesu, der mir den Frieden versprochen hat. Kann er je die Unwahrheit sagen? Soll ich annehmen, daß sein Versprechen nur leeres Wort war? Ist denn seine Macht geringer als der Sündenabgrund meiner Schwester? Sage es mir, Herr, und ich werde mich um deiner Liebe willen damit abfinden . . . «

»Ja, ich sage es dir!« sagt Jesus.

Lazarus wendet sich mit einem Ruck um und ruft: »Oh, mein Herr! Aber wann bist du gekommen?« Dann beugt er sich nieder, um das Gewand Jesu zu küssen.

»Vor einigen Minuten.«

»Allein?«

»Mit Simon dem Zeloten. Aber hierher, wo du bist, wollte ich allein gehen. Ich weiß, daß du mir etwas Wichtiges zu sagen hast. Sage es mir also.«

»Nein! Antworte mir zuerst auf die Fragen, die ich an Gott richte. Entsprechend deiner Antwort werde ich es dir sagen.«

»Sage sie mir, sage sie mir, diese deine große Neuigkeit. Du kannst sie mir sagen . . . « Und Jesus lächelt, während er in einladender Weise seine Arme ausbreitet.

»Allerhöchster Gott! Aber ist es wirklich wahr? Du weißt also, daß es wahr ist?!« und Lazarus sinkt Jesus in die Arme, um ihm seine wichtige Neuigkeit anzuvertrauen.

»Maria hat Marta nach Magdala gerufen. Und Marta ist besorgt abgereist, da sie fürchtete, daß etwas Schlimmes vorgefallen sei . . . Ich bin hier mit der gleichen Angst zurückgeblieben. Aber Marta hat mir durch den sie begleitenden Diener einen Brief zukommen lassen, der mich mit Hoffnung erfüllt. Schau, ich habe ihn hier an meiner Brust. Ich bewahre ihn hier auf, denn er ist mir der kostbarste

Schatz. Es sind nur wenige Worte, aber ich lese sie immer wieder, um sicher zu sein, daß sie wirklich geschrieben worden sind. Schau . . . « Lazarus nimmt eine kleine Schriftrolle, die mit einem violetten Band gebunden ist, aus seinem Gewand und öffnet sie. »Siehst du? Lies, lies! Mit lauter Stimme. Von dir vorgelesen, überzeugen die Worte mich mehr!«

»„Lazarus, mein Bruder. Friede und Segen sei über dich. Ich bin schnell und gut angekommen. Und mein Herz schlägt nicht mehr aus Furcht vor neuem Unglück, denn ich habe Maria gesehen, unsere Maria, gesund und . . . darf ich es dir sagen? . . . in ihrem Aussehen nicht mehr so zügellos wie vorher. Sie hat an meinem Herzen geweint. Heftig geweint . . . Und dann in der Nacht im Zimmer, in das sie mich geführt hatte, hat sie mich viele Dinge über den Meister gefragt. Ich will dir nicht mehr darüber sagen; aber da ich das Antlitz von Maria gesehen und ihre Worte gehört habe, ist in meinem Herzen eine Hoffnung erwacht. Bete, Bruder! Hoffe! Oh! Möchte es doch wahr sein! Ich bleibe noch etwas, denn ich fühle, daß sie mich in ihrer Nähe haben will, als Schutz gegen die Versuchung. Und um zu lernen . . . Was? Das, was wir schon kennen. Die unendliche Güte Jesu. Ich habe ihr von jener Frau erzählt, die nach Betanien gekommen ist . . . Ich sehe, daß Maria nachdenkt und nachdenkt . . . Jesus müßte hier sein. Bete. Hoffe. Der Herr sei mit dir.“« Jesus legt die Rolle zusammen und gibt sie Lazarus zurück.

»Meister . . . «

»Ich werde hingehen. Kannst du Marta benachrichtigen, daß sie mir in ungefähr vierzehn Tagen bis nach Kafarnaum entgegenkommen soll?«

»Das ist möglich, Herr. Und ich?«

»Du bleibst hier, denn auch Marta werde ich hierher schicken.«

»Warum?«

»Weil Bekehrungen mit tiefer Scham verbunden sind. Und nichts ist beschämender als das Auge der Eltern oder der Geschwister. Ich sage dir darum: „Bete, bete, bete!“«

Lazarus weint an der Brust Jesu ... Nachdem er sich beruhigt hat, erzählt er von seiner Aufregung und seinen Entmutigungen ...

»Es ist fast ein Jahr, daß ich hoffe ... und verzweifle ... Wie lange dauert die Zeit der Auferstehung! ... « ruft er aus. Jesus läßt ihn reden, reden, reden ... bis Lazarus merkt, daß er seine Pflicht der Gastfreundschaft vernachlässigt, und sich erhebt, um Jesus ins Haus zu bitten. Auf dem Weg kommen sie an einer dichten Hecke blühenden Jasmins vorbei, auf dessen sternförmigen Blüten goldfarbene Bienen schwirren.

»Ah! Ich vergaß dir zu sagen ... Der alte Patriarch, den du mir geschickt hast, ist in den Schoß Abrahams zurückgekehrt. Maximinus hat ihn hier sitzend vorgefunden, das Haupt an diese Hecke gestützt, als ob er bei den Bienenstöcken eingeschlafen wäre, die er immer versorgt hat, als ob es Häuser voll goldener Kinder wären. Er nannte die Bienen Kinder. Es schien, als verstünden sie sich gegenseitig.

Und als Maximinus den im Frieden des guten Gewissens entschlafenen Greis fand, schien er mit einem kostbaren Schleier kleiner goldener Körper bedeckt zu sein. Alle Bienen hatten sich auf ihrem Freund niedergelassen. Die Diener hatten große Mühe, sie zu entfernen. Er war so gut, daß er den Bienen Honig zu sein schien ... Er war so tugendhaft; für die Bienen wie eine unbefleckte Blüte ... Es war für mich sehr schmerzhaft. Ich hätte ihn noch gerne länger in meinem Haus behalten. Er war ein Gerechter ... «

»Beweine ihn nicht. Er ist im Frieden, und in seinem Frieden betet er für dich, der du ihm die letzten Tage erhellt hast. Wo ist er begraben?«

»Im Hintergrund des Gartens. Ganz in der Nähe seiner Bienenstöcke. Komm, ich will dich hinführen ... «

Sie gehen durch einen kleinen Wald von wachshaltigen Lorbeerbäumen zu den Bienenstöcken, von denen ein emsiges Gesumme zu ihnen dringt ...

23. Juli, 8 Uhr, vormittags.

Es ist ein gar bleicher Judas, der vom Wagen steigt zusammen mit der Madonna und den Jüngerinnen, also den Marien, Johanna und Elisa . . .

. . . Aufgrund des Durcheinanders, der diesen Morgen in meinem Haus herrscht hat, habe ich nicht schreiben können, während ich die Schauung hatte, und daher kann ich jetzt, gegen 18 Uhr, nur sagen, daß ich begriffen und gehört habe, daß der genesende Judas zu Jesus zurückkehrt und daß er sich in Getsemani befindet mit Maria, die ihn gepflegt hat, und mit Johanna, die darauf besteht, daß die Frauen und der Genesende mit dem Wagen nach Galiläa zurückkehren. Jesus ist damit einverstanden und ordnet an, daß auch der Knabe mit ihnen reise. Johanna und Elisa bleiben noch einige Tage in Jerusalem; dann wird Elisa nach Bet-Zur und Johanna nach Bet-Ter zurückkehren. Ich erinnere mich, daß Elisa sagte: »Jetzt habe ich den Mut, dorthin zurückzukehren, weil mein Leben nicht mehr sinnlos ist. Ich werde dafür sorgen, daß meine Freunde dich lieben.« Und ich erinnere mich, daß Johanna hinzufügte: »Dasselbe will ich auf meinen Ländereien tun, solange Chuza mich hierläßt. Das wird immer ein Dir-Dienen sein, obwohl ich es vorzöge, dir zu folgen.«

Ich erinnere mich auch, daß Judas sagte, er habe sich nicht einmal in den schlimmsten Stunden seiner Krankheit nach seiner Mutter gesehnt, weil, wie er sagte: »Deine Mutter mir eine wahre, gütige und liebevolle Mutter gewesen ist, was ich ihr niemals vergessen werde.« Das übrige ist wirr (was die Worte betrifft), und daher will ich es nicht sagen; denn es wären meine Worte und nicht die Worte der Personen, die in der Vision sprechen.

268 Margziam wird Porphyria, der Frau des Petrus, anvertraut

Jesus ist zusammen mit seinen Aposteln auf dem See von Galiläa. Es ist früher Morgen. Alle Apostel sind anwesend. Auch Judas, der nun vollkommen geheilt ist und nach der Krankheit und dank der Pflege einen mildereren Gesichtsausdruck hat. Margziam ist ebenfalls dabei, etwas beeindruckt von seinem ersten Aufenthalt auf dem Wasser. Er will es nicht merken lassen, aber bei jedem stärkeren Wellenstoß umklammert er mit einem Arm den Hals des Schafes, das seine Furcht teilt und jämmerlich blökt, während der andere Arm nach dem greift, was er gerade fassen kann: Mastbaum, Bänke, Ruder oder auch ein Bein des Petrus, des Andreas oder der Schiffsjungen, die vorübergehen. Er schließt dabei die Augen, vielleicht in der Überzeugung, daß seine letzte Stunde gekommen sei.

Petrus sagt ihm bisweilen mit einem kleinen Klaps auf die Wangen: »Hast du etwa Angst, he? Ein Jünger darf nie Furcht haben.« Das Kind verneint mit einer Kopfbewegung. Da jedoch der Wind stärker und das Wasser unruhiger werden, je mehr das Boot sich der Jordanmündung nähert, klammert es sich fester an und schließt öfter die Augen, bis ihm bei einem plötzlichen Schiefliegen des Bootes infolge einer Flutwelle ein Angstschrei entschlüpft.

Einige lachen und scherzen über Petrus, der einen Sohn angenommen hat, der nicht in einem Boot aufrecht stehen kann; andere scherzen über Margziam, der immer davon spricht, daß er über Land und Meer reisen will, um von Jesus zu predigen, und sich dann fürchtet, wenn er einige Stadien auf dem See zurücklegen muß. Aber Margziam verteidigt sich mit den Worten: »Ein jeder hat Furcht vor den Dingen, die er nicht kennt. Ich vor dem Wasser, und Judas vor dem Tod . . . «

Ich schliesse daraus, daß Judas große Furcht vor dem Sterben haben muß, und ich wundere mich, daß er nicht auf die Bemerkung eingeht und nur sagt: »Das hast du gut gesagt. Man fürchtet sich vor dem, was man nicht kennt. Jetzt aber sind wir am Ziel. Betsaida ist nur wenige Stadien entfernt. Du darfst sicher sein, daß du hier Liebe finden wirst. Auch ich möchte meinem väterlichen Haus nahe sein, um sicher zu gehen, Liebe zu finden!« Er sagt es müde und traurig.

»Hast du kein Gottvertrauen?« fragt Andreas erstaunt.

»Nein, ich mißtraue mir selbst. In diesen Tagen der Krankheit, umgeben von vielen reinen und guten Frauen, habe ich mich so klein gefühlt! Viel habe ich da nachgedacht! Ich sagte mir: „Wenn sie noch arbeiten, um besser zu werden und den Himmel zu erwerben, was muß ich dann wohl tun?“ Denn sie, die mir schon alle als Heilige erscheinen, fühlten sich noch Sünderinnen. Und ich? . . . Werde ich dies jemals erreichen, Meister?«

»Mit gutem Willen kann man alles!«

»Aber mein Wille ist sehr unvollkommen.«

»Die Hilfe Gottes kann das Fehlende ergänzen, um heilig zu wer-

den. Deine augenblickliche Demut stammt aus der Krankheit. Du siehst also, daß der gute Gott dafür gesorgt hat, dir mittels eines schmerzlichen Zwischenfalles etwas zu geben, was du vorher nicht kanntest.«

»Es ist wahr, Meister. Aber diese Frauen! Was für vollkommene Schülerinnen! Von deiner Mutter ganz zu schweigen. Man kennt sie! Ich meine die anderen. Oh, die sind uns wahrlich überlegen! Ich bin eines der ersten Beispiele für ihre künftige Mission. Aber glaube mir, Meister, du kannst dich auf sie verlassen. Ich und Elisa waren in ihrer Pflege; sie ist mit geheiltem Gemüt nach Bet-Zur zurückgekehrt, und ich hoffe, ich hoffe, mich zu bessern, nachdem sie an meiner Seele gearbeitet haben . . . « Judas, noch geschwächt, beginnt zu weinen. Jesus, der sich neben ihn gesetzt hat, legt die Hand auf sein Haupt und gibt den anderen ein Zeichen, nicht zu reden.

Petrus und Andreas sind sehr mit den letzten Landungsmanövern beschäftigt und sprechen nicht, und auch der Zelote, Matthäus, Philippus und Margziam sind nicht versucht, zu reden, teils wegen der ängstlichen Erwartung der Landung, teils aus Klugheit.

Die Barke lenkt in die Mündung des Jordan ein und liegt bald fest auf dem Kies. Während die Burschen aussteigen, um sie an einem großen Stein zu befestigen und das Brett, das als Landebrücke dient, anzubringen, legen Petrus und Andreas ihre langen Gewänder an. Die andere Barke macht dasselbe Landungsmanöver, und die anderen Apostel steigen aus. Auch Jesus und Judas steigen aus, während Petrus dem Knaben das Gewand anzieht und ihn in Ordnung bringt, um ihn seiner Frau vorzustellen.

Jetzt sind alle an Land, die Lämmer eingeschlossen.

»Und nun gehen wir«, sagt Petrus, aufgeregt. Er nimmt den ebenfalls aufgeregten Knaben bei der Hand, der sogar die Schäflein vergißt, deren sich nun Johannes annimmt. Der Knabe fragt in einem plötzlichen Anfall von Angst: »Aber wird sie mich auch haben wollen? Und wird sie mich wirklich liebhaben?« Petrus beruhigt ihn; doch vielleicht überträgt sich die Angst auch auf ihn, denn er sagt

zu Jesus: »Sprich du, Meister, mit Porphyria. Ich glaube, daß ich es nicht gut sagen würde.« Jesus lächelt, verspricht jedoch, daß er sich der Sache annehmen will. Dem kiesigen Ufer folgend, ist das Haus bald erreicht. Durch die offene Tür hört man, daß Porphyria gerade ihre häuslichen Arbeiten verrichtet.

»Der Friede sei mit dir!« sagt Jesus, der sich an der Küchentüre zeigt, wo die Frau gerade ihr Geschirr in Ordnung bringt.

»Meister! Simon!« Die Frau eilt herbei, um sich Jesus und ihrem Ehemann zu Füßen zu werfen. Dann steht sie auf und sagt mit ihrem gutmütigen, wenn auch nicht schönen Gesicht, errötend: »Wie sehr habe ich mich nach euch geseht! Seid ihr alle wohlauf? Kommt! Kommt! Ihr werdet müde sein . . . «

»Nein! Wir kommen von Nazaret, wo wir einige Tage verbracht haben, und in Kana haben wir nochmals haltgemacht. In Tiberias lagen die Barken. Du siehst, daß wir nicht müde sind. Wir haben ein Kind bei uns. Und Judas des Simon ist immer noch von seiner Krankheit geschwächt.«

»Ein Kind? Einen kleinen Jünger?«

»Ein Waisenkind, das wir auf dem Weg mitgenommen haben.«

»Oh, Liebling! Komm Schatz, laß mich dich küssen!«

Der Knabe, der sich schüchtern halb hinter Jesus versteckt hatte, läßt sich ohne Widerstreben von der Frau umarmen und küssen, die niedergekniet ist, um auf der gleichen Höhe zu sein.

»Und nun nehmt ihr ihn immer mit euch, obwohl er noch so klein ist? Das wird ihn ermüden . . . « Die Frau hat Mitleid mit dem Kind. Sie umarmt es und legt ihre Wange an die seine.

»Eigentlich hatte ich eine andere Absicht. Ich wollte ihn einer Jüngerin anvertrauen, wenn wir uns von Galiläa und vom See entfernen . . . «

»Warum nicht mir? Ich habe nie Kinder gehabt. Dafür aber Neffen und Nichten, und ich weiß mit Kindern umzugehen. Ich bin die Jüngerin, die nicht zu reden versteht, und die nicht so kräftig und gesund ist, um dir wie die anderen folgen zu können. Oh, du weißt

es! Ich bin auch wankelmütig; aber du weißt, in welcher Klemme ich mich befinde. Habe ich Klemme gesagt? Ich bin zwischen zwei Stricken, die mich in entgegengesetzte Richtungen ziehen, und ich habe nicht den Mut, einen von den beiden zu durchschneiden. Laß mich dir wenigstens in etwas dienen und die Mama-Jüngerin dieses Kindes sein. Ich werde ihm alles beibringen, was die vielen anderen lehren . . . dich zu lieben! . . .«

Jesus legt ihr die Hand aufs Haupt, lächelt und sagt: »Wir haben das Kind hierhergebracht, weil es hier eine Mutter und einen Vater finden soll. Sieh her, jetzt bilden wir die Familie.« Und Jesus legt die beiden Hände des Margziam in die Hand des Petrus, der mit glänzenden Augen dasteht, und in die Hand der Porphyria: »Erzieht mir diesen Unschuldigen heiligmäßig!«

Petrus weiß ja schon Bescheid; deshalb beschränkt er sich darauf, mit dem Handrücken eine Träne abzuwischen. Seine Frau aber, die diese Überraschung nicht erwartet hat, bleibt eine Weile stumm vor Staunen. Dann kniet sie wiederum nieder und sagt: »Oh, mein Herr! Du hast mir meinen Mann genommen und mich fast zur Witwe gemacht. Nun aber gibst du mir einen Sohn . . . Du gibst meinem Leben alle Rosen zurück; nicht nur jene, die du mir genommen hast, sondern auch andere, die ich nie besessen habe. Sei darum gepriesen! Mehr als ein eigenes soll mir dieses Kind lieb sein, denn es kommt von dir!« Und die Frau küßt das Gewand Jesu, küßt das Kind und setzt es sich auf den Schoß. Sie ist glücklich . . .

»Überlassen wir sie nun ihren Gefühlsergüssen«, sagt Jesus.

»Bleibe auch du hier, Simon. Wir wollen in die Stadt gehen, um zu predigen. Wir werden am späten Abend zurückkommen und dich um Speise und ein Lager bitten.«

Jesus geht mit seinen Aposteln hinaus, und die drei bleiben im Frieden zurück . . .

Johannes sagt: »Mein Herr, Simon ist heute selig!«

»Möchtest du auch ein Kind?«

»Nein! Ich möchte nur ein Paar Flügel, die mich bis an die Pforte

des Himmels tragen, und ich möchte die Sprache des Lichtes erlernen, um sie den Menschen wiederholen zu können«, und er lächelt.

Sie bringen die Schafe im Hintergrund des Gartens beim Schuppen der Netze unter, geben ihnen Blätter und Gras und dazu Wasser aus dem Brunnen. Dann begeben sie sich in die Stadt.

269 Jesus spricht in Betsaida

Jesus spricht vom Haus des Philippus aus. Viel Volk ist dort vor Jesus versammelt, der aufrecht auf der Schwelle steht, zu welcher zwei hohe Stufen führen.

Die Neuigkeit vom Adoptivsohn des Petrus, der mit seinem kleinen Reichtum von drei Schäflein gekommen ist und den großen Reichtum einer Familie vorgefunden hat, hat sich wie ein Tropfen Öl auf einem Gewebe ausgebreitet. Alle reden davon und flüstern, je nach ihrer Denkgangsart, die entsprechenden Bemerkungen. Wer Petrus und Porphyria gut gesinnt ist, teilt ihre Freude. Der Mißgünstige sagt: »Damit sie ihn annehmen, mußte er ihn mit einer Mitgift ausstatten.« Der Gutgesinnte sagt: »Wir wollen alle diesen Kleinen lieben, den Jesus liebt.« Der Bösertige meint: »Die Großmut des Petrus! Aber sicher! Er wird gewiß einen Gewinn daraus schlagen, andernfalls! ... «

Andere Habgierige: »Auch ich hätte es getan, wenn ich die drei Schäflein zum Kind dazubekommen hätte. Drei, habt ihr verstanden?! Das gibt eine kleine Herde. Und schön sind sie! Wolle und Milch sind gesichert; man kann die Lämmlein verkaufen oder aufziehen! Jedenfalls ein Reichtum! Der Junge kann dienen, kann arbeiten ... «

Andere erheben laut die Stimme: »Oh, Schande! Sich eine Wohltat bezahlen lassen? Simon hat bestimmt nicht daran gedacht. In seiner bescheidenen Wohlhabenheit als Fischer haben wir ihn immer als großherzig den Armen und besonders den Kindern gegenüber gekannt. Es ist nur recht und billig, daß er jetzt, da er weniger durch

den Fischfang verdient und eine Person mehr in der Familie hat, auf andere Weise noch etwas dazuverdient.«

Während so ein jeder seine Bemerkung macht, indem er aus seinem eigenen Herzen hervorzieht, was an Gutem oder Bösem darin verborgen ist und es in Worte kleidet, unterhält sich Jesus mit jemandem aus Kafarnaum, der ihn bittet, sobald als möglich in diese Stadt zu kommen, da die Tochter des Synagogenvorstehers im Sterben liege und außerdem seit einigen Tagen eine von einer Dienerin begleitete Dame nach ihm suche. Jesus verspricht, am nächsten Morgen hinzugehen. Das betrübt die Leute von Betsaida, die ihn gerne einige Tage in ihrer Mitte sehen würden.

»Ihr braucht mich weniger als die anderen. Laßt mich gehen! Übrigens werde ich während des Sommers in Galiläa bleiben und oft in Kafarnaum sein. Wir werden uns leicht sehen können. Dort befinden sich ein Vater und eine Mutter in Ängsten. Die Liebe verlangt, ihnen zu helfen. Ihr lobt die Güte Simons gegenüber einem Waisenkind, wenigstens die Guten unter euch. Nur das Urteil der Guten hat einen Wert. Den Bösen, mit ihren von Gift und Lüge gefärbten Ansichten, soll man kein Gehör schenken. So müßt ihr Guten auch meine Güte billigen und mich hingehen lassen, um einen Vater und eine Mutter von ihrem Kummer zu befreien. Sorgt dafür, daß eure Zustimmung nicht unfruchtbar bleibt, sondern zur Nachahmung anspornt.

Wieviel Gutes durch eine gute Tat entstehen kann, sagen euch die Seiten der Schrift. Denken wir an Tobias. Er hat es verdient, daß der Erzengel den jungen Tobias in seinen Schutz nahm und ihn anleitete, dem Vater das Augenlicht wiederzugeben. Doch wieviel rechte Nächstenliebe ohne eigene Interessen hat der rechtschaffene Tobias geübt, trotz der tadelnden Worte seiner Frau und der Gefahren für sein Leben! Und erinnert euch der Worte des Erzengels: „Eine gute Sache ist, verbunden mit Fasten und Almosengeben, Gebet: es ist mehr wert als Berge von Goldschätzen, denn das Almosen befreit vom Tod, reinigt von den Sünden, läßt Barmherzigkeit und das

ewige Leben finden ... Als du unter Tränen gebetet und die Toten begraben hast ... habe ich deine Gebete zum Herrn getragen.“

Wahrlich ich sage euch, mein Simon wird in vielen Dingen die Tugenden des alten Tobias übertreffen. Er wird wie ein Vormund eurer Seelen in meinem Leben sein, wenn ich gegangen bin. Jetzt beginnt er mit seiner Vaterschaft für die Seelen, um morgen der heilige Vater aller mir treu ergebenen Seelen zu sein. Murrst daher nicht! Aber wenn ihr eines Tages ein Waisenkind wie einen aus dem Nest gefallenen Vogel auf eurem Weg findet, nehmt es auf. Der Bissen Brot, den ihr mit einem Waisenkind teilt, wird das Mahl der eigenen Kinder nicht schmälern; vielmehr bringt das Waisenkind dem Haus den Segen Gottes. Tut dies, da Gott der Vater der Waisen ist und sich in ihnen anbietet, und hilft ihnen, das Nest wieder herzurichten, das der Tod zerzaust hat. Tut dies, weil es das Gesetz vorschreibt, das Mose, der unser Gesetzgeber ist, von Gott bekommen hat. Er hat im Land der Feinde und der Götzen als Kind ein erbarmungsvolles Herz gefunden, das ihn vor dem Tod bewahrt, das ihn aus dem Wasser gezogen und vor den Verfolgungen beschützt hat, weil Gott ihn dazu bestimmt hatte, dereinst der Befreier Israels zu sein. Ein Akt der Barmherzigkeit hat Israel den Führer geschenkt. Die Folgen einer guten Tat sind wie Tonwellen, die sich vom Sendepunkt ausbreiten, oder, wenn euch das besser gefällt, wie der Wind, der verlorene Samenkörner fern auf fruchtbare Erdschollen trägt. Geht nun. Der Friede sei mit euch!«

270 Die blutflüssige Frau und die Tochter des Jairus

Jesus befindet sich auf einer sonnenbeschienenen, staubigen Straße, die am Ufer des Sees entlang führt. Er geht auf eine Ortschaft zu, in der ihn eine große Menschenmenge erwartet, die ihn sofort umringt, obgleich die Apostel mit Armen und Schultern arbeiten, um ihm Raum zu schaffen und mit lauter Stimme das Volk auffordern, Platz zu machen.

Doch Jesus ist keineswegs wegen dieses großen Durcheinanders beunruhigt. Einen Kopf größer als die Menge, die ihn umgibt, schaut er mit sanftem Lächeln auf die ihn Umdrängenden, erwidert ihre Grüße, liebkost das eine oder andere Kind, dem es gelingt, sich durch die Menge der Erwachsenen zu nähern, und legt seine Hand auf die Köpfchen der Säuglinge, welche die Mütter ihm über die Köpfe der Umstehenden entgegenhalten, damit er sie berühre. Inzwischen geht er weiter, langsam und geduldig inmitten des Geschreies und des ständigen Gedränges, das jeder andere als lästig empfinden würde.

Eine Männerstimme ruft: »Macht Platz, macht Platz!« Es ist eine kummervolle Stimme, die jedoch von vielen erkannt und als die einer einflußreichen Person geachtet wird; denn die Menge weicht auseinander, nur mit Mühe, weil sie so dicht gedrängt steht, und läßt einen Mann um die Fünfzig durch, der mit einem langen, waldenden Gewand und einem weißen Kopftuch, dessen Zipfel längs des Gesichtes und den Rücken hinunterfallen, daherkommt.

Bei Jesus angelangt, wirft er sich ihm zu Füßen und sagt: »Oh, Meister, weshalb bist du so lange weg gewesen? Mein Töchterlein ist sehr krank. Keinem gelingt es zu helfen. Du allein bist meine und seiner Mutter Hoffnung. Komm, Meister! Ich habe dich mit unendlicher Sehnsucht erwartet. Komm, komm schnell! Mein einziges Kind liegt im Sterben . . . « und er weint.

Jesus legt seine Hände auf das Haupt des Weinenden, auf das gebeugte und vom Schluchzen geschüttelte Haupt, und antwortet: »Weine nicht! Habe Vertrauen! Dein Töchterlein wird leben. Wir wollen zu ihm gehen. Steh auf! Gehen wir!« Diese beiden letzten Worte klingen wie ein Befehl. Zuvor war er der Tröster. Jetzt ist es der Herrscher, der spricht.

Sie setzen sich in Bewegung. Jesus hat den weinenden Vater an der Seite und hält ihn an der Hand. Als ein lautes Schluchzen den starken Mann schüttelt, sehe ich, wie Jesus ihn anblickt und ihm die Hand drückt. Er tut nichts anderes, aber wieviel Kraft muß in

eine Seele einfließen, wenn sie sich von Jesus betreut fühlt! Vorher war Jakobus an der Stelle des Vaters gewesen. Aber Jesus hat ihn aufgefordert, dem armen Vater seinen Platz zu überlassen. Petrus ist auf der anderen Seite. Johannes geht neben Petrus und sucht mit ihm einen Damm gegen den Andrang der Menge zu bilden. Dasselbe tun Jakobus und Iskariot auf der anderen Seite, auf der sich der weinende Vater befindet. Die übrigen Apostel sind teils vor, teils hinter Jesus. Doch mit geringem Erfolg. Besonders den dreien hinter ihnen, unter welchen ich Matthäus erkenne, gelingt es kaum, die lebende Mauer zurückzudrängen. Aber als sie zu murren und die aufgeregte Menge zu beschimpfen anfangen, wendet Jesus das Haupt und sagt sanft: »Laßt diese meine Kleinen nur gewähren! ... «

In einem gewissen Augenblick jedoch dreht er sich plötzlich um, läßt sogar die Hand des Vaters los und bleibt stehen. Er wendet nicht nur das Haupt, sondern macht mit dem ganzen Körper kehrt. Er scheint auch viel größer, denn er hat eine königliche Haltung angenommen. Mit strengem und forschendem Blick prüft er die Menge. Seine Augen haben ein nicht hartes, sondern majestätisches Leuchten. »Wer hat mich berührt?« fragt er.

Niemand gibt Antwort.

»Wer hat mich berührt, wiederhole ich?« besteht Jesus auf seiner Frage.

»Meister«, antworten die Jünger, »siehst du nicht, wie die Menge dich von allen Seiten umdrängt? Alle berühren dich, trotz all unserer Anstrengungen.«

»Wer hat mich berührt, um ein Wunder zu erhalten, will ich wissen. Ich habe gespürt, daß Wunderkraft von mir ausgegangen ist; denn ein gläubiges Herz hat danach verlangt. Wer ist es?«

Die Augen Jesu blicken, während er redet, zwei- oder dreimal auf eine kleine Frau von etwa vierzig Jahren, die ärmlich gekleidet ist und sehr abgehärmt aussieht. Sie versucht in der Menge zu verschwinden und zu entkommen. Aber diese Augen müssen auf ihr brennen. Sie begreift, daß ein Entkommen unmöglich ist, kehrt zu-

rück und wirft sich Jesus zu Füßen, das Gesicht beinah im Staub und die Hände emporstreckend, ohne jedoch Jesus zu berühren.

»Verzeihung! Ich bin es. Ich war krank. Zwölf Jahre war ich krank! Alles ist vor mir geflohen. Mein Mann hat mich verlassen. Ich habe mein ganzes Hab und Gut aufgewandt, um nicht der Abscheu meiner Mitmenschen zu sein; um leben zu können wie alle anderen. Aber niemand hat mich heilen können. Siehst du, Meister? Ich bin vor der Zeit gealtert. Die Kraft ist von mir gewichen mit meinem unheilbaren Blutfluß und auch der Friede. Man hat mir gesagt, daß du gut bist. Ein Aussätziger, der durch dich geheilt worden ist, hat es mir gesagt; die Menschen haben ihn viele Jahre hindurch gemieden; er hatte keinen Abscheu vor mir. Ich habe nicht gewagt, es dir vorher zu sagen. Darum bitte ich dich um Verzeihung. Ich habe mir gedacht, daß ich dich nur zu berühren brauche, um geheilt zu werden. Ich habe dich aber nicht unrein gemacht. Ich habe kaum den Saum deines Gewandes angefaßt, dort, wo er die Erde berührt, den Schmutz am Boden ... Ich bin auch nur Schmutz ... Aber ich bin geheilt, und du sollst gepriesen sein! In dem Augenblick, da ich dein Kleid berührte, ist das Übel von mir gewichen. Ich bin wieder wie alle! Nun werde ich nicht mehr von allen verabscheut werden. Mein Mann, meine Kinder, meine Verwandten können jetzt bei mir sein, und ich werde sie lieblosen dürfen. Ich werde wieder im Haus nützlich sein. Danke Jesus, guter Meister! Du sollst in Ewigkeit gepriesen sein!«

Jesus betrachtet sie mit unendlicher Güte. Er lächelt ihr zu und sagt zu ihr: »Geh in Frieden, Tochter! Dein Glaube hat dir geholfen! Sei für immer geheilt. Sei gut und glücklich. Geh!«

Während er noch spricht, kommt ein Mann herbei, anscheinend ein Knecht, der sich an den Vater wendet. Dieser ist die ganze Zeit in einer ehrfürchtigen Erwartung neben Jesus gewandelt, obgleich er ein gequältes Gesicht hat, als stände er auf heißen Kohlen. »Deine Tochter ist tot! Es ist zwecklos, weiterhin den Meister zu belästigen. Sie hat den Geist aufgegeben, und die Frauen halten schon die To-

tenklage. Die Mutter läßt dir dies sagen und dich bitten, sofort zu kommen.«

Der arme Vater schluchzt laut. Er führt seine Hände zur Stirne, drückt sieh die Augen zu und krümmt sich, wie von einem Hieb getroffen.

Jesus, der aufmerksam mit der Frau gesprochen hat und anderes zu sehen und zu hören scheint, dreht sich jetzt um, legt seine Hand auf die gebeugten Schultern des armen Vaters und sagt: »Mann, ich habe es dir doch gesagt, habe Glauben! Ich wiederhole, habe Glauben! Hab keine Angst, dein Kind wird leben. Gehen wir zu ihm.« Und er geht weiter und drückt den vernichteten Mann an sich. Die Menge bleibt vor diesem Schmerz und der bereits erfolgten Heilung erschrocken stehen, teilt sich, läßt Jesus und die Seinen ungehindert durch und folgt wie Kielwasser der Gnade, die vorausgeht.

Sie gehen etwa hundert Meter, vielleicht auch mehr – ich kann es nicht gut schätzen – und kommen immer näher zur Stadtmitte. Eine große Menge hat sich vor einem bürgerlichen Haus versammelt. Mit lauten Stimmen wird der Todesfall im Haus beklagt und auf die lauten Rufe geantwortet, die aus der weitgeöffneten Tür kommen. Es sind schrille, auf einer Höhe bleibende Töne, und sie scheinen von einer beherrschenden Stimme vorgetragen und von einer Gruppe schwacher und einer Gruppe stärkerer Stimmen beantwortet zu werden. Ein Lärm, der auch Gesunde umzubringen imstande ist.

Jesus gibt den Seinen die Weisung, vor dem Ausgang stehen zu bleiben, und ruft Petrus, Jakobus und Johannes zu sich. Mit ihnen geht er in das Haus, den weinenden Vater immer noch am Arm festhaltend.

Es scheint, daß er ihm die Gewißheit geben will, daß er da ist, und ihn glücklich machen möchte mit dieser Umklammerung. Die Klagenden (ich würde sie eher die Heulenden nennen) verdoppeln ihr Geschrei beim Anblick des Hausvaters und des Meisters. Sie klatschen in die Hände, hauen auf die Pauken, schlagen an die Triangeln, und auf diese . . . Musik stützen sie ihr Gejammer.

»Schweigt!« sagt Jesus. »Hier ist kein Grund zum Weinen. Das Mädchen ist nicht gestorben, es schläft nur!«

Die Frauen stoßen noch stärkere Schreie aus, und einige wälzen sich auf der Erde, zerkratzen sich, reißen sich die Haare aus (oder besser gesagt, tun so als ob ...), um zu beweisen, daß die Tochter wirklich tot ist. Die Musikanten und die Freunde schütteln den Kopf über die Illusion Jesu. Aber er wiederholt: »Schweigt«, und zwar in einem so energischen Ton, daß der Lärm zwar nicht aufhört, doch sehr abnimmt. Dann schreitet er weiter vorwärts.

Er betritt eine kleine Kammer. Auf dem Lager liegt ein totes Mädchen ausgestreckt. Mager und totenbleich liegt es mit sorgfältig geordneten Haaren bekleidet da. Die Mutter steht weinend auf der rechten Seite des Bettes und hält die wächserne Hand der Toten. Jesus! ... Oh, wie schön ist er jetzt! So habe ich ihn selten gesehen! Jesus nähert sich eilig. Es scheint, als schwebte er über dem Boden, so schnell eilt er auf das Bettlein zu.

Die drei Apostel stehen an der Türe und schließen sie vor den Augen der Neugierigen. Der Vater bleibt am Fußende des Bettes stehen.

Jesus geht auf die linke Seite des Lagers, streckt seine linke Hand aus und erfaßt damit das leblose Händchen des Kindes. Die linke Hand. Ich habe es gut gesehen. Es ist sowohl die linke Hand Jesu als auch die linke Hand des Kindes. Er hebt den rechten Arm und bringt die geöffnete Hand bis zur Schulterhöhe. Schließlich senkt er sie, mit einer Geste, die einem Schwur oder einem Befehl entsprechen könnte. Er sagt: »Mädchen, ich sage dir, steh auf!«

Für einen Augenblick sind alle, mit Ausnahme Jesu und des Mädchens, überrascht. Die Apostel recken die Häuse, um besser sehen zu können. Der Vater und die Mutter schauen mit traurigen Augen auf ihr Kind. Nur einen Augenblick. Dann hebt ein Atemzug die Brust der kleinen Toten. Eine leichte Röte breitet sich über das wachsbleiche Gesicht; die Totenblässe schwindet. Ein schwaches Lächeln spielt auf den noch bleichen Lippen, bevor die Augen sich öffnen, als ob

das Kind etwas Schönes träumte. Jesus hält seine Hand immer noch in der seinen. Das Kind öffnet langsam die Augen und schaut umher, als ob es soeben erwacht wäre. Zuerst sieht es das Antlitz Jesu, der es mit seinen strahlenden Augen anblickt und ihm ermutigend zulächelt, worauf das Kind ebenfalls lächelt.

»Steh auf!« wiederholt Jesus, und er schiebt mit seiner Hand die auf dem Bett ausgebreiteten Leichengeschenke zur Seite (Blumen, Schleier usw.) und hilft dem Mädchen beim Herabsteigen und bei den ersten Schritten; er hält es weiterhin an der Hand.

»Gebt ihm jetzt zu essen!« befiehlt er. »Es ist geheilt. Gott hat es euch zurückgegeben. Dankt ihm dafür! Und sagt niemandem, was vorgefallen ist. Ihr wißt, was mit ihr geschehen war. Ihr habt geglaubt und damit das Wunder verdient. Die anderen hatten keinen Glauben; es ist zwecklos, sie überzeugen zu wollen. Dem, der das Wunder leugnet, zeigt sich Gott nicht. Und du, Mädchen, sei brav! Lebt wohl! Der Friede sei mit diesem Haus!« Und er geht hinaus, die Tür hinter sich schließend.

Die Vision ist zu Ende.

Ich will Ihnen sagen, welche beiden Stellen mich besonders erfreut haben: die eine, wo Jesus in der Menge die Frau sucht, die ihn berührt hat, und besonders die andere, wo er die Hand des Mädchens nimmt und diesem befiehlt, aufzustehen. Friede und Sicherheit haben mich erfüllt. Es ist nicht möglich, daß ein Barmherziger und ein Mächtiger wie er nicht Mitleid mit uns hat und das Übel, das uns sterben läßt, nicht besiegt.

Jesus sagt im Augenblick nichts dazu, so wie er über viele Dinge nichts sagt. Er sieht, daß ich fast am Ende bin, und findet es nicht angebracht, daß es mir heute abend besser gehe. Sein Wille geschehe! Ich bin schon froh genug, daß ich seine Vision in mir habe.

271 Jesus und Marta in Kafarnaum

Erhitzt und staubbedeckt kehrt Jesus mit Petrus und Johannes in das Haus von Kafarnaum zurück.

Jesus hat gerade den Garten betreten und sich zur Küche gewendet, als ihm der Hausherr entgegenkommt und in vertraulichem Ton

sagt: »Jesus, die Dame, von der ich dir in Betsaida gesprochen habe, ist hierhergekommen und hat nach dir gefragt. Ich habe ihr gesagt, sie möge warten, und habe sie in den oberen Saal geführt.«

»Danke, Thomas! Ich gehe sofort zu ihr. Wenn die anderen kommen, halte sie hier zurück.« Und Jesus steigt eilends die Treppe hoch, ohne auch nur den Mantel abzulegen.

Auf der Terrasse, wohin die Treppe führt, steht Marcella, die Dienerin Martas. »Oh, Meister! Meine Herrin ist dort drinnen. Sie wartet schon so viele Tage auf dich«, sagt die Frau, während sie niederkniet, um Jesus zu verehren.

»Das habe ich mir gedacht. Ich gehe sofort zu ihr. Gott segne dich, Marcella!«

Jesus hebt den Vorhang, der einen Schutz gegen das starke Licht bildet, das immer noch sticht, obwohl die Sonne sich dem Untergang nähert und immer noch die Luft erhitzt und die weißen Häuser von Kafarnaum im rötlichen Widerschein, wie von einem gewaltigen Brandherd beleuchtet, erscheinen läßt.

Im Zimmer sitzt an einem Fenster Marta in einen Mantel gehüllt und verschleiert. Vielleicht schaut sie auf den Abschnitt des Sees, wo ein bewaldeter Hügel in ihn hineinragt. Vielleicht geht sie auch nur ihren eigenen Gedanken nach. Jedenfalls ist sie ganz in sich versunken, so daß sie die leichten Schritte Jesu, der sich ihr nähert, nicht wahrnimmt. Sie fährt zusammen, als Jesus sie beim Namen nennt.

»Oh, Meister!« ruft sie aus und läßt sich auf die Knie sinken mit ausgebreiteten Armen, als wollte sie ihn um Hilfe anrufen. Dann verneigt sie sich, bis sie mit der Stirn den Boden berührt, und weint.

»Aber warum? Auf, erhebe dich! Warum dieses heftige Weinen? Hast du mir ein Mißgeschick zu berichten? Ja? Welches denn? Ich bin in Betanien gewesen. Wußtest du davon? Ja? Dort habe ich erfahren, daß es gute Nachrichten gibt. Und jetzt weinst du ... Was ist denn vorgefallen?« Jesus zwingt sie, sich zu erheben und sich auf einen an der Wand stehenden Sitz zu setzen, ihm gegenüber.

»Komm, leg den Schleier ab und den Mantel; wie ich es tue. Du mußt ja darin ersticken. Und dann will ich das Gesicht dieser verstörten Marta sehen, um alle Wolken zu vertreiben, die es überschatten.«

Marta gehorcht, immer noch weinend, und es erscheint ihr gerötetes Gesicht mit den geschwollenen Augen.

»Also? Ich werde dir helfen. Maria hat dich kommen lassen. Sie hat viel geweint und wollte von dir viel über mich erfahren, und du hast geglaubt, es sei ein gutes Zeichen. So hast du nach mir verlangt, um das Wunder zu vervollständigen. Ich bin gekommen. Und nun?«

»Nun ist es aus, Meister! Ich habe mich getäuscht. Allzu lebhaft Hoffung vermeint zu sehen, was nicht ist ... schlimmer als zuvor ... Nein! Was sage ich? Ich verleumde, ich lüge. Sie ist nicht schlechter, denn sie will keine Männer mehr um sich haben. Sie ist anders geworden, aber ist immer noch sehr schlecht. Sie kommt mir wahnsinnig vor ... Ich verstehe sie nicht mehr. Früher habe ich sie wenigstens noch verstanden. Aber jetzt! Wer kann sie jetzt noch verstehen?!« und Marta weint trostlos.

»Auf, beruhige dich und sage mir, was sie macht. Warum ist sie schlecht? Sie will also keine Männer mehr um sich haben. So nehme ich an, daß sie zurückgezogen im Haus lebt. Ist es so? Ja? Gut so! Das ist sehr gut. Daß sie dich in der Nähe haben wollte zum Schutz gegen die Versuchung (das sind deine eigenen Worte), daß sie die Versuchung meidet und sich die sündhaften Beziehungen vom Hals hält, oder einfach alles meidet, was sie in sündhafte Beziehungen verwickeln könnte, das ist Zeichen eines guten Willens!«

»Meinst du, daß es so ist, Meister? Glaubst du es wirklich?«

»Aber sicher. Warum sagst du, daß sie schlecht ist? Erzähle mir, was sie macht ... «

»Höre.« Marta, ein wenig durch die Sicherheit Jesu ermuntert, spricht nun mit mehr Ordnung. »Vom Augenblick an, da ich angekommen bin, ist Maria nicht mehr aus dem Haus und dem Garten gegangen; nicht einmal, um mit der Barke auf den See hinauszufahren. Und ihre Amme hat mir gesagt, daß sie schon vorher nicht mehr

ausgegangen ist. Seit Ostern scheint diese Veränderung im Gang zu sein. Doch vor meiner Ankunft sind immer noch Leute gekommen, sie aufzusuchen, und sie hat sie nicht immer abgewiesen. Manchmal ordnete sie an, daß niemand vorgelassen werden solle. Und es schien eine ein für allemal gegebene Anordnung zu sein. Manchmal aber, wenn sie in die Vorhalle lief, weil sie Stimmen von Besuchern gehört hatte, und diese abgewiesen worden waren, schlug sie, von einem ungerechten Zorn erfaßt, die Diener. Seit ich bei ihr war, hat sie es nicht mehr getan. In der ersten Nacht sagte sie zu mir, und deswegen hatte ich so große Hoffnung: „Halte mich zurück, binde mich meinerwegen an; aber laß mich nicht mehr ausgehen und laß nicht zu, daß ich andere Menschen sehe als dich und die Amme. Denn ich bin krank und möchte geheilt werden. Aber diejenigen, die zu mir kommen oder wollen, daß ich zu ihnen gehe, sind Fiebertümpel. Sie machen mich immer noch kränker. Sie sind so schön, dem Äußern nach, so blühend und voller Lieder, so köstlich anzusehen! Eine süße Frucht, so daß ich nicht widerstehen kann; denn ich bin eine arme Unglückliche. Deine Schwester ist ein Schwächling, Marta. Und es gibt Menschen, die diese Schwäche nützen wollen, um sie zu schamlosen Dingen zu verführen, denen ein Rest in ihr nicht zustimmte. Das ist das Letzte, was ich noch von der Mama besitze, von meiner armen Mama . . .“ und dann weinte sie haltlos.

Und ich habe ihrem Willen entsprochen. Mit Güte, wenn sie vernünftige Stunden hatte; mit Entschiedenheit in den Stunden, in denen sie mir wie ein wildes Tier im Käfig vorkam. Aber sie hat sich nie gegen mich aufgebäumt. Im Gegenteil, wenn die Stunden größter Versuchung vorüber waren, kam sie zu mir und weinte zu meinen Füßen, legte den Kopf auf meinen Schoß und sagte: „Verzeih mir, verzeih mir!“ Wenn ich sie dann fragte: „Aber was denn, Schwester? Du hast mir doch keinen Schmerz zugefügt“, dann antwortete sie mir: „Kurz zuvor oder gestern abend, als du mir gesagt hast: ‚Du gehst nicht fort von hier‘, habe ich dich in meinem Herzen gehaßt, verflucht und dir den Tod gewünscht.“

Aber ist das nicht schrecklich, Herr? Ist sie vielleicht wahnsinnig? Hat ihre Lasterhaftigkeit sie wahnsinnig gemacht? Ich denke mir, daß irgendein Liebhaber ihr einen Giftrank gegeben hat, um sie zur Sklavin seiner Lust zu machen, und daß ihr das Gift in den Kopf gestiegen ist . . . «

»Nein, kein Zaubertrank! Kein Wahnsinn! Es handelt sich um etwas ganz anderes. Aber sprich weiter.«

»Also, mir gegenüber ist sie respektvoll und gehorsam. Auch die Diener hat sie nicht mehr mißhandelt. Aber nach dem ersten Abend hat sie nie mehr nach dir gefragt. Im Gegenteil, wenn ich von dir sprach, dann wich sie aus. Abgesehen von den Tagen, an denen sie stundenlang von Belvedere auf den See starrte, bis sie davon geblendet war, und mich fragte, wenn eine Barke vorüberfuhr: „Meinst du nicht, daß sie den galiläischen Fischern gehört?“ Sie nannte deinen Namen nie, noch den eines Apostels. Aber ich weiß, daß sie an dich dachte, wenn wir abends im Garten spazierten oder vor dem Schlafengehen, wenn ich mit der Näharbeit beschäftigt war und sie, die Hände in den Schoß gelegt, sagte: „So also muß man gemäß der Lehre, die du befolgst, leben?“ Und dann weinte sie manchmal oder lachte sarkastisch wie eine Verrückte oder Besessene.

Andere Male hingegen löste sie das Haar auf, das immer so kunstvoll hergerichtet ist, und flocht zwei Zöpfe; zog sie eines meiner Kleider an und stellte sich vor mich hin, mit den Zöpfen über die Schultern oder vorne herunterhängend, ganz zugedeckt und schamhaft, mädchenhaft mit ihren Haaren, der Kleidung und in ihrem Gesichtsausdruck, und sagte: „So also sollte Maria wieder werden?“ Und auch dann weinte sie bisweilen und küßte ihre herrlichen, armdicken und bis an die Knie reichenden Zöpfe, dieses leuchtende Gold, das der Stolz meiner Mutter war. Wieder andere Male brach sie in ein schreckliches Gelächter aus oder sagte mir: „Schau mal, am besten mach ich es so, und mache Schluß mit mir!“ Dann wand sie sich die Zöpfe um die Kehle und zog sie zu, bis sie blau wurde, als wolle sie sich erdrosseln. Manchmal, wohl wenn sie ihr fleisch-

liches Verlangen stärker fühlte, bemitleidete oder mißhandelte sie sich selbst. Ich habe sie einmal vorgefunden, wie sie sich heftig auf die Brust und den Schoß schlug, sich das Gesicht zerkratzte und den Kopf gegen die Mauer schlug; und als ich sie dann fragte: „Warum tust du das?“ da drehte sie sich wütend um und sagte: „Um mich zu vernichten, meine Eingeweide herauszureißen und den Kopf zu zerschmettern. Schädliche, verfluchte Dinge müssen zerstört werden. Ich vernichte mich!“

Und wenn ich zu ihr von der göttlichen Barmherzigkeit sprach, von dir, – denn ich spreche von dir, als ob sie deine treueste Jüngerin wäre, und ich schwöre dir, daß es mir oft schwer fällt – dann antwortete sie mir: „Für mich gibt es keine Barmherzigkeit mehr. Ich habe das Maß überschritten.“ Darauf erfaßte sie die Verzweiflung, sie fing an zu schreien und sich blutig zu schlagen und rief: „Aber warum? Warum kommt das Ungeheuer, das mich zerfleischt? Das mir keinen Frieden läßt? Das mich mit den süßen Stimmen zum Bösen verführt, worauf ich die Stimmen des Vaters, der Mutter und auch eure höre; denn auch du und Lazarus verfluchen mich, und ganz Israel! Das alles macht mich wahnsinnig . . .“

Wenn sie so spricht, antworte ich ihr: „Warum denkst du an Israel, das immer nur ein Volk bleibt, und nicht an Gott? Und wenn du auch früher nur daran gedacht hast, alles mit Füßen zu treten, so denke jetzt daran, alles zu überwinden, und denke an nichts anderes als an das, was nicht die Welt ist, also an Gott, deinen Vater, deine Mutter. Sie verfluchen dich nicht, wenn du dein Leben änderst, sondern öffnen dir ihre Arme . . .“ Und sie hörte mich an, staunend, als ob ich ein unmögliches Märchen erzähle, und dann weinte sie . . . Aber sie antwortete nicht! Manchmal ließ sie sich Wein und Betäubungsmittel von den Dienern bringen, und dann aß und trank sie diese verpantschten Nahrungsmittel und erklärte: „Um nicht daran denken zu müssen!“

Jetzt, seit sie weiß, daß du am See bist, sagt sie jedesmal, wenn sie bemerkt, daß ich zu dir komme: „Einmal werde auch ich mit-

kommen“, und mit ihrem sich selbst verspottenden Lachen fügte sie hinzu: „So fällt das Auge Gottes auch auf diesen Schmutz!“ Aber ich will nicht, daß sie kommt. Und jetzt warte ich mit dem Kommen, bis sie müde von ihren Zornausbrüchen, dem Wein, dem Weinen und allem anderen erschöpft einschläft. So bin ich auch heute geflohen in der Absicht, am Abend zurückzukehren, bevor sie meine Abwesenheit bemerkt. Das ist mein Leben . . . ; und ich gebe die Hoffnung auf . . . « Und da beginnt sie heftiger als zuvor zu weinen; sie wird nicht mehr vom Gedanken gehemmt, alles der Reihe nach berichten zu müssen.

»Erinnerst du dich, Marta, was ich dir einmal gesagt habe? „Maria ist eine Kranke.“ Du hast es nicht glauben wollen. Jetzt siehst du es. Du nennst sie wahnsinnig. Sie selbst hält sich für eine Kranke, für eine an sündhaftem Fieber Leidende. Ich sage, sie ist krank, weil sie von einem Dämon besessen ist. Auch das ist eine Krankheit. Diese Unbeherrschtheit, die Wutausbrüche, die Weinkrämpfe, diese Trostlosigkeit und das Verlangen nach mir, sind alles Phasen ihrer Krankheit; sie macht kurz vor ihrer Heilung die schlimmsten Krisen durch. Du tust gut daran, gut zu ihr zu sein. Du tust gut daran, mit ihr geduldig zu sein. Du tust gut daran, zu ihr von mir zu sprechen. Habe keine Scheu, in ihrer Gegenwart meinen Namen zu nennen. Arme Seele meiner Maria! Aber auch sie ist aus der Schöpferhand meines Vaters hervorgegangen, nicht verschieden von den Seelen der anderen, der deinen, der des Lazarus, der Apostel und der Jünger. Auch sie ist in der Zahl der Seelen einbegriffen, für die ich Fleisch geworden bin, um ihr Erlöser zu sein. Ja, ich bin sogar mehr für sie gekommen als für dich, für Lazarus, die Apostel und die Jünger. Arme, teure Seele meiner Maria, die so sehr leidet! Meiner Maria, die ein siebenfaches Gift in sich hat neben dem allgemeinen Gift des ersten Menschen! Meine arme, gefangene Maria! Aber laß sie zu mir kommen! Laß sie meinen Hauch einatmen, meine Stimme hören, meinem Blick begegnen . . . Sie sagt zu sich selbst: „Schmutz und Kot“ . . . O arme, teure Maria, bei der von den sieben Dämo-

nen der des Hochmuts am schwächsten ist. Nur deswegen wird sie gerettet werden!«

»Aber wenn sie auf dem Weg jemand begegnet, der sie von neuem zum Laster verführt? Sie selbst fürchtet sich davor . . . «

»Immer wird sie sich davor fürchten, bis sie soweit ist, daß sie vor dem Laster Ekel empfindet. Aber habe keine Angst! Wenn eine Seele schon dieses Verlangen hat, zum Guten zu kommen, und nur noch von dem dämonischen Feind zurückgehalten wird, der weiß, daß er seine Beute verliert, und von dem persönlichen Feind, dem eigenen Ich, das noch menschlich denkt und sich selbst menschlich beurteilt und der Meinung ist, er urteile wie Gott, um den Geist daran zu hindern, das menschliche Ich zu meistern, dann ist diese Seele schon stark geworden gegen die Angriffe des Lasters und der Lasterhaften. Sie hat den Polarstern gefunden und weicht von der Ausrichtung nicht mehr ab.

So sage nicht mehr zu ihr: „Du hast nicht an Gott gedacht, aber du denkst an Israel?“ Das ist ein indirekter Vorwurf: das sollst du nicht tun. Sie kommt aus den Flammen. Sie ist ganz mit Wunden bedeckt. Man kann ihr nur mit dem Balsam der Güte, des Verzeihens, der Hoffnung helfen.

Laß sie nur zu mir kommen. Sage vielmehr zu ihr: „Wann denkst du zu kommen?“ Aber sage nicht zu ihr: „Komm mit mir.“ Vielmehr, wenn du merkst, daß sie zu mir kommt, dann bleibe du zurück. Kehre nach Hause zurück. Warte zu Hause auf sie. Sie wird zurückkehren, ganz überwältigt von der Barmherzigkeit. Denn ich muß sie befreien von der Macht der Bosheit, die sie gefangenhält, und sie wird für einige Stunden wie ohnmächtig sein wie eine, welcher der Arzt die Knochen entfernt hat. Aber dann wird sie sich besser fühlen. Sie wird staunen.

Sie wird ein großes Bedürfnis nach Liebe und Schweigen haben. Steh ihr bei, als wärest du ihr zweiter Schutzengel: ohne Aufdringlichkeit! Und wenn du sie weinen siehst, laß sie weinen. Und wenn du hörst, daß sie sich Fragen stellt, laß sie es tun. Und wenn du

siehst, daß sie lächelt und darauf ernst wird und dann wieder auf eine ganz andere Art lächelt, mit einem veränderten Blick, mit einem anderen Gesicht, dann stelle ihr keine Fragen, bringe sie nicht in Verlegenheit. Sie leidet mehr beim Aufstieg als beim Abstieg. *Und sie muß sich selbst helfen*, wie sie auch von selbst abgestiegen ist. Damals, beim Abstieg hat sie eure Blicke nicht ertragen, denn in euren Augen lag der Vorwurf. Auch jetzt ist sie in ihrer endlich erwachten Scham nicht fähig, euren Blick zu ertragen. Damals war sie stark, denn sie hatte Satan und die bösen Mächte, die sie beherrschten; sie konnte der Welt trotzen; und dennoch konnte sie es nicht ertragen, in ihrer Sünde von euch gesehen zu werden. Jetzt ist Satan nicht mehr ihr Herrscher. Er ist noch Gast bei ihr, aber er wird schon vom Willen Marias an der Gurgel gepackt. Und sie hat mich noch nicht. Deshalb ist sie noch zu schwach. Sie kann die Liebe deiner schwesterlichen Augen bei ihrem Bekenntnis zu ihrem Erlöser noch nicht ertragen. Sie setzt all ihre Kräfte dafür ein, den siebenfachen Dämon zu erdrosseln. Im übrigen ist sie hilflos, entblößt. Aber ich werde sie wieder ausstatten und stark machen.

Geh in Frieden, Marta, und sage ihr mit Feingefühl, daß ich morgen nach der Vesperzeit hier in Kafarnaum beim Bach der Quelle reden werde. Geh in Frieden! Geh in Frieden! Ich segne dich.«

Marta ist noch ganz verwirrt.

»Verfalle nicht der Ungläubigkeit, Marta«, sagt Jesus, der sie beobachtet.

»Nein, Herr. Aber ich denke ... Oh! Gib mir etwas, was ich Maria geben kann, um ihr Kraft zu verleihen ... Sie leidet so sehr ... und ich habe große Angst, daß es ihr nicht gelingen wird, über den Dämon zu siegen!«

»Du bist ein Kind. Maria hat mich und dich. Und da sollte es ihr nicht gelingen? Doch komm her zu mir. Gib mir diese Hand, die nie gesündigt hat, die immer gut, barmherzig, tätig und fromm gewesen ist. Sie hat immer nur Taten der Liebe und der Andacht vollbracht. Nie hat sie sich dem Müßiggang hingegen. Sie ist nie

verdorben worden. Nun umfasse ich sie mit meinen Händen, um sie noch heiliger zu machen. Erhebe sie gegen den Dämon; er wird sie nicht ertragen können. Nimm diesen meinen Gürtel. Trenne dich nie von ihm! Jedesmal, wenn du sie siehst, sage zu dir selbst: „Viel stärker als dieser Gürtel Jesu ist die Macht Jesu, und mit ihr kann man alles besiegen, die Dämonen und die Ungeheuer. Ich brauche mich vor nichts zu fürchten.“ Bist du jetzt zufrieden? Mein Friede sei mit dir! Geh nun beruhigt dahin!«

Marta verneigt sich und geht hinaus.

Jesus lächelt, während er sie in den Wagen, den Marcella herbeigerufen hat, steigen und nach Magdala abfahren sieht.

272 Heilung der beiden Blinden und des stummen Besessenen

Jesus begibt sich in die Küche, und da er Johannes zum Brunnen gehen sieht, zieht er es vor, ihn zu begleiten, anstatt in der warmen, raucherfüllten Küche zu bleiben; er läßt Petrus zurück, der mit den Fischen beschäftigt ist, die die Schiffsjungen des Zebedäus für das Nachtmahl des Meisters und der Apostel gebracht haben. Sie gehen nicht zur Quelle am anderen Ende des Ortes, sondern zum Brunnen auf dem Marktplatz, dessen Wasser von der schönen und reichen Quelle stammt, die an der Seite des Berges am See entspringt. Auf dem Platz sind abends, wie in Palästina üblich, die Dorfleute versammelt: Frauen mit Wasserkrügen, spielende Kinder und miteinander verhandelnde und über Ortsangelegenheiten plaudernde Männer. Man sieht auch Pharisäer in Begleitung ihrer Diener oder Klienten vorüberziehen, die zu ihren reichen Palästen zurückkehren. Alle gehen zur Seite, um sie vorüberziehen zu lassen, und grüßen ehrerbietig, um sie dann gleich darauf von ganzem Herzen zu verwünschen und ihre letzten Gemeinheiten und ihren Wucher zu verurteilen.

Matthäus unterhält sich in einer Ecke des Platzes mit seinen alten Freunden, was den Pharisäer Urija zu den verächtlichen und gut

vernehmlichen Worten veranlaßt: »Das sind die berühmten Bekehrungen! Die Neigung zur Sünde bleibt; man sieht es an den Freundschaften, die noch anhalten. Ha, ha, ha!«

Worauf sich Matthäus beleidigt umwendet und entgegnet: »Sie dauern an, um bekehrt zu werden.«

»Kein Grund vorhanden! Dazu genügt dein Meister. Du halte dich von diesen Dingen fern, damit du nicht in die Krankheit zurückfällst, vorausgesetzt, daß du wirklich geheilt bist.«

Matthäus verfärbt und bemüht sich, nicht grob zu werden; er beschränkt sich darauf, zu erwidern: »Habe keine Sorge, aber auch keine Hoffnung!«

»Was meinst du damit?«

»Habe keine Sorge, daß ich dich nachahme und so diese Seelen verliere. Die Trennungen und das verächtliche Benehmen überlasse ich dir und deinen Freunden. Ich ahme meinen Meister nach und gehe zu den Sündern, um sie zur Gnade zu führen.«

Urija möchte etwas entgegnen, aber ein anderer Pharisäer, der alte Elija, kommt ihm zuvor und sagt: »Aber beschmutze doch nicht deine Reinheit und verunreinige nicht deine Lippen, Freund. Komm mit mir!« Und er nimmt Urija am Arm und begleitet ihn zu seinem Haus.

Indessen drängen sich die Menschen, besonders die Kinder, um Jesus. Unter den Kindern befindet sich auch das Geschwisterpaar Johanna und Tobiolus, die vor einiger Zeit um Feigen gestritten hatten. Sie strecken ihre Arme zur hohen Gestalt Jesu aus, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und sagen: »Hör mal, hör mal! Weißt du, auch heute sind wir brav gewesen. Wir haben nicht geweint und nicht miteinander gestritten, aus Liebe zu dir. Gibst du uns einen Kuß?«

»Ihr seid also aus Liebe zu mir brav gewesen? Damit macht ihr mir eine große Freude. Hier einen Kuß. Seid auch morgen wieder brav!«

Auch Jakob ist da, der Junge, der Jesus jeden Samstag die Geld-

börse des Matthäus gebracht hat. Er sagt: »Levi gibt mir nichts mehr für die Armen des Herrn; aber ich habe alles Kleingeld auf die Seite gelegt, das man mir schenkt, wenn ich brav bin, und das bekommst du jetzt. Gibst du es den Armen für meinen Großvater?«

»Ganz gewiß! Was hat denn dein Großvater?«

»Er kann nicht mehr gehen. Er ist so alt, und die Beine tun nicht mehr mit.«

»Tut dir dies leid?«

»Ja, denn er war mein Lehrer, wenn wir durch die Felder zogen. Er hat mir so viele Dinge beigebracht. Er hat mich den Herrn lieben gelehrt. Auch jetzt erzählt er mir von Ijob und zeigt mir die Sterne am Himmel, aber von seinem Sessel aus ... Früher war es viel schöner.«

»Morgen werde ich deinen Großvater besuchen. Bist du zufrieden?«

Und Jakob wird von Benjamin abgelöst; nicht von dem aus Magdala, sondern von dem aus Kafarnaum aus einer früheren Vision. Auf dem Platz angekommen, läßt er, als er Jesus sieht, die Hand seiner Mutter los und bahnt sich mit einem Ausruf, der dem Schrei einer Schwalbe gleicht, in der Menge einen Weg. Bei Jesus angelangt, umfängt er dessen Knie und bettelt: »Auch mir, auch mir eine Liebkosung!«

In diesem Augenblick kommt der Pharisäer Simon vorüber. Er macht vor Jesus eine feierliche Verneigung, die dieser erwidert.

Der Pharisäer bleibt stehen, während die Menge furchtsam zurückweicht, und sagt mit einem Anflug von Lächeln: »Und mir keine Liebkosung?«

»Allen, die mich darum bitten. Ich beglückwünsche dich, Simon, zu deiner so guten Gesundheit. Man hatte mir in Jerusalem gesagt, du seist schwer krank.«

»Ja, ich war krank, und ich habe nach dir verlangt, um geheilt zu werden.«

»Glaubst du, daß ich das vermocht hätte?«

»Daran habe ich nie gezweifelt. Aber ich mußte von selbst gesund werden, weil du so weit entfernt warst. Wo bist du denn gewesen?«

»An den Grenzen Israels, wo ich die Tage zwischen Ostern und Pfingsten verbracht habe.«

»Mit viel Erfolg? Ich habe von den Aussätzigen in Hinnom und Schiloach gehört. Großartig! Du allein? Gewiß nicht! Aber dies erfährt man durch den Priester Johannes. Wer nicht voreingenommen ist, glaubt an dich und ist selig.«

»Und wer nicht glaubt, weil er voreingenommen ist? Was ist mit dem, du weiser Simon?«

Der Pharisäer ist ein wenig verwirrt ... Er schwankt zwischen dem Wunsch, seine zahlreichen Freunde nicht zu verurteilen, die gegen Jesus sind, und dem anderen, das Lob Jesu zu verdienen. Dieser Wunsch siegt, und er sagt: »Und wer nicht an dich glauben will, trotz der Beweise, die du gibst, der ist verurteilt ... «

»Ich wünsche, daß es niemand würde ... «

»Du, ja! Aber wir bringen dir nicht dasselbe Maß an Liebe entgegen, das du uns schenkst. Allzu viele sind deiner nicht wert ... Jesus, ich möchte dich morgen bei mir zu Tisch haben ... «

»Morgen bin ich verhindert; aber in zwei Tagen könnte ich kommen. Bist du damit einverstanden?«

»Immer! Es werden ... Freunde ... da sein, die du bemitleiden mußt, wenn ... «

»Ja, ja! Ich werde mit Johannes kommen.«

»Nur mit ihm?«

»Die anderen haben ihre Aufgaben. Sie kommen gerade aus den umliegenden Orten zurück. Der Friede sei mit dir, Simon!«

»Gott sei mit dir, Jesus!«

Der Pharisäer geht weg, und Jesus schließt sich der Gruppe der Apostel an. Sie kehren zum Haus zurück, zum Abendessen.

Aber während sie den gerösteten Fisch essen, kommen Blinde, die Jesus schon auf dem Weg angefleht haben. Sie wiederholen nun ihre Bitte: »Jesus, Sohn Davids, habe Erbarmen mit uns!«

»Aber geht doch fort! Er hat gesagt, daß ihr morgen kommen sollt. Laßt ihn jetzt essen«, rügt Simon Petrus.

»Nein, Simon, jage sie nicht fort! Soviel Ausdauer verdient Belohnung. Kommt, kommt her, ihr beiden«, sagt Jesus zu den Blinden, und sie treten ein, indem sie sich mit dem Stock am Boden und an der Wand vorwärtstasten. »Glaubt ihr, daß ich euch das Augenlicht wiedergeben kann?«

»O ja, Herr! Wir sind gekommen, weil wir dessen gewiß sind.«

Jesus erhebt sich vom Tisch, nähert sich ihnen, legt seine Fingerbeeren auf die blinden Augen, erhebt den Blick, betet und sagt: »Es geschehe euch nach eurem Glauben!« Er nimmt die Hände weg, und die bisher unbeweglichen Augenlider des einen heben sich; das Licht trifft von neuem die wiedergeborenen Pupillen, während sich die Lider des anderen öffnen; wo zuvor eine eiternde Entzündung war, bildet sich nun ein neuer Lidrand, und die Lider heben und senken sich mit Leichtigkeit.

Die beiden fallen auf die Knie.

»Erhebt euch und geht! Und achtet darauf, daß niemand erfährt, was ich an euch getan habe. Bringt die Nachricht von der erhaltenen Gnade in eure Dörfer zu den Eltern, den Verwandten und den Freunden. Hier braucht es niemand zu wissen, es wäre auch für eure Seelen nicht gut. Bewahrt sie vor Verletzungen eures Glaubens, so wie ihr jetzt, da ihr wißt, was das Auge wert ist, es vor Verletzungen schützen werdet, um nicht wieder blind zu werden.«

Das Abendessen ist zu Ende. Sie steigen auf die Terrasse hinauf, wo es kühl ist. Der See glitzert im Schein des Mondviertels. Jesus setzt sich auf den Rand des Mäuerchens und erfreut sich am Anblick des silbrig bewegten Sees. Die anderen unterhalten sich mit gedämpfter Stimme, um ihn nicht zu stören.

Sie betrachten ihn wie bezaubert. In der Tat, wie schön ist er! Das Mondlicht beleuchtet sein ernstes, doch gütiges Antlitz, was ermöglicht, die Züge in allen ihren Einzelheiten zu erkennen. Er hat den Kopf ein wenig geneigt und an den Weinstock gelehnt, der hier her-

aufwächst, um sich dann über die ganze Terrasse auszubreiten. Aus seinen länglichen, blauen Augen, die in der Nacht fast die Farbe des Onyx annehmen, scheinen sich Wellen des Friedens über alle Dinge zu ergießen. Bisweilen erheben sie sich zum heiteren, von Sternen besäten Himmel oder schweifen über die Hügel oder, noch tiefer, über den See; andere Male verweilen sie an einem unbestimmten Punkt und scheinen über etwas zu lächeln, was nur sie zu sehen vermögen. Die Haare wehen im leichten Wind. Das eine Bein ein wenig über dem Boden, das andere auf den Boden gestützt, sitzt er, mit den Händen im Schoße, auf der Mauer, und das weiße Gewand scheint seinen Glanz noch zu erhöhen, da es im Mondlicht wie Silber schimmert, während die langen Hände von der Farbe weißen Elfenbeins den Ton alten Elfenbeins annehmen, der ihre schlanke, männliche Schönheit noch unterstreicht.

Auch das Antlitz mit der hohen Stirn, der geraden Nase und dem zarten Oval der Wangen, das der bronzefarbene Bart verlängert, scheint in diesem Mondlicht den Ton alten Elfenbeins anzunehmen, der den rosigen Anhauch, den man bei Tageslicht bemerkt, verdrängt.

»Bist du müde, Meister?« fragt Petrus.

»Nein!«

»Du scheinst mir so bleich und nachdenklich . . . «

»Ich habe nachgedacht. Aber ich glaube nicht, daß ich blasser als sonst bin. Kommt hierher . . . Das Mondlicht macht euch alle bleich. Morgen geht ihr nach Chorazin. Vielleicht werdet ihr dort Jünger finden. Redet mit ihnen. Doch achtet darauf, daß ihr morgen abend wieder hier seid. Ich werde beim Bach predigen.«

»Wie schön! Wir werden es den Leuten in Chorazin sagen. Heute haben wir auf dem Heimweg Marta und Marcella getroffen. Sind sie hier gewesen?« fragt Andreas.

»Ja!«

»In Magdala ist viel Gerede, daß Maria nicht mehr ausgeht und keine Feste mehr feiert. Wir haben uns bei der Frau, wie letztes Mal,

ausgeruht. Benjamin hat mir gesagt, daß er an dich denkt, wenn er versucht ist, böse zu sein, und ... «

»... und an mich, sag es nur, Jakobus«, fügt Iskariot bei.

»Das hat er nicht gesagt.«

»Aber mit einem Hintergedanken hat er gesagt: „Ich will nicht schön und böse sein“, und dabei hat er mich von der Seite angeschaut. Er kann mich nicht leiden ... «

»Das sind Abneigungen, die nichts bedeuten, Judas. Denk nicht daran«, sagt Jesus.

»Ja Meister! Aber es ist ärgerlich, daß ... «

»Ist der Meister da?« ruft eine Stimme von der Straße her.

»Er ist da. Aber was wollt ihr denn schon wieder? Genügt euch nicht der Tag, der so lang ist? Ist das die Stunde, in der man arme Pilger stört? Kommt morgen wieder«, befiehlt Petrus.

»Wir haben einen Besessenen hier, der stumm ist. Unterwegs ist er uns dreimal davongelaufen. Wenn dies nicht geschehen wäre, hätten wir früher hier sein können. Seid so gut! Später, wenn der Mond hoch steht, fängt er an zu brüllen und erschreckt das ganze Dorf. Seht ihr nicht, wie er schon unruhig wird?!«

Jesus neigt sich über das Mäuerchen, nachdem er die ganze Terrasse überquert hat. Die Jünger ahmen ihn nach. Eine Reihe von Gesichtern über eine Volksmenge gebeugt, die die Köpfe zu den Hinabschauenden erhebt.

Mitten unter ihnen befindet sich ein Mann, der sich benimmt und knurrt wie ein Wolf oder ein Bär an der Kette. Seine Handgelenke sind zusammengebunden, damit er nicht entfliehen kann. Winselnd wie ein Tier, macht er wilde Bewegungen und schnüffelt auf dem Boden, als ob er etwas suche. Aber wenn er aufschaut und dem Blick Jesu begegnet, bricht er in ein bestialisches Gebrüll aus, ein wahres, unbegreifliches Heulen, und sucht zu entweichen.

Die Menge, fast alle Erwachsenen von Kafarnaum, weicht erschrocken zurück. »Komm doch, bitte! Er hat einen neuen Anfall ... «

»Ich komme sofort.«

Jesus geht eilends hinunter und auf den Unglücklichen zu, der jetzt erregter ist als zuvor.

»Weiche von ihm! Ich will es!«

Das Gebrüll löst sich auf und wird zu dem Wort: »Friede!«

»Ja, Friede! Habe nun, da du geheilt bist, Frieden.«

Die Menge schreit vor Verwunderung auf, da sie den plötzlichen Übergang vom Wutanfall zur Ruhe, von der Besessenheit zur Befreiung, von der Stummheit zur Sprache wahrnimmt.

»Woher habt ihr gewußt, daß ich hier bin?«

»In Nazaret hat man uns gesagt: „Er ist in Kafarnaum.“ In Kafarnaum haben es uns zwei, deren Augen von dir in diesem Haus geheilt worden sind, bestätigt.«

»Das ist wahr! Das ist wahr! Auch zu uns haben sie es gesagt . . . « schreien viele gleichzeitig und erklären: »Niemand hat man solche Dinge in Israel gesehen!«

»Hätte er nicht die Hilfe von Beelzebul, dann hätte er es nicht tun können«, werfen die Pharisäer von Kafarnaum, unter denen Simon fehlt, höhnisch lachend dazwischen.

»Hilfe oder keine Hilfe, ich bin geheilt und die Blinden auch. Ihr könntet dies nicht, trotz eurer großartigen Gebete«, entgegnet der von stummer Besessenheit Geheilte und küßt das Gewand Jesu, der den Pharisäern nicht antwortet, sondern sich darauf beschränkt, die Menge zu verabschieden mit seinem: »Der Friede sei mit euch!« während er sich um den geheilten Besessenen und seine Begleiter kümmert und ihnen im oberen Raum einen Platz zum Ausruhen bis zum anderen Morgen anweist.

273 Das Gleichnis vom verlorenen Schaf

Jesus spricht zur Menge. Er steht am bewaldeten Ufer eines Baches vor einer Volksmenge, die sich auf einem abgemähten Acker, der mit seinen verbrannten Stoppeln einen traurigen Eindruck macht, versammelt hat.

Es ist Abend. Die Dämmerung beginnt, und der Mond geht auf. Es ist ein schöner, klarer, frühlommerlicher Abend. Herden kehren zu ihren Ställen zurück, und das Gebimmel der Glocken vermischt sich mit dem Zirpen der Grillen oder Zikaden, ein lautes: Gri, Gri! ...

Jesus nimmt eine vorbeiziehende Schafherde zum Thema seiner Predigt. Er sagt: »Euer Vater ist wie ein guter Hirte. Was tut der gute Hirte? Er sucht die guten Weideplätze für seine Schäflein, wo es keine schädlichen und giftigen Pflanzen gibt, wohl aber süßen Klee, duftende Minze und bittere, aber heilsame Kräuter. Er sucht einen Platz, wo es außer genügender Nahrung auch kühles und reines Wasser und schattenspendende Bäume gibt und wo sich keine Vipern und Schlangen im Grün der Schollen verbergen. Er gibt nicht immer den saftigsten Weiden den Vorzug, weil er weiß, daß es dort zuweilen auch Vipern und giftige Kräuter gibt. Er zieht die gebirgige Weide vor, wo der Tau das Gras rein und frisch erhält, aber die Sonne die Reptilien fernhält; wo die Luft rein und bewegt ist und nicht so schwer und ungesund wie die in der Ebene. Der gute Hirte beobachtet jedes einzelne seiner Schäflein. Er pflegt sie, wenn sie erkranken, und heilt ihre Wunden. Jene, die wegen allzu großer Gefräßigkeit krank werden könnten, ruft er zu sich, und andere, die zu lange in der Nässe oder der prallen Sonne verweilen, treibt er anderswo hin. Wenn ein Schaf wenig Appetit hat, sucht er diesen mit bitteren, aromatischen Kräutern anzuregen. Er streckt ihm die Kräuter mit der Hand entgegen, unter gutem Zureden, wie wenn es sich um einen Menschen handle.

So macht es auch der gute Vater im Himmel mit seinen auf der Erde irrenden Kindern. Seine Liebe ist der Stab, der sie sammelt, seine Stimme ist die Führung, seine Weideplätze sind sein Gesetz, und sein Schafstall ist der Himmel.

Manchmal aber läuft ein Schäflein fort. Er hatte es sehr lieb! Es war jung, rein, schön und weiß wie eine Wolke am Frühlingshimmel. Der Hirte hat ihm immer liebevolle Blicke zugeworfen und ist stets darauf bedacht gewesen, es ihm an nichts fehlen zu lassen, damit es seine Liebe erwidere. Aber das Schäflein läuft davon.

Auf dem Weg am Rand der Weide hat sich ein Versucher herangemacht. Er trägt keinen einfachen Hirtenkittel, sondern ein vielfarbiges Gewand. Er hat nicht den ledernen Gürtel mit der kleinen Axt und dem herunterhängenden Messer, sondern einen goldenen Gürtel, an dem silberne Glöcklein hängen, die wie Lerchenstimmen klingen, und Gefäße mit berausenden Essenzen . . . Er trägt nicht den Krummstab, mit dem der gute Hirte die Schäflein sammelt und verteidigt; und wenn der Krummstab nicht genügt, ist er bereit, sie mit Axt und Messer und auch mit dem Leben zu verteidigen. Dieser Verführer, der vorübergeht, hat in der Hand ein mit Perlen besetztes Rauchfaß, aus dem ein betörender Rauch, der gleichzeitig Duft und Gestank ist, aufsteigt, während das Glitzern der Schmuckstücke, unechter Schmuckstücke, die Augen blendet. Er geht singend daher und streut Salz aus, das auf der dunklen Straße glitzert.

Neunundneunzig Schafe schauen ihn an und bleiben wo sie sind.

Das hundertste, das jüngste, das Lieblingsschaf, macht einen Sprung und verschwindet hinter dem Verführer. Der Hirte ruft nach ihm, aber es kehrt nicht zurück. Es läuft rascher als der Wind, um den Vorübergegangenen einzuholen; um sich beim Laufen zu stärken, kostet es von dem Salz, schlingt es in sich hinein und verspürt darauf ein Brennen und ein fremdartiges Gefühl, das es verführt, nach dem tiefen Wasser im Dunkel des Waldes zu lechzen. Und in der Wildnis verliert es sich, immer hinter dem Verführer herlaufend; es fällt, steht auf, fällt wieder . . . Ein-, zwei-, dreimal fühlt es an seinem Hals die Umarmung von Schlangen, und in seinem Durst trinkt es schmutziges Wasser, und da es hungrig ist, frißt es ekelerregende Blätter und Kräuter.

Was tut indessen der gute Hirte? Er bringt die neunundneunzig Schafe in Sicherheit; dann macht er sich auf den Weg und sucht solange, bis er Spuren des verlorenen Schäfleins gefunden hat. Da dieses nicht zu ihm zurückkehrt und seine Einladung in den Wind schlägt, geht er zu ihm. Und er sieht es von weitem, trunken vom Geifer der Schlangen, so trunken, daß es keine Sehnsucht nach dem

geliebten Antlitz verspürt, sondern darüber spottet. Und es fühlt sich schuldbewußt, gleichsam als Dieb, der in eine fremde Wohnung eingedrungen ist, so schuldbewußt, daß es keinen Mut mehr hat aufzuschauen . . . Aber der Hirte wird nicht müde . . . Er geht weiter, sucht und sucht und folgt ihm. Er findet seine Spur. Weinend sieht er auf den Spuren des verlorenen Schäfleins Wollfetzen: Fetzen der Seele; Blutspuren; verschiedene Vergehen; Schmutz: Beweis seiner Wollust. Er geht weiter und holt es ein.

Ah! Ich habe dich gefunden, geliebtes Schäflein. Ich habe dich eingeholt! Wie weit bin ich deinetwegen gelaufen, um dich in den Schafstall zurückzuholen! Neige nicht beschämt den Kopf. Deine Sünde ist in meinem Herzen begraben. Niemand außer mir, der ich dich liebe, wird es erfahren. Ich werde dich verteidigen vor fremder Kritik. Ich werde dich mit meiner Person decken und dir ein Schild sein gegen die Steinwürfe der Ankläger. Komm! Bist du verwundet? Oh, zeige mir deine Wunden. Ich kenne sie. Aber ich möchte, daß du sie mir zeigst mit dem Vertrauen, das du hattest, als du noch rein warst und mich, deinen Hirten und Gott, mit unschuldigen Augen ansahst. Sieh, da sind sie. Sie haben alle einen Namen. Wie traurig sie doch sind! Wer hat dir so tiefe Wunden im Grunde deines Herzens geschlagen? Der Versucher, ich weiß es! Er, der keinen Hirtenstab und keine Axt hat, aber dessen vergifteter Biß in die Tiefe dringt. Und hinter ihm stachen dir die falschen Edelsteine seines Weihrauchfassens in die Augen: Sie haben dich verführt mit ihrem Glitzern . . . Aber es war nur Höllenschwefel, der ans Licht gezogen wurde, um dir das Herz zu verbrennen. Schau, wie viele Wunden! Welch zerrissenes Fell, wieviel Blut, wie viele Dornen!

O arme, kleine, enttäuschte Seele! Aber sage mir: wenn ich dir verzeihe, wirst du mich dann wieder lieben? Sage mir: wenn ich die Arme nach dir ausstrecke, wirst du dann herbeieilen? Sage mir: hast du nicht Durst nach echter, guter Liebe? Nun, komm und werde wieder neu geboren. Kehre auf die heiligen Weiden zurück. Weine! Deine Tränen, mit den meinen vermischt, waschen die Spuren deiner

Sünde ab, und ich will dir meine Brust und meine Venen öffnen, weil du vom Übel, das dich verbrannt hat, aufgezehrt bist, und ich sage zu dir: „Nähre dich und lebe.“

Komm, daß ich dich in meine Arme nehme. Wir werden schnell auf heilige und sichere Weiden gehen. Du wirst alles von dieser Stunde der Verzweiflung vergessen. Und die neunundneunzig Schwestern, die guten, sie werden jubeln bei deiner Rückkehr; denn ich sage dir, mein verirrtes Schäflein, daß ich dich, von weither kommend, gesucht, eingeholt und gerettet habe; man feiert mehr ein verlorenes Schaf, das zurückkehrt, als die neunundneunzig Gerechten, die sich nie vom Schafstall entfernt haben.«

Jesus hat sich nie umgedreht, um auf den Weg zu blicken in seinem Rücken, auf dem im abendlichen Dämmerchein Maria von Magdala dahergekommen ist. Sie ist immer noch sehr elegant, aber wenigstens gut gekleidet, von einem dunklen Schleier bedeckt, der ihre Züge und Formen verhüllt. Und als Jesus sagt: »Ich habe dich gefunden, Geliebte«, fährt Maria mit den Händen unter den Schleier und beginnt zu weinen, leise und untröstlich. Das Volk sieht sie nicht, denn sie befindet sich auf der anderen Seite der Hecke, die den Weg einsäumt. Nur der Mond, der hoch steht, und der Geist Jesu sehen sie . . .

Und er sagt zu mir: »Die Deutung findest du in der Vision selbst. Doch ich werde noch mit dir darüber reden. Nun ruhe dich aus! Ich segne dich, treue Maria!«

274 »Nach der Erinnerung an das Gesetz habe ich die Hoffnung auf Vergebung singen lassen«

Jesu sagt:

»Seit Januar, nachdem ich dich das Abendmahl im Hause Simon des Aussätzigen sehen ließ, hast du und dein geistlicher Führer danach verlangt, mehr über Maria Magdalena und das, was ich zu ihr gesagt habe, zu erfahren. Nach sieben Monaten will ich euch heute die Seiten der Vergangenheit aufschlagen, um euch zufriedenzustellen; um allen, die sich über solche Aussätze der Seele zu beugen

haben, eine Richtschnur zu geben und die Unglücklichen, die in ihrem Grab des Lasters ersticken, herauszurufen.

Gott ist gut. Mit allen ist er gut. Er mißt nicht mit menschlichem Maße. Er macht keinen Unterschied zwischen Sünde und Todsünde. Die Sünde schmerzt ihn, um welche es sich auch immer handelt. Die Reue erfreut ihn; er ist bereit zu verzeihen. Der Widerstand gegen die Gnade macht ihn unerbittlich streng; denn die Gerechtigkeit kann dem Unbußfertigen nicht verzeihen; *so stirbt er als solcher trotz aller Hilfe, die er empfangen hat, um sich zu bekehren.*

Aber die verfehlten Bekehrungen sind, wenn nicht zur Hälfte, so doch zu vier Zehntel, auf die versäumten Bekehrungsversuche der dafür Bestellten, auf mangelndes Verständnis und verlogenen Eifer, verbunden mit wirklichem Egoismus und Hochmut, zurückzuführen; man zieht es vor, ruhig in seinen vier Wänden zu bleiben, anstatt durch den Schlamm zu waten, um ein Herz zu retten. „Ich bin rein. Ich bin der Achtung würdig. Ich gehe nicht dorthin, wo Schmutz ist, wo man mir die Achtung verweigert.“ Aber wer so spricht, hat das Evangelium nicht gelesen, wo geschrieben steht, daß der Sohn Gottes hinging, Zöllner und Dirnen zu bekehren, und nicht nur Rechtsschaffene, die nach dem alten Gesetz lebten. Aber denkt ein solcher nicht daran, daß der Hochmut geistige Unreinheit ist, daß die Lieblosigkeit Unreinheit des Herzens ist? Wirst du beleidigt? Ich wurde es vor dir und mehr als du, und ich war der Sohn Gottes. Wird dein Gewand in den Schmutz geraten? Habe ich nicht mit meinen Händen diesen Schmutz berührt, ihm auf die Füße geholfen und gesagt: „Wandle auf diesem neuen Weg?“

Erinnert ihr euch nicht, was ich euren ersten Vorgängern sagte? „In welche Stadt, in welches Dorf ihr auch immer kommt, erkundigt euch, ob dort jemand ist, *der es verdient, und dann wohnt bei ihm.*“ Damit die Welt nicht murrte. *Die Welt ist stets geneigt, in allen Dingen das Schlechte zu sehen.* Doch ich habe hinzugefügt: „Wenn ihr in die Häuser eintretet – Häuser habe ich gesagt, nicht Haus – dann grüßt mit den Worten: ‚Der Friede sei mit diesem Haus.‘ Wenn das Haus

dessen würdig ist, dann wird der Friede über dasselbe kommen; wenn es nicht würdig ist, kommt er auf euch zurück.“ Ich möchte damit sagen: bis ihr nicht ganz sicher über die Unbußfertigkeit seid, müßt ihr für alle die gleiche Liebe haben. Und ich habe diese Unterweisung vervollständigt mit den Worten: „Und wenn euch jemand nicht aufnimmt und eure Worte nicht anhört, dann schüttelt beim Verlassen dieser Häuser oder dieser Stadt den Staub, der an euren Sohlen haftet, ab.“ Für die Guten, aus denen die ständig geübte Güte gleichsam einen Block reinsten Kristalls macht, ist die Gefahr der Unzucht nur ein Staub, den man abschütteln oder fortblasen kann, ohne daß eine Narbe zurückbleibt.

Seid wahrhaft gut, ein einziger Block mit der ewigen Güte in der Mitte, und keine Verderbnis wird euch erreichen und beschmutzen können, außer die Sohlen, die den Boden berühren. Die Seele ragt hoch darüber hinaus. Die Seele des Guten ist eins mit Gott. Die Seele ist im Himmel. Dorthin gelangt kein Staub und kein Schlamm, auch wenn er mit Hinterlist gegen den Geist des Apostels geschleudert wird.

Er kann das Fleisch verletzen, euch materiell oder moralisch verwunden, euch verfolgen oder beleidigen; denn das Böse haßt das Gute. Bin ich vielleicht nicht beleidigt worden? Bin ich nicht getroffen worden? Aber haben die Schläge, die häßlichen Worte, meinen Geist getroffen? Haben sie ihn verwirrt? Nein! Wie Speichel auf einem Spiegel, wie ein gegen eine saftige Frucht geschleudertes Stein gleiten sie ab, ohne einzudringen; oder sie werden nur oberflächlich eindringen, ohne den im Kern verborgenen Keim zu verletzen, vielmehr das Aufkeimen fördern. Und wie das Korn stirbt, wenn es keimt, so geht es auch dem Apostel. Körperlich stirbt er wohl, tagtäglich stirbt er in metaphorischem Sinn; aber es wird nur das menschliche Ich zerbrochen. Das ist jedoch kein Tod: es ist Leben. Der Geist siegt über den Tod des Menschlichen.

Sie, die Sünderin, ist zu mir gekommen aus der Launenhaftigkeit der Untätigen, die im Müßiggang nichts mit ihrer Zeit anzufangen

weiß. Ihre Ohren waren nur an die Lügen und die Schmeicheleien jener gewöhnt, die ihren Sinn einlullten, um sie zur Sklavin zu haben. Nun aber vernahm sie die klare, strenge Stimme der Wahrheit. Jener Wahrheit, die sich nicht davor fürchtet, verspottet und mißverstanden zu werden. Die nur spricht, indem sie auf Gott blickt. Und wie bei einem Festgeläute alle Töne ineinanderfließen, so vereinen sich alle Stimmen in seinem Wort. Es sind Stimmen, die im Himmel, im freien Blau der Lüfte, erklingen, und sich ausbreiten über Täler und Berge, Ebenen und Seen, um an die Herrlichkeit des Herrn und seine Feste zu erinnern.

Erinnert ihr euch nicht an die doppelte Festfreude, die in Zeiten des Friedens den Tag des Herrn erfüllte? Die große Glocke gab mit ihrem tönenden Klöppel im Namen des göttlichen Gesetzes den ersten Ton an. Sie sagte: „Ich spreche im Namen Gottes, des Richters und Königs.“ Dann aber setzten die kleinen Glocken mit ihrem Harfenklang ein: „Denn er ist gut, barmherzig und geduldig“, bis die kleinste Glocke mit ihrer silberhellen Engelsstimme sprach: „Seine Liebe spornt euch an, Verzeihung und Mitleid zu üben, um euch zu lehren, daß die Verzeihung viel nützlicher ist als der Groll und die Barmherzigkeit besser als die Unerbittlichkeit. Kommt zu dem, der verzeiht. Habt Vertrauen auf den, der mit euch fühlt.“ Auch ich habe zuerst an das Gesetz erinnert, das von der Sünderin mit Füßen getreten worden war; dann aber habe ich die Hoffnung auf Vergebung singen lassen.

Die Vergebung! Sie ist der Tau, der auf den Feuerbrand des Schuldigen fällt. Der Tau ist kein Hagel, der abprallt und verwundet, zerschmettert und zu Boden fällt, nicht eindringt, die Blume aber tötet. Der Tau steigt so sachte herab, daß auch die zarteste Blume nicht spürt, wenn er sich auf den Blütenblättern niederläßt. Dann aber trinkt sie die Erfrischung und erholt sich. Er läßt sich auch bei den Wurzeln auf die trockene Scholle nieder und dringt dann tiefer ein ... Er ist die Feuchtigkeit der Sterne, ein liebevolles Weinen der Amme auf die durstigen Kinder, und dringt als Erquickung zusam-

men mit der süßen und belebenden Milch ein. Oh, die Geheimnisse der Elemente, die tätig sind, auch wenn der Mensch ruht oder sündigt!

Die Vergebung ist wie dieser Tau. Er bringt nicht nur Reinheit mit sich, sondern auch Lebenssäfte, die nicht den Elementen entnommen sind, sondern aus göttlichen Quellen stammen. Und nach dem Versprechen der Vergebung spricht die Weisheit und sagt, was erlaubt und was nicht erlaubt ist, und ermahnt und rüttelt auf. Nicht mit Härte, sondern in mütterlicher Sorge, um zu retten.

Wie oft werdet ihr in eurer Härte noch undurchdringlicher und abweisender gegen die Liebe, die sich über euch neigt! ... Wie oft verlacht ihr sie! Wie oft flieht ihr sie, während sie zu euch spricht! ... Wie oft haßt ihr sie! ... Wenn die Liebe euch so behandeln würde, wie ihr es mit ihr tut, dann wehe eurer Seele! Indessen, seht! Die Liebe ist die unermüdliche Wanderin, die auf der Suche nach euch ist. Sie sucht euch sogar auf, wenn ihr euch in dunklen und schmutzigen Höhlen versteckt.

Warum wollte ich in jenes Haus gehen? Warum wirkte ich an ihr nicht ein Wunder? *Um den Aposteln zu zeigen, wie sie handeln, wie sie der Voreingenommenheit und der Kritik trotzen müssen, um eine Pflicht zu erfüllen, die so erhaben ist, daß sie über allen weltlichen Kleinigkeiten steht.*

Warum habe ich Judas jene Worte gesagt? Die Apostel waren zu sehr Menschen. Alle Christen sind noch zu sehr Menschen; auch die Heiligen der Erde sind es, wenn auch in geringerem Maße. Auch in den Vollkommenen bleibt immer irgendetwas Menschliches zurück. Doch die Apostel waren noch nicht so weit. Ihre Gedanken waren noch von menschlichen Dingen erfüllt. Ich habe sie zu Höherem geführt. Aber das Gewicht ihres Menschseins hat sie immer wieder hinuntergezogen. Um sie stets weniger fallenzulassen, mußte ich auf den Weg des Aufstiegs Dinge stellen, die geeignet waren, den Abstieg aufzuhalten. Sie sollten in der Betrachtung und in der Ruhe einen Halt finden, um dann wieder höher aufsteigen zu können,

diesmal über die vorher erreichte Grenze hinaus. Es mußte sich um Dinge handeln, die sie davon überzeugten, daß ich Gott bin. Daher die Seelenschau, daher die Herrschaft über die Elemente, daher die Wunder, die Verklärung, die Auferstehung und die Allgegenwart.

Ich war auf dem Wege nach Emmaus, während ich zugleich im Abendmahlsaal war. Und die von den Aposteln und Jüngern festgestellte Allgegenwart erschütterte sie, löste sie von ihren weltlichen Banden und führte sie auf den Weg Christi.

Mehr als für Judas, der schon in sich den Todeskeim barg, sprach ich für die anderen elf Apostel. Ich mußte notwendigerweise meine Gottheit vor ihnen aufleuchten lassen, nicht aus Hochmut, sondern weil es für ihre Ausbildung notwendig war. Ich bin Gott und Meister. Jene Worte mußten mich als Gott offenbaren. Ich enthüllte mich in übermenschlicher Art und lehrte die Vollkommenheit: keine schlechten Gespräche führen, nicht einmal mit unserem Innersten. Denn Gott sieht, und er muß in ein reines Inneres sehen, um dort hinabsteigen und seinen Aufenthalt nehmen zu können.

Warum habe ich das Wunder nicht in jenem Haus gewirkt? Um allen zu verstehen zu geben, daß die *Gegenwart Gottes eine reine Umgebung erfordert*, aus Rücksicht auf seine erhabene Majestät. Um nicht mit Lippenworten zu sprechen, sondern mit einem tiefergehenden Wort, das bis zur Seele der Sünderin dringt und sagt: „Siehst du, Unglückselige? Du bist so schmutzig, daß deine ganze Umgebung beschmutzt wird. So schmutzig, daß Gott in deiner Anwesenheit nicht wirken kann. Du bist schmutziger als irgend jemand; denn du wiederholst die Sünde Evas und hältst dem Adam die Frucht entgegen, indem du ihn versuchst und seiner Pflicht entziehst. Du Magd des Satans!“

Warum will ich aber nicht, daß sie von der gängstigsten Mutter Satan genannt wird? *Weil kein Grund Schmähung und Haß rechtfertigt. Die erste Notwendigkeit und die erste Bedingung, Gott in sich zu haben, besteht darin, keinen Groll zu hegen und zu verzeihen, zu verstehen. Die zweite Bedingung besteht darin, daß man anerkennt, nicht sündenfrei zu*

sein; man darf nicht allein die Fehler anderer sehen. Die dritte Bedingung ist, daß man dankbar und treu zu bleiben weiß, wenn man Gnade erlangt hat, aus Gerechtigkeit dem Ewigen gegenüber. Unglücklich sind jene, die nach erhaltener Gnade schlimmer sind als die Hunde und sich ihres Wohltäters nicht erinnern, während das Tier sich dessen erinnert!

Ich habe kein Wort an Magdalena gerichtet. Als wäre sie eine Statue, habe ich sie einen Augenblick angeschaut; dann habe ich mich abgewandt. Ich habe mich den „Lebenden“ zugewandt, die ich retten wollte. Sie, tot wie behauener Marmor und noch mehr als dieser, habe ich sie scheinbar voller Gleichgültigkeit behandelt. Aber ich habe kein Wort gesprochen und nichts getan, was nicht ihre Seele treffen sollte, die ich retten wollte. Und das letzte Wort: „Ich verhöhne nicht. Verhöhne auch du nicht! Bete für die Sünder, sonst nichts!“, hat sich wie eine wachsende Blumengirlande mit dem ersten Wort auf dem Berg verbunden: „Vergebung ist nützlicher als Groll, und Mitleid besser als Unnachgiebigkeit.“ Und sie haben sie eingeschlossen, die arme Unglückliche, in einen weichen, frischen Kranz duftender Liebe, um sie fühlen zu lassen, wie verschieden die liebevolle Knechtschaft Gottes von der wilden Knechtschaft Satans ist; wie lieblich der Himmelsduft ist, gegenüber dem Gestank der Sünde; wie beruhigend es ist, heilig geliebt zu werden, anstatt *satanisch* besessen zu sein.

Seht, wie maßvoll der Herr in seinem Wollen ist. Er verlangt keine blitzartigen Bekehrungen. Er verlangt nichts Absolutes von einem Herzen. Er kann warten. Er begnügt sich. Und während er darauf wartet, daß das verlorene Schäflein den Weg, die Irrsinnige den Verstand wiederfindet, begnügt er sich mit dem, was ihm die verzweifelte Mutter geben kann.

Ich frage sie nur: „Kannst du verzeihen?“ Wie viele andere Dinge hätte ich von ihr fordern können, um sie eines Wunders würdig zu machen, wenn ich nach menschlicher Art gehandelt hätte! Aber ich messe eure Kräfte mit göttlichem Maß. Für die verzweifelte Mutter war es schon viel, wenn sie so weit kam zu verzeihen. Und das allein

forderte ich in jener Stunde. Dann, nachdem ich ihr das Kind zurückgegeben hatte, habe ich zu ihr gesagt: „Sei heilig und heilige dein Haus.“ Aber solange der Schmerz sie quälte, habe ich nichts als Verzeihung der Schuldigen gegenüber verlangt. Man kann von einem, der eben noch im Nichts der Finsternis war, nicht alles verlangen. Die Mutter wäre so zum vollen Licht gelangt, und mit ihr die Frau und die Kinder. In jenem Augenblick war es aber nur erforderlich, in ihre vom Weinen noch blinden Augen den ersten Schein des Lichtes eindringen zu lassen: das Vergeben, das heißt, das Morgengrauen des Tages Gottes.

Von den Gegenwärtigen wäre nur einer – ich meine nicht Judas; ich spreche von den Leuten, die sich zugesellt hatten, nicht von meinen Jüngern – nur einer wäre nicht ans Licht gelangt. Niederlagen sind mit den Siegen des Apostolates verknüpft. Es gibt immer einen Menschen, für den sich der Apostel umsonst bemüht. Aber diese Niederlagen dürfen nicht den Mut verlieren lassen. Der Apostel soll sich nicht anmaßen, *alles* erreichen zu wollen. Er hat mit vielerlei Kräften zu rechnen, die wie die Fangarme eines Polypen die Beute zu erfassen suchen, die er ihnen entrissen hat. Das Verdienst des Apostels bleibt dasselbe. Unglücklich ist der Apostel, der da sagt: „Ich weiß, daß ich keinen Erfolg haben werde, deshalb gehe ich nicht dorthin.“ Das ist ein Apostel von geringem Wert.

Man muß sich auch dann aufmachen, wenn unter tausend nur einer gerettet wird. Das apostolische Tagewerk wird durch diesen einen ebenso ertragreich, wie wenn er tausend gerettet hätte. Da er alles getan hat, was in seinen Kräften steht, wird Gott ihn dafür belohnen.

Man muß auch daran denken, daß dort, wo der Apostel nicht bekehren kann, weil der zu Bekehrende zu sehr von Satan umklammert ist, und die Kraft des Apostels nicht ausreicht, Gott immer noch eingreifen kann. Also? Wer ist mächtiger als Gott?

Eine andere Sache, die der Apostel unbedingt üben muß, ist die Nächstenliebe. Offenkundige Liebe! Nicht nur eine im Herzen ver-

borgene Liebe den Brüdern gegenüber. Sie genügt unter guten Brüdern. Aber der Apostel ist ein Arbeiter Gottes; er darf sich nicht damit begnügen, nur zu beten; er muß auch handeln. Er muß mit Liebe handeln. Mit großer Liebe. Härte lähmt die Arbeit des Apostels und hemmt die Hinkehr der Herzen zum Licht. Keine Härte, sondern Liebe!

Die Liebe ist das Gewand des Liebenden. Die Liebe ist die Rüstung gegen die Angriffe der bösen Leidenschaften. Die Liebe enthält ein Übermaß an konservierenden Essenzen, die euch vor dem Eindringen menschlich-satanischer Fäulnis bewahrt. Um eine Seele gewinnen zu können, muß man zu lieben verstehen. Um eine Seele zu gewinnen, muß man sie soweit bringen, daß sie liebt; daß sie das Gute liebt und ihren armen, sündigen Liebhabereien entsagt.

Ich wollte die Seele Maria Magdalenas gewinnen. Und wie bei dir, kleiner Johannes, habe ich mich nicht darauf beschränkt, von meinem Lehrstuhl aus zu sprechen. Ich bin hinabgestiegen, um sie auf den Wegen der Sünde zu suchen. Ich bin ihr nachgegangen und habe sie mit meiner Liebe verfolgt. Süße Verfolgung! Ich, die Reinheit, bin dort eingekehrt, wo sie, die Unreinheit, sich befand.

Ich habe kein Ärgernis gefürchtet, weder für mich, noch für die anderen. Ärger konnte nicht bei mir einkehren, weil ich die Barmherzigkeit bin; und sie weint über die Sünden und nimmt kein Ärgernis daran. Unglücklich ist der Hirte, der Ärgernis nimmt, sich hinter diesem Vorwand verschanzt und eine Seele im Stiche läßt. Wißt ihr nicht, daß die Seelen leichter als die Körper zu erwecken sind; daß *das barmherzige und liebevolle Wort*: „Schwester, steh auf, zu deinem Heil!“ oft Wunder wirkt? Ich habe mich vor dem Ärgernis der anderen nicht gefürchtet. Vor den Augen Gottes war mein Wirken gerechtfertigt. Vor den Augen der Gerechten war es verständlich. Das Auge des Böswilligen, in dem die Bosheit gärt, die aus einer inneren Fäulnis entsteht, *hat keinen Wert*. Es findet auch Schuld an Gott! Es sieht nur sich selbst vollkommen. Deswegen kümmerte ich mich nicht darum.

Die drei Phasen der Rettung einer Seele sind die folgenden:

Völlig untadelhaft sein, um reden zu können, ohne zum Schweigen gezwungen zu werden. Man kann zu einer ganzen Schar sprechen, derart, daß das apostolische Wort, das man an die die mystische Barke umgebende Menge richtet, sich wie Wasserwellen immer mehr ausbreitet bis zum unruhigen Ufer, wo jene sich aufhalten, die im Schlamm stecken und nicht darauf bedacht sind, die Wahrheit kennenzulernen.

Das ist die erste Arbeit, um die Kruste der harten Scholle zu durchbrechen und sie für den Samen vorzubereiten. Das ist die schwerste Arbeit für den, der sie verrichtet, und für den, an dem sie vorgenommen wird; denn das Wort muß wie der schneidende Pflug verwunden, um zu öffnen. In Wahrheit sage ich euch, daß das Herz des guten Apostels selbst verwundet wird und blutet, wenn es verwunden muß, um zu öffnen. Aber auch dieser Schmerz ist fruchtbringend. Mit dem Blut und den Tränen des Apostels wird die unfruchtbare Scholle fruchtbar gemacht.

Die zweite Eigenschaft: *Auch dort arbeiten, wo einer, der seine Mission nicht ernst nimmt*, fliehen würde. Sich verbrauchen in der Anstrengung, Unkraut, Dornen und Disteln ausreißen, um das gepflügte Erdreich zu reinigen und darauf die Macht Gottes und seine Güte als Sonne wirken zu lassen, und gleichzeitig, wie ein Richter oder ein Arzt, gerecht und barmherzig sein, geduldig warten, um den Seelen Zeit zu lassen, die Krisis zu überstehen, zu überlegen, sich zu entscheiden.

Dritter Punkt: *Sobald die Seele, die im Schweigen bereut hat, sich weinend* und an ihre Vergangenheit denkend, schüchtern und in der Furcht, zurückgewiesen zu werden, dem Apostel nähert, muß dieser ein Herz haben, das *größer* als das Meer, *zarter* als das Herz einer Mutter und *verliebter* als das eines Bräutigams ist; er muß es vollkommen öffnen, um Wogen der Zärtlichkeit ausfließen zu lassen.

Wenn ihr Gott in euch habt, Gott, der Liebe ist, werdet ihr leicht die Worte der Liebe finden, die ihr zu den Seelen sagen müßt. Gott wird in euch und durch euch reden, und, wie Honig der von der Wa-

be tropft, wie der Balsam, der aus der Ampulle quillt, wird die Liebe die ausgedörrten und angeekelten Lippen benetzen, auf die verwundeten Seelen fallen und Erquickung und Arznei sein. Macht, daß die Sünder euch lieben; euch, die Lehrer der Seelen. Macht, daß sie die Süßigkeit der himmlischen Liebe kennenlernen und nach keiner anderen Speise mehr verlangen. Macht, daß sie in eurer Güte eine große Erleichterung finden und sie für alle ihre Wunden suchen.

Ihr müßt dafür sorgen, daß eure Liebe ihnen jegliche Furcht nimmt, wie es die Epistel sagt, die du heute gelesen hast: „Die Furcht setzt die Züchtigung voraus; wer fürchtet, ist nicht vollkommen in der Liebe.“ Aber auch der ist nicht vollkommen, der Furcht einflößt. Sagt nicht: „Was hast du getan?“ Sagt nicht: „Geh weg!“ Sagt nicht: „Du verlangst nicht nach der wahren Liebe“, sondern sagt, sagt in meinem Namen: „Liebe, und ich werde dir verzeihen.“ Sagt: „Komm in die Arme Jesu.“ Sagt: „Koste dieses Engelsbrot und dieses Wort und vergiß das Pech der Hölle und den Hohn Satans.“ Nehmt die Schwächen der anderen auf euch. Der Apostel muß seine eigene und die Schwäche anderer, sein eigenes Kreuz und das anderer tragen, und wenn ihr zu mir kommt, beladen mit verwundeten Schäflein, dann beruhigt sie, diese Verirrten, und sagt zu ihnen: „Alles ist von jetzt an vergessen!“ Sagt: „Habe keine Angst vor dem Erlöser. Er ist deinetwegen vom Himmel herabgekommen, gerade für dich. Ich bin nur die Brücke, auf der du zu ihm gelangst. Er wartet jenseits des Flusses der Lossprechung auf dich, um dich zu seinen heiligen Weideplätzen zu führen, die hier auf Erden beginnen, aber dann in einer ewigen Schönheit, die nährt und selig macht, im Himmel weiterbestehen.“

Dies ist die Erklärung. Euch geht dies wenig an, ihr, dem guten Hirten getreue Schäflein. Aber wenn es dir, kleine Braut, dein Vertrauen mehrt, wird es dem Pater noch mehr Licht in seinem Licht als Richter bringen, und vielen wird es ein Ansporn sein zum Guten. Es wird der Tau sein, von dem ich gesprochen habe, der eindringt und nährt und die welkenden Blumen wieder aufrichtet.

Erhebt das Haupt! Der Himmel ist oben. Sei im Frieden, Maria! Der Herr ist mit dir!«

275 Jesus sagt zu Marta: »Du hast den Sieg schon in deiner Hand«

Es ist ein klarer Sommermorgen, der Rosen über die seidenen Wellen des Sees entblättert. Jesus ist gerade dabei, in eine Barke zu steigen, als Marta mit ihrer Dienerin herbeieilt. »Oh! Meister! Höre mich an, um Gottes willen!«

Jesus geht von neuem an Land und sagt zu den Aposteln: »Erwartet mich beim Bach! Bereitet schon alles für die Mission nach Magadan vor. Auch die Dekapolis wartet auf das Wort. Geht!«

Während die Barke vom Ufer abstößt und ausläuft, geht Jesus an der Seite Martas, während Marcella achtungsvoll hinter ihnen folgt.

Sie entfernen sich von der Ortschaft und schreiten am Ufer entlang, das sich nach einem sandigen, spärlich bewachsenen Stück in einen herrlichen, wilden Garten verwandelt. Die Küste beginnt auch anzusteigen und spiegelt sich im Wasser.

Als sie an einem einsamen Ort angelangt sind, sagt Jesus lächelnd: »Was willst du mir sagen?«

»Oh, Meister ... Heute nacht, kurz nach der zweiten Nachtwache, ist Maria nach Hause gekommen. Ach! Ich habe vergessen, dir zu sagen, daß sie mir während der Mahlzeit zur sechsten Stunde gesagt hatte: „Würdest du mir dein Gewand und deinen Mantel leihen? Sie werden etwas kurz sein. Aber ich muß das Kleid nicht schürzen und den Mantel nicht hochziehen ...“ Ich habe ihr erwidert: „Nimm, was du willst, meine Schwester“, und das Herz schlug mir heftig, denn zuvor hatte ich im Garten zu Marcella gesagt: „Am Abend muß ich in Kafarnaum sein, denn der Meister spricht heute zur Menge.“ Und ich hatte bemerkt, wie Maria zusammengefahren war, die Farbe wechselte und allein hin- und herging, wie jemand, der unruhig und aufgereggt ist, der eine Entscheidung treffen muß ... und noch nicht weiß, was er tun und was er nicht tun soll.

Nach der Mahlzeit ist sie in mein Zimmer gegangen und hat das dunkelste Gewand genommen, das einfachste, hat es probiert und

dann die Amme gebeten, den ganzen Saum herunterzulassen, denn das Kleid war zu kurz. Sie hat zuerst versucht, es selbst zu machen, mußte aber weinend bekennen: „Ich habe das Nähen verlernt. Ich habe alles vergessen, was nützlich und gut ist ...“, und sie hat die Arme um meinen Hals gelegt und bat: „Bete für mich.“ Dann ist sie in die Dämmerung hinausgegangen ... Wie sehr habe ich gebetet, daß sie keinem begegne, der sie hätte aufhalten können; daß sie dein Wort verstehe; daß es ihr gelinge, endgültig das Ungeheuer zu erwürgen, das sie zur Sklavin gemacht hatte ... Schau, ich habe meinen Gürtel über deinen Gürtel gelegt, und wenn ich den harten Druck des Leders auf meinen Hüften spürte, die nicht an so harte Gürtel gewöhnt sind, dann sagte ich: „Er ist stärker als alles andere.“

Dann, mit dem Wagen ging es rasch, sind wir, ich und Marcella, gefahren. Ich weiß nicht, ob sie uns in der Menge gesehen hat ... Aber welcher Schmerz, welcher Dorn in meinem Herz, als ich Maria nicht sah! Ich dachte: „Sie hat es bereut. Sie ist nach Hause zurückgekehrt ... oder sie ist geflohen, da sie meine Aufsicht, die sie selbst verlangt hatte, nicht mehr ertragen konnte.“ Ich habe dir zugehört und dabei unter meinem Schleier geweint. Diese Worte schienen alle für sie bestimmt zu sein ... und sie konnte sie nicht hören! So dachte ich, da ich sie nicht sah. Ich bin entmutigt nach Hause gegangen. Es ist wahr, ich habe dir nicht gehorcht, denn du hattest mir gesagt: „Wenn sie kommt, dann erwarte sie zu Hause.“ Aber schau auf mein Herz, Meister! Es war meine Schwester, die zu dir ging! Durfte ich nicht dabeisein und sie bei dir sehen? Und dann! ... Du hattest mir gesagt: „Sie wird zerrissen sein.“ Ich wollte sofort in ihre Nähe gehen, um sie zu stützen ...

Ich kniete weinend und betend in meiner Kammer, als sie lange nach der zweiten Nachtwache eintrat. So leise, daß ich sie erst bemerkte, als sie sich über mich warf, mich umschlang und sagte: „Alles, was du sagst, ist wahr, geliebte Schwester! Er ist noch viel mehr, als du glaubst. Seine Barmherzigkeit ist noch viel größer. Oh, meine Marta! Du brauchst mich jetzt nicht mehr zu halten! Du wirst

mich nicht mehr zynisch und verzweifelt sehen! Du wirst mich nie mehr sagen hören: ‚Nicht denken müssen.‘ Jetzt will ich denken. Ich weiß nun, an was ich denken muß. An die menschengewordene Güte! Du hast gebetet, meine Schwester, gewiß hast du für mich gebetet. Und du hast deinen Sieg schon in der Hand. Deine Maria, die nicht wieder sündigen will, die nun wieder neu geboren wird! Siehe sie hier! Schau ihr gut ins Gesicht. Denn es ist eine neue Maria, mit einem von Tränen gewaschenen Gesicht, voller Hoffnung und Reue. Du kannst mich küssen, reine Schwester. Es ist keine Spur schamloser Liebe mehr auf meinem Gesicht. Er hat gesagt, daß er meine Seele liebt. Denn zu ihr und über sie hat er gesprochen. Das verirrte Schäflein war ich. Er hat gesagt, höre gut zu, ob ich es recht wiederhole; du kennst die Redeweise des Erlösers . . .“ und dann hat sie mir ganz genau dein Gleichnis erzählt. Maria ist sehr intelligent! Viel intelligenter als ich! Sie hat ein gutes Gedächtnis. So habe ich dich zweimal gehört; und wenn die Worte auf deinen Lippen heilig und anbetungswürdig waren, dann waren sie für mich auf ihren Lippen heilig, anbetungswürdig und liebenswert; denn es waren die Lippen der Schwester, meiner wiedergefundenen Schwester, die zum häuslichen Herd zurückgekehrt ist. Wir hielten uns umarmt, während wir auf der Matte des Bodens saßen wie einst, da wir noch Kinder waren und uns zusammen im Zimmer Mamas oder im Raum, wo sie webend oder stickend ihre herrlichen Stoffe herstellte, aufhielten; sie war mir nicht mehr durch die Sünde entfremdet, und es schien mir, als ob auch Mama mit ihrem Geist anwesend wäre. Wir weinten ohne Schmerz, vielmehr in großem Frieden! Wir küßten uns voller Glückseligkeit . . . Dann schlief Maria, müde vom langen Gehen, von der Erregung und von vielen anderen Dingen, in meinen Armen ein; ich legte sie mit Hilfe der Amme auf mein Bett . . . Ich habe sie dort zurückgelassen und bin hierher geeilt . . .« Und Marta küßt selig die Hände Jesu.

»Nun sage auch ich dir, was Maria gesagt hat: „Du hast deinen Sieg schon in der Hand.“ Geh hin und sei glücklich! Geh in Frieden!

Sei gütig und klug im Umgang mit der Wiedergeborenen. Leb wohl, Marta! Laß es auch Lazarus wissen, der sich im Garten quält.«

»Ja, Meister! Aber wann wird Maria mit uns Jüngerinnen kommen?«

Jesus lächelt und sagt: »Der Schöpfer machte die Schöpfung in sechs Tagen, und am siebten ruhte er.«

»Ich verstehe. Man muß Geduld haben . . . «

»Geduld, ja! Seufze nicht! Auch das ist eine Tugend. Der Friede sei mit euch, Frauen! Wir werden uns bald wiedersehen.« Jesus verläßt sie und geht zur Stelle am Ufer, wo bereits das Boot wartet.

276 Magdalena im Haus des Pharisäers Simon

Zum Trost für meine vielen Leiden und um mich die Bosheiten der Menschen vergessen zu lassen, gewährt mir mein Jesus diese Betrachtungen:

Ich sehe einen reich ausgestatteten Saal. Ein großartiger Kronleuchter hängt von der Decke herab, und seine vielen Lampen sind angezündet. An den Wänden hängen kostbare Teppiche und stehen geschnitzte Sessel, die mit Elfenbein und Metall eingelegt sind.

In der Mitte des Saales befindet sich eine große Tafel, die aus vier im Quadrat aufgestellten Tischen besteht. Die Tafel ist sicher für die vielen Gäste (alles Männer) so hergerichtet und mit schönen Tischdecken und kostbarem Geschirr gedeckt worden. Wertvolle Krüge und Becher stehen bereit, und viele Diener kommen und gehen und bringen Speisen und Weine. Der Fußboden ist sehr schön, und das Licht der Öllampen spiegelt sich darin. Außen um das Quadrat der vier Tische herum befinden sich die Sitzgelegenheiten, die schon alle von den Eingeladenen eingenommen worden sind.

Es kommt mir vor, als wäre ich in der halbdunklen Ecke im Hintergrund des Saales, neben einer Türe, die nach außen hin geöffnet ist, vor der aber ein schwerer Teppich oder Gobelin vom Türbalken herunterhängt.

Auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite sitzt der Hausherr mit den wichtigsten Gästen. Er ist ein älterer Herr und trägt eine weite, weiße Tunika, die an den Hüften von einem gestickten Gürtel zusammengehalten wird. Das Gewand hat auch am Hals, am Ende der Ärmel und am unteren Saum Borten mit gestickten Motiven. Doch das Gesicht des Alten gefällt mir nicht. Es ist böseartig, kalt, hochmütig und gierig.

Ihm gegenüber sitzt mein Jesus. Ich sehe ihn von der Seite, fast von hinten. Er trägt sein übliches weißes Gewand und Sandalen; die Haare sind in der Mitte gescheitelt und haben die gewohnte Länge.

Ich bemerke, daß er und auch seine Tischgenossen nicht sitzen, also nicht aufrecht am Tisch sitzen, sondern liegen. Bei der Vision von der Hochzeit zu Kana habe ich nicht auf diese Besonderheit geachtet; ich habe nur gesehen, daß alle beim Essen den linken Arm aufstützten; doch schienen sie nicht zu liegen, vielleicht weil die Liegebetten weniger prächtig und viel kürzer waren. Hier stehen richtige Betten; sie gleichen modernen Diwanen.

Jesus hat neben sich Johannes, und da er seinen linken Ellbogen aufstützt (wie alle), ist Johannes zwischen dem Tisch und der Person Jesu eingekeilt. Er berührt mit seinem Ellbogen die Seite Jesu, ohne ihn jedoch beim Essen zu hindern; vielmehr erlaubt er ihm, sich vertraulich an seine Brust zu legen, wenn er will.

Von den Frauen ist keine zugegen. Alle reden, und der Hausherr wendet sich ab und in voller affektierter Herablassung und offener Geringschätzung Jesus zu. Er will offensichtlich ihm und den Anwesenden zeigen, daß er Jesus mit der Einladung in sein reiches Haus eine große Ehre erweise; ihm, dem armen Propheten, den viele etwas überspannt finden . . .

Ich sehe, daß Jesus höflich und ruhig antwortet. Er hat ein sanftes Lächeln für den, der ihm Fragen stellt, und ein leuchtendes Lächeln, wenn der, welcher mit ihm spricht oder ihn auch nur anblickt, Johannes ist.

Dann sehe ich, wie der reiche Vorhang an der Türe sich bewegt

und eine junge, schöne, vornehm gekleidete und sorgfältig frisier- te Frau hereinkommt. Ihr reiches, blondes, kunstvoll hergerichtete Haar bildet einen wahren Schmuck. Es scheint, als trage sie einen goldenen, verzierten Helm, so sehr glänzt ihr Haar. Wenn ich ihr Kleid mit dem Gewand vergleiche, das die Jungfrau Maria stets trägt, so ist dieses hier ungewöhnlich reich und pompös. Schnallen auf den Schultern; Schmuckstücke, die den Ausschnitt auf der Brust zu- sammenhalten; Goldkettchen, die die Linie der Brust unterstreichen, und ein Gürtel, der mit Gold und Edelsteinen verziert ist. Das ganze Kleid hebt die Linien des wunderschönen Körpers hervor. Auf dem Kopf hat die Frau einen Schleier, der so dünn ist, daß er absolut nichts verhüllt. Er dient nur dazu, ihren Reiz zu erhöhen. An den Füßen trägt sie kostbare Sandalen aus rotem Leder mit goldenen Schnallen, deren Riemen um die Knöchel geschnürt sind.

Alle, außer Jesus, wenden sich um, sie anzuschauen. Johannes sieht nur kurz hin und wendet seinen Blick wieder Jesus zu. Die an- deren starren sie mit sichtlicher, teils böswilliger Gier an. Aber die Frau schaut sie nicht an und kümmert sich nicht um das Geflüster, das sich bei ihrem Eintreten erhoben hat, und um das Zuzwinkern von seiten Anwesender. Jesus tut, als ob er nichts bemerke. Er fährt fort, mit dem Hausherrn zu reden.

Die Frau nähert sich Jesus und kniet zu Füßen des Meisters nieder. Sie stellt ein Gefäß auf den Boden, das die Form eines bauchigen Kruges hat, und nimmt den Schleier vom Haupt, indem sie eine kostbare Haarnadel entfernt, mit der er an der Haartracht befestigt war; dann streift sie auch die Ringe von den Fingern und legt alles auf das Bett zu den Füßen Jesu nieder. Schließlich nimmt sie die Füße Jesu in ihre Hände, zuerst den rechten, dann den linken, löst die Riemen der Sandalen und legt sie auf den Boden. Unter Tränen küßt sie diese Füße, legt ihre Stirn darauf und liebkost sie, und die Tränen rinnen wie Regen, der im Lampenschein glitzert, von den anbetungswürdigen Füßen Jesu herab.

Jesus wendet langsam das Haupt, nur ganz wenig, und seine tief-

blauen Augen ruhen einen Augenblick auf dem geneigten Kopf. Ein Blick der Vergebung! Dann richtet er seinen Blick wiederum zur Mitte und läßt ihrem Herzserguß freien Lauf.

Aber die anderen nicht. Sie spötteln, blinzeln sich zu und grinsen. Der Pharisäer setzt sich einen Augenblick auf, um besser sehen zu können, und in seinem Blick spiegeln sich Verlangen, Ärger und Ironie. Sein Verlangen nach dieser Frau ist offenkundig. Verärgert ist er, weil die Frau so frei eingetreten ist und die anderen denken könnten, daß sie . . . öfters in diesem Haus zu Gast ist. Die Ironie gilt Jesus.

Aber die Frau kümmert sich um nichts. Sie weint unaufhörlich und lautlos. Nur große Tränen und seltenes Schluchzen. Dann löst sie sich die Haare, zieht die goldenen Spangen heraus, die ihre Frisur halten, und legt auch sie neben Ringe und Haarnadel. Die goldenen Haarsträhnen fallen über ihre Schultern. Sie ergreift sie mit ihren beiden Händen und fährt damit über die mit Tränen benetzten Füße Jesu, solange, bis diese trocken sind. Dann taucht sie die Finger in das Gefäß und nimmt daraus eine gelbliche, wunderbar duftende Salbe. Der Duft, der an Lilien und Tuberosen erinnert, breitet sich im ganzen Saal aus. Die Frau greift ohne zu geizen in das kleine Gefäß und salbt und küßt und liebkost die Füße.

Jesus schaut ab und zu mit liebevoller Barmherzigkeit auf sie. Johannes, erstaunt über diesen Tränenausbruch, schaut hin und kann seinen Blick nicht mehr von Jesus und der Frau abwenden. Er blickt bald auf ihn, bald auf sie.

Das Gesicht des Pharisäers wird immer düsterer. Ich höre hier die bekannten Worte des Evangeliums, und ich höre sie in einem Ton und von einem Blick begleitet, die den mißgünstigen Greis zwingen, das Haupt zu senken.

Ich höre die Worte der Vergebung, die Jesus an die Frau richtet, die sich darauf entfernt, indem sie ihre Schmucksachen zu den Füßen Jesu zurückläßt. Sie hat sich ihren Schleier um den Kopf gewickelt und darin, so gut es ging, die aufgelösten Haare verborgen.

Jesus legt ihr mit den Worten: »Geh in Frieden!« die Hände auf das gesenkte Haupt, einen Augenblick nur, doch mit überaus liebevoller Gebärde.

277 »Viel wird dem verziehen, der viel liebt«

Jesus sagt nun zu mir:

»Was den Pharisäer und seine Freunde veranlaßt hat, das Haupt zu senken, und was nicht im Evangelium berichtet wird, sind die Worte, die mein Geist durch einen Blick wie Blitze in diese ausgetrocknete und hungrige Seele geschleudert hat. Ich habe viel mehr geantwortet als berichtet wird; denn mir war nichts von den Gedanken der Menschen verborgen. Und er hat meine wortlose Sprache verstanden, die vorwurfsvoller war, als meine Worte es hätten sein können.

Ich habe ihm gesagt: „Nein, keine niederträchtige Unterstellung, um dich vor dir selbst zu rechtfertigen. Ich habe keine Sinnenlust wie du. Die Frau kommt nicht zu mir in sinnlicher Absicht. Ich bin nicht wie du und deinesgleichen. Sie kommt zu mir, weil mein Blick und mein gelegentliches Wort ihre Seele erleuchtet haben, in der die Sinnenlust die Finsternis verursacht hatte. Sie kommt, um über ihre Sinnlichkeit Herr zu werden, und weil sie als armes Geschöpf weiß, daß sie allein nicht dazu imstande ist. Sie liebt in mir den Geist, nur den Geist, dessen übernatürliche Güte sie spürt. Nachdem sie soviel Böses von euch allen erfahren hat, die ihr ihre Schwäche für eure Laster ausgenützt und sie schließlich deswegen verachtet habt, kommt sie zu mir, weil sie fühlt, daß sie hier das Gute, die Freude, den Frieden gefunden hat, die sie im Pomp und Glanz der Welt vergeblich gesucht hatte.

Bemühe dich um die Heilung deiner Seele von deinem Aussatz, du scheinheiliger Pharisäer; bemühe dich, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind. Lege ab deinen Geistesstolz und deine fleischliche Wollust. *Sie sind ein viel ekelregenderer Aussatz als der körperli-*

che. Von letzterem könnt ihr durch meine Berührung geheilt werden, wenn ihr mich darum bittet; *vom Aussatz des Geistes nicht, denn ihr wollt nicht von ihm befreit werden, weil er euch gefällt.* Sie aber will es! Und deswegen reinige und befreie ich sie von den Ketten ihrer Sklaverei. Die Sünderin ist tot. Sie liegt da im Schmuck, den sie mir, sich schämend, schenkt, damit ich ihn heilige, indem ich ihn für die Bedürfnisse meiner Person und meiner Jünger verwende; für die Armen, denen ich mit dem Überfluß der anderen zu Hilfe komme. *Denn ich, der Herr des Weltalls, besitze jetzt nichts, ich, der Erlöser der Menschen.* Sie ist dort in dem Duft, den sie auf meinen Füßen hinterlassen hat; den Füßen, denen du eine Erfrischung mit dem Wasser deines Brunnens versagt hast, nachdem ich so weit gegangen war, um auch dir das Licht zu bringen. Die Sünderin ist tot. Sie ist wieder Maria geworden, schön wie ein reines, schamhaftes Mädchen in ihrer aufrichtigen Liebe. Sie hat sich in ihren Tränen gewaschen. Wahrlich, ich sage dir, o Pharisäer, daß ich zwischen dem, der mich mit seiner reinen Jugend liebt, und dieser, die mich in der aufrichtigen Zerknirschung eines in der Gnade wiedergeborenen Herzens liebt, keinen Unterschied mache und dem Reinen und der Reuigen den Auftrag erteile, meine Gedanken besser als die anderen zu verstehen, meinem Leib die letzten Ehrungen zu erweisen und den ersten Gruß an mich zu richten (abgesehen von dem meiner Mutter), nachdem ich auferstanden sein werde.“ Das wollte ich mit meinem Blick dem Pharisäer zu verstehen geben.

Aber dich möchte ich noch auf etwas anderes hinweisen: zu deiner Freude und zur Freude vieler. Auch in Betanien hat Maria diese Geste wiederholt, welche die Morgenröte ihrer Erlösung darstellt. Es gibt persönliche Gesten, die sich wiederholen und eine Person und ihre Eigenart kennzeichnen. Unverwechselbare Gesten! Doch, wie es sich geziemte, war die Geste in Betanien weniger erniedrigend und vertraulicher in ihrer ehrfürchtigen Anbetung.

Viele Fortschritte hat Maria seit dieser Morgendämmerung ihrer Erlösung gemacht. Viele! Die Liebe hat sie wie ein Wirbelwind in die

Höhe und vorangetrieben. Die Liebe hat in ihr wie auf einem Scheiterhaufen das unreine Fleisch verzehrt und dem gereinigten Geist die Herrschaft übergeben. Und Maria, verschieden in der wiedergewonnenen Würde der Frau wie in der Kleidung, ist nun eine andere, einfach wie meine Mutter in der Frisur, im Blick, in der Haltung und im Reden, neu; so war es auch eine neue Art, mich zu ehren durch dieselbe Geste. Sie nimmt ihren letzten Salbtopf, den sie für mich aufbewahrt hat, und gießt ihn aus über meine Füße und mein Haupt, *ohne Tränen und mit einem Blick, den die Liebe und die Sicherheit, Vergebung erlangt zu haben und gerettet zu sein, erstrahlen läßt.* Jetzt kann Maria mein Haupt berühren und salben. *Reue und Liebe haben sie gereinigt mit dem Feuer der Serafim, und sie selbst ist nun ein Seraf.*

Sage es dir selbst, Maria, meine „kleine Stimme“, sage es den Seelen. *Geh und sage es den Seelen, die nicht zu mir zu kommen wagen, weil sie sich schuldig fühlen. Viel, ja sehr viel wird dem verziehen, der viel liebt. Der mich sehr liebt.* Ihr wißt nicht, ihr armen Seelen, wie euch der Erlöser liebt! Fürchtet euch nicht vor mir! Kommt voller Vertrauen! Voller Mut! Ich öffne euch mein Herz und die Arme.

Denkt immer daran: *Ich mache keinen Unterschied zwischen dem, der mich mit unversehrter Reinheit liebt, und dem, der mich mit der aufrichtigen Zerknirschung eines in der Gnade wiedergeborenen Herzens liebt.* Ich bin der Erlöser. *Erinnert euch immer daran! Geh in Frieden. Ich segne dich.*«

278 Erwägungen über die Bekehrung Maria Magdalenas

Heute habe ich den ganzen Tag über das nachgedacht, was Jesus mir gestern abend diktiert hat, und auch darüber, was ich gesehen und verstanden habe, obwohl nicht darüber gesprochen worden ist.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch bemerken, daß die Gespräche der Tischgenossen, sofern ich sie verstanden habe, also besonders die jener, die Jesus zugewandt waren, Ereignisse des Tages betrafen: die Römer, das von ihnen mißachtete Gesetz, ferner die Mission Jesu als Lehrmeister einer neuen Schule. Aber unter dem Deckmantel der Höflichkeit, so konnte man verstehen, waren es boshafte und verfängliche Fragen, die Jesus in Verlegenheit bringen sollten. Doch es gelang ihnen

nicht, Jesus zu verwirren, denn mit wenigen Worten gab er die richtige Antwort und machte weitere Fragen unnötig.

Auf die Frage, von welcher besonderen Schule oder Sekte er ein neuer Lehrmeister sei, antwortete er schlicht: »Von der Schule Gottes. Er ist es, dessen heiliges Gesetz ich befolge, und seinetwegen bin ich darauf bedacht, daß in den Kleinen (und dabei schaute er mit Liebe auf Johannes und in Johannes auf alle, die aufrichtigen Herzens sind) das Gesetz erneuert werde in seiner ganzen Wesenheit, auf daß es wie am Tag werde, als der Herr, unser Gott, es auf Sinai kundgetan. Ich bringe die Menschen zurück zum Licht Gottes.«

Auf die Frage, was er von den Mißbräuchen und Übergriffen Cäsars denke, der sich zum Beherrscher Palästinas gemacht hatte, antwortete Jesus: »*Cäsar ist, was er ist, weil Gott es so will.* Gedenkt des Propheten Jesaja. Nennt er nicht durch göttliche Erleuchtung Assur „die Zuchtrute“ seines Zorns? Die Zuchtrute, mit der das Volk Gottes bestraft wird, weil es sich von Gott abgewendet hat und sich Täuschungen hingibt? Und sagt er nicht auch, daß er ihn, nachdem er ihn zur Bestrafung benützt hat, zerbrechen wird, weil er seine Macht mißbraucht hat und zu hochmütig und grausam geworden ist?«

Diese beiden Antworten haben den größten Eindruck auf mich gemacht.

Heute abend sagt mein Jesus lächelnd zu mir:

»Immer komme ich, Maria, wenn jemand sich bemüht, zu verstehen. Ich bin kein harter und strenger Gott. Ich bin lebendige Barmherzigkeit. Und schneller als der Gedanke bin ich bei dem, der sich an mich wendet.

Auch der armen Maria von Magdala, die in ihren Sünden versunken war, war ich sofort mit meinem Geist zu Hilfe geeilt, als sich in ihr das Verlangen regte, zu verstehen und das Licht Gottes und ihren eigenen Zustand in der Finsternis zu erkennen. Und ich bin ihr zum Licht geworden.

Zu vielen habe ich an jenem Tag gesprochen, aber in Wirklichkeit galt es ihr allein. Ich hatte nur sie im Auge, die zu mir gekommen war, einem Drang der Seele folgend, in einer Auflehnung gegen das Fleisch, dessen Sklavin sie war. Ich hatte nur sie im Auge mit ihrem armen, vom Sturm gepeitschten Gesicht, mit ihrem erzwungenen Lächeln, das soviel innere Tränen unter dem Gewand der Sicherheit und lügnerischer Freude verbarg, da sie der Welt und sich selbst nicht mehr traute. Ich sah nur sie, die viel mehr in Dornen verstrickt

war als das verirrte Schäflein im Gleichnis; sie, die am Ersticken war im Überdruß ihres Lebens, der an die Oberfläche gestiegen war, wie jene tiefen Wellen, die die Wasser der Tiefe in die Höhe wälzen.

Ich habe keine großen Worte gebraucht; ich habe kein Thema gewählt, das auf sie, die bekannte Sünderin, hingewiesen hätte, um sie nicht zu beschämen und zur Flucht zu zwingen. Ich habe sie in Frieden gelassen. Ich ließ mein Wort und meinen Blick in sie eindringen und in ihr wirken, um aus diesem momentanen Impuls die glorreiche Zukunft einer Heiligen zu gestalten. Ich habe mit einem der lieblichsten Gleichnisse zu ihr gesprochen mit einem Strahl des Lichtes und der Güte, der gerade für sie ausgesandt wurde. Und während sie an jenem Abend ihren Fuß in das Haus des hochmütigen Reichen setzte, in dem mein Wort nicht zu künftiger Herrlichkeit keimen konnte, weil es im pharisäischen Hochmut erstickt wäre, wußte ich schon, daß sie kommen würde, nachdem sie soviel geweint hatte in ihrer Kammer der Lasterhaftigkeit und daß im Licht dieser Tränen ihre Zukunft schon beschlossen war.

Die Männer haben in ihrer Begehrlichkeit bei ihrem Eintritt in ihrem Fleisch gejubelt und ihr in Gedanken schlechte Absichten unterstellt. Alle haben nach ihr begehrt, mit Ausnahme der beiden Reinen an der Tafel: ich und Johannes! Alle glaubten, sie sei gekommen aus einer ihrer leichtsinnigen Launen, die sie, in ihrer wahren dämonischen Besessenheit, in unvorhergesehene Abenteuer stürzten. Aber Satan war bereits besiegt. Und alle haben voller Neid beobachtet, daß sie nicht ihretwegen, sondern meinetwegen gekommen war.

Der schlechte Mensch besudelt selbst die reinsten Dinge, wenn er nur für sein Fleisch und Blut lebt. Nur die Reinen sehen klar, weil die Sünde ihren Geist nicht verwirrt. Aber, daß der Mensch nicht versteht, soll dich nicht erschüttern, Maria. Gott versteht. Und das genügt für den Himmel.

Die Ehre, die von den Menschen kommt, vermehrt um keinen Grad die Herrlichkeit, die den Auserwählten im Paradies zuteil wird. Bedenke das immer! Die arme Maria Magdalena ist in ihren guten Taten immer falsch beurteilt worden. Dasselbe war nicht der Fall in bezug auf

ihre sündhaften Handlungen; denn das waren Bisse der Wollust für den unersättlichen Hunger der Lasterhaften. So wurde sie kritisiert und falsch beurteilt zu Nain im Haus des Pharisäers, kritisiert und getadelt in Betanien, in ihrem eigenen Haus.

Aber Johannes sagt ein großes Wort, das den Schlüssel zu dieser letzten Kritik gibt: „Judas . . . weil er ein Dieb war.“ Ich sage: „Der Pharisäer und seine Freunde, weil sie wollüstige Menschen waren.“ Siehst du? Die sinnliche Begierde und die Gier nach Geld erheben die Stimme der Kritik gegen die gute Tat. Die Guten kritisieren nicht. Niemals! Sie haben Verständnis.

Aber, ich wiederhole es dir, die Kritik der Welt ist belanglos. Auf das Urteil Gottes kommt es an.

Ich bereite dich jetzt auf die Lektion von morgen vor. Merke dir aus dem 12. Kapitel Daniels die Worte, die ihm von meinem leuchtenden Engel gesagt worden sind: „Fürchte dich nicht! Der Friede sei mit dir! Fasse Mut und sei stark.“ Und du, sei immer bereit, zu antworten: „Rede, mein Herr, denn du hast mich gestärkt.“«

Dann sagt Jesus zu mir:

»Wenn ich dich so aufmerksam bei meinen Unterweisungen sehe, kommst du mir vor wie eine fleißige Schülerin, ihrem Lehrer ergeben, der für sie der „Wissende“ ist. Wenn du jedoch selbst etwas Neues entdeckst und Beobachtungen machst (während der Visionen), dann erinnerst du mich an ein gutes Kind, das der Vater an der Hand führt. Er zeigt ihm gewisse Dinge, um es zum Nachdenken anzuregen, überläßt es jedoch auch sich selbst, um ihm nicht die Freude zu nehmen, etwas Neues zu entdecken und selbstbewußter zu werden.

Um dies tun zu können, mußt du immer frei von menschlichen Sorgen sein. Immer freier! Du mußt immer sicherer werden, um sorglos auf den Pfaden der Betrachtung zu wandeln, und immer ruhiger und vertrauensvoller, weil ich dich an der Hand halte. Ein Vater läßt es sich nicht anmerken, aber er bringt mit tausend liebevollen Künsten sein Kind dazu, das zu betrachten, was er ihm zeigen will. Oh, ich bin der liebevollste der Väter und der geduldigste Lehrmeister für meine Kleinen, und wenn ich ein gelehriges und aufmerksames Kind an der Hand führen kann, dann bin ich glücklich. Glücklich, Lehrmeister und Vater zu sein! Es kommt nur so selten vor, daß meine Geschöpfe ihre Hand vertrauensvoll in die meine legen, um von mir geführt und unterrichtet zu werden und mir zu sagen: „Ich liebe dich über alles und mit meinem ganzen Sein.“ Den wenigen, die so ganz ohne Vorbehalte *mein* sind, eröffne ich die Schätze der Offenbarungen und Betrachtungen und schenke ich mich rückhaltlos.

Aber, Maria, da ich dich zur Verkünderin meiner Gottheit in ihren verschiedenen Erscheinungsformen erwählt habe, für jene, die das Bedürfnis haben, aufgeweckt und hingeführt zu werden Gott zu schauen, darfst du nicht vergessen, alles was du siehst, gewissenhaft wiederzugeben. Auch Kleinigkeiten haben ihre Bedeutung. Sie beziehen sich nicht auf dich, sondern auf mich; daher ist es dir nicht erlaubt, sie auszulassen. Das wäre unredlich und selbstsüchtig. Bedenke, daß du die Zisterne des göttlichen Wassers bist, in welche dieses Wasser sich ergießt, damit alle daraus schöpfen können. Was die Diktate angeht, hast du eine große Genauigkeit erreicht. Bei den Schauungen siehst du vieles; aber in der Eile, es niederzuschreiben und infolge deines Gesundheitszustandes und deiner Umgebung kommt es vor, daß du manchmal Einzelheiten ausläßt. Das darfst du nicht tun. Setze sie als Fußnote ein, aber notiere alles. Dies soll kein Vorwurf sein, es ist ein guter Rat deines Meisters.

Vor einigen Tagen hast du zu mir gesagt: „Wenn die Menschen dich durch mich ein wenig mehr lieben, rechtfertigt dies alle meine Mühen und mein Leben, und ist mir eine hinreichende Belohnung; wenn auch nur ein einziger Mensch durch dein ‚verborgenes Veilchen‘ zu dir zurückkehrte, wäre ich glücklich.“ Je aufmerksamer und genauer du bist, um so größer wird die Zahl jener sein, die zu mir kommen, und um so größer wird auch deine gegenwärtige geistige Seligkeit und deine künftige ewige Seligkeit sein.

Geh in Frieden! Dein Herr ist mit dir.«

279 »Es lohnt sich, eine Freundschaft zu verlieren, um eine Seele zu gewinnen«

Jesus befindet sich auf dem Weg vom See von Meron zu dem von Galiläa. Bei ihm sind der Zelote und Bartholomäus. Es scheint, daß sie an einem Bach, der zu einem kleinen Wasserfaden geworden ist, aber noch immer blätterreiche Pflanzen nährt, auf die anderen warten, die gerade von zwei verschiedenen Seiten auf sie zukommen.

Der Tag ist heiß. Dennoch sind viele Leute den drei Gruppen, die anscheinend in den umliegenden Dörfern predigten, gefolgt. Die Kranken hatten sie der Gruppe Jesu zugeführt, während die anderen zwei Gruppen sich darauf beschränkten, vor den Gesunden über ihn zu sprechen. Viele wunderbar Geheilte bilden eine glückliche Schar; sie sitzen zwischen den Pflanzen, und ihre Freude ist so groß, daß sie die Müdigkeit gar nicht spüren, die ihnen die Hitze, der Staub

und das grelle Licht verursachen; alles Dinge, die den anderen lästig sind.

Als die von Judas Thaddäus geführte Gruppe als erste bei Jesus ankommt, ist die Müdigkeit aller, die zu ihr gehören und die ihr folgen, offenbar. Als letzte kommt die von Petrus geführte Gruppe, in der sich viele aus Chorazin und Betsaida befinden.

»Wir haben es geschafft, Meister. Aber es müßten noch mehr Gruppen sein . . . Du siehst es. Man kann nicht lange wandern wegen der großen Hitze. Wie sollen wir es nun anfangen? Es scheint, daß die Welt sich erweitert, so daß wir noch mehr zu tun haben und uns in die Dörfer verteilen und größere Entfernungen zurücklegen müssen. Ich wußte nicht, daß Galiläa so groß ist. Wir sind in einem Winkel des Landes, wirklich in einer Ecke, und es ist nicht möglich, dich überall zu verkünden, so weit ist das Gebiet und das Bedürfnis und der Wunsch nach dir«, seufzt Petrus.

»Die Welt wird nicht größer, Simon. Vielmehr nehmen die Menschen zu, die den Meister kennenlernen«, entgegnet Thaddäus.

»Ja, das ist wahr. Sieh nur, wie viele Leute. Einige folgen uns seit heute morgen. In den heißen Stunden haben wir uns in einen Wald geflüchtet. Aber noch jetzt, da sich der Tag neigt, ist es mühsam zu wandern. Und diese Armen sind viel weiter von ihren Heimatdörfern entfernt als wir. Wenn die Menge weiterhin so zunimmt, weiß ich nicht, was wir anfangen werden . . .« sagt Jakobus des Zebedäus.

»Im Oktober werden auch die Hirten kommen«, tröstet Andreas.

»Ach ja, die Hirten und die Jünger sind gute Leute. Aber sie sind nur imstande zu sagen: „Jesus ist der Erlöser. Dort ist er.“ Weiter nichts«, antwortet Petrus.

»Dann weiß das Volk wenigstens, wo es ihn finden kann. Jetzt hingegen! Wir gehen hierher, und sie gehen dorthin; und während sie dann hierher kommen, gehen wir dorthin, und sie müssen uns nachlaufen. Und dazu mit Kindern und Kranken, was gar nicht so einfach ist.«

Jesus sagt: »Du hast recht, Simon Petrus. Auch ich habe Mitleid

mit diesen Seelen und Scharen. Für viele kann es einen nicht wiedergutmachbaren Verlust bedeuten, wenn sie mich nicht zu einer bestimmten Zeit ausfindig machen. Seht nur, wie müde und ratlos jene sind, die noch nicht einmal die Gewißheit von meiner Wahrheit besitzen, und wie jene hungern, die einmal von meinem Worte gekostet haben und nun nicht mehr ohne dasselbe auskommen und von keinem anderen Worte mehr befriedigt werden. Sie scheinen Schafe ohne Hirten zu sein, die umherirren und niemand finden, der sie auf eine Weide führt. Ich werde mich um sie kümmern. Aber ihr müßt mir helfen. Mit all euren geistigen, moralischen und körperlichen Kräften. Nicht mehr in großen Gruppen, sondern paarweise müßt ihr umherziehen. Wir wollen die besten Jünger paarweise aussenden. Denn die Ernte ist wahrlich groß! Oh, in diesem Sommer will ich euch auf diese große Mission vorbereiten. Im Monat Tammus wird uns Isaak mit den besten Jüngern zu Hilfe kommen. Ich werde euch dann vorbereiten. Ihr genügt noch nicht. Da die Ernte wirklich groß sein wird, ist die Zahl der Arbeiter im Vergleich dazu sehr gering. Bittet also den Herrn der Ernte, daß er viele Arbeiter für seine Ernte sende.«

»Ja, mein Herr; aber das wird wenig an der Lage derer ändern, die dich suchen«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Warum, Bruder?«

»Weil sie nicht nur Lehre und Worte des Lebens suchen, sondern auch Heilung von ihren Krankheiten oder anderen Schäden, die das Leben oder Satan dem höheren oder niederen Teile des Menschen zufügen. Und das kannst nur du allein, denn in dir ist die Macht dazu.«

»Wer eins mit mir ist, wird zu gegebener Zeit dasselbe können, was ich tue, und die Armen werden Hilfe finden in all ihren Nöten. Aber ihr habt noch nicht in euch, was erforderlich ist, um dazu fähig zu sein. Gebt euch Mühe, euch selbst zu überwinden, das Menschliche in euch mit Füßen zu treten, um den Geist siegen zu lassen. Ihr braucht nicht nur mein Wort, sondern auch den Geist desselben: hei-

ligt euch durch das Wort, und ihr vermögt alles. Und nun wollen wir gehen, ihnen mein Wort zu verkünden, vorausgesetzt, daß sie nicht schon vorher fortgehen wollen. Dann kehren wir nach Kafarnaum zurück. Auch dort erwartet man uns . . . «

»Herr, ist es wahr, daß Maria von Magdala im Haus des Pharisäers dich um Verzeihung gebeten hat?«

»Es ist wahr, Thomas!«

»Und du hast ihr verziehen?« fragt Philippus.

»Ich habe ihr verziehen.«

»Das war ein Fehler!« ruft Bartholomäus aus.

»Warum? Es war eine aufrichtige Reue, und sie hat Verzeihung verdient.«

»Aber du hättest ihr nicht öffentlich in diesem Haus verzeihen dürfen«, wirft ihm Iskariot vor.

»Aber ich sehe nicht, worin ich gefehlt habe.«

»Darin: Du weißt, wer die Pharisäer sind; wie viele Spitzfindigkeiten sie im Kopf haben; wie sie dich überwachen; wie sie dich verleumden; wie sie dich hassen. Einen hattest du in Kafarnaum zum Freund. Es war Simon. Und du rufst eine Hure in sein Haus, um das Haus zu entweihen und deinem Freund Simon Ärger zu bereiten.«

»Ich habe sie nicht gerufen. Sie ist von selbst gekommen. Sie war keine Hure mehr, sondern eine Büßerin. Das ist etwas anderes. Wenn man vorher keinen Abscheu hatte, sich ihr zu nähern und immer nach ihr zu verlangen, auch in meiner Gegenwart und auch jetzt noch, da sie nicht mehr Fleisch, sondern Seele ist, darf man auch keinen Abscheu haben, wenn man sieht, wie sie eintritt, um zu meinen Füßen niederzuknien, zu weinen, sich anzuklagen und sich in einem öffentlichen Bekenntnis zu demütigen, was alles in ihrem Weinen enthalten ist. Das Haus des Pharisäers Simon ist durch ein großes Wunder geheiligt worden: durch die Auferstehung einer Seele. Auf dem Platz von Kafarnaum hat er mich vor fünf Tagen gefragt: „Hast du nur dieses eine Wunder gewirkt?“ Und er hat sich selbst die Ant-

wort gegeben: „Bestimmt nicht!“, da er ein großes Verlangen hatte, ein Wunder zu sehen. Ich habe es ihn erleben lassen. Ich habe ihn auserwählt, Zeuge zu sein, als Brautführer dieser Verlobung mit der Gnade zu dienen. Er muß darauf stolz sein.«

»Statt dessen hat er sich darüber geärgert. Vielleicht hast du an ihm einen Freund verloren.«

»Ich habe eine Seele gewonnen. Es lohnt sich, die Freundschaft, diese armselige, menschliche Freundschaft eines Menschen zu verlieren, um dafür einer Seele die Freundschaft Gottes zu schenken.«

»Es ist zwecklos! Mit dir kann man nicht menschlich diskutieren. Wir sind auf der Erde, Meister! Erwinnere dich daran! Hier gelten die Gesetze und Ansichten der Erde. Du wendest die Methoden des Himmels an, den du im Herzen hast; du siehst alles im Licht des Himmels, mein armer Meister! Wie bist du, Gott, so unfähig, unter uns, die wir so verdorben sind, zu leben!« Judas Iskariot umarmt ihn, bewundernd und trostlos zugleich, und endet mit den Worten: »Und mich schmerzt es, weil du dir mit deiner zu großen Vollkommenheit Feinde schaffst.«

»Mache dir deswegen keine Sorgen, Judas. Es steht geschrieben, daß es so sei. Aber woher weißt du, daß Simon beleidigt ist?«

»Er hat zwar nicht gesagt, daß er beleidigt sei. Aber mich und Thomas hat er wissen lassen, daß es so nicht weitergehen kann. Du hättest sie nicht in sein Haus einladen dürfen, das nur ehrbare Personen betreten.«

»Gut! Auf die Ehrbarkeit jener, die zu Simon gehen, pfeifen wir«, sagt Petrus. Und Matthäus: »Ich könnte sagen, daß Schweiß der Huren des öfteren auf dem Fußboden, auf den Tischen und anderswo bei Simon, dem Pharisäer, zurückgeblieben ist.«

»Aber nicht öffentlich!« entgegnet Iskariot.

»Nein, heuchlerischerweise verborgen.«

»Siehst du, wie die Sache sich ändert?«

»Es ist auch etwas anderes, ob eine Hure eintritt, um zu sagen: „Ich will meine infame Sünde aufgeben“, oder ob sie kommt mit den Worten: „Sieh, da bin ich, um mit dir zu sündigen.“«

»Der Meister hat recht«, sagen alle.

»Ja, er hat recht. Aber sie denken nicht wie wir. Man muß sich ihnen anpassen und sich an sie gewöhnen, um sie zu Freunden zu haben.«

»*Das auf keinen Fall, Judas! In der Wahrheit, in der Redlichkeit, in der Sittlichkeit, gibt es keine Anpassung und keine Kompromisse*«, erklärt Jesus entschieden und fügt hinzu: »Ich weiß, daß ich gut und für das Gute gehandelt habe, und das genügt! Gehen wir, um diese müden Leute zu verabschieden!«

Und er geht hin zu ihnen, die sich unter den Bäumen niedergelassen haben und sehnsüchtig zu ihm hinschauen, um ihn zu hören.

»Der Friede sei mit euch allen, die ihr in dieser großen Hitze so weit hergekommen seid, um die Frohe Botschaft zu vernehmen. In Wahrheit sage ich euch, daß ihr wirklich zu verstehen beginnt, was das Reich Gottes ist, wie wertvoll sein Besitz und wie beseligend es ist, in es aufgenommen zu werden. Und jede Mühe verliert für euch das Gewicht, das andere niederdrückt, weil in euch der gute Wille herrscht, der zum Fleisch sagt: „Frohlocke, wenn ich dich unterdrücke. Ich tue es um deiner Glückseligkeit willen. Wenn du mir treu bleibst, wirst du nach der endzeitlichen Auferstehung mit mir vereint sein und mich lieben wegen meiner harten Behandlung und in mir deinen zweiten Erlöser sehen.“ Spricht euer Geist nicht auch so? Bestimmt spricht er so! Ihr richtet euch nun bei euren Handlungen nach den Lehren meiner früheren Gleichnisse. Aber jetzt gebe ich euch andere Erleuchtungen, damit ihr euch von nun an in dieses Reich verliebt, das euch erwartet und dessen Wert unermesslich ist.

Hört: Ein Mann, der zufällig auf einen Acker gegangen war, um dort Blumenerde für seinen Garten zu holen, findet, während er mühsam schaufelt, eine Ader von kostbarem Metall. Was tut der Mann? Er deckt den eben entdeckten Schatz wieder mit Erde zu und schimpft nicht über die vermehrte Arbeit; denn die Entdeckung ist der Mühe wert. Dann geht er nach Hause, kramt seinen ganzen Reichtum an Geld und Wertsachen zusammen und verkauft alles,

um viel Geld zu haben. Schließlich sucht er den Besitzer des Feldes auf und sagt zu ihm: „Dein Acker gefällt mir. Wieviel willst du dafür haben? Ich möchte ihn kaufen.“ „Aber ich verkaufe ihn nicht“, sagt der andere. Der Mann bietet immer höhere Summen an, die den Wert des Ackers weit übertreffen, und überzeugt endlich den Besitzer, der bei sich denkt: „Dieser Mann ist ein Narr! Und weil er es ist, ziehe ich meinen Vorteil daraus. Ich nehme die Summe, die er mir bietet. Das ist kein Betrug, denn er will sie ja freiwillig geben. Mit dieser Summe kann ich mir drei andere, weit schönere Äcker kaufen“, und er schließt den Verkauf ab in der Überzeugung, ein glänzendes Geschäft gemacht zu haben. Doch ist es der andere, der das glänzende Geschäft macht; denn er entledigt sich der Gegenstände, die von Dieben gestohlen werden, verlorengehen oder verderben können, und verschafft sich einen Schatz, dessen wahrer Wert unermesslich ist. Es lohnt sich daher, für diesen Erwerb alles andere hinzugeben. Er bleibt für einige Zeit der Besitzer des Ackers; aber in Wirklichkeit hat er darin einen immerwährenden Schatz verborgen.

Ihr habt dies verstanden und macht es wie der Mann im Gleichnis. Ihr gebt die vergänglichen Reichtümer weg, um das Himmelreich zu besitzen. Ihr verkauft sie den Törichten der Welt und laßt euch verspotten, wenn die Welt euer Handeln als dumm beurteilt. Handelt weiterhin so, handelt immer so, und euer Vater, der im Himmel ist, wird euch eines Tages frohlockend euren Platz im Himmel geben.

Kehrt jetzt zu euren Häusern zurück, bevor der Sabbat beginnt, und denkt am Tag des Herrn an das Gleichnis vom Schatz im Acker, der das Himmelreich ist. Der Friede sei mit euch.«

Die Leute entfernen sich langsam auf den Wegen und Pfaden, während Jesus in der Abenddämmerung nach Kafarnaum zurückkehrt.

Es ist schon Nacht, als er dort ankommt. Er durchschreitet schweigend die ruhige Stadt, und nur der Mond beleuchtet die dunklen, schlechtgeplasterten Straßen. Schweigend betritt er den Garten

beim Haus in der Meinung, daß bereits alle zur Ruhe gegangen sind. Indes brennt in der Küche ein Licht, und drei Schatten zeichnen sich auf der weißen Mauer in der Nähe der Feuerstelle ab.

»Es sind Leute da, die auf dich warten. Aber so geht es nicht! Jetzt werde ich zu ihnen gehen und ihnen sagen, daß du zu müde bist. Geh inzwischen auf die Terrasse.«

»Nein, Simon! Ich gehe in die Küche. Wenn Thomas diese Leute zurückgehalten hat, dann ist das ein Zeichen für einen wichtigen Grund.«

Inzwischen haben die Leute drinnen das Flüstern gehört, und Thomas, der Hausherr, tritt auf die Schwelle.

»Meister, hier ist die Frau wieder. Sie wartet seit gestern abend auf dich. Sie ist mit einem Diener gekommen«, und er fügt leise hinzu: »Sie ist sehr aufgeregt. Sie weint unaufhörlich . . . «

»Gut! Sage ihr, sie soll nach oben kommen. Wo hat sie geschlafen?«

»Sie wollte nicht schlafen. Aber schließlich hat sie sich gegen Morgen für einige Stunden in meine Kammer zurückgezogen. Den Diener habe ich in einem eurer Betten schlafen lassen.«

»Gut so. Dort soll er auch diese Nacht schlafen . . . Und du schläfst in meinem Bett.«

»Nein, Meister! Ich werde auf die Terrasse gehen und mich auf die Matten legen. Ich kann auch dort gut schlafen.«

Jesus steigt zur Terrasse hinauf. Da kommt auch schon Marta.

»Der Friede sei mit dir, Marta!«

Ein Seufzer ist die Antwort.

»Weinst du immer noch? Bist du jetzt nicht glücklich?«

Marta schüttelt den Kopf.

»Aber warum denn? . . . «

Eine lange Pause voller Seufzer.

Endlich mit einem Schluchzen: »Maria ist seit vielen Tagen nicht mehr heimgekehrt. Und wir haben sie nirgendwo finden können, weder ich noch Marcella noch die Amme. Sie war weggegangen,

nachdem sie einen Wagen verlangt hatte. Sie war ganz pompös gekleidet! Oh, sie hat mein Kleid nicht wieder anziehen wollen ... Sie war nicht halbnackt, aber sehr herausfordernd in ihrem Kleid ... Und Schmuck und Duftstoffe hat sie mit sich genommen ... und sie ist nicht mehr zurückgekehrt. Sie hat den Diener bei den ersten Häusern von Kafarnaum entlassen und ihm gesagt: „Ich werde in einer anderen Gesellschaft zurückkehren.“ Sie hat uns getäuscht! Oder sie hat sich allein gefühlt und ist vielleicht in Versuchung geführt worden ... Oder es ist ihr ein Unglück zugestoßen ... Sie ist nicht mehr zurückgekehrt ... « Und Marta rutscht auf die Knie und weint mit geneigtem Haupt, während sie die Arme auf einen Haufen leerer Säcke stützt.

Jesus schaut sie an und sagt langsam und bestimmt, ja gebietend:

»Weine nicht! Maria ist vor drei Abenden zu mir gekommen. Sie hat meine Füße einbalsamiert und alle ihre Schmucksachen zu meinen Füßen niedergelegt. Sie hat sich so ganz und für immer mir geweiht und nimmt nunmehr einen Platz unter meinen Jüngerinnen ein. Verachte sie nun nicht in deinem Herzen. Sie hat dich übertroffen.«

»Aber wo, wo ist meine Schwester jetzt?« schreit Marta und erhebt ihr schmerzverzogenes Gesicht. »Warum ist sie nicht nach Hause zurückgekehrt? Ist sie vielleicht überfallen worden? Hat sie etwa ein Boot genommen und ist ertrunken? Oder hat ein abgewiesener Liebhaber sie entführt? Oh, Maria, meine Maria! Ich hatte sie gefunden und sofort wieder verloren!« Marta ist wirklich ganz außer sich. Sie denkt gar nicht daran, daß man sie unten hören kann. Sie denkt gar nicht daran, daß Jesus ihr sagen kann, wo sich die Schwester befindet. Sie jammert, ohne nachzudenken.

Jesus nimmt sie bei den Handgelenken und zwingt sie, sich zu beruhigen und ihn anzuhören. Er beherrscht sie durch seine hohe Gestalt und seinen magnetischen Blick. »Genug! Ich verlange von dir, daß du meinen Worten glaubst. Ich verlange von dir Hochherzigkeit! Hast du verstanden?« Er läßt Marta nicht los, bis sie sich endlich beruhigt hat.

»Deine Schwester ist hingegangen, um ihre Freude auszukosten, indem sie sich in eine heilige Einsamkeit zurückgezogen hat; denn sie fühlt in sich die überempfindliche Schamhaftigkeit der Erlösten. Ich hatte es dir schon im voraus gesagt. Sie kann die gütigen, aber fragenden Blicke der Angehörigen auf das neue Gewand der Braut der Gnade noch nicht ertragen. Und das, was ich sage, ist immer wahr! Du mußt mir glauben!«

»Ja, Herr! Aber meine Maria ist zu sehr vom Dämon besessen gewesen. Er hat sie sofort wieder gepackt, er . . . «

»Er rächt sich an dir wegen der für immer verlorenen Beute. Muß ich darauf achten, daß du, die Starke, durch ein törichtes, grundloses Jammern nicht seine Beute wirst? Muß ich zusehen, wie du nun an ihrer Stelle den schönen Glauben verlierst, den ich immer bei dir beobachtet habe? Marta, schau mich an! Höre mich an! Höre nicht auf Satan! Weißt du nicht, daß er, wenn er nach einem Sieg Gottes gezwungen wird, eine Beute loszulassen, sofort versucht, als unermüdlicher Feind der Menschen, als unermüdlicher Räuber der Rechte Gottes, eine andere Beute zu finden? Weißt du nicht, daß die Qualen eines anderen, der seinen Angriffen widersteht, weil er gut und treu ist, die Heilung einer Seele sichert? Weißt du nicht, daß nichts auf dieser Welt aus Zufall geschieht, sondern alles einem ewigen Gesetz der Abhängigkeit und Folgerichtigkeit unterliegt, nach welchem die Tat eines Menschen weitestgehende natürliche und übernatürliche Folgen nach sich zieht? Du weinst hier; du lernst hier schreckliche Zweifel kennen und bleibst deinem Christus auch in dieser Stunde der Finsternis treu. In der Nähe, an einem dir unbekanntem Ort, lösen sich in Maria die letzten Zweifel über die Unermeßlichkeit der erlangten Vergebung, und ihr Weinen wandelt sich in Lächeln und ihr Dunkel in Licht. Es ist dein großer Kummer, der sie dorthin geführt hat, wo der Friede ist und die Seelen wiedergeboren werden: zur unbefleckten Gebärerin; zu ihr, die so sehr Leben ist, daß sie der Welt Christus schenken durfte, der das Leben ist. Deine Schwester ist bei meiner Mutter. Oh, sie ist nicht die erste, die in diesem Hafen

des Friedens die Segel einzieht, nachdem der sanfte Strahl des lebendigen Sternes Maria sie durch die stumme, aber wirksame Liebe des Sohnes in diesen Schoß der Liebe gerufen hat. Deine Schwester ist in Nazaret.«

»Aber wie konnte sie sich dorthin begeben, da sie deine Mutter und dein Haus nicht kennt? ... Allein ... Bei Nacht ... ohne Mittel ... in diesem Gewand ... Ein so weiter Weg ... Wie?«

»Wie? So wie die müde Schwalbe Meeren und Gebirgen, Gewittern, Nebeln und feindlichen Winden trotzend, zum Nest ihrer Geburt zurückkehrt. Wie die Schwalben zu den Orten fliegen, wo sie überwintern. Durch einen Instinkt, der sie führt; durch die Wärme, die sie einlädt; durch die Sonne, die sie ruft. Auch sie ist dem rufenden Strahl entgegengeeilt ... der Mutter aller Menschen. Und bei Sonnenaufgang werden wir sie glücklich heimkehren sehen; sie, die nun für immer die Finsternis verlassen hat, mit einer Mutter an der Seite; mit meiner Mutter, um nie mehr Waise zu sein! Kannst du dies glauben?«

»Ja, mein Herr.«

Marta ist wie bezaubert. Ja, Jesus ist wirklich Herrscher. Hoch aufrecht stehend und doch ein wenig zu Marta geneigt, die vor ihm kniet, hat er langsam, aber mit Nachdruck gesprochen, als wollte er sich selbst mit seiner erstaunten Jüngerin verschmelzen. Nur wenige Male habe ich ihn so mächtig gesehen, wenn er mit dem Wort einen Zuhörer überzeugte. Aber am Ende, welch ein Licht, welch ein Lächeln auf seinem Antlitz!

Martas Gesicht spiegelt dieses Licht und dieses Lächeln etwas gedämpft wider.

»Und nun geh zur Ruhe. In Frieden!«

Und Marta küßt seine Hände und geht beruhigt hinunter ...

280 In Begleitung von Maria Magdalena unter den Jüngerinnen

»Vielleicht wird es heute ein Gewitter geben, Meister. Siehst du dort die bleiernen Wolken, die hinter dem Hermon aufsteigen? Und siehst du, wie der See sich kräuselt? Fühlst du, wie die Winde von den Bergen mit den heißen Stößen des Schirokko wechseln? Ein Wirbelwind: ein sicheres Zeichen für ein Unwetter!«

»Wann, Simon?«

»Vor dem Ende der ersten Stunde. Schau, wie die Fischer eilends zurückkehren. Sie spüren, daß der See kocht. Bald wird auch er wie Blei und Pech werden; darauf wird der Sturm ausbrechen.«

»Aber wo alles so ruhig scheint!« sagt der ungläubige Thomas.

»Du verstehst etwas von Gold, und ich von Wasser. Es wird so geschehen, wie ich sage. Es wird nicht einmal ein plötzlicher, überraschender Sturm sein. Er bereitet sich mit klaren Zeichen vor. Das Wasser ist an der Oberfläche ruhig, kaum gekräuselt. Aber wenn du im Boot wärest, würdest du meinen, daß Tausende von Hölzern gegen den Bug stoßen und das Boot erschüttern. Das Wasser kocht schon in der Tiefe. Es wartet auf ein Zeichen vom Himmel, und dann werdet ihr sehen! Laßt nur den Gebirgswind mit dem Schirokko zusammenkommen. Und dann! . . . He, ihr Frauen, sammelt eure Wäsche ein und bringt die Tiere in Sicherheit. Bald wird es Steine regnen und eimerweise Wasser schütten.«

Der Himmel wird tatsächlich immer grünlicher, mit schieferartigen Linien, die sich vom großen Hermon her ineinanderschieben. Sie drängen die Morgenröte dorthin zurück, woher sie gekommen ist, als ob die Morgenstunde in die Nacht zurückgeschleudert würde anstatt auf den Mittag zuzugehen. Nur einem dünnen Sonnenstrahl gelingt es, die Barrikaden von pechschwarzen Wolken seitlich zu durchbrechen und ein unwirkliches, gelbgrünes Farbenspiel auf den Gipfel eines Hügels südwestlich von Kafarnaum zu werfen.

Der See ist schon nicht mehr hellblau, sondern dunkelblau, und die ersten Schaumkronen erscheinen auf einzelnen Wellen und glei-

chen einem unwirklichen Weiß, das auf das dunkle Wasser geworfen ist. Auf dem See ist keine einzige Barke mehr zu sehen. Die Männer beeilen sich, die Boote auf den Kies zu ziehen, um Netze, Körbe, Segel und Ruder oder, wenn es Bauern sind, Lebensmittel in Sicherheit zu bringen und die Balken und Stangen festzubinden. Sie treiben die Tiere in die Ställe, und die Frauen beeilen sich, noch zum Brunnen zu gehen, bevor der Regen beginnt, oder sie rufen die beim ersten Sonnenstrahl aufgestandenen Kinder ins Haus zurück und schließen besorgt die Türen, wie Glucken, die den bevorstehenden Hagel ahnen.

»Simon, komm mit mir. Rufe auch den Diener Martas sowie meinen Bruder Jakobus. Nimm ein großes Segeltuch. Zwei Frauen sind unterwegs; wir müssen ihnen entgegengehen.«

Petrus schaut erstaunt; doch er gehorcht, ohne Zeit zu verlieren. Während sie dann in südlicher Richtung durch die Ortschaft eilen, fragt er: »Um wen handelt es sich denn?«

»Um meine Mutter und Maria von Magdala.«

Die Überraschung ist derart, daß Petrus einen Augenblick wie angenagelt stehenbleibt und dann sagt: »Deine Mutter und die Maria von Magdala? Zusammen?! . . . Aber seit wann denn?«

»Seit sie nichts anderes mehr ist als die Maria von Jesus. Mach schnell, Simon, es fallen schon die ersten Tropfen . . . «

Und Petrus beeilt sich, es seinen Kameraden gleichzutun, die größer und schneller sind als er.

Der Wind, der sich von einem Augenblick zum anderen erhoben hat und immer stärker wird, wirbelt große Staubwolken von der trockenen Straße auf. Er bringt das Wasser des Sees in Bewegung und peitscht die Wellen auf, die sich mit einem ersten Brausen am Ufer brechen. Jedesmal, wenn man den See sieht, scheint er in einen großen, brodelnden Kessel verwandelt. Meterhohe Wellen steigen in entgegengesetzter Richtung auf und scheinen wie im Duell miteinander zu ringen. Schaum, Wellenberge, aufgeblähte Höcker, Dröhnen und Aufklatschen an den Häusern in der Nähe des Ufers. Wenn

die Häuser den Blick auf den See verwehren, macht er sich mit einem Getöse, das das Pfeifen des Windes übertönt, bemerkbar. Der Wind beugt die Bäume, raubt ihnen die Blätter und schüttelt die Früchte ab, und trägt das dröhnende Rollen der langanhaltenden Donnerschläge, die von immer heftigeren und mächtigeren Blitzen eingeleitet werden, weiter.

»Wer weiß, welche Furcht die Frauen haben werden!« keucht Petrus.

»Meine Mutter nicht. Die andere, wer weiß. Aber wenn wir uns nicht beeilen, werden sie sicher durchnäßt sein.«

Kafarnaum liegt schon einige hundert Meter hinter ihnen, als sie, in Staubwolken eingehüllt und unter dem ersten Regenguß, der schräg und mächtig vom Himmel fällt und die dunkle Luft durchschneidet und bald zu einem Wasserfall wird, der stäubt, blendet und den Atem nimmt, zwei Frauen erblicken, die unter einem dicht-belaubten Baum Schutz suchen.

»Dort sind sie! Laufen wir!«

Aber wenn auch die Liebe zu Maria Petrus Flügel verleiht, so kommt er doch mit seinen kurzen Beinen, die ihn nicht zum Schnellläufer machen, erst an, als Jesus und Jakobus die Frauen bereits mit dem schweren Segeltuch bedeckt haben.

»Hier können wir nicht bleiben. Hier besteht Blitzgefahr, und in Kürze wird der Weg ein Gießbach sein. Gehen wir wenigstens bis zum nächsten Haus, Meister«, sagt Petrus atemlos.

Sie gehen mit den Frauen in der Mitte und halten ihnen das Segel über die Köpfe und die Rücken.

Das erste Wort, das Jesus an Magdalena richtet, die noch das Gewand trägt, mit dem sie im Haus des Simon erschienen ist, über das sie aber einen Mantel der allerseligsten Jungfrau gelegt hat, ist dieses: »Fürchtest du dich, Maria?«

Magdalena, die geneigten Hauptes und mit den unter dem Schleier aufgelösten Haaren läuft, errötet, neigt das Haupt noch tiefer und flüstert: »Nein, Herr!«

Auch die Mutter Gottes hat ihre Haarnadeln verloren und gleicht einem kleinen Mädchen mit den über die Schultern fallenden Flechten. Doch sie lächelt dem Sohn zu, der an ihrer Seite geht und durch sein Lächeln ihr antwortet.

»Du bist sehr naß, Maria«, sagt Jakobus des Alphäus und berührt den Schleier und den Mantel der Mutter Jesu.

»Das macht nichts. Nun werden wir geschützt. Nicht wahr, Maria? Er hat uns auch vor dem Regen gerettet«, sagt Maria sanft zu Magdalena, deren schmerzvolle Verlegenheit sie wahrnimmt.

»Deine Schwester wird sich freuen, dich wiederzusehen. Sie ist in Kafarnaum. Sie hat dich gesucht«, sagt Jesus.

Maria hebt einen Augenblick das Haupt und richtet die herrlichen Augen auf Jesus, der zu ihr in demselben natürlichen Ton spricht, den er für die anderen Jüngerinnen gebraucht. Doch sie sagt nichts. Sie ist in ihrer Gemütsbewegung wie stumm.

Jesus fügt hinzu: »Ich bin zufrieden, daß ich sie zurückgehalten habe. Ich werde euch gehen lassen, nachdem ich euch gesegnet habe.« Das Wort verliert sich im trockenen Knall eines Blitzes, der in der Nähe einschlägt. Maria erschrickt. Sie bedeckt das Gesicht mit den Händen, neigt sich nach vorne und bricht in ein lautes Weinen aus.

»Keine Angst«, tröstet Petrus. »Nun ist es vorbei. Und mit Jesus darf man sich nie fürchten.«

Auch Jakobus, der an der Seite Magdalenas geht, sagt: »Weine nicht! Die Häuser sind schon nahe.«

»Ich weine nicht aus Angst ... Ich weine, weil er gesagt hat, daß er mich segnen wird ... Ich ... ich ...« Die Jungfrau will sie beruhigen und sagt: »Du, Maria, hast dein Gewitter schon überstanden. Denk nicht mehr daran. Nun ist alles friedlich und ruhig. Nicht wahr, mein Sohn?«

»Ja, Mutter, das ist wahr. Bald wird die Sonne wieder scheinen, und alles wird viel schöner, reiner und frischer als gestern sein. So auch bei dir, Maria.«

Die Mutter nimmt wieder die Hand Magdalenas und drückt sie: »Ich werde Marta deine Worte sagen. Ich bin froh, daß ich sie sofort sehen und ihr mitteilen kann, wie sehr ihre Maria voll guten Willens ist.«

Petrus, der im Schlamm wadet und die Überschwemmung mit Geduld erträgt, kommt unter dem Segeltuch hervor, um zu einem Haus zu gehen und dort um Unterschlupf zu bitten.

»Nein, Simon, wir möchten lieber in unsere Häuser zurückkehren. Nicht wahr?« sagt Jesus.

Alle sind damit einverstanden, und Petrus kehrt unter das Segeltuch zurück.

Die Straßen von Kafarnaum sind vollkommen verlassen. In ihnen herrschen die Winde, der Regen, der Donner und die Blitze, und nun prasselt auch noch der Hagel auf die Terrassen und an die Hauswände. Der See ist in furchtbarer Bewegung. Die in seiner Nähe befindlichen Häuser werden von den Wogen gepeitscht, denn es gibt kein Ufer mehr, und die bei den Häusern angelegten Boote scheinen leck geworden zu sein, so sehr sind sie mit Wasser gefüllt, das jede neue Sturzwelle vermehrt und zum Überfließen bringt.

Sie treten eilends in den Garten ein, der sich in eine riesige Pfütze verwandelt hat, auf deren bewegtem Wasser Abfälle schaukeln, und erreichen die Küche, wo alle versammelt sind.

Marta stößt einen durchdringenden Schrei aus, als sie die Schwester an der Hand Marias sieht. Sie fällt ihr um den Hals, ohne zu spüren, daß sie dabei naß wird, küßt sie und ruft aus: »Miri, Miri, meine Freude!« Vielleicht ist das der Kosename, den sie der kleinen Magdalena gegeben hatten.

Maria weint, das Haupt an die Schulter der Schwester gelegt, und bedeckt dabei das dunkle Gewand Martas mit einem schweren, goldenen Schleier. Dieser allein leuchtet in der finsternen Küche, in der nur ein kleines Reisigfeuer brennt, das zusammen mit Lämpchen ein wenig Licht erzeugt.

Die Apostel sind wie erstarrt, ebenso der Hausherr und seine Frau,

die auf den Aufschrei Martas hin erschienen sind, sich aber nach einem Augenblick begreiflicher Neugier zurückziehen.

Nachdem sich der Sturm der Umarmungen gelegt hat, erinnert sich Marta der Anwesenheit Jesu und Marias. Sie wundert sich nun über ihr gemeinsames Kommen und fragt ihre Schwester, die Mutter Gottes und Jesus, und ich weiß nicht wen am nachdrücklichsten:

»Aber wie kommt es, daß ihr alle zusammen seid?«

»Das Unwetter zog rasch heran. So bin ich mit Simon, Jakobus und deinem Diener den beiden Pilgerinnen entgegengegangen.«

Marta ist so erstaunt, daß sie nicht daran denkt, daß Jesus ihnen sicher entgegengegangen ist, und nicht fragt: »Hast du es denn gewußt?« Thomas richtet diese Frage an Jesus; doch er bekommt keine Antwort, da Marta im selben Augenblick zur Schwester sagt: »Wie bist du zu Maria gelangt?«

Magdalena neigt das Haupt. Die Mutter Jesu kommt ihr zu Hilfe, nimmt sie bei der Hand und sagt: »Sie ist wie eine Pilgerin zu mir gekommen, die erfahren möchte, wo der Weg ist, auf dem man zum Ziel gelangt. Sie hat zu mir gesagt: „Lehre mich, was ich tun muß, um Jesus anzugehören.“ Und da in ihr der echte und totale Wille herrscht, hat sie diese Weisheit sofort verstanden und in sich aufgenommen. Ich habe ihre Bereitwilligkeit gesehen und habe sie an der Hand genommen, um sie meinem Sohn zuzuführen und auch dir, gute Marta, und euch, ihr Brüder und Jünger, um euch zu sagen: „Seht hier die Jüngerin und Schwester, die ihrem Herrn und seinen Brüdern nur mehr übernatürliche Freude machen wird.“ Glaubt mir und liebt sie alle, wie ich und Jesus sie lieben.«

Da treten die Apostel näher und grüßen die neue Schwester. Etwas Neugierde ist auch dabei ... Aber wie sollte es anders sein? Sie sind ja noch Menschen ...

Petrus mit seinem praktischen Sinn sagt: »Alles recht. Ihr versichert ihr Hilfe und heilige Freundschaft. Aber es wäre an der Zeit, daran zu denken, daß die Mutter und die Schwester ganz durchnäßt sind ... Auch wir sind es, wahrlich ... Doch für sie ist es schlimmer.

Von ihren Haaren tropft das Wasser wie von den Weidenbäumen nach einem Wolkenbruch. Die Kleider sind schmutzig und naß ... Wir wollen Feuer machen, andere Kleider holen und ein warmes Essen bereiten ... «

Alle machen sich an die Arbeit. Marta führt die beiden durchnästen Pilgerinnen in ein Zimmer, während das Feuer wieder angefacht wird und die Mäntel, die Schleier und die nassen Kleider zum Trocknen aufgehängt werden. Ich weiß nicht, wie sie sich da drüben zurechtfinden ... Ich weiß nur, daß Marta die Energie der guten Hausfrau wiedergefunden hat, eilends kommt und geht und Schüsseln und heißes Wasser, Tassen und warme Milch, sowie von der Hausherrin ausgeliehene Kleider bringt, um den beiden Marien zu helfen ...

281 Das Gleichnis von den Fischern

Sie sind alle im geräumigen oberen Saal versammelt. Das heftige Unwetter hat sich gelegt und ist in einen Dauerregen übergegangen, der nachläßt und beinahe aufhört, um gleich darauf wieder zu einem Platzregen auszuarten. Der See ist heute nicht blau, sondern gelblich, mit Schaumkronen bei stärkerem Wind und Regenfall und bleiern, mit weißem Schaum in den Regenspausen. Die Hügel, die alle von Wasser triefen, mit den vom Wind geknickten Ästen und den vom Hagel zerrissenen Blättern, weisen überall gelbliche Bäche auf, die Blätter, Steine und Erde mit sich in den See tragen. Das Licht ist immer noch grünlich und trübe.

Am Fenster des Saales, das zu den Hügeln schaut, sitzen Maria, Marta und Magdalena, sowie zwei Frauen, von denen ich nicht sagen kann, wer sie sind. Doch nehme ich an, daß sie schon bei Jesus, Maria und den Aposteln bekannt sind; denn man sieht, daß sie sich hier wie zu Hause fühlen. Jedenfalls mehr als Magdalena, die sich nicht zu rühren wagt und mit geneigtem Haupt zwischen der Jungfrau und Marta sitzt. Die am Feuer getrockneten und vom Schlamm

gereinigten Kleider sind wieder angezogen worden. Ich drücke mich nicht ganz richtig aus. Die Jungfrau hat ihr dunkelblaues Wollkleid wieder angezogen; doch Magdalena hat ein geliehenes Gewand an, das etwas kurz und eng für ihre hochgewachsene und ausgeprägte Gestalt ist, und ist in den Mantel ihrer Schwester eingehüllt. Sie hat ihre Haare in zwei dicke Zöpfe geflochten, die sie im Nacken verschlungen hat; denn um diese Last zusammenzuhalten, braucht es mehr als einige da und dort eingesteckte Haarnadeln. Tatsächlich habe ich bei Magdalena immer gesehen, daß sie die Haarnadeln mit einem Band unterstützt, das mit seiner strohgelben Farbe in dem Gold der Haare wie ein dünnes Diadem aussieht.

Auf der anderen Seite des Raumes befindet sich Jesus mit seinen Aposteln und dem Hausherrn. Sie sitzen auf Schemeln oder auf den Fensterbänken. Der Diener Martas fehlt. Petrus und die anderen Fischer betrachten den Himmel und machen Voraussagen für den nächsten Tag. Jesus hört zu oder antwortet auf diese oder jene Frage.

»Wenn ich dies geahnt hätte, dann hätte ich meine Mutter kommen lassen. Es ist gut, wenn sich die Frau bei ihren Gefährtinnen gleich wohl fühlt«, sagt Jakobus des Zebedäus und schielt nach den Frauen.

»Ach, wenn wir es gewußt hätten! . . . Aber warum ist die Mama nicht mit Maria gekommen?« fragt Thaddäus seinen Bruder Jakobus.

»Ich weiß es nicht. Auch ich frage mich.«

»Ist sie vielleicht krank?«

»Maria hätte es uns gesagt.«

»Ich werde sie fragen«, und Thaddäus geht zu den Frauen hin.

Man hört, wie die klare Stimme Marias antwortet: »Es geht ihr gut! Ich habe ihr die Strapazen in dieser Hitze vermeiden wollen. Wir sind wie zwei Kinder weggelaufen, nicht wahr, Maria? Maria ist am späten Abend gekommen, und am nächsten Morgen sind wir zeitig aufgebrochen. Ich habe nur zu Alphäus gesagt: „Hier ist der

Schlüssel. Ich werde bald zurückkehren. Sage es Maria“, dann bin ich gegangen.«

»Wir werden zusammen zurückkehren, Mutter! Sobald das Wetter gut ist und Maria ein Gewand hat, werden wir alle zusammen nach Galiläa gehen und die Schwestern bis zu dem sichersten Weg begleiten. So werden sie auch mit Porphyria und Susanna Bekanntschaft machen, und mit euren Frauen und Töchtern, Philippus und Bartholomäus.«

Es ist wunderschön, wie er sagt: »Sie werden Bekanntschaft machen«, um nicht zu sagen: »Maria wird Bekanntschaft machen.« Er spricht auch mit gebieterischer Stimme und räumt mit allen Vorurteilen der Apostel auf. Er macht, daß sie angenommen wird, indem er das Widerstreben der einen und die Scham der anderen überwindet. Marta strahlt über das ganze Gesicht.

Maria Magdalena errötet mit einem flehenden, dankbaren, verwirrten Blick; oder wie soll ich mich ausdrücken? ... Maria, die Mutter Jesu, lächelt sanft.

»Wo gehen wir zuerst hin, Meister?«

»Nach Betsaida. Dann über Magdala, Tiberias und Kana nach Nazaret. Von dort werden wir über Jafia und Schimron Betlehem in Galiläa erreichen und dann Sykaminon und Cäsarea ... « Jesus wird von einem Tränenausbruch Magdalenas unterbrochen. Er hebt das Haupt, blickt sie an und fährt dann fort, als ob nichts vorgefallen wäre: »In Cäsarea werdet ihr euren Wagen finden; ich habe dem Diener den Befehl gegeben, nach Betanien zu fahren. Wir werden uns dann am Laubhüttenfest wiedersehen.«

Maria erholt sich rasch und antwortet nicht auf die Fragen der Schwester, sondern verläßt den Raum und zieht sich für einige Zeit vielleicht in die Küche zurück.

»Maria leidet darunter, Jesus, wenn sie hört, daß sie in gewisse Städte gelangen wird. Man muß sie verstehen ... Ich sage dies mehr zu den Jüngern als zu dir, Meister«, sagt Marta bescheiden und betrübt.

»Es ist wahr, Marta. Aber so muß es kommen. Wenn sie nicht sofort der Welt die Stirne bietet und den schrecklichen Peiniger, die Menschenfurcht, erdrosselt, dann bleibt ihre heroische Bekehrung wie gelähmt. Sofort und mit uns!«

»Wenn sie bei uns ist, wird niemand etwas zu ihr sagen. Das kann ich dir versichern, Marta; auch im Namen aller meiner Gefährten«, verspricht Petrus.

»Aber sicher! Wir werden sie umgeben wie eine Schwester. So hat Maria sie genannt, und sie wird es für uns sein«, bestätigt Thaddäus.

»Und dann! ... Wir sind doch alle Sünder, und die Welt hat auch uns nicht davor bewahrt. Wir verstehen daher ihre inneren Kämpfe«, sagt der Zelote.

»Ich kann sie mehr als alle anderen verstehen. An den Orten, wo wir gesündigt haben, ist es sehr verdienstvoll zu leben. Die Leute wissen, wer wir sind! ... Es ist eine Qual. Es ist aber auch Sache der Gerechtigkeit und eine Freude, gerade dort auszuhalten. Gerade weil in uns die Macht Gottes offenbar ist, sind wir die Ursache von Bekehrungen, auch ohne Worte«, sagt Matthäus.

»Du siehst, Marta, deine Schwester wird von allen verstanden und geliebt. Und sie wird es immer mehr werden. Sie wird ein Wegweiser für viele Schuldbeladene und scheue Seelen sein. Und auch ein großer Ansporn für die Guten! Denn, sobald Maria die letzten Ketten ihrer Menschlichkeit zerbrochen hat, wird sie ein Feuer der Liebe sein. Sie hat nur die Richtung ihrer überschwenglichen Gefühle geändert. Sie hat ihre starke Liebeskraft auf eine übernatürliche Ebene übertragen. Und dort wird sie Wunder wirken. Das kann ich euch versichern. Jetzt ist sie noch verwirrt; aber ihr werdet sehen, daß sie sich Tag für Tag immer mehr beruhigen und in ihrer neuen Lebensweise stark werden wird. Im Hause Simons habe ich gesagt: „Ihr wird viel verziehen, weil sie viel liebt.“ Jetzt sage ich euch, daß ihr in Wahrheit alles verziehen wird, weil sie ihren Gott mit all ihren Kräften, ihrer ganzen Seele, ihrem ganzen Denken, ihrem Blut und ihrem Fleisch bis zum letzten Opfer lieben wird.«

»Selig ist sie, da sie solche Worte verdient! Auch ich möchte sie verdienen«, seufzt Andreas.

»Du? Aber du verdienst sie ja schon! Komm her, mein Fischer. Ich will dir ein Gleichnis erzählen, das genau für dich erdacht zu sein scheint.«

»Meister, warte. Ich gehe Maria holen. Sie verlangt so sehr danach, deine Lehre kennenzulernen! . . . «

Während Marta hinausgeht, rücken die anderen die Sitze so zu recht, daß sie einen Halbkreis um Jesus bilden. Die beiden Schwestern kehren zurück und nehmen in der Nähe der allerheiligsten Jungfrau Platz.

Jesus beginnt zu reden: »Einige Fischer fuhren auf den offenen See hinaus und warfen ihre Netze aus, die sie nach gegebener Zeit wieder einholten. Mit großer Mühe verrichteten sie so ihre Arbeit im Auftrage eines Herrn, der ihnen befohlen hatte, seine Stadt mit köstlichen Fischen zu versorgen, wobei er hinzugefügt hatte: „Aber schädliche und ungenießbare Fische sollt ihr nicht einmal an Land bringen. Werft sie ins Meer zurück. Andere Fischer werden sie fangen, und da sie Fischer eines anderen Herrn sind, werden sie dieselben in seine Stadt bringen; denn dort verzehrt man, was schädlich ist und die Stadt meines Feindes immer grausamer macht. In meine Stadt, die schön, strahlend und heilig ist, darf nichts Ungesundes einkehren.“

Als die Fischer das Netz an Bord gezogen hatten, begannen sie mit der Arbeit der Auswahl. Die Fische waren zahlreich, von verschiedenem Aussehen, verschiedener Größe und Farbe. Es gab schöne, die aber ein stinkendes Fleisch voller Gräten und einen großen Bauch voll Schlamm, Würmern und faulen Kräutern hatten, die den schlechten Geschmack des Fisches vermehrten. Andere waren häßlich anzusehen, hatten eine Schnauze wie das Maul eines Verbrechers oder eines Ungeheuers; aber die Fischer wußten, daß ihr Fleisch köstlich ist. Andere, die nicht auffielen, wurden übersehen. Die Fischer arbeiteten und arbeiteten. Schließlich waren die Körbe

mit köstlichen Fischen gefüllt, und im Netz blieben die wertlosen Fische zurück.

„Nun sind es genug. Die Körbe sind voll. Werfen wir den ganzen Rest ins Meer“, sagten viele Fischer.

Aber einer, der wenig gesprochen hatte, während die anderen jeden Fisch, der in ihre Hände gekommen war, gepriesen oder verschmäht hatten, blieb zurück, um das Netz zu durchsuchen, und unter den ausgeschiedenen Fischen fand er noch zwei oder drei, die er oben auf die Körbe legte. „Aber was machst du da?“ fragten die anderen. „Die Körbe sind schon voll und schön. Du entwertest alles, wenn du diesen armen Fisch quer darüber legst. Es scheint, als wolltest du diesen als den besten anpreisen.“

„Laßt mich nur machen. Ich kenne diese Art von Fischen und weiß, wie sie schmecken.“

Das ist das Gleichnis, das mit dem Lob des Herrn für jenen geduldigen Fischer endet, der erfahren und schweigsam unter der großen Masse die besten Fische herausgefunden hat.

Und nun hört die Anwendung desselben.

Der Herr der schönen, strahlenden und heiligen Stadt ist Gott. Die Stadt ist das Himmelreich. Die Fischer sind meine Apostel. Die Fische des Meeres sind die Menschheit, in der es verschiedene Arten von Menschen gibt. Die guten Fische sind die Heiligen.

Der Herr der schrecklichen Stadt ist Satan. Die schreckliche Stadt ist die Hölle. Ihre Fischer sind die Welt, das Fleisch und die bösen Leidenschaften der Diener Satans, seien es nun Dämonen oder Menschen, die das Verderben ihresgleichen sind. Die schlechten Fische, die des Himmelreiches nicht würdig sind, sind die Verdammten.

Unter den Seelenfischern für die Stadt Gottes werden immer solche sein, die in der geduldigen Ausdauer auch in den Schichten der Menschen suchen, wo ihre weniger geduldigen Kameraden nur die anscheinend guten Fische ausgewählt haben. Es gibt leider auch solche Fischer, die zu zerstreut und schwatzhaft sind, während die Arbeit der Auswahl Aufmerksamkeit und Schweigen verlangt, um

die Stimmen der Seelen vernehmen und die übernatürlichen Merkmale erkennen zu können, da sonst die guten Fische nicht gesehen werden und verlorengehen. Es gibt auch solche, die allzu große Ansprüche stellen und selbst jene zurückweisen, die äußerlich nicht vollkommen erscheinen, innerlich jedoch recht gut sind.

Was tut es zur Sache, wenn einer der Fische, den ihr für mich gefangen habt, Zeichen vergangener Kämpfe trägt und Verstümmelungen zeigt, die viele Ursachen haben, die jedoch seinen Geist nicht verletzen konnten? Was stört es euch, wenn einer derselben, als er sich vom Feind befreit hat, verwundet worden ist, sein Inneres aber den klaren Willen aufweist, Gottes zu sein? Das sind erprobte, sichere Seelen. Sie sind zuverlässiger als jene, die wie Kinder sind, die von Windeln, Wiege und Amme geschützt und gut genährt werden, ruhig schlafen und friedlich lächeln, aber in der Folge, wenn sie an Alter und Vernunft zunehmen, und sich die Wechselfälle des Lebens einstellen, durch ihre moralischen Entgleisungen schmerzhaft Überraschungen bereiten.

Ich erinnere euch an das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Andere werdet ihr noch hören; denn ich werde immer darum bemüht sein, euch einen rechten Unterscheidungsgeist einzuflößen, damit ihr die einzelnen Seelen zu beurteilen lernt und den richtigen Weg findet, sie zu leiten. Eine jede Seele hat ihre eigene Art zu fühlen und auf Versuchungen und Belehrungen zu reagieren. Nehmt es deshalb nicht zu leicht mit der Unterscheidung der Seelen. Im Gegenteil! *Es braucht dazu ein geistiges, vom göttlichen Licht erleuchtetes Auge; es braucht eine von der göttlichen Weisheit eingegossene Erkenntnis; es bedarf des Besitzes der Tugend in heroischem Grad, vor allem der Liebe.* Es bedarf der Fähigkeit, sich zu konzentrieren in der Betrachtung; denn jede Seele ist wie ein unklarer Text, der gelesen und betrachtet werden muß. *Es bedarf einer ständigen Vereinigung mit Gott, die alle egoistischen Interessen vergessen läßt. Ihr müßt für die Seelen und für Gott leben!*

Vorurteile, Voreingenommenheit und Abneigung müssen überwunden werden. Es heißt, gütig wie ein Vater und eisern wie ein

Krieger zu sein. Gütig, um Rat zu erteilen und zu ermutigen. Eisern, um sagen zu können: „Das ist nicht erlaubt, und das darfst du nicht tun.“ Oder: „Das ist ein gutes Werk, und das mußt du tun.“ Denn, bedenkt es wohl, viele Seelen werden in den Höllensumpf geworfen. Und es werden nicht nur die Seelen der Sünder darunter sein, sondern auch Seelen derer, die ihre Pflicht versäumt und zum Verlust vieler Seelen beigetragen haben.

Es wird der Tag kommen, der letzte Tag der Erde, der erste des vollkommenen und ewigen Jerusalems, an dem die Engel wie die Fischer im Gleichnis die Guten von den Bösen trennen; denn nach dem unwiderruflichen Befehl des Richters werden die Guten in den Himmel eingehen und die Bösen in das ewige Feuer. Und dann wird die Wahrheit kundgetan bezüglich der Fischer und der Gefischten und jede Heuchelei aufgedeckt, und das Volk Gottes wird erscheinen, wie es ist mit seinen Führern und den von den Führern Geretteten; dann werden wir sehen, daß viele von den nach außen hin Unscheinbaren und äußerlich sogar elend Erscheinenden Leuchten des Himmels sein werden und daß die ruhigen, geduldigen Fischer die sind, die am meisten geleistet haben und nun ebenso mit Edelsteinen bedeckt sind wie die von ihnen Geretteten.

Das Gleichnis ist erzählt und erklärt.«

»Und mein Bruder?! ... Oh, aber! ...« Petrus schaut ihn an, schaut ... dann blickt er auf Magdalena.

»Nein, Simon. Was sie betrifft, habe ich kein Verdienst. Der Meister allein hat es getan«, sagt Andreas offenherzig.

»Aber die anderen Fischer, jene Satans, nehmen sie dann den Rest?« fragt Philippus.

»Sie versuchen, sich die Besten zu holen; die noch Empfänglichen für Wunder der Gnade; und sie benützen wiederum außer den eigenen Versuchungen Menschen, um dies zu erreichen. Es gibt so viele Menschen auf der Welt, die für ein Linsengericht auf ihre Erstgeburt verzichten!«

»Meister, vor einigen Tagen hast du gesagt, daß es viele gibt, die

sich von den Dingen der Welt verführen lassen. Sind es sie, die für Satan fischen?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Ja, mein Bruder! In diesem Gleichnis läßt sich der Mensch verführen vom vielen Geld, das viele Ergötzlichkeiten verschaffen kann, und er verliert so jegliches Recht auf den Schatz des Reiches Gottes. Wahrlich, ich sage euch, von hundert Menschen ist nur ein Drittel darum bemüht, der Versuchung des Geldes oder anderen Verführungen zu widerstehen; und von diesem Drittel versteht es nur die Hälfte, es auf heroische Weise zu tun.

Die Welt stirbt an Erstickung, weil sie sich freiwillig von den Stricken der Sünde erdrosseln läßt. Es ist besser, von allem entblößt zu sein, als törichte und blendende Reichtümer zu besitzen. Wißt zu handeln wie weise Perlenhändler, die erfahren haben, daß irgendwo eine große, seltene Perle gefunden wurde, und sich nicht von kleinen Perlen in ihrer Werkstatt aufhalten lassen, sondern sich von allem entledigen, um diese wunderbare Perle zu erwerben.«

»Aber warum machst du selbst Unterschiede in der Mission, die du deinen Nachfolgern überträgst, und sagst uns, daß wir diese Mission als ein Geschenk Gottes halten sollen? Also müßten wir auch darauf verzichten, denn auch dies sind Brosamen im Vergleich zum Himmelreich«, sagt Bartholomäus.

»Keine Brosamen, Mittel sind es! Krumen wären es, oder besser noch, schmutzige Strohhalme, wenn sie menschlichen Zwecken im Leben dienen würden. Wer bemüht ist, einen menschlichen Gewinn aus einem solchen heiligen Posten zu ziehen, macht aus diesem einen schmutzigen Strohalm. Aber macht daraus einen Akt des Gehorsams, eine freudige Pflicht, ein wirkliches Opfer, und es wird für euch eine kostbare Perle sein. Die apostolische Mission ist eine vollkommene Aufopferung, wenn sie ohne Vorbehalt geübt wird, ein Martyrium und eine Glorie. Sie trieft von Tränen, Schweiß und Blut, doch sie bildet die Krone der ewigen Herrlichkeit.«

»Du weißt wirklich auf alles eine Antwort!«

»Aber habt ihr mich wirklich verstanden? Begreift ihr, was ich

euch mit Vergleichen sage, die sich auf alltägliche Dinge beziehen, die aber, vom übernatürlichen Licht erleuchtet, eine Erklärung für die ewigen Dinge sind?«

»Ja, Meister!«

»Dann erinnert euch dieser Methode bei der Belehrung der Menge. Denn eines der Geheimnisse der Schriftgelehrten und der Rabbis ist das Gedächtnis. In Wahrheit sage ich euch, daß ein jeder von euch, der in der Wissenschaft vom Besitz des Himmelreiches erfahren ist, einem Familienvater gleicht, der aus seinem Schatz herausholt, was der Familie dienlich ist, indem er alte und neue Dinge zum einzigen Zweck benützt, das Wohlbefinden seiner eigenen Kinder zu fördern ... Es hat aufgehört zu regnen. Lassen wir jetzt die Frauen im Frieden, und gehen wir zum alten Tobias, der dabei ist, seine geistigen Augen der Morgenröte des Jenseits zu öffnen.

Der Friede sei mit euch, Frauen!«

282 Margziam lehrt Magdalena das Vaterunser

Der Himmel über dem See von Galiläa ist wieder heiter. Alles ist viel schöner als vor dem Gewitter, denn alles ist vom Staub befreit. Die Luft ist vollkommen klar, und das den Himmel betrachtende Auge hat den Eindruck, als habe sich die Wölbung erhoben und sei leichter geworden ... ein fast durchsichtiger Schleier zwischen der Erde und den Herrlichkeiten des Paradieses. Der See spiegelt dieses reine Blau wider und lächelt mit seinen türkisblauen Wassern.

Die Morgendämmerung beginnt. Jesus besteigt mit Maria, Marta und Magdalena das Boot des Petrus. Mit ihnen sind außer Petrus und Andreas auch der Zelote, Philippus und Bartholomäus. Matthäus, Thomas, die Vетtern Jesu und Iskariot hingegen befinden sich in der Barke des Jakobus und Johannes. Sie segeln direkt auf Betsaida zu. Es ist eine kurze, vom Wind begünstigte Überfahrt, die nur wenige Minuten dauert.

Vor der Ankunft sagt Jesus zu Bartholomäus und dem von ihm un-

zertrennlichen Philippus: »Geht, benachrichtigt eure Frauen. Heute werde ich in euer Haus kommen.« Und er schaut die beiden mit einem vielsagenden Blick an.

»Wird gemacht, Meister. Willst du denn weder mir noch Philippus gestatten, dich aufzunehmen?«

»Wir werden uns nur bis Sonnenuntergang aufhalten, und ich möchte Simon Petrus nicht die Freude vorenthalten, sich mit seinem Margziam zu ergötzen.«

Das Boot gleitet auf das Ufer und liegt fest. Sie steigen aus, und Philippus und Bartholomäus trennen sich von den Gefährten, um in das Dorf zu gehen.

»Wohin gehen die beiden?« fragt Petrus den Meister, der als erster ausgestiegen ist und sich an seiner Seite befindet.

»Ihre Frauen zu benachrichtigen.«

»Dann werde auch ich gehen, Porphyria zu benachrichtigen.«

»Das ist nicht notwendig. Porphyria ist so gut, daß man sie auf nichts vorzubereiten braucht. Ihr Herz kann nur Güte schenken.«

Simon Petrus strahlt, als er hört, wie seine Frau gelobt wird, und sagt nichts mehr. Indessen sind auch die Frauen ausgestiegen, für die man ein Brett angelegt hat. Sie gehen zum Hause Simons.

Dort sehen sie Margziam, der gerade mit seinen Schäflein herauskommt, um sie auf den frischen Wiesen der ersten Abhänge von Betsaida grasen zu lassen. Mit einem Freudenschrei meldet er die Ankunft und eilt auf Jesus zu. Er wirft sich an die Brust des Meisters, der sich gebeugt hat, um ihn zu küssen. Dann geht er zu Petrus.

Auch Porphyria eilt herbei, die Hände noch voller Mehl, und verneigt sich zum Gruß.

»Der Friede sei mit dir, Porphyria. So bald hast du uns nicht erwartet, nicht wahr? Aber ich wollte dir außer dem Gruß auch meine Mutter und zwei Jüngerinnen bringen. Meine Mutter möchte den Knaben wiedersehen . . . Sieh, da liegt er schon in ihren Armen. Und die Jüngerinnen verlangten danach, dich kennenzulernen. Das ist die Frau Simons, die gute und schweigsame Jüngerin, die in ihrem

Gehorsam mehr als viele andere tätig ist. Das sind Marta und Maria von Betanien, zwei Schwestern. Liebt euch!«

»Alle, die du zu mir bringst, sind mir lieb, als wären sie Blutsverwandte, Meister. Komm! Mein Haus wird jedesmal schöner, wenn du deinen Fuß hineinsetzt.«

Maria nähert sich lächelnd, umarmt Porphyria und sagt: »Ich sehe, daß in dir die Mutter lebendig ist. Danke!«

»Oh, du Gebenedeute unter den Frauen! Ich weiß, daß ich durch dich die Freude habe, Mama genannt zu werden. Und du sollst wissen, daß ich mit allen meinen Kräften versuche, meine Aufgabe zu erfüllen. Komm herein, komm mit den Schwestern . . . «

Margziam schaut neugierig auf Magdalena. Viele Gedanken erfüllen seinen kleinen Kopf. Schließlich sagt er: »In Betanien aber bist du nicht dagegewesen . . . «

»Ich war nicht dabei. Aber von nun an werde ich immer dabei sein«, sagt Magdalena errötend und mit einer Spur von Lächeln. Sie liebkost das Kind und sagt: »Wirst du mich gern haben, auch wenn wir uns erst jetzt kennenlernen?«

»Ja, weil du gut bist. Du hast geweint, nicht wahr? Und deshalb bist du gut. Und du heißt Maria, nicht wahr? Auch meine Mutter hat so geheißen, und sie war gut. Alle Frauen, die Maria heißen, sind gut. Aber . . . « schließt er, um Porphyria und Marta nicht zu betrüben, »es gibt auch gute, die einen anderen Namen tragen. Deine Mutter, wie hat sie geheißen?«

»Eucheria . . . und sie war sehr gut«, und zwei dicke Tränen quellen aus den Augen Marias von Magdala.

»Weinst du, weil sie tot ist?« fragt das Kind und streichelt die wunderschönen Hände, die sie auf dem dunklen Gewand gefaltet hält; das Kleid ist sicher von Marta, denn man sieht, daß der Saum herabgelassen worden ist. Dann fügt er hinzu: »Weine nicht. Wir sind nicht allein, weißt du? Unsere Mütter sind uns immer nahe. Jesus hat es mir gesagt. Sie sind für uns wie Schutzengel. Auch das sagt Jesus. Und wenn man gut ist, kommen sie einem entgegen, wenn

man stirbt, und man steigt in den Armen Mamas zu Gott auf. Und das ist wahr, weißt du? Er hat es gesagt!«

Maria Magdalena umarmt den kleinen Tröster, küßt ihn und sagt: »Dann bete also, daß ich auch so gut werde.«

»Aber bist du es denn nicht? Mit Jesus gehen nur solche, die gut sind ... Und wenn man es noch nicht ganz ist, dann wird man es, um ein Jünger Jesu sein zu dürfen; denn man kann nicht lehren, was man nicht kennt. Man kann nicht sagen: „Verzeih“, wenn man selbst nicht verziehen hat. Man kann nicht sagen: „Du sollst deinen Nächsten lieben“, wenn man ihn vorher nicht selbst liebt. Kennst du das Gebet Jesu?«

»Nein.«

»Ach ja, du bist ja erst seit kurzem bei ihm. Es ist sehr schön, weißt du? Es spricht von all diesen Dingen. Höre nur, wie schön es ist.« Und Margziam sagt langsam mit Gefühl und Glauben das Vaterunser.

»Wie gut du es kannst!« sagt Maria von Magdala bewundernd.

»Meine Mutter hat es mich in der Nacht gelehrt, und die Mama Jesu bei Tag. Wenn du willst, werde ich es dich lehren. Willst du mit mir kommen? Die Schafe blöken. Sie haben Hunger. Ich bringe sie jetzt auf die Weide. Komm mit mir. Ich werde dich beten lehren, und so wirst du ganz gut werden«, und er nimmt sie bei der Hand.

»Aber ich weiß nicht, ob der Meister es will.«

»Geh nur, Maria. Du hast einen Unschuldigen als Freund und die Schäflein ... Geh und sei beruhigt!«

Maria von Magdala geht mit dem Knaben hinaus, und sie entfernen sich, während die drei Schäflein vorauslaufen. Jesus blickt ihnen nach ... und auch die anderen.

»Meine arme Schwester!« sagt Marta.

»Bemitleide sie nicht. Sie ist eine Blume, die nach dem Unwetter ihren Stengel wieder aufrichtet. Hörst du sie? ... Sie lacht ... Die Unschuld ist der beste Trost.«

283 Jesus zu Philippus: »Ich bin der machtvolle Liebhaber« • Das Gleichnis von der verlorenen Drachme

Das Boot fährt am Ufer entlang von Kafarnaum nach Magdala. Ich sehe Maria von Magdala zum ersten Mal in der gewohnten Haltung als Bekehrte: sie befindet sich im Hintergrund der Barke, Jesus zu Füßen, der ernst auf einer der Bänke des Bootes sitzt. Das Gesicht Magdalenas ist heute ganz anders als gestern. Es ist noch nicht das strahlende Gesicht Magdalenas, die ihrem Jesus entgegeneilt, wenn er nach Betanien kommt; aber es ist schon ein Gesicht frei von Ängsten und Unruhe, und das Auge, das vorher beschämt war ob seiner früheren Dreistigkeit, ist jetzt ernst und sicher, und in seinem würdevollen Ernst erstrahlt von Zeit zu Zeit ein Funke der Freude, wenn sie Jesus zuhört, der mit den Aposteln oder mit seiner Mutter und Marta spricht.

Sie reden von der Gutmütigkeit der Porphyria, die so schlicht und liebevoll ist; sie sprechen von der herzlichen Aufnahme bei Salome und den Frauen des Bartholomäus und des Philippus, und letzterer sagt: »Wenn sie nicht noch immer wie junge Mädchen wären, die die Mutter nicht gerne auf der Straße sieht, würden auch sie dir folgen, Meister.«

»Ihre Seelen folgen mir, und es handelt sich ebenfalls um eine heilige Liebe. Philippus, höre! Deine ältere Tochter steht vor der Verlobung, nicht wahr?«

»Ja, Meister. Ein würdiges Verlöbnis, und ein guter Bräutigam. Nicht wahr, Bartholomäus?«

»Ja, das ist wahr. Ich garantiere für ihn, denn ich kenne die Familie. Ich hätte ihn selbst vorgeschlagen, wenn ich nicht beim Meister zurückgehalten worden wäre, mit der Sicherheit, eine heilige Familie zu bilden.«

»Aber das Mädchen hat mich gebeten, dir zu sagen, nichts zu unternehmen.«

»Gefällt ihr der Bräutigam nicht? Dann täuscht sie sich. Nun, die

Jugend ist töricht. Ich hoffe, daß sie sich belehren läßt. Es liegt kein Grund vor, einen so ausgezeichneten Bräutigam abzuweisen. Es sei denn, daß ... Aber das ist nicht möglich!« sagt Philippus.

»Es sei denn, daß? Sprich zu Ende, Philippus«, ermuntert ihn Jesus.

»Es sei denn, daß sie einen anderen liebt. Aber das ist unmöglich. Sie verläßt nie das Haus, und im Haus lebt sie sehr zurückgezogen. Es ist nicht möglich.«

»Philippus, es gibt aber auch Liebhaber, die in verschlossene Häuser eindringen, die trotz aller Schranken und Beaufsichtigungen mit denen, die sie lieben, zu reden vermögen; solche, die alle Hindernisse der gut behüteten Witwenschaft oder Kindheit niederreißen, oder ... sonstiges noch, und sich nehmen, was sie wollen. Und es gibt auch Liebhaber, die nicht zurückgewiesen werden können, denn sie sind mächtig in ihrem Wollen. Sie überwinden mit ihrer Verführungskunst jeglichen Widerstand, sogar den des Teufels. Deine Tochter liebt einen solchen. Und noch dazu den Mächtigsten unter ihnen.«

»Aber wen denn? Einen vom Hof des Herodes?«

»Da ist keine Macht!«

»Einen ... einen vom Haus des Prokonsuls, einen römischen Patrizier. Das werde ich auf keinen Fall zulassen. Das reine Blut Israels darf nicht mit dem unreinen Blut in Berührung kommen. Und sollte dies auch den Tod meiner Tochter bedeuten. Lache nicht, Meister! Ich leide darunter!«

»Ich lache, weil du wie ein unzähmbares Pferd bist; weil du Schatten siehst, wo nur Licht ist. Aber beruhige dich. Auch der Prokonsul ist nichts als ein Diener, und Diener sind seine Patrizierfreunde, und auch Cäsar ist nur ein Knecht.«

»Aber du scherzest wohl, Meister! Du hast mir Furcht einflößen wollen. Es gibt keinen Größeren als Cäsar und keinen Mächtigeren als ihn.«

»Aber ich bin da, Philippus.«

»Du? Du willst meine Tochter heiraten?!«

»Nein, ihre Seele. Ich bin der Liebhaber, der in die wohlverschlossenen Häuser eindringt und in die Herzen, die noch stärker verschlossen sind als mit sieben mal sieben Schlüsseln. Ich bin es, der trotz Schranken und Beaufsichtigungen mit ihnen zu sprechen weiß. Ich bin es, der alle Hindernisse niederreißt und sich das nimmt, was er will: Reine und Sünder, Jungfrauen und Witwen, solche, die von Lastern frei sind, und solche, die deren Sklaven sind. Und allen gebe ich eine neue Seele, die wiedergeboren, beseligt und jung, ewig jung ist. Das sind meine Verlöbnisse. Und niemand kann mir meine süße Beute entreißen, weder Vater noch Mutter noch Söhne, nicht einmal Satan. Sei es, daß ich zur Seele eines Mädchens spreche, das wie deine Tochter ist, sei es, daß ich zur Seele eines Sünders spreche, der in die Sünde verstrickt und von Satan mit sieben Ketten gefesselt ist: die Seele kommt zu mir. Und nichts und niemand kann sie mir entreißen. Kein Reichtum, keine Macht, keine Freude der Welt kann die vollkommene Freude verleihen, die jene empfinden, welche sich mit meiner Armut, meiner Selbstverleugnung vermählen. Aller armseligen Güter entblößt, bekleidet mit allen himmlischen Gütern. Freudig und heiter, Gott zu gehören, Gott allein . . . Sie besitzen die Erde und den Himmel. Die erste, weil sie diese beherrschen; den zweiten, weil sie ihn erwerben.«

»Aber in unserem Gesetz hat es so etwas noch nicht gegeben!« ruft Bartholomäus aus.

»Entblöße dich des alten Menschen, Natanaël. Als ich dich zum ersten Mal gesehen habe, habe ich dich begrüßt und dich einen vollkommenen Israeliten ohne Falsch genannt. Aber jetzt mußt du Christus gehören, nicht Israel. Sei ohne Fehl und Fesseln. Bekleide dich mit dieser neuen Geisteshaltung, sonst wirst du nicht alle Herrlichkeiten der Erlösung kennenlernen, die ich der ganzen Menschheit zu schenken gekommen bin.«

Philippus unterbricht ihn und sagt: »Du hast gesagt, daß meine Tochter von dir gerufen worden ist? Was will sie jetzt tun? Ich will

sie dir gewiß nicht entziehen; aber ich will wissen, schon um ihr zu helfen, worin ihre Berufung besteht . . . «

»Sie soll Lilien jungfräulicher Liebe in den Garten Christi tragen. Es wird deren viele geben in den kommenden Jahrhunderten! . . . Sehr viele! . . . Beete von Weihrauch als Gegenstück zu den Pfaden der Laster. Betende Seelen als Gegengewicht zu den Fluchenden und Gottlosen, als Hilfe für alle menschliche Unglückseligkeit, und Freude Gottes.«

Magdalena öffnet die Lippen, um eine Frage zu stellen; sie errötet noch dabei, spricht aber schon unbefangener als in den vergangenen Tagen: »Und aus uns, den Ruinen, die du wieder aufbaust, was wird aus uns?«

»Das, was die jungfräulichen Schwestern sind . . . «

»Oh, das kann nicht sein! Wir sind zu sehr im Schlamm gewatet, und . . . es kann nicht sein.«

»Maria, Maria! Jesus verzeiht nie halb. Er hat dir gesagt, daß er dir verziehen hat. Und so ist es! Du und alle, die wie du gesündigt haben und denen meine Liebe verzeiht, ihr werdet duften, beten, lieben und trösten. Ihr, die ihr des Bösen bewußt geworden seid, seid befähigt, zu heilen. Eure Seelen sind in den Augen Gottes Märtyrerseelen, und deshalb seid ihr ihm teurer als die Jungfrauen.«

»Märtyrer? In was, Meister?«

»Euch selbst und den Erinnerungen der Vergangenheit gegenüber und durch euren Durst nach Liebe und Sühne.«

»Darf ich das glauben? . . . « Magdalena schaut alle an, die im Boot sind; sie will um Bestätigung bitten für ihre keimende Hoffnung.

»Frage Simon! Ich habe an einem sternenklaren Abend in deinem Garten von dir und von den Sündern im allgemeinen gesprochen. Und deine Geschwister können dir sagen, ob mein Wort nicht für alle Erlösten die Wunder der Barmherzigkeit und der Bekehrung verkündet hat.«

»Davon hat mir auch der Knabe mit der Engelsstimme gesprochen. Diese seine Lektion ist eine Erfrischung für meine Seele gewesen. Er

hat mich dich noch besser kennenlernen lassen als meine Schwester, so daß ich mich heute stärker fühle, Magdala die Stirne zu bieten. Jetzt, da du mir dies sagst, fühle ich in mir die Kraft wachsen. Ich bin der Welt zum Ärgernis geworden. Aber ich gehöre dir, mein Herr. Wenn die Welt mich jetzt sieht, wird sie begreifen, worin deine Macht besteht.«

Jesus legt ihr für einen Augenblick die Hand aufs Haupt, während Maria, die Hochheilige, ihr zulächelt, wie nur sie es kann: mit ihrem paradiesischen Lächeln.

Sie erreichen Magdala, das am Ufer des Sees liegt, vor sich die aufgehende Sonne, im Rücken den Berg von Arbela, der das Städtchen vor den Winden schützt, und das enge, abschüssige, verwilderte Tal, aus dem sich ein Sturzbach in den See ergießt. Der See breitet sich mit seinen steil abfallenden Ufern voll bezaubernder, strenger Schönheit nach Westen aus.

»Meister«, ruft Johannes aus dem anderen Boot. »Sieh das Tal unserer Einsamkeit und Einkehr . . . « Er strahlt über das ganze Gesicht, als ob eine Sonne sich in seinem Inneren entzündet hätte.

»Ja, unser Tal. Du hast es sofort wiedererkannt.«

»Man kann die Orte nicht vergessen, wo man Gott kennengelernt hat«, antwortet Johannes.

»Dann werde ich mich auch immer dieses Sees erinnern; denn auf ihm habe ich dich kennengelernt. Weißt du, Marta, daß ich hier eines Morgens den Meister gesehen habe? . . . «

»Und beinahe wären wir allesamt untergegangen! Frau, glaube mir, deine Ruderer waren rein nichts wert«, sagt Petrus, der das Landungsmanöver beginnt.

»Sie waren nichts wert, weder die Ruderer, noch die anderen im Boot . . . Aber es war jedenfalls die erste Begegnung, und sie hat eine große Bedeutung. Und danach habe ich dich auf dem Berg gesehen und darauf in Magdala und schließlich in Kafarnaum. So viele Begegnungen, so viele zerbrochene Ketten . . . Aber Kafarnaum ist der schönste Ort gewesen. Dort hast du mich befreit . . . «

Sie gehen an Land, wo sich schon alle aus dem anderen Boot befinden, und begeben sich in die Stadt. Die einfache oder ... nicht einfache Neugier der Bewohner von Magdala muß für Magdalena eine Qual sein. Aber sie erträgt es heroisch und folgt dem Meister, der inmitten seiner Apostel vorangeht, während die drei Frauen dahinter folgen. Ein lautes Geflüster, in dem der Spott nicht fehlt, begleitet sie. Alle, die Maria, solange sie die mächtige Herrin von Magdala war, wenigstens nach außen hin aus Furcht vor Vergeltungsmaßnahmen geachtet haben und die nun wissen, daß sie sich für immer von ihren mächtigen Freunden losgelöst hat und nun demütig und keusch ist, erlauben sich jetzt, ihre Verachtung zu äußern und ihr wenig schmeichelhafte Worte zuzurufen.

Marta, die mit ihr leidet, fragt sie: »Möchtest du dich ins Haus zurückziehen?«

»Nein, ich verlasse den Meister nicht. Und bevor das Haus nicht von jeder Spur der Vergangenheit gesäubert ist, werde ich ihn nicht dorthin einladen.«

»Aber du leidest, Schwester!«

»Ich habe es verdient.« Und sie muß wirklich leiden, denn der Schweiß, der ihr Antlitz bedeckt, und die Röte, die sich bis zum Hals ausdehnt, rühren nicht allein von der Hitze her.

Sie durchqueren ganz Magdala und gelangen ins Armenviertel zu dem Haus, in dem sie das letztemal Aufenthalt genommen haben. Die Frau erstarrt als sie den Kopf von der Waschbütte erhebt, um zu sehen, wer sie begrüßt hat, und Jesus vor sich sieht und neben ihm die wohlbekannte Herrin von Magdala, nicht mehr pompös und mit Schmuck behangen, sondern das Haupt mit einem leichten Linnen bedeckt, violett gekleidet, mit einem hochgeschlossenen, engen Gewand, gewiß nicht ihr eigenes, sondern ein umgearbeitetes, und in einen schweren Mantel eingehüllt, der bei dieser Hitze eine Qual sein muß.

»Erlaubst du mir, mich in deinem Haus aufzuhalten und von hier aus zu den Menschen, die mir folgen, zu sprechen?« Also zu ganz

Magdala, denn die ganze Bevölkerung ist der Gruppe der Apostel gefolgt.

»Und du fragst mich, Herr? Mein Haus ist dein Haus.« Und sie beginnt, Bänke und Stühle für die Frauen und die Apostel zu bringen. Als sie bei Magdalena vorbeikommt, verneigt sie sich wie eine Sklavin.

»Friede sei mit dir, Schwester«, antwortet jene. Die Überraschung der Frau ist so groß, daß sie den Schemel, den sie gerade in der Hand hält, zu Boden fallen läßt. Doch sie sagt nichts. Aus diesem Vorfall kann ich schließen, daß Maria ihre Untergebenen früher sehr von oben herab behandelt hat. Als sie sich schließlich sogar danach erkundigt, wie es den Kindern gehe, wo sie sich befinden und ob der Fischfang gut gewesen sei, kennt ihr Staunen keine Grenzen mehr.

»Gut geht es ihnen ... Sie sind in der Schule oder bei meiner Mutter. Nur der Kleine schläft in der Wiege. Der Fischfang war gut. Mein Mann wird dir den Zehnten bringen ... «

»Das ist nicht mehr nötig. Verwende ihn für deine Kinder. Darf ich den Säugling sehen?«

»Komm« ...

Viel Volk hat sich auf der Straße angesammelt.

Jesus beginnt zu reden: »Eine Frau hatte zehn Drachmen in ihrem Beutel. Aber bei einer Bewegung fiel ihr der Beutel von der Brust, öffnete sich, und die Münzen rollten auf den Boden. Sie sammelte sie mit Hilfe der Umstehenden und zählte sie. Es waren neun. Die zehnte war nicht zu finden. Da es Abend war, zündete die Frau eine Lampe an, stellte sie auf den Boden, nahm einen Besen und begann sorgfältig zu kehren, um zu sehen, ob die Drachme weit weggerollt war. Doch die Drachme war nicht zu finden. Die Freundinnen gingen, des Suchens müde, davon. Die Frau rückte nun die Truhe, die Bank und den schweren Kasten beiseite, sie verschob die Krüge und Töpfe in der Mauernische; doch die Drachme war nicht zu finden. Da suchte sie auf allen vieren im Kehrlichthaufen vor der Türe, um zu sehen, ob die Drachme aus dem Haus gerollt sei und sich unter

die Abfälle gemischt habe. Dort fand sie schließlich die Drachme, ganz schmutzig und unter dem auf sie gefallenem Kehricht begraben.

Die Frau nahm sie jubelnd in die Hand, wusch sie und trocknete sie. Jetzt war sie schöner als zuvor, und sie zeigte sie ihren Nachbarinnen, die sie mit lauter Stimme zurückgerufen hatte. Sie sagte: „Seht her! Seht her! Ihr habt mir geraten, mich nicht weiter zu mühen. Doch ich habe beharrlich weitergesucht und die verlorene Drachme schließlich wiedergefunden. Freut euch daher mit mir, da ich nun nicht mehr befürchten muß, einen Teil meines Schatzes verloren zu haben.“ Auch euer Meister und mit ihm seine Apostel machen es so wie die Frau im Gleichnis. Gott weiß, daß eine Bewegung den Fall eines Schatzes zur Folge haben kann. Jede Seele ist ein Schatz, und Satan, der neidisch auf Gott ist, verursacht unglückliche Bewegungen, um die armen Seelen zu Boden fallen zu lassen. Manche fallen nicht weit von der Börse, entfernen sich also nicht allzu sehr vom Gesetz Gottes, das die Seelen im Schutz der Gebote zusammenhält. Andere aber entfernen sich weit von Gott und seinen Geboten, und einige gelangen bis zum Kehricht, zum Abfall, zum Schmutz. Und dort würden sie in das ewige Feuer geworfen und zugrunde gehen, ebenso wie Abfälle an besonderen Plätzen verbrannt werden.

Der Meister weiß dies und sucht unermüdlich die verlorenen Münzen. Er sucht liebevoll an allen Orten nach ihnen. Es sind seine Schätze. Und er wird nicht müde und empfindet vor nichts Ekel, sondern durchstöbert, kehrt und verschiebt, bis er sie findet. Und wenn er sie gefunden hat, dann wäscht er die wiedergefundene Seele mit seiner Verzeihung und ruft seine Freunde, das ganze Paradies und alle Guten der Erde, und sagt: „Freut euch mit mir, denn ich habe wiedergefunden, was sich verirrt hatte, und es ist schöner als zuvor, denn meine Verzeihung hat es erneuert!“

Wahrlich, ich sage euch, im Himmel ist ein großes Fest, und die Engel Gottes und die Guten der Erde jubeln, wenn sich ein Sünder bekehrt. Wahrlich, ich sage euch, es gibt nichts Schöneres als die

Tränen der Reue. Wahrlich, ich sage euch, nur die Dämonen können sich nicht über die Bekehrungen freuen, die ein Sieg Gottes sind. Und weiter sage ich euch, daß die Art, die Bekehrung eines Sünders aufzunehmen, ein Maßstab für die Güte eines Menschen und seine Vereinigung mit Gott ist.

Der Friede sei mit euch!«

Die Menschen verstehen die Lektion und schauen auf Magdalena, die sich, den Säugling auf dem Arm, an der Türe niedergesetzt hat, vielleicht um sich Halt zu geben. Dann verläuft sich die Menge langsam, und es bleiben nur die Herrin des kleinen Hauses und deren Mutter, die mit den Kindern herbeigekommen ist, zurück. Es fehlt Benjamin, der noch in der Schule ist.

284 »Wissen ist nicht Verderben, wenn es Religion ist«

Als die Barke in den kleinen Hafen von Tiberias einfährt, laufen gleich einige neugierige Müßiggänger, die in der Nähe der Mole spazieren, herbei. Es handelt sich um Menschen jeglichen Standes und verschiedener Nationen. Die langen hebräischen Gewänder in allen Farben, die Mähnen und die mächtigen Bärte der Israeliten vermischen sich mit den weißen Wollgewändern, die kürzer und ärmellos sind, und den glatten Gesichtern mit den kurzen Haaren der robusten Römer und den noch kürzeren Gewändern der schlanken und eitlen Griechen, die in jeder Bewegung die Kunst ihrer fernen Nation ausdrücken, als ob sie Göttergestalten wären, die in menschlichen Körpern zur Erde herabgekommen sind: in weichen Tuniken, mit klassischen Gesichtszügen unter dem gekräuselten und parfümierten Haar, die Arme beladen mit Armbändern, die bei ihren überlegten Gesten aufleuchten.

Viele Freudenmädchen befinden sich unter den beiden letzten Personengruppen; denn die Römer und die Griechen schämen sich nicht, ihre Liebschaften auf Plätzen und Straßen zur Schau zu stellen, während die Palästinenser dies vermeiden, dafür aber die freie

Liebe mit den Freudenmädchen in ihren Häusern praktizieren. Dies erscheint offensichtlich, weil die Dirnen, obwohl ihnen die Angesprochenen warnende Blicke zuwerfen, verschiedene Juden, unter denen auch ein reicher, mit Fransen behangener Pharisäer nicht fehlt, ganz familiär mit Namen rufen.

Jesus begibt sich zur Stadt, gerade dahin, wo die elegante Gesellschaft sich verdichtet. Sie besteht zum großen Teil aus Griechen und Römern; aber es sind auch Höflinge des Herodes und andere darunter, die ich für reiche Händler von der Küste Phöniziens, aus Sidon und Tyrus, halte; denn sie sprechen von diesen Städten, von Warenlagern und Schiffen.

Die äußeren Säulenhallen der Thermen sind voll von diesen eleganten und müßigen Menschen, die ihre Zeit mit belanglosem Klatsch totschiagen. So diskutiert man zum Beispiel darüber, wer der beste Diskuswerfer oder wer bei den griechisch-römischen Spielen der hervorragendste Kämpfer gewesen sei. Andere schwätzen über Mode und Gastmähler und verabreden sich für fröhliche Ausflüge, zu denen sie die schönsten Hofdamen oder auch die Frauen einladen, die wohlriechend und gelockt aus den Thermen oder den Palästen kommen und sich in den Mittelpunkt von Tiberias begeben, der mit seinen Kunstwerken aus Marmor etwas von einem Salon hat.

Natürlich erregt der Durchzug der Gruppe Neugierde, die fast krankhaft wird, wenn der eine oder andere Jesus erkennt, weil er ihn schon in Cäsarea gesehen hat, oder Magdalena bemerkt, obgleich sie sich in einen Mantel gehüllt und den Schleier über die Stirn und die Wangen gezogen hat und überdies den Kopf sehr gesenkt hält, so daß von ihrem Gesicht kaum etwas zu sehen ist.

»Das ist der Nazarener, der das kleine Mädchen Valerias geheilt hat«, sagt ein Römer.

»Ich würde gern ein Wunder sehen«, erklärt ein anderer Römer.

»Ich möchte ihn reden hören. Man sagt, er sei ein großer Philosoph. Sollen wir ihm sagen, daß er reden soll?« fragt ein Grieche.

»Bemühe dich nicht darum, Theodotus. Er redet zu den Wolken.

Das würde dem Tragödianten für eine Satire gefallen«, antwortet ein anderer Grieche.

»Nur keine Sorge, Aristobulus! Es scheint, daß er jetzt aus den Wolken herabsteigt und auf die Erde kommt. Siehst du nicht, daß er in seinem Gefolge schöne, junge Frauen hat?« scherzt ein Römer.

»Aber das ist doch Maria von Magdala!« schreit ein Grieche und ruft dann: »Lucius, Kornelius, Titus! Schaut dort, Maria!«

»Aber das kann sie doch nicht sein! Maria, so? Bist du betrunken?«

»Sie ist es, ich sage es dir! Sie kann mich nicht täuschen, auch wenn sie so bekleidet ist.«

Römer und Griechen umringen die Gruppe der Apostel, die quer über den an Säulenhallen und Springbrunnen reichen Platz schreiten. Auch Frauen gesellen sich zu diesen Neugierigen, und eine Frau geht gerade ganz nah zu Maria hin, um sie besser sehen zu können; bleibt wie versteinert stehen, als sie sieht, daß es wirklich Magdalena ist.

Sie fragt: »Was machst du in dieser Verkleidung?« und lacht spöttisch.

Maria bleibt stehen. Sie richtet sich auf, hebt eine Hand und enthüllt ihr Gesicht, indem sie den Schleier zurückwirft. Es ist Maria von Magdala, die mächtige Frau über alles, was niederträchtig war und schon Herrin, ja Herrin, über ihre Wandlung. »Ja, ich bin es«, sagt sie mit ihrer herrlichen Stimme, während ihre wunderschönen Augen aufblitzen. »Ich bin es! Und ich schlage den Schleier zurück, damit ihr nicht denkt, daß ich mich schäme mit diesen Heiligen zusammenzusein.«

»Oh! Oh! Maria mit den Heiligen! Aber laß sie doch sein. Erniedrige dich nicht!« sagt die Frau.

»Erniedrigt habe ich mich bis jetzt. Damit ist nun Schluß!«

»Bist du denn wahnsinnig geworden? Oder ist es nur eine deiner Launen?« fragt sie.

Ein Römer zwinkert mit den Augen und sagt scherzend: »Komm mit mir! Ich bin schöner und lustiger als dieses Klageweib mit dem

Schnurrbart, das das Leben tötet und einen Leichenzug aus ihm macht. Schön ist das Leben! Ein Triumph! Eine Orgie der Freude! Komm, ich werde alles aus dem Weg räumen, um dich glücklich zu machen.« Der braunhaarige Jüngling, der mit seinem Fuchsgesicht dennoch schön ist, will sie berühren.

»Zurück! Berühre mich nicht! Du hast richtig gesagt: euer Leben ist eine Orgie. Und zwar eine der schamlosesten! Mich ekelt es an.«

»Oh! Oh! Bis vor kurzem war es aber dein Leben«, antwortet der Grieche.

»Nun spielt sie die Jungfrau!« grinst ein Herodianer.

»Du verdirbst die Heiligen! Dein Nazarener verliert den Heiligenschein mit dir. Komm mit uns«, drängt ein Römer.

»Kommt ihr mit mir zu ihm! Hört auf, Tiere zu sein, und werdet wenigstens Menschen!«

Ein Chor von höhnischem Gelächter ist die Antwort.

Nur ein alter Römer sagt: »Achtet eine Frau. Sie ist frei zu tun, was sie will. Ich verteidige sie.«

»Der Demagoge! Hört ihn! Ist dir der Wein von gestern abend nicht gut bekommen?« fragt ein Jüngling.

»Nein, er ist nur schwermütig, weil ihm das Rückgrat wehtut«, entgegnet ein anderer.

»Geh zum Nazarener, laß dich von ihm kratzen!«

»Ich gehe, um mir den Schlamm abkratzen zu lassen, der durch die Berührung mit euch an mir hängt«, antwortet der alte Mann.

»Oh, Krispus, der sich mit sechzig Jahren noch verderben läßt!« sagen viele lachend und umringen ihn.

Doch der mit Krispus angesprochene Mann kümmert sich nicht um den Spott, sondern macht sich daran, Magdalena zu folgen, die dem Meister gehorcht; dieser hat sich in den Schatten eines sehr schönen Gebäudes begeben, das halbkreisförmig einen Platz umgibt.

Jesus ist schon mit einem Schriftgelehrten im Gespräch, der ihm vorwirft, sich in Tiberias aufzuhalten in dieser Gesellschaft.

»Und du, warum bist du hier? Aber ich sage dir auch: selbst in Tiberias, und hier mehr als anderswo, gibt es Seelen zu retten«, antwortet Jesus.

»Sie sind nicht zu retten! Es sind Heiden, Ungläubige, Sünder!«

»Für die Sünder bin ich gekommen. Um sie den wahren Gott erkennen zu lassen. Alle! Auch für dich bin ich gekommen.«

»Ich brauche keine Lehrer und keinen Erlöser. Ich bin rein und gelehrt!«

»Wenn du wenigstens so gelehrt wärest, deinen Zustand zu erkennen!«

»Und du solltest wissen, wie du in Gesellschaft einer Dirne zu beurteilen bist.«

»Ich verzeihe dir auch in ihrem Namen. Sie vernichtet durch ihre Demut ihre Sünde. Du verdoppelst durch deinen Hochmut deine Sünden.«

»Ich bin fehlerlos!«

»Du hast die Hauptsünde. Dir fehlt die Liebe!«

Der Schriftgelehrte sagt: »Raka! (Dummkopf)«, und wendet sich um.

»Durch meine Schuld, Meister!« sagt Magdalena. Und als sie die Blässe der Jungfrau Maria sieht, jammert sie: »Verzeih mir! Meinetwegen wird dein Sohn beleidigt! Ich werde mich zurückziehen . . . «

»Nein, *du bleibst, wo du bist. Ich will es*«, sagt Jesus mit Nachdruck und einem solchen Leuchten in den Augen, einem derart majestätischen Ausdruck in seiner ganzen Person, daß man kaum hinsehen kann.

Dann wiederholt er sanft: »Du bleibst, wo du bist. Und wenn jemand deine Nähe nicht ertragen kann, dann soll er gehen.«

Und Jesus begibt sich nun in den westlichen Teil der Stadt.

»Meister!« ruft der beleibte alte Römer, der Magdalena verteidigt hatte.

Jesus wendet sich um.

»Sie nennen dich Meister. Auch ich nenne dich so. Ich habe danach

verlangt, dich reden zu hören. Ich bin ein halber Philosoph und ein halber Lebemann. Doch du könntest aus mir vielleicht einen anständigen Menschen machen.«

Jesus blickt ihn fest an und sagt: »Ich verlasse die Stadt, wo die Niedrigkeit des Tierischen im Menschen herrscht und der Spott Herrscher ist.«

Und er geht weiter.

Der Mann folgt ihm schwitzend und keuchend, denn Jesus schreitet rasch vorwärts; der Mann aber ist dick und alt und vom Laster gekennzeichnet. Petrus, der zurückschaut, macht Jesus darauf aufmerksam.

»Laß ihn nur kommen. Kümmere dich nicht um ihn.«

Bald darauf meint Iskariot: »Der Mann läuft uns nach. Das ist nicht gut!«

»Warum? Aus Mitleid oder einem anderen Grund?«

»Mitleid mit ihm? Nein! Aber weiter hinten folgt uns der Schriftgelehrte von vorhin mit anderen Juden.«

»Laß sie nur! Es wäre jedoch besser, wenn du mit ihm Mitleid hättest anstatt mit dir selbst.«

»Mit dir, Meister!«

»Nein, mit dir, Judas! Sei aufrichtig in der Erkenntnis deiner Gefühle und dem Bekenntnis derselben.«

»Ich habe, in Wahrheit, auch Mitleid mit dem Alten. Es ist nicht leicht, mit dir Schritt zu halten, weißt du«, sagt Petrus schwitzend.

»Der Vollkommenheit zu folgen, ist immer mühevoll, Simon!«

Der Mann folgt ihnen unermüdlich. Er versucht in der Nähe der Frauen zu bleiben, an die er jedoch nie ein Wort richtet.

Magdalena weint lautlos unter ihrem Schleier.

»Weine nicht, Maria«, tröstet sie die Mutter Gottes und nimmt sie bei der Hand. »Später wird die Welt dich achten. Diese ersten Tage sind die mühsamsten.«

»Oh! Nicht meinetwegen! Seinetwegen leide ich! Wenn ich ihm Schaden zufügen sollte, würde ich es mir nie verzeihen. Hast du

gehört, was der Schriftgelehrte gesagt hat? Ich schade dem Meister!«

»Armes Kind! Aber weißt du denn nicht, daß diese Worte schon wie Schlangen herumzischten, als du noch nicht daran gedacht hast, zu ihm zu kommen? Simon hat mir gesagt, daß sie ihn bereits im vergangenen Jahr angeklagt haben, weil er eine Aussätzige geheilt hat, die früher eine Sünderin war, und sie im Augenblick des Wunders gesehen hat, dann aber nie mehr. Und sie war älter als ich, die ich seine Mutter bin. Weißt du nicht, daß er vom „Trügerischen Gewässer“ fliehen mußte, weil eine deiner unglücklichen Schwestern sich dorthin begeben hatte, um von ihm erlöst zu werden? Wie können sie ihn anklagen, da er ohne Sünde ist? Nur mit Lügen! Und worin finden diese Lügen ihre Nahrung? In seiner Mission unter den Menschen. Die gute Tat wird als Beweis seiner Schuld dargestellt. Was mein Sohn auch tun wird, sie werden es immer als Sünde bezeichnen. Wenn er als Eremit in die Einsamkeit ginge, würden sie ihn anklagen, das Volk Gottes zu vernachlässigen. Geht er unter das Volk Gottes, ist es sündhaft, das zu tun. Für sie ist er immer schuldig!«

»Sie sind häßlich und böse zu ihm!«

»Nein, sie haben sich hartnäckig dem Licht verschlossen. Er, mein Jesus, ist der ewig Unverstandene. Und er wird es immer und immer mehr sein.«

»Und leidest du nicht darunter? Du scheinst mir immer so heiter.«

»Schweigen wir darüber. Mir ist es, als sei mein Herz mit spitzen Dornen umgeben. Bei jedem Atemzug spüre ich die Stiche. Aber er soll es nicht wissen. Ich gebe mich so, um ihn durch meinen Frohsinn zu unterstützen. Wenn seine Mutter ihn nicht tröstet, wo könnte mein Jesus Trost finden? An welche Brust könnte er sein Haupt legen, ohne verwundet oder verleumdet zu werden? Es ist daher nicht mehr als recht, daß ich über die Dornen, die mein Herz verwunden, und die Tränen, die ich in den Stunden der Einsamkeit vergieße, einen weichen Mantel der Liebe, ein Lächeln breite, und zwar um jeden Preis, um ihn zu beruhigen, zu beruhigen bis ... bis die Wel-

len des Hasses so hoch sein werden, daß alles nichts mehr nützen wird, auch die Liebe der Mama nicht ... « Zwei Tränen laufen über das Antlitz Marias.

Die beiden Schwestern blicken gerührt auf sie. »Aber er hat doch uns, die wir ihn lieben. Und auch die Apostel ... « sagt Marta, um sie zu trösten.

»Er hat euch, ja ... Er hat die Apostel ... die ihrer Aufgabe noch nicht gewachsen sind ... Mein Schmerz ist um so größer, weil ich weiß, daß ihm nichts verborgen bleibt ... «

»Dann wird er auch wissen, daß ich ihm gehorchen will bis zur vollkommenen Aufopferung, wenn es nötig ist?« fragt Magdalena.

»Er weiß es. Du bist eine große Freude auf seinem Weg.«

»Oh! Mutter!« Und Magdalena ergreift die Hände Marias und küßt sie inbrünstig.

Tiberias endet mit den Obstgärten der Vorstadt. Dann folgt die staubige Straße nach Kana, die auf der einen Seite von Obstgärten, auf der anderen von Wiesen und abgeernteten Feldern begrenzt wird.

Jesus betritt einen Obstgarten und verweilt im Schatten der dicht-belaubten Bäume. Die Frauen holen ihn ein, und dann kommt auch der schwitzende Römer, der jetzt wirklich am Ende seiner Kräfte ist. Er setzt sich ein wenig abseits, ohne zu reden; er schaut nur.

»Während wir uns ausruhen, wollen wir etwas essen«, sagt Jesus. »Dort ist ein Brunnen, und auch ein Bauersmann ist in der Nähe. Geht und bittet ihn um Wasser.«

Johannes und Thaddäus gehen zu ihm. Sie kehren mit einem von Wasser triefenden Krug zurück, gefolgt vom Bauersmann, der herrliche Feigen anbietet.

»Gott vergelte es dir mit Gesundheit und einer reichen Ernte.«

»Gott beschütze dich. Du bist der Meister, nicht wahr?«

»Ich bin es!«

»Wirst du hier sprechen?«

»Niemand verlangt hier danach.«

»Ich, Meister! Mehr als nach Wasser, das so gut für den Durstigen ist«, schreit der Römer.

»Hast du Durst?«

»Sehr. Ich bin die ganze Zeit hinter dir hergelaufen.«

»In Tiberias fehlt es nicht an Quellen kühlen Wassers.«

»Du sollst mich nicht mißverstehen, Meister, oder so tun, als ob du mich mißverstehen würdest. Ich bin dir nachgefolgt, um dein Wort zu vernehmen.«

»Aber warum?«

»Ich weiß nicht was und warum. Es war, weil ich jene gesehen habe (und er zeigt dabei auf Magdalena). Ich weiß nicht, irgendetwas hat in mir gesagt: „Er wird dir sagen, was du nicht weißt“, und so bin ich gekommen.«

»Gebt dem Mann Wasser und Feigen, daß er zuerst seinen Körper stärke.«

»Und den Geist?«

»Der Geist erquickt sich an der Wahrheit.«

»Gerade deswegen bin ich dir nachgelaufen. Ich habe die Wahrheit im Wissen gesucht; ich habe die Verdorbenheit gefunden. Auch in den besten Wissenschaften ist immer etwas weniger Gutes enthalten. Ich habe den Mut verloren und bin angeekelt. Ich bin ein ekliger Mensch geworden, der nur noch in den Tag hineinlebt.«

Jesus blickt ihn scharf an, während er das Brot und die Feigen isst, die die Apostel ihm gebracht haben.

Das Mahl ist bald beendet.

Jesus bleibt sitzen und beginnt zu sprechen, als wolle er nur seine Apostel unterrichten. Auch der Bauersmann bleibt in der Nähe.

»Zahlreich sind sie, die ihr ganzes Leben lang nach der Wahrheit suchen, ohne sie zu finden. Sie gleichen Wahnsinnigen, die sehen wollen, obwohl sie sich selbst ein Bronzestück vor die Augen halten; die so verkrampft und verworren in ihrem Suchen sind, daß sie sich immer mehr von der Wahrheit entfernen oder sie unter Dingen begraben, die sie selbst bei ihrem wahnsinnigen Suchen auf sich fallen

lassen, weil sie dort suchen, wo die Wahrheit nicht sein kann.

Um die Wahrheit zu finden, muß man Verstand und Liebe miteinander verbinden; muß man die Dinge nicht nur mit klugen, sondern auch mit gütigen Augen anschauen. Denn die Güte ist mehr wert als die Gelehrtheit. Wer liebt, wird immer eine Spur Wahrheit finden. Lieben heißt nicht, sich des Fleisches erfreuen und für das Fleisch zu leben. Das ist keine Liebe. Das ist Sinnlichkeit. Liebe ist Zuneigung des höheren Menschen zum höheren Menschen. Durch die Liebe sieht man in der Gefährtin nicht die Sklavin, sondern die Mutter der Kinder, also die andere Hälfte, die mit dem Mann ein Ganzes bildet, das fähig ist, ein Leben oder mehrere Leben zu erschaffen; also die Gefährtin, die dem Mann Mutter, Schwester und Tochter ist, der schwächer ist als ein neugeborenes Kind, aber auch stärker sein kann als ein Löwe, je nach den Umständen; und der die Mutter, Schwester und Tochter mit vertrauensvoller und beschützender Achtung lieben soll. Alles andere ist nicht Liebe, sondern Laster. Und es führt nicht in die Höhe, sondern in die Tiefe; nicht in das Licht, sondern in die Finsternis; nicht zu den Sternen, sondern in den Schmutz. Man liebt die Frau, um zu lernen, den Nächsten zu lieben! Man liebt den Nächsten, um zu lernen, Gott zu lieben. Und damit haben wir den Weg zur Wahrheit gefunden. Die Wahrheit ist hier, o Menschen, die ihr sie sucht! Die Wahrheit ist Gott. Der Schlüssel, das Wißbare zu begreifen, ist hier.

Die Lehre, die ohne Fehler ist, kann nur die Lehre Gottes sein. Wie kann der Mensch auf sein Warum eine Antwort geben, wenn er nicht Gott hat, der ihm antwortet? Wer kann die Geheimnisse der Schöpfung enthüllen, auch nur die einfachsten, wenn nicht der höchste Schöpfer, der alles erschaffen hat? Wie können wir das lebendige Wunderwerk begreifen, das der Mensch ist, das Wesen, in dem sich die tierische Vollkommenheit mit der unsterblichen Vollkommenheit, welche die Seele ist, verbindet, wodurch wir gleichsam Götter werden, wenn wir eine lebendige Seele in uns haben, die frei von jenen Sünden ist, die einen Unmenschen besudeln würden, und die der Mensch aber begeht, und derer er sich sogar rühmt?

Ich wiederhole euch die Worte Ijobs, o ihr Sucher der Wahrheit: „Frage die Ochsen, und sie werden dich unterrichten; die Vögel, und sie werden es dir zeigen. Sprich zur Erde, und sie wird dir antworten; zu den Fischen, und sie werden es dich wissen lassen.“

Ja, die Erde, die grünende und blühende Erde, die Früchte, die auf den Bäumen immer mehr anschwellen, die Vögel, die sich vermehren, die Winde, die die Wolken zerteilen, die Sonne, die seit Jahrhunderten und Jahrtausenden immer zur rechten Zeit aufgeht: alles spricht von Gott, alles erklärt Gott, alles enthüllt und offenbart Gott. *Wenn die Wissenschaft sich nicht auf Gott stützt, wird sie zum Irrtum, der nicht erhöht, sondern erniedrigt. Das Wissen ist keine Verdorbenheit, wenn es Religion ist.* Wer in Gott sein Wissen hat, der fällt nicht; denn er fühlt seine Würde, weil er an seine ewige Zukunft glaubt. Aber man muß den wirklichen Gott suchen; nicht Geister, die keine Götter sind, sondern Traumbilder der Menschen, die noch in die Windeln der geistigen Unwissenheit eingehüllt sind, weshalb ihre Religionen keine Spur von Weisheit und ihr Glaube keine Spur von Wahrheit aufweist.

Man kann in jedem Alter weise werden. Auch Ijob sagt es: „Beim Einbrechen des Abends wird in dir ein Mittagslicht aufgehen, und wenn du glaubst, am Ende zu sein, wirst du aufsteigen wie der Morgenstern. Du wirst voll sein von Vertrauen durch die Hoffnung, die dich erwartet.“

Es genügt der gute Wille, die Wahrheit zu finden. Früher oder später läßt sie sich gewiß finden. Hat einer sie aber gefunden, dann wehe ihm, wenn er ihr nicht folgt und die Starrköpfigen Israels nachahmt, die schon den Leitfaden in der Hand halten, der Gott finden läßt: alles, was über mich im Buch geschrieben steht! Sie wollen sich dennoch nicht der Wahrheit ergeben, die sie hassen, indem sie auf ihren Verstand und ihr Herz das Gewicht des Hasses und der äußeren Formen häufen. Sie wissen nicht, daß sich die Erde wegen der allzu großen Last unter ihren Schritten öffnen wird, die sie für siegreich halten, die aber nichts anderes sind als die Schritte eines

Sklaven der Formeln, der Hinterlist und der Selbstsucht, und daß sie verschlungen und dort hinabstürzen werden, wo die sich ihrer Schuld an einem Heidentum Bewußten hingehören; sie sind schuldiger als die Völker, die sich ihr Heidentum selbst gegeben haben, um eine Religion zu haben, nach der sie sich richten können.

Nein, so wie ich unter den Kindern Israels nicht zurückweise, wer reumütig ist, so weise ich auch jene Götzendiener nicht zurück, die das glauben, was man sie gelehrt hat, und innerlich seufzen: „Gebt uns die Wahrheit!“

Ich habe gesprochen. Nun wollen wir uns hier im Grünen ausruhen, wenn der Bauer damit einverstanden ist. Am Abend wollen wir uns nach Kana begeben.«

»Herr, ich gehe. Da ich aber das Wissen, das du mir gegeben hast, nicht entweihen möchte, will ich noch heute abend von Tiberias aufbrechen. Ich werde dieses Land verlassen und mich mit meinem Diener an die Küste von Lukanien zurückziehen. Dort habe ich ein Haus. Du hast mir viel gegeben. Mehr konntest du einem alten Epikureer nicht geben. Aber mit dem mir Gegebenen habe ich genug, um den rechten Weg zu finden. Und . . . du bete zu deinem Gott für den alten Krispus, deinen einzigen Zuhörer in Tiberias. Bete, daß ich dich vor der Enge von Libitina noch einmal hören kann, dich und deine Wahrheit durch deine Worte, die mich dazu befähigen werden, besser zu begreifen. Sei begrüßt, Meister!«

Er grüßt auf römische Art. Dann aber, als er bei den abseits sitzenden Frauen vorbeikommt, verneigt er sich vor Maria von Magdala und sagt ihr: »Danke, Maria! Es war gut, daß ich dich gekannt habe. Du hast deinem alten Gefährten der Feste den gesuchten Schatz geschenkt. Wenn ich dahin gelange, wo du schon bist, dann verdanke ich es dir. Leb wohl!« Dann geht er.

Magdalena, erstaunt und mit strahlendem Gesichtsausdruck, drückt die Hände an die Brust. Darauf bewegt sie sich auf den Knien zu Jesus hin.

»Oh, Herr! Herr! Es ist also wahr, daß ich zum Guten führen kann?

Oh, mein Herr! Das ist zuviel Güte!« Und sie verneigt sich, küßt mit dem Gesicht im Gras die Füße Jesu und benetzt sie von neuem mit ihren Tränen: Tränen der Dankbarkeit der großen Liebenden von Magdala . . .

285 Im Haus von Kana

Im Haus von Kana ist das Fest, das bei der Ankunft Jesu veranstaltet wird, kaum geringer als das Hochzeitsfest des Wunders. Es fehlen die Musiker, es fehlen die geladenen Gäste, das Haus ist nicht mit Girlanden von Blumen und grünen Zweigen geschmückt, es fehlen die Tische für die zahlreichen Gäste, es fehlt der Speisemeister an den Anrichten und es fehlen die mit Wein gefüllten Krüge. Aber dies wird übertroffen von der Liebe, die jetzt in würdiger Form und gerechtem Maße nicht dem Gast und vielleicht einem entfernten Verwandten, der aber nur Mensch ist, gilt, sondern dem Meister, dem hohen Gast, dessen wahre Natur erkannt und anerkannt und als göttlich verehrt wird. Daher lieben die Menschen von Kana aus ganzer Seele den großen Freund, der in seinem Leinengewand zwischen dem Grün der Erde und dem Abendrot am Garteneingang erscheint, mit seiner Gegenwart alle Dinge verklärt und seinen Frieden nicht nur den Seelen, an die er seinen Gruß richtet, sondern allen Dingen mitteilt.

Es scheint wirklich als ob sich überall, wo er seinen Blick hinwendet, ein Schleier feierlichen und doch freudigen Friedens ausbreite. Reinheit und Friede strahlen aus seinen Augen, wie die Weisheit von seinen Lippen und die Liebe aus seinem Herzen strömt.

Wer diese Zeilen liest, dem kann das Gesagte vielleicht unwahrscheinlich vorkommen. Und doch, derselbe Ort, der vor der Ankunft Jesu ein ganz gewöhnlicher Ort ist mit einer Geschäftigkeit, die den Frieden ausschließt, auch wenn die Arbeit ohne Hektik verrichtet wird, veredelt sich, sobald er erscheint; die Arbeit selbst nimmt etwas Geordnetes an, das die Gegenwart eines übernatürlichen Gedankens, der sich auf die Arbeit bezieht, nicht ausschließt. Ich weiß nicht, ob ich mich gut

ausdrücke. Jesus ist nie verbittert, auch nicht in den Stunden größten Mißfallens infolge irgendeines Ereignisses; er ist vielmehr immer majestätisch, würdevoll, und diese übernatürliche Würde teilt sich dem Ort mit, an dem er sich befindet. Jesus wird nie übermütig oder weinerlich, auch nicht in Augenblicken größter Freude oder größter Betrübniß; nie hat er ein vom Lachen entstelltes Antlitz.

Sein Lächeln ist unnachahmlich. Kein Maler könnte es je wiedergeben. Es scheint, als strahle sein Herz ein Licht aus in den Stunden hoher Freude über eine erlöste Seele oder eine, die sich der Vollkommenheit nähert; ein rosiges Lächeln, möchte ich sagen, wenn er die spontane Handlungsweise seiner Freunde oder Jünger billigt und sich ihrer Anwesenheit erfreut. Es ist ein Lächeln, das ich, um bei den Farben zu bleiben, himmelblau und engelhaft nennen würde, wenn er sich über Kinder beugt, um ihnen zuzuhören, sie zu belehren und zu segnen; ein von Barmherzigkeit durchdrungenes Lächeln, wenn er körperliches und seelisches Elend wahrnimmt; ein göttliches Lächeln schließlich, wenn er vom Vater oder seiner Mutter spricht oder auf diese reinste Mutter schaut und ihr zuhört.

Ich könnte nicht sagen, ihn jemals niedergeschlagen gesehen zu haben, nicht einmal in den Stunden größter Spannung. Während der Pein, verraten worden zu sein, während des Blutschwitzens, während der Qualen der Passion, kann die Traurigkeit den sanften Schein seines Lächelns ersticken; doch gelingt es nicht, jenen Frieden auszulöschen, der wie ein Diadem mit paradiesisch strahlenden Perlen seine glatte Stirne ziert und die göttliche Person ganz in ihr leuchtendes Licht einhüllt.

Ich kann auch nicht sagen, daß er sich je übermütiger Fröhlichkeit hingegeben hat. Er verschmäht ein herzliches Lachen nicht, wenn ein Grund dazu besteht; doch gleich kehrt wieder seine würdevolle Ruhe zurück. Aber wenn er lacht, dann verjüngt er sich in wunderbarer Weise und gleicht einem zwanzigjährigen Jüngling, und es scheint, als ob sich die Welt verjünge durch sein schönes, helles, wohltonendes Lachen.

Ebenso kann ich nicht sagen, daß er je die Dinge überstürzte. Ob er nun spricht oder sich bewegt: es geschieht immer friedlich, nie aber langsam oder unwillig. Vielleicht kommt es daher, daß er bei seiner Größe weite Schritte macht und ohne zu laufen große Strecken zurücklegen kann; ebenso ergreift er mit Leichtigkeit entfernte Gegenstände, ohne aufstehen zu müssen. Sicher ist, daß er in allen seinen Bewegungen vornehm und majestätisch bleibt.

Und die Stimme? Es sind nun zwei Jahre her, daß ich ihn sprechen höre; doch manchmal verliere ich den Faden seiner Rede, weil ich mich zu sehr in das Erfassen seiner Stimme vertiefe. Und der gute, geduldige Jesus wiederholt, was er gesagt hat, und blickt mich mit dem Lächeln des guten Meisters an, damit in den Diktaten keine Lücken entstehen durch meine Glückseligkeit, seine Stimme hören und den faszinierenden Ton derselben genießen zu können. Aber nach zwei Jahren weiß ich immer noch nicht, welche Färbung sie hat. Es ist sicher kein tiefer Baß und auch kein leichter Tenor. Aber ich bin stets ungewiß, ob es sich um eine mäch-

tige Tenorstimme oder einen vollkommenen Bariton von weitem Ausmaß handelt. Ich möchte sagen, daß seine Stimme manchmal wie Bronze klingt, tief und gedämpft, besonders wenn er zu einem Sünder spricht und versucht, ihn zur Gnade zurückzuführen, oder wenn er dem Volk Verfehlungen vorhält. Wenn es sich jedoch darum handelt, mit dem Finger auf verbotene Dinge zu zeigen oder Heucheleien aufzudecken, dann tritt der Bronzeton hervor; er wird schneidend wie ein Blitzstrahl, wenn er die Wahrheit erläutert und seinen Willen kundgibt. Wenn er aber von der Barmherzigkeit Gottes oder seinen Wunderwerken spricht, dann kann seine Stimme tönen wie ein Goldband, das mit einem Kristallhammer angeschlagen wird. Dazu kommt noch der Ton der Liebe, wenn er mit der Mutter oder von ihr spricht. Dann ist seine Stimme wirklich von Liebe durchdrungen, ehrfurchtsvoller Kindesliebe oder von der Liebe Gottes, die sein Meisterwerk preist. Und diesen Ton, wenn auch weniger ausgeprägt, benützt er, wenn er mit seinen Bevorzugten, mit Bekehrten oder Kindern spricht. Nie wird er müde, auch nicht bei der längsten Rede; denn diese Stimme bekleidet und vervollständigt den Gedanken und das Wort und erfüllt sie mit Macht oder Güte, je nach Bedarf.

Ich höre manchmal auf zu schreiben, um ihm zuzuhören; dann muß ich feststellen, daß er in seinem Gedankengang schon vorangeschritten ist und es mir unmöglich ist, nachzukommen ... Dann warte ich, bis Jesus wiederholt, was er auch tut; er unterbricht seine Rede, um mich zu lehren, geduldig lästige Dinge oder Personen zu ertragen. Es muß ihm wohl auffallen, wie lästig es für mich ist, wenn ich in der Seligkeit, Jesus anzuhören, unterbrochen werde ...

Hier in Kana dankt er Susanna für die Gastfreundschaft, die sie Aglaia erwiesen hat. Sie stehen abseits unter einer dichten Laube, die mit reifenden Weintrauben beladen ist, während die anderen sich in der großen Küche stärken.

»Die Frau war voller Güte, Meister. Sie war wirklich für uns keine Belastung. Sie half mir bei all meinen Arbeiten, bei der Wäsche und der Reinigung des Hauses vor Ostern, als ob sie eine Magd wäre, und sie arbeitete, ich versichere es dir, wie eine Sklavin, um die Kleider für Ostern bereitzumachen. Klug zog sie sich zurück, sobald jemand kam, und selbst wenn es mein Mann war, wollte sie nicht bleiben. Sie sprach wenig in der Familie und aß wenig. Sie erhob sich vor Tagesanbruch, um sich herzurichten, bevor die Männer aufstanden, und ich fand immer schon das Feuer angefacht und das Haus gekehrt. Wenn wir aber allein waren, fragte sie mich über dich

aus und bat mich, sie die Psalmen unserer Religion zu lehren. Sie sagte: „Damit ich beten kann, wie der Meister betet.“ Hat sie jetzt aufgehört, sich zu quälen? Sie hat viel gelitten! Vor allem hatte sie Angst, und sie weinte und seufzte viel. Ist sie nun glücklich?«

»Ja, auf übernatürliche Weise glücklich. Frei von Ängsten und im Frieden. Ich danke dir noch für alles Gute, das du ihr erwiesen hast.«

»Oh, mein Herr! Was für Gutes? Ich habe ihr nichts anderes gegeben als Liebe in deinem Namen. Denn sonst kann ich nichts tun. Sie war eine arme Schwester, das habe ich verstanden. Und aus Dankbarkeit zum Allerhöchsten, der mich in seiner Gnade erhalten hat, habe ich sie geliebt.«

»Damit hast du mehr getan, als wenn du sie im „Bet-Hamidrasch“ unterrichtet hättest. Nun hast du hier eine andere. Hast du sie erkannt?«

»Wer sollte sie in dieser Gegend nicht kennen?«

»Alle kennen sie, das ist wahr. Aber noch kennt ihr und die ganze Gegend die zweite Maria nicht, die immer ihrer Berufung treu bleiben wird. Immer! Ich bitte dich, es mir zu glauben!«

»Du sagst es, du weißt es, und ich glaube es.«

»Sage auch: „Ich liebe sie.“ Ich weiß, daß es schwerer ist, jemand zu verzeihen, der zu uns gehört und gesündigt hat, als einem, der die Entschuldigung hat, Heide zu sein. Aber wenn der Schmerz groß war wegen des Abfalls einer Verwandten, so müssen das Mitleid und die Verzeihung um so größer sein. Ich habe ihr für ganz Israel verziehen«, schließt Jesus mit Nachdruck.

»Und ich werde ihr meinerseits verzeihen; denn ich denke, daß ein Schüler tun muß, was sein Meister tut.«

»Du bist in der Wahrheit, und Gott freut sich darüber. Gehen wir zu den anderen. Der Abend bricht herein. Die Ruhe im Schweigen des Abends wird angenehm sein.«

»Wirst du nicht zu uns sprechen, Meister?«

»Ich weiß es noch nicht.«

Sie betreten die Küche, wo Gerichte und Getränke für die Abendmahlzeit vorbereitet werden.

Susanna tritt vor und sagt mit leichtem Erröten: »Möchten meine Schwestern mit mir in den oberen Saal kommen? Wir müssen rasch die Tische decken, denn nachher sind die Lagerstätten für die Männer herzurichten. Ich könnte es allein machen; aber das würde zu lange dauern.«

»Ich komme mit, Susanna«, sagt die Jungfrau.

»Nein, wir schaffen es schon; es wird uns auch dazu dienen, sich kennenzulernen; denn die Arbeit verbrüdert.«

Sie gehen zusammen hinaus, und nachdem Jesus einen Schluck Wasser mit etwas Fruchtsaft getrunken hat, setzen er, die Mutter, die Apostel und die Männer des Hauses sich in die Kühle der Laube und überlassen es den Dienern und der alten Hausherrin, die Gerichte fertig zu machen.

Aus dem anderen Saal dringen die Stimmen der drei Jüngerinnen, welche die Tische decken. Susanna erzählt von dem Wunder, das bei ihrer Hochzeit stattgefunden hat, und Maria von Magdala antwortet darauf: »Wasser in Wein verwandeln ist etwas Großes. Aber eine Sünderin in eine Jüngerin zu verwandeln, ist etwas noch viel Größeres. Gebe Gott, daß ich es mache wie der Wein und eine der Besten werde.«

»Zweifle nicht daran! Er verwandelt alles aufs Vollkommenste. Es war eine Frau hier, eine Heidin, die er im Denken und im Glauben verwandelt hat. Kannst du daran zweifeln, daß es dir, die du ja bereits Israelitin bist, ebenso ergehen wird?«

»War sie jung?«

»Jung und überaus schön!«

»Und wo ist sie jetzt?« fragt Marta.

»Nur der Meister weiß es.«

»Ach, dann ist es sie, von der ich dir erzählt habe. Lazarus war bei Jesus an jenem Abend und hat die Worte gehört, die er für sie gesprochen hat. Welch ein Wohlgeruch war in jenem Zimmer! Lazarus hat ihn mehrere Tage lang in seinen Gewändern gespürt. Jesus aber sagte, daß der Wohlgeruch des Herzens der Bekehrten durch

ihre Buße und Reue noch größer sei. Wer weiß, wohin sie gegangen ist. Ich glaube, in die Einsamkeit . . . «

»Sie, die eine Fremde war, ist in der Einsamkeit. Und ich, die ich bekannt bin, bleibe hier. Sie süht in der Einsamkeit, und ich durch das Leben in der Welt, die mich kennt. Ich beneide ihr Los nicht, denn ich bin beim Meister. Aber ich hoffe, sie einmal nachahmen zu können, wenn nichts um mich ist, was mich von ihm ablenkt.«

»Würdest du ihn verlassen?«

»Nein! Aber er sagt, daß er uns verlassen wird. Dann wird mein Geist ihm folgen. Mit ihm kann ich der Welt widerstehen. Ohne ihn müßte ich die Welt fürchten. So werde ich zwischen mich und die Welt die Wüste legen.«

»Und ich und Lazarus? Was werden wir tun?«

»Das, was ihr im Schmerz getan habt. Ihr werdet euch lieben, und ihr werdet mich lieben, ohne erröten zu müssen. Ihr werdet zwar allein sein, aber ihr werdet wissen, daß ich beim Herrn bin und daß ich euch im Herrn liebe.«

»Sie ist tapfer und klar in ihren Entscheidungen«, bemerkt Petrus, der zugehört hat.

Und der Zelote fügt bei: »Eine gerade Klinge wie ihr Vater. Von der Mutter hat sie die Geschicklichkeit, aber vom Vater den unbezwingbaren Geist.«

Und sie, die den unbezwingbaren Geist hat, steigt nun rasch herab zu den Wartenden, um ihnen zu sagen, daß die Tische gedeckt sind.

. . . Die Landschaft verschwindet im Dunkel einer heiteren Nacht, die noch mondlos ist. Der schwache Schein der Sterne läßt die dunklen Baumgruppen und weißen Häuser erkennen. Sonst nichts. Nachtvögel flattern in stummem Flug um das Haus Susannas auf der Suche nach Mücken. Sie streifen die Personen, die auf der Terrasse um eine Lampe herum sitzen, die ein schwaches Licht auf die Gesichter der um Jesus Versammelten wirft.

Marta hat große Angst vor den Fledermäusen und schreit jedesmal auf, wenn ein solcher Nachtvogel in ihre Nähe kommt.

Jesus hingegen sorgt sich um die Nachtfalter, die vom Licht angezogen werden, und versucht mit seiner langen Hand, sie von den Flammen wegzuhalten.

»Sowohl die einen als auch die anderen sind wirklich dumme Tiere«, sagt Thomas. »Die ersten verwechseln uns mit Fliegen, und die anderen halten die Flamme für eine Sonne und verbrennen in ihr. Sie haben keine Spur von Verstand.«

»Es sind Tiere. Wie kannst du verlangen, daß sie sich vernünftig verhalten?« fragt Iskariot.

»Das verlange ich nicht. Aber sie könnten wenigstens ihrem Instinkt folgen.«

»Dazu haben sie keine Zeit – ich spreche von den Faltern – denn schon nach dem ersten Versuch sind sie tot. Der Instinkt erwacht und wird stark nach ersten schmerzlichen Überraschungen«, meint Jakobus des Alphäus.

»Und die Fledermäuse? Sie wenigstens sollten einen haben, denn sie leben jahrelang. Sie sind dumm, das ist alles«, erwidert Thomas.

»Nein, Thomas. Sie sind nicht dümmer als die Menschen. Auch die Menschen gleichen oft dummen Fledermäusen. Sie fliegen, oder besser, sie flattern wie Betrunkene um Dinge, die nur dazu dienen, Schmerzen zu verursachen. Schau, mein Bruder hat mit einem guten Mantelschlag eine Fledermaus getroffen und sie auf den Boden geschlagen. Gebt sie mir«, sagt Jesus.

Jakobus des Zebedäus, zu dessen Füßen die Fledermaus gefallen ist, die nun ganz verwirrt ungeschickte Bewegungen macht, nimmt sie mit zwei Fingern an einem der membranartigen Flügel, hält sie wie einen schmutzigen Lappen hoch und legt sie Jesus in den Schoß.

»Hier ist die unkluge Fledermaus. Lassen wir sie am Leben; ihr werdet sehen, daß sie sich erholt, aber nicht bessert.«

»Eine seltsame Rettung, Meister. Ich hätte sie sofort getötet«, sagt Iskariot.

»Nein! Wozu? Auch sie hat ein Leben und hängt daran«, antwortet Jesus.

»Mir scheint dies nicht so. Entweder kennt sie die Gefahr nicht, oder sie gibt nichts auf ihr Leben. Sie setzt es der Gefahr aus.«

»Oh, Judas! Judas! Wie wärest du streng mit den Sündern, mit den Menschen! Auch die Menschen wissen, daß sie ein Leben und noch ein anderes Leben haben, und sie hüten sich nicht davor, das eine wie das andere der Gefahr auszusetzen.«

»Haben wir zwei Leben?«

»Das des Leibes und das der Seele, das weißt du doch.«

»Ach so! Ich dachte, du hättest die Seelenwanderung gemeint. Es gibt ja Leute, die an sie glauben.«

»Es gibt keine Seelenwanderung. Aber es gibt zwei Leben. Und doch setzt der Mensch beide der Gefahr aus. Wenn du Gott wärest, wie würdest du die Menschen beurteilen, die außer dem Instinkt auch Vernunft besitzen?«

»Sehr streng. Es sei denn, daß es sich um Schwachsinnige handelt.«

»Würdest du nicht die Umstände in Betracht ziehen, die sie in moralischer Hinsicht wie Schwachsinnige handeln lassen?«

»Ich würde sie nicht in Betracht ziehen.«

»Du würdest also mit einem Menschen, der Gott und seine Gesetze kennt und dennoch sündigt, kein Mitleid haben?«

»Ich würde kein Mitleid haben; denn der Mensch muß wissen, wie er sich zu verhalten hat.«

»Er müßte es wissen.«

»Er muß, Meister! Es ist eine unverzeihliche Schande, wenn ein Erwachsener in gewisse Sünden fällt; besonders, wenn er nicht dazu gezwungen wird.«

»Welche Sünden meinst du damit?«

»Vor allen die der Sinnlichkeit. Es handelt sich um eine hoffnungslose Erniedrigung ... «

Maria Magdalena neigt das Haupt. Judas fährt fort: »Und es ist

auch für die anderen eine Verführung; denn vom Körper der Unreinen geht ein Gärungsgeruch aus, der auch die Reinsten verwirrt und zur Nachahmung treibt . . . «

Während Maria Magdalena den Kopf immer tiefer sinken läßt, sagt Petrus: »Oh! Sei nicht so streng! Die erste, welche diese unverzeihliche Schande begangen hat, war Eva. Und du willst mir wohl nicht sagen, sie sei vom Gärungsgeruch verdorben worden, der von einem Lüstling ausgegangen ist. Außerdem sollst du wissen, daß sich in mir nichts regt, auch wenn ich neben einem Wollüstigen sitze. Das sind seine Angelegenheiten . . . «

»Die Nähe beschmutzt immer. Wenn nicht das Fleisch, so die Seele, und das ist schlimmer.«

»Du scheinst mir ein Pharisäer zu sein! Aber entschuldige: man müßte sich also in einen Kristallturm einschließen und dort versiegelt leben.«

»Glaube nicht, Simon, daß solches dir etwas nützen würde. In der Einsamkeit sind die Versuchungen viel schlimmer«, sagt der Zelote.

»Gut! Doch sie würden Träume bleiben und könnten nicht schaden«, antwortet Petrus.

»Nicht schaden? Weißt du denn nicht, daß die Versuchung zum Denken anregt, der Gedanke zur Suche nach einem Mittel, um den heulenden Instinkt irgendwie zu befriedigen; und daß das Mittel den Weg ebnet zur raffinierten Sünde, bei der die Sinnlichkeit sich zum Gedanken gesellt?« fragt der Iskariot.

»Davon verstehe ich nichts, teurer Judas. Vielleicht weil ich nie über gewisse Dinge nachgedacht habe, wie du sagst. Ich meine, daß wir uns weit von den Fledermäusen entfernt haben und daß es gut ist, daß du nicht Gott bist. Sonst würdest du ganz allein im Paradies bleiben mit deiner ganzen Strenge. Was sagst du dazu, Meister?«

»Ich sage, man soll nicht so streng sein; denn die Engel des Herrn hören die Worte der Menschen und schreiben sie in die ewigen Bücher ein, und es könnte peinlich sein, eines Tages hören zu müssen: „Es soll dir geschehen nach deinem eigenen Urteil!“ Ich sage: Wenn

Gott mich gesandt hat, dann geschah dies, damit all denen, die be-reuen, verziehen werde; denn Gott weiß, wie sehr ein Mensch Satans wegen schwach sein kann. Judas, antworte mir: Gibst du zu, daß Sa-tan sich einer Seele so bemächtigen und einen solchen Zwang auf sie ausüben kann, daß sich die Sünde in den Augen Gottes verringert?«

»Das gebe ich nicht zu! Satan kann nur den niedrigen Teil des Menschen angreifen.«

»Aber du lästerst ja, Judas des Simon!« sagen fast gleichzeitig der Zelote und Bartholomäus.

»Wieso? Inwiefern?«

»Weil du Gott und die Schrift Lügen strafst. Darin liest man, daß Luzifer auch den höheren Teil des Menschen angreift, und Gott hat es durch den Mund seines Wortes schon unzählige Male gesagt«, antwortet Bartholomäus.

»Es steht auch geschrieben, daß der Mensch seinen freien Willen hat. Das bedeutet, daß Satan auf die Freiheit des Menschen, seine Gedanken und Gefühle keine Macht ausüben kann. Nicht einmal Gott tut das!«

»Gott nicht, denn er ist Ordnung und Treue; doch Satan, denn er ist Unordnung und Haß«, entgegnet der Zelote.

»Der Haß ist nicht das Gefühl, das der Treue entgegengesetzt ist. Du sagst es schlecht.«

»Ich sage es richtig; denn wenn Gott Gerechtigkeit ist und sein gegebenes Wort, dem Menschen in seinen Handlungen die Freiheit zu lassen, nicht bricht, dann kann Satan dieses Wort nicht leugnen, da er dem Menschen nicht die freie Entscheidung versprochen hat. Aber es ist wohl wahr, daß Satan Haß ist und daß er deswegen Gott und den Menschen angreift, indem er den Menschen nicht nur im Fleisch, sondern auch in seiner intellektuellen Freiheit angreift. Er führt diese Freiheit des Gedankens in die Knechtschaft, weshalb der Mensch schließlich Dinge vollführt, die er nicht tun würde, wenn er frei von Satan wäre«, meint Simon der Zelote.

»Das gebe ich nicht zu!«

»Aber die Besessenen, was ist mit ihnen? Du leugnest offensichtliche Tatsachen«, schreit Judas Thaddäus.

»Die Besessenen sind taub oder stumm oder wahnsinnig, nicht wollüstig.«

»Hast du nur dieses Laster im Kopf?« fragt Thomas ironisch.

»Es ist das meistverbreitete und niedrigste.«

»Aha! Ich dachte schon, es wäre das, welches du am besten kennst«, sagt Thomas lachend.

Judas springt auf, als wolle er sich wehren. Aber er beherrscht sich, geht die Stufen hinunter und entfernt sich auf die Felder.

Es folgt ein tiefes Schweigen ... Dann sagt Andreas: »Er hat nicht ganz unrecht. Man könnte meinen, daß Satan tatsächlich nur über die Sinne Macht hat: die Augen, die Ohren, die Zunge und das Gehirn. Aber, Meister, wie erklären sich dann gewisse Arten von Bosheit? Handelt es sich da nicht um Besessenheit? Ein Doras zum Beispiel? ... «

»Ein Doras, wie du sagst, um in der Liebe gegen niemand zu fehlen, und Gott möge dich dafür belohnen, oder eine Maria, wie wir alle denken, sie als erste, nach den klaren und lieblosen Anspielungen des Judas, sind die am vollkommensten von Satan Besessenen; denn in ihnen dehnt Satan seine Macht über die drei Grade des Menschen aus. *Es handelt sich um die am meisten tyrannisierenden und subtilsten Besessenheiten, von denen sich nur jene befreien, die immer nur wenig im Geist erniedrigt worden sind, so daß sie noch die Einladung des Lichtes verstehen.*

Doras war nicht wollüstig; aber dennoch hat er es nicht verstanden, zum Erlöser zu kommen. Darin liegt der Unterschied: während bei den durch satanische Einwirkung Mondsüchtigen, Stummen, Tauben oder Blinden die Angehörigen daran denken, sie zu mir zu bringen, kann in diesen im Geist Besessenen nur der Geist danach trachten, die Freiheit zu suchen. Deswegen wird ihnen verziehen, und sie werden befreit. Denn ihr Wille hat damit begonnen, sich aus der Besessenheit durch Satan zu befreien.

Aber jetzt gehen wir zur Ruhe. Maria, die du weißt, was es heißt, besessen zu sein, bete für alle, die sich selbst der Gewalt des Feindes aussetzen, indem sie sündigen und Schmerz verursachen.«

»Ja, mein Meister, und das ohne Groll!«

»Der Friede sei mit allen! Lassen wir die Ursache aller Diskussion hier zurück. Finsternis in der Finsternis der Nacht. Wir wollen uns zurückziehen, um unter dem Blick der Engel zu schlafen.«

Er legt die Fledermaus, die ihre Flugversuche macht, auf eine Bank; dann zieht er sich mit den Aposteln in den oberen Saal zurück, und die Frauen und die Hausleute begeben sich ins Erdgeschoß.

286 Johannes wiederholt die Rede Jesu auf dem Tabor

Alle steigen auf kühlen Abkürzungswegen eine Höhe hinauf, die nach Nazaret führt. Die Ränder der galiläischen Hügel scheinen an diesem Morgen erschaffen worden zu sein, so sehr hat das letzte Unwetter sie gewaschen, während der Tau sie leuchtend und frisch erhält. Alles glitzert beim ersten Sonnenstrahl. Die Luft ist so klar, daß alle Einzelheiten der näheren oder entfernten Berge erkennbar sind und alles von einer freudigen Lebhaftigkeit angehaucht ist.

Sobald die Höhe eines Hügels erreicht ist, weidet sich der Blick an einem Stück des Sees, der herrlich im Morgenlicht daliegt. Alle bewundern ihn, indem sie Jesus nachahmen. Aber Maria Magdalena wendet bald den Blick von diesem Punkt ab und sucht nach irgend etwas in einer anderen Richtung. Ihre Augen ruhen auf den Bergketten nordwestlich der Stelle, an der sie sich befindet; sie scheint das Gesuchte nicht zu finden.

Susanna ist auch dabei und fragt: »Was suchst du?«

»Ich möchte den Berg erkennen, auf dem ich dem Meister begegnet bin.«

»Frage ihn danach.«

»Oh, es lohnt sich nicht, ihn zu stören. Er spricht gerade mit Judas von Kerijot.«

»Welch ein Mensch, dieser Judas!« flüstert Susanna. Sie sagt sonst nichts, aber man versteht den Rest von selbst.

»Jener Berg ist bestimmt nicht auf diesem Weg. Aber ich werde dich schon einmal dorthin führen, Marta! Es war ein Tagesanfang wie dieser, und es waren da viele, viele Blumen ... Und viele Menschen ... Oh, Marta! Und ich habe es gewagt, mich allen zu zeigen im Kleide der Sünde und den Freunden ... Nein, du darfst nicht beleidigt sein wegen der Worte von Judas. Ich habe sie verdient. Alles habe ich verdient. Und in diesem Ertragen liegt meine Sühne. Alle erinnern mich daran, alle haben das Recht, mir die Wahrheit zu sagen; ich muß schweigen. Oh, wenn man doch überlegen wollte, bevor man sündigt! Wer mich jetzt beleidigt, der ist mein größter Freund, denn er hilft mir zu sühnen.«

»Aber das tilgt seinen Fehler nicht. Mutter, ist dein Sohn wirklich zufrieden mit diesem Menschen?«

»Man muß viel für ihn beten, sagt er.«

Johannes verläßt die Apostel, um den Frauen zu Hilfe zu eilen und sie über eine schwierige Stelle zu führen, auf der die Sandalen ausgleiten, um so mehr, als auf dem Weg auch glatte Steine liegen, wie Splitter von rötlichem Schiefer, und harte, glänzende Gräser wachsen, die sehr trügerisch für den Fuß sind, da er auf ihnen keinen Halt findet.

Der Zelote folgt seinem Beispiel, und auf sie gestützt, überwinden die Frauen die gefährliche Stelle.

»Dieser Weg ist etwas beschwerlich. Aber er ist ohne Staub und menschenleer. Und er ist auch kürzer«, sagt der Zelote.

»Ich kenne ihn, Simon«, sagt Maria. »Ich kam mit den Neffen zu diesem Dörflein auf halber Höhe, als Jesus aus Nazaret vertrieben wurde«, sagt Maria, die heiligste Mutter, und seufzt.

»Aber die Welt ist schön von hier aus. Sieh dort den Tabor und den Hermon und im Norden die Berge von Arbela, und dort im Hintergrund ist der Große Hermon. Schade, daß man das Meer nicht sieht wie vom Tabor aus«, sagt Johannes.

»Bist du schon oben gewesen?«

»Ja, mit dem Meister.«

»Johannes hat uns durch seine Liebe für das Unendliche eine große Freude verschafft; denn Jesus hat dort auf der Höhe mit einer nie erlebten Begeisterung von Gott gesprochen. Und nachdem wir so viel erhalten hatten, erlangten wir noch eine große Bekehrung. Auch du kennst sie, Maria. Und dies wird deinen Geist noch mehr bestärken. Wir trafen einen Menschen, der im Haß verhärtet war und von Gewissensnöten gequält wurde; Jesus machte aus ihm, ich kann es ohne Zögern sagen, einen großen Jünger. Wie aus dir, Maria. Denn glaube nur, was ich dir sage: Wir Sünder ergeben uns gern dem Guten, denn wir spüren das Bedürfnis nach Vergebung in uns selbst«, sagt der Zelote.

»Das ist wahr. Aber du bist sehr gütig, wenn du sagst: „Wir Sünder.“ Du bist unglücklich gewesen, nicht ein Sünder.«

»Das sind wir alle, mehr oder weniger, und wer glaubt, es weniger zu sein, ist in großer Gefahr, es zu werden, wenn er es nicht schon ist. Wir alle sind Sünder. Aber die größten Sünder, die sich bekehren, sind jene, die im Guten so unbedingt sein können, wie sie es im Bösen waren.«

»Dein Trost stärkt mich. Du bist immer wie ein Vater für die Kinder des Theophilus gewesen, du ... «

»Und wie ein Vater freue ich mich, euch alle und drei Freunde Jesu zu sehen.«

»Wo habt ihr den Jünger, den früheren großen Sünder getroffen?«

»In En-Dor, Maria. Simon will meinem Wunsch, das Meer zu sehen, das Verdienst so vieler schöner und guter Dinge zuschreiben. Aber wenn der alte Johannes zu Jesus gekommen ist, so geschah dies nicht durch das Verdienst des törichten Johannes. Es ist das Verdienst von Judas des Simon«, sagt der Sohn des Zebedäus lächelnd.

»Hat er ihn bekehrt?« fragt Marta zweifelnd.

»Nein! Aber er wollte nach En-Dor gehen, und ... «

»Ja, um die Höhle der Wahrsagerin zu sehen ... Er ist ein ganz

eigenartiger Mensch, dieser Judas des Simon ... Man muß ihn nehmen, wie er ist. Nun ja! ... Und Johannes von En-Dor führte uns zur Höhle und blieb dann bei uns. Aber, mein Sohn, es bleibt immer dein Verdienst; ohne dein Verlangen nach dem Unendlichen hätten wir diesen Weg nicht genommen, und in Judas des Simon wäre nicht das Verlangen erwacht, auf diese eigenartige Suche zu gehen.«

»Ich möchte gerne wissen, was Jesus auf dem Tabor sagte ... Wie gern würde ich den Berg wiedersehen, auf dem ich ihn kennenlernte«, seufzt Magdalena.

»Es ist der Berg, auf dem sich jetzt eine Sonne zu entzünden scheint wegen des kleinen Teiches, der das Wasser der Quellen sammelt und den Herden dient. Wir waren weiter oben, dort wo der Gipfel breit wird wie ein Sattel, der die Wolken auffangen möchte, um sie anderswo hinzuleiten. Was die Worte Jesu anlangt, glaube ich, daß Johannes sie dir wiederholen kann.«

»Oh, Simon! Kann ein Knabe die Worte Gottes wiederholen?«

»Ein Knabe nicht. Du aber schon. Versuche es. Um deinen Schwestern einen Gefallen zu erweisen und auch mir, der ich dich liebe.«

Johannes ist ganz rot geworden, als er beginnt, die Worte Jesu zu wiederholen.

»Er sagte: „Seht die unbegrenzte Buchseite, auf welcher die Winde das Wort ‚Ich glaube‘ schreiben. Denkt an das Chaos des Weltalls, bevor der Schöpfer die Elemente geordnet und die wunderbare Harmonie geschaffen hat, um den Menschen die Erde mit allem, was auf ihr ist, zu schenken, und dem Firmament gab er die Sterne und die Planeten. Das alles ist einst nicht gewesen, weder als gestaltloses Chaos noch als geordnete Schöpfung.

Gott hat sie erschaffen. Er schuf zuerst die Elemente; denn sie sind notwendig, wenn sie auch manchmal schädlich zu sein scheinen. Vergeßt nicht: Selbst der kleinste Tautropfen hat seine echte *Daseinsberechtigung*, ebenso wie das kleinste, lästige Insekt nicht ohne Grund auf Erden ist. Und so gibt es auch kein noch so riesiges Gebirge, das aus seinem Innern Feuer und Lavaströme speit, ohne daß

ein guter Grund dafür vorhanden wäre. Es gibt keinen Wirbelwind ohne Grund, und es gibt, um von den Dingen zu den Menschen überzugehen, kein Ereignis, keine Träne, keine Freude, keine Geburt, keinen Tod, keine Kinderlosigkeit oder Mutterschaft, keine langjährige Ehe oder frühe Witwenschaft, kein Mißgeschick durch Not oder Krankheit, wie auch keinen Überschuß an Reichtum und Gesundheit, für die keine guten Gründe vorhanden wären, auch wenn es der Kurzsichtigkeit und dem Hochmut des Menschen, der nur sieht und urteilt im Nebel als Halbblinder infolge aller seiner Unvollkommenheiten, nicht so scheint. Aber das Auge Gottes, der unbegrenzte Gedanke Gottes, sieht und weiß! Das Geheimnis, frei von unnützen Zweifeln zu leben, die nur aufregen und erschöpfen und die irdischen Tage vergiften, besteht darin, zu glauben, daß Gott alles in guter und weiser Absicht tut; daß er alles, was er tut, aus Liebe tut und nicht in der törichten Absicht zu quälen, um zu quälen.

Gott hatte schon die Engel erschaffen. Und ein Teil von ihnen, der nicht glauben wollte, daß das Maß an Herrlichkeit, das Gott ihnen zugedacht hatte, gut sei, empörte sich. Mit einem durch Mangel an Vertrauen auf ihren Herrn verdorbenen Sinn versuchten sie, den unerreichbaren Thron Gottes zu besteigen. Den harmonischen Gründen der gläubigen Engel setzten sie ihre zwiespältigen, ungerichten und kleinlichen Gedanken gegenüber, und der Pessimismus, der Mangel an Glauben ist, machte aus ihnen Geister des Lichtes, Geister der Finsternis.

Selig leben werden auf ewig jene, die im Himmel wie auf Erden alle ihre Gedanken auf einen Optimismus voller Licht gründen. Nie werden sie völlig fehlgehen, auch wenn ihre Taten sie Lügen strafen. Sie werden wenigstens nicht fehlen in allem, was ihren Geist betrifft, der fortfahren wird zu glauben, zu hoffen und Gott und auch den Nächsten über alles zu lieben; sie werden darum in alle Ewigkeit in Gott bleiben!

Das Paradies war schon von diesen hochmütigen Pessimisten befreit, die auch in den leuchtenden Werken Gottes schwarzsehen, so

wie auf Erden die Pessimisten auch in den aufrichtigen und klaren Handlungen des Menschen schwarzsehen und sich in einen elfenbeinernen Turm verziehen in der Meinung, die einzigen Vollkommenen zu sein. Sie verbannen sich selbst auf eine dunkle Galeere, deren Weg in der Finsternis des Höllenreiches, des Reiches der Verneinung, endet. Denn der Pessimismus ist ebenfalls Verneinung!

Gott bildete also das Geschaffene. Und wie man zum Verständnis des glorreichen Geheimnisses unseres Einen und Dreifaltigen Seins zu glauben und zu sehen verstehen muß, daß seit dem Anfang das Wort war, und daß das Wort bei Gott war, und daß beide in vollkommener Liebe vereinigt sind, die nur sie ausgießen können, die beide Gott und zudem Eins sind; so muß man auch, um das Geschaffene zu sehen als das, was es ist, es sehen mit den Augen des Glaubens; denn in seinem Sein trägt das Geschaffene die unauslöschliche Prägung des Schöpfers, wie ein Sohn die unauslöschliche Prägung seines Vaters aufweist. So werden wir erkennen, daß im Anfang Himmel und Erde waren und dann das Licht, das vergleichbar ist mit der Liebe. Denn das Licht ist Freude, wie die Liebe Freude ist. Und das Licht ist die Atmosphäre des Paradieses. Und das körperlose Sein, das Gott ist, ist Licht und Vater allen Lichtes, des geistigen, affektiven, materiellen und spirituellen, wie im Himmel so auf Erden.

Im Anfang waren der Himmel und die Erde, und für sie wurde das Licht gegeben, und durch das Licht sind alle Dinge gemacht worden. Und wie im höchsten Himmel die Geister des Lichtes von denen der Finsternis getrennt wurden, so wurde im Geschaffenen die Finsternis vom Licht getrennt und so der Tag und die Nacht geschaffen; und der erste Tag der Schöpfung war da mit seinem Morgen und seinem Abend, seinem Mittag und seiner Mitternacht. Und als das Lächeln Gottes, das Licht, zurückkehrte nach der Nacht, streckte sich die Hand Gottes, sein mächtiges Wollen über die unförmige und leere Erde und dann über den Himmel aus, an dem die Wasser wogten, eines der freien Elemente im Chaos, und er wollte, daß das Firmament für das ungeordnete Irren der Wasser zwischen

Himmel und Erde eine Trennlinie darstelle, einen Schleier vor den paradiesischen Strahlen bilde und ein Damm gegenüber den höheren Gewässern sei, damit die kochenden Metalle und Atome nicht überschwemmt würden und das, was Gott vereinigt hatte, nicht getrennt würde.

Die Ordnung am Himmel war hergestellt. Und auf der Erde wurde Ordnung durch den Befehl, den Gott den Wassern gab, welche die Erde bedeckten. So wurde das Meer. Sieh, dort ist es. Und darüber steht auf dem Firmament geschrieben: ‚Gott ist da.‘ Wie auch immer der Verstand eines Menschen und sein Glaube oder sein Unglaube sein mögen: vor dieser Buchseite, auf der ein Funke der unendlichen Allmacht Gottes erstrahlt und durch die seine Macht kundgetan wird – denn keine menschliche Macht und keine natürliche Wirkung von Elementen könnte ein ähnliches Wunder bewirken, wenn auch in geringem Ausmaß – muß er glauben.

Und nicht nur an Gottes Macht muß er glauben, sondern auch an die Liebe des Herrn, der durch das Meer dem Menschen Speise und Wege gibt, heilsame Salze, Abkühlung der Sonnenstrahlen, Raum für die Winde, Samen für Länder, die weit auseinander liegen, Stimme den Gewittern, damit die kleine Ameise, die der Mensch im Vergleich zum Unendlichen ist, sich zum Vater gerufen fühlt; und die Möglichkeit spürt, sich zu erheben zu den höchsten Visionen, bis zu den erhabensten Sphären.

Drei Dinge in der Schöpfung zeugen am stärksten von Gott: das Licht, das Firmament und das Meer. Die Ordnung der Sterne und die meteorologische Ordnung sind ein Reflex der göttlichen Ordnung; das Licht hat nur Gott erschaffen können; das mächtige Meer konnte nur Gott, nachdem er es erschaffen hatte, in feste Grenzen fassen; nur er konnte ihm Bewegung und Stimme geben, ohne daß es sich deshalb wie ein turbulentes Element der Unordnung auf die Erde wälzte, die es auf sich trägt.

Durchdringt das Geheimnis des Lichtes, das sich nie erschöpft. Erhebt den Blick zum Firmament, an dem die Sterne und die Pla-

neten lächeln. Blickt nieder zum Meer. Betrachtet es als das, was es ist: nicht Trennung, sondern Brücke zwischen den Völkern, die an den anderen Ufern wohnen; die zwar unsichtbar und uns unbekannt sind, an deren Existenz wir aber glauben müssen, allein schon, weil es dieses Meer gibt. Gott macht nichts Unnützes. Er hätte diese Unermesslichkeit nicht erschaffen, wenn sie keine Grenzen hätte, dort, jenseits des Horizontes, der uns daran hindert, andere Länder zu sehen, die von anderen Menschen bevölkert sind, die aber alle von dem einen Gott stammen und dorthin gekommen sind durch Strömungen und Stürme, weil Gott es wollte, um auch andere Gegenden und Kontinente zu bevölkern. Und dieses Meer trägt in seinen Gezeiten, in den Stimmen seiner Ebben und Fluten, ferne Anrufe. Verbindung ist es, keine Trennung. Die Beklemmung, die dem Johannes eine süße Sehnsucht vermittelt, ist der Anruf der fernen Brüder. Je mehr der Geist Beherrscher des Fleisches wird, um so mehr wird er fähig, die Stimme der Seelen zu hören, die vereint sind mit uns selbst in der Trennung, so wie die Zweige des Baumes, die ein und derselben Wurzel entsprungen sind, ein Ganzes bilden, selbst wenn der eine den anderen wegen der dazwischen liegenden Äste nicht mehr sehen kann. Betrachtet das Meer mit den Augen des Lichts. Ihr werdet Länder über Länder sehen an seinen Ufern, an seinen Grenzen und im Innern Länder über Länder, und von überall ertönt ein Schrei: ‚Kommt, bringt uns das Licht, das ihr besitzt! Bringt uns das Leben, das euch gegeben wird! Sagt unserem Herzen das Wort, das wir nicht kennen, von dem wir aber wissen, daß es die Grundlage des Weltalls ist: die Liebe! Lehrt uns, das Wort zu lesen, das wir auf den unendlichen Blättern des Firmamentes und der Meere lesen: Gott! Erleuchtet uns, denn wir fühlen, daß es ein Licht gibt, das wahrer ist als das, das die Himmel rötet und das Meer mit Perlen bedeckt. Gebt unserer Finsternis das Licht, das euch Gott gegeben hat, nachdem er es in seiner Liebe erschaffen hat; das er euch zwar gegeben, aber für alle, wie er es den Sternen gegeben hat, damit sie es über die Erde ausstrahlen. Ihr seid die Sterne! Wir sind der Staub!

Aber formt uns so, wie der Schöpfer aus Staub die Erde schuf, damit der Mensch sie bevölkere, anbetend jetzt und immer, bis die Stunde kommt, da es keine Erde mehr gibt, sondern das kommende Reich: das Reich des Lichtes, der Liebe, des Friedens, so wie es euch der lebendige Gott gesagt hat, daß es sein wird; denn auch wir sind Kinder dieses Gottes und verlangen danach, unseren Vater zu erkennen.' Und ihr sollt auf den begrenzten Wegen zu gehen verstehen. Ohne Furcht und ohne Bedenken! Ihnen entgegen, die rufen und weinen. Ihnen entgegen, die euch auch Leid verursachen werden, da sie Gott spüren, aber ihn nicht anzubeten verstehen; die euch aber auch Ruhm bereiten werden, da ihr um so größer werdet, je mehr Liebe ihr zu schenken versteht, indem ihr die Wahrheit den Völkern bringt, die darauf warten.“

Dies hat Jesus gesagt, doch viel besser, als ich es gesagt habe. Aber es ist wenigstens sein Gedanke.«

»Johannes, du hast die Worte des Meisters genau wiedergegeben. Nur hast du weggelassen, was er von deiner Fähigkeit, Gott zu begreifen, und von deiner Großmut, dich hinzugeben, gesagt hat. Du bist gut, Johannes, der beste von uns! Wir haben den Weg zurückgelegt, ohne uns Rechenschaft zu geben.

Da ist Nazaret auf seinen Hügeln. Der Meister blickt auf uns und lächelt. Suchen wir ihn einzuholen, um zusammen die Stadt zu betreten.«

»Ich danke dir, Johannes«, sagt die seligste Jungfrau. »Du hast der Mutter ein großes Geschenk gemacht.«

»Ich schließe mich an. Auch der armen Maria hast du unbegrenzte Horizonte eröffnet . . . «

»Worüber habt ihr denn so lange gesprochen?« fragt Jesus die Ankommenden.

»Johannes hat deine Taborrede wiederholt. Ganz genau. Wir waren selig darüber.«

»Es freut mich, daß die Mutter ihn gehört hat; sie, die einen Namen trägt, dem das Meer nicht fremd ist, und die eine Liebe besitzt, die so weit wie das Meer ist.«

»Mein Sohn, du besitzt sie als Mensch, und das ist noch nichts im Vergleich zu deiner unendlichen Liebe als göttliches Wort. Mein guter Jesus!«

»Komm an meine Seite, Mutter! Wie damals, als wir von Kana oder aus Jerusalem heimkehrten, als ich noch ein Kind war und du mich an der Hand hieltst.«

Sie schauen einander mit liebevollen Blicken an.

287 Jesus in Nazaret

Den ersten Halt in Nazaret macht Jesus im Haus des Alphäus. Während er gerade den Garten betreten will, begegnet er Maria des Alphäus, die mit zwei Kupferkrügen herauskommt, um zur Quelle zu gehen.

»Der Friede sei mit dir, Maria!« sagt Jesus und umarmt die Verwandte, die ihn herzlich wie immer mit einem Freudenausruf küßt.

»Es wird sicher ein Tag des Friedens und der Freude sein, mein Jesus, da du gekommen bist! Oh, meine allerliebsten Söhne! Welch eine Freude für eure Mama, euch zu sehen!« und sie küßt herzlich ihre beiden großen Söhne, die unmittelbar hinter Jesus standen. »Ihr bleibt heute bei mir, nicht wahr? Ich habe soeben den Ofen für das Brot angezündet und war dabei, Wasser zu holen, um gleich mit dem Backen beginnen zu können.«

»Mama, wir holen dir das Wasser«, sagen die Söhne und bemächtigen sich der Krüge.

»Wie gut sie sind! Ist es nicht so, Jesus?«

»Sehr gut«, bestätigt Jesus.

»Aber auch mit dir sind sie gut, nicht wahr? Denn wenn sie dich weniger lieben würden als mich, hätte ich sie weniger lieb.«

»Habe keine Sorge, Maria, sie sind für mich reine Freude.«

»Bist du allein? Maria ist so plötzlich weggegangen ... Ich wäre auch mitgegangen; aber mit ihr war eine Frau ... Eine Jüngerin?«

»Ja, sie ist die Schwester Martas.«

»Oh! Gott sei gepriesen! Ich habe so sehr für sie gebetet! Wo ist sie nun?«

»Dort kommt sie mit meiner Mutter, Marta und Susanna.«

Tatsächlich biegen die Frauen soeben in den Weg ein, gefolgt von den Aposteln. Maria des Alphäus eilt ihnen entgegen und ruft aus: »Wie glücklich bin ich, dich als Schwester zu sehen! Ich müßte dich „Tochter“ nennen, denn du bist jung und ich bin alt. Doch du trägst den Namen, der mir so teuer ist, seit ich ihn meiner Maria gegeben habe. Teure, komm! Du wirst müde sein ... Aber bestimmt auch glücklich«, und sie küßt Magdalena und hält ihre Hand, um sie noch mehr fühlen zu lassen, daß sie sie gern hat.

Die frische Schönheit Magdalenas erstrahlt noch mehr neben der verblühten, aber herzenguten Maria des Alphäus.

»Heute bleiben alle bei mir. Ich lasse euch nicht gehen«, und mit einem tiefen, ganz unfreiwilligen Seufzer entflieht ihr das Geständnis: »Ich bin immer so allein. Wenn meine Schwägerin nicht hier ist, verbringe ich traurige, einsame Tage.«

»Sind deine Söhne abwesend?« fragt Marta.

Maria errötet und seufzt: »Mit der Seele, ja. Immer noch. Jünger zu sein, vereint und trennt ... Aber wie du, Maria, gekommen bist, so werden auch sie kommen«, und sie trocknet sich eine Träne ab. Sie blickt auf Jesus, der sie mitleidig ansieht, bemüht sich zu lächeln und fragt: »Das sind lange Geschichten, nicht wahr?«

»Ja, Maria; aber du wirst es noch erleben.«

»Ich hoffe es ... Nachdem Simon ... Aber dann hat er andere Dinge erfahren ... und wurde wieder wankend. Liebe ihn trotzdem, Jesus!«

»Kannst du daran zweifeln?«

Während Maria redet, bereitet sie die Erfrischung für die Pilger vor, taub gegen die Versicherungen aller, daß sie nichts benötigen.

»Lassen wir die Jüngerinnen in Frieden«, sagt Jesus, »und gehen wir ins Dorf.«

»Gehst du schon fort? Vielleicht kommen auch die anderen Söhne.«

»Ich bleibe noch den ganzen morgigen Tag. Wir werden daher zusammensein. Ich gehe nun, die Freunde zu besuchen. Der Friede sei mit euch, Frauen! Mutter, leb wohl!«

Nazaret ist bereits in Aufregung wegen der Ankunft Jesu und auch wegen der Anwesenheit Maria Magdalenas. Der eine stürzt zum Haus der Maria des Alphäus, der andere zum Haus Jesu, um nachzusehen, und da man das letztere geschlossen vorfindet, strömen alle zu Jesus, der gerade auf das Zentrum von Nazaret zugeht.

Die Stadt ist dem Meister gegenüber immer noch verschlossen. Teils ironisch, teils ungläubig bis zur offenkundigen Feindseligkeit, die sich in bissigen Redensarten Luft macht, folgt sie ihm aus Neugierde, aber ohne Liebe für ihren großen Sohn, den sie nicht versteht. Auch aus den Fragen, die man an ihn richtet, spricht nicht Liebe, sondern nur Unglaube und Spott. Aber er sieht darüber hinweg und antwortet sanft und liebevoll denen, die ihn ansprechen.

»Du gibst allen; aber du scheinst keine Bindung zur Heimat zu verspüren, denn ihr schenkst du dich nicht.«

»Ich bin hier, um euch das zu geben, um was ihr mich bittet.«

»Aber du ziehst es vor, nicht hier zu sein. Sind wir vielleicht größere Sünder als die anderen?«

»Es gibt keinen noch so großen Sünder, den ich nicht bekehren möchte. Und ihr seid nicht schlimmer als die anderen.«

»Du sagst aber auch nicht, daß wir besser sind als die anderen. Ein guter Sohn sagt immer, daß seine Mutter besser ist als alle anderen Mütter, auch wenn es in Wirklichkeit nicht so ist. Ist Nazaret vielleicht für dich eine Stiefmutter?«

»Ich sage nichts. *Schweigen ist eine Regel der Liebe sich selbst und den anderen gegenüber*, wenn man einerseits nicht sagen kann, daß sie gut seien, und andererseits auch nicht lügen möchte. Aber mein Lob würde sogleich erklingen, wenn ihr euch zu meiner Lehre bekenntet.«

»Du willst also bewundert werden?«

»Nein! Ich will nur, daß ihr mich anhört und mir glaubt, zum Wohl eurer Seelen.«

»Dann sprich doch! Wir werden dir zuhören.«

»Sagt mir, worüber ich zu euch sprechen soll.«

Ein Mann von etwa vierzig bis fünfundvierzig Jahren sagt: »Ich möchte dich zu mir einladen und dich um eine Aufklärung bitten.«

»Ich komme sofort, Levi.«

Sie gehen in die Synagoge, während sich das Volk hinter dem Meister und dem Synagogenvorsteher in die Synagoge drängt.

Der Vorsteher nimmt eine Schriftrolle und liest: »Er ließ die Tochter Pharaos aus der Stadt Davids kommen und in das Haus führen, das er für sie hatte erbauen lassen; denn er sagte: „Meine Gemahlin darf nicht im Haus Davids, des Königs von Israel, wohnen, denn es wurde geheiligt, als die Bundeslade des Herrn dort einkehrte.“ Sieh, ich möchte von dir wissen, ob dies eine gerechte Maßnahme war oder nicht, und du sollst dein Urteil auch begründen.«

»Ohne Zweifel war es eine gerechte Maßnahme; die Ehrfurcht vor dem Haus Davids erforderte es, weil in ihm die Bundeslade des Herrn eingekehrt war.«

»Aber gab nicht die Tatsache, daß sie die Gemahlin Salomons war, der Tochter des Pharaos das Recht, im Haus Davids zu leben? Wird die Gemahlin nicht nach dem Wort Adams „Bein von Bein“ des Gemahls „Fleisch von seinem Fleisch?“ Wenn dem so ist, wie kann sie dann entweihen, wenn der Gatte selbst nicht entweiht?«

»Im ersten Buch Esra heißt es: „Ihr habt gesündigt durch die Heirat mit fremden Frauen und habt diese Sünde zu den vielen anderen Israels hinzugefügt.“ Und eine der Ursachen der Abgötterei Salomons ist in dieser Vermählung mit fremden Frauen zu suchen. Gott hatte gesagt: „Sie, die fremden Frauen, können eure Herzen so sehr verderben, daß ihr fremden Göttern anhanget.“ Die Folgen sind uns bekannt.«

»Aber obwohl er die Tochter des Pharaos geheiratet hatte, war er doch nicht verdorben; denn seine Weisheit sagte ihm, daß sie nicht in dem geheiligten Haus bleiben durfte.«

»Die Güte Gottes läßt sich nicht messen mit der unsrigen. Der

Mensch verzeiht eine einmal begangene Sünde nicht, obwohl er selbst nie von Sünden frei ist. Gott ist nicht unerbittlich, wenn die Sünde zum ersten Mal begangen wird; aber er läßt den Sünder nicht unbestraft, wenn dieser in seiner Sünde verharrt. Er bestraft nicht nach dem ersten Fall; er spricht zuerst zum Herzen. Doch wenn seine Güte nicht die Bekehrung bewirkt, sondern vielmehr als Schwachheit angesehen wird, dann trifft die Strafe den Menschen; denn Gott läßt seiner nicht spotten. Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch, hatte die Tochter des Pharaos die ersten Keime der Verderbnis in das Herz des Weisen gesenkt; und ihr wißt, daß eine Krankheit nicht gleich ausbricht, wenn ein einziger Keim im Blut ist, sondern erst, wenn das Blut durch viele Keime verdorben ist, die sich aus dem ersten vervielfacht haben. Der Fall des Menschen in die Tiefe beginnt immer mit einer harmlos scheinenden Kleinigkeit. Dann nimmt der Hang zum Bösen zu. Man achtet nicht mehr auf die Stimme des Gewissens und vernachlässigt seine Pflichten und den Gehorsam Gott gegenüber, und allmählich kommt es dann zur großen Sünde, bei Salomon sogar zur Götzendienerei, und damit zum Schisma, dessen Folgen heute noch andauern.«

»Somit sagst du, daß es äußerster Aufmerksamkeit und höchster Ehrfurcht für die heiligen Dinge bedarf?«

»Ohne Zweifel.«

»Dann erkläre mir noch folgendes. Du nennst dich das Wort Gottes, nicht wahr?«

»Das bin ich! Er hat mich auf die Erde gesandt, damit ich allen Menschen die Frohe Botschaft bringe und sie von allen Sünden erlöse.«

»Wenn du das nun bist, was du sagst, dann bist du mehr als die Bundeslade. Denn nicht in der Herrlichkeit, die über der Bundeslade thront, sondern in dir selbst wäre dann Gott.«

»Du sagst es, und es ist die Wahrheit.«

»Warum entheiligst du dich aber?«

»Und um mich das zu fragen, hast du mich hierher gebracht? Ich

bedauere dich und jene, die dich zu ihrem Sprecher gemacht haben. Ich bräuchte mich nicht zu rechtfertigen, denn jede Rechtfertigung wird von eurer Mißgunst zersetzt. Aber ich werde mich rechtfertigen vor euch, die ihr mir Lieblosigkeit gegen euch und Entheiligung meiner eigenen Person vorwerft. Hört! Ich weiß, worauf ihr anspielt. Aber ich antworte euch: „Ihr seid im Irrtum!“ Seht, so wie ich den Sterbenden die Arme öffne, um sie zum Leben zurückzuführen, so öffne ich auch den wahrhaft Sterbenden die Arme: den Sündern, um sie dem ewigen Leben zuzuführen und sie aufzuwecken, wenn sie schon verwest sind, damit sie nie mehr sterben. Aber ich will euch ein Gleichnis erzählen.

Ein Mensch wird wegen vieler Laster aussätzig. Die menschliche Gesellschaft entfernt ihn aus ihrer Lebensgemeinschaft, und der Mensch betrachtet in seiner schrecklichen Einsamkeit seinen Zustand und seine Sünde, die ihn in diesen Zustand versetzt hat. Lange Jahre vergehen, und obwohl er es nicht mehr erwartet, wird er gesund. Der Herr hat ihm Barmherzigkeit erwiesen wegen seiner vielen Gebete und Tränen. Was tut dieser Mensch nun? Kann er nach Hause zurückkehren, weil Gott ihm Barmherzigkeit erwiesen hat? Nein! Er muß sich dem Priester vorstellen, der ihn eine Zeitlang genau beobachtet und ihn dann nach einem ersten Opfer von zwei Sperlingen sich reinigen läßt. Und nach einer oder vielmehr zwei Waschungen der Kleider kehrt der Geheilte zum Priester zurück mit den makellosen Lämmern, dem Mutterschaf, Mehl und Öl. Der Priester führt ihn zur Türe des Tempels. Somit wird der Mensch wieder offiziell in die Gemeinschaft des Volkes Israels aufgenommen. Aber sagt mir: Wenn er das erste Mal zum Priester geht, warum geht er zu ihm?«

»Um ein erstes Mal gereinigt zu werden, damit er dann die größere Reinigung vollziehen kann, nach der er wieder in das heilige Volk aufgenommen wird.«

»Das habt ihr gut gesagt. So ist er also noch nicht vollkommen gereinigt?«

»Aber nein! Es fehlt ihm noch viel, um es zu sein; sowohl was den Leib als auch was die Seele betrifft.«

»Wie kann er es dann wagen, sich das erste Mal dem Priester zu nähern, wenn er noch vollständig unrein ist, und dann sogar den Tempel betreten?«

»Weil der Priester das notwendige Mittel ist, um wieder unter die Lebenden aufgenommen zu werden.«

»Und warum kann er sich dem Tabernakel nähern?«

»Weil Gott allein die Schuld nachlassen kann und wir glauben, daß hinter dem heiligen Vorhang Gott in seiner Herrlichkeit thronet und daß er von dort aus Verzeihung gewährt.«

»Dann ist also der geheilte Aussätzige noch nicht ohne Schuld, wenn er sich dem Priester und dem Tabernakel nähert?«

»Nein, gewiß nicht!«

»Ihr Menschen mit verdrehten Gedanken und unklarem Herzen, warum klagt ihr mich dann an, wenn ich als Priester und Tabernakel die Aussätzigen im Geist zu mir kommen lasse? Warum gebraucht ihr zwei Maße, wenn ihr richtet? Ja, die Frau, die verloren war wie Levi, der hier anwesend ist mit seiner neuen Seele und seiner neuen Aufgabe, und andere, die schon vor ihnen gekommen sind, sind jetzt an meiner Seite. Es ist ihnen erlaubt, denn sie sind wieder ins Volk des Herrn aufgenommen worden. Sie wurden durch Gottes Willen zu mir geführt; jenes Gottes, der mir die Gewalt gegeben hat, zu richten und freizusprechen, zu heiligen und aufzuerwecken. Entheiligung wäre es also nur, wenn in ihnen die Abgötterei andauern würde, wie es bei der Tochter des Pharao der Fall war. Hier aber liegt keine Profanierung vor, weil sie die Lehre angenommen haben, die ich der Welt bringe, und durch sie zur Gnade des Herrn gelangt sind.

Ihr Männer von Nazaret, die ihr mir Schlingen legt, weil es euch unmöglich scheint, daß in mir die wahre Weisheit und die Gerechtigkeit des Wortes des Vaters wohnt, ich sage euch: „Ahmt die Sünder nach!“ Wahrlich, sie sind euch überlegen, denn sie verstehen, zur

Wahrheit zu gelangen. Und ich sage euch auch: „Nehmt nicht eure Zuflucht zur Hinterlist, um mir zu widersprechen.“ Tut es nicht! Bittet, und ich werde euch geben, was ich jedem gebe, der zu mir, zum lebendigen Wort, kommt. Nehmt mich auf als einen Sohn dieses eures Landes. Ich trage euch keinen Groll nach. Meine Hände sind voller Liebkosungen, und mein Herz verlangt danach, euch zu unterweisen und zufriedenzustellen. Deswegen bin ich auch bereit, wenn ihr es gestattet, einen Sabbat bei euch zuzubringen, um euch im neuen Gesetz zu unterweisen.«

Die Menge ist sich nicht einig in ihren Ansichten, aber die Neugierde oder die Liebe gewinnen die Oberhand, und viele rufen: »Ja, ja! Bleibe morgen hier! Wir werden dich anhören!«

»Ich werde beten, auf daß in der Nacht die Kruste, die euer Herz umgibt, abfalle. Möge alle Voreingenommenheit euch verlassen, damit ihr frei seid, die Stimme Gottes zu vernehmen. Ich bin gekommen, der ganzen Welt die Frohe Botschaft zu verkünden, und ich bin vom Wunsch beseelt, daß die erste Gegend, die diese Botschaft annimmt, die Stadt sei, in der ich aufgewachsen bin. Der Friede sei mit euch allen!«

288 Der Sabbat in der Synagoge von Nazaret

Wiederum in der Synagoge von Nazaret, diesmal am Sabbat.

Jesus hat die Anklage gegen Abimelech gelesen und schließt mit den Worten: »Es soll ein Feuer von ihm ausgehen und die Zedern des Libanon verzehren.« Dann gibt er dem Synagogenvorsteher die Schriftrolle zurück.

»Willst du nicht auch den Rest lesen? Es wäre gut zum besseren Verständnis des Apologs«, sagt der Synagogenvorsteher.

»Es ist nicht notwendig. Die Zeit des Abimelech ist fern. Ich wende den alten Apolog auf die heutige Zeit an.

Hört, hört, ihr Leute von Nazaret.

Ihr kennt bereits die Anwendung des Apologs gegen Abimelech

durch die Unterweisung eures Vorstehers, der seinerzeit durch einen Rabbi unterrichtet worden ist. Und dieser Rabbi hatte den Text auf die gleiche Weise und mit den gleichen Schlußfolgerungen ausgelegt wie seine Vorgänger seit Jahrhunderten.

Von mir werdet ihr eine andere Anwendung vernehmen. Und ich bitte euch, euren Verstand zu benutzen und nicht wie Stricke zu sein, die um die Brunnenrolle laufen und, solange sie nicht abgenützt sind, von der Rolle zum Wasser und vom Wasser zur Rolle gehen, ohne etwas anderes tun zu können.

Der Mensch ist weder ein Stück Hanf noch ein mechanisches Werkzeug. Der Mensch ist mit einem Verstand versehen, den er den Bedürfnissen und den Verhältnissen entsprechend gebrauchen muß.

Denn wenn auch der Buchstabe des Wortes ewig ist, so ändern sich doch die Umstände. Armselig sind die Meister, die sich nicht die Mühe nehmen noch die Genugtuung suchen, zu gegebener Zeit Neues zu lehren, also den zeitgemäßen Sinn, den die alten Worte immer enthalten, ausfindig zu machen.

Sie gleichen einem Echo, das immer nur dasselbe Wort wiederholen kann, zehn- und nochmals zehnmal; aber ohne auch nur ein einziges Mal ein eigenes Wort zu sagen.

Die Bäume, oder vielmehr die Menschheit, die mit den vielen Bäumen und Pflanzen des Waldes gemeint ist, fühlen das Bedürfnis, von jemandem geführt zu werden, der nicht nur alle Ehren und Vorrechte annimmt, sondern auch, und das ist viel schwerwiegender, die Last der Autorität; das heißt die Verantwortung für das Glück oder Unglück seiner Untergebenen; die Verantwortung gegenüber den benachbarten Völkern und, was viel schrecklicher ist, gegenüber Gott. Denn die Kronen und die sozialen Ränge, welche es auch immer sein mögen, sind von den Menschen gewollt, das ist wahr, aber sie sind auch von Gott zugelassen; von dem Gott, ohne dessen Zustimmung keine menschliche Macht sich durchsetzen kann. Ein Umstand, der undenkbbare und unvorhergesehene Ablösungen von Dynastien und den Verlust von Machtstellungen erklärt, die ewig und unantastbar

schienen, die aber, als sie in der Bestrafung oder Prüfung der Völker das Maß überschritten hatten, von denselben Völkern durch Zulassung Gottes gestürzt wurden und so in ein Nichts, in Staub und manchmal sogar in den Schlamm elender Kloaken gestürzt wurden.

Ich habe gesagt: Die Völker fühlen das Bedürfnis, sich jemanden auszuwählen, der alle Verantwortung den Untergebenen, den benachbarten Völkern und Gott gegenüber auf sich nimmt.

Wenn schon das Gericht der Geschichte furchtbar ist und die Interessen der Völker es vergebens zu ändern versuchen, weil Ereignisse und neue Völker es vor die ursprüngliche Wahrheit stellen, so ist das Gericht Gottes noch furchtbarer; denn Gott ist keinem Druck von außen ausgesetzt und kennt keine Launen und Änderungen in seinen Urteilen, wie dies bei den Menschen zu oft der Fall ist; und noch weniger kann er in seinem Urteil irren. Es wäre daher vonnöten, daß die Erwählten der Völker und Urheber der Geschichte mit einer heroischen, den Heiligen eigenen Gerechtigkeit handelten, um nicht in den künftigen Jahrhunderten mit Schmach bedeckt und von Gott in alle Ewigkeit gestraft zu werden.

Doch kehren wir zurück zur Lehre des Abimelech.

Die Bäume wollten sich also einen König erwählen und begaben sich zum Ölbaum. Aber dieser heilige und für übernatürliche Zwecke geheiligte Baum – wegen des Öles, das vor dem Herrn brennt und eine wichtige Rolle beim Zehnten und den Opfergaben spielt; der seine Flüssigkeit für die Herstellung von heiligem Balsam für die Salbung des Altars, der Priester und der Könige liefert; da derselbe eine, ich möchte sagen, wunderbare Wirkung auf die Menschen oder die Körper der Kranken ausübt – dieser Baum antwortete: „Wie kann ich gegen meine heilige und übernatürliche Berufung fehlen und mich zu irdischen Dingen erniedrigen?“

Oh! Welch eine süße Antwort des Ölbaumes!

Warum ist sie nie gelernt und praktiziert worden von jenen, die Gott zu seiner heiligen Mission erwählt hat; wenigstens von ihnen, sage ich? Denn diese Antwort sollte in Wahrheit jeder Mensch auf

die Einflüsterungen Satans geben, da jeder Mensch König und Kind Gottes ist, mit einer Seele beschenkt, die ihn zu einem königlichen und göttlichen Sohn macht, der zu übernatürlichen Dingen berufen ist. Er hat eine Seele, die ein Altar und eine Wohnung ist. Der Altar Gottes und das Haus, in das der Vater des Himmels herabsteigt, um von seinem Sohn und Untergebenen Liebe und Ehrfurcht zu empfangen. Jeder Mensch hat eine Seele, und da jede Seele Altar ist, macht sie aus dem Menschen, der er ist, einen Priester, einen Hüter des Altares; im Buch Levitikus steht geschrieben: „Der Priester soll sich nicht beflecken.“

Der Mensch hätte daher die Pflicht, auf die Versuchungen Satans, des Fleisches und der Welt zu antworten: „Kann ich aufhören, geistlich zu sein und mich um materielle und sündige Dinge zu kümmern?“

Die Bäume gingen darauf zum Feigenbaum und luden ihn ein, über sie zu herrschen. Aber der Feigenbaum antwortete: „Wie soll ich auf meine Süßigkeit und meine köstlichen Früchte verzichten, um euer König zu werden?“

Viele wenden sich an den, der süß und angenehm ist, damit er ihr König werde. Nicht so sehr, weil sie seine Süßigkeit schätzen als vielmehr in der Hoffnung, daß er wegen seiner Süßigkeit ein Spottkönig sein werde, bei dem sie alles durchsetzen und mit dem sie sich jede Freiheit erlauben könnten. Aber die Süßigkeit ist keine Schwäche. Sie ist Liebe. Gerecht, intelligent und beständig! Verwechselt die Süßigkeit nicht mit Schwäche. Erstere ist eine Tugend, die zweite ein Fehler. Und da sie Tugend ist, vermittelt sie dem Besitzer eine Geradheit des Gewissens, die ihm erlaubt, den Beeinflussungen und Verführungen der Menschen zu widerstehen, die versuchen, ihn ihren Interessen gefügig zu machen, die nicht die Interessen Gottes sind; er wird um jeden Preis seiner Aufgabe treu bleiben.

Wer sanften Herzens ist, wird niemals mit Bitterkeit auf die Schmähungen anderer reagieren. Verzeihend und lächelnd wird er immer sagen: „Bruder, laß mir meine süße Bestimmung. Ich bin hier,

um dich zu trösten und dir zu helfen; aber ich kann nicht der König werden, wie du ihn dir vorstellst, denn ich verlange nur nach dem einen Königtum für deine und meine Seele: nach dem geistigen.“

Die Bäume gingen zum Weinstock und baten ihn, ihr König zu sein. Aber der Weinstock antwortete: „Wie kann ich darauf verzichten, Freude und Kraft zu geben, um über euch herrschen zu können?“

Das Königtum bringt infolge der Verantwortung und der Gewissensbelastung immer Sorgen mit sich; denn viel seltener als ein schwarzer Diamant ist ein König, der nicht sündigt und sich keine Vorwürfe zu machen braucht. Die Macht ist verführerisch, solange sie wie ein Leuchtturm aus der Ferne strahlt; aber wenn man in der Nähe ist, sieht man, daß es nur ein Glühwürmchen ist und kein Stern.

Und ferner: Die Macht ist nur eine Kraft, die mit tausend Stricken gefesselt ist: durch die Interessen der Höflinge, der Verbündeten, die persönlichen Interessen und die der Verwandten. Wie viele Könige schwören sich selbst, während das Öl sie weicht: „Ich will unparteiisch sein“, und sie sind es doch nicht. Wie ein mächtiger Baum, der sich nicht gegen die erste Umklammerung des weichen, zarten Efeus wehrt, weil er sich sagt: „Er ist so schwach, daß es mir nicht schaden kann“, ja, dem es sogar gefällt, von einer Girlande geschmückt, ihr Beschützer zu sein; so läßt sich ein König fast immer die erste Umklammerung des Interesses eines Höflings, eines Verbündeten oder Verwandten gefallen; und er gefällt sich darin, der großzügige Beschützer zu sein. „Es ist ja nur eine Kleinigkeit“, sagt er sich, wenn ihm auch das Gewissen laut zuruft: „Paß auf!“ Und er denkt, daß er keinen Schaden leidet, weder an seiner Macht noch an seinem guten Namen. Auch der Baum macht es so. Doch es kommt der Tag, da der Efeu, der Zweig um Zweig herangewachsen ist, an Kraft und Länge zugenommen hat und voller Gier die Säfte aus dem Stamm saugt und zur Sonne aufsteigt, den mächtigen Stamm vollkommen umklammert, ihn überragt, erstickt und tötet. Und der Efeu war doch so zart! Und der Baum war doch so stark!

Auch dem König geht es so. Ein erster Kompromiß mit der eigenen Sendung, ein erstes Achselzucken gegenüber der Stimme des Gewissens, denn Lobsprüche sind angenehm, und das Ansehen als gesuchter Beschützer gefällt; dann aber kommt der Augenblick, da nicht mehr der König regiert, sondern die Interessen der anderen, die ihn gefangen halten, ihn knebeln bis zum Ersticken und ihn erdrücken, wenn er, der nun der Schwächere ist, sich nicht beeilt zu sterben.

Auch der gewöhnliche Mensch, der immer König in seinem Geist ist, verliert sich, wenn er aus Stolz oder Habsucht eine kleine Führungsstelle annimmt. Er verliert seinen geistigen Frieden, der von seiner Vereinigung mit Gott herrührt. Denn der Teufel, die Welt und das Fleisch können eine trügerische Machtstellung geben, aber auf Kosten der geistigen Freude, die von der Vereinigung mit Gott kommt. Freude und Kraft der Armen im Geist sind wohlverdient, wenn der Mensch sagen kann: „Wie kann ich es annehmen, in niedrigen Dingen ein König zu werden, wenn ich durch die Verbindung mit euch die innere Kraft und Freude und den Himmel und seine wahre Herrlichkeit verliere?“

Sie können auch sagen, diese Armen im Geist, die nur die eine Sehnsucht haben, das Himmelreich zu besitzen, und die jeden anderen Reichtum verachten, der nicht zu diesem Reich gehört: „Sollen wir unsere Mission vernachlässigen, die darin besteht, Säfte der Kraft und der Freude heranreifen zu lassen für die Menschheit, unsere Schwester, die in der trockenen Wüste des Tierischen lebt und es nötig hat, getränkt zu werden, um nicht zu verdursten; mit Lebenssäften genährt zu werden wie ein Kind, das seiner Amme beraubt ist? Wir sind die Ammen der Menschheit, die den Busen Gottes verloren hat, die unfruchtbar und krank umherirrt und zu einem Verzweiflungstod, zum schwarzen Skeptizismus getrieben würde, wenn sie uns nicht fände, die sie mit der freudigen Geschäftigkeit der von allen irdischen Banden Befreiten davon überzeugten, daß es ein Leben, eine Freude, eine Freiheit, einen Frieden gibt. Wir kön-

nen nicht um eines elenden Interesses willen auf diesen Liebesdienst verzichten.“

Die Bäume gingen daraufhin zum Dornenstrauch. Dieser wies sie nicht zurück, aber er stellte strenge Bedingungen: „Wenn ihr mich zum König haben wollt, dann stellt euch unter mich. Wenn ihr dies nicht tun wollt, nachdem ihr mich erwählt habt, werde ich jeden Dorn dazu benützen, euch zu quälen, und ich werde euch alle, auch die Zedern des Libanon, mit dem Feuer züchtigen.“

Seht, das ist die Königsmacht, welche die Welt als echt annimmt! Gewalt und Grausamkeit werden von der verdorbenen Menschheit mit wahren Königtum verwechselt, während die Sanftmut und die Güte als Dummheit und schwächliche Sentimentalität angesehen wird.

Der Mensch unterstellt sich nicht dem Guten, wohl aber dem Bösen. Er läßt sich von letzterem verführen und wird infolgedessen von ihm verbrannt.

Das ist die Lehre des Abimelech.

Doch ich möchte euch eine andere vorschlagen. Nicht etwas Fernliegendes, sondern etwas Naheliegendes, Gegenwärtiges.

Die Tiere dachten daran, sich einen König zu wählen. Und da sie hinterlistig waren, gedachten sie, einen zu wählen, der ihnen nicht durch seine Kraft oder Härte Furcht einflößen könnte.

Sie schlossen daher den Löwen und alle Katzenarten aus. Sie wollten auch keinen bekrallten Adler und keinen anderen Raubvogel haben. Sie mißtrauten dem Pferd wegen seiner Schnelligkeit, denn es hätte sie einholen und ihre Handlungen beobachten können; und noch mehr mißtrauten sie dem Esel, dessen Geduld sie zwar kannten, aber von dessen plötzlichen Wutausbrüchen und kräftigen Hufen sie ebenfalls wußten. Sie fürchteten sich davor, den Affen zum König zu machen, da er zu intelligent und rachsüchtig sei. Unter dem Vorwand, die Schlange hätte sich dem Satan ergeben, um den Menschen zu verführen, sagten sie, daß man sie trotz ihres Farbenreichtums und ihrer eleganten Bewegungen nicht zum König

haben wolle. In Wirklichkeit wollten sie das Reptil nicht, weil sie dessen stillschweigendes Lauern, die Stärke seiner Muskeln und die schreckliche Wirkung seines Giftes kannten. Sollten sie einen Stier oder sonst ein Tier mit spitzen Hörnern zum König wählen? „O weh, auch der Teufel hat sie“, sagten sie; aber sie dachten: „Wenn wir uns eines Tages seinen Befehlen widersetzen wollen, dann rottet er uns mit seinen Hörnern aus.“

Sie überlegten und überlegten. Schließlich sahen sie ein fettes, weißes Lämmlein, das sich lustig auf dem grünen Rasen tummelte und mit seinem Mäulchen an das mütterliche Euter pochte. Es hatte keine Hörner, sondern Augen, die mild waren wie der Himmel des April. Es war sanft und einfältig. Über alles war es glücklich. Über das Wasser eines Bächleins, in das es sein rosiges Mäulchen eintauchte; über die Blümlein, die alle einen anderen Geschmack hatten und sowohl dem Aug als auch dem Gaumen angenehm waren; über das dichte Gras, in das es sich legen konnte, wenn es satt war; über die Wolken, die andere Lämmlein zu sein schienen, die auf den blauen Wiesen weideten und es einluden, auf der Wiese zu spielen, wie sie es am Himmel taten; und vor allem über die Liebkosungen des Mutterschafes, das ihm immer noch ein kurzes Saugen erlaubte und sein weißes Fell mit der rosigen Zunge beleckte; über den Schafstall, in dem es sicher und vor Winden geschützt war, und über die weiche und duftende Streu, in der man so schön neben dem Mutterschafe schlafen konnte.

„Es läßt sich leicht zufriedenstellen. Es kennt keine Waffen und kein Gift. Es ist unschuldig. Machen wir es zu unserem König!“

Und so geschah es. Die Tiere rühmten sich ihres Königs, denn er war schön und gut, wurde von den benachbarten Völkern bewundert und von den Untergebenen seiner geduldigen Sanftmut wegen geliebt.

So verging einige Zeit, und aus dem Schäfchen wurde ein Widder, der sprach: „Jetzt wird es Zeit, daß ich wirklich regiere. Jetzt habe ich die volle Erkenntnis meiner Aufgabe. Es war der Wille Gottes,

der erlaubt hat, daß ich zum König gewählt wurde. Er hat mich auf diese Aufgabe vorbereitet und mir die Fähigkeit zum Regieren gegeben. Es ist daher recht, daß ich meine Macht in vollkommener Weise ausübe, schon deswegen, um die Gaben Gottes nicht zu vernachlässigen.“

Und da der Widder sah, daß sich die Untergebenen in ihren Handlungen gegen die Gesetze der Gerechtigkeit, der Liebe, der Güte, der Ehrlichkeit, der Sittsamkeit, des Gehorsams, der Ehrfurcht, der Klugheit und so weiter verfehlten, erhob er seine Stimme, um sie zu ermahnen.

Die Untergebenen machten sich lustig über sein sanftes Geblöke, das nicht erschütterte wie das Brüllen des Löwen oder das Gepfeife der Adler, wenn sie sich auf die Beute stürzen, und keine Angst einflößte wie das Zischen der Schlange oder das Gebell der Hunde.

Das zum Widder gewordene Lamm beschränkte sich nicht mehr auf das Blöken. Es begab sich zu den Schuldigen, um sie zur Pflicht zurückzuführen. Doch die Schlange schlich sich zwischen seine Hufe. Der Adler erhob sich zum Flug in die Luft und ließ den Widder im Stich. Die Katzen verspotteten ihn und schlugen ihn mit ihren Pfoten beiseite und drohten: „Siehst du, was in der Pfote verborgen ist, die dich vorläufig nur stößt? Krallen!“ Die Pferde und alle Reittiere sausten im Galopp um ihn herum und verspotteten ihn. Die starken Elefanten oder andere Dickhäuter warfen ihn mit dem Rüssel und den Mäulern hin und her, während die Affen ihn von den Bäumen mit Früchten bewarfen.

Das Lämmlein, das zum Widder geworden war, wurde unruhig und sagte: „Ich wollte weder von meinen Hörnern noch von meiner Kraft Gebrauch machen; denn auch ich habe Kraft in meinem Nacken, der mir zum Mittel dient, um kriegerische Hindernisse zu entfernen. Ich wollte sie nicht benützen, denn ich ziehe Liebe und Ermahnung vor. Aber wenn ihr euch nicht vor diesen Waffen beugt, dann werde ich Gewalt anwenden; denn ihr erfüllt Gott und mir gegenüber eure Pflicht nicht, und ich will meine Pflicht gegen Gott

und gegen euch nicht vernachlässigen. Ich bin von euch und von Gott dazu erwählt, euch zur Gerechtigkeit und zum Guten zu führen. Und ich will, daß hier Recht und Gerechtigkeit, d. h. Ordnung, herrsche!“

So bestrafte er mit den Hörnern nur leicht, denn er war gut, einen störrischen Köter, der nicht davon ablassen wollte, die Nachbarn zu belästigen, und rannte dann mit seinem starken Nacken die Türe des Stalles ein, in dem ein egoistisches und gefräßiges Schwein auf Kosten anderer Futter aufgehäuft hatte; schließlich riß er auch einen Strauch auserlesener Lianen nieder, den sich zwei wollüstige Affen für ihre unerlaubten Liebeleien ausgesucht hatten.

„Dieser König ist zu mächtig geworden. Er will wirklich regieren. Er will, daß wir vernünftig leben. Das paßt uns aber nicht. Wir müssen ihn absetzen!“ So entschieden sie.

Aber ein schlauer Affe riet folgendes: „Wir wollen ihn unter dem Vorwand eines gerechten Motivs absetzen. Sonst machen wir einen schlechten Eindruck auf die Nachbarvölker und werden von Gott bestraft. Laßt uns daher jede Handlung des zum Widder gewordenen Lammes ausspionieren, um es wenigstens unter dem Schein von Gerechtigkeit anklagen zu können.“

„Dafür Sorge ich“, sagte die Schlange.

„Auch ich“, sagte der Affe.

Die eine schlich durch das Gras, und der andere erkletterte die Bäume, um das zum Widder gewordene Lamm nie aus den Augen zu lassen, und jeden Abend, wenn es sich zurückzog, um sich von den Mühen seiner Aufgabe auszuruhen und über die Maßnahmen und Reden nachzudenken, mit denen es der Auflehnung Herr werden und die Sünden der Untergebenen bekämpfen wollte, da versammelten sich alle, um den Bericht der beiden Spione und Verräter anzuhören.

Denn das waren sie tatsächlich.

Die Schlange sagte zu ihrem König: „Ich folge dir, weil ich dich liebe, und wenn du angegriffen wirst, werde ich dich verteidigen.“

Der Affe sagte zu seinem König: „Wie sehr bewundere ich dich! Ich will dir helfen. Schau: von hier aus sehe ich, daß jenseits der Wiese gesündigt wird. Lauf!“ Dann sagte er zu seinen Genossen: „Heute hat er an einem Gastmahl der Sünder teilgenommen. Er hat so getan, als sei er dorthin gegangen, um sie zu bekehren; aber in Wirklichkeit hat er an ihrer Völlerei teilgenommen.“

Und die Schlange berichtete: „Er hat die Grenzen seines Volkes überschritten und sich Schmetterlingen, großen Mücken und schlüpfrigen Schnecken genähert. Er ist ein Verräter und treibt mit unreinen Fremden Handel.“

So sprachen sie hinter dem Rücken des Unschuldigen in der Annahme, daß er nichts davon wisse.

Aber der Geist des Herrn, der ihn auf seine Mission vorbereitet hatte, erleuchtete ihn auch über die Verschwörung seiner Untergebenen. Er hätte enttäuscht fliehen und sie verfluchen können. Aber das Lamm, das ein sanftes und demütiges Herz hatte, liebte. Es hatte den Fehler, zu lieben. Es hatte den noch größeren Fehler, zu jedem Opfer bereit zu sein und liebend und verzeihend in seiner Mission ausharren zu wollen, um den Willen Gottes zu erfüllen.

Oh, welche Fehler in den Augen der Menschen! Unverzeihliche Fehler! So unverzeihlich, daß sie ihm die Verurteilung brachten.

„Er muß getötet werden, damit wir von seiner Unterdrückung erlöst werden.“

Und die Schlange übernahm es, ihn zu töten; denn die Schlange ist immer der Verräter . . .

Das ist die andere Lehre. An dir, Volk von Nazaret, ist es nun, sie zu verstehen. Aus der Liebe heraus, die mich an dich bindet, wünsche ich dir, daß du wenigstens auf der jetzigen Stufe deiner feindlichen Gesinnung stehenbleibst und nicht weiter gehst. Die Liebe zum Boden, auf dem ich Kind gewesen bin, auf dem ich in der Liebe zu euch und von euch geliebt aufgewachsen bin, läßt mich zu euch sagen: Seid mir nicht mehr feindlich gesinnt. Geht nicht so weit, daß die Geschichte schreiben muß: „Aus Nazaret kamen sein Verräter und seine ungerechten Richter.“

Lebt wohl. Seid gerecht im Urteil und standhaft im guten Willen. Das erste gilt euch allen, meine lieben Mitbürger. Das zweite gilt jenen von euch, die nicht von unredlichen Gedanken verwirrt sind. Ich gehe . . . Der Friede sei mit euch!«

Von einem peinlichen Schweigen begleitet, das nur von zwei oder drei beifälligen Stimmen unterbrochen wird, verläßt Jesus traurig und geneigten Hauptes die Synagoge von Nazaret. Die Apostel folgen ihm.

Die letzten der Gruppe sind die Söhne des Alphäus. Ihre Augen sind nicht die Augen eines geduldigen Schafes . . . Sie blicken streng auf die feindliche Menge, und Judas Thaddäus zögert nicht, sich vor seinen Bruder Simon hinzustellen und zu sagen: »Ich glaubte einen ehrlicheren und charakterfesteren Bruder zu haben.«

Simon neigt das Haupt und schweigt. Doch der andere Bruder sagt, von anderen Nazarenern unterstützt: »Schäme dich, deinen älteren Bruder so zu beleidigen!«

»Nein, ich schäme mich über euch. Über euch alle. Nicht nur eine Stiefmutter, sondern eine verkommene Stiefmutter ist dieses Nazaret für den Messias. Daher hört meine Prophezeiung: ihr werdet so viele Tränen weinen, daß ihr damit einen Brunnen unterhalten könnt; doch das Wasser wird nicht ausreichen, um in den Büchern der Geschichte den wahren Namen dieser Stadt auszulöschen. Wißt ihr, wie er lautet? „Torheit“! Lebt wohl.«

Jakobus fügt einen weitherzigeren Gruß hinzu und wünscht ihnen das Licht der Weisheit. Dann gehen sie mit Alphäus der Sara und zwei Jünglingen hinaus; sie sind, wenn ich mich nicht irre, die beiden Eselstreiber, die bei der Begegnung mit der todkranken Johanna des Chuza dabei waren.

Die Menge bleibt wie gebannt zurück und murmelt: »Aber woher stammt seine Weisheit?«

»Und wie kann er seine Wunder wirken? Denn er wirkt Wunder. Ganz Palästina spricht davon.«

»Ist er nicht der Sohn des Zimmermanns Josef? Wir alle haben

ihn in Nazaret an der Hobelbank gesehen, als er Tische und Betten machte und Räder und Schlösser herstellte. Er ist nicht einmal zur Schule gegangen, nur die Mutter ist seine Lehrerin gewesen!«

»Auch das war ein Ärgernis für unseren Vater«, sagt Josef des Alphäus.

»Aber auch deine Brüder beendeten ihre Schule bei Maria des Josef.«

»Nun ja, mein Vater war ein Schwächling seiner Frau gegenüber ... « fügt Josef bei.

»Auch der Bruder deines Vaters, nicht?«

»Auch er.«

»Aber ist er wirklich der Sohn des Zimmermanns?«

»Siehst du es denn nicht?«

»Oh, wie viele Menschen gleichen sich! Ich glaube, daß er einer ist, der sich so nennt, es aber nicht ist.«

»Und wo ist dann Jesus, der Sohn des Josef?«

»Glaubst du vielleicht, daß seine Mutter ihn nicht kennt?«

»Hier sind seine Brüder und Schwestern, und alle nennen ihn Vetter. Ist das vielleicht nicht wahr, ihr beiden?«

Die beiden älteren Söhne des Alphäus nicken zustimmend.

»Dann ist er entweder wahnsinnig oder besessen; denn das, was er sagt, kann nicht von einem Handwerker kommen.«

»Man sollte ihn nicht anhören. Seine angebliche Lehre ist Irrsinn oder Besessenheit.«

Jesus ist auf dem Platz stehen geblieben und wartet auf Alphäus der Sara, der mit einem Mann spricht. Während er wartet, berichtet ihm einer der Eselstreiber, der bei der Synagogentüre zurückgeblieben war, von den Verleumdungen, die er dort gehört hat.

»Das soll dich nicht betrüben. Ein Prophet wird im allgemeinen in seiner Heimat und seiner Vaterstadt nicht geschätzt. Der Mensch ist so töricht, daß er glaubt, ein Prophet müsse ein außerirdisches Wesen sein. Die Mitbürger und Verwandten kennen und erinnern

sich mehr als alle an die menschliche Herkunft ihres Mitbürgers und Verwandten. Doch die Wahrheit siegt immer! Und nun grüße ich dich. Der Friede sei mit dir!« »Ich danke dir, Meister, daß du meine Mutter geheilt hast.« »Du hast es verdient, weil du verstanden hast zu glauben. Meine Macht ist hier unnützlich, weil niemand glaubt. Laßt uns gehen, Freunde! Morgen, bei Sonnenaufgang, wollen wir abreisen.«

289 Die Mutter unterrichtet Magdalena

»Wo werden wir haltmachen, mein Herr?« fragt Jakobus des Zebedäus, während sie ein Tal durchschreiten, das von zwei Hügeln gesäumt ist, die vom Fuß bis zum Kamm bepflanzt und grün sind.

»Nach Betanien in Galiläa. Aber in den heißen Stunden werden wir auf dem Berg, der Marala überragt, Rast machen. So wird dein Bruder die Freude haben, wiederum das Meer zu sehen«, sagt Jesus und lächelt. Dann fügt er hinzu: »Wir Männer hätten weiter gehen können; aber die Jüngerinnen folgen uns. Sie beklagen sich zwar nie, doch wir dürfen sie nicht über Gebühr ermüden.«

»Sie beklagen sich nie, das ist wahr. Wir sind viel mehr zum Jammern geneigt«, stimmt Bartholomäus zu.

»Sie sind doch viel weniger an ein solches Leben gewöhnt als wir ... « sagt Petrus.

»Vielleicht tun sie es deswegen besonders gern«, sagt Thomas.

»Nein, Thomas! Sie tun es aus Liebe gern. Glaube mir, Maria, meine Mutter, und ebenso die anderen Frauen, wie Maria des Alphäus, Salome und Susanna, verlassen nur ungern das Haus, um auf die Straßen der Welt und unter die Menschen zu gehen. Und Marta und Johanna, sobald auch sie dabei ist, tun es nicht gern, da sie nicht an die Mühen gewohnt sind; aber sie werden durch die Liebe angetrieben. Was Maria von Magdala betrifft, kann nur eine große Liebe ihr die Kraft geben, diese Strapazen zu ertragen«, sagt Jesus.

»Warum hast du sie ihr auferlegt, wenn du weißt, daß sie eine

Qual für sie sind?« fragt Iskariot. »Es ist weder für sie noch für uns gut.«

»Nichts anderes als ein offenkundiger Beweis kann die Welt von ihrer inneren Wandlung überzeugen. Ihre Lossagung von der Vergangenheit war und ist vollkommen.«

»Das wird sich zeigen. Es ist noch zu früh, um dies zu sagen. Wenn man an eine Lebensweise gewohnt ist, sagt man sich nur schwer von allem los. Freundschaften und Sehnsucht führen uns wieder zu ihr zurück«, sagt Iskariot.

»Hast du also Sehnsucht nach deinem früheren Leben?« fragt Matthäus.

»Ich ... nein! Ich sage nur so. Ich bin ich: ein Mensch, der den Meister liebt und ... Nun ja, ich habe Kräfte in mir, die mich befähigen, meinem Vorsatz treu zu bleiben. Aber sie ist eine Frau, und was für eine Frau! Und wenn sie auch fest entschlossen ist, so ist es dennoch unangenehm, sie bei uns zu haben. Wenn uns einer der Rabbis, der Priester oder großen Pharisäer begegnen würde, glaube mir, es wäre unangenehm, ihre Bemerkungen anhören zu müssen. Ich erröte schon, wenn ich nur daran denke!«

»Widersprich dir nicht, Judas! Wenn du wirklich alle Brücken zur Vergangenheit abgebrochen hast, wie du behauptest, warum kränkt es dich dann, daß diese arme Seele uns folgt, um ihre Bekehrung zum Guten zu vervollständigen?«

»Aber aus Liebe, Meister! Auch ich tue alles aus Liebe, aus Liebe zu dir!«

»Dann vervollkomme dich in dieser Liebe! Eine Liebe, die wirklich eine solche sein will, darf niemals andere ausschließen. Wenn jemand nur einen Menschen zu lieben vermag und keinen anderen, so beweist dies, daß er nicht die wahre Liebe besitzt, selbst wenn er vom Menschen geliebt wird, den er liebt. Die vollkommene Liebe erstreckt sich mit den nötigen Stufungen auf das ganze Menschengeschlecht, auf Tiere und Pflanzen, Sterne und Gewässer; denn, wer sie besitzt, sieht alles in Gott. Er liebt Gott, wie es sich gehört, und

liebt alles in Gott. Bedenke, daß die ausschließliche Liebe oft Egoismus ist. Lerne daher einen Grad der Liebe zu erreichen, der auch andere in deine Liebe einschließt.«

»Ja, Meister!«

Die Person, über die gesprochen wird, geht in der Gruppe der Frauen ahnungslos neben Maria einher; sie denkt nicht daran, Grund solcher Auseinandersetzungen zu bilden.

Das Dorf Jafia wird erreicht, durchschritten und bleibt zurück, ohne daß auch nur ein Bewohner das Verlangen gezeigt hätte, dem Meister zu folgen oder ihn aufzuhalten. Sie gehen weiter. Die Apostel sind beunruhigt über die Gleichgültigkeit der Bewohner; Jesus sucht sie zu beruhigen.

Die Ebene dehnt sich gegen Westen aus, und an ihrem Ende liegt eine andere Ortschaft, am Fuß eines anderen Berges.

Auch dieses Dorf, das ich Marala nennen höre, zeigt kein Interesse. Nur die Kinder nähern sich den Aposteln, während diese bei einem Haus an einem Brunnen Wasser schöpfen. Jesus liebkost die Kinder und fragt sie nach ihrem Namen. Die Kinder fragen nach dem seinen; sie wollen wissen, wer er ist, wohin er geht, was er macht. Auch ein halbblinder Bettler nähert sich gebeugt und streckt die Hand nach einem Almosen aus, das er auch empfängt.

Der Marsch wird wieder aufgenommen. Sie besteigen einen Hügel, der das Tal abschließt, in das sich die Wasser der Bäche ergießen, die nun zu Wasserfäden geworden sind oder nur noch aus an der Sonne getrockneten Steinen bestehen. Aber die Straße ist gut. Sie führt zuerst durch einen Olivenhain, dann durch Obstgärten, deren Bäume ihre Äste ineinanderflechten und so einen grünen Tunnel über der Straße bilden. Sie erreichen eine Höhe, die von einem rauschenden Eschenwäldchen, wenn ich nicht irre, gekrönt ist. Dort lassen sie sich nieder, um auszuruhen und etwas zu essen. Mit Speise und Rast genießen sie auch die schöne Aussicht. Das Panorama ist herrlich, mit der Bergkette des Karmel zur Linken, und dort, wo die Kette des Karmel in einer grünen Kette, in der alle Schattierungen

von Grün vertreten sind, endet, glitzert das offene, endlose Meer, das sich mit seinem durch leichte Wellen bewegten Seidentuch nach Norden ausdehnt, um die Küsten zu bespülen, die sich von dem ins Meer vorstoßenden Karmel bis nach Ptolemaïs erstrecken und andere Orte, bis sie sich in einem leichten Nebel gegen Syro-Phönizien verlieren. Im Süden des Vorgebirges des Karmel kann man das Meer nicht sehen, da die Kette, die höher ist als der Hügel, auf dem sie sich befinden, die Aussicht versperrt.

So verbringen sie die Stunden im Schatten des rauschenden, luftigen Wäldchens. Die einen schlafen, die anderen sprechen mit leiser Stimme, ein anderer schaut umher. Johannes entfernt sich etwas von den Kameraden und steigt so hoch wie möglich hinauf, um noch mehr zu sehen. Jesus zieht sich in ein Dickicht zurück, um zu beten und zu betrachten. Die Frauen haben sich ihrerseits hinter einen Vorhang zurückgezogen, der aus blühenden Geißblattzweigen besteht, und haben sich dort an einer kleinen Quelle erfrischt. Diese ist zu einem dünnen Faden geworden, der am Boden eine Pfütze bildet und dem es nicht gelingt, sich zu einem Bächlein zu entwickeln. Dann sind die älteren eingeschlafen, während die allerseligste Jungfrau Maria, Marta und Susanna von ihren fernen Häusern reden. Maria sagt, daß sie gerne den schönen, blühenden Strauch hätte, um damit ihre kleine Grotte zu schmücken.

Magdalena, die ihre Haare aufgelöst hatte, da sie deren Last nicht mehr ertragen konnte, sammelt sie von neuem und sagt: »Ich gehe zu Johannes, da er jetzt mit Simon zusammen ist, um mit ihnen das Meer zu betrachten.«

»Ich komme mit«, sagt Maria, die heiligste Mutter.

Marta und Susanna bleiben bei den schlafenden Gefährtinnen.

Um die beiden Apostel zu erreichen, müssen sie an dem Dickicht vorbeigehen, in das sich Jesus zurückgezogen hat, um zu beten.

»Mein Sohn findet seine Ruhe im Gebet«, sagt Maria leise.

Magdalena antwortet: »Ich glaube, daß es ihn zwingt, sich zu isolieren, um die wunderbare Selbstbeherrschung aufrechtzuerhalten,

die er besitzt und die die Welt auf eine so harte Probe stellt. Weißt du, Mutter, ich habe getan, was du mir gesagt hast. Jede Nacht ziehe ich mich eine kürzere oder längere Weile zurück, um in mir selbst wieder die Ruhe zu finden, die durch so viele Dinge gestört wird. Danach fühle ich mich viel stärker.«

»Vorerst fühlst du dich stärker. Später wirst du dich selig fühlen. Glaube mir, Maria, sowohl in der Freude wie im Schmerz, sowohl im Frieden wie im Kampf, hat unser Geist das Bedürfnis, sich vollkommen in den Ozean der Betrachtung zu versenken, um das wieder aufzurichten, was die Welt und ihre Wechselfälle niedergeworfen haben; um neue Kräfte zu sammeln und immer höher emporzusteigen. In Israel gebrauchen und mißbrauchen wir das mündliche Gebet. Ich will damit nicht sagen, daß es wertlos ist und von Gott ungerne gesehen wird; aber ich muß sagen, daß dem Geist die Betrachtung dienlicher ist, bei der man zum wirklichen Gebet, das heißt zur Liebe, gelangt, indem man die Vollkommenheit Gottes bewundert und seine eigene Niedrigkeit erwägt und auch die so vieler anderer Seelen, nicht um sie zu kritisieren, sondern um sie zu bemitleiden und zu verstehen und um sich Gott dankbar zu erweisen, der uns aufgerichtet hat, damit wir nicht sündigen, oder uns verziehen hat, um uns nicht am Boden liegen zu lassen. Denn wenn das Gebet wirklich Gebet sein soll, muß es Liebe sein. Sonst ist es nur ein Geplapper der Lippen, an dem die Seele nicht teilnimmt.«

»Aber ist es erlaubt, mit Gott zu sprechen, wenn die Lippen noch unrein sind von so vielen bösen Worten? Ich mache es in den Stunden der Sammlung so, wie du mich gelehrt hast, du mein süßester Apostel. Aber ich tue meinem Herzen Gewalt an, das Gott sagen möchte: „Ich liebe dich.“«

»Nein! Aber warum denn?«

»Weil ich fürchte, ein Sakrileg zu begehen, wenn ich ihm mein Herz anbiete ... «

»Nein, meine Tochter, das sollst du nicht denken. Tue das nicht! Dein Herz ist vor allem durch die Verzeihung des Sohnes wieder-

geweiht, und der Vater sieht nichts anderes als diese Verzeihung. Auch wenn Jesus dir noch nicht verzeihen hätte und du in einer unbekanntenen Einsamkeit, die materiell wie auch moralisch sein könnte, zu Gott schreien würdest: „Ich liebe dich! Vater, verzeihe mir meine Armseligkeit, denn sie mißfällt mir wegen der Schmerzen, die sie dir bereitet!“, würde der Vater dir von sich aus verzeihen, glaube es mir, Maria! Dein Schrei der Liebe wäre ihm wohlgefällig. Überlasse dich der Liebe. Tue ihr keine Gewalt an! Laß sie nur mächtig werden wie einen lodernden Feuerbrand. Der Brand verzehrt alles, was materiell ist; aber er zerstört kein einziges Molekül der Luft. Denn die Luft ist körperlos. Das Feuer reinigt sie von den kleinsten Stäubchen, die Winde in ihr säen, und macht sie leichter. So macht es die Liebe mit dem Geist. Sie verzehrt das Materielle im Menschen noch rascher, wenn Gott es erlaubt, aber sie zerstört nicht den Geist. Im Gegenteil, sie vermehrt seine Lebendigkeit und läßt ihn rein und beweglich werden für seine Erhebungen zu Gott. Siehst du dort Johannes? Er ist noch jung; aber er ist schon ein Adler. Er ist der stärkste von allen Aposteln, denn er hat das Geheimnis der geistigen Stärke, der geistigen Bildung erfaßt: die liebende Betrachtung. Ich ... «

»Aber er ist rein. Ich ... Er ist ein Knabe. Ich ... «

»Dann schau den Zeloten an! Er ist nicht mehr jung. Er hat gelebt, gekämpft, gehaßt. Er bekennt es offen. Aber er hat gelernt zu betrachten. Und auch er, glaube es mir, ist schon weit voran. Siehst du, die beiden suchen sich gegenseitig; denn sie fühlen sich ähnlich. Sie haben dasselbe Alter im Geist erreicht und mit demselben Mittel: dem betrachtenden Gebet! Dadurch ist der Jüngling männlich im Geist geworden, und der schon betagte und müde Mann ist zu einer starken Männlichkeit zurückgekehrt. Und du kennst einen anderen, der, ohne Apostel zu sein, bereits weit vorangeschritten ist durch seine natürliche Neigung zur Betrachtung, die für ihn, seit er der Freund Jesu geworden, eine geistige Notwendigkeit ist. Dein Bruder!«

»Mein Lazarus? ... Oh, Mutter! Du weißt ja so viele Dinge, weil

Gott sie dir zeigt. Sage mir, wie wird mich Lazarus bei der ersten Begegnung behandeln? Früher hat er entrüstet geschwiegen. Aber er hat dies getan, weil ich keine Rügen ertragen konnte. Ich bin sehr grausam gegen meine Geschwister gewesen ... Jetzt verstehe ich ihn. Was wird er jetzt, da er weiß, daß er reden darf, zu mir sagen? Ich fürchte seinen offenen Vorwurf. Sicherlich wird er mir all das Leid vorwerfen, dessen Ursache ich gewesen bin. Ich möchte zu Lazarus fliegen; aber ich habe auch Furcht vor ihm. Früher bin ich zu ihm gegangen, und nicht einmal das Andenken an meine verstorbene Mutter und ihre Tränen, die sie meinetwegen vergossen hatte, und die sich noch auf den von ihr benützten Gegenständen befanden, störten mich. Mein Herz war zynisch, unverschämt und jeder Stimme verschlossen, die nicht „schlecht“ war. Nun aber bin ich nicht mehr in der Macht der Bösen und zittere ... Was wird mir Lazarus antun?«

»Er wird dir seine Arme öffnen und dir mehr mit dem Herzen als mit den Lippen zurufen: „Meine vielgeliebte Schwester!“ Er ist nun schon so in Gott geformt, daß er nurmehr auf diese Art handeln kann. Fürchte dich nicht! Er wird dir kein Wort über die Vergangenheit sagen. Er ist in Betanien, ich meine ihn vor mir zu sehen, und die Tage des Wartens sind ihm lang geworden. Er wartet auf dich, um dich an sein Herz zu drücken; um seine Liebe als Bruder zu sättigen. Du brauchst ihn nur zu lieben, so wie er dich liebt, und die Wonne zu genießen, aus dem gleichen Schoße geboren zu sein.«

»Ich würde ihn auch lieben, wenn er mir Vorwürfe machen würde, denn ich habe sie verdient.«

»Aber er wird dich nur lieben! Dies allein!«

Sie haben Johannes und Simon erreicht, die von künftigen Reisen sprechen und sich ehrfurchtsvoll erheben, als die Mutter des Herrn ankommt.

»Auch wir kommen, um den Herrn ob der schönen Werke seiner Schöpfung zu loben.«

»Hast du das Meer noch nie gesehen, Mutter?«

»Oh, ich habe es gesehen. Es war damals ruhiger im Sturm als mein Herz und weniger salzig als meine Tränen, während ich dem Gestade entlang von Gaza zum Roten Meer fliehen mußte, mit meinem Kind auf den Armen und der Furcht vor Herodes. Ich habe es auch bei der Rückkehr gesehen. Aber da war es Frühling auf Erden und in meinem Herzen. Der Frühling der Rückkehr in die Heimat. Und Jesus klatschte in die Händchen, glücklich darüber, neue Dinge zu sehen ... Ich und Josef waren ebenfalls glücklich, denn die Güte des Herrn hatte uns das Exil in Matarea auf tausenderlei Art erleichtert.«

Ihre Unterhaltung dauert weiter an, während bei mir die Fähigkeit zu sehen und zu hören nachläßt.

290 Zu Betlehem in Galiläa

Es ist Abend, als sie in Betlehem ankommen. Man versteht, daß die Orte mit diesem Namen dazu bestimmt sind, auf Hügeln zu liegen und von Wäldern und Wiesen umgeben zu sein, auf denen Herden weiden, die für die Nacht zu den Ställen niedersteigen.

Die rosige Luft, eine Spur des kaum erfolgten Sonnenunterganges, ist voller Glockengeläute und Geblöke der Schafe, unter das sich die freudigen Rufe der spielenden Kinder und die Stimmen der Mütter, die sie heimrufen, mischen.

»Judas des Simon, suche mit Simon für uns und die Frauen eine Unterkunft. In der Mitte des Dorfes ist ein Gasthof. Dort werden wir euch wieder treffen.« Während Judas und der Zelote dem Auftrag des Meisters Folge leisten, wendet sich Jesus an die Mutter und sagt: »Diesmal wird es uns nicht so ergehen wie im anderen Betlehem. Du wirst Ruhe finden, meine Mutter. Wenig Menschen sind bei dieser Jahreszeit unterwegs, und es ist kein kaiserlicher Erlaß ergangen.«

»In dieser Jahreszeit wäre es sogar angenehm, draußen auf den Wiesen oder bei den Hirten zwischen den Schäflein zu schlafen«, und Maria lächelt ihrem Jesus und ebenso den neugierigen Hirten,

die sie fest anschauen, zu. Sie lächelt auf eine Art, daß einer der Hirten den anderen mit dem Ellbogen stößt und leise sagt: »Das kann nur sie sein!« Dann tritt er mutig hervor und sagt: »Ich grüße dich, Maria, voll der Gnade! Ist der Herr bei dir?«

Maria antwortet mit einem noch lieblicheren Lächeln: »Dort ist der Herr«, und sie deutet auf Jesus, der sich umgewendet hat, um mit seinen Vettern zu reden und ihnen den Auftrag zu geben, an die Armen, die sich bettelnd genähert haben, Almosen zu verteilen. Die Mutter berührt ihren Sohn und sagt: »Mein Sohn, diese Hirten suchen dich und haben mich erkannt! Ich weiß nicht wie . . . «

»Bestimmt ist Isaak hier vorbeigekommen und hat den Duft der Offenbarung hinterlassen. Jüngling, komm her!«

Der Hirtenknabe, ein brauner Junge von etwa zwölf bis vierzehn Jahren, stark gebaut, obgleich mager, mit lebhaften, dunklen Augen und wallendem, tiefschwarzem Haar, der sich in sein Schaffell gehüllt hat, nähert sich mit einem seligen Lächeln, wie verzückt, Jesus. Er ist das genaue Ebenbild des Vorläufers.

»Der Friede sei mit dir, mein Junge! Wie hast du Maria wiedererkannt?«

»Weil nur die Mutter des Erlösers ein solches Lächeln und ein solches Antlitz haben kann. Mir wurde gesagt: „Das Antlitz eines Engels, die Augen wie zwei Sterne, ein Lächeln, lieblicher als der Kuß einer Mutter, süß wie ihr Name, Maria, und so heilig, daß es sich über den neugeborenen Gott beugen durfte!“ Ich habe das in ihr gesehen und habe sie begrüßt; denn ich habe dich gesucht. Wir haben dich gesucht, Herr, aber . . . ich habe es nicht gewagt, dich zu grüßen.«

»Wer hat dir von uns erzählt?«

»Isaak aus dem anderen Betlehem; er hatte mir versprochen, mich im Herbst zu dir zu führen.«

»Ist Isaak hier gewesen?«

»Er ist immer noch in dieser Gegend, mit vielen Jüngern. Aber zu uns Hirten hat er gesprochen. Und wir haben seinem Wort geglaubt.

Herr, laß auch uns dich anbeten, wie die Hirten es in jener Nacht getan haben.« Während er in den Staub der Straße niederkniet, ruft er die anderen Hirten, die ihre Herden am Tor der Stadt aufgehalten haben (ein sogenanntes Tor, denn es ist keine ummauerte Stadt), dort, wo Jesus die Frauen erwartet hat, um mit ihnen in das Dorf hineinzugehen.

Der Hirtenknabe ruft: »Vater, Brüder, Freunde! Wir haben den Herrn gefunden. Kommt, um ihn anzubeten!«

Die Hirten eilen herbei, um sich mit der Herde um Jesus zu drängen und ihn zu bitten, nicht zu anderen zu gehen, sondern mit seinen Freunden in ihr armes Haus, das nicht weit entfernt ist, zu kommen.

»Es ist ein geräumiger Schafstall«, erklären sie, »denn Gott beschützt uns; es gibt dort Räume und Hallen mit duftendem Heu. Die Kammern sind für die Mutter und ihre Schwestern, weil es Frauen sind. Auch für dich gibt es noch einen Raum. Die anderen können mit uns in den Hallen auf dem Heu schlafen.«

»Ich werde bei euch sein. Es wird mir eine angenehmere Ruhestätte sein, als wenn ich in einem Königssaal schlief. Wir wollen jedoch zuerst Judas und Simon benachrichtigen.«

»Das werde ich besorgen, Meister«, sagt Petrus und geht mit Jakobus des Zebedäus weg.

Sie setzen sich am Wegrand, um die Rückkehr der vier Apostel zu erwarten.

Die Hirten blicken auf Jesus, als wäre er schon Gott in seiner Herrlichkeit. Die jüngeren sind wahrhaft selig, und es scheint, als wollten sie sich Jesus und Maria ganz genau in ihre Seele einprägen. Maria hat sich über einige Lämmlein geneigt, um sie zu streicheln, da sie sich ihren Knien genähert und sie blökend mit ihren Mäulern gestreift hatten.

»Es gab ein Schäflein im Haus der Elisabet, meiner Verwandten, das mir immer die Flechten leckte, sooft es mich sah. Ich nannte es „Freund“, denn es war mir wirklich wie ein Freund, wie ein Kind,

und sobald es konnte, lief es zu mir. Dieses hier erinnert mich stark daran, mit seinen Augen, die zwei verschiedene Farben haben. Tötet es nicht! Auch das andere durfte am Leben bleiben, weil es mich liebte.«

»Es ist ein weibliches Schaf, Herrin, und wir wollten es verkaufen wegen der zwei Augenfarben und weil ich glaube, daß es mit dem einen wenig sieht. Aber wir werden es behalten, wenn du willst.«

»O ja! Ich wünschte, daß überhaupt kein Lamm getötet würde ... Sie sind so unschuldig und haben eine Kinderstimme, die nach der Mama ruft. Es käme mir vor, ein Kind würde getötet, wenn eines von ihnen geschlachtet würde.«

»Aber Herrin, wenn alle Lämmlein am Leben blieben, dann wäre auf Erden bald kein Platz mehr für uns«, sagt ein älterer Hirte.

»Ich weiß es. Aber ich denke an ihren Schmerz und an den der Mutterschafe. Sie weinen, wenn man ihnen die Kinder nimmt. Sie scheinen Mütter zu sein wie wir. Und ich kann niemand leiden sehen, aber ich leide ganz besonders, wenn ich eine Mutter leiden sehe. Es ist ein Schmerz, der verschieden von allen anderen ist; denn uns zerreißt es nicht nur das Herz und den Kopf wegen des Schlages, den uns der Tod eines Kindes versetzt, sondern auch die Eingeweide. Wir Mütter bleiben mit dem Kind vereint, immer. Und es zerreißt uns, wenn man sie uns wegnimmt.« Maria lächelt nicht mehr, sondern Tränen glänzen in ihren blauen Augen, und sie blickt auf ihren Jesus, der ihr zuhört und sie betrachtet. Sie legt eine Hand auf seinen Arm, als ob sie befürchte, daß er von ihrer Seite gerissen würde.

Auf der staubigen Straße kommt eine kleine Schar von Bewaffneten daher: sechs Männer, von schreienden Menschen begleitet. Die Hirten schauen auf und sprechen leise miteinander. Dann blicken sie zu Maria und Jesus, und der älteste Hirte sagt: »Es ist gut, daß du heute abend nicht Betlehem betrittst.«

»Warum?«

»Diese Leute, die soeben in die Stadt gegangen sind, wollen einer Mutter den Sohn entreißen.«

»Oh! Aber warum?«

»Um ihn zu töten.«

»Oh! Nein! Was hat er getan?«

Auch Jesus fragt, und die Apostel kommen näher, um zuzuhören.

»Man hat auf dem Bergpfad den reichen Joël tot aufgefunden. Er war auf dem Rückweg von Sykaminon und hatte viel Geld bei sich. Aber es können keine Diebe gewesen sein, denn man hat es auf ihm gefunden. Der Diener, der ihn begleitet hat, sagt, der Herr habe ihn beauftragt, vorauszulaufen, um seine Rückkehr anzumelden. Auf dem Weg vom Ort, wo der Mord begangen wurde, sei er nur dem Jüngling begegnet, der getötet werden soll. Zwei aus dem Dorf schwören, gesehen zu haben, wie er Joël angegriffen hat. Jetzt verlangen die Verwandten des Ermordeten den Tod des Mörders. Wenn er der Mörder ist . . . «

»Du glaubst es nicht?«

»Es scheint mir nicht gut möglich zu sein. Der Jüngling ist kaum älter als ein Knabe. Er ist gut und lebt mit der Mutter, deren einziges Kind er ist; sie ist Witwe, eine heilige Witwe. Er ist nicht mittellos. Er denkt nicht an Frauen. Er ist nicht streitsüchtig. Er ist auch nicht irr im Kopf. Warum sollte er getötet haben?«

»Hat er vielleicht Feinde?«

»Wer? Der getötete Joël oder Abel, der Angeklagte?«

»Der Angeklagte.«

»Ach! Das weiß ich nicht . . . das weiß ich nicht . . . «

»Sei aufrichtig, Mann!«

»Herr, ich denke an etwas, und Isaak hat uns gesagt, daß man nicht schlecht vom Nächsten denken soll.«

»Aber man muß den Mut haben zu reden, um einen Unschuldigen zu retten!«

»Wenn ich rede, ob ich nun recht oder unrecht habe, dann werde ich von hier fliehen müssen; denn Ascher und Jakobus sind sehr mächtig.«

»Rede ohne Furcht, du wirst nicht fliehen müssen.«

»Herr, die Mutter Abels ist jung, schön und klug. Ascher ist dumm, ebenso Jakobus. Dem ersten gefällt die Witwe, und dem zweiten ... das ganze Dorf weiß, daß der zweite ein Kuckuck im Ehebett des Joël ist. Ich denke, daß ... «

»Ich verstehe. Gehen wir, Freunde! Ihr Frauen, bleibt hier bei den Hirten. Wir werden bald zurückkommen.«

»Nein, Sohn, ich komme mit dir!«

Jesus geht eilends in die Stadt. Die Hirten bleiben unentschieden; dann aber überlassen sie die Herden den Jüngsten, die mit den Frauen, ausgenommen Maria und Maria des Alphäus, zurückbleiben, und folgen Jesus und der Gruppe der Apostel.

In der dritten Gasse, welche die Hauptstraße von Betlehem kreuzt, begegnen sie Iskariot, Simon, Petrus und Jakobus, die ihnen gestikulierend und schreiend entgegenkommen.

»Welch eine Untat, Meister! Welch eine Untat! Welch ein Elend!« sagt Petrus händeringend.

»Ein Sohn wird mit Gewalt seiner Mutter entrissen, um getötet zu werden; sie verteidigt ihn wie eine Hyäne. Aber, was ist eine Frau gegen Bewaffnete«, fügt Simon der Zelote bei.

»Sie blutet schon aus vielen Wunden.«

»Man hat die Türe eingeschlagen, denn sie hatte sich im Haus verbarrikadiert«, schließt Jakobus des Zebedäus.

»Ich werde zu ihr gehen!«

»O ja! Du allein kannst sie trösten.«

Sie biegen nach rechts, dann nach links und gehen auf das Zentrum der Stadt zu. Schon sieht man den lärmenden Auflauf um das Haus des Abel und hört die herzerreißenden Klagen der Frau, die unmenschlich, wild und zugleich mitleiderregend tönen.

Jesus beschleunigt seine Schritte und gelangt zu einem kleinen Platz, einer erweiterten Straßenkurve, an der der Tumult seinen Höhepunkt erreicht hat.

Die Frau macht den bewaffneten Männern immer noch den Sohn streitig, klammert sich mit einer Hand, die wie eine Eisenzange

greift, am Rest der eingeschlagenen Türe fest, und mit der anderen Hand den Gürtel des Sohnes. Wenn jemand versucht, sie von ihm loszureißen, dann beißt sie wild zu, ungeachtet der Schläge, die sie erhält, oder des Zerrens an den Haaren, wenn ihr Kopf nach hinten gerissen wird; und wenn sie nicht beißt, dann schreit sie: »Laßt ihn los! Ihr Mörder! In der Nacht, in der Joël getötet wurde, war Abel im Bett an meiner Seite! Ihr Mörder, ihr Mörder! Ihr Verleumder! Ihr Unreinen! Ihr Meineidigen!«

Und der Jüngling, der von den Häschern an den Schultern gepackt und an den Armen gezogen wird, wendet sich mit einem verzerrten Gesicht um und schreit: »Mama! Mama! Warum muß ich sterben, wenn ich nichts getan habe?«

Es ist ein schöner Jüngling, hochgewachsen, schlank, mit dunklen, sanften Augen und schwarzen, leicht gelockten Haaren. Das zerrissene Gewand enthüllt den schlanken, jugendlichen Körper, fast der eines Kindes . . .

Jesus bahnt sich mit Hilfe seiner Begleiter einen Weg durch die dichte Menge und gelangt gerade im Augenblick zur jammervollen Gruppe, als die erschöpfte Frau, die von der Türe weggerissen und wie ein an den Körper des Sohnes gebundener Sack auf der steinigen Straße fortgeschleift wird. Doch nur einige Meter. Ein wilder Geselle reißt die Hand der Mutter vom Gürtel des Sohnes weg, und die Frau fällt, schlägt mit dem Gesicht auf dem Boden auf und blutet noch mehr als zuvor. Aber sofort richtet sie sich auf die Knie und streckt die Arme aus, während der Sohn so rasch weggetragen wird, wie es die Menge erlaubt, die nur widerwillig Platz macht. Er befreit seinen linken Arm und fuchtelte mit ihm herum, während er sich umwendet und schreit: »Mama! Leb wohl! Erinnere dich wenigstens du daran, daß ich unschuldig bin!«

Die Frau sieht ihn wie eine Irrsinnige an und fällt dann ohnmächtig zu Boden. Jesus stellt sich vor die Gruppe der Bewaffneten hin: »Bleibt einen Augenblick stehen. Ich befehle es euch!« Und sein Antlitz erlaubt keinen Widerspruch.

»Wer bist du?« fragt ein angriffslustiger Bürger, der sich in der Gruppe befindet. »Wir kennen dich nicht. Tritt beiseite und laß uns gehen, damit er noch vor dem Einbruch der Nacht getötet werden kann.«

»Ein Rabbi bin ich. Der größte. Im Namen Jahwes, bleibt stehen, oder er wird euch niederschmettern.« Aber es scheint, als ob er selbst Blitze schleuderte. »Wer ist Zeuge gegen ihn?«

»Ich, dieser und jener, wir sind die Zeugen«, antwortet jener, der zuerst gesprochen hat.

»Euer Zeugnis ist nicht gültig, da es falsch ist.«

»Wie kannst du das sagen? Wir sind bereit, es zu beschwören.«

»Euer Schwur ist Sünde!«

»Wir sündigen? Wir?«

»Ihr! Da ihr voll Wollust seid, da ihr Haß nährt, da ihr gierig seid nach Reichtum, da ihr Mörder seid; so seid ihr auch meineidig! ... Ihr habt euch an die Unreinheit verkauft. Ihr seid jeder Untat fähig.«

»Nimm dich in acht, wie du redest! Ich bin Ascher ... «

»Und ich bin Jesus!«

»Du bist nicht von hier. Du bist weder Priester noch Richter. Nichts bist du, nur ein Fremder.«

»Ja, ich bin ein Fremder, denn die Welt ist nicht mein Reich; aber ich bin Richter und Priester. Nicht nur von diesem kleinen Gebiet von Israel, sondern von ganz Israel und von der ganzen Welt!«

»Gehen wir, gehen wir! Wir haben es hier mit einem Verrückten zu tun«, sagt der andere Zeuge und gibt Jesus einen Stoß, um ihn zur Seite zu schieben.

»Du tust keinen Schritt mehr«, donnert Jesus, indem er ihn mit seinem Wunderblick anschaut, der niederwirft und lähmt, so wie er Leben und Freude zu schenken vermag, wenn er will. »Du machst keinen Schritt mehr. Glaubst du nicht an das, was ich sage? Nun, dann schau her. Hier sind weder der Staub noch das Wasser des Tempels, es sind keine Worte mit Tinte geschrieben, um das Wasser bitter zu machen zum Gericht für die Eifersucht und den Ehebruch. Aber hier bin ich. Und ich halte Gericht.«

Die Stimme Jesu ist ein Trompetenschall, so durchdringend ist sie. Die Menge drängt sich, um zu sehen. Nur Maria, die heiligste Mutter, und Maria des Alphäus sind zurückgeblieben, um der ohnmächtigen Mutter beizustehen.

»Ich werde folgendermaßen Gericht halten: gebt mir etwas Staub von der Straße und einen Tropfen Wasser in einem Krüglein. Und während mir dies gegeben wird, sollt ihr Ankläger und du Angeklagter mir antworten. Bist du unschuldig, mein Sohn? Sage es aufrichtig dem, der dein Erlöser ist!«

»Ich bin es, Herr!«

»Ascher, kannst du schwören, daß du nur die Wahrheit gesagt hast?«

»Ich schwöre es. Ich habe keinen Grund zu lügen. Ich schwöre es beim Altar. Es soll vom Himmel eine Flamme fallen und mich verbrennen, wenn ich nicht die Wahrheit sage!«

»Jakob, kannst du schwören, daß du aufrichtig bist in der Anklage und keinen geheimen Beweggrund hast, der dich zur Lüge zwingt?«

»Ich schwöre es bei Gott! Nur die Liebe für den getöteten Freund drängt mich zum Reden. Mit diesem habe ich durchaus nichts Persönliches.«

»Und du, Knecht, kannst du schwören, die Wahrheit gesagt zu haben?«

»Tausendmal kann ich es schwören, wenn es nötig ist. Mein Herr, mein armer Herr!« Und er verbirgt seine Tränen, indem er den Mantel vor das Gesicht hält.

»Nun gut! Hier ist das Wasser, und hier ist der Staub. Und das Wort ist folgendes: Du, heiliger Vater, allmächtiger Gott, halte Gericht der Wahrheit durch mich, damit dem Unschuldigen und der verzweifelten Mutter Leben und Ehre zuteil werden, und entsprechende Strafe den treffe, der nicht unschuldig ist. Und um der Gnade willen, die ich vor deinen Augen habe, bestrafe jene, die gesündigt haben, nicht mit dem Feuer oder dem Tod, sondern mit einer langen Sühnezeit.«

Er spricht diese Worte und legt die Hände auf das Krüglein, wie es der Priester bei der heiligen Messe zur Opferung tut. Dann taucht er die rechte Hand in das Krüglein, besprengt mit der von Wasser triefenden Hand die vier am Urteil Beteiligten und läßt sie einen Schluck des Wassers trinken. Zuerst den Jüngling und dann die anderen drei.

Darauf kreuzt er die Arme über der Brust und blickt sie an. Auch die Leute schauen zu. Nach einigen Augenblicken erhebt sich ein Geschrei; die Menge wirft sich mit dem Gesicht zur Erde. Nun schauen sich auch die vier, die in einer Reihe standen, an und schreien ihrerseits. Der Jüngling vor Staunen, die anderen vor Entsetzen; denn sie sehen ihre Gesichter mit Aussatz bedeckt, während der Jüngling rein geblieben ist.

Der Knecht wirft sich Jesus zu Füßen, der zurückweicht wie alle, die Soldaten eingeschlossen. Er weicht zurück, während er den Jüngling Abel bei der Hand nimmt, damit er sich nicht an den drei Aussätzigen verunreinige, und der Knecht schreit: »Nein, nein! Verzeihung! Ich bin aussätzig! Sie haben mich bezahlt, damit ich meinen Herrn bis zum Abend zurückhielt, um ihn auf dem einsamen Weg erschlagen zu können. Sie haben mich aufgefordert, dem Maultier die Hufe abzunehmen. Sie haben mich zur Lüge verleitet und mich sagen lassen, daß ich vorausgegangen sei. Statt dessen habe ich ihnen geholfen, ihn zu töten. Und ich sage auch, warum sie es getan haben. Weil Joël bemerkt hatte, daß Jakobus seine junge Frau liebte, und Ascher die Mutter von diesem hier haben wollte, die ihn aber abwies. Sie sind übereingekommen, sich gleichzeitig Joëls und Abels zu entledigen und sich der Frau zu erfreuen. Nun habe ich es gesagt. Nimm den Aussatz von mir, nimm ihn mir. Abel, du bist gut, bitte für mich!«

»Du gehst zu deiner Mutter, damit sie beim Erwachen dein Angesicht sehe und zu einem ruhigen Leben zurückkehre. Und ihr! Zu euch müßte ich sagen: euch soll geschehen, was ihr getan habt. Das wäre menschliche Gerechtigkeit. Aber ich übergebe euch einer

übermenschlichen Sühne. Der Aussatz, von dem ihr jetzt befallen seid, möge euch davor bewahren, ergriffen und getötet zu werden, wie ihr es verdient. Volk von Betlehem, weiche zurück, wie die Wasser des Meeres, um diese hier zu ihrer langen Galeerenstrafe gehen zu lassen. Einer fürchterlichen Galeere! Schrecklicher als ein rascher Tod! Und es ist göttliche Barmherzigkeit, die ihnen Gelegenheit gibt, sich zu bessern, wenn sie wollen. Geht!«

Die Menge drückt sich an die Mauern, um die Mitte des Weges frei zu lassen, und die drei, mit Aussatz bedeckt, als wären sie seit Jahren krank, gehen einer hinter dem anderen den Bergen zu ... In der Stille des Abends, der hereingebrochen ist und alle Vögel und Vierfüßler zum Schweigen gebracht hat, hört man nur ihre Klagen.

»Säubert den Weg mit viel Wasser, nachdem ihr dort Feuer gemacht habt! Und ihr Soldaten, geht und berichtet, daß Gericht gehalten wurde, nach dem vollkommensten mosaischen Gesetz.«

Und Jesus begibt sich dorthin, wo seine Mutter und Maria des Klopas sich um die Frau bemühen, die nur langsam wieder zum Bewußtsein kommt, während der Sohn die eiskalten Hände streichelt und küßt. Aber die vor Angst entsetzten Leute von Betlehem bitten: »Sprich zu uns, o Herr! Du bist wahrlich mächtig! Du bist gewiß derjenige, von dem der Mann sprach, der hier vorübergegangen ist und den Messias verkündet hat.«

»Ich werde heute abend beim Schafstall der Hirten sprechen. Nun will ich die Mutter stärken!«

Er geht zur Frau, die auf dem Schoß Marias des Alphäus allmählich zu sich kommt und auf das liebevolle Antlitz von Maria schaut, das ihr zulächelt; sie findet sich nicht zurecht, bis sie den Blick auf den dunklen Kopf ihres Sohnes richtet, der sich über ihre zitternden Hände neigt, und fragt: »Bin auch ich gestorben? Ist dies die Vorhölle?«

»Nein, Frau, dies ist die Erde. Hier ist dein Sohn, vom Tod errettet. Und dies ist Jesus, mein Sohn, der Erlöser!«

Die Frau gehorcht sofort einem ganz menschlichen Impuls. Sie

nimmt all ihre Kräfte zusammen und ergreift das geneigte Haupt ihres Sohnes, den sie lebend und gesund erblickt. Dann küßt sie ihn heftig und weint und lacht, und erinnert sich aller Kosenamen aus der Kinderzeit, um ihre Freude auszudrücken.

»Ja, Mama, ja. Aber jetzt schau nicht auf mich, schau auf ihn. Er hat mich gerettet. Preise den Herrn!«

Die Frau, noch zu sehr geschwächt, um sich erheben oder niederknien zu können, streckt ihre Hände aus, die immer noch zittern und bluten, und ergreift die Hand Jesu, um sie mit Tränen und Küssen zu bedecken.

Jesus legt seine linke Hand auf ihr Haupt und sagt: »Sei glücklich! Im Frieden! Und bleibe immer gut, und du ebenfalls, Abel.«

»Nein, mein Herr. Mein Leben und das Leben meines Sohnes gehören dir, denn du hast uns gerettet. Laß ihn nun mit den Jüngern gehen, wie er es immer gewünscht hat, seit sie hier gewesen sind. Ich gebe ihn dir mit großer Freude und bitte dich nur, laß mich ihm folgen, um die Diener Gottes zu bedienen.«

»Und dein Haus?«

»O Herr! Kann jemand, der vom Tod ersteht, noch die Anhänglichkeiten haben, die er vor dem Tod hatte? Myrta ist dem Tod und auch der Hölle entgangen, durch dich! In dieser Ortschaft könnte ich dazu gelangen, jene zu hassen, die mich in meinem Sohn gequält haben. Und du predigst die Liebe! Ich weiß es! Laß also die arme Myrta den einzigen lieben, der Liebe verdient, seine Mission, seine Diener. Jetzt bin ich noch erschöpft und könnte dir nicht folgen. Aber sobald ich dazu fähig bin, erlaube es mir, Herr! Ich werde in deinem Gefolge sein bei meinem Abel . . . «

»Du wirst deinem Sohn und mir folgen. Sei glücklich! Sei nun im Frieden! In meinem Frieden! Leb wohl.«

Während die Frau, vom Sohn und einigen barmherzigen Menschen gestützt, in ihr Haus zurückkehrt, verläßt Jesus mit den Hirten, den Aposteln, der Mutter und Maria des Alphäus das Dorf und begibt sich zum Schafstall am Ende eines Weges, der in die Felder führt . . .

... Ein großes Feuer ist angezündet worden, um der Versammlung etwas Licht zu geben. Im Halbkreis auf den Wiesen sitzend, warten viele darauf, daß Jesus zu reden beginnt. Sie sprechen über die Vorkommnisse des Tages. Auch Abel ist anwesend, den viele beglückwünschen, weil sie, wie sie sagen, an seine Unschuld geglaubt haben.

»Aber ihr wart bereit mich zu töten! Auch du, der du mich zur selben Stunde, in der Joël getötet wurde, an der Tür des Hauses begrüßt hast«, sagt der Jüngling und fügt hinzu: »Ich verzeihe dir jedoch im Namen Jesu.«

Nun kommt Jesus vom Schafstall her auf sie zu. Hochgewachsen, weißgekleidet, von den Aposteln umringt und von den Hirten und den Frauen gefolgt.

»Der Friede sei mit euch allen!

Wenn unser Kommen dazu gedient hat, das Reich Gottes unter euch aufzurichten, so sei der Herr gepriesen! Wenn unser Kommen dazu gedient hat, eine Unschuld aufleuchten zu lassen, so sei der Herr gepriesen! Wenn wir gerade im rechten Augenblick angekommen sind, um ein Verbrechen zu verhindern und zugleich drei Schuldigen Gelegenheit zu geben, sich zu bessern, so sei der Herr gepriesen!

Unter all den Ereignissen des Tages, über die wir nachdenken wollen, während die Nacht herabsteigt, um die Freude zweier Herzen und die Reue dreier anderer in Finsternis zu hüllen und die Freudenstränen der ersten und die bitteren Tränen der anderen mit einem Schleier zu bedecken: unter all den Ereignissen ist eines, das uns zeigt, daß nichts im Gesetze Gottes unnütz ist.

Das von Gott gegebene Gesetz ist dem Buchstaben nach in Israel wohl bekannt. Aber in Wirklichkeit wird es nicht befolgt. Das Gesetz ist da, es wird analysiert, geprüft und zerstückelt, bis es durch qualvolle Spitzfindigkeiten getötet ist. Es ist da! Aber wie ein mumifizierter Leichnam hat es kein Leben, keinen Atem und keine Blutzirkulation, obgleich es nach außen hin einem schlafenden, unbeweglichen

Körper gleicht. In viel zu vielen Herzen hat das Gesetz kein Leben, keinen Atem, kein Blut. Auf eine Mumie kann man sich setzen wie auf einen Schemel. Auf eine Mumie kann man Gegenstände, Kleider und auch Abfälle legen, wenn man will; sie wehrt sich nicht, denn sie hat kein Leben. So machen zu viele aus dem Gesetz einen Schemel, ein Brett zum Abstellen, eine Ablage für ihre Abfälle. Sie sind sicher, daß es sich in ihrem Gewissen nicht bemerkbar macht, denn es ist ja tot.

Ich könnte einen großen Teil Israels mit den versteinerten Wäldern vergleichen, wie man sie im Niltal und in der ägyptischen Wüste verstreut sehen kann. Es waren einst Wälder, Wälder lebender Pflanzen. Sie wurden von Säften genährt, rauschten in der Sonne, hatten ein schönes Laub und Blüten und waren von Früchten beladen. Sie machten aus der Gegend, in der sie wuchsen, ein kleines irdisches Paradies, das von Menschen und Tieren geschätzt wurde und in der trostlosen Trockenheit der Wüste den brennenden Durst vergessen ließ, der durch den heißen Sand, dessen Staub in die Kehle dringt, verursacht wurde. Sie ließen die brennende Sonne vergessen, welche die Kadaver in kurzer Zeit entfleischt, versteinert, in Staub auflöst und die Gebeine poliert, als wären sie von einem ganz geschickten Arbeiter hergerichtet worden. Sie ließen alles vergessen in ihrem grünen, rauschenden Schatten, der reich an Wassern und Früchten war, die erquickten, trösteten und zu neuem Eifer anspornten.

Dann geschah etwas durch eine unbekannte, unheilvolle Ursache. Sie wurden wie verzaubert. Sie sind nicht nur vertrocknet und abgestorben, sondern können nicht wie anderes Holz zu Feuer verwendet werden, um die Nacht zu erleuchten, wilde Tiere fernzuhalten und die Feuchtigkeit der Nacht von den Pilgern, die fern von der Heimat sind, abzuhalten. Sie sind zu Stein geworden, zu Stein; die Kieselerde des Bodens scheint wie durch eine Zauberkunst von den Wurzeln in den Stamm, in die Äste und Zweige emporgestiegen zu sein. Die Winde haben dann die zartesten Zweige dem Alabaster ähnlich gemacht, der hart und weich zugleich ist. Aber die stärksten

Äste sind dort auf ihren schweren Stämmen geblieben, um die müden Karawanen zu täuschen, die im blendenden Sonnenlicht oder im gespensterhaften Schein des Mondes sehen, wie die Schatten der Stämme sich in den Hochebenen oder in der Tiefe der meist wasserlosen Täler abzeichnen. In ihrer Sehnsucht nach Unterkunft, Erquickung, Wasser und süßen Früchten stürzen sie sich mit von der heißen Sonne und dem weißen Sand geblendeten Augen auf diese phantastischen Haine. Wirklich, eine phantastische, trügerische Vor Spiegelung lebendiger Körper.

Ich habe sie gesehen. Sie haben sich mir eingeprägt, obwohl ich noch ein kleines Kind war, als eines der trostlosesten Dinge der Erde. So schienen sie mir, solange ich sie nicht berührt, gemessen und gewogen hatte, die völlig traurigen Dinge der Erde; traurig weil sie tot sind. Die unkörperlichen Dinge, also tote Tugenden und tote Seelen. Vorerst in der Seele gestorben, während die Seele sich selbst getötet hat.

Es gibt das Gesetz in Israel. Aber es ist wie die versteinerten Bäume in der Wüste: es ist Kieselstein geworden und tot. Gegenstand von Täuschungen! Gegenstand, der sich selbst zerstört anstatt zu dienen. Gegenstand, der schadet, da er Wahnbilder schafft, die von den echten Oasen ablenken und an Durst, Hunger und Verzweiflung sterben lassen. Tod, der andere zum Tod zieht! Der andere zum Sterben verleitet, wie man es in gewissen Fabeln heidnischer Mythen lesen kann.

Ihr hattet heute ein Beispiel dafür, was ein versteinertes Gesetz in einer Seele ist, die zu Stein geworden ist. Sünde aller Art ist es und Ursache von Unglück.

Es diene euch dazu, das Leben zu verstehen und das Gesetz in euch lebendig werden zu lassen in seiner Unversehrtheit, die ich mit dem Licht der Barmherzigkeit erleuchte.

Es ist tiefe Nacht geworden. Die Sterne sehen uns, und mit ihnen Gott. Erhebt den Blick zum bestirnten Himmel und erhebt den Geist zu Gott. Und ohne Kritik der Unglücklichen, die schon von Gott

bestraft worden sind, und ohne Überheblichkeit, weil ihr nicht in deren Sünde gefallen seid, versprecht Gott und euch selbst, nicht in die Trostlosigkeit der verfluchten Bäume der Wüste und der Täler von Ägypten zu verfallen.

Der Friede sei mit euch!«

Er segnet alle und zieht sich in die weite Umzäunung des Schafstalls zurück, der von schlichten Hallen umgeben ist, unter denen die Hirten viel Heu und Stroh als Lager für die Diener des Herrn ausgebreitet haben.

291 »Die Berufung ist mehr als das Blut« • Auf dem Weg nach Sykaminon

Der ruhige und sonnige Morgen begünstigt den Marsch über die Hügelkette in westlicher Richtung, also dem Meer zu.

»Es ist gut, daß wir die Berge in den ersten Morgenstunden erreichen. Wir hätten nicht in der Ebene bleiben können bei dieser Sonnenhitze. Aber hier ist Schatten und Kühle. Mir tun jene leid, die der römischen Straße folgen. Sie ist gut für den Winter«, sagt Matthäus.

»Nach diesen Hügeln weht der Wind vom Meer her. Er kühlt die Luft immer ab«, sagt Jesus.

»Wir werden auf der Höhe dort essen. Gestern war es auf dem Hügel so schön, und von dort aus muß es noch schöner sein, denn der Karmel und auch das Meer sind näher«, fügt Jakobus des Alphäus hinzu.

»Unser Vaterland ist wunderschön!« ruft Andreas aus.

»Ja! Wir haben wirklich alles. Schneebedeckte Berge und sanfte, weitgestreckte Hügel, Seen, Flüsse, Gewächse jeder Art, und auch das Meer fehlt nicht. Es ist wirklich das Land der Köstlichkeiten, das unsere Psalmisten, unsere Propheten, unsere großen Krieger und Dichter besungen haben«, sagt Thaddäus.

»Sag einige Verse auf, du kennst so viele«, bittet Jakobus des Zebedäus.

»„Mit der Schönheit des Paradieses hat er die Erde von Juda geschmückt.

Mit dem Lächeln seiner Engel hat er das Land Naftalis geziert, und mit Flüssen von himmlischem Honig hat er den Früchten der Erde Süße gegeben.

Die ganze Schöpfung spiegelt sich in dir, Perle Gottes, von Gott seinem heiligen Volke verliehen.

Süßer als die großen Trauben, die auf den Hängen deiner Berge reifen, schmackhafter als die Milch, die das Euter deiner Schafe füllt, berausender als der Honig, der nach den Blüten duftet, die dich bekleiden, seliges Land, so ist deine Schönheit für das Herz deiner Söhne.

Der Himmel ist herabgestiegen und zum Strom geworden, der zwei Edelsteine miteinander verbindet, um dir ein Gehänge und einen Gürtel für dein grünes Gewand zu machen.

Dein Jordan singt, und eines deiner Meere lacht, während das andere dich daran erinnert, daß Gott schrecklich ist. Die Hügel scheinen abends wie heitere Mädchen auf einem Rasen zu tanzen, und deine Berge beten in den engelgleichen Morgenstunden, singen in der Sonnenhitze das Halleluja oder beten, vereint mit den Sternen, deine Macht an, o allerhöchster Herr.

Du hast uns nicht in Grenzen eingeschlossen, sondern hast uns das offene Meer gegeben, um uns zu sagen, daß die Welt uns gehört.“«

»Schön, nicht wahr! Wirklich schön! Ich bin nur auf dem See und in Jerusalem gewesen. Jahrelang habe ich nichts anderes gesehen. Und auch jetzt kenne ich nur Palästina. Aber ich bin überzeugt, daß es nichts Schöneres gibt auf der Welt«, sagt Petrus voll nationalem Stolz.

»Maria sagte mir, daß auch das Tal des Nil sehr schön sei«, sagt Johannes.

»Und der Mann von En-Dor sprach von Zypern wie von einem Paradies«, fügt Simon hinzu.

»Schon gut. Aber unsere Heimat! ...«

Die Apostel, mit Ausnahme von Iskariot und Thomas, die ein wenig weiter vorne mit Jesus gehen, fahren fort, die Schönheiten Palästinas zu preisen.

Zuletzt kommen die Frauen, die sich nicht enthalten können, Blumensamen für ihre Gärten zu sammeln, weil die Blumen schön sind und weil sie eine Erinnerung an diese Reise bilden.

Adler, ich glaube es sind Seeadler oder vielleicht Geier, ziehen weite Kreise über die Hügel und stürzen sich bisweilen auf der Suche nach Beute in die Tiefe. Ein Streit entwickelt sich zwischen zwei Geiern, die sich mit ihren Schnäbeln bekämpfen, so daß die Federn fliegen. Es ist ein elegantes und heftiges Duell, das mit der Flucht des Besiegten endet, der sich vielleicht auf einem entfernten Berge verkriecht, um dort sein Leben zu beenden. So meinen wenigstens alle, da sein mühsamer Flug dem eines Sterbenden gleicht.

»Die Gefräßigkeit ist ihm schlecht bekommen«, bemerkt Thomas.

»Gefräßigkeit und Halsstarrigkeit enden immer schlecht wie bei den dreien von gestern! ... Ewige Barmherzigkeit! Welch ein schreckliches Los!« sagt Matthäus.

»Werden sie nie mehr gesund werden?« fragt Andreas.

»Frag den Meister.«

Jesus antwortet auf die Frage: »Es wäre besser zu fragen, ob sie sich bekehren. Denn wahrlich, ich sage euch, es wäre besser, aussätzig und heilig zu sterben als gesund und als Sünder. Der Aussatz bleibt auf der Erde im Grab zurück; die Sünde hingegen bleibt in Ewigkeit.«

»Deine Predigt von gestern hat mir sehr gefallen«, sagt der Zelote.

»Mir nicht! Sie war für viele in Israel zu streng«, sagt Iskariot.

»Gehörst du zu diesen?«

»Nein, Meister!«

»Nun, warum tadelst du sie?«

»Weil sie dir schaden könnte.«

»Soll ich, um keinen Schaden zu erleiden, mit den Sündern gemeinsame Sache machen?«

»Das nicht! Du wärest nicht dazu fähig. Aber schweigen solltest du. Dich nicht mit den Großen verfeinden . . . «

»Schweigen ist Zustimmung. Ich billige die Sünden nicht, weder die kleinen noch die großen.«

»Aber siehst du nicht, wie es dem Täufer ergangen ist?«

»Das ist sein Ruhm!«

»Sein Ruhm? Mir scheint, es ist sein Verderben.«

»Verfolgung und Tod aus Treue zur Pflicht sind der Ruhm des Menschen. Der Märtyrer ist immer ruhmreich.«

»Aber mit dem Tod hindert man sich selbst daran, Lehrer zu sein; man verursacht den Jüngern und Familienangehörigen Leid. Er entzieht sich der Pein, aber er läßt die anderen in noch größeren Qualen zurück. Der Täufer hat keine Verwandten, das ist wahr. Aber er hat immerhin seinen Jüngern gegenüber Pflichten.«

»Auch wenn er Verwandte hätte, änderte das nichts. Die Berufung steht vor dem Blut!«

»Und das vierte Gebot?«

»Es kommt nach denen, die von Gott handeln.«

»Wie sehr eine Mutter wegen ihres Sohnes leiden kann, hast du gestern gesehen . . . «

»Mutter, komm her!«

Maria eilt zu Jesus und fragt: »Was willst du, mein Sohn?«

»Mutter, Judas von Kerijot tritt für dich ein, weil er dich und mich liebt!«

»Für mich? Inwiefern?«

»Er will mich zu einer größeren Vorsicht ermahnen, damit es mir nicht ergehe wie unserem Verwandten, dem Täufer. Und er sagt, man müsse Mitleid mit den Müttern haben; ich müsse mich ihretwegen schonen, weil es das vierte Gebot so vorschreibt. Was meinst du dazu? Ich überlasse dir das Wort, Mutter, damit du unseren Judas mit Güte belehrst.«

»Ich sage, daß ich meinen Sohn nicht mehr als Gott lieben würde, ja daß ich beginnen würde, an seiner göttlichen Natur zu zweifeln,

wenn ich sähe, daß er von seiner Vollkommenheit abkommt und seine Gedanken auf menschliche Berechnung erniedrigt und die übermenschlichen Gesichtspunkte, das heißt, die Erlösung der Menschen aus Liebe zu ihnen und zur Ehre Gottes außeracht ließe. Ich würde ihn noch lieben, meinen von einer bösen Macht verführten Sohn, aus Mitleid; weil er mein Sohn ist; weil er ein Unglücklicher wäre; aber nicht mehr mit jener Fülle an Liebe, die ich ihm jetzt entgegenbringe, da ich ihn dem Herrn ergeben sehe.«

»Sich selbst, meinst du?«

»Dem Herrn! Jetzt ist er der Messias des Herrn und muß dem Herrn treu bleiben wie jeder andere; ja mehr als jeder andere, denn er hat eine Mission, die größer ist als alle, die es bisher gegeben hat und die es je auf Erden geben wird; selbstverständlich erhält er von Gott die Hilfe, die einer so großen Mission angemessen ist.«

»Aber wenn ihm ein Übel zustieße, würdest du es nicht beklagen?«

»Mit all meinen Tränen. Doch Tränen und Blut würde ich weinen, wenn ich ihn Schiffbruch erleiden sähe in seiner Treue zu Gott.«

»Das wird die Schuld derer sehr verringern, die ihn verfolgen.«

»Warum?«

»Weil sowohl du als auch er sie sozusagen rechtfertigt.«

»Glaube das nicht. Die Schuld ist immer dieselbe in den Augen Gottes, ob wir sie nun für unvermeidlich halten oder glauben, daß kein Israelit sich gegen den Messias verschulden dürfe.«

»Kein Israelit? Und wenn es Heiden wären, wäre es nicht dasselbe?«

»Nein! Für die Heiden wäre es nur eine Schuld gegenüber ihresgleichen. Israel weiß, wer Jesus ist.«

»Viele in Israel wissen es nicht.«

»Sie wollen es nicht wissen. Sie sind vorsätzlich ungläubig. Zur Lieblosigkeit gesellt sich daher der Unglaube; er leugnet die Hoffnung. Die drei Haupttugenden werden niedergetreten, und das ist keine geringe Schuld, Judas. Es ist schwere Schuld! Eine Schuld, die

geistig schwerer als der greifbare Haß gegen meinen Sohn ist.«

Judas, der nichts zu erwidern weiß, bückt sich, um sich eine Sandale zu schnüren; er bleibt etwas zurück.

Der Gipfel, oder besser eine Erhöhung in der Nähe des Berggipfels, ein Vorsprung, der sich ganz nach vorne neigt, als wolle er auf das Blau des unendlichen Meeres zueilen, ist erreicht. Ein dichter Eichenwald gibt diesem lieblichen und duftenden Bergkamm, der sich auf die naheliegende Meeresküste zuneigt, die Farbe eines klaren Smaragdes. Gleich gegenüber liegt die majestätische Kette des Karmelgebirges. In der Tiefe, am Fuß des Berges mit dem Vorsprung, der aussieht, als wolle er sich zum Fluge erheben nach den Feldern auf halbem Weg zur Küste, ist ein enges Tal mit einem tiefgelegenen Sturzbach. Dieser muß in der Regenzeit reißende Wasser führen, während er jetzt zu einem Silberfaden in der Mitte des Bettes zusammengeschrumpft ist. Der Bach eilt dem Meer zu und streift dabei den Fuß des Karmel.

Ein Weg läuft den Bach entlang, erhöht auf der rechten Seite des Flußbettes, der eine Stadt in der Mitte des Küstenbogens mit dem Innern des Landes, vielleicht mit Samaria, verbindet, wenn ich richtig orientiert bin.

»Die Stadt ist Sykaminon«, sagt Jesus. »Wir werden sie am Abend erreichen. Jetzt ruhen wir aus, denn der Abstieg ist mühsam, obgleich kühl und kurz.«

Sie sitzen im Kreise und reden miteinander und mit den Frauen, während an einem einfachen Spieß ein Lamm gebraten wird; sicher ein Geschenk der Hirten . . .

292 An die Jünger von Sykaminon: »Sich selbst verzehren«

Gerade an den Ufern des tiefliegenden Baches trifft Jesus Isaak mit vielen bekannten und unbekanntem Jüngern.

Unter den bekannten befinden sich der Synagogenvorsteher vom „Trügerischen Gewässer“, Timoneus, ferner Josef, der der Blutschan-

de Angeklagte von Emmaus; der Jüngling, der seinen Vater von anderen begraben ließ, um Jesus zu folgen; Stephanus; der Aussätzige Abel, der vor einem Jahr bei Chorazin geheilt wurde, und sein Freund Samuel. Da sind auch der Fährmann von Jericho, Salomon und viele, viele andere, die ich kenne, von denen ich aber absolut nicht mehr weiß, an welchem Ort ich sie gesehen habe, noch ihre Namen. Und dann andere, Eroberungen Isaaks und anderer Jünger, die ich genannt habe, die der Hauptgruppe folgen in der Hoffnung, Jesus zu finden.

Die Begegnung ist herzlich, freudig und ehrfurchtsvoll. Isaak strahlt vor Freude, als er den Meister sieht und ihm seine neue Herde zeigen kann; und zum Lohn erbittet er ein Wort von Jesus für die Menge, die ihm folgt.

»Kennst du einen ruhigen Platz, wo man sich versammeln kann?«

»Am äußersten Ende des Golfes ist ein verlassener Strand. Dort gibt es Fischerhütten, die zurzeit leer stehen, weil sie ungesund sind und die Fangzeit für bestimmte Fische beendet ist. Die Fischer haben sich für die Purpurfische nach Syro-Phönizien begeben. Viele von ihnen glauben schon an dich, weil sie dich in den Städten am Meer reden gehört oder weil die Jünger von dir berichtet haben; sie haben mir die Häuser überlassen, damit wir uns dort ausruhen können. Dorthin kehren wir nach jeder Mission zurück. Denn es gibt viel zu tun an dieser Küste; sie ist durch viele Dinge völlig verdorben. Ich möchte bis nach Syro-Phönizien vordringen; aber das ist nur auf dem Seeweg möglich, denn die Sonne brennt zu sehr auf die Küste herab, als daß man es zu Fuß schaffen könnte. Aber ich bin ein Hirte und kein Seemann, und hier ist niemand unter uns, der segeln kann.«

Jesus, der aufmerksam zuhört, leicht lächelnd und etwas geneigt dastehend, da er sehr groß im Vergleich zum kleinen Hirten ist, antwortet: »Gott möge dir um deiner Demut willen helfen. Wenn ich hier bekannt bin, dann ist es dein Verdienst, mein Jünger! Nun werden wir die Leute vom See fragen, ob sie sich in der Lage fühlen,

auf dem Meer zu segeln; wenn ja, dann werden wir zusammen nach Syro-Phönizien fahren.« Und er wendet sich um, um Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes zu suchen, die sich in lebhaftem Gespräch mit einigen Jüngern befinden, während Judas Iskariot im Hintergrund dem Stephanus Komplimente macht und der Zelote mit Bartholomäus und Philippus bei den Frauen weilen. Die anderen vier sind bei Jesus.

Die vier Fischer kommen sofort herbei. »Wäret ihr in der Lage, mit dem Boot aufs Meer hinaus zu fahren?« fragt Jesus.

Die vier blicken sich erstaunt an. Petrus rauft sich die Haare, während er überlegt. Dann fragt er: »Aber wohin? Weit hinaus? Wir sind Fischer vom Süßwasser . . . «

»Nein, längs der Küste bis nach Sidon.«

»Hm, ich glaube, das wäre zu machen. Was meint ihr?«

»Das glaube ich auch. Meer und See sind im Grunde genommen dasselbe: Wasser«, sagt Jakobus.

»Es wird sogar schöner und leichter sein«, sagt Johannes.

»Das weiß ich nun gerade nicht. Woraus schließt du das?« fragt sein Bruder.

»Aus seiner Liebe zum Meer. Wer etwas liebt, sieht nur die guten Seiten. Wenn du so eine Frau liebst, dann wärest du ein vollkommener Bräutigam«, scherzt Petrus und schüttelt liebevoll Johannes.

»Nein, ich sage es, weil ich in Aschkelon gesehen habe, daß die Manöver dieselben sind und das Fahren angenehm ist«, antwortet Johannes.

»Dann wollen wir gehen!« ruft Petrus aus.

»Es wäre jedoch immer besser, jemanden vom Ort bei uns zu haben. Wir kennen dieses Meer und seine Eigenart nicht«, bemerkt Jakobus.

»Oh! Daran denke ich nicht einmal! Wir haben Jesus bei uns! Früher war ich nicht so sicher, aber seitdem er den See beruhigt hat! Fahren wir, fahren wir mit dem Meister nach Sidon. Vielleicht kann dort etwas Gutes getan werden«, sagt Andreas.

»Dann laßt uns gehen. Ich werde für morgen die Boote besorgen. Laß dir von Judas des Simon die Börse geben.«

Apostel und Jünger sind in festlicher Stimmung, besonders jene, die Jesus bereits gut kennen. Sie kehren um, umgehen die Stadt und erreichen das äußerste Ende der Bucht, das wie ein gebogener Arm ins Meer hineinragt.

Dort stehen nur wenige armselige Häuser, die über die schmale, kiesige Küste verstreut sind und das ärmste Viertel der Stadt bilden, das nur zeitweise bewohnt wird. Nun die Häuser: es sind Würfel mit rissigem Gemäuer, vom Salzwasser und Alter beschädigt. Sie sind alle geschlossen. Als die Jünger sie öffnen, zeigen sie ihr rauchgeschwärztes Elend und ihren Geschirrvorrat, der sich auf das Allernötigste beschränkt.

»Seht, sie sind sehr bequem und sauber, wenn auch nicht gerade schön«, sagt Isaak, der sich zum Gastgeber macht.

»Schön sind sie nicht, diese armen, kleinen Dinger. Das „Trügerische Gewässer“ war ein Königspalast dagegen. Und dennoch beklagte sich der eine oder andere ... « brummt Petrus.

»Aber für uns sind sie ein Segen.«

»Gewiß! Das Wichtigste ist, ein Dach über dem Kopf zu haben und sich gegenseitig zu lieben. Schau da, unseren Johannes! Wie geht es dir? Wo bist du gewesen?«

Doch Johannes von En-Dor, der Petrus zulächelt, eilt ehrfurchtsvoll Jesus entgegen, um ihn mit herzlichen Worten zu begrüßen.

»Ich habe ihn nicht kommen lassen, denn es ging ihm nicht gut ... Er bleibt besser hier. Er versteht es so gut mit den Bürgern und mit denen, die gerne etwas über den Messias erfahren möchten, umzugehen ... « sagt Isaak.

In der Tat ist der Mann von En-Dor noch magerer als früher. Aber sein Antlitz ist heiter. Die Magerkeit veredelt seine Züge. Er gleicht einem, der schon vom zweifachen Martyrium des Fleisches und des Geistes berührt worden ist.

Jesus beobachtet ihn und fragt: »Bist du krank, Johannes?«

»Nicht mehr als bevor ich dich kennenlernte. Aber die Krankheit betrifft nur meinen Körper. In der Seele heilen, wenn ich es richtig beurteile, meine besonderen Wunden immer mehr.«

Jesus blickt noch in sein ruhiges Auge und auf die Stirn mit den etwas eingesunkenen Schläfen und sagt nichts weiter. Er legt ihm seine Hand auf die Schulter, während er mit ihm ein kleines Haus betritt, in das Schüsseln mit Meerwasser für die müden Füße und Krüge mit frischem Wasser für den Durst gebracht worden sind. Draußen, auf einfachen Tischen, die von einer schütterten Laube von Schlingpflanzen beschattet werden, wird das Essen vorbereitet.

Und es ist schön, während die Abenddämmerung hereinbricht und das Meer sein Abendgebet murmelt, zu sehen, wie Jesus mit den Frauen und Aposteln das Abendmahl einnimmt. Sie sitzen an rauhen Tischen, während die anderen, teils am Boden, teils auf Hockern oder umgestürzten Körben sitzend, einen Kreis um den Haupttisch bilden. Das Abendmahl ist bald beendet und die Tische sind rasch abgedeckt, denn es gab kaum Geschirr, nur für die wichtigsten Gäste. Das Meer ist indigoschwarz in der noch mondlosen Nacht, und seine ganze Macht enthüllt sich in dieser traurigen und eigenartig feierlichen Stunde an der Meeresküste.

Jesus, dessen hohe und helle Gestalt unter den immer dunkler werdenden Schatten gut erkennbar ist, erhebt sich vom Tisch und begibt sich in die Mitte der kleinen Gruppe der Jünger, während die Frauen sich zurückziehen. Isaak und ein anderer zünden auf dem Sand kleine Feuer an, die zur Beleuchtung dienen, und auch um die Mückenschwärme fernzuhalten, die wahrscheinlich von den nahen Tümpeln kommen.

»Der Friede sei mit euch allen!

Die Barmherzigkeit Gottes versammelt uns schon vor der festgelegten Zeit und verleiht unseren Herzen gegenseitige Freude. Ich habe sie alle geprüft, diese eure Herzen, die im Grunde gut sind, wie dies eure Anwesenheit hier beweist. Ihr, die ihr noch geistig unvollkommen seid, wie dies gewisse Reaktionen zeigen, habt mich

erwartet, um euch nach mir zu formen. In euch besteht noch der alte Mensch Israels mit allen seinen Vorstellungen und Vorurteilen fort. Aus ihm ist noch nicht – wie aus der Puppe des Falter – der neue Mensch, der Mensch des Christus, hervorgegangen, der von Christus die weite, lichtvolle, barmherzige Verfassung und noch mehr die großzügige Liebe hat. Aber seid nicht betrübt, daß ich euch durchforscht und in euren Herzen gelesen habe. Ein Meister muß seine Schüler kennen, um sie von ihren Fehlern befreien zu können. Und glaubt mir, wenn er ein guter Meister ist, läßt er sich nicht von den am meisten mit Fehlern Behafteten abstoßen, sondern bemüht sich vielmehr, sie zu bessern. Ihr wißt, daß ich ein guter Meister bin.

Und nun wollen wir miteinander diese Reaktionen und Vorurteile betrachten und die Gründe erwägen, die uns hierher geführt haben. Und in der Freude, die uns vereinigt, wollen wir den Herrn preisen, der immer aus einem individuellen Guten ein gemeinschaftliches Gute zu gestalten weiß.

Ich habe von euren Lippen vernommen, wie sehr ihr Johannes von En-Dor bewundert und darum gerade bewundert, weil er sich als bekehrten Sünder bekennt. Mit der Wandlung, die in ihm stattgefunden hat, baut er seine Predigten auf und überzeugt er viele, die er zu mir führen will. Es ist wahr, er war ein Sünder. Jetzt ist er ein Jünger. Viele von euch sind durch sein Verdienst zum Meister gekommen. Ihr seht also, wie gerade durch diese Mittel, die der alte Mensch von Israel verachten würde, Gott ein neues Volk Gottes schafft.

Nun bitte ich euch, euch eines jeden unlauteren Urteils über die Anwesenheit einer Schwester zu enthalten, die das alte Israel niemals als Jüngerin anerkennen könnte. Ich habe den Frauen gesagt, sie sollen zur Ruhe gehen. Aber nicht so sehr um ihnen Ruhe zu gönnen, als vielmehr, um die Gelegenheit zu haben, eine Bekehrung in heiliger Weise zu erklären und euch vor einer Sünde gegen die Nächstenliebe und die Gerechtigkeit zu schützen, habe ich diesen Befehl gegeben, der die Jüngerinnen gewiß betrübt hat.

Maria von Magdala, die große Sünderin in Israel, die keine Entschuldigung für ihre Sünde hat, ist zum Herrn zurückgekehrt. Und von wem soll sie Vertrauen und Barmherzigkeit erwarten, wenn nicht von Gott und den Dienern Gottes? Ganz Israel, und mit Israel die Fremden, die unter uns sind, die sie sehr gut kennen und sie jetzt verdammen, da sie nicht mehr an ihren Ausschweifungen teilnimmt, tadeln und verspotten diese Auferstehung.

Auferstehung, das ist das rechte Wort. Das Fleisch aufzuerwecken ist nicht das größte Wunder. Es ist immer ein relatives Wunder, denn es wird eines Tages vom Tod annulliert. Ich gebe nicht dem im Fleische Auferweckten, wohl aber dem im Geist Auferstandenen Unsterblichkeit. Und während ein leiblich Toter nicht seinen Willen, aufzuerstehen mit dem meinigen vereinigt, also nicht an seiner Auferweckung mitwirkt, ist bei dem, der dem Geiste nach aufersteht, der Wille tätig; ja der gute Wille ist unerlässlich für seine Bekehrung.

Das sage ich nicht, um mich zu rechtfertigen. Gott allein habe ich Rechenschaft abzulegen. Aber ihr seid meine Jünger. Meine Jünger müssen andere Jesus sein. Bei euch darf es keine Unwissenheit und keine von jenen alten Vergehen geben, deretwegen viele nur dem Namen nach mit Gott vereint sind.

Alles ist für gute Handlungen empfänglich. Auch, was am wenigsten dafür geeignet scheint. Wenn sich etwas dem Willen Gottes überläßt, und selbst wenn es noch so leblos, kalt und schmutzig ist, kann es Bewegung, Flamme und reine Schönheit werden. Ich bringe euch ein Gleichnis aus dem Buch der Makkabäer!

Als Nehemia vom König von Persien nach Jerusalem zurückgeschickt wurde, wollte man im wiederaufgebauten Tempel und auf dem gereinigten Altare Opfer darbringen. Nehemia erinnerte sich, daß im Augenblick der Festnahme durch die Perser die Priester, die zum Gottesdienst bestimmt waren, das Feuer vom Altare genommen und es an einem geheimen Ort, in einem tiefen, trockenen Brunnen eines Tales verborgen hatten. Und sie waren so sorgfältig vorgegangen, daß nur sie wußten, wo das heilige Feuer sich befand.

In der Erinnerung daran ließ Nehemia die Enkelkinder dieser Priester kommen, um sie zum Ort zu schicken, dessen geheimer Name über Generationen vom Vater an den Sohn weitergegeben worden war, und das heilige Feuer holen zu lassen, mit dem das Opferfeuer entzündet werden sollte.

Doch als die Enkel in den verborgenen Brunnen hinabstiegen, fanden sie kein Feuer, sondern trübes Wasser, einen übelriechenden, schmutzigen, schweren Schlamm, der, aus den Kloaken des zerstörten Jerusalem kommend, dort eingedrungen war. Sie teilten es Nehemia mit. Dieser jedoch befahl, von diesem Wasser zu nehmen und es ihm zu bringen. Daraufhin ließ er Holz auf den Altar legen und auf das Holz die Opfer und besprengte alles mit dem schlammigen Wasser. Das Volk schaute erstaunt zu, und die bestürzten Priester führten ehrfurchtsvoll die Befehle aus, nur weil sie von Nehemia gegeben worden waren.

Aber welche Traurigkeit in ihren Herzen! Welch ein Mißtrauen! Wie die Wolken am Himmel den Tag traurig erscheinen ließen, so stimmte der Zweifel in den Herzen die Menschen melancholisch.

Aber die Sonne zerriß die Wolken und stieg mit ihren Strahlen auf den Altar herab, und das mit schlammigem Wasser besprengte Holz fing Feuer, während die Priester die von Nehemia verfaßten Gebete und die schönsten Hymnen Israels sangen, bis das ganze Opfer verbrannt war. Um dem Volk zu zeigen, daß Gott auch mit wenig geeigneter Materie, die zu einem guten Zweck gebraucht wird, Wunder wirken kann, ordnete Nehemia an, daß der Rest des Wassers auf große Steine geschüttet wurde. Und die so besprengten Felsstücke gingen ebenfalls in Flammen auf und verzehrten sich im großen Licht, das vom Altar kam.

Jede Seele ist ein heiliges Feuer, das von Gott auf den Altar des Herzens gelegt wird und dazu dient, das Opfer des Lebens mit der Liebe zum Schöpfer zu verbrennen. Jedes Leben ist ein Brandopfer, wenn es gut angelegt wird; jeder Tag ist ein Opfer, wenn er in Heiligkeit zugebracht wird.

Aber es kommen die Räuber, die Bedrücker der Menschen und der Seelen der Menschen. Das Feuer verbirgt sich im tiefen Brunnen, nicht aus heiliger Notwendigkeit, sondern aus elender Torheit. Und dort, überschwemmt vom Abwasser der Lasterhöhlen, wird es zum schmutzigen und schweren Schlamm, bis ein Priester in diese Tiefe hinabsteigt und den Schlamm zum Sonnenlicht bringt und ihn mit seinem eigenen Opfer vereinigt.

Denn, das sollt ihr wissen: es genügt nicht der Heldenmut des Reumütigen. Es braucht auch den Heroismus dessen, der bekehrt. Er muß sogar dem anderen vorausgehen, denn die Seelen werden durch unsere Opfer gerettet. Nur so bewirkt man, daß der Schlamm sich in Flamme verwandelt, und Gott das dargebrachte Opfer als vollkommen und seiner Heiligkeit genehm ansieht.

Und da dies noch nicht genügt, um die Welt davon zu überzeugen, daß ein reumütiger Schlamm besser brennt als ein gewöhnliches Feuer, auch wenn es heiliges Feuer ist, das dazu dient, Holz und Opfer zu verbrennen, wird dieser Reueschlamm so mächtig, daß er auch Steine, also unbrennbare Materie verbrennen kann.

Und fragt ihr euch nicht, wer diesem Schlamm eine solche Eigenschaft verleiht? Wißt ihr es nicht?

So werde ich es euch sagen: in der Glut der Reue verschmilzt die Flamme mit der Flamme von Gott; die Flamme, die aufsteigt, mit der Flamme, die herabsteigt; die Flamme, die sich in Liebe opfert, mit der Flamme, die sich liebend schenkt. Es handelt sich um eine Umarmung zweier, die sich lieben, die sich wiederfinden, die sich verbinden und ein Wesen bilden. Und da die größere die Flamme von Gott ist, so überbordet sie und überschwemmt und verzehrt die Flamme des Reueschlammes, die nun nicht mehr die beschränkte Flamme eines Geschöpfes, sondern die unendliche Flamme des ungeschaffenen Wesens ist: des allerhöchsten, allmächtigen, ewigen Gottes.

Das sind die großen Sünder, die sich wahrhaftig bekehrt haben; die sich hochherzig der Bekehrung hingegen haben, ohne etwas

von der Vergangenheit zurückzubehalten; die als erstes sich selbst in ihrem belasteten Teil verbrennen mit der Flamme, die aus ihrem Schlamm entspringt, die der Gnade entgegengeeilt ist und sie berührt hat.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, viele Steine in Israel werden vom Feuer Gottes ergriffen werden, durch diese brennenden Feueröfen, die immer stärker brennen werden bis zur Auflösung der menschlichen Natur und die fortfahren, die Steine, die Lauheiten, die Ungewißheiten und die Furchtsamkeiten der Erde von ihrem Thron im Himmel aus zu verbrennen. Sie werden wahre übernatürliche Brennspiegel sein, die das Licht der Dreifaltigkeit sammeln und es auf die Menschheit widerspiegeln, um sie durch Gott zu entflammen.

Ich wiederhole euch, ich habe es nicht nötig, meine Handlungen zu rechtfertigen, aber ich will, daß ihr in meine Gedankenwelt eintretet und sie zu der euren macht. Für jetzt und für andere ähnliche Fälle in der Zukunft, wenn ich nicht mehr bei euch sein werde.

Der pharisäische Verdacht, Gott zu beflecken, wenn ihr ihm einen reinen Sünder zuführt, darf euch niemals von einem solchen Werk zurückhalten, das die vollkommene Krönung der Mission ist, für die ich euch bestimme.

Haltet euch immer vor Augen, daß ich nicht gekommen bin, Heilige zu retten, sondern die Sünder! Ihr müßt das gleiche tun; denn der Jünger steht nicht über dem Meister, und wenn es mich nicht anwidert, den Auswurf der Menschheit, der seine Sehnsucht nach dem Himmel bekennt, bei der Hand zu nehmen, und ihn frohlockend zu Gott zu führen, weil dies meine Aufgabe ist und weil eine jede solche Eroberung eine Rechtfertigung meiner Menschwerdung ist, meiner Entäußerung des Unendlichen: dann dürft auch ihr euch nicht scheuen, dasselbe zu tun; denn ihr begrenzten Menschen habt die Unvollkommenheit alle mehr oder weniger kennengelernt, da ihr von derselben Beschaffenheit seid wie die sündigen Brüder; und euch habe ich zu Erlösern auserwählt, damit mein Werk von Jahr-

hundert zu Jahrhundert auf der Erde fortgesetzt werde, wie wenn ich selbst noch auf ihr lebte in einer jahrhundertelangen Existenz. Und so wird es sein, da die Einheit meiner Priester den lebenspendenden Teil des großen Leibes der Kirche bilden wird, deren belebender Geist ich sein werde; und um diesen lebenspendenden Teil werden sich all die zahllosen Teilchen der Gläubigen versammeln, um einen Körper zu bilden, der nach meinem Namen benannt sein wird. Wenn aber die lebenspendende Kraft im priesterlichen Teil fehlt, woher könnten dann die zahllosen Teilchen Leben haben?

In Wahrheit könnte ich mein Leben bis zu den entferntesten Teilchen dringen lassen und die Zisternen und die Kanäle übergehen, die verstopft und nutzlos sind und ihre Aufgabe nicht erfüllen. Denn der Regen fällt nieder, wo er will, und die guten Teilchen, die von sich aus das Leben wollen, würden gleichwohl mein Leben leben. Aber was wäre dann das Christentum? Ein Nebeneinander-Bestehen von Seelen und Seelen. Sie wären nahe beieinander und doch durch Kanäle und Zisternen getrennt, die nicht mehr verbinden und nicht mehr das lebenspendende Blut verteilen, das aus einem einzigen Mittelpunkt kommt, sondern Mauern und Abgründe der Trennung bilden, über welche sich die Teilchen, menschlich gesprochen, feindlich betrachten würden, während ihre übernatürlich betrübten Seelen sagen würden: „Wir waren doch Brüder und fühlen uns noch als solche, obgleich wir uns getrennt haben.“ Ein Nebeneinander-Bestehen, keine Verschmelzung. Kein Organismus. Und auf diese Ruine würde meine Liebe trauernd strahlen . . .

Und weiter. Glaubt nicht, daß dies nur für religiöse Spaltungen gelte. Nein, es gilt auch für alle jene Seelen, die allein bleiben, weil die Priester sich weigern, sie zu unterstützen, sich ihrer anzunehmen und sie zu lieben, indem sie ihrer Mission entgegenhandeln, die darin besteht, zu sagen und zu tun, was ich sage und tue, also: „Kommt alle zu mir, und ich werde euch zu Gott führen.“

Geht nun in Frieden! Gott sei mit euch!«

Die Menschen zerstreuen sich langsam, und jeder geht zu seinem

Häuschen. Auch Johannes von En-Dor, der Notizen gemacht hat, während Jesus sprach, und sich der Hitze des Feuers ausgesetzt hat, um sehen zu können, was er schrieb, erhebt sich nun. Doch Jesus hält ihn zurück und sagt: »Bleibe noch ein wenig bei deinem Meister.« Und er behält ihn in seiner Nähe, bis alle sich entfernt haben.

»Wir wollen bis zu den Felsen am Rand des Wassers gehen. Der Mond steigt immer höher; man kann den Weg sehen.«

Johannes stimmt zu, ohne etwas zu erwidern. Sie entfernen sich etwa zweihundert Meter von den Häusern und setzen sich auf einen großen Felsblock, von dem ich nicht weiß, ob es ein Stück des Hafendamms oder der letzte, aus dem Wasser ragende Fels eines im Meer liegenden Felsenriffs oder die Ruine eines Hauses ist, das vom Meer verschlungen wurde, welches im Laufe der Jahrhunderte immer weiter ins Land vorgedrungen ist.

Ich weiß nur, daß man vom Ufer aus dorthin gelangen kann, indem man den Fuß auf Felsvorsprünge setzt, die als Stufen dienen, und daß der Fels auf der anderen Seite direkt ins Meer abfällt und sich ins blaugrüne Wasser taucht. Da jetzt Flut ist, ist der Felsblock im Halbkreis von Wasser umgeben, das rauscht, leicht gegen diesen Widerstand klatscht und dann mit dem Geräusch eines enormen Ausatmens zurückweicht, um schließlich zu schweigen. Einen Augenblick später beginnt diese synkopierte Musik mit ihrem regelmäßigen Rauschen, Klatschen und Schweigen aufs neue.

Sie setzen sich auf den Gipfel dieser vom Meer umspülten Steinmasse. Der Mond zieht eine silberne Straße über das Gewässer und färbt das Meer tiefblau, das vor dem Mondaufgang nichts anderes war als eine schwärzliche Ebene im Dunkel der Nacht.

»Johannes, sagst du deinem Meister nicht, weshalb dein Körper leidet?«

»Du weißt es, Herr. Aber sage nicht „leidet“, sage „sich verzehrt“! Das ist genauer, und du weißt es; und du weißt auch, daß er sich jauchzend verzehrt. Danke, Herr! Auch ich habe mich in dem Schlamm wiedererkannt, der zur Flamme wird. Aber ich werde kei-

ne Zeit haben, Felsen anzuzünden, Herr, denn ich werde bald sterben. Ich habe zu sehr unter dem Haß der Welt gelitten und juble zu sehr aus Liebe zu Gott. Aber ich trauere dem Leben nicht nach. Hier könnte ich noch sündigen und in der Mission fehlen, zu der du uns bestimmt hast. Zweimal schon habe ich in meinem Leben gefehlt. In meiner Mission als Lehrer, denn da hätte ich Gelegenheit gehabt, mich selbst zu bilden, und ich habe es nicht getan; und als Gatte, denn ich habe nicht verstanden, meine Frau zu erziehen. Logischerweise! Ich habe nicht verstanden, mich selbst zu erziehen und konnte also auch sie nicht belehren. Nun könnte ich auch in meiner Mission als Jünger fehlen, und ich möchte nicht gegen dich fehlen. Es sei daher der Tod gesegnet, wenn er kommt, um mich dorthin zu tragen, wo man nicht mehr sündigen kann! Wenn ich nicht mehr die Aufgabe des lehrenden Jüngers habe, nehme ich das Los des Opfers an, das dem deinen am nächsten kommt. Du hast es heute abend gesagt: „Zuerst sich selbst verzehren.“«

»Johannes, ist das ein Los, das du erträgst, oder ein Opfer, das du darbringst?«

»Ein Opfer, das ich darbringe, wenn Gott nicht den Schlamm verschmählt, der Feuer geworden ist.«

»Johannes, du tust große Buße.«

»Alle Heiligen tun es, und du als erster. Es ist gerecht, daß es auch der tut, der soviel wiedergutzumachen hat. Aber vielleicht findest du, daß meine Opfer Gott nicht wohlgefällig sind? Verbietest du sie mir?«

»Ich verhindere nie die guten Regungen einer Seele, die liebt. Ich bin gekommen, durch die Tat zu predigen, daß im Leiden gesühnt wird und im Schmerz Erlösung ist. Ich kann mir selbst nicht widersprechen.«

»Danke, Herr. Es wird meine Aufgabe sein!«

»Was hast du geschrieben, Johannes?«

»Oh, Meister! Bisweilen tauchen im alten Felix die Gewohnheiten des Lehrers wieder auf. Ich denke an Margziam. Er hat ein ganzes

Leben vor sich, während dessen er von dir predigen wird, und er ist seines Alters wegen bei deinen Predigten nicht zugegen. Ich will darum einige Lehren, die du uns gibst und die das Kind nicht gehört hat, weil es in sein Spiel vertieft war oder nicht bei uns weilte, aufzeichnen. In deinen Worten, auch den geringsten, ist soviel Weisheit! Deine familiären Gespräche sind schon eine Unterweisung, besonders wenn sie sich auf Dinge des Alltags eines jeden Menschen beziehen; auf die Kleinigkeiten, die im Grunde doch die Grundsteine des Lebens sind, da sie zusammen eine große Last bilden, die Geduld, Ausdauer und Ergebenheit erfordert, um in Heiligkeit ertragen zu werden. Es ist viel leichter, eine einzige heldenhafte Tat zu vollbringen als Tausende von kleinen Taten, die eine beständige Bereitschaft der Tugend erfordern. Und doch erreicht man keine große Tat, sei es im Guten oder im Bösen – ich weiß es, was das Böse betrifft – wenn man nicht zuvor eine große Menge kleiner und anscheinend unbedeutender Taten angehäuft hat. Ich habe begonnen, zu töten, als ich, der Eitelkeit meiner Frau müde, ihr den ersten verächtlichen Blick zugeworfen habe. Für Margziam habe ich deine kleinen Lehren aufgezeichnet. Und diesen Abend hatte ich das Verlangen, deine große Lehre aufzuzeichnen. Ich werde meine Arbeit dem Knaben zurücklassen, damit er sich lange des alten Lehrers erinnere, damit er auch das habe, was er sonst nicht hätte. Es wird sein herrlicher Schatz sein. Deine Worte! Erlaubst du es mir?«

»Ja, Johannes! Aber sei beruhigt wie dieses Meer. Es wäre zu beschwerlich für dich, in der Sonnenhitze zu wandern; das apostolische Leben ist eine wahre Sonnenglut. Du hast in deinem Leben schon so viel gekämpft. Jetzt ruft Gott dich zu sich in diesem sanften Schein des Mondes, der alles besänftigt und reinigt. Wandle in der Liebe Gottes. Ich sage dir: Gott ist zufrieden mit dir!«

Johannes von En-Dor ergreift die Hand Jesu, küßt sie und flüstert: »Und doch wäre es auch schön gewesen, der Welt zu sagen: „Komm zu Jesus!“«

»Du wirst es vom Paradies aus sagen, denn auch du wirst ein

Brennspiegel sein. Gehen wir nun, Johannes! Ich würde gerne lesen, was du geschrieben hast.«

»Hier ist es, Herr! Morgen werde ich dir auch die andere Rolle geben, auf der ich die anderen Worte aufgeschrieben habe.«

Sie steigen von ihrem Felsen hinab und kehren im klaren Mondschein, der den Kies am Ufer in Silber verwandelt, zu ihren Häuschen zurück. Sie grüßen sich, Johannes sich verbeugend, Jesus ihn segnend, die Hand auf sein Haupt legend und ihm seinen Frieden wünschend.

293 In Tyrus • »Beharrlichkeit ist das große Wort«

In den ersten Morgenstunden kommt Jesus vor einer Stadt am Meere an. Vier Barken folgen der seinen. Die Stadt ragt in eigenartiger Weise ins Meer hinaus, als ob sie auf einer Landzunge erbaut wäre; vielmehr als ob eine schmale Landzunge den ins Meer ragenden Stadtteil mit jenem auf dem Festland verbinden würde. Vom Meer aus gesehen, gleicht sie einem großen Pilz, wobei der Pilzhut auf den Wellen liegt, während die Wurzeln an der Küste verankert sind. Die Landenge bildet den Stengel. Auf beiden Seiten befindet sich je ein Hafen. Der eine, nach Norden geöffnete, ist weniger geschützt und voller Boote. Der südliche ist besser geschützt und voller großer Schiffe, die ankommen oder abfahren.

»Wir müssen dorthin fahren«, sagt Isaak und zeigt auf den Hafen mit den kleinen Booten. »Dort sind die Fischer.«

Sie fahren um die Insel herum, und ich sehe, daß die Landenge ein künstlicher Damm ist, der das Inselchen mit dem Festland verbindet. Aus diesem Werk und der Anzahl der Schiffe schließe ich, wie reich und aktiv der Handel dieser Stadt sein muß. Hinter der Stadt erheben sich nach einer Ebene schöne Hügel, und in der Ferne sieht man den großen Hermon und die libanesischen Bergkette. Ich glaube, daß dies eine der Städte ist, die ich vom Libanon aus gesehen habe.

Das Boot Jesu gleitet in die Reede des nördlichen Hafens, legt jedoch nicht an, sondern fährt mit Hilfe der Ruder langsam vorwärts und rückwärts, bis Isaak jene entdeckt, die er sucht; er ruft sie mit lauter Stimme.

Es nähern sich zwei schöne Fischerboote, und die Besatzung beugt sich über die kleineren Boote der Jünger.

»Der Meister ist bei uns, Freunde! Kommt, wenn ihr sein Wort hören wollt! Gegen Abend wird er nach Sykaminon zurückkehren«, sagt Isaak.

»Wir kommen sofort. Wo sollen wir hingehen?«

»An einen ruhigen Platz. Der Meister steigt nicht aus in Tyrus, geht auch nicht in die Stadt auf dem Festland. Er wird von der Barke aus reden. Wählt einen schattigen und geschützten Ort.«

»Folgt uns zu den Felsen; dort gibt es ruhige und schattige Buchten. Ihr könnt dort aussteigen.«

Sie fahren in eine weiter nördlich liegende Einbuchtung. Die steil abfallende Küste schützt vor der Sonne. Der Ort ist verlassen, und nur Möwen und wilde Tauben fliegen aufs Meer hinaus und kehren mit großem Geschrei zu ihren Nestern in den Felsen zurück.

Andere Barken haben sich dem Leitboot angeschlossen und bilden so eine kleine Flotte. Im Hintergrund dieses kleinen Golfes ist eine Spur von Strand. Wirklich nur eine Spur: ein kleiner, mit Steinen übersäter Platz. Doch um die hundert Personen kann er aufnehmen.

Sie steigen aus, indem sie eine breite Felsplatte, die aus dem tiefen Wasser herausragt, als natürliche Landungsbrücke benützen, und lassen sich dann auf dem steinigen Strand nieder, der von Salzablagerungen glitzert. Es sind hagere, von der Sonne und vom Meer braungebrannte Männer. Kurze Unterkleider lassen die mageren, kräftigen Arme und Beine unbedeckt. Der Unterschied dieser Rasse zu der der anwesenden Juden ist deutlich erkennbar; weniger auffallend ist der Unterschied zu den Galiläern. Ich möchte sagen, daß diese syro-phönizischen Männer eine weit größere Ähnlichkeit mit den fernen Philistern als mit den Nachbarvölkern haben.

Jesus wendet der Küste den Rücken zu und beginnt zu sprechen.

»Im Buch der Könige steht geschrieben, daß der Herr Elija während einer Trockenheit und Hungersnot, die das Land mehr als drei Jahre lang bedrängte, befahl, nach Sarepta in das Land der Sidonier zu gehen.

Der Herr ließ es nicht an Mitteln fehlen, um seinen Propheten an jedem Ort zu sättigen; auch sandte er ihn nicht nach Sarepta, weil diese Stadt reich an Nahrungsmitteln war. Im Gegenteil, dort waren die Leute bereits am Verhungern. Warum also sandte der Herr Elija aus Tischbe dorthin?

Es lebte in Sarepta eine Frau geraden Sinnes. Eine heilige Witwe, die Mutter eines Knaben. Sie war arm und allein, aber nicht rebellisch wegen der furchtbaren Strafe; sie war nicht selbstsüchtig in ihrem Hunger und nicht ungehorsam. Gott wollte sie belohnen und ihr drei Wunder schenken. Eines wegen des Wassers, das sie dem Durstigen gebracht hatte; eines wegen des kleinen Brotes, das sie ihm unter der Asche gebacken hatte, als sie nur noch eine Handvoll Mehl hatte; eines wegen der Gastfreundschaft, die sie dem Propheten gewährt hatte. Er schenkte ihr Brot und Öl, das Leben des Sohnes und die Kenntnis des Wortes Gottes.

Ihr seht, daß ein Akt der Liebe nicht nur den Körper sättigt, den Schmerz des Todes nimmt, sondern auch die Seele in der Weisheit des Herrn unterrichtet.

Ihr habt den Dienern des Herrn Obdach gewährt, und er gibt euch dafür das Wort der Weisheit. In dieses Land, in welches das Wort Gottes nicht kommt, bringt es ein gutes Werk. Ich kann euch vergleichen mit der einzigen Frau von Sarepta, die einen Propheten aufnahm. Auch ihr seid hier die einzigen, die den Propheten aufnehmen. Denn wäre ich in der Stadt der Reichen und Mächtigen ausgestiegen, hätten sie mich nicht aufgenommen; die vielbeschäftigten Kaufleute und Schiffsleute hätten mich nicht beachtet, und mein Kommen wäre nutzlos gewesen.

Jetzt verlasse ich euch, und ihr fragt: „Aber wer sind wir denn? Ei-

ne Handvoll Menschen. Was besitzen wir? Einen Tropfen Weisheit.“ Und dennoch sage ich euch: Ich verlasse euch und trage euch auf, die Stunde des Erlösers zu verkündigen. Ich verlasse euch und wiederhole die Worte des Propheten Elija: der Mehlkrug wird sich nicht erschöpfen. Das Öl wird nicht abnehmen, bis derjenige kommt, der es noch reichlicher austeilen wird.

Ihr habt es schon getan. Denn hier sind Phönizier, vermischt mit Menschen von jenseits des Karmel. Das ist ein Zeichen dafür, daß ihr das gesprochen habt, was euch gesagt worden ist. Seht, wie diese Handvoll Mehl und dieses Tröpflein Öl sich nicht erschöpfen, sondern stets zunehmen. Fahrt fort, sie zunehmen zu lassen. Und wenn es euch eigenartig scheint, daß Gott euch für dieses Werk auserwählt hat, da ihr glaubt, dafür ungeeignet zu sein, so sprecht das Wort des großen Vertrauens: „Ich werde tun, was du mir gesagt hast, denn ich vertraue deinem Wort.“«

»Meister, aber wie sollen wir uns diesen Heiden gegenüber verhalten? Diese hier kennen wir durch die Fischerei. Die gemeinsame Arbeit vereinigt uns. Aber die anderen?« fragt ein Fischer aus Israel.

»Die gemeinsame Arbeit vereinigt uns, sagst du. Sollte nicht auch eine gemeinsame Abstammung euch vereinigen? Gott hat die Israeliten geschaffen, aber auch die Phönizier. Die von der Ebene Scharon und jene von Galiläa unterscheiden sich nicht von denen dieser Küste. Das Paradies ist für alle Menschenkinder geschaffen worden. Und der Menschensohn kommt, um alle Menschen ins Paradies zu führen. Das Ziel ist, den Himmel zu erwerben und dem Vater Freude zu bereiten. Geht also auf demselben Weg und liebt euch geistigerweise, so wie ihr euch jetzt der Arbeit wegen liebt.«

»Isaak hat uns viel gesagt; aber wir möchten noch mehr wissen. Wäre es möglich, einen Jünger für uns zu haben, da wir so abgelegen sind?«

»Schicke uns Johannes von En-Dor, Meister! Er ist dafür geeignet, denn er ist gewohnt, unter Heiden zu leben«, schlägt Judas Iskariot vor.

»Nein, Johannes bleibt bei uns«, antwortet Jesus entschieden.

Dann wendet er sich an die Fischer: »Wann ist der Purpurfischfang zu Ende?«

»Zur Zeit der Herbststürme. Nachher ist das Meer hier zu bewegt.«

»Kehrt ihr dann nach Sykaminon zurück?«

»Ja, und auch nach Cäsarea. Wir versorgen die Römer mit viel Fisch.«

»Dann könnt ihr dort wieder mit den Jüngern zusammentreffen. In der Zwischenzeit harrt aus.«

»Hier in meiner Barke ist ein Mann, den ich nicht haben wollte; er ist sozusagen in deinem Namen gekommen.«

»Wer ist es?«

»Ein junger Fischer aus Aschkelon.«

»Laß ihn aussteigen und zu mir kommen.«

Der Mann geht an Bord und kehrt mit einem Jüngling zurück, der ziemlich verwirrt ist, Gegenstand so vieler Aufmerksamkeit zu sein.

Der Apostel Johannes erkennt ihn wieder. »Das ist einer von denen, die uns Fische gegeben haben, Meister«, und er erhebt sich, um ihn zu begrüßen. »Du bist also gekommen, Ermastheus? Hierher? Bist du allein?«

»Allein. Nach Kafarnaum zu gehen, habe ich nicht gewagt ... Ich bin an der Küste geblieben, in der Hoffnung ... «

»In der Hoffnung?«

»Deinen Meister zu sehen.«

»Ist er noch nicht dein Meister? Warum bist du noch unsicher, Freund? Komm ans Licht, das dich erwartet. Schau, wie er dich beobachtet und dir zulächelt.«

»Wie wird man mich ertragen?«

»Meister, komm einen Augenblick zu uns.«

Jesus erhebt sich und geht zu Johannes.

»Er wagt nicht, weil er ein Fremder ist.«

»Für mich gibt es keine Fremden. Wo sind deine Kameraden? Wart ihr nicht viele? ... Sei nicht betrübt! Du allein hast ausgeharrt.

Aber auch über dich allein bin ich glücklich. Kommt mit mir!«

Jesus kehrt mit der neuen Eroberung an seinen Platz zurück.

»Wir wollen ihn Johannes von En-Dor übergeben«, sagt er zu Iskariot. Dann wendet er sich an alle:

»Eine Gruppe von Bergleuten stieg in eine Grube, in der sie Schätze verborgen wußten, die jedoch tief im Innern der Erde waren. Sie begannen zu graben. Aber das Erdreich war hart und die Arbeit anstrengend.

Viele ermüdeten, warfen ihre Pickel fort und gingen von dannen. Andere verlachten den Anführer der Gruppe und behandelten ihn wie einen Toren. Wieder andere schimpften über ihr Schicksal, ihre Arbeit, ihr Land, das Metall, schlugen zornig auf die Eingeweide der Erde und zerstückelten die Ader in wertlose Brocken. Als sie dann sahen, daß sie nur Zerstörung angestiftet und keinen Gewinn gemacht hatten, gingen auch sie davon. Nur der Ausdauerndste blieb zurück. Er arbeitete vorsichtig, um die Erdschichten zu durchbrechen, ohne etwas zu zerstören. Er machte Versuche, grub tiefer und höhlt den Boden aus. Endlich kam eine glänzende, kostbare Ader zum Vorschein. Die Ausdauer des Bergarbeiters wurde belohnt mit dem reinsten Metall, das er entdeckte, und er konnte viele Arbeiten unternehmen, viele Ehren erwerben und viele Kunden finden; denn alle wollten von diesem Metall haben, das nur mit Ausdauer gefunden worden war, dort, wo Faulenzer oder Jähzornige nichts erreicht hatten!

Aber das gefundene Gold muß sich selbst, um schön und für den Goldschmied brauchbar zu sein, ausdauernd bearbeiten lassen. Wenn das Gold nach der Ausgrabungsarbeit keine Bearbeitung mehr erdulden wollte, würde es ein grobes, unnützes Metall bleiben. Ihr seht also, es genügt nicht die erste Begeisterung, um ans Ziel zu gelangen, sei es als Apostel, sei es als Jünger oder als Gläubiger. Es braucht Beharrlichkeit!

Ermastheus hatte viele Kameraden. In der ersten Begeisterung hatten alle versprochen zu kommen. Er allein ist gekommen. Zahlreich

sind meine Jünger, und es werden ihrer immer mehr. Aber nur der dritte Teil der Hälfte wird bis zum Ende bleiben. Ausharren! Das ist das große Wort. Für alle guten Dinge.

Werft ihr das Netz für den Purpurfischfang nur einmal aus? Nein, ihr seid bereit, es stundenlang, tagelang und monatelang auszuwerfen und im nächsten Jahre an denselben Platz zurückzukehren; denn diese Arbeit verschafft euch Brot und Wohlstand für euch und eure Familien. Wollt ihr anders handeln in bezug auf Dinge, die weit wichtiger sind, weil sie die Interessen Gottes und eurer Seelen betreffen, wenn ihr Gläubige seid: eure und eurer Brüder Interessen, wenn ihr Jünger seid? Wahrlich, ich sage euch, um den Purpur für die ewigen Gewänder zu gewinnen, muß man bis ans Ende ausharren.

Und jetzt bleiben wir gute Freunde, bis die Stunde der Rückkehr gekommen ist. So werden wir uns besser kennenlernen . . . «

Und sie zerstreuen sich auf dem felsigen Gestade und kochen Krebse, die sie in den Felsritzen finden, und Fische, die sie mit kleinen Netzen fangen. Dann schlafen sie auf Lagern aus getrockneten Algen in den Höhlen, die von Erdbeben und Wellenschlägen an der felsigen Küste geschaffen worden sind, während Himmel und Meer sich in einem blendenden Blau am Horizont küssen. Die Möwen fliegen einen fortwährenden Reigen mit ihren Flügeln vom Meer zu den Nestern, und ihr Gekreisch und ihre Flügelschläge sind zusammen mit den Wellenschlägen die einzigen Stimmen, die in diesen Stunden der sommerlichen Schwüle zu vernehmen sind.

294 Zu den Jüngern von Sykaminon: »Der Glaube«

Das Volk von Sykaminon hat, von der Neugierde getrieben, den Ort, wo die Jünger die Rückkehr des Meisters erwarten, den ganzen Tag belagert. Die frommen Frauen haben inzwischen keine Zeit verloren und die verstaubten und verschwitzten Kleider gewaschen, so daß auf dem Strand eine lustige Ausstellung dieser Kleider, die im Wind

und an der Sonne trocknen, sichtbar ist. Nun, da der Abend sich niedersenkt und die Feuchtigkeit des Salzwassers hochsteigt, beeilen sie sich, die noch feuchten Wäschestücke zu schütteln und nach allen Richtungen zu ziehen, bevor sie sie zusammenlegen, damit sie ordentlich dem entsprechenden Eigentümer ausgehändigt werden können.

»Bringen wir Maria sofort ihre Kleidungsstücke«, sagt Maria des Alphäus. Und sie fügt hinzu: »Sie hat sich gestern und heute im Kämmerchen ohne Luft aufhalten müssen! . . . «

Ich erfahre so, daß die Abwesenheit Jesu länger als einen Tag gedauert hat und Maria von Magdala, die nur ein einziges Gewand besaß, verborgen bleiben mußte, bis ihr geliehenes Kleid wieder trocken war.

Susanna antwortet: »Glücklicherweise beklagt sie sich nie. Ich glaubte nicht, daß sie so gut ist.«

»Sie ist so demütig, mußt du sagen, und so zurückhaltend. Armes Kind! Es war wirklich Satan, der sie gequält hat! Durch meinen Jesus von diesem befreit, ist sie wieder das geworden, was sie wohl als Kind gewesen ist.«

Während sie so miteinander reden, kehren sie mit den gewaschenen Kleidern ins Haus zurück.

Inzwischen ist Marta in der Küche damit beschäftigt, die Speisen zu bereiten, während die Jungfrau in einer Kupferschüssel das Gemüse reinigt, um es dann für das Abendessen zu kochen.

»Schau, alles ist trocken. Alles ist rein und gefaltet. Das war wirklich notwendig. Geh zu Maria und bringe ihr ihre Kleider«, sagt Susanna, indem sie Marta das Gewand übergibt.

Bald darauf kehren die Schwestern zurück. »Danke euch beiden! Ein Gewand mehrere Tage tragen zu müssen, ohne es wechseln zu können, ist für mich das allergrößte Opfer«, sagt Maria von Magdala lächelnd. »Nun komme ich mir ganz frisch vor.«

»Geh und setz dich draußen hin. Dort weht ein schönes Lüftchen; das wird dir gut tun, nachdem du so lange eingeschlossen warst«,

bemerkt Marta, die, kleiner und weniger üppig als ihre Schwester, ein Kleid der Susanna oder der Maria des Alphäus hat tragen können, während ihr eigenes in der Wäsche war.

»Dieses Mal ist es so gegangen. Aber in Zukunft wollen wir uns eine kleine Tasche machen wie die Jüngerinnen und so diese Unannehmlichkeiten vermeiden«, sagt Magdalena.

»Weshalb? Hast du denn die Absicht, ihm zu folgen, wie wir?«

»Gewiß! Wenn er mir nicht das Gegenteil befiehlt. Ich gehe nun zum Ufer um zu sehen, ob sie zurückkehren. Werden sie heute abend wiederkommen?«

»Ich hoffe es«, antwortet Maria, die Jungfrau. »Ich mache mir Sorgen, weil er nach Phönizien gegangen ist. Aber ich weiß, daß er die Apostel bei sich hat und daß die Phönizier besser sind als viele andere Menschen, die auf ihn warten. Als ich zum Brunnen ging, hat mich eine Mutter angehalten und gefragt: „Bist du beim Meister von Galiläa, den sie den Messias nennen? Dann komm und schau nach meinem Kindlein. Schon seit einem Jahr wird es vom Fieber geplagt.“ Ich bin ihr in ein kleines Haus gefolgt. Armes Geschöpf! Es gleicht einem sterbenden Blümlein! Ich werde es Jesus sagen.«

»Es sind noch andere da, die nach Heilung verlangen. Mehr nach Heilung als nach Belehrung«, sagt Marta.

»Der Mensch ist schwerlich ganz geistig. Er fühlt die Stimme und die Bedürfnisse des Fleisches stärker als jene des Geistes«, antwortet die Jungfrau.

»Aber viele werden nach einem Wunder für das Leben des Geistes wiedergeboren.«

»Ja, Marta! Und das ist auch der Grund, weshalb mein Sohn so viele Wunder wirkt. Aus Güte zum Menschen, aber auch um ihn durch dieses Mittel auf den Weg zu führen, der sonst von vielen nicht besritten würde.«

Johannes von En-Dor, der nicht mit Jesus gegangen ist, kommt nach Hause zurück, und mit ihm viele Jünger, die sich zu ihren Unterkünften begeben.

Fast gleichzeitig kehrt Maria Magdalena zurück und sagt: »Sie kommen! Es sind die fünf Boote, die gestern beim Morgengrauen abgefahren sind. Ich habe sie gut erkannt.«

»Sie werden müde und durstig sein. Ich will noch mehr Wasser holen. Die Quelle ist sehr frisch!« Und Maria des Alphäus verläßt mit ihren Krügen das Haus.

»Gehen wir Jesus entgegen. Kommt«, sagt die Jungfrau. Und sie geht mit Magdalena und Johannes von En-Dor, während Marta und Susanna mit ihren geröteten Gesichtern beim Herd bleiben und sich bemühen, die Abendmahlzeit fertig zu bereiten.

Am Ufer entlang gelangen sie an eine kleine Mole, wo andere Fischerboote angebunden sind. Von hier aus kann man gut den ganzen Golf und die Stadt, die ihm den Namen gibt, überblicken. Man sieht auch die fünf Barken, die sich rasch nähern, ein wenig schief liegend mit dem von einem schwachen Nordwind geschwellten Segel. Der Wind ist ihnen günstig und eine Erleichterung für die von der Hitze ermüdeten Männer.

»Schau wie Simon und die anderen gut mit den Segeln umzugehen wissen. Sie folgen dem Boot des Lotsen mit großer Leichtigkeit. Nun haben sie das Felsenriff hinter sich und machen einen Bogen, um die Strömung zu umgehen, die an dieser Stelle stark ist. Seht . . . Jetzt geht alles gut! Bald werden sie hier sein«, sagt Johannes von En-Dor. Tatsächlich nähern sich die Barken immer mehr, und schon sind ihre Insassen erkennbar.

Jesus ist zusammen mit Isaak im ersten Boot. Er hat sich aufgerichtet, und seine hohe Gestalt erscheint in ihrer ganzen eindrucksvollen Majestät, bis das eingezogene Segel ihn für einige Minuten verdeckt. Die in die Kurve gehende Barke kommt mit dem Bug an den Frauen vorüber, um in die schützende Mole einzufahren. Jesus grüßt lächelnd, während sie sich eilends zum Punkt begeben, wo die Barke anlegt.

»Gott segne dich, mein Sohn!« grüßt Maria ihren Jesus, der auf das Landebrett steigt.

»Gott segne dich, Mutter. Bist du in Sorge gewesen? In Sidon konnten wir den Jünger nicht finden, den wir gesucht haben. So sind wir bis nach Tyrus gefahren. Dort haben wir ihn gefunden. Komm, Erastheus! Höre Johannes, dieser Jüngling möchte unterrichtet werden. Ich will ihn dir anvertrauen.«

»Ich will dich nicht enttäuschen, wenn ich ihn in deinem Wort unterweisen darf. Danke, Meister! Hier sind viele, die auf dich warten«, antwortet Johannes von En-Dor.

»Hier befindet sich auch ein kleines, krankes Kind, mein Sohn, und die Mutter verlangt nach dir.«

»Ich gehe sofort zu ihr!«

»Ich weiß, wo es ist, Meister. Ich begleite dich. Komm auch du, Erastheus! Lerne die unendliche Güte unseres Herrn kennen«, sagt der Mann von En-Dor.

Aus der zweiten Barke steigt Petrus aus, aus der dritten Jakob, aus der vierten Andreas und aus der fünften Johannes, die vier Lotsen, gefolgt von den anderen Aposteln und Jüngern, die bei ihnen waren und sich nun um Jesus und Maria versammeln.

»Geht nach Hause! Ich komme sofort. Bereitet inzwischen das Abendessen vor und sagt den Wartenden, daß ich am Ende der Vesperzeit sprechen werde.«

»Und wenn es Kranke gibt?«

»Ich will sie zuerst heilen, auch schon vor dem Abendbrot, damit sie glücklich nach Hause gehen können.«

Sie trennen sich. Jesus geht mit dem Mann von En-Dor und Erastheus zur Stadt, und die anderen kehren auf dem mit Kies bedeckten Strand zu ihren Unterkünften zurück, indem sie sich alles erzählen, was sie gesehen und gehört haben: glücklich wie Kinder, die zur Mutter heimkehren. Auch Judas Iskariot ist glücklich. Er zeigt allen die Almosen, die ihm die Purpurmuschelfischer gegeben haben, und vor allem ein schönes Bündel von kostbaren Purpurmuscheln.

»Das ist für den Meister. Wenn er es nicht trägt, wer könnte es

dann tragen? Sie haben mich auf die Seite gerufen und gesagt: „Wir haben Perlmuscheln im Boot und wir haben auch eine Perle. Stell dir vor! Welch ein Schatz! Ich weiß nicht, wie wir ein solches Glück haben konnten. Aber wir geben sie dir gerne für den Meister. Komm, sie anzusehen.“ Ich bin hingegangen, um sie zufriedenzustellen, während der Meister sich in eine Grotte zum Gebet zurückgezogen hatte. Es waren wunderschöne Korallen und eine Perle, nicht groß, aber schön. Ich habe zu ihnen gesagt: „Beraubt euch nicht dieser Dinge. Der Meister trägt kein einziges Schmuckstück. Gebt mir vielmehr etwas von diesem Purpur. Ich will damit sein Gewand verschönern.“ Sie gaben mir dieses Bündel. Sie wollten mir unbedingt alles geben. Nimm es, Mutter, und mach damit ein schönes Kleid für unseren Herrn. Aber tue es wirklich. Denn wenn er das Bündel sieht, dann läßt er es uns sicher verkaufen für die Armen. Und uns gefällt es, ihn gekleidet zu sehen, wie er es verdient. Nicht wahr?«

»O ja, so ist es! Ich leide darunter, wenn ich ihn unter den anderen so einfach gekleidet daherkommen sehe. Er ist der König, sie weniger als elende Sklaven; aber sie sind alle geschmückt und aufgeputzt und blicken ihn deshalb wie einen Armen an, der ihrer unwürdig ist!« sagt Petrus.

»Hast du gesehen, wie die Herren von Tyrus gelacht haben, als sie sich von den Fischern verabschiedeten?« fragt sein Bruder.

»Ich habe ihnen gesagt: „Schämt euch! Hunde seid ihr! Ein Faden seines weißen Gewandes ist mehr wert als alle eure Fransen“«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Da Judas dies erhalten hat, wäre es schön, wenn das Gewand für das Laubhüttenfest fertig wäre«, sagt Judas Thaddäus.

»Ich habe noch nie Purpur gewoben. Aber ich werde es versuchen«, sagt Maria, die allerheiligste Mutter, und berührt dabei das leichte, weiche Knäuel, das eine herrliche Farbe hat.

»Meine Amme hat Erfahrung darin. Wir werden sie in Cäsarea treffen. Sie wird es dir beibringen, und du wirst es schnell erlernen, denn du machst alles sehr gut. Ich würde eine Borte für den Hals-

ausschnitt, die Ärmel und den Kleidersaum machen; Purpur auf weißem Linnen oder schneeweißer Wolle, mit Palmenmuster oder Rosetten wie auf dem Marmor des Heiligtums, und dem Zeichen Davids in der Mitte. Das wäre sehr schön«, sagt Magdalena, die in diesen Dingen erfahren ist.

Marta fügt hinzu: »Unsere Mutter machte diese Zeichnung auf das Gewand des Lazarus, das sie ihm für die Reise zu seinen Ländereien in Syrien anfertigte, als er sie in Besitz nahm. Ich habe es aufbewahrt, denn es war die letzte Arbeit unserer Mutter. Ich werde es dir zuschicken.«

»Ich werde es nacharbeiten und dabei für eure Mutter beten.«

Die Häuser sind erreicht. Die Apostel zerstreuen sich, um alle zu versammeln, die nach dem Meister verlangen, besonders die Kranken ...

Jesus kommt mit Johannes von En-Dor und Ermastheus zurück. Er geht grüßend an denen vorbei, die sich vor dem Häuschen drängen. Sein Lächeln ist ein Segen.

Man stellt ihm einen Augenkranken vor, der infolge einer eiternden Augenentzündung fast erblindet ist; er heilt ihn. Dann ist einer an der Reihe, der offenbar an Malaria leidet und gelb wie ein Chinese ist; er heilt ihn.

Dann kommt eine Frau, die ein besonderes Wunder erbittet. Ihre Brust ist ohne Milch, und sie zeigt ihm ein Kind, das nur wenige Tage alt, unterernährt und ganz rot ist, als hätte es Fieber. Sie weint: »Du siehst, wir Frauen haben den Befehl, dem Mann untertan zu sein und zu gebären. Aber was nützt es, wenn wir dann sehen müssen, wie die Kinder hungern? Es ist das dritte Kind; zwei habe ich schon zu Grabe getragen wegen der trockenen Brust. Dieses stirbt schon jetzt, weil es in der heißen Jahreszeit zur Welt gekommen ist. Die anderen lebten, das eine zehn Monate und das andere sechs Monate, und ich weinte mehr, als wenn sie an einer anderen Krankheit gestorben wären. Hätte ich meine Milch, dann wäre es nicht geschehen ... «

Jesus schaut sie an und sagt: »Dein Kind wird leben. Habe Vertrauen. Geh nach Hause und, sobald du dort angekommen bist, gib deinem Kind die Brust. Habe Vertrauen!«

Die Frau geht gehorsam mit dem armen Kind weg, das unaufhörlich wie ein Kätzchen jammert, während sie es an ihr Herz drückt.

»Aber wird sie denn Milch bekommen?«

»Gewiß.«

»Ich sage, daß ihr Kind am Leben bleiben wird, sie jedoch keine Milch bekommen wird. Es wird schon ein Wunder sein, wenn es weiterlebt. Es ist schon halb verhungert.«

»Ich aber sage, daß sie Milch bekommen wird.«

»Ja!«

»Nein!«

Die Ansichten sind verschieden wie die Menschen. Jesus zieht sich zum Abendmahl zurück. Als er wiederkommt, um zu predigen, hat die Menge noch zugenommen, denn die Kunde vom Wunder am kranken Kind, das Jesus gleich nach seiner Ankunft vom Fieber geheilt hat, hat sich in der ganzen Stadt verbreitet.

»Ich gebe euch meinen Frieden, damit er euren Geist auf meine Worte vorbereite. Im Sturm kann die Stimme des Herrn nicht zu euch gelangen. Jede Erregung schadet der Weisheit; denn sie ist friedvoll, da sie von Gott kommt. Die Erregung hingegen kommt nicht von Gott; denn die Sorgen, die Ängste und die Zweifel sind Werke des Bösen, der die Menschenkinder quälen und sie von Gott trennen will.

Ich will euch folgendes Gleichnis erzählen, damit ihr diese Lehre besser versteht.

Ein Landmann hatte viele Bäume und Weinstöcke auf seinen Feldern, die viele Früchte trugen. Unter den Weinstöcken war ein besonders edler, auf den er sehr stolz war.

Eines Jahres trug dieser Weinstock viel Laub, aber nur wenig Trauben. Ein Freund sagte dem Bauersmann: „Das kommt daher, weil du ihn zu wenig beschnitten hast.“ Im folgenden Jahre beschnitt der

Winzer den Weinstock reichlich, und er brachte viele Zweige und noch weniger Trauben. Ein anderer Freund sagte: „Das kommt daher, weil du ihn zuviel beschnitten hast.“ Im dritten Jahre ließ der Mann den Weinstock in Ruhe, und dieser brachte keine einzige Traube und nur ganz wenige dünne und mit Rostflecken bedeckte Blätter. Ein dritter Freund machte folgende Bemerkung: „Der Weinstock geht ein, weil der Boden nicht gut ist. Verbrenne ihn.“ „Aber warum denn? Es ist doch derselbe Boden wie bei den anderen und ich pflege ihn, wie ich die anderen pflege! Er trug doch früher reichlich Trauben.“

Der Freund zuckte mit den Schultern und ging davon.

Da kam ein unbekannter Wanderer und blieb stehen, um den Landmann zu beobachten, der traurig am Stamm des armen Weinstockes lehnte. „Was hast du?“ fragte er. „Ist jemand im Haus gestorben?“

„Nein. Dieser Weinstock, den ich so sehr geliebt habe, stirbt mir. Er hat keinen Saft mehr, um Früchte hervorzubringen. Ein Jahr gab er wenig, im darauffolgenden noch weniger und dieses Jahr gar nichts. Ich habe getan, was man mir geraten hat, aber es hat nichts genützt.“

Der unbekannte Wanderer ging auf den Acker zum Weinstock. Er berührte die Blätter, nahm eine Erdscholle in die Hand, roch daran, zerbröckelte sie zwischen den Fingern und erhob den Blick zum Stamm eines Baumes, der den Weinstock stützte.

„Du mußt diesen Baum entfernen. Dieser Weinstock bringt seinetwegen keine Früchte mehr.“

„Aber er ist doch seit Jahren seine Stütze!“

„Antworte mir, Mann: als du diesen Weinstock gepflanzt hast, wie war er damals, und wie war der Baum?“

„Oh, der Weinstock war ein dreijähriger, schöner Setzling. Ich hatte ihn von einem anderen Weinstock gewonnen und habe beim Umsetzen ein tiefes Loch gegraben, damit er sich sofort wohl fühle, und zuvor hatte ich die Erde ringsum umgehackt, damit sie weich für

die Wurzeln sei, und sie sich ohne Mühe ausbreiten könnten. Mit großer Sorgfalt habe ich alles vorbereitet und auf den Boden des Loches Dünger gestreut. Die Wurzeln, du weißt es, werden stark, wenn sie sofort Nahrung finden. Weniger habe ich mich um die Ulme gekümmert. Sie sollte nur dazu dienen, den Weinstock zu stützen. Daher pflanzte ich sie nur oberflächlich neben den Setzling. Ich habe um die beiden jungen Pflanzen die Erde etwas angehäuft und bin weggegangen. Alle beide haben Wurzeln gefaßt, denn die Erde ist gut. Der Weinstock wurde von Jahr zu Jahr größer, geliebt, gehegt und beschnitten. Die Ulme jedoch darbt. Aber ich machte mir keine Sorgen um sie! ... Dann wurde auch sie stark. Du siehst ja, wie schön sie jetzt ist. Wenn ich hierher komme, sehe ich schon von weitem ihren Wipfel in die Luft ragen wie einen Turm. Sie scheint mir das Sinnbild meines kleinen Reiches zu sein. Zuerst bedeckte sie der Weinstock, und man konnte ihre schönen Blätter nicht sehen. Aber jetzt, schau, wie schön sie da oben in der Sonne ist! Welch ein Stamm! Gerade und stark! Er hätte diesen Weinstock jahrelang stützen können, selbst wenn er so groß geworden wäre wie jene, welche die Kundschafter Israels am ‚Bach der Trauben‘ mitnahmen. Indessen ...“

„Indessen hat sie ihn getötet. Alles war gut für sein Leben: die Erde, die Lage, das Licht, die Sonne und die Pflege, die du ihm gegeben hast. Aber dieser Baum hier hat ihn getötet. Er ist zu stark geworden. Er hat die Wurzeln erdrosselt; hat ihm jeden Bodensaft entzogen; hat ihm das ganze Licht geraubt. Haue diesen nutzlosen, schädlichen Baum sofort um, und dein Weinstock wird sich erholen. Und noch mehr wird er sich erholen, wenn du ihm mit Geduld den Boden auflockerst und die Wurzeln der Ulme freilegst, um sie abzuhauen; so gehst du sicher, daß sich keine neuen Schoße bilden. Die Wurzeln werden mit ihren letzten Verzweigungen im Boden verwesen und durch ihr Absterben Leben hervorbringen; sie werden als Strafe für ihren Egoismus Dünger sein. Den Stamm wirst du verbrennen, und er wird dir somit nützlich sein. Ein nutzloser Baum,

der nur schadet, muß entfernt werden, damit alle Säfte und Kräfte zur guten und nützlichen Pflanze gelangen können. Hab Vertrauen in das, was ich dir gesagt habe, und du wirst zufrieden sein.“

„Aber wer bist du denn? Sage es mir, damit ich Vertrauen haben kann.“

„Ich bin der Weise. Wer an mich glaubt, wird sichergehen“, und damit entfernte er sich.

Der Bauer blieb etwas unentschlossen zurück. Schließlich griff er zur Säge und rief seine Freunde zur Hilfe.

„Aber du bist töricht!“ „Du wirst die Ulme und den Weinstock einbüßen.“

„Ich würde mich damit begnügen, den Gipfel abzusägen, um dem Weinstock Luft zu geben. Sonst nichts.“ „Aber er muß doch eine Stütze haben. Du machst eine unnütze Arbeit.“ „Wer weiß, wer jener gewesen ist! Vielleicht war es jemand, der dich haßt, ohne daß du es weißt.“ „Oder ein Verrückter“, und so weiter.

„Ich tue, was er mir gesagt hat. Ich habe Vertrauen zu ihm.“ Und er sägte die Ulme bei den Wurzeln ab und legte in einem weiten Umkreis die Wurzeln der beiden Bäume frei, sägte mit Geduld jene der Ulme ab und achtete darauf, die Wurzeln des Weinstockes nicht zu beschädigen. Dann schaufelte er das große Loch wieder zu und gab dem Weinstock als Stütze einen starken Eisenpfahl. Auf eine Tafel, die er dann am Pfahl befestigte, schrieb er das Wort ‚Vertrauen‘.“

Die anderen gingen kopfschüttelnd weg. Der Herbst und der Winter gingen vorüber. Es kam der Frühling. Die beschnittenen Reben schmückten sich mit Knospen über Knospen, die zuerst in einer Hülle von silbernem Samt eingeschlossen waren und sich darauf in den Smaragd der treibenden Blätter hüllten. Neue Triebe breiteten sich aus, und es kamen die Blüten und dann die kleinen Beeren. Mehr Trauben als Blätter, und letztere groß, grün und stark, entsprechend dem Fruchtgehänge von zwei, drei oder mehr Trauben. Und jede Traube ein dichter Knäuel von fleischigen, saftigen, herrlichen Beeren.

„Und was sagt ihr nun? War der Baum daran schuld, daß mein Weinstock dahinsiechte, oder nicht? Habe ich recht gehandelt oder nicht, als ich auf diese Tafel das Wort ‚Vertrauen‘ schrieb?“ sagte der Mann zu den ungläubigen Freunden.

„Du hast recht gehabt! Du Glücklicher, der du es verstanden hast, zu glauben und die Vergangenheit und was dir als schädlich bezeichnet wurde, zu vernichten.“

Das ist das Gleichnis. Was die Frau mit der ausgetrockneten Brust betrifft hier ist die Antwort. Schaut zur Stadt!«

Alle blicken zur Stadt und sehen die Frau, die auf sie zuläuft und dennoch den Säugling nicht von der Brust genommen hat, die mit Milch gefüllt ist. Das Kind trinkt mit einer Gier, daß es fast daran erstickt. Die Frau läßt sich nicht aufhalten, bis sie bei Jesus angelangt ist. Dann nimmt sie einen Augenblick den Kleinen von der Brust und schreit: »Segne ihn, segne ihn, damit er für dich lebe!«

Nachdem die Frau sich beruhigt hat, sagt Jesus: »Für eure Vermutungen über das Wunder habt ihr nun die Antwort. Das Gleichnis hat einen viel weiteren Sinn als die kleine Episode eines belohnten Vertrauens. Das ist es!

Gott hatte seinen Weinstock, sein Volk, an einem geeigneten Ort gepflanzt. Er hatte es mit allem ausgestattet, was notwendig war, um wachsen und gedeihen und immer reichere Früchte bringen zu können. Es sollte sich auf seinen Lehrmeister stützen, um das Gesetz besser verstehen zu können und es zu seiner Kraft zu machen. Aber die Lehrer wollten den Gesetzgeber übertreffen und wuchsen, wuchsen, wuchsen bis sie sich selbst stärker durchsetzten als das ewige Wort. Und Israel wurde unfruchtbar. Der Herr hat deshalb seinen Weisen gesandt, damit alle, die in Israel aufrichtigen Herzens über diese Unfruchtbarkeit betrübt sind und dieses oder jenes versucht haben nach den Vorschriften und Ratschlägen der Meister, die menschlich gelehrt, aber in übernatürlicher Hinsicht ungelehrt sind und daher nicht wissen, was erforderlich ist, um dem Geist Israels wieder Leben zu verleihen, um den Suchenden wahrhaft heilsame Ratschläge erteilen zu können.

Aber was geschieht nun? Warum nimmt Israel nicht an Kraft zu, um wieder stark zu werden wie in den goldenen Zeiten seiner Treue zum Herrn? Weil der Rat lautet: alle Dinge müssen entfernt werden, die als Parasiten der heiligen Sache schaden; so vom Dekalog, der ohne Kompromisse und ohne Heuchelei gegeben wurde. Sie müssen entfernt werden, um dem Weinstock wieder Luft, Raum und Nahrung zu geben; um ihm einen starken, geraden, unbeugsamen und einzigen Halt zu geben, der den strahlenden Namen „Glauben“ trägt. Aber dieser Rat wird nicht angenommen.

Deshalb sage ich euch, Israel wird zugrunde gehen, während es sich wieder erheben und das Reich Gottes besitzen könnte, wenn es glauben und sich hochherzig bessern und gänzlich ändern würde.

Geht in Frieden. Der Herr sei mit euch!«

295 Jesus sagt Magdalena: »Ich werde dich schmieden mit Feuer und Amboß«

Es ist noch Nacht, eine sehr schöne Nacht mit abnehmendem Mond, als Jesus sich mit den Aposteln und den Frauen sowie Johannes von En-Dor und Ermastheus leise von Isaak verabschiedet, dem einzigen, der wach ist. Sie nehmen den Weg längs der Küste. Das Geräusch der Schritte hört sich an wie ein leichtes Gleiten der Sandalen über die Kiesdecke; niemand spricht, bis das letzte Häuslein einige Meter hinter ihnen liegt. Wer in diesen Häuschen oder in den vorhergehenden schläft, hat die stille Abreise des Herrn und seiner Freunde gewiß nicht bemerkt. Das Schweigen ist vollkommen. Nur das Meer spricht mit dem Mond, der jetzt untergeht und dem Morgen Platz macht, und erzählt dem Sand die Geschichte der Tiefe mit seinen großen Wellen der Hochflut, die sich erhebt und einen immer schmäleren trockenen Rand am Ufer zurückläßt.

Dieses Mal gehen die Frauen mit Johannes, dem Zeloten, Judas Thaddäus und Jakobus des Alphäus voraus, die den Jüngerinnen helfen, kleine Klippen zu überwinden, die da und dort auftauchen

und mit salziger und glitschriger Nässe bedeckt sind. Der Zelote ist mit Magdalena, Johannes mit Marta, während Jakobus des Alphäus sich um die Mutter und Susanna kümmert, und Thaddäus niemand die Ehre überläßt, in seine starke, schmale Hand, die der Hand Jesu ähnelt, die kleine Hand Marias zu nehmen, um ihr bei den schwierigen Schritten zu helfen. Jeder spricht leise mit seiner Gefährtin. Es scheint, als ob alle den Schlaf der Erde achten wollten.

Der Zelote spricht sehr eifrig mit Maria Magdalena, und ich sehe mehrmals, daß Simon die Arme ausbreitet, als ob er sagen wollte: »So ist es, und daran ist nichts zu ändern.« Aber ich kann nicht hören, was sie reden, da sie am weitesten vorne sind.

Johannes spricht nur ab und zu mit seiner Begleiterin und deutet auf das Meer und auf den Karmel, dessen nach Westen gerichteter Abhang noch weiß vom Mondschein ist. Vielleicht spricht er vom Weg, den sie das letztmal gegangen sind, als sie den Karmel von der anderen Seite aus gestreift haben.

Auch Jakobus, der zwischen Maria des Alphäus und Susanna geht, spricht vom Karmel. Er sagt zu seiner Mutter: »Jesus hat mir versprochen, einmal allein mit mir dort hinaufzusteigen; dann will er mir allein etwas sagen, nur mir allein.«

»Was will er dir wohl sagen, Sohn? Wirst du es mir mitteilen?«

»Mama, wenn es ein Geheimnis ist, dann kann ich es dir nicht sagen«, antwortet Jakobus mit dem ihm eigenen liebenswürdigen Lächeln. Seine Ähnlichkeit mit Josef, dem Bräutigam Marias, ist in seinen Gesichtszügen und noch mehr in seiner ruhigen Sanftmut sehr auffallend.

»Für die Mama gibt es keine Geheimnisse.«

»Ich habe keine. Aber wenn Jesus mich hinaufführen will, um ganz allein mit mir zu sprechen, so ist das ein Zeichen dafür, daß niemand erfahren soll, was er mir sagen wird. Und du, Mama, bist meine liebe Mutter, die ich sehr liebe; doch Jesus steht über dir und sein Wille ebenfalls. Aber ich will ihn fragen, wenn der Moment gekommen ist, ob ich dir seine Worte mitteilen darf. Bist du damit zufrieden?«

»Du wirst es vergessen, ihn zu fragen . . . «

»Nein, Mama, ich vergesse dich nie, auch wenn du ferne bist. Wenn ich etwas Schönes sehe oder höre, denke ich immer: „Wenn doch meine Mama hier wäre.“ «

»Oh, mein Lieber! Gib mir einen Kuß, mein Sohn!« Maria des Alphäus ist gerührt. Aber die Rührung erstickt doch nicht ihre Neugierde. Sie nimmt einen neuen Anlauf, nachdem sie eine Zeitlang geschwiegen hat: »Du hast gesagt: „Sein Wille.“ So hast du also verstanden, daß er dir seinen Willen mitteilen will. Los, wenigstens das kannst du mir sagen. Das hat er doch vor allen anderen zu dir gesagt.«

»In Wirklichkeit war ich mit ihm allein vorausgegangen«, sagt Jakobus lächelnd.

»Doch die anderen konnten es hören.«

»Er hat nicht viel zu mir gesagt, Mama. Er hat mich an die Worte und das Gebet des Elija auf dem Karmel erinnert: „Von den Propheten des Herrn bin ich allein geblieben.“ „Erhöre mich, damit dieses Volk erkenne, daß du der Herr, sein Gott, bist.“ «

»Und was wollte er damit sagen?«

»Wie viele Dinge du wissen willst, Mama! Geh doch zu Jesus, er wird es dir sagen«, weicht Jakobus aus.

»Er wollte wohl sagen, daß er der einzige Prophet in Israel bleibt, nachdem der Täufer gefangen worden ist, und daß Gott ihn noch lange bewahren muß, bis das Volk belehrt ist«, sagt Susanna.

»Hm! Ich glaube nicht, daß Jesus darum bittet, lange auf Erden zu bleiben. Er bittet nie um etwas für sich selbst . . . Los, mein Jakobus! Sag es deiner Mutter.«

»Die Neugierde ist ein Fehler, Mama; sie ist etwas Unnützes und Gefährliches, manchmal sogar etwas Schmerzliches. Übe einen schönen Akt der Abtötung . . . «

»O weh! Er wird doch nicht gesagt haben, daß dein Bruder ins Gefängnis geworfen und vielleicht getötet wird?« fragt Maria des Alphäus ganz verzweifelt.

»Judas ist nicht „alle Propheten“, Mama, wenngleich für deine Liebe jener deiner Söhne die Welt bedeutet ...«

»Ich denke auch an die anderen, weil ... weil unter den künftigen Propheten ganz bestimmt auch ihr sein werdet. Wenn ... wenn nur du allein bleibst ... so ist das ein Zeichen dafür, daß die anderen, daß mein Judas ... oh! ...« Maria des Alphäus läßt Jakobus und Susanna stehen und läuft flink wie ein Mädchen zurück, ohne auf die Frage zu hören, die ihr Thaddäus stellt. Sie erreicht wie eine Verfolgte die Gruppe Jesu.

»Mein Jesus ... ich habe mit meinem Sohn gesprochen ... über das, was du vom Karmel, von Elija ... von den Propheten gesagt hast ... Du hast gesagt, daß Jakobus allein bleiben wird ... Und was wird mit Judas geschehen? Er ist mein Sohn, weißt du?« Sie ist ganz außer Atem infolge der Angst und des schnellen Laufens.

»Ich weiß es, Maria. Und ich weiß auch, daß du glücklich bist, weil er mein Apostel ist. Du siehst, du hast alle Rechte einer Mutter, und ich habe die des Meisters und Herrn.«

»Das ist wahr ... es ist wahr ... Aber Judas ist mein Sohn! ...« Maria weint hemmungslos.

»Oh, welch unnötig vergossene Tränen! Doch alles kann man dem Herzen einer Mutter verzeihen. Komm her, Maria, und weine nicht! Ich habe dich schon einmal getröstet; auch damals habe ich dir versprochen, daß dein Schmerz dir große Gnaden bei Gott verdient hat, für dich, für deinen Alphäus, für alle deine Söhne ...« Jesus hat seinen Arm auf die Schultern der Tante gelegt und zieht sie an sich ... Er sagt zu den ihn Umgebenden »Geht voraus!«

Dann, allein mit Maria des Klopas, beginnt er wieder zu reden: »Ich habe nicht die Unwahrheit gesagt. Alphäus ist gestorben, während er meinen Namen angerufen hat. Dadurch ist seine Schuld Gott gegenüber gelöscht. Die Bekehrung zum mißverstandenen Verwandten, dem Messias, den er zuvor nicht hat anerkennen wollen, hat ihm dein Schmerz verdient, Maria! Dein neues Leid wird erreichen, daß der unsichere Simon und der hartnäckige Josef deinen Alphäus nachahmen.«

»Ja ... aber ... Was wirst du mit Judas machen, mit meinem Judas?«

»Ich werde ihn noch mehr lieben, als ich ihn schon jetzt liebe.«

»Nein, nein! Es liegt eine Drohung in deinen Worten! Oh, Jesus! Oh, Jesus! ... «

Maria, die Jungfrau, kehrt ebenfalls zurück, um ihre Schwägerin im Schmerz zu trösten, dessen Ursache sie noch nicht kennt. Aber als die Schwägerin, die an ihrer Seite noch stärker weint, ihr die Angst mitteilt, wird sie noch bleicher als der Mond.

Maria des Alphäus jammert: »Sag du ihm, daß ... daß ... Mein Judas soll nicht sterben ... «

Die Jungfrau Maria, die fahl geworden ist, sagt: »Kann ich das für dich erbitten, wenn ich nicht einmal für meinen Sohn Bewahrung vor dem Tod erbete? Maria, sage mit mir: „Dein Wille geschehe, Vater, im Himmel, auf Erden und in den Herzen der Mütter.“ Den Willen Gottes im Schicksal der Söhne zu erfüllen, ist ein erlösendes Martyrium für uns Mütter ... Und übrigens ... Es ist nicht gesagt worden, daß Judas getötet oder getötet werden wird, bevor du stirbst. Deine heutige Bitte, daß er bis ins hohe Alter am Leben bleiben möge, wie würde sie dich bedrücken, wenn du einst im Reich der Wahrheit und Liebe alle Dinge durch das Licht Gottes und deine geistige Mutterschaft sehen wirst. Ich bin sicher, daß du dann als Selige und als Mutter wünschest, daß Judas meinem Jesus in seinem Los als Erlöser ähnlich ist, und du wirst danach brennen, ihn schnell bei dir zu haben, von neuem und für immer! Denn die Qual der Mütter ist es, von ihren Söhnen getrennt zu sein. Eine so große Qual, daß sie, glaube ich, als Liebesverlangen auch im Himmel, der uns aufnimmt, andauern wird.«

Das Weinen Marias, so deutlich vernehmbar in der Stille der ersten Ankündigung des Morgens, hat alle veranlaßt, zurückzukommen, um zu erfahren, was vorgefallen ist. Sie hören die Worte der Jungfrau Maria, und Rührung überkommt auch die anderen.

Maria von Magdala weint und flüstert: »Und ich habe meiner Mutter diese Qual schon auf Erden verursacht!«

Marta weint und sagt: »Der Schmerz der Trennung von Mutter und Kind ist gegenseitig.«

Auch die Augen von Petrus glänzen, und der Zelote sagt zu Bartholomäus: »Welche Worte tiefer Weisheit, um das zu erklären, was die Mutterschaft einer Seligen bedeutet.«

»Und wie eine selige Mutter die Dinge sieht: durch das Licht Gottes und die vergeistigte Mutterschaft . . . Das nimmt einem den Atem wie ein lichtvolles Geheimnis«, erwidert Natanaël.

Iskariot sagt zu Andreas: »Die Mutterschaft entäußert sich jeglicher Schwere des Gefühls und wird sozusagen ganz Flügel. Es scheint, als könnten wir unsere Mütter bereits in unbegreifliche Schönheit umgewandelt sehen.«

»Das ist wahr. Unsere, Jakobus, wird uns so lieben. Stell dir vor, wie vollkommen ihre Liebe dann sein wird?« sagt Johannes zu seinem Bruder, und er ist der einzige, der dabei strahlend lächelt, so freudig berührt ihn der Gedanke, daß seine Mutter zu einer vollkommenen Liebe gelangen wird.

»Es tut mir leid, euch einen solchen Schmerz verursacht zu haben«, entschuldigt sich Jakobus des Alphäus. »Aber sie hat mehr geahnt als ich ihr gesagt habe . . . Glaub es mir, Jesus.«

»Ich weiß es, ich weiß es. Aber Maria arbeitet an sich selbst, und das ist ein Schlag, schlimmer als mit dem Skalpell. Doch er befreit sie von sehr viel totem Gewicht«, sagt Jesus.

»Auf, Mutter! Höre auf zu weinen! Es schmerzt mich, daß du leidest wie ein armes Frauchen, das die Gewißheit des Reiches Gottes nicht kennt. Du gleichst in keiner Weise der Mutter der makkabäischen Brüder«, tadelt Thaddäus streng, obgleich er seine Mutter in die Arme nimmt und ihr schließlich einen Kuß auf den Kopf, auf die graumelierten Haare, drückt. »Du bist wie ein Mädchen, das Furcht hat vor Schatten und Fabeln, die man ihm erzählt, um es zu erschrecken. Und du weißt doch, wo du mich finden kannst: in Jesus! Welch eine Mama! Welch eine Mama! Weinen solltest du, wenn dir gesagt würde, daß ich in Zukunft ein Verräter Jesu sei; einer, der

ihm untreu wird, ein Verdammter! Dann solltest du weinen, sogar Blut! Aber, wenn Gott mir hilft, werde ich dir diesen Schmerz nie zufügen, meine Mutter. Ich will die ganze Ewigkeit bei dir sein!«

Der Vorwurf und die darauffolgenden Liebkosungen haben zur Folge, daß Maria des Alphäus, die jetzt ganz beschämt über ihre Schwäche ist, aufhört zu weinen.

Das Licht ist im Übergang von der Nacht zum Tag schwächer geworden, da der Mond verschwunden ist und der Tag noch nicht begonnen hat. Doch bald erscheint das Licht, zuerst bleiern, dann grau, dann grünlich, dann milchig mit einer blauen Tönung und schließlich ganz klar wie ein körperloses Silber. Das Wandern auf dem feuchten Kies, von dem sich die Wellen zurückgezogen haben, ist weniger mühsam, und das Auge erfreut sich beim Anblick des Meeres, das ein immer heller werdendes Blau annimmt, bereit, sich in einem diamantenen Schimmern zu entzünden. Dann vermengt die Luft ihr Silber mit einem immer intensiver werdenden Rosa, bis dieses goldene Rosa der Morgenröte wie blutigrot wird auf dem Meere, den Gesichtern und den Feldern. Die Kontraste werden immer schöner, und die Farben immer lebhafter, und alles erreicht den Höhepunkt, als die Sonne die Grenze des Horizonts überschreitet und ihren ersten Strahl auf die Berge und Abhänge, auf die Wälder und Wiesen, auf die Weite des Meeres und des Himmels fallenläßt und dabei alle Farben belebt: den reinen Glanz des Schnees, das Indigo der fernen Berge, das sich in grünen Jaspis wandelt, den Kobalt des Himmels, der erbleicht, um das Rosa anzunehmen und den mit Jade geäderten und mit Perlen umrahmten Saphir des Meeres.

Heute ist das Meer ein wahres Wunder an Schönheit: nicht tot in seiner drückenden Trägheit, nicht aufgewühlt im Kampf mit den Winden, sondern majestätisch belebt durch das Lächeln gekräuselter Wellen, die nur durch kleine Schaumkronen angedeutet werden.

»Wir werden Dora erreichen, bevor die Sonne brennt, und dann bei Sonnenuntergang weitergehen. Morgen in Cäsarea wird eure Mühe ein Ende haben, Schwestern. Und auch wir werden uns aus-

ruhen. Euer Wagen wird euch sicher dort erwarten. Wir werden uns trennen . . . Warum weinst du, Maria? Muß ich denn heute alle Marien weinen sehen?« sagt Jesus zu Magdalena.

»Sie ist traurig, weil sie dich verlassen muß«, entschuldigt sie Marta.

»Es ist nicht gesagt, daß wir uns nicht bald wiedersehen.«

Maria macht ein Zeichen der Verneinung mit dem Kopf. Sie weint nicht deswegen.

Der Zelote erklärt: »Sie fürchtet, ohne deine Gegenwart nicht gut sein zu können . . . Sie fürchtet zu sehr versucht zu werden, wenn du nicht in der Nähe bist, um den Dämon fernzuhalten. Sie hat soeben mit mir darüber gesprochen.«

»Fort mit dieser Furcht! Ich nehme nie eine Gnade zurück, die ich gewährt habe. Willst du sündigen? Nein? Dann sei beruhigt! Sei wachsam, das ja, aber habe keine Furcht!«

»Herr . . . ich weine auch, weil in Cäsarea . . . Cäsarea ist voll von meinen Sünden. Jetzt erkenne ich sie alle . . . Ich werde viel zu leiden haben in meiner Menschlichkeit.«

»Das gefällt mir. Je mehr du leidest, um so besser. Denn später wirst du nicht mehr leiden unter diesen unnützen Qualen. Maria des Theophilus, ich erinnere dich daran, daß du die Tochter eines Starken bist. Du bist eine starke Seele, und ich will dich noch stärker machen. Ich bemitleide die Schwächen der anderen; denn sie waren immer sanfte und schüchterne Frauen, deine Schwester inbegriffen. Bei dir ertrage ich sie nicht. Ich werde dich schmieden mit Feuer und Amboß, denn du hast eine Natur, die so bearbeitet werden muß, damit das Wunder deines und meines Willens nicht zerstört wird. Das sollst du wissen, und alle Anwesenden oder Abwesenden, die denken könnten, daß ich durch meine große Liebe zu dir, dir gegenüber schwach geworden bin. Ich gestatte dir, aus Reue und aus Liebe zu weinen; aber aus keinem anderen Grund. Hast du verstanden?« Jesu Stimme ist eindringlich und streng.

Maria von Magdala bemüht sich, die Tränen und Seufzer zu un-

terdrücken. Sie gleitet auf die Knie, küßt die Füße Jesu und versucht, mit fester Stimme zu sagen: »Ja, mein Herr, ich werde tun, was du willst.«

»Dann steh auf und sei ohne Sorge!«

296 Syntyche, die griechische Sklavin

Ich sehe die Stadt Dora nicht. Die Sonne geht unter, und die Wanderer sind auf dem Weg nach Cäsarea. Den Aufenthalt in Dora habe ich nicht gesehen. Vielleicht war es ein Aufenthalt ohne ein bedeutendes Ereignis. Das Meer scheint in Flammen zu stehen. Es spiegelt die Röte des Himmels wieder, ein unwirkliches Rot, so intensiv ist es. Es sieht aus, als wäre Blut über das Himmelsgewölbe gegossen worden.

Es ist noch warm, doch die Meeresluft macht diese Wärme erträglich. Sie wandern am Ufer entlang, um der Hitze des trockenen Bodens zu entfliehen, und einige haben sich der Sandalen entledigt und die Gewänder geschürzt, um im Wasser gehen zu können. Petrus erklärt: »Wenn nicht die Jüngerinnen da wären, würde ich mich ausziehen und bis zum Hals im Wasser gehen.«

Doch er muß heraus, denn Magdalena, die mit den anderen vorausgegangen war, kehrt zurück und sagt: »Meister, ich kenne diese Gegend. Siehst du, dort, wo das Meer einen gelblichen Streifen in seinem Blau hat, mündet ein Fluß, auch in der Sommerszeit, und man muß wissen, wie man ihn durchwätet . . . «

»Wir haben schon viele durchwätet! Er wird doch nicht so groß sein wie der Nil. Wir werden auch durch diesen kommen«, sagt Petrus.

»Es ist nicht der Nil. Aber in seinen Gewässern und an seinen Ufern leben gefährliche Wassertiere. Man muß sehr vorsichtig sein und darf nicht barfuß gehen, um nicht verletzt zu werden.«

»Oh! Welche denn? Vielleicht Ungeheuer?«

»Ja, so ist es, Simon! Es sind Krokodile; kleine zwar, aber sie genügen, um dich für eine gute Weile am Gehen zu hindern.«

»Und was tun sie hier?«

»Sie sind für den Kult hergebracht worden, als die Phönizier hier herrschten, glaube ich. Sie sind hier geblieben und wurden immer kleiner, aber nicht weniger aggressiv, seit man sie aus den Tempeln in das schlammige Wasser brachte. Jetzt sind es große Eidechsen mit scharfen Zähnen! Die Römer kommen zu Jagdpartien und verschiedenen Belustigungen hierher ... Auch ich bin mit ihnen hier gewesen. Alles dient dazu, sich die Zeit zu vertreiben. Außerdem sind die Häute schön, und sie werden für viele Zwecke verwendet. Erlaubt mir daher, daß ich meine Erfahrung nütze und euch führe.«

»Gut! Ich möchte sie aber gerne sehen ... « sagt Petrus.

»Vielleicht werden wir eines der Tiere sehen, obgleich sie durch die Jagd fast ausgerottet sind.«

Sie verlassen das Ufer und gehen landeinwärts, bis sie auf halber Strecke zwischen Hügeln und Meer eine Hauptstraße finden. Auf dieser gelangen sie bald zu einer stark gewölbten Brücke, die über einen kleinen Fluß führt, der zwar ein breites Flußbett hat, doch zurzeit nur in der Mitte ein wenig Wasser führt. Schilf und Rohrpflanzen, die jetzt im Sommer halb verbrannt sind, bilden in anderen Jahreszeiten kleine Inselchen im Wasser. An den Ufern wachsen Sträucher und dichtbelaubte Bäume.

So sehr sie auch Ausschau halten, sie sehen kein einziges Tier, und viele sind darüber enttäuscht. Aber als sie die Brücke schon fast überschritten haben, deren einziger Bogen sehr hoch ist, vielleicht um in den Regenzeiten nicht von den Fluten überschwemmt zu werden – ein starker, möglicherweise römischer Bau – stößt Marta einen schrillen Schrei aus und fährt entsetzt zurück. Eine übergroße Eidechse, viel mehr scheint es nicht zu sein, jedoch mit dem klassischen Krokodilkopf, ist dabei, die Straße zu überqueren und stellt sich nun tot.

»Hab keine Angst!« ruft Magdalena. »Wenn man sie sieht, besteht keine Gefahr. Schlimm ist es, wenn sie verborgen sind und man unversehens auf sie tritt.«

Doch Marta hält sich vorsichtigerweise zurück. Auch Susanna scherzt nicht ... Maria des Alphäus ist mutiger bei aller Vorsicht, und da sie von ihren Söhnen begleitet wird, geht sie etwas näher heran, um das häßliche Tier zu sehen. Die Apostel sind nicht gerade ängstlich; sie schauen und machen ihre Bemerkungen über das Untier, das sich herabläßt, langsam den Kopf zu wenden, um sich von vorne ansehen zu lassen. Aber nun beginnt es sich zu bewegen und scheint auf die Störenfriede zukommen zu wollen. Ein neuer Schrei Martas, die, von Susanna und Maria des Klopas gefolgt, in den Hintergrund flieht. Maria Magdalena ergreift einen Stein und wirft ihn auf das Tier, das, an der Seite getroffen, auf dem Kiesweg davonläuft und im Wasser verschwindet.

»Komm her, du Angsthase. Es ist weggerannt«, sagt sie zu ihrer Schwester. Die Frauen kommen näher.

»Es ist wirklich häßlich«, bemerkt Petrus.

»Ist es wahr, Meister, daß man ihnen einst Menschenopfer vorgeworfen hat?« will Iskariot wissen.

»Es galt als heiliges Tier und stellte eine Gottheit dar, und so wie wir unserem Gott ein Opfer darbringen, so machten es auch die armen Götzendiener in ihrer irrigen Auffassung.«

»Aber jetzt wohl nicht mehr?« fragt Susanna.

»Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß es in heidnischen Gegenden noch geschieht«, sagt Johannes von En-Dor.

»Mein Gott, aber sie opfern ihnen wohl Tote?«

»Nein! Sie werden ihnen lebendig vorgeworfen. Mädchen und Kinder besonders. Die Erstlinge des Volkes! Das wenigstens habe ich gelesen«, antwortet wiederum Johannes von En-Dor den Frauen, die sich entsetzt ansehen.

»Ich würde schon vor Schrecken sterben, wenn ich mich ihnen nähern müßte«, sagt Marta.

»Wirklich? Aber dies hier ist nichts im Vergleich zu einem echten Krokodil, das mindestens dreimal länger und breiter ist.«

»Und auch hungriger. Dieses hier war sicher schon satt von Schlangen und Hasen.«

»Barmherzigkeit! Auch Schlangen! Wohin hast du uns nur geführt, Herr«, jammert Marta, die so erschrocken ist, daß eine unwiderstehliche Heiterkeit alle erfaßt.

Ermastheus, der die ganze Zeit über geschwiegen hat, sagt: »Du brauchst keine Angst zu haben. Es genügt, Lärm zu machen, und sie laufen alle weg. Ich habe Erfahrung. Ich bin öfters in Unterägypten gewesen.«

Sie gehen weiter und klatschen in die Hände oder schlagen gegen die Baumstämme, bis die gefährliche Stelle überwunden ist.

Marta hat sich Jesus genähert und fragt mehrmals: »Aber gibt es nun wirklich keine mehr?«

Jesus blickt sie an und schüttelt lächelnd den Kopf, er beruhigt sie: »Die Ebene von Scharon ist nur Schönheit, und wir haben sie jetzt erreicht. Aber heute haben die Jüngerinnen mich wirklich überrascht. Ich verstehe nicht, warum du so furchtsam bist.«

»Das weiß ich auch nicht. Aber alles was kriecht und schleicht erschreckt mich. Mir ist, als ob ich die Kälte dieser sicherlich schleimigen Tiere auf meiner Haut fühle. Und ich frage mich, warum es sie überhaupt gibt. Sind sie denn notwendig?«

»Das müßte man den fragen, der sie erschaffen hat. Aber glaube mir, wenn er sie gemacht hat, dann ist das ein Zeichen dafür, daß sie zu etwas gut sind, und wenn sie auch nur dazu dienen, den heldenhaften Mut der Marta zu bestätigen«, sagt Jesus mit einem schelmischen Augenzwinkern.

»Oh, Herr, du scherzest mit mir und du hast recht. Aber ich habe einfach Angst und werde mich nie überwinden können.«

»Das werden wir noch sehen ... Was bewegt sich dort im Gebüsch?« fragt Jesus und schaut aufmerksam nach vorne auf ein Dornestrüpp und sonstige Sträuchern mit langen Zweigen, die an einem Mauerwerk mit Kaktuspflanzen emporklettern.

»Noch ein Krokodil, Herr ... ?« jammert Marta entsetzt.

Aber das Rascheln wird lauter, und das menschliche Gesicht einer Frau kommt zum Vorschein. Sie schaut umher. Beim Anblick der vie-

len Menschen ist sie unschlüssig, ob sie fliehen oder sich in diesem wilden Gebüsch verstecken soll. Doch der erste Gedanke siegt, und mit einem Schrei flieht sie.

»Ist sie aussätzig? Oder vielleicht wahnsinnig? Oder besessen?« fragt man sich bestürzt.

Doch die Frau kehrt zurück, denn von Cäsarea kommend nähert sich ein römischer Wagen. Die Frau ist wie eine Maus in der Falle. Sie weiß nicht, wohin sie sich wenden soll, denn Jesus und die Seinen sind nunmehr bei dem Gebüsch, das ihr Unterschlupf geboten hatte und zu dem sie nicht zurückkehren kann, und in Richtung des Wagens will sie nicht gehen ... In der Abenddämmerung – die Nacht bricht nach einem prachtvollen Sonnenuntergang rasch herein – kann man erkennen, daß sie noch jung und hübsch ist, obwohl ihre Kleider zerrissen sind und ihr Haar zerzaust ist.

»Frau, komm hierher«, befiehlt Jesus gebieterisch.

Die Frau streckt ihm flehend die Arme entgegen: »Tue mir nichts Böses an!«

»Komm hierher. Wer bist du? Ich will dir nichts Böses antun«; Jesus sagt es so sanft, daß sie sich überzeugen läßt.

Die Frau nähert sich tiefgebeugt, wirft sich zu Boden und sagt: »Wer immer du auch sein magst, habe Erbarmen mit mir! Töte mich, doch liefere mich nicht meinem Herrn aus. Ich bin eine entflohene Sklavin ... «

»Wer war dein Herr? Und du, woher kommst du? Sicher bist du keine Jüdin! Deine Art zu sprechen verrät es. Und auch dein Gewand.«

»Ich bin Griechin. Die griechische Sklavin des ... Oh, Erbarmen, versteckt mich, der Wagen kommt gefahren ... «

Alle scharen sich um die Unglückliche, die am Boden kauert. Das von den Dornen zerrissene Gewand läßt die mit Striemen und Kratzern bedeckten Schultern sehen. Der Wagen fährt vorüber, ohne daß sich einer der Insassen um die Gruppe bei der Hecke kümmert.

»Sie sind weitergefahren. Rede also! Wenn wir können, wollen wir

dir helfen«, sagt Jesus und legt seine Fingerspitzen auf ihr zerzaustes Haar.

»Ich bin Syntyche, die griechische Sklavin eines vornehmen Römers im Gefolge des Statthalters.«

»Dann bist du also die Sklavin Valerians«, ruft Maria von Magdala aus.

»Ach! Erbarmen, Erbarmen! Zeige mich nicht bei ihm an«, fleht die Unglückliche.

»Fürchte dich nicht. Ich werde nie mehr mit Valerian sprechen«, antwortet Magdalena. Und sie erklärt Jesus: »Er ist einer der reichsten und unflätigsten Römer, die wir hier haben. Und er ist ebenso schmutzig wie grausam!«

»Warum bist du geflohen?« fragt Jesus.

»Weil ich eine Seele habe. Ich bin keine Marktware ... (Die Frau schöpft neuen Mut, da sie sieht, daß sie barmherzige Menschen gefunden hat.) Ich bin keine Ware. Er hat mich gekauft, das ist wahr. Aber er hat mich nur kaufen können, um sein Haus zu schmücken, damit ich ihm die Stunden durch Vorlesen verschönere und ihm diene, aber sonst nichts. Die Seele gehört mir. Sie ist nicht etwas, das man kauft. Er wollte auch sie.«

»Woher weißt du, daß du eine Seele hast?«

»Ich bin nicht ungebildet, Herr. Ich bin eine Kriegsbeute seit meiner frühesten Jugend. Aber ich bin keine Plebejerin. Valerian ist nun mein dritter Herr, und er ist ein schmutziges Tier. Aber die Worte der Philosophen sind in meinem Gedächtnis geblieben und ich weiß, daß wir nicht nur aus Fleisch bestehen; es ist auch etwas Unsterbliches in uns. Etwas, wofür wir keinen richtigen Namen haben. Aber seit einiger Zeit kenne ich auch den Namen. Eines Tages kam ein Mann nach Cäsarea. Er wirkte Wunder und sprach besser als Sokrates und Plato. Man hat viel über ihn geredet in den Bädern und Palästen oder in den goldenen Säulenhallen, und man hat seinen erhabenen Namen beschmutzt, indem man ihn in den Gemächern unzüchtiger Orgien nannte. Und mein Herr hat mich, ausgerechnet

mich, die ich schon fühlte, daß ich etwas Unsterbliches besitze, das nur Gott gehört und nicht als Ware auf dem Sklavenmarkt gekauft werden kann, die Werke der Philosophen wieder vorlesen lassen, um Vergleiche anzustellen und zu sehen, ob diese unbekannte Sache, die der Mann, der nach Cäsarea gekommen ist, „Seele“ genannt hat, dort vielleicht beschrieben wird. Mich, mich hat er dies vorlesen lassen! Mich, die er seiner Sinnlichkeit unterjochen wollte. Und so habe ich erfahren, daß dieses Unsterbliche die Seele ist. Und während Valerian und seine Gesinnungsgenossen mir zuhörten und zwischen Rülpsen und Gähnen zu verstehen, zu vergleichen und zu diskutieren versuchten, verglich ich ihre Reden, in denen sie den Unbekannten erwähnten, mit den Worten der Philosophen. Ich nahm sie mir zu Herzen und fühlte ein immer stärker werdendes Selbstbewußtsein in mir, so daß ich seine Annäherungsversuche zurückwies ... Er hat mich halb totgeschlagen, bis ich ihn mit meinen Zähnen vertrieben habe ... und anderentags geflohen bin ...

Seit fünf Tagen lebe ich in diesem Gestrüpp und sammle in der Nacht Brombeeren und Kaktusfeigen. Doch man wird mich schließlich wieder einfangen. Man sucht mich bestimmt. Ich habe ihn viel Geld gekostet und gefalle seiner Sinnlichkeit viel zu sehr, als daß er mich laufen ließe ... Habe Erbarmen! Du bist Jude und gewiß weißt du, wo er sich befindet; darum bitte ich dich, führe mich zu ihm, zum Unbekannten, der zu den Sklaven und über die Seele spricht. Man hat mir gesagt, er sei arm. Ich werde hungern müssen, aber ich möchte in seiner Nähe sein, auf daß er mich belehre und aufrichte. Wenn man unter Bestien leben muß, wird man selbst zum Tier, auch wenn man sich gegen sie wehrt. Ich möchte wieder meine menschliche Würde zurückgewinnen.«

»Dieser Mann, der Unbekannte, den du suchst, steht vor dir!«

»Du? O unbekannter Gott der Akropolis, sei begrüßt!« und sie verbeugt sich, bis ihre Stirn den Boden berührt.

»Hier kannst du nicht bleiben. Aber ich gehe nach Cäsarea ... «

»Laß mich nicht allein, Herr!«

»Ich verlasse dich nicht . . . Ich denke . . .«

»Meister, unser Wagen ist gewiß am verabredeten Ort und wartet dort. Schicke jemanden hin, um sie zu benachrichtigen. Auf dem Wagen wird sie in Sicherheit sein, wie in unserem Haus«, schlägt Maria Magdalena vor.

»O ja, Herr! Zu uns! Anstelle des alten Ismael. Wir werden sie in deiner Lehre unterweisen. Sie wird dem Heidentum entrissen werden«, bittet Marta.

»Willst du mit uns kommen?« fragt Jesus.

»Mit jedem von den Deinen, nur nicht mehr zu ihm. Aber . . . hier hat eine Frau gesagt, daß sie ihn kennt? Wird sie mich nicht verraten? Werden in ihr Haus nicht Römer kommen? Nein?«

»Habe keine Angst. Nach Betanien kommen keine Römer, und erst recht nicht „solche“«, versichert Magdalena.

»Simon und Simon Petrus, geht und sucht den Wagen. Wir warten hier auf euch. Wir werden später in die Stadt gehen«, befiehlt Jesus.

Als der schwere, überdeckte Wagen sich durch den Lärm der Hufe und der Räder und die von seinem Dach baumelnde Laterne ankündigt, erheben sich die am Gestade Wartenden, wo sie ihre Abendmahlzeit eingenommen haben, und begeben sich auf die Straße.

Der Wagen hält schwankend am Rand der holperigen Straße, und Simon und Petrus steigen aus, gefolgt von einer älteren Frau, die sofort herbeieilt, um Magdalena mit den Worten zu umarmen: »Keinen Augenblick, keinen Augenblick will ich versäumen, dir zu sagen, daß ich glücklich bin; daß deine Mutter mit mir jubelt, weil du wieder die blonde Rose unseres Hauses bist wie damals, als du in der Wiege schiefst, nachdem du an meiner Brust gesogen hattest«, und sie küßt und umarmt sie immer wieder.

Maria weint in ihren Armen.

»Frau, ich vertraue dir diese junge Frau an, und ich erbitte von dir das Opfer, die ganze Nacht hier zu warten. Morgen kannst du zum ersten Dorf an der Staatsstraße gehen und dort warten. Wir werden um die dritte Stunde kommen«, sagt Jesus zur Amme.

»Alles geschehe nach deinem Willen! Gesegnet seist du! Erlaube mir nur, daß ich Maria die Kleider gebe, die ich für sie mitgebracht habe.«

Und sie steigt wieder auf den Wagen, gefolgt von der heiligen Jungfrau Maria, Maria und Marta. Als sie wegfahren, ist Magdalena so, wie wir sie in Zukunft immer sehen werden: mit einem einfachen Gewand, einem weißen, dünnen Linnen als Schleier und einem schmucklosen Mantel bekleidet.

»Geh auch du ganz beruhigt, Syntyche. Morgen werden auch wir kommen. Leb wohl«, grüßt Jesus. Und er geht den Weg nach Cäsarea weiter . . .

Am Strand ist viel Volk, das im Licht der von Sklaven getragenen Fackeln und Laternen flaniert und die kühle Luft genießt, die vom Meer kommt und die von der sommerlichen Schwüle ermüdeten Lungen erfrischt. Die Spaziergänger gehören zur Klasse der reichen Römer. Die Hebräer haben sich in ihre Häuser eingeschlossen und genießen die Frische auf den Dächern. Der Strand gleicht einem grandiosen Empfangssaal zur Besuchszeit. Wer hier wandelt, wird genau beobachtet und kritisiert.

Jesus aber geht den Strand entlang . . . von einem Ende zum anderen. Er kümmert sich nicht um die Bemerkungen und das Gelächter der Beobachter.

»Meister, du hier? Zu dieser Stunde?« fragt Lydia, die in einer Sänfte sitzt, die die Sklaven am Straßenrand abgestellt haben. Sie steht auf.

»Ich komme von Dora und habe mich etwas verspätet. Ich bin auf der Suche nach einer Unterkunft.«

»Ich möchte dir sagen: „Hier ist mein Haus“«, und sie weist auf ein schönes Gebäude hinter ihm. »Aber ich weiß nicht, ob . . . «

»Nein, ich danke dir, aber ich kann nicht annehmen. Ich habe noch andere bei mir; zwei sind schon vorausgegangen, um Bekannte zu benachrichtigen. Ich denke, daß sie mich aufnehmen werden.«

Die Augen Lydias ruhen auch auf den Frauen, auf die, zusammen

mit den Jüngern, Jesus gezeigt hat; sie entdecken Magdalena sofort.

»Maria? Du? Dann ist es also wahr?«

Maria von Magdala hat den angstvollen Blick einer eingekreisten gequälten Gazelle. Man kann es ihr nicht übelnehmen, denn sie hat nicht nur Lydias Augen zu ertragen, sondern noch viele, viele andere, die sie betrachten. Aber auch Jesus blickt auf sie, und das gibt ihr Mut.

»Es ist wahr!«

»So haben wir dich also verloren?«

»Nein, ihr habt mich gefunden. Wenigstens hoffe ich, euch eines Tages in einer besseren Freundschaft auf dem Weg, den ich endlich eingeschlagen habe, wiederzufinden. Sage es, bitte, allen, die mich kennen! Leb wohl, Lydia. Vergiß alles Böse, das du mich hast tun sehen. Ich bitte dich dafür um Verzeihung . . . «

»Aber Maria! Warum erniedrigst du dich so? Wir haben das gleiche Leben als Reiche und Müßiggänger geführt, und es gibt . . . «

»Nein, ich habe ein schlimmeres Leben geführt. Aber ich habe mich davon losgesagt, und für immer.«

»Ich grüße dich, Lydia«, sagt der Herr und begibt sich zu seinem Vetter Judas, der mit Thomas auf ihn zukommt.

Lydia hält Magdalena noch einen Augenblick zurück: »Sage mir die Wahrheit, jetzt, da wir unter uns sind. Bist du wirklich überzeugt?«

»Nicht nur überzeugt: *glücklich*, Jüngerin zu sein! Ich bedauere nur eines: daß ich das Licht nicht früher erkannt und mich von Schlamm genährt habe, anstatt von ihm. Leb wohl, Lydia . . . «

Die Antwort tönt hell und klar in der Stille, die sich um die beiden Frauen gebildet hat. Keiner der vielen Anwesenden spricht mehr . . .

Maria wendet sich um und sucht eilends den Meister einzuholen.

Ein junger Mann stellt sich vor sie hin: »Ist das deine letzte Narretei?« fragt er und tut, als wolle er sie umarmen. Aber halbbetrunken wie er ist, gelingt ihm dies nicht, und Maria entflieht ihm und ruft aus: »Nein, es ist meine einzige Weisheit!«

Sie erreicht die anderen Jüngerinnen, die sich eingemummt haben wie Mohammedanerinnen, so sehr ekelt es sie an, von diesen lasterhaften Menschen gesehen zu werden.

»Maria«, sagt Marta zaghaft, »hast du sehr gelitten?«

»Nein. Er hat recht, jetzt werde ich nicht mehr wegen dieser Sache leiden. Er hat recht ... «

Alle biegen nun in eine dunkle Gasse ein, um alsdann in ein großes Haus zu gehen; gewiß eine Herberge, in der sie die Nacht verbringen.

297 Der Abschied von Marta, Magdalena und Syntyche

Sie sind wiederum unterwegs und wenden sich nach Osten der Ebene zu.

Jetzt sind die Apostel und die beiden Jünger mit Maria des Klopas und Susanna einige Meter hinter Jesus, der mit seiner Mutter und den beiden Schwestern des Lazarus vorausgeht. Jesus spricht ohne zu ermüden, die Apostel jedoch schweigen. Sie scheinen müde oder entmutigt zu sein. Nicht einmal die Schönheit der wirklich herrlichen Landschaft berührt sie. Diese Gegend mit ihren leichten Wellen, die auf die Ebene geworfen sind wie Polster zu Füßen eines riesigen Königs, mit ihren Hügeln, die sich da und dort nur einige Meter hoch erheben und die Gebirgskette des Karmels und Samarias ankündigen, ist wirklich voller Pracht. Sowohl in der Ebene, welche die Gegend beherrscht, als auch auf den schmucken kleinen Hügeln ist alles ein Blühen der Wiesen und ein Reifen der Früchte. Die Gärten müssen trotz der Lage und der Jahreszeit gut bewässert sein, denn alles gedeiht in einer Üppigkeit, die ohne genügend Wasser unvorstellbar wäre. Nun verstehe ich, weshalb die Ebene von Scharon in der heiligen Schrift so oft mit Begeisterung genannt wird. Aber die Apostel teilen diese Begeisterung in keiner Weise und gehen bedrückt einher. Sie sind die einzigen, die an diesem heiteren Tag und an dieser lachenden Küste betrübte Gesichter machen.

Die sehr gut gepflegte Staatsstraße durchschneidet mit ihrem weißen Band diese äußerst fruchtbare Gegend, und da es noch früh am Morgen ist, begegnet man oft Bauern, die mit Lebensmitteln beladen sind, oder Reisenden, die sich nach Cäsarea begeben. Einer, der die Apostel mit einer Reihe Packesel einholt und sie zwingt, auf die Seite zu gehen, um der Eselkarawane Platz zu machen, fragt mit Arroganz: »Ist hier der Kischon?«

»Weiter hinten«, gibt Thomas trocken zur Antwort und zischt zwischen den Zähnen: »Du Grobian!«

»Er ist ein Samariter, und das sagt genug!« antwortet Philippus.

Dann verfallen sie wieder in Schweigen. Nach einigen Metern sagt Petrus, als beende er ein Selbstgespräch: »Für das, was es uns eingebracht hat, war es der Mühe wert, einen solchen Weg zurückzulegen!«

»Das stimmt! Warum sind wir eigentlich nach Cäsarea gegangen, wo er doch kein einziges Wort gesprochen hat? Ich glaubte, er würde dort ein eindrucksvolles Wunder wirken, um die Römer zu überzeugen. Aber ... « sagt Jakobus des Zebedäus.

»Er hat uns an den Pranger gestellt, das ist alles«, erklärt Thomas, und Iskariot fügt hinzu: »Er hat uns leiden lassen. Aber ihm gefallen die Beleidigungen, und er meint, sie gefallen uns auch.«

»Wer in diesem Fall wirklich gelitten hat, ist Maria des Theophilus«, bemerkt der Zelote mit ruhiger Stimme.

»Maria, Maria! Ist diese Maria denn zum Mittelpunkt des Weltalls geworden? Nur sie leidet; nur sie ist heroisch; nur sie muß unterrichtet werden. Wenn ich das gewußt hätte, dann wäre ich ein Dieb oder Mörder geworden, um Gegenstand von so viel Aufmerksamkeit zu sein«, fährt Iskariot auf.

»Das letztmal, als wir in Cäsarea waren und er ein Wunder gewirkt und die Botschaft verkündet hat, haben wir ihn durch unsere Unzufriedenheit über das, was er getan hatte, betrübt«, bemerkt der Vetter des Herrn.

»Wir wissen eben nicht, was wir wollen ... Macht er es so, dann

brummen wir; tut er das Gegenteil, dann murren wir ebenfalls. Wir sind voller Fehler«, sagt Johannes ernst.

»Oh, schaut ihn an, der andere Weise spricht! Sicher ist, daß wir schon seit geraumer Zeit nichts Gutes zustande bringen.«

»Nichts, Judas? Aber jene Griechin, Ermastheus, Abel, Maria und ... «

»Mit diesen Nullen wird er das Reich nicht errichten können«, gibt Judas zurück, der von der Vorstellung eines irdischen Triumphes besessen ist.

»Judas, ich bitte dich, verurteile die Werke meines Bruders nicht. Das ist eine lächerliche Anmaßung. Ein Kind, das seinen Lehrer verurteilen will, um nicht zu sagen: eine Null, die sich überheben will«, sagt Judas Thaddäus, der zwar sein Namensvetter ist, aber eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn hat.

»Ich danke dir, daß du dich damit begnügt hast, mich Kindskopf zu nennen. Wahrlich, nachdem ich so lange im Tempel gelebt habe, hoffte ich, doch wenigstens für erwachsen gehalten zu werden«, antwortet Iskariot sarkastisch.

»Oh, wie unerträglich sind diese Streitereien!« seufzt Andreas.

»Wirklich! Anstatt uns bei längerem Zusammenleben näherzukommen, trennen wir uns mehr und mehr. Wenn ich bedenke, daß er in Sykaminon sagte, daß wir eine große Herde bilden müssen; wie erreichen wir das, wenn wir uns sogar unter uns Hirten streiten?« bemerkt Matthäus.

»Man darf also über nichts mehr sprechen? Nie unsere Gedanken eröffnen? Wir sind doch keine Sklaven, meine ich.«

»Nein, Judas, wir sind keine Sklaven. Aber wir sind unwürdig, ihm zu folgen, weil wir ihn nicht verstehen«, sagt der Zelote ruhig.

»Ich verstehe ihn sehr gut.«

»Nein, du verstehst ihn nicht, und mit dir verstehen ihn mehr oder weniger alle nicht, die ihn kritisieren. Verstehen bedeutet, ohne Widerspruch gehorchen, weil man von der Heiligkeit dessen, der führt, überzeugt ist«, sagt wieder Simon der Zelote.

»Ach so! Du beziehst dich auf seine Heiligkeit. Ich sprach von seinen Reden. Seine Heiligkeit ist unbestritten und unantastbar«, sagt Iskariot rasch.

»Kannst du das eine vom anderen trennen? Ein Heiliger wird immer im Besitz der Weisheit sein, und seine Worte werden weise sein.«

»Das stimmt. Doch er macht schädliche Äußerungen. Gewiß wegen seiner allzu großen Heiligkeit. Das gebe ich zu. Doch die Welt ist nicht heilig, und er schafft sich Unannehmlichkeiten. Der Philister und die Griechin zum Beispiel, glaubst du, daß sie uns etwas nützen?«

»Aber wenn ich euch schade, ziehe ich mich zurück«, sagt Ermostheus beschämt. »Ich war gekommen, um ihn zu ehren und Gutes zu tun.«

»Du würdest ihm Schmerz bereiten, wenn du ihn aus diesem Grund verlassen würdest«, antwortet ihm Jakobus des Alphäus.

»Ich werde vorgeben, daß ich es mir anders überlegt habe. Ich will mich sogleich von ihm verabschieden ... und weggehen.«

»Auf keinen Fall! Du darfst nicht fortgehen. Es ist nicht recht, daß der Meister wegen der Nervosität eines anderen einen guten Jünger verliert«, platzt Petrus heraus.

»Aber wenn er wegen so einer Kleinigkeit weglaufen will, ist das ein Zeichen dafür, daß er nicht weiß, was er will. Laß ihn also ruhig gehen«, entgegnet Judas Iskariot.

Petrus verliert die Geduld: »Ich habe ihm versprochen, als er mir Margziam übergab, allen gegenüber väterlich zu werden, und ich bedaure, dieses Versprechen nicht einzuhalten. Aber du bringst mich dazu! Ermostheus ist hier und bleibt hier. Weißt du, was ich dir sagen muß? Daß du derjenige bist, der den Willen der anderen beeinträchtigt und sie unsicher werden läßt. Du bist einer, der Trennung und Unordnung verursacht. Das bist du. Schäme dich dessen!«

»Was bist denn du? Der Beschützer der ... «

»Jawohl, mein Herr, genau das! Ich weiß schon, was du sagen

willst: Der Beschützer der Verschleierten, der Beschützer des Johannes von En-Dor, der Beschützer des Ermastheus, der Beschützer jener Sklavin, der Beschützer vieler anderer, die Jesus gefunden hat und die keine so prächtigen und pfauenhaften Exemplare des Tempels sind; die nicht aus dem heiligen Mörtel und den Spinnweben des Tempels hervorgegangen sind; die nicht von Ölrückständen schwelende Dochte der Tempellampen sind, die dir ähnlich sind. Um das Gleichnis deutlicher zu sagen: Wenn der Tempel auch viel bedeutet, so ist der Meister – wenn ich kein Trottel bin – mehr als der Tempel, und du fehlst ihm gegenüber.« Petrus schreit so laut, daß Jesus anhält, sich umdreht und sich anschickt zurückzugehen, indem er die Frauen alleinläßt.

»Er hat es gehört! Nun wird er betrübt sein!« sagt der Apostel Johannes.

»Nein, Meister! Du brauchst nicht zu kommen. Wir haben diskutiert, um uns die Langeweile zu vertreiben«, sagt Thomas prompt.

Aber Jesus bleibt stehen, so daß sie ihn einholen.

»Über was habt ihr denn diskutiert? Noch einmal muß ich euch sagen, daß die Frauen euch übertreffen!« Der sanfte Vorwurf berührt die Herzen aller. Sie schweigen und senken die Köpfe.

»Freunde, Freunde! Seid nicht Ursache des Ärgernisses für jene, die erst jetzt dem Licht geboren werden! Wißt ihr nicht, daß bei der Bekehrung eines Heiden oder Sünders eine Unvollkommenheit eurerseits mehr Schaden verursacht als alle Irrtümer des Heidentums?«

Niemand antwortet, denn sie wissen nicht, was sie sagen sollen, um sich zu rechtfertigen oder nicht anzuklagen.

An einer Brücke über einen ausgetrockneten Bach steht der Wagen der Schwestern des Lazarus. Die beiden Pferde weiden im dichten Gras am Ufer des Bachs, der wohl erst vor kurzem ausgetrocknet ist; denn die Ufer sind dicht mit Gras bewachsen. Der Diener Martas und ein anderer, vielleicht der Wagenlenker, liegen auf dem Kies, während die Frauen im geschlossenen Wagen sind, der mit einer

schweren Decke aus gegerbten Fellen bedeckt ist, die wie ein dicker Vorhang bis zum Boden des Wagens reicht. Die Jüngerinnen eilen auf den Wagen zu, und der Diener, der sie zuerst sieht, macht die Amme darauf aufmerksam, während der andere sich beeilt, die Pferde wieder anzuschirren.

Der Diener eilt zu seiner Herrin und verneigt sich bis zur Erde. Die alte Amme, eine schöne Frau mit olivfarbiger, aber anmutiger Haut, steigt rasch aus und geht zu den Herrinnen.

Aber Maria von Magdala flüstert ihr etwas zu, und sie wendet sich sofort zur Jungfrau und sagt: »Verzeihe . . . Aber die Freude, sie wiederzusehen, ist so groß, daß ich nur sie sehe. Komm, Gesegnete! Die Sonne brennt. Im Wagen ist es schattig.«

In Erwartung der Männer, die weit zurückgeblieben sind, steigen sie alle in den Wagen. Während sie warten und Syntyche, nun in dem Gewand, das gestern Magdalena trug, die Füße ihrer Herrinnen küßt – so nennt sie sie hartnäckig, obwohl ihr gesagt wurde, daß sie weder ihre Dienerin noch ihre Sklavin sei, sondern ein Gast im Namen Jesu – zeigt die Jungfrau das kostbare Purpurbündel und fragt, wie man diese kurzen Fäden spinnt, deren Beschaffenheit Feuchtigkeit und Zwirnen nicht verträgt.

»Man verwendet sie nicht so, wie sie sind, Frau. Sie werden zu Pulver zerstampft und wie jede andere Farbe verwendet. Es ist der Schleim einer Muschel, es sind nicht Haare oder Fasern. Siehst du, wie brüchig die Fäden werden, wenn sie trocken sind. Zerreiße sie zu feinem Pulver und achte darauf, daß nicht ein längeres Stück das Garn oder den Stoff fleckig macht. Am besten färbst du das Gespinst in Strähnen. Wenn du sicher bist, daß alles pulverisiert ist, löse es auf, wie man es mit der Koschenille oder dem Safran oder dem Indigopulver macht, oder mit anderen Farben von Rinden, Wurzeln oder Früchten, und verwende es so. Die Farbe machst du mit starkem Essig im letzten Spülwasser haltbar.«

»Danke, Noomi! Ich werde es so machen, wie du mich gelehrt hast. Ich habe mit Purpurfäden gestickt, aber ich habe sie schon

gebrauchsfertig erhalten . . . Da kommt Jesus. Es wird Zeit, Abschied zu nehmen, meine Töchter! Ich segne euch alle im Namen des Herrn! Geht in Frieden und bringt Lazarus Frieden und Freude.

Leb wohl, Maria! Erinnere dich, daß du an meiner Brust die ersten seligen Tränen geweint hast. Daher bin ich dir Mutter; denn ein Kind weint seine ersten Tränen an der Brust seiner Mutter. Ich bin dir Mutter und werde es immer bleiben. Was du auch der liebsten deiner Schwestern und der liebevollsten der Ammen nicht sagen willst, komm und sage es mir! Ich werde dich immer verstehen. Was du meinem Jesus nicht zu sagen wagst, weil du noch in deinem Menschsein befangen bist, was er gerade bei dir nicht will, sage es mir! Ich werde dich immer verstehen. Und wenn du mir auch von deinen Triumphen erzählst – doch, diese schenke lieber ihm als duftende Rosen, denn er ist dein Erlöser, nicht ich – werde ich mich mit dir freuen.

Leb wohl, Marta! Jetzt gehst du freudig fort, und in dieser übernatürlichen Freude wirst du verbleiben. Du brauchst also nichts weiter als Fortschritte machen in der Gerechtigkeit, inmitten des Friedens, den in dir nichts mehr trüben kann. Tue es aus Liebe zu Jesus, der dich so sehr geliebt hat, um jene, die du liebst, vollkommen zu lieben.

Leb wohl, Noomi! Geh hin mit deinem wiedergefundenen Schatz. Wie du sie mit Milch genährt hast, so laß nun dich mit den Worten nähren, die sie und Marta dir sagen werden, damit du eines Tages in meinem Sohn viel mehr siehst als nur einen Exorzisten, der die Herzen vom Bösen befreit.

Leb wohl, Syntyche, Blume aus Griechenland, die du es ganz alleine in dir verspürt hast, daß es etwas Höheres als das Fleisch gibt. Jetzt wirst du in Gott erblühen, und sei du die erste der neuen Blumen Christi aus Griechenland.

Ich freue mich sehr, euch so vereint, wie ihr es seid, zu verlassen. Ich segne euch mit Liebe!«

Das Scharren der Tritte ist nun schon ganz nahe.

Sie heben das schwere Zelttuch und sehen, daß Jesus nur noch einige Meter vom Wagen entfernt ist. Sie treten in die heiße Sonnenglut auf die Straße hinaus.

Maria von Magdala kniet zu Füßen Jesu nieder und sagt: »Ich danke dir für alles! Und besonders auch dafür, daß ich diese Pilgerfahrt machen durfte. Du allein hast Weisheit. Nun reise ich ab, frei von den Überbleibseln der Maria vergangener Zeiten. Segne mich, Herr, damit ich immer stärker werde!«

»Ja, ich segne dich! Freue dich an den Brüdern, und mit den Brüdern bilde dich stets nach mir. Leb wohl, Maria! Leb wohl, Marta! Sage Lazarus, daß ich ihn segne. Ich vertraue euch diese Frau an. Ich schenke sie euch nicht. Sie ist meine Jüngerin. Doch ich möchte, daß sie durch euch ein Minimum meiner Lehre kennenlernt. Später werde ich kommen. Noomi, ich segne dich, und auch euch beide!«

Maria und Marta haben Tränen in den Augen. Der Zelote grüßt sie besonders herzlich und gibt ihnen ein Schreiben mit für seinen Diener. Die anderen werden sie alle zusammen grüßen. Dann setzt sich der Wagen in Bewegung.

»Und nun wollen wir nach Schatten suchen. Gott möge sie begleiten . . . Tut es dir sehr leid, Maria, daß sie fortgegangen sind?« fragt er Maria des Alphäus, die ganz leise weint.

»Ja, sie waren so gut!«

»Wir werden sie bald wieder treffen. Dann werden wir noch zahlreicher sein. Du wirst viele Schwestern haben . . . oder Töchter, wenn dir das besser gefällt. Alles ist Liebe, sowohl die mütterliche als auch die schwesterliche Liebe«, tröstet sie Jesus.

»Wenn dies nur keine Schwierigkeiten bereitet«, murmelt Iskariot.

»Die Liebe bereitet Unannehmlichkeiten?«

»Nein, die Personen anderer Rassen und anderer Stände sind unangenehm.«

»Meinst du Syntyche?«

»Ja, Meister. Schließlich gehörte sie einem Römer, und sie in Besitz zu nehmen ist nicht gut. Er wird gegen uns aufgebracht sein, und

wir werden es mit Pontius Pilatus und seiner Härte zu tun bekommen.«

»Aber was hat denn Pilatus damit zu tun, wenn einer seiner Untertanen eine Sklavin verliert? Er wird schon wissen, welchen Wert sie hat. Und wenn er nur einigermaßen redlich ist, wie man von ihm sagt, in der Familie wenigstens, wird er finden, daß diese Frau gut daran getan hat, zu fliehen. Wenn er aber unredlich ist, wird er sagen: „Es geschieht dir recht. Aber vielleicht finde ich sie.“ Die Unredlichen haben kein Gefühl für den Schmerz anderer. Und außerdem, armer Pontius! Mit all dem Ärger, den wir ihm bereiten, hat er keine Zeit, sich mit den Klagen eines Mannes abzugeben, der sich eine Sklavin hat entschlüpfen lassen!« sagt Petrus. Und fast alle geben ihm recht und lachen über die Wutausbrüche des unzüchtigen Römers.

Aber Jesus leitet das Gespräch auf eine höhere Ebene. »Judas, kennst du das Deuteronomium?«

»Gewiß, Meister! Und ich zögere nicht, zu sagen, daß nur wenige es kennen.«

»Wie urteilst du darüber?«

»Ich halte es für das Sprachrohr Gottes.«

»Das Sprachrohr. Also das Echo des Wortes Gottes?«

»Genau so!«

»Du hast richtig geurteilt. Aber warum glaubst du dann nicht, daß es gut ist, das zu tun, was es gebietet?«

»Das habe ich nie gesagt. Im Gegenteil! Ich finde, wir übertreten es zu sehr, indem wir das neue Gesetz befolgen.«

»Das neue Gesetz ist die Frucht des alten, das heißt, die erreichte Vollkommenheit des Glaubensbaumes. Aber niemand unter uns vernachlässigt es. Was mich betrifft, so bin ich der erste, der es beachtet und verhindert, daß andere es außerachtlassen.« Jesus betont diese Worte ausdrücklich. Dann fährt er fort: »Das Deuteronomium ist unantastbar. Auch wenn mein Reich triumphiert, und mit meinem Reich das neue Gesetz mit seinen neuen Gesetzesbüchern und

Satzungen, wird es immer auf die neuen Gebote angewandt werden, so wie man die guten Quadersteine antiker Gebäude für neue gebraucht, weil es perfekte Steine sind, die starke Mauern ergeben. Aber mein Reich ist noch nicht gekommen, und ich, als getreuer Israelit, verstoße nicht gegen das Buch des Mose. Es bildet die Grundlage meiner Handlungen und meiner Lehre. Auf dieser Grundlage baut der Sohn des Vaters als Mensch und Meister die himmlischen Gebäude seiner Natur und Weisheit auf.

Im Deuteronomium heißt es: „Du sollst dem Herrn den entflohenen Sklaven nicht ausliefern, der bei dir Schutz gesucht hat. Er soll bei dir wohnen, solange es ihm gefällt, und in einer deiner Städte Ruhe finden, und du sollst ihn nicht betrüben.“ Dies in dem Falle, daß jemand durch unmenschliche Behandlung zur Flucht veranlaßt wird. In meinem Falle, im Falle der Syntyche, ist es nicht die Flucht in eine begrenzte Freiheit, sondern die Flucht in die unbegrenzte Freiheit des Sohnes Gottes. Und du willst, daß ich der Lerche, die der Schlinge der Jäger entflohen ist, aufs neue ein Netz spanne und sie in ihr Gefängnis zurückführe, um sie nach der Freiheit auch der Hoffnung zu berauben. Nein, niemals! Ich preise Gott, denn wie die Reise nach En-Dor dem Vater einen Sohn eingebracht hat, so hat mir die Reise nach Cäsarea dieses Geschöpf zugeführt, damit ich es dem Vater bringe.

In Sykaminon habe ich euch von der Macht des Glaubens gesprochen. Heute werde ich zu euch über das Licht der Hoffnung sprechen. Aber jetzt wollen wir in diesem dichten Obstgarten verweilen, um etwas zu essen und uns auszuruhen, denn die Sonne brennt, als ob sich die Hölle geöffnet hätte.«

298 Jesus spricht über die Hoffnung

Einige Winzer kommen mit Körben voll goldgelber Trauben, die aus Bernstein gemacht scheinen, durch den Obstgarten und fragen die Apostel: »Seid ihr Pilger oder Fremde?«

»Wir sind Galiläer und pilgern zum Karmel«, antwortet Jakobus des Zebedäus, der mit den Fischerfreunden die Beine reckt, um einen Rest von Schläfrigkeit zu überwinden, für alle. Iskariot und Matthäus erwachen soeben im Gras, in das sie sich gelegt hatten; die älteren hingegen sind müde und schlafen noch. Jesus spricht mit Johannes von En-Dor und Ermastheus, während Maria und Maria des Klopas in der Nähe sind, aber schweigen.

Die Winzer fragen: »Kommt ihr von weit her?«

»Von Cäsarea, unserem letzten Aufenthalt. Doch zuvor sind wir in Sykaminon und in noch weiter entfernten Städten gewesen. Wir kommen aus Kafarnaum.«

»Oh! Welch ein weiter Weg in dieser Jahreszeit! Warum seid ihr nicht in unser Haus gekommen? Dort ist es, seht ihr es? Wir hätten euch kühles Wasser zur Erfrischung eurer Glieder und Nahrung gegeben; ländliche zwar, aber gute. Kommt doch jetzt!«

»Wir sind dabei aufzubrechen. Gott möge es euch trotzdem vergelten.«

»Der Karmel flieht nicht auf einem feurigen Wagen wie sein Prophet«, sagt ein Bauer halb ernst.

»Es kommt kein Wagen mehr vom Himmel, um die Propheten zu entführen. Es gibt keine Propheten mehr in Israel. Man sagt, daß Johannes schon tot sei«, sagt ein anderer Bauer.

»Tot? Seit wann denn?«

»Reisende aus Transjordanien haben es uns erzählt. Habt ihr ihn verehrt?«

»Wir waren seine Jünger!«

»Warum habt ihr ihn verlassen?«

»Um dem Lamm Gottes zu folgen, dem Messias, den er angekündigt hat. Dieser ist immer noch in Israel, ihr Männer! Und mehr als ein feuriger Wagen wäre notwendig, ihn würdig in den Himmel zu führen! Glaubt ihr nicht an den Messias?«

»Und ob wir glauben! Wir haben uns vorgenommen, ihn nach der Ernte aufzusuchen. Man sagt, daß er dem Gesetz treu ergeben

ist und an den vorgeschriebenen Feiertagen den Tempel aufsucht. Wir werden bald zum Laubhüttenfest reisen und dann jeden Tag im Tempel auf ihn warten, um ihn zu sehen. Wenn wir ihn nicht finden, werden wir auf die Suche gehen, bis wir ihn gefunden haben. Ihr, die ihr ihn kennt, sagt uns: ist es wahr, daß er sich fast immer in Kafarnaum aufhält? Ist es wahr, daß er hochgewachsen, jung, bleich und blond ist und eine Stimme hat, die anders ist als die aller anderen Menschen, die die Herzen rührt und die sogar Tiere und Pflanzen hören?«

»Alle mit Ausnahme der Herzen der Pharisäer, Gamala. Sie sind die verstocktesten.«

»Sie sind nicht einmal Tiere. Sie sind Dämonen, jener eingeschlossen, dessen Name ich trage. Aber sagt: Ist es wahr, daß er so gut ist und mit allen spricht, alle tröstet, die Kranken heilt und die Sünder bekehrt?«

»Glaubt ihr das?«

»Ja. Wir möchten es jedoch von euch wissen, die ihr ihm folgt. Oh, wenn ihr uns doch zu ihm führen könntet!«

»Aber müßt ihr nicht die Reben pflegen?«

»Wir müssen auch die Seele pflegen, die mehr wert ist als die Reben. Ist er jetzt in Kafarnaum? Wenn wir uns anstrengen, könnten wir in zehn Tagen hin und zurück sein ... «

»Er ist hier, den ihr sucht. Er hat sich in eurem Obstgarten ausgeruht und spricht jetzt mit dem Alten und dem Jungen. Bei ihm sind auch seine Mutter und ihre Schwester.«

»Er ist da! ... Oh! ... Was tun wir jetzt?«

Sie sind vor Staunen wie erstarrt. Sie sind ganz Auge, um zu sehen. Ihre ganze Lebenskraft liegt in den Pupillen.

»Und nun? Ihr hattet ein so großes Verlangen, ihn zu sehen, und nun rührt ihr euch nicht? Seid ihr zur Salzsäule erstarrt?« neckt sie Petrus.

»Nein ... es ist ... Aber ist denn der Messias so einfach?«

»Wie meint ihr denn, daß er sein sollte? Auf einem flammenden

Thron sitzend und mit einem königlichen Mantel angetan? Habt ihr ihn euch wie einen neuen Achaschweresch vorgestellt?»

»Nein. Aber so einfach, er, der so heilig ist!«

»Gerade weil er heilig ist, ist er so einfach, Mann! Gut, machen wir es so . . . Meister! Hab Geduld, komm hierher und wirke ein Wunder. Hier sind Leute, die dich suchen und die wie versteinert stehen, seit sie dich gesehen haben. Komm und gib ihnen die Bewegung und die Sprache wieder!«

Jesus, der sich auf den Anruf hin umgewandt hat, erhebt sich lächelnd und kommt auf die Winzer zu, die ihn völlig entgeistert ansehen, fast als würden sie sich fürchten.

»Der Friede sei mit euch. Habt ihr nach mir verlangt? Hier bin ich!« Dann öffnet er, wie immer, seine Arme, als ob er sich anbieten wolle. Die Winzer fallen auf die Knie und sind ganz still.

»Fürchtet euch nicht! Sagt mir, was ihr wollt.«

Sie bieten ihm ihre mit Weintrauben gefüllten Körbe an, ohne ein Wort zu sagen. Jesus bewundert die herrlichen Früchte und sagt: »Danke«, streckt die Hand aus, nimmt eine Traube und beginnt, die Beeren zu essen.

»O allmächtiger Gott! Er ißt wie wir!« seufzt der, welcher Gamala genannt wird.

Es ist unmöglich, über diesen Ausruf nicht zu lachen. Auch Jesu Lächeln ist ausgeprägter als gewöhnlich. Und wie um sich zu entschuldigen, sagt er: »Ich bin der Menschensohn!«

Diese Geste hat geholfen, die ekstatische Gefühllosigkeit zu überwinden, und Gamala sagt: »Würdet ihr nicht in unser Haus kommen, wenigstens bis zur Vesperzeit? Wir sind zahlreich, denn wir sind sieben Brüder mit Frauen und Kindern, sowie den Alten, die friedlich auf den Tod warten.«

»Laßt uns gehen. Ihr weckt die Gefährten und kommt uns nach. Mutter, komm mit Maria.«

Und Jesus folgt den Bauern, die aufgestanden sind und etwas seitwärts gehen, um ihn wandeln zu sehen. Der enge Pfad führt zwi-

schen Stämmen von Bäumen hindurch, die durch Weinstöcke miteinander verbunden sind.

Sie kommen bald zum Haus, besser gesagt, zu den Häusern; denn es ist ein kleines Viereck von Häusern mit einem gemeinsamen großen Hof in der Mitte; dort befindet sich ein Brunnen, zu dem man durch einen langen Laubengang gelangt, der als Vorhalle dient und sicher bei Nacht mit dem schweren Tor abgeschlossen wird.

»Der Friede sei mit diesem Haus und mit denen, die darin wohnen«, sagt Jesus beim Eintreten, indem er die Hand zum Segen erhebt, um sie alsbald sinken zu lassen und ein halbnacktes Kind zu liebkosen, das ihn ganz verzückt ansieht. Es ist schön in seinem ärmellosen Hemdchen, das ihm von den runden Schultern gerutscht ist, steht aufrecht auf seinen nackten Beinchen, hat ein Fingerchen im Mund und hält im anderen Händchen eine in Öl getauchte Brotkruste.

»Das ist David, das Kind meines jüngeren Bruders«, erklärt Gamala, während sich ein anderer Winzer zum nächsten Haus begibt, dort Bescheid sagt und wieder herauskommt, um in das nächste zu gehen, und so weiter. Bald schauen überall neugierige Menschen aller Altersstufen heraus, ziehen sich dann zurück und kommen nach einer kurzen Toilette wieder zum Vorschein. Im Schatten eines vorspringenden Daches, an einen riesigen Feigenbaum gelehnt, sitzt ein Greis mit einem Stab in den Händen. Er hebt kaum sein Haupt, als ob ihn nichts interessieren würde.

»Das ist unser Vater«, erklärt Gamala, »einer der Alten des Hauses; auch die Frau Jakobs hat ihren Vater, der allein geblieben war, mit hierher gebracht; und dann ist auch noch die alte Mutter Leas, der jüngsten Frau hier, da. Unser Vater ist blind. Über seine Augen hat sich ein Schleier gelegt. So viel Sonne in den Feldern! So viel Hitze von der Erde! Armer Vater! Er ist sehr traurig. Aber er ist sehr gut. Er wartet jetzt auf seine Enkel, denn sie sind seine einzige Freude.«

Jesus begibt sich zu dem Alten. »Gott segne dich, Vater!«

»Wer du auch sein magst, Gott möge deinen Segen erwidern«, ant-

wortet der Alte und wendet sein Haupt in die Richtung der Stimme.

»Dein Los ist hart, nicht wahr?« fragt Jesus sanft, und er gibt ein Zeichen, daß niemand verrate, wer spricht.

»Es kommt von Gott nach dem vielen Guten, das er mir in meinem langen Leben gegeben hat. Wie ich das Gute von Gott angenommen habe, so muß ich auch das Unglück mit meinen Augen hinnehmen. Es dauert ja schließlich nicht ewig. Es wird im Schoß Abrahams zu Ende sein.«

»Du hast recht! Es wäre schlimmer, wenn die Seele blind wäre.«

»Ich habe mir immer Mühe gegeben, sie wach zu halten.«

»Wie hast du das gemacht?«

»Du, der du mit mir sprichst, bist noch jung. Deine Stimme sagt es mir. Du bist wohl nicht wie die Jünglinge von heute, die alle blind sind, weil sie ohne Religion sind. Schau, es ist ein großes Unglück, nicht zu glauben und nicht zu tun, was Gott uns aufgetragen hat. Ein Greis sagt es dir, mein Junge! Wenn du das Gesetz übertrittst, wirst du blind sein auf Erden und im anderen Leben. Du wirst niemals Gott schauen. Denn der Tag wird einmal kommen, an dem der Messias, der Erlöser, uns die Tore zu Gott öffnet. Ich bin zu alt, um diesen Tag auf Erden zu erleben. Aber ich werde ihn im Schoß Abrahams sehen. Deswegen beklage ich mich über nichts. Denn ich hoffe, daß ich mit diesen Schatten bezahlen kann, was ich Gott aus Undankbarkeit schuldig bin, und damit das ewige Leben verdiene. Aber du bist jung. Bewahre deinen Glauben, mein Sohn, damit du den Messias sehen kannst. Denn die Zeit ist nahe. Der Täufer hat es gesagt. Du wirst ihn noch sehen. Doch wenn deine Seele blind ist, wirst du wie jene sein, von denen Jesaja sagt: „Sie haben Augen und sehen nicht!“«

»Möchtest du sehen, Vater?« fragt Jesus und legt eine Hand auf das weiße Haupt.

»Ich möchte sehen, ja! Aber lieber will ich sterben, ohne ihn zu sehen, als daß ich ihn sehen kann und meine Söhne ihn nicht erkennen. Ich habe noch den alten Glauben, der mir genügt. Sie! ... Oh! Die Welt von heute ...!«

»Vater, dann schau auf den Messias, und dein Abend sei gekrönt mit Freude.« Jesus läßt seine Hand von den weißen Haaren über die Stirne bis zum bärtigen Kinn gleiten, wie bei einer Liebkosung. Dann beugt er sich nieder, um auf derselben Höhe zu sein wie das Gesicht des Greises.

»O allerhöchster Herr! Aber ich sehe ja! Ich sehe ... Wer bist du, mit diesem Gesicht, das mir unbekannt und doch so vertraut ist, als ob ich es schon gesehen hätte? ... Aber! ... Oh, Dummkopf, der ich bin! Du, der du mir das Augenlicht wiedergegeben hast, bist der gepriesene Messias! Oh, oh!« Der Alte weint auf die Hände Jesu, die er ergriffen hat, und bedeckt sie mit Küssen und Tränen. Die ganze Verwandtschaft ist in Aufregung.

Jesus befreit eine Hand, liebkost noch einmal den Alten und sagt: »Ja, ich bin es! Komm, damit du außer meinem Antlitz auch mein Wort kennenlernenst.« Und er begibt sich zu einer Stiege, die zu einer von einer dichten Pergola beschatteten Terrasse führt. Alle folgen ihm.

»Ich hatte meinen Jüngern versprochen, von der Hoffnung zu sprechen, und ich will dazu ein Gleichnis benützen. Das Gleichnis ist dieser alte Israelit. Der Vater im Himmel gibt mir das Thema, um euch von der großen Tugend zu sprechen, die wie die Arme eines Jochs den Glauben und die Liebe stützt.

O süßes Joch! Galgen der Menschheit, wie der Querbalken des Kreuzes. Thron des Heiles, Stütze der heilbringenden Schlange, die in der Wüste aufgerichtet wurde. Galgen der Menschheit. Brücke der Seele, um den Flug ins Licht anzutreten. Sie ist gesetzt zwischen dem unerläßlichen Glauben und die vollkommenste Liebe; denn ohne Hoffnung kann es keinen Glauben geben, und ohne Hoffnung stirbt die Liebe.

Der Glaube setzt die sichere Hoffnung voraus. Wie kann man glauben, zu Gott zu gelangen, wenn man nicht auf seine Güte hofft? Wie kann man sich im Leben wieder aufrichten, wenn man nicht auf eine Ewigkeit hofft? Wie können wir in Gerechtigkeit ausharren,

wenn uns nicht die Hoffnung belebt, daß Gott jede unserer guten Taten sieht und belohnt? Und ebenso, wie könnte die Liebe bestehen, wenn in uns keine Hoffnung wäre? Die Hoffnung bereitet der Liebe den Weg. Denn ein Mensch muß hoffen, um lieben zu können. Die Verzweifelten lieben nicht mehr. Die Treppe besteht aus Stufen und Geländer: der Glaube ist gleich den Stufen; die Hoffnung ist das Geländer; oben ist die Liebe, zu der man durch die beiden anderen aufsteigt. Der Mensch hofft, um zu glauben; er glaubt, um zu lieben.

Dieser Mann hat zu hoffen verstanden. Er wurde geboren, ein Kind Israels wie alle anderen. Er ist aufgewachsen mit derselben Lehre wie die anderen. Er ist Sohn des Gesetzes geworden wie alle anderen. Er ist Mann, Gatte, Vater und Greis geworden, immer hoffend auf die den Patriarchen gegebenen und durch die Propheten wiederholten Verheißungen. Im Alter sind Schatten auf seine Augen gefallen, aber nicht in sein Herz. In ihm ist immer die Hoffnung lebendig geblieben. Die Hoffnung, Gott zu schauen. Gott zu schauen im anderen Leben. Und in der Hoffnung auf dieses ewige Schauen, eine noch innigere und teurere Hoffnung: den Messias zu sehen. Ohne zu wissen, wer der Jüngling war, der zu ihm sprach, hat er mir gesagt: „Wenn du das Gesetz verläßt, wirst du blind sein auf Erden und im Himmel. Du wirst Gott nicht sehen und den Messias nicht erkennen.“

Er hat wie ein Weiser gesprochen. Zu viele Blinde gibt es jetzt in Israel. Sie haben keine Hoffnung mehr, denn die Auflehnung gegen das Gesetz hat sie in ihnen getötet. Diese Auflehnung, die immer Auflehnung ist, auch wenn man sie in heilige Gewänder kleidet, *sobald das Wort Gottes nicht voll angenommen wird*. Ich sage: das Wort Gottes, nicht die Zusätze, die die Menschen gemacht haben und die wegen ihrer Unzahl und weil sie eben von Menschen stammen, sogar von denen vernachlässigt werden, die sie gemacht haben, und von den anderen nur mechanisch, gezwungenermaßen, mühsam und fruchtlos befolgt werden. Sie haben keine Hoffnung mehr und lachen über die ewigen Wahrheiten. Darum haben sie auch kei-

nen Glauben und keine Liebe mehr. Das göttliche Joch, das dem Menschen von Gott auferlegt wurde, um sich in Gehorsam und Verdienst zu wandeln; das himmlische Kreuz, das Gott dem Menschen gegeben hat, um die Schlangen des Bösen zu besiegen und das Heil zu erlangen, hat den Querbalken verloren, der die helle und die rote Flamme trug: den Glauben und die Liebe; und so ist die Finsternis in die Herzen eingekehrt.

Der Greis hat mir gesagt: „Es ist ein großes Unglück, nicht zu glauben und nicht zu tun, was Gott geboten hat.“

Das ist wahr! Ich bestätige es euch. Es ist schlimmer als die leibliche Blindheit, die noch geheilt werden kann, um einem Gerechten die Freude zu schenken, die Sonne, die Wiesen, die Früchte der Erde, die Gesichter der Kinder und Enkel wiederzusehen; und vor allem das zu sehen, was die Hoffnung seiner Hoffnung war: Den Messias des Herrn zu sehen. Ich wünschte, daß eine solche Tugend in den Herzen aller Israeliten lebendig wäre, besonders in jenen der Gesetzeskundigen. Es genügt nicht, im Tempel gewesen oder vom Tempel zu sein, und es genügt nicht, die Worte des Buches auswendig zu wissen. Man muß sie mittels der drei göttlichen Tugenden zum Leben des eigenen Lebens machen.

Hier habt ihr dafür ein Beispiel: wo diese lebendig sind, ist alles leicht. Auch das Ertragen von Unglück. Denn das Joch Gottes ist stets ein leichtes Joch, das nur auf dem Fleisch lastet, aber den Geist nicht niederdrückt. Geht hin in Frieden, die ihr in diesem Haus guter Israeliten verbleibt. Der Friede sei mit dir, alter Vater! Du hast die Gewißheit, daß Gott dich liebt. Beschließe deine gerechten Tage, indem du deine Weisheit in die Herzen der Kinder deines Blutes legst. Ich kann nicht hier bleiben. Aber mein Segen bleibt in diesem Haus, reich an Gnaden wie die Trauben dieses Weinstocks.«

Jesus möchte gehen. Aber er muß wenigstens so lange bleiben, bis er alle Familienangehörigen kennengelernt hat und alle Reisesäcke prall gefüllt sind . . .

Dann kann er sich auf den Weg machen; er benützt eine Abkür-

zung durch den Weinberg, die ihm die Winzer zeigen. Sie verlassen ihn nicht eher, als bis die Hauptstraße erreicht und ein Dorf in Sicht ist, in dem Jesus und die Seinen übernachten können.

299 Jesus begibt sich mit Jakobus des Alphäus auf den Karmel

»Verkündet die Frohe Botschaft in der Ebene von Jesreel, bis ich wieder zu euch zurückkehre«, befiehlt Jesus seinen Aposteln an einem heiteren Morgen, während sie an den Ufern des Kischon etwas Nahrung verzehren: Brot und Obst.

Die Apostel scheinen nicht besonders begeistert zu sein, aber Jesus ermutigt sie, gibt ihnen Richtlinien, an die sie sich halten können, und schließt: »Ihr habt ja auch meine Mutter bei euch. Sie wird euch eine gute Ratgeberin sein. Geht zu den Bauern des Johanan und versucht, am Sabbat mit den Leuten des Doras zu sprechen. Leistet ihnen Beistand und tröstet den alten Verwandten des Margziam mit Nachrichten über den Knaben. Sagt ihm, daß wir ihn am Laubhüttenfest zu ihm bringen werden. Gebt diesen Unglücklichen viel, alles was ihr habt. Alles, was ihr wißt, eure ganze Liebe und unser ganzes Geld. Habt keine Angst! Wie es ausgegeben wird, kommt es wieder herein. Wir werden nie Hungers sterben, selbst wenn wir nur von Brot und Obst leben. Und wenn ihr Nackten begegnet, dann gebt Kleider, auch die meinen. Ja, meine zuerst! Wir werden nie nackt bleiben. Und wenn ihr Elende seht, die nach mir verlangen, weist sie nicht zurück. Ihr habt kein Recht dazu. Leb wohl, Mutter! Gott möge euch alle durch meinen Mund segnen! Geht beruhigt! Komm, Jakobus!«

»Nimmst du nicht einmal deine Tasche mit?« fragt Thomas, da er sieht, daß der Herr von dannen geht, ohne sie zu nehmen.

»Ich brauche sie nicht. Ich werde so beim Gehen unbehindert sein.«

Auch Jakobus läßt seine Tasche zurück, obwohl seine Mutter sich beeilt, sie mit Brot, Käse und Früchten vollzustopfen.

Sie gehen und folgen eine Weile dem Ufer des Kischon; dann aber entschwinden sie an den ersten Hängen, die zum Karmel führen.

»Mutter, nimm du uns an die Hand. Führe uns . . . denn wir sind zu nichts fähig«, bekennt Petrus demütig.

Maria lächelt beruhigend und sagt: »Es ist sehr einfach. Ihr müßt nur seinen Befehlen gehorchen, dann werdet ihr alles sehr gut machen. Laßt uns gehen.«

Jesus steigt mit Vetter Jakobus höher, ohne zu sprechen; auch sein Begleiter schweigt. Jesus konzentriert sich auf seine Gedanken. Jakobus, der sich an der Schwelle einer Offenbarung fühlt, ist ganz erfüllt von ehrfurchtsvoller Liebe, von einer geistigen Furcht, und blickt von Zeit zu Zeit auf Jesus, dessen Antlitz in seiner Sammlung bisweilen in einem strahlenden Lächeln aufleuchtet. Er sieht ihn an, als schaue er auf den noch nicht fleischgewordenen Gott, der in seiner unermesslichen Majestät erglänzt, und sein Gesicht ähnelt sehr dem des heiligen Josef mit seinen braunen Wangen und den Backenknochen, die sich bald röten, bald bleich werden vor Rührung. Aber er achtet immer noch das Schweigen Jesu.

Auf steilen Abkürzungen, fast ohne auf die Hirten zu blicken, die ihre Herden auf den grünen Halden weiden, zwischen Büschen von Steineichen, Eschen und anderen Bäumen, steigen sie immer höher, während ihre Mäntel die graugrünen Wacholderbüsche, die goldfarbenen Ginsterstauden, die smaragdgrünen Sträucher mit den Perlen der Myrte und die schaukelnden Vorhänge des Geißblattes und der blühenden Waldrebe streifen.

Sie gehen bergan und lassen Holzarbeiter und Hirten hinter sich, bis sie nach einem ermüdenden Aufstieg die Höhe des Berges erreichen, oder vielmehr eine kleine Ebene am Fuße einer von riesigen Eichen gekrönten Spitze. Hohe Stämme, deren Basis die weiter unten am Hang stehenden Bäume bilden, grenzen sie mit einer Art Brustwehr ab, so daß die kleine Wiese wie auf einer rauschenden Unterlage liegt und abseits von den übrigen Teilen des Berges, die

zu sehen die tieferliegenden Baumkronen verhindern, während im Rücken der Gipfel seine Bäume zum Himmel reckt. Über allem der offene Himmel und in der Ferne der weite Horizont, der sich im Sonnenuntergang rötet und im ganz entflammten Meer versinkt. Ein Erdsplatt, der nur deshalb nicht einstürzt, weil die Wurzeln der riesigen Eichen ihn mit einem Netz von Zangen halten, öffnet sich in einem Vorsprung, kaum breit genug, um einem nicht zu beleibten Mann Platz zu bieten. Ein unbändiger Strauch scheint ihn zu verlängern, denn er reckt sich horizontal von der Seite des Vorsprungs nach vorne.

Jesus öffnet nun seinen Mund und sagt: »Jakobus, mein Bruder, hier wollen wir heute nacht bleiben. Und trotz der großen körperlichen Müdigkeit bitte ich dich, die Nacht mit mir im Gebet zu verbringen; die Nacht und den ganzen morgigen Tag, bis zu dieser Stunde. Ein ganzer Tag – vierundzwanzig Stunden – ist nicht zu viel, um die Gnaden, die ich dir geben will, zu empfangen.«

»Jesus, mein Herr und Meister, ich werde immer tun, was du willst«, antwortet Jakobus, der noch bleicher geworden ist, als Jesus zu sprechen begonnen hat.

»Ich weiß es. Wir wollen jetzt Brombeeren und Heidelbeeren sammeln und unseren Durst an einer Quelle stillen, die ich etwas tiefer unten gehört habe. Laß deinen Mantel hier in diesem Spalt. Niemand wird ihn nehmen.«

Und zusammen mit dem Vetter umgeht er den Vorsprung, um die wilden Früchte der Sträucher im Unterholz zu sammeln. Dann füllen sie wenige Meter weiter unten, auf der dem Weg ihres Aufstiegs gegenüberliegenden Seite, die Feldflaschen – das einzige, was sie mitgenommen haben – an einer plätschernden Quelle, die aus einem Gewirr von dicken Wurzeln entspringt; sie waschen sich, um sich zu erfrischen, da die Hitze auch hier in der Höhe noch anhält. Dann steigen sie wieder zu ihrer Hochebene hinauf, und während die im Westen untergehende rote Sonne auf den Gipfel scheint, essen sie, was sie gesammelt haben, und trinken noch etwas, und lächeln

sich dabei zu wie zwei glückliche Kinder oder zwei Engel. Wenige Worte: ein Gedanke an jene, die sie in der Ebene unten zurückgelassen haben; ein Ausruf der Bewunderung über die außerordentliche Schönheit des Tages; die Namen der beiden Mütter . . . Sonst nichts.

Dann zieht Jesus den Vetter an sich, und dieser nimmt eine Haltung ein, die sonst Johannes eigen ist. Er lehnt sein Haupt an die Brust Jesu, läßt eine Hand im Schoß, die andere in der Hand des Veters ruhen, und so verharren sie, während der Abend herniedersteigt unter dem lauten Gezwitscher der Vögel, die sich ins Gebüsch zurückziehen, und dem immer schwächer werdenden entfernten Gemimmel der Glocken. Das leise Rauschen des Windes, der die Wipfel kühlend streichelt und sie nach der drückenden Hitze des Tages wieder belebt und ihnen den Tau ankündigt.

So verharren sie lange, und ich glaube, es ist nur ein Schweigen der Lippen, während die Seelen aktiver als sonst übernatürliche Gespräche führen.

300 »Auf vollkommene Weise lieben, um heiligmäßig Vorgesetzter zu sein«

Um die gleiche Stunde tags darauf. Jakobus sitzt noch zusammengekauert im Spalt des Berges, das Haupt auf den Knien, die er mit den Armen umschlungen hat. Es scheint, als ob er in tiefe Betrachtung versunken oder eingeschlafen sei. Ich kann es nicht recht erkennen. Immerhin ist er unempfindlich gegen alles, was um ihn herum vorgeht, zum Beispiel gegenüber dem Streit zweier großer Vögel, die sich aus irgendeinem Grund auf der Wiese bekämpfen. Ich glaube, es sind Gebirgshähne oder Auerhähne oder Fasane, denn sie haben die Größe eines Hahns, bunte Federn, aber keine Kämmen, sondern nur einen Helm aus rotem Fleisch und etwas wie Korallen auf dem Kopf und an den Wangen. Und wenn ihr Kopf auch klein ist, so muß der Schnabel doch hart wie ein Stahl sein. Federn fliegen durch die Luft und Blut spritzt auf die Erde, und alles wird von einem sol-

chen Geschrei begleitet, daß das Gezwitzcher und Gepiepse in den Zweigen verstummt. Vielleicht beobachten die kleinen Vögel diesen wilden Zweikampf . . .

Jakobus hört nichts. Jesus hingegen hört es und kommt von der Höhe herunter, auf die er gestiegen war. Er klatscht in die Hände und trennt die beiden Kampfhähne, die blutend davonstieben, der eine zur Küste hin, der andere auf den Gipfel einer Eiche, wo er sich die ganz zerzausten Federn ordnet. Jakobus hebt auch nach dem von Jesus verursachten Geräusch nicht das Haupt. Jesus macht noch einige Schritte und bleibt dann lächelnd mitten auf der kleinen Wiese stehen. Sein weißes Gewand färbt sich auf der rechten Seite rot, so stark ist die Abendröte. Es scheint, als ob der Himmel in Flammen stehe. Jakobus schläft offensichtlich nicht, denn als Jesus kaum flüstert, wirklich nur flüstert: »Jakobus, komm her«, hebt er sein Haupt, löst die verschlungenen Arme, springt auf und geht zu Jesus hin.

Er bleibt in einer Entfernung von nur zwei Schritten vor ihm stehen und schaut ihn an. Auch Jesus schaut ihn an, ernst und doch ermutigend durch ein Lächeln, das weder auf den Lippen noch im Blick liegt, aber trotzdem zu erkennen ist. Er blickt ihn fest an, als wolle er die geringsten Bewegungen und Regungen im Herzen des Veters und Apostels lesen. Dieser, der sich an der Schwelle einer Offenbarung fühlt, wird wie gestern immer bleicher, bis er die gleiche Farbe hat wie sein Leinengewand. Jesus legt ihm die Hände auf die Schultern und bleibt so mit ausgestreckten Armen stehen. Jakobus scheint jetzt wirklich eine Hostie zu sein. Nur die sanften, dunkelbraunen Augen und der kastanienbraune Bart verleihen dem erwartungsvollen Antlitz Farbe.

»Jakobus, mein Bruder, weißt du, weshalb ich nach Stunden des Gebetes und der Betrachtung unter vier Augen mit dir sprechen will?«

Jakobus bringt keine Antwort heraus, so bewegt ist er. Endlich öffnet er die Lippen, um leise zu antworten: »Um mir eine besondere

Unterweisung zu erteilen, die die Zukunft betrifft, oder weil ich der Unfähigste von allen bin. Ich danke dir jetzt schon dafür, auch wenn es sich um einen Tadel handelt. Aber glaube mir, Meister und Herr, wenn ich schwerfällig oder unfähig bin, dann nur, weil ich schwach bin, und nicht aus Mangel an gutem Willen.«

»Es soll kein Tadel sein, sondern eine Unterweisung für die Zeit, in der ich nicht mehr unter euch sein werde. In diesen Monaten hast du in deinem Herzen viel nachgedacht über das, was ich eines Tages am Fuße dieses Berges sagte, als ich dir versprach, mit dir hierher zu kommen; nicht allein, um über den Propheten Elija zu reden und das Meer zu betrachten, das dort in unendlicher Weite erglänzt, sondern um dir von einem anderen Meer zu erzählen, das noch größer, veränderlicher und unberechenbarer ist als dieses, das heute dem friedlichsten Becken gleicht und vielleicht in wenigen Stunden mit gierigem Hunger Schiffe und Menschen verschlingt. Du hast dich nie von dem Gedanken gelöst, seit ich dir gesagt habe, daß dein Hierherkommen sich auf deine künftige Bestimmung beziehen würde. Und so bist du jetzt noch bleicher, da du ahnst, daß es eine schwere Aufgabe, eine verantwortungsvolle Erbschaft sein wird, die auch einen Helden erzittern lassen könnte. Eine Verantwortung und eine Sendung, die mit der größtmöglichen Heiligkeit eines Menschen wahrgenommen werden muß, um den Willen Gottes nicht zu enttäuschen. Fürchte dich nicht, Jakobus! Ich will nicht dein Verderben. Wenn ich dich dazu bestimme, so bedeutet dies, daß ich weiß, daß es dir nicht zum Schaden, sondern zu übernatürlicher Freude gereichen wird.

Höre mir zu, Jakobus! Schaffe Frieden in dir durch einen schönen Akt der Hingabe an mich, damit du meine Worte hören und behalten kannst.

Nie mehr werden wir so allein und geistig so vorbereitet sein, um uns zu verstehen. Ich werde eines Tages fortgehen, wie alle Menschen, die sich nur eine Zeitlang auf Erden aufhalten. Mein Aufenthalt wird auf andere Art und Weise als der der übrigen Menschen

enden, aber auch er wird enden, und ihr werdet mich nur noch im Geist bei euch haben; doch ich versichere dir, er wird euch niemals verlassen.

Ich werde weggehen, nachdem ich euch gegeben habe, was nötig ist, um meine Lehre auf der Welt zu verbreiten, nachdem ich mein Opfer vollbracht und euch die Gnade erlangt habe. Mit ihr und mit dem siebenfachen Feuer der Weisheit werdet ihr Dinge vollbringen, die euch nur als Wahnsinn und Anmaßung erschienen, würde man euch heute auffordern, sie zu tun.

Ich werde von euch gehen, und ihr werdet zurückbleiben. Und die Welt, die Christus nicht verstanden hat, wird auch die Apostel Christi nicht verstehen; daher werdet ihr verfolgt und vertrieben werden, als ob ihr die gefährlichsten Leute für das Wohlergehen Israels wäret. Aber da ihr meine Jünger seid, sollt ihr glücklich sein, dieselben Bedrängnisse zu erleiden, die euer Meister erduldet hat.

Ich habe dir eines Tages im Nisan gesagt: „Du wirst es sein, der von den Propheten des Herrn übrigbleibt.“ Deine Mutter hat auf geistige Eingebung hin die Bedeutung dieser Worte schon halb verstanden. Doch bevor sich diese Worte an meinen Aposteln bewahrheiten, werden sie sich an dir und durch dich bewahrheitet haben.

Jakobus, alle außer dir werden vertrieben werden, und das bis zum Ruf Gottes in seinen Himmel. Du wirst auf dem Posten bleiben, für den Gott dich durch den Mund der Brüder bestimmt hat, du Nachkomme des königlichen Geschlechtes, in der königlichen Stadt, um mein Szepter zu tragen und vom wahren König zu sprechen. Vom König Israels und der Welt und seinem erhabenen Königtum, das nur jene begreifen, denen es geoffenbart wird. Es werden Zeiten sein, in denen du Kraft, Ausdauer, Geduld und unbegrenzten Scharfsinn benötigen wirst.

Du wirst gerecht sein müssen, voll Liebe, mit dem schlichten, reinen Glauben eines Kindes, und gleichzeitig gelehrt wie ein wahrer Meister, um den vom Feind bekämpften Glauben in vielen Herzen zu stärken; um die Irrtümer der falschen Christen zu bekämpfen;

um die Spitzfindigkeiten zu berichtigen in der Lehre des alten Israel, das schon heute blind ist und nach der Tötung des Lichtes noch blinder sein wird, und das die prophetischen Worte und selbst die Gebote des Vaters, aus dem ich hervorgehe, entstellen wird, um sein eigenes Gewissen zu beruhigen und die Welt zu überzeugen, daß ich nicht der von den Patriarchen und Propheten Angekündigte bin; daß ich nichts anderes war als ein armer Mensch, ein Verblendeter, ein Tor für die Besseren und ein besessener Häretiker für die weniger Guten des alten Israel.

Ich bitte dich, dann mein anderes Ich zu sein. Nein, das ist nicht unmöglich! Du mußt dir deinen Jesus vergegenwärtigen, seine Taten, seine Worte, seine Werke. So als ob du dich in die irdene Form legtest, die der Metallgießer verwendet, so mußt du dich in mich versenken. Ich werde immer gegenwärtig sein, so gegenwärtig und lebendig in euch, meine Getreuen, daß ihr euch mit mir vereinigen und ein anderes Ich, mein Ich, werden könnt, wenn ihr es nur wollt.

Du aber, der du seit deiner frühesten Jugend mit mir zusammen gewesen bist und die Speise der Weisheit aus den Händen Marias empfangen hast, noch bevor du sie aus meinen Händen erhieltest, der du ein Neffe des gerechtesten Menschen bist, der je in Israel gelebt hat, du mußt ein vollkommener Christus sein . . . «

»Ich kann nicht, ich kann nicht, Herr! Gib diesen Auftrag meinem Bruder. Gib ihn Johannes, Simon Petrus, gib ihn dem anderen Simon. Aber nicht mir, Herr! Warum mir? Was habe ich getan, um ihn zu verdienen? Siehst du denn nicht, daß ich ein ganz armer Mensch bin, der nur die einzige Fähigkeit besitzt, dich mit ganzem Herzen zu lieben und fest an alles zu glauben, was du sagst?«

»Judas hat ein zu heftiges Temperament. Er wird dort sehr gute Dienste leisten, wo es das Heidentum auszumerzen gilt. Aber nicht hier, wo man die zum Christentum bekehren muß, die sich schon allein deshalb für gerecht halten, weil sie das Volk Gottes sind. Nicht hier, wo alle jene zu überzeugen sind, die zwar an mich glauben, aber über den Verlauf der Dinge enttäuscht sein werden. Man muß

sie davon überzeugen, daß mein Reich nicht von dieser Welt, sondern ein ganz geistiges Reich der Himmel ist, dessen Vorbereitung ein christliches Leben bildet, also ein Leben, in dem die geistigen Werte vorherrschen.

Überzeugen kann man nur durch ausdauernde Milde. Wehe dem, der den Menschen an der Gurgel packt, um ihn zu überzeugen. Der Angegriffene wird „ja“ sagen, um sich aus der Umklammerung zu befreien, und wenn er nicht verdorben, sondern nur unwillig ist, wird er sich auf kein Gespräch mehr einlassen wollen. Ist er aber böswillig oder auch nur fanatisch, wird er fliehen und sich bewaffnen, um den zu töten, der anmaßend neue Lehren vertritt.

Du wirst von Fanatikern umgeben sein, von Fanatikern unter den Christen und unter den Israeliten. Die Ersteren werden von dir Gewaltakte oder wenigstens die Erlaubnis dazu verlangen; denn das alte Israel mit seiner Unerbittlichkeit und seinen Vorbehalten wird in ihnen noch seinen Giftstachel erheben. Die anderen werden gegen dich und deine Brüder auftreten wie zu einem heiligen Krieg zur Verteidigung des alten Glaubens, seiner Symbole und seiner Zeremonien. Und du wirst inmitten dieses sturmgepeitschten Meeres stehen.

Das ist das Los der Vorsteher, und du wirst das Haupt aller sein, die in Jerusalem von deinem Christus zum Glauben an ihn geführt worden sind. *Du mußt in vollkommener Weise lieben, um ein heiligmäßiges Oberhaupt zu sein.* Nicht Waffen und Verfluchungen, sondern dein Herz mußt du den Waffen und Flüchen der Juden entgegenhalten. Bemühe dich, es nie den Pharisäern nachzutun, die die Heiden als Mist und Abfall betrachten. Auch für sie bin ich gekommen; denn wahrlich, wäre ich nur für Israel gekommen, so wäre die Erniedrigung Gottes zum Fleisch, das dem Tod anheimfällt, unverhältnismäßig groß. Wenn es auch wahr ist, daß meine Liebe sich mit Freuden sogar für eine einzige Seele zur Menschwerdung herabgelassen hätte, so verlangt doch die Gerechtigkeit, die gleichfalls eine göttliche Vollkommenheit ist, daß die Erniedrigung des Unendlichen für eine

unendliche Menge geschehe: für das Menschengeschlecht!

Und um sie nicht zu vertreiben, mußt du also sanft mit ihnen umgehen und dich darauf beschränken, in bezug auf das Dogma unnachgiebig zu sein; doch allen anderen Lebensformen gegenüber, die nur verschieden von den unsrigen und materieller Art sind, darfst du den Geist nicht verletzen; du sollst vielmehr nachgiebig sein. Viel wirst du um dieser Dinge willen mit den Brüdern zu kämpfen haben, denn Israel ist in Bräuchen befangen, lauter äußerlichen, unnützen Bräuchen, denn sie verändern nicht den Geist. Du jedoch sei einzig und allein um den Geist besorgt, und lehre auch die anderen, es zu sein. Verlange nicht, daß die Heiden plötzlich ihre Gebräuche ändern, auch du änderst die deinen nicht plötzlich. Bleibe nicht an deiner Klippe hängen, denn man muß rudern und darf nicht still sitzen, will man die Wracks auf dem Meer bergen, sie zur Werkstatt bringen und sie erneuern. Und du mußt ausziehen und Wracks suchen! Es gibt sie unter den Heiden und auch in Israel. Am Ende des weiten Meeres ist Gott, der *allen* seinen Geschöpfen die Arme öffnet, ob sie nun, wie die Israeliten, wegen ihres heiligen Ursprungs reich sind, oder arm wegen ihres Heidentums.

Ich habe gesagt: „Ihr sollt euren Nächsten lieben!“ Der Nächste ist nicht nur der Verwandte oder der eigene Landsmann. Der Nächste ist auch der Mann aus dem hohen Norden, dessen Aussehen ihr nicht kennt. Der Nächste ist auch der, der zu dieser Stunde einen Sonnenaufgang bewundert in Zonen, die euch unbekannt sind, oder über die Schneefelder der märchenhaften Bergketten Asiens eilt, oder der aus einem Fluß trinkt, der durch unbekannte Wälder im Inneren Afrikas fließt.

Und wenn ein Sonnenanbeter zu dir kommt, oder einer, der das gefräßige Krokodil als seinen Gott verehrt, oder einer, der sich für den wiedergeborenen Weisen hält, der die Wahrheit erahnt hat, ihre Vollkommenheit aber weder erfaßt noch sie seinen Anhängern zu ihrem Heil weitergeben kann; oder wenn ein angewiderter Bürger von Rom oder Athen mit der Bitte kommt: „Gib mir die Erkenntnis Got-

tes“, dann kannst und darfst du nicht sagen: „Fort mit euch, denn es wäre Profanierung, euch zu Gott zu führen!“

Halte dir vor Augen, daß sie nicht wissen, Israel aber weiß. Und trotzdem gibt es wahrhaftig in Israel viele Götzendiener. Sie sind schlimmer und grausamer als der grausamste Götzendiener der Welt und bringen nicht diesem oder jenem Götzen, sondern sich selbst, ihrem Hochmut, Menschenopfer dar, sobald in ihnen das unstillbare Verlangen nach Blut erwacht, das bis zum Ende der Zeiten andauern wird. Nur wenn sie das Neue glaubensvoll in sich aufnehmen, kann dieses Verlangen gestillt werden. Aber dann wird auch schon das Ende der Welt gekommen sein; denn die letzten, die sagen werden: „Wir glauben, daß du Gott und der Messias bist“, werden die Israeliten sein, entgegen allen Beweisen meiner Gottheit, die ich gegeben habe und noch geben werde.

Sei wachsam und achte darauf, daß der Glaube der Christen nicht eitel sei. Eitel wäre er, wenn er nur aus Worten oder heuchlerischen Förmlichkeiten bestünde. Der Geist ist es, der lebendig macht. Der Geist fehlt in der mechanischen oder pharisäischen Ausübung, die nur eine Vortäuschung des Glaubens, aber kein echter Glaube ist. Was würde es dem Menschen nützen, in der Versammlung der Gläubigen das Lob Gottes zu singen, wenn alsdann alle seine Handlungen Schmähungen Gottes wären? Gott läßt seiner nicht spotten, sondern macht in seiner Vaterschaft immer auch seine Ansprüche als Gott und König geltend.

Wache und achte darauf, daß niemand sich einen Platz anmaßt, der ihm nicht gebührt. Das Licht wird von Gott gegeben werden entsprechend dem Rang, den ihr einnehmt. Gott wird euch das Licht nicht vorenthalten, solange die Sünde die Gnade in euch nicht zum Verlöschen bringt. Viele werden sich gerne „Meister“ nennen lassen. Einer nur ist Meister: Der, der zu dir spricht. Und eine nur ist Lehrerin: die Kirche, seine Nachfolgerin. In der Kirche werden jene Lehrmeister sein, die geweiht sind für den besonderen Auftrag, zu unterweisen. Jedoch wird es unter den Gläubigen einige geben, die durch

den Willen Gottes und durch ihre eigene Heiligkeit, das heißt, durch ihren guten Willen, vom Sturmwind der Weisheit erfaßt, predigen werden. Es wird solche geben, die aus sich selbst nicht weise sind, aber gefügige Werkzeuge in den Händen des Handwerkers bleiben und im Namen des Handwerkers sprechen; und wie gute Kinder wiederholen sie, was der Vater sie zu sagen lehrt, ohne selbst alles in seiner ganzen Tragweite zu verstehen. Ferner wird es Leute geben, die sprechen, als wären sie Meister, und durch ihre glänzende Beredsamkeit die Einfältigen betören, im Grunde aber stolz, hartherzig, eifersüchtig, jähzornig, lügenhaft und unzüchtig sind.

Ich beauftrage dich, die Worte der Weisen im Herrn und der heiligen Kinder des Heiligen Geistes in dich aufzunehmen und ihnen zu helfen, die Tiefgründigkeit dieser göttlichen Worte zu erfassen. Denn wenn sie die Träger der göttlichen Stimme sind, so seid ihr, meine Apostel, immer die Lehrer meiner Kirche und müßt den Müden im übernatürlichen Sinn zu Hilfe eilen, die unter der Last dieses großartigen, schweren Reichtums seufzen, den Gott in sie gelegt hat, damit sie ihn an die Brüder weitergeben. Aber ich sage dir auch: Weise die Lügenworte der falschen Propheten, deren Leben nicht mit meiner Lehre übereinstimmt, zurück! Güte, Sanftmut, Reinheit, Liebe und Demut werden den leisen und weisen Stimmen Gottes nie fehlen. Immer aber den anderen.

Wache und achte darauf, daß nicht Eifersucht und Verleumdung in der Gemeinschaft der Gläubigen aufkommen; daß niemand grollt und rachsüchtig ist. Wache und achte darauf, daß nicht das Fleisch die Oberhand über den Geist gewinnt. Keiner vermöchte Verfolgungen zu ertragen, dessen Geist das Fleisch nicht beherrscht.

Jakobus, ich weiß, daß du es tun wirst, aber gib mir, deinem Bruder, das Versprechen, daß du mich nicht enttäuschen wirst.«

»Aber Herr, Herr! Ich habe nur eine Angst: die Angst, dazu nicht fähig zu sein. Mein Herr, ich bitte dich, gib einem anderen diesen Auftrag.«

»Nein! Das geht nicht ... «

»Simon des Jona liebt dich, und du liebst ihn . . . «

»Simon des Jona ist nicht Jakobus aus dem Haus Davids!«

»Johannes! Johannes, der gelehrte Engel, mach ihn zu deinem Diener hier.«

»Nein! Ich kann nicht! Weder Simon noch Johannes besitzt dieses Nichts, das jedoch viel bei den Menschen gilt: die verwandtschaftliche Beziehung. Du bist mein Verwandter. Nachdem sie mich erkannt haben, werden sich die Besseren in Israel bemühen, vor Gott und sich selbst Verzeihung zu finden, indem sie versuchen, den Herrn zu erkennen, den sie in der Stunde Satans verflucht haben. Und sie werden glauben, diese Verzeihung und mit ihr die Kraft, mir auf meinem Weg nachzufolgen, zu erlangen, wenn ein Mann meines Blutes meine Stelle einnimmt. Jakobus, auf diesem Berg haben sich sehr große Dinge ereignet. Hier verzehrte das Feuer Gottes nicht nur das Brandopfer, das Holz und die Steine, sondern auch den Staub und sogar das Wasser im Graben. Jakobus, glaubst du, daß Gott etwas Ähnliches nicht mehr vollbringen kann, wenn er alles Materielle im Menschen Jakobus verbrennt, um einen Jakobus göttlichen Feuers zu gewinnen? Wir haben gesprochen, während der Sonnenuntergang Flammen sogar auf unsere Gewänder geworfen hat. Glaubst du, daß der Glanz des Wagens, der Elija entführt hat, ebenso feurig oder noch feuriger gewesen ist?«

»Viel feuriger, weil es ein himmlisches Feuer war!«

»Bedenke also, was aus dem Herzen wird, wenn es sich durch die Gegenwart Gottes in ihm in Feuer gewandelt hat, weil Gott in ihm einen Nachfolger des Wortes haben will, der die Heilsbotschaft verkündigt.«

»Doch du, du, Wort Gottes, ewiges Wort, warum bleibst du nicht unter uns?«

»Weil ich Wort und Fleisch bin. Durch das Wort muß ich belehren und durch das Fleisch erlösen.«

»O mein Jesus! Aber wie wirst du erlösen? Was erwartet dich?«

»Jakobus, denke an die Propheten!«

»Aber ist denn ihre Sprache nicht sinnbildlich? Kannst denn du, Wort Gottes, von den Menschen mißhandelt werden? Wollen sie nicht vielleicht sagen, daß deine Gottheit, deine Vollkommenheit ein Martyrium erleiden wird, aber sonst nichts, weiter nichts? Meine Mutter macht sich Sorgen um mich und Judas. Aber ich Sorge mich auch um dich und Maria und ebenso auch um uns, die wir so schwach sind. Jesus, Jesus, wenn der Mensch dich überwindet, glaubst du nicht, daß viele von uns dich dann für schuldig erachten und sich enttäuscht von dir abwenden werden?«

»Ich bin dessen gewiß. *Alle* meine Jünger werden erschüttert sein. Aber dann wird der Friede zurückkehren; dann werden sich die besten meiner Jünger zusammenschließen, und nach meinem Opfer und meinem Triumph wird der Geist der Stärke und Weisheit über sie kommen: der göttliche Geist.«

»Jesus, damit ich nicht abfalle und kein Ärgernis nehme in der furchtbaren Stunde, sage mir: was werden sie dir antun?«

»Es ist etwas Großes, um das du mich bittest.«

»Sage es mir, Herr!«

»Es wäre ein Schrecken für dich, wenn du es genau erfahren würdest.«

»Das macht nichts. Durch die Liebe, die uns vereint hat . . . «

»Es darf aber nicht bekannt werden.«

»Sage es mir; dann wollen wir es vergessen bis zu der Stunde, in der es sich erfüllen wird. Dann rufe es wieder in mein Gedächtnis zurück, zusammen mit dieser Stunde. So werde ich an nichts Anstoß nehmen und dir nicht im Grunde meines Herzens zum Feind werden.«

»Es wird dir nichts nützen, denn auch du wirst dem Druck des Sturmes nachgeben.«

»Sag es mir, Herr!«

»Ich werde angeklagt, verraten, gefangengenommen und dem Kreuzestode überliefert werden.«

»Nein! Nein!« Jakobus schreit auf und windet sich, als ob er zu

Tode getroffen wäre. »Nein«, wiederholt er. »Wenn sie dir das antun, was werden sie dann uns antun? Wie können wir so dein Werk fortsetzen? Ich kann meine Aufgabe . . . meine Aufgabe nicht annehmen . . . Ich kann nicht . . . Ich kann nicht! Wenn du stirbst, werde auch ich wie tot sein. Ich werde keine Kraft mehr haben. Jesus, Jesus, höre mich an! Laß mich nicht allein! Versprich es mir . . . Versprich mir wenigstens dies!«

»Ich verspreche dir, daß ich kommen werde, dich durch meinen Geist zu führen, nachdem die glorreiche Auferstehung mich aus den Beschränkungen der Materie befreit hat. Ich und du, wir werden eins sein, so wie jetzt, da du in meinen Armen liegst.«

Jakobus hat sich weinend an die Brust Jesu geworfen.

»Weine nicht mehr. Wir gehen aus dieser so licht- und zugleich qualvollen Stunde der Verzückung hervor, wie einer, der aus dem Schatten des Todes tritt und sich an alles erinnert, außer an den schrecklichen Moment des Todes, der zwar nur von kurzer Dauer ist, aber doch über Jahrhunderte entscheidet. Komm, ich küsse dich, um dir zu helfen, die Schrecken meines menschlichen Schicksals zu vergessen. Du wirst dich daran erinnern, wenn die Zeit gekommen ist, wie du es gewünscht hast. Komm, ich küsse dich auf den Mund, dich, der du dem Volk Israels meine Worte wiederholen sollst, und auf das Herz, das lieben wird, wie ich es gesagt habe, und hier auf die Schläfe, aus der das Leben entweichen wird, zusammen mit dem letzten Wort liebevollen Glaubens an mich. Ich werde, geliebter Bruder, bei dir sein in den Versammlungen der Gläubigen, in den Stunden der Betrachtung, in der Gefahr und in der Stunde des Todes! Niemand, auch nicht dein Engel, wird deinen Geist aufnehmen, sondern ich selbst werde ihn mit einem Kuß empfangen, so . . . «

Sie verbleiben eine Weile in der Umarmung, und es scheint, daß sich Jakobus in der Freude über die Küsse Gottes beruhigt hat, die ihn sein Leid vergessen lassen.

Als er sein Haupt erhebt, ist er wieder Jakobus des Alphäus, gelassen und gut wie Josef, der Bräutigam Marias. Er lächelt Jesus zu

mit einem reiferen Lächeln, ein wenig traurig, aber sehr sanft.

»Wir wollen jetzt etwas essen, Jakobus, und dann unter den Sternen schlafen. Beim ersten Licht werden wir ins Tal hinabsteigen und zu den Menschen zurückkehren ...« Und Jesus seufzt ... endet jedoch mit einem Lächeln: »... und zu Maria!«

»Und was werde ich zu meiner Mutter sagen, Jesus? Und was zu den Gefährten? Sie werden mich mit Fragen nicht verschonen ...«

»Du kannst ihnen alles sagen, was ich dir gesagt habe; aber erinnere dich der Antworten des Elija an Ahab, an das Volk auf dem Berg, an die Macht eines von Gott Geliebten, die Völker und Elemente gehorchen macht; an seinen Eifer, der ihn für den Herrn verzehrte und an das, was ich dir über den Frieden sagte: daß man durch den Frieden und im Frieden Gott begreift und ihm dient. Du kannst ihnen sagen, damit sie meinem Beispiel folgen: „Kommt“ auf daß ihr, wie Elija mit seinem Mantel den Elischa gewann, mit dem Mantel der Liebe neue Diener Gottes für den Herrn gewinnt. Und jenen, die sich immer sorgen, sage, wie ich dich auf die beglückende Freiheit von den Dingen der Vergangenheit hingewiesen habe, gleich der, die Elischa bezeugte, als er Ochsen und Pflug verließ. Sage ihnen, daß ich dich ferner daran erinnert habe, daß dem, der durch Beelzebul Wunder wirken will, Böses und nicht Gutes widerfahren wird, wie es Ahasja nach den Worten des Elija ergangen ist. Sag ihnen schließlich, daß ich dir versprochen habe, daß das reinigende Feuer der Liebe die Unvollkommenheiten eines jeden, der bis in den Tod getreu ist, verbrennt und ihn direkt in den Himmel führt. Das Übrige ist nur für dich allein.«

301 »Nenne ihn Sohn, der dir Schmerzen bereitet«

Jesus verläßt die Hochebene des Karmel und steigt auf staubbedeckten Wegen zur Ebene hinab. Die Büsche beleben sich immer mehr mit dem Gezwitscher der Vögel, und die erste Sonne vergoldet den östlichen Hang des Berges. Nachdem sich der leichte Nebel durch

die Wärme der Sonne verflüchtigt hat, zeigt sich die Ebene von Jesreel in ihrer ganzen Schönheit mit ihren um die Häuser umgebenden Obstbäumen und Weingärten. Sie gleicht einem überwiegend grünen Teppich mit wenigen gelblichen Oasen, die Spuren von Rot aufweisen; denn auf den abgemähten Kornfeldern blüht nun der Klatschmohn. Die Ebene liegt in dem Dreieck zwischen Karmelgebirge, Tabor und Kleinem Hermon. In einiger Entfernung sieht man noch weitere Berge, deren Namen ich nicht kenne. Sie verbergen den Jordan und vereinigen sich im Südosten mit den Bergen von Samaria.

Jesus bleibt stehen, um nachdenklich diesen Teil von Palästina zu betrachten. Jakobus blickt ihn an und fragt: »Betrachtest du die Schönheit dieses Gebietes?«

»Ja, auch das. Doch mehr noch denke ich an die zukünftigen Wanderungen und an die Notwendigkeit, euch, und ohne Verzögerung auch die Jünger auszusenden. Und es wird sich nicht um die jetzige, noch begrenzte Arbeit handeln, sondern um eine wirklich missionarische Tätigkeit. Es gibt viele Gegenden, die mich noch nicht kennen; ich will aber kein Gebiet ohne mich lassen. Diese Sorge beschäftigt mich stets: ist mir stets gegenwärtig: ausziehen und arbeiten, solange ich kann, und alles tun . . . «

»Immer wieder kommen Dinge dazwischen, die dich aufhalten.«

»Mehr als Verzögerungen bringen sie Änderungen in meinem Reiseplan mit sich; aber die Reisen, die wir machen, sind nie unnütz. Doch es gibt noch so sehr viel zu tun . . . Auch weil ich nach längerer Abwesenheit von einem Ort viele Herzen vorfinde, die zum Ausgangspunkt zurückgekehrt sind und bei denen ich wieder von vorne anfangen muß.«

»Ja, sie ermattet und ist abstoßend, diese Teilnahmslosigkeit der Seelen, die Unbeständigkeit und der Hang zum Bösen!«

»Niederschmetternd! Sage nicht abstoßend! *Die Arbeit Gottes ist nie abstoßend.* Die armen Seelen müssen uns Mitleid einflößen, nicht Abscheu. Wir müssen immer das Herz eines Vaters, eines guten Vaters

haben. Ein guter Vater betrachtet die Krankheiten seiner Kinder nie mit Abscheu. Und wir dürfen keinen Abscheu vor Menschen haben!

»Jesus, erlaubst du mir, dir einige Fragen zu stellen? Ich habe auch diese Nacht nicht schlafen können. Ich habe viel nachgedacht, während ich dich schlafen sah. Im Schlaf scheinst du so jung zu sein, Bruder! Du hast gelächelt, den Kopf auf einen Arm gelegt, wie ein Kind. Ich konnte dich gut sehen, denn der Mond leuchtete hell diese Nacht. Ich habe nachgedacht, und viele Fragen sind mir aus dem Herzen aufgestiegen ... «

»Sage sie mir.«

»Ich sagte mir: ich muß Jesus fragen, wie wir mit unserer Unfähigkeit zu jener Gemeinschaft gelangen, die du Kirche nennst, in der, wenn ich recht verstanden habe, gewisse Hierarchien bestehen. Wirst du uns alles sagen, was wir zu tun haben, oder müssen wir selbst handeln?«

»Wenn die Stunde gekommen ist, werde ich euch das Haupt der Kirche bezeichnen. Während ich unter euch weile, teile ich euch schon die verschiedenen Kategorien samt den Unterschieden zwischen Aposteln, Jüngern und Jüngerinnen mit; denn sie sind unvermeidlich. Aber ich will, daß, ebenso wie die Jünger den Aposteln Ehrfurcht und Gehorsam erweisen müssen, auch die Apostel Liebe und Geduld ihnen gegenüber zeigen.«

»Und was sollen wir tun? Immer und nur dich verkündigen?«

»Das ist die Hauptsache. Dann müßt ihr in meinem Namen Sünden nachlassen und segnen, zur Gnade zurückführen und die Sakramente spenden, die ich einsetzen werde.«

»Was sind das für Dinge?«

»Das sind übernatürliche und geistige Mittel, die auch mit natürlichen Mitteln verbunden sind und eingesetzt werden, um die Menschen zu überzeugen, daß der Priester tatsächlich etwas wirkt. Du weißt ja, daß der Mensch nicht glaubt, wenn er nicht sieht. Er braucht immer etwas, was ihm sagt, *daß es etwas gibt*. Wenn ich Wunder wirke, lege ich daher die Hände auf, netze mit Speichel oder

gebe einen Bissen eingetauchten Brotes. Ich könnte auch ganz einfach in meinen Gedanken Wunder wirken. Aber glaubst du, daß die Welt dann sagen würde: „Gott hat ein Wunder gewirkt?“ Sie würde sagen: „Er ist geheilt geworden, weil die Zeit der Heilung gekommen war“, und sie würden das Verdienst dem Arzt, der Arznei und der körperlichen Widerstandskraft des Kranken zuschreiben. Das gleiche gilt für die Sakramente: Formen des Kultes, die Gnaden zu verwalten, sie zu spenden oder in den Gläubigen zu festigen. Johannes, zum Beispiel, benützte das Untertauchen im Wasser, um die Reinigung von den Sünden zu veranschaulichen. In Wirklichkeit war, mehr als das Wasser zur Reinigung der Glieder, der Akt der Buße notwendig, sich wegen der begangenen Sünden als unrein zu bekennen. Auch ich werde meine Taufe haben, meine Taufe, die nicht nur ein Zeichen sein wird, sondern die wirkliche Reinigung vom Makel der Erbsünde. Die Seele wird durch die Taufe denselben geistigen Stand der Gnade erwerben, den Adam und Eva vor ihrem Sündenfall besaßen, und sie wird sogar noch heller erstrahlen, da sie ihre Reinheit durch die Verdienste des Gottmenschen wiedererlangt hat.«

»Aber ... das Wasser fließt doch nicht über die Seele! Die Seele ist etwas Geistiges. Wer kann sie berühren im Neugeborenen, im Erwachsenen oder im Greis? Niemand!«

»Siehst du, du gibst also zu, daß das Wasser ein materielles Mittel ist und keine geistige Wirkung haben kann? Es wird daher nicht das Wasser, sondern das Wort des Priesters, eines Gliedes der Kirche Christi, das für seinen Dienst geweiht ist, oder in Ausnahmefällen das Wort eines wahren Gläubigen sein, welches das Wunder der Erlösung von der Erbsünde im Getauften wirkt.«

»Ja, gut. Aber jeder Mensch sündigt auch selbst noch ... Und diese anderen Sünden, wer wird sie wegnehmen?«

»Immer der Priester, Jakobus! Wird ein Erwachsener getauft, dann werden zusammen mit der Erbschuld auch die anderen Sünden nachgelassen. Wenn der Mensch schon getauft ist und wieder sün-

dig, dann wird der Priester ihn im Namen des Einen und Dreieinigen Gottes und durch das Verdienst des menschengewordenen Wortes freisprechen, so wie ich es bei den Sündern tue.«

»Aber du bist heilig! Wir . . . «

»Ihr müßt heilig sein, denn ihr berührt heilige Dinge und verwaltet das, was Gottes ist.«

»Dann werden wir also den gleichen Menschen öfters taufen, wie Johannes es macht, der das Untertauchen im Wasser vornimmt, sooft einer zu ihm kommt?«

»Johannes reinigt bei seiner Taufe nur durch die Demut dessen, den er untertaucht. Ich habe es dir schon gesagt. Ihr werdet den schon Getauften nicht ein zweites Mal taufen; es sei denn, er wäre nicht mit einer apostolischen, sondern einer schismatischen Formel getauft worden. In diesem Fall wäre eine zweite Taufe vorzunehmen, wenn der zu taufende Erwachsene entscheidet, daß er die Taufe und damit Teilhabe an der wahren Kirche wünscht. In den anderen Fällen, wenn es sich darum handelt, Freundschaft und Frieden mit Gott wiederherzustellen, verbindet ihr die Worte der Vergebung mit den Verdiensten Christi, und die Seele, die mit wahrer Reue und demütiger Anklage zu euch gekommen ist, wird losgesprochen sein.«

»Und wenn jemand nicht kommen kann, weil er so krank ist, daß er nicht an den Ort getragen werden kann? Wird dieser in der Sünde sterben? Zum Schmerz der Todesangst kommt auch noch die Furcht vor dem Gericht Gottes?«

»Nein. Der Priester wird zu dem Sterbenden gehen und wird ihn lossprechen. Er wird ihm sogar eine umfassendere Art von Absolution erteilen, die sich auf jedes einzelne Sinnesorgan bezieht, durch welches der Mensch im allgemeinen zur Sünde veranlaßt wird.

Wir haben in Israel das heilige Öl, das nach der Vorschrift des Allerhöchsten zusammengesetzt ist, und mit dem man den Altar, den Oberhirten, die Priester und die Könige weicht. Der Mensch ist ein wahrer Altar. Und König wird er durch seine Erwählung für den Sitz im Himmel; er kann deshalb mit dem Öl der Salbung geweiht

werden. Das heilige Öl wird zusammen mit anderen Teilen des israelitischen Kultes übernommen und meiner Kirche einverleibt werden, wenn auch für andere Zwecke. Denn nicht alles in Israel ist schlecht und muß verworfen werden. Vielmehr werden viele Erinnerungen an den alten Wurzelstock in meiner Kirche erhalten bleiben. Eine davon wird das Öl der Salbung sein, das auch in der Kirche zur Salbung des Altars, des Oberhirten, der kirchlichen Hierarchien sowie der Könige und der Gläubigen benützt werden wird, wenn sie Erbprinzen des Reiches Gottes werden oder besonderer Hilfe bedürfen, um vor Gott mit von ihren Sünden gereinigten Gliedern und Sinnen erscheinen zu können. Die Gnade des Herrn wird der Seele und auch dem Leib zu Hilfe kommen, wenn es Gott so gefällt, zum Wohl des Kranken.

Oft wehrt sich der Körper nicht gegen die Krankheit, auch weil die Gewissensbisse ihm den Frieden rauben und weil Satan eingreift, der durch einen solchen Tod eine Seele für sein Reich zu gewinnen hofft und die Hinterbliebenen zur Verzweiflung treiben möchte. Der Kranke wird von der Umklammerung Satans und von der inneren Verwirrung frei, wenn er die Gewißheit hat, daß Gott ihm verzeiht. Und da das Geschenk der Gnade in den Stammeltern auch die Freiheit von Krankheiten und jeder Art des Schmerzes beinhaltete, so kann der, dem die Gnade wiedergeschenkt ist, wie ein neugeborenes, mit meiner Taufe getauftes Kind, auch den Sieg über die Krankheit davontragen. Hierbei kann ihm des weiteren das Gebet seiner Glaubensbrüder helfen, die zum Mitleid mit dem Kranken verpflichtet sind, und zwar nicht nur in körperlicher Hinsicht, sondern vor allem in geistiger. Das Gebet ist schon eine Form des Wunders, Jakobus. Das Gebet eines Gerechten, du hast es bei Elija gesehen, kann Großes bewirken.«

»Ich verstehe dich nur wenig, aber das, was ich verstehe, erfüllt mich mit Ehrfurcht vor der geistlichen Würde deiner Priester. Wenn ich dich richtig verstehe, werden wir viel mit dir gemeinsam haben: die Verkündigung, die Lossprechung, das Wunder. Drei Sakramente also.«

»Nein, Jakobus! Die Verkündigung und die Wunder sind keine Sakramente. Aber die Sakramente werden zahlreicher sein. Sieben, wie die Arme des heiligen Leuchters im Tempel und die Gaben des Geistes der Liebe. Und wahrlich, die Sakramente sind Gaben und Flammen, eingesetzt, damit der Mensch in alle Ewigkeit vor dem Herrn leuchte. Es wird auch ein Sakrament der Ehe für die Menschen geben, das angedeutet ist im Symbol der heiligen Ehe der Sara des Raguël, die vom Dämon befreit wurde. Es gibt dem Ehepaar alle notwendige Hilfe für ein heiliges Zusammenleben gemäß dem Gesetz und den Forderungen Gottes. Auch Bräutigam und Braut werden zu Dienern eines Ritus: jenem des Zeugens. Auch Ehemann und Ehefrau werden Priester einer kleinen Kirche: der Familie. Sie müssen daher geweiht werden, um mit dem Segen Gottes zu zeugen und eine Nachkommenschaft zu erziehen, die den heiligsten Namen Gottes preist.«

»Und uns, die Priester, wer wird uns weihen?«

»Ich, bevor ich euch verlasse. Ihr werdet dann eure Nachfolger weihen und jene, die ihr zu Hilfe nehmt, um den christlichen Glauben zu verbreiten.«

»Wirst du uns noch darin unterweisen?«

»Ich und der, den ich euch senden werde. Auch diese Herabkunft wird ein Sakrament und bei seiner Einsetzung von Gott gewollt sein; danach wird es von jenen gespendet werden, die die Fülle des Priestertums erhalten haben. Es wird Kraft und Erkenntnis verleihen; es wird im Glauben bestärken; es wird heilige Frömmigkeit und heilige Furcht erwecken; es wird Rat und übernatürliche Weisheit schenken und zudem eine Gerechtigkeit, die durch ihre Natur und Macht das Kind, das es empfängt, zum Erwachsenen macht. Aber das kannst du vorläufig noch nicht verstehen. Er selbst wird es dir zu verstehen geben. Er, der göttliche Tröster, die ewige Liebe, sobald ihr bereit seid, ihn zu empfangen. Ebenso könnt ihr jetzt ein anderes Sakrament noch nicht verstehen. Es ist selbst für die Engel fast unbegreiflich. Und doch werdet ihr, einfache Menschen, es im Glauben und

in der Liebe begreifen. Wahrlich, ich sage dir, wer es liebt und sich geistig damit nährt, kann den Dämon zertreten, ohne Schaden zu erleiden. Denn ich werde alsdann in ihm sein. Versuche, dich an diese Dinge zu erinnern, Bruder! Deine Aufgabe wird es sein, sie deinen Gefährten und den Gläubigen mitzuteilen, immer und immer wieder. Ihr werdet sie dann schon als Priester Gottes betrachten, aber du wirst sagen können: „Er hat es mir eines Tages beim Abstieg vom Karmel gesagt. Alles hat er mir gesagt, weil ich schon damals dazu bestimmt war, Haupt der Kirche in Israel zu sein.“«

»Noch etwas möchte ich dich fragen. Ich habe diese Nacht daran gedacht. Muß ich selbst meinen Gefährten sagen: Ich werde hier das Haupt sein? Das gefällt mir nicht. Ich tue es, wenn du es befiehlst. Aber es gefällt mir nicht.«

»Fürchte dich nicht! Der Heilige Geist wird auf alle herabsteigen und euch heilige Gedanken eingeben. Alle werdet ihr die gleichen Gedanken hegen zur Ehre Gottes in seiner Kirche.«

»Wird es dann nie mehr die jetzigen unangenehmen Streitigkeiten geben ... ? Wird dann Judas des Simon nicht mehr Ursache des Anstoßes sein?«

»Er wird es nicht mehr sein. Sei beruhigt. Aber Schwierigkeiten wird es immer wieder geben. Deswegen habe ich dir gesagt: Wache und überwache, ohne zu ermüden, und erfülle deine Pflicht bis zum Äußersten.«

»Noch eine Frage, Herr! Wie soll ich mich in Zeiten der Verfolgung verhalten? Demnach, was du sagst, scheint es, daß ich von den Zwölfen als einziger zurückbleiben werde. Somit werden sich die anderen durch die Flucht der Verfolgung entziehen. Und ich?«

»Du bleibst an deinem Platz. Denn wenn es auch notwendig ist, daß ihr am Leben bleibt, bis die Kirche gefestigt ist, und dies die Flucht vieler Jünger und fast aller Apostel rechtfertigt, so würde nichts dein Davonlaufen und das Verlassen der Kirche von Jerusalem rechtfertigen. Im Gegenteil! Je mehr sie in Gefahr ist, desto mehr mußt du über sie wachen, als wäre sie dein eigenes Kind in Lebens-

gefahr. Dein Beispiel wird den Geist der Gläubigen stärken. Sie werden es nötig haben, um die Prüfung zu bestehen. Je schwächer du sie siehst, um so mehr mußt du ihnen durch Mitleid und Weisheit helfen. Wenn du selbst auch stark bist, so sei doch nicht ohne Mitleid für die Schwachen. Stärke sie im Gedanken: „Ich habe alles von Gott erhalten, um diese meine Kraft zu erlangen. Demütig muß ich es bekennen und liebevoll muß ich alle behandeln, die weniger mit den Gaben Gottes gesegnet sind.“ Gib ihnen deine Kraft durch das Wort, durch tätige Hilfe, Ruhe und das Beispiel.«

»Und wenn es Schlechte unter den Gläubigen gäbe, die für andere zur Ursache des Ärgernisses werden und eine Gefahr bilden: was soll ich dann tun?«

»Sei vorsichtig, bevor du sie annimmst; denn besser ist es, wenige und Gute als viele und Schlechte zu haben. Du kennst die alte Lehrfabel von den gesunden und kranken Äpfeln. Sorge dafür, daß sie sich nicht in deiner Kirche wiederholt. Aber wenn du auch Verräter entdeckst, so versuche mit allen Mitteln, sie wieder auf den rechten Weg zu bringen und sei nur im äußersten Falle streng. Handelt es sich jedoch nur um kleine persönliche Fehler, dann erschrecke sie nicht durch allzu große Strenge. Verzeihe! Verzeihe! ... Eine von Tränen und Worten der Liebe begleitete Vergebung ist wirkungsvoller als ein Fluch, wenn man ein Herz erlösen will. Ist die Schuld schwerwiegend, jedoch Frucht eines plötzlichen Angriffs Satans und so schwer, daß der Schuldige vor deinem Angesicht flieht, so mache dich auf die Suche nach dem Schuldigen. Denn er ist das verirrete Lamm, und du bist der Hirte! Fürchte nicht, dich zu erniedrigen, wenn du auf schlammbedeckten Straßen gehst und in Sümpfen und Abfall wühlen mußt. Deine Stirne wird sich bekränzen mit der Krone des Märtyrers der Liebe, und sie wird die erste deiner drei Kronen sein ... Und selbst wenn du verraten wirst, wie der Täufer und viele andere – denn jeder Heilige hat seinen Verräter – verzeihe! Deinem Verräter mehr als allen anderen. Verzeihe, wie Gott den Menschen verziehen hat und verziehen wird. Nenne ihn, der dir

Schmerz bereitet hat, wieder „Sohn“, weil der Vater euch durch meinen Mund so nennt; und wahrlich, es gibt keinen Menschen, der dem Vater im Himmel noch keinen Schmerz zugefügt hätte ... «

Ein langes Schweigen herrscht, während sie über die Wiesen gehen, auf denen Schafe weiden.

Schließlich fragt Jesus: »Hast du sonst noch Fragen?«

»Nein, Jesus! Und heute morgen habe ich meine beängstigende Mission besser verstanden ... «

»Weil du nicht mehr so verwirrt bist wie gestern. Wenn deine Stunde gekommen ist, wirst du noch friedvoller sein und alles noch besser verstehen ... «

»Ich werde mich an alles erinnern ... an alles ... mit Ausnahme von ... «

»Was, Jakobus?«

»Ausgenommen das, was mich dich heute nacht nicht ohne Tränen betrachten ließ und von dem ich nicht weiß, ob du es mir wirklich gesagt hast und ich es glauben soll, weil du es gesagt hast, oder ob es eine Einflüsterung des Dämons war. Wie kannst du so ruhig sein, wenn diese Dinge dir wirklich bevorstehen sollten?«

»Und wärest du beruhigt, wenn ich dir sagen würde: „Dort ist ein Hirte, der sich mit Mühe auf seinem verkrüppelten Bein dahinschleppt. Schau, daß du ihn im Namen Gottes heilst?“«

»Nein, mein Herr! Ich müßte von Sinnen sein, wenn ich von mir dächte, daß ich versucht sein könnte, deine Stelle unberechtigtweise einnehmen zu wollen.«

»Und wenn ich es dir befehlen würde?«

»Dann würde ich es aus Gehorsam tun und wäre keineswegs erschrocken, denn ich wüßte, daß du es willst; und ich hätte keine Angst, es nicht zu können, denn ganz gewiß würdest du mir die Kraft geben, deinen Willen zu erfüllen.«

»Du sagst es, und du sagst es gut! Du siehst also, daß ich, wenn ich dem Vater gehorche, immer im Frieden bin.«

Jakobus weint und senkt das Haupt.

»Willst du wirklich vergessen?«

»Wenn du willst, Herr ... «

»Du hast zwischen zwei Dingen zu wählen: du kannst vergessen oder dich erinnern. Das Vergessen wird dich von Schmerz und absolutem Schweigen deinen Gefährten gegenüber befreien; aber es wird dich unvorbereitet lassen. Die Erinnerung wird dich auf deine Aufgabe vorbereiten; denn man braucht sich nur an alles zu erinnern, was der Menschensohn auf seinem irdischen Lebenswege erdulden muß, um sich nie zu beklagen und sich geistig zu stärken, indem man diesen Lebensweg Christi im hellsten Licht schaut. Wähle!«

»Glauben, sich erinnern, lieben! Das möchte ich. Und so bald als möglich sterben, Herr ... « Jakobus weint noch immer lautlos. Nur die Tränen, die auf seinem braunen Barte glänzen, zeigen an, daß er weint.

Jesus läßt ihn gewähren ... Endlich sagt Jakobus: »Solltest du in Zukunft wieder Andeutungen hinsichtlich ... hinsichtlich deines Martyriums machen, muß ich dann sagen, daß ich davon weiß?«

»Nein, schweige! Josef wußte zu schweigen über seinen Schmerz als Bräutigam, der sich verraten glaubte, und über das Geheimnis der jungfräulichen Empfängnis und meine Natur. Ahme ihn nach! Auch dies war ein schreckliches Geheimnis. Und doch wurde es bewahrt; denn hätte er es aus Hochmut oder Leichtsinn nicht bewahrt, wäre die ganze Erlösung in Gefahr geraten. Satan ist ausdauernd im Wachen und Handeln. Denk daran! Dein Reden würde jetzt vielen, zu vielen Dingen zum Schaden gereichen. Schweige!«

»Ich werde schweigen ... Es wird eine doppelte Last sein ... «

Jesus antwortet nicht. Er läßt es geschehen, daß Jakobus unter seiner leinenen Kopfbedeckung ungehemmt weint.

Sie begegnen einem Mann, der ein mißgebildetes Kind auf dem Rücken trägt.

»Ist es dein Kind?« fragt Jesus.

»Ja! Es wurde mir geboren und hat dabei die Mutter getötet. Nun ist auch meine Mutter gestorben, und ich muß es mit zur Arbeit

nehmen und auf es achten. Ich bin Waldarbeiter. Ich lege es auf die Wiese, auf den Mantel, und während ich Bäume säge, vergnügt mein elendes Bübchen sich mit den Blumen.«

»Du bist von einem großen Unglück heimgesucht worden.«

»Nun ja. Doch was Gott will, das muß man im Frieden annehmen.«

»Leb wohl, Mann, der Friede sei mit dir!«

Der Mann geht bergaufwärts, und Jesus und Jakobus gehen bergabwärts.

»Wieviel Unglück! Ich habe gehofft, daß du es heilen würdest«, seufzt Jakobus.

Jesus tut, als hätte er nichts gehört.

»Meister, wüßte der Mann, daß du der Messias bist, so hätte er dich vielleicht um ein Wunder gebeten ... «

Jesus antwortet nicht.

»Jesus, darf ich dem Mann nachgehen und es ihm sagen? Ich habe Mitleid mit dem Kind. Mein Herz ist schon voller Schmerz. Mache mir doch wenigstens die Freude, dieses Kind geheilt zu sehen.«

»Geh nur, ich werde hier auf dich warten.«

Jakobus eilt davon. Er holt den Mann ein und ruft ihm zu: »Mann, bleib stehen und höre zu! Der, der mit mir war, ist der Messias! Gib mir dein Kind, damit ich es zu ihm bringe. Komm auch du, wenn du willst, und sieh, ob der Meister es dir heilt.«

»Geh du, Mann! Ich muß all dies Holz sägen. Ich habe mich verspätet wegen des Kindes. Wenn ich nicht arbeite, habe ich nichts zu essen. Ich bin arm, und das Kind kostet mich viel. Ich glaube an den Messias, aber es ist besser, wenn du für mich redest.«

Jakobus bückt sich, um das auf dem Gras liegende Kind aufzunehmen.

»Sei vorsichtig«, mahnt der Holzfäller, »alles tut ihm weh!«

Tatsächlich weint das Kind jämmerlich, als Jakobus es ein wenig hochhebt.

»Oh, welch ein Elend!« seufzt Jakobus.

»Ein großes Leid«, sagt der Holzfäller, der an einem harten Stamm weitersägt, und fährt fort: »Könntest du es nicht heilen?«

»Ich bin nicht der Messias. Ich bin nur einer seiner Jünger ... «

»Nun, die Ärzte lernen von den anderen Ärzten. Die Jünger vom Meister. Sei so gut und laß es nicht noch mehr leiden. Versuche du es! Wenn der Meister es gewollt hätte, dann wäre er hierhergekommen. Er hat dich gesandt, weil er nicht helfen will oder weil er will, daß du das Kind heilst.«

Jakobus ist erstaunt. Dann entscheidet er sich. Er reckt sich auf und betet, wie er es bei Jesus gesehen hat, und sagt: »Im Namen Jesu Christi, des Messias von Israel und des Sohnes Gottes, werde gesund!« Und gleich darauf kniet er nieder mit den Worten: »O mein Herr! Verzeihung! Ich habe ohne deine Erlaubnis gehandelt! Aber das Mitleid für dieses Geschöpf Israels hat mich dazu getrieben. Erbarmen, mein Gott! Erbarme dich seiner und meiner, des Sünders!« Und er weint hemmungslos, über das liegende Kind gebeugt. Die Tränen fallen auf die verkrüppelten, reglosen Beinchen.

Jesus kommt auf dem Waldweg daher, aber niemand bemerkt ihn, weil der Holzfäller arbeitet. Jakobus weint, und das Kind schaut ihn neugierig an und fragt mit lieblicher Stimme: »Warum weinst du?« Und es streckt sein Händchen aus, um Jakobus zu streicheln, und unversehens setzt es sich allein auf und umarmt Jakobus, um ihn zu trösten. Der Ausruf des Jakobus veranlaßt den Holzfäller, sich umzuwenden, und er sieht, daß sein Kind nun aufrecht auf seinen nicht mehr leblosen und verkrüppelten Beinchen steht. Als er sich vollends umdreht, bemerkt er auch Jesus.

»Da ist er! Da ist er!« schreit er und deutet auf den Meister. Jakobus, der sich ebenfalls umgewendet hat, sieht Jesus, der ihn mit einem Blick strahlender Freude anschaut.

»Meister, Meister! Ich weiß nicht, wie es geschehen ist ... Das Mitleid, dieser Mann ... dieses Kind ... Verzeih!«

»Steh auf! Die Jünger sind nicht mehr als der Meister, aber sie können tun, was der Meister tut, wenn sie aus einem heiligen Be-

weggrund handeln. Steh auf und komm mit mir! Seid gesegnet, ihr beiden, und vergeßt nicht, daß auch die Diener Gottes die Werke des Sohnes Gottes vollbringen können«; er geht, Jakobus hinter sich herziehend, der immer wieder sagt: »Aber wie konnte ich nur? Ich verstehe es nicht. Womit habe ich in deinem Namen ein Wunder gewirkt?«

»Mit deinem Mitleid, Jakobus! Mit deinem Verlangen, daß ich von diesem Unschuldigen und von dem Mann geliebt werde, der zugleich glaubte und zweifelte. Johannes wirkte bei Jamnia ein Wunder aus Liebe; er salbte einen Sterbenden und betete dabei. Du hast hier durch deine Tränen und dein Mitleid geheilt; und durch dein Vertrauen auf meinen Namen. Schau, wie friedvoll es ist, dem Herrn zu dienen, wenn der Jünger in rechter Absicht handelt. Jetzt wollen wir rasch gehen, denn der Mann folgt uns. Es ist nicht gut, wenn die Gefährten es jetzt schon erfahren. Bald werde ich euch in meinem Namen aussenden . . . (ein tiefer Seufzer Jesu), wie Judas des Simon es brennend wünscht (ein weiterer tiefer Seufzer). Und ihr werdet Wunder wirken . . . Aber nicht für alle wird es gut sein. Schnell, Jakobus! Simon Petrus, dein Bruder, und auch die anderen würden leiden, wenn sie es hörten; sie sähen es als eine Bevorzugung an. Es ist aber keine! Es ist nur geschehen, um einen von euch Zwölfen darauf vorzubereiten, die anderen zu leiten. Wir wollen am Ufer dieses von Sträuchern überwachsenen Baches weitergehen. So werden sich unsere Spuren verwischen. Bedauerst du es wegen des Kindes? Oh, wir werden es wiederfinden . . . «

302 Petrus predigt in Jesreel: »Die Liebe ist das Heil«

»Was macht ihr bei diesem Feuer, Freunde?« fragt Jesus, als er die Jünger bei einem wohlgeschürten Feuer vorfindet, das an einer Wegkreuzung in der Ebene von Jesreel brennt und die ersten Schatten des Abends erhellt.

Die Apostel, die den Meister nicht kommen gesehen haben, sprin-

gen auf und vergessen das Feuer, um ihm zuzujubeln. Es scheint, als hätten sie ihn seit einem Jahrhundert nicht mehr gesehen. Dann erklären sie: »Wir haben einen Streit zwischen zwei Brüdern Jesreels geschlichtet; sie sind so glücklich darüber gewesen, daß jeder von ihnen uns ein Lämmlein hat schenken wollen. Wir haben die Absicht, sie zu braten und den Arbeitern des Doras zu schenken. Micha des Johanan hat sie enthäutet und zubereitet; jetzt wollen wir sie braten. Deine Mutter ist mit Susanna und Maria die Leute des Doras benachrichtigen gegangen, damit sie am späten Abend kommen, wenn der Aufseher sich in sein Haus eingeschlossen hat, um dort zu zechen. Die Frauen fallen weniger auf ... Wir haben versucht, wie Wanderer in die Felder zu gehen und mit ihnen zu sprechen. Doch wir hatten wenig Erfolg. Heute abend wollten wir uns hier versammeln und ... ihnen etwas mehr für die Seele sagen; und auch für ihr leibliches Wohl sorgen, wie du es schon andere Male getan hast. Aber jetzt bist du ja da, und es wird noch viel schöner werden.«

»Wer hätte gesprochen?«

»Hm ... Jeder ein wenig ... Nur so ... wie es sich eben ergeben hätte. Zu mehr sind wir ja nicht fähig. Außerdem wollen Johannes, der Zelote und dein Bruder nicht sprechen, und Judas des Simon und Bartholomäus diesmal auch nicht ... Wir haben uns sogar darüber gezankt ... « sagt Petrus.

»Und warum wollen die Fünf nicht reden?«

»Johannes und Simon sagen, daß es nicht recht ist, wenn sie immer reden ... Dein Bruder meint, daß ich reden soll, weil ich sonst nie damit anfangen ... Bartholomäus, weil ... weil er sich fürchtet, zu lehrhaft zu reden und nicht zu überzeugen. Du siehst, daß es nur Ausreden sind ... «

»Und du, Judas des Simon, warum willst du nicht reden?«

»Nun, aus denselben Gründen wie die anderen. Aus allen genannten Gründen, denn alle sind berechtigt ... «

»Viele Gründe, und einer wurde nicht erwähnt. So will ich entscheiden, und meine Entscheidung ist unanfechtbar. Du, Simon des

Jona, wirst sprechen, wie der weise Thaddäus sagt. Und du, Judas des Simon, wirst ebenfalls reden. So wird einer der vielen Gründe, der nur Gott und dir bekannt sind, aufhören zu existieren.«

»Meister, glaube mir, es gibt keinen anderen ... « versucht Judas zu entgegnen.

Doch Petrus übertönt ihn mit den Worten: »O Herr! Ich soll in deiner Gegenwart reden? Das wird mir nicht gelingen. Ich fürchte, daß du mich auslachst ... «

»Du willst nicht allein sein; du willst nicht bei mir sein ... Was willst du denn also?«

»Du hast recht. Aber ... Was soll ich sagen?«

»Schau, da kommt dein Bruder mit den Lämmlein. Hilf ihm, und während du sie bratest, denke darüber nach. Alles kann dazu dienen, Argumente zu finden.«

»Auch ein Lämmlein über der Flamme?« fragt Petrus ungläubig.

»Auch das. Gehorche!«

Petrus stößt einen tiefen Seufzer aus, aber er widerspricht nicht mehr. Er geht Andreas entgegen und hilft ihm, die Tiere auf einen zugespitzten Stock, der als Bratspieß dienen soll, zu spießen, und überwacht das Braten mit einem solchen Ausdruck der Sammlung im Gesicht, daß man meinen könnte, einen Richter im Augenblick des Urteilspruchs vor sich zu haben.

»Wir wollen den Frauen entgegengehen, Judas des Simon«, befiehlt Jesus, und geht auf die verlassenen Felder des Doras zu.

»Ein guter Jünger verachtet nicht, was der Meister nicht verachtet, Judas«, sagt er nach einiger Zeit und ohne Einleitung.

»Meister, ich verachte nicht. Doch wie Bartholomäus fühle ich, daß ich nicht verstanden würde, und ziehe es vor, zu schweigen.«

»Natanaël fürchtet, meinen Wunsch, die Herzen zu erleuchten und zu erheben, nicht erfüllen zu können. Auch er handelt nicht gut, weil es ihm an Vertrauen auf den Herrn mangelt. Aber du handelst noch viel weniger richtig, denn du hast nicht Angst, nicht verstanden zu werden, sondern du verschmähst es, die armen Bauern

zu belehren, die unwissend in allem sind, außer in der Tugend. An Tugend übertreffen sie viele von euch. Du hast immer noch nichts begriffen, Judas! Das Evangelium ist wirklich die Frohe Botschaft, die den Armen, den Kranken, den Sklaven und den Verlassenen gebracht werden muß. Danach werden sie auch die anderen erhalten. Aber sie ist vor allem bestimmt für die Unglücklichen, damit sie in ihrem Unglück Hilfe und Trost finden.«

Judas neigt den Kopf; er antwortet nicht.

Aus einem dichten Gebüsch treten Maria, Maria des Klopas und Susanna hervor.

»Mutter, ich grüße dich! Der Friede sei mit euch, ihr Frauen!«

»Mein Sohn! Ich bin zu den ... Gequälten gegangen. Doch ich habe eine gute Nachricht erhalten, die mir keine übermäßigen Schmerzen bereitet: Doras hat sich dieser Ländereien entledigt, und Johan an hat sie übernommen. Es ist kein Paradies, aber es ist nicht mehr jene Hölle. Heute hat der Verwalter den Landarbeitern die Entscheidung mitgeteilt. Doras ist schon weggezogen und hat auf seinem Wagen alles bis auf das letzte Körnchen mitgeschleppt und alle ohne Nahrung zurückgelassen. Da der Aufseher Johanans heute nur Lebensmittel für seine Leute hat, wären die des Doras ohne Essen geblieben. Es ist wirklich eine Vorsehung, daß wir diese Lämmchen haben.

»Es ist auch eine Vorsehung, daß die Arbeiter nicht mehr Doras gehören. Wir haben ihre Häuser gesehen ... Schweineställe ...!« sagt Susanna entrüstet.

»Sie sind überglücklich, die Ärmsten!« fügt Maria des Klopas bei.

»Auch ich bin glücklich. Es wird ihnen immerhin besser gehen als zuvor«, antwortet Jesus, der zu den Aposteln zurückkehrt.

Johannes von En-Dor holt ihn. Er trägt zusammen mit Ermastheus Wasserkrüge. »Die Leute Johanans haben sie uns gegeben«, erklärt er, nachdem er Jesus begrüßt hat.

Alle kehren zum Platz zurück, an dem die beiden Lämmer inmitten dichter Rauchwolken geröstet werden. Petrus dreht unablässig

seinen Bratspieß und hängt seinen Gedanken nach. Judas Thaddäus hingegen, der seinen Bruder an der Hüfte umfangen hält, geht mit ihm auf und ab und redet eifrig. Von den übrigen bringt der eine neues Holz herbei, der andere deckt den Tisch, der wie die Sitzgelegenheiten aus großen Steinen zu bestehen scheint. Ich weiß es nicht.

Da kommen die Landarbeiter des Doras. Sie scheinen mir noch magerer und zerlumpter als früher zu sein. Aber sie sind überglücklich! Es sind etwa zwanzig; und weder ein Kind noch eine Frau ist bei ihnen. Nur arme Männer . . .

»Der Friede sei mit euch allen! Wir wollen zusammen den Herrn preisen, daß er euch einen besseren Vorgesetzten geschenkt hat. Wir wollen ihn preisen und ihn um die Bekehrung dessen bitten, der euch so sehr hat leiden lassen. Nicht wahr? Bist du glücklich, alter Vater? Ich auch! Ich werde jetzt öfters mit dem Knaben kommen können. Haben sie dir das gesagt? Du weinst vor Freude, nicht wahr? Komm, komm ohne Furcht . . .« sagt er zum Großvater Margziams, der ihm ganz gebeugt und weinend die Hand küßt und flüstert: »Ich werde den Allerhöchsten nun um nichts mehr bitten. Er hat mir mehr gegeben, als ich erbeten habe. Jetzt möchte ich sterben, aus Furcht, noch lange genug leben, um wiederum in mein Leid zurückzufallen.«

Die anfangs etwas schüchternen Arbeiter fassen bald Mut, und als man auf den mit breiten Blättern bedeckten Steinen die beiden Lämmer zerlegt und die Portionen auf große Brotfladen, die als Teller dienen, legt, haben sich schon alle in ihrer Einfalt beruhigt und essen mit Appetit; sie stillen ihren Hunger und berichten von den letzten Ereignissen.

Einer sagt: »Ich habe immer die Heuschrecken, die Maulwürfe und die Ameisen verwünscht. Aber von jetzt an werden sie mir alle Botschafter des Herrn sein. Denn ihretwegen verlassen wir die Hölle.« Und wenn auch der Vergleich von Ameisen und Heuschrecken mit den himmlischen Heerscharen etwas unpassend ist, so lacht doch niemand, denn alle fühlen die Tragik, die in diesen Worten steckt.

Die Flamme beleuchtet die kleine Versammlung, aber die Gesichter sind nicht auf das Feuer gerichtet, und die Augen schauen nur wenig auf das, was sie vor sich haben. Aller Augen sind dem Antlitz Jesu zugewandt; sie werden nur einen Augenblick von ihm abgelenkt, wenn Maria des Alphäus, die damit beschäftigt ist, die Tiere zu zerlegen, neue Fleischstücke auf die Brotfladen für die hungrigen Arbeiter legt. Sie beendet ihre Arbeit, indem sie zwei geröstete Keulen in Blätter wickelt und sie dem Großvater Margziams gibt mit den Worten: »Nimm! Damit jeder auch morgen noch einen Bissen hat. Inzwischen wird der Aufseher Johanans Vorsorge treffen.«

»Aber ihr ... «

»Wir essen nicht viel. Nimm, nimm, Mann!«

Von den beiden Lämmern bleibt nichts übrig als abgenagte Knochen und der durchdringende Geruch von geronnenem Fett, das noch immer an den verlöschenden Holzscheiten brennt, deren schwaches Licht nun die Helligkeit des Mondes ersetzt. Auch die Arbeiter Johanans gesellen sich zu den anderen. Es ist Zeit, mit den Reden zu beginnen. Die blauen Augen Jesu schauen auf und suchen Judas Iskariot, der sich in der Nähe eines Baumes ein wenig ins Dunkel gesetzt hat.

Und da Jesus sieht, daß Judas so tut, als hätte er seinen Blick nicht verstanden, ruft er laut: »Judas!« Jetzt erhebt er sich augenblicklich und tritt hervor.

»Sondere dich nicht ab. Ich bitte dich, an meiner Statt die Frohe Botschaft zu verkünden. Ich bin sehr müde. Und wenn ich heute abend nicht zurückgekommen wäre, dann hättet ihr sowieso sprechen müssen.«

»Meister, ich weiß nicht, was ich sagen soll ... Stelle mir wenigstens Fragen!«

»Nicht ich habe die Fragen zu stellen. Ihr Leute, was wollt ihr hören oder erklärt haben?« fragt er dann die Landarbeiter.

Die Männer blicken sich gegenseitig an ... sie sind unschlüssig ... Endlich fragt ein Bauer: »Wir haben die Macht des Herrn und seine

Güte erfahren. Aber wir wissen noch sehr wenig von seiner Lehre. Vielleicht werden wir jetzt mehr davon erfahren, da wir Johanan gehören. Aber wir haben den lebhaften Wunsch zu erfahren, welches die unentbehrlichsten Dinge sind, die man tun muß, um das Reich zu erlangen, das der Messias verspricht. Ist es uns möglich, es mit dem Wenigen, das wir tun können, verdienen?«

Judas antwortet: »Gewiß, ihr lebt in sehr widrigen Verhältnissen. Alles um euch verschwört sich gegen euch, um euch vom Himmelreich fernzuhalten. Die Tatsache, daß ihr nicht frei seid, zum Meister zu gehen, wann ihr wollt; eure Lage als Knechte eines Herrn, der zwar keine Hyäne ist wie Doras, aber anscheinend dennoch eine Dogge, da er seine Diener gefangen hält; die Leiden und Verdemütigungen, die euch zuteil werden; all diese Dinge sind ebenso viele ungünstige Vorbedingungen für eure Erwählung in das Reich. Denn schwerlich hegt ihr nicht Gefühle des Grolls und der Rache, der Kritik und des Hasses gegen den, der euch so hart behandelt. Das grundlegend Notwendige ist aber die Liebe zu Gott und zum Nächsten. Ohne sie gibt es keine Rettung. Ihr müßt darüber wachen, daß euer Herz sich jederzeit gefügig dem Willen Gottes unterwirft, der sich in eurem Schicksal äußert und das geduldige Ertragen eures Herrn verlangt. Ihr dürft euren Gedanken nicht die Freiheit eines Urteils erlauben, das weder dem Gutsbesitzer gegenüber wohlwollend wäre, noch dankbar eurem ... eurem ... ich will damit sagen, ihr sollt nicht nachdenken, damit sich in euch keine rebellischen Gedanken regen, die die Liebe töten. Denn wer keine Liebe hat, wird nicht gerettet, da er dem ersten und wichtigsten Gebot zuwiderhandelt. Ich bin aber fast sicher, daß ihr euch retten könnt; denn ich sehe in euch guten Willen vereint mit Sanftmut des Herzens. Dies läßt mich hoffen, daß ihr Haß und Rachsucht von euch fernhaltet ... Im übrigen ist die Barmherzigkeit Gottes so groß, daß sie euch euren Mangel an Vollkommenheit verzeihen wird.«

Schweigen. Jesus steht mit tief gesenktem Haupt da; man kann seinen Gesichtsausdruck nicht erkennen; aber die anderen Gesichter

kann man wohl sehen. Und es sind nicht gerade selige Gesichter. Die Bauern sind noch beschämter als zuvor, die Gesichter der Apostel und der Frauen sind erstaunt, ich möchte fast sagen erschrocken.

»Wir werden versuchen, in uns keine Gedanken aufkommen zu lassen, die nicht auf Geduld und Verzeihung gegründet sind«, antwortet demütig der Alte.

Ein anderer Bauer seufzt: »Es wird sicher schwierig sein, zur Vollkommenheit der Liebe zu gelangen, für uns, für die es schon viel bedeutet, daß wir nicht zu Mördern unserer Henkersknechte geworden sind. Das Gemüt leidet, leidet, leidet, und wenn es auch nicht haßt, so hat es doch Mühe zu lieben, wie zurückgebliebene Kinder, denen es nicht gelingt, zu wachsen ... «

»Aber nein, mein Lieber. Ich glaube vielmehr, daß ihr, gerade weil ihr so gelitten habt, ohne rachsüchtige Mörder zu werden, eine viel tiefere Liebe als wir. Ihr liebt, ohne euch dessen bewußt zu sein«, sagt Petrus, um sie zu trösten. Und da erst merkt er, daß er gesprochen hat, und unterbricht sich, um zu sagen: »Oh, Meister! ... Aber ... du hast mir gesagt, ich soll reden ... und ein Thema finden, auch im Lamm, das ich gebraten habe. Und ich habe es die ganze Zeit über betrachtet, um gute Worte zu finden für diese unsere Brüder in ihrer traurigen Lage. Aber weil ich so töricht bin, habe ich nichts Geeignetes gefunden. Ich weiß nicht, wie es geschehen ist, aber mir kamen davon weit entfernte Gedanken, von denen ich nicht weiß, ob ich sie für ungewöhnlich – dann sind sie sicher von mir – oder für heilig halten soll; in letzterem Fall würde es bedeuten, daß sie vom Himmel sind. Ich sage sie so, wie sie mir in den Sinn gekommen sind, und du, Meister, wirst mir eine Erklärung geben oder mich tadeln, und ihr alle sollt Mitleid mit mir haben.

Ich habe also zunächst auf die Flamme geschaut, und dabei ist mir dieser Gedanke gekommen: „Nun, woraus entsteht die Flamme? Aus dem Holz. Das Holz kann aber aus sich nicht in Flammen aufgehen. Im Gegenteil, wenn es nicht recht trocken ist, brennt es nicht; denn das Wasser beschwert und hindert es, sich zu entzünden. Ist

das Holz tot, kann es auch verfaulen oder von Holzwürmern zerfressen werden und zu Staub zerfallen; doch aus sich selbst wird es nie in Flammen aufgehen. Aber siehe, wenn es jemand geschickt aufschichtet und ihm mit Feuerstein und Zunder nahe kommt, um einen Funken zu entfachen, und wenn er noch bläst, um das Flämmchen zu schüren, und zuerst mit dünnen Hölzern beginnt, dann steigt die Flamme auf, wird immer schöner und nützlicher und erfaßt alles, selbst die großen Holzblöcke.“ Und ich sagte mir: „Wir sind das Holz. Von selbst entzünden wir uns nicht. Aber wir müssen dafür sorgen, daß unser Holz nicht zu sehr von der Feuchtigkeit des Fleisches und Blutes durchtränkt wird, um dem Funken des Zunders zu ermöglichen, es zu erfassen. Und wir müssen danach verlangen, verbrannt zu werden, da wir, wenn wir tatenlos bleiben, von Unwettern und Würmern vernichtet; das heißt, vom Menschlichen und vom Dämon erfaßt werden. Überlassen wir uns hingegen dem Feuer der Liebe, fängt dieses an, die kleinen Zweige zu entzünden und zerstört sie – für mich sind die Zweiglein die Unvollkommenheiten. Dann wird es größer und verzehrt die stärkeren Hölzer, das heißt die stärkeren Leidenschaften. Und wir harten, klotzigen, ja häßlichen Hölzer werden dann zu jenem schönen, körperlosen, flinken, leuchtenden Etwas: zur Flamme. Und dies geschieht, wenn wir uns der Liebe hingeben, die Feuerstein und Zunder zugleich ist und aus dem in diesem elenden Leben sündigen Menschen den Engel der künftigen Zeiten, den Bürger des himmlischen Reiches, macht.“

Das war mein Gedanke.«

Jesus hat ein wenig das Haupt erhoben und hört mit geschlossenen Augen und der Spur eines Lächelns auf den Lippen zu. Die anderen schauen auf Petrus, etwas erstaunt, doch nicht mehr erschrocken. Ruhig fährt er fort:

»Noch etwas ist mir in den Sinn gekommen, als ich die Tiere während des Bratens beobachtete. Sagt nur nicht, ich sei kindisch in meinem Denken. Der Meister hat mich aufgefordert, in dem zu suchen, was vor mir war ... und ich habe ihm gehorcht.

Ich habe auf die Tiere geschaut und mir gesagt: „Siehe, es sind zwei unschuldige, zwei sanfte Geschöpfe. Unsere Schrift ist voll zarter Anspielungen auf das Lamm, sowohl um an den zu erinnern, der der verheißene Messias und Erlöser sein wird, seit das mosaische Lamm sein Symbol wurde, als auch um auszudrücken, daß Gott auch mit uns Erbarmen hat. So sagen die Propheten. Er kommt, um seine Schafe zu sammeln, um die Wunden zu heilen und die Verletzten zu tragen. Welche Güte!“ sagte ich mir. „Wie kann man einen Gott fürchten, der uns Armseligen so viel Barmherzigkeit verspricht!“ Aber ich sagte mir auch: „Wir müssen mild sein, wenigstens mild, da wir schon nicht schuldlos sind. Mild sein und danach verlangen, von der Liebe verzehrt zu werden. Denn was wird aus dem schönsten und reinsten Lämmlein, was wird aus ihm, wenn es getötet, aber von der Flamme nicht geröstet wird? Ein faulendes Aas. Doch wenn das Feuer es umhüllt, wird es zur gesunden und gesegneten Speise!“

Und ich kam zur Folgerung: „Kurzum, alles Gute entspringt der Liebe. Sie enthebt uns der Schwere des Menschlichen; sie macht uns leuchtend und nützlich; sie läßt uns brüderlich und Gott dankbar werden; sie verfeinert unsere natürlichen guten Eigenschaften und trägt sie zu einer Höhe, auf der man sie als übernatürliche Tugenden bezeichnet. Und wer tugendhaft ist, ist heilig, und wer heilig ist, besitzt das Himmelreich. Daher sind es nicht Wissenschaft noch Furcht, die uns die Wege der Vollkommenheit öffnen, sondern die Liebe. Sie hält uns mehr als die Furcht vor der Strafe vom Bösen ab, denn sie verlangt danach, Gott nicht zu betrüben. Sie lehrt uns, Mitleid mit den Brüdern zu haben und sie zu lieben, da sie von Gott kommen. Deswegen ist die Liebe das Heil und die Heiligung des Menschen.“

Das waren die Dinge, an die ich, während ich auf den Braten achtete, dachte und damit meinem Jesus gehorchte. Verzeiht mir, daß das alles ist. Aber mir hat es gut getan! Ich gebe diese Gedanken an euch weiter in der Hoffnung, daß auch ihr aus ihnen Nutzen zieht!«

Jesus öffnet die Augen; sie strahlen. Er streckt einen Arm aus und legt die Hand auf die Schulter des Petrus: »Wahrlich, du hast die richtigen Worte gefunden. Gehorsam und Liebe haben sie dich finden lassen. Und die Demut und das Verlangen, den Brüdern Trost zu geben, werden sie ebenso viele Sterne an ihrem dunklen Himmel sein lassen. Gott segne dich, Simon des Jona!«

»Gott segne dich, mein Meister! Und du sagst nichts?«

»Morgen werden sie in den Dienst eines neuen Herrn treten. Ich will diese neue Arbeit mit meinem Wort segnen. Jetzt geht in Frieden, und Gott sei mit euch!«

303 Jesus spricht zu den Landarbeitern Johanans:

»Liebe ist Gehorsam«

Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Jesus steht inmitten eines verwüsteten Obstgartens des Doras. Reihen von abgestorbenen oder sterbenden Bäumen umgeben ihn, und viele von diesen sind schon gefällt oder ausgegraben worden. Die Arbeiter des Doras und Johanan und die Apostel sind um Jesus versammelt, teils stehend, teils auf umgestürzten Baumstämmen sitzend.

Jesus beginnt zu reden: »Ein neuer Morgen und eine neue Abreise. Und ich bin nicht der einzige, der abreist; auch ihr reist ab, wenn nicht in materieller, so doch in moralischer Hinsicht, indem ihr in die Dienste eines neuen Gutsherrn tretet. Ihr kommt so mit anderen guten und frommen Arbeitern zusammen und werdet eine Familie bilden, in der ihr von Gott und seinem Wort reden könnt, ohne dazu Verstecke aufsuchen zu müssen. Stärkt euch gegenseitig im Glauben, helft einander, und jeder ertrage die Fehler des anderen und diene ihm zur Erbauung.

Das ist Liebe. Ihr habt gestern abend gehört, wenn auch in anderer Form, daß in der Liebe Rettung ist. Simon Petrus hat euch mit einfachen Worten erklärt, wie die Liebe die bedrückende Natur (das tägliche Leben) in eine übernatürliche verwandelt und aus einem

Individuum (das ohne Liebe verdorben und schädlich und wie ein geschlachtetes und nicht über dem Feuer gebratenes Tier unnützer wird als ein Stück Holz, das im Wasser vermodert und zum Feuern nicht mehr gut ist) einen Menschen machen kann, der schon in der Atmosphäre Gottes lebt und daher ein Wesen ist, das der Verderbnis entrinnt und seinem Nächsten nützt.

Daher glaubt mir, Söhne, die große Kraft des Universums ist die Liebe. Ich werde nie müde werden, dies zu wiederholen. Alles Unglück auf der Erde kommt von der Lieblosigkeit, angefangen vom Tod und den Krankheiten, die aus Mangel an Liebe zum Allerhöchsten Herrn in Adam und Eva geboren wurden.

Denn die Liebe ist Gehorsam. Wer nicht gehorcht, ist ein Rebell. Wer ein Rebell ist, liebt den nicht, gegen den er rebelliert. Aber auch die allgemeinen und die persönlichen Unglücksfälle wie Kriege oder Streitigkeiten in den Familien, woher stammen sie? Vom Egoismus, der nichts anderes ist als Lieblosigkeit. Und mit dem Ruin der Familien kommt auch der Ruin der Güter als Strafe Gottes. Denn Gott straft früher oder später jeden, der ohne Liebe lebt. Ich weiß, daß hier eine Geschichte umgeht, um derentwillen ich von einigen gehaßt und von anderen mit ängstlichem Herzen beobachtet werde; oder man bezeichnet mich als neue Strafe und duldet mich nur aus Angst vor dieser Strafe. Es ist die Fabel, wonach mein Blick die Felder verwüstet hat. Nicht mein Blick: es war der bestrafte Egoismus eines ungerechten und grausamen Menschen. Würden meine Blicke allen Grund und Boden derer, die mich hassen, verbrennen, dann gäbe es wahrlich wenig Grünland in Palästina!

Ich räche mich nie an denen, die mich beleidigen, sondern überlasse dem Vater all jene, die hartnäckig in ihrer Sünde der Selbstsucht gegenüber dem Nächsten verharren, auf lästerliche Weise die Gebote verspotten und um so grausamer werden, je mehr Worte sie hören und Handlungen sehen, die sie von der Liebe überzeugen wollen. Ich bin immer bereit, die Hand zu erheben und dem Reumütigen zu sagen: „Ich spreche dich los. Geh in Frieden!“ Aber ich beleidige

die Liebe nicht dadurch, daß ich mich mit unbußfertigen Herzen einverstanden erkläre. Habt dies immer vor Augen, um die Dinge im rechten Licht zu sehen und die Fabeln Lügen zu strafen, die – ob sie nun aus großer Verehrung oder aus haßerfüllter Angst hervorgehen – immer von der Wahrheit abweichen.

Ihr wechselt jetzt den Herrn, doch ohne diese Felder zu verlassen. Und wenn es auch Torheit zu sein scheint, sie zu pflegen, so sage ich euch dennoch tut eure Pflicht hier! Ihr habt sie bisher aus Furcht vor unmenschlichen Strafen erfüllt. Erfüllt sie weiterhin, auch wenn ihr nun anders behandelt werdet. Ja, ich sage euch sogar, je menschlicher ihr behandelt werdet, desto mehr müßt ihr euch bemühen, mit freudigem Fleiß zu arbeiten, um mit eurer Arbeit jenen zu danken, die euch mit Menschlichkeit behandeln. Gewiß ist es richtig, daß die Herren die Pflicht haben, menschlich mit ihren Untergebenen zu verfahren – indem sie bedenken, daß wir alle vom gleichen Stamm sind; daß jeder Mensch nackt geboren wird und ebenso stirbt und verwest, sowohl der Arme als auch der Reiche; daß die Reichtümer nicht das Werk derjenigen sind, die sie besitzen, sondern jener, die sie ihnen mit ehrlicher oder unehrlicher Arbeit angehäuft haben; und daß man sich ihrer nicht rühmen, sondern sie ohne Aufsehen und in Gerechtigkeit für gute Werke verwenden soll, damit man ohne Strenge vom wahren Herrn, nämlich Gott, beurteilt werde, von Gott, der sich nicht mit Edelsteinen und Goldstücken bestechen läßt, sondern um unserer guten Werke willen unser Freund ist – wenn also all dies richtig ist, so haben auch die Diener die Pflicht, gut zu ihren Herren zu sein.

Erfüllt mit Einfalt und gutem Willen den Willen Gottes, der euch in diesen bescheidenen Verhältnissen haben will. Ihr kennt das Gleichnis vom reichen Prasser und ihr könnt daraus schließen, daß im Himmel nicht das Gold, sondern die Tugend Lohn einbringt. Die Tugend und die Unterwerfung unter den Willen Gottes machen Gott zum Freund des Menschen. Ich weiß, daß es sehr schwer ist, in den Werken der Menschen immer Gott zu erkennen. So leicht es auch

ist, im Guten das Wirken Gottes zu sehen, so schwer ist es doch, es im Bösen zu erkennen, da der Mensch sich dann leicht zu dem Gedanken verleiten läßt, daß Gott nicht gut sei. Doch ihr werdet das Böse überwinden, das euch der von Satan versuchte Menschen zufügt, und jenseits dieser Schranke, und obwohl sie euch Tränen kostet, erkennt ihr die Wahrheit des Schmerzes und seine Schönheit. Der Schmerz stammt vom Bösen. Aber Gott, der ihn nicht abschaffen will, da diese Kraft nun einmal existiert und ein Ausdruck des geistlichen Goldes der Kinder Gottes ist, zwingt ihn, sein Gift in ein Elixier zu verwandeln, das ewiges Leben verleiht. Denn der Schmerz mit seinem Stachel hinterläßt in den Guten Kräfte, die sie immer mehr vergeistigen und heiligen.

Seid daher gut, respektvoll, untertänig. Urteilt nicht über die Herren. Einen gibt es, der urteilt. Ich wünschte, daß euer jetziger Herr ein Gerechter werde; so wäre euer Leben leichter, und er gewänne das ewige Leben. Aber bedenkt, je mühseliger die Pflicht zu erfüllen ist, um so größer ist das Verdienst in den Augen Gottes. Versucht nicht, den Herrn zu betrügen. Geld oder Gewinn, die durch Betrug erworben werden, machen nicht reich und auch nicht satt. Bewahrt eure Hände, eure Lippen und euer Herz rein. Dann werdet ihr euren Sabbat und eure vorgeschriebenen Feste in der Gnade unter den Augen des Herrn feiern, auch wenn ihr an die Scholle gebunden seid.

Wahrlich, eure mühevollte Arbeit ist mehr wert als das scheinheilige Gebet jener, die das Gebot nur erfüllen, um von der Welt gelobt zu werden, in Wirklichkeit aber das Gesetz nicht achten, das gebietet, selbst und zusammen mit den Hausgenossen das Gebot des Sabbats und der Feste Israels zu erfüllen. Denn *das Gebet besteht nicht in der äußeren Haltung, sondern kommt aus dem Gemüte*. Wenn euer Herz Gott in Heiligkeit und unter allen Umständen liebt, begeht es den Sabbat und die Feste besser als die anderen, die euch daran hindern wollen.

Ich segne euch und verlasse euch nun, da die Sonne aufgeht und

ich die Hügel erreichen möchte, bevor die Hitze zu stark wird. Wir werden uns bald wiedersehen, denn der Herbst ist nicht mehr fern. Der Friede sei mit euch allen, den alten und den neuen Knechten Johanans, und erfülle eure Herzen!«

Jesus entfernt sich, indem er an den Bauern vorbeigeht und einen nach dem anderen segnet.

Hinter einem großen verdorrten Apfelbaum verborgen steht ein Mann. Doch als Jesus vorübergeht und so tut, als ob er ihn nicht bemerke, springt er hervor und sagt: »Ich bin der Verwalter Johanans. Er hat mir gesagt: „Wenn der Rabbi von Israel kommt, dann lasse ihn auf meinen Gütern Aufenthalt nehmen und zu den Arbeitern sprechen. Sie werden dann besser für uns arbeiten, denn er lehrt nur gute Dinge.“ Und gestern, als er mir mitgeteilt hat, daß von heute an diese (er deutet auf die Leute des Doras) bei mir sind und die Güter Johanans gehören, hat er auch geschrieben: „Wenn der Rabbi kommt, höre, was er sagt, und richte dich danach, damit uns kein Unheil befallt. Überhäufe ihn mit Ehren, doch Sorge dafür, daß er den Fluch von den Ländereien nimmt.“ Denn du mußt wissen, daß sie Johanans aus Eigensinn erworben hat. Doch ich glaube, daß es ihn bereits reut. Es wird schon viel sein, wenn wir aus dem Boden Weiden machen können.«

»Hast du mich reden gehört?«

»Ja, Meister!«

»Dann wißt ihr, wie ihr euch zu verhalten habt, du und dein Herr, um den Segen Gottes zu erlangen. Teile dies deinem Herrn mit. Was dich angeht, mäßige seine Befehle, da du aus Erfahrung weißt, mit welcher Mühe der Mensch das Land bestellt und du in der Gunst deines Herrn stehst. Doch ist es besser, die Gunst des Herrn zu verlieren als die Seele. Leb wohl!«

»Aber ich muß dir Ehren erweisen.«

»Ich bin kein Götzenbild. Ich brauche keine Ehrenbezeugungen aus Berechnung, um Gnaden zu schenken. Ehre mich in deinem Geist und setze in die Tat um, was du gehört hast; dann wirst du Gott und deinem Herrn gleichzeitig dienen.«

Gefolgt von den Jüngern, den Frauen und allen Landarbeitern geht Jesus durch die Felder und schlägt den Weg zu den Hügeln ein, während ihn alle noch einmal grüßen.

304 Maria, die Hochheilige: »Mein Erbarmen ist stärker als alles«

Jesus kehrt, hügelauf- hügelabgehend, in Richtung Nazaret zurück und nützt dabei den Schatten der verstreut liegenden Olivenhaine und Obstgärten in dieser fruchtbaren und gut bebauten Gegend.

Als er jedoch eine Straßenkreuzung erreicht, wo der Weg nach Ptolemaïs abzweigt, bleibt er stehen und sagt: »Wir wollen bei diesem Haus, in dem ich mich schon öfters aufgehalten habe, anhalten und etwas Nahrung zu uns nehmen. Während die Sonne ihre Bahn zieht, wollen wir noch ein wenig beisammen bleiben, bevor wir uns von neuem trennen. Wir wollen nach Ptolemaïs gehen, meine Mutter und Maria nach Nazaret, und Johannes mit Ermastheus nach Sykaminon.«

Sie begeben sich durch einen Olivenhain zu einem breiten und niedrigen Bauernhaus, das der überall gegenwärtigen Feigenbaum beschattet und das die Reben eines Weinstocks umranken, die an der Treppe emporklettern und sich dann über der Terrasse ausbreiten.

»Der Friede sei mit euch! Ich bin wieder hier!«

»Komm, Meister! Deine Anwesenheit ist immer willkommen. Gott möge dir und den Deinen Frieden schenken«, entgegnet ein alter Mann, der mit einem Armvoll Reisig den Hof überquert. Dann ruft er: »Sara, Sara! Der Meister mit seinen Jüngern ist da. Gib mehr Mehl in den Teig!«

Aus einem Raum tritt eine ganz mit Mehl bestäubte Frau, die unzweifelhaft Mehl gesiebt hat, da sie das Sieb noch in der Hand hält. Sie kniet lächelnd vor Jesus nieder.

»Der Friede sei mit dir, Frau! Ich habe die Mutter zu dir gebracht, wie ich dir versprochen hatte. Hier ist sie! Und das ist ihre Schwägerin, die Mutter des Jakobus und des Judas. Wo sind Dina und Philippus?«

Nachdem die Frau die beiden Marien begrüßt hat, antwortet sie: »Dina hat gestern ihr drittes Mädchen geboren. Wir sind etwas traurig, weil uns kein Enkel geschenkt worden ist. Doch wollen wir zufrieden sein, nicht wahr, Mattatias?«

»Ja, denn es ist ein schönes Mädchen, und es ist ja immerhin unser Blut. Wir werden es dir zeigen. Philippus ist weggegangen, um Hanna und Noomi bei seinen Eltern abzuholen. Er wird bald zurück sein.«

Die Frau kehrt zu ihrem Teig zurück, während der Mann, der sein Holz beim Herd niedergelegt hat, sich um die Gäste kümmert und ihnen Hocker und frischgemolkene Milch anbietet oder Obst und Oliven, wenn ihnen das lieber ist.

Der ebenerdige Raum ist kühl und schattig, denn er ist sehr weit und nach beiden Seiten des Hauses geöffnet. Die eine der Türen ist von dem Feigenbaum und die andere von einer Hecke mit sternförmigen Blumen, die Sonnenblumen ähneln, aber nicht so groß sind wie diese, beschattet.

Das smaragdfarbene Licht, das in den Raum dringt, tut den von der grellen Sonne müden Augen wohl. Im großen Raum befinden sich Bänke und Tische; vielleicht arbeiten und weben hier die Frauen, und die Männer reparieren die landwirtschaftlichen Geräte; oder vielleicht werden hier die Vorräte an Mehl und Früchten aufbewahrt, worauf die mit Haken versehenen Stangen und die Regale über den Truhen längs der Wände hinweisen. Flockige Stränge von Flachs und Hanf hängen gleich aufgelösten Zöpfen an der weißgekalkten Mauer, und ein feuerrotes Gewebe ist über einen unbedeckten Webstuhl gebreitet und scheint mit seiner frohen, prächtigen Farbe die ganze Umgebung aufzuheitern.

Die Herrin des Hauses kehrt zurück. Sie ist mit der Brotteigvorbereitung fertig und fragt die Gäste, ob sie das neugeborene Kindlein sehen wollen. Jesus antwortet: »Ich will es segnen!«

Maria erhebt sich jedoch und sagt: »Ich will gehen und die Mutter begrüßen.«

Alle Frauen verlassen den Raum.

»Hier ist es angenehm«, sagt Bartholomäus; er ist sichtlich müde.

»Ja, in diesem Schatten und dieser Ruhe werden wir einschlafen«, bemerkt Petrus, der schon ganz schläfrig ist.

»In drei Tagen werden wir für längere Zeit in unseren Häusern sein. Ihr werdet euch ausruhen können und nur in der näheren Umgebung die Frohbotschaft verkünden«, sagt Jesus.

»Und du?«

»Ich will in Kafarnaum bleiben und mich gelegentlich nach Betsaida begeben. Ich werde jenen predigen, die dorthin kommen. Wenn der Mond des Tischri gekommen ist, werden wir uns wieder auf den Weg machen. Gegen Abend werde ich fortfahren, euch zu belehren ... «

Jesus schweigt, denn er sieht, daß die Müdigkeit seine Worte nutzlos macht. Er lächelt kopfschüttelnd und betrachtet die Apostel, die, von Müdigkeit übermannt, in mehr oder weniger bequemen Stellungen einschlafen. Im Haus und auf den der Sonne ausgesetzten Feldern herrscht vollkommenes Schweigen. Es scheint ein verzauberter Ort zu sein. Jesus begibt sich zur Türe bei der Blumenhecke und betrachtet durch die Zweige die sanften galiläischen Hügel, welche die reglosen Olivenbäume grau erscheinen lassen.

Leichte Schritte und das unsichere Wimmern eines Neugeborenen werden über seinem Haupt hörbar. Jesus blickt auf und lächelt seiner Mutter zu, die heruntersteigt und in den Armen ein weißes Bündel trägt, aus dem drei rosige Dinge heraus schauen: ein Köpfchen und zwei tastende Fäustchen.

»Schau, Jesus, welch ein schönes Mädchen. Du sahst ihm ein wenig ähnlich, als du einen Tag alt warst. Auch du warst so blond, und man hätte denken können, daß du keine Haare hast, wenn sie nicht schon damals so gelockt wie ein Wolkenflöckchen gewesen wären. Du warst wie eine aufblühende Rose! Und schau, schau, jetzt öffnet es hier im Schatten die Äuglein und sucht die Brust; es hat deine dunkelblauen Augen ... O Liebes! Aber ich habe keine Milch für

dich, Kleines, Röschen, mein Täubchen!« Die Mutter Gottes wiegt das Kind, das aufhört zu wimmern und mit dem gurrenden Laut eines Turteltäubchens einschläft.

»Mama, hast du es mit mir auch so gemacht?« fragt Jesus, der seine Mutter beobachtet, wie sie das Kind wiegt und ihre Wange an das blonde Köpflein legt.

»Ja, mein Sohn! Aber zu dir habe ich gesagt: „Mein Lämmlein!“ Es ist schön, nicht wahr?«

»Sehr schön und kräftig. Die Mutter kann zufrieden sein«, bestätigt Jesus, der sich nun ebenfalls über das unschuldige Kind beugt, um seinen Schlaf zu betrachten.

»Und doch, es ist nicht ... Der Mann ist enttäuscht, weil er nur Mädchen hat. Gewiß, wir brauchen Knaben für unsere Äcker. Doch es ist nicht die Schuld unserer Tochter ... « seufzt die Hausherrin, die hinzugekommen ist.

»Sie sind noch jung. Sie lieben sich und werden auch noch Knaben bekommen«, sagt der Herr bestimmt.

»Da kommt Philippus ... Nun wird er finster werden ... « murmelt die Frau ängstlich. Dann sagt sie lauter: »Philippus, der Rabbi von Nazaret ist hier.«

»Es freut mich, dich zu sehen. Der Friede sei mit dir, Meister!«

»Und mit dir, Philippus! Ich habe dein schönes Mädchen gesehen. Ich betrachte es immer noch, denn es ist wirklich bewundernswert. Gott segnet dich mit schönen, gesunden und guten Kindern. Du mußt ihm dafür dankbar sein ... Du antwortest nicht? Du scheinst betrübt ... «

»Ich habe mit einem Knaben gerechnet!«

»Du willst ihr doch nicht sagen, daß du das unschuldige Kind anklagst, weil es ein Mädchen ist, und du willst doch nicht mit deiner Frau hart sein?« fragt Jesus streng.

»Ich wollte einen Knaben, für den Herrn und für mich!« ruft Philippus erregt aus.

»Glaubst du, daß du dies durch Ungerechtigkeit und Auflehnung

erreichen kannst? Hast du etwa die Gedanken Gottes gelesen? Bist du denn mehr als er, daß du sagen kannst: „Mach es so, denn ich bin ein Gerechter“? Diese Frau hier, meine Jüngerin, hat zum Beispiel keine Kinder. Sie bringt es nun fertig zu sagen: „Gesegnet sei meine Kinderlosigkeit, die mir Flügel gibt, dir zu folgen.“ Und hier eine Mutter von vier Söhnen, die sich danach sehnt, daß alle vier nicht mehr ihr gehören mögen. Ist es wahr, Susanna und Maria? Hörst du es? Und du, der du erst seit wenigen Jahren mit einer fruchtbaren Frau verheiratet und mit drei Rosenknospen gesegnet bist, die deiner Liebe bedürfen, du bist verärgert? Über wen? Warum? Du kannst es nicht sagen? Dann sage ich es: weil du ein Egoist bist! Lege sofort deinen Groll ab. Öffne deine Arme diesem Geschöpf, das aus deinem Samen geboren wurde, und liebe es. Auf, nimm es!« Jesus nimmt das Bündel Windeln und legt es in die Arme des jungen Vaters. Dann spricht Jesus weiter: »Geh zu deiner Frau, die weint, und sage ihr, daß du sie liebst. Sonst wird Gott dir wahrlich niemals einen Knaben schenken. Ich sage es dir! Geh!«

Der Mann geht in die Kammer, in der die Frau liegt.

»Danke, Meister!« flüstert die Schwiegermutter. »Er war seit gestern sehr grausam . . . «

Der Mann kommt nach einigen Minuten wieder und sagt: »Ich habe es getan, Herr. Die Frau dankt dir dafür. Und sie sagt, daß sie dich bittet, dem Kind einen Namen zu geben . . . denn ich wollte ihm in meinem ungerechten Haß einen zu häßlichen Namen geben . . . «

»Nenne das Kind Maria! Es hat die bitteren Tränen zusammen mit dem ersten Milchtropfen gesogen, der ebenfalls bitter war wegen deiner Härte; daher soll es Maria heißen, und Maria wird es lieben. Ist es nicht so, Mutter?«

»Ja, arme Kleine! Sie ist so süß. Sie wird bestimmt gut werden und ein Sternlein des Himmels sein.«

Sie kehren in den Saal zurück, wo die müden Apostel in tiefem Schlaf liegen, mit Ausnahme Iskariots, der auf Nadeln zu sitzen scheint.

»Brauchst du mich, Judas?« fragt Jesus.

»Nein, Meister! Aber ich kann nicht schlafen und möchte gerne hinausgehen.«

»Wer verbietet es dir? Auch ich gehe hinaus. Ich werde zu dem kleinen Hügelchen gehen. Dort ist es schattig ... Ich werde mich im Gebet ausruhen. Willst du mit mir kommen?«

»Nein, Meister! Ich würde dich nur stören, denn ich bin nicht in der Verfassung zu beten. Wahrscheinlich, wahrscheinlich fühle ich mich nicht wohl, und das verwirrt mich ... «

»Dann bleibe hier! Ich zwinge niemand. Leb wohl! Lebt wohl, ihr Frauen. Mutter, wenn Johannes von En-Dor erwacht, dann schicke ihn zu mir, allein ... «

»Ja, Sohn. Der Friede sei mit dir!«

Jesus geht hinaus. Maria und Susanna beugen sich nieder, um das Gewebe auf dem Webstuhl zu betrachten. Maria setzt sich, legt die Hände in den Schoß und neigt sich etwas nach vorne. Vielleicht betet sie auch.

Maria des Alphäus ist es bald müde, die Arbeit zu betrachten. Sie setzt sich in die dunkelste Ecke und schläft sofort ein. Susanna gedenkt es ihr nachzutun. So bleiben nur Maria und Judas wach. Die eine ganz in sich versenkt, der andere mit aufgerissenen Augen. Er wendet den Blick nicht von ihr ab.

Endlich steht er auf und nähert sich ihr langsam und geräuschlos. Ich weiß nicht warum, aber trotz seiner unzweifelhaften Schönheit erinnert er mich an eine Katze oder eine Schlange, die sich der Beute nähert. Vielleicht ist es die Abneigung, die ich gegen ihn empfinde, die mir selbst seinen Gang trügerisch und grausam erscheinen läßt ... Er ruft leise: »Maria ... «

»Was willst du von mir, Judas?« fragt Maria sanft und schaut ihn mit ihren gütigen Augen an.

»Ich möchte mit dir sprechen.«

»Sprich, ich werde dir zuhören.«

»Nicht hier ... Ich möchte nicht, daß man mich hört ... Wür-

dest du nicht ein wenig mit mir hinausgehen? Es gibt auch draußen Schatten . . . «

»Wir können gehen. Aber du siehst ja, alle schlafen . . . Du könntest auch hier sprechen«, sagt die Jungfrau. Sie steht jedoch auf und geht als erste hinaus zu der hohen blühenden Hecke.

»Was willst du von mir, Judas?« fragt sie erneut, während sie den etwas erregten Apostel, der Mühe hat, Worte zu finden, genau ansieht. »Fühlst du dich nicht wohl? Oder hast du ein Unrecht begangen und weißt nicht, wie du es bekennen sollst? Oder bist du im Begriff, etwas Böses zu tun und es bedrückt dich, zu bekennen, daß du versucht wirst? Sprich, mein Sohn! Wie ich dich körperlich gepflegt habe, so will ich auch deine Seele pflegen. Sage mir, was dich bedrückt, und ich werde dich trösten, wenn ich kann. Wenn ich es allein nicht kann, will ich es Jesus sagen. Auch wenn du schwer gesündigt hast, wird er dir verzeihen, wenn ich ihn darum bitte. Aber auch so würde dir Jesus sofort verzeihen. Doch vielleicht schämst du dich vor ihm, dem Meister. Ich bin eine Mutter, und du brauchst dich nicht zu schämen . . . «

»Ja, ich brauche mich nicht zu schämen, denn du bist eine Mutter und sehr gut. Du bist wirklich unser Friede. Ich . . . ich bin sehr beunruhigt. Ich habe einen schlechten Charakter. Ich weiß nicht, was ich im Blut und im Herzen habe . . . Manchmal bin ich nicht mehr Herr darüber . . . dann könnte ich die eigenartigsten Dinge tun . . . und die schlimmsten.«

»Gelingt es dir auch in der Nähe Jesu nicht, dem zu widerstehen, der dich versucht?«

»Auch da nicht. Ich leide deswegen. Glaube es mir! Ich bin ein Unglücklicher.«

»Ich werde für dich beten, Judas.«

»Das genügt nicht!«

»Ich werde für dich beten lassen, ohne den Gerechten, die beten werden, zu sagen, für wen es ist.«

»Das genügt nicht!«

»Ich will die Kinder beten lassen. Viele kommen zu mir in meinen Garten, wie die Vöglein auf der Suche nach Körnern. Die Körner sind die Liebkosungen und Worte, die ich ihnen schenke. Ich spreche von Gott ... Und sie, die Unschuldigen, ziehen dies den Spielen und den Märchen vor. Das Gebet der Kinder ist Gott wohlgefällig!«

»Doch nie so sehr wie deines. Aber es genügt immer noch nicht.«

»Ich will Jesus bitten, daß er den Vater für dich bitte.«

»Auch das würde nicht genügen.«

»Mehr als dies gibt es nicht. Das Gebet Jesu besiegt auch die Dämonen ... «

»Ja! Doch Jesus würde nicht immer beten, und ich werde immer wieder rückfällig ... Jesus, er sagt es selbst, wird eines Tages von uns gehen. Ich frage mich, was sein wird, wenn er nicht mehr unter uns ist. Nun will uns Jesus zur Verkündigung aussenden. Ich habe Angst, mit diesem meinem Feind zu gehen, der ich selbst bin, um das Wort Gottes zu verkünden. Ich möchte für diese Stunde in mir gefestigt sein.«

»Aber mein Sohn, wenn es Jesus nicht möglich ist, wem soll es dann möglich sein?«

»Dir, Mutter! Laß mich eine Weile bei dir bleiben. Heiden und Dirnen waren bei dir; so kann auch ich bei dir sein. Wenn du nicht willst, daß ich mich nachts in deinem Haus aufhalte, kann ich zum Schlafen zu Alphäus und Maria des Klopas gehen; aber den Tag werde ich mit dir und den Kindern verbringen. Bisher habe ich versucht, es allein zu schaffen, aber es ist immer schlimmer geworden. Wenn ich nach Jerusalem gehe, treffe ich dort zu viele schlechte Freunde, und in meiner jetzigen Verfassung würden sie mich sofort aufs Korn nehmen ...

Gehe ich in eine andere Stadt, ist es ebenso. Die Versuchung der Straße verbindet sich mit jener, die ich schon in mir habe. Gehe ich nach Kerijot zu meiner Mutter, macht mich der Stolz zum Sklaven. Gehe ich in die Einsamkeit, zerreißt mich das Schweigen mit den Stimmen Satans. Aber bei dir ... Oh, bei dir würde ich mich anders

fühlen! ... Laß mich mit dir gehen! Bitte Jesus, daß er es mir erlaubt! Willst du, daß ich verlorengelange? Hast du Angst vor mir? Du betrachtest mich mit dem Blick einer verwundeten Gazelle, die keine Kraft mehr hat, ihren Angreifern zu entfliehen. Aber ich werde dich nicht beleidigen. Auch ich habe eine Mutter ... Und ich liebe dich mehr als meine eigene Mutter. Hab Erbarmen mit einem Sünder, Maria! Schau, ich weine zu deinen Füßen ... Wenn du mich abweist, kann dies mein geistiger Tod sein ... « Und Judas weint wirklich zu Füßen Marias, die ihn mit einem Blick des Erbarmens und der Furcht anschaut. Sie ist sehr blaß.

Doch sie macht einen Schritt vorwärts – denn sie hat sich ganz in die Ecke gedrückt, um Judas auszuweichen, der sich ihr zu sehr genähert hatte – und legt eine Hand auf die dunklen Haare Iskariots. »Schweig, damit sie dich nicht hören. Ich werde mit Jesus reden. Und wenn er will ... dann kannst du in mein Haus kommen. Das Urteil der Welt kümmert mich nicht. Es verletzt meine Seele nicht. Ich fürchte nur, vor Gott schuldig zu werden. Die Verleumdung berührt mich nicht. Aber ich werde nicht verleumdet, denn Nazaret weiß, daß seine Tochter kein Ärgernis für die Stadt sein kann. Und dann, komme was will, es drängt mich, daß dein Geist geheilt werde. Ich gehe zu Jesus. Sei beruhigt.« Sie hüllt sich in ihren Schleier, der weiß ist wie ihr Gewand, und geht rasch auf dem schmalen Weg den kleinen, mit Olivenbäumen bewachsenen Hügel hinauf.

Sie sucht ihren Jesus und findet ihn in Betrachtung versunken. »Sohn, ich bin es ... Höre mich an.«

»Oh, Mama! Kommst du, mit mir zu beten? Welche Freude, welche Erleichterung bereitest du mir!«

»Was ist, mein Sohn? Bist du müde? Traurig? Sage es mir!« »Müde und betrübt, du sagst es. Nicht so sehr wegen des Elends, das ich in den Herzen sehe, sondern vielmehr wegen der Unwandelbarkeit jener, die meine Freunde sind. Aber ich will ihnen gegenüber nicht ungerecht sein. Ein einziger nur macht mir Sorge. Es ist Judas des Simon ... « »Sohn! Seinetwegen komme ich, um mit dir zu reden.«

»Hat er etwas Böses getan? Hat er dich gekränkt?« »Nein, aber er hat mir Qualen verursacht, wie ich sie empfinde, wenn ich einen sehr fehlerhaften Menschen sehe ... Oh, Sohn, wie krank ist doch seine Seele!«

»Und du hast Mitleid mit ihm? Hast du keine Furcht vor ihm? Einmal hattest du doch ... «

»Mein Sohn, mein Erbarmen ist viel größer als meine Furcht. Ich möchte dir und ihm helfen, seine Seele zu retten. Du vermagst alles, du brauchst mich nicht! Aber du sagst, daß alle mit Christus mitarbeiten sollen bei der Erlösung ... Und dieser Sohn braucht die Erlösung so sehr!« »Was soll ich denn noch für ihn tun, was ich nicht schon tue?« »Du kannst nicht mehr tun. Aber du könntest mich etwas tun lassen. Er hat mich gebeten, sich in unserem Haus aufhalten zu dürfen, denn er meint, dort könnte er von seinem Ungeist befreit werden ... Du schüttelst das Haupt? Du willst es nicht? Ich werde es ihm sagen ... «

»Nein, Mutter! Ich schüttele den Kopf, weil ich weiß, daß es nutzlos ist. Judas ist wie ein Ertrinkender, der, obgleich er weiß, daß er am Ertrinken ist, stolz die Stricke zurückweist, die man ihm zuwirft, um ihn an Land zu ziehen. Manchmal, von Angst ergriffen, sucht und ruft er nach Hilfe und klammert sich fest ... Doch dann übermannt ihn wieder der Hochmut, er läßt die Hilfe fallen, weist sie zurück und will es allein schaffen ... Und er wird immer schwerfälliger durch das schlammige Wasser, das er schluckt. Damit man aber nicht sagen kann, daß ich etwas unversucht gelassen habe, soll auch dies geschehen, arme Mutter ... Ja, arme Mama, die du dich aus Liebe zu einer Seele der Qual aussetzest, jemanden in deiner Nähe zu haben, der dich ängstigt.«

»Nein, Jesus! Sag dies nicht! Ich bin eine arme Frau, denn ich unterliege noch dem Gefühl der Antipathie. Tadle mich! Ich verdiene es. Aus Liebe zu dir darf ich keine Abneigung empfinden. Doch anderen gegenüber bin ich nicht arm. Oh, könnte ich dir doch Judas geistig geheilt zurückbringen! Dir eine Seele bringen bedeutet, dir

einen Schatz geben. Wer einen Schatz hat, der ist nicht arm! ... Ich will zu Judas gehen und ihm deine Zusage bringen. Du hast gesagt: „Die Zeit wird kommen, da du sagen wirst: ‚Wie schwer ist es, die Mutter des Erlösers zu sein‘“ Einmal habe ich es schon gesagt ... als Aglaia bei mir war. Aber was ist schon einmal? Die Menschheit ist so zahlreich! Und du bist der Erlöser aller. Sohn! ... Sohn! ... So wie ich das Kind in meinen Armen getragen habe, um es dir zum Segnen zu bringen, laß mich nun auch Judas in den Armen halten, um ihn dir zu bringen, damit du ihn segnen kannst ... «

»Mama, Mama, er verdient dich nicht!«

»Mein Jesus, als du gezögert hast, Margziam dem Petrus zu geben, habe ich dir gesagt, daß ihm das helfen könnte. Du kannst nicht leugnen, daß Petrus sich seit jenem Augenblick verändert hat ... Laß mich nur machen mit Judas.«

»Handle, wie du es für richtig hältst. Und sei gesegnet für deine liebevolle Absicht mir und Judas gegenüber! Nun wollen wir zusammen beten, Mutter. Es ist so schön, mit dir zu beten ... «

Der Sonnenuntergang hat noch nicht recht begonnen, als ich auch schon die Abreise von dem gastlichen Haus beobachte.

Johannes von En-Dor und Ermastheus verabschieden sich von Jesus, sobald sie auf der Straße angelangt sind. Maria mit den Frauen und ihrem Sohn schlagen einen Weg unter den Olivenbäumen des Hügels ein. Sie reden miteinander. Natürlich auch über die Tagesereignisse. Petrus sagt: »Ein schöner Narr, dieser Philippus! Er hätte beinahe Frau und Tochter verstoßen, wenn du ihm nicht Vernunft beigebracht hättest!«

»Hoffen wir, daß seine augenblickliche Reue anhält und ihn nicht wieder seine Laune des Frauenhasses packt. Im Grunde ... ist es nur das Verdienst der Frauen, wenn die Welt weiterexistiert«, sagt Thomas, und viele lachen über diese Äußerung.

»Gewiß, das ist wahr. Aber sie sind viel unreiner als wir und ... « antwortet Bartholomäus.

»Ach was! Was die Unreinheit betrifft ... Auch wir sind keine Engel. Immerhin würde ich gerne wissen, ob sich nach der Erlösung für die Frau etwas ändert. Man lehrt uns, die Mutter zu ehren und die größte Ehrfurcht vor Schwestern, Tanten, Schwägerinnen und Schwiegertöchtern zu haben, und dann ... Fluch hier und Verwünschung dort! Im Tempel dürfen sie nicht sein. Sich ihnen sehr oft zu nähern, ist nicht erlaubt ... Hat Eva gesündigt? ... Jawohl! Aber auch Adam hat gesündigt. Gott hat Eva ihre Strafe gegeben, und sie ist hart. Genügt das nicht?«

»Aber Thomas. Die Frau wird auch bei Mose unrein erachtet.«

»Er wäre ohne die Frauen ertrunken ... Aber nur Geduld, Bartholomäus! Auch wenn ich nicht so gelehrt bin wie du, sondern nur ein Goldschmied, möchte ich dich daran erinnern, daß Mose die körperliche Unreinheit der Frau erwähnt, damit wir sie respektieren, und nicht, um sie zu verfluchen.«

Die Diskussion wird immer lebhafter. Jesus, der mit den Frauen, Johannes und Judas Iskariot vorausgegangen ist, bleibt stehen, wendet sich um und erklärt: »Gott hatte ein Volk vor sich, das moralisch und geistig unreif und durch die Berührung mit Götzendienern angesteckt worden war. Er wollte aus ihm ein körperlich und geistig starkes Volk machen. Er gab ihm gesunde Normen für die körperliche Kräftigung und die Rechtschaffenheit der Sitten. Er konnte nicht anders handeln, um die männliche Begierlichkeit zu bändigen und die Sünden, derentwegen die Erde überschwemmt und Sodom und Gomorra verbrannt wurden, zu verhindern. Aber in Zukunft wird die erlöste Frau nicht mehr so unterdrückt sein wie bisher. Die Verbote, die vor der körperlichen Sünde bewahren, werden bestehen bleiben; aber die Hindernisse für sie auf dem Weg zu Gott werden weggeräumt. Ich bin dabei, sie wegzuräumen, um die ersten Priesterinnen der Zukunft vorzubereiten.«

»Oh! Wird es weibliche Priester geben?« fragt Philippus entsetzt.

»Versteht mich nicht falsch. Es wird nicht Priesterinnen geben wie die Männer, die die Gnaden Gottes verwalten und spenden. Ihr

könnt dies jetzt noch nicht verstehen, aber Frauen werden dennoch ein priesterliches Geschlecht bilden und den Priestern zum Wohl der Seelen auf viele Arten helfen.«

»Werden sie auch predigen?« fragt Bartholomäus ungläubig.

»So wie auch meine Mutter schon predigt.«

»Werden sie apostolische Reisen machen?« fragt Matthäus.

»Ja, sie werden den Glauben sehr weit verbreiten, und ich muß sagen, mit noch mehr Heldenmut als die Männer.«

»Werden sie Wunder wirken?« fragt Iskariot lachend.

»Einige werden auch Wunder wirken. Aber haltet das Wunder nicht für etwas Wesentliches. Sie, die heiligen Frauen, werden durch ihre Gebete jedoch viele Wunder der Bekehrung wirken.«

»Hm! Die Frauen ... so sehr beten, daß sie ein Wunder wirken?« brummt Natanaël.

»Sei nicht hartherzig wie ein Schriftgelehrter, Bartholomäus. Was meinst du denn, was das Gebet ist?«

»Sich mit den uns bekannten Formeln an Gott wenden.«

»Das und noch mehr. Das Gebet ist das Gespräch des Herzens mit Gott und sollte der gewohnte Zustand des Menschen sein. Die Frau lebt zurückgezogener als wir und ist zu diesem Gespräch mit Gott befähigter als der Mann. In ihm findet sie Trost in ihren Leiden, Erleichterung in ihren Mühseligkeiten, nicht nur in denen des Hauses und des Gebärens, sondern auch im Ertragen der Männer; im Gebet findet sie, was ihre Tränen trocknet und ihr ein Lächeln ins Herz zurückbringt. Denn sie versteht es, mit Gott zu reden, und mehr noch wird sie es in Zukunft verstehen. Die Männer werden die Riesen der Lehre sein; immer aber werden es die Frauen sein, die mit ihren Gebeten die Riesen und auch die Welt stützen; denn viel Unglück wird durch ihre Gebete verhindert und viele Strafen erlassen werden. Daher wirken sie Wunder, die zwar unsichtbar und nur Gott bekannt, jedoch nicht unwirklich sind.«

»Auch du hast heute ein unsichtbares, jedoch wirkliches Wunder gewirkt. Nicht wahr, Meister?« fragt Thaddäus.

»Ja, Bruder!«

»Du hättest es besser sichtbar machen sollen«, bemerkt Philippus.

»Hätte ich die Kleine in ein Knäblein verwandeln sollen? Das Wunder ist eine Umwandlung bestimmter Dinge, eine wohltuende Umordnung, welche Gott dem Menschen als Erhöhung des Gebetes gewährt, um ihm zu zeigen, daß er ihn liebt, oder um ihn davon zu überzeugen, daß er es ist, der da ist. Doch da Gott Ordnung ist, vergewaltigt er die Ordnung nicht in übertriebenem Maß. Das Kind wurde weiblich geboren und weiblich wird es bleiben.«

»Ich war heute morgen so betrübt«, seufzt die Jungfrau.

»Warum? Das ungeliebte Mädchen war nicht deines«, sagt Susanna und fügt hinzu: »Wenn ich bei einem Kind irgendeine Mißbildung sehe, sage ich mir: „Gut für mich, daß es nicht meines ist.“«

»Sag das nicht, Susanna! Das ist nicht Liebe! Auch ich könnte es sagen, denn meine einzige Mutterschaft stand über den Naturgesetzen. Doch ich sage es nicht, denn ich denke immer: „Hätte Gott mich nicht zur Jungfrau bestimmt, wäre jener Same vielleicht in mir aufgegangen und ich wäre die Mutter jenes Unglücklichen geworden.“ Und so habe ich Mitleid mit allen . . . Denn ich sage mir: „Es könnte mein Kind sein“, und als Mutter möchte ich alle gut, gesund, geliebt und liebenswert wissen, denn das wünschen die Mütter für ihre Kinder«, antwortet sanft Maria. Und Jesus scheint sie wie mit Licht zu umkleiden, so intensiv blickt er sie mit seinen freudestrahlenden Augen an.

»Und deshalb hast du Mitleid mit mir . . . « sagt Iskariot leise.

»Mit allen! Vielleicht auch mit dem Mörder meines Sohnes. Denn ich glaube, daß er der Verzeihung und der Liebe am meisten bedürfte. Denn gewiß würde ihn die ganze Welt hassen.«

»Frau, da müßttest du dich sehr anstrengen, um ihn zu verteidigen und ihm Zeit zu geben, sich zu bekehren . . . Ich würde ihn als erster sofort umbringen . . . « sagt Petrus.

»Wir haben den Ort des Abschieds erreicht, Mutter. Gott sei mit dir! Und mit dir, Maria! Und auch mit dir, Judas!«

Sie küssen sich, und Jesus fügt noch hinzu: »Vergiß nicht, daß ich dir etwas Großes zugestanden habe, Judas! Mache daraus etwas Gutes und nicht etwas Schlechtes. Leb wohl!«

Und Jesus entfernt sich mit den übrigen Elf und Susanna eilends in östlicher Richtung, während Maria, die Schwägerin und Iskariot geradeaus gehen.

305 »Das Gute tun ist ein stärkeres Gebet als die Psalmen«

Jesus betritt die Synagoge von Kafarnaum, die sich langsam mit Gläubigen füllt, da es Sabbat ist. Das Erstaunen, ihn zu sehen, ist sehr groß. Alle weisen flüsternd auf ihn hin, und der eine oder andere zieht diesen oder jenen Apostel am Gewand, um zu erfahren, wann sie in die Stadt zurückgekehrt sind, da niemand wußte, daß sie kommen würden.

»Wir sind soeben am Brunnen des Feigenbaumes eingetroffen. Wir sind von Betsaida gekommen, um keinen Schritt mehr machen zu müssen, als das Gesetz erlaubt, Freund«, antwortet Petrus dem Urija, dem Pharisäer, und dieser, beleidigt, von einem Fischer als Freund angeredet zu werden, geht verärgert weg, um die Seinen einzuholen und sich in die erste Reihe zu begeben.

»Ärgere ihn nicht, Simon«, bemerkt Andreas.

»Ihn ärgern? Er hat mich gefragt, und ich habe ihm geantwortet, daß auch wir das Gehen vermeiden, um den Sabbat zu heiligen.«

»Sie werden sagen, daß wir uns mit dem Boot abgemüht haben . . . «

»Sie werden eines Tages noch sagen, daß wir uns mit Atmen abgemüht haben! Blödsinn! Das Boot, der Wind und die Wellen haben die Mühe, nicht wir, die wir im Boot fahren.«

Andreas nimmt die Antwort hin und schweigt.

Nach den einleitenden Gebeten kommt der Augenblick der Lesung eines Abschnittes und der Auslegung desselben. Der Synagogenvorsteher bittet Jesus darum; doch Jesus deutet auf die Pharisäer

und sagt: »Sie sollen es tun!« Doch da sie es nicht tun wollen, muß er reden.

Jesus liest aus dem dreiundzwanzigsten Kapitel des ersten Buches Samuel, wo berichtet wird, wie David von den Sifitern verraten und dem Saul ausgeliefert wurde, der in Gibeon war. Er gibt die Schriftrolle zurück und beginnt zu sprechen.

»Die Übertretung des Gebotes der Liebe, der Gastfreundschaft, der Redlichkeit ist immer etwas Schlechtes. Doch der Mensch scheut sich nicht, es mit der größten Leichtfertigkeit zu tun. Hier haben wir eine Episode, die sowohl von dieser Übertretung, als auch von der darauffolgenden Strafe Gottes berichtet.

Die Handlungsweise der Sifiter war schädlich, die des Saul nicht weniger. Die ersteren waren niederträchtig in der Absicht, sich beim Stärkeren einzuschmeicheln und daraus Nutzen zu ziehen. Der andere war es in der Absicht, den Gesalbten des Herrn aus dem Weg zu räumen. Der Egoismus führte sie zusammen. Und auf den unwürdigen Vorschlag wagte der falsche und sündhafte König Israels eine Antwort zu geben, in welcher der Name Gottes genannt wurde: „Der Herr segne euch dafür!“

Das war eine Verhöhnung der Gerechtigkeit Gottes! Eine gewohnheitsmäßige Verhöhnung! Denn die Bosheit des Menschen ruft gar zu oft den Namen des Herrn als Zeugen und seinen Segen an. Es wird heißen: „Du sollst den Namen des Herrn nicht vergeblich aussprechen!“ Und kann es einen schlimmeren Mißbrauch geben als den Namen des Herrn anzurufen, um ein Verbrechen gegen den Nächsten zu begehen? Und doch ist das eine weiter verbreitete Sünde als alle anderen; und sie wird gleichgültig auch von jenen begangen, die immer die ersten bei den Versammlungen des Herrn, bei den Zeremonien und bei der Unterweisung sind. Bedenkt, daß es sündhaft ist, alles zu erforschen, sich zu merken und vorzubereiten, um dadurch dem Nächsten zu schaden. Es ist sündhaft, andere dazu zu verleiten, den Nächsten auszuforschen und alles zu seinem Schaden zu lenken, sie zu diesem Zweck mit Geld zu bestechen oder

ihnen Schwierigkeiten anzudrohen, damit sie jemandem schaden.

Ich mache euch darauf aufmerksam, daß es Sünde ist. Ich mache euch darauf aufmerksam, daß es Egoismus und Haß ist, wenn man sich so verhält. Und ihr wißt, daß Haß und Egoismus die Feinde der Liebe sind. Ich mache euch darauf aufmerksam, denn es geht mir um eure Seelen. Ich liebe euch und möchte euch nicht in Sünde sehen. Ich will nicht, daß Gott euch strafen muß, wie dies bei Saul der Fall war; denn zur gleichen Zeit, da er David verfolgte, um ihn gefangenzunehmen und zu töten, ließ Gott sein Land durch die Philister verwüsten. Wahrlich, dies wird immer dem geschehen, der dem Nächsten schadet. Sein Sieg währt nicht länger als das Gras auf der Wiese. Rasch wird es wachsen, aber auch rasch verdorren und unter dem unachtsamen Schritt des Vorübergehenden zertreten werden. Dagegen ist das anständige Verhalten, das ehrsame Leben, mühsam zu verwirklichen und durchzuhalten. Doch zur Gewohnheit geworden, wird es zu einem mächtigen und blätterreichen Baum, den der Sturm nicht zerzaust und die Sonnenhitze nicht verbrennt. Wahrlich, wer dem Gesetz treu bleibt, wirklich treu, wird zu einem mächtigen Baum werden, der von den Leidenschaften nicht gebeugt und vom Feuer Satans nicht verbrannt werden kann.

Ich habe gesprochen. Wenn jemand noch etwas zu sagen hat, soll er es tun.«

»Wir möchten dich fragen, ob du für uns, die Pharisäer, gesprochen hast?«

»Ist denn die Synagoge voller Pharisäer? Ihr seid nur vier; die Menge besteht aus Hunderten von Personen. Das Wort ist für alle.«

»Die Anspielung jedoch war ganz klar.«

»In der Tat ist es aber noch nie vorgekommen, daß sich jemand nach einer Andeutung selbst angeklagt hat. Ihr tut dies. Aber warum klagt ihr euch an, da ich es nicht tue? Glaubt ihr, ihr verhaltet euch, wie ich gesagt habe? Ich weiß es nicht. Wenn es aber so ist, dann richtet euch nach meinen Worten. Denn der Mensch ist schwach und kann sündigen. Doch Gott verzeiht ihm, wenn er seine aufrichtige

Reue und den Willen, nicht mehr zu sündigen, sieht. Das Verharren-Wollen im Bösen aber ist eine doppelte Sünde, und für sie gibt es keine Verzeihung.«

»Wir haben diese Sünde nicht.«

»Dann braucht ihr meiner Worte wegen nicht betrübt zu sein.«

Der Zwischenfall ist beendet, und in der Synagoge ertönt der Gesang der Hymnen. Dann scheint die Versammlung bis zu ihrem Ende ohne weitere Zwischenfälle abzulaufen. Doch der Pharisäer Joachim entdeckt in der Menge einen Menschen und fordert ihn durch Zeichen und Blicke auf, nach vorne zu kommen.

Es ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren mit einem verkrüppelten Arm, dessen eine Hand auch kleiner als die andere ist, da er an Muskelschwund leidet.

Jesus sieht es. Er sieht auch das Getue, mit dem man ihn darauf aufmerksam machen will. Widerwillen und Mitleid spiegeln sich auf seinem Gesicht; doch er wehrt den Angriff nicht ab und beegnet der Lage mit Bestimmtheit.

»Komm hierher, in die Mitte«, befiehlt er dem Mann.

Als er vor ihm steht, wendet er sich an die Pharisäer und sagt: »Warum versucht ihr mich? Habe ich nicht soeben gegen die Arglist und den Haß gesprochen? Und habt ihr nicht soeben behauptet, diesen Fehler nicht zu haben? Ihr antwortet nicht? Antwortet wenigstens auf diese Frage: Ist es erlaubt, am Sabbat Gutes oder Böses zu tun? Ist es erlaubt, ein Leben zu retten oder es zu vernichten? Ihr antwortet nicht? So werde ich für euch antworten, und vor dem ganzen Volk, das besser urteilen kann als ihr, da es einfach und ohne Haß und Hochmut ist. Es ist nicht erlaubt, am Sabbat zu arbeiten. Aber es ist erlaubt, am Sabbat zu beten; wie aber das Beten erlaubt ist, so ist es auch erlaubt, Gutes zu tun, denn Gutes tun ist ein höheres Gebet als die Hymnen und die Psalmen, die wir gesungen haben. Dagegen ist es weder am Sabbat noch an einem anderen Tag erlaubt, Böses zu tun. Und ihr habt es getan, da ihr diesen Menschen hierher beordert habt, der nicht einmal von Kafarnaum ist und den ihr vor

zwei Tagen habt kommen lassen, weil ihr wußtet, daß ich in Betsaida war und in meine Stadt kommen würde. Und ihr habt es getan, um mich anklagen zu können. So begeht ihr auch die Sünde, eure Seele zu töten, anstatt sie zu retten. Doch soweit es mich betrifft, will ich euch verzeihen und den Glauben dieses Menschen nicht enttäuschen, dem ihr gesagt habt, wenn er hierher käme, würde ich ihm helfen und ihn heilen, obwohl ihr mir damit eine Falle stellen wolltet. Er ist unschuldig, denn er ist gekommen ohne andere Absicht als die, geheilt zu werden. Und so soll es sein! Mann, strecke deine Hand aus und geh in Frieden!«

Der Mann gehorcht, und seine Hand ist geheilt und sieht aus wie die andere. Er benützt sie sofort, um damit einen Zipfel des Mantels Jesu zu ergreifen und zu küssen, indem er sagt: »Du weißt, daß mir die Absicht dieser Menschen nicht bekannt war. Hätte ich sie gekannt, wäre ich nicht gekommen und hätte eine vertrocknete Hand vorgezogen, anstatt ihnen gegen dich zu dienen. Darum bitte ich dich, sei mir nicht böse!«

»Geh in Frieden, Mann! Ich kenne die Wahrheit und habe für dich nur Wohlwollen.«

Die Menschen gehen, während sie den Vorfall besprechen, hinaus, gefolgt von Jesus mit den elf Aposteln.

306 Ein Tag Judas Iskariots in Nazaret

Das Haus von Nazaret wäre geeignet wie kein anderes, den Geist zu erheben. In ihm herrscht Friede, Stille, Ordnung. Heiligkeit scheint aus jedem seiner Steine zu strahlen, aus den Pflanzen des Gartens aufzusteigen und vom heiteren Firmament zu regnen, das sich als himmlische Kuppel darüber wölbt. In Wirklichkeit geht sie von ihr aus, die darin wohnt; die sich behende und leise mit jugendlichen, untadeligen Bewegungen darin ergeht, mit demselben leichten Schritt, mit dem sie als Braut hier eintrat, und demselben sanften Lächeln, das beruhigt und liebkost.

Die Sonne scheint zu dieser Morgenstunde auf die rechte Seite des Hauses, die sich an die erste Welle des Hügels schmiegt. Nur die Wipfel der Bäume nützen sie aus; als erste die Ölbäume, die dazu dienen, das Erdreich mit ihren Wurzeln zusammenzuhalten; die übriggebliebenen, knorrigen, mächtigen Ölbäume, deren größere Äste sich zum Himmel recken, als wollten sie dessen Segen herabrufen oder als beteten sie ebenfalls an diesem Ort des Friedens. Es sind die letzten Bäume des Ölgartens Joachims, die einst zahlreich waren und, betenden Pilgern gleich, ihren Bittgang bis zu den fernen Äckern ausdehnten, wo die Olivenhaine und die Äcker in Weiden übergehen, und von denen nun in dem stark verkleinerten Eigentum Joachims nur wenige geblieben sind.

Dann erfreuen sich der Sonnenstrahlen der Mandelbaum und die Apfelbäume, die hoch und mächtig den Schirm ihrer Zweige über den Gemüsegarten ausbreiten. Als dritter trinkt der Granatapfelbaum die Strahlen und als letzter der Feigenbaum am Haus, wenn die Sonne schon die wohlgepflegten Blumen und das Gemüse in den viereckigen Beeten und längs der Hecken unter dem Laubengang voller Trauben streichelt. Die summenden Bienen fliegen wie goldene Tropfen auf alles, was ihnen süßen, duftenden Seim bieten kann. Da ist ein kleiner Zweig Geißblatt, den sie überfallen, und auch die Hecke mit ihren glockenförmigen Blüten, die ein Büschel bilden und einen starken Duft verbreiten; ich kenne ihren Namen nicht, doch muß es ein Nachgewächs sein, da sich die Blüten gerade schließen. Die Bienen haben es eilig, an diesen Blüten zu nippen, bevor sich die Blütenblätter zum Schlaf zusammenfallen.

Maria geht eilends von den Taubennestern zu dem Brunnchen, das bei der kleinen Grotte plätschert, und von dort ins Haus zu ihrer Arbeit; und selbst bei der Arbeit findet sich noch Gelegenheit, die Blumen und die Tauben, die auf den Wegen einhertrippeln oder einen Rundflug über das Haus und den Garten machen, zu bewundern.

Judas Iskariot kommt mit Pflanzen, Wurzeln und Knollen beladen

zurück. »Ich grüße dich, Mutter! Man hat mir alles gegeben, was ich verlangt habe. Ich bin rasch gegangen, damit sie nicht leiden; und ich hoffe, daß sie wachsen wie das Geißblatt. Im kommenden Jahre wirst du dich des armen Judas und seines Aufenthaltes hier erinnern«, sagt er, indem er aus einer Tasche vorsichtig Pflanzen mit Wurzelballen, deren Erde in feuchte Blätter gehüllt ist, herausnimmt, und aus einer anderen Tasche Wurzeln und Knollen.

»Ich danke dir sehr, Judas, wirklich! Du kannst dir nicht vorstellen, wie glücklich ich bin, diese Geißblattstaude bei der Grotte zu haben. Als ich noch klein war, befand sich dort im Hintergrund bei den Feldern, die damals noch uns gehörten, eine noch viel schönere Grotte, und Efeu und Geißblatt umrankten sie mit Zweigen und Blüten und bildeten einen Vorhang zum Schutz der winzigen Lilien, die bis in die Grotte hinein wuchsen, die ganz grün war vom zarten Gewebe des Venusstrauches. Denn gerade dort entspringt eine Quelle ... Im Tempel dachte ich immer an diese Quelle, und ich sage dir, wenn ich als Tempeljungfrau vor dem heiligen Vorhang betete, fühlte ich Gott nicht näher. Vielmehr träumte ich dort von süßen Zwiegesprächen meiner Seele mit dem Herrn ...

Mein Josef ließ mich diese hier vorfinden, mit einem kleinen Rinnal zum Nutzen des Gartens, aber mehr noch, um mir eine Freude mit einer kleinen Grotte zu machen, die der früheren nachgebildet war ... Josef war gut, selbst in den kleinsten Dingen. Er hatte mir Geißblatt und Efeu angepflanzt; der Efeu lebt heute noch, während das Geißblatt in den Jahren des Exils eingegangen ist ... Ich habe später wieder eines gepflanzt, das vor drei Jahren auch einging. Nun hast du es wieder angepflanzt. Es hat Wurzeln geschlagen, siehst du? Du bist ein sehr guter Gärtner.«

»Ja, als kleiner Junge liebte ich die Pflanzen sehr, und meine Mutter lehrte mich, sie zu pflegen ... Nun werde ich an deiner Seite wieder zum Knaben, Mutter, und suche die früheren Kenntnisse wieder hervor, um dir Freude zu bereiten. Du bist so gut zu mir ...!« antwortet Judas und arbeitet wie ein Fachmann, indem er die Pflan-

zen an den geeignetsten Stellen einsetzt. Dann geht er zur Hecke der Nachtgewächse und pflanzt dort ein Gewirr von Wurzeln, von denen ich nicht weiß, ob es Maiglöckchen oder andere Blumen sind. »Hier passen sie gut hin«, sagt er, während er mit einer Hacke die Erde über den eingegrabenen Wurzeln festdrückt. »Sie brauchen nicht viel Sonne. Der Diener Eleasars wollte sie mir nicht geben; doch ich habe so darauf bestanden, daß ich sie schließlich doch bekam.«

»Auch diesen indischen Jasmin wollten sie Josef nicht geben. Er machte einige Arbeiten ohne Lohn, um ihn mir zu verschaffen. Die Pflanzen haben sich von Jahr zu Jahr besser entwickelt.«

»Ich bin fertig, Mutter. Nun werde ich alles gießen, und es wird gut gedeihen.« Er begießt die Pflanzen und wäscht sich dann am Brunnen die Hände.

Maria betrachtet ihn; er ist so verschieden von ihrem Sohn, aber auch so verschieden von dem Judas gewisser stürmischer Stunden. Sie blickt ihn forschend an, denkt nach, geht auf ihn zu, legt ihm die Hand auf den Arm und fragt ihn sanft: »Geht es dir nun besser, Judas; in deinem Gemüte, meine ich?«

»Oh, Mutter! Viel besser! Ich bin im Frieden. Und du siehst es. Deine Gegenwart und die kleinen Dinge tun mir wohl und helfen mir. Ich dürfte diesen Frieden, diese innere Sammlung nie verlassen! Hier . . . Wie fern ist die Welt von diesem Haus . . . !« Judas betrachtet den Garten, die Pflanzen, das Haus . . . Er schließt: »Aber wenn ich hierbleibe, würde ich nie ein Apostel werden. Und ich will einer werden . . . «

»Indessen, glaube es mir, eine rechtschaffene Seele zu bewahren ist besser als kein wahrer Apostel zu sein. Wenn du spürst, daß die Berührung mit der Welt dich verwirrt; wenn du begreifst, daß dir Ehrungen und Lob, die dem Apostel gezollt werden, schaden, dann verzichte lieber darauf, Judas! Es ist besser für dich, ein einfacher, aber heiliger Jünger meines Jesus zu sein, als ein sündhafter Apostel.«

Judas neigt gedankenvoll das Haupt. Maria überläßt ihn seinen

Betrachtungen und kehrt ins Haus zu ihren Arbeiten zurück.

Judas steht zunächst einige Zeit ruhig da. Dann geht er in dem Laubengang auf und ab. Er hat die Arme verschränkt und das Haupt geneigt. Er denkt nach und geht auf und ab, wobei er von Gesten begleitete Selbstgespräche führt ... Ein unverständliches Selbstgespräch. Aber die Gesten sind die eines Menschen, der voller Widersprüche steckt. Es scheint, daß er jemanden anfleht oder ihn zurückweist, oder sich beklagt, oder etwas verwünscht, und sein Gesichtsausdruck wechselt von dem eines fragenden zu dem eines erschrockenen und schließlich eines angstvollen Menschen, bis er die Züge der schlimmsten Augenblicke trägt. Judas bleibt plötzlich auf halbem Weg stehen und verharret so eine Weile mit einem wahrhaft dämonischen Ausdruck ... Dann schlägt er die Hände vors Gesicht und flieht auf den Vorsprung des Ölgartens, außerhalb des Gesichtskreises Marias; er weint, das Gesicht in den Händen verborgen, bis er sich beruhigt und mit dem Rücken gegen einen Ölbaum gelehnt wie erschrocken sitzenbleibt ...

Jetzt ist es nicht mehr Morgen, sondern ein herrlicher Sonnenuntergang geht seinem Ende zu. Nazaret öffnet die Türen seiner Häuser, die tagsüber der furchtbaren orientalischen Sommerhitze wegen verschlossen waren. Frauen, Männer und Kinder gehen in die Gärten oder auf die Straßen, die noch heiß, aber nicht mehr sonnenbeschienen sind, um am Brunnen beim Spiel oder bei Gesprächen in Erwartung des Abendessens etwas frische Luft zu schöpfen ... Feierliche Begrüßungsszenen, Geschwätz, Gelächter und Geschrei, je nachdem, ob es Männer, Frauen oder Kinder sind.

Auch Judas kommt heraus und begibt sich mit den kupfernen Kannen zur Quelle. Als die Nazarener ihn sehen, deuten sie auf ihn und reden ihn mit dem Beinamen „Jünger vom Tempel“ an. In den Ohren des Judas klingt das wie Musik. Er geht liebenswürdig grüßend vorüber, legt aber auch eine gewisse Zurückhaltung an den Tag, die eine nahe Verwandte des Hochmuts ist.

»Du bist sehr gut zu Maria, Judas«, sagt ein bärtiger Nazarener.

»Sie verdient es, und noch weit mehr. Sie ist wirklich eine große Frau Israels. Ihr könnt euch glücklich schätzen, sie als Mitbürgerin zu besitzen.«

Das Lob für die Frau von Nazaret ist sehr schmeichelhaft für die Nazarener, die einander mitteilen, was Judas gesagt hat.

Dieser ist inzwischen beim Brunnen angelangt und wartet, bis die Reihe an ihm ist; er treibt seine Höflichkeit so weit, daß er die Krüge einer Greisin trägt, die nicht aufhört, ihn dafür zu loben und ihn schließlich segnet. Er holt auch noch Wasser für zwei Frauen, die durch ihre Säuglinge auf den Armen behindert sind. Den Schleier etwas lüftend, flüstern diese: »Gott möge es dir vergelten!«

»Die Nächstenliebe ist die erste Pflicht eines Freundes Jesu«, antwortet Judas mit einer Verneigung. Und er füllt seine Krüge und geht dann zum Haus zurück.

Auf dem Weg wird er vom Synagogenvorsteher von Nazaret und von anderen eingeladen, am folgenden Sabbat zu sprechen.

»Nun bist du schon zwei Wochen bei uns und hast uns noch keine andere Unterweisung zuteil werden lassen als die einer großen Höflichkeit uns allen gegenüber«, beklagt sich der Synagogenvorsteher, der von anderen Greisen des Ortes begleitet wird.

»Wenn euch die Predigt eures größten Sohnes nicht genehm ist, wie kann euch meine Predigt gefallen, der ich nur sein Schüler und obendrein noch Judäer bin?« entgegnet Judas.

»Dein Verdacht ist ungerecht und betrübt uns. Wir meinen es ehrlich mit unserer Einladung. Du bist Jünger und Jude, das ist wahr; aber du bist vom Tempel. Du kannst daher reden; denn im Tempel wird gelehrt. Der Sohn Josefs ist nur ein Zimmermann ... «

»Aber er ist der Messias!«

»Das sagt er ... Ob es aber wahr ist! Ist es vielleicht nicht nur Einbildung?«

»Aber seine Heiligkeit, Nazarener! Seine Heiligkeit!« Judas ist verärgert über die Ungläubigkeit der Nazarener.

»Er ist groß, das ist wahr! Aber von da bis zum Messias ist es noch weit! ... Und dann ... Warum spricht er so harte Worte?«

»Hart? Nein! Mir scheint er nicht hart zu sein. Vielmehr ... nun ja, das schon, er ist zu ehrlich und streng. Er läßt keine Sünde zu; er unterläßt es nicht, einen Mißbrauch zu tadeln ... und das mißfällt. Er legt den Finger direkt auf die Wunde. Und das tut weh. Aber er tut es aus Heiligkeit. Oh, gewiß! Nur aus diesem Grund handelt er so. Ich habe ihm schon oft gesagt: „Jesus, du schadest dir!“ Aber er will nicht auf mich hören ... «

»Du liebst ihn sehr. Und da du gelehrt bist, könntest du ihn anleiten.«

»Oh! Gelehrt ... nein. Aber praktisch veranlagt, das ja. Vom Tempel, wißt ihr! Ich kenne die Gebräuche. Ich habe Freunde. Der Sohn des Hannas ist wie ein Bruder zu mir. Übrigens, wenn ihr etwas vom Synedrium benötigt, dann sagt es nur ... Doch nun laßt mich Maria das Wasser bringen. Sie erwartet mich zu Hause mit der Abendmahlzeit.«

»Komm nachher zurück. Auf meiner Terrasse ist es kühl. Wir werden unter Freunden sein und miteinander reden ... «

»Ja. Auf Wiedersehen«, und Judas geht nach Hause, wo er sich bei Maria für die Verspätung entschuldigt und erzählt, daß ihn der Synagogenvorsteher und einige der Ältesten des Ortes aufgehalten haben. Und er schließt: »Sie möchten, daß ich am Sabbat rede. Der Meister hat es mir aufgetragen. Was meinst du, Mutter? Rate du mir!«

»Mit dem Synagogenvorsteher reden ... oder in der Synagoge reden?«

»Beides. Ich möchte mit niemandem und zu niemandem reden, denn ich weiß, daß sie gegen Jesus sind, und es scheint mir auch, daß es ein Sakrileg ist, dort zu reden, wo nur er, der Meister, ein Recht hat zu reden. Doch sie haben sehr darauf bestanden! Sie wollen mich nach dem Abendessen bei sich haben ... Ich habe beinahe zugesagt. Und wenn du glaubst, daß ich fähig bin, mit meinen

Reden ihren Widerstand gegen den Meister zu brechen, werde ich hingehen und sprechen, wenn es mir auch noch so schwer fällt. Ich werde mich bemühen recht langmütig mit ihrer Hartnäckigkeit sein. Denn ich habe endlich verstanden, daß man mit Härte nichts erreicht. Ich werde nicht mehr in den gleichen Fehler verfallen wie in Jesreel. Es mißfiel dem Meister sehr! Er hat mir nichts gesagt, aber ich habe es von selbst begriffen. Ich werde es nicht mehr tun. Aber ich will Nazaret erst verlassen, nachdem ich es überzeugt habe, daß der Meister der Messias ist und daß man an den Messias glauben und ihn lieben muß.«

Judas spricht, während er am Tisch, am Platz Jesu sitzt und ißt, was Maria ihm zubereitet hat. Es tut mir weh, sehen zu müssen, daß er an diesem Platz sitzt, Maria gegenüber, die ihm zuhört und ihn wie eine Mutter bedient.

Nun antwortet sie: »Es wäre wirklich gut, wenn Nazaret die Wahrheit erfahren und annehmen würde. Ich werde dich nicht davon abhalten. Geh nur. Niemand weiß besser als du, daß Jesus Liebe verdient. Bedenke, wie sehr er dich liebt und wie er es dir beweist, indem er dich immer entschuldigt und dich so weit als möglich zu-friedenstellt . . . Diese Überlegung soll dich zu heiligen Worten und Taten befähigen.«

Das Abendessen ist rasch beendet. Judas geht, um die Blumen des Gartens zu gießen, bevor das Tageslicht endgültig schwindet; darauf macht er sich auf den Weg, während Maria auf der Terrasse zurückbleibt, wo sie sich damit beschäftigt, die Wäschestücke zu falten, die sie zum Trocknen aufgehängt hatte.

Nachdem Judas Alphäus der Sara und Maria des Klopas begrüßt hat, die an der Haustüre der letzteren miteinander reden, geht er direkt zum Haus des Synagogenvorstehers. Auch die beiden Vettern des Herrn und sechs andere ältere Männer befinden sich dort.

Nach umständlichen Begrüßungen setzen sich alle würdevoll auf die mit Kissen gepolsterten Sitze und erquicken sich mit Anis- und Pfefferminzwasser, das angenehm kühl sein muß, da die Metallkan-

nen in der immer noch warmen Luft schwitzen; und dies trotz der Brise, die von den Hügeln im Norden von Nazaret kommt und die Wipfel der Bäume bewegt.

»Ich freue mich, daß du unsere Einladung angenommen hast. Du bist noch jung. Ein bißchen Ablenkung tut gut«, sagt der Vorsteher, der Judas gegenüber sehr aufmerksam ist.

»Ich fürchtete, euch zu belästigen, wenn ich früher gekommen wäre. Ich weiß, daß ihr Jesus und seine Jünger verachtet . . . «

»Verachten? Nein, wir sind nur mißtrauisch . . . und, geben wir es nur zu, durch sein zu offenes Wort verletzt. Wir dachten, daß du uns verachtest, und haben dich deshalb nicht früher eingeladen.«

»Ich? Verachten? Im Gegenteil! Ich verstehe euch sehr gut . . . Ja, ja! Ich bin davon überzeugt, daß es zwischen ihm und euch schließlich doch Frieden geben wird. Das ist besser für ihn, aber auch für euch. Für ihn, weil er alle braucht; für euch, weil es sich nicht lohnt, Feinde des Messias genannt zu werden.«

»Und du glaubst also wirklich, daß er der Messias ist?« fragt Josef des Alphäus. »Er hat nichts von der königlichen Gestalt, die uns prophezeit worden ist. Vielleicht sehen wir ihn so, weil wir ihn als Zimmermann gekannt haben . . . Aber . . . Wo steckt in ihm der Befreierkönig?«

»Auch David schien nur ein Hirtenjunge zu sein. Aber ihr wißt, daß kein König größer war als er. Nicht einmal Salomon in all seiner Pracht war wie er. Denn schließlich hat er nur das Erbe Davids übernommen und war nie so erleuchtet wie dieser. Aber denkt an die Gestalt Davids! Sie ist riesenhaft. Von einer königlichen Würde, die schon den Himmel berührt. Betrachtet also nicht die Herkunft des Christus, um an seinem Königtum zu zweifeln. David war König und Hirte. Oder besser, Hirtenjunge und dann König. Jesus ist König und Zimmermann. Oder besser, Zimmermann und dann König.«

»Du sprichst wie ein Rabbi. Man merkt, daß du im Tempel erzogen worden bist«, sagt der Synagogenvorsteher. »Könntest du das

Synedrium wissen lassen, daß ich, der Synagogenvorsteher, für eine private Angelegenheit der Hilfe des Tempels bedarf?«

»Aber gewiß! Selbstverständlich! Eleasar! Kein Problem. Oder Josef, der Älteste? Kennst du ihn? Den Reichen in Arimathäa? Vielleicht der Schriftgelehrte Zadok ... und dann ... Oh, du brauchst nur zu reden!«

»Dann sei morgen mein Gast. Wir werden bei dieser Gelegenheit darüber reden.«

»Dein Gast? Nein! Ich verlasse diese heilige und betübte Frau Maria nicht. Ich bin gekommen, um ihr Gesellschaft zu leisten ... «

»Was ist mit unserer Schwägerin? Wir wissen, daß sie gesund und in ihrer Armut glücklich ist«, sagt Simon des Alphäus.

»Ja. Und wir lassen sie nie allein. Meine Mutter ist immer in ihrer Nähe. Und ebenso ich und meine Frau. Wenn ... Auch wenn ich ihr die Schwäche dem Sohn gegenüber nicht verzeihen kann. Und auch nicht den Schmerz meines Vaters, der Jesu wegen nur zwei seiner Söhne an seinem Sterbebett sehen konnte. Und noch einiges mehr ... Aber die Mißstände in der Verwandtschaft ruft man nicht von den Dächern!« seufzt Josef des Alphäus.

»Du hast recht! Man flüstert sie im tiefen Keller, wenn man einem Freund sein Herz ausschüttet. Aber so ist es mit vielen Schmerzen! Auch ich habe die meinigen als Jünger ... Doch wir wollen nicht darüber reden.«

»Im Gegenteil! Gerade darüber wollen wir sprechen. Was gibt es? Schlimmes für Jesus? Wir billigen sein Verhalten nicht; doch wir sind immer noch Verwandte und bereit, mit ihm gegen die Feinde zu kämpfen. Sprich!« sagt Josef.

»Schlimmes? Nein! Ich sagte nur so ... Aber der Schmerzen eines Jüngers sind viele! Man leidet nicht nur wegen der Art und Weise, wie der Meister seine Freunde und Feinde behandelt, wodurch er sich selbst schadet, sondern auch, weil man sehen muß, daß er nicht geliebt wird. Ich wollte, daß ihr ihn alle liebt ... «

»Aber wie kann man ihn lieben? Du sagst es selbst! Er hat eine

Art, mit den Leuten umzugehen ... Er war nicht so, bevor er die Mutter verließ«, entschuldigt sich der Synagogenvorsteher. »Ist das nicht wahr, ihr alle?«

Alle stimmen feierlich zu und preisen den schweigsamen, sanftmütigen, zurückhaltenden Jesus früherer Zeiten.

»Wer hätte gedacht, daß er so werden könnte, wie er nun ist? Vorher nur Haus und Verwandte! Und jetzt?« sagt ein sehr alter Nazarener.

Judas seufzt: »Arme Frau!«

»Sag doch endlich, was du weißt! Sprich!« schreit Josef.

»Nicht mehr, als auch dir bekannt ist. Glaubst du, es ist ihr angenehm, allein zu sein?«

»Wenn Josef so lange gelebt hätte wie euer Vater, wäre es nicht dazu gekommen«, bemerkt ein anderer Nazarener, der auch schon sehr alt ist.

»Glaube das nicht, Mann! Dasselbe wäre geschehen. Wenn man ... gewisse Ideen hat!« sagt Judas.

Ein Diener bringt einige Lampen und stellt sie auf den Tisch; denn die Nacht ist mondlos, wenn auch der Himmel im Schein der Sterne strahlt. Mit den Lampen werden auch neue Getränke gebracht, die der Synagogenvorsteher sofort Judas anbietet.

»Danke! Ich will mich nicht länger aufhalten. Ich habe Maria gegenüber Pflichten«, sagt er und steht auf. Auch die beiden Söhne des Alphäus erheben sich und sagen: »Wir werden dich begleiten. Wir haben denselben Weg ...« Und mit großen Gesten verabschieden sie sich von der Versammlung, die jetzt nur noch aus dem Synagogenvorsteher und den sechs Greisen besteht.

Die Straßen sind schon verlassen und ruhig. Von den Dächern der Häuser kommt schwaches Gemurmel tiefer Stimmen. Die Kinder schlafen schon in ihren Bettchen und es fehlt ihr Gezwitscher, das dem fröhlicher Vögel gleicht. Mit den Stimmen kommt von den Dächern der reichen Häuser auch der schwache Lichtschimmer der Öllampen.

Die beiden Söhne des Alphäus und Judas legen schweigsam ein Stück Weges zurück; dann bleibt Josef stehen, nimmt Judas am Arm und sagt: »Höre, ich habe verstanden, daß du etwas weißt, aber in Gegenwart von Fremden nicht darüber reden wolltest. Doch mir mußt du es nun sagen. Ich bin der Älteste der Familie und habe das Recht und die Pflicht, alles zu erfahren.«

»Und ich bin hierher gekommen in der Absicht, es euch zu sagen und den Meister, Maria, eure Brüder und euren Namen zu schützen. Es ist eine sehr peinliche Angelegenheit. Es ist schwer, es anzuhören und es zu sagen, denn es sieht nach Verrat aus. Aber ich bitte euch, mich recht zu verstehen. Das ist es nicht. Es ist nur Liebe und Klugheit. Ich weiß viele Dinge, die euch übrigens auch nicht neu sind. Ich weiß sie von meinen Freunden im Tempel. Ich weiß, daß sie für Jesus gefährlich sind, und auch für den guten Namen der Familie. Ich habe versucht, es dem Meister verständlich zu machen. Aber es ist mir nicht gelungen! Im Gegenteil! Je mehr Ratschläge ich ihm gebe, desto schlimmer handelt er und bewirkt dadurch, daß er immer mehr kritisiert und immer verhaßter wird. Das kommt daher, daß er so heilig ist und die Welt nicht versteht. Es ist aber traurig, wenn man mit ansehen muß, wie eine heilige Sache wegen der Unklugheit ihres Gründers zugrunde geht.«

»Nun, was gibt es? Sag alles! Und wir werden Vorsorge treffen. Nicht wahr, Simon?«

»Ganz gewiß! Aber mir scheint es unmöglich, daß Jesus Unklugheiten begeht und gegen seine Sendung handelt . . . «

»Aber wenn es dieser gute Jüngling, der Jesus doch liebt, sagt?! Siehst du, wie du bist? Immer der gleiche! Unsicher, zaghaft. Du läßt mich immer im wichtigsten Augenblick allein. Ich allein gegen die ganze Verwandtschaft. Du sorgst dich nicht einmal um unseren guten Namen und unseren armen Bruder, der sich selbst ins Unglück stürzt!«

»Nein! Er stürzt sich nicht ins Unglück! Aber er schadet sich, das ist es.«

»Sprich, sprich!« drängt Josef, während Simon verwirrt schweigt.

»Ich möchte sprechen ... aber ich will sicher sein, daß ihr Jesus meinen Namen nicht nennt ... Schwört es!«

»Wir schwören es beim heiligen Vorhang. Rede!«

»Auch nicht eurer Mutter, und noch weniger den Brüdern dürft ihr mitteilen, was ich euch nun sage.«

»Sei unseres Schweigens versichert!«

»Und werdet ihr auch Maria gegenüber schweigen? Um sie nicht zu kränken ... Wie ich schweigen kann, so ist es auch eure Pflicht, auf den Frieden dieser armen Mutter bedacht zu sein ... «

»Wir werden allen gegenüber schweigen. Wir schwören es dir!«

»Dann hört ... Jesus beschränkt sich nicht mehr darauf, sich Heiden, Zöllnern und Dirnen zu nähern, dafür aber die Pharisäer und andere Persönlichkeiten zu beleidigen; er tut wirklich absurde Dinge. Denkt einmal, im Land der Philister ließ er uns umherwandern und zog einen schwarzen Ziegenbock hinter sich her. Dann hat er einen Philister in die Schar seiner Jünger aufgenommen. Und zuvor ein Kind, das er angenommen hatte. Wißt ihr, welche Bemerkungen darüber gefallen sind? Und erst vor einigen Tagen hat er eine Griechin, die als Sklavin einem römischen Herrn entflohen war, aufgenommen. Und dann seine Reden, die ganz im Widerspruch zu den bekannten Weisheitslehren stehen. Nun ja, er scheint verrückt geworden zu sein. Und er schadet sich selbst. Im Land der Philister hat er sich sogar in eine Zauberzeremonie eingemischt und sich mit ihnen auf einen Wettstreit eingelassen, als wäre er ihresgleichen. Er hat sie besiegt, aber ... Die Schriftgelehrten und Pharisäer hassen ihn schon; wenn ihnen nun diese Dinge zu Ohren kommen, was wird dann erst geschehen? Ihr habt die Pflicht, einzugreifen und dies zu verhindern.«

»Das ist sehr schlimm. Sehr schlimm! Aber wie konnten wir das wissen? Wir sind hier ... Und in Zukunft? Wer wird uns auf dem laufenden halten?«

»Und doch, es geht euch an, es ist eure Pflicht, einzugreifen und

es zu verhindern. Die Mutter ist die Mutter, sie ist zu gut. Ihr dürft sie nicht allein lassen; weder seinetwegen noch aus Furcht vor der Welt. Auch diese beständige Jagd auf die Dämonen ... Man sagt, daß er sich des Beelzebul bedient hat. Sagt mir, ob ihm das nützlich sein kann. Und dann, was für ein König kann er je werden, wenn das Volk ihn jetzt schon auslacht und sich über ihn ärgert?«

»Aber ... macht er wirklich solche Sachen?« fragt Simon ungläubig.

»Fragt ihn nur selbst. Er wird es zugeben. Er rühmt sich dessen sogar.«

»Du müßtest uns darüber berichten ... «

»Ja, das werde ich tun! Sollte ich etwas Neues beobachten, werde ich es euch mitteilen. Aber ich bitte euch: schweigt, jetzt und immer allen gegenüber!«

»Wir haben es geschworen. Wann wirst du abreisen?«

»Nach dem Sabbat. Jetzt habe ich keinen Grund mehr, hier zu bleiben. Ich habe meine Pflicht getan.«

»Und wir danken dir dafür. Ach! Ich habe es ja immer gesagt, daß er ein anderer geworden ist! Du, Bruder, wolltest es mir nicht glauben ... Siehst du nun, daß ich richtig urteilte?« sagt Josef des Alphäus.

»Ich zögere immer noch, es zu glauben. Judas und Jakobus sind schließlich keine Dummköpfe. Warum haben sie uns nichts gesagt? Warum treffen sie nicht Vorsorge, wenn solche Dinge wirklich vorkommen?« sagt Simon des Alphäus.

»Mensch, du wirst mir nicht die Unehre antun, meinen Worten nicht zu glauben?« fährt Judas beleidigt auf.

»Nein ... Aber ... Genug! Verzeih mir, wenn ich dir sage: ich werde glauben, wenn ich sehe!«

»Nun gut! Du wirst bald sehen und mir sagen: „Du hast richtig geurteilt.“ Wir sind bei eurem Haus angelangt. Ich verlasse euch. Gott sei mit euch!«

»Gott sei mit dir, Judas! Und ... höre! Sprich auch du nicht mit anderen darüber. Um unserer Ehre willen ... «

»Ich werde es nicht einmal der Luft sagen. Lebt wohl!«

Er geht eilends davon, betritt leise das Haus und steigt auf die Terrasse, wo Maria, die Hände im Schoß, den mit unzähligen Sternen besäten Himmel betrachtet. Beim Schein der kleinen Lampe, die Judas angezündet hat, um die Stufen hinaufzugehen, sieht man zwei Tränenspuren auf den Wangen Marias glänzen.

»Warum weinst du, Maria?« fragt Judas ängstlich.

»Weil mir scheint, daß in der Welt mehr Gefahren sind als Sterne am Himmel. Gefahren für meinen Jesus . . . « Judas betrachtet sie aufmerksam und besorgt. Doch sie schließt sanft: »Aber mich tröstet die Liebe der Jünger . . . Liebt ihn sehr, meinen Jesus . . . Liebt ihn . . . Willst du noch hier bleiben, Judas? Ich will in meine Kammer hinuntergehen. Maria des Klopas hat sich auch schon zur Ruhe begeben, nachdem sie den Sauerteig für morgen bereitet hat.«

»Ja, ich bleibe. Es ist so schön hier.«

»Der Friede sei mit dir, Judas!«

»Der Friede sei auch mit dir, Maria!«

307 Unterweisungen der Apostel zu Beginn des Apostolates

Jesus und die Apostel – es sind alle da, ein Zeichen dafür, daß Judas Iskariot nach vollbrachter Tat zu den Gefährten zurückgekehrt ist – sitzen im Haus von Kafarnaum bei Tisch.

Es ist Abend. Das abnehmende Tageslicht dringt durch die Tür und die weitgeöffneten Fenster herein, durch die man den Übergang des Sonnenuntergangs von Purpur zu einem unwirklichen, schillernen Rot, das sich an den Rändern in Violett und schließlich in Grau wandelt. Es läßt mich an ein Stück Papier denken, das, wenn man es ins Feuer wirft, wie die Kohle, an der es sich entzündet, verbrennt und sich dabei nach einem kurzen Aufflammen an den Rändern rollt, um dann in einer bleiernblauen Farbe zu erlöschen, die schließlich in ein fast perlweißes Grau übergeht.

»Es ist warm«, sagt Petrus und zeigt auf eine große Wolke, die

den Westen in letztere Farben kleidet. »Es ist warm und wird keinen Regen geben. Das ist Nebel, keine Wolke. Heute nacht werde ich im Boot schlafen; dort ist es etwas kühler.«

»Nein! Heute nacht wollen wir in den Ölgarten gehen. Ich muß mit euch reden. Jetzt ist ja auch Judas zurück. Es ist Zeit, euch einiges zu sagen. Ich kenne einen luftigen Platz. Dort werden wir uns wohlfühlen. Steht auf und laßt uns gehen.«

»Ist es weit?« fragen sie und nehmen ihre Mäntel.

»Nein, ganz in der Nähe. Nur ein Steinwurf vom letzten Haus entfernt. Ihr könnt die Mäntel zurücklassen. Nehmt jedoch Zunder und Feuerstein mit, damit wir bei der Rückkehr Licht machen können.«

Sie verlassen den oberen Raum und gehen die Stufen hinunter, nachdem sie den Herrn des Hauses und seine Frau, die sich auf der kühlen Terrasse erholen, begrüßt haben.

Jesus wendet dem See den Rücken zu, geht durch das Dorf und dann etwa zweihundert oder dreihundert Meter durch den Olivenhain eines ersten kleinen Hügels. Er hält auf einer Anhöhe, die wegen ihrer vorspringenden und freien Lage bei dieser Schwüle einen luftigen Aufenthalt bietet.

»Setzt euch und hört mir aufmerksam zu! Die Stunde ist gekommen, da auch ihr die Frohe Botschaft verkünden sollt. Ich habe nun ungefähr die Hälfte meines öffentlichen Lebens hinter mir, die der Vorbereitung der Herzen auf mein Reich dient. Jetzt ist es Zeit, daß auch meine Apostel an der Vorbereitung dieses Reiches teilnehmen. Die Könige machen es so, wenn sie die Eroberung eines Reiches beschlossen haben. Zuerst prüfen sie und beraten sich mit anderen, um deren Meinung zu erfahren und sie auf das Ziel vorzubereiten, das sie verfolgen. Dann ziehen sie bei ihrer vorbereitenden Arbeit zuverlässige Personen ins Vertrauen und senden sie in das Land, das sie erobern wollen. Und immer mehr Boten schicken sie aus, bis das Land in all seinen geographischen und ethischen Eigenheiten bekannt ist. Nachdem dies geschehen ist, vollendet der König sein Werk, indem er sich zum König dieses Landes erklärt und krönt. Und das kostet Blut. Denn Siege kosten immer Blut ... «

»Wir sind bereit, für dich zu kämpfen und unser Blut zu vergießen«, erklären die Apostel einstimmig.

»Ich will kein anderes Blut vergießen als das des Heiligen und der Heiligen.«

»Willst du die Eroberung beim Tempel beginnen und ihn zur Stunde der Opfer überfallen? ... «

»Wir wollen uns nicht weiter darüber auslassen, Freunde. Die Zukunft werdet ihr zur rechten Zeit erfahren. Aber zittert nicht vor Schrecken. Ich versichere euch, daß ich die Zeremonien nicht durch einen Überfall unterbrechen will. Dennoch wird es Verwirrung geben, und ein Abend wird kommen, an dem der Schrecken das rituelle Gebet verhindert. Der Schrecken der Sünder. Ich aber werde an jenem Abend im Frieden sein. Im Frieden dem Geist und dem Leib nach. In einem vollkommenen, seligen Frieden ... «

Jesus blickt einen nach dem anderen seiner zwölf Apostel an, und es scheint, als betrachte er zwölfmal die gleiche Buchseite und müßte zwölfmal das Wort lesen, das darauf geschrieben steht: Verständnislosigkeit. Er lächelt und fährt dann fort: »Ich habe mich also entschlossen, euch auszusenden, um weiter vorzudringen, als ich dies allein zu tun vermag. Doch wird es zwischen meiner Art zu verkündigen und der eurigen vorsichtshalber Unterschiede geben, die ich festlege, um euch nicht in allzugroße Schwierigkeiten zu bringen – in Schwierigkeiten, die große Gefahren für eure Seele und euren Leib darstellen könnten – und um meinem Werk nicht zu schaden. Ihr seid noch nicht ausreichend vorbereitet, um euch jedwedem nähern zu können, ohne Schaden zu nehmen oder anzurichten; und noch weniger seid ihr heroisch genug, um der Welt geistig die Stirn bieten und ihrer Rachsucht entgentreten zu können.

Daher geht auf euren Predigtreisen nicht zu den Heiden und nicht in die Städte der Samariter, sondern zu den verirrtten Schafen des Hauses Israel. Es gibt auch unter diesen noch so viel zu tun; denn ich sage euch, die Menge um mich herum, die euch so zahlreich erscheint, stellt nur den hundertsten Teil von allen dar, die in Israel

den Messias erwarten und ihn weder kennen noch wissen, daß er bereits unter ihnen weilt. Bringt ihnen den Glauben an mich und die Erkenntnis meiner Gegenwart. Auf euren Wegen predigt also: „Das Himmelreich ist nahe.“ Diese Verkündigung diene als Grundlage. Darauf baut eure ganze Predigt auf. Ihr habt über dieses Reich so viel von mir erfahren! Ihr braucht nur zu wiederholen, was ich euch gesagt habe. Aber der Mensch bedarf, um von den geistigen Wahrheiten angezogen und überzeugt zu werden, materieller Süßigkeiten, so als wäre er ein ewiges Kind, das seine Aufgaben nicht macht und sein Handwerk nicht erlernt, wenn es nicht durch das Zuckerwerk der Mutter oder durch eine Belohnung des Lehrers oder des Meisters ermuntert wird. Damit ihr nun ein Mittel habt, dessentwegen man euch glaubt und euch aufsucht, übergebe ich euch das Geschenk des Wunderwirkens . . . «

Die Apostel, außer Jakobus des Alphäus und Johannes, springen in die Höhe, schreien, protestieren und sind begeistert, jeder nach seinem Temperament.

In Wirklichkeit ist nur Judas Iskariot von dem Gedanken geschmeichelt, daß er nun Wunder wirken kann. Er, der seiner Seele keine Rechenschaft gibt über den falschen und eigennütigen Vorwurf, ruft aus: »Es war Zeit, daß auch wir dies tun können, um ein Mindestmaß an Autorität über die Menge zu haben!«

Jesus schaut ihn fest an, sagt aber nichts. Petrus und der Zelote, die soeben sagen: »Nein, Herr, wir sind dessen nicht würdig! Das ist Sache der Heiligen!« tadeln Judas, und der Zelote sagt: »Wie kannst du dir erlauben, dem Meister einen Vorwurf zu machen, du törichter und hochmütiger Mensch!« während Petrus auffährt: »Das Mindestmaß? Was willst du denn noch mehr tun als Wunder wirken? Willst du vielleicht Gott werden? Hast du die gleichen Gelüste wie Luzifer?«

»Ruhe!« gebietet Jesus. Dann fährt er fort: »Es gibt etwas, was noch mehr wert ist als ein Wunder und was die Menge ebenfalls, und zwar gründlicher und dauerhafter überzeugt: ein heiliges Le-

ben! Aber davon seid ihr noch weit entfernt, und du, Judas, am weitesten von allen. Doch laßt mich nun weiterreden, denn es ist eine lange Unterweisung.

Geht also hin und heilt die Kranken, reinigt die Aussätzigen, erweckt die körperlich oder seelisch Toten; denn Körper und Geist können gleichermaßen krank, aussätzig oder tot sein. Und ihr wißt auch, wie man Wunder wirken kann: durch ein Leben der Buße, inbrünstiges Gebet und das aufrichtige Verlangen, die Allmacht Gottes aufleuchten zu lassen; durch tiefe Demut, lebhaftige Liebe, flammenden Glauben und die Hoffnung, die sich durch keinerlei Schwierigkeiten entmutigen läßt. In Wahrheit sage ich euch, alles ist dem möglich, der diese Elemente in sich vereint.

Auch die Dämonen werden fliehen vor dem von euch ausgesprochenen Namen des Herrn, wenn ihr in euch besitzt, was ich gesagt habe. Diese Macht ist euch von mir und unserem Vater gegeben. Man kann sie mit keiner Münze kaufen. Nur unser Wollen kann sie gewähren, und nur ein gerechtes Leben kann sie verdienen. Aber, so wie sie euch umsonst gegeben wird, so sollt ihr sie auch anderen, die ihrer bedürfen, umsonst zugutekommen lassen. Wehe euch, wenn ihr die Gabe Gottes entehrt, indem ihr sie dazu benützt, euren Beutel zu füllen. Sie ist nicht eure Kraft, sie ist die Macht Gottes. Benützt sie, doch eignet sie euch nicht an und sagt nicht: „Sie gehört mir!“ So, wie sie euch gegeben wird, kann sie euch auch genommen werden. Simon des Jona hat gerade zu Judas des Simon gesagt: „Hast du die gleichen Gelüste wie Luzifer?“ Er hat es gut ausgedrückt. Wer sagt: „Ich tue, was Gott tut, denn ich bin Gott“, macht es Luzifer nach. Seine Bestrafung ist bekannt. Bekannt ist auch, was jenen geschah, die im irdischen Paradiese von der verborgenen Frucht aßen infolge der Verführung durch den Neid Satans, der außer den rebellischen Engeln, die schon dort waren, noch andere Unglückliche in seiner Hölle haben wollte, aber auch infolge der Verlockung durch den eigenen vollkommenen Hochmut. Die einzige Frucht, die ihr ernten dürft, sind die Seelen, die ihr durch das Wunder für den Herrn ge-

winnt und die ihr dem Herrn geben müßt. Das sind eure Münzen. Sonst nichts. Im anderen Leben werdet ihr euch eures Schatzes erfreuen.

Geht ohne Reichtümer. Tragt weder Gold, noch Silber, noch Münzen in eurem Gürtel. Nehmt auch keinen Reisesack mit zwei oder mehr Kleidern und doppelter Fußbekleidung mit, keinen Wanderstab und keine von Menschen gemachten Waffen; denn eure apostolischen Besuche werden jetzt kurz sein, und an jedem Vorabend des Sabbats werden wir uns wieder zusammenfinden; dann könnt ihr eure schmutzigen Gewänder ablegen und müßt keine Kleider zum Wechseln mitnehmen. Auch braucht ihr keinen Wanderstab, denn der Weg ist angenehm, und auf Hügeln und Ebenen benötigt man andere Dinge als auf hohen Bergen und in der Wüste. Waffen sind überflüssig. Sie sind gut für einen Menschen, der die heilige Armut und die göttliche Vergebung nicht kennt. Aber ihr habt keine Schätze zu bewachen oder vor den Dieben zu schützen. Der einzige, den ihr fürchten müßt, der einzige Dieb für euch ist Satan. Und ihn besiegt man mit Beharrlichkeit und Gebet, nicht mit Schwert und Keulen. Wer euch beleidigt, dem verzeiht. Nehmen sie euch den Mantel weg, dann gebt ihnen auch das Kleid. Selbst wenn ihr wegen eurer Sanftmut und eurer Loslösung von den Reichtümern nackt dasteht, so seid ihr den Engeln des Herrn und auch der unendlichen Reinheit Gottes nicht anstößig; denn eure Liebe würde euren nackten Körper mit Gold bedecken, die Sanftmut würde euch mit einem Gürtel zieren und die Vergebung gegenüber dem Dieb würde euch Mantel und königliche Krone sein. Ihr wäret also besser gekleidet als ein König; und zudem mit unvergänglichen Stoffen.

Seid nicht besorgt um eure Nahrung. Ihr werdet immer haben, was euren Bedürfnissen angepaßt und eurer Sendung dienlich ist; denn der Arbeiter ist der Nahrung wert, die ihm seine Arbeit einbringen muß. Immer! Und wenn die Menschen nicht dafür sorgen, wird Gott für seinen Arbeiter sorgen. Ich habe euch schon gezeigt, daß es zum Leben und Predigen nicht eines mit gierig verschlunge-

ner Nahrung vollgestopften Leibes bedarf. Ein solcher ist gut für das unreine Tier, dessen Lebenszweck darin besteht, fett zu werden, um dann nach der Schlachtung auch die Menschen fett zu machen. Ihr aber sollt nur euren Geist und den der anderen gut nähren mit der Speise der Weisheit. Ein Geist, den die Völlerei nicht stumpfsinnig macht, und ein Herz, das sich von der Übernatur ernährt, entzündet sich an der Weisheit. Ihr seid nie so redselig gewesen, wie nach der Rückkehr von dem Berg. Damals habt ihr nur gegessen, was nötig war um nicht zu sterben. Und doch wart ihr am Ende der Zurückgezogenheit stark und fröhlich wie nie zuvor. Stimmt das vielleicht nicht?

In jeder Stadt oder Ortschaft, in der ihr einkehrt, erkundigt euch, ob dort jemand lebt, der würdig ist, euch aufzunehmen. Nicht weil ihr Simon, Judas, Bartholomäus, Jakobus oder Johannes seid, sondern weil ihr die Gesandten des Herrn seid. Selbst wenn ihr verachtet gewesen wäret, Mörder, Diebe oder Zöllner, die nun aber beueuen und in meinem Dienst stehen, verdientet ihr Achtung, weil ihr meine Gesandten seid. Ich sage noch mehr: Wehe euch, wenn ihr euch nur als meine Gesandten ausbebt, innerlich aber verworfen und vom Teufel seid! Wehe euch! Die Hölle wäre noch wenig im Vergleich zu dem, was ihr durch euren Betrug verdient. Solltet ihr jedoch gleichzeitig Gesandte Gottes und im Verborgenen auch Verworfene, Zöllner, Räuber oder Mörder sein, oder sollte auch nur ein Verdacht gegen euch in den Herzen aufkeimen, so müßte euch dennoch Ehre und Achtung erwiesen werden, weil ihr meine Gesandten seid. Das Auge des Menschen muß über das Werkzeug hinaussehen, muß den Gesandten und den Zweck, Gott und sein Werk, über das oft fehlerhafte Werkzeug hinaus erkennen. Nur in Fällen schwerer Schuld, die dem Glauben der Herzen schaden könnte, werde ich jetzt, und später mein Nachfolger, dafür sorgen, daß das verdorbene Glied abgetrennt wird. Denn es ist nicht recht, daß durch einen dem Teufel anheimgefallenen Priester Seelen von Gläubigen verlorengehen. Nie wird es erlaubt sein, daß, um die am apostolischen Körper

entstandenen Wunden zu bedecken, solch angefaulte Körperteile erhalten bleiben, die mit ihrer abstoßenden Erscheinung und ihrem dämonischen Gestank Seelen vertreiben oder vergiften.

Ihr sollt euch daher erkundigen, welche Familie ein rechtschaffenes Leben führt, wo die Frauen zurückhaltend sind und züchtige Sitten herrschen. Dort werdet ihr eintreten und verweilen, bis ihr den Ort wieder verlaßt. Macht es nicht wie die Drohnen, die, nachdem sie an einer Blüte gesaugt haben, zu einer anderen fliegen, die ihnen reichlicher Nektar bietet. Bleibt, wo ihr seid, sei es, daß ihr zu Menschen kommt, die gute Betten und reiche Tische haben, sei es, daß ihr zu Menschen kommt, die einer bescheidenen Familie angehören, aber reich an Tugenden sind. Sucht nie das „Bessere“ für den Körper, der vergänglich ist, sondern gebt diesem immer das Schlechtere, behaltet aber alle Rechte dem Geist vor. Und das sage ich euch, weil es gut ist, wenn ihr so handelt: gebt bei der Wahl eines Aufenthaltes soweit als möglich den Armen den Vorzug, um sie nicht zu demütigen und in Erinnerung an mich, der ich arm bin, arm bleibe und mich dessen rühme, und auch, weil die Armen oft besser sind als die Reichen. Ihr findet immer gerechte Arme, während es schwer ist, Reiche anzutreffen, die nicht ungerecht sind. Sagt also nicht zu eurer Entschuldigung: „Ich habe nur bei den Reichen Güte gefunden“, um euren Hang zum Wohlleben zu rechtfertigen!

Wenn ihr ein Haus betretet, dann grüßt mit meinem Gruß, dem schönsten Gruß, den es gibt. Sagt: „Der Friede sei mit euch! Der Friede sei in diesem Haus“, oder „Der Friede komme in dieses Haus!“ Denn ihr, Gesandte Jesu und Verkünder der Frohen Botschaft, tragt den Frieden bei euch, und euer Kommen an einen Ort bringe ihm Frieden. Ist er des Friedens unwürdig, kehrt er zu euch zurück; ist er des Friedens würdig, kommt er und bleibt in ihm. Achtet jedoch darauf, daß ihr friedfertig seid, damit ihr Gott zum Vater habt. Ein Vater hilft immer. Und wenn euch Gott hilft, vermögt ihr alles zu tun und alles gut zu tun.

Es kann auch sein, und es wird sicher vorkommen, daß eine Stadt

oder ein Haus euch nicht aufnimmt und euch nicht anhören will; daß man euch verjagen, verspotten oder auch mit Steinwürfen verfolgen wird wie lästige Propheten. Dort ist es mehr als anderswo nötig, friedfertig, demütig und sanftmütig zu sein. Denn sonst wird euch der Zorn übermannen und ihr werdet sündigen, indem ihr die zu Bekehrenden verwirrt und ihren Unglauben noch vermehrt. Wenn ihr aber Beleidigung, Verfolgung und Spott ruhig hinnehmt, dann bekehrt ihr mit der schönsten Predigt: mit der stillen Predigt wahrer Tugend. Ihr werdet dann eines Tages den Feinden von heute auf eurem Weg begegnen, und sie werden euch sagen: „Wir haben euch gesucht, denn eure Art zu handeln hat uns von der Wahrheit, die ihr verkündet, überzeugt. Verzeiht uns und nehmt uns als Jünger an, denn wir haben euch verkannt. Jetzt erkennen wir euch als Heilige. Und da ihr Heilige seid, müßt ihr die Gesandten eines Heiligen sein, und wir glauben jetzt an ihn.“ Doch beim Verlassen der Stadt oder des Hauses, die euch nicht aufgenommen haben, schüttelt den Staub von euren Schuhen, damit der Hochmut und die Härte dieses Ortes nicht einmal an euren Sohlen haften bleiben. Wahrlich, ich sage euch: Am Tag des Gerichtes wird es Sodom und Gomorra weniger schlimm ergehen als dieser Stadt.

Seht, ich sende euch wie Lämmer unter die Wölfe. Seid daher klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben. Denn ihr wißt, wie die Welt, in der es wahrlich mehr Wölfe als Schafe gibt, mich behandelt, der ich Christus bin. Ich kann mich mit meiner Macht verteidigen, und ich werde es auch tun, bis die Stunde des vorübergehenden Triumphes der Welt gekommen ist. Ihr aber habt diese Macht nicht und bedürft daher größerer Klugheit und Einfalt; und größerer Vorsicht, um vorerst dem Kerker und der Geißelung zu entgehen. Denn ihr verträgt jetzt noch nicht einmal einen spöttischen oder gehässigen Blick, obgleich ihr behauptet, euer Leben für mich hingeben zu wollen. Später wird eine Zeit kommen, in der ihr stark sein werdet wie Helden gegen alle Verfolgungen, ja stärker noch als Helden, mit einem für die Welt so unbegreiflichen Heldenmut, daß

sie ihn Torheit nennen wird. Nein, es wird nicht Torheit sein: Ihr werdet durch die Liebe in vollkommener Weise an die Stelle des Gottmenschen treten und vollbringen, was ich schon getan habe. Um diesen Heldenmut verstehen zu können, muß man ihn sehen, studieren und vom überirdischen Standpunkt aus beurteilen. Denn er ist etwas Übernatürliches, das alle Grenzen der menschlichen Natur übersteigt. Könige, Könige des Geistes werden meine Helden sein, in Ewigkeit Könige und Helden ...

Zu dieser Zeit wird man Hand an euch legen und euch gefangennehmen; man wird euch vor die Gerichte schleppen, vor die Vorsteher und die Könige, damit diese euch richten und verurteilen wegen der großen Sünde in den Augen der Welt, Knechte Gottes, Diener und Verwalter des Guten, Lehrer der Tugenden zu sein. Und ihr werdet gegeißelt und auf tausenderlei Arten bis zum Tod gequält werden. Und ihr werdet Zeugnis von mir ablegen vor Königen, Herrschern und Nationen und mit eurem Blut bekennen, daß ihr Christus, den wahren Sohn des wahren Gottes, liebt.

Wenn ihr in ihren Händen seid, dann macht euch keine Sorgen darüber, was ihr antworten und was ihr sagen sollt. Eure einzige Sorge sei, euren Richtern und Anklägern nicht zu zürnen, da Satan sie so sehr auf Abwege führt, daß sie blind sind für die Wahrheit. Die Worte, die ihr sagen müßt, werden euch in diesem Augenblick eingegeben. Euer Vater wird sie euch auf die Lippen legen, so daß nicht ihr redet, um zum Glauben zu bekehren und die Wahrheit zu bekennen, sondern der Geist des Vaters wird es sein, der aus euch spricht.

Der Bruder wird den Bruder, der Vater den Sohn töten, und die Söhne werden sich auflehnen gegen ihre Eltern und sie dem Tod überliefern. Nein, verliert dann nicht den Mut und nehmt keinen Anstoß. Antwortet mir, welches ist für euch das größte Verbrechen: einen Vater, einen Bruder, einen Sohn oder Gott selbst zu töten?«

»Gott kann man nicht töten«, sagt Judas Iskariot trocken.

»Das ist wahr. Er ist der unfaßbare Geist«, bestätigt Bartholomäus.

Und die anderen sind, obwohl sie schweigen, der gleichen Ansicht.

»Ich bin Gott und Fleisch«, sagt Jesus ruhig.

»Niemand denkt daran, dich zu töten«, entgegnet Iskariot.

»Ich bitte euch: beantwortet meine Frage.«

»Aber es ist selbstverständlich eine größere Sünde, Gott zu töten!«

»Nun gut: Gott wird vom Menschen getötet im Fleisch des Gottmenschen und in der Seele der Mörder des Gottmenschen. Und wie man ohne zu zaudern dieses Verbrechen begeht, werden ebenso auch die Verbrechen der Väter, der Brüder und der Söhne gegen die Söhne, die Brüder und die Väter geschehen. Ihr werdet wegen meines Namens von allen gehaßt werden. Doch wer bis zum Tod ausharrt, wird gerettet werden. Wenn man euch in der einen Stadt verfolgt, dann flieht in eine andere, nicht aus Feigheit, sondern um der neugeborenen Kirche Christi Zeit zu lassen, heranzuwachsen; damit aus dem schwachen und unfähigen Säugling ein Erwachsener werde, der dem Leben und auch dem Tod furchtlos die Stirn bietet. Wem der Geist es eingeben wird zu fliehen, soll fliehen. So, wie ich geflohen bin, als ich noch Kind war. Wahrlich, im Leben meiner Kirche werden sich alle Ereignisse meines menschlichen Lebens wiederholen. Alle! Angefangen vom Geheimnis seiner Entwicklung in der Demut der ersten Zeit, bis zu den Stürmen und Nachstellungen der Bösen und der Notwendigkeit zu fliehen, um weiter zu existieren; von der Armut und der unermüdlichen Arbeit bis zu vielen anderen Dingen, die ich augenblicklich durchlebe und die ich noch zu erdulden habe, bevor ich auf ewig triumphiere. Wem der Geist rät zu bleiben, soll bleiben. Denn wenn er auch getötet würde, lebte er und würde der Kirche nützen. Denn was der Geist Gottes rät, ist immer gut.

Wahrlich, ich sage euch, ihr und eure Nachfolger werdet nicht aufhören, die Städte und Wege Israels zu durchwandern bis zur Wiederkunft des Menschensohnes. Denn Israel wird wegen einer schrecklichen Sünde wie Spreu von einem Wirbelwind erfaßt und über die ganze Welt zerstreut werden, und Jahrhunderte und Jahrtausende

werden vergehen, bevor es wiederum auf der Tenne des Jebusiters Arauna vereint sein wird. Jedesmal, wenn es versucht, sich vor der dazu bestimmten Stunde zu sammeln, wird es wieder vom Sturmwind erfaßt und zerstreut; denn Israel muß seine Sünde so viele Jahrhunderte lang beweinen, als Blutstropfen aus den Adern des Lammes Gottes fließen, das für die Sünden der Welt geschlachtet werden wird. Und meine Kirche, die in mir und meinen Aposteln geschlagen wird, wird dennoch ihre mütterlichen Arme öffnen und versuchen müssen, Israel unter ihrem Mantel zu versammeln, wie eine Glucke ihre verirrtten Küklein. Wenn ganz Israel sich unter dem Mantel der Kirche Christi birgt, dann werde ich kommen.

Doch das sind die Zukunft betreffende Dinge. Wir wollen von den nun bevorstehenden reden.

Denkt immer daran, daß der Jünger nicht mehr ist als der Meister, und der Diener nicht mehr als sein Herr. Daher soll sich der Jünger damit begnügen, wie sein Meister zu sein, und das ist schon eine unverdiente Ehre; und der Diener damit, wie der Herr zu sein, und es ist schon übernatürliche Güte, wenn euch dies gewährt wird.

Wenn sie den Herrn des Hauses Beelzebul genannt haben, wie werden sie dann seine Knechte nennen? Und können die Knechte aufbegehren, wenn der Herr nicht aufbeehrt, weder haßt noch verflucht, sondern ruhig in seiner Gerechtigkeit sein Werk fortsetzt und sein Gericht auf einen späteren Zeitpunkt verschiebt: wenn er nämlich alles versucht haben wird, um zu überzeugen, und das hartnäckige Verharren in der Sünde gesehen hat? Nein, die Knechte dürfen nicht tun, was der Herr nicht getan hat. Sie sollen ihn vielmehr nachahmen und bedenken, daß auch sie Sünder sind, während er ohne Sünde war.

Fürchtet daher die nicht, die euch „Dämonen“ nennen. Die Wahrheit wird eines Tages erkannt werden, und dann wird man sehen, wer die Dämonen gewesen sind: ihr oder sie. Es ist nichts so verborgen, daß es nicht aufgedeckt, und nichts so geheim, daß es nicht bekannt werden würde.

Das sage ich euch jetzt, bei Nacht und im geheimen, denn die Welt ist nicht würdig, alle Worte des Wortes zu hören, und die Stunde ist noch nicht gekommen, da auch die Unwürdigen sie erfahren werden. Wenn aber die Stunde gekommen ist, da alles bekannt sein soll, müßt ihr alles, was ich euch jetzt mehr in die Seele als ins Ohr flüsterre, im Licht und von den Dächern verkünden. Denn dann wird die Welt mit dem Blut getauft sein, und dieser Schild gegen Satan wird es der Welt ermöglichen – wenn sie will – die Geheimnisse Gottes zu begreifen; Satan wird nur jenen schaden können, die nach dem Bisse Satans verlangen und ihn meinem Kuß vorziehen. Aber acht von zehn Teilen der Welt wollen nicht begreifen; nur Minderheiten sind wißbegierig, um alles befolgen zu können, was zu meiner Lehre gehört. Das spielt keine Rolle. Da man die beiden heiligen Teile nicht von der Masse der Ungerechten trennen kann, predigt meine Lehre selbst von den Dächern, predigt sie von den Höhen der Berge, auf den grenzenlosen Meeren und in den Eingeweiden der Erde. Wenn die Menschen nicht hören wollen, werden die Vögel und die Winde, die Fische und die Wellen die göttlichen Worte vernehmen; und die Eingeweide der Erde werden das Echo an die unterirdischen Quellen, an die Mineralien, an die Metalle weitergeben, und alle werden sich daran erfreuen, denn auch sie sind von Gott erschaffen, um der Schemel meiner Füße und die Freude meines Herzens zu sein.

Fürchtet jene nicht, die den Leib töten, aber die Seele nicht töten können; fürchtet nur ihn, der eure Seele ins Verderben stürzen und sie beim Letzten Gericht dem auferstandenen Körper wieder einverleiben kann, um sie ins höllische Feuer zu werfen. Fürchtet euch nicht! Verkauft man nicht zwei Sperlinge für einen Pfennig? Und doch, wenn der Vater es nicht erlaubt, wird keiner von ihnen trotz aller Nachstellungen der Menschen gefangen. Fürchtet euch daher nicht! Der Vater kennt euch. Auch die Haare eures Hauptes hat er gezählt. Und ihr bedeutet ihm viel mehr als viele Sperlinge!

Und ich sage euch, wer mich vor den Menschen bekennen wird, den werde auch ich vor dem Vater, der im Himmel ist, bekennen.

Wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den werde auch ich vor meinem Vater verleugnen. Bekennen heißt: meine Lehre befolgen und in die Tat umsetzen; verleugnen heißt: meinen Weg verlassen aus Feigheit, aus dreifacher Begierde, aus niedriger Berechnung oder aus menschlicher Rücksicht auf einen der eurigen, der gegen mich ist. So wird es kommen.

Denkt nicht, daß ich gekommen sei, um Eintracht auf die Erde und für die Erde zu bringen. Mein Friede ist viel erhabener als der berechnende Friede, mit dem man das tägliche Leben meistert. Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Das scharfe Schwert, das die Schlingpflanzen durchtrennt, die im Schlamm zurückhalten, um so den Weg für die Flüge zum Übernatürlichen freizumachen. Ich bin gekommen, den Sohn mit dem Vater, die Tochter mit der Mutter und die Schwiegertochter mit der Schwiegermutter zu entzweien. Denn ich bin der, der herrscht und alle Rechte über seine Untertanen besitzt. Niemand hat größere Rechte auf die Liebe der Menschen als ich. Denn in mir vereinen und vervollkommen sich alle Zuneigungen, und ich bin Vater, Mutter, Bräutigam, Bruder und Freund und liebe euch wie sie, und wie sie, will ich geliebt werden. Wenn ich sage: „Ich will“, dann vermag keine Bindung zu widerstehen, und das Geschöpf gehört mir. Ich habe es mit dem Vater erschaffen. Durch mich wird es gerettet. Ich habe das Recht, es zu besitzen.

Wahrlich, die Feinde des Menschen sind, neben den Dämonen, die Menschen selbst; und die Feinde des neuen Menschen, des Christen, werden die seines Hauses sein mit ihren Klagen, Drohungen und Bitten. Wer also von jetzt an Vater und Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert. Wer den Sohn oder die Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. Wer sein tägliches Kreuz nicht auf sich nimmt, so wie es ist – bestehend aus Verzicht, Ergebenheit, Gehorsam, Heroismus, Schmerzen, Krankheiten, Kämpfen und aus allem, was der Wille Gottes schickt – und mir damit nicht folgt, ist meiner nicht wert. Wer mehr an seinem irdischen Leben als an dem seiner

Seele hängt, wird das wahre Leben verlieren. Wer aber sein irdisches Leben aus Liebe zu mir verloren hat, wird das ewige, glückselige Leben dafür empfangen.

Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf. Wer mich aufnimmt, der nimmt ihn auf, der mich gesandt hat. Wer einen Propheten als Propheten aufnimmt, wird eine Belohnung erhalten, die der Liebe angemessen ist, die er dem Propheten entgegengebracht hat; und wer einen Gerechten als Gerechten aufnimmt, wird den Lohn erhalten, der einem Gerechten entspricht. Denn wenn jemand einen Propheten als Propheten erkennt, beweist er damit, daß auch er ein Prophet, also sehr heilig ist, weil ihn der Geist Gottes in seinen Armen hält; und wer einen Gerechten als Gerechten betrachtet, beweist damit, daß er selbst ein Gerechter ist; denn sich ähnliche Seelen erkennen sich gegenseitig. Einem jeden wird somit nach Gerechtigkeit vergolten werden. Wer aber einem meiner Diener, selbst wenn es der geringste ist, auch nur einen Becher Wasser gibt, wird belohnt werden. Und Diener Jesu sind alle, die ihn mit einem heiligen Leben predigen; sie können Könige oder Bettler, Weise oder Unwissende, Greise oder Kinder sein, denn in jedem Lebensalter und in allen Schichten kann man mein Jünger sein. In Wahrheit sage ich euch: Wer einem meiner Jünger, weil er mein Jünger ist, einen Becher Wasser in meinem Namen gibt, der wird seine Belohnung nicht verlieren.

Ich habe gesprochen. Nun wollen wir beten und dann nach Hause gehen. Beim Morgengrauen müßt ihr aufbrechen und zwar so: Simon des Jona mit Johannes, Simon der Zelote mit Judas Iskariot, Andreas mit Matthäus, Jakobus des Alphäus mit Thomas, Philippus mit Jakobus des Zebedäus und Judas, mein Bruder, mit Bartholomäus. Das gilt für diese Woche. Danach gebe ich neue Anweisungen. Nun laßt uns beten!«

Sie beten mit lauter Stimme.

308 »Bist du der Messias?« fragen die Gesandten des Täufers

Jesus ist mit Matthäus allein, der wegen einer Verletzung am Fuß, nicht mit den anderen predigen gehen konnte! Doch Kranke und solche, die nach der Frohen Botschaft verlangen, füllen die Terrasse und den freien Platz im Garten, um ihm zuzuhören und Hilfe von ihm zu erhalten.

Jesus beendet seine Predigt und sagt: »Nachdem wir zusammen das große Wort Salomons erwogen haben: „Im Überfluß der Gerechtigkeit liegt die höchste Stärke“, fordere ich euch auf, euch diesen Reichtum anzueignen; denn er ist die Münze für den Eintritt in das Himmelreich. Bleibt in meinem Frieden, und Gott sei mit euch!«

Dann wendet er sich den Armen und den Kranken zu – in vielen Fällen sind sie beides zusammen – und hört gütig ihre Berichte an, hilft mit Geld, gibt gute Ratschläge, heilt durch Auflegen der Hände und mit dem Wort. Matthäus an seiner Seite verteilt das Geld.

Jesus hört gerade aufmerksam einer armen Witwe zu, die ihm unter Tränen vom unvorhergesehenen Tod ihres Mannes, eines Schreiners, erzählt, der vor wenigen Tagen an seiner Hobelbank eingetreten ist. »Ich bin hierher gekommen, um dich zu suchen, und die ganze Verwandtschaft des Toten klagt mich an, unordentlich und hartherzig zu sein; sie verflucht mich jetzt. Aber ich bin gekommen, da ich weiß, daß du auferwecken kannst; wenn ich dich rechtzeitig gefunden hätte, wäre mein Mann auferweckt worden. Du warst nicht da . . . Nun ist er im Grab, seit zwei Wochen . . . ich bin hier mit fünf Kindern . . . Die Verwandten hassen mich und helfen mir nicht. Ich habe Ölbäume und Weinreben. Wenige zwar, doch sie würden mir das Brot für den Winter einbringen, wenn ich sie bis zur Ernte behalten könnte. Aber ich habe kein Geld, denn mein Mann hatte eine schwache Gesundheit und konnte nur wenig arbeiten, und um auf den Beinen zu bleiben, aß und trank er auch zuviel. Er sagte, der Wein täte ihm gut. Doch er brachte nur ein doppeltes Übel mit sich: er tötete ihn und verzehrte die Ersparnisse, die wegen seiner Schwä-

che sehr gering waren. Er war gerade dabei, einen Karren und einen Schrank anzufertigen, und er hatte einen Auftrag für zwei Betten, für Tische und Regale. Aber nun ... sind sie nicht fertig geworden, und mein Sohn ist noch nicht acht Jahre alt. Das Geld dafür wird mir fehlen. Ich werde die Werkzeuge und das Holz verkaufen müssen. Den Wagen und den Schrank kann ich nicht verkaufen, da sie ja noch nicht fertig sind; so werde ich sie als Brennholz hergeben müssen. Das Geld wird nicht reichen, denn ich, meine alte und kranke Mutter und fünf Kinder, wir sind sieben Personen ... Ich werde den Weinberg und die Ölbäume verkaufen müssen ... Aber du weißt ja, wie die Welt ist ... Sie saugt jeden aus, der in Not ist. Sage mir, was soll ich tun? Ich wollte die Hobelbank und die Werkzeuge für den Sohn aufbewahren, der schon etwas vom Handwerk versteht ... und möchte das Land behalten, um davon leben zu können ... und um für die Mädchen eine Aussteuer zu haben ... «

Jesus hört sich all dies an, als die Unruhe im Volk ihn darauf aufmerksam macht, daß etwas Neues vor sich geht. Er wendet sich um und sieht drei Männer, die sich einen Weg durch die Menge bahnen. Dann wendet er sich wieder der Witwe zu und sagt: »Wo wohnst du?«

»In Chorazin, an der Straße, die zu der warmen Quelle führt. Ein niedriges Haus zwischen zwei Feigenbäumen.«

»Gut. Ich werde kommen und den Wagen und den Schrank fertigstellen; dann kannst du sie an die Auftraggeber verkaufen. Erwarte mich morgen bei Sonnenaufgang.«

»Du? Du willst für mich arbeiten?!« Die Frau ist außer sich vor Staunen.

»Ich werde wieder einmal mein Handwerk ausüben und dir Frieden schenken. Darüberhinaus will ich den herzlosen Menschen von Chorazin eine Lehre der Nächstenliebe erteilen.«

»O ja! Herzlos sind sie! Wenn doch der alte Isaak noch da wäre! Er ließe mich nicht Hungers sterben. Doch er ist zurückgekehrt zu Abraham ... «

»Weine nicht! Geh beruhigt! Hier etwas, das für heute genügt. Morgen werde ich kommen. Geh in Frieden!«

Die Frau wirft sich nieder, um sein Gewand zu küssen und geht erleichtert von dannen.

»Dreimal heiliger Meister, darf ich dich grüßen?« fragt einer der neu Angekommenen, die sich voll Ehrfurcht hinter Jesus gestellt und gewartet haben, bis er die Frau verabschiedet, und so sein Versprechen gehört haben. Der Mann, der grüßte, heißt Manaen.

Jesus wendet sich um und sagt lächelnd: »Der Friede sei mit dir, Manaen! Du hast dich also meiner erinnert?«

»Immer, Meister! Ich hatte die Absicht, ins Haus des Lazarus oder zum Ölgarten zu gehen, um bei dir zu sein. Doch vor Ostern wurde der Täufer gefangengenommen. Er wurde durch Verrat wieder gefangengenommen und ich fürchtete, daß in Abwesenheit des Herodes, der für das Osterfest nach Jerusalem gegangen war, Herodias befehlen würde, den Heiligen zu töten. Sie wollte nicht zum Fest nach Zion gehen, weil sie angeblich krank war. Krank, ja, wegen ihres Hasses und ihrer Ausschweifungen ... Ich bin in Machärus gewesen, um sie zu überwachen ... und um die treulose Frau zu zügeln, die imstande wäre, ihn eigenhändig umzubringen ... Sie tut es nicht, weil sie fürchtet, die Gunst des Herodes zu verlieren, der aus Furcht oder aus Überzeugung Johannes verteidigt und sich darauf beschränkt, ihn gefangenzuhalten. Nun ist Herodias vor der drückenden Hitze nach Machärus geflohen und hat sich auf eine Burg, die sie dort besitzt, zurückgezogen. Ich bin mit diesen meinen Freunden und Jüngern des Johannes gekommen. Er hat sie gesandt, damit sie dir einige Fragen stellen. Und ich habe mich ihnen angeschlossen.«

Die Leute, die von Herodes reden hören und erkennen, wer da spricht, drängen sich neugierig um die Gruppe, die aus Jesus und den drei Männern besteht.

»Was wollt ihr mich fragen?« fragt Jesus, nachdem er die beiden ernstesten Männer begrüßt hat.

»Rede du, Manaen; du weißt ja alles und bist befreundet mit ihm«, sagt einer der beiden.

»Siehe, Meister, du mußt sie entschuldigen, wenn sie aus übergroßer Liebe als Jünger mißtrauisch werden gegen jemand, den sie für einen Gegner oder Rivalen ihres Meisters halten. So machen es die Deinen, so die des Johannes. Es ist eine begreifliche Eifersucht, welche die ganze Liebe der Jünger für ihren Meister ausdrückt. Ich ... bin unparteiisch, und sie, die bei mir sind, können es bestätigen; denn ich kenne dich und Johannes, und ich liebe euch in Gerechtigkeit, und wenn ich dich auch als den liebe, der du bist, so habe ich es doch vorgezogen, das Opfer zu bringen und bei Johannes zu bleiben, weil ich auch ihn als den verehere, der er ist, und er augenblicklich in größerer Gefahr ist als du. Wegen dieser Liebe, die die Pharisäer mit ihrem Haß nur vergrößern, haben sie angefangen zu bezweifeln, daß du der Messias bist. Sie haben dies Johannes bekannt, im Glauben, ihm eine Freude zu bereiten; sie sagten: „Für uns bist du der Messias. Niemand kann heiliger sein als du.“ Aber Johannes hat sie getadelt und Gotteslästerer genannt, und nach dem Tadel hat er ihnen mit etwas sanfterer Stimme erklärt, was alles darauf hinweist, daß du der wahre Messias bist. Schließlich, als er sie immer noch nicht überzeugt sah, hat er zwei von ihnen genommen, diese hier, und zu ihnen gesagt: „Geht zu ihm und fragt ihn in meinem Namen: ‚Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir einen anderen erwarten?‘“ Er hat nicht die Hirten gesandt, die früher seine Jünger waren, denn sie glauben an dich, und so hätte es nicht viel geholfen. Er hat diese beiden ausgewählt, die im Zweifel waren, damit sie dir näherkommen und ihr Wort die Zweifel der Gesinnungsgenossen vertreibt. Ich habe sie begleitet, um dich sehen zu können. So, das Meinige habe ich gesagt. Nun beruhige sie und behebe ihre Zweifel.«

»Aber glaube nicht, daß wir feindlich gesinnt sind, Meister! Die Worte Manaens könnten dich das vermuten lassen. Wir ... wir ... wir kennen den Täufer seit Jahren und haben ihn immer für einen

Heiligen, einen Büsser und einen Erleuchteten gehalten. Dich . . . kennen wir nur durch die Aussagen der anderen. Und du weißt, was das Wort der Menschen wert ist . . . Es schafft und zerstört den Ruf und die Lobsprüche im Streit zwischen dem Lobredner und dem Widersacher, so wie eine Wolke sich bildet und sich wieder auflöst durch zwei entgegengesetzte Winde.«

»Ich weiß, ich weiß. Ich lese in eurem Geist, und eure Augen lesen die Wahrheit in dem, was euch umgibt, so wie eure Ohren mein Gespräch mit der Witwe vernommen haben. Das sollte genügen, euch zu überzeugen. Aber ich sage euch: betrachtet, wer mich umgibt. Hier sind keine Reichen und Genießer, hier sind keine anstoßerregenden Personen. Vielmehr arme, kranke, ehrbare Israeliten, die das Wort Gottes hören wollen. Und nichts anderes. Dieser hier, jener dort, diese Frau, jenes Mädchen und der Greis, sie sind krank hierhergekommen und nun sind sie gesund. Fragt sie, und sie werden euch sagen, was ihnen fehlte, wie sie geheilt wurden und wie es ihnen jetzt geht. Tut es, tut es! Ich will inzwischen mit Manaen sprechen«, und Jesus zieht sich zurück.

»Nein, Meister! Wir zweifeln nicht an deinen Worten. Gib uns nur eine Antwort, die wir Johannes überbringen können, damit er sieht, daß wir hierhergekommen sind und damit er mit Hilfe deiner Worte unsere Freunde überzeugen kann.«

»Geht und berichtet dem Johannes folgendes: „Die Tauben hören; dieses Mädchen war taubstumm. Die Stummen reden; jener Mann war von Geburt an stumm. Die Blinden sehen.“ Mann, komm her und sage diesen hier, was du hattest«, sagt Jesus und nimmt einen Geheilten beim Arm.

Dieser erklärt: »Ich bin Maurer, und mir fiel ein Eimer mit ungelöschtem Kalk auf das Gesicht. Der Kalk hat mir die Augen verbrannt. Seit vier Jahren lebte ich in Finsternis. Der Messias hat mir die vertrockneten Augen mit seinem Speichel angefeuchtet, und jetzt sind sie frischer, als sie in meinem zwanzigsten Lebensjahr waren. Er sei dafür gepriesen!«

Jesus fährt fort: »Und mit den Blinden, Tauben und Stummen richten sich die Lahmen auf, und die Krüppel gehen wieder. Seht dort den Greis, der zuvor noch hinkte; nun geht er aufrecht wie eine Palme in der Wüste und flink wie eine Gazelle. Die schlimmsten Krankheiten werden geheilt. Du, Frau, was hattest du?«

»Ein Übel an meiner Brust, weil ich vielen gierigen Mündern Milch geben mußte. Und dieses Übel an der Brust hat an meinem Leben gezehrt. Aber nun, seht her«, und sie öffnet die Tunika, zeigt die unversehrte Brust und fügt hinzu: »Sie war eine einzige Wunde.« Sie weist auf das Kleid, das noch von Eiter getränkt ist. »Jetzt gehe ich nach Hause, lege ein reines Gewand an und bin wieder stark und glücklich. Gestern bin ich von Mitleidigen sterbenskrank hierhergebracht worden, und ich war so unglücklich ... wegen der Kinder, die bald ohne Mutter gewesen wären. Ewiges Lob dem Erlöser!«

»Hört ihr? Ihr könnt auch den Synagogenvorsteher dieser Stadt über seine Tochter und deren Auferweckung befragen. Und auf dem Weg nach Jericho geht an Naïn vorbei und fragt nach dem Jüngling, der in Anwesenheit der ganzen Stadt ins Leben zurückkehrte, als man gerade dabei war ihn ins Grab zu senken. So könnt ihr berichten, daß die Toten aufstehen, daß viele Aussätzigige geheilt werden; das könnt ihr an vielen Orten Israels erfahren; aber wenn ihr wollt, dann geht nach Sykaminon und sucht nach den Jüngern; und ihr werdet ihrer viele finden. Sagt also zu Johannes, daß die Aussätzigigen rein werden. Und sagt auch, denn ihr könnt es sehen, daß den Armen die Frohe Botschaft verkündet wird. Selig, der kein Ärgernis an mir nimmt! Erzählt dies Johannes. Und sagt ihm, daß ich ihn mit meiner ganzen Liebe segne!«

»Danke, Meister. Segne auch uns vor unserer Abreise.« »Ihr könnt nicht während dieser heißen Stunden aufbrechen. Bleibt darum bis zum Abend meine Gäste. Ihr werdet so für einen Tag das Leben des Meisters teilen, der zwar nicht Johannes ist, den Johannes aber liebt, weil er weiß, wer er ist. Kommt ins Haus! Dort ist es kühl, und ihr könnt euch erquicken. Lebt wohl, meine Zuhörer! Der Friede sei mit

euch!« Nachdem er die Leute entlassen hat, geht er mit den drei Gästen ins Haus ...

... Was in diesen schwülen Stunden geredet wird, weiß ich nicht. Was ich jetzt sehe, ist die Vorbereitung der Abreise der beiden Jünger nach Jericho. Manaen scheint zu bleiben, denn sein Pferd wird nicht mit den beiden starken Mauleseln vor das Tor der Hofmauer geführt. Die beiden Abgesandten des Johannes besteigen nach vielen Verbeugungen vor dem Meister und Manaen ihre Tiere und wenden sich immer wieder um und grüßen, bis eine Wegbiegung sie den Blicken entzieht.

Viele Leute von Kafarnaum sind herbeigeeilt, um dieser Abreise beiwohnen zu können; denn die Nachricht von der Ankunft der Jünger des Johannes und die Antwort Jesu haben bereits die Runde in der Ortschaft, und ich glaube, auch in der ganzen Nachbarschaft, gemacht. Ich sehe Leute aus Betsaida und Chorazin, die sich an die Abgesandten des Johannes gewandt haben, um sich nach ihm zu erkundigen und Grüße an ihn aufzutragen – vielleicht sind es ehemalige Jünger des Johannes – und die nun mit denen von Kafarnaum reden. Jesus, an dessen Seite Manaen geht, will sich wieder ins Haus begeben. Doch das Volk drängt sich neugierig um ihn, um den Milchbruder des Herodes und seine ehrfurchtsvollen Gesten Jesus gegenüber zu beobachten und um mit dem Meister zu sprechen.

Auch Jäirus, der Synagogenvorsteher, ist unter ihnen. Aber Gott sei Dank ist kein Pharisäer zugegen. Jäirus sagt gerade: »Johannes wird zufrieden sein. Du läßt ihm nicht nur eine erschöpfende Antwort zukommen, sondern hast den beiden während ihres Aufenthalts auch gute Lehren erteilt und ein Wunder gewirkt.«

»Und noch dazu kein kleines!« sagt ein Mann.

»Ich habe absichtlich meine Tochter gebracht, damit alle sie heute sehen können. Nie ist es ihr so gut gegangen, und für sie ist es eine Freude, zum Meister zu kommen. Habt ihr ihre Antwort gehört? „Ich weiß nicht mehr, was der Tod ist. Aber ich erinnere mich, daß

ein Engel mich gerufen und durch ein immer heller werdendes Licht geführt hat, an dessen Ende Jesus war. Und wie ich ihn da in meinem Geist sah, der in mich zurückgekehrt war, sehe ich ihn nicht einmal jetzt; ihr und ich, wir sehen jetzt nur den Menschen. Aber mein Geist hat Gott gesehen, der im Menschen eingeschlossen ist.“ Und so gut ist sie seitdem geworden. Sie war schon vorher gut, aber nun ist sie ein wahrer Engel. Ach, meinetwegen können die anderen sagen, was sie wollen: du allein bist heilig!«

»Aber auch Johannes ist heilig«, sagt einer von Betsaida.

»Ja. Aber er ist zu streng.«

»Er ist nicht strenger mit den anderen als mit sich selbst.«

»Aber er wirkt keine Wunder, und man sagt, daß er fastet wie ein Magier.«

»Und doch ist er heilig!« Der Wortwechsel in der Menge wird immer heftiger.

Jesus erhebt die Hand und streckt sie mit der gewohnten Geste aus, die er macht, wenn er Ruhe und Aufmerksamkeit verlangt, weil er reden will. Es tritt sofort Schweigen ein.

Jesus sagt: »Johannes ist heilig und groß. Schaut weder auf seine Handlungsweise noch auf das Fehlen von Wundern. Wahrlich, ich sage euch: „Er ist ein Großer des Reiches Gottes.“ Dort wird er in seiner ganzen Größe erscheinen.«

Viele klagen, daß er so streng war und ist, daß er manchmal sogar etwas rauh zu sein scheint. Wahrlich, ich sage euch, er hat ja schon wie ein Riese gearbeitet, um die Wege des Herrn zu bereiten. Und wer so arbeitet, hat keine Zeit, sich in Weichlichkeiten zu verlieren. Hat er nicht am Jordan die Worte des Jesaja erwähnt, die ihn und den Messias vorhersagten: „Jedes Tal wird ausgefüllt, jeder Berg wird abgetragen werden; was krumm ist, soll gerade, und was rauh ist, soll geglättet werden“, um so die Wege des Herrn und Königs vorzubereiten? Doch in Wahrheit hat er mehr getan als ganz Israel, um mir den Weg zu bereiten! Wer Berge abtragen und Täler ausfüllen, Wege ebnen und schwierige Aufstiege leicht machen soll, muß

hart arbeiten. Denn er war der Vorläufer und mir nur um wenige Monde voraus; alles mußte geschehen, bevor die Sonne am Tag der Erlösung hoch am Himmel stand. Die Zeit ist da, die Sonne steigt empor, um über Zion und von dort aus über die ganze Welt zu strahlen. Johannes hat den Weg bereitet, wie es seine Aufgabe war. Was habt ihr in der Wüste gesucht? Ein Schilfrohr, das jeder Wind hin- und herbewegt? Was seid ihr hingegangen, zu sehen? Einen Menschen in weichlichen Kleidern? Aber diese wohnen in den Palästen der Könige, eingehüllt in weiche Gewänder, von tausend Dienern und Schmeichlern umgeben, und sind selbst nur Schmeichler eines armen Menschen. Hier ist einer von diesen. Fragt ihn, ob er nicht Abscheu vor dem Leben am Hof empfindet und Bewunderung für den rauhen und einsamen Felsen, auf den Blitze und Hagelkörner fallen und um die Winde brausen, die ihn zerschmettern wollen, während er aufrecht dasteht und sich mit allen seinen Kräften zum Himmel erhebt und die Freude der Höhe predigt, erhaben und aufstrebend wie eine Flamme, die zum Himmel steigt.

Das ist Johannes! So sieht ihn Manaen; denn er hat die Wahrheit des Lebens und des Todes begriffen und sieht die Größe dort, wo sie wirklich ist, auch wenn sie sich unter dem Anschein der Rauheit verbirgt.

Und ihr, was habt ihr in Johannes gesehen, als ihr ihn aufgesucht habt? Einen Propheten? Einen Heiligen? Ich sage es euch: er ist mehr als ein Prophet. Er ist mehr als viele Heilige; denn er ist es, von dem geschrieben steht: „Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, damit er deinen Weg dir bereite.“

Engel! Bedenkt dies! Ihr wißt, daß die Engel reine Geister sind – von Gott geschaffen nach seinem geistigen Bild – als eine Verbindung zwischen dem Menschen: der Vollkommenheit des sichtbaren und materiellen Geschaffenen, und Gott: der Vollkommenheit des Himmels und der Erde, dem Schöpfer des geistigen und irdischen Reiches. Im Menschen, auch im heiligsten, sind es immer Fleisch und Blut, die einen Abgrund zwischen ihm und Gott schaffen. Und

der Abgrund wird immer tiefer durch die Sünde, die auch belastet, was geistig im Menschen ist. Da erschafft Gott die Engel, Geschöpfe, die die höchste Stufe der Schöpfungsleiter erreichen, so wie die Mineralien ihre Grundlage bilden; die Mineralien, der Staub, aus dem die Erde besteht, die anorganische Materie im allgemeinen. Reine Spiegel des göttlichen Gedankens, willensbegabte Flammen, wirkend durch die Liebe, bereit zu verstehen und zu handeln, frei im Wollen wie wir, aber in einer ganz heiligen Weise, die keine Auflehnung und keine Sünde kennt: das sind die Engel, die Anbeter Gottes, seine Boten bei den Menschen, unsere Beschützer, die Spender des Lichtes, das sie umkleidet, und des Feuers, das sie anbetend aufnehmen.

Johannes wird in der Sprache der Propheten „Engel“ genannt. Ich aber sage euch: Unter den von der Frau Geborenen ist keiner größer als Johannes der Täufer. Und doch wird der Kleinste im Himmelreich größer sein als er, der Mensch. Denn ein jeder im Reich des Himmels ist Sohn Gottes und nicht Sohn einer Frau. Strebt daher alle danach, Bewohner des Reiches zu werden.

Was habt ihr einander zu fragen?«

»Wir sagten: Aber wird Johannes im Reich sein? Und wie wird er dort sein?«

»Mit seinem Geist gehört er schon zum Reich; er wird auch nach dem Tod dort sein – eine der herrlichsten Sonnen des ewigen Jerusalem. Und dies durch die Gnade, die ohne Makel in ihm ist, und durch sein eigenes Wollen. Denn aus heiligen Gründen war und ist er auch gegen sich selbst streng. Seit dem Täufer und zukünftig gehört das Himmelreich jenen, die es sich erobern mit der Kraft, die gegen das Böse kämpft, und nur die Starken werden es an sich reißen. Denn jetzt ist bekannt, was man tun muß, um dieses Reich zu erwerben. Es ist nicht mehr die Zeit, in der nur das Gesetz und die Propheten sprachen. Sie haben gesprochen bis zu Johannes.

Jetzt spricht das Wort Gottes, und es verbirgt nicht ein Jota von dem, was zu wissen notwendig ist für diese Eroberung. Wenn ihr an

mich glaubt, müßt ihr auch Johannes ansehen als den, der wie Elija kommen mußte. Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Aber womit soll ich dieses Geschlecht vergleichen? Es ist jenem ähnlich, das die Knaben beschreiben, die auf dem Marktplatz sitzen und ihren Kameraden zurufen: „Wir haben die Flöte geblasen, und ihr habt nicht getanzt; wir haben Trauerlieder angestimmt, und ihr habt nicht geweint.“ Und in der Tat, Johannes, der nicht ißt und trinkt, ist gekommen, und dieses Geschlecht sagt: „Er kann es tun, weil ihm der Teufel hilft.“ Der Menschensohn ist gekommen, der ißt und trinkt, und sie sagen: „Er ist ein Prasser und ein Trinker, ein Freund der Zöllner und der Sünder.“ So wird der Weisheit von ihren Söhnen Gerechtigkeit erwiesen! ... Wahrlich, ich sage euch, nur Kinder können die Wahrheit erfassen, denn in ihnen ist keine Bosheit.«

»Das hast du gut gesagt, Meister«, sagt der Synagogenvorsteher. »Dies ist der Grund, weshalb meine Tochter, die noch ohne Bosheit ist, dich so sieht, wie wir dich zu sehen nicht imstande sind. Und doch überströmen diese Stadt und die benachbarten Orte von deiner Macht, Weisheit und Güte, und ich muß bekennen: sie machen keine anderen Fortschritte als die Fortschritte in der Bosheit gegen dich. Sie bessern sich nicht. Und das Gute, das du für sie wirkst, wandelt sich bei ihnen in Haß gegen dich.«

»Wie redest du, Jäirus? Du verleumdest uns! Wir sind hier, weil wir Christus treu sind«, sagt einer von Betsaida.

»Ja! Wir! Aber wie viele sind wir? Weniger als hundert aus drei Städten, die zu Jesu Füßen liegen müßten. Unter den Fehlenden, ich rede von den Männern, ist die Hälfte feindselig gesinnt, ein Viertel gleichgültig, und vom Rest will ich annehmen, daß er nicht kommen konnte. Ist das nicht Schuld in den Augen Gottes? Wird dieser Haß und diese Hartnäckigkeit im Bösen nicht bestraft? Rede du, Meister, der du es weißt; und wenn du schweigst, dann tust du es nur aus Güte, und nicht, weil du es nicht weißt. Du bist langmütig, und dies wird als Unkenntnis und Schwäche ausgelegt. Sprich also; mö-

ge deine Rede wenigstens die Gleichgültigen aufrütteln, wenn schon die Böswilligen sich wahrscheinlich nicht bekehren, sondern immer noch bössartiger werden.«

»Ja. Es ist Sünde und wird bestraft. *Denn die Gabe Gottes darf nie verachtet oder zum Bösen benützt werden.* Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Betsaida, die ihr schlechten Gebrauch macht von den Gaben Gottes! Wenn in Tyrus und in Sidon jene Wunder geschehen wären, die in eurer Mitte geschehen sind, hätten sie schon längst mit Bußgürteln und Asche auf den Häuptern Buße getan und wären zu mir gekommen. Daher sage ich euch, daß Tyrus und Sidon am Tag des Gerichtes mehr Barmherzigkeit zuteil werden wird als euch. Und du, Kafarnaum, glaubst du, daß du wegen der Gastfreundschaft, die du mir gewährt hast, in den Himmel erhoben wirst? Du wirst bis zur Hölle hinabsteigen. Denn wenn in Sodom die Wunder geschehen wären, die ich bei euch gewirkt habe, würde es heute noch blühen; man hätte an mich geglaubt und hätte sich bekehrt. Daher wird Sodom am Tag des Gerichtes mehr Barmherzigkeit erfahren, denn es hat den Erlöser und sein Wort nicht gekannt, und seine Schuld ist daher weniger groß als die deine, da du den Messias gekannt, sein Wort gehört und dennoch dein Unrecht nicht eingesehen hast.

Da Gott aber gerecht ist, wird jenen von Kafarnaum, Betsaida und Chorazin, die geglaubt haben und sich heiligen, indem sie meinem Wort gehorchen, große Barmherzigkeit zuteil werden. Denn es ist nicht recht, daß die Gerechten mit hineingezogen werden in das Verderben der Bösen. Was deine Tochter betrifft, Jäirus, und dein Kind, Zacharias, und deine Enkel, Benjamin, sage ich euch, daß sie, weil sie ohne Bosheit sind, Gott schon sehen. Ihr selbst erkennt, welch reiner und fruchtbarer Glaube in ihnen lebt, vereint mit himmlischer Weisheit und einem Verlangen nach Liebe, das die Erwachsenen nicht besitzen.«

Und Jesus, die Augen zum Himmel erhebend, der sich in der Abenddämmerung verdunkelt, ruft aus: »Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du diese Dinge den Weisen und

Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart hast. Denn du hast dein Wohlgefallen daran, o Vater. Alles ist mir vom Vater anvertraut, und niemand erkennt ihn, außer der Sohn und jene, welchen der Sohn ihn hat offenbaren wollen. Und ich habe dich den Kleinen, den Demütigen und den Reinen geoffenbart; denn Gott teilt sich diesen mit, und die Wahrheit senkt sich wie der Same in das nackte Erdreich, und der Vater läßt seine Strahlen darauf regnen, damit er Wurzel fasse und zum Baum werde.

Wahrlich, der Vater bereitet die Geister der Kinder, der Kinder dem Alter nach oder dem Wollen nach, vor, auf daß sie die Wahrheit erkennen und ich Freude an ihrem Glauben habe . . . «

309 Jesus arbeitet als Schreiner für eine Witwe von Chorazin

Jesus arbeitet sichtlich mit Freude in einer Schreinerwerkstatt. Er ist dabei, ein Rad fertigzustellen. Ein schwächlicher, trauriger Knabe hilft ihm, indem er ihm dieses oder jenes Werkzeug reicht. Manaen sitzt als untätiger, doch bewundernder Zeuge auf einer Bank an der Mauer. Jesus hat das schöne Linnengewand abgelegt und trägt ein dunkles Kleid, das nicht ihm gehört und nur bis zur Wadenmitte reicht. Ein sauberes, doch geflicktes Arbeitsgewand des verstorbenen Zimmermanns. Jesus ermutigt den Knaben durch sein Lächeln und gute Worte und bringt ihm bei, wie man den Leim zubereitet und die Wände des Schrankes poliert.

»Du hast ihn schnell fertiggemacht, Meister«, sagt Manaen, indem er sich erhebt und mit einem Finger über den vollendeten Schrank fährt, den der Knabe mit einer Flüssigkeit poliert.

»Er war beinahe fertig . . . !«

»Diese deine Arbeit möchte ich gerne haben. Aber der Auftraggeber ist schon gekommen und ich glaube, er hat Anspruch darauf . . . Du hast ihn enttäuscht. Er hatte schon gehofft, alles nehmen und gegen das wenige Geld, das er geliehen hatte, eintauschen zu können. So nimmt er nur, was er bestellt hat. Wenn es wenigstens einer wäre,

der an dich glaubt . . . Dann hätten diese Arbeiten einen unermesslichen Wert für ihn. Aber hast du ihn gehört . . . ?«

»Laß ihn nur! Übrigens gibt es hier Holz, und die Frau wäre bestimmt glücklich, wenn es Verwendung fände und sie einen Nutzen davon hätte. Bestelle einen Schrank, und ich werde ihn dir machen . . . «

»Wirklich, Meister? Aber gedenkst du denn, noch weiterzuarbeiten?«

»So lange, bis kein Holz mehr da ist. Ich bin ein gewissenhafter Arbeiter«, sagt Jesus herzlich lächelnd.

»Ein Schrank von dir angefertigt! Oh, welche Reliquie! Aber was soll ich hineintun?«

»Was du willst, Manaen. Es wird nur ein Kasten sein!«

»Aber du hast ihn gemacht!«

»Nun ja! Auch der Vater hat den Menschen, alle Menschen erschaffen. Und doch, was legen die Menschen in sich hinein?« Jesus redet und arbeitet; er geht auf die Suche nach den notwendigen Werkzeugen hin und her, zieht den Schraubstock an, bohrt, hobelt und drechselt, je nach Bedarf.

»Die Sünde haben wir in uns hineingelegt, das ist wahr.«

»Siehst du? Und glaube nur, daß der von Gott erschaffene Mensch mehr als ein von mir gemachter Schrank ist. Verwechsle nie den Gegenstand mit der Handlung. Meine Arbeit soll für dich nur eine Reliquie für den Geist sein.«

»Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, daß sie deinem Geist eine Lehre gibt durch das, was ich tue.«

»Über deine Liebe, deine Demut, deine Arbeitsamkeit, also . . . über diese Tugenden, nicht wahr?«

»Ja. Und tue du in Zukunft dasselbe.«

»Ja, Meister! Aber machst du mir den Schrank?«

»Ich will ihn dir machen. Aber schau, da du ihn immer als Reliquie betrachten wirst, lasse ich dich dafür bezahlen. Wenigstens

kann man dann sagen, daß auch ich einmal geldgierig war. Aber du weißt, für wen das Geld ist . . . Für diese Waisenkinder . . . «

»Verlange von mir, was du willst, ich will es dir geben. Dann wird mein Müßiggang, während du, Sohn Gottes, arbeitest, gerechtfertigt sein.«

»Es steht geschrieben: „Du sollst dein Brot im Schweiß deines Angesichts essen.“«

»Aber das gilt für den sündigen Menschen, nicht für dich!«

»Oh! Eines Tages werde ich der Schuldbeladene sein, und die Sünden der ganzen Welt auf mir lasten. Ich will sie mit mir nehmen bei meinem ersten Abschied.«

»Glaubst du, daß die Welt dann nicht mehr sündigen wird?«

»So müßte es sein . . . Doch sie wird immer sündigen. Deswegen wird die Last, die auf mir liegt, so groß werden, daß sie mir das Herz bricht; denn die Sünden, die von Adam bis zu jener Stunde begangen worden sind, und alle, die von da an bis an das Ende der Zeiten begangen werden, werden auf mir lasten. Ich werde alles für den Menschen bezahlen!«

»Und der Mensch wird dich nicht verstehen und dich immer noch nicht lieben . . . Glaubst du, daß Chorazin sich bekehren wird durch diese stille, heilige Unterweisung? Durch diese Arbeit, die du verrichtest, um einer Familie zu helfen?«

»Es wird sich nicht bekehren. Es wird sagen: „Er wollte arbeiten, um sich die Zeit zu vertreiben und um Geld zu haben.“ Aber ich habe kein Geld mehr. Ich gebe alles weg. Ich gebe immer alles, was ich habe, bis zum letzten Pfennig; ich habe gearbeitet, um Geld geben zu können.«

»Und das Essen für dich und Matthäus?«

»Gott wird dafür sorgen.«

»Aber uns hast du zu essen gegeben.«

»Ja.«

»Wie hast du das gemacht?«

»Frage den Hausherrn.«

»Ich will ihn danach fragen, sobald wir nach Kafarnaum zurückgekehrt sind.«

Jesus lächelt friedlich in seinen blonden Bart.

Ein Schweigen, in dem nur das Knirschen des Schraubstocks, in den zwei Stücke eines Rades gespannt sind, zu hören ist.

Dann fragt Manaen: »Was gedenkst du vor dem Sabbat zu tun?«

»Ich gehe nach Kafarnaum, um auf die Apostel zu warten. Wir haben ausgemacht, uns jeden Freitagabend zu treffen und den ganzen Sabbat zusammen zu verbringen. Dann werde ich Aufträge erteilen, und wenn Matthäus wieder gesund ist, sind wir sechs Paare, die ausziehen, um die Frohe Botschaft zu verkünden, außer ... Willst du mit ihnen gehen?«

»Ich ziehe es vor, bei dir zu bleiben, Meister ... Darf ich dir jedoch einen Rat geben?«

»Sprich! Wenn er gut ist, will ich ihn befolgen.«

»Bleibe niemals ganz allein. Du hast viele Feinde, Meister!«

»Ich weiß es. Aber glaubst du, daß die Apostel viel helfen könnten im Falle einer Gefahr?«

»Sie lieben dich, glaube ich!«

»Gewiß, aber das würde nichts nützen. Wenn die Feinde die Absicht hätten, mich gefangenzunehmen, würden sie mit einer Mannschaft kommen, die zahlreicher ist als die Gruppe der Apostel.«

»Bleibe aber trotzdem nicht allein.«

»In zwei Wochen werde ich viele Jünger um mich haben. Ich will sie vorbereiten, um sie auszusenden, die Frohe Botschaft zu verkünden. Dann werde ich nicht mehr allein sein. Sei beruhigt!«

Während sie so reden, kommen viele Neugierige aus Chorazin und blicken verstohlen nach ihnen; dann gehen sie wieder weg, ohne etwas zu sagen.

»Sie sind erstaunt, dich bei der Arbeit zu sehen.«

»Ja. Aber sie sind nicht demütig genug, um zu sagen: „Er belehrt uns auf diese Weise.“ Die Besten, die ich hier hatte, gehören jetzt zu den Jüngern, abgesehen von einem Alten, der gestorben ist. Das hat

keine Bedeutung. Unterweisung ist immer Unterweisung.«

»Was werden die Apostel sagen, wenn sie erfahren, daß du so arbeitest?«

»Es sind elf, denn Matthäus hat sich schon darüber geäußert. Also werden es elf verschiedene Ansichten sein. Die meisten werden nicht damit einverstanden sein; aber es wird mir dazu dienen, sie zu belehren.«

»Darf ich bei dieser Belehrung anwesend sein?«

»Wenn du bei mir bleiben willst . . . «

»Aber ich bin nur ein Jünger, und sie sind Apostel!«

»Was für den Apostel gut ist, wird auch dem Jünger nicht schaden.«

»Es wird sie stören, wenn sie in meiner Gegenwart zur Gerechtigkeit ermahnt werden.«

»Das soll ihrer Demut dienen. Bleibe, bleibe, Manaen! Ich behalte dich gerne bei mir.«

»Und ich bleibe gerne bei dir.«

Die Witwe erscheint und sagt: »Die Mahlzeit ist bereit, Meister. Aber du arbeitest zuviel . . . «

»Ich verdiene mein Brot, Frau! Und dann . . . Hier ist ein neuer Kunde. Auch er möchte einen Schrank haben. Er wird gut dafür bezahlen. Der Platz für das Holz wird leer«, sagt Jesus, während er eine zerrissene Arbeitsschürze ablegt, die er sich vorgebunden hatte, und aus dem Raum geht, um sich an einem Becken zu waschen, das die Frau für ihn in den Garten gestellt hat.

Und sie sagt mit einem scheuen Lächeln, das sich nach so langer Zeit der Trauer wieder auf ihrem Gesicht zeigt: »Der Platz für das Holz ist leer, das Haus ist erfüllt von deiner Gegenwart und das Herz von Frieden! Ich fürchte mich nicht mehr vor der Zukunft, Meister. Und du sollst keine Angst haben, daß wir dich jemals vergessen.«

Sie gehen in die Küche, und alles ist zu Ende.

310 »Die Liebe ist das Geheimnis und das Gebot der Herrlichkeit«

Jesus, an dessen Seite Manaen geht, verläßt das Haus der Witwe und sagt »Der Friede sei mit dir und den deinen. Nach dem Sabbat werden wir uns wiedersehen. Leb wohl, kleiner Josef! Morgen sollst du dich ausruhen und spielen. Danach kannst du mir wieder helfen. Warum weinst du?«

»Ich fürchte, daß du nicht wiederkommen wirst.«

»Ich sage immer die Wahrheit. Aber tut es dir denn so leid, daß ich fortgehe?«

Der Knabe bejaht mit einem Kopfnicken.

Jesus streichelt ihn und sagt: »Ein Tag geht schnell vorüber. Morgen bleibst du bei der Mama und den Geschwistern. Ich bin bei meinen Aposteln und spreche zu ihnen. In diesen Tagen habe ich mit dir gesprochen und dich arbeiten gelehrt; nun gehe ich zu ihnen, um ihnen beizubringen, wie man predigt und wie man gut wird. Du hättest nicht viel von mir, Kind, allein unter so vielen Männern.«

»Oh, ich würde mich trotzdem freuen, denn ich wäre bei dir.«

»Ich habe verstanden. Frau, dein Sohn macht es wie viele, und zwar wie die Besten. Er will mich nicht verlassen. Hast du genug Vertrauen, um ihn mir bis übermorgen zu überlassen?«

»Oh, Herr! Alle würde ich dir geben! Bei dir sind sie sicher wie im Himmel ... Dieser Knabe, der am meisten mit dem Vater zusammen war, hat zu viel gelitten. Nun kommt es ihm wieder zum Bewußtsein ... Siehst du? ... Er weint nur dauernd und leidet. Weine nicht, mein Kind! Frag den Herrn, ob es wahr ist, was ich sage. Meister, um ihn zu trösten, sage ich ihm immer, daß er den Vater nicht verloren hat, sondern daß er nur vorübergehend von uns fortgegangen ist.«

»Das ist die Wahrheit, kleiner Josef. Es ist so, wie deine Mutter es sagt!«

»Aber solange ich nicht sterbe, werde ich ihn nicht wiederfinden. Ich bin noch klein. Und wenn ich alt werde wie Isaak, wie lange muß ich dann noch warten?«

»Armes Kind! Aber die Zeit vergeht geschwind.«

»Nein, Herr! Seit drei Wochen fehlt mir der Vater, und es kommt mir schon so lange vor! . . . Ich kann nicht ohne ihn leben . . . « und er weint lautlos, doch mit tiefem Schmerz.

»Siehst du? So macht er es immer. Und besonders, wenn er nicht beschäftigt ist mit Dingen, die ihn ganz in Anspruch nehmen. Der Sabbat ist eine Qual. Ich befürchte, daß er sterben wird . . . «

»Nein! Ich habe einen anderen Knaben ohne Vater und ohne Mutter. Er war abgemagert und traurig. Nun, da er bei einer guten Frau in Betsaida ist und die Gewißheit hat, nicht von seinen Eltern getrennt zu sein, ist er körperlich und seelisch aufgeblüht. So wird es auch deinem Sohn ergehen. Nachdem, was ich ihm sagen werde, und weil die Zeit ein großer Arzt ist, und nicht zuletzt, wenn er dich ruhiger sehen wird in bezug auf das tägliche Brot, wird auch er ruhiger werden. Auf Wiedersehen, Frau! Die Sonne sinkt, und ich muß gehen. Komm, Josef. Verabschiede dich von der Mutter, den Geschwistern und der Großmutter und dann folge mir geschwind nach.«

Jesus geht.

»Was wirst du nun deinen Aposteln sagen?«

»Daß ich einen alten Jünger und einen neuen habe.«

Sie gehen nach Chorazin, das sich mit Menschen belebt. Eine Gruppe von Männern hält Jesus auf: »Gehst du fort? Bleibst du nicht über den Sabbat hier?«

»Nein, ich gehe nach Kafarnaum.«

»Ohne die ganze Woche ein Wort gesagt zu haben? Sind wir deines Wortes nicht würdig?«

»Habe ich euch nicht sechs Tage lang die besten Worte gesagt?«

»Wann denn? Und wem?«

»Allen. An der Hobelbank des Zimmermanns! Tagelang habe ich gepredigt, daß man den Nächsten lieben und ihm in jeder Weise helfen muß, und besonders schwachen Menschen wie Witwen und Waisenkindern. Auf Wiedersehen, ihr Leute von Chorazin. Betracht-

tet am Sabbat diese meine Lektion.« Und Jesus geht seines Weges und läßt die Bürger sprachlos zurück.

Doch der Knabe, der ihn nun im Laufschrift einholt, veranlaßt die Bürger aufs neue, Jesus aufzuhalten und neugierig zu fragen: »Nimmst du den Knaben der Witwe mit? Warum?«

»Um ihn zu lehren, daß Gott Vater ist und daß er in Gott auch den verlorenen Vater wiederfinden wird. Und auch, damit es hier einen gibt, der anstelle des alten Isaak glaubt.«

»Bei deinen Jüngern sind drei aus Chorazin.«

»Bei meinen Jüngern, aber nicht hier. Dieser wird hierbleiben. Lebt wohl.« Und indem er den Knaben zwischen sich und Manaen nimmt, geht er schnell durch die Felder nach Kafarnaum, wo die Apostel schon eingetroffen sind.

Die Apostel sitzen auf der Terrasse im Schatten der Pergola um Matthäus herum und berichten dem Kameraden, der noch nicht geheilt ist, von ihren Erlebnissen. Sie drehen sich beim leisen Geräusch, das die Sandalen auf der Treppe verursachen, um und sehen das blonde Haupt Jesu, das hinter der Mauer der Terrasse auftaucht. Sie eilen ihm entgegen, er lächelt ihnen zu . . . und sie bleiben überrascht stehen, weil sie hinter Jesus einen kleinen Knaben erblicken. Manaen kommt würdevoll in seinem weißen Linnengewand herauf, das nun noch viel schöner wirkt mit dem kostbaren Gürtel und dem feuerroten Mantel aus gefärbter Leinwand, der wie Seide glänzt, ihm lässig über die Schultern herabfällt und beinahe eine Schleppe bildet; mit der Kopfbedeckung aus Byssus, die von einem goldenen Diadem gehalten wird und der verzierten Scheibe, welche die hohe Stirne schmückt und ihm das Aussehen eines ägyptischen Königs verleiht. Seine Anwesenheit verhindert eine Lawine von Fragen, die ihre Augen aber sehr deutlich ausdrücken.

Doch nach gegenseitiger Begrüßung setzen sich die Apostel um Jesus herum und fragen: »Und dieses Kind?« Sie deuten dabei auf den Knaben.

»Es ist meine letzte Eroberung. Ein kleiner Josef; Zimmermann

wie der große Josef, der mein Vater gewesen ist. Deswegen ist er mir so lieb, wie auch ich ihm lieb bin. Nicht wahr, Kind? Komm her, daß ich dich mit meinen Freunden bekanntmache, von denen du schon so viel gehört hast. Dies hier ist Simon Petrus, der Mann, der am liebsten von allen zu den Kindern ist. Und dies ist Johannes, ein großer Knabe, der dir auch beim Spielen von Gott erzählen wird. Dies ist Jakobus, sein Bruder, ernst und gut wie ein älterer Bruder. Und dies ist Andreas, der Bruder des Simon Petrus; du wirst dich gleich mit ihm vertragen, denn er ist sanft wie ein Lamm. Und dann hier Simon, der Zelote; er liebt die vaterlosen Kinder sehr und würde bestimmt durch die ganze Welt ziehen, um sie zu suchen, wenn er nicht bei mir wäre. Und dieser hier ist Judas des Simon und neben ihm sind Philippus von Betsaida und Natanaël. Schau nur, wie sie dich ansehen! Sie haben auch Kinder und lieben die Kinder. Das sind meine Brüder Jakobus und Judas. Sie lieben alles, was ich liebe, also werden sie auch dich lieben. Nun gehen wir zu Matthäus, der an einer Wunde am Fuß leidet und nicht böse auf die Kinder ist, die ihn bei ihrem ausgelassenen Spiel versehentlich mit einem spitzen Stein getroffen haben. Nicht wahr, Matthäus?«

»O nein, Meister! Ist er der Sohn der Witwe?«

»Ja! Er ist sehr gut, aber immer noch sehr traurig.«

»Oh, armes Kind! Ich werde den kleinen Jakob rufen lassen, und du wirst mit ihm spielen.« Matthäus streichelt ihn und zieht ihn mit einer Hand zu sich hin.

Jesus beendet die Vorstellung mit Thomas, der, praktisch wie er ist, dem Kind eine Weintraube anbietet, die er vom Weinstock genommen hat.

»Nun seid ihr Freunde«, schließt Jesus und setzt sich wieder hin, während das Kind an seinen Trauben lutscht und Matthäus antwortet, der es in seiner Nähe behält.

»Aber wo bist du denn die ganze Woche allein gewesen?«

»In Chorazin, Simon des Jona.«

»Das weiß ich. Aber was hast du dort getan? Bist du bei Isaak gewesen?«

»Isaak, der Alte, ist gestorben.«

»Was hast du dann getan?«

»Hat es dir Matthäus nicht gesagt?«

»Nein! Er hat nur gesagt, daß du dich vom Tag unserer Abreise an in Chorazin aufgehalten hättest.«

»Matthäus ist viel tüchtiger als du. Er kann schweigen, du aber kannst deine Neugier nicht beherrschen.«

»Nicht die meinige allein, sondern die von uns allen.«

»Nun ja, ich bin nach Chorazin gegangen, um die in die Tat umgesetzte Nächstenliebe zu predigen.«

»Die in die Tat umgesetzte Nächstenliebe? Was willst du damit sagen?« fragen viele.

»In Chorazin lebt eine Witwe mit fünf Kindern und einer alten kranken Frau. Der Mann ist unversehens an der Hobelbank gestorben und hat viel Elend und unfertige Arbeit zurückgelassen. Chorazin hat kein bißchen Mitleid mit dieser unglücklichen Familie. Ich bin hingegangen, um die Arbeiten zu vollenden und . . . «

Es kommt zu einem großen Durcheinander. Die einen fragen, die anderen protestieren. Einer tadelt Matthäus, weil er es zugelassen hat; ein anderer bewundert Jesus und wieder ein anderer tadelt ihn. Doch Kritik und Proteste sind leider in der Überzahl.

Jesus läßt sich den Sturm legen, so wie er entstanden ist, und sagt nur: »Übermorgen will ich dorthin zurückkehren und auch in den folgenden Tagen, so lange, bis ich alle Arbeiten beendet habe. Ich hoffe, daß wenigstens ihr dafür Verständnis habt. Chorazin ist eine harte Nuß ohne Kern. Seid wenigstens ihr keine tauben Nüsse. Du, Kind, reiche mir die Nuß, die Simon dir gegeben hat, und höre auch du gut zu.

Seht ihr diese Nuß? Ich nehme sie, da ich kein anderes Schalenobst zur Verfügung habe; aber, um das Gleichnis besser zu verstehen, denkt an die Kerne der Pinien oder der Palmen, an die härtesten, an jene der Oliven zum Beispiel. Es sind verschlossene Behältnisse, ohne Fugen, steinhart und aus kompaktem Holz. Sie gleichen

magischen Schreinen, die nur mit Gewalt geöffnet werden können. Doch wenn einer auf den Boden fällt und ein Vorübergehender ihn in die Erde stampft, was geschieht? Der Schrein öffnet sich und bildet Wurzeln und Blätter. Wie kann das von allein geschehen? Uns kostet es Mühe, ihn mit dem Hammer aufzuschlagen, und doch öffnet sich dieser Kern von selbst. Hat der Same vielleicht magische Kräfte? Nein! Er enthält ein Mark. Oh, etwas sehr Weiches im Vergleich zur harten Schale! Und das Mark nährt etwas noch viel kleineres den Keim. Das ist der Trieb, der die Schale sprengt und eine Pflanze mit Blättern, Krone und Wurzeln bildet. Versucht, die Nüsse einzugraben, und dann wartet ab. Ihr werdet sehen, daß einige sich öffnen, andere nicht. Grabt jene, die sich nicht öffnen, wieder aus. Zerschlagt sie mit dem Hammer, und ihr werdet sehen, daß es leere Schalen sind. Es ist daher weder die Feuchtigkeit des Bodens noch die Wärme, welche die Nuß öffnet, sondern das Mark, vielmehr die Seele des Marks: der Keim, der anschwillt, die Schale sprengt und öffnet.

Dies ist das Gleichnis. Doch wir wollen es auf uns anwenden.

Was habe ich getan, das nicht gut sein soll? Verstehen wir uns noch so wenig, daß ihr nicht begreift, daß Heuchelei eine Sünde und das Wort Wind ist, wenn es nicht in die Tat umgesetzt wird? Habe ich euch nicht immer wieder gesagt: „Liebet einander! Die Liebe ist das Gebot und das Geheimnis der Herrlichkeit?“ Und ich, der ich dies predige, sollte ohne Liebe sein? Soll ich euch das Beispiel eines Meisters der Lüge geben? Nein, niemals!

O meine Freunde! Unser Körper ist wie eine harte Nuß. In der harten Schale ist das Mark eingeschlossen: die Seele, und in ihr befindet sich der Keim, den ich hineingelegt habe. Er besteht aus vielen Elementen. Doch das wichtigste ist die Liebe. Sie sprengt die Schale, um den Geist aus der Umklammerung der Materie zu befreien und ihn wieder mit Gott zu vereinigen, der die Liebe ist. Die Liebe übt man nicht nur mit Worten oder Geld. Man übt Liebe nur mit Liebe. Das soll kein Wortspiel sein. Ich hatte kein Geld, und Worte genüg-

ten nicht in diesem Fall. Hier waren sieben Personen an der Schwelle des Hungers und der Bedrängnis. Die Verzweiflung streckte ihre schwarzen Fangarme aus, um zu erfassen und zu ersticken. Die Welt zog sich hart und egoistisch vor diesem Unglück zurück. Die Welt hat damit bewiesen, daß sie die Worte des Meisters nicht begreift. So hat der Meister eben durch die Tat gepredigt. Ich war fähig und frei, es zu tun. Und ich hatte die Pflicht, diese Elenden, die die Welt nicht liebt, für die ganze Welt zu lieben. All das habe ich getan. Wollt ihr mich immer noch tadeln? Oder muß nicht vielmehr ich euch in Gegenwart eines Jüngers tadeln, der es nicht für unter seiner Würde gehalten hat, sich zwischen Sägemehl und Hobelspänen aufzuhalten, um den Meister nicht zu verlassen, und der sich, dessen bin ich gewiß, mehr von mir überzeugen ließ, als er mich über Bretter gebeugt sah, als wenn er mich auf einem Thron gesehen hätte? Muß nicht vielmehr ich euch in Gegenwart eines Kindes tadeln, das mich als den erkannt hat, der ich bin, trotz seiner absoluten Unkenntnis des Messias und trotz des Unglücks, das es bedrückt?

Ihr schweigt? Bereut nicht nur, solange ich die Stimme erhebe, um eure falschen Ansichten zu berichtigen. Ich tue es aus Liebe. Legt deshalb in euch den Keim, der heiligt und die Schale sprengt, sonst bleibt ihr immer unnütze Wesen. Ihr müßt zu dem bereit sein, was ich getan habe. Aus Liebe zum Nächsten und um die Seele zu Gott zu führen darf euch keine Mühe abschrecken. *Die Arbeit, welcher Art auch immer sie sei, demütigt nie. Demütigend sind jedoch die niedrigen Handlungen: Falschheit, falsche Anschuldigungen, Härte, Übergriffe, Ausbeutung, Verleumdungen und Wollust.* Diese erniedrigen den Menschen. Und doch werden sie ohne Scham begangen, auch von jenen, die sich für vollkommen halten und sich ganz sicher geärgert haben, als sie mich mit Säge und Hammer arbeiten sahen. Oh! Oh! Der Hammer! Der unwürdige Hammer, wie edel wird er, wenn man mit ihm Nägel ins Holz schlägt, um einen Gegenstand herzustellen, mit dem man den Waisenkindern Nahrung verschaffen kann. Wie erscheint doch der gewöhnliche Hammer, den meine Hände zu ei-

nem guten Zweck verwenden, nicht mehr als unedel, und alle jene werden ihn haben wollen, die jetzt noch Ärgernis daran nehmen!

O Mensch, Geschöpf, das du Licht und Wahrheit sein solltest, wie bist du doch Finsternis und Lüge! Aber begreift wenigstens ihr, was das Gute ist! Was die Liebe ist! Was der Gehorsam ist! Wahrlich, ich sage euch, daß es viele Pharisäer gibt. Und sie fehlen auch nicht unter denen, die mich umgeben.«

»Nein, Meister, sag das nicht! Nein ... Nur weil wir dich lieben, wollen wir gewisse Dinge nicht ...!«

»Eben weil ihr bis heute noch nichts begriffen habt. Ich habe vom Glauben und von der Hoffnung gesprochen und gedacht, daß keine neuen Worte notwendig wären, um von der Liebe zu reden; denn ich ströme so viel Liebe aus, daß ihr davon durchdrungen sein müßtet. Aber ich sehe, daß ihr sie nur dem Namen nach kennt, ohne ihre wahre Natur und Gestalt erkannt zu haben. So wie ihr den Mond kennt.

Erinnert ihr euch, daß ich gesagt habe, daß die Hoffnung der Querbalken des süßen Joches ist, das den Glauben und die Liebe trägt, und daß sie das Kreuz der Menschheit und der Thron des Heiles ist? Aber ihr habt den Sinn meiner Worte nicht verstanden. Warum habt ihr mich nicht um eine Erklärung gebeten? Jetzt will ich sie euch geben. Die Hoffnung ist ein Joch, weil sie den Menschen zwingt, seinen törichten Hochmut unter der Last der ewigen Wahrheiten zu beugen. Und sie ist das Kreuz dieses Hochmuts. Ein Mensch, der auf Gott, seinen Herrn, hofft, demütigt notwendigerweise seinen Stolz, der sich „Gott“ nennen möchte, und erkennt, daß er nichts ist und Gott alles ist; daß er nichts kann, Gott aber alles vermag; daß er vergänglicher Staub ist, während Gott Ewigkeit ist und den Staub auf eine höhere Stufe erhebt, indem er ihm den Lohn der Ewigkeit zuteil werden läßt. Der Mensch nagelt sich an sein heiliges Kreuz, um das wahre Leben zu erlangen. Und es heften ihn die Flammen des Glaubens und der Liebe daran, während die Hoffnung, die zwischen beiden steht, ihn zum Himmel erhebt.

Daher merkt euch diese Lehre: wenn die Liebe fehlt, ist der Thron ohne Licht, und der Körper, nur an einer Seite angenagelt, hängt in den Schlamm und kann den Himmel nicht mehr sehen. Dadurch werden auch die heilsamen Wirkungen der Hoffnung zunichte gemacht, und es endet damit, daß der Glaube ebenfalls unfruchtbar wird; denn losgelöst von zwei der drei göttlichen Tugenden, verfällt er in Siechtum und tödliche Kälte.

Lehnt Gott auch nicht in den geringsten Dingen ab. Denn es ist eine Ablehnung Gottes, wenn man dem Nächsten aus heidnischem Stolz die Hilfe versagt.

Meine Lehre ist ein Joch, das die schuldige Menschheit niederdrückt; sie ist ein großer Hammer, der die harte Schale zerschlägt, um den Geist zu befreien. Sie ist ein Joch und ein Hammer, ja; doch wer sie annimmt, spürt die Müdigkeit, die alle anderen menschlichen Lehren und alle anderen menschlichen Dinge erzeugen, nicht. Und auch wer sich von dem Hammer schlagen läßt, spürt nicht den Schmerz, in seinem menschlichen Ich zerschmettert zu werden, sondern er empfindet ein Gefühl der Befreiung. Warum sucht ihr euch davon zu befreien, um es durch all das, was Blei und Schmerz ist, zu ersetzen? Ihr habt alle eure Schmerzen und Mühen. Die ganze Menschheit hat Schmerzen und Mühen, die manchmal die menschlichen Kräfte übersteigen. Angefangen vom Kind, das wie dieses schon eine große Bürde auf seinen kleinen Schultern trägt, die es niederdrückt und ihm das Lächeln von den Lippen und die Sorglosigkeit aus seinem Geist reißt, bis hin zum Greis, der mit all den Enttäuschungen, Mühen, Lasten und Wunden seines langen Lebens auf das Grab zugeht. Aber meine Lehre und mein Glaube sind eine Erleichterung dieser niederdrückenden Lasten. Daher werden sie die „Frohe Botschaft“ genannt. Und wer sie annimmt und ihr gehorcht, wird schon auf Erden selig sein; denn Gott wird ihn trösten und die Tugenden werden ihm den Weg leicht und hell machen, als wären sie gute Schwestern, die ihn an der Hand nehmen, mit brennenden Lampen den Weg und das Leben erhellen und ihm die

ewigen Verheißungen Gottes singen, bis er im Frieden den müden Körper der Erde zum irdischen Schlaf überläßt und im Paradies wieder erwacht.

Warum wollt ihr Menschen belastet, trostlos, müde, angeekelt und verzweifelt sein, wenn ihr erleichtert und gestärkt sein könntet? Warum wollt auch ihr, meine Apostel, die Last, die Schwierigkeit und die Strenge der Mission spüren, während ihr mit dem Vertrauen eines Kindes nur heiteren Fleiß und lichtvolle Leichtigkeit in ihrer Ausführung kennen und begreifen würdet, daß sie nur für die Unbußfertigen, die Gott nicht kennen, streng ist, für die Getreuen Gottes aber wie eine Mutter, die beim Gehen hilft und dem Kind Steine, Dornen, Schlangennester und Gräben aufzeigt, damit es sie erkenne und nicht ihrer Gefahr ausgesetzt sei?

Jetzt seid ihr betrübt. Eure Betrübnis hatte einen elenden Anfang! Ihr wart zuerst untröstlich über meine Demut, als wäre sie ein Verbrechen gegen mich selbst. Nun seid ihr traurig, weil ihr begriffen habt, daß ihr mich betrübt habt und noch so weit von der Vollkommenheit entfernt seid. Doch nur bei wenigen ist diese zweite Traurigkeit frei von Stolz; vom Stolz, der verletzt ist durch die Feststellung, daß ihr noch ein Nichts seid, während ihr aus Hochmut vollkommen sein möchtet. Habt wenigstens die willige Demut, den Vorwurf anzunehmen und zu bekennen, daß ihr gefehlt habt, und versprecht in eurem Herzen, daß ihr die Vollkommenheit für ein übermenschliches Ziel anstreben wollt. Dann kommt zu mir. Ich weise euch zu recht, aber ich verstehe euch und habe Mitleid.

Kommt zu mir, ihr Apostel, und kommt zu mir alle, ihr Menschen, die ihr an materiellen, an moralischen Schmerzen und an seelischen Schmerzen leidet. Diese letzteren verursacht der Kummer darüber, daß ihr noch nicht fähig seid, euch zu heiligen, wie ihr es aus Liebe zu Gott und mit Eifer und ohne Rückfälle ins Böse tun möchtet. Der Weg der Heiligung ist lang und geheimnisvoll, und manchmal erfüllt er sich ohne Wissen des Wanderers, der im Dunkeln weitergeht, mit dem Geschmack des Giftes im Mund, und glaubt, nicht

voranzukommen und den himmlischen Trank nicht trinken zu können, und nicht weiß, daß auch diese geistige Blindheit ein Teil der Vollkommenheit ist.

Selig jene, dreimal selig, welche ihren Weg fortsetzen, ohne die Freuden des Lichtes und der Süßigkeiten zu verspüren, und nicht aufgeben, weil sie nichts sehen und hören, und nicht stehenbleiben und sagen: „Solange Gott mir keine Freuden gewährt, gehe ich nicht weiter.“ Ich sage euch: die dunkelste Straße wird plötzlich ganz leuchtend und öffnet sich himmlischen Gefilden. Das Gift, das den Geschmack für menschliche Dinge verdorben hat, wandelt sich in paradiesische Süßigkeit für jene Mutigen, die erstaunt sagen werden: „Wie dies? Warum wird mir so viel Süßigkeit und Freude zuteil?“ Weil sie ausgeharrt haben und Gott sie schon auf Erden über das jubeln läßt, was im Himmel auf sie wartet.

Aber vorerst, um standzuhalten, kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Ihr Apostel, und mit euch alle Menschen, die Gott suchen, die über die Schmerzen der Erde weinen, die sich allein dahinschleppen, ich will euch erquicken. Nehmt mein Joch auf euch. Es ist keine Last. Es ist eine Stütze. Umfange meine Lehre, als wäre sie eine geliebte Braut. Ahmt euren Meister nach, der sich nicht damit begnügt, euch zu segnen, sondern auch tut, was er euch lehrt. Lerne von mir, der ich sanft und demütig von Herzen bin. Ihr werdet die Ruhe eurer Seelen finden; denn Sanftmut und Demut gewähren das Reich auf Erden und im Himmel. Ich habe euch schon gesagt, daß die wahren Sieger unter den Menschen jene sind, die mit Liebe erobern, und Liebe ist immer Sanftmut und Demut. Ich werde euch niemals auftragen, Dinge zu tun, die über eure Kräfte gehen, denn ich liebe euch und will euch bei mir in meinem Reich haben. Nehmt daher meine Grundsätze und meine Lehre an und bemüht euch, mir und dem, was meine Glaubenslehre euch sagt, ähnlich zu werden. Habt keine Angst, denn mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht, die Herrlichkeit aber, die ihr genießen werdet, wenn ihr mir treu bleibt, ohnegleichen. Unendlich und ewig . . .

Ich lasse euch nun eine Weile allein. Ich gehe mit dem Kind zum See. Es wird dort Freunde finden . . . Dann werden wir zusammen das Brot brechen. Komm, Josef! Ich werde dich mit den Kindern bekanntmachen, die mich lieben.«

311 »Das Herz ist nicht mehr beschnitten«

Der gleiche Schauplatz wie bei der vorhergehenden Vision. Jesus verabschiedet sich von der Witwe, hat jedoch schon den kleinen Josef an der Hand und sagt zur Frau: »Es wird niemand kommen vor meiner Rückkehr, außer einem Heiden. Doch wer auch kommen mag, halte ihn bis übermorgen auf und sage ihm, daß ich gewiß kommen werde.«

»Ich werde es sagen, Meister. Wenn Kranke kommen sollten, dann will ich sie beherbergen, wie du es mich gelehrt hast.«

»Auf Wiedersehen also, und der Friede sei mit euch! Komm, Manaen!«

Aus dieser kurzen Bemerkung entnehme ich, daß Kranke und Unglückliche Jesus in Chorazin aufgesucht haben und daß Jesus der Evangelisierung durch die Arbeit auch die durch das Wunder hinzugefügt hat. Und wenn Chorazin immer noch gleichgültig bleibt, ist dies ein Zeichen dafür, daß es sich um wilden und unkultivierbaren Boden handelt. Und dennoch geht Jesus durch die Stadt und grüßt jene, die ihn grüßen, als ob nichts vorgefallen wäre. Dann nimmt er das Gespräch mit Manaen wieder auf, der noch nicht weiß, ob er nach Machärus abreisen oder eine Woche länger bleiben soll . . .

Im Haus von Kafarnaum bereitet man sich unterdessen auf den Sabbat vor. Matthäus empfängt, noch etwas hinkend, die Gefährten, versorgt sie mit Wasser und frischem Obst und befragt sie über ihre Missionen.

Petrus rümpft die Nase, als er sieht, daß schon Pharisäer auf das Haus zuschlendern: »Sie wollen uns den Sabbat vergiften. Ich schlage vor, daß wir dem Meister entgegengehen und ihm sagen, daß er nach Betsaida gehen soll, um diese zu enttäuschen.«

»Und meinst du, daß der Meister es tun würde?« fragt sein Bruder.

»Außerdem ist im unteren Raum der arme Unglückliche, der auf ihn wartet«, bemerkt Matthäus.

»Man könnte ihn mit dem Boot nach Betsaida bringen, und ich oder ein anderer könnte dem Meister entgegengehen«, sagt Petrus.

»Ich hätte nichts dagegen ... « sagt Philippus, der seine Familie in Betsaida hat und deshalb gerne dorthin gehen würde.

»Schaut, schaut! Die Wache ist heute durch Schriftgelehrte verstärkt worden. Laßt uns gehen, ohne Zeit zu verlieren. Ihr geht mit dem Kranken durch den Garten und verschwindet hinter dem Haus. Ich bringe das Boot zum „Feigenbrunnen“, und Jakobus hilft mir dabei. Simon der Zelote und die Brüder Jesu gehen dem Meister entgegen.«

»Ich gehe nicht weg mit dem Besessenen«, ruft Iskariot aus.

»Warum? Hast du Angst, daß Satan sich an dich hängt?«

»Beunruhige mich nicht, Simon des Jona. Ich habe gesagt, daß ich nicht gehe, und ich gehe nicht!«

»So geh mit den Vettern Jesus entgegen.«

»Nein.«

»Los! Dann komm mit zum Boot.«

»Nein!«

»Aber was willst du denn? Du findest immer Hindernisse ... «

»Ich will bleiben, wo ich bin: hier! Ich habe vor niemand Angst und laufe nicht davon. Außerdem wäre der Meister mit dieser Lösung nicht zufrieden. Es gäbe eine weitere vorwurfsvolle Predigt, und ich will sie nicht durch eure Schuld zu hören bekommen. Ihr könnt gehen. Ich bleibe hier und berichte ... «

»Auf keinen Fall! Entweder alle oder keiner«, schreit Petrus.

»Dann also keiner, denn der Meister ist schon hier. Da kommt er«, sagt der Zelote, der auf den Weg geschaut hatte, ernst.

Petrus murmelt unzufrieden in seinen Bart. Aber er geht mit den anderen Jesus entgegen. Nach den ersten Begrüßungen sagen sie

ihm, daß ein Besessener, der blind und taub ist, seit vielen Stunden mit den Angehörigen auf seine Ankunft wartet.

Matthäus erklärt: »Er ist wie leblos. Er hat sich auf leere Säcke geworfen und sich dann nicht mehr bewegt. Die Angehörigen hoffen auf dich. Komm und erquicke dich; danach kannst du ihm helfen.«

»Nein, ich gehe sofort zu ihm. Wo ist er?«

»Im unteren Raum beim Herd. Ich habe ihn mit den Angehörigen dorthin gebracht, denn es sind viele Pharisäer und Schriftgelehrte da, die auf der Lauer zu liegen scheinen.«

»Ja, es wäre besser, ihnen diese Befriedigung nicht zu geben«, brummt Petrus.

»Ist Judas des Simon nicht da?« fragt Jesus.

»Er ist im Haus geblieben. Er muß immer das tun, was die anderen nicht tun«, murrte Petrus wieder.

Jesus schaut ihn an, tadelt ihn aber nicht. Er eilt zum Haus und überläßt den Knaben Petrus, der ihn liebkost, aus seinem breiten Gürtel ein Pfeifchen zieht und sagt: »Eines für dich und das andere für meinen Sohn. Morgen abend werde ich dich zu ihm bringen. Ich habe sie mir von einem Hirten anfertigen lassen, dem ich von Jesus erzählt habe.«

Jesus geht in das Haus, grüßt Judas, der gerade damit beschäftigt ist, das Geschirr in Ordnung zu bringen, und geht dann direkt auf eine Art dunklen, niedrigen Vorratsschrank zu, der sich neben dem Ofen befindet.

»Laßt den Kranken herauskommen«, befiehlt Jesus.

Ein Pharisäer, der nicht aus Kafarnaum ist, aber eine noch saurere Miene als die Pharisäer des Ortes macht, sagt: »Es ist kein Kranker, es ist ein Besessener!«

»Das ist stets eine Krankheit des Geistes ... «

»Aber er kann weder sehen noch sprechen ... «

»Es ist immer eine Krankheit des Geistes, die sich auf die Glieder und Organe ausdehnt. Hättest du mich ausreden lassen, so hättest du erfahren, daß ich dies sagen wollte. Auch das Fieber ist im Blut,

wenn man krank ist; aber durch das Blut greift es bald diesen, bald jenen Teil des Körpers an.«

Der Pharisäer weiß nichts darauf zu entgegnen und schweigt.

Der Besessene wird vor Jesus geführt. Er bewegt sich nicht. Matthäus hat recht. Er wird vom Dämon stark behindert. Die Menge der Neugierigen nimmt ständig zu. Es ist unglaublich, wie die Leute, besonders in der Stunde einer Sensation, schnell zusammenlaufen an dem Ort, wo irgendetwas geschieht. Die Vornehmen von Kafarnaum sind nun da, und unter ihnen die vier Pharisäer; Jairus ist gekommen, und in einer Ecke, mit der Ausrede, die Ordnung zu überwachen, steht der römische Zenturio, und mit ihm Bürger von anderen Städten.

»Im Namen Gottes, verlasse die Augen und die Zunge dieses Menschen. Ich will es! Befreie dieses Geschöpf von dir! Es ist dir nicht erlaubt, es zu besitzen. Fahre aus!« ruft Jesus und streckt gebietend die Hände aus.

Das Wunder beginnt mit einem Wutausbruch des Dämons und endet mit einem Freudenschrei des Befreiten, der ruft: »Sohn Davids! Sohn Davids, Heiliger und König!«

»Wie kann er denn wissen, wer es ist, der ihn geheilt hat?« fragt ein Schriftgelehrter.

»Aber das ist doch alles nur eine Komödie! Diese Leute werden bezahlt, damit sie dies tun!« sagt ein Pharisäer mit Achselzucken.

»Aber von wem, wenn es erlaubt ist zu fragen?« fragt Jairus.

»Auch von dir!«

»Und zu welchem Zweck?«

»Um Kafarnaum berühmt zu machen!«

»Setze deine Intelligenz nicht zu sehr herunter, indem du Dummheiten sagst, und beschmutze deine Zunge nicht mit Lügen. Du weißt, daß es nicht wahr ist, und solltest begreifen, daß du eine Dummheit sagst. Was hier geschehen ist, ist schon in vielen Teilen Israels geschehen. So ist also überall jemand, der bezahlt? Wahrlich, ich wußte nicht, daß das Volk in Israel so reich ist! Denn ihr, und

mit euch alle Großen, zahlt ganz gewiß nicht dafür. Also zahlt das Volk, das allein den Meister liebt.«

»Du bist Synagogenvorsteher und liebst ihn. Dort ist Manaen. Und in Betanien ist Lazarus des Theophilus. Das sind keine Plebejer.«

»Aber sie und ich sind ehrenhafte Menschen. Wir betrügen niemand in irgendeiner Weise. Und erst recht nicht in Sachen des Glaubens. Wir erlauben es uns nicht, weil wir Gott fürchten und begriffen haben, was Gott wohlgefällig ist: die Ehrlichkeit.«

Die Pharisäer wenden sich von Jäirus ab und fallen über die Verwandten des Geheilten her: »Wer hat euch gesagt, daß ihr hierherkommen sollt?«

»Wer? Viele! Bereits Geheilte und Verwandte von Geheilten.«

»Aber was haben sie euch gegeben?«

»Gegeben? Die Zusicherung, daß er ihn heilen würde.«

»Aber war er wirklich krank?«

»O ihr arglistigen Menschen! Glaubt ihr denn, daß alles nur vorgetäuscht ist? Geht nach Gadara, wenn ihr uns nicht glaubt, und fragt nach dem Unglück der Familie Hannas des Ismael.«

Die Leute von Kafarnaum fühlen sich beleidigt und regen sich auf, während die Galiläer aus der Umgebung Nazarets erklären: »Er ist doch der Sohn des Zimmermanns Josef!«

Die Bürger von Kafarnaum, die an Jesus glauben, schreien: »Nein! Er ist das, was er selber sagt, und das, was der Geheilte von ihm gesagt hat: Sohn Gottes und Sohn Davids.«

»Aber steigert doch nicht noch die Schwärmerei des Volkes mit euren Behauptungen«, sagt ein Schriftgelehrter verächtlich.

»Wer ist er denn eurer Meinung nach?«

»Ein Beelzebul!«

»Uh! Natternzungen! Ihr Lästerer! Ihr Besessenen! Ihr mit Blindheit des Herzens Geschlagenen! Unser Verderben. Auch die Freude am Messias möchtet ihr uns stehlen, he? Ihr Wucherer! Ihr Geizkragen!« Ein schönes Durcheinander!

Jesus, der sich in die Küche zurückgezogen hatte, um einen Schluck Wasser zu trinken, kehrt gerade rechtzeitig auf die Schwelle zurück, um noch einmal die bösertige und dumme Anklage der Pharisäer zu hören: »Er ist nichts anderes als ein Beelzebul, da die Dämonen ihm gehorchen. Sein Vater, der große Beelzebul, hilft ihm, und er vertreibt die Dämonen mit nichts anderem als mit Hilfe Beelzebuls, des Fürsten der Dämonen.«

Jesus steigt die zwei kleinen Stufen der Schwelle hinunter, schreitet aufrecht, ernst und ruhig vorwärts und bleibt vor der Gruppe der Pharisäer und Schriftgelehrten stehen. Er schaut sie scharf an und sagt dann: »Auch auf Erden sehen wir, daß ein Reich, das in zwei sich bekämpfende Parteien geteilt ist, von innen her schwach wird und leicht von den Nachbarstaaten angegriffen, verwüstet und unterjocht werden kann, die es dann zu ihrem Sklaven machen. Auch auf der Erde sehen wir, daß eine in feindliche Parteien gespaltene Stadt keinen Wohlstand mehr aufweist. Und so ist es auch in einer Familie, deren Mitglieder durch den Haß voneinander getrennt sind; sie löst sich auf und zerbröckelt, ist zu nichts mehr nütze und wird zum Gespött der Mitbürger. Die Eintracht ist nicht nur Pflicht, sondern auch Klugheit. Denn sie erhält unabhängig, stark und liebend. Dies sollten die Patrioten, die Bürger und die Familienmitglieder bedenken, wenn sie sich, von der Selbstsucht getrieben, für Trennungen und Gewalttätigkeiten entscheiden, die immer gefährlich sind, da sie zum Verfall der Einigkeit führen und die gegenseitige Zuneigung zerstören.

Und diese Klugheit wenden jene an, die die Herren der Welt sind. Betrachtet Rom in seiner unleugbaren Macht, die uns so bedrückt. Es beherrscht die ganze Welt. Aber die Römer sind sich einig im gemeinsamen Wunsch und Willen, zu herrschen. Auch unter ihnen gibt es gewisse Gegensätze, Antipathien, Aufstände. Aber das tritt in den Hintergrund. Nach außen sind sie ein einziger Block, ohne Risse, ohne Beschädigungen. Alle wollen dasselbe, und sie erreichen es, weil sie es wollen. Und sie werden herrschen, solange sie gemeinsam dasselbe wollen.

Betrachtet dieses Beispiel des Zusammenhaltens aus Klugheit und denkt darüber nach: wenn diese Kinder der Welt so sind, wie wird dann erst Satan sein? Sie sind für uns Teufel. Aber ihre heidnische Dämonie ist nichts im Vergleich zur vollkommenen Dämonie Satans und seiner Dämonen. Dort, in jenem ewigen Reich, ohne Zeit, ohne Ende, grenzenlos in Verschlagenheit und Boshaftigkeit; dort, wo man sich freut, Gott und den Menschen schaden zu können, und wo das einzige bittere, schmerzliche Vergnügen darin besteht, Schaden zuzufügen, hat man mit verfluchter Vollkommenheit eine geistige Einmütigkeit erreicht im alleinigen Willen: zu schaden.

Wenn ihr nun Zweifel über meine Macht erwecken und daran festhalten wollt, daß es Satan ist, der mir hilft, weil ich ein kleiner Beelzebul bin, gerät dann Satan nicht in Widerspruch mit sich selbst und seinen Dämonen, wenn ich diese aus ihrem Besitz vertreibe? Und wenn er mit sich selbst uneinig ist, wie kann dann sein Reich fortbestehen? Nein, so ist es nicht. Satan ist sehr schlau und schadet sich nicht selbst. Er will sein Reich in den Herzen ausbreiten und nicht das Gegenteil. Sein Leben besteht darin, zu stehlen, zu schaden, zu lügen, zu beleidigen und zu beunruhigen. Gott Seelen und den Menschen den Frieden zu stehlen. Den Geschöpfen des Vaters Schaden zuzufügen und ihm selbst Schmerz zu bereiten. Zu lügen, um irrezuführen. Zu beleidigen, um Spaß daran zu haben. Zu verwirren, weil er Unordnung ist. Er kann sich nicht ändern. Er ist ewig in seinem Wesen und seinen Methoden.

Doch, antwortet auf diese Frage: wenn ich die Dämonen im Namen Beelzebuls austreibe, in welchem Namen treiben eure Söhne sie aus? Wollt ihr behaupten, daß auch sie Beelzebul sind? Wenn ihr das sagt, werden sie euch Verleumder nennen. Und ist ihre Heiligkeit so groß, daß sie auf die Anklage nicht reagieren, dann verurteilt ihr euch selbst, denn ihr bekennt damit eure Überzeugung, daß es in Israel viele Dämonen gibt, und Gott wird euch richten im Namen der Söhne Israels, die als Dämonen angeklagt wurden. Von wem auch immer das Urteil stammen mag, sie werden schließlich eure Rich-

ter sein, dort, wo das Urteil nicht mehr durch menschlichen Druck zustande kommt.

Wenn ich jedoch, wie es der Wahrheit entspricht, die Dämonen durch den Geist Gottes austreibe, dann ist dies der Beweis dafür, daß das Reich Gottes und der König dieses Reiches gekommen sind. Dieser König hat eine solche Macht, daß keine andere Macht seinem Reich widerstehen kann. Daher binde und zwinge ich die Räuber der Kinder meines Reiches, die von ihnen besetzten Orte zu verlassen und mir ihre Beute zurückzugeben, damit ich davon Besitz ergreifen kann. Macht es vielleicht nicht auch jener so, der in ein Haus, das ein Starker bewohnt, eindringen will, um ihm seine Habe wegzunehmen (ob diese nun auf gerechte oder ungerechte Weise erworben worden ist)? Er macht es so. Er geht hinein und fesselt ihn. Und wenn er das getan hat, kann er das Haus ausräumen. Ich binde den Engel der Finsternis, der sich angeeignet hat, was mein ist, und ich nehme ihm das Gut, das er mir geraubt hat. Und nur ich allein kann dies tun, denn ich allein bin der Starke, der Vater künftiger Zeiten, der Friedensfürst.«

»Erkläre uns, was das bedeutet: „Der Vater der künftigen Zeiten.“ Glaubst du denn, daß du bis zu den kommenden Zeitaltern leben wirst, und glaubst du, was noch törichter ist, daß du die Zeit erschaffen kannst, du armer Mensch? Die Zeit gehört Gott!« fragt ein Schriftgelehrter.

»Und du, Schriftgelehrter, fragst mich das? Weißt du denn nicht, daß ein Zeitalter kommt, das zwar einen Anfang, aber kein Ende haben und mir gehören wird? In diesem werde ich triumphieren und alle jene um mich versammeln, die dessen würdig sind; und sie werden ewig leben, wie dieses Zeitalter ewig sein wird, das ich erschaffen werde und mit dessen Erschaffung ich schon begonnen habe, indem ich den Geist über das Fleisch, die Welt und die Unterwelt setze, die ich zurückstoße, weil ich alles kann.

Deswegen sage ich euch, wer nicht für mich ist, der ist gegen mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut. Denn ich bin der, der

ich bin. Und wer nicht an das glaubt, was schon prophezeit worden ist, sündigt gegen den Heiligen Geist, dessen Wort, das weder Lüge noch Irrtum ist und ohne Widerstand geglaubt werden muß, die Propheten verkündet haben.

Denn ich sage euch: alles wird dem Menschen verziehen werden, jede seiner Sünden und Gotteslästerungen; denn Gott weiß, daß der Mensch nicht nur Geist, sondern auch Fleisch ist, und zwar ein Fleisch, das versucht wird und plötzlichen Schwächen unterliegt. *Aber die Lästerung gegen den Geist wird nicht verziehen werden.* Wer gegen den Menschensohn gesprochen hat, dem wird noch verziehen werden, denn die Last des Fleisches, das mich und den Menschen umhüllt, der gegen mich spricht, kann noch zum Irrtum führen. Aber wer gegen den Heiligen Geist gesprochen hat, dem wird nicht verziehen werden, weder in diesem noch im zukünftigen Leben; denn die Wahrheit ist klar, heilig, unleugbar und dem Geist eingeprägt in einer Weise, die nicht zum Irrtum führen kann. Jene, die ausdrücklich den Irrtum wollen, täuschen sich. Die vom Heiligen Geist gesprochene Wahrheit leugnen heißt, das Wort Gottes und die Liebe, die dieses Wort aus Liebe zu den Menschen geschenkt hat, leugnen. Und die Sünde gegen die Liebe wird nicht verziehen.

Jeder bringt die Früchte seiner Pflanze. Ihr bringt die eurigen, und es sind keine guten Früchte. Habt ihr einen guten Baum in den Obstgarten gepflanzt, wird er gute Früchte tragen; habt ihr aber einen schlechten Baum, dann wird auch die Frucht, die ihr von ihm pflückt, schlecht sein, und alle werden sagen: „Dieser Baum ist nicht gut.“ Denn an der Frucht erkennt man den Baum.

Und wie glaubt ihr, gut sprechen zu können, ihr, die ihr böse seid? Denn der Mund redet von dem, wovon das Herz voll ist. Und vom Überfluß dessen, was wir in uns haben, leiten wir unsere Handlungen und Reden ab. Der gute Mensch zieht aus seinem guten Schatz gute Dinge hervor, der Böse aus seinem bösen Schatz schlechte Dinge. Und er redet und handelt seinem Innersten gemäß.

Wahrlich ich sage euch, der Müßiggang ist schlecht. Aber besser

ist es, müßig zu sein, als böse Dinge zu tun. Und ich sage euch auch, es ist besser zu schweigen als unnütze und böswillige Reden zu führen. Auch wenn Schweigen Müßiggang sein kann, so schweigt eher, als daß ihr mit der Zunge sündigt. Ich versichere euch, am Tag des Gerichtes wird über jedes unnötig gepochene Wort Rechenschaft gefordert werden. Nach den gesprochenen Worten werden die Menschen gerechtfertigt oder verurteilt. Seid daher vorsichtig, ihr, die ihr euch nicht darauf beschränkt, müßig zu sein, sondern Böses tut, um die Herzen von der Wahrheit zu entfernen, die zu euch spricht.«

Die Pharisäer beraten sich mit den Schriftgelehrten, und dann heucheln sie alle zusammen Höflichkeit und fragen: »Meister, man glaubt leichter an das, was man sieht. Gib uns daher ein Zeichen, damit wir glauben können, daß du der bist, der zu sein du vorgibst.«

»Ihr seht, daß in euch die Sünde gegen den Heiligen Geist ist, der mich mehrmals als das menschengewordene Wort prophezeit hat? Als das Wort und den Erlöser, der zur bestimmten Zeit gekommen ist, angekündigt und gefolgt von prophetischen Zeichen, und der das wirkt, was der Geist sagt.«

Sie antworten: »An den Geist glauben wir; aber wie können wir dir glauben, wenn wir nicht mit unseren Augen ein Zeichen sehen?«

»Wie könnt ihr denn an den Geist glauben, dessen Wirken geistig ist, wenn ihr nicht an mein Wirken glaubt, das euren Augen sichtbar ist? Mein Leben ist voll von Zeichen. Genügt es noch nicht? Nein! Ich selbst antworte: nein, es genügt noch nicht. Diesem ehebrecherischen und bösen Geschlechte, das ein Zeichen verlangt, wird nur ein Zeichen gegeben werden: das des Propheten Jona. So wie Jona drei Tage im Bauch des Walfisches war, so wird der Menschensohn drei Tage im Schoß der Erde sein. In Wahrheit sage ich euch, die Niniten werden am Tag des Gerichtes wie alle Menschen auferstehen, und sie werden sich gegen dieses Geschlecht erheben und es verurteilen. Denn sie taten Buße nach der Predigt des Jona, ihr aber nicht. Und hier ist einer, der mehr ist als Jona. Die Königin des Südens wird auferstehen und sich erheben gegen euch, und sie wird euch

verdammen, denn sie kam von den äußersten Enden der Erde, um die Wahrheit Salomons zu vernehmen. Und hier ist einer, der mehr ist als Salomon.«

»Warum sagst du, daß dieses Geschlecht ehebrecherisch und schlecht sei? Es wird nicht schlimmer sein als die anderen. In ihm gibt es ebenso Heilige, wie es sie bei den anderen gegeben hat. Die Gesellschaft Israels hat sich nicht verändert. Du beleidigst uns.«

»Ihr beleidigt euch selbst, indem ihr euren Seelen schadet und sie von der Wahrheit entfernt und damit von der Erlösung. Ich antwor- te euch dennoch. Dieses Geschlecht ist nur äußerlich und in seiner Bekleidung heilig, innerlich ist es nicht heilig. Es gibt in Israel die gleichen Wörter, um die gleichen Dinge zu bezeichnen. Aber das entspricht nicht der Wirklichkeit der Dinge. Es gibt die gleichen Gebräuche, Gewänder und Riten. Doch es fehlt ihnen der Geist. Ihr seid ehebrecherisch, weil ihr die übernatürliche Ehe mit dem göttlichen Gesetz verworfen und in zweiter, ehebrecherischer Vereinigung den Bund mit dem Gesetz Satans geschlossen habt. Ihr seid nur an einem hinfalligen Glied beschnitten. Das Herz ist nicht beschnitten. Und böse seid ihr, weil ihr euch verkauft habt an den Bösen. Ich habe gesprochen.«

»Du beleidigst uns allzusehr. Wenn es aber so ist, warum befreist du Israel nicht vom Dämon, damit es heilig werde?«

»Will Israel das denn? Nein! Die Armen, die kommen, wollen vom Dämon erlöst werden, den sie in sich fühlen wie eine Last und eine Schande. Ihr fühlt ihn nicht. Und es ist unnötig, euch davon zu befreien, denn da ihr nicht den Willen habt, befreit zu werden, würdet ihr sogleich wieder und in noch stärkerem Maß von ihm erfaßt werden. Denn wenn ein unreiner Geist einen Menschen verlassen hat, dann treibt er sich in öden Gegenden herum und sucht nach Ruhe, findet sie aber nicht. Nicht materiell öde Gegenden, versteht ihr! Öde, weil sie ihm feindlich gesinnt sind und ihn nicht aufnehmen, wie die trockene Erde den Samen nicht aufnimmt. Da sagt er sich: „Ich will in mein Haus zurückkehren, aus dem ich gegen meinen Wil-

len vertrieben worden bin. Ich bin gewiß, daß es mich aufnehmen und mir eine Ruhestätte gewähren wird.“

So kehrt er zurück zu dem, der sein war, und oft findet er ihn bereit, ihn aufzunehmen; denn wahrlich, ich sage euch, der Mensch hat mehr Heimweh nach Satan als nach Gott, und wenn Satan ihm keine körperliche Krankheit bringt, wird er sich über keine andere Art der Besitzergreifung beklagen. Der Dämon kehrt also zurück und findet das Haus leer, ausgefegt, geschmückt und nach Sauberkeit duftend vor. Da geht er noch sieben andere Dämonen holen, denn er will es nun nicht mehr verlieren, und mit diesen sieben Dämonen, die schlimmer sind als er, kehrt er zurück, und alle richten sich ein. Dieser zweite Zustand eines Bekehrten, der rückfällig wird, ist schlimmer als der erste. Denn der Dämon weiß, wie sehr dieser Mensch Liebhaber Satans und Gott undankbar ist, und Gott kehrt nicht dorthin zurück, wo man seine Gnaden mit Füßen tritt. Ein Rückfall in die Fänge Satans ist schlimmer als ein Rückfall in eine schon einmal geheilte tödliche Schwindsucht. Eine Besserung oder Heilung ist ausgeschlossen. So wird es auch dieser Generation ergehen, die, vom Täufer bekehrt, wieder Sünderin sein wollte, da sie den Bösen liebt und nicht mich.«

Ein Gemurmel, das weder Billigung noch Protest ausdrückt, geht durch die Menschenmenge, die nun schon so zahlreich ist, daß sie sogar auf der Straße außerhalb des Gartens steht. Viele Menschen sitzen auf der Mauer, auf dem Feigenbaum des Gartens und auf den Bäumen der Nachbargärten; denn alle wollen den Disput zwischen Jesus und seinen Feinden hören. Das Gemurmel geht, wie eine Welle, die sich zum Strand wälzt, von Mund zu Mund bis zu den Aposteln, die Jesus am nächsten stehen. Es sind Petrus, Johannes, der Zelote und die Söhne des Alphäus; denn die anderen befinden sich teils auf der Terrasse, teils in der Küche. Nur Judas Iskariot hat sich unter die Menschen auf der Straße gemischt.

Und Petrus, Johannes, der Zelote und die Söhne des Alphäus greifen dieses Gemurmel auf und sagen zu Jesus: »Meister, deine Mut-

ter und deine Brüder sind da. Sie sind auf der Straße und suchen dich, denn sie möchten mit dir reden. Gebiete den Leuten, Platz zu machen, damit sie zu dir gelangen können; denn sicher hat sie ein triftiger Grund veranlaßt, dich hier aufzusuchen.«

Jesus hebt das Haupt und sieht hinter der Menschenmenge das angsterfüllte Antlitz seiner Mutter, die gegen die Tränen ankämpft, während Josef des Alphäus aufgeregter mit ihr spricht; er sieht, wie sie trotz des Drängens von Josef immer wieder energisch Zeichen der Verneinung macht. Er sieht auch das verlegene Gesicht Simons, der sichtlich betrübt und angeekelt ist ... Aber Jesus lächelt nicht und gebietet nichts. Er läßt die Betrübten in ihrem Schmerz und die Vettern dort, wo sie sind.

Er richtet die Augen auf die Volksmenge, und indem er den Aposteln in seiner Nähe antwortet, antwortet er auch den weiter entfernten Stehenden, die versuchen, der Blutsverwandtschaft Vorrang gegenüber der Pflicht zu verschaffen.

»Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?«

Er läßt seinen Blick über die Menge schweifen, mit ernstem, bleichem Gesicht wegen der Gewalt, die er sich antun muß, um die Pflicht über die Gefühle und das Blut zu stellen, um seine Bindung an die Mutter zu verleugnen, um dem Vater zu dienen, und sagt, indem er mit einer ausladenden Geste auf die Menge weist, die sich im roten Schein der Fackeln und im silbernen Mondlicht um ihn drängt: »Hier ist meine Mutter, hier sind meine Brüder. Jene, die den Willen Gottes tun, sind meine Brüder, meine Schwestern und meine Mutter. Andere habe ich nicht. Auch die Meinen werden es sein, wenn sie *als erste und mit größerer Vollkommenheit als die anderen den Willen Gottes erfüllen bis zur gänzlichen Aufopferung jedes anderen Willens oder der Stimme des Blutes und der Zuneigung.*«

Das Stimmengewirr in der Menge wird lauter, wie ein von einem plötzlichen Wind gepeitschtes Meer.

Die Schriftgelehrten beginnen zu fliehen und sagen: »Er ist ein Dämon! Er verleugnet sogar sein eigenes Blut!«

Die Verwandten drängen sich vor und rufen: »Er ist wahnsinnig! Er quält sogar seine Mutter!«

Die Apostel sagen: »Wahrlich, in diesen Worten liegt sein ganzer Heroismus.«

Die Menge sagt: »Wie sehr er uns liebt!«

Mit Mühe bahnen sich Maria, Simon und Josef einen Weg durch die Menge. Maria ist ganz Sanftmut, Josef ganz Wut, Simon ganz verlegen. Sie gelangen zu Jesus.

Und Josef stellt ihn sofort zur Rede: »Bist du wahnsinnig? Du beleidigst alle. Du hast nicht einmal Respekt vor deiner Mutter. Aber nun bin ich hier und will es dir verwehren. Ist es wahr, daß du als Arbeiter da- und dorthin ziehst? Wenn dies wahr ist, warum arbeitest du nicht in deiner Werkstatt, um deine Mutter zu ernähren? Warum lügst du und sagst, daß deine Arbeit die Verkündigung ist, du Müßiggänger und undankbarer Mensch, wenn du doch zur Lohnarbeit in ein fremdes Haus gehst? Wahrlich, du scheinst von einem Dämon besessen zu sein, der dich verführt. Antworte!«

Jesus wendet sich um und nimmt den Knaben Josef bei der Hand, zieht ihn zu sich, greift ihm unter die Achseln, hebt ihn hoch und sagt: »Meine Arbeit war, dieses hungrige Kind und seine Angehörigen zu ernähren und sie davon zu überzeugen, daß Gott gut ist. In Chorazin habe ich auf diese Weise Liebe und Demut gepredigt. Und nicht nur in Chorazin. Das gilt auch für dich, Josef, ungerechter Bruder. Aber ich verzeihe dir, denn ich weiß dich von den Zähnen der Schlange gebissen. Und ich verzeihe auch dir, Simon, der du wankelmütig bist. Meiner Mutter habe ich nichts zu verzeihen, noch hat sie mir etwas zu verzeihen, denn sie richtet mit Gerechtigkeit. Die Welt kann tun, was sie will. Ich tue, was Gott will! Und mit dem Segen des Vaters und meiner Mutter bin ich glücklicher, als wenn mich die ganze Welt auf weltliche Art als ihren König ausrufen würde. Komm, Mutter. Weine nicht! Sie wissen nicht, was sie tun. Verzeihe ihnen.«

»Oh, mein Sohn! Ich weiß. Du weißt. Es gibt nichts weiter hinzuzufügen ... «

»Es gibt nichts weiter zu tun, als den Menschen zu sagen: Geht hin in Frieden!«

Und Jesus segnet die Menge und begibt sich dann, an der rechten Hand Maria und an der linken Hand das Kind führend, zur Treppe und steigt als erster hinauf.

312 Der Tod Johannes des Täufers

Jesus heilt soeben Kranke; nur Manaen ist bei ihm. Sie sind in dieser Morgenstunde im Haus von Kafarnaum, im schattigen Garten. Manaen trägt nicht mehr den kostbaren Gürtel noch die Goldplatte an seiner Stirne. Das Gewand wird von einer Wollkordel und die Kopfbedeckung von einem gewobenen Band gehalten. Jesu Haupt ist unbedeckt, wie üblich, wenn er sich im Haus aufhält.

Nach Heilung und Tröstung der Kranken steigt Jesus mit Manaen in den oberen Raum hinauf. Sie setzen sich beide auf das Fensterbrett auf der Seite zum Gebirge, denn die Seeseite ist ganz von der Sonne beschienen, die noch immer sehr heiß brennt, obwohl die Hundstage schon längst vorüber sein müßten.

»Bald beginnt die Weinlese«, sagt Manaen.

»Ja. Dann wird das Laubhüttenfest folgen ... und bald wird der Winter da sein. Wann gedenkst du abzureisen?«

»Hm! ... Ich würde nie abreisen ... Aber ich denke an den Täufer. Herodes ist ein Schwächling. Wenn man einen guten Einfluß auf ihn ausübt, wird er zwar nicht gut ... aber wenigstens nicht blutdürstig. Doch es gibt nur wenige, die ihn gut beraten. Und dieses Weib! ... Dieses Weib! ... Ich möchte hierbleiben, bis die Apostel zurückkehren. Ich bilde mir nichts ein ... doch etwas zähle ich noch ... obgleich mein Ansehen sich sehr verringert hat, seit sie begriffen haben, daß ich die Wege des Guten wandle. Doch das macht mir nichts aus. Ich möchte den wahren Mut haben, alles zu verlassen, um dir vollkommen nachfolgen zu können wie die Jünger, die du erwartest. Aber werde ich es wohl je fertigbringen? Uns, die wir nicht aus dem

Volk stammen, fällt es schwerer, dir zu folgen. Warum nur?»

»Weil ihr an die armen Reichtümer gefesselt seid, die euch zurückhalten.«

»Ich kenne jedoch auch einige, die nicht eigentlich reich, dafür aber gelehrt sind, oder auf dem Weg, es zu werden; auch sie kommen nicht!«

»Auch sie haben die Fangarme der armseligen Reichtümer, die sie zurückhalten. Man ist nicht nur reich, wenn man Geld hat. Es gibt auch den Reichtum des Wissens. Nur wenige begreifen das Bekenntnis Salomons: „O Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist Eitelkeit.“ Kohelet hat es wiederholt und erweitert, nicht so sehr dem Umfang, sondern vielmehr dem tiefen Sinn nach. Erinnerst du dich? Die menschliche Wissenschaft ist Eitelkeit, denn sie vermehrt nur das menschliche Wissen und ist „Angst und Betrübniß des Geistes, und wer die Wissenschaft vermehrt, vermehrt auch die Ängste.“ Wahrlich, ich sage dir, so ist es! Und ich sage dir auch, daß es nicht so wäre, wenn die menschliche Wissenschaft gestützt und gezügelt würde durch die übernatürliche Weisheit und die heilige Liebe Gottes. Der Genuß ist Eitelkeit, weil er nicht andauert, sondern schnell vergeht und nach dem Aufflackern Asche und Leere hinterläßt.

Die unter allen möglichen Anstrengungen angehäuften Güter sind Eitelkeit für den Menschen, der sterben und sie anderen hinterlassen muß und mit seinen Gütern den Tod nicht fernhalten kann. Die Frau, in der nur das Weibliche betrachtet und begehrt wird, ist Eitelkeit. Daraus kann man schließen, daß das einzige, das nicht Eitelkeit ist, in der heiligen Furcht Gottes und dem Gehorsam seinen Geboten gegenüber besteht; also in der Weisheit des Menschen, der nicht nur Fleisch ist, sondern auch eine zweite Natur besitzt: die geistige. Wer so zu entscheiden und zu wollen versteht, weiß sich loszulösen von allen Fallstricken armseligen Besitzes um unbeschwert der Sonne entgegenzugehen.«

»Ich will mir diese Worte gut merken. Wieviel hast du mir in diesen Tagen gegeben! Jetzt kann ich wieder den Tändeleien des Hofes

entgegengehen, der nur den Törichten glanzvoll, mächtig und frei erscheint, während er in Wirklichkeit nichts anderes ist als Elend, Kerker und Finsternis. Ich will zurückkehren mit einem Schatz, der es mir erlauben wird, in Erwartung des Besseren besser zu leben. Aber werde ich je dieses Bessere erreichen, das darin besteht, dir ganz anzugehören?«

»Du wirst es erreichen!«

»Wann? Im kommenden Jahre? Oder später? Oder wenn das Alter mich weise gemacht hat?«

»Du wirst dorthin gelangen, wenn du im Lauf von wenigen Stunden die Reife des Geistes und die Vollkommenheit des Wollens erreichen wirst.«

Manaen betrachtet ihn nachdenklich und forschend ... Doch er fragt nicht weiter.

Es folgt ein Schweigen. Dann sagt Jesus: »Bist du schon Lazarus von Betanien begegnet?«

»Nein, Meister! Ich kann sagen, nein. Denn wenn eine Begegnung stattgefunden hat, so ist daraus keine Freundschaft entsprungen. Weißt du ... Ich bin bei Herodes, und Herodes ist gegen ihn ... Deshalb ... «

»Lazarus würde dich jetzt über den Dingen sehen, in Gott. Du mußt versuchen, dich ihm als Mitjünger zu nähern.«

»Ich will es tun, wenn du es willst.«

Vom Garten dringen aufgeregte Stimmen herauf. Sie fragen ängstlich: »Der Meister! Der Meister! Ist er hier?«

Die singende Stimme der Herrin des Hauses antwortet: »Im oberen Saal ist er. Wer seid ihr? Kranke?«

»Nein, Jünger des Johannes; wir wollen zu Jesus von Nazaret.«

Jesus schaut aus dem Fenster und sagt: »Der Friede sei mit euch! Oh, ihr seid es! Kommt, kommt!«

Es sind die drei Hirten Johannes, Matthias und Simeon. »Oh, Meister!« sagen sie und schauen mit schmerzerfüllten Gesichtern nach oben. Nicht einmal der Anblick Jesu kann sie aufheitern.

Jesus verläßt den Raum, um ihnen auf der Terrasse entgegenzugehen. Manaen folgt ihm. Sie begegnen sich gerade dort, wo die Treppe auf der sonnigen Terrasse endet.

Die drei knien nieder und küssen den Boden. Dann sagt Johannes für alle: »Nun nimm du uns auf, Herr, denn wir sind deine Erbschaft.« Tränen rinnen über das Gesicht des Jüngers und über die Gesichter seiner Begleiter.

Jesus und Manaen rufen gleichzeitig aus: »Johannes?«

»Er ist getötet worden . . . «

Das Wort fällt wie ein mächtiges Getöse, das jedes Geräusch auf Erden übertönt. Und doch ist es sehr leise gesagt worden. Aber es versteinert den, der es ausspricht, und den, der es hört. Es scheint, daß die Erde, um es aufzunehmen und zu bewältigen, jeden anderen Laut unterdrückt. Es scheint, daß die Erde all ihre Geräusche verstummen läßt, um in schauernder Erregung zu horchen, so tief ist die herrschende Stille und die völlige Reglosigkeit der Tiere in den Gewässern und in der Luft. Das Gurren der Tauben, das Flöten der Amsel und die Chöre der Sperlinge sind verstummt, eine zirpende Grille schweigt plötzlich, wie von einem Hammerschlag getroffen, und auch der Wind, der mit dem Weinlaub und den Blättern gespielt und ihnen ein leises Seidenrauschen entlockt hatte, steht still.

Jesus wird bleich wie Elfenbein, während seine Augen sich weiten und mit glänzenden Tränen füllen. Er breitet die Arme aus und sagt mühsam mit tiefer Stimme: »Friede dem Märtyrer der Gerechtigkeit und meinem Vorläufer!« Dann verschränkt er die Arme, sammelt sich im Geist – gewiß betet er – und vereinigt sich mit dem Geist Gottes und des Täufers.

Manaen wagt nicht, sich zu rühren. Im Gegensatz zu Jesus ist er sichtlich errötet, als befinde er sich kurz vor einem Zornausbruch. Dann ist er wie erstarrt, und die mechanische Bewegung der Rechten, die den Gürtel seines Gewandes erfaßt, und der Linken, die unbewußt nach dem Dolch sucht, verrät seine Verwirrung . . . Manaen schüttelt den Kopf im Bedauern über seine Vergeßlichkeit, da

er sich nicht daran erinnert hat, daß er waffenlos ist, um „der Jünger des Sanftmütigen in der Nähe des Sanften“ zu sein.

Jesus öffnet wieder Mund und Augen. Sein Antlitz, sein Blick und seine Stimme haben wieder den Ausdruck göttlicher Majestät, den man bei ihm für üblich hält. Es bleibt nur eine große, von Frieden gemäßigte Traurigkeit zurück.

»Kommt und berichtet mir! Von heute an seid ihr die Meinen.«

Er geleitet sie ins Zimmer, schließt die Türe, zieht die Vorhänge zu, um sich angesichts des Schmerzes und der Schönheit des Todes des Täufers zu sammeln und eine Trennung zu vollziehen zwischen der Vollkommenheit dieses Lebens und der verdorbenen Welt.

»Sprecht!« gebietet er.

Manaen scheint immer noch wie versteinert zu sein. Er ist nahe bei der Gruppe. Doch er sagt kein Wort.

»Es war am Abend des Festes ... Ein unvorhergesehenes Ereignis ... Nur zwei Stunden zuvor hatte Herodes sich mit Johannes beraten und sich von ihm wohlwollend verabschiedet ... Und ganz kurz bevor es geschehen ist ... der Mord, das Martyrium, das Verbrechen, die Verherrlichung, hatte er einen Diener mit gekühlten Früchten und erlesenen Weinen zu dem Gefangenen entsandt. Johannes hat diese Dinge unter uns verteilt ... Er hat nie von seiner Strenge abgelassen ... Wir waren allein bei ihm ... denn Manaen hatte dafür gesorgt, daß wir als Küchendiener und Stallknechte im Palast arbeiten konnten. Es war eine Gnade, die uns erlaubte, zu jeder Zeit unseren Johannes sehen zu können ... Wir waren in den Küchen, ich und Johannes, während Simeon die Stallknechte überwachte, damit sie die Pferde der Gäste gut betreuten ... Der Palast war voll von Offizieren und hohen Herren aus Galiläa. Herodias hatte sich nach einem heftigen Streit am Morgen mit Herodes in ihre Gemächer eingeschlossen ... «

Manaen unterbricht ihn: »Aber wann ist diese Hyäne gekommen?«

»Zwei Tage zuvor. Ganz unvermutet ... Sie sagte dem Monarchen,

sie könne nicht länger ohne ihn leben und wolle an seinem Festtag anwesend sein. Schlange und Zauberin wie immer, hat sie ihn zu ihrem Spielball gemacht ... Aber Herodes hatte sich am Morgen dieses Tages, obschon trunken von Wein und Wollust, geweigert, dem Weib zu gewähren, was es mit lautem Geschrei verlangte. Und niemand ahnte, daß es sich um das Leben des Johannes handelte ...

Sie hatte sich beleidigt in ihre Gemächer zurückgezogen. Sie hatte die königliche Speise verschmätzt, die ihr Herodes auf einem kostbaren Tablett gesandt hatte. Sie behielt nur eine erlesene Schale voll Früchte zurück und sandte Herodes dafür einen Krug Wein, der mit Drogen vermischt war. Das genügte, um seine trunksüchtige und lasterhafte Natur zum Verbrechen zu verleiten!

Von den Tafeldienern erfuhren wir, daß nach dem Tanz der Hofschauspielerinnen, oder vielmehr während desselben, auch Salome tanzend im Festsaal erschienen war. Und die Schauspielerinnen hatten sich vor der Königstochter an die Wand zurückgezogen. Der Tanz war vollkommen, haben sie uns gesagt, anstößig und vollkommen. Der Gäste würdig ... Herodes ... Vielleicht hat er neuen Geschmack an seiner Blutschande gefunden ... Am Schluß dieses Tanzes sagte er voller Begeisterung zu Salome: „Du hast gut getanzt! Ich schwöre dir, daß du dafür eine Belohnung erhältst. Ich schwöre dir, daß ich dir alles geben werde, um was du mich bittest. In Gegenwart aller schwöre ich es dir. Es ist das Wort des Königs und gilt selbst ohne Schwüre. Verlange also, was du willst.“

Und Salome, die nun Verwirrung, Unschuld und Bescheidenheit vortäuschte, hüllte sich nach so viel Schamlosigkeit mit keuscher Gebärde in ihre Schleier und sagte: „Erlaube mir, o Großer, daß ich einen Augenblick nachdenke. Ich will mich zurückziehen und wiederkommen, denn deine große Gunst hat mich verwirrt“; und sie zog sich zurück, um zu ihrer Mutter zu gehen.

Selma hat mir berichtet, daß sie lachend zurückgekommen sei und gesagt habe: „Mutter, du hast gesiegt! Gib mir die Schale.“ Und Herodias befahl der Sklavin mit einem Ausruf des Triumphes, dem

Mädchen die zurückbehaltene Schale zu übergeben und sagte: „Geh und kehre mit dem verhaßten Kopf zurück, und ich will dich in Perlen und Gold kleiden.“ Selma hat voller Entsetzen gehorcht.

Salome kam tanzend in den Saal zurück, und tanzend kniete sie zu Füßen des Königs nieder und sagte: „Hier bin ich! Auf dieser Schale, die du meiner Mutter gesandt hast als Unterpfand, daß du sie liebst und mich liebst, will ich das Haupt des Johannes erhalten. Dann werde ich nochmals tanzen, wenn es dir gefällt. Ich werde den Tanz des Sieges tanzen, denn ich habe gesiegt. Ich habe dich besiegt, König! Ich habe das Leben besiegt, ich bin glücklich!« Das sagte sie, und uns teilte es ein befreundeter Mundschenk mit.

Herodes fühlte sich zwischen zwei Wünschen hin- und hergerissen: er wollte einerseits seinem Wort treu und andererseits gerecht sein. Doch er verstand es nicht, gerecht zu sein, da er ein Ungerechter ist. Er gab dem Henker, der hinter dem Königsthron stand, ein Zeichen, und dieser nahm die Schüssel aus den Händen Salomes und verließ den Saal des Gastmahls und begab sich zu den unteren Gemächern. Wir sahen ihn den Hof überqueren, ich und Johannes; und kurz darauf hörten wir den Schrei Simeons: „Mörder!“ Und dann sahen wir ihn mit dem Haupt in der Schale zurückkommen . . . Johannes, dein Vorläufer, war tot . . . «

»Simeon, kannst du mir sagen, wie er gestorben ist?« fragt Jesus nach einer Weile.

»Ja. Er betete . . . Er hatte mir zuvor gesagt: „Bald werden die beiden Abgesandten zurückkehren, und wer nicht glaubt, wird glauben. Aber denke daran, wenn ich bei ihrer Rückkehr nicht mehr leben sollte, sage ihnen, was ich, einer, der dem Tod nahe ist, noch einmal zu dir sage, damit du es ihnen sagst: Jesus von Nazaret ist der wahre Messias!“ Er dachte immer an dich . . . Der Henker trat ein . . . Ich schrie laut. Johannes erhob das Haupt und sah ihn. Er stand auf und sagte: „Nur das Leben kannst du mir nehmen. Aber die Wahrheit bleibt und daß es nicht statthaft ist, Böses zu tun.“ Er wollte mir gerade noch etwas sagen, als der Henker das große, schwere Schwert

schwung. Johannes stand noch auf seinen Füßen, als das Haupt von seinem Rumpf fiel mit einem großen Blutstrahl, der seine behaarte Haut rötete und sein mageres Gesicht, in dem die Augen wie Ankläger offen und lebendig blieben, wachsbleich werden ließ. Das Haupt rollte mir zu Füßen ... Zusammen mit seinem Körper fiel ich aus Schwäche und Schmerz zu Boden ... Dann ... Dann ... nachdem Herodias das Haupt mißhandelt hatte, wurde es den Hunden vorgeworfen. Doch wir standen schon bereit, es aufzuheben, hüllten es in einen kostbaren Schleier und fügten es dem Rumpf wieder an. Wir verließen mit dem Leichnam bei Nacht Machärus und balsamierten ihn dann bei Sonnenaufgang mit Hilfe anderer Jünger im Grün eines Akaziengebüsches ein. Doch er wurde uns für weitere Entstellungen entrissen ... Denn sie kann ihn nicht vernichten und kann ihm nicht verzeihen ... Und ihre Sklaven waren aus Furcht vor dem Tod wilder als Schakale und rissen ihm das Haupt ab. Wenn du nur dort gewesen wärest, Manaen ... «

»Wenn ich dort gewesen wäre ... Aber dieses Haupt wird ihr Fluch sein. Die Herrlichkeit des Vorläufers wird um nichts vermindert, auch wenn sein Körper unvollständig ist. Nicht wahr, Meister?«

»Das ist wahr! Auch wenn die Hunde ihn vernichtet hätten, es hätte nichts an seiner Herrlichkeit geändert.«

»Und das Wort bleibt unverändert, Meister. Seine Augen, obwohl verunstaltet durch eine große Wunde, sagen immer noch: „Es ist dir nicht erlaubt.“ Doch wir haben ihn verloren!« sagt Matthias.

»Jetzt gehören wir dir, denn so hat er gesagt und uns auch versichert, daß du es schon weißt.«

»Ja! Seit Monaten schon gehört ihr mir. Wie seid ihr gekommen?«

»Zu Fuß, in Etappen. Ein langer, beschwerlicher Weg war es auf heißem Sand, unter glühender Sonne und von Schmerz gequält. Ungefähr zwanzig Tage sind wir unterwegs gewesen ... «

»Jetzt werdet ihr euch ausruhen!«

Manaen fragt: »Sagt mir, war Herodes nicht erstaunt über meine Abwesenheit?«

»Ja. Zuerst war er beunruhigt, dann wurde er wütend. Aber nachdem der Wutanfall vorüber war, sagte er: „Ein Richter weniger!“ So hat es uns der befreundete Mundschenk berichtet.«

Jesus fügt hinzu: »Ein Richter weniger! Er hat Gott als Richter und das genügt. Kommt hierher, wo wir schlafen. Ihr seid müde und mit Staub bedeckt. Ihr werdet hier Kleider und Sandalen eurer Gefährten finden. Nehmt sie und erfrischt euch. Was dem einen gehört, gehört allen. Du, Matthias, der du groß bist, kannst eines von meinen Kleidern nehmen. Dann werden wir sehen. Gegen Abend, denn es ist der Vorabend des Sabbats, werden meine Apostel zurückkommen. In der nächsten Woche wird Isaak mit den Jüngern kommen, und dann werden auch Benjamin und Daniel, und nach dem Laubhüttenfest sogar Elija, Josef und Levi hier sein. Es ist Zeit, daß sich zu den Zwölfen noch andere gesellen. Geht nun und ruht euch aus!«

Manaen begleitet sie und kehrt dann zurück. Jesus bleibt zusammen mit Manaen. Er setzt sich nachdenklich nieder, sichtlich traurig, und stützt sein Haupt mit der Hand und den Ellbogen auf das Knie. Manaen sitzt am Tisch und rührt sich nicht. Doch er macht ein finsternes Gesicht.

Nach geraumer Zeit hebt Jesus das Haupt, schaut ihn an und fragt: »Und du? Was willst du jetzt tun?«

»Ich weiß es noch nicht ... Es gibt keinen Grund mehr, in Machärus zu bleiben. Doch möchte ich noch am Hof bleiben, um zu erfahren ... und um dich durch mein Wissen beschützen zu können.«

»Es wäre besser für dich, wenn du mir ohne Verzögerung folgen würdest. Aber ich zwing dich nicht. Du wirst kommen, wenn der alte Manaen sich ganz aufgelöst haben wird.«

»Ich möchte auch dieser Frau den Kopf entreißen ... Sie ist nicht wert, ihn zu besitzen ... «

Jesus sagt mit einem leichten Anflug von Lächeln trocken: »So bist du also noch nicht dem menschlichen Reichtum abgestorben. Aber du bist mir trotzdem teuer. Ich weiß, daß ich dich nicht verliere, selbst wenn ich warte. Und ich kann warten ... «

»Meister, ich möchte dir meine Hochherzigkeit schenken, um dich zu trösten; denn du leidest, ich sehe es!«

»Das ist wahr! Ich leide. Sehr sogar! Sehr ...!«

»Nur wegen Johannes? Das glaube ich nicht. Du weißt ihn im Frieden.«

»Ich weiß ihn im Frieden und fühle ihn nahe!«

»Was ist es dann?«

»Was dann? ... Manaen, wem geht die Morgendämmerung voraus?«

»Dem Tag, Meister! Warum fragst du das?«

»Weil der Tod des Johannes dem Tag vorausgeht, an dem ich der Erlöser sein werde. Und das Menschliche in mir zittert bei diesem Gedanken ... Manaen, ich steige auf den Berg. Bleib du hier. Empfange die Ankommenden und hilf denen, die schon da sind. Bleibe bis zu meiner Rückkehr. Dann kannst du tun, was du willst. Leb wohl!«

Jesus geht aus dem Saal. Er geht langsam die Treppe hinunter und durch den Garten und verschwindet auf einem kleinen Pfad zwischen zerzausten Gärten und Olivenhainen, Apfelbäumen, Weinstöcken und Feigenbäumen. Er steigt den Hang eines kleinen Hügels hinauf; und ich sehe ihn nicht mehr.

313 »Gehen wir nach Tarichäa«

Es ist schon Nacht, als Jesus ins Haus zurückkehrt. Er betritt es, ohne im Garten ein Geräusch zu machen, und blickt in die dunkle Küche, die aber leer ist. Dann schaut er in die beiden Räume, wo Matten und Betten sind. Auch sie sind leer. Nur die gewechselten Kleider, die auf einem Haufen liegen, besagen, daß die Apostel zurück sind. Das Haus scheint unbewohnt zu sein, so ruhig ist es.

Jesus steigt, ohne das geringste Geräusch zu verursachen, in der Helle des Vollmondes die Stufen hinauf und gelangt auf die Terrasse. Er überquert sie und gleicht einem Gespenst, das sich lautlos

bewegt. Ein leuchtendes Gespenst. Im bleichen Weiß des Mondlichtes wirkt er schmaler und noch größer. Er hebt den Vorhang, der vor der Türe des oberen Raumes hängt. Drinnen sitzen in Gruppen oder einzeln die Apostel mit den Jüngern des Johannes und Manaen; Margziam ist, das Haupt auf den Knien des Petrus, eingeschlafen. Der Mond hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Raum zu erleuchten; sein phosphoreszierendes Licht flutet durch die offenen Fenster herein. Niemand spricht. Und niemand schläft, mit Ausnahme des Knaben, der auf einer Strohmatte sitzt.

Jesus tritt leise ein; der erste, der ihn bemerkt, ist Thomas. »Oh, Meister!« sagt er und springt auf.

Die anderen schütteln sich alle. Petrus versucht ungestüm aufzuspringen; doch er erinnert sich des Knaben, erhebt sich sanft, legt den braunen Kopf Margziams auf seinen Sitz und kommt als letzter zu Jesus, während der Meister, mit der müden Stimme eines Menschen, der viel gelitten hat, Johannes, Jakobus und Andreas antwortet, die ihm ihren Schmerz mitteilen.

»Ich verstehe es. Aber nur wer nicht glaubt, ist über einen Tod untröstlich. Nicht wir, die wir wissen und glauben, daß Johannes nicht mehr von uns getrennt ist. Früher war er von uns getrennt: entweder er von mir oder ich von ihm. Jetzt nicht mehr! Wo er ist, da bin ich. Und wo ich bin, ist auch er.«

Petrus streckt seinen grauen Kopf zwischen den jugendlichen Köpfen nach vorne, und Jesus sieht ihn. »Hast auch du geweint, Simon des Jona?« Petrus antwortet mit einer noch rauheren Stimme als sonst: »Ja, Herr! Denn auch ich habe zu Johannes gehört ... Und dann ... Und ... wenn ich bedenke, daß ich mich am Tag vor dem letzten Sabbat geärgert habe, weil ich meinte, daß die Anwesenheit der Pharisäer uns den Sabbat verbittern würde! Dieser Sabbat aber ist wahrhaft bitter! Ich habe den Knaben mitgebracht ... um einen noch schöneren Sabbat zu haben ... Und nun ... «

»Laß dich nicht entmutigen, Simon des Jona. Johannes ist nicht verloren. Ich sage es auch dir. Dafür haben wir drei Jünger, die gut ausgebildet sind. Wo ist der Knabe?«

»Dort, Meister! Er schläft.«

»Laß ihn schlafen«, sagt Jesus und beugt sich über das dunkle Köpfcchen. Dann fragt er: »Habt ihr schon zu Abend gegessen?«

»Nein, Meister. Wir haben auf dich gewartet und waren in Sorge wegen der Verspätung, da wir nicht wußten, wo wir dich suchen sollten; es schien uns, als hätten wir auch dich verloren.«

»Wir haben noch Zeit, beisammen zu sein. Auf, bereitet das Abendessen, denn nachher gehen wir anderswo hin. Ich habe das Bedürfnis, mich mit meinen Freunden zurückzuziehen; hier wären wir immer von Menschen umgeben.«

»Ich schwöre dir, ich würde sie nicht ertragen; besonders diese Schlangen von pharisäischen Seelen. Und es könnte etwas passieren, wenn in der Synagoge ein spöttisches Lächeln über uns um ihren Mund spielen sollte!«

»Gut, Simon! ... Ich habe auch das eingerechnet. Daher bin ich gekommen, um euch mit mir zu nehmen.«

Im Schein der auf beiden Seiten des Tisches angezündeten Lämpchen kann man die Veränderungen der Gesichtszüge besser erkennen.

Nur Jesus ist von einer feierlichen Majestät, und Margziam lächelt im Schlaf.

»Das Kind hat schon vorher gegessen«, erklärt Simon.

»So lasse es schlafen«, sagt Jesus.

Inmitten der Seinen opfert er die kargen Speisen auf und verteilt sie an die Anwesenden, die sie lustlos verzehren. Das Abendessen ist bald beendet.

»Sagt mir nun, was ihr getan habt ... « ermuntert sie Jesus.

»Ich bin mit Philippus im Gebiet von Betsaida gewesen. Wir haben deine Botschaft verkündet und ein krankes Kind gepflegt«, sagt Petrus.

»Eigentlich war es Petrus, der es geheilt hat«, sagt Philippus, der nicht für etwas gelobt werden möchte, was er nicht getan hat.

»Oh, Herr, ich weiß nicht, wie ich es gemacht habe. Ich habe viel

gebetet, mit meinem ganzen Herzen, denn ich hatte Mitleid mit dem kranken Kind. Dann salbte ich es mit Öl und rieb es mit meinen rauhen Händen ein ... und es wurde gesund. Als ich sah, daß seine Gesichtsfarbe wiederkehrte und es die Augen öffnete, also wieder auflebte, bekam ich fast Angst.«

Jesus legt ihm wortlos die Hand aufs Haupt.

»Johannes hat die Leute in Staunen versetzt, als er einen Dämon ausgetrieben hat. Aber das Reden war dann meine Sache«, sagt Thomas.

»Auch dein Bruder Judas hat dasselbe getan«, sagt Matthäus.

»Ebenso auch Andreas«, fügt Jakobus des Alphäus bei.

»Simon der Zelote hingegen heilte einen Aussätzigen. Oh, er hatte keine Angst, ihn zu berühren! Und zu mir sagte er dann: „Aber habe doch keine Angst. Der Wille Gottes hält alle körperlichen Übel von uns fern“«, berichtet Bartholomäus.

»Das hast du gut gesagt, Simon! Und ihr beiden?« fragt Jesus Jakobus des Zebedäus und Iskariot, die ein wenig abseits stehen, der erste mit den drei Jüngern des Johannes redend, der andere allein und verdrossen.

»Oh, ich habe nichts getan«, sagt Jakobus. »Aber Judas hat drei mächtige Wunder gewirkt: einen Blinden, einen Lahmen und einen Besessenen hat er geheilt; mir schien, daß es ein Verrückter war. Aber die Leute sagten so ... «

»Und du stehst da mit einem solchen Gesicht, obwohl dir Gott so geholfen hat?« sagt Petrus.

»Auch ich kann demütig sein«, antwortet Iskariot.

»Daraufhin sind wir von einem Pharisäer eingeladen worden. Ich habe mich nicht wohl gefühlt. Aber Judas weiß besser mit ihnen umzugehen und hat ihn wahrhaftig bezähmt. Am ersten Tag war er zurückhaltend, aber dann ... nicht wahr, Judas?«

Judas nickt, ohne ein Wort zu sagen.

»Sehr gut! Ihr werdet es immer besser machen. Nächste Woche werden wir beisammen bleiben. Nun ... Simon, geh und bereite die Boote vor! Auch du, Jakobus!«

»Für alle, Meister? Wir haben nicht alle Platz.«

»Kannst du nicht noch eines bekommen?«

»Ich werde meinen Schwager darum bitten. Einverstanden? Ich gehe.«

»Geh, und sobald du fertig bist, komm zurück. Gib nicht viele Erklärungen.«

Die vier Fischer brechen auf. Die anderen steigen hinunter, um ihre Reisesäcke und Mäntel zu holen. Manaen bleibt bei Jesus. Das Kind schläft ruhig weiter.

»Meister, gehst du weit fort?«

»Ich weiß es noch nicht . . . Sie sind müde und betrübt. Ich auch . . . Ich habe vor, nach Tarichäa auf die Felder zu gehen, um mich in Frieden zurückzuziehen . . . «

»Ich habe das Pferd, Meister. Wenn du erlaubst, werde ich dir dem Ufer entlang folgen. Wirst du lange dort bleiben?«

»Vielleicht die ganze Woche, aber nicht länger.«

»Dann werde ich kommen, Meister. Segne mich bei diesem ersten Abschied. Und nimm mir eine Last vom Herzen.«

»Welche, Manaen?«

»Ich mache mir Vorwürfe, weil ich Johannes alleingelassen habe. Wenn ich dort gewesen wäre, vielleicht . . . «

»Nein! Es war seine Stunde! Er hat sich gewiß gefreut, als er gesehen hat, daß du zu mir gekommen bist. Belaste dich nicht damit. Versuche im Gegenteil, dich rasch und gut von der einzigen Last, die du noch hast, zu befreien: dem Vergnügen, ein Mensch zu sein. Werde Seele, Manaen! Du kannst es. Du hast die Fähigkeit, es zu sein. Leb wohl, Manaen! Mein Friede sei mit dir! Wir werden uns bald in Judäa wiedersehen.«

Manaen kniet nieder, und Jesus segnet ihn. Dann hilft er ihm auf und küßt ihn.

Die anderen kommen wieder herein und nehmen von ihm Abschied, sowohl die Apostel als auch die Jünger des Johannes. Darauf erscheinen die Fischer: »Es ist soweit, Meister, wir können gehen.«

»Gut. Verabschiedet euch von Manaen, der bis morgen abend hier bleibt. Nehmt die Lebensmittel und Wasser; dann wollen wir gehen. Macht wenig Lärm.«

Petrus beugt sich nieder, um Margziam zu wecken.

»Nein, laß ihn. Er könnte weinen. Ich werde ihn auf den Arm nehmen«, sagt Jesus und hebt das Kind sanft auf, das ein wenig jammert, sich aber dann instinktiv in den Armen Jesu zurechtlegt.

Sie löschen die Lampen und gehen hinaus. Nachdem sie die Türe verschlossen haben, steigen alle hinunter. Am Ende des Gartens verabschieden sie sich nochmals von Manaen, und dann begeben sie sich, einer hinter dem anderen, auf der mondhellen Straße zum See: einem riesigen silbernen Spiegel unter dem im Zenit stehenden Mond. Wie drei rote Tropfen auf dem ruhigen Spiegel leuchten die drei Fackeln der Boote, die schon im Wasser sind. Sie verteilen sich auf diese, und zuletzt steigen auch die Fischer ein. Petrus und ein Bursche in das Boot Jesu, Johannes und Andreas in das zweite Boot, Jakobus und ein anderer Junge in das dritte.

»Wohin, Meister?« fragt Petrus.

»Nach Tarichäa. Dort, wo wir nach dem Wunder bei den Gerasenern gelandet sind. Jetzt wird es nicht sumpfig sein. Eine große Ruhe wird dort herrschen.«

Petrus fährt hinaus, und die anderen folgen ihm mit ihren Booten. Keiner spricht. Erst als sie auf dem See sind und Kafarnaum im Schein des Mondes, der alles mit seinem Silberstaub überschüttet, entschwindet, sagt Petrus, als spräche er mit seinem Steuerruder: »Gefällt mir. Morgen werden sie uns suchen, alte Barke, und dir haben wir es zu verdanken, wenn sie uns nicht finden.«

»Mit wem redest du, Simon?« fragt Bartholomäus.

»Mit der Barke. Weißt du denn nicht, daß sie für die Fischer wie eine Braut ist? Wie viel habe ich schon mit ihr gesprochen! Mehr als mit Porphyria. Meister! ... Ist das Kind gut zugedeckt? Es ist feucht auf dem See bei Nacht ... «

»Ja! Höre Simon! Komm her, ich muß mit dir reden ... «

Petrus überläßt das Steuer dem Schiffsjungen und geht zu Jesus.

»Ich habe Tarichäa gesagt. Doch es genügt, wenn wir nach dem Sabbat dort sind, um Manaen wieder begrüßen zu können. Kennst du einen Platz in der Nähe, wo wir in Frieden sein könnten?«

»Oh, Meister! In Frieden? Wir oder auch die Boote? Für diese braucht es Tarichäa oder Häfen am anderen Ufer. Aber wenn es für uns sein soll, dann genügt es, wenn du dich in die Wildnis jenseits des Jordan begibst, wo nur die Tiere dich aufspüren können . . . oder vielleicht der eine oder andere Fischer, der die Netze bewacht. Wir können die Boote in Tarichäa lassen. Wir werden in der Morgendämmerung dort ankommen und rasch die Furt durchqueren. Um diese Zeit ist es sehr leicht.«

»Gut, so werden wir es machen . . . «

»Ekelt dich die Welt auch an? Ziehst du die Fische und die Mücken vor? Du hast recht!«

»Ich empfinde keinen Ekel. Man darf keinen empfinden. Aber ich will verhindern, daß ihr Ärgernis erregt, und will mich in diesen Stunden des Sabbats mit euch trösten.«

»Mein Meister . . . !« Petrus küßt ihn auf die Stirne und geht davon, indem er sich eine dicke Träne abwischt, die gerade hervorquillt und in den Bart rinnen will. Er geht zu seinem Steuer zurück und lenkt das Boot nach Süden, während das Mondlicht abnimmt und der Mond schließlich hinter einem Hügel verschwindet. Doch, obgleich er sein großes Gesicht vor den Augen der Menschen verbirgt, erhellt er immer noch den Himmel und den östlichen Strand. Der Rest ist dunkelblau und kaum erkennbar im Schein der Fackel am Bug.

314 Unterredung mit einem Schriftgelehrten

Als Jesus seinen Fuß auf das rechte Ufer des Jordan setzt, eine gute Meile, vielleicht etwas mehr von der kleinen Halbinsel Tarichäa entfernt, dort wo schöne grüne Äcker liegen, weil die Erde in der Tiefe feucht ist und so auch die empfindlichsten Pflanzen am Leben erhält, findet er viel Volk vor, das ihn erwartet.

Die Vettern kommen ihm mit Simon dem Zeloten entgegen: »Meister, die Boote haben uns angekündigt . . . Vielleicht ist auch Manaen für sie zum Wegweiser geworden . . . «

»Meister«, entschuldigt sich Manaen. »Ich bin in der Nacht abgereist, um nicht gesehen zu werden, und habe mit niemandem gesprochen. Glaube es mir! Viele haben mich gefragt, wo du hingegangen bist. Aber ich habe allen nur gesagt: „Er ist abgereist.“ Doch ich glaube, ein Fischer hat den Schaden angerichtet, als er sagte, er habe dir ein Boot gegeben . . . «

»Dieser Dummkopf von einem Schwager!« ruft Petrus aus. »Ich habe ihm doch gesagt, daß er nichts verraten darf! Ich habe ihm auch gesagt, daß wir nach Betsaida gehen und ihm den Bart ausreißen würden, wenn er etwas verrät. Ich werde es tun! Oh, ich werde es tun! Und jetzt? Lebt wohl, Friede, Abgeschiedenheit und Ruhe!«

»Beruhige dich, Simon. Wir haben ja schon unsere friedlichen Tage gehabt. Übrigens habe ich bereits das Ziel, das ich verfolge, teilweise erreicht: euch zu belehren, zu trösten und zu beruhigen, um Beleidigungen und Reibereien zwischen euch und den Pharisäern von Kafarnaum zu vermeiden. Jetzt gehen wir zu denen, die auf uns warten, um ihren Glauben und ihre Liebe zu belohnen. Ist diese Liebe nicht auch etwas, was uns erhebt? Wir leiden unter dem Haß. Hier ist Liebe, darum ist es Freude!«

Petrus beruhigt sich wie ein Wind, der schlagartig aufhört zu blasen, und Jesus geht zu der Menge der Kranken, die ihn mit sehnsuchtsvollen Gesichtern erwarten; er heilt einen nach dem anderen, gütig und geduldig auch einem Schriftgelehrten gegenüber, der ihm sein krankes Kind vorstellt.

Dieser Schriftgelehrte sagt ihm: »Siehst du? Du fliehst. Aber es ist unnütz. Haß und Liebe sind klug im finden. Hier hat dich die Liebe gefunden, wie es im Hohenlied geschrieben steht. Du bist ja schon für viele wie der Bräutigam des Hohenliedes. Und man kommt zu dir, wie Schulammit dem Bräutigam trotz der Runden der Wächter und der Viergespanne des Amminadab entgegengeht.«

»Warum sagst du das? Warum?«

»Weil es wahr ist! Es ist gefährvoll, zu dir zu kommen, denn du bist verhaßt. Weißt du denn nicht, daß du in der Gunst Roms stehst, und der Tempel dich haßt?«

»Warum versuchst du mich, Mann! Du legst Arglist in deine Worte, um dem Tempel und Rom meine Antworten zu bringen. Ich habe deinen Sohn nicht aus Arglist geheilt . . . «

Der Schriftgelehrte neigt, durch den sanften Vorwurf verwirrt, das Haupt und bekennt: »Ich sehe, daß du wirklich die Herzen der Menschen kennst. Verzeih . . . Ich sehe, daß du wirklich heilig bist. Verzeih! Ich bin hierher gekommen, um in mir die Hefe gären zu lassen, die andere in mich gestreut haben . . . «

»Und die in dir die geeignete Wärme gefunden hat, um aufzugehen.«

»Ja, das ist wahr . . . Aber jetzt gehe ich ohne Hefe im Herzen weg. Oder besser gesagt, mit einer neuen Hefe.«

»Ich weiß es. Ich trage dir nichts nach. Viele sind durch eigenen Willen schuldig, viele durch den Willen anderer. Und der gerechte Richter wird verschiedene Maßstäbe anlegen, wenn er über sie urteilen wird. Du, Schriftgelehrter, sei gerecht und verführe in Zukunft nicht, wie du verführt worden bist. Wenn die Welt Druck auf dich ausübt, dann betrachte die lebendige Gnade, die dein Sohn ist, der vom Tod errettet wurde, und sei Gott dankbar!«

»Dir!«

»Gott! Ihm gebührt alle Ehre und Preis. Ich bin sein Messias und lobe und preise ihn als erster. Ich gehorche ihm als erster. Denn *der Mensch erniedrigt sich nicht, wenn er Gott in Wahrheit verehrt, aber er entwürdigt sich, wenn er der Sünde dient.*«

»Du sagst es gut. Sprichst du immer so? Für alle?«

»Für alle! Ob ich zu Hannas, zu Gamaliël oder zu einem bettelnden Aussätzigen auf einer Bahre rede, die Worte sind immer dieselben, weil es nur eine Wahrheit gibt.«

»Rede also, da wir alle hier sind, um ein Wort oder eine Gunst von dir zu erbitten.«

»Ich werde reden. Damit man nicht sagen kann, daß ich voreingenommen bin gegen den, der ehrlich in seinen Überzeugungen ist.«

»Die ich gehabt habe, sind schon dahin. Aber es ist wahr, ich war ehrlich in ihnen. Ich glaubte, Gott einen Dienst zu erweisen, als ich dich bekämpfte.«

»Du bist aufrichtig. Und deshalb verdienst du, Gott zu verstehen, der niemals Lüge ist. Doch deine Überzeugungen sind noch nicht gestorben, ich sage es dir. Nur oberflächlich gesehen scheinen sie abgestorben zu sein; denn sie sind wie verbranntes Unkraut, dessen Wurzeln noch leben und vom Erdreich genährt werden. Der Tau läßt sie ein, neue Triebe zu bilden und diese wiederum, neue Blätter. Du mußt darüber wachen, daß dies nicht geschieht, sonst wirst du aufs neue vom Unkraut überwuchert. Israel stirbt sehr schwer.«

»Muß Israel also sterben? Ist es eine schlechte Pflanze?«

»Es muß sterben, um auferstehen zu können.«

»Ein geistige Reinkarnation?«

»Eine geistige Entfaltung! Es gibt keine Reinkarnationen, bei keiner Art.«

»Manche glauben aber daran.«

»Sie sind im Irrtum!«

»Der Hellenismus hat auch in uns einen solchen Glauben aufkommen lassen. Die Gelehrten weiden sich daran und rühmen sich seiner wie einer vornehmen Speise.«

»Es handelt sich um den absurden Widerspruch derer, die den Fluch über jeden aussprechen, der eine der sechshundertdreizehn kleinen Vorschriften übertreten hat.«

»Das ist wahr. Aber . . . so ist es. Man macht gerne nach, was man doch im Grunde haßt.«

»Dann ahmt mich nach, da ihr mich haßt. Es wird besser für euch sein.«

Der Schriftgelehrte muß notgedrungen über diese Folgerung Jesu lachen. Das Volk steht mit offenem Mund da und hört zu, und die entfernter Stehenden lassen sich von ihren Nachbarn die Worte der beiden wiederholen.

»Aber im Vertrauen gesagt, was hältst du von der Reinkarnation?«

»Ich habe dir schon gesagt, daß es ein Irrtum ist.«

»Manche behaupten, daß die Lebenden aus den Toten hervorgehen und die Toten aus den Lebenden, denn das, was ist, kann nicht vernichtet werden.«

»Was ewig ist, kann nicht vernichtet werden, das ist wahr. Aber sage mir, glaubst du, daß dem Schöpfer selbst Grenzen gesetzt sind?«

»Nein, Meister! Dies anzunehmen hieße, ihn herabsetzen.«

»Du sagst es. Und kann man sich dann vorstellen, daß er die Reinkarnation des Geistes erlaubt, weil er nur eine beschränkte Anzahl von Seelen zur Verfügung hat?«

»Das kann man nicht annehmen. Und doch gibt es Leute, die so denken.«

»Und was noch schlimmer ist: so denkt man auch in Israel. Dieser Gedanke einer Unsterblichkeit des Geistes, der schon bei einem Heiden groß ist, auch wenn er mit dem Irrtum eines ungerechten Werturteils über die Art dieser Unsterblichkeit verbunden ist, sollte bei den Israeliten vollkommen sein. Wer ihn jedoch im heidnischen Sinn auslegt, macht einen geschmälernten, erniedrigenden, schuldhaften Gedanken daraus. Er erniedrigt den Gedanken, der sich als bewundernswürdig erweist, wenn er beim Heiden von sich aus der Wahrheit nahekommt und damit die Zusammensetzung der menschlichen Natur bestätigt, in der Ahnung eines unvergänglichen Lebens, des geheimnisvollen Dings, das den Namen Seele trägt und uns von den Tieren unterscheidet. Es ist eine Erniedrigung des Gedankens, wenn einer die göttliche Weisheit und den wahren Gott kennt und doch in einer so hohen geistigen Angelegenheit Materialist wird. Der Geist wandert nur vom Schöpfer zum Geschöpf und vom Geschöpf zum Schöpfer, zu dem er nach dem Leben zurückkehrt, um von ihm das Urteil über Leben und Tod zu empfangen. Und dort, wo er hingsandt wird, bleibt er ewig. Das ist die Wahrheit!«

»Läßt du das Fegefeuer nicht gelten?«

»Doch. Warum fragst du das?«

»Weil du sagst: „Wohin er gesandt wird, da bleibt er.“ Der Aufenthalt im Fegefeuer aber ist zeitlich begrenzt.«

»Es gehört in meinen Gedanken schon zum ewigen Leben. Das Fegefeuer ist schon „Leben“! Ohnmächtig, gebunden, aber immerhin Leben. Nach Beendigung des zeitweiligen Aufenthaltes im Fegefeuer erlangt der Geist das vollkommene Leben; er erreicht es ohne Schranken und Bande. Zwei Dinge sind es, die bleiben: der Himmel und der Abgrund, das Paradies und die Hölle. Zwei Arten von Seelen bleiben: die Seligen und die Verdammten. Doch aus den drei Reichen, die nun bestehen, kehrt kein Geist mehr zurück, um Fleisch anzunehmen. Und das bis zur endgültigen Auferstehung, die für immer die Umkleidung der Geister mit dem Fleisch, des Unsterblichen mit dem Sterblichen, abschließen wird.«

»Des Ewigen, nicht wahr?«

»Ewig ist Gott. Ewig sein heißt, weder Anfang noch Ende haben. Und so ist nur Gott. Die Unsterblichkeit ist eine unendliche Fortsetzung des Lebens von dem Augenblick an, da es begonnen hat. Und so ist es mit dem Geist des Menschen. Das ist der Unterschied.«

»Du sagst aber: „Ewiges Leben“.«

»Ja. Sobald einer ins Leben gerufen worden ist, kann er durch den Geist, die Gnade und den Willen das ewige Leben erlangen. Nicht die Ewigkeit. Das Leben setzt Anfang voraus. Man sagt nicht: „Das Leben Gottes“, denn Gott hat keinen Anfang gehabt.«

»Und du?«

»Ich werde leben, weil ich auch Fleisch bin und die Seele des Christus im menschlichen Fleisch mit dem göttlichen Geist vereint habe.«

»Gott heißt „der Lebendige“.«

»Tatsächlich kennt er den Tod nicht. Er ist Leben. Unerschöpfliches Leben. Nicht Leben Gottes! Aber Leben! Nur das! Es sind Feinheiten, o Schriftgelehrter! Aber Weisheit und Wahrheit kleiden sich in Feinheiten.«

»Sprichst du so zu den Heiden?«

»Nein! Sie würden es nicht verstehen. Ich zeige ihnen die Son-

ne. Aber so, wie ich sie einem Kind zeigen würde, das bis dahin blind und töricht gewesen und nun auf wunderbare Weise sehend und klug geworden ist. Die Sonne als Gestirn, ohne auf ihr Wesen einzugehen. Aber ihr von Israel seid weder blind noch töricht. Seit Jahrhunderten hat der Finger Gottes euch die Augen geöffnet und den Geist geklärt . . . «

»Das ist wahr, Meister. Und doch sind wir blind und töricht.«

»Ihr habt euch selbst so gemacht und wollt das Wunder dessen nicht, der euch liebt.«

»Meister . . . «

»Das ist Wahrheit, Schriftgelehrter!«

Dieser senkt das Haupt und schweigt. Jesus läßt ihn stehen und geht weiter, und im Vorübergehen liebkost er Margziam und das Söhnchen des Schriftgelehrten, die zusammen mit bunten Steinchen spielen. Was folgt, die Unterhaltung mit dieser oder jener Gruppe, ist mehr als eine Predigt. Und doch ist es eine ununterbrochene Predigt, denn sie hebt jeden Zweifel auf, klärt jeden Gedanken, faßt zusammen oder erweitert das schon Gesagte und setzt sich mit den verschiedenen Anschauungen auseinander.

Und so gehen die Stunden dahin . . .

315 Die erste Brotvermehrung

Am selben Ort wie tags zuvor. Nur dringt die Sonne nicht mehr von Osten her durch die Waldung, welche die Ufer des Jordan an dieser verwilderten Stelle beim Ausfluß des Seewassers in das Flußbett säumt, sondern sie sendet von Westen her ihre letzte roten Strahlen über den Himmel. Unter diesem dichten Blätterwerk ist das Licht stark gedämpft und neigt schon zu den friedlichen Tönungen des Abends. Die Vögel sind wie trunken von der Sonne, die sie im Lauf des Tages genossen, und der reichlichen Nahrung, die sie auf den umliegenden Feldern gefunden haben; sie zwitschern und singen aus voller Kehle auf den Wipfeln der Bäume. Der Abend sinkt her-

nieder, während der Tag sich mit seiner letzten Pracht schmückt. Die Apostel machen Jesus, der immer noch unterweist und die ihm gestellten Fragen beantwortet, darauf aufmerksam.

»Meister, der Abend nähert sich. Der Ort ist einsam, fern von Häusern und Dörfern, dunkel und feucht. Bald wird man sich hier nicht mehr sehen und nicht einmal mehr gehen können. Der Mond geht spät auf. Entlasse die Menschen, damit sie nach Tarichäa oder in die Dörfer am Jordan gehen und sich Nahrung kaufen und ein Obdach suchen können.«

»Es ist nicht nötig, daß sie weggehen. Gebt ihr ihnen zu essen. Sie können hier schlafen, wie sie hier geschlafen haben, als sie auf mich warteten.«

»Wir haben nur noch fünf Brote und zwei Fische, Meister. Du weißt es.«

»Bringt sie mir!«

»Andreas, geh und suche den Knaben. Er hat die Aufsicht über die Tasche. Soeben war er noch mit dem Sohn des Schriftgelehrten und zwei anderen Knaben zusammen; sie haben sich Blumenkränze gemacht, weil sie König spielen.«

Andreas geht rasch weg. Auch Johannes und Philippus suchen Margziam in der Menge, die ständig in Bewegung ist. Sie finden ihn fast gleichzeitig, mit dem Sack mit den Lebensmitteln auf dem Rücken, einem blühenden Zweig um den Kopf und einem Gürtel von Waldreben, von dem als Schwert ein Schilfrohr herabhängt. Bei ihm sind sieben weitere, ebenso aufgeputzte Kinder. Sie bilden das Gefolge des Sohnes des Schriftgelehrten, eines sehr zarten Knaben mit ernstem Blick, der viel gelitten haben muß. Er ist reichlicher geschmückt als die anderen und spielt den König.

»Komm, Margziam, der Meister will dich haben!«

Margziam läßt die Freunde stehen und eilt weg, ohne seine blumigen Ehrenzeichen abzulegen. Aber die anderen folgen ihm, und bald darauf ist Jesus von einer kleinen Gruppe blumengeschmückter Knaben umgeben. Er liebkost sie, während Philippus aus dem Sack

ein Bündel mit dem Brot und zwei dicken Fischen holt; etwa zwei Kilo Fisch. Sie würden nicht einmal für die siebzehn, mit Margziam eigentlich achtzehn Personen des Gefolges Jesu reichen. Sie bringen Brot und Fisch zu Jesus.

»Gut! Bringt mir jetzt Körbe. Siebzehn, so viele ihr seid. Margziam soll an die Kinder Brot und Fisch austeilen ...« Jesus blickt den Schriftgelehrten scharf an, der immer noch in seiner Nähe steht, und fragt ihn: »Willst auch du unter die Hungrigen Speisen verteilen?«

»Ich würde es gerne tun, doch ich habe selbst nichts.«

»Gib von dem Meinen, ich erlaube es dir.«

»Aber ... hast du denn die Absicht, fünftausend Männer und dazu noch die Frauen und die Kinder mit diesen zwei Fischen und fünf Broten zu speisen?«

»Ohne Zweifel! Sei nicht ungläubig! Wer glaubt, sieht, wie das Wunder geschieht!«

»Oh, dann möchte ich auch helfen, die Speisen zu verteilen!«

»So laß dir einen Korb geben.«

Die Apostel kommen mit hohen, schmalen, niedrigen und breiten Körben zurück. Der Schriftgelehrte bringt einen ziemlich kleinen Brotkorb. Man sieht, daß sein Glaube oder sein Unglaube ihn diesen hat aussuchen lassen, da er meint, keinen größeren zu brauchen.

»Gut! Stellt sie alle vor mich hin. Die Leute sollen sich in Reihen hinsetzen, so gut es geht.«

Während dies geschieht, hebt Jesus das Brot mit den Fischen darauf zum Himmel, opfert beides auf, betet und segnet es. Der Schriftgelehrte läßt ihn keinen Moment aus den Augen. Dann bricht Jesus die fünf Brote in achtzehn Teile, macht auch aus den Fischen achtzehn Stücklein und legt davon je eines in jeden Korb. Aus den Brotstücken macht er je zwanzig Brocken, nicht mehr, und legt sie wieder in die Körbe.

»Nun nehmt die Körbe, verteilt, bis alle satt sind. Geh, Margziam, und teile an deine Spielgefährten aus.«

»Uh, wie schwer er ist!« sagt Margziam, als er seinen Korb nimmt

und damit gleich zu seinen kleinen Freunden geht. Er geht gebeugt, als sei er schwer beladen.

Die Apostel, die Jünger, Manaen und der Schriftgelehrte sehen ihm, unsicher geworden, nach ... Dann nehmen auch sie ihre Körbe, blicken sich kopfschüttelnd an und sagen: »Das Kind scherzt! Sie wiegen nicht mehr als zuvor.«

Der Schriftgelehrte schaut in seinen Korb und greift mit der Hand hinein; denn es ist bereits dunkel im Dickicht, in dem Jesus sich befindet, während es auf der Lichtung noch halbwegs hell ist. Trotz der Bestätigung ihrer Zweifel gehen sie auf das Volk zu und beginnen auszuteilen. Und sie verteilen, verteilen und verteilen. Ab und zu wenden sie sich erstaunt um, und blicken auf Jesus, der in immer größerer Entfernung und mit verschränkten Armen an einem Baum lehnt, während er über ihr Erstaunen fein lächelt.

Sie verteilen lange und reichlich ... Margziam, der einzige, der nicht verblüfft ist, lacht fröhlich, während er den Schoß vieler armer Kinder mit Brot und Fischen anfüllt. Er ist auch der erste, der zu Jesus zurückkommt und sagt: »Ich habe viel, viel, sehr viel gegeben ... denn ich weiß, was Hunger ist ... !« Er hebt sein jetzt nicht mehr mageres Gesichtlein, erbleicht und reißt die Augen auf ... Doch Jesus liebkost ihn, und das Lächeln kehrt wieder auf das Kindergesicht zurück, das sich vertrauensvoll an Jesus, seinen Lehrer und Beschützer, schmiegt.

Langsam kommen auch die Apostel und Jünger zurück, stumm vor Staunen. Der letzte ist der Schriftgelehrte, der auch nichts sagt, aber eine Geste macht, die mehr ausdrückt als eine lange Rede. Er kniet nieder und küßt den Saum des Gewandes Jesu.

»Nehmt euren Teil und gebt auch mir ein wenig davon. Wir wollen die Speise Gottes essen.«

Sie essen Brot und Fisch, jeder entsprechend seinem Hunger ... Indessen tauschen die gesättigten Menschen ihre Meinungen aus. Auch jene in der Nähe Jesu getrauen sich nun zu sprechen und betrachten dabei Margziam, der mit den Kindern lacht und seinen Fisch fertig ißt.

»Meister«, fragt der Schriftgelehrte, »warum hat das Kind sofort das Gewicht gespürt und wir nicht? Ich habe auch hineingegriffen. Es waren nur ein paar Brotbrocken und ein einziges Stücklein Fisch darin. Ich habe die Schwere erst gespürt beim Gang zu den Leuten. Aber wenn es das Gewicht von dem gehabt hätte, was ich austeilte, wären zwei Maulesel nötig gewesen, um den Korb, nein, einen mit Nahrungsmitteln beladenen Wagen zu ziehen. Anfangs war ich sparsam ... dann fing ich an zu geben, zu geben, und um nicht ungerecht zu sein, ging ich zu den ersten zurück und gab ihnen nochmals; denn sie hatten das erste Mal nur wenig bekommen. Und doch hat es gereicht.«

»Auch ich habe gespürt, wie der Korb schwerer wurde, während ich hinging; ich habe sofort viel gegeben, denn ich verstand, daß du ein Wunder gewirkt hattest«, sagt Johannes.

»Ich hingegen habe mich zunächst hingesetzt und den Korb in den Schoß geleert, um zu sehen ... Ich habe viele Brote gesehen. Da bin ich gegangen«, sagt Manaen.

»Ich habe sie gezählt, denn ich wollte mich nicht blamieren. Es waren fünfzig Brotstückchen. Ich habe mir gesagt: „Ich will sie an fünfzig Personen austeilen und dann zurückkehren.“ Ich habe gezählt. Doch bei fünfzig angekommen, war das Gewicht immer noch das gleiche. Da habe ich nachgesehen. Es waren immer noch viele darin. So bin ich gegangen und habe an Hunderte verteilt. Doch es wurden nie weniger«, sagt Bartholomäus.

»Ich, ich muß gestehen, daß ich nicht geglaubt habe. Ich habe die Brotbrocken und das Fischstück in die Hand genommen, sie angesehen und bei mir gesagt: „Was soll das? Jesus will einen Scherz machen ...!“ Ich stand hinter einem Baum und schaute auf ihn und auf die Stücklein und hoffte, daß sie sich vermehren würden, und zweifelte zugleich daran. Aber es blieben immer dieselben. Ich wollte schon zurückkehren, als Matthäus vorbeikam und sagte: „Hast du gesehen, wie schön sie sind?“ „Was denn?“ habe ich gefragt. „Nun die Brote und die Fischlein ...“ „Bist du denn verrückt? Ich sehe nur

Brotbrocken.“ Geh und teile sie mit Vertrauen aus und du wirst sehen. „Ich habe die wenigen Brocken in den Korb zurückgelegt und bin zögernd weitergegangen ... Und dann ... Verzeih mir, Jesus, denn ich bin ein Sünder!“ sagt Thomas.

»Nein, du bist ein Weltmensch. Du *denkst* weltlich.«

»Auch ich, Herr. So sehr, daß ich dachte, ihnen zum Brot noch ein Geldstück zu geben, damit sie anderswo essen könnten. Ich glaubte, dir helfen zu können, einen besseren Eindruck zu machen«, sagt Iskariot. »Wie bin ich also – wie Thomas – oder noch schlimmer?«

»Noch viel mehr als Thomas, du *bist* „weltlich“.«

»Und doch wollte ich, um des Himmels willen, Almosen geben! Es war mein eigenes Geld ... «

»Almosen für dich selbst und deinen Hochmut. Und Almosen für Gott. Doch er bedarf ihrer nicht. Almosen für deinen Hochmut sind Sünde, kein Verdienst.«

Judas neigt das Haupt und schweigt.

»Ich habe geglaubt, daß ich diesen Bissen Fisch und diese Bröcklein Brot noch kleiner machen müßte, damit sie genügen könnten. Aber ich habe nicht daran gezweifelt, daß sie ihrem Nährwert und ihrer Anzahl nach ausreichen könnten. Ein Tropfen Wasser, von dir gegeben, kann nahrhafter sein als eine volle Mahlzeit«, sagt der Zelote.

»Und was habt ihr gedacht?« fragt Petrus die Vетtern Jesu.

»Wir haben uns an Kana erinnert ... und haben nicht gezweifelt«, sagt Judas ernst.

»Und du, Jakobus, mein Bruder, dachtest du nur daran?«

»Nein! Ich dachte, es könnte eines der Sakramente sein, von denen du zu mir gesprochen hattest ... Ist es so, oder irre ich mich?«

Jesus lächelt: »Es ist so, und ist doch nicht so. Mit der Wahrheit vom Nährwert eines Tropfen Wassers, von der Simon sprach, muß der Gedanke an eine spätere Gestalt verbunden werden. Doch jetzt ist es noch kein Sakrament.«

Der Schriftgelehrte betrachtet ein Brotstückchen in seiner Hand.

»Was machst du damit?«

»Ein ... Andenken.«

»Auch ich behalte eines. Ich werde es in einem kleinen Säcklein Margziam an den Hals hängen«, sagt Petrus.

»Ich will es meiner Mutter bringen«, sagt Johannes.

»Wir, wir haben alles aufgeessen ...« sagen die anderen beschämt.

»Steht auf! Geht noch einmal mit den Körben herum und sammelt die Reste ein. Sucht die Ärmsten aus dem Volk heraus und bringt sie, zusammen mit den Körben, zu mir. Dann geht ihr alle, ihr, meine Jünger, zu den Booten und fahrt auf den See hinaus, zur Ebene von Gennesaret. Ich will die Leute entlassen, nachdem ich die Ärmsten beschenkt habe, und euch dann einholen.«

Die Apostel gehorchen ... und kehren mit zwölf gefüllten Körben zurück. Es folgen ihnen etwa dreißig Bettler oder sehr elende Menschen.

»Gut so. Geht nun.«

Die Apostel und die Jünger des Johannes verabschieden sich von Manaen und gehen etwas widerstrebend weg, weil sie Jesus verlassen müssen. Doch sie gehorchen. Manaen wartet noch mit Jesus, bis die Menge sich im letzten Tageslicht nach den Dörfern aufmacht oder eine Schlafstätte im hohen trockenen Schilf sucht. Dann nimmt er Abschied. Vor ihm, ja sogar als einer der ersten, ist der Schriftgelehrte weggegangen; denn er ist mit seinem Söhnchen den Aposteln gefolgt.

Nachdem alle gegangen oder schon in Schlaf gesunken sind, erhebt sich Jesus, segnet die Schlafenden, und langsamen Schrittes geht er zum See auf die Halbinsel von Tarichäa zu, die sich einige Meter über dem Wasserspiegel erhebt, als wäre sie ein Stück eines in den See geschobenen Hügels. Und an seinem Fuß angelangt, steigt er, ohne in die Stadt hineinzugehen, sondern sie umgehend, auf die kleine Erhebung, setzt sich auf einen spitzen Felsvorsprung nieder und betet im Angesicht des Himmels und im Schein der klaren Mondnacht.

316 Jesus wandelt auf dem Wasser

Es ist spät am Abend, beinahe Nacht, denn man sieht kaum etwas auf dem Weg, der sich einem Hügel emporschlängelt, auf dem vereinzelte Bäume stehen. Es scheinen Olivenbäume zu sein, doch wegen des schwachen Lichtes kann ich es nicht mit Sicherheit sagen. Sie sind nicht sehr hoch, dichtbelaubt und gewunden, wie es Ölbäume gewöhnlich sind.

Jesus ist allein. Er ist weißgekleidet und trägt einen dunkelblauen Mantel. Er steigt empor und geht zwischen den Bäumen durch. Er geht mit langem und sicherem Schritt. Nicht schnell, aber durch die langen Schritte kommt er doch rasch voran, ohne sich zu beeilen. Schließlich erreicht er einen balkonartigen Vorsprung, von dem aus man auf den See sieht, der ruhig unter dem Schein der Sterne liegt, die schon den Himmel mit ihren Lichtaugen bedecken. Die Stille umhüllt Jesus in ihrer ruhigen Umarmung, läßt ihm das Volk und die Erde aus dem Gedächtnis entschwinden und verbindet ihn mit dem Himmel, der herabzusteigen scheint, um das Wort Gottes anzubeten und es mit dem Licht seiner Gestirne zu lieblosen.

Jesus betet in seiner üblichen Haltung: aufrecht stehend mit ausgebreiteten Armen. Hinter seinem Rücken steht ein Olivenbaum, an dessen dunklen Stamm er gekreuzigt zu sein scheint. Das Laubwerk überragt ihn kaum, groß wie er ist, und ersetzt durch ein zu Christus passendes Wort die Aufschrift am Kreuz. Dort: »König der Juden«; hier: »König des Friedens.« Der friedliche Olivenbaum sagt dem, der es versteht, das richtige Wort. Jesus betet lange. Dann setzt er sich auf dem Vorsprung, auf dem der Baum steht, auf einen Wurzelknoten, und nimmt seine übliche Haltung ein, mit den gefalteten Händen und den auf den Knien aufgestützten Ellbogen. Er ist in Betrachtung versunken. Wer weiß, welches göttliche Gespräch er mit dem Vater und dem Geist in dieser Stunde führt, in der er allein ist und ganz Gott angehören kann. Gott mit Gott!

Es kommt mir vor, als ob viele Stunden so vorübergingen, denn

ich sehe, daß die Sterne ihre Position gewechselt haben und viele bereits im Westen untergegangen sind.

Gerade als sich im äußersten Osten ein schwacher Schein bemerkbar macht, der noch nicht Licht genannt werden kann, schüttelt ein leichter Windstoß den Olivenbaum. Darauf herrscht wieder Stille. Bald danach wird der Wind stärker. Die in kurzen Abständen kommenden Windstöße werden heftiger. Das Licht des Morgengrauens hat Mühe, sich durch die dunklen Wolkenmassen, die den Himmel bedecken und von immer stärkeren Windstößen getrieben werden, einen Weg zu bahnen. Auch der See ist nicht mehr ruhig. Ein Sturm scheint aufzukommen, der sehr dem ähnelt, den ich schon in der Vision vom Sturm auf dem Meer gesehen habe. Das Rauschen der Blätter und das Schäumen des Wassers erfüllen nun die Luft, die noch vor kurzem so ruhig war.

Jesus erwacht aus seiner Betrachtung. Er erhebt sich und schaut auf den See. Im Licht der letzten Sterne und des ärmlichen Morgengrauens sucht er etwas und sieht die Barke des Petrus, die sich mühsam dem gegenüberliegenden Ufer nähern will, es aber nicht schafft. Jesus hüllt sich fester in seinen Mantel, zieht den Saum, der ihm beim Abstieg hinderlich wäre, wie eine Kapuze über sein Haupt und eilt, nicht auf der Straße, sondern auf einem Pfad, direkt zum See hinunter. Er geht so rasch, daß er zu fliegen scheint.

Am Ufer angelangt, das von den Wellen gepeitscht wird, die auf dem Kies einen flockigen Schaum bilden, schreitet er rasch weiter, als ob er nicht auf einem flüssigen Element, sondern auf dem glatte- sten und festesten Grund und Boden wandle. Jetzt wird er Licht. Es scheint, als ob das wenige Licht, das von den verblassenden Sternen und der stürmischen Dämmerung ausgeht, sich auf ihn konzentriere und sein schlanker Körper phosphoresziere. Er fliegt auf den Wellen, auf den schäumenden Wellenkronen und in den dunklen Tälern zwischen Welle und Welle dahin, mit nach vorn gestreckten Armen und dem sich um sein Antlitz blühenden Mantel, der wie ein kurzer Flügelschlag flattert, da er eng um den Leib gezogen ist.

Die Apostel sehen Jesus und stoßen einen Angstschrei aus, den der Wind zu Jesus trägt.

»Fürchtet euch nicht, ich bin es!« Die Stimme Jesu dringt mühelos über den See, obwohl Gegenwind herrscht.

»Bist du es wirklich, Meister?« fragt Petrus. »Wenn du es bist, dann laß mich zu dir kommen und mit dir auf dem Wasser wandeln.«

Jesus lächelt. »Komm!« sagt er einfach, als wäre es die einfachste Sache der Welt, auf dem Wasser zu wandeln.

Und Petrus, nur mit der kurzen ärmellosen Tunika bekleidet, springt über Bord und geht Jesus entgegen.

Doch als er ungefähr fünfzig Meter von der Barke und ebensoweit von Jesus entfernt ist, packt ihn die Angst. Bis dahin hat ihn sein Liebesimpuls getragen. Nun überkommt ihn das Menschliche, ... und er fürchtet für sein Leben. Wie einer, der sich auf schlüpfrigem Boden oder vielmehr auf Treibsand befindet, beginnt er zu wanken, zu gestikulieren und unterzugehen. Und je mehr er gestikuliert und sich fürchtet, um so mehr sinkt er ein.

Jesus ist stehengeblieben und schaut auf ihn. Ernst und erwartungsvoll. Aber er streckt nicht einmal seine Hände aus. Er hat vielmehr die Arme vor der Brust verschränkt, sagt kein Wort und macht keinen Schritt.

Petrus sinkt ein. Die Knöchel, die Waden, die Knie verschwinden. Das Wasser reicht ihm schon bis an die Lenden und ist bald beim Gürtel angelangt. Ein großer Schrecken zeichnet sein Gesicht. Ein Schrecken, der auch seine Gedanken lähmt. Er ist nur noch ein Mensch, der fürchtet, ertrinken zu müssen. Er denkt nicht einmal daran, daß er schwimmen kann. Er ist vor Furcht betäubt.

Endlich blickt er auf Jesus. Dieser Blick genügt, um ihn begreifen zu lassen, wo die Rettung zu suchen ist: »Meister, Herr, rette mich!«

Jesus löst die Arme und wie von Wind oder Wellen getragen, eilt er auf den Apostel zu, streckt ihm die Hand entgegen und sagt: »Oh, was bist du für ein kleingläubiger Mensch! Warum hast du an mir gezweifelt? Warum hast du es allein schaffen wollen?«

Petrus, der sich krampfhaft an der Hand Jesu festhält, antwortet nicht. Er schaut ihn nur mit einem Gemisch aus einem Rest von Furcht und aufkommender Reue an, um zu sehen, ob er erzürnt ist.

Doch Jesus lächelt und hält ihn am Handgelenk fest, bis sie das Boot erreicht haben und eingestiegen sind. Dann befiehlt er: »Geht ans Ufer. Dieser hier ist ganz durchnässt.« Und er betrachtet lächelnd den gedemütigten Apostel.

Die Wellen glätten sich und erleichtern die Landung, und die Stadt, die zuvor einmal von einer Anhöhe sichtbar war, liegt nun am Gestade.

Hier endet die Vision.

317 »Wenn ihr Glauben habt, komme ich und bringe euch außer Gefahr«

Jesus sagt: »Oft warte ich nicht einmal, bis ich gerufen werde, wenn ich meine Kinder in Gefahr sehe. Und oft komme ich auch dem zu Hilfe, der ein undankbarer Sohn ist.

Ihr schlaft oder seid von den Sorgen des Lebens und den Geschäften der Welt eingenommen. Ich wache und bete für euch. Als Engel aller Menschen stehe ich schützend über euch, und nichts ist mir schmerzlicher, als euch nicht beistehen zu können, weil ihr meinen Beistand ablehnt und es vorzieht, selbst mit allem fertig zu werden, oder, was noch schlimmer ist, den Bösen um Hilfe anruft.

Wie ein Vater, der von einem Sohn hören muß: „Ich liebe dich nicht, ich will dich nicht, geh fort aus meinem Haus!“, so fühle ich mich gedemütigt und schmerzlich berührt, mehr als durch meine Wunden. Aber wenn ihr mich nicht ablehnt und nicht sagt: „Geh fort!“, sondern durch das Leben abgelenkt seid, dann bin ich der ewig Wachende, der bereit ist, einzugreifen, bevor ihr mich angerufen habt. Und wenn ich auf ein Wort von euch warte, wie ich es manchmal tue, so nur, um mich gerufen zu fühlen. Welche Liebko-
sung und wie süß ist es für mich, wenn ich mich von den Menschen

angerufen höre und fühle, daß sie sich daran erinnern, daß ich der Erlöser, der Retter, bin.

Ich kann dir nicht sagen, welch unendliche Freude mich durchdringt und erhebt, wenn mich jemand liebt und anruft, noch bevor die Stunde der Not gekommen ist. Er ruft mich an, weil er mich mehr als alles in der Welt liebt und ihn eine Freude, die der meinen gleicht, erfüllt, wenn er nur ruft: „Jesus, Jesus!“, wie es die Kinder tun, wenn sie „Mama, Mama!“ rufen und es ihnen scheint, als ob Honig auf ihre Lippen käme, da schon allein das Wort „Mama“ die Wonne des mütterlichen Kusses mit sich bringt.

Die Apostel ruderten gemäß meinem Befehl, Kafarnaum zu erreichen und mich dort zu erwarten. Ich hatte mich nach dem Wunder der Brotvermehrung von der Menge abgesondert, aber nicht aus Unwillen über sie oder aus Müdigkeit. Ich bin nie der Menschen überdrüssig geworden, nicht einmal, wenn sie mich schlecht behandelt haben. Nur wenn ich das Gesetz mit Füßen getreten und das Haus Gottes entweiht sah, überkam mich Entrüstung. Aber dann war es nicht meinetwegen, sondern wegen der Sache des Vaters, denn ich war auf Erden der erste der Diener Gottes, um dem Vater im Himmel zu dienen.

Ich bin nie müde geworden, mich dem Volk zu widmen, auch wenn ich sie so verbohrte, langsam und menschlich sah, daß selbst jene den Mut verloren hätten, die sich ihrer Sendung vollkommen gewachsen fühlten. Gerade weil ich sie so schwach sah, habe ich meine Belehrungen immer wiederholt. Ich habe sie wie zurückgebliebene Schüler behandelt und ihren Geist auch bei den einfachsten Entdeckungen und Unternehmungen geleitet, so wie ein geduldiger Lehrer die unerfahrenen Händchen seiner Schüler führt, wenn sie die ersten Buchstaben schreiben, damit sie immer fähiger werden, zu begreifen und auszuführen.

Wieviel Liebe habe ich den Menschen geschenkt! Ich faßte sie an ihrer Menschlichkeit, um sie zum Geist zu führen. Auch ich habe mit dem Fleisch begonnen. Aber während Satan sich des Fleisches

bedient, um zur Hölle zu führen, führte ich sie durch das Fleisch zum Himmel.

Ich hatte mich zurückgezogen, um dem Vater für die Brotvermehrung zu danken. Viele Tausende hatten gegessen. Ich hatte ihnen ans Herz gelegt, zu sagen: »Dank dem Herrn.« Aber wenn der Mensch einmal Hilfe erlangt hat, dann weiß er nicht Dank zu sagen. So habe ich es für sie getan. Und danach ... Und danach habe ich mich mit dem himmlischen Vater in einer unendlichen Sehnsucht der Liebe vereinigt. Ich war auf der Erde, aber wie eine Hülle ohne Leben. Mein Geist war hingezogen zu meinem Vater, den ich wie über sein Wort gebeugt verspürte, das zu ihm sagte: „Ich liebe dich, o Heiliger Vater!“ Meine Freude war es, ihm zu sagen: „Ich liebe dich.“ Es ihm als Mensch zu sagen, nicht nur als Gott. Ihm zu huldigen mit dem Gefühl des Menschen, so wie ich ihm meinen Herzschlag als Gott anbot. Ich hatte das Gefühl, der Magnet zu sein, der alle Liebe der Menschen, die ein wenig Gott lieben, an sich zieht und sie in der Schale seines Herzens darbietet. Es schien mir, als ob ich ganz allein wäre: der Mensch, oder besser, das Menschengeschlecht, das wie in den Tagen der Unschuld wieder in der Abendfrische mit Gott sprach.

Aber obgleich meine Seligkeit, denn es war Seligkeit der Liebe, vollkommen war, machte sie mich dennoch nicht blind für die Nöte der Menschen, und ich bemerkte die Gefahr meiner Söhne auf dem See. Und ich löste mich um der Menschen willen von der Liebe. *Die Liebe muß immer hilfsbereit sein!*

Sie hielten mich für ein Gespenst. Oh, wie oft haltet ihr armen Kinder mich für ein Gespenst, für ein furchterregendes Wesen! Wenn ihr immer an mich dächtet, würdet ihr mich sofort wiedererkennen. Aber ihr habt so viele andere Sorgen in euren Herzen, und diese verwirren euch die Sinne. Doch ich gebe mich zu erkennen. Oh, wenn ihr mich fühlen könntet!

Warum ist Petrus eingesunken, nachdem er schon so viele Meter auf dem Wasser gewandelt war? Du hast es gesagt: weil sein Menschsein seinen Geist überwältigt hatte.

Petrus war zu sehr Mensch. Wäre Johannes an seiner Stelle gewesen, hätte er weder so viel gewagt noch wäre er so wankelmütig gewesen. *Die Reinheit verleiht Klugheit und Festigkeit.* Aber Petrus war „Mensch“ im wahrsten Sinn des Wortes. Er hatte das Verlangen, der erste zu sein; zu zeigen, daß niemand den Meister mehr liebte als er. Er wollte sich vordrängen und glaubte sich schon über die Schwächen des Fleisches erhaben, nur weil er einer der Meinen war. Statt dessen versagte der arme Simon bei den Prüfungen in wenig erhabener Weise. Aber es war notwendig, denn er war dazu bestimmt, die Barmherzigkeit des Meisters in der entstehenden Kirche fortzusetzen.

Petrus läßt sich nicht nur von der Furcht um sein gefährdetes Leben übermannen, sondern wird, wie du gesagt hast, „ein zitterndes Fleisch“. Er überlegt nicht mehr und schaut mich nicht mehr an.

Auch ihr macht es so. *Je größer die Gefahr ist, um so mehr wollt ihr euch selbst helfen.* Als ob ihr selbst etwas tun könntet! *Niemals entfernt ihr euch, verschließt ihr mir euer Herz und verurteilt ihr mich sogar so sehr wie in den Stunden, in denen ihr auf mich vertrauen und mich anrufen müßtet.*

Petrus verflucht mich nicht. Aber er vergißt mich, und ich muß die Macht meines Willens benutzen, um seinen Geist zu mir zurückzurufen: damit er seine Augen zu seinem Meister und Erlöser erhebe. Ich spreche ihn im voraus von seiner Sünde des Zweifels los, weil ich ihn liebe, diesen impulsiven Menschen, der, einmal in der Gnade gefestigt, in der Gnade voranzuschreiten weiß, ohne je in Verwirrung oder Müdigkeit zu verfallen bis zu seinem Märtyrertod; der unermüdlich bis zu seinem Tod sein mystisches Netz auswirft, um seinem Meister Seelen zuzuführen. Und wenn er mich anruft, dann *gehe* ich nicht nur zu ihm: ich *eile* ihm zu Hilfe und halte ihn fest, um ihn in Sicherheit zu bringen.

Milde kann man mir vorwerfen, denn ich habe Verständnis für alle Milderungsgründe meines Petrus. Ich bin der beste Verteidiger und Richter, den es je gegeben hat und je geben wird. Für alle. Ich

verstehe euch, meine armen Kinder! Und selbst wenn ich euch ein Wort des Tadels sage, so wird mein Lächeln es mildern. Ich liebe euch. Damit ist alles gesagt.

Ich will, daß ihr Glauben habt. Und wenn ihr ihn habt, komme ich und führe euch aus der Gefahr. Oh, wenn die Erde es verstünde zu sagen: „Meister, Herr, rette mich!“ Ein Schrei – aber von der gesamten Menschheit – würde genügen, und augenblicklich würde Satan mit seinen Henkersknechten besiegt zu Boden fallen! Aber ihr könnt es nicht glauben. Ich bemühe mich, immer neue Mittel zu finden, um euch zum Glauben zu bringen. Doch sie fallen in euren Schlamm wie der Stein in den Schlamm eines Sumpfes und bleiben dort begraben.

Ihr wollt die Gewässer eures Geistes nicht reinigen. Ihr liebt es, faulender Schlamm zu sein. Trotzdem werde ich als ewiger Erlöser weiterhin meine Pflicht tun. Und wenn ich auch nicht die ganze Welt retten kann, weil sie nicht gerettet werden will, so werde ich doch jene vor der Welt retten, die, um mich lieben zu können, wie ich geliebt werden soll, nicht mehr von der Welt sind.«

318 Begegnung mit den Jüngern

Jesus befindet sich in der Ebene von Chorazin, im oberen Jordantal, zwischen dem See Gennesaret und dem Meronsee. Ein Land voller Weinberge, in denen bereits die Lese begonnen hat. Er muß schon seit einigen Tagen hier sein, denn heute morgen haben sich ihm die Jünger angeschlossen, die in Sykaminon waren, und unter ihnen befinden sich die beiden neuen Jünger Stephanus und Hermas. Isaak entschuldigt sich, daß er nicht früher kommen konnte, und sagt, daß ihn die Neuankömmlinge und die Überlegungen, ob es gut sei oder nicht, sie mitzubringen, zurückgehalten haben.

»Aber«, sagt er weiter, »ich habe gedacht, daß der Weg zum Himmel allen offensteht, die guten Willens sind; mir scheint, daß sie, obwohl Schüler Gamaliels, zu uns gehören.«

»Du hast gut gesprochen und gehandelt. Führe sie zu mir.«

Isaak geht und kehrt mit den beiden zurück.

»Der Friede sei mit euch! Habt ihr euch so sehr vom apostolischen Wort überzeugen lassen, daß ihr euch uns anschließen wollt?«

»Ja! Mehr noch von deinem Wort. Weise uns nicht zurück, Meister!«

»Warum sollte ich das tun?«

»Weil wir von Gamaliël kommen.«

»Deswegen? Ich ehre den großen Gamaliël und möchte ihn bei mir haben, denn er ist dessen würdig. Nur das fehlt ihm noch, um seine Weisheit vollkommen zu machen. Was hat er euch gesagt, als ihr ihn verlassen habt? Ihr habt euch doch sicher von ihm verabschiedet?«

»Ja. Er hat uns gesagt: „Selig seid ihr, die ihr glauben könnt. Betet, damit ich vergessen kann, um mich wieder erinnern zu können!“«

Die Apostel, neugierig um Jesus geschart, blicken sich gegenseitig an und fragen leise: »Was hat er damit sagen wollen? Vergessen, um sich zu erinnern?«

Jesus hört das Flüstern und erklärt: »Er will seine Weisheit vergessen, um die meinige annehmen zu können. Er will vergessen, Rabbi Gamaliël zu sein, um sich daran zu erinnern, daß er ein Sohn Israels in Erwartung des Gesalbten ist. Er will sich selbst vergessen, um sich der Wahrheit zu erinnern.«

»Aber Gamaliël ist doch kein Lügner, Meister«, entschuldigt ihn Hermas.

»Nein! Es ist das Durcheinander armer menschlicher Worte, das lügenhaft ist. Ihr setzt die Worte anstelle des Wortes! Die Worte aber muß man vergessen. Man muß sich ihrer entledigen und nackt und jungfräulich zur Wahrheit kommen, um von ihr bekleidet und befruchtet zu werden. Das verlangt Demut. Hier liegt die Schwierigkeit . . . «

»So müssen wohl auch wir vergessen?«

»Ohne Zweifel! Alles vergessen, was des Menschen ist, und euch dessen erinnern, was Gottes ist. Kommt, ihr könnt es.«

»Wir *wollen* es tun«, versichert Hermas.

»Habt ihr schon das Leben eines Jüngers gelebt?«

»Ja! Seit dem Tag, da wir erfuhren, daß der Täufer getötet worden war. Die Botschaft kam sehr rasch nach Jerusalem durch die Höflinge und Hauptleute des Herodes. Sein Tod hat uns aus der Saumseligkeit gerissen«, antwortet Stephanus.

»Das Blut der Märtyrer ist immer Leben für die Lauen, Stephanus. Erinnerere dich daran!«

»Ja, Meister! Wirst du heute sprechen? Ich hungere nach deinem Wort.«

»Ich habe schon gesprochen. Aber ich werde wieder und sehr oft zu euch Jüngern sprechen. Eure Gefährten, die Apostel, haben ihre Mission schon begonnen nach einer eingehenden Vorbereitung. Doch sie genügen nicht für die Bedürfnisse der Welt. Und alles muß rechtzeitig fertig sein. Ich habe sozusagen eine Frist, während welcher ich alles getan haben muß. Ich bitte euch alle um Hilfe und verspreche euch im Namen Gottes Hilfe und eine Zukunft in der Herrlichkeit.«

Das scharfe Auge Jesu entdeckt einen Mann, der gänzlich in einen leinenen Mantel eingehüllt ist.

»Bist du nicht der Priester Johannes?«

»Ja, Meister! Trockener als das Tal des Fluches ist das Herz der Juden. Ich bin geflohen, um dich zu suchen.«

»Und das Priestertum?«

»Der Aussatz hatte mich ein erstes Mal davon ausgeschlossen; die Menschen ein zweites, weil ich dich liebe. Deine Gnade zieht mich an: zu dir! Auch sie vertreibt mich von einem geschändeten Ort, um mich zu einem reinen Ort zu führen. Du hast mich gereinigt, Meister, an Leib und Seele. Und etwas Reines kann und darf sich nicht mehr dem Unreinen nähern. Das wäre eine Beleidigung für den, der es gereinigt hat.«

»Du sprichst ein strenges Urteil. Aber es ist nicht ungerecht.«

»Meister, die Fehler einer Familie sind allen bekannt, die in der Familie leben, und werden nur denen mitgeteilt, die rechtschaffenen

Herzens sind. Du bist es. Und du weißt alles. Anderen werde ich es nicht sagen. Hier sind außer dir deine Apostel und zwei, die es wie du und ich wissen. Deshalb ... «

»Gut! Aber ... Oh, auch du? Der Friede sei mit dir! Bist du wieder gekommen, um uns Nahrung zu bringen?«

»Nein, um von dir Nahrung zu erhalten.«

»Hattest du eine schlechte Ernte?«

»O nein! Sie war noch nie so gut wie dieses Jahr. Aber, mein Meister, ich suche ein anderes Brot und eine andere Ernte: deine! Und bei mir ist der Aussätzig, den du auf meinem Besitztum geheilt hast. Er ist zu seinem Herrn zurückgekehrt. Aber er und ich, wir haben jetzt einen Herrn, dem wir folgen und dienen werden: dich!«

»Kommt. Einer, zwei, drei, vier ... Eine gute Ernte! Aber habt ihr über eure Stellung im Tempel nachgedacht? Ihr kennt euch aus, ich ebenfalls ... Mehr brauche ich nicht zu sagen ... «

»Ich bin ein freier Mensch und gehe, mit wem ich will«, sagt der Priester Johannes.

»Und ich auch«, erklärt der letzte Ankömmling, der Schriftgelehrte Johannes, der am Sabbat für die Verpflegung am Fuß des Berges der Seligpreisungen gesorgt hatte.

»Und wir ebenfalls«, sagen Hermas und Stephanus.

Und Stephanus fügt hinzu: »Sprich zu uns, Herr! Wir wissen noch nicht, worin genau unsere Sendung besteht. Sage uns die grundlegenden Dinge, damit wir dir sofort dienen können. Alles andere werden wir lernen in deiner Nachfolge.«

»Ja. Auf dem Berg hast du von den Seligkeiten gesprochen. Und das war eine Lektion für uns. Aber was sollen wir mit der zweiten Liebe, der Nächstenliebe, tun?« fragt der Schriftgelehrte Johannes.

»Wo ist Johannes von En-Dor?« fragt Jesus, anstatt eine Antwort zu geben.

»Dort, Meister, bei den Geheilten.«

»Er soll hierherkommen.«

Johannes von En-Dor eilt herbei. Jesus legt ihm mit einem beson-

deren Gruß die Hand auf die Schulter und sagt: »Nun will ich reden. Ich will euch vor mir haben, euch mit dem heiligen Namen: dich, meinen Apostel; dich, den Priester; dich, den Schriftgelehrten; dich, Johannes, Jünger des Täufers; und endlich dich, um den Kranz der Gnaden, die Gott gegeben hat, zu schließen. Und wenn ich dich auch als letzten nenne, so weißt du doch, daß du in meinem Herzen nicht der letzte bist. Ich habe dir eines Tages diese Predigt versprochen. Jetzt sollst du sie hören.«

Wie gewöhnlich steigt Jesus auf eine kleine Erhöhung, damit alle ihn sehen können. Vor sich in der ersten Reihe hat er die fünf Johannes; hinter diesen ist die Menge der Jünger, die sich mit denen vermischt haben, die aus allen Teilen Palästinas gekommen sind, weil sie der Heilung oder des Wortes bedürfen.

»Der Friede sei mit euch allen, und die Weisheit sei über euch!

Hört. Eines Tages, es ist schon länger her, wurde ich von jemand gefragt, ob und bis zu welchem Punkt Gott mit den Sündern barmherzig ist. Der danach fragte, war ein Sünder, dem vergeben worden war, der sich jedoch von der vollständigen Verzeihung Gottes nicht überzeugen ließ. Ich habe ihn mit Gleichnissen beruhigt und ihm versprochen, daß ich für ihn immer über die Barmherzigkeit sprechen würde, damit sein reumütiges Herz, das gleich einem verirrtten Kind weinte, die Gewißheit habe, sich schon auf den Besitzungen seines himmlischen Vaters zu befinden.

Gott ist Barmherzigkeit, denn Gott ist Liebe.

Der Diener Gottes muß barmherzig sein und damit Gott nachahmen.

Gott bedient sich der Barmherzigkeit als eines Mittels, um die verirrtten Söhne an sich zu ziehen.

Der Diener Gottes muß sich der Barmherzigkeit bedienen als eines Mittels, um die verirrtten Söhne zu Gott zurückzuführen.

Das Gebot der Liebe ist für alle verpflichtend. Aber es ist dreifach verpflichtend für die Diener Gottes.

Man kann den Himmel nicht erwerben, wenn man nicht liebt.

Aber das brauche ich nur den Gläubigen zu sagen. Den Dienern Gottes sage ich: „Man kann die Gläubigen nicht für den Himmel gewinnen, wenn man nicht vollkommen liebt.“

Und ihr, wer seid ihr? Ihr, die ihr euch um mich drängt? Zum größten Teil seid ihr Menschen, die nach einem vollkommenen Leben streben; nach dem gesegneten, mühevollen, erleuchteten Leben eines Dieners Gottes, eines Dieners Christi. Welche Pflichten habt ihr in diesem Leben als Diener und Werkzeug Gottes? Ihr müßt Gott und euren Nächsten in vollkommener Weise lieben. Wie? So, daß ihr Gott zurückbringt, was die Welt, das Fleisch und Satan Gott geraubt haben. Auf welche Weise? Durch die Liebe. Die Liebe hat tausend Arten, sich auszudrücken, und ein einziges Verlangen: Liebe zu lehren.

Denken wir an unseren schönen Jordan! Wie mächtig ist er in Jericho! Doch war er es schon an der Quelle? Nein! Er war nur ein Wasserfaden, und er wäre es noch, wenn er stets allein geblieben wäre. Aber von den Bergen und Hügeln, von beiden Seiten seines Tales gelangen Tausende von Zuflüssen zu ihm, die ihrerseits von Hunderten von Bächen gebildet werden und sich alle in sein Flußbett ergießen, das wächst und wächst und wächst, bis er von einem lieblichen, silberblauen Bächlein, das in seiner Kindheit noch lacht und scherzt, zu einem breiten, feierlichen, geruhsamen Fluß geworden ist, der wie ein himmelblaues Band zwischen den smaragdgrünen Ufern dahinfließt.

So ist die Liebe. Anfangs ein Faden bei den Kindern zu Beginn des Lebensweges, die sich nur aus Furcht vor Strafe gerade noch vor der schweren Sünde retten. Dann schreiten sie auf dem Weg der Vollkommenheit voran, und siehe da: auf den rauhen, trockenen, stolzen und harten Bergen der Menschheit entspringen aus dem Willen zu lieben Bäche über Bäche dieser grundlegenden Tugend, und alles dient dazu, sie entspringen und anwachsen zu lassen: die Schmerzen und die Freuden, so, wie auf dem Berg der gefrorene Schnee und die ihn schmelzende Sonne den Bach hervorbringen. Alles dient

dazu, ihnen den Weg zu öffnen: die Demut wie die Reue; alles dient dazu, sie dem Hauptfluß zuzuführen. Denn die Seele, die es drängt, diesen Weg zu gehen, liebt den Abstieg in die Verleugnung des eigenen Ichs und trachtet danach, wieder emporzusteigen, angezogen von der göttlichen Sonne, nachdem sie zum mächtigen, schönen, wohltuenden Fluß geworden ist.

Die Bäche, die den jungen Fluß der noch scheuen Liebe nähren, sind außer den Tugenden auch die Werke, welche die Tugenden zu vollbringen anleiten. Die Werke sind, wenn sie Zuflüsse der Liebe sein sollen, Werke der Barmherzigkeit. Betrachten wir sie zusammen! Einige waren Israel schon bekannt; andere will ich euch bekanntmachen, denn mein Gesetz ist die Vervollkommnung der Liebe.

Die Hungrigen speisen!

Es ist dies eine Pflicht der Dankbarkeit und der Liebe. Eine Pflicht der Nachfolge. Die Söhne sind dem Vater dankbar für das Brot, das er ihnen verschafft, und wenn sie größer sind, tun sie es ihm nach und verschaffen ihren eigenen Kindern Brot. Auch dem Vater, der aus Altersgründen nicht mehr arbeitsfähig ist, verschaffen sie durch ihre eigene Arbeit das Brot, als liebevolle und pflichtschuldige Rückerstattung des Guten, das sie einst empfangen haben.

Das vierte Gebot sagt: „Du sollst Vater und Mutter ehren.“ Und ihr sollt ihre Hilflosigkeit ehren und sie nicht dazu zwingen, ihr Brot bei anderen erbetteln zu müssen.

Doch dem vierten Gebot geht das erste voraus: „Du sollst aus deinem ganzen Wesen Gott lieben“, und das zweite: „Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst.“ Gott lieben um seiner selbst willen und ihn im Nächsten lieben, das ist Vollkommenheit.

Man liebt ihn, wenn man dem Hungrigen Brot gibt, in Erinnerung daran, daß Gott so oft des Menschen Hunger durch Wundertaten gestillt hat. Aber auch ohne das Manna und die Wachteln zu nennen, beachten wir das fortwährende Wunder des Korns, das durch die

Güte Gottes keimt. Gott macht die Erde für die Bebauung geeignet, regelt die Winde, den Regen, die Wärme und die Jahreszeiten, damit der Same Ähre und die Ähre Brot werde.

Und war es nicht ein Wunder seiner Barmherzigkeit, daß er mit seinem übernatürlichen Licht den sündhaften Sohn erleuchtet und ihn gelehrt hat, daß die hohen, zarten Gräser, die unter dem Einfluß der Sonnenhitze zu goldenen, in eine harte Hülle dorniger Spelzen eingeschlossenen Körnern werden und zur Nahrung dienen, wenn sie gesammelt, gedroschen, gemahlen, gesiebt und gebacken sind? Gott hat den Menschen all dies gelehrt: wie das Korn gesammelt, gereinigt, gemahlen, vermengt und gebacken werden soll. Er legte die Steine neben die Ähren und ließ das Wasser neben den Steinen fließen; er entzündete durch die Spiegelung, den Reflex des Wassers und der Sonne, das erste Feuer auf Erden, und über das Feuer trug der Wind die Körner, so daß sie geröstet wurden und angenehmen Duft verbreiteten. Der Mensch sollte verstehen, daß das geröstete Korn besser schmeckt als das rohe, das die Vögel fressen, oder das zu einem klebrigen Brei mit Wasser vermengte Mehl. Ihr denkt nicht daran, wenn ihr das gute Brot, das im Haus gebacken wurde, eßt, wieviel Barmherzigkeit diese Vollkommenheit des Backens ausdrückt; welchen Weg das menschliche Wissen zurückgelegt hat, um von der ersten Ähre, die der Mensch wie das Pferd kaute, zum heutigen Brot zu gelangen. Und durch wen? Durch den Geber des Brotes. Und das gilt für jede Art von Nahrung, die der Mensch durch das wohlthätige Licht des Verstandes aus Pflanzen und Tieren gewinnt, mit denen der Schöpfer die Erde, den Ort der väterlichen Strafe für den sündigen Sohn, ausgestattet hat.

Die Hungernden zu speisen ist Gebet der Dankbarkeit dem Herrn und Vater gegenüber, der unseren Hunger stillt. Es ist eine Nachahmung des Vaters, der uns ohne unser Verdienst als sein Ebenbild erschaffen hat, das wir immer mehr vervollkommen sollen, indem wir seine Handlungen zum Vorbild nehmen.

Die Durstigen tränken!

Habt ihr darüber nachgedacht, was geschehen würde, wenn der Vater nicht mehr regnen ließe? Und doch, wenn er sagen würde: „Wegen eurer Herzenshärte gegen die Durstigen will ich die Wolken daran hindern, Wasser auf die Erde zu regnen“: könnten wir uns ihm widersetzen und fluchen? Das Wasser kommt, mehr noch als das Korn, von Gott. Denn das Korn wird vom Menschen angebaut, aber nur Gott allein bestellt die Felder der Wolken, die als Regen oder Tau, als Nebel oder Schnee herabkommen und die Äcker tränken, die Zisternen füllen und die Flüsse und Seen anschwellen lassen, die den Fischen Aufenthalt gewähren, die wiederum den Menschen zusammen mit anderen Tieren ernähren. Könnt ihr daher jemand, der sich mit der Bitte: „Gib mir zu trinken“ an euch wendet, sagen: „Nein, das Wasser gehört mir, ich gebe es dir nicht?“ Lügner! Wer von euch hat auch nur eine einzige Schneeflocke oder einen Tropfen Wasser gemacht? Wer von euch hat mit seiner Sternwärme auch nur einen einzigen Tautropfen hervorgebracht? Niemand! Gott tut es. Und wenn die Wasser vom Himmel fallen und wieder zum Himmel aufsteigen, dann geschieht dies nur, weil Gott diesen Teil der Schöpfung, wie alle anderen, regelt. Gebt daher das gute, frische Wasser der Adern des Erdbodens, das reine Wasser eures Brunnens oder das, welches eure Zisternen gefüllt hat; gebt es dem, der Durst hat. Es sind die Wasser Gottes; sie gehören allen. Gebt sie jenen, die durstig sind. Für dieses kleine Werk, das euch kein Geld kostet und keine andere Mühe erfordert als die, einen Becher oder einen Krug zu reichen, werdet ihr im Himmel eine Belohnung erhalten, ich versichere es euch. Denn nicht das Wasser, sondern die Tat der Liebe ist groß in den Augen und im Urteil Gottes.

Die Nackten bekleiden!

Auf den Straßen der Welt geht das nackte, verschmähte, erbarmungswürdige Elend vorüber. Es sind sich selbst überlassene Greise, durch Krankheit oder Unglücksfälle arbeitsunfähig gewordene Men-

schen; es sind Aussätzige, die durch die Güte Gottes zum Leben zurückkehren; es sind kinderreiche Witwen, vom Unglück verfolgt und von allem beraubt, was Wohlstand bedeutet; es sind unschuldige Waisenkinder. Wenn ich das Auge über die weite Erde schweifen lasse, sehe ich überall Menschen, die nackt oder nur mit Lumpen bedeckt sind, welche gerade noch die Sittsamkeit bewahren, jedoch nicht vor der Kälte schützen; und diese Menschen betrachten mit betäubten Augen die Reichen, die in weichen Gewändern und mit weichem Schuhwerk an den Füßen vorübergehen. Eine sanfte Traurigkeit in den Guten, eine haßerfüllte Niedergeschlagenheit in den weniger Guten! Aber warum helft ihr ihnen nicht in ihrer Niedergeschlagenheit und macht sie nicht besser, wenn sie gut sind, und warum vernichtet ihr nicht durch eure Liebe ihren Haß, wenn sie weniger gut sind?

Sagt nicht: „Ich habe nur für mich.“ Wie bei den Broten, so ist immer etwas mehr als das absolut Notwendige auf den Tischen und in den Schränken fast aller, die nicht ganz verarmt sind. Unter meinen Zuhörern ist mehr als einer, der es verstanden hat, aus einem abgetragenen Gewand ein Kleid für ein Waisenkind oder sonst ein armes Kind zu machen; der es verstanden hat, aus einem alten Leinentuch Windeln für ein unschuldiges Kind herzustellen, dem das Nötigste fehlt. Und da ist einer, der selber betteln mußte und doch jahrelang das erbettelte Brot mit den Aussätzigen geteilt hat, die nicht betteln und die Hand an den Schwellen der Reichen nicht ausstrecken durften. Wahrlich, ich sage euch, diese Barmherzigen sind nicht unter den Reichen zu suchen, wohl aber in den Scharen der Armen, die aus eigener Erfahrung wissen, wie schmerzlich die Armut ist.

Und wie beim Wasser und beim Brot bedenkt, daß Wolle und Leinen, in die ihr euch kleidet, von Tieren und Pflanzen stammen, die der Vater nicht allein für die Reichen, sondern für alle Menschen geschaffen hat. Denn Gott hat den Menschen einen einzigen Reichtum gegeben: seinen eigenen der Gnade, der Gesundheit, des Verstandes, aber nicht den schmutzigen Reichtum des Goldes, das nicht schöner

ist als andere Metalle und weniger nützlich als das Eisen, aus dem man Spaten, Pflüge, Sichel, Sensen, Messer, Hämmer, Sägen und Hobel, die heiligen Werkzeuge der heiligen Arbeit, anfertigt; ihr aber habt das Gold zu einem edlen Metall erhoben, zu einer nutzlosen, lügenhaften Vornehmheit, durch Einflüsterung Satans, der aus euch, den Kindern Gottes, Wilde und Raubtiere macht. Den Reichtum der heiligen Dinge hat er euch gegeben, um euch immer heiliger werden zu lassen! Nicht aber den mörderischen Reichtum, der so viel Blut und Tränen vergießen läßt. Gebt, wie auch euch gegeben wurde! Gebt im Namen des Herrn, ohne zu befürchten, nackt bleiben zu müssen. Besser wäre es, vor Kälte zu sterben, weil man sich für einen Bettler entblößt hat, als unter weichen Gewändern aus Mangel an Liebe das Herz erfrieren zu lassen.

Die Wärme des vollbrachten guten Werkes ist wohlthuernder als die Wärme eines Mantels aus reinster Wolle, und die bedeckten Glieder des Armen sprechen zu Gott und bitten ihn: „Segne den, der uns bekleidet hat.“

Wer Hunger und Durst stillt und Nackte bekleidet und sich selbst einschränkt, um geben zu können, vereinigt die heilige Mäßigkeit mit der heiligsten Liebe; wer von dem gibt, was er durch die Güte Gottes reichlich besitzt, und damit das Los unglücklicher Brüder, die durch die Bosheit der Menschen oder durch Krankheit das Nötigste entbehren, auf heilige Weise verändert, vereint mit der heiligen Mäßigkeit und der heiligsten Liebe noch die heilige Gerechtigkeit. Wenn ihr aber dem Pilger Gastfreundschaft gewährt, verbindet ihr die Liebe mit dem Vertrauen in den Nächsten. Auch das ist eine Tugend, wißt ihr? Eine Tugend, die bekundet, daß wer sie hat, außer der Liebe auch Rechtschaffenheit besitzt. Denn wer rechtschaffen ist, handelt recht, und wer gewohnt ist, gut zu handeln, nimmt dies auch von den anderen an und beweist damit, daß er das Vertrauen und die Einfalt hat, die Worte der anderen für wahr zu halten; er läßt erkennen, daß er selbst in großen und kleinen Dingen die Wahrheit sagt und nicht an der Ehrlichkeit anderer zweifelt.

Warum einem Fremden gegenüber, der euch um Obdach bittet, denken: „Und wenn er ein Räuber und Mörder ist?“ Hängt ihr so sehr an eurem Reichtum, daß ihr bei jeder Ankunft eines Fremden um ihn bangen müßt? Hängt ihr so sehr an eurem Leben, daß ihr vor Schrecken erstarrt, wenn ihr daran denkt, daß man es euch nehmen könnte? Glaubt ihr denn nicht, daß Gott euch gegen Räuber verteidigen kann? Ihr fürchtet, daß der Wanderer ein Dieb sein könnte, und habt keine Angst vor dem finsternen Gast, der euch des Unerstzlichen beraubt? Wie viele beherbergen den Teufel in ihrem Herzen! Ich könnte sagen: alle beherbergen die Hauptsünde, doch zittert keiner deswegen. Ist etwa nur das Gut des Reichtums und des Lebens kostbar? Und ist nicht die Ewigkeit viel kostbarer, die ihr euch durch die Sünde rauben und töten laßt? Arme, arme Seelen, die ihres Schatzes beraubt und den Mördern überlassen werden, als ob sie wertlos wären, während man die Häuser verbarrikadiert, Riegel anbringt und sich Hunde und Tresore anschafft, um Dinge zu schützen, die man nicht in die Ewigkeit mitnehmen kann! Warum wollt ihr in jedem Pilger einen Dieb sehen? Wir sind Brüder und müssen den vorüberziehenden Brüdern unser Haus öffnen. Ist der Pilger nicht von unserem Blut? O ja! Er ist vom Blut Adams und Evas. Ist er nicht unser Bruder? Aber sicher! Es gibt nur einen Vater: Gott, der uns allen eine gleiche Seele gegeben hat, so wie ein Vater den Söhnen eines Ehebettes das gleiche Blut gibt. Ist der Pilger arm? Seht zu, daß ihr nicht noch ärmer seid als er, im Geist, ohne Freundschaft. Ist sein Kleid zerrissen? Seht zu, daß eure Seele nicht noch mehr zerrissen ist durch die Sünde! Ist sein Fuß mit Staub oder Schlamm bedeckt? Sorgt dafür, daß das Laster euer Ich nicht mehr beschmutzt hat als das weite Wandern die Sandalen. Ist sein Aussehen häßlich? Sorgt dafür, daß das eure in den Augen Gottes nicht häßlicher ist. Ist seine Sprache euch fremd? Sorgt dafür, daß eure Sprache des Herzens in der Stadt Gottes nicht unverständlich wird.

Seht im Pilger einen Bruder. Alle sind wir Pilger auf dem Weg zum Himmel, und alle pochen wir an den Türen längs des Weges,

der zum Himmel führt. Die Türen sind die Patriarchen und die Gerechten, die Engel und die Erzengel, an die wir uns, um Hilfe und Schutz wenden, damit wir das Ziel erreichen, ohne im Dunkel der Nacht und in der eisigen Kälte eine Beute der Wölfe und Schakale, der Leidenschaften und Dämonen zu werden. So wie wir wollen, daß die Engel und Heiligen uns mit Liebe öffnen, uns beherbergen und uns die Kraft geben, das Leben fortzusetzen, so sollen auch wir den Pilgern dieser Erde öffnen. Und seid versichert, jedesmal, wenn wir das Haus und die Arme öffnen und einen Unbekannten mit dem süßen Ausruf „Bruder“ empfangen und dabei an Gott denken, der ihn kennt, legen wir viele Meilen auf dem Weg zurück, der zum Himmel führt.

Die Kranken besuchen!

Oh, wahrlich, ebenso wie alle Menschen Pilger sind, so sind auch alle Kranke. Und die schwersten Krankheiten sind jene des Geistes, die unsichtbaren und todbringendsten. Und doch bewirken sie keinen Abscheu. Die moralische Wunde stößt nicht ab. Der Gestank des Lasters ekelt nicht an. Die dämonische Tollheit flößt keine Furcht ein. Das Geschwür des geistig Aussätzigen ruft keinen Widerwillen hervor. Man flieht nicht vor dem Grab, das voll ist vom Eiter eines an der Seele toten und verwesenen Menschen. Wer sich einer solchen Unreinheit nähert, wird nicht verflucht. Armer, kurzsichtiger Mensch! Aber sagt: Was ist mehr wert, der Geist oder Fleisch und Blut? Hat die Materie die Macht, das Geistige durch ihre Berührung zu zerstören? Nein! Ich sage euch: nein! Der Geist hat einen unendlichen Wert im Vergleich zu Fleisch und Blut; aber das Fleisch hat nicht mehr Macht als der Geist. Der Geist kann nicht verdorben werden durch materielle Dinge, wohl aber durch geistige. Wenn daher jemand einen Aussätzigen pflegt, wird sein Geist dadurch nicht aussätzig, vielmehr fällt jeder Makel der Sünde von ihm ab durch die heroisch geübte Nächstenliebe, die so weit reicht, daß er sich aus Mitleid mit dem Bruder im Tal des Todes absondert. Denn die Liebe

ist Freispruch von der Sünde und die erste aller Reinigungen.

Geht immer von dem Gedanken aus: „Was würde ich mir wünschen, wenn ich in seiner Lage wäre?“ So wie ihr selbst möchtet, daß man euch tut, so sollt ihr auch eurem Nächsten tun. Jetzt hat Israel noch seine alten Gesetze. Aber der Tag wird kommen, und sein Morgengrauen ist nicht mehr fern, da man als Zeichen absoluter Schönheit das Abbild dessen verehren wird, in dem der Mann der Schmerzen des Jesaja und der Gequälte des Psalms Davids wiederzuerkennen ist. Er wird, da er sich zum Aussätzigen gemacht hat, der Erlöser des Menschengeschlechtes sein; und zu seinen Wunden werden, wie die Hirsche zu den Wasserquellen, alle Dürstenden, Kranken, Erschöpften und Weinenden auf der Erde eilen, und er wird sie tränken, heilen und stärken und sie zu Getrösteten im Geist und im Fleisch machen; und die Besten werden danach verlangen, ihm ähnlich zu werden, gekreuzigt aus Liebe, um die Menschen zu erlösen und so das Werk des Königs, des Erlösers der Welt, fortzusetzen.

Ihr, die ihr noch Israel seid, aber schon die Flügelansätze zum Flug in das Himmelreich habt, beginnt von jetzt an mit der neuen Einschätzung und Bewertung der Krankheiten und lobt Gott, der euch gesund erhält, und neigt euch über den, der leidet und stirbt. Einer meiner Apostel hat einmal zu seinem Bruder gesagt: „Fürchte dich nicht, einen Aussätzigen zu berühren, denn keine Krankheit kann uns anstecken, wenn Gott es nicht will.“

Er hat recht gehabt. Gott schützt seine Diener. Aber wenn ihr euch auch ansteckt beim Pflegen der Kranken, so steht ihr doch im anderen Leben auf der Liste der Märtyrer aus Liebe.

Die Gefangenen besuchen!

Glaubt ihr, daß sich auf den Galeeren nur Verbrecher befinden? Die menschliche Gerechtigkeit ist an einem Auge blind und hat an dem anderen Sehstörungen, so daß es Kamele sieht, wo nur Wolken sind, und eine Schlange mit einem blühenden Zweig verwechselt.

Sie urteilt schlecht und noch schlechter, wenn der, welcher sie führt, oft vorsätzlich Nebel und Rauch erzeugt, damit sie noch unklarer sehe. Aber selbst wenn alle Gefangenen Diebe und Räuber wären, würden wir übel daran tun, uns selbst zu Räubern und Mördern zu machen, indem wir ihnen durch unsere Verachtung die Hoffnung auf Verzeihung nehmen.

Arme Gefangenen! Sie wagen nicht, die Augen zu Gott zu erheben, da sie die Last ihrer Verbrechen fühlen. Die Ketten hemmen wahrlich mehr den Geist als den Fuß. Aber wehe, wenn sie an Gott verzweifeln! Dem Verbrechen am Nächsten fügen sie noch das der Verzweiflung an der Vergebung hinzu. Die Galeere ist Sühne, wie es auch der Tod auf dem Schafott ist. Aber es genügt nicht, für das an der menschlichen Gesellschaft begangene Verbrechen zu büßen. Auch und vor allem Gott muß Genugtuung geleistet werden, wenn man das ewige Leben erlangen will. Und wer sich auflehnt und verzweifelt, sühnt nur der Gesellschaft gegenüber. Dem Verurteilten oder dem Gefangenen gehört die Liebe der Brüder. Sie soll ein Licht in der Finsternis sein. Sie wird zur Stimme, zur Hand, die nach oben weist, während die Stimme sagt: „Meine Liebe sagt dir, daß Gott auch dich liebt. Er hat mir diese Liebe zu dir ins Herz gelegt, mein unglücklicher Bruder.“ Und das Licht erlaubt es, in Gott den barmherzigen Vater zu erkennen.

Ein noch größeres Recht auf eure Liebe haben die Märtyrer der menschlichen Ungerechtigkeit; die gänzlich Unschuldigen und jene, die eine grausame Macht zu töten gezwungen hat. Urteilt nicht auch noch dort, wo das Urteil schon ausgesprochen worden ist. Ihr wißt nicht, weshalb der Mensch töten konnte. Ihr wißt nicht, daß es oftmals nur ein Toter ist, der mordet; ein der Vernunft beraubter Mensch, der nur noch mechanisch handelt, weil ein grausamer Mord, die Gemeinheit eines grausamen Verrats, ihm den Verstand genommen hat. Gott weiß es, und das genügt. Im anderen Leben wird man viele von den Galeeren, die getötet und gestohlen haben, im Himmel wiederfinden, und man wird viele, die scheinbar getötet

und beraubt wurden, in der Hölle entdecken, weil sie in Wirklichkeit die wahren Räuber des Friedens, der Redlichkeit und des Vertrauens der anderen waren; weil sie die wahren Mörder eines Herzens gewesen sind: diese Pseudo-Opfer. Opfer nur, weil sie zuletzt getroffen wurden, nachdem sie jahrelang stillschweigend gemordet haben. Mord und Diebstahl sind Sünde. Aber wer tötet und raubt, weil er von anderen dazu angehalten wurde, und dann bereut, wird nicht so sehr bestraft werden wie der, der zur Sünde verleitet hat und nicht bereut.

Daher urteilt nie und seid barmherzig mit den Gefangenen. Denkt immer daran, daß, wenn alle Morde und Diebstähle bestraft würden, nur wenige Männer und Frauen nicht in den Gefängnissen oder am Kreuz sterben müßten. Die Frauen, die empfangen haben und dann nicht zulassen, daß ihre Frucht das Licht der Welt erblickt: wie wird man sie nennen? Oh, spielen wir nicht mit Worten! Sagen wir ihnen ganz offen ihren Namen: „Mörderinnen“. Jene Menschen, die den anderen das Ansehen und die Stellung rauben, wie sollen wir sie nennen? Nun, einfach das, was sie sind: „Diebe“. Jene Männer und Frauen, die Ehebrecher oder die Qual ihrer Familien sind und ihre Angehörigen dadurch zum Mord oder Selbstmord treiben, und die Großen der Erde, die ihre Untergebenen zur Verzweiflung treiben und mit der Verzweiflung zu Gewalttaten, welchen Namen sollen sie haben? Hier ist er: „Menschenmörder“. Und? Keiner entflieht? Ihr seht, daß wir mit diesen Strafwürdigen, die der Gerechtigkeit entgangen sind und Häuser und Städte füllen, die uns auf den Straßen begegnen, in den Herbergen schlafen wie wir, und mit uns am selben Tisch sitzen, zusammenleben, ohne uns Gedanken zu machen. Und doch, wer ist ohne Sünde? Wenn der Finger Gottes an die Wand des Speisesaales die Gedanken der Geladenen schriebe; wenn er auf die Stirn der einzelnen Gäste schriebe, was sie sind oder waren, dann würde nur auf den wenigsten in Buchstaben des Lichtes stehen: „Unschuldig“. Auf den anderen Stirnen würde mit Buchstaben, grün wie der Neid oder schwarz wie der Verrat, oder

rot wie das Verbrechen, geschrieben stehen: „Ehebrecher“, „Mörderin“, „Dieb“, „Menschenmörder“!

Seid daher ohne Überheblichkeit barmherzig gegen die, menschlich gesprochen, weniger glücklichen Brüder, die in den Gefängnissen sitzen und dort für das sühnen, wofür ihr nicht sühnt, obwohl ihr die gleichen Sünden begangen habt. Dies wird eurer Demut von Nutzen sein.

Die Toten begraben!

Die Betrachtung des Todes ist eine Schule des Lebens. Ich möchte euch allen den Tod vor Augen halten und sagen: Versteht als Heilige zu leben, damit ihr nur den einen Tod zu erdulden habt: die zeitweilige Trennung des Leibes vom Geist, um dann siegreich und wiedervereint aufzuerstehen und ewig selig zu werden.

Alle kommen wir nackt auf die Welt. Alle sterben wir und fallen der Verwesung anheim. König oder Bettler. Wie man geboren wurde, so stirbt man auch. Wenn der Reichtum der Könige auch eine längere Erhaltung des Leichnams gestattet, so kann das Fleisch doch letztlich der Zersetzung nicht entgehen. Was sind denn die Mumien? Fleisch? Nein! Vom Harz verhärtete Materie, die zu Holz geworden ist. Keine Beute der Würmer, weil entleert und von den Essenzen verbrannt, aber Beute der Holzwürmer wie altes Holz.

Der Staub kehrt zum Staub zurück, wie Gott gesagt hat. Und nur weil dieser Staub der Seele als Hülle gedient hat und von ihr belebt worden ist, ist er zu etwas geworden, das die Herrlichkeit Gottes – die Seele des Menschen – berührt hat; man kann sagen, daß er geheiligter Staub geworden ist, nicht anders als die Dinge, die mit dem heiligen Zelt in Berührung gekommen sind. Wenigstens einen Augenblick war die Seele vollkommen: als der Schöpfer sie erschuf. Dann wurde sie von der Erbsünde entstellt und ihrer Vollkommenheit beraubt, und nur durch ihren Ursprung verleiht sie der Materie Schönheit; durch diese Schönheit, die von Gott kommt, wird auch der Körper schöner und verdient Achtung. Wir sind Tempel, und

als solche verdienen wir Ehre, genauso wie die Orte, an denen das heilige Zelt gestanden hat, immer geehrt worden sind.

Erweist daher den Toten die Liebe der ehrenvollen Ruhe in Erwartung der Auferstehung und seht in den wunderbaren Harmonien des menschlichen Körpers den Gedanken und den Finger Gottes, der ihn vollkommen erschaffen und geformt hat, indem ihr auch im Leichnam das Werk des Herrn verehrt.

Doch der Mensch ist nicht nur Fleisch und Blut. Er ist auch Seele und Gedanke. Auch sie leiden, und man muß ihnen Barmherzigkeit erweisen.

Es gibt *Unwissende*, die Böses tun, nur weil sie das Gute nicht kennen. Wie viele kennen die Sache Gottes nicht oder nur mangelhaft, und auch nicht die Gesetze der Moral! Wie Darbende schmachten sie, weil niemand sie sättigt, und ihre Kräfte schwinden, weil es ihnen an nährender Wahrheit mangelt. Geht und belehrt sie, denn dazu habe ich euch gesammelt und sende ich euch aus. Gebt dem Hunger der Seelen das Brot des Geistes. *Unwissende belehren entspricht auf geistigem Gebiet* dem „Hungernde speisen“; und wenn eine Belohnung verheißen wird für ein Brot, das man einem Hungernden reicht, damit er an diesem Tag nicht sterben müsse, welcher Lohn wird dann dem gegeben werden, der einen Geist mit ewigen Wahrheiten nährt, um ihm das ewige Leben zu schenken? Behaltet nicht für euch, was ihr wißt. Umsonst und ohne Maß wurde es euch gegeben. Gebt es ohne Geiz weiter, denn es ist ein Geschenk Gottes, wie das Wasser des Himmels, und muß gegeben werden, wie es gegeben wurde.

Seid nicht geizig und seid auch nicht stolz auf euer Wissen, sondern gebt mit Demut und Hochherzigkeit. Und *schenkt die klare und wohltuende Erquickung des Gebetes den Lebenden und Verstorbenen*, die nach Gnade dürsten. Man darf den durstigen Mündern das Wasser nicht vorenthalten. Und wonach lechzen die Herzen der leidenden Lebenden und der büßenden Seelen der Toten? Nach Gebeten! Nach Gebeten, die durch die Liebe und den Opfergeist wirksam werden.

Das Gebet muß wahr sein, nicht mechanisch wie das Geräusch des Rades auf dem Weg. Ist es das Geräusch oder das Rad, das den Wagen fortbewegt? Es ist das Rad, das sich dreht, um den Wagen voranzubringen. Das gleiche gilt für das mechanische und das wirk-same Gebet. Das erste tönt, und sonst nichts. Das zweite ist ein Werk, das Kräfte verbraucht und die Leiden vermehrt, aber den Zweck erreicht. Betet mehr durch Opfer als mit den Lippen, dann verschafft ihr den Lebenden und den Toten Erquickung, indem ihr das zweite Werk der geistlichen Barmherzigkeit vollbringt. Die Welt wird eher durch die Gebete jener gerettet werden, *die zu beten verstehen*, als durch geräuschvolle, unnütze und mörderische Schlachten.

Viele Menschen in der Welt haben reiches Wissen. Aber sie besitzen keinen festen Glauben. Als ob sie sich mit zwei sich gegenüberstehenden Schlachtreihen befassen müßten, pendeln sie hin und her, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen, und mühen sich ab, ohne etwas zu erreichen. Das sind *die Zweifler*. Es sind jene, die beständig ein „wenn und aber“ und ein „doch dann“ auf den Lippen haben. Sie, die fragen: „Wird es auch so sein?“ „Und wenn es mir nicht gelingt?“ und so weiter. Es sind die Zaghafte, die nicht wissen, wo sie sich festhalten sollen; sie taumeln; man muß sie nicht nur stützen, sondern sie auch an jedem neuen Wendepunkt während des Tages führen.

Oh, sie brauchen viel Geduld und Liebe, mehr als ein geistig zurückgebliebenes Kind! Aber, im Namen des Herrn, laßt sie nicht im Stich! Gebt diesen Gefangenen ihres eigenen Ichs, ihrer nebelhaften Krankheit, euren so lichtvollen Glauben, eure feurige Kraft. Führt sie zur Sonne und zur Höhe! Seid diesen Unsicheren Meister und Väter, ohne zu ermüden und ohne die Geduld zu verlieren. Treiben sie euch zur Verzweiflung? Macht nichts! Auch ihr treibt mich oft zur Verzweiflung, und noch mehr den Vater im Himmel, der oft denken muß, daß das Wort wohl umsonst Fleisch angenommen hat, weil der Mensch auch jetzt noch zweifelt, obwohl er das Wort Gottes reden hört.

Ihr wollt euch doch nicht einbilden, daß ihr mehr als Gott, mehr als ich seid! Öffnet also diesen Gefangenen des „wenn“ und „aber“ die Gefängnisse. Befreit sie von den Ketten des „Kann ich es?“ und „Wenn es mir nicht gelingt?“ Überzeugt sie, daß es genügt, sein Bestes zu tun, um Gott zufriedenzustellen. Und wenn ihr seht, daß sie den Halt verlieren, dann geht nicht vorüber, sondern richtet sie wieder auf, wie es die Mütter tun, die nicht weitergehen, wenn ihr Kind fällt, sondern stehenbleiben, ihm aufhelfen, es sauber machen, es trösten und es schützen, bis es die Angst vor einem neuen Fall verloren hat. Und monate- und jahrelang machen sie es so mit dem Kind, wenn es schwache Beinchen hat.

Kleidet die Nackten des Geistes mit Verzeihung, wenn sie euch beleidigen.

Beleidigung ist Lieblosigkeit. Die Lieblosigkeit entfernt von Gott. Wer andere beleidigt, wird nackt, und nur die Verzeihung des Beleidigten bekleidet seine Nacktheit wieder, denn sie führt ihn zu Gott zurück. Gott wartet mit der Verzeihung, bis der Beleidigte verziehen hat. Er verzeiht sowohl dem vom Menschen Beleidigten als auch dem Beleidiger des Menschen und Gottes. Es gibt keinen, der seinen Herrn noch nie beleidigt hätte. Aber Gott verzeiht uns, wenn wir unserem Nächsten verzeihen, und er verzeiht dem Nächsten, wenn der Beleidigte ihm verziehen hat. Es wird euch geschehen, wie ihr tut. Verzeiht, wenn ihr Verzeihung wollt, und ihr werdet euch im Himmel über die Nächstenliebe, die ihr geübt habt, freuen wie über einen Sternenmantel, der auf eure heiligen Schultern gelegt wurde.

Seid barmherzig mit den Weinenden!

Sie sind die Verwundeten des Lebens, die Kranken des verletzten Herzens. Schließt euch nicht in eure Selbstzufriedenheit wie in eine Festung ein. Weint mit den Weinenden! Tröstet die Trauernden! Füllt die Leere aus, die durch den Tod eines Verwandten entstanden ist! Seid den Waisen Väter, den Eltern Kinder, und seid allen Brüder und Schwestern!

Liebt! Warum nur die Glücklichen lieben? Sie haben schon ihren Anteil an der Sonne. Liebt die Weinenden! Sie sind am wenigsten liebenswert für die Welt, denn die Welt kennt den Wert der Tränen nicht. Ihr kennt ihn. Liebt daher die Weinenden! Liebt sie, wenn sie sich in ihr Schicksal ergeben. Liebt sie noch mehr, wenn sie sich gegen das Leid auflehnen. Keine Vorwürfe, sondern Güte, um sie von der Wahrheit des Schmerzes zu überzeugen und sie über den Schmerz zu belehren. Sie können durch den Schleier der Tränen das Antlitz Gottes nur entstellt sehen und betrachten ihn als eine rächende Übermacht.

Nein! Nehmt keinen Anstoß an den falschen Vorstellungen, die das Fieber des Schmerzes erzeugt. Kommt ihnen zu Hilfe, um sie vom Fieber zu befreien.

Euer lebendiger Glaube soll wie das Eis sein, das man dem Fiebernden reicht. Ist das Fieber gesunken und die Niedergeschlagenheit und die Schwäche eines aus einem schrecklichen Traum Erwachten eingetreten, behandelt ihn wie ein Kind, das durch eine Krankheit geistig zurückgeblieben ist, und spricht ihm wieder sanft und geduldig von Gott wie von etwas Neuem ... Oh, welch ein schönes Märchen, um das ewige Kind, das der Mensch ist, zu zerstreuen! Dann schweigt! Seid nicht aufdringlich ... Die Seele arbeitet alleine weiter. Helft ihr mit Liebkosungen und Gebet. Und wenn sie dann sagt: „Es ist also nicht Gott gewesen?“ dann erwidert: „Nein! Er wollte dir nicht wehtun, denn er liebt dich auch für den, der dich nicht mehr lieben kann, weil er tot ist oder dich aus einem anderen Grund verlassen hat.“ Und wenn die Seele sagt: „Aber ich habe ihn angeklagt“, dann antwortet: „Er hat es vergessen, denn es war im Fieber.“ Wenn er dann hinzufügt: „Ich verlange nach ihm“, dann erklärt: „Hier ist er! Er steht an der Türe deines Herzens und wartet nur darauf, daß du ihm öffnest.“

Ertragt lästige Menschen!

Sie stören die Ruhe des kleinen Hauses unseres Ichs, wie die Wan-

derer die Ruhe des Hauses stören, in dem wir wohnen. Aber so, wie ich euch gesagt habe, daß ihr die einen empfangen sollt, so sage ich euch auch, daß ihr die anderen empfangen sollt.

Sind sie euch lästig? Aber wenn ihr sie auch nicht liebt wegen der Störung, die sie euch verursachen, so lieben sie doch euch mehr oder weniger. Um dieser Liebe willen nehmt sie auf. Und wenn sie auch neugierig, gehässig, beleidigend werden, übt immer Geduld und Liebe! Ihr könnt sie mit eurer Geduld bessern. Ihr könnt durch eure Lieblosigkeit Ärgernis erregen. Es soll euch schmerzen, daß sie sündigen; aber noch mehr soll es euch schmerzen, wenn ihr die Ursache der Sünden seid und selbst sündigt. Nehmt sie in meinem Namen auf, wenn ihr sie nicht mit eurer Liebe aufnehmen könnt. Gott wird euch belohnen und euren Besuch erwidern, indem er die bösen Erinnerungen mit seinen übernatürlichen Liebeserweisen auslöscht.

Schließlich, *bestattet die Sünder*, um ihre Rückkehr zum Leben der Gnade vorzubereiten. Wißt ihr, wann ihr dies tut? Wenn ihr sie mit väterlicher, geduldiger und liebevoller Eindringlichkeit ermahnt. Es ist, als ob ihr die Häßlichkeiten des Körpers, eine nach der anderen, begraben würdet, bevor ihr den Körper zu Grabe tragt, in Erwartung des Befehles Gottes: „Erhebe dich und komme zu mir!“

Wir Juden reinigen die Toten aus Ehrfurcht vor der Auferstehung des Fleisches. Die *Ermahnung der Sünder* kommt einer Reinigung der Glieder vor dem Begräbnis gleich. Das Übrige wird die Gnade des Herrn tun. Reinigt sie mit Liebe, Tränen und Opfern. Entreißt die Seelen auf heroische Weise dem Verderben. Seid heroisch!

Ihr werdet nicht unbelohnt bleiben. Denn wenn schon für ein dem Durstigen gereichtes Glas Wasser eine Belohnung gegeben wird, was wird dem dann gegeben werden, der eine Seele vor dem höllischen Durst bewahrt?

Ich habe gesprochen. Diese Werke der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit vermehren die Liebe. Geht und tut sie! Der Friede Gottes und mein Friede seien allezeit mit euch.«

319 Der Geiz und der törichte Reiche

Jesus befindet sich auf einem Hügel am westlichen Ufer des Sees. Vor seinen Augen breiten sich die Städte und Dörfer der beiden Ufer aus, doch direkt am Fuß seines Hügels liegen Magdala und Tiberias. Ersteres hat ein ganz in Gärten verstecktes Luxusviertel, das von den armen Häusern der Fischer, Bauern und einfachen Leute durch einen zurzeit ausgetrockneten Bach getrennt ist; die andere Stadt, in all ihren Teilen herrlich, kennt weder Armut noch Verfall und erstrahlt schön und neu am See in der Sonne. Zwischen der einen und der anderen Stadt die wenigen, aber wohlgepflegten Gärten in der kleinen Ebene, dann, an den Hängen bis zu den Kuppen der Hügel, die Olivenhaine. Hinter dem Rücken Jesu sieht man den Sattel des Berges der Seligpreisungen, an dessen Fuß sich die Hauptstraße hinzieht, die vom Mittelmeer nach Tiberias führt. Vielleicht hat Jesus diese Stelle wegen der Nähe der sehr belebten Straße ausgewählt, auf der die Menschen von vielen Orten am See oder vom Inneren Galiläas kommen und am Abend auch leicht nach Hause zurückkehren oder eines der Dörfer erreichen können, um Unterkunft zu finden. Es ist hier nicht so heiß wegen der Höhenlage und der großen Bäume, die auf dem Gipfel die Ölbäume ablösen.

Tatsächlich hat sich schon viel Volk zu den Aposteln und Jüngern gesellt. Menschen, die gekommen sind, um Jesus um Gesundheit oder Rat zu bitten. Leute, die aus Neugierde gekommen oder weil sie von Freunden eingeladen worden sind. Eine große Volksmenge also. Die Jahreszeit, die nicht mehr so heiß ist, sondern schon zur herbstlichen Milde neigt, lädt mehr denn je dazu ein, Jesus aufzusuchen.

Jesus hat schon Kranke geheilt und zu den Menschen gesprochen, gewiß über den ungerechten Reichtum und die Loslösung von diesem, die notwendig ist für alle, um sich den Himmel zu verdienen, aber unerlässlich für jene, die Jesu Jünger sein wollen. Und nun antwortet er auf die Fragen des einen oder anderen reichen Jüngers, die darüber ein wenig beunruhigt sind.

Der Schriftgelehrte Johannes sagt: »Muß ich also vernichten, was ich habe, und die Meinen des ihrigen entledigen?«

»Nein! Gott hat dir Besitz gegeben. Mache ihn der Gerechtigkeit dienstbar und bediene dich seiner mit Redlichkeit. Das heißt: erhalte mit dem Besitz deine Familie, das ist Pflicht; behandle die Diener menschlich, das ist Liebe; tue den Armen Gutes und komme den armen Jüngern zu Hilfe. So werden dir deine Besitztümer nicht ein Hindernis, sondern eine Hilfe sein.«

Darauf wendet Jesus sich an alle: »Wahrlich, ich sage euch, daß selbst der ärmste Jünger Gefahr läuft, den Himmel zu verlieren, wenn er mein Priester geworden ist und aus Liebe zu den Reichtümern gegen die Gerechtigkeit fehlt, indem er mit den Reichen gemeinsame Sache macht. Wer reich oder böse ist, wird oft versuchen, euch mit Geschenken zu verlocken, um eure Zustimmung für seine Lebensweise und seine Sünde zu erhalten. Es wird auch unter meinen Jüngern geschehen, daß sie der Versuchung, Geschenke anzunehmen, erliegen. Das darf nicht sein! Der Täufer lehrt es euch! Wahrlich, ohne Richter zu sein, war er ein vollkommener Richter und Lehrer gemäß dem Deuteronomium: „Du sollst keine persönliche Rücksicht und keine Geschenke nehmen, denn sie blenden die Augen der Weisen und verdrehen die Worte der Gerechten.“ Zu oft läßt der Träger des Schwertes der Gerechtigkeit die Klinge stumpf werden durch das Gold, das ein Sünder ihm daraufschüttet.

Nein, das darf nicht sein! Versteht es, arm zu sein, seid bereit zu sterben, aber schließt nie ein Bündnis mit der Sünde. Nicht einmal mit der Entschuldigung, das Gold für die Armen zu verwenden. Es ist verfluchtes Gold und würde ihnen nur schaden. Es ist das Gold eines üblen Kompromisses.

Ihr seid als Jünger bestellt, Lehrer, Ärzte und Erlöser zu sein. Was würde aus euch werden, wenn ihr aus Eigennutz Mitläufer des Bösen würdet? Meister der schlechten Wissenschaft, Ärzte, die den Kranken töten; nicht Retter, sondern Mitschuldige am Verderben der Seelen.«

Einer aus der Menge tritt vor und sagt: »Ich bin kein Jünger. Aber ich bewundere dich. Antworte mir daher auf diese Frage: Ist es erlaubt, daß einer dem anderen Geld vorenthält?«

»Nein, Mann! Das ist Diebstahl, genauso, wie wenn jemand einem Vorübergehenden die Tasche nimmt.«

»Auch wenn das Geld der Familie gehört?«

»Auch dann! Es ist ungerecht, wenn einer sich das Geld aller anderen aneignet.«

»Dann komm auf dem Weg nach Damaskus nach Abel-Majim, Meister, und befiehl meinem Bruder, mir meinen Anteil am Erbe des verstorbenen Vaters zu geben, der kein Testament hinterlassen hat. Mein Bruder hat alles an sich genommen. Es ist bekannt, daß wir Zwillinge der ersten und einzigen Geburt sind. Ich habe also die gleichen Rechte wie er.«

Jesus schaut ihn an und sagt: »Das ist eine peinliche Angelegenheit, und dein Bruder handelt sicher nicht recht. Alles, was ich tun kann, ist, für dich und mehr noch für ihn beten, damit er sich bekehre, und in dein Dorf kommen, dort predigen und dadurch sein Herz rühren. Ich scheue den Weg nicht, wenn ich den Frieden unter euch wiederherstellen kann.«

Der Mann fährt giftig auf: »Was soll ich mit deinen Worten anfangen? In diesem Fall braucht es anderes als Worte.«

»Aber hast du mich nicht gebeten, deinem Bruder zu befehlen . . . «

»Befehlen ist nicht dasselbe wie predigen. Der Befehl ist immer mit einer Drohung verbunden. Drohe ihm, daß du ihn schlägst, wenn er mir nicht das Meine gibt. Du kannst es tun. Wie du Gesundheit schenkst, so kannst du auch Krankheiten geben.«

»Mann, ich bin gekommen, um zu bekehren, nicht um zu schlagen. Aber wenn du Vertrauen in meine Worte hast, wirst du Frieden finden.«

»Welche Worte?«

»Ich habe dir gesagt, daß ich für dich und deinen Bruder beten werde, damit du getröstet wirst, und er sich bekehrt.«

»Märchen! Geschichten! Ich bin nicht so dumm, an sie zu glauben. Komm und befehl.«

Jesus, der sanft und geduldig war, wird nun machtvoll und streng. Er richtet sich auf, während er sich bisher ein wenig über das korpulente und zornige Männlein geneigt hat, und sagt: »Wer hat mich zum Schiedsrichter zwischen euch bestellt? Niemand! Aber um diesen Zwist zwischen zwei Brüdern zu beheben, war ich bereit zu kommen und meine Mission als Friedensstifter und Erlöser auszuüben, und wenn du an meine Worte geglaubt hättest, hättest du bei deiner Rückkehr nach Abel-Majim deinen Bruder schon bekehrt vorgefunden. Du kannst nicht glauben. Und so wirst du das Wunder nicht erlangen. Wenn es dir gelungen wäre, dich dieses Schatzes zu bemächtigen, dann hättest du ihn behalten und deinen Bruder leer ausgehen lassen; denn wahrlich, so wie ihr als Zwillinge geboren seid, so habt ihr auch die gleichen Leidenschaften, und du hast, wie dein Bruder, nur eine Liebe: das Gold, und einen Glauben: das Gold. Bleib also bei deinem Glauben. Leb wohl!«

Der Mann geht fluchend davon, ein Ärgernis für die anderen, die ihn bestrafen möchten. Doch Jesus hält sie zurück und sagt: »Laßt ihn gehen. Warum wollt ihr euch die Hände beschmutzen, indem ihr einen groben Menschen schlagt? Ich verzeihe ihm, denn er ist vom Dämon des Goldes besessen, der ihn verführt. Macht es mir nach! Wir wollen für diesen Unglücklichen beten, damit er wieder ein Mensch mit einer schönen, freien Seele wird.«

»Es ist wahr: auch sein Gesichtsausdruck ist durch seine Habgier ganz abscheulich geworden. Hast du ihn gesehen?« fragen sich die Jünger und die Leute, die in der Nähe stehen, gegenseitig.

»Es ist wahr! Es ist wahr! Er ist ein ganz anderer geworden.«

»Ja. Als er den Meister zurückwies, hätte er ihn beinahe geschlagen, während er ihn beschimpfte, und nahm den Gesichtsausdruck eines Dämons an.«

»Ein teuflischer Verführer. Er wollte den Meister zu einer Schlechtigkeit verführen ... «

»Hört«, sagt Jesus. »Tatsächlich spiegelt sich der Seelenzustand eines Menschen in seinem Antlitz wieder. Es ist, als ob der Dämon sich im Äußeren des von ihm besessenen Menschen zeigte. Es gibt nur wenige von Dämonen besessene Menschen, die sich nicht durch ihre Werke und durch ihr Aussehen als das verraten, was sie sind. Und diese wenigen sind die vollkommen Bösen und vollkommen Besessenen.

Das Gesicht des Gerechten hingegen ist immer schön, selbst wenn seine Züge entstellt sind, denn es ist schön durch eine übernatürliche Schönheit, die sich vom Innern auf das Äußere überträgt. Nicht nur gewissermaßen, sondern tatsächlich können wir beobachten, wie dem von Lastern Unberührten auch Frische des Fleisches eigen ist. Die Seele ist in uns und durchdringt uns ganz. Die Fäulnis einer verkommenen Seele aber verdirbt auch das Fleisch, während die Düfte einer reinen Seele es schützen. Die verdorbene Seele treibt das Fleisch zu wüsten Sünden an, und diese machen alt und entstellen. Die reine Seele fordert das Fleisch zu einem reinen Leben auf, und so bewahrt es seine Frische und strahlt Würde aus.

Sorgt dafür, daß in euch die reine Jugend des Geistes erhalten bleibt oder daß ihr sie wiedererlangt, wenn sie verlorengegangen ist, und hütet euch vor jeder Begehrlichkeit der Sinne oder der Macht. Das Leben des Menschen hängt nicht vom Überfluß der Güter ab, die er besitzt, und weder das irdische noch das andere Leben, das ewige, hängt davon ab! Es hängt ab von der Lebensweise. Und mit dem Leben das Glück dieser Erde und des Himmels. Denn der Lasterhafte ist nie wirklich glücklich, während den Tugendhaften immer eine himmlische Freude erfüllt, auch wenn er arm und einsam ist. Nicht einmal der Tod beeindruckt ihn. Denn weder Sünden noch Gewissensbisse lassen ihn die Begegnung mit Gott fürchten; er trauert dem nicht nach, was er zurücklassen muß. Er weiß, daß sein Schatz im Himmel ist, und er geht wie einer, der von seinem Erbe, dem heiligen Erbe, Besitz ergreifen will, ruhig und froh dem Tod entgeht, der ihm die Tore öffnet zum Reich, wo sein Schatz ist.

Bereitet *jetzt* euren Schatz vor. Beginnt schon in der Jugend, ihr, die ihr noch jung seid; arbeitet unablässig, ihr Älteren, die ihr wegen eures Alters dem Tod näher seid. Und da ihr nicht wißt, wann ihr diese Welt verlaßt und der Jüngling oft vor dem Greis stirbt, verschiebt diese Arbeit nicht und schafft euch einen Schatz an Tugenden und guten Werken für das andere Leben, damit euch nicht der Tod ereilt, bevor ihr einen Schatz an Verdiensten im Himmel habt. Viele sagen: „Oh, ich bin noch jung und stark! Jetzt will ich mein Leben genießen, später will ich mich bekehren!“ Großer Irrtum!

Hört dieses Gleichnis. Einem reichen Mann haben seine Ländereien eine reichliche Ernte gebracht. Wirklich eine wunderbare Ernte. Er betrachtet glücklich all seinen Reichtum, der sich in Hülle und Fülle auf seinen Feldern und seinen Tennen anhäuft; und da er keinen Platz mehr in den Scheunen hat, um ihn unterzubringen, benützt er sogar die Räume seines Hauses. Dann sagt er zu sich: „Ich habe gearbeitet wie ein Sklave, aber die Erde hat mich nicht enttäuscht. Ich habe für zehn Ernten gearbeitet, und jetzt will ich mich entsprechend ausruhen. Wie kann ich alles unterbringen? Ich will nichts verkaufen, denn ich wäre dann gezwungen, wieder zu arbeiten für eine neue Ernte im nächsten Jahre. Ich mache es so: Ich will meine Scheunen abreißen und größere bauen, in denen meine ganze Ernte, und was ich besitze, Platz hat. Dann will ich zu meiner Seele sagen: ‚O meine Seele! Du hast nun Vorrat für viele Jahre. Ruhe dich aus, iß und trink und laß es dir gut gehen.‘“ Dieser Mann verwechselt wie so viele andere den Körper mit der Seele und vermischt das Heilige mit dem Unheiligen, denn wahrlich, in der Schwelgerei und im Müßiggang erfreut sich die Seele nicht, sondern sie verkümmert; so ruht er sich wie viele andere nach der ersten großen Ernte auf den Feldern des Guten aus, da ihm scheint, daß schon alles getan ist.

Wißt ihr denn nicht, daß man, wenn man die Hand an den Pflug gelegt hat, durchhalten muß, zehn oder hundert Jahre, solange das Leben dauert; denn Aufhören ist ein Verbrechen gegen sich selbst,

durch das man die Erlangung einer größeren Herrlichkeit unmöglich macht; es ist ein Rückschritt, denn wer beim Durchschnittlichen stehenbleibt, kommt nicht nur nicht mehr vorwärts, er geht vielmehr rückwärts. Der Schatz des Himmels muß sich von Jahr zu Jahr vermehren, um Wert zu haben. Denn, wenn die Barmherzigkeit auch mit dem gütig sein wird, der nur wenige Jahre Zeit hatte, so ist sie nicht Helfershelfer der Trägen, die viele Jahre haben und wenig tun. Es ist ein Schatz, der ständig anwachsen muß, sonst ist er kein gewinnbringendes, sondern totes Kapital, und dies auf Kosten des im Himmel wartenden Friedens. Gott sagte zum Törichter: „Du törichter Mensch, der du den Körper und die irdischen Güter mit dem, was Geist ist, verwechselst und die Gnade Gottes in Schlechtes verkehrst, wisse, daß noch heute nacht deine Seele von dir gefordert werden und der Körper leblos zurückbleiben kann. Was du vorbereitet hast, wem wird es gehören? Kannst du es mitnehmen? Du wirst ohne deine irdische Ernte und ohne Verdienste für den Himmel erworben zu haben vor mir erscheinen und im anderen Leben arm sein. Besser wäre es für dich gewesen, du hättest mit deiner Ernte Barmherzigkeit am Nächsten geübt. Denn wenn du gegen deinen Nächsten barmherzig bist, ist Gott auch dir barmherzig. Anstatt an Müßiggang zu denken, hättest du Tätigkeiten nachgehen sollen, die deinem Körper wahren Nutzen und deiner Seele Verdienste einbringen, bis ich dich rufen werde.“ Und der Mann starb in der Nacht und wurde streng gerichtet.

Wahrlich, ich sage euch, so geht es dem, der irdische Reichtümer sammelt, aber in den Augen Gottes arm bleibt. Nun geht und zieht einen Nutzen aus der Lehre, die ich euch gegeben habe. Der Friede sei mit euch!«

Jesus segnet das Volk und zieht sich mit den Aposteln und den Jüngern in einen dichten Hain zurück, um etwas zu essen und sich auszuruhen. Doch während der Mahlzeit fährt er mit der Belehrung fort und kommt auf ein Thema zurück, über das er schon oft zu den Aposteln gesprochen hat. Doch es ist gut, darauf wieder und

wieder einzugehen, da der Mensch sich zu sehr von seinen törichten Ängsten überwältigen läßt.

»Glaubt mir«, sagt er, »daß man nur darauf bedacht sein muß, an Tugend reich zu werden. Und achtet darauf, daß eure Bemühungen niemals mit Aufregung und Unruhe verbunden sind. Das Gute ist den Unruhen, den Ängsten und der Hetze, die noch an Geiz, Eifersucht und menschliches Mißtrauen erinnern, feind.

Eure Arbeit sei ausdauernd, vertrauensvoll, friedfertig. Ohne plötzlichen Beginn und plötzliche Unterbrechung. So machen es die Wildesel. Aber niemand außer einem Schwachsinnigen bedient sich ihrer, wenn er sicher reisen will. Friedfertig in Siegen, friedfertig in Niederlagen! Auch die Tränen über einen begangenen Fehler, der euch betrübt, weil ihr damit Gott mißfallen habt, müssen friedvoll sein, getröstet durch Demut und Vertrauen. Die Niedergeschlagenheit und der Zorn auf sich selbst sind immer ein Zeichen von Hochmut und Mißtrauen. Wenn einer demütig ist, weiß er, daß er ein armer Mensch und den Nöten des Fleisches unterworfen ist, das manchmal triumphiert. Wenn einer demütig ist, hat er kein zu großes Vertrauen in sich selbst, sondern er vertraut auf Gott und bleibt auch bei Fehlschlägen ruhig und sagt: „Verzeih mir, Vater. Ich weiß, daß du meine Schwächen kennst, die mich manchmal übermannen. Ich glaube, daß du Mitleid mit mir hast. Ich habe das feste Vertrauen, daß du mir in Zukunft noch mehr als in der Vergangenheit helfen wirst, obwohl ich dich so wenig zufriedengestellt habe.“

Und dann, seid weder apathisch noch geizig hinsichtlich der Gaben Gottes. Gebt, was ihr an Weisheit und Tugend besitzt. Seid tätig im Geist, so wie die Menschen in den Dingen des Fleisches geschäftig sind. Und was das Fleisch betrifft, macht es nicht jenen in der Welt nach, die immer um ihre Zukunft besorgt sind und fürchten, es könnte ihnen an Überfluß fehlen, es könnten Krankheiten oder Tod kommen, es könnten ihnen Feinde Schaden zufügen und so weiter.

Gott weiß, was ihr nötig habt. Fürchtet daher nicht für eure Zukunft. Seid frei von Ängsten, die schwerer wiegen als die Ketten der

Galeerensträflinge. Sorgt euch nicht um euer Leben oder um das, was ihr essen, trinken und womit ihr euch bekleiden sollt. Das Leben des Geistes ist mehr wert als das Leben des Körpers, und der Körper ist mehr wert als das Gewand; denn ihr lebt mit dem Körper und nicht mit dem Gewand, und durch die Abtötung des Körpers helfst ihr dem Geist, das ewige Leben zu erlangen. Gott weiß, wie lange er die Seele in eurem Körper lassen wird; solange wird er euch das Notwendige geben. Er gibt es den Raben, unreinen Tieren, die sich von Kadavern nähren und ihre Daseinsberechtigung darin haben, daß sie die Verwesung beseitigen. Und da sollte er es euch nicht geben? Sie haben keine Vorratskammern und Scheunen, und Gott ernährt sie doch. Ihr seid Menschen und keine Raben. Gegenwärtig seid ihr die Blüte der Menschheit, denn ihr seid die Jünger des Meisters, die Verkünder des Evangeliums in dieser Welt, die Diener Gottes. Und glaubt ihr, daß Gott, der sich um die Lilien der Felder kümmert und sie wachsen läßt und schöner kleidet als Salomon gekleidet war, ohne daß sie etwas anderes tun als ihn durch ihren Duft anzubeten, es euch an Kleidung fehlen läßt?

Ihr könnt nicht einmal in einen zahnlosen Mund einen Zahn einsetzen; ihr könnt ein verkrüppeltes Bein nicht um eine Daumenbreite wachsen lassen, noch einem blinden Auge die Sehkraft wiedergeben. Und wenn ihr dazu nicht fähig seid, wie könnt ihr dann glauben, daß es euch gelingt, Elend und Krankheiten von euch fernzuhalten und den Staub in Nahrung zu verwandeln? Ihr könnt es nicht! Doch seid nicht schwach im Glauben; ihr werdet immer haben, was ihr braucht. Sorgt euch nicht wie die Menschen der Welt, die sich abrackern, um sich vergnügen zu können. Ihr habt euren Vater, der weiß, was euch fehlt. Ihr müßt allein darauf bedacht sein, und es soll eure erste Sorge sein, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen, alles übrige wird euch hinzugegeben werden.

Fürchte dich nicht, meine kleine Herde! Meinem Vater hat es gefallen, euch zum Reich zu berufen, damit ihr dieses Reich besitzt. Ihr könnt daher nach ihm streben und dem Vater mit eurem guten

Willen und eurem heiligen Tun helfen. Verkauft eure Güter und gebt Almosen, wenn ihr allein seid. Laßt den Euren das Nötige, wenn ihr das Haus verlaßt, um mir zu folgen; denn es ist gerecht, den Kindern und den Frauen das Brot nicht vorzuenthalten. Wenn ihr euer Geld nicht opfern könnt, dann opfert den Reichtum des Mitgeföhls. Auch das sind Münzen, die Gott als solche bewertet, und zwar wie reinstes Gold und Perlen, die kostbarer sind als die des Meeres; wie Rubinen, die seltener sind als die aus dem Schoß der Erde. Denn meinetswegen auf die eigene Familie verzichten bedeutet Liebe, die vollkommener ist als lauterer Gold, eine Perle aus Tränen und ein Rubin aus Blut, das aus der Wunde des Herzens quillt, das zerrissen wurde durch die Trennung von Vater und Mutter, von Frau und Kindern.

Und diese Börsen bekommen keine Löcher, dieser Schatz geht nie verloren. Diebe können nicht in den Himmel eindringen. Die Motte zerstört nicht, was dort aufgehoben ist. Habt den Himmel im Herzen und das Herz im Himmel bei eurem Schatz. Denn das Herz, sei es gut oder böse, ist immer dort, wo es glaubt, daß sich sein Schatz befindet. So wie das Herz also dort ist, wo der Schatz ist – im Himmel – so ist der Schatz dort, wo das Herz ist – also in euch –; ja, der Schatz ist im Herzen, und mit dem Schatz der Heiligen ist im Herzen der Himmel der Heiligen.

Seid immer bereit wie einer, der auf Reisen gehen will oder auf seinen Herrn wartet. Ihr seid Diener Gottes, des Herrn. Jede Stunde kann er euch zu sich rufen oder dorthin kommen, wo ihr seid. Seid daher immer bereit, aufzubrechen oder ihm mit zur Reise oder zur Arbeit gegürteten Lenden und mit brennenden Lampen Ehre zu erweisen. Beim Verlassen des Hochzeitssaales mit einem, der euch in den Himmel, oder bei der Weihe an Gott auf Erden, vorausgegangen ist, kann Gott sich euer, die ihr wartet, erinnern und sagen: „Gehen wir zu Stephanus oder Johannes, zu Jakobus oder Petrus.“ Gott kommt unversehens und sagt: „Komm!“ Seid daher bereit, ihm die Tür zu öffnen, wenn er kommt, oder aufzubrechen, wenn er euch ruft.

Selig die Diener, die der Herr wachend findet, wenn er kommt. Wahrlich, um sie für ihre treue Erwartung zu belohnen, wird er sein Gewand schürzen und sie am Tisch Platz nehmen lassen, um sie zu bedienen. Das kann zur ersten, zur zweiten oder zur dritten Nachtwache geschehen. Ihr wißt es nicht. Seid daher immer wachsam! Selig seid ihr, wenn euch der Herr wachend findet! Täuscht euch nicht, indem ihr sagt: „Es ist noch Zeit! Heute nacht wird er nicht kommen.“ Es könnte schlecht ausgehen. Ihr wißt es nicht. Wenn einer wüßte, wann der Dieb kommt, würde er das Haus nicht unbewacht und den Bösewicht nicht die Türe und die Schlösser aufbrechen lassen. Seid auch ihr wachsam, denn wenn ihr am wenigsten daran denkt und darauf vorbereitet seid, wird der Menschensohn kommen und sagen: „Die Stunde ist gekommen.“«

Petrus, der sogar vergessen hat, fertigzuessen, um dem Herrn zuzuhören, fragt nun: »Was du da sagst, gilt das für uns oder für alle?«

»Es gilt für euch und für alle. Doch mehr für euch, denn ihr seid wie Aufseher, die der Herr an die Spitze seiner Diener gestellt hat; ihr seid doppelt verpflichtet, bereit zu sein, als Aufseher und als einfache Gläubige.

Wie muß der vom Herrn an die Spitze der Diener bestellte Aufseher sein, um jedem zur rechten Zeit den gerechten Anteil zu geben? Er muß gewissenhaft und treu sein. Um seine Pflicht zu erfüllen und um die Untergebenen ihre Pflicht erfüllen zu lassen. Sonst würden die Angelegenheiten des Herrn, der dafür bezahlt, daß der Aufseher ihn vertritt und in seiner Abwesenheit die Geschäfte abwickelt, Schaden leiden. Selig der Knecht, den der Herr bei seiner Rückkehr treu, eifrig und gerecht vorfindet. Wahrlich, ich sage euch, er wird ihn auch zum Aufseher über andere Güter, alle seine Güter, machen und sich ausruhen und sich in seinem Herzen freuen über die Sicherheit, die ein solcher Diener ihm gibt.

Wenn aber dieser Knecht sich sagt: „Oh, gut! Der Herr ist weit fort und hat mir geschrieben, daß sich seine Rückkehr verzögern wird. So kann ich tun, was ich will, und wenn seine Ankunft bevor-

steht, werde ich mich um alles kümmern“; wenn er dann zu essen und zu trinken beginnt, bis er betrunken ist, und betrunken Anordnungen gibt, und die guten Knechte, die ihm unterstellt sind, sich weigern, ihm zu gehorchen, um dem Herrn keinen Schaden zuzufügen; wenn er dann anfängt, Diener und Dienerinnen zu schlagen, so daß sie krank werden und dahinsiechen; wenn er glaubt, glücklich zu sein und sagen zu können: „Endlich kann ich einmal verkosten, was es heißt, Herr zu sein und von allen gefürchtet zu werden“, was wird dann geschehen? Es wird geschehen, daß der Herr zurückkehrt, wenn er es am wenigsten erwartet; vielleicht in eben dem Augenblick, da er Geld einsteckt oder einen der schwächeren Knechte besticht. Dann – das sage ich euch – wird der Herr ihn von seinem Posten als Aufseher und sogar aus den Reihen seiner Diener verjagen, denn es ist nicht statthaft, Untreue und Verräter unter den Redlichen zu lassen. Und je mehr der Herr ihn zuvor geliebt und unterwiesen hatte, desto mehr wird er bestraft werden.

Denn je besser man die Absichten und den Willen des Herrn kennt, desto mehr ist man gehalten, alles mit äußerster Sorgfalt auszuführen. Wer nicht alles ausführt, was der Herr ihm ausführlich gesagt hat, wird schwer bestraft werden, während ein geringerer Diener, der wenig weiß und Fehler macht im Glauben, das Richtige zu tun, weniger bestraft werden wird. Von dem, dem viel gegeben wurde, wird auch viel verlangt werden, und wer beauftragt war, viel zu verwalten, wird viel geben müssen; denn von meinen Verwaltern wird auch die Seele des Kindes gefordert werden, das nur eine Stunde gelebt hat.

Die Auserwählung durch mich bedeutet nicht ein Ausruhen in einem kühlen, blühenden Wald. Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen und was kann ich anderes verlangen, als daß es brenne! Deshalb mühe ich mich und will, daß ihr euch abmüht bis zum Tod und bis die Erde zu einem Scheiterhaufen des himmlischen Feuers geworden ist.

Ich muß mit einer Taufe getauft werden. Und wie sehr drängt

es mich, daß es bald geschehe! Fragt ihr euch nicht, warum? Weil ich euch dadurch zu Trägern des Feuers werden lassen kann, zu Arbeitern, die in allen und gegen alle gesellschaftlichen Schichten wirken werden, um aus ihnen eine einzige Gemeinschaft zu machen: die Herde Christi.

Glaubt ihr, daß ich gekommen sei, Frieden auf die Erde zu bringen? Den Frieden, den die Welt will? Nein, vielmehr Zwietracht und Trennung. Denn von nun an und solange die ganze Erde nicht eine einzige Herde ist, werden von fünf, die in einem Haus wohnen, drei gegen zwei sein, und der Vater wird gegen den Sohn sein, und der Sohn gegen den Vater, und die Mutter gegen die Töchter, und diese gegen sie, und die Schwiegermütter und die Schwiegertöchter werden einen Grund mehr haben, sich nicht zu verstehen; denn eine neue Sprache wird auf manchen Lippen sein, und es wird ein Babel geben, denn das Reich der menschlichen und übermenschlichen Beziehungen wird eine tiefe Erschütterung erleben. Aber dann wird die Stunde kommen, in der alle durch eine neue Sprache verbunden sind: die Sprache, die von all denen gesprochen wird, die vom Nazarener erlöst sind; und der Strom der Gefühle wird gereinigt werden und aller Schmutz auf den Grund sinken, und an der Oberfläche werden die klaren Wellen der himmlischen Seen erglänzen.

Wahrlich, mir zu dienen ist kein Ausruhen, wie die Menschen den Sinn dieses Wortes auslegen. Es braucht dazu Heroismus und Beharrlichkeit. Aber ich sage euch: am Ende wird Jesus sein, immer noch Jesus, der sich gürtet wird, um euch zu bedienen und sich zusammen mit euch zu einem ewigen Gastmahl niederzusetzen, und Mühe und Schmerz werden vergessen sein.

Und nun, da uns niemand mehr sucht, wollen wir zum See gehen. Wir werden uns in Magdala ausruhen. In den Gärten Marias des Lazarus ist Platz für alle, und sie hat das Haus dem Pilger und seinen Freunden zur Verfügung gestellt. Es ist nicht nötig, daß ich euch sage, daß Maria Magdalena, die Sünderin, gestorben und Maria des Lazarus durch ihre Reue als Jüngerin Jesu zu einem neuen Leben

erstanden ist. Ihr wißt es schon, denn die Nachricht davon hat sich verbreitet wie ein Lauffeuer. Aber das wißt ihr noch nicht: alle persönlichen Güter Marias des Lazarus sind für die Diener Gottes und für die Armen Christi bestimmt. Laßt uns gehen ... «

320 Im Garten Maria Magdalenas

Jesus ist nicht mehr dort, wo er bei der letzten Vision war. Er befindet sich jetzt in einem großen Garten, der bis zum See reicht und in dessen Mitte ein Haus liegt. Dieser Garten dehnt sich hinter dem Haus dreimal so weit aus wie davor und an den Seiten.

Es gibt dort Blumen, aber vor allem Bäume und grüne Winkel, die teils kostbare Marmorbecken umrahmen, teils steinerne Tische und Sitze bergen. Da und dort, bei Lorbeer- und Buchsstauden und Wasserbecken, in deren klarem Wasser sie sich einst spiegelten, müssen auch Statuen gestanden haben, von denen nur noch die Sockel übriggeblieben sind. Die Anwesenheit Jesu mit den Seinen und die der Leute von Magdala, darunter auch der kleine Benjamin, der gewagt hatte, Iskariot zu sagen, daß er böse sei, läßt mich vermuten, daß es die Gärten um das Haus Magdalenas sind ... gereinigt und hergerichtet für ihre neue Aufgabe; alle Dinge, die Anstoß erwecken oder an ihre Vergangenheit erinnern könnten, sind weggeräumt worden.

Das graublau Gekräusel des Sees spiegelt den Himmel wider, an dem Wolken voll der ersten Herbstregen dahinziehen, doch ist er auch so schön, in diesem ruhigen und friedlichen Licht eines Tages, der nicht heiter, aber auch noch nicht regnerisch ist. An den Ufern des Sees gibt es nicht mehr viele Blumen, aber dafür hat sie der größte Maler, der Herbst, mit seinen ockerfarbenen und purpurnen Pinselstrichen bemalt, während das sterbende Laub der Bäume und Reben sich verfärbt, bevor sie der Erde ihre lebenden Gewänder überlassen.

Eine Stelle im Garten einer Villa, die wie diese hier am See liegt, ist von so flammendem Rot, als wolle sich Blut ins Wasser ergießen;

es ist eine Hecke aus biegsamen Zweigen, die der Herbst in eine feurige Kupferfarbe getaucht zu haben scheint, während am Ufer die Weiden mit ihren schmalen, blausilbernen Blättern schimmern, die nun vor dem Sterben blasser sind als sonst.

Jesus schaut nicht auf das, was ich sehe. Er schaut auf die armen Kranken, denen er Heilung gewährt. Er schaut auf die armen Bettler, an die er Almosen verteilt. Er schaut auf die Kinder, die ihm von den Müttern entgegengehalten werden, damit er sie segne. Und er schaut auf eine Gruppe von Schwestern, die ihm von ihrem einzigen Bruder berichten, dessen Benehmen die Mutter an Herzeleid hat sterben lassen und der das ganze Vermögen verpraßt hat; sie bitten Jesus, ihnen einen Rat zu erteilen und für sie zu beten.

»Gewiß will ich beten. Ich will Gott bitten, daß er euch den Frieden gebe, daß euer Bruder sich bekehre und sich eurer erinnere; daß er euch erstatte, was recht ist, und vor allem, daß er euch wieder liebe. Denn wenn er euch liebt, wird er auch alles andere tun. Ihr aber, liebt ihr ihn oder empfindet ihr Groll gegen ihn? Verzeiht ihr ihm von Herzen, oder sind eure Tränen mit Haß gemischt? Auch er ist unglücklich. Mehr als ihr! Trotz der Reichtümer ist er ärmer als ihr, und man muß Mitleid mit ihm haben. Er besitzt die Liebe nicht mehr, und auch Gott liebt ihn nicht mehr. Seht ihr, wie unglücklich er ist? Ihr und eure Mutter, die schon als erste vorangegangen ist, werdet mit dem Tod jubelnd das traurige Leben beenden, zu dem er euch gezwungen hat. Er aber nicht. Einen falschen Genuß würde er für eine schreckliche, ewige Qual eintauschen. Kommt näher zu mir! Ich will zu allen sprechen, indem ich zu euch spreche.«

Und Jesus begibt sich in die Mitte einer mit Blütensträuchern bewachsenen Wiese, wo früher eine Statue stand. Ihr Sockel ist von einer niedrigen Myrthenhecke und Zwerggröschen umgeben. Jesus stellt sich vor diese Hecke und gibt zu verstehen, daß er reden möchte. Alle schweigen und scharen sich um ihn.

»Der Friede sei mit euch! Hört!

Es steht geschrieben: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

Aber wer ist der Nächste? Das ganze Menschengeschlecht im allgemeinen. Dann, im engeren Sinn, alle Landsleute; im noch engeren, alle Mitbürger; dann alle Verwandten, und schließlich der letzte Kreis dieses Kranzes der Liebe, der wie Rosenblätter das Innere der Blume umgibt, die Liebe zu den Brüdern dem Blut nach: den am nächsten Stehenden. Das Zentrum des Herzens der Blume der Liebe ist Gott. Die Liebe zu ihm ist die erste, die wir haben müssen. Danach kommt die Liebe zu den Eltern, denn Vater und Mutter bilden sozusagen den kleinen „Gott“ auf Erden; sie haben bei unserer Erschaffung mitgewirkt und unermüdlich für uns gesorgt. Um diesen Fruchtknoten herum, dessen Blütenstempel und Staubgefäße schimmernd und die Düfte der Liebe ausströmen, schließen sich die Kreise der verschiedenen Liebesarten an. Der erste ist der Kreis der Geschwister, die aus dem gleichen Schoß stammen und vom gleichen Blut sind wie wir.

Aber warum soll man den Bruder lieben? Nur weil er vom gleichen Fleisch und Blut stammt wie wir? So machen es auch die Vögel, die im gleichen Nest versammelt sind. Sie haben tatsächlich nichts anderes gemeinsam als dies: daß sie aus der gleichen Brut stammen und daß sie auf der Zunge den gleichen Geschmack des Speichels von Vater und Mutter verspüren. Wir Menschen sind mehr als die Vögel. Wir haben mehr als ein Fleisch und Blut. Wir haben noch einen Vater außer dem irdischen Vater und der Mutter. Wir haben eine Seele, und wir haben Gott, den Vater aller Menschen. Daher müssen wir den Bruder als Bruder lieben, dem unser Vater und unsere Mutter das Leben geschenkt haben, und als Bruder, der Gott zum Vater hat.

Wir müssen ihn also auch geistig lieben, nicht nur menschlich. Wir müssen ihn lieben nicht allein wegen des Fleisches und des Blutes, sondern wegen des Geistes, den wir gemeinsam haben. Es ist unsere Pflicht, unseren Bruder mehr dem Geist als dem Fleisch nach zu lieben, denn der Geist ist mehr als das Fleisch. Und der himmlische Vater ist mehr als der menschliche. Der Geist hat einen höheren Wert

als das Fleisch, und unser Bruder wäre viel unglücklicher, wenn er den himmlischen Vater verlieren würde, als wenn er den irdischen entbehren müßte.

Ein irdisches Waisenkind zu sein ist herzerreißend, aber es ist nur eine halbe Vaterlosigkeit. Sie beeinträchtigt nur das, was irdisch ist, unser Bedürfnis nach Beistand und Liebe. Wenn aber der Geist zu glauben weiß, wird er nicht durch den Tod des Vaters getrübt, sondern vielmehr steigt der Geist des Sohnes, wie von der Kraft der Liebe angezogen, empor, um sich dorthin zu begeben, wo sich der Gerechte befindet. Und ich sage euch, daß das Liebe ist, Liebe zu Gott und zum Vater, der mit seiner Seele aufgestiegen ist zum Ort der Weisheit. Auch der Sohn steigt zu diesem Ort auf, wo er näher bei Gott ist. Es fehlt ihm nicht an echter Hilfe, an den Gebeten des Vaters, der nunmehr vollkommen zu lieben versteht. Gezügelt von der Gewißheit, daß der Vater jetzt sein Tun besser als zu Lebzeiten sieht, und dem Wunsch, sich durch ein heiliges Leben wieder mit ihm zu vereinigen, führt er nun ein redlicheres Leben.

Deswegen muß man sich mehr um die Seele als um den Körper des eigenen Bruders kümmern. Armselig wäre die Liebe, die sich nur um das kümmert, was vergänglich ist, während sie vernachlässigt, was nicht verdirbt; diese Vernachlässigung zieht den Verlust der ewigen Glückseligkeit nach sich. Gar zahlreich sind jene, die sich mit unnützen Dingen abmühen und sich aufreiben für etwas, was nur relativen Wert hat, während sie aus dem Auge verlieren, was wirklich notwendig ist. Die guten Schwestern und die guten Brüder sollen nicht nur dafür sorgen, daß die Kleider in Ordnung sind, daß Speise und Trank bereitstehen, oder daß sie mit ihrer Arbeit den Brüdern helfen, sondern sie müssen sich auch über die Seelen der Brüder neigen und deren Stimmen lauschen, ihre Fehler sehen und sich mit liebevoller Geduld bemühen, ihnen einen gesunden und heiligen Geist zu vermitteln, wenn sie in ihren Reden oder Fehlern eine Gefahr für ihr ewiges Leben erkennen. Und sie müssen, wenn der Bruder gegen sie fehlt, ihm zu verzeihen suchen und die Verzei-

hung Gottes erbitten durch seine Rückkehr zur Liebe, ohne die Gott nicht verzeihen kann.

Im Buch Levitikus heißt es: „Du sollst deinen Bruder nicht in deinem Herzen hassen, sondern ihn öffentlich zur Rede stellen, um seinetwegen keine Schuld auf dich zu laden.“ Aber vom Nichthasen bis zum Lieben ist ein weiter Weg. Es könnte euch scheinen, daß Abneigung, Abkehr und Gleichgültigkeit keine Sünden sind, da sie ja nicht Haß sind. Nein! Ich komme, um die Liebe und notwendigerweise auch den Haß in ein neues Licht zu rücken; denn je mehr die erstere sich erhebt, um so tiefer fällt der andere.

Meine Lehre ist Vollkommenheit. Sie ist Feinheit des Fühlens und des Urteilens. Sie ist die Wahrheit, nicht Metapher und Umschreibung. Und ich sage euch, daß Abneigung, Abkehr und Gleichgültigkeit schon Haß sind, und zwar aus dem einfachen Grund, weil sie nicht Liebe sind. Das Gegenteil von Liebe ist Haß. Könnt ihr der Abneigung einen anderen Namen geben? Der Abkehr von einem Menschen? Der Gleichgültigkeit? Wer liebt, empfindet Zuneigung zum Geliebten; wenn er ihm also abgeneigt ist, liebt er ihn nicht mehr. Wer liebt, bleibt ihm, auch wenn das Leben ihn räumlich vom Geliebten entfernt, geistig nah. Wer sich daher geistig von jemandem trennt, liebt ihn nicht mehr. Wer liebt, kennt keine Gleichgültigkeit gegen den Geliebten, sondern er interessiert sich für alles, was ihn betrifft. Wenn daher jemand einem anderen gegenüber gleichgültig wird, so ist dies ein Zeichen dafür, daß er keine Liebe mehr für ihn empfindet. Ihr seht also, daß diese drei Dinge Äste eines einzigen Baumes sind: des Hasses. Was geschieht, sobald uns jemand, den wir lieben, beleidigt? In neunzig von hundert Fällen empfinden wir, wenn auch nicht gleich Haß, so doch Abneigung oder Gleichgültigkeit. Nein, handelt nicht so. Laßt euer Herz nicht erkalten in diesen drei Formen des Hasses. Liebt!

Aber ihr werdet euch fragen: „Wie können wir das?“ Ich antworte euch: „So wie Gott es kann, der auch den liebt, der ihn beleidigt. Eine schmerzliche, aber immer gute Liebe!“ Ihr fragt weiter: „Und

wie sollen wir es machen?“ Ich gebe euch das neue Gesetz über die Beziehungen zum schuldigen Bruder und sage: „Wenn dein Bruder dich beleidigt, dann kränke ihn nicht durch öffentlichen Tadel, sondern gehe in deiner Liebe so weit, daß sie vor den Augen der Welt den Fehler verbirgt.“ Denn es wird dir als großes Verdienst in den Augen Gottes angerechnet, wenn du deinem Stolz jegliche Genugtuung vorenthältst.

Oh! Wie sehr gefällt es dem Menschen, andere wissen zu lassen, daß er beleidigt wurde und darunter leidet! Wie ein törichter Bettler geht er nicht zum König, um eine Goldmünze zu erbitten, sondern zu anderen törichteren Bettlern, um sich eine Handvoll Asche, Schmutz und einen giftigen, brennenden Trunk zu erbetteln. Denn das gibt die Welt dem Beleidigten, der sich beklagt und um Trost bettelt. Gott, der König, aber gibt dem pures Gold, der nach einer Beleidigung ohne Groll zu seinen Füßen weint und von ihm, der Liebe und Weisheit ist, Kraft der Liebe und Unterweisung erbittet. Wenn ihr also getröstet werden wollt, dann geht zu Gott und handelt mit Liebe.

Ich sage euch und vervollständige damit das alte Gesetz: „Wenn dein Bruder gegen dich gefehlt hat, geh und versuche, ihn unter vier Augen auf seinen Fehler aufmerksam zu machen. Wenn er dich anhört, hast du deinen Bruder wiedergewonnen. Und gleichzeitig hast du viele Segnungen Gottes erworben. Wenn er dich aber nicht anhört, sondern zurückweist und in seiner Schuld verharrt, dann hole, damit er nicht glaube, du seist mit der Beleidigung einverstanden oder der brüderlichen Liebe gegenüber gleichgültig, zwei oder drei Zeugen, die ernst, gut und vertrauenswürdig sind, und wiederhole in ihrer Gegenwart deinen Versuch, damit diese Zeugen bestätigen können, daß du alles getan hast, um deinen Bruder heiligmäßig zu bessern. Denn das ist die Pflicht eines guten Bruders, da das dir zugefügte Unrecht seiner Seele schadet und du dich um seine Seele kümmern mußt. Wenn er dann immer noch nicht hört, lasse es die Synagoge wissen, damit sie ihn im Namen Gottes zur Ordnung ru-

fe. Wenn er sich auch jetzt nicht bessert und die Synagoge oder den Tempel zurückweist, wie er dich zurückgewiesen hat, so sei er dir wie ein Zöllner und Heide!“

Verfahrt auch so mit euren Brüdern dem Blut und der Liebe nach. Auch eure entferntesten Nächsten müßt ihr mit Heiligkeit behandeln, ohne Habsucht, ohne Unerbittlichkeit, ohne Haß. Ist es notwendig, das Gericht anzurufen und du gehst mit deinem Gegner dorthin, so versuche, o Mensch, der du dich oft durch deine eigene Schuld in schlimmeren Situationen befindest, dich noch auf dem Weg mit ihm auszusöhnen, ob du nun im Recht oder Unrecht bist. Denn die menschliche Gerechtigkeit ist immer unvollkommen, und gewöhnlich siegt die Verschlagenheit über die Gerechtigkeit; und der Schuldige kann als Unschuldiger aus dem Prozeß hervorgehen, während du, Unschuldiger, selbst für schuldig erkannt wirst. In diesem Fall würde dir nicht nur dein Recht verweigert werden, sondern du müßtest, obgleich unschuldig, infolge der Verleumdung die Rolle des Schuldigen übernehmen, und der Richter würde dich dem Vollstrecker des Urteils überliefern, der dich nicht freilassen würde, bis du den letzten Pfennig bezahlt hättest.

Sei versöhnlich. Leidet dein Stolz darunter? Sehr gut! Schrumpft dein Beutel dabei? Noch besser! Die Hauptsache ist, daß deine Heiligkeit zunimmt. Habt kein Verlangen nach Gold. Seid nicht auf Lob bedacht. Handelt so, daß Gott euch loben kann. Bereitet euch einen guten Platz im Himmel vor! Und betet für die, die euch beleidigen, damit sie bereuen. Wenn euch dies gelingt, werden sie selbst euch Ehre erweisen und euch Gutes tun. Tun sie es nicht, wird Gott daran denken!

Geht nun, denn es ist Essenszeit. Nur die Armen sollen hierbleiben und sich an den Tisch der Apostel setzen. Der Friede sei mit euch!«

321 Jesus sendet die Zweiundsiebzig aus, ihn zu verkündigen

Jesus hat nach der Mahlzeit die Armen entlassen und ist mit den Aposteln und Jüngern im Garten Maria Magdalenas zurückgeblieben. Sie setzen sich an das Ufer des ruhigen Sees, auf dem die Fischerboote dahins segeln.

»Sie werden einen guten Fang machen«, bemerkt Petrus, der sie beobachtet.

»Auch du wirst einen guten Fang machen, Simon des Jona!«

»Ich, Herr? Wann? Willst du, daß ich für die Mahlzeit von morgen zum Fischfang hinausfahre? Ich gehe sofort und . . . «

»Wir brauchen uns in diesem Haus nicht um die Nahrung zu kümmern. Den Fang, den ich meine, wirst du in Zukunft und auf geistigem Gebiet tun. Und mit dir werden gute Fischer sein, die meisten von diesen hier.«

»Nicht alle, Meister?« fragt Matthäus.

»Nicht alle! Aber sie, die ausharren und meine Priester sein werden, werden gute Fänge machen.«

»Bekehrungen, nicht wahr?« fragt Jakobus des Zebedäus.

»Bekehrungen, Vergebung, Führung zu Gott. Oh, viele Dinge!«

»Höre, Meister! Du hast vorhin gesagt, wenn einer den Bruder nicht anhört, nicht einmal in Gegenwart von Zeugen, dann soll er in die Synagoge gebracht werden. Wenn ich aber recht verstanden habe, was du uns sagst seit wir uns kennen, muß ich annehmen, daß die Synagoge durch die Kirche ersetzt werden wird, durch deine Gründung. Wohin werden wir dann gehen, wenn wir uns mit hartnäckigen Brüdern versöhnen wollen?«

»Ihr geht zu euch selbst, denn ihr werdet meine Kirche sein. Daher kommen die Gläubigen zu euch, um sich in ihren Angelegenheiten beraten zu lassen oder andere beraten zu können. Aber ich sage euch noch mehr. Ihr werdet dann nicht nur belehren können, ihr werdet auch in meinem Namen lossprechen können. Ihr werdet aus den Ketten der Sünde befreien, und zwei, die sich lieben, trauen

können, damit sie ein Fleisch seien. Und was ihr getan habt, wird gültig sein in den Augen Gottes, wie wenn Gott selbst es getan hätte. Wahrlich, ich sage euch: was ihr auf Erden binden werdet, wird auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, wird auch im Himmel gelöst sein. Ferner sage ich euch, damit ihr die Macht meines Namens, der brüderlichen Liebe und des Gebetes begreift, wenn zwei meiner Jünger, und damit meine ich alle, die an mich glauben, sich versammeln, um eine gerechte Sache in meinem Namen zu erbitten, so wird sie ihnen von meinem Vater gegeben werden, denn das Gebet ist eine große Macht, und eine große Macht ist ebenso die brüderliche Liebe; aber eine noch größere, unendliche Macht ist mein Name und meine Gegenwart unter euch. Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen und bete mit ihnen, und der Vater wird dem nichts verweigern, der mit mir betet. Viele erhalten nichts, weil sie allein beten, weil sie um unerlaubte Dinge beten, weil sie mit Stolz oder mit einer Sünde im Herzen beten. Schafft euch ein reines Herz, damit ich bei euch sein kann, und dann betet, und ihr werdet erhört werden.«

Petrus ist nachdenklich geworden. Jesus sieht es und fragt ihn nach dem Grund. Und Petrus erklärt: »Ich denke an die große Aufgabe, zu der wir berufen sind. Ich fürchte mich davor. Ich habe Angst, nicht fähig dazu zu sein.«

»Tatsächlich, Simon des Jona oder Jakobus des Alphäus oder Philippus und so weiter, ihr wäret nicht fähig dazu. Doch der Priester Petrus, der Priester Jakobus, der Priester Philippus oder der Priester Thomas wird dazu fähig sein, denn er wird zusammen mit der göttlichen Weisheit wirken.«

»Und ... wie oft müssen wir unseren Brüdern verzeihen? Wie oft, wenn sie gegen die Priester sündigen, und wie oft, wenn sie sich gegen Gott versündigen? Denn wenn sich nichts ändert, werden sie gegen uns sündigen, wie sie jetzt gegen dich sündigen. Sage mir, ob ich immer verzeihen muß oder nur einige Male. Siebenmal zum Beispiel, oder noch öfter?«

»Ich sage dir, nicht nur siebenmal, sondern siebzigmal siebenmal, eine Zahl ohne Maß! Denn auch der Vater im Himmel verzeiht euch immer wieder, euch, die ihr vollkommen sein solltet. Und wie er mit euch tut, so sollt auch ihr tun, denn ihr vertretet Gott auf Erden. Hört! Ich will euch ein Gleichnis erzählen, das allen dienen wird.«

Und Jesus, der von den Aposteln umgeben in einem Buchsbaumrondell gewesen ist, begibt sich nun zu den Jüngern, die sich respektvoll bei einem mit klarem Wasser gefüllten Becken niedergelassen haben. Das Lächeln Jesu ist wie ein Signal, daß er nun reden wird. Während er mit seinen ruhigen, langen Schritten herankommt, mit denen er in kurzer Zeit und ohne Eile einen längeren Weg zurücklegen kann, freuen sie sich wie Kinder, die sich geliebt wissen, und bilden einen Kreis, einen Kranz aufmerksamer Gesichter. Jesus lehnt sich gegen einen hohen Baum und beginnt zu reden.

»Was ich vorher zum Volk gesagt habe, das soll jetzt für euch vervollständigt und erklärt werden, denn ihr seid die Auserwählten des Volkes. Vom Apostel Simon des Jona wurde ich gefragt: „Wie oft soll ich verzeihen? Wem? Und warum?“ Ich habe ihm geantwortet, und ich will nun meine Antwort für euch alle wiederholen, da ihr schon jetzt wissen müßt, was gerecht ist.

Hört, warum und wie oft man verzeihen soll. Man muß verzeihen, wie Gott verzeiht, der, wenn jemand auch tausendmal sündigt und es bereut, tausendmal verzeiht; der verzeiht, wenn er nur sieht, daß der Schuldige nicht den Willen zur Sünde hat noch das Verlangen nach dem, was zur Sünde verführt, und daß die Sünde nur die Folge einer menschlichen Schwäche ist. Nur im Fall eines freiwilligen Verharrens in der Sünde kann es für die gegen das Gesetz begangenen Sünden keine Verzeihung geben. Doch soweit euch diese Verfehlungen persönlich treffen und schmerzen, verzeiht! Verzeiht immer dem, der euch Böses zufügt. Verzeiht, damit auch euch verziehen werde; denn auch ihr habt gegen Gott und die Brüder gefehlt. Die Verzeihung öffnet das Reich des Himmels sowohl dem, der Verzeihung erlangt, als auch dem, der verziehen hat. Die Verzeihung

gleicht dem, was einst zwischen einem König und seinen Dienern geschah.

Ein König wollte mit seinen Dienern Abrechnung halten. Er rief also einen nach dem anderen zu sich, angefangen bei den Höchstgestellten. Es kam einer, der ihm zehntausend Talente schuldete. Aber der Schuldner konnte den Vorschuß nicht zurückzahlen, den der König ihm gegeben hatte, damit er sich Häuser und Besitz jeder Art beschaffe, denn er hatte aus vielen mehr oder weniger berechtigten Gründen das für diese Zwecke geliehene Geld nicht sorgfältig verwendet. Der König, unwillig über seine Trägheit und Wortbrüchigkeit, befahl, ihn, seine Frau, seine Kinder und alles, was er besaß, zu verkaufen, bis er seine Schuld beglichen hätte. Doch der Diener warf sich dem König zu Füßen und flehte unter Tränen: „Laß mich gehen. Habe noch etwas Geduld, und ich will dir alles zurückgeben, was ich dir schulde, bis zum letzten Denar!“ Der König erbarmte sich dieses verzweifelten Mannes – denn er war ein guter König – und gab nicht nur seinen Bitten nach, sondern erließ ihm schließlich sogar die gesamte Schuld, als er erfuhr, daß der mangelnde Fleiß auch auf Krankheiten zurückzuführen war.

Der Diener ging glücklich von dannen. Beim Hinausgehen stieß er aber auf einen anderen Diener, einen armen Untergebenen, dem er hundert Denare geliehen hatte, die er von den tausend Talenten des Königs genommen hatte. Überzeugt, in der Gunst des Königs zu stehen, glaubte er, daß ihm alles erlaubt sei; und er packte diesen Unglücklichen am Hals und sagte: „Gib mir sofort zurück, was du mir schuldig bist!“ Vergeblich weinte der Mann, warf sich zu Boden und jammerte: „Habe Erbarmen mit mir, der ich so viel Unglück hatte. Habe noch ein wenig Geduld, und ich will dir alles bis zum letzten Pfennig zurückgeben!“ Der erbarmungslose Knecht rief sofort die Soldaten herbei und ließ den Unglücklichen ins Gefängnis werfen, damit er sich entscheide, ob er bezahlen oder die Freiheit oder sogar das Leben verlieren wolle.

Die Angelegenheit kam den Freunden des Unglücklichen zu Oh-

ren. Sie wurden alle traurig und berichteten ihrem Herrn, dem König, davon. Dieser ließ den unbarmherzigen Knecht vor sich führen, blickte ihn streng an und sagte: „Du böser Knecht. Ich habe dir geholfen, damit auch du Barmherzigkeit übest und damit du dir ein Besitztum aufbauen kannst; ich habe dir ferner geholfen, indem ich dir die Schuld nachließ, nachdem du mich so inständig um Geld gebeten hattest. Du hattest mit deinesgleichen kein Mitleid, während ich, der König, dir so viel Mitleid bezeugte. Warum hast du nicht gehandelt, wie ich gehandelt habe?“ Und er überließ ihn den Gefängniswärtern, damit sie ihn gefangen hielten, bis alles bezahlt wäre, und sagte: „Weil du kein Erbarmen gehabt hast mit einem, der dir nur wenig schuldig war, während du von mir, dem König, so viel Erbarmen erfahren hast, findest du auch jetzt bei mir kein Erbarmen mehr!“

So wird auch mein Vater mit euch verfahren, wenn ihr unbarmherzig gegen die Brüder seid; denn nachdem ihr so viel von Gott erhalten habt, seid ihr ihm mehr schuldig als ein einfacher Gläubiger. Bedenkt, daß ihr mehr als alle anderen die Pflicht habt, ohne Sünde zu sein. Bedenkt, daß Gott euch eine große Summe vorstreckt, aber auch verlangt, daß ihr Rechenschaft darüber ablegt. Denkt daran, daß niemand mehr als ihr Liebe üben und verzeihen können muß.

Seid keine Knechte, die viel für sich haben wollen, aber nichts denen abgeben, die sie darum bitten. Wie ihr tut, so wird auch euch getan werden. Und es wird von euch auch Rechenschaft gefordert über die Taten derjenigen, die durch euer Beispiel zum Guten oder zum Bösen angeleitet worden sind. Oh, wahrlich, wenn ihr andere heiligt, werdet ihr eine große Herrlichkeit im Himmel besitzen! Aber wenn ihr Verderber oder träge im Heiligen seid, werdet ihr hart bestraft werden.

Ich sage es euch noch einmal! Wenn einer von euch sich nicht bereit fühlt, Opfer seiner eigenen Mission zu sein, soll er weggehen, aber nicht gegen sie fehlen. Er lasse es weder an seiner eigenen Ausbildung noch an der der anderen fehlen, wo es sich um wahrhaft

schwerwiegende Dinge handelt. Er muß sich Gott zum Freund machen, indem er in seinem Herzen immer Vergebung für die Schwachen hegt. Denn seht, jeder, der dem Nächsten zu verzeihen weiß, wird auch von seinem Vater Verzeihung erlangen.

Der Aufenthalt ist zu Ende. Das Laubhüttenfest ist nahe. Jene, zu denen ich heute in der Frühe gesprochen habe, werden morgen aufbrechen, um mir vorauszugehen und mich den Menschen anzukündigen. Die, die zurückbleiben, sollen deswegen nicht betrübt sein. Ich habe einige von ihnen aus Gründen der Vorsicht zurückbehalten, nicht weil ich sie mißachte. Sie werden bei mir bleiben, und bald will ich auch sie aussenden, wie die ersten zweiundsiebzig. Die Ernte ist groß, und der Arbeiter werden immer wenige sein, gemessen am Bedarf. Es wird also immer Arbeit für alle geben. Daher bittet ohne Eifersucht den Herrn der Ernte, daß er immer neue Arbeiter in seine Ernte sende.

Nun geht! Ich und meine Apostel haben euch in diesen Tagen über die Arbeit, die ihr zu tun habt, unterwiesen und alles wiederholt, was ich den Zwölfen gesagt habe vor ihrer Aussendung. Einer von euch hat mich gefragt: „Aber wie werde ich in deinem Namen heilen können?“ Heilt immer zuerst den Geist. Versprecht den Kranken das Reich Gottes, wenn sie an mich glauben können; und wenn ihr in ihnen Glauben seht, dann befiehlt der Krankheit zu weichen; sie wird weichen. Und so macht es auch mit den Kranken im Geist! Erweckt als erstes den Glauben. Teilt ihnen mit sicherem Wort die Hoffnung mit. Ich werde alsdann das Meinige tun und in ihnen die göttliche Liebe entzünden, so wie ich sie auch euch ins Herz gelegt habe, nachdem ihr an mich geglaubt und auf meine Barmherzigkeit gehofft habt. Fürchtet weder die Menschen noch Satan. Sie werden euch nicht schaden. Hütet euch nur vor der Sinnlichkeit, dem Stolz und dem Geiz. Dann werdet ihr euch Satan und den von Satan besessenen Menschen stellen können.

Geht nun! Geht mir auf dem Weg längs des Jordan voraus. Wenn ihr Jerusalem erreicht habt, begeben euch zu den Hirten im Tal von

Bethlehem und kommt mit ihnen zu dem euch bekannten Ort. Dort wollen wir zusammen das heilige Fest feiern, um dann gestärkter denn je zu unserer Mission zurückzukehren.

Geht in Frieden! Ich segne euch im heiligen Namen des Herrn!«

322 Die Begegnung mit Lazarus im Lager der Galiläer

Das berühmte Lager der Galiläer – ich glaube, Jesus wollte damit den Ort bezeichnen, wo er sich mit den zweiundsiebzig vorausgesandten Jüngern treffen will – ist nichts anderes als ein Teil des Ölberges, an dem die Straße nach Betanien vorbeiführt. Es ist genau der Ort, an dem ich in einer weit zurückliegenden Vision Joachim und Anna mit dem damals noch kleinen Alphäus habe lagern sehen, anlässlich des Laubhüttenfestes, das der Empfängnis der Jungfrau vorausging.

Der Ölberg ist eine sanfte Anhöhe. Alles ist sanft an diesem Berg: der Anstieg, der Ausblick der Gipfel. Er strahlt Frieden aus mit seinen Ölbäumen und seiner Stille. In diesem Augenblick nicht, denn jetzt wimmelt er von Menschen, die mit dem Aufstellen der Laubhütten beschäftigt sind. Doch normalerweise ist es ein Ort der Ruhe und der Betrachtung. Zur Linken – von dem aus gesehen, der nach Norden blickt – ist eine kleine Niederung und dann eine weitere Anhöhe, jedoch nicht so hoch wie der Ölberg selbst.

Und hier, auf dieser Erhebung, schlagen die Galiläer ihr Lager auf. Ich weiß nicht, ob es ein religiöser, nunmehr jahrhundertealter Brauch ist, oder ob es die Römer angeordnet haben, um Streitigkeiten mit den Juden oder Leuten aus anderen Gegenden, die den Galiläern nicht so gut gesinnt sind, zu vermeiden. Ich weiß nur, daß ich schon viele Galiläer sehe, und unter diesen Alphäus der Sara aus Nazaret, Judas, den alten Gutsbesitzer von Meron, den Synagogenvorsteher Jairus und andere, die von Betsaida, Kafarnaum und sonstigen galiläischen Städten gekommen sind, deren Namen ich jedoch nicht kenne.

Jesus weist ihnen am östlichen Rand des Lagers den Platz für ihre Hütten an. Die Apostel, zusammen mit einigen Jüngern, unter denen sich auch der Schriftgelehrte Johannes, der Synagogenvorsteher Timoneus, ferner Stephanus, Ermastheus, Josef von Emmaus und Abel von Betlehem in Galiläa befinden, machen sich daran, die Hütten aufzubauen. Sie arbeiten, während Jesus mit den Kindern von Kafarnaum spricht, die sich um ihn geschart haben, ihn hundert Dinge fragen und ihm weitere hundert anvertrauen, als auf der Straße von Betanien Lazarus mit dem unzertrennlichen Maximinus daherkommt. Jesus wendet ihnen den Rücken zu und sieht sie nicht kommen. Doch Iskariot sieht sie und gibt dem Meister ein Zeichen, so daß er die Kinder verläßt und lächelnd den Freunden entgegengeht. Maximinus bleibt stehen, um den beiden bei ihrer ersten Begegnung volle Freiheit zu lassen. Und Lazarus läuft die letzten hundert Meter so rasch er kann, mit einem Lächeln, in dem Schmerz auf den Lippen und Tränen in den Augen zittern. Lazarus wirft sich ihm mit einem heftigen Tränenausbruch an die Brust.

»Warum, mein Freund? Weinst du denn immer noch ...?« fragt ihn Jesus und küßt ihn auf die Schläfe, da er einen Kopf größer als Lazarus ist und Lazarus noch dazu in seiner Umarmung der Liebe und der Hochachtung gebückt dasteht.

Endlich hebt Lazarus den Kopf und sagt: »Ich weine, ja. Ich habe dir im vergangenen Jahre die Perlen meiner Tränen der Trauer geschenkt, und es ist nur recht und billig, daß ich dir auch die Perlen meiner Freudentränen schenke. Oh, Meister! Mein Meister! Ich glaube, es gibt nichts demütigeres und heiligeres als gute Tränen ... Und ich schenke sie dir, um dir zu danken für meine Maria, die jetzt wieder ein glückliches, heiteres, reines und gutes Mädchen ist ... noch besser als damals, als sie noch ein Kind war. Und ich, der ich mich über sie erhaben fühlte in meinem Stolz als gesetzestreuer Israelit, fühle mich nun so klein, ein Nichts, im Vergleich zu ihr, die kein Geschöpf mehr ist, sondern eine Flamme. Eine heiligende Flamme! Ich ... ich kann nicht verstehen, wo sie die Weisheit, die Worte

und Taten findet, die das ganze Haus erbauen. Ich betrachte sie, wie man ein Geheimnis betrachtet. Wie konnten nur so viel Feuer und so viele Perlen unter so viel Schmutz verborgen sein und gedeihen? Weder ich noch Marta werden so hoch steigen wie sie. Wie ist sie dazu fähig, da ihr das Laster doch die Flügel zerrissen hatte? Ich kann es nicht verstehen . . . «

»Es ist auch nicht notwendig, daß du verstehst. Es genügt, daß ich verstehe. Aber ich sage dir: Maria hat die gewaltigen Energien ihres Wesens auf das Gute gerichtet. Sie hat ihr Temperament den Gesetzen der Vollkommenheit unterworfen. Und da es das Temperament einer mächtigen Unbedingtheit ist, geht sie diesen Weg ohne Vorbehalte. Sie bedient sich ihrer Erfahrung im Bösen, um im Guten so groß zu sein wie sie es im Bösen war, und ebenso wie zuvor dem Bösen, gibt sie sich jetzt Gott ganz hin. Sie hat das Gebot verstanden: liebe Gott mit deinem ganzen Sein, mit deinem ganzen Körper, mit deiner ganzen Seele und mit allen deinen Kräften! Wenn Israel aus Marien bestünde, wenn die Welt aus Marien bestünde, dann hätten wir das Reich Gottes, wie es im höchsten Himmel sein wird, schon auf Erden.«

»Oh, Meister, Meister! Und es ist Maria von Magdala, die solche Worte verdient . . . ?!«

»Es ist Maria des Lazarus. Die große Schwester meines großen Freundes. Wie habt ihr erfahren, daß ich hier bin, da meine Mutter noch nicht nach Betanien gekommen ist?«

»Der Verwalter vom „Trügerischen Gewässer“ hat mich nach einem Gewaltmarsch erreicht und mir mitgeteilt, daß du kommen würdest. Und ich habe jeden Tag einen Diener hierher gesandt. Vor kurzem ist er gekommen und hat gesagt: „Er ist eingetroffen und hält sich im Lager der Galiläer auf.“ Ich bin sofort aufgebrochen . . . «

»Aber du leidest . . . «

»Sehr, Meister! Die Beine . . . «

»Und du bist gekommen! Ich hätte dich bald aufgesucht . . . «

»Ich hatte es zu eilig, dir meine Freude mitzuteilen. Seit Monaten

fühle ich sie in mir. Ein Brief! Was ist schon ein Brief, um so etwas mitzuteilen? Ich konnte es einfach nicht mehr erwarten . . . Wirst du nach Betanien kommen?»

»Gewiß! Gleich nach dem Fest.«

»Du wirst von vielen erwartet . . . Die Griechin . . . Welch ein Geist! Ich spreche viel mit ihr, da sie danach verlangt, von Gott zu erfahren. Sie ist sehr gebildet . . . und bringt mich in Verlegenheit, denn ich weiß viele Dinge nicht so genau. Da bist du nötig!«

»Ja, ich werde kommen. Gehen wir nun zu Maximinus, und dann bitte ich dich, mein Gast zu sein. Meine Mutter wird sich freuen, wenn sie dich sieht, und du wirst dich ausruhen. Sie wird bald mit dem Knaben ankommen.«

Und Jesus geht zu Maximinus, der niederkniet, um ihn zu begrüßen . . .

323 Die zweiundsiebzig Jünger berichten Jesus, was sie getan haben

In der langen Abenddämmerung eines heiteren Oktobertages kehren die zweiundsiebzig Jünger mit Elija, Josef und Levi zurück. Sie sind müde und staubbedeckt, aber sehr glücklich! Glücklich sind auch die drei Hirten, die nun frei sind, dem Meister zu dienen. Glücklich sind sie auch darüber, daß sie nach langen Jahren der Trennung wieder mit den einstigen Gefährten Zusammensein können. Glücklich sind die zweiundsiebzig Jünger, weil sie ihre Mission gut ausgeführt haben. Die Gesichter strahlen mehr als die Lämpchen, die die Hütten beleuchten, welche für die zahlreichen Gruppen von Pilgern aufgestellt worden sind.

In der Mitte befindet sich die Hütte Jesu, und etwas weiter unten die Hütte Marias und Margzians, der ihr bei der Zubereitung des Abendessens hilft. Ringsum stehen die Hütten der Apostel. Und in der des Jakobus und des Judas ist Maria des Alphäus; in der des Johannes und Jakobus Maria Salome mit ihrem Mann; in der nächsten

Susanna mit ihrem Ehemann, der offiziell weder Apostel noch Jünger ist ... aber sein Recht, dort zu sein, geltend gemacht hat, weil er seiner Frau die Erlaubnis gegeben hat, Jesus nachzufolgen. Dann kommen die Hütten der Jünger, teils mit, teils ohne Familie. Jene, die allein sind – was bei den meisten der Fall ist – haben sich mit einem oder mehreren Kameraden zusammengetan. Johannes von En-Dor hat den Ermastheus zu sich geholt. Er hat sich jedoch auch bemüht, so nahe als möglich bei der Hütte Jesu zu sein, weshalb Margziam oft zu ihm geht, um ihm dieses oder jenes zu bringen oder ihn mit seinen intelligenten, kindlichen Aussprüchen zu erfreuen, weil er glücklich ist, bei Jesus, Maria und Petrus und bei dem Fest zu sein.

Nachdem alle ihre Abendmahlzeit beendet haben, steigt Jesus den Hang des Ölbergs hinauf; die Jünger folgen ihm in großer Zahl. Abseits von der Menge und vom Lärm berichten sie Jesus nach dem gemeinsamen Gebet ausführlicher über ihre Erfahrungen.

Mit Erregung und Freude sagen sie: »Weißt du, Meister, daß nicht nur die Kranken, sondern auch die Dämonen uns unterworfen waren durch die Kraft deines Namens? Welche Macht, Meister! Wir, wir armen Männer konnten, nur weil du uns ausgesandt hast, den Menschen aus der schrecklichen Gewalt der Dämonen befreien ... « Sie erzählen von verschiedenen Fällen, die sich da und dort begeben haben. Nur von einem berichten sie: »Die Eltern, oder besser die Mutter und die Nachbarn, haben ihn gegen seinen Willen zu uns gebracht. Doch der Dämon hat uns verspottet mit den Worten: „Ich bin seinem Willen gemäß zurückgekehrt, nachdem Jesus von Nazaret mich von hier vertrieben hatte, und ich lasse ihn nicht mehr los, denn er liebt mich mehr als euren Meister und hat mich gesucht“; und plötzlich entriß er ihn mit unwiderstehlicher Kraft denen, die ihn hielten, und stieß ihn einen steilen Hang hinunter. Wir liefen hinzu, um zu sehen, ob er zerschmettert sei. Aber nein! Er rannte wie eine junge Gazelle und fluchte und schimpfte auf teuflische Weise ... Wir hatten Mitleid mit der Mutter ... Aber er! Aber er! Oh, kann ein Dämon das tun?«

»Das und noch Schlimmeres«, sagt Jesus traurig.

»Wenn du da gewesen wärest . . . «

»Nein! Ich hatte ihm gesagt: „Geh und falle nicht mehr in deine Sünde zurück!“ Er hat es gewollt. Er wußte, daß das Böse ihn anzog, und hat sich nicht dagegen gewehrt. Er ist verloren. Es ist etwas anderes, wenn jemand wegen seiner primitiven Unkenntnis vom Teufel besessen ist, als wenn er sich in Besitz nehmen läßt, obwohl er weiß, daß er sich damit wiederum an den Teufel verkauft. Aber spricht nicht von ihm. Er ist ein hoffnungslos abgetrenntes Glied. Er will bewußt das Böse. Loben wir lieber den Herrn für die Siege, die er euch gewährt hat. Ich kenne den Namen des Schuldigen, und ich kenne die Namen der Geretteten. Ich sah Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen durch euer Verdienst verbunden mit meinem Namen. Denn ich habe auch eure Opfer und eure Gebete gesehen; die Liebe, mit der ihr zu den Unglücklichen gegangen seid, um zu tun, was ich euch aufgetragen hatte. Ihr habt es mit Liebe getan, und Gott hat euch gesegnet. Andere werden tun, was ihr tut, aber sie werden es ohne Liebe tun. Und sie werden keine Bekehrungen erlangen . . . Aber freut euch nicht darüber, daß euch die Geister unterlegen sind, sondern freut euch, weil eure Namen im Himmel geschrieben stehen. Und sorgt dafür, daß sie dort nie ausgelöscht werden!«

»Meister, wann werden jene kommen, die keine Bekehrungen bewirken können? Vielleicht, wenn du nicht mehr bei uns sein wirst?« fragt ein Jünger, dessen Namen ich nicht kenne.

»Nein, Agapus. Zu jeder Zeit!«

»Wie? Auch während du uns belehrst und liebst?«

»Ja! Und was die Liebe angeht, werde ich euch immer lieben, auch wenn ihr fern von mir seid. Meine Liebe wird euch immer erreichen, und ihr werdet sie fühlen.«

»Oh, das ist wahr! Eines Abends habe ich es gefühlt, als ich in Verlegenheit war, weil ich einem, der mir Fragen stellte, nicht antworten konnte. Ich war schon dabei, beschämt zu fliehen. Doch dann habe ich mich deiner Worte erinnert: „Habt keine Angst! Im richtigen Au-

genblick werden euch die Worte, die ihr sagen müßt, eingegeben“; ich habe dich im Geist angerufen. Ich sagte: „Gewiß liebt Jesus mich. Ich rufe seine Liebe zu Hilfe“, und Liebe wurde mir zuteil. Wie ein Feuer, wie ein Licht ... eine Kraft ... Der mir gegenüberstehende Mann bemerkte meine Verlegenheit, grinste höhnisch und zwinkerte seinen Freunden zu. Er war sicher, den Disput zu gewinnen. Ich habe den Mund geöffnet, und es war fast ein Wortschwall, der freudig meinem törichten Mund entquoll. Meister, bist du wirklich gekommen, oder war es nur Einbildung? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß am Ende der Mann – es war ein junger Schriftgelehrter – mir die Arme um den Hals schlang und sagte: „Glücklich bist du, und glücklich ist, der dich zu dieser Weisheit geführt hat“, und er schien mir bereit zu sein, dich aufzusuchen. Wird er kommen?«

»Der Gedanke des Menschen ist unbeständig wie ein auf das Wasser geschriebenes Wort, und sein Wille ist unruhig wie die Flügel der Schwalbe, die umherfliegt, um sich die letzte Nahrung des Tages zu verschaffen. Doch du, bete für ihn ... Und ja, ich bin zu dir gekommen. Außer mit dir bin ich auch mit Matthias und Timoneus, Johannes von En-Dor, Simon und Samuel des Jona gewesen. Die einen haben mich gerufen, die anderen nicht. Doch ich war mit euch allen. Ich werde immer bei dem sein, der mir mit Liebe und in Wahrheit dient, bis ans Ende der Zeiten.«

»Meister, du hast uns noch nicht gesagt, ob unter den Anwesenden solche sind, die keine Liebe haben ... «

»Das zu wissen ist nicht nötig. Es wäre Mangel an Liebe meinerseits, wenn ich euch Abneigung gegen einen Gefährten, der nicht lieben kann, einflößen würde.«

»Aber gibt es solche? Das kannst du doch sagen ... «

»Es gibt solche! Die Liebe ist das Einfachste, das Süßeste und das Seltenste, was es gibt, und nicht immer blüht sie auf, wenn sie gesät wird.«

»Aber wenn *wir* dich nicht lieben, wer kann dich dann lieben?«

Es entsteht ein fast unwilliges Murren unter den Aposteln und Jüngern durch den Verdacht und den Schmerz.

Jesus senkt die Lider. Er verschleiert auch den Blick, damit dieser nichts verrate. Doch er nimmt eine ergebene, sanfte, traurige Haltung an, wobei sich seine Hände öffnen und die Handflächen nach oben gerichtet sind zum Zeichen einer resignierten Feststellung, und sagt: »Es müßte so sein. Aber es ist nicht so. Viele kennen sich selbst noch nicht. Ich aber kenne sie. Und ich habe Mitleid!«

»Oh, Meister, Meister! Aber ich werde es doch nicht sein?« fragt Petrus, indem er sich Jesus nähert und dabei den armen Margziam zwischen sich und den Meister stellt. Er legt seine kurzen, sehnigen Arme auf die Schultern Jesu, faßt ihn dann und schüttelt ihn wie von Sinnen aus Angst, einer von denen zu sein, die Jesus nicht lieben.

Jesus öffnet die Augen wieder, die, obwohl sie immer noch traurig sind, nun wieder strahlen, schaut dem erschrockenen Petrus in das fragende Gesicht und sagt: »Nein, Simon des Jona! Du bist nicht einer von ihnen. Du kannst lieben und wirst immer zu lieben verstehen. Du bist mein Fels, Simon des Jona. Ein guter Felsen! Auf ihn werde ich die mir liebsten Dinge niederlegen, und ich bin sicher, daß du sie beschützen wirst, ohne Verwirrung zu kennen.«

»Ich vielleicht?« »Ich?« »Ich?« Die Fragen wiederholen sich wie ein Echo, das von Mund zu Mund geht.

»Beruhigt euch! Seid beruhigt und bemüht euch alle, die Liebe zu besitzen.«

»Aber wer von uns liebt am meisten?«

Jesus läßt seinen Blick über alle schweifen: eine lächelnde Liebkosung. Dann senkt er den Blick auf Margziam, der immer noch zwischen ihm und Petrus gezwängt ist, schiebt Petrus etwas beiseite und sagt, indem er das Kind der Schar zuwendet:

»Hier ist der, der unter euch am stärksten liebt. Das Kind! Doch fürchtet euch nicht, ihr, die ihr schon Bärte auf den Wangen und weiße Fäden in den Haaren habt. Jeder, der in mir wiedergeboren wird, wird ein „Kind“. Oh, geht in Frieden! Lobt Gott, der euch berufen hat, denn ihr seht mit euren eigenen Augen die Wunder des Herrn. Selig jene, die sehen werden, was ihr seht. Denn ich versichere euch,

viele Propheten und Könige haben sich gesehnt, zu sehen, was ihr seht, und haben es nicht gesehen; viele Patriarchen hätten gerne gewußt, was ihr wißt, und wußten es nicht, und viele Gerechte hätten gerne gehört, was ihr hört, und konnten es nicht hören. Aber von nun an werden alle, die mich lieben, alles verstehen.«

»Und dann? Wenn du uns verlassen hast, wie du sagst?«

»Dann werdet ihr für mich reden. Und dann . . . Oh, große Scharen, nicht an Zahl, sondern an Gnaden, die das sehen, wissen und hören werden, was ihr jetzt seht, wißt und hört! Oh, große, geliebte Scharen meiner „Kleinen Großen“! Ewige Augen, ewige Geister, ewige Ohren! Wie kann ich euch erklären, euch, die ihr mich umringt, was dieses ewige Leben sein wird; mehr als ewig, unermesslich, dieses ewige Leben aller, die mich lieben und die ich ewig liebe; die Bewohner Israels sein werden, auch wenn sie in Jahrhunderten leben, da Israel nichts anderes mehr sein wird als die Erinnerung an eine Nation, und die die Zeitgenossen des in Israel lebenden Jesus sein werden? Sie werden mit mir und in mir sein und sogar erkennen, was die Zeit ausgelöscht und der Hochmut widerlegt hat. Welchen Namen soll ich ihnen geben? Ihr Apostel, ihr Jünger, ihr Gläubigen werdet Christen genannt werden. Und sie? Welchen Namen werden sie haben? Einen Namen, der nur im Himmel bekannt ist. Welchen Lohn werden sie schon auf Erden erhalten? Meinen Kuß, meine Stimme, die Wärme meiner Menschheit. Alles, alles, alles! Mich selbst! Ich in ihnen, sie in mir. Die vollkommene Vereinigung . . .

Geht! Ich bleibe, meinen Geist zu beglücken in der Betrachtung meiner künftigen Gläubigen und vollkommen Liebenden. Der Friede sei mit euch!«

324 Im Tempel am Laubhüttenfest

Jesus ist auf dem Weg zum Tempel. Eine Gruppe von Jüngern geht ihm voraus, während die Gruppe der Jüngerinnen, bestehend aus der Mutter, Maria des Klopas, Maria Salome, Susanna, Johanna des

Chuza, Elisa von Bet-Zur, Annalia von Jerusalem, Marta und Marcella, ihm nachkommt. Magdalena ist nicht dabei. Um Jesus herum die zwölf Apostel und Margziam.

Jerusalem zeigt sich in der ganzen Pracht der festlichen Tage. Volk aller Herren Länder füllt die Straßen. Gesänge, Reden, gemurmelte Gebete, Flüche der Eselstreiber, vereinzelt Kinderweinen . . . Und über dem Ganzen ein klarer Himmel, der zwischen den Häusern herunterschaut, und eine heitere Sonne, die die Farben der Gewänder belebt und die sterbenden Farben der Laubengänge und Bäume, die hinter den Mauern der verschlossenen Gärten oder Terrassen zu sehen sind, aufleuchten läßt.

Bisweilen begegnet Jesus ihm bekannten Personen, und der Gruß ist mehr oder weniger ehrerbietig, je nach Stimmung des Begegneten. So ist der Gruß Gamaliels tief, jedoch bemessen; er blickt dabei Stephanus, der ihm aus der Gruppe der Jünger zulächelt, scharf an und ruft ihn, nachdem er sich vor Jesus verbeugt hat, auf die Seite, um einige Worte an ihn zu richten, worauf Stephanus zu seiner Gruppe zurückkehrt. Ehrfurchtsvoll ist der Gruß des alten Synagogenvorstehers Klopas von Emmaus, der ebenfalls mit seinen Mitbürgern zum Tempel geht. Schroff wie eine Verwünschung ist die Erwiderung des Grußes durch die Pharisäer aus Kafarnaum.

Ein Sich-nieder-Werfen in den Staub und ein Küssen der Füße Jesu ist der Gruß der Bauern Johanans, die vom Verwalter angeführt werden. Die Menge bleibt erstaunt stehen, um diese Gruppe von Menschen zu beobachten, die sich an einer Wegkreuzung zu Füßen eines jungen Mannes niederwerfen, der weder ein Pharisäer noch ein berühmter Schriftgelehrter, weder ein Satrap noch ein mächtiger Höfling ist; manch einer fragt, wer er wohl sei, und ein Gemurmel wird laut: »Es ist der Rabbi von Nazaret, der, der Messias sein soll.«

Proselyten und Heiden drängen sich neugierig um die Gruppe und drücken sie an die Mauer. Sie versperren den anderen Pilgern den Weg, bis eine Schar Eselstreiber das Hindernis fluchend auseinanderjagt.

Doch die Menge schließt sich sofort wieder zusammen, wobei die Frauen von den Männern – anspruchsvoll und brutal in ihren Äußerungen, die auch von Glauben zeugen – getrennt werden. Alle wollen die Kleider Jesu berühren, ihm ein Wort sagen, ihn etwas fragen. Aber es ist verlorene Mühe, denn ihr eigenes, eiliges, ungestümes und unruhiges Gedrängel bewirkt, daß es keinem gelingt, und auch die Fragen und Antworten gehen in einem unverständlichen Lärm unter.

Der einzige, der sich nicht an dem Durcheinander beteiligt, ist der Großvater Margzians, der mit einem Schrei auf den Schrei des Enkels geantwortet und gleich nach der Begrüßung des Meisters den Jungen an sein Herz gedrückt hat. Auf den Fersen hockend, die Knie am Boden, nimmt er ihn auf den Schoß, liebkost ihn unter Tränen und Küssen, stellt ihm Fragen und hört ihm zu. Der Alte ist so glücklich, als wäre er schon im Paradies.

Die römischen Soldaten stürzen herbei, weil sie glauben, ein Streit sei ausgebrochen. Doch als sie Jesus sehen, lächeln sie nur und ziehen sich beruhigt zurück; sie begnügen sich damit, den Anwesenden zu raten, die wichtige Straßenkreuzung freizugeben. Jesus gehorcht ihnen sofort. Er benützt den von den Römern geschaffenen freien Raum, die ihm einige Schritte vorausgehen, wie um ihm einen Weg zu bahnen, in Wirklichkeit aber um auf ihren Posten zurückzukehren; denn die römische Wache ist sehr verstärkt worden, so als ob Pilatus wüßte, daß unter den Menschen Unzufriedenheit herrscht und daher in diesen Tagen, da Jerusalem von Hebräern wimmelt, die aus allen Himmelsrichtungen gekommen sind, ein Aufstand stattfinden könnte.

Es ist schön, Jesus zu sehen, dem der römische Trupp vorausgeht und einen Weg bahnt, wie einem König, der sich zu seinen Besitztümern begibt. Er hat dem Kind und dem Alten durch eine Gebärde zu verstehen gegeben: »Bleibt beisammen und folgt mir«, und zum Aufseher sagt er: »Ich bitte dich, überlasse mir deine Leute. Sie sollen bis heute abend meine Gäste sein.«

Der Verwalter antwortet ehrerbietig: »Alles, was du willst, soll geschehen«, und nach einer tiefen Verneigung geht er allein von dannen.

Jesus ist nun ganz nahe beim Tempel, und das Menschengewühl gleicht sehr dem Gewimmel der Ameisen am Eingang eines Ameisenhaufens; es wird noch größer, als ein Landarbeiter Johanans ruft: »Da ist der Gutsherr!« Er fällt auf die Knie, um ihn zu grüßen, und andere tun es ihm nach.

Jesus bleibt mitten in der Gruppe der Bauern stehen, die sich um ihn geschart und nun zu Boden geworfen haben. Er schaut in die bezeichnete Richtung und begegnet dem Blick eines Pharisäers, der mir nicht unbekannt ist; aber ich kann mich nicht erinnern, wo ich ihn gesehen habe. Der Pharisäer Johanan ist von anderen Angehörigen seiner Kaste umgeben: ein Haufen kostbarer Stoffe, Fransen, Spangen, Gürtel und Pomp, alles reicher als bei gewöhnlichen Sterblichen. Johanan schaut aufmerksam auf Jesus: ein Blick reiner Neugierde, jedoch nicht ehrfurchtslos. Er grüßt sogar und neigt steif und kaum merklich seinen Kopf. Es ist immerhin ein Gruß. Auch zwei oder drei andere Pharisäer grüßen, während wieder andere verächtlich auf ihn blicken oder vorgeben, anderswohin zu schauen; lediglich einer erlaubt sich eine Beleidigung. Nur darum kann es sich handeln, denn ich sehe, daß alle, die Jesus umgeben, zusammenzucken und selbst Johanan dreht sich plötzlich um, um den Beleidiger mit einem vernichtenden Blick zurechtzuweisen. Dieser ist jünger als Johanan und hat harte, ausgeprägte Gesichtszüge.

Als sie vorbei sind und die Bauern zu reden wagen, sagt einer von ihnen: »Es ist Doras, der dich verflucht hat, Meister.«

»Laß ihn nur machen. Ich habe euch, die ihr mich preist«, erwidert Jesus ruhig.

An einem Torbogen steht Manaen mit einigen anderen. Als er Jesus sieht, erhebt er mit einem Freudenruf die Arme: »Glücklich der Tag, da ich dich finde!« und geht mit seinen Begleitern auf Jesus zu. Er grüßt ihn ehrfurchtsvoll unter dem schattigen Torbogen, wo ihre Stimmen wie unter einer Kuppel widerhallen.

Während er ihm Ehre erweist, kommen dicht an der Apostelgruppe die Vettern Simon und Josef mit anderen Nazarenern vorbei; sie grüßen nicht . . .

Jesus betrachtet sie schmerzlich berührt, sagt aber nichts. Judas und Jakobus sprechen erregt miteinander, und Judas rennt unwillig davon, ohne daß der Bruder ihn zurückhalten könnte. Doch Jesus ruft ihn mit so gebieterischer Stimme zurück: »Judas, komm hierher!« daß der unruhige Sohn des Alphäus kehrtmacht . . .

»Laß sie nur. Sie sind Samenkörner, die den Frühling noch nicht verspürt haben. Laß sie im Dunkel der harten Scholle. Ich werde in sie eindringen, selbst wenn die Scholle zu einem geschlossenen Jaspis um den Samen würde. Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich es tun.«

Aber stärker als die Antwort Judas des Alphäus ertönt das trostlose Weinen Marias des Alphäus. Das anhaltende Weinen eines gedemütigten Menschen.

Doch Jesus wendet sich ihr nicht zu, um sie zu trösten, obwohl ihr Klagen laut unter dem Gewölbe hallt. Er spricht weiter mit Marnaen, der sagt: »Diese meine Begleiter sind Jünger des Johannes. Sie wollen ebenso wie ich dir angehören.«

»Der Friede sei mit den guten Jüngern! Dort vorne sind Matthias, Johannes und Simeon, die für immer bei mir sind. Ich nehme euch in die Schar meiner Jünger auf, wie ich sie aufgenommen habe, denn mir sind alle lieb und teuer, die vom heiligen Vorläufer zu mir kommen.«

Die Tempelmauern sind erreicht. Jesus gibt Iskariot und Simon dem Zeloten Anweisungen für den Kauf der liturgischen Opfergaben. Dann ruft er den Priester Johannes zu sich und sagt: »Du, der du von hier bist, lade einige Leviten ein, von denen du weißt, daß sie würdig sind, die Wahrheit kennenzulernen; denn dieses Jahr kann ich wahrlich ein Fest der Freude feiern. Nie mehr wird ein Tag so herrlich sein . . . «

»Warum, Meister?« fragt der Schriftgelehrte Johannes.

»Weil ich euch alle um mich habe, entweder sichtbar gegenwärtig oder in eurem Geist.«

»Aber wir werden doch immer bei dir sein und mit uns viele andere!« versichert ungestüm der Apostel Johannes, dem alle beistimmen.

Jesus lächelt und schweigt, während der Priester Johannes zusammen mit Stephanus in den Tempel vorausgeht, um den Auftrag auszuführen. Jesus ruft ihnen nach: »Wir treffen uns im Vorhof der Heiden.«

Sie treten ein und begegnen sogleich Nikodemus, der eine tiefe Verbeugung macht, sich Jesus jedoch nicht nähert, sondern nur ein friedvolles Lächeln mit dem Meister tauscht.

Während die Frauen stehenbleiben, wo es ihnen erlaubt ist, begibt sich Jesus mit den Jüngern zum Gebet an den Ort der Hebräer. Nachdem alle Riten vollzogen sind, kommt er zurück, um mit den im Vorhof der Heiden Wartenden zusammenzutreffen.

Die sehr weiten und hohen Säulenhallen sind voller Menschen, die den Lesungen der Rabbis lauschen. Jesus begibt sich dorthin, wo er die beiden Apostel und die vorausgesandten Jünger warten sieht. Sofort bildet sich eine Gruppe um ihn; zu den Aposteln und Jüngern gesellen sich zahlreiche Personen aus der Menschenmenge im marmornen Hof. Die Neugierde ist so groß, daß auch einige Schüler der Rabbis – ich weiß nicht, ob freiwillig oder von ihren Meistern geschickt – sich der Gruppe um Jesus anschließen.

Jesus fragt ganz unvermittelt: »Warum drängt ihr euch so um mich? Sagt es. Ihr habt doch bekannte und weise Rabbis, die ein großes Ansehen genießen. Ich bin der Unbekannte, der Unerwünschte. Warum kommt ihr also zu mir?«

»Weil wir dich lieben«, sagen einige, und andere: »Weil deine Worte anders sind als die der anderen«, und wieder andere: »Um deine Wunder zu sehen«, und: »Weil wir von dir gehört haben«, und: »Nur du allein hast Worte des ewigen Lebens, und deine Werke entsprechen deinen Worten«, und schließlich: »Weil wir uns deinen Jüngern anschließen wollen.«

Jesus schaut jeden einzelnen Sprecher an, als wolle er ihn mit seinem Blick durchbohren, um seine verborgensten Gefühle kennenzulernen, und mancher, der dem Blick nicht standhält, entfernt sich oder versteckt sich wenigstens hinter einer Säule oder hinter Leuten, die größer sind als er. Jesus fährt fort:

»Aber wißt ihr auch, was es heißt und was es sein soll, mir nachzufolgen? Ich antworte nur auf diese Worte, denn die Neugierde verdient keine Antwort, und wer nach meinen Worten hungert, hat folglich auch Liebe zu mir und das Verlangen, sich mir anzuschließen. Die Leute, die mit mir gesprochen haben, kann man in zwei Gruppen aufteilen: in die der Neugierigen, denen ich keine Aufmerksamkeit schenke, und in die guten Willens, die ich ohne Täuschung über das Ausmaß dieser Berufung unterrichte.

Mir als Jünger nachzufolgen will heißen, auf jede andere Liebe zu verzichten und nur *eine einzige* Liebe zu haben: die Liebe zu mir. Eigenliebe, sündige Liebe zu Reichtum, Sinnlichkeit oder Macht, ehrenhafte Gattenliebe, heilige Liebe zur Mutter und zum Vater, natürliche Liebe zu den Kindern und den Geschwistern, all das muß *meiner* Liebe weichen, wenn einer mir angehören will. Wahrlich, ich sage euch: freier als die Vögel, die in den Lüften umherschweifen, müssen meine Jünger sein, und freier als die Winde, die am Firmament dahinziehen und von niemandem und von nichts aufgehalten werden können. Frei, ohne schwere Ketten, ohne die Bande irdischer Liebe, ohne die feinen Spinnweben selbst der leichtesten Schranken. Der Geist ist wie ein zarter Schmetterling, der im schweren Kokon des Fleisches eingeschlossen ist, und es genügt das schillernde, feine Gewebe einer Spinne, um seinen Flug zu erschweren oder ganz zu verhindern. Diese Spinne ist die Sinnlichkeit und die Trägheit im Opferbringen. Ich will *alles*, ohne Rückhalt. Der Geist bedarf dieser Freiheit im Geben, dieser Hochherzigkeit im Schenken, um die Gewißheit zu haben, daß er nicht im Spinnweben der Zuneigungen, der Gewohnheiten, der Erwägungen und der Befürchtungen hängenbleibt; im dichten Spinnweben, das von der riesenhaften Spinne, dem Seelenräuber Satan, gewoben wird.

Wenn einer zu mir kommen will und nicht heiligmässig seinen Vater, seine Mutter, seine Gattin, seine Kinder, seine Brüder und Schwestern, ja, sogar sein eigenes Leben haßt, kann er nicht mein Jünger sein. Ich habe gesagt: „heiligmässig“. Ihr sagt in eurem Herzen: „Haß kann nie heilig sein, er selbst lehrt es. Daher widerspricht er sich.“ Nein. Ich widerspreche mir nicht. Ich sage, man soll hassen, was die wahre Liebe beschwert: die leidenschaftliche, erdgebundene Liebe zu Vater und Mutter, zu Frau und Kindern, zu Brüdern und Schwestern und zum eigenen Leben. Andererseits verlange ich von euch, daß ihr eure Verwandten und das Leben mit der leichten Freiheit, die der Seele eigen ist, liebt. Liebt sie in Gott und durch Gott, doch zieht sie niemals Gott vor, und seid darum bemüht, sie zu dem Gott zu führen, bei dem der Jünger schon ist, zum Gott der Wahrheit. So werdet ihr die Verwandten und Gott heiligmässig lieben, die beiden Arten der Liebe miteinander versöhnen, und die Bande des Blutes nicht zur Last, sondern zu Flügeln, nicht zur Schuld, sondern zur Gerechtigkeit werden lassen. Ihr sollt auch bereit sein, euer Leben zu hassen, um mir zu folgen. Derjenige haßt sein Leben, der es in meinen Dienst stellt und nicht fürchtet, es zu verlieren oder, menschlich gesprochen, es traurig zu verbringen. Aber es ist nur ein scheinbarer Haß, ein Gefühl, das irrtümlicherweise Haß genannt wird von dem Menschen, der sich nicht über sein rein irdisches Dasein erheben kann und nur wenig über dem Tier steht. In Wirklichkeit ist dieser scheinbare Haß, der im Verzicht auf sinnliche Befriedigungen besteht, um den Geist besser gedeihen zu lassen, Liebe. Liebe, und zwar die höchste und segensreichste Liebe, die es gibt.

Dieser Verzicht auf niedrige Genugtuungen und auf die Sinnlichkeit der Zuneigung, dieses Auf-sich-Nehmen von Tadel und ungerichten Bemerkungen, diese Gefahr, bestraft, verschmäht, verflucht und vielleicht sogar verfolgt zu werden, bedeuten eine Reihe von Qualen für uns. Aber man muß sie umarmen und sie auf sich nehmen wie ein Kreuz, wie einen Schandpfahl, an dem man jede vergangene Schuld sühnt, um gerechtfertigt vor Gott zu erscheinen, von

dem wir jegliche Gnade, die wahre, mächtige heilige Gnade Gottes empfangen, auch für jene, die wir lieben. Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nicht nachfolgt, kann nicht mein Jünger sein.

Überlegt es euch daher sehr gut, ihr, die ihr sagt: „Wir sind gekommen, um uns deinen Jüngern anzuschließen.“ Es ist keine Schande, sondern Weisheit, wenn man sich prüft und dann sich selbst und den anderen bekennt: ich habe nicht das Zeug, ein Jünger zu werden. Selbst die Heiden haben als Grundlage einer ihrer Lehren die Notwendigkeit, „sich selbst zu erkennen“, und ihr Israeliten, wäret ihr dazu nicht fähig, um den Himmel zu erringen?

Denn, erinnert euch immer: selig jene, die zu mir kommen werden. Aber besser ist es, nicht zu kommen und Sohn des Gesetzes zu bleiben wie bisher, als mich und den, der mich gesandt hat, zu verraten.

Wehe denen, die gesagt haben: „Ich komme“, und dann Christus schaden, weil sie die christliche Lehre verraten, die den Kleinen und den Guten Ärgernis geben! Wehe ihnen! Dennoch wird es sie geben, und immer wird es sie geben!

Macht es daher wie der Mensch, der einen Turm bauen will. Zuerst berechnet er genau die Kosten und zählt sein Geld, um zu sehen, ob er genügend hat, um ihn fertigzustellen; damit er, wenn die Grundmauern einmal beendet sind, nicht die Arbeit einstellen muß, weil kein Geld mehr da ist. In diesem Fall würde er auch das verlieren, was er zuvor hatte, ohne Turm und ohne Geld bleiben und sich noch dazu den Spott der Menschen zuziehen, die sagen würden: „Dieser hier hat zu bauen angefangen, ohne fertigbauen zu können. Nun kann er sich den Bauch mit den Ruinen seines unvollendeten Bauwerkes füllen.“

Macht es auch wie die irdischen Könige und zieht aus den nichtigen Ereignissen dieser Welt eine übernatürliche Lehre. Wenn ein König Krieg gegen einen anderen König führen will, überlegt er alles, das Für und Wider ruhig und sorgfältig. Er berechnet, ob der Nutzen, den er von der Eroberung hat, das Lebensopfer seiner Un-

tergebenen wert ist. Er prüft, ob seine Streitkräfte, die zwar tapfer, aber auch geringer an Zahl als die des Gegners sind, einen Ort erobern können; und wenn ein König sich eingestehen muß, daß es unwahrscheinlich ist, daß zehntausend Mann zwanzigtausend besiegen, wird er, bevor er es zum Krieg kommen läßt, dem Gegner eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken schicken, um ihn zu besänftigen und den Verdacht zu beseitigen, den er durch seine Kriegsvorbereitungen erweckt hat. Er wird ihn mit Freundschaftsbezeugungen entwaffnen und einen Friedensvertrag mit ihm abschließen, der tatsächlich immer noch vorteilhafter ist als Krieg, sowohl in menschlicher als auch in geistiger Hinsicht.

So müßt auch ihr es machen, bevor ihr ein neues Leben beginnt und der Welt entgegentretet. Denn dies ist die Aufgabe meiner Jünger: aufzutreten gegen die stürmischen und wilden Strömungen der Welt, des Fleisches und Satans. Wenn es euch an Mut fehlt, aus Liebe zu mir auf alles zu verzichten, dann kommt nicht zu mir, denn ihr könnt nicht meine Jünger sein.«

»Gut. Was du sagst, ist wahr«, bestätigt ein Schriftgelehrter, der sich unter die Gruppe gemischt hat. »Aber wenn wir uns aller Dinge entäußern, womit können wir dir dann dienen? Das Gesetz hat Gebote, die wie Münzen sind, die Gott den Menschen gibt, damit sie sich mit ihnen das ewige Leben erkaufen. Du sagst: „Verzichtet auf alles“, und nennst den Vater, die Mutter, die Reichtümer, die Ehren. Gott hat uns diese Dinge gegeben und durch den Mund Moses gesagt, man solle sie heiligmäßig benützen, um gerecht in den Augen Gottes zu erscheinen. Wenn du uns alles wegnimmst, was gibst du uns dafür?«

»Die wahre Liebe, ich habe es gesagt, o Rabbi. Ich gebe euch meine Lehre, die kein Jota vom alten Gesetz wegnimmt, sondern es noch vervollkommnet.«

»Dann sind wir alle gleicherweise Jünger, denn wir haben alle dieselben Dinge.«

»Wir haben sie alle nach dem mosaischen Gesetz. Aber nicht alle

haben sie nach dem von mir im Geist der Liebe vervollkommenen Gesetz, und nicht alle erwerben durch dieses die gleichen Verdienste. Auch meine eigenen Jünger werden nicht alle die gleiche Anzahl von Verdiensten erwerben, und manch einer wird sogar seine einzige Münze verlieren: die Seele.«

»Wie? Wem mehr gegeben wird, dem wird auch mehr verbleiben. Deine Jünger, besser noch, deine Apostel, folgen dir in deiner Sendung und kennen deine Lehre. Sie haben am meisten bekommen. Auch die wirklichen Jünger haben sehr viel bekommen, weniger die, die nur dem Namen nach deine Jünger sind, und gar nichts jene, die, wie ich, dir nur zufällig zuhören. Es ist selbstverständlich, daß im Himmel die Apostel am meisten, die wirklichen Jünger viel, die Jünger dem Namen nach weniger, und die, wie ich, gar nichts erhalten werden.«

»Menschlich gesprochen ist es selbstverständlich, aber nur menschlich gesprochen. Denn nicht alle sind fähig, die erhaltenen Güter nutzbringend zu verwenden. Höre dieses Gleichnis und verzeih, wenn ich allzulange hier belehre. Aber ich bin die vorüberfliegende Schwalbe und halte mich nur kurz im Haus des Vaters auf, da ich für die ganze Welt gekommen bin und da diese kleine Welt des Tempels von Jerusalem nicht will, daß ich den Flug unterbreche und dort bleibe, wohin die Ehre des Herrn mich ruft.«

»Warum sprichst du so?«

»Weil es die Wahrheit ist.«

Der Schriftgelehrte blickt umher und senkt dann den Kopf. Daß es die Wahrheit ist, sieht er auf allzu vielen Gesichtern der Synedristen, Rabbis und Pharisäer geschrieben, die dazu beigetragen haben, den Auflauf um Jesus bedeutend zu vergrößern. Gesichter, die grün vor Galle oder purpurrot vor Zorn sind, und Blicke, die unausgesprochene Fluchworte und giftiger Geifer sind. Überall gärt der Groll und der Wunsch ist sichtbar, dem Heiland zu schaden, und wenn es bei dem Wunsch bleibt, dann nur aus Furcht vor den vielen, die den Meister mit Verehrung umringen und zu allem bereit wären, um ihn

zu verteidigen; aus Furcht, von Rom bestraft zu werden, das Milde walten läßt gegenüber dem friedlichen Meister von Galiläa.

Jesus fährt in Ruhe fort, in einem Gleichnis seine Gedanken darzulegen:

»Ein Mann, der die Absicht hatte, eine weite Reise zu unternehmen, die eine längere Abwesenheit erforderte, rief alle seine Diener zusammen und übergab ihnen alle seine Güter. Dem einen gab er fünf Silbertalente, dem anderen zwei Silbertalente und einem dritten ein Goldtalent, einem jeden nach seinem Rang und seiner Tüchtigkeit. Dann reiste er ab.

Der Diener, der fünf Talente Silber erhalten hatte, handelte geschickt, und nach einiger Zeit brachten sie ihm fünf weitere Talente ein. Der Diener mit den zwei Silbertalenten tat dasselbe und verdoppelte die erhaltene Summe. Der aber, dem der Herr am meisten gegeben hatte, ein Talent aus echtem Gold, nahm es und machte aus Furcht vor seiner eigenen Unfähigkeit, vor Dieben und vor tausend anderen eingebildeten Dingen und vor allem aus Trägheit eine große Grube in die Erde und verbarg darin das Geld seines Herrn.

Viele, viele Monate gingen vorüber, und schließlich kehrte der Herr zurück. Er rief sofort seine Diener zu sich, damit sie Rechenschaft über das ihnen übergebene Geld ablegten. Es kam der, der die fünf Silbertalente erhalten hatte, und sagte: „Hier, mein Herr. Du hast mir fünf Talente gegeben. Es schien mir nicht recht, das von dir erhaltene Geld einfach liegen zu lassen. Ich habe mich umgetan und dir weitere fünf Talente dazuverdient. Mehr vermochte ich nicht ...“ „Gut, sehr gut, du guter und getreuer Knecht. Du bist im kleinen treu, willig und ehrlich gewesen. Ich will dich über viele meiner Güter setzen. Nimm teil an der Freude deines Herrn!“

Dann kam der andere, der zwei Talente erhalten hatte, und sagte: „Ich habe mir erlaubt, dein Geld zu deinem Nutzen zu gebrauchen. Hier sind die Abrechnungen, die dir zeigen, wie ich dein Geld verwendet habe. Siehst du? Es waren zwei Silbertalente. Nun sind es vier. Bist du zufrieden, mein Herr?“ Und der Herr gab diesem gu-

ten Knecht die gleiche Antwort, die er dem ersten gegeben hatte.

Zuletzt kam auch der, der das größte Vertrauen des Herrn genossen und von ihm ein Goldtalent erhalten hatte. Er nahm es aus seinem Kästchen und sagte: „Du hast mir am meisten anvertraut, denn du weißt, daß ich klug und treu bin, so wie ich weiß, daß du anspruchsvoll und streng bist und keine Verluste duldest und, wenn dir Unglück zustößt, dich an dem rächst, der dir am nächsten steht. Du erntest, wo du nicht gesät hast, sammelst in Wahrheit ein, wo du nicht ausgestreut hast. Du läßt deinem Bankier oder deinem Verwalter keinen Pfennig nach, in keinem Fall. Du willst das Geld, das du geforderst hast. So habe ich aus Furcht, deinen Besitz zu vermindern, das Geld genommen und es versteckt. Niemandem habe ich vertraut, nicht einmal mir selbst. Jetzt habe ich es ausgegraben und gebe es dir zurück! Hier ist dein Talent.“

„Oh, du schlechter, fauler Knecht! Du hast mich wahrlich nicht geliebt, denn du hast mich nicht gekannt und hast nicht danach getrachtet, einen Gewinn mit dem dir anvertrauten Geld zu machen. Du hast das Vertrauen, das ich dir geschenkt habe, verraten und dich selbst Lügen gestraft, dich selbst angeklagt und verurteilt. Du hast gewußt, daß ich ernte, wo ich nicht gesät habe, daß ich sammle, wo ich nicht ausgestreut habe. Warum hast du nicht dafür gesorgt, daß ich einsammeln und ernten kann? So antwortest du auf mein Vertrauen? So wenig kennst du mich? Warum hast du das Geld nicht einem Bankier gebracht? Dann hätte ich es bei meiner Rückkehr wenigstens mit Zinsen abheben können. Ich selbst hatte dich mit besonderer Sorgfalt darin unterwiesen, und du, törichter Müßiggänger, hast nichts getan. Es seien dir daher das Talent und alle deine anderen Güter genommen. Sie sollen dem gegeben werden, der die zehn Talente hat.“

„Aber er hat doch schon zehn, während dem anderen nichts mehr bleibt ...“ entgegnete man ihm.

„So ist es recht. Wer ein Kapital hat und es arbeiten läßt, dem wird noch mehr gegeben werden, im Überfluß. Aber wer nichts hat,

weil er nichts haben wollte, dem wird auch das noch genommen, was ihm gegeben wurde. Der unnütze Knecht, der mein Vertrauen mißbraucht und die ihm verliehenen Gaben nicht benützt, soll aus meinem Besitztum entfernt werden und weinend und sich in seinem Herzen anklagend seines Weges ziehen.“

Dies ist das Gleichnis. Wie du siehst, o Rabbi, ist dem, der am meisten hatte, am wenigsten geblieben, weil er die Gabe Gottes nicht zu benützen verstand. Es ist nicht gesagt, daß nicht einer von denen, die nur dem Namen nach Jünger sind oder mir nur zufällig zuhören und die als einzige Münze ihre Seele haben, das Goldtalent und auch die Zinsen dafür erhalten kann, die einem der am meisten Begünstigten weggenommen werden. Zahllos sind die Überraschungen des Herrn, denn unberechenbar sind die Reaktionen der Menschen. Ihr werdet sehen, daß Heiden zum ewigen Leben gelangen und Samariter den Himmel besitzen; und ihr werdet sehen, wie reine Israeliten und selbst einige meiner Nachfolger den Himmel und das ewige Leben verlieren.«

Jesus schweigt und wendet sich der Tempelmauer zu, als wolle er jede weitere Diskussion vermeiden. Aber ein Lehrer des Gesetzes, der sich unter dem Torbogen niedergesetzt hatte, um ernsthaft zuzuhören, steht auf, stellt sich vor Jesus hin und fragt: »Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erlangen? Du hast anderen geantwortet, antworte auch mir!«

»Warum willst du mich versuchen? Warum willst du lügen? Hoffst du, daß ich etwas sage, was nicht mit dem Gesetz übereinstimmt, weil ich Gedanken anfüge, die es erklären und vervollkommen? Was steht im Gesetz geschrieben? Antworte mir! Welches ist sein wichtigstes Gebot?«

»„Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, mit allen deinen Kräften und deinem ganzen Gemüte! Und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“«

»So ist es, du hast gut geantwortet. Tue das, und du wirst das ewige Leben erlangen.«

»Aber wer ist denn mein Nächster? Die Welt ist voll von guten und bösen Menschen, von Bekannten und Unbekannten, von Freunden und Feinden Israels. Wer ist also mein Nächster?«

»Ein Mann stieg durch die Schluchten der Gebirge von Jerusalem nach Jericho hinab. Er wurde von Räubern überfallen. Sie schlugen ihn grausam, beraubten ihn all seiner Habe, selbst seiner Gewänder, und ließen ihn mehr tot als lebendig am Rand der Straße liegen.

Kurz darauf kam ein Priester des Weges, der seinen Dienst im Tempel beendet hatte. Oh, er duftete noch nach den Räucherpfannen des Heiligtums! Auch seine Seele hätte nach übernatürlicher Güte und Liebe duften müssen, da er im Haus Gottes, sozusagen in Berührung mit dem Allerheiligsten, gewesen war. Der Priester aber hatte es eilig, nach Hause zu kommen. Er schaute daher den Verletzten an, blieb aber nicht stehen, sondern ging eiligst weiter und überließ den Unglücklichen seinem Schicksal.

Dann zog ein Levit vorbei. Er, der im Tempel diente, sollte sich verunreinigen? Das kam nicht in Frage. Er raffte sein Gewand, damit es nicht vom Blut beschmutzt werde, warf einen flüchtigen Blick auf den, der jammernd in seinem Blut lag, und begab sich rasch nach Jerusalem zum Tempel.

Als dritter kam ein Samariter, der von Samaria zur Furt zog. Er sah das Blut, blieb stehen, entdeckte den Verletzten in der Dämmerung, stieg vom Esel, näherte sich ihm, labte ihn mit einem Schluck kräftigen Weines, zerriß seinen Mantel, um daraus Binden zu machen, und nachdem er die Wunden zuerst mit Essig gewaschen und dann mit Öl gesalbt hatte, verband er ihn liebevoll. Schließlich lud er den Verletzten auf seinen Esel und führte vorsichtig das Tier, wobei er gleichzeitig den Verletzten festhielt und ihn mit guten Worten tröstete, ohne auf die Mühe oder dessen jüdische Nationalität zu achten. In der Stadt angekommen, brachte er ihn in eine Herberge, wachte die ganze Nacht bei ihm, und am nächsten Morgen, als er sah, daß es ihm besser ging, vertraute er ihn dem Gastwirt an, zahlte im voraus und sagte: „Trage Sorge für ihn, als wäre ich es selbst.“

Bei meiner Rückkehr will ich dir erstatten, was du mehr ausgegeben hast, und zwar reichlich, wenn du ihn gut behandelst.“ Dann ging er fort.

Lehrer des Gesetzes, antworte mir: welcher von diesen dreien war dem, der von den Räubern überfallen worden war, der Nächste? Vielleicht der Priester? Vielleicht der Levit? Oder nicht vielmehr der Samariter, der nicht danach fragte, wer der Verletzte sei, warum er verletzt war und ob er gut daran tat, ihm Hilfe zu leisten, da er dadurch Geld und Zeit verlor und zudem Gefahr lief, als Schuldiger angeklagt zu werden?«

Der Gesetzeslehrer antwortet: »Letzterer war ihm der Nächste, da er Mitleid mit ihm hatte und ihm Barmherzigkeit widerfahren ließ.«

»Tue das gleiche und liebe den Nächsten und Gott im Nächsten, und du wirst das ewige Leben verdienen.«

Niemand wagt es nun, etwas zu sagen, und Jesus benützt die Gelegenheit, um die Frauen einzuholen, die bei der Umfassungsmauer auf ihn warten, und mit ihnen wieder in die Stadt zu gehen. Indessen hat sich den Jüngern auch ein Priesterpaar angeschlossen, oder besser: ein Priester und ein Levit, letzterer noch sehr jung, der andere wie ein Patriarch.

Doch Jesus spricht jetzt mit seiner Mutter, und Margziam steht zwischen ihnen. Er fragt sie: »Hast du mich gehört, Mutter?«

»Ja, mein Sohn, und zur Traurigkeit Marias des Klopas hat sich die meinige gesellt. Sie hat geweint, kurz bevor sie den Tempel betreten hat ... «

»Ich weiß es, Mutter. Ich kenne auch den Grund. Aber sie soll nicht weinen. Nur beten!«

»Oh, sie betet viel! Alle diese Abende hat sie in ihrer Hütte neben den schlafenden Söhnen gebetet und geweint. Ich habe es gehört durch die dünne Wand aus Zweigen. Sie sah Josef und Simon so nahe und doch so fern ...! Sie ist nicht die einzige, die weint. Bei mir hat Johanna, die dir so heiter erscheint, auch geweint ... «

»Warum Mutter?«

»Weil ... Chuza ... ein so ... unerklärliches Benehmen hat. Manchmal ist er freundlich zu ihr, und dann weist er sie wieder in allem zurück. Wenn sie allein sind und niemand sie sehen kann, ist er der vorbildliche Mann wie immer. Doch wenn andere Leute bei ihm sind, vom Hof natürlich, wird er herrisch und verächtlich gegen seine sanfte Frau. Sie versteht nicht, warum ... «

»Ich will es dir sagen. Chuza ist ein Diener des Herodes. Verstehe mich, Mutter: „ein Diener“. Ich sage es Johanna nicht, um ihr kein Leid zu bereiten. Aber es ist so. Wenn er nicht den Tadel und den Spott des Herrschers zu befürchten hat, ist er der gute Chuza. Wenn er sie jedoch zu befürchten hat, ist er es nicht mehr.«

»Es ist so, weil Herodes wegen Manaen so erzürnt ist ... «

»Es ist so, weil Herodes ganz außer sich ist wegen der nachträglichen Gewissensbisse, die ihm sein Nachgeben gegenüber Herodias verursacht. Doch Johanna hat schon so viel Gutes in ihrem Leben gehabt. Sie muß unter ihrem Diadem auch den Bußgürtel tragen.«

»Auch Annalia weint ... «

»Warum?«

»Weil ihr Bräutigam gegen dich ist.«

»Sie soll nicht weinen. Sage es ihr. Es ist ein Beschluß Gottes. Es ist göttliche Güte. Ihr Opfer wird Samuel wieder zum Guten führen. Vorerst wird er nicht auf die Eheschließung drängen. Ich habe ihr versprochen, sie mit mir zu nehmen. Sie wird mir im Tod vorangehen ... «

»Sohn ... !«

Maria umklammert die Hand Jesu und wird bleich.

»Liebe Mutter! Es ist für die Menschen. Du weißt es. Es geschieht aus Liebe zu den Menschen. Wir wollen unseren Kelch mit gutem Willen trinken. Nicht wahr?«

Maria schluckt ihre Tränen hinunter und antwortet: »Ja.« Ein schmerzerfülltes, herzerreißendes »Ja«.

Margziam hebt das Gesichtlein und sagt zu Jesus: »Warum sagst du so schlimme Dinge, die der Mutter Schmerz bereiten? Ich werde

dich nicht sterben lassen. So wie ich die Lämmlein verteidigt habe, so will ich auch dich verteidigen.«

Jesus liebkost ihn, und um das Gemüt der beiden Betrübten zu erleichtern, fragt er das Kind: »Was werden wohl deine Schäflein machen? Trauerst du ihnen nicht nach?«

»Oh, ich bin ja bei dir! Doch denke ich immer an sie und frage mich: „Hat Porphyria sie wohl auf die Weide geführt? Hat sie auch aufgepaßt, daß Spuma nicht in den See fällt?“ Weißt du, Spuma ist sehr lebhaft. Ihre Mutter ruft sie und ruft ... Aber was hilft es? Sie macht, was sie will, und Neve, der so gefräßig ist, daß er nicht weiß, wann es genug ist und krank wird? Weißt du, Meister? Ich verstehe, was es bedeutet, in deinem Namen Priester zu sein. Mehr als die anderen verstehe ich es. Sie (und er weist mit der Hand auf die Apostel, die hinterher kommen) sagen viele große Worte, machen viele Pläne ... für später. Ich sage: „Ich will der Hirte sein, wie für die Schäflein, und ebenso für die Menschen. Das wird genügen.“ Meine und deine Mutter hat mir gestern so etwas Nettes von den Propheten erzählt ... Sie hat gesagt: „Genau so ist unser Jesus.“ Ich habe in meinem Herzen gedacht: „Ich will auch so sein.“ Darauf habe ich zu unserer Mutter gesagt: „Ich will auch so sein. Jetzt bin ich noch ein Lamm, bald aber werde ich ein Hirte sein. Jesus hingegen ist Hirte und wird später Lamm sein. Du aber bist immer das Lamm, nur unser Lamm, weiß, schön, lieb und mit Worten, die süßer sind als Milch. Gerade deshalb ist Jesus so sehr das Lamm: weil er aus dir, dem Lämmlein des Herrn, geboren wurde.“«

Jesus neigt sich nieder und küßt ihn herzlich. Dann fragt er: »Willst du wirklich Priester werden?«

»Aber gewiß, mein Herr! Deswegen versuche ich ja, gut zu sein und viel zu lernen. Ich gehe immer zu Johannes von En-Dor. Er behandelt mich stets als Mann und mit viel Güte. Ich will ein Hirte der verirrtten und nicht verirrtten Schäflein werden und der Arzt und Hirte der Verwundeten oder Zerbrochenen, wie der Prophet sagt. Oh, wie schön!« Das Kind macht einen Freudensprung und klatscht in die Hände.

»Was hat denn diese Grasmücke, daß sie so fröhlich ist?« fragt Petrus, der näher kommt.

»Er sieht sein Leben ganz klar bis zum Ende, und ich weihe diese seine Vision mit meinem „Ja“.«

Sie bleiben vor einem hohen Haus stehen, das, wenn ich nicht irre, in der Nähe des Vororts Ofel liegt, doch in einem eher herrschaftlichen Viertel.

»Werden wir hier bleiben?«

»Dies ist das Haus, das Lazarus mir für das Freudenfestmahl angeboten hat. Maria ist auch schon hier.«

»Warum ist sie nicht mit uns gekommen? Aus Furcht vor Spott?«

»O nein! Ich habe es ihr befohlen.«

»Warum, Herr?«

»Weil der Tempel empfindlicher ist als eine schwangere Frau. Solange ich kann, und nicht aus Feigheit, will ich ihn nicht reizen.«

»Das wird dir nichts nützen, Meister. Ich würde ihn an deiner Stelle nicht nur reizen, sondern ihn den Berg Morija hinunterwerfen, mit allen, die darin sind.«

»Du bist ein Sünder, Simon! Man muß für seinesgleichen beten und sie nicht töten.«

»Ich bin ein Sünder. Aber du nicht . . . und du solltest es tun!«

»Einer wird es schon tun. Aber erst nachdem das Maß der Sünde voll ist.«

»Welches Maß?«

»Ein Maß, das den ganzen Tempel füllen und sogar Jerusalem überschwemmen wird. Du kannst es nicht verstehen . . . Oh, Marta! Öffne also dem Pilger dein Haus.«

Marta macht sich bemerkbar und öffnet. Alle betreten einen langen Vorraum, der in einem gepflasterten Hof mit vier Bäumen in den vier Ecken endet. Ein weiter Saal öffnet sich über dem Erdgeschoß, und durch die offenen Fenster sieht man die ganze Stadt mit ihren auf- und abführenden Straßen und Gassen. Ich schließe daraus, daß das Haus an den südlichen oder südöstlichen Hängen der Stadt liegt.

Der Saal ist für sehr viele Gäste hergerichtet. Die Tische sind parallel zueinander aufgestellt. Hundert Personen können hier leicht bewirtet werden. Maria Magdalena, die in den Vorratskammern beschäftigt war, eilt herbei und wirft sich vor Jesus nieder. Dann kommt auch Lazarus mit einem seligen Lächeln auf seinem kränklichen Antlitz.

Nach und nach treten die Gäste ein, die einen leicht verlegen, die anderen etwas selbstsicherer. Doch die Liebenswürdigkeit der Frauen bewirkt, daß sich bald alle wie zu Hause fühlen.

Der Priester Johannes führt die beiden, die er aus dem Tempel geholt hat, zu Jesus. »Meister, mein guter Freund Jonatan und mein jugendlicher Freund Zacharias. Sie sind wahre Israeliten ohne Bosheit und Arglist.«

»Der Friede sei mit euch! Ich freue mich, euch hier zu haben. Der Ritus soll auch bei diesen frohen Bräuchen eingehalten werden. Es ist schön, daß der alte Glaube dem neuen, der dem gleichen Stamm entspringt, die Freundeshand reicht. Setzt euch an meine Seite, bis die Stunde der Mahlzeit kommt.«

Der Patriarch Jonatan spricht, während der junge Levit neugierig da und dorthin schaut, erstaunt und vielleicht auch eingeschüchtert. Ich glaube, er möchte ein gewandtes Benehmen an den Tag legen, aber in Wirklichkeit ist er wie ein Fisch außerhalb des Wassers. Glücklicherweise kommt ihm Stephanus zu Hilfe und stellt ihm nacheinander die Apostel und die wichtigsten Jünger vor.

Der alte Priester streicht seinen schneeweißen Bart und sagt: »Als Johannes zu mir kam, ausgerechnet zu mir, seinem Lehrmeister, um mir seine Heilung anzuzeigen, hatte ich den Wunsch, dich kennenzulernen. Meister, ich verlasse kaum mehr meine Behausung. Ich bin alt ... Ich habe jedoch gehofft, dich noch vor meinem Tod kennenzulernen, und Jahwe hat mich erhört. Ihm sei Preis dafür!

Heute habe ich dich im Tempel gehört. Du überrascht Hillel, den Alten, den Weisen. Ich will und kann nicht daran zweifeln, daß du es bist, den mein Herz erwartet. Aber du weißt, was es heißt, achtzig

Jahre lang den Glauben Israels eingeatmet zu haben, so wie er in Jahrhunderten . . . menschlicher Ausformung geworden ist. Er ist in unser Blut übergegangen. Ich bin schon so alt! Wenn man dir zuhört, ist es, als ob man dem Plätschern einer frischen Quelle lausche. O ja! Ein jungfräuliches Wasser! Aber ich . . . ich bin durchtränkt von abgestandenem Wasser, das von sehr weit herkommt . . . und das mit so vielen Dingen beschwert ist. Was soll ich tun, um mich dieser Sättigung zu entledigen und dich zu kosten?«

»An mich glauben und mich lieben! Anderes ist für den gerechten Jonatan nicht erforderlich.«

»Doch ich werde bald sterben! Werde ich Zeit haben, alles zu glauben, was du sagst? Ich bin kaum mehr imstande, allen deinen Worten zu folgen oder sie durch den Mund eines anderen kennenzulernen. Was bleibt mir also zu tun?«

Du wirst sie im Himmel erlernen. Nur der Verdammte stirbt der Weisheit, während der in Gottes Gnade Sterbende das wahre Leben erlangt und in der Weisheit lebt. Was glaubst du, wer ich bin?«

»Du kannst kein anderer sein als der Erwartete, dessen Vorläufer der Sohn meines Freundes Zacharias war. Hast du ihn gekannt?«

»Er war mit mir verwandt!«

»Oh, dann bist du also ein Verwandter des Täufers?«

»Ja, Priester!«

»Er ist tot . . . und ich kann nicht sagen: Unglücklicher!, denn er ist nach Erfüllung seiner Sendung in Gerechtigkeit gestorben und . . . O schreckliche Zeiten, in denen wir leben müssen! Ist es nicht besser, in Abrahams Schoß zurückzukehren?«

»Ja, Priester! Aber es werden noch bitterere Zeiten kommen.«

»Wirklich? Wohl durch Rom?«

»Nicht durch Rom allein! Das sündhafte Israel wird die Hauptschuld tragen.«

»Es ist wahr. Gott schlägt uns. Wir verdienen es. Aber auch Rom . . . Hast du von den Galiläern gehört, die Pilatus, während sie ein Opfer darbrachten, töten ließ? Ihr Blut hat sich mit dem Blut des Opfertieres vermischt. Bis zum Altar sind sie gekommen!«

»Ich habe davon gehört.«

Alle Galiläer geben ihrem Zorn über diese Gewalttat durch lautes Geschrei Ausdruck: »Es ist wahr, daß er ein falscher Messias war. Aber warum seine Jünger töten, nachdem sie ihn bereits geschlagen hatten? Warum zu jener Stunde? Waren sie vielleicht größere Sünder?«

Jesus gebietet Ruhe und sagt: »Ihr fragt euch, ob sie größere Sünder als viele andere Galiläer gewesen sind und ob sie aus diesem Grund getötet wurden? Nein, das waren sie nicht. Wahrlich, ich sage euch, daß sie bezahlt haben und daß viele andere noch bezahlen werden, wenn ihr euch nicht zum Herrn bekehrt. Wenn ihr nicht alle Buße tut, geht ihr alle ebenso zugrunde, in Galiläa und anderswo. Gott ist erzürnt über sein Volk. Ich sage es euch. Man soll nicht glauben, daß die Bestraften immer die Schlimmsten sind. Jeder prüfe sich selbst, urteile über sich selbst, und nicht über andere. Auch jene achtzehn, auf welche der Turm von Schiloach stürzte und sie tötete, waren nicht die größten Sünder in Jerusalem. Ich sage es euch. Tut Buße, wenn ihr nicht zermalmt werden wollt wie sie, auch nicht dem Geist nach. Komm, Priester Israels! Die Tafel ist gedeckt. Du sollst aufopfern und segnen, denn der Priester muß immer geehrt werden für das, was er vertritt und woran er erinnert, und du bist der Patriarch unter uns, die wir alle jünger sind.«

»Nein, Meister! Nein! In deiner Gegenwart kann ich es nicht tun. Du bist der Sohn Gottes!«

»Du opferst auch den Weihrauch vor dem Altar. Glaubst du vielleicht nicht, daß Gott auch dort zugegen ist?«

»Ja, das glaube ich! Mit all meinen Kräften!«

»Also? Wenn du nicht zitterst bei der Aufopferung vor der allerheiligsten Herrlichkeit des Allerhöchsten, weshalb willst du dann zittern vor der Barmherzigkeit, die sich in Fleisch gekleidet hat, um auch dir den Segen Gottes zu bringen, bevor es für dich Nacht wird? Oh, wißt ihr denn nicht, daß ich den Schleier des Fleisches über meine unfassbare Gottheit gelegt habe, damit sich der Mensch Gott

nähern kann, ohne sterben zu müssen? Komm, glaube und sei glücklich! In dir verehere ich alle heiligen Priester von Aaron angefangen bis zum letzten gerechten Priester Israels, der vielleicht du bist; denn wahrlich, die priesterliche Heiligkeit liegt bei uns danieder wie eine Pflanze ohne Wasser.«

325 Josef und Nikodemus berichten: Im Tempel weiß man von Johannes und Syntyche

Jesus ist mit den Aposteln und den Jüngern auf dem Weg nach Betanien. Er spricht gerade zu den Jüngern, denen er den Auftrag gibt, sich in zwei Gruppen aufzuteilen. Die Judäer sollen sich nach Judäa begeben, und die Galiläer sollen jenseits des Jordan stromaufwärts gehen, um den Messias zu verkünden. Diese Aufforderung stößt auf einigen Widerstand. Mir scheint, daß das Ostjordanland bei den Israeliten nicht in gutem Ruf steht. Sie reden davon wie von einer heidnischen Gegend. Das beleidigt aber die Jünger von jenseits des Jordan, unter ihnen besonders den Synagogenvorsteher, der wohl das größte Ansehen genießt, und einen Jungen, dessen Namen ich aber nicht kenne; beide verteidigen leidenschaftlich die Städte und ihre Bewohner.

Timoneus sagt: »Komm nach Aera, Herr, du wirst sehen, ob man dich dort nicht achtet. Du wirst in Judäa keinen so großen Glauben finden wie dort. Ich aber will nicht hingehen. Behalte mich bei dir und schicke einen Judäer oder einen Galiläer in meine Stadt. Sie werden sehen, wie sie allein auf mein Wort hin an dich glauben wird.«

Der Jüngling sagt: »Ich habe zu glauben begonnen, ohne dich je gesehen zu haben. Ich habe dich gesucht, nachdem meine Mutter mir verziehen hatte. Aber ich bin glücklich, dorthin zurückzukehren, obwohl es mir den Spott böser Mitbürger, wie ich einst einer war, und den Tadel der Guten wegen meiner vergangenen Lebensführung einbringen wird. Aber das macht mir nichts aus. Ich werde dich mit meinem Beispiel predigen.«

»Du sagst es gut. Tue, was du gesagt hast. Danach werde ich kommen. Auch du, Timoneus, auch du hast gut gesprochen. Hermas und Abel von Betlehem in Galiläa werden also nach Aera gehen und mich dort verkünden, und du, Timoneus, wirst bei mir bleiben. Doch ich liebe diese Streitigkeiten nicht. Ihr seid nicht mehr Juden oder Galiläer, ihr seid Jünger. Das genügt! Der Name und die Sendung machen euch in Herkunft, Rang und in allem gleich. Nur in etwas könnt ihr euch unterscheiden: in der Heiligkeit. Sie wird individuell verschieden sein, je nach dem Grad, den jeder Jünger zu erreichen versteht. Aber ich möchte, daß ihr alle den gleichen Grad erreicht: die Vollkommenheit. Seht ihr die Apostel? Auch sie unterschieden sich voneinander durch ihre Herkunft und andere Dinge. Jetzt, nach einem Jahr und mehr der Unterweisung, sind sie *einzig und allein* die Apostel. Tut es ihnen nach! So wie bei euch der Priester neben dem ehemaligen Sünder, der Reiche neben dem früheren Bettler, und der Jüngling neben dem Greis steht, so sollt ihr auch die Trennung abbauen, die sich aus der unterschiedlichen Herkunft ergibt. Ihr habt eine einzige Heimat, den Himmel! Ihr habt euch alle freiwillig auf den Weg zum Himmel begeben. Erweckt nie bei den Feinden den Eindruck, daß ihr untereinander verfeindet seid. Euer Feind ist die Sünde, sonst niemand!«

Sie gehen eine Zeitlang schweigend weiter. Dann macht sich Stephanus an den Meister heran und sagt: »Ich möchte dir etwas sagen. Ich habe gehofft, daß du mich danach fragen würdest, aber du hast es nicht getan. Gestern hat Gamaliël mit mir gesprochen . . . «

»Ich habe es gesehen.«

»Fragst du mich nicht, was er zu mir gesagt hat?«

»Ich warte darauf, daß du es mir sagst, denn der gute Jünger hat keine Geheimnisse vor dem Meister.«

»Gamaliël . . . Meister, gehen wir einige Meter voraus . . . «

»Gehen wir nur. Aber du könntest es auch in Gegenwart aller sagen . . . «

Sie entfernen sich einige Schritte. Stephanus macht ein verlegenes

Gesicht und sagt: »Ich möchte dir einen Rat geben, Meister. Verzeih mir ...«

»Wenn er gut ist, werde ich ihn annehmen. Rede also.«

»Meister, das Synedrium erfährt früher oder später alles. Es ist eine Einrichtung mit tausend Augen und hundert Fangarmen. Es dringt überall ein, sieht alles und hört alles. Es hat mehr ... Spione, als des Tempels Mauern Steine haben. Viele leben davon ...«

»Vom Spionieren, sprich nur fertig. Es ist die Wahrheit, und ich kenne sie. Also? Was ist denn mehr oder weniger Wahres im Synedrium gesagt worden?«

»Es ist gesagt worden ... Alles. Ich weiß nicht, wie sie gewisse Dinge erfahren können. Ich weiß nicht einmal, ob sie wahr sind ... Aber ich wiederhole dir wörtlich, was Gamaliël mir gesagt hat: „Sag dem Meister, daß er Ermastheus beschneiden lassen oder ihn für immer wegschicken soll. Es ist nicht nötig, weiteres hinzuzufügen.“«

»Tatsächlich, es ist nicht nötig. Erstens, weil ich gerade deswegen nach Betanien gehe und dort bleiben werde, bis Ermastheus wieder reisen kann. Und dann, weil keine Rechtfertigung die Voreingenommenheit ... und die Zurückhaltung Gamaliëls aufheben könnte, der an der Tatsache Ärgernis nimmt, daß ich einen an einem Körperteil Unbeschnittenen bei mir habe! Oh, wenn man doch in sich und um sich schauen würde! Wie viele Unbeschnittene gibt es in Israel!«

»Aber Gamaliël ...«

»Er ist der perfekte Vertreter des alten Israel. Er ist nicht böswillig, aber ... Schau diesen Kieselstein an. Ich könnte ihn zertrümmern, aber nicht geschmeidig machen. So ist es auch bei ihm. Er muß zermalmt werden, um wieder neu gebildet zu werden, und ich werde es tun.«

»Willst du Gamaliël bekämpfen? Gib acht! Er ist mächtig.«

»Bekämpfen? Wie einen Feind? Nein! Anstatt ihn zu bekämpfen, will ich ihn lieben, indem ich ihn wegen seines mumifizierten Verstandes in einem seiner Wünsche zufriedenstelle und einen Balsam über ihn ausgieße, der ihn auflösen wird, damit ich ihn dann wieder neu bilden kann.«

»Auch ich werde dafür beten, daß dies geschehen möge, denn ich habe ihn gern. Tue ich recht daran?«

»Ja! Du mußt ihn lieben und für ihn beten, und du wirst es tun. Gewiß wirst du es tun. Vielmehr, du wirst mir helfen, den Balsam zu bereiten ... Du wirst Gamaliël sagen, er soll sich beruhigen, denn ich habe schon für Ermastheus vorgesorgt und bin ihm für den Rat dankbar. Wir sind jetzt in Betanien und wollen hier anhalten, damit ich euch alle segnen kann; denn dies ist der Ort der Trennung.«

Er begibt sich wieder zu der zahlreichen Gruppe der Apostel und Jünger, segnet sie und entläßt alle, mit Ausnahme von Ermastheus, Johannes von En-Dor und Timoneus.

Dann legt er mit den Zurückgebliebenen rasch die kurze Strecke zurück, die ihn noch vom Gittertor des Lazarus trennt, das schon zu seinem Empfang geöffnet ist. Beim Betreten des Gartens hebt er die Hand, um das gastliche Haus zu segnen, in dessen großem Park bereits die Besitzer des Hauses und die frommen Frauen warten, die über Margziam, der die mit den letzten Rosen geschmückten Wege entlangläuft, lachen. Mit den Besitzern und den Frauen kommen, nach einem Ausruf der letzteren, Josef von Arimathäa und Nikodemus auf einem Seitenweg daher, die ebenfalls Gäste des Lazarus sind, um in Ruhe mit dem Meister zusammen sein zu können. Alle eilen Jesus entgegen. Maria mit ihrem sanften Lächeln, Maria von Magdala mit ihrem Ausruf der Liebe: »Rabbuni!«, Lazarus hinkend, die beiden feierlichen Synedristen, und zum Schluß die frommen Frauen von Jerusalem und Galiläa. Gesichter mit Runzeln und glatte, junge Frauengesichter, zart wie ein Engelsgesicht das mädchenhafte Gesichtlein der Annalia, das bei der Begrüßung des Meisters errötet.

»Ist Syntyche nicht da?« fragt Jesus nach der ersten Begrüßung.

»Sie ist mit Sara, Marcella und Noomi beim Tischdecken. Sieh, da kommen sie schon.«

Tatsächlich erscheinen zusammen mit der alten Ester der Johanna zwei von Alter und von erlittenem Schmerz gezeichnete Gesichter zwischen zwei heiteren, und schließlich das ernste und doch fried-

volle Gesicht der Griechin, die sich von den anderen durch ihre Herkunft und auch sonst durch ein gewisses Etwas unterscheidet.

Ich könnte sie nicht einmal als eine wirkliche, eigentliche Schönheit bezeichnen, und doch beeindruckt ihre Augen, deren Schwarz durch ein dunkles Indigo gemildert wird, unter der hohen, vornehmen Stirne mehr als ihr Körper, der gewiß schöner ist als ihr Gesicht, ein Körper, schlank, ohne mager zu sein, proportioniert, harmonisch im Gehen und in der Bewegung. Es ist ihr Blick, der beeindruckt, dieser intelligente, offene, tiefe Blick, der die Welt anzuziehen scheint, das Gute prüft, Nützliches und Heiliges für sich behält und ablehnt, was böse ist. Es ist dieser aufrichtige Blick, der sich erforschen läßt bis in die Tiefen und in dem sich die Seele zeigt, um den zu ergründen, der sich ihr nähert. Wenn es wahr ist, daß man einen Menschen nach den Augen beurteilen kann, dann sage ich, daß Syntyche eine Frau mit sicherem Urteilsvermögen und beständigen, rechtschaffenen Gedanken ist. Sie kniet mit den anderen nieder und erhebt sich erst, als der Meister sie dazu auffordert.

Jesus geht durch den grünen Garten bis zur Säulenhalle vor dem Haus und tritt dann in einen Saal ein, in dem die Diener bereitstehen, um Erfrischungen anzubieten und den angekommenen Gästen bei der Reinigung vor der Mahlzeit behilflich zu sein. Während sich alle Frauen zurückziehen, bleibt Jesus mit den Aposteln im Saal. Johannes von En-Dor geht mit Ermastheus zum Haus Simons des Zeloten, um dort die Reisesäcke abzulegen, mit denen sie beladen sind.

»Ist der Jüngling, der mit Johannes dem Einäugigen gekommen ist, der Philister, den du aufgenommen hast?« fragt Josef.

»Ja, Josef. Woher weißt du das?«

»Meister ... Ich und Nikodemus, wir fragen uns schon seit einigen Tagen, wie wir es erfahren haben und wie es andere im Tempel wissen können ... Sicher ist, daß wir es wissen. Vor dem Laubhüttenfest, bei einer der Sitzungen, die immer den Festen vorausgehen, haben einige Pharisäer behauptet, genau zu wissen, daß sich unter deinen Jüngern außer den ... – verzeih, Lazarus – außer den be-

kannten und unbekanntes Sünderrinnen und den Zöllnern – verzeih, Matthäus, Sohn des Alphäus – und außer den ehemaligen Galeerensträflingen auch ein unbeschnittener Philister und eine Heidin befinden. Was die Heidin angeht, mit der bestimmt Syntyche gemeint ist, so ist es selbstverständlich, daß man es weiß oder es zumindest vermutet. Das Durcheinander, das der Römer angerichtet hat, war groß und Gegenstand des Gelächters der übrigen Römer und vieler Juden; auch weil er umherging und unter Jammern und Drohen seine entflozene Sklavin da und dort suchte und sogar den König Herodes belästigte, weil er sagte, sie habe sich im Haus der Johanna versteckt und der Tetrarch müsse seinem Verwalter gebieten, sie ihrem Eigentümer zurückzugeben. Aber daß unter den vielen Männern, die dir folgen, ein Philister, ein Unbeschnittener, ein früherer Sträfling ist ... Wie sie das erfahren haben, das ist seltsam! Sehr seltsam! Meinst du nicht auch?«

»Es ist seltsam und auch wieder nicht seltsam. Ich will für Syntyche und den früheren Sträfling sorgen.«

»Ja, du wirst gut daran tun, vor allem Johannes zu entfernen. Er paßt nicht in deine Reihen.«

»Josef, bist du vielleicht ein Pharisäer geworden?« fragt Jesus streng.

»Nein ... aber ... «

»Soll ich etwa nur wegen der törichtten Skrupel des ärgsten Pharisäertums eine Seele verletzen, die wiedergeboren wurde? Nein, das werde ich nicht tun. Ich werde für seine Ruhe sorgen. Für seine. Nicht für meine. Ich werde über seine Ausbildung wachen, wie ich über die des unschuldigen Margziam wache. Wahrlich, es besteht kein Unterschied zwischen ihnen bezüglich ihrer geistigen Unwissenheit. Der eine sagt zum ersten Mal Worte der Weisheit, weil Gott ihm verziehen hat, weil er in Gott wiedergeboren ist, weil Gott den Sünder an sich gezogen hat. Der andere sagt sie, weil er nach einer armseligen Kindheit nun in das Jünglingsalter gekommen ist, über das außer der Liebe Gottes die Liebe des Menschen wacht, und die

Seele öffnet wie eine Blüte unter der Sonne. Seine Sonne ist Gott. Der eine ist im Begriff, die letzten Worte zu sagen . . . Habt ihr denn keine Augen, um zu sehen, daß er sich in Bußübungen und in Liebe verzehrt?

Oh, wahrlich, ich möchte viele Johannes von En-Dor in Israel und unter meinen Dienern haben. Ich wünschte, daß auch du, Josef und du, Nikodemus, sein Herz hättest, und vor allem, daß es der hätte, der ihn verraten hat; diese elende Schlange, die sich unter dem Gewand der Freundschaft verbirgt und den Spion spielt, bevor sie zum Mörder wird. Diese Schlange, die den Vogel um seine Flügel beneidet und ihm nachstellt, um sie ihm auszureißen und ihn in den Kerker zu werfen. Ach nein! Der Vogel ist dabei, sich in einen Engel zu verwandeln. Selbst wenn die Schlange ihm die Flügel entreißen könnte, so würden sie sich an ihrem schlüpfrigen Körper sogleich in Dämonenflügel verwandeln. Jeder Verräter ist schon ein Dämon.«

»Aber wo ist er? Sagt es, damit ich ihm sofort die Zunge ausreiß«
ruft Petrus aus.

»Du würdest besser daran tun, ihm die Giftzähne auszureißen«,
sagt Judas des Alphäus.

»Nein! Am besten ist es, wir erwürgen ihn, damit er nichts mehr anstellen kann! Solche Menschen schaden immer«, sagt Iskariot mit Nachdruck.

Jesus blickt ihn fest an und schließt: »... und lügen. Doch niemand soll ihm etwas antun. Er verdient es nicht. Man darf den Vogel nicht zugrundegehen lassen, um sich mit der Natter zu beschäftigen. Was Ermastheus betrifft, so will ich wegen seiner Beschneidung im Haus des Lazarus Aufenthalt nehmen. Er wird aus Liebe zu mir und um den Verfolgungen der kleinlichen Geister Israels zu entgehen, die heilige Religion unseres Volkes annehmen. Es ist nur ein Übergang aus der Finsternis zum Licht, und nicht unerlässlich, auf daß Licht in ein Herz komme. Aber ich gewähre es, um die Empfindlichkeit Israels zu besänftigen und den wahren Willen des Philisters, zu Gott zu gelangen, zu zeigen. Aber ich sage euch, in der Zeit Chri-

sti ist das nicht nötig, um Gott anzugehören. Es genügen Wille und Liebe, es genügt das reine Gewissen. Wo werden wir die Griechin beschneiden? An welcher Stelle ihres Geistes, da sie es von sich aus und besser als viele in Israel verstanden hat, die Gegenwart Gottes zu erkennen? Wahrlich, unter den Anwesenden sind viele Finsternis im Vergleich zu den von euch als Finsternis Verachteten. Auf jeden Fall könnt ihr, der Verräter und die Synedristen, die Verantwortlichen benachrichtigen, daß das Ärgernis heute noch behoben wird.«

»Für wen gilt das? Für alle drei?«

»Nein, Judas des Simon. Für Ermastheus. Für die anderen zwei werde ich sorgen. Hast du sonst noch Fragen?«

»Ich nicht, Meister!«

»Auch ich habe dir sonst nichts zu sagen. Ich möchte euch nur bitten, mir zu sagen, wenn ihr es wißt, was mit dem Herrn der Syntyche geschehen ist?«

»Pilatus hat ihn mit dem ersten Schiff nach Italien gesandt, um keine Scherereien mit Herodes und den Hebräern im allgemeinen zu haben. Pilatus macht schlimme Zeiten durch . . . und die genügen ihm . . . « sagt Nikodemus.

»Ist diese Nachricht sicher?«

»Ich kann sie prüfen lassen, wenn du meinst, Meister«, sagt Lazarus.

»Ja, tue das und sage mir dann die Wahrheit.«

»Doch in meinem Haus wird Syntyche trotzdem sicher sein.«

»Ich weiß es. Auch Israel schützt eine Sklavin, die einem fremden, grausamen Herrn entflohen ist. Aber ich will es wissen.«

»Ich jedoch möchte wissen, wer der Verräter, der Nachrichtenübermittler, der löbliche Spion der Pharisäer ist . . . das kann man erfahren; und ich will erfahren, wer die anklagenden Pharisäer sind. Heraus mit den Namen der Pharisäer und ihrer Stadt! Ich spreche von den Pharisäern, die die schöne Arbeit der Spionage übernommen haben, indem sie einen von uns bestochen haben – denn bestimmte Dinge wissen nur wir, die alten und die neuen Jünger – um das

Synedrium über die Handlungen des Meisters, die alle gerecht sind, unterrichten zu können. Ein Teufel ist, wer das Gegenteil sagt und denkt, und ... «

»Schweige, Simon des Jona, ich befehle es dir!«

»Ich gehorche, auch auf die Gefahr hin, daß mir durch die Anstrengung die Herzsadern platzen. Aber das Schöne des Tages ist dahin ... «

»Nein! Warum denn? Hat sich zwischen uns etwas geändert? Also? Oh, mein Simon! Komm an meine Seite, wir sprechen über das, was gut ist ... «

»Man sagt mir, daß das Mahl bereit ist«, sagt Lazarus.

»Dann gehen wir zu Tisch ... «

326 Syntyche spricht im Haus des Lazarus

Jesus hat sich in dem von Säulengängen umgebenen Hof, der sich im Innern des Hauses befindet, niedergelassen, im Hof, den ich am Morgen der Auferstehung Jesu voll von Jüngern gesehen habe. Er sitzt auf einer mit Kissen bedeckten Marmorbank, den Rücken an die Wand des Hauses gelehnt, von den Besitzern des Hauses, den Aposteln, den Jüngern Johannes und Timoneus und von Josef und Nikodemus und den frommen Frauen umgeben. Er hört gerade Syntyche zu, die aufrecht vor ihm steht und anscheinend auf eine seiner Fragen antwortet. Alle hören in den verschiedensten Stellungen mehr oder weniger aufmerksam zu, die einen auf Bänken, die anderen auf dem Boden sitzend, wieder andere aufrecht stehend oder an die Säulen oder die Wände gelehnt.

»... es war ein Bedürfnis, um nicht die ganze Last meiner Lage zu verspüren. Es ging darum, mich zu überzeugen, daß ich nicht allein bin, nicht eine von der Heimat verbannte Sklavin und daß meine Mutter und meine Brüder, der Vater und die so sanfte und gütige Ismene nicht für immer verloren sind. Wenn auch die ganze Welt sich verschworen hätte, uns zu trennen, so wie Rom uns getrennt

und wie Lasttiere verkauft hat, uns, die Freien, ein Ort hätte uns doch alle wieder vereint, das Jenseits. Man muß bedenken, daß unser Leben nicht nur aus Materie besteht, die man in Ketten legen kann, sondern daß es eine freie Kraft in sich birgt, die keine Kette halten kann, außer der freiwilligen, in moralischer Unordnung und materieller Schwelgerei zu leben. Ihr nennt es „Sünde“. Jener und jene, die im Dunkel meiner Nacht als Sklavin mein Licht waren, beschreiben es anders. Aber auch sie geben zu, daß die von bösen und fleischlichen Leidenschaften an den Körper gefesselten Seelen nicht an den Ort gelangen, den ihr das Reich Gottes nennt. Daher muß man es vermeiden, der Materie zu verfallen, und sich bemühen, Abstand zum Körper zu gewinnen und sich die Tugend zum Vermächtnis zu machen, um die selige Unsterblichkeit zu erlangen und die Wiedervereinigung mit seinen Lieben.

Man muß denken, daß die Seele der Toten nicht gehindert wird, der Seele der Lebenden beizustehen, und man deshalb die Seele der Mutter in der Nähe fühlen kann und ihren Blick und ihre Stimme wiederfindet, die zur Seele der Tochter spricht, welche sagen kann: „Ja, Mutter! Damit ich zu dir kommen kann, ja, um deinen Blick nicht zu trüben, ja, um deine Stimme nicht in Tränen zu ersticken, ja, um deinen Aufenthalt im Hades, wo du im Frieden bist, nicht zu verdunkeln, ja, für all dies halte ich meine Seele frei. Es ist der einzige Besitz, den ich habe, den mir niemand nehmen kann und den ich rein bewahren will, um tugendhaft denken und handeln zu können.“ So zu denken bedeutet Freiheit und Freude, und so will ich denken und handeln! Denn es ist nur eine halbe und falsche Philosophie, anders zu handeln als man denkt.

So zu denken bedeutete für mich, auch im Exil ein Vaterland zu haben, ein vertrautes Vaterland im eigenen Ich, mit seinen Altären, seinem Glauben, seinem Wissen, seinen Gefühlen ... Ein großes Vaterland, ein geheimnisvolles – oder vielleicht auch nicht so geheimnisvolles – durch das Geheimnisvolle der Seele, die sich des Jenseits bewußt ist, wenn sie es auch gegenwärtig nur sieht wie ein

Seemann vom weiten Meer aus an einem dunstigen Morgen die Beschaffenheit der Küste erkennt: verschwommen, skizzenhaft, nur da und dort scharf umrissene Stellen, die aber dem müden Seefahrer, den die Stürme umhergeworfen haben, genügen, um zu sagen: „Siehe, dort ist der Hafen und der Friede!“ Die Heimat der Seelen, der Ort der Herkunft . . . der Ort des Lebens.

Denn das Leben geht aus dem Tod hervor . . . Oh! Das habe ich nur halb verstanden, bis ich eines deiner Worte gehört habe. Danach . . . danach war es, als ob ein Sonnenstrahl den Diamanten meines Gedankens getroffen hätte. Alles wurde Licht, und ich habe begriffen, wie weit die Lehrmeister Griechenlands vorgedrungen sind und sich dann doch verirrt haben, da ihnen etwas fehlte, um das Theorem des Lebens und des Todes richtig zu lösen: das Wissen um die Existenz des wahren Gottes, des Herrn und Schöpfers des Alls.

Darf ich ihn mit diesen meinen heidnischen Lippen nennen? Ja, ich darf es, denn wie alle komme auch ich von ihm. Denn er hat Fähigkeiten in die Seelen aller Menschen gelegt, und in die weisesten eine höhere Intelligenz, wodurch sie uns wie mit übermenschlicher Macht ausgestattete Halbgötter erscheinen. Ja, denn er hat sie jene Wahrheiten schreiben lassen, die schon Religion sind, wenn auch nicht eine göttliche wie deine, die moralisch und fähig ist, die Seelen „lebend“ zu erhalten, nicht nur für diese Zeit hier auf Erden, sondern für immer.

Danach habe ich verstanden, was es heißt: „Das Leben wird aus dem Tod hervorgehen.“ Der dies gesagt hat, war wie ein noch nicht völlig Betrunkener, dessen Verstand aber schon etwas benebelt war.

Er sprach ein erhabenes Wort, verstand es aber selbst nicht ganz. Ich, verzeih, o Herr, meinen Hochmut, ich habe es besser als er verstanden, und seit jenem Augenblick bin ich glücklich.«

»Was hast du verstanden?«

»Daß diese Existenz nur das embryonale Stadium des Lebens ist, und daß das wahre Leben beginnt, wenn der Tod uns gebiert . . . dem Hades, wenn ich eine Heidin bin, und dem ewigen Leben, wenn ich an dich glaube. Habe ich es richtig gesagt?«

»Frau, du hast es gut gesagt«, lobt sie Jesus.

Nikodemus unterbricht: »Aber wie hast du von den Worten des Meisters erfahren?«

»Wer Hunger hat, der sucht Nahrung, Herr. Ich habe meine Nahrung gesucht. Ich war Vorleserin, da ich gebildet war und eine schöne Stimme und Aussprache hatte; so konnte ich viel in den Bibliotheken meiner Herren lesen. Aber meine Lektüre befriedigte mich nicht. Ich fühlte, daß es noch anderes gab jenseits der mit menschlicher Weisheit gefüllten Regale, und wie eine Gefangene im goldenen Käfig klopfte ich an die Türen, brach ich die Türen auf, um hinauszugehen, um zu finden ...

Als ich mit dem letzten Herrn nach Palästina kam, fürchtete ich, in die Finsternis zu fallen ... statt dessen ging ich dem Licht entgegen.

Die Worte der Diener von Cäsarea waren wie ebenso viele Axt-hiebe, die die Wände rissig machten und immer größere Öffnungen schufen, durch die dein Wort eindringen konnte. Ich sammelte alle diese Worte und Nachrichten. Dann fädelte ich wie ein Kind die Perlen auf, schmückte mich damit und schöpfte daraus Kraft, um immer reiner zu werden und zur Wahrheit zu gelangen. In der Läuterung glaubte ich sie schon auf Erden finden zu können. Selbst auf Kosten des Lebens wollte ich rein sein für die Begegnung mit der Wahrheit, der Weisheit, der Gottheit. Herr, ich sage sinnlose Worte! Man schaut erstaunt auf mich. Aber du hast mich gefragt ... «

»Sprich, sprich, es ist notwendig.«

»Mit Willenskraft und Enthaltbarkeit habe ich den äußeren Bedrängnissen widerstanden. Ich hätte nach weltlicher Auffassung frei und glücklich sein können, wenn ich es nur gewollt hätte. Aber ich wollte nicht das Wissen mit dem Genuß vertauschen, denn ohne Weisheit nützen die anderen Tugenden nichts. Er, der Philosoph, hat es gesagt: „Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Willenskraft, die nicht von Wissen begleitet sind, gleichen einer gemalten Szene, einer durchaus sklavischen Tugend, ohne Halt und Wirklichkeit.“ Ich wollte wirkliche Dinge haben. Der törichte Herr sprach in meiner Gegenwart

über dich. Da schien es mir, als würden die Wände zu Schleiern. Es genügte, den Schleier zu zerreißen und sich mit der Wahrheit zu vereinigen. Ich habe es getan.«

»Du wußtest aber nicht, daß du uns finden würdest«, sagt Judas Iskariot.

»Ich verstand und glaubte, daß Gott die Tugend belohnt. Ich wollte weder Gold noch Ehren, nicht einmal die Freiheit dieser Welt. Ich wollte die Wahrheit. Ich bat Gott, mir sie oder den Tod zu geben. Ich wollte, daß mir die Erniedrigung erspart bliebe, mit meiner Zustimmung ein „Objekt“ zu werden. Indem ich auf alles Körperliche verzichtete, um dich zu suchen, o Herr – denn das Suchen mittels der Sinne ist immer unvollkommen, du hast es gesehen, als ich bei deinem Anblick floh, durch die Augen in die Irre geführt – habe ich mich Gott hingegeben, der über und in uns ist, und der zur Seele spricht. Ich habe dich gefunden, denn die Seele hat mich zu dir geführt.«

»Deine ist eine heidnische Seele«, sagt wiederum Iskariot.

»Aber die Seele hat immer etwas von Gott in sich, besonders wenn sie sich bemüht hat, sich vor dem Irrtum zu bewahren . . . und daher wendet sie sich den Dingen ihrer eigenen Natur zu.«

»Du vergleichst dich mit Gott?«

»Nein.«

»Warum sagst du dann solche Dinge?«

»Wie? Du, ein Jünger des Meisters, fragst mich das? Mich, die Griechin, die erst seit kurzem die Freiheit wiedererlangt hat? Hörst du denn nicht zu, wenn er spricht? Oder ist in dir die Gärung des Körpers so stark, daß sie dich betäubt? Sagt er denn nicht immer, daß wir Kinder Gottes sind? Also sind wir Götter, wenn wir Kinder des Vaters sind, seines und unseres Vaters, von dem er immer spricht. Du könntest mir vorwerfen, daß ich nicht demütig bin, aber nicht, daß ich ungläubig und unaufmerksam bin.«

»Du meinst also, daß du gläubiger bist als ich? Glaubst du, daß dich die Bücher deines Griechenlandes alles gelehrt haben?«

»Nein! Weder das eine noch das andere. Doch die Bücher der Gelehrten, woher sie auch stammen mögen, haben mir das Minimum gegeben, um mich aufrecht halten zu können. Ich zweifle nicht daran, daß ein Israelit mehr ist als ich. Aber ich bin zufrieden mit dem Los, das mir von Gott auferlegt worden ist. Was kann ich denn mehr wünschen? Ich habe alles gefunden, als ich den Meister fand, und ich glaube, es war eine Fügung, denn ich sehe eine Macht, die über mich wacht und mir eine große Bestimmung zgedacht hat, der ich nur gefolgt bin, da ich sie als etwas Gutes erkenne.«

»Etwas Gutes? Du bist Sklavin gewesen, bei grausamen Herren . . . Wenn der letzte dich zum Beispiel zurückgeholt hätte, wie hättest du dann deiner Bestimmung folgen können, du, die du so klug bist?«

»Du nennst dich Judas, nicht wahr?«

»Ja, und?«

»Nichts! Ich will mir außer deiner Ironie auch deinen Namen merken. Schau, Ironie ist auch bei Tugendhaften nicht angebracht . . . Wie ich meiner Bestimmung hätte folgen können? Ich hätte mich vielleicht umgebracht, denn manchmal ist es wirklich besser, zu sterben als weiterzuleben, obwohl der Philosoph sagt, es sei nicht gut und gottlos, für sein eigenes Wohl zu sorgen, da nur die Götter das Recht haben, uns zu sich zu rufen. Jedoch hat mich dieses Warten auf ein Zeichen der Götter stets davon abgehalten, mir das Leben zu nehmen, als mich die Ketten meines traurigen Schicksals drückten. Aber in einer erneuten Gefangenschaft bei meinem lasterhaften Herrn hätte ich das göttliche Zeichen gesehen und hätte es vorgezogen zu sterben, anstatt so weiterzuleben. Auch ich habe eine Würde, Mann!«

»Und wenn er dich jetzt zurückholen würde? Wäre deine Lage dann noch immer dieselbe . . . ?«

»Jetzt würde ich mich nicht mehr umbringen. Jetzt weiß ich, daß die Vergewaltigung des Fleisches den Geist, der nicht mit ihr einverstanden ist, nicht verletzt. Jetzt würde ich Widerstand leisten, bis ich der Gewalt unterläge, bis ich mit Gewalt getötet würde. Denn auch

das würde ich als ein Zeichen Gottes ansehen, daß er mich durch eine Gewalttat zu sich ruft. Jetzt würde ich ruhig sterben, da ich weiß, daß ich nur verlieren kann, was vergänglich ist.«

»Du hast gut geantwortet, Frau«, sagt Lazarus, und auch Nikodemus stimmt zu.

»Der Selbstmord ist niemals erlaubt«, sagt Iskariot.

»Viele Dinge sind verboten, und man achtet nicht auf das Verbot. Aber du, Syntyche, mußt glauben, daß Gott, so wie er dich immer geführt hat, dich auch davor bewahrt hätte, daß du dir selbst Gewalt antust. Nun geh! Ich wäre dir dankbar, wenn du das Kind suchen und es mir bringen würdest«, sagt Jesus sanft.

Die Frau verneigt sich bis zur Erde und geht weg. Alle blicken ihr nach.

Lazarus flüstert: »Sie ist immer so! Ich kann nicht verstehen, wie die Dinge, die in ihr „Leben“, für uns in Israel „Tod“ gewesen sind. Wenn du Gelegenheit hast, sie noch einmal zu prüfen, wirst du sehen, daß gerade der Hellenismus, der uns verdorben hat, die wir schon im Besitz einer Weisheit waren, sie gerettet hat. Warum?«

»Weil die Wege des Herrn wunderbar sind und er sie denen öffnet, die sie verdienen. Jetzt, Freunde, entlasse ich euch, denn es wird Abend. Ich freue mich, daß ihr alle die Griechin habt sprechen hören. Aus der Erfahrung, daß Gott sich den Besten enthüllt, zieht die Lehre, daß es verwerflich und gefährlich ist, jedes Geschöpf, das nicht aus Israel stammt, aus den Scharen Gottes auszuschließen. Dies sei euch eine Regel für die Zukunft . . . Murre nicht, Judas des Simon, und du, Josef, habe keine unnötigen Skrupel. Ihr seid in keiner Weise verunreinigt, wenn ihr in der Nähe einer Griechin seid. Sorgt dafür, daß ihr nicht den Dämon herankommen laßt und beherbergt. Leb wohl, Josef! Leb wohl, Nikodemus! Werde ich euch noch einmal sehen, solange ich hier bin? Da kommt Margziam . . . Komm, Kind, grüße die Häupter des Synedriums. Was sagst du ihnen?«

»Der Friede sei mit euch und . . . ich füge hinzu: Betet für mich in der Stunde des Rauchopfers.«

»Du hast es nicht nötig, Kind. Aber warum denn ausgerechnet zu dieser Stunde?«

»Weil Jesus das erste Mal, als ich mit ihm den Tempel besuchte, vom Gebet des Abends sprach . . . Oh, es ist so schön . . .!«

»Und du, wirst du auch für uns beten? Wann?«

»Ich werde beten. Morgens und abends werde ich beten. Damit Gott euch vor der Sünde bewahren möge, bei Tag und bei Nacht!«

»Was wirst du sagen, Kind?«

»Ich werde beten: „Allmächtiger Herr, mach aus Josef und Nikodemus wahre Freunde Jesu.“ Das ist genug. Denn wer ein wahrer Freund ist, fügt seinem Freund kein Leid zu, und wer Jesus kein Leid zufügt, kann gewiß sein, den Himmel zu erwerben.«

»Gott möge dich so bewahren, Kind!« sagen die beiden Synedristen und lieblosen es. Dann grüßen sie den Meister, die Jungfrau und Lazarus im besonderen und die übrigen alle zusammen und gehen fort.

327 Die Mission der vier Apostel in Judäa

Jesus kehrt mit den Aposteln von einem apostolischen Besuch in der Umgebung von Betanien zurück. Es muß eine kurze Reise gewesen sein, denn sie haben nicht einmal die Brotbeutel mitgenommen. Sie reden miteinander. »Es war eine gute Idee Salomons, des Fährmanns, nicht wahr, Meister?«

»Ja, ein guter Gedanke.«

Natürlich muß Iskariot den anderen widersprechen: »Ich sehe nicht viel Gutes darin. Er hat uns das gegeben, was ihm jetzt als Jünger nicht mehr dient. Da gibt es nichts zu rühmen . . . «

»Ein Haus dient immer«, sagt der Zelote ernst.

»Wenn es wie das deine wäre. Aber was ist es? Eine ungesunde Hütte!«

»Es ist alles, was Salomon besitzt«, entgegnet der Zelote.

»So wie er dort alt geworden ist, ohne krank zu werden, so werden auch wir ab und zu dort wohnen können. Was willst du eigentlich?

Sollen alle Häuser wie das des Lazarus sein!« bemerkt Petrus.

»Ich will gar nichts. Ich sehe nur die Notwendigkeit dieses Geschenkes nicht ein. Wenn man schon dort ist, kann man auch in Jericho Aufenthalt nehmen. Es liegt nur einige Stadien davon entfernt, und für Leute wie wir, die wie Verfolgte gezwungen sind, andauernd zu wandern, bedeuten einige Stadien nichts.«

Jesus greift ein, bevor die Geduld der anderen zu Ende ist, wofür es schon deutliche Anzeichen gibt. »Salomon hat im Verhältnis zu seinem Besitz mehr als alle anderen gegeben. Er hat alles gegeben. Er hat es aus Liebe gegeben. Er hat es gegeben, um uns ein Obdach zu sichern für den Fall, daß Regengüsse oder Hochwasser uns in der unwirtlichen Gegend überraschen sollten, und vor allem für den Fall, daß die Unfreundlichkeit der Juden so groß werden sollte, daß es ratsam wäre, einen Fluß zwischen uns und ihnen zu haben. Dies, soweit es das Geschenk betrifft. Daß ein Jünger, der so arm und ungebildet, aber auch so treu und bereitwillig ist, zu einer solchen Hochherzigkeit gelangt, die seinen festen Willen kundgibt, für immer mein Jünger zu sein, bereitet mir große Freude. Wahrlich, ich sehe, daß viele Jünger trotz der wenigen Unterweisungen, die sie von mir erhalten haben, euch, die ihr so viel belehrt worden seid, übertreffen. Ihr seid noch immer nicht fähig, besonders du, mir das zu opfern, was euch gar nichts kostet: euer persönliches Urteil. Das deinige ist immer hart und unbeugsam.«

»Du sagst, daß der Kampf gegen sich selbst der schwerste ist . . . «

»Du willst mir damit also sagen, daß ich fehlgehe, wenn ich behaupte, daß er nichts kostet, nicht wahr? Aber du hast wohl begriffen, was ich sagen will! Für den Menschen, und du bist wahrlich ein echter Mensch, hat nur das Wert, was käuflich ist. Das Ich hat keinen Handelswert. Es sei denn, daß man sich einem anderen verkauft und dabei einen Gewinn erhofft. Das ist ein Schacher gleich dem, den die Seele mit Satan treibt, ja ein noch weitergehender. Denn außer der Seele bemächtigt er sich auch des Denkens oder des Urteilsvermögens oder der Freiheit des Menschen, du magst es nennen, wie du

willst. Es gibt auch Unglückliche dieser Art ... Aber jetzt wollen wir nicht an sie denken. Ich habe Salomon gelobt, weil ich den vollen Wert seiner Tat anerkenne. Das genügt!«

Eine Zeitlang herrscht Schweigen, dann beginnt Jesus wieder zu sprechen: »In einigen Tagen wird Ermastheus imstande sein zu wandern, ohne Schaden zu nehmen. Ich will nach Galiläa zurückkehren. Aber ihr sollt nicht alle mit mir kommen. Ein Teil von euch wird in Judäa bleiben, um dann mit den Jüngern aus Judäa zurückzukehren, damit wir zum Fest der Lichter alle beisammen sind.«

»So lange? Oje! Wen wird es denn treffen?« sagen die Apostel zueinander.

Jesus bemerkt das Flüstern und antwortet: »Es trifft Judas des Simon, Thomas, Bartholomäus und Philippus. Aber ich habe nicht gesagt, daß ihr bis zum Fest der Lichter in Judäa bleiben sollt. Ich will nur, daß ihr die Jünger sammelt oder benachrichtigt, damit sie zum Fest der Lichter bei uns sein können. Ihr sucht sie also zu benachrichtigen und sammelt sie. Ihr werdet sie überwachen, ihnen helfen und mir dann nachkommen. Bringt die mit, die ihr findet; den anderen hinterlaßt ihr die Nachricht, daß sie nachkommen sollen. Wir haben schon Freunde in den wichtigsten Ortschaften von Judäa. Sie werden uns den Gefallen tun, es den Jüngern mitzuteilen. Denkt daran, daß ich bei der Rückkehr nach Galiläa am jenseitigen Ufer des Jordan entlang über Gerasa, Bozra und Arbela bis nach Aera kommen werde, und sammelt auch jene, die es bei meinem Vorbeikommen nicht gewagt haben, um Belehrung oder Wunder zu bitten und dies seither bereuen. Führt sie zu mir. Ich werde bis zu eurer Ankunft in Aera verweilen.«

»Dann wäre es besser, wenn wir gleich aufbrächen«, sagt Iskariot.

»Nein! Ihr sollt am Abend vor meiner Abreise aufbrechen und euch zu Jona im Getsemani begeben. Am Tag darauf schlagt ihr den Weg nach Judäa ein. So wirst du deine Mutter sehen und ihr in dieser Zeit der landwirtschaftlichen Verträge helfen können.«

»Sie hat nunmehr seit Jahren gelernt, sie allein zu machen.«

»Oh, hast du vergessen, daß du letztes Jahr bei der Weinernte unentbehrlich warst?« fragt Petrus anzüglich.

Judas wird röter als Klatschmohn und häßlich durch seinen Zorn und seine Beschämung. Doch Jesus kommt jeder Antwort zuvor und sagt: »Ein Sohn ist immer Hilfe und Trost für seine Mutter. Bis Ostern und nach Ostern wird sie dich nicht mehr sehen. Daher gehe und tue, was ich dir sage!«

Judas entgegnet Petrus nichts mehr; er läßt seinen Zorn an Jesus aus: »Meister, weißt du, was ich dir sagen muß? Ich habe den Eindruck, daß du mich loswerden willst, weil du mich verdächtigst: weil du ungerechterweise glaubst, daß ich schuld an etwas bin, weil du es mir gegenüber an Liebe fehlen läßt, weil . . . «

»Judas! Genug! Ich könnte dir viele Worte sagen. Ich sage dir nur: „Gehorche!“« Jesus ist majestätisch bei diesen Worten. Hochaufgerichtet, mit blitzenden Augen und ernstem Antlitz . . . Er läßt den, der ihn anblickt, erzittern. Auch Judas zittert. Er folgt als letzter der Gruppe, während Jesus allein an der Spitze geht. Zwischen ihm und Jesus wandert die verstummte Gruppe der Apostel.

328 Jesus verläßt Betanien, um sich auf die andere Seite des Jordan zu begeben

»Lazarus, mein Freund, ich bitte dich, mit mir zu kommen«, sagt Jesus auf der Schwelle des Saales, wo Lazarus auf einem Lager halb ausgestreckt liegt und in einer Schriftrolle liest.

»Sofort, Meister! Wohin?« fragt Lazarus und erhebt sich unverzüglich.

»Durch die Felder. Ich möchte mit dir allein sein.«

Lazarus blickt ihn fassungslos an und sagt: »Hast du traurige Nachrichten vernommen, die du mir im geheimen mitteilen willst? Oder . . . Nein, ich will nicht daran denken . . . «

»Ich möchte mich nur mit dir beraten, und nicht einmal die Luft darf wissen, was wir besprechen werden. Laß den Wagen kommen,

denn ich möchte dich nicht ermüden. Wenn wir auf dem offenen Feld angekommen sind, will ich dann mit dir reden.«

»So will ich selbst den Wagen lenken, damit auch der Diener nicht erfährt, was wir besprochen haben.«

»Ja. Genau so!«

»Ich gehe sofort, Meister. Ich werde gleich bereit sein«, und er verläßt den Saal.

Auch Jesus geht hinaus, nachdem er etwas nachdenklich im reichgeschmückten Saal stehengeblieben war. Beim Nachdenken hat er mechanisch zwei oder drei Gegenstände berührt und die zur Erde gefallene Schriftrolle aufgehoben. Als er sie schließlich an ihren Platz in einem Regal zurückgelegt hat, mit dem angeborenen Ordnungssinn, der in Jesus so stark ausgeprägt ist, bleibt er mit ausgestrecktem Arm stehen, um seltsame Kunstgegenstände, die auf einem Regal aneinandergereiht stehen, zu betrachten, wenigstens solche, die sich sehr von den in Palästina vorkommenden unterscheiden. Es handelt sich um sehr alte Krüge und Becher, mit Flachreliefs und Malereien, ähnlich den Verzierungen der Tempel des alten Griechenland und der Totenurnen. Was er außer dem Gegenstand an und für sich noch sieht, weiß ich nicht ... Er geht hinaus in den Innenhof, wo sich die Apostel befinden.

»Wohin gehen wir, Meister?« fragen sie, als sie sehen, daß Jesus sich den Mantel umhängt.

»Nirgendwohin. Ich gehe mit Lazarus hinaus. Ihr bleibt hier und wartet auf mich, alle zusammen. Ich werde bald wieder zurück sein.«

Die Zwölf schauen sich gegenseitig an ... Sie sind nicht zufrieden ... Petrus sagt: »Gehst du allein? Sei vorsichtig ... «

»Hab keine Sorge! Seid nicht müßig, während ihr wartet. Unterweist noch Ermastheus, damit er das Gesetz immer besser kennenlernt, und vermeidet Zank und Grobheiten. Ertragt einander, liebt euch!«

Er begibt sich zum Garten, und alle folgen ihm. Bald kommt ein

leichter, bedeckter Wagen, auf dem sich bereits Lazarus befindet.

»Du fährst mit dem Wagen?«

»Ja, damit Lazarus seine Beine nicht zu sehr anstrengen muß. Auf Wiedersehen. Margziam, sei brav. Der Friede sei mit euch allen!«

Er besteigt den Wagen, unter dem der Kies auf dem Weg knirscht. Sie verlassen den Garten und schlagen die Hauptstraße ein.

»Fährst du zum „Trügerischen Gewässer“, Meister?« schreit Thomas ihm nach.

»Nein! Noch einmal sage ich euch: Seid gut zueinander!«

Das Pferd fällt in einen wackeren Trab. Der Weg von Betanien nach Jericho führt durch eine Landschaft, die sich entlaubt, und je mehr es der Ebene zugeht, desto mehr bemerkt man das Absterben des Grüns.

Jesus denkt nach. Lazarus schweigt und beschäftigt sich nur mit dem Lenken des Pferdes. Als sie die Ebene erreicht haben, eine fruchtbare Ebene, schon bereit, den Samen des künftigen Getreides aufzunehmen, schlafend in ihren Weinbergen wie eine Frau, deren Frucht erst vor kurzem das Licht der Welt erblickt hat und die sich nun von der süßen Mühe ausruht, läßt Jesus anhalten. Lazarus lenkt das Pferd auf einen Seitenweg, der zu fernen Häusern führt ... und erklärt: »Hier werden wir noch ungestörter sein als auf der großen Straße. Die Bäume schützen uns vor den Blicken der Vorübergehenden.« Eine Gruppe niedriger, dichter Gewächse bildet gleichsam einen Wandschirm gegen die Neugier Vorüberziehender. Lazarus steht aufrecht vor Jesus und wartet.

»Lazarus, ich muß Johannes von En-Dor und Syntyche entfernen. Du siehst, daß die Klugheit es rät und auch die Liebe. Für den einen und für die andere wäre es eine gefährliche Prüfung und ein unnötiger Schmerz, wenn sie von den Verfolgungen erfahren würden, die gegen sie im Gang sind; es könnten sich, wenigstens für den einen, sehr peinliche Überraschungen ergeben.«

»In meinem Haus ... «

»Nein! Nicht in deinem Haus. Man würde sie vielleicht nicht phy-

sich angreifen, aber moralisch belästigen. Die Welt ist grausam und zermalmt ihre Opfer. Ich möchte nicht, daß diese beiden schönen Seelenkräfte so verlorengehen. Daher möchte ich, wie ich eines Tages den alten Ismael mit Sara verband, jetzt den armen Johannes mit Syntyche vereinen. Ich möchte, daß er in Frieden stirbt, daß er nicht allein ist und sich nicht einbildet, weggeschickt zu werden, nicht weil er der „Ex-Sträfling“ ist, sondern weil er der Jünger und Prose-lyt ist, den man anderswohin entsenden kann, um den Meister zu verkünden. Syntyche wird ihm helfen ... Syntyche ist eine schöne Seele und wird eine große Kraft in der zukünftigen Kirche und für sie sein. Kannst du mir raten, wo ich sie hinschicken könnte? Nach Judäa, nach Galiläa oder auch in die Dekapolis? Dorthin, wo ich und meine Apostel und Jünger hingehen werden, kann ich sie nicht schicken. In die heidnische Welt auch nicht. Wohin also? Wo können sie nützlich und sicher sein?«

»Meister ... ich soll es dir raten?!«

»Nein, nein! Sprich nur! Du meinst es gut mit mir und wirst sie nie verraten, denn du liebst alle, die ich liebe, und du bist nicht so engherzig wie die anderen.«

»Ich ... Ja ... Ich würde dir raten, sie dorthin zu schicken, wo ich Freunde habe. Nach Zypern oder Syrien. Du kannst wählen. In Zypern habe ich Vertrauenspersonen, und in Syrien ebenso! Dort habe ich noch einige kleine Häuser und einen Verwalter, der treuer als ein Schäflein ist. Unser alter Philippus! Für mich würde er alles tun, was ich ihm sage. Wenn du es mir erlaubst, können alle, die Israel verfolgt und die du liebst, sich von nun ab meine Gäste nennen und sicher im Haus verweilen. Oh, es ist kein Königspalast! Es ist ein Haus, in dem Philippus mit seinem Neffen wohnt, der die Gärten von Antigonea betreut. Die geliebten Gärten meiner Mutter! Wir haben sie zu ihrem Gedächtnis erhalten. Sie hatte Pflanzen aus ihrem Garten in Judäa dorthin gebracht, seltene Gewürzkräuter ... Die Mutter! ... Sie hat viel Gutes für die Armen getan ... Sie waren ihr geheimes Reich ... Meine Mutter ... Ich werde sie bald besu-

chen, um ihr zu sagen: „Freue dich, o gute Mutter! Der Erlöser ist auf Erden.“ Sie hatte dich erwartet . . . « Zwei Tränenspuren sind auf dem leidvollen Antlitz des Lazarus sichtbar. Jesus blickt ihn an und lächelt. Lazarus faßt sich: »Aber sprechen wir von dir! Scheint dir der Ort geeignet zu sein?«

»Ja, und einmal mehr möchte ich dir danken, für mich und für sie. Du nimmst mir eine große Sorge ab . . . «

»Wann werden sie abreisen? Ich frage, um einen Brief für Philippus vorzubereiten. Ich werde ihm sagen, es seien zwei meiner Freunde von hier, die der Ruhe bedürfen. Wird das genügen?«

»Ja, das wird genügen. Ich bitte dich, nicht einmal die Luft darf von all dem erfahren. Du siehst, man spioniert mir nach . . . «

»Ich sehe es. Ich werde nicht einmal mit den Schwestern darüber reden. Aber wie wirst du sie dorthin bringen? Du hast die Apostel bei dir . . . «

»Jetzt will ich ohne Judas des Simon, Thomas, Philippus und Bartholomäus bis nach Aera hinaufgehen. Indessen werde ich Syntyche und Johannes gründlich unterweisen, damit sie reichlich mit der Wahrheit ausgerüstet dorthin reisen. Danach will ich nach Meron und weiter nach Kafarnaum hinab. Dort angekommen, werde ich die Vier noch einmal mit anderen Aufgaben wegschicken und schließlich die beiden nach Antiochia abreisen lassen. Ich bin dazu gezwungen . . . «

»Du kannst den Deinen nicht trauen, du hast recht . . . Meister, es schmerzt mich, dich bedrückt zu sehen . . . «

»Deine wahre Freundschaft tröstet mich sehr . . . Lazarus, ich danke dir . . . Übermorgen werde ich abreisen und deine Schwestern mitnehmen. Ich brauche viele Jüngerinnen, um unter ihnen Syntyche verbergen zu können. Auch Johanna des Chuza wird kommen. Von Meron wird sie nach Tiberias gehen, weil sie dort den Winter verbringen will. Ihr Gatte will es so, um sie in seiner Nähe zu haben, da Herodes für einige Zeit nach Tiberias zurückkehren wird.«

»Es soll alles geschehen, wie du es willst. Meine Schwestern sind

dein, so wie ich, meine Häuser, meine Diener und meine Güter es sind. Alles ist dein, Meister. Gebrauche es zum Guten. Ich will den Brief für Philippus vorbereiten. Es ist besser, wenn ich ihn dir persönlich mitgebe.«

»Danke, Lazarus.«

»Es ist alles, was ich tun kann ... Wäre ich gesund, würde auch ich kommen ... Heile mich, Meister, und ich werde kommen.«

»Nein, Freund! Du dienst mir so, wie du bist!«

»Auch, wenn ich nichts tue?«

»Ja. Oh, mein Lazarus!« und Jesus umarmt und küßt ihn.

Sie besteigen wieder den Wagen und kehren zurück. Nun ist Lazarus schweigsam und nachdenklich; Jesus fragt ihn nach dem Grund.

»Ich denke daran, daß ich Syntyche verliere. Ihr Wissen und ihre Güte haben mich angezogen ... «

»Jesus erwirbt sie jetzt ... «

»Es ist wahr, es ist wahr. Wann werde ich dich wiedersehen, Meister?«

»Im Frühjahr.«

»Bis zum Frühling nicht mehr? Im vergangenen Jahr warst du zum Lichterfest bei mir ... «

»Dieses Jahr will ich die Apostel zufriedenstellen. Aber im nächsten Jahr werde ich oft bei dir sein, ich verspreche es dir.«

Betanien liegt in der Oktobersonne. Sie sind beinahe angekommen, als Lazarus das Pferd anhält und sagt: »Meister, du tust gut daran, den Mann von Kerijot zu entfernen. Ich fürchte ihn. Er liebt dich nicht. Er hat mir nie gefallen. Er ist ein sinnlicher und habgieriger Mensch, und deswegen zu jeder Sünde fähig. Meister, er war es, der dich angezeigt hat ... «

»Hast du dafür Beweise?«

»Nein!«

»Dann darfst du auch nicht urteilen. Du bist nicht sehr erfahren im Urteilen. Erinnerung dich, daß du deine Maria für hoffnungslos verloren gehalten hast. Sage nicht, es sei mein Verdienst. Sie hat mich zuerst gesucht.«

»Auch das ist wahr. Doch hüte dich vor Judas.«

Bald danach betreten sie den Garten, wo die Apostel schon voller Neugierde warten.

Die Abwesenheit von vier Aposteln, vor allem die des Judas, ist der Grund, daß die Gruppe der Zurückgebliebenen vertraulicher und freier wirkt: wirklich eine Familie, deren Häupter Jesus und Maria sind; Maria, die an diesem heiteren Oktobermorgen Betanien verläßt und sich nach Jericho begibt, um an das andere Ufer des Jordan zu gelangen. Die Frauen sind um Maria versammelt, und es fehlt nur Annalia in der Gruppe der Jüngerinnen, also die drei Marien, Johanna, Susanna, Elisa, Marcella, Sara und Syntyche. Um Jesus sind Petrus, Andreas, Jakobus, Judas des Alphäus, Matthäus, Johannes, Jakobus des Zebedäus, Simon der Zelote, Johannes von En-Dor, Ermastheus und Timoneus geschart, während Margziam wie ein Geißböcklein hüpfend sich einmal der einen, dann wieder der anderen Gruppe anschließt, die wenig voneinander entfernt wandern. Mit schweren Taschen beladen, ziehen sie fröhlich auf der von einer milden Sonne beschienenen Straße dahin durch die feierlich ruhende Landschaft.

Johannes von En-Dor schreitet mühsam voran unter der Last, die er auf den Schultern trägt. Petrus merkt es und sagt: »Gib her, da du den ganzen Ballast wieder hast mitnehmen wollen. Hast du dich danach gesehnt?«

»Der Meister hat es mir aufgetragen.«

»So? Nicht zu glauben! Und warum?«

»Ich weiß es nicht. Er hat gestern abend gesagt: „Nimm deine Bücher und folge mir mit ihnen!“«

»Oh, nicht zu glauben, nicht zu glauben ... Aber wenn er es gesagt hat, muß es wohl gut sein. Vielleicht tut er es für die Frau. Wie viele Dinge weiß sie doch! Weißt auch du alle diese Dinge?«

»Fast alle! Sie ist sehr gelehrt.«

»Aber du wirst uns nun nicht immer mit dieser Last folgen, oder doch?«

»Oh, ich glaube nicht. Ich weiß es nicht. Aber ich kann sie auch selbst tragen ... «

»Nein, Freund! Ich möchte nicht, daß du krank wirst. Du bist in einer schlechten Verfassung, weißt du?«

»Ich weiß es. Ich fühle, daß der Tod naht.«

»Mach keine Scherze! Laß uns wenigstens Kafarnaum erreichen. Es ist so schön jetzt, da wir unter uns sind, ohne ihn ... Diese verfluchte Zunge! Wieder habe ich das gegebene Versprechen gebrochen! Meister! Meister!«

»Was willst du, Simon?«

»Ich habe über Judas gemurrt, und ich hatte dir doch versprochen, es nicht mehr zu tun. Verzeihe mir!«

»Ja. Versuche doch, es nicht mehr zu tun.«

»Ich kann noch 489mal deine Verzeihung erhalten ... «

»Was sagst du denn da, Bruder?« fragt Andreas erstaunt.

Petrus wendet seinen Hals unter dem Gewicht der Tasche des Johannes von En-Dor, während sein gutmütiges Gesicht in einem schalkhaften Lächeln aufleuchtet: »Erinnerst du dich nicht mehr daran, daß er gesagt hat, man solle siebzigmal siebenmal verzeihen? So habe ich noch 489mal Vergebung zugeht. Ich führe genau Buch.«

Alle lachen; auch Jesus kann ein Lächeln nicht unterdrücken. Doch er antwortet: »Du würdest gut daran tun, über alle deine guten Werke Buch zu führen, du großes Kind!«

Petrus geht zu ihm, legt seinen rechten Arm um Jesu Hüfte und sagt:

»Mein teurer Meister! Wie glücklich bin ich, bei dir zu sein, ohne ... Ah! Auch du bist glücklich ... und verstehst schon, was ich sagen möchte. Wir sind unter uns. Auch deine Mutter ist dabei. Auch das Kind ist da. Wir kommen nun nach Kafarnaum. Das Wetter ist schön ... Fünf Gründe, um glücklich zu sein. Oh, wie schön ist es, mit dir zu wandern. Wo werden wir heute abend haltmachen?«

»In Jericho.«

»Im letzten Jahr haben wir dort die Verschleierte gesehen. Wer

weiß, was mit ihr geschehen ist ... Ich wäre neugierig, es zu erfahren ... Wir haben auch den mit den Weinbergen angetroffen ... « Das Lachen des Petrus steckt an, so schallend ist es. Alle lachen bei der Erinnerung an die Szene der Begegnung mit Judas von Kerijot.

»Du bist wirklich unverbesserlich, Simon!« tadelt Jesus ...

»Ich habe nichts gesagt, Meister. Aber ich mußte lachen bei der Erinnerung an sein Gesicht, als er uns dort ... in seinen Weinbergen begegnet ist.« Petrus lacht so herzlich, daß er stehenbleiben muß, während die anderen lachend weitergehen.

Petrus wird von den Frauen eingeholt. Maria fragt sanft: »Was hast du, Simon?«

»Ach, ich kann es nicht sagen. Ich würde sonst wieder gegen die Liebe fehlen. Aber ... Mutter, sage mir, du, die du so weise bist. Wenn ich jemanden verdächtige oder, was schlimmer ist, verleumde, dann sündige ich natürlich. Aber wenn ich über eine Sache lache, die allen bekannt ist, über einen Vorfall, der zum Lachen reizt, wie zum Beispiel die Überraschung eines Lügners, seine Verlegenheit, seine Entschuldigungen, und wieder darüber lache, wie wir damals darüber gelacht haben, sündige ich dann ebenfalls?«

»Es ist eine Unvollkommenheit in der Liebe. Es ist keine Sünde wie die Verleumdung oder die üble Nachrede und nicht einmal wie die Schmeichelei, aber es ist immerhin ein Mangel an Liebe. Es ist wie ein Faden, der aus einem Gewebe gezogen wird. Es ist kein wahrer Riß, und der Stoff ist auch nicht abgenützt, aber es ist immerhin etwas, das die Unversehrtheit des Stoffes und seine Schönheit beeinträchtigt und lichte Stellen und Löcher zur Folge haben kann. Meinst du nicht auch?«

Petrus fährt sich mit der Hand über die Stirn ... und sagt etwas beschämt:

»Ja, das glaube ich auch, habe jedoch nie daran gedacht.«

»Denke jetzt daran und tue es nicht mehr. Es gibt ein Gelächter, das beleidigender wirkt als Ohrfeigen. Hat jemand gefehlt? Haben wir ihn bei einer Lüge oder sonst etwas ertappt? Nun, warum sich

daran erinnern? Warum die anderen daran erinnern? Wir wollen einen Schleier über die Fehler des Bruders breiten und immer daran denken: „Wenn ich der Schuldige wäre, hätte ich es gerne, wenn einer sich dessen erinnern und andere daran erinnern würde?“ Es gibt innerliches Erröten, Simon, das sehr schmerzen kann. Schüttele nicht das Haupt! Ich weiß schon, was du sagen willst . . . Aber auch die Schuldigen empfinden es, glaube es mir. Du mußt immer von der Frage ausgehen: „Möchte ich, daß mir so geschieht?“ Du wirst sehen, daß du dann nie mehr gegen die Liebe sündigst. Du wirst immer großen Frieden in dir haben. Schau, wie Margziam hüpf und glücklich singt. Das kommt daher, daß er ein unbelastetes Herz hat. Er braucht sich nicht um Wege und Ausgaben zu kümmern oder um das, was er zu sagen hat. Er weiß, daß andere sich um all dies kümmern. Mache du es ebenso! Überlasse alles Gott. Auch das Urteil über die Menschen. Wieso willst du dich mit der Last der Entscheidung und des Urteils beladen, solange du wie ein Kind sein kannst, das vom lieben Gott geführt wird? Es wird die Zeit kommen, da du Richter und Schiedsrichter sein mußt: dann wirst du sagen: „Oh, wieviel leichter war es früher, und wieviel ungefährlicher!“ Du wirst dich einen Toren nennen, weil du dich, bevor es an der Zeit war, mit so viel Verantwortung beladen hast. Urteilen! Welch eine schwierige Sache! Hast du gehört, was Syntyche vor einigen Tagen gesagt hat? „Nachforschungen mittels der Sinne sind immer unvollkommen.“ Das hat sie sehr gut gesagt. Oft urteilen wir, weil ein Sinn uns dazu drängt. Also mit größter Unvollkommenheit. Laß das Urteilen beiseite . . . «

»Ja, Maria! Dir verspreche ich es. Aber ich weiß nicht all die schönen Dinge, die Syntyche weiß!«

»Bedauerst du es? Weißt du nicht, daß ich mich davon befreien möchte, um nur das zu wissen, was du weißt?«

»Wirklich. Warum denn?«

»Weil man sich mit der Wissenschaft auf Erden zurechtfinden kann, aber mit der Weisheit den Himmel erwirbt. Ich besitze die Wissenschaft, du die Weisheit.«

»Aber mit deiner Wissenschaft hast du es fertiggebracht, zu Jesus zu gelangen! Also ist sie etwas Gutes.«

»Sie ist mit so vielen Irrtümern vermischt, daß ich mich ihrer entäußern möchte, um mich mit der Weisheit neu zu kleiden. Weg mit den verzierten und eitlen Gewändern. Mein Gewand soll das strenge, unauffällige Kleid der Weisheit sein, das nicht vergänglich, sondern unsterblich ist. Das Licht der Wissenschaft zittert und flackert, jenes der Weisheit strahlt gleichmäßig und beständig wie das Göttliche, dem es entstammt.«

Jesus hat den Schritt verlangsamt, um zuzuhören. Er wendet sich um und sagt zu der Griechin: »Du brauchst nicht danach zu streben, dich von allem zu befreien, was du weißt, sondern mußt aus deinem Wissen die Körner der ewigen Weisheit herausholen, die von Geistern unleugbaren Wertes erworben wurden.«

»Dann haben also diese Köpfe in sich den Mythos des den Göttern geraubten Feuers wiederholt?«

»Ja, Frau! Jedoch nicht geraubt. Sie haben es verstanden, diese Körner zu sammeln, wenn die Gottheit sie mit ihrem Feuer streifte und liebte; sie sind in der gefallenen Menschheit zerstreute Beispiele für das, was der Mensch ist: ein mit Vernunft begabtes Wesen.«

»Meister, du mußt mir sagen, was ich behalten und was ich vergessen soll. Ich habe kein rechtes Urteilsvermögen. Und dann fülle die leeren Stellen mit dem Licht deiner Weisheit.«

»Das ist es, was ich zu tun beabsichtige. Ich werde dir zeigen, bis zu welchem Punkt dein Gedanke weise ist, und ihn dann fortsetzen von diesem Punkt an bis zum Ziel, der Wahrheit. Es wird auch für die gut sein, die dazu bestimmt sind, in Zukunft mit vielen Heiden in Berührung zu kommen.«

»Wir verstehen nichts davon, Herr«, seufzt Jakobus des Zebedäus.

»Wenig einstweilen. Doch eines Tages werdet ihr verstehen, so wie auch die heutige Unterweisung und deren Notwendigkeit. Du, Synthyche, zähle mir die für dich dunkelsten Punkte auf, und während der Aufenthalte werde ich sie dir erklären.«

»Ja, mein Herr! Es ist der Wunsch meiner Seele, der mit deinem Wunsch verschmilzt. Ich, die Jüngerin der Wahrheit, und du, der Lehrmeister. Der Traum meines Lebens: der Besitz der Wahrheit.«

329 Der Kaufmann von jenseits des Euftrat

Am Ende einer fruchtbaren Ebene, die sich jenseits des Jordan erstreckt und in dieser milden und heiteren Jahreszeit gegen Ende Oktober angenehm zu durchwandern ist, und nach einem Aufenthalt in einem Dorf, das am Fuße der ersten Hügel einer beachtlichen Gebirgskette liegt, hat Jesus sich wieder auf den Weg gemacht und sich einer langen Karawane mit zahlreichen Saumtieren und wohlbewaffneten Männern angeschlossen. Mit letzteren hat er gesprochen, während sie ihre Tiere an den Wasserbecken des Marktplatzes tränkten.

Es sind meist große, braungebrannte Männer, die schon ein asiatisches Aussehen haben. Auf einem kräftigen Maultier sitzt der Führer der Karawane, bis an die Zähne bewaffnet und zusätzlich mit Waffen, die vom Sattel herunterhängen, versehen. Doch er behandelt Jesus mit großer Hochachtung.

Die Apostel fragen Jesus: »Wer ist das?«

»Ein reicher Kaufmann von jenseits des Euftrat. Ich habe ihn gefragt, wohin er geht. Er war sehr höflich. Er reist durch die Städte, die ich zu besuchen beabsichtige. Dies ist Vorsehung auf diesen Bergen, da wir Frauen bei uns haben.«

»Fürchtest du irgend etwas?«

»Was Raub angeht, nicht, denn wir besitzen nichts. Aber es würde genügen, für die Frauen zu fürchten. Eine Handvoll Räuber überfällt niemals eine so starke Karawane, und sie kann uns auch nützlich sein, um die besseren Gebirgspässe ausfindig zu machen und die schwierigen zu überwinden. Er hat mich gefragt: „Bist du der Messias?“ und nachdem ich es ihm bestätigt hatte, hat er gesagt: „Ich war vor einigen Tagen im Vorhof der Heiden und habe dich mehr

gehört als gesehen, denn ich bin klein. Gut, ich will dich beschützen, und du wirst mich beschützen. Ich habe sehr wertvolle Waren.“«

»Ist er ein Proselyt?«

»Ich glaube nicht. Aber vielleicht stammt er noch von unserem Volk ab.«

Die Karawane bewegt sich langsam voran, als wolle sie die Kräfte der Tiere nicht erschöpfen, weil sie einen langen Marsch durchhalten müssen. Daher ist es leicht, ihnen zu folgen. Ja, oft ist es sogar nötig, Halt zu machen, da die Treiber die beladenen Tiere an schwierigen Stellen einzeln passieren lassen und sie am Zaum führen.

Obwohl es sich um ein wirkliches Gebirge handelt, ist die Gegend doch sehr fruchtbar und gut bebaut. Vielleicht schützen die immer höher werdenden Berge im Nordosten vor den kalten Nordwinden und den schädlichen Ostwinden, was die Kulturen begünstigt. Die Karawane folgt dem Lauf eines Gießbaches, der sicher in den Jordan mündet. Er ist reich an Wasser, das von wer weiß welchen Gipfeln stammt. Die Aussicht ist schön und wird immer schöner, je höher man kommt. Im Westen sieht man die Jordanebene und jenseits davon undeutlich die Hügel und Berge des nördlichen Judäa, während sich im Osten und Süden die Aussicht ständig ändert; zuweilen schweift der Blick in die Ferne, zuweilen bieten sich ihm grüne Hügel oder felsige Berge dar, die die Sicht behindern wie die unvorhergesehenen Mauern eines Labyrinthes.

Die Sonne geht hinter den Bergen von Judäa unter und rötet lebhaft den Himmel und die Berge, als der reiche Kaufmann, der sein Maultier angehalten hat, um die Karawane vorüberziehen zu lassen, zu Jesus sagt: »Wir müssen den Ort vor Einbruch der Nacht erreichen. Doch viele, die bei dir sind, scheinen müde zu sein. Die heutige Wegstrecke ist anstrengend. Laß sie auf die Begleitesel steigen, es sind ruhige Tiere. Sie werden sich die ganze Nacht ausruhen können, und es wird für sie keine Mühe sein, eine Frau zu tragen.«

Jesus stimmt zu, und der Mann gebietet der Karawane Halt, um die Frauen auf die Tiere aufsteigen zu lassen. Jesus läßt auch Johan-

nes von En-Dor ein Pferd besteigen. Die, die zu Fuß weitergehen, Jesus eingeschlossen, nehmen die Zügel, um den Ritt der Frauen zu sichern. Margziam will auch ... den Mann spielen, und obwohl er vor Müdigkeit beinahe umfällt, will er absolut zu niemandem in den Sattel steigen, sondern nimmt den Zügel des Maulesels der jungfräulichen Mutter, die sich somit zwischen Jesus und dem Kind befindet, und marschiert tapfer voran.

Der Kaufmann ist in Jesus Nähe geblieben und sagt zu Maria: »Frau, siehst du das Dorf? Es ist Ramot. Dort machen wir Halt. Ich bin in der Herberge bekannt, denn ich mache zweimal im Jahre diese Reise, während ich die anderen beiden Male entlang der Küste reise, um zu verkaufen oder zu kaufen. Mein Leben ist hart. Aber ich habe zwölf Söhne; und sie sind noch klein. Ich habe spät geheiratet. Einen habe ich zurückgelassen, als er gerade neun Tage alt war, und bald werde ich ihn mit den ersten Zähnen wiedersehen.«

»Eine schöne Familie«, stimmt Maria zu und sagt: »Der Himmel möge sie dir erhalten!«

»Ich kann mich über seine Hilfe nicht beklagen, obwohl ich ihrer nicht würdig bin.«

Jesus fragt: »Bist du wenigstens ein Proselyt?«

»Ich müßte es sein ... Meine Vorfahren waren echte Israeliten. Doch dann haben wir die Gebräuche unseres Wohnortes angenommen ... «

»Die Seele gewöhnt sich nur an das Leben in einer Atmosphäre: in der des Himmels.«

»Du hast recht. Aber weißt du ... Der Urahn heiratete keine Israelitin, und die Kinder wurden im Glauben nachlässig ... Die Söhne der Söhne heirateten ebenso nicht aus Israel stammende Frauen, gaben ihren Kindern jedoch immer jüdische Namen, denn wir waren ursprünglich Juden. Jetzt bin ich, der Enkel der Enkel ... nichts mehr. Im Kontakt mit allen habe ich von jedem etwas angenommen, so daß ich nun selbst nichts bin.«

»Das ist kein guter Grund, und ich werde es dir beweisen. Wenn

du auf diesem Weg, den du gut kennst, fünf oder sechs Personen begegnen würdest, die zu dir sagen: „Aber nein, geh in diese Richtung.“ „Kehre zurück.“ „Bleib stehen.“ „Geh nach Osten.“ „Wende dich nach Westen.“ Was würdest du antworten?«

»Ich würde sagen: „Ich weiß, daß dies der kürzeste und richtige Weg ist; ich will ihn nicht verlassen.“«

»Ferner: du hast zum Beispiel ein Geschäft zu erledigen und weißt, wie du es am besten tun kannst. Würdest du auf die hören, die dich aus Übermut oder berechnender Arglist anders beraten wollen?«

»Nein, ich würde das befolgen, von dem ich aus Erfahrung weiß, daß es besser ist.«

»Sehr gut! Jahrtausende des Glaubens liegen hinter dir, der du von Israel abstammst. Du bist nicht dumm und auch nicht ungebildet. Weshalb läßt du dich, was den Glauben betrifft, durch alle beeinflussen, während du dich, was Geldwährung oder Sicherheit der Straßen anbelangt, nicht beirren läßt? Meinst du nicht, daß es dich, auch menschlich gesprochen, entehrt, Gott dem Geld und dem Weg hintanzustellen ... ?«

»Ich stelle Gott nicht an die letzte Stelle. Aber ich habe ihn aus den Augen verloren ... «

»Weil Handel, Geld und Leben deine Götter sind. Aber es ist immer noch Gott, der dir den Besitz dieser Dinge gewährt ... Warum bist du in den Tempel hineingegangen?«

»Aus Neugierde. Ich bin aus einem Haus gekommen, in dem ich zu tun hatte, und habe auf der Straße eine Gruppe von Männern gesehen, die dich verehrten, und da habe ich mich an das Gespräch mit einer Teppichweberin in Aschkelon erinnert. Ich habe mich erkundigt, wer du bist, denn ich habe vermutet, daß du es sein könntest, von dem die Frau gesprochen hatte. Als mir dies bestätigt wurde, bin ich dir nachgegangen. Ich hatte an jenem Tag gerade alle meine Geschäfte erledigt ... Dann habe ich dich aus den Augen verloren. In Jericho habe ich dich wiedergesehen, doch nur einen Augenblick. Jetzt habe ich dich wiedergefunden ... «

»Du siehst also, wie Gott unsere Wege zusammenführt. Ich habe nichts, was ich dir für dein Entgegenkommen schenken könnte. Doch bevor wir auseinandergehen, hoffe ich, dir ein Geschenk geben zu können, vorausgesetzt, daß du mich nicht vorher verläßt.«

»Nein, das werde ich nicht tun! Alexander Misaze zieht sich nicht zurück, wenn er sich angeboten hat! Hier, hinter dieser Biegung, beginnt das Dorf. Ich reite voraus. Wir werden uns in der Herberge wiedersehen«; und er eilt beinahe im Galopp am Wegrand davon.

»Er ist ein ehrlicher und unglücklicher Mensch, mein Sohn«, sagt Maria.

»Du möchtest ihn glücklich in der Weisheit machen, nicht wahr?« Sie lächeln sich im ersten Schatten des Abends sanft zu.

... Während des langen Oktoberabends sind alle Pilger im großen Saal der Herberge versammelt. Sie sind bereit, sich zur Ruhe zu begeben. In einer Ecke, ganz allein, sitzt der Kaufmann über seinen Abrechnungen. In der gegenüberliegenden Ecke befindet sich Jesus mit den Seinen. Andere Gäste sind nicht da. Aus den Ställen dringt Eselsgeschrei, Gewieher und Gebell, was darauf schließen läßt, daß in der Herberge auch noch andere Leute zugegen sind. Vielleicht sind sie schon schlafen gegangen.

Margziam ist in den Armen der Mutter Jesu eingeschlafen und hat auf einmal vergessen, daß er „ein Mann“ ist. Petrus macht ein Nickerchen, und er ist nicht der einzige, der dies tut. Auch die flüsternden älteren Frauen sind schläfrig und wortkarg. Ganz wach sind nur Jesus, Maria, die Schwestern des Lazarus, Syntyche, Simon der Zelote, Johannes und Judas.

Syntyche kramt in der Tasche des Johannes von En-Dor, als ob sie etwas suche. Dann aber zieht sie es vor, zu den anderen zu gehen, um Judas des Alphäus zuzuhören, der über die Folgen des Exils in Babylon spricht und mit den Worten schließt: »... vielleicht ist dieser Mann noch ein Resultat des Exils. Jedes Exil ist ein Ruin ... «

Syntyche macht eine unwillkürliche Kopfbewegung, sagt aber nichts; und Judas des Alphäus schließt: »Es ist jedoch sehr eigen-

artig, daß man sich so leicht einer Sache entäußern kann, die ein Schatz vieler Jahrhunderte ist, und ganz anders wird, besonders in religiösen Dingen und bei einer Religion wie der unseren ... «

Jesus antwortet: »Du brauchst dich nicht darüber zu wundern, wenn du im Schoß Israels Samaria betrachtetest.«

Schweigen ... Die dunklen Augen Syntyches blicken unverwandt auf das ruhige Profil Jesu. Sie schaut ihn fest an, sagt aber nichts. Jesus spürt den Blick und wendet sich, um sie anzusehen.

»Hast du nichts nach deinem Geschmack gefunden?«

»Nein, Herr! Ich bin an jenem Punkt angelangt, wo ich die Vergangenheit nicht mehr mit der Gegenwart, die früheren Ideen nicht mehr mit den jetzigen vereinbaren kann. Es kommt mir fast wie Fahnenflucht vor, denn die früheren Ideen haben mir wirklich geholfen, zu den jetzigen zu gelangen. Dein Apostel hat es gut gesagt ... Doch mein „Ruin“ ist ein glücklicher.«

»Was ist bei dir ruiniert worden?«

»Der ganze Glaube an den heidnischen Olymp, Herr, und doch bin ich etwas verwirrt, denn beim Lesen eurer Schriften – Johannes hat sie mir gegeben, und ich lese sie, denn ohne Kenntnis gibt es keinen Besitz – habe ich gefunden, daß es auch in eurer Geschichte ... in den Anfängen, möchte ich sagen, Tatsachen gibt, die sich von den unseren nicht sehr unterscheiden. Nun möchte ich wissen ... «

»Ich habe dir gesagt: Frage, und ich werde dir antworten.«

»Ist denn alles Irrtum in der Religion der Götter?«

»Ja, Frau! Es gibt nur einen Gott, der nicht von jemand gemacht wurde und nicht dem unterworfen ist, was wir Leidenschaften und menschliche Bedürfnisse nennen: einen einzigen, ewigen, vollkommenen Gott, den Schöpfer.«

»Ich glaube es. Aber ich möchte antworten können, nicht mit einer Formel, die keinen Widerspruch duldet, sondern mit einer, die diskutiert werden kann, um zu überzeugen bei den Fragen, die andere Heiden mir vielleicht stellen. Ich habe mir selbst, und kraft dieses gütigen und väterlichen Gottes, zwar ungenaue, jedoch hinreichen-

de Antworten geben können, um meinen Geist zufriedenzustellen. Aber in mir war der Wille, zur Wahrheit zu gelangen. Andere werden vielleicht weniger als ich danach streben, obwohl alle dieses Verlangen haben müßten. Ich denke nicht daran, den Seelen gegenüber tatenlos zu bleiben. Was ich empfangen habe, möchte ich weitergeben, um jedoch geben zu können, muß ich wissen. Gib mir das Wissen, und ich will dir dienen im Namen der Liebe. Heute, unterwegs, als ich das Gebirge betrachtete, riefen mir manche Ausblicke auf die Gebirgsketten Griechenlands und die Geschichte des Vaterlandes lebhaft ins Gedächtnis, und durch Gedankenassoziation fielen mir die Mythen des Prometheus und des Deukalion ein ... Auch ihr habt etwas ähnliches in der Verdammung Luzifers, im Einhauchen des Lebens in den Lehm und in der Sintflut Noachs. Leichte Übereinstimmungen, die jedoch eine Erinnerung sind ... Nun sage mir: wie könnten wir davon wissen, wenn zwischen uns und euch keine Verbindung bestünde? Ihr habt diese Wahrheiten sicher vor uns besessen. Doch wie sind sie zu uns gekommen? Wir sind in vielen Dingen sehr unwissend. Wie konnten wir vor Tausenden von Jahren Sagen haben, die an eure Wahrheiten erinnern?«

»Frau, du solltest dies weniger mich als andere fragen. Denn du hast Werke gelesen, die allein schon auf dein Warum antworten können. Du bist heute durch eine Gedankenverbindung, durch die Erinnerung an deine heimatlichen Berge, auch an die heimatlichen Mythen erinnert worden, nicht wahr? Warum das?«

»Weil meine wiedererwachte Gedankenwelt mich daran erinnerte.«

»Sehr gut! Auch die Seelen der Urahnen, die deiner Heimat eine Religion gegeben haben, erinnerten sich unklar, wie es einem Unvollkommenen ergeht, einem von der geoffenbarten Religion Getrennten. Doch haben sie sich immer an etwas erinnert. In der Welt gibt es viele Religionen. Nun, wenn wir hier in einem klaren Bild alle ihre Einzelheiten vor uns hätten, würden wir sehen, daß sich durch all den Schlamm ein goldener Faden zieht, ein Faden, der vie-

le Knoten hat, in denen Körnchen echter Wahrheit enthalten sind.«

»Aber kommen wir nicht alle vom gleichen Stamm? Du sagst es. Wie kommt es, daß die Ahnen der Ahnen unseres Stammbaumes es nicht verstanden haben, die Wahrheit weiterzugeben? Ist es nicht eine Ungerechtigkeit, daß sie dieser beraubt worden sind?«

»Du hast die Genesis gelesen, nicht wahr? Was hast du gefunden? Eine mehrfache Sünde an ihrem Anfang, eine Sünde, die alle drei Bereiche des Menschen umfaßt: Materie, Gedanken und Geist. Dann ein Brudermord. Dann ein Doppelmord als Gegengewicht zum Werk Enochs, das Licht in den Herzen zu bewahren. Dann die Verdorbenheit, die aus der Sinnelust der Kinder Gottes mit den Kindern der Welt entstand. Trotz der Reinigung durch die Sintflut und der Wiederherstellung der Rasse aus gutem Samen konnte sie nicht fortbestehen, weder durch Steinblöcke, wie es eure Mythen berichten, noch durch den Raub des lebenswichtigen Feuers durch die Menschen, sondern nur durch das Einflößen des Lebensfeuers durch Gott, wie damals, als Gott das erstmal den nach seinem Abbild und zur Gestalt des Menschen modellierten Lehm beseelt hat. Aber von neuem zeigte sich das Ferment des Hochmuts, die Beleidigung Gottes: „Wir wollen den Himmel berühren!“ Es folgte darauf der Fluch Gottes: „Ihr sollt zerstreut werden und euch nicht mehr verstehen!“ Wie das Wasser, welches gegen einen Stein stößt, sich in Rinnsale teilt und sich nicht mehr vereinigt, so teilte sich das ursprüngliche Geschlecht in verschiedene Rassen auf. Durch die Sünde und die Strafe Gottes in die Flucht getrieben, hat sich die Menschheit zerstreut und nicht mehr vereinigt; sie trug die Verwirrung in sich, die der Hochmut geschaffen hatte. Aber die Seelen erinnern sich, etwas bleibt allezeit in ihnen zurück. Die Tugendhaftesten und die Weisesten erkennen immer noch einen schwachen Schein in der Dunkelheit der Mythen: das Licht der Wahrheit. Die Erinnerung an das schon vor dem Leben gesehene Licht ist es, das in ihnen Wahrheiten wachruft, in denen Teile der geoffenbarten Wahrheit enthalten sind. Hast du mich verstanden?«

»Teilweise. Aber ich will darüber nachdenken. Die Nacht ist die Freundin des Denkenden und der Sammlung.«

»Dann wollen wir hingehen und uns sammeln, jeder für sich. Gehen wir, Freunde! Der Friede sei mit euch Frauen. Der Friede mit euch, meine Jünger! Der Friede sei mit dir, Alexander Misaze!«

»Gott sei mit dir, Herr! Auf Wiedersehen!« antwortet der Kaufmann mit einer Verbeugung . . .

330 Von Ramot nach Gerasa

In dem etwas harten Licht eines ziemlich windigen Morgens erscheint die Eigenheit dieser Ortschaft, die auf einer felsigen Plattform von einem Kranz von Gipfeln umgeben ist, in ihrer charakteristischen Schönheit. Sie gleicht einem Tablett aus Granit, auf dem Häuser, Häuslein, Brücken und Brunnen zum Spielen für ein Riesenkind zusammengewürfelt sind.

Die Häuser scheinen aus dem Kalkfelsen herausgeschnitten zu sein, der das Grundmaterial dieser Gegend bildet. Übereinandergelegte Blöcke, manche ohne Verputz, manche nicht einmal recht behauen, bilden die Häuslein eines Krippendorfes, das ein großes erfinderisches Kind gebaut hat.

Rings um dieses Dorf sieht man die fruchtbare, baumreiche Landschaft, verschiedenartig in ihren Kulturen. Von der Höhe aus gesehen erscheint sie wie ein Teppich mit Quadraten, Trapezen und Dreiecken, die einen erdbraun, frisch gepflügt, andere smaragdgrün mit dem durch den herbstlichen Regen nachgewachsenen Gras, andere rötlich durch die letzten Blätter der Reben oder Obstgärten, etwas graugrün durch die Pappeln und Weiden, emailgrün durch Eichen und Johannisbrotbäume oder braungrün durch Zypressen und Tannen. Sehr, sehr schön!

Es gibt Straßen, die wie Bänder von einem Knotenpunkt, vom Dorf, zur fernen Ebene oder auch zu den höchsten Bergen führen, sich in den Wäldern verbergen oder mit einem grauen Band das

Grün der Wiesen und das Braun der gepflügten Äcker durchschneiden.

Da ist auch ein lachender Wasserlauf, der außerhalb des Ortes silbern bis zur Quelle führt, die im zarten Blau entspringt und dann die Abhänge und Schluchten hinunterrinnt, verschwindet und wieder erscheint, scherzend, immer stärker und immer blauer werdend, bis ihr Wasser so mächtig geworden ist, daß es dem Schilf und den Wasserpflanzen, die in der Zeit der Dürre wachsen, nicht mehr erlaubt, es grün zu färben, sondern den Himmel widerspiegelt, nachdem die Stengel jetzt mit dem Schleier des nun schon tiefen Wassers bedeckt sind.

Der Himmel ist von einem unwirklichen Blau: eine kostbare Emailscheibe von reinstem Blau, ohne den geringsten Makel auf ihrer bewundernswerten Fläche.

Die Karawane setzt sich wieder in Bewegung mit den Frauen im Sattel, weil, wie der Kaufmann sagt, die Straße außerhalb des Dorfes noch beschwerlich sein wird und man sich beeilen muß, Gerasa vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen. Eingehüllt und eilig, weil gut ausgeruht, gehen sie auf der Straße vorwärts, die durch herrliche Wälder hinaufführt, am höchsten Gipfel eines einsamen Berges vorbei, der sich wie ein enormer Block auf den Rücken der darunterliegenden Hügel erhebt. Ein wahrer Riese, wie man sie an den höchsten Stellen unseres Apennin antreffen kann.

»Gilead«, sagt der Kaufmann, der bei Jesus geblieben ist, der immer noch die Zügel des Maultieres hält, das die Jungfrau trägt. Er fügt hinzu: »Danach wird die Straße besser. Bist du nie hier gewesen?«

»Nie! Ich wollte im Frühjahr herkommen. Aber man hat mich in Gilgal zurückgewiesen.«

»Dich abgewiesen? Welch ein Irrtum!«

Jesus betrachtet ihn und schweigt.

Der Kaufmann hat Margziam zu sich in den Sattel genommen, denn das Kind hat sich abgemüht, mit seinen kurzen Beinen mit

den Pferden Schritt zu halten. Auch Petrus merkt, daß die Pferde rasch traben. Er setzt alle seine Kräfte ein und versucht den anderen nachzukommen, bleibt aber immer etwas hinter der Karawane zurück. Er schwitzt, doch er ist zufrieden, denn er hört Margziam lachen, sieht die Mutter Maria ausgeruht und den Herrn froh. Er spricht schnaufend mit Matthäus und seinem Bruder Andreas, die wie er hinter den anderen herlaufen, und erheitert sie mit den Worten: »Wenn ich außer den Beinen auch Flügel hätte, wäre ich heute morgen glücklicher.« Er hat sich wie die anderen aller Lasten entledigt und die Säcke an die Sättel der Frauen gebunden; aber die Straße ist wirklich schrecklich und führt über Steine, die schlüpfrig sind von Tau. Die beiden Jakobus mit Johannes und Thaddäus sind tüchtiger und halten Schritt mit den Mauleseln der Frauen. Simon der Zelote spricht mit Johannes von En-Dor. Timoneus und Erma-s-theus führen ebenfalls Maultiere.

Endlich ist das Schlimmste überwunden, und eine ganz neue Szenerie öffnet sich dem erstaunten Auge. Das Jordantal ist endgültig verschwunden. Jetzt schweift das Auge im Osten über eine Hochebene von riesigen Ausmaßen, auf der sich kaum angedeutete Hügel erheben, um der Landschaft ihre Eintönigkeit zu nehmen. Ich hätte niemals gedacht, daß es so etwas in Palästina gibt. Es scheint, daß die Berge sich nach dem felsigen Unwetter versteinert und beruhigt haben in einer riesigen Woge, die zwischen Erde und Himmel hängengeblieben ist, und zur Erinnerung an seine ehemalige Wucht da und dort in den Einschnitten der Hügel den Schaum der verfestigten Kämme zurückgelassen hat, während sich das Wasser der Flut in eine glatte Oberfläche von wunderbarer Pracht ausgebreitet hat. Zu dieser Landschaft leuchtenden Friedens gelangt man durch eine letzte Schlucht, wild wie der Abgrund zwischen zwei Sturzwellen, in der noch ein schäumender Sturzbach fließt, der sich von Osten kommend in einem stürmischen, wütenden Lauf zwischen Felsen und Wasserfällen nach Westen ergießt, ganz im Gegensatz zum fernen Frieden der ausgedehnten Ebene.

»Nun wird die Straße gut. Wenn du erlaubst, werde ich einen Halt anordnen«, sagt der Kaufmann.

»Ich lasse mich von dir führen, Mann. Du bist des Weges kundig.«

Sie steigen alle ab und verteilen sich auf dem Hang, suchen Holz, um die Mahlzeit zu kochen, und Wasser für die müden Füße und die ausgetrockneten Kehlen. Die von den Lasten befreiten Tiere weiden auf der fetten Wiese oder steigen zum klaren Wasser des Baches hinab. Dünfte von verbranntem Harz und gebratenem Fleisch verbreiten sich von den kleinen Feuerstellen, die errichtet worden sind, um die Lämmer zu braten.

Die Apostel haben sich ein Feuerchen angezündet, auf dem sie den gesalzenen Fisch wärmen, nachdem sie ihn im kühlen Wasser des Baches gewaschen haben. Doch der Kaufmann sieht es und kommt mit einem enthäuteten Lämmlein oder Böcklein daher und fordert sie auf, es anzunehmen. Petrus schickt sich an, es zu braten, nachdem er es mit frischen Kräutern gewürzt hat.

Die Mahlzeit ist schnell bereitet und rasch verzehrt. Unter der hohen Mittagssonne wird der Marsch auf einer besseren Straße wieder aufgenommen, die am Sturzbach entlang in Richtung Nordost in ein Gebiet wunderbarer Fruchtbarkeit führt. Die Felder sind hier gut bebaut und reich an Schafherden und Schweinen, die grunzend vor der Karawane davonrennen.

»Die ummauerte Stadt ist Gerasa, Herr. Eine Stadt mit großer Zukunft. Sie wird jetzt gerade ausgebaut, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß sie bald mit Jaffa und Aschkelon, mit Tyrus und anderen Städten in bezug auf Schönheit, Handel und Reichtum verglichen werden kann. Die Römer erkennen ihre Bedeutung auf dem Weg, der vom Roten Meer, und daher von Ägypten, über Damaskus zum Pontischen Meer führt. Sie helfen den Gerasenern beim Ausbau. Sie haben gute Augen und einen guten Spürsinn. Zurzeit hat sie nur einen reichen Handel, aber bald ... Oh, sie wird schön und reich sein! Ein kleines Rom mit Tempeln und Teichen, Theatern und Thermen. Ich hatte hier nur Handelsgeschäfte, aber jetzt habe ich

schon Grundstücke erworben, um auf ihnen Warenhäuser zu errichten und sie in Kürze für teuren Preis wieder zu verkaufen. Vielleicht werde ich auch ein herrschaftliches Haus erbauen lassen, um hier meine alten Tage zu verbringen, wenn Balthasar, Nabor, Felix und Sidmia die Handelsplätze innehaben und verwalten können, die ich in Sinope, Tyrus, Joppe und Alexandrien an der Mündung des Nils besitze. Indessen wachsen die anderen drei Söhne heran, und ich will ihnen die Warenhäuser von Gerasa, von Aschkelon und vielleicht auch die von Jerusalem überlassen. Die Mädchen, reich und schön, werden umworben sein, gute Ehen schließen und mir viele Enkel schenken ... «

Der Kaufmann erträumt mit offenen Augen die rosigste und goldigste Zukunft.

Jesus fragt ihn ruhig: »Und dann?«

Der Kaufmann schüttelt sich, schaut ihn erstaunt an und sagt schließlich: »Und dann? Dann ist es aus. Dann, ach, dann kommt der Tod ... Es ist traurig, aber es ist so.«

»Dann mußt du alle Tätigkeit, allen Handel, alle Gefühle zurücklassen?«

»Herr, ich möchte es nicht! Aber so wie ich geboren wurde, so werde ich auch sterben und alles zurücklassen müssen«, und er stößt einen Seufzer aus, der durch seine Stärke die ganze Karawane vortreibt ...

»Aber wer sagt dir denn, daß man beim Tod alles zurücklassen muß?«

»Wer? Aber das ist doch eine Tatsache! Wenn man stirbt, ist man ... nichts mehr. Hände, Augen, Ohren, alles vergeht.«

»Aber du bist nicht nur Hände, Augen und Ohren.«

»Ich bin ein Mensch. Ich weiß es. Ich habe noch andere Dinge. Doch alles hört mit dem Tod auf. Es ist wie beim Sonnenuntergang. Der Untergang löscht alles aus ... «

»Aber der Sonnenaufgang schafft alles wieder neu, oder besser, läßt alles wieder erscheinen. Du bist ein Mensch, du hast es gesagt.

Du bist kein Tier wie das, das du reitest. Es ist wirklich an seinem Ende, wenn es stirbt, du aber nicht. Du hast eine Seele. Weißt du es nicht? Nicht einmal dies weißt du mehr?«

Der Kaufmann fühlt den leisen Vorwurf, der traurig und sanft zugleich ist, und neigt flüsternd das Haupt: »Das weiß ich wohl noch ... «

»Nun also? Weißt du nicht, daß die Seele überlebt?«

»Ich weiß es.«

»Also? Weißt du nicht, daß sie auch im anderen Leben noch eine Tätigkeit hat? Eine heilige, wenn sie heilig ist, eine schlimme, wenn sie böse ist. Sie hat ihre Gefühle. Oh, und wie sie diese hat! Gefühle der Liebe, wenn sie heilig ist, des Hasses, wenn sie verdammt ist. Haß gegen wen? Gegen die Ursachen ihrer Verdammung. In deinem Fall gegen die Geschäftigkeit, die Warenhäuser, die menschlichen Beziehungen. Liebe zu was? Zu den gleichen Dingen. Wieviel Segen über die Kinder und über die Tätigkeit der Kinder kann eine Seele vermitteln, die im Frieden des Herrn ist!«

Der Mann wird nachdenklich. Schließlich sagt er: »Es ist zu spät. Ich bin alt.« Er hält den Maulesel an.

Jesus lächelt und antwortet: »Ich zwinge dich nicht. Ich rate dir nur.« Dann wendet er sich um zu den Aposteln, die beim Halt vor dem Einzug in die Stadt den Frauen beim Absteigen helfen und ihre Taschen tragen.

Die Karawane setzt sich wieder in Bewegung und zieht rasch durch das bewachte Tor mit den beiden Türmen in die lebhafteste Stadt ein.

Der Kaufmann wendet sich zu Jesus um: »Willst du noch bei mir bleiben?«

»Wenn du mich nicht fortschickst, warum nicht?«

»Wegen dem, was ich dir gesagt habe. Für dich, den Heiligen, muß ich ein Ekel sein.«

»O nein! Ich bin für die Menschen gekommen, die so sind wie du. Ich liebe euch, denn ihr seid die Bedürftigsten. Du kennst mich noch

nicht. Aber ich bin die Liebe, die umhergeht, um Liebe zu erbetteln.«

»Dann empfindest du also keinen Haß gegen mich?«

»Ich liebe dich!«

Der Mann hat ein Glänzen in der Tiefe seiner Augen und sagt mit einem Lächeln: »Dann bleiben wir beisammen. Ich werde drei Tage in Gerasa bleiben, um meine Geschäfte zu erledigen. Ich tausche die Maulesel gegen Kamele ein. Ich habe in den wichtigsten Orten Tiere zum Wechseln für meine Karawanen und einen Diener, der nach den Tieren sieht, die ich dort zurücklasse. Was wirst du tun?«

»Ich werde am Sabbat predigen. Ich hätte dich verlassen, wenn du nicht angehalten hättest, denn der Sabbat ist dem Herrn heilig.«

Der Mann runzelt die Stirne, denkt nach und gibt dann zu, als ob es ihn Mühe kostete: »Ja ... das ist wahr. Er ist dem Gott Israels heilig. Er ist heilig! Er ist heilig!« Er betrachtet Jesus ... »Ich werde ihn dir weihen, wenn du erlaubst.«

»Gott, nicht seinem Diener!«

»Gott und dir, indem ich dich anhöre. Ich werde heute meine Angelegenheiten erledigen, und morgen vormittag werde ich dir zuhören. Kommst du jetzt mit zur Herberge?«

»Selbstverständlich. Ich habe die Frauen bei mir und bin hier fremd.«

»Hier ist meine Herberge. Sie gehört mir, denn hier habe ich jedes Jahr meine Stallungen. Aber es sind auch große Räume für die Waren da. Wenn du meinst ... «

»Gott möge es dir vergelten. Laß uns gehen!«

331 Die Predigt in Gerasa

Er glaubte unbekannt zu sein! Aber als er am folgenden Morgen den Fuß vor das Gebäude des Alexander setzt, findet er schon Menschen vor, die auf ihn warten. Jesus ist mit seinen Aposteln. Die Frauen und Jünger sind im Haus geblieben, um sich auszuruhen.

Das Volk grüßt und umringt ihn und teilt ihm mit, daß es ihn schon kennt, und zwar durch die Worte eines von den Dämonen

Geheilten, der jetzt mit zwei Jüngern weggegangen ist, die vor zwei Tagen hier vorbeigekommen sind. Jesus hört gütig alle diese Reden an und geht dabei durch die Stadt, in der in vielen Vierteln der Lärm der Bauarbeiten laut widerhallt. Maurer, Steinmetzen, Schmiede und Zimmerleute arbeiten, richten auf, ebnen, füllen Vertiefungen auf, bearbeiten Steine für die Mauern, schmieden das Eisen für diesen oder jenen Zweck, sägen dicke Stämme, schneiden sie zu kräftigen Balken und hobeln.

Jesus geht vorüber und schaut zu. Dann schreitet er über eine Brücke, die über einen durch die Ortschaft plätschernden Bach führt, an dessen Seiten sich wie längs eines Flusses die Häuser erheben. Er geht dann zum höheren Stadtteil hinauf, der nicht ganz waagrecht ist, da die Südwestseite etwas höher liegt als die Nordostseite, doch sie liegen beide höher als die Stadtmitte, die der kleine Wasserlauf teilt. Von dort, wo Jesus stehengeblieben ist, hat man eine gute Aussicht. Die Stadt in ihrer gesamten Ausdehnung ist hier zu sehen, und hinter ihr bilden im Süden, im Osten und im Westen niedrige, grüne Hügel ein Hufeisen, während sich im Norden dem Auge eine weite Ebene öffnet, die am Horizont eine leichte Erhebung aufweist. Diese liegt vergoldet in der Morgensonne, die das gelbliche Laubwerk der Weinstöcke prächtig aufleuchten läßt, als wolle sie die Melancholie der sterbenden Blätter mit der Pracht eines goldenen Pinselstriches vermindern.

Jesus beobachtet, und die Leute von Gerasa schauen ihn an. Jesus gewinnt sie, als er sagt: »Diese Stadt ist sehr schön. Laßt sie auch in der Gerechtigkeit und Heiligkeit schön werden. Die Hügel, den Bach, die grüne Ebene hat Gott euch geschenkt. Rom hilft euch jetzt, Häuser und schöne Bauwerke zu errichten. Aber an euch allein liegt es, ihr den Namen einer heiligen und gerechten Stadt zu geben. Die Stadt ist, was die Bürger aus ihr machen. Denn die Stadt ist ein in einen Mauerring eingeschlossener Teil der Gesellschaft. Aber was die Stadt ausmacht, das sind die Bürger. Die Stadt an sich ist nicht sündig. Der Bach, die Brücke, die Häuser, die Türme können

nicht sündigen. Sie sind Materie, nicht Seele. Jene, die innerhalb der Stadtmauer leben, in den Häusern, in den Werkstätten, die über die Brücke gehen und sich im Fluß baden, sie können sündigen. Man sagt von einer aufwieglerischen und grausamen Stadt: „Es ist eine böse Stadt!“ Doch es ist schlecht ausgedrückt. Nicht die Stadt, sondern ihre Bürger sind böse.

Die einzelnen Menschen, die durch ihren Zusammenschluß ein Vielfaches werden und zugleich ein Einziges sind: eine Stadt. Nun hört! Wenn in einer Stadt zehntausend Einwohner gut und nur tausend nicht gut sind, kann man dann sagen, daß diese Stadt böse ist? Das könnte man nicht behaupten. Wenn in einer Stadt von zehntausend Bewohnern viele Parteien bestehen und jede auf ihr eigenes Wohl bedacht ist, kann man dann noch sagen, daß diese Stadt einig ist? Das kann man nicht. Glaubt ihr also, daß diese Stadt gut gedeihen wird? Sie wird es nicht.

Ihr von Gerasa seid euch nun alle einig in der Absicht, aus eurer Stadt etwas Großes zu machen. Es wird euch gelingen, weil ihr alle dasselbe wollt und einer mit dem anderen wetteifert, dieses Ziel zu erreichen. Wenn sich aber morgen unter euch Parteien bilden würden, und die eine sagte: „Nein, es ist besser, sich nach Westen auszubreiten“, und eine andere: „Auf keinen Fall, wir werden uns nach Norden ausdehnen, der Ebene zu“, und eine dritte: „Weder das eine noch das andere. Alle zusammen im Zentrum, beim Fluß, wollen wir wohnen“, was würde dann geschehen? Es würde geschehen, daß die begonnenen Arbeiten eingestellt und das geliehene Kapital zurückverlangt würden; wer die Absicht gehabt hätte, sich hier niederzulassen, würde in eine andere Stadt ziehen, wo sich die Bürger einig sind. Was schon gebaut ist, würde verfallen, denn es wäre den Unwettern ausgesetzt, ohne daß es wegen der Streitigkeiten der Bürger vollendet wäre.

Ist es so oder nicht? Ihr sagt, daß es so ist, und ihr habt recht. Es muß also Einigkeit unter den Bürgern herrschen zum Wohl der Stadt und auch zum Wohl der Bürger, denn das Wohl der Gesellschaft ist das Wohlergehen aller, die sie bilden.

Aber es gibt nicht nur die Gesellschaft, wie ihr sie euch vorstellt, die Gesellschaft der Bürger und der Landsleute, oder die kleine und wertvolle Gesellschaft der Familie. Es gibt eine viel weitere, unendlichere Gemeinschaft: die der Seelen. Wir alle, die wir leben, haben eine Seele. Die Seele stirbt nicht mit dem Körper, sondern überlebt ihn in Ewigkeit. Die Absicht des göttlichen Schöpfers, der dem Menschen die Seele gegeben hat, war es, die Seelen der Menschen an einem einzigen Ort zu vereinigen: im Himmel, durch die Schaffung des Himmelreiches, in dem Gott der Herrscher ist und die Menschen nach einem heiligen Leben und einem friedlichen Entschlafen die seligen Untergebenen sein sollten. Satan kam, um zu trennen, zu verwirren, zu zerstören und Gott und die Seelen zu betrüben. Er legte die Sünde in die Herzen und brachte mit ihr am Ende des Lebens dem Körper den Tod, in der Hoffnung, so auch die Seele zu gewinnen. Ihr Tod ist die Verdammung. Auch das ist eine Art von Existenz, doch entbehrt man in ihr das wahre Leben und den ewigen Jubel, die beseligende Anschauung Gottes und seinen ewigen Besitz im ewigen Licht. Die Menschheit teilte sich in ihrem Wollen wie eine in sich widersprechende Parteien aufgeteilte Stadt, und so ging sie ins Verderben.

Ich habe es bereits anderswo gesagt, wo man mich anklagte, die Dämonen mit Beelzebul auszutreiben: „Jedes Reich, das in sich selbst geteilt ist, wird zugrundegehen.“ Tatsächlich würde Satan, wenn er sich selbst austriebe, sich selbst und sein Reich der Finsternis zerstören. Wegen der Liebe Gottes zu der von ihm erschaffenen Menschheit, bin ich gekommen, um daran zu erinnern, daß nur ein Reich heilig ist: das Himmelreich! Ich bin gekommen, um euch zu predigen, auf daß ihm die Besten zuströmen. Oh, ich wünschte, daß alle, auch die Schlimmsten, kämen, sich bekehrten und sich vom Dämon befreien ließen, der sie sichtbar in der seelischen Besessenheit, die sich auch körperlich bemerkbar macht, und verborgen in der geistigen Besessenheit als Sklaven hält. Deswegen gehe ich, die Kranken zu heilen und die Dämonen aus den besessenen Körpern

zu vertreiben, die Sünder zu bekehren, ihnen im Namen des Herrn zu vergeben, sie über das Reich zu belehren und Wunder zu wirken, um euch von meiner Macht zu überzeugen und zu beweisen, daß Gott mit mir ist. Denn man kann keine Wunder wirken, wenn man Gott nicht zum Freund hat. Wenn ich daher mit dem Finger Gottes die Teufel vertreibe und die Kranken heile, die Aussätzigen reinige, die Sünder bekehre, das Reich ankündige, über das Reich belehre und im Namen Gottes zu ihm rufe, wenn das Wohlgefallen Gottes klar und unlegbar mit mir ist, dann können nur die gesetzlosen Feinde das Gegenteil behaupten, und es ist das Zeichen dafür, daß das Reich Gottes zu euch gekommen ist und errichtet werden muß, denn jetzt ist die Stunde seiner Gründung.

Wie wird das Reich Gottes in der Welt und in den Herzen errichtet? Durch die Rückkehr zum mosaischen Gesetz und die genaue Kenntnis desselben, wenn es noch unbekannt ist, und vor allem durch die unbedingte Anwendung des Gesetzes als solches bei jedem Ereignis und in jedem Augenblick des Lebens.

Welches ist dieses Gesetz? Ist es so streng, daß es nicht durchführbar ist? Nein! Es ist eine Reihe von zehn heiligen und leicht zu beachtenden Geboten, die der moralisch gute Mensch, der wahrhaft gute Mensch, sich selbst auferlegen würde, selbst wenn er im wirren Dickicht der unzugänglichsten Wälder des geheimnisvollen Afrika begraben wäre.

Es lautet:

„Ich bin der Herr dein Gott, und es gibt keinen anderen Gott außer mir.

Du sollst den Namen Gottes nicht vergeblich nennen.

Du sollst den Sabbat heiligen nach dem Gebot Gottes und dem Bedürfnis der Kreatur.

Ehre Vater und Mutter, wenn du lange leben willst und es dir gut gehen soll auf Erden und im Himmel.

Du sollst nicht töten.

Du sollst nicht stehlen.

Du sollst nicht Ehebruch begehen.

Du sollst kein falsches Zeugnis ablegen gegen deinen Nächsten.

Du sollst die Frau deines Nächsten nicht begehren.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut.“

Wo ist der Mensch mit gutem Herzen, auch wenn er ein Wilder ist, der nicht sagen müßte, wenn er seinen Blick auf das richtet, was ihn umgibt: „Dies alles kann nicht von selbst entstanden sein. Es muß daher Einer sein, der mächtiger ist als die Natur und selbst der Mensch, Einer der dies alles gemacht hat.“ Er betet diesen Mächtigen an, ob er nun seinen heiligsten Namen kennt oder nicht, denn er fühlt, daß es Ihn gibt. Er hat eine so große Ehrfurcht vor ihm, daß er schon beim Nennen des Namens, den er ihm gegeben hat oder der ihm genannt wurde, erzittert und gewahr wird, daß er betet, selbst wenn er nur seinen Namen mit Ehrfurcht ausspricht. Es ist tatsächlich schon Gebet, den Namen Gottes in der Absicht anzurufen, ihn anzubeten oder ihn dem Volk, das ihn nicht kennt, bekanntzumachen.

So erkennt jeder Mensch allein aus sittlicher Umsicht es als seine Pflicht, seinen Gliedern Ruhe zu gewähren, um sie für das ganze Leben zu erhalten. Um so mehr muß der Mensch, der den Gott Israels, den Schöpfer und Herrn des Weltalls, kennt, diese körperliche Ruhe dem Herrn weihen, wenn er nicht dem Pferd gleich sein will, das müde auf seinem Lager liegt und Korn zwischen seinen kräftigen Zähnen kaut.

Auch das Blut ruft nach Liebe für jene, die es gegeben haben; wir sehen es am Eselsfüllen, das jetzt schreiend dem Muttertier, das vom Markt kommt, entgegeneilt. Das Junge hat in der Herde gespielt, es hat die Mutter gesehen und sich erinnert, von ihr Milch erhalten zu haben und von ihr liebevoll abgeleckt, verteidigt und erwärmt worden zu sein. Seht ihr? Mit den weichen Nüstern reibt es den Hals des Muttertieres, es galoppiert vor Freude auf und ab und drückt den jungen Rücken gegen die Flanken, die es getragen haben. Die Eltern zu lieben ist eine Pflicht und eine Freude. Kein Tier liebt das Tier nicht, das es geboren hat. Sollte denn der Mensch noch weniger sein als der Wurm im Schlamm des Erdreichs?

Der sittlich gute Mensch tötet nicht. Gewaltanwendung widerstrebt ihm. Er spürt, daß es nicht erlaubt ist, irgend jemandem das Leben zu nehmen, denn nur Gott, der es gegeben hat, hat das Recht, es zu nehmen. Der Mensch schreckt vor dem Mord zurück.

Ebenso bemächtigt sich der sittlich gesunde Mensch nicht der Dinge eines anderen. Er zieht das mit reinem Gewissen an einer klaren Quelle genossene Brot dem saftigen Braten, der Frucht eines Diebstahls, vor. Er zieht es vor, auf dem Boden zu schlafen, den Kopf auf einem Stein als Kissen, die Sterne, die Frieden und Trost auf das ehrliche Gewissen träufeln, über sich, als unruhig auf einem gestohlenen Lager zu schlummern.

Wenn er moralisch gesund ist, verlangt er nicht nach Frauen, die nicht die seinen sind, und legt sich nicht in niedriger und ehrloser Weise in das Ehebett eines anderen, sondern sieht in der Frau seines Freundes eine Schwester und hat für sie keine Blicke und kein Verlangen, die sich einer Schwester gegenüber nicht geziemen.

Ein rechtschaffenener Mensch, selbst wenn er nur von Natur aus gut ist, ohne andere Kenntnis des Guten als die seines guten Gewissens, erlaubt sich nicht, etwas zu bezeugen, was nicht wahr ist, denn solch ein Handeln scheint ihm einem Mord oder Diebstahl gleichzukommen, und so ist es auch. Er hat vielmehr ehrenhafte Lippen wie auch ein ehrenhaftes Herz, darum hat er auch ehrbare Blicke, die nicht die Frau eines anderen begehren. Er sehnt sich nicht einmal danach, denn er fühlt, daß das Verlangen der erste Antrieb zur Sünde ist; und er ist auch nicht neidisch, weil er gut ist. Der Gute ist nie neidisch. Er ist zufrieden mit seinem Los.

Glaubt ihr, daß dieses Gesetz so viel von euch verlangt, daß es nicht zu halten ist? Tut euch selbst nicht Unrecht! Ich bin überzeugt, ihr tut es nicht. Wenn ihr es nicht tut, errichtet ihr das Reich Gottes in euch und in eurer Stadt. Denn in ihm werdet ihr euch eines Tages wiederfinden, glücklich vereint mit allen, die ihr geliebt habt und die, wie ihr, das ewige Reich in der unendlichen Freude des Himmels erworben haben.

Aber in unserem Innersten wohnen die Leidenschaften wie Bürger innerhalb der Stadtmauer. Es ist daher erforderlich, daß alle Kräfte des Menschen dasselbe erstreben, nämlich die Heiligkeit. Sonst strebt ein Teil vergeblich nach dem Himmel, während ein anderer Teil die Tore unbewacht und den Verführer, den Verräter, eindringen läßt oder durch unnützes Gerede und Trägheit das Wirken eines Teiles der im Geist lebenden Bürger zunichte macht und so die innerliche Stadt zugrunde gehen läßt und sie der Herrschaft der Disteln, der Giftpflanzen, des Unkrauts, der Schlangen, der Skorpione, der Mäuse, der Schakale und Eulen, das heißt, den bösen Leidenschaften und den Engeln Satans, überläßt. Man muß ohne Unterlaß wachen wie Wachtposten auf den Mauern, um zu verhindern, daß der Böse dort eintrete, wo wir das Reich Gottes errichten wollen.

Wahrlich ich sage euch: solange der Starke bewaffnet den Eingang eines Hauses bewacht, kann er alles dessen sicher sein, was sich darin befindet. Wenn aber ein Stärkerer kommt oder wenn er das Tor unbewacht läßt, wird ihn der Stärkere besiegen und entwaffnen, und er, nunmehr der Waffen beraubt, in die er sein Vertrauen setzte, wird sich demütigen lassen und ergeben müssen, während der Starke ihn gefangennimmt und die Beute des Besiegten an sich reißt. Wenn der Mensch aber in Gott lebt, in der Treue zum Gesetz und in heiligmäßig geübter Gerechtigkeit, ist Gott mit ihm, ich bin mit ihm, und nichts Böses kann ihm widerfahren. Die Vereinigung mit Gott ist die Waffe, die kein Starker besiegen kann. Die Verbindung mit mir ist die Sicherheit des Sieges und der Erringung der ewigen Tugenden, für die auf ewig ein Platz im Reich Gottes gegeben wird. Aber wer sich von mir loslöst oder mich zu seinem Feind macht, wirft damit die Waffen und die Sicherheit meines Wortes weg. Wer das Wort zurückweist, weist Gott zurück. Wer Gott zurückweist, ruft Satan herbei. Wer Satan anruft, zerstört, was er für die Eroberung des Reiches besitzt.

Wer daher nicht mit mir ist, ist gegen mich, und wer nicht pflegt, was ich gesät habe, wird ernten, was der Feind gesät hat. Wer nicht

mit mir sammelt, der zerstreut, und arm und nackt wird er vor den höchsten Richter kommen, der ihn zu seinem Herrn schickt, an den er sich verkauft hat, da er Beelzebul dem Gesalbten vorzog.

Bürger von Gerasa! Errichtet in euch und in eurer Stadt das Reich Gottes.«

Eine trillernde Frauenstimme erhebt sich wie der Gesang einer Lerche über dem Gemurmeln der bewundernden Menge und besingt die neue Glückseligkeit, das heißt, die Herrlichkeit Marias: »Selig der Schoß, der dich getragen hat, und die Brust, die dich genährt hat.«

Jesus wendet sich der Frau zu, die in Bewunderung des Sohnes seine Mutter preist. Er lächelt, denn süß ist für ihn der Lobpreis seiner Mutter. Aber dann sagt er: »Noch viel seliger jene, die das Wort Gottes hören und es befolgen. Tue du es, o Frau!«

Dann segnet er und begibt sich ins Freie, gefolgt von seinen Aposteln, die ihn fragen: »Warum hast du das gesagt?«

»Wahrlich, ich sage euch, daß im Himmel nicht mit dem gleichen Maß gemessen wird wie auf Erden. Meine Mutter selbst wird nicht so sehr wegen ihrer unbefleckten Seele selig sein, sondern weil sie auf das Wort Gottes gehört und es gehorsam in Tat umgesetzt hat. Das „Es sei die Seele Marias ohne Sünde“ ist ein Wunder des Schöpfers. Ihm gebührt daher das Lob. Aber das „Mir geschehe nach deinem Worte“ ist das Wunderbare meiner Mutter. Deswegen ist ihr Verdienst so groß. So groß, daß nur dank dieser ihrer Bereitschaft, auf das Wort Gottes zu lauschen, der durch den Mund Gabriels gesprochen hat, und durch ihren Willen, das Wort Gottes in Tat umzusetzen, ohne Schwierigkeiten und unmittelbare und künftige Leiden, die aus dieser Hingabe herrühren, abzuwägen, der Erlöser auf die Welt gekommen ist. Ihr seht also, daß sie meine selige Mutter ist, nicht nur, weil sie mich geboren und aufgezogen hat, sondern weil sie das Wort Gottes gehört und in ihrem Gehorsam verwirklicht hat. Aber jetzt wollen wir nach Hause zurückkehren. Meine Mutter weiß, daß ich nur kurze Zeit draußen bleibe, und sie könnte in Sor-

ge geraten, wenn sie sieht, daß ich mich verspäte. Wir sind in einem halbheidnischen Land. Aber in Wirklichkeit ist es besser als andere. Dennoch, laßt uns gehen. Gehen wir hinten an der Mauer entlang, um der Menge zu entfliehen, die mich noch einmal aufhalten würde. Schnell hinunter, hinter dieses dichte Wäldchen ... «

332 Der Sabbat in Gerasa

Lang sind die Stunden des Tages, wenn man nicht weiß, was man tun soll. Die Begleiter Jesu wissen wirklich nicht, was sie an diesem Sabbat anfangen sollen, in einem Land, in dem sie keine Bekannten haben, und in einem Haus, in dem die Verschiedenheit der Sprache und der Gebräuche eine Trennung bildet; als ob die Vorurteile der Juden nicht genügten, um sie von den Kameltreibern und Knechten in der Karawane Alexander Misazes fernzuhalten. Daher sind viele im Bett geblieben oder stehen schläfrig in der Sonne, die den weiten viereckigen Hof des Hauses erwärmt. Der Hof ist eingerichtet, um Karawanen zu beherbergen, mit Wasserbecken und Ringen an den Mauern und den Säulen eines schlichten Ganges, der längs der vier Seiten verläuft, mit zahlreichen Ställen und Scheunen für Heu und Stroh an drei Seiten. Die Frauen haben sich in ihre Räume zurückgezogen. Man sieht keine von ihnen.

Margziam unterhält sich auch im geschlossenen Hof und beobachtet die Arbeiten der Stallknechte, die die Maultiere striegeln, ausmisten, die Hufe kontrollieren und die losen Hufeisen befestigen. Noch interessanter ist es – da es sich um etwas Neues handelt – zu sehen, wie die Kameltreiber mit ihren Kamelen umgehen, jetzt schon die Ladung für jedes einzelne Tier vorbereiten und die Tiere niederknien und wieder aufstehen lassen, um festzustellen, ob die Lasten richtig verteilt sind. Nach jeder dieser Proben werden die Kamele mit einer Handvoll trockenem Gemüse – anscheinend Bohnen – belohnt, und schließlich erhalten sie noch Johannisbrotschoten, die auch die Männer mit Genuß kauen.

Margziam staunt wirklich und schaut, ob er nicht jemand findet, mit dem er sein Staunen teilen kann. Doch zu seiner Enttäuschung muß er feststellen, daß die Erwachsenen sich nicht um die Kamele kümmern. Entweder reden sie miteinander oder sie schlafen. Er geht zu Petrus, der selig schläft und seinen Kopf auf dem weichen Heu liegen hat, und zieht ihn am Ärmel. Petrus öffnet halb die Augen und fragt: »Was ist los? Wer will etwas von mir?«

»Ich. Komm die Kamele ansehen.«

»Laß mich schlafen! Ich habe schon viele gesehen ... Sie sind so häßlich.«

Das Kind geht zu Matthäus, der die Kasse prüft, da er auf dieser Reise der Schatzmeister ist: »Ich bin bei den Kamelen gewesen, weißt du? Sie fressen wie die Schafe, weißt du? Sie knien sich nieder wie die Menschen und gleichen Schiffen, die auf- und abgehen. Hast du sie gesehen?«

Matthäus, der sich wegen der Unterbrechung verrechnet hat, antwortet trocken: »Ja«, und wendet sich wieder seinen Münzen zu.

Eine weitere Enttäuschung ... Margziam schaut sich um ... Siehe da, Simon der Zelote und Judas Thaddäus, die miteinander reden ...

»Wie schön sind die Kamele und wie gut! Sie wurden beladen und von ihrer Last befreit, und sie sind auf den Boden niedergegangen, damit der Mann sich nicht bemühen mußte. Dann haben sie Johannisbrotschoten gefressen. Auch die Männer haben davon gegessen. Ich hätte gerne welche ... Aber ich kann mich nicht verständlich machen. Komm mit ...«, und er nimmt Simon bei der Hand.

Dieser, noch vertieft in das friedliche Gespräch mit Thaddäus, antwortet zerstreut: »Ja, mein Lieber ... Geh, geh und paß auf, daß du dir nicht weh tust.«

Margziam schaut ihn erstaunt an ... Simon hat nicht die richtige Antwort gegeben. Fast kommen ihm die Tränen. Er geht entmutigt fort und lehnt sich an eine Säule ...

Jesus kommt aus einem Raum und sieht ihn betrübt und allein

dastehn. Er geht zu ihm hin und legt ihm seine Hand aufs Haupt.

»Was machst du so allein und traurig?«

»Niemand achtet auf mich ... «

»Was hast du denn von den anderen gewollt?«

»Nichts ... Ich habe von den Kamelen gesprochen ... Sie sind schön ... Sie gefallen mir. Es muß sein wie in einem Boot, wenn man auf ihnen sitzt ... Sie fressen Johannisbrot; auch die Männer essen es ... «

»Du möchtest auf eines hinaufsteigen und Johannisbrot essen? Komm, gehen wir zu den Kamelen.« Jesus nimmt den Knaben, der nun getröstet ist, bei der Hand und geht mit ihm in den Hintergrund des großen Hofes. Er geht direkt auf einen Kameltreiber zu und grüßt ihn mit einem Lächeln. Dieser verbeugt sich und fährt fort, sich um sein Tier zu kümmern, dem er das Zaumzeug ordnet und die Zügel anlegt.

»Mann, verstehst du mich?«

»Ja, Herr, seit zwanzig Jahren kenne ich euch.«

»Dieses Kind hat einen großen Wunsch: es möchte auf einem Kamel reiten ... und einen kleinen Wunsch: es möchte eine Johannisbrotschote essen«, und Jesus lächelt noch lebhafter.

»Ist das dein Sohn?«

»Ich habe keine Kinder, ich habe keine Frau.«

»Du, so schön und stark, hast keine Frau gefunden?«

»Ich habe keine gesucht.«

»Hast du kein Verlangen nach einer Frau?«

»Nein! Nie!«

Der Mann betrachtet ihn erstaunt. Dann sagt er: »Ich habe neun Kinder in Ischilo ... Ich gehe nach Hause zurück: ein Kind. Ich gehe wieder hin: ein Kind ... So ist es immer.«

»Liebst du deine Kinder?«

»Mein Blut! Doch harte Arbeit! Ich hier, die Kinder dort. Fern ... Für ihr Brot ... Verstehst du?«

»Ich verstehe. So wirst du auch den Jungen verstehen, der ein Kamel reiten und Johannisbrot essen möchte.«

»Ja. Komm! Hast du Angst? Nein? Brav. Ein schönes Kind. Auch ich habe ein solches. Auch so schwarz. Hier, faß hier an. Fest!« Er gibt ihm den eigenartigen Griff in die Hand, der vorne am Sattel ist.

»Halte dich fest! Jetzt komme ich. Auf, Kamel! Keine Angst, nicht wahr?« Der Mann schwingt sich auf den hohen Sattel, macht es sich bequem und treibt das Kamel an, das sich mit einem lauten Schrei erhoben hat. Margziam lacht vergnügt. Er ist noch glücklicher als der Kameltreiber, der ihm eine schöne Johannisbrotschote in den Mund gesteckt hat. Der Mann läßt das Kamel um den Hof herum erst im Schritt und dann im Trab gehen. Schließlich, als er sieht, daß Margziam keine Furcht hat, ruft er einem seiner Kameraden etwas zu, dieser öffnet das große Tor im Hintergrund des Hofes, und das Kamel verschwindet mit seiner Last in der grünen Landschaft.

Jesus kehrt ins Haus zurück und geht in den Raum, in dem sich die Frauen aufhalten. Er lächelt, so daß Maria ihn fragt: »Was hast du, mein Sohn, daß du so glücklich bist?«

»Ich bin glücklich darüber, daß Margziam auf einem Kamel galoppieren darf. Kommt hinaus und seht, wie er zurückkommt.«

Sie gehen alle in den Hof und setzen sich auf eine niedrige Mauer beim Wasserbecken.

Die Apostel, die nicht schlafen, kommen näher. Jene, die an den Fenstern der hohen Räume standen, kommen ebenfalls und wecken mit ihren hohen, jugendlichen Stimmen – es sind Johannes und die beiden Jakobus – auch Petrus und Andreas auf und schütteln Matthäus. Nun sind sie vollzählig, denn auch Johannes von En-Dor kommt mit zwei Jüngern herbei.

»Aber wo ist denn Margziam?« fragt Petrus.

»Er macht einen Spazierritt auf einem Kamel. Keiner von euch hat sich um ihn gekümmert ... Ich sah ihn traurig und habe ihn zufriedengestellt.«

Petrus, Matthäus und Simon erinnern sich: »Ach ja! Er hat etwas von Kamelen gesagt ... und von Johannisbrot. Aber ich war müde!«
»Und ich mußte abrechnen, um dir Rechenschaft darüber zu geben,

was ich von den Gerasenern bekommen und was ich als Almosen ausgegeben habe.« »Und ich sprach mit deinem Bruder über den Glauben.«

»Ist schon recht! Ich habe mich um ihn gekümmert. Jedoch möchte ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß es auch Liebe ist, sich um die Spiele eines Kindes zu kümmern ... Nun wollen wir von etwas anderem sprechen.«

»Draußen vor der Stadt ist alles in festlicher Stimmung. Von unserem Sabbat ist nichts mehr übrig als eine allgemeine Freude. Es ist besser, hier drinnen zu bleiben. Um so mehr, als sie uns hier finden können, wenn sie uns suchen. Sie wissen, wo wir sind. Hier ist Alexander und begutachtet seine Kamele. Ich will ihm sagen, daß eines durch meine Schuld fehlt.«

Jesus geht eilends zum Kaufmann und redet mit ihm. Sie kommen zusammen zurück. Der Kaufmann sagt: »Sehr gut! Es wird ihm Spaß machen, und ein Ritt in der Sonne wird ihm gut tun. Kalipius ist ein guter Mensch. Als Belohnung für den Ritt bitte ich dich, mir etwas zu erklären. Heute nacht habe ich über deine Worte nachgedacht ... über jene, die du in Ramot mit einer Frau gewechselt hast, und über das, was ich gestern gehört habe.

Gestern schien es mir, als bestiege ich einen der hohen Berge meiner Heimat, die ihre Gipfel wirklich in den Wolken erheben. Du führtest uns in die Höhe, immer höher. Es kam mir vor, als hätte ein Adler mich in die Höhe getragen auf einen unserer höchsten Berge; den ersten, der nach der Sintflut wieder auftauchte. Ich sah vieles, woran ich nie gedacht hatte, und alles erschien mir in einem neuen Licht ... ich verstand. Dann aber wurde ich verwirrt. Sage es mir noch einmal.«

»Was soll ich dir sagen?«

»Das weiß ich ja gerade nicht ... Es war so schön, als du sagtest, daß man sich im Himmel wiederfindet ... Ich habe verstanden, daß man sich dort anders lieben wird. Zum Beispiel: Wir werden nicht mehr die jetzigen Ängste haben und werden alle für einen und ei-

ner für alle sein, als ob wir eine einzige Familie wären. Sage ich es schlecht?«

»Nein, im Gegenteil! Wir werden auch mit den Lebenden eine Familie bilden. Die Seelen werden durch den Tod nicht getrennt. Ich rede von den Gerechten. Sie bilden eine einzige große Familie. Stelle dir einen großen Tempel vor, in dem Anbetende und Bittende sind und solche, die sich abmühen. Die ersteren beten auch für die, die sich abmühen; die anderen arbeiten für die Betenden. So ist es bei den Seelen. Wir mühen uns auf der Erde ab, und sie kommen uns mit ihren Gebeten zu Hilfe. Aber wir müssen unsere Leiden für ihren Frieden aufopfern. Es ist eine Kette, die nie aufhört, und es ist die Liebe, die jene, die waren, mit denen, die sind, verbindet. Die aber sind, müssen gut sein, um sich mit denen vereinigen zu können, die hier waren und sich nach ihnen sehnen.«

Syntyche macht eine unwillkürliche Bewegung, beherrscht sich aber sofort. Doch Jesus hat es bemerkt und lädt sie ein, ihre Zurückhaltung aufzugeben und sich frei zu äußern.

»Ich habe gedacht . . . schon mehrere Tage denke ich darüber nach, und, wenn ich ehrlich sein soll, es verwirrt mich. Mir scheint, daß der Glaube an dein Paradies zur Folge hat, daß ich meine Mutter und die Schwestern für immer verliere . . . « Ein Schluchzen erstickt Syntyches Stimme; sie schweigt, um nicht zu weinen.

»Was ist das für ein Gedanke, der dich so sehr beunruhigt?«

»Nun glaube ich an dich. Meine Mutter kann ich mir nur als Heidin vorstellen. Sie war so gut . . . Oh, so gut! Auch die Schwestern! Die kleine Ismene war das beste Geschöpf, das es auf Erden gegeben hat. Doch sie waren Heiden . . . Solange ich wie sie war und an den Hades glaubte, sagte ich: „Wir werden uns wiederfinden.“ Nun gibt es den Hades nicht mehr. Er ist dein Paradies, das Himmelreich für alle, die in Gerechtigkeit dem wahren Gott gedient haben. Oh, die armen Seelen! Es war doch nicht ihre Schuld, wenn sie als Griechinnen geboren wurden! Keiner der Priester Israels ist gekommen, um ihnen zu sagen: „Unser Gott ist der wahre Gott!“ Und jetzt? Ih-

re Tugenden! Nichts? Ihre Leiden! Vergeblich? Ewiges Dunkel und ewige Trennung von mir? Ich sage dir, es ist eine Qual. Mir scheint, ich habe sie verleugnet. Verzeih, Herr ... Ich weine ... « Sie kniet untröstlich weinend nieder.

Alexander Misaze sagt: »Ist es so? Auch ich dachte, selbst wenn ich ein Gerechter bin, werde ich Vater, Mutter, Geschwister und Freunde nie wiedersehen ... «

Jesus legt seine Finger auf den braunen Kopf der Syntyche und sagt: »Schuldig ist nur, wer im Irrtum verharret, nachdem er die Wahrheit erkannt hat, und nicht, wer überzeugt ist, in der Wahrheit zu sein, da keine Stimme gekommen ist, um ihm zu sagen: „Was ich euch bringe, ist die Wahrheit. Wendet euch von euren falschen Vorstellungen ab und dieser Wahrheit zu und ihr werdet den Himmel haben.“ Gott ist gerecht. Sollte die Tugend, die sich ganz allein in der Verdorbenheit einer heidnischen Welt herangebildet hat, nicht belohnt werden? Sei beruhigt, Tochter!«

»Aber die Erbschuld? Der ruchlose Kult? Aber ... «

Die Israeliten würden die arme Syntyche mit weiteren „aber“ noch mehr betrüben, wenn Jesus nicht mit einer Geste Schweigen geböte.

Er sagt: »Die Erbschuld haben alle in Israel und außerhalb Israels. Sie ist kein Vorrecht der Heiden. Der heidnische Kult wird von dem Augenblick an eine Schuld sein, da das Gesetz Christi in der Welt bekannt ist. Tugend bleibt immer Tugend in den Augen Gottes, und durch meine Vereinigung mit dem Vater sage ich, und ich sage es in seinem Namen, indem ich den heiligsten Gedanken in Worten ausdrücke, daß es viele Wege der barmherzigen Macht Gottes gibt, daß Gott darauf bedacht ist, den Tugendhaften Freude zu schenken und daß die Schranken aufgehoben werden zwischen Seele und Seele und Friede sein wird für alle, die Frieden verdient haben. Nicht nur das! Ich sage euch, daß in Zukunft alle, die überzeugt sind, in der Wahrheit zu sein und der Religion der Väter in Gerechtigkeit und Heiligkeit folgen, nicht von Gott bestraft werden. Die Bosheit, die Böswilligkeit, bewußt die erkannte Wahrheit abzulehnen und

zu bekämpfen, und das lasterhafte Leben werden in Wahrheit auf ewig die Seelen der Gerechten von jenen der Sünder trennen. Erhebe deinen niedergeschlagenen Geist, Syntyche! Diese Melancholie ist ein Ansturm des höllischen Zornes, den Satan gegen dich, die für ihn für immer verlorene Beute, hegt. Es gibt keinen Hades! Es gibt mein Paradies. Aber dieses bereitet nicht Schmerz, sondern Freude. Nichts von der Wahrheit darf Anlaß zu Niedergeschlagenheit oder Zweifel sein, vielmehr soll dir die Wahrheit die Kraft verleihen, immer tiefer und mit heiterer Sicherheit zu glauben. Aber vertraue mir immer deine Überlegungen an. Ich will in dir ein sicheres und festes Licht haben, wie das der Sonne.«

Syntyche, die immer noch kniet, ergreift die Hand Jesu und küßt sie ...

Das „Krrr, Krrr“ des Kameltreibers gibt zu verstehen, daß das Kamel wieder in Schritt fällt. Die Hufe bewegen sich lautlos auf dem dichten Gras außerhalb des hinteren Tores, das ein Diener sofort öffnet; und Margziam kehrt glücklich zurück. Er ist vom Ritt gerötet: ein Männlein auf dem hohen Höcker, das lacht und mit den Armen in der Luft fuchtelte, während das Kamel niederkniet. Es rutscht von dem eigenartigen Sattel herunter und liebkost den braunen Kameltreiber. Dann eilt es laut rufend zu Jesus:

»Wie schön! Sind auf solchen Tieren die Weisen aus dem Morgenland gekommen, um dich anzubeten? Ich will mit den Kameltreibern gehen, um dich überall zu predigen, denn die Welt erscheint größer von oben, und sagen: „Kommt, kommt, ihr, die ihr die Frohe Botschaft kennt!“ Oh, weißt du? ... Auch der Mann dort braucht sie, und auch du, Kaufmann, und alle deine Diener ... Wie viele Menschen warten darauf und sterben, ohne sie gehört zu haben ... Mehr Menschen als Sandkörner in einem Fluß sind. Alle ohne dich, Jesus! Oh, beeile dich, damit alle davon erfahren!« Der Kleine klammert sich an seine Seite und schaut dabei nach oben. Jesus neigt sich zu ihm nieder und küßt ihn mit dem Versprechen: »Du wirst das Reich Gottes bis zu den äußersten Grenzen Roms verkündigt sehen. Bist du zufrieden?«

»Ich, ja! Dann werde ich zu dir kommen und dir sagen: „Siehe, dieses und dieses und dieses Land kennt dich nun.“ Dann werde ich die Namen jener fernen Länder kennen. Was wirst du mir dann sagen?«

»Ich werde dir sagen: „Komm her, kleiner Margziam! Empfange eine Krone für jedes Land, in dem du mich verkündigt hast, und dann komme an meine Seite wie an jenem Tag in Gerasa und ruhe dich aus von deinen Mühen, denn du bist ein treuer Knecht gewesen und darfst dich jetzt in meinem Reich freuen.“«

333 Der Aufbruch von Gerasa

Die Karawane, geordnet wie zu einer Militärparade, verläßt den großen Hof der Herberge Alexanders. An ihrem Ende folgen Jesus und die Seinen. Die Kamele schreiten, ihre schwere Last im rhythmischen Schritt schaukelnd, voran, und die Köpfe auf den gebogenen Hälsen scheinen bei jedem Tritt zu fragen: »Warum? Warum?« in einer stummen, aber typischen Bewegung, wie die der Tauben, die bei jedem ihrer Schritttchen zu allem, was sie sehen, zu sagen scheinen: »Ja, ja.«

Die Karawane muß die Stadt durchqueren. Sie tut es in der reinen Morgenluft. Die Kameltreiber sind alle eingemummt, denn es ist kühl. Das Vorbeiziehen der Kamele, die „Krrr, Krrr“ der Kameltreiber und der drängende Laut eines Kamels, das der Stallruhe nachtrauert, machen die Bewohner von Gerasa auf die Abreise Jesu aufmerksam.

Die Nachricht verbreitet sich in Blitzesschnelle und die Gerasener eilen herbei, um ihn zu grüßen und ihm Früchte und andere Lebensmittel zu schenken. Auch ein Mann mit einem kranken Kind eilt herbei.

»Segne es, damit es gesund wird. Hab Erbarmen!«

Jesus hebt die Hand und segnet mit den Worten: »Geh beruhigt! Habe Glauben!«

Und der Mann antwortet mit einem so vertrauensvollen Ja, daß eine Frau fragt: »Würdest du meinen Mann, der Geschwüre an den Augen hat, heilen?«

»Wenn ihr glauben könnt, ja!«

»Dann will ich ihn holen gehen. Warte auf mich, Herr!« und sie fliegt davon wie eine Schwalbe.

Warten? Das ist leicht gesagt! Die Kamele ziehen weiter. Alexander ist an der Spitze des Zuges und weiß nicht, was am Ende vor sich geht. Man muß dem Mann ein Zeichen geben.

»Lauf, Margziam! Geh und sag dem Kaufmann, daß er die Karawane anhalten soll, bevor sie durch das Stadttor hinausgeht«, sagt Jesus.

Margziam saust wie ein Pfeil davon, um die Nachricht zu überbringen.

Die Karawane bleibt stehen; während der Kaufmann sich Jesus nähert.

»Was ist vorgefallen?«

»Warte ab, du wirst sehen.«

Die Frau von Gerasa mit dem augenkranken Mann kehrt bald zurück.

Schreckliche Geschwüre! Zwei eiternde Höhlen inmitten des Gesichtes. Die trüben, geröteten und halb erblindeten Augen sind kaum zu erkennen, und der unaufhörliche, abstoßende Tränenfluß nimmt noch zu, als die dunkle Binde entfernt wird, die einen Schutz gegen das Licht bildet.

Der Mann jammert: »Erbarmen! Ich leide so sehr!«

»Du hast auch viel gesündigt. Darüber beklagst du dich nicht? Nur der Verlust des armen, irdischen Augenlichtes betrübt dich? Weißt du nichts von Gott? Macht dir die ewige Finsternis keine Angst? Warum hast du gesündigt?«

Der Mann weint und verneigt sich, ohne zu reden. Auch die Frau weint und jammert: »Ich habe verziehen . . . «

»So will auch ich verzeihen, wenn er mir schwört, daß er nicht mehr in seine Sünde zurückfallen wird.«

»Ja, ja! Verzeihung! Jetzt weiß ich, was die Sünde nach sich zieht. Verzeihung! So wie die Frau mir verziehen hat, verzeihe auch du mir. Du bist der Gütige.«

»Ich verzeihe dir. Geh zu dem Bach dort, wasche dein Gesicht in seinem Wasser, und du wirst geheilt werden.«

»Das kalte Wasser verschlimmert seinen Zustand, Herr«, jammert die Frau.

Doch der Mann denkt an nichts anderes als zum Bach zu gehen und schreitet wankend voran, bis der Apostel Johannes ihn erbarmend an der Hand nimmt und ihn alleine führt, bis die Frau die andere Hand ergreift. Der Mann steigt hinab zum eiskalten Wasser, das zwischen den Steinen plätschert, beugt sich nieder, schöpft Wasser mit den Händen und wäscht sich immer wieder das Gesicht. Das kalte Wasser scheint ihm keine Schmerzen zu verursachen, sondern eher Erleichterung zu bringen.

Dann steigt er mit noch nassem Gesicht das Ufer hinauf und kehrt zu Jesus zurück, der ihn fragt: »Nun, bist du geheilt?«

»Nein, Herr, noch nicht! Aber du hast es gesagt, und ich werde gesund werden.«

»Dann verharre in deiner Hoffnung. Leb wohl!«

Die Frau bricht verzagt zusammen und weint . . . Sie ist enttäuscht. Jesus gibt dem Kaufmann durch ein Zeichen zu verstehen, daß man wieder aufbrechen könne. Der Kaufmann, auch er enttäuscht, läßt den Befehl zum Aufbruch weitergeben.

Die Kamele setzen sich wieder in Bewegung wie auf- und abschaukelnde Boote auf dem Meer. Sie verlassen den Mauerbezirk und schlagen die Karawanenstraße ein, die sich breit und staubig in südwestlicher Richtung hinzieht.

Das letzte Paar der apostolischen Gruppe, Johannes von En-Dor und Simon der Zelote, ist schon etwa zwanzig Meter von der Stadtmauer entfernt, als ein Schrei die Stille durchdringt. Er scheint die Welt zu erfüllen und wiederholt sich immer lauter werdend fröhlich und jubelnd: »Ich sehe! Jesus, mein Gebenedeiter! Ich sehe! Ich se-

he! Ich habe geglaubt! Ich sehe! Jesus! Jesus! Mein Gebenedeiter!« Der Mann mit dem vollkommen geheilten Gesicht und seinen nunmehr wieder schön gewordenen Augen, zwei Edelsteine voller Licht und Leben, bahnt sich einen Weg durch die Reihen der Apostel, fällt Jesus zu Füßen und gerät beinahe unter die Hufe des Kamels des Kaufmanns, der es gerade noch vor dem zu Boden Geworfenen zurückreißen kann.

Der Mann küßt das Gewand Jesu und sagt immer wieder: »Ich habe geglaubt! Ich habe geglaubt, und ich sehe! Mein Gebenedeiter!«

»Steh auf und sei glücklich! Und vor allem, sei gut! Sag zu deiner Frau, daß sie einen tiefen Glauben haben soll! Leb wohl!« Jesus befreit sich aus der Umarmung des wunderbar Geheilten und schickt sich an, weiterzugehen.

Der Kaufmann streicht nachdenklich seinen Bart ... Schließlich fragt er: »Und wenn er nach der enttäuschenden Waschung nicht im Glauben ausgeharrt hätte, was wäre dann geschehen?«

»Dann wäre er geblieben, wie er war.«

»Warum verlangst du einen so großen Glauben, um Wunder zu wirken?«

»Weil der Glaube das Vorhandensein von Hoffnung und Liebe bezeugt.«

»Warum hast du zuerst Reue verlangt?«

»Weil die Reue Gott zum Freund macht.«

»Ich, der ich keine Krankheiten habe, was müßte ich tun, um meinen Glauben zu bezeugen?«

»Zur Wahrheit kommen.«

»Könnte ich ohne die Freundschaft Gottes zu ihr gelangen?«

»Du könntest nicht ohne die Güte Gottes zu ihr gelangen. Der Herr gewährt, daß jemand, der ihn noch ohne Reue sucht, ihn findet, denn im allgemeinen kommt die Reue, wenn der Mensch bewußt, oder wenigstens mit einer Spur von Bewußtsein dessen, was seine Seele will, Gott erkennt. Zuerst gleicht er einem ausschließlich vom Instinkt geführten Stumpfsinnigen. Hast du nie das Verlangen verspürt zu glauben?«

»Oft! Ich war nicht zufrieden mit dem, was ich hatte. Ich fühlte, daß es noch etwas anderes geben muß. Etwas Stärkeres als Geld und die Kinder, die meine Hoffnung sind ... Aber dann nahm ich mir doch nicht die Mühe, dem nachzuforschen, was ich unbewußt suchte.«

»Deine Seele suchte Gott. Die Güte Gottes hat erlaubt, daß du Gott findest. Die Reue über deine tatenlose, gottferne Vergangenheit wird dir die Freundschaft Gottes gewähren.«

»Muß ich also ... um das Wunder zu erlangen, mit der Seele die Wahrheit sehen zu können, meine Vergangenheit bereuen?«

»Gewiß! Bereuen sollst du und dich zu einer vollständigen Veränderung deines Lebens entschließen ... «

Der Mann fährt sich wieder mit den Fingern durch den Bart und es scheint, als ob er die Haare am Halse des Kamels studieren und zählen wollte, so sehr starrt er darauf. Ungewollt gibt er dem Tier die Sporen, und dieses faßt den Stoß als eine Aufforderung auf, den Gang zu beschleunigen, und bringt den Kaufmann wieder an die Spitze der Karawane.

Jesus hält ihn nicht zurück. Vielmehr bleibt er stehen und läßt die Frauen und Apostel an sich vorübergehen, bis ihn Simon der Zelote und Johannes von En-Dor erreicht haben. Er schließt sich ihnen an.

»Worüber sprecht ihr?« fragt er.

»Wir sprachen von der Trostlosigkeit derer, die an nichts glauben oder jener, die einen Glauben, den sie hatten, verlieren. Gestern war Syntyche wirklich verängstigt, obwohl sie zu einem vollkommenen Glauben gelangt ist«, antwortet der Zelote.

»Ich sagte zu Simon, wenn es schmerzlich ist, vom Guten zum Bösen überzugehen, so muß es auch bestürzend sein, vom Bösen zum Guten überzugehen. Im ersten Fall wird man gequält durch das Gewissen, das einem Vorwürfe macht. Im zweiten Fall fühlt man sich ... beklommen ... wie einer, der in ein fremdes Land versetzt wird, das ihm vollkommen unbekannt ist ... Oder es ist die Bestürzung des Unbeholfenen und Ungebildeten, der sich plötzlich an einem Kö-

nigshof unter Gelehrten und Herrschern befindet. Es ist ein Leid ... ich weiß es ... ein großer Schmerz ... Man kann nicht glauben, daß es wahr ist, daß es so bleiben könnte ... daß man dies verdienen könnte ... besonders, wenn man eine befleckte Seele hat ... wie es die meine war ... «

»Und jetzt, Johannes?« fragt Jesus.

Das erschöpfte, traurige Gesicht des Johannes von En-Dor erstrahlt in einem Lächeln, das ihn weniger hager erscheinen läßt. Er antwortet: »Jetzt nicht mehr. Es bleibt die Dankbarkeit, ja sie wächst sogar, die Dankbarkeit dem Herrn gegenüber, der dies gewollt hat, es bleibt die Erinnerung an die Vergangenheit, um mich demütig zu bewahren. Doch da ist auch die Sicherheit. Ich habe mich eingelebt, und fühle mich nicht mehr als Fremder in dieser lieblichen Welt der Verzeihung und der Liebe, die die deine ist. Ich bin beruhigt, heiter, glücklich.«

»Betrachtest du deine Erfahrung als gut?«

»Ja! Wenn ich nicht darüber betrübt wäre, daß ich gesündigt habe – denn mit dieser Sünde habe ich Gott beleidigt – würde ich sagen, daß meine Vergangenheit etwas Gutes gewesen ist. Sie wird mir sehr behilflich sein, bereitwillige, aber verirrte Seelen in den ersten Augenblicken ihres neuen Glaubens zu ermutigen.«

»Simon, gehe und sage dem Knaben, er soll nicht so viel springen. Er wird sonst abends völlig erschöpft sein.«

Simon schaut Jesus an, doch er begreift den wahren Grund dieses Befehls. Verständnisvoll lächelnd entfernt er sich und läßt die beiden allein zurück.

»Nun, da wir allein sind, Johannes, höre diesen meinen Wunsch an. Du hast aus vielen Gründen ein großes Urteilsvermögen und eine Gedankentiefe, die sonst keiner unter meinen Anhängern hat, und eine vielseitigere Bildung, als es bei den Israeliten sonst üblich ist. Daher bitte ich dich, mir zu helfen ... «

»Dir zu helfen? Womit denn?«

»Es betrifft Syntyche. Du bist ein so tüchtiger Erzieher. Margziam

lernt schnell und gut bei dir, so daß ich beabsichtige, euch einige Monate beisammen zu lassen, denn ich möchte, daß sich Margziam ein umfangreicheres Wissen aneignet als das der kleinen Welt Israels. Dir macht es Freude, dich um ihn zu kümmern, und mir macht es Freude, euch zusammen zu sehen: dich, der du ihn unterrichtest, und ihn, der von dir lernt, dich, der du bei dieser Beschäftigung jünger wirst, und ihn, der dabei reifer wird. Aber auch um Syntyche solltest du dich kümmern wie um eine verirrte Schwester. Du hast gesagt: „Es ist eine Verwirrung ...“ Hilf ihr, sich an meine Umgebung zu gewöhnen. Tust du mir diesen Gefallen?«

»Aber es ist für mich eine Gnade, es zu tun, mein Herr! Ich habe mich ihr nicht genähert, weil ich glaubte, überflüssig zu sein, aber wenn du es willst! Sie liest meine Schriftrollen. Es sind heilige und auch nur lehrreiche darunter: Bücher über Rom und Athen. Ich sehe, daß sie darin blättert und nachdenkt, doch habe ich mich nie eingemischt, um ihr zu helfen. Wenn du es willst ... «

»Ja, ich will es! Ich möchte euch als Freunde sehen. Auch sie soll, wie Margziam und du, einige Zeit in Nazaret bleiben. Das wird schön sein. Meine Mutter und du als Lehrer zweier Seelen, die sich Gott öffnen. Meine Mutter, die engelgleiche Meisterin der Wissenschaft Gottes, du, der erfahrene Lehrer des menschlichen Wissens, der jetzt jedoch erklären kann, indem er sich auf übernatürliche Dinge bezieht. Das wird schön sein und gut!«

»Ja, mein gepriesener Herr! Zu schön für den armen Johannes ...!« Der Mann lächelt beim Gedanken an diese künftigen Tage des Friedens mit Maria im Haus Jesu ...

Die Straße führt in der immer stärker werdenden Sonnenhitze durch eine unscheinbare Landschaft, die nun nach den kleinen Hügeln bei Gerasa ganz eben wird, eine gut gepflegte Straße, auf der es angenehm zu reisen ist. Nach der Mittagsrast wird der Weg wieder aufgenommen. Es ist beinahe Abend, als ich Syntyche zum ersten Mal von ganzem Herzen lachen höre. Margziam hat ihr wer weiß was erzählt, das alle Frauen zum Lachen bringt. Ich sehe, wie die

Griechin sich neigt, um den Knaben zu lieblosen und ihm die Stirne zu küssen. Danach beginnt der Junge wieder zu springen, als ob er keine Müdigkeit verspüre.

Alle anderen sind jedoch müde, und der Entschluß, bei der Quelle der Kameltreiber zu übernachten, wird mit Freude angenommen. Der Kaufmann sagt: »Hier übernachtete ich immer. Die Wegstrecke von Gerasa nach Bozra ist für Mensch und Tier zu lange.«

»Der Kaufmann ist menschlich«, bemerken die Apostel untereinander, da sie ihn Doras gegenüberstellen.

Die Quelle der Kameltreiber ist nichts als eine kleine Häusergruppe um zahlreiche Brunnen herum. Eine Art Oase, nicht in der Öde der Wüste, denn die Landschaft hier ist nicht öde, sondern eine Oase in der unbewohnten Weite der Felder und Obstgärten, die einander über viele Meilen abwechseln und bei Einbruch des Oktoberabends dieselbe Traurigkeit ausstrahlen wie das Meer in der Abenddämmerung. Deshalb ist dieses Bild, die Häuser, die Stimmen, das Kinderweinen, der Geruch der rauchenden Kamine und die ersten angezündeten Laternen, so schön wie ein Nach-Hause-Kommen.

Während die Kameltreiber anhalten und zuerst die Kamele tränken, folgen die Apostel und die Frauen Jesus, der mit dem Kaufmann in die vorsintflutliche Herberge eintritt, in der sie übernachten werden . . .

In dem verräucherten, unwohnlichen Raum, in dem sie die Mahlzeit eingenommen haben und in dem die Männer schlafen werden, richten die Diener schon die Ruhelager mit Heuhaufen vom Dachboden her. Jesus und die Seinen haben sich alle um die große Feuerstelle versammelt, welche die ganze Schmalseite des großen Raumes einnimmt. Da der Abend Feuchtigkeit und Kälte mit sich gebracht hat, hat man das Feuer angezündet.

»Wenn es nur nicht zu regnen beginnt«, seufzt Petrus.

Der Kaufmann beruhigt ihn: »Vor dem schlechten Wetter kommt noch der Mondwechsel. Hier ist es immer so am Abend. Doch morgen werden wir Sonne haben.«

»Ich mache mir wegen der Frauen Sorgen, weißt du? Nicht meinetwegen. Ich bin ein Fischer und lebe im Wasser und kann dir versichern, daß ich das Wasser den Bergen und dem Staub vorziehe.«

Jesus spricht mit den Frauen und den beiden Vettern. Auch Johannes von En-Dor und der Zelote hören ihm zu, während Timoneus und Ermastheus mit Matthäus eine der Schriftrollen des Johannes lesen, und die beiden Israeliten Ermastheus die für ihn unverständlichen Bibelstellen erklären.

Margziam hört ihnen begeistert zu, doch sein Gesichtlein wirkt schläfrig. Maria des Alphäus sieht es und sagt: »Das Kind ist müde. Komm, mein Lieber, wir wollen schlafen gehen. Komm, Elisa, komm, Salome! Alte und Kinder sind im Bett besser aufgehoben, und es wäre gut, wenn ihr euch alle zur Ruhe legen würdet. Ihr seid müde.«

Aber außer den Älteren, mit Ausnahme von Marcella und Johanna des Chuza, rührt sich niemand.

Als sie nach Empfang des Segens gegangen sind, murmelt Matthäus: »Wer hätte diesen Frauen vor nur kurzer Zeit gesagt, daß sie bald auf Stroh und fern der Heimat schlafen müssen!«

»Ich habe noch nie so gut geschlafen«, versichert Maria von Magdala entschieden, und Marta bestätigt dasselbe.

Doch Petrus gibt dem Kameraden recht: »Matthäus hat recht, und ich frage mich, wieso der Meister sie hierhergebracht hat.«

»Weil wir Jüngerinnen sind!«

»Wenn er an einen Ort ginge ... wo es Löwen gibt? Würdet ihr dorthin gehen?«

»Ja gewiß, Simon Petrus! Was ist Großes dabei, einige Schritte zu machen? Mit ihm zusammen!«

»Nun, es sind wahrlich viele Schritte, besonders für Frauen, die nicht daran gewöhnt sind ... «

Doch die Frauen protestieren, so daß Petrus die Achseln zuckt und schweigt.

Jakobus des Alphäus erhebt sein Haupt und sieht ein so strahlendes Lächeln auf dem Antlitz Jesu, daß er ihn fragt: »Willst du uns

den wahren Grund für diese Reise mit uns, mit den Frauen und ... mit dem geringen Erfolg im Vergleich zu der großen Mühe, sagen?«

»Kannst du verlangen, jetzt schon die Frucht des Samens zu sehen, der in den Feldern begraben liegt, durch die wir gegangen sind?«

»Nein, ich werde sie im Frühjahr sehen.«

»Auch ich sage dir: du wirst den Erfolg zu gegebener Zeit sehen.«

Die Apostel entgegnen nichts. Da erklingt die silberne Stimme Marias: »Mein Sohn, heute haben wir zusammen über das gesprochen, was du in Ramot gesagt hast, und jede von uns hatte eine andere Meinung und andere Gefühle. Möchtest du uns nicht deine Gedanken sagen? Ich sagte, es wäre besser, dich gleich zu rufen. Aber du sprachst mit Johannes von En-Dor.«

»In Wahrheit war ich diejenige, welche diese Fragen ausgelöst hatte, denn ich bin eine arme Heidin und habe nicht das leuchtende Licht eures Glaubens. Man muß mich entschuldigen.«

»Aber ich möchte deine Seele haben, meine Schwester!« sagt Magdalena impulsiv und, wie immer überschwenglich, umarmt sie Syntyche und drückt sie fest mit einem Arm an sich. Herrlich in ihrer Schönheit, scheint sie allein die elende Herberge zu erhellen und mit dem großen Reichtum ihres prunkvollen Hauses zu schmücken. Die Griechin, so ganz verschieden und doch einmalig in ihrem Wesen, legt eine Note der Besinnlichkeit in den Aufschrei der Liebe, der stets aus der leidenschaftlichen Maria hervorzubrechen scheint, während die Jungfrau mit ihrem lieblichen, zum Sohn erhobenen Antlitz und den wie zum Gebet gefalteten Händen und dem so reinen Profil, das sich von der dunklen Wand abhebt, die ewige Anbeterin ist.

Susanna schlummert im Halbdunkel der Ecke, während Marta, stets beschäftigt, trotz ihrer Müdigkeit und der Mahnungen der anderen, die Helligkeit des Feuers nützt, um die Spangen am Kleidchen Margziams zu befestigen.

Jesus sagt zu Syntyche: »Aber es war kein schmerzlicher Gedanke. Ich habe dich lachen hören.«

»Ja, wegen des Kindes, das dieses Problem gewandt gelöst hat,

indem es sagte: „Ich will nur dann zurückkehren, wenn Jesus auch zurückkehrt. Aber wenn du alles wissen willst, so geh dorthin und komme nachher zurück und sage es uns, wenn du dich daran erinnerst.“«

Alle lachen wieder und sagen, daß Syntyche sich an Maria gewandt hat, weil sie die Worte des Meisters nicht gut verstanden hatte, als er von der Erinnerung sprach, die die Seelen bewahren und die in gewisser Weise erklärt, wie die Heiden eine entfernte Erinnerung an die Wahrheit haben können.

»Ich sagte: „Vielleicht bestätigt dies die Theorie der von vielen Heiden erwarteten Reinkarnation“; deine Mutter, Meister, erklärte mir, daß du etwas anderes gesagt hättest. Möchtest du mir nun auch dies erklären, mein Herr!«

»Höre! Du mußt nicht glauben, daß, weil die Geister eine Erinnerung an die Wahrheit haben, damit bewiesen ist, daß wir mehrere Leben leben. Du bist schon genügend belehrt worden, um zu wissen, wie der Mensch erschaffen wurde, wie er gesündigt hat und wie er bestraft wurde. Es ist dir erklärt worden, wie Gott in jeden Menschen eine einzelne Seele legt. Diese wird von Fall zu Fall geschaffen und nie mehr wieder für nachfolgende Inkarnationen verwendet. Diese Gewißheit müßte meine Behauptung über die Erinnerungen der Seelen zunichte machen. Das Tier kann sich an nichts erinnern, da es nur einmal geboren wird. Der Mensch kann sich erinnern, obwohl er auch nur einmal geboren wird. Er kann sich erinnern, und zwar mit seinem besten Teil: der Seele. Woher kommt die Seele? Jede Menschenseele? Von Gott. Wer ist Gott? Der intelligenteste, mächtigste, vollkommenste Geist. Dieses wunderbare Wesen, die Seele, die Gott nach seinem Ebenbild geschaffen hat als unbestreitbares Zeichen seiner heiligsten Vaterschaft, fühlt die Gaben, die dem eigen sind, der sie geschaffen hat. Sie ist daher intelligent, geistig, frei und unsterblich wie der Vater, ihr Schöpfer. Vollkommen entspringt sie dem göttlichen Gedanken, und für ein Tausendstel eines Augenblickes sieht sie der Seele des ersten Menschen gleich: eine Vollkom-

menheit, die die Wahrheit als Geschenk einschließt. Ein Tausendstel eines Augenblickes. Wenn sie dann gebildet ist, wird sie durch die Erbschuld verletzt. Um es dir besser verständlich zu machen, sage ich dir, daß es so ist, als ob Gott schwanger wäre mit der Seele, die er erschafft, und das Geschöpf bei der Geburt durch ein unauslöschliches Zeichen verwundet würde. Verstehst du mich?«

»Ja. Solange sie gedacht ist, ist sie vollkommen. Ein Tausendstel eines Augenblickes. Dann wird der Gedanke Wirklichkeit, und diese ist dem aus der Sünde entstandenen Gesetz unterworfen.«

»Du hast gut geantwortet! Die Seele inkarniert sich im menschlichen Körper und bringt mit sich, als geheime Perle, im Geheimnis ihres geistigen Seins, die Erinnerung an das Schöpfer-Wesen, also die Wahrheit. Das Kind wird geboren. Es kann gut, sehr gut und ebenso treulos werden. Alles kann es werden, weil es frei ist in seinem Willen. Über seine „Erinnerungen“ wirft der dienende Engel sein Licht und der Verführer seine Finsternis. Je nachdem der Mensch nach dem Licht verlangt und damit auch nach immer größeren Tugenden, wird die Seele Herrin seines Wesens, und es vermehrt sich in ihr das Erinnerungsvermögen, so als ob die Tugend die Wand immer dünner werden ließe, die zwischen die Seele und Gott besteht. Deshalb fühlen die Tugendhaften aller Länder die Wahrheit, zwar nicht vollkommen, weil sie getrübt wird durch gegensätzliche Lehren oder tödliche Unkenntnis, aber doch in ausreichendem Maß, um den Völkern, denen sie angehören, Anhaltspunkte für eine sittliche Bildung geben zu können. Hast du verstanden? Bist du überzeugt?«

»Ja! Zusammengefaßt: die Religion der heroisch geübten Tugenden bereitet die Seele auf die wahre Religion und die Erkenntnis Gottes vor.«

»Genau so ist es! Nun geh zur Ruhe und sei gesegnet, und auch du, Mutter, und ihr, Schwestern und Jüngerinnen. Der Friede Gottes sei über eurer Ruhe!«

334 Auf dem Weg nach Bozra

Der Kaufmann hat recht gehabt. Einen schöneren Tag hätte der Oktober den Pilgern nicht schenken können. Alle die leichten Nebel, die die Felder verhüllten, als habe die Natur in der Nacht einen Schleier über den Schlaf der Pflanzen ausbreiten wollen, haben sich aufgelöst, und die Landschaft zeigt sich in der majestätischen Ausdehnung ihrer bebauten Felder, welche die Sonne erwärmt. Es scheint, als ob sich die Nebel versammelt hätten, um die fernen Gipfel mit einem durchsichtigen Schaum zu schmücken, um sie noch undeutlicher am heiteren Himmel erscheinen zu lassen.

»Sind das Berge, die wir noch besteigen müssen?« fragt Petrus besorgt.

»Nein, nein! Es sind die Berge des Hauran. Wir bleiben in der Ebene, diessseits davon. Gegen Abend werden wir in Bozra der Auranitis sein. Eine schöne und gute Stadt. Viel Handel«, tröstet der Kaufmann und lobt sie, er, für den die Grundlage der Schönheit eines Ortes immer die Blüte des Handels ist.

Jesus ist ganz allein zurückgeblieben, wie er es manchmal tut, wenn er abgeschieden sein will. Margziam wendet sich mehrmals um, um nach ihm zu sehen. Schließlich kann er nicht mehr widerstehen. Er verläßt Petrus und Johannes des Zebedäus, setzt sich am Straßenrand auf einen Markstein, der ein römisches Militärmal sein muß, und wartet. Als Jesus bei ihm angekommen ist, erhebt sich der Knabe und geht, ohne etwas zu sagen, an seiner Seite, bleibt dann ein wenig zurück, um ihm nicht einmal durch seinen Anblick lästig zu fallen, und beobachtet, beobachtet . . .

Er fährt fort, still zu beobachten, bis Jesus seine Betrachtung beendet hat, sich umwendet, da er die leichten Schritte hinter seinem Rücken wahrnimmt, und lächelt. Die Hand nach dem Knaben ausgestreckt, sagt er: »Oh, Margziam! Was machst du hier so ganz allein?«

»Ich habe dich beobachtet. Seit Tagen schon beobachte ich dich. Alle haben Augen, aber nicht alle sehen das gleiche. Ich habe gesehen,

daß du dich immer wieder absonderst ... Die ersten Tage habe ich gedacht, irgend jemand hätte dich beleidigt. Dann habe ich gesehen, daß du es immer zur gleichen Stunde tust, und daß die Mutter, die dich immer tröstet, wenn du traurig bist, nichts zu dir sagt, wenn du diesen Gesichtsausdruck annimmst. Im Gegenteil, wenn sie gerade spricht, dann schweigt sie und sammelt sich tief. Ich sehe es, weißt du? Denn ich schaue immer auf dich und auf sie, um das zu tun, was ihr tut. Ich habe die Apostel gefragt, was du tust, denn gewiß tust du etwas. Sie haben mir gesagt: „Er betet.“ Und ich habe gefragt: „Was sagt er?“ Niemand hat mir antworten können, denn sie wissen es nicht. Sie sind seit Jahren bei dir und wissen es nicht. Heute bin ich hinter dir hergegangen, jedesmal, wenn ich gesehen habe, daß du diesen Gesichtsausdruck angenommen hast. Ich habe dich beobachtet, als du gebetet hast. Aber es ist nicht immer das gleiche Gesicht. Heute morgen, bei Sonnenaufgang, schienst du ein Engel des Lichtes zu sein. Du hast die Dinge mit Augen betrachtet, die sie heller erstrahlen ließen, als dies die Sonne hätte tun können. Die Dinge und die Menschen. Dann hast du zum Himmel aufgeschaut und mit dem Gesicht, das du hast, wenn du bei Tisch das Brot opferst. Später, als wir durch das Dorf gingen, hast du dich abgesondert, und du schienst mir ein Vater zu sein, so eifrig warst du bemüht, im Vorübergehen den Armen des Dorfes gute Worte zu sagen. Zu einem hast du gesagt: „Ertrage es in Geduld, denn bald will ich dir und allen deinesgleichen helfen.“ Es war der Sklave des häßlichen Mannes, der seine Hunde auf uns gehetzt hat. Dann, während das Essen vorbereitet wurde, hast du uns mit Augen voller Güte und Liebe angeschaut. Du warst wie eine Mutter ... Aber jetzt ist dein Gesicht voll Schmerz gewesen. Was denkst du in dieser Stunde, Jesus, immer wenn du so bist? ... Denn auch manchmal abends, wenn ich nicht schlafe, sehe ich dich sehr ernst. Sage mir, wie du betest und worum du betest?«

»Gewiß werde ich es dir sagen. Dann wirst auch du mit mir beten können. Den Tag gibt uns Gott. Den ganzen: den hellen wie den

dunklen Tag, den Tag und die Nacht. Es ist ein Geschenk, zu leben und das Licht zu haben. Die Art, wie man lebt, ist eine Art der Heiligung. Nicht wahr? Daher muß man alle Augenblicke des Tages heiligen, um sich in Heiligkeit zu bewahren und im Herzen den Allerhöchsten und alle seine Güte gegenwärtig zu haben und zugleich den Dämon fernzuhalten. Beobachte die Vögel. Beim ersten Strahl der Sonne singen sie. Sie preisen das Licht. Auch wir müssen das Licht preisen, das ein Geschenk Gottes ist, und Gott preisen, der es uns schenkt und der selbst Licht ist. Wir müssen nach ihm verlangen vom ersten Licht des Morgens an, fast wie um ein Siegel des Lichtes, eine Note des Lichtes auf den ganzen kommenden, eben aufbrechenden Tag zu drücken, auf daß er lichtvoll und heilig sei, und uns mit der ganzen Schöpfung vereinigen, um dem Schöpfer zuzujubeln. Dann, wenn die Stunden vergehen und wir wahrnehmen, wieviel Schmerz und Unwissenheit in der Welt ist, müssen wir wieder beten, damit der Schmerz behoben werde, die Unwissenheit schwinde und Gott erkannt, geliebt und von allen Menschen angebetet werde, denn wenn sie Gott erkennen würden, wären sie auch in ihrem Leid immer getröstet. In der sechsten Stunde beten wir aus Liebe zur Familie. Wir erfreuen uns dieses Geschenkes, vereint zu sein mit denen, die uns lieben, denn auch das ist eine Gnade Gottes, und wir beten, daß die Nahrung sich nicht von Nutzen in Sünde wandle. Bei Sonnenuntergang beten wir und denken daran, daß der Tod der Sonnenuntergang ist, der uns alle erwartet. Beten wir, daß unser Sonnenuntergang, der jedes Tages oder der des Lebens, sich immer mit der Seele im Stand der Gnade vollende. Dann, wenn die Lichter angezündet werden, beten wir, um für den vollendeten Tag zu danken und um Schutz und Verzeihung zu erbitten, damit wir uns zur Ruhe legen können ohne Furcht vor einem unvorhergesehenen Gericht oder vor dämonischen Angriffen. Wir beten schließlich auch in der Nacht – aber das gilt nur für die, die keine Kinder mehr sind – um für die Sünden, die in der Nacht begangen werden, zu sühnen, um Satan von den Schwachen fernzuhalten, damit die

Schuldigen besinnlich werden und bereuen und damit ihre guten Vorsätze beim ersten Sonnenstrahl Wirklichkeit werden. Siehst du, wie und warum ein Gerechter während des ganzen Tages betet.«

»Aber du hast mir nicht gesagt, warum du dich zur neunten Stunde so ernst und gemessen absonderst ... «

»Weil ... ich sage: „Durch das Opfer dieser Stunde möge dein Reich in die Welt kommen, und alle, die an dein Wort glauben, seien erlöst.“ Sage auch du so!«

»Welches Opfer meinst du? Den Weihrauch? Du hast gesagt, daß man diesen morgens und abends opfert. Die Opfertiere werden jeden Tag zur gleichen Stunde auf dem Altar des Tempels dargebracht. Die Opfer aufgrund von Gelübden und zur Sühne werden zu jeder Stunde dargebracht. Die neunte Stunde ist nicht mit einem besonderen Ritus verbunden.«

Jesus bleibt stehen und nimmt den Knaben an beiden Händen, hält ihn vor sich hin und sagt mit erhobenem Antlitz, als ob er einen Psalm sprechen würde: »Und zwischen der sechsten und der neunten Stunde wird der, der gekommen ist als Retter und Erlöser, der, von dem die Propheten sprechen, sein Opfer vollenden, nachdem er das bittere Brot des Verrates gegessen und das süße Brot des Lebens gegeben hat; nachdem er sich selbst wie eine Weintraube in der Kelter ausgepreßt und mit sich selbst die Menschen und Pflanzen getränkt hat; nachdem er sich purpurn wie ein König mit seinem Blut bekleidet hat, sich umkränzt und das Zepter ergriffen und seinen Thron zum erhöhten Ort getragen hat, damit Zion, Israel und die Welt ihn sehe. Erhöht im Purpurgewand seiner unendlichen Wunden, in der Finsternis, um das Licht zu bringen, im Tod, um das Leben zu geben, wird er um die neunte Stunde sterben; und dann wird die Welt erlöst sein.«

Margziam blickt ihn erschrocken an. Er ist bleich geworden, seine Lippen zucken, und in seinen bestürzten Augen sind Tränen zu sehen. Mit unsicherer Stimme fragt er: »Aber der Erlöser bist doch du? Dann wirst du also zu dieser Stunde sterben?« Die Tränen be-

ginnen über die Wangen herabzurollen, und der kleine Mund trinkt sie, während er halbgeöffnet einen Widerruf erwartet.

Doch Jesus sagt: »Ich werde es sein, kleiner Jünger. Auch für dich.« Doch, da das Kind in krampfhaftes Schluchzen ausbricht, zieht er es an sich und sagt: »Schmerzt es dich so sehr, daß ich sterben muß?«

»Oh, meine einzige Freude! Ich will es nicht! Ich ... Laß mich an deiner Stelle sterben ... «

»Du mußt mich in der ganzen Welt verkünden. So ist es bestimmt. Aber höre! Ich werde glücklich sterben, weil ich weiß, daß du mich liebst, und dann werde ich auferstehen. Erinnerst du dich an Jona? Er kam schöner, ausgeruhter und stärker aus dem Bauch des Walfisches hervor. Auch bei mir wird es so sein, und ich werde sofort zu dir kommen und sagen: „Kleiner Margziam, deine Tränen haben meinen Durst gestillt. Deine Liebe hat mir im Grab Gesellschaft geleistet. Nun komme ich, um dir zu sagen: ‚Sei mein Priester‘“, und ich werde dich küssen, während noch der Duft des Paradieses an mir haftet.«

»Aber ich, wo werde ich sein? Nicht bei Petrus? Nicht bei der Mutter?«

»Ich werde dich vor der höllischen Sturzflut dieser Tage bewahren. Die Schwächsten und die Unschuldigen werde ich retten. Einen ausgenommen ... Margziam, kleiner Apostel, willst du mir helfen und mit mir für diese Stunde beten?«

»O ja, Herr! Und die anderen?«

»Das ist ein Geheimnis zwischen dir und mir. Ein großes Geheimnis. Denn Gott liebt es, sich den Kleinen zu offenbaren. Weine nicht mehr! Freue dich, indem du daran denkst, daß ich nachher nie mehr leiden und mich nur noch an alle Liebe der Menschen erinnern werde. Komm, komm! Schau, wie weit entfernt die anderen sind. Wir müssen uns beeilen, um sie einzuholen«, und er stellt ihn auf den Boden und beginnt, ihn an der Hand haltend, eiligst zu gehen, bis sie die Gruppe erreicht haben.

»Meister, was hast du getan?«

»Ich habe Margziam die Stunden des Tages erklärt.«

»Und der Knabe hat geweint? Er wird wohl böse gewesen sein, und du entschuldigst ihn aus Güte«, sagt Petrus.

»Nein, Petrus! Er hat mich beim Beten beobachtet. Ihr habt es nicht getan. Er hat mich nach dem Grund meines Betens gefragt. Ich habe ihm alles erklärt. Das Kind war gerührt durch meine Worte. Nun laßt es in Ruhe. Geh zu meiner Mutter, Margziam, und ihr, hört mir alle zu. Die Lehre wird auch euch nicht schaden.«

Jesus erklärt aufs neue die Notwendigkeit des Gebetes in den wichtigsten Stunden des Tages, wobei er die Erklärung der neunten Stunde unterläßt und mit den Worten schließt: »Die Vereinigung mit Gott besteht darin, ihn in jedem Augenblick gegenwärtig zu haben, um ihn zu loben oder ihn anzuflehen. Tut dies, und ihr werdet im geistigen Leben Fortschritte machen.«

Bozra ist schon nahe. Die sich über die weite Ebene ausbreitende Ortschaft mit ihren Mauern und Türmen scheint groß und schön zu sein. Der Abend sinkt hernieder und wirft über die Farben der Häuser und der Landschaft einen grau violetten Schleier voller Sehnsucht, unter dem die Umrisse verfließen, während das Blöken der Schafe und das Grunzen der Schweine, die vor den Mauern in den Hürden eingeschlossen sind, die Stille der Landschaft unterbrechen. Eine Stille, die sofort endet, als die Karawane durch das Tor gezogen ist und sich nun in dem Gewirr von Straßen befindet, das jeden enttäuscht, der die Stadt von außen für schön gehalten hat. Stimmen, Gerüche und . . . Gestank erfüllen die gewundenen Gäßlein und begleiten die Pilger bis zu einem Platz, sicher ein Marktplatz, auf dem sich eine Herberge befindet.

Die Ankunft in Bozra ist erfolgt.

335 In Bozra

Bozra zeigt sich am Morgen in Nebel gehüllt, bedingt durch die Jahreszeit und auch durch die Enge seiner Gassen. Es ist glanzlos

und sehr schmutzig. Die Apostel, die von ihren Einkäufen auf dem Marktplatz zurückkehren, sprechen untereinander darüber. Denn die Beherbergung zu jener Zeit und an manchen Orten ist derart vorsintflutlich, daß jeder selbst an seine Verproviantierung denken muß; das heißt, daß die Wirte auch nicht das geringste dazu beitragen wollen. Sie beschränken sich darauf, das zu kochen, was die Gäste selbst herbeibringen. Hoffen wir, daß sie nichts davon für sich behalten. Höchstens gehen sie für den Gast Proviant einkaufen oder verkaufen ihm diesen aus ihren Vorräten, und im Bedarfsfall schlachten sie auch selbst die armen Schäflein, die dazu bestimmt sind, gebraten zu werden.

Petrus fühlt sich vom Wirt hintergangen und streitet noch immer mit dem Mann, der ein Gaunergesicht hat, den Apostel hochfahrend behandelt und ihn „Galiläer“ schimpft, so daß dieser, auf ein Schweinchen deutend, das gerade auf Kosten der Gäste geschlachtet worden ist, entgegnet: »Ich bin Galiläer, und du ein Schwein; ein Heide bist du! In deiner stinkenden Herberge würde ich nicht eine Stunde bleiben, wenn ich mein eigener Herr wäre. Dieb und ... (und hier fügt er noch ein anderes Wort hinzu, das ich lieber nicht niederschreibe).«

Ich schliesse daraus, daß zwischen den Leuten in Bozra und den Galiläern eine jener vielen regionalen oder religiösen Unstimmigkeiten besteht, deren es in Israel oder besser in Palästina viele gab.

Der Wirt schreit lauter: »Wenn du nicht mit dem Nazarener wärst und ich nicht besser wäre als eure schmutzigen Pharisäer, die ihn grundlos hassen, würde ich dir dein Maul mit dem Blut des Schweines waschen, damit du von hier verschwinden müßtest, um zur Reinigung zu laufen. Doch ich achte ihn, dessen Macht gewiß ist, und ich sage dir, daß ihr trotz all eurer Geschichten nur Sünder seid. Wir sind besser als ihr. Wir legen keine Hinterhalte, wir verraten nicht, ihr ungerechten Verräter und Schurken, die ihr nicht einmal die wenigen Heiligen achtet, die unter euch sind.«

»Wir sind die Verräter? Wir? Ach! Das ist die Höhe, aber jetzt ... «

Petrus ist außer sich und will sich auf ihn stürzen, während sein Bruder und Jakobus ihn zurückhalten und Simon der Zelote sich mit Matthäus zwischen beide stellt.

Aber mehr als ihr Dazwischentreten vermag die Stimme Jesu, der an einer Tür erscheint und befiehlt: »Genug jetzt, Simon, schweige! Und, Mann, schweige ebenfalls!«

»Herr, dieser Wirt hat sich aufgedrängt und mich beleidigt.«

»Nazarener, ich wurde zuerst beleidigt.«

Ich, er, er und ich, jeder der beiden Schuldigen versucht die Schuld auf den anderen zu schieben. Jesus tritt ernst und ruhig vor.

»Ihr habt beide unrecht und du, Simon, mehr als er! Denn du kennst die Lehre der Liebe, der Vergebung, der Sanftmut, der Geduld und der Brüderlichkeit. Um nicht als Galiläer geringgeschätzt zu werden, muß man sich als Heiliger achtenswert machen, und du, Mann, wenn du glaubst, besser als die anderen zu sein, dann lobe Gott und werde *noch* besser. Vor allem beschmutze deine Seele nicht mit verlogenen Anklagen. Meine Jünger verraten nicht und drängen sich nicht auf.«

»Bist du dessen sicher, Nazarener? Warum sind denn die vier gekommen, um mich zu fragen, ob du hier wärest, wer mit dir sei und vieles andere mehr?«

»Wer? Was? Wer sind sie? Wo sind sie?« Die Apostel eilen herbei und vergessen, daß sie sich einem nähern, der mit dem Blut eines Schweines befleckt ist, von dem sie sich zuvor entsetzt fernhielten.

»Kehrt zu euren Aufgaben zurück! Du, Misaze, bleibe!«

Die Apostel gehen in den Raum, aus dem Jesus gekommen ist, und im Hof stehen sich nur Jesus und der Wirt gegenüber. Einige Schritte von Jesus entfernt beobachtet der Kaufmann verblüfft die Szene.

»Antworte, Mann, und sei aufrichtig! Verzeihe, wenn das Blut die Zunge eines meiner Jünger vergiftet hat. Wer sind jene vier und was haben sie gefragt?«

»Wer sie sind, weiß ich nicht genau. Aber gewiß Schriftgelehrte

und Pharisäer von der anderen Seite. Wer sie hierher gebracht hat, weiß ich nicht. Ich habe sie nie gesehen. Aber sie wissen gut über dich Bescheid. Sie wissen, woher du kommst, wohin du gehst, mit wem du zusammen bist ... Doch sie wollten dies von mir bestätigt haben. Nein! Man kann mich anklagen, ein Schurke zu sein, aber ich kenne mein Handwerk. Ich kenne niemanden, sehe nichts und weiß nichts, das gilt selbstverständlich für die anderen, denn für mich weiß ich alles. Aber warum soll ich den anderen sagen, was ich weiß, und besonders diesen Scheinheiligen? Schurke, ich? Ja! Im Bedarfsfall unterstütze ich auch die Diebe. Du weißt es ja ... Aber ich könnte nicht entfernt daran denken, dir die Freiheit, die Ehre und das Leben zu rauben. Sie aber – ich will nicht mehr Fara des Ptolemäus sein, wenn das nicht wahr ist – sie stellen dir nach, um dir Böses anzutun. Und wer schickt sie uns? Vielleicht einer von Peräa oder von der Dekapolis? Vielleicht einer von Trachonitis oder Gaulanitis oder Auranitis? Nein! Entweder kennen wir dich nicht, oder wenn wir dich kennen, dann achten wir dich als einen Gerechten, wenn wir nicht an dich als einen Heiligen glauben. Wer hat sie also gesandt? Einer von deinen Freunden vielleicht, denn sie wissen zuviel ... «

»Meine Karawane zu kennen, ist nicht schwer ... « sagt Misaze.

»Nein, Kaufmann! Ich spreche nicht von dir, sondern von den anderen, die mit Jesus sind. Ich weiß nichts und will nichts wissen. Ich sehe nichts und will nichts sehen. Doch ich sage dir: wenn du weißt, daß du schuldig bist, dann Sorge vor; wenn du weißt, daß du verraten wirst, dann nimm dich in acht.«

»Ich bin weder schuldig, Mann, noch bin ich verraten worden. Fest steht aber, daß Israel mich nicht versteht. Doch du, woher weißt du von mir?«

»Durch einen Knaben, einen Taugenichts, der in ganz Bozra und Arbela von sich reden machte. Hier, weil er kam, um seine Sünden zu begehen, dort, weil er seine Familie entehrte. Danach hat er sich bekehrt. Er ist ehrbarer als ein Gerechter geworden, und jetzt ist

er als Jünger unter deinen Jüngern und wartet auf dich in Arbela, um dir mit Vater und Mutter zu huldigen. Er erzählt allen, daß du durch das Gebet seiner Mutter sein Herz gewandelt hast. Philippus des Jakob heißt er, und wenn diese Gegend je heilig werden sollte, so ist es sein Verdienst. Wenn in Bozra jemand ist, der an dich glaubt, so ist es seinetwegen.«

»Wo befinden sich nun die Schriftgelehrten, die gekommen sind?«

»Ich weiß es nicht. Sie sind weggegangen, weil ich gesagt habe, daß hier kein Platz für sie sei. Ich hatte genügend Platz. Aber ich wollte keine Schlangen in der Nähe der Taube beherbergen. Sie sind bestimmt noch in der Gegend. Sei vorsichtig!«

»Ich danke dir, Mann. Wie heißt du?«

»Fara. Ich habe meine Pflicht getan, erinnere dich meiner.«

»Ja, und du, erinnere dich an Gott, und verzeih meinem Simon, denn große Liebe zu mir macht ihn manchmal blind.«

»Macht nichts, auch ich habe ihn beleidigt ... Aber es tut weh, beschimpft zu werden. Du beleidigst nicht ... «

Jesus seufzt ... Dann sagt er: »Willst du dem Nazarener helfen?«

»Wenn ich kann ... «

»Ich würde gern in diesem Hof sprechen ... «

»Ich werde dich reden lassen. Wann?«

»Zwischen der sechsten und der neunten Stunde.«

»Geh ruhig deines Weges. Bozra wird erfahren, daß du sprechen wirst, dafür Sorge ich.«

»Gott möge es dir vergelten«, und Jesus schenkt ihm ein Lächeln, das schon ein Lohn ist. Dann kehrt er in den Raum zurück, in dem er sich vor dem Zwischenfall aufgehalten hatte.

Alexander Misaze sagt: »Meister, lächle auch mir so zu ... Auch ich will gehen und den Bürgern sagen, daß sie kommen sollen, den anzuhören, der die Güte selbst ist. Ich kenne viele. Leb wohl!«

»Auch dir möge es Gott vergelten«, sagt Jesus und lächelt ihm zu. Dann betritt er den Raum. Die Frauen sind um Maria geschart, deren Antlitz traurig ist und die sich sofort erhebt, um dem Sohn

entgegentreten. Sie sagt nichts, aber alles an ihr ist eine Frage. Jesus lächelt ihr zu und antwortet ihr, indem er sich allen zuwendet: »Sorgt dafür, daß ihr um die sechste Stunde frei seid. Ich werde hier zu vielen Menschen reden. Nun geht alle, mit Ausnahme von Simon Petrus, Johannes und Erasmus; kündigt mich an und verteilt viele Almosen.«

Die Apostel gehen fort.

Petrus nähert sich langsam Jesus, der bei den Frauen steht, und fragt: »Warum nicht auch ich?«

»Wenn man zu impulsiv ist, bleibt man zu Hause. Simon, Simon! Wann wirst du endlich deine Liebe dem Nächsten schenken können! Jetzt ist sie eine Flamme, die nur für mich brennt; sie ist eine Klinge, gerade und hart, aber nur für mich. Sei sanftmütig, Simon des Jona!«

»Du hast recht, Herr! Deine Mutter hat mich schon zurechtgewiesen, wie nur sie es kann, ohne mir weh zu tun. Aber ihre Worte sind tief in mein Herz gedrungen. Daher ... tadle auch du mich, aber schau mich nicht mehr so traurig an.«

»Sei gut, sei gut ... Syntyche, ich möchte mit dir allein sprechen. Komm auf die Terrasse. Komm auch du, Mutter ... «

Auf der rustikalen Terrasse, die einen Flügel des Gebäudes einnimmt, geht Jesus in der warmen Sonne zwischen Maria und der Griechin langsam auf und ab und sagt: »Morgen werden wir uns für einige Zeit trennen. Von Arbela aus geht ihr Frauen, zusammen mit Johannes von En-Dor, in Richtung auf das Meer von Galiläa, und dann weiter bis nach Nazaret. Aber um euch nicht mit einem fast hilflosen Mann allein gehenzulassen, werden euch auch meine Brüder und Simon Petrus begleiten. Ich weiß schon jetzt, daß es etwas Unwillen geben wird wegen der Trennung. Aber Gehorsam ist die Tugend des Gerechten. Durch die Ländereien, die Chuza im Namen des Herodes verwaltet, kann Johanna eine Begleitung für den Rest des Weges bekommen. Dann könnt ihr die Söhne des Alphäus und Simon Petrus zurückschicken. Aber der eigentliche Grund, weshalb ich dich hier heraufgebeten habe, ist dieser: Ich wollte dir sagen,

Syntyche, daß ich für dich einen Aufenthalt im Haus meiner Mutter beschlossen habe. Sie weiß es schon. Mit dir werden auch Johannes von En-Dor und Margziam bei ihr sein. Bleibt frohen Mutes und bildet euch immer mehr in der Weisheit. Ich möchte, daß du dich viel um den armen Johannes kümmerst. Meiner Mutter sage ich das nicht, denn sie bedarf keiner Ratschläge. Du wirst Johannes verstehen und bemitleiden, und er kann dir viel Gutes tun, denn er ist ein erfahrener Lehrer. Dann werde ich kommen. Bald! Wir werden uns oft sehen, und ich hoffe, dich immer weiser in der Wahrheit zu finden. Ich segne dich ganz besonders, Syntyche. Dies ist mein Abschiedsgruß für dich. In Nazaret wirst du Liebe und Haß antreffen, wie überall. Aber in meinem Haus wirst du Frieden finden. Immer.«

»Nazaret wird nichts wissen und ich werde nichts beachten. Ich werde mich von der Wahrheit nähren, und die Welt wird mir nichts gelten, Herr.«

»Laß es dir wohl sein, gehe nur, Syntyche, und schweige vorerst darüber. Mutter, du weißt ... Ich vertraue dir diese meine teuersten Perlen an. Während wir unter uns im Frieden sind, Mutter, laß deinen Jesus sich an deinen Liebeserweisen stärken.«

»Wieviel Haß, mein Sohn!«

»Wieviel Liebe!«

»Wieviel Bitterkeit, mein lieber Jesus!«

»Wieviel Süßigkeit!«

»Wieviel Unverständnis, mein Geschöpf.«

»Wieviel Verständnis, Mutter!«

»Oh, mein Schatz, mein teurer Sohn!«

»Mutter, Freude Gottes und meine Freude! Mutter!«

Sie küssen sich und bleiben nebeneinander auf der Steinbank am Mäuerchen der Terrasse sitzen. Jesus hat die Mutter beschützend und liebevoll umarmt, und sie hat das Haupt an seine Schulter gelegt, ihre Hände in der seinen. Sie sind glücklich ... Die Welt ist fern ... begraben von Wogen der Liebe und Treue ...

336 Die Predigt und die Wunder in Bozra

... Die Welt ist auch so nahe mit ihren Wellen des Hasses, des Verrates, des Schmerzes, der Nöte, der Neugier. Wie die Wellen des Meeres im Hafen auslaufen, so gelangt das Volk in den Innenhof der Herberge von Bozra, den der Wirt, dessen Herz besser ist, als sein Gesicht es vermuten läßt, von Schmutz und Abfällen gereinigt hat. Viel Volk aus dem Ort und aus der Umgebung strömt herbei. Es sind Menschen darunter, die, nach ihrer Sprache zu schließen, von weither gekommen sind, von den Ufern des Sees oder von jenseits des Sees. Ortsnamen und Bruchstücke von schmerzlichen Begebenheiten entnehme ich den Gesprächen, die in Erwartung Jesu geführt werden: Gadara, Hippos, Gerasa, Gamala, Afek, Naïn, En-Dor, Jesreel, Magdala und Chorazin gehen von Mund zu Mund, und mit ihnen die Erzählungen über die Gründe dieser weiten Reisen.

»Als ich erfuhr, daß er sich jenseits des Jordan befindet, war ich entmutigt. Aber während ich dabei war, nach Jesreel zurückzukehren, sind Jünger gekommen; und sie haben uns, die wir in Kafarnaum warteten, gesagt: „Zu dieser Stunde ist er sicher jenseits von Gerasa. Verliert keine Zeit und geht nach Bozra oder nach Arbela“; so bin ich mit ihnen gekommen ... «

»Ich hingegen komme aus Gadara. Ich habe Pharisäer vorbeigehen sehen, die fragten, ob Jesus von Nazaret in der Gegend sei. Ich habe eine kranke Frau und habe mich ihnen angeschlossen. Gestern in Arbela habe ich erfahren, daß er zuerst nach Bozra kommen würde, und bin hierher geeilt.«

»Ich komme von Gamala dieses Kindes wegen. Eine rasende Kuh hat es mit dem Huf getroffen. Seht ... «, und er zeigt seinen Sohn, ganz verkrampft und unfähig, auch nur die Arme frei zu bewegen.

»Ich habe den meinigen gar nicht tragen können. Ich komme von Megiddo. Was sagt ihr? Wird er ihn mir auch von hier aus heilen?« seufzt eine Frau mit von Tränen geröteten Augen.

»Aber der Kranke sollte hier sein!«

»Nein, es genügt, Glauben zu haben!«

»Nein! Wenn er seine Hände nicht auflegt, wird man nicht geheilt. Auch seine Jünger machen es so.«

»Du hast einen langen Weg umsonst gemacht, Frau!«

Die Frau weint und sagt: »Oh, ich Unglückliche! Ich habe ihn fast sterbend zurückgelassen in der Hoffnung ... Nun wird er ihn nicht heilen, und ich werde ihn in der Sterbestunde nicht trösten können ... «

Eine andere Frau tröstet sie: »Glaube das nicht, Frau. Ich komme, um ihm zu danken, denn für mich hat er ein großes Wunder gewirkt, ohne den Berg zu verlassen, auf dem er sprach.«

»An welcher Krankheit litt dein Sohn?«

»Es war nicht der Sohn. Es war mein Mann, der wahnsinnig geworden war ... « und die beiden fahren fort, leise miteinander zu reden.

»Es ist wahr. Auch der Sohn der Mutter in Arbela wurde befreit, ohne daß der Meister ihn gesehen hatte«, sagt einer aus Arbela, und fährt fort mit seinen Nachbarn zu reden ...

»Macht Platz, habt Erbarmen! Platz!« schreien die Träger einer ganz zugedeckten Bahre.

Die Menge bahnt einen Weg, und die Bahre mit ihrer traurigen Last wird nach hinten getragen, wo man sie bei einem Strohhaufen niederlegt. Liegt wohl ein Mann oder eine Frau auf der Bahre? Wer weiß?

Es kommen zwei Pharisäer herein, aufgeblasen, gut aussehend und hochmütiger denn je. Sie bestürmen den armen Wirt wie zwei Irre und schreien ihn an: »Verfluchter Lügner! Warum hast du gesagt, daß er nicht da sei? Bist du sein Helfershelfer? Verhöhnt du uns so, die Heiligen Israels, um wem den Vorzug zu geben ... ? Was weißt du schon, wer er ist? Was bedeutet er dir?«

»Wer er ist? Er ist das, was ihr nicht seid. Aber ich habe nicht gelogen. Er traf wenige Stunden nach eurer Ankunft hier ein, und er hat sich nicht verborgen, und auch ich verberge ihn nicht. Aber da ich

hier der Herr bin, sage ich euch: „Hinaus aus meinem Haus!“ Man beleidigt hier den Nazarener nicht, habt ihr verstanden? Und wenn ihr die Worte nicht verstehen wollt, kann ich auch handgreiflich werden, ihr Schakale!«

Der kräftige Wirt scheint wirklich zur Tat übergehen zu wollen, so daß die beiden Pharisäer den Ton ändern und sich wie von einer Peitsche bedrohte Hunde benehmen.

»Aber wir suchen ihn, um ihm Ehre zu erweisen! Was glaubst du denn? Wir wurden nur wütend, weil wir dachten, ihn durch deine Schuld nicht sehen zu können. Wir wissen, wer er ist: der heilige und gesegnete Messias, zu dem den Blick zu erheben wir nicht würdig sind. Wir sind Staub, und er ist die Herrlichkeit Israels. Führe uns zu ihm. Unsere Seele brennt danach, sein Wort zu hören.«

Der Wirt versteht es wunderbar, die Pharisäer nachzumachen, und sagt: »Oh, schau! Wie konnte ich nur annehmen, daß es nicht so sei, ich, der ich doch den Ruf der Pharisäer bezüglich Gerechtigkeit vom Hörensagen kenne? Gewiß, ihr seid gekommen, ihm zu huldigen! Ihr brennt vor Sehnsucht, dies zu tun. Ich will hingehen und es ihm berichten. Ich gehe . . . Nein, zum Teufel! Du kommst nicht mit, und auch du nicht, sonst schleudere ich euch zu Boden, ihr alten giftigen Mumien. Ihr bleibt hier! Du hier, wo ich dich hinstelle, und du hier! Ich bedaure nur, daß ich euch nicht bis zum Hals in die Erde schlagen kann, um mich eurer als Pfahl zu bedienen und die Schweine daran festzubinden, wenn ich sie schlachte.« Er setzt seine Worte auch gleich in die Tat um, indem er zuerst den einen der eingeschüchterten Pharisäer an den Schultern packt, ihn in die Höhe hebt und dann so heftig zu Boden stellt, daß er bis zu den Knöcheln in der Erde stecken würde, wenn der Boden nicht so hart wäre. Aber der Boden ist hart, und der Pharisäer bleibt nach der gewaltigen Erschütterung so erstarrt stehen, als wäre er eine Puppe. Dann nimmt der Wirt den anderen, obwohl dieser ziemlich beleibt ist, hebt ihn in die Höhe und stellt ihn mit der gleichen Wut nieder, und da dieser reagiert und sich losreißt, läßt er ihn nicht aufrecht stehen, sondern

stößt ihn nieder, daß er sitzen bleibt: ein Paket Fleisch und Stoff . . . Dann geht er weg und sagt ein häßliches Wort, das sich aber im Gemjammer der beiden und im Gelächter der anderen verliert. Er geht durch einen Flur und über einen kleinen Hof, nimmt eine Leiter, steigt auf einen Balkon und gelangt von dort in einen großen Raum, wo Jesus mit den Seinen und dem Kaufmann das Mahl beendet.

»Zwei von den vier Pharisäern sind schon angekommen. Richte dich danach. Vorläufig habe ich mit ihnen abgerechnet. Sie wollten hinter mir herkommen, aber ich habe nicht gewollt. Sie sind jetzt unten im Hof inmitten vieler, vieler Kranker und sonstiger Leute.«

»Ich komme sofort. Danke, Fara! Geh nur.«

Alle stehen auf. Doch Jesus gebietet den Jüngern und auch den Frauen, außer seiner Mutter, Maria des Klopas, Susanna und Salome, zu bleiben, wo sie sind. Da er den Schmerz sieht, der sich auf den Gesichtern der Ausgeschlossenen abzeichnet, sagt er: »Geht auf die Terrasse. Dort hört ihr mich auch.«

Er geht mit den Aposteln und den vier Frauen den gleichen Weg, den der Wirt gekommen ist, hinaus und betritt den großen Hof. Die Leute recken die Hälse, um zu sehen, und die Schlaun steigen auf Strohhaufen, auf abgestellte Wagen und auf den Rand der Wasserbecken . . .

Die beiden Pharisäer kommen ihm mit Verbeugungen entgegen. Jesus grüßt sie mit seinem üblichen Gruß, als wären sie treue Freunde. Er bleibt jedoch nicht stehen, um ihre heuchlerischen Fragen zu beantworten: »So wenige seid ihr nur, und ohne Jünger? Haben sie dich also verlassen?«

Jesus antwortet im Vorbeigehen ernst: »Niemand hat mich verlassen. Ihr kommt von Arbela, wo ihr dem begegnet seid, der mir vorausgeht, und in Judäa seid ihr Judas des Simon, Thomas, Natanaël und Philippus begegnet.«

Der dicke Pharisäer wagt es nicht mehr, ihm zu folgen, und bleibt plötzlich, rot wie eine glühende Kohle, stehen. Der andere, etwas frecher, fährt hartnäckig fort: »Es ist wahr! Aber da wir wissen, daß

du deine getreuen Jünger und die Frauen bei dir hast, waren wir erstaunt, dich mit so wenigen anzutreffen. Wir wollten deine neuen Errungenschaften sehen, um dich dazu zu beglückwünschen«, und lacht höhnisch.

»Meine neuen Errungenschaften? Hier sind sie!« Jesus macht eine Geste und deutet auf die Menge, die hauptsächlich aus der Gegend von Bozra stammt. Dann beginnt er zu reden, ohne den Pharisäern Zeit zu einer Antwort zu lassen.

»Es haben mich jene aufgesucht, die mich früher nicht suchten. „Hier bin ich! Hier bin ich!“ sagte ich zu einem Volk, das meinen Namen nicht angerufen hat. Ehre sei dem Herrn, der die Wahrheit spricht durch den Mund der Propheten! Wahrlich, wenn ich diese Menge betrachte, die mich umringt, lobe ich den Herrn, denn ich sehe die Versprechen erfüllt, die der Ewige mir gemacht hat, als er mich in die Welt sandte. Die Versprechen, die ich selbst mit dem Vater und dem Geist in den Gedanken, auf den Lippen und in den Herzen der Propheten entzündet habe, jene Versprechen, die ich schon kannte, bevor ich Fleisch war, und die mich ermutigt haben, Fleisch anzunehmen. Sie stärkten mich. Ja, sie trösteten mich über allen Haß, Groll, Zweifel und über alle Lügen hinweg. Es haben mich die aufgesucht, die früher nicht nach mir fragten, und es haben mich die gefunden, die mich früher nicht suchten. Warum das, da doch jene, denen ich die Hand entgegengestreckt und gesagt habe: „Hier bin ich“, mich zurückgewiesen haben? und doch kannten sie mich, während diese mich nicht kannten. Ja, also?

Hier ist der Schlüssel zum Geheimnis. Nichtwissen ist keine Schuld, aber Verleugnung ist Schuld. Zu viele unter denen, die von mir wissen und denen ich die Hand entgegengestreckt habe, haben mich verleugnet, als ob ich ein Bastard oder ein Dieb oder ein verderbenbringender Teufel wäre, denn durch ihren Stolz haben sie den Glauben ausgelöscht und sich verirrt auf den schlechten, krummen, sündhaften Wegen und haben den Weg verlassen, den ihnen meine Stimme weist. Die Sünde ist auf den Tellern, in den Betten, in den

Herzen und in den Köpfen dieses Volkes, das mich zurückstößt und das überall seine eigene Unreinheit widergespiegelt sieht, selbst in mir, und sein Haß vertieft sich noch mehr, so daß es zu mir sagt: „Entferne dich, du Unreiner.“

Was wird dann der sagen, der in seinem schönen, rot gefärbten Gewand kommt und in der Größe seiner Kraft einherschreitet? Wird er erfüllen, was Jesaja sagt, und nicht schweigen, sondern in ihren Schoß ergießen, was sie verdienen? Nein! Zuerst muß er seine Kelter treten, ganz allein, von allen verlassen, um den Wein der Erlösung zu bereiten, den Wein, der die Gerechten berauscht, um aus ihnen Selige zu machen, den Wein, der die Schuldigen berauscht, um ihre gotteslästerliche Macht zu zerstören. Ja, mein Wein, der jetzt Stunde für Stunde an der Sonne der Ewigen Liebe heranreift, wird Verderbnis und Rettung für viele sein, wie es in einer Prophezeiung gesagt ist, die noch nicht geschrieben wurde, aber hinterlegt ist im Felsen ohne Spalt, aus dem der Weinstock, der den Wein des ewigen Lebens gibt, entsprungen ist.

Versteht ihr mich? Nein! Ihr versteht mich nicht, o ihr Gelehrten Israels, aber es ist nicht wichtig, daß ihr mich versteht. Auf euch steigt die Finsternis herab, von der Jesaja spricht: „Sie haben Augen und sehen nicht. Sie haben Ohren und hören nicht.“ Ihr schirmt mit eurem Neid das Licht ab, auf daß man sagen kann: Das Licht ist von der Finsternis zurückgewiesen worden, und die Welt hat es nicht erkennen wollen.

Ihr aber, frohlockt! Ihr, die ihr in Finsternis weilend, an das Licht zu glauben verstanden habt, das euch angekündigt wurde, ihr, die ihr euch nach ihm gesehnt habt, die ihr es gesucht und gefunden habt. Frohlocke, o Volk der Gläubigen, das du über Berge, Flüsse, Täler und Seen zum Heil gekommen bist, ohne die Mühe des weiten Weges zu scheuen. So wirst du auch den anderen, den geistigen Weg gehen, der dich, o Volk von Bozra, aus dem Dunkel der Unwissenheit zum Licht der Weisheit führen wird.

Frohlocke, du Volk der Hauraniter! Frohlocke in der Freude der

Erkenntnis! Wahrlich, auch von dir und deinen Nachbarvölkern ist gesagt, was der Prophet singt, daß sich eure Kamele und Dromedare auf den Wegen von Naftali und Sebulon in Massen drängen werden, um den wahren Gott anzubeten und um seine Knechte zu sein, im heiligen und süßen Gesetz, das nichts weiter auferlegt, um göttliche Vaterschaft und ewige Seligkeit zu schenken, als die zehn Gebote des Herrn: den wahren Gott mit seinem ganzen Wesen lieben und den Nächsten wie sich selbst; den Sabbat achten, ohne ihn zu entweihen; die Eltern ehren; nicht töten; nicht stehlen; keinen Ehebruch begehen; kein falsches Zeugnis ablegen; nicht nach des Nächsten Frau oder Hab und Gut verlangen. Oh, selig ihr, wenn ihr, von weitem kommend, jene übertreffen werdet, die im Haus des Herrn waren und es verlassen haben, angespornt von den zehn Geboten Satans: des Hasses gegen Gott, der Eigenliebe, der Verachtung des Gottesdienstes, der Härte gegen die Eltern, der Mordgier, der Seelenverderbnis, der Unzucht mit Satan, des falschen Zeugnisses, des Neides auf die Person und die Sendung des Wortes, und der schrecklichen Sünde, die in der Tiefe der Herzen, allzu vieler Herzen, gärt und heranreift.

Jubelt, ihr Dürstenden! Jubelt, ihr Hungernden! Jubelt, ihr Betrüben! Wart ihr verstoßen? Geächtet? Verachtet? Wart ihr fremd? Kommt und frohlocket! Jetzt seid ihr es nicht mehr. Ich gebe euch Haus, Güter, Vaterschaft und Vaterland. Den Himmel gebe ich euch. Folgt mir nach, der ich Retter und Erlöser bin! Folgt mir nach, der ich das Leben bin. Folgt mir nach, der ich der bin, dem der Vater keine Gnade verweigert! Frohlocket in meiner Liebe! Frohlocket! Damit ihr seht, daß ich euch liebe, euch, die ihr mich mit euren Schmerzen gesucht habt, euch, die ihr an mich geglaubt habt, noch bevor ihr mich gekannt habt; und damit dieser Tag zu einem wahren Freudentag werde, bete ich so: „Vater! Heiliger Vater! Über alle Wunden, Krankheiten, Ängste, Qualen, Gewissensbisse, über den entstehenden, den noch wankenden und den sich festigenden Glauben komme Heil, Gnade und Friede! Friede in meinem Namen! Gnade in

deinem Namen! Heil ob unserer gegenseitigen Liebe! Segne sie, o Heiligster Vater! Sammle und vereinige sie zu einer einzigen Herde, sie, die deine und meine verlorenen Söhne sind. Gib, daß wo ich sein werde, auch sie seien, eins mit dir, Heiliger Vater, mit dir, mit mir und mit dem göttlichen Geist.“«

Die wie eine Silbertrompete schallende Stimme Jesu erschüttert die Menge . . . Mit in Kreuzesform ausgebreiteten Armen, die Handflächen nach oben gerichtet und die Augen zum Himmel erhoben, bleibt Jesus einige Minuten schweigend stehen. Dann wendet er seine saphirblauen Augen vom Himmel auf den weiten Hof voller Menschen, die bewegt seufzen oder voller Hoffnung zittern. Er faltet die Hände und streckt sie nach vorne, und mit einem Lächeln, das ihn verklärt, hebt er zum letzten Ruf an: »Frohlocket, ihr, die ihr glaubt und hofft! Volk der Leidenden, auferstehe und liebe den Herrn, deinen Gott!«

Gleichzeitig sind alle Kranken vollständig geheilt. Ein allgemeines Freudengeschrei und ein Brausen von Stimmen jubelt dem Erlöser zu. Aus dem Hintergrund des Hofes, das Leintuch, mit dem sie bedeckt war, hinter sich herziehend, drängt sich eine Frau durch die Menge und fällt Jesus zu Füßen. Das Volk stößt nun einen Schrei des Entsetzens aus: »Maria, die aussätzigte Frau Joachims . . .« und sie entfliehen in alle Richtungen.

»Fürchtet euch nicht! Sie ist geheilt und auch die Berührung mit ihr kann euch nicht mehr schaden«, versichert Jesus. Dann wendet er sich zu der vor ihm Liegenden: »Erhebe dich, Frau! Deine große Hoffnung ist belohnt worden, man verzeiht dir die Unvorsichtigkeit deinen Brüdern gegenüber. Kehre nach den heilsamen Reinigungen nach Hause zurück.«

Die junge und noch schöne Frau weint, während sie sich erhebt. Jesus zeigt sie dem Volk, das nun wieder näherkommt, das Wunder bestaunt und seine Bewunderung durch Ausrufe kundgibt.

»Ihr Mann, der sie über alles liebte, hatte ihr einen Unterschlupf an der Grenze seines Besitzes erbaut und ging jeden Abend zu diesem abgelegenen Ort und brachte ihr weinend Nahrung . . .«

»Sie erkrankte ihrer Barmherzigkeit wegen, da sie einen Bettler pflegte, der seinen Aussatz verschwiegen hatte.«

»Aber wie ist die gute Maria denn hierhergekommen?«

»Auf der Bahre dort. Warum haben wir übersehen, daß zwei Diener Joachims sie getragen haben?«

»Sie sind auf die Gefahr hin gekommen, dafür gesteinigt zu werden.«

»Ihre Herrin! Sie lieben sie mehr als sich selbst . . . «

Jesus gibt ein Zeichen, und alle schweigen. »Ihr seht, wie Liebe und Güte Wunder und Freude erzeugen. Lernt also, gut zu sein. Geh nun, Frau! Niemand wird dir Böses tun. Der Friede sei mit dir und mit deinem Haus.« Die Frau verläßt den Hof, gefolgt von den Dienern, die die Bahre im Hof verbrannt haben, und von vielen anderen Menschen.

Jesus entläßt die Menge, nachdem er einige angehört hat, und zieht sich mit den Seinen ins Haus zurück.

»Welche Worte, Meister!«

»Wie warst du verklärt!«

»Welche Stimme!«

»Und welche Wunder!«

»Hast du gesehen, wie die Pharisäer geflohen sind?«

»Sie sind schon nach den ersten Worten wie zwei grüne Eidechsen davongeschlichen. Jene von Bozra und den umliegenden Ortschaften werden ein strahlendes Andenken an dich bewahren . . . «

»Mutter, und was sagst du?«

»Ich segne dich, mein Sohn! Für mich und für alle.«

»Dein Segen wird mich begleiten, bis wir uns wiederfinden.«

»Warum sagst du das, Herr? Werden uns die Frauen verlassen?«

»Ja, Simon! Alexander wird in der ersten Morgendämmerung nach Aera abreisen. Wir werden ihn bis zur Straße nach Arbela begleiten und uns dann von ihm trennen. Es wird schmerzlich sein, glaube es mir, Alexander Misaze, der du ein so höflicher Führer des Pilgers gewesen bist. Ich werde deiner stets gedenken, Alexander!«

Der Alte ist gerührt. Er steht mit über der Brust gekreuzten Armen ein wenig gebeugt, in orientalischer Grußhaltung, vor Jesus. Aber auf diese Worte erwidert er: »Vor allem gedenke meiner, wenn du in deinem Reich sein wirst.«

»Verlangst du danach, Misaze?«

»Ja, mein Herr!«

»Auch ich möchte etwas von dir.«

»Was, Herr? Wenn ich kann, werde ich es dir geben! Selbst wenn es das Kostbarste wäre, was ich besitze.«

»Es ist das Wertvollste. Deine Seele will ich. Komm zu mir. Ich habe dir schon zu Beginn der Reise gesagt, daß ich hoffe, dir am Schluß ein Geschenk machen zu können. Das Geschenk ist der Glaube! Glaubst du an mich, Misaze?«

»Ich glaube, Herr.«

»Dann heilige deine Seele, auf daß der Glaube für dich nicht ein nutzloses Geschenk sei oder dir sogar zum Schaden gereiche.«

»Meine Seele ist alt. Aber ich will mich bemühen, sie zu erneuern. Herr, ich bin ein alter Sünder, aber sprich mich los und segne mich, damit ich von jetzt an ein neues Leben beginne. Ich werde deinen Segen mitnehmen als das beste Geleit auf meinem Weg zu deinem Reich ... Werden wir uns nie wiedersehen, Herr?«

»Nie mehr auf dieser Erde. Aber du wirst von mir hören und noch tiefer glauben, denn ich werde dich nicht ohne die Frohe Botschaft lassen. Leb wohl, Misaze! Morgen werden wir wenig Zeit haben, uns zu verabschieden. Wir wollen es jetzt tun, bevor wir zum letztenmal miteinander speisen.«

Er umarmt und küßt ihn. Auch die Apostel und die Jünger tun es. Die Frauen verabschieden sich mit einem einzigen gemeinsamen Gruß. Aber Misaze kniet fast vor Maria nieder und sagt: »Dein Licht des reinen Morgensternes möge in meinen Gedanken bis zum Tod leuchten!«

»Bis zum ewigen Leben, Alexander! Liebe meinen Sohn, so wirst du mich lieben, und ich werde dich lieben!«

Simon Petrus fragt: »Gehen wir denn von Arbela nach Aera? Ich habe Angst, daß uns schlechtes Wetter überraschen wird. Es ist sehr neblig ... Schon seit drei Tagen haben wir im Morgengrauen und bei Sonnenuntergang Nebel ... «

»Hast du nicht gemerkt, daß wir weit hinabgestiegen sind? Aber es ist so. Von morgen an werdet ihr auf die Berge der Dekapolis steigen und keinem Nebel mehr begegnen«, erklärt Misaze.

»Hinabgestiegen? Wann denn? Der Weg war doch eben ... «

»Ja, so schien es. Aber es war ein stetiger Abstieg. Ein allmählicher, so daß man es nicht bemerkte. Und über viele Meilen ... «

»Wann werden wir in Arbela ankommen?«

»Du, Jakobus und Judas ... in knapp einer Stunde«, sagt Jesus bestimmt.

»Ich ... Jakobus und Judas in knapp einer Stunde? Wohin gehe ich denn, wenn ich nicht bei euch allen bleibe?«

»Bis zu den Ländereien, deren Verwalter Chuza ist. Du wirst meine Mutter und die Frauen mit den anderen beiden dorthin begleiten. Dann werden sie mit den Dienern Johannas weitergehen, und ihr werdet zurückkehren und mich in Aera wieder einholen.«

»Oh, Herr! Du zürnst mir und bestrafst mich ... Welch einen Schmerz du mir doch bereitest, o Herr!«

»Simon, man fühlt sich bestraft, wenn man sich schuldig fühlt. Dieses Schuldbewußtsein muß schmerzen, nicht die Strafe an sich. Doch ich glaube nicht, daß es eine Strafe ist, meine Mutter und die Jüngerinnen auf dem Rückweg zu begleiten.«

»Aber wäre es nicht besser, wenn auch du mit uns kommen würdest?«

»Ich habe versprochen, dorthin zu gehen, und ich gehe.«

»Dann werde auch ich mitkommen.«

»Du gehorchst, wie dies auch meine Brüder widerspruchslos tun.«

»Und wenn du den Pharisäern begegnest?«

»Dann wärest du gewiß nicht der Geeignetste, um sie zu bekehren. Aber gerade, weil ich sie dort treffe, will ich, daß du, Jakobus und

Judas uns noch vor Arbela mit den Frauen, Johannes von En-Dor und Margziam verläßt.«

»Ach so ... Ich verstehe! Also gut.«

Jesus wendet sich den Frauen zu, segnet eine nach der anderen und gibt jeder die passenden Ratschläge.

Magdalena fragt, während sie die Füße ihres Erlösers küßt: »Werde ich dich noch vor der Rückkehr nach Betanien wiedersehen?«

»Ohne Zweifel, Maria! Im Etanim werde ich am See sein.«

337 Der Abschied von den Jüngerinnen

Die Aufmerksamkeit Misazes offenbart sich am nächsten Morgen während der ersten Kilometer des Weges: er hat die Lasten auf den Kamelen so anordnen lassen, daß sie eine bequeme Liege für unerfahrene Reiter abgeben. Es ist lustig zu sehen, wie zwischen Bündeln und Kisten braune oder blonde Köpfe von Männern mit bis zu den Ohren reichenden Haaren und die zu Haarknäueln gebundenen Zöpfe unter den Schleiern der Frauen hervorschauen. Immer wieder weht ein Luftzug, den die schnelle Gangart der Kamele verursacht, die Schleier nach hinten, und die goldfarbenen Haare Maria Magdalenas oder die zartblonden der seligsten Jungfrau glänzen in der Sonne, während die dunklen oder fast schwarzen Köpfe Johanas, Syntyches, Martas, Marcellas, Susannas und Saras Reflexe von Indigo oder dunkler Bronze annehmen. Die grauen Häupter Elisas, Salomes und Maria des Klopas' scheinen unter der hellen, wärmenden Sonne mit Silber bestäubt zu sein.

Die Männer reiten auf dem neuen Transportmittel wacker voran, und Margziam lacht glücklich. Wenn man sich umwendet und Bozra mit seinen Türmen, den hohen Häusern und seinem Straßengewirr in der Tiefe erblickt, wird man gewahr, daß der Kaufmann recht hatte. Leichte Hügel zeigen sich in nordwestlicher Richtung, und an ihrem Fuße verläuft der Weg nach Aera. Dort hält die Karawane an, um die Pilger absteigen zu lassen und sich von ihnen zu trennen.

Die Kamele knien mit lautem Geknurre nieder, das mehr als eine Frau aufschreien läßt. Ich sehe nun, daß die Frauen zur Sicherheit mit Gurten an den Sätteln festgebunden waren. Sie steigen etwas benommen von dem Geschaukel, aber ausgeruht herunter.

Auch Misaze, der Margziam bei sich auf dem Sattel hatte, steigt ab, und während die Kameltreiber die Lasten in gewohnter Weise verteilen, nähert er sich Jesus zu einem letzten Abschiedsgruß.

»Ich danke dir, Misaze! Du hast uns viel Mühe und Zeit erspart.«

»Ja. Mehr als zwanzig Meilen haben wir in kurzer Zeit zurückgelegt. Die Kamele haben lange Beine, wenn ihr Gang auch nicht sehr angenehm ist. Ich hoffe, daß die Frauen dabei nicht zu sehr gelitten haben.«

Die Frauen versichern alle, daß sie wohl ausgeruht sind und keine Schmerzen haben.

»Nun seid ihr sechs Meilen von Arbela entfernt. Der Himmel möge euch begleiten und euch einen angenehmen Weg schenken. Auf Wiedersehen, mein Herr! Erwinnere dich meiner.« Misaze küßt die Füße Jesu und besteigt dann wieder sein Kamel. Sein „Krrr, Krrr“ läßt die Kamele aufstehen, und die Karawane eilt im Galopp in Staubwolken auf der ebenen Straße davon.

»Ein guter Mensch! Wir haben blaue Flecken bekommen, doch unsere Füße haben sich ausgeruht. Welche Stöße! Schlimmer als ein stürmischer Nordwind auf dem See! Ihr lacht? Ich hatte keine Kissen wie die Frauen. Es lebe mein Boot! Es ist immer noch das sauberste und sicherste Transportmittel. Nun wollen wir unsere Säcke auf den Rücken nehmen und losmarschieren.«

Es entsteht ein wahrer Wettstreit. Jeder will sich die größte Last aufladen. Aber die, die bei Jesus bleiben, gewinnen, also Matthäus, der Zelote, Jakobus, Johannes, Ermastheus und Timoneus, die alles an sich nehmen, um die drei zu schonen, die mit den Frauen gehen, oder besser die vier, denn auch Johannes von En-Dor ist unter ihnen. Doch seine Hilfe ist infolge seiner schwachen Gesundheit nur gering.

Einige Kilometer sind rasch zurückgelegt. Nachdem sie die Höhe des sanften Hügels erreicht haben, der nach Westen einen Windfang bildet, tut sich vor ihnen eine fruchtbare Ebene auf, umgeben von einem Hügelkranz, in dessen Mitte sich ein langgezogener, alleinstehender Hügel befindet. In der Ebene liegt eine Stadt: Arbela.

Sie gehen hinab und sind bald unten angelangt. Nachdem sie noch eine kurze Strecke zurückgelegt haben, bleibt Jesus stehen und sagt: »Jetzt ist die Stunde des Abschieds gekommen. Wir wollen zusammen essen und uns dann trennen. Das ist der Scheideweg nach Gadara. Ihr müßt diesen Weg einschlagen. Es ist der kürzeste, und so werdet ihr, noch bevor der Abend hereinbricht, in dem Gebiet sein, das Chuza verwaltet.«

Die Begeisterung ist nicht sehr groß . . . Doch sie gehorchen. Während sie essen, sagt Margziam: »Nun ist es auch Zeit, daß ich dir diese Börse gebe. Ich habe sie vom Kaufmann bekommen, als ich bei ihm im Sattel saß. Er hat mir gesagt: „Gib sie Jesus, bevor du dich von ihm trennst, und sage ihm, daß er mich lieben soll, wie er dich liebt.“ Da ist sie. Sie hat mich unter dem Gewand gedrückt. Sie scheint voller Steine zu sein.«

»Laß sehen, laß sehen! Geld wiegt schwer.«

Alle sind neugierig. Jesus löst die Lederriemen, die die Tasche aus Gazellenleder, wie mir scheint, zusammenhalten, und schüttet den Inhalt auf seinen Schoß. Geldstücke rollen heraus. Aber das ist das Wenigste. Viele Säckchen aus feinstem Byssus kommen zum Vorschein: kleine, mit Faden zugebundene Säckchen. Leuchtende Farben schimmern durch das feine Linnen, und die Sonne scheint ein Feuerchen in diesen Bündeln zu entzünden, als wären es glühende Kohlen unter einem Schleier von Asche.

»Was ist das? Was ist das? Mach auf, Meister!«

Alle sind über Jesus gebeugt, der sehr ruhig den Knoten des ersten Bündelchens löst: noch ungeschliffene Topase verschiedener Größe glänzen in der Sonne. Ein anderes Bündelchen ist mit Rubinen gefüllt: Tropfen geronnenen Blutes. Ein anderes enthält kostbare Strah-

len grüner Smaragdsplitter, ein anderes himmelblaue Splitter reiner Saphire; ein anderes zarte Amethyste; eine anderes indigoviolette Berylle; ein weiteres schwarzglänzende Onyxen ... und so weiter: zwölf Bündelchen. Im letzten, dem schwersten, das von Gold und Chrysolithen glitzert, ein kleiner Pergamentstreifen: »Für den Herrscherstab des wahren Hohepriesters und Königs.«

Der Schoß Jesu ist ein kleiner Rasen, auf dem leuchtende Blütenblätter verstreut sind ... Die Apostel tauchen die Hände in dieses Licht, das zu vielfarbiger Materie geworden ist. Sie sind sprachlos ... Petrus flüstert: »Wenn Judas von Kerijot hier wäre ... ?«

»Schweig! Es ist besser, daß er nicht da ist«, sagt Thaddäus entschieden.

Jesus bittet um ein Stück Stoff, um mit den Edelsteinen ein einziges Bündel zu machen, und während noch Bemerkungen fallen, denkt er nach.

Die Apostel sagen: »Dieser Mann muß sehr reich sein!« Und Petrus bringt alle zum Lachen, als er bemerkt: »Wir sind auf einem Thron von Edelsteinen geritten. Ich glaubte nicht, auf einem solchen Glanz zu sitzen. Wenn er nur etwas weicher gewesen wäre! Was wirst du damit tun?«

»Ich verkaufe sie für die Armen.« Er erhebt die Augen und schaut mit einem Lächeln zu den Frauen hin.

»Und wo findest du hier einen Juwelier, der dir diese Sachen abkauft?«

»Wo? Hier. Johanna, Marta und Maria, wollt ihr meinen Schatz kaufen?«

Die drei Frauen sagen ohne zu überlegen wie aus einem Mund: »Ja!« Doch Marta fügt hinzu: »Wir haben nur wenig Geld bei uns.«

»Ihr werdet es mir bei Neumond in Magdala geben.«

»Wieviel willst du haben, Herr?«

»Für mich nichts. Für meine Armen viel.«

»Gib her! Du wirst viel bekommen«, sagt Magdalena, nimmt die Börse und versteckt sie am Busen.

Jesus behält nur die Münzen zurück. Er steht auf und küßt die Mutter, die Tante, die Vettern, Petrus, Johannes von En-Dor und Margziam. Er segnet die Frauen und entläßt sie. Diese brechen auf und wenden sich immer wieder um, bis sie hinter einer Wegbiegung verschwinden.

Jesus geht mit den übrigen nach Arbela. Die Gruppe besteht nur noch aus acht Personen. Sie gehen eilends und schweigsam auf die immer näherrückende Stadt zu.

338 In Arbela

Schon als sie die erste Bewohnerin nach Philippus des Jakob fragen, stellen sie fest, wieviel der jugendliche Jünger gearbeitet hat. Die Befragte, eine kleine, runzlige Greisin, die mit Mühe einen gefüllten Wasserkrug trägt, richtet ihre durch das Alter eingefallenen Äuglein auf das schöne Antlitz des Johannes. Er hat sie mit einem so freundlichen: »Der Friede sei mit dir!« begrüßt, daß die Alte sogleich fragt: »Bist du der Messias?«

»Nein! Aber einer seiner Apostel. Der ist es, der da kommt.«

Die Alte stellt ihren Krug auf den Boden und geht mühsam in die angedeutete Richtung, um alsdann vor Jesus niederzuknien.

Johannes, der mit Simon vor dem Krug stehengeblieben ist, der beinahe umgefallen wäre und dabei fast die Hälfte seines Inhaltes verloren hat, lächelt dem Kameraden zu und sagt: »Es wäre gut, wenn wir den Krug nähmen und der Alten nachgehen würden.« Und er tut es, während sein Begleiter hinzufügt: »Ja, eine Gelegenheit, den großen Durst aller zu löschen. Wir alle sind durstig!«

Die Greisin weiß nicht recht, was sie sagen soll, als sie sie eingeholt haben, und immer wiederholt sie: »Schöner Sohn der heiligsten Mutter!« Auf den Knien trinkt sie mit den Augen die herrliche Gestalt Jesu, der lächelnd seinerseits wiederholt: »Steh auf, Mutter! Steh doch auf!« Johannes wendet sich der Greisin zu und sagt: »Wir haben dir deinen Krug genommen. Er ist fast umgefallen, und es ist

nur noch wenig Wasser darin. Aber wenn du erlaubst, werden wir das Wasser trinken und dir den Krug aufs neue füllen.«

»Ja, Kinder, ja! Es tut mir leid, daß ich nur Wasser für euch habe. Milch, wie ich sie in meiner Brust hatte, als ich meinen Judas nährte, möchte ich haben, um euch die süßeste Gabe, die es auf der Welt gibt, zu geben: Muttermilch! Wein möchte ich haben, den auserlesensten, um euch zu laben. Aber Marianna des Elischa ist alt und arm . . . «

»Dein Wasser ist für mich Wein und Milch, Mutter, denn es ist mit Liebe gegeben«, antwortet Jesus und trinkt als erster aus dem Krug, den Johannes ihm reicht. Dann trinken die anderen.

Die Alte, die sich endlich erhoben hat, schaut auf sie, als ob sie das Paradies betrachte, und da sie sieht, daß man, nachdem alle getrunken haben, den Rest des Wassers ausgießen will, um zum Brunnen zu gehen, der am Straßenende plätschert, stürzt sie sich auf den Krug, verteidigt ihn und sagt: »Nein, nein! Heiliger als geweihtes Wasser ist dieses, von dem Er getrunken hat. Ich werde es sorgfältig aufbewahren, um mich nach meinem Tod damit reinigen zu lassen.« Sie ergreift ihren Krug mit den Worten: »Den nehme ich mit nach Hause. Ich habe noch andere Krüge, die ich füllen kann. Aber zuerst komme du, Heiliger, damit ich dir das Haus des Philippus zeige.« Und sie trippelt rasch, wenn auch gebückt, davon, mit einem Lächeln auf dem runzligen Gesicht und Freude in den Äuglein. Sie geht mit einem Zipfel des Mantels Jesu zwischen den Fingern, als fürchte sie, er könne entfliehen, und verteidigt ihren Krug gegen das Drängen der Apostel, die ihr diese Last abnehmen möchten. Sie trippelt selig dahin und schaut dabei mit dem Blick eines Eroberers, der glücklich über seinen Sieg ist, auf die verlassene Straße und die verschlossenen Häuser von Arbela.

Endlich, als sie aus einer Seitenstraße in eine Hauptstraße gelangen, auf der viele Menschen sind, die sich nach Hause begeben, ruft sie: »Ich habe den Messias des Philippus bei mir. Geht und sagt überall Bescheid, zuerst im Haus des Jakob, damit sich alle vorberei-

ten, den Heiligen zu ehren.« Sie schreit so sehr, daß sie außer Atem kommt, doch sie weiß sich Gehör zu verschaffen. Arme, einfache, einsame, unbekannte Greisin, es ist ihre Stunde des Befehlens. Nun sieht sie eine ganze Stadt in Bewegung auf ihren Aufruf hin.

Jesus, viel größer als sie, lächelt ihr zu, wenn sie ihn hin und wieder anblickt, legt ihr eine Hand aufs Haupt und streichelt sie wie ein Sohn, was die alte Frau übergücklich macht.

Das Haus des Jakob liegt in einer Straße im Zentrum. Es ist offen und hell erleuchtet, und man sieht vom Tor aus eine lange Halle, in der sich Leute mit Lichtern bewegen, die festlich herauseilen, als sie Jesus auf der Straße entdecken: der jugendliche Jünger Philippus, dann die Mutter und der Vater, die Verwandten, die Diener und die Freunde.

Jesus bleibt stehen und beantwortet majestätisch den tiefen Gruß Jakobs, dann verneigt er sich vor der Mutter des Philippos, die ihm kniend huldigt, und läßt sie aufstehen, während er sie segnet und zu ihr sagt: »Sei immer glücklich über deinen Glauben!«

Darauf grüßt er den Jünger und einen anderen, der bei ihm ist.

Die alte Marianna läßt trotz alledem den Zipfel des Mantels nicht los und verläßt ihren Platz an der Seite Jesu nicht, bevor sie nicht die Vorhalle betreten haben. Dann seufzt sie: »Einen Segen, damit auch ich glücklich bin! Nun bist du hier . . . Ich werde in mein armes Haus zurückkehren, und die Freude ist zu Ende!« Wieviel Bedauern liegt in der alten Stimme!

Jakob, dem die Frau einige Worte zugeflüstert hat, sagt: »Nein, Marianna des Elischa. Bleibe auch du in meinem Haus, als ob du eine Jüngerin wärest. Bleibe bei uns, solange der Meister da ist, und sei mit uns glücklich.«

»Gott möge dich segnen, Mann! Du hast verstanden, was Nächstenliebe ist.«

»Meister, sie hat dich in mein Haus geführt. Du hast mir Gnade und Liebe erwiesen. Ich will dies nur vergelten, wenn auch in geringerem Maß im Vergleich zu dem, was ich von dir und von ihr

empfangen habe. Komm herein, kommt herein, mein Haus möge euch gastlich sein.«

Die Leute auf der Straße sehen sie eintreten und schreien: »Und wir? Wir wollen seine Worte hören.«

Jesus wendet sich um: »Es ist Nacht. Ihr seid müde. Bereitet eure Seele durch eine heilige Ruhe vor, und morgen werdet ihr die Stimme Gottes hören. Mein Friede und mein Segen seien mit euch.« Das Tor schließt sich und verbirgt das Glück dieses Hauses.

Jakobus des Zebedäus macht den Herrn auf etwas aufmerksam, während sie sich von der Reise reinigen: »Vielleicht wäre es besser, sofort zu sprechen und bei Sonnenaufgang abzureisen. Die Pharisäer sind in der Stadt. Philippus hat es mir gesagt. Sie werden dich belästigen.«

»Die, die sie belästigen könnten, sind weit entfernt. Die Unannehmlichkeiten, die sie mir bereiten können, sind belanglos. Die Liebe hebt sie auf.«

Am folgenden Morgen. Die Angehörigen des Philippus und die Apostel kommen feierlich aus dem Haus, die Alte hinterher. Die Begegnung mit den Leuten von Arbela, die geduldig warten, findet statt. Dann begeben sich alle zum Hauptplatz, wo Jesus zu sprechen beginnt.

»Im achten Kapitel des zweiten Buches Esra lesen wir: „Als der siebte Monat gekommen war ...“ (Jesus sagt mir: „Füge nichts weiter hinzu. Ich wiederhole den Text des Buches.“)

Wann sagt man, daß ein Volk heimkehrt? Wenn es zu den Ländereien seiner Väter zurückkehrt. Ich komme, um euch in die Ländereien eures Vaters, in das Reich des Vaters zurückzuführen. Ich kann es, denn dazu bin ich gesandt worden. Ich komme, euch in das Reich Gottes zu führen, und darum ist es recht, euch mit den durch Serubbabel nach Jerusalem, der Stadt des Herrn, Zurückgeführten zu vergleichen, und es ist recht, mit euch zu verfahren wie Esra, der Schreiber, es mit dem Volk tat, als es von neuem in den hei-

ligen Mauern versammelt war. Denn eine Stadt wiederaufzubauen und sie dem Herrn zu weihen, aber die Seelen nicht wiederaufzubauen, die ebenso vielen kleinen Städten Gottes gleichen, ist eine Torheit ohnegleichen.

Wie aber kann man diese kleinen geistigen Städte wiederaufbauen, die aus so vielen Gründen verfallen sind? Welche Materialien soll man verwenden, um sie fest, schön und dauerhaft zu gestalten?

Den Grundstoff bilden die Gebote des Herrn, die Zehn Gebote, und ihr kennt sie, weil Philippus, euer Sohn und mein Jünger, sie euch in Erinnerung gerufen hat. Die beiden heiligsten unter den heiligen Geboten sind: „Liebe Gott mit deinem ganzen Sein. Liebe den Nächsten wie dich selbst.“ Sie sind eine Zusammenfassung des Gesetzes, und sie verkündige ich, denn mit ihnen wird das Reich Gottes sicher erobert. In der Liebe findet man die Kraft, sich heilig zu bewahren oder heilig zu werden, die Kraft der Verzeihung, die Kraft des Heldentums in den Tugenden. Alles findet man in der Liebe.

Nicht die Furcht ist es, die rettet. Die Furcht vor dem Gericht Gottes, die Angst vor den Strafen der Menschen, die Furcht vor Krankheiten. Die Furcht ist nie aufbauend. Sie zerbröckelt, zersetzt, verwüstet und zerstört. Die Furcht führt zur Verzweiflung und zur Arglist, um das Böse zu verdecken. Sie führt dazu, daß man etwas befürchtet, obwohl die Befürchtung überflüssig ist, da man das Böse schon in sich hat. Wer denkt, solange er gesund ist daran, klug zu handeln und den Körper zu schonen? Niemand. Aber sobald uns das erste Fieber schüttelt oder ein Fleck auf der Haut erscheint, der unreine Krankheiten vermuten läßt, kommt die Furcht, um die Qual der Krankheit noch zu steigern, um noch weitere zersetzende Kräfte im Körper, den die Krankheit schon verzehrt, zu bilden.

Die Liebe hingegen ist konstruktiv. Sie baut auf, befestigt, hält zusammen, bewahrt. Die Liebe bringt Hoffnung auf Gott. Die Liebe verscheucht die Übeltaten. Die Liebe führt den Menschen zur Klugheit seinem eigenen Körper gegenüber; denn der Mensch ist nicht

der Mittelpunkt des Universums, wie die Egoisten glauben und entsprechend handeln, da sie nur einen Teil ihrer selbst lieben: den unedleren, zum Nachteil des Unsterblichen und Heiligen; aber der Mensch soll seinen Körper gesund erhalten, bis es Gott anders gefällt, damit er sich selbst, seinen Verwandten, seiner eigenen Stadt und der ganzen Nation nützlich erweise. Es ist unvermeidlich, daß Krankheiten entstehen. Es ist auch nicht gesagt, daß jede Krankheit ein Beweis für Laster oder Strafe sei.

Es gibt heilige Krankheiten, die der Herr seinen Gerechten schickt, weil in der selbstsüchtigen Welt, die nur das Vergnügen kennt, Heilige sein müssen, die, wie die Geiseln im Krieg, zur Rettung anderer bestimmt sind. Diese müssen mit ihrer Person bezahlen, damit durch ihre Leiden die Schuld gesühnt werde, die die Welt täglich auf sich lädt und die die Menschheit schließlich zusammenbrechen lassen und unter ihrem Fluch begraben würde. erinnert ihr euch des alten Mose, der betete, während Josua im Namen des Herrn kämpfte? Ihr müßt bedenken, daß der, der heiligmäÙig leidet, dem grausamsten Krieger, der auf der Welt in der Gestalt von Menschen und Völkern verborgen ist, Satan, dem Seelenmörder, dem Ursprung alles Bösen, die größte Schlacht liefert. Doch wie verschieden sind die heiligen Krankheiten, die Gott schickt, von jenen, die das Laster einer sündhaften, sinnlichen Liebe mit sich bringt! Die ersten sind Beweise der wohlmeinenden Liebe Gottes, die zweiten Beweise der satanischen Verderbnis.

Man muß lieben, um heilig zu sein, denn die Liebe schafft, bewahrt und heiligt.

Auch ich sage euch mit der Verkündung dieser Wahrheit, wie Nehemia und Esra: „Dieser Tag ist dem Herrn, unserem Gott, geweiht. Seid nicht traurig und weint nicht.“

Denn jede Trauer schwindet, wenn man den Tag des Herrn feiert. Der Tod verliert seine Bitterkeit, denn der Verlust eines Kindes, eines Gatten, eines Vaters, einer Mutter oder eines Bruders führt nur zu einer vorübergehenden und begrenzten Trennung. Einer vorüber-

gehenden, denn durch unseren Tod hat sie ein Ende, und begrenzt ist sie, weil die Trennung sich auf den Körper und auf die Sinne beschränkt. Die Seele verliert nichts durch den Tod des dahingeschiedenen Verwandten, denn die Seele des Verstorbenen besitzt uns sogar mehr und kann besser über uns wachen, als ihr das früher möglich war, als sie vom Gefängnis des Körpers aus liebte.

Ich sage euch wie Nehemia und Esra: „Gehet hin und eßt fettes Fleisch und trinket süßen Wein und gebt jenen, die nichts haben, zu essen, denn der dem Herrn heilige Tag ist gekommen, und niemand soll an diesem Tag Not leiden. Seid nicht betrübt, denn die Freude des Herrn, der unter euch ist, ist die Kraft dessen, der die Gnade des Allerhöchsten, des Herrn, in den eigenen Mauern und im eigenen Herzen empfängt.“

Ihr könnt keine Zelte mehr errichten, denn ihre Zeit ist vorüber. Doch errichtet sie geistigerweise in euren Herzen. Besteigt den Berg, das heißt: strebt nach Vollkommenheit. Pflückt Zweige vom Ölbaum, von der Myrte, der Palme, der Eiche, vom Ysop und von jeder schönen Pflanze. Zweige der Tugenden des Friedens, der Reinheit, des Heroismus, der Abtötung, der Stärke, der Hoffnung, der Gerechtigkeit, aller Tugenden. Schmückt eure Seele und feiert das Fest des Herrn. Seine Zelte erwarten euch, und sie sind schön, heilig, ewig und allen geöffnet, die im Herrn leben. Und zusammen mit mir nehmet euch heute vor, Buße zu tun wegen der Vergangenheit und ein neues Leben zu beginnen.

Habt keine Furcht vor dem Herrn, Er ruft euch, weil er euch liebt. Fürchtet euch nicht. Ihr seid seine Söhne wie ein jeder aus Israel. Auch für euch hat er die Welt und den Himmel erschaffen, Abraham und Mose erweckt, das Meer geteilt und die Wolke als Wegweiserin gegeben, ist er vom Himmel herabgekommen, um das Gesetz zu geben, hat die Wolken geöffnet, damit es Manna regne und hat Wasser aus dem Felsen entspringen lassen. Jetzt, oh! Jetzt schickt er euch das lebendige Brot des Himmels für euren Hunger, den wahren Weinstock und die Quelle des ewigen Lebens für euren Durst,

und durch meinen Mund sagt er zu euch: „Betretet das Land, über das ich die Hand ausgestreckt habe, um es euch zu geben.“ Mein geistiges Reich, das Reich des Himmels.«

Die Menge redet begeistert untereinander ... Dann kommen die Kranken. Viele Kranke! Jesus läßt sie in zwei Reihen aufstellen, und während das geschieht, fragt er Philippus von Arbela: »Warum hast du sie nicht geheilt?«

»Damit sie erhalten, was ich erhalten habe: die Heilung durch deine Hand.«

Jesus begibt sich segnend vom einen zum anderen, und die gewohnten Wunder wiederholen sich: Blinde sehen, Lahme gehen, Stumme reden, Gebeugte richten sich auf, das Fieber fällt und die Schwäche vergeht.

Die Heilungen sind beendet. Nach dem letzten Kranken kommen die beiden Pharisäer, die nach Bozra gegangen waren, und zwei weitere.

»Der Friede sei mit dir, Meister, und zu uns sagst du nichts?«

»Ich habe für alle gesprochen.«

»Aber wir haben diese Worte nicht nötig. Wir sind die Heiligen Israels.«

»Euch, die ihr Lehrer seid, sage ich: legt für euch das Kapitel aus, das folgt, das neunte des zweiten Buches Esra, und denkt daran, wie oft Gott euch Barmherzigkeit erwiesen hat; schlagt an eure Brust und sprecht, als ob es ein Gebet wäre, den Abschluß des Kapitels.«

»Gut gesagt, gut gesagt, Meister; und werden das auch deine Jünger tun?«

»Ja. Das verlange ich zuallererst.«

»Alle? Auch die Mörder, die in deinen Reihen sind?«

»Reizt euch der Geruch des Blutes?«

»Es ist eine Stimme, die zum Himmel schreit.«

»Gebt acht, daß ihr es nicht macht wie die, die es vergießen.«

»Wir sind keine Mörder!«

Jesus blickt sie mit durchbohrenden Augen an. Sie wagen zunächst kein Wort zu sagen, sondern schließen sich der Gruppe an,

die zum Haus des Philippus zurückkehrt, der sich verpflichtet fühlt, sie einzuladen, am Festmahl teilzunehmen.

»Gerne, sehr gerne! So werden wir länger in der Nähe des Meisters sein«, sagen sie und verbeugen sich tief.

Doch als sie im Haus sind, benehmen sie sich wie Spione ... Sie schauen umher, sie spähen, stellen hinterhältige Fragen an die Diener und sogar an die kleine Alte, die von Jesus angezogen zu sein scheint wie das Eisen vom Magnet. Doch sie antwortet flink: »Ich habe gestern nur diese gesehen. Ihr träumt! Ich habe sie hierher begleitet, und kein anderer Johannes war dabei als jener blonde Jüngling, der so gut wie ein Engel ist.«

Sie blitzen das Großmütterchen unter Verwünschungen an und wenden sich anderswohin. Doch ein Diener, der neben dem Hausherrn sitzt und mit ihm spricht, neigt sich über Jesus und fragt: »Wo ist Johannes von En-Dor? Dieser Herr sucht ihn.«

Der Pharisäer blickt den Diener an und schimpft ihn einen Dummkopf. Aber Jesus kennt nun ihre Absichten und sucht so gut als möglich auszuweichen.

Der Pharisäer sagt: »Es war nur, um dich zu beglückwünschen, Meister, und dich durch den Bekehrten zu ehren.«

»Johannes ist für immer fern und wird es immer mehr sein.«

»Ist er wieder in die Sünde zurückgefallen?«

»Nein, er ist daran, zum Himmel aufzusteigen. Macht es ihm nach, und ihr werdet ihn im anderen Leben wiederfinden.«

Die Vier wissen nicht mehr, was sie sagen sollen, und vorsichtig wechseln sie das Thema. Die Diener verkünden, daß die Tische gedeckt sind, und alle begeben sich in den Speiseraum.

339 Auf dem Weg nach Aera

Auch Arbela ist nun fern. In der Gruppe um Jesus sind jetzt Philippus von Arbela und der andere Jünger, den ich Markus nennen höre.

Die Straße ist schlammig, als hätte es stark geregnet. Der Himmel ist grau. Ein kleiner Fluß, der diesen Namen verdient, fließt über die Straße nach Aera. Er ist angeschwollen wegen des Regens, der sich auf die Gegend ergossen hat, und nicht blau, sondern eher gelbrötlich, als ob das Wasser über eisenhaltiges Erdreich geflossen wäre.

»Jetzt hat das schlechte Wetter begonnen. Du hast gut daran getan, die Frauen wegzuschicken«, bemerkt Jakobus. Simon der Zelote, der auch in seiner Ergebenheit dem Meister gegenüber immer friedsam ist, ruft aus: »Alles, was der Meister tut, ist gut getan. Er ist nicht eigensinnig wie wir. Er sieht alles und sieht voraus, was das Beste für uns ist.«

Johannes, glücklich, an seiner Seite zu sein, schaut mit seinem strahlenden Gesicht zu ihm auf und sagt: »Du bist der beste und teuerste Meister, den die Erde je gehabt hat und haben wird, und auch der allerheiligste.«

»Diese Pharisäer . . . Welch eine Enttäuschung! Auch das schlechte Wetter hat dazu beigetragen, sie zu überzeugen, daß Johannes von En-Dor nicht bei uns war. Aber weshalb haben sie es so sehr auf ihn abgesehen?« fragt Ermastheus, der sich des Schicksals des Johannes von En-Dor besonders annimmt.

Jesus antwortet: »Der Haß ist nicht gegen ihn gerichtet. Er ist nur ein Mittel, das sie gegen mich gebrauchen wollen.«

Philippus von Arbela sagt: »Freilich, der Regen hat sie endgültig davon überzeugt, daß es unnütz war, auf ihn zu warten oder ihn bei uns zu vermuten. Es lebe der Regen! Er hat auch dazu beigetragen, dich fünf Tage in meinem Haus zurückzuhalten.«

»Wer weiß, wie besorgt sie in Aera sind! Es ist schon bedauerlich, daß uns mein Bruder nicht entgegengekommen ist«, sagt Andreas.

»Entgegengekommen? Er wird uns nachkommen«, bemerkt Matthäus.

»Nein, er hat den Weg längs des Sees genommen. Denn von Gaddara ist er zum See gegangen, und von dort hat er in einem Boot Betsaida erreicht, um seine Frau zu sehen und ihr zu sagen, daß das

Kind in Nazaret ist und daß er bald zurückkehren wird. Von Betsaida nach Meron wird er erst den Weg von Damaskus und dann den nach Aera nehmen. Er ist bestimmt in Aera.«

Eine Weile herrscht Schweigen. Dann sagt Johannes lächelnd: »Aber diese Greisin, Herr!«

»Ich dachte schon, du wolltest ihr wie dem Saul in Kerijot die Freude machen, an deiner Brust zu sterben«, bemerkt Simon der Zelote.

»Ich werde ihr eine noch größere Freude machen: ich werde sie in dem Augenblick zu mir rufen, in dem der „Gesalbte“ die Pforten des Himmels öffnen wird. Es wird nicht lange auf mich warten müssen, das Mütterchen. Jetzt lebt sie mit ihrer Erinnerung, und mit Hilfe deines Vaters, Philippus, wird ihr Leben weniger traurig sein. Ich segne dich und deine Angehörigen nochmals.«

Die Freude des Johannes ist nun von einem Trauerflor überschattet, der dunkler ist als die Wolken, mit denen sich der Himmel überzogen hat. Jesus sieht es und sagt: »Bist du nicht glücklich darüber, daß die Alte bald ins Paradies kommt?«

»Ja . . . Aber ich bin unglücklich, weil ich daran denke, daß du uns verlassen wirst . . . Warum mußt du sterben, Herr?«

»Wer von der Frau geboren wurde, muß sterben.«

»Wirst du sie allein haben, o Herr?«

»O nein! Und wie festlich wird erst das Hinscheiden derer sein, die ich als Gott erlöst und als Mensch geliebt habe . . . «

Zwei weitere, nahe beieinanderliegende kleine Flüsse werden überquert. Es beginnt zu regnen in der Ebene, die sich nun vor den Pilgern ausdehnt, nachdem sie die Hügel an der Kreuzung mit einer Straße, die in einem Tal weiter nach Norden führt, hinter sich gelassen haben.

Im Norden, beziehungsweise in nordwestlicher Richtung, zeichnet sich eine hohe, mächtige Gebirgskette ab, über der sich Wolken zusammenballen, Wolken, die beinahe wie Felsen aussehen über den wirklichen, felsigen Höhen, die an den Hängen mit Bäumen und auf den Gipfeln mit Schnee bedeckt sind.

Aber es ist eine sehr weit entfernte Kette.

»Hier Regen, dort oben Schnee. Das ist die Bergkette des Hermon. Sie hat ihre Gipfel mit einer ausgedehnten weißen Decke überzogen. Wenn wir in Aera Sonnenschein haben, werdet ihr sehen, wie schön es ist, wenn die Sonne den höchsten Gipfel rosa färbt«, sagt Timoneus, den die Liebe zur Heimat drängt, die Schönheit der Gegend zu loben.

»Doch nun regnet es. Ist Aera noch weit?« fragt Matthäus.

»Sehr weit. Bis zum Abend werden wir es noch nicht erreicht haben.«

»Gott bewahre uns vor allem Übel«, endet Matthäus, wenig begeistert, bei diesem schlechten Wetter wandern zu müssen.

Alle sind in Mäntel ver mummt und tragen die Reisesäcke darunter, um sie und so auch die Kleider vor Feuchtigkeit zu schützen und um sich nach der Ankunft sofort umziehen zu können, zumal sie bereits von Wasser triefen und die Säume der Gewänder mit Schlamm beschwert sind.

Jesus geht voraus, in seine Gedanken versunken. Die anderen essen ihr Brot, und Johannes sagt scherzend: »Jetzt brauchen wir keinen Brunnen zu suchen, um unseren Durst zu stillen. Wir brauchen nur den Kopf nach hinten zu legen und den Mund zu öffnen und erhalten das Wasser von den Engeln.«

Ermastheus, der auch noch jung ist und mit Philippus von Arbela und Johannes das beneidenswerte Los teilt, alles fröhlich hinzunehmen, sagt: »Simon des Jona hat sich über die Kamele beklagt! Aber ich würde lieber auf so einem vom Erdbeben geschüttelten Turm sitzen, als in diesem Schlamm. Was meinst du?«

Johannes sagt: »Ich möchte sagen, daß ich mit allem zufrieden bin, wenn nur Jesus dabei ist ... «

Die drei Jünglinge beginnen, eifrig miteinander zu reden.

Die vier Älteren beschleunigen ihre Schritte und holen Jesus ein. Das übriggebliebene Paar, Timoneus und Markus, folgt, ins Gespräch vertieft, am Ende.

»Meister, in Area werden wir Judas des Simon antreffen ... « sagt Andreas.

»Gewiß, und mit ihm Thomas, Natanaël und Philippus.«

»Meister ... Ich traure diesen Tagen des Friedens nach«, seufzt Jakobus.

»Das darfst du nicht sagen, Jakobus.«

»Ich weiß es ... Aber ich kann nicht anders ... « seufzt er wieder.

»Auch Simon Petrus wird mit meinen Brüdern dort sein, bist du nicht glücklich darüber?«

»Sehr, Meister. Aber warum ist Judas des Simon so verschieden von uns?«

»Warum wechseln sich Regen und Sonne, Wärme und Kälte, Licht und Finsternis ab?«

»Weil man nicht immer ein und dasselbe haben kann, denn das Leben auf Erden würde zugrunde gehen.«

»Gut gesagt, Jakobus.«

»Ja, aber das hat ja nichts mit Judas zu tun.«

»Antworte mir: Warum sind die Sterne nicht alle wie die Sonne, groß, warm, schön und mächtig?«

»Nun, weil die Erde unter so viel Feuer verbrennen würde.«

»Warum sind die Pflanzen nicht alle wie jene Nußbäume?«

»Weil dann die Tiere nichts zu fressen hätten.«

»Und warum sind sie nicht alle Gräser?«

»Weil wir sonst kein Holz hätten für den Ofen, die Häuser, die Werkzeuge, die Wagen, die Schiffe, die Möbel ... «

»Warum sind nicht alle Vögel Adler, und nicht alle Tiere Elefanten oder Kamele?«

»Weil es uns dann schlecht erginge!«

»So scheinen dir diese Verschiedenheiten also gut zu sein?«

»Ohne Zweifel.«

»Glaubst du also ... Warum hat Gott sie deiner Meinung nach erschaffen?«

»Um uns jede mögliche Hilfe zu geben.«

»Also zu einem guten Zweck. Bist du dir dessen sicher?«

»So sicher, wie ich weiß, daß ich in diesem Augenblick lebe.«

»Wenn du es für richtig hältst, daß es Unterschiede in der Welt der Tiere und der Pflanzen und unter den Gestirnen gibt, weshalb verlangst du, daß alle Menschen gleich seien? Jeder hat seine Art und seine Aufgabe. Scheint dir die unendliche Mannigfaltigkeit in der Natur ein Zeichen der Macht oder der Ohnmacht des Schöpfers zu sein?«

»Der Macht. Das eine dient dazu, das andere hervorzuheben.«

»Sehr gut. Auch Judas dient dazu, und du dienst in diesem Sinn den Kameraden, und sie dienen dir. Wir haben zweiunddreißig Zähne im Mund und sie unterscheiden sich sehr voneinander. Wenn du beim Essen bist, dann achte auf die Aufgabe jedes einzelnen. Nicht nur die jeder der drei Arten, sondern auch die der Arten untereinander. Du wirst sehen, daß die, die wenig nützlich zu sein und wenig zu tun scheinen, gerade diejenigen sind, die die erste Arbeit leisten, das Brot zerschneiden und es den anderen zuschieben, die es zerkleinern, um es dann wieder anderen zu überlassen, die es zu Brei zermahlen. Ist es nicht so? Scheint es dir, daß Judas nichts tut, oder alles schlecht tut? Ich erinnere dich, daß er im südlichen Judäa gepredigt hat, und zwar gut, und daß er, wie du selbst gesagt hast, mit den Pharisäern umzugehen versteht.«

»Das ist wahr.«

Matthäus bemerkt: »Er ist auch fähig, Geld für die Armen zu beschaffen. Er fordert und kann betteln, wie ich es nicht könnte ... Vielleicht, weil mich das Geld nun anekelt.«

Simon der Zelote senkt den Kopf und wird beinahe rot wie ein Krebs. Andreas, der es sieht, fragt ihn: »Ist dir nicht wohl?«

»Nein, nein ... die Anstrengung ... Ich weiß nicht.«

Jesus schaut ihn fest an, sagt jedoch nichts, und jener wird immer röter.

Timoneus kommt nach vorne: »Meister, schau, da sieht man schon das Dorf, das vor Aera liegt. Wir können dort anhalten oder Esel mieten.«

»Es hört schon auf zu regnen. Es ist besser, wenn wir weitergehen.«

»Wie du willst. Aber dann werde ich, wenn du erlaubst, vorausgehen.«

»Geh nur!«

Timoneus läuft mit Markus davon, und Jesus bemerkt lächelnd: »Sie möchten uns einen feierlichen Einzug bereiten.«

Sie gehen nun wieder in einer Gruppe. Jesus läßt zu, daß sie sich beim Reden über die Unterschiede der Gegenden erhitzen, dann bleibt er zurück und behält den Zeloten bei sich. Als sie allein sind, fragt er: »Warum bist du so rot geworden, Simon?«

Dieser ist wieder von Glut übergossen und antwortet nicht. Jesus wiederholt die Frage, und jener wird noch röter und schweigsamer. Jesus fragt wiederum.

»Herr, aber du weißt es doch! Warum soll ich es dann sagen?« ruft Simon schmerzerfüllt aus, als würde er gemartert.

»Bist du dessen sicher?«

»Er hat es nicht geleugnet, sondern gesagt: „Ich tue dies zur Vorsorge. Ich bin vernünftig. Der Meister denkt nie an den morgigen Tag.“ Wenn man so will, hat er recht. Aber ... es ist immer ... es ist immer ... Meister, sage du das rechte Wort.«

»Es ist ein Zeichen dafür, daß Judas nur „Mensch“ ist. Er vermag es nicht, sich zu erheben und geistig zu werden. Doch mehr oder weniger seid ihr alle so. Ihr habt Angst vor törichten Dingen. Ihr quält euch mit unnützer Vorsorge, weil ihr nicht glauben könnt, daß die Vorsehung mächtig und allgegenwärtig ist. Das bleibt zwischen uns, verstanden?«

»Ja, Meister.«

Ein kurzes Schweigen, dann sagt Jesus: »Bald werden wir zum See zurückkehren ... Es wird schön sein, sich etwas zu sammeln nach so vielem Wandern. Wir beide werden uns für einige Zeit nach Nazaret begeben, um dort das Lichterfest zu feiern. Du bist allein, die anderen haben eine Familie, und du wirst bei mir sein.«

»Herr, auch Judas, Thomas und Matthäus sind allein.«

»Denk nicht darüber nach. Jeder wird das Fest in seiner Familie feiern. Matthäus hat die Schwester. Du bist allein. Sofern du nicht zu Lazarus gehen willst ... «

»Nein, Herr«, bricht Simon hervor. »Nein. Ich liebe Lazarus, aber bei dir zu sein, ist das Paradies. Danke, Herr«, und er küßt ihm die Hand.

Das Dörflein liegt schon hinter ihnen; da erscheinen unter einem neuen Regenguß auf der überschwemmten Straße Timoneus und Markus, die beide rufen: »Bleibt stehen! Simon Petrus ist da mit Eseln. Ich bin ihm begegnet. Schon seit drei Tagen ist er im Regen mit den Tieren hierher unterwegs.«

Sie bleiben unter einem dichten Dornbusch, der sie etwas gegen den Platzregen schützt, stehen, und wirklich, da kommt auch schon Petrus an der Spitze einer Reihe von Eselchen auf einem Esel dahergeritten. Unter der Decke, die er sich über Kopf und Schultern gelegt hat, sieht er aus wie ein Mönch.

»Gott segne dich, Meister! Ich habe doch gesagt, daß er naß sein würde, wie wenn er in den See gefallen wäre! Los, schnell, aufsteigen, denn Aera steht seit drei Tagen in Flammen, so sehr schüren sie die Kamine, um dich zu trocknen. Schnell! Schnell! ... Was für ein Zustand! Schaut nur her! Waret ihr denn nicht imstande, ihn zurückzuhalten? Ja, wenn ich nicht dabei bin! Ich sage es immer! Schaut her! Sein Haar hängt ihm über die Schultern herab wie einem Ertrunkenen. Du mußt ganz erfroren sein unter diesen Regengüssen! Welche Torheit! Und ihr? Und ihr? O ihr Unglücklichen! Du als erster, dummer Bruder, und dann die anderen. Hübsch seid ihr! Ihr gleicht Säcken, die in einen Graben gefallen sind. Auf, schnell! Ha, ich wage es nicht mehr, ihn euch anzuvertrauen. Ich sterbe vor Entsetzen ... «

»Vielleicht vor Schwätzen, Simon«, sagt Jesus ruhig, während sein Esel an der Seite des Esels des Petrus an der Spitze der Karawane trippelt. Jesus wiederholt: »Und vor Schwätzen. Vor lauter unnüt-

zem Reden hast du mir nicht gesagt, ob die anderen angekommen sind ... ob die Frauen abgereist sind ... ob es deiner Frau gut geht. Nichts hast du mir erzählt.«

»Ich werde dir alles sagen. Aber warum bist du bei diesem Regen abgereist?«

»Und warum bist du gekommen?«

»Weil ich es eilig hatte, dich zu sehen, Meister!«

»Weil es mich drängte, wieder mit dir zusammen zu sein, mein Simon.«

»Oh, mein liebster Meister! Wie gern habe ich dich! Frau, Kind, Haus? Nichts, nichts ... All das ist nicht schön, wenn du nicht dabei bist. Glaubst du mir, daß ich dich sehr liebe?«

»Ich glaube es. Ich weiß, wer du bist, Simon.«

»Wer?«

»Ein großes Kind voller kleiner Fehler, und unter diesen sind viele schöne Gaben versteckt. Doch eine ist nicht darunter begraben, und das ist deine Redlichkeit in allem. Also, wer ist in Aera?«

»Judas, dein Bruder, mit Jakobus, und Judas von Kerijot mit den anderen. Es scheint, daß Judas viel Gutes getan hat. Alle loben ihn ... «

»Hat er dir Fragen gestellt?«

»Oh, viele! Ich habe nicht darauf geantwortet und habe nur gesagt, daß ich nichts weiß. Was weiß ich denn schon, außer daß ich die Frauen bis in die Nähe von Gadara gebracht habe. Weißt du ... ich habe ihm nichts über Johannes von En-Dor gesagt, denn er glaubt, daß er bei dir ist. Du solltest dies den anderen sagen.«

»Nein. Auch sie wissen ebensowenig wie du, wo Johannes ist. Es wäre zwecklos, mehr zu sagen. Aber diese Esel! ... Für drei Tage! ... Wie viele Unkosten! Und die Armen?«

»Die Armen ... Judas hat viel Geld und sorgt für sie. Diese Esel kosten mich keinen Pfennig. Die Leute von Aera hätten mir tausend umsonst gegeben. Ich mußte meine Stimme erheben, um zu verhindern, daß sie dir mit einem Heer von Eseln entgegenziehen. Timo-

neus hat recht. Hier glauben alle an dich. Sie sind besser als wir«, und er seufzt.

»Simon, Simon! Jenseits des Jordan wurden wir geehrt: Ein Sträfling, Heidinnen, Sünderinnen und Frauen gaben euch Lehren der Vollkommenheit. Vergiß es nicht, Simon des Jona. Denk immer daran.«

»Ich will es versuchen, Herr. Da kommen die ersten von Aera. Schau nur, wie viele Leute! Da kommt die Mutter des Timoneus. Dort in der Menge sind deine Brüder. Da sind die Jünger, die du vorausgesandt hast, und gleich dahinter die, die mit Judas Iskariot gekommen sind. Dort kommt der reichste Mann von Aera mit seinen Dienern. Er wollte dich in sein Haus einladen. Doch die Mutter des Timoneus hat ihre Rechte geltend gemacht und du wirst bei ihr Gastfreundschaft finden. Schau, schau! Sie sind verärgert, weil der Regen die Fackeln auslöscht. Es sind viele Kranke hier, weißt du? Sie sind in der Stadt geblieben, bei den Toren, um dich gleich zu sehen. Einer, der ein Holzlager besitzt, hat sie unter seine Dächer aufgenommen. Seit drei Tagen sind sie dort, die armen Leute; seit unserer Ankunft sind sie enttäuscht, weil du nicht bei uns warst.«

Das Geschrei der Menge hindert Petrus am Weiterreden, und er schweigt und steht an der Seite Jesu wie eine Schildwache.

Die Menge, die sie nun erreicht hat, teilt sich, und Jesus reitet auf seinem Esel hindurch und segnet im Vorübergehen. Sie gehen in die Stadt hinein.

»Sofort zu den Kranken«, sagt Jesus ungeachtet der Proteste derer, die ihn unter ihr Dach aufnehmen und ihm Speise und Wärme geben möchten aus Furcht, daß er zu viel leide. »Diese hier leiden mehr als ich«, antwortet er.

Sie biegen rechts ein. Da ist auch schon der einfache Zaun des Holzlagers.

Das Tor ist weit aufgerissen, und ein Jammer tönt ihm entgegen: »Jesus, Sohn Davids, habe Erbarmen mit uns!«

Ein flehender, ununterbrochener Chor, wie eine Litanei. Stimmen

von Kindern, Frauen, Männern und Greisen. Traurig wie das Blöken leidender Lämmer; verzweifelt wie das Jammern sterbender Mütter; demütig wie das Klagen dessen, der nur noch eine Hoffnung hat, zitternd wie die Stimme eines Menschen, der nichts mehr als weinen kann . . .

Jesus reitet in die Umzäunung. Er richtet sich auf seinem Steigbügel auf, so gut er kann, hebt die Rechte in die Höhe und sagt mit lauter Stimme: »Allen, die an mich glauben, Heil und Segen!«

Er läßt sich in den Sattel zurückfallen und will auf die Straße zurückkehren. Aber die Menge hält ihn auf, und die Geheilten umringen ihn. Im Licht der Fackeln, die im Schutz der Hallen brennen und die Dämmerung erhellen, sieht man die Menge, die in einem Freudentaumel dem Herrn entgegenjubelt. Der Herr verschwindet fast in einem Blütenfeld von geheilten Kindern, die von ihren Müttern in seine Arme, auf seinen Schoß und selbst auf den Hals des Esels gesetzt und festgehalten werden, damit sie nicht hinunterfallen. Jesus hat die Arme voll von Kindern, als wären es Blumen. Er lächelt selig und küßt sie, da er sie nicht segnen kann, weil seine Arme die Kinder halten. Endlich werden ihm die Kinder abgenommen. Nun sind es die geheilten Alten, die ihm das Gewand küssen, und dann die Männer und Frauen . . .

Es ist Nacht geworden, als er endlich in das Haus des Timoneus eintreten und sich am Feuer in trockenen Kleidern erholen kann.

340 Jesus predigt in Aera

Jesus spricht auf dem Hauptplatz von Aera: ».. doch ich will nicht – wie ich es an anderen Orten getan habe – zu euch über die ersten und unentbehrlichen Dinge sprechen, die man wissen und tun muß, um sich zu retten. Ihr kennt sie schon, und sogar sehr gut, durch die Tätigkeit des Timoneus, des weisen Synagogenvorstehers und Lehrers des althergebrachten Gesetzes. Aber ich will euch auf eine Gefahr aufmerksam machen, die ihr in dem Geisteszustand, in dem

ihr euch befindet, nicht sehen könnt: die Gefahr, euch durch Druck und Einschüchterungen vom rechten Weg und vom Glauben, den ihr nun an mich habt, abbringen zu lassen. Timoneus wird für einige Zeit hier bleiben und euch zusammen mit anderen die Worte der Schrift im neuen Licht meiner Wahrheit, die er umschlungen hat, erklären. Aber bevor ich euch verlasse, nachdem ich eure Herzen erforscht und sie aufrichtig in ihrer Liebe, bereitwillig und demütig befunden habe, will ich euch eine Stelle des vierten Buches der Könige auslegen.

Als der König von Juda, Hiskija, von Sanherib angegriffen wurde, kamen die drei Großen des feindlichen Königs zu ihm, um ihm Schrecken einzujagen. Sie wollten ihn einschüchtern durch Hinweise auf die aufgelösten Bündnisse und die Streitmacht, die ihn schon umgab. Und auf die Worte der mächtigen Abgesandten antworteten Eljakim, Schebna und Joach: „Sprich so, daß das Volk dich nicht verstehen kann“, um zu verhindern, daß das erschreckte Volk nach Frieden verlange. Aber die Abgesandten des Sanherib wollten gerade dies und sagten mit lauter Stimme in perfektem Hebräisch: „Laßt euch nicht von Hiskija verführen . . . Verhaltet euch uns gegenüber so, wie es für euch am vorteilhaftesten ist, und ergebt euch. Ein jeder wird von seinem Weinberg und von seinen Feigen essen und das Wasser aus seinen Zisternen trinken können, bis wir kommen und euch in ein Land führen werden, das dem euren gleicht, in ein Land, fruchtbar und reich an Wein, in ein Land, in dem es Brot und Trauben im Überfluß gibt, in ein Land mit Oliven, Öl und Honig. Und ihr werdet leben und nicht sterben . . .“ Weiter heißt es: „Das Volk antwortete nicht, denn es hatte vom König den Befehl erhalten, nicht zu antworten.“

Seht, auch ich habe Mitleid mit euren Seelen, die von Mächten bedrängt werden, die noch schlimmer sind als jene des Sanherib, der die Leiber verletzen, aber nicht den Seelen schaden konnte, während eure Seelen von einem feindlichen Heer angegriffen werden, das vom wütendsten und grausamsten aller Herrscher angeführt wird.

Ich habe seinen Abgesandten, die mir und euch schreckliche Strafen androhten, um mich in euch zu beleidigen, geboten: „Sprechet mit mir allein und laßt jene, die gerade jetzt dem Licht geboren werden, in Frieden. Droht mir, quält mich, klagt mich an, tötet mich, aber stürzt euch nicht auf diese Kinder des Lichtes. Sie sind noch schwach. Eines Tages werden sie stark sein, doch jetzt sind sie noch schwach. Greift sie nicht an! Wütet nicht gegen die Freiheit der Geister, sich selbst einen Weg zu wählen. Wütet nicht gegen das Recht Gottes, die zu sich zu rufen, die ihn mit Einfalt und Liebe suchen.“

Kann jemand, der haßt, die Bitten dessen erhören, den er haßt? Kann jemand, der von Haß erfüllt ist, die Liebe kennen? Nein, er kann es nicht. Daher werden sie mit noch größerer Härte und immer stärkerer Eindringlichkeit sagen: „Laßt euch nicht von Christus verführen. Kommt mit uns, und es wird euch an nichts fehlen“, und weiter werden sie euch sagen: „Wehe euch, wenn ihr ihm folgt. Ihr werdet verfolgt werden.“ Sie werden euch selbst mit scheinbar guten Absichten drängen: „Rettet eure Seelen! Er ist ein Satan.“ Viele Dinge werden sie von mir sagen, um euch zu überreden, das Licht zu verlassen.

Ich sage euch: „Antwortet den Verführern mit eurem Schweigen.“ Wenn dann die Kraft des Herrn, des Christus, des Gesalbten, des Messias und Erlösers in den Herzen der Gläubigen wohnt, werdet ihr reden können; denn nicht ihr, sondern der Geist des Herrn wird durch euch reden, und eure Seelen werden reif geworden sein in der Gnade und stark und unbesiegbar im Glauben.

Seid beharrlich! Ich verlange nichts anderes als dies. Denkt daran, daß Gott nicht den Verschwörungen seines Feindes zustimmen kann. Eure Kranken und die, die Frieden und Stärkung erhalten haben für ihren Geist, mögen euch immer durch ihre bloße Gegenwart erinnern, wer der ist, der zu euch gekommen ist, um euch zu sagen: „Beharrt in meiner Liebe und in meiner Lehre, und ihr werdet das Himmelreich erlangen.“ Meine Werke sprechen noch mehr als meine Worte, und wenn die vollkommene Seligkeit auch darin be-

steht, glauben zu können, ohne Beweise zu brauchen, so habe ich euch doch die Wunder Gottes sehen lassen, damit ihr im Glauben bestärkt werdet. Antwortet eurem Verstand, der von den Feinden des Lichtes versucht wird, mit den Worten eures Geistes: „Ich glaube, denn ich habe Gott in seinen Werken gesehen.“ Antwortet dem Feind mit einem wirkungsvollen Schweigen.

Und mit diesen beiden Antworten schreitet im Licht voran. Der Friede sei immer mit euch!«

Jesus verabschiedet sich von der Menge und verläßt den Platz.

»Warum hast du so wenig gesprochen, Herr? Timoneus könnte enttäuscht sein«, sagt Natanaël.

»Er wird es nicht sein, denn er ist ein Gerechter und weiß, daß es ein Beweis noch größerer Liebe ist, wenn man jemand auf eine Gefahr aufmerksam macht. Diese Gefahr ist vorhanden.«

»Immer diese Pharisäer, wie?« fragt Matthäus.

»Sie und andere.«

»Bist du betrübt, Herr?« fragt Johannes besorgt.

»Nein, nicht mehr als gewöhnlich . . . «

»Und doch warst du in den letzten Tagen heiterer . . . «

»Er wird traurig sein, weil er die Jünger nicht mehr um sich hat. Aber warum hast du sie denn entlassen? Willst du deine Reise fortsetzen?« fragt Iskariot.

»Nein! Dies ist der letzte Ort, von hier aus geht es nach Hause. Aber die Frauen konnten nicht mehr weitergehen bei diesem Wetter. Sie haben viel geleistet, mehr dürfen sie nicht tun.«

»Und Johannes?«

»Johannes ist krank und befindet sich in einem gastlichen Haus, so wie du es gewesen bist.«

Dann verabschiedet sich Jesus von Timoneus und den anderen Jüngern, die in der Gegend bleiben, und denen er gewiß bereits Anweisungen für die Zukunft gegeben hat, denn er erteilt keine weiteren Ratschläge mehr.

Sie sind an der Haustüre des Timoneus angelangt, denn Jesus will

noch einmal die Hausherrin segnen. Die Menge beobachtet ihn ehrfurchtsvoll und folgt ihm, als er den Weg wieder aufnimmt durch den Vorort, die Gemüsegärten, bis zu den offenen Feldern. Die mit der größten Ausdauer folgen ihm noch eine Weile in einer immer kleiner werdenden Gruppe, bis nur noch neun, dann fünf, dann drei und schließlich einer übrig ist. Auch dieser eine wendet sich um und kehrt nach Aera zurück, während Jesus die Richtung nach Westen einschlägt, allein mit seinen zwölf Aposteln, denn auch Ermastheus ist bei Timoneus zurückgeblieben.

Jesus spricht:

»Die Reise, die zweite große apostolische Reise, ist beendet. Nun kehren sie in die bekannten Gebiete von Galiläa zurück.

Arme Maria, du bist erschöpfter als Johannes von En-Dor. Ich gestatte dir, die Ortsbeschreibungen zu unterlassen. Wir haben den neugierigen Forschern schon so viel Material gegeben. Und sie werden doch immer „neugierige Forscher“ bleiben. Nun genug! Die Kraft schwindet. Bewahre sie für das Wort. Mit demselben Gefühl, mit dem ich die Nutzlosigkeit so vieler meiner Bemühungen erkenne, erkenne ich auch die Nutzlosigkeit so vieler deiner Bemühungen. Daher sage ich dir: „Bewahre deine Kräfte für das Wort.“

Du bist das „Sprachrohr“. Oh, auch für dich wiederholt sich das Wort: „Wir haben gespielt, und ihr habt nicht gesungen; wir haben geklagt, und ihr habt nicht geweint.“ Du hast meine Worte wiederholt, und die schwierigen Gelehrten haben die Nase gerümpft. Du hast meinen Worten deine Beschreibungen hinzugefügt, und jetzt haben sie wieder etwas auszusetzen. Und du bist am Ende! Ich werde dir sagen, wann du die Reise beschreiben sollst. Seit fast einem Jahr bediene ich mich nun schon deiner. Aber willst du, bevor das Jahr zu Ende geht, wieder an meinem Herzen ruhen? Komm also, kleine Märtyrerin!«

341 Maria und Matthias

Ich sehe wieder den See von Meron an einem trüben Regentag ... Schlamm und Wolken, Stille und Dunkelheit. Der Horizont verschwindet im Nebel. Die Bergketten des Hermon sind von einer tief liegenden Wolkendecke verhangen. Aber von der kleinen Hochebene sieht man gut den Wasserspiegel des kleinen, grauen und durch den Schlamm von tausend angeschwollenen Bächen gelb gefärbten

Sees, der vom oberen Jordan genährt wird und sich dann in den größeren See von Gennesaret entleert.

Der Abend sinkt hernieder, immer trauriger und regnerischer, während Jesus sich auf den Weg begibt, der den Jordan dem Meronsee zu überquert, um dann einen kleineren Weg einzuschlagen, der zu einem Haus führt . . .

Eine weitere liebevolle Vision von Jesus und zwei Kindern.

Ich sage so, denn ich sehe, daß Jesus, der auf einem kleinen Weg zwischen den Feldern einhergeht, die erst kürzlich eingesät worden sein müssen, weil das Erdreich noch weich und dunkel ist, stehenbleibt und zwei kleine Kinder liebkost: einen Knaben, der höchstens vier Jahre alt sein kann, und ein Mädchen, das um die acht oder neun Jahre alt sein mag. Es müssen sehr arme Kinder sein, denn sie tragen verwaschene, zerrissene Kleidchen und haben ein trauriges, abgehärmtes Aussehen.

Jesus fragt nichts. Er schaut sie nur fest an, während er sie liebkost. Dann geht er rasch auf ein Haus zu, das sich am Ende des Weges befindet. Ein Bauernhaus in gutem Zustand, mit einer Außentreppe, die zur Terrasse führt, auf der sich eine Weinlaube ausbreitet, die jetzt ohne Trauben und entlaubt ist. Nur vereinzelte gelbe Blätter hängen noch an den Pflanzen und wiegen sich im feuchten Wind eines traurigen Herbsttages. Auf der Brüstung des Hauses gurren einige Tauben und warten auf den Regen, den der graue, bewölkte Himmel ankündigt.

Durch das Geräusch der Schritte herbeigerufen, kommt eine Frau an die Türe des kleinen Raumes, und als sie Jesus erkennt, begrüßt sie ihn voller Freude und eilt davon, um im Haus Bescheid zu geben.

Darauf erscheint ein alter, dicker Mann an der Türe und eilt Jesus entgegen. »Welch große Ehre, Meister, dich zu sehen!« grüßt er.

Jesus sagt seinen Gruß: »Der Friede sei mit dir«, und fügt hinzu: »Der Abend bricht herein; es wird bald regnen. Ich bitte dich um Unterkunft und Brot für mich und meine Jünger.«

»Komm herein, Meister! Mein Haus ist dein Haus. Die Magd ist

soeben beim Brotbacken. Es freut mich, es dir mit dem Käse meiner Schafe und den Früchten meiner Felder anbieten zu können. Komm herein, komm herein, denn der Wind ist feucht und kalt ... « Zuvorkommend hält er die Türe auf und verneigt sich, als Jesus eintritt. Doch dann ändert er plötzlich den Ton, um sich jemandem zuzuwenden, den er sieht und zornig anschreit: »Bist du immer noch da? Geh fort! Ich habe nichts für dich. Geh fort! Hast du verstanden? Hier ist kein Platz für Vagabunden ... «; dann murmelt er zwischen den Zähnen: ». . . und vielleicht auch Diebe wie dich.«

Ein weinerliches Stimmlein antwortet: »Erbarmen, Herr, nur etwas Brot für mein Brüderchen. Wir haben Hunger ... «

Jesus, der in die geräumige Küche eingetreten ist, die durch das große Feuer, das gleichzeitig als Beleuchtung dient, freundlich wirkt, steht an der Schwelle. Sein Antlitz hat sich verändert. Streng und traurig fragt er nicht den Wirt, sondern allgemein, und es scheint, als würde er die schweigende Tenne, den entlaubten Feigenbaum, den dunklen Brunnen fragen: »Wer hat hier Hunger?«

»Ich, Herr. Ich und mein Bruder. Ein Brot nur, und dann werden wir gehen.«

Jesus ist bereits draußen an der wegen der angebrochenen Abenddämmerung und des bevorstehenden Regens immer dunstiger werdenden Luft. »Komm her«, sagt er.

»Ich habe Angst, Herr!«

»Komm, sage ich dir. Habe keine Angst vor mir.«

Das arme Mädchen kommt um die Hausecke. Das Brüderchen hält sich an ihrer armseligen Tunika fest, und verängstigt nähern sie sich. Ein scheuer Blick auf Jesus, ein angstvoller Blick auf den Hausherrn, der sie mit drohenden Augen mustert und sagt: »Das sind Vagabunden, Meister, und Diebe. Gerade vorhin habe ich sie erwischt, als sie bei der Ölmühle scharrtten. Gewiß wollten sie eindringen und stehlen. Wer weiß, woher sie kommen, denn sie sind nicht von hier.«

Jesus widerspricht ihm nicht. Er schaut das Mädchen mit dem

eingefallenen Gesichtlein und den ungekämmten Zöpfen – zwei Schwänzlein über den Ohren, die unten mit einem Stoffetzen zusammengebunden sind – fest an. Das Antlitz Jesu ist jedoch nicht streng, solange er das elende Geschöpf betrachtet. Er ist traurig, lächelt aber, um das Kind zu ermutigen. »Ist es wahr, daß du stehlen wolltest? Sag die Wahrheit!«

»Nein, Herr. Ich habe um etwas Brot gebettelt, weil ich Hunger habe. Man hat es mir verweigert, und da habe ich eine ölige Kruste dort bei der Ölmühle auf der Erde gesehen und bin hingegangen, um sie aufzuheben. Ich habe Hunger, Herr! Gestern hat man mir nur ein Stück Brot gegeben, das ich für Matthias aufbewahrt habe ... Warum hat man uns nicht mit der Mutter ins Grab gelegt?« Das Mädchen weint untröstlich, und der Knabe macht es ihm nach.

»Weine nicht!« Jesus tröstet es liebkosend und zieht es an sich.
»Antworte, woher bist du?«

»Ich bin aus der Ebene von Jesreel.«

»Und du bist bis hierher gekommen?«

»Ja, Herr!«

»Ist es schon lange her, daß deine Mutter gestorben ist? Hast du keinen Vater?«

»Der Vater ist zur Erntezeit durch die Sonne umgekommen, und die Mutter ist im vergangenen Monat gestorben ... Sie und auch das Kind, das sie geboren hatte ... « Sie weint immer stärker.

»Hast du denn keine Verwandten?«

»Wir kommen von sehr weit her. Wir waren nicht arm ... Dann hat der Vater dienen müssen. Jetzt ist er tot und die Mutter mit ihm.«

»Unter welchem Herrn haben sie gedient?«

»Beim Pharisäer Ismael.«

»Dem Pharisäer Ismael! ... (Die Art, wie Jesus diesen Namen wiederholt, läßt sich nicht wiedergeben.) Seid ihr dort freiwillig wegelaufen oder hat er euch fortgeschickt?«

»Er hat uns fortgejagt, Herr. Er hat gesagt: „Auf die Straße mit euch, hungrige Hunde!«

»Und du, Jakob, warum hast du diesen Kindern kein Brot gegeben? Ein Stück Brot, ein wenig Milch, eine Handvoll Heu als Lager für ihre müden Glieder?«

»Aber Meister ... ich habe kaum genügend Brot für mich ... und fast keine Milch ... und sie noch ins Haus nehmen ... sie sind wie herrenlose Tiere, wenn man ihnen ein freundliches Gesicht zeigt, dann gehen sie nicht mehr fort ... «

»Du hast keinen Platz und keine Nahrung für diese beiden Unglücklichen? Kannst du das ehrlich behaupten, Jakob? Die reiche Ernte, der viele Wein, das viele Öl und das viele Obst, die deinen Gutshof dieses Jahr so berühmt gemacht haben, wie bist du dazu gekommen? Erinnerst du dich noch daran? Im vergangenen Jahr hätte dir der Hagel beinahe die gesamte Ernte zerstört, und du hast dich um dein Leben gesorgt ... Ich bin gekommen und habe dich um dein Brot gebeten ... Du hattest mich eines Tages reden gehört und warst mir treu geblieben ... und in deiner Not hast du mir dein Herz und dein Haus geöffnet und Brot und Unterkunft gegeben. Was habe ich dir dann beim Weggehen am anderen Morgen gesagt? „Jakob, du hast die Wahrheit verstanden. Sei stets barmherzig, und du wirst Barmherzigkeit erfahren. Dank des Brotes, das du dem Menschensohn gegeben hast, werden dir diese Felder Getreide in Hülle und Fülle bringen, die Obstbäume werden beladen sein, als würden sie die unzähligen Körner des Sandes am Meer tragen, und die Äste deiner Apfelbäume werden sich unter der Last ihrer Früchte bis zum Boden neigen.“ Meine Worte haben sich erfüllt, du bist in diesem Jahr der Reichste in der Gegend und verweigerst zwei Kindern etwas Brot ...!«

»Aber du warst der Rabbi ... «

»Gerade deshalb hätte ich aus Steinen Brot machen können, diese aber nicht. Nun sage ich dir: Du wirst ein neues Wunder erleben, und es wird dir Leid widerfahren, großes Leid ... Dann schlage an deine Brust und sage: „Ich habe es verdient.“«

Jesus wendet sich den Kindern zu: »Weint nicht. Geht zu jenem Baum und pflückt.«

»Aber er ist kahl, Herr«, entgegnet das Mädchen.

»Geh!«

Das Mädchen geht und kommt mit dem Röcklein voll schöner, roter Äpfel zurück.

»Eßt und kommt mit mir«, und zu den Aposteln sagt Jesus: »Wir wollen gehen und diese beiden Kinder zu Johanna des Chuza bringen. Sie ist dankbar für die erhaltenen Wohltaten und barmherzig aus Liebe zu dem, der ihr Barmherzigkeit erwiesen hat. Laßt uns gehen.«

Der bestürzte und beschämte Mann versucht, Vergebung zu erlangen. »Es ist Nacht, Meister. Es wird zu regnen beginnen, während du unterwegs bist. Komm in mein Haus zurück. Da kommt schon die Magd mit dem Brot . . . Ich werde dir auch für diese davon geben.«

»Das ist nicht nötig, du würdest es ja doch nicht aus Liebe geben, sondern nur aus Furcht vor der angekündigten Strafe.«

»Dann war es nicht das Wunder, von dem du gesprochen hast?« Er deutet auf die von dem zuvor kahlen Baum gepflückten Äpfel, die die beiden Hungrigen nun gierig essen.

»Nein«, sagt Jesus sehr streng.

»Oh, Herr, Herr! Habe Erbarmen mit mir! Ich habe verstanden! Du willst mich mit einer schlechten Getreideernte bestrafen! Erbarmen, Herr!«

»Nicht alle, die mich „Herr“ nennen, werden mich besitzen, denn nicht durch Worte, sondern durch Taten beweist man Liebe und Ehrfurcht. Du wirst das Erbarmen erfahren, das du gezeigt hast.«

»Ich liebe dich, Herr.«

»Das ist nicht wahr. Mich liebt der, wer liebt, wie ich es gelehrt habe. Du liebst nur dich selbst. Wenn du mich lieben wirst, wie ich es gelehrt habe, wird der Herr zurückkehren. Jetzt gehe ich. Meine Sendung besteht aus: Gutes tun, die Betrübten trösten und die Tränen der Waisen trocknen. Wie eine Glucke ihre Flügel über die wehrlosen Küklein breitet, so breite ich meine Macht über jene aus, die leiden und gequält werden. Kommt, Kinder, bald werdet ihr Heim und Brot haben. Leb wohl, Jakob!«

Unzufrieden, fortgehen zu müssen, bittet er Andreas, das müde Mädchen auf die Arme zu nehmen, der es in seinen Mantel wickelt. Jesus nimmt den Knaben, und so gehen sie auf dem nunmehr vollkommen dunklen Sträßchen mit ihrer Bürde der Barmherzigkeit, die jetzt nicht mehr weint.

Petrus sagt: »Meister! Es war ein großes Glück für die Kleinen, daß du dazugekommen bist. Aber für Jakob! ... Was wirst du tun, Meister?«

»Gerechtigkeit walten lassen. Er wird den Hunger nicht kennenlernen, denn er hat in seinen Scheunen noch genügend Vorrat, aber er wird sich einschränken müssen, denn sein ausgestreuter Same wird keine Ähre bringen und die Oliven- und Apfelbäume werden nur Blätter tragen. Diese Unschuldigen haben nicht von mir, sondern von meinem Vater Brot und Dach erhalten, denn mein Vater ist auch der Vater der Waisen, er, der den Vöglein im Wald Nest und Nahrung gibt. Diese können sagen, und mit ihnen alle Armen, die seine „unschuldigen und liebenden Kinder“ bleiben, daß Gott in ihre kleine Hand die Nahrung gelegt hat und daß er sie mit väterlicher Führung in ein gastfreundliches Haus geleitet hat.«

Die Vision endet so, und ein großer Friede bleibt in mir zurück.

342 »Nutzlos ist der Empfang der Sakramente, wenn die Liebe fehlt«

Jesus sagt:

»Für alle gilt die Lehre: Ich weiß, „Herr“ mit Gerechtigkeit zu sein. Man hintergeht mich nicht und schmeichelt mir nicht mit lügenhaften Ehrenbezeugungen.

Wer dem Bruder sein Herz verschließt, verschließt es auch Gott, und Gott verschließt ihm das seine.

Dies ist das erste der Gebote, o Menschen: Liebe und immer wieder Liebe. Wer nicht liebt, lügt in seinem Bekenntnis, Christ zu sein. Nutzlos ist der Empfang der Sakramente und die Teilnahme an den

Riten, unnütz das Gebet, wenn die Liebe fehlt. Sie werden zu Formeln und Sakrilegien. Wie könnt ihr zum ewigen Brot kommen und euch daran sättigen, wenn ihr einem Hungrigen ein Brot verweigert habt? Ist euer Brot kostbarer als das meine? Ist es heiliger?

O ihr Heuchler! Ich lege meiner Hingabe an euer Elend kein Maß an, und ihr, die ihr elend seid, habt kein Erbarmen mit dem Elend, welches in den Augen Gottes nicht so verabscheuenswert ist wie das eurige; denn jenes ist Unglück, während das eurige Sünde ist. Allzu oft sagt ihr zu mir: „Herr, Herr“, um mich für eure Interessen wohlwollend zu stimmen, aber ihr sagt es nicht aus Nächstenliebe, denn ihr tut nichts im Namen des Herrn für den Nächsten.

Schaut: was hat euch eure verlogene Religion und wahre Unbarmherzigkeit in eurem Gemeinschaftsleben und im Leben jedes einzelnen gebracht? Die Abkehr von Gott. Gott wird zurückkehren, wenn ihr zu lieben versteht, wie ich es gelehrt habe.

Doch zu euch, kleine Herde jener, die ihr eurer Güte wegen leidet, sage ich: „Ihr werdet nie Waisen sein. Ihr werdet nie verlassen sein. Eher würde Gott aufhören, Gott zu sein, als es an Vorsehung seinen Kindern gegenüber fehlen zu lassen. Streckt die Hand aus: der Vater gibt euch alles als „Vater“, also mit Liebe, die nicht demütigt. Trocknet eure Tränen. Ich nehme euch auf und trage euch, denn ich habe Erbarmen mit eurem Schmachten.

Das geliebteste unter den Geschöpfen ist der Mensch! Glaubt ihr vielleicht, daß der Vater erbarmungsvoller mit dem Vogel ist als mit dem treuen Menschen? Er, der auch mit den Sündern langmütig ist und ihnen Zeit und Möglichkeit gewährt, zu ihm zu kommen? Oh, wenn die Welt begreifen würde, was Gott ist!«

Jesus sagt:

»Wenn ich dir unbekannte Szenen meines öffentlichen Lebens enthülle, dann höre ich schon den Chor der kritischen Gelehrten sagen: „Aber dieses Geschehnis wird in den Evangelien nicht erwähnt. Wie kann sie behaupten: ‚Ich habe dies gesehen?‘ Diesen antworte ich mit den Worten des Evangeliums.

„Und Jesus ging in alle Städte und Dörfer und lehrte in den Synagogen, predigte das Evangelium des Reiches und heilte alle Leiden und Krankheiten“, sagt Matthäus.

Und weiter: „Geht und berichtet Johannes, was ihr seht und hört: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf, und den Armen wird die Frohe Botschaft verkündet.“

Und weiter: „Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Betsaida! Wenn in Tyrus und Sidon die Wunder geschehen wären, die in eurer Mitte geschehen sind, dann hätten sie längst in Sack und Asche Buße getan ... Und du, Kafarnaum, wirst du vielleicht bis zum Himmel erhoben werden? Du wirst bis zur Hölle hinabsteigen; denn wenn in Sodom die Wunder geschehen wären, die in dir geschahen, so würde es heute noch bestehen.“

Und Markus: „... und es folgten ihm viele aus Galiläa, Judäa, Jerusalem, Idumäa und von jenseits des Jordan. Auch aus der Gegend von Tyrus und Sidon kam viel Volk zu ihm, das von seinen Taten gehört hatte ...“

Und Lukas: „Jesus ging in die Städte und Dörfer und predigte und verkündete die Frohe Botschaft und das Reich Gottes, und mit ihm waren die Zwölf und einige Frauen, die von bösen Geistern und Krankheiten befreit worden waren!“

Und mein Johannes: „Danach ging Jesus auf die andere Seite des galiläischen Meeres, und viel Volk folgte ihm, denn es sah die Wunder, die er an den Kranken gewirkt hatte.“

Und da Johannes bei allen Wundern zugegen war, die ich in diesen drei Jahren gewirkt habe – welcher Art sie auch immer waren – gibt der Lieblingsjünger folgendes unbegrenztes Zeugnis: „Das ist der Jünger, der diese Dinge gesehen und sie aufgeschrieben hat, und wir wissen, daß sein Zeugnis wahr ist. Es gibt aber noch vieles andere, was Jesus getan hat. Wollte man jedoch alles im einzelnen niederschreiben, so würde – glaube ich – die ganze Welt nicht genügen, um die Bücher, die geschrieben werden müßten, aufzunehmen.“

Was sagen die schwierigen Gelehrten nun?

Wenn meine Güte, um eine mich Liebende zu trösten, die für euch mein Kreuz trägt – sie hat es mir von den Schultern genommen, weil sie mich so sehr liebt, daß sie lieber sterben möchte, als mich betrübt zu sehen – wenn meine Güte, um euch aus der tödlichen Lethargie zu wecken, euch Episoden meines Wirkens enthüllt, wollt ihr dann diese Güte tadeln? Wahrlich, ihr verdient es nicht, dieses Geschenk und diese Mühe eures Erlösers, der euch aus dem Sumpf ziehen möchte, in dem ihr erstickt. Da ich euch aber das Geschenk mache, nehmt es an und erhebt euch. Es sind neue Noten im Chor, die meine Evangelien singen. Wenn sie wenigstens dazu dienen, eure Aufmerksamkeit zu wecken, denn ihr kennt die Episoden der Evangelien sehr schlecht und lest sie voller Unachtsamkeit.

Oder denkt ihr, daß ich in drei Jahren nur die wenigen berichteten Wunder gewirkt habe? Glaubt ihr vielleicht, daß nur die wenigen genannten Frauen geheilt worden sind? Wenn der Schatten des Petrus schon genügte, um zu heilen, was wird dann erst mein Schatten gewirkt haben? Und mein Atem? Und mein Blick? Denkt an die blutflüssige Frau: „Wenn es mir gelingt, den Saum seines Gewandes zu berühren, dann bin ich geheilt.“

Und es war so. Unaufhörlich ging die Kraft des Wunders von mir aus. Ich war gekommen, um zu Gott zu führen und die Schleusen der Liebe zu öffnen, die seit dem Tag des Sündenfalles verschlossen waren. Jahrhunderte zurückgehaltener Liebe ergossen sich wie Flüsse über die kleine Welt von Palästina. Die ganze Liebe Gottes für den Menschen, die sich endlich entfalten konnte, wie sie es ersehnte, um die Menschen zuerst mit der Liebe und dann mit dem Blut zu erlösen.

Ihr werdet mir vielleicht sagen: „Aber warum denn diese, die ein so elendes Wesen ist?“ Ich werde euch antworten, wenn sie, die ihr so verachtet und die ich so liebe, weniger erschöpft ist. Ihr würdet das Schweigen verdienen, das ich für Herodes hatte. Doch es ist mein Versuch, euch zu erlösen, euch, die ihr wegen des Stolzes am schwierigsten zu überzeugen seid.«

21. August 1944:

Jesus sagt:

»Ich will euch antworten mit den Worten des Apostels Paulus: „Die Glieder, die am schwächsten scheinen, sind die notwendigsten; jene, die wir für die niedrigsten halten, schmücken wir in besonderer Weise; was an uns unanständig ist, das behandeln wir mit aller Rücksicht, während die anständigen Teile keiner Rücksicht bedürfen. Nun hat Gott die Dinge umgekehrt und die Glieder, die bisher keine Achtung genossen, für achtenswert erklärt.“

Glaubt ihr, diese „kleine Stimme“ bilde sich ein, etwas Großes zu sein? Wenn ihr sie fragtet, würde sie euch antworten: „Ich bin das schwächste und geringste Glied am Leib Christi.“ Dies würde sie euch in wahrer Aufrichtigkeit sagen. Doch ihr würdet ihr nicht glauben, denn jeder mißt mit seinem Maßstab. Und ihr, die ihr weder demütig noch aufrichtig seid, sagt: „Ich bin böse“, damit ihr hören könnt: „Aber nein, du bist gut“; ihr, die ihr dies im Übermaß von euch selbst denkt; und wenn einer aus Nächstenliebe so ehrlich ist, daß er schweigt, weil er euch als weniger gut oder schlecht erkannt hat, und euch nicht lobt, dann geratet ihr in Zorn gegen ihn und haßt ihn, weil er euch nicht lobt; aber ihr wollt nicht glauben, daß sie ehrlich ist. Doch ich, der ich ihre Gedanken lese und ins Innere ihres Herzens sehe, ich weiß, was sie über sich selbst denkt. Wie oft erklingen in den Gesprächen zwischen dieser Seele und ihrem Gott überzeugende Worte. Sie sagt: „Aber wie konntest du mich wählen, Herr, da ich nichts wert bin, oft gefehlt habe und immer wieder fehle?“ Und beinahe zweifelt sie an mir, denn es scheint ihr unmöglich, daß ich sie für diese Aufgabe erwählt habe.

Schwach, äußerst schwach glaubt sie sich. Und wenn sie sich mit der Vollkommenheit vergleicht, ist sie schwächer als ein Haar eines Neugeborenen. Minderwertig glaubt sie sich. Und wenn wir sie mit ihrem Gott vergleichen, dann ist sie noch weniger als ein im Schlamm geborener Wurm. Doch sie hat eine einzige Kraft: die *totale Liebe*. In ihrem Geben und Sich-Hingeben denkt sie nie an sich oder an den Nutzen, der ihr von anderen kommen könnte. Sie denkt nur daran, mir allein zu

gefallen, mir allein zu dienen, und sie macht sich dadurch sogar in der Welt unbeliebt. Sie hat es soweit gebracht, daß sie sich selbst als Fleisch haßt. Mit jenem heiligen Haß, den ich gelehrt habe, als ich sagte: „Wer sein (irdisches) Leben retten will, wird es verlieren (das ewige), und wer es aus Liebe zu mir verliert, wird es finden.“ Heiliger Haß dessen, der das Wort verstanden hat!

Wegen dieser Liebe, die über ihre Schwäche siegt, habe ich sie erwählt. Eines Tages habe ich ein Kind geholt und es in die Mitte meiner Apostel gestellt, um ihnen ein Beispiel zu geben. Denn das Kind liebt mit allen seinen Kräften und hat keinen Gedanken des Stolzes. Im kleinen Kind aber bringt der Same Satans als erste Ähre den Stolz hervor, und dieser blüht, wenn der Same kaum den Halm aus dem Mutterschoß erhoben hat; dann setzt er die zweite Ähre der Sinnlichkeit und die dritte der Macht- und der Geldgier an. Doch die erste Ähre ist immer der Stolz, und er keimt auf den Lippen, die eben erst die Süße der Muttermilch vergessen haben.

Wie Kinder will ich meine Jünger, um ihnen die Worte des Lebens zu geben. Wie schön war es doch zu sehen, als sie, die Händchen voller Blumen, zu mir kamen, um mir zu sagen: „Nimm“, um dann lächelnd davonzulaufen und mit neuen Blümchen zurückzukehren, wie in einem Spiel der Liebe, vertrauensvoll, aufrichtig und liebevoll ... Ich will Kinder in der Welt, um die Welt zu heiligen. Und da die Unschuld, die vorübergeht und unter euch wohnt, nicht vermag, euch zu bessern: sie müßte es, denn die Unschuld ist ein Wesen des Himmels, ein Wesen, das Reinheit und Friede ausströmt und ohne Worte von Gott spricht, der es geschaffen hat; das, ohne zu reden, Ehrfurcht gebietet für das, was Gott gehört; das um Erbarmen und Liebe fleht für sein Kindsein; das nicht verdorben werden darf wegen seiner Schwäche, die geliebt werden muß; Blume eures Nächsten, wie der Kranke und Leidende eine Blume ist, weiß die erste, rot und violett die beiden anderen; Blumen, die ihr bevorzugen sollt unter den Nächsten, die geliebt werden müssen. Da die Unschuld des Kindesalters nicht genügt, erschaffe ich die geistigen Kinder, die von einer Wissenschaft durchdrungen sind, die ihr nicht habt, die zugleich demütig, einfach, vertrauensvoll und aufrichtig sind wie Kinder, die lächelnd ihre ersten Schritchen machen und wissen, daß sie ohne Mutter fallen würden, und sie deshalb nie loslassen.

Auch sie, auch sie läßt mich nicht los. Und gerade deshalb wird ihr und ihnen, die euch so schwach und wertlos erscheinen, das gegeben, was euch nicht gegeben wird.

Im mystischen Leib sind es gerade diese von der Welt der Hochmütigen verachteten Glieder, die am meisten wirken. Ein Finger ist kein Gehirn. Aber was würdet ihr ohne Finger tun? Ihr könntet die einfachsten und demütigsten Werke des Lebens nicht vollbringen; ihr wäret wie ein Neugeborenes in Windeln, das nicht einmal die Brust nehmen und daraus trinken kann, wenn die Mutter es nicht mit den Lippen an sie legt. Ihr wäret, wenn auch noch so gelehrt und intelligent, unfähig, den Gedanken eures Gehirns auf dem Papier zu verewigen.

So auch sie. Sie ist ein Finger . . . Aber diesem kleinen Teil habe ich die Aufgabe gegeben, euch zum Licht zu führen und euch das Licht zu zeigen. Das Licht, das euch wieder entzünden will, ihr Lampen, die ihr unter dem Rauch des Rationalismus rußig geworden oder durch das Geld, die Sinnlichkeit und die Lieblosigkeit ausgelöscht worden seid. Nieder, auf die Knie! Nicht vor der „kleinen Stimme“, sondern vor dem Wort, das spricht! Die „kleine Stimme“ wiederholt nur seine Worte. Sie ist das Werkzeug ihres Gottes. Betet den Herrn an, der spricht. *Den Herrn!* Die „kleine Stimme“ ist namenlos! Ich will sie vor der Welt verbergen. *Später* wird sie bekannt sein. Jetzt ist sie nur „Stimme“. Sie überträgt meine Stimme. Ihre Ehre ist ihr Martyrium, denn jede Auserwählung Gottes bedeutet Kreuzigung des Seins.

Ich verlange nicht einmal, daß ihr sie liebt. Ihr genüge ich, und sie verlangt nichts anderes. Aber ich will, daß ihr sie in Frieden laßt und ihr die Achtung bezeugt, die ihr einem Werkzeug Gottes schuldig seid.«

343 »Es gibt kein Elend, das Jesus nicht in Reichtum verwandeln könnte«

Maria sagt:

»Maria, jetzt spricht die Mutter. Mein Jesus hat von der geistigen Kindheit gesprochen, die notwendig ist, um das Reich zu gewinnen. Gestern hat er dir eine Seite seines Lebens als Meister gezeigt. Du hast Kinder gesehen, arme Kinder. Wäre da weiter nichts zu sagen? Doch, und ich sage es dir. Dir, der ich Jesus immer teurer machen möchte. Es ist eine Feinheit in dem Bild, das für den Geist vieler zu deinem Geist gesprochen hat. Aber es sind gerade die Feinheiten, die ein Bild schön machen und die Fähigkeit des Malers und das Verständnis des Betrachters enthüllen.

Ich möchte dich auf die Demut meines Jesu aufmerksam machen.

Das arme Mädchen behandelt in seiner unwissenden Einfalt den hartherzigen Sünder nicht anders als meinen Sohn. Es weiß nichts vom Rabbi und vom Messias. Es ist nur eine kleine Wilde, die auf den Feldern und in einem Haus gelebt hat, wo man den Meister verachtet hat, denn der Pharisäer Ismael verachtete meinen Jesus, und es hat nie von Jesus gehört oder ihn gesehen.

Vater und Mutter, zerbrochen an der schweren Arbeit, die der grausame Herr aus Gewinnsucht auferlegte, hatten weder Zeit noch

Möglichkeit, ihr Haupt von der Scholle, die sie fruchtbar machten, zu erheben. Vielleicht haben sie, während sie Gras und Korn mähten, Früchte und Weintrauben pflückten oder die Oliven in der harten Mühle zerquetschten, ein Hosannarufen gehört und dann für einen Augenblick das müde Haupt erhoben. Aber Angst und Müdigkeit ließen sie bald wieder die Häupter unter ihrem Joch senken. Sie sind gestorben mit dem Gedanken, daß die Welt nur Haß und Schmerz bedeutet, während doch die Welt lieb und gut geworden ist, seit die heiligsten Füße meines Jesu sie betreten haben. Arme Knechte eines erbarmungslosen Herrn! Sie sind gestorben, ohne auch nur ein einziges Mal dem Blick und dem Lächeln meines Jesus begegnet zu sein, ohne sein Wort gehört zu haben, das dem Geist einen Reichtum verleiht, durch den sich die Notleidenden reich, die Hungrigen gesättigt, die Kranken geheilt und die Trauernden getröstet fühlen.

Jesus sagt nicht: „Ich, der ich der Herr bin, sage dir: Tue dies!“ Er bewahrt seine Anonymität.

Doch die Kleine, so unwissend, daß sie nicht einmal angesichts des Wunders aufmerksam wird, durch das ein Zweig des kahlen Apfelbaumes Äpfel trägt, um ihren Hunger zu stillen, fährt fort, ihn „Herr“ zu nennen, wie sie Ismael „Herr“ und Jakob „grausam“ nannte. Sie fühlt sich zu dem guten Herrn hingezogen, weil Güte immer anzieht, nichts weiter. Sie folgt ihm vertrauensvoll. Sie liebt ihn sofort, instinktiv, das arme kleine Wesen, das in der Welt und in der von der Welt gewollten Unwissenheit verloren ist; in der „großen Welt der Mächtigen und der Genießer“, die die Niedrigen in der Finsternis lassen will, um sie leichter quälen und ausnützen zu können. Sie wird noch erfahren, wer jener „Herr“ war, der arm gewesen ist wie sie, ohne Haus und Nahrung, ohne Mutter, denn er hatte alles verlassen aus Liebe zu den Menschen, auch zu dem Menschlein, das sie war; der Herr, der ihr wunderbare Früchte geschenkt und ihr die Bitterkeit menschlicher Bosheit, die den Haß der Elenden gegen die Mächtigen bewirkt, von den Lippen und aus dem Herzen genommen hat, mit einer Frucht des Vaters, nicht mit einem Brocken Brot,

der zu spät gereicht wurde und für das Kind nur den Geschmack der Härte und der Tränen gehabt hätte.

Wahrlich, jene Äpfel erinnerten an den Apfel des irdischen Paradieses. Als Frucht des Baumes des Guten und des Bösen hätten sie Erlösung von *allem* Elend bedeutet, vor allem Befreiung aus der Unkenntnis Gottes für diese beiden Waisenkinder und sichere Strafe für jene, die das Wort schon kannten, aber so gehandelt hatten, als ob sie es nicht kennen würden.

Das Mädchen wird später von der Guten, die sie im Namen Jesu aufgenommen hat, erfahren, wer Jesus war. Für sie war er der mehrfache Retter.

Vor Hunger, vor Unwetter, vor den Gefahren der Welt und vor den Folgen der Erbschuld hat er sie gerettet.

Für sie stand Jesus immer im Licht jenes Tages. Er ist für immer erschienen als der gute Herr, erfüllt von einer märchenhaften Güte, der für sie Liebkosungen und Geschenke hatte, der sie vergessen ließ, daß sie ohne Vater, ohne Mutter, ohne Dach und Kleider war; denn er war gut zu ihr wie ein Vater und liebevoll wie eine Mutter; er gab ihr in ihrer Müdigkeit ein Nestlein und bedeckte ihre Nacktheit mit seiner Brust und seinem Mantel und mit dem der anderen Guten, die bei ihm waren.

Es war ein väterliches, mildes Licht, das nicht einmal von der Flut der Tränen ausgelöscht wurde, als sie erfuhr, daß er an einem Kreuz gestorben war; nicht einmal, als sie, die kleine Gläubige der ersten Kirche, sah, was aus dem Antlitz ihres „Herrn“ unter den Schlägen und Dornen geworden war, und wie er nunmehr im Himmel zur Rechten des Vaters saß. Ein Licht, das ihr zulächelte in ihrer letzten Stunde auf Erden und sie frei von Ängsten ihrem Erlöser zuführte. Ein Licht, das ihr nun immer zulächelt, so unaussprechlich mild im Glanz des Paradieses.

Jesus schaut auch dich so an. Schau ihn immer an, wie das einstige gleichnamige Mädchen, und sei glücklich über seine Liebe. Sei schlicht, demütig und treu wie die arme und kleine Maria, die du kennengelernt hast. Schau, wohin sie gelangt ist,

obwohl sie eine kleine, unwissende Israelitin war: zum Herzen Gottes. Die Liebe hat sich ihr wie dir geöffnet, und sie wurde eine Gelehrte der wahren Weisheit.

Hab Vertrauen, sei im Frieden. Es gibt kein Elend, das mein Sohn nicht in Reichtum umwandeln könnte, und es gibt keine Einsamkeit, die er nicht ausfüllen könnte, wie es auch keine Fehler gibt, die er nicht auslöschen könnte. *Es gibt keine Vergangenheit mehr, wenn die Liebe sie auslöscht.* Nicht einmal eine schreckliche Vergangenheit. Willst du dich fürchten, wenn nicht einmal der Räuber Dismas Furcht hatte? Liebe, liebe und fürchte nichts!

Die Mama verläßt dich mit ihrem Segen.«

344 »Ich will, daß die Waisen eine Mutter haben«

Der See von Tiberias sieht aus wie eine Schieferplatte von der Farbe matten Quecksilbers, so schwer und unbeweglich, daß es ihm nicht gelingt, Schaum zu bilden. Er bleibt still und ruhig, nachdem er angedeutet hat, sich bewegen zu wollen, und paßt sich den übrigen glanzlosen Gewässern unter einem glanzlosen Himmel an.

Am schmalen Strand von Betsaida machen sich Petrus und Andreas bei ihrem Boot zu schaffen, während Jakobus und Johannes das ihrige für die Abreise vorbereiten.

Geruch von Kräutern und nassen Erdschollen, leichte Nebel auf den ausgedehnten Wiesen in Richtung Chorazin. Schwermutstimmung des Novembers liegt über allen Dingen.

Jesus verläßt das Haus des Petrus, die Kinder Matthias und Maria an der Hand, die Porphyria mit mütterlicher Sorgfalt gekleidet hat.

Das Kleidchen Marias ist nun durch ein Gewand Margziams ersetzt worden. Matthias hingegen ist zu klein, um in den Genuß einer ähnlichen Wohltat zu kommen. Er zittert noch in seinem verwaschenen Baumwollkittelchen, so daß Porphyria mitleidig ins Haus geht und mit einem Stück Decke zurückkehrt, in das sie das Kind einwickelt, als ob es ein Mantel wäre. Jesus dankt ihr, während sie beim Abschied niederkniet und sich dann nach einem letzten Kuß für die beiden Waisenkinder zurückzieht.

»Nur um Kinder zu haben, hätte sie auch diese genommen«, be-

merkt Petrus, der die Szene beobachtet hat und sich niederbeugt, um den beiden Kindern ein Honigbrot zu geben, das er unter einem Bootssitz aufbewahrt hatte. Andreas lacht darüber und sagt: »Kriegst du nichts? Du hast sogar deiner Frau den Honig gestohlen, um den beiden eine kleine Freude zu machen.«

»Gestohlen! Gestohlen! Das ist mein Honig!«

»Ja, aber meine Schwägerin behütet ihn, denn er gehört Margziam, und obwohl du das weißt, hast du dich heute nacht wie ein Dieb barfuß in die Küche geschlichen, um davon zu holen und das Brot herzurichten. Ich habe dich gesehen, Bruder, und gelacht, weil du dich wie ein Kind, das sich vor Mutters Ohrfeigen fürchtet, umgesehen hast.«

»Du böser Spion!« lacht Petrus und umarmt seinen Bruder, der ihn küßt und sagt: »Mein lieber Bruder!«

Jesus zwischen den beiden Kindern, die ihr Brot verschlingen, beobachtet sie lächelnd.

Von Betsaida kommen die anderen acht Apostel, die wahrscheinlich Gäste des Philippus und Bartholomäus waren.

»Schnell!« schreit Petrus und packt mit einem Griff beide Kinder, um sie ins Boot zu setzen, ohne daß die nackten Füßchen naß werden. »Ihr habt keine Angst, nicht wahr?« fragt er, während er mit seinen kurzen, kräftigen, bis über die Knie nackten Beinen, im Wasser wadet.

»Nein, Herr«, sagt das Mädchen, klammert sich jedoch krampfhaft am Hals des Petrus fest und schließt die Augen, als dieser es ins Boot setzt, das unter dem Gewicht Jesu, der es besteigt, schwankt. Der kleine Junge, der mutiger oder verwunderter ist, sagt nichts. Jesus setzt sich, zieht die beiden Kleinen an sich und bedeckt sie mit seinem Mantel, der wie ein zum Schutz der Küklein ausgebreiteter Flügel aussieht.

Sechs in dem einen Boot, sechs im anderen, so sind nun alle hinein. Petrus entfernt den Landesteg, stößt das Boot mit seiner kräftigen Hand weiter ins Wasser und schwingt sich mit einem letzten

Sprung an Bord, während Jakobus es mit seinem Boot ebenso macht. Der Sprung des Petrus hat die Barke in starkes Schaukeln gebracht, so daß die Kleine jammert: »Mutter!« und ihr Gesicht im Schoß Jesu verbirgt und seine Knie umklammert. Nun gleitet das Boot sanft dahin, obgleich Petrus, Andreas und der Schiffsjunge, denen Philippus als vierter Mann zu Hilfe kommt, mühsam rudern müssen. Das Segel hängt schlaff in der schweren, feuchten Windstille und hilft nichts, es muß gerudert werden.

»Eine schöne Ruderpartie!« ruft Petrus denen im Zwillingsboot zu, wo Iskariot den vierten Mann ersetzt und ausgezeichnet rudert, was Petrus lobt.

»Streng dich an, Simon!« entgegnet Jakobus. »Streng dich an, sonst werden wir dich überholen. Judas ist stark wie ein Galeerensträfling. Bravo, Judas!«

»Ja, wir werden dich zum Gruppenführer der Rudermannschaft ernennen«, bestätigt Petrus, der für zwei rudert, und lachend fügt er an: »Aber es wird euch nicht gelingen, Simon des Jona den ersten Platz streitig zu machen, denn mit zwanzig Jahren war ich schon der erste Ruderer bei den Wettkämpfen zwischen den verschiedenen Dörfern«, und fröhlich gibt er seiner Gruppe den Takt an: »Oh ... hissa! Oh ... hissa!« Die Stimmen schallen durch das Schweigen des zur Morgenstunde verlassenen Sees.

Die Kinder schöpfen neuen Mut, und unter dem Mantel erheben sie die mageren Gesichtlein, das eine rechts, das andere links vom Meister, der sie umfassen hält, und lächeln kaum merklich. Sie interessieren sich für die Arbeit der Ruderer und tauschen ihre Meinungen aus.

»Das ist ja wie das Fahren auf einem Wagen ohne Räder«, sagt der Knabe.

»Nein, auf einem über die Wolken gleitenden Wagen. Schau! Es ist, als würden wir über den Himmel getragen. Schau, schau, jetzt steigen wir auf eine Wolke!« sagt Maria, als sie sieht, wie das Boot seinen Bug an einer Stelle ins Wasser taucht, wo sich eine große Wol-

ke widerspiegelt, und lacht zaghaft. Die Sonne durchdringt die Nebel, und trotz der nur blassen Novembersonne werden die Wolken golden und spiegeln sich schillernd im See.

»Oh, wie schön! Jetzt fahren wir auf Feuer. Oh, schön, schön!« und der Kleine klatscht in die Hände.

Das Mädchen jedoch schweigt und bricht plötzlich in Tränen aus. Alle wollen wissen, warum es weint. Schluchzend erklärt es: »Die Mutter erzählte uns immer ein Gedicht, einen Psalm, ich weiß nicht, um uns zum Guten zu ermuntern, damit wir auch bei so viel Leid noch beten konnten ... und dieses Gedicht handelte von einem Paradies, das wie ein See von Licht, von mildem Feuer sein wird, wo es nur Gott und Freude gibt, und wo alle hingehen werden, die gut sind ... nachdem der Erlöser gekommen ist ... Dieser goldene See hat mich daran erinnert ... an meine Mutter!«

Auch Matthias weint, und alle bemitleiden die beiden.

Doch über das Murmeln der verschiedenen Stimmen und die Klage der Kinder erhebt sich die sanfte Stimme Jesu: »Weint nicht, eure Mutter hat euch zu mir geführt, und sie ist hier unter uns, während ich euch zu einer Mutter ohne Kinder führe. Sie wird so glücklich sein, zwei gute Kinder anstelle des eigenen zu haben, das nun dort ist, wo eure Mutter ist. Denn auch sie hat geweint, wißt ihr? Ihr ist das Kindlein gestorben, wie euch die Mutter ... «

»Oh, dann gehen wir zu ihr, und ihr Kind kann zu unserer Mutter gehen!« sagt Maria.

»Genau so wird es sein, und ihr werdet alle glücklich sein.«

»Wie ist denn diese Frau? Was tut sie? Ist sie eine Bäuerin? Hat sie einen guten Herrn?« interessieren sich die Kinder.

»Sie ist keine Bäuerin, aber sie hat einen Garten voller Rosen und ist gut wie ein Engel. Sie hat einen guten Mann, und auch er wird euch gern haben.«

»Meinst du, Meister?« fragt Matthäus ein wenig ungläubig.

»Ich bin sicher. Ihr werdet euch davon überzeugen können. Vor kurzem wollte Chuza den Margziam haben, um aus ihm einen Ritter zu machen.«

»Alles, nur das nicht!« schreit Petrus.

»Margziam wird ein Ritter Christi werden, nur das, Simon, sei beruhigt!«

Der See wird wieder grau. Ein leichter Wind weht, der die Oberfläche des Wassers kräuselt. Das Segel spannt sich und das Boot gleitet zitternd dahin. Aber die Kinder sind so in Träumen von der neuen Mutter versunken, daß sie keine Angst verspüren.

Nun kommen sie an Magdala vorbei mit seinen weißen Häusern im Grünen, dann lassen sie das Gebiet zwischen Magdala und Tiberias hinter sich und sehen die ersten Häuser von Tiberias.

»Wohin, Meister?«

»Zur kleinen Landestelle Chuzas.«

Petrus wendet und gibt dem Schiffsjungen Anweisungen. Das Segel fällt herab, während das Boot in den kleinen Hafen einfährt und, gefolgt vom anderen Boot, an der Mole anlegt. Nun stehen die beiden Barken nebeneinander still wie zwei müde Entlein. Alle steigen aus, und Johannes eilt voraus, um den Gärtnern etwas zuzurufen.

Die Kleinen klammern sich furchtsam an Jesus, und Maria fragt mit einem Seufzer, indem sie am Gewand Jesu zupft: »Aber wird sie auch wirklich gut sein?«

Johannes kommt zurück. »Meister, ein Diener öffnet soeben das Tor. Johanna ist schon aufgestanden.«

»Gut. Wartet alle hier. Ich werde vorausgehen.«

Jesus geht allein voraus. Die anderen schauen ihm nach und machen mehr oder weniger positive Bemerkungen über den Versuch, den Jesus unternimmt. Es fehlt weder an Zweifeln noch an Kritik. Doch von dem Ort aus, an dem sie sich befinden, sehen sie nur, wie Chuza herbeieilt und sich auf der Schwelle des Tores bis zum Boden verbeugt, um sich dann zur Linken Jesu in den Garten zu begeben. Weiter sehen sie nichts.

Aber ich sehe Jesus, der langsam an der Seite Chuzas geht, welcher seine ganze Freude zeigt, Jesus zu Gast zu haben: »Meine Johanna wird wie ich sehr glücklich sein. Es geht ihr immer besser.

Sie hat mir von der Reise erzählt. Welche Triumphe, mein Herr!«

»Hast du es nicht bedauert?«

»Johanna ist glücklich, und ich bin glücklich, sie so zu sehen. Schon seit Monaten hätte ich sie vielleicht nicht mehr gehabt, Herr!«

»Du hättest ... und ich habe sie dir wiedergegeben. Sei Gott dankbar dafür!«

Chuza schaut ihn verlegen an ... dann flüstert er: »Soll das ein Vorwurf sein, Herr?«

»Nein, ein Rat! Sei gut, Chuza!«

»Meister, ich bin ein Diener des Herodes ... «

»Ich weiß es. Aber deine Seele ist nur Dienerin Gottes, wenn du es willst.«

»Das ist wahr, Herr. Ich werde mich bessern. Manchmal packt mich Menschenfurcht ... «

»Hättest du sie auch im vergangenen Jahr gekannt, als du Johanna retten wolltest?«

»O nein! Auf Kosten jeglicher Ehrenstellen hätte ich mich an den gewandt, von dem ich glaubte, daß er sie retten könne.«

»Tue dasselbe für deine Seele, denn sie ist noch kostbarer als Johanna. Siehe, da kommt sie.«

Sie gehen ihr rasch entgegen, und sie eilt in der Allee auf sie zu.

»Mein Meister! Ich habe nicht erwartet, dich so bald wiederzusehen. Welche Güte führt dich zu deiner Dienerin?«

»Eine Not, Johanna!«

»Eine Not? Welche? Sprich, wenn wir dir helfen können, wollen wir es tun«, sagen die Eheleute gleichzeitig.

»Ich habe gestern abend auf einem verlassenem Weg zwei arme Kinder gefunden ... ein kleines Mädchen und einen kleinen Knaben ... barfuß, mit zerfetzten Kleidern, hungrig und allein ... und ich habe gesehen, wie sie von einem Mann vertrieben wurden, wie Hunde von einem herzlosen Menschen. Sie waren am Verhungern ... Dem Mann habe ich im vergangenen Jahr eine reiche Ernte geschenkt, er aber hat den beiden Waisen ein Stücklein Brot verweigert.

Es sind Waisenkinder, allein auf den Wegen der grausamen Welt. Jenner Mann wird seine Strafe erhalten, und ihr, wollt ihr meinen Segen haben? Ich strecke meine Hand aus und bettle um Liebe für die Waisen ohne Haus, ohne Kleider, ohne Nahrung, ohne Liebe. Wollt ihr mir helfen?«

»Aber Meister! Du fragst uns? Sage, was du willst, wieviel du willst, sage alles . . . « sagt Chuza schnell.

Johanna sagt nichts, sie preßt ihre Hände an die Brust, und eine Träne an den langen Wimpern, ein sehnsüchtiges Lächeln auf den roten Lippen, sagen mehr, als wenn sie sprechen würde. Jesus schaut sie an und lächelt: »Ich wünschte, daß diese Kinder eine Mutter, einen Vater und ein Heim hätten, und daß die Mutter den Namen Johanna hätte . . . «

Er hat noch nicht ausgesprochen, als schon der Aufschrei Johannas ertönt, wie der eines aus dem Gefängnis Entlassenen, während sie sich niederwirft, um die Füße ihres Herrn zu küssen.

»Chuza, was meinst du? Nimmst du in meinem Namen diese meine geliebten, teuren Kleinen auf, die meinem Herzen mehr bedeuten als Edelsteine?«

»Meister, wo sind sie? Führe mich zu ihnen, und ich schwöre dir bei meiner Ehre, daß ich sie von dem Augenblick an, da ich meine Hand auf ihr unschuldiges Haupt lege, wie ein leiblicher Vater in deinem Namen lieben werde.«

»So kommt! Ich wußte, daß ich nicht umsonst kommen würde. Kommt! Sie sind ungebildet und eingeschüchtert, jedoch gut. Vertraut mir, der ich die Herzen und die Zukunft kenne. Sie werden eurer Vereinigung Frieden und Einigkeit geben, nicht gleich, aber später. In der Liebe zu ihnen werdet ihr euch wiederfinden. Ihre unschuldigen Umarmungen werden der beste Zement sein für eure Ehe. Der Himmel wird ob dieser eurer Nächstenliebe mit seiner Güte und Barmherzigkeit über euch sein. Sie stehen vor dem Tor, wir kommen von Betsaida . . . «

Johanna hört nicht mehr weiter zu. Sie eilt voraus, ergriffen von der Sehnsucht, Kinder zu lieblosen.

Sie tut es, indem sie niederkniet, die beiden Waisenkinder an ihre Brust drückt und ihre mageren Wangen küßt, während die beiden die schöne Frau in den mit Schmuck verzierten Kleidern staunend betrachten. Sie schauen Chuza an, der sie liebkost und dann Mattias in die Arme nimmt, und betrachten den herrlichen Garten und die Diener, die herbeieilen ...

Sie sehen das Haus, das Jesus und den Aposteln seine Gemächer voller Reichtümer öffnet und schauen Ester an, die sie mit Küssen bedeckt.

Eine Traumwelt hat sich vor den kleinen Verlorenen aufgetan ... Jesus beobachtet sie und lächelt ...

345 Zu Naïn im Haus des auferweckten Daniel

Die Stadt Naïn feiert ein großes Fest. Sie hat Jesus zu Gast. Zum ersten Mal nach der Auferweckung des Jünglings Daniel.

Von einer großen Menschenmenge umgeben, geht Jesus segnend durch die Stadt. Zu den Bewohnern von Naïn haben sich auch Bewohner anderer Ortschaften gesellt, besonders aus Kafarnaum, wo sie ihn gesucht haben und von wo sie nach Kana und von dort nach Naïn geschickt worden sind. Ich habe den Eindruck, daß Jesus, der nun schon viele Jünger hat, etwas wie ein Informationsnetz gebildet hat, damit Pilger, die ihn suchen, ihn finden können, obwohl er täglich einige Meilen zurücklegt, sofern es die Jahreszeit und die kurzen Tage erlauben. Unter denen, die gekommen sind, ihn zu suchen, fehlt es auch nicht an Schriftgelehrten und Pharisäern, die nach außen hin ergeben scheinen ...

Jesus ist Gast im Haus des auferweckten Jünglings, wo auch die Vornehmen des Ortes zusammengekommen sind. Als die Mutter Daniels die Schriftgelehrten und Pharisäer erblickt – sieben an der Zahl, wie die sieben Hauptsünden – läßt sie sie demutsvoll ein und entschuldigt sich, ihnen kein würdigeres Haus anbieten zu können.

»Der Meister ist da. Der Meister ist da, Frau! Das macht sogar

eine Höhle wertvoll. Doch dein Haus ist weit mehr als eine Höhle, und wir betreten es mit den Worten: „Der Friede sei mit dir und mit deinem Haus!“«

Tatsächlich hat die Frau, obwohl sie nicht reich ist, ihr Möglichstes getan, um Jesus mit Ehren zu empfangen. Gewiß sind in gemeinsamer Anstrengung alle Reichtümer von Nain aufgeboten worden, um Haus und Tafel zu schmücken. Die jeweiligen Eigentümer beäugen aus allen möglichen Ecken die Gesellschaft, die sich durch den Korridor am Eingang zu den beiden zur Straße hin gelegenen Räumen begibt, in denen die Herrin des Hauses die Tische gedeckt hat. Vielleicht haben die Leute, die Decken, Geschirr und Sitze geliehen und sich zum Dienst an den Kochstellen bereiterklärt haben, nur eines verlangt: den Meister aus der Nähe sehen und dort atmen zu dürfen, wo er atmet. Nun zeigen sie sich da und dort, rot, mit Mehl und Asche bestäubt oder mit tropfenden Händen, entsprechend ihren Obliegenheiten in der Küche. Sie spähen, erhaschen sich ihren Anteil an göttlichen Blicken und Worten, trinken den süßen Segen und die sanfte Gestalt mit ihren Augen und Ohren und kehren noch röter zu ihren Feuerstellen, Schüsseln und Wasserbecken zurück: glücklich!

Ganz außer sich vor Freude ist jene, die zusammen mit der Hausmutter den angesehenen Gästen die Wasserbecken reicht. Ein junges Mädchen mit braunen Haaren, dunklen Augen und rosigen Wangen, die noch röter werden, als die Hausfrau Jesus darauf aufmerksam macht, daß sie die Braut ihres Sohnes ist und daß die Hochzeit bald stattfinden wird. »Wir haben auf deine Ankunft gewartet, damit das ganze Haus von dir gesegnet werde. Segne auch sie, auf daß sie eine gute Ehefrau in diesem Haus sei.«

Jesus betrachtet sie, und da die Braut sich vor ihm verneigt, legt er ihr die Hände auf und sagt: »Mögen in dir die Tugenden Saras, Rebekkas und Rahels wiederaufblühen und mögen aus dir wahre Söhne Gottes hervorgehen, zu seiner Ehre und zur Freude dieses Hauses!«

Nun haben Jesus und die Vornehmen sich gereinigt und gehen

mit dem jungen Hausherrn in den Speisesaal, während die Apostel mit anderen, weniger einflußreichen Männern von Naïn das gegenüberliegende Zimmer betreten, und das Mahl wird eingenommen.

Ich entnehme den Gesprächen, daß Jesus vor Beginn der Vision in Naïn gepredigt und geheilt hat. Doch die Pharisäer und Schriftgelehrten kümmern sich wenig darum, bestürmen aber die Leute von Naïn mit Fragen, um Einzelheiten über die Krankheit Daniels zu erfahren; sie wollen wissen, wie viele Stunden zwischen dem Tod und der Auferstehung verstrichen sind, ob er schon ganz einbalsamiert war usw. usw. Jesus entzieht sich all diesen Fragen und spricht mit dem Auferstandenen, der sich nun wohl fühlt und mit einem beneidenswerten Appetit ißt.

Aber ein Pharisäer ruft Jesus, um ihn zu fragen, ob er von der Krankheit Daniels wußte.

»Ich kam zufällig von En-Dor, weil ich Judas von Kerijot zufriedenstellen wollte, wie ich Johannes des Zebedäus zufriedengestellt hatte. Ich wußte nicht, daß wir nach Naïn kommen würden, als ich den Weg der österlichen Pilgerreise aufgenommen hatte«, antwortet Jesus.

»So! Dann bist du also nicht eigens nach En-Dor gegangen?« fragt ein Schriftgelehrter erstaunt.

»Nein, ich hatte nicht die geringste Absicht, dorthin zu gehen.«

»Warum bist du dann doch hingegangen?«

»Ich habe es schon gesagt: Weil Judas des Simon hingehen wollte.«

»Wozu diese Laune?«

»Er wollte die Höhle der Zauberin sehen.«

»Vielleicht hattest du darüber gesprochen ... «

»Nie! Ich hatte keinen Grund dazu.«

»Ich meine ... vielleicht hast du mit jener Episode andere Zaubereien erklärt, um deine Jünger einzuweihen ... «

»In was? Um zur Heiligkeit anzuleiten, braucht es keine Pilgerfahrten. Eine Zelle oder eine Wüste, eine Bergspitze oder ein einsames Haus dienen diesem Zweck ebensogut. Es genügt, daß der

Lehrmeister streng und heilig ist und der Schüler den Willen hat, sich zu heiligen. Ich lehre dies und nichts anderes!«

»Aber die Wunder, die jetzt auch deine Jünger wirken, was sind sie anderes als Zauberei und ... «

»Der Wille Gottes, dies allein! Je heiliger sie werden, desto mehr Wunder werden sie wirken. Mit Gebet, Opfer und ihrem Gehorsam Gott gegenüber. Mit nichts anderem!«

»Bist du dessen sicher?« fragt ein Schriftgelehrter, der sein Kinn in die Hand stützt und von unten zu Jesus hinaufschaut. Sein Ton ist spöttisch und auch mitleidig.

»Ich habe ihnen diese Waffen und diese Lehren gegeben. Sollte dann unter ihnen einer sein – und es gibt ihrer viele – der sich aus Hochmut oder aus anderen Gründen mit unwürdigen Handlungen abgibt, so war nicht ich es, der ihm das geraten hat. Ich kann beten, um zu versuchen, den Schuldigen zu bessern. Ich kann mir harte Bußübungen auferlegen, um von Gott eine besondere Erleuchtung für ihn zu erlangen, auf daß er seinen Irrtum einsehe. Ich kann mich zu seinen Füßen niederwerfen, um ihn mit meiner ganzen Liebe als Bruder, Meister und Freund anzuflehen, von der Sünde abzulassen; das würde ich nicht als Erniedrigung betrachten, denn der Wert einer Seele ist so groß, daß es sich lohnt, jede Verdemütigung auf sich zu nehmen, um diese Seele zu retten. Doch mehr kann ich nicht tun. Wenn er trotzdem in seiner Sünde verharret, so werden dem verratenen und unverstandenen Meister und Freund Tränen und Blut aus den Augen und dem Herzen fließen.«

Welche Güte und welche Trauer sind in der Stimme und im ganzen Aussehen Jesu zu erkennen!

Schriftgelehrte und Pharisäer schauen sich gegenseitig an. Es ist ein Spiel mit Blicken. Doch sie sagen nichts weiter. Sie wenden sich nun an den jungen Daniel und fragen ihn, ob er wisse, was der Tod sei. Sie wollen wissen, was er gefühlt hat, als er ins Leben zurückgekehrt ist, und was er in der Zeit zwischen Tod und Leben gesehen hat.

»Ich weiß, daß ich sterbenskrank war und den Todeskampf durchgemacht habe. Oh, es war schrecklich! Erinnerst mich nicht mehr daran! ... und doch wird der Tag kommen, da ich ihn wiederum durchstehen muß! Oh, Meister! ...« Er schaut ihn erschrocken an und wird bleich bei dem Gedanken, daß er noch einmal wird sterben müssen.

Jesus tröstet ihn sanft und sagt: »Der Tod ist an sich schon eine Sühne. Du wirst, wenn du ein zweites Mal stirbst, vollständig rein von jedem Makel sein und dich sofort des Himmels erfreuen. Aber dieser Gedanke soll dir helfen, als Heiliger zu leben, und es dürfen bei dir nur unfreiwillige und leichte Sünden vorkommen.«

Die Pharisäer gehen wieder zum Angriff über: »Aber was hast du empfunden, als du ins Leben zurückgekehrt bist?«

»Nichts. Ich fühlte mich lebendig und gesund, so als ob ich aus einem langen, schweren Schläfe erwacht sei.«

»Aber hast du dich daran erinnert, daß du tot gewesen bist?«

»Ich habe mich erinnert, daß ich schwer krank gewesen und im Todeskampf gelegen bin, das ist alles.«

»Erinnerst du dich an die andere Welt?«

»Nein! Da ist ein schwarzes Loch, eine Lücke in meinem Leben ... Nichts ... «

»Dann gibt es deiner Meinung nach also keinen Limbus, kein Fegefeuer, keine Hölle?«

»Wer sagt, daß es sie nicht gibt? Gewiß gibt es sie, doch erinnere ich mich nicht daran.«

»Aber bist du sicher, daß du tot gewesen bist?«

Da fahren die von Nain in die Höhe: »Ob er tot gewesen ist? Was wollt ihr denn noch? Als wir ihn auf die Bahre legten, fing er schon an zu riechen. Mit all dem Balsam und den Binden wäre auch ein Riese gestorben.«

»Aber du erinnerst dich nicht daran, tot gewesen zu sein?«

»Ich habe euch schon gesagt, nein!« Der Jüngling wird ungeduldig und fügt hinzu: »Was wollt ihr denn mit diesen langen Befragun-

gen erreichen? Glaubt ihr vielleicht, daß das ganze Dorf mich für tot hielt, einschließlich meiner Mutter, einschließlich meiner Braut, die vor Schmerz sterbenskrank geworden war, einschließlich meiner selbst, der ich gebunden und einbalsamiert war, während es sich in Wirklichkeit nur um Schein handelte? Was glaubt ihr denn, daß in Naïn nur Kinder oder zum Scherzen aufgelegte Betrunkene sind? Meine Mutter hat in wenigen Stunden weißes Haar bekommen. Meine Braut mußte gepflegt werden, denn Schmerz und Freude hatten sie beinahe wahnsinnig gemacht. Ihr habt noch Zweifel? Wozu sollten wir das alles aufgeführt haben?«

»Wozu? Das ist wahr! Wozu sollten wir es getan haben?« fragen die Leute von Naïn.

Jesus sagt nichts. Er spielt wie geistesabwesend mit der Tischdecke. Die Pharisäer wissen nicht, was sie sagen sollen ... Aber Jesus öffnet unvermutet den Mund, als die Unterhaltung ins Stocken gerät, und sagt: »Der Grund ist dieser (und er deutet auf die Schriftgelehrten und Pharisäer): Sie wollen feststellen, daß deine Auferweckung nichts anderes gewesen ist als ein abgekartetes Spiel, um mein Ansehen bei den Menschen zu vergrößern. Ich, der Erfinder, und ihr, die Komplizen, um Gott und die Menschen zu betrügen. Nein, ich überlasse diese Betrügereien den Unwürdigen. Ich brauche weder Hexereien noch Kniffe, weder Spielereien noch Komplote, um das zu sein, was ich bin. Warum wollt ihr Gott die Macht absprechen, einem Körper die Seele zurückzugeben? Wenn er sie gibt, wenn sich das Fleisch bildet, und er die Seelen von Fall zu Fall erschafft, kann er sie dann nicht auch zurückgeben, auf daß durch diese Seele, die durch das Gebet ihres Messias zum Fleisch zurückkehrte, viele Menschen angespornt werden, die Wahrheit zu suchen? Könnt ihr Gott die Macht zum Wunder absprechen? Warum wollt ihr ihm das verbieten?«

»Bist du Gott?«

»Ich bin, der ich bin. Meine Wunder und meine Lehre bezeugen, wer ich bin!«

»Aber warum erinnert sich dieser nicht, während die beschworenen Geister wissen, was das Jenseits ist?«

»Weil diese Seele, die schon durch die Buße eines ersten Todes geheiligt ist, die Wahrheit spricht, während das, was auf die Lippen der Totenbeschwörer kommt, nicht Wahrheit ist.«

»Aber Samuel . . . «

»Samuel kam auf Befehl Gottes, nicht auf Befehl der Hexe, um dem treulosen Gesetzesbrecher die Rache des Herrn zu verkünden, der seiner nicht spotten läßt.«

»Warum tun es also deine Jünger?« Die hämische Stimme eines Pharisäers, der an seiner empfindlichsten Stelle getroffen ist, weckt die Aufmerksamkeit der Apostel, die sich im gegenüberliegenden Raum befinden – die beiden Räume sind nur durch einen etwas mehr als einen Meter breiten Korridor voneinander getrennt, ohne Türen oder schwere Vorhänge – und sie gehen geräuschlos in den Korridor und hören zu. »Inwiefern tun sie das? Erkläre es mir, und wenn deine Anklage der Wahrheit entsprechen sollte, dann werde ich sie auffordern, nicht mehr gegen das Gesetz zu verstoßen.«

»Inwiefern sie das tun? Das weiß ich, und mit mir viele andere. Aber du, der du die Toten erweckst und behauptest, mehr als ein Prophet zu sein, entdecke es selbst. Wir werden es dir nicht sagen. Du hast übrigens Augen, um noch viele andere Dinge zu sehen, die von deinen Jüngern getan werden, wenn es nicht erlaubt ist, und nicht getan werden, wenn sie getan werden sollten, und du kümmerst dich nicht darum.«

»Wollt ihr mir einige nennen?«

»Warum halten sich deine Jünger nicht an die Bräuche ihrer Ahnen? Wir haben sie heute beobachtet. Gerade heute! Noch vor einer Stunde! Sie sind in ihren Speisesaal eingetreten und haben sich vorher nicht die Hände gewaschen!« Wenn die Pharisäer gesagt hätten: »Sie haben vorhin einige Bürger erdrosselt«, hätten sie keinen entsetzteren Ton anschlagen können.

»Ihr habt sie beobachtet, ja. Es gibt viele Dinge zu sehen, schöne

und gute Dinge, und wir wollen den Herrn preisen, daß er uns das Leben geschenkt hat, damit wir sie sehen können, und daß er sie erschaffen und erlaubt hat. Ihr aber betrachtet diese Dinge nicht, und mit euch viele andere. Ihr verliert vielmehr eure Zeit und euren Frieden damit, nach schlechten Dingen zu streben.

Ihr gleicht Schakalen, mehr noch: Hyänen, die den Spuren der Verwesung folgen und die Wellen der Wohlgerüche verachten, die der Wind von den duftenden Gärten herweht. Die Hyänen lieben weder Lilien noch Rosen, Jasmin, Kampfer, Zimt oder Nelken. Für sie haben diese abstoßende Gerüche. Doch der Gestank eines verwesenden Körpers im Grunde einer Schlucht, am Rand einer Straße unter dem Dornengestrüpp, wohin der Mörder ihn geworfen hat, oder an einem verlassenem Strand, wohin ihn die Sturmflut geschwemmt hat: der Gestank dieses aufgeblähten, violetten, aufgeplatzen, schrecklichen Wesens ist für die Hyänen Wohlgeruch. Sie wittern im Abendwind, der alle Gerüche mit sich trägt, welche die Sonne im Lauf des Tages hat aufsteigen lassen, diesen unbestimmten, einladenden Geruch, und nachdem sie ihn entdeckt und die Richtung festgestellt haben, aus der er kommt, eilen sie mit erhobener Schnauze davon. Mit zitternden Lefzen und entblößten Zähnen, die ihrer Fratze den Ausdruck eines hysterischen Grinsens geben, laufen sie auf den Ort der Verwesung zu. Ob es nun der Kadaver eines Menschen, eines Tieres oder einer von einem Bauern erschlagenen Natter ist, ob es ein von der Hausfrau getöteter Marder oder einfach eine Maus ist, es schmeckt, es schmeckt, es schmeckt! In diesen abstoßenden Gestank versenkt die Hyäne ihre Zähne und schmaust und leckt sich die Lippen . . .

Menschen, die sich Tag für Tag heiligen? Das ist uninteressant! Aber wenn ein einziger etwas Böses tut oder mehrere nicht ein göttliches Gesetz verletzen, sondern nur menschliche Handlungen unterlassen – nennt sie Bräuche, Gebote oder wie ihr wollt, es handelt sich immer um menschliche Dinge – dann geht man hin und bemerkt es. Man geht auch hinter einem Verdacht her . . . um sich zu ergötzen, wenn der Verdacht sich bestätigt.

Nun antwortet, antwortet, ihr, die ihr gekommen seid, aber nicht aus Liebe, nicht aus Glauben, nicht aus Redlichkeit, sondern mit böswilliger Absicht, antwortet: warum verletzt ihr das Gebot Gottes wegen einem von euren Bräuchen? Wollt ihr mir vielleicht sagen, daß ein Brauch mehr ist als ein Gebot Gottes? Und doch hat Gott gesagt: „Ehre den Vater und die Mutter, und wer Vater oder Mutter verflucht, läßt die Schuld eines Mörders auf sich.“ Ihr hingegen sagt: „Wer immer zu seinem Vater oder zu seiner Mutter sagt: ‚Was ihr von mir fordert, ist Korbán (heilige Sache)‘, der braucht seine Habe nicht mehr für Vater und Mutter zu verwenden.“ Somit habt ihr durch euren Brauch das Gebot Gottes aufgehoben.

Ihr Heuchler! Richtig hat der Prophet Jesaja von euch gesagt: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, doch sein Herz ist fern von mir; daher ehrt es mich vergeblich, weil es menschliche Lehren und Gebote lehrt.“

Während ihr die Gebote Gottes vernachlässigt, haltet ihr euch an menschliche Bräuche, an Waschungen der Krüge und Kelche, der Teller und Hände und an ähnliche Dinge. Während ihr Undankbarkeit und Geiz eines Sohnes rechtfertigt, indem ihr ihm unter dem Vorwand einer Opfergabe die Möglichkeit gebt, denen, die ihn gezeugt haben und nun einer Hilfe bedürfen, das Brot zu verweigern, regt ihr euch auf, wenn einer sich nicht die Hände wäscht. Ihr verdreht und verletzt das Wort Gottes, um Worten zu gehorchen, die ihr selbst geprägt habt und die von euch zum Gebot erhoben worden sind. Ihr erklärt euch damit für gerechter als Gott. Ihr maßt euch das Recht an, Gesetze zu erlassen, während Gott allein der Gesetzgeber seines Volkes ist. Ihr . . . « und er würde fortfahren, doch die feindliche Gruppe verläßt das Haus unter einem Hagel von Vorwürfen; sie stößt mit den Aposteln und den Hausbewohnern, den Gästen und den Helferinnen der Hausfrau zusammen, die sich, angezogen vom hellen Klang der Stimme Jesu, im Korridor versammelt haben.

Jesus, der aufgestanden war, setzt sich wieder, fordert alle auf einzutreten und sagt: »Hört alle und vernehmt diese Wahrheit. Es gibt

nichts außerhalb des Menschen, was ihn, wenn es in ihn eindringt, verunreinigen könnte. Was vom Menschen ausgeht ist es, was verunreinigt. Wer Ohren hat zu hören, der höre, nütze seinen Verstand, um zu begreifen, und seinen Willen, um zu verwirklichen. Nun laßt uns gehen. Ihr von Naïn, verharret im Guten, und mein Friede sei immer bei euch!«

Er erhebt sich, grüßt im besonderen die Besitzer des Hauses und geht durch den Korridor hinaus, wo er den befreundeten Frauen begegnet, die ihn von einer Ecke her bewundernd ansehen. Er begibt sich zu ihnen und sagt: »Der Friede sei auch mit euch! Der Himmel vergelte euch, daß ihr mir mit einer Liebe entgegengekommen seid, die mich den mütterlichen Tisch nicht vermissen ließ. Ich habe eure mütterliche Liebe in jedem Bissen Brot, im Braten, in der Süße des Honigs und im kühlen, duftenden Wein gefühlt. Bleibet mir immer wohlgesinnt, ihr guten Frauen von Naïn. Doch ein anderes Mal macht euch nicht so viel Mühe meiner wegen. Es genügen Brot und eine Handvoll Oliven, gewürzt mit eurem mütterlichen Lächeln und eurem ehrlichen und guten Blick. Seid glücklich in euren Häusern, denn die Dankbarkeit des Verfolgten ist über euch, und er geht von dannen, getröstet durch eure Liebe.«

Die Frauen, glücklich, wenn auch weinend, knien alle nieder, und Jesus segnet im Vorübergehen eine nach der anderen, indem er ihre weißen oder schwarzen Haare mit der Hand berührt. Dann geht er hinaus und setzt seinen Weg fort . . .

Die ersten Schatten des Abends brechen herein und verbergen die Blässe Jesu, der über *zu viele* Dinge verbittert ist.

13. Oktober 1945:

Gestern abend, als ich versuchte, zu ruhen und zu schlafen und alle bereits schliefen, erschien mir Jesus, wie er mir immer erscheint, in einem weißen Wollgewand. Er hatte in der Rechten einen hohen, ziemlich schmalen Metallkelch. Er stellte sich an die rechte Seite des Bettes und lächelte, aber traurig. Doch sein Lächeln ermutigte mich, denn ich erkannte, daß er nicht meiner wegen traurig war, sondern daß er zu mir kam, um Erleichterung zu finden. Er legte seine linke Hand auf meine linke Schulter und zog mich näher an sich, während er mit der Rechten

den Kelch an meine Lippen setzte und sagte: »Trinke!« Der Kelch war mit einer Flüssigkeit gefüllt, die klares Wasser zu sein schien. Ich sah es im Augenblick, da Jesus ihn mir reichte und mich zu trinken zwang. Ich trank.

Welche Bitterkeit! Oh, es war nicht der betäubende Kelch des Gründonnerstags, gefüllt mit dem lebendigen Blut meines Herrn! Dem süßen sättigenden Blut, von dem ich niemals meine Lippen lösen möchte ...

Das Wasser war so bitter, wie kein Medikament es sein könnte. Es brannte in der Kehle, im Magen, schüttelte mich vor Abscheu, ließ Tränen in meine Augen steigen und brannte weiter wie eine ätzende Säure. Jesus ließ mich nur einen Schluck trinken ... dann stellte er den Kelch beiseite und erklärte: »Dies ist der Kelch, den ich im Ölgarten getrunken habe. Aber ich habe ihn ganz ausgetrunken, bis zum letzten Tropfen, und dieser ist noch bitterer. Das ist der Kelch, den die Sünden der Menschen täglich füllen und zum Himmel reichen, damit ich ihn trinke. Aber ich kann nur noch unendliche Liebe trinken, und daher biete ich ihn den großmütigen, den auserwählten Seelen an. Danke für diesen Schluck! Nun will ich zu anderen treuen Seelen gehen. Ich segne dich durch den Vater, mich und die ewige Liebe.«

Dann ging er weg und ließ mich zurück, Mund und Magen vom Gift verbrannt, die Seele aber voll des Friedens.

346 Im Schafstall von En-Dor

Jesus geht nur bis nach En-Dor zurück. Er macht beim ersten Haus der Ortschaft halt, das mehr einem Schafstall als einem Wohnhaus gleicht. Aber gerade deshalb kann es mit seinen niedrigen, geschlossenen Ställen voller Heu die dreizehn Pilger aufnehmen. Sein Besitzer, ein derber, aber guter Mann, beeilt sich, eine Laterne und einen Eimer schäumender Milch herbeizutragen und einige Stücke sehr dunklen Brotes. Dann zieht er sich zurück, nachdem Jesus, der allein mit seinen Zwölfen zurückbleibt, ihn gesegnet hat.

Jesus opfert und verteilt das Brot, und in Ermangelung von Schüsseln oder Bechern taucht jeder sein Stück Brot in den Eimer und trinkt, wenn er durstig ist, direkt daraus. Jesus trinkt nur wenig Milch. Er ist ernst, schweigsam ... so sehr, daß alle, nachdem sie ihren Hunger gestillt haben, der den Aposteln nie fehlt, seines Schweigens gewahr werden.

Andreas fragt als erster: »Was hast du, Meister? Du scheinst mir traurig und müde zu sein ... «

»Ich leugne es nicht.«

»Warum? Wegen der Pharisäer dort? Aber du müßtest dich doch daran gewöhnt haben ... Sogar ich habe mich beinahe daran gewöhnt ... Du weißt, wie ich sie die erste Zeit behandelt habe. Sie singen immer das gleiche Lied! ... Diese Schlangen können nur zischen; es wird ihnen nie gelingen, den Gesang der Nachtigall nachzuahmen. Man achtet schließlich nicht mehr darauf«, sagt Petrus, teils aus Überzeugung, teils um Jesus zu ermuntern.

»Auf diese Weise verliert man seine Beherrschung und fällt schließlich in ihre Fallen. Ich bitte euch, gewöhnt euch nie an die Stimmen des Bösen, so als wären sie ungefährlich.«

»Nun gut. Aber wenn das der einzige Grund ist, weshalb du traurig bist, so tust du schlecht daran, denn du siehst doch, wie die Welt dich liebt«, sagt Matthäus.

»Aber bist du nur aus diesem Grund so traurig? Sag es mir, guter Meister. Oder haben sie dir Lügen, Verleumdungen, Verdächtigungen oder was weiß ich was über uns, die wir dich lieben, erzählt?« fragt Iskariot besorgt und schmeichelnd Jesus, der an seiner Seite im Heu sitzt und den er mit einem Arm umfängt.

Jesus wendet sich Judas zu. Im zitternden Schein der Laterne ist in seinen Augen ein phosphoreszierender Blitz zu bemerken. Die Laterne steht in der Mitte der Apostel, die auf dem Heu sitzen, das rundherum zu niedrigen Sitzgelegenheiten aufgehäuft worden ist. Jesus blickt Judas Iskariot scharf an und fragt ihn: »Du hältst mich wohl für so töricht, daß ich die Verdächtigungen eines jeden beliebigen Menschen für wahr halte und mich dadurch verwirren lasse. Es sind die Wirklichkeiten, Judas des Simon, die mich betrüben«, und sein Blick bohrt sich für einen Augenblick wie eine Sonde in die braunen Pupillen des Judas.

»Welche Wirklichkeiten stören dich denn?« drängt Iskariot weiter.

»Die, die ich in der Tiefe der Herzen sehe und auf den *entthronten* Stirnen lese.« Jesus betont diese Wort sehr.

Alle sind in Aufregung: »Entthront? Warum? Was willst du damit sagen?«

»Ein König wird entthront, wenn er nicht mehr würdig ist, auf dem Thron zu sitzen, und als erstes wird ihm die Krone von der Stirn gerissen, der vornehmsten Stelle des Menschen, des einzigen Lebewesens, das seine Stirne zum Himmel erhoben trägt, indem es in seinem animalischen Dasein zwar Materie, in seinem übernatürlichen aber Seele ist. Es ist nicht notwendig, ein König zu sein, der auf einem irdischen Thron sitzt, um entthront zu werden. Jeder Mensch ist durch seine Seele König, und sein Thron ist im Himmel. Aber wenn ein Mensch seine Seele verkauft und ein wildes Tier oder ein Teufel wird, dann entthront er sich. Die Welt ist voll von entthronten Stirnen, die nicht mehr zum Himmel erhoben sind, sondern sich zum Abgrund hinabneigen, niedergedrückt durch das Wort, das Satan auf sie gemeißelt hat. Wollt ihr es wissen? Es ist das Wort, das ich auf den Stirnen lese. Dort steht geschrieben: „Verkauft!“ und damit ihr keinen Zweifel darüber habt, wer der Käufer ist, sage ich es euch: Es ist Satan, er selbst oder einer seiner Diener, die auf der Welt sind.«

»Ich habe verstanden! Die Pharisäer zum Beispiel sind Diener eines größeren Dieners, der ein Diener Satans ist«, sagt Petrus überzeugt. Jesus erwidert nichts darauf.

»Jedoch . . . Weißt du, Meister, daß die Pharisäer, nachdem sie deine Worte vernommen haben, verärgert fortgegangen sind? Als sie mir beim Hinausgehen begegnet sind, habe ich sie gehört . . . Du bist sehr streng gewesen«, bemerkt Bartholomäus.

Jesus entgegnet: »Aber ich habe die volle Wahrheit gesagt. Es ist nicht meine Schuld, sondern ihre, wenn man gewisse Dinge sagen muß. Es ist auch Liebe meinerseits, wenn ich sie ihnen sage. Jede Pflanze, die nicht von meinem himmlischen Vater gepflanzt worden ist, muß ausgerissen werden. Die dornigen Schmarotzerpflanzen, die den Samen der heiligen Wahrheit ersticken, sind nicht von ihm gepflanzt. Es ist Liebe, menschliche Bräuche und Vorschriften auszumerzen, wenn sie den Dekalog ersticken, ihn verdrehen und unwirksam machen und es unmöglich machen, ihn zu befolgen. Es

ist Liebe zu den ehrlichen Seelen, dies zu tun. Was aber die angeht, die sich eigensinnig jedem Rat und jeder Tat der Liebe verschließen, laßt sie laufen und ihnen jene nachfolgen, die ihnen in Geist und Charakter ähnlich sind. Sie sind Blinde, die andere Blinde führen, und wenn ein Blinder einen Blinden führt, kann nichts anderes geschehen, als daß sie beide in die Grube fallen. Laßt sie sich nähren von den Unreinheiten, denen sie den Namen „Reinheit“ geben. Sie können nicht noch mehr befleckt werden, denn sie tun nichts weiter, als sich dem Mutterboden anzupassen, dem sie entstammen.«

»Was du jetzt sagst, ist die Fortsetzung dessen, was du im Haus Daniels gesagt hast, nicht wahr? Nicht was von außen eindringt, verunreinigt den Menschen, sondern was aus ihm herauskommt«, sagt Simon der Zelote nachdenklich.

»Ja«, antwortet Jesus kurz.

Nachdem er eine Zeitlang geschwiegen hat, weil der Ernst Jesu auch den überschwenglichsten Charakter dämpft, fragt Petrus: »Meister, ich, und nicht nur ich allein, habe das Gleichnis nicht recht verstanden. Erkläre es uns ein wenig. Wie kommt es, daß der Mensch nicht durch das, was in ihn eindringt, sondern durch das, was aus ihm herauskommt, verunreinigt wird? Wenn ich einen sauberen Krug nehme und schmutziges Wasser hineingieße, dann beschmutze ich ihn. Aber wenn ich aus einem vollen Krug reines Wasser auf den Boden schütte, dann beschmutze ich nicht den Krug, denn aus ihm kommt reines Wasser. Wie soll man das also verstehen?«

Jesus erwidert: »Wir sind keine Krüge, Simon! Freunde, wir sind keine Krüge. Es ist nicht alles rein im Menschen. Aber habt jetzt auch ihr den Verstand verloren? Denkt über den Grund nach, weswegen die Pharisäer euch angeklagt haben. Sie haben gesagt, daß ihr euch verunreinigt habt, weil ihr mit schmutzigen, schwitzenden, also unreinen Händen Speise zum Mund geführt habt. Aber wohin ist die Speise gegangen? Vom Mund in den Magen, von diesem in den Bauch, vom Bauch zur Kloake. Kann sie also den *ganzen* Körper und alles, was zu ihm gehört, verunreinigen, wenn sie nur durch

den Kanal fließt, der dazu bestimmt ist, das Fleisch zu nähren, dieses allein, und dann, wie es richtig ist, in einer Grube endet? Es ist nicht dies, was den Menschen verunreinigt!

Was den Menschen verunreinigt, gehört einzig und allein *ihm*; es wird nur von seinem *Ich* gezeugt und geboren. Mit anderen Worten: was er im Herzen hat und was vom Herzen auf die Lippen und in den Kopf steigt, verdirbt das Denken und das Wort und verunreinigt den ganzen Menschen. Aus dem Herzen kommen die bösen Gedanken, Morde und Ehebrüche, Unzucht, Diebstähle, Lügen und Gotteslästerungen. Aus dem Herzen kommen Geiz, Wollust, Hochmut, Neid, Haß, Gier und sündhafter Müßiggang. Aus dem Herzen kommt die treibende Kraft für alle Handlungen, und wenn das Herz böse ist, dann werden auch die Handlungen böse sein wie das Herz. *Alle Handlungen*: von der Götzendienerei bis zur üblen Nachrede . . . Alle diese schlechten Dinge, die aus dem Innern des Menschen herauskommen, verunreinigen ihn, nicht das Essen mit ungewaschenen Händen. Die Wissenschaft Gottes ist nicht Schmutz, nicht Schlamm, den jeder mit Füßen tritt. Sie ist vielmehr etwas Erhabenes, das in den Gefilden der Sterne wohnt und von dort mit Lichtstrahlen herabkommt, um die Gerechten zu belehren. Daher solltet wenigstens ihr sie nicht vom Himmel herabzerren, um sie im Schlamm zu entwürdigen . . . Geht nun zur Ruhe. Ich will ins Freie gehen und beten.«

347 Von En-Dor nach Magdala

Regen, Regen, Regen. Die Apostel sind nicht sehr begeistert über dieses ständige Wandern im Regen und schlagen Jesus vor, sich ins naheliegende Nazaret zurückzuziehen. Petrus sagt: »Dann könnte man mit dem Knaben abreisen . . . «

Das »Nein« Jesu ist so nachdrücklich, daß keiner ein weiteres Wort zu sagen wagt. Jesus geht allein voraus . . . die anderen folgen ihm in zwei Gruppen und machen lange Gesichter.

Dann kann Petrus sich nicht mehr zurückhalten und geht zu Jesus.

»Meister, störe ich dich?« fragt er ein wenig beschämt.

»Du bist mir immer lieb, Simon. Komm!«

Petrus beruhigt sich. Er tritt neben Jesus einher, der mit seinen langen Schritten rasch vorankommt. Nach einer Weile sagt er: »Meister, es wäre schön, zum Fest den Knaben bei uns zu haben ... «

Jesus antwortet nicht.

»Meister, warum machst du mir nicht diese Freude?«

»Simon, du läufst Gefahr, daß ich dir das Kind wegnehme.«

»Nein! Herr! Warum?« Petrus ist erschrocken und traurig über diese Drohung.

»Weil ich nicht will, daß du an irgend etwas gebunden bist. Ich habe es dir damals gesagt, als ich dir Margziam zugestanden habe. Du bist jedoch nahe daran, in dieser Zuneigung zu versanden.«

»Es ist keine Sünde zu lieben, und Margziam zu lieben, du liebst ihn doch auch ... «

»Aber diese Liebe hindert mich nicht daran, mich ganz meiner Sendung hinzugeben. Erinnerst du dich nicht mehr meiner Worte über die menschlichen Zuneigungen, meiner so klaren Ratschläge, die bereits Befehle sind für jene, die Hand an den Pflug legen wollen? Bist du es müde, Simon Petrus, in *heroischer* Weise mein Jünger zu sein?«

Die Stimme des Petrus ist heiser vom Weinen, als er antwortet: »Nein, Herr! Ich erinnere mich an alles und bin nicht müde. Doch ich habe den Eindruck, daß das Gegenteil der Fall ist ... daß du meiner überdrüssig geworden bist, des armen Simon, der alles verlassen hat, um dir nachzufolgen ... «

»Der alles in meiner Nachfolge *gefunden* hat, willst du wohl sagen?«

»Nein ... Ja ... Meister ... Ich bin ein armer Mensch ... «

»Ich weiß es, und gerade deswegen arbeite ich an dir, um aus dem armen Menschen einen Mann und aus diesem einen Heiligen, meinen Apostel, meinen Fels, zu machen. Ich bin hart, um dich hart zu machen. Ich will dich nicht so weich, wie dieser Schlamm ist. Ich

will, daß du ein behauener, vollkommener Block wirst: der Grundstein. Verstehst du nicht, daß dies Liebe ist? Erinnerst du dich nicht an den Weisen? Er sagt, daß wer liebt, streng ist. Aber verstehe mich! Verstehe du mich wenigstens! Siehst du nicht, daß ich überwältigt und betrübt bin von soviel Verständnislosigkeit, soviel Heuchelei, soviel Lieblosigkeit und von noch zahlreicheren Enttäuschungen?«

»Ist es ... ist es so, Meister? O göttliche Barmherzigkeit, ich habe es nicht bemerkt! Ich Unmensch! ... Aber seit wann denn und wer ist daran schuld? Sage es mir ... «

»Es nützt nichts, du könntest doch nichts tun. Selbst ich kann nichts dagegen tun ... «

»Könnte ich wirklich nichts tun, um dich zu erleichtern?«

»Ich habe es dir schon gesagt: *du sollst verstehen, daß meine Strenge Liebe ist. Du sollst in all meinen Handlungen dir gegenüber Liebe sehen.*«

»Ja, ja! Ich sage nichts mehr. Mein lieber Meister! Ich sage nichts mehr, und du, verzeih mir, dem großen Esel, der ich bin. Gib mir einen Beweis, daß du mir wirklich verzeihst ... «

»Einen Beweis! Wahrhaftig müßte dir mein Ja genügen. Doch ich gebe dir einen Beweis. Höre: Ich kann nicht nach Nazaret gehen, weil in Nazaret außer Margziam auch Johannes von En-Dor und Syntyche sind, und dies darf nicht bekanntwerden.«

»Nicht einmal uns? Warum? ... Ach so! ... Meister?! Du fürchtest einen von uns?«

»Die Klugheit lehrt, daß wenn etwas geheimgehalten werden soll, es schon zu viel ist, wenn zwei darum wissen. Man kann schon mit einem einzigen unüberlegten Wort Schaden anrichten, und ihr denkt nicht alle und nicht immer nach.«

»Das ist wahr ... auch ich tue es nicht immer. Aber wenn ich will, kann ich schweigen, und nun werde ich schweigen. Oh, und ob ich schweigen werde! Ich will nicht mehr Simon des Jona heißen, wenn ich nicht schweigen werde. Ich danke dir für deine Achtung, Meister! Dies ist ein großer Beweis deiner Liebe ... So werden wir nun nach Tarichäa gehen?«

»Ja, und dann mit dem Boot nach Magdala. Ich muß das Geld für die Edelsteine abholen ... «

»Siehst du, daß ich schweigen kann? Weißt du, ich habe Judas nie etwas anvertraut.«

Jesus antwortet nicht auf diesen Einwand, sondern fährt fort: »Wenn ich das Geld erhalten habe, werde ich euch alle freigeben bis zum Tag nach dem Lichterfest. Wenn ich einen von euch bei mir haben möchte, werde ich ihn nach Nazaret rufen. Die aus Judäa, mit Ausnahme des Zeloten, sollen die Schwestern des Lazarus, ihre Dienerinnen und Elisa von Bet-Zur zum Haus von Betanien begleiten. Dann können sie zum Lichterfest nach Hause gehen. Mir genügt, wenn sie am Ende des Schebat zurück sind, wenn wir wieder zu pilgern beginnen. Das weißt nur du, nicht wahr, Simon Petrus?«

»Nur ich weiß es. Aber ... du wirst es doch wohl auch den anderen sagen müssen ... «

»Ich werde es zur rechten Zeit sagen. Nun geh zu den Gefährten und sei meiner Liebe versichert.«

Petrus gehorcht zufrieden, und Jesus vertieft sich wieder in seine Gedanken.

Die Wellen schlagen ans Ufer von Magdala, als die beiden Barken an einem späten Novembernachmittag dort anlegen. Die Wellen sind nicht hoch. Doch sind sie für den, der das Boot verläßt, lästig, weil sie die Kleider naßmachen. Aber die Aussicht auf eine baldige Unterkunft im Haus Marias von Magdala läßt das unerwünschte Bad ohne Murren ertragen.

»Zieht die Boote an Land und kommt uns nach«, sagt Jesus zu den Schiffsjungen. Er macht sich sofort dem Ufer entlang auf den Weg, denn sie haben sich eine Landestelle außerhalb der Stadt ausgesucht, dort, wo auch andere Fischerboote von Magdala angelegt haben.

»Judas des Simon und Thomas, kommt mit mir!« ruft Jesus.

Die beiden eilen herbei.

»Ich habe beschlossen, euch einen Vertrauensauftrag zu geben

und euch damit eine Freude zu machen. Der Auftrag ist dieser: ihr sollt die Schwestern des Lazarus nach Betanien begleiten, und mit ihnen Elisa. Ich schätze euch genügend, um euch die Jüngerinnen anzuvertrauen. Ihr sollt auch Lazarus einen Brief von mir überbringen. Wenn ihr diesen Auftrag erfüllt habt, geht ihr zum Lichterfest zu euren Angehörigen nach Hause . . . Unterbrich mich nicht, Judas! Dieses Jahr werden wir alle das Lichterfest zu Hause feiern. Es ist ein zu regnerischer Winter zum Reisen. Ihr seht, daß auch die Kranken seltener kommen. Wir werden dies ausnützen, um uns auszuruhen und unsere Familien zufriedenzustellen. Ich erwarte euch Ende des Schebat in Kafarnaum.«

»Wirst du in Kafarnaum bleiben?« fragt Thomas.

»Ich bin noch nicht sicher, wo ich bleiben werde. Hier oder dort, das ist für mich gleich. Es genügt, daß meine Mutter bei mir ist.«

»Ich hätte das Lichterfest gerne mit dir gefeiert«, sagt Iskariot.

»Ich glaube es dir. Aber wenn du mich liebst, dann gehorchst du. Um so mehr, als euer Gehorsam euch Gelegenheit gibt, den zurückgekehrten Jüngern zu helfen, sich überallhin zu verteilen. Dabei müßt ihr mir helfen. In den Familien sind es die älteren Söhne, die den Eltern bei der Erziehung der jüngeren Brüder beistehen. Ihr seid die älteren Brüder der Jünger und solltet euch darüber freuen, daß ich mich auf euch verlasse. Das beweist, daß ich mit der Erfüllung eures Auftrags von neulich zufrieden war.«

Thomas sagt einfach: »Du bist zu gütig, Meister, doch was mich betrifft, will ich mich diesmal noch mehr bemühen. Es tut mir nur leid, daß ich dich verlassen muß . . . Doch es wird schnell vorübergehen . . . und mein alter Vater wird froh sein, mich während des Festes bei sich zu haben . . . und auch die Schwestern . . . besonders meine Zwillingschwester . . . Sie wird ein Kind geboren haben, oder wird es bald gebären . . . Der erste Neffe . . . Wenn es ein Junge ist und er geboren wird, solange ich dort bin, welchen Namen soll ich ihm dann geben?«

»Josef.«

»Und wenn es ein Mädchen ist?«

»Maria. Es gibt keinen lieblicheren Namen.«

Doch Judas, stolz über den Auftrag, fängt schon an großzutun und macht Pläne über Pläne ... Er hat vollkommen vergessen, daß er sich von Jesus entfernen wird, obwohl er sich noch kurze Zeit zuvor, am Laubhüttenfest, wenn ich mich recht erinnere, wie ein ungezähmtes Füllen sträubte und sich nicht einmal für kurze Zeit von Jesus trennen wollte. Er denkt nicht mehr an den Verdacht, daß Jesus ihn vielleicht für einige Zeit von sich fernhalten möchte. Alles vergißt er ... und ist glücklich, als einer betrachtet zu werden, dem man heikle Aufträge anvertrauen kann. Er verspricht: »Ich werde dir viel Geld für die Armen bringen«, und dabei zieht er die Börse heraus und sagt: »Sieh, nimm das! Es ist alles, was wir haben. Mehr habe ich nicht. Gib du mir das Zehrgeld für unsere Reise von Betanien nach Hause.«

»Aber wir werden doch nicht heute abend aufbrechen«, bemerkt Thomas.

»Das macht nichts. Im Haus Marias brauchen wir kein Geld mehr und deshalb ... Ich bin froh, nichts mehr damit zu tun zu haben ... Wenn ich zurückkomme, bringe ich deiner Mutter Blumensamen mit. Ich lasse ihn mir von meiner Mutter geben. Ich will auch für Margziam ein Geschenk mitbringen ... « Er ist ganz aufgeregt.

Jesus schaut ihn an ...

Sie sind beim Haus der Maria von Magdala angekommen, machen sich bemerkbar und treten alle ein. Die Frauen eilen dem Meister, der gekommen ist, sich in ihrem Heim auszuruhen, freudig entgegen ...

Nach dem Abendessen, als die müden Apostel sich bereits zurückgezogen haben, unterrichtet Jesus die um ihn herum sitzenden Jüngerinnen von seinem Wunsch, daß sie so bald als möglich abreisen mögen. Im Gegensatz zu den Aposteln protestiert keine einzige von ihnen. Sie neigen ihr Haupt zum Zeichen der Zustimmung und gehen hinaus, um ihre Sachen zu packen. Doch Jesus ruft Magdalena zurück, als sie die Schwelle erreicht hat.

»Nun, Maria? Warum hast du mir bei der Ankunft zugeflüstert: „Ich muß allein mit dir sprechen?“«

»Meister, ich habe die Edelsteine verkauft. In Tiberias. Marcella hat sie mit Hilfe Isaaks verkauft. Ich habe die Summe in meinem Zimmer. Ich wollte, daß Judas nichts davon sieht . . . « und sie errötet lebhaft.

Jesus schaut sie fest an, sagt aber kein Wort.

Magdalena geht und kommt mit einer schweren Tasche zurück, die sie Jesus übergibt. »Hier«, sagt sie. »Man hat gut dafür bezahlt.«

»Danke, Maria.«

»Ich danke dir, Meister, daß du mich um diesen Gefallen gebeten hast. Hast du weitere Aufträge für mich?«

»Nein, Maria, und du, hast du mir sonst noch etwas zu sagen?«

»Nein, Herr. Segne mich, mein Meister!«

»Ja, ich segne dich . . . Maria . . . freut es dich, zu Lazarus zurück-zukehren? Wenn ich nicht mehr in Palästina wäre, würdest du dann gerne nach Hause zurückkehren?«

»Ja, Herr, aber . . . «

»Sprich zu Ende, Maria. Fürchte dich nie, mir deine Gedanken zu eröffnen.«

»Aber ich wäre noch lieber zurückgekehrt, wenn uns anstelle von Judas von Kerijot Simon der Zelote, der gute Freund unserer Familie, begleitet hätte.«

»Ich brauche ihn für eine wichtige Sendung.«

»Aber deine Brüder, oder Johannes mit dem Herzen einer Taube. Alle, außer ihm . . . Herr, schaue mich nicht so streng an . . . Wer die Unzucht kennengelernt hat, fühlt ihre Nähe . . . Ich fürchte sie nicht. Ich weiß auch Dinge fernzuhalten, die schlimmer sind als Judas, nämlich meine Angst, daß mir nicht verziehen worden ist; mein Ich; Satan, der sicher um mich herumschleicht, und die Welt . . . Aber wenn Maria des Theophilus sich vor niemandem fürchtet, so hat Maria des Jesu Abscheu vor dem Laster, dem sie ergeben war, und das . . . Herr . . . Der Mensch, der sich nur für das Sinnliche entzündet, ekelt mich an . . . «

»Du wirst auf der Reise nicht allein sein, Maria, und wenn du dabei bist, bin ich sicher, daß er nicht zurückkehren wird ... Denk daran, daß ich Syntyche und Johannes nach Antiochia bringen lassen muß und daß man es einen Unbesonnen nicht wissen lassen darf ... «

»Das ist wahr. Dann werde ich also gehen ... Meister, wann werden wir uns wiedersehen?«

»Ich weiß es nicht, Maria, vielleicht erst wieder am Paschafest. Geh nun in Frieden. Ich segne dich heute abend und jeden Abend, und mit dir deine Schwester und den guten Lazarus.«

Maria verneigt sich, um die Füße Jesu zu küssen, und geht dann hinaus und läßt Jesus allein im stillen Zimmer zurück.

348 Jesus am Lichterfest in Nazaret

Es ist ein dunkler, kalter und windiger Dezemberabend. Abgesehen vom Rauschen der Blätter, die noch von den Bäumen fallen, und dem Wehen des Windes ist es in den Straßen von Nazaret still und dunkel wie in einer toten Stadt. Aus den verriegelten Häusern dringt weder ein Lichtstrahl noch ein Geräusch. Wirklich ein Hundewetter ...

Doch durch die verlassenenen Straßen von Nazaret eilt das Lamm Gottes seinem Haus zu. Der hohe, dunkle Schatten verliert sich fast in der Finsternis der sternenlosen Nacht, und sein Schritt ruft kaum ein Rascheln hervor, wenn er auf einen Haufen trockener Blätter tritt, die der Wind, nachdem er sie durch die Luft gewirbelt hat, auf den Boden weht, bereit, sie wieder aufzunehmen und anderswohin zu tragen.

Er kommt zum Haus Marias des Klopas und bleibt einen Augenblick stehen, unschlüssig, ob er in den Garten eintreten und an die Küchentüre klopfen oder weitergehen soll ... doch dann geht er weiter. Er ist bereits in der kleinen Gasse, in der sich sein Haus befindet. Man erkennt schon den kleinen Hügel, an den sich das Haus lehnt,

das Wogen der dunklen Ölbäume gegen den dunklen Himmel. Jesus beschleunigt seine Schritte. Er erreicht die Türe und lauscht aufmerksam. Es ist so leicht, zu hören, was in diesem kleinen Haus vor sich geht! Es genügt, sich an den Türpfosten zu lehnen, und nur die wenigen Zentimeter des Holzes der Türe sind zwischen dem, der lauscht, und dem, der spricht . . . und doch vernimmt er keine Stimme.

»Es ist schon spät«, seufzt er. »Ich werde bis zum Morgengrauen warten, um anzuklopfen.«

Doch als er sich entfernen will, erreicht ihn das rhythmische Geräusch des Webstuhls. Er lächelt und sagt sich: »Sie ist noch auf. Sie webt. Gewiß ist sie es . . . dies ist der Rhythmus der Mama . . . !«

Ich kann sein Antlitz nicht sehen, aber ich bin sicher, daß er lächelt, denn ein Lächeln ist in seiner Stimme, die zuvor traurig war.

Er klopft an. Das Klappern des Webstuhls setzt einen Augenblick aus, dann hört man das Geräusch eines zurückgeschobenen Stuhles und schließlich die silberne Stimme, die fragt: »Wer klopft?«

»Ich, Mama!«

»Mein Sohn!« Ein sanfter, gedämpfter Freudenschrei. Man hört das Zittern der Hände am Riegel und das Zurückschieben desselben, der Hauseingang öffnet sich und wirft einen goldenen Schein in das Dunkel der Nacht. Maria fällt in die Arme Jesu, dort auf der Schwelle, als könne sie es nicht mehr erwarten, sich an sein Herz zu werfen.

»Sohn! Sohn! Mein Sohn!« Küsse und die süßen Worte: »Mama!« »Sohn!« . . . Dann treten beide ins Haus ein, und die Türe schließt sich sachte.

Maria erklärt mit flüsternder Stimme: »Sie schlafen alle. Ich habe gewacht . . . Seit Jakobus und Judas zurückgekehrt sind und gesagt haben, daß du nachkommen würdest, habe ich immer bis spät in die Nacht hinein auf dich gewartet. Ist dir kalt, Jesus? Ja! Du bist eiskalt. Komm! Ich habe das Feuer brennen lassen und werde ein Reisigbündel auflegen, damit du dich erwärmen kannst.« Dann führt sie ihn an der Hand, als ob er immer noch ihr kleiner Jesus wäre . . .

Die Flamme leuchtet fröhlich und das neubelebte Feuer knistert. Maria schaut Jesus an, der die Hände der Flamme entgegenstreckt, um sich zu erwärmen. »Wie bleich du bist! Du warst nicht so, als du fortgegangen bist ... Du wirst immer hagerer und blutleerer, mein Kind. Einst warst du wie Milch und Rosen. Nun siehst du aus wie altes Elfenbein. Was hast du wieder mitgemacht, mein Sohn? Immer noch die Pharisäer?«

»Ja ... und auch noch anderes. Aber nun bin ich glücklich, hier mit dir, und es wird mir gleich besser gehen. Dieses Jahr werden wir das Lichterfest hier feiern, Mutter! Ich erreiche das vollkommene Alter hier bei dir. Bist du glücklich?«

»Ja. Aber das vollkommene Alter für dich, mein Herz, ist noch fern ... Du bist jung, und für mich bist du immer noch mein Kind. Sieh, die Milch ist warm, willst du sie hier trinken oder dort?«

»Dort, Mutter! Jetzt friere ich nicht mehr. Ich werde sie trinken, während du den Webstuhl zudeckst.«

Sie kehren in das Zimmerchen zurück, und Jesus setzt sich auf die Truhe beim Tisch und trinkt seine Milch. Maria betrachtet ihn lächelnd. Sie lächelt noch mehr, als sie die Tasche Jesu nimmt und sie auf ein Regal legt. Sie lächelt so sehr, daß Jesus fragt: »Woran denkst du?«

»Ich denke, daß du gerade am Jahrestag unserer Abreise nach Betlehem angekommen bist ... Auch damals gab es Taschen und geöffnete Koffer voller Kleider und besonders voll kleiner Windeln ... für ein Kind, das, wie ich zu Josef sagte, vielleicht in Betlehem zur Welt kommen würde; zu mir selbst jedoch sagte ich, daß es zu Betlehem in Judäa zur Welt kommen muß. Ich hütete dies in meinem Herzen, denn Josef hatte Angst davor ... Er wußte noch nicht, daß die Geburt des Sohnes Gottes weder für ihn selbst noch für seine Mutter dem üblichen Elend der Wehen und der Geburt unterworfen sein würde. Er wußte nicht ... und er fürchtete sich davor, fern von Nazaret zu sein mit mir unter diesen Umständen. Ich wußte genau, daß ich dort gebären würde ... du jubeltest zu sehr in mir in der Freude,

dich dem Augenblick deiner Geburt und der Geburt der Erlösung zu nähern, als daß ich mich hätte täuschen können. Die Engel umgaben die Frau, die dich, meinen Gott, trug ... Es war nicht mehr der erhabene Erzengel, nicht der liebevolle Engel, der mein Beschützer ist, wie in den ersten Monaten. Es waren Chöre und abermals Chöre von Engeln, die schnell wie Blitze vom Himmel Gottes herabstiegen zu meinem kleinen Himmel, zu meinem Schoß, in dem du warst, und ich hörte sie singen und ihre Lichtworte austauschen ... Worte voller Sehnsucht, dich, den menschengewordenen Gott, zu sehen ... ich hörte sie, während sie in ihrer Liebe aus dem Paradies flohen, um zu kommen und dich, die Liebe des Vaters, anzubeten, die in meinem Schoß verborgen war. Ich versuchte ihre Worte zu erlernen ... ihre Lieder ... ihren Eifer ... Aber ein menschliches Geschöpf kann nicht die Dinge des Himmels sagen und besitzen ... «

Jesus sitzt am Tisch und hört ihr zu. Maria steht daneben, selig träumend wie er ... eine Hand auf dem dunklen Holz, die andere ans Herz gedrückt ... Jesus bedeckt die kleine, weiße, zarte Hand mit der seinen, die lang und dunkler ist. Er hält das heilige Händchen in seiner Hand ... Während sie schweigt, als bedauere sie es, die Worte, Gesänge und den Eifer der Engel nicht erlernen zu können, sagt er: »Alle Worte der Engel, all ihre Gesänge und all ihr Eifer hätten mich auf Erden nicht glücklich gemacht, wenn ich nicht die deinen gehabt hätte, Mutter! Du hast mir gesagt und gegeben, was sie mir nicht geben konnten. Nicht du hast von ihnen, sondern sie haben von dir gelernt ... Komm an meine Seite, Mutter, und erzähle weiter ... nicht von damals ... sondern von jetzt. Was hast du gemacht?«

»Ich habe gearbeitet ... «

»Ich weiß es. Aber was war es? Ich wette, du hast dich meinetwegen abgemüht. Laß sehen ... «

Maria wird noch röter als der Stoff auf dem Webstuhl und den Jesus betrachtet, indem er aufsteht.

»Purpur? Wer hat ihn dir gegeben?«

»Judas von Kerijot. Er ließ ihn sich von den Fischern in Sidon geben, nehme ich an. Er will, daß ich dir ein Königsgewand mache ... Das Gewand werde ich dir machen, ja. Aber du bedarfst keines Purpurs, um König zu sein.«

»Judas ist starrköpfiger als ein Maulesel«, ist die einzige Bemerkung zu dem geschenkten Purpur ... Dann wendet sich Jesus der Mutter zu: »Reicht das, was er dir gegeben hat, für ein ganzes Gewand?«

»O nein, Sohn! Es wird wohl eine Falbel für das Kleid und den Mantel geben. Mehr nicht.«

»Gut. Jetzt verstehe ich, warum du ihn als schmalen Streifen webst. Gut ... Mama, mir gefällt dieser Gedanke. Du wirst diese Streifen für mich aufheben, und eines Tages werde ich dich darum bitten, sie für ein schönes Gewand zu verwenden. Doch das hat noch Zeit. Ermüde dich nicht.«

»Ich arbeite, wenn ich in Nazaret bin ... «

»Das ist wahr ... und was haben die anderen während dieser Zeit getan?«

»Sie haben sich weitergebildet.«

»Das heißt: *du* hast sie unterrichtet. Was hältst du von ihnen?«

»Oh, die drei sind gut. Außer dir habe ich nie sanftere und aufmerksamere Schüler gehabt. Ich habe versucht, Johannes ein wenig zu stärken. Er ist sehr krank und wird nicht mehr lange leben ... «

»Ich weiß es, aber für ihn wird es gut sein. Außerdem wünscht er es selbst. Er hat ganz von sich aus den Wert des Leidens und des Sterbens erkannt. Und Syntyche?«

»Es tut weh, sie fortzuschicken. Sie wiegt hundert Jünger auf an Heiligkeit und an Fähigkeit, das Übernatürliche zu begreifen.«

»Ich verstehe. Aber ich muß es tun.«

»Was du tust, ist immer wohlgetan, mein Sohn!«

»Was macht der Knabe?«

»Auch er lernt. Aber er ist sehr traurig in diesen Tagen ... Er erinnert sich an das Unglück im vorigen Jahr ... Oh, es gab keine

große Fröhlichkeit hier! ... Johannes und Syntyche seufzen bei dem Gedanken an die Abreise von hier, und das Kind weint, wenn es an seine tote Mutter denkt ... «

»Und du?«

»Ich ... Du weißt es, Sohn! Wenn du fern von mir bist, gibt es keine Sonne für mich, und es gäbe sie nicht einmal, wenn die Welt dich lieben würde, doch dann wäre der Himmel wenigstens heiter ... So hingegen ... «

»So gibt es Tränen, arme Mutter! ... Haben sie dir nicht Fragen gestellt über Johannes und Syntyche?«

»Wer sollte Fragen stellen? Maria des Alphäus weiß es und schweigt. Alphäus der Sara hat Johannes schon gesehen und ist nicht neugierig. Er nennt ihn „den Jünger“.«

»Aber die anderen?«

»Außer Maria und Alphäus kommt niemand zu mir. Einige Frauen für eine Arbeit oder einen Ratschlag. Aber die Männer von Nazaret treten nicht mehr über meine Schwelle.«

»Nicht einmal Josef und Simon?«

»Nein ... Simon schickt mir Öl, Mehl, Oliven, Holz und Eier, als wolle er dadurch Verzeihung für sein Unverständnis erlangen und als sollten die Geschenke für ihn sprechen. Aber er übergibt sie Maria, seiner Mutter, er selbst kommt nicht hierher. Doch wer auch immer kommen würde, er könnte nur mich sehen, denn Syntyche und Johannes ziehen sich zurück, wenn jemand klopft ... «

»Ein sehr trauriges Leben.«

»Ja, und das Kind leidet ein wenig darunter, deshalb nimmt es Maria des Alphäus mit, wenn sie für mich Einkäufe macht. Aber nun werden wir nicht mehr traurig sein, mein Jesus, denn nun bist du da!«

»Ich bin da ... Jetzt wollen wir schlafen gehen. Segne mich, Mutter, wie damals, als ich noch klein war.«

»Segne mich, Sohn! Ich bin deine Jüngerin.«

Sie küssen sich ... Dann zünden sie noch ein Lämpchen an und gehen hinaus, um sich zur Ruhe zu begeben.

349 Jesus mit Johannes von En-Dor und Syntyche in Nazaret

»Meister! Meister! Meister!« Die drei Ausrufe des Johannes von En-Dor, der aus seiner Kammer kommt, um zum Brunnen zu gehen und sich dort zu waschen, und plötzlich Jesus vor sich sieht, der gerade vom Brunnen kommt, wecken Margziam auf. Er eilt aus dem Zimmer Marias, nur mit der kurzen, ärmellosen Tunika bekleidet, barfuß, ganz Augen und Mund, um zu sehen und zu rufen: »Jesus ist da!« und rennt und wirft sich in seine Arme. Sie wecken auch Syntyche auf, die in der ehemaligen Werkstatt Josefs schläft und schon bald angekleidet ist, doch mit herabhängenden dunklen Zöpfen herauskommt.

Jesus, das Kind im Arm, grüßt Johannes und Syntyche, und fordert sie auf, ins Haus zurückzukehren, denn es bläst ein starker Nordwind. Er tritt als erster ein und trägt den halbnackten Margziam, der trotz seiner Begeisterung mit den Zähnen klappert, zum schon angezündeten Feuer, wo Maria sich beeilt, Milch warmzumachen und die Kleider des Knaben zu wärmen, damit er nicht erkrankt.

Die beiden anderen sagen nichts, doch sie sind die verzückte Freude in Person. Jesus setzt sich nieder und nimmt das Kind auf den Schoß, während die Jungfrau ihm rasch die angewärmten Kleider überzieht. Er schaut auf, lächelt ihnen zu und sagt: »Ich hatte euch versprochen, daß ich kommen würde, und heute oder morgen kommt auch Simon der Zelote. Er ist in meinem Auftrag noch anderswo hingegangen. Doch bald wird er kommen, und wir werden viele Tage beisammen sein.«

Margziam ist nun angekleidet, und seine vor Kälte blau gewordenen Wangen bekommen wieder Farbe. Jesus läßt ihn von seinen Knien hinuntergleiten und steht auf, um in den anderen Raum zu gehen. Die übrigen folgen ihm. Zuletzt kommt Maria mit dem Knaben an der Hand. Sie rügt ihn sanft und sagt: »Was soll ich nur mit dir anfangen? Du bist ungehorsam gewesen. Ich hatte dir doch

gesagt: „Bleib im Bett, bis ich wiederkomme“, und du bist vorher aufgestanden ... «

»Ich bin aufgewacht, als Johannes gerufen hat ... « entschuldigt sich Margziam.

»Genau dann hättest du gehorchen sollen. Im Bett zu bleiben, solange man schläft, ist weder Gehorsam noch Verdienst. Du hättest es tun sollen, als es dich etwas kostete und eine Willensanstrengung von dir verlangte. Ich hätte dich zu Jesus gebracht. Du hättest ihn ganz für dich gehabt und wärest nicht Gefahr gelaufen, krank zu werden.«

»Ich wußte nicht, daß es so kalt geworden ist.«

»Aber ich habe es gewußt. Es schmerzt mich, wenn du ungehorsam bist.«

»Nein, Mutter. Es schmerzt mich viel mehr, dich so zu sehen ... Wenn es nicht wegen Jesus gewesen wäre, dann wäre ich nicht aufgestanden, selbst wenn du mich im Bett vergessen hättest und ich ohne Essen geblieben wäre. Meine schöne Mutter, meine Mutter! ... Gib mir einen Kuß, meine liebe Mutter. Du weißt, ich bin ein armes Kind ... !«

Maria nimmt Margziam in die Arme und küßt ihn. Sie verhindert so, daß Tränen über das Gesichtlein herunterrollen, das nun wieder lächelt und verspricht: »Ich will nie mehr ungehorsam sein, nie, nie mehr!«

Jesus spricht unterdessen mit beiden Jüngern. Er erkundigt sich über ihre Fortschritte beim Lernen, und als sie ihm antworten, daß sich in ihnen alles durch das Wort Marias erhellt, sagt er: »Ich weiß es. Die übernatürlich leuchtende Weisheit Gottes wird auch in den härtesten Herzen verstandenes Licht, wenn Maria sie ausspricht. Doch ihr seid nicht hart im Herzen, und daher zieht ihr aus ihren Belehrungen den größtmöglichen Nutzen.«

»Nun bist du hier, Sohn, und die Lehrerin wird wieder zur Schülerin.«

»O nein! Du fährst fort, Lehrerin zu sein. Ich will dir zuhören wie

diese hier. Ich will in diesen Tagen nur „der Sohn“ sein, sonst nichts. Du wirst die Mutter und Lehrerin der Christen sein. Du bist es von jetzt an: Ich, dein Erstgeborener und erster Schüler, sie, und mit ihnen Simon, wenn er kommt, und die anderen . . . Siehst du, Mutter, die Welt ist hier. Die Welt von morgen in dem kleinen, reinen Israeliten, der nicht einmal gewahrt wird, daß er „Christ“ wird. Die Welt, die alte Welt Israels im Zeloten; die Menschheit in Johannes; die Heiden in Syntyche. Alle werden sie zu dir kommen, heilige Ernährerin, die du der Welt und den Jahrhunderten die Milch der Weisheit und des Lebens geben wirst. Wie viele Münder haben verlangt, an deiner Brust zu saugen, und wie viele werden es in Zukunft tun! Dich haben Patriarchen und Propheten ersehnt, denn aus deinem fruchtbaren Schoß sollte die Nahrung der Menschen kommen. Dich werden die „Meinen“ suchen – wie viele Margzians – um Verzeihung, Unterweisung, Schutz und Liebe zu erbitten, und selig jene, die es tun werden! Denn es wird nicht möglich sein, in Christus auszuharren, wenn deine Hilfe nicht die Gnade stärkt, o Mutter voll der Gnade!«

Maria gleicht einer Rose in ihrem dunklen Gewand, so sehr entflammt sich ihr Antlitz beim Lob des Sohnes. Eine herrliche Rose in einem einfachen Gewand aus grober, dunkelbrauner Wolle . . .

Man klopft an die Tür, und eine Gruppe tritt ein: Maria des Alphäus, Jakobus und Judas, die beiden letzteren beladen mit Wasserkannen und Reisigbündeln. Die Freude, sich wiederzusehen, ist gegenseitig und steigert sich, als sie erfahren, daß bald auch noch Simon der Zelote kommen wird. Die Zuneigung der Söhne des Alphäus ist offensichtlich, auch ohne den Satz, den Judas als Antwort auf die Worte seiner Mutter sagt, die diese Freude bemerkt: »Mutter, gerade hier in diesem Haus und an einem für uns sehr traurigen Abend hat er uns väterliche Zuneigung geschenkt und bewahrt sie immer noch. Wir können dies nicht vergessen. Für uns ist er der Vater. Wir sind für ihn die Söhne. Welche Söhne sollten nicht jubeln, wenn sie einen so guten Vater wiedersehen?«

Maria des Alphäus denkt nach und seufzt . . . Dann, auch im Leid

sehr fürsorglich, fragt sie: »Wo werdet ihr ihn schlafen lassen? Ihr habt keinen Platz. Schickt ihn zu mir!«

»Nein, Maria. Er wird unter meinem Dach bleiben. Das läßt sich leicht machen. Syntyche wird bei meiner Mutter schlafen, Margziam bei mir, Simon in der Werkstatt. Es wäre gut, gleich alles vorzubereiten. Laßt uns gehen.«

Die Männer gehen mit Syntyche in den Garten hinaus, während die beiden Marien in der Küche ihrer Arbeit nachgehen.

350 Jesus unterweist Margziam

Jesus verläßt mit dem Kind an der Hand das Haus. Sie gehen nicht nach Nazaret hinein, sondern verlassen es vielmehr auf dem gleichen Weg, den Jesus einschlug, als er sein öffentliches Leben begann. Bei den ersten Olivenbäumen angekommen, begeben sie sich von der Hauptstraße auf einen Pfad zwischen Bäumen und genießen den schwachen Sonnenschein, der den stürmischen Tagen folgt.

Jesus spornt den Knaben an, zu laufen und zu springen. Doch Margziam entgegnet: »Ich möchte lieber bei dir bleiben. Ich bin jetzt schon groß und ein Jünger.«

Jesus lächelt über dieses ... selbstbewußte Bekenntnis seines Alters und seiner Würde. In Wirklichkeit ist der „Erwachsene“, der an Jesu Seite geht, noch recht klein. Niemand würde ihm mehr als zehn Jahre geben. Doch niemand kann leugnen, daß er ein Jünger ist, am wenigsten Jesus, der sich damit begnügt zu sagen: »Aber es wird dich langweilen, still sein zu müssen, während ich mein Gebet verrichte. Ich habe dich mitgenommen, damit du dich vergnügst.«

»Ich könnte mich in diesen Tagen nicht vergnügen ... Doch in deiner Nähe zu sein, macht mir so viel Freude ... Ich habe mich so sehr nach dir gesehnt in letzter Zeit, weil ... weil ...« Das Kind preßt die zitternden Lippen zusammen und sagt nichts mehr.

Jesus legt ihm seine Hand auf den Kopf und sagt: »Wer an mein Wort glaubt, darf nicht traurig sein wie jene, die nicht glauben. Ich

sage immer die Wahrheit, selbst wenn ich versichere, daß es keine Trennung gibt zwischen den Seelen der Gerechten, die schon in Abrahams Schoß sind, und denen der Gerechten, die noch auf Erden sind. Ich bin die Auferstehung und das Leben, Margziam, und dieses verleihe ich auch, bevor ich meinen Auftrag erfüllt habe. Du hast mir immer gesagt, daß deine Eltern sich nach dem Kommen des Messias gesehnt und Gott darum gebeten haben, lange genug leben zu dürfen, um ihn sehen zu können. Sie glaubten also an mich. Sie sind in diesem Glauben entschlafen und daher in diesem Glauben schon gerettet, durch ihn auferstanden, und leben. Denn das ist der Glaube, der Leben gibt, indem er Durst nach Gerechtigkeit gibt. Bedenke, wie oft sie den Versuchungen widerstanden haben, um würdig zu sein, dem Erlöser begegnen zu können ... «

»Aber sie sind gestorben, ohne dich gesehen zu haben, Herr ... und auf solche Weise gestorben ... Ich habe sie gesehen, weißt du, als sie alle die Toten der Ortschaft ausgegraben haben ... Meine Mutter, meinen Vater ... meine Geschwisterchen ... Was nützt es, wenn sie, um mich zu trösten, sagten: „Die Deinen sind nicht so. Sie haben nicht leiden müssen?“ Oh, sie haben nicht gelitten?! Waren die Felsblöcke, die auf sie gefallen sind, vielleicht Federn? Waren die Erde und das Wasser, in denen sie erstickt sind, vielleicht Luft? Hat ihr Verstand nicht gelitten, als sie sich sterben fühlten und an mich dachten?« Das Kind ist ganz vom Schmerz überwältigt. Es steht Jesus gegenüber und spricht lebhaft, fast aggressiv, und mit den Händen ...

Aber Jesus versteht diesen Schmerz, dieses Bedürfnis, sich auszusprechen, und läßt ihn reden. Jesus gehört nicht zu denen, die zu einem von wahren Schmerz Gequälten sagen: »Schweig, du gibst mir Ärger.«

Das Kind fährt fort: »Und dann? Was ist nachher gekommen? Du weißt, was nachher geschehen ist! Wenn du nicht gekommen wärest, wäre ich wie ein wildes Tier geworden und wie eine Schlange im Wald gestorben. Ich wäre nicht mehr zur Mutter, zum Vater, zu den

Brüderchen gekommen, denn ich haßte Doras und ... ich konnte Gott nicht mehr lieben wie zuvor, als meine Mutter noch lebte und mich liebte und mich lehrte, den Nächsten zu lieben. Ich haßte beinahe die Vöglein, die sich den Kropf füllten, die warme Federn hatten und sich ein Nest bauten, ich, der ich Hunger litt, ein zerrissenes Gewand trug und kein Zuhause mehr hatte ... Ich verjagte sie, ich, der ich die Vögel liebe, weil ich zornig wurde, wenn ich mich mit ihnen verglich. Dann weinte ich, weil ich fühlte, daß ich böse war und die Hölle verdiente ... «

»Ah! Du hast also bereut, daß du böse gewesen bist?«

»Ja, Herr! Aber wie hätte ich gut sein können? Der alte Vater war es. Doch er sagte: „Bald wird alles zu Ende sein. Ich bin alt ...“ Aber ich war nicht alt. Wie viele Jahre lagen noch vor mir, bevor ich als Mensch und nicht als rüddiger Hund hätte arbeiten und essen können? Ich wäre ein Dieb geworden, wenn du nicht gekommen wärst.«

»Das wärst du nicht geworden, denn deine Mutter hat für dich gebetet. Siehst du, ich bin gekommen und habe dich mitgenommen. Das ist der Beweis dafür, daß Gott dich liebt und deine Mutter über dich wacht.«

Das Kind schweigt nachdenklich. Es scheint auf dem Erdboden Licht zu suchen, so sehr schaut es hinab, während es an der Seite Jesu über die Wiese geht, die etwas unter dem Nordwind der letzten Tage gelitten hat. Dann hebt es den Kopf und fragt: »Aber wäre es nicht noch ein schönerer Beweis gewesen, wenn er meine Mutter nicht hätte sterben lassen?«

Jesus lächelt über die menschliche Logik des jungen Verstandes. Doch er erklärt ernst und genau: »Schau, Margziam. Ich will dir die Dinge durch ein Gleichnis verständlich machen. Du hast gesagt, daß du die Vöglein liebst, nicht wahr? Nun höre zu! Sind die Vöglein erschaffen worden, um zu fliegen oder um im Käfig zu sein?«

»Um zu fliegen.«

»Gut. Was tun die Mütter der Vöglein, um sie zu ernähren, solange sie noch klein sind?«

»Sie stecken ihnen das Futter in den Schnabel.«

»Ja, und was für Futter?«

»Samen, Mücken, Raupen, Brotkrumen oder Obstreste, die sie beim Hin- und Herfliegen finden.«

»Sehr gut. Nun höre gut zu. Wenn du in diesem Frühjahr ein Nest am Boden finden würdest, mit Jungen darin und mit der Mutter darüber, was würdest du dann tun?«

»Ich würde es nehmen.«

»Alles? So wie es ist? Die Mutter inbegriffen?«

»Alles. Denn es ist sehr schlimm, wenn man klein ist und keine Mutter hat.«

»Im Deuteronomium steht geschrieben, daß man nur die Kleinen nehmen und die Mutter freilassen soll, denn sie ist in heiliger Weise zur Vermehrung bestimmt.«

»Aber wenn sie eine gute Mutter ist, fliegt sie nicht fort. Sie eilt dorthin, wo ihre Kleinen sind. Meine Mutter hätte es so gemacht. Auch hätte sie mich dir nicht für immer überlassen, denn ich bin noch ein Kind. Mit mir hätte sie nicht kommen können, denn die Geschwisterchen waren noch kleiner als ich. Also hätte sie mich nicht fortgehen lassen.«

»In Ordnung. Aber höre! Glaubst du, daß es besser wäre, die Mutter zusammen mit den Vögeln in einem offenen Käfig zu halten, damit sie die geeignete Nahrung holen kann, oder sie alle gefangen zu halten?«

»Nun ... ich würde sie lieber kommen und gehen lassen, solange die Vögel noch nicht flügge sind ... und würde sie am liebsten freilassen, sobald die Kleinen flügge sind, denn der Vogel ist zum Flug geboren ... Eigentlich, um ganz gut zu sein, müßte ich auch die flügge gewordenen Vögel fliegen lassen und ihnen die Freiheit schenken ... Das wäre die wahre Liebe, die ich für sie haben könnte, und auch die gerechteste ... Ja, auch die gerechteste, denn ich würde nichts anderes tun als dazu beitragen, daß sich die von Gott gewollte Bestimmung der Vögel erfülle ... «

»Du bist wirklich tüchtig, Margziam! Du hast wie ein Weiser gesprochen. Du wirst ein großer Jünger deines Herrn werden, und wer dich hören wird, wird dir glauben, weil du wie ein Weiser sprechen wirst.«

»Wirklich, Jesus?« Das Gesichtlein, das zuerst unruhig und traurig, dann dunkel und verschlossen war durch die Anstrengung zu entscheiden, was besser wäre, entspannt sich nun und leuchtet auf in der Freude über das Lob.

»Wirklich! Nun schau. Du urteilst schon so, nur weil du ein gutes Kind bist. Überlege, wie erst Gott, der die Vollkommenheit in allem ist, urteilen wird, was die Seelen und ihr wahres Wohl betrifft. Die Seelen sind wie viele Vöglein, die das Fleisch in seinem Käfig gefangen hält. Die Erde ist der Ort, an den sie in ihrem Käfig gebracht werden. Aber sie sehnen sich nach der Freiheit des Himmels, nach der Sonne, die Gott ist, nach gerechter Nahrung, welche die Betrachtung Gottes ist. Keine menschliche Liebe, auch nicht die heiligste Liebe der Mutter für die Kinder oder der Kinder für die Mutter, ist so stark, daß sie diese Sehnsucht der Seelen, zu ihrem Ursprung, zu Gott, zurückzukehren, zu unterdrücken vermöchte. So wie Gott wegen seiner vollkommenen Liebe zu uns keinen Grund – und sei er auch noch so machtvoll – finden würde, der sein Verlangen, sich mit den Seelen zu vereinigen, unterdrücken könnte. Was geschieht also? Manchmal liebt er sie so sehr, daß er zu ihnen sagt: „Kommt, ich befreie euch“, und er sagt es auch, wenn noch Kinder um die Mutter geschart sind. Er sieht alles. Er weiß alles. Er macht alles gut, was er tut. Wenn er eine Seele befreit – es könnte dies dem menschlichen Verstand nicht so scheinen, aber es ist so – wenn er eine Seele befreit, dann tut er es immer zum größeren Wohl der Seele selbst und ihrer Angehörigen. Wie ich dir schon früher gesagt habe, verbindet er dann mit dem Dienst des Schutzengels den Dienst der Seele, die er zu sich gerufen hat und die nun mit einer reinen Liebe, die frei von jeder menschlichen Schwerfälligkeit ist, auch ihre Verwandten liebt, da sie sie in Gott liebt. Wenn er eine Seele befreit, verpflichtet

er sich auch, sich um die Überlebenden zu kümmern. Hat er das bei dir nicht auch getan? Hat er nicht aus dir, dem kleinen Sohn Israels, meinen Jünger, meinen zukünftigen Priester gemacht?«

»Ja, Herr!«

»Nun denke einmal nach. Deine Mutter wird von mir befreit werden und deiner Fürbitten nicht bedürfen. Aber wenn sie nach der Erlösung gestorben wäre und der Fürbitten bedurft hätte, dann hättest du als Priester für sie bitten können. Bedenke nun: wenn du als der kleine Bauer Jabe bei deiner Mutter geblieben wärest, dann hättest du nichts weiter tun können als einem Priester des Tempels Geld geben, damit er ein Opfer für sie darbringe, ein Lämmlein, Tauben oder andere Güter der Erde. Statt dessen wirst du, Margziam, der Priester Christi, selbst für sie das wahre Opfer der vollkommenen Opfergabe darbringen, in dessen Namen allen Verzeihung gewährt wird.«

»Werde ich es nicht mehr tun können?«

»Nicht für Vater, Mutter und Geschwister. Aber für deine Freunde und deine Jünger. Ist das nicht alles sehr schön?«

»Ja, Herr!«

»Dann wollen wir also freudig nach Hause zurückkehren.«

»Ja ... aber jetzt habe ich dich nicht beten lassen! ... Das tut mir leid ... «

»Wir haben unser Gebet verrichtet! ... Wir haben die Wahrheit betrachtet und Gott in seiner Güte bewundert ... All dies ist Gebet, und du hast es wie ein Erwachsener verrichtet. Auf! Wir wollen einen schönen Psalm des Dankes singen für die Freude, die in uns ist.«

Dann stimmt er an: »„Meinem Herzen entströmt ein herrlicher Gesang ...“« Margziam vereinigt seine silberne Stimme mit dem Bronze- und Goldton der Stimme Jesu.

351 Simon der Zelote in Nazaret

Im Dezember bricht der Abend rasch herein, die Lampen werden angezündet, und die Familie versammelt sich in einem Raum. So geschieht es auch im kleinen Haus zu Nazaret, und während die beiden Frauen arbeiten, die eine am Webstuhl und die andere mit der Nadel, reden Jesus und Johannes von En-Dor am Tisch leise miteinander; Margziam glättet am Boden zwei kleine Kästen.

Das Kind gibt sich dabei alle Mühe, bis Jesus sich erhebt und sich über das Holz beugt, mit dem Finger darüber streicht und sagt: »Nun ist es genug. Es ist schön glatt, und morgen können wir es lackieren. Jetzt versorge alles an seinen Platz, denn wir werden erst morgen wieder daran arbeiten.« Während Margziam mit seinen Werkzeugen hinausgeht – ein harter Spatel, auf den die rauhe Fischhaut genagelt ist, die unser heutiges Glaspapier vertritt, und eine Art Messer, sicher nicht aus Stahl, das dem gleichen Zweck dient – nimmt Jesus mit seinen starken Armen einen der Kästen und bringt ihn in die Werkstatt, in der gewiß gearbeitet worden ist, denn Sägemehl und Späne liegen bei einer der Hobelbänke, die man in die Mitte des Raumes geschoben hat. Margziam hat die Werkzeuge an ihren Aufbewahrungsort gebracht und sammelt jetzt die Späne, um sie ins Feuer zu werfen, wie er sagt. Er möchte auch noch das Sägemehl zusammenkehren, doch Johannes von En-Dor kommt ihm zuvor.

Alles ist nun in Ordnung, als Jesus mit dem zweiten Kasten wiederkommt, den er neben den ersten stellt. Alle drei sind dabei, den Raum zu verlassen, als sie an der Haustüre klopfen hören und gleich darauf die tiefe Stimme des Zeloten ertönt: »Ich grüße dich, Mutter meines Herrn, und segne die Güte, die mir erlaubt, unter diesem Dach zu wohnen.«

»Simon ist angekommen. Nun werden wir die Gründe seiner Verspätung erfahren. Laßt uns gehen ... « sagt Jesus.

Als sie in das Zimmerchen eintreten, in dem sich der Apostel mit

den Frauen befindet, stellt dieser gerade einen schweren Sack ab, den er auf den Schultern hatte.

»Der Friede sei mit dir, Simon . . . «

»Oh, gesegneter Meister! Ich habe mich verspätet, nicht wahr? Aber ich habe alles erledigt und es gut erledigt . . . «

Sie küssen sich. Dann erklärt Simon: »Ich war bei der Witwe des Tischlers. Deine Fürsorge war sehr angebracht. Die Greisin ist sehr krank, und die Auslagen haben sich dadurch vermehrt. Der kleine Zimmermann stellt Gegenstände her, die klein sind wie er, und denkt immer an dich. Alle preisen dich. Dann bin ich zu Nara, Samira und Sira gegangen. Der Bruder ist härter denn je. Doch sie sind zufrieden, weil sie wirklich heilig sind, und essen ihr armes Brot mit Tränen der Verzeihung gewürzt. Sie danken dir für die ihnen geschickte Unterstützung und bitten dich, dafür zu beten, daß der hartherzige Bruder sich bekehren möge. Auch die alte Rahel dankt dir für das Almosen. Zuletzt bin ich zum Einkaufen in Tiberias gewesen. Ich hoffe, alles recht gemacht zu haben. Die Frauen werden sehen . . . Aber in Tiberias bin ich von einigen Leuten aufgehalten worden, die mich für deinen Eilboten hielten. Sie haben mich drei Tage lang mit Beschlag belegt. Oh, es war ein vergoldetes Gefängnis! Aber immerhin ein Gefängnis . . . Sie wollten so viel wissen . . . Ich habe die Wahrheit gesagt: daß du alle entlassen hättest, da du dich wegen des schlechten Winterwetters selbst zurückziehen wolltest . . . Als sie von der Wahrheit meiner Worte überzeugt waren, nachdem sie auch bei Simon des Jona und bei Philippus gewesen waren, ohne dich dort zu finden oder etwas von dir zu erfahren, haben sie mich endlich gehen lassen. Deshalb habe ich mich verspätet.«

»Das macht nichts. Wir haben noch Zeit, beisammen zu sein. Ich danke dir für alles . . . Mutter, schau mit Syntyche nach, was in den Paketen ist, und sage mir, ob es genügt für das, von dem du weißt . . . « und während die Frauen das Bündel aufmachen, setzt sich Jesus nieder, um mit Simon zu reden.

»Was hast du getan, Meister?«

»Ich habe zwei Kästen angefertigt, um nicht müßig zu sein und weil sie nützlich sein werden. Ich bin spazierengegangen und habe mich meines Heimes erfreut . . . «

Simon schaut ihn ganz fest an . . . sagt jedoch nichts.

Die Ausrufe Margziams, der aus dem Bündel Stoffe, Wolle, Sandalen, Schleier und Gürtel herauskommen sieht, lenken die Blicke Jesu und seiner Gefährten in diese Richtung.

Maria sagt: »Es ist alles gut so, sehr gut. Wir werden uns sofort an die Arbeit machen, und bald wird alles genäht sein.«

Das Kind fragt: »Willst du heiraten, Jesus?«

Alle lachen, und Jesus fragt: »Was läßt diesen Verdacht bei dir aufkommen?«

»Diese Dinge für Männer und Frauen, und die beiden Kästen, die du gemacht hast. Sie sind für deine Aussteuer und für die der Braut. Wirst du sie mir vorstellen?«

»Willst du wirklich meine Braut kennenlernen?«

»O ja! Wie schön und wie gut wird sie sein. Wie heißt sie? . . . «

»Das ist noch ein Geheimnis. Denn sie hat zwei Namen, so wie du zuerst Jabe geheißen hast und nun Margziam heißt.«

»Darf ich sie nicht wissen?«

»Jetzt noch nicht. Aber eines Tages wirst du sie wissen.«

»Wirst du mich zur Hochzeit einladen?«

»Es wird kein Kinderfest sein. Aber ich werde dich zum Hochzeitsfest einladen. Du wirst einer der Geladenen und einer der Zeugen sein. Bist du zufrieden?«

»Aber wie lange wird es noch dauern? Einen Monat?«

»Oh, viel länger!«

»Warum hast du dann so eilig gearbeitet, daß du Schwielen an den Händen bekommen hast?«

»Ich habe sie bekommen, weil ich lange nicht mehr mit den Händen gearbeitet habe. Siehst du, Kind, daß Müßiggang schadet? Immer! Wenn man sich dann wieder an die Arbeit macht, leidet man doppelt so viel, weil man zu empfindlich geworden ist. Überlege!

Wenn der Müßiggang schon den Händen schadet, wie wird er dann erst der Seele schaden? Siehst du? Heute abend habe ich dir sagen müssen: „Hilf mir“, denn ich hatte solche Schmerzen, daß ich die Raspel nicht mehr halten konnte, während ich vor zwei Jahren sogar vierzehn Stunden am Tag arbeiten konnte, ohne Schmerz zu empfinden. Das gleiche geschieht dem, der im Eifer und im Willen nachläßt. Er wird weich und schwächlich. Er wird rascher müde, und mit Leichtigkeit dringen Giftstoffe geistiger Krankheiten in ihn ein. Andererseits vollbringt er nun mit doppelter Mühe die guten Werke, die ihn früher nichts kosteten, da er immer in Übung war. Oh, es lohnt sich nie, müßig zu sein und zu sagen: „Nach dieser Zeitspanne werde ich mich wieder frischer an die Arbeit machen!“ Es wird uns nicht gelingen, oder nur mit großer Mühe.«

»Aber du bist nicht müßig gewesen!«

»Nein. Ich habe eine andere Arbeit getan. Aber sieh, wie der Müßiggang meiner Hände ihnen geschadet hat.« Jesus zeigt die geröteten Handflächen, die da und dort Blasen aufweisen.

Margziam küßt sie mit den Worten: »Meine Mutter machte es so, wenn mir irgend etwas weh tat, weil die Liebe heilt.«

»Ja, die Liebe heilt viele Dinge . . . Nun gut . . . Komm, Simon! Du wirst in der Zimmermannswerkstatt schlafen. Komm, damit ich dir zeige, wohin du deine Kleider legen kannst und . . .«

Sie gehen zusammen hinaus, und das ist das Ende.

352 Ein Abend im Haus von Nazaret

Der Webstuhl steht still, denn Maria und Syntyche nähen eifrig an den vom Zeloten gebrachten Stoffen. Die Teile der bereits zugeschnittenen Kleider liegen ordentlich gefaltet und nach Farben geordnet in Haufen auf dem Tisch, und von Zeit zu Zeit holen die Frauen ein Stück hervor und heften es auf dem Tisch mit einem anderen Stück zusammen. Die Männer sind in die Ecke des unbenützten Webstuhls zurückgedrängt worden. Sie sind in der Nähe der Frauen, jedoch

nicht an ihrer Arbeit interessiert. Auch die beiden Apostel Judas und Jakobus des Alphäus sind anwesend, die ihrerseits die weiblichen Arbeiten verfolgen, ohne Fragen zu stellen, doch nicht ganz ohne Neugierde, wie mir scheint.

Die beiden Vettern berichten von den Brüdern, besonders von Simon, der sie bis zur Türe des Hauses Jesu begleitet hat und dann zurückgegangen ist. »Er hat ein krankes Kind«, sagt Jakobus, um den Bruder zu entschuldigen. Judas ist strenger und sagt: »Gerade deswegen hätte er kommen sollen. Aber es scheint, daß auch er blöde geworden ist wie alle in Nazaret, mit Ausnahme des Alphäus und der beiden Apostel, die jetzt gerade wer weiß wo sind. Es ist offensichtlich, daß Nazaret nichts Gutes hat, und das, was es hatte, ausgespien hat, als wäre es für diese unsere Stadt ein lästiger Geschmack ... «

»Sprich nicht so«, bittet Jesus. »Laß dir dein Herz nicht vergiften ... Es ist nicht ihre Schuld ... «

»Wessen Schuld sonst?«

»Vieler Umstände ... Forsehe nicht nach. Nicht ganz Nazaret ist mir feindlich gesinnt. Die Kinder ... «

»Weil sie noch Kinder sind.«

»Die Frauen ... «

»Weil sie Frauen sind. Aber weder die Kinder noch die Frauen werden dein Reich festigen.«

»Warum, Judas? Du bist im Irrtum. Die Kinder von heute werden die Jünger von morgen sein, diejenigen, welche das Reich auf der ganzen Welt verbreiten werden, und die Frauen ... Warum sollten sie es nicht tun können?«

»Du kannst doch aus den Frauen keine Apostel machen. Sie werden höchstens Jüngerinnen sein können, wie du gesagt hast, Helferinnen der Jünger.«

»Du wirst in Zukunft über so manche Dinge anders denken, Bruder. Aber ich will nicht einmal versuchen, dich vom Gegenteil zu überzeugen, denn ich würde auf eine Denkweise stoßen, die seit

Jahrhunderten auf irrigem Vorstellungen und Vorurteilen über die Frauen beruht. Ich bitte dich nur, einmal die Unterschiede zu beobachten, die du zwischen den Jüngerinnen und den Jüngern siehst, und vorurteilsfrei zu betrachten, wie sie meine Lehren befolgen. Du wirst sehen, daß die Jüngerinnen – angefangen bei deiner Mutter, die, wenn du willst, die erste Jüngerin der Zeit und dem Heldenmut nach gewesen ist und es auch heute noch ist und einer ganzen Ortschaft die Stirn bietet, obgleich sie verspottet wird, weil sie mir treu bleibt und auch der Stimme des Blutes widersteht – besser sind als ihr.«

»Ich gebe es zu, es ist wahr. Aber in Nazaret, wo sind da die Jüngerinnen? Die Töchter des Alphäus, die Mütter Ismaels und Aschers und ihre Schwestern. Das ist alles. Zu wenig. Ich möchte nicht mehr nach Nazaret kommen, um all dies nicht mehr mitansehen zu müssen.«

»Arme Mutter! Du würdest ihr einen großen Schmerz zufügen«, sagt Maria, die sich ins Gespräch einschaltet.

»Das ist wahr«, sagt Jakobus. »Sie hofft sehr auf die Versöhnung der Brüder mit Jesus und mit uns. Ich glaube, dies ist ihr einziger Wunsch. Aber wir werden dies gewiß nicht mit unserem Fernbleiben erreichen können. Bisher bin ich deinem Rat gefolgt und habe mich abgesondert. Aber von morgen an will ich hinausgehen und mich dem einen oder anderen nähern ... Denn, wenn wir auch den Heiden die Botschaft verkünden sollen, dann sollten wir erst einmal an unsere eigene Stadt denken. Ich weigere mich zu glauben, daß hier alle böse und nicht zu bekehren sind.«

Judas Thaddäus entgegnet nichts. Aber er ist sichtlich unruhig.

Simon der Zelote, der die ganze Zeit hindurch geschwiegen hat, mischt sich nun ein: »Ich möchte keinen Verdacht erregen, aber erlaubt mir, euch eine Frage zu stellen, um euch zu ermutigen, und zwar: seid ihr sicher, daß an der Zurückhaltung von Nazaret nicht auch äußere Einflüsse schuld sind, die hier einen fruchtbaren Boden gefunden haben? Die Kenntnis des vollkommenen Lebens Jesu, ei-

nes Bürgers von Nazaret, sollte es den Nazarenern doch erleichtern, ihn als den verheißenen Messias anzuerkennen. Ich mehr als ihr, und mit mir viele Nazarener meines Alters, haben wenigstens vom Hörensagen die angeblichen Messiasse kennengelernt. Ich versichere euch, daß deren privates Leben die hartnäckigste Versicherung, der Messias zu sein, Lügen strafte. Rom hat sie als Rebellen scharf verfolgt. Aber auch wenn wir die Politik beiseite lassen wollen, gab es genügend andere Gründe, weshalb jene falschen Messiasse ihre Strafe verdienten. Wir haben sie angespornt und unterstützt, denn sie dienten uns dazu, unseren Geist der Auflehnung gegen Rom zu befriedigen. Wir haben ihnen Beifall gezollt, töricht wie wir sind, und geglaubt, in ihnen den verheißenen „König“ zu finden, bis der Meister die Wahrheit zu Tage gebracht hat, und trotzdem glauben wir immer noch nicht so, wie wir sollten. Sie vertrösteten unseren niedergeschlagenen Geist mit Hoffnungen auf die nationale Unabhängigkeit und die Wiedererrichtung des Reiches Israel. Oh, welch ein Elend! Welch ein unbeständiges und verderbtes Reich wäre das gewesen! Nein, diese falschen Messiasse Könige Israels und Gründer des verheißenen Reiches zu nennen bedeutete, die messianische Idee zu entwürdigen. Im Meister vereinigt sich die Tiefe der Lehre mit der Heiligkeit des Lebens, und Nazaret kennt ihn besser als jede andere Stadt. Ich denke nicht daran, die Nazarener anzuklagen, weil sie nicht an die Übernatürlichkeit seiner Herkunft glauben. Sie haben sie nicht erkannt. Aber das Leben! *Sein* Leben! ... Könnten da so viel Groll und Haß, so viel hartnäckiger Widerstand – aber was sage ich – so viel wachsender Widerstand nicht auf feindliche Machenschaften zurückzuführen sein? Wir kennen die Feinde Jesu. Wir wissen, was sie wert sind. Glaubt ihr, daß sie nur hier abwesend und tatenlos sind, wenn sie uns doch überall vorausgehen, uns begleiten oder nachfolgen, um das Werk Christi zu zerstören? Klagt die Stadt Nazaret nicht als die einzig schuldige an, sondern weint darüber, daß sie von den Feinden Jesu irreführt wurde.«

»Das hast du sehr gut gesagt, Simon. Weint über Nazaret ... « sagt Jesus und ist traurig.

Johannes von En-Dor bemerkt: »Du hast auch ganz richtig gesagt, daß das positive Element sich in Mißgunst verwandelt, weil der Mensch selten Gerechtigkeit im Denken übt. Hier besteht das erste Hindernis in der bescheidenen Geburt, der einfachen Kindheit, den schlichten Jünglingsjahren unseres Jesu. Der Mensch vergißt, daß die Werte sich unter einem bescheidenen Äußeren verbergen, während die Nichtigkeiten sich unter großem Aufwand verstecken, um sich der Menge zu bemächtigen.«

»Das mag sein . . . Aber das ändert nichts an meinem Urteil über die Mitbürger. Alles, was ihnen gesagt worden ist, hätten sie nach den wirklichen Werken des Meisters beurteilen sollen.«

Es folgt ein langes Schweigen, das nur durch ein Geräusch unterbrochen wird, wenn Maria die Stoffe in Streifen reißt, um daraus Besätze zu machen. Syntyche hat kein Wort gesagt, obgleich sie höchst aufmerksam zugehört hat. Sie bewahrt immer ihre bescheidene Zurückhaltung und ist nur Maria und dem Knaben gegenüber entspannter. Aber nun ist das Kind auf einem Bänkchen zu ihren Füßen eingeschlafen, den Kopf auf dem abgewinkelten Arm an ihre Knie gelehnt. Daher rührt sie sich nicht und wartet darauf, daß Maria ihr die Streifen reicht.

»Welch ein unschuldiger Schlaf . . . Er lächelt . . . « bemerkt Maria, sich über das schlafende Gesichtlein neigend.

»Wer weiß, wovon er träumt«, sagt Simon lächelnd.

»Es ist ein sehr intelligentes Kind. Es lernt rasch und will genaue Erklärungen haben. Es stellt scharfsinnige Fragen und verlangt klare Antworten. Über alles! Ich muß bekennen, daß ich beim Antworten manchmal in Verlegenheit gerate. Es sind Fragen, die seinem Alter nicht entsprechen und manchmal auch meine Fähigkeiten übersteigen, eine Erklärung zu finden«, sagt Johannes.

»Ja. Wie an jenem Tag . . . Erinnerst du dich, Johannes? Du hattest damals zwei sehr schwierige Schüler, und sehr unwissende«, sagt Syntyche mit einem leichten Lächeln und richtet ihren tiefen Blick scharf auf den Jünger.

Johannes lächelt seinerseits und sagt: »Ja, und ihr hattet einen sehr unfähigen Lehrer, der die wahre Lehrmeisterin zu Hilfe rufen mußte ... denn in den vielen Büchern, die er gelesen hatte, hatte dieser törichte Lehrer keine Antwort gefunden, die er dem Kind hätte geben können. Ein Zeichen dafür, daß ich immer noch ein unwissender Lehrer bin.«

»Die menschliche Wissenschaft ist noch Unwissenheit, Johannes. Nicht der Erzieher, sondern das, was sie ihm gegeben hatte, um es zu sein, war ungenügend. Die arme menschliche Wissenschaft! Oh, wie verstümmelt erscheint sie mir! Sie erinnert mich an eine Gotttheit, die in Griechenland verehrt wurde. Es bedurfte wirklich der heidnischen Erdgebundenheit, um glauben zu können, daß die Siegesgöttin, weil sie ohne Flügel war, für immer Besitz der Griechen sei. Nicht nur die Flügel haben sie ihr genommen, sondern auch die Freiheit ... Es wäre besser gewesen, sie hätte Flügel gehabt in unserem Glauben. Wir hätten sie für fähig gehalten, fortzufliegen, um himmlische Blitze zu erhaschen und sie auf die Feinde zu schleudern. Aber so wie sie war, gab sie keine Hoffnung, sondern nur Mutlosigkeit und Traurigkeit. Ich konnte sie nicht ansehen, ohne sie zu bedauern ... Sie schien mir leidend, betrübt über ihre Verstümmelung. Ein Symbol des Schmerzes und nicht der Freude ... Das war es. Aber wie mit der Siegesgöttin macht es der Mensch auch mit der Wissenschaft. Er stutzt ihr die Flügel, die ihr den Weg zum übernatürlichen Wissen eröffnen könnten, welches der Schlüssel zu vielen Geheimnissen ist. Er hat geglaubt, und glaubt immer noch, sie dadurch gefangen zu halten, daß er ihr die Flügel stutzt ... Er hat sie verstümmelt ... Die geflügelte Wissenschaft wäre Weisheit. So, wie sie jetzt ist, ist sie nur ein sehr beschränktes Erkennen.«

»Meine Mutter hat euch an jenem Tag geantwortet?«

»Mit vollkommener Klarheit und keuschen Worten, so daß es ein Kind und zwei Erwachsene verschiedenen Geschlechtes hören konnten, ohne erröten zu müssen.«

»Um was handelte es sich?«

»Um die Erbsünde, Meister. Ich habe die Erklärung deiner Mutter aufgeschrieben, um sie nicht zu vergessen«, sagt wiederum Syntyche, und auch Johannes von En-Dor sagt: »Auch ich. Ich glaube, viele werden uns danach fragen, wenn wir eines Tages unter die Heiden gehen. Ich glaube zwar nicht, daß ich jemals zu ihnen gehen werde, weil ... «

»Warum, Johannes?«

»Weil ich nicht mehr lange leben werde.«

»Aber würdest du gerne zu ihnen gehen?«

»Lieber als viele andere in Israel, denn ich habe keine Vorurteile. Auch ... ja, auch deswegen: Ich habe den Heiden von Citium und Anatolien ein schlechtes Beispiel gegeben! Ich hätte dort gerne noch etwas wiedergutmacht. Das Gute, das zu tun wäre ist, dein Wort und dich dort bekanntzumachen ... Aber das wäre eine zu große Ehre für mich gewesen ... Ich habe sie nicht verdient.«

Jesus schaut ihn lächelnd an, sagt aber nichts darauf. Er fragt: »Sonst habt ihr nichts zu fragen?«

»Ich hätte eine Frage. Sie fiel mir gestern abend ein, als du mit dem Kind über den Müßiggang sprachst. Ich habe versucht, eine Antwort zu finden, aber es ist mir nicht gelungen. Ich wartete auf den Sabbat, um dir die Frage zu stellen, wenn die Hände untätig sind und du unsere Seelen in deinen Händen zu Gott emporhebst«, sagt Syntyche.

»Stelle mir diese Frage jetzt, während wir die Nachtruhe erwarten.«

»Sieh, Meister. Du hast gesagt, wenn einer lau wird bei der geistigen Arbeit, dann wird er schwach und anfällig für die Krankheiten des Geistes. Ist es nicht so?«

»Ja, Frau!«

»Nun scheint mir das im Gegensatz zu stehen zu dem, was ihr, du und deine Mutter, über die Erbsünde, ihre Auswirkungen auf uns und die Befreiung von ihr durch dich, gesagt habt. Ihr habt mich gelehrt, daß durch die Erlösung die Erbsünde nichtig wird. Ich

glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß dies nur für jene zutreffen wird, die an dich glauben.«

»Das ist wahr.«

»Ich sehe also ab von den anderen und nehme einen dieser Erlösten. Ich betrachte ihn in den Wirkungen der Erlösung. Seine Seele ist von der Erbschuld frei. Er kehrt also in den Stand der Gnade zurück, wie die Stammeltern sie besessen haben. Gibt ihm das nicht eine unüberwindliche Widerstandskraft gegen alle Willensschwächen? Du wirst sagen: „Der Mensch begeht auch persönliche Sünden.“ Richtig. Aber ich denke, daß auch sie hinfällig werden durch die Erlösung. Ich frage dich nicht, wie. Aber ich nehme an, daß du zum Zeichen dafür, daß sie wirklich stattgefunden hat, Mittel, Symbole hinterlassen wirst. Ich weiß nicht, wie sie vor sich gehen wird, obgleich alles, was sich im heiligen Buch auf dich bezieht, erzittern läßt, und ich hoffe nur, daß es sich um symbolische Leiden handelt, die sich auf das Seelische beschränken, obgleich der seelische Schmerz keine Illusion ist, sondern vielleicht ein noch bittereres Weh als der körperliche. Alle Religionen haben solche Mittel und Symbole, und sie werden manchmal Mysterien genannt. Die gegenwärtig in Israel gebräuchliche Taufe ist ein solches, nicht wahr?«

»Ja, das ist es! Es wird unter anderem Namen auch in meiner Religion Zeichen dieser meiner Erlösung geben, die den Seelen aufgedrückt werden, um sie zu reinigen, zu stärken, zu erleuchten, zu stützen, zu ernähren und sie loszusprechen.«

»Also? Wenn sie auch von den persönlichen Sünden losgesprochen worden sind, werden sie immer in der Gnade sein ... Wie können sie dann schwach und empfänglich sein für geistige Krankheiten?«

»Ich will dir einen Vergleich nennen. Nehmen wir ein neugeborenes Kind von ganz gesunden Eltern. Es ist ebenfalls gesund und stark. Kein einziger physischer ererbter Makel ist an ihm. Sein Wesen ist vollkommen, was Skelett und Organe betrifft, und es hat gesundes Blut. Daher hat es alle erforderlichen Eigenschaften, um

stark und gesund heranzuwachsen, denn seine Mutter hat reichlich kräftige Milch. Aber im ersten Augenblick seines Lebens zieht es sich eine sehr schwere Krankheit zu, deren Ursache niemand kennt. Wirklich eine tödliche Krankheit. Es wird nur noch durch das Erbarmen Gottes gerettet, der den kleinen Körper am Leben erhält. Nun gut. Glaubst du, daß dieses Kind nachher so kräftig sein wird, wie wenn es diese Krankheit nie gehabt hätte? Nein, es wird stets eine Schwäche haben, und selbst wenn sie nicht offenkundig ist, wird sie doch vorhanden sein und es für Krankheiten empfänglicher machen. Einige Organe werden nie mehr so unversehrt sein wie vorher, und auch das Blut wird weniger kräftig sein als zuvor. Alles Gründe, die das Kind für Krankheiten empfänglicher machen. Jedesmal, wenn eine von ihnen auftritt, wird das Kind danach anfälliger für einen Rückfall sein.

Das gleiche gilt auf geistigem Gebiet. Die Erbsünde wird bei den Gläubigen durch mich getilgt. Aber der Geist wird einen Hang zur Sünde behalten, den er ohne die Erbsünde nicht gehabt hätte. Daher sind Wachsamkeit und ständige Pflege des Seelenlebens am Platz, so wie auch die Mutter sich um das Kind sorgt, das schwach geblieben ist nach einer Krankheit in seiner Kindheit.

Daher darf man nicht müßig sein, sondern muß immer emsig sein, um in der Tugend zu erstarken. Wenn jemand der Trägheit oder Lauheit verfällt, kann er viel leichter von Satan verführt werden, und jede schwere Sünde, die mit einem schweren Rückfall vergleichbar ist, wird ihn für weitere Fehltritte empfänglicher machen und zum letztendlichen Tod des Geistes beitragen. Wenn jedoch die Gnade, die durch meine Erlösung zurückgegeben wird, durch einen aktiven und unermüdlichen Willen unterstützt wird, wird sie erhalten bleiben. Nicht nur das, die Gnade wird sogar zunehmen, da sie sich mit den von den Menschen erworbenen Tugenden verbindet. Heiligkeit und Gnade! Welch sichere Flügel, um zu Gott zu fliegen! Hast du verstanden?«

»Ja, mein Herr! Du, oder vielmehr die allerheiligste Dreifaltigkeit,

ihr gebt dem Menschen das grundlegende Mittel. Der Mensch darf es nicht zerstören durch Mangel an Aufmerksamkeit und Mitwirkung. Ich habe verstanden. Jede schwere Sünde ist Zerstörung der Gnade und der Gesundheit des Geistes. Die Zeichen, die du uns hinterlassen wirst, werden uns die Gesundheit wiedergeben, das ist wahr; doch der hartnäckige Sünder, der nicht gegen die Sünde ankämpft, wird immer schwächer werden, auch wenn ihm jedesmal verziehen wird. Man muß daher wachsam sein, um nicht zugrunde zu gehen. Danke, Herr ... Margziam wacht auf. Es ist spät ... «

»Ja. Laßt uns nun alle zusammen beten und dann zur Ruhe gehen!«

Jesus erhebt sich, und alle tun es ihm nach, auch der noch halb-schlafende Knabe. Das Vaterunser ertönt laut und harmonisch in dem kleinen Raum.

353 Jesus mit Salome, der Frau des Veters Simon

Jesus geht mit Simon dem Zeloten und Margziam durch Nazaret in Richtung der Felder zwischen Kana und Nazaret. Er durchquert diese seine ungläubige und ihm feindlich gesinnte Stadt, indem er absichtlich durch die Straßen der Innenstadt und über den Marktplatz geht, der in dieser Morgenstunde schon voller Menschen ist. Viele wenden sich nach ihm um, und vereinzelte Bewohner grüßen ihn. Die Frauen, besonders die älteren, lächeln ihm zu, aber abgesehen von einigen Kindern kommt niemand zu ihm. Ein Flüstern folgt ihm, wenn er vorbeigegangen ist. Jesus sieht sicher alles, aber er tut so, als ob er nichts sehen würde. Er spricht entweder mit Simon oder mit dem Kind, das zwischen den beiden Männern geht, und setzt seinen Weg fort.

Sie sind nun bei den letzten Häusern angelangt. An der Türe eines derselben steht eine Frau von etwa vierzig Jahren. Sie scheint auf jemanden zu warten. Als sie Jesus sieht, macht sie eine Bewegung, dann bleibt sie stehen und neigt errötend ihr Haupt.

»Es ist eine Verwandte von mir. Es ist die Frau Simons des Alphäus«, sagt Jesus zu dem Apostel.

Die Frau scheint sich in einem Gefühlskonflikt zu befinden. Sie wechselt die Farbe, hebt und senkt die Augen, ihr ganzes Gesicht drückt den Willen aus, zu sprechen, aber irgend etwas hält sie zurück.

»Der Friede sei mit dir, Salome«, grüßt Jesus, der sie nun erreicht hat.

Die Frau schaut ihn an. Sie ist erstaunt über die Herzlichkeit, die in der Stimme des Verwandten liegt, und antwortet, noch stärker errötend: »Der Friede sei ... «

Ein Tränenausbruch hindert sie daran, den Satz zu beenden. Sie bedeckt ihr Antlitz mit dem Arm und, an den Türpfosten des Hauses gelehnt, weint sie bitterlich.

»Warum weinst du so, Salome? Kann ich nichts tun, um dich zu trösten? Komm in die Ecke hier und sage mir, was du hast ... « Er nimmt sie beim Ellbogen und führt sie in ein Gäßlein zwischen ihrem Haus und dem Garten eines Nachbarhauses. Simon bleibt mit dem ganz erstaunten Margziam am Eingang des Gäßleins stehen.

»Was hast du, Salome? Du weißt, daß ich dir immer wohlgesinnt gewesen bin. Ich habe es immer gut mit euch allen gemeint und bin euch immer noch wohlgesinnt. Du mußt daran glauben und Vertrauen haben ... «

Salome unterbricht ihr Weinen, als wolle sie die Worte hören, um sie in ihrer wahren Bedeutung zu verstehen; dann weint sie wieder stärker und stottert: »Du ja ... Wir ... Ich jedoch nicht ... und Simon auch nicht ... Doch er ist törichter als ich ... ich habe ihm gesagt: „Rufe Jesus“ ... Doch ein ganzes Dorf ist gegen uns ... gegen dich ... gegen mich ... und mein Kind ... « Beim Berühren des tragischen Punktes wird das Weinen ebenfalls tragisch. Die Frau krümmt sich und jammert und schlägt sich mit den Fäusten ins Gesicht, als wäre sie in einem schmerzvollen Delirium.

Jesus ergreift ihre Hände und sagt: »Nicht so! Ich bin hier, um dich zu trösten. Rede, und ich werde alles tun ... «

Die Frau betrachtet ihn mit vor Staunen und Schmerz aufgerissenen Augen, doch die Hoffnung spornt sie an zu reden und ordentlich zu berichten: »Wirst du mit mir Erbarmen haben, auch wenn Simon schuldig ist? Wirklich? ... O Jesus, der du alle rettest! Mein Kind Alphäus, das jüngste, ist krank ... Es liegt im Sterben ... Du hast Alphäus geliebt. Du hast ihm aus Holz Spielsachen geschnitzt ... ihn hochgehoben, damit er Weintrauben und Feigen von deinen Bäumen pflücken konnte ... und bevor du weggingst ... um ... in die Welt hinauszugehen, hast du ihn schon so viele gute Dinge gelehrt ... Er ist wie tot ... Er wird keine Trauben und Feigen mehr essen, er wird nichts mehr lernen ... « und sie weint bitterlich.

»Salome, sei brav. Sage mir, was hat er?«

»Sein Bauch ist sehr krank. Er hat geschrien, hat unter Krämpfen gelitten und ist tagelang im Delirium gelegen. Nun spricht er nicht mehr. Er ist wie einer, der am Kopf getroffen worden ist. Er jammert, aber er antwortet nicht. Er weiß nicht einmal, daß er seufzt. Er ist ganz graublau. Er wird schon kalt. Schon viele Tage flehe ich Simon an, zu dir zu gehen. Aber ... Oh, ich habe ihn immer geliebt, aber jetzt hasse ich ihn, weil er töricht ist und mir wegen einer törichten Idee den Jungen sterben läßt. Aber wenn mein Kind stirbt, dann verlasse ich ihn und kehre mit den anderen Kindern in mein Vaterhaus zurück. Er ist unfähig, im rechten Augenblick Vater zu sein. Ich will meine Kinder verteidigen. Ich gehe fort! Ja! Mag die Welt sagen, was sie will. Ich gehe.«

»Sage das nicht. Gib sofort diese Rachegeanken auf.«

»Mit Recht lehne ich mich auf. Siehst du? Ich habe auf dich gewartet, weil niemand zu dir gesagt hat: „Komm.“ Nun sage ich es dir. Aber ich habe es tun müssen, als handelte es sich um eine schlechte Tat. Ich kann dir nicht sagen: „Tritt ein“, denn im Haus sind die des Josef ... «

»Das ist auch nicht nötig. Versprichst du mir, Simon zu verzeihen? Ihm immer eine gute Frau zu sein? Wenn du mir dies versprichst, dann sage ich dir: „Geh in dein Haus, und dein Sohn wird dich geheilt anlächeln.“ Kannst du das glauben?«

»Ich glaube an dich. Auch gegen die ganze Welt glaube ich.«

»Kannst du ebenso verzeihen wie glauben?«

»... Aber wirst du ihn mir wirklich heilen?«

»Nicht nur dies. Ich verspreche dir, daß Simon nicht mehr an mir zweifeln wird, und daß der kleine Alphäus, und mit ihm deine anderen Kinder, du und auch dein Gatte, wieder in mein Haus kommen wird. Maria spricht so viel von dir ... «

»Oh, Maria! Maria! Sie war dabei, als Alphäus geboren wurde ... Ja, Jesus, ich werde verzeihen. Ich werde ihm nichts sagen ... Nein, im Gegenteil, ich werde ihm sagen: „Siehst du, wie Jesus auf dein Verhalten antwortet: indem er dir den Sohn zurückgibt!“ Das darf ich doch sagen?«

»Das darfst du sagen ... Geh, Salome. Geh und weine nicht mehr. Leb wohl! Der Friede sei mit dir, gute Salome. Geh, geh!« Er führt sie zur Türe zurück und schaut ihr nach und lächelt, als er sieht, mit welcher Eile sie durch den Gang läuft, ohne die Türe zu schließen, und macht sie dann selbst langsam zu. Er wendet sich den beiden Begleitern zu und sagt: »Nun wollen wir unser Ziel erreichen ... «

»Glaubst du, daß Simon sich bekehren wird?« fragt der Zelote.

»Er ist kein Ungläubiger. Er ist nur einer, der sich von einem Stärkeren als er beherrschen läßt.«

»Oh, dann! Stärker als das Wunder!«

»Du siehst, daß du dir selbst die Antwort gibst ... Ich freue mich, das Kind gerettet zu haben. Ich habe es gesehen, als es wenige Stunden alt war, und es hat mich immer so gern gehabt ... «

»Wie ich? Wird es ein Jünger werden?« fragt Margziam, nicht ganz uninteressiert und ein wenig ungläubig, daß jemand Jesus so lieben kann, wie er ihn liebt.

»Du liebst mich als Kind und als Jünger. Alphäus hat mich nur als Kind geliebt. Doch später wird er mich auch als Jünger lieben. Vorerst ist er nur ein Kind. Er ist kaum acht Jahre alt. Du wirst ihn sehen.«

»Also gibt es nur einen, der zugleich Kind und Jünger ist?«

»Dich allein bis jetzt. Du bist das Haupt der Kinder-Jünger. Wenn du wirklich zu einem Mann geworden bist, dann erinnere dich daran, daß du kein schlechterer Jünger gewesen bist als die Männer; öffne daher allen Kindern die Arme, die auf der Suche nach mir sind und sagen: „Ich will Jünger Christi sein.“ Wirst du das tun?«

»Ich werde es tun«, verspricht Margziam ernst.

Die offenen, von der Sonne beschienenen Felder umgeben sie nun, und sie entfernen sich im Sonnenschein . . .

354 Vetter Simon kehrt zu Jesus zurück

Ein ärmliches Haus nimmt sie auf, in dem sich ein Großmütterchen befindet, das von einer ansehnlichen Schar Kinder im Alter von ungefähr zwei bis zehn Jahren umgeben ist. Das Haus steht inmitten von etwas ungepflügten Feldern, von denen viele sogar zu wildwachsenden Wiesen geworden sind, in denen noch einige überlebende Obstbäume stehen.

»Der Friede sei mit dir, Johanna! Geht es dir heute besser? Sind sie gekommen, um dir zu helfen?«

»Ja, Meister und Jesus, und sie haben mir versprochen, daß sie wiederkommen werden, um zu säen. Es wird etwas spät dafür sein, aber sie sagen mir, daß der Same noch keimen wird.«

»Gewiß wird er keimen. Was ein Wunder des Samens und der Erde wäre, wird ein Wunder Gottes werden und daher ein vollkommenes Wunder. Deine Felder werden die schönsten dieser Gegend sein, und diese Vögelchen, die dich umgeben, werden Körner im Überfluß für ihre Schnäbelchen haben. Weine nicht mehr. Im kommenden Jahr wird es schon besser gehen. Aber ich werde dir noch zusätzlich helfen, besser gesagt, eine wird dir helfen, die denselben Namen trägt wie du und die nie müde ist, Gutes zu tun. Schau, dies ist für dich, damit kannst du bis zur Ernte auskommen.«

Die Alte nimmt die Börse samt der Hand Jesu und küßt weinend diese Hand. Dann fragt sie: »Sag mir, wer ist das gute Geschöpf, damit ich dem Herrn ihren Namen nennen kann.«

»Eine meiner Jüngerinnen und eine deiner Schwestern. Ihr Name ist mir und dem Vater im Himmel bekannt.«

»Oh! Du bist es ...!«

»Ich bin arm, Johanna. Ich gebe, was man mir gibt. Selbst kann ich nur Wunder geben. Es tut mir leid, daß ich nicht früher von deinem Unglück erfahren habe. Ich bin gleich gekommen, als Susanna es mir gesagt hat, aber leider zu spät. Doch so wird das Werk Gottes um so heller leuchten.«

»Zu spät! Ja, zu spät! So rasch hat sie der Tod dahingerafft! Und er hat die Junge geholt, nicht mich, die ich unnütz bin. Nicht diese hier, die hilflos sind. Sondern die, die arbeiten konnte. Verfluchter Mond des Elul, der mit so schlechten Einflüssen behaftet ist!«

»Verfluche nicht den Planeten, er hat nichts damit zu tun ... Sind die Kinder brav? Kommt her! Seht ihr? Auch dies hier ist ein Kind ohne Vater und Mutter, und es kann nicht einmal bei seinem Großvater leben. Doch Gott verläßt es trotzdem nicht und wird es nicht verlassen, solange es brav bleibt. Nicht wahr, Margziam?«

Margziam stimmt zu und spricht mit den Kindern, die sich um ihn geschart haben. Sie sind jünger als er, doch einige von ihnen sind ein gutes Stück größer als er. Er sagt: »Wahrlich, Gott verläßt niemanden. Ich kann es bestätigen. Für mich hat der Großvater gebetet und sicher auch die Mutter und der Vater im anderen Leben, und Gott hat diese Gebete erhört, denn er ist sehr gut und erhört die Gebete der Gerechten immer, ob sie nun tot oder lebendig sind. Für euch haben ganz bestimmt eure Verstorbenen und diese liebe Großmutter gebetet. Habt ihr sie lieb?«

»Ja, ja ... « Das Gezwitscher der verwaisten Brut erhebt sich begeistert.

Jesus schweigt, um sich das Gespräch seines kleinen Jüngers mit den Waisenkindern anzuhören.

»Das ist recht. Man sagt, man darf die Alten nicht zum Weinen bringen. Man darf niemanden zum Weinen bringen, denn wer einem anderen Schmerz bereitet, beleidigt Gott. Die Alten erst! Der

Meister behandelt alle gut, aber die Alten liebt er wie die Kinder, denn Kinder sind unschuldig, und die Alten leiden. Sie haben schon viel geweint! Man muß sie doppelt, dreifach, zehnfach lieben, für alle jene, die sie nicht mehr lieben. Jesus sagt immer: Wer die Alten nicht ehrt, ist doppelt böse, so wie einer, der ein Kind mißhandelt, denn Kinder und Greise können sich nicht wehren. Ihr müßt daher gut sein zu der alten Mutter.«

»Ich helfe ihr manchmal nicht . . . « sagt eines der größeren Kinder.

»Warum? Du ißt doch auch das Brot, das sie dir mit ihrer Mühe bereitet. Spürst du nicht den Geschmack der Tränen, wenn du sie betrübst? Du, Frau (die „Frau“ ist höchstens zehn Jahre alt und ein zartes, bleiches Geschöpf), hilfst du ihr?«

Die Brüderchen sagen alle zusammen: »Oh, Rahel ist gut! Sie bleibt lange wach, um das bißchen Wolle und den Flachs zu spinnen, den wir haben, und sie hat Fieber bekommen vom Arbeiten auf dem Feld. Sie hatte es für den Samen vorbereitet, als der Vater im Sterben lag.«

»Gott wird es dir vergelten«, sagt Margziam ernst.

»Er hat mich schon belohnt, indem er die Großmutter von ihrer Pein befreit hat.«

Jesus mischt sich ein: »Verlangst du sonst nichts?«

»Nein, Herr!«

»Aber bist du denn geheilt?«

»Nein, Herr, aber das macht nichts. Jetzt ist der Großmutter geholfen, auch wenn ich sterbe. Vorher hätte es mir leid getan, denn ich konnte ihr helfen.«

»Aber der Tod ist schlimm, Mädchen . . . «

»Gott wird mir auch im Tod helfen, so wie er mir im Leben geholfen hat, und ich werde zu meiner Mutter gehen . . . Oh, weine nicht, Großmutter! Ich habe auch dich sehr gern. Ich werde es nicht mehr sagen, wenn du deshalb weinen mußt. Im Gegenteil, wenn du willst, werde ich den Herrn bitten, mich zu heilen . . . Weine nicht, mein Mütterchen«, und das Kind umarmt die trostlose alte Frau.

»Mach sie gesund, Herr! Du hast meinen Großvater meinetwegen glücklich gemacht. Mach jetzt auch diese alte Frau glücklich!«

»Die Gnaden werden durch Opfer erworben. Welches Opfer wirst du bringen, um sie zu erlangen?« fragt Jesus ernst.

Margziam denkt nach ... Er sucht nach etwas, auf das er nur schwer verzichten kann ... Dann lächelt er: »Ich esse keinen Honig mehr, einen ganzen Mond lang.«

»Das ist wenig! Der Mond des Kislew ist schon weit fortgeschritten ... «

»Ich sage Mond und meine damit die vier Phasen. Bedenke ... daß in diesen Tagen das Lichterfest ist und daß es viele Honigküchlein geben wird ... «

»Das stimmt! Also, dann wird Rahel durch dein Verdienst gesund werden. Nun wollen wir gehen. Gott befohlen, Johanna! Bevor ich abreise, werde ich noch einmal vorbeischaun. Gott befohlen, Rahel, und du, Tobiolus, sei immer brav! Gott befohlen, ihr Kinder. Mein Segen bleibe über euch und mein Friede in euch!«

Sie gehen hinaus, begleitet von den Segenswünschen der alten Frau und der Kinder.

Margziam, im Bewußtsein »Apostel und Opfer« zu sein, fängt an zu springen und hüpfte wie ein Böcklein voraus.

Simon beobachtet ihn lächelnd: »Seine erste Predigt und sein erstes Opfer. Er verspricht gut zu werden, meinst du nicht, Meister?«

»Ja. Aber er hat schon mehrere Male gepredigt. Auch dem Judas des Simon ... «

»... zu dem der Herr anscheinend durch Kinder spricht ... Vielleicht, um Racheakte von seiner Seite zu verhindern ... «

»Racheakte, nein ... Ich glaube nicht, daß er dazu fähig wäre, aber lebhaftere Reaktionen, das schon. Wer Tadel verdient, liebt die Wahrheit nicht ... und doch muß sie gesagt werden ... « Jesus seufzt.

Simon beobachtet ihn und fragt: »Meister, sage mir die Wahrheit. Du hast ihn fortgeschickt und hast den Entschluß gefaßt, alle zum Lichterfest nach Hause zu schicken, um zu verhindern, daß Judas

sich in diesem Augenblick in Galiläa aufhält. Ich will nicht wissen, wozu es gut ist, daß der Mann aus Kerijot nicht unter uns ist. Es genügt mir zu wissen, ob ich recht habe. Wir denken alle dasselbe, weißt du? Selbst Thomas hat mir gesagt: „Ich gehe ohne Widerspruch, denn ich verstehe, daß ein ernsthafter Grund dafür vorliegt.“ Er hat hinzugefügt: „Der Meister handelt recht. Zuviele Nahum, Zadok, Johanan und Eleasar sind mit Judas befreundet ...“ Thomas ist nicht dumm! ... Er ist auch nicht schlecht, obschon er sehr menschlich ist. Seine Zuneigung zu dir ist ganz aufrichtig.«

»Ich weiß es. Es stimmt, was ihr gedacht habt, und bald werdet ihr den Grund erfahren ... «

»Wir werden dich nicht danach fragen.«

»Aber ich werde euch um Hilfe bitten und es euch sagen müssen.«

Margziam kommt eilends zurück: »Meister, dort, wo der Feldweg in die Straße einmündet, ist dein Vetter Simon. Er ist ganz in Schweiß gebadet als ob er sehr schnell gelaufen wäre. Er hat mich gefragt: „Wo ist Jesus?“ Ich habe ihm geantwortet: „Dort kommt er hinter mir mit Simon dem Zeloten.“ Er hat zu mir gesagt: „Wird er hier vorbeikommen?“ „Gewiß“, habe ich erwidert. „Hier muß man vorbei, um nach Hause zurückzukehren; es sei denn, man macht es wie die Vöglein, die aus allen Richtungen zum Nest zurückfliegen können. Brauchst du ihn?“ habe ich ihn auch gefragt. Dein Bruder ist unschlüssig geblieben, und doch braucht er dich, ich bin sicher.«

»Meister, er hat schon seine Frau gesehen ... Wir wollen es so machen. Ich und Margziam lassen dich allein. Wir werden hinten herum nach Nazaret gehen. Wir haben ja keine Eile, heimzukommen ... und du gehst auf dem geraden Weg.«

»Ja! Danke, Simon! Lebt wohl, ihr beiden!«

Sie trennen sich, und Jesus geht mit rascheren Schritten auf die Hauptstraße zu. Da ist auch schon Simon, der keuchend an einem Baumstamm lehnt und sich den Schweiß trocknet. Als er Jesus sieht, hebt er die Arme in die Höhe ... läßt sie wieder sinken und neigt betrübt den Kopf.

Jesus erreicht ihn, legt ihm die Hand auf die Schulter und fragt: »Was willst du von mir, Simon? Willst du mich glücklich machen mit einem Wort der Liebe, das ich schon seit vielen Tagen erwarte?«

Simon senkt den Kopf noch tiefer und schweigt . . .

»So rede doch! Bin ich vielleicht ein Fremder für dich? Nein, denn du bist immer noch mein guter Bruder Simon und ich dein kleiner Jesus, den du mit Mühe, aber mit viel Liebe auf den Armen trugst, als wir nach Nazaret zurückkehrten.«

Der Mann bedeckt sein Gesicht mit den Händen, sinkt auf die Knie und jammert: »Oh, mein Jesus! Ich bin der Schuldige, aber ich bin genug gestraft worden . . . «

»Auf, erhebe dich! Wir sind Verwandte. Auf! Was willst du von mir?«

»Mein Kind! Es . . . « Das Weinen erstickt seine Stimme.

»Dein Kind? Nun?«

»Es liegt im Sterben, und mit ihm stirbt auch die Liebe Salomes . . . und mir bleiben nur zwei Vorwürfe: das Kind und die Frau verloren zu haben. Heute nacht habe ich schon gedacht, es sei gestorben, und sie schien mir wie eine Hyäne. Sie schrie mir ins Gesicht: „Mörder deines Kindes!“ Ich habe gebetet, daß es nicht wahr sein möge, und mir selbst geschworen, zu dir zu gehen, wenn sich das Kind erholen würde; ich wollte kommen, auch auf die Gefahr hin, weggejagt zu werden, was ich ja verdient hätte, um dich wissen zu lassen, daß du allein mein Unglück verhindern kannst. Beim Morgengrauen hatte sich das Kind ein wenig erholt . . . Ich bin aus meinem Haus geflohen und zu deinem gelaufen, um die Stadt herum, um keinen Hindernissen zu begegnen . . . Ich habe angeklopft. Maria hat mir verwundert geöffnet. Sie hätte mich schlecht behandeln können, aber sie hat nur gesagt: „Was hast du, armer Simon?“ und hat mich gestreichelt, als wäre ich noch ein Kind . . . Das hat mich zu Tränen gerührt, und Hochmut und Unsicherheit waren entschwunden. Es ist nicht möglich, daß das, was Judas, dein Apostel, nicht mein Bruder, gesagt hat, der Wahrheit entspricht. Das habe ich Maria nicht erzählt, son-

dern ich sage es mir und schlage mir von jenem Augenblick an an die Brust und sage mir selbst alle Schimpfworte. Zu ihr habe ich gesagt: „Ist Jesus da? Es ist wegen Alphäus. Er stirbt ...“ Maria hat mir gesagt: „Lauf schnell. Er ist mit dem Kind und einem Apostel in Richtung Kana gegangen. Du wirst ihn auf der Straße nach Kana finden. Aber beeile dich. Er ist beim Morgengrauen fortgegangen und wird auf dem Rückweg sein. Ich will beten, daß du ihn antriffst.“ Kein einziges Wort des Tadels für mich, den ich so sehr verdiene!«

»Auch ich tadle dich nicht, sondern ich öffne dir die Arme, um ...!«

»Ach! Um mir zu sagen, daß Alphäus gestorben ist ...!«

»Nein, um dir zu sagen, daß ich dich liebe.«

»Dann komm also! Schnell! Schnell ...!«

»Nein, das ist nicht nötig.«

»Du kommst nicht? Ach, du kannst nicht verzeihen? Oder ist Alphäus schon tot? Aber auch wenn er es wäre, Jesus, Jesus, Jesus! Du, der du die Toten erweckst, gib mir mein Kind wieder! Oh, guter Jesus! ... Oh, heiliger Jesus! ... Oh, Jesus, den ich verlassen habe! ... Oh, Jesus, Jesus, Jesus ...« Das Weinen des Mannes erfüllt den einsamen Weg, der, erneut auf den Knien, krampfhaft das Gewand Jesu festhält und ihm die Füße küßt, gequält von seinem Schmerz, von der Reue und der väterlichen Liebe ...

»Bist du nicht zu Hause gewesen, bevor du hierher gekommen bist?«

»Nein. Ich bin wie ein Irrsinniger hierher gerannt ... Warum? Gibt es ein neues Leid? Ist Salome schon weggelaufen? Ist sie wahnsinnig geworden? Sie schien es schon heute nacht zu sein ...«

»Salome hat mit mir gesprochen. Sie hat geweint, sie hat geglaubt. Geh nach Hause, Simon. Dein Sohn ist geheilt!«

»Du! ... Du! ... Du hast es getan für mich, der ich dich beleidigt habe, weil ich jener Schlange geglaubt habe? Oh, Herr! Ich bin es nicht wert! Verzeih! Verzeih! Verzeih! Sag mir, was ich tun soll, um alles wieder gutzumachen, um dir zu sagen, daß ich dich liebe, um

dich davon zu überzeugen, daß ich gelitten habe, als ich den Widerpenstigen spielte, um dir zu sagen, daß ich, seit du hier bist, auch schon bevor Alphäus so krank geworden ist, mich danach geseht hatte, mit dir zu sprechen! ... Aber ... Aber ... «

»Laß es gut sein. Nun ist alles vorbei. Ich denke nicht mehr daran. Tue du ebenso, und vergiß auch die Worte des Judas von Kerijot. Er ist ein junger Bursche. Von dir will ich nur eines: daß du weder jetzt noch in Zukunft jene Worte meinen Jüngern, meinen Aposteln und besonders meiner Mutter gegenüber wiederholst! Nur das! Jetzt geh nach Hause, Simon. Geh! Der Friede sei mit dir ... Zögere nicht, an der Freude teilzunehmen, die dein Haus erfüllt. Geh!« Er küßt ihn und schiebt ihn sanft in Richtung Nazaret.

»Kommst du nicht mit mir?«

»Ich erwarte dich in meinem Haus mit Salome und Alphäus. Gehe nun und vergiß nicht, daß es um deiner Frau willen geschehen ist, die verstanden hat, nur an die Wahrheit zu glauben. Ihretwegen ... «

»Willst du damit sagen, daß für mich ... «

»Nein. Ich will damit sagen, daß ich die Reue in dir erkannt habe, und die Reue ist in dir wach geworden durch den Schrei ihrer Anklage gegen dich ... Wahrlich, Gott ruft durch den Mund der Guten, mahnt und gibt guten Rat! ... Ich habe den demütigen und starken Glauben Salomes gesehen. Geh, sage ich dir! Zögere nicht länger, ihr „Danke“ zu sagen.«

Er muß ihn fast energisch wegstoßen, um ihn zum Fortgehen zu bewegen. Als Simon endlich geht, segnet er ihn ... dann neigt er sein Haupt in stillem Selbstgespräch, und leise rinnen Tränen über sein bleiches Antlitz ... Ein einziges Wort verrät den Inhalt seiner Gedanken: »Judas ... !«

Er geht auf demselben Weg, den der Zelote eingeschlagen hat, um die Stadt herum auf sein Haus zu.

355 Simon Petrus in Nazaret • Der Großmut Margziams

Es ist schon Vormittag, als Petrus allein und unerwartet im Haus von Nazaret ankommt. Er ist wie ein Gepäckträger mit Körben und Säcken beladen, jedoch so glücklich, daß er weder Last noch Mühe spürt.

Maria, die ihm öffnet, widmet er ein seliges Lächeln und einen freudigen, ehrfürchtigen Gruß und fragt: »Wo sind der Meister und Margziam?«

»Sie sind auf der Böschung oberhalb der Grotte, aber in Richtung des Hauses des Alphäus. Ich glaube, daß Margziam Oliven pflückt und Jesus seine Betrachtung hält. Ich werde sie rufen.«

»Das besorge ich.«

»Entledige dich wenigstens all dieser Lasten.«

»Nein, nein! Es sind Überraschungen für das Kind. Ich freue mich schon darauf, seine großen Augen und sein neugieriges Wühlen zu sehen ... Seine kleinen Freuden, mein armes Kind.«

Er geht in den Garten unterhalb der Böschung, verbirgt sich vollständig im Innern der Grotte und ruft mit verstellter Stimme: »Der Friede sei mit dir, Meister«, und dann mit natürlicher Stimme: »Margziam ...!«

Das Stimmchen Margziams, das die Stille mit seinen Ausrufen erfüllte, verstummt ... Eine Pause, dann fragt Margziam mit seiner fast mädchenhaften Stimme: »Meister, war das nicht mein Vater, der gerufen hat?«

Vielleicht war Jesus so in seine Gedanken vertieft, daß er nichts gehört hat, und er gibt es auch ganz einfach zu.

Petrus ruft wiederum: »Margziam!« und lacht in seiner frohen Art.

»Oh! Er ist es wirklich! Vater! Mein Vater! Wo bist du?«

Er beugt sich vor, um in den Garten zu schauen. Aber er sieht nichts ... Auch Jesus kommt näher und blickt umher ... Er sieht Maria, die lächelnd an der Türe steht, und Johannes und Syntyche,

die das gleiche tun, beim Zimmer im Hintergrund des Gartens, wo der Backofen steht.

Doch Margziam zögert nicht länger und springt die Böschung bei der Grotte hinunter. Petrus ist schon bereit, ihn aufzufangen, noch bevor er den Boden berührt.

Die Begrüßung der beiden ist rührend. Jesus, Maria und die beiden im Hintergrund des Gartens beobachten sie lächelnd, und alle nähern sich den beiden, die sich so lieben. Petrus befreit sich, so gut er kann, aus der Umarmung des Knaben, um sich vor Jesus zu verneigen und ihn aufs neue zu begrüßen. Jesus umarmt ihn zugleich mit dem Kind, das sich nicht vom Apostel loslösen will und fragt: »Und die Mutter?«

Aber Petrus antwortet Jesus auf seine Frage: »Warum bist du so früh gekommen?«

»Glaubst du, ich hätte es länger aushalten können, fern von dir zu sein? Und dann ... und dann ... Es ist auch wegen Porphyria, die mir keine Ruhe ließ: „Geh zu Margziam. Bring ihm dies, bring ihm das.“ Es schien, als stelle sie sich vor, Margziam sei Räubern in die Hände gefallen oder lebe in einer Wüste. Gestern nacht ist sie eigens aufgestanden, um Brötchen zu backen, und sobald sie fertig waren, mußte ich abreisen ... «

»Ach, die Honigbrötchen ...!« ruft Margziam. Aber dann verstummt er.

»Ja. Sie sind hier drinnen mit den im Ofen getrockneten Feigen, den Oliven und den roten Äpfeln. Sie hat dir ein Ölbrot gemacht, und sie schickt dir die kleinen Käse von deinen Schafen. Hier ist auch ein wasserdichtes Gewand, und dann ... Ich weiß nicht mehr. Wie? Du hast keine Eile mehr? Du weinst beinahe? Oh! Warum denn?«

»Weil es mir lieber wäre, wenn du sie anstelle all dieser Dinge mitgebracht hättest ... Ich liebe sie, weißt du?«

»Oh, mein Gott! Aber wer hätte das gedacht?! Wenn sie das gehört hätte, wäre sie wie Butter geschmolzen ... «

»Margziam hat recht. Du hättest sie mitbringen können. Sicher sehnt sie sich danach, ihn nach so langer Zeit wiederzusehen. Wir Frauen sind so mit unseren Kindern ... « sagt Maria.

»Gut! ... Aber bald wirst du sie sehen. Nicht wahr, Meister?«

»Ja. Nach dem Lichterfest, wenn wir fortgehen ... Aber ... Ja, wenn du nach dem Lichterfest wiederkommst, wirst du mit ihr kommen. Sie wird einige Tage hier bleiben, und dann werden wir alle zusammen nach Betsaida zurückkehren.«

»Oh, wie schön! Hier zu sein mit zwei Müttern!« Das Kind ist getröstet und glücklich.

Sie gehen alle ins Haus, und Petrus entledigt sich seiner Bündel.

»Schau: in Salz getrockneter und frischer Fisch. Das wird gut für deine Mutter sein. Hier der Weichkäse, der dir so gut schmeckt, Meister. Hier Eier für Johannes; hoffen wir, daß sie nicht zerbrochen sind ... Nein, um so besser. Dann die Weintrauben, die Susanna mir in Kana gegeben hat, wo ich übernachten mußte. Ach! Dies erst! Schau, Margziam, wie gelb er ist, die gleiche Farbe wie Marias Haar« ... und er öffnet ein Töpfchen, das mit flüssigem Honig gefüllt ist.

»Aber wozu denn so viele Sachen? Du hast dich abgemüht, Simon«, sagt Maria, die vor den Bündeln und Bündelchen, Töpfen und Krüglein steht, die den Tisch bedecken.

»Nein. Ich habe viele Fische gefangen und einen guten Erlös erzielt. Dies hier ist vom Fischen. Das übrige ist hausgemacht, kostet nichts und macht viel Freude, es bringen zu können. Bald kommt ja das Lichterfest ... Es ist so Brauch, nicht wahr? Kostest du nicht den Honig?«

»Ich kann nicht«, sagt Margziam ernst.

»Warum denn nicht? Geht es dir nicht gut?«

»Nein. Aber ich darf ihn nicht essen.«

»Aber warum denn?«

Das Kind wird rot, aber es antwortet nicht. Es schaut Jesus an und schweigt. Jesus lächelt und erklärt: »Margziam hat ein Gelübde ab-

gelegt, um eine Gnade zu erlangen. Er darf vier Wochen lang keinen Honig essen.«

»Ach so! Dann wird er ihn später essen ... Das Töpfchen kannst du trotzdem an dich nehmen ... Aber schau! Ich hielt dich nicht für so, so ... «

»So edelmütig, Simon! Wer sich schon als Kind an Buße gewöhnt, wird den Weg der Tugend sein ganzes Leben lang leichter gehen können«, sagt Jesus, während das Kind mit seinem Gefäßchen in den Händen weggeht.

Petrus blickt ihm bewundernd nach. Dann fragt er: »Ist der Zelote nicht hier?«

»Er ist bei Maria des Alphäus. Doch er wird bald kommen. Heute abend werdet ihr beieinanderschlafen. Komm, Simon Petrus!«

Sie gehen miteinander hinaus, während Maria und Syntyche den mit Bündeln überfüllten Raum in Ordnung bringen.

»Meister ... ich bin gekommen, um dich und das Kind zu sehen. Das ist wahr. Aber auch, weil ich in diesen Tagen viel nachgedacht habe, besonders nach der Ankunft der drei giftigen Schlangen, denen ich mehr Lügen erzählt habe, als Fische im Meer sind. Nun sind sie auf dem Weg nach Getsemani, weil sie glauben, dort Johannes von En-Dor zu finden; dann werden sie zu Lazarus gehen, weil sie hoffen, Syntyche und dich bei ihm anzutreffen. Sie sollen nur laufen ... doch dann werden sie zurückkommen und dich, Meister, wegen der beiden Unglücklichen belästigen.«

»Ich habe schon seit Monaten für alles vorgesorgt. Wenn sie auf der Suche nach den beiden Verfolgten hierher kommen, werden sie sie nicht mehr vorfinden, und nirgends in Palästina. Siehst du diese Kisten? Sie sind für sie bestimmt. Hast du alle die gefalteten Kleider beim Webstuhl gesehen? Sie gehören ihnen. Bist du überrascht?«

»Ja, Meister. Aber wohin schickst du sie?«

»Nach Antiochia.«

Petrus stößt einen bedeutungsvollen Pfiff aus und fragt dann: »Zu wem, und wie kommen sie dorthin?«

»In ein Haus des Lazarus. Das letzte, das Lazarus dort besitzt, wo sein Vater für Rom Verwalter war. Sie werden auf dem Meer hinreisen ... «

»Ach schau! Wenn Johannes zu Fuß dorthin hätte gehen müssen ... «

»Per Schiff. Aber ich bin froh, mit dir reden zu können. Ich hätte Simon gesandt, um dir sagen zu lassen: „Komm, damit du alles vorbereiten kannst.“ Höre! Zwei oder drei Tage nach dem Lichterfest werden wir einer nach dem anderen von hier abreisen, damit es nicht auffällt. Die Gruppe besteht aus mir, dir, deinem Bruder, Jakobus und Johannes, meinen beiden Brüdern und Johannes und Syntyche. Wir werden nach Ptolemaïs gehen! Von dort aus wirst du sie mit einem Boot nach Tyrus bringen, wo ihr ein Schiff besteigt, das nach Antiochia fährt, so als ob ihr Proselyten wäret, die nach Hause zurückkehren. Dann kommt ihr zurück, und wir werden uns in Achsib treffen. Ich werde täglich auf den Gipfel des Berges gehen, und im übrigen wird euch der Geist führen ... «

»Wie? Du kommst nicht mit uns?«

»Das würde zu sehr auffallen. Ich will dem Geist des Johannes Frieden verschaffen.«

»Wie soll ich das machen, ich, der ich diesen Ort noch nie verlassen habe?«

»Du bist kein Kind mehr ... Bald wirst du noch viel weiter gehen müssen als nur bis nach Antiochia. Ich verlasse mich auf dich! Siehst du, wie ich dich schätze ... «

»Und Philippus und Bartholomäus?«

»Sie werden uns bis Jotapata entgegenkommen und inzwischen die Frohe Botschaft verkünden. Ich werde ihnen schreiben, und du wirst ihnen den Brief überbringen!«

»Kennen die beiden schon ihr Schicksal?«

»Nein! Ich lasse sie das Fest in Frieden feiern.«

»Mhm! Die Armen! Schau, wenn hier einer verfolgt werden muß von verbrecherischen Seelen, dann ... «

»Beschmutze deinen Mund nicht, Simon!«

»Ja, Meister ... Höre ... Aber wie werden wir diese Koffer hinführen? Und Johannes? Er scheint sehr krank zu sein.«

»Wir werden einen Esel mieten.«

»Nein, ein Wägelchen.«

»Wer wird es lenken?«

»Nun, wenn Judas des Simon rudern gelernt hat, dann wird Simon des Jona auch kutschieren lernen können. Es kann doch nicht so schwer sein, einen Esel am Zügel zu führen! Auf dem Wagen bringen wir die Kisten und die beiden unter, wir gehen zu Fuß nebenher. Ja, ja. So ist es recht, glaube mir!«

»Wer wird uns das Wägelchen leihen? Denk daran, daß niemand von der Abreise erfahren darf.«

Petrus denkt nach ... Dann beschließt er: »Hast du Geld?«

»Ja. Ich habe noch viel von den Edelsteinen Misazes.«

»Dann ist alles einfach. Gib mir einen Betrag. Ich werde bei irgend jemandem Wagen und Esel kaufen ... und ... ja, ja ... und nachher werden wir Wagen und Esel irgend einem Unglücklichen schenken ... Wir werden sehen ... Es ist gut, daß ich gekommen bin. Muß ich wirklich mit der Frau zurückkommen?«

»Ja, tue das!«

»In Ordnung. Aber diese beiden Armen! Es tut mir wirklich leid, daß Johannes nicht mehr bei uns sein wird. Wir hätten ihn sowieso nur noch kurze Zeit bei uns gehabt ... Aber der Arme hätte wenigstens hier sterben können wie Jona ... «

»Sie hätten es nicht zugelassen, denn die Welt haßt jene, die sich bekehren und Buße tun.«

»Er wird sich gedemütigt fühlen ... «

»Ich werde einen Grund finden, der ihm die Abreise erleichtert.«

»Welchen?«

»Den gleichen, der dazu gedient hat, Judas des Simon fortzuschicken: er soll für mich arbeiten.«

»Ach so! ... Aber Johannes ist heilig, Judas jedoch nur hochmütig.«

»Simon, du sollst nicht murren!«

»Das ist schwerer als einen Fisch zum Singen zu bringen! Es ist die Wahrheit, Meister, kein Murren . . . Aber mir scheint, daß Simon mit deinen Brüdern gekommen ist. Gehen wir zu ihnen.«

»Gehen wir, und schweig allen gegenüber.«

»Das sagst du mir? Ich kann die Wahrheit nicht verschweigen, wenn ich rede, aber ich kann gänzlich schweigen, wenn ich will, und ich will, ich habe es mir geschworen. Ich soll bis nach Antiochia gehen, bis ans Ende der Welt! Oh, ich kann es kaum erwarten, wieder zurückzusein! Ich werde nicht mehr schlafen, bis alles erledigt ist . . . «

Sie gehen hinaus, und ich sehe nichts mehr.

356 »Nichts geht verloren in der heiligen Harmonie der universalen Liebe«

Ich weiß nicht, ob es noch am selben Tag ist, aber ich nehme es an, da Petrus am Familientisch von Nazaret sitzt. Das Mahl ist fast beendet, und Syntyche steht auf und stellt zum Abschluß der Abendmahlzeit Äpfel, Nüsse, Weintrauben und Mandeln auf den Tisch. Es ist Abend geworden, und die Lampen brennen schon.

Die Unterhaltung dreht sich um die Lampen, während Syntyche die Früchte bringt. Petrus sagt: »Dieses Jahr werden wir eine mehr anzünden und in den kommenden Jahren immer wieder eine mehr, für dich, mein Sohn! Denn wir wollen sie anzünden, auch wenn du nicht hier bist. Es ist das erste Mal, daß wir sie für ein Kind anzünden . . . « Simon ist etwas gerührt, als er sagt: »Gewiß . . . wenn auch du dabei wärest, wäre es noch schöner . . . «

»Im vergangenen Jahr war ich es, Simon, die nach dem Sohn in der Ferne seufzte, und mit mir Maria des Alphäus und Salome, und auch Maria des Simon in ihrem Haus von Kerijot, und die Mutter von Thomas . . . «

»Oh, die Mutter des Judas! Dieses Jahr wird sie ihren Sohn bei

sich haben ... doch ich glaube nicht, daß sie glücklicher sein wird ... Lassen wir das ... Wir waren bei Lazarus. Wie viele Lichter! ... Es schien ein Himmel aus Gold und Feuer zu sein. Dieses Jahr hat Lazarus seine Schwester ... Aber ich bin sicher, es wird ihnen leid tun, daß du nicht dort bist. Wo werden wir im nächsten Jahr sein?«

»Ich werde sehr weit fort sein ... « flüstert Johannes von En-Dor.

Petrus wendet sich um und sieht ihn an, denn er sitzt an seiner Seite. Er will ... gerade etwas fragen, beherrscht sich aber glücklicherweise, da ihm Jesus mit den Augen einen Wink gibt.

Margziam fragt: »Wo wirst du sein?«

»Durch die Barmherzigkeit Gottes hoffe ich im Schoß Abrahams zu sein ... «

»Oh! Willst du sterben? Willst du nicht die Frohe Botschaft verkünden? Würde es dir nicht leid tun zu sterben, ohne es getan zu haben?«

»Das Wort des Herrn muß von heiligen Lippen kommen. Es ist schon viel, daß er mir erlaubt hat, es hören zu dürfen, um dadurch erlöst zu werden. Ich hätte es gerne getan, aber nun ist es zu spät ... «

»Du wirst es trotzdem verkünden, du hast es ja schon getan, und zwar so sehr, daß du die Aufmerksamkeit auf dich gelenkt hast. Deshalb wirst du ebenfalls Verkündiger des Evangeliums genannt werden, auch wenn du nicht herumwanderst, um die Frohe Botschaft zu verbreiten; und im anderen Leben wirst du den Lohn empfangen, der den Verkündigern meines Evangeliums vorbehalten ist.«

»Dein Versprechen läßt mich den Tod ersehnen ... Jeder Augenblick des Lebens kann eine Gefahr in sich bergen, und ich, schwach wie ich bin, könnte sie vielleicht nicht überstehen. Wenn Gott mich aufnimmt, zufrieden mit dem, was ich vollbracht habe, dann ist das ganz große Güte und muß gepriesen werden.«

»Wahrlich, ich sage dir, der Tod wird für viele die höchste Güte sein; denn sie werden erkennen, bis zu welchem Punkt der Mensch vom Teufel besessen ist, und zwar aus einer Sicht, die ihnen Frie-

den schenkt und sie über diese Erkenntnis frohlocken läßt, da sie mit der unaussprechlichen Freude der Befreiung aus der Vorhölle verbunden sein wird.«

»Wo werden wir in den nächsten Jahren sein, Herr?« fragt Simon der Zelote aufmerksam.

»Wo es dem Ewigen gefallen wird. Willst du schon die fernen Zeiten im voraus kennen, wenn wir des Augenblickes, den wir durchleben, nicht sicher sind und nicht wissen, ob es uns erlaubt sein wird, ihn zu Ende zu leben? Übrigens, welches auch immer der Ort sein mag, an dem wir die kommenden Lichterfeste feiern, sie werden immer heilig sein, wenn ihr daran teilnehmt, um den Willen Gottes zu erfüllen.«

»Wenn *ihr* daran teilnehmt, und du?« fragt Petrus.

»Ich werde immer dort sein, wo meine Auserwählten sind.«

Maria hat kein Wort gesagt, doch ihre Augen haben sich nicht einen Augenblick vom Antlitz ihres Sohnes abgewandt ... Sie kommt wieder zu sich, als Margziam sagt: »Mutter, warum hast du die Honigküchlein nicht auf den Tisch gestellt? Jesus schmecken sie, und Johannes würden sie für seine Kehle guttun. Auch mein Vater ißt sie gerne ... «

»Auch du«, schließt Petrus.

»Für mich ... ist es, als ob sie nicht da wären. Ich habe versprochen ... «

»Gerade deswegen, mein Lieber, habe ich sie nicht aufgestellt ... « sagt Maria und streichelt ihn, denn Margziam sitzt zwischen ihr und Syntyche auf der einen Seite des Tisches, während sich die vier Männer auf der anderen befinden.

»Nein, nein, du kannst sie bringen, ja, du sollst sie bringen, und ich werde sie an alle verteilen.«

Syntyche nimmt eine Lampe, geht hinaus und kehrt mit den Honigküchlein zurück. Margziam nimmt den Teller und beginnt mit dem Austeilen. Das schönste, goldene und meisterhaft gebackene Küchlein gibt er Jesus, das zweitschönste Maria, dann kommen Petrus, Simon und Syntyche an die Reihe.

Doch um Johannes zu bedienen, steht der Knabe auf, geht zu seinem alten und kranken Erzieher und sagt: »Für dich, das deine und das meine, und dazu noch einen Kuß für alles, was du mich lehrst.« Dann kehrt er an seinen Platz zurück, stellt den Teller entschlossen auf den Tisch und verschränkt seine Arme.

»Diese Köstlichkeit bleibt mir im Halse stecken, wenn ich dich so sehe«, sagt Petrus, als er merkt, daß Margziam es mit seinem Entschluß ernst meint, und er fügt an: »Nimm wenigstens ein Stückchen von meinem, damit du nicht stirbst vor Verlangen. Du leidest zu sehr . . . Jesus erlaubt es dir schon.«

»Aber wenn ich nicht leiden würde, hätte ich auch kein Verdienst, mein Vater. Gerade, weil ich wußte, daß es mich etwas kosten würde, habe ich dieses Opfer gewählt . . . Übrigens . . . Ich bin so zufrieden, seit ich es gebracht habe, daß ich das Gefühl habe, voller Honig zu sein. Ich spüre den Geschmack überall, und glaube ihn sogar mit der Luft einzuatmen . . . «

»Weil du vor Verlangen fast stirbst . . . «

»Nein, weil ich weiß, daß Gott zu mir sagt: „Du machst es gut, mein Sohn!“«

»Der Meister hätte dich auch ohne dieses Opfer zufriedengestellt, denn er liebt dich sehr!«

»Ja. Aber es ist nicht recht, diese Liebe auszunützen.

Er selbst sagt, daß auch ein Becher Wasser, der in seinem Namen gereicht wurde, im Himmel reichlich belohnt wird. Ich denke, daß deshalb auch ein Stück Honigkuchen, das man sich selbst versagt aus Liebe zu einem Bruder, belohnt werden wird. Habe ich unrecht, Meister?«

»Du sprichst weise. Ich hätte dir tatsächlich auch ohne dein Opfer gewähren können, um was du mich für die kleine Rahel gebeten hast, denn es war etwas Gutes, das ich tun wollte, und mein Herz war dazu bereit. Doch mit deiner Hilfe habe ich es mit noch größerer Freude getan. Die Liebe zu unseren Brüdern beschränkt sich nicht auf menschliche Mittel und Grenzen, sondern erhebt sich zu

weit höheren Ebenen. Wenn sie vollkommen ist, berührt sie sogar den Thron Gottes und vereinigt sich mit seiner unendlichen Liebe und Güte. Die Gemeinschaft der Heiligen ist gerade dieses beständige Wirken, so wie Gott selbst ständig und mit allen möglichen Mitteln wirkt, um den Brüdern zu helfen, sei es in ihren materiellen, sei es in ihren geistigen Bedürfnissen, oder in beiden zugleich, wie im Falle Margzians, der die Heilung der Rahel erlangt, sie von der Krankheit befreit und gleichzeitig das niedergedrückte Gemüt der alten Johanna aufmuntert und in den Herzen dieser ganzen Familie ein immer größeres Vertrauen zum Herrn erweckt.

Auch ein Löffelchen Honig, das geopfert wird, kann dazu dienen, einem Betrübten wieder Frieden und Hoffnung zu schenken. Ein Kuchen oder eine andere Speise, die man mit einer liebevollen Absicht nicht verzehrt, können auf wunderbare Weise für einen fernen Hungernden, den wir nie kennen werden, zu Brot werden. Ein zorniges Wort, selbst wenn es gerechtfertigt ist, das man im Opfergeist zurückhält, kann ein Verbrechen in der Ferne verhindern, so wie der Verzicht auf das Pflücken einer Frucht, aus Liebe dargebracht, einem Dieb zur Einsicht verhelfen und einen Raub verhindern kann.

Nichts geht verloren in der heiligen Harmonie der universalen Liebe, weder das heroische Opfer eines Kindes vor einem Teller mit Honigküchlein, noch das Schlachtopfer eines Märtyrers. Ich sage euch, dieses Opfer eines Märtyrers hat seinen Ursprung oft in der heroischen Selbsterziehung, die er sich von frühester Jugend an aus Liebe zu Gott und dem Nächsten auferlegt hat.«

»Dann ist es also gut für die Zeit, in der wir einmal verfolgt werden, wenn ich immer Opfer bringe«, sagt Margziam überzeugt.

»Verfolgt?« fragt Petrus.

»Erinnerst du dich nicht, daß er gesagt hat: „Ihr werdet verfolgt werden um meinetwillen?“ Du hast es mir gesagt, als du das erstmal im Sommer allein nach Betsaida gekommen bist, um dort die Frohe Botschaft zu verkünden.«

»Dieses Kind erinnert sich an alles«, bemerkt Petrus bewundernd.

Das Abendessen ist beendet. Jesus erhebt sich, betet für alle und segnet sie. Während die Frauen das Geschirr wegräumen, begibt sich Jesus mit den Männern in eine Ecke des Zimmers und schnitzt an einem Stück Holz, das sich unter den staunenden Augen Margzians in ein Schäflein verwandelt ...

357 »Johannes von En-Dor, du wirst nach Antiochia gehen«

Es ist ein regnerischer Wintermorgen. Jesus ist bereits aufgestanden und in seiner Werkstatt mit kleinen Gegenständen beschäftigt. In einer Ecke steht ein ganz neuer, nicht sehr großer, doch gut gearbeiteter Webstuhl.

Maria kommt mit einer Tasse dampfender Milch herein. »Trinke, Jesus! Es ist schon lange her, daß du aufgestanden bist, und es ist feucht und kalt hier ... «

»Ja, aber ich habe wenigstens alles fertig bekommen ... Diese acht Feiertage haben alle Arbeit lahmgelegt ... « Jesus setzt sich etwas schräg auf die Hobelbank und trinkt seine Milch, während Maria den Webstuhl betrachtet und mit der Hand leicht darüberfährt.

»Segnest du ihn, Mutter?« fragt Jesus lächelnd.

»Nein. Ich liebe ihn, weil du ihn gemacht hast. Den Segen hast du ihm schon gegeben, während du daran gearbeitet hast. Es ist gut, daß du ihn angefertigt hast. Er wird Syntyche dienen, sie ist eine erfahrene Weberin, und er wird ihr helfen, Frauen und Mädchen zu sich zu holen. Was hast du sonst noch gemacht? Ich sehe feine Späne, anscheinend aus Olivenholz, dort bei der Hobelbank?«

»Ich habe einige nützliche Dinge für Johannes angefertigt. Siehst du? Einen Behälter für Griffel und eine kleine Schreibtafel, und diese Lesepulte, in die er seine Bücher einschließen kann. Ich hätte dies nicht machen können, wenn Simon des Jona sich nicht um den Wagen gekümmert hätte. Doch nun können wir auch das aufladen; sie werden spüren, daß ich sie auch in diesen kleinen Dingen geliebt habe.«

»Es tut dir leid, daß du sie fortschicken mußt, nicht wahr?«

»Es ist schmerzlich für mich und für sie. Ich habe bis jetzt gewartet, um es ihnen zu sagen ... und es ist gut, daß Petrus und Porphyria noch nicht angekommen sind ... Nun ist es an der Zeit, daß ich spreche ... Ein Schmerz, der mir schon während all dieser Tage das Herz bedrückte und mich trotz der vielen Lichter traurig stimmte ... Ein Schmerz, den ich nun anderen zufügen muß ... Ach Mutter! Ich hätte ihn gerne allein getragen!«

»Mein guter Sohn!« Maria streichelt seine Hand, um ihn zu trösten. Es folgt ein Schweigen ... Dann beginnt Jesus wieder zu reden: »Ist Johannes aufgestanden?«

»Ja! Ich habe ihn husten gehört. Vielleicht ist er in der Küche und trinkt seine Milch. Armer Johannes ... « Eine Träne rinnt über die Wange Marias.

Jesus steht auf. »Ich gehe ... Ich muß gehen, um es ihm mitzuteilen. Mit Syntyche wird es leichter sein ... Doch für ihn ... Mutter, geh zu Margziam, wecke ihn auf, und betet miteinander, während ich mit dem Mann rede ... Es kommt mir vor, als müßte ich in seinem Inneren wühlen. Ich könnte ihn in seiner geistigen Lebenskraft töten oder lähmen ... Welch ein Schmerz, o Vater! ... Ich gehe ... « und er geht niedergeschlagen hinaus.

Er legt die wenigen Schritte zurück, die von der Werkstatt zum Zimmer des Johannes führen, zu demselben Raum, in dem Jona gestorben ist, also das Zimmer Josefs. Er begegnet Syntyche, die mit einem Reisigbündel zurückkehrt, das sie am Ofen geholt hat, und ihn ahnungslos grüßt. Er antwortet in Gedanken versunken auf den Gruß der Griechin und bleibt dann stehen, um ein Lilienbeet zu betrachten, das gerade seine Blätterbüschel zur Schau stellt. Aber es ist nicht gesagt, daß er sie sieht ... Dann entschließt er sich, wendet sich um und klopft an die Türe des Johannes, der herauschaut und dessen Gesicht sofort aufleuchtet, als er sieht, daß Jesus zu ihm kommt.

»Kann ich ein wenig zu dir kommen?« fragt Jesus.

»Oh, Meister! Aber immer! Ich war gerade am Aufzeichnen, was du gestern abend über die Klugheit und den Gehorsam gesagt hast. Es ist gut, wenn du es durchsiehst, denn mir scheint, daß ich das über die Klugheit nicht gut behalten habe.«

Jesus ist in das schon aufgeräumte Zimmer eingetreten, in das man für den alten Lehrer noch einen Tisch gestellt hat.

Jesus neigt sich über das Pergament und liest. »Sehr gut! Du hast es sehr gut wiedergegeben.«

»Schau hier. Es schien mir, als hätte ich mich in diesem Satz schlecht ausgedrückt. Du sagst immer, daß man nicht besorgt sein soll um das Morgige und um den eigenen Körper. Jetzt sagst du, daß die Vorsorge bezüglich der Dinge des morgigen Tages eine Tugend ist, und das schien mir ein Fehler zu sein. Mein Fehler natürlich.«

»Nein! Du hast dich nicht geirrt. Ich habe es wirklich gesagt. Die übertriebene und furchtsame Vorsorge des Egoisten unterscheidet sich von der klugen Vorsorge des Gerechten. Sünde ist es, geizig zu sein im Hinblick auf den nächsten Tag, den wir vielleicht nicht erleben werden. Aber es ist keine Sünde, sparsam zu sein, um sich in mageren Zeiten das Brot für sich und seine Angehörigen zu sichern. Sünde ist die egoistische Besorgnis um den eigenen Leib, wenn man verlangt, daß die ganze Umgebung sich mit uns beschäftige, und man sich jeglicher Arbeit und jeglichem Opfer entzieht aus Furcht, das Fleisch könne darunter leiden. Es ist jedoch keine Sünde, sich vor unnötigen Krankheiten zu schützen, die man sich durch Unvorsichtigkeit zuzieht und die dann eine Plage für die Familienmitglieder und ein Verlust an nutzbringender Arbeit für uns sind. Gott hat das Leben gegeben, es ist sein Geschenk. Wir müssen es daher in heiliger Weise gebrauchen, ohne Unklugheit und ohne Eigenliebe. Siehst du? Manchmal rät die Klugheit zu Taten, die dem Törichten Feigheit oder Wankelmüt zu sein scheinen, während sie nichts anderes als heilige Klugheit sind, die auf aufmerksamer Betrachtung neuer Ereignisse, die eingetreten sind, beruht. Zum Beispiel: wenn ich dich jetzt ausgerechnet mitten unter Leute schicken würde, die

dir schaden könnten . . . zu den Verwandten deiner Frau beispielsweise, oder zu den Wächtern der Bergwerke, in denen du gearbeitet hast, würde ich dann gut oder schlecht handeln?«

»Ich . . . ich will nicht urteilen. Aber ich würde sagen, daß es besser wäre, mich anderswohin zu senden, wo nicht Gefahr besteht, daß meine geringe Tugend auf eine zu harte Probe gestellt wird.«

»So ist es. Du würdest mit Weisheit und Klugheit urteilen. Aus diesem Grund werde ich dich nie nach Bithynien oder nach Mysien schicken, wo du schon gewesen bist, und auch nicht nach Citium, obgleich du, in deinem Geist, gerne dorthin gehen würdest. Dein Geist könnte dort von so vielen menschlichen Härten überwältigt werden und sich aufgeben. Die Klugheit lehrt daher, dich nicht dorthin zu senden, wo du unnütz wärest, wenn ich dich anderswohin schicken kann, wo du mir, den Seelen deiner Nächsten und deiner eigenen Seele nützen könntest. Nicht wahr?«

Johannes, der nichts von seinem bevorstehenden Schicksal weiß, faßt die Anspielungen Jesu nicht als eine mögliche Mission außerhalb von Palästina auf. Jesus erforscht sein Antlitz und sieht, daß es ruhig bleibt. Johannes ist selig, ihm zuhören zu können, und bereit, zu antworten: »Gewiß, Meister, ich könnte anderswo nützlicher sein. Nachdem ich vor einigen Tagen gesagt habe: „Ich würde gern zu den Heiden gehen, um dort ein gutes Beispiel zu geben, wo ich früher ein schlechtes gegeben habe“, habe ich mich selber gescholten und gesagt: „Zu den Heiden ja, denn ich hege nicht die Vorurteile anderer Israeliten. Aber nicht nach Citium! Auch nicht in die trostlosen Berge, wo ich als Sträfling und wie ein Wolf in den Bleigruben oder Marmorbrüchen gelebt habe. Nicht einmal aus dem Verlangen nach einem absoluten Opfer heraus könnte ich dorthin gehen. Mein Herz würde zu sehr in Aufruhr geraten über die grausamen Erinnerungen, und wenn ich erkannt würde und man sich auch nicht auf mich stürzen würde, so würden sie doch sagen: ‚Schweig, du Mörder. Wir können dich nicht anhören‘, und deshalb wäre es nutzlos, dorthin zu gehen.“ Das habe ich mir gedacht, und es ist eine gute Überlegung.«

»Du siehst also, daß auch du die heilige Klugheit besitzt. Auch ich besitze sie. Deshalb habe ich dich der Mühe des Apostolates, wie es die anderen leben, enthoben und dich hierher in die Ruhe und den Frieden gebracht.«

»O ja! Welch ein Friede! Und wenn ich noch hundert Jahre hier leben würde, wäre es immer gleich. Es ist ein übernatürlicher Friede, und wenn ich fortginge, würde ich ihn mitnehmen. Auch in das andere Leben werde ich ihn mitnehmen ... Erinnerungen können mein Herz immer noch beunruhigen, und Beleidigungen können mich immer noch kränken, denn ich bin ein Mensch, aber ich werde nie mehr fähig sein zu hassen, denn hier hat sich der Haß für immer entwurzelt bis zu seinen äußersten Ausläufern. Ich empfinde nicht einmal mehr Abneigung gegen die Frau, die ich als das unreinste und verachtenswerteste Wesen der Erde betrachtete. Deine Mutter völlig ausgenommen! Ich habe sie vom ersten Augenblick an verehrt, denn ich habe gefühlt, daß sie ganz anders ist als alle anderen Frauen. Sie ist der Duft der Frau, der Duft der heiligen Frau! Wer liebt den Duft der reinsten Blumen nicht? Aber auch die anderen Frauen, die guten Jüngerinnen, haben mich mit der Frau ausgesöhnt. Liebenswürdig, geduldig unter ihren Lasten des Leides wie Maria des Klopas und Elisa; großmütig, wie Maria Magdalena, und so entschlossen im Wandel ihres Lebens; sanft und rein wie Marta und Johanna; würdevoll, klug, geistreich und ganz Gerechtigkeit wie Syntyche. Syntyche, ich bekenne es dir, ist die, die ich bevorzuge. Geistesverwandschaft und Ähnlichkeit des Schicksals machen sie mir teuer. Sie Sklavin, ich Galeerensträfling. All das erlaubt mir, auf eine so vertrauliche Weise mit ihr umzugehen, wie ich sie mir bei den anderen nicht erlauben dürfte. Syntyche ist Ruhe und Frieden für mich. Ich kann es dir nicht genau erklären, was ich in ihr sehe. Ich bin alt im Vergleich zu ihr. Ich betrachte sie als eine Tochter, eine kluge, fleißige Tochter, wie ich sie mir gewünscht hätte ... Aber ich, ein kranker Mann, den sie mit so viel Liebe pflegt, ich, ein elender, einsamer Mann, der immer seiner Mutter nachgeweint hat

und dann in allen Frauen eine Mutter gesucht hat, ohne sie zu finden; schau, ich sehe in ihr die Erfüllung meines Traumes. Ich fühle auf mein müdes Haupt und meine Seele, die dem Tod entgegengeht, den Tau einer mütterlichen Liebe herabfallen. Da ich in Syntyche die Seele einer Tochter und einer Mutter fühle, sehe ich in ihr die Vollkommenheit der Frau, und ihretwegen verzeihe ich all das Böse, das mir durch die Frau zugefügt wurde. Wenn, was nicht möglich ist, die Unglückliche, die meine Frau gewesen ist und die ich getötet habe, auferstehen würde, dann würde ich ihr verzeihen, denn jetzt habe ich die Frauenseele verstanden, leichtfertig oft im Gefühlsleben, großzügig in ihrer Hingabe, sowohl im bösen als auch im guten.«

»Ich freue mich sehr, daß du all dies in Syntyche gefunden hast. Sie wird dir eine gute Gefährtin für den Rest deines Lebens sein, und ihr werdet zusammen viel Gutes tun können. Deshalb möchte ich euch vereinigen . . . «

Jesus prüft Johannes aufs neue. Doch kein Zeichen plötzlicher Spannung ist bei dem Jünger zu bemerken, der immerhin kein oberflächlicher Mensch ist. Welche göttliche Barmherzigkeit verhüllt ihm wohl seine Bestimmung bis zum entscheidenden Augenblick? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß Johannes lächelnd sagt: »Wir wollen versuchen, dir mit unserem Besten zu dienen.«

»Ja, und ich bin auch sicher, daß ihr es tun werdet, ohne langes Hin und Her über Arbeit und Ort, die ich für euch ausgesucht habe, auch wenn es nicht das sein sollte, was ihr gewünscht habt . . . «

Johannes hat eine erste Ahnung von dem, was ihn erwartet. Er wechselt Gesichtsausdruck und Farbe. Er wird ernst und bleich, und sein Auge schaut nun aufmerksam und forschend in das Antlitz Jesu, der fortfährt: »Du erinnerst dich, Johannes, daß ich dir gesagt habe, um deine Zweifel über die Verzeihung Gottes zu beseitigen: „Um dir die Barmherzigkeit Gottes verständlich zu machen, werde ich dich für besondere Werke der Barmherzigkeit einsetzen, und für dich werde ich Gleichnisse der Barmherzigkeit haben.“«

»Ja. Es ist wahr! Du hast mich überzeugt, und du hast mir erlaubt,

Werke der Barmherzigkeit zu vollbringen, und ich möchte sagen: die heikelsten, wie Almosen geben und die Unterweisung eines Kindes, eines Philisters und einer Griechin. Das hat mir bewiesen, daß Gott meine wahre Reue erkannt und anerkannt hat und mir deshalb unschuldige oder zu bekehrende Seelen anvertraut hat, damit ich sie für ihn heranbilde.«

Jesus umarmt Johannes und zieht ihn an seine Seite, wie er es gewöhnlich mit dem anderen Johannes tut. Er erblaßt wegen des Schmerzes, den er ihm zufügen muß, als er sagt: »Auch jetzt vertraut dir Gott eine heikle und heilige Aufgabe an. Eine Aufgabe, die Bevorzugung bedeutet. Du allein, der du großmütig bist, der du vorurteilslos und weise bist, der du dich für jeglichen Verzicht und jedes Bußwerk angeboten hast, um für den Rest von Schuld zu büßen, die du Gott gegenüber noch hattest; du allein kannst es tun. Jeder andere würde sich weigern, und er hätte das Recht dazu, weil ihm die erforderlichen Eigenschaften fehlen. Keiner meiner Apostel besitzt alle deine Fähigkeiten, hinzugehen und die Wege des Herrn zu bereiten ... Schließlich heißt du Johannes. Du wirst also ein Vorläufer meiner Lehre sein ... und deinem Meister die Wege bereiten ... Du wirst sogar deinen Meister vertreten, der sich nicht so weit entfernen kann. (Johannes zuckt zusammen und sucht sich vom Arm Jesu zu befreien, um ihm ins Gesicht sehen zu können, aber es gelingt ihm nicht, denn die Umarmung Jesu ist zwar sanft, aber fest, während sein Mund ihm den letzten Schlag versetzt ...) Er kann nicht *so weit* gehen ... bis nach Syrien ... nach Antiochia ... «

»Herr!« schreit Johannes, sich gewaltsam aus der Umarmung Jesu befreiend. »Herr! Nach Antiochia? Sage mir, daß ich falsch verstanden habe! Sage es mir, aus Barmherzigkeit ...!« Er steht da, und alles an ihm fleht: das eine Auge, das aschfahle Gesicht, die bebenden Lippen, die zitternden, ausgestreckten Hände und das Haupt, das sich unter der Last des Auftrages zu senken scheint.

Doch Jesus kann nicht sagen: »Du hast nicht recht verstanden.« Er öffnet seine Arme und erhebt sich, um den alten Lehrer wiederum

an sein Herz zu drücken, und öffnet die Lippen, um ihm zu bestätigen: »Nach Antiochia, ja! In das Haus des Lazarus. Mit Syntyche. Ihr sollt morgen oder übermorgen abreisen.«

Die Trostlosigkeit des Johannes ist wirklich herzerreißend. Er befreit sich halb aus der Umarmung, schaut Jesus an, die mageren Wangen mit Tränen bedeckt, und ruft aus: »Ach! Du willst mich nicht mehr bei dir haben! Worin habe ich dir mißfallen, mein Herr?« Dann macht er sich los und wirft sich über den Tisch in einem Ausbruch herzerreißenden Schluchzens, das nur von rauhem Husten unterbrochen wird. Er ist unempfindlich für alle Liebkosungen Jesu und murmelt nur: »Du jagst mich fort, du jagst mich fort, du willst mich nicht mehr sehen ... «

Jesus leidet sichtlich und betet ... Dann geht er leise hinaus und sieht an der Küchentüre Maria und Margziam, der über diesen Tränenausbruch erschrocken ist ... Auch Syntyche ist dort, ebenfalls überrascht.

»Mutter, komm einen Augenblick her!«

Maria kommt eilig und bleich herbei, und sie gehen zusammen ins Zimmer. Maria beugt sich über den Weinenden, als wäre er ein armes Kind, und sagt: »Brav, brav, mein armes Kind! Nicht! Es schadet dir!«

Johannes erhebt sein verzerrtes Gesicht und jammert: »Er schickt mich weg! ... Ich soll allein in der Ferne sterben ... Er hätte doch noch einige Monate warten und mich hier sterben lassen können. Warum diese Strafe? Worin habe ich gefehlt? Habe ich dir Kummer gemacht? Warum gibst du mir erst diesen Frieden, um dann ... um dann ... « Er legt seinen Kopf auf den Tisch, weint noch heftiger und keucht ...

Jesus legt ihm die Hand auf die mageren, zuckenden Schultern und sagt: »Kannst du nicht glauben, daß ich dich hierbehalten hätte, wenn es mir möglich gewesen wäre? Oh, Johannes! Auf dem Weg des Herrn gibt es schreckliche Notwendigkeiten, und der erste, der darunter leidet, bin ich. Ich, der ich meinen eigenen Schmerz und

den der ganzen Welt trage. Schau mich an, Johannes! Schau, ob mein Gesicht das eines Menschen ist, der dich haßt, der deiner müde ist ... Komm hierher, in meine Arme, und fühle, wie mein Herz vor Schmerz schlägt. Verstehe mich, Johannes. Du darfst mich nicht mißverstehen, es ist die letzte Sühne, die Gott dir auferlegt, um dir die Pforten des Himmels zu öffnen. Höre ... « Er hebt ihn auf und hält ihn in seinen Armen. »Höre ... Mutter, geh einen Augenblick hinaus ... Nun, da wir allein sind, höre mich an. Du weißt, wer ich bin. Glaubst du fest daran, daß ich der Retter bin?«

»Aber gewiß! Gerade deshalb wollte ich bei dir bleiben, immer, bis zum Tod ... «

»Zum Tod ... Schrecklich wird mein Tod sein ... !«

»Mein Tod, sage ich. Mein Tod ... !«

»Dein Tod wird friedlich sein: du wirst den Trost meiner Gegenwart, die dir die Gewißheit der Liebe Gottes einflößen wird, und der Liebe Syntyches haben, und zudem die Freude, den Sieg der Frohen Botschaft in Antiochia vorbereitet zu haben. Aber mein Tod! Du würdest mich verwundet, angespuckt, verhöhnt und einer wilden Menge ausgeliefert sehen, an ein Kreuz genagelt wie ein Verbrecher. Könntest du dies ertragen?«

Johannes, der bei der Beschreibung der Passion Jesu mehrmals tief geseufzt hat: »Nein, nein!«, schreit nun ein entschiedenes »Nein«, und fügt hinzu: »Ich würde die Menschheit erneut hassen ... Doch ich werde dann schon tot sein, denn du bist noch jung ... «

»Ich werde nur noch ein Lichterfest erleben.«

Johannes schaut ihn entsetzt an ...

»Ich habe es dir im geheimen gesagt, um dir einen der Gründe anzugeben, warum ich dich weit weg schicke. Du bist nicht der einzige, dem es so ergehen wird. Alle, die ich nicht über ihre Kräfte belastet sehen möchte, werde ich vorher wegschicken, und du nennst dies Lieblosigkeit?«

»Nein, mein Märtyrer – Gott ... Doch ich, ich soll dich verlassen ... und fern von dir sterben!«

»Bei der Wahrheit, die ich bin, verspreche ich dir, daß ich mich bei deinem Totenkampf über dich neigen werde.«

»Wie kannst du das, wenn ich so weit entfernt bin? Wenn du mir sagst, daß du nicht so weit gehen kannst? Du sagst mir das nur, um mich weniger traurig fortzuschicken ... «

»Johanna des Chuza lag sterbend am Fuße des Libanon. Sie sah mich, obwohl ich fern von ihr weilte und sie mich noch nicht kannte, und von dort führte ich sie zurück in dieses arme Erdenleben. Glaube mir, am Tag meines Todes wird sie es bedauern, weitergelebt zu haben! ... Aber für dich, Freude meines Herzens in diesem zweiten Jahr des Meisters, werde ich mehr tun. Ich werde kommen, um dich in den Frieden zu führen und dich zu den Anwesenden sagen zu lassen: „Die Stunde des Herrn ist da. So wie es jetzt auf der Erde Frühling wird, so erblüht uns nun der Frühling des Paradieses.“ Aber ich will nicht nur dann kommen ... Ich werde immer bei dir sein, und du wirst mich immer spüren ... Ich vermag es, und ich werde es tun. Du wirst den Meister in dir haben, wie du ihn nicht einmal jetzt hast. Denn die Liebe kann sich dem, der liebt, mitteilen, und zwar so fühlbar, daß sie nicht nur den Geist berührt, sondern auch die Sinne. Bist du nun beruhigt, Johannes?»

»Ja, mein Herr. Aber welch ein Schmerz!«

»Du weigerst dich also nicht ... ?«

»Mich weigern? Niemals! Ich würde dich ganz verlieren. Ich sage „mein“ Vater unser: Dein Wille geschehe!«

»Ich wußte, daß du mich verstehen würdest ... « Er küßt ihn auf die von unaufhörlichem Weinen benetzten Wangen.

»Läßt du mich von dem Kind Abschied nehmen? ... Das ist ein weiterer Schmerz ... Ich habe es geliebt ... « Die Tränen fließen wieder stärker ...

»Ja. Ich will den Knaben sofort rufen ... ich rufe auch Syntyche. Auch sie wird leiden ... Du mußt ihr helfen, du bist ein Mann ... «

»Ja, Herr!«

Jesus geht hinaus, während Johannes weint und die Wände und

die Gegenstände in dem gastlichen Raum küßt und streichelt.

Maria und Margziam kommen herein.

»Oh, Mutter, hast du gehört? Hast du es gewußt?«

»Ich wußte es, und es schmerzt mich ... Aber auch ich habe mich von Jesus getrennt ... und bin seine Mutter ... «

»Das ist wahr! ... Margziam, komm her! Weißt du, daß ich fortgehe und wir uns nie mehr sehen werden ... ?« Er möchte stark sein. Doch er nimmt das Kind in seine Arme, setzt sich auf den Rand des Bettes und weint, weint auf das braune Köpfchen Margziams, der es ihm nachmacht.

Jesus kommt mit Syntyche herein. Sie fragt: »Johannes, warum so viel Tränen?«

»Er schickt uns fort, weißt du es nicht? Du weißt es noch nicht? Er schickt uns nach Antiochia!«

»Hat er nicht gesagt, daß dort, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, auch er mitten unter ihnen ist? Auf, Johannes! Du hast dir vielleicht dein Schicksal bisher stets selbst gewählt, und deshalb fällt es dir schwer, den Willen eines anderen, selbst wenn er der Liebe entspringt, zu befolgen. Ich ... ich bin daran gewöhnt, das Schicksal anzunehmen, das mir von anderen auferlegt wird, und welch ein Schicksal! ... Daher beuge ich mich gerne dieser neuen Bestimmung. Ich habe mich nicht aufgelehnt gegen die despotische Sklaverei, solange sie sich nicht meiner Seele bemächtigen wollte. Sollte ich mich nun auflehnen gegen das süße Sklaventum der Liebe, das nicht bedrückt, sondern unsere Seele erhebt und uns zu seinen Dienern macht? Hast du Angst, weil du krank bist? Aber ich werde dich nie verlassen, sei dessen versichert! Ich habe keinen anderen Lebenszweck als Gott und den Nächsten zu lieben. Du bist der Nächste, den Gott mir anvertraut. Denke daran, daß ich dich liebe.«

»Ihr müßt nicht arbeiten, um leben zu können, denn ihr werdet im Haus des Lazarus sein. Aber ich rate euch, die Lehrtätigkeit auszuüben, um dem Volk nahezukommen. Du als Lehrer, und du als Frau mit weiblichen Arbeiten, das wird dem Apostolat dienen und euren Tagen Inhalt geben.«

»So soll es geschehen, Herr«, antwortet Syntyche entschlossen.
Johannes hält immer noch das Kind in den Armen und weint lautlos. Margziam liebkost ihn ...

»Wirst du noch an mich denken?«

»Immer, Johannes, und ich will für dich beten ... Außerdem ...
Warte einen Augenblick ... « Margziam eilt hinaus.

Syntyche fragt: »Wie werden wir nach Antiochia kommen?«

»Auf dem Seeweg. Hast du Angst?«

»Nein, Herr! Du schickst uns ja, und somit wirst du uns beschützen.«

»Ihr werdet mit den beiden Simons, meinen Brüdern, den Söhnen des Zebedäus, Andreas und Matthäus gehen. Von hier aus nach Ptolemais mit dem Wagen, auf dem die Kisten sind und ein Webstuhl, den ich für dich angefertigt habe, Syntyche; außerdem einige Gegenstände, die Johannes nützlich sein werden ... «

»Ich habe immer etwas vermutet, als ich die Kisten und die Kleider sah. Ich habe meine Seele auf die Trennung vorbereitet. Es wäre zu schön, hier zu leben ... !« Ein unterdrückter Seufzer erstickt die Stimme Syntyches. Aber sie rafft sich sofort wieder auf, um Johannes Mut zu machen, und sagt mit entschlossener Stimme:

»Wann werden wir abreisen?«

»Sobald die Apostel angekommen sind. Vielleicht morgen.«

»Dann erlaube mir, daß ich gehe und die Kleider in die Kisten packe. Gib mir deine Bücher, Johannes!«

Ich vermute, daß Syntyche nach Einsamkeit verlangt, um weinen zu können ... Johannes antwortet: »Nimm sie ... Doch gib mir die Rolle mit dem blauen Band.«

Margziam kommt mit seinem Honigtöpfchen zurück.

»Nimm, Johannes. Du wirst ihn an meiner Stelle essen ... «

»Aber nein, Kind! Warum?«

»Weil Jesus gesagt hat, daß ein aufgeopferter Löffel Honig einem Betrübten Frieden und Hoffnung schenken kann. Du bist traurig ...
Ich gebe dir den ganzen Topf, damit du getröstet bist.«

»Aber das ist ein zu großes Opfer, Kind.«

»O nein! Im Gebet Jesu heißt es: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel.“ Dieses Töpfchen war eine Versuchung für mich ... und könnte ein Übel werden, denn es hätte mich veranlassen können, mein Gelübde zu brechen. So werde ich es nicht mehr sehen ... und es wird leichter für mich sein ... Ich bin sicher, daß Gott dir wegen diesem neuen Öpferchen helfen wird. Weine nicht mehr! Auch du nicht, Syntyche!«

Tatsächlich weint nun auch die Griechin, lautlos, während sie die Bücher von Johannes zusammensucht. Margziam liebkost sie und möchte am liebsten mitweinen.

Doch Syntyche geht mit Buchrollen beladen hinaus, und Maria folgt ihr mit dem Honigtöpfchen.

Johannes bleibt mit Jesus zurück, der sich an seine Seite setzt und das Kind in den Armen hält. Er ist ruhig, aber niedergeschlagen.

»Füge auch deine letzte Schrift zu der Rolle hinzu«, rät Jesus. »Ich denke, du willst sie Margziam geben ... «

»Ja! Ich behalte eine Abschrift für mich ... Hier, Knabe! Dies sind die Worte des Meisters, die er gesagt hat, als du nicht anwesend warst, und auch andere ... Ich wollte fortfahren, sie für dich abzuschreiben, denn du hast das Leben noch vor dir ... und wer weiß, wieviel du predigen wirst ... Aber ich kann es nicht mehr tun ... Nun bin ich es, der ohne seine Worte leben muß.«

Er weint wieder stärker.

Margziam ist sanft und männlich in seiner neuen Haltung: Er hängt sich an den Hals des Johannes und sagt: »Nun werde ich für dich schreiben und es dir schicken ... Nicht wahr, Meister? Das darf ich, nicht wahr?«

»Gewiß darfst du das, und es wird eine große Tat der Nächstenliebe sein.«

»Ich tue es, und wenn ich es nicht tue, dann wird es Simon der Zelote tun. Er liebt mich und dich, und er wird es tun, um uns beiden Liebe zu erweisen. Weine also nicht mehr. Dann werde ich

kommen, um dich zu besuchen ... Du wirst schon nicht so weit fortgehen ... «

»Hunderte von Meilen! ... Und bald werde ich sterben.«

Das Kind ist enttäuscht und untröstlich. Aber es findet bald wieder in die schöne Heiterkeit des Kindes zurück, dem alles leicht erscheint.

»So wie du dorthin gehst, so werde auch ich mit meinem Vater dorthin gehen können. Wir werden uns schreiben. Wenn man die heiligen Seiten liest, ist es, wie wenn man bei Gott wäre, nicht wahr? Wenn man einen Brief liest, dann fühlt man sich dem nahe, der ihn geschrieben hat. Auf, komm mit hinüber ... «

»Ja, wir wollen hinübergelien, Johannes. Bald werden meine Brüder mit dem Zeloten kommen. Ich habe sie rufen lassen.«

»Wissen sie es?«

»Noch nicht. Ich will noch warten und es erst sagen, wenn alle zugegen sind ... «

»Gut, Herr. Wir wollen gehen ... «

Es ist ein gebeugter Greis, der das Zimmer Josefs verläßt. Ein Greis, der jeden Halm zu grüßen scheint, jeden Stamm, den Brunnen und die Grotte, während er sich zu der Werkstatt begibt, in der Maria und Syntyche schweigend die Gegenstände und die Kleider in die Kisten packen ...

So schweigsam und traurig finden Simon, Judas und Jakobus sie vor. Sie blicken um sich ... stellen jedoch keine Fragen, und es gelingt mir nicht, festzustellen, ob sie die Wahrheit ahnen.

Jesus sagt:

»Um den Lesern den Ort näher zu bezeichnen, an dem Johannes seine letzte Buße getan hat, habe ich die heute gebräuchlichen Namen genannt. Dies sind die antiken Namen, für jene, die sie kennen möchten: „Bithynien und Mysien.“ Doch dies ist das Evangelium für die Einfachen und Ungelehrten. Nicht für die Gelehrten, für deren Mehrheit es meist unannehmbar und nutzlos ist, und die Einfachen und Ungelehrten verstehen besser „Anatolien“ als „Bithynien und Mysien“. Nicht wahr, kleiner Johannes, du weinst über den Schmerz von Johannes von En-Dor? Aber es gibt viele Johannes von En-Dor auf dieser Welt! Es sind die unglücklichen Brüder,

für die ich dich letztes Jahr habe leiden lassen. Nun ruhe dich aus, kleiner Johannes! Du wirst nicht mehr vom Meister weggeschickt werden, sondern in seiner Nähe bleiben.

Damit nimmt das zweite Jahr des öffentlichen Lebens sein Ende: das Jahr der Barmherzigkeit ... und ich kann nur die Klage wiederholen, die ich an das Ende des ersten Jahres setzte. Aber sie berührt mein Sprachrohr nicht, das allen Hindernissen zum Trotz weiterwirken wird. Es sind wahrlich nicht die „Großen“, sondern die „Kleinen“, die den heroischen Weg einschlagen, ihn durch ihr Opfer ebnet, auch für jene, die mit zu vielen Dingen belastet sind. Die Kleinen, das heißt die Einfachen, die Sanften, die reinen Herzens und einfachen Sinnes sind. Die „Kinder“. Ich sage euch, o Kinder, ich sage euch, o Romuald (P. Romuald H. Migliorini, aus dem Orden der Serviten, der einige Jahre der geistliche Führer der Schreiberin gewesen ist, an den sie sich oft in diesem Werk wandte und der 1952 starb), und Maria und all denen, die euch ähnlich sind: „Kommt zu mir, um immer wieder das Wort zu hören, das zu euch spricht, weil es euch liebt; das zu euch spricht, um euch zu segnen. Mein Friede sei mit euch!“«

Drittes Jahr des öffentlichen Lebens Jesu

358 In Nazaret • Versöhnung • Vorbereitungen für die Abreise

Johannes, Jakobus, Matthäus und Andreas sind schon in Nazaret angekommen und gehen in Erwartung des Petrus im Hausgarten spazieren, indem sie mit Margziam scherzen oder miteinander reden. Ich sehe sonst niemanden, wie wenn Jesus außer Haus und Maria mit Hausarbeiten beschäftigt wären. Dem Rauch nach, der aus dem Backofen aufsteigt, ist zu schließen, daß sie Brot bäckt.

Die vier Apostel sind glücklich, im Haus des Meisters zu sein, und verleihen ihrer Freude auch Ausdruck. Margziam sagt mindestens dreimal zu ihnen: »Lacht nicht so!« Erst beim dritten Mal hört Matthäus diese Mahnung und fragt: »Warum, Knabe? Ist es nicht recht, daß wir glücklich sind, hier sein zu können? Du hast diesen Ort schon genossen, nicht wahr? Jetzt genießen wir ihn«, und er gibt ihm einen gutmütigen Klaps. Margziam schaut ihn sehr ernst an, versteht aber zu schweigen.

Jesus kommt mit den Vettern Judas und Jakobus zurück, welche ihre Gefährten, von denen sie viele Tage getrennt waren, überschwinglich begrüßen.

Maria des Alphäus streckt ihren roten, mit Mehl bestäubten Kopf aus der Backstube und lächelt ihren großen Söhnen zu.

Als letzter kehrt der Zelote zurück und sagt: »Ich habe alles erledigt, Meister, und Simon wird bald hier sein.«

»Welcher Simon? Mein Bruder oder Simon des Jona?«

»Dein Bruder, Jakobus, er kommt mit der ganzen Familie, um sich von dir zu verabschieden.«

Tatsächlich klopft es wenige Minuten später an der Türe, und ein lebhaftes Geplauder kündigt die Ankunft der Familie Simons des Alphäus an, der als erster hereinkommt und einen etwa achtjährigen Knaben an der Hand führt. Hinter ihm folgt Salome, von ihrer Kinderschar umringt.

Maria des Alphäus kommt eilig aus der Backstube und küßt ihre Enkel, glücklich darüber, sie hier zu sehen.

»Du gehst also wieder fort?« fragt Simon, während seine Kinder Freundschaft mit Margziam schließen, der, wie mir scheint, nur den geheilten Alphäus gut kennt.

»Ja, es ist Zeit«, antwortet Jesus dem Verwandten.

»Du wirst noch Regentage erleben.«

»Das macht nichts. Mit jedem Tag kommen wir dem Frühling näher.«

»Gehst du nach Kafarnaum?«

»Gewiß werde ich auch dorthin gehen, aber nicht sofort. Jetzt werde ich durch Galiläa reisen, und dann weiter.«

»Ich werde dich besuchen, wenn ich dich in Kafarnaum weiß, und deine und meine Mutter zu dir begleiten.«

»Ich werde dir dafür dankbar sein. Vernachlässige sie jetzt nicht, denn sie bleibt ganz allein zurück. Bringe ihr die Kinder, hier werden sie gewiß nicht verdorben.«

Simon wird glutrot bei dieser Anspielung Jesu auf seine früheren Gedanken und wegen eines vielsagenden Blickes der Gattin, der zu verstehen geben will: »Hörst du? Das geschieht dir ganz recht.«

Doch Simon wechselt das Thema und fragt: »Wo ist deine Mutter?«

»Sie ist beim Brotbacken. Doch sie wird gleich kommen . . . «

Die Kinder des Simon wollen jedoch nicht mehr länger warten und suchen die Großmutter in der Backstube auf. Ein Mädchen, nur ein wenig größer als der geheilte Alphäus, kommt gleich wieder heraus und sagt: »Maria weint. Warum? Jesus, warum weint deine Mutter?«

»Weint sie? Die Gute! Ich gehe zu ihr«, sagt Salome besorgt.

Jesus erklärt: »Sie weint, weil ich fortgehe . . . aber du wirst kommen und ihr Gesellschaft leisten, nicht wahr? Sie wird dich sticken lehren und du wirst sie aufmuntern. Versprichst du es mir?«

»Auch ich werde kommen, da es der Vater mir nun erlaubt«, sagt Alphäus, der einen heißen Brotfladen isst, den man ihm gegeben hat.

Obgleich er so heiß ist, daß man ihn kaum in den Fingern hal-

ten kann, glaube ich, daß er geradezu kalt ist im Vergleich zu der Schamhitze, die Simon des Alphäus bei den Worten des Söhnleins überkommt. Obwohl es ein kühler Wintermorgen ist infolge eines Nordwinds, der die Wolken am Himmel jagt und auf der Haut beißt, fängt Simon an zu schwitzen, als wäre es Hochsommer ...

Doch Jesus tut, als ob er es nicht bemerke, und die Apostel täuschen großes Interesse vor für das, was die Kinder des Simon erzählen, und so endet der Zwischenfall. Simon kann sich wieder davon erholen und Jesus fragen, warum nicht alle Apostel anwesend sind.

»Simon des Jona wird eintreffen, und die anderen werden mich zur rechten Zeit einholen, das ist schon abgemacht.«

»Alle?«

»Alle!«

»Auch Judas von Kerijot?«

»Auch er ... «

»Jesus, komm einen Augenblick mit mir«, bittet Vetter Simon, und am hinteren Ende des Gartens angelangt, fragt er: »Aber weißt du eigentlich, wer Judas des Simon ist?«

»Er ist ein Mann Israels, nicht mehr und nicht weniger.«

»Oh, du willst mir doch nicht sagen, daß er ... « ereifert sich Simon und spricht lauter.

Jesus unterbricht ihn besänftigend und legt ihm seine Hand auf die Schulter: »Er ist das, wozu ihn die vorherrschenden Meinungen jener gemacht haben, die zu ihm gehen. Wenn er, zum Beispiel, hier (und er betont diese Worte) lauter gerechte und einsichtige Menschen angetroffen hätte, dann hätte er keinen Gefallen an der Sünde gefunden, aber er hat sie nicht angetroffen. Im Gegenteil, er hat nur menschliche Grundsätze angetroffen, die er ganz langsam seinem sehr menschlichen Ich anpaßte, das träumend in mir den König sieht und für mich, den König Israels, arbeitet, so wie du träumst und für mich arbeiten möchtest, und mit dir Josef, dein Bruder, und mit euch beiden Levi, der Synagogenvorsteher von Nazaret, Mattatias, Simon, Matthias, Benjamin und Jakobus und, mit Ausnahme von drei oder

vier Leuten, alle Nazarener. Nicht nur aus Nazaret ... Er hat Mühe, sich zu formen, weil ihr alle dazu beiträgt, ihn immer mehr zu verbilden. Er ist der schwächste meiner Apostel, doch gegenwärtig nicht mehr als ein schwacher Mensch. Er hat gute Regungen, redlichen Willen, und er liebt mich, mit einer etwas abwegigen Liebe, doch immerhin Liebe. Ihr helft ihm nicht, diese guten Eigenschaften zu trennen von den weniger guten, die sein Ich ausmachen, ihr laßt ihn vielmehr schlechter werden durch euren Unglauben und eure menschliche Beschränktheit. Laß uns ins Haus gehen, die anderen sind uns schon vorausgegangen ... «

Simon folgt ihm etwas beschämt. Sie sind schon beinahe an der Schwelle, als er Jesus zurückhält und fragt: »Mein Bruder, bist du zornig auf mich?«

»Nein! Aber ich bemühe mich, auch dich zu erziehen, wie ich alle anderen Jünger erziehe. Hast du nicht gesagt, daß auch du ein solcher sein willst?«

»Ja, Jesus! Doch andere Male hast du nicht so gesprochen, nicht einmal, als du uns getadelt hast. Du warst viel sanfter ... «

»Was hat es genützt? Einst war ich sanft. Seit zwei Jahren bin ich es ... Durch meine Geduld und Liebe seid ihr träge geworden und habt eure Zähne und Krallen geschliffen. Die Liebe hat euch dazu gedient, mir zu schaden. Ist es nicht so ... ?«

»So ist es wahrhaftig! Wirst du also von nun an nicht mehr gut zu uns sein?«

»Ich werde gerecht sein. Auch so werde ich immer noch besser sein, als ihr es verdient, ihr von Israel, die ihr in mir nicht den verheißenen Messias erkennen wollt!«

Sie betreten den kleinen Raum, der so voll Menschen war, daß viele in die Küche oder in die Werkstatt Josefs gehen mußten. Hier sind nun die Apostel, mit Ausnahme der beiden Söhne des Alphäus, die bei der Mutter und ihrer Schwägerin geblieben sind, zu denen sich jetzt Maria gesellt, die, den kleinen Alphäus an der Hand führend, hereinkommt. Auf dem Antlitz Marias sind noch deutlich Spuren vergossener Tränen zu sehen.

Doch während sie Simon antworten will, der ihr versichert, daß er sie jeden Tag besuchen wird, kommt durch die enge Gasse ein Wagen daher, der mit seinen Schellen einen so großen Lärm macht, daß er die Aufmerksamkeit der Söhne des Alphäus erregt, und im selben Augenblick, in dem draußen angeklopft wird, öffnet man von innen die Tür. Es erscheint das fröhliche Gesicht des Simon Petrus, der noch auf dem Wagen sitzt und mit dem Peitschengriff angeklopft hat ... An seiner Seite, schüchtern, doch lächelnd, sitzt Porphyria auf Kisten und Kästen wie auf einem Thron.

Margziam eilt hinaus und klettert auf den Wagen, um seine Adoptivmutter zu grüßen. Nun gehen auch Jesus und die anderen hinaus.

»Meister, hier bin ich. Ich habe auch bei dieser Gelegenheit meine Gattin mitgebracht, denn als Frau kann sie den weiten Weg nicht zu Fuß gehen. Maria, der Herr sei mit dir. Auch mit dir, Maria des Alphäus.« Er betrachtet alle, während er von seinem Gefährt steigt und seiner Frau beim Absteigen hilft, und grüßt alle miteinander.

Sie möchten ihm beim Abladen helfen. Doch er widersetzt sich energisch. »Nachher, nachher«, sagt er, und begibt sich ohne Zögern zur breiten Türe der Werkstatt Josefs, reißt sie weit auf und versucht, den Wagen, so wie er ist, hineinzuschieben. Das gelingt natürlich nicht, aber dieses Manöver dient dazu, die Gäste abzulenken und ihnen begreiflich zu machen, daß es zu viele sind ... Tatsächlich verabschiedet sich Simon des Alphäus mit seiner ganzen Familie ...

»Nun, da wir allein sind, denken wir an uns ... « sagt Simon des Jona und läßt das Eselchen, das mit seinen Glöckchen Lärm für zehn macht, umkehren. Jakobus des Zebedäus kann sich nicht enthalten, lachend zu fragen: »Aber wo hast du denn diesen aufgetakelten Esel gefunden?«

Doch Petrus ist damit beschäftigt, die Kisten vom Wagen zu nehmen und sie Johannes und Andreas zu übergeben. Die beiden sind sehr erstaunt, daß sie so leicht sind, und sie sagen es auch ...

»Geht in den Garten und benehmt euch nicht wie aufgeschreckte Spatzen«, befiehlt Petrus und steigt ab mit einer wirklich schweren Kiste, die er in eine Ecke des Raumes stellt.

»Was machen wir nun mit dem Esel und dem Wagen? Ja, der Esel und der Wagen! ... Das ist schwierig! ... und doch muß alles im Haus sein ...«

»Vom Garten her, Simon«, sagt Maria leise, »in der Hecke im Hintergrund ist ein Gittertor, es ist kaum sichtbar, denn es ist von Zweigen verdeckt ... aber es ist dort. Folge dem Pfad auf der Seite des Hauses, zwischen diesem und dem angrenzenden Garten, und ich werde kommen und dir das Tor zeigen ... Wer kommt mit und entfernt das Gestrüpp, das dort wuchert?«

»Ich, ich!« Alle eilen ans Ende des Gartens, während sich Petrus mit seinem lärmenden Gefährt entfernt und Maria des Alphäus die Türe schließt ... Mit einer Sichel machen sie nun das derbe Tor frei und bahnen einen Durchgang für Esel und Wagen.

»Oh, gut so! Nun nehmen wir alle diese Dinger ab, ich bin dadurch schon ganz taub geworden«, und Petrus beeilt sich, die Riemen durchzuschneiden, mit denen die Schellen am Zaumzeug befestigt sind.

»Aber warum hast du sie denn angebracht?« fragt Andreas.

»Damit ganz Nazaret mich kommen hört. Das ist nun gelungen ... und jetzt nehme ich alle weg, damit Nazaret unsere Abreise nicht hört. Ebenso habe ich leere Kisten mitgebracht ... Wir werden mit vollen Kisten abreisen, und niemand – falls uns jemand sehen sollte – wird darüber erstaunt sein, eine Frau an meiner Seite auf einer Kiste sitzen zu sehen. Der, der jetzt nicht hier ist, rühmt sich, guten Verstand und praktischen Sinn zu haben, aber wenn ich will, habe ich es auch ...«

»Aber entschuldige, Bruder, wozu ist dies alles notwendig?« fragt Andreas, der dem Esel vor dem einfachen Holzschuppen beim Backofen zu trinken gegeben hat.

»Wozu? Weißt du es nicht? ... Meister, wissen sie denn noch nichts?«

»Nein, Petrus, ich habe auf dich gewartet, um zu reden. Kommt alle in die Werkstatt. Die Frauen sollen hierbleiben. Du hast es gut gemacht, Simon des Jona.«

Sie gehen zur Werkstatt, während Porphyria mit dem Kind und den beiden Marien im Haus bleibt.

»Ich wollte euch hier haben, damit ihr mir behilflich seid, Johannes und Syntyche weit fortzuschicken. Seit dem Laubhüttenfest habe ich es beschlossen. Ihr werdet selbst bemerkt haben, daß es unmöglich ist, sie bei uns zu behalten – auch hier – ohne ihren Frieden aufs Spiel zu setzen. Wie immer hilft mir Lazarus von Betanien auch bei diesem Werk, und er ist schon benachrichtigt. Simon Petrus weiß es seit einigen Tagen, und ihr wißt es nun auch. Noch heute nacht werden wir Nazaret verlassen, selbst wenn es Regen und Wind anstelle des Neumondes geben sollte. Wir hätten eigentlich schon abreisen sollen. Doch ich vermute, daß Simon des Jona Schwierigkeiten gehabt hat, ein Transportmittel zu finden ... «

»Ja, und wie! Ich war schon ganz verzweifelt, aber schließlich habe ich dann von einem widerlichen Griechen in Tiberias eines bekommen ... und es wird gut gehen ...!«

»Ja, besonders für Johannes von En-Dor.«

»Wo ist er denn, daß man ihn nicht sieht?« fragt Petrus.

»In seinem Zimmer mit Syntyche.«

»Wie hat er die Nachricht aufgenommen?« fragt Petrus wieder.

»Sie hat ihm großes Leid verursacht. Auch der Frau ... «

»Auch dir, Meister. Deine Stirne ist gezeichnet von einer Falte, die vorher nicht da war, und auch deine Augen sind ernst und traurig«, bemerkt Johannes.

»Es ist wahr. Ich leide sehr darunter ... Doch laßt uns von dem reden, was wir zu tun haben. Hört mir gut zu, denn nachher werden wir uns trennen müssen. Wir werden heute abend aufbrechen, in der Mitte der ersten Nachtwache. Wir werden fortgehen wie Menschen, die flüchten müssen ... weil sie schuldig sind. Wir jedoch gehen nicht fort, um Böses zu tun, und flüchten nicht, weil wir es getan haben. Wir gehen vielmehr fort, um zu verhindern, daß andere es jemandem zufügen, der nicht die Kraft hätte, dies zu ertragen. Wir werden also aufbrechen ... und uns auf den Weg nach Sepphoris

begeben ... Auf halber Strecke werden wir in einem Haus rasten, um beim Morgengrauen weiterzufahren. Es ist ein Haus mit vielen Bogengängen für die Tiere. Die Hirten dort sind Freunde Isaaks, ich kenne sie und sie werden uns beherbergen, ohne etwas dafür zu verlangen. Dann müssen wir jedoch unbedingt bis zum Abend Jiftach-El erreichen und dort haltmachen. Meinst du, daß das Tier es schaffen wird?«

»Gewiß! Der schmierige Grieche hat mich dafür genug bezahlen lassen, aber er hat mir ein gutes und starkes Tier gegeben.«

»Das ist gut! Am folgenden Morgen werden wir uns nach Ptolemais begeben und uns dort trennen. Ihr, unter der Leitung des Petrus, der euer Vorgesetzter ist und dem ihr blindlings gehorchen müßt, werdet auf dem Seeweg Tyrus erreichen. Dort werdet ihr ein Schiff vorfinden, das zur Abreise nach Antiochia bereit ist. Ihr werdet an Bord gehen und dem Kapitän diesen Brief von Lazarus des Theophilus zu lesen geben. Sie werden euch für seine Diener halten, die in seine Ländereien nach Antiochia oder besser gesagt zu seinen Gärten in Antigonea gesandt werden. Dies werdet ihr für alle sein. Seid wachsam, ernst, vorsichtig und verschwiegen. In Antiochia angelangt, begeben euch sofort zu Philippus, dem Verwalter des Lazarus, dem ihr diesen Brief aushändigen werdet ... «

»Meister, er kennt mich«, sagt der Zelote.

»Sehr gut!«

»Aber wird er glauben, daß ich ein Diener bin?«

»Bei Philippus ist es nicht nötig. Er weiß, daß er zwei Freunde des Lazarus aufnehmen und beherbergen muß und ihnen in allem behilflich sein soll. So steht es geschrieben. Ihr habt sie begleitet. Weiter nichts. Er nennt euch „seine teuren Freunde aus Palästina“, und das seid ihr, verbunden durch den Glauben und das Werk, das ihr vollbringt. Ihr werdet euch ausruhen, bis das Schiff nach Tyrus zurückkehrt, nachdem es entladen und wieder beladen worden ist. Von Tyrus kommt ihr dann mit der Barke nach Ptolemais und von dort werdet ihr mich in Ahsib erreichen ... «

»Warum kommst du nicht mit uns, Herr?« seufzt Johannes.

»Weil ich hier bleibe, um für euch und besonders für jene Armen zu beten. Ich bleibe, um zu beten. So beginnt mein drittes Jahr des öffentlichen Lebens.

Es nimmt seinen Anfang mit einer traurigen Abreise, wie das erste und das zweite. Es beginnt mit viel Gebet und Buße, wie das erste ... Denn dieses Jahr wird die schmerzlichen Schwierigkeiten des ersten mit sich bringen, und noch mehr. Damals bereitete ich mich vor, die Welt zu bekehren, nun bereite ich mich auf ein weit größeres und gewaltigeres Werk vor. Hört mir gut zu und wisset, daß, wenn ich im ersten Jahr der menschliche Lehrer war, der Weise, der zur Weisheit aufruft mit vollkommener Menschlichkeit und geistiger Vollkommenheit, im zweiten der Helfer und Freund, der Barmherzige, der hinging und mit seinem Verzeihen, seinem Verständnis, seinem Trost und seiner Geduld alle an sich zog, werde ich im dritten der Gotterlöser und König, der Gerechte sein. Wundert euch daher nicht, wenn ihr in mir neue Formen erblicken werdet, wenn ihr im Lamm den Starken aufleuchten seht. Womit hat Israel auf meine Einladung der Liebe, auf meine geöffneten Arme und auf meine Worte: „Komm, ich liebe und verzeihe“, geantwortet? Mit immer größerer Verstocktheit und Herzenshärte, mit Lüge, mit Arglist. So ist es.

Ich habe alle seine Schichten aufgerufen und meine Stirne bis in den Staub geneigt. Auf die Heiligkeit, die sich verdemütigte, hat es gespien.

Ich habe es eingeladen, sich zu heiligen. Es hat mir geantwortet, indem es sich dem Dämon überließ.

Ich habe meine Pflicht getan, in allem. Meine Pflichterfüllung hat es als „Sünde“ bezeichnet.

Ich habe geschwiegen. Mein Schweigen hat es als einen Beweis für Schuldhaftigkeit betrachtet.

Ich habe gesprochen. Mein Wort hat es „Gotteslästerung“ genannt.

Nun ist es genug!

Es hat mir keine Atempause gegönnt. Es hat mir keine Freude zugestanden, und meine Freude war es, die der Gnade neu Geborenen im Leben des Geistes zu erziehen. Aber man hat ihnen nachgestellt, und ich muß sie mir vom Herzen reißen, sie und mich den Schmerz fühlen lassen, den Eltern und Kinder empfinden, wenn sie voneinander getrennt werden, und all das, um sie vor dem böswilligen Israel zu retten.

Die Mächtigen Israels, die sich „Heiligmacher“ nennen und sich dessen rühmen, hindern mich oder möchten mich daran hindern, meine Erlösten zu retten und mich ihrer zu erfreuen.

Seit vielen Monaten befindet sich unter meinen Freunden und in meinem Dienst ein Zöllner namens Levi, und die Welt kann sehen, ob Matthäus Anlaß zum Ärgernis oder zum Nacheifern gibt. Doch die Anklage bleibt bestehen, auch für Maria des Lazarus, und für viele, viele andere, die ich noch retten werde.

Nun genug!

Ich wandle auf meinem immer bitterer werdenden und mit immer mehr Tränen benetzten Wege weiter ... Ich gehe ... Nicht eine meiner Tränen wird umsonst vergossen werden. Sie schreien auf zu meinem Vater ... und später wird ein weit mächtigerer Strom aufschreien. Ich gehe! Wer mich liebt, folge mir nach und werde stark, denn die schwere Stunde wird kommen. Ich halte nicht ein, nichts kann mich aufhalten.

Auch sie werden nicht einhalten ... Doch wehe ihnen! Wehe ihnen! Wehe denen, für die sich die Liebe in Gerechtigkeit wandelt! ... Das Zeichen der neuen Zeit wird von strenger Gerechtigkeit für all jene sein, die in ihrer Sünde gegen die Worte des Herrn und die Werke des Wortes des Herrn verharren.«

Jesus gleicht einem strafenden Erzengel. Ich würde sagen, daß er vor der verrauchten Wand aufflammt, so sehr funkeln seine Augen ... auch seine Stimme schallt und tönt, als schläge man heftig Bronze und Silber.

Die acht Apostel sind vor Angst erbleicht und ganz klein geworden. Jesus schaut sie an . . . voller Erbarmen und Liebe, und spricht: »Ich sage es nicht zu euch, meine Freunde, denn diese Drohungen gelten nicht euch. Ihr seid meine Apostel und ich habe euch erwählt.« Seine Stimme ist sanft und tief geworden, und er schließt mit den Worten: »Laßt uns gehen, die beiden Verfolgten sollen fühlen, daß wir sie mehr als uns selbst lieben. Ich mache euch darauf aufmerksam, daß sie glauben, abzureisen, um mir den Weg in Antiochia zu bereiten. Kommt.«

359 Die Abreise von Nazaret

Es ist Abend. Wieder ein Abend des Abschieds für das kleine Haus in Nazaret und seine Bewohner. Ein weiteres Nachtmahl, bei dem der Schmerz dem Mund die Lust an der Nahrung nimmt und die Personen schweigsam macht.

Am Tisch sitzen Jesus, Johannes, Syntyche, Petrus, Johannes, Simon und Matthäus. Die anderen haben sich nicht zu ihnen setzen können, denn der Tisch in Nazaret ist sehr klein! Er genügt gerade für eine kleine Familie von Gerechten, die höchstens den Pilger und den Betrüben zu sich einladen können, um ihnen eher mit Liebe als mit Speisen Erquickung zu bieten! An diesem Abend hätte vielleicht noch Margziam Platz gefunden, denn er ist ein Kind und sehr mager.

Doch Margziam sitzt ernst und schweigsam in einer Ecke auf einem Schemel zu Füßen Porphyrias, die die Jungfrau auf dem Sitz des Webstuhls hat Platz nehmen lassen und die sanft und schweigsam ißt, was man ihr vorgesetzt hat. Sie betrachtet mitleidig die beiden, welche im Begriff sind abzureisen und geneigten Hauptes ihre Bissen zum Mund führen, um ihre von Tränen brennenden Augen zu verbergen.

Die anderen, die beiden Söhne des Alphäus, Andreas und Jakobus des Zebedäus, haben sich in der Küche neben einer Art von Truhe

niedergelassen. Doch sieht man sie durch die offene Türe.

Die allerseligste Mutter Jesu und Maria des Alphäus kommen und gehen, beide mütterlich besorgt und traurig. Während Maria, die Hochheilige, alle, denen sie sich nähert, mit ihrem Lächeln liebkost, das heute abend besonders schmerzlich ist, verbindet Maria des Alphäus, weniger zurückhaltend und schlichter, mit dem Lächeln Tat und Wort, und mehrmals ermuntert sie mit einer Liebkosung oder einem Kuß, je nachdem, um wen es sich handelt, die Gäste, sich in Anbetracht der bevorstehenden Reise gut zu bedienen. Ich glaube, daß sie sich am liebsten aus barmherziger Liebe für den in diesen Tagen des Wartens noch magerer gewordenen Johannes selbst opfern würde, so sehr bemüht sie sich, ihn zu überreden, von diesem oder jenem zu nehmen, indem sie den Wohlgeschmack der Speisen und die heilsamen Eigenschaften hervorhebt. Trotz ihrer Überredungskünste bleiben die Speisen auf dem Teller des Johannes fast unberührt, und Maria des Alphäus ist darüber traurig wie eine Mutter, die sieht, daß ihr Säugling die Brust ablehnt.

»Sohn, aber so kannst du nicht abreisen!« ruft sie aus. In ihrer mütterlichen Liebe denkt sie nicht daran, daß Johannes von En-Dor ungefähr so alt ist wie sie und daher die Bezeichnung „Sohn“ nicht angebracht ist.

Sie sieht in ihm nur ein Geschöpf, das leidet, und findet, um ihn zu trösten, nur diesen Namen . . .

»Reisen mit leerem Magen auf einem wackligen Karren und nachts bei feuchter Kälte wird dir nicht guttun. Wer weiß, was ihr auf dem mühseligen und weiten Weg zu essen bekommt! Ewige Barmherzigkeit! Dann viele, viele Meilen auf dem Meer. Ich würde sterben vor Angst! Die phönizische Küste ist lang, aber schlimmer noch: der Besitzer des Schiffes wird Philister oder Phönizier oder aus einem anderen, verteufelten Volke sein, das kein Erbarmen kennt. Iß nun, solange du noch bei einer Mutter weilst, die dich liebt! . . . Iß wenigstens ein Stück von diesem ausgezeichneten Fisch, auch um Simon des Jona zufriedenzustellen, der ihn in Betsaida mit großer

Liebe zubereitet hat; er hat mir heute das Rezept gegeben, damit ich ihn für dich und Jesus kochen kann, weil ihr besonderer Stärkung bedürft. Schmeckt er dir nicht? ... Dann will ich ihn essen ...!« Sie läuft hinaus in die Küche und kommt mit einer vollen, dampfenden Schüssel zurück; ich weiß nicht, was es ist ... Gewiß ist es eine Art Mehlspeise oder in Milch fast verkochte Körner. »Schau, das habe ich zubereitet, weil mir eingefallen ist, daß du von diesem Gericht gesagt hast, es sei eine süße Erinnerung an deine Kindheit ... Es ist wohlschmeckend und gesund! Nimm ein wenig davon!«

Johannes läßt sich einige Löffelchen des Breies auf den Teller geben und versucht, ihn zu schlucken, doch Tränen rinnen über sein Gesicht und vermischen ihr Salz mit der Speise, während er sein Haupt tiefer und tiefer über den Teller neigt.

Die anderen sind begeistert von diesem Gericht, das vielleicht eine Spezialität der Hebräer ist. Ihre Gesichter erhellen sich bei seinem Anblick; Margziam aber steht auf und fühlt das Bedürfnis, die allerseligste Jungfrau Maria zu fragen: »Darf ich davon essen? Mein Gelübde gilt noch für fünf Tage!« Maria liebkost ihn und erwidert: »Gewiß, mein Sohn, du darfst es!«

Das Kind zaudert, und um die Skrupel des kleinen Jüngers zu besänftigen, wendet Maria sich an ihren Sohn: »Jesus, Margziam fragt, ob er von dem Getreidebrei essen darf ... wegen des Honigs, der das Gericht versüßt ... «

»Gewiß, Margziam, heute abend entbinde ich dich deines Opfers, unter der Bedingung, daß Johannes ebenfalls die süße Gerste ißt. Schau, Johannes, wie sehr das Kind es wünscht! Verhilf ihm dazu, von der Speise essen zu können!« Jesus sitzt neben Johannes, nimmt seine Hand und hält sie fest, während Johannes sich zwingt, im Gehorsam seinen Brei aufzuessen.

Maria des Alphäus ist nun zufriedener. Sie geht sofort mit einer dampfenden Platte gebackener Birnen wieder zum Angriff über. Sie kommt vom Garten her und sagt: »Soeben fängt es an zu regnen. Wie schade!«

»Aber nein! Um so besser! So wird niemand unterwegs sein. Bei einer Abreise bereiten Abschiedsszenen immer nur Schmerzen ... Es ist besser, mit dem Wind in den Segeln davonzufahren, ohne auf Hindernisse und Klippen zu stoßen, die Aufenthalte und langsame Fahrt bedingen. Neugierige sind wirklich nur Hindernisse und Klippen ... « sagt Petrus, der alles mit Segeln und Bootsfahren vergleicht.

»Danke, Maria, ich esse nichts mehr«, sagt Johannes und versucht, das Obst zurückzuweisen.

»Oh, das ist nicht möglich! Maria hat sie doch gebacken. Willst du die von ihr zubereitete Speise ablehnen? Sieh nur, wie gut sie sie zubereitet hat: mit Gewürzen in der Höhlung ... und mit Butter ... Es sind wahre Leckerbissen! Wie Sirup! Sie selbst ist ganz rot geworden am Herdfeuer, um sie so golden zu braten. Sie sind gut für die Kehle, bei Husten ... Sie wärmen und heilen. Maria, sag du es ihm, wie gut sie meinem Alphäus bekommen sind, als er krank war, aber er wollte sie von dir zubereitet haben. Nun ja! Deine Hände sind heilig und bringen Heil! ... Gesegnet die Speisen, die du bereitest! ... Mein Alphäus war viel ruhiger, nachdem er diese Birnen gegessen hatte ... sein Atem ging leichter ... Mein armer Mann ... !« Maria ergreift die Gelegenheit des Wachrufens dieser Erinnerung, um endlich weinen und hinausgehen zu können, um zu weinen. Vielleicht ist es ein schlechter Gedanke, aber ich vermute, daß ohne das Mitleid für die beiden Abreisenden an diesem Abend seine Gattin keine Träne für den „armen Alphäus“ vergossen hätte ...

Maria des Alphäus ist so traurig über die Abreise von Johannes und Syntyche, von Jesus, Jakobus und Judas, daß sie ihren Tränen freien Lauf lassen muß, um nicht zu ersticken.

Maria geht nun an ihrer Stelle zu Syntyche, die Jesus gegenüber zwischen Simon und Matthäus sitzt, legt ihr eine Hand auf die Schulter und sagt: »Mut, eßt nun! Wollt ihr fortgehen und mich auch in der Sorge zurücklassen, daß ihr nüchtern weggegangen seid?«

»Ich habe gegessen, Mutter«, sagt Syntyche und erhebt das müde, von tagelangem Weinen gezeichnete Antlitz. Dann senkt sie ihr Ge-

sicht auf die Schulter, auf die Hand Marias, und reibt ihre Wange an der kleinen Hand, um liebkost zu werden. Maria streichelt ihr mit der anderen Hand über das Haar, und zieht das Haupt Syntyches an sich, die nun das Gesicht an ihre Brust drückt.

»Iß, Johannes! Es wird dir wirklich guttun. Du darfst dich nicht erkälten. Du, Simon des Jona, wirst dafür sorgen, daß er jeden Abend heiße Milch mit Honig oder wenigstens sehr heißes Honigwasser bekommt. Denk daran!«

»Auch ich werde dafür sorgen, Mutter, sei versichert«, sagt Syntyche.

»Ich bin sicher, aber du wirst es tun, wenn ihr in Antiochia angekommen seid und euch dort eingerichtet habt; vorläufig wird sich Simon des Jona darum kümmern. Vergiß nicht, Simon, ihm viel Olivenöl zu geben. Dafür habe ich dir diesen kleinen Krug mitgegeben. Paß auf, daß er nicht zerbricht. Wenn du siehst, daß Johannes schwer atmet, dann nimm den Salbentopf und tue, was ich dir gesagt habe. Nimm genügend Salbe, um ihm die ganze Brust, die Schultern und die Nierengegend damit einreiben zu können, und mache sie zuvor so heiß als möglich, daß man sie, ohne sich zu verbrennen, noch anfassen kann. Bedecke nach dem Einreiben die Stellen sofort mit den Wolltüchern, die ich dir gegeben habe, denn ich habe sie für diesen Zweck vorbereitet. Du, Syntyche, vergiß nicht die Zusammensetzung, damit du eine neue herstellen kannst. Du wirst überall Lilien, Kampfer und Fingerhut, sowie Harze, Nelken, Lorbeer, Wermut und was du sonst noch brauchst, finden. Ich höre, daß Lazarus dort in Antigonea Kräutergärten besitzt.«

»Herrliche Gärten!« sagt der Zelote, der sie schon gesehen hat, und fügt hinzu: »Ich rate zu nichts, aber ich kann nur sagen, daß dieser Ort für Leib und Seele des Johannes noch heilsamer sein mußte als Antiochia. Er liegt windgeschützt, und eine leichte Luft steigt aus den duftenden Wäldern an den Hängen eines kleinen Hügels empor. Dieser Hügel hält den Meerwind ab, doch nicht die wohltätigen Einflüsse des Meersalzes. Der Ort ist ruhig, aber auch heiter

mit seinen tausend Blüten und Vögeln, die dort in Frieden leben. Ihr werdet selbst sehen, wie gut er euch bekommen wird. Syntyche ist sehr vernünftig! In diesen Dingen überläßt man sich besser den Frauen, nicht wahr?«

»Das stimmt, und ich vertraue meinen Johannes wahrlich dem gesunden Menschenverstand und dem guten Herzen Syntyches an«, sagt Jesus.

»Ich auch«, sagt Johannes von En-Dor. »Ich ... ich ... ich habe keine Kraft mehr ... und ... werde zu nichts mehr taugen ... «

»Johannes, sag das nicht! Wenn der Herbst die Bäume entlaubt, ist damit nicht gesagt, daß sie schon abgestorben sind. Im Gegenteil, sie schaffen mit verborgener Energie, um den Sieg des Hervorbringens neuer Früchte vorzubereiten. Das trifft auch für dich zu. Nun hat dich der kalte Wind des Leides entlaubt. Doch in Wirklichkeit bereitest du dich schon in deinem Innersten auf neue Ämter vor. Eben dieses Leid wird für dich ein Ansporn zur Arbeit sein. Ich bin dessen sicher, und so wirst du wiederum der sein, der mir armer Frau helfen wird, die ich noch so viel zu lernen habe, um etwas für Jesus zu werden.«

»Oh, zu was soll ich noch fähig sein?! Ich habe nichts mehr zu geben ... Ich bin am Ende!«

»Nein, das darfst du nicht sagen! Nur wer stirbt, kann sagen: „Ich bin menschlich am Ende.“ Sonst keiner. Glaubst du, du hättest nichts mehr zu tun? Noch verbleibt dir zu tun, was du mir eines Tages gesagt hast: das Opfer zu vollbringen, und wie willst du es vollbringen, wenn nicht durch das Leiden? Johannes, es wäre töricht, dir, dem Lehrer und Redner, Weise zu zitieren; aber erinnere dich an Gorgias von Leontinoi. Er lehrte, daß man nicht ohne Schmerzen und Leiden sühnen kann, weder in diesem noch im anderen Leben.

Ich erinnere dich auch an unseren großen Sokrates: „Einem uns Überlegenen nicht zu gehorchen, sei er Gott oder Mensch, ist schlecht und schändlich!“ Wenn es nun recht ist, einem von ungerechten Menschen gefaßten Beschluß Folge zu leisten, wie emp-

fehlenswert muß es dann erst sein, die Anweisungen des heiligsten Menschen und unseres Gottes zu befolgen! Gehorsam ist etwas an und für sich schon Großes. Etwas überaus Großartiges ist es also, einen heiligen Befehl zu befolgen, von dem ich sage und du mit mir sagen mußt, daß er eine große Barmherzigkeit ist. Du sagst immer, daß dein Leben sich dem Ende zuneigt. Andererseits fühlst du, daß du deine Schuld gegen die Gerechtigkeit noch nicht beglichen hast. Warum erkennst du in diesem großen Schmerz nicht das Mittel, welches dir die Gelegenheit gibt, in der kurzen Zeit, die dir noch bleibt, deine Schuld zu tilgen? Großer Schmerz ist erforderlich, um großen Frieden zu erlangen! Glaube mir, es lohnt sich, ihn durchzustehen. Das einzig Wichtige im Leben ist, vor dem Sterben die Tugend erlangt zu haben.«

»Du ermutigst mich, Syntyche ... Mach es immer so!«

»Ich will es tun. Ich verspreche es hier. Doch du mußt mir helfen, als Mensch und als Christ.«

Das Mahl ist beendet. Maria nimmt die übriggebliebenen Birnen und legt sie auf einen Teller und gibt ihn Andreas, der hinausgeht. Kurz darauf kommt er zurück und sagt: »Es regnet immer stärker. Ich würde sagen, daß es besser ist ... «

»Ja. Langes Warten vertieft den Schmerz. Ich gehe sofort und spanne das Tier an den Wagen. Kommt auch ihr mit den Kisten und den anderen Sachen. Auch du, Porphyria. Rasch! Du bist so geduldig, daß der Esel ganz bezaubert ist (genau so sagt er) und sich ohne auszuschielen anschirren läßt. Nachher wird Andreas, der dir gleicht, dafür sorgen. Los, alle hinaus!«

Petrus schickt alle aus dem Raum und aus der Küche, mit Ausnahme von Maria, Jesus, Johannes von En-Dor und Syntyche.

»Meister! Oh, Meister! Hilf mir! Es ist die Stunde ... da mir das Herz zu zerspringen droht! Es ist nun soweit! Oh, warum, guter Jesus, hast du mich nicht hier sterben lassen, nachdem ich schon den Schmerz meiner Verurteilung erlitten und mich bemüht habe, sie anzunehmen?!«

Johannes wirft sich bitterlich weinend an die Brust Jesu.

Jesus und Maria versuchen, ihn zu beruhigen, und Maria, die immer so zurückhaltend ist, löst ihn von Jesus, umarmt ihn und sagt: »Mein lieber Sohn, mein liebster Sohn!«

Syntyche kniet indessen zu Füßen Jesu nieder und bittet: »Segne mich, weihe mich, auf daß ich gestärkt sei. Herr, Erlöser und König, hier, in Gegenwart deiner Mutter, schwöre und gelobe ich, deine Lehre zu befolgen und dir bis zum letzten Atemzug zu dienen. Ich schwöre und gelobe, mich deiner Lehre und deinen Nachfolgern in der Lehre zu widmen aus Liebe zu dir, Meister und Heiland! Ich schwöre und gelobe, daß mein Leben keinen anderen Zweck haben wird und alles, was Welt und Fleisch ist, für mich endgültig tot ist, während ich mit der Hilfe Gottes und den Gebeten deiner Mutter den Dämon zu besiegen hoffe, damit er mich nicht zum Irrtum verleite und ich in der Stunde deines Gerichtes nicht verurteilt werde. Ich schwöre und gelobe, daß Anfechtungen und Drohungen mich nicht beugen werden und ich nichts vergessen werde, sofern es Gott nicht anders gefällt. Doch ich hoffe auf ihn und glaube an seine Güte und bin deshalb gewiß, daß er mich nicht dunklen Kräften, die stärker sind als ich, überlassen wird. Weihe deine Dienerin, o Herr, damit sie gegen die Anfechtungen aller Feinde gefeit sei.«

Jesus legt seine Handflächen auf ihr Haupt, wie es die Priester tun, und betet.

Maria führt Johannes an die Seite Syntyches und läßt ihn niederknien, indem sie sagt: »Auch diesen, mein Sohn, damit er dir in Heiligkeit und Frieden diene.«

Jesus wiederholt die Geste auf dem geneigten Haupt des armen Johannes. Dann hilft er ihm aufstehen und fordert auch Syntyche auf, sich zu erheben, indem er ihre Hände in die Hände Marias legt und sagt: »Sie soll die letzte sein, die euch hier liebkost«; und er geht eilends hinaus, ich weiß nicht wohin.

»Mutter, lebe wohl! Ich werde diese Tage nie vergessen«, jammert Johannes.

»Auch ich werde dich nie vergessen, mein teurer Sohn.«

»Ich auch, Mutter ... Lebe wohl! Laß mich dich noch einmal küssen ... Oh! Nach so vielen Jahren habe ich mich an mütterlichen Küssen sättigen können! ... Nun ist es vorbei ... « Syntyche weint in den Armen Marias, die sie küßt.

Johannes schluchzt ohne jeden Rückhalt. Maria umarmt auch ihn und hält nun beide in den Armen als wahre Mutter der Christen. Sie berührt mit ihren reinen Lippen die faltige Wange des Johannes, ein keuscher aber liebevoller Kuß, und mit dem Kuß bleibt eine Träne der Jungfrau auf der eingefallenen Wange hängen ...

Petrus kommt herein: »Es ist alles fertig. Auf jetzt ...!« Mehr kann er nicht sagen, denn er ist gerührt.

Margziam, der seinem Vater nachläuft, wie der Schatten dem Körper folgt, hängt sich an den Hals Syntyches und küßt sie, dann umarmt er Johannes und küßt ihn, küßt ihn ... Doch auch er weint.

Sie gehen hinaus. Maria führt Syntyche an der Hand, Margziam hält die Hand des Johannes.

»Unsere Mäntel ... « sagt Syntyche unter Tränen und will in den Raum zurückkehren.

»Sie sind hier, rasch, nehmt sie ... « Petrus spielt den Grobian, um nicht zu zeigen, wie gerührt er ist, doch hinter dem Rücken der beiden, die sich in ihre Mäntel hüllen, wischt er sich mit dem Handrücken die Tränen ab ...

Dort, hinter der Hecke, bildet die schaukelnde Lampe des Karrens einen gelben Fleck in der Dunkelheit ... Der Regen läßt das Laub der Ölbäume rauschen und klatscht auf das wassergefüllte Becken ... Eine Taube gurr, aufgescheucht vom Schein der Laternen der Apostel, die sie tief halten und mit den Mänteln vor dem Wind zu schützen suchen, um die Wege voller Pfützen zu beleuchten ...

Jesus steht schon vor dem Wagen, über den eine Decke als Dach ausgespannt ist.

»Schnell, schnell, es regnet stark«, treibt Petrus sie an. Während

Jakobus des Zebedäus Porphyria die Zügel abnimmt, hebt Petrus ohne viele Umstände Syntyche hoch und setzt sie auf den Wagen; mit noch größerer Eile packt er Johannes von En-Dor und setzt ihn hinauf. Schließlich steigt er selbst auf den Wagen und versetzt dem armen Esel sogleich einen so kräftigen Hieb, daß dieser mit einem Ruck losgaloppiert und dabei Jakobus fast umwirft. Petrus treibt ihn weiter an, bis sie auf der Straße sind, die schon ein schönes Stück von den Häusern entfernt ist . . . Ein letzter Abschiedsgruß folgt den Scheidenden, die nun weinen ohne sich Zwang anzutun . . .

Außerhalb von Nazaret hält Petrus den Esel an, um auf Jesus und die anderen zu warten, die sich beeilen, im strömenden Regen das Gefährt zu erreichen.

Sie schlagen einen Feldweg ein, um wieder auf die Nordseite der Stadt zu gelangen, ohne sie zu durchqueren. Doch Nazaret liegt dunkel und schlafend unter dem kalten Regen der Winternacht . . . und ich glaube, daß die auf das weiche Erdreich schlagenden Hufe des Esels nicht einmal von denen, die wach in den Betten liegen, gehört werden.

Die Gruppe setzt schweigend ihren Weg fort. Nur das Schluchzen der beiden Jünger ist zu hören, vermischt mit dem Geräusch, das der Regen auf dem Laub der Ölbäume erzeugt.

360 Auf dem Weg nach Jiftach-El

Es muß die ganze Nacht geregnet haben. Doch bei Tagesanbruch ist ein trockener Wind aufgekommen, der die Wolken nach Süden, jenseits der Hügel von Nazaret, vertrieben hat. So erscheint eine blasse Wintersonne, die mit ihren Strahlen auf jedem Blatt der Ölbäume einen Diamanten entzündet. Doch es ist ein Festkleid, das die Bäume bald verlieren, denn der Wind schüttelt es von den Zweigen, die aussehen, als weinten sie Diamantsplitter, und diese verlieren sich dann im taufeuchten Gras oder auf der holperigen Straße.

Petrus bereitet mit Hilfe von Jakobus und Andreas den Karren

und den Esel für die Weiterreise vor. Die anderen sieht man noch nicht. Doch dann kommen sie, einer nach dem anderen, anscheinend aus einer Küche, denn sie sagen zu den dreien, die draußen sind: »Geht nun auch ihr etwas essen«, und sie gehen hinein, um bald darauf mit Jesus wiederzukommen.

»Ich habe wegen des Windes die Decke wieder ausgespannt«, erklärt Petrus. »Wenn du wirklich nach Jiftach-El gehen willst, wird uns der Wind ins Gesicht wehen ... und beißen. Ich weiß nicht, weshalb wir nicht den direkten Weg nach Sykaminon einschlagen und dann den Seeweg nehmen ... Er wäre länger, aber nicht so anstrengend. Hast du gehört, was der Hirte gesagt hat, den ich geschickt ausgefragt habe? Er sagte: „Jotapata ist während der Wintermonate verlassen. Es führt nur ein Weg dorthin, und mit den Schafen erreicht man es nicht ... Man darf nichts auf den Schultern tragen, denn es gibt Stellen, an denen man mehr mit den Händen als mit den Füßen vorwärtskommt, und die Schafe können nicht schwimmen ... Man trifft auf zwei Flüsse, die oft Hochwasser führen, und der Weg selbst ist ein Bach, der über felsigen Grund fließt. Ich werde im Frühjahr nach dem Laubhüttenfest dorthin gehen und gute Geschäfte machen, denn dann deckt man sich dort für Monate ein.“ Das hat er gesagt ... und wir ... mit diesem Fahrzeug ... (er gibt dem Wagenrad einen Fußtritt) ... und mit diesem Esel ... hm ...!«

»Der direkte Weg von Sepphoris nach Sykaminon wäre angenehmer, jedoch sehr belebt ... Denk daran, daß es besser ist, wenn von Johannes keine Spuren zurückbleiben ... «

»Der Meister hat recht. Wir könnten auch Isaak mit den Jüngern begegnen ... und dann erst in Sykaminon ...!« sagt der Zelote.

»So laßt uns also aufbrechen ... «

»Ich will die beiden rufen ... « sagt Andreas.

Während er dies tut, verabschiedet sich Jesus von einer Greisin und einem Knaben, die mit Milcheimern aus einem Stall kommen. Es kommen auch bärtige Hirten herbei, denen Jesus für die in der Nacht gewährte Gastfreundschaft dankt.

Johannes und Syntyche sind schon auf dem Karren, der sich, von Petrus gelenkt, auf der Straße in Bewegung setzt. Jesus, der zwischen dem Zeloten und Matthäus geht und dem Andreas, Jakobus, Johannes und die beiden Söhne des Alphäus folgen, beschleunigt den Schritt, um sie einzuholen.

Der Wind bläst ihnen ins Gesicht und bläht die Mäntel auf. Die Decke, die über den Wagen gespannt ist, flattert wie ein Segel, obgleich der Regen der Nacht sie schwer gemacht hat. »Das macht nichts, sie wird bald wieder trocken sein«, murmelt Petrus, indem er sie betrachtet. »Wenn nur die Lungen dieses armen Mannes nicht vertrocknen! ... Warte, Simon des Jona ... So macht man es!« Er hält den Esel an, nimmt seinen Mantel ab, steigt auf den Wagen und hüllt Johannes fest hinein.

»Aber warum denn? Ich habe schon den meinen ... «

»Weil mir vom Ziehen des Esels so heiß wird, wie wenn ich in einem Backofen wäre. Außerdem bin ich es gewöhnt, fast nackt im Kahn zu stehen, besonders bei Gewittern. Die Kälte spornt mich an und macht mich beweglich. Also, bleib schön zugedeckt! Maria hat mir in Nazaret so oft wiederholt, daß ich auf dich achten soll, und wenn du krank würdest, könnte ich ihr nicht mehr unter die Augen treten ... «

Er steigt vom Wagen herab, nimmt die Zügel und treibt den Esel zum Weitergehen an. Doch bald muß er seinen Bruder und auch Jakobus rufen, damit sie dem Esel helfen, von einer schlammigen Stelle wegzukommen, an der ein Rad eingesunken ist. Sie schieben nun abwechselnd den Karren, um den Esel zu entlasten, der die starken Beine in den Schlamm stemmt und anzieht; das arme Tier keucht vor Anstrengung und schnuppert vor Naschhaftigkeit, weil Petrus es zum Weitergehen anspornt, indem er ihm Brot- und Apfelstücke vor die Nase hält, die er ihm jedoch nur in den Ruhepausen gibt.

»Du bist ein Betrüger, Simon des Jona«, sagt Matthäus scherzend, der das Manöver beobachtet.

»Nein. Ich gewöhne das Tier mit Güte an seine Pflicht. Anderen-

falls müßte ich die Peitsche benützen, und das mag ich nicht tun. Ich schlage auch das Boot nicht, wenn es Launen hat, und es ist nur aus Holz. Warum sollte ich diesen Esel schlagen, der aus Fleisch und Blut besteht? Nun ist er meine Barke ... er ist im Wasser ... und wie! Deshalb behandle ich ihn wie meine Barke. Ich bin nicht Doras, wißt ihr! Ich wollte den Esel schon Doras nennen, bevor ich ihn gekauft habe, doch dann habe ich seinen Namen gehört, er hat mir gefallen, und so habe ich ihn ihm gelassen ... «

»Wie heißt er denn?« fragen alle neugierig.

»Ratet einmal!« Petrus lacht in seinen Bart.

Es werden die verrücktesten Namen genannt, und auch die der schlimmsten Pharisäer, Sadduzäer usw. Doch Petrus schüttelt immer den Kopf. Sie geben sich geschlagen.

»Antonius heißt er! Ist das nicht ein schöner Name? Dieser verfluchte Römer! Man sieht, daß der Grieche, der mir den Esel verkauft hat, auch einen Zorn auf Antonius hatte!«

Alle lachen, während Johannes von En-Dor erklärt: »Er muß einer von denen sein, die nach dem Tod Cäsars freigekauft worden sind. Ist er alt?«

»So um die siebzig ... und er scheint alle möglichen Berufe ausgeübt zu haben ... Nun hat er in Tiberias eine Herberge ... «

Sie sind an der Kreuzung von Sepphoris angelangt, wo die Straßen von Nazaret nach Ptolemaïs, nach Sykaminon und nach Jotapata beginnen. Der römische Grenzstein trägt diese drei Aufschriften: Ptolemaïs, Sykaminon, Jotapata.

»Gehen wir nach Sepphoris, Meister?«

»Das ist unnütz, wir gehen direkt nach Jiftach-El, ohne anzuhalten, und werden unterwegs essen, denn wir müssen vor dem Abend dort ankommen.«

Sie gehen und gehen, überqueren zwei angeschwollene Bäche und erklimmen die ersten Hänge einer Hügelkette, die sich von Süden nach Norden erstreckt, dann jedoch im Norden einen unförmigen Knoten bildet und sich schließlich noch nach Osten verlängert.

»Dort liegt Jiftach-El«, sagt Jesus.

»Ich kann nichts sehen«, bemerkt Petrus.

»Es liegt im Norden. Auf unserer Seite sind steile Felsen, ebenso im Osten und im Westen.«

»Dann muß man also um das ganze Gebirge herumgehen?«

»Nein. Dort, am Fuße des höchsten Berges, ist eine Straße, die durch eine Schlucht führt. Es ist eine gute, obschon etwas steile Abkürzung.«

»Warst du schon hier?«

»Nein, aber ich weiß es.«

Es ist wirklich ein steiler Weg. Als sie dort ankommen, erschrecken sie. Es scheint, als wolle die Nacht hereinbrechen, so stark vermindert sich das Licht in der Schlucht, die mich an die Abgründe aus der „Göttlichen Komödie“ erinnert, so grauerregend und abschüssig ist der Pfad in den Felsen gehauen, mit Stufen an besonders steilen Steilen, uneben, schmal, verwildert und eingezwängt zwischen einem Wildbach und einem wilden Steilhang.

Je höher sie kommen, desto mehr nimmt das Licht zu, aber auch die Mühe des Esels, so daß sie schließlich alle persönlichen Reisetaschen vom Wagen nehmen und auch Syntyche absteigt, damit das Gefährt so leicht als möglich wird. Johannes von En-Dor, der nach einigen Worten den Mund nur noch öffnet, um zu husten, möchte ebenfalls absteigen. Doch sie erlauben es ihm nicht; und so bleibt er, wo er ist, während die anderen Tier und Karren ziehen und schieben und bei jeder Unebenheit des Geländes schwitzen. Doch niemand beklagt sich. Im Gegenteil, sie geben zu verstehen, daß sie alle glücklich über diese körperliche Übung sind, um die beiden, derentwegen sie sie machen, nicht zu betrüben; denn diese haben schon mehrmals ihr Bedauern darüber ausgedrückt, daß sie so viel Mühe verursachen.

Die Straße macht einen rechten Winkel, dann noch einen spitzen und endet in einer Stadt, die sich an einen so steilen Abhang schmiegt, daß man, wie Johannes sagt, den Eindruck hat, sie müsse mit ihren Häusern ins Tal rutschen.

»Aber die Häuser sind stabil, vollkommen mit dem Felsen verwachsen.«

»Also wie in Ramot ... « sagt Syntyche, die sich daran erinnert.

»Mehr noch. Hier ist der Fels ein Teil der Häuser, nicht nur ihr Fundament. Diese Stadt erinnert mehr an Gamala. Erinnert ihr euch an Gamala?«

»Ja, und damit auch an die Schweine ... « sagt Andreas.

»Genau von dort sind wir nach Tarichäa, zum Tabor und nach En-Dor aufgebrochen ... « erinnert sich Simon der Zelote.

»Ich bin dazu bestimmt, euch an peinliche Dinge und große Mühen zu erinnern ... « seufzt Johannes von En-Dor.

»Aber nein! Du hast uns eine treue Freundschaft geschenkt, nicht mehr und nicht weniger, Freund ... « sagt Judas des Alphäus mit Nachdruck, und alle stimmen ihm zu, zur Bekräftigung seiner Worte.

»Und doch ... bin ich nicht geliebt worden ... Niemand sagt es mir, aber ich kann beobachten und die einzelnen Tatsachen zu einem Bild zusammensetzen. Diese Abreise ... nein, sie war nicht vorgesehen, und die Entscheidung ist nicht spontan getroffen worden ... «

»Warum sprichst du so, Johannes?«, fragt Jesus etwas betrübt.

»Weil es wahr ist. Man hat mich nicht gewollt. Ich, und nicht die anderen, nicht einmal die großen Jünger sind erwählt worden, um so weit fortzugehen.«

»Und Syntyche?« fragt Jakobus des Alphäus, betrübt durch die Erkenntnis, die im Geist des Mannes von En-Dor auftaucht.

»Syntyche habt ihr mitgenommen, um mich nicht allein fortzuschicken ... um mir barmherzigerweise die Wahrheit zu verschleiern.«

»Nein, Johannes.«

»Ja, Meister, und weißt du, ich könnte dir auch den Namen meines Peinigers nennen. Weißt du, wo ich ihn lese? Es genügt mir, diese acht Guten zu betrachten, um seinen Namen zu lesen. Indem ich an die Abwesenheit der anderen denke, erkenne ich ihn. Der, des-

sentwegen du mich gefunden hast, ist derselbe, der mich auch zu Beelzebul schicken möchte. Er hat diese Stunde für mich herbeigeführt – und auch für dich, Meister, denn auch du leidest mit mir und vielleicht noch mehr als ich; er hat diese Stunde herbeigeführt, um mich in die Verzweiflung und in den Haß zurückzustoßen, denn er ist böse, er ist grausam, eifersüchtig und anderes mehr. Es ist Judas von Kerijot, die schwarze Seele unter deinen Dienern, die ganz Licht sind ... «

»Sprich nicht so, Johannes! Nicht nur er fehlt. Alle waren abwesend während des Lichterfestes, mit Ausnahme des Zeloten, der keine Familie hat. In dieser Jahreszeit kann man von Kerijot nicht so leicht nach Nazaret kommen. Es sind fast zweihundert Meilen Weges. Es war recht, daß er die Mutter besuchte, wie Thomas. Auch Natanaël habe ich geschont, weil er alt ist, und mit ihm Philippus, damit er Natanaël Gesellschaft leistet ... «

»Ja, die drei anderen sind auch nicht hier ... Oh, guter Jesus, du kennst die Herzen, weil du der Heilige bist. Aber nicht nur du kennst sie! Auch die Bösen erkennen die Bösen, weil sie sich in ihnen wiedererkennen. Ich war böse, und ich habe mich in meinen schlechtesten Eigenschaften in Judas wiedererkannt. Doch ich verzeihe ihm! Aus einem einzigen Grund verzeihe ich ihm, daß ich fortgeschickt werde, um in der Ferne zu sterben: weil ich durch ihn zu dir gekommen bin. Gott möge ihm das übrige verzeihen ... alles andere!«

Jesus widerspricht ihm nicht ... Er schweigt. Die Apostel schauen einander an, während sie mit der ganzen Kraft ihrer Arme den Karren auf dem glitschigen Weg aufwärtsschieben.

Der Abend ist nahe, als sie die Stadt erreichen, wo sie als Unbekannte unter Unbekannten Unterkunft in einer Herberge am südlichen Rand der Ortschaft suchen. Sie liegt an einer steilen Felswand über einem tiefen Abgrund, und es wird einem schwindlig, wenn man hinunterschaut. In der Tiefe nichts als friedlicher Schatten und das Rauschen eines Sturzbaches.

361 Der Abschied Jesu von den zwei Jüngern

Auf derselben Straße – der einzigen übrigens in diesem Dorf, das einem Adlernest auf dem einsamen Gipfel eines Berges gleicht – setzen sie am anderen Tag ihre Reise fort, verfolgt von regnerischem und kaltem Wetter, das das Vorwärtskommen erschwert. Selbst Johannes von En-Dor muß den Karren verlassen, denn der Abstieg ist noch gefährlicher als der Anstieg, und wenn der Esel auch einen sicheren Schritt hat, so treibt die Wagenlast ihn doch vorwärts, so daß das arme Tier sich in einer mißlichen Lage befindet.

Übel daran sind auch die Lenker des Fahrzeugs. Sie schwitzen heute nicht beim Schieben, sondern beim Zurückhalten des Karrens, der leicht abgleiten und Unglück verursachen oder zumindest seine Ladung verlieren könnte.

Die Straße ist erschreckend bis auf etwa einen Drittel ihrer Länge, dem letzten talabwärts. Dann wird sie weniger gefährlich, bis sie sich teilt. Sie verweilen etwas, um auszuruhen, und trocknen sich den Schweiß ab; Petrus belohnt den Esel, der vor Angst zittert, schnaubend mit den Ohren wackelt und sicher in tiefe Betrachtung versunken ist über die schmerzliche Lage der Esel und über die Launen der Menschen, die solche Straßen wählen. Simon des Jona schreibt den sinnenden Ausdruck des Tieres diesen Betrachtungen zu, und um seine Stimmung zu heben, hängt er ihm einen Sack voll Pferdebohnen um den Hals. Während der Esel gierig die harten Bohnen kaut, essen die Menschen Brot und Käse und trinken Milch aus ihren Flaschen.

Die Mahlzeit ist beendet, doch Petrus will noch seinen »Antonius tränken, der größere Ehren verdient als Cäsar«, wie er sagt, und geht mit einem Eimer, den er vom Wagen nimmt, an einen dem Meer zustrebenden Bach.

»Nun können wir gehen ... und vielleicht einen kleinen Trab versuchen, denn ich nehme an, daß hinter diesem Hügel alles eben ist ... Wir Menschen können zwar nicht traben, aber schneller ge-

hen können wir. Auf, Johannes, und du, Frau, steigt auf den Wagen und laßt uns aufbrechen.«

»Auch ich werde aufsteigen, Simon, und den Wagen lenken. Ihr folgt uns alle nach«, sagt Jesus sofort, nachdem die beiden aufgestiegen sind.

»Warum? Fühlst du dich nicht wohl? Du bist so bleich ... «

»Nein, Simon. Ich möchte nur allein mit ihnen reden ... « und er weist auf die beiden, die ebenfalls blaß geworden sind, weil sie ahnen, daß der Augenblick des Abschieds gekommen ist.

»Ah! Gut. Steige nur auf, wir werden dir folgen.«

Jesus setzt sich auf das Brett, das als Sitz für den Lenker dient, und sagt: »Komm an meine Seite, Johannes, auch du, Syntyche, komm näher ... «

Johannes setzt sich zur Linken des Herrn, Syntyche zu seinen Füßen, fast auf den Rand des Wagens, mit dem Rücken zur Straße, das Gesicht Jesus zugewandt. Auf den Fersen sitzend, die Hände im Schoß gefaltet, damit sie nicht zittern, das Gesicht bleich, die herrlichen violettschwarzen Augen wie verschleiert vom vielen Weinen, unter dem Schatten des tief herabgezogenen Schleiers und des Mantels gleicht sie einer untröstlichen Pietà.

Johannes erst! ... Ich glaube, selbst wenn am Ende der Straße ein Galgen auf ihn warten würde, hätte er ein weniger schmerzverzerrtes Gesicht.

Der Esel geht im Schritt, so gehorsam und verständig, daß Jesus nicht sehr auf ihn aufpassen muß. Jesus nützt die Gelegenheit, um die Zügel loszulassen, die Hand des Johannes zu ergreifen und die andere auf das Haupt der Syntyche zu legen.

»Meine Kinder. Ich danke euch für alle Freuden, die ihr mir geschenkt habt. Es war für mich ein mit Blumen der Freude geschmücktes Jahr, denn ich habe eure Seelen pflücken und betrachten können, um die Häßlichkeit der Welt zu verdecken; um die von der Sünde der Welt verdorbene Luft mit ihrem Wohlgeruch zu erfüllen; um mich mit Wonne zu erfüllen und mich in der Hoffnung zu be-

stärken, daß meine Sendung nicht umsonst sei. Margziam, du, mein Johannes, Ermastheus, du, Syntyche, Maria des Lazarus, Alexander Misaze und noch andere . . . Die Siegesblumen des Erlösers, die mir nur jene redlichen Herzens nachfühlen können . . . Warum schüttelst du das Haupt, Johannes?»

»Weil du gut bist und mich zu denen, die redlichen Herzens sind, zählst. Doch meine Sünde ist immer in meinem Gedächtnis gegenwärtig . . . «

»Deine Sünde ist die Frucht eines Fleisches, das von zwei Übeltätern aufgestachelte wurde. Die Rechtschaffenheit deines Herzens ist die Grundlage deines ehrlichen Ichs, das nur nach Gerechtigkeit verlangt, aber ins Unglück geraten ist, weil die Gerechtigkeit dir durch den Tod oder die Bosheit genommen wurde. Doch blieb sie unter der Last der großen Schmerzen stets lebendig. Es genügte, daß die Stimme des Erlösers in die Tiefe drang, wo dein Ich krank daniederlag, damit du wieder auf die Füße sprangst und jede Last abschütteltest, um zu mir zu kommen. Ist es nicht so? Also bist du ein im Herzen Gerechter. Viel, viel gerechter als andere, die deine Sünde nicht haben, dafür aber viel schlimmere, die sich dessen bewußt sind und hartnäckig dabei bleiben.

Seid daher gesegnet, ihr Blumen meines Triumphes als Erlöser. In dieser verstockten und feindlichen Welt, die den Erlöser mit Bitterkeit und Abscheu erfüllt, habt ihr die Liebe vertreten. Ich danke euch! In den schwersten Stunden, die ich in diesem Jahr erlebt habe, habt ihr mir Trost und Stärkung gegeben. In den noch leidvolleren, die ich haben werde, werde ich noch mehr an euch denken. Bis zum Tod! Mit mir werdet ihr in der Ewigkeit sein, ich verspreche es euch.

Ich vertraue euch meine teuersten Anliegen an, nämlich die Wegbereitung meiner Kirche in Kleinasien, dort, wo ich nicht hingehen kann, weil Palästina der Ort meiner Mission ist, auch weil der im Alten befangene Geist der Großen Israels mir mit allen Mitteln Schaden zufügen würde, wenn ich anderswo hinginge. So möchte ich noch andere wie Johannes und Syntyche für andere Länder haben,

damit meine Apostel das Erdreich gepflügt vorfinden, wenn die Stunde gekommen ist, den Samen auszustreuen.

Seid sanft und geduldig und gleichzeitig stark, um durchzudringen und zu ertragen. Ihr werdet Verstocktheit und Spott antreffen. Seid deswegen nicht betrübt. Denkt: „Wir essen das gleiche Brot und trinken den gleichen Kelch wie unser Jesus.“ Ihr seid nicht mehr als euer Meister und könnt nicht verlangen, ein besseres Los zu haben. Das beste Los ist dieses: zu teilen, was des Meisters ist.

Ich gebe nur eine Weisung: Seid nicht traurig und sucht auch nicht nach einer Erklärung für diese Entfernung, die kein Exil ist, wie Johannes es vermutet, sondern euch im Gegenteil vor allen anderen an die Schwelle des Vaterlandes führt, als Diener, die besser unterrichtet sind als alle anderen. Der Himmel hat sich über euch gesenkt wie ein mütterlicher Schleier, und der König der Himmel nimmt euch schon in seinen Schoß auf; er beschützt euch unter seinen Flügeln des Lichtes und der Liebe wie Erstgeborene der zahllosen Schar der Diener Gottes, des Wortes Gottes, das euch im Namen des Vaters und des ewigen Geistes jetzt und immer segnet.

Betet für mich, den Menschensohn, der all seinen Qualen als Erlöser entgegengeht. Oh! Wahrlich, meinem Menschsein steht bevor, von allen bitteren Erkenntnissen gequält zu werden! ... Betet für mich. Ich werde eure Gebete brauchen ... Sie werden Liebkosungen für mich sein ... Ausdruck der Liebe ... Sie werden mir eine Hilfe sein, damit ich nicht sagen muß: „Die ganze Menschheit ist von Satan in Besitz genommen!“

Leb wohl, Johannes. Wir wollen uns den Abschiedskuß geben ... Weine nicht so ... Selbst wenn es mich große Opfer gekostet hätte, hätte ich dich bei mir behalten, wenn ich nicht sehen müßte, wieviel Gutes diese Trennung für dich und mich bewirkt. Ewiges Gut ...

Leb wohl, Syntyche. Ja, küsse meine Hände und denk daran, daß wenn die Verschiedenheit der Geschlechter mich auch daran hindert, dich wie eine Schwester zu küssen, so gebe ich doch deiner Seele meinen Kuß als Bruder ...

Erwartet mich mit eurer Seele, ich werde kommen. Ich bin bei euch, in euren Mühen und in euren Seelen. Ja, wenn auch die Liebe zum Menschen meine göttliche Natur in sterbliches Fleisch gehüllt hat, so kann es doch ihrer Freiheit keine Grenzen setzen. Ich bin als Gott frei, zu dem zu gehen, der es verdient, daß Gott mit ihm ist. Lebt wohl, meine Kinder, der Herr ist mit euch . . . «

Er reißt sich los aus der verzweifelten Umarmung des Johannes, der ihn an den Schultern festhält, und von Syntyche, die sich an seine Knie klammert, steigt vom Wagen, grüßt die Apostel mit einem Zeichen der Hand und eilt davon wie ein verfolgter Hirsch auf der Straße, auf der sie gekommen sind . . .

Der Esel ist stehengeblieben, da er gemerkt hat, daß die Zügel, die zuvor auf den Knien Jesu lagen, zu Boden gefallen sind. Überrascht stehengeblieben sind auch die acht Apostel, die dem Meister nachschauen, der sich immer weiter entfernt.

»Er hat geweint . . . « flüstert Johannes.

»Er war bleich wie der Tod . . . « murmelt Jakobus des Alphäus.

»Nicht einmal seine Tasche hat er mitgenommen . . . Sie liegt dort auf dem Wagen . . . « bemerkt der andere Jakobus.

»Was wird er jetzt tun?« fragt Matthäus.

Judas des Alphäus bietet die ganze Kraft seiner mächtigen Stimme auf und ruft: »Jesus, Jesus! Jesus . . . !« Das Echo der Hügel antwortet von fern: »Jesus, Jesus, Jesus . . . !« Doch eine Wegbiegung verbirgt im Grün ihrer Bäume den Meister, ohne daß dieser sich noch einmal umwendet, um zu sehen, wer ihn ruft . . .

»Er ist gegangen . . . Es bleibt uns nichts anderes übrig, als auch zu gehen . . . « sagt Petrus traurig, indem er den Wagen besteigt und die Zügel ergreift, um den Esel anzutreiben.

Der Wagen setzt sich schaukelnd in Bewegung, begleitet vom rhythmischen Trab der beschlagenen Hufe und dem schmerzlichen Weinen der beiden Verlassenen, die hinten im Wagen seufzen: »Wir werden ihn nie wiedersehen, nie wieder, nie wieder . . . «

362 Schmerz, Gebet und Buße Jesu

Jesus befindet sich wieder am Fuße des Bergmassivs, auf dem Jiftachel liegt. Doch nicht auf der Hauptstraße (wenn wir sie so nennen wollen) oder dem Saumpfad, den er zuvor mit dem Wagen genommen hat, sondern auf einem Pfad für Steinböcke; so abschüssig, steinig und zerklüftet ist dieser Weg, der an den Berg geklebt oder besser gesagt in die steile Bergwand eingeschnitten ist, wie wenn eine riesige Kralle darübergefahren wäre. An seinem Rand geht es hinunter in eine fürchterliche Schlucht, in deren Tiefe ein reißender Gießbach schäumt. Hier einen Fehltritt zu machen, würde bedeuten, rettungslos in die Tiefe zu stürzen, von Dornbusch zu Dornbusch und anderen wilden Gewächsen, die nicht senkrecht, sondern waagrecht aus den Felsspalten wachsen, da es ihr Standort nicht anders zuläßt. Ein Fehltritt würde bedeuten, von all den dornigen Zweigen dieser Pflanzen zerrissen zu werden oder sich die Rippen zu brechen beim Aufprall auf die harten Baumstrünke, die über dem Abgrund hängen. Ein Fehltritt würde bedeuten, von den scharfen Steinspitzen zerfleischt zu werden, die aus der Felswand der Schlucht herausragen. Ein Fehltritt würde bedeuten, blutend und zerschmettert in das schäumende Wasser des reißenden Gießbaches zu fallen und zu ertrinken, auf spitzen Felssplintern liegend und von den wilden Wellen geschlagen.

Doch benützt Jesus gerade diesen Pfad, diesen Kratzer im Felsen, der noch gefährlicher wird durch die Feuchtigkeit, die dampfend vom Gießbach aufsteigt, von der überhängenden Felswand herabrinnt und von den Bäumen tropft, die auf dieser vorstehenden, leicht nach innen gewölbten Felswand wachsen. Ich will mich bemühen, Ihnen (dem Seelenführer) diesen höllischen Ort zu skizzieren.

Jesus geht langsam, vorsichtig, überlegt jeden Schritt auf den spitzen Steinen, von denen einige sich losgelöst haben, und ist manchmal gezwungen, sich an die Wand zu pressen, wenn sich der Weg stark verengt, und um gefährliche Stellen zu überwinden, muß er

sich an den Ästen festhalten, die von der Felswand herabhängen. Er geht so um die Westseite herum und gelangt zur Südseite, gerade zu der Stelle, wo der Berg, nach einem senkrechten Abfall vom Gipfel, eine Höhlung bildet, so daß der Weg breiter wird, wenngleich er auch an Höhe verliert. Jesus muß an manchen Stellen mit geneigtem Haupt gehen.

Vielleicht hat er die Absicht, hier anzuhalten, wo der Pfad wie nach einem Steinschlag plötzlich aufhört. Doch nachdem er den Ort genauer betrachtet hat, sieht er, daß sich unter dem Felsvorsprung eine Höhle befindet, mehr ein Felsspalt als eine Höhle, und läßt sich auf dem Geröll hinab. Er geht hinein. Am Anfang ist es ein Spalt, doch im Innern wird es eine geräumige Grotte, als ob der Berg vor langer Zeit, aus ich weiß nicht welchem Grund, mit Pickeln ausgehauen worden wäre. Man kann deutlich erkennen, wo die natürlichen Einbuchtungen des Felsens von Menschenhand erweitert worden sind, und zwar so, daß sich dem Eingang gegenüber ein Gang öffnet, an dessen Ende Lichtschein eindringt und ferne Büsche zu sehen sind; offensichtlich zieht sich der Gang also durch den Sporn des Berges von Süden nach Osten.

Jesus zwingt sich durch diesen halbdunklen, engen Stollen und erreicht den Ausgang, der oberhalb der Straße liegt, die er mit den Aposteln und dem Karren genommen hat, um nach Jiftach-El zu gelangen.

Die Berge, die den See von Galiläa umgeben, liegen vor ihm, jenseits des Tales, und in Richtung Nordosten glänzt der große Hermon in seinem Gewand aus Schnee. Eine uralte Treppe ist an dieser Seite des Berges, die nicht so steil abfällt, ausgehauen worden, und diese Stufen führen zum Saumpfad im Tal und zur Höhe, auf der Jiftach-El liegt.

Jesus freut sich über seine Entdeckung. Er kehrt in die geräumige Höhle zurück und sucht nach einem geschützten Platz, wo er trockenes Laub, das der Wind angeweht hat, aufhäuft. Ein armseliges Lager, ein Schleier trockenen Laubes zwischen seinem Körper

und dem nackten, eiskalten Erdboden ... Er läßt sich darauf nieder und bleibt reglos liegen, die Hände unter dem Haupt, die Augen zur felsigen Decke gerichtet, gedankenverloren, ich möchte sagen, erschöpft, wie einer, der eine Anstrengung oder einen Schmerz, die seine Kräfte übersteigen, hinter sich hat. Dann beginnen langsam und lautlos Tränen aus seinen Augen zu quellen. Sie rollen an beiden Seiten des Gesichtes herab, verlieren sich bei den Ohren in den Haaren und enden gewiß im dünnen Laub ...

Lange weint er so, schweigend und regungslos ... Dann setzt er sich auf und, das Haupt zwischen den Knien, die er mit beiden Armen umfangen hat, ruft er mit seiner ganzen Seele nach der fernen Mutter: »Mutter! Mutter! Meine Mutter! Meine ewige Wonne! Oh, Mutter! Oh, Mutter, wie gerne hätte ich dich jetzt in meiner Nähe! Warum habe ich dich nicht immer bei mir, dich, den mir von Gott gesandten einzigen Trost?«

Nur die Höhle antwortet mit einem leisen Echo auf seine Worte, auf sein Schluchzen, und es scheint, als weine und schluchze auch sie in ihren Winkeln, ihren Felsbrocken und den wenigen und noch kleinen Tropfsteinen, die in der Ecke, die die unterirdischen Gewässer wohl am stärksten benetzen, herabhängen.

Jesus beruhigt sich etwas, als ob das Rufen nach der Mutter ihn schon getröstet hätte, und sein Weinen wird langsam zu einem Selbstgespräch.

»Sie sind fortgegangen ... Weshalb? Wegen wem? Warum habe ich ihnen diesen Schmerz zufügen müssen? Warum mir selbst, da doch die Welt mir schon den Tag mit Schmerz erfüllt? ... Judas!«

Wer weiß, wohin nun die Gedanken Jesu gehen, der das Haupt von den Knien erhebt und vor sich hinschaut mit weit geöffneten Augen und angespanntem Gesicht, wie jemand, der in Schauungen künftiger Ereignisse oder tiefe Betrachtung versunken ist. Er weint nicht mehr, leidet jedoch sichtlich. Dann scheint er einem unsichtbaren Fragesteller zu antworten und steht auf.

»Ich bin Mensch, Vater. Ich bin der Mensch. Die Tugend der

Freundschaft ist in mir verwundet und zerrissen, sie krümmt sich und klagt schmerz erfüllt . . .

Ich weiß, daß ich alles erleiden muß. Ich weiß es. Als Gott weiß ich es, und als Gott will ich es auch, zum Heil der Welt. Auch als Mensch weiß ich es, denn mein göttlicher Geist teilt es meiner Menschlichkeit mit, und auch als Mensch will ich es, zum Heil der Welt. Doch Welch ein Schmerz, o mein Vater!

Diese Stunde ist viel leidvoller als jene, die ich mit meinem und deinem Geist in der Wüste erlebt habe . . . Die jetzige Versuchung, dieses abstoßende und quälende Wesen, das den Namen Judas trägt, nicht mehr an meiner Seite zu dulden und zu ertragen, ist viel stärker. Er ist die Ursache so vieler Schmerzen, die mich tränken und durchdringen und die Seelen quälen, denen ich den Frieden geschenkt habe.

Vater, ich fühle es. Du wirst immer strenger mit deinem Sohn, je mehr ich mich dieser meiner Sühne für das Menschengeschlecht nähere. Deine Güte wendet sich immer mehr von mir ab, und dein strenges Antlitz erscheint meinem Geist, der immer tiefer in den Abgrund gestoßen wird, in dem die Menschheit, durch deine Strafe geschlagen, seit Jahrtausenden seufzt.

Es war mir süß zu leiden, und süß war der Weg zu Beginn meines Lebens, süß auch, als ich vom Sohn des Zimmermanns zum Lehrer der Welt wurde, mich von der Mutter losriß, um dich, den Vater, dem gefallenem Menschen zurückzugeben. Im Vergleich zur heutigen Stunde war der Kampf mit dem Feind bei der Versuchung in der Wüste noch leicht. Ich habe mich ihm gestellt mit der Kühnheit eines Helden, der auf alle seine Kräfte zählen kann . . . Oh, mein Vater! . . . Wie sind jetzt meine Kräfte geschwächt von der Lieblosigkeit und der Kenntnis vieler, allzu vieler Dinge . . .

Ich wußte, daß Satan, nachdem er mich versucht hatte, mich verlassen würde, und er verschwand. Die Engel kamen, um deinen Sohn zu trösten, da er Mensch und als solcher der Versuchung Satans ausgesetzt war.

Doch jetzt wird die Versuchung kein Ende nehmen, nach dieser Stunde, in der der Freund leidet wegen der Freunde, die weit weggeschickt worden sind, und wegen des verräterischen Freundes, der ihm in der Nähe und in der Ferne schadet. Sie wird kein Ende haben. Deine Engel werden nicht kommen, um mich in dieser Stunde und nach dieser Stunde zu trösten.

Doch die Welt wird kommen. Mit all ihrem Haß, ihrem Spott, ihrer Verständnislosigkeit. Er wird kommen, immer näher, quälender und gemeiner, der Verräter, der Meineidige, der sich an Satan verkauft hat, o Vater ...!«

Es ist wirklich ein herzerreißender Aufschrei, ein angstvoller Flehruf, und Jesus wird so unruhig, daß er mich an Getsemani erinnert.

»Vater! Ich weiß es. Ich kann ihn sehen ... Während ich hier leide und leiden werde, während ich meine Leiden für seine Bekehrung aufopfere und für alle, die mir aus den Armen gerissen wurden und nun mit verwundetem Herzen ihrem Schicksal entgegengehen, verkauft er sich, um größer zu werden als ich, der Menschensohn!

Nicht wahr, ich bin der Menschensohn? Ja! Aber ich bin ja nicht der einzige. Das ganze Menschengeschlecht ist da, die fruchtbare Eva hat ihre Kinder zur Welt gebracht, und wenn ich Abel, der Unschuldige, bin, so fehlt auch Kain nicht in der Nachkommenschaft der Menschheit. Wenn ich der Erstgeborene bin, so wie die Menschenkinder es in deinen Augen sein sollten, ohne Makel, so ist er, der in Sünde Geborene, der Schlimmste von denen, die so geworden sind, wie sie sind, nachdem sie in die vergiftete Frucht gebissen haben.

Noch nicht zufrieden damit, die abstoßenden und gotteslästerlichen Triebe der Lüge, der Lieblosigkeit, des Blutdurstes, der Geldgier, des Stolzes und der Unzucht in sich herumzutragen, hat er sich mit Satan verbündet; dieser Mensch, der ein Engel hätte werden können, wird zum Dämon ... „Luzifer wollte Gott gleich sein, und daher wurde er aus dem Paradies vertrieben und wohnt, in einen Dämon verwandelt, in der Hölle.“

Aber Vater! Oh, mein Vater! Ich liebe ihn ... ich liebe ihn noch. Er ist ein Mensch ... Einer von denen, derentwegen ich dich verlassen habe ... Um meiner Verdemütigung willen rette ihn ... Allerhöchster Herr, gewähre mir, ihn zu erlösen. Diese Buße möge mehr für ihn als für die anderen bestimmt sein! Oh, ich weiß, wie unangebracht es ist, darum zu bitten, ich, der ich alles weiß! ... Doch, mein Vater, schaue nur einen Augenblick nicht auf mich als dein Wort, betrachte nur meine Menschlichkeit des Gerechten ... und laß mich nur für einen Augenblick „der Mensch“ in deiner Gnade sein, ein Mensch, der die Zukunft nicht kennt und sich täuschen kann ... ein Mensch, der das unvermeidliche Schicksal nicht kennt und deshalb mit absoluter Hoffnung beten kann, um dir das Wunder zu entreißen.

Ein Wunder! Ein Wunder für Jesus von Nazaret, für Jesus der Maria von Nazaret, der von uns ewig Geliebten! Ein Wunder, das die Vorherbestimmung außer Kraft setzt und sie nichtig macht! Die Rettung des Judas! Er hat an meiner Seite gelebt, hat meine Worte in sich aufgenommen, die Nahrung mit mir geteilt und an meiner Brust geruht ... Nicht er, nicht er sei mein Satan! ...

Ich bitte dich nicht darum, nicht verraten zu werden ... Dies muß sein und wird sein ... denn durch meinen Schmerz, verraten zu werden, mögen alle Lügen vergeben werden, durch meinen Schmerz, verkauft worden zu sein, möge alle Habgier gesühnt und ausgelöscht werden, durch meinen Schmerz als Verfluchter mögen alle Gotteslästerungen wiedergutmacht werden, dafür, daß man nicht an mich glaubt und nicht glauben wird, möge den Glaubenslosen der Glaube geschenkt werden, und durch meine Qual mögen die Menschen von allen Sünden des Fleisches gereinigt werden. Aber ich bitte dich: nicht er, nicht er, Judas, mein Freund und mein Apostel!

Ich wollte, daß niemand mein Verräter wäre ... Niemand! ... Nicht einmal der Entfernteste in den nördlichsten eisigen Zonen oder im Feuer der heißesten Gegenden ... Ich wollte, daß der Op-

fernde du allein seist ... wie du es schon andere Male gewesen bist, als du mit deinem Feuer die Brandopfer entzündet hast. Da ich jedoch durch Menschenhand sterben muß, durch die Henkershand eines verräterischen Freundes, des Schamlosen, der die Fäulnis Satans in sich hat und schon danach trachtet, mir an Macht gleich zu sein – so denkt er in Hochmut und Unzucht – da ich durch Menschenhand sterben muß; Vater, gewähre, daß nicht er es sei, den ich Freund genannt und als solchen geliebt habe.

Vermehre, Vater, meine Qualen, aber gib mir die Seele des Judas. Ich lege diese Bitte auf den Altar meiner selbst als Sühneopfer ... Vater, nimm sie an! ...

Der Himmel ist verschlossen und stumm! ... Ist also dies der Schrecken, den ich bis zum Tod ertragen muß?

Der Himmel ist stumm und verschlossen! ... Wird dies also das Schweigen und der Kerker sein, in dem ich meinen Geist aushauchen werde?

Der Himmel ist stumm und verschlossen! ... Wird dies also die größte Pein des Märtyrers sein? ...

Vater, dein Wille geschehe, nicht mein Wille ... Doch um meiner Leiden willen, oh, wenigstens dies! Um meiner Leiden willen gib Frieden und Hoffnung dem anderen Märtyrer des Judas, Johannes von En-Dor! Mein Vater ... er ist wahrlich besser als viele andere. Er ist einen Weg gegangen, den wenige gehen und gehen werden können. Für ihn ist die Erlösung schon vollzogen. Verleihe ihm daher deinen vollkommenen Frieden, damit ich ihn einst bei mir in meiner Herrlichkeit habe, wenn auch für mich alles erfüllt sein wird zu deiner Ehre und im Gehorsam gegen dich ... Mein Vater ...!«

Jesus ist allmählich auf die Knie gesunken und weint, das Gesicht am Boden.

Er betet, während das Licht des kurzen Wintertages in der dunklen Höhle rasch abnimmt und das Rauschen des Gießbaches scheinbar um so lauter wird, je länger die Schatten im Tal werden ...

363 Der Aufbruch von Ptolemaïs und die Fahrt nach Tyrus

Die Stadt Ptolemaïs scheint von einem tiefen, bleiernen Himmel erdrückt zu werden, auf dem kein einziger blauer Fleck eine Abwechslung in der dunklen Eintönigkeit bildet. Nein, keine einzelne Wolke, weder ein Federwölkchen noch eine Gewitterwolke, an der geschlossenen Decke des Firmaments, sondern ein einziges schweres Gewölbe, wie ein Deckel, der gerade auf einen Topf gestülpt wird. Ein riesiger Deckel aus schmutzigem Zinn, rußig, düster und bedrückend. Die weißen Häuser der Stadt scheinen aus Kreide, roher grauer Kreide, in diesem Licht, farblos und trüb das Blattwerk der immergrünen Gewächse, gespensterhaft die Gesichter der Menschen und matt die Farben der Gewänder. Die Stadt erstickt im erdrückenden Schirokko.

Das Meer ist, wie der Himmel, ein Ausdruck des Todes. Ein endloses, unbewegliches, verlassenes Meer, das aber nicht bleiern ist. Nein, es ist eine grenzenlose und, ich möchte fast sagen, faltenlose Fläche, eine ölige Masse, grau wie es die Erdöltümpel sein müssen, oder besser, wenn es dies gäbe, ein Silbersee, dessen Wasser mit Ruß und Asche vermischt ist und der den typischen Glanz von Quarzsplittern hat, aber dennoch nicht schimmert, so leblos und matt ist er. Den Glanz bemerkt man erst durch das Mißbehagen, welches das geblendete Auge empfindet, durch das Zittern schwärzlicher Perlmutterfarbe, die ermüdet, ohne zu erfreuen. Soweit das Auge reicht, keine Welle. Der Blick schweift bis zum Horizont, wo das tote Meer den toten Himmel berührt, ohne eine Wellenbewegung zu sehen, doch man erkennt, daß das Wasser nicht erstarrt ist, denn an der Oberfläche sind kaum merkliche Strömungen wahrzunehmen, die das schmutzige Schimmern bewirken. So tot ist alles, daß die Wasser am Ufer still sind wie in einem Becken, ohne die geringste Andeutung von Flut oder Brandung. Der Sand ist genau auf einen Meter landeinwärts feucht und läßt darauf schließen, daß seit Stunden keine Wellen mehr ans Ufer geschlagen haben. Absolute Windstille.

Die vereinzelt Schiffe, die im Hafen liegen, sind reglos. Sie scheinen in fester Materie zu stecken, so bewegungslos sind sie. Selbst die wenigen Stoffetzen, Flaggen oder Kleidungsstücke, die an den hohen Mastbäumen befestigt sind, hängen unbeweglich herab.

Aus einer Gasse des von Armen bevölkerten Hafenviertels begeben sich die Apostel zum Meer, zusammen mit den beiden, die auf dem Weg nach Antiochia sind. Ich weiß nicht, was sie mit dem Esel und dem Karren gemacht haben, die ich nicht mehr sehe. Petrus und Andreas tragen jetzt die eine Truhe, und Jakobus und Johannes die andere, während Judas des Alphäus den zusammengelegten Webstuhl auf die Schultern genommen hat, und Matthäus, Jakobus des Alphäus und Simon der Zelote sich die Taschen der anderen, einschließlich derjenigen von Jesus, aufgeladen haben. Syntyche hat nur einen Korb mit Lebensmitteln in den Händen, und Johannes von En-Dor trägt nichts.

Sie gehen behende durch die Menge, die zum großen Teil mit Einkäufen vom Markt kommt, oder, wenn es sich um Seeleute handelt, zum Hafen eilt, um die Schiffe zu beladen, zu entladen oder zu reparieren, je nachdem.

Simon des Jona geht mit sicherem Schritt voran. Er muß genau wissen, wo er hinzugehen hat, denn er schaut sich nicht um. Ganz rot im Gesicht, hält er die Schlinge eines Strickes, die als Handgriff für die Truhe dient, und Andreas auf der anderen Seite macht es ebenso. Aus ihren und ihrer Kameraden Jakobus und Johannes angeschwollenen Hand- und Armmuskeln kann man schließen, welche Anstrengung für sie das Tragen der Truhen bedeutet, denn um sich freier bewegen zu können, haben sie nur das kurze, ärmellose Untergewand an und gleichen den Gepäckträgern, die von den Schuppen zu den Schiffen gehen. So bleiben sie völlig unbeachtet.

Petrus geht nicht zum großen Anlegeplatz, sondern über einen knarrenden Steg zu einem kleinen Landesteg für Fischerboote an einer kleinen, halbkreisförmigen Mole. Er schaut umher und ruft etwas.

Ein Mann antwortet ihm und erhebt sich vom Boden eines starken, geräumigen Bootes.

»Willst du wirklich abreisen? Schau, das Segel nützt heute nichts. Du wirst die Ruder benutzen müssen.«

»Das wird mich erwärmen und meinen Appetit anregen.« »Aber bist du denn überhaupt fähig, ein Boot zu führen?« »Aber ja! Mann! Ich konnte noch nicht Mutter sagen, da hatte mir mein Vater schon Wurfleine und Segeltaue in die Hand gegeben. Ich habe meine Milchzähne daran geschliffen ... «

»Weißt du auch warum? Dieses Boot ist mein einziger Besitz, verstehst du ... !«

»Seit gestern erzählst du mir dasselbe ... Kennst du kein anderes Lied?« »Ich weiß nur, daß ich ruiniert bin, wenn du untergehst ... «

»Ruiniert wäre ich, denn ich würde meine Haut verlieren, nicht du!«

»Aber dies ist mein Hab und Gut, mein Brot, meine Freude und die Freude meiner Frau, die Mitgift für mein Mädchen, und ... «

»Uff, reize meine Nerven nicht, die schon einen Krampf haben ... einen Krampf, der schlimmer ist als der der Schwimmer. Ich habe dir so viel gegeben, daß ich sagen könnte: „Ich habe das Boot gekauft.“ Ich habe deine Forderung angenommen und nicht gehandelt, du Seeräuber, ich habe dir bewiesen, daß ich von Rudern und Segeln mehr verstehe als du, und wir haben uns über alles geeinigt. Wenn dir der Lauchsalat, den du gestern abend gegessen hast – dein Mund stinkt ja noch danach wie ein Kielraum – nicht gut bekommen ist und du nun Bedenken hast und es bereust, dann ist mir das gleichgültig. Wir haben das Geschäft vor zwei Zeugen abgeschlossen, von denen ich einen gestellt habe und du den anderen, das genügt. Komm heraus, du haariger Krebs, und laß mich hinein!«

»Aber ich ... wenigstens eine Garantie ... Wenn du stirbst, wer bezahlt mir dann das Schiff?«

»Das Schiff? Nennst du diesen ausgehöhlten Kürbis Schiff? Oh, du erbärmlicher und eingebildeter Wicht! Um dich zufriedenzustellen und zu einem raschen Entschluß zu bewegen, bezahle ich dir weite-

re hundert Drachmen. Mit diesem Geld und dem, das ich dir schon gegeben habe, kannst du dir drei von diesen Maulwürfen bauen lassen ... Nein, ich werde dir kein Geld geben. Du wärest imstande, mich einen Verrückten zu schelten und bei meiner Rückkehr noch mehr dafür zu verlangen. Ich werde zurückkehren, dessen kannst du sicher sein. Vielleicht, um dich zu ohrfeigen, wenn du mir eine Barke mit fehlerhaftem Kiel gegeben hast. Ich werde dir den Esel und den Wagen als Pfand hinterlassen ... Nein, nicht einmal das! Meinen Antonius vertraue ich dir nicht an. Du wärest imstande, dein Handwerk zu wechseln, Fuhrmann zu werden und durchzubrennen, während ich unterwegs bin. Mein Antonius ist zehnmal so viel wert wie dein Boot. Es ist besser, dir Geld zu geben. Doch vergiß nicht, daß es sich um ein Pfand handelt und daß du mir das Geld bei meiner Rückkehr zurückgeben mußt. Hast du verstanden oder nicht? Hallo, ihr Männer auf dem Schiff! Wer von euch ist aus Ptolemaïs?«

Auf einem in der Nähe liegenden Boot zeigen sich drei Gesichter:
»Wir!«

»Kommt her!«

»Nein, nein, das ist nicht nötig. Wir machen es unter uns aus«, fleht der Bootsverleiher.

Petrus schaut ihn prüfend an, überlegt, und da er sieht, daß der andere das Boot verläßt und sich beeilt, den Webstuhl aufzuladen, den Judas auf den Boden gestellt hat, murmelt er: »Ich habe verstanden!« Er schreit denen auf dem Nachbarboot zu: »Nicht mehr nötig. Bleibt nur, wo ihr seid.« Dann entnimmt er einer kleinen Börse einige Münzen, zählt sie, küßt sie und sagt: »Ade, ihr Lieben!« und gibt sie dem Bootsverleiher.

»Warum hast du die Münzen geküßt?« fragt dieser überrascht.

»Ein ... Brauch. Leb wohl, Dieb! Los, ihr! Du, halte wenigstens das Boot fest. Du kannst das Geld nachher zählen. Du wirst sehen, daß ich dich nicht betrogen habe. Ich will dich nicht in der Hölle zum Kameraden haben, weißt du? Ich stehle nicht. Auf, hopp! Auf, hopp!« und er zieht die erste Kiste an Bord. Dann hilft er den ande-

ren, ihre Kiste, die Taschen und alles übrige unterzubringen, verteilt das Gewicht richtig und ordnet die Gegenstände auf solche Weise, daß er beim Manövrieren ungehindert ist; dann sind die Personen an der Reihe.

»Siehst du, daß ich es verstehe, mit einem Boot umzugehen, du Vampir. Setz dich in Bewegung und geh deines Weges!«

Zusammen mit Andreas stößt er das Ruder gegen die Mole, um sich von ihr zu lösen.

Als das Boot von der Strömung erfaßt wird, gibt er das Steuer Matthäus und sagt: »Du, der du, um uns genügend zu rupfen, oft zum Fischfang gekommen bist, kannst gut damit umgehen.« Dann setzt er sich am Bug auf die vorderste Bank an die Seite von Andreas. Vor ihm sitzen Jakobus und Johannes des Zebedäus und rudern mit regelmäßigen, kräftigen Stößen. Die Barke gleitet ohne Erschütterungen schnell dahin, obwohl sie reichlich beladen ist, vorbei an den Flanken der großen Schiffe, von denen ihnen Worte des Lobes für den einwandfreien Ruderschlag zugerufen werden.

Auf dem offenen Meer, außerhalb der Molen ... Ptolemaïs zieht mit seinen am Ufer aneinandergereihten Häusern und dem Hafen im Süden an den Augen der Abreisenden vorbei.

Auf dem Boot herrscht absolutes Schweigen. Man hört nur das Ächzen der Ruder in ihren Riemen.

Nach einer Weile, Ptolemaïs liegt nun schon im Rücken, sagt Petrus: »Wenn es nur etwas Wind gäbe! ... Doch nichts, kein Hauch ...!«

»Wenn es nur nicht regnet ...!« sagt Jakobus des Zebedäus.

»Hm, es sieht ganz danach aus ... «

Schweigen und Ruderarbeit für lange Zeit.

Dann fragt Andreas: »Warum hast du die Münzen geküßt?«

»Weil man sich von jemand, der für immer abreist, verabschiedet. Ich werde sie nie wiedersehen, und das tut mir leid. Ich hätte sie lieber einem Armen geschenkt ... Aber Geduld! Die Barke ist wirklich gut, stark und gut gebaut. Es ist die beste von ganz Ptolemaïs,

und deshalb habe ich den Forderungen des Eigentümers nachgegeben, aber auch, um nicht zu oft gefragt zu werden, wohin es geht. Deshalb habe ich ihm auch gesagt: „Wir wollen im Weißen Garten Einkäufe machen ...“ Ach, nun fängt es an zu regnen. Bedeckt euch, so gut ihr könnt, und du, Syntyche, gib dem Johannes das Ei. Es ist Zeit ... um so mehr, als bei einem so ruhigen Meer der Magen keine Schwierigkeiten machen dürfte ... Was wird Jesus jetzt tun? Ohne Kleider zum Wechseln und ohne Geld! Wo wird er jetzt sein?«

»Er wird für uns beten, ganz gewiß«, antwortet Johannes des Zebedäus.

»Gut, aber wo ... ?«

Niemand kann eine Antwort darauf geben, und die Barke gleitet schwer und mühsam unter dem bleiernen Himmel auf dem aschgrauen Meer dahin, durch einen feinen, nebelartigen Regen, der lästig ist wie ein ständiger Juckreiz. Die Berge, die sich nach einer ebenen Gegend wieder dem Meer nähern, erscheinen fahl in der nebligen Luft. Das Meer in der näheren Umgebung ermüdet die Augen auch weiterhin mit seinem seltsamen Phosphoreszieren, das sich in der Ferne in einem Dunstschleier verliert.

»Bei der Ortschaft dort wollen wir haltmachen, uns ausruhen und etwas essen«, sagt Petrus, der unermüdlich rudert. Die anderen stimmen ihm zu.

Die Ortschaft ist erreicht. Es ist ein Weiler mit Fischerhütten, die sich an einen dem Meer zugewandten Bergvorsprung schmiegen.

»Hier kann man nicht aussteigen. Wir haben keinen festen Grund ...«, murmelt Petrus. »Gut, dann werden wir eben hier essen, wo wir sind.«

Die Ruderer essen mit gutem Appetit, die beiden Verbannten ohne allzu große Lust. Immer wieder hört es auf zu regnen, dann kommt ein neuer Schauer. Das Dorf ist entvölkert, als hätte es keine Einwohner. Doch besagen die von Haus zu Haus fliegenden Tauben und die auf den Altanen aufgehängten Wäschestücke, daß Menschen dort sind. Endlich erscheint ein halbnackter Mann auf der Straße, der zu einer an Land gezogenen Barke geht.

»Hallo, Mann! Bist du Fischer?« schreit Petrus, indem er die Hände trichterförmig an den Mund legt.

»Jawohl.« Es ist ein durch die große Entfernung kaum hörbares »Jawohl.«

»Was für ein Wetter ist zu erwarten?«

»Bald Dünung, und wenn du nicht von hier bist, dann rate ich dir, sofort hinter das Kap zu fahren. Dort sind die Wogen ruhiger, besonders wenn du am Ufer entlangfährst, was du kannst, denn das Meer ist tief. Aber mach dich gleich auf . . . «

»Ja. Der Friede sei mit dir!«

»Auch euch Friede und Glück!«

»Also vorwärts«, sagt Petrus zu den Kameraden, »und Gott sei mit uns!«

»Er ist es, gewiß, denn sicherlich betet Jesus für uns«, entgegnet Andreas und fängt wieder an zu rudern.

Aber die Dünung hat schon begonnen und hebt und senkt die arme Barke jedesmal, wenn sie mit ihr zusammentrifft, während der Regen dichter wird und Windstöße dazukommen, um die armen Seereisenden zu quälen. Simon des Jona gibt ihm die malerischsten Beinamen, denn es ist ein bösertiger Wind, der zum Segeln nicht taugt und versucht, die Barke gegen die Klippen des Kaps zu drängen, das nun schon nahe ist. Der Barke fällt es nicht leicht, es in Richtung auf den kleinen Golf, der tintenschwarz ist, zu umrunden. Sie rudern und rudern, angestrengt, erhitzt, verschwitzt, mit zusammengebissenen Zähnen und ohne auch nur im geringsten Kraft durch Worte zu vergeuden. Die anderen, die ihnen gegenüber sitzen – ich sehe ihre Rücken – schweigen unter dem lästigen Regen: Johannes und Syntyche in der Mitte, in der Nähe des Mastbaumes, hinter ihnen die Söhne des Alphäus und schließlich Matthäus und Simon, die bei jedem Wellenstoß kämpfen müssen, um das Steuer gerade zu halten.

Das Kap zu umschiffen ist ein mühsames Unternehmen. Endlich ist es geschafft . . .

Nun ist den Ruderern, die erschöpft sein müssen, ein wenig Ruhe vergönnt. Sie beraten, ob sie sich in ein Dörflein jenseits des Kaps zurückziehen sollen. Doch dann siegt die Überlegung, »daß man dem Meister auch gegen den eigenen Verstand gehorchen muß. Er hat gesagt, daß sie Tyrus in einem Tag erreichen sollen.« Sie fahren also weiter . . .

Plötzlich beruhigt sich das Meer. Sie bemerken es, und Jakobus des Alphäus sagt: »Der Lohn für unseren Gehorsam.«

»Ja, Satan hat sich davongemacht, weil es ihm nicht gelungen ist, uns zum Ungehorsam zu verleiten«, bestätigt Petrus.

»Wir werden allerdings erst in der Nacht in Tyrus ankommen. Dieser Kampf mit den Wellen hat uns viel Zeit gekostet«, meint Matthäus.

»Das macht nichts. Wir werden schlafen gehen, und morgen werden wir das Schiff suchen«, antwortet Simon der Zelote.

»Aber werden wir es auch finden?«

»Jesus hat es gesagt. Also werden wir es finden«, sagt Thaddäus bestimmt.

»Wir können die Segel setzen, Bruder«, bemerkt Andreas. »Nun weht ein guter Wind, und wir werden rasch vorankommen.«

Tatsächlich blähen sich die Segel, es ist kein starker Wind, doch brauchen sie nun fast nicht mehr zu rudern, und das Boot gleitet wie erleichtert auf Tyrus zu, dessen Vorgebirge, oder besser, dessen Landenge dort im Norden im letzten Tageslicht weiß aufleuchtet.

Die Nacht bricht schnell herein. Es ist seltsam, nach so viel düsterem Himmel und einer unerwarteten Aufhellung die Sterne aufleuchten und den Großen Bären mit seinen Gestirnen glitzern zu sehen, während das Meer den friedlichen Schein des Mondes widerspiegelt, der so weiß ist, daß es aussieht, als beginne bereits der Morgen nach diesem mühevollen Tag, ohne Unterbrechung durch die Nacht.

Johannes des Zebedäus erhebt die Augen zum Himmel und lacht. Dann öffnet er unvermittelt den Mund und singt im Takt der Ruderschläge:

»Sei begrüßt du Morgenstern,
Jasmin der Nacht,
Goldener Mond an meinem Himmel,
Heilige Mutter Jesu.

Auf dich hofft der Meerespilger,
Es träumt von dir, wer leidet und stirbt,
Leuchte, heiliger, gütiger Stern,
Dem, der dich liebt, o Maria . . . «

So singt er mit seiner kräftigen Tenorstimme und ist selig.

»Aber was singst du denn da? Wir reden von Jesus, und du singst von Maria?« fragt sein Bruder.

»Er ist in ihr, sie ist in ihm. Er ist, weil es sie gegeben hat. Laß mich singen . . . « und er singt weiter und steckt die anderen an . . .

So erreichen sie Tyrus. Das Anlegen im kleinen Hafen südlich der Landenge ist nicht schwer. Er wird erhellt von vielen Lampen, die an den Booten hängen, und die dort Anwesenden verweigern den Ankommenden ihre Hilfe nicht.

Während Petrus und Jakobus in der Barke bleiben, um die Kisten zu bewachen, gehen die anderen mit einem Mann von einer anderen Barke in die Herberge, um sich auszuruhen.

364 Abreise von Tyrus auf einem Schiff aus Kreta

Tyrus erwacht mit seinem Lärm auf den Straßen. Das Meer ist ein Lachen von kleinen Wellen, eine weißblau glänzende Fläche, leicht bewegt unter einem blauen Himmel, unter Zirruswölkchen, die dort oben schweben, wie der Schaum der Wellen hier unten schaukelt. Die Sonne freut sich des heiteren Tages nach dem vielen Grau des schlechten Wetters.

»Jetzt geht mir ein Licht auf«, sagt Petrus, indem er sich in der Barke erhebt, wo er geschlafen hat. »Es ist Zeit aufzustehen. Wir haben von „ihm“ (und er zeigt auf das Meer, das unruhig in den Hafen

eindringt) bereits das Weihwasser bekommen ... Hm ... Wir wollen nun gehen und den zweiten Teil des Opfers vollbringen ... Sag, Jakobus, scheint es dir nicht auch, daß wir zwei Opfer zur Opferstätte bringen? Mir scheint es so.«

»Auch mir, Simon. Ich danke dem Meister für sein Vertrauen in uns. Aber ... es wäre mir lieber, wenn ich nicht so viel Leid sehen müßte. Niemals hätte ich gedacht, daß ich so etwas erleben müßte ... «

»Auch ich nicht ... Aber ... Weißt du? Ich sage, daß der Meister es nicht getan hätte, wenn der Hohe Rat nicht die Nase hineingesteckt hätte ... «

»Er hat es ja selbst gesagt ... Aber wer wird den Hohen Rat benachrichtigt haben? Das möchte ich wissen ... «

»Wer? Ewiger Gott, laß mich schweigen und nicht daran denken. Reden wir von etwas anderem.«

»Wovon denn? Vom Wetter?«

»Ja, meinetwegen.«

»Aber ich verstehe ja nichts vom Meer ... «

»Ich glaube, wir werden tanzen«, sagt Petrus, indem er das Meer betrachtet.

»Nein! Ein paar Wellen, weiter nichts. Gestern war es schlimmer. Vom Schiff aus muß das bewegte Meer sehr schön sein. Das wird Johannes gefallen ... und ihn zum Singen bringen. Welches mag wohl das Schiff sein?«

Er richtet sich auf und beobachtet die Schiffe auf der anderen Seite, die mit ihrem hohen Deck besonders gut zu sehen sind, wenn der Wellengang ihr Boot wie eine Schaukel hochhebt.

Sie betrachten aufmerksam die verschiedenen Schiffe und raten. Der Hafen belebt sich.

Petrus befragt einen Bootsmann, der am Landesteg herumhantiert: »Weißt du, ob im Hafen dort das Schiff des ... warte, ich muß den Namen lesen ... (er zieht ein verschnürtes Pergament unter seinem Gürtel hervor). Hier steht er: Nikomedes Philadelphos des Philippus, Kreter aus Paläokastro ... «

»Oh, der große Seefahrer! Wer sollte ihn nicht kennen? Ich glaube, daß er nicht nur vom Perlengolf bis zu den Säulen des Herkules bekannt ist, sondern bis zum Eismeer, von dem man erzählt, daß dort monatelang Nacht herrscht! Wie kommt es, daß du ihn nicht kennst, da du doch ein Seemann bist?«

»Nein, ich kenne ihn nicht. Doch bald werde ich ihn kennen, denn ich suche ihn im Auftrag unseres Freundes Lazarus des Theophilus, der einmal Statthalter in Syrien war.«

»Ah! Als ich zur See fuhr – nun bin ich alt – war er in Antiochia . . . Schöne Zeiten . . . Dein Freund? Und du suchst Nikomedes den Kreter? Du kannst ihn nicht verfehlen. Siehst du jenes Schiff dort, das höchste, mit den im Wind wehenden Wimpeln? Es gehört ihm. Er fährt vor der sechsten Stunde ab. Er fürchtet das Meer nicht . . . !«

»Da ist auch nichts zu fürchten, das ist nichts Besonderes«, bemerkt Jakobus. Aber eine große Woge, die beide von Kopf bis Fuß naßmacht, straft ihn Lügen.

»Gestern zu ruhig, heute zu bewegt. Ganz schön verrückt, das Meer! Ich ziehe den See vor . . . « murrte Petrus und trocknet sich das Gesicht ab.

»Ich rate euch, in die Schiffsdocks zu gehen. Alle gehen dorthin, seht ihr?«

»Aber wir müssen abreisen, mit dem Schiff des . . . des . . . warte . . . Nikomedes und so weiter!« sagt Petrus, dem es nicht gelingt, sich die eigenartigen Namen des Kreters ins Gedächtnis einzuprägen.

»Ihr wollt wohl nicht auch das Boot auf das Schiff verladen?«

»Nein, selbstverständlich nicht!«

»Nun, da gibt es im Dock einen Platz für die Aufbewahrung. Eine Münze täglich bis zu eurer Rückkehr, denn ich denke, daß ihr wohl zurückkehren werdet, oder . . . «

»Gewiß, gewiß. Wir gehen, um uns die Gärten des Lazarus anzusehen, das ist alles.«

»Ach, ihr seid seine Verwalter?«

»Noch mehr . . . «

»Gut. Kommt mit mir. Ich will euch den Ort zeigen. Er ist eigens für die gemacht worden, die, wie ihr, die Barken zurücklassen wollen.«

»Warte ... Da kommen die anderen. Wir werden in einem Augenblick bei dir sein.« Petrus steigt auf den Steg und eilt den ankommenden Gefährten entgegen.

»Hast du gut geschlafen, Bruder?« fragt Andreas besorgt.

»Wie ein Kind in der Wiege. Es hat mir weder das Schaukeln noch das Wiegenlied gefehlt ... «

»Mir scheint, es hat dir auch das Bad nicht gefehlt«, sagt Thaddäus lächelnd.

»Ja! Das Meer ist so ... so gut, daß es mir das Gesicht gewaschen hat, um mir den Schlaf zu nehmen.«

»Es muß ein tiefer Schlaf gewesen sein«, bemerkt Matthäus.

»Oh, wenn ihr wüßtet, mit wem wir reisen! Mit einem Mann, der selbst den Fischen im Eismeer bekannt ist.«

»Hast du ihn schon gesehen?«

»Nein. Aber es hat mir einer von ihm erzählt, der mir auch gesagt hat, daß es einen Ort für die Aufbewahrung der Barken gibt ... Kommt, wir wollen die Kisten ausladen und gehen, weil Nikodemus, nein, Nikomedes der Kreter, bald abfährt.«

»In der Meerenge von Zypern werden wir schön tanzen«, sagt Johannes von En-Dor.

»Ja, glaubst du?« fragt Matthäus nachdenklich.

»Aber Gott wird uns helfen.«

Sie sind nun wieder bei der Barke.

»Hier Mann. Nun holen wir diese Sachen, und dann gehen wir, da wir gesehen haben, daß du ein guter Mensch bist.«

»Man hilft sich eben gegenseitig«, sagt der von Tyrus.

»Nun ja, man hilft sich gegenseitig, das heißt, man sollte sich helfen. Man sollte sich auch lieben, denn das ist das Gesetz Gottes ... «

»Man hat mir erzählt, daß in Israel ein neuer Prophet aufgestanden ist, der dies predigt. Ist das wahr?«

»Und ob es wahr ist! Dies und noch viel mehr! Und was für Wunder er wirkt! Los, Andreas, auf, auf, los, mehr nach rechts. Los, während die Welle die Barke hochhebt ... Hoppla! Geschafft! ... Ich sage dir, Mann: und was für Wunder! Tote stehen auf, Kranke werden gesund, Blinde sehen, Räuber bekehren sich, und selbst ... Siehst du? Wenn er hier wäre, dann würde er zum Meer sagen: „Beruhige dich!“, und das Meer würde sich beruhigen ... Schaffst du es, Johannes? Warte, ich komme! Ihr haltet den Steg fest ... Los, los! Noch ein wenig ... Du, Simon, nimm den Handgriff ... Gib auf die Hände acht, Judas! Los, los ... Danke, Mann ... Ihr beiden, Söhne des Alphäus, paßt auf, daß ihr nicht ins Wasser fallt ... Los ... Wir haben es geschafft. Gott sei Dank! Es war weniger schwer, sie hinunterzuschaffen als sie heraufzuholen ... Meine Arme sind noch ganz kaputt von der gestrigen Übung ... Also, ich sprach gerade vom Meer ... «

»Aber ist es auch wahr?«

»Wahr? Ich war dabei und habe es gesehen!«

»Ja? Oh! ... Aber wo denn?«

»Auf dem See Gennesaret. Komm ins Boot, während wir zum Aufbewahrungsort fahren, will ich es dir erzählen ... « und er rudert mit dem Mann und Jakobus auf dem Kanal, der zum Dock führt, davon.

»Petrus sagt immer, daß er sich ungeschickt anstellt«, bemerkt der Zelote. »Stattdessen besitzt er die Kunst, die Frohe Botschaft zu verkünden, ohne daß die Leute es merken, und tut mehr als wir alle.«

»Was mir so sehr an ihm gefällt, ist seine Redlichkeit«, sagt der Mann von En-Dor.

»Auch seine Ausdauer«, fügt Matthäus hinzu.

»Auch seine Demut. Seht nur, ob er stolz geworden ist, nachdem er erfahren hat, daß er das Oberhaupt ist. Er arbeitet mehr als alle anderen und sorgt sich mehr um uns als um sich selbst«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Er ist so tugendhaft mit seinem gesunden Menschenverstand. Ein guter Bruder, nicht mehr und nicht weniger«, endet Syntyche.

»Ist es wirklich so? Ihr gebt euch also als Geschwister aus?« fragt der Zelote nach einer Weile die beiden Jünger.

»Ja, es ist besser. Es ist keine Lüge, sondern geistliche Wahrheit. Er ist mir wie ein älterer Bruder von einer anderen Mutter, doch von demselben Vater. Der Vater ist Gott, und die beiden Mütter sind Israel und Griechenland. Johannes ist älter als ich, sowohl in bezug auf seine Lebensjahre, als auch, wenn man an die Zeit denkt, die er schon Jünger ist. Da kommt Simon zurück ... «

»Alles erledigt! Laßt uns gehen ... «

Sie nehmen die Kisten und gehen über die Landenge zum anderen Hafen. Der Mann von Tyrus, der sich hier auskennt, begleitet sie durch die Gassen zwischen den Warenballen, die unter den großen Schutzdächern aufgestapelt sind, bis zum mächtigen Schiff des Kreters, das sich schon auf die bevorstehende Abfahrt vorbereitet. Er ruft jemandem an Bord etwas zu, damit das Fallreep, das schon eingezogen war, noch einmal heruntergelassen wird.

»Das geht nicht. Es ist kein Platz mehr da«, schreit der Lademeister.

»Er hat Briefe abzugeben«, sagt der Mann und deutet auf Simon des Jona.

»Briefe? Von wem?«

»Von Lazarus des Theophilus, dem ehemaligen Statthalter von Antiochia.«

»Ach so! Ich werde zum Herrn gehen.«

Simon sagt zum anderen Simon und zu Matthäus: »Kümmert ihr euch jetzt darum. Ich bin zu linkisch, um mit einem Herrn zu verhandeln ... «

»Nein, du bist das Haupt und du machst es gut. Wir werden dir helfen, wenn nötig. Doch das wird nicht der Fall sein ... «

»Wo ist der Mann mit den Briefen? Komm herauf«, sagt ein dunkelhäutiger Mann, der wie ein Ägypter aussieht. Er ist sehnig, schön, schlank, ernst und etwa vierzigjährig oder etwas darüber. Er läßt die Brücke wieder herunter, und Simon des Jona, der sein Gewand und

den Mantel angelegt hat, während er auf die Antwort gewartet hat, steigt würdevoll hinauf. Hinter ihm folgen der Zelote und Matthäus.

»Der Friede sei mit dir, Mann«, grüßt Petrus ehrfurchtsvoll.

»Sei begrüßt. Wo ist der Brief?« fragt der Kreter.

»Hier.«

Der Kreter erbricht das Siegel, faltet den Brief auseinander und liest.

»Willkommen seien die Gesandten der Familie des Theophilus! Die Kreter vergessen nicht, daß er gut und höflich zu ihnen war. Aber beeilt euch. Habt ihr viel Gepäck?«

»All das, was du hier auf dem Hafendamm siehst.«

»Und wie viele seid ihr?«

»Wir sind zehn.«

»In Ordnung. Wir werden Platz für die Frau machen. Ihr müßt euch eben einrichten, so gut es geht. Los, schnell. Wir müssen den Hafen verlassen und das offene Meer erreichen, bevor der Wind stärker wird, und das wird nach der sechsten Stunde der Fall sein.«

Er gebietet mit ohrenbetäubendem Pfeifen, die Kisten zu verladen. Dann besteigen die Apostel und die zwei Jünger das Schiff. Das Fallreep wird eingezogen, die Reling geschlossen, die Anker werden gelichtet und die Segel gehißt. Das Schiff setzt sich in Bewegung, stark schlingend bei der Fahrt aus dem Hafen. Die Segel blähen sich ächzend, so stark ist der Wind, und mit einem mächtigen Stampfen sticht das Schiff in See und entfernt sich rasch in Richtung Antiochia ...

Trotz des starken Windes sind Johannes und Syntyche an Deck geblieben. Sie halten sich an einem Mast fest, schauen zu, wie sie sich von der Küste, vom Land Palästina, entfernen, und weinen ...

365 Sturm und Wunder auf dem Schiff

Das Mittelmeer ist eine riesige, grünblaue Wasserfläche, auf der sich hohe Wellen mit schaumigen Kämmen türmen. Kein Dunst ist heute

weit und breit zu sehen. Aber das Meerwasser zerstäubt bei den ständigen Brechern und verwandelt sich in salzigen, brennenden Gischt, der durch die Kleider dringt, die Augen rötet, die Nase reizt und die Luft erfüllt wie ein dichter Nebel. Alle Dinge scheinen wegen der kleinen Salzkristalle wie mit Mehlstaub überzogen. Allerdings nur da, wo die klatschenden Wellen oder die starken Sturzseen hingelangen, die das Deck von der einen zur anderen Seite überspülen, indem sie über die Reling schlagen und dann durch die Löcher wieder ins Meer zurückfließen.

Das Schiff hebt und senkt sich wie ein Halm in der Gewalt des Ozeans. Es ist zu einem Nichts geworden und knarrt und ächzt vom Kiel bis zum Mastbaum . . . Das Meer ist wahrhaftig zum Gebieter geworden, der das Schiff zu seinem Spielzeug macht . . .

Außer den Dienstuenden ist niemand mehr an Deck, und auch keine Ware mehr. Nur die Rettungsboote und die Seeleute, besonders der Kreter Nikomedes, die fast völlig nackt sind und schwankend, wie auch das Schiff schwankt, hin und her laufen, um Vorkehrungen zu treffen und zu manövrieren, was aber auf dem überfluteten, glitschigen Deck immer schwieriger wird.

Die verriegelten Schiffsluken gestatten nicht zu sehen, was auf dem Deck vor sich geht. Aber ich kann mir denken, daß die Menschen drinnen nicht gerade ruhig sind . . .

Ich verstehe auch nicht, wo sich das Schiff nun befindet, denn ringsum ist nur Meer, und das Ufer, das sehr gebirgig zu sein scheint – es sind wirkliche Berge, nicht nur Hügel – ist fern. Ich glaube, es muß schon mehr als ein Tag seit der Abreise vergangen sein, denn es sieht so aus, als ob es Morgen wäre, da die Sonne, die hinter dichten Wolken hervorkommt und wieder verschwindet, von Osten her scheint.

Ich glaube, daß das Schiff trotz des heftigen Schaukelns doch langsam vorwärtskommt, aber das Meer scheint immer unruhiger zu werden.

Mit ohrenbetäubendem Krachen stürzt der obere Teil des Mast-

baumes herab und reißt, erfaßt von einer sich über das Deck ergießenden Wasserflut und einem gleichzeitigen Wirbelwind, ein Stück der Reling ein.

Diejenigen, die sich im Innern des Schiffes befinden, müssen das Gefühl haben, Schiffbruch zu erleiden . . . Und tatsächlich sieht man bald darauf, daß eine Luke geöffnet wird und das graue Haupt des Petrus zum Vorschein kommt. Er schaut umher und kann gerade noch rechtzeitig die Luke wieder schließen, um zu verhindern, daß ein Wasserfall zu ihm hinunterströmt. Doch als sich die Wellen einen Augenblick beruhigen, öffnet er wieder und springt heraus. Er klammert sich an die Haltestangen und beobachtet diese Hölle von einem Meer, stößt als einzigen Kommentar einen Pfiff aus und knurrt.

Nikomedes sieht ihn und schreit: »Fort, fort! Schließ die Luke. Wenn das Schiff Wasser aufnimmt, gehen wir unter. Ich bin schon froh, wenn ich die Ladung nicht über Bord werfen muß . . . Ich habe noch nie ein solches Unwetter erlebt! Fort, sage ich dir! Ich will keine Leute vom Festland hier. Dies hier ist keine Arbeit für Gärtner und . . . « Er kann nicht weiterreden, denn eine neue Welle fegt über das Deck.

»Siehst du?« schreit er Petrus zu, der von Wasser trieft.

»Ich sehe es. Aber es regt mich nicht auf. Ich kann nicht nur Gärten pflegen. Ich bin am Wasser geboren, zwar nur an einem See . . . aber auch der See! . . . Bevor ich Gärtner wurde, war ich Fischer, und weiß . . . «

Petrus ist ganz gelassen und weiß, sich mit seinen gespreizten, muskulösen Beinen auf dem schwankenden Schiff im Gleichgewicht zu halten. Der Kreter beobachtet ihn, während er versucht, sich ihm zu nähern.

»Hast du keine Angst«, fragt er ihn.

»Nicht im Traume!«

»Und die anderen?«

»Drei sind Fischer wie ich, das heißt, sie waren es einmal . . . Die anderen, mit Ausnahme des Kranken, sind starke Leute.«

»Auch die Frau? ... Paß auf! Paß auf! Halte dich fest!«

Eine neue Wasserflut stürzt mit Macht über das Deck. Petrus wartet, bis sie vorüber ist, und sagt dann: »Diese Abkühlung hätte ich im Sommer brauchen können ... Geduld! Du hast gefragt, was die Frau tut? Sie betet ... und du tätest gut daran, es auch zu tun. Aber wo befinden wir uns denn jetzt genau? In der Meerenge von Zypern?«

»Wenn es nur so wäre! Dann würde ich an der Insel anlegen und abwarten, bis die Elemente sich beruhigt haben. Wir sind kaum auf der Höhe der Siedlung Julia, oder Berytus, wenn dir das besser gefällt. Aber jetzt kommt das Schlimmste ... Das dort sind die Berge des Libanon.«

»Könntest du nicht die Ortschaft dort anlaufen?«

»Der Hafen ist nicht gut, es gibt Klippen und Riffe. Es geht nicht. Aufgepaßt!«

Wieder ein Wirbelwind, und abermals bricht ein Stück vom Mastbaum ab, und trifft einen Mann, der nur deshalb nicht weggeschwemmt wird, weil die Wellen ihn gegen ein Hindernis geschleudert haben.

»Geh hinein, geh hinein! Siehst du?«

»Ich sehe, ich sehe ... Aber jener Mann ...?«

»Wenn er nicht tot ist, wird er wieder zu sich kommen. Ich kann nicht auch noch auf ihn aufpassen ... siehst du! ... « Der Kreter muß wirklich ein Auge auf alles und das Leben aller haben.

»Bringe ihn mir. Die Frau wird ihn pflegen ... «

»Alles, was du willst, aber geh weg! ... «

Petrus bewegt sich kriechend zu dem reglosen Mann hin, packt ihn an einem Fuß und zieht ihn zu sich heran. Er schaut ihn an und pfeift ... Dann murmelt er: »Sein Kopf ist gespalten wie ein reifer Granatapfel. Der Herr müßte hier sein ... Oh, wenn er hier wäre! Herr Jesus! Mein Meister, warum hast du uns verlassen?« Ein großer Schmerz liegt in seiner Stimme ...

Er nimmt den Sterbenden auf seine Schulter, wobei er sich gehörig mit dessen Blut befleckt, und kehrt zur Luke zurück. Der Kreter ruft

ihm zu: »Vergebliche Mühe. Nichts mehr zu machen. Du siehst es ja ...!«

Aber Petrus gibt ihm, obwohl er so schwer beladen ist, ein Zeichen, als wolle er sagen: »Wir werden sehen«, und er drückt sich an einen Mast, um einer neuen Woge zu entgehen. Dann öffnet er die Luke und schreit »Jakobus, Johannes, kommt her!« und mit ihrer Hilfe läßt er den Verletzten hinab, steigt selbst hinunter und verriegelt die Luke.

Beim rauchenden Licht der Öllampen sehen sie, daß Petrus blutbefleckt ist, und fragen: »Bist du verletzt?«

Ich nicht. Das Blut ist von dem da ... Aber ... betet nur, daß ... Syntyche, schau her! Du hast einmal zu mir gesagt, daß du Verwundete pflegen kannst. Schau dir diesen Kopf an ... «

Syntyche läßt den sehr leidenden Johannes von En-Dor, den sie bis dahin gestützt hat, los, um zum Tisch zu gehen, auf den man den Unglücklichen gelegt hat, und betrachtet ihn.

»Eine schlimme Wunde! Zweimal habe ich eine solche bei Sklaven gesehen. Der eine wurde von seinem Herrn geschlagen und der andere in Caprarola von einem Steinschlag getroffen. Ich brauche Wasser, viel Wasser, um die Wunde reinigen und das Blut stillen zu können ... «

»Wenn du nur Wasser willst ... das gibt es mehr als genug! Komm, Jakobus, nimm den Zuber. Zu zweit geht es besser.«

Sie gehen hinaus und kommen triefend zurück. Syntyche wäscht mit den eingetauchten Tüchern das Blut ab und legt Umschläge auf den Nacken ... Aber es ist eine schlimme Wunde. Von der Schläfe bis zum Nacken ist der Knochen freigelegt. Dennoch öffnet der Mann etwas die Augen, stöhnt und röchelt. Instinktiv ergreift ihn die Angst, sterben zu müssen ...

»Sei beruhigt, jetzt wirst du wieder gesund«, tröstet ihn mütterlich die Griechin. Sie sagt es auf Griechisch, da es seine Sprache ist.

Der Mann, so benommen er auch ist, schaut Syntyche erstaunt, mit einem schwachen Lächeln an, weil er seine Muttersprache hört,

und sucht nach ihrer Hand ... Im leidenden Mann erwacht das Kind, das sich in solchen Fällen stets nach einer Frau sehnt, die ihm Mutter ist.

»Ich versuche es mit der Salbe von Maria«, sagt Syntyche, als das Blut nicht mehr so stark fließt.

»Aber sie hilft doch gegen Schmerzen ... « bemerkt Matthäus, der totenbleich geworden ist, ich weiß nicht, ob wegen des Meeres, wegen des Blutes, oder wegen beidem.

»Oh, Maria hat sie mit ihren Händen zubereitet! Und ich verwende sie und bete dabei ... Betet auch ihr! Schaden kann es nicht. Öl ist immer heilsam ... «

Sie geht zur Tasche des Petrus, holt, glaube ich, ein bronzenes Gefäß hervor, öffnet es, entnimmt ihm etwas Salbe und erwärmt diese im Deckel des Gefäßes an einer Lampe. Dann gießt sie die Salbe auf ein gefaltetes Linnen, gibt es auf die Kopfwunde, und legt mit Linnenstreifen einen festen Verband an. Dann bettet sie das Haupt des Verletzten, der sich allmählich zu beruhigen scheint, auf einen zusammengerollten Mantel und setzt sich betend an seine Seite. Auch die anderen beten.

Oben geht das Getöse weiter, während das Schiff unaufhörlich auf und nieder stampt. Nach einer Weile öffnet sich die kleine Luke und ein Seemann stürzt herein.

»Was ist los?« fragt Petrus.

»Wir sind in Gefahr. Ich komme, um Weihrauch und Gaben für ein Opfer zu holen ... «

»Laß diese Geschichten!«

»Aber Nikomedes will der Venus ein Opfer darbringen, denn wir sind auf ihrem Meere ... «

»Das genauso stürmisch ist wie sie«, murmelt Petrus leise. Dann sagt er etwas lauter: »Kommt mit! Wir gehen auf Deck. Vielleicht gibt es etwas zu tun ... Hast du Angst, bei dem Verletzten und den beiden zu bleiben?« Damit sind Matthäus und Johannes von En-Dor gemeint, welchen die Seekrankheit alle Kräfte genommen hat.

»Nein, nein, geht nur«, antwortet Syntyche.

Während sie sich auf Deck begeben, begegnen sie dem Kreter, der versucht, den Weihrauch anzuzünden, und sie wütend anschreit, um sie zurückzuschicken: »Aber seht ihr denn nicht, daß wir ohne ein Wunder Schiffbruch erleiden? Zum ersten Mal! Zum ersten Mal, seit ich zur See fahre!«

»Paß auf, jetzt wird er dann gleich sagen, daß wir die Unheilbringer sind!« flüstert Judas des Alphäus.

Tatsächlich schreit der Mann noch lauter: »Ihr verfluchten Israeliten, was habt ihr an euch? Ihr hebräischen Hunde, ihr habt mich verwünscht! Geht weg! Jetzt bringe ich der aufsteigenden Venus ein Opfer dar . . . «

»Nein, durchaus nicht! *Wir* werden opfern . . . «

»Geht weg! Ihr seid Heiden, ihr seid Dämonen, ihr seid . . . «

»Höre nur, was er sagt! Ich schwöre dir, wenn du uns machen läßt, wirst du das Wunder sehen!«

»Nein! Fort mit euch!« und er zündet den Weihrauch an und schüttet, so gut er kann, Flüssigkeiten ins Meer, die er zuvor geopfert und gekostet hat, und ebenso Pulver, die ich nicht kenne. Doch die Wellen löschen den Weihrauch aus, und anstatt sich zu beruhigen, wütet das Meer immer wilder und schwemmt alle Gegenstände des Ritus und beinahe auch Nikomedes selbst fort . . .

»Deine Göttin gibt dir eine schöne Antwort! Nun sind wir dran. Auch wir haben eine. Sie ist aber reiner als dieses Schaumgebilde . . . Sing, Johannes, sing wie gestern, und wir werden einstimmen, und dann wollen wir sehen! . . . «

»Ja, wir werden sehen! Aber wenn es schlimmer wird, dann werfe ich euch als Sühneopfer ins Meer.«

»Gut. Los, Johannes!«

Johannes stimmt sein Lied an, in das die anderen einfallen und sogar Petrus, der, da er unmusikalisch ist, sonst nie singt. Der Kreter schaut sie mit verschränkten Armen und einem halb erstaunten, halb spöttischen Lächeln an.

Nach Beendigung des Liedes beten sie mit ausgebreiteten Armen. Es muß das „Vater unser“ sein; doch sie sagen es auf Hebräisch und ich verstehe nichts. Danach singen sie noch lauter, und so wechseln sie ohne Unterbrechung mit Gesang und Gebet ab, ohne sich um die Wellen zu kümmern, die ihnen ins Gesicht schlagen. Sie halten sich nicht einmal am Geländer fest, und doch stehen sie so sicher da, als ob sie mit dem Holz des Decks verwachsen wären. Und wirklich verlieren die Wellen langsam an Wildheit. Sie beruhigen sich nicht völlig, wie auch der Sturm sich nicht gänzlich legt: doch ist das Toben von kurz zuvor vorbei und die Wogen erreichen das Deck nicht mehr.

Der verwunderte Gesichtsausdruck des Kreters ist ein Gedicht ... Petrus betrachtet ihn verstohlen und hört dabei nicht auf zu beten. Johannes lächelt und singt lauter ... Die anderen stimmen in seinen Gesang ein und übertönen bald deutlich das Getöse der Wellen, das nach und nach abnimmt, so wie auch das Meer ruhiger wird und der Wind sich legt.

»Und jetzt? Was sagst du nun? ...«

»Aber was habt ihr denn gesagt? Was ist dies für eine Formel?«

»Die des wahren Gottes und der heiligen Jungfrau. Hisse nur die Segel und bringe sie wieder in Ordnung. Dort ... ist das nicht eine Insel?«

»Ja, es ist Zypern ... Und das Meer ist in der Enge noch ruhiger ... Seltsam! Aber wer ist dieser Stern, den ihr anbetet? Wohl auch Venus, nicht wahr?«

»Den ihr verehrt, sagt man. Nur Gott betet man an. Aber nicht Venus, sondern Maria ist es. Maria von Nazaret, Maria die Jüdin, die Mutter Jesu, des Messias von Israel.«

»Und das andere, was war das? Das war kein reines Hebräisch ...«

»Nein, es war die Mundart unserer Heimat am See. Aber das können wir dir, der du ein Heide bist, nicht sagen. Es war das Gespräch mit Jahwe, und nur die Gläubigen können es verstehen. Leb wohl,

Nikomedes, und weine dem, was versunken ist, nicht nach. Ein ... Zauber weniger, der dir Unglück bringt. Leb wohl ... He! Bist du zur Salzsäule erstarrt?«

»Nein ... Aber ... Verzeiht ... Ich habe euch vorhin beschimpft!«

»Oh, das macht nichts! Auswirkungen des ... des Venuskultes. Kommt, ihr Burschen, gehen wir zu den anderen ...« und Petrus nähert sich glücklich lächelnd der kleinen Türe.

Der Kreter folgt ihnen: »Hört! Was ist mit dem Mann geschehen? Ist er tot?«

»Aber nein! Vielleicht können wir ihn dir bald gesund zurückgeben ... Noch ein Scherz unserer ... Zauberei ...«

»Oh, verzeiht, verzeiht! Aber sagt, wo kann man sie erlernen, um sich damit Hilfe zu verschaffen? Ich wäre bereit, dafür zu bezahlen ...«

»Leb wohl, Nikomedes. Es ist eine lange Geschichte ... und nicht erlaubt. Heilige Dinge soll man nicht den Heiden geben! Leb wohl! Alles Gute, Freund! Alles Gute!«

Petrus begibt sich, von allen gefolgt, nach unten und lacht, während auch die ruhige See lacht und ein guter Nordwestwind bläst, der die Schifffahrt begünstigt. Die Sonne geht unter, und im Osten zeigt sich ein Mond, der schon zum Vollmond neigt ...

366 Ankunft und Landung in Seleucia

In einem herrlichen Sonnenuntergang erscheint die Stadt Seleucia, eine Ansammlung weißer Gebäude am Ende der blauen Wasser des ruhigen, friedlichen Meeres. Ein heiteres Wellenspiel, das sich mit dem wolkenlosen Kobalt des Himmels und dem Purpurrot des Sonnenunterganges vermischt. Das Schiff steuert mit seinen geblähten Segeln rasch auf die ferne Stadt zu, die sich für das Fest der bevorstehenden Ankunft mit Freudenfeuern zu entzünden scheint, so sehr hat sie die sinkende Sonne mit ihren Farben bemalt.

Auf Deck stehen die Passagiere inmitten der Seeleute, die nun

nicht mehr geschäftig und unruhig sind, und betrachten das immer näher kommende Ziel. Neben Johannes von En-Dor, der noch hagerer aussieht als bei der Abreise, sitzt der verletzte Seemann. Sein Kopf ist noch mit einer leichten Binde umwickelt und wegen des großen Blutverlustes ist er bleich wie Elfenbein. Doch er lächelt und spricht mit seinen Rettern und den Kameraden, die ihn im Vorbeigehen beglückwünschen, da sie ihn nun wieder an Deck sehen.

Auch der Kreter bemerkt ihn und verläßt kurz seinen Posten, den er dem Haupt der Schiffsmannschaft übergibt, um hinzugehen und seinen „guten Demetrios“ zu begrüßen, der nach seiner Verletzung zum ersten Mal an Deck gekommen ist.

»Besten Dank euch allen«, sagt er zu den Aposteln. »Ich habe nicht geglaubt, daß er noch davonkommen würde, nachdem er von dem schweren Mast und dem noch schwereren Eisen getroffen worden war. Wahrlich, o Demetrios, sie haben dich dem Leben zurückgegeben, denn du warst nicht nur einmal, sondern zweimal tot. Das erste Mal, als du auf Deck lagst, durch den Blutverlust ohnmächtig wurdest und durch den Wellengang ins Reich des Neptun zu den Nereiden und Tritonen geschleppt worden wärest, und das zweite Mal, als du mit diesen wunderbaren Salben geheilt worden bist. Zeige mir nun deine Wunde!«

Der Mann löst die Binde und zeigt die gut verheilte, glatte Narbe, die wie ein roter Strich am Haaransatz – die Haare sind vielleicht von Syntyche etwas abgeschnitten worden – von der Schläfe bis zum Nacken verläuft.

Nikomedes fährt mit den Fingern leicht über dieses Mal: »Auch der Knochen ist gut zusammengewachsen. Die Venus des Meeres war dir gut gesinnt! Sie wollte dich nur an der Meeresoberfläche und an den Gestaden Griechenlands haben. Möge Eros dir gewogen sein, jetzt, da wir an Land gehen, und möge er dir die Erinnerung an das Unglück und den Schrecken des Thanatos nehmen, der dich schon umklammerte.«

Welch ein Mienenspiel auf dem Gesicht des Petrus, während er

sich alle diese gewählten, mythologischen Phrasen anhören muß. An den Mast eines Segels gelehnt, die Arme hinter dem Rücken, sagt er kein Wort, doch alles an ihm läßt darauf schließen, daß er daran ist, dem Heiden Nikomedes eine gesalzene Antwort zu geben, um seinen ganzen Abscheu vor dem Heidentum zum Ausdruck zu bringen.

Auch die anderen sind in der gleichen Lage . . . Judas des Alphäus hat das verschlossene Gesicht seiner schlimmsten Augenblicke und sein Bruder ist in sich versunken und zeigt mehr Interesse für das Meer. Jakobus des Zebedäus und Andreas ziehen es vor, die anderen zu verlassen und hinabzusteigen, um das Gepäck und den Webstuhl zu holen. Matthäus spielt mit seinem Gürtel und der Zelote tut es ihm nach, indem er seine Sandalen betrachtet, als ob sie etwas Neues wären. Johannes des Zebedäus läßt sich vom Anblick des Meeres entrücken.

So offenkundig sind Verachtung und Langeweile der acht Apostel – ebenso das Schweigen der beiden Jünger, die bei dem Verletzten sitzen – daß der Kreter es bemerkt und sich entschuldigt: »Es ist unsere Religion, wißt ihr? So wie ihr an eure glaubt, so glaube ich, und wir alle, an unsere . . . «

Niemand antwortet ihm, und der Kreter sieht ein, daß es besser ist, seine Götter in Ruhe zu lassen und vom Olymp zur Erde oder besser aufs Meer, auf sein Schiff, zurückzukehren und die Apostel zu bitten, sich auf das Vorderdeck zu begeben, um sich die näher kommende Stadt anzusehen . . . »Seht ihr? Seid ihr schon einmal hier gewesen?«

»Ich einmal, doch bin ich auf dem Landweg gereist«, sagt der Zelote ernst und kurz.

»Ah, gut! Dann weißt du also, daß der wirkliche Hafen von Antiochia Seleucia ist, daß er am Meer an der Mündung des Orontes liegt und auch Schiffe aufnehmen kann; in der wasserreichen Zeit kann man auf leichten Barken bis nach Antiochia hinauffahren. Das, was ihr dort seht, ist Seleucia, die eigentliche Stadt, das andere im Süden

ist keine Stadt, es sind nur die Ruinen einer verwüsteten Ortschaft. Sie täuschen, aber es ist ein toter Ort. Die Bergkette dort ist das Pieria-Gebirge, nach dem die Stadt Seleucia Pieria genannt wird. Jene Anhöhe im Landesinnern, jenseits der Ebene, ist der Berg Casius, der sich wie ein Riese in der Ebene von Antiochia erhebt. Die Kette im Norden ist das Amanus-Gebirge. Oh, ihr werdet sehen, was für Bauwerke die Römer in Seleucia und Antiochia errichtet haben! Größere hätten sie nicht errichten können. Ein Hafen mit drei Becken, einer der besten, sowie Kanäle, Werften und Dämme. So etwas gibt es in Palästina nicht. Doch Syrien verhält sich besser als andere Provinzen des Reiches ... «

Seine Worte treffen auf eisiges Schweigen. Auch Syntyche, die als Griechin weniger zurückhaltend ist als die anderen, verschließt die Lippen, und ihr Gesicht erinnert mehr denn je an die Schärfe eines auf eine Medaille ziselierten oder in ein Flachbildwerk gemeißelten Antlitzes: an das Antlitz einer Göttin, die jede Berührung mit irdischen Dingen verachtet.

Der Kreter bemerkt dies und entschuldigt sich: »Was soll ich euch sagen, im Grunde genommen mache ich meine Geschäfte mit den Römern ... «

Die Antwort der Syntyche ist scharf wie ein Schwerthieb: »Das Gold nimmt dem Schwert der nationalen Ehre und Freiheit die Schärfe«, und sie sagt es auf eine solche Art und in einem so perfekten Latein, daß der andere wie vom Donner gerührt dasteht ...

Schließlich wagt er zu fragen: »Bist du nicht Griechin?«

»Ich bin Griechin. Aber dir gefallen die Römer. Ich spreche zu dir in der Sprache deiner Herren, nicht in meiner, jener meines gequälten Vaterlandes.«

Der Kreter ist verwirrt, und die Apostel sind insgeheim begeistert über die Lektion, die sie dem Lobredner der Römer erteilt hat. Dieser hält es für besser, das Thema zu wechseln, und erkundigt sich, mit welchem Transportmittel sie wohl Antiochia erreichen könnten.

»Zu Fuß, Mann«, antwortet Petrus.

»Aber es dämmt schon. Es wird Nacht sein, wenn ihr an Land geht ... «

»Wir werden schon einen Platz zum Schlafen finden.«

»Oh, gewiß! Aber ihr könntet bis morgen auch hier schlafen ... «

Judas Thaddäus, der gesehen hat, daß man schon alles für ein Opfer zu Ehren der Götter herbeigetragen hat, das vielleicht bei der Ankunft im Hafen dargebracht werden soll, sagt: »Das ist nicht notwendig. Wir sind dir dankbar für deine Güte, doch wir ziehen es vor, an Land zu gehen. Nicht wahr, Simon?«

»Ja, ja. Auch wir müssen unsere Gebete verrichten und ... du betest zu deinen Göttern und wir zu unserem Gott.«

»Tut, was ihr für richtig haltet. Es wäre mir eine Freude gewesen, dem Sohn des Theophilus einen Liebesdienst zu erweisen.«

»Auch wir wollten dem Sohne Gottes einen Liebesdienst erweisen, indem wir dich davon überzeugen, daß es nur einen Gott gibt. Aber du läßt dich von deiner felsenfesten Überzeugung nicht abbringen. Wie du siehst, geht es uns wie dir. Doch wer weiß, ob wir uns nicht eines Tages wiedersehen werden und ob du dann weniger hartnäckig sein wirst ... « sagt der Zelote ernst.

Nikomedes macht eine Gebärde, wie um zu sagen: »Wer weiß, wann?« Es ist eine Gebärde spöttischer Gleichgültigkeit als Antwort auf die Aufforderung, den wahren Gott anzuerkennen und von den falschen Göttern abzulassen. Dann begibt er sich an seinen Platz als Steuermann, denn der Hafen ist nahe.

»Laßt uns hinuntergehen und die Kisten holen; wir machen es selber. Ich kann es nicht mehr erwarten, mich von diesem heidnischen Gestank zu entfernen«, sagt Petrus. Mit Ausnahme von Syntyche und Johannes gehen alle hinunter.

Sie, die beiden Verbannten, sitzen nebeneinander und betrachten das Ufer, das immer näher heranrückt.

»Syntyche, ein weiterer Schritt ins Unbekannte, wieder eine Trennung von der süßen Vergangenheit, und wiederum Todesangst. Syntyche ... ich halte es nicht mehr aus ... «

Syntyche ergreift seine Hand. Sie ist sehr bleich und sichtlich betrübt, jedoch stets die starke Frau, die Kraft zu vermitteln imstande ist. »Ja, Johannes: wieder eine Trennung, wiederum Todesangst, doch darfst du nicht sagen: ein weiterer Schritt ins Unbekannte ... denn das ist nicht richtig. Wir kennen unsere Sendung hier. Jesus hat sie uns erläutert. Wir gehen daher nicht ins Unbekannte, sondern wir verschmelzen uns immer mehr mit dem, was wir schon kennen, mit dem Willen Gottes. Es ist auch nicht richtig zu sagen: „Wieder eine Trennung“, denn wir vereinigen uns ja mit seinem Willen. Eine Trennung entzweit, wir aber vereinigen uns mit ihm, und deshalb werden wir nicht getrennt sein. Wir entbehren nur aller fühlbaren Wonnen unserer Liebe zu ihm, unserem Lehrer, indem wir uns die übersinnlichen Freuden vorbehalten und Liebe und Pflicht auf eine überirdische Ebene verlegen. Bist du nicht überzeugt, daß es so ist? Ja? Dann darfst du auch nicht sagen: „Wiederum eine Todesangst.“ Todesangst setzt den bevorstehenden Tod voraus. Doch wir, die wir es erreicht haben, die geistigen Vorhaben zu unserer Wohnstatt, unserem Odem und unserer Nahrung zu machen, wir sterben nicht, sondern, wir „leben“. Denn das Geistige währt ewig. Daher steigen wir hinauf zu einem lebendigerem Leben, einer Vorwegnahme des großen himmlischen Lebens. Mut also! Vergiß, daß du der Mensch Johannes bist, und bedenke, daß du für den Himmel bestimmt bist. Überlege, wirke, denke und hoffe einzig und allein als Bürger dieser unvergänglichen Heimat ... «

Die anderen kommen mit ihrem Gepäck zurück, während das Schiff majestätisch in den weiten Hafen von Seleucia einläuft.

»Nun, beeilen wir uns, damit wir so schnell als möglich zur erstbesten Herberge, die wir sehen, kommen. Gewiß gibt es einige in der Nähe, und morgen ... werden wir entweder mit einem Boot oder mit einem Wagen unser Ziel erreichen.«

Unter scharfen Kommandopfeifen legt das Schiff an, und der Landungssteg wird hinuntergelassen.

Nikomedes nähert sich den Scheidenden.

»Leb wohl, Mann, und besten Dank«, sagt Petrus im Namen aller.
»Sei gegrüßt, Hebräer, und Dank auch meinerseits. Wenn ihr den Weg dort einschlagt, werdet ihr gleich eine Herberge finden. Lebt wohl!«

Die Apostel steigen aus und gehen nach einer Seite, und Nikomedes nach der anderen, wo sein Altar steht, und während Petrus und die Seinen sich wie Gepäckträger beladen auf den Weg zur Herberge machen, beginnt der Heide seinen nutzlosen Ritus ...

367 Von Seleucia nach Antiochia

»Auf den Märkten werdet ihr bestimmt einen Wagen finden, doch wenn ihr meinen Wagen wollt, gebe ich ihn euch in Erinnerung an Theophilus, denn daß ich als ruhiger Mensch lebe, verdanke ich ihm. Er verteidigte mich, weil es gerecht war, und gewisse Dinge vergißt man nicht«, sagt der alte Gastwirt, der in der ersten Morgensonne vor den Aposteln steht.

»Aber wir würden deinen Karren mehrere Tage benötigen ... und wer würde ihn lenken? Mit einem Esel würde ich noch fertig ... aber mit Pferden ... «

»Das ist doch dasselbe, mein Lieber! Ich werde dir kein unbändiges Füllen geben, sondern ein kluges Zugpferd, sanft wie ein Lamm. Ihr werdet rasch und mühelos vorankommen und um die neunte Stunde in Antiochia sein, umso mehr, als das Pferd den Weg kennt und von alleine geht. Du kannst es mir zurückgeben, wann du willst, ohne daß ich dafür etwas haben will. Ich möchte nur dem Sohn des Theophilus eine Freude bereiten, indem ihr ihm mitteilt, daß ich ihm noch viel schulde, daß ich an ihn denke und mich als seinen Diener betrachte.«

»Was machen wir?« fragt Petrus die Gefährten.

»Das, was du für richtig hältst. Entscheide du, und wir gehorchen ... «

»Versuchen wir es mit dem Pferd? Ich denke an Johannes ... und

es ist auch, damit wir schneller vorankommen ... Mir ist, als würde ich jemanden zum Tode führen, und ich kann es nicht erwarten, daß alles vorbei ist ... «

»Du hast recht«, sagen alle.

»Gut, dann nehme ich dein Angebot an, Mann.«

»Mir ist es eine Freude, euch entgegenzukommen. Ich will das Gefährt vorbereiten.«

Der Wirt entfernt sich. Petrus läßt seinen Gedanken freien Lauf.

»Ich habe in diesen wenigen Tagen die Hälfte der mir noch verbleibenden Lebenszeit verbraucht. Welche Mühe! Welche Mühe! Hätte ich doch den Wagen des Elija, den Mantel des Elischa gehabt, alles, nur um schnell voranzukommen ... Vor allem hätte ich um jeden Preis etwas finden wollen, um diesen Armen Trost zu spenden, um sie vergessen zu lassen, um sie ... Ich weiß nicht! ... Um sie nicht so sehr leiden zu sehen ... Aber wenn es mir gelingt zu erfahren, wer die Hauptschuld an diesem Schmerz trägt, dann bin ich nicht mehr Simon des Jona, wenn ich ihn nicht wüßte, wie man einen Lappen auswringt. Das heißt noch nicht, daß ich ihn töten würde, pfui. Aber ich würde ihm den Spaß verderben, so wie er diesen beiden Armen die Freude und das Leben verdorben hat ... «

»Du hast recht, es ist gewiß eine große Pein, aber Jesus sagt, daß man Beleidigungen verzeihen soll ... « sagt Johannes des Alphäus.

»Wenn man es mir angetan hätte, dann müßte ich verzeihen und wäre dazu auch imstande, denn ich bin stark und gesund und wenn mich jemand kränkt, dann habe ich genügend Kraft um zu reagieren und den Schmerz zu überwinden. Doch der arme Johannes! Nein, ich kann die Kränkung nicht verzeihen, die dem Erlösten des Herrn zugefügt wurde, einem Menschen, der dadurch vor Kummer stirbt ... «

»Ich denke an die Stunde, da wir ihn endgültig verlassen werden«, seufzt Andreas.

»Ich auch. Es ist ein unabweislicher Gedanke, der umso ausgeprägter wird, je mehr der Augenblick näherrückt ... « findet Matthäus.

»Machen wir schnell, aus Mitleid«, sagt Petrus.

»Nein, Simon! Verzeih, wenn ich dich darauf aufmerksam mache, daß du im Unrecht bist, wenn du das willst. Deine Nächstenliebe gerät auf Abwege, und so etwas sollte bei dir, der du immer rechtschaffen bist, nicht vorkommen«, sagt der Zelote ruhig, indem er seine Hand auf die Schulter des Petrus legt.

»Warum, Simon? Du bist gebildet und gut. Erkläre mir mein Unrecht, und wenn ich es als solches einsehe, werde ich dir recht geben.«

»Deine Liebe wird ungesund, weil sie sich allmählich in Egoismus verwandelt.«

»Wie? Ich gräme mich ihretwegen und soll deshalb ein Egoist sein?«

»Ja, Bruder, weil du aus übertriebener Liebe – jede Übertreibung ist Unordnung und führt deshalb zur Sünde – schwach wirst. Du willst nicht leiden, indem du andere leiden siehst. Das ist Egoismus, Bruder, im Namen des Herrn!«

»Das ist wahr! Du hast recht, und ich bin dir dankbar, daß du mich darauf aufmerksam gemacht hast. So soll man sich unter guten Gefährten verhalten. Gut, nun werde ich keine Eile mehr haben ... Aber sagt doch ... gebt es zu ... ist es nicht ein Elend?«

»Ja, ja«, sagen alle.

»Wie werden wir sie verlassen können?«

»Ich schlage vor, daß wir, nachdem Philippus sie aufgenommen hat, vielleicht noch einige Zeit in Antiochia versteckt bleiben und uns bei Philippus erkundigen, ob und wie sie sich einleben ... « rät Andreas.

»Nein, bei einem so plötzlichen Abschied würden sie zu sehr leiden«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Dann nehmen wir den Rat des Andreas zur Hälfte an. Wir bleiben in Antiochia, jedoch nicht im Hause des Philippus, und besuchen sie in immer größer werdenden Abständen ... bis wir nicht mehr hingehen«, sagt der andere Jakobus.

»Das wäre ein immer wieder erneuerter Schmerz und eine grausame Enttäuschung. Nein, so geht es nicht«, sagt Thaddäus.

»Was sollen wir tun, Simon?«

»Ach, was weiß ich! Lieber wäre ich an ihrer Stelle, als sagen zu müssen: „Lebt wohl“«, sagt Petrus verzagt.

»Ich möchte etwas vorschlagen. Wir gehen mit ihnen zu Philippus und verweilen dort. Dann gehen wir zusammen nach Antigonea – es ist ein freundlicher Ort – und bleiben eine Weile dort. Wenn sie sich dann eingelebt haben, ziehen wir uns zurück, schmerzerfüllt, aber mit fester Entschlossenheit. Dies wäre mein Vorschlag, es sei denn, daß Petrus nicht andere Anweisungen vom Meister erhalten hat«, sagt Simon der Zelote.

»Ich? Nein. Er hat zu mir gesagt: „Mach alles gut, liebevoll, ohne Trägheit, ohne Hast, so wie du es für richtig hältst.“ Bis jetzt scheint mir, daß ich danach gehandelt habe. Ich kann mir nur vorwerfen, gesagt zu haben, daß ich Fischer bin! ... Aber, wenn ich das nicht gesagt hätte, hätte er mich nicht auf Deck gelassen.«

»Mach dir keine dummen Vorwürfe, Simon. Das sind Einflüsterungen des Bösen, um dich zu beunruhigen«, tröstet Thaddäus.

»O ja, genau das. Ich glaube, daß er uns mehr denn je nachstellt, uns Hindernisse in den Weg legt und Angst einjagt, um uns zur Feigheit zu verleiten«, sagt der Apostel Johannes und fügt leise hinzu: »Ich glaube, daß er die beiden zur Verzweiflung treiben wollte, indem er sie in Palästina zurückhielt ... und nun, da sie seinen Nachstellungen entgangen sind, rächt er sich an uns ... Ich fühle ihn in meiner Nähe wie eine im Gras versteckte Schlange, ja, schon seit Monaten verspüre ich dies. Doch da kommt der Gastwirt von der einen, und Johannes mit Syntyche von der anderen Seite. Ich werde euch das übrige sagen, wenn wir allein sind, falls es euch interessiert.«

In der Tat nähert sich von der einen Seite des Hofes das schwere Gefährt mit einem vorgespannten kräftigen Pferd, das vom Wirt geführt wird, während von der anderen Seite die beiden Jünger kommen.

»Ist es Zeit, aufzubrechen?« fragt Syntyche.

»Ja, es ist Zeit. Bist du warm gekleidet, Johannes? Geht es dir besser mit deinen Schmerzen?«

»Ja, ich bin in Woldecken eingehüllt, und das Einreiben mit der Salbe hat mir gut getan.«

»Dann steig auf, wir kommen auch gleich . . . «

Nachdem sie ihr Gepäck aufgeladen haben und alle aufgestiegen sind, fahren sie zum weiten Tore hinaus, gefolgt von wiederholten Beteuerungen des Gastwirts über die Fügsamkeit des Pferdes.

Sie überqueren einen Platz, der ihnen genannt wurde, und schlagen eine Straße längs der Stadtmauer ein. Dann verlassen sie die Stadt durch ein Tor und fahren zunächst an einem tiefen Kanal und schließlich am Fluß selbst entlang.

Es ist eine schöne, gut gepflegte Straße, die in Richtung Nordosten führt, aber stets den Windungen des Flusses folgt. Auf der anderen Seite sieht man die an ihren Hängen, in ihren Einschnitten und Schluchten tiefgrünen Berge, und an sonnigen Stellen weisen die Äste des Unterholzes schon unzählige Knospen auf.

»Wie viele Myrten!« ruft Syntyche aus.

»Und Lorbeer!« fügt Matthäus hinzu.

»In der Nähe von Antiochia ist ein dem Apollo geweihter Ort«, sagt Johannes von En-Dor.

»Vielleicht haben die Winde die Samen bis hierher geweht . . . «

»Vielleicht. Aber hier wachsen die verschiedensten schönen Pflanzen«, sagt der Zelote.

»Du bist schon hier gewesen, glaubst du, daß wir an Daphne vorbeikommen?«

»Gewiß. Ihr werdet eines der schönsten Täler der Welt sehen. Abgesehen von dem zu obszönen und immer wilder werdenden Orgien ausgearteten Kult, ist es ein Tal des irdischen Paradieses, und wenn dort der Glaube Einzug hält, wird es ein wahres Paradies werden. Oh, wieviel Gutes werdet ihr dort tun können! Ich wünsche euch aufnahmebereite Herzen, so fruchtbar wie Erdboden«, sagt der Zelo-

te, um tröstliche Gedanken in den beiden zu wecken. Doch Johannes neigt das Haupt, und Syntyche seufzt.

Das Pferd trabt gleichmäßigen Schrittes dahin, und Petrus schweigt und ist ganz angespannt mit dem Lenken beschäftigt, obwohl das Tier sehr sicher geht und weder Antrieb noch Führung benötigt. Sie kommen daher ziemlich rasch voran, bis sie bei einer Brücke anhalten, um etwas zu essen und das Tier ausruhen zu lassen. Die Sonne steht im Mittag, und die schöne Natur erstrahlt in ihrer ganzen Pracht.

»Aber ... ich ziehe es doch vor, hier zu sein, statt auf dem Meere«, sagt Petrus, indem er sich umschaute.

»Welch ein Unwetter!«

»Der Herr hat für uns gebetet. Ich habe ihn in meiner Nähe gespürt, als wir auf Deck gebetet haben ... und zwar so nahe, als wäre er mitten unter uns ... « sagt Johannes lächelnd.

»Wo wird er wohl sein? Ich finde keinen Frieden, wenn ich daran denke, daß er keine Kleider zum Wechseln hat, wenn er naß wird? Was wird er wohl essen? Er ist imstande zu fasten ... «

»Du kannst sicher sein, daß er es tut, um uns dadurch zu helfen«, sagt Jakobus des Alphäus mit Nachdruck.

»Auch noch aus einem anderen Grunde. Unser Bruder ist seit einiger Zeit sehr betrübt. Ich glaube, daß er sich unaufhörlich kasteit, um die Welt zu besiegen«, sagt Thaddäus.

»Du willst wohl sagen, den Dämon, der auf der Welt ist«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Das ist dasselbe.«

»Doch mein Herz ist voll von tausend Ängsten, daß es ihm nicht gelingen wird ... « seufzt Andreas.

»Oh! Nun da wir fern sind, wird alles besser gehen«, sagt Johannes von En-Dor etwas verbittert.

»So darfst du nicht denken. Du und sie, ihr wart nichts im Vergleich zu den „großen Fehlern“ des Messias in den Augen der Großen Israels«, sagt Thaddäus mit Bestimmtheit.

»Bist du dessen sicher? Zu meinem Leiden hat sich auch noch dieser Stachel in meinem Herzen gesellt: daß mein Kommen die Ursache war, daß Jesus viel Unrecht geschehen ist. Wäre ich sicher, daß es nicht so ist, würde ich weniger leiden«, sagt Johannes von En-Dor.

»Hältst du mich für glaubwürdig, Johannes?« fragt Thaddäus.

»Ja, selbstverständlich!«

»Dann versichere ich dir im Namen Gottes und in meinem eigenen Namen, daß du Jesus nur ein Leid zugefügt hast: jenes, das er dich hierher schicken mußte. Mit allen seinen anderen Leiden, den vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, hast du nichts zu tun.«

Das erste Lächeln nach so vielen traurigen Tagen der Niedergeschlagenheit erhellt das eingefallene Gesicht des Johannes von En-Dor, der sagt: »Welch eine Erleichterung verschaffst du mir! Der Tag scheint mir strahlender, mein Leiden erträglicher, mein Herz ist ruhiger ... Danke, Judas des Alphäus. Danke!«

Sie besteigen wieder den Wagen, fahren über die Brücke und nehmen die Straße am anderen Ufer, die durch eine äußerst fruchtbare Gegend nach Antiochia führt.

»Seht dort! In dem malerischen Tal liegt Daphne mit seinem Tempel und seinen Hainen, und dort, in der Ebene, ist Antiochia mit seinen turmbewehrten Stadtmauern. Wir werden die Stadt durch das Tor beim Fluß betreten. Das Haus des Lazarus ist nicht weit von der Mauer entfernt. Seine schönsten Häuser sind verkauft worden. Dieses einzige, das er behalten hat, diente einst als Aufenthaltsort für die Diener und die Kunden des Theophilus. Es ist mit vielen Pferdeställen und Getreidespeichern ausgestattet. Nun lebt Philippus dort. Ein guter alter Mann, ein Getreuer des Lazarus. Ihr werdet euch dort wohlfühlen. Dann werden wir uns zusammen nach Antigonea begeben, wo das Haus war, das Eucheria mit ihren Kindern bewohnt hat, die damals noch klein waren ... «

»Diese Stadt scheint gut befestigt zu sein, nicht wahr?« fragt Pe-

trus, der nun aufatmet, da er sieht, daß sein erster Versuch als Wagenlenker geglückt ist.

»Sehr gut. Mauern von eindrucksvoller Höhe und Breite, über hundert Türme, die, wie ihr seht, auf der Mauer stehenden Riesen gleichen, und unten die Gräben, die unüberwindlich sind. Auch der Silpius hat seine Gipfel zur Verteidigung der Stadt und zur Verstärkung der Mauer an ihrer schwächsten Stelle hergegeben ... Hier ist das Tor. Es ist besser, du hältst an und gehst hinein, indem du das Pferd am Zügel führst. Ich werde dir den Weg weisen, denn ich kenne ihn ... «

Sie fahren durch das von den Römern bewachte Tor.

Johannes, der Apostel, sagt: »Wer weiß, ob der Soldat vom Fischtor hier ist ... Jesus würde sich freuen, es zu erfahren.«

»Wir werden ihn suchen, doch nun beeile dich«, befiehlt Petrus, von dem Gedanken beunruhigt, in ein fremdes Haus gehen zu müssen.

Johannes gehorcht ohne Widerrede, schaut aber jeden Soldaten, den er sieht, genau an.

Nach einer kurzen Wegstrecke erblickt man ein solide gebautes, einfaches Haus, oder vielmehr eine hohe Mauer ohne Fenster, und in der Mitte ein Tor.

»Wir sind da, halt an«, sagt der Zelote.

»O Simon! Sei so gut, sprich du jetzt.«

»Aber ja, wenn ich dir damit einen Gefallen tun kann, will ich reden«, und der Zelote klopft an das schwere Tor. Er gibt sich als Bote des Lazarus zu erkennen und geht allein hinein. Dann kehrt er mit einem hochgewachsenen, würdevollen Greis zurück, der sich tief verneigt und einem Diener befiehlt, das Tor zu öffnen, um Pferd und Wagen einzulassen. Er entschuldigt sich, daß er sie alle hier und nicht durch die Haustüre eintreten läßt.

Der Wagen bleibt in einem weiten Hof stehen, der von einer Säulenhalle umgeben ist und in dem vier große Platanen in den Ecken stehen und zwei in der Mitte zum Schutz eines Brunnens und eines Beckens, das als Pferdetränke dient.

»Sorge du für das Pferd«, gebietet der Verwalter dem Diener. Dann wendet er sich an die Gäste: »Ich bitte euch, tretet ein. Gott, der mir seine Diener und die Freunde meines Herrn sendet, sei gesegnet. Befehlt, und euer Diener wird euch gehorchen.«

Petrus errötet, denn diese Worte und Verbeugungen gelten ihm, und er weiß nicht, was er sagen soll ... Der Zelote kommt ihm zu Hilfe.

»Die Jünger des Messias von Israel, von denen Lazarus des Theophilus dir berichtet und die von nun an in deinem Hause leben werden, um dem Herrn zu dienen, brauchen nichts als Ruhe. Würdest du uns zeigen, wo sie wohnen können?«

»Oh, es sind immer Zimmer für Pilger bereit, wie es schon zu den Zeiten meiner Herrin Brauch war. Kommt, kommt ...« und, von allen gefolgt, geht er einen Gang entlang und dann über einen kleinen Hof, in dessen Hintergrund sich das eigentliche Haus befindet. Er öffnet die Türe, geht durch eine Vorhalle und wendet sich dann nach rechts. Sie gelangen zu einer Treppe und steigen hinauf. Wiederum ein Korridor mit Zimmern auf beiden Seiten.

»Wir sind angelangt, und ich wünsche euch einen angenehmen Aufenthalt. Nun werde ich für Wasser und Wäsche sorgen. Gott sei mit euch«, sagt der Greis und entfernt sich.

In den Räumen, die sie gewählt haben, öffnen sie die Fensterläden. Auf der einen Seite sieht man die Mauern und die Festungen von Antiochia, auf der anderen den ruhigen Innenhof mit den Kletterrosen, die nun der Jahreszeit entsprechend einen etwas elenden Anblick bieten.

Nach der langen Reise endlich ein Heim, ein Zimmer, ein Bett ... Ein zeitweiliger Aufenthalt für die einen, das Ziel für die anderen ...

368 Sie begeben sich nach Antigonea

»Mein Sohn Tolmai ist zum Markt gekommen. Heute, zur sechsten Stunde, wird er nach Antigonea zurückkehren. Es ist ein milder Tag.

Wollt ihr nun mit ihm gehen?« fragt der alte Philippus, während er den Gästen dampfende Milch anbietet.

»Wir werden ganz gewiß mitgehen. Wann, hast du gesagt?«

»Um die sechste Stunde. Ihr könnt morgen wiederkommen, wenn ihr wollt, oder am Vorabend des Sabbat, wenn euch dies angenehmer ist. Dann werden alle Diener, die Juden sind oder den jüdischen Glauben angenommen haben, zum Gottesdienst des Sabbat kommen.«

»So werden wir es machen. Es ist nicht gesagt, daß die beiden sich nicht dort niederlassen werden.«

»Es würde mich freuen, auch wenn ich sie dadurch verliere, denn das Klima dort ist sehr heilsam, und sie könnten unter den Dienern, von denen einige schon beim alten Herrn im Dienst waren, viel Gutes wirken. Andere sind dank der Güte der gesegneten Herrin dort, die sie von grausamen Besitzern freigekauft hat. Daher sind nicht alle Israeliten, aber auch nicht mehr wirkliche Heiden. Ich spreche von den Frauen. Die Männer sind alle beschnitten. Ihr braucht keinen Abscheu zu empfinden ... Doch sie sind noch weit von der Gerechtigkeit Israels entfernt. Die Heiligen des Tempels würden Anstoß an ihnen nehmen, sie, die vollkommen sind ... «

»Sie, ja, ja! ... Gut! Nun werden sie Fortschritte machen können, indem sie von den Gesandten des Herrn Wissen und Güte empfangen ... Hört ihr, wieviel ihr zu tun habt?« schließt Petrus, indem er sich an die beiden wendet.

»Wir werden es tun und werden den Meister nicht enttäuschen«, verspricht Syntyche und geht hinaus, um das Nötige vorzubereiten.

Johannes von En-Dor fragt Philippus: »Glaubst du, daß ich in Antigonea auch anderen etwas behilflich sein könnte, indem ich als Erzieher arbeite?«

»Sehr gut. Der alte Plautus ist seit drei Monaten tot, und die heidnischen Kinder haben keine Schule. Was die jüdischen betrifft, so fehlt ihnen der Lehrer, denn all die unsrigen fliehen aus jenem Ort bei Daphne. Es bräuchte einen, der ... der ist ... wie Theophilus war ... ohne Härte gegen ... gegen ... «

»Ja, ohne Pharisäertum, willst du wohl sagen«, beendet Petrus schleunigst.

»So ist es, ja ... Ich will niemanden kritisieren ... aber ich denke ... verwünschen hilft nicht. Besser wäre es, zu helfen ... Wie es die Herrin tat, die mit ihrem Lächeln mehr Menschen zum Gesetz hinführte als ein Rabbi.«

»Gerade deshalb hat mich der Meister hierher gesandt. Ich bin genau der Mensch, der dazu die richtigen Voraussetzungen hat ... Oh, ich werde seinen Willen tun bis zum letzten Atemzug. Nun glaube ich wirklich und bin überzeugt davon, daß meine Sendung nichts anderes ist als eine bevorzugte, besondere Mission. Ich werde es Syntyche sagen, und ihr werdet sehen, daß wir uns dort niederlassen werden. Ich gehe, um es ihr zu sagen.« Begeistert wie schon lange nicht mehr, geht er hinaus.

»Höchster Herr, ich danke dir und preise dich. Er wird noch leiden, doch nicht mehr wie früher ... Ach, Welch eine Erleichterung!« ruft Petrus aus, und fühlt sich sodann verpflichtet, Philippus auf seine Art über den Grund seiner Freude einigermaßen aufzuklären. »Du mußt wissen, daß Johannes von den ... „Unbeugsamen“ Israels aufs Korn genommen worden ist. Du nennst sie: die „Unbeugsamen“ ... «

»Ach, ich verstehe! Ein politisch Verfolgter, wie ... wie ... « und betrachtet den Zeloten.

»Ja, wie ich, und mehr noch aus anderen Gründen. Mehr als durch seine Zugehörigkeit zu einer unterschiedlichen Kaste, erregte er sie durch seine Zugehörigkeit zum Messias. Daher, und dies sei ein für allemal gesagt, sind er und sie deiner Treue anvertraut ... Verstehst du?«

»Ich verstehe und werde mich danach richten.«

»Wie wirst du sie den anderen vorstellen?«

»Als zwei Erzieher, die mir von Lazarus des Theophilus empfohlen worden sind: er für die Knaben, sie für die Mädchen. Ich sehe, daß sie Stickereien und Webstühle hat ... Und in Antiochia werden

viele Handarbeiten von Frauen hergestellt und an Fremde verkauft. Doch sind es plumpe, grobe Arbeiten. Gestern habe ich einmal eine Arbeit gesehen, die mich an meine gute Herrin erinnert hat ... diese werden sehr gefragt sein ... «

»Einmal mehr sei der Herr gepriesen«, sagt Petrus.

»Ja, das wird uns den Abschied vor unserer baldigen Abreise erleichtern.«

»Wollt ihr denn schon abreisen?«

»Wir müssen! Das Unwetter hat uns eine Verzögerung auf unserer Reise verursacht, und zu Anfang des Schebat müssen wir beim Meister sein. Wir haben uns verspätet und er wartet schon auf uns«, erklärt Thaddäus.

Sie trennen sich und jeder geht seinen Obliegenheiten nach, Philippus zu einer Frau, die nach ihm fragt, und die Apostel steigen auf eine sonnige Anhöhe.

»Wir könnten am Tag nach dem Sabbat abreisen. Was meint ihr?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Sofort einverstanden ... Stell dir vor, jeden Morgen erwache ich mit dem quälenden Gedanken an Jesus, der allein ist, ohne Kleider und ohne einen Menschen, der sich seiner annimmt, und jeden Abend lege ich mich mit derselben Sorge zu Bett. Doch heute werden wir uns entscheiden.«

»Sagt einmal, wußte denn der Meister über alle diese Dinge Bescheid? Seit Tagen frage ich mich, wie er wissen konnte, daß wir den Kreter finden würden, wie er die Arbeit des Johannes und der Syntyche vorhersehen konnte und wie, wie ... viele Dinge eben«, sagt Andreas.

»Ich nehme an, daß sich der Kreter zu bestimmten Zeiten regelmäßig in Seleucia aufhält. Vielleicht hat Lazarus dies Jesus gesagt, und deshalb hat er ihre Abreise beschlossen, ohne das Osterfest abzuwarten ... « erklärt der Zelote.

»Ja! Sicher! Doch wie wird sich Johannes an Ostern verhalten?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Nun, wie alle Israeliten ... « sagt Matthäus.

»Nein, das würde heißen, dem Wolf in den Rachen laufen.«

»Wieso, wer wird ihn unter so vielen Menschen entdecken?«

»Der Iskar ... Oh, was sage ich! Denkt nicht daran. Es ist ein Scherz meines Geistes ... « Petrus errötet, beschämt über seinen Ausspruch.

Judas des Alphäus legt ihm eine Hand auf die Schulter, und mit einem Lächeln auf seinem mehr oder weniger ernsten Gesicht fügt er hinzu: »Ach was! Wir denken doch alle dasselbe ... aber sagen wir es niemandem, und danken wir dem Ewigen dafür, daß er den Geist des Johannes vor dieser Vermutung verschont hat.«

Alle schweigen nachdenklich. Aber als echte Israeliten machen sie sich Sorgen darüber, wie der verbannte Jünger Ostern in Jerusalem wird feiern können ... und sie nehmen dieses Gespräch erneut auf.

»Ich glaube, daß Jesus Vorsorgen wird, und daß es Johannes wahrscheinlich weiß; wir brauchen ihn ja nur zu fragen«, sagt Matthäus.

»Tut es nicht. Weckt nicht Sehnsucht und Kummer, wo der Friede eben erst wieder einkehrt«, fleht der Apostel Johannes.

»Ja, es ist besser, den Meister selbst zu fragen«, bestätigt Jakobus des Alphäus.

»Wann werden wir ihn sehen? Was meint ihr?« fragt Andreas.

»Oh, wenn wir am Tage nach dem Sabbat abreisen, werden wir bestimmt am Ende des Monats in Ptolemaïs sein ... « sagt Jakobus des Zebedäus.

»Vorausgesetzt, daß wir ein Schiff finden ... « bemerkt Judas Thaddäus.

Sein Bruder fügt hinzu: »Und wenn kein Unwetter kommt.«

»Schiffe nach Palästina gibt es immer, und wenn wir zahlen, werden wir in Ptolemaïs von Bord gehen können, selbst wenn das Schiff nach Joppe fährt. Hast du noch Geld, Simon?« fragt der Zelote den Petrus.

»Ja, obwohl mich der Dieb von einem Kreter trotz seinen Beteuerungen, er wolle Lazarus einen Gefallen erweisen, ordentlich ge-

schröpft hat. Doch muß ich noch für die Aufbewahrung des Bootes und des Esels bezahlen . . . Den Betrag, der mir für Johannes und Syntyche gegeben wurde, rühre ich nicht an, er ist mir heilig. Selbst wenn wir nichts zu essen hätten, würde ich ihn nicht antasten.«

»Du hast recht. Jener Mann ist sehr krank und glaubt, als Erzieher arbeiten zu können; ich aber bin überzeugt, daß er bald zu gebrechlich sein wird . . .« meint der Zelote.

»Ja, das glaube ich auch. Syntyche wird mehr Salben als Handarbeiten herstellen müssen«, bestätigt Jakobus des Zebedäus.

»Aber die Salbe! Welch ein Wunder! Syntyche hat mir gesagt, sie wolle sie wiederum herstellen und verwenden, um damit Zugang zu den hiesigen Familien zu finden«, sagt Johannes.

»Eine gute Idee! Ein Kranker, der gesund wird, ist immer ein gewonnener Jünger, und mit ihm seine Angehörigen!« ruft Matthäus aus.

»Oh, sag das nicht!« widerspricht ihm Petrus.

»Wie? Willst du damit sagen, daß Wunder die Menschen nicht zum Herrn führen?« fragt Andreas, und mit ihm zwei oder drei andere.

»O Kinder! Es scheint, als ob ihr gerade vom Himmel gefallen wäret. Aber seht ihr denn nicht, was man Jesus antut? Hat sich Eli von Kafarnaum etwa bekehrt? Und Doras? Und Hosea von Chorazin? Und Malkija von Betsaida? Und – entschuldigt, ihr von Nazaret – und ganz Nazaret nach den fünf, sechs, zehn geschehenen Wundern, bis zum letzten, dem an eurem Neffen?« fragt Petrus.

Niemand widerspricht ihm, denn es ist die bittere Wahrheit.

»Wir haben den römischen Soldaten noch nicht gefunden. Jesus hat es uns zu verstehen gegeben . . .« sagt Johannes nach einer Weile.

»Wir werden es denen sagen, die zurückbleiben. Es wird dies ein Ansporn mehr in ihrem Leben sein«, antwortet der Zelote.

Philippus kehrt zurück: »Mein Sohn ist bereit. Er hat sich beeilt und ist nun bei der Mutter, welche die Geschenke für die Enkel vorbereitet.«

»Deine Schwiegertochter ist gut, nicht wahr?«

»Ja, sehr gut. Sie hat mich über den Tod meines Josef hinweggetröstet. Sie ist wie eine Tochter. Einst war sie eine Magd der Eucheria und wurde von ihr erzogen. Kommt und stärkt euch vor der Abreise. Die anderen sind schon dabei.«

Dem Wagen des Tolmai, des Enkels von Philippus, folgend, begeben sie sich nach Antigonea ... Das Städtchen ist bald erreicht. Es ist in üppige Gärten eingebettet und durch eine Hügelkette, die sich in einem angemessenen Abstand befindet, um nicht bedrückend zu wirken, vor den Winden geschützt; doch liegt sie nahe genug, um den Ort zu schützen, und über ihn die Däfte des Harzes der Wälder und der Gewürzpflanzen auszuströmen. Unter der warmen Sonne erquickt Antigonea das Auge und das Herz schon beim Durchwandern.

Die Gärten des Lazarus liegen im Süden der Stadt, und eine Allee, deren Bäume nun kahl sind und an der sich die Häuser der Gärtner reihen, führt dorthin. Ich sehe niedrige gepflegte Häuser, an deren Türen sich Kinder und Frauen zeigen, die neugierig herumschauen und lächelnd grüßen. An den verschiedenen Gesichtern erkennt man die Rassen.

Kaum hat Tolmai das Tor hinter sich, bei dem das Besitztum beginnt, knallt er vor jedem Haus auf besondere Art mit seiner Peitsche, was wohl ein Zeichen sein muß. Gleich darauf gehen die Leute in ihre Häuser, kommen wieder heraus, schließen die Türe und laufen hinter den beiden Karren her, die langsam fahren und dann in der Mitte eines runden Platzes anhalten, von dem aus, gleich den Speichen eines Rades, Wege in alle Richtungen führen. Rundherum sind Felder, wie Beete angelegt, einige brach, andere mit immergrünen Gewächsen. Sie werden von Lorbeer- oder Akazienbäumen geschützt, und von noch anderen Bäumen, die aus Einschnitten in ihren Rinden wohlriechende Milch und Harze absondern. Ein Gemisch von balsamischen und harzigen Aromen liegt in der Luft. Bienenstöcke überall. Bewässerungsbecken, an denen schneeweiße

Tauben trinken. In besonderen Arealen scharren im frischgepflügten unbepflanzten Erdreich weiße Hühner, die von Kindern gehütet werden.

Tolmai knallt mehrere Male mit seiner Peitsche, bis alle Untergebenen seines kleinen Reiches sich um die Angekommenen versammelt haben.

Dann beginnt er seine Ansprache: »Also, Philippus, unser Oberhaupt, der Vater meines Vaters, schickt und empfiehlt euch diese Heiligen Israels, die auf Wunsch unseres Herrn hierher gekommen sind. Gott möge ihn und sein Haus stets beschützen. Viele haben sich beklagt, daß hier die Stimmen heiliger Lehrer fehlen. Seht, nun hat die Güte Gottes und unseres Herrn, der zwar fern ist, uns jedoch liebt – Gott möge ihm alles vergelten, was er Gutes an seinen Dienern tut – uns gewährt, was unser Herz ersehnt. In Israel ist der allen Völkern Verheißene erschienen. Man hat es uns bei den Festen im Tempel und im Hause des Lazarus gesagt. Nun ist für uns wahrlich die Zeit der Gnade angebrochen, denn der König Israels hat an die Geringsten unter seinen Knechten gedacht und seine Diener ausgesandt, damit sie uns seine Worte verkünden. Diese sind seine Jünger, und zwei von ihnen werden bei uns, hier oder in Antiochia, leben und die Wahrheit lehren, damit wir weise seien für den Himmel, und wissen, was auf Erden notwendig ist. Johannes ist Lehrer und ein Jünger Christi. Er wird unsere Kinder die eine und die andere Weisheit lehren. Syntyche, eine Jüngerin und Meisterin der Nadel, wird den Mädchen die Wissenschaft der Liebe Gottes und die Kunst der weiblichen Arbeiten beibringen. Nehmt sie auf als einen Segen des Himmels und liebt sie, wie Lazarus des Theophilus und der Eucheria sie liebt – Ehre und Friede ihren Seelen – und wie die Töchter des Theophilus sie lieben: Marta und Maria, unsere geliebten Herrinnen und Jüngerinnen Jesu von Nazaret, des Rabbi Israels, des Verheißenen, des Königs.«

Die kleine Gruppe, Männer mit kurzen Tuniken bekleidet und Gartengeräte in ihren erdigen Händen, Frauen und Kinder jeglichen

Alters, hört erstaunt zu, flüstert, und verneigt sich schließlich tief.

Tolmai beginnt mit der Vorstellung der einzelnen Personen: »Simon des Jona, das Haupt der Gesandten des Herrn; Simon der Kanaaniter, ein Freund unseres Herrn; Jakobus und Judas, Brüder des Herrn; Jakobus und Johannes, Andreas und Matthäus.« Dann wendet er sich an die Apostel und Jünger: »Hanna, meine Frau, aus dem Geschlechte Juda, wie auch meine Mutter; denn wir sind rein und sind mit Eucheria aus Judäa gekommen. Josef, der dem Herrn geweihte Knabe, und Theocheria, die Älteste, die in ihrem Namen das Andenken an den gerechten Herrn und die gerechte Herrin vereint; eine weise Tochter, die Gott als wahre Israelitin liebt; Nikolaus und Dositheus. Nikolaus ist Nasiräer. Dositheus, der Drittgeborene, ist schon seit mehreren Jahren mit Hermione verheiratet (ein tiefer Seufzer begleitet diese Ankündigung). Komm her, Frau ... «

Eine sehr junge Brünette nähert sich mit einem Säugling im Arm.

»Hier ist sie! Sie ist die Tochter eines Proselyten und einer Griechin. Mein Sohn sah sie in Alexandroskene in Phönizien, als er geschäftshalber dort war, und wollte sie zur Frau haben; Lazarus widersetzte sich mir nicht, sondern sagte: „Besser so, als zum Bösen, und es ist ja nichts Schlimmes dabei.“ Doch ich hätte ein Geblüt aus Israel vorgezogen.«

Die arme Hermione steht wie eine Angeklagte mit geneigtem Haupt da. Dositheus zittert und leidet. Hanna, die Mutter und Schwiegermutter, hat einen traurigen Blick ...

Johannes, obgleich der Jüngste von allen, fühlt sich angetrieben, die gedemütigten Seelen zu trösten, und sagt: »Im Reiche des Herrn werden es nicht mehr Griechen oder Israeliten, Römer oder Phönizier sein, sondern einzig und allein Kinder Gottes. Wenn du einst durch diese beiden Jünger das Wort Gottes kennenlernen wirst, dann wird sich dein Geist zu neuem Licht erheben, und diese hier wird nicht mehr „die Fremde“ sein, sondern wie du und alle anderen, eine Jüngerin unseres Herrn Jesus.«

Hermione hebt das gedemütigte Haupt und lächelt Johannes

dankbar zu. Auch auf den Gesichtern des Dositheus und der Hanna ist der gleiche Ausdruck der Dankbarkeit sichtbar.

Tolmai antwortet ernst: »Gott möge es so fügen, denn außer ihrer Abstammung habe ich der Schwiegertochter nichts vorzuwerfen. Das Kind in ihren Armen ist Alphäus, der Jüngste, der von ihrem Vater, einem Proselyten, den Namen bekommen hat. Die Kleine mit den himmelblauen Augen, die unter den ebenholzfarbenen Locken hervorschauen, ist Myrtiche; ihr Name ist der der Mutter Hermiones; dieser, der Erstgeborene, heißt Lazarus, weil der Herr es so gewünscht hat, und der andere ist Hermas.«

»Das fünfte Kind soll Tolmai heißen, und das sechste Hanna, um dem Herrn und den Menschen zu bezeugen, daß sich dein Geist neuen Einsichten geöffnet hat«, sagt wieder Johannes.

Tolmai verneigt sich stumm. Dann fährt er fort: »Diese beiden sind Geschwister aus Israel: Mirjam und Silvanus, aus dem Stamme Naftali; diese hier sind Elbonides, Danita und Simon, ein Judäer. Dann hier die Proselyten, früher Römer oder zumindest römischer Abstammung, die dank der Liebe der Eucheria dem Joch des Sklaventums und des Heidentums entrissen wurden: Lucius, Marcellus und Solon, der Sohn des Elatheus.«

»Ein griechischer Name«, bemerkt Syntyche.

»Aus Thessalien. Sklave eines Dieners Roms«, und Verachtung spricht aus den Worten: »Ein Diener Roms!« »Eucheria nahm ihn in einer schweren Stunde zusammen mit seinem sterbenden Vater auf. Auch wenn der Vater als Heide gestorben ist, so ist doch Solon Proselyt ... Priszilla, komm mit den Kindern nach vorne ... «

Eine hochgewachsene, hagere Frau mit einem Adlergesicht tritt vor. Sie schiebt ein Mädchen und einen Knaben vor sich her, während sich zwei kleine Kinder an ihren Rock hängen.

»Das ist die Frau des Solon, die Freigelassene einer bereits verstorbenen Römerin, und ihre Kinder Marius und Cornelia sowie die Zwillinge Maria und Martilla. Priszilla ist sehr kundig im Zubereiten von Essenzen. Amiclea, komm mit den Kindern. Sie ist eine

Tochter von Proselyten, und Proselyten sind auch die beiden Knaben Cassius und Theodor. Thekla, versteck dich nicht! Sie ist die Frau des Marcellus. Ihr Leid ist, unfruchtbar zu sein. Auch sie ist ein Kind des Proselyten. Das sind die Gärtner. Nun gehen wir zu den Gärten. Kommt!«

Er führt sie durch das ausgedehnte Besitztum, gefolgt von den Gärtnern, die ihre Kulturen und die Gartenarbeiten erklären, während die Kinder zu ihren Hühnern zurückkehren, die die Abwesenheit ihrer Hüter genützt haben, um sich in andere Gärten zu zerstreuen.

Tolmai erklärt: »Sie werden hierher gebracht, um die Schollen vor der alljährlichen Aussaat von den Raupen zu säubern.«

Johannes lächelt über die gackernden Hühner und sagt: »Sie sind wie die meinen von früher« und beugt sich nieder, um Brotkrumen zu streuen, die er aus der Tasche geholt hat, so daß er bald von Hühnern umringt ist und lachen muß, weil eines von ihnen ihm gierig das Brot aus der Hand pickt.

»Ach, welch ein Glück!« ruft Petrus aus, indem er Matthäus mit dem Ellbogen anstößt und auf Johannes, der sich mit den Hühnern vergnügt, und auf Syntyche, die mit Solon und Hermione Griechisch spricht, deutet. Dann kehren sie zum Haus Tolmais zurück, der erklärt: »Das wäre der Ort. Doch wenn ihr unterrichten wollt, dann können wir Platz schaffen. Nun, bleibt ihr hier oder ... «

»Ja, Syntyche! Hier! Es ist schöner. Antiochia bedrückt mich mit Erinnerungen«, bittet Johannes leise seine Gefährtin.

»Aber ja ... Wie du willst, wenn es dir gefällt, ist mir alles recht. Ich schaue nicht mehr zurück ... nur noch vorwärts, vorwärts ... Mut, Johannes! Hier wird es uns gut gehen. Kinder, Blumen, Tauben und Hühner für uns arme Geschöpfe, und für unsere Seelen die Freude, dem Herrn dienen zu dürfen. Was sagt ihr dazu?« fragt sie, sich den Aposteln zuwendend.

»Wir sind derselben Meinung wie du.«

»Dann soll es dabei bleiben.«

»Sehr gut! So können wir zufrieden abreisen . . . «

»Oh, reist noch nicht ab! Ich werde euch nie wiedersehen! Warum jetzt schon? Warum? . . . « Johannes fällt in seine Trübsal zurück.

»Aber wir reisen doch nicht jetzt ab. Wir bleiben hier . . . bis du . . . « Doch Petrus weiß nicht, wie er sich Johannes gegenüber ausdrücken soll, und um zu verbergen, daß auch er den Tränen nahe ist, umarmt er den weinenden Johannes und versucht, ihn auf diese Weise zu trösten.

369 Der Abschied von Antiochia

Die Apostel befinden sich wiederum im Haus zu Antiochia, und bei ihnen sind die beiden Jünger und alle Männer aus Antigonea; letztere tragen jetzt nicht mehr die geschürzten Arbeitskleider, sondern lange, festliche Gewänder. Daraus schließe ich, daß es Sabbat sein muß.

Philippus bittet die Apostel, wenigstens einmal vor der kurz bevorstehenden Abreise zu allen zu sprechen.

»Worüber?«

»Worüber ihr wollt. Ihr habt in diesen Tagen unsere Gespräche gehört, richtet euch danach.«

Die Apostel schauen einander an. Wer ist dran?

Petrus, natürlich. Er ist das Haupt! Doch Petrus möchte nicht sprechen, er möchte Jakobus des Alphäus oder Johannes des Zebedäus diese Ehre überlassen. Erst als er sieht, daß diese sich unerbittlich zeigen, entschließt er sich zu reden.

»Heute haben wir in der Synagoge gehört, wie das 52. Kapitel des Jesaja erklärt wurde; dem Geist der Welt entsprechend sehr gelehrt, jedoch im Licht der Weisheit betrachtet, war diese Auslegung sehr mangelhaft.

Doch man kann den Erläuterer deshalb nicht tadeln, denn mit seinem beschränkten Wissen hat er sein Bestes gegeben; aber ihm fehlt die Kenntnis über den Messias und die mit ihm beginnende

Zeit. Wir wollen nicht kritisieren, sondern beten, auf daß er diese beiden Gnaden erkenne und sie ohne Widerstand annehme.

Ihr habt mir gesagt, daß ihr am Paschafest mit Glauben als auch mit Verachtung über den Meister habt reden hören, und daß ihr nur dank des großen Glaubens, der die Herzen aller im Hause des Lazarus erfüllt, das Unbehagen, das die Verdächtigungen der anderen in euch erregte, ertragen konntet, umso mehr, als diese anderen ausge-rechnet die Rabbis von Israel waren.

Doch, gelehrt sein heißt weder heilig sein, noch die Weisheit besitzen.

Die Wahrheit ist diese: Jesus von Nazaret ist der verheißene Mes-sias, der Erlöser, von dem die Propheten sprechen. Der letzte dieser Propheten ruht seit kurzem im Schoß Abrahams, nachdem er den ruhmvollen Märtyrertod für die Gerechtigkeit erlitten hat. Johannes der Täufer hat gesagt – und hier sind einige zugegen, die diese Wor-te gehört haben – „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt.“

Die Demütigsten unter den Anwesenden haben seinen Worten ge-glaubt, weil die Demut hilft, zum Glauben zu gelangen. Dagegen erreichen die mit viel nutzlosem Tand beladenen Stolzen den Gipfel des Berges, auf dem der Glaube rein und leuchtend lebt, nur müh-sam. Die Demütigen aber haben es verdient, die ersten in der Schar des Herrn Jesu zu sein, weil sie voller Demut geglaubt haben.

Erkenntet daher, wie notwendig die Demut für einen bereitwilligen Glauben ist, und wie der Glaube auch gegen allen äußeren Anschein belohnt wird.

Ich ermahne und ermuntere euch, diese beiden Tugenden in euch zu pflegen, denn dann werdet auch ihr zum Gefolge des Herrn ge-hören und das Himmelreich erwerben . . .

Nun bist du dran, Simon der Zelote. Ich habe gesprochen, nun fahre du fort.«

Der Zelote, der so unvermittelt und klar zum zweiten Redner er-nannt worden ist, muß nun ohne zu zögern oder zu widersprechen hervortreten. Er sagt:

»Ich werde die Rede des Simon Petrus fortsetzen, der dem Willen des Herrn gemäß unser Oberhaupt ist. So werde ich fortfahren, das 52. Kapitel des Jesaja auszulegen, als einer, der die menschgewordene Wahrheit kennt, deren Diener er für immer ist. Es steht geschrieben: „Erwache, erwache, ziehe deine Stärke an, Zion; hülle dich in deine Prachtgewänder, Jerusalem, heilige Stadt.“

So sollte es in Wahrheit sein. Denn wenn eine Verheißung sich erfüllt, ein Friede geschlossen, ein Urteil aufgehoben wird, und die Zeit der Freude kommt, sollten sich Herzen und Städte festlich kleiden und gebeugte Häupter sich erheben, da sie nun wissen, daß sie nicht mehr verhaßt, besiegt und geschlagen, sondern geliebt und befreit sind.

Wir sind nicht hier, um über Jerusalem zu richten. Die Liebe, die erste der Tugenden, verbietet es. Lassen wir also davon ab, die Herzen der anderen zu betrachten, und schauen wir auf unser eigenes. Bekleiden wir also unser Herz mit der Kraft des Glaubens, von der Petrus eben gesprochen hat. Kleiden wir uns festlich, weil unsere jahrhundertealte Hoffnung auf den Messias nun gekrönt wird durch die Erfüllung der Verheißung.

Der Messias, der Heilige, das Wort Gottes, ist wirklich unter uns. Den Beweis dafür besitzen nicht nur jene Menschen, die Worte der Weisheit, die bestärken und Heiligkeit und Frieden einflößen hören, sondern auch die, die durch den Heiligen, dem der Vater alles gewährt, von den schrecklichsten Krankheiten und selbst vom Tode befreit werden, auf daß in den Ländereien und Tälern unseres Vaterlandes Israel wieder das Hosanna auf den Sohn Davids und den Allerhöchsten erschalle; denn Gott hat sein Wort gesandt, gemäß seiner Verheißung an die Patriarchen und Propheten.

Ich war aussätzig und dazu verurteilt, nach Jahren grausamer Angst in der wilden Einsamkeit der Aussätzigigen zu sterben. Ein Mann sagte zu mir: „Geh zu ihm, dem Rabbi von Nazaret, und du wirst geheilt werden.“ Ich hatte Glauben und ging. Ich wurde geheilt, an Leib und Seele. Der Leib ist nun von der Seuche, die vom

Menschen trennt, befreit, und meine Seele ist frei von feindseligen Gefühlen, die von Gott trennen. Mit neuem Mut bin ich aus einem Geächteten, Kranken, Ruhelosen zu seinem Diener geworden, berufen zur seligen Sendung, unter die Menschen zu gehen, um sie in seinem Namen zu lieben und sie in der einzig notwendigen Lehre zu unterrichten: Jesus von Nazaret ist der Erlöser und alle, die an ihn glauben, werden selig werden.

Sprich du jetzt, Jakobus des Alphäus.«

»Ich bin der Bruder des Nazareners. Mein Vater und sein Vater waren Brüder aus einem Schoß, und trotzdem kann ich mich nicht Bruder nennen, sondern nur Diener, weil die Vaterschaft Josefs, des Bruders meines Vaters, eine geistige Vaterschaft war; und wahrlich, ich sage euch, der wahre Vater Jesu, unseres Meisters, ist der Allerhöchste, den wir alle anbeten; er, der zugelassen hat, daß seine eine und dreieine Gottheit in der zweiten Person Fleisch angenommen hat und auf die Erde gekommen ist, und doch gleichzeitig mit denen im Himmel vereint bleibt.

Gott kann dies vollbringen, da er allmächtig ist, und er vollbringt es aus Liebe, die seine Natur ist.

Jesus von Nazaret ist unser Bruder, o Menschen, denn er ist aus einer Frau geboren worden und ist uns durch seine Menschheit ähnlich. Er ist unser Meister, da er die Weisheit ist, das Wort Gottes selbst, das gekommen ist, um zu uns zu sprechen und uns für Gott zu gewinnen. Er ist unser Gott, der eins ist mit dem Vater und dem Heiligen Geist, stets mit ihnen durch Liebe, Macht und Wesen vereint.

Diese Wahrheit, die dem Gerechten, der mein Verwandter war, durch die an ihn ergangenen Offenbarungen zu erkennen gewährt wurde, möge auch zu eurer Erkenntnis werden. Der Welt, die versucht, euch von Christus loszureißen, indem sie sagt: „Er ist ein Mensch wie alle“, sollt ihr antworten: „Nein, er ist der Sohn Gottes; er ist der Stern, der aus Jakob aufgegangen ist, das Zepter, das sich aus Israel erhebt; er ist der Herrscher.“ Laßt euch durch nichts davon abbringen. Das ist der Glaube!

Nun ist es an dir, Andreas.«

»Das ist der Glaube. Ich bin ein armer Fischer vom Galiläischen Meer. In stillen Nächten beim Fischfang unter dem Sternenschein führte ich stumme Selbstgespräche. „Wann wird er kommen? Werde ich dann wohl noch leben? Viele Jahre fehlen noch, gemäß der Prophezeiung.“ Für den Menschen mit seinem begrenzten Leben scheinen wenige Jahrzehnte Jahrhunderte zu sein . . . Ich fragte mich: „Wie wird er kommen? Wo? Wessen Sohn wird er sein.“ Meine menschliche Stumpfheit ließ mich träumen von königlichem Glanz, von königlichen Palästen und Höfen, Prunk, Macht und von unerträglicher Majestät . . . Dann fragte ich mich: „Wer wird diesen großen König anblicken können?“ Ich stellte ihn mir erschreckender vor als Jahwe auf dem Sinai, und sagte mir: „Die Hebräer sahen dort den Berg aufleuchten, wurden jedoch nicht zu Asche, weil der Ewige in dichtem Gewölk war. Aber diesmal wird er seinen tödlichen Blick auf uns richten, und wir werden sterben . . .“

Ich war ein Jünger des Täufers, und wenn ich nicht beim Fischfang war, ging ich mit Gefährten zu ihm. Es war ein Tag dieses Monats . . . an den Ufern des Jordan versammelten sich viele Menschen, die bei den Worten des Täufers erzitterten. Ich erblickte einen schönen, ruhigen Jüngling, der auf einem Weg auf uns zukam. Bescheiden war sein Gewand, sanft sein Gesichtsausdruck, und er schien um Liebe zu bitten und Liebe zu schenken. Seine blauen Augen ruhten einen Augenblick auf mir, und ich fühlte etwas, was ich noch nie empfunden hatte. Es schien mir, als sei meine Seele liebkost und von Engelsflügeln gestreift worden. Einen Augenblick fühlte ich mich so fern von der Erde, so verwandelt, daß ich dachte: „Nun sterbe ich. Das ist der Ruf Gottes an meine Seele.“

Doch ich bin nicht gestorben. Ich verweilte fasziniert in der Betrachtung des unbekanntenen Jünglings, der seine blauen Augen auf den Täufer gerichtet hatte. Da wandte sich der Täufer um, lief hin und verneigte sich vor ihm. Sie sprachen miteinander, und da die Stimme des Johannes einem ständigen Donner gleich erklang, dran-

gen die geheimnisvollen Worte bis zu mir. Ich hörte gespannt zu, denn ich war von dem Wunsch beseelt zu erfahren, wer der unbekannte Jüngling wohl sein mochte. Meine Seele ahnte, daß er anders als alle anderen war. Ich hörte: „Ich müßte von dir getauft werden.“ „Warte noch. Es ziemt sich, daß alle Gerechtigkeit erfüllt werde.“

Johannes, sein Vorläufer und letzter Prophet, hatte schon gesagt: „Es wird jener kommen, dessen Schuhriemen zu lösen ich nicht würdig bin.“ Er hatte auch bereits gesagt: „Unter euch in Israel ist einer, den ihr nicht kennt. Schon hat er die Wurfschaufel in der Hand und wird seine Tenne säubern und das Stroh im unauslöschlichen Feuer verbrennen.“

Ich hatte vor mir einen Jüngling aus dem Volk, mit einem sanften, demütigen Antlitz, und doch fühlte ich, daß es *jener* sein mußte, den wir nicht kannten. Aber ich fürchtete mich nicht, denn als Johannes, nach dem unbeschreiblichen Donner Gottes und dem unfaßlichen Lichtschein in Form einer Friedenstaube, sagte: „Hier ist das Lamm Gottes“, da frohlockte meine Seele, da ich in dem Jüngling mit dem sanften, demütigen Aussehen den Messias-König erkannt hatte, und die Stimme meines Geistes erhob sich: „Ich glaube!“, und durch diesen Glauben wurde ich zu seinem Diener. Werdet auch ihr es, und ihr werdet Frieden haben.

Nun ist es an dir, Matthäus, von den anderen Herrlichkeiten des Herrn zu erzählen.«

»Ich kann nicht die frohen Worte des Andreas gebrauchen. Er war stets ein Gerechter, ich aber war ein Sünder. Deshalb sind meine Worte nicht von festlichem Gepräge, wohl aber voll des vertrauensvollen Friedens eines Psalms.

Ich war ein Sünder, ein großer Sünder, und lebte in vollkommenem Irrtum. Ich war darin verhärtet, fühlte ich mich jedoch nicht beschwert. Wenn mich manchmal Pharisäer oder der Synagogenvorsteher mit ihren Beleidigungen oder Anklagen geißelten und mich an Gott, den unerbittlichen Richter, erinnerten, überkam mich für einen Augenblick die Angst ... doch sogleich beruhigte ich mich

mit dem törichten Gedanken: „Was soll's, ich bin ein Verdammter. Genießt, meine Sinne, solange ihr könnt“, und immer mehr versank ich in der Sünde.

Vor zwei Jahren kam ein Unbekannter nach Kafarnaum, der auch für mich ein Unbekannter war. Für alle war er es, denn er war noch am Anfang seiner Sendung. Nur wenige Menschen kannten ihn als den, der er wirklich war, die hier Anwesenden und noch einige andere. Seine strahlende Männlichkeit, reiner als die Reinheit einer Jungfrau, setzte mich in Erstaunen und beeindruckte mich als erstes tief. Ich sah ihn würdevoll, aber gleichzeitig bereit, die Kinder anzuhören, die zu ihm kamen wie die Bienen zur Blume. Seine einzige Ablenkung waren ihre unschuldigen Spiele und ihr unbefangenes Geplauder. Als nächstes setzte mich seine Macht in Erstaunen. Er wirkte Wunder. Ich dachte, er sei ein Exorzist, ein Heiliger, und kam mir neben ihm so schändlich vor, daß ich ihn meiden wollte.

Ich hatte jedoch den Eindruck, daß er mich suchte, denn nicht ein einziges Mal ging er an meiner Bank vorüber, ohne mich mit seinen sanften, etwas wehmütigen Augen anzuschauen. Jedesmal war es wie ein plötzliches Erwachen meines abgestumpften Gewissens, das sich ganz allmählich läuterte und nicht mehr in seiner Stumpfheit verharrete.

Eines Tages – das Volk lobpries stets seine Worte – sehnte ich mich danach, ihn zu hören. Ich verbarg mich hinter einer Hausecke und hörte ihn zu einer kleinen Gruppe Menschen sprechen. Mit einfachen Worten erklärte er, daß die Nächstenliebe wie ein Ablaß für unsere Sünden sei ... Von diesem Abend an wollte ich, habgierig und hartherzig wie ich war, für alle meine vielen Sünden Verzeihung von Gott erlangen. Ich handelte im geheimen ... doch er wußte, daß ich es war, denn er weiß alles. Ein andermal hörte ich ihn das 52. Kapitel von Jesaja auslegen. Er sagte, daß in sein Reich, das himmlische Jerusalem, keine Unreinen und im Herzen Unbeschnittene eingehen werden, und versprach, daß diese himmlische Stadt für alle sei, die ihm nachfolgten würden. Er beschrieb ihre Schönheit mit so überzeugenden Worten, daß ich Sehnsucht danach verspürte.

Dann ... dann aber ... Oh! An jenem Tag war es nicht ein trauriger, sondern einen gebieterischer Blick, der mir galt. Er zerriß mir das Herz und ließ mich meine Seele klar erkennen. Er traf sie wie ein Feuer. Er umklammerte sie mit seiner Hand, diese arme, kranke Seele, und bedrängte sie mit seiner anspruchsvollen Liebe; und meine Seele war erneuert. Voller Reue und Sehnsucht ging ich zu ihm. Er wartete nicht auf mein: „Herr, erbarme dich!“, sondern sagte: „Folge mir nach.“

Der Sanftmütige hatte Satan im Herzen des Sünders besiegt. Zieht daraus die Lehre: Wenn einer von euch von Sünden gequält wird, dann gehe er zu ihm, dem guten Retter, und fliehe nicht vor ihm; je mehr man mit Sünden beladen ist, umso eher soll man reuevoll und demütig vor ihn hintreten und ihn um Verzeihung bitten.

Jakobus des Zebedäus, sprich du jetzt.«

»Ich weiß wahrlich nicht, was ich sagen soll. Ihr habt schon alles gesagt, was ich gesagt hätte, denn das ist die Wahrheit, und sie kann nicht geändert werden.

Auch ich war mit Andreas am Jordan, doch ich wurde seiner erst gewahr, als der Ausruf des Täufers mich auf ihn aufmerksam machte. Auch ich habe sofort geglaubt, und nachdem er sich nach seiner erleuchtenden Offenbarung entfernt hatte, blieb ich zurück wie einer, der von einem sonnigen Gipfel in einen dunklen Kerker geworfen worden ist. Verzweifelt suchte ich nach der Sonne. Nachdem mir das Licht Gottes erschienen und dann entschwunden war, erschienen mir die ganze Welt ohne Licht. Ich war einsam unter den Menschen. Während ich mich satt aß, hungerte ich. Im Schläfe wachte mein Geist, und Geld, Beruf, Beziehungen, alles blieb zurück hinter dieser meiner Begeisterung für ihn, weit zurück und ohne Anziehungskraft. Wie ein Kind, das die Mutter verloren hat, jammerte ich: „Komm zurück, Lamm Gottes.“ Allerhöchster, wie du Rafael gesandt hast, damit er Tobias leite, so sende nun deinen Engel, damit er mich auf den Wegen des Herrn führe, damit ich ihn finde, finde, finde!

Doch als uns nach Wochen vergeblichen Wartens und angstvollen

Suchens – die uns den Verlust unseres Johannes, der zum erstenmal gefangengenommen wurde, noch schmerzlicher erscheinen ließen – Jesus, der aus der Wüste kam, auf einem Feldweg erschien, da erkannte ich ihn nicht sogleich wieder.

Nun, Brüder im Herrn, will ich euch einen anderen Weg weisen, um zu ihm zu gelangen und ihn zu erkennen.

Simon des Jona hat gesagt, Glaube und Demut seien erforderlich, um ihn zu erkennen, und Simon der Zelote hat wiederum beteuert, daß der Glaube unerläßlich sei, um in Jesus von Nazaret den zu erkennen, der er im Himmel und auf Erden ist, wie es in der Schrift steht. Simon der Zelote brauchte einen sehr großen Glauben, um auch für seinen unheilbar kranken Körper hoffen zu können. Daher sagt Simon der Zelote, daß Glaube und Hoffnung die Wege sind, um den Sohn Gottes zu finden. Jakobus, der Bruder des Herrn, spricht von der Macht der Willensstärke, durch die man bewahren kann, was man gefunden hat, da sie verhindert, daß die Nachstellungen der Welt und Satans uns des Glaubens berauben. Andreas weist auf die Notwendigkeit hin, unseren Glauben mit einem heiligen Durst nach Gerechtigkeit zu verbinden, indem man danach strebt, die Wahrheit zu erkennen und zu bewahren – welches auch immer der Mund sein möge, der sie verkündet; und zwar nicht aus menschlichem Hochmut, gelehrt sein zu wollen, sondern aus dem Verlangen heraus, Gott zu erkennen. Wer sich in der Wahrheit bildet, findet Gott.

Matthäus, einst ein Sünder, zeigt euch einen anderen Weg, auf dem man zu Gott gelangen kann: sich der Sinne zu entäußern im Geiste der Nachfolge, ich würde sagen, als Widerschein Gottes, der die unendliche Reinheit ist. Er, der Sünder, ist vor allem von der „reinen Männlichkeit“ des Unbekannten, der nach Kafarnaum gekommen ist, beeindruckt; und es ist ihm, als ob durch deren Macht seine verlorene Enthaltensamkeit zu neuem Leben erweckt würde, und so enthält er sich als erstes der sinnlichen Begierden und macht den Weg frei für die Ankunft Gottes und die Wiederbelebung aller nicht

mehr von ihm geübten Tugenden. Von der Enthaltbarkeit geht er über zur Barmherzigkeit, von dieser zur Reue, von der Reue zur Überwindung seines ganzen Seins und zur Vereinigung mit Gott. „Folge mir!“ „Ich komme.“ Doch seine Seele hatte schon gesprochen: „Ich komme“, und der Erlöser hatte schon gesagt: „Folge mir“, als die Tugend des Meisters zum erstenmal die Aufmerksamkeit des Sünders auf sich gelenkt hatte.

Macht es wie er. Denn jede menschliche Erfahrung, so schmerzlich sie auch sein mag, ist stets eine Führung für alle guten Willens, um das Böse zu meiden und das Gute zu finden.

Ich sage, je mehr sich der Mensch bemüht, aus dem Geist zu leben, umso eher ist er imstande, den Herrn zu erkennen, und ein engelgleiches Leben begünstigt dies am meisten. Unter uns, den Jüngern des Johannes, war derjenige, der ihn nach seiner Abwesenheit wiedererkannte, die reine Seele. Eher als Andreas erkannte er ihn wieder, obgleich die Buße das Antlitz des Lammes Gottes verändert hatte. Daher sage ich: „Seid keusch, damit ihr ihn erkennen könnt.“

Judas, willst du jetzt reden?«

»Ja. Seid keusch, um ihn erkennen zu können. Aber seid es auch, um ihn in euch zu bewahren mit seiner Weisheit, seiner Liebe und seinem ganzen Sein. Wiederum ist es Jesaja, der im 52. Kapitel sagt: „Berührt Unreines nicht ... reinigt euch, ihr, die ihr die Gefäße des Herrn tragt.“ Wahrlich, jede Seele, die seine Jüngerin wird, gleicht einem Gefäß, das von Gott erfüllt ist, und der Leib, in dem sie innewohnt, ist wie einer, der ein dem Herrn geweihtes Gefäß trägt. Wo Unreinheit herrscht, kann Gott nicht sein.

Matthäus wiederholte die Worte des Herrn und sagte, daß nichts Unreines und von Gott Getrenntes das himmlische Jerusalem betreten wird. Ja, man darf auf Erden nicht unrein und von Gott getrennt sein, um einst dort eingehen zu können. Unglücklich jene, die mit ihrer Reue bis zur letzten Stunde warten, denn nicht immer wird ihnen Zeit zur Reue verbleiben, so wie jenen, die ihn jetzt verleumdend; sie werden keine Zeit mehr haben, sich im Augenblick seines

Triumphes ein neues Herz zu schaffen, und werden sich daher der Früchte seines Triumphes nicht erfreuen können.

Alle, die hoffen, daß der heilige und demütige König ein Monarch dieser Welt sein wird, und mehr noch die, die ihn als solchen fürchten, werden in jener Stunde unvorbereitet sein, betrogen und enttäuscht von ihrem Gedanken, der nicht der Gedanke Gottes, sondern ein armer, menschlicher Gedanke ist, und werden immer weiter sündigen.

Wir müssen erwägen, daß die Erniedrigung, Mensch zu sein, auf ihm lastet. Jesaja sagt, daß alle unsere Sünden die Demütigung der göttlichen Person in der menschlichen Gestalt bewirken. Wenn ich bedenke, daß alles Elend der Menschheit das Wort Gottes wie eine schmutzige Kruste umgibt, dann denke ich mit tiefem Mitleid und tiefstem Mitgefühl an die Leiden, die seine schuldlose Seele erdulden muß. Ich stelle mir den Abscheu eines Gesunden vor, den man mit den Lumpen und dem Schmutz eines Aussätzigen bedeckt. So ist er wahrlich der von unseren Sünden Durchbohrte, der durch alle Begierden des Menschengeschlechtes Verwundete. Seine unter uns lebende Seele muß erschauern bei der Berührung mit uns, wie wenn sie von Fieber befallen wäre.

Doch er sagt nichts, er öffnet nicht seinen Mund, um auszurufen: „Ich empfinde Abscheu vor euch“; er öffnet ihn vielmehr nur, um uns einzuladen: „Kommt zu mir, damit ich eure Sünden von euch nehme“, denn er ist der Erlöser. In seiner unendlichen Güte wollte er seine erhabene Schönheit verhüllen, denn wäre er uns so erschienen, wie er im Himmel ist, hätte er uns zu Asche verbrannt, wie Andreas sagte. Er erscheint uns anziehend wie ein sanftes Lamm, um sich uns nähern und uns retten zu können. Seine Unterdrückung, seine Verurteilung wird andauern, bis er, verzehrt von der Mühe, der vollkommene Mensch unter den unvollkommenen Menschen zu sein, im Triumph seines heiligen Königtums über die große Schar der Erlösten erhöht sein wird. Gott, der den Tod erleidet, um uns zum Leben zu erretten!

Diese Gedanken sollen ihn euch über alles liebenswert machen. Er ist der Heilige. Ich kann es sagen, ich, der ich mit ihm und Jakobus aufgewachsen bin. Ich beteure, daß ich bereit bin und stets bereit sein werde, mein Leben zu opfern, um dieses Bekenntnis abzulegen, auf daß die Menschen an ihn glauben und das Ewige Leben erlangen.

Johannes des Zebedäus, nun bist du an der Reihe.«

»Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße des Freundenboten! Frieden kündet er, bringt frohe Botschaft. Heil kündet er, zu Zion spricht er: „Dein Gott ist König.“ Diese Füße gehen schon seit zwei Jahren unermüdlich über die Berge Israels, um die Schafe der Herde Gottes sammeln, trostbringend, heilbringend, verzeihend und Frieden schenkend, seinen Frieden!

Wahrlich, ich bin erstaunt zu sehen, daß die Hügel nicht vor Freude hüpfen und die Flüsse des Vaterlandes nicht frohlocken bei der Berührung mit seinem Fuß. „Preis dem Herrn! Der Erwartete ist gekommen! Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Jener, der Gnaden und Segen, Frieden und Heil aussendet und zum Reich aufruft, indem er uns den Weg weist. Jener, der vor allem durch alle seine Worte und Werke, mit jedem Blick und jedem Atemzug Liebe ausströmt.

Was ist diese Welt, daß sie so blind ist für das Licht, das unter uns lebt? Welche Platten, dicker als die Steine an den Eingängen der Gräber, hat sie vor den Augen des Geistes, um dieses Licht nicht zu sehen? Welche Berge von Sünden lasten auf ihr, da sie so verstockt, blind, taub, gefesselt und gelähmt ist, daß sie sich dem Erlöser gegenüber so gleichgültig verhalten kann.

Was ist der Erlöser? Er ist das mit der Liebe verschmolzene Licht. Der Mund meiner Brüder frohlockt im Lobpreis des Herrn, indem er seine Werke verkündet und die Tugenden wachruft, die geübt werden müssen, um seinen Weg zu finden. Ich sage euch: Liebt! Es gibt keine größere Tugend, keine, die euch seinem Wesen so sehr ähnlich werden läßt. Wenn ihr liebt, dann übt ihr mühelos alle Tu-

genden, angefangen bei der Keuschheit. Es wird euch nicht schwerfallen, keusch zu sein; denn wenn ihr Jesus liebt, werdet ihr niemanden mehr ungeordnet lieben. Demütig werdet ihr sein, denn mit den Augen eines Liebenden werdet ihr seine unendlichen Vollkommenheiten erkennen und daher nicht auf eure geringen Vorzüge stolz sein. Ihr werdet zum Glauben finden, denn wer glaubt nicht dem, den er liebt? Ihr werdet zerknirscht sein vor Schmerz, nicht der Strafe wegen, die ihr verdient habt; denn es wird euch von Herzen leid tun, daß ihr ihm Schmerz zugefügt habt, und diese Reue rettet euch. Ihr werdet stark sein, o ja, denn wer mit Gott vereint ist, ist stark und standhaft in allem. Ihr werdet voller Hoffnung sein, weil ihr an der Großmut des göttlichen Herzens, das euch mit seinem ganzen Wesen liebt, nicht zweifeln werdet. Ihr werdet weise sein, alles werdet ihr sein! Liebt ihn, der die wahre Glückseligkeit und das Heil verkündet und unermüdlich über Berge und Täler wandert, um die Herde zu sammeln. Auf seinen Wegen ist der Friede, und Friede ist in seinem Reich, das nicht von dieser Welt, aber wirklich ist, wie Gott wirklich ist.

Verlaßt jeden Weg, der nicht der seine ist. Befreit euch von allen Nebeln und geht zum Licht. Seid nicht wie die Welt, die das Licht nicht sehen und nicht erkennen will. Geht zu unserem Vater, dem Vater allen Lichtes, des unendlichen Lichtes, durch den Sohn, der das Licht der Welt ist, um euch an Gott zu erfreuen in Vereinigung mit dem Paraklet, dem Strahlen der Lichter in einer einzigen Glückseligkeit der Liebe, welche die Drei zu Einem vereint. Unendlicher Ozean der Liebe, ohne Stürme, ohne Finsternis, nimm uns alle in deinen Frieden auf, die Unschuldigen wie die Bekehrten, alle, alle, für alle Ewigkeit! Alle auf Erden, auf daß sie dich, o Gott, und den Nächsten lieben, wie du es willst, alle im Himmel, damit wir nicht nur dich und die Himmelsbewohner, sondern auch die Brüder, die auf Erden in Erwartung des Friedens kämpfen, lieben und sie in den Kämpfen und gegen die Versuchungen wie Engel der Liebe verteidigen und stärken, auf daß sie einst bei dir seien in deinem Frieden,

zum ewigen Ruhm unseres Herrn Jesu, des Erlösers, der die Menschen mit einer unendlichen Liebe liebt, bis zum höchsten Opfer seiner selbst.«

Wie immer, wenn sich Johannes in seinen Entrückungen zu den Höhen zartester Liebe und mystischer Stille emporschwingt, zieht er alle Seelen mit sich.

Erst nach geraumer Zeit finden die verstummten Zuhörer wieder die Sprache, und der erste, der wieder sprechen kann, ist Philippus, der sich an Petrus wendet: »Wie, Johannes, der Lehrer, spricht nicht?«

»Er wird noch oft an unserer Stelle zu euch sprechen. Laßt ihn nun in Ruhe und laßt uns noch ein wenig mit ihm zusammen sein. Du, Saba, tue, was ich dir vorher gesagt habe, und auch du, gute Berenike . . . «

Alle gehen hinaus, und in dem geräumigen Zimmer bleiben die acht Apostel mit den beiden Jüngern zurück.

Er herrscht eine bedrückende Stille. Alle sind bleich, die Apostel, weil sie wissen, was bevorsteht, und die beiden Jünger, weil sie es ahnen.

Petrus ergreift das Wort, aber er vermag nur zu sagen: »Laßt uns beten.« Dann beginnt er das „Vater unser“. So kreidebleich, wie er vielleicht nicht einmal im Sterben sein wird, sagt er, indem er sich den beiden nähert und seine Hände auf ihre Schultern legt: »Kinder, die Abschiedsstunde ist gekommen. Was soll ich dem Herrn in eurem Namen sagen? Ihm, der sicher darum besorgt ist, daß ihr heil und wohlbehalten seid?«

Syntyche sinkt auf die Knie und bedeckt ihr Gesicht mit den Händen, und Johannes macht es ihr nach. Zerstreut streichelt Petrus die beiden Jünger zu seinen Füßen und tut sich Gewalt an, um seiner Rührung nicht nachzugeben.

Johannes von En-Dor erhebt sein vor Schmerz gezeichnetes Gesicht und stammelt: »Du kannst dem Meister sagen, daß wir seinen Willen tun.«

»Und daß er uns helfen möge, ihn bis zum Ende zu erfüllen . . .«, fügt Syntyche bei.

Doch Tränen hindern sie daran, mehr zu sagen.

»Also gut! Wir wollen uns den Abschiedskuß geben. Diese Stunde mußte kommen . . .« Auch die Stimme des Petrus wird von aufsteigenden Tränen erstickt.

»Segne uns zuerst«, bittet Syntyche.

»Nein, nicht ich. Es ist besser, wenn es einer der Brüder Jesu tut.«

»Nein, du bist das Oberhaupt. Wir werden sie mit unserem Kuß segnen, und du, segne sowohl uns, die wir abreisen, als auch jene, die zurückbleiben«, sagt Thaddäus und kniet als erster nieder.

Petrus, der arme Petrus, ganz rot von der Anstrengung, eine feste Stimme zu bewahren, und der Aufregung, mit ausgebreiteten Armen die kleine Schar zu seinen Füßen zu segnen, erteilt mit einer durch die Tränen noch rauher gewordenen Stimme, der Stimme eines Alten, den mosaischen Segen.

Dann neigt er sich, küßt die Frau auf die Stirn, als wäre sie seine Schwester, umarmt und küßt Johannes innig und verläßt mutig den Raum, während die anderen es ihm nachtun.

Draußen steht der Wagen schon bereit. Nur Philippus, Berenike und der Diener, der das Pferd hält, sind zugegen. Petrus ist schon auf dem Wagen . . .

»Richte dem Herrn aus, daß er beruhigt sein kann wegen seiner Schützlinge«, sagt Philippus zu Petrus.

»Du kannst Maria sagen, daß ich den Frieden Eucherias verspüre, seit sie Jüngerin ist«, flüstert Berenike dem Zeloten zu.

»Ihr sagt dem Meister, Maria und allen, daß wir sie lieben und daß . . . Lebt wohl! Lebt wohl! Oh, wir werden sie nie wiedersehen! Lebt wohl, Brüder! Lebt wohl . . .«

Die beiden Jünger eilen auf die Straße hinaus . . . Doch der Wagen, der im Trab davongefahren ist, ist schon um eine Ecke gebogen . . . und entschunden.

»Syntyche!«

»Johannes!«

»Nun sind wir allein!«

»Gott ist doch mit uns! ... Komm, armer Johannes, nun geht die Sonne unter, und es ist nicht gut für dich, hier zu verweilen ... «

»Für immer ist die Sonne für mich untergegangen ... und erst im Himmel wird sie wieder aufgehen.«

Nach ihrer Rückkehr in den Raum in dem sie vorhin mit den anderen zusammen waren, lassen sie sich auf eine Bank nieder und weinen sich hemmungslos aus ...

Jesus sagt:

»Es ist die Qual, die vom Bösen im Menschen nicht willentlich verursacht worden ist und nun endet, wie ein Fluß, der sich in einen See ergießt, nachdem seine Wasser das Ende seines Laufes erreicht haben ...

Ich mache dich darauf aufmerksam, daß auch Judas des Alphäus, obgleich er mehr als die anderen in der Weisheit unterrichtet worden war, den Abschnitt des Jesaja betreffend meine Leiden als Erlöser in menschlichem Sinn erklärt hat, und so weigerte sich auch ganz Israel, die prophetische Wirklichkeit anzuerkennen und betrachtete die Prophezeiungen über meine Leiden als Allegorien und Symbole.

Wegen dieses großen Irrtums vermochten in der Stunde der Erlösung nur wenige in Israel den Messias in dem Verurteilten zu erkennen. Der Glaube ist nicht nur ein Blumengewinde, er hat auch Dornen. Heilig ist der, der nicht nur in den Stunden der Freude, sondern auch in schweren Stunden glauben kann und Gott immerzu liebt, ob er ihn nun mit Blumen bedeckt oder auf Dornen bettet.«

370 Die Rückkehr der acht Apostel in Achsib

Jesus, ein Jesus, der sehr mager, bleich, ich möchte fast sagen, wehmütig und leidend aussieht, steht auf dem Gipfel, dem höchsten Gipfel eines kleinen Berges, auf dem auch eine Ortschaft liegt. Doch Jesus ist nicht im Dorf selbst, das auf der Höhe, jedoch in Richtung der südlichen Hänge liegt. Er steht auf einem kleinen Felsvorsprung, dem höchsten, der gegen Nordwesten gelegen ist.

Jesus, der nach mehreren Seiten Ausschau hält, sieht eine wellenartige Bergkette, deren nord- und südwestliche Ausläufer ins Meer

tauchen. Im Südwesten liegt der Karmel, der, weit entfernt, an diesem klaren Tage wie in Dunst getaucht erscheint; im Nordwesten hingegen endet die Kette wie ein scharfes Kap, wie ein Schiffskiel; es gleicht unseren Apuanischen Alpen wegen der Felskämme, die in der Sonne weiß aufleuchten.

Von dieser Gebirgskette fließen Gießbäche und Flüßchen herab, die in dieser Jahreszeit reichlich Wasser führen und durch die Küstenebene dem Meer zustreben. Bei der weiten Bucht von Sykaminon mündet der wasserreichste Fluß, der Kischon, ins Meer, nachdem er vorher beim Zufluß eines anderen Baches, vor der Mündung ein Wasserbecken gebildet hat. Die Mittagssonne eines heiteren Tages läßt die Wasserläufe golden und bläulich erscheinen, während das Meer wie ein riesiger, mit feinen Perlenketten durchzogener Saphir daliegt. Der Frühling kündigt sich schon an mit den neuen Blättern, die aus den aufgesprungenen Knospen quellen, zart leuchtend, ich möchte sagen jungfräulich, so frisch sind sie, da sie weder Staub noch Unwetter, weder Insektenbisse noch die Berührung mit den Menschen kennen. Die Zweige der Mandelbäume sind weich und luftig wie Wölkchen aus weißrosa Schaum und erwecken den Eindruck, als wollten sie sich vom Stamm lösen und durch die heitere Luft segeln wie kleine Wolken. Auch auf den Feldern in der nicht weiten, aber fruchtbaren Ebene, die zwischen dem Kap im Nordwesten und dem im Südwesten eingeschlossen ist, zeigen sich die zarten Keime des Getreides, das diesen Feldern, die kurz zuvor noch kahl waren, die traurige Stimmung nimmt.

Von der Stelle, an der er sich befindet, hält Jesus Ausschau und sieht drei Straßen: Eine, die beim Dorf beginnt und hier endet, ein Saumpfad; und zwei weitere, die vom Dorf herabführen und nach Nordwesten und Südwesten laufen.

Jesus sieht mitgenommen aus wie noch nie! Er ist noch viel stärker von der Buße gezeichnet als damals, als er in der Wüste gefastet hatte. Damals war er ein blasser, aber noch junger und starker Mann. Jetzt ist er ein gebrochener Mensch, abgezehrt durch alle Leiden,

die ihn bedrücken und seine körperlichen und seelischen Kräfte geschwächt haben.

Sein Blick ist von sanfter und zugleich tiefster Wehmut gezeichnet. Die eingefallenen Wangen betonen die Geistigkeit seines Profils, mit der hohen Stirn, der langen, geraden Nase, dem Mund und den Lippen ohne jegliche Sinnlichkeit, noch stärker. Ein engelgleiches Antlitz, so sehr schließt es alles Körperliche aus. Der Bart ist länger als sonst; er ist auch an den Seiten gewachsen, wo er in die Haare übergeht, die über seine Ohren fallen, so daß man von seinem Gesicht nur Stirn, Augen, Nase und das elfenbeinfarbene Jochbein sieht. Die langen Haare sind geordnet, aber es haften ihnen noch Teilchen von trockenem Laub und Halmen an, die an die Höhle erinnern, in der er gewesen ist. Auch sein zerknittertes, staubiges Gewand und der Mantel, die er ununterbrochen getragen und benützt hat, verraten den wilden Ort.

Jesus schaut vor sich hin ... Die Mittagssonne erwärmt ihn, und er scheint Gefallen daran zu finden, denn er meidet den Schatten einiger Sträucher, um ganz in der Sonne zu stehen. Doch obwohl es eine helle, strahlende Sonne ist, verleiht sie seinem verstaubten Haar und seinen müden Augen keinen Glanz und seinem abgemagerten Gesicht keine Farbe.

Nicht die Sonne stärkt ihn und belebt sein Antlitz, sondern der Anblick seiner treuen Apostel, die gestikulierend und umherspähend auf der leicht ansteigenden Straße von Nordwesten zur Ortschaft hinaufgehen. Nun wandelt er sich, sein Auge belebt sich und sein Antlitz erscheint, durch einen rosigen Schimmer, der die Wangen überzieht, und mehr noch durch das Lächeln, das es erhellt, weniger hager. Er breitet die verschränkten Arme aus und ruft mit erhobenem Antlitz, die Augen ins Weite schweifend, als wolle er Halmen, Bäumen, dem heiteren Himmel und der schon frühlingshaften Luft seine Freude mitteilen: »Meine Teuren!«

Er rafft seinen Mantel, damit er sich im Dornestrüpp nicht verfängt, und geht ihnen, die ihn noch nicht erblickt haben, auf einem

Abkürzungsweg entgegen. Als er in Hörweite gelangt ist, ruft er ihnen zu, um sie auf ihrem Weg zum Dorf aufzuhalten.

Obwohl sie Jesus von der Stelle, an der sie sich befinden, noch nicht sehen, denn sein dunkles Gewand hebt sich nicht von dem dichten Gebüsch ab, das den Abhang bedeckt, vernehmen sie den fernen Ruf.

Sie schauen umher und gestikulieren. Jesus ruft noch einmal ... Schließlich erblicken sie ihn in einer Lichtung, wie er in der Sonne steht und ihnen die Arme entgegenstreckt, als wolle er sie umarmen.

Nun ertönt ein lautes Rufen, das an den Hängen widerhallt: »Der Meister!« und es beginnt ein großes Laufen durch die Büsche. Sie verlassen die Straße, verfangen sich in den Dornen, stolpern und keuchen. Doch sie spüren weder die Last ihres Gepäcks, noch das mühsame Vorwärtkommen ... denn sie sind voller Freude über das Wiedersehen.

Natürlich sind es die Jüngsten, die am behendesten sind und ihn zuerst erreichen, die beiden Söhne des Alphäus, die mit dem sicheren Schritt eines Bewohners der Berge laufen, und Johannes und Andreas, die wie zwei Rehe herbeieilen und glücklich lachen. Sie fallen ihm zu Füßen, liebevoll und ehrerbietig, glücklich, übergücklich ... Dann kommt Jakobus des Zebedäus an, und zuletzt, fast gleichzeitig, die drei, die weniger ans Laufen und an die Berge gewohnt sind, Matthäus, der Zelote und schließlich Simon Petrus.

Aber er bahnt sich einen Weg. O ja, er schafft sich Platz, um zum Meister zu gelangen, dem schon die zuerst Angekommenen zu Füßen liegen und nicht müde werden, sein Gewand und seine Hände zu küssen. Er packt Johannes und Andreas energisch an, die sich, wie Austern an eine Klippe, an die Kleider Jesu hängen, und, noch keuchend, schiebt er sie so weit beiseite, daß er Jesus zu Füßen fallen kann, und stammelt: »O mein Meister! Jetzt lebe ich wieder auf! Es war nicht mehr auszuhalten, ich bin gealtert, abgemagert, als ob ich schwer krank gewesen wäre. Schau, ob es nicht wahr ist, Meister! ...«, und er erhebt sein Gesicht, um sich von Jesus ansehen

zu lassen. Doch dabei bemerkt er die Veränderung im Antlitz Jesu, springt auf, und schreit: »Meister! Aber was hast du getan? Dummköpfe! Schaut ihn an! Seht ihr denn nichts? Jesus ist krank gewesen! Meister, mein Meister, was ist dir geschehen? Sage es deinem Simon!«

»Nichts, Freund.«

»Nichts? Mit diesem Antlitz? Dann hat man dir wohl Böses angetan?«

»Aber nein, Simon.«

»Das ist unmöglich! Entweder bist du krank gewesen, oder man hat dich verfolgt! Ich habe doch Augen! . . . «

»Ich auch, und ich sehe auch, daß du tatsächlich abgemagert und gealtert bist. Warum bist du das denn?« fragt der Herr seinen Petrus lächelnd, der ihn prüft, als wolle er die Wahrheit an Haaren, Haut und Bart Jesu ablesen.

»Aber ich habe gelitten und leugne es nicht. Glaubst du, es wäre ein Vergnügen gewesen, so viel Leid mit ansehen zu müssen?«

»Du sagst es! Auch ich habe aus demselben Grund gelitten . . . «

»Wirklich nur deswegen, Jesus?« fragt Judas des Alphäus mitleidig und liebevoll.

»Wegen des Leides, ja, mein Bruder. Wegen des Leides, weil wir gezwungen waren, sie fortzuschicken, wegen . . . «

»Und des Leides, dazu gezwungen gewesen zu sein . . . «

»Ich bitte dich! . . . Schweige! Für meine Wunde ist es heilsamer, Schweigen zu bewahren, als mir mit tröstenden Worten sagen zu wollen: „Ich weiß, weshalb du gelitten hast!“ Übrigens sollt ihr wissen, daß ich vieler Dinge wegen gelitten habe, nicht nur wegen dieser Angelegenheit, und wenn mich Judas nicht unterbrochen hätte, hätte ich es euch gesagt.« Jesus sagt dies mit würdevollem Ernst und alle sind eingeschüchtert.

Petrus, der erste, der sich wieder faßt, fragt: »Sage, Meister, wo bist du gewesen, und was hast du gemacht?«

»Ich bin in einer Höhle gewesen . . . um zu beten . . . um zu be-

trachten ... um meinen Geist zu stärken ... um Kraft für euch zu erbitten für eure Mission und Stärke für Johannes und Syntyche in ihrem Leid.«

»Aber wo, wo warst du ohne Kleider, ohne Geld! Wie hast du es geschafft?« fragt Simon ganz aufgeregt.

»In einer Höhle hatte ich nichts nötig.«

»Aber Nahrung? Feuer? Ein Bett? ... Alles eben! Ich dachte wenigstens, daß du wie ein verirrter Pilger bei jemandem in Jiftach-El oder in sonst einem Haus zu Gast wärest, und das beruhigte mich etwas. Aber so? Sagt ihm, wie mich der Gedanke an ihn, daß er ohne Kleidung, ohne Nahrung war und keine Möglichkeit und besonders auch nicht den Willen hatte, sich beides zu beschaffen, immerzu beschäftigte. Ach Jesus, das hättest du nicht tun dürfen, und darfst es mir nie mehr antun! Keine Stunde mehr werde ich dich allein lassen. Ich hänge mich an dein Gewand, um immer hinter dir her zu sein wie ein Schatten, ob du es willst oder nicht. Nur wenn ich sterbe, werde ich mich von dir trennen.«

»Oder wenn *ich* sterbe.«

»Oh, du! Nein! Du darfst nicht vor mir sterben. Sage das nicht! Willst du mich denn noch gänzlich traurig machen?«

»Nein, vielmehr möchte ich mich mit dir und mit allen freuen in dieser schönen Stunde, die mir meine lieben, vielgeliebten Freunde zurückbringt. Schaut, ich fühle mich schon besser, weil eure aufrichtige Liebe mich nährt, erwärmt und mich über alles hinwegtröstet«; und er liebkost einen nach dem anderen, wobei ihre Gesichter aus Rührung über diese Worte in seligem Lächeln erstrahlen, ihre Augen leuchten, ihre Lippen beben und sie unentwegt fragen: »Wirklich, Herr? Ist es wirklich so, Meister?« »Du hast uns so lieb?« »Sind wir dir so lieb?«

»Ja, ihr seid mir sehr lieb! Habt ihr etwas zu essen bei euch?«

»Ja. Ich ahnte, daß du erschöpft sein würdest und habe unterwegs Brot, gebratenes Fleisch, Milch, Käse und Äpfel besorgt, und außerdem eine Flasche edlen Weines und Eier für dich. Wenn sie nur nicht zerbrochen sind ... «

»Dann wollen wir uns also hier niederlassen und unter dieser schönen Sonne essen. Während wir essen, werdet ihr mir erzählen ... «

Sie setzen sich auf einen sonnenbeschienenen Felsvorsprung, und Petrus öffnet seine Tasche und betrachtet seine Schätze. »Alles heil«, ruft er aus. »Auch der Honig von Antigonea. Nun ja, ich habe es doch gesagt: Selbst wenn wir uns auf dem Rückweg in ein Faß gesetzt hätten und dieses von einem Verrückten ins Rollen gebracht worden wäre, selbst wenn wir uns bei Unwetter auf einem Boot ohne Ruder, und meinetwegen mit einem Leck, befunden hätten, wären wir heil und gesund angekommen ... Aber ich bin immer mehr davon überzeugt, daß es der Dämon war, der uns auf dem Hinweg Schwierigkeiten machte, weil er nicht wollte, daß wir jene Armen begleiteten ... «

»Ja, so ist es! Jetzt hat er keinen Grund mehr gehabt ... «, bestätigt der Zelote.

»Meister, hast du unseretwegen Buße getan?«, fragt Johannes, der sogar zu essen vergißt, um Jesus zu betrachten.

»Ja, Johannes. Ich war in Gedanken bei euch. Ich habe eure Gefahren und Sorgen gespürt und euch so gut ich konnte geholfen ... «

»Oh, das habe ich gefühlt! Ich habe es euch auch gesagt. Erinnert ihr euch? ... «

»Ja, das ist wahr«, bestätigen alle.

»Nun gebt ihr mir zurück, was ich euch gegeben habe.«

»Hast du gefastet, Herr?« fragt Andreas.

»Notgedrungen! Selbst wenn er hätte essen wollen, wie hätte er es anstellen können, in einer Höhle, ohne Geld?« antwortet ihm Petrus.

»Unseretwegen! Wie tut mir das leid!« sagt Jakobus des Alphäus.

»O nein! Grämt euch deswegen nicht. Wie zu Beginn meiner Mission, so habe ich auch jetzt getan, und nicht nur euretwegen, sondern für die ganze Welt. Damals wurde ich am Ende meines Fastens von den Engeln getröstet, und nun von euch, und glaubt mir, dies ist für mich eine doppelte Freude, weil der Dienst der Liebe zur Natur der

Engel gehört, bei den Menschen aber weniger leicht zu finden ist. Ihr übt Liebe, und aus Menschen seid ihr durch die Liebe zu mir Engel geworden, weil ihr die Heiligkeit über alles gesetzt habt. Daher macht ihr mich glücklich, sowohl als Gott wie auch als Gott-Mensch, weil ihr mir schenkt, was Gott gehört: die Liebe; und ihr gebt mir, was dem Erlöser zusteht: euer Streben nach Vollkommenheit. Das kommt mir von euch zu und ist nahrhafter als jegliche Speise. Damals in der Wüste wurde ich nach dem Fasten mit Liebe genährt und gestärkt, wie auch jetzt! Alle haben wir gelitten, ich und ihr, aber es war kein nutzloses Leiden. Ich glaube und weiß, daß es euch mehr genützt hat als ein ganzes Jahr der Unterweisung. Der erlittene Schmerz, die Betrachtung dessen, was ein Mensch seinesgleichen an Leid zufügen kann, und Mitleid, Glaube, Hoffnung und Liebe, die ihr habt üben müssen, und dazu noch allein, hat euch reif werden lassen wie Kinder, die zu Männern heranwachsen . . . «

»O ja, ich bin älter geworden. Ich werde nie mehr der Simon des Jona sein, der ich bei der Abreise war. Ich habe verstanden, wie schmerzlich und mühsam unsere Mission bei all ihrer Schönheit ist . . . « seufzt Petrus.

»Nun sind wir ja wieder beisammen. Erzählt also . . . «

»Sprich du, Simon, du kannst besser reden als ich«, fordert Petrus den Zeloten auf.

»Nein, du als tüchtiges Oberhaupt, kannst im Namen aller berichten«, entgegnet der andere.

Petrus beginnt mit der Bedingung: »Aber ihr müßt mir helfen.«

Zuerst berichtet er der Reihe nach alles bis zur Abreise von Antiochia, und dann beginnt er, die Rückreise zu beschreiben.

»Weißt du, wir haben alle gelitten, und die letzten Worte der beiden werde ich nie mehr vergessen . . . « Petrus wischt sich mit dem Handrücken zwei dicke Tränen ab, die plötzlich über seine Wangen kollern . . . »Sie kamen mir vor wie der letzte Schrei eines Ertrinkenden . . . Ach, redet ihr . . . ich kann nicht mehr . . .«, und er steht auf und geht etwas abseits, um seine Rührung zu verbergen.

»Nun«, sagt der Zelote, »wir haben lange Zeit nicht gesprochen . . . Wir konnten nicht reden . . . Es würgte uns im Hals, so sehr mußten wir gegen die Tränen ankämpfen . . . und wir wollten nicht weinen . . . denn, hätte auch nur ein einziger von uns geweint, wäre alles aus gewesen. Ich hatte die Zügel ergriffen, denn Simon des Jona hatte sich, um sich seinen Schmerz nicht anmerken zu lassen, hinten im Karren hingesezt und in den Taschen gekramt. Dann hielten wir auf halbem Wege, in einem Dorfe zwischen Antiochia und Seleucia an. Obwohl der Mond immer heller schien, je weiter die Nacht fortschritt, haben wir doch dort angehalten, weil wir nicht sehr ortskundig waren, und sind auf unserem Gepäck eingeschlafen. Wir hatten nichts gegessen, keiner von uns, denn . . . wir konnten nicht. Wir mußten stets an die beiden denken . . . Beim ersten Morgengrauen haben wir die Brücke passiert und vor der dritten Stunde sind wir in Seleucia angekommen. Pferd und Wagen haben wir dem Wirt zurückgegeben und uns mit ihm – er ist ein guter Mensch – wegen des Schiffes beraten. Er sagte: „Ich komme mit zum Hafen. Ich bin dort bekannt und kenne mich aus.“ Er kam und fand drei Schiffe, die zur Abreise in unsere Häfen bereit waren. Aber auf einem waren gewisse . . . Leute, die wir nicht gerne in der Nähe haben wollten. Der Mann hatte es uns gesagt, da er es vom Kapitän des Schiffes erfuhr. Das zweite fuhr nach Aschkelon, und man wollte nicht unseretwegen in Tyrus anlegen, oder zumindest nur gegen einen Geldbetrag, über den wir nicht mehr verfügten. Das dritte war ein ziemlich elendes Schiffelein und mit rohem Holz beladen, ein einfaches Boot mit einer kleinen und, ich glaube, sehr armen Schiffsmannschaft. Obwohl ihr Ziel Cäsarea war, erhielten wir die Zusage, daß sie gegen Bezahlung des Taglohnes und Verpflegung für die ganze Mannschaft in Tyrus anlegen würden. Wir gingen darauf ein, aber ich und Matthäus hatten Bedenken, denn es war die Zeit der Seestürme . . . und du weißt, wie es uns bei der Hinreise ergangen ist. Aber Simon Petrus sagte: „Es wird nichts passieren“, und so stiegen wir ein. Es schien, als wären die Segel des Schiffes Engel, so rasch und leicht ging es

voran. Wir brauchten bis nach Tyrus nur halb so lang wie bei der Hinfahrt. Dort war der Kapitän so gut, unser Boot bis Ptolemaïs ins Schlepptau zu nehmen. Petrus, Andreas und Johannes stiegen zum Manövrieren ins Boot, doch sie hatten nicht viel zu tun ... Es war nicht wie bei der Hinreise. In Ptolemaïs trennten wir uns und waren so zufrieden, daß wir zu der vereinbarten Summe noch etwas hinzufügten, bevor wir alle ins Boot stiegen, wo bereits unsere Sachen lagen. In Ptolemaïs ruhten wir uns einen Tag aus, und kamen dann hierher ... Doch nie werden wir vergessen, was wir durchgestanden haben. Simon des Jona hat recht.«

»Haben wir nicht auch recht, wenn wir sagen, daß der Teufel uns nur auf der Hinfahrt Hindernisse in den Weg gelegt hat?« fragen mehr als einer.

»Ihr habt recht. Jetzt hört. Eure Mission ist erfüllt, und nun werden wir nach Jiftach-El zurückkehren und auf Philippus und Natanaël warten. Es muß rasch geschehen, denn dann werden die anderen kommen ... Indessen werden wir hier an den Grenzen von Phönizien und in Phönizien selbst die Frohe Botschaft verkünden. Was vorgefallen ist, sei jedoch für immer in unseren Herzen begraben. Auf keine Frage wird geantwortet!«

»Auch nicht Philippus und Natanaël? Sie wissen, daß wir mit dir gekommen sind ... «

»Ich werde mit ihnen sprechen. Ich habe viel gelitten, Freunde ihr habt es gesehen, und habe mit meinen Leiden für den Frieden des Johannes und der Syntyche bezahlt. Sorgt dafür, daß mein Leiden nicht umsonst gewesen ist, und belastet meine Schultern nicht noch mehr, denn ich trage schon eine große Last! ... und sie wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ... Sagt Natanaël und Philippus, daß ich viel gelitten habe und daß sie gut sein sollen. Sagt es auch den anderen beiden. Aber sagt nicht mehr. Es entspricht der Wahrheit, daß ihr verstanden habt, daß ich gelitten und euch dies bestätigt habe. Mehr ist nicht nötig.«

Jesu Stimme klingt erschöpft ... Die acht betrachten ihn betrübt,

und Petrus, der neben ihm steht, wagt es, sein Haupt zu streicheln. Jesus erhebt seinen Blick und schaut seinen ehrlichen Simon mit einem traurigen Lächeln voller Liebe an.

»Oh, ich kann dich so nicht sehen! Es ist mir, als wäre die Freude unseres Wiedersehens entschwunden und als bliebe von ihr nur die Heiligkeit, nur sie! Indes ... Gehen wir nach Achsib. Dort wirst du dein Gewand wechseln, deine Wangen rasieren und deine Haare in Ordnung bringen. So kann es nicht bleiben! So kann ich dich nicht sehen ... Du scheinst mir wie einer, der aus den Händen grausamer Verbrecher entflohen ist, ein Geschlagener, ein Erschöpfter ... Du kommst mir vor wie Abel von Betlehem in Galiläa, der von seinen Feinden befreit wurde ... «

»Ja, Petrus, aber das Herz deines Meisters ist es, das mißhandelt worden ist ... und das wird nie mehr heilen ... Ja, es wird immer mehr verwundet werden. Laßt uns gehen ... «

Johannes seufzt: »Es tut mir leid ... Ich hätte Thomas, der deine Mutter so sehr liebt, gerne vom Wunder des Liedes und der Salbe erzählt ... «

»Du wirst es eines Tages erzählen können ... Aber nicht jetzt. Eines Tages werdet ihr alles sagen können. Ich selbst werde euch dann auftragen: „Gehet hin und berichtet alles, was ihr wißt.“ Doch vorerst sollt ihr im Wunder die Wahrheit erkennen, und zwar: die Macht des Glaubens. Sowohl Johannes als auch Syntyche haben das Meer beruhigt und den Mann geheilt, und dies nicht mit Worten und auch nicht mit der Salbe, sondern durch ihren Glauben, mit dem sie den Namen Marias genannt und die von ihr zubereitete Salbe angewandt haben. Dies ist auch geschehen, weil ihr Glaube von eurem Glauben und eurer Liebe umgeben war. Liebe zu dem Verletzten. Liebe gegenüber dem Kreter. Dem einen habt ihr das Leben erhalten, dem anderen den Glauben geben wollen. Aber wenn es auch leicht ist, den Leib zu heilen, so ist es doch sehr schwer, die Seele zu heilen ... Kein Leid ist schwerer zu besiegen als das der Seele ... «, endet Jesus und seufzt tief.

Achsib kommt in Sicht. Petrus geht mit Matthäus voraus, um eine Unterkunft zu suchen, und die anderen folgen ihnen, eng um Jesus geschart. Während sie die Ortschaft betreten, geht die Sonne rasch unter ...

371 Aufenthalt in Achsib mit sechs Aposteln

»Herr, diese Nacht habe ich gedacht ... Warum willst du weit fortgehen, um dann an die phönizische Grenze zurückzukehren? Laß mich mit einem anderen gehen. Ich werde Antonius verkaufen ... Obwohl es mir leid tut ... aber nun ist er uns nicht mehr dienlich und würde nur auffallen. Ich werde Philippus und Bartholomäus entgegengehen. Sie können nur auf dieser Straße kommen, und so muß ich ihnen ja begegnen. Du kannst sicher sein, daß ich nichts sagen werde, denn ich möchte dir keinen Schmerz zufügen, ich ... Du kannst dich hier mit den anderen ausruhen, und wir ersparen allen den weiten Weg nach Jiftach-El ... und kommen zudem schneller voran«, sagt Petrus, während sie das Haus verlassen, in dem sie geschlafen haben. Sie sehen jetzt nicht mehr so entkräftet aus, denn sie tragen saubere Kleider, und Bart und Haare sind von kundiger Hand in Ordnung gebracht worden.

»Dein Gedanke ist gut, und ich halte dich nicht davon ab, ihn zu verwirklichen. Suche dir nur einen Gefährten aus, mit dem du gehen willst.«

»Ich gehe mit Simon, Herr, und bitte dich, uns zu segnen.

Jesus umarmt sie und sagt: »Mit einem Kuß. Geht nun.«

Sie sehen ihnen nach, wie sie rasch zur Ebene hinabsteigen.

»Wie gut ist er doch, unser Simon des Jona! In diesen Tagen habe ich ihn schätzen gelernt wie nie zuvor«, sagt Judas Thaddäus.

»Auch ich«, sagt Matthäus. »Nie selbstüchtig, nie stolz, nie anmaßend.«

»Er hat seine Stellung als Oberhaupt nie ausgenützt. Im Gegenteil! Er schien der Letzte von uns zu sein, obschon er stets seines Ranges

eingedenk gehandelt hat«, fügt Jakobus des Alphäus hinzu.

»Uns überrascht das nicht, denn wir kennen ihn seit Jahren als feurigen, aber herzensguten Menschen, und zudem ist er so ehrlich!«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Mein Bruder ist gut, auch wenn er rauh ist, aber seit er bei Jesus ist, ist er doppelt so gut geworden. Ich habe einen ganz anderen Charakter als er. Zuweilen hat ihn dies beunruhigt; doch nur, weil er spürte, daß ich selbst darunter litt, war er um mich besorgt. Wenn man verstanden hat wie er ist, kommt man gut mit ihm aus«, sagt Andreas.

»In diesen Tagen haben wir uns immer verstanden und sind ein Herz und eine Seele gewesen«, beteuert Johannes.

»Ja, das habe auch ich festgestellt, denn während des ganzen Monats, auch in Augenblicken der Aufregung, hat es nie Mißstimmung gegeben. Während manchmal, ... ich weiß nicht warum ... « sagt Jakobus des Zebedäus zu sich selbst.

»Warum? Nun, das ist leicht verständlich. Wir alle haben ehrliche Absichten. Vollkommen sind wir nicht, aber rechtschaffen, und deswegen nehmen wir das Gute an, das einer uns vorschlägt, und weisen das Böse zurück, wenn es uns einer von uns, wenn wir es nicht erkannt haben, als solches nachweist. Warum? Nun, das ist leicht zu erklären. Wir acht hegen nur den einen Gedanken, alles so zu tun, daß Jesus Freude daran haben kann, und das ist es!«, ruft Thaddäus aus.

»Ich glaube nicht, daß die übrigen andere Gedanken haben«, sagt Andreas beschwichtigend.

»Nein, weder Philippus, noch Bartholomäus, obgleich dieser älter und sehr israelitisch gesinnt ist ... Nicht einmal Thomas, der doch eher zum Menschlichen als zum Geistigen neigt. Ich würde ihnen unrecht tun, wenn ich sie beschuldigte ... Jesus, du hast recht. Verzeihe! Aber wenn du wüßtest, was es für mich bedeutet, dich leiden zu sehen, und dann noch seinetwegen! Ich bin dein Jünger wie alle anderen. Doch zudem bin ich auch dein Freund und Bruder, und

das hitzige Blut des Alphäus ist in mir. Jesus, schau mich nicht so streng und traurig an. Du bist das Lamm, und ich ... der Löwe. Glaube mir, daß ich Mühe habe, mich zu beherrschen, um nicht mit einer Pranke das Netz der Verleumdungen, das dich umgibt, zu zerreißen und das Visier zu zerstören, hinter dem sich der wahre Feind verbirgt. Ich möchte sein wirkliches geistiges Gesicht sehen, dem ich einen Namen gebe – und vielleicht verleumde ich auf diese Weise – dem ich, wenn es mir gelänge, ihn unfehlbar zu erkennen, einen Denkkzettel verpassen würde. Ich würde ihm für immer die Lust, dir zu schaden, austreiben«, droht Thaddäus, der, als er zu sprechen begonnen hat, durch einen Blick Jesu zurechtgewiesen worden ist.

Jakobus des Zebedäus antwortet ihm: »Du müßtest halb Israel einen Denkkzettel verpassen! ... Aber Jesus wird trotz allem seinen Weg gehen. Du hast es in diesen Tagen gesehen, daß niemand etwas gegen ihn vermag. Was machen wir jetzt, Meister? Hast du hier gesprochen?«

»Nein. Ich bin noch nicht einmal einen Tag hier auf diesen Hängen. Ich habe im Wald geschlafen.«

»Weil sie dich nicht aufgenommen haben?« »Ihr Herz hat den Pilger abgewiesen ... ich hatte kein Geld ... « »Dann haben sie Herzen aus Stein! Was haben sie wohl befürchtet?« »Daß ich ein Dieb sei ... aber das macht nichts. Der Vater, der im Himmel ist, ließ mich eine verirrte oder entflohene Ziege finden. Kommt, ich zeige sie euch, sie lebt mit ihrem Zicklein im Gestrüpp und ist nicht geflohen, als sie mich kommen sah. Sie ließ mich sogar ihre Milch in meinen Mund spritzen ... als ob auch ich eines ihrer Jungen wäre. Ich habe neben ihr geschlafen, mit dem Zicklein nahe an meiner Brust. Wie gut ist Gott mit seinem Wort!«

Sie begeben sich an jenen Ort, zu einem, mit dichten, dornigen Brombeersträuchern bewachsenen Fleck Erde, wo sich Jesus gestern aufgehalten hat. Dort steht eine uralte Steineiche. Ich weiß nicht, wie sie weiterleben kann mit ihrem mächtigen Stamm, der unten gespalten ist, als ob der Boden sich geöffnet und ihre Wurzeln zerrissen

hätte. Sie ist ganz umwunden von grünem Efeu und kahlem Dornestrüpp. In der Nähe weidet die Ziege mit ihrem Zicklein. Beim Anblick so vieler Menschen hebt sie ihre Hörner zur Verteidigung, doch bald erkennt sie Jesus wieder und beruhigt sich. Sie werfen ihr Brotkrusten zu und ziehen sich zurück.

»Dort habe ich geschlafen«, erklärt Jesus, »und dort wäre ich geblieben, wenn ihr nicht gekommen wäret. Dann bekam ich Hunger, und der Zweck des Fastens war erfüllt ... es war nicht mehr nötig, für andere Dinge durchzuhalten, die doch nicht mehr zu ändern sind ... «

Jesus ist wieder traurig ... Die sechs blicken sich gegenseitig verstohlen an, sagen aber nichts.

»Nun? Wohin gehen wir?«

»Heute bleiben wir hier. Morgen werden wir hinuntersteigen, um auf dem Weg nach Ptolemaïs zu predigen und um an die Grenzen der Phönizier zu gehen und vor dem Sabbat wieder hier zu sein ...

Langsam kehren sie ins Dorf zurück.

372 Verkündigung der Frohen Botschaft auf dem Wege nach Phönizien

Die schöne Straße von Phönizien nach Ptolemaïs führt schnurgerade durch die Ebene zwischen dem Meer und den Bergen, und da sie gut gepflegt ist, wird sie viel benützt. Häufig wird sie von kleinen Straßen gekreuzt, die von den Ortschaften in der Ebene zu denen an der Küste führen. An den meisten Straßenkreuzungen steht ein Haus, ein Brunnen und eine einfache Hufschmiede für die Tiere, die vielleicht neue Hufeisen benötigen könnten.

Jesus legt mit den sechs Aposteln, die bei ihm geblieben sind, ein gutes Stück Straße zurück, zwei Kilometer oder mehr. Es zeigt sich ihnen immer dasselbe Bild. Schließlich hält er an einem dieser Häuser mit Brunnen und Hufschmiede an, an einer Abzweigung bei einem Fließchen, über das eine Brücke führt. Diese ist zwar solide ge-

baut, jedoch gerade so breit, daß ein Wagen passieren kann, so daß man oft anhalten muß. Das gibt den Reisenden verschiedener Rassen, wie Phöniziern und eigentlichen Juden, die einander sonst eher feindlich gesinnt sind, Gelegenheit, sich wenigstens in einer Sache einig zu werden, nämlich darin, Rom zu verwünschen ... Ohne die Römer hätten sie jedoch nicht einmal diese Brücke und könnten bei Hochwasser nicht auf die andere Seite gelangen. Aber es ist eben so: der Unterdrücker ist immer verhaßt, selbst wenn er nützliche Dinge schafft.

Jesus bleibt bei der Brücke in einem sonnenbeschienenen Winkel stehen, wo sich das Haus befindet, an dessen dem Gießbach zugewandten Seite die übelriechende Hufschmiede liegt, in der gerade Hufeisen für ein Pferd und zwei Esel geschmiedet werden. Das Pferd ist an einem römischen Wagen geschirrt, auf dem Soldaten sitzen, die sich damit ergötzen, den schimpfenden Hebräern Grimassen zu schneiden. Einem Alten mit langer Nase, der lauter als alle anderen schreit und mit seinem giftigen Mundwerk sicher gerne die Römer beißen würde, werfen sie eine Handvoll Pferdemit nach ... Man kann sich vorstellen, was die Folge ist. Der alte Jude rennt brüllend davon, als wäre er vom Aussatz angesteckt worden, und ihm schließen sich im Chor andere Hebräer an. Die Phönizier schreien spöttisch: »Schmeckt euch das neue Manna nicht? Eßt, eßt, um die Kraft zu haben, über die zu schimpfen, die viel zu gut mit euch sind, ihr scheinheiligen Vipern!« Die Soldaten lachen höhnisch ... Jesus schweigt.

Der römische Wagen fährt schließlich ab, während jemand den Hufschmied grüßt: »Salve, Titus, und viel Erfolg!« Der Mann, keck, alt, mit einem Stiernacken, einem bartlosen Gesicht, rabenschwarzen Augen über der dicken Nase, einer vorstehenden Stirn und spärlichem kurzem, krausem Haar, hebt den schweren Hammer zum Abschiedsgruß empor und wendet sich dann wieder seinem Amboß zu, auf den ein Junge ein glühendes Eisen gelegt hat, während ein anderer Bursche den Huf eines Esels absengt, um ihn für das Beschlagen vorzubereiten.

»Es sind fast alle Römer, diese Hufschmiede an den Straßen, Soldaten, die nach ihrer Dienstzeit hiergeblieben sind und hier gut verdienen. Nie machen sie Schwierigkeiten, wenn es darum geht, ein Tier zu versorgen ... und ein Esel kann auch am Vorabend des Sabbat oder zur Zeit des Lichterfestes ein Hufeisen verlieren ... « bemerkt Matthäus.

»Der, der uns den Antonius beschlagen hat, war mit einer Jüdin verheiratet«, sagt Johannes.

»Es gibt doch mehr dumme Frauen als gescheite«, meint Jakobus des Zebedäus.

»Wem gehören dann die Kinder an? Gott oder dem Heidentum?« fragt Andreas.

»Gewöhnlich gehören sie dem stärkeren Ehepartner«, antwortet Matthäus. Wenn die Frau keine Abtrünnige ist, werden sie Juden; denn diese Männer kümmern sich nicht viel darum. Sie sind nicht sehr ... fanatisch, nicht einmal, was ihren Olymp angeht. Ich glaube, sie denken nur ans Geldverdienen, da sie viele Kinder zu versorgen haben.«

»Das sind jedoch verachtungswürdige Verbindungen, ohne einen Glauben, ohne ein wahres Vaterland ... bei allen verhaßt!« sagt Thaddäus.

»Nein, da irrst du dich. Rom verachtet sie nicht. Im Gegenteil, es hilft ihnen immer. Sie sind so nützlicher als zu der Zeit, da sie die Waffen trugen. Mit der Verderbnis des Blutes dringen sie leichter als mit der Gewalt bei uns ein. Wenn jemand darunter leidet, so ist es die erste Generation. Dann verstreuen sie sich über das ganze Land ... und die Welt vergißt«, sagt Matthäus, der anscheinend viel Erfahrung in diesen Dingen hat.

»Ja, die Kinder sind es, die darunter leiden. Aber auch die jüdischen Frauen, die so verheiratet sind. Sie leiden ihretwegen und ihrer Kinder wegen ... sie tun mir leid. Niemand spricht mehr mit ihnen von Gott. Doch in Zukunft wird es nicht mehr so sein. Diese Trennung zwischen Menschen und Nationen wird es dann nicht

mehr geben, denn die Seelen werden vereint sein in einem einzigen Vaterland, dem meinigen«, sagt Jesus, der bis dahin geschwiegen hat.

»Aber dann werden sie tot sein!« ruft Johannes aus.

»Nein, sie werden in meinem Namen versammelt werden. Nicht mehr Römer oder Libyer, Griechen oder Pontier, Iberer oder Gallier, Ägypter oder Hebräer werden sie sein, sondern Seelen Christi. Wehe jenen, welche die Seelen, die ich alle in gleicher Weise liebe und für die ich in gleicher Weise gelitten habe, nach ihrer Abstammung unterscheiden wollen. Wer so handelt, würde damit beweisen, daß er die Nächstenliebe, die weltumfassend ist, nicht begriffen hat.«

Die Apostel fühlen den Tadel, der aus diesen Worten spricht, und neigen schweigend ihre Häupter ...

Der Lärm, den der Hammer auf dem Amboß erzeugt, verstummt, und schon verlangsamten sich auch die Schläge auf den letzten Eselhuf. Jesus nützt diese Pause, um seine Stimme zu erheben, damit ihn die Menschen hören können. Es scheint, als ob er fortfahren würde, zu den Aposteln zu sprechen. In Wirklichkeit spricht er zu den Vorübergehenden und vielleicht auch zu denen im Hause, wahrscheinlich zu Frauen, denn Frauenstimmen ertönen durch die schwüle Luft.

»Selbst wenn eine Verwandtschaft zwischen Menschen nicht zu bestehen scheint, ist sie doch immer vorhanden, und zwar jene, die auf die Abstammung vom alleinigen Schöpfer zurückgeht. Auch wenn sich die Söhne des einen Vaters getrennt haben, so ist die ursprüngliche Bindung deswegen nicht geändert worden, ebenso wie sich das Blut eines Sohnes nicht ändert, wenn er das väterliche Haus ablehnt. In den Adern Kains floß das Blut Adams, auch nach dem Verbrechen, das ihn zur Flucht durch die weite Welt trieb. In den Adern der Söhne, die nach dem Schmerz Evas über den ermordeten Sohn geboren wurden, floß dasselbe Blut, das auch in den Venen des fernen Kain kochte.

Ebenso, und noch ausgeprägter, verhält es sich mit der Gleich-

heit unter den Kindern des Schöpfers. Verirrt? Ja. Verbannt? Ja. Abtrünnig? Ja. Schuldig? Ja. Sie sprechen andere Sprachen und haben einen Glauben, den wir verabscheuen? Ja. Sie sind verdorben durch ihre Verbindungen mit Heiden? Ja, doch ihre Seele ist immer von einem Einzigem erschaffen worden, auch wenn sie zerrissen, verirrt, verbannt und verdorben ist ... und selbst, wenn sie Ursache des Schmerzes für Gott Vater ist, ist es doch stets eine von ihm erschaffene Seele.

Die guten Söhne eines allgütigen Vaters müssen eine gute Gesinnung haben, gut sowohl gegenüber dem Vater, als auch gegenüber den Brüdern, was auch immer aus ihnen geworden sein mag, denn sie sind Kinder ein und desselben Vaters. Sie müssen gut zum Vater sein und versuchen, ihn in seinem Schmerz über seine Söhne, die Sünder, Abtrünnige oder Heiden sind, zu trösten und sie zu ihm zurückzuführen. Sie müssen gut zu diesen sein, denn sie haben eine von demselben Vater erschaffene Seele, die zwar in einem sündigen Körper wohnt und durch eine falsche Religion beschmutzt und stumpfsinnig geworden ist, aber dennoch vom Herrn kommt und der unseren gleich ist.

Oh, bedenkt, ihr von Israel, daß es niemanden gibt, und wäre es auch der mit seinem Götzenkult von Gott entfernteste Heide oder der Gottloseste unter den Menschen, in dem nicht eine Spur seiner Abstammung zurückgeblieben ist. Ihr, die ihr gefehlt habt, indem ihr euch von der wahren Religion entfernt und euch zu Verbindungen herabgelassen habt, die unsere Religion verbietet, bedenkt: selbst wenn ihr glaubt, daß alles, was jüdisch in euch war, in der Liebe zu einem Menschen anderen Glaubens und anderer Rasse erstorben und erstickt ist, so ist es doch nicht tot, sondern lebt in euch: und das ist Israel! Ihr habt die Pflicht, dieses verglimmende Feuer wieder anzufachen, den Funken, der nach dem Willen Gottes noch glüht, zu nähren, um ihn, über eure fleischliche Liebe erhöht, wieder aufflackern zu lassen. Diese Liebe endet mit dem Tod, aber eure Seele stirbt nicht mit dem Tod. Bedenkt dies! Ihr, wer ihr auch immer sein

möget, wenn ihr euch über die Mischehe einer Tochter Israels mit einem Manne anderen Glaubens und anderer Rasse ärgert, dann erinnert euch daran, daß ihr verpflichtet seid, der verirrten Schwester liebevoll beizustehen, auf daß sie die Wege des Vaters wiederfinde.

Die Anhänger des Erlösers sollen Schuld tilgen, wo immer es Schuld zu tilgen gibt, auf daß Gott sich der Seelen erfreue, die in den Schoß des Vaters zurückgefunden haben, und somit das Opfer des Erlösers nicht unfruchtbar oder umsonst sei. Dies ist das neue, heilige und dem Herrn wohlgefällige Gesetz.

Um viel Mehl zu durchsäuern, mischt die Hausfrau ein wenig vom übriggebliebenen Sauerteig der vergangenen Woche – ein Quentchen nur von einer großen Menge – unter den neuen Teig und schützt diesen vorsorglich in der Wärme des Hauses vor schädlichem Luftzug. Ihr wahren Jünger des Göttlichen Gutes, tut auch ihr dasselbe, und ihr Geschöpfe, die ihr euch vom Vater und seinem Reich abgewendet habt. Gebt, ihr Jünger, jenen Geschöpfen ein Quentchen von eurem Sauerteig als Hilfe und Stärkung, auf daß sie ihn mit dem Atom von Gerechtigkeit, das noch in ihnen wohnt, vermengen. Schützt den neuen Sauerteig vor den feindlichen Einflüssen des Bösen und bewahrt ihn in der Wärme der Liebe. Laßt die Verirrte fühlen, daß sie noch von Israel geliebt wird, als Tochter Zions und als eure Schwester, damit der gute Wille keime und in die Seelen und für alle Seelen das Reich des Himmels komme.«

»Wer ist er denn? Wer ist er?« fragen die Leute, die keine Eile mehr haben, die Brücke – obwohl diese nun frei ist – zu überqueren oder weiterzugehen, wenn sie schon auf der anderen Seite sind.

»Ein Rabbi!«

»Ein Rabbi von Israel.«

»Hier an der Grenze von Phönizien? Das ist das erstemal, daß so etwas vorkommt!«

»Und doch ist es so, denn Ascher hat mir gesagt, daß er der ist, den sie den Heiligen nennen.«

»Dann ist er vielleicht zu uns geflohen, weil sie ihn dort, wo er war, verfolgt haben.«

»Es waren gewisse Schlangen!«

»Es ist gut, daß er zu uns kommt! Er wird Wunder wirken ... «

Indessen hat sich Jesus auf einem Weglein durch die Felder entfernt ...

373 Jesus in Alexandroskene

Die Straße ist wieder erreicht nach einem langen Umweg durch die Felder und nachdem sie auf einer Brücke aus knarrenden Brettern, die nur für Personen gedacht und eher ein Steg als eine Brücke ist, über einen Gießbach gegangen sind.

Der Marsch geht weiter über die Ebene, die, je näher die Hügel der Küste kommen, immer schmaler wird, so daß die Straße nach einem weiteren Gießbach, mit der unvermeidlichen römischen Brücke, zu einer Bergstraße wird. Von ihr zweigt bei der Brücke eine weniger steile Straße ab, die sich durch ein Tal nach Nordosten fortsetzt, während jene, die Jesus nach dem römischen Wegweiser „Nach Alexandroskene V Meilen“ gewählt hat, zu einer wirklichen Treppe in dem felsigen Berg wird, der seine spitze Nase im Mittelmeer spiegelt, das man, je höher man steigt, immer besser sehen kann. Nur Fußgänger und Maulesel benützen diesen Weg, oder vielmehr diese Treppe. Doch weil er eine starke Abkürzung darstellt, ist er auch viel begangen, und die Leute beobachteten neugierig die galiläische Gruppe, die daherkommt und für sie eine ungewohnte Erscheinung ist.

»Das muß wohl das Kap des Sturmes sein«, sagt Matthäus und zeigt auf das ins Meer ragende Vorgebirge.

»Ja, hier unten liegt das Dorf, von dem uns der Fischer sprach«, bestätigt Jakobus des Zebedäus.

»Wer mag wohl diese Straße gebaut haben?«

»Wer weiß, wie lange sie schon besteht, und vielleicht ist sie ein Werk der Phönizier ... «

»Von der Höhe werden wir Alexandroskene sehen, hinter dem

sich das „Weiße Kap“ befindet. Du wirst ein weites Meer sehen, mein Johannes!« sagt Jesus und legt einen Arm um die Schultern des Apostels.

»Ich freue mich darauf. Doch bald wird es dunkel. Wo werden wir haltmachen?«

»In Alexandroskene. Siehst du? Die Straße fällt schon ab, und dann ist alles Flachland bis zur Stadt, die man dort unten sieht.«

»Es ist die Stadt der Frau von Antigonea ... Wie können wir es machen, um ihrem Wunsch nachzukommen?« sagt Andreas.

»Weißt du, Meister, sie hat uns gesagt: „Geht nach Alexandroskene. Dort haben meine Brüder, die Proselyten sind, Warenlager. Sorgt dafür, daß sie vom Meister hören. Auch wir sind Kinder Gottes ...“ Sie hat geweint, denn da sie als Schwiegertochter nicht gern gesehen ist, besuchen sie die Brüder nie und sie weiß nichts von ihnen«, erklärt Johannes.

»Wir werden die Brüder der Frau aufsuchen, und wenn sie uns als Wanderer aufnehmen, werden wir Gelegenheit haben, den Wunsch der Frau zu erfüllen ... «

»Aber wie können wir ihnen sagen, daß wir sie gesehen haben?«

»Sie ist eine Untergebene des Lazarus, und wir sind Freunde des Lazarus«, sagt Jesus.

»Das ist wahr. Wirst du dann sprechen ... «

»Ja. Doch beeilt euch, damit wir das Haus finden. Wißt ihr, wo es ist?«

»Ja, bei der Festung. Diese Leute haben gute Beziehungen zu den Römern, denen sie vieles verkaufen.«

»Gut so.«

Sie gehen raschen Schrittes auf der schönen, ebenen Straße weiter, einer wahren Prachtstraße, die gewiß, nachdem sie stufenweise die felsige Küste entlang geführt hat, mit den Straßen im Landesinnern verbunden ist.

Alexandroskene ist eher für Soldaten als für Zivilisten erbaut worden und muß eine gewisse militärische Bedeutung haben, die

mir nicht bekannt ist. Eingebettet zwischen die beiden Vorgebirge, scheint sie ein Wachtposten für diesen Teil des Meeres zu sein. Nun kann man sowohl das eine als auch das andere Kap sehen und die Wehrtürme, die dicht aneinandergereiht eine Kette bilden mit denen in der Ebene und in der Stadt, wo nahe am Ufer die imposante Festung thront.

Nachdem sie nahe beim Tor einen weiteren Gießbach überquert haben, betreten sie die Stadt, begeben sich in dem schroffen Wall der Burg und sehen sich neugierig um, während sie selbst neugierig beobachtet werden.

Die Soldaten sind sehr zahlreich und scheinen in gutem Einvernehmen mit der Bevölkerung zu stehen, was die Apostel zu der geflüsterten Bemerkung veranlaßt: »Phönizisches Volk! Ehrlos!«

Sie gelangen zu den Lagern der Brüder Hermiones, während die letzten Käufer mit den verschiedensten Waren beladen herauskommen; ich sehe Webstoffe, Geschirr, Heu, Getreide, Öl und Lebensmittel. Die Gerüche von Leder, Gewürzen, Heu- und Strohballen und Rohwolle füllen den weiten Torgang, der zum Hof führt, groß wie ein Marktplatz und von Säulenhallen mit den verschiedenen Lagern umgeben ist.

Ein bärtiger, braunhaariger Mann eilt herbei: »Was wollt ihr? Lebensmittel?«

»Ja ... und wir suchen auch Unterkunft, wenn du es nicht für unter deiner Würde hältst, Fremdlinge aufzunehmen. Wir kommen von weither und waren noch nie hier. Nimm uns auf im Namen des Herrn.«

Der Mann schaut Jesus, der für alle spricht, aufmerksam an, durchforscht ihn und sagt schließlich: »Wahrlich, ich gebe für gewöhnlich keine Unterkunft, doch du gefällst mir. Du bist ein Galiläer, nicht wahr? Die Galiläer sind besser als die Judäer, die zu hochnäsiger sind. Sie verzeihen uns nicht, daß wir nicht von reinem Blut sind, aber sie würden besser daran tun, dafür zu sorgen, selbst eine reine Seele zu haben. Komm, tritt ein, ich komme gleich, ich will nur abschließen,

denn es wird schon dunkel.« Tatsächlich ist die Dämmerung bereits sehr vorgeschritten, was sich in dem düsteren, von der Festung beherrschten Hof noch stärker bemerkbar macht.

Sie betreten einen Raum und setzen sich müde auf die umherstehenden Stühle ...

Der Mann kommt mit zwei anderen zurück, der eine älter, der andere noch ziemlich jung, deutet auf die Gäste, die sich von ihren Sitzen erheben und grüßen, und sagt: »Hier! Was meint ihr? Sie scheinen ehrliche Leute zu sein ... «

»Ja, du hast gut gehandelt«, sagt der Ältere seinem Bruder, und zu den Gästen gewandt, oder besser zu Jesus, der ganz offensichtlich deren Haupt zu sein scheint: »Wie heißt ihr?«

»Jesus von Nazaret, Jakobus und Judas, ebenfalls von Nazaret, Jakobus, Johannes und Andreas von Betsaida und Matthäus von Kafarnaum.«

»Wie kommt es, daß ihr hier seid? Seid ihr Verfolgte?«

»Nein! Wir verkünden die Frohe Botschaft. Wir haben mehr als einmal Palästina von Galiläa nach Judäa, vom einen zum anderen Meer durchwandert, und sogar in Transjordanien und in der Auranitis waren wir. Nun sind wir hierhergekommen ... um zu lehren.«

»Ein Rabbi hier? Das verwundert uns, nicht wahr, Philippus und Elija?« fragt der Ältere.

»Sehr. Welcher Kaste gehört ihr an?«

»Keiner! Ich komme von Gott, und die Guten der Welt glauben an mich. Ich bin arm und liebe die Armen, aber ich verachte die Reichen nicht, die ich Nächstenliebe, Barmherzigkeit und Loslösung vom Reichtum lehre, so wie ich die Armen lehre, ihre Armut zu lieben im Vertrauen auf Gott, der niemanden zugrundegehen läßt. Unter meinen reichen Freunden und Jüngern ist Lazarus von Betanien ... «

»Lazarus? Wir haben eine Schwester, die mit einem seiner Untergebenen verheiratet ist.«

»Ich weiß es, deswegen bin ich auch gekommen, um euch auszurichten, daß sie euch liebt und euch grüßen läßt.«

»Hast du sie gesehen?«

»Ich nicht. Doch diese, die bei mir sind, und von Lazarus nach Antigonea gesandt wurden.«

»Oh, sagt! Was macht Hermione? Ist sie wirklich glücklich?«

»Der Mann und die Schwiegermutter lieben sie sehr. Der Schwiegervater achtet sie«, sagt Judas Thaddäus.

»Aber er verzeiht ihr die Abstammung mütterlicherseits nicht, sage es nur.«

»Er wird auch noch soweit kommen, zu verzeihen, denn er hat sie sehr gelobt. Sie haben vier schöne und gute Kinder und das macht sie glücklich. Aber sie denkt stets an euch und wollte, daß der göttliche Meister zu euch kommt.«

»Aber wie ... Bist du ... Bist du der, den sie den Messias nennen?«

»Ich bin es!«

»Bist du wirklich der ... Sie haben uns in Jerusalem gesagt, du bist der, den man ... das Wort Gottes nennt. Ist es wahr?«

»Ja!«

»Aber bist du es nur für jene dort oder für alle?«

»Für alle! Könnt ihr glauben, daß ich es bin?«

»Glauben kostet nichts, umso mehr wenn man hofft, daß der, an den man glaubt, imstande ist, wegzunehmen, was Leid schafft.«

»Das ist wahr, Elija, aber sprich nicht so, denn es ist ein sehr unreiner Gedanke, viel unreiner als gemischtes Blut. Freue dich nicht in der Hoffnung, von dem befreit zu werden, was dich als Mensch infolge der Verachtung der anderen kränkt, sondern freue dich über die Hoffnung, das Himmelreich zu gewinnen.«

»Du hast recht. Ich bin ein halber Heide, Herr ... «

»Verzage deshalb nicht, denn ich liebe auch dich und bin deinetwegen gekommen.«

»Sie werden müde sein, Elija, und du hältst sie mit Reden auf. Laßt uns nun zum Abendessen gehen und danach führen wir sie zu ihren Nachtlagern. Es sind keine Frauen hier ... Keine Israelitin

hat uns gewollt, und wir wollten jeweils nur eine von ihnen. Verzeih daher, wenn das Haus dir kahl und kalt vorkommt.«

»Euer gutes Herz wird es schmuck und warm für mich gestalten.«

»Wielange willst du bleiben?«

»Nicht länger als einen Tag. Ich möchte nach Tyrus und Sidon gehen und vor dem Sabbat in Achsib sein.«

»Das kannst du nicht, Herr! Sidon ist weit entfernt!«

»Morgen möchte ich hier sprechen.«

»Unser Haus ist wie ein Hafen. Ohne es zu verlassen wirst du Zuhörer finden, so viele du willst, umso mehr, als morgen großer Markttag ist.«

»Gehen wir also, und der Herr möge euch eure Güte vergelten.«

374 Am Tag danach in Alexandroskene

Der Hof der drei Brüder liegt teils im Schatten, teils in der Sonne. Er ist voll von Menschen, die kommen und gehen, um ihre Einkäufe zu erledigen. Draußen vor dem Tore, auf dem Marktplatz, tobt der Lärm des Marktes von Alexandroskene. Es ist ein wirres Kommen und Gehen von Händlern und Käufern, die Esel, Schafe, Lämmer und Hühner mit sich führen; denn hier macht man keine Umstände und die Hühner werden zu Markte getragen, ohne daß man irgendwelche Verunreinigungen befürchtet. Das Eselgeschrei, das Geblöke, das Hühnergegacker und das sieghafte Kikeriki der jungen Hähne vermischt sich mit den Stimmen der Menschen zu einem heiteren Chor, der zeitweilig wegen irgendeines Streites hohe, dramatische Töne annimmt.

Auch im Hof der Brüder geht es laut zu, und es fehlt auch nicht an Streit, sei es wegen eines Preises oder weil ein Käufer weggenommen hat, was ein anderer schon vor ihm ausgesucht hatte. Es fehlt auch nicht das Gejammer der Bettler, die auf dem Platz beim Tor mit ihren klagenden Stimmen wie Sterbende ihre unzähligen Unglücksfälle aufzählen.

Römische Soldaten kommen und gehen stolz wie Herren durch das Warenlager und über den Platz. Ich nehme an, daß sie im Dienst sind, denn ich sehe sie bewaffnet und nie einzeln zwischen den Phöniziern, die alle Waffen tragen.

Auch Jesus geht mit seinen sechs Aposteln im Hof hin und her, als warte er auf den geeigneten Zeitpunkt, um zu sprechen. Dann begibt er sich einen Augenblick auf den Platz hinaus zu den Bettlern, denen er eine milde Gabe gibt. Eine Zeitlang werden die Leute von ihren Geschäften abgelenkt, doch dann betrachten sie die galiläische Gruppe und fragen sich, wer diese fremden Menschen wohl sein könnten. Manch einer, der sich bei den drei Brüdern erkundigt hat, sagt den anderen Bescheid.

Ein Flüstern folgt den Schritten Jesu, der ruhig dahingeht und die Kinder streichelt, denen er unterwegs begegnet. In dem Geflüster fehlt es nicht an spöttischem Grinsen und wenig schmeichelhaften Bemerkungen über die Hebräer, so wie es auch nicht an ehrlichem Verlangen fehlt, diesen „Propheten“, diesen „Rabbi“, diesen „Heiligen“, diesen „Messias“ aus Israel einmal sprechen zu hören; denn das sind die Namen, die sie nennen, während sie auf ihn deuten, je nach dem Grad ihres Glaubens und der Rechtschaffenheit ihres Herzens.

Ich höre zwei Mütter sagen: »Ist es denn wahr?«

»Daniel selbst hat es mir gesagt. Er hat in Jerusalem mit Leuten gesprochen, welche die Wunder des Heiligen gesehen haben.«

»Ja, das ist möglich! Aber er ist auch wirklich derselbe Mann?«

»Oh, Daniel hat mir versichert, daß nur er es sein kann, so wie er spricht.«

»Also, was sagst du? Wird er mir Gnade erweisen, auch wenn ich nur ein Proselyt bin?«

»Ich glaube schon ... Versuche es! Vielleicht kommt er später nicht mehr zu uns zurück. Versuche es, versuche es! Er wird dir gewiß nichts Böses antun!«

»Ich gehe hin«, sagt das Frauchen und läßt einen Geschirrhänd-

ler stehen, mit dem sie gerade um den Preis von Schüsseln gefeilscht hat. Der Verkäufer hat dem Gespräch der beiden zugehört und ist enttäuscht und aufgebracht über den Verlust des Geschäftes; er macht seinem Zorn Luft und läßt ihn an der zurückgebliebenen Frau aus, die er mit Vorwürfen überhäuft: »Verfluchte Proselyten! Jüdisches Blut! Dumme Frau«, usw. usw.

Ich höre zwei würdevolle, bärtige Männer miteinander reden: »Ich möchte ihn gerne hören. Man sagt, daß er ein großer Rabbi ist.«

»Ein Prophet, solltest du sagen. Größer als der Täufer. Elija hat mir gewisse Dinge erzählt! Und was für Dinge! Er muß es wissen, denn er hat eine Schwester, die mit einem Untergebenen eines reichen Israeliten verheiratet ist, und um etwas über sie zu erfahren, befrage die Gefährten. Dieser reiche Mann ist ein enger Freund des Rabbi.«

Ein dritter, vielleicht ein Phönizier, der in der Nähe steht und das Gespräch gehört hat, steckt sein feines, spöttisches Gesicht zwischen die beiden und sagt höhnisch: »Schöne Heiligkeit, die gewürzt ist mit Reichtum! Nach dem, was ich weiß, sollte ein Heiliger in Armut leben!«

»Schweig, Doras, du verleumderische Zunge, du Heide, du bist nicht würdig, über solche Dinge zu urteilen.«

»Ach! Seid ihr wohl dessen würdig, besonders du, Samuel? Du tätest besser daran, mir deine Schuld zurückzuzahlen.«

»Da hast du dein Geld! Und schleiche nicht mehr um mich herum, du Vampir mit einem Faungesicht!« . . .

Ich höre einen halbblinden Greis, der von einem kleinen Mädchen begleitet wird, fragen: »Wo ist er? Wo ist der Messias?« und das Mädchen: »Macht dem alten Markus Platz! Sagt dem alten Markus, wo der Messias ist!«

Die beiden Stimmen, die alte schwach und zitternd, die kindliche silbern und bestimmt, erklingen umsonst auf dem Platz bis ein Mann fragt »Wollt ihr zum Rabbi gehen? Er ist zum Haus des Daniel zurückgekehrt, dort steht er und spricht mit den Bettlern.«

Ich höre zwei römische Soldaten: »Es muß der sein, den die Juden

verfolgen! Schon auf den ersten Blick erkennt man, daß er besser ist als sie.«

»Gerade deswegen ist er ihnen lästig.«

»Sagen wir es dem Fähnrich. Das ist Befehl!«

»Sehr töricht, o Cajus! Rom hütet sich vor den Lämmern, und es duldet, oder besser, es schmeichelt den Tigern«, sagt Scipio.

»Das scheint mir nicht so, Scipio! Pontius ist schnell bereit zu töten.«

»Ja ... aber er verschließt sein Haus den schleichenden Hyänen, die ihm schmeicheln, nicht.«

»Politik, Scipio! Politik!«

»Feigheit, Cajus, und Dummheit! Diesen müßte er sich zum Freunde machen, damit er ihm hilft, dieses asiatische Gesindel zum Gehorsam zu erziehen. Pontius erweist Rom keinen guten Dienst, wenn er diesen Guten nicht beachtet und den Bösen schmeichelt«, sagt Scipio.

»Kritisiere den Prokonsul nicht! Wir sind Soldaten, und der Vorgesetzte ist uns heilig wie ein Gott. Wir haben dem göttlichen Cäsar Gehorsam gelobt, und der Prokonsul ist sein Stellvertreter«, meint Cajus.

»Das mag sein, was die Pflicht dem heiligen unsterblichen Vaterland gegenüber betrifft, aber nicht, was die innere Einstellung anbelangt.«

»Aber der Gehorsam kommt von der inneren Einstellung. Wenn dein Geist sich gegen einen Befehl auflehnt und ihn kritisiert, gehorchst du nicht mehr unbedingt. Rom stützt sich auf unseren blinden Gehorsam, um seine Eroberungen zu sichern«, erörtert Cajus.

»Du sprichst wie ein Tribun und du hast recht. Doch wenn Rom auch Königin ist, so sind wir doch nicht ihre Sklaven, sondern ihre Untergebenen. Rom hat keine und darf keine sklavischen Bürger haben. Die Sklaverei zwingt der Vernunft der Bürger das Schweigen auf. Meine Vernunft sagt mir, daß Pontius schlecht handelt, wenn er diesen Israeliten nicht beschützt, sei er nun der Messias, ein Heiliger,

ein Prophet oder ein Rabbi, und ich fühle, daß ich das sagen kann, ohne daß mein Glaube an Rom oder meine Liebe zu Rom dadurch beeinträchtigt würden. Vielmehr hoffe ich, daß Pontius sich eines Besseren besinnt, denn ich spüre, daß er zum Wohle Roms beiträgt, wenn er Ehrfurcht vor den Gesetzen und deren Vertretern lehrt.«

»Du bist gelehrt, Scipio ... Du wirst Karriere machen. Du bist schon weit voran. Ich bin ein armer Soldat. Aber schau einmal, dort scharen sich die Leute um den Mann. Laß uns die Offiziere benachrichtigen.«

Tatsächlich ist am Tor der drei Brüder eine Volksmenge um Jesus versammelt, den man wegen seiner hohen Gestalt gut sehen kann. Plötzlich ertönt ein Schrei, und Aufregung entsteht unter den Leuten. Noch andere eilen vom Markt herbei, während einige aus der Menge zum Platz und weiter laufen. Fragen ... Antworten ...

»Was ist vorgefallen?«

»Was gibt es?«

»Der Mann aus Israel hat den alten Markus geheilt.«

»Der Schleier vor seinen Augen ist verschwunden.«

Jesus hat inzwischen, gefolgt von einer Menschenmenge, den Hof betreten. Ganz hinten ist einer der Bettler, der sich mehr auf seinen Händen als auf den Füßen vorwärtsbewegt. Aber während die Beine verkrüppelt und schwach sind, so daß er ohne Krücken nicht vorwärtskommen würde, ist seine Stimme sehr kräftig, und wie eine Sirene durchdringt sie die sonnige Morgenluft: »Heiliger! Heiliger! Messias! Rabbi! Habe Erbarmen mit mir!« schreit er immerzu wie ein Verzweifelter.

Zwei oder drei Personen drehen sich nach ihm um: »Halte deinen Mund! Markus ist Jude und du nicht.«

»Er wirkt nur an wahren Israeliten Wunder, nicht am Gesindel!«

»Meine Mutter war Jüdin ... «

»Ja, und Gott hat sie gestraft, indem er ihr ihrer Sünde wegen einen Krüppel als Sohn gegeben hat. Weg mit dir, Sohn einer Wölfin! Geh an deinen Platz, Schmutz zum Schmutz ... «

Der Mann drängt sich gedemütigt und aus Angst vor den geballten Fäusten an die Mauer . . .

Jesus bleibt stehen, wendet sich nach ihm um und gebietet: »Mann, komm hierher!«

Der Mann schaut ihn an und dann die, die ihn bedrohen . . . und wagt nicht zu gehorchen.

Jesus bahnt sich einen Weg zu ihm durch die kleine Menge. Er nimmt ihn bei der Hand, oder vielmehr, er legt ihm seine Hand auf die Schulter und sagt: »Hab keine Angst, folge mir!« und mit einem Blick auf die Grausamen sagt er streng: »Gott gehört allen Menschen, die ihn suchen und barmherzig sind!«

Jene verstehen die Andeutung, und nun sind sie es, die im Hintergrund bleiben, oder vielmehr, die stehenbleiben, wo sie sind.

Jesus dreht sich wieder um. Er sieht sie dort, verwirrt und bereit, wegzugehen, und sagt zu ihnen: »Nein, kommt nur. Es wird euch guttun, wenn sich eure Seele aufrichtet und stärkt, so wie ich diesen aufrichte und stark mache, weil er glauben kann. Mann, ich sage dir: sei geheilt von deiner Krankheit.« Dann nimmt er seine Hand von der Schulter des Krüppels, der wie von einem Stoß geschüttelt worden ist.

Nun richtet sich der Mann auf, steht sicher auf seinen Füßen, wirft die abgenützten Krücken weg und ruft laut: »Er hat mich geheilt! Der Gott meiner Mutter sei gepriesen!« Dann kniet er nieder, um den Saum des Gewandes Jesu zu küssen.

Der Tumult jener, die sehen wollen oder gesehen haben und kommentieren, ist an seinen Höhepunkt gelangt. In dem tiefen Gang, der vom Platz zum Hof führt, hallen die Stimmen wie in einem Brunnen wider, und die Festungsmauern werfen das Echo zurück.

Die Soldaten müssen annehmen, daß ein Streit ausgebrochen ist – was an diesen Orten mit großen Rassen- und Glaubensunterschieden leicht passieren kann – und ein Trupp eilt herbei, macht sich rücksichtslos Platz und erkundigt sich nach dem Vorgefallenen.

»Ein Wunder! Ein Wunder! Jona, der Krüppel, ist geheilt worden. Dort ist er, bei dem Mann aus Galiläa.«

Die Soldaten schauen sich schweigend an und warten, daß sich die Menge verläuft, hinter der immer neue Menschen folgen, die aus den Läden und von dem Platz kommen, auf dem nur die Verkäufer zurückgeblieben sind, enttäuscht über die unerwartete Ablenkung ihrer Kundschaft, die sie um die Einnahmen des Tages bringt. Als sie nun einen der drei Brüder vorübergehen sehen, fragen sie: »Philippus, weißt du, was der Rabbi nun tut?«

»Er spricht, er lehrt, er ist in meinem Hof!« sagt Philippus frohlockend.

Die Soldaten beraten sich: Hierbleiben? Fortgehen?

»Der Fähnrich hat gesagt, wir sollen ihn überwachen ... «

»Wen? Den Mann? Ach, wenn es nur seinetwegen wäre, dann könnten wir auch um einen Krug Zypernwein würfeln gehen«, sagt Scipio, der Soldat, der Jesus zuvor dem Kameraden gegenüber verteidigt hat.

»Ich würde sagen, daß eher er es ist, der beschützt werden muß, nicht das Recht Roms. Seht ihr ihn dort? Unter unseren Göttern gibt es keinen mit einem so sanften und doch so männlichen Aussehen. Das Gesindel ist es nicht wert, ihn bei sich zu haben, und da die Unwürdigen stets böse sind, bleiben wir hier, um ihn zu beschützen. Im Notfall werden wir ihm den Rücken decken und diese Verbrecher verprügeln«, sagt halb spöttisch, halb bewundernd ein anderer.

»Du hast recht, Pudentius. Vielmehr, damit Prochorus, der Fähnrich, der dauernd von Verschwörungen gegen Rom träumt und ... von Beförderungen für sich – dank seiner scharfen Wache über das Wohl des göttlichen Cäsar und der Göttin Roma, der Mutter und Herrin der Welt – sich selbst davon überzeugen kann, daß er sich hier keine Orden oder Auszeichnungen erwerben kann ... Geh und rufe ihn, Acius.«

Ein junger Soldat eilt davon, kommt im Laufschrift zurück und sagt: »Prochorus kommt nicht. Er schickt den Triarier (Legionsveteran) Aquila ... «

»Gut! Gut! Er ist noch besser als Caecilius Maximus. Aquila hat in

Afrika und in Gallien gedient; er war in den grausigen Wäldern Germaniens, die uns Varus und seine Legionen geraubt haben. Er kennt Griechen und Briten und weiß mit gutem Gespür zu unterscheiden ... Oh, sei begrüßt. Da kommt der siegreiche Aquila! Komm und lehre uns Armselige, den Wert eines Menschen zu erkennen!«

»Es lebe Aquila, das Vorbild der Miliz!« schreien alle und schüttern den alten Soldaten mit dem von Narben gezeichneten Gesicht; und wie das Gesicht, so sind auch die nackten Arme und Waden.

Er lächelt gutmütig und ruft: »Es lebe Rom, das Vorbild der Welt, nicht ich, der arme Krieger. Was gibt es denn zu tun?«

»Den großen Mann zu überwachen, der so blond ist wie das hellste Kupfer.«

»Gut. Aber wer ist er denn?«

»Sie sagen, er sei der Messias. Er heißt Jesus und ist aus Nazaret. Er ist es, weißt du, dessentwegen der Befehl erlassen wurde ... «

»Hm! Ja, ja ... Aber mir scheint, daß wir hinter blauem Dunst herlaufen.«

»Sie sagen, er wolle sich zum König machen und Rom stürzen. Das Synedrium und die Pharisäer, die Sadduzäer und Herodianer haben ihn bei Pontius angezeigt. Du weißt, daß die Juden diese Idee im Kopf haben, und ab und zu kommt dabei ein König heraus ... «

»Ja, ja ... Aber wenn es deswegen ist! ... Auf jeden Fall wollen wir hören, was er sagt. Mir scheint, er bereitet sich zum Reden vor.«

»Ich habe von dem Soldaten, der beim Zenturio dient, erfahren, daß Publius Quintilianus von ihm wie von einem göttlichen Philosophen gesprochen hat ... und auch die kaiserlichen Frauen sind begeistert ... «, sagt ein anderer junger Soldat.

»Das glaube ich gerne! Auch ich wäre begeistert, wenn ich eine Frau wäre, und würde mir wünschen, ihn in meinem Bett zu haben ... « sagt lachend ein weiterer junger Soldat.

»Schweig, du Schmutzfink! Die Wollust frißt dich auf!« scherzt ein anderer.

»Und dich nicht, Fabius? Hanna, Sira, Alba, Maria?«

»Schweig, Sabinus! Er spricht, und ich will ihm zuhören«, befiehlt der Legionsveteran, und alle schweigen.

Jesus ist an der Mauer auf eine Kiste gestiegen und deshalb für alle zu sehen. Sein liebevoller Gruß ist schon durch die Luft erschallt, gefolgt von den Worten: »Kinder des einen Schöpfers, hört!« Dann fährt er fort, umgeben vom aufmerksamen Schweigen der Leute.

»Die Zeit der Gnade für alle, nicht nur für Israel, sondern für die ganze Welt, ist gekommen.

Ihr Juden, die ihr aus vielerlei Gründen hier seid, ihr Proselyten, Phönizier, Heiden, hört alle das Wort Gottes, versteht die Gerechtigkeit, erkennt die Liebe. Mit der Weisheit, der Gerechtigkeit und der Liebe habt ihr die Mittel, um zum Reiche Gottes zu gelangen; zu dem Reich, das nicht nur für die Kinder Israels, sondern für all jene bestimmt ist, die von jetzt an den wahren, einzigen Gott lieben und den Worten seines *Wortes* glauben werden.

Hört! Ich bin von sehr weit her gekommen, aber nicht mit der Absicht eines Unterdrückers oder der Gewalt eines Eroberers. Ich bin nur gekommen, um der Erlöser eurer Seelen zu sein. Herrschaft, Reichtümer und Ehrenstellen ziehen mich nicht an und bedeuten mir nichts. Ich schaue nicht einmal auf sie, oder vielmehr, ich betrachte sie voller Mitleid, da sie ebensoviele Ketten sind, welche eure Seele gefangen halten und sie daran hindern, zum Herrn, zum Ewigen, Einzigen, Allumfassenden, Heiligen und Gesegneten zu gelangen. Ich blicke auf sie und nähere mich ihnen als den größten Armseligkeiten. Ich versuche, sie zu befreien von ihrer betörenden, grausamen Anziehungskraft, damit sich die Menschenkinder ihrer in Gerechtigkeit und Heiligkeit bedienen und sie nicht als grausame Waffen benützen, die den Menschen verwunden und töten, und vor allem den Geist dessen, der sich ihrer nicht in heiliger Weise bedient.

Wahrlich, ich sage euch: es ist für mich leichter, einen entstellten Körper zu heilen als eine entstellte Seele; es ist für mich leichter, erloschenen Pupillen die Sehkraft und einem Sterbenden die Gesundheit wiederzugeben, als den Geist des Menschen zu erleuchten und

kranke Seelen zu heilen. Warum das? Weil der Mensch sein wahres Lebensziel aus dem Auge verloren hat und sich zu sehr um das Vergängliche kümmert. Der Mensch weiß nicht, oder erinnert sich nicht, oder wenn er sich noch daran erinnert, will er dem heiligen Gebot des Herrn, Gutes zu tun, nicht gehorchen – und dies gilt auch den Heiden, die mir zuhören – denn es gilt für Rom wie für Athen, für Gallien wie auch für Afrika, weil das Sittengesetz unter jedem Himmel, in jeder Religion und in jedem aufrechten Herzen besteht. Die Religionen, angefangen von jener Gottes bis zur individuellen Moral, sagen alle, daß der bessere Teil von euch überlebt und gemäß seinem Verhalten auf dieser Erde seinen Lohn im anderen Leben erhalten wird.

Demzufolge ist das Ziel des Menschen der Erwerb des Friedens im anderen Leben, und nicht die Völlerei, die Habgier, die Herrschsucht und das Vergnügen, die nur kurze Zeit dauern und eine Ewigkeit lang mit sehr harten Strafen vergolten werden.

Entweder kennt der Mensch diese Wahrheit nicht, erinnert sich nicht daran oder will sich nicht daran erinnern. Wenn er sie nicht kennt, ist er weniger schuldig; wenn er sie vergißt, ist er schon schuldig, denn die Wahrheit muß wach erhalten bleiben, wie eine heilige Fackel, in Geist und Herz. Doch wenn er sich nicht daran erinnern will oder wenn er bei ihrem Aufflammen seine Augen schließt, um sie nicht zu sehen, weil er sie haßt, wie die Stimme eines schulmeisterlichen Redners: dann ist seine Schuld groß, sehr groß!

Wenn jedoch die Seele ihr schlechtes Handeln verabscheut und sich vornimmt, für den Rest des Lebens das wahre Ziel des Menschen anzustreben, das darin besteht, den ewigen Frieden im Reiche des wahren Gottes zu erlangen, dann verzeiht ihr Gott. Seid ihr bisher den falschen Weg gegangen? Seid ihr betrübt, weil ihr glaubt, es sei zu spät, den richtigen Weg einzuschlagen? Seid ihr untröstlich und sagt: „Ich habe nichts davon gewußt! Ich bin so unwissend und weiß nicht, was ich tun soll.“ Nein, denkt nicht, daß es sich wie bei materiellen Dingen verhält, daß es viel Zeit und Mühe kostet,

das Vergangene wiedergutzumachen. Mit der Heiligkeit verhält es sich anders. Die Güte des Ewigen, des wahren Herrn und Gottes ist so unendlich, daß er euch nicht den bereits zurückgelegten Weg zurückgehen läßt bis an den Scheideweg, an dem ihr den richtigen Weg für den falschen verlassen habt. So groß ist seine Güte, daß er im Augenblick, da ihr sagt: „Ich will der Wahrheit angehören“, also Gott, denn Gott ist die Wahrheit, durch ein rein geistiges Wunder die Weisheit in euch eingießt, wodurch ihr von Unwissenden zu Besitzern übernatürlicher Wissenschaft werdet, gleich denen, die sie schon seit Jahren besitzen.

Weisheit ist, nach Gott zu streben, Gott zu lieben, den Geist zu pflegen, das Reich Gottes anzustreben und alles abzuweisen, was Fleisch, Welt und Satan ist. Weisheit ist, dem Gesetz Gottes, welches das Gesetz der Liebe, des Gehorsams, der Enthaltbarkeit und der Rechtschaffenheit ist, zu gehorchen. Weisheit ist, Gott mit seinem ganzen Wesen und den Nächsten wie sich selbst zu lieben. Das sind die beiden unentbehrlichen Grundlagen, um weise gemäß der Weisheit Gottes zu sein. Unsere Nächsten sind nicht nur jene unseres Blutes, unserer Rasse und unserer Religion, sondern alle Menschen, Reiche und Arme, Gelehrte und Unwissende, Juden, Proselyten, Phönizier, Griechen, Römer ... «

Jesus wird von dem drohenden Geschrei gewisser Hetzer unterbrochen. Er schaut sie an und sagt: »Ja, das ist Liebe, denn ich bin kein schmeichlerischer Lehrer und sage die Wahrheit; und so muß ich handeln, um das in euch zu säen, was für das ewige Leben notwendig ist. Ob es euch gefällt oder nicht, ich muß es sagen, um meine Aufgabe als Erlöser zu erfüllen, und an euch ist es, eure Pflicht zu tun, da ihr der Erlösung bedürft. Also, den Nächsten lieben, und zwar mit einer alles umfängenden Liebe, einer heiligen Liebe, und nicht mit einer Liebe, die mit schmutzigen Interessen verbunden ist, so daß der Römer, der Phönizier oder der Proselyt zu verfluchen wäre, solange nicht die Sinne oder das Geld im Spiele sind, während im entgegengesetzten Falle jeder Fluch fällt ... «

Erneut entsteht Unruhe in der Menge, während die Römer auf ihrem Platz in der Säulenhalle rufen: »Beim Jupiter! Der Mann spricht gut!«

Jesus wartet, bis sich die Unruhe gelegt hat, und fährt dann fort: »Wir sollen den Nächsten lieben, wie auch wir geliebt werden wollen. Uns mißfällt es, mißhandelt, verachtet, beraubt, unterdrückt, verleumdet und beschimpft zu werden, und die gleiche nationale oder persönliche Empfindlichkeit, die wir haben, haben auch die anderen Menschen. Hüten wir uns also davor, uns gegenseitig etwas Böses anzutun, das wir selbst nicht erleiden möchten.

Weisheit ist es, den Zehn Geboten Gottes zu gehorchen, die lauten: „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine fremden Götter neben mir haben. Du sollst keine Götzenbilder haben und ihnen keine Verehrung erweisen.

Du sollst den Namen Gottes nicht vergeblich nennen. Es ist der Name deines Herrn und Gottes, und Gott wird den strafen, der ihn ohne Grund, bei einem Fluch oder zur Bestätigung einer Sünde, anruft.

Gedenke, daß du die Feste heiligst. Der Sabbat ist dem Herrn heilig, denn an diesem Tag ruhte er nach der Schöpfung und hat ihn gesegnet und geheiligt.

Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange in Frieden auf Erden und ewig im Himmel lebest.

Du sollst nicht töten.

Du sollst nicht ehebrechen.

Du sollst nicht stehlen.

Du sollst kein falsches Zeugnis ablegen wider deinen Nächsten.

Du sollst nicht verlangen nach Haus, Frau, Knecht, Magd, Ochs, Esel oder anderen Dingen, die deinem Nächsten gehören.“

Das ist die Weisheit, und wer sie befolgt, ist weise und erwirbt das ewige Leben und das ewige Reich. Nehmt euch vor, von nun an nach der Weisheit zu leben und sie den vergänglichen Dingen dieser Welt voranzustellen.

Was sagt ihr dazu? Sagt ihr, daß es zu spät ist? Nein! Hört euch dieses Gleichnis an:

Ein Gutsbesitzer ging einst bei Tagesanbruch hinaus, um Arbeiter für seinen Weinberg zu dingen, und einigte sich mit ihnen auf einen Denar als Taglohn.

Um die dritte Stunde ging er wiederum hinaus, und da er glaubte, daß die eingestellten Arbeiter nicht ausreichen würden, und er auf dem Markt Untätige sah, die darauf warteten, gedungen zu werden, stellte er auch diese ein und sagte: „Geht auch ihr in meinen Weinberg; ich werde euch den Lohn geben, den ich auch den anderen versprochen habe“, und jene gingen.

Zur sechsten und zur neunten Stunde ging er wieder hinaus, sah noch andere Arbeitslose und sagte zu ihnen: „Wollt auch ihr bei mir arbeiten? Ich gebe meinen Arbeitern einen Denar als Taglohn.“ Sie erklärten sich damit einverstanden und gingen.

Als er endlich zur elften Stunde hinausging, sah er wieder andere ohne Arbeit. „Was macht ihr hier? Schämt ihr euch nicht, den ganzen Tag untätig herumzusitzen?“ fragte er sie. „Niemand läßt uns auf Taglohn arbeiten. Wir hätten gerne gearbeitet, um uns den Unterhalt zu verdienen, doch keiner hat uns in seinen Weinberg gerufen.“ „So rufe ich euch in meinen Weinberg. Geht, ihr werdet den gleichen Lohn erhalten wie die anderen.“ Dies sagte er, denn er war ein guter Herr und hatte Mitleid mit der Not seines Nächsten.

Als der Abend gekommen und die Arbeit beendet war, rief der Herr seinen Verwalter und sagte: „Rufe die Arbeiter und gib ihnen ihren Lohn, gemäß meiner Abmachung. Beginne bei den letzten, die am bedürftigsten sind, da sie den ganzen Tag keine Nahrung zu sich genommen haben, während die anderen einmal oder mehrere Male gegessen haben, und die außerdem aus Dankbarkeit für mein Mitgefühl mehr als alle anderen gearbeitet haben. Ich habe sie beobachtet und entlasse sie, auf daß sie ihre verdiente Ruhe genießen und sich mit ihren Angehörigen des Lohnes ihrer Arbeit erfreuen mögen.“ Der Verwalter tat, wie der Herr ihm befohlen hatte, und gab jedem einen Denar.

Als die letzten an der Reihe waren, die von der ersten Stunde des Tages an gearbeitet hatten, waren sie erstaunt darüber, daß auch sie nur einen Denar erhielten, und beklagten sich untereinander und beim Verwalter, der ihnen erwiderte: „Ich habe diese Anordnung erhalten. Geht und beklagt euch bei meinem Herrn und nicht bei mir.“ Diese gingen hin und sprachen: „Siehe, du bist nicht gerecht. Wir haben zwölf Stunden lang gearbeitet, erst in der Nässe des Taus, dann unter der stechenden Sonne und schließlich wieder in der Feuchtigkeit des Abends, und du hast uns denselben Lohn gegeben wie jenen Faulpelzen, die nur eine Stunde gearbeitet haben! ... Warum das?“ Besonders einer unter ihnen erhob seine Stimme und behauptete, betrogen und in unwürdiger Weise ausgenützt worden zu sein.

„Freund, worin tue ich dir unrecht? Was habe ich in der Frühe mit dir vereinbart? Die Arbeit eines Tages, und als Lohn einen Denar, nicht wahr?“

„Ja, das ist wahr. Aber du hast jenen dasselbe gegeben, obwohl sie viel weniger gearbeitet haben ...“

„Du warst doch mit diesem Lohn einverstanden und er schien dir gerecht zu sein?“

„Ja, ich war damit einverstanden, weil andere mir vielleicht weniger gegeben hätten.“

„Bist du bei mir überfordert worden?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Ich habe dir während des Tages eine lange Ruhepause gewährt und dir auch Nahrung gegeben! Drei Mahlzeiten hast du erhalten, und Speisen und Ruhepause waren nicht vereinbart. Nicht wahr?“

„Nein, sie waren nicht vereinbart.“

„Warum hast du sie dann angenommen?“

„Aber ... Du hast gesagt: ‚Es ist besser so, damit ihr nicht zu müde nach Hause kommt.‘ Wir glaubten, nicht recht zu hören ... Deine Mahlzeiten waren gut, es war für uns eine Ersparnis, es war ...“

„Es war eine Gnade, die ich euch umsonst gab und die niemand verlangen konnte. Nicht wahr!?“

„Das stimmt.“

„So bin ich also auch mit euch gut gewesen. Warum beklagt ihr euch dann? Ich müßte mich über euch beklagen, denn als ihr gesehen habt, daß ihr es mit einem guten Herrn zu tun habt, habt ihr langsam gearbeitet. Jene hingegen, die nach euch gekommen sind, haben mit der Zugabe einer einzigen Mahlzeit, und die letzten ganz ohne Verpflegung, eifriger gearbeitet und in kürzerer Zeit das gleiche geleistet wie ihr in zwölf Stunden. Ich hätte euch betrogen, wenn ich euch nur den halben Lohn gegeben hätte, um mit der anderen Hälfte die übrigen Arbeiter zu bezahlen. Aber dies ist nicht der Fall. Daher nimm das Deine und geh! Willst du mir in meinem Hause vorschreiben, was ich zu tun habe? Ich tue, was ich will und was gerecht ist. Sei nicht böse und verleite mich nicht zur Ungerechtigkeit. Ich bin gut!“

Wahrlich, ich sage euch allen, die ihr mir zuhört, daß Gott, der Vater, mit allen Menschen dasselbe Bündnis schließt und den gleichen Lohn verspricht. Wer dem Herrn gewissenhaft dient, wird von ihm mit Gerechtigkeit belohnt werden, selbst wenn er eines kurzen Lebens wegen nur noch wenig arbeiten kann. Wahrlich, ich sage euch, nicht immer werden die Ersten auch die Ersten im Himmelreich sein. Dort werden wir oft die Ersten als Letzte und die Letzten als Erste sehen. Dort werden wir heilige Menschen sehen, die nicht aus Israel stammen, jedoch heiliger als viele aus Israel sind. Ich bin gekommen, um alle im Namen Gottes zu berufen, doch viele sind berufen, wenige aber auserwählt, denn nur wenige sind es, die nach der Weisheit verlangen.

Nicht weise ist, wer für die Welt und das Fleisch lebt und nicht für Gott. Er ist weder für die Erde noch für den Himmel weise, denn auf Erden schafft er sich Feinde, Strafen und Gewissensbisse, und den Himmel verliert er doch für alle Ewigkeit.

Ich wiederhole: Seid gut zu eurem Nächsten, wer immer er auch sein mag. Seid gehorsam und überlaßt es Gott, den zu bestrafen, der nicht gerecht ist in seinen Befehlen. Seid enthaltsam und widersteht

der Sinnlichkeit; seid redlich und widersteht der Habsucht. Verurteilt nur, wenn es gerechtfertigt ist, und nicht, wenn es euch nützlich erscheint. Fügt einem anderen nicht zu, was ihr selbst nicht wollt, daß euch zugefügt werde . . . «

»Mach, daß du fortkommst, du lästiger Prophet! Du hast uns das Geschäft verdorben! . . . Du hast uns die Kundschaft vertrieben! . . . «, schreien die Verkäufer, während sie in den Hof eindringen . . . Die, die schon bei den ersten Belehrungen Jesu im Hof gelärmt haben – und es sind nicht nur Phönizier, sondern auch Juden, die, ich weiß nicht aus welchem Grund, in der Stadt sind – vereinigen ihre Stimmen mit denen der Verkäufer und schimpfen und drohen, ihn fortzujagen . . . Jesus gefällt ihnen nicht, weil er nicht zum Bösen rät . . . Er steht mit verschränkten Armen da und betrachtet sie traurig und ernst.

Das Volk, in zwei Parteien gespalten, zankt sich, und die einen verteidigen, die anderen beleidigen den Nazarener. Man hört Schmähungen, Lobsprüche, Verwünschungen, Segnungen, Ausrufe wie: »Die Pharisäer haben recht! Du bist an Rom verkauft, ein Freund der Zöllner und Dirnen.« »Schweigt, verleumderische Zungen, ihr an Rom Verkaufte, ihr Phönizier der Hölle!« »Teufel seid ihr!« »Daß die Hölle euch verschlinge!« »Fort, Fort!« »Fort ihr Diebe, die ihr hier Handel treibt, ihr Wucherer«, usw.

Die Soldaten greifen ein und sagen: »Der ist alles andere als ein Aufwiegler! Er ist vielmehr ein Verfolgter!« Mit ihren Lanzen jagen sie alle aus dem Hof und schließen das große Tor.

Zurück bleiben die drei Brüder und die sechs Jünger mit Jesus.

»Was fällt euch ein, ihn hier reden zu lassen?« fragt der Triarier die drei Brüder.

»Es haben schon viele hier gesprochen!« antwortet Elija.

»Ja, und es ist nichts vorgefallen, weil sie so redeten, wie es den Menschen gefällt. Dieser nicht! Er ist unerträglich . . . « Aufmerksam betrachtet der alte Soldat Jesus, der seinen Rednerplatz verlassen hat und nun aufrecht und wie geistesabwesend dasteht.

Draußen fährt die Menge fort, sich zu zanken, und zwar so heftig, daß von der Kaserne weitere Soldaten herbeieilen und mit ihnen sogar der Zenturio. Sie klopfen an und lassen sich öffnen, während andere draußen bleiben, um die zurückzudrängen, die schreien: »Es lebe der König von Israel!« wie auch die, die Jesus verfluchen.

Der Zenturio tritt aufgeregt vor. Er fährt den alten Aquila zornig an: »So schüttest du Rom? Indem du erlaubst, daß einem fremden König in einem unterjochten Land zugejubelt wird?«

Der Alte grüßt stramm und antwortet: »Er lehrte Ehrfurcht und Gehorsam und sprach von einem Reich, das nicht von dieser Welt ist, und deswegen hassen sie ihn. Doch er ist gut und respektvoll. Ich hatte keinen Grund, ihn zum Schweigen zu zwingen, denn er hat unser Gesetz nicht verletzt.«

Der Hauptmann beruhigt sich und murmelt: »Dann ist es wieder ein Aufstand dieses schmutzigen Gesindels . . . Gut! Gebt dem Mann die Weisung, sofort wegzugehen. Ich will hier keine Unannehmlichkeiten. Führt meinen Befehl aus und begleitet ihn bis vor die Stadt, sobald die Straße frei ist. Er mag gehen, wohin er will. Zur Hölle, wenn er will. Aber er soll das Gebiet, das unter meiner Gerichtsbarkeit steht, verlassen. Verstanden?«

»Jawohl, zu Befehl.«

Der Zenturio dreht sich um, wobei seine Rüstung aufleuchtet und sein purpurfarbener Mantel flattert, und geht von dannen, ohne daß er Jesus eines Blickes gewürdigt hätte.

Die drei Brüder sagen zum Meister: »Es tut uns leid! . . . «

»Ihr habt keine Schuld. Fürchtet euch nicht, ihr werdet keinen Schaden erleiden. Ich sage es euch . . . «

Die drei wechseln die Farbe . . . Philippus fragt: »Woher weißt du von dieser unserer Furcht?«

Jesus lächelt sanft, ein Sonnenstrahl beleuchtet sein trauriges Antlitz: »Ich weiß, was in den Herzen ist, und kenne die Zukunft.«

Die Soldaten warten in der Sonne, schauen verstohlen zu Jesus hin und machen ihre Bemerkungen . . .

»Wie werden sie uns je lieben können, wenn sie auch den hassen, der sie nicht unterdrückt?«

»Und der dazu noch Wunder wirkt, mußt du sagen ... «

»Beim Herkules! Welcher von den unsrigen war es, der gekommen ist mit der Weisung, daß ein Verdächtiger zu überwachen sei?«

»Es war Cajus.«

»Der Eiferer! Inzwischen haben wir unsere Ration verpaßt und ich sehe schon, daß ich auf den Kuß eines Mädchens werde verzichten müssen! ... Ah!«

»Du Epikuräer! Wo ist denn die Schöne?«

»Dir sage ich es bestimmt nicht, Freund!«

»Sie wohnt im Haus hinter dem des Töpfers, bei der Festungsmauer. Ich weiß es, denn ich habe dich vor einigen Tagen dort gesehen ... «, sagt ein anderer.

Der Triarier geht um Jesus herum als wolle er einen Spaziergang machen, schaut ihn fortwährend an und weiß nicht, was er sagen soll ... Jesus lächelt ihm zu, um ihn zu ermutigen. Doch der Mann, unentschlossen was er tun soll ... nähert sich ihm noch mehr. Jesus deutet auf die Narben: »Alles Verwundungen? Du mußt ein Held und ein treuer Diener deines Vaterlands sein ... «

Der alte Soldat wird purpurrot über dieses Lob.

»Du hast viel durchgemacht aus Liebe zu deinem Vaterland und zu deinem Kaiser ... Möchtest du nicht für ein viel größeres Vaterland, nämlich den Himmel, leiden? Für einen ewigen Herrscher: Gott?«

Der Soldat schüttelt den Kopf und sagt: »Ich bin ein armer Heide, doch ist es nicht gesagt, daß ich nicht noch zur elften Stunde kommen werde. Wer wird mich aber unterrichten? Du siehst ... Sie verjagen dich, und das, ja, das sind Wunden, die schmerzen, nicht die meinen ... Ich habe sie meinen Feinden vergolten. Aber du, was gibst du dem, der dich verwundet?«

»Verzeihung, Soldat, Verzeihung und Liebe.«

»Ich habe recht. Der Verdacht gegen dich ist unrecht und töricht. Leb wohl, Galiläer!«

»Leb wohl, Römer!«

Jesus bleibt allein zurück, bis die drei Brüder und die Jünger mit den Speisen zurückkommen. Die Brüder laden die Soldaten ein, die Jünger bieten Jesus davon an. Letztere essen ohne große Lust unter der Sonne, während die anderen fröhlich essen und trinken.

Dann geht ein Soldat hinaus, um auf dem stillen Platz herumzuspähen.

»Wir können gehen!« schreit er. »Sie sind alle weg, nur unsere Soldaten stehen noch Wache.«

Jesus erhebt sich fügsam, segnet und tröstet die drei Brüder, mit denen er ein Treffen am Paschafest in Getsemani verabredet, und geht, von Soldaten bewacht und von den gedemütigten Jüngern gefolgt, hinaus. Sie gehen auf der menschenleeren Straße bis zu den Feldern.

»Leb wohl, Galiläer!« sagt der Triarier.

»Leb wohl, Aquila. Ich bitte dich, tut Daniel nichts Böses an, und auch nicht Elija und Philippus. Ich allein bin der Schuldige. Sag es dem Zenturio!«

»Ich werde nichts sagen. Zu dieser Stunde denkt er schon nicht mehr daran, und die drei Brüder versorgen uns gut, besonders mit Wein aus Zypern, den der Hauptmann für sein Leben gern trinkt. Sei beruhigt. Leb wohl!«

Sie trennen sich. Die Soldaten kehren durch das Tor in die Stadt zurück. Jesus und die Seinen gehen weiter durch die stille Landschaft, in östlicher Richtung.

375 Der Hirte Hannas begleitet Jesus nach Achsib

Jesus wandert durch eine sehr bergige Gegend. Es sind keine hohen Berge, aber es ist ein beständiges Auf und Ab von Hügeln und ein Dahinfließen von Gießbächen, die in dieser frischen, neuen Jahreszeit fröhlich bergabrauschen. Sie sind klar wie der Himmel und jung wie die ersten Blätter, die auf Zweigen und Ästen immer zahlreicher hervorsprießen.

Aber so schön, heiter und ermunternd auch die Jahreszeit wirkt, Jesus und noch mehr die Apostel scheinen doch nicht leichten Herzens zu sein. Sie durchqueren schweigsam einen Talgrund, in dem nur Hirten und Herden zu sehen sind, die Jesus nicht einmal zu bemerken scheint.

Ein trauriger Seufzer des Jakobus des Zebedäus und seine unerwarteten Worte, als Folge eines bedrückenden Gedankens, sind es, die Jesus wieder zu sich kommen lassen ... Jakobus sagt: »Und Niederlagen über Niederlagen! ... Es scheint, als ob wir verflucht wären.«

Jesus legt ihm die Hand auf die Schulter: »Weißt du nicht, daß dies das Los der Besten ist?«

»Ich weiß es, seit ich bei dir bin! Aber manchmal wünscht man auch etwas anderes, um Herz und Glauben zu stärken; und früher hatten wir es.«

»Zweifelst du an mir, Jakobus?« Wieviel Schmerz schwingt in der Stimme des Meisters mit!

»Nein ... « Das „Nein“ klingt wahrhaftig nicht sehr überzeugend.

»Doch, du zweifelst. Und woran zweifelst du? Liebst du mich nicht mehr wie früher? Wurde deine Liebe dadurch geschwächt, daß ich an der phönizischen Grenze verjagt, verspottet und geringgeschätzt worden bin?« Ein Klagen zittert in den Worten Jesu, obwohl kein Seufzen zu hören und keine Träne zu sehen ist, denn seine Seele ist es, die weint.

»Das nicht, mein Herr! Im Gegenteil, je mehr ich dich bedrückt, gedemütigt, geschmäht und betrübt sehe, desto mehr wächst meine Liebe zu dir. Um dich nicht so zu sehen, um das Herz der Menschen umzuwandeln, wäre ich bereit, mein Leben zu opfern. Das darfst du mir glauben. Bedränge mein Herz, das schon zutiefst betrübt ist, nicht mit deinen Zweifeln an meiner Liebe. Sonst ... Sonst könnte ich außer mir geraten und zurückkehren und mich an jenen rächen, die dich beleidigt haben, um dir zu beweisen, daß ich dich liebe, um dir diesen Zweifel zu nehmen. Selbst wenn man mich gefangenneh-

men und töten würde, würde es mir nichts ausmachen. Es würde mir genügen, dir einen Beweis meiner Liebe gegeben zu haben.«

»O du Donnersohn! Weshalb so stürmisch? Willst du ein alles niederschmetternder Blitz sein?« Jesus lächelt über den Ungestüm und die Vorsätze des Jakobus.

»Oh! Jetzt sehe ich dich wenigstens lächeln. Das ist schon ein Ergebnis meiner Vorsätze. Was sagst du, Johannes? Meine Gedanken sollten in die Tat umgesetzt werden, wir müssen dem Meister, der wegen so viel Ablehnung niedergeschlagen ist, helfen.«

»O ja! Gehen wir. Sprechen wir noch einmal mit ihnen. Wenn sie ihn wieder als König des Wortschwalls, als Schellenkönig, als König ohne Geld, als närrischen König verhöhnen, schlagen wir tüchtig zu, bis ihnen klar wird, daß dieser König ein Heer von Getreuen hat, das nicht mit sich spaßen läßt. In gewissen Fällen ist Gewalt angebracht. Gehen wir, Bruder!«, antwortet der sonst so sanfte Johannes, der nun in seinem Zorn nicht mehr er selbst zu sein scheint.

Jesus stellt sich zwischen die beiden, ergreift sie an den Armen, um sie zurückzuhalten, und sagt: »Hört sie nur! Wie lange predige ich euch schon? Oh, welche Überraschung! Auch Johannes, meine Taube, ist zum Sperber geworden! Schaut ihn an, wie häßlich, verwirrt, finster und von Haß entstellt er ist! O Schande! Da wundert ihr euch noch, daß die Phönizier teilnahmslos bleiben, die Juden uns hassen und die Römer mich wegschicken, wenn ihr, die ersten, nachdem ihr schon zwei Jahre bei mir seid, noch nichts begriffen habt; wenn ihr zu Galle geworden seid wegen des Grolls in euren Herzen; wenn ihr meine Lehre von der Liebe und der Vergebung aus euren Herzen weist, als handle es sich um törichtes Zeug, und zu Verbündeten der Gewalt werdet? O heiliger Vater! Ja, das ist eine Niederlage! Anstatt wie Sperber Schnäbel und Krallen zu wetzen, wäre es nicht besser, wie Engel zu sein, die den Vater bitten, seinen Sohn zu trösten? Wann hat man je gesehen, daß ein Gewitter mit seinen Blitzen und Hagelkörnern Gutes bringt? Nun, zur Erinnerung an dieses euer Fehlen gegen die Liebe, zur Erinnerung daran, daß

ich auf eurem Gesicht den Tier-Menschen gesehen habe, statt des Engel-Menschen, den ich immer sehen möchte, werde ich euch den Beinamen „Donnersöhne“ geben.«

Jesus ist nur halb ernst, während er zu den beiden zornentbrannten Söhnen des Zebedäus spricht. Aber sein Vorwurf ist von kurzer Dauer, als er ihre Reue sieht, und mit vor Liebe leuchtendem Antlitz drückt er sie an sein Herz und sagt: »Nie mehr dürft ihr so böse sein! Habt Dank für eure Liebe. Auch ihr für die eurige, Freunde«, sagt er zu Andreas, Matthäus und den beiden Vettern. »Kommt her, ich will euch ebenfalls umarmen. Aber wißt ihr denn nicht, daß ich, selbst wenn ich nichts anderes hätte als die Freude, den Willen meines Vaters zu erfüllen und eure Liebe, immer glücklich wäre, auch wenn die ganze Welt mich ohrfeigen sollte? Ich bin nicht meinetwegen und meiner Niederlagen wegen traurig, wie ihr sagt, sondern aus Mitleid für die Seelen, welche das Leben zurückweisen. Nun sind wir alle zufrieden, nicht wahr, ihr großen Kinder? Alsdann auf! Geht zu den Hirten, die dort ihre Schafe melken, und bittet sie im Namen Gottes um etwas Milch. Habt keine Angst«, sagt er, als er den betübten Blick der Apostel sieht. »Glaubt und gehorcht! Ihr werdet Milch bekommen und keine Prügel, auch wenn es Phönizier sein sollten.«

Die sechs gehen hin, während Jesus sie auf dem Weg erwartet. Jesus, der betrübte Jesus, den niemand haben will, betet ... Die Apostel kehren mit einem kleinen Eimer voll Milch zurück und sagen: »Der Mann hat gesagt, du möchtest zu ihm kommen, weil er mit dir sprechen will. Er kann die launenhaften Ziegen nicht den kleinen Hirtenjungen überlassen.«

Jesus sagt: »Also, gehen wir zu ihnen, um ihr Brot zu essen«, und sie begeben sich zu dem Hang, an dem die übermütigen Ziegen herumklettern.

»Ich danke dir für die Milch, die du mir gegeben hast. Was möchtest du von mir?«

»Du bist der Nazarener, nicht wahr? Der, der Wunder wirkt?«

»Ich bin der, der das ewige Heil predigt. Ich bin der Weg zum wahren Gott; die Weisheit, die sich schenkt; das Leben, das belebt, und nicht ein Zauberer, der Wunder wirkt. Die Wunder sind die Zeichen meiner Güte, und für eure Schwachheit, die der Beweise bedarf, um zu glauben. Nun was möchtest du von mir?«

»Ja . . . du warst doch vor zwei Tagen in Alexandroskene?«

»Ja, warum?«

»Auch ich war mit meinen Ziegen dort, und als ich merkte, daß es zu einem Streit kommen würde, habe ich mich davongemacht; denn es herrscht dort die Unsitte, Streit anzuzetteln, um dann stehlen zu können, was auf dem Markte ist. Sie sind alle Diebe: die Phönizier . . . wie die anderen. Ich dürfte das nicht sagen, denn mein Vater ist Proselyt, meine Mutter Syrerin, und ich bin ebenfalls Proselyt. Doch es ist die Wahrheit. Gut, ich will mit meiner Erzählung fortfahren. Ich hatte mich mit meinen Tieren in eine Stallung zurückgezogen und wartete auf den Karren meines Sohnes.

Am Abend, beim Verlassen der Stadt, begegnete ich einer weinenden Frau mit ihrem kleinen Mädchen auf dem Arm. Sie lebt auf dem Lande und hatte acht Meilen zurückgelegt, um zu dir zu kommen. Ich fragte sie, was sie hätte. Sie ist Proselytin. Sie war gekommen, um zu kaufen und zu verkaufen und hatte von dir gehört. Da war eine Hoffnung in ihrem Herzen erwacht. Sie war nach Hause geeilt und hatte das Mädchen geholt. Doch mit einer Last kommt man nur langsam voran. Als sie beim Warenlager der Brüder ankam, warst du schon weggegangen. Die Brüder sagten: „Sie haben ihn fortgejagt, aber er sagte uns, daß er wieder den Aufstieg nach Tyrus machen würde.“

Auch ich bin ein Vater, und sagte zu ihr: „Dann gehe dorthin.“ Doch sie antwortete mir: „Und wenn er nach diesem Vorfall auf einem anderen Weg nach Galiläa zurückkehrt?“ Ich sagte ihr: „Höre! Entweder wird es dieser oder der andere Grenzübergang sein. Ich weide meine Herde zwischen Rehob und Leschem-Dan, direkt an der Straße, die zwischen diesem Ort und Naftali die Grenze bildet,

und sollte ich ihn sehen, werde ich es ihm sagen. Mein Wort als Proselyt darauf.“ Nun habe ich es dir gesagt.«

»Gott vergelte es dir. Ich werde zu der Frau gehen, denn ich muß nach Achsib zurückkehren.«

»Nach Achsib gehst du? Dann können wir ein Stück Weges zusammen zurücklegen, wenn du einen Hirten nicht verachtest.«

»Ich verachte niemanden. Warum gehst du nach Achsib?«

»Weil ich dort Lämmer habe, vorausgesetzt, daß ... ich sie noch habe.«

»Warum?«

»Weil dort eine Seuche ausgebrochen ist. Ich weiß nicht, ob es Hexerei oder etwas anderes ist. Ich weiß nur, daß meine schöne Herde erkrankt ist. Deswegen habe ich die Ziegen, die noch gesund sind, hierher gebracht, um sie von den Schafen zu trennen. Sie werden mit meinen beiden Söhnen hier bleiben, die jetzt in der Stadt sind, um einzukaufen. Ich kehre nach Achsib zurück, um meine schönen, wolligen Schafe sterben zu sehen ... « Der Mann seufzt ... Er schaut zu Jesus auf und entschuldigt sich: »Mit dir, der du bist, von diesen Dingen zu reden und dich zu betrüben, da du ja schon betrübt genug bist, ist Torheit. Aber die Lämmer sind einem lieb und haben ihren Wert, weißt du ... «

»Ich verstehe. Aber sie werden gesund werden. Hast du sie nicht jemandem gezeigt, der sich darauf versteht?«

»Oh, sie haben mir alle das gleiche gesagt: „Schlachte sie und verkaufe die Felle. Weiter ist nichts zu machen.“ Man hat mir auch gedroht, wenn ich sie ins Freie lasse ... denn sie haben Angst vor der Krankheit wegen ihrer Tiere. Daher müssen sie im Gehege bleiben ... und sterben umso schneller. Die Leute von Achsib sind böse, weißt du?«

Jesus sagt nur: »Ich weiß es.«

»Ich glaube, sie haben sie mir verhext!«

»Nein, glaube nicht an solche Geschichten ... Wirst du aufbrechen, sobald deine Söhne kommen?«

»Ja! Sie werden gleich hier sein. Sind diese deine Jünger? Nur sie?«

»Nein, ich habe noch andere.«

»Warum kommen sie nicht hierher? Einmal, in der Nähe von Meron, bin ich einer Gruppe von ihnen, angeführt von einem Hirten, begegnet. Dieser war groß und stark, hieß Elija und sagte, daß er ihr Führer sei. Das geschah im Oktober, wenn ich mich recht erinnere, vor oder nach dem Laubhüttenfest. Hat er dich jetzt verlassen?«

»Kein Jünger hat mich verlassen.«

»Es ist mir gesagt worden, daß ... «

»Was?«

»Daß du ... daß die Pharisäer ... Also, daß die Jünger dich verlassen haben, aus Furcht und weil du ein ... «

»... Dämon bist. Sage es nur. Ich weiß es. Doppeltes Verdienst für dich, der du dennoch glaubst.«

»Dieses Verdienstes wegen könntest du nicht ... doch, vielleicht verlange ich etwas Sündhaftes ... «

»Sprich nur, und wenn es sich um etwas Schlechtes handelt, werde ich es dir sagen.«

Ganz aufgeregt stammelt der Mann: »Könntest du nicht im Vorübergehen meine Herde segnen?«

»Ich werde deine Herde segnen. Diese ... « und er erhebt die Hand zum Segen über die verstreuten Ziegen, »... und jene der Schafe. Glaubst du, daß mein Segen sie retten kann?«

»Wie du die Menschen von den Krankheiten befreist, kannst du auch die Tiere heilen. Man sagt, du seist der Sohn Gottes, und die Schafe hat Gott erschaffen, daher sind sie Besitztum des Vaters. Ich ... wußte nicht, ob es ehrfurchtsvoll wäre, dich darum zu bitten, aber wenn es geht, dann tue es, Herr, und ich werde ein großes Dankopfer zum Tempel bringen, oder vielmehr, ich werde es dir geben für die Armen. Das wird besser sein.«

Jesus lächelt und schweigt. Die Söhne des Hirten treffen ein, und bald darauf zieht Jesus mit den Seinen und dem alten Hirten von dannen, und die Jüngeren hüten die Ziegen.

Sie beeilen sich, denn sie wollen bald nach Kedes gelangen, um es sogleich wieder zu verlassen und auf die Straße zu gelangen, die vom Meer ins Landesinnere führt. Es muß dieselbe sein, die sich am Fuß des Vorgebirges teilt und die er eingeschlagen hatte, um Alexandroskene zu erreichen. Das entnehme ich den Gesprächen, die der Hirte mit den Jüngern führt. Jesus geht allein voraus.

»Aber werden wir nicht wieder Unannehmlichkeiten haben?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Kedes untersteht nicht jenem Zenturio, da es außerhalb der phönizischen Grenzen liegt. Es genügt, die Zenturionen nicht zu reizen, denn sie interessieren sich nicht für Religion.«

»Wir werden uns sowieso nicht aufhalten . . . «

»Seid ihr imstand, an einem Tag mehr als dreißig Meilen zurückzulegen?« fragt der Hirte.

»Oh, wir sind ewige Pilger.«

Sie gehen und gehen . . . und erreichen schließlich Kedes. Sie lassen es ohne Zwischenfälle hinter sich, und nehmen die direkte Straße. Auf dem Wegweiser steht geschrieben: „Achsib“, und der Hirte weist darauf hin mit den Worten: »Morgen werden wir dort ankommen. Heute nacht kommt ihr mit mir, denn ich kenne Bauern in den Tälern, aber viele sind in phönizischen Gebieten . . . Gut, wir werden über die Grenze gehen! Man wird uns bestimmt nicht sofort entdecken . . . Oh, die Wachen! Sie würden besser daran tun, auf die Diebe aufzupassen! . . . «

Die Sonne sinkt und die bewaldeten Täler tragen gewiß nicht dazu bei, das Tageslicht zu verlängern. Doch der Hirte ist ortskundig und schreitet sicheren Schrittes voran.

Sie kommen zu einem Weiler, der aus einer Handvoll Häuser besteht.

»Wenn sie uns hier beherbergen, könnt ihr im Hause von Israeliten schlafen. Wir sind direkt an der Grenze. Wenn sie uns nicht aufnehmen, gehen wir in ein anderes Dorf, das phönizisch ist.«

»Ich hege keine Vorurteile, Mann.«

Sie klopfen an eine Haustür.

»Bist du es, Hannas? Mit Freunden? Komm, komm herein, Gott sei mit dir«, sagt eine uralte Frau.

Sie treten in eine geräumige Küche, in der ein Herdfeuer lodert. Eine zahlreiche Familie, in der alle Altersstufen vertreten sind, ist um den Tisch versammelt, und alle machen den Ankömmlingen so gleich Platz.

»Das ist Jona. Dies seine Frau, die Kinder, Enkel und Schwieger-töchter. Eine patriarchalische Familie, die treu dem Herrn ergeben ist«, sagt der Hirte Hannas zu Jesus. Dann wendet er sich dem alten Jona zu: »Dieser hier ist der Rabbi von Israel, den du kennenlernen wolltest.«

»Gott sei gepriesen, daß ich euch Gastfreundschaft erweisen darf und heute abend Platz habe. Ich preise den Rabbi, der in mein Haus gekommen ist und erbitte seinen Segen!«

Hannas erklärt, daß das Haus des Jona fast wie eine Herberge sei, für Pilger, die vom Meer ins Landesinnere gehen.

Alle setzen sich in der warmen Küche nieder, und die Frauen bedienen die Ankömmlinge. Es herrscht eine fast lähmend wirkende Ehrfurcht. Aber Jesus lockert die Stimmung auf, indem er gleich nach dem Abendessen die vielen Kinder um sich sammelt, und da er sich ihrer annimmt, schließen sie sofort Freundschaft mit ihm. Hinter ihnen – in der kurzen Zeitspanne, die zwischen Nachtmahl und Nachtruhe liegt – werden die Männer des Hauses lebendig, berichten, was sie über den Messias wissen, und stellen immer wieder neue Fragen. Jesus berichtigt, bestätigt und erklärt auf seine gütige Art, und die friedliche Unterhaltung dauert an, bis sich Pilger und Familienmitglieder, nachdem Jesus alle gesegnet hat, zur Ruhe begeben.

376 Die kananäische Mutter

»Ist der Meister bei dir?«, fragt der alte Bauer Jona Thaddäus, der eben durch die Küche kommt, wo schon das Feuer brennt, um die Milch und auch den Raum zu erwärmen, denn es ist ziemlich kalt in den ersten Stunden dieses sehr schönen Morgens um Ende Januar oder Anfang Februar.

»Er wird hinausgegangen sein, um zu beten, denn er geht oft im Morgengrauen hinaus, da er weiß, daß er um diese Stunde niemandem begegnet und allein sein kann. Er wird bald zurückkommen. Warum fragst du?«

»Ich habe auch die anderen nach ihm gefragt, die ihn nun suchen, denn es ist eine Frau dort bei meiner Gattin. Sie ist aus dem Dorf jenseits der Grenze, und ich kann wirklich nicht sagen, wie sie erfahren hat, daß der Meister hier ist. Aber sie weiß es und möchte ihn sprechen.«

»Gut! Er wird mit ihr reden. Vielleicht ist es die mit dem kranken Töchterchen, die er erwartet. Sein Geist wird sie hierher geleitet haben.«

»Nein, sie ist allein und hat keine Kinder bei sich. Ich kenne sie, denn die Ortschaften liegen nahe beieinander ... und das Tal ist Niemandsland. Ich bin der Meinung, daß man Nachbarn gegenüber nicht hart sein soll, selbst wenn es Phönizier sind. Vielleicht ist es ein Fehler, aber ... «

»Auch der Herr sagt immer, daß man mit allen barmherzig sein soll.«

»Er ist es, nicht wahr?«

»Ja, er ist es.«

»Hannas hat mir gesagt, daß er auch diesmal wieder schlecht behandelt worden ist. Schlecht, immer schlecht! ... In Judäa wie in Galiläa, überall. Warum ist Israel wohl so böse zu seinem Messias? Ich meine die Großen unter uns Israeliten, denn das Volk liebt ihn.«

»Woher weißt du das?«

»Oh, ich lebe hier, fern von allem. Aber ich bin ein treuer Israelit, und man braucht nur zu den gebotenen Festen zum Tempel zu gehen, um alles Gute und alles Böse zu erfahren! Das Gute ist weniger bekannt als das Böse, denn das Gute ist bescheiden und lobt sich nicht selbst. Wer Wohltaten empfängt, müßte es verkünden, doch nur wenige sind dankbar für die Gnaden, die sie erhalten haben. Der Mensch nimmt die Wohltaten an, und sogleich vergißt er sie ... Das Böse hingegen macht Lärm, stößt in die Trompete und läßt auch jene seine Worte vernehmen, die nichts davon wissen wollen. Ihr, die ihr seine Jünger seid, wißt ihr denn nicht, wie schlecht man im Tempel über den Messias spricht und wie man ihn beschuldigt? Die Schriftgelehrten unterrichten über nichts anderes mehr; nur noch von ihm wird gesprochen. Ich glaube, sie haben ein Lehrbuch darüber verfaßt, wie man den Meister anklagen könnte, denn darin sind auch alle Geschehnisse enthalten, die sie als glaubwürdige Punkte für eine Anklage auszulegen versuchen. Man muß ein rechtschaffener, freier und starker Mensch mit gutem Gewissen sein, um widerstehen und weise urteilen zu können. Weiß er denn von all diesen Machenschaften?«

»Er weiß alles, auch wir wissen es mehr oder weniger. Aber er läßt sich nicht aus der Ruhe bringen. Er fährt fort mit seinem Werk, und die Jünger oder Gläubigen nehmen von Tag zu Tag zu.«

»Gebe Gott, daß sie ausharren mögen bis ans Ende. Aber der Mensch ist unstedt in seinen Gedanken, er ist schwach ... Sieh doch, der Meister kommt mit drei Jüngern zum Haus.«

Der Alte geht hinaus, gefolgt von Judas Thaddäus, um Jesus, der würdevoll auf das Haus zugeht, verehrend zu begrüßen.

»Der Friede sei am heutigen Tag und immer mit dir, Jona!«

»Ehre und Friede dir, Meister, in alle Ewigkeit!«

»Der Friede sei mit dir, Judas. Sind Andreas und Johannes noch nicht zurückgekehrt?«

»Nein. Ich habe sie nicht fortgehen gehört. Niemanden. Ich war müde und habe tief geschlafen.«

»Tritt ein, Meister! Tretet ein. Die Luft ist heute morgen frisch, und im Wald muß es sehr kalt gewesen sein. Drinnen gibt es heiße Milch für alle.«

Sie sind dabei, ihre Milch zu trinken, und außer Jesus tauchen alle große Brotstücke ein, als Andreas und Johannes zusammen mit Hannas, dem Hirten, eintreffen.

»Ah, du bist hier? Wir sind zurückgekehrt, um den anderen mitzuteilen, daß wir dich nicht gefunden haben«, ruft Andreas aus.

Jesus gibt den dreien seinen Friedenskuß und fügt hinzu: »Beieilt euch und nehmt euren Anteil; dann wollen wir aufbrechen, ich möchte heute wenigstens die Hänge des Berges von Achsib erreichen, denn heute abend beginnt der Sabbat.«

»Aber meine Schafe?«

Jesus lächelt und antwortet: »Sie werden geheilt sein, nachdem sie gesegnet worden sind.«

»Aber ich habe sie auf der Ostseite des Berges, und du gehst nach Westen, um die Frau aufzusuchen . . . «

»Laß nur Gott walten, er wird für alles sorgen.«

Das Frühstück ist beendet, und die Apostel gehen hinauf, um die Reisesäcke zu holen und sich auf den Aufbruch vorzubereiten.

»Meister, die Frau, die dort ist . . . Willst du sie nicht anhören?«

»Ich habe keine Zeit, Jona. Der Weg ist lang, und außerdem bin ich für die Schäflein von Israel gekommen. Leb wohl, Jona, Gott vergelte dir deine Liebe. Mein Segen ruhe auf dir und allen deinen Verwandten. Laßt uns gehen!«

Doch der Alte beginnt aus vollem Hals zu schreien: »Kinder, Frauen, der Meister reist ab! Eilt herbei!«

Wie Küken, die sich in einem Strohschober tummeln und auf den Ruf der Glucke herbeieilen, so kommen nun aus allen Teilen des Hauses Frauen und Männer, von denen einige bereits an der Arbeit waren, während andere noch ganz verschlafen sind; es kommen auch halbnackte Kinder, auf deren eben aus dem Schläfe erwachten Gesichtern ein Lächeln ist . . . Sie drängen sich um Jesus, der mitten

auf der Tenne steht, und die Frauen hüllen die Kinder in ihre weiten Röcke ein, um sie vor der kalten Luft zu schützen, oder halten sie in den Armen, bis eine Dienerin ein Kleidchen bringt, das bald angezogen ist.

Auch eine Frau, die nicht vom Hause ist, eilt herbei. Eine arme, weinende, schüchterne Frau . . .

Sie geht gekrümmt, fast kriechend, und als sie die Gruppe erreicht, in der sich Jesus befindet, fängt sie an zu schreien: »Hab Erbarmen mit mir, o Herr, Sohn Davids! Meine Tochter wird dermaßen vom Dämon gequält, daß sie schamlose Dinge tut. Hab Erbarmen, denn ich leide sehr deswegen und werde von allen verachtet. Als ob mein Kind Schuld hätte für das, was es tut . . . Habe Erbarmen, Herr, du, der du alles vermagst. Erhebe deine Stimme und deine Hand und gebiete dem unreinen Geist aus Palma auszufahren. Ich bin Witwe und habe nur dieses eine Kind . . . Oh, geh nicht fort! Hab Erbarmen! . . .«

Nachdem Jesus die einzelnen Familienmitglieder gesegnet und die Erwachsenen getadelt hat, weil sie sein Kommen bekannt gemacht haben – sie entschuldigen sich und behaupten: »Wir haben nichts gesagt, glaube uns, Herr!« – geht er mit einer unbegreiflichen Härte gegenüber der armen Frau von dannen. Diese folgt ihm auf den Knien und fleht mit ausgestreckten Armen und verzweifelter Stimme: »Ich habe dich gestern gesehen, als du den Bach überschritten hast, und habe dich „Meister“ nennen hören. So bin ich euch zwischen den Sträuchern nachgelaufen, ich habe die Gespräche deiner Gefährten vernommen und verstanden, wer du bist . . . Und heute morgen bin ich gekommen, als es noch dunkel war, um wie ein Hündlein hier an der Schwelle zu warten, bis Sara aufstand und mich eintreten ließ. O Herr, Erbarmen! Erbarme dich der Mutter, erbarme dich des Kindes!«

Aber Jesus entfernt sich rasch, taub gegenüber allen Anrufen. Die Hausbewohner sagen zu der Frau: »Finde dich mit deinem Schicksal ab. Er will dich nicht anhören. Er hat gesagt, daß er nur für die Kinder Israels gekommen ist . . .«

Aber sie erhebt sich verzweifelt und doch vertrauensvoll und antwortet: »Nein! Ich werde so lange bitten, bis er mich erhört.« Sie beginnt, dem Meister zu folgen und wiederholt andauernd ihre Bitten, die alle im Dorf, die wach geworden sind, an die Türen ihrer Häuser kommen lassen. Sie machen sich wie die aus dem Hause des Jona daran, ihr zu folgen, um zu sehen, wie die Sache wohl enden wird.

Die Apostel jedoch schauen einander erstaunt an und flüstern: »Warum benimmt er sich so? Das hat er noch nie getan!« ... Und Johannes sagt: »In Alexandroskene hat er doch auch jene zwei geheilt.«

»Es waren aber Proselyten«, entgegnet Thaddäus.

»Und die, die er jetzt heilen geht?«

»Auch sie ist eine Proselytin«, sagt der Hirte Hannas.

»Oh, wie oft hat er auch Heiden und Römer geheilt! Das römische Mädchen damals ...«, sagt Andreas betrübt, dem die Härte Jesu dieser kananäischen Frau gegenüber unbegreiflich ist.

»Ich sage euch, was los ist«, ruft Jakobus des Zebedäus aus.

»Der Meister ist erzürnt. Seine Geduld ist zu Ende nach so vielen Angriffen menschlicher Bosheit. Seht ihr nicht, wie er sich verändert hat? Er hat recht! Von jetzt an wird er sich nur nach denen widmen, die er gut kennt, und er tut gut daran!«

»Ja, aber diese Frau läuft uns schreiend nach, und eine ganze Menschenmenge folgt ihr. Er, der unbeachtet nach Ahsib gelangen wollte, hat ein Mittel gefunden, um selbst die Aufmerksamkeit der Pflanzen auf sich zu lenken ...« brummt Matthäus.

»Wollen wir zu ihm gehen und ihm sagen, daß er sie fortschicken soll ...? Schaut, welch schönes Geleit wir hinter uns haben. Wenn wir so auf die Konsularstraße kommen, dann haben wir die Bescherung, denn wenn er sie nicht wegjagt, gibt sie nicht nach ...«, sagt Thaddäus verärgert, während er sich umdreht und der Frau befiehlt: »Schweig und verschwinde!« Dasselbe tut Jakobus des Zebedäus. Aber die Frau läßt sich durch Drohungen und Befehle nicht einschüchtern und fährt fort zu flehen.

»Wir müssen dem Meister sagen, daß er sie fortjagen soll, wenn er sie doch nicht anhören will, denn so kann es nicht weitergehen!« sagt Matthäus, während Andreas flüstert: »Die Arme«, und Johannes fortwährend wiederholt: »Ich verstehe ihn nicht . . . Ich verstehe ihn nicht . . . « Er ist bestürzt über die Handlungsweise Jesu.

Aber jetzt haben sie, ihre Schritte beschleunigend, den Meister erreicht, der schnell wie ein Verfolgter geht: »Meister! So schick die Frau doch fort! Das gibt Ärger! Sie schreit hinter uns her! Sie macht alle Leute auf uns aufmerksam! Die Straße füllt sich immer mehr mit Menschen . . . und viele laufen hinter ihr her. Sage ihr, daß sie verschwinden soll.«

»Sagt ihr es ihr! Ich habe ihr schon geantwortet.«

»Auf uns hört sie nicht. Bitte, sag du es ihr, und sei streng.«

Jesus bleibt stehen und wendet sich um. Die Frau betrachtet dies als ein Zeichen der Gnade, beschleunigt ihre Schritte, schreit noch lauter und erbleicht vor wachsender Hoffnung.

»Schweig Frau und geh nach Hause zurück! Ich habe es dir schon gesagt, ich bin für die Schafe Israels gekommen, um ihre Kranken zu heilen und die Verlorenen unter ihnen zu suchen. Du bist nicht von Israel.«

Aber die Frau kniet schon zu seinen Füßen, küßt sie, betet ihn an, hält sich an seinen Fußgelenken fest wie eine Ertrinkende, die einen Felsen der Rettung gefunden hat, und seufzt: »Herr, hilf mir! Du kannst es, Herr! Befiehl dem Dämon, du, der du heilig bist . . . Herr, Herr, du bist Herr über alles, über die Gnade wie über die Welt. Alles ist dir untertan, Herr. Ich weiß es. Ich glaube es. Gebrauche daher deine Macht und heile durch sie mein Kind!«

»Es ist nicht recht, den Kindern des Hauses das Brot wegzunehmen und es den Hunden auf der Straße vorzuwerfen.«

»Ich glaube an dich. Im Glauben bin ich aus einem Hund der Straße zu einem Hund des Hauses geworden. Ich habe es dir gesagt, ich bin vor Sonnenaufgang gekommen und habe mich auf die Schwelle des Hauses gekauert, in dem du warst; wenn du von dort

weggegangen wärest, wärest du über mich gestolpert. Aber du bist an einer anderen Seite hinausgegangen und hast mich nicht gesehen. Du hast diesen armen, elenden Hund nicht gesehen, der nach deiner Gnade hungerte und darauf wartete, eintreten zu dürfen, um zu dir zu kriechen, dir die Füße zu küssen und dich zu bitten, ihn nicht fortzujagen . . . «

»Es ist nicht recht, das Brot der Kinder den Hunden vorzuwerfen«, wiederholt Jesus.

»Aber die Hunde betreten den Raum, in dem der Hausherr mit seinen Kindern ist, und fressen das, was vom Tische fällt oder übrigbleibt und nicht mehr gebraucht wird. Ich bitte dich nicht, mich als Tochter zu behandeln und mich an deinen Tische zu laden, aber gib mir wenigstens die Krümel . . . «

Jesus lächelt. Oh! Wie verändert sich sein Antlitz in diesem Lächeln der Freude! . . .

Die Menschen, die Apostel, die Frau, alle schauen ihn verwundert an . . . sie spüren, daß etwas geschehen wird.

Jesus sagt: »O Frau! Groß ist dein Glaube! und mit ihm tröstest du meinen Geist. Gehe hin, es geschehe dir nach deinem Wunsche. In diesem Augenblick ist der Dämon von deiner Tochter gewichen. Geh in Frieden! Wie du es als verirrter Hund verstanden hast, Hündlein des Hauses zu sein, so wisse in Zukunft Tochter zu sein, die am Tisch des himmlischen Vaters sitzt. Gott sei mit dir!«

»O Herr! Herr! Herr! . . . Ich möchte forteilen, um meine geliebte Palma zu sehen . . . und ich möchte auch bei dir bleiben, um dir zu folgen. Gesegneter! Heiliger!«

»Geh, geh, Frau. Gehe hin in Frieden!«

Jesus setzt seinen Weg fort, während die kananäische Frau flinker als ein Mädchen zurückläuft, gefolgt von der neugierigen Menge, die das Wunder sehen will.

»Aber warum hast du dich so sehr bitten lassen, Meister, wenn du sie dann doch erhört hast?« fragt Jakobus des Zebedäus.

»Deinetwegen und euer aller wegen. Das ist keine Niederlage, Ja-

kobus, hier bin ich nicht verjagt, verlacht und verwünscht worden . . . Das möge euren niedergeschlagenen Geist wieder aufrichten. Ich habe heute schon meine süßeste Speise genossen und preise Gott dafür. Nun gehen wir zu jener anderen Frau, die zu glauben und mit sicherem Glauben abzuwarten versteht.«

»Und meine Schafe, Herr? Bald werde ich einen Weg nehmen müssen, der nicht der deine ist, um zu meiner Herde zu gelangen . . . «

Jesus lächelt, ohne zu antworten.

Es ist jetzt schön zu wandern, da die Sonne die Luft erwärmt und die jungen Blätter der Bäume und die Gräser der Wiesen wie Smaragde erstrahlen läßt. Jeder Blütenkelch verwandelt sich in ein Gefäß für die Tautropfen, die in den vielfarbigen Strahlenkränzen der Feldblumen erglänzen. Jesus geht lächelnd einher, und auch die Apostel, die schon wieder Mut gefaßt haben, folgen ihm lächelnd . . . Sie kommen zum Scheideweg. Der Hirte Hannas sagt beschämt: »Hier sollte ich euch verlassen . . . Kommst du nicht, um meine Schafe zu heilen? Auch ich habe Glauben; und bin ein Proselyt . . . Versprichst du mir, wenigstens nach dem Sabbat zu kommen?«

»O Hannas! Hast du denn immer noch nicht begriffen, daß deine Schafe gesund sind, seit ich die Hand gegen Leschem-Dan erhoben habe? Geh also auch du, das Wunder zu schauen und den Herrn zu preisen.«

Ich glaube, daß die Frau Lots nach ihrer Verwandlung in eine Salzsäule nicht viel anders ausgesehen hat als dieser Hirte, der unbeweglich, ein wenig nach vorn gebeugt, mit erhobenem Haupt stehengeblieben ist, um Jesus anzuschauen, einen Arm halb ausgestreckt . . . Er scheint eine Statue zu sein, und man könnte darunter schreiben: „Der Flehende.“ Doch schließlich kommt er zu sich und wirft sich nieder mit den Worten: »O du Gesegneter! Du Guter! Du Heiliger! . . . Aber ich habe dir viel Geld versprochen und habe nur wenige Drachmen bei mir . . . Komm, komm nach dem Sabbat zu mir . . . «

»Ich werde kommen. Nicht wegen des Geldes, sondern um dich noch einmal zu segnen um deines einfachen Glaubens willen. Leb wohl, Hannas. Der Friede sei mit dir!«

Sie trennen sich.

»Auch das ist keine Niederlage, Freunde, auch hier bin ich nicht verlacht, verjagt und verflucht worden ... Auf, beeilt euch! Da ist eine Mutter, die uns seit Tagen erwartet ... «

Der Marsch geht weiter und wird nur kurz unterbrochen, um Brot und Käse zu essen und an einer Quelle zu trinken ...

Die Sonne steht bereits im Zenit, als die Wegkreuzung erscheint. »Schau, dort hinten, der Anfang der Treppe von Tyrus«, sagt Matthäus, und er freut sich bei dem Gedanken, daß mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt ist.

An den römischen Wegweiser gelehnt, steht eine Frau. Zu ihren Füßen, auf einer kleinen Matte, liegt ein Mädchen von etwa sieben oder acht Jahren. Die Frau schaut nach allen Richtungen, zur Felsentreppe, zur Straße von Ptolemais und nach Westen, wo Jesus herkommt, und immer wieder bückt sie sich, um das Mädchen zu lieblosen, um seinen Kopf mit einem Tuch vor der Sonne zu schützen und mit einem Schal die Hände und Füße zu bedecken ...

»Da ist die Frau! Aber wo wird sie wohl in diesen Tagen geschlafen haben?« fragt Andreas.

»Wahrscheinlich in dem Hause in der Nähe der Kreuzung, denn es gibt in der Umgebung keine anderen Häuser«, antwortet Matthäus.

»Oder im Freien«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Nein, wegen des Mädchens sicher nicht«, entgegnet sein Bruder.

»Oh, um die Gnade zu erlangen! ... « sagt Johannes.

Jesus sagt nichts. Er lächelt nur. Alle in einer Reihe, er in der Mitte und drei Apostel rechts und drei links, nehmen sie die ganze Straße ein in dieser Stunde, in der die Fußgänger anhalten, um dort zu essen, wo sie die Mittagszeit angetroffen hat.

Jesus lächelt, hochgewachsen und schön, in der Mitte der Reihe. Es ist, als ob alles Licht der Sonne sich auf sein Antlitz ergossen hätte, das so sehr leuchtet, daß er Strahlen auszusenden scheint.

Die Frau erhebt ihre Augen ... Sie befinden sich jetzt in einer Entfernung von etwa fünfzig Metern von ihr. Vielleicht wurde ihre

Aufmerksamkeit durch den Blick, den Jesus auf sie gerichtet hatte, geweckt. Sie schaut auf ... und legt die Hände in einer unwillkürlichen Gebärde der Angst und des Jubels auf ihre Brust.

Jesus lächelt noch liebevoller, und dieses strahlende, unbeschreiblich gütige Lächeln Jesu muß der Frau so viel bedeuten, daß sie ihre Angst vergißt und ebenfalls lächelt, als ob sie schon glücklich wäre. Dann beugt sie sich nieder, um ihr Kind aufzunehmen, und hält es mit ausgestreckten Armen vor sich hin, als ob sie es Gott darbringen wollte. So geht sie vorwärts, und zu Jesu Füßen angelangt, kniet sie nieder und hebt das liegende Mädchen, das entzückt auf das wunderschöne Antlitz Jesu blickt, so hoch empor als sie kann.

Die Frau sagt kein Wort, und was könnte sie tiefgründigeres sagen, als das, was ihr Gesicht schon ausdrückt? ...

Jesus sagt nur ein Wort, ein kurzes, aber machtvolles, erfreuendes Wort, wie das „Fiat“ Gottes bei der Schöpfung der Welt: „Ja“, und legt dabei die Hand auf die kleine Brust des liegenden Mädchens.

Da trillert das Kind wie eine aus dem Käfig befreite Lerche: »Mutter!« setzt sich plötzlich auf, gleitet auf die Füße und umarmt seine Mutter, die vor Müdigkeit erschöpft wankt und beinahe zu Boden fällt; die schwindende Angst, die plötzlich über sie gekommene Freude, und das durchgestandene Leid haben ihr Herz alle Kraft gekostet.

Jesus ist auch schon bereit, sie zu stützen. Er ist eine größere Hilfe als das Mädchen, das durch sein Gewicht die mütterlichen Arme belastet. Jesus läßt sie niedersitzen und flößt ihr Kraft ein ... Er betrachtet sie, während stumme Tränen über das Antlitz der Frau rinnen, das zugleich Müdigkeit und Seligkeit ausdrückt. Dann kommen die Worte: »Danke, mein Herr! Dank und Segen! Meine Hoffnung wurde gekrönt ... Ich habe so sehnlichst auf dich gewartet ... doch jetzt bin ich glücklich ... «

Die Frau, die einer Ohnmacht nahe war, hat nun ihre Schwäche überwunden und kniet wieder nieder, um Jesus zu verehren. Sie hat das geheilte Mädchen vor sich, das Jesus nun liebkost, und berich-

tet: »Seit zwei Jahren verzehrte sich ein Knochen in ihrem Rücken, so daß sie gelähmt war und langsam und unter großen Schmerzen dem Tode entgeging. Wir haben sie zu Ärzten in Antiochia, Tyrus und Sidon gebracht, und auch nach Cäsarea und Paneas, und haben so viel ausgegeben für Ärzte und Medikamente, daß wir das Haus in der Stadt verkaufen und uns aufs Land zurückziehen mußten. Wir mußten die Diener des Hauses entlassen und konnten nur die Landarbeiter behalten, und die Produkte, die wir früher selbst verbrauchten, haben wir verkauft ... Doch alles war umsonst! Dann habe ich dich gesehen und von dem erfahren, was du schon anderswo gewirkt hast. So habe ich auch für mich auf Gnade gehofft ... und nun habe ich sie erhalten! Jetzt kehre ich nach Hause zurück, erleichtert und fröhlich ... und werde meinem Gatten eine große Freude bereiten. Er hat mir die Hoffnung ins Herz gelegt, indem er mir von dem berichtete, was durch deine Macht in Galiläa und Judäa geschehen war. Oh, wenn wir nicht hätten fürchten müssen, dich nicht zu finden, wären wir mit dem Mädchen gekommen. Aber du bist immer unterwegs! ...«

»Wandernd bin ich zu dir gekommen ... Aber wo hast du denn in diesen Tagen Unterkunft gefunden?«

»In dem Haus dort ... Und in der Nacht schaute eine gute Frau nach dem Kind; ich selbst blieb immer hier, aus Angst, du könntest während der Nacht vorübergehen.«

Jesus legt ihr die Hand aufs Haupt: »Du bist eine gute Mutter, und Gott liebt dich dafür. Du siehst ja, wie er dir in allem geholfen hat.«

»O ja! Ich habe es förmlich gespürt, als ich kam. Ich bin von zu Hause in die Stadt gegangen im Glauben, dich dort zu finden; mit wenig Geld bei mir und allein. Dann bin ich, dem Rat des Mannes folgend, nach hier aufgebrochen. Ich habe jemanden nach Hause geschickt, um es mitzuteilen, und bin gekommen ... und nie hat mir etwas gefehlt, weder Brot, noch Unterkunft, noch Kraft.«

»Immer mit dieser Last auf den Armen? Konntest du keinen Wagen benützen? ...« fragt Jakobus des Alphäus mitleidig.

»Nein, das Kind hätte zu sehr gelitten und wäre daran gestorben. Auf den Armen ihrer Mutter ist meine Johanna zur Gnade gelangt.«

Jesus streichelt beiden liebkosend das Haar: »Geht nun und bleibt stets dem Herrn treu! Der Herr und mein Friede seien mit euch!«

Jesus geht auf der Straße nach Ptolemaïs weiter.

»Auch das ist keine Niederlage, Freunde, und auch hier wurde ich nicht verjagt, verlacht und verflucht.«

Auf der ebenen Straße ist bald die Hufschmiede bei der Brücke erreicht. Der römische Hufschmied ruht sich in der Sonne, den Rücken ans Haus gelehnt, aus. Er erkennt Jesus wieder und grüßt ihn. Jesus erwidert den Gruß und fügt hinzu: »Läßt du mich eine Weile hier bleiben, damit ich mich etwas ausruhen und ein wenig Brot verzehren kann?«

»Ja, Rabbi! Meine Frau wollte dich sehen; denn ich habe ihr auch das gesagt, was sie von deiner letzten Predigt nicht gehört hat. Ester ist Jüdin. Aber ich, als Römer, habe es dir nicht zu sagen gewagt. Ich hätte dich zu ihr geschickt ... «

»Rufe sie also!«

Jesus setzt sich auf eine Bank an der Wand, während Jakobus des Zebedäus Brot und Käse austeilte ...

Es kommt eine etwa vierzig Jahre alte Frau heraus, verwirrt und schamrot.

»Der Friede sei mit dir, Ester! Du hast dich danach gesehnt, mich kennenzulernen? Warum?«

»Wegen dem, was du gesagt hast ... Die Rabbis verachten jene, die mit Römern verheiratet sind ... Aber ich habe alle meine Kinder zum Tempel gebracht, und alle männlichen sind beschnitten. Ich habe es Titus schon gesagt, als er um mich warb. Er ist gut! Er läßt mir mit den Kindern freie Hand. Gebräuche, Riten, alles ist hier hebräisch, aber die Rabbis und die Synagogenvorsteher verfluchen uns. Du nicht! ... Du hast Worte des Erbarmens für uns ... Oh, weißt du, was das für uns bedeutet? Es ist, als ob man sich von den Armen des Vaters und der Mutter, die uns verstoßen und verflucht hatten oder

streng zu uns waren, umarmt fühlte . . . Es ist, als ob man seinen Fuß in das verlassene Elternhaus setzen und sich dort nicht mehr fremd fühlen würde: Titus ist gut! An unseren Festen schließt er die Hufschmiede, trotz der großen Einbuße an Geld, und begleitet mich mit den Kindern zum Tempel. Er sagt, daß man ohne Religion nicht leben kann und daß die seine die Familie und die Arbeit ist, während es früher die Soldatenpflicht war. Aber ich . . . Herr, ich wollte mit dir über etwas sprechen . . . Du hast gesagt, daß die Nachfolger des wahren Gottes etwas von ihrem heiligen Sauerteig nehmen und ihn mit gutem Mehl vermischen müssen, um dieses heiligmäßig gären zu lassen.

Ich habe es so mit meinem Manne gemacht. Während der zwanzig Jahre, die wir zusammen leben, habe ich versucht, mit dem Sauerteig Israels an seiner Seele zu arbeiten, die edel ist. Aber er kann sich nicht entscheiden . . . und er wird alt. Ich möchte ihn doch auch im anderen Leben bei mir haben, vereint im Glauben, wie wir in der Liebe vereint sind. Ich bitte dich nicht um Schätze, Wohlstand oder Gesundheit, all das haben wir zur Genüge. Gott sei dafür gepriesen! Aber um dies möchte ich dich bitten: bete für meinen Gatten, damit er zum wahren Gott gelangen möge . . . «

»Er wird zu ihm gelangen, sei dessen gewiß. Du bittest um etwas Heiliges und wirst erhört werden. Du hast deine Pflichten als Frau Gott und dem Gatten gegenüber verstanden. Wären doch alle Ehefrauen so! Wahrlich, ich sage dir, daß viele dich nachahmen sollten. Bleibe so, und du wirst die Freude erleben, deinen Titus im Gebet und im Himmel an deiner Seite zu haben. Zeige mir deine Kinder!«

Die Frau ruft die zahlreiche Kinderschar herbei: »Jakob, Judas, Levi, Maria, Johannes, Hanna, Elisa und Markus.« Dann geht sie ins Haus und kommt zurück mit einem, das noch kaum gehen kann, und einem, das höchstens drei Monate alt ist.

»Das ist Isaak, und diese Kleine heißt Judit«, sagt sie, die Vorstellung beendend.

»Welch ein Überfluß«, sagt Jakobus des Zebedäus lachend.

Judas ruft aus: »Sechs Knaben! und alle beschnitten und mit reinen Namen. Brav ist sie!«

Die Frau ist glücklich und beginnt, Jakob, Judas und Levi zu loben, die bereits dem Vater helfen. »Alle Tage mit Ausnahme des Sabbat, dem Tage, an dem Titus allein arbeitet, um die schon vorbereiteten Hufeisen anzubringen«, sagt sie. Sie lobt Maria und Hanna, »weil sie ihrer Mama eine große Hilfe sind.« Aber auch die vier Kleinsten läßt sie nicht ohne Lob. »Gut und ohne Launen sind sie. Titus hilft mir, sie zu erziehen; er, der ein disziplinierter Soldat gewesen ist«, sagt sie und wirft ihrem Mann einen liebevollen Blick zu, der sich, einen Arm in die Seite gestemmt, an einen Pfosten gelehnt und allem zugehört hat, was die Frau gesagt hat. Er hat ein Lächeln auf seinem freundlichen Gesicht und brüstet sich ein wenig, nachdem seine militärischen Verdienste erwähnt worden sind.

»Sehr gut! Die Disziplin der Waffen ist nicht verwerflich in den Augen Gottes, wenn die Soldatenpflicht mit Menschlichkeit erfüllt wird. Die Hauptsache ist, daß man jede Arbeit mit Rechtschaffenheit tut, um immer tugendhaft zu sein. Diese deine frühere Disziplin, die du auf deine Kinder überträgst, möge dir helfen, dich auf einen höheren Dienst vorzubereiten: den Dienst Gottes. Jetzt müssen wir uns trennen. Ich werde es gerade noch schaffen, vor Sonnenuntergang in Achsib zu sein. Der Friede sei mit dir, Ester, und mit deinem Hause. Mögt ihr alle in Bälde dem Herrn angehören.«

Die Mutter und die Kinder knien nieder, während Jesus die Hände zum Segen erhebt. Der Mann steht stramm, als wäre er wieder der römische Soldat vor seinem Kaiser, und grüßt nach römischer Art.

Dann gehen sie ... Nach einigen Metern legt Jesus die Hand auf die Schulter des Jakobus: »Und noch einmal, das vierte Mal an diesem Tage, mache ich dich darauf aufmerksam, daß dies keine Niederlage war; daß ich nicht verjagt, ausgelacht und verflucht worden bin ... Was sagst du nun?«

»Daß ich ein Dummkopf bin, Herr!« sagt Jakobus des Zebedäus stürmisch.

»Nein, du bist wie alle übrigen immer noch zu menschlich eingestellt, ihr denkt wie Menschen, die stärker von ihrer Menschlichkeit als von ihrem Geiste beherrscht sind. Wenn der Geist einmal die Oberhand gewonnen hat, erregt er sich nicht mehr bei jedem Windstoß, der nicht immer eine duftende Brise sein kann ...

Er wird vielleicht zu leiden haben, aber er wird sich nicht mehr erregen. Ich bete immer, daß ihr zu dieser Vorherrschaft des Geistes gelangen mögt. Aber ihr müßt mich mit eurer Anstrengung unterstützen ... Nun gut! Die Reise ist beendet. Auf ihr habe ich gesät, was notwendig war, um euch den Weg zu bereiten für die Zeit, da ihr die Verkünder der Frohen Botschaft sein werdet. Nun können wir die Sabbatruhe antreten in dem Bewußtsein, unsere Pflicht getan zu haben. Wir werden auf die anderen warten und dann weitergehen ... immer weiter ... bis alles erfüllt ist ... «

377 Bartholomäus versteht den Grund ...

Der Tag nach dem Sabbat.

Jesus ist zusammen mit den sechs Aposteln in einem Zimmer, in dem sehr armselige Lagerstätten dicht nebeneinander aufgestellt sind. Der freie Raum ist kaum ausreichend um von einer Seite des Zimmers zur anderen zu gelangen. Sie nehmen das äußerst einfache Mahl auf Brettern sitzend ein, da es keine Tische und Stühle gibt. Johannes setzt sich schließlich auf der Suche nach Sonne auf den Fenstersims und sieht so als erster die Erwarteten, Petrus, Simon, Philippus und Bartholomäus, die auf das Haus zukommen. Er ruft ihnen zu und eilt dann, von den anderen gefolgt, hinaus. Nur Jesus bleibt zurück, und seine einzige Bewegung besteht darin, daß er aufsteht und sich umwendet, um zur Türe zu schauen ...

Die Ankömmlinge treten ein. Die Überschwenglichkeit des Petrus kann man sich leicht vorstellen, ebenso die tiefe Ehrfurcht Simons des Zeloten. Was überrascht, ist das Verhalten des Philippus, und besonders das des Bartholomäus. Sie treten ein, ich möchte fast sa-

gen, ängstlich und betrübt, und obwohl Jesus ihnen die Arme öffnet, um mit ihnen den Friedenskuß auszutauschen, den er schon Petrus und Simon gegeben hat, fallen sie auf ihre Knie, neigen die Stirne bis zum Boden, küssen Jesus die Füße und verweilen in dieser Haltung ... Die unterdrückten Seufzer des Bartholomäus verraten, daß er still zu Jesu Füßen weint.

»Warum dieser Kummer, Bartholomäus? Kommst du nicht in die Arme deines Meisters? Du, Philippus, warum so furchtsam? Wenn ich nicht wüßte, daß ihr zwei ehrenwerte Männer seid, in deren Herzen keine Bosheit Platz findet, müßte ich annehmen, daß ihr eine Schuld auf euch geladen habt. Doch dem ist nicht so. Auf, also! Seit langem ersehne ich eure Umarmung und den klaren Blick eurer treuen Augen ...«

»Auch wir, Herr ...« sagt Bartholomäus und erhebt sein Gesicht, auf dem Tränen glänzen. »Wir haben uns stets nur nach dir gesehnt und uns gefragt, worin wir dir wohl mißfallen haben, daß wir so lange von dir getrennt sein mußten, und wir erachteten es als ungerrecht ... Doch nun wissen wir ... Bescheid und bitten dich um Verzeihung, o Herr! Verzeihung! Ich vor allem bitte dich darum, denn Philippus war meinerwegen von dir getrennt, ihn habe ich schon um Verzeihung gebeten. Ich, ich allein bin der Schuldige, ich, der alte Israelit, der dir Schmerz bereitet hat und der es nur schwerlich fertigbringt sich zu erneuern.«

Jesus beugt sich nieder und zieht ihn und dann Philippus mit Gewalt empor. Dann umarmt er sie beide mit den Worten: »Aber wessen klagst du dich an? Du hast nichts Böses getan, gar nichts, und Philippus auch nicht. Ihr seid meine teuren Apostel, und ich bin heute wirklich glücklich, euch bei mir zu haben, vereint für immer!«

»Nein, nein! Lange Zeit haben wir den Grund nicht erkannt, weshalb du uns gerechterweise so sehr mißtraut hast, daß du uns von der Apostelfamilie ausgeschlossen hast. Aber nun wissen wir es und bitten um Verzeihung, Verzeihung, Verzeihung, ich ganz besonders, Jesus, mein Meister!«

Bartholomäus schaut ihn voller Angst, Liebe und Mitleid an. Alt wie er ist, gleicht er einem Vater, der seinen betäubten Sohn betrachtet und in seinem Gesichte forscht, das von einem Leid gezeichnet ist, das er nicht geahnt hat, und dessen Abmagern und Altern er vorher nicht bemerkt hat ... Wieder rinnen Tränen über die Wangen von Bartholomäus, während er fragt: »Aber was haben sie dir ange-
tan? Was haben sie uns getan, daß wir alle so leiden müssen? Es ist, als ob ein böser Geist unter uns geraten wäre, um uns zu quälen, zu betrüben, zu schwächen, teilnahmslos und töricht zu machen ... so töricht, daß wir nicht gemerkt haben, daß du gelitten hast ... So töricht, daß wir dein Leid noch vermehrt haben durch unsere Eng-
herzigkeit, Stumpfsinnigkeit, Menschenfurcht und Unfähigkeit, uns zu erneuern ... Ja, der alte Mensch hat immer in uns triumphiert, ohne daß deine vollkommene Lebendigkeit uns hätte erneuern kön-
nen. Genau das ist es, was mir keine Ruhe läßt! Mit all meiner Liebe war ich nicht imstand, mich zu erneuern, dich zu verstehen und dir zu folgen ... Nur körperlich bin ich dir gefolgt, aber du wolltest, daß wir dir auch geistig nachfolgen ... und deine Vollkommenheit verstehen ... damit wir fähig werden, dich zu vertreten ... O mein
Meister! Mein Meister, der du uns eines Tages verlassen wirst, nach vielen Kämpfen, Nachstellungen, Widrigkeiten und Schmerzen und mit dem Leid, uns unvorbereitet zu wissen! ... « Bartholomäus lehnt den Kopf an seine Schulter und weint ganz untröstlich, zerknirscht in der Erkenntnis, daß er ein oberflächlicher Jünger gewesen ist.

»Verzage nicht, Natanaël. Du siehst alles wie etwas Riesengroßes, das dich überwältigt, aber dein Jesus weiß, daß ihr Menschen seid, und verlangt von euch nicht mehr, als ihr zu geben imstand seid. Oh, ihr habt mir ja alles gegeben, wirklich alles! Doch jetzt müßt ihr heranwachsen, euch bilden ... dies ist eine lange Arbeit, aber ich kann warten. Ich freue mich über euer Heranreifen, denn es ist ein fortwährendes Wachsen in meinem Leben. Selbst deine Tränen und die Eintracht derer, die bei mir waren, sowie die Milde und die Liebe, die der Härte, der Selbstsucht, der Engstirnigkeit, die eure Natur

waren, gefolgt sind, und euer gegenwärtiger Ernst, all das sind Phasen des Wachsens in mir. Auf, also! Sei in Frieden, ich weiß um alles, und auch deine Ehrlichkeit, deinen guten Glauben, deine Hochherzigkeit und deine aufrichtige Liebe kenne ich. Sollte ich zweifeln an meinem weisen Bartholomäus und an Philippus, der so ausgeglichen und treu ist? Ich würde meinem Vater Unrecht tun, der mir gestattet hat, euch zu meinen Getreuesten zu zählen. Doch nun . . . kommt, setzen wir uns hier nieder, und wer schon ausgeruht hat, möge für die müden, hungrigen Brüder Speise und Erquickung besorgen. Inzwischen erzählt eurem Meister und den Brüdern, was sie noch nicht wissen.«

Er setzt sich auf sein Bettgestell, behält Philippus und Natanaël bei sich, während Petrus und Simon sich auf das Jesus gegenüberliegende Bett setzen, Knie an Knie.

»Sprich du, Philippus. Ich habe schon geredet, und du bist in dieser Zeit auch viel gerechter gewesen als ich . . . «

»O Bartholomäus! Gerecht! Ich hatte nur verstanden, daß es nicht Abneigung oder Launenhaftigkeit des Meisters uns gegenüber sein konnte, daß er uns nicht bei sich wollte. Ich suchte dich möglichst zu beruhigen, indem ich dich daran hinderte, Dinge zu denken, die dir nur Schmerz und Gewissensbisse verursacht hätten. Nur eines beue ich . . . dich zurückgehalten zu haben, als du mit Simon des Jona nach Nazaret gehen wolltest, um Margziam zu holen. Danach . . . habe ich dich so sehr an Leib und Seele leiden sehen, daß ich mir eingestehen mußte: „Es wäre besser gewesen, ich hätte ihn gehen lassen! Der Meister hätte ihm den Ungehorsam verziehen, und Bartholomäus hätte seinen Geist nicht mehr mit solchen Gedanken verbittert. Aber du siehst es ja! Wenn du weggegangen wärest, hättest du den Schlüssel zum Geheimnis nie gefunden . . . und vielleicht wäre dein Verdacht über den Wankelmut des Meisters nie mehr erloschen. So hingegen . . .

»Ja, so habe ich es verstanden, Meister. Simon des Jona und Simon der Zelote, die ich mit Fragen bestürmt habe, um vieles zu erfahren,

und eine Bestätigung für vieles, was mir schon bekannt war zu erhalten, haben nur gesagt: „Der Meister hat sehr gelitten, so sehr, daß er abgemagert und gealtert ist, und ganz Israel, und wir als erste, sind daran schuld. Er liebt uns und wird uns verzeihen, doch wünscht er, daß über die Vergangenheit nicht mehr gesprochen wird. Daher raten wir euch, nicht mehr zu fragen und nichts mehr zu sagen . . .“ Aber ich will doch noch etwas sagen. Fragen stelle ich nicht. Trotzdem muß ich etwas sagen, damit du es weißt, denn nichts darf dir verborgen bleiben, was in der Seele deines Apostels ist. Eines Tages – Simon und die anderen waren schon einige Tage fort – kam Michael von Kana zu mir. Er ist ein wenig verwandt mit mir; wir sind gute Freunde und sind zusammen zur Schule gegangen. Ich bin sicher, daß er in guter Absicht gekommen ist, denn er hat mich gern, doch der, der ihn gesandt hat, hegt keine guten Absichten. Er wollte wissen, warum ich zu Hause geblieben war, während die anderen fortgingen, und sagte: „Dann ist es also wahr? Du hast dich von ihnen getrennt, weil du als guter Israelit gewisse Dinge nicht billigen kannst, und die anderen lassen dich gerne zurück, angefangen bei Jesus von Nazaret, da sie überzeugt sind, daß du ihnen nicht einmal mit deinem Schweigen helfen würdest. Du tust gut daran! Ich erkenne in dir wieder den Mann früherer Zeiten. Ich dachte, du seiest verführt worden und hättest Israel verleugnet. Du dienst so deinem Geist, dir selbst und den Deinen. Denn was da vor sich geht, wird vom Hohen Rat nicht verziehen, und die, die daran teilgenommen haben, werden verfolgt werden. Ich habe erwidert: „Aber wovon sprichst du denn? Ich habe dir doch gesagt, daß ich die Anweisung erhalten habe, zu Hause zu bleiben, einerseits wegen der Jahreszeit und andererseits, um eventuelle Pilger nach Nazaret zu schicken oder ihnen zu sagen, daß sie den Meister am Ende des Schebat in Kafarnaum erwarten sollen. Du aber sprichst von Trennung, Mittäterschaft, Verfolgungen! Erkläre mir!“ Ist es nicht wahr, Philippus, daß ich das gesagt habe?«

Philippus bejaht es.

Bartholomäus fährt fort: »Da hat Michael gesagt, es sei bekannt, daß du dich gegen die Weisung und den Befehl des Hohen Rates auflehnt, indem du Johannes von En-Dor und eine Griechin bei dir behältst ... Herr, ich weiß, ich tue dir damit weh, aber ich muß es trotzdem sagen. Ich frage dich: Ist es wahr, daß sie in Nazaret waren?«

»Ja, es ist wahr.«

»Ist es auch wahr, daß sie mit dir abgereist sind?«

»Ja, das stimmt.«

»Philippus, Michael hatte recht! Aber woher konnte er es wissen?«

»Ach, laß das! Es sind diese Schlangen, die mich und Simon aufgehalten haben, und wer weiß wie viele andere. Es sind immer dieselben Schlangen«, sagt Petrus aufgebracht.

Jesus jedoch fragt ruhig: »Hat er dir sonst nichts gesagt? Sei ganz aufrichtig mit deinem Meister.«

»Sonst nichts. Er wollte von mir wissen ... und da habe ich Michael angelogen, denn ich habe gesagt: „Bis zum Paschafest bleibe ich in meinem Hause“, aus Angst, daß er mir folgen könnte ... ich weiß es auch nicht ... aus Angst, daß er dir Böses antun könnte ... und damals habe ich verstanden, weshalb du mich zurückgelassen hast ... weil du wußtest, daß ich noch zu sehr an Israel hing.« Bartholomäus beginnt wieder zu weinen ... »Und du hast an mir gezweifelt ... «

»Nein, das nicht! Absolut nicht. Du warst damals nicht notwendig bei den Gefährten, während du es in Betsaida wohl warst, du hast es selbst eingesehen. Jeder hat seine Mission, und jedes Alter seine Plage ... «

»Nein, nein! Herr, trenne mich keiner Mühe wegen mehr von dir, nimm auf nichts mehr Rücksicht ... Du bist gütig, aber ich will mit dir zusammenbleiben. Fern von dir zu sein ist für mich eine Strafe ... und ich Törichter, der zu nichts fähig ist, hätte dich wenigstens trösten können, wenn ich schon nichts anderes tun konnte. Nun habe ich verstanden ... Du hast diese mit den beiden fortgeschickt. Sage es mir nicht, ich will es nicht wissen, aber ich fühle, daß es so ist,

und sage es. Dann hätte ich also bei dir sein können und müssen, und du hast mich nicht geholt, um mich zu strafen, weil ich mich dagegen sträube, ein „neuer Mensch“ zu werden. Doch ich schwöre dir, Meister, daß, was ich gelitten habe, mich erneuert hat, und daß du nie mehr in mir den alten Natanaël wiederfinden wirst.«

»Du siehst also, daß die Leiden sich für alle in Freude gewandelt haben. Jetzt werden wir langsam Thomas und Judas entgegengehen, ohne abzuwarten, daß sie den Ort erreichen, an dem wir uns treffen wollten. Dann werden wir mit ihnen noch . . . Es ist so viel zu tun! . . . Morgen werden wir uns früh auf den Weg machen. Sehr früh!«

»Das wird richtig sein, denn ein Nordwind kommt auf und das Wetter ändert sich. Ein Unheil für die Pflanzungen«, sagt Philippus.

»Ja, die letzten Hagelwetter haben ganze Landstriche verwüstet. Wenn du es gesehen hättest, Herr! Es schien, als ob manche Gegenden vollständig abgebrannt wären, und das Seltsame daran ist, daß, wie ich gesagt habe, nur gewisse Landstriche davon betroffen wurden«, sagt Petrus.

»Während eurer Abwesenheit hat es oft gehagelt. Eines Tages, um die Mitte des Monats Tebet, war es eine wahre Plage. Man hat mir gesagt, daß einige Bauern in der Ebene nocheinmal säen müßten. Vor dem Unwetter war es schon ziemlich warm, aber jetzt sucht man die Sonne gerne auf. Es geht wieder rückwärts mit der Jahreszeit . . . Welch eigenartige Zeichen! Was haben sie wohl zu bedeuten?« fragt Philippus.

»Es handelt sich nur um Mondeinwirkungen. Denke nicht darüber nach, das sind nicht Dinge, die uns beeindrucken sollen. Übrigens werden wir in die Ebene gehen, wo es angenehm sein wird zu wandern, frisch, nicht zu kalt und trocken. Kommt jetzt, auf der Terrasse ist es sonnig, und wir wollen uns dort alle zusammen ausruhen . . .«

378 Auf dem Rückweg nach Galiläa

»Was machen wir nun, nachdem wir auch den Hirten zufriedengestellt haben?« fragt Petrus, der allein mit Jesus vorausgeht, während die anderen in einer Gruppe einige Meter hinter ihnen folgen.

»Wir gehen zur Straße, die dem Ufer entlang nach Sykaminon führt.«

»Ja?! Ich dachte, wir wären auf dem Weg nach Kafarnaum ... «

»Dorthin brauchen wir nicht zu gehen, Simon des Jona; es ist nicht nötig, denn Nachrichten von deiner Frau und von dem Knaben hast du erhalten, und was Judas anbelangt, ist es am einfachsten, wenn wir ihm entgegengehen.«

»Eben deswegen, Herr. Nimmt er nicht den Überlandweg am Fluß und am See entlang? Es ist der kürzeste und beste.«

»Aber er wird diesen nicht einschlagen, denn vergiß nicht, daß er die Jünger zu überwachen hat, und sie sind zu dieser Jahreszeit und besonders jetzt, da es wieder sehr kalt geworden ist, im Westen verstreut.«

»Gut, gut, wenn du es sagst. Mir genügt es, wenn ich bei dir bin und dich weniger traurig sehe. Im übrigen habe ich wirklich keine Eile, Judas des Simon zu begegnen. Oh, wenn wir ihn etwa gar nicht antreffen würden! Wir haben uns so wohl gefühlt unter uns!«

»Simon, Simon, ist das deine Bruderliebe?«

»Herr ... das ist meine Aufrichtigkeit«, sagt Petrus offen heraus, und zwar mit einem solchem Nachdruck und Gesichtsausdruck, daß Jesus Mühe hat, nicht zu lächeln. Wie könnte man denn nur einen so aufrichtigen, treuen Menschen streng zurechtweisen? Jesus zieht es vor zu schweigen, und zeigt indessen überschwengliches Interesse an den Hängen auf der linken Seite, während die Ebene, die man zur Rechten sieht, immer flacher wird. Hinter ihnen, in einer Gruppe, sprechen die übrigen neun miteinander und Johannes mit einem Schäflein auf den Schultern, gleicht einem guten Hirten; wahrscheinlich ist es ein Geschenk des Hirten Hannas.

Nach einiger Zeit beginnt Petrus wieder zu fragen: »Und nach Nazaret gehen wir nicht?«

»Gewiß werden wir dorthin gehen. Meine Mutter wird sich freuen, etwas über die Reise von Johannes und Syntyche zu erfahren.«

»Und dich wiederzusehen!«

»Und mich zu sehen.«

»Ob man wohl wenigstens sie in Ruhe gelassen hat?«

»Das werden wir erfahren.«

»Aber warum sind sie so grimmig? Es gibt doch so viele in Judäa wie Johannes, und doch ... Ja, um Rom zu ärgern, beschützen und verbergen sie diese sogar ... «

»Überzeuge dich, daß sie nicht wegen Johannes so handeln, sondern nur, um einen Vorwand für eine Anklage gegen mich zu haben.«

»Aber sie werden ihn nicht mehr finden! Du hast alles gut geplant ... uns allein zu schicken ... auf dem Meer ... in einer Barke für einige Meilen, und dann, jenseits der Grenze, mit einem Schiff ... Oh, das war gut so. Ich hoffe wirklich, daß sie enttäuscht sind.«

»Gewiß werden sie es sein.«

»Ich bin neugierig, Judas von Kerijot zu sehen, um ihn ein wenig auszuforschen wie einen Himmel voller Winde und Zeichen, und zu sehen, ob ... «

»Genug, Petrus! ... «

»Du hast recht. Ich habe ein Brett vor den Kopf«, und er schlägt sich auf die Stirne.

Um ihn abzulenken, ruft Jesus alle anderen zu sich und macht sie auf die eigenartige Zerstörung aufmerksam, die durch Hagel und Kälte verursacht werden sind, zu einer Jahreszeit in der man annehmen könnte, daß die Kälte schon vorüber wäre ... Der eine sagt dies, der andere das. Doch alle wollen darin eine göttliche Strafe sehen, die das widerspenstige Palästina getroffen hat, das den Herrn nicht aufnehmen will. Die Gelehrteren zitieren ähnliche Ereignisse, bekannt durch Berichte aus alter Zeit, während die Jüngeren und weniger Gebildeten erstaunt und aufmerksam zuhören.

Jesus schüttelt den Kopf: »Es ist die Wirkung des Mondes und ferner Winde. Ich habe es euch schon gesagt. In den nördlichen Gegenden hat sich ein Phänomen ereignet, dessen Folgen sich auf ganze Regionen auswirken.«

»Aber warum sind dann manche Felder so schön?«

»Der Hagel ist nun einmal so.«

»Aber könnte es sich nicht um eine Züchtigung für die Allerschlimmsten handeln?«

»Es könnte so sein, aber es ist nicht so. Wehe, wenn es so wäre . . . «

»Dann würde fast unser ganzes Vaterland trocken und öde sein, nicht wahr, Herr?« sagt Andreas.

»Aber in den Prophezeiungen wird durch Symbole vorhergesagt, daß Strafen über diejenigen hereinbrechen werden, die den Messias nicht aufnehmen. Können die Propheten die Unwahrheit sagen?«

»Nein Bartholomäus. Was vorausgesagt wurde, wird auch eintreffen. Aber der Allerhöchste ist so unendlich gütig, daß etwas noch viel Schlimmeres geschehen muß, damit er bestraft. Seid auch ihr gut und fordert nicht immer Strafen für die Hartherzigen und Verstockten. Wünscht ihre Bekehrung, nicht ihre Strafe. Johannes, gib das Lamm einem Kameraden und komm, um von den Sanddünen aus dein Meer zu betrachten; auch ich werde kommen.«

Sie sind jetzt auf einer Straße ganz nahe am Meer, und nur ein breites Band gewellter Dünen trennt sie vom Wasser. Auf diesen Dünen wiegen sich schlanke Palmen und wachsen durcheinander Tamarinden, Mastixbäume und andere Sandgewächse.

Jesus geht mit Johannes, und wer bleibt zurück? Niemand. Bald sind sie alle oben, an der angenehmen Sonne, und vor ihnen das heitere, schöne Meer . . .

Die Stadt Ptolemais mit ihren weißen Häusern ist ganz nahe.

»Werden wir dort hingehen?« fragt Judas des Alphäus.

»Das ist nicht nötig, wir werden bei den ersten Häusern anhalten und etwas essen. Ich möchte am Abend in Sykaminon sein. Vielleicht treffen wir dort Isaak an.«

»Wieviel Gutes er dort tut! Hast du Abel, Johannes und Josef gehört?«

»Ja! Aber alle Jünger sind sehr eifrig, und dafür preise ich meinen Vater Tag und Nacht. Ihr alle seid meine Freude, mein Friede, meine Gewähr ...«, und er betrachtet sie mit einer so unendlichen Liebe, daß den zehn Aposteln die Tränen in die Augen steigen.

Bei diesem liebevollen Blick schwindet mir die Fähigkeit, noch mehr zu sehen ...

379 Begegnung mit Judas Iskariot und Thomas

Durch das Tal des Kischon fegt trotz der am heiteren Himmel strahlenden Sonne ein eiskalter Wind, der aus den nördlichen Bergen kommt und den zarten Pflänzchen schadet. Sie erfrieren, sehen wie versengt aus und sind wohl dazu bestimmt, in ihrem neuen Grün abzusterben.

»Wird diese Kältewelle noch lange andauern?« fragt Matthäus und hüllt sich enger in seinen großen Mantel ein, aus dem nur noch ein kleiner Teil seines Gesichtes herausschaut, das heißt, die Augen und die Nase.

Mit einer durch den Mantel gedämpften Stimme (er hat ihn über den Mund gezogen) antwortet Bartholomäus: »Vielleicht für den Rest des Monats.«

»Um Himmelswillen! Nun, Geduld! Wenigstens werden wir in Nazaret in gastfreundlichen Häusern unterkommen ... und inzwischen wird die Kälte vorübergehen.«

»Ja, Matthäus. Aber für mich ist sie schon vorüber, wenn ich sehe, daß Jesus nicht mehr so niedergedrückt ist. Scheint dir nicht auch, daß er fröhlicher geworden ist?« fragt Andreas.

»Er ist es! Aber ich ... Nun, es scheint mir unmöglich, daß man so abgezehrt sein kann, demnach, was wir wissen. Ist denn sonst wirklich nichts passiert?« fragt Philippus.

»Nichts, wirklich nichts. Vielmehr hat er an der syrisch-phönizischen Grenze viel Freude mit gläubigen Seelen erlebt, und

die Wunder gewirkt, von denen ich dir erzählt habe«, versichert Jakobus des Alphäus.

»Er ist seit einigen Tagen viel mit Simon des Jona zusammen, und Simon ist sehr verändert ... Ja, ihr seid alle verändert. Ich weiß nicht ... Ihr seid viel ... ernster geworden, das ist es«, sagt Philippus.

»Aber das ist nur ein Eindruck! ... In Wirklichkeit sind wir die, die wir waren. Gewiß, den Meister so betrübt zu sehen wegen vieler Dinge, ist nicht erhebend, und ebenso hat es uns leid getan, hören zu müssen, wie viele gegen ihn sind ... Aber wir werden ihn verteidigen. Oh, sie werden es nicht wagen ihm etwas anzutun, wenn wir bei ihm sind. Gestern abend habe ich ihm gesagt, nachdem ich die Worte von Hermas gehört hatte, der ein ernster, glaubwürdiger Mensch ist: „Du darfst nicht mehr allein bleiben. Du hast die Jünger, die, wie du siehst, unentwegt Gutes tun und immer zahlreicher werden. Deswegen werden wir bei dir bleiben. Ich sage dir nicht, daß du alles tun sollst. Es ist an der Zeit, dich zu erheben, mein Bruder. Aber du wirst bei uns sein, wie Mose auf dem Berge, und wir werden für dich kämpfen, bereit, dich notfalls auch mit unseren Händen zu verteidigen. Was mit Johannes dem Täufer geschehen ist, darf dir nicht zustoßen.“ Schließlich, wenn die Jünger des Täufers nicht auf zwei oder drei Kleinmütige zusammengeschmolzen wären, hätte man ihn nicht gefangengenommen. Wir hingegen sind zwölf, und ich will sie überzeugen, wenigstens einige der treuesten und energischsten Jünger, in seiner Nähe zu bleiben. Jene, die mit Johannes in Machärus waren, zum Beispiel. Männer mit tiefem Glauben und großem Mut, wie Johannes, Matthias und auch Josef. Wißt ihr, daß dieser Jüngling vielversprechend ist?« sagt Thaddäus.

»Ja. Isaak ist ein Engel, aber seine Kraft liegt ganz im Geiste. Josef hingegen ist auch körperlich stark und hat fast das gleiche Alter wie wir.«

»Zudem hat er ein gutes Auffassungsvermögen. Hast du gehört, was Hermas gesagt hat? „Wenn er studiert hätte, wäre aus ihm nicht

nur ein Gelehrter, sondern zudem noch ein Rabbi geworden“! Und Hermas weiß, was man so spricht.«

»Ich jedoch ... würde auch Stephanus, Hermas und den Priester Johannes in der Nähe behalten, wegen ihrer Kenntnis des Gesetzes und des Tempels. Wißt ihr, was ihre Anwesenheit angesichts der Schriftgelehrten und Pharisäer bedeutet? Eine Aufsicht, ein Zügel ... und für Zweifler ist es, als ob man sagen würde: „Seht, auch die Besten Israels sind beim Rabbi als Schüler und Diener“«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Du hast recht, wir müssen es dem Meister berichten. Habt ihr gehört, was er gestern gesagt hat? „Ihr sollt gehorchen, aber ihr habt auch die Pflicht, mir euer Herz zu öffnen und das zu sagen, was euch richtig scheint, um euch daran zu gewöhnen, in Zukunft selbst die Führung zu übernehmen; und wenn ich sehe, daß ihr recht habt, werde ich eure Vorschläge annehmen«, sagt der Zelote.

»Vielleicht tut er es auch, um uns zu zeigen, daß er uns liebt, da wir alle mehr oder weniger davon überzeugt sind, daß wir die Ursache seiner Pein sind«, bemerkt Bartholomäus.

»Oder er ist es wirklich müde, immer an alles denken, alle Entscheidungen alleine treffen und die ganze Verantwortung tragen zu müssen. Vielleicht erkennt er auch, daß seine vollkommene Heiligkeit ... eine, ich möchte fast sagen, Unvollkommenheit ist gegenüber der Welt, die nicht heilig ist. Wir sind keine vollkommenen Heiligen. Wir sind kaum etwas weniger spitzbübisch als die anderen ... und daher fähig, denen zu antworten, die ungefähr so sind wie wir«, sagt Simon der Zelote.

»Und sie zu kennen, mußt du sagen!« fügt Matthäus hinzu.

»Oh, was das betrifft, bin ich sicher, daß auch er sie kennt. Vielmehr, er kennt sie noch besser als wir, da er in den Herzen liest; das weiß ich gewiß, so wahr ich lebe«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Also, warum tut er dann manchmal Dinge, die Widerwärtigkeiten und Gefahren mit sich bringen?« fragt Andreas betrübt.

»Nun, ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll«, sagt Thad-

däus und zuckt die Achseln. Auch andere sind mit seiner Meinung einverstanden.

Johannes schweigt. Sein Bruder neckt ihn: »Du, der du immer alles über Jesus weißt – manchmal gleicht ihr zwei Verliebten – hat er dir nicht gesagt, warum er so handelt?«

»Ja. Als ich ihn vor kurzem wieder danach gefragt habe, hat er mir immer geantwortet: „Weil ich es tun muß! Ich muß so handeln, als ob die Welt voll von unwissenden, aber guten Menschen wäre. Allen lasse ich dieselbe Lehre zukommen, und so werden sich die Kinder der Wahrheit von denen der Lüge scheiden.“ Er hat mir auch gesagt: „Siehst du, Johannes, es ist wie ein erstes Gericht, jedoch weder ein weltweites noch ein gemeinsames, sondern ein den einzelnen Menschen betreffendes. Aufgrund ihrer Werke des Glaubens, der Liebe und der Gerechtigkeit werden die Schafe von den Böcken getrennt. Das wird weiter so sein, auch wenn ich nicht mehr da bin, aber meine Kirche da sein wird durch die Jahrhunderte hindurch bis ans Ende der Welt. Das erste Gericht der Menschenmassen wird in der Welt stattfinden, dort, wo die Menschen das Gute und das Böse, die Wahrheit und die Lüge vor sich haben und nach freiem Willen handeln, so wie das erste Gericht im irdischen Paradies, das die Gott Ungehorsamen entweiht haben, vor dem Baume des Guten und des Bösen gehalten wurde. Dann, wenn einst der Tod über den einzelnen Menschen kommt, wird die Göttliche Allwissenheit unfehlbar das im Buch des Lebens bereits aufgezeichnete Urteil bestärken. Zuletzt wird das große, das schreckliche Gericht kommen; dann werden alle Menschen noch einmal zusammen, von Adam bis zum letzten Menschen, gerichtet werden für das, was sie auf Erden aus freiem Willen getan haben. Wenn ich selbst bestimmen würde, wer das Wort Gottes, das Wunder, die Liebe verdient und wer sie nicht verdient – dazu hätte ich das göttliche Recht und die göttliche Macht – dann würden die Ausgeschlossenen, selbst wenn es Teufel gewesen wären, am Tage ihres einzelnen Gerichtes schreien: „Der Schuldige ist dein menschengewordener Sohn, der uns nicht unterwei-

sen wollte.“ Aber das werden sie nicht sagen können ... Oder sie werden es sagen und eine Lüge mehr zu den schon vorangegangenen hinzufügen, und dafür gerichtet werden.«

»Das heißt also, daß wer die Lehre nicht anerkennt und aufnimmt, verdammt wird?« fragt Matthäus.

»Das weiß ich nicht, ob nun alle, die nicht glauben, wirklich verdammt werden. Wenn ihr euch daran erinnert, hat er, als er mit Syntyche sprach, zu verstehen gegeben, daß diejenigen, die sich aufrichtig bemühen, rechtschaffen zu leben, nicht verdammt werden, selbst wenn sie einer andere Religion angehören ... Aber wir können ihn ja fragen. Gewiß wird Israel, das vom Messias weiß und ihm nur teilweise oder gar nicht glaubt oder ihn ablehnt, streng bestraft werden.«

»Der Meister spricht viel mit dir, und du weißt vieles, was wir nicht wissen«, bemerkt sein Bruder Jakobus.

»Das ist deine und eure Schuld. Ich frage ihn ganz einfach, und manchmal frage ich Dinge, die ihn vermuten lassen müssen, daß sein Johannes ein großer Dummkopf ist. Aber mir macht es nichts aus, als solcher zu gelten, mir genügt es, seine Gedanken zu kennen, um sie zu meinen zu machen. So solltet ihr es auch machen. Aber ihr habt immer Angst! Wovor denn? Daß ihr unwissend seid, daß ihr oberflächlich seid und starrköpfig? Ihr solltet nur davor Angst haben, dann immer noch unvorbereitet zu sein, wenn er uns einst verlassen wird. Er sagt es immer ... und ich sage es mir auch immer, um mich auf die Trennung vorzubereiten ... aber ich fühle, daß es dennoch ein großer Schmerz sein wird ... «

»Laß mich nicht daran denken!« ruft Andreas aus, und ein Echo von Seufzern der anderen folgen seinem Ausruf.

»Aber wann wird dies geschehen? Denn er sagt immer: „Bald!“ Aber bald kann in einem Monat oder auch in einigen Jahren sein. Er ist noch so jung, und die Zeit vergeht so rasch ... Was hast du, Bruder? Du wirst ganz bleich ... «, fragt Thaddäus den Jakobus.

»Nichts, nichts! Ich dachte ... « sagt Jakobus des Alphäus rasch mit geneigtem Haupt.

Thaddäus beugt sich über ihn, um ihn besser sehen zu können ...
»Aber du hast ja Tränen in den Augen! Was hast du? ...«

»Nicht mehr als das, was auch ihr habt ... Ich dachte an die Zeit, da wir allein sein werden.«

»Oh! Aber was hat Simon des Jona, daß er wegläuft und krächzt wie ein Seerabe im Gewitter«, fragt Jakobus des Zebedäus und deutet auf Petrus, der Jesus alleingelassen hat, davonrennt und Worte hinausschreit, die das Sausen des Windes übertönen.

Sie beschleunigen ihre Schritte und sehen, daß Petrus einen kleinen Pfad eingeschlagen hat, der zu dem nunmehr nahegelegenen Sepphoris führt. (So sagen die Jünger, die sich fragen, ob er auf Anweisung Jesu diese Abkürzung nach Sepphoris nimmt.) Aber dann, bei genauem Hinsehen, bemerken sie, daß die einzigen Wanderer, die von der Stadt her zur Hauptstraße kommen, Thomas und Judas sind.

»Schaut! Hier? Ausgerechnet hier? Oh, was machen die denn hier? Von Nazaret sollten sie nach Kana gehen und dann nach Tiberias ...« fragen sich viele.

»Vielleicht sind sie auf der Suche nach Jüngern hierher gekommen, denn das war ja ihre Aufgabe«, sagt der Zelote vorsichtig, weil er spürt, daß der Verdacht aufkommt, der wie eine erwachende Schlange den Kopf hebt.

»Beschleunigen wir den Schritt. Jesus ist allein und scheint auf uns zu warten ...« rät Matthäus.

Sie gehen und erreichen Jesus gleichzeitig mit Petrus, Judas und Thomas. Jesus ist totenbleich, so daß Johannes fragt: »Fühlst du dich nicht wohl?«

Aber Jesus lächelt ihm zu und macht eine verneinende Gebärde, während er die beiden begrüßt, die nach sehr langer Abwesenheit zurückgekehrt sind.

Er umarmt zuerst Thomas, der blühend und fröhlich wie immer ist, jedoch ernst wird, als er den Meister so offensichtlich verändert sieht, und besorgt fragt: »Bist du krank gewesen?«

»Nein, Thomas, durchaus nicht. Und du? Ist es dir gut gegangen? Bist du glücklich?«

»Ich? Ja, Herr! Es ist mir immer gut gegangen und ich war immer glücklich. Nur du hast mir gefehlt zur Glückseligkeit meines Herzens. Mein Vater und meine Mutter sind dir dankbar, daß du mich für einige Zeit zu ihnen geschickt hast. Mein Vater war kränklich, und so habe ich für ihn gearbeitet. Ich bin auch bei meiner Zwillingsschwester gewesen und habe meinen kleinen Neffen kennengelernt, dem ich den Namen habe geben lassen, den du mir gesagt hattest. Danach ist Judas gekommen und hat mich herumgeführt, wie eine Turteltaube in ihrer Brunstzeit, hinauf und hinab, wo immer Jünger waren. Er war schon allein weit herumgegangen. Nun wird er es dir gleich erzählen, denn er hat für zehn gearbeitet und verdient es, daß du ihm zuhörst.«

Jesus läßt ihn gehen; nun ist die Reihe an Judas, der geduldig gewartet hat und nun unbefangen und kühn triumphierend hervortritt. Jesus durchbohrt ihn mit seinen Augen, die wie Saphire blitzen. Doch er küßt ihn und wird von ihm wie von Thomas geküßt, und die darauffolgenden Worte sind liebevoll: »Deine Mutter, Judas, war sie glücklich, dich bei sich zu haben? Geht es dieser gerechten Frau gut?«

»Ja, Meister, und sie preist dich dafür, daß du ihr ihren Judas geschickt hast. Sie wollte mir Geschenke für dich mitgeben. Aber wie hätte ich sie tragen können über Berg und Tal? Du kannst beruhigt sein, Meister, alle Jüngergruppen, die ich besucht habe, arbeiten mit heiligem Eifer, die Lehre verbreitet sich immer mehr, und ich wollte deren Auswirkung auf die mächtigen Schriftgelehrten und Pharisäer selbst prüfen. Viele kannte ich und viele habe ich kennengelernt, um deiner Liebe willen. Ich habe mich Sadduzäern und Herodianern genähert ... Oh, ich versichere dir, daß meine Würde zunichte gemacht wurde ... Dir zuliebe habe ich es getan und werde noch mehr tun. Ich wurde mit Verachtung zurückgewiesen und geächtet, aber bei einigen, die dir gegenüber voreingenommen waren, ist es

mir auch gelungen, sie dir wohlgesinnt zu stimmen. Ich will deswegen nicht von dir gelobt werden, es genügt mir, meine Pflicht getan zu haben, und ich danke dem Ewigen, daß er mir immer beigestanden hat. In manchen Fällen mußte ich auf Wunder zurückgreifen, was mich betrübte, denn sie hätten Blitze und nicht Segen verdient.

Doch du lehrst, daß man Liebe und Geduld üben soll . . . und ich habe es so gehalten zur Ehre und zum Ruhm Gottes und um dir Freude zu bereiten. Ich hoffe, daß viele Hindernisse nun für immer beseitigt sind, um so mehr, als ich auf meine Ehre zugesichert habe, daß die zwei, die so viel Verdacht erregten, nicht mehr bei dir sind. Später erst sind mir Bedenken gekommen, ob ich nicht etwas versichert habe, was ich nicht mit Bestimmtheit weiß. Ich wollte also die Sache überprüfen, um vorzusorgen, daß ich nicht bei einer Lüge ertappt werde, was mich für immer bei den zu Bekehrenden in Mißkredit gebracht hätte. Stell dir vor, auch Hannas und Kajaphas habe ich besucht! . . . Oh, sie wollten mich mit ihren Vorwürfen vernichten . . . Aber ich war so demütig, so überzeugend, daß sie schließlich sagten: „Nun, wenn die Dinge wirklich so stehen . . . Wir wurden anders informiert. Die Ältesten des Hohen Rates, die es hätten wissen können, hatten uns das Gegenteil berichtet und . . .“«

»Du wirst damit nicht sagen wollen, daß Josef und Nikodemus Lügner waren?« unterbricht ihn der Zelote, der sich bis dahin beherrscht hat und ganz fahl von der Anstrengung geworden ist.

»Wer sagt das? Im Gegenteil! Josef hat mich gesehen, als ich von Hannas kam, und hat gesagt: „Warum bist du so erregt?“ Ich habe ihm alles erzählt, auch daß du, Meister, gemäß seinem Rat und dem des Nikodemus, den Galeerensträfling und die Griechin fortgeschickt hast. Denn du hast sie doch weggeschickt, nicht wahr?« sagt Judas, und er blickt dabei Jesus mit seinen listigen Augen, die phosphoreszierend schillern, scharf an. Er scheint Jesus mit seinem Blick durchbohren zu wollen, um zu ergründen, was Jesus getan hat.

Jesus, der ihm immer ganz nahe gegenübersteht, sagt ruhig: »Ich bitte dich, deine Erzählung, die mich sehr interessiert, fortzusetzen. Es ist ein genauer Bericht, der sehr nützlich sein kann.«

»Ah! Also, ich sagte, daß Hannas und Kajaphas ihren Irrtum eingesehen haben, und das ist schon viel für uns, nicht wahr? Dann ... Oh, jetzt werdet ihr lachen! Denkt euch, die Rabbis haben mich in ihre Mitte genommen und haben mich aufs neue einer Prüfung unterzogen, als wäre ich ein Minderjähriger, der volljährig wird. Und was für ein Examen! Gut, ich habe sie überzeugt, und sie haben mich gehen lassen. Dann aber überkamen mich der Verdacht und die Angst, etwas Unwahres gesagt zu haben. Da habe ich beschlossen, Thomas mitzunehmen und nochmals dorthin zu gehen, wo Jünger waren oder wo sich Johannes und die Griechin vermutlich aufhalten könnten. Ich bin bei Lazarus, bei Manaen, im Palast des Chuza, bei Elisa in Bet-Zur, in Bet-Ter in den Gärten der Johanna, in Getsemani, im kleinen Haus Salomons auf der anderen Seite des Jordans, beim „Trügerischen Gewässer“, bei Nikodemus, bei Josef gewesen ... «

»Und du hast sie nicht gesehen.«

»Ja. Josef hat mir beteuert, die beiden nie mehr wiedergesehen zu haben. Aber weißt du ... ich wollte sicher sein ... Kurz, ich habe alle Orte abgesucht, wo ich vermutete, daß die beiden hätten sein können. Glaube nicht, daß es mir etwa leid getan hätte, sie nicht zu finden; du wärest im Unrecht. Jedesmal – und Thomas kann es bestätigen – jedesmal, wenn ich einen Ort verließ, ohne sie gefunden zu haben, sagte ich: „Lob sei dem Herrn!“ und: „O Ewiger, gib, daß ich sie nie mehr sehe!“ Wahrlich, das war der Seufzer meiner Seele ... Der letzte Ort war Jesreel ... Ach, übrigens! Ismael, der Sohn des Fabi, der sich im Gebiet von Megiddo in seinem Palast aufhält, wünscht, dich zu Gast zu haben ... doch ich an deiner Stelle würde nicht hingehen ... «

»Warum? Gewiß werde ich hingehen, denn auch ich habe den Wunsch, ihn zu sehen. Wir werden sogar sofort hingehen, und anstatt nach Sepphoris, werden wir nach Jesreel gehen, um übermorgen, zum Vorabend des Sabbat, in Megiddo zu sein. Von dort begeben wir uns dann in das Haus Ismaels.«

»Aber nein, Herr! Warum? Glaubst du, daß er dich liebt?«

»Aber wenn du ihm nahegekommen bist und ihn zu meinen Gunsten umgestimmt hast, warum willst du dann nicht, daß ich hingehe?«

»Ich habe mich ihm nicht genähert ... Er war auf den Feldern und hat mich erkannt. Aber ich – nicht wahr, Thomas – wollte fliehen, als ich ihn sah und konnte nicht, weil er mich beim Namen gerufen hat. Ich ... ich kann nichts anderes tun, als dir raten, niemals mehr zu Pharisäern, Schriftgelehrten oder ähnlichen Leuten zu gehen. Es bringt dir keinen Nutzen. Bleiben wir unter uns, mit dem Volk, das genügt. Auch Lazarus, Nikodemus, Josef ... es wird ein Opfer sein ... Aber es ist besser, dieses Opfer zu bringen, um nicht Eifersucht und Neid aufkommen zu lassen und Gelegenheit zur Kritik zu geben ... Bei Tisch wird viel gesprochen ... und man legt deine Worte mit Arglist aus. Doch, um auf Johannes zurückzukommen ... Ich war nun auf dem Weg nach Sykaminon, obwohl Isaak, den ich an der Grenze von Samaria traf, mir geschworen hatte, sie beide seit Oktober nicht mehr gesehen zu haben.«

»Isaak hat die Wahrheit geschworen. Aber bezüglich deiner Ratschläge, was mein Zusammenkommen mit Schriftgelehrten und Pharisäern betrifft, möchte ich dich darauf aufmerksam machen, daß sie im Gegensatz zu dem stehen, was du vorher gesagt hast. Du hast mich verteidigt, du hast dies getan, nicht wahr? Du hast gesagt: „Ich habe viele Vorurteile gegen dich aus dem Weg geräumt.“ So hast du gesagt, nicht wahr?«

»Ja, Meister.«

»Warum kann ich mich dann nicht schließlich auch selbst verteidigen? Wir gehen also zu Ismael, und du kehrst jetzt zurück und meldest uns bei ihm an. Andreas, Simon der Zelote und Bartholomäus werden dich begleiten. Wir werden bei den Bauern rasten. Von Sykaminon kommen wir soeben zurück. Wir waren zu elft und können dir versichern, daß Johannes nicht dort ist, und er ist auch nicht in Kafarnaum, noch in Betsaida, Tiberias, Magdala, Nazaret, Chorazin, Betlehem in Galiläa oder an all den anderen Orten, die du vielleicht

im Sinn hattest noch aufzusuchen, um ... dich selbst zu überzeugen, daß Johannes nicht bei Jüngern oder in befreundeten Häusern ist.«

Jesus spricht ruhig und natürlich ... aber irgendetwas muß an ihm sein, das Judas verwirrt, denn er wechselt für einen Augenblick die Farbe. Jesus umarmt ihn, wie um ihn zu küssen ... und während er ihn so hält, Wange an Wange, flüstert er ihm leise zu: »Du Unglücklicher! Was hast du aus deiner Seele gemacht?«

»Meister ... ich ... «

»Geh! Du verpestest die Luft mit der Hölle, mehr als Satan selbst! Schweig! ... und bereue, wenn du kannst!«

Judas ... ich, an seiner Stelle, wäre mit Riesenschritten davongearannt, doch er sagt laut mit dreister Frechheit: »Danke, Meister! Aber ich bitte dich, bevor ich gehe: zwei Worte unter vier Augen.«

Alle ziehen sich einige Meter von ihnen zurück.

»Warum hast du mir diese Worte gesagt, Herr? Du hast mir dadurch Schmerz bereitet ... «

»Weil ich die Wahrheit bin. Wer mit Satan verkehrt, nimmt den Geruch Satans an.«

»Ah! Ist es wegen der Geisterbeschwörung? Oh, welche Furcht hast du mir eingejagt! Es war nur ein Scherz, nicht mehr als der Scherz eines neugierigen Kindes, der mir geholfen hat, mich den Sadduzäern zu nähern; und dann habe ich die Lust daran verloren. Du siehst also, daß du mich ruhigen Gewissens lossprechen kannst. Es sind unnütze Dinge, wenn man deine Macht hat, du hast recht gehabt. Auf, Meister! Meine Schuld ist so geringfügig! ... Groß ist deine Weisheit. Aber wer hat dir davon erzählt?«

Jesus schaut ihn streng an und antwortet nicht.

»Hast du die Sünde wirklich in meiner Seele gesehen?« fragt Judas etwas verängstigt.

»Und du hast mich angewidert. Geh, und sage kein Wort mehr!« Er wendet ihm den Rücken zu und kehrt zu den Jüngern zurück, denen er befiehlt, eine andere Straße einzuschlagen, nachdem er sich von Bartholomäus, Simon und Andreas verabschiedet hat, die Judas

einholen und sich eiligen Schrittes mit ihm entfernen. Die Zurückgebliebenen machen sich langsam auf den Weg und ahnen die Wahrheit, die nur Jesus kennt, nicht.

So ahnungslos sind sie, daß sie Judas seiner Tüchtigkeit und seines Scharfsinns wegen loben, und der ehrliche Petrus klagt sich aufrichtig an ob des verwegenen Gedankens, den er in seinem Herzen gegenüber dem Gefährten gehegt hat ...

Jesus lächelt. Es ist ein sanftes, etwas müdes Lächeln, als ob er in Gedanken verloren wäre und das Geplauder der Gefährten kaum hören würde, die von den Dingen nur das wissen, was ihnen ihr Menschsein gestattet.

380 Ismael Ben-Fabi

Ich sehe Jesus auf einer Hauptstraße dahineilen, über die ein kalter, morgendlicher Wind fegt und sie anstrengend zu gehen macht. Die Felder auf beiden Seiten der Straße sind von einem Flaum von sprießendem Getreide bedeckt, von einem grünen Schleier, in dem ein kaum angedeutetes Versprechen für künftiges Brot liegt. Die Schollen im Schatten weisen allerdings noch nicht dieses gesegnete Grün auf, und nur die am meisten der Sonne ausgesetzten Stellen zeigen das zarte Sprießen, das auch den nahen Frühling ankündigt. Die Obstbäume sind noch kahl, nicht eine einzige Knospe schwillt auf den dunklen Zweigen. Nur die Olivenbäume tragen ihr ewiges grau-grünes Gewand, das sowohl in der Augustsonne wie auch an diesem hellen Wintermorgen traurig erscheint. Auch die fetten Blätter der Kakteen haben das zarte Grün leicht gefärbter Keramik.

Jesus geht, wie so oft, den Jüngern zwei oder drei Schritte voraus. Alle haben sich gut in ihre Wollmäntel eingehüllt.

Auf einmal bleibt Jesus stehen und wendet sich fragend an die Jünger: »Kennt ihr den Weg?«

»Dies ist der Weg, aber wo das Haus liegt, wissen wir nicht ... es muß im Ort sein ... vielleicht dort, wo die Olivenbäume dichter stehen ... «

»Nein. Es muß dort hinten sein, wo die großen, kahlen Bäume stehen . . . «

»Es müßte dort eine für Wagen befahrbare Straße sein . . . «

Sie wissen nichts Genaueres, und auf dem Weg oder auf den Feldern ist kein Mensch zu sehen. So gehen sie auf gut Glück vorwärts auf der Suche nach der Straße.

Bald finden sie eine kleines Häuschen armer Leute mit zwei oder drei Äckerchen darum herum. Ein Mädchen schöpft Wasser aus einem Brunnen.

»Der Friede sei mit dir, Kind«, sagt Jesus und bleibt am Durchgang einer Hecke stehen.

»Der Friede sei mit dir! Was willst du?«

»Eine Auskunft. Wo ist das Haus des Pharisäers Ismael?«

»Du hast den Weg verfehlt, Herr. Nun mußst du bis zum Scheideweg zurückkehren und die Straße nehmen, die in die Richtung führt, in der die Sonne untergeht. Aber es ist ein weiter Weg, denn du mußt zu der Abzweigung zurückkehren und dann immer weiter gehen. Hast du schon gegessen? Es ist kalt, und mit einem leeren Magen fühlt man die Kälte noch mehr. Tritt ein, wenn du willst. Wir sind arm, aber auch du bist nicht reich. Du kannst dich anpassen. Komm!« Und mit heller Stimme ruft das Mädchen: »Mutter!«

Auf der Schwelle erscheint eine Frau zwischen dreißig vierzig Jahren. Sie hat ein ehrliches, etwas wehmütiges Gesicht. Auf den Armen trägt sie einen vielleicht dreijährigen, halb angezogenen Knaben.

»Komm herein, das Feuer brennt. Ich werde dir Milch und Brot geben.«

»Ich bin nicht allein, ich bin mit diesen Freunden.«

Alle sollen hereinkommen, und der Segen Gottes sei mit euch Gästen, die ich bewirte!«

Sie treten in eine niedrige, dunkle Küche ein, die von einem lebhaften Feuer erhellt wird und setzen sich da und dort auf einfache Truhen.

»Jetzt will ich etwas für euch zubereiten . . . Es ist Morgen . . . und

ich habe noch nirgends Ordnung gemacht ... Entschuldigt!«

»Bist du allein?« fragt Jesus.

»Ich habe einen Mann und sieben Kinder. Die zwei größten sind noch auf dem Markt in Naïn. Da mein Mann krank ist, müssen sie zum Markt gehen. Ein großes Leid! ... Die Mädchen helfen mir. Dies hier ist der Jüngste, aber ich habe noch einen, der nur ein wenig älter ist.«

Der Kleine, der nunmehr mit einem Röckchen bekleidet ist, läuft mit nackten Füßchen auf Jesus zu und schaut ihn neugierig an. Jesus lächelt ihm zu und die Freundschaft ist geschlossen. »Wer bist du?« fragt das Kind vertrauensvoll.

»Ich bin Jesus.«

Die Frau wendet sich um, bleibt mit einem Brot in den Händen zwischen der Feuerstelle und dem Tisch stehen und mustert ihn aufmerksam. Dann öffnet sie den Mund, um etwas zu sagen, bleibt jedoch stumm.

Das Kind fragt weiter: »Wohin gehst du?«

»Ich ziehe durch die Welt.«

»Um was zu tun?«

»Um die guten Kinder und ihre Häuser, in denen man dem Gesetz treu ist, zu segnen.«

Die Frau macht wieder eine Bewegung. Dann gibt sie Judas Iskariot, der ihr am nächsten steht, ein Zeichen. Er neigt sich zu der Frau, die ihn fragt: »Wer ist denn dein Freund?«

Triumphierend, als ob Jesus durch sein Verdienst und seine Gnade der Messias wäre, antwortet Judas: »Es ist der Rabbi von Galiläa: Jesus von Nazaret. Weißt du das nicht, Frau?«

»Ich wohne hier abgelegen und habe viele Sorgen ... Aber ... ich könnte sie ihm sagen?«

»Das kannst du«, sagt Judas herablassend und gleicht einem großen Herrn, der eine Audienz bewilligt ... Jesus ist immer noch im Gespräch mit dem Kind, das ihn fragt, ob auch er Kinder hätte.

Während das bereits bekannte und ein noch etwas größeres Mäd-

chen Milch und Geschirr herbeibringen, nähert sich die Frau zögernd Jesus. Dann kommt der unterdrückte Schrei: »Jesus, hab Erbarmen mit meinem Mann!«

Jesus erhebt sich. Er überragt sie mit seiner stattlichen Gestalt, aber er betrachtet sie mit so großer Güte, daß sie neuen Mut schöpft.

»Was möchtest du, daß ich für ihn tue?«

»Er ist schwer krank, angeschwollen wie ein Schlauch, und kann sich nicht mehr bücken, um zu arbeiten. Er findet keine Ruhe, weil er oft dem Ersticken nahe ist, und er ist immer erregt ... Wir haben noch kleine Kinder ... «

»Du möchtest also, daß ich ihn heile? Aber warum verlangst du das gerade von mir?«

»Weil du der bist, der du bist. Ich kenne dich nicht, aber ich habe von dir gehört. Das Schicksal hat dich in mein Haus geführt, nachdem ich dich schon dreimal in Naïn und Kana gesucht habe. Zweimal war auch mein Mann dabei. Er suchte dich, obwohl die Fahrt mit dem Wagen für ihn sehr schmerzvoll war ... Auch jetzt ist er mit seinem Bruder unterwegs ... Man hat uns benachrichtigt, daß der Rabbi Tiberias verlassen hätte und auf dem Weg nach Cäsarea Philippi sei. Er hat sich dorthin begeben, um auf dich zu warten ... «

»Ich bin nicht nach Cäsarea gegangen. Ich gehe zum Pharisäer Ismael, und dann werde ich zum Jordan gehen ... «

»Du, der Gute, zu Ismael?«

»Ja. Warum?«

»Weil ... weil ... Herr, ich weiß, daß du sagst, man soll nicht urteilen, sondern verzeihen und sich lieben. Ich habe dich nie gesehen. Aber ich habe versucht, so viel als möglich über dich zu erfahren, und habe den Ewigen darum gebeten, dich wenigstens einmal hören zu dürfen. Nichts will ich tun, was dir mißfällt ... Aber wie kann man Ismael nicht verurteilen oder ihn gar lieben? Ich habe nichts mit ihm zu schaffen, und daher habe ich ihm auch nichts zu verzeihen. Die Schmähungen, die er gegen uns ausstößt, wenn er auf seinem Weg unserer Armut begegnet, schütteln wir mit derselben Geduld

ab wie den Schmutz und den Staub, den er aufwirbelt, wenn er mit seinen Kutschen an uns vorüberfährt. Aber ihn zu lieben und ihn nicht zu verurteilen, ist doch zu schwer ... Er ist so böse!«

»Er ist so böse? Mit wem?«

»Mit allen. Er unterdrückt die Knechte, er leiht auf Wucher und fordert erbarmungslos. Er liebt nur sich selbst. Er ist der Grausamste der ganzen Gegend. Er verdient es nicht, Herr.«

»Ich weiß es. Du sagst die Wahrheit.«

»Und du gehst zu ihm?«

»Er hat mich eingeladen.«

»Mißtraue ihm, Herr! Er hat es sicher nicht aus Liebe getan, denn er kann dich nicht lieben. Und du ... auch du kannst ihn nicht lieben.«

»Ich liebe auch die Sünder, Frau. Ich bin gekommen, um jene zu retten, die verlorengegangen sind ... «

»Aber diesen wirst du nicht retten können. Oh, verzeih, daß ich geurteilt habe! Du weißt ... Alles, was du tust, ist gut. Verzeihe meiner törichten Zunge und bestrafe mich nicht.«

»Ich werde dich nicht bestrafen. Aber tue es nicht mehr, und liebe auch die Bösen, nicht ihrer Böswilligkeit wegen, sondern weil man nur durch Liebe zu ihnen die Barmherzigkeit erwerben kann, die bekehrt. Du bist gut und willens, immer besser zu werden. Du liebst die Wahrheit, und die Wahrheit, die zu dir spricht, sagt dir, daß sie dich liebt, weil du dem Gast und Pilger gegenüber, dem Gesetz entsprechend, barmherzig bist und auch deine Kinder so erzogen hast. Gott wird dein Lohn sein. Ich muß zu Ismael gehen, der mich eingeladen hat, um mich vielen seiner Freunde vorzustellen, die mich kennenlernen wollen. Ich kann auf deinen Mann nicht warten, der sich schon auf dem Rückweg befindet. Aber sage ihm, daß er noch ein wenig leiden und sofort zu Ismael kommen muß. Komme auch du mit ihm, ich werde ihn heilen.«

»O Herr! ... « Die Frau ist zu Füßen Jesu auf die Knie gesunken und schaut ihn lächelnd und weinend an. Dann sagt sie: »Aber heute ist Sabbat!«

»Ich weiß es. Es muß so sein, daß Sabbat ist, denn ich will Ismael genau diesbezüglich etwas sagen. *Alles, was ich tue, tue ich mit einer bestimmten Absicht und ohne zu fehlen.* Ihr alle sollt es wissen, auch ihr, meine Freunde, die ihr euch fürchtet und wünscht, daß ich eine Haltung einnehme, die den Menschen angemessen ist, um mir nicht selbst zu schaden. Es ist die Liebe, die euch dazu verleitet, ich weiß es. Aber ihr müßt imstand sein, den, den ihr liebt, mehr zu lieben, indem ihr göttliche Belange nie denen des von euch Geliebten hintansetzt. Frau, ich gehe und erwarte dich. Der Friede sei immer in diesem Haus, wo man Gott und sein Gesetz liebt, den Ehemann achtet, die Kinder heiligmäßig erzieht, Nächstenliebe übt, und die Wahrheit sucht . . . Lebe wohl.«

Jesus legt seine Hand auf das Haupt der Frau und ihrer beiden Mädchen; dann neigt er sich, um die kleinsten Kinder zu küssen, und geht hinaus.

Jetzt erwärmt ein schwacher Sonnenschein die kalte Luft. Ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren wartet mit einem sehr wackligen Bauernkarren auf die Gäste.

»Ich habe nur diesen, Herr. Aber du wirst so doch rascher und leichter ans Ziel kommen.«

»Nein, Frau. Lasse das Pferd ausruhen, um danach zu Ismael zu kommen. Zeige mir nur den kürzesten Weg.«

Der Knabe geht an seiner Seite durch Felder und Wiesen auf eine hügelige Gegend zu. Hinter dieser befindet sich eine weite Mulde, die eine Ausdehnung von einigen Hektar hat und deren Felder sehr gepflegt sind. In der Mitte sehe ich ein schönes, breites, niedriges Haus, das von gut gepflegten Gärten umgeben ist.

»Das ist das Haus, Herr«, sagt der Junge. »Wenn du mich nicht mehr brauchst, kehre ich nach Hause zurück, um meiner Mutter zu helfen.«

»Geh und sei stets ein guter Sohn. Gott sei mit dir!«

Jesus begibt sich zum Eingang des prunkvollen Landhauses des Ismael. Zahlreiche Diener eilen dem Gast entgegen, der gewiß schon

erwartet wird. Andere benachrichtigen den Hausherrn, der aus dem Haus kommt und während er Jesus entgegengeht tiefe Verneigungen macht.

»Sei willkommen in meinem Hause, Meister!«

»Der Friede sei mit dir, Ismael Ben-Fabi! Du hast nach mir verlangt, und ich komme. Warum wolltest du, daß ich komme?«

»Um die Ehre deiner Anwesenheit zu haben und dich meinen Freunden vorzustellen. Ich möchte, daß sie auch die deinen werden. So, wie ich will, daß du mein Freund bist.«

»Ich bin der Freund aller, Ismael.«

»Das weiß ich, aber bedenke, daß es immer gut ist, auch in den gehobenen Kreisen Freundschaften zu haben, und ich und meine Freunde verkehren in dieser Gesellschaftsschicht. Verzeih, wenn ich es dir sage, aber du vernachlässigst zu sehr diejenigen, die dich unterstützen können . . . «

»Und du gehörst zu ihnen? Warum?«

»Ich gehöre zu diesen, weil ich dich bewundere und möchte, daß du mein Freund bist.«

»Freund! Aber weißt du, Ismael, welche Bedeutung ich diesem Wort beimesse? Für viele bedeutet es einen Bekannten, für andere einen Helfershelfer, wieder für andere einen Diener. Für mich ist es der, der dem Wort des Vaters treu ist. Wer das nicht ist, kann mir nicht Freund sein, und ich kann nicht sein Freund sein.«

»Aber gerade deswegen, weil ich treu sein will, möchte ich deine Freundschaft. Glaubst du es mir nicht? Schau, da kommt Eleasar. Frage ihn, wie ich dich bei den Ältesten verteidigt habe. Eleasar, ich grüße dich. Komm, der Rabbi will dich etwas fragen.«

Großartige Begrüßung und forschende Blicke.

»Sag du, Eleasar, was ich bei unserer letzten Versammlung über den Meister gesagt habe.«

»Oh! Es war ein wirkliches Lob! Eine leidenschaftliche Verteidigung! Ismael hat von dir, Meister, als vom größten Propheten gesprochen, den Israel je gehabt hat, und er hat dies so gut ausgelegt,

daß ich damals Lust bekam, dich zu hören. Ich erinnere mich, wie er beteuerte, daß niemand tiefsinnigere Worte und ein faszinierenderes Auftreten habe als du, und daß Israel, wenn du das Schwert so zu handhaben verstehst wie das Wort, nie einen größeren König haben würde als dich.«

»Mein Reich! . . . Mein Reich ist nicht von dieser Welt, Eleasar.«

»Aber der König von Israel?!«

»Möge sich euer Geist erschließen, um den Sinn der geheimnisvollen Worte zu verstehen. Es wird das Reich des Königs der Könige kommen, aber nicht nach menschlichen Begriffen, weil es nicht vergänglich, sondern ewig ist. Zu ihm kann man nicht auf den geschmückten Straßen des Triumphes, noch auf dem roten Teppich feindlichen Blutes gelangen, sondern auf dem steilen Weg des Opfers und der sanften Leiter der Verzeihung und Liebe. Die Siege über uns selbst werden uns dieses Reich bescheren. Gebe Gott, daß die meisten Menschen Israels mich verstehen. Doch wird es nicht so sein. Ihr denkt an das, was nicht ist. In meiner Hand wird ein königliches, ewiges Zepter sein, und das Volk Israels wird es hineingelegt haben. Kein König wird es aus meinem Haus entwenden und viele in Israel werden es nicht sehen können, ohne vor Schrecken zu erzittern, weil es einen Namen hat, vor dem sie sich fürchten.«

»Glaubst du, daß wir dir nicht folgen könnten?«

»Wenn ihr wolltet, könntet ihr es, aber ihr wollt nicht, und weshalb? Ihr seid schon alt, und das Alter sollte euch verständig und gerecht werden lassen. Gerecht auch euch selbst gegenüber. Junge Menschen können sich irren und es dann bereuen. Aber ihr! Der Tod ist den Alten immer nahe. Eleasar, du bist nicht so sehr von den Theorien vieler deinesgleichen umgarnt. Öffne deinen Geist dem Licht . . . «

Ismael kommt jetzt mit fünf prunkvoll aufgemachten Pharisäern zurück. »Kommt nun ins Haus«, sagt der Herr des Hauses. Durch eine Vorhalle, die reich mit Sitzen und Teppichen ausgestattet ist, gelangen sie in einen Raum, in den Krüge und Schüsseln für die

Wuschungen gebracht werden. Dann kommen sie in den Speisesaal, der für ein reichhaltiges Gastmahl vorbereitet ist.

»Jesus möge an meiner Seite, zwischen mir und Eleasar, Platz nehmen«, ordnet der Hausherr an.

Jesus, der sich inzwischen hinten im Saal bei den etwas eingeschüchterten und vernachlässigten Jüngern aufgehalten hat, muß nun seinen Ehrenplatz einnehmen.

Das Gastmahl nimmt seinen Anfang mit zahlreichen Fleischgerichten und verschiedenen gebratenen Fischen. Weine, und wie mir scheint, Sirupe oder zumindest Honigwasser werden immer wieder gereicht.

Alle versuchen, Jesus zum Reden zu bringen. Einer, ein ganz zittriger Greis, fragt mit der kreischenden Stimme eines Altersschwachen: »Meister, ist es wahr, daß du, wie man sagt, die Absicht hast, das Gesetz zu ändern?«

»Ich werde kein Jota am Gesetz ändern. Im Gegenteil (und Jesus betont diese Worte ausdrücklich), ich bin eigens gekommen, um es euch wieder in der vollständigen Form zu geben, so wie es war, als ihr es von Mose erhalten habt.«

»Willst du damit sagen, daß es abgeändert wurde?«

»Nein, nie. Einzig, daß es das Geschick aller erhabenen Dinge, die in Menschenhand gelegt wurden, erlitten hat.«

»Was willst du damit sagen? Erläutere dies genauer.«

»Ich will sagen, daß der Mensch durch seinen althergebrachten Hochmut und seine überkommene Tendenz zur dreifachen Neigung zur Sünde die Geradheit des Wortes nachträglich verbessern wollte, und daraus etwas gemacht hat, was die Gläubigen bedrückt, während es für die Verbesserer nur eine Ansammlung abgedroschener Worte ist ... welche man den anderen überläßt.«

»Aber Meister! Unsere Rabbis ... «

»Das ist eine Beschuldigung!«

»Enttäusche uns nicht in unserem Begehren, dir zu nützen! ... «

»He, he, sie haben recht, dich einen Rebellen zu nennen!«

»Ruhe! Jesus ist mein Gast! Dir steht es frei zu sprechen.«

»Bereits zu Beginn ihrer Arbeit bemühten sich unsere Rabbis, und zwar in heiliger Absicht, das Gesetz verständlicher zu gestalten, um seine Befolgung zu erleichtern. Gott selbst begann damit, als er den Worten der Zehn Gebote sehr genaue Erläuterungen hinzufügte, damit der Mensch keinen Vorwand habe, und nicht sage, er habe sie nicht verstanden. Es ist daher ein heilsames Werk, wenn unsere Lehrer das von Gott dem Geiste gegebene Brot für die Kleinen in Stücklein brechen, ein heilsames Werk, solange es in aufrichtiger Absicht geschieht. Doch geschah dies nicht immer so, und heute weniger denn je. Aber weshalb wollt ihr mich zum Sprechen ermuntern, da ihr doch gekränkt seid, wenn ich euch die Sünden der Mächtigen aufzähle?«

»Sünden! Sünden! Haben wir denn nichts als Sünden?«

»Ich wollte, ihr hättet nur Verdienste.«

»Aber wir haben keine. Das denkst du doch, denn dein Auge verrät es. Jesus, nicht durch Tadel gewinnt man die Mächtigen zum Freund, und so wirst du auch nicht herrschen, da du diese Kunst nicht kennst.«

»Ich verlange nicht zu herrschen, wie ihr vermutet, und erbettle keine Freundschaften. Ich will Liebe, aber ehrliche und heilige Liebe. Eine Liebe, die von mir auf jene überströmt, die ich liebe, und die sich dadurch kundtut, daß man den Armen erweist, was ich predige: Barmherzigkeit!«

»Seit ich dich gehört habe, habe ich nicht mehr Wucher getrieben«, sagt einer.

»Gott wird es dir vergelten.«

»Der Herr ist mein Zeuge, daß ich keinen Diener, der Peitschenhiebe verdient hätte, mehr geschlagen habe, seit mir eines deiner Gleichnisse erzählt wurde«, sagt ein anderer.

»Und ich? Mehr als zehn Scheffel Weizen habe ich auf den Feldern für die Armen zurückgelassen«, wendet ein anderer ein.

Die Pharisäer loben sich selbst auf wunderbare Weise.

Ismael hat nichts gesagt, da fragt ihn Jesus: »Und du, Ismael?«

»Oh, ich! Schon immer habe ich Barmherzigkeit geübt, und brauche nur weiterhin so zu handeln, wie ich es bisher getan habe.«

»Gut für dich! Wenn dem so ist, bist du ein Mensch, der keine Gewissensbisse kennt.«

»Oh, wirklich nicht!«

Jesus durchbohrt ihn mit seinen saphirblauen Augen. Eleasar berührt ihn am Arm: »Meister, höre mich an. Ich muß dir einen besonderen Fall vortragen. Letzthin habe ich ein Eigentum erworben von einem Unglücklichen, der sich wegen einer Frau ruiniert hat. Er hat mir sein Haus verkauft, ohne mich darauf hinzuweisen, daß auf dem Gut eine alte, blinde und halb taube Dienerin war, seine Amme. Der Verkäufer will sie nicht. Ich ... will sie auch nicht. Aber sie auf die Straße werfen ... Was würdest du tun, Meister?«

»Was würdest du sagen, wenn du einem anderen einen Rat geben müßtest?«

»Ich würde sagen: „Behalte sie. Wegen des Brotes, das du ihr gibst, wirst du nicht zugrunde gehen.“«

»Und weshalb würdest du das sagen?«

»Nun ... weil ich denke, daß ich so handeln würde, und wollte, daß auch mir so geschähe ... «

»Du bist sehr nahe an der Gerechtigkeit, Eleasar. Tue, wie du den anderen raten würdest, zu tun, und der Gott Jakobs wird immer mit dir sein.«

»Danke, Meister.«

Die anderen murren untereinander.

»Was habt ihr zu murren?« fragt Jesus. »Habe ich nicht richtig geantwortet? Hat Eleasar nicht gerecht gesprochen? Ismael, verteidige nun deine Gäste, du, der du immer barmherzig gewesen bist.«

»Meister, du sprichst gut, aber ... wenn man immer so handeln würde, würde man zum Opfer der anderen.«

»Deiner Meinung nach wäre es besser, wenn die anderen unsere Opfer wären, nicht wahr?«

»Das sage ich nicht. Aber es gibt Fälle ... «

»Das Gesetz sagt, man soll Barmherzigkeit üben ... «

»Ja, am armen Bruder, am Fremdling, am Pilger, an Witwen und Waisen. Aber diese Alte, die Eleasar in seinem Haus vorgefunden hat, ist weder seine Schwester, noch eine Pilgerin, weder eine Fremde, noch eine Waise oder eine Witwe. Nichts ist sie für ihn, nicht mehr und nicht weniger als ein alter Gebrauchsgegenstand, der ihm nicht gehört und den der wirkliche Eigentümer in dem verkauften Haus vergessen hat. Daher könnte Eleasar sie auch ohne irgendwelche Skrupel fortjagen, denn schließlich wäre nicht er, sondern ihr wirklicher Gebieter an ihrem Tode schuld ... «

»... der sie nicht ernähren könnte, weil er jetzt verarmt ist und daher auch keine Verpflichtungen mehr hat. Wenn die Alte vor Hunger sterben würde, dann wäre es ihre eigene Schuld. Ist es nicht so?«

»So ist es, Meister. Das ist das Los derer, die ... zu nichts mehr nütze sind. Kranke, Alte und Arbeitsuntaugliche sind zum Elend, zum Betteln verurteilt, und der Tod wäre das Beste für sie ... So ist es, seit die Welt besteht, und so wird es immer sein!«

»Jesus, erbarme dich meiner!« Ein Jammern dringt durch die versperrten Fenster; denn der Raum ist vielleicht wegen der Kälte geschlossen und die Leuchter sind angezündet worden.

»Wer ruft mich?«

»Irgendein Störenfried, ich werde ihn wegjagen lassen. Oder, es könnte auch ein Bettler sein. Dann werde ich ihm ein Brot geben lassen.«

»Jesus, ich bin krank. Rette mich!«

»Ich habe es ja gesagt, daß es irgendein lästiger Mensch ist. Nun werde ich die Diener bestrafen, weil sie ihn durchgelassen haben«, murrte Ismael und steht auf.

Aber Jesus, der wenigstens zwanzig Jahre jünger und um einen Kopf größer ist als er, legt ihm seine Hand auf die Schulter, zwingt ihn, sich niederzusetzen, und gebietet: »Bleib, Ismael. Ich will den, der mich sucht, sehen. Laßt ihn eintreten.«

Es kommt ein Mann mit noch ganz schwarzem Haar herein. Er mag ungefähr vierzig Jahre alt sein, ist aufgebläht und rund wie ein Faß. Seine Haut ist gelb wie eine Zitrone, und seine Lippen violett. Mit halbgeöffnetem Mund steht er keuchend da. Er ist in Begleitung der Frau, über die im ersten Teil der Vision berichtet wird.

Der Mann kommt wegen seiner Krankheit und der Angst, die ihn gepackt hat, nur mühsam voran. Er sieht, daß man ihn so böse anschaut. Aber Jesus hat seinen Platz verlassen, ist dem Unglücklichen entgegengegangen, um ihn bei der Hand zu nehmen und ihn in die Mitte des Saales, in den freien Raum zwischen den Tischen, die U-förmig aufgestellt sind, zu führen. Genau unter dem Leuchter stehen sie nun.

»Was möchtest du von mir?«

»Meister ... ich habe dich so sehnlichst gesucht ... schon so lange ... Ich will nichts anderes als die Gesundheit ... meiner Frau und der Kinder wegen ... Du kannst alles ... Siehst du, wie ich zugerichtet bin? ... «

»Und du glaubst, daß ich dich heilen kann?«

»Ob ich es glaube! ... Jeder Schritt ist für mich ein Schmerz, jede Erschütterung bereitet mir Pein ... und dennoch habe ich Meilen zurückgelegt, um dich zu suchen ... Dann bin ich auch mit dem Wagen hinter dir hergefahren ... aber ich habe dich nicht erreichen können ... Und wie ich es glaube! ... Es wundert mich, daß ich noch nicht geheilt bin, da meine Hand in der deinen liegt, denn alles ist heilig an dir, du Heiliger Gottes!«

Der Arme schnauft wie ein Blasebalg infolge der Anstrengung, die ihn diese vielen Worte kosten. Die Frau betrachtet ihren Mann und dann Jesus und weint.

Jesus schaut beide an und lächelt. Dann wendet er sich um und fragt: »Du, alter Schriftgelehrter (es betrifft den zittrigen Alten, der zuerst gesprochen hat), antworte mir: Ist es erlaubt, am Sabbat zu heilen?«

»Am Sabbat ist es nicht erlaubt, Werke zu vollbringen, was immer es auch sei.«

»Nicht einmal, jemanden vor der Verzweiflung zu retten? Das ist doch keine Handarbeit.«

»Der Sabbat ist dem Herrn heilig.«

»Welches Werk ist des Tages, der dem Herrn heilig ist, würdiger als jenes, welches bewirkt, daß ein Kind Gottes zum Vater sagt: „Ich liebe dich und preise dich, weil du mich geheilt hast“?!«

»Er muß es tun, auch wenn er unglücklich ist.«

»Hananja, weißt du, daß in diesem Augenblick dein schönster Wald in Flammen steht, und der ganze Hang des Hermon im Purpur der Flammen leuchtet?«

Der Alte springt auf, als hätte ihn eine Viper gebissen: »Meister, sagst du die Wahrheit oder machst du einen Scherz?«

»Ich sage die Wahrheit. Ich sehe und weiß.«

»Oh, ich Armer! Mein schönster Wald! Tausende Hektar in Asche! Verflucht! Verflucht die Hunde, die mir das Feuer gelegt haben! Sie sollen in ihren Eingeweiden brennen wie meine Bäume.« Der Alte ist verzweifelt.

»Es ist nur ein Wald, Hananja, und du beklagst dich! Warum lobst du nicht den Herrn in diesem Unglück? Dieser hier verliert nicht Bäume, die wieder wachsen, sondern das Leben und das Brot für die Kinder, und er sollte Gott loben, während du es nicht tust? Nun, Schriftgelehrter, ist es mir also nicht erlaubt, diesen hier am Sabbat zu heilen?«

»Seid verflucht, du, er und der Sabbat! Ich habe an anderes zu denken ...« Nachdem er Jesus, der ihm seine Hand auf den Arm gelegt hatte, einen Stoß versetzt hat, rennt er wütend hinaus, und man hört, wie er mit seiner heiseren Stimme schreit, damit man ihm seinen Wagen bringt.

»Und nun?« fragt Jesus, indem er zu den anderen hinschaut. »Sagt ihr mir nun, ob es erlaubt ist oder nicht?«

Keine Antwort. Eleasar erschauert in der Kälte, die in den Saal eingedrungen ist, und neigt das Haupt, nachdem er den Mund halb geöffnet und sogleich wieder geschlossen hat.

»Nun gut, dann werde ich sprechen«, sagt Jesus, und in würdevoller Haltung und mit klarer Stimme, wie immer, wenn er ein Wunder wirkt, sagt er: »Ich werde sprechen. Ich spreche und sage dir: Mensch, es geschehe dir nach deinem Glauben, sei geheilt. Lobe den Ewigen, und gehe hin in Frieden!«

Der Mann bleibt wie gebannt stehen. Vielleicht glaubte er, auf einen Schlag wieder schlank zu werden wie früher, und es scheint ihm, daß er noch nicht geheilt ist. Aber wer weiß, was er fühlt ... Er schreit vor Freude auf, wirft sich Jesus zu Füßen und küßt sie.

»Geh nun und sei immer gut! Lebe wohl!«

Der Mann geht hinaus, gefolgt von seiner Frau, die sich bis zuletzt immer wieder umdreht, um Jesus zu grüßen.

»Aber Meister ... in meinem Hause ... am Sabbat ... «

»Ich weiß, daß du es nicht gutheißest, und deswegen bin ich gekommen. Du willst mein Freund sein? Nein, du bist mein Feind, denn du bist weder mir, noch Gott gegenüber aufrichtig.«

»Willst du mich jetzt beleidigen?«

»Nein, ich sage die Wahrheit. Du hast gesagt, daß Eleasar nicht verpflichtet ist, jener Greisin zu Hilfe zu kommen, weil sie nicht ihm gehört. Aber du hattest zwei Waisenkinder auf deinem Gut, Kinder von zwei treuen Dienern, die in deinem Dienst bei der Arbeit gestorben sind: der eine mit der Sichel in der Hand, die andere wegen Überanstrengung, weil du zu große Anforderungen an sie gestellt hast, denn sie mußte ja auch die Arbeit ihres Gatten bewältigen. Du hast ihr gesagt: „Ich habe einen Vertrag mit zwei Personen abgeschlossen, und wenn du weiterhin in meinen Diensten bleiben willst, mußt du auch die Arbeit deines verstorbenen Mannes verrichten.“ Sie hat sie getan und ist mit dem bereits empfangenen Kind gestorben, denn sie war schwanger. Nicht einmal das Erbarmen hast du ihr gezeigt, das man für ein gebärendes Tier hat. Wo bleiben jetzt die beiden Kinder?«

»Ich weiß es nicht ... Sie sind eines Tages verschwunden.« »Lüge jetzt nicht, es genügt schon, daß du grausam gewesen bist. Es ist

nicht nötig, auch noch Lügen hinzuzufügen, um deinen Sabbat Gott verhaßt zu machen, auch wenn du knechtliche Arbeiten vermeidest. Wo sind diese Kinder?»

»Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht mehr, glaube mir!« »Aber ich weiß es, denn ich habe sie an einem kalten, regnerischen, finsternen Novemberabend gefunden. Hungernd und frierend waren sie vor einem Hause, wie zwei Hündlein auf der Suche nach einem Bissen Brot ... verflucht und verjagt von jemandem, der das Herz eines Hundes hat, ja, weniger Gefühl als ein richtiger Hund, denn ein Hund hätte Erbarmen gezeigt mit diesen beiden Waisenkindern. Du und jener Mann aber, ihr habt euch ihrer nicht erbarmt. Ihre Eltern nützten dir nichts mehr, nicht wahr? Sie waren tot. Die Toten weinen alleine in ihren Gräbern, weil sie das Schluchzen ihrer unglücklichen, verwehrlosten Kinder hören, um die sich niemand kümmert. Die Toten jedoch tragen ihre Tränen und die Tränen ihrer Waisen in ihrem Geist zu Gott und bitten: „Herr, räche du dich an unserer Stelle, denn die Welt unterdrückt die, die man nicht mehr ausnützen kann.“ Die Kinder waren dir zu nichts nütze, nicht wahr? Ja und nein, denn das Mädchen hätte dir dazu dienen können, Ähren zu sammeln ... Aber du hast sie verjagt und ihnen auch das Wenige versagt, was Vater und Mutter gehörte. Sie hätten vor Hunger und Kälte wie zwei Hunde auf einem Feldweg sterben können. Sie hätten sich durchschlagen können, wenn der Junge ein Dieb und das Mädchen eine Hure geworden wäre, denn der Hunger treibt zur Sünde. Aber was kümmert dich das schon! Vorhin hast du das Gesetz, auf deine eigenen Theorien gestützt, zitiert, und sagt das Gesetz etwa nicht: „Fügt Witwen und Waisen keinen Schaden zu, denn wenn ihr ihnen dieses Leid antut, werden sie ihre Stimmen zu mir erheben, und ich werde ihr Rufen erhören. Mein Zorn wird aufflammen, und ich werde euch durch das Schwert ausrotten, und eure Frauen werden zu Witwen und eure Kinder zu Waisen werden?“ Steht es im Gesetz nicht so? Und warum beachtest du es dann nicht? Du willst mich anderen gegenüber verteidigen? Warum verteidigst du dann

meine Lehre nicht, wenn sie dich selbst betrifft? Du möchtest ein Freund von mir sein? Warum tust du dann das Gegenteil von dem, was ich sage?

Einer von euch läuft atemlos davon und rauft sich die Haare, weil das Feuer einen seiner Wälder vernichtet. Aber um der Ruinen seines Herzens willen rauft er sich nicht die Haare. Und du, auf was wartest du um es zu tun? Warum glaubt ihr immer, vollkommen zu sein, nur weil das Schicksal euch einen hohen gesellschaftlichen Rang zugeteilt hat? Selbst wenn ihr in einigen Dingen höher gestellt wäret, warum sucht ihr dann nicht, es in allem zu sein? Warum haßt ihr mich, weil ich eure Fehler aufdecke? Ich bin der Arzt eurer Seelen, und wie kann denn ein Arzt heilen, wenn er nicht die Wunden aufdeckt und sie reinigt? Wißt ihr nicht, daß viele, und auch jene Frau, die soeben fortgegangen ist, die ersten Plätze beim Gastmahl Gottes verdienen, obwohl sie ihrem Äußeren nach gering erscheinen? Nicht auf das Äußere kommt es an, sondern im Herzen und in der Seele ist der Wert eines Menschen. Gott sieht euch und richtet euch von der Höhe seines Thrones. Wie viele sieht er, die besser sind als ihr! Daher hört mir zu!

Dies soll eure Verhaltensregel sein: Wenn man euch zu einem Hochzeitsmahl einlädt, wählt immer den letzten Platz. Doppelte Ehre wird euch zuteil, wenn der Hausherr euch auffordert: „Freund, komm nach vorn.“ Ehre des Verdienstes und Ehre der Demut. Welch traurige Stunde ist es jedoch für den Hochmütigen, wenn er beschämt wird und hören muß, wie man ihn zurechtweist: „Geh dort nach hinten, denn hier ist einer, der höher steht als du.“ Handelt ebenso beim geheimnisvollen Gastmahl eures Geistes, beim Hochzeitsmahl mit Gott. Wer sich erniedrigt, wird erhöht werden, und wer sich erhöht, wird erniedrigt werden.

Ismael, hasse mich nicht, weil ich dich heilen will. Ich hasse dich nicht und bin gekommen, um dich zu heilen. Du bist kränker als jener Mann, denn du hast mich eingeladen um deines eigenen Ruhmes willen und um deine Freude zufriedenzustellen. Oft gibst du

Einladungen, aber aus Hochmut und zum Vergnügen. Tue das nicht! Lade nicht Reiche, Verwandte und Freunde ein, sondern öffne dein Haus, öffne dein Herz den Armen, den Bettlern, den Krüppeln, den Lahmen, den Waisen und Witwen. Sie werden dir nur Segen bringen als Entgelt, doch Gott wird ihn in Gnaden für dich umwandeln. Dann, am Ende ... Oh, welch glückliches Los erwartet alle Barmherzigen, die einst bei der Auferstehung der Toten von Gott belohnt werden!

Wehe denen, die nur der Hoffnung auf Nutzen schmeicheln und ihr Herz dem Bruder verschließen, der ihnen nicht mehr dienen kann. Wehe ihnen! Ich werde mich anstelle der Verlassenen rächen.«

»Meister ... ich ... ich möchte dich zufriedenstellen und die Kinder wieder zu mir nehmen.«

»Nein.«

»Warum?«

»Ismael?! ... «

Ismael will den Demütigen spielen und läßt den Kopf sinken. Aber er ist eine Viper, der das Gift ausgedrückt worden ist und die nicht beißt, weil sie kein Gift mehr hat, aber nur darauf wartet, beißen zu können.

Eleasar bemüht sich, den Frieden wieder herzustellen indem er sagt: »Selig jene, die in ihrem Geist am Gastmahl Gottes im ewigen Reich teilnehmen. Doch glaube mir, Meister, manchmal ist es das Leben, das uns daran hindert ... unsere Verpflichtungen ... die Beschäftigungen ... «

Jesus erzählt nun das Gleichnis vom Gastmahl und schließt mit den Worten: »Die Verpflichtungen ... die Beschäftigungen, hast du gesagt. Es ist wahr. Aber deswegen habe ich dir zu Beginn dieses Gastmahles gesagt, daß man mein Reich mit den Siegen über sich selbst und nicht mit Waffen auf dem Schlachtfeld erobert. Die Plätze beim großen Gastmahl sind für die, die demütigen Herzens sind, die groß zu sein wissen durch ihre treue Liebe, kein Opfer scheuen und alles überwinden, um zu mir zu gelangen. Eine einzige Stun-

de kann genügen, um ein Herz zu verwandeln, wenn dieses Herz willens ist. Ein Wort kann genügen, und ich habe euch viele gesagt, und beobachte euch . . . In einem Herzen sehe ich eine heilige Pflanze sprießen, in einem anderen Bedrängnisse für mich, und in den Bedrängnissen Vipern und Skorpione. Es macht nichts. Ich gehe meinen geraden Weg, und wer mich liebt, der folge mir nach. Ich gehe rufend durch die Welt. Die nach der Wahrheit suchen, mögen zur Quelle kommen, und die anderen wird der himmlische Vater richten.

Ismael, ich grüße dich. Hasse mich nicht. Denke über meine Worte nach und erkenne, daß ich aus Liebe und nicht aus Haß streng war. Der Friede sei mit diesem Hause und seinen Bewohnern. Der Friede sei mit all denen unter euch, die Frieden verdienen.«

381 Jesus mit seinen Vettern und mit Petrus und Thomas in Nazaret

Jesus und die Seinen befinden sich wieder auf der Straße, die von der Ebene Jesreel nach Nazaret führt. Sie müssen irgendwo übernachtet haben, denn es ist wieder Morgen. Eine Zeitlang legen sie ihren Weg schweigend zurück. Jesus geht zuerst allein voran, dann ruft er Petrus und Simon zu sich, und schließlich erreichen sie in einer geschlossenen Gruppe eine Abzweigung, die nach Nordosten führt. Die Berge sind nun auf beiden Seiten nahe.

Jesus gebietet denen, die gerade sprechen, zu schweigen und sagt: »Jetzt trennen wir uns. Ich gehe mit den Brüdern und mit Petrus und Thomas nach Nazaret, und ihr werdet unter der Führung von Simon dem Zeloten auf dem Weg zum Tabor und der Karawanen nach Daberat, Tiberias, Magdala und Kafarnaum gehen. Von dort begebte ihr euch dann nach Meron und haltet bei Jakob an, um zu sehen, ob er sich bekehrt hat, und bringt Judas und Hanna meinen Segen. Wohnt dort, wo man am meisten darauf besteht, euch zu beherbergen, und bleibt jeweils nur eine Nacht an jedem Ort, denn

am Abend des Sabbats wollen wir uns auf der Straße nach Sefed wieder treffen. Ich werde den Sabbat in Chorazin, im Hause der Witwe, feiern. Geht dort vorbei und verständigt sie. So wird auch Judas seinen Seelenfrieden wieder erlangen, wenn er sich davon überzeugen kann, daß Johannes sich auch an diesen gastlichen Orten nicht aufhält . . . «

»Meister! Aber ich glaube . . . «

»Es ist doch gut, wenn du dich selbst vergewisserst, um nicht vor Kajaphas und Hannas erröten zu müssen, wie auch ich weder vor dir noch vor einem anderen Menschen erröte, wenn ich behauptete, daß Johannes nicht mehr bei uns ist. Thomas nehme ich mit nach Nazaret. So kann er auch bezüglich dieses Ortes beruhigt sein, wenn er sich dort mit eigenen Augen davon überzeugen kann . . . «

»Aber ich, Meister! Was kümmert mich das? Es tut mir sogar leid, daß dieser Mann nicht mehr bei uns ist. Was gewesen ist, ist gewesen. Aber seit wir ihn kennen, ist er stets besser gewesen als viele berühmte Pharisäer. Mir genügt es zu wissen, daß er dich nicht verleugnet und dir kein Leid zugefügt hat, und dann . . . kann er von mir aus noch auf Erden oder bereits im Schoß Abrahams sein, das ist ja nicht wichtig für mich. Glaube es mir. Selbst wenn er in meinem Hause wäre . . . würde ich keinen Abscheu empfinden. Ich hoffe, daß du jetzt nicht denkst, daß dein Thomas in seinem Herzen mehr als nur eine natürliche Neugierde verspürt, und nicht etwa Widerwillen oder den Anreiz zu mehr oder weniger berechtigten Nachforschungen, oder die Neigung, freiwillig, unfreiwillig oder mit Erlaubnis herumzuspüren, oder auch den Wunsch, zu schaden . . . «

»Du beleidigst mich! Du machst Anspielungen auf mich! Du lügst! Du hast doch gesehen, daß mein Benehmen in dieser Zeit stets gut war. Warum sagst du dann dies alles? Was kannst du über mich sagen? Sprich!« Judas ist giftig und wütend.

»Ruhe! Thomas, antwortet nur mir allein auf meine Fragen, und ich glaube den Worten von Thomas; aber ich will es so, und so soll es sein, und keinem von euch steht das Recht zu, mir meine Handlungsweise vorzuwerfen.«

»Ich werfe dir nichts vor ... Ich habe mich von der Anspielung betroffen gefühlt und ... «

»Ihr seid zwölf. Warum hat das, was ich zu euch allen gesagt habe gerade nur dich getroffen?« fragt Thomas.

»Weil ich es war, der Johannes überall gesucht hat.«

Jesus sagt: »Auch andere deiner Gefährten haben ihn gesucht, und wieder andere Jünger werden es noch tun, und deshalb wird sich niemand von den Worten des Thomas betroffen fühlen. Es ist keine Sünde, wenn man sich in ehrlicher Gesinnung nach einem Mitjünger erkundigt. Es ist auch nichts Beleidigendes in den ausgesprochenen Worten, wenn in uns nur Liebe und Redlichkeit ist, wenn nichts unser Herz quält und überempfindlich macht, weil es schon von Gewissensbissen verwundet ist. Warum willst du in Gegenwart deiner Gefährten diese Einwände vorbringen? Möchtest du der Sünde verdächtigt werden? Zorn und Hochmut sind zwei schlechte Begleiter, Judas. Sie lassen den Menschen in einen Wahn verfallen, und ein dem Wahn Verfallener sieht, was nicht ist, und sagt, was er nicht sagen sollte ... so wie Habsucht und Begierde zu schlechten Handlungen antreiben, bis zu ihrer Befriedigung ... Befreie dich von diesen niederträchtigen Eigenschaften ... und wisse, daß während der vielen Tage deiner Abwesenheit stets gute Eintracht unter uns geherrscht hat, und daß mir deine Gefährten immer gehorcht und sich gegenseitig geachtet haben. Wir haben uns geliebt, verstehst du? ... Lebt wohl, geliebte Freunde. Geht und liebt! Versteht ihr? Liebet einander, ertragt euch, sprecht wenig und tut Gutes. Der Friede sei mit euch!«

Er segnet sie, und während sie nach rechts abbiegen, setzt Jesus seinen Weg zusammen mit den Vettern und Petrus und Thomas in tiefem Schweigen fort.

Dann ruft Petrus laut: »Bah!«, was den Schlußpunkt einer wer weiß wie langen Überlegung setzen soll. Die anderen schauen ihn an ...

Jesus ist gleich bereit, weitere Fragen zu verhindern, indem er sagt:

»Seid ihr beide zufrieden, mit mir nach Nazaret zu kommen?« und legt seine Arme um die Schultern von Petrus und Thomas.

»Das fragst du uns noch?« antwortet Petrus in seiner Überschwenglichkeit.

Thomas, nun etwas ruhiger, und mit seinem rundlichen Gesicht, das vor Freude strahlt, fügt an: »Weißt du nicht, daß für mich die Nähe deiner Mutter so süß und wohltuend ist, daß sich dies nicht in Worten ausdrücken läßt? Maria ist meine Liebe. Ich bin nicht jungfräulich, und ich war auch nicht dagegen, eine Familie zu gründen und hatte schon einige Mädchen in die engere Wahl gezogen. Doch war ich noch nicht sicher, welche von ihnen ich zur Frau nehmen wollte. Aber jetzt! Jetzt! Ach! Meine Liebe ist Maria! Eine für die Sinne nicht zu erfassende Liebe! Die Sinnlichkeit erlischt schon allein beim Gedanken an sie, der Seele seligmachende Liebe! Ach! Alles, was ich an den Frauen gesehen habe, auch bei den liebsten, wie meine Mutter und meine Zwillingschwester, alles, was ich Gutes an ihnen bemerke, vergleiche ich mit dem, was ich in deiner Mutter erkenne, und sage mir dann: In ihr ist alle Gerechtigkeit, alle Gnade und Schönheit vereint. Ein paradisisches Blumenbeet ist ihr lieblicher Geist ... ein Gedicht ihr Antlitz ... Oh, daß wir in Israel, die wir nicht einmal an die Engel zu denken wagen und wo die Kerubim des Allerheiligsten mit ehrfurchtsvollem Zittern betrachtet werden ... Wie töricht sind wir doch, daß wir bei ihrem Anblick nicht zehnmal mehr in Ehrfurcht erzittern! ... da sie doch, und ich bin dessen sicher, in den Augen Gottes alle Schönheit der Engel übertrifft ... «

Jesus blickt auf den von der Liebe zu seiner Mutter Überwältigten, der sich gleichsam zu vergeistigen scheint, so sehr verwandeln seine Gefühle für Maria den gutmütigen Ausdruck seines Gesichtes. »Nun gut, einige Stunden werden wir mit ihr zusammen sein, denn wir werden uns bis übermorgen in Nazaret aufhalten. Dann gehen wir nach Tiberias, um die beiden Kinder aufzusuchen, und nehmen ein Boot nach Kafarnaum.«

»Und Betsaida?« fragt Petrus.

»Auf dem Rückweg, Simon, gehen wir dorthin und holen Margziam für die österliche Pilgerfahrt ab.«

Am Abend desselben Tages sind sie in Nazaret, in dem stillen Häuschen, und Petrus und Thomas schlafen schon. Mutter und Sohn halten eine liebevolle Zwiesprache.

»Alles ist gut gegangen, meine Mutter, und nun sind sie ruhig. Deine Gebete haben den Pilgern geholfen und heilen nun ihre Schmerzen, wie Tau auf dürstenden Blumen.«

»Deinen Schmerz möchte ich heilen, mein Sohn! Wieviel mußt du gelitten haben! Schau! Die Schläfen und auch die Wangen fallen ein, und eine Falte durchfurcht deine Stirne wie das Zeichen eines Schwertes. Wer hat dich so verwundet, mein Herz?«

»Der Schmerz! Schmerz zufügen zu müssen, Mutter!«

»Das allein, mein Jesus? Haben deine Jünger dir kein Leid verursacht?«

»Nein, Mutter. Sie sind so gütig wie Heilige gewesen.«

»Die, die bei dir waren ... Aber ich meine alle ... «

»Du siehst, ich habe Thomas mitgebracht, um ihn zu belohnen, und ich hätte auch gerne jene hergebracht, die letztesmal nicht hier waren. Aber ich mußte sie anderswohin entsenden ... «

»Und Judas von Kerijot?«

»Judas ist bei ihnen.«

Maria umarmt ihren Sohn, legt ihr Haupt an seine Schulter und weint.

»Warum weinst du, Mutter?« fragt Jesus und streichelt ihr Haar.

Maria schweigt und weint. Erst als Jesus zum drittenmal fragt, flüstert sie: »Aus Angst ... Ich möchte immer, daß er dich verläßt ... Ich tue unrecht, nicht wahr, wenn ich dies wünsche? Aber so stark, so stark ist meine Angst vor ihm, deinetwegen ... «

»Nur wenn er den Tod finden würde, würden sich die Dinge ändern. Aber weshalb sollte er sterben?«

»Ich hege keine so bösen Wünsche ... denn auch er hat eine Mutter ... und auch er hat eine Seele ... Eine Seele, die immer noch gerettet werden kann. Aber ... oh, mein Sohn, wäre wohl der Tod nicht zu seinem Heil?«

Jesus seufzt und flüstert: »Vielen würde der Tod zum Heil gereichen ...«, dann fügt er mit etwas erhobener Stimme bei: »Weißt du, wie es der alten Johanna geht? Ihre Felder? ...«

»Ich bin mit Maria des Alphäus und Salome des Simon nach dem Hagelwetter dort gewesen. Aber ihr Getreide, wohl weil es mit Verspätung gesät worden ist, war noch nicht aufgegangen, und so hat es auch keinen Schaden erlitten. Vor drei Tagen ist Maria wieder zu ihr gegangen, um nachzusehen. Sie sagt, daß ihre Felder Teppichen gleichen, es sind die schönsten Felder der Umgebung! Rahel geht es gut, und die alte Frau ist glücklich. Auch Maria des Alphäus ist jetzt glücklich, da Simon ganz zu dir steht. Morgen wirst du ihn gewiß sehen, denn er kommt jeden Tag. Heute war er gerade fortgegangen, als du ankamst. Weißt du, niemand hat bemerkt, daß sie hier gewesen sind, sonst hätten sie im Dorf darüber gesprochen. Aber erzähle mir von ihrer Reise, wenn du nicht zu müde bist ...«

Jesus erzählt seiner aufmerksamen Mutter alles, mit Ausnahme der Leiden in der Grotte von Jiftach-El.

382 Die gekrümmte Frau von Chorazin

Jesus befindet sich in der Synagoge von Chorazin, die sich allmählich mit Menschen füllt. Die Vorsteher des Ortes müssen darauf gedrängt haben, daß Jesus an diesem Sabbat bei ihnen lehrt. Ich entnehme dies ihren Erwägungen und den Antworten Jesu.

»Wir sind nicht anmaßender als die Juden oder die von der Dekapolis«, sagen sie, »und dennoch gehst du immer wieder dorthin.«

»Auch hier habe ich dasselbe getan, und euch durch Worte, Werke, Schweigen und durch Taten unterrichtet.«

»Aber da wir starrköpfiger sind als die anderen, ist dies ein Grund mehr, daß du immer wieder kommen mußt ...«

»Schon gut, schon gut.«

»Gewiß ist es gut! Wir gestatten dir gerade deshalb, unsere Synagoge für deine Unterweisung zu benützen, weil wir es für richtig erachten. Nimm daher unsere Einladung an und sprich.«

Jesus breitet die Arme aus, als Zeichen zum Schweigen für die Anwesenden. Im Psalmton, langsam und ausdrucksvoll beginnt er seine Predigt »„Arauna sprach zu David: ‚Mein Herr und König nehme und opfere, was ihn gut dünkt! Siehe, hier sind die Rinder für das Brandopfer, und hier alle Dreschschlitten und das Rindergeschirr als Opferholz! Das alles, mein König, schenkt Arauna dem König; Und er fügte hinzu: ‚Der Herr, dein Gott, sei dir gut und nehme dein Gelübde an.‘ Aber der König antwortete und sagte: ‚Nicht so! Um einen festgesetzten Preis will ich sie von dir erwerben. Ich kann dem Herrn, meinem Gott, nicht geschenkte Brandopfer darbringen;“«

Nun senkt Jesus seinen Blick, denn bis dahin hat er gleichsam mit zur Decke erhobenen Augen gesprochen. Er schaut den Synagogenvorsteher und die vier Ältesten, die bei ihm sind, scharf an und fragt: »Habt ihr den Sinn dieser Worte verstanden?« »Sie stehen im zweiten Buch der Könige geschrieben, dort, wo der heilige König die Tenne des Arauna kauft ... Aber wir verstehen nicht, weshalb du sie uns zitiert hast. Hier wütet nicht die Pest, und es gibt keinen Grund, ein Brandopfer darzubringen; zudem bist du kein König ... wir wollen sagen: du bist es noch nicht.«

»Wahrlich, ihr seid langsam im Erfassen der Sinnbilder, und euer Glaube ist noch unsicher, denn wenn er gefestigt wäre, würdet ihr erkennen, daß ich schon König bin, wie ich gesagt habe, und wenn ihr eine wache gefühlsmäßige Erkenntnis hättet, würdet ihr einsehen, daß hier eine viel schlimmere Pest wütet, als die, welche David plagte. Hier herrscht jene des Unglaubens, die euch zugrunde richtet.«

»Nun gut, wenn wir langsam im Erfassen und ungläubig sind, dann verleihe uns Verstand und Glauben und erkläre, was du uns damit hast sagen wollen.«

»Ich sage: ich bringe Gott keine erzwungenen Opfer dar, solche, die aus elendem Eigennutz dargebracht werden. Ich, der ich gekommen bin, um zu euch zu sprechen, akzeptiere es nicht, daß ich nur dann sprechen darf, wenn ihr es mir erlaubt. Es ist mein gutes Recht, und ich bestehe darauf. Sei es nun unter freiem Himmel oder hinter verschlossenen Türen, auf der Höhe der Berge oder in der Tiefe der Täler, auf dem Meere oder an den Ufern des Jordan, überall habe ich das Recht und die Pflicht, zu lehren und durch mein Werk die einzigen Opfer, die Gott wohlgefällig sind, zu erwerben, nämlich: Durch mein Wort bekehrte und gläubig gewordene Herzen. Ihr von Chorazin, habt dem Wort wohl zu reden gestattet, jedoch nicht aus Ehrfurcht und Glauben, sondern weil ihr in eurem Herzen eine Stimme hört, die euch wie ein im Holz nagender Wurm quält: „Dieser Frost ist die Strafe für unsere Herzenshärte.“ Ihr möchtet wieder gutmachen aber des Geldes wegen und nicht eurer Seele wegen. O heidnisches und starrköpfiges Chorazin! Doch nicht alle Menschen in Chorazin sind so, und ich werde für die, die nicht so sind, in einem Gleichnis sprechen.

Hört! Einem Goldschmied wurde von einem törichtem Reichen ein großer Klumpen gebracht aus einer Masse, die so blond war wie feinsten Honig, mit dem Auftrag, daraus einen verzierten Krug anzufertigen.

„Das Material eignet sich nicht zur Verarbeitung“, sagte der Goldschmied zu dem Reichen. „Siehst du? Es ist zu weich und nachgiebig. Wie könnte ich es formen und hämmern?“

„Wie? Es ist nicht geeignet? Das ist ein kostbares Harz, und ein Freund von mir hat ein kleines Krüglein, in dem sein Wein einen ganz besonderen Geschmack bekommt. Ich habe es sehr teuer bezahlt, um einen größeren Krug zu haben und so meinen Freund zu übertrumpfen, der sich seines Kruges rühmt. Mache ihn mir, und zwar sofort, sonst werde ich sagen, daß du ein unfähiger Künstler bist.“

„Der Krug deines Freundes wird aus goldfarbenem Alabaster sein!“

„Nein, er ist aus dem gleichen Material.“

„Er wird aus feinem Bernstein sein.“

„Nein, er ist aus diesem Material.“

„Angenommen, daß er aus demselben Material ist, dann ist es fester, hart geworden im Laufe der Jahrhunderte oder durch Beimischung von anderem festigenden Material. Frage ihn danach, und dann komme wieder und sage mir, wie sein Gefäß gemacht wurde.“

„Nein. Er hat mir diesen Klumpen selbst verkauft und mir versichert, daß man ihn so verwendet.“

„Dann hat er dich also betrogen, um dich für deinen Neid wegen seines schönen Kruges zu bestrafen.“

„Gib acht, wie du sprichst! Arbeite, oder ich werde dich bestrafen und dir den Laden wegnehmen, der nicht einmal so viel wert ist, wie mich dieses wunderbare Harz gekostet hat.“

Tief betrübt machte sich der Künstler ans Werk. Er fertigte eine Paste an ... aber die Paste blieb an seinen Fingern hängen. Er versuchte, ein Stückchen mit Kitt und Pulver zu härten ... aber das Harz verlor seine Durchsichtigkeit. Er brachte es schließlich in den Schmelzofen, in der Hoffnung, daß es durch die Hitze gehärtet würde, doch händeringend mußte er es wieder herausnehmen, da es flüssig geworden war. Dann schickte er jemanden auf den großen Hermon, um verharschten Schnee zu holen, und tauchte es in diesen ein. Es wurde hart und schön, doch ließ es sich nicht mehr modellieren. „Ich werde es mit dem Meißel behauen“, nahm er sich vor, doch beim ersten Meißelhieb sprang das Harz in Stücke.

Der Künstler, ganz verzweifelt und fest überzeugt, daß sich dieses Material nicht bearbeiten ließe, machte einen letzten Versuch und nahm alle Stücke, machte sie in der Hitze des Ofens von neuem flüssig, ließ sie wieder ein wenig im Schnee erkalten, und versuchte die noch etwas weiche Masse mit Spatel und Meißel zu bearbeiten. Die Arbeit glückte ihm, o ja, doch sobald er Meißel und Spatel entfernte, nahm die Masse wieder die ursprüngliche Form an, als wäre sie ein im Backtrog aufgehender Brotteig.

Der Mann gab sich geschlagen, und um der Erpressung des Reichen und seinem eigenen Ruin zu entgehen, lud er in der Nacht Frau, Kinder, Möbel und sein Handwerkszeug auf einen Wagen. In seiner Werkstatt, die nun leer war, ließ er die goldfarbene Masse Harz zurück und legte einen Zettel dazu mit den Worten: „Nicht zu bearbeiten“, und floh über die Grenze . . .

Ich bin gesandt worden, um die Herzen zur Wahrheit und zum Heil zu erziehen, und in meinen Händen habe ich Herzen aus Eisen, Blei, Zinn, Alabaster, Marmor, Silber, Gold, Jaspis und Edelsteinen gehabt. Harte Herzen, wilde Herzen, wertvolle Herzen, kurz, alle Arten von Herzen. An allen habe ich gearbeitet, und viele habe ich geformt nach dem Wunsch dessen, der mich gesandt hat. Einige haben mich verletzt, während ich wirkte, andere haben es vorgezogen, zu zerbrechen, anstatt sich vollends bearbeiten zu lassen, doch vielleicht werden sie in ihrem Haß immer ein Andenken an mich bewahren.

Ihr seid nicht zu bearbeiten, denn weder Liebesglut, noch geduldige Unterweisung, noch die Arbeit des Meißels nützt bei euch, da ihr den Mahnungen gleichgültig gegenübersteht. Sobald meine Hände von euch lassen, werdet ihr wieder zu dem, was ihr vorher gewesen seid. Nur eines müßtet ihr tun, um euch zu ändern: euch gänzlich mir überlassen! Doch das tut ihr nicht, und werdet es nie tun, und der tief betübte Arbeiter überläßt euch eurem Schicksal. Da er jedoch gerecht ist, verläßt er euch nicht alle gleicherweise. Trotz seiner Enttäuschung weiß er alle auszuwählen, die seine Liebe verdienen, und tröstet und segnet sie. Frau, komm zu mir!« sagt er und winkt einer an der Wand stehenden Frau zu, die so gekrümmt ist, daß sie einem Fragezeichen gleicht.

Die Leute schauen in die Richtung, in die Jesus zeigt, sehen jedoch die Frau nicht, die ihrer Haltung wegen Jesus und auch seine Hand nicht sehen kann. »So geh doch, Marta! Er ruft dich«, sagen einige, und die Arme kommt hinkend, auf ihren Stock gestützt, der ihr bis zum Kopf reicht, nach vorne.

Nun steht sie vor Jesus, der zu ihr sagt: »Frau, empfang ein Andenken an meine Durchreise und eine Belohnung für deinen stillen, demütigen Glauben. Sei befreit von deinen Gebrechen!« Seine letzten Worte betont er besonders, indem er ihr seine Hände auf die Schultern legt.

Plötzlich richtet sich die Frau auf, steht aufrecht wie eine Palme da, erhebt ihre Arme und ruft: »Hosanna! Er hat mich geheilt! Er hat auf seine treue Dienerin geschaut und ihr diese Wohltat erwiesen. Lob dem Erlöser und König Israels! Hosanna dem Sohne Davids!«

Das Volk stimmt ein mit seinen Hosannarufen in das Hosanna der Frau, die nun zu Füßen Jesu kniend den Saum seines Gewandes küßt, während er zu ihr sagt: »Geh in Frieden und verharre im Glauben!«

Der Synagogenvorsteher, dem die Worte, die Jesus vor dem Gleichnis gesagt hat, noch immer in den Ohren klingen müssen, will wütend auf den Vorwurf antworten und schreit entrüstet, während die Menge der wunderbar Geheilten einen Weg bahnt: »Sechs Tage sind da zum Arbeiten, sechs Tage, an denen man fordern und geben kann. Kommt daher an diesen Tagen, sowohl zum Fordern, als auch zum Geben. Kommt an diesen Tagen zum Heilen, ohne das Gebot des Sabbats zu verletzen, ihr Sünder und Ungläubige, ihr Verdorbene und Verderber des Gesetzes!« und er versucht, alle aus der Synagoge zu vertreiben, als wolle er die Schänder aus dem Haus des Gebets verjagen.

Aber Jesus, der ihn sieht, und wie er von den vier zuvor erwähnten Ältesten unterstützt wird, sowie von einigen anderen aus der Menge, die durch das „Vergehen Jesu“ noch empörter, verärgerter und gequälter zu sein scheinen, ruft ihnen nun mit auf der Brust verschränkten Armen, ernst und gebieterisch blickend, zu: »Ihr Heuchler! Wer von euch hat an diesem Tag nicht den Ochsen oder den Esel von der Futterkrippe losgebunden, um ihn zur Tränke zu führen, und wer hat nicht den Schafherden die Grasbündel gebracht und die Milch aus den vollen Eutern gemolken? Warum also, wenn

ihr sechs Tage dafür habt, tut ihr es auch heute für die paar Denare Milchgeld oder aus Angst, daß euch Ochs und Esel verdursten könnten? Und ich hätte diese Frau nicht auch am Sabbat von ihren Fesseln befreien sollen, nachdem Satan sie achtzehn Jahre lang gefesselt hielt? Geht! Sie habe ich von ihrem unfreiwilligen Elend erlösen können, doch euch werde ich nie die freiwilligen Fesseln lösen können, ihr Feinde der Weisheit und der Wahrheit!«

Die guten Menschen unter den vielen nicht guten von Chorazin billigen und loben seine Worte, während die anderen, vor Wut keuchend, fliehen und den gehässigen Synagogenvorsteher im Stich lassen.

Auch Jesus läßt ihn stehen und verläßt die Synagoge in Begleitung der Guten, die ihn umringen, bis er das offene Feld erreicht hat, wo er sie ein letztes Mal segnet. Dann schlägt er zusammen mit den Vettern, mit Petrus und Thomas die Hauptstraße ein.

383 Der unfruchtbare Feigenbaum • Auf dem Weg nach Sefed

Die Straße, die nach Sefed führt, verläßt die Ebene von Chorazin, um eine ziemlich bedeutende und dicht bewachsene Bergkette zu erklettern. Ein Wasserlauf durchquert diese Berge, sicher in Richtung des Sees von Tiberias.

Die Pilger warten an einer Brücke, bis die anderen, die zum Meronsee gesandt worden waren, sie erreichen. Sie lassen nicht lange auf sich warten. Zur abgemachten Stunde kommen sie eiligen Schrittes, gesellen sich voller Freude zum Meister und zu den Gefährten und berichten über den Verlauf der Reise. Sie erzählen von einigen Wundern, die abwechselnd von allen Aposteln gewirkt worden sind, wie sie erklären. Aber Judas von Kerijot verbessert: »Mit Ausnahme von mir, dem nichts gelungen ist«, und seine Beschämung bei diesem Bekenntnis ist ihm peinlich.

»Wir haben dir schon gesagt, daß es so gewesen ist, weil wir einen großen Sünder vor uns hatten«, entgegnet Jakobus des Zebedäus,

und erklärt: »Weißt du, Meister, es handelt sich um Jakob, einen Schwerkranken, der dich nur anruft aus lauter Angst vor dem Tod und dem Gericht Gottes. Doch er ist jetzt geiziger denn je, da er nach dem Frost eine schreckliche Mißernte voraussieht. All sein Saatgut ist verloren und er kann kein anderes mehr säen, da er krank ist und seine Magd, die durch mühselige Arbeiten und Hunger erschöpft ist, die Felder nicht pflügen kann. Er spart sogar mit dem Mehl für das Brot, da er befürchtet, eines Tages nichts mehr zu essen zu haben. Wir haben vielleicht gesündigt, aber wir haben den ganzen Freitag bis zum letzten Tageslicht und nach dem Sonnenuntergang sogar im Schein von Fackeln und eines Holzstoßes gearbeitet und einen Großteil seiner Felder gepflügt. Philippus, Johannes und Andreas verstehen sich darauf, und ich auch. Wir haben geschuftet . . . Simon, Matthäus und Bartholomäus kamen hinter uns her und säuberten die Schollen vom aufgegangenen und kurz darauf abgestorbenem Getreide. Judas ist hingegangen, um in deinem Namen etwas Samen von Judas und Hannas zu erbitten, und hat ihnen unseren Besuch für heute versprochen. Er hat sogar einen ausgezeichneten Samen erhalten. Also haben wir uns gesagt: „Morgen werden wir säen“ und deswegen sind wir etwas später gekommen, denn wir haben bei Sonnenuntergang damit begonnen. Der Ewige möge uns verzeihen, daß wir aus diesem Grund gesündigt haben. Judas blieb inzwischen am Bett Jakobs, um ihn zu bekehren. Er kann besser reden als wir, Bartholomäus und der Zelote behaupten dies wenigstens. Aber Jakob blieb allen Argumenten gegenüber taub. Er wollte die Heilung, weil ihm die Krankheit Kosten verursacht. Er beschimpfte auch die Magd und nannte sie eine Faulenzerin.

Um ihn zu beruhigen und angesichts seiner Worte: „Ich werde mich bekehren, wenn ich geheilt werde“, legte ihm Judas die Hände auf. Aber Jakob blieb krank wie zuvor. Judas teilte es uns ganz traurig mit. Bevor wir uns zur Ruhe begaben, versuchten wir es, doch auch wir erlangten kein Wunder. Judas besteht nun darauf, daß dies geschehen ist, weil er bei dir in Ungnade gefallen ist, seit er dir

mißfallen hat, und ist sehr niedergeschlagen. Wir jedoch sind der Meinung, daß es so sein mußte, weil wir einen verstockten Sünder vor uns hatten, der glaubte, alles erreichen zu können, was er wollte, indem er selbst Gott Grenzen setzte und ihm Befehle erteilte. Wer hat nun Recht?«

»Ihr sieben habt recht. Und Judas und Hannas? Wie steht es um ihre Felder?«

»Auch ihre Felder haben ziemlich unter dem Frost gelitten. Aber sie hatten genügend Mittel, und alles ist schon wieder in Ordnung gebracht. Die beiden sind wirklich gut! Nimm, sie schicken dir diese Spende und diese Nahrungsmittel und hoffen, dich bald einmal wiederzusehen. Was uns betrübt, ist der Seelenzustand Jakobs. Ich hätte lieber seine Seele als seinen Leib geheilt ...«, sagt Andreas.

»Und an den anderen Orten?«

»Oh! auf dem Weg nach Daberat, in der Nähe des Dorfes, haben wir – es war Matthäus – einen Mann vom Fieber geheilt, der von einem Arzt herkam, der ihn aufgegeben hatte. Von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang sind wir bei ihm geblieben, und das Fieber ist nicht wiedergekommen. Zudem hat er uns versichert, daß er sich wohl und stark fühlt. Dann hat Andreas einen Bootsmann in Tiberias geheilt, der sich bei einem Sturz auf Deck eine Schulter gebrochen hatte. Er legte ihm die Hände auf, und die Schulter war geheilt. Stell dir den Mann vor! Er wollte uns umsonst nach Magdala, Kafarnaum und Betsaida fahren, wo er geblieben ist, weil dort die Jünger Timoneus von Aera, Philippus von Arbela, Ermastheus und Markus des Joschija sind. Letzterer ist einer von denen, die bei Gamala von der Besessenheit befreit worden sind. Auch Josef, der Bootsverleiher, möchte ein Jünger werden ...

Den Kindern geht es gut bei Johanna. Sie scheinen nicht mehr die gleichen zu sein. Sie waren im Garten und spielten mit Johanna und Chuza ... «

»Ich habe sie gesehen. Auch ich bin dort vorbeigekommen. Erzählt weiter.«

»In Magdala war es Bartholomäus, der ein sittenloses Herz und einen sittenlosen Leib geheilt hat. Wie gut hat er gesprochen! Er hat erklärt, wie die Verwirrung des Geistes Unordnung im Körper hervorruft und jedes Nachgeben der Unehrlbarkeit gegenüber zum Verlust der Ruhe, der Gesundheit und schließlich der Seele führt. Als er ihn reuevoll und überzeugt gesehen hat, hat er ihm die Hand aufgelegt, und der Mann ist geheilt worden. Sie wollten uns in Magdala zurückhalten, aber wir waren gehorsam und sind am nächsten Morgen nach Kafarnaum gefahren.

Dort trafen wir die fünf an, die dich um Gnade gebeten haben. Sie wollten den Ort eben enttäuscht verlassen, aber wir heilten sie und fuhren dann gleich nach Betsaida, um den Fragen des Eli, des Urija und ihrer Begleiter auszuweichen. In Betsaida! ... Aber erzähle du, Andreas, deinem Bruder ... « schließt Jakobus des Zebedäus, der bis jetzt immer gesprochen hat. »O Meister! O Simon! Wenn ihr Margziam sehen könntet! Er ist nicht mehr wiederzuerkennen!«

»O Schicksal! Er wird doch nicht etwa ein Mädchen geworden sein?« ruft Petrus fragend aus.

»Nein, im Gegenteil! Er ist ein schöner Jüngling, groß und schlank, weil er so schnell gewachsen ist ... Wunderbar! Wir haben ihn kaum wiedererkannt. Er ist so groß wie deine Frau und wie ich ... «

»Oh, gut! Weder ich, noch du, noch Porphyria sind Palmen! Man könnte uns eher mit Dornbüschen vergleichen ... « sagt Petrus, der sich freut, als er hört, daß sein Adoptivsohn sich so gut entwickelt hat.

»Ja, Bruder. Aber noch zur Zeit des Lichterfestes war er ein Knäblein, das mir kaum bis an die Schultern reichte, und heute ist er wirklich ein junger Mann, in Gestalt, Stimme und Haltung. Ihm ist es ergangen wie den Bäumen, deren Wachstum jahrelang stockt und die dann plötzlich ein erstaunlich üppiges Aufblühen erleben. Deine Frau hat ordentlich zu tun gehabt mit dem Verlängern der alten Gewänder und der Anfertigung von neuen. Sie versieht sie mit breiten Säumen und Falten an den Hüften, denn sie sieht mit Recht voraus,

daß Margziam weiterwachsen wird. Noch mehr wächst er in der Weisheit heran. Meister, die weise Bescheidenheit Natanaëls hat dir verschwiegen, daß Bartholomäus zwei Monate lang als Lehrer des jüngsten und heldenhaftesten Jüngers gewaltet hat, der sich schon vor dem Morgengrauen erhebt, um die Schafe zu weiden, Holz zu hacken, Wasser zu schöpfen, Feuer anzuzünden, sauberzumachen und Einkäufe für seine Pflegemutter zu erledigen; und am Nachmittag lernt und schreibt er jeweils bis zum späten Abend, wie ein kleiner Gelehrter. Stell dir vor, er hat alle Kinder von Betsaida versammelt, und am Sabbat belehrt er sie über die Frohe Botschaft. So haben die Kinder, die, um Störungen zu vermeiden, von den Gottesdiensten in der Synagoge ausgeschlossen sind, ihren Tag des Gebetes wie die Erwachsenen. Die Mütter sagen mir, daß es schön ist, ihn sprechen zu hören, und daß die Kinder ihn gern haben, ihm ehrfurchtsvoll gehorchen und immer braver werden. Welch ein Jünger wird aus ihm noch werden!«

»Schau einer an! Ich ... bin ganz gerührt ... mein Margziam! Aber schon in Nazaret, nicht wahr? Welch ein Heroismus für ... jenes Mädchen, Rahel, nicht wahr?« Petrus unterbricht sich gerade noch rechtzeitig und ist purpurrot geworden aus Furcht, zu viel gesagt zu haben.

Zum Glück kommt ihm Jesus zu Hilfe, und Judas ist in seine eigenen Gedanken vertieft und achtet nicht auf seine Worte, oder er tut jedenfalls so. Jesus sagt: »Ja, Rahel, du hast recht, sie ist geheilt, und die Felder werden viel Getreide geben. Jakobus und ich sind dort vorbeigekommen. So viel vermag das Opfer eines gerechten Kindes.«

»In Betsaida war es Jakobus, der ein Wunder an einem armen Krüppel wirkte, und Matthäus heilte auf dem Weg zum Hause Jakobs einen Knaben. Gerade heute haben Philippus und Johannes auf dem Platze jenes Dorfes bei der Brücke einen Augenkranken und einen besessenen Knaben geheilt.«

»Ihr habt es alle gut gemacht. Sehr gut! Nun werden wir uns zu

dem Dorf dort am Hang begeben, um in irgendeinem Haus über-
nachten.«

»Aber du, Meister, was hast du getan? Wie geht es Maria und der
anderen Maria? fragt Johannes.

»Es geht ihnen gut, und sie lassen euch alle grüßen. Sie richten
schon die Gewänder und alles, was für die Pilgerreise im Frühjahr
erforderlich ist, her. Sie können die Stunde nicht erwarten, wieder
mit uns zusammen zu sein.«

»Auch Susanna, und Johanna und unsere Mutter haben dieselbe
Sehnsucht«, sagt wiederum Johannes.

Bartholomäus fügt bei: »Auch meine Frau will mit unseren Töch-
tern nach so vielen Jahren wieder nach Jerusalem mitkommen. Sie
sagt, daß es nie mehr so schön sein wird, wie dieses Jahr ... Ich
weiß nicht, warum sie das sagt; aber sie behauptet, es im Herzen zu
fühlen.«

»Dann wird bestimmt auch die meinige kommen. Sie hat noch
nicht davon gesprochen, aber was Hanna tut, macht auch Maria im-
mer«, sagt Philippus.

»Was machen die Schwestern des Lazarus? Ihr, die ihr sie gesehen
habt«, fragt der Zelote.

»Sie gehorchen schweren Herzens dem Befehl des Meisters und
der Notwendigkeit ... Lazarus ist sehr leidend, nicht wahr Judas? Er
muß fast immer liegen. Doch erwarten sie sehnlichst den Meister«,
sagt Thomas.

»Bald ist das Paschafest, und wir werden Lazarus aufsuchen.«

»Aber du, was hast du in Nazaret und Chorazin getan?«

»In Nazaret habe ich Verwandte und Freunde besucht, auch die
Verwandten der beiden Jünger. In Chorazin habe ich in der Synago-
ge gesprochen und eine Frau geheilt. Wir haben bei der Witwe Auf-
enthalt genommen. Ihre Mutter ist gestorben. Es war ein Schmerz
und eine Erleichterung zugleich, wegen der geringen Einnahmen
und wegen der Zeit, welche die Pflege der Kranken in Anspruch
nahm; denn die Witwe hat begonnen, in Lohnarbeit für andere zu

spinnen. Aber sie ist nicht mehr verzweifelt wie früher. Das Notwendige ist gesichert, und sie ist zufrieden damit. Josef geht jeden Morgen zu einem Zimmermann am Jakobsbrunnen, um das Handwerk zu erlernen.«

»Haben sich die Leute von Chorazin gebessert?« fragt Matthäus.

»Nein, Matthäus! Sie werden immer schlimmer«, bekennt Jesus offen. »Sie haben uns schlecht behandelt, die Mächtigen natürlich, nicht das einfache Volk.«

»Es ist ein schrecklicher Ort. Geh nicht mehr dorthin«, mahnt Philippus.

»Das würde dem Jünger Elija sehr weh tun, und ebenso der Witwe, der heute geheilten Frau und den andern guten Leuten.«

»Ja, aber es sind so wenige, daß ich mich nicht mehr dieses Ortes annehmen würde. Du selbst hast es gesagt: „Die Leute dort lassen sich nicht belehren“, sagt Thomas.

»Etwas wird bleiben, wie ein Same, der tief unter sehr harten Schollen liegt. Es wird lange dauern, bis er keimt, aber schließlich wird er keimen. So ist es mit Chorazin. Eines Tages wird das, was ich gesät habe, aufgehen. Man darf sich nicht von den ersten Niederlagen entmutigen lassen. Hört dieses Gleichnis. Es könnte den Titel tragen: *Das Gleichnis vom guten Landmann*.

Ein reicher Mann hatte einen großen und schönen Weinberg, in dem auch Feigenbäume verschiedener Güte waren. Die Arbeiten im Weinberg besorgte einer seiner Knechte mit viel Erfahrung als Winzer und im Beschneiden der Obstbäume, der seine Pflicht in Liebe zu seinem Herrn und zu den Pflanzen erfüllte. Alle Jahre ging der Reiche in der schönsten Jahreszeit mehrmals in seinen Weinberg, um das Heranreifen der Weintrauben und der Feigen zu betrachten und um sie zu genießen, indem er sie mit eigenen Händen von den Pflanzen pflückte. Eines Tages kam er zu einem besonders edlen Feigenbaum, dem einzigen Baum dieser Art im Weinberg. Wie in den beiden letzten Jahren, fand er ihn auch jetzt wieder voller Blätter, aber ohne Früchte. Er rief den Winzer herbei und sagte: „Es sind nun

schon drei Jahre, daß ich komme und an diesem Feigenbaum Früchte suche, jedoch nur Laub vorfinde. Ich sehe nun, daß dieser Baum nie mehr Früchte tragen wird. Haue ihn um. Es ist zwecklos, daß er hier den Platz beansprucht und deine Zeit verschwendet, um schließlich doch nichts hervorzubringen. Säge ihn ab, verbrenne ihn, grabe seine Wurzeln aus und setze an die Stelle einen neuen Baum; in einigen Jahren wird er Früchte bringen.“ Der Winzer, der geduldig und liebevoll war, antwortete: „Du hast recht, aber laß mich ihn noch ein Jahr pflegen. Ich werde ihn nicht absägen, sondern vielmehr mit noch größerer Sorgfalt den Boden um ihn herum auflockern, ihn düngen und bewässern. Vielleicht wird er dann doch noch Früchte tragen. Wenn er nach diesem letzten Versuch keine Früchte tragen sollte, werde ich deinen Wunsch erfüllen und ihn umhauen.“

Chorazin ist der Feigenbaum, der keine Früchte trägt; ich bin der gute Gärtner, und ihr seid der ungeduldige Reiche. Laßt den guten Gärtner wirken!«

»Gut! Aber du hast dein Gleichnis nicht beendet. Hat der Feigenbaum dann im nächsten Jahr Früchte getragen?« fragt der Zelote.

»Er hat keine Früchte getragen und ist umgehauen worden. Aber der Gärtner konnte eine noch junge, kräftige Pflanze mit gutem Gewissen fällen, denn er hatte seine Pflicht getan. Auch ich will gerechtfertigt sein hinsichtlich derer, an die ich die Axt anlegen werde, um sie aus meinem Weinberg zu entfernen, wo es unfruchtbare und giftige Pflanzen, Schlangennester, Parasiten und Schädlinge gibt, welche den Jüngern schaden oder sie gar verderben, oder auch ungerufen, mit ihren bössartigen Wurzeln und widerspenstig gegen jede Veredelung, in meinen Weinberg eindringen, um sich dort zu vermehren. Sie haben sich nur eingeschlichen, um auszukundschaften, anzuschwärzen und mein Feld unfruchtbar zu machen. Diese werde ich ausrotten, nachdem ich alles versucht habe, um sie zu bekehren. Vorerst jedoch, bevor ich die Axt zur Hand nehme, ergreife ich das Messer und die Baumschere und beschneide und veredle . . . Oh, es wird eine harte Arbeit sein, sowohl für mich, der sie aus-

führt, als auch für jene, an denen sie vorgenommen wird. Aber es muß geschehen, damit man im Himmel sagen kann: „Alles hat er getan, doch sie sind immer unfruchtbarer und bösertiger geworden, je mehr er sie bewässerte und veredelte, je mehr er das Erdreich auflockerte und düngte, mit Schweiß und Tränen, mit Mühen und Blut ...“ Nun sind wir im Dorf angekommen. Geht alle voraus und fragt nach einer Unterkunft. Du, Judas von Kerijot, bleibe bei mir!«

Sie bleiben allein zurück und gehen im Halbdunkel des Abends schweigend nebeneinander.

Schließlich sagt Jesus, so als rede er mit sich selbst: »Und doch, auch wenn man bei Gott in Ungnade gefallen ist, weil man gegen sein Gesetz gehandelt hat, kann man immer noch zurückkehren und das werden, was man vorher war, wenn man der Sünde entsagt ... «

Judas sagt nichts.

Wieder beginnt Jesus zu reden: »Und wenn man begreift, daß man nicht mehr über die göttliche Macht verfügen kann, weil Gott nicht dort ist, wo Satan ist, kann man doch mit Leichtigkeit alles wieder gutmachen, wenn man das, was Gott zusteht, dem vorzieht, was unser Stolz begehrt.«

Judas schweigt.

Schon sind sie am ersten Haus des Dorfes angekommen, und Jesu sagt, als würde er zu sich selber sprechen: »Wenn ich bedenke, daß ich harte Buße getan habe, auf daß er sein Unrecht einsehe und zum Vater zurückkehre ... «

Judas zuckt zusammen, hebt den Kopf hoch, schaut ihn an ... sagt aber kein Wort.

Auch Jesus schaut ihn an ... und fragt dann: »Judas, zu wem rede ich?«

»Zu mir, Meister. Deinetwegen habe ich keine Macht mehr, weil du sie mir genommen hast, um Johannes, Simon, Jakobus und allen andern mehr davon zu verleihen als mir. Du liebst mich nicht, das ist es! Ich werde noch soweit kommen, daß ich dich nicht mehr liebe und die Stunde verwünsche, in der ich dich geliebt habe und in den

Augen der Welt für einen verzagten, unkriegerischen König, der sich vom Pöbel überwältigen läßt, mein Ansehen verloren habe. Das habe ich nicht von dir erwartet!«

»Auch ich habe so etwas nicht von dir erwartet, doch habe ich dich nie betrogen und dich nie zu etwas gezwungen. Warum bleibst du also an meiner Seite?«

»Weil ich dich liebe und mich nicht mehr von dir trennen kann. Du ziehst mich an und erregst zugleich Abscheu in mir. Ich verlange nach dir wie nach der Luft zum Atmen, und ... du flößest mir Angst ein. Ach, ich bin verflucht! Ich bin verdammt! Warum befreist du mich nicht vom Teufel, du, der du es kannst?« Das Gesicht des Judas ist fahl und verzerrt. Wahnsinn, Furcht und Haß zeichnen sich darauf ab ... Es erinnert schon, wenn auch nur schwach, an die satanische Maske des Judas am Karfreitag.

Das Antlitz Jesu hingegen gemahnt an den gegeißelten Nazarener, der im Hofe des Prätoriaums auf einer umgestülpten Bütte sitzt und mit unendlich liebevoller Barmherzigkeit auf die schaut, die ihn verspotten. Er sagt, und mir scheint, ein Schluchzen sei schon in seiner Stimme zu hören: »Warum verspürst du keine Reue in dir, sondern nur Haß gegen Gott, als ob er an deiner Sünde Schuld trüge?«

Judas stößt einen häßlichen Fluch aus ...

»Meister, wir haben Unterkunft gefunden, fünf in einem Haus, drei in einem andern, zwei in einem weiteren, und je einer wiederum in zwei andern Häusern. Anders war es nicht möglich«, sagen die Jünger.

»Gut. Ich gehe mit Judas von Kerijot«, sagt Jesus.

»Nein, ich ziehe es vor, allein zu bleiben. Ich bin unruhig und würde dich nicht schlafen lassen ... «

»Wie du willst ... Dann werde ich mit Bartholomäus gehen, und ihr könnt tun, wie es euch beliebt. Zunächst gehen wir in das Haus, in dem am meisten Platz ist, um miteinander zu Abend zu essen.«

384 Auf dem Weg nach Meiron

Der schöne Sonnenaufgang eines Frühlingstages rötet den Himmel und läßt die Hügel in einem angenehmen Licht leuchten. Die Jünger erfreuen sich daran, während sie sich am Eingang des Dorfes versammeln und auf die Nachzügler warten.

»Dies ist nach den Hagelschauern der erste nicht mehr so kalte Tag«, sagt Matthäus und reibt sich die Hände.

»Es ist die Zeit, in der es wärmer wird, denn wir sind im Neumond des Adar!« ruft Andreas aus.

»Gut so! Gut so! Wenn wir bei der Kälte der letzten Tage hätten in die Berge gehen müssen!« bemerkt Philippus.

»Aber wohin geht es denn?« fragt Andreas.

»Wer weiß! Von hier kann man nach Sefed oder nach Meiron gehen, aber dann?« antwortet ihm Jakobus des Zebedäus und wendet sich an die beiden Söhne des Alphäus: »Wißt ihr, wohin es geht?«

»Jesus hast uns gesagt, daß er nach Norden gehen will, und nichts weiter«, sagt Judas des Alphäus lakonisch.

»Noch einmal? Im nächsten Monat müssen wir schon die österliche Pilgerfahrt beginnen . . .«, sagt Petrus nicht sehr begeistert.

»Es verbleibt uns noch reichlich Zeit«, entgegnet Thaddäus.

»Ja, aber kein Ausruhen in Betsaida . . .«

»Wir werden sicher dort vorbeikommen, um die Frauen und Margziam abzuholen«, entgegnet Philippus dem Petrus.

»Um eines möchte ich euch bitten: Zeigt euch nicht etwa gelangweilt, unwillig oder dergleichen. Jesus ist zutiefst betrübt . . . Gestern Abend hat er geweint. Ich habe es gesehen, während wir das Abendessen vorbereitet haben. Er betete nicht draußen auf der Terrasse, wie wir glaubten, sondern er weinte«, sagt Johannes.

»Hast du ihn gefragt, weshalb er weint?« wollen alle wissen.

»Ja, aber er hat mir nur gesagt: „Liebe mich, Johannes.“«

»Vielleicht . . . war es wegen jenen von Chorazin?«

Der Zelote, der sie in diesem Augenblick einholt, sagt: »Da kommt der Meister mit Bartholomäus. Wir wollen ihm entgegengehen.«

Sie gehen und setzen ihre Unterhaltung fort: »Oder war es etwa wegen Judas? Gestern abend waren sie miteinander allein ... « sagt Matthäus.

»Natürlich; und Judas hat vorher gesagt, daß er unruhig sei und niemand um sich haben wolle«, bemerkt Philippus.

»Nicht einmal mit dem Meister wollte er zusammen sein, und ich wäre so gern bei ihm geblieben!« seufzt Johannes.

»Auch ich!« sagen alle anderen.

»Dieser Mann gefällt mir nicht ... Entweder ist er krank oder verhext, irrsinnig oder besessen ... Irgend etwas ist mit ihm«, sagt Thaddäus mit Bestimmtheit.

»Und doch, ihr könnt es mir glauben, auf der Rückreise hat er sich vorbildlich benommen und stets den Meister und dessen Interessen verteidigt, wie keiner von uns es je getan hat. Ich habe es selbst gesehen und gehört und hoffe, daß ihr nicht an meinen Worten zweifelt«, sagt Thomas.

»Meinst du, daß wir dir nicht glauben? Ach nein, Thomas, es freut uns, daß Judas besser ist als wir. Aber du siehst es doch ein, daß er eigenartig ist«, entgegnet Andreas.

»Oh, sicher ist er eigenartig, doch vielleicht leidet er in seinem Innersten wegen irgendetwas ... und vielleicht auch, weil er kein Wunder gewirkt hat. Er ist etwas stolz, im positiven Sinn, und es liegt ihm daran, viel zu tun und öffentlich dafür gelobt zu werden ... «

»Hm! Mag sein. Tatsache ist, daß der Meister traurig ist. Schaut ihn doch an und sagt mir, ob er noch der Mann ist, der er war, als wir ihn kennengelernt haben. Aber es lebe der Herr! Wenn es mir gelingt, den zu entdecken, um dessentwillen der Meister leidet ... Genug! Dann weiß ich, was ich ihm antun werde«, sagt Petrus.

Jesus, der eifrig mit Natanaël spricht, erblickt sie, lächelt, und beschleunigt seine Schritte.

»Der Friede sei mit euch! Seid ihr alle da?«

»Nur Judas des Simon fehlt, und ich habe geglaubt, er sei bei dir, denn im Haus, in dem er übernachtet sollte, hat man mir gesagt,

sie hätten sein Zimmer leer und in Ordnung vorgefunden«, erklärt Andreas.

Jesus runzelt einen Augenblick die Stirn und senkt gedankenverloren sein Haupt. Nach einer Weile sagt er: »Es macht nichts, wir brechen trotzdem auf. Sagt jenen bei den letzten Häusern, daß wir nach Meiron und von dort nach Gischala gehen werden, und sollte Judas uns suchen, so möchten sie ihn dorthin schicken. Laßt uns gehen.«

Alle spüren eine Gewitterstimmung und gehorchen atemlos. Jesus fährt fort, sich mit Bartholomäus zu unterhalten, indem er den anderen einige Schritte vorangeht. Ihrem Gespräch entnehme ich große Namen, wie Hillel, Jaël, Barak und andere berühmte Männer des Landes, sowie bewundernde Bemerkungen über große Gelehrte. Auch Bedauern entnimmt man den Worten des Bartholomäus.

»Ach, wäre doch der große Weise noch am Leben. Hillel war gut, aber auch streng mit sich selbst. Er hätte sich nicht beeinflussen lassen und hätte selbst geurteilt!«

»Nimm es nicht zu schwer, Bartholomäus, und preise den Herrn, der ihn in seinen Frieden aufgenommen hat; so wurde der Geist des Weisen nicht durch den großen Haß gegen mich bedrängt.«

»Mein Herr! Nicht nur Haß!«

»Mehr Haß als Liebe, Freund, und so wird es immer sein.«

»Sei nicht traurig, wir werden dich verteidigen . . . «

»Es ist nicht die Angst vor dem Tod, die mich peinigt, sondern die Sünden der Menschen.«

»Der Tod, nein . . . Sprich nicht vom Tod, denn so weit werden sie es nicht kommen lassen . . . weil sie sich fürchten . . . «

»Der Haß wird stärker sein als die Furcht, Bartholomäus, und wenn ich einst gestorben und in der Seligkeit des Himmels bin, dann sage zu den Menschen: „Nicht so sehr wegen des Todes litt er als wegen eures Hasses!“ «

»Meister! Meister! Meister! Sprich nicht so! Niemand haßt dich so sehr, daß er dich umbringen würde. Zudem würdest du es immer verhindern können, du, der du so mächtig bist!«

Jesus lächelt traurig, ich würde fast sagen, wehmütig, während er gemessenen Schrittes die Gebirgsstraße nach Meiron hinaufgeht. Je höher sie steigt, umso schöner wird der sich bietende Blick auf den See von Tiberias, der an einer schluchtartigen Stelle zwischen den Hügeln erscheint. Man sieht auch die wie eine Kette aneinandergereihten benachbarten Hügel, welche die Sicht auf den Meronsee verdecken, und jenseits des Sees von Tiberias die Hochebene von Transjordanien und die zerklüfteten Berge des fernen Hauran, der Trachonitis und von Peräa.

Jesus deutet in Richtung Nord-Nordosten und sagt: »Nach dem Paschafest werden wir dorthin gehen müssen, in den Landesteil des Philippus, und werden so gerade genügend Zeit haben, um an Pfingsten wieder in Jerusalem zu sein.«

»Aber wäre es nicht besser, jetzt dorthin zu gehen, über Transjordanien zu den Jordanquellen ... und über die Dekapolis zurückzukehren ... «

Jesus fährt sich müde mit der Hand über die Stirn und sagt ruhig: »Ich weiß nicht, ich weiß es wirklich noch nicht, Bartholomäus!« Wieviel Trostlosigkeit, Schmerz und Flehen verrät seine Stimme.

Bartholomäus neigt sich ein wenig, betroffen von diesem eigenartigen Ton, der ihm neu ist, und sagt mit liebevollem Eifer: »Meister, was hast du? Was willst du vom alten Natanaël?«

»Nichts, Bartholomäus! ... Dein Gebet ... auf daß ich erkennen möge, was zu tun ist! Man ruft uns, Bartholomäus ... Wir wollen hier anhalten ... «

Bei einer Baumgruppe bleiben sie stehen, und sehen nahe einer Wegbiegung die anderen in einer Gruppe. »Meister! Judas ist außer Atem, so schnell rennt er uns nach ... «

»Dann laßt uns auf ihn warten.« Tatsächlich kommt Judas im Laufschritt an. »Meister, ich bin etwas verspätet ... ich habe verschlafen ... «

»Wo denn? Ich habe dich doch im Haus nicht vorgefunden.« fragt Andreas verwundert.

Judas ist einen Augenblick sprachlos, doch dann faßt er sich plötzlich und sagt: »Oh, es tut mir leid, daß meine Buße aufgedeckt worden ist! Ich bin die ganze Nacht im Wald gewesen um zu beten und Opfer zu bringen ... Beim Morgengrauen hat mich der Schlaf übermannt. Ich bin ein Schwächling ... doch der Allererhöchste wird Nachsicht mit seinem Diener haben. Nicht wahr, Meister? Ich bin zu spät aufgewacht und noch ganz schlaftrunken.«

»Ja wirklich, man sieht dir an, daß du ganz erschöpft bist«, bemerkt Jakobus des Zebedäus.

Judas lacht. »Ach ja! Aber meine Seele ist nun froher. Das Gebet tut gut, die Buße gibt ein fröhliches Herz und verleiht Demut und Großmut. Meister, verzeih deinem törichten Judas ... « und er kniet zu Füßen Jesu nieder.

»Ja. Steh auf, und laßt uns gehen.«

»Gib mir Frieden durch deinen Kuß, zum Zeichen dafür, daß du mir meine gestrigen Launen verziehen hast. Ich wollte nicht bei dir sein, das stimmt, doch es war nur, weil ich beten wollte ... «

»Dann hätten wir zusammen beten können ... «

Judas sagt lachend: »Nein, du hättest heute Nacht nicht mit mir beten können, oder dort sein, wo ich war ... «

»Oh, das wäre noch schöner! Warum denn nicht? Er ist immer bei uns, und er hat uns beten gelehrt!« sagt Petrus erstaunt.

Alle lachen, außer Jesus. Er schaut Judas streng an, der ihn geküßt hat und ihn mit lachenden, verschmitzten Augen anblickt, als ob er ihn herausfordern wollte.

Er wagt es sogar nocheinmal zu fragen: »Nicht wahr, du hättest heute Nacht nicht bei mir sein können?«

»Ich hätte nicht bei dir sein können. Ich konnte es nicht und werde niemals die Vereinigung meines Geistes mit meinem Vater mit einem dritten, der nur Mensch ist, wie du es bist, teilen können, und noch dazu an den Orten, wo du hingehst ... Ich liebe die Einsamkeit, dort, wo nur Engel anwesend sind, um zu vergessen, daß der Mensch ein stinkendes Fleisch ist, von Sinnlichkeit, Gold, der Welt und Satan verdorben.«

Judas lacht nicht einmal mehr mit den Augen und antwortet ernst: »Du hast recht und dein Geist hat das Wahre erkannt. Wohin gehen wir nun?«

»Die Gräber der großen Rabbis und der Helden Israels zu ehren.«

»Was? Wie? Gamaliel liebt dich doch nicht und die anderen hassen dich sogar«, sagen viele unter ihnen.

»Das macht nichts, ich verneige mich ja vor den Gräbern der Gerechten, die auf ihre Erlösung warten, um zu ihren Gebeinen zu sagen: „Bald wird der, der euren Geist belebte, im Himmelreich sein, um am Jüngsten Tage von dort herabzusteigen und euch im Paradies für alle Ewigkeit zu neuem Leben zu erwecken.“«

Sie gehen immer weiter, bis sie das Dorf Meiron erreichen. Es ist schön, in gutem Zustand, voller Licht und Sonne, und liegt zwischen fruchtbaren Hügeln und Gipfeln.

»Hier halten wir an, und am Nachmittag werden wir nach Gischala weitergehen, wo die großen Gräber zwischen diesen Hängen die Stunde des glorreichen Erwachens erwarten.«

385 Am Grabe Hillels in Gischala

Beim Verlassen der Ortschaft Meiron nimmt Jesus mit seinen Aposteln einen Weg, der in Richtung Nordwesten führt und immer noch in einer gebirgigen Gegend zwischen Gebüsch und Weiden verläuft und weiter ansteigt. Vielleicht haben sie die Gräber schon besucht, denn ich höre, wie sie miteinander darüber sprechen.

Jetzt ist es ausgerechnet Iskariot, der mit Jesus vorausgeht. Natürlich haben sie in Meiron Almosen empfangen und gegeben, daher legt Judas Rechenschaft ab, wie viele Gaben sie empfangen und wieviele Almosen sie gegeben haben, und schließt mit den Worten: »Hier ist auch meine Spende. Ich habe mir heute Nacht geschworen, dir diese für die Armen zu geben als Buße. Es ist nicht viel, denn ich habe ja nicht viel Geld. Aber ich habe meine Mutter überredet, mir öfters etwas durch einen meiner vielen Freunde zukommen

zu lassen. Früher hatte ich immer viel Geld bei mir, wenn ich das Haus verließ. Aber diesmal habe ich nur so viel mitgenommen, wie ich für die Dauer der Reise nötig hatte, da ich allein oder nur mit Thomas durch die Berge wandern mußte. Es ist besser so. Nur ... werde ich dich hie und da bitten müssen, mich für einige Stunden von euch trennen zu dürfen, um zu meinen Freunden zu gehen. Ich habe schon alles vereinbart ... Meister, soll ich weiterhin das Geld verwalten? Vertraust du mir noch?«

»Judas, du sagst immer alles von dir aus, und ich weiß nicht, weshalb du das tust. Du sollst wissen, daß sich für mich nichts geändert hat ... denn ich hoffe, daß du dich dadurch bessern und wieder der frühere Jünger und Gerechte werden wirst. Und ich bete und leide für deine Bekehrung.«

»Du hast recht, Meister, und mit deiner Hilfe werde ich es ganz gewiß! Übrigens ... es sind Unvollkommenheiten der Jugend, belanglose Dinge, die sogar helfen, unsere Mitmenschen verstehen und heilen zu können.«

»Wahrlich, Judas, deine Auffassung der Moral ist sehr eigenartig! Ja, ich müßte noch mehr sagen. Niemals hat es einen Arzt gegeben, der freiwillig erkrankt wäre, um danach sagen zu können: „Nun kann ich die Kranken besser von diesem Übel heilen.“ So bin ich also unfähig?«

»Wer sagt das, Meister?«

»Du! Ich begehe keine Sünden, daher bin ich also auch nicht imstande, die Sünder zu bekehren.«

»Du bist du, aber wir sind nicht wie du und bedürfen der Erfahrung, um zu wissen, wie wir handeln sollen.«

»Das ist deine alte Idee, dieselbe, die du schon vor zwanzig Monaten gehabt hast, nur warst du damals noch der Meinung, daß ich sündigen müßte, um erlösen zu können. Wahrlich, es wundert mich, daß du nicht versucht hast, diesen meinen ... Fehler entsprechend deiner Denkart zu verbessern und mich zu befähigen, die Sünder zu verstehen.«

»Du scherzest, Meister, und das freut mich, denn du hast mir leid getan, als ich dich so traurig sah. Daß ausgerechnet ich es bin, der dich zum Scherzen veranlaßt, bereitet mir doppelte Freude. Aber ich habe nie daran gedacht, mich als dein Lehrmeister aufzuspielen. Übrigens siehst du, daß ich meine Denkart geändert habe, da ich erkläre, daß diese Erfahrung nur für uns notwendig ist, für uns arme Menschen! Du bist der Sohn Gottes, nicht wahr? Also besitzt du eine Weisheit, die keiner Erfahrung bedarf, um diese Weisheit zu sein.«

»Nun gut, dann mußt du wissen, daß auch die Unschuld Weisheit ist, und zwar eine viel größere Weisheit als die niedrige, gefährliche Erfahrung des Sünders. Wo die heilige Unkenntnis des Bösen der Fähigkeit, sich selbst und andere zu führen, Grenzen setzen würde, schaltet sich die Hilfe der Engel ein, die niemals dem Herz des Reinen ferne sind. Glaube mir, daß die Engel, die selbst vollkommen rein sind, ebenfalls zwischen Gut und Böse zu unterscheiden wissen und den Reinen auf den rechten Weg führen und zum Guten anleiten. Die Sünde ist keine Vermehrung der Weisheit, sie ist weder Licht noch Führung, sondern Verderben, Verblendung; sie ist Chaos, so daß, wer sie ernstlich begangen hat, ihren Geschmack kennt, jedoch auch die Fähigkeit verliert, viele geistige Dinge zu verstehen. Der Sünder hat keinen Engel Gottes mehr zur Seite, keinen Geist der Ordnung und der Liebe, der ihn leitet, sondern einen Engel Satans, der ihn zu immer größerer Unordnung treibt durch den unersättlichen Haß, der diese teuflischen Geister verzehrt.«

»Höre, Meister! Wenn nun einer wieder einen Engel als Führer haben will, genügt dann die Reue, oder wirkt das Gift der Sünden weiter, auch nachdem er bereut hat und ihm vergeben worden ist . . . Weißt du, wenn einer, der sich zum Beispiel dem Weine ergeben hat, auch aufrichtig schwört, daß er sich nie mehr betrinken wird, so verspürt er doch immer wieder den Drang zu trinken und leidet darunter . . . «

»Gewiß leidet er, und gerade deswegen sollte man nie zum Skla-

ven von etwas Schlechtem werden. Aber leiden ist nicht Sünde, sondern Sühne, so wie ein reumütiger Trinker nicht sündigt, sondern Verdienste sammelt, wenn er dem Verlangen nach Wein heroisch widersteht, so sammelt auch derjenige Verdienste, der gesündigt hat, bereut und jeder Versuchung widersteht. Ihm wird es nicht an übernatürlicher Hilfe fehlen. Versucht zu werden ist noch keine Sünde, nein, es ist vielmehr eine Schlacht, die zum Sieg führt. Glaube mir, Gott hat nur das Verlangen, dem, der gefehlt hat, aber dann bereut, zu verzeihen und zu helfen . . . «

Judas schweigt eine Weile, dann ergreift er die Hand Jesu und küßt sie mit den Worten: »Aber gestern abend habe ich das Maß überschritten und dich beschimpft, Meister . . . Ich habe gesagt, daß ich dich schließlich hassen werde . . . Wie viele Flüche habe ich ausgesprochen! Kann mir dies je verziehen werden?«

»Die größte Sünde ist, an der Barmherzigkeit Gottes zu zweifeln . . . Judas, und ich habe es schon gesagt: „Jede Sünde gegen den Menschensohn wird verziehen werden.“ Der Menschensohn ist gekommen, den Menschen zu verzeihen, sie zu retten, zu heilen, und sie zum Himmel zu führen. Warum willst du den Himmel verlieren? Judas! Judas! Judas! Schau mich an! Wasche deine Seele in der Liebe, die aus meinen Augen strahlt . . . «

»Aber errege ich keinen Abscheu in dir?«

»Ja . . . Aber die Liebe ist stärker als der Abscheu. Judas, armer Aussätziger, größter Aussätziger Israels, komm und flehe den um das Heil an, der es dir geben kann . . . «

»Gib es mir, Meister!«

»Nein, in diesem Zustand nicht, denn ich sehe in dir keine wahre Reue und keinen festen Willen, nur einen Rest von Liebe zu mir, die dir aus vergangener Berufung eigen ist. Ich sehe ein Hin- und Herschwanken in deiner Reue, die nur menschlich ist. All das ist nicht schlecht, nein, es ist sogar der erste Schritt zum Guten. Pflege, vermehre, veredle sie mit Übernatürlichem, mache daraus eine wahre Liebe zu mir, eine wahre Rückkehr zu dem, was du warst, als du

zu mir kamst; wenigstens das, wenigstens das! Mache daraus nicht den vorübergehenden Herzschlag einer unwirksamen Sentimentalität, sondern ein wahres Gefühl tatkräftiger Neigung zum Gutem. Judas, ich warte, und ich kann warten. Ich bete. Ich bin es, der in dieser Erwartung deinen angewiderten Engel ersetzt. Meine Barmherzigkeit, meine Geduld und meine Liebe, die in ihrer Vollkommenheit jene der Engel übertreffen, vermögen helfend an deiner Seite zu bleiben, trotz der abstoßenden Fäulnis, die in deinem Herzen gärt!«

Judas ist nicht nur nach außen hin, sondern innerlich erschüttert. Bleich, mit zitternden Lippen und einer durch das, was ihn bewegt, unsicher gewordenen Stimme, fragt er: »Aber weißt du denn wirklich, was ich getan habe?«

»Alles, Judas! Willst du, daß ich es dir sage oder ziehst du es vor, daß ich dir diese Demütigung erspare?«

»Aber ... ich kann es nicht glauben ... das ist es ... «

»Gehen wir also die Ereignisse zurückschauend durch und sagen wir dem Ungläubigen die Wahrheit. Du hast heute morgen schon mehrmals gelogen, sowohl wegen des Geldes, als auch darüber, wie du die vergangene Nacht verbracht hast. Du hast gestern abend versucht, durch die Wollust alle deine anderen Gefühle, allen Haß und alle Gewissensbisse zu verdrängen. Du ... «

»Genug! Genug! Bitte, sprich nicht weiter, oder ich werde vor deinem Antlitz fliehen.«

»Du müßttest hingegen meine Knie umfassen und um Verzeihung bitten.«

»Ja, ja. Verzeihung! Verzeihung, mein Meister! Verzeihung! Hilf mir! Hilf mir! Es ist stärker als ich! Alles ist stärker als ich.«

»Alles, außer der Liebe, die du für Jesus haben solltest ... Aber komm hierher, damit ich deine Versuchung besiege und dich davon befreie.« Er nimmt ihn in seine Arme, und stille Tränen fließen auf das dunkle Haupt des Judas.

Die anderen, einige Meter hinter ihnen, sind vorsichtigerweise stehen geblieben und bemerken:

»Seht ihr? Vielleicht tut es Judas wirklich leid.«

»Also hat er heute morgen dem Meister sein Herz ausgeschüttet.«

»Der Dummkopf! Ich hätte es sofort getan.«

»Es wird sich wohl um peinliche Dinge handeln.«

»Oh, sicher nicht um das schlechte Betragen seiner Mutter! Sie ist eine rechtschaffene Frau! Was gäbe es sonst noch Peinliches?«

»Vielleicht schlechte Geschäfte ... «

»Aber nein! Er spendet Almosen und erweist den Armen reichlich Wohltaten.«

»Gut, das sind seine Angelegenheiten. Hauptsache, daß er mit dem Meister auskommt, und es scheint, daß es so ist. Sie sprechen schon seit einiger Zeit friedlich miteinander, und jetzt umarmen sie sich ... Sehr gut!«

»Ja, da er fähig ist und viele Beziehungen hat, ist es gut, wenn wir uns miteinander vertragen und er uns, und besonders dem Meister gegenüber, guten Willen zeigt.«

»Jesus hat in Hebron gesagt, daß die Gräber der Gerechten Orte des Wunders sind, oder ähnliches ... und in dieser Gegend gibt es viele. Vielleicht haben die von Meiron ein Wunder gewirkt und Judas von seiner Verwirrung befreit.«

»Oh! So wird er dann am Grabe Hillels ein Heiliger werden. Ist das dort nicht Gischala?«

»Ja, Bartholomäus.«

»Aber voriges Jahr sind wir hier nicht vorbeigekommen.«

»Gewiß, denn damals kamen wir von der anderen Seite!«

Jesus wendet sich und ruft sie. Sie eilen freudig herbei.

»Kommt, die Stadt ist in Sicht. Wir müssen sie durchqueren, um zur Grabstätte Hillels zu gelangen, und wollen es in einer geschlossenen Gruppe tun«, sagt Jesus ohne weitere Erklärung, während die Elf ihn und Judas neugierig und verstohlen betrachten. Wenn auch Judas ein beruhigtes und demütiges Gesicht zeigt, hat doch Jesus kein strahlendes Antlitz, es ist feierlich, aber ernst.

Sie betreten Gischala, das ausgedehnt, schön und gut gepflegt ist.

Ein blühendes rabbinisches Zentrum muß hier seinen Sitz haben, denn ich sehe viele Gruppen von Gelehrten umringt von Schülern, die ihren Vorträgen zuhören. Das Vorübergehen der Apostel und besonders des Meisters fällt auf, und viele schließen sich ihrer Gruppe an. Einige grinsen, andere rufen Judas von Kerijot. Aber er ist an der Seite des Meisters und dreht sich nicht einmal um. Sie verlassen die Stadt und gehen zu dem Hause, in dessen Nähe das Grab Hillels liegt.

»Welch eine Unverschämtheit!«

»Er ist unvorsichtig und unverschämt!«

»Er fordert uns heraus!«

»Schänder!«

»Sag es ihm, Uriël!«

»Ich will mich nicht verunreinigen. Sag du es ihm, Saulus, der du nur ein Schüler bist.«

»Nein. Wir wollen es Judas sagen. Geh und rufe ihn herbei!«

Der mit Saulus angesprochene Jüngling, ein schwächlicher, bleicher Bursche, nur Augen und Mund, geht zu Judas und sagt zu ihm: »Komm. Die Rabbis wollen dich sehen.«

»Ich komme nicht. Ich bleibe, wo ich bin. Laßt mich in Ruhe.«

Der Jüngling kehrt um und richtet seinen Vorgesetzten die Antwort des Judas aus.

Inzwischen betet Jesus im Kreise der Seinen ehrfurchtsvoll beim schneeweiß gekalkten Grabe Hillels.

Die Rabbis kommen langsam näher, geräuschlos wie Schlangen, und beobachten. Zwei bärtige Alte ziehen Judas am Gewand, der in seiner Gebetsstellung nicht mehr von den anderen Kameraden geschützt wird.

»Was wollt ihr denn eigentlich?« fragt er leise, aber gereizt. »Nicht einmal beten kann man!«

»Nur ein Wort! Dann lassen wir dich in Frieden.«

Simon der Zelote und Thaddäus drehen sich um und bringen die Störenfriede zum Schweigen. Judas entfernt sich zwei oder drei Schritte und fragt: »Was wollt ihr?«

Ich kann nicht hören, was ihm der Alte ins Ohr flüstert. Aber ich sehe die Bewegung des Judas, der plötzlich zur Seite springt und sagt: »Nein. Laßt mich in Ruhe, ihr giftigen Seelen. Ich kenne euch nicht und will euch nicht mehr kennen!«

Ein verächtliches Gelächter erschallt in der rabbinischen Gruppe, und eine Drohung: »Paß auf, was du tust, du törichter Junge!«

»Hütet ihr euch! Weg von hier! Geht nur und sagt es den anderen. Allen anderen, habt ihr verstanden? Wendet euch an wen ihr wollt, aber nicht an mich, Teufel, die ihr seid«, und er läßt sie stehen.

Er hat so laut gesprochen, daß die Apostel sich erstaunt umgedreht haben, nur Jesus nicht, und zwar nicht einmal bei dem höhnischen Gelächter und dem Versprechen: »Wir werden uns wiedersehen, Judas des Simon! Wir werden uns wiedersehen!«, das in der Stille des Ortes widerhallt. Judas kehrt an seinen Platz zurück, schiebt Andreas zur Seite, der sich neben Jesus gestellt hat, und nimmt, wie zum Schutz und zur Verteidigung, einen Zipfel des Gewandes Jesu in seine Hände.

Der Zorn wird nun an Jesus ausgelassen. Sie drängen sich vor, drohen und schreien: »Was tust du hier, du von Israel Verfluchter? Fort mit dir! Bringe die Gebeine des Gerechten nicht zum Schaudern, du, der du nicht würdig bist, dich ihm zu nähern. Wir werden es Gamaliël berichten und dich bestrafen lassen.«

Jesus wendet sich um und schaut sie einen nach dem anderen an.

»Warum schaust du uns so an, du Besessener?«

»Um eure Gesichter und eure Herzen gut zu erforschen, denn nicht nur mein Apostel, sondern auch ich werde euch wiedersehen. Ich möchte euch gut kennengelernt haben, um euch sogleich gut wiederzuerkennen.«

»Gut. Nun hast du uns gesehen, geh jetzt fort. Wenn Gamaliël hier wäre, würde er es nicht erlauben.«

»Im vergangenen Jahr war ich mit ihm zusammen hier . . . «

»Das ist nicht wahr, du Lügner!«

»Fragt ihn, er ist ehrlich und wird es euch bestätigen. Ich liebe und

verehre Hillel, und ich achte und ehre Gamaliël. Sie sind zwei Menschen, in denen sich der Ursprung des Menschen offenbart durch ihre Gerechtigkeit und Weisheit, welche daran erinnern, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen wurde.«

»In uns nicht, he?« unterbrechen ihn die Erboten.

»In euch ist dies durch Interessen und Haß getrübt.«

»Hört ihn! Im fremden Haus redet und beleidigt er auf solche Weise. Fort mit dir! Fort von hier, du Verderber der Gerechten Israels! Oder wir werden zu Steinen greifen. Hier ist nicht Rom, um dich zu beschützen, der du mit den heidnischen Feinden liebäugelst . . . «

»Warum haßt ihr mich? Warum verfolgt ihr mich? Was habe ich euch angetan? Alle habe ich stets geachtet, und einigen unter euch habe ich sogar Wohltaten erwiesen. Warum seid ihr so grausam zu mir?« Jesus, demütig, sanft, betrübt und liebevoll, fleht sie an, ihn zu lieben.

Man deutet diese Worte als Zeichen der Furcht und Schwäche und bedrängt ihn. Der erste Stein fliegt und streift Jakobus des Zebedäus. Dieser will rasch zurückschlagen und den Stein auf die Angreifer schleudern, während sich alle um Jesus scharen. Aber sie sind zu zwölf gegen etwa hundert. Ein anderer Stein trifft die Hand Jesu, der den Seinen gerade befiehlt, sich nicht zu wehren. Der Handrücken blutet, und es scheint als wäre er bereits vom Nagel durchbohrt . . .

Jetzt bittet Jesus nicht mehr; er richtet sich mit seiner eindrucksvollen Gestalt auf und schaut sie mit blitzenden Augen an. Aber ein weiterer Stein bringt die Schläfe Jakobus des Alphäus zum Bluten. Jesus muß jegliches weitere Vorgehen durch seine Macht lähmen, um seine Apostel zu verteidigen, die gehorsam und widerstandslos die Steinwürfe über sich ergehen lassen.

Als die Niederträchtigen vom Willen Jesu beherrscht sind, sagt er – und er ist von einer erschreckenden Majestät – mit donnernder Stimme: »Ich gehe fort! Aber wißt, daß Hillel euch für diese eure Tat verflucht hätte. Ich gehe fort. Aber vergeßt nicht, daß nicht einmal das

Rote Meer die Israeliten auf dem Weg, den Gott ihnen vorgezeichnet hatte, aufhalten konnte. Alles ebnete sich und bereitete dem Willen Gottes Weg und Durchgang, und das gilt auch für mich. Wie damals Ägypter und Philister, Amoniter und Kanaaniter, und alle anderen Völker den Triumphzug Israels nicht aufhalten konnten, so werdet auch ihr, die ihr noch schlimmer seid als jene, mich in meiner Mission nicht aufhalten können. Vergeßt nicht, daß am Brunnen des von Gott geschenkten Wassers gesungen wurde: „Spring auf, Brunnen! Spring auf! Du Brunnen, von Fürsten gegraben, gebohrt von den Edlen des Volkes mit dem Zepter, mit ihren Stäben!“ Ich bin jener Brunnen, der Brunnen von den Himmeln, gebohrt durch alle Gebete und gerechten Werke der wahren Fürsten und Edlen des heiligen Volkes, das ihr nicht seid! Nein, ihr seid es nicht! Euretwegen wäre der Messias nicht gekommen, denn ihr verdient es nicht, und seine Ankunft ist euer Verderben. Der Allerhöchste kennt alle Gedanken der Menschen, er kannte sie seit aller Ewigkeit, schon bevor Kain war, von dem ihr abstammt, und Abel, dem ich ähnlich bin, schon bevor Noach, mein Sinnbild, war; schon bevor Mose war, der als erster mein Zeichen annahm, schon bevor Bileam war, der den Stern voraussagte, und Jesaja und alle Propheten. Gott kennt eure Gedanken und erschauert, und ist stets darüber erschauert, so wie er immer über die Gerechten gejubelt hat, um deretwillen er mich gerechterweise gesandt hat, und die mich wahrlich aus der Tiefe der Himmel angezogen haben, auf daß ich den Durst der Menschheit mit lebendigem Wasser stille. Ich bin die Quelle des ewigen Lebens, aber da ihr euch an ihr nicht laben wollt, werdet ihr sterben.«

Langsam schreitet er zwischen den gelähmten Rabbis und ihren Schülern hindurch und setzt geruhsam und feierlich seinen Weg fort, im stauenden Schweigen der Menschen und Dinge.

386 Der an der phönizischen Grenze geheilte Taubstumme

Ich weiß nicht, wo die Pilger übernachtet haben, ich sehe nur, daß es wieder Morgen ist und sie in bergigen Gegenden unterwegs sind, daß Jesus die Hand verbunden hat und Jakobus des Zebedäus einen Verband an der Stirne trägt, während Andreas stark hinkt und Jakobus des Zebedäus ohne Reisetasche ist, da sein Bruder Johannes sie ihm abgenommen hat. Zweimal hat Jesus schon gefragt: »Kannst du noch gehen, Andreas?« »Ja, Meister. Es geht schlecht wegen der Binden; aber der Schmerz ist nicht stark.«

Beim zweiten Mal fügt er hinzu: »Und deine Hand, Meister?« »Eine Hand ist kein Fuß, sie ruht aus und schmerzt wenig.« »Hm! Wenig, das glaube ich nicht. Sie ist so angeschwollen und aufgerissen bis zum Knochen ... Das Öl tut gut. Aber vielleicht wäre es besser gewesen, wenn wir uns etwas von der Salbe deiner Mutter von ... «

»Von meiner Mutter hätten geben lassen. Du hast recht«, sagt Jesus rasch, der ahnt, daß etwas über die Lippen von Petrus kommen will. Petrus errötet verwirrt und schaut Jesus mit einem so traurigen Blick an, daß dieser darüber lächelt und ausgerechnet die verletzte Hand auf die Schulter von Petrus legt, um ihn an sich zu ziehen.

»Es wird dich schmerzen, die Hand so zu halten.«

»Nein, Simon, du hast mich lieb, und deine Liebe ist heilsames Öl.«

»Oh, dann müßte deine Hand schon längst geheilt sein! Wir alle haben darunter gelitten, dich so behandelt zu sehen, und mancher hat auch geweint.« Petrus blickt auf Johannes und Andreas.

»Öl und Wasser sind gute Heilmittel, aber Tränen der Liebe und des Mitleids sind stärker als alles andere. Und seht ihr? Ich bin viel glücklicher als gestern, denn heute weiß ich, wie gehorsam und wie liebevoll ihr mir gegenüber seid. Ihr alle!« Jesus betrachtet sie mit seinem sanften Blick, in dessen gewohnter Traurigkeit heute morgen ein schwacher Schein von Freude aufleuchtet.

»Welche Hyänen! Nie habe ich einen solche Haß erlebt!« sagt Ju-

das des Alphäus. »Das müssen alles Judäer gewesen sein.«

»Nein, Bruder. Er liegt nicht an der Gegend, Haß ist überall Haß. Erinnerst du dich nicht, daß man mich in Nazaret schon vor Monaten verjagt hat und Steine nach mir werfen wollte?« sagt Jesus ruhig, und seine Worte sollen alle trösten, die aus Judäa sind, nach der Bemerkung von Thaddäus.

Ja, sie sind so tröstlich, daß Judas Iskariot sagt: »Aber das werde ich sagen! Oh, und ob ich es sagen werde! Wir haben nichts Böses getan, nicht zurückgeschlagen, und Jesus hat am Anfang voller Liebe gesprochen. Mit Steinen haben sie nach uns geworfen, wie nach Schlangen. Das werde ich sagen!«

»Wem denn, wenn alle gegen uns sind?«

»Ich weiß, wem. Sobald ich Stephanus und Hermas sehe, werde ich es erst einmal ihnen berichten, und somit wird es Gamaliel unverzüglich erfahren. Dann am Paschafest werde ich es denen sagen, die ich im Sinn habe. Ich werde ihnen sagen: „Es ist nicht recht, so zu handeln, und in eurer Wut habt ihr gegen das Gesetz verstoßen. Ihr seid schuldig, und nicht er.“«

»Du würdest besser tun, dich diesen Herren nicht zu sehr zu nähern! . . . Mir scheint, daß auch du in ihren Augen schuldig bist«, rät Philippus vorsichtig.

»Es ist wahr. Am besten ist es, wenn ich überhaupt nicht mehr mit ihnen zusammenkomme. Ja, das ist am besten. Stephanus jedoch werde ich es erzählen, denn er ist gut und nicht gehässig . . . «

»Laß das, Judas! Du würdest nichts zum Besseren wenden können. Ich habe verziehen. Denken wir nicht mehr daran«, sagt Jesus ruhig und überzeugend.

Zweimal, als sie zu einem Bächlein kommen, befeuchten sowohl Andreas als auch die beiden Jakobus die Binden, die sie um ihre Wunden tragen. Jesus verzichtet darauf. Er geht ruhig weiter, als ob er keine Schmerzen hätte.

Trotzdem muß er starke Schmerzen haben, denn als sie zum Essen haltmachen, muß er Andreas bitten, das Brot zu brechen, und als

sich die Riemen einer seiner Sandalen lösen, bittet er Matthäus, sie ihm wieder zu schnüren ... Beim Abstieg auf einer steilen Abkürzung stößt er gegen einen Baumstumpf, weil sein Fuß ausgeglitten ist, und kann einen Klagelaut nicht unterdrücken. Der Verband rötet sich erneut, so daß sie beim ersten Hause eines Dorfes, in dem sie gegen Abend rasten, Wasser und Öl erbitten, um die Hand zu behandeln und neu zu verbinden; die rote Wunde in der Mitte ist stark angeschwollen und bläulich geworden.

Während sie darauf warten, daß die Frau des Hauses Wasser und Öl bringt, neigen sich alle über die verletzte Hand Jesu und sprechen ihr Bedauern aus. Johannes jedoch entfernt sich ein wenig, um seine Tränen zu verbergen. Jesus ruft ihn zu sich: »Komm nur her, es ist nicht schlimm. Weine nicht!«

»Ich weiß es, denn wenn ich die Wunde hätte, würde ich nicht weinen; aber du hast sie und sagst uns nicht, wie weh dir diese liebe Hand tut, die keinem Menschen Leid zugefügt hat«, antwortet Johannes, dem Jesus seine blutende Hand überlassen hat. Er streichelt sie zärtlich an den Fingerspitzen, am Puls, rings um die Wunde, und wendet sie dann liebevoll, um die Handfläche zu küssen und seine Wange darauf zu legen, und sagt: »Sie ist heiß! ... Wie sehr muß dich die Wunde schmerzen«, und Tränen des Mitleids fallen auf sie.

Die Frau bringt Wasser und Öl. Johannes trocknet mit einem Linnen das Blut auf, das die Hand bedeckt, und läßt vorsichtig das lauwarme Wasser auf die Wunde rinnen; dann salbt er sie, verbindet sie mit sauberen Binden und drückt zuletzt einen Kuß auf den Verband. Jesus legt ihm die andere Hand auf das geneigte Haupt.

Die Frau fragt: »Ist er dein Bruder?«

»Nein, er ist mein Meister. Unser Meister!«

»Woher kommt ihr denn?« fragt sie die anderen.

»Vom Galiläischen Meer.«

»Von so weit her, und warum?«

»Um das Heil zu verkünden.«

»Es ist bald Abend. Bleibt in meinem Haus. Es ist ein Haus armer,

aber redlicher Menschen. Sobald meine Kinder mit den Schafen zurückkommen, kann ich euch Milch geben, und mein Mann wird euch gerne aufnehmen.«

»Danke, Frau! Wenn der Meister einverstanden ist, werden wir hierbleiben.«

Die Frau kehrt zu ihrer Arbeit zurück, während die Apostel Jesus fragen, was sie tun sollen.

»Ja, es ist in Ordnung. Morgen werden wir nach Kedes gehen und dann nach Paneas. Ich habe darüber nachgedacht, Bartholomäus. Du hast mir einen guten Rat gegeben, und es ist besser, daß wir es so machen, wie du sagst. Ich hoffe so noch andere Jünger zu finden, die ich dann nach Kafarnaum vorausschicken werde. Ich weiß, daß einige in Kedes gewesen sind, und unter ihnen die Hirten vom Libanon.«

»Die Frau läßt fragen, ob wir ihre Einladung annehmen?«

»Ja, gute Frau, wir bleiben heute Nacht hier.«

»Das Abendessen? Oh, nehmt es an, es macht mir keine Mühe. Außerdem haben uns einige Jünger von Jesus aus Galiläa, der der Messias genannt wird, viele Wunder wirkt und das Reich Gottes predigt, gelehrt, barmherzig zu sein. Zu uns ist Jesus noch nie gekommen, vielleicht weil wir an der syrisch-phönizischen Grenze leben. Aber seine Jünger waren da, und das ist schon viel! Zum Paschafest wollen wir alle aus dem Dorf nach Judäa gehen, um zu sehen, ob wir diesen Jesus finden, denn wir haben Kranke hier. Die Jünger haben wohl einige von ihnen geheilt, andere aber nicht, und unter ihnen ist ein junger Sohn des Bruders der Frau meines Schwagers.«

»Was hat er denn?« fragt Jesus lächelnd.

»Er kann weder sprechen noch hören. Er ist taubstumm zur Welt gekommen. Vielleicht hat sich ein Dämon in den Schoß der Mutter eingeschlichen, um sie zur Verzweiflung zu bringen und zu quälen. Aber der Sohn ist gut, und es scheint nicht, daß er besessen ist. Die Jünger haben gesagt, daß nur Jesus von Nazaret ihm helfen kann, da es sich um einen besonderen Fall handelt, und nur dieser Jesus

von Nazaret ... Oh, da kommen meine Söhne und mein Mann! Malkija, ich habe diese Pilger im Namen des Herrn aufgenommen und erzählte ihnen gerade von Levi ... Sara, geh rasch Milch melken, und du, Samuel, geh zur Grotte hinunter, um Öl und Wein zu holen, und bringe auch Äpfel vom Dachboden. Beeile dich, Sara, wir müssen noch die Betten in den oberen Räumen vorbereiten.«

»Mühe dich nicht ab, Frau. Wir sind mit allem zufrieden und fühlen uns überall wohl. Könnte ich den Jungen sehen, von dem du gesprochen hast?«

»Ja ... Aber ... O Herr! Bist du vielleicht selbst der Nazarener?«

»Ich bin es!«

Die Frau fällt auf die Knie und ruft aus: »Malkija, Sara, Samuel! Kommt und huldigt dem Messias! Welch ein Tag! Welch ein Tag! Und ich darf ihn in meinem Haus aufnehmen und habe so einfach mit ihm gesprochen! Ich habe ihm Wasser für seine Wunde gebracht. Oh! ... « und ihr bleibt vor Erregung der Atem weg. Dann aber eilt sie zum Waschbecken und sieht, daß es leer ist. »Warum habt ihr das Wasser weggeschüttet! Es war heilig! O Malkija! Der Messias ist bei uns!«

»Ja. Aber beruhige dich Frau, und sage es niemandem. Geh vielmehr den Taubstummen holen und bringe ihn zu mir!« sagt Jesus lächelnd ...

... Bald kehrt Malkija mit dem jungen Taubstummen, seinen Verwandten und fast dem halben Dorf zurück. Die Mutter des Unglücklichen betet und fleht Jesus an.

Jesus sagt: »Ja, dein Wunsch wird in Erfüllung gehen«, und nimmt den Taubstummen bei der Hand. Er zieht ihn aus der dicht gedrängten Menge, welche die Apostel mit Rücksicht auf die verletzte Hand Jesu zurückzuhalten versuchen. Jesus holt den Taubstummen zu sich heran, steckt ihm die Zeigefinger in die Ohren und berührt mit der Zunge die halbgeöffneten Lippen; dann erhebt er seine Augen zum Himmel, der schon dunkel wird, haucht ins Gesicht des Taubstummen und ruft laut: »Öffnet euch!« Dann läßt er ihn gehen.

Der Jüngling schaut Jesus einen Augenblick an, während die Leute miteinander flüstern. Die Veränderung in seinem Gesicht ist überraschend, denn vorher schien er apathisch und traurig, während er jetzt erstaunt lächelt, seine Hände zu den Ohren führt, daraufdrückt und sie dann wieder wegnimmt. Er überzeugt sich, daß er tatsächlich hören kann, er öffnet den Mund und spricht: »Mama, ich höre! O Herr, ich bete dich an!«

Die Menge ist wie immer begeistert, umso mehr, als man sich fragt: »Wie ist es nur möglich, daß er schon sprechen kann, da er von Geburt an nie ein Wort gehört hat? Ein Wunder im Wunder! Er hat ihm die Stimme gegeben, die Ohren geöffnet und ihn zugleich sprechen gelehrt. Es lebe Jesus von Nazaret! Hosanna dem Heiligen, dem Messias!«

Man drängt sich um ihn, während er seine verletzte Hand zum Segen erhebt. Einige Leute waschen sich auf Anweisung der Hausfrau Gesicht und Glieder mit den restlichen Tropfen im Becken.

Jesus sieht es und ruft aus: »Um eures Glaubens willen, seid alle geheilt. Geht in eure Häuser, seid gut und redlich. Glaubt an das Wort der Frohbotschaft und bewahrt für euch, was geschehen ist, bis die Stunde kommt, um es auf den Plätzen und Straßen der Welt zu verkünden. Mein Friede sei mit euch!«

Hierauf betritt er die geräumige Küche, in der ein Feuer brennt und die durch die Flammen zweier Lampen erhellt wird.

387 Jesus in Kedes

Die Stadt Kedes liegt auf einem kleinen Berg, etwas abseits, im Osten einer langen Gebirgskette, die sich von Norden nach Süden hinzieht, während im Westen eine Hügelkette fast parallel dazu verläuft. Es sind zwei parallel verlaufende Linien, die sich in der Mitte einander etwas nähern und so fast ein X bilden. Gerade dort, wo sich die beiden Ketten am nächsten sind, erhebt sich der Berg, an dessen Hängen Kedes liegt, das sich von der Höhe nach allen Seiten

hin ausbreitet und das frische, grüne Talgelände beherrscht, das im Osten enger ist als im Westen.

Es ist eine prächtige, von Mauern umgebene Stadt mit schönen Häusern und einer mächtigen Synagoge, sowie einem stattlichen Brunnen mit vielen Abflüssen, von denen sich kühles Wasser reichlich in ein darunterliegendes Becken ergießt, um es dann wieder in kleinen Bächlein zu verlassen, die dazu bestimmt sind, andere Brunnen zu speisen oder vielleicht Gärten zu bewässern, ich weiß es nicht.

Jesus betritt die Stadt an einem Markttag. Seine Hand ist nicht mehr verbunden, aber es ist noch eine braune Kruste und ein großer blauer Fleck auf dem Handrücken. Auch Jakobus des Alphäus hat eine kleine rotbraune Kruste an der Schläfe und rundherum einen großen blauen Fleck. Andreas und Jakobus des Zebedäus, weniger stark verletzt, zeigen keine Anzeichen des erlebten Abenteuers mehr und schreiten rasch einher. Sie spähen nach vorn und besonders nach allen Seiten, denn sie haben sich vor und hinter Jesus gruppiert. Nach dem, was ich ihren Gesprächen entnehme, habe ich den Eindruck, daß sie sich zwei oder drei Tage in dem gestern beschriebenen Ort oder in dessen Nähe aufgehalten haben, um einen gewissen Abstand zwischen sich und die Rabbis zu legen, da sie befürchten, daß sich diese in die größeren Städte begeben haben in der Hoffnung, sie in eine Falle locken und ihnen noch mehr schaden zu können.

»Aber diese Stadt ist ein Zufluchtsort!« sagt Andreas.

»Glaubst du, daß gerade sie einen Zufluchtsort und die Heiligkeit eines Ortes achten? Wie bist du doch naiv, Bruder!« antwortet ihm Petrus.

Jesus geht zwischen den beiden Judas. Vor ihm sind Jakobus und Johannes als Vortrupp, dann der andere Jakobus, Philippus und Matthäus, und hinter ihm Petrus, Andreas und Thomas. Zuletzt kommen Simon der Zelote und Bartholomäus.

Alles geht gut, bis sie auf einem schönen Platz mit einem Brunnen

ankommen, an dem die Synagoge steht und auf dem die Leute geschäftig miteinander verhandeln. Der Marktplatz liegt weiter unten, gegen Südwesten, dort, wo die Hauptstraße, die von Süden kommt, und die andere, auf der Jesus von Westen her gekommen ist, im rechten Winkel aufeinanderstoßen und dann zu einer einzigen Straße werden, die durch das Tor führt, bis sie sich zu einem großen, länglichen Platz erweitert, auf dem Esel, Strohmatten, Käufer und Verkäufer sind und der übliche Lärm herrscht . . .

Doch als Jesus und die Seinen den anderen, schöneren Platz erreicht haben – der das Herz der Stadt zu sein scheint, nicht so sehr, weil er genau im Zentrum liegt, sondern weil hier das geistige Leben und der Handel von Kedes pulsiert; das scheint auch seine erhöhte Lage im Ort anzuzeigen, von wo aus man alles überblickt und wodurch er wie eine Burg verteidigt werden kann – beginnen die Schwierigkeiten. Wie knurrende Hunde, bereit, sich auf ein wehrloses, schwaches Tier zu stürzen, oder eher wie Spürhunde, die das Wild wittern, wartet eine zahlreiche Gruppe von Pharisäern und Sadduzäern vor dem großen, mit schönen Skulpturen verzierten Portal der Synagoge. Unter diese haben sich, sozusagen als Gewürz, Rabbinen, unter ihnen auch Uriel, gemischt, die ich schon in Gischala gesehen habe. Sogleich sprechen sie miteinander über Jesus und die Apostel.

»O weh, Herr! Sie sind auch hier!« sagt Johannes bestürzt und wendet sich um, um mit Jesus zu sprechen.

»Fürchte dich nicht! Geh ruhig weiter. Die, die nicht mit diesen Unglücklichen zusammentreffen wollen, sollen sich in die Herberge zurückziehen. Ich will unbedingt in dieser antiken Stadt der Leviten und Zufluchtsstätte sprechen.«

Alle protestieren: »Meister, kannst du dir vorstellen, daß wir dich alleinlassen? Sie sollen uns alle umbringen, wenn sie wollen, aber wir werden dein Los teilen.«

Jesus schreitet an der feindlichen Gruppe vorüber und begibt sich zu einer Gartenmauer, über die weiße Blütenblätter von einem Birn-

baum herabregnen. Die dunkle Mauer und die weiße Wolke bilden Hintergrund und Krone für Christus, der seine Zwölf vor sich stehen hat.

Jesus beginnt zu reden, und seine schöne, wohlklingende Stimme erfüllt den Platz und läßt alle sich umwenden: »O ihr, die ihr hier versammelt seid, kommt und vernehmt die Frohe Botschaft, denn von größerem Nutzen als Handel und Geld ist der Erwerb des Himmelreiches.«

»Oh! Das ist doch der Rabbi von Galiläa!« sagt einer. »Kommt, wir gehen hin und hören ihm zu, und vielleicht wirkt er gar ein Wunder.«

Wieder ein anderer sagt: »Ich habe ihn in Betginna ein Wunder wirken sehen. Und wie gut er spricht, nicht wie die gierigen Sperber und hinterlistigen Schlangen dort!«

Jesus ist sogleich von einer Menschenmenge umgeben und fährt fort, zu der aufmerksamen Volksmenge zu sprechen.

»Im Herzen dieser Levitenstadt will ich nicht an das Gesetz erinnern, denn ich weiß, daß es in euren Herzen eingegraben ist, wie in wenigen anderen Städten Israels, und dies beweist auch die Ordnung, die ich hier beobachte, die Ehrlichkeit, welche die Kaufleute an den Tag legen, von denen ich die Nahrungsmittel für mich und meine kleine Herde gekauft habe. Auch diese Synagoge ist geschmückt, wie es sich geziemt für Orte, an denen man Gott verehrt. Aber in eurem Innersten ist noch ein weiterer Ort, an dem Gott ebenfalls verehrt wird, ein Ort, an dem die heiligsten Sehnsüchte verborgen sind und die süßesten, hoffnungsvollsten Worte unseres Glaubens und der innigsten Gebete widerhallen, auf daß die Hoffnung Wirklichkeit werde: Es ist die Seele. Das ist der heilige und einzigartige Ort, an dem man von Gott und mit Gott spricht in der Erwartung, daß die Verheißung sich erfülle.

Nun hat sich die Verheißung erfüllt: Israel hat seinen Messias, der euch das Wort und die Gewißheit bringt, daß die Zeit der Gnade gekommen und die Erlösung nahe ist; daß der Erlöser unter euch ist

und das Reich, das keine Niederlagen kennt, seinen Anfang nimmt.

Wie oft hat man euch Habakuk vorgelesen! Die Nachdenklichsten unter euch werden dabei gemurrt haben: „Auch ich kann sagen: Wie lange Herr, muß ich um Hilfe rufen, doch du hörst nicht?“

Seit Jahrhunderten seufzt Israel so, doch nun ist der Erlöser gekommen. Der große Raub, der beständige Kummer, die Unordnung und Ungerechtigkeit, die Satan verursacht hat, schwinden dahin, denn der Gesandte Gottes verleiht dem Menschen wieder seine Würde als Kind Gottes und Miterbe des Reiches Gottes. Laßt uns die Prophezeiungen des Habakuk neu betrachten, und wir werden erkennen, daß er schon von mir Zeugnis gibt und die Sprache der Frohen Botschaft spricht, die ich den Kindern Israels verkünde.

Aber nun bin ich es, der seufzt: „Das Urteil ist gefällt, doch der Widerspruch triumphiert“, und ich seufze in großer Pein. Nicht so sehr meinetwegen, der ich über dem menschlichen Urteil stehe, als vielmehr über sie, die mit ihrer Widersetzlichkeit sich selbst verurteilen, und über die, die von diesen Widerspenstigen verführt werden. Ihr wundert euch über das, was ich sage? Unter euch sind Kaufleute aus anderen Gegenden Israels. Sie können euch sagen, daß ich nicht lüge. Ich lüge nicht, denn ich führe kein Leben, das im Gegensatz zu meiner Lehre und zu dem, was man vom Erlöser erwartet, steht. Ich lüge nicht, wenn ich sage, daß sich der menschliche Widerspruch erhebt gegen den Beschluß Gottes, der mich gesandt hat, und gegen das Urteil der demütigen und aufrichtigen Scharen, die mich gehört haben und als den erkennen, der ich bin!«

Einige in der Menge flüstern: »Das ist wahr! Das ist wahr! Wir aus dem Volk wollen ihn und halten ihn für heilig. Aber sie (und sie deuten auf die Pharisäer und ihre Freunde) bekämpfen ihn!«

Jesus fährt fort: »Um dieser Widersetzlichkeit willen ist das Gesetz verletzt worden, und immer mehr wird es verletzt, bis es abgeschafft werden wird, um die größte Ungerechtigkeit zu begehen, die nicht von langer Dauer sein wird. Selig jene, die während dieser kurzen und schrecklichen Zeitspanne, in der es den Anschein hat, daß der

Widersacher über mich triumphiert, ausharren im Glauben an Jesus von Nazaret, den Sohn Gottes, den Menschensohn, der von den Propheten vorausgesagt wurde. Ich könnte den Beschluß Gottes bis ins letzte erfüllen und alle Söhne Israels retten. Aber es wird mir nicht gelingen, weil der Gottlose gegen sich selbst, gegen sein eigenes, besseres Selbst triumphieren wird, und so wie er meine Rechte und die meiner Gläubigen mit Füßen tritt, so wird er auch die Rechte seines Herzens, das meiner bedarf, um gerettet zu werden, mit Füßen treten und es Satan übergeben, nur um es mir zu verweigern.«

Die Pharisäer murren, doch ein stattlicher Greis, der sich vor einer Weile in die Nähe Jesu begeben hat, sagt nun während einer Redepause: »Ich bitte dich, geh in die Synagoge und lehre dort, denn niemand hat ein größeres Recht dazu als du. Ich bin Matthias, der Synagogenvorsteher. Komm, und das Wort Gottes sei in meinem Hause, wie du es verkündigst!«

»Danke, Gerechter Israels. Der Friede sei allezeit mit dir!«

Jesus bahnt sich ein Weg durch die Menge, die sich wie eine Woge teilt, um ihn durchzulassen, und sich dann hinter ihm wie ein Kielwasser wieder schließt und ihm folgt. So überquert er den Platz und tritt in die Synagoge ein, wobei er wieder an den schimpfenden Pharisäern vorbeikommt. Auch diese betreten die Synagoge und versuchen, sich in arroganter Weise breitzumachen. Aber die Menge schaut sie böse an und sagt: »Woher kommt ihr? Geht in eure Synagogen und wartet dort auf den Rabbi. Dies hier ist unser Haus.« Die Rabbis, Sadduzäer und Pharisäer müssen diese Schmach erdulden und demütig am Eingang stehenbleiben, um nicht von den Bewohnern von Kedes vertrieben zu werden.

Jesus ist an seinem Platz beim Synagogenvorsteher und anderen Synagogenmitgliedern, ich weiß nicht, ob es Söhne oder Gehilfen sind. Er hebt wiederum zu reden an: »Habakuk sagt, und wie liebevoll lädt er euch ein, aufzumerken: „Blickt auf die Völker und schaut, staunt und erstarrt! Denn ich vollbringe ein Werk in euren Tagen, das ihr nicht glauben würdet, wenn man es euch erzählte.“

Auch jetzt haben wir äußere Feinde um Israel. Aber laßt uns diesen kleinen Teil der Prophetie übergehen und nur die große, rein geistige Voraussage in ihr betrachten, denn die Weissagungen beinhalten, auch wenn es scheint, daß sie sich nur auf äußere Dinge beziehen, immer einen geistigen Hintergrund. Was sich ereignet hat – und es ist so großartig, daß es niemand annehmen kann, der nicht von der unendlichen Liebe des wahren Gottes überzeugt ist – besteht darin, daß er sein Wort gesandt hat, um die Welt zu retten und zu erlösen. Gott trennt sich von Gott, um das sündige Geschöpf zu retten, und dazu bin ich gesandt worden. Keine Macht der Welt wird meinen Triumphzug über Könige und Tyrannen, über Sünden und Torheiten aufhalten können, denn ich werde siegen, da ich der Sieger bin.«

Ein höhnisches Gelächter und Geschrei erschallt im Hintergrund der Synagoge. Die Leute protestieren, und der Synagogenvorsteher, der mit geschlossenen Augen dasteht – so sehr ist er vertieft, Jesus zuzuhören – richtet sich auf, gebietet den Störenfrieden zu schweigen und droht ihnen, sie aus der Synagoge zu weisen.

»Laß sie nur machen. Vielmehr lade sie ein, ihre Widersprüche vorzutragen«, sagt Jesus mit lauter Stimme.

»Oh, gut! Das ist gut! Laß uns in deine Nähe kommen, wir wollen dich ausfragen«, schreien die Widersacher spöttisch.

»Kommt. Laßt sie durch, ihr Leute von Kedes!«

Die Menge läßt sie, von feindlichen Blicken, Grimassen und einigen Schimpfworten begleitet, durch und nach vorne kommen.

»Was wollt ihr wissen?« fragt Jesus streng.

»Du sagst also, daß du der Messias bist? Bist du dessen sicher?«

Jesus, der mit auf der Brust verschränkten Armen vor dem Sprecher steht, sieht ihn mit so gebieterischen Augen an, daß ihm die Ironie vergeht, und er verstummt.

Doch ein anderer ergreift das Wort: »Du kannst nicht verlangen, daß man deinen Worten Glauben schenkt, denn jedermann kann, auch ohne böse Absicht, etwas Falsches behaupten. Um glauben zu können, braucht man Beweise, und nun beweise uns, daß du der bist, der du zu sein vorgibst.«

»Israel ist voll von meinen Beweisen«, sagt Jesus entschieden.

»Oh ... Kleinigkeiten, die jeder Heilige zu tun vermag; all dies ist schon früher geschehen und wird auch in Zukunft durch die Gerechten Israels bewirkt werden«, sagt ein Pharisäer.

Ein anderer fügt hinzu: »Es ist aber nicht gesagt, daß du diese Werke aus Heiligkeit und mit der Hilfe Gottes vollbringst! Man sagt, und wahrlich, es klingt sehr glaubhaft, daß du vom Teufel unterstützt wirst. Wir wollen andere Beweise, höhere, solche, die Satan nicht geben kann.«

»Aber ja! Einen überwundenen Tod ... « sagt ein anderer.

»Ihr habt diese Beweise schon erhalten!«

»Es hat sich dabei nur um Scheintote gehandelt. Zeige uns zum Beispiel einen Verwesten, der sich belebt und wieder aufsteht, damit wir sicher sein können, daß Gott mit dir ist: Gott, der einzige, der dem Schlamm, der schon zum Staub zurückkehrt, Atem einhauchen kann.«

»Das wurde nie von den Propheten verlangt, damit man ihnen glaube!«

Ein Sadduzäer schreit: »Du bist mehr als ein Prophet. Du bist – wenigstens behauptest du es – der Sohn Gottes ... Ha, ha, ha! Warum handelst du dann nicht wie ein Gott? Auf also! Gib uns ein Zeichen! Ein Zeichen!«

»Jawohl, ein Zeichen des Himmels, das dich als den Sohn Gottes bestätigt, und dann werden wir dir huldigen!« ruft ein Pharisäer.

»Gewiß! Das hast du gut gesagt, Simon! Wir wollen nicht in die Sünde des Aaron zurückfallen! Wir beten weder Götzenbilder, noch ein goldenes Kalb an, aber das Lamm Gottes könnten wir anbeten. Bist nicht du es? Dann möge der Himmel uns beweisen, daß du es bist«, sagt jener mit Namen Uriël, der schon in Gischala war und jetzt sarkastisch lacht.

Nun beginnt ein anderer zu schreien: »Laß mich jetzt reden; ich bin Zadok, der große Schriftgelehrte. Höre mir zu, Christus! Du hast zu viele Vorgänger gehabt, die nicht Christus waren. Genug mit die-

sem Schwindel. Nur ein Zeichen wollen wir, daß du es bist, und wenn Gott mit dir ist, kann er es dir nicht verweigern; und dann werden wir an dich glauben und zu dir halten. Andernfalls weißt du ja, was dich, gemäß den Geboten Gottes, erwartet.«

Jesus erhebt seine verletzte Rechte und zeigt sie seinem Widersacher: »Siehst du dieses Zeichen? Du hast es verursacht, und mit dem Zeigefinger auf ein anderes Wundmal hingewiesen; und wenn du sehen wirst, daß es ins Fleisch des Lammes eingegraben ist, dann wirst du frohlocken. Schau es an! Siehst du es? Du wirst es auch im Himmel sehen, wenn du einst vor Gott erscheinen wirst und Rechenschaft über deinen Lebenswandel ablegen mußt. Denn ich werde dich richten, ich, an dem das Mal meiner Liebe und eures Hasses sichtbar sein wird, werde mit meinem verherrlichten Leib dort sein. Auch du wirst es sehen, Uriël, und du, Simon, und auch Hannas und Kajaphas werden es sehen und viele andere, am letzten Tage, am Tage des Zornes, am Tage des Schreckens; und ihr werdet es vorziehen, im Abgrund zu sein, da das Zeichen an meiner Hand stärker brennen wird als die Flammen der Hölle.«

»Oh, das sind gotteslästerliche Worte! Du mit deinem Leib im Himmel? Du Gotteslästerer! Du Richter anstelle Gottes! Fluch über dich, der du den Hohenpriester verspottest! Du verdienst, gesteinigt zu werden«, schreien die Pharisäer, Sadduzäer und Schriftgelehrten im Chor.

Der Synagogenvorsteher erhebt sich wieder, patriarchalisch, strahlend wie Mose mit seinem weißen Haar, und ruft: »Kedes ist die Stadt der Zuflucht und die Stadt der Leviten. Achtet es . . . «

»Alte Geschichten zählen nicht mehr!«

»Oh, ihr gotteslästerlichen Zungen! Ihr seid Sünder, nicht er, und ich verteidige ihn. Er sagt nichts Böses. Er erklärt nur die Prophetenworte und bringt uns die verheißene Botschaft, und ihr unterbrecht ihn, versucht ihn, beleidigt ihn. Das erlaube ich nicht. Er ist hier unter dem Schutz des alten Matthias aus dem Stamme des Levi väterlicherseits und des Aaron mütterlicherseits. Geht hinaus und laßt

ihn mein Alter und das Mannesalter meiner Söhne unterweisen«, und er legt seine runzlige Hand auf den Unterarm Jesu, wie um ihn zu verteidigen.

»Er soll uns doch ein wirkliches Zeichen geben, und wir werden überzeugt weggehen«, schreien die Feinde.

»Beunruhige dich nicht, Matthias. Ich werde sprechen«, sagt Jesus zum Synagogenvorsteher, und zu den Pharisäern, Sadduzäern und Schriftgelehrten gewandt sagt er: »Wenn der Abend anbricht, dann betrachtet ihr prüfend den Himmel, und wenn er sich beim Sonnenuntergang rötet, sagt ihr nach altem Brauch: „Morgen wird es gutes Wetter geben, denn der Sonnenuntergang rötet den Himmel.“ Ebenso sagt ihr beim Morgenrauen, wenn sich die Sonne in der neblschweren Luft nicht golden ankündigt, sondern vielmehr den Himmel blutrot färbt: „Noch bevor der Tag zu Ende geht, wird es ein Gewitter geben.“ Ihr könnt also den Verlauf des Tages voraussehen, indem ihr die unsteten Zeichen am Himmel und die stets veränderlichen Winde beobachtet, und es gelingt euch nicht, die Zeichen der Zeiten zu deuten? Dies ehrt weder euren Geist noch eure Weisheit, sondern stellt eurem Geist und eurer Weisheit ein schlechtes Zeugnis aus. Ihr seid ein böses und ehebrecherisches Geschlecht, geboren in Israel aus einer Verbindung von Menschen, die mit dem Bösen Unzucht getrieben haben. Ihr seid ihre Erben und vermehrt eure Bosheit und eure Unzucht, indem ihr die Sünden der Väter dieses Irrtums wiederholt. Dies sollst du wissen, Matthias, und ihr, Leute von Kedes, sollt es wissen, und jeder Anwesende, ob er nun getreu oder feindlich gesinnt ist. Dies ist die Prophezeiung, die ich euch selbst gebe, anstelle jener, die ich euch bei Habakuk erklären wollte: diesem bösen und ehebrecherischen Geschlecht, das ein Zeichen verlangt, wird kein anderes gegeben als das des Jona ... Laßt uns gehen. Der Friede sei mit denen, die guten Willens sind.«

Durch eine Seitenpforte, die auf eine ruhige Straße zwischen Gärten und Häusern hinausführt, entfernt sich Jesus zusammen mit seinen Aposteln.

Doch die von Kedes geben sich nicht geschlagen. Einige folgen ihm, und da sie ihn in der östlichen Vorstadt in eine kleine Herberge eintreten sehen, melden sie es dem alten Synagogenvorsteher und ihren Mitbürgern. Jesus ist noch bei der Mahlzeit, als sich der sonnenbeschienene Hof schon mit Menschen füllt und der Synagogenvorsteher mit anderen Ältesten von Kedes am Eingang des Raumes steht, in dem sich Jesus aufhält, und sich vor ihm flehentlich bitrend verneigt: »Meister, in uns ist die Sehnsucht nach deinen Worten geblieben. Die Prophezeiung des Habakuk war, von dir erklärt, so schön. Weil es Menschen gibt, die dich hassen, soll es jenen, die dich lieben und an deine Wahrheit glauben, nicht vergönnt sein, dich kennenzulernen?«

»Nein, Vater. Es wäre ungerecht, die Guten der Bösen wegen zu bestrafen. Hört also ... « und Jesus hört auf zu essen, um sich zur Türe zu begeben und zu denen zu sprechen, die sich im stillen Hofe versammelt haben.

»In den Worten eures Synagogenvorstehers liegt ein Echo der Worte des Habakuk. Er bekennt, für sich und für euch alle, daß ich die Wahrheit bin. Habakuk bekannte und erklärte: „Bist nicht du, Herr, von Anfang an mein heiliger Gott, der niemals stirbt?“ Und so wird es sein, denn wer an mich glaubt, wird nicht sterben. Der Prophet beschreibt mich als den, den Gott dazu bestimmt hat, zu richten, als den, dem Gott Macht gegeben hat, zu bestrafen, als den, dessen Augen zu heilig sind, als daß sie das Böse sehen könnten, und dem die Sünde unerträglich ist; so seht ihr, daß ich selbst, da ich der Erlöser bin, auch jenen die Arme öffne, die ihre Sünden bereuen. Daher schaue ich auch auf den Schuldigen und lade den Gottlosen zur Reue ein ...

Oh, ihr von Kedes, der Levitenstadt, dieser vom Band der Liebe geheiligten Stadt: wer schuldig ist – und jeder Mensch hat gegen Gott, gegen seine Seele, gegen seinen Nächsten gesündigt – komme also zu mir, der Zuflucht der Sünder. Hier, in meiner Liebe, kann nicht einmal der Fluch Gottes euch treffen; denn mein flehentlicher

Blick verwandelt den Fluch Gottes für euch in einen Segen der Vergebung. Hört! Hört! Prägt dieses Versprechen in eure Herzen ein, wie Habakuk seine Prophezeiung auf die Buchrolle schrieb. Dort steht geschrieben: „Wenn sich die Zeit verzögert, so harre auf sie, denn sie kommt sicher und bleibt nicht aus.“ Seht, der da kommen sollte, ist gekommen. Ich bin es!

„Wer ungläubig ist, hat keine gerechte Seele“, sagt der Prophet, und in seinen Worten liegt die Verurteilung derer, die mich versucht und geschmäht haben. Nicht ich verdamme sie, sondern der Prophet, der mich vorausgesehen und an mich geglaubt hat, und wie er mich als Sieger schildert, so beschreibt er den Menschen und sagt, daß er ehrlos ist, da er seine Seele der Begierde und Unersättlichkeit erschlossen hat, so wie auch die Hölle begierig und unersättlich ist. Er droht: „Wehe dem, der fremdes Eigentum aufhäuft und großen Unrat auf seinen Rücken lädt.“ Die schlechten Taten gegen den Menschensohn sind dieser Schlamm, und der Wille, ihn seiner Heiligkeit zu berauben, damit er nicht ihre eigene verdunkle, ist Begierde.

„Wehe“ sagt der Prophet, „wehe dem, der in seinem Haus die Früchte seines ungerechten Gewinnes sammelt, um in der Höhe sein Nest zu bauen, im Glauben, den Krallen des Bösen entrinnen zu können.“ Das bedeutet, sich entehren und die eigene Seele töten.

„Wehe dem, der eine Stadt erbaut auf Blut und die Festung gründet auf Unrecht.“ Wahrlich, zu sehr baut Israel seine begehrtlichen Festungen auf Tränen und Blut und wartet nun, um am Ende seine größte Missetat zu begehen. Aber was vermag eine Festung gegen die Blitze Gottes? Was vermag eine Handvoll Menschen gegen die Gerechtigkeit der ganzen Welt, die vor Schrecken aufschreien wird über das beispiellose Verbrechen?

Oh, wie gut sagt es Habakuk! „Was nützt denn ein Schnitzbild?“ Zu einem Götzenbild ist die lügnerische Heiligkeit Israels geworden. Nur der Herr in seinem Tempel ist heilig, und nur vor ihm wird sich die Erde verneigen und erzittern in Anbetung und Schrecken, während das verheißene Zeichen einmal und noch einmal gegeben wird;

und der wahre Tempel, in dem Gott ruht, wird glorreich emporsteigen, um dem Himmel zu sagen: „Es ist vollbracht!“ So wie er über die Erde geseufzt haben wird, um sie durch seine Frohbotschaft zu reinigen.

„Fiat“, „es geschehe!“ sagte der Allerhöchste, und die Welt entstand. „Fiat“, wird der Erlöser aussprechen, und die Welt wird erlöst sein. Ich werde der Welt das geben, wodurch sie erlöst wird, und die Erlösten werden jene sein, die den Willen haben, es zu sein!

Steht jetzt auf. Beten wir das Gebet des Propheten, so wie es für diese Gnadenzeit richtig ist:

„Herr, ich habe Kunde von dir vernommen, und ich habe dabei frohlockt.“ Es ist nicht mehr die Zeit des Schreckens, o ihr, die ihr an den Messias glaubt.

„Herr, die Jahre deines Werkes nähern sich, rufe es ins Leben trotz der Nachstellung der Feinde; in den nahen Jahren wirst du es offenbaren.“ Ja, wenn die Zeit erfüllt ist, wird auch das Werk vollendet sein.

„Und im Zorn gedenke des Erbarmens“, denn der Zorn wird sich nur über jene ergießen, die Netze und Schlingen gelegt haben und Pfeile auf das Lamm, den Erlöser, geschleudert haben.

„Gott wird kommen aus dem Licht zur Welt.“ Ich bin das Licht, das gekommen ist, euch Gott zu bringen. Mein Glanz wird die Welt erfüllen und sich wie Ströme aus den Wunden jener ergießen, „die von den spitzen Hörnern getroffen worden sind“; „der letzte Sieg des Todes und Satans, die vor dem Lebendigen und Heiligen fliehen.“

Ehre dem Herrn! Ehre dem, der alles erschaffen hat. Ehre dem, der Sonne und Sterne erschuf. Dem Schöpfer der Berge und der Meere. Ehre, unendliche Ehre dem Guten, der den Gesalbten hat senden wollen zur Rettung seines Volkes, zur Erlösung der Menschen. Vereinigt eure Stimmen und singt mit mir, denn meine Barmherzigkeit ist in die Welt gekommen und die Zeit des Friedens ist nahe. Mit ihm, der euch die Hand entgegenhält, euch ermahnt, zu glauben

und im Herrn zu leben, denn die Zeit ist nahe, in der Israel in Wahrheit gerichtet werden wird.

Der Friede sei mit euch allen hier, mit euren Familien und euren Häusern.«

Jesus macht eine weite segnende Geste und will sich entfernen.

Aber der Synagogenvorsteher bittet ihn: »Bleibe noch hier.«

»Ich kann nicht, Vater.«

»Schicke uns wenigstens deine Jünger.«

»Dessen kannst du sicher sein. Lebt wohl. Geht hin in Frieden.«

Dann sind sie allein . . .

»Aber ich möchte wissen, wer sie hierher geschickt hat. Sie scheinen Schwarzkünstler zu sein . . .«, sagt Petrus.

Iskariot drängt sich vor, bleich im Gesicht. Er kniet zu Jesu Füßen nieder: »Meister, ich bin der Schuldige, ich hatte im Dorf . . . mit einem von ihnen, dessen Gast ich war, gesprochen . . .«

»Wie? Und du sprichst von Buße? Du bist . . .«

»Schweige, Simon des Jona! Dein Bruder klagt sich aufrichtig an. Achte ihn um dieser seiner Verdemütigung willen. Gräme dich nicht, Judas. Ich verzeihe dir, und du weißt, daß ich dir verzeihe. Sei ein andermal klüger . . . Nun wollen wir gehen. Wir werden wandern, solange der Mond scheint, und sollten den Fluß überqueren, bevor der Tag anbricht . . . Gehen wir! Da hinten beginnt der Wald. Sowohl die Guten als auch die Bösen werden unsere Spur verlieren. Morgen werden wir auf dem Weg nach Paneas sein.«

388 Auf dem Weg nach Cäsarea Philippi

Die Ebene erstreckt sich auf beiden Seiten des Jordans, bis sich dieser in den Meronsee ergießt. Eine schöne Ebene, in der von Tag zu Tag das Getreide höher wächst und die Obstbäume sich mit neuen Blüten bedecken. Die Hügel hinter Kedes liegen nun im Rücken der Pilger, die im ersten Tageslicht, sehnsüchtig zur aufgehenden Sonne schauend dahinschreiten und fröstelnd die Stellen aufsuchen,

wo die Sonnenstrahlen zuerst die Wiesen berühren und die Blätter liebkosen. Sie müssen im Freien geschlafen haben oder aber auf einem Strohlager, denn ihre Kleider sind zerknittert und es hängen Strohhalme und trockene Blätter daran, die sie, sobald sie sie bei der zunehmenden Helligkeit bemerken, entfernen.

Der Fluß kündigt sich durch ein Rauschen an, das im morgendlichen Schweigen der Landschaft widerhallt, und durch eine dichte Baumreihe mit jungem Grün, das in der leichten Morgenbrise zittert. Man kann den Fluß noch nicht sehen, da er tiefer liegt als die flache Ebene. Als man im frischen Grün der jungen Blätter sein blaues Gewässer erblickt, das durch die zahlreichen Bächlein, die von den nördlichen Hügeln herabfließen, angeschwollen ist, ist man schon nahe am Ufer.

»Wollen wir bis zur Brücke am Ufer entlang weitergehen oder schon hier den Fluß überqueren?« fragen die Apostel Jesus, der allein vorausgegangen und jetzt nachdenklich stehengeblieben ist, um auf sie zu warten.

»Seht nach, ob es eine Barke zum Übersetzen gibt, denn es ist besser, wenn wir ihn hier überqueren . . . «

»Ja. An der Brücke, über die die Straße nach Cäsarea Paneas führt, könnten wir wieder jemandem begegnen, den man uns auf die Fersen gesetzt hat«, bemerkt Bartholomäus mit hochgezogenen Augenbrauen und schaut dabei auf Judas.

»Nein! Schau mich nicht so böse an. Ich wußte ja gar nicht, daß wir hierher kommen würden, und habe auch nichts gesagt. Es war leicht anzunehmen, daß Jesus von Sefed zu den Gräbern der Rabbis und nach Kedes gehen würde, doch hätte ich nie gedacht, daß er sich bis zur Hauptstadt des Philippus vorwagen würde. Daher können sie nichts davon wissen und wir werden sie nicht antreffen, weder durch meine Schuld, noch durch ihren eigenen Willen. Es sei denn, daß sie Beelzebul als Führer hätten«, sagt Iskariot ruhig und demütig.

»Das stimmt, aber bei gewissen Leuten . . . muß man die Augen

offen halten und die Worte abwägen, um nichts von unseren Plänen zu verraten. In allem muß man vorsichtig sein. Sonst verwandelt sich unsere Verkündigung der Frohbotschaft in eine andauernde Flucht«, erwidert Bartholomäus.

Johannes und Andreas kommen zurück und berichten: »Wir haben zwei Boote gefunden. Man setzt uns für eine Drachme pro Boot über. Gehen wir zum Ufer hinab.«

Mit den beiden Barken gelangen alle nach zweimaliger Fahrt auf die andere Seite. Hier empfängt sie eine flache und fruchtbare Ebene, die jedoch nicht dicht bevölkert ist, denn nur die Bauern, die sie bebauen, haben hier ihre Häuser.

»Hm! Wie werden wir uns Brot besorgen? Ich habe Hunger, und hier gedeihen nicht einmal die Ähren der Philister ... Gras und Blätter, Blätter und Blüten. Ich bin weder ein Schaf noch eine Biene«, flüstert Petrus den Kameraden zu, welche bei dieser Bemerkung lächeln.

Judas Thaddäus wendet sich um – er ist etwas vorausgegangen – und bemerkt: »Wir werden im ersten Dorf Brot finden.«

»Vorausgesetzt, daß man uns nicht verjagt«, entgegnet Jakobus des Zebedäus.

»Paßt auf, ihr, die ihr stets sagt, daß man auf alles achtgeben soll, daß ihr nicht die Hefe der Pharisäer und der Sadduzäer übernehmt. Mir scheint, daß ihr dies tut, ohne zu bedenken, welches Unheil ihr dabei anrichtet. Paßt auf! Hütet euch!« sagt Jesus.

Die Apostel mustern sich gegenseitig und flüstern: »Aber was sagt er denn? Die Brote haben uns doch die Frau des Taubstummen und der Gastgeber von Kedes gegeben. Es ist alles, was wir noch haben, und wir wissen nicht einmal, ob wir noch etwas anderes finden werden, um unseren Hunger zu stillen. Wie kann er also sagen, daß wir von Sadduzäern und Pharisäern Brot kaufen, das ihre Hefe enthält? Vielleicht will er nicht, daß wir in den nahen Dörfern einkaufen ... «

Jesus, der wiederum allein vorausgegangen ist, dreht sich zu ihnen um: »Warum habt ihr Angst, daß ihr kein Brot mehr für eu-

ren Hunger erhaltet? Auch wenn hier alle Pharisäer und Sadduzäer wären, würdet ihr nicht ohne Nahrung bleiben, sofern ihr meinen Rat befolgt. Ich spreche nicht vom Sauerteig, den das Brot enthält, und daher könnt ihr Brot für euren Hunger kaufen, wo ihr wollt. Selbst wenn euch niemand etwas verkaufen wollte, wäret ihr trotzdem nicht ohne Brot. erinnert ihr euch nicht an die fünf Brote, mit denen ihr fünftausend Menschen gesättigt habt? erinnert ihr euch nicht an die zwölf Körbe, die ihr mit den übriggebliebenen Brotresten gefüllt habt? Ich könnte für euch, die ihr zwölf seid und ein Brot habt, dasselbe tun, was ich für die fünftausend mit fünf Broten getan habe. Versteht ihr nicht, welchen Sauerteig ich meine? Den Sauerteig, der sich in den Herzen der Pharisäer, der Sadduzäer und der Schriftgelehrten gegen mich aufbläht. Es ist der Haß. Es ist die Häresie, und ihr seid auf dem Weg zum Haß, so als ob etwas vom Sauerteig der Pharisäer in euch eingedrungen wäre. Man darf nicht einmal jenen hassen, der uns feindlich gesinnt ist. Öffnet dem, was nicht Gottes ist, nicht einmal einen Spalt. Durch ihn würden zuerst andere Elemente eindringen, die gegen Gott sind. Es ist manchmal so, daß man, wenn man die Feinde zu sehr mit ihren eigenen Waffen bekämpfen will, damit endet, daß man verwundet oder besiegt wird, und als Besiegte könntet ihr ihre Lehren in euch aufnehmen. Nein, liebt und seid zurückhaltend. Ihr seid in eurem Inneren noch nicht stark genug, um diese Lehren bekämpfen zu können, ohne selbst davon angesteckt zu werden. Denn einige ihrer grundlegenden Elemente habt ihr ja in euch selbst, und der Groll gegen sie ist eines davon. Noch einmal sage ich euch: sie könnten ihre Methode ändern, um euch zu verführen und euch mir abspenstig zu machen, indem sie euch tausend Freundlichkeiten erweisen und eine scheinbare Reue an den Tag legen, da sie angeblich mit mir Frieden schließen wollen. Ihr dürft nicht fliehen. Aber wenn sie versuchen, euch ihre Lehren einzuimpfen, dann wißt, euch dagegen zu wehren. Seht, das ist der Sauerteig, von dem ich gesprochen habe, der Unmut, der sich zugleich gegen die Liebe und die falschen Lehren richtet. Ich sage euch: seid vorsichtig!«

»War das Zeichen, das die Pharisäer gestern verlangten, „Sauerteig“, Meister?« fragt Thomas.

»Es war Sauerteig und Gift!«

»Du hast gut daran getan, ihnen das Zeichen nicht zu geben.«

»Aber eines Tages werde ich es ihnen geben.«

»Wann? Wann?« fragen sie neugierig.

»Eines Tages . . . «

»Was für ein Zeichen wird es sein? Sagst du es nicht einmal uns, deinen Aposteln, damit wir es sofort erkennen könnten«, fragt Petrus, der mehr darüber wissen möchte.

»Ihr solltet keines Zeichens bedürfen.«

»Oh, nicht um an dich zu glauben! Wir sind nicht wie die Leute, die sich allerlei Gedanken machen, denn wir haben nur einen Gedanken: dich zu lieben«, sagt Jakobus des Zebedäus eifrig.

»Aber sagt mir, ihr, die ihr dem Volk nahekommt, ohne es einzuschüchtern wie ich. Was denken die Leute von mir, vom Menschensohn?«

»Die einen sagen, daß du Jesus oder der Christus bist, und das sind die Besten. Andere nennen dich einen Propheten, andere wiederum sehen in dir nur einen Rabbi, und wieder andere . . . du weißt es, nennen dich einen Wahnsinnigen und Besessenen.«

»Einige jedoch nennen dich bei dem Namen, den du dir selbst gegeben hast: „Menschensohn“!«

»Andere sagen, daß das nicht sein kann, da der Menschensohn etwas ganz anderes ist. Es ist nicht immer eine Verneinung, denn grundsätzlich geben sie zu, daß du mehr als der Menschensohn bist, da sie sagen, daß du der Sohn Gottes bist. Andere hingegen glauben, daß du nicht einmal der Menschensohn, sondern nur ein armer Mensch bist, von Satan angetrieben oder vom Wahnsinn verwirrt. Du siehst, daß die Ansichten zahlreich und alle verschieden sind«, sagt Bartholomäus.

»Wer ist also nach der Meinung des Volkes der Menschensohn?«

»Er ist ein Mensch, in dem alle Tugenden des Menschen vereint

sind, ein Mensch, dem alle Gaben des Verstandes, der Weisheit und der Gnade innewohnen, die wir in unserer Vorstellung Adam beimessen, und einige fügen diesen Eigenschaften noch die Unsterblichkeit hinzu. Du weißt, daß bereits das Gerücht umgeht, daß Johannes nicht gestorben, sondern einfach von Engeln irgendwohin gebracht worden ist. Man behauptet, Herodes, und besonders Herodias hätten, um sich nicht sagen zu müssen, sie wären von Gott besiegt worden, einen Diener getötet, ihm das Haupt abgeschlagen und dann den Rumpf des getöteten Sklaven als Leiche des Täufers herumgezeigt. Das Volk redet so viel! Deshalb glauben viele, daß der Menschensohn Jeremia oder Elija oder einer der Propheten oder auch der Täufer selbst, in dem Gnade und Weisheit war und den man den Vorläufer des Christus, des Gesalbten Gottes, nannte, gewesen ist. Der Menschensohn: ein großer Mensch, geboren aus einem Menschen. Viele können oder wollen nicht zugeben, daß Gott seinen Sohn auf die Erde senden wollte. Du hast es gestern gesagt: „Es werden nur jene glauben, die von der unendlichen Güte Gottes überzeugt sind.“ Israel glaubt mehr an die Strenge Gottes, als an seine Güte ... « sagt wiederum Bartholomäus.

»Ja, sie erachten sich tatsächlich für so unwürdig, daß sie es für unmöglich halten, daß Gott so gut ist, sein Wort zu senden, um sie zu retten. Der elende Zustand ihrer Seelen hindert sie zu glauben«, bestätigt der Zelote und fährt fort: »Du sagst, daß du der Sohn Gottes und des Menschen bist. Tatsächlich ist in dir alle Gnade und Weisheit, die ein Mensch besitzen kann. Ich glaube wirklich, daß, wenn Adam, als er noch im Stande der Gnade lebte, ein Sohn geboren worden wäre, dir dieser an Schönheit, Verstand und jeder anderen Tugend ähnlich gewesen wäre. In dir erstrahlt Gott durch seine Macht. Aber wer von denen, die sich selbst für Götter halten und in ihrem grenzenlosen Hochmut Gott mit ihrem eigenen Maßstab messen, kann das glauben? Sie, die Grausamen, die Gehässigen, die Räuber, die Unkeuschen, können sich nicht vorstellen, daß Gott in seiner Güte so weit gegangen ist, daß er sich selbst hingegeben hat,

um sie zu erlösen; daß er ihnen seine Liebe geschenkt hat, um sie zu retten; daß er sich in seiner Hochherzigkeit der Willkür der Menschen ausgesetzt, und seine Reinheit entsandt hat, auf daß sie sich für den Menschen aufopfere. Sie können es nicht glauben, nein, sie sind so unerbittlich und erfinderisch im Suchen nach Sünden und deren Bestrafung.«

»Doch ihr, was meint ihr, wer ich bin? Sagt es, ohne Rücksicht auf meine Worte oder auf die anderer. Wenn ihr über mich urteilen müßtet, was würdet ihr von mir sagen?«

»Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes«, ruft Petrus, indem er sich mit zum Himmel erhobenen Armen niederkniet und zu Jesus aufschaut, der mit strahlendem Antlitz auf ihn niedersieht und sich über ihn neigt, um ihm wieder aufzuhelfen und ihn zu umarmen mit den Worten: »Selig bist du, Simon, Sohn des Jona! Denn nicht Fleisch und Blut haben dir das geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Vom ersten Augenblick an, da du zu mir gekommen bist, hast du dir diese Frage gestellt, und da du einfach und redlich bist, hast du die Antwort, die dir der Himmel eingab, verstanden und angenommen. Bevor du mir begegnet bist, hattest du keine übernatürlichen Zeichen erfahren, wie dein Bruder und Johannes und Jakobus. Du kanntest meine Heiligkeit als Sohn, als Arbeiter, als Bürger nicht, wie Judas und Jakobus, meine Brüder. Bevor du mein Jünger wurdest, hattest du kein Wunder gesehen, noch hatte ich dir ein Zeichen meiner Macht gegeben, wie ich es bei Philippus, Natanaël, Simon dem Kanaaniter, Thomas und Judas tat. Du wurdest nicht von meinem Willen überwältigt wie Levi, der Zöllner, und dennoch hast du vom ersten Augenblick an ausgerufen: „Er ist der Gesalbte!“ Von der ersten Stunde an, da du mich gesehen hattest, glaubtest du, und nie wurde dein Glaube durch etwas erschüttert. Deshalb habe ich dich Kephas genannt, und deshalb werde ich auf dir, dem Felsen, meine Kirche erbauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben, und was immer du auf Erden binden wirst, wird

auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöst sein, o du getreuer und kluger Mensch, dessen Herz ich erproben konnte. Jetzt, von diesem Augenblick an, bist du das Haupt, dem Gehorsam und Achtung gebührt, wie mir selbst. Dazu ernenne ich ihn vor euch allen.«

Wenn Jesus Petrus unter einem Hagel von Vorwürfen niedergeschmettert hätte, wäre sein Weinen nicht so heftig gewesen. Er weint, von Schluchzen geschüttelt, das Antlitz an der Brust Jesu. Ein Weinen ist es, das sich nur wiederholt hat, als ihn der Schmerz über die Verleugnung Jesu übermannte. Jetzt ist es ein Weinen, das tausend demütigen und guten Gefühlen entspringt . . . Ein weiteres kleines bißchen des alten Simon – des Fischers von Betsaida, der bei der ersten Verkündigung von seiten seines Bruders lachend und ungläubig geantwortet hat: »Ausgerechnet dir soll der Messias erscheinen! . . . Ausgerechnet dir!« – ein weiteres kleines bißchen des alten Simon bröckelt ab unter diesen Tränen und läßt unter der dünner werdenden Kruste seiner Menschlichkeit immer klarer den Petrus, das Oberhaupt der Kirche Christi, erscheinen.

Als er sein Haupt scheu und verwirrt erhebt, weiß er nur eines zu tun, um alles auszudrücken, alles zu versprechen und sich Kraft zu holen für seine neue Aufgabe: er wirft seine kurzen, muskulösen Arme um den Hals Jesu und zwingt ihn so, sich zu ihm herabzuneigen und ihn zu küssen, wobei seine etwas struppigen und graumelierten Haare und sein Bart sich mit den weichen, goldfarbenen Haaren und dem Barte Jesu vermischen. Dann schaut er ihn anbetend, liebevoll und flehend an mit seinen großen, leuchtenden und von den Tränen geröteten Augen, während er mit den mit Schwielen bedeckten, breiten, kurzen Händen das asketische Antlitz des Meisters ergreift, das sich über das seinige neigt, als wäre es ein Gefäß, aus dem Lebensäfte fließen . . . und er trinkt, trinkt, trinkt Süßigkeit und Gnade, Sicherheit und Stärke aus diesem Antlitz, aus diesen Augen, aus diesem Lächeln . . .

Schließlich trennen sie sich und setzen ihren Weg nach Cäsarea

Philippi fort, und Jesus sagt zu allen: »Petrus hat die Wahrheit gesagt. Viele ahnen sie, ihr kennt sie. Aber sagt vorläufig niemandem, was dieser Christus gemäß der vollen Wahrheit, die ihr erkennt, ist. Laßt Gott in den Herzen sprechen, wie er in den euren spricht. Wahrlich, ich sage euch, daß alle, die meine oder eure Aussagen mit einem vollkommenen Glauben und einer vollkommenen Liebe verbinden, dahin gelangen werden, den wahren Sinn der Worte: „Jesus, Christus, das Wort, der Sohn des Menschen und Gottes“ zu verstehen.«

389 In Cäsarea Philippi

Die Stadt muß erst jüngst erbaut worden sein, wie es auch bei Tiberias und Aschkelon der Fall ist. Sie breitet sich in einer Senke aus und wird von einer Festung mit hohen Türmen überragt, die von riesigen Mauern und tiefen Gräben umgeben ist. In letztere ergießt sich ein Teil des Wassers der beiden kleinen Flüsse, die sich an einer Stelle beinahe vereinigen, um sich dann wieder voneinander zu trennen, derart, daß der eine außerhalb und der andere innerhalb der Stadt dahinfließt. Schöne Straßen, Plätze, Brunnen, eine Nachahmung der Bauart Roms. Man sagt, daß sich auch hierin knechtische Ehrerbietung dem Tetrarchen gegenüber offenbart, ohne Rücksicht auf die Gebräuche des Vaterlandes.

Die Stadt, vielleicht weil sie Knotenpunkt wichtiger Haupt- und Karawanenstraßen nach Damaskus, Tyrus, Sefed und Tiberias ist, wie es die Wegweiser an jedem Tor anzeigen, ist voller Bewegung und Menschen. Fußgänger, Reiter, lange Karawanen mit Eseln und Kamelen kreuzen sich auf den breiten, gut gepflegten Straßen, und Gruppen von Händlern oder Müßiggängern stehen auf Plätzen unter den Bogengängen und vor den vornehmen Wohnungen – vielleicht gibt es auch Thermen – herum und betreiben Geschäfte oder schwatzen über belanglose Dinge.

»Weißt du, wo wir sie finden können?« fragt Jesus Petrus.

»Ja. Die, die ich gefragt habe, haben mir gesagt, daß die Jünger des Rabbi sich gewöhnlich zur Essenszeit in einem Haus treuer Israeliten versammeln, das sich in der Nähe der Festung befindet. Man hat es mir genau beschrieben, also kann ich nicht fehlgehen: ein israelitisches Haus schon seinem Äußeren nach, mit einer Vorderseite ohne Fenster und einem hohen Tor mit einem Guckloch, einem kleinen Springbrunnen an der Mauerseite, hohen Gartenmauern, die auf beiden Seiten in kleinen Gassen enden, und einer hoch auf dem Dach gelegenen Terrasse mit vielen Tauben.«

»Gut. Gehen wir also« . . .

Sie durchqueren die ganze Stadt bis zur Zitadelle, erreichen das gesuchte Haus und klopfen an. Am Guckloch erscheint das runzlige Gesicht einer alten Frau.

Jesus tritt vor und grüßt: »Der Friede sei mit dir, Frau. Sind die Jünger des Rabbi zurückgekehrt?«

»Nein, Herr. Sie sind mit anderen, die von vielen Dörfern jenseits des Flusses gekommen sind, zur „Großen Quelle“ gegangen, um eben nach dem Rabbi zu suchen. Alle erwarten ihn. Bist du auch einer von ihnen?«

»Nein, ich suche die Jünger.«

»Dann schau: siehst du die Straße ungefähr gegenüber dem Brunnen? Gehe dort hinauf, bis du an einer großen Felswand angelangt bist, aus der Wasser hervorsprudelt, das sich in eine Art Becken ergießt und dann zu einem Bächlein wird. Dort in der Nähe wirst du sie finden. Aber kommst du von weither? Willst du dich erfrischen, hereinkommen und auf sie warten? Wenn du willst, rufe ich meine Herrschaft. Es sind getreue Israeliten, weißt du, und sie glauben an den Messias. Sie sind seine Jünger, seit sie ihn einmal in Jerusalem im Tempel gesehen haben. Doch nun haben die Jünger des Messias sie über ihn unterrichtet und selbst Wunder gewirkt, weil . . . «

»Ist gut, Frau! Ich werde später zusammen mit den Jüngern zurückkommen. Der Friede sei mit dir! Kehre nur zu deiner Arbeit zurück«, sagt Jesus voller Güte, aber auch mit Autorität, um diesen Redestrom aufzuhalten.

Sie gehen weiter, und die jüngeren Apostel lachen herzlich über die Szene mit der Frau und entlocken auch Jesus ein Lächeln.

»Meister«, sagt Johannes, »sie schien selbst die „Großen Quelle“ zu sein, meinst du nicht auch? Die Worte, die ununterbrochen aus ihr hervorsprudelten, haben uns in Becken verwandelt, von denen ebenso viele Bächlein ausgingen, die voller Worte waren ... «

»Ja. Ich hoffe, daß die Jünger kein Wunder an ihrer Zunge gewirkt haben ... Sonst müßte man sagen: ihr habt ein zu großes Wunder gewirkt«, meint Thaddäus, der entgegen seiner Gewohnheit herzlich lacht.

»Das Schönste wird sein, wenn sie uns zurückkommen sieht und den Meister als den erkennt, der er ist! Wer wird sie dann noch zum Schweigen bringen?« fragt Jakobus des Zebedäus.

»Nein, im Gegenteil, sie wird vor Staunen sprachlos sein«, sagt Matthäus, der an dem jugendlichen Geplauder teilnimmt.

»Ich werde den Allerhöchsten preisen, wenn die Verblüffung ihre Zunge lähmen wird. Vielleicht ist es mir so ergangen, weil ich noch nüchtern bin, aber sicher ist, daß ihr Wortschwall mir Schwindel verursacht hat«, sagt Petrus.

»Und wie sie geschrien hat! Ob sie wohl taub ist?« fragt Thomas.

»Nein, sie hat uns für taub gehalten«, antwortet Iskariot.

»Laßt sie in Ruhe, die arme alte Frau! Sie ist gut und gläubig. Ihr Herz ist großmütig wie ihre Zunge«, sagt Jesus ziemlich ernst.

»Oh, mein Meister, dann ist die alte Frau ebenso heroisch wie großmütig«, sagt Johannes herzlich lachend.

Die felsige Kalksteinwand ist schon sichtbar, und man hört auch bereits das Rauschen der Wasser, die sich in das Becken ergießen ...

»Da ist das Bächlein. Folgen wir ihm ... Da ist die Quelle ... und dort: Benjamin! Daniel! Abel! Philippus! Ermastheus! Wir sind hier! Der Meister ist da!« ruft Johannes einer Gruppe von Männern zu, die sich um jemanden scharen, den man nicht sehen kann.

»Schweig, Junge, sonst wirst du bald wie dieses alte Huhn aussehen«, rät Petrus.

Die Jünger haben sich umgewandt, und im selben Augenblick, in dem sie den Meister mit den Aposteln erblicken, stürzen sie auch schon in großen Sprüngen von der Felsenterrasse herab. Da sich nun das Menschenknäuel auflöst, sehe ich, daß sich zu den vielen nunmehr älteren Jüngern auch Bewohner von Kedes und sogar aus dem Dorf des Taubstummen gesellt haben. Sie müssen wohl direktere Wege gewählt haben, da sie vor dem Meister eingetroffen sind. Die Freude ist groß und die Fragen und die Antworten sind zahlreich. Jesus hört geduldig zu und antwortet, bis der hagere, mit Vorräten beladene Isaak, lächelnd in Begleitung von zwei anderen herbeikommt.

»Wir wollen in das gastfreundliche Haus gehen, Herr, und dort wirst du uns erklären, was wir nicht sagen sollten, da wir es selbst nicht wissen. Die zuletzt Angekommenen – sie sind erst seit einigen Stunden bei uns – möchten wissen, welches das Zeichen des Jona ist, das du dem bösen Geschlecht, welches dich verfolgt, vorausgesagt hast«, sagt Isaak.

»Ich werde es ihnen unterwegs erklären . . . «

Unterwegs? Das ist schnell gesagt! Als ob Blumenduft sich durch die Luft verbreitet hätte und zahlreiche Bienen darauf zufliegen würden, so eilen von allen Seiten Leute herbei, um sich mit denen zu vereinigen, die Jesus umgeben.

»Es sind unsere Freunde«, erklärt Isaak. »Leute, die geglaubt und auf dich gewartet haben . . . «

»Leute, die von den Jüngern und ganz besonders von ihm Wohltaten empfangen haben«, ruft einer aus der Menge.

Isaak wird glühend rot und sagt, fast wie um sich zu entschuldigen: »Ich bin nur ein Diener, er ist der Herr! Ihr, die ihr wartet: seht, da ist der Meister, Jesus!«

Der ruhige, etwas abseits gelegene Winkel von Cäsarea wird auf einmal belebter und lauter als ein Markt. Hosannarufe! Beifall! Bitt-rufe! Es fehlt an nichts. Jesus kommt nur sehr langsam vorwärts, eingezwängt in eine Schar Menschen voll liebevoller Zuneigung. Er

lächelt und segnet. So langsam kommt man vom Fleck, daß es einigen gelingt wegzulaufen, um die Nachricht zu verbreiten, und mit Freunden oder Verwandten zurückzukehren; Kinder werden hochgehalten, damit sie, ohne Schaden zu nehmen, bis zu Jesus gelangen, der sie liebkost und segnet.

So erreichen sie das Haus von vorhin und klopfen an. Die alte Dienerin öffnet ohne Zögern, als sie die Stimmen hört. Nun ... sieht sie Jesus inmitten der jubelnden Menge und versteht ... Sie fällt zu Boden und jammert: »Erbarmen, mein Herr! Deine Dienerin hat dich nicht erkannt und dir nicht gehuldigt!«

»Das ist nicht schlimm, Frau, du hast den Menschen nicht gekannt, hast jedoch an IHN geglaubt. Und das ist erforderlich, um von Gott geliebt zu werden. Steh nun auf und führe mich zu deiner Herrschaft.«

Die alte Frau gehorcht, zitternd vor Ehrfurcht. Sie sieht hinten am Ende des etwas dunklen Ganges, den Herrn und die Herrin in Ehrfurcht erstarrt an die Wand gelehnt stehen, weist auf sie hin und sagt: »Da sind sie.«

»Der Friede sei mit euch und mit diesem Haus! Der Herr segne euch ob eures Glaubens an Christus und eurer Liebe zu seinen Jüngern«, sagt Jesus, indem er dem alten Ehepaar, oder Bruder und Schwester, entgegengeht. Sie erweisen ihm Ehre und begleiten ihn auf die geräumige Terrasse, wo viele gedeckte Tische unter einem schweren Zeltdach bereitstehen. Von hier hat man einen weiten Ausblick über Cäsarea und die Berge, die seitlich und jenseits des Ortes liegen. Die Tauben fliegen von der Terrasse zum Garten voll blühender Obstbäume.

Während ein alter Diener noch mehr Sitzplätze herrichtet, erklärt Isaak: »Benjamin und Hanna nehmen nicht nur uns auf, sondern alle, die um deinetwillen hierher kommen. Sie tun es in deinem Namen!«

»Der Himmel möge sie stets segnen.«

»Oh, wir sind vermögend und haben keine Erben, und nun, am Ende unseres Lebens, adoptieren wir anstatt der Kinder die Armen des Herrn«, sagt die Greisin schlicht.

Jesus legt ihr seine Hand auf das weiße Haupt mit den Worten: »Das läßt dich mehr Mutter sein, als wenn du sieben und mehr Kinder empfangen hättest. Doch erlaubt mir, daß ich einigen Leuten erkläre, was sie wissen möchten, damit wir uns dann von den Bürgern verabschieden und uns zu Tisch setzen können.«

Die Terrasse ist mit Menschen überfüllt, und immer noch kommen neue hinzu und drängen sich in die noch freien Lücken. Jesus ist umringt von einer Reihe von Kindern, die verzückt mit ihren großen unschuldigen Augen zu ihm aufschauen. Er sitzt mit dem Rücken zum Tisch und lächelt diesen Kindern zu, obgleich er über ein ernstes Thema spricht. Es scheint, als ob er auf diesen unschuldigen Gesichtlein die Wahrheit, nach der man ihn fragt, lesen würde.

»Hört! Das Zeichen des Jona, das ich den Bösewichten vorausgesagt habe und auch euch verheiße, nicht etwa weil ihr böse seid, sondern damit ihr, wenn ihr es erfüllt seht, die Vollkommenheit im Glauben erlangt, ist dieses: So wie Jona drei Tage und drei Nächte im Bauche des Seeungeheuers war und danach der Welt zurückgegeben wurde, um Ninive zu bekehren und zu retten, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Herzen der Erde sein. Um die Wellen eines großen satanischen Sturmes zu beruhigen, werden es die Großen Israels für gut halten, den Unschuldigen zu opfern. Doch werden sie nichts anderes tun, als vermehrt Gefahren heraufbeschwören, denn außer Satan, dem Lügner, haben sie Gott, der ihre Verbrechen bestraft. Allein durch den Glauben an mich könnten sie den satanischen Ansturm besiegen. Doch tun sie es nicht, da sie in mir den Urheber ihrer Verwirrung, ihrer Ängste, ihrer Gefahren und den, der ihre falsche Heiligkeit entlarvt, sehen. Aber wenn die Stunde gekommen ist, wird das unersättliche Ungeheuer, der Schlund der Erde, der alle Toten verschlingt, sich öffnen, um der Welt jenes Licht wiederzugeben, das sie verleugnet hat.

Wie Jona also für die Niniviten ein Zeichen der Macht und Barmherzigkeit des Herrn war, so wird es der Menschensohn für diese Generation sein, mit dem Unterschied, daß sich Ninive bekehrte, wäh-

rend Jerusalem sich nicht bekehren wird, weil es von jenem bösen Geschlecht, von dem ich gesprochen habe, durchdrungen ist. Daher wird die Königin des Südens am Tage des Gerichtes über dieses Geschlecht auftreten und es verurteilen, denn sie kam von den Enden der Erde, um die Weisheit Salomons zu hören, während dieses Geschlecht, das mich in seiner Mitte hat, mich nicht hören will und mich verfolgt und verjagt wie einen Aussätzigen und einen Sünder; mich, der ich viel mehr bin als Salomon. Auch die Niniviten werden am Tage des Gerichtes auftreten gegen dieses böse Geschlecht, das sich nicht zum Herrn, seinem Gott, bekehrt, während sich die Leute von Ninive auf die Predigt eines Menschen hin bekehrt haben. Ich bin mehr als ein Mensch, und sei es auch Jona oder irgendein anderer Prophet.

Daher werde ich das Zeichen des Jona dem geben, der ein eindeutiges Zeichen verlangt. Eines und noch ein Zeichen werde ich dem geben, der seine trotzigte Stirn nicht beugen will vor den schon gegebenen Beweisen des Lebens, das durch meinen Willen zurückkehrt. Ich werde alle Zeichen geben, das eines verwesenen Körpers, der unversehrt zum Leben zurückkehrt, sowie das eines Leibes, der sich selbst erweckt, da seinem Geist alle Macht gegeben ist. Aber dies werden keine Gnaden sein und es wird von dem Gesagten nichts wegnehmen. Weder hier noch in den ewigen Büchern des Lebens. Was geschrieben steht, steht geschrieben, und wie Steine für eine bevorstehende Steinigung werden sich die Beweise häufen, gegen mich, um mir zu schaden, ohne es zu vermögen, gegen sie, um sie auf ewig unter der Strafe Gottes zu begraben, die den ungläubigen Böswilligen vorbehalten ist.

Das also ist das Zeichen des Jona, von dem ich gesprochen habe. Habt ihr sonst noch Fragen?«

»Nein, Meister! Wir werden es unserem Synagogenvorsteher berichten, der in der Beurteilung des versprochenen Zeichens der Wahrheit sehr nahegekommen ist.«

»Matthias ist ein Gerechter, und die Wahrheit enthüllt sich den

Gerechten, so wie sie sich diesen Unschuldigen enthüllt, die besser als jeder andere wissen, wer ich bin. Laßt mich, bevor ich mich verabschiede, die Barmherzigkeit Gottes von den Engeln der Erde lobpreisen hören. Kommt, Kinder!«

Die Kinder, die sich bis dahin mit Mühe ruhig verhalten haben, gehen nun auf ihn zu.

»Sagt mir, Geschöpfe ohne Bosheit, welches ist für euch mein Zeichen?«

»Daß du gut bist!«

»Daß du meine Mutter durch deinen Namen heilst!«

»Daß du alle gern hast!«

»Daß du so schön bist, wie es ein Mensch nicht sein kann!«

»Daß du jemanden gut machst, selbst wenn er böse war wie mein Vater.«

Jeder kleine Kindermund verkündet eine liebliche Eigenschaft Jesu oder ein Leid, das Jesus in ein Lächeln verwandelt hat.

Aber der liebste von allen ist ein kleiner Wildfang von etwa vier Jahren, der auf den Schoß Jesu klettert, sich an seinen Hals hängt und sagt: »Dein Zeichen ist, daß du alle Kinder liebst, und daß die Kinder dich lieb haben. So lieb! . . . « Er breitet seine rundlichen Ärmchen aus und lacht, um sich dann aufs neue an den Hals Jesu zu klammern, indem er seine kindliche Wange an die Wange Jesus schmiegt, der ihn küßt und fragt: »Aber warum liebt ihr mich, da ihr mich bis jetzt noch nie gesehen habt?«

»Weil du wie der Engel des Herrn aussiehst!«

»Du hast ihn doch nicht gesehen, Kleiner . . . « neckt Jesus ihn lächelnd.

Das Kind ist einen Augenblick sprachlos. Dann aber lacht es, zeigt alle seine Zähnchen, und sagt: »Aber meine Seele hat ihn gesehen! Die Mutter sagt, daß ich eine habe. Sie ist hier, und Gott sieht sie, und die Seele hat Gott und die Engel gesehen und sieht sie immer, und meine Seele kennt dich, weil du der Herr bist!«

Jesus hebt das Kind auf, küßt es auf die Stirn und sagt: »Möge

in dir durch diesen Kuß das Licht der Erkenntnis wachsen.« Dann stellt er es auf den Boden, und das Kind eilt hüpfend zu seinem Vater, drückt dessen Hand fest an die Stelle der Stirn, auf die der Herr es geküßt hat, und jauchzt: »Zur Mutter, zur Mutter! Damit sie mich dort küßt, wo der Herr mich geküßt hat, damit ihre Stimme zurückkehrt und sie nicht mehr weinen muß.«

Man erklärt Jesus, daß es sich um eine am Kehlkopf erkrankte Frau handelt, die sich ein Wunder erhoffte und von den Jüngern nicht geheilt werden konnte, da das unerreichbare Übel sehr tief steckt.

»Der kleinste Jünger, ihr Söhnchen, wird sie heilen. Gehe hin in Frieden, Mann, und habe Glauben wie dein Sohn«, sagt er und verabschiedet sich vom Vater des Kindes.

Jesus küßt nun die anderen Kinder, die ebenfalls einen Kuß auf die Stirn haben möchten, und entläßt die Bürger. Es bleiben die Jünger, die von Kedes und die von dem anderen Ort, zurück.

Während sie auf die Speisen warten, befiehlt Jesus allen Jüngern, die ihm nach Kafarnaum vorausgehen werden, um sich dort mit denen aus anderen Orten zu vereinigen, morgen aufzubrechen. »Auf dem Weg nach Nazaret werdet ihr Salome, die Frauen und Töchter Natanaëls und des Philippus, sowie Johanna und Susanna mitnehmen. Dort werdet ihr meine Mutter und die Mutter meiner Brüder zu euch nehmen und sie nach Betanien, in das Haus Josefs auf den Gütern des Lazarus, begleiten. Wir werden von der Dekapolis kommen.

»Und Margziam?« fragt Petrus.

»Ich habe gesagt: „Geht mir *voraus* nach Kafarnaum.“ Ich habe nicht gesagt: „Geht.“ Aber von Kafarnaum aus wird man die Frauen von unserer Ankunft benachrichtigen können, damit sie sich vorbereiten, um mit uns über die Dekapolis nach Jerusalem zu ziehen. Margziam, der nunmehr ein Jüngling ist, wird mit den Jüngern gehen und die Frauen beschützen ... «

»Es ist nur ... ich wollte auch meine Frau nach Jerusalem mit-

nehmen. Die Arme, sie hat es sich immer gewünscht und ... ist nie dazugekommen, weil ich keine Unannehmlichkeiten haben wollte! Aber dieses Jahr möchte ich ihr die Freude machen. Sie ist so gut!«

»Aber gewiß, Simon! Ein Grund mehr, daß Margziam mit ihr geht. Wir werden gemächlich reisen und alle dort zusammentreffen ... «

Der alte Hausherr sagt: »Nur für so kurze Zeit bleibst du bei mir?«

»Vater, ich habe noch viel zu tun und möchte wenigstens acht Tage vor dem Paschafest in Jerusalem sein. Bedenke, daß die erste Phase des Monats Adar schon zu Ende ist ... «

»Das ist wahr, aber ich habe mich so sehr nach dir gesehnt ... Ich habe das Gefühl, im Lichte des Himmels zu sein, nun, da du hier bist ... und daß, sobald du fortgehst, dieses Licht erlöschen wird.«

»Nein, Vater. Ich werde es in deinem Herzen zurücklassen, wie auch deiner Frau und eurem ganzen gastlichen Haus.«

Alle setzen sich zu Tisch und Jesus opfert die Speisen auf und segnet sie, worauf die Diener sie an den verschiedenen Tischen aus teilen.

390 Auf der Burg von Cäsarea Philippi

Die Mahlzeit im gastlichen Haus ist beendet. Jesus, gefolgt von den Zwölfen, den Jüngern und dem alten Hausherrn, geht aus dem Haus. Sie kehren zur „Großen Quelle“ zurück, halten sich dort jedoch nicht auf, sondern begeben sich in nördlicher Richtung weiter.

Die eingeschlagene Straße ist, obwohl zeitweilig ansteigend, bequem, denn es ist eine Straße, die auch für Wagen und Reittiere geeignet ist. Auf dem Gipfel des Berges steht eine massive Festung, die durch ihre eigenartige Form auffällt. Sie scheint sich aus zwei Gebäuden zusammensetzen, von denen das eine einige Meter über dem anderen errichtet worden ist. Das weiter zurückliegende Gebäude, das besser befestigt ist, beherrscht das andere und dient wohl auch zu seiner Verteidigung. Eine hohe, breite Mauer mit mächtigen, quadratischen Türmen erhebt sich zwischen den beiden Bauten, die

doch eine Einheit bilden, da sie von einer zweiten Mauer aus roh bearbeiteten Quadersteinen, die beide umschließt und am Sockel etwas schräg und breiter wird, um dem Gewicht der Bastionen besser standhalten zu können, umgeben sind. Die Westseite sehe ich nicht, aber Nord- und Südseite fallen senkrecht ab, ganz eins mit dem einzeln stehenden Berg. Ich nehme an, daß auch die Westseite die gleichen Strukturen aufweist.

Der alte Benjamin, der wie alle Bürger stolz auf seine Heimatstadt ist, erklärt, daß die Burg des Tetrarchen außer einer Festung auch ein Vorposten zur Verteidigung der Stadt ist. Dann spricht er von ihrer Schönheit und Festigkeit, von der Nützlichkeit der Zisternen und der Becken, von der Geräumigkeit, der weiten Aussicht, der Lage usw. usw. »Selbst die Römer, die etwas davon verstehen, sagen, daß sie schön ist! ... «

Alsogleich fügt er an: »Ich kenne den Verwalter, und daher habe ich freien Zutritt zur Festung. Ihr werdet von dort den umfassendsten und schönsten Ausblick auf Palästina haben.«

Jesus hört gutmütig zu. Die anderen, die schon so viele Panoramen gesehen haben, lächeln verschmitzt ... Doch da der Alte eine so gute Seele ist, bringen sie es nicht übers Herz, ihn zu demütigen, und entsprechen seinem Wunsch, Jesus schöne Dinge zu zeigen.

Sie erreichen den Gipfel des Berges. Die Aussicht ist schon von dem kleinen Platz vor dem eisernen Eingangstor aus wirklich prächtig. Nun sagt der alte Herr: »Kommt, kommt! ... Drinnen ist es noch viel schöner. Wir werden auf den höchsten Turm der Zitadelle steigen, und ihr werdet sehen ... « Sie betreten den dunklen Durchgang der mehrere Meter breiten Mauer und gelangen in einen Hof, in dem sie der Verwalter mit seiner Familie erwartet. Die beiden Freunde begrüßen sich, und der alte Herr erklärt den Grund des Besuches.

»Der Rabbi von Israel?! Schade, daß Philippus nicht da ist. Er hatte von ihm gehört und wollte ihn sehen. Er liebt die guten Rabbis, weil sie die einzigen waren, die sein Recht verteidigt haben, und

auch, weil er den Antipas ärgern will, der sie nicht mag. Kommt, kommt! ... « Der Mann, der Jesus zuerst verstohlen angeschaut hat, hält es nun für angebracht, ihn mit einer Verbeugung, die eines Königs würdig wäre, zu begrüßen.

Sie gehen wieder durch einen Gang und kommen in einen zweiten Hof zu einem zweiten Eisengitter, hinter dem ein dritter Hof liegt, an dessen anderer Seite sich ein tiefer Graben und die mit Türmen versehene Mauer der Zitadelle befinden. Neugierige Gesichter von Bewaffneten und Hausaufsehern zeigen sich allenthalben. Sie treten in die Zitadelle ein und gelangen dann über eine kleine Stiege auf die Bastion, und von dort zu einem Turm. In den Turm begibt sich nur Jesus mit dem Aufseher, Benjamin und den Zwölfen. Mehr Leute haben nicht Platz, denn sie sind schon so gedrängt wie die Heringe. Die übrigen bleiben auf der Bastion.

Aber Welch eine Aussicht genießen Jesus und die anderen auf der kleinen Terrasse, welche den Turm krönt, und wo sie sich über die massive Brustwehr beugen. Von der Westseite aus, dem höchsten Punkt der Festung, sieht man ganz Cäsarea am Fuß des Berges, und man sieht es sehr gut, da es nicht nur Flachland, sondern sanfte Hänge gibt. Jenseits von Cäsarea und diesseits des Meronsees, erstreckt sich eine fruchtbare Ebene. Der See, mit seinen zartgrünen und türkisfarbenen Wassern, die in der grünen Ebene wie Stücke eines heiteren Himmels schimmern, scheint ein kleines Meer zu sein. Man sieht verschwommen erkennbare Hügel, wie eine Halskette von dunklem Smaragd, gestreift mit dem Silber der Olivenbäume, die da und dort die Ebene begrenzen, und luftige Federbüsche oder dichte Bälle blühender Bäume ... Im Norden und Osten sieht man den mächtigen Libanon, den Hermon, der mit seinem Schnee wie eine Perle in der Sonne glänzt; die Berge von Ituräa; das Jordantal, eingeschlossen zwischen den Hügeln des Sees von Tiberias, und die Berge der Gaulanitis verlieren sich in traumhafter Ferne und bieten einen wundervollen Anblick.

»Schön! Schön! Sehr schön!« ruft Jesus bewundernd aus, und es

ist, als wolle er diese herrliche Landschaft segnen oder mit seinen ausgebreiteten Armen und seinem Lächeln umarmen. Er antwortet den Aposteln, die um diese oder jene Erklärung bitten, und deutet auf Orte in denen sie schon gewesen sind.

»Ich kann den Jordan aber nicht sehen«, sagt Bartholomäus.

»Du siehst ihn nicht. Er ist dort, in der Ebene zwischen den beiden Hügelketten, gleich hinter der westlichen Kette. Wir werden uns dorthin begeben, denn in Peräa und in der Dekapolis wurde die Frohe Botschaft noch nicht verkündigt.«

Aufmerksam geworden durch einen jammervollen, unterdrückten Klagelaut, der nicht zum erstenmal an sein Ohr dringt, wendet er sich sogleich um und schaut den Verwalter an, wie um ihn zu fragen, was da geschieht.

»Es ist eine der Frauen der Burg, eine Ehefrau, sie gebiert ein Kind. Es ist ihr erstes und letztes, denn ihr Gatte ist am ersten Tag des Kislew gestorben. Ich weiß nicht, ob diese Frau noch lange leben wird, denn seit sie Witwe ist, verzehrt sie sich in andauernden Weinen. Sie ist nur noch ein Schatten ihrer selbst. Hörst du? Sie hat nicht einmal mehr die Kraft zu schreien. Gewiß . . . Witwe mit siebzehn Jahren! . . . Sie haben sich sehr geliebt. Meine Frau und die Schwiegermutter meinen: „In ihrem Kind wird sie Tobias wiederfinden!“ . . . Doch sind es nur Worte! . . .«

Sie steigen vom Turm herab, machen einen Rundgang um die Festung und bewundern immer wieder den Ort und den herrlichen Ausblick. Nun möchte der Verwalter den Besuchern unbedingt Getränke und Früchte anbieten. Sie treten in einen geräumiges Zimmer des vorderen Kastells, in dem Diener Speisen und Getränke auftragen.

Das Klagen wird nun herzerreißend und man hört es deutlich. Der Verwalter entschuldigt sich dafür und auch, weil durch diesen Umstand seine Frau den Meister nicht begrüßen kann. Aber ein noch qualvolleres Wehklagen folgt nach, so stark, daß alle aufhören zu essen und zu trinken.

»Ich werde nachsehen, was geschehen ist«, sagt der Verwalter. Während er hinausgeht, dringt das Wehklagen noch stärker durch die halbgeöffnete Türe.

Er kehrt zurück und sagt: »Das Neugeborene ist gestorben! Welch ein Schmerz! Sie versucht, das Kind mit ihren dahinschwindenden Kräften zu beleben ... doch es atmet schon nicht mehr und ist schwarz!« »Arme Dorkas!« sagt er kopfschüttelnd.

»Bring mir das Kind.«

»Aber es ist tot, Herr.«

»Bring mir das Kind, sage ich, so wie es ist, und sage der Mutter, sie soll Glauben haben.«

Der Verwalter eilt davon und kehrt sogleich zurück: »Sie will nicht, sie sagt, sie wird es niemandem geben. Wie eine Irre sieht sie aus und glaubt, wir würden nur versuchen, ihr das Kind wegzunehmen!«

»Führe mich an die Schwelle ihres Zimmers, damit sie mich sehen kann.«

»Aber ... «

»Laß es gut sein! Ich werde mich nachher reinigen, wenn nötig ... «

Sie laufen eilends durch einen düstern Gang bis zu einer geschlossenen Tür. Jesus öffnet sie und bleibt an der Schwelle stehen. Ihm gegenüber, auf dem Bett, drückt ein zartes Geschöpf ein kleines Wesen, das kein Lebenszeichen mehr von sich gibt, an sein Herz.

»Der Friede sei mit dir, Dorkas! Schau mich an und weine nicht mehr. Ich bin der Erlöser. Gib mir dein Kind.«

Was in der Stimme Jesu liegt, weiß ich nicht. Ich sehe nur, daß die Verzweifelte, die bei seinem Anblick das Neugeborene sofort heftig an ihre Brust gedrückt hat, ihn nun anschaut, und daß in ihre leidvollen und verwirrten Augen ein wehmütiges Leuchten, in dem aber große Hoffnung ist, kommt. Sie überläßt das in weiche Leinwand gewickelte Neugeborene der Frau des Verwalters ... und bleibt, mit ausgestreckten Händen, das Leben, den Glauben in den

weitgeöffneten Augen, taub für die Bitten der Schwiegermutter, die sie auf die Kissen zurücklegen will.

Jesus nimmt das Bündelchen aus halb erkaltetem Fleisch und Linnen. Er hält den Kleinen unter den Armen aufrecht vor sich und drückt seinen Mund auf die kleinen, halb geschlossenen Lippen; dabei steht er etwas gebeugt, da das kleine Köpfchen nach hinten sinkt. Dann bläst er stark in den leblosen Hals ... Einen Augenblick steht er so da und berührt mit seinen Lippen den kleinen Mund, und dann erhebt er sein Haupt ... ein Piepsen, wie das eines Vögels, zittert durch die unbewegte Luft ... ein zweites, stärkeres ... ein drittes ... und schließlich ein Gewimmer, begleitet von einem Schütteln des Köpfleins, einem Herumfuchteln der Händchen und Füßchen, während in einem langen, triumphalen Weinen des Neugeborenen das behaarte Köpfchen und das kleine Gesichtlein Farbe annehmen ... und die Mutter freudig ausruft: »Mein Sohn! Meine Liebe! Same meines Tobias! An mein Herz! Ans Herz der Mutter, auf daß sie glücklich sterbe ... « Die letzten Worte flüstert sie, und ihre Stimme er stirbt in einem Kuß und in begreiflichen Gefühlsäußerungen.

»Sie stirbt!« schreien die Frauen.

»Nein, sie fällt nur in einen verdienten Schlaf. Wenn sie erwacht, sagt ihr, sie soll den Knaben Isai-Tobias nennen. Ich werde sie im Tempel, am Tag ihrer Reinigung, wiedersehen ... Lebt wohl! Der Friede sei mit euch.« Er schließt langsam die Tür, wendet sich um und will dorthin gehen, wo er seine Apostel zurückgelassen hat. Doch diese sind schon alle da, und ganz gerührt über das Geschehen blicken sie ihn bewundernd an.

Zusammen kehren sie in den Hof zurück und verabschieden sich von dem erstaunten Verwalter, der andauernd wiederholt: »Wie leid wird es dem Tetrarchen tun, daß er nicht hier sein konnte!« Dann setzen sie den Abstieg fort, um sich in die Stadt zu begeben.

Jesus legt die Hand auf die Schulter des alten Benjamin und sagt: »Ich danke dir für das, was du uns geboten hast, und dafür, daß du mir die Möglichkeit gegeben hast, ein Wunder zu wirken.« ...

391 Jesus sagt zum ersten Mal seine Leiden voraus • Petrus wird getadelt

Jesus muß die Stadt Cäsarea Philippi schon im ersten Morgengrauen verlassen haben, denn sie liegt mit ihren Bergen schon ziemlich weit hinter ihm, während er sich wieder in der Ebene befindet. Er geht in Richtung Meronsee und von dort zum See von Gennesaret. Bei ihm sind die Apostel und alle Jünger, die in Cäsarea waren. Aber, daß eine so zahlreiche Pilgergruppe unterwegs ist, wundert niemanden, denn man begegnet schon anderen Karawanen, die auf dem Weg nach Jerusalem sind. Israeliten oder Proselyten kommen von allen Orten der Diaspora, um sich einige Zeit in der heiligen Stadt aufzuhalten, um die Rabbis zu hören und etwas länger im Tempel zu bleiben.

Unter der schon hoch stehenden Sonne, die jedoch im Frühjahr angenehm ist und mit den jungen Blättern und den blütenbedeckten Zweigen scherzt und Blumen hervorlockt, Blumen über Blumen an allen Ecken und Enden, ziehen sie dahin. Die Ebene vor dem See ist ein einziger Blument Teppich, und auf den Hügeln der Umgebung leuchten die weißen, rosaroten oder dunkelroten Farben der vielen Obstbäume. Bei den vereinzelt Bauernhäusern und vor den Hufschmieden am Straßenrand sieht man die ersten blühenden Rosen in den Gärten, längs der Hecken und an den Mauern.

»Die Gärten Johannas müssen alle in voller Blüte stehen«, bemerkt Simon der Zelote.

»Auch der Garten von Nazaret wird jetzt einem prächtigen Blumenkorb gleichen. Maria ist die süße Biene, die sich von Rosenstrauch zu Rosenstrauch, zum Jasmin, der bald blühen wird, und zu den knospenden Lilien begibt. Sie wird einen Mandelzweig pflücken, wie sie es immer tut, das heißt, jetzt wird sie einen Zweig des Birn- oder Granatapfelbaumes pflücken und ihn in den Krug in ihrem Zimmerchen stecken. Als wir Kinder waren, fragten wir sie jedes Jahr: „Warum hast du dort immer den Zweig eines blühenden

Baumes und nicht einige von den ersten Rosen?“ Worauf sie jeweils antwortete: „Weil ich auf diesen Blütenblättern einen Befehl Gottes geschrieben sehe und weil sie den reinen Duft des Himmels verbreiten.“ Erinnerst du dich daran, Judas?« fragt Jakobus des Alphäus seinen Bruder.

»Ja, ich erinnere mich. Ich entsinne mich auch, wie ich, als ich zum Mann herangewachsen war, stets mit Sehnsucht den Frühling erwartete, um Maria durch ihren Garten gehen zu sehen, unter den Wolken ihrer blühenden Bäume und zwischen den Hecken der ersten Rosen. Ich habe nie ein schöneres Schauspiel gesehen als das der ewigen Jungfrau, die flink zwischen den fliegenden Tauben inmitten der Blumen hin- und herging.«

»Oh, beeilen wir uns, um sie bald zu sehen, Herr! Auch ich möchte dies alles sehen!« bettelt Thomas.

»Wir brauchen nur rascher zu gehen und während der Nachtzeit weniger lange zu rasten, um rechtzeitig nach Nazaret zu kommen«, antwortet Jesus.

»Wirst du mich wirklich zufriedenstellen, Herr?«

»Ja, Thomas! Wir werden alle nach Betsaida und dann nach Kafarnaum gehen, und uns dann dort trennen. Wir werden mit dem Boot nach Tiberias fahren und dann unseren Weg nach Nazaret fortsetzen. Mit Ausnahme von euch Judäern, werden wir leichtere Gewänder anziehen, denn der Winter ist vorüber.«

»Ja, und wir werden zur Taube sagen: „Auf, meine Freundin, meine Schönste, komm. Denn siehe, vorbei ist der Winter, der Regen verschwunden, vergangen. Die Blumen erscheinen am Boden. Auf, meine Freundin, meine Schönste, komm! Komm, meine Taube im Verstecke des Wandschirms. Laß deinen Anblick mich schauen, deine Stimme mich hören!“«

»Seht nur, Johannes ist wie ein Verliebter, der seiner Schönen ein Ständchen bringt!« sagt Petrus.

»Gewiß bin ich es, und zwar verliebt in Maria. Keine andere Frau könnte meine Liebe wecken, nur Maria, die mit meinem ganzen Sein Geliebte!«

»Dasselbe habe auch ich vor einem Monat gesagt, nicht wahr, Herr?« sagt Thomas.

»Ich glaube, wir sind alle in sie verliebt, mit einer so erhabenen himmlischen Liebe ... die nur sie, Maria, zu wecken vermag. Die Seele liebt ihre Seele in vollkommener Weise, der Geist liebt und bewundert ihren Geist, das Auge sättigt sich an ihrer reinen Anmut, die erfreut ohne erschauern zu machen, wie wenn man eine Blume betrachtet ... Maria, die Schönheit der Erde und, ich glaube, auch die Schönheit des Himmels!« sagt Matthäus.

»Das ist wahr! Das ist wahr! Alle sehen wir in Maria, was am anmutigsten ist an einer Frau. Sie ist das reine Mädchen und die liebste Mutter, und man weiß nicht, ob man sie mehr der einen oder der anderen Anmut wegen liebt ... «, sagt Philippus.

»Man liebt sie, weil sie „Maria“ ist. Das ist es!« meint Petrus.

Jesus hat ihnen zugehört und sagt: »Alle habt ihr recht. Simon Petrus hat es sehr gut gesagt. Maria liebt man, weil sie „Maria“ ist. Ich habe euch auf dem Weg nach Cäsarea gelehrt, daß nur die, die den vollkommenen Glauben mit der vollkommenen Liebe verbinden, imstand sein werden, die wahre Bedeutung der Worte zu verstehen: „Jesus, der Gesalbte, das Wort, der Sohn Gottes und der Menschensohn.“ Aber ich sage euch, daß es noch einen anderen Namen gibt, der reich an Bedeutung ist. Es ist der Name meiner Mutter. Nur jene, die vollkommenen Glauben mit vollkommener Liebe verbinden, werden auch dahin gelangen, die wahre Bedeutung des Namens „Maria“, der Mutter des Sohnes Gottes, zu erkennen. Die wahre Bedeutung ihres Namens wird den wahrhaft Glaubenden und den wahren Liebenden in einer schrecklichen Stunde des Schmerzes offenbar werden, wenn die Gottesgebäerin mit ihrem Kinde gemartert werden wird, wenn die Miterlöserin mit dem Erlöser vor den Augen der ganzen Welt und für alle Zeiten die Menschen erlösen wird.«

»Wann wird das geschehen?« fragt Bartholomäus, als sie am Ufer eines großen Gießbaches stehengeblieben sind, aus dem mehrere der Jünger trinken.

»Laßt uns hier anhalten und das Brot brechen. Die Sonne steht schon hoch. Heute abend werden wir am Meronsee sein und den Weg mit kleinen Booten abkürzen«, antwortet Jesus ausweichend.

Sie setzen sich alle auf das frische weiche, von der Sonne erwärmte Gras an den Ufern des Baches, und Johannes bemerkt: »Es tut einem leid, diese schönen Blümlein zu zerdrücken. Sie gleichen Sternchen, die vom Himmel auf die Wiese gefallen sind.« Es sind Hunderte und Aberhunderte von Vergißmeinnicht.

»Morgen werden neue und noch schönere erblühen. Sie blühen, um aus dem Erdreich einen Speisesaal für unseren Herrn zu machen«, tröstet ihn sein Bruder Jakobus.

Jesus opfert und segnet die Speise, und alle beginnen freudig zu essen. Die Jünger blicken alle, wie Sonnenblumen, die sich nach der Sonne drehen, auf Jesus, der in der Mitte des Kreises seiner Apostel sitzt ... Das mit Frohsinn und reinem Wasser gewürzte Mahl ist bald beendet. Doch da Jesus noch sitzenbleibt, rührt sich niemand. Die Jünger rücken zusammen, um näher bei Jesus zu sein und zu hören, was er sagt, wenn er den Aposteln antwortet. Sie möchten Erläuterungen über das, was er zuvor über seine Mutter gesagt hat.

»Ja, mir dem Fleische nach Mutter zu sein, wäre schon etwas Erhabenes gewesen. Bedenkt, daß Hanna des Elkana als Mutter des Samuel erwähnt wird, und er war nur ein Prophet. Dennoch wird die Mutter erwähnt, weil sie ihn geboren hat. Bedenkt nun, daß Maria das allerhöchste Lob gebühren würde, weil sie der Welt den Erlöser geschenkt hat. Doch auch das wäre wenig, wenn man bedenkt, was Gott alles von ihr verlangt, um das, was zur Erlösung der Welt an meinen Drangsalen noch fehlt, zu ergänzen. Maria wird dem Wunsche Gottes entsprechen. Nie hat sie ihn enttäuscht, angefangen von den Forderungen der totalen Liebe bis zu denen des totalen Opfers: sie hat sich hingegeben, und sie wird sich hingeben. Wenn sie einst das höchste Opfer mit mir und für mich und für die Welt vollbracht haben wird, dann werden die wahren Gläubigen und die wahren Liebenden die wahre Bedeutung ihres Namens verstehen.

Durch alle Jahrhunderte hindurch wird es jedem wahren Gläubigen und Liebenden gegeben werden, ihn zu erkennen. Den Namen der erhabenen Mutter, der heiligen Ernährerin, die durch alle Jahrhunderte hindurch die Kinder des Gesalbten mit ihren Tränen nähren wird, auf daß sie zum ewigen Leben im Himmel heranwachsen!«

»Tränen, Herr? Muß deine Mutter weinen?« fragt Iskariot.

»Jede Mutter weint, und meine Mutter wird mehr als jede andere weinen!«

»Aber warum? Ich habe meine Mutter einigemale zum Weinen gebracht, denn ich war nicht immer ein guter Sohn. Aber du! Du fügst deiner Mutter nie Schmerz zu.«

»Nein, gewiß werde ich ihr als Sohn keinen Schmerz zufügen, jedoch als Erlöser werde ich die Ursache vieler ihrer Tränen sein. Zwei werden es sein, die meine Mutter ohne Ende weinen lassen: Ich, um die Menschheit zu erlösen, und die Menschheit durch ihr fortwährendes Sündigen. Jeder Mensch, der gelebt hat, lebt und zukünftig leben wird, kostet Maria Tränen.«

»Aber warum?« fragt Jakobus des Zebedäus erstaunt.

»Weil mich jeder Mensch, den ich erlöse, Qualen kostet.«

»Aber wie kannst du dies von jenen sagen, die schon gestorben oder noch nicht geboren sind. Die Lebenden verursachen dir Leiden, die Schriftgelehrten, die Pharisäer, die Sadduzäer mit ihren Anklagen, ihren Eifersüchteleien, ihren Bosheiten. Aber mehr doch nicht«, behauptet Bartholomäus mit Bestimmtheit.

»Johannes der Täufer wurde auch getötet . . . und er ist nicht der einzige Prophet, den Israel getötet hat, und der einzige Priester nach dem Willen Gottes, der getötet wurde, weil er denen, die Gott ungehorsam sind, nicht genehm war.«

»Aber du bist doch mehr als ein Prophet und sogar mehr als der Täufer, dein Vorläufer. Du bist das Wort Gottes. Die Hand Israels wird sich nicht gegen dich erheben«, sagt Judas Thaddäus.

»Glaubst du das, Bruder? Dann bist du im Irrtum«, antwortet ihm Jesus.

»Nein! Das kann nicht sein! Das darf nicht geschehen! Gott wird es nicht zulassen! Das wäre eine ewige Erniedrigung seines Gesalbten!« Judas Thaddäus ist so erregt, daß er sich erhebt.

Auch Jesus tut dasselbe. Er schaut ihm fest in sein blaß gewordenes Antlitz, in seine aufrichtigen Augen und sagt langsam: »Und doch wird es so sein«, und er senkt den rechten Arm, den er wie zum Schwur erhoben hatte.

Alle stehen auf und drängen sich noch näher an ihn heran; ein Kranz betrübter, aber eher noch ungläubiger Gesichter; ein Murmeln geht durch die Gruppe: »Gewiß ... wenn es so wäre ... dann hätte Thaddäus recht.«

»Was mit dem Täufer geschah, war schlecht. Aber es hat den Menschen erhöht, der bis zum Ende heldenhaft ausharrte. Wenn dies sich jedoch bei Christus wiederholen sollte, wäre es eine Herabsetzung.«

»Christus kann verfolgt, aber nicht erniedrigt werden. Die Salbung Gottes ist über ihm.«

»Wer könnte noch glauben, wenn man dich der Gewalt der Menschen ausgeliefert sähe?«

»Wir werden es nicht zulassen!«

Der einzige, der schweigt, ist Jakobus des Alphäus. Sein Bruder fährt ihn an: »Du sagst nichts? Du rührst dich nicht? Hörst du nicht? Verteidige Christus gegen sich selbst!«

Statt einer Antwort bedeckt Jakobus sein Gesicht mit den Händen, entfernt sich ein wenig von der Gruppe und weint.

»Er ist dumm!« schimpft sein Bruder.

»Vielleicht weniger, als du meinst«, entgegnet Ermastheus. Dann fährt er fort: »Als der Meister gestern die Prophezeiung erklärt hat, hat er von einem aufgelösten Körper gesprochen, der sich erneuert, und von einem, der aus sich selbst aufersteht. Ich denke, daß einer nicht auferstehen kann, wenn er nicht zuvor gestorben ist.«

»Aber er kann eines natürlichen Todes, an Altersschwäche sterben. Das wäre schon viel für Christus!« meint Thaddäus, und viele geben ihm recht.

»Ja, aber dann wäre es nicht ein Zeichen, das dieser Generation gegeben wird, die viel älter ist als er«, bemerkt Simon der Zelote.

»Sicher. Aber es ist nicht gesagt, daß er über sich selbst spricht«, entgegnet Thaddäus, beharrlich in seiner Liebe und seiner Hochachtung.

»Niemand, der nicht Gottes Sohn ist, kann aus eigener Kraft aufstehen, so wie niemand außer dem Sohn Gottes geboren werden kann, wie er geboren wurde. Ich sage es! Denn ich habe die Herrlichkeit seiner Geburt gesehen«, sagt Isaak mit Überzeugung.

Jesus hat ihnen mit verschränkten Armen zugehört und sie einen nach dem andern angeschaut. Jetzt gibt er ein Zeichen, daß er reden möchte und sagt: »Der Menschsohn wird in die Hände der Menschen überliefert werden, weil er der Sohn Gottes und zugleich der Erlöser der Menschen ist, und es gibt keine Erlösung ohne Leiden. Ich werde körperlich, in Fleisch und Blut, leiden, um die Sünden des Fleisches und Blutes zu sühnen. Auch ein moralisches Leiden werde ich durchzustehen haben, um die Sünden des Verstandes und der Leidenschaften zu sühnen. Es wird dies ein geistiges Leiden sein, um die Sünden des Geistes zu tilgen. Vollständig wird es sein. Daher werde ich zur vorherbestimmten Stunde in Jerusalem gefangen genommen werden, und nachdem ich durch die Schuld der Ältesten und der Hohenpriester, der Schriftgelehrten und Pharisäer vieles erlitten haben werde, werde ich zu einem schmachlichen Tode verurteilt. Gott wird all dies zulassen, denn so muß es geschehen, da ich das Sühnelamm bin für die Sünden der ganzen Welt. Dann werde ich in einem Meer schrecklicher Angst, die meine Mutter und wenige andere mit mir teilen werden, am Kreuzesholz sterben. Nach drei Tagen werde ich durch meinen eigenen göttlichen Willen zum ewigen, glorreichen Leben als Gottmensch auferstehen und wieder zum Vater im Himmel zurückkehren und mit ihm und dem Geist Gott sein. Doch zuvor werde ich alle Schmach erleiden müssen und mein Herz wird durchbohrt werden durch die Lüge und den Haß der Welt.«

Ein Chor heftiger Entrüstung erhebt sich in der lauen, frühlinghaft duftenden Luft.

Auch Petrus ist empört und mit entsetztem Gesicht ergreift er Jesus am Arm und zieht ihn etwas zur Seite, um ihm leise ins Ohr zu flüstern: »Aber nein, Herr! Sage das nicht! Das ist nicht richtig! Du siehst, wie sie sich entrüsten. Du verminderst dein Ansehen bei ihnen. Um nichts in der Welt darfst du das zulassen; nie darf dir so etwas zustoßen. Weshalb also soll es als eine Wirklichkeit ins Auge gefaßt werden? Dein Ansehen bei den Menschen muß stets höher steigen, wenn du Anerkennung ernten willst, und dein Leben solltest du vielleicht mit einem letzten Wunder beschließen, zum Beispiel durch die Vernichtung deiner Feinde, doch niemals darfst du dich so erniedrigen, daß du dich einem bestraften Verbrecher gleichstellst.« Petrus gleicht einem betrübten Lehrer oder Vater, der seinem Sohn, der irgendwelche Torheiten gesagt hat, liebevoll sanfte Vorwürfe macht.

Jesus, der sich etwas zu Petrus geneigt hat, um sein Geflüster anzuhören, richtet sich nun ernst auf, seine Augen funkeln verärgert, und er ruft so laut, daß alle hören können, was allen gilt: »Weiche von mir, der du in diesem Augenblick ein Satan bist und mir rätst, dem Vater im Himmel meinen Gehorsam zu verweigern! Um ihm zu gehorchen, bin ich gekommen, nicht um der Ehren willen! Du, der du mir zum Hochmut, zum Ungehorsam und zur lieblosen Härte rätst, versuchst, mich zum Bösen zu verführen. Geh, du bist mir ein Ärgernis! Du verstehst nicht, daß die Größe nicht in den Ehren, sondern im Opfer besteht, und daß es nichts bedeutet, in den Augen der Menschen ein Wurm zu sein, wenn Gott uns als Engel erachtet! Du törichter Mensch verstehst nicht, worin die Größe Gottes und die Weisheit Gottes bestehen, und siehst, urteilst, fühlst und sprichst aus dem, was des Menschen ist!«

Der arme Petrus, vernichtet von diesem strengen Tadel, entfernt sich beschämt und weint . . . und es sind nicht Tränen der Freude, wie vor einigen Tagen, sondern es ist das trostlose Weinen eines

Menschen, der begreift, daß er Schuld auf sich geladen und den betrübt hat, den er liebt. Jesus läßt ihn weinen, löst die Riemen seiner Sandalen, hebt sein Gewand etwas hoch und wadet durch den Bach. Die anderen machen es ihm schweigend nach. Niemand wagt, ein Wort zu sagen. Als letzter folgt Petrus, der vergeblich von Isaak und dem Zeloten getröstet wird. Andreas wendet sich mehr als einmal nach ihm um und flüstert Johannes, der sehr betrübt ist, etwas zu. Doch Johannes schüttelt nur den Kopf.

Da faßt Andreas Mut, eilt nach vorn und holt Jesus ein. Leise ruft er, mit einem merklichen Zittern in der Stimme: »Meister, Meister! ... «

Jesus läßt ihn mehrmals rufen, und schließlich dreht er sich um und fragt streng: »Was willst du?«

»Meister, mein Bruder ist betrübt ... Er weint ... «

»Er hat es verdient!«

»Das ist wahr, Herr. Aber er ist doch nur ein Mensch ... und kann nicht immer richtig reden.«

»In der Tat, heute hat er sehr schlecht geredet«, antwortet Jesus. Er ist schon weniger streng, und ein Anflug von Lächeln mildert das göttliche Auge.

Andreas faßt Mut und fährt mit seiner Fürsprache zugunsten seines Bruders fort: »Doch du bist gerecht und weißt, daß es die Liebe zu dir war, die ihn hat irren lassen ... «

»Die Liebe muß Licht sein und nicht Finsternis. Er hat sie in Finsternis gewandelt und seinen Geist damit umhüllt.«

»Das ist wahr, Herr. Aber die Binden kann man entfernen, wenn man den Willen dazu hat. Es ist nicht dasselbe, wie wenn im Geist selbst Finsternis herrscht. Die Binden sind eine Hülle. Der Geist ist das Innere, der lebendige Kern ... Das Innere meines Bruders ist gut.«

»Er soll also die Binden entfernen, mit denen er seinen Geist umhüllt hat.«

»Er wird es gewiß tun, Herr, und er tut es schon. Dreh dich um

und schau, wie sein Gesicht entstellt ist vom Weinen, weil du ihn nicht tröstest. Warum bist du so streng mit ihm?«

»Weil er die Pflicht hat, der „Erste“ zu sein, da ich ihm diese Ehre verliehen habe. Wer viel empfängt, muß auch viel geben ... «

»Oh, Herr, das ist wahr. Aber erinnerst du dich nicht an Maria des Lazarus? An Johannes von En-Dor? An Aglaia? An die Schöne von Chorazin? An Levi? Diesen hast du alles gegeben, und sie haben dir noch nichts anderes gegeben als die Absicht, sich erlösen zu lassen ... Herr! ... Du hast mich erhört zugunsten der Schönen von Chorazin und der Aglaia. Willst du mich nicht für deinen und meinen Simon erhören, der aus Liebe zu dir gesündigt hat?«

Jesus senkt seinen Blick zu dem Sanften, der eifrig und eindringlich für seinen Bruder bittet, so wie er es schweigend für Aglaia und die Schöne von Chorazin getan hat, und sein Antlitz erstrahlt. »Geh und rufe mir deinen Bruder und bringe ihn her zu mir!« sagt er.

»Oh, danke, mein Herr! Ich gehe ... «, und er eilt davon, behende wie eine Schwalbe.

»Komm, Simon! Der Meister grollt dir nicht mehr. Komm, er will dir etwas sagen.«

»Nein, nein. Ich schäme mich ... Es ist noch nicht lange her, daß er mich getadelt hat ... Er ruft mich, um mich noch einmal zu tadeln ... «

»Wie schlecht du ihn kennst! Auf, komm! Meinst du, ich würde dir ein neues Leid antun? Wenn ich nicht sicher wäre, daß dich bei ihm eine Freude erwartet, würde ich nicht darauf bestehen. Komm!«

»Aber was soll ich ihm denn sagen?« fragt Petrus und begibt sich etwas widerstrebend zu Jesus. Seine Menschlichkeit hält ihn zurück, jedoch sein Geist, der nicht ohne Willfährigkeit gegenüber Jesus und seiner Liebe sein kann, spornt ihn an.

»Was soll ich ihm sagen?« fährt er fort zu fragen.

»Nichts! Zeig ihm dein Gesicht, das wird genügen«, ermuntert ihn der Bruder.

Alle Jünger, an denen die beiden Brüder vorübergehen, schauen sie lächelnd an, denn sie verstehen, was vor sich geht.

Sie haben Jesus nun eingeholt, aber im letzten Augenblick bleibt Petrus stehen.

Andreas macht keine Geschichten mehr, und mit einem energischen Ruck, wie er es bei seinem Boot tut, wenn er es ins Wasser schiebt, stößt er ihn vorwärts. Jesus bleibt stehen. Petrus erhebt sein Gesicht ... Jesus senkt seinen Blick ... Sie schauen einander an. Zwei dicke Tränen rollen über die geröteten Wangen des Petrus ...

»Komm her, du großes, unbedachtes Kind, daß ich dir als Vater die Tränen trockne«, sagt Jesus, hebt seine Hand, auf der noch das Mal des Steinwurfs von Gischala sichtbar ist, und wischt mit seinen Fingern die beiden Tränen ab.

»O Herr, hast du mir verziehen?« stottert Petrus zitternd, indem er die Hand Jesu in die seine nimmt und ihn mit Augen eines treuen Hündleins anschaut, das sich von seinem erzürnten Herrn verzeihen lassen will.

»Ich habe dich nie verurteilt ... «

»Aber vorhin ... «

»Habe ich dich geliebt! Es ist Liebe, nicht zu erlauben, daß die Verirrung des Gefühls und der Weisheit in dir Wurzel faßt. Du mußt in allem der erste sein, Simon Petrus!«

»Dann ... dann ... liebst du mich immer noch? Willst du mich wieder haben? Nicht, daß ich den ersten Platz haben will, weißt du? Mir genügt auch der letzte. Aber ich will bei dir sein, in deinen Diensten ... und in deinem Dienste sterben, mein Herr und Gott!«

Jesus legt ihm den Arm um die Schultern und zieht ihn an seine Seite. Da bedeckt Simon, der die andere Hand Jesu noch nicht losgelassen hat, diese mit Küssen. Selig flüstert er: »Wie sehr habe ich gelitten! ... Danke, Jesus!«

»Bedanke dich eher bei deinem Bruder, und wisse in Zukunft deine Last mit Gerechtigkeit und Heldenmut zu tragen. Wir wollen nun auf die anderen warten. Wo sind sie?«

Sie sind dort stehengeblieben, wo Petrus Jesus eingeholt hat, um dem Meister die Möglichkeit zu geben, mit seinem gedemütigten

Apostel zu reden. Jesus winkt ihnen zu, daß sie herankommen sollen. Bei ihnen steht eine kleine Gruppe von Landarbeitern, die aufgehört haben, auf den Feldern zu arbeiten und gekommen sind, um den Jüngern Fragen zu stellen.

Jesus, der immer noch seine Hand auf der Schulter des Petrus liegen hat, sagt: »Nach dem, was hier vorgefallen ist, habt ihr verstanden, daß es eine ernste Sache ist, in meinem Dienst zu stehen. Ich habe Petrus getadelt, doch mein Tadel galt allen, denn die gleichen Gedanken waren in den Herzen fast aller, und zwar schon geformt, oder zumindest im Aufkeimen. So habe ich sie in euch ein für allemal entwurzelt, und wer sie noch weiter hegen sollte, beweist dadurch, daß er weder meine Lehre, noch meine Sendung, noch mich, verstanden hat.

Ich bin gekommen, um Weg, Wahrheit und Leben zu sein. Ich gebe euch die Wahrheit durch meine Lehre. Ich bereite euch den Weg durch mein Opfer; ich zeichne ihn vor und zeige ihn euch. Aber das Leben gebe ich euch durch meinen Tod. Bedenket: wer immer meinem Ruf folgt und sich mir anschließt, um an der Erlösung der Welt mitzuwirken, muß stets bereit sein zu sterben, um anderen das Leben zu geben. Darum muß jeder, der mir nachfolgen will, bereit sein, sich selbst zu verleugnen, den alten Menschen mit seinen Leidenschaften, Neigungen, Sitten, Überlieferungen und Gedanken abzulegen und mir mit seinem neuen Ich zu folgen.

Ein jeder nehme sein Kreuz auf sich, wie ich es auf mich nehmen werde. Er nehme es auf sich, selbst wenn es ihm allzu schmachvoll erscheinen sollte. Er erdulde, daß die Last seines Kreuzes sein eigenes menschliches Ich erdrückt, um dadurch sein geistiges Ich zu befreien, dem das Kreuz keinen Schrecken einflößt, sondern dem es vielmehr zum Gegenstand der Stütze und der Verehrung wird; weil der Geist erkennt und bedenkt. Mit seinem Kreuz folge er mir nach. Wird ihm am Ende seines Weges ein schändlicher Tod erwarten, wie mich? Das tut nichts, er betrübe sich nicht, sondern frohlocke, denn die Schmach dieser Erde wird sich im Himmel in große Herrlichkeit

wandeln, während es unehrenhaft wäre, feige hinsichtlich des geistigen Heldentums zu sein. Ihr sagt immer, daß ihr mir bis in den Tode folgen wollt. Folgt mir also nach, und ich werde euch in Gottes Reich führen auf einem schweren, aber heiligen und siegreichen Weg, an dessen Ziel ihr das auf ewig unveränderliche Leben erlangen werdet. Das wird „leben“ sein. Auf den Wegen der Welt und des Fleisches wandeln dagegen bedeutet „sterben“. Deshalb sage ich euch, wenn jemand sein Leben auf Erden retten will, wird er es verlieren, während jener, der das Leben auf Erden meinetwegen und aus Liebe zu meiner Frohen Botschaft verliert, es retten wird. Erwägt: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, jedoch dann seine Seele verliert?

Hütet euch wohl, jetzt und in Zukunft, euch meiner Worte und Handlungen zu schämen. Auch das würde „sterben“ bedeuten, denn wer sich meiner und meiner Worte schämt, inmitten des törichten, ehebrecherischen und sündhaften Geschlechtes, von dem ich gesprochen habe, und von diesem Schutz und Vorteil erhofft, ihm huldigt und dabei mich und meine Lehre verleugnet und meine Worte in das unreine Maul der Schweine und Hunde wirft, um dafür Kot anstatt Gold zu erhalten, der wird vom Menschensohn gerichtet werden, wenn er in der Herrlichkeit seines Vaters mit den Engeln und Heiligen kommen wird, um die Welt zu richten. Dann wird er sich dieser Ehebrecher, Verräter und Wucherer schämen und sie aus seinem Reiche verjagen, denn im Himmlischen Jerusalem wird kein Platz sein für Ehebrecher, Verräter, Flucher, Gotteslästerer und Diebe. Wahrlich, ich sage euch, es gibt hier unter meinen Jüngern und Jüngerinnen solche, die der Tod nicht erreichen wird, bevor sie das Reich Gottes auf Erden, mit seinem gekrönten und gesalbten König erlebt haben.«

Sie setzen den Weg wieder fort, und reden lebhaft miteinander, während die Sonne am Himmel langsam untergeht.

392 Prophezeiung über Petrus und Margziam • Der Blinde von Betsaida

Sie gehen nicht mehr, sondern sie eilen in einer neuen Morgenröte, die noch schöner und klarer als an den vorhergehenden Tagen ist. Überall glitzern Tautropfen, die zusammen mit den bunten Blüten auf ihre Köpfe und die Wiesen herabrieseln, um noch weitere Farben unter die zahllosen, bereits auf den Wiesen und Feldern vorhandenen Blümlein zu mischen und neue Diamanten auf den frischen Grashalmen zu entzünden. Sie laufen und hören dem Singen der brünstigen Vögel zu, dem Säuseln einer leichten Brise und dem Plätschern der Gewässer, die seufzen oder wie Harfenklänge unter den Ästen ertönen, Gras und Getreide liebkosen, das von Tag zu Tag höher wird, oder einfach zwischen den Ufern weiterfließen und sanft die Halme, die das klare Wasser berühren, biegen. Sie laufen, als ginge es zu einem Liebesmahl. Auch die Älteren, wie Philippus, Bartholomäus, Matthäus und der Zelote teilen die heitere Eile mit den Jüngeren. So ist es auch bei den Jüngern, bei denen die ältesten mit den jüngsten im hurtigen Wandern wetteifern.

Noch ist der Tau auf den Wiesen nicht getrocknet, als sie die Gegend von Betsaida erreichen, die in den engen Raum zwischen dem See, dem Fluß und dem Berg eingezwängt ist.

Aus dem Bergwald kommt auf einem Pfade ein Jüngling mit einem Reisigbündel daher, steigt flink herab, fast im Laufschrift, und sieht seiner gebückten Haltung wegen die Apostel nicht . . . Fröhlich singend läuft er mit der Last seines Holzbündels zur Hauptstraße und bei den ersten Häusern von Betsaida angelangt, setzt er seine Bürde zu Boden und richtet sich auf, um auszuruhen, und wirft seine braunen Haare zurück. Er ist hochgewachsen, schlank und aufrecht, mit einem kräftigen Körper und beweglichen, schlanken Gliedern. Eine schöne Jünglingsgestalt.

»Es ist Margziam«, sagt Andreas.

»Bist du verrückt? Der dort ist doch schon ein Mann!« antwortet ihm Petrus.

Andreas legt seine Hände wie einen Trichter vor den Mund und ruft ihn laut. Der Jüngling, der sich gebückt hat, um die Last wieder aufzunehmen, nachdem er den Gürtel an seiner kurzen Tunika angezogen hat, die ihm kaum bis zu den Knien reicht und an der Brust offen ist, da sie ihm wahrscheinlich zu eng ist, wendet sich in die Richtung des Rufes und erblickt Jesus, Petrus und die anderen, die zu ihm hinschauen. Sie sind bei einer Gruppe von Trauerweiden stehengeblieben, die ihre Zweige in das Wasser eines breiten Baches tauchen, dem letzten Zufluß auf der linken Seite des Jordan, bevor dieser sich an der Grenze des Dorfes in den See von Galiläa ergießt.

Der Jüngling läßt das Bündel fallen, erhebt seine Arme und ruft: »Mein Herr! Mein Vater!« und beginnt zu laufen.

Aber auch Petrus beginnt zu laufen und wadet durch den Bach, ohne seine Sandalen auszuziehen, und beschränkt sich nur darauf, die Kleider zusammenzuhalten. Dann läuft er auf der staubigen Straße weiter, während die breiten nassen Spuren seiner Sandalen auf dem trockenen Erdboden zurückbleiben.

»Mein Vater!«

»Lieber Sohn!«

Sie liegen sich in den Armen, und Margziam ist wirklich so groß wie Petrus, so daß seine braunen Haare bei dem liebevollen Kuß ins Antlitz des Petrus fallen. Er scheint sogar größer als sein Adoptivvater zu sein, da er so schlank ist. Nun löst Margziam sich aus der herzlichen Umarmung und beginnt weiterzulaufen, auf Jesus zu, der inzwischen ebenfalls den Bach überquert hat und sich, umgeben von seinen Aposteln, langsam nähert.

Margziam fällt ihm zu Füßen und sagt mit erhobenen Händen: »O mein Herr, segne deinen Diener!«

Jesus aber neigt sich zu ihm nieder und zieht ihn an sein Herz, küßt ihn auf beide Wangen und wünscht ihm: »Beständiger Friede, Zunahme an Weisheit und Gnade auf den Wegen des Herrn!«

Auch die anderen Apostel feiern den Jüngling, besonders diejenigen, die ihn seit Monaten nicht mehr gesehen haben, und beglückwünschen ihn zu seiner Entwicklung.

Aber Petrus! Petrus! Selbst wenn es sein leiblicher Sohn gewesen wäre, hätte er sich nicht mehr freuen können! Er geht um ihn herum, schaut ihn an, berührt ihn und sagt zum einen und andern: »Ist er nicht schön? Ist er nicht wohlgestaltet! Schaut, wie aufrecht er ist! Welch breite Brust! Welch gerade Beine er hat! ... Etwas mager, noch wenig Muskeln, doch läßt sich das Beste erhoffen. Wirklich, das Beste! Sein Gesicht? Schaut, ob er noch das kleine Wesen ist, das ich letztes Jahr auf meinen Armen getragen habe, als ich das Gefühl hatte, ein lahmes, dunkles, trauriges, ängstliches Vögelchen zu bergen ... Gute Porphyria! Ja, sie hat wirklich alles gut gemacht, mit all dem Honig, der Butter, dem Öl, den Eiern und der Fischeleber, die sie ihm gegeben hat! Sie verdient, daß ich es ihr sofort sage. Darf ich gleich zu meiner Frau gehen, Meister?«

»Geh, geh, Simon! Ich werde dich bald einholen.«

Margziam, den Jesus noch an der Hand hält, sagt: »Meister, mein Vater wird gewiß die Mutter bitten, ein Gastmahl zu bereiten. Laß mich gehen, um ihr zu helfen ... «

»Geht, und Gott möge dich segnen, weil du Vater und Mutter ehrst.«

Margziam eilt davon, nimmt sein Reisigbündel wieder auf und holt Petrus ein, an dessen Seite er nun geht.

»Sie gleichen Abraham und Isaak, wie sie auf den Berg steigen«, bemerkt Bartholomäus.

»Oh, armer Margziam! Das würde gerade noch fehlen!« sagt Simon der Zelote.

»Und armer Bruder! Ich weiß nicht, ob er die Kraft zur Tat Abrahams hätte ... , sagt Andreas.

Jesus blickt ihn an, dann schaut er auf das graumelierte Haupt des Petrus, der sich mit seinem Margziam entfernt, und sagt: »Wahrlich, ich sage euch, eines Tages wird Simon Petrus sich freuen zu erfahren, daß sein Margziam gefangengenommen, geschlagen, gegeißelt worden und dem Tode nahe sein wird. An jenem Tag würde er den Mut haben, ihn mit eigenen Händen an den Galgen zu hängen, um

ihn dadurch mit dem Purpur des Himmels zu bekleiden und die Erde mit dem Blut des Märtyrers zu düngen, nur eines bedauern: daß er nicht an der Stelle seines Sohnes sein kann, da seine Erwählung zum obersten Haupt meiner Kirche ihn verpflichtet, sich so lange zu schonen, bis ich ihm sagen werde: „Geh nun und stirb für sie.“ Ihr kennt Petrus noch nicht. Ich kenne ihn.«

»Siehst du das Martyrium für Margziam oder meinen Bruder voraus?«

»Schmerzt es dich, Andreas?«

»Nein! Es schmerzt mich, weil du es nicht auch für mich voraussiehst.«

»Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ihr werdet alle, ausgenommen einer, mit Purpur bekleidet sein!«

»Wer? Wer?«

»Breiten wir das Schweigen über den Schmerz Gottes«, sagt Jesus traurig und feierlich. Alle schweigen verängstigt und nachdenklich.

Sie betreten die erste Straße von Betsaida, zwischen Gärten voll frischem Gemüse. Petrus und andere von Betsaida bringen einen Blinden zu Jesus. Margziam ist nicht dabei. Gewiß ist er zu Hause geblieben, um Porphyria zu helfen. Unter denen von Betsaida und den Angehörigen des Blinden befinden sich viele Jünger, die von Sykaminon und anderen Städten hergekommen sind, darunter Stephanus, Hermas, der Priester Johannes, Johannes der Schriftgelehrte und viele andere.

(Sie alle im Gedächtnis zu behalten ist nicht leicht. Es sind sehr viele.)

»Ich habe ihn zu dir gebracht. Er wartet schon seit einigen Tagen hier«, erklärt Petrus, während der Blinde und die Verwandten ein Gejammer anstimmen: »Jesus, Sohn Davids, habe Erbarmen mit uns!«

»Lege deine Hand auf die Augen meines Sohnes, und er wird sehend werden.«

»Habe Erbarmen mit mir, Herr! Ich glaube an dich!«

Jesus nimmt den Blinden an der Hand und, da die Sonne bereits die Straße durchflutet, zieht er sich mit ihm einige Meter zurück. Er lehnt ihn mit dem Rücken an die dichtbelaubte Mauer des ersten Hauses des Dorfes und stellt sich ihm gegenüber. Dann benetzt er die beiden Zeigefinger mit Speichel und streicht ihm mit den feuchten Fingern über die Lider. Er drückt die Hände auf die Augen, die Handwurzel in die Augenhöhlen und die gespreizten Finger ins Haar des Unglücklichen. So betet er. Schließlich nimmt er die Hände weg und fragt den Blinden: »Was siehst du?«

»Ich sehe Menschen, gewiß sind es Menschen, und blühende Bäume, so wie ich sie mir vorgestellt habe. Gewiß sind das Menschen, denn sie bewegen sich und sind mir zugewandt.«

Jesus legt ihm noch einmal die Hände auf, und dann nimmt er sie wieder weg und sagt: »Und nun?«

»Oh! Jetzt erkenne ich den Unterschied deutlich zwischen den in die Erde gepflanzten Bäumen und den Menschen, die mich anschauen ... Und ich sehe dich! Wie schön du bist! Deine Augen gleichen dem Himmel, und deine Haare scheinen Sonnenstrahlen zu sein ... Dein Blick und dein Lächeln sind göttlich! Herr, ich bete dich an!« und er kniet nieder, um den Saum des Gewandes Jesu zu küssen.

»Steh auf und geh zu deiner Mutter, die dir so viele Jahre Licht und Trost gewesen ist und von der du nur Liebe erfahren hast.«

Er nimmt ihn bei der Hand und führt ihn zur Mutter, die einige Schritte entfernt auf den Knien in Anbetung verharret, wie sie zuvor gefleht hat.

»Erhebe dich, Frau, hier ist dein Sohn. Er sieht das Licht des Tages, möge sein Herz dem ewigen Licht folgen. Geht nun nach Hause! Seid glücklich, und seid gerecht in Dankbarkeit gegen Gott. Aber wenn ihr durch Dörfer kommt, sagt niemandem, daß ich ihn geheilt habe, damit die Menschen nicht hierher eilen und mich daran hindern, mich dorthin zu begeben, wo es gerecht ist, daß ich hingehe, um auch anderen Kindern meines Vaters Glaubenskraft, Licht und Freude zu bringen.«

Dann entschwindet er rasch auf einem kleinen Pfad zwischen Gärten und erreicht das Haus des Petrus, tritt hinein und begrüßt Porphyria liebevoll.

393 Von Kafarnaum nach Nazaret mit Manaen und den Jüngerinnen

Als sie zum kleinen Gestade von Kafarnaum kommen, werden sie von Kindergeschrei empfangen. Mit den nestbauenden Schwalben wetteifern die Kleinen, so sehr eilen sie vom Strand zu den Häusern und zwitschern dabei mit ihren hellen Stimmen, unbefangen, heiter und froh, wie nur Kinder es sein können, für die es ein wunderbares Erlebnis ist, ein totes Fischlein am Ufer oder ein von der Welle geschliffenes Steinchen zu finden, das in seiner Farbe einem Edelstein gleicht, zwischen Steinen eine Blume zu entdecken oder einen schillernden Käfer im Fluge einzufangen. Alles wundervolle Dinge, die man den Müttern zeigen muß, damit sie an der Freude ihrer Kinder teilnehmen.

Doch nun haben diese menschlichen Schwälbchen Jesus gesehen, der dabei ist, seinen Fuß an Land zu setzen, und alle eilen ihm flugs entgegen. Es ist eine wahrhaftige Lawine von Kindern, eine liebliche Kette zarter Kinderhände, ja, es ist die Liebe kindlicher Herzen, die nun Jesus überströmt, der von ihr umgeben, umfaßt und wie durch ein wohltuendes Feuer erwärmt wird.

»Ich! Ich!«

»Ein Kuß!«

»Mir!«

»Auch mir einen Kuß!«

»Auch ich möchte einen haben!«

»Jesus, ich habe dich lieb!«

»Bleib nicht mehr so lange fort!«

»Ich bin jeden Tag hierher gekommen, um zu sehen, ob du wieder kommst.«

»Ich bin zu deinem Hause gegangen.«

»Nimm diese Blume. Sie war für meine Mutter, aber ich schenke sie dir.«

»Noch einen Kuß für mich, einen schönen, festen. Der erste hat mich nicht berührt, denn Jaël hat mich zurückgestoßen ... « und die Stimmchen fahren fort zu zwitschern, während Jesus, umringt von diesem Netz von Zärtlichkeiten, versucht, vorwärtszukommen.

»So laßt ihn doch einen Augenblick in Ruhe! Weg! Genug!« rufen Jünger und Apostel und versuchen, Jesus aus der Umklammerung zu befreien. Aber ja! Sie gleichen Lianen mit Saugnäpfen. Hier löst man sie los, dort hängen sie sich wieder an.

»Laßt sie gewähren! Mit etwas Geduld werden wir doch ankommen«, sagt Jesus lächelnd und macht unwahrscheinlich kleine Schritte, um voranzukommen, ohne auf die nackten Füßchen zu treten.

Was ihn schließlich aus der liebevollen Umklammerung befreit, ist das Erscheinen von Manaen mit anderen Jüngern, unter ihnen die Hirten, die in Judäa waren.

»Der Friede sei mit dir, Meister!« donnert der mächtige Manaen in seinem prächtigen Gewand. Er trägt nun keinen Goldschmuck mehr an Stirn und Fingern, hat jedoch ein prächtiges Schwert an der Seite, das ehrfurchtsvolle Bewunderung bei den Kindern hervorruft, die angesichts dieses strammen Ritters im Purpurgewand und mit einer so erstaunlichen Waffe furchtsam zurückweichen. Das ermöglicht es Jesus, ihn und Elija, Levi, Matthias, Josef, Johannes, Simon, und ich weiß nicht wie viele andere zu umarmen.

»Wie kommt es, daß du hier bist, und wie konntest du wissen, daß ich hier an Land gehen würde?«

»Erfahren habe ich es durch das Kindergeschrei. Sie sind wie Pfeile freudig über die Mauern gejagt. Ich aber bin hierher gekommen, da ich annehmen mußte, daß deine Reise nach Judäa näherrückt und die Frauen sicherlich ebenfalls daran teilnehmen ... Ich wollte auch dabei sein ... um dich zu beschützen, Herr, wenn es nicht allzu große Anmaßung meinerseits ist, dies zu denken ... Es gibt

deinetwegen sehr viel Aufregung in Israel. Es tut mir leid dir das sagen zu müssen, doch ist es dir ja nicht unbekannt.« Während sie miteinander reden, erreichen sie das Haus und treten ein.

Nachdem der Hausherr und seine Frau den Meister begrüßt haben, fährt Manaen mit seinem Gespräch fort. »Begeisterung und Interesse für dich verbreitet sich in allen Orten. Selbst die Verstockten und die, die sich mit ganz anderen Dingen als den Deinen beschäftigen, werden auf dich aufmerksam. Nachrichten über dein Wirken sind hinter die schmutzigen Mauern von Machärus und in die prunkvollen Behausungen des Herodes vorgedrungen, sowohl in den Palast von Tiberias, als auch in die Schlösser der Herodias und in den herrlichen Königspalast der Hasmonäer beim Xystos.²⁴ Wie Wellen des Lichtes und der Macht überwinden sie die Schranken der Finsternis und Niederträchtigkeit und reißen die Wälle der Sünde nieder, die zur Verteidigung und zum Schutz der schmutzigen Liebschaften am Hofe und der tückischen Verbrechen errichtet worden sind. Sie schießen wie Feuerstrahlen hervor und schreiben weit schwerwiegendere Worte als jene beim Gastmahl Belschazzars an die unzüchtigen Wände der Schlaf-, Thron- und Speisesäle. Sie künden deinen Namen und deine Macht, deine Natur und deine Sendung. Herodes zittert darob vor Angst. Herodias findet keinen Schlaf mehr, weil sie fürchtet, daß du der König der Rache bist, der ihr Reichtum und Freiheit, wenn nicht gar das Leben nehmen und sie zum Spielball des Pöbels machen wird, und sich an ihren zahlreichen Verbrechen rächen will. Man ist erschüttert am Hofe, und zwar deinetwegen. Man zittert aus menschlicher und übermenschlicher Furcht. Seit das Haupt des Johannes gefallen ist, scheint ein Feuer in den Eingeweiden seiner Mörder zu glühen. Sie haben nicht einmal mehr den ärmlichen Frieden von früher, den Frieden gesättigter Schweine, die Ruhe vor ihren Gewissensbissen haben, wenn sie sich der Trunkenheit oder dem Beischlaf hingeben ... Nichts kann sie mehr beruhigen ... Sie sind Verfolgte ... und sie hassen sich nach

²⁴Xystos = Markt bzw. Marktplatz

jeder Liebesstunde, sind einer des anderen überdrüssig und beschuldigen sich gegenseitig des begangenen und quälenden Verbrechens, das jedes Maß überschritten hat; während Salome, wie von einem Dämon besessen, von einer Erotik angetrieben wird, die eine Sklavin am Mühlrad entehren würde. Der Palast stinkt abscheulicher als eine Kloake.

Herodes hat mich mehrmals über dich ausgefragt, und jedesmal habe ich ihm geantwortet: „Für mich ist er der Messias, der König Israels aus dem einzigen königlichen Stamm: dem des David. Er ist der Menschensohn, von dem die Propheten sprechen, das Wort Gottes. Es ist jener, der als der Christus, der Gesalbte Gottes, das Recht hat, über alle Lebenden zu herrschen!“ Herodes wurde jeweils bleich vor Angst, da er in dir den Rächer ahnt, und verdrängt die Furcht, den Schrei seines von Gewissensbissen gemarterten Herzens. Um ihn zu trösten, machen ihm seine Höflinge vor, daß du Johannes bist, der irrtümlicherweise für tot gehalten würde, und jagen ihm damit nur noch mehr Furcht ein. Sie wollen ihm auch einreden, daß du Elija oder sonst ein Prophet der vergangenen Zeiten bist. Aber er entgegnet stets: „Nein, Johannes kann er nicht sein, den habe ich enthaupten lassen, und sein Haupt hat Herodias in sicherer Verwahrung. Auch einer der Propheten kann er nicht sein, denn wenn einer einmal tot ist, lebt er nicht ein zweites Mal. Doch auch der Christus kann er nicht sein. Wer behauptet dies? Wer sagt, daß er es ist? Wer wagt mir zu sagen, daß er der König aus dem einzigen königlichen Geschlecht ist? Ich bin der König, und niemand anders! Der Messias ist von Herodes dem Großen getötet worden: Kaum geboren, ist er in einem Meer von Blut ertränkt worden. Er ist abgestochen worden wie ein Lämmlein ... und war erst einige Monate alt ... Hörst du, wie er weint? Sein Blöken hallt immer in meinem Kopf wider, vereint mit dem Rufen des Johannes, als er sagte: ‚Es ist dir nicht erlaubt; ... Mir ist es nicht erlaubt?! Doch! Alles ist mir erlaubt, denn ich bin der König. Her mit Wein und Frauen! Wenn sich Herodias meiner Umarmung entzieht, dann soll Salome tanzen und meine,

von deinen furchterregenden Erzählungen betäubten Sinne wieder erwecken.“

Darauf betrinkt er sich in Gesellschaft der Tänzerinnen seines Hofes, während seine verrückte Frau in ihrer Kammer Flüche gegen den Märtyrer und Drohungen gegen dich ausstößt, und Salome daraus entnehmen kann, was es heißt, aus den Sünden zweier Wollüstlinge hervorgegangen zu sein und durch die Hingabe des Körpers an die tausend Schändlichkeiten eines Wüstlings ein Verbrechen verschuldet zu haben. Doch dann kommt Herodes wieder zu sich und will alles über dich wissen und dich sehen. Gerade deswegen begünstigt er meine Besuche bei dir, weil er hofft, daß ich dich zu ihm führe. Das ist etwas, was ich nie tun würde, denn niemals würde ich deine Heiligkeit in die Höhle unreiner Bestien bringen. Herodias möchte dich dort haben, um dich umzubringen, und sie droht es an, ihren Dolch in den Händen . . . Auch Salome, die dich ohne dein Wissen im vorigen Etanim in Tiberias gesehen hat, möchte dich haben, sie ist verrückt nach dir . . .

Das ist der Königspalast, Meister! Aber ich bleibe dort, denn so beobachte ich ihre Absichten dir gegenüber.«

»Ich bin dir dankbar und der Allerhöchste segnet dich dafür, denn auch das heißt, dem Ewigen in seinen Beschlüssen dienen.«

»Das habe ich gedacht, und deswegen bin ich auch gekommen.«

»Manaen, ich möchte dich um eines bitten, da du hier bist. Komme nicht mit mir, sondern begleite die Frauen nach Jerusalem hinab. Ich gehe mit diesen hier auf einem unbekanntem Weg, und so wird man mir nichts anhaben können. Aber sie sind wehrlose Frauen und ihre Begleiter sind sanftmütigen Herzens und angeleitet, dem, der sie schlägt, die andere Wange zu bieten. Deine Gegenwart hingegen wird ein sicherer Schutz sein. Ich weiß, daß es für dich ein Opfer bedeutet, doch danach werden wir in Judäa beisammen sein. Schlage mir meine Bitte nicht ab, mein Freund!«

»Herr, jeder deiner Wünsche ist für deinen Knecht Befehl. Ich stehe deiner Mutter und den Jüngerinnen von diesem Augenblick an zu Diensten, und solange du willst.«

»Danke! Auch dieser dein Gehorsam wird im Himmel geschrieben stehen. Laß uns die Zeit, in der wir auf die Boote warten, nützen, um Kranke zu heilen, die auf mich warten.«

Jesus geht in den Garten hinunter, wo sich Bahren und Kranke befinden, und heilt einen nach dem anderen, während er die Begrüßung des Jairus und der wenigen Freunde von Kafarnaum entgegennimmt.

Die Frauen – es sind Porphyria und Salome, die schon ältere Frau des Bartholomäus und die etwas jüngere des Philippus mit den jungen Töchtern – sind derweil mit der Vorbereitung der Mahlzeit für die große Schar der Jünger beschäftigt. Ihr Hunger wird mit Körben von Fischen, die ihnen die Leute aus Betsaida und Kafarnaum geschenkt haben, gestillt werden. Das große Ausweiden silbriger Bäuche, die noch zucken, das Waschen der Fische in Eimern und das Braten auf den Feuerrosten in den Küchen findet statt, während Margziam mit anderen Jüngern die Feuerstellen unterhält und Krüge mit Wasser herbeiträgt, um den Frauen zu helfen.

Das Mahl ist bald fertig und auch bald verzehrt. Da die Boote für den Transport der vielen Menschen nun bereit sind, bleibt nichts anderes übrig, als sich nach Magdala einzuschiffen. Prächtig ist der See, ruhig und heiter, fast himmlisch in der smaragdnen Einfassung seiner Ufer.

Die Gärten und das gastliche Haus Marias von Magdala sind bereitet worden, den Meister und seine Jünger zu empfangen, ja, ganz Magdala ist an diesem sonnigen Nachmittag auf den Beinen, um den Rabbi zu begrüßen, der nach Jerusalem zieht.

Die grünen Hänge der galiläischen Hügel vernehmen den lauten, fröhlichen Abmarsch der getreuen Schar, gefolgt von einem bequemen Wagen, auf dem sich Johanna mit Porphyria, Salome, die Frau des Bartholomäus, die des Philippus und die beiden jungen Töchter dieses letzteren befinden, und sowohl die lachenden Kinder, als auch Maria und Matthias, die nicht wiederzuerkennen sind, wenn man vergleicht, wie sie vor fünf Monaten ausgesehen haben.

Margziam schreitet wacker mit den Erwachsenen daher, ja, dem Willen Jesu folgend, ist er bei der Gruppe der Apostel, zwischen Petrus und Johannes, und läßt sich kein Wort entgehen, das Jesus sagt.

Die Sonne strahlt am klaren Himmel und warme Lüfte bringen den Duft des Waldes, der Minze, der Veilchen, der ersten Maiglöckchen und der immer prächtiger erblühenden Rosen. Alles ist jedoch vom frischen, leicht herben Duft der blühenden Obstbäume beherrscht, die überall einen Schnee von Blütenblättern auf das Gras des Erdreichs fallen lassen, und alle haben sie auch auf ihrem Haar. Sie schreiten voran unter dem fortwährenden Gezwitscher der Vögel, dem Pfeifen und den sanften Lockrufen, die von einem Strauch zum anderen von den kühnen Männchen zu den schüchternen Weibchen tönen. Die Mutterschafe weiden, und die ersten Lämmlein versuchen an das runde Euter ihrer Mutter zu gelangen, um Milch zu saugen. Andere tummeln sich im Wiesengrund im zarten Gras wie glückliche Kinder.

Wie schnell hat man nach Kana Nazaret erreicht, wo Susanna sich den anderen Frauen angeschlossen hat. Sie hat Erzeugnisse ihres Bodens in Körben und Gefäßen mitgebracht, und einen ganzen Zweig roter Rosenknospen, die aufzubrechen beginnen, »um sie Maria zu schenken«, wie sie bemerkt.

»Auch ich, siehst du?« sagt Johanna und öffnet eine Art Kiste, in welcher Rosen über Rosen in feuchtes Moos eingebettet sind. »Die ersten und die schönsten, aber dennoch zu wenig für sie, im Vergleich zu ihrer Liebe und Güte!«

Ich sehe, daß jede der Frauen Vorräte für die Paschareise mitgenommen hat, und zusammen mit den Lebensmitteln eine Blume oder irgend eine andere Pflanze für den Garten Mariens.

Porphyria entschuldigt sich, daß sie nur einen Topf mit Kampfer mitgebracht hat, dessen herrliche kleine, graugrüne Blätter ihren Duft schon beim Berühren verbreiten. »Maria hat sich diese balsamische Pflanze gewünscht ... « sagt sie, und alle loben die üppige Schönheit des Blümchens.

»Oh! Ich habe es den ganzen Winter hindurch gehegt und es zum Schutz vor Kälte und Hagel in meinem Zimmer aufbewahrt. Margziam hat mir immer geholfen, es in die Morgensonne zu tragen und am Abend wieder hereinzuholen. Dieser gute Junge hätte es, wenn nicht das Boot und jetzt der Wagen gewesen wäre, auf seine Schulter geladen, um es Maria zu bringen und mir und ihr einen Gefallen zu tun«, sagt die einfache Frau, die immer aufgeschlossener wird durch die Güte Johannas und außer sich ist vor Freude über die Reise nach Jerusalem, zusammen mit dem Meister, ihrem Mann und ihrem Margziam.

»Bist du noch nie dort gewesen?«

»Solange mein Vater gelebt hat, ging ich jedes Jahr hin, doch dann ... ist meine Mutter nicht mehr hingegangen ... Die Brüder hätten mich mitgenommen, aber es war für meine Mutter leichter, wenn ich zu Hause blieb, und so ließ sie mich jeweils nicht gehen. Dann habe ich Simon geheiratet ... und gesundheitlich ging es mir nicht sehr gut. Simon hätte mit mir zusammen länger für die Reise gebraucht, und das paßte ihm nicht ... So blieb ich zu Hause und wartete auf ihn ... Der Herr kannte meine Vorsätze ... und es war mir jedesmal, als hätte ich ein Opfer im Tempel dargebracht ... « sagt die sanfte Frau.

Johanna, in ihrer Nähe, legt ihr die Hand auf die herrlichen Zöpfe und sagt: »Du Liebe!« und in diesem einen Wort liegt so viel Liebe, so viel Verständnis und so viel Bedeutung.

Wir sind in Nazaret angekommen ... beim Haus der Maria des Alphäus, die herzlich von ihren Söhnen umarmt wird. Mit ihren noch von der Wäsche tropfenden und geröteten Händen, streichelt sie sie, und eilt dann, während sie ihre Hände an der groben Schürze trocknet, auf Jesus zu, um ihn zu umarmen ... Unmittelbar gegenüber dem Hause Marias ist das Haus des Alphäus der Sara. Alphäus, der seine größeren Neffen beauftragt, vorauszuweichen und Maria zu benachrichtigen, geht mit Riesenschritten auf Jesus zu, wobei er einen seiner kleinen Neffen auf den Armen trägt und ihn Jesus wie einen Blumenstrauß zur Begrüßung entgegenhält.

Siehe da, Maria erscheint im Sonnenschein an der Tür, in ihrem himmelblauen, schon etwas verwaschenen Hauskleid, und dem goldenen Haar, das auf der jungfräulichen Stirn leuchtet und im Nacken in Zöpfen zu einem schweren Knoten geschlungen ist; sie wirft sich an die Brust ihres Sohnes, der sie mit seiner ganzen Liebe küßt.

Die anderen bleiben klugerweise stehen, um ihre Begegnung nicht zu stören. Doch Maria löst sich alsbald aus der Umarmung Jesu, wendet ihr vom Alter unberührtes, durch die Überraschung gerötetes Antlitz, das jetzt in einem Lächeln erstrahlt, und grüßt alle mit ihrer engelgleichen Stimme: »Der Friede sei mit euch, Diener des Herrn und Jünger meines Sohnes. Der Friede sei mit euch, Schwestern im Herrn«, und mit den Jüngerinnen, die vom Wagen gestiegen sind, tauscht sie einen schwesterlichen Kuß.

»O Margziam, nun werde ich dich nicht mehr auf meine Arme nehmen! Du bist ja ein Mann geworden. Aber komm zur Mutter aller Guten, denn einen Kuß möchte ich dir trotzdem geben. Teurer! Gott möge dich segnen und auf seinen Wegen heranwachsen lassen, stark wie dein jugendlicher Körper, ja, noch mehr. Mein Sohn, wir sollten ihn doch einmal zu seinem Großvater bringen. Er wird glücklich sein, ihn so zu sehen«, sagt sie dann, sich an Jesus wendend.

Hierauf umarmt sie Jakobus und Judas des Alphäus und gibt ihnen die Nachricht, die sie bestimmt gerne hören: »Dieses Jahr wird Simon mit mir kommen, als Jünger des Meisters. Er hat es mir versichert.«

Einen nach dem anderen begrüßt sie nun die Bekanntesten, die Einflußreichsten, und hat für jeden ein liebevolles Wort. Manaen wird ihr von Jesus als ihr Beschützer und Begleiter auf der Reise nach Jerusalem vorgestellt.

»Kommst du nicht mit uns, Sohn?«

»Mutter, ich muß an anderen Orten die Frohe Botschaft verkünden, und danach werden wir uns in Betanien treffen.«

»Dein Wille geschehe, jetzt und allezeit! Danke, Manaen. Du: ein

Engel in Menschengestalt, zusammen mit unseren Beschützern, den Engeln des Himmels: wir werden so sicher sein, als wären wir im Allerheiligsten«, und sie reicht Manaen zum Zeichen der Freundschaft ihre zierliche Hand, und der Ritter, in Prunk und Reichtum aufgewachsen, kniet nieder, um die ihm gebotene Hand zu küssen.

Inzwischen sind die Blumen und alles, was sonst noch in Nazaret bleiben soll, abgeladen und der Wagen in irgendeine Stallung des Städtchens gebracht worden.

Das kleine Haus gleicht einem Rosengarten mit den von den Jüngerinnen überall hingestreuten Rosen. Doch das Bäumchen der Porphyria auf dem Tisch erregt die lebhafteste Aufmerksamkeit Marias, die es, auf Anweisung der Frau des Petrus, an einen geeigneten Platz stellen läßt.

Nicht alle haben in dem kleinen Haus Platz, auch nicht im Garten, der kein Landgut oder Park ist, wenngleich er zum heiteren Himmel aufzusteigen scheint, so zahlreich sind die blühenden Sträucher im Blumengarten. Judas des Alphäus fragt lächelnd Maria: »Hast du auch heute einen Zweig für deine Vase gepflückt?«

»Gewiß, Judas, und gerade als ihr angekommen seid, habe ich ihn betrachtet ... «

»Er hat dich wohl wieder an dein fernes Geheimnis erinnert, Mutter«, sagt Jesus, umfaßt sie mit dem linken Arme und zieht sie an sein Herz.

Maria hebt ihr rot gewordenes Antlitz und seufzt: »Ja, mein Sohn ... und ich erinnerte mich an den ersten Schlag deines Herzens in mir ... «

Jesus sagt: »Die Jüngerinnen, die Apostel, Margziam, die Hirtenjünger, der Priester Johannes, Stephanus, Hermas und Manaen können hierbleiben, und die anderen sollen sich nach einer Unterkunft umsehen ... «

»Viele hätten bei mir zuhause Platz ... « ruft Simon des Alphäus, der an der Schwelle stehengeblieben ist. »Ich bin ihr Mitjünger und lade sie gerne ein.«

»O Bruder! Komm her, daß ich dich küsse!« sagt Jesus in herzlichem Ton, während Alphäus der Sara, Ismael und Ascher, die beiden Jünger und einstigen Eselstreiber von Nazaret, ihrerseits beifügen: »Auch in unserem Hause ist Platz! Kommt, ja kommt!«

Nachdem die ausgewählten Jünger nun gehen, kann man die Türe schließen ... sie wird jedoch sofort wieder geöffnet wegen der Ankunft Marias des Alphäus, die nicht fehlen will, selbst wenn ihre Wäsche unter ihrer Abwesenheit leidet. So sind es fast vierzig Personen, die sich in dem gemütlichen, ruhigen Garten aufhalten, bis die Speisen, die für alle einen himmlischen Geschmack haben, herungereicht werden. Glückliche sind alle darüber, im Hause des Herrn genießen zu dürfen, was Maria zubereitet hat.

Simon kehrt zurück, nachdem er die Jünger untergebracht hat, und bemerkt: »Du hast mich nicht wie die anderen genannt, doch ich bin dein Bruder und bleibe gleichwohl.«

»Willkommen, Simon. Ich habe euch hier versammeln wollen, damit ihr Maria kennenlernt, Viele von euch kennen die „Mutter“ Maria, einige die „Braut“ Maria, doch keiner kennt die „Jungfrau“ Maria. Ich möchte jedoch, daß ihr sie kennenlernt, in diesem Garten voller Blüten, in den euer sehnsüchtiges Herz gekommen ist, fern eurer Heimat, mit dem Wunsch nach einem Ort, an dem ihr euch von den Mühen des Apostolates ausruhen könnt.

Ich habe euch reden hören, euch Apostel, Jünger und Verwandte, und habe eure Eindrücke, eure Erinnerungen und eure Aussagen über meine Mutter erfahren. Ich werde all die Bewunderung, die aber noch sehr menschlich ist, in einer übernatürlichen Erkenntnis verklären, denn meine Mutter möge vor mir in den Augen der Verdienstvollsten verklärt sein, damit sie sie erkennen, wie sie in Wirklichkeit ist. Ihr seht in ihr eine Frau, eine Frau, die euch ihrer Heiligkeit wegen anders zu sein scheint als alle anderen, die ihr aber eigentlich als eine im Körper wohnende Seele betrachtet, wie die Seele all ihrer Schwestern. Ich möchte euch nun jedoch die Seele meiner Mutter enthüllen, ihre wahre und ewige Schönheit.

Komm zu mir, meine Mutter! Erröte nicht, ziehe dich nicht schüchtern zurück, du liebliche Taube Gottes. Dein Sohn ist das Wort Gottes und kann über dich und dein Geheimnis sprechen, o erhabenes Mysterium Gottes. Wir wollen uns hier im angenehmen Schatten der blühenden Bäume am Hause, neben deiner heiligen Kammer, niederlassen. So! Heben wir den wallenden Vorhang, auf daß die Wogen der Heiligkeit und des Paradieses aus diesem jungfräulichen Gemach strömen und wir alle von dir erquickt werden mögen. Ja, auch ich! Auf daß ich deinen Wohlgeruch verspüre, vollkommene Jungfrau, um den Gestank der Welt ertragen zu können, um Unschuld erblicken zu können, indem meine Augen deine Reinheit trinken . . . Kommt hierher, Margziam, Johannes, Stephanus und ihr, Jüngerinnen. Kommt vor die offene Tür der reinen Wohnung der Reinsten unter allen Frauen, und nach euch, meine Freunde, hier an meine Seite, du, meine geliebte Mutter.

Ich habe vorhin von der „ewigen Schönheit der Seele meiner Mutter“ gesprochen! Ich bin das Wort und daher weiß ich das Wort ohne Irrtum zu gebrauchen. Ich habe gesagt: „ewig“, nicht „unsterblich“, und dies habe ich nicht ohne Absicht gesagt. Unsterblich ist der, der einmal geboren, nicht mehr stirbt. So ist die Seele der Gerechten unsterblich im Himmel, und jene der Sünder unsterblich in der Hölle, denn die Seele kann, wenn sie einmal erschaffen ist, nur der Gnade sterben. Aber die Seele hat Leben, existiert also vom Augenblick an, da Gott sie gedacht hat, denn es ist der Gedanke Gottes, der sie schafft. Die Seele meiner Mutter ist seit jeher im Gedanken Gottes, und deshalb ist sie ewig in ihrer Schönheit, in die Gott alle Vollkommenheit gegossen hat, um aus ihr Freude und Trost zu schöpfen.

Im Buche unseres Ahnen Salomon, der dich vorausgesehen hat und daher dein Prophet genannt werden kann, steht geschrieben: „Gott besaß mich im Anfang seiner Werke, in der grauen Urzeit, noch vor der Schöpfung. Von Ewigkeit her war ich vorbestimmt, von Urbeginn, vor dem Anbeginn der Erde. Die Abgründe waren noch nicht, und ich war schon hervorgebracht. Die Wasserquellen

flossen noch nicht, auch die Berge waren noch nicht auf ihren harten Fundamenten, und ich war schon. Vor Erschaffung der Hügel wurde ich geboren. Die Erde war noch nicht, weder die Flüsse noch die Angeln der Welt, und ich war schon. Als er die Himmel und das Paradies schuf, war ich zugegen. Als er in unumstößlichem Gesetz unter der Wölbung den Abgrund verschloß, als er in der Höhe das Himmelsgewölbe erschuf, und die Wasserquellen darüber ausgoß, als er dem Meer seine Grenzen setzte, daß die Wasser nicht sein Geheiß übertraten; als er der Erde Fundamente legte, stand ich als Vertraute an seiner Seite. Ich war seine Wonne Tag für Tag, indem ich vor ihm spielte allezeit. Ich spielte und frohlockte auf dem Rund seiner Erde.“

Ja, o Mutter, mit der Gott, der Unendliche, der Erhabene, der Reinste, der Unerschaffene gleichsam schwanger ging, der dich getragen hat wie seine süßeste Last, der frohlockte, wenn er verspürte, daß du dich in ihm bewegtest, um ihm das Lächeln zu schenken, aus dem er die Schöpfung machte! Du, die er für den Schmerz gebar, um dich der Welt zu schenken, sanfteste Seele, geboren aus dem Jungfräulichen, um die „Jungfrau“ zu sein, Vollkommenheit der Schöpfung, Licht des Paradieses, Rat Gottes, der dich betrachtend die Sünde vergeben konnte, da du allein, aus dir allein, zu lieben vermagst, wie die ganze Menschheit zusammengenommen nicht lieben kann. In dir ist die Verzeihung Gottes! In dir ist das Heilmittel Gottes, du Liebkosung des Ewigen auf der Wunde, die der Mensch Gott verursacht hat! In dir ist das Heil der Welt, Mutter der fleischgewordenen Liebe und des verheißenen Erlösers! Seele meiner Mutter! Vereint in der Liebe mit dem Vater, schaute ich dich in mir, o Seele meiner Mutter! ... Dein Glanz, dein Gebet, der Gedanke, von dir getragen zu sein, tröstete mich in Ewigkeit über meine Bestimmung zum Leiden und zu den unmenschlichen Erfahrungen dessen, was die verdorbene Welt für den vollkommenen Gott ist. Danke, o Mutter! Ich bin gekommen, schon gesättigt von deinen Tröstungen; ich bin herabgestiegen und habe dich allein gefühlt, deinen Duft, deinen Gesang, deine Liebe ... Wonne, meine Wonne!

Aber hört, ihr, die ihr nun wißt, daß eine nur die Frau ist, an der kein Makel haftet, eine nur die Kreatur, die den Erlöser keine Wunde kostet, vernehmt die zweite Verklärung Mariens, der Auserwählten Gottes.

Es war an einem heiteren Nachmittag des Adar, die Bäume blühten im stillen Garten, und Maria, die Braut Josefs, hatte einen blühenden Zweig gepflückt, um ihn in ihrem Gemach an den Platz eines anderen zu stellen. Seit kurzem erst war sie vom Tempel nach Nazaret gekommen, um ein Haus von Heiligen zu schmücken. Mit dreigeteilter Seele, zwischen dem Tempel, dem Haus und dem Himmel, betrachtete sie den Blütenzweig und gedachte eines anderen, der in ungewöhnlicher Weise ausgeschlagen hatte; eines Zweiges, der im gleichen Garten, mitten im kalten Winter, abgeschnitten worden war und vor der Lade des Herrn wie zur Frühlingszeit erblühte. Vielleicht hatte die auf ihre Herrlichkeit strahlende Sonne – Gott selbst – ihn erwärmt, und durch ihn hatte Gott ihr seinen Willen kundgetan ... Sie dachte auch daran, wie Josef ihr am Tage der Hochzeit andere Blumen gebracht hatte, aber nie mehr den ersten gleich, auf deren feinen Blütenblättern geschrieben stand: „Ich will dich mit Josef vermählen“ ... Sie dachte an viele Dinge ... und so in Gedanken versunken, stieg sie auf zu Gott. Die Hände waren eifrig mit Spindel und Rocken beschäftigt und spannen einen Faden, feiner als ein Haar ihres jungen Hauptes ...

Ihre Seele webte, behende wie das Weberschiffchen auf dem Webstuhl, einen Teppich der Liebe von der Erde zum Himmel, von den Bedürfnissen des Hauses, des Bräutigams, zu denen der Seele und Gottes. Sie sang und betete, und das Gewebe wuchs auf dem mystischen Webstuhl, entrollte sich von der Erde und erhob sich zum Himmel, um dort zu entschwinden ... Woraus entstand dieses Gebilde? Aus den feinen, vollkommenen, starken Fäden ihrer Tugenden; aus dem fliegenden Faden des Weberschiffchens, das sie die „ihrige“ glaubte, während es doch Gott angehörte: das Weberschiffchen des Willens Gottes, auf dem der Wille der kleinen, großen Jung-

frau Israels, der der Welt Unbekannten und Gott Bekannten, aufgewickelt war und mit dem Willen des Herrn eine Einheit bildete. Das Gewebe schmückte sich mit den Blumen der Liebe, der Reinheit, mit Friedenspalmen, den Palmen des Ruhmes, mit Veilchen und Jasmin ... Alle Tugenden erblühten auf dem Gewebe der Liebe, das die Jungfrau Gottes einladend von der Erde zum Himmel ausrollte. Und da das Gewebe nicht genügte, erhob sie ihr Herz im Gesang: „Es komme der Geliebte in den Garten und esse die Früchte seiner Apfelbäume ... Mein Geliebter steige in seinen Garten zu den Balsambeeten, um zu weiden in den Auen und Lilien zu pflücken. Ich gehöre meinem Geliebten, und mein Geliebter mir, er, der da weidet unter den Lilien.“

Aus unendlicher Ferne, unter Strömen des Lichtes, kam eine göttliche Stimme, die das menschliche Ohr nicht zu hören noch die menschliche Stimme wiederzudrücken vermag, und sie sprach: „Schön bist du, meine Freundin! Ja, schön! ... Es träufeln Honigseim deine Lippen ... Ein verschlossener Garten bist du, eine versiegelter Quell, o Schwester, meine Braut ...“ Dann vereinigten sich die beiden Stimmen, um zusammen die ewige Wahrheit zu singen: „Stärker als der Tod ist die Liebe. Nichts kann ‚unsere‘ Liebe auslöschen oder überfluten.“ So verklärt war die Jungfrau ... als Gabriel herabstieg und sie mit seiner Glut zur Erde zurückrief und ihre Seele wieder mit dem Fleisch vereinte, auf daß sie das Verlangen dessen erkenne und erfassen konnte, der sie „Schwester“ genannt hatte, sie aber zur „Braut“ haben wollte.

Da vollzog sich das Geheimnis ... Sie ist die Keusche, die keuscheste unter allen Frauen. Sie, die nicht einmal den instinktiven Stachel des Fleisches kannte, war wie betäubt in Gegenwart des Engels des Herrn, denn auch ein Engel verwirrt die Demut und die Züchtigkeit der Jungfrau, und sie beruhigte sich erst, als sie ihn sprechen hörte. Sie glaubte und sagte das Wort, um dessentwillen „ihre“ Liebe Fleisch wurde und den Tod besiegen wird, und diese Liebe vermag kein Wasser zu löschen und keine Bosheit zu ersticken ... «

Jesus neigt sich liebevoll über Maria, die ihm bei der Erwähnung jener fernen Stunde wie in Ekstase zu Füßen gefallen ist, umflutet von einem außergewöhnlichen Licht, das ihrer Seele zu entspringen scheint, und fragt sie mit leiser Stimme: »Welche Antwort, o Reinste, gabst du dem, der dir versicherte, daß du als Mutter Gottes deine vollkommene Jungfräulichkeit nicht verlieren würdest?«

Maria spricht fast wie im Traum, sachte, lächelnd, mit Tränen der Glückseligkeit in den weit geöffneten Augen: »Siehe, ich bin die Magd des Herrn! Mir geschehe nach deinem Worte«, und neigt in Anbetung ihr Haupt auf die Knie des Sohnes.

Jesus umhüllt sie mit seinem Mantel und verbirgt sie vor den Augen aller mit den Worten: »Und es hat sich erfüllt, und wird sich erfüllen, bis zu den anderen beiden Verklärungen. Immer wird sie die „Magd des Herrn“ sein. Sie wird immer tun, was „das Wort“ ihr sagen wird. Meine Mutter! Das ist meine Mutter, und es ist gut, daß ihr anfangt, sie in ihrer ganzen heiligen Natur kennenzulernen ... Mutter! Mutter! Erhebe dein Antlitz, Geliebte ... Ermahne deine dir Ergebenen auf Erden, wo wir jetzt sind ... « So sagt er, indem er Maria nach einiger Zeit wieder enthüllt, und kein anderes Geräusch zu vernehmen ist, als das Summen der Bienen und das Tropfen des kleinen Brunnens.

Maria erhebt ihr vom Weinen gezeichnetes Antlitz und flüstert: »Warum, mein Sohn, hast du mir das angetan? Die Geheimnisse des Königs sind heilig ... «

»Aber der König kann sie enthüllen, wann er will. Mutter, ich habe es getan, damit das Wort eines Propheten verstanden werde: „Eine Frau wird den Menschen in sich tragen“; und das andere Wort eines anderen Propheten: „Die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären.“ Und auch, damit diejenigen, die zurückschrecken vor so vielen demütigenden, das Wort Gottes betreffenden Dingen, einen Ausgleich haben in vielen anderen Dingen, die sie bestärken in der Wonne, die „Meinen“ zu sein. So werden sie keinen Anstoß mehr nehmen und daher auch den Himmel erwerben ... Wer jetzt zu den

gastlichen Häusern gehen muß, der gehe. Ich bleibe bei den Frauen und Margziam. Morgen, beim Morgengrauen, mögen alle Männer sich hier einfinden, denn ich will euch an einen nicht sehr entfernten Ort führen. Dann kehren wir zurück, um uns von den Jüngerinnen zu verabschieden und nach Kafarnaum aufzubrechen, wo wir andere Jünger sammeln und sie diesen hier nachsenden werden.«

394 Die Verklärung und die Heilung des Epileptikers

Welcher Mensch hat noch nie einen heiteren Märzorgen gesehen? Wenigstens einmal? Wenn es einen solchen Menschen gäbe, dann wäre er ein armer Mensch, denn er hätte keine Ahnung von den Schönheiten in der vom Frühling erweckten Natur, die wieder rein und kindlich erscheint, wie sie es am ersten Tage gewesen sein muß.

In dieser anmutigen Schönheit, die in allem rein ist, gehen Jesus, die Apostel und die Jünger dahin. Es sind da die jungen, taubedeckten Gräser, Blumen, die sich wie Kinder beim ersten Tageslicht öffnen, Vögel, die erwachen mit einem Flügelschlag und ihrem ersten fragenden „Zip“, als Vorspiel zu allen Liedern, die sie während des Tages singen; und schließlich die Düfte in der Luft, die sich in der Frühe durch das Taubad und die Abwesenheit des Menschen gereinigt hat von Staub, Rauch und Ausdünstungen menschlicher Körper. Auch Simon des Alphäus ist unter den Jünger des Herrn. Sie gehen in Richtung Südosten, lassen die Hügel, die eine Kette um Nazaret bilden, hinter sich, überschreiten einen Bach und überqueren eine Ebene, die zwischen die Hügel von Nazaret und eine Berggruppe im Osten eingezwängt ist. Diese Berge werden eingeleitet vom stumpfen Kegel des Tabor, der mich eigenartigerweise mit seinem Scheitel an den Hut unserer Karabinieri, von der Seite gesehen, erinnert.

Sie sind angekommen. Jesus bleibt stehen und sagt:

»Petrus, Johannes und Jakobus des Zebedäus werden mit mir auf den Berg steigen. Die anderen verteilen sich am Fuße des Berges und verkünden auf den Wegen und Straßen den Herrn. Gegen Abend

möchte ich wieder in Nazaret sein. Entfernt euch also nicht zu sehr. Der Friede sei mit euch!« Indem er sich den drei Ersteren zuwendet, sagt er: »Laßt uns gehen.« Jesus beginnt den Aufstieg ohne sich umzuschauen und mit so eiligen Schritten, daß es Petrus nur mit Mühe schafft, ihm nachzukommen.

Während eines Augenblickes der Rast fragt Petrus, der rot und schweißgebadet ist, keuchend: »Aber wohin gehen wir denn? Auf dem Berg gibt es doch keine Häuser. Auf dem Gipfel steht nur die alte Festung. Willst du dort predigen?«

»Dann hätte ich den Weg auf der anderen Seite des Berges eingeschlagen. Aber du siehst, daß ich ihm den Rücken zuwende. Wir werden nicht zur Festung gehen, und die Leute in ihr werden uns nicht einmal bemerken. Ich gehe, mich mit meinem Vater zu vereinigen, und ich habe euch mitnehmen wollen, weil ich euch liebe. Auf also!«

»O mein Herr! Können wir nicht etwas langsamer gehen und über das sprechen, was wir gestern gehört und gesehen haben und was uns die ganze Nacht wachgehalten hat?«

»Zu Begegnungen mit Gott begibt man sich immer eilenden Schrittes. Nimm dich zusammen, Simon Petrus! Wenn wir oben sind, lasse ich euch dann ausruhen.« Und er geht weiter bergauf . . .

Jesus sagt: »Hier setzt ihr die Vision der Verklärung vom 5. August 1944 ein, aber ohne das damit verbundene Diktat. Wenn die Abschrift der Vision der Verklärung vom letzten Jahr beendet ist, dann soll P. Migliorini abschreiben, was ich dir jetzt zeige.«

Ich bin mit meinem Jesus auf einem hohen Berg. Mit Jesus sind Petrus, Jakobus und Johannes. Sie steigen noch höher hinauf, und dem Blick öffnen sich immer weitere Horizonte, wo man an diesem schönen, heiteren Tag auch die entferntesten Einzelheiten ganz klar erkennen kann.

Der Berg gehört nicht zu einer Bergkette wie die von Judäa, sondern erhebt sich völlig einsam in der Ebene und hat von dem Ort

aus gesehen, an dem wir uns befinden, den Osten vor sich, den Norden links und den Süden rechts, und weiter hinten, gegen Westen, den Gipfel, der noch etwa hundert Meter höher liegt.

Er ist sehr hoch, und man hat von hier aus einen weiten Rundblick. Der See von Gennesaret scheint ein Stück Himmel zu sein, das in das Grün der Erde eingebettet liegt; ein türkisblaues Oval, umringt von Smaragden bunter Schattierungen; ein zitternder Spiegel, der sich im leichten Wind kräuselt und auf dem Boote mit gesetzten Segeln behende wie Möven dahingleiten, leicht geneigt gegen die blauen Wellen und mit der Anmut eines Eisvogels, der auf der Suche nach Beute über die Wellen streicht. Nun sieht man aus dem ausgedehnten Türkis einen Fluß herauskommen. Er ist dort, wo sich das Flußbett verbreitert, hellblau, und wird allmählich dunkler, wo die Ufer sich verengen und das Wasser tiefer und von Bäumen beschattet ist, die dank der Feuchtigkeit des Erdreichs besonders üppig wachsen. Der Jordan gleicht einem geraden Pinselstrich in der grünen Ebene, mit kleinen Ortschaften auf beiden Seiten des Flusses über die ganze Ebene verstreut. Einige bestehen nur aus einzelnen Häusern, andere sind ausgedehnter und gleichen Städtchen. Die Hauptstraßen ziehen sich wie gelbliche Linien durch die grüne Landschaft. Aber hier, auf der Seite des Berges, ist die Ebene fruchtbarer und dichter bebaut, sehr schön. Man sieht die verschiedenen Kulturen in ihrer Farbenpracht in der Sonne, die von einem heiteren Himmel herabscheint.

Es muß Frühling sein, vielleicht März, wenn ich den Breitengrad von Palästina in Betracht ziehe, denn ich sehe schon hohes, aber noch grünes Getreide. Es wogt wie ein blaugrünes Meer, und die ersten weißen und rosaroten Kronen der Obstbäume zeichnen sich auf diesem kleinen Meer von Pflanzen ab. Ferner sehe ich Wiesen mit unzähligen Blumen im hohen Gras, in dem die Schafe aussehen wie Schnee, der sich da und dort im Grün angehäuft hat.

Ganz nahe am Berg, auf den niedrigen Hügeln, die sein Fundament bilden, liegen zwei Städtchen, eines gegen Süden, das andere gegen Norden. Die sehr fruchtbare Ebene dehnt sich, besonders in Richtung Süden, immer weiter aus.

Nach einer kurzen Rast im Schatten einer Baumgruppe, sicher wegen Petrus, den der Aufstieg sichtlich ermüdet hat, beginnt Jesus weiter aufzusteigen. Er geht fast bis zum Gipfel, dorthin, wo sich ein mit Gras bewachsenes Plateau befindet, das im Halbkreis von einigen Bäumen begrenzt wird.

»Ruht euch aus, Freunde. Ich will dorthin gehen, um zu beten«, sagt Jesus, indem er auf einen großen Felsblock zeigt, der nicht gegen den Abhang, sondern nach innen, dem Gipfel zu, emporragt.

Jesus kniet auf der Wiese nieder und lehnt Hände und Haupt an den Felsblock, dieselbe Haltung, die er später beim Gebet in Getsemani einnehmen wird. Die Sonne bescheint ihn nicht, da der Gipfel ihn vor ihr schützt, doch der übrige Rasenplatz ist sehr sonnig, außer dem schattigen Rand mit den Bäumen, unter welchen sich die Apostel niedergelassen haben.

Petrus löst seine Sandalen, schüttelt Staub und Steinchen ab und bleibt barfuß, mit seinen müden Füßen im frischen Gras, halb ausgestreckt liegen, wobei er den Kopf auf einem grünen Büschel ruhen läßt, das etwas höher aus dem Gras ragt und eine Art Polster bildet.

Jakobus tut es ihm nach. Doch, um es sich bequemer zu machen, sucht er nach einem Baumstumpf, auf den er seinen Mantel legt, um sich darauf zu stützen.

Johannes bleibt sitzen und beobachtet den Meister. Aber die Ruhe des Ortes, das frische Lüftchen, die Stille und die Müdigkeit überwältigen auch ihn, und sein Kopf sinkt auf die Brust und seine Augen fallen zu. Keiner von den dreien schläft tief, sie sind nur von der sommerlichen Schläfrigkeit wie betäubt.

Doch plötzlich werden sie durch eine Lichtfülle aufgeweckt, die so lebendig erstahlt, daß selbst die Sonne in ihr entschwindet; sie dringt bis zum Grün der Bäume und Sträucher, wo sie sich niedergelassen haben.

Erstaunt öffnen sie ihre Augen und sehen Jesus verklärt. Jesus ist genau so, wie ich ihn in den Visionen des Paradieses schaue, natürlich ohne die Wundmale und ohne das Siegeszeichen des Kreuzes.

Aber die Majestät seines Antlitzes und seiner Gestalt ist dieselbe, er strahlt wie im Himmel und trägt dasselbe Gewand wie dort, das sich aus einem dunkelroten in ein diamantenes, perlglänzendes immaterielles Gewebe verwandelt hat. Sein Antlitz ist eine Sonne, die stärker leuchtet als Sterne, und seine Augen strahlen wie Saphire. Er scheint noch stattlicher zu sein, als habe die Verklärung seine Gestalt anwachsen lassen. Ich kann nicht sagen, ob die Lichtfülle, die den ganzen Platz in phosphoreszierendes Licht taucht, ihm entströmt, oder ob sich sein eigenes Licht mit dem vermischt, das sich vom All und vom Paradies auf seinen Herrn ausgießt. Ich weiß nur, daß es etwas Unbeschreibliches ist.

Jesus steht jetzt aufrecht da, vielmehr, er schwebt über der Erde, denn zwischen ihm und dem Grün des Bodens ist eine Lichtwolke, ein Zwischenraum aus lauter Licht, auf dem er zu stehen scheint. Doch ist es so lebendig, daß ich mich auch täuschen könnte, und das Verschwinden des Grüns unter den Füßen Jesu könnte auch hervorgerufen sein durch dieses intensive Licht, das vibriert und wogt, wie man es oft bei großen Feuern sieht, blendend weiße Wogen. Jesus steht da, mit zum Himmel erhobenem Antlitz, und lächelt einer Vision zu, die ihn verückt.

Die Apostel geraten beinahe in Angst und rufen ihm zu, denn er scheint ihnen nicht mehr ihr Meister zu sein, so erhaben verklärt und verwandelt ist er.

»Meister, Meister«, rufen sie leise und ängstlich.

Doch er hört sie nicht.

»Er ist in Ekstase«, sagt Petrus zitternd. »Was sieht er wohl?«

Die drei haben sich erhoben und möchten sich Jesus nähern, aber sie wagen es nicht.

Das Licht wird noch stärker durch zwei Flammen, die vom Himmel zu beiden Seiten Jesu herabkommen. Auf der Höhe der Ebene öffnet sich ihr Schleier, und es erscheinen zwei majestätische, strahlende Gestalten. Die eine ist älter, mit einem strengen, ernsten Blick und einem langen, zweigeteilten Bart. Von seiner Stirne gehen zwei

Lichthörner aus, die ihn mir als Mose anzeigen. Die andere Gestalt ist hager, bärtig und behaart, ungefähr wie der Täufer, dem er in Gestalt, Magerkeit und Strenge des Blickes ähnlich sieht. Während das Licht von Mose weiß ist, wie das von Jesus, besonders die Strahlen, die von der Stirn ausgehen, ist das Licht, das Elija ausströmt, sonnig, wie das einer lebendigen Flamme.

Die beiden Propheten stehen voller Ehrfurcht zu beiden Seiten ihres fleischgewordenen Gottes, und obwohl er in familiärem Ton mit ihnen spricht, verharren sie in ihrer ehrfurchtvollen Haltung. Ich verstehe keines der gesprochenen Worte.

Die drei Apostel fallen zitternd auf die Knie und halten die Hände vors Gesicht. Sie möchten hinschauen, aber sie fürchten sich. Endlich sagt Petrus: »Meister, Meister, höre mich an!« Jesus wendet sich Petrus zu und lächelt, so daß dieser Mut faßt und sagt: »Es ist schön, mit dir, Mose und Elija hier zu sein. Wenn du willst, machen wir drei Zelte, für dich, für Mose und für Elija, und bleiben hier, um euch zu dienen ...«

Jesus schaut ihn abermals an und lächelt noch ausdrücklicher. Dann schaut er auch Johannes und Jakobus an. Ein Blick, der die beiden mit Liebe umfängt! Auch Mose und Elija schauen die drei an und ihre Augen leuchten wie Blitze. Es müssen Strahlen sein, welche die Herzen durchdringen.

Die Apostel wagen kein Wort mehr zu sagen. Verängstigt schweigen sie und scheinen vor Verwunderung wie betäubt zu sein. Doch als ein Schleier, der weder ein Nebel, noch eine Wolke und auch kein Strahl ist, die drei Verklärten einhüllt und hinter einem noch hellen Lichtschirm verbirgt, und eine mächtige, wohlklingende Stimme die Luft erfüllt, fallen die drei zu Boden und verbergen das Antlitz im Gras.

»Das ist mein vielgeliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. Auf ihn sollt ihr hören!«

Petrus hat, als er sich mit dem Gesicht voran zu Boden geworfen hat, ausgerufen: »Erbarmen mit mir Sünder! Die Herrlichkeit Gottes

steigt herab!« Jakobus gibt keinen Laut von sich. Johannes flüstert mit einem Seufzer, als wäre er nahe daran, ohnmächtig zu werden: »Der Herr spricht!«

Keiner wagt seinen Kopf zu heben, selbst als es wieder ganz still geworden ist, und sie bemerken daher nicht, wie das natürliche Sonnenlicht zurückkehrt, in welchem Jesus in seinem roten Gewand wieder wie gewohnt erscheint. Lächelnd schreitet er auf sie zu, berührt und schüttelt sie und ruft sie beim Namen.

»Steht auf, ich bin es. Fürchtet euch nicht«, sagt er, denn die drei wagen nicht, ihre Augen zu erheben und flehen um Barmherzigkeit für ihre Sünden, da sie fürchten, daß es der Engel des Herrn ist, der sie dem Allerhöchsten zeigen will.

»So erhebt euch doch. Ich gebiete es euch«, wiederholt Jesus mit machtvoller Stimme. Sie schauen auf und sehen Jesus, der ihnen zulächelt.

»Oh, Meister, mein Gott!« ruft Petrus aus. »Wie wird es uns noch möglich sein, fortan an deiner Seite zu leben, da wir deine Herrlichkeit geschaut haben? Wie werden wir unter den Menschen leben können, wir sündigen Menschen, nun, da wir die Stimme Gottes gehört haben?«

»Ihr werdet an meiner Seite leben müssen und meine Herrlichkeit schauen bis zum Ende. Seid dessen würdig, denn die Zeit ist nahe. Gehorcht meinem und eurem Vater. Nun wollen wir zu den Menschen zurückkehren, denn ich bin gekommen, um unter ihnen zu sein und sie Gott zuzuführen. Laßt uns gehen. Seid im Gedenken an diese Stunde heilig, stark und treu. Ihr werdet einst teilhaben an meiner vollkommenen Herrlichkeit. Aber sprecht jetzt mit niemandem über das, was ihr gesehen habt. Auch nicht mit den Gefährten. Wenn der Menschensohn einst von den Toten auferstanden und in die Herrlichkeit des Vaters zurückgekehrt sein wird, dann werdet ihr sprechen, denn dann wird man, um an meinem Reiche teilzuhaben, glauben müssen.«

»Aber muß nicht Elija kommen, um dein Reich vorzubereiten? Die Rabbis sagen so.«

»Elija ist schon gekommen und hat die Wege des Herrn bereitet. Alles geschieht so, wie es geoffenbart worden ist. Aber jene, welche die Offenbarung lehren, kennen und begreifen sie nicht, denn sie sehen und erkennen nicht die Zeichen der Zeit und die Gesandten Gottes. Elija ist schon einmal zurückgekehrt. Ein zweites Mal wird er kommen, wenn die Endzeit angebrochen ist, um die Letzten für Gott vorzubereiten. Dieses Mal ist er gekommen, um die Ersten auf Christus vorzubereiten, und die Menschen haben ihn nicht erkennen wollen, haben ihn gepeinigt und getötet. Das gleiche werden sie mit dem Menschensohn tun, denn die Menschen wollen nicht erkennen, was zu ihrem Heil ist.«

Die drei senken nachdenklich und traurig ihre Häupter und gehen zusammen mit Jesus den gleichen Weg bergab, auf dem sie gekommen sind.

... Wiederum ist es Petrus, der bei einer Rast auf halbem Wege sagt: »Ach Herr! Ich sage, wie deine Mutter gestern: „Warum hast du uns das angetan?“ und füge hinzu: „Warum hast du uns das gesagt?“ Deine letzten Worte haben in unseren Herzen die Freude über diese herrliche Schauung ausgelöscht. Welch ein Tag voll großer Angst! Zuerst hat uns das große Licht Furcht eingeflößt, das du uns gezeigt hast, und das stärker war, als wenn der ganze Berg gebrannt hätte und der Mond herabgestiegen wäre, um vor unseren Augen auf dem Plateau zu erstrahlen. Dann dein Aussehen und dein Schweben über der Erde, als wolltest du entschwinden. Ich hatte gefürchtet, daß du, angeekelt von den Bosheiten Israels, vielleicht auf Befehl des Allerhöchsten zum Himmel zurückkehren würdest. Dann hatte ich Angst, als Mose erschien, den die Seinen einst nicht mehr anzuschauen vermochten, ohne daß er mit einem Schleier bedeckt war: so sehr erstrahlte sein Antlitz vom Widerschein Gottes. Damals jedoch war er noch Mensch, während er jetzt selig und von Gottes Licht erfüllt ist. Und Elija ... Göttliche Barmherzigkeit! Ich glaubte schon, meine letzte Stunde sei gekommen, und mit einem

Male erinnerte ich mich aller Sünden meines Lebens, von der ersten, da ich als Kind Obst aus der Kammer stahl, bis zur letzten vor einigen Tagen, da ich dir einen schlechten Rat gab. Mit welcher Furcht habe ich alles bereut! Dann hatte ich das Gefühl, daß die beiden Gerechten mich liebten ... und wagte zu sprechen. Doch selbst ihre Liebe flößte mir Angst ein, denn ich verdiene die Liebe solcher Geister nicht. Und dann ... dann! ... Die Angst der Ängste! Die Stimme Gottes! ... Jahwe hat gesprochen! Zu uns! Er hat zu uns gesagt: „Auf ihn sollt ihr hören!“ Auf dich! Und er hat dich seinen „geliebten Sohn, an dem er sein Wohlgefallen hat“, genannt. Welch eine Furcht! Jahwe! ... zu uns! ... Sicher hat uns nur deine Macht am Leben erhalten! ... Als du uns berührtest – deine Finger brannten wie Feuer – bin ich zum letzten Mal erschrocken. Ich glaubte, die Stunde des Gerichtes wäre gekommen, und der Engel habe mich berührt, um meine Seele zu nehmen und sie zum Allerhöchsten zu bringen ... Wie hat nur deine Mutter es vermocht, zu sehen und zu hören ... ich will sagen, jene Stunde, von der du uns gestern erzählt hast, zu überleben? Sie, die allein war, noch so jung und ohne dich ... «

»Maria, die Makellose, konnte gar keine Angst vor Gott haben. Auch Eva hatte keine Angst vor ihm, solange sie unschuldig war. Ich, der Vater und der Heilige Geist waren zugegen, wir, die wir im Himmel, auf Erden und an jedem Ort gegenwärtig sind und unser Zelt im Herzen Marias aufgeschlagen hatten«, sagt Jesus sanft.

»Was! Was! ... Aber danach hast du vom Tod gesprochen ... und alle Freude war zu Ende ... Aber warum ist gerade uns dreien all dies geschehen? Wäre es nicht besser gewesen, wenn alle Menschen deine Herrlichkeit geschaut hätten?«

»Gerade, weil ihr euch so betroffen fühlt, wenn ihr vom qualvollen Tod des Menschensohnes reden hört, habe ich, der Gottmensch, euch für diese Stunde und für immer stärken wollen mit der Voraussetzung dessen, was ich nach dem Tode sein werde. Erinnert euch stets daran, damit ihr es zu seiner Zeit verkündigen könnt ... Habt ihr verstanden?« ...

»O ja, Herr! Es ist nicht möglich, dies zu vergessen, und es wäre unnützlich, darüber zu berichten. Sie würden uns für betrunken halten.«

Sie kehren zurück ins Tal. Aber als sie eine bestimmte Stelle erreicht haben, biegt Jesus in einen abschüssigen Pfad ein, der nach En-Dor führt, also auf die entgegengesetzte Seite, auf der er die Jünger zurückgelassen hat.

»Wir werden sie nicht mehr finden«, sagt Jakobus. »Die Sonne beginnt unterzugehen. Sie werden sich an dem Ort versammeln, an dem du sie zurückgelassen hast.«

»Komm und mach dir keine dummen Gedanken.«

Tatsächlich erblicken sie beim Verlassen des Waldes, als sie über leicht abfallende Wiesen die Hauptstraße erreichen, die vielen Jünger am Fuß des Berges, sowie neugierige Wanderer und Schriftgelehrte, die wer weiß woher gekommen sind.

»O weh, Schriftgelehrte! ... sie disputieren schon!« sagt Petrus auf sie zeigend und geht das letzte Stück Weges schweren Herzens hinab.

Aber auch die unten haben sie gesehen und deuten nun auf sie. Dann beginnen sie auf Jesus zuzulaufen und schreien: »Wieso kommst du von dieser Seite, Meister? Wir waren dabei, zur verabredeten Stelle zurückzukehren, aber die Schriftgelehrten mit ihren Streitfragen und ein gequälter Vater mit seinen Bitten haben uns aufgehalten.«

»Worüber habt ihr gestritten?«

»Es ging um einen Besessenen. Die Schriftgelehrten haben uns verspottet, weil wir ihn nicht befreien konnten. Judas von Kerijot hat es dann noch einmal versucht, weil er sich durch ihre Worte getroffen fühlte. Aber es war nutzlos. Da haben wir gesagt: „Versucht ihr es doch“, und sie haben geantwortet: „Wir sind keine Exorzisten.“ Zufällig sind einige aus Caslot-Tabor vorbeigekommen, und unter ihnen waren zwei Exorzisten. Doch auch sie haben nichts erreicht. Da ist der Vater, der kommt, um dich um etwas zu bitten. Höre ihn an.«

Tatsächlich kommt ein Mann daher und kniet flehend vor Jesus nieder, der auf dem Wiesenhang etwa drei Meter über der Straße stehengeblieben, und daher für alle gut zu sehen ist.

»Meister«, sagt der Mann zu ihm, »ich bin mit meinem Sohn nach Kafarnaum gegangen, um dich zu suchen. Ich wollte dir meinen unglücklichen Sohn bringen, damit du ihn befreist, du, der du die Dämonen austreibst und alle Krankheiten heilst. Er ist oft von einem stummen Geist besessen. Jedesmal wenn er ihn überfällt, kann er nur noch rauhe Schreie ausstoßen, wie ein erstickendes Tier. Der Geist wirft ihn zu Boden, und dann wälzt er sich, knirscht mit den Zähnen und schäumt wie ein Pferd, das in den Zügel beißt, und verletzt sich oder läuft Gefahr zu ertrinken, zu verbrennen oder sich den Hals zu brechen, denn der Geist hat ihn mehr als einmal ins Wasser, ins Feuer und die Treppe hinuntergeworfen. Deine Jünger haben alles versucht, jedoch nichts gegen ihn vermocht. O gütiger Herr! Hab Erbarmen mit mir und meinem Knaben!«

Jesus flammt vor Macht, während er ausruft: »O verderbtes Geschlecht! O satanische Horde, aufrührerische Legion, ungläubiges und grausames Volk der Hölle, wie lange werde ich noch mit dir zusammen sein müssen? Wie lange werde ich dich noch zu ertragen haben?« Sein Auftreten ist so eindrucksvoll, daß plötzlich völliges Schweigen herrscht und auch das höhnische Grinsen der Schriftgelehrten aufhört.

Jesus sagt zum Vater: »Steh auf und bring deinen Sohn zu mir.«

Der Mann entfernt sich und kehrt bald mit anderen Männern zurück, die in ihrer Mitte einen Knaben von etwa zwölf bis vierzehn Jahren führen. Ein schöner Junge, aber mit einem verschleierten Blick, als wäre er betäubt. An der Stirn hat er eine lange, rote Wunde und etwas darunter eine helle, alte Narbe. Sobald er Jesus erblickt, der ihn mit seinen magnetischen Augen ansieht, stößt er einen heiseren Schrei aus und sein ganzer Körper wird von Krämpfen geschüttelt, während er schäumend und mit rollenden Augen zu Boden fällt und als er sich im typischen Anfall eines Epileptikers

auf dem Boden wälzt, ist nur noch das Weiße der Augäpfel sichtbar.

Jesus nähert sich ihm einige Schritte und sagt: »Seit wann hat er diese Anfälle? Sprich laut, damit alle dich hören können.«

Der Mann schreit laut, während die Menschen sich um ihn drängen, und die Schriftgelehrten höher hinaufsteigen, um die Szene zu überblicken: »Von Kindheit an. Wie ich dir erzählt habe, fällt er oft ins Feuer, ins Wasser, die Treppen hinunter und von den Bäumen, denn der Geist überfällt ihn ganz plötzlich und stürzt ihn dann zu Boden, um ihn zu töten. Er ist voller Narben und Brandwunden, und es ist ein Wunder, daß er nicht schon durch das Herdfeuer erblindet ist. Kein Arzt, kein Exorzist und nicht einmal deine Jünger haben ihn heilen können. Aber wenn du etwas tun kannst, woran ich fest glaube, dann erbarme dich unser und hilf uns!«

»Wenn du so glauben kannst, ist mir alles möglich, denn alles wird dem gewährt, der glaubt.«

»O Herr! Und wie ich glaube! Aber wenn ich noch nicht genügend glaube, dann vermehre meinen Glauben, auf daß er vollendet sei und das Wunder erlange«, stottert der Mann weinend, während er neben dem Sohn kniet, der sich in immer stärkeren Krämpfen windet.

Jesus richtet sich auf, geht zwei Schritte zurück, und während die Menge sich immer näher um ihn drängt, ruft er laut: »Verfluchter Geist, der du den Knaben taub und stumm machst und ihn quälst, ich befehle dir: verlasse ihn und kehre nie wieder zurück!«

Der Knabe macht jetzt, obwohl er auf dem Boden liegt, schreckliche Sprünge, indem er sich auf Kopf und Füße stützt und zu einem Bogen biegt. Er stößt unmenschliche Schreie aus, und nach einem letzten Aufbäumen, bei dem er nach vorne fällt und sich Stirn und Mund an einem im Gras liegenden Stein blutig schlägt, bleibt er reglos liegen.

»Er ist tot!« rufen viele.

»Armer Knabe!« »Armer Vater!« bemitleiden ihn die wohlmeinenden Menschen, und die Schriftgelehrten bemerken spöttisch: »Der

Nazarener hat dich gut bedient!« und an Jesus gewandt: »Meister, was ist los? Dieses Mal hat Beelzebul dich blamiert . . . « und sie lachen höhnisch dazu.

Jesus antwortet niemandem, selbst nicht dem Vater, der den Sohn auf die Seite legt und ihm das Blut von der verletzten Stirn und den verletzten Lippen wischt, während er Jesus jammernd anfleht. Dann neigt sich der Meister nieder und nimmt den Knaben bei der Hand. Dieser öffnet mit einem tiefen Seufzer die Augen, als ob er aus einem Schlaf erwache, setzt sich auf und lächelt. Jesus läßt ihn aufstehen, zieht ihn an sich und übergibt ihn dem Vater, während das Volk vor Begeisterung schreit und die Schriftgelehrten sich, gefolgt vom Spott der Menge, davonmachen . . .

»Nun wollen wir gehen«, sagt Jesus zu seinen Jüngern. Nachdem er sich von der Menge verabschiedet hat, geht er eine Weile am Fuß des Berges entlang und erreicht die Straße, auf der er am Morgen hergekommen ist.

Jesus sagt:

»Ich habe dich vorbereitet, meine Herrlichkeit zu betrachten. Morgen (6. August) wird die Kirche das Fest der Verklärung feiern. Doch möchte ich, daß mein kleiner Johannes sie in Wirklichkeit schaut, um sie besser zu verstehen. Ich habe dich nicht nur dazu erwählt, Traurigkeit und Leid deines Meisters kennenzulernen, denn wer fähig ist, meinen Schmerz mit mir zu teilen, soll auch an meiner Herrlichkeit teilhaben.

Ich möchte, daß du deinem Jesus gegenüber, der sich dir zeigt, die gleiche Demut und Reue empfindest wie meine Apostel.

Niemals darfst du stolz sein, denn du würdest dafür bestraft werden indem du mich verlierst.

Bedenke immer, wer ich bin und wer du bist.

Denke stets an deine Fehlerhaftigkeit und an meine Vollkommenheit, um ein durch Reue gereinigtes Herz zu haben, und habe auch gleichzeitig großes Vertrauen zu mir. Ich habe gesagt: „Fürchtet euch nicht! Erhebt euch! Laßt uns unter die Menschen gehen, denn ich bin gekommen, um bei ihnen zu sein. Seid heilig, stark und treu in Erinnerung an diese Stunde.“ Dasselbe sage ich auch zu dir und zu allen meinen Auserwählten unter den Menschen, zu jenen, die mich auf besondere Weise besitzen.

Fürchtet euch nicht vor mir. Ich zeige mich, um euch zu erheben, nicht um euch zu vernichten. Erhebt euch: die Freude des Geschenkes gebe euch Kraft und

stumpfe euch nicht ab zu einer weichlichen Gelassenheit, indem ihr euch des Heiles schon sicher glaubt, weil ich euch den Himmel gezeigt habe. Laßt uns zusammen unter die Menschen gehen. Ich habe euch zu übermenschlichen Werken bestimmt, mit übermenschlichen Visionen und Unterweisungen, auf daß ihr mir umso besser dienen könnt. Ich lasse euch an meinem Werk teilnehmen, doch ich habe keine Ruhe gekannt und kenne sie auch jetzt nicht; denn da das Böse nie ruht, muß das Gute stets tätig bleiben, um das Werk des Feindes nach besten Kräften zunichte zu machen. Wir werden ausruhen, wenn die Zeit erfüllt ist. Jetzt müssen wir unermüdlich vorangehen, fortwährend wirken, uns rastlos verzehren für die Ernte Gottes. Die immerwährende Vereinigung mit mir heilige euch. Meine fortwährende Lehre kräftige euch, und meine besondere Bevorzugung für euch mache euch in jeder Nachstellung standhaft. Seid nicht wie die alten Rabbis, die die Offenbarung wohl lehrten, jedoch nicht daran glaubten, so daß sie schließlich die Zeichen der Zeit und die Boten Gottes nicht mehr erkannten. Bekennt euch zu den Vorläufern Christi bei seiner zweiten Ankunft, denn die Kräfte des Antichristen walten überall. Was viele für einen Sieg über den Antichristen halten, für einen scheinbaren Frieden, ist nichts anderes als eine Pause, die den Feinden Christi Zeit läßt, ihre Kräfte zu sammeln, ihre Wunden zu heilen und ihr Heer für eine noch grausamere Schlacht vorzubereiten.

Erkennt, ihr „Stimmen“ eures Jesu, des Königs der Könige, des Getreuen und Wahrhaftigen, der richtet und kämpft in Gerechtigkeit und Sieger über das Tier, seine Diener und Propheten sein wird: erkennt, was zu eurem Besten ist und verwirklicht es stets.

Kein trügerischer Anschein verführe euch, und keine Verfolgung werfe euch nieder. Eure „Stimme“ wiederhole meine Worte. Euer Leben sei diesem Werk geweiht, und wenn ihr auf Erden das gleiche Schicksal wie Jesus Christus, sein Vorläufer und Elija erfahren solltet und körperliche oder seelische Leiden ertragen müßt, so freut euch über euer künftiges Leben, das ihr mit Christus, mit seinem Vorläufer und dem Propheten gemein haben werdet.

Wie in der Arbeit, so auch in den Leiden und in der Verherrlichung bin ich Meister und Vorbild! Dort bin ich Lohn und König! Mich zu besitzen, wird eure Glückseligkeit sein und euch den Schmerz vergessen lassen. Keine Offenbarung kann euch ganz begreifen lassen, wie es sein wird, denn die Seligkeit des künftigen Lebens übersteigt alle Vorstellungskraft eines Geschöpfes, welches noch mit dem Fleisch umhüllt ist.«

395 Belehrung der Apostel nach der Verklärung

Sie sind jetzt wieder beim Haus von Nazaret, genauer gesagt, auf dem Hang des Olivengartens verstreut, in der Erwartung, zur Nachtruhe auseinanderzugehen. Sie haben ein kleines Feuer angezündet, um das Dunkel zu erhellen, denn es ist bereits finster und der Mond geht erst spät auf. Doch der Abend ist warm, »zu warm« meinen die Fischer, die einen baldigen Regen vorhersehen. Es ist schön, so zusammen zu sein, die Frauen im blühenden Garten um Maria geschart, die Männer weiter oben, gleich viele hier wie dort, und am Rand des Vorsprungs Jesus, der diesem und jenem antwortet, während die Jüngerinnen aufmerksam zuhören. Es muß gerade von der Heilung des Epileptikers am Fuß des Berges die Rede gewesen sein, und immer noch werden Bemerkungen darüber gemacht.

»Da mußttest du wirklich kommen!« ruft der Vetter Simon aus.

»Oh! Obwohl sie sahen, daß auch ihre Exorzisten nichts vermochten, die doch versicherten, die stärksten Formeln angewandt zu haben, waren diese Geister nicht zu überzeugen!« sagt der Fährmann Salomon kopfschüttelnd.

»Auch als man den Schriftgelehrten die Folgerungen vor Augen hielt, wollten sie sich nicht überzeugen lassen.«

»Ja. Mir schien, sie sprächen gut, nicht wahr?« fragt einer, den ich nicht kenne.

»Sehr gut! Sie haben der Macht Jesu jegliche dämonische Magie abgesprochen und gesagt, ein tiefer Friede sei über sie gekommen, als der Meister das Wunder wirkte, während sie, wenn etwas von einer bösen Macht ausgeht, so etwas wie einen Schmerz empfinden«, antwortet Hermas.

»Aber was für ein hartnäckiger Geist, he? Er wollte nicht ausfahren! Warum hat er den Knaben nur zeitweise befallen? War es ein vertriebener und verirrter Geist, oder war der Knabe so heiligmäßig, daß er ihn mit eigener Kraft vertreiben konnte?«, fragt ein anderer Jünger, dessen Name mir nicht bekannt ist.

Jesus erklärt unaufgefordert. »Ich habe schon öfters gesagt, daß jede Krankheit, da sie eine Plage und eine Unordnung ist, Satan in sich verbergen kann, und Satan kann sich in einer Krankheit verstecken, um zu quälen und zur Gotteslästerung zu verleiten. Der Knabe war ein Kranker, nicht ein Besessener, eine reine Seele. Deswegen habe ich ihn mit Freude von dem hinterlistigen Dämon befreit, der sich dieser Seele so sehr bemächtigen wollte, um sie unrein zu machen.«

»Und warum haben wir nichts vermocht, wenn es sich nur um eine einfache Krankheit handelte?« fragt Judas von Kerijot.

»Ja . . . Die Exorzisten konnten selbstverständlich nichts erreichen, wenn es kein Besessener war! Aber wir? . . . « bemerkt Thomas.

Judas Iskariot, der sich mit seiner Niederlage nicht abfinden kann, da er mehrere Versuche mit dem Knaben angestellt und diesen nur noch mehr zum Toben gebracht hat, sagt: »Wir haben ihm anscheinend nur geschadet. Erinnerst du dich, Philippus? Du, der du mir geholfen hast, hast gesehen wie er mir Fratzen geschnitten hat, und gehört, daß er mir sogar befohlen hat: „Geh weg! Von uns beiden bist du der größere Dämon“, was die Schriftgelehrten veranlaßt hat, hinter meinem Rücken zu lachen.«

»Hat dir dies mißfallen?« fragt Jesus scheinbar unbekümmert.

»Gewiß ist es nicht angenehm, verspottet zu werden, und nicht von Vorteil, wenn man dein Apostel ist, denn man verliert dadurch an Autorität.«

»Wenn man mit Gott ist, verliert man nie an Autorität, selbst wenn die ganze Welt spottet, Judas des Simon!«

»Schon gut. Aber du solltest wenigstens in uns Aposteln die Macht vermehren, damit ähnliche Niederlagen nicht mehr vorkommen.«

»Es wäre nicht gerecht und nicht angebracht, wenn ich eure Macht vermehren würde. Ihr müßt das Eure dazutun, um zum Ziel zu gelangen. Es liegt an eurer Unzulänglichkeit, wenn ihr nichts erreicht. Ihr selbst habt das, was ich euch gegeben habe, durch unheilige Elemente, die ihr in der Hoffnung auf größere Siege beigemengt habt, verringert.«

»Soll das mir gelten?« fragt Iskariot.

»Du wirst es selbst wissen, ob du diese Worte verdienst. Ich spreche zu allen.«

Bartholomäus fragt: »Was ist denn notwendig, um diese Dämonen zu besiegen?«

»Gebet und Fasten. Anderes ist nicht nötig. Betet und fastet, und nicht nur dem Fleische nach. Deshalb ist es gut, daß euer Hochmut der Befriedigung entbehrt. Der sich selbst genügende Hochmut läßt Geist und Seele apathisch werden, und das Gebet wird lau und unwirksam, so wie ein übersatter Leib schläfrig und schwerfällig wird. Nun wollen auch wir uns zur verdienten Ruhe begeben. Morgen, bei Sonnenaufgang, sollen sich alle, mit Ausnahme Manaens und der Hirtenjünger, auf der Straße von Kana einfinden. Geht nun, der Friede sei mit euch.«

Doch dann hält er Isaak und Manaen zurück und gibt ihnen besondere Anweisungen für den morgigen Tag, den Tag der Abreise der Jüngerinnen und Marias, die zusammen mit Simon des Alphäus und Alphäus der Sara die Paschapilgerfahrt antreten werden.

»Geht über Jesreel, damit Margziam seinen Großvater wiedersehen kann. Gebt den Landarbeitern die Börse, die ich euch von Judas habe überreichen lassen. Mit der anderen, die ich euch eben gegeben habe, helft den Armen, denen ihr auf eurer Reise begegnet. Wenn ihr in Jerusalem angekommen seid, geht nach Betanien und sagt dort, daß man mich um den Neumond des Nisan erwarten soll. Ich werde nicht viel später als an diesem Tag dort sein. Ich vertraue euch die mir teuerste Person und die Jüngerinnen an. Aber ich bin ruhig, da sie in guten Händen sind. Geht nun! Wir werden uns in Betanien wiedersehen und dann für lange Zeit beisammen sein.«

Er segnet sie, und während sie sich im Dunkel der Nacht entfernen, geht er in den Garten hinunter und ins Haus, wo die Jüngerinnen und die Mutter mit Margziam bereits die Reisesäcke zubinden. Sie bringen auch im Haus alles in Ordnung für die Zeit der Abwesenheit, deren Dauer ihnen nicht bekannt ist.

396 Die Tempelabgabe und die Münze im Schlund des Fisches

Die beiden gemieteten Boote, in denen sie nach Kafarnaum zurückkehren, gleiten auf einem unwahrscheinlich ruhigen See dahin, eine wahre Scheibe himmlischen Kristalls, die, nachdem die beiden Boote vorbeigefahren sind, jeweils sofort wieder ihre glatte Oberfläche zurückgewinnt. Es sind jedoch nicht die Boote des Petrus und des Jakobus, sondern zwei andere, die sie vielleicht in Tiberias gemietet haben, denn ich höre, daß sich Judas etwas beklagt, weil er nach dieser letzten Ausgabe kein Geld mehr hat.

»An die anderen hat man gedacht, aber an uns? Was werden wir nun tun? Ich hoffte, daß Chuza . . . Aber nichts! Wir sind nun in der Lage eines Bettlers, eines der vielen, die sich in dieser Zeit an die Straßen stellen und die Pilger um Almosen bitten«, sagt er leise und unzufrieden zu Thomas.

Doch dieser antwortet gutmütig: »Was tut das schon? Ich mache mir keine Sorgen.«

»Ja! Aber wenn die Stunde der Mahlzeit kommt, bist du derjenige, der mehr als alle anderen essen möchte.«

»Gewiß, ich habe Hunger. Ich bin auch in diesem Punkt tüchtig. Nun gut, heute werde ich, anstatt wie üblich Brot und andere Speisen zu verteilen, diese direkt von Gott erbitten.«

»Heute! Heute! Aber morgen werden wir uns wieder in derselben Lage befinden, und übermorgen ebenfalls. Zudem sind wir auf dem Weg zur Dekapolis, wo uns niemand kennt und die Leute halbe Heiden sind. Es ist nicht nur wegen des Brotes, sondern auch wegen der Sandalen, die sich abnützen, und wegen der Armen, die dich belästigen. Einer könnte auch krank werden, und . . . «

»Und wenn du so weitermachst, dann bringst du mich noch um und wirst auch an die Begräbniskosten denken müssen. Oh, wie viele Sorgen! Ich . . . bin wirklich sorgenfrei, ruhig wie ein neugeborenes Kind.«

Jesus, der in seine Gedanken versunken zu sein scheint und am

Bug, fast auf dem Bootsrand, sitzt, dreht sich um und sagt laut zu Judas, der am Heck sitzt – aber es sieht so aus, als ob er zu allen sprechen würde – »Es ist ganz gut, ohne einen Pfennig zu sein, umsomehr wird die Vatergüte Gottes auch in den kleinen Dingen erstrahlen.«

»Seit einigen Tagen ist für dich alles gut. Es ist gut, daß kein Wunder geschieht, es ist gut, daß wir von niemandem Spenden erhalten, es ist gut, daß wir alles, was wir besaßen, verteilt haben, alles in allem ist gut ... Aber mir ist sehr unbehaglich dabei ... Du bist ein teurer Meister, ein heiliger Meister, aber auf Dinge des materiellen Lebens verstehst du dich überhaupt nicht«, sagt Judas ohne Bitterkeit, als ob er einem guten Bruder Vorhaltungen machte, dessen unbedachter Güte er sich aber auch rühmt.

Jesus antwortet ihm mit einem strahlenden Lächeln: »Es ist gerade mein größter Vorzug, ein Mensch zu sein, der sich nicht auf Dinge des materiellen Lebens versteht ... und ich wiederhole: Es ist ganz gut, ohne einen Pfennig zu sein.«

Das Boot gleitet über den Kies und hält an. Alle steigen aus, während sich das andere Boot nähert, um anzulegen. Jesus begibt sich mit Judas, Thomas, Judas und Jakobus, Philippus und Bartholomäus zu dem Haus ...

Petrus steigt aus dem zweiten Boot aus, und Matthäus, die Söhne des Zebedäus, Simon der Zelote und Andreas folgen ihm; und während sich alle auf den Weg machen, bleibt Petrus am Ufer zurück, um mit den Bootsmännern zu sprechen, die sie begleitet haben und die er vielleicht kennt, und um ihnen bei der Abfahrt behilflich zu sein. Dann zieht er wieder sein langes Gewand an und steigt das Ufer hinauf, um sich zum Hause zu begeben.

Während er den Marktplatz überquert, kommen ihm zwei Männer entgegen, die ihn anhalten und sagen: »Höre, Simon des Jona.«

»Ich höre. Was wollt ihr?«

»Bezahlt dein Meister, oder bezahlt er die Doppeldrachme an den Tempel nicht, nur weil er Meister ist?«

»Gewiß bezahlt er sie! Warum sollte er es nicht tun?«

»Nun . . . weil er sich Sohn Gottes nennt, und . . . «

»Und er ist es auch«, entgegnet Petrus bestimmt, schon ganz rot vor Unwillen. Dann fügt er hinzu: »Doch da er auch ein Sohn des Gesetzes ist, und der beste, den das Gesetz hat, zahlt er wie jeder Israelit seine zwei Drachmen . . . «

»Das ist uns nicht bekannt. Man hat uns vielmehr gesagt, daß er es nicht tut, und wir möchten ihm raten, es zu tun.«

»Hm, hm«, brummt Petrus, dessen Geduld beinahe am Ende ist. »Hm, hm, hm . . . Mein Meister hat euren Rat nicht nötig. Geht in Frieden und sagt denen, die euch geschickt haben, daß die Drachmen bei der ersten Gelegenheit bezahlt würden.«

»Bei der ersten Gelegenheit bezahlt würden! . . . Warum nicht sofort? Wer garantiert uns, daß er es tun wird, wenn er immer da und dort ist, ohne ein bestimmtes Ziel?«

»Jetzt nicht, weil er im Augenblick keinen Pfennig besitzt. Ihr könntet ihn auf den Kopf stellen, und es käme nicht die kleinste Münze zum Vorschein. Wir sind alle ohne Geld, denn wir, die wir weder Pharisäer noch Schriftgelehrte, weder Sadduzäer noch Begüterte, weder Spione noch Schlangen sind, sind es gewohnt, gemäß seiner Lehre das, was wir haben, für die Armen zu verwenden. Verstanden? Gerade haben wir alles weggegeben, und wenn der Allerhöchste nicht für uns sorgt, können wir Hungers sterben oder uns als Bettler an die Straßenecke stellen. Berichtet dies auch jenen, die behaupten, daß er ein Schlemmer wäre. Lebt wohl!« Dann läßt er sie stehen und läuft brummend und glühend vor Erregung davon.

Er betritt das Haus und begibt sich in den oberen Raum, wo Jesus einen Mann anhört, der ihn bittet, in ein Haus auf dem Berg hinter Magdala zu kommen, wo jemand im Sterben liegt.

Jesus verabschiedet sich von dem Mann und verspricht, bald zu kommen. Als der Besucher fort ist, wendet er sich an Petrus, der sich nachdenklich in eine Ecke gesetzt hat, und sagt: »Was meinst du, Simon, von wem bekommen die Könige der Erde in der Regel

den Tribut und die Steuern? Von den eigenen Kindern oder von den Fremden?«

Petrus fährt auf und sagt: »Woher weißt du, Herr, was ich dir hätte sagen sollen?«

Jesus lächelt und macht eine Gebärde, als wolle er sagen: »Laß es gut sein«; dann fügt er an: »Antworte mir auf das, was ich dich frage.«

»Von den Fremden!«

»Also sind die Kinder davon ausgenommen, wie es auch recht ist. Denn ein Sohn ist vom Blut und vom Haus des Vaters und braucht dem Vater nur den Tribut der Liebe und des Gehorsams zu leisten. Daher müßte ich, als Sohn des Vaters, keinen Tribut an den Tempel bezahlen, da dieser das Haus des Vaters ist. Du hast ihnen richtig geantwortet. Aber da ein Unterschied zwischen dir und ihnen besteht, und zwar dieser: du glaubst, daß ich der Sohn Gottes bin, während sie und jene, die sie geschickt haben, dies nicht glauben, daher will ich, damit wir ihnen nicht Anstoß geben, den Tribut bezahlen, und zwar sofort, solange sie noch auf dem Platz sind, um ihn einzuziehen.«

»Und womit willst du bezahlen, da wir doch keinen Pfennig mehr besitzen?« fragt Judas, der sich mit den anderen genähert hat. »Siehst du jetzt, wie nötig es ist, etwas zu haben?«

»Wir werden uns vom Herrn des Hauses etwas leihen«, sagt Philippus.

Jesus macht ein Zeichen mit der Hand, daß sie schweigen sollen, und sagt: »Simon des Jona, geh ans Ufer des Sees und wirf die Angel mit einem großen Haken aus. Sobald der erste Fisch anbeißt, ziehe ihn ans Ufer. Es wird ein großer Fisch sein. Öffne ihm gleich am Ufer das Maul; du wirst darin einen Stater finden. Nimm ihn, eile zu den beiden und zahle für mich und für dich. Dann bring den Fisch hierher. Wir werden ihn rösten, und Thomas wird uns aus Liebe zu Gott ein wenig Brot geben. Wir werden essen und danach sogleich den Sterbenden aufsuchen. Jakobus und Andreas, bereitet die Boote vor,

um mit ihnen nach Magdala zu fahren, und am Abend werden wir dann zu Fuß heimkehren, um Zebedäus und den Schwager Simons nicht am Fischfang zu hindern.«

Petrus geht, und gleich darauf sieht man ihn am Ufer in ein kleines, halb im Wasser liegendes Boot steigen und eine dünne, starke Schnur auswerfen, die mit einem Stein oder Bleistückchen beschwert ist und an deren Ende der Angelhaken hängt. Die Wasser des Sees öffnen sich mit glitzernden Spritzern, als das Gewicht in ihnen versinkt, und beruhigen sich dann wieder, nachdem die Ringe auf dem Wasser ausgelaufen sind ...

Nach einer Weile jedoch spannt sich die Schnur, die locker in der Hand des Petrus gelegen ist ... Petrus zieht, zieht und zieht, während die Schnur immer stärker zuckende Bewegungen macht. Schließlich ein heftiger Ruck, und die Angelschnur erscheint mit ihrer Beute, die in der Luft über dem Kopf des Fischers zappelt und dann auf den gelblichen Sand aufschlägt, wo sie sich vor Schmerz wegen des Angelhakens im Gaumen und dem Beginn des Erstickens aufbäumt.

Es ist ein prächtiger Fisch, groß wie ein Steinbutt und mindestens drei Kilogramm schwer. Petrus reißt den Haken aus dem fleischigen Kiefer, steckt seinen dicken Finger in den Schlund und zieht eine große Silbermünze heraus. Er hält sie zwischen Daumen und Zeigefinger empor, um sie dem Meister zu zeigen, der an der Brüstung der Terrasse steht. Dann nimmt er die Schnur, wickelt sie auf, ergreift den Fisch und eilt davon, zum Marktplatz.

Die Apostel sind alle starr vor Staunen ... Jesus lächelt und sagt: »So haben wir ein Ärgernis verhindert ... «

Petrus kehrt zurück: »Sie waren schon mit Eli, dem Pharisäer, auf dem Wege hierher. Ich habe versucht, höflich wie ein Mädchen zu sein, und habe sie gerufen: „He, ihr Boten des Fiskus! Nehmt, hier sind vier Drachmen, nicht wahr? Zwei für den Meister und zwei für mich. Nun ist alles in Ordnung, nicht wahr? Auf baldiges Wiedersehen im Tale Joschafat, besonders mit dir, lieber Freund!“ Sie

waren beleidigt, weil ich gesagt habe: „Fiskus“. „Wir sind vom Tempel, nicht vom Fiskus.“ „Ihr nehmt Steuern ein wie die Zöllner. Jeder Einnehmer ist für mich der Fiskus“, habe ich geantwortet. Aber Eli hat erwidert: „Unverschämter! Wünschst du mir den Tod?“ „Nein, Freund! Niemals. Ich wünsche dir eine glückliche Reise ins Tal Joschafat. Gehst du nicht nach Jerusalem zum Paschafest? Dann könnten wir uns dort irgendwo begegnen, Freund.“ „Lieber nicht; und ich erlaube dir auch nicht, mich deinen Freund zu nennen.“ „Tatsächlich wäre es eine zu große Ehre“, habe ich geantwortet und bin dann fortgegangen. Das Schöne ist, daß halb Kafarnaum anwesend war und gesehen hat, wie ich für dich und für mich bezahlt habe. So wird diese alte Schlange nichts mehr sagen können.«

Die Apostel haben alle über die Erzählung und die Mimik des Petrus lachen müssen. Jesus möchte ernst bleiben, doch ein leichtes Lächeln stiehlt sich auf seine Lippen, während er sagt: »Du bist schärfer als der Senf«, und er fügt hinzu: »Kocht nun den Fisch und beeilen wir uns, denn bei Sonnenuntergang möchte ich wieder zurück sein.«

397 Der Größte im Himmelreich • Der kleine Benjamin von Kafarnaum

Gerade als der Himmel und der See sich im Abendrot des Sonnenunterganges entzünden, kehren sie zurück nach Kafarnaum. Sie sind zufrieden und reden miteinander. Jesus spricht wenig, lächelt jedoch. Sie stellen fest, daß sie, wenn sich der Bote besser ausgedrückt hätte, sich den Weg hätten ersparen können. Sie sagen aber auch, daß sich die Mühe trotzdem gelohnt hat, denn eine Schar kleiner Kinder hat den Vater geheilt zurückerhalten, als er schon im nahenden Tod erkaltete, und außerdem sind sie nun nicht mehr ohne einen Pfennig.

»Ich hab euch doch gesagt, daß der Vater für alles sorgen würde«, sagt Jesus.

»War er nicht ein alter Verehrer der Maria von Magdala?« fragt Philippus.

»Es scheint so ... Demnach, was man uns gesagt hat ... « antwortet Thomas.

»Herr, was hat dir der Mann gesagt?« fragt Judas des Alphäus.

Jesus lächelt ausweichend.

»Ich habe ihn mehrmals mit ihr gesehen, als ich mit Freunden in Tiberias war. Ich bin sicher«, bestätigt Matthäus.

»Ja, Bruder, stelle uns zufrieden ... Hat dich der Mann nur um Heilung oder auch um Verzeihung gebeten?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Welch sinnlose Frage! Der Herr erweist niemals eine Gnade, ohne zuvor Reue zu verlangen!« sagt Iskariot mit einem gewissen Unwillen Jakobus des Alphäus gegenüber.

»Mein Bruder hat keine Torheit gesagt. Jesus heilt oder befreit und sagt dann: „Gehe hin und sündige nicht mehr“«, entgegnet Thaddäus.

»Aber nur, weil er die Reue schon in den Herzen sieht«, erwidert Iskariot.

»In den Besessenen ist weder Reue noch das Verlangen, befreit zu werden. Bei keinem einzigen war ein Anzeichen dafür zu erkennen. Erinnerung dich an die einzelnen Fälle, und du wirst sehen, daß sie entweder flohen oder zu Feindseligkeiten übergingen, oder wenigstens versuchten, das eine oder andere zu tun; und es gelang ihnen nur nicht, weil sie von ihren Angehörigen daran gehindert wurden«, sagt Thaddäus.

»Und von der Macht Jesu«, ergänzt der Zelote.

»Dann zieht Jesus eben den Wunsch der Verwandten in Betracht, die den Willen des Besessenen darstellen, der, wenn er vom Dämon nicht daran gehindert würde, die Befreiung wünschen würde.«

»Oh, wieviele Spitzfindigkeiten! Und für die Sünder? Mir scheint, daß er das gleiche Prinzip anwendet, auch wenn sie nicht besessen sind«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Zu mir hat er gesagt: „Folge mir“, und ich hatte über meinen Zustand noch kein Wort zu ihm gesagt«, bemerkt Matthäus.

»Aber er hat in deinem Herzen gelesen«, sagt Iskariot, der unbedingt immer recht haben will.

»Nun gut! Aber dieser Mann war nach dem, was das Volk erzählt, ein der Sinnlichkeit ergebener großer Sünder und nicht dem Teufel verfallen oder gar besessen, doch bei all den Sünden hatte er wohl einen Dämon zum Gebieter. Er lag im Sterben und so weiter, aber um was hat er gebeten? Wir kommen nicht weiter, scheint mir ... Wir sind noch immer bei der ersten Frage«, sagt Petrus.

Jesus stellt ihn zufrieden: »Der Mann wollte mit mir allein sein, um offen mit mir reden zu können. Er hat nicht sofort über seinen Gesundheitszustand, sondern über seinen Seelenzustand gesprochen, und hat gesagt: „Ich liege im Sterben, aber es steht noch nicht so schlimm um mich, wie ich die Umstehenden habe glauben lassen, um dich schneller in meiner Nähe zu haben. Ich bedarf deiner Vergebung, um gesund zu werden. Die Vergebung allein genügt mir. Wenn du mich nicht heilen willst, werde ich mich darein ergeben, denn ich habe es verdient. Aber heile meine Seele!“, und er hat mir seine vielen Sünden, eine Kette von ekelerregenden Sünden, bekannt ... « sagt Jesus, doch sein Gesicht strahlt vor Freude.

»Und du freust dich auch noch darüber, Meister? Das wundert mich!« bemerkt Bartholomäus.

»Ja, Bartholomäus, ich freue mich, denn die Sünden sind nicht mehr, und mit ihnen habe ich den Namen der Befreierin erfahren. In diesem Fall war der Apostel eine Frau.«

»Deine Mutter!« rufen viele aus, und andere: »Johanna des Chuza! Da er oft nach Tiberias ging, hat er sie vielleicht gekannt.« Jesus schüttelt den Kopf. Sie fragen ihn: »Wer dann?«

»Maria des Lazarus«, antwortet Jesus.

»Ist sie hierhergekommen? Warum hat sie sich bei keinem von uns sehen lassen?«

»Sie ist nicht gekommen. Sie hat ihrem alten Gefährten der Sünde geschrieben. Ich habe die Briefe gelesen. Darin fleht sie ihn immer um dasselbe an: auf sie zu hören und sich zu bekehren, wie

sie sich selbst bekehrt hat; ihr im Guten zu folgen, wie er ihr vorher in der Sünde gefolgt ist; und mit tränenvollen Worten bittet sie ihn auch, ihre Seele von den Gewissensbissen, seine Seele verführt zu haben, zu befreien. Sie hat ihn bekehrt, so daß er sich auf das Land zurückgezogen hat, um den Versuchungen der Stadt zu entfliehen. Die Krankheit, mehr durch Gewissensbisse verursacht als physischen Ursprungs, hat ihn schließlich für die Gnade vorbereitet. Also, seid ihr jetzt zufrieden? Versteht ihr jetzt, warum ich lächle?«

»Ja, Meister«, sagen alle, und als sie sehen, daß Jesus seine Schritte beschleunigt, wie um sich abzusondern, fangen sie an, miteinander zu tuscheln . . .

Kafarnaum ist schon in Sichtweite, als sie an der Kreuzung mit dem Weg, der am See entlang nach Magdala führt, auf Jünger stoßen, die zu Fuß, die Frohe Botschaft verkündend, von Tiberias herkommen. Es sind alle mit Ausnahme von Margziam, den Hirten und Manaen, die mit den Frauen von Nazaret nach Jerusalem aufgebrochen sind.

Die Gruppe der Jünger hat sich sogar um einige vermehrt, die auf dem Rückweg von ihrer Mission zu ihr gestoßen sind und einige neue Proselyten der christlichen Lehre mitgebracht haben.

Jesus grüßt sie liebevoll, sondert sich jedoch dann sofort wieder ab in Betrachtung und tiefem Gebet, indem er einige Schritte vor ihnen hergeht. Die Apostel hingegen gesellen sich zu den Jüngern, besonders zu den einflußreicheren, also Stephanus, Hermas, dem Priester Johannes, Timoneus, Josef von Emmaus, Ermostheus – der, soweit ich es beurteilen kann, auf dem Weg der Vollkommenheit voranfliegt – und Abel von Betlehem in Galiläa, dessen Mutter mit anderen Frauen am Ende der Gruppe geht. Jünger und Apostel tauschen Fragen und Antworten über die Ereignisse seit ihrer Trennung. So wird auch von der Heilung und Bekehrung am heutigen Tag und von der Münze im Maul des Fisches berichtet . . . Die Gründe für dieses Wunder und diese Bekehrung und Heilung sind der Anlaß zu viel Gerede, das sich von Reihe zu Reihe verbreitet wie ein Feuer, das sich an trockenem Laub entzündet hat . . .

Jesus sagt: »Hier werdet ihr die Vision vom 7. März 1944 einsetzen, welche den Titel „Der kleine Benjamin von Kafarnaum“ trägt. Die Auslegung könnt ihr weglassen und dann mit der Lehre und mit der Vision fortfahren.«

Ich möchte noch im voraus bemerken, daß ich den letzten Satz: »Hier endet die Vision ... « auslasse. Er wäre hier fehl am Platz, da die Vision weitergeht.

Ich sehe Jesus auf einer Landstraße, von seinen Aposteln und Jüngern umgeben und gefolgt.

Der See von Galiläa ist nicht mehr weit entfernt und schimmert ruhig und blau in der schönen Frühlings- oder Herbstsonne. Es ist keine glühende Sonne wie im Sommer, doch vermute ich, daß es Frühjahr ist, denn die Natur ist sehr frisch und hat nicht die goldenen, matten Farben des Herbstes.

Es scheint, daß sich Jesus, da der Abend hereinbricht, in das gastliche Haus zurückziehen möchte und sich daher zur Ortschaft begibt, die schon in Sicht ist. Wie er es oft tut, geht Jesus einige Schritte voraus, zwei oder drei, nicht mehr, doch genug, um sich in Gedanken absondern zu können, des Schweigens bedürftig nach einem Tage der Verkündigung der Frohen Botschaft. Ganz in sich gekehrt wandert er dahin, in der rechten Hand einen grünen Zweig, den er wohl von einem Strauch abgerissen hat und mit dem er nun, in Gedanken versunken, die Gräser am Wegrand berührt.

Hinter ihm sprechen die Jünger lebhaft miteinander. Sie rufen sich die Ereignisse des Tages ins Gedächtnis und sind nicht sehr nachsichtig, wenn es darum geht, Fehler und Bosheiten anderer abzuwägen. Alle kritisieren mehr oder weniger, daß die Einnehmer der Tempelsteuer von Jesus den Tribut verlangt haben.

Petrus, immer noch erregt, bezeichnet dieses Vorgehen als Sakrileg, da der Messias nicht verpflichtet ist, Steuern zu zahlen. »Das würde bedeuten, von Gott zu verlangen, daß er an sich selbst bezahlt«, sagt er. »Und das ist nicht gerecht. Wenn sie aber glauben, daß er *nicht* der Messias ist, so wird auch das zum Sakrileg!«

Jesus wendet sich einen Augenblick um und sagt: »Simon, Simon, viele werden an mir zweifeln, auch einige von denen, die meinen,

einen sicheren und unerschütterlichen Glauben an mich zu haben. Richtet nicht die Brüder, Simon! Richtet immer zuerst dich selbst!«

Judas sagt mit einem ironischen Lächeln dem gedemütigten Petrus, der den Kopf gesenkt hat: »Das ist für dich. Weil du der älteste bist, willst du immer den Gescheiterten spielen. Es ist aber nicht gesagt, daß ein Verdienst immer im Verhältnis zum Alter steht. Unter uns sind einige, die dich in Bezug auf Wissen und gesellschaftliche Stellung übertreffen.«

Es beginnt nun eine Diskussion über die Verdienste. Die einen rühmen sich, unter den ersten Jüngern gewesen zu sein, die Jesus erwählt hat, andere glauben, daß er sie bevorzugt, weil sie auf eine einflußreiche Stellung verzichtet haben, um Jesus zu folgen; wieder ein anderer sagt, daß niemand solche Rechte habe wie er, da keiner einen so großen Schritt zur Bekehrung getan habe, indem er vom Zöllner zum Jünger wurde. Dieser Wortwechsel zieht sich in die Länge, und wenn ich nicht fürchten würde, die Apostel zu beleidigen, würde ich sagen, daß er in einen regelrechten Streit ausgeartet ist.

Jesus hält sich heraus. Es scheint, als ob er nicht einmal ihre Stimmen hören würde. Inzwischen sind sie bei den ersten Häusern des Ortes angelangt, den ich als Kafarnaum erkenne. Jesus geht weiter, und die anderen folgen ihm und diskutieren immer noch.

Ein Knabe von sieben oder acht Jahren hüpfte hinter Jesus her und erreichte ihn, nachdem er die Gruppe der lautstarken Apostel überholt hat. Es ist ein schöner Knabe mit dunkelbraunem, gelocktem Haar, mit zwei schwarzen, klugen Äuglein im braunen Gesichtchen. Er ruft den Meister so vertraulich, als ob er ihn gut kennen würde, und fragt: »Jesus, darf ich bis zu deinem Hause mit dir kommen?«

»Weiß es deine Mutter?« fragt Jesus mit einem gutmütigen Lächeln.

»Ja, sie weiß es.«

»Wirklich?« Jesus schaut ihn immer noch lächelnd mit einem durchdringenden Blick an.

»Ja, Jesus, wirklich.«

»Dann komm.«

Das Kind macht einen Freudensprung und ergreift die linke Hand Jesu, der sie ihm gereicht hat. Mit welch liebevollem Vertrauen das Kind die kleine braune Hand in die lange Hand meines Jesus legt! Auch ich würde gerne dasselbe tun!

»Erzähle mir ein schönes Gleichnis, Jesus«, sagt das Kind, indem es an der Seite des Meisters hüpfet und ihn von unten bis oben mit seinem freudestrahlenden Gesichtlein mustert.

Auch Jesus betrachtet das Kind mit einem heiteren Lächeln, bei dem sich sein von dem rotblonden Bart umschatteter Mund leicht öffnet. Seine Augen, von der Farbe dunkler Saphire, lachen vor Freude, während er das Kind betrachtet.

»Was willst du mit dem Gleichnis anfangen? Es ist kein Spielzeug.«

»Es ist schöner als ein Spielzeug. Wenn ich schlafengehe, denke ich darüber nach, und dann träume ich davon, und am Morgen erinnere ich mich daran und sage es wieder auf, um gut zu sein. Es hilft mir, gut zu sein.«

»Und du erinnerst dich jeweils wirklich daran?«

»Ja, möchtest du, daß ich dir alle Gleichnisse aufsage, die du mir bisher erzählt hast?«

»Du bist tüchtig, Benjamin, tüchtiger als die Erwachsenen, die vergessen. Als Belohnung will ich dir ein Gleichnis erzählen.«

Das Kind hüpfet jetzt nicht mehr. Es schreitet ernst und gesammelt wie ein Erwachsener einher, und es entgeht ihm kein Wort und kein Tonfall Jesu, den es aufmerksam beobachtet, ohne mehr darauf zu achten, wohin es seinen Fuß setzt.

»Einem sehr guten Hirten kam zur Kenntnis, daß an einem Orte dieser Welt sehr viele Schafe waren, die ihr schlechter Hirte verlassen hatte. Sie irrten auf unwegsamen Pfaden und schädlichen Weiden umher und liefen Gefahr, in immer tiefere und finstere Schluchten zu geraten. Der gute Hirte begab sich zu jenem Ort, ver-

kaufte alle seine Habe und erwarb die Schafe und deren Lämmlein.

Er wollte sie in sein Reich bringen, denn dieser Hirte war auch König, wie so viele in Israel Könige gewesen sind. In seinem Reich hätten diese Schafe und Lämmlein viele grüne Weiden, frisches und reines Wasser, sichere Wege und Hürden gefunden, in die kein Dieb und kein Wolf einbrechen konnte. Daher vereinigte der Hirte seine Schafe und Lämmer und sagte zu ihnen: „Ich bin gekommen, euch zu retten, um euch dorthin zu führen, wo ihr nicht mehr leiden und keine Nachstellungen und Schmerzen kennen werdet. Liebt mich und folgt mir, denn ich liebe euch so sehr, daß ich mich in jeder Weise aufgeopfert habe, um euch zu bekommen. Wenn ihr mich liebt, wird mir mein Opfer keine Last sein. Folgt mir und laßt uns gehen!“

Der Hirte voran, die Schafe hinter ihm her, machten sie sich auf den Weg zum Reich der Freude.

Jeden Augenblick wandte sich der Hirte um, um nachzusehen, ob sie ihm auch folgten, um die Müden anzuspornen und die Entmutigten zu bestärken, um den Kranken unter ihnen zu helfen und die Lämmlein zu streicheln. Wie sehr liebte er sie! Er gab ihnen sein Brot und sein Salz, kostete als erster das Wasser der Quellen und segnete es, um zu prüfen, ob es gesund sei und um es zu heiligen.

Aber die Schafe – glaubst du es, Benjamin? – die Schafe wurden nach einiger Zeit müde. Zuerst eines, dann zwei, dann zehn, dann hundert. Sie blieben zurück, um Gras zu fressen und sich damit vollzustopfen, bis sie sich nicht mehr bewegen konnten. Dann legten sie sich müde und satt in den Staub und den Schlamm. Andere liefen am Rand der Abgründe dahin, obwohl der Hirte sie warnte: „Tut das nicht!“ Er stellte sich dorthin, wo die größte Gefahr war, um sie davon abzuhalten, aber sie stießen ihn mit ihrem Kopf an und versuchten mehrmals, ihn in den Abgrund zu stürzen. So endeten viele in den Schluchten und starben eines elenden Todes. Andere stießen sich mit ihren Köpfen und Hörnern und töteten sich gegenseitig.

Nur ein Lämmlein trennte sich nie vom Hirten. Es lief, blökte und sagte mit seinem Blöken zum Hirten: „Ich liebe dich!“ Es folgte dem

guten Hirten, und als sie an den Pforten seines Reiches ankamen, waren es nur noch zwei; der Hirte und das getreue Lämmlein. Da sagte der Hirte nicht: „Tritt ein“, sondern: „Komm“, und er nahm es auf seine Arme, drückte es an seine Brust und trug es hinein, indem er alle seine Untergebenen zusammenrief und zu ihnen sagte: „Seht, dieses liebt mich. Ich will, daß es in alle Ewigkeit bei mir sei, und ihr sollt es lieben, denn es ist der Liebling meines Herzens!“

Das Gleichnis ist zu Ende, Benjamin. Kannst du mir nun sagen, wer der gute Hirte ist?«

»Du bist es, Jesus.«

»Und das Lämmlein?«

»Das bin ich, Jesus.«

»Aber nun werde ich fortgehen, und du wirst mich vergessen.«

»Nein, Jesus. Ich werde dich nicht vergessen, denn ich liebe dich.«

»Deine Liebe wird aufhören, wenn du mich nicht mehr siehst . . . «

»Ich werde in meinem Innern die Worte wiederholen, die du mir gesagt hast, und es wird so sein, als ob du selbst anwesend wärst. Auf diese Weise werde ich dich lieben und dir gehorchen. Sag mir, Jesus, wirst du dich an Benjamin erinnern?«

»Immer!«

»Wie wirst du es machen, dich zu erinnern?«

»Ich werde mir sagen, daß du mir versprochen hast, mich zu lieben und mir zu gehorchen, und so werde ich mich deiner erinnern.«

»Und wirst du mir dein Reich geben?«

»Wenn du gut bist, ja!«

»Ich werde gut sein.«

»Wie wirst du es machen? Das Leben ist lang.«

»Aber deine Worte sind so gut. Wenn ich sie mir vorsage und das tue, was sie mir zu tun gebieten, dann werde ich mich das ganze Leben lang gut bewahren. Ich werde es tun, weil ich dich liebe. Wenn man liebt, dann macht es keine Mühe, gut zu sein. Ich werde nicht müde, meiner Mutter zu gehorchen, denn ich liebe sie, und es wird mir keine Mühe machen, dir zu gehorchen, weil ich dich liebe.«

Jesus ist stehengeblieben und schaut das mehr von Liebe als von der Sonne entflammte Gesichtlein an. Die Freude Jesu ist so lebhaft, daß es scheint, eine andere Sonne entzünde sich in seiner Seele und strahle durch seine Augen. Er beugt sich nieder und küßt das Kind auf die Stirn.

Vor einem kleinen einfachen Hause, vor dem sich ein Brunnen befindet, ist er stehengeblieben. Jesus geht zu diesem Brunnen und setzt sich nieder, und dort finden ihn die Apostel, die noch immer ihre gegenseitigen Vorzüge abwägen.

Jesus schaut sie an und ruft sie zu sich. »Kommt hierher und hört euch die letzte Unterweisung des Tages an, ihr, die ihr euch brüdet mit der Zurschaustellung eurer Verdienste und meint, euch dadurch einen besonderen Platz zu erwerben. Seht ihr dieses Kind? Es ist in der Wahrheit schon weiter voran als ihr. Seine Unschuld gibt ihm den Schlüssel, um die Tore meines Reiches zu öffnen. In seiner kindlichen Einfalt hat es verstanden, daß in der Liebe die Kraft liegt, mit der man groß wird, und in dem aus Liebe geübten Gehorsam die Kraft, mit der man in mein Reich gelangt. Seid einfältig, demütig und liebt mit einer Liebe, die nicht nur mir gilt, sondern auch eurem Nächsten, indem ihr allen meinen Worten gehorcht, auch diesen, wenn ihr dorthin gelangen wollt, wohin diese Unschuldigen gelangen werden. Lernt von den Kindern. Der Vater enthüllt ihnen die Wahrheit, wie er sie selbst den Weisen nicht enthüllt.«

Jesus spricht und hält dabei Benjamin, die Hände auf seinen Schultern aufrecht gegen seine Knie. Jetzt ist das Antlitz Jesu voll Majestät, nicht zürnend, jedoch ernst. Es ist wirklich das Antlitz eines Meisters. Der letzte Sonnenstrahl bildet einen Strahlenkranz um sein blondes Haupt.

Die Vision entschwindet und läßt mich voller Glückseligkeit in meinen Schmerzen zurück.

Also: Die Jünger haben natürlich nicht in das Haus hineingehen können, wegen ihrer großen Anzahl und aus Ehrfurcht. Sie tun es nie, wenn sie nicht alle zusammen eingeladen oder vom Meister dazu aufgefordert werden. Ich bemerke stets

eine große Ehrfurcht, eine große Zurückhaltung, trotz der Liebenswürdigkeit des Meisters und der schon lange währenden Vertrautheit. Auch Isaak, der sich den ersten Jünger nennen könnte, nimmt sich nie die Freiheit, zu Jesus zu gehen, ohne daß ein Lächeln, wenigstens ein Lächeln des Meisters, ihn in seine Nähe rufen würde.

Ein wenig verschieden, nicht wahr, von der raschen, fast scherzhaften Art, in der viele das Übernatürliche behandeln ... Das ist meine Meinung, und ich halte es für richtig, sie zu sagen, denn ich kann es nicht ertragen, daß die Menschen Dinge, die über ihnen stehen, nicht einmal so behandeln, wie sie ihresgleichen behandeln, nur weil sie in der gesellschaftlichen Rangstufe ein wenig höher stehen als sie ... Aber fahren wir fort ...

Die Jünger haben sich also am Seeufer verstreut, um Fische, Brot und was sonst noch nötig ist für das Abendessen zu kaufen. Auch Jakobus des Zebedäus kommt zurück und ruft den Meister, der sich auf die Terrasse gesetzt hat und mit Johannes zu seinen Füßen in ein sanftes, ruhiges Gespräch vertieft ist ... Jesus steht auf und beugt sich über die Brüstung.

Jakobus sagt: »So viele Fische, Meister! Mein Vater sagt, daß du mit deinem Kommen die Netze gesegnet hast. Schau, das ist für uns«, und er zeigt einen Korb voll Fische, die wie Silber glänzen.

»Gott möge ihm Gnade schenken für seine Hochherzigkeit. Bereitet das Mahl, denn danach werden wir mit den Jüngern zum Ufer gehen.«

Sie folgen seiner Anweisung. Der See ist schwarz in der Nacht, in Erwartung des Mondes, der spät aufgeht. Mehr als man den See sehen kann, hört man ihn zwischen den Steinen des Kiesgrundes murmeln und plätschern. Nur die außergewöhnlich hellen Sterne des Orients spiegeln sich im stillen Wasser. Apostel und Jünger nehmen im Kreise um eine umgestürzte Barke, auf die Jesus sich gesetzt hat, Platz. Die kleinen Laternen der Boote, die man mitten in den Kreis gebracht hat, beleuchten kaum die allernächsten Gesichter. Das Antlitz Jesu wird durch eine Laterne, die man zu seinen Füßen hingestellt hat, von unten her beleuchtet, und daher können ihn alle gut sehen, während er mit diesem oder jenem spricht.

Anfänglich ist es eine schlichte, familiäre Unterhaltung, doch dann nimmt sie den Ton einer Unterweisung an. Ja, Jesus sagt ausdrücklich: »Kommt und hört! Bald werden wir uns trennen, und ich möchte euch noch belehren, um euch besser heranzubilden.

Heute habe ich euch disputieren gehört, und nicht immer mit liebevoller Nachsicht. Den Älteren von euch habe ich bereits eine Unterweisung gegeben, aber ich möchte sie allen zuteil werden lassen, und es wird den Älteren nicht schaden, wenn sie sie nocheinmal mitanhören. Jetzt ist der kleine Benjamin nicht vor meinen Knien, er schläft in seinem Bett und träumt seine unschuldigen Träume. Doch vielleicht ist seine reine Seele trotzdem in unserer Mitte. Stellt euch einfach vor, daß er oder irgendein anderes Kind hier ist, als Beispiel für euch. Alle habt ihr in euren Herzen eine fixe Idee, eine Neugierde, eine Gefahr: Ihr möchtet die Ersten im Himmelreich sein, und wollt wissen, wer der Erste im Himmelreich sein wird, und endlich die Gefahr: ihr hegt den noch menschlichen Wunsch, einmal die Antwort von wohlwollenden Kameraden oder vom Meister, vor allem vom Meister, weil er die Wahrheit und die Zukunft kennt, zu hören: „Du bist der Erste im Himmelreich.“

Ist es vielleicht nicht so? Die Frage schwebt auf euren Lippen und lebt im Grunde eures Herzens. Der Meister beschäftigt sich mit dieser eurer Neugierde zu eurem Wohl, auch wenn er es ablehnt, menschlicher Neugierde nachzugeben. Euer Meister ist kein Marktschreier, den man für zwei Münzen im Marktlärm befragen kann. Er ist auch kein Wahrsager, der für Geld die Zukunft prophezeit, um die beschränkten Gehirne der Menschen zu befriedigen, die die Zukunft wissen möchten, um sich dann danach richten zu können. Der Mensch kann sich nicht danach richten. Gott regelt alles, wenn der Mensch sich ihm anvertraut. Es nützt auch nichts, zu wissen oder zu glauben, daß man die Zukunft kennt, wenn man nicht die Möglichkeit hat, die vorhergesagte Zukunft zu verhindern. Es gibt nur ein Mittel: das Gebet zum Vater und Herrn, damit das vertrauensvolle Gebet eine Strafe in Segen wandelt. Aber wer zu den Menschen sei-

ne Zuflucht nimmt, um als Mensch und mit menschlichen Mitteln die Zukunft zu regeln, der ist nicht imstand zu beten, oder nur sehr schlecht.

Da diese eure Neugierde Anlaß zu einer guten Belehrung sein kann, antworte ich darauf, ich, der ich neugierige und ehrfurchtslose Fragen verabscheue. Ihr fragt euch: „Wer von uns wird der Größte im Himmelreich sein?“

Ich schalte die Einschränkung „von uns“ aus, erweitere die Grenzen auf die gegenwärtige und die zukünftige Welt und antworte: Der Größte im Himmelreich ist der Geringste unter den Menschen, das heißt, der, welcher von den Menschen als der Geringste angesehen wird. Der Einfache, der Demütige, der Vertrauensvolle, der Unwissende. Das Kind, oder wer kindlich zu sein weiß. Weder Wissenschaft, noch Macht, noch Reichtum oder Geschäftigkeit, selbst wenn sie gut wären, sind es, die euch zu den „Größten“ im seligen Reiche machen, sondern kindliche Liebenswürdigkeit, Demut, Einfachheit und kindliches Vertrauen.

Beachtet, wie mich die Kinder lieben, und ahmt sie nach. Beachtet, wie sie an mich glauben, wie sie sich dessen erinnern, was ich sage, wie sie tun, was ich lehre, wie sie nicht eifersüchtig werden auf mich und ihre Kameraden, und ahmt sie nach. Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr eure Denkart, eure Handlungsweise und eure Art zu lieben nicht ändert und nicht wie die Kinder werdet, dann werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Sie wissen das Wesentliche meiner Lehre, wie auch ihr, aber mit welchem Unterschied, wenn es darum geht, das, was ich lehre, in die Tat umzusetzen! Ihr sagt nach jeder guten Tat, die ihr vollbracht habt: „Ich habe das getan.“ Das Kind sagt zu mir: „Jesus, ich habe mich heute deiner erinnert und dir gehorcht, ich habe geliebt, ich habe einen Streit vermieden ... und ich bin zufrieden, denn du, dessen bin ich gewiß, weißt es, wenn ich gut bin, und bist dann glücklich.“ Beobachtet auch die Kinder, wenn sie Fehler begehen. Mit welcher Demut bekennen sie: „Heute bin ich böse gewesen. Es schmerzt mich, dir Leid zugefügt zu haben.“ Sie

suchen nicht nach Entschuldigungen, denn sie wissen, daß ich alles weiß. Sie glauben! Es schmerzt sie, daß ich darunter leide.

Oh, ihr meinem Herzen so lieben Kinder, in denen kein Hochmut, keine Doppelzüngigkeit und keine Gier ist! Ich sage zu euch: Werdet wie die Kinder, wenn ihr in mein Reich eingehen wollt. Liebt die Kinder, als engelgleiche Vorbilder, die ihr ja haben könnt, denn wie Engel solltet ihr sein. Zu eurer Entschuldigung könntet ihr sagen: „Wir können die Engel nicht sehen“, doch Gott gibt euch die Kinder als Beispiel, und diese habt ihr unter euch, und wenn ihr ein materiell oder moralisch verlassenes Kind seht, das zugrunde gehen könnte, dann nehmt es in meinem Namen auf, denn sie sind Gottes Vielgeliebte. Wer immer ein Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf, denn ich bin in der Seele des Kindes, die unschuldig ist. Wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat, den Allerhöchsten, den Herrn.

Hütet euch, bei einem dieser Kinder, dessen Auge Gott sieht, Anstoß zu erregen. Bei niemandem soll man Anstoß erregen. Aber wehe, dreimal wehe dem, der den unschuldigen Glanz der Kinder verletzt. Laßt sie Engel bleiben, solange ihr könnt! Zu abstoßend sind Welt und Fleisch für die Seele, die aus den Himmeln kommt, und ein Kind ist durch seine Unschuld noch ganz Seele. Habt Achtung vor der Seele des Kindes und vor seinem Körper, wie ihr Achtung habt vor dem heiligen Ort. Heilig ist das Kind auch, weil es Gott in sich hat. In jedem Körper ist der Tempel des Geistes. Aber der Tempel des Kindes ist der heiligste und tiefste, er ist jenseits des doppelten Vorhangs. Bewegt nicht einmal den Vorhang der heiligen Unkenntnis der Begehrlichkeit mit dem Wind eurer Leidenschaften. Ich wollte, daß in jeder Familie, in jeder Menschengruppe ein Kind wäre, das den Leidenschaften der Menschen als Zügel diene.

Das Kind heiligt, es gibt Erquickung und Frische, allein schon durch die Strahlen seiner Augen ohne Bosheit. Aber wehe jenen, die dem Kinde durch ihr skandalöses Benehmen die Heiligkeit rauben! Wehe jenen, die durch ihre Worte und ihren Spott das Vertrauen der

Kinder in mich beeinträchtigen! Es wäre besser für sie, wenn ihnen ein Mühlstein an den Hals gehängt und sie ins Meer versenkt würden, damit sie mit ihrer Unreinheit ertrinken. Wehe der Welt wegen der Ärgernisse, die sie den Unschuldigen gibt! Denn, wenn es auch unvermeidlich ist, daß Ärgernisse vorkommen, wehe jedoch dem Menschen, der sie bewußt hervorruft.

Niemand hat das Recht, seinem Körper und seinem Leben Gewalt anzutun, denn Leben und Körper kommen von Gott, und er allein hat das Recht, Teile davon oder das Ganze zu nehmen. Aber ich sage euch, wenn euch eure Hand zum Ärgernis wird, ist es besser, daß ihr sie abhaut, und wenn euer Fuß euch dazu führt, Ärgernis zu erregen, dann ist es besser, daß ihr ihn abhaut. Denn es ist besser, verkrüppelt oder hinkend ins ewige Leben einzugehen, als mit zwei Händen und zwei Füßen ins ewige Feuer geworfen zu werden. Wenn es nicht genügt, eine Hand oder einen Fuß abzuhaue, dann laßt euch auch die andere Hand oder den anderen Fuß abhauen, damit ihr kein Ärgernis mehr erregen könnt und Zeit habt zu bereuen, bevor ihr dorthin geworfen werdet, wo das Feuer nicht erlischt und in Ewigkeit bohrt wie ein Wurm. Und wenn euer Auge Ursache eines Ärgernisses ist, dann reißt es euch aus. Es ist besser, mit einem Auge zu leben, als mit beiden Augen in der Hölle zu sein. Mit nur einem Auge oder mit gar keinem in den Himmel zu kommen, wird euch nicht daran hindern, das Licht zu sehen, während ihr mit zwei sündhaften Augen in der Hölle Finsternis und Schrecken sehen werdet, und nichts anderes.

Erinnert euch immer an all das. Verachtet die Kleinen nicht, erregt bei ihnen kein Ärgernis und verlacht sie nicht. Sie sind besser als ihr, denn ihre Engel schauen immerfort Gott, der ihnen die Wahrheiten sagt, die sie den Kindern und jenen, die kindlichen Herzens sind, enthüllen sollen.

Liebt euch untereinander wie die Kinder, ohne Streit und ohne Hochmut! Seid friedsam mit euren Gefährten, und auch mit allen anderen, denn ihr seid Brüder im Namen des Herrn, und nicht Fein-

de, und es gibt keine und darf keine Feinde unter den Jüngern des Herrn geben. Der einzige Feind ist Satan, und seine erbitterten Feinde sollt ihr sein. Gegen ihn und gegen die Sünden, die Satan in die Herzen trägt, sollt ihr kämpfen. Seid unermüdlich im Kampf gegen das Böse, welche auch immer die Gestalt sei, die es annimmt.

Seid geduldig. Es gibt keine Beschränkung für die Tätigkeit des Apostels, denn das Wirken des Bösen kennt keine Grenzen. Der Dämon sagt nie: „Genug, nun bin ich müde und ruhe mich aus!“ Er ist unermüdlich. Viel behender als ein Gedanke eilt er von einem Menschen zum anderen und versucht und nimmt, verführt und quält und läßt keine Ruhe. Er greift mit Hinterlist an und schlägt nieder, wenn man nicht mehr wachsam ist. Manchmal erobert er eine Seele wegen der Schwachheit des Angegriffenen; andere Male erscheint er als Freund, da die Lebensweise des gesuchten Opfers schon so ist, daß sie einem Bündnis mit dem Feind gleichkommt. Es kann auch geschehen, daß er, von jemandem verjagt, umherschweift und sich auf den Besten stürzt, um sich für die ihm von Gott oder einem Diener Gottes zugefügte Niederlage zu rächen. Aber ihr müßt das gleiche sagen, was er sagt: „Ich ruhe nicht.“ Er ruht nicht, um die Hölle zu bevölkern. Ihr dürft nicht ruhen, um das Paradies zu bevölkern. Gewährt ihm keinen Unterschlupf. Ich mache euch darauf aufmerksam, daß er euch umso mehr quälen wird, je mehr ihr ihn bekämpft. Aber ihr dürft euch durch nichts abschrecken lassen. Er kann die Erde durchheilen, aber in den Himmel dringt er nicht ein. Daher wird er euch dort nicht mehr belästigen können, und alle jene, die ihn bekämpft haben, werden dort sein . . . «

Jesus unterbricht sich plötzlich und fragt: »Aber warum stört ihr denn immer Johannes? Was wollen sie denn von dir?«

Johannes wird feuerrot, und Bartholomäus, Thomas und Iskariot senken den Kopf, da sie sich ertappt fühlen.

»Nun?« fragt Jesus mit Nachdruck.

»Meister, meine Kameraden wollen, daß ich dir etwas sage.«

»So sage es mir.«

»Heute, während du bei dem Kranken warst und wir durch den Ort gingen, wie du gesagt hattest, haben wir einen Mann gesehen, der nicht dein Jünger ist und den wir nie unter denen gesehen haben, die deine Lehre anhören, der aber dennoch in einer Gruppe von Pilgern, die nach Jerusalem gingen, in deinem Namen Teufel ausgetrieben hat, und es gelang ihm. Er hat einen Mann geheilt, der unter einem Zittern litt, das ihn an jeglicher Arbeit hinderte. Dann hat er einem Mädchen die Sprache wiedergegeben, das in einem Wald von einem Dämon in Gestalt eines Hundes befallen worden war, der ihm die Stimme gelähmt hatte. Er sagte: „Weiche, verfluchter Dämon, im Namen des Herrn Jesus, des Christus, des Königs aus dem Geschlechte Davids, des Königs Israels. Er ist der Erlöser und der Sieger. Fliehe vor seinem Namen!“ Und tatsächlich ist der Dämon geflohen. Wir haben uns darüber geärgert und es ihm verboten, doch er sagte zu uns: „Was tue ich denn Schlechtes? Ich ehre Christus, indem ich seinen Weg von den Dämonen befreie, die nicht würdig sind, ihn anzuschauen.“ Wir antworteten: „Du bist kein Exorzist Israels und auch kein Jünger Christi. Es ist dir nicht erlaubt, das zu tun“, und er erwiderte: „Gutes zu tun, ist immer erlaubt“, und dann lehnte er sich gegen unsere Anordnung auf mit den Worten: „Ich werde fortfahren, das zu tun, was ich tue.“ Sieh, sie wollten, daß ich dir das berichte, besonders nachdem du gesagt hast, daß im Himmel alle jene sein werden, die Satan bekämpft haben.«

»Gut. Zu diesen gehört jener Mann. Er hatte recht, und ihr wart im Unrecht. Unendlich sind die Wege des Herrn, und es ist nicht gesagt, daß nur die in den Himmel gelangen, die den geraden Weg einschlagen. An jedem Orte, zu jeder Zeit und auf tausend verschiedene Arten wird es Menschen geben, die zu mir kommen, selbst auf einer anfänglich schlechten Bahn. Aber Gott sieht ihre rechte Absicht und führt sie auf den rechten Weg. Ebenso wird es einige geben, die aus Lüsternheit und dreifacher Begierlichkeit vom rechten Wege abkommen und einen Weg einschlagen, der sie entfernt oder gar auf gefährliche Abwege führt. Ihr sollt daher nie euresgleichen verurtei-

len, denn nur Gott allein sieht. Hütet euch, vom rechten Wege abzuweichen, auf den euch, mehr als euer eigener Wille, der Wille Gottes geführt hat. Wenn ihr jemanden seht, der an meinen Namen glaubt und für ihn wirkt, dann nennt ihn nicht einen Fremden, einen Feind oder Gotteslästerer. Er gehört immer zu meinen Dienern, meinen Freunden und Getreuen, denn er glaubt freiwillig und aus eigenem Antrieb und besser als viele von euch an meinen Namen, und daher wirkt mein Name auf seinen Lippen die gleichen Wunder wie bei euch, und vielleicht noch größere. Gott liebt ihn, weil er mich liebt, und wird ihn schließlich in den Himmel führen. Niemand, der in meinem Namen Wunder wirkt, kann mir Feind sein und Böses über mich sagen, denn durch seine Werke ehrt er vielmehr Christus und legt Zeugnis für seinen Glauben ab. Wahrlich, ich sage euch, es genügt schon, an meinen Namen zu glauben, um die eigene Seele zu retten, denn mein Name ist Heil. Daher sage ich euch: wenn ihr ihm wieder begegnen solltet, verbietet es ihm nicht mehr, sondern nennt ihn Bruder, denn das ist er, auch wenn er sich noch außerhalb der Hürde meiner Herde befindet. Wer nicht gegen mich ist, der ist für mich. Wer nicht gegen euch ist, der ist mit euch.«

»Haben wir gesündigt, Herr?« fragt Johannes betrübt.

»Nein! Ihr habt aus Unkenntnis gehandelt, nicht aus Bosheit. Daher ist es keine Sünde, doch in Zukunft wäre es Sünde, da ihr es jetzt wißt. Laßt uns nun zu unseren Häusern gehen ... Der Friede sei mit euch!«

398 Benjamin blieb treu bis in den Tod

»Das, was ich meinem kleinen Jünger gesagt habe, sage ich auch euch. Das Reich gehört meinen treuen Schäflein, die mich lieben und mir folgen, ohne sich in leeren Versprechungen zu verlieren, sondern mich lieben bis zum Ende.

Ich sage euch, was ich auch meinen erwachsenen Jüngern gesagt habe: „Lernt von den Kleinen.“ Nicht Gelehrsamkeit, Reichtum oder

Mut sind es, die euch das Himmelreich erobern lassen, nicht die menschlichen Eigenschaften; ihr müßt sie vielmehr gemäß der Weisheit und der Liebe besitzen, um auf übernatürliche Weise reich, gelehrt und mutig zu werden. Wie sehr erleuchtet die Liebe, um die Wahrheit zu erkennen! Wie reich macht sie, damit man die Wahrheit erwerben kann! Welch ein Vertrauen schenkt sie! Welch eine Sicherheit!

Macht es wie der kleine Benjamin, meine kleine Blume, die an jenem Abend mein Herz mit einem Duft erfüllt hat, der den Geruch rebellischen Menschseins überdeckte und ein engelhaftes Lied sang, das den Lärm der menschlichen Streitigkeiten übertönte.

Möchtest du wissen, was später aus Benjamin geworden ist? Er blieb das kleine Lamm Christi, und nachdem er seinen Großen Hirten verloren hatte, da dieser in den Himmel zurückgekehrt war, wurde er der Jünger dessen, der mir am meisten glich, empfing aus seiner Hand das Sakrament der Taufe und wurde mit dem Namen Stephanus mein erster Märtyrer. Er blieb treu bis in den Tod, und mit ihm seine Angehörigen, die durch das Beispiel ihres kleinen Familienapostels zum Glauben gelangten. Du sagst, daß er nicht bekannt ist? Viele von denen, die den Menschen unbekannt blieben, sind mir in meinem Reich bekannt, und sie sind glücklich darüber, denn weltlicher Ruhm fügt der Strahlenkrone der Seligen keinen Funken hinzu.

Kleiner Johannes, wandle stets mit deiner Hand in der meinen, dann wirst du sicher gehen, und wenn du einst in mein Reich gelangst, werde ich nicht zu dir sagen: „Tritt ein“, sondern „Komm“; und ich werde dich in meine Arme schließen, um dich dorthin zu führen, wo meine Liebe dir den Platz bereitet hat, den deine Liebe verdient hat.

Geh in Frieden! Ich segne dich.«

399 Die zweite Brotvermehrung

Jesus spricht:

»Maria sage: „Hier bin ich“, wie die Sterne, von denen die Prophezeiung spricht, und komme voller Freude, um mich anzuhören.

Es ist die Vigil von Pfingsten. Die Weisheit ist nicht nur einmal mit ihrem Feuer herabgestiegen. Sie steigt beständig herab, um euch ihre Erleuchtungen zu geben. Es genügt, daß ihr sie liebt und sie wie den kostbarsten Schatz sucht. Die Welt geht zugrunde, weil sie die Weisheit verhöhnt und zurückgewiesen hat, indem sie außerhalb ihrer Wege wandelt. Viel Wissen hat sich der Mensch heute in seinem Hirn angeeignet, ist jedoch unwissender als er in alten Zeiten war. Damals suchte er den Weg des Herrn und sehnte sich danach, seine Worte aufzunehmen. Nun sucht er alles, nur das nicht, was er suchen sollte, und stopft sich voll mit lauter unnützen und gefährlichen Worten, aber nicht mit denen, die für ihn Leben wären.

„Der Herr“, sagt Baruch, „wählte nicht die Riesen, um ihnen das Wort der Weisheit mitzuteilen.“ Nein, der Herr wählt nicht die Riesen. Er wählt nicht sie, ihr Menschen, Laien oder Gesalbte, die ihr euch viel einbildet, nur weil ihr voll Stolz seid, während ihr in meinen Augen weniger als zirpende Grillen geltet. Der Herr schaut weder auf eure Titel noch auf eure Ehrenämter, weder auf euer Gewand, noch auf den Namen, den ihr habt. Das sind nur Deckmäntel, die das verbergen, was Gott anschaut, um den Wert abzuwägen: Herz und Seele. Und wenn euer Herz nicht von Liebe entzündet, großmütig im Opfer, demütig und keusch ist, dann wählt Gott, der Herr, euch nicht als seine Bevorzugten aus, als Hüter seiner Reichtümer der Weisheit.

Es ist nicht an euch, zu mir zu sagen: „Ich möchte derjenige sein, der weiß.“ Ich bin es, der sagen kann: „Ich will, daß dieser weiß.“ Ich kann Mitleid mit euch haben, das schon, da ihr Unglückliche, an häßlichstem Aussatz Erkrankte seid. Aber ich habe für euch keine bevorzugte Berufung. Nein, diese verdient ihr nicht.

Wißt sie euch durch einen rechtschaffenen Lebenswandel zu verdienen. Rechtschaffen in allem. Wenn ihr in euren höchsten Verpflichtungen die Treue bewahrt, jedoch in unscheinbaren, aber tiefgründigeren Dingen fehlt, dann seid ihr nicht mehr rechtschaffen. Nein, dann seid ihr es nicht, und diese eure Mißgunst hat nur ein lügenhafter Schleier des Eifers bedeckt. Eure Absicht ist nicht ehrlich, und daher wertlos.

Und du, komm, und unterhalte dich mit deinem Meister. Komm, damit ich dich aus dem Grabe der Schmerzen herausnehme, ohne dich durch eine Vision niederzuwerfen, die von erschreckender Majestät ist und die du schon geschaut hast. Von der Auferstehung der Toten betrachte nur die geistige Seite, die sich auf die derzeitige Feierlichkeit bezieht. Es ist der Geist Gottes, der in euch eingegossen wird und das Leben verleiht. Liebe ihn, rufe ihn an, bleibe ihm treu. Du wirst das ewige Leben und den ewigen Frieden haben, jenes Leben nach dem irdischen Leben, und den Frieden auch auf Erden.

Ich sehe eine Gegend, die gewiß nicht eben ist, jedoch auch nicht gebirgig. Berge gibt es im Osten, aber sie sind weit entfernt. Hier ist ein kleines Tal, und da einige weitere Erhebungen, die jedoch kleiner und flacher sind. Ich sehe auch grüne Plateaus, wohl die ersten Hänge einer Hügelgruppe. Die Gegend ist ziemlich trocken mit nur wenigen Bäumen. Auf dem etwas steinigem Gelände wächst kurzes spärliches Gras. Hier und dort stehen niedrige Büschel von dornigem Gesträuch. Gegen Westen öffnet sich der Horizont weit und hell. Ich sehe nichts anderes, was die Natur betrifft. Es ist noch Tag, doch möchte ich sagen, daß schon der Abend hereinbricht, denn im Westen färbt das Abendrot den Himmel, während die Berge im Osten bereits in Violett getaucht sind. Es ist die beginnende Dämmerung, die die Einschnitte im Gebirge schwärzer und die höher gelegenen Gebiete violett erscheinen läßt.

Jesus steht auf einem hohen Felsblock und spricht zu einer großen, dicht gedrängten Menge, die sich auf dem Plateau versammelt hat. Die Jünger umgeben ihn. Er erscheint noch stattlicher, da er auf einer felsigen Erhöhung steht und die ihn umgebenden Menschen aller Alters- und Gesellschaftsstufen überragt.

Er muß Wunder gewirkt haben, denn ich höre ihn sagen: »Nicht mir, sondern dem, der mich gesandt hat, müßt ihr Lob und Dank erweisen. Das wahre Lob ist nicht jenes, das wie das Säuseln des Windes von unbedachten Lippen kommt, sondern jenes, das aus dem Herzen quillt und das wahre Gefühl eures Herzens ist. Das ist es, was Gott wohlgefällt. Die Geheilten sollen den Herrn in Treue lieben, so wie auch die Angehörigen des Geheilten ihn lieben sollen. Macht keinen schlechten Gebrauch vom Geschenk der wiedererlangten Gesundheit. Fürchtet euch mehr vor den Krankheiten der Seele als vor der Krankheit des Körpers, und sündigt nicht, denn jede Sünde ist eine Krankheit. Es gibt sogar Sünden, die den Tod verursachen können. Ihr alle, die ihr mir jetzt zujubelt, zerstört nicht den Segen Gottes durch die Sünde. Euer Jubel würde ein Ende haben, denn die sündhaften Handlungen rauben den Frieden, und wo kein Friede

ist, ist auch keine Freude. Seid heilig! Seid vollkommen, wie euer Vater es wünscht. Er wünscht es, weil er euch liebt, und denen, die ihn lieben, will er sein Reich schenken. Aber in ein heiliges Reich werden nur jene einkehren, die die Treue zum Gesetz vollkommen gemacht hat. Der Friede Gottes sei mit euch.«

Jesus schweigt. Er kreuzt die Arme über der Brust und betrachtet so das Volk, das ihn umgibt.

Dann schaut er umher und erhebt die Augen zum heiteren Himmel, der sich immer mehr verdunkelt, da das Tageslicht dahinschwindet. Er denkt nach. Dann steigt er von seinem Felsblock herab und spricht mit den Jüngern.

»Mich erbarmt des Volkes. Es folgt mir schon seit drei Tagen und hat seine ganzen Vorräte aufgebraucht. Es ist auch kein Dorf in der Nähe, und ich fürchte, daß die Schwächeren zu sehr leiden würden, wenn ich sie ohne Nahrung fortschicke.«

»Was willst du tun, Meister? Du sagst es selbst: wir sind von allen Ortschaften weit entfernt, wo könnte man nur in dieser öden Gegend Brot finden, und wer würde uns so viel Geld geben, daß wir es für alle kaufen können?«

»Habt ihr nichts bei euch?«

»Wir haben einige Fische und einige Stückchen Brot. Das, was von unseren Vorräten übriggeblieben ist. Aber das reicht auf keinen Fall aus. Wenn du es den in der Nähe Stehenden gibst, dann geraten die anderen in Aufruhr, wir haben nichts mehr, und auch den übrigen ist nicht geholfen.« Es ist Petrus, der dies sagt.

»Bringt mir, was ihr habt.«

Sie bringen einen kleinen Korb mit sieben Stücken Brot. Es sind nicht einmal ganze Brote, sondern vielmehr große Scheiben, die von großen Laiben abgeschnitten worden sind, und eine Handvoll kleiner, über dem Feuer gerösteter Fische.

»Laßt die Leute sich in Gruppen von fünfzig Personen niedersetzen. Sie sollen ruhig sein, wenn sie essen wollen.«

Ein Teil der Jünger steigt auf Felsblöcke, und der andere begibt

sich unter die Menge, um die von Jesus geforderte Ordnung herzustellen. Allmählich gelingt es ihnen. Einige Kinder jammern, weil sie hungrig und schläfrig sind, andere weinen, weil die Mutter oder irgendein Verwandter ihnen eine Ohrfeige verabreicht hat, um sie zum Gehorsam zu bringen.

Jesus nimmt die Brote, nicht alle natürlich: zwei, in jede Hand eines. Er opfert sie auf, legt sie nieder und segnet sie. Darauf nimmt er die Fischlein, es sind so wenige, daß fast alle in seinen schmalen Händen Platz haben. Er opfert sie ebenfalls auf, legt sie nieder und segnet sie.

»Und nun nehmt, geht durch die Menge und gebt jedem reichlich.«

Die Jünger gehorchen.

Jesus beobachtet und lächelt. Seine weiße Gestalt beherrscht das Volk, das in großen Kreisen die ganze Ebene bedeckt. Die Jünger gehen und gehen immer weiter. Sie verteilen und verteilen, und immer noch ist der Korb mit Speisen gefüllt. Die Leute essen, während der Abend hereinbricht, und es herrscht großes Schweigen und großer Friede.

400 Das geistige Wunder der Vermehrung des Wortes

Jesus sagt:

»Sieh, da ist noch etwas, das den schwierigen Gelehrten unangenehm sein wird: meine Auslegung dieser evangelischen Vision. Ich verlange nicht von dir, daß du über meine Macht und Güte oder über den Glauben und den Gehorsam der Jünger nachdenkst. Nichts von alledem. Ich will dir eine Analogie zwischen dieser Episode und dem Wirken des Heiligen Geistes aufzeigen.

Sieh, ich gebe mein Wort. Ich gebe alles, was ihr verstehen und aufnehmen könnt, um es als Speise für eure Seele zu verwerten. Aber ihr seid so schwerfällig geworden durch Müdigkeit und Langeweile, daß ihr nicht die ganze Nährkraft verwerten könnt, die in meinem

Wort enthalten ist. Ihr hättet noch viel mehr nötig, viel, viel mehr, doch ihr seid nicht fähig, viel aufzunehmen. Ihr seid wirklich arm an geistigen Kräften! Mein Wort belastet euch, ohne euch Blut und Kraft zu verleihen, und sieh, da wirkt der Heilige Geist das Wunder für euch, das geistige Wunder der Vermehrung des Wortes. Er erleuchtet euch über geheimsten Bedeutungen des Wortes und vermehrt dieses Wort, auf daß ihr, ohne euch mit einer Last zu beschweren, die euch nur, ohne euch zu stärken, erdrücken würde, genährt werdet und nicht mehr erschöpft in der Wüste des Lebens niedersinkt.

Sieben Brote und wenige Fischlein!

Ich habe drei Jahre gepredigt, und mein vielgeliebter Johannes sagt: „Wenn man alle seine Worte und alle Wunder, die er gesagt und gewirkt hat, niederschreiben wollte, um euch eine Überfülle an Nahrung zu geben, damit ihr ohne Schwächen bis ins himmlische Reich gelangt, würde die Welt die Bücher nicht fassen.“ Selbst wenn dies geschehen wäre, hättet ihr so viele umfangreiche Bücher nicht lesen können. Ihr lest ja nicht einmal, wie ihr solltet, das Wenige, das über mich geschrieben worden ist. Es ist das Einzige, was ihr wissen müßtet, wie ihr auch seit eurer frühesten Kindheit die notwendigen Wörter kennt.

So kommt die Liebe und vermehrt das Wort; er, der eins ist mit mir und dem Vater, hat „Erbarmen mit euch, die ihr vor Hunger sterbt“; und durch ein Wunder, das sich seit Jahrhunderten stets wiederholt, verdoppelt, verzehnfacht, ja verhundertfacht er die Bedeutung, das Licht und die Nährkraft eines jeden meiner Worte, und es wird zu einem unermesslichen Schatz himmlischer Speise, der euch von der Barmherzigkeit Gottes angeboten wird. Schöpft ohne Furcht daraus. Je mehr eure Liebe daraus schöpft, umsomehr wird als Frucht der Liebe seine Kraft und Wirkung zunehmen. Gott kennt keine Grenzen in seinem Reichtum und seinen Möglichkeiten. Ihr seid beschränkt. Er nicht. Er ist unendlich, in allen seinen Werken, auch darin, euch zu jeder Stunde und bei jedem Ereignis die

Erleuchtungen zu verleihen, deren ihr im gegebenen Augenblick bedürft. So wie am Tage des Pfingstfestes der über die Apostel ausgegossene Geist deren Worte allen verständlich machte, den Parthern, Medern, Skythen, Kappadoziern, Pontiern, Phrygiern, Ägyptern, Römern, den Griechen und den Libyern, so wird er auch euch Trost geben, wenn ihr weint, Rat, wenn ihr darum bittet, und Anteil an der Freude, wenn ihr euch freut; alles mit demselben Wort.

Oh, wahrlich, wenn der Geist euch erleuchtet, dann sind die Worte: „Gehe hin in Frieden und sündige nicht mehr“ eine Belohnung für den, der nicht gesündigt hat, eine Ermutigung für den noch Schwachen, der nicht sündigen will, eine Vergebung für den reumütigen Sünder, ein durch Barmherzigkeit gemäßigter Tadel für den, der auch nur einen Funken von Reue verspürt. Es ist doch nur ein einziger Satz, einer der einfachsten, aber wie viele solche Worte enthält meine Frohe Botschaft! So viele an der Zahl wie Blütenknospen, die sich nach einem Regen in der Frühlingssonne dichtgedrängt auf einem Zweig, auf dem zuvor nur eine einzige Blüte war, öffnen und ihn ganz bedecken, zur Freude dessen, der sie betrachtet.

Ruhe dich nun aus. Der Friede der göttlichen Liebe sei mit dir.«

401 Das Brot, das vom Himmel kommt

Das Ufer von Kafarnaum wimmelt von Menschen, die aus einer ganzen Flotte von Booten aller Größen steigen. Die ersten, die aussteigen, gehen gleich unter das Volk, um zu sehen, ob sie den Meister, einen Apostel oder wenigstens einen Jünger antreffen, und erkundigen sich ...

Endlich antwortet ein Mann: »Meister? Apostel? Nein. Sie sind sofort nach dem Sabbat weggegangen und nicht wiedergekommen. Aber sie werden zurückkehren, denn es sind noch Jünger hier, soeben habe ich mit einem von ihnen gesprochen. Es muß ein bedeutender Jünger sein, denn er spricht wie Jäirus! Nun ist er am Meer entlang zu dem Haus mitten in den Feldern gegangen.«

Der Mann, der gefragt hat, gibt das Gehörte weiter, und alle laufen zum bezeichneten Ort. Nach etwa zweihundert Metern begegnen sie am Ufer einer Gruppe von Jüngern, die lebhaft gestikulierend in Richtung Kafarnaum gehen. Sie grüßen und fragen: »Wo ist der Meister?«

Die Jünger antworten: »In der Nacht nach dem Wunder ist er mit den Seinen in Booten auf die andere Seite des Sees gefahren. Wir haben die Segel im Mondschein sich in Richtung Dalmanuta bewegen sehen.«

»Ach, sieh da! Wir haben ihn in Magdala im Hause der Maria gesucht, und er war nicht dort! Aber ... die Fischer von Magdala hätten es uns auch sagen können!«

»Sie werden es wohl nicht gewußt haben. Er ist vielleicht auf die Berge von Arbela gegangen, um zu beten, denn schon einmal war er dort, letztes Jahr vor dem Osterfest. Ich bin ihm damals durch die höchste Güte des Herrn gegen seinen armen Diener begegnet«, sagt Stephanus.

»Aber kehrt er nicht hierher zurück?«

»Gewiß wird er hierher zurückkehren, denn wir müssen uns noch von ihm verabschieden und Anweisungen erhalten. Aber was wollt ihr denn von ihm?«

»Ihn noch einmal hören. Ihm nachfolgen. Seine Jünger werden.«

»Jetzt geht er nach Jerusalem. Dort werdet ihr ihn antreffen können, und dort, im Tempel Gottes, wird der Herr euch sagen, ob es zu eurem Nutzen ist, ihm nachzufolgen. Denn es ist gut für euch zu wissen, daß wenn er auch niemanden zurückweist, wir doch Eigenschaften in uns haben, die das Licht abstoßen. Wenn nun jemand diese in vermehrtem Maße besitzt, so daß er nicht nur damit gesättigt, sondern so mit ihnen umhüllt ist wie mit dem Fleisch des eigenen Körpers, dann ist es besser, wenn er davon absieht, hinzugehen; es sei denn, daß er sich selbst vernichte, um sich gänzlich zu erneuern. Jedoch wäre es auch nicht schlimm, wenn er solche Eigenschaften besäße, denn Jesus ist Licht, und wenn sich einer wirklich festen

Willens entschlossen hat, sein eigen zu sein, dann dringt das Licht durch alle Finsternis und besiegt sie. Überlegt daher, ob ihr in euch die Kraft habt, einen neuen Geist, eine neue Gesinnung und eine neue Art des Wollens anzunehmen. Betet, um die Wahrheit über eure Berufung erkennen zu können, und dann kommt, wenn ihr euch berufen fühlt. Möge der Allerhöchste, der Israel beim „Vorübergang“ geführt hat, euch leiten bei diesem „Pessach“ (Vorübergang), damit ihr im Gefolge des Lammes, fern von der Wüste, zum ewigen Land, zum Reiche Gottes gelangt«, sagt Stephanus, der im Namen all seiner Gefährten gesprochen hat.

»Nein, nein! Sofort! Sofort! Keiner wirkt, was *er* wirkt. Wir wollen ihm folgen«, ruft die erregte Menge.

Stephanus lächelt vielsagend. Er breitet seine Arme aus und sagt: »Wollt ihr kommen, weil er euch gutes und reichliches Brot gegeben hat? Glaubt ihr, daß er euch in Zukunft nur das geben wird? Er verspricht seinen Nachfolgern, daß auch sie Anteil haben werden an Schmerz, Verfolgung und Martyrium. Nicht Rosen, sondern Dornen, nicht Liebkosungen, sondern Schläge, nicht Brot, sondern Steine haben die „Christen“ zu erwarten; und ich nenne sie so, ohne deshalb ein Lästere zu sein, denn seine wahren Getreuen werden mit dem heiligen Öl gesalbt werden, das aus seiner Gnade und seinen Leiden hervorgehen wird, und „gesalbt“ werden wir, um die Opfer auf dem Altar und die Könige im Himmel zu sein.«

»Bist du vielleicht eifersüchtig? Gehörst du zu seinem Gefolge? Auch wir wollen dazugehören. Der Meister gehört allen!«

»Schon gut. Ich habe es euch gesagt, weil ich euch liebe und will, daß ihr euch bewußt seid, was es heißt, „Jünger“ zu sein, nicht daß ihr dann zu Abtrünnigen werdet. Gehen wir also alle zusammen, um auf ihn bei seinem Haus zu warten. Es dämmt, und der Sabbat hat bereits begonnen. Er wird kommen, um den Sabbat vor seiner Abreise hier zu verbringen.«

Sie gehen, während sie miteinander reden, zur Stadt. Viele stellen Stephanus und Hermas Fragen, denn diese beiden genießen, in den

Augen der Israeliten ein besonderes Ansehen, weil sie die Lieblingsschüler des Gamaliël sind. Viele fragen: »Aber was hält Gamaliël von ihm?« und andere: »Hat er euch selbst geschickt? Leidet er nicht darunter, euch zu verlieren?« oder: »Was sagt der Meister von dem großen Rabbi?«

Die beiden antworten geduldig: »Gamaliël spricht von Jesus von Nazaret als von dem größten Mann Israels.«

»Oh! Größer als Mose?« sagen sie fast entrüstet.

»Er sagt, Mose ist einer der vielen Vorläufer Christi, doch ist er nur ein Diener Christi.«

»Dann ist also für Gamaliël dieser der Christus? Sagt er das? Wenn Rabbi Gamaliël es sagt, dann ist es entschieden, dann ist er der Christus!«

»Er sagt das nicht. Er wagt zu seinem Unglück noch nicht, daran zu glauben. Aber er sagt, daß Christus auf Erden ist, da er mit ihm vor vielen Jahren gesprochen hat, er und der weise Hillel, und er wartet auf das Zeichen, das Christus ihm versprochen hat, damit er ihn erkennt«, sagt Hermas.

»Aber wie hat er schon glauben können, daß jener der Christus war? Was hat er getan? Ich bin so alt wie Gamaliël, aber ich habe nie gehört, daß bei uns Dinge geschahen, wie der Meister sie tut. Wenn er sich schon nicht von diesen Wundern überzeugen lassen will, was hatte er denn Wunderbares an jenem Christus gesehen, daß er an ihn glauben konnte?«

»Er sah ihn mit der Weisheit Gottes gesalbt. So sagt er«, antwortet wiederum Hermas.

»Und was ist er für Gamaliël?«

»Der größte Mann, Meister und Vorläufer Israels. Wenn er sagen könnte: „Er ist Christus“, dann wäre die weise, gerechte Seele meines ersten Meisters gerettet«, sagt Stephanus und fügt hinzu: »Ich bete darum, daß dies geschehe, um jeden Preis.«

»Doch, wenn er ihn nicht für den Christus hält, warum hat er euch dann zu ihm gesandt?«

»Wir selbst wollten zu ihm gehen und er hat uns ziehen lassen und gesagt, daß es gut sei.«

»Vielleicht, um etwas zu erfahren und es dem Hohen Rat berichten zu können«, sagt einer voll Verdacht.

»Mann, wie redest du? Gamaliël ist ein ehrlicher Mann. Er verrät niemanden, und besonders nicht an die Feinde eines Unschuldigen!« fährt Stephanus auf und gleicht dabei einem Erzengel, so entrüstet und fast strahlend scheint er in seinem heiligen Zorn.

»Doch wird es ihm leid getan haben, euch zu verlieren«, sagt ein anderer.

»Ja und nein. Als Mensch, der es gut mit uns meinte, ja, als wahrhaft aufrichtiger Geist, nein, denn er hat gesagt: „Er ist mehr als ich und jünger als ich, daher werde ich, was eure Zukunft anbelangt, in Frieden sterben können, da ich euch beim ‚Meister der Meister‘ weiß.“«

»Was sagt denn Jesus von Nazaret von dem großen Rabbi?«

»Oh, er hat nur die besten Worte für ihn!«

»Ist er nicht neidig auf ihn?«

»Gott beneidet niemand«, sagt Hermas streng, hege keine gotteslästerlichen Vermutungen.«

»Dann ist er für euch also Gott? Seid ihr euch dessen sicher?«

Einstimmig beteuern die beiden: »So sicher, wie wir wissen, daß wir in diesem Augenblick leben.«

Dann sagt Stephanus abschließend: »Möget auch ihr es glauben, um das wahre Leben zu besitzen.«

Sie sind wieder am Ufer, das sich hier zu einem Platz verbreitert, und überqueren diesen, um nach Hause zu gehen.

Jesus steht auf der Schwelle und liebkost Kinder.

Jünger und Neugierige versammeln sich um ihn und fragen: »Meister, wann bist du gekommen?«

»Vor wenigen Augenblicken.« Das Antlitz Jesu strahlt noch die feierliche, etwas ekstatische Majestät aus, die ich immer dann sehe, wenn er viel gebetet hat.

»Kommst du vom Gebet, Meister?« fragt Stephanus ehrfürchtig und mit leiser Stimme, nachdem er sich ebenso ehrfürchtig verbeugt hat.

»Ja. Woran erkennst du das, mein Sohn?« fragt Jesus und legt seine Hand mit einer zarten Liebkosung auf das dunkle Haar.

»An deinem engelgleichen Antlitz. Ich bin ein armer Mensch, doch dein Antlitz ist so klar, daß man von ihm Regungen und Wirken deines Geistes ablesen kann . . . «

»Auch das deine ist klar. Du bist einer von denen, die Kinder bleiben . . . «

»Und was kannst du aus meinem Antlitz lesen?«

»Komm etwas beiseite und ich werde es dir sagen.« Er faßt ihn am Handgelenk und zieht ihn in einen dunklen Gang. »Liebe, Glaube, Reinheit, Großmut und Weisheit. Gott hat sie dir gegeben, und du hast sie gehegt und wirst sie noch mehr hegen. Schließlich, wie schon dein Name besagt, hast du die Krone aus reinem Gold mit einem großen Edelstein, der auf deiner Stirn leuchtet. Auf dem Gold und auf dem Edelstein sind zwei Worte eingepreßt: „Vorherbestimmung“ und „Erstlingsopfer“. Sei deiner Bestimmung würdig, Stephanus. Gehe hin in Frieden mit meinem Segen.« Jesus legt ihm aufs neue die Hand auf das Haar, während Stephanus niederkniet, um sich zu verneigen und ihm die Füße zu küssen. Danach kehren sie zu den anderen zurück.

»Diese Leute sind gekommen, um dich zu hören . . . « sagt Philippus.

»Hier kann man nicht reden. Laßt uns in die Synagoge gehen. Jairus wird glücklich darüber sein.«

Jesus geht, gefolgt von den andern, in die schöne Synagoge von Kafarnaum. Nachdem Jairus ihn begrüßt hat, tritt er hinein und gebietet, daß alle Türen offen bleiben sollen, damit die, die in der Synagoge keinen Platz haben, ihn von der Straße oder vom Vorplatz aus hören können.

Jesus ist an seinem Platz in dieser ihm lieben Synagoge, in der heu-

te zum Glück keine Pharisäer sind, die wahrscheinlich schon mit allem Prunk nach Jerusalem abgereist sind. Jesus beginnt zu sprechen: »Wahrlich, ich sage euch: Ihr sucht mich, nicht um mich anzuhören und der Wunder wegen, die ihr gesehen habt, sondern wegen des Brotes, das ihr von mir reichlich und unentgeltlich erhalten habt. Drei Viertel von euch haben mich deswegen, und auch aus Neugierde, gesucht und sind aus allen Teilen des Vaterlandes hergekommen. Euer Suchen entbehrt jedoch des übernatürlichen Geistes. Der menschliche Geist bleibt vorherrschend mit seiner ungesunden Neugierde oder zumindest mit einer kindischen Unvollkommenheit, die nicht etwa kindliche Einfalt, sondern geistige Beschränktheit, wie bei einem Schwachsinnigen, ist. Mit der Neugierde sind auch Sinnlichkeit und verdorbenes Empfindungsvermögen verbunden. Eine Sinnlichkeit, die sich spitzfindig wie ein Dämon, dessen Tochter sie ist, unter dem Anschein guter Taten verbirgt, und ein Empfindungsvermögen das, wie alles, was „krankhaft“ ist, der Reizmittel bedarf und sich nicht mit einfachen Speisen, wie gutem Brot, gutem Wasser, reinem Öl und frischer Milch begnügt, die vollkommen ausreichen, um leben und gut leben zu können. Das verdorbene Empfindungsvermögen verlangt nach außergewöhnlichen Dingen, um aufgerüttelt zu werden und die beliebten Schauer zu verspüren, wie ein Gelähmter, der Reizmittel braucht, um etwas zu empfinden, das ihm seine Unversehrtheit und seine Männlichkeit vortäuscht; Sinnlichkeit, die ohne Mühe den Gaumen befriedigen will, in diesem Fall mit dem Brot, das durch die Güte Gottes ohne die geringste eigene Anstrengung erworben wird.

Die Gaben Gottes sind nichts Gewöhnliches, sondern etwas Außerordentliches. Man darf sie nicht fordern und darf auch nicht träge werden, indem man sich einfach sagt: „Gott wird es mir geben.“ Es steht geschrieben: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen“, das heißt, du sollst dein Brot durch Arbeit verdienen. Denn wenn der, der die Barmherzigkeit ist, gesagt hat: „Mich erbarmt des Volkes, das mir seit drei Tagen folgt und nichts mehr zu

essen hat und am Weg der Schwäche erliegen könnte, bevor es Hippos am See, Gamala oder eine andere Stadt erreicht hat“, und wenn er vorgesorgt hat, so heißt das nicht, daß man ihm deshalb folgen soll. Wegen viel mehr als einem bißchen Brot, das dazu bestimmt ist, nach der Verdauung zu Kot zu werden, soll man mir folgen. Nicht um der Speise willen, die den Bauch füllt, sondern um jener Speise willen, welche die Seele nährt, denn ihr seid nicht einfach tierische Wesen, die Gras fressen und wiederkäuen oder im Erdreich wühlen und fett werden, sondern Seelen seid ihr! Das seid ihr! Das Fleisch ist das Gewand, die Seele das Wesen. Sie ist das Bleibende. Das Fleisch nützt sich ab wie jedes Gewand, und verdient nicht, daß man es pflegt, wie wenn es etwas Vollkommenes wäre, dem man alle Pflege angedeihen lassen muß.

Sucht daher zu erlangen, was wichtig, und nicht, was unwichtig ist für euch. Sucht nicht nach verderblicher Speise, sondern nach jener, die für das ewige Leben andauert. Diese Speise wird euch der Menschensohn immer geben, wenn ihr nur wollt, denn der Menschensohn hat alles, was von Gott kommt, zu seiner Verfügung und kann es geben; er, der Herr, der hochherzige Herr der Schätze des göttlichen Vaters, der ihm sein Siegel aufgedrückt hat, auf daß die redlichen Augen nicht verwirrt werden. Wenn ihr in euch die Speise habt, die nicht verdirbt, könnt ihr, da ihr mit der Speise Gottes genährt seid, auch die Werke Gottes vollbringen.«

»Was müssen wir tun, um die Werke Gottes zu verrichten? Wir beachten das Gesetz und die Propheten, also sind wir schon von Gott genährt und tun die Werke Gottes.«

»Das ist wahr. Ihr beachtet das Gesetz. Oder besser: ihr *kennt* das Gesetz. Aber kennen ist noch nicht anwenden. Wir kennen zum Beispiel die Gesetze Roms, und doch wird ein treuer Israelit nur die Bestimmungen beachten, die zu beachten er als Untergebener verpflichtet ist. Was den Rest betrifft – ich spreche von den treuen Israeliten – üben wir die heidnischen Bräuche der Römer nicht, obwohl wir sie kennen. Das Gesetz, das ihr alle kennt, und die Propheten

sollten euch tatsächlich aus Gott nähren und euch die Fähigkeit verleihen, Werke Gottes zu verrichten. Doch damit dies geschehen kann, müssen sie eins werden mit euch, so wie sich sowohl die Luft, die ihr atmet, als auch die Speise, die ihr aufnehmt, in Leben und Blut umwandeln. Hingegen bleiben sie euch fremd, obwohl sie eurem Hause angehören, so wie es ein Gegenstand im Hause sein kann, der euch bekannt und nützlich ist, der aber, wenn er fehlen würde, euch nicht eures Unterhalts berauben würde. Während ... Oh! Versucht einmal, für einige Minuten nicht zu atmen, versucht, tagelang nichts zu essen, und ihr werdet sehen, daß ihr so nicht leben könnt. Dasselbe müßte euer Ich empfinden, wenn euch Gesetz und Propheten fehlen, die ihr zwar kennt, aber nicht in euch aufnehmen, um eins mit ihnen zu werden. Deswegen bin ich gekommen, um euch den Kern des Gesetzes und der Prophetenworte zu lehren und euren durch Hunger und Erstickung sterbenden Seelen wieder Blut und Atem zu geben. Ihr gleicht Kindern, die eine Krankheit unfähig macht zu erkennen, welche Nahrung sich für sie eignet. Ihr habt Nahrung im Überfluß vor euch, aber ihr wißt nicht, daß sie verzehrt werden muß, um sich in Leben umzuwandeln, was heißt, daß sie wirklich in uns aufgenommen werden muß in reiner, großmütiger Treue zum Gesetz des Herrn, der für euch alle zu Mose und den Propheten gesprochen hat. Es ist daher eure Pflicht, zu mir zu kommen, um Odem und Speise für das ewige Leben zu erlangen. Doch diese Pflicht setzt den Glauben bei euch voraus, denn wenn einer keinen Glauben hat, kann er nicht an meine Worte glauben, und wenn er nicht glaubt, kommt er nicht zu mir, um zu sagen: „Gib mir das wahre Brot“, und wenn er das wahre Brot nicht hat, kann er die Werke Gottes nicht tun, da er nicht imstande ist, sie zu tun. Um daher von Gott genährt zu werden und die Werke Gottes zu verrichten, ist es notwendig, daß ihr den grundlegenden Schritt tut: daß ihr an den glaubt, den Gott gesandt hat.«

»Aber was für Wunder wirkst du, damit wir an dich als den Gesandten Gottes glauben und in dir das Zeichen Gottes sehen kön-

nen? Was tust du denn, was nicht schon die Propheten in geringerem Maße getan hätten? Mose hat dich übertroffen, denn er hat unsere Väter nicht nur einmal, sondern vierzig Jahre lang mit wunderbarem Brot ernährt. Es steht geschrieben, daß unsere Väter vierzig Jahre lang das Manna in der Wüste gegessen haben, und es steht auch geschrieben, daß Mose ihnen das vom Himmel gekommene Brot zu essen gab, er, der es vermochte.«

»Ihr seid im Irrtum. Nicht Mose, sondern der Herr vermochte dies, und im Buch Exodus liest man: „Siehe, ich lasse Brot vom Himmel regnen. Das Volk soll dann hingehen, aber sich nur den täglichen Bedarf sammeln; damit will ich es prüfen, ob es nach meinem Gesetz wandelt oder nicht. Und am sechsten Tage soll es das Doppelte von dem, was sie sonst täglich sammeln, sein, mit Rücksicht auf den siebten Tag, welcher der Sabbat ist.“ Und die Hebräer sahen, wie sich die Wüste jeden Morgen mit diesem kleinen Etwas bedeckte, das wie im Mörser zerstoßen zu sein schien, dem Koriandersamen ähnlich sah und den Geschmack des Honigkuchens hatte. Also nicht Mose, sondern Gott hat das Manna gesandt. Gott, der alles vermag. Alles! Bestrafen und segnen, nehmen und gewähren. Und ich sage euch, er zieht es immer vor, zu segnen und zu gewähren, statt zu bestrafen und zu nehmen.

Wie im Buch der Weisheit steht, ernährte Gott sein Volk aus Liebe zu Mose mit der Speise der Engel vom Himmel her, ohne daß man sich um sie bemühen mußte, und die jeglichen Genuß enthielt und jeglichem Geschmack entsprach. Mose, der Liebling Gottes und der Menschen – sein Andenken sei gesegnet. Gott machte ihn den Heiligen der himmlischen Herrlichkeit ähnlich; groß und furchterregend für die Feinde, fähig, Wunder zu wirken und ihnen ein Ende zu setzen. Er verlieh ihm Macht vor dem König und machte ihn zu seinem Diener im Angesicht des Volkes. Er ließ ihn die Herrlichkeit Gottes schauen und die Stimme des Allerhöchsten hören, und legte das Gesetz in seine Hand, die Lehre des Lebens und der Einsicht. *Erinnert euch gut an das, was im Buch der Weisheit geschrieben steht:*

da das Brot vom Himmel, von Gott kam und seine Güte für die Kinder kundgab, hatte es für jeden den Geschmack, der ihm angenehm war, und wirkte je nach den Bedürfnissen jedes Einzelnen; so war es für das Kind mit dem noch schwachen Magen, wie für den Erwachsenen mit seinem Appetit und der guten Verdauung, für das zarte Mädchen und den hinfälligen Greis geeignet und um auch zu beweisen, daß es nicht Menschenwerk war, änderte er die Gesetze der Elemente, und das Feuer konnte diesem geheimnisvollen Brot, das in der aufgehenden Sonne schmolz wie Rauhreif, nichts anhaben. Oder besser gesagt: das Feuer – das steht geschrieben im Buch der Weisheit – vergaß seine eigene Natur aus Ehrfurcht vor dem Werk Gottes, seines Schöpfers, und den Bedürfnissen der Gerechten Gottes, so daß es, anstatt wie gewöhnlich zu brennen und zu quälen, sich sanft gab, um denen, die dem Herrn vertrauten, wohlzutun. Deshalb wandelte sich die Natur auch damals in alles Beliebige und diente dem alles ernährenden Herrn. Sie gehorchte dem Willen dessen, der zum ewigen Vater betete, damit die vom Herrn geliebten Söhne lernten, daß es nicht die irdischen Früchte sind, die den Menschen ernähren, sondern daß das Wort des Herrn jene erhält, die auf Gott vertrauen. Daher vertilgte das Feuer, wie es gekonnt hätte, das süße Manna nicht, auch wenn die Flamme hoch war, obwohl schon die schwache Morgensonne dazu genügte; und das, weil die Menschen sich daran erinnern und lernen sollten, daß die Gaben Gottes zu Beginn des Tages und des Lebens gesammelt werden müssen, und daß es, um sie nicht zu verlieren, erforderlich ist, dem Lichte zuvorzukommen und sich zu erheben, bevor die Sonne aufgeht, um den Ewigen zu preisen.

Dies lehrte das Manna die Hebräer. Und ich erinnere euch daran, weil dies auch heute eure Pflicht ist und es bis zum Ende der Jahrhunderte bleiben wird. Sucht den Herrn und seine himmlischen Gaben, ohne in eurer Trägheit die letzten Stunden des Tages oder des Lebens abzuwarten. Erhebt euch, ihn zu preisen, bevor ihn die aufsteigende Sonne preist, und nährt euch mit seinem Wort, das hei-

ligt, bewahrt und zum ewigen Leben führt. Nicht Mose hat euch das Brot des Himmels gegeben, sondern Gott Vater; und auch jetzt ist es in Wahrheit wieder mein Vater, der euch das wahre, neue und ewige Brot gibt, das vom Himmel her kommt: das Brot der Barmherzigkeit, das Brot des Lebens, das Brot, das der Welt das Leben gibt, das Brot, das jeden Hunger stillt und alle Schwächen wegnimmt, das Brot, das dem, der es ißt, das ewige Leben und die ewige Glückseligkeit schenkt.«

»Gibt uns dieses Brot, Herr, und wir werden nicht mehr sterben.«
»Ihr werdet sterben, wie jeder Mensch stirbt. Aber ihr werdet zum ewigen Leben auferstehen, wenn ihr euch heiligmässig von diesem Brot ernährt; denn es macht den, der es ißt, unverweslich. Und dieses Brot wird denen gegeben werden, die es mit reinem Herzen, reiner Absicht und heiliger Liebe von meinem Vater erbitten. Deswegen habe ich euch gelehrt zu sagen: „Gib uns das tägliche Brot.“ Diejenigen jedoch, welche sich davon auf unwürdige Weise nähren, werden zur Beute höllischer Würmer, wie die Krüge mit dem Manna, das entgegen der befohlenen Ordnung aufbewahrt wurde, und jenes Brot des Heiles und des Lebens wird für sie zum Tode und zur Verdammung werden. Denn die schlimmste Gotteslästerung wird von denen begangen, die dieses Brot auf eine geistig verdorbene und stinkende Tafel legen und es dort entweihen, indem sie es in den Pfuhl ihrer unheilbaren Leidenschaften versenken. Besser wäre es für sie, wenn sie es nie empfangen hätten!«

»Aber wo ist dieses Brot? Wie findet man es? Wie heißt es?

»Ich bin das Brot des Lebens. In mir findet man es. Sein Name ist Jesus. Wer zu mir kommt, wird nicht mehr hungern, und wer an mich glaubt, wird nicht mehr dürsten, denn die himmlischen Fluten werden sich in ihn ergießen und in ihm jedes irdische Verlangen auslöschen. Ich habe es euch jetzt und für immer gesagt, und ihr habt mich nun kennengelernt, und dennoch glaubt ihr nicht. Ihr könnt nicht glauben, daß all dies in mir ist. Und doch ist es so. In mir sind alle Schätze Gottes, und mir ist alles auf Erden gegeben. Daher

sind in mir die glorreichen Himmel und die streitende Erde vereinigt, und sogar die leidenden, wartenden Seelen der in der Gnade Gottes Verschiedenen sind in mir, denn in mir und bei mir ist alle Gewalt. Ich sage es euch: Alles, was mir der Vater gibt, wird zu mir kommen, und ich verjage den nicht, der zu mir kommt; denn ich bin vom Himmel herabgestiegen, nicht um meinen Willen zu tun, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat. Der Wille meines Vaters aber, der mich gesandt hat, ist dieser: daß ich nicht einen einzigen von denen verliere, die er mir gegeben hat, sondern sie auferwecke am Jüngsten Tag. Nun will der Vater, der mich gesandt hat, daß wer immer den Sohn kennt und an ihn glaubt, das ewige Leben habe und am Jüngsten Tage von mir auferweckt werde, wenn ich ihn genährt sehe vom Glauben an mich und gezeichnet mit meinem Siegel.«

Ein Murmeln geht durch die Menge in und außerhalb der Synagoge wegen der neuen und gewagten Worte des Meisters. Dieser wendet, nachdem er einen Augenblick Atem geschöpft hat, seine vor Verzückung leuchtenden Augen dorthin, wo das Murmeln am stärksten ist, also zu den Gruppen, in denen sich die Judäer befinden. Dann fährt er fort zu reden.

»Warum murt ihr unter euch? Ja, ich bin der Sohn Marias von Nazaret, der Tochter Joachims aus dem Geschlechte Davids, der im Tempel geweihten Jungfrau, die sich dann mit Josef des Jakobus aus dem Geschlechte Davids vermählte. Viele von euch haben die Gerechten gekannt, die Josef, dem königlichen Zimmermann, und Maria, der jungfräulichen Erbtöchter aus königlichem Geschlecht, das Leben schenkten, und dies veranlaßt euch zu sagen: „Wie kann dieser behaupten, er sei vom Himmel herabgestiegen?“ und Zweifel steigen in euch auf.

Ich erinnere euch an die Propheten, an ihre Weissagungen über die Menschwerdung des Wortes, und daran, daß für uns Israeliten mehr als für jedes andere Volk feststeht, daß der, den wir nicht zu nennen wagen, nicht nach den Gesetzen der Menschheit, und noch

dazu einer gefallenen Menschheit, Fleisch werden konnte. Der Reinste, der Unerschaffene, der sich aus Liebe zu den Menschen dazu erniedrigt hat, Menschengestalt anzunehmen, konnte nur den Schoß einer Jungfrau wählen, die keuscher war als Lilien, um seine Gottheit mit Fleisch zu umhüllen. Das zur Zeit des Mose vom Himmel herabgekommene Brot wurde aufbewahrt in der goldenen Bundeslade, bedeckt mit der Versöhnungsplatte und bewacht von Kerubim, hinter den Vorhängen des Bundeszeltes. Mit dem Brot war auch das Wort Gottes dort. Es war gerecht, daß es so war, denn höchste Achtung gebührt den Gaben Gottes und den Tafeln seines heiligsten Wortes. Aber was wird Gott erst für sein eigenes Wort und das wahre Brot, das vom Himmel gekommen ist, vorbereitet haben? Eine viel unversehrtere und kostbarere Lade als die goldene Bundeslade, bedeckt mit dem kostbaren Mantel ihrer keuschen Opferbereitschaft, behütet von den Kerubim Gottes, umhüllt vom Schleier jungfräulicher Reinheit, von vollkommener Demut, erhabener Liebe und allen heiligsten Tugenden.

Also? Habt ihr noch nicht verstanden, daß mein Vater im Himmel ist, und daß ich daher von dort komme? Ja, ich bin vom Himmel herabgestiegen, um den Beschluß meines Vaters zu erfüllen, den Beschluß zur Rettung der Menschen, gemäß seinem Versprechen im Augenblick der Verurteilung, das er den Patriarchen und Propheten wiederholte. Aber das ist Glaubenssache, und der Glaube wird von Gott nur dem gegeben, der guten Willens ist. Daher kann niemand zu mir kommen, wenn ihn mein Vater nicht zu mir führt, da er ihn in der Finsternis sieht, jedoch mit dem sehnlichsten Verlangen nach Licht. Bei den Propheten heißt es: „Sie werden alle belehrt werden von Gott.“ Das ist es! Gott zeigt ihnen, wohin sie gehen sollen, um von Gott unterrichtet zu werden. Wer immer also in der Tiefe seines Herzens Gottes Stimme hören konnte, hat vom Vater gelernt, zu mir zu kommen.«

»Und wer hat Gott gehört und sein Antlitz gesehen?« fragen einige, die bereits Anzeichen von Gereiztheit und Ärgernis geben, und

fügen hinzu: »Entweder bist du in einem Wahn befangen oder du bist ein Träumer.«

»Niemand hat Gott geschaut, außer dem, der von Gott kommt: dieser hat den Vater gesehen, und ich bin es! Nun hört das Glaubensbekenntnis vom künftigen Leben, ohne das niemand selig werden kann.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ich bin das Brot des ewigen Lebens.

Eure Väter verzehrten das Manna in der Wüste und sind gestorben, denn das Manna war wohl eine heilige, jedoch zeitliche Speise und gab das Leben, dessen sie bedurften, um in das von Gott seinem Volke verheißenen Land zu gelangen. Aber das Manna, das ich bin, wird weder Grenzen der Zeit noch der Macht haben. Nicht nur himmlisch, sondern göttlich ist es, und bewirkt, was göttlich ist: die Unverweslichkeit, die Unsterblichkeit dessen, den Gott nach seinem Ebenbild erschaffen hat. Dieses göttliche Brot wird nicht nur vierzig Tage, vierzig Monate, vierzig Jahre oder vierzig Jahrhunderte, sondern so lange dauern, als die Zeiten dauern, und es wird allen gegeben werden, die heiligen und dem Herrn wohlgefälligen Hunger haben. Frohlocken wird der Herr darüber, sich grenzenlos den Menschen hinzugeben, für die er Fleisch geworden ist, auf daß sie das ewige Leben erlangen, das unsterbliche Leben.

Ich kann mich verschenken, ich kann mich verwandeln aus Liebe zu den Menschen, damit das Brot Fleisch und das Fleisch Brot werde für den geistigen Hunger der Menschen, die ohne diese Nahrung an Hunger und geistigen Krankheiten sterben würden. Wenn jemand würdig von diesem Brote ißt, wird er ewig leben. Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, geopfert für das Leben der Welt; es wird meine Liebe sein, ausgegossen in den Gotteshäusern, auf daß alle, die sich nach Liebe sehnen oder unglücklich sind, zum Tisch des Herrn kommen und Erquickung finden in ihrem Verlangen, sich mit Gott zu vereinen, und Trost in ihrem Leiden.«

»Aber wie kannst du uns dein Fleisch zu essen geben? Für wen hältst du uns? Für blutdürstige Bestien? Für Wilde? Für Mörder? Uns widerstreben Blut und Verbrechen.«

»Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: viele Male ist der Mensch schlimmer als das wilde Tier, und die Sünde läßt ihn mehr als nur wild und tierisch werden. Der Hochmut läßt in ihm ein mörderisches Verlangen aufkommen, und nicht allen hier Anwesenden widerstrebt das Blut und das Verbrechen. Auch in Zukunft wird der Mensch so sein, weil Satan, die Sinnlichkeit und der Hochmut ihn wild und tierisch werden lassen. Daher muß der Mensch jetzt und in Zukunft mehr denn je sich selbst von schrecklichen Keimen heilen, durch die Eingebung des Heiligen.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, werdet ihr das ewige Leben nicht in euch haben. Wer aber würdig mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tag. Denn mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise, und mein Blut ist wahrhaft ein Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in ihm. Wie der lebendige Vater mich gesandt hat, und ich durch den Vater lebe, so wird der, der mich ißt, durch mich leben und hingehen, wohin ich ihn sende; und er wird tun, was ich von ihm verlange, und als Mensch ein sittenstrenges Leben führen; glühend wie ein Serafim und heilig wird er sein, denn um mein Fleisch essen und mein Blut trinken zu können, wird er die Sünde meiden und sich immer mehr erheben, um seinen Aufstieg schließlich zu Füßen des Ewigen zu beenden.«

»Aber dieser ist ja wahnsinnig! Wer kann denn auf solche Weise leben? In unserer Religion ist es nur der Priester, der rein sein muß, um das Opfer darzubringen. Dieser hier aber will aus uns lauter Opfer seines Wahnsinns machen. Seine Lehre ist zu mühselig und diese Sprache zu hart! Wer kann sie anhören und sie verwirklichen?« flüstern mehrere Anwesende, und viele von diesen gelten bereits als seine Jünger.

Das Volk geht diskutierend weg und die Anzahl der Jünger

scheint sich sehr verringert zu haben, als in der Synagoge nur noch der Meister und seine Getreuesten zurückbleiben. Ich zähle sie nicht, aber ich kann sagen, daß es grob geschätzt kaum mehr als hundert sind. Auch in den Reihen der alten Jünger, die schon im Dienste Gottes standen, muß der Abfall bedeutend gewesen sein. Unter den Übriggebliebenen sind die Apostel, der Priester Johannes und der Schriftgelehrte Johannes, Stephanus, Hermas, Timoneus, Ermasstheus, Agapus, Josef, Salomon, Abel von Betlehem in Galiläa und Abel, der frühere Aussätzige von Chorazin mit seinem Freund Samuel, Elija (jener, der das Begräbnis seines Vaters der Nachfolge Jesu hintangestellt hatte), Philippus von Arbela, Ascher und Ismael von Nazaret. Ferner sind hier noch andere, deren Namen ich nicht kenne. Sie alle reden leise miteinander und machen Bemerkungen über den Abfall der vielen und über die Worte Jesu, der nachdenklich mit verschränkten Armen dasteht und sich an ein hohes Lesepult lehnt.

»Ihr nehmt Anstoß an dem, was ich gesagt habe? Und wenn ich euch sagen würde, daß ihr eines Tages den Menschensohn zum Himmel, wo er zuvor gewesen ist, auffahren und ihn zu Rechten des Vaters sitzen sehen werdet? Was habt ihr denn bis zu dieser Stunde verstanden, aufgenommen und geglaubt? Und womit habt ihr gehört und aufgenommen? Nur mit eurer Menschheit? *Der Geist ist es, der lebendig macht und Wert hat. Das Fleisch nützt zu nichts. Meine Worte sind Geist und Leben und müssen mit dem Geist angehört und verstanden werden, um durch sie das Leben zu erlangen.* Aber viele sind unter euch, deren Geist abgestorben ist, weil er ohne Glaube ist. Viele von euch glauben nicht wahrhaft, und so folgen sie mir vergeblich. Sie werden nicht das ewige Leben, sondern den Tod ernten. Denn wie ich schon im Anfang gesagt habe, sind sie entweder aus Neugierde, aus menschlichem Interesse, was noch schlimmer ist, oder aus noch viel unwürdigeren Absichten hier.

Sie sind nicht vom Vater hergeführt worden als Belohnung für ihren guten Willen, sondern vom Satan. Wahrlich, niemand kann zu mir kommen, wenn es ihm nicht von meinem Vater gewährt wird.

Geht nur, ihr, da es euch schwer fällt, bei mir zu bleiben und ihr euch nur schämt, mich zu verlassen; die ihr euch aber andererseits noch mehr schämt, weil ihr im Dienste eines Meisters steht, der euch „verrückt und hart“ vorkommt. Geht! Besser ist es, ihr seid weit weg, als daß ihr hier bleibt, um zu schaden!«

Viele weitere Jünger ziehen sich zurück, unter ihnen der Schriftgelehrte Johannes und Markus, der einst besessene Gerasener, der geheilt wurde, nachdem die Dämonen in Schweine gefahren waren. Die guten Jünger beraten sich und laufen hinter diesen Treubrüchigen her, um sie zurückzuhalten. In der Synagoge sind jetzt Jesus, der Synagogenvorsteher und die Apostel . . .

Jesus wendet sich an die Zwölf, die niedergeschlagen in einer Ecke stehen, und fragt ohne Bitterkeit und Traurigkeit, doch sehr ernst: »Wollt auch ihr gehen?«

Petrus antwortet ihm in einem schmerzlichen Ausbruch: »Herr, wohin sollen wir gehen? Zu wem? Du bist unser Leben und unsere Liebe, Nur du hast Worte des ewigen Lebens. Wir haben erkannt, daß du Christus, der Sohn Gottes, bist. Wenn du willst, jage uns fort. Aber von uns aus werden wir dich nicht verlassen, selbst . . . selbst, wenn du uns nicht mehr lieben würdest . . . « Und Petrus weint lautlos viele Tränen . . . Auch Andreas, Johannes und die beiden Söhne des Alphäus weinen ohne es zu verbergen, und die anderen, bleich oder rot vor Erregung weinen nicht, leiden jedoch sichtlich.

»Warum sollte ich euch fortjagen? Habe ich euch Zwölf nicht selbst erwählt? . . .

Jairus hat sich klugerweise zurückgezogen, um Jesus die Freiheit zu lassen, seine Apostel zu trösten oder zu tadeln. Jesus, der den schweigenden Rückzug bemerkt hat, sagt, indem er sich bedrückt niedersetzt, als ob die Offenbarung seine Kräfte übersteigen würde, müde, angeekelt und schmerzvoll: »Und doch ist einer unter euch ein Dämon.«

Die Worte erklingen langsam und furchterregend in der Synagoge, in der nur noch das Licht der vielen Lampen Helle verbreitet . . . und

keiner wagt etwas zu sagen. Sie schauen sich nur gegenseitig an mit furchtsamer Scheu und ängstlich forschenden Blicken, und mit noch größerer Angst prüft ein jeder sich selbst . . .

Eine Zeitlang rührt sich niemand. Jesus bleibt allein auf seinem Platz, die Hände auf den Knien gefaltet, mit niedergeschlagenem Blick. Schließlich erhebt er seine Augen und sagt: »Kommt. Ich bin doch kein Aussätziger! Oder haltet ihr mich für einen solchen?«

Jetzt eilt Johannes zu ihm, fällt ihm um den Hals und sagt: »Dann will ich im Aussatz mit dir sein, meine einzige Liebe. Mit dir in der Verurteilung, mit dir im Tode, wenn du glaubst, daß dies auf dich wartet . . . «

Petrus kriecht zu seinen Füßen hin, nimmt sie, stellt sie auf seine Schultern und seufzt: »Hier, tritt mich, zertritt mich! Aber lasse mich nicht denken, daß du deinem Simon mißtraust.«

Als die andern sehen, daß Jesus die beiden ersten liebkost, gehen sie auf ihn zu und küssen sein Gewand, seine Hände, sein Haar . . . Nur Iskariot wagt es, sein Antlitz zu küssen.

Jesus springt auf und schiebt ihn weg. Diese Gebärde mutet barsch an, weil sie ganz unerwartet geschieht. Er sagt: »Laßt uns nach Hause gehen, und morgen Abend, wenn es dunkelt, werden wir mit den Booten nach Hippos fahren.«

402 Der neue Jünger: Nikolaus von Antiochia

Jesus ist ganz allein auf der Terrasse des Hauses des Thomas von Kafarnaum. Das Dorf ruht in der Stille des Sabbats. Seine Einwohnerzahl ist sehr zusammengeschmolzen, weil die Eifrigsten in der Ausübung des Glaubens und auch jene, die sich mit ihren Familien nach Jerusalem begeben und Kinder haben, die keine meilenweite Märsche ertragen, bereits abgereist sind. So fehlt dem ohnehin etwas bewölkten Tag die goldene Note der fröhlichen Kinderschar.

Jesus ist sehr nachdenklich. Er sitzt in einer Ecke auf einer niedrigen Bank, fast von der Brüstung verborgen und den Rücken zur

Treppe gekehrt. Den einen Ellbogen auf das Knie gestützt, hält er die Stirn in der Hand, in einer müden, fast leidvollen Haltung. Er wird in seiner Betrachtung unterbrochen durch die Ankunft eines Knäbleins, das ihn vor seiner Abreise nach Jerusalem noch grüßen möchte.

»Jesus, Jesus!« ruft es bei jeder Stufe, da es ihn nicht sehen kann, weil das Mäuerchen ihn denen, die unten sind, verbirgt. Jesus ist so in sich gekehrt, daß er das schwache Stimmlein und das täubchenhafte Trippeln nicht wahrnimmt ... und immer noch in der leidvollen Haltung verharrt, als der Kleine auf der Terrasse erscheint.

Das Kind ist darüber erschrocken, bleibt an der Treppe der Terrasse stehen, steckt einen Finger in den Mund und denkt nach ... Dann entschließt es sich, geht langsam auf ihn zu, ... und, hinter Jesus angekommen, neigt es sich über seine Schulter, um zu sehen, was er macht, und sagt: »Nein, mein schöner Jesus, weine nicht! Warum denn? Wegen der bösen Leute von gestern? Mein Vater hat zu Jäirus gesagt, daß sie deiner nicht würdig sind. Aber du darfst nicht weinen, ich habe dich lieb, und auch mein Schwesterchen, Jakobus, Tobiolus, Johanna, Maria, Micha und alle, alle Kinder von Kafarnaum haben dich lieb. Weine nicht mehr ... « Das Kind hängt sich an seinen Hals, liebkost ihn und fügt hinzu: »Sonst fange auch ich an zu weinen und höre nicht mehr auf ... während der ganzen Reise ... «

»Nein, David. Ich weine nicht mehr. Du hast mich getröstet. Bist du allein? Wann werdet ihr abreisen?«

»Nach Sonnenuntergang, mit dem Boot bis Tiberias. Kommst du mit uns? Mein Vater hat dich gern, weißt du?«

»Ich weiß es, liebes Kind. Aber ich muß noch zu andern Kindern gehen ... Ich danke dir, daß du gekommen bist, mich zu grüßen, und ich segne dich, kleiner David. Wir geben uns nun den Abschiedskuß, und dann gehst du zu deiner Mutter zurück. Weiß sie, daß du hier bist?«

»Nein. Ich bin weggelaufen, weil ich dich nicht bei den Jüngern gesehen hatte und dachte, daß du weinen würdest.«

»Ich weine nicht mehr, du siehst es. Gehe nun zur Mutter, die dich vielleicht schon ängstlich sucht. Leb wohl! Paß auf die Esel der Karawane auf. Siehst du, die Tiere stehen schon überall herum.«

»Aber weinst du wirklich nicht mehr?«

»Nein. Ich habe kein Leid mehr. Du hast es mir genommen. Danke, mein Kind.«

Das Kind hüpfte die Treppe hinunter, und Jesus beobachtet es. Dann schüttelt er sein Haupt und kehrt an seinen Platz und zu der leidvollen Betrachtung zurück.

Einige Zeit vergeht. Die Sonne scheint bei ihrem Untergang durch die Wolken.

Ein schwerfälliger Schritt auf der Treppe. Jesus erhebt sein Antlitz und sieht Jäirus, der auf ihn zukommt. Er grüßt ihn, und Jäirus erwidert ehrfürchtig den Gruß.

»Wie kommt es, daß du hier bist, Jäirus?«

»Herr, ich habe vielleicht einen Fehler begangen. Aber du, der du in das Herz der Menschen siehst, wirst auch erkennen, daß in meinem Herzen keine Bosheit wohnt. Heute habe ich dich nicht in die Synagoge zum Sprechen eingeladen, denn ich habe gestern sehr gelitten deinetwegen, und habe gesehen, wie sehr du gelitten hast ... so daß ich es nicht gewagt habe. Ich habe die Deinen gefragt und sie haben mir gesagt: „Er möchte allein sein“ ... Doch soeben ist Philippus gekommen, der Vater Davids, und hat mir berichtet, daß sein Kind dich weinen sah. Er hat gesagt, du hättest ihm dafür gedankt, daß es zu dir gekommen sei. So bin ich nun auch gekommen, Meister. Alle, die jetzt noch in Kafarnaum sind, versammeln sich bereits in der Synagoge. Und meine Synagoge gehört dir, Herr.«

»Danke, Jäirus! Heute werden dort andere sprechen, und ich werde als einfacher Gläubiger kommen ... «

»Du wärest nicht dazu verpflichtet. Deine Synagoge ist die Welt.«

»Ich bleibe hier mit meinem Geist vor dem Vater, der mich versteht und keine Schuld an mir findet.« Tränen glänzen in den traurigen Augen Jesu.

»Auch ich finde keine Schuld an dir ... Leb wohl, Herr.«

»Leb wohl, Jäirus.« Und Jesus setzt sich wieder, immer noch nachdenklich.

Leicht wie eine Taube schwebt nun in ihrem weißen Kleide die Tochter des Jäirus herauf. Sie schaut zu ihm hin ... und sagt dann leise: »Mein Retter!«

Jesus wendet sein Haupt, sieht sie, lächelt ihr zu und sagt: »Komm zu mir!«

»Ja, mein Herr. Aber ich möchte dich zu den anderen bringen. Warum soll die Synagoge heute stumm sein?«

»Dein Vater und viele andere sind dort, um sie mit Worten zu erfüllen.«

»Aber es sind nur Worte ... Deines ist *Das Wort*. O mein Herr! Ich war tot und mit deinem Wort hast du mich meiner Mutter und meinem Vater wiedergeschenkt. Aber schau jene an, die jetzt in die Synagoge gehen! Viele sind mehr tot als ich es damals war. Komm, um ihnen das Leben zu schenken.«

»Tochter, du hast es damals verdient; sie aber ... Kein Wort kann dem Leben geben, der für sich selbst den Tod wünscht.«

»Ja, mein Herr! Aber komme trotzdem. Es gibt auch solche, die aufleben, wenn sie dich hören ... Komm! Leg deine Hand in die meine und laß uns gehen. Ich bin das Zeugnis deiner Macht und bin bereit, es auch vor deinen Feinden zu bezeugen; selbst um den Preis, daß mir dieses zweite Leben genommen wird, das ja auch nicht mehr mir gehört, denn du hast es mir geschenkt, guter Meister, aus Mitleid mit einer Mutter und einem Vater. Aber ich ... «
Das Mädchen, schon eine schöne junge Frau mit sanften, strahlenden Augen im reinen und klugen Gesicht, unterbricht sich, von einem Tränenausbruch überwältigt, und ihre Tränen tropfen von den langen Wimpern über die Wangen.

»Warum weinst du jetzt?« fragt Jesus und legt seine Hand auf ihr Haar.

»Weil man mir gesagt hat, daß du sterben wirst ... «

»Wir alle werden sterben, Mädchen.«

»Aber nicht so, wie du sagst! Ich ... oh, nun wäre ich lieber nicht wieder ins Leben zurückgekehrt, um es nicht mitansehen zu müssen, um nicht dabei zu sein ... wenn dieses Schreckliche geschehen wird ... «

»Dann wärest du auch nicht da, um mir den Trost zu schenken, den du mir jetzt gibst. Weißt du nicht, daß das Wort, auch ein einziges nur, von einem reinen Menschen, der mich liebt, alle Pein von mir nimmt?«

»Ja? Oh, dann darfst du nicht mehr leiden, denn ich liebe dich mehr als den Vater, die Mutter und mein Leben!«

»So ist es!«

»Dann komme also. Bleibe nicht allein. Sprich für mich, für Jäirus, für die Mutter, für den kleinen David, kurzum für jene, die dich lieben. Wir sind viele und werden immer mehr werden. Bleibe nicht allein, denn dann wird man traurig.« Und mit dem mütterlichem Instinkt, der jeder ehrbaren Frau eigen ist, schließt sie mit den Worten: »In meiner Nähe wird dir niemand etwas antun, und in jedem Falle werde ich dich verteidigen.«

Jesus erhebt sich und stellt sie zufrieden. Hand in Hand gehen sie durch die Straßen und betreten die Synagoge durch einen Seiteneingang.

Jäirus, der gerade mit lauter Stimme aus einer Schriftrolle vorliest, unterbricht seine Lesung und sagt, sich tief verneigend: »Meister, ich bitte dich, sprich zu denen, die aufrichtigen Herzens sind. Bereite uns mit deinem heiligen Wort auf das Paschafest vor.«

»Du hast gerade aus dem Buch der Könige vorgelesen, nicht wahr?«

»Ja, Meister. Ich versuchte, die Anwesenden darüber zum Nachdenken zu bringen, daß der, der sich von Gott trennt, dem Götzendienst des Goldenen Kalbes verfällt.«

»Gut hast du gesprochen. Hat niemand etwas zu sagen?«

Es erhebt sich ein Stimmengewirr in der Menge. Die einen wollen,

daß Jesus spricht, andere schreien: »Wir haben es eilig. Laßt uns die Gebete sprechen und die Versammlung beenden, wir gehen sowieso nach Jerusalem und werden dort die Rabbis hören.« Die da so schreien sind die vielen Fahnenflüchtigen von gestern, die der Sabbat in Kafarnaum aufgehalten hat.

»Jesus schaut sie in großer Traurigkeit an und sagt: »Ihr habt es eilig. Das ist wahr. Auch Gott hat es eilig, euch zu richten. Geht nur!« Dann sagt er zu denen, die jene tadeln: »Schimpft sie nicht! Jeder Baum trägt seine Frucht.«

»Herr! Wiederhole die Geste des Nehemia! Erhebe deine Stimme gegen sie, Hoherpriester, der du bist!« ruft Jäirus erzürnt, und die Apostel, die getreuen Jünger und jene von Kafarnaum pflichten ihm bei.

Jesus breitet seine Arme kreuzförmig aus. Leichenblaß ist er, ein wahres Bild des Schmerzes, und doch sanft. Er ruft aus: »Gedenke meiner, o mein Gott, in deiner Huld! Und erinnere dich auch ihrer zum Guten! Ich verzeihe ihnen!«

Die Synagoge leert sich, und es bleiben nur die Jesus Treugebliebenen zurück . . . und ein Fremdling in einer Ecke. Ein kräftiger Mann, dem niemand Beachtung schenkt, mit dem niemand spricht, und auch er spricht mit niemandem. Unentwegt schaut er auf Jesus, so sehr, daß der Meister den Blick in seine Richtung wendet, ihn sieht und Jäirus fragt, wer er ist.

»Ich weiß es nicht. Sicher ein Durchreisender.«

Jesus fragt ihn: »Wer bist du?«

»Nikolaus, ein Proselyt von Antiochia. Ich bin auf dem Weg nach Jerusalem, um dort das Paschafest zu feiern.«

»Wen suchst du?«

»Dich, Herr, Jesus von Nazaret. Ich habe den Wunsch, mit dir zu reden.«

»Komm!« Und als er bei ihm angelangt ist, geht Jesus mit ihm in den Garten hinter der Synagoge, um ihn anzuhören.

»Ich habe in Antiochia mit einem deiner Jünger gesprochen, der

Felix heißt, und hatte den brennenden Wunsch, dich kennenzulernen. Er hat mir gesagt daß dein Aufenthaltsort Kafarnaum sei und daß deine Mutter in Nazaret lebt, und auch, daß du nach Getsemani oder nach Betanien gehen würdest. Der Ewige fügte es, daß ich dir in der Synagoge begegnet bin. Ich war schon gestern hier ... und ich war heute Morgen in deiner Nähe, als du nahe der Quelle beim Gebet weintest ... Ich liebe dich, Herr, denn du bist heilig und sanft. Ich glaube an dich, an deine Handlungen. Deine Worte haben mich bereits zum Deinigen gemacht, und die Barmherzigkeit, die du soeben den Schuldigen gezeigt hast, hat mich in meinem Entschluß gefestigt. Herr, nimm mich an Stelle jener an, die dich verlassen! Ich komme zu dir mit allem, was ich habe: mit dem Leben und den Gütern.« Er ist bei den letzten Worten niedergekniet.

Jesus schaut ihn fest an ... dann sagt er: »Komm, von heute an gehörst du dem Meister. Wir wollen zu deinen Gefährten gehen.«

Sie kehren in die Synagoge zurück, wo die Jünger und die Apostel aufgeregt mit Jäirus reden.

»Seht hier einen neuen Jünger. Der Vater tröstet mich. Liebt ihn wie einen Bruder. Wir werden mit ihm gehen, um Brot und Salz zu teilen. Dann werdet ihr in der Nacht mit ihm nach Jerusalem abreisen, und wir werden mit den Booten nach Hippos fahren. Sagt niemandem meinen Weg, damit wir nicht aufgehalten werden.«

Doch inzwischen ist der Sabbat zu Ende und jene, die Jesus verlassen wollen, haben sich massenweise am Ufer versammelt, um über den Preis der Überfahrt nach Tiberias zu verhandeln. Sie streiten mit Zebedäus, der sein Boot, das schon in der Nähe des Bootes des Petrus für die Abreise Jesu und der Zwölf in der Nacht bereit ist, nicht hergeben will.

»Ich werde gehen und ihm helfen«, sagt Petrus aufgeregt.

Um allzu laute Auftritte zu vermeiden, hält Jesus ihn zurück und sagt: »Wir gehen alle, nicht nur du allein.«

Sie gehen ... und verkosten die Bitterkeit, die Fahnenflüchtigen grußlos davongehen zu sehen, um jede weitere Diskussion zu ver-

meiden, einzig darauf bedacht, sich von Jesus zu entfernen . . . Sie hören auch noch häßliche Schimpfworte und höhnische Ratschläge, die den treuen Jüngern gelten . . .

Jesus wendet sich um und kehrt nach Hause zurück, und nachdem die feindliche Gruppe sich entfernt hat, sagt er zu dem neuen Jünger: »Hörst du sie? Solches erwartet dich, wenn du zu mir kommst.«

»Ich weiß es. Gerade deswegen bleibe ich. Ich habe dich an einem ehrenvollen Tage gesehen, als die Menge dir zujubelte und dich als ihren „König“ begrüßte. Ich habe die Achseln gezuckt und gesagt: „Noch ein armer Verblendeter. Eine neue Plage für Israel“; und bin dir nicht gefolgt, weil du mir wie ein König vorkamst, und dachte nicht mehr an dich. Jetzt aber folge ich dir, weil ich in deinen Worten und in deiner Güte den verheißenen Messias erkenne.«

»Wahrlich, du bist gerechter als viele andere. Doch noch einmal sage ich: Wer in mir einen irdischen König erhofft, der soll sich zurückziehen. Wer fühlt, daß er sich meiner schämen wird angesichts der anklagenden Welt, der soll sich zurückziehen. Wer Anstoß daran nehmen wird, mich als Übeltäter behandelt zu sehen, der soll sich zurückziehen. Ich sage es euch, solange ihr es noch tun könnt, ohne euch in den Augen der Welt bloßzustellen. Macht es denen nach, die in den Booten entfliehen, wenn ihr nicht bereit seid, mein Los in der Schmach zu teilen, um es einst mit mir in der Herrlichkeit zu teilen. Denn dies wird geschehen: der Menschensohn wird angeklagt und in die Hände der Menschen ausgeliefert werden, die ihn wie einen Übeltäter töten und glauben werden, ihn besiegt zu haben. Aber vergeblich werden sie ihr Verbrechen begangen haben, denn nach drei Tagen werde ich auferstehen und triumphieren. Selig jene, die imstand sind, bei mir auszuharren bis ans Ende!«

Sie sind beim Haus angekommen; Jesus vertraut den Neuankömmling den Jüngern an und steigt allein zu dem Ort hinauf, an dem er vorher war. Vielmehr, er betritt den oberen Raum und setzt sich nachdenklich nieder.

Nach einer Weile folgen ihm Iskariot und Petrus.

»Meister, Judas hat mir über einige wahre Dinge nachzudenken gegeben.«

»Sprich!«

»Du nimmst diesen Nikolaus auf, einen Proselyten, dessen Vergangenheit wir nicht kennen. Wir haben schon viele Widerwärtigkeiten erlebt . . . Und nun? Was wissen wir von ihm? Können wir ihm trauen? Judas sagt mit Recht, er könnte ein Spion sein, der von Feinden geschickt worden ist.«

»Ja! Ein Verräter! warum will er nicht sagen, wo er herkommt und wer ihn geschickt hat? Ich habe ihn ausgefragt, aber er sagt nur: „Ich bin Nikolaus von Antiochia, ein Proselyt.“ Ich habe einen berechtigten Verdacht.«

»Bedenke, daß er kommt, weil er mich verraten sieht.«

»Das kann auch eine Lüge sein! Es kann ein Verrat sein!«

»Wer überall Lügen und Verrat sieht, ist selbst zu solchen Dingen fähig, denn er schließt von sich auf andere«, antwortet Jesus ernst.

»Herr, du beleidigst mich!« schreit Judas empört.

»Dann entferne dich von mir und geh mit denen, die mich verlassen.«

Judas geht hinaus und schlägt die Türe zu.

»Aber Herr, Judas hat nicht ganz unrecht . . . und dann möchte ich nicht, daß dieser Mann von Johannes berichtet. Nur der Mann von En-Dor kann jener Felix sein, der dir diesen Mann schickt . . . «

»Gewiß ist es so. Aber Johannes von En-Dor ist klug und hat wieder seinen früheren Namen angenommen. Sei beruhigt, Simon. Ein Mensch, der Jünger wird, weil er fühlt, daß meine menschliche Sache schon verloren ist, kann nur einer mit aufrichtigem Herzen sein. Ganz anders steht es um den, der soeben hinausgegangen ist und der zu mir gekommen ist, weil er gehofft hat, einst der Fürst eines mächtigen Königs zu werden, und sich nicht davon überzeugen läßt, daß ich nur ein König der Seelen bin . . . «

»Mißtraust du ihm, Herr?«

»Niemandem. Aber in Wahrheit sage ich dir, das, was Nikolaus, der Jünger und Proselyt, erreichen wird, wird Judas des Simon, der Apostel, Israelit und Judäer, nicht erreichen.«

»Herr, ich hätte Lust Nikolaus über Johannes zu befragen.«

»Tue es nicht. Johannes hat keine Aufträge gegeben, weil er klug ist. Sei du jetzt nicht unklug.«

»Nein, Herr. Ich habe dich nur gefragt . . . «

»Wir wollen hinuntergehen und das Abendessen in Eile zu uns nehmen, denn um Mitternacht wollen wir aufbrechen . . . Simon . . . Liebst du mich?«

»Oh, Meister! Aber was sagst du da?«

»Simon, mein Herz ist dunkler als der See in einer Gewitternacht, und so unruhig wie dieser . . . «

»Oh, mein Meister! . . . Was soll ich dir sagen, da ich doch noch . . . noch betrübter und aufgeregter bin als du? Ich sage dir: „Sieh deinen Simon an, und wenn dich mein Herz zu trösten vermag, dann nimm es dir.“ Ich habe nichts anderes als mein Herz, aber es ist ehrlich.«

Jesus lehnt einen Augenblick sein Haupt an die breite, starke Brust des Petrus, erhebt sich dann und geht mit ihm hinunter.

403 Jesus auf dem Weg nach Gadara

Jesus befindet sich schon jenseits des Jordan, und demnach, was ich höre, ist das, was man auf der Höhe eines ganz grünen Hügels sehen kann, die Stadt Gadara. Es ist die erste Stadt, zu der sie gelangen, nachdem sie am südöstlichen Ufer des Sees von Galiläa an Land gegangen sind. Hippos haben sie vermieden, da ihnen die Boote der Jesus feindlich gesinnten Leute dorthin vorausgefahren waren. Ich glaube, sie sind genau gegenüber von Tarichäa, dort, wo der Jordan den See verläßt, ausgestiegen.

»Du kennst den kürzesten Weg nach Gadara, nicht wahr? Erinnerst du dich an ihn?« fragt Jesus.

»Und ob! Wenn wir bei den warmen Quellen am Jarmuk sind, brauchen wir nur der Straße zu folgen«, antwortet Petrus.

»Wie willst du denn die Quellen finden?« fragt Thomas.

»Oh, man braucht nur eine Nase zu haben, um sie zu finden, denn den Gestank bemerkt man schon einige Meilen bevor man dort ist!« ruft Petrus aus und rümpft mit Abscheu die Nase.

»Ich wußte nicht, daß du unter Schmerzen leidest ... « bemerkt Judas Iskariot.

»Schmerzen? Ich? Seit wann denn?«

»Nun, da du über die heißen Quellen am Jarmuk so gut Bescheid weißt, mußt du wohl dort gewesen sein.«

»Ich habe nie Quellen gebraucht, um mich wohlfühlen! Die Gifte sind mir mit dem Schweiß ehrlicher Arbeit aus den Knochen entwichen ... und da ich mehr gearbeitet habe als genossen, sind überhaupt nur wenige Gifte in mich eingedrungen ... «

»Das gilt mir, nicht wahr? Ja. Ich bin immer an allem schuld ... « sagt Judas unruhig.

»Aber wer hat dich denn gebissen? Du fragst, und ich antworte dir, wie ich dem Meister oder irgendeinem Kameraden geantwortet hätte, und ich glaube, daß keiner von ihnen, nicht einmal Matthäus ... der ein Genießer gewesen ist, es übelgenommen hätte.«

»Aber ich nehme es dir übel!«

»Ich habe nicht gewußt, daß du so empfindlich bist. Aber ich bitte dich wegen des ausgelösten Verdachtes um Entschuldigung. Aus Liebe zum Meister, weißt du? Der Meister hat schon so viel Trauriges von Fremden zu ertragen, daß es nicht nötig ist, daß auch wir ihm noch Kummer machen. Schau ihn an, anstatt über deine Empfindlichkeit nachzusinnen, und du wirst sehen, daß er Frieden und Liebe braucht.«

Jesus spricht nicht. Er blickt Petrus nur an und lächelt ihm dankbar zu.

Judas erwidert nichts auf diese so richtige Bemerkung des Petrus. Er ist verschlossen und unruhig. Er möchte sich höflich zeigen, doch

Unmut und Enttäuschung, die sein Herz erfüllen, kommen in seinem Blick, seiner Stimme, seiner Miene und sogar in seinem überheblichen Gang zum Ausdruck, denn er trampelt wütend daher, als wollte er sich austoben und all dem, was in seinem Innern kocht, Luft machen.

Er bemüht sich, ruhig zu erscheinen und den Höflichen zu spielen, doch es gelingt ihm nicht, es bleibt nur ein Versuch . . . So fragt er Petrus:

»Woher kennst du nur diese Orte? Vielleicht bist du wegen deiner Frau dort gewesen?«

»Nein, ich bin hier vorbeigekommen, als wir um den Etanim mit dem Meister in die Auranitis gegangen sind. Ich habe die Mutter und die Jüngerinnen zu den Ländereien Chuzas begleitet. Daher bin ich von Bozra aus hier vorbeigekommen«, antwortet Petrus aufrichtig und vorsichtig.

»Du allein hast sie begleitet?« fragt Judas ironisch.

»Warum? Glaubst du nicht, daß man allein für viele gelten kann, wenn es notwendig ist, wenn es sich um einen vertraulichen Auftrag handelt und man ihn überdies mit Liebe ausführt?«

»Oh, welch ein Hochmut! Ich hätte dich sehen mögen!«

»Du hättest einen ernsthaften Mann gesehen, der heilige Frauen begleitet.«

»Aber bist du wirklich allein gewesen?« fragt Judas mit dem Gehebe eines Untersuchungsrichters.

»Ich war mit den Brüdern des Herrn zusammen.«

»So ist es also! Jetzt fängst du an, zuzugeben!«

»Und meine Nerven fangen an zu zucken! Darf ich wissen, was du hast?«

»Es ist wahr. Es ist eine Schande«, sagt Thaddäus.

»Und es ist Zeit, damit Schluß zu machen«, fügt Jakobus des Zebedäus hinzu.

»Du hast kein Recht, Simon zu verspotten«, tadelt ihn Bartholomäus.

»Du solltest dich daran erinnern, daß er unser aller Haupt ist«, sagt schließlich der Zelote.

Jesus spricht nicht.

»Oh, ich verspottete niemanden, ich habe wirklich nichts gegen ihn. Es macht mir nur Spaß, ihn ein wenig zu necken . . . «

»Das ist nicht wahr! Du lügst! Du stellst arglistige Fragen, weil du etwas erfahren möchtest. Der Hinterlistige hält alle für hinterlistig. Hier gibt es keine Geheimnisse. Wir waren alle dabei und haben alle dasselbe getan: das, was der Meister angeordnet hatte, und nichts anderes. Verstehst du?« schreit der andere Judas, von wahren Zorn erfaßt.

»Schweigt! Ihr gleicht streitsüchtigen Frauen. Ihr habt alle unrecht, und ich schäme mich für euch«, sagt Jesus streng.

Es entsteht ein tiefes Schweigen, während sie zur Stadt auf dem Hügel gehen. Thomas unterbricht das Schweigen und sagt: »Welch ein Gestank!«

»Es sind die Quellen. Das dort ist der Jarmuk, und die Bauten sind die Thermen der Römer. Dahinter kommt eine schöne, gepflasterte Straße, die nach Gadara führt. Die Römer reisen gerne gut. Gadara ist schön!« sagt Petrus.

»Die Stadt wird uns noch schöner erscheinen, weil wir gewisse . . . Leute nicht antreffen werden, wenigstens nicht in großer Zahl«, murmelt Matthäus zwischen den Zähnen.

Sie überqueren die Brücke über den Fluß, umgeben von den Gerüchen des schwefelhaltigen Wassers. Dann gehen sie an den Thermen und an den Fahrzeugen der Römer vorbei und schlagen eine schöne, mit breiten Platten gepflasterte Straße ein, die zur Stadt auf dem Gipfel des Hügel führt, die von einer schönen Mauer umgeben ist.

Johannes nähert sich dem Meister: »Ist es wahr, daß dort, wo die Quellen sind, in alter Zeit ein Verdammter in den Abgrund der Schlucht gestoßen wurde? Meine Mutter hat es uns erzählt, als wir noch klein waren, um uns begreiflich zu machen, daß man nicht sündigen darf, weil sich sonst die Hölle unter den Füßen des von Gott

Verfluchten öffnet und ihn verschlingt. Zur Erinnerung daran und zur Ermahnung sind Risse geblieben, aus denen Gestank, Hitze und höllische Wasser emporsteigen. Ich hätte Angst, darin zu baden . . . «

»Weshalb, Junge? Du würdest keinen Schaden erleiden. Leichter ist es, durch jene Menschen zu Schaden zu kommen, die die Hölle in sich haben und Gestank und Gifte ausscheiden. Aber es kommen nur die durch sie zu Schaden, die schon selbst dazu neigen.«

»Könnte auch ich verdorben werden?«

»Nein, selbst wenn du dich inmitten einer Schar von Dämonen befändest, könnten sie dir nichts anhaben.«

»Warum? Worin unterscheidet er sich von den andern?« fragt sofort Judas von Kerijot.

»Darin, daß er in jeder Hinsicht rein ist und deshalb Gott sieht«, antwortet Jesus. Judas lacht boshaft.

Johannes fragt wieder: »Dann sind die Quellen also keine Höllenschlünde?«

»Nein. Es handelt sich vielmehr um etwas Gutes, das der Schöpfer zum Wohl seiner Kinder erschaffen hat. Die Hölle ist nicht *in* der Erde, sie ist *auf* der Erde, Johannes, in den Herzen der Menschen, und im Jenseits vervollständigt sie sich.«

»Aber gibt es denn wirklich eine Hölle?« fragt Iskariot.

»Was sagst du denn da?« fragen ihn die Kameraden entsetzt.

»Ich sage: gibt es sie wirklich? Ich kann es nicht glauben, und ich bin nicht der einzige.«

»Du Heide!« rufen sie erschrocken.

»Nein, Israelit. Wir sind viele in Israel, die gewisse Märchen nicht glauben.«

»Aber wie kannst du dann an das Paradies glauben?« »Und an die Gerechtigkeit Gottes?« »Wo tust du die Sünder hin?« »Wie erklärst du Satan?« schreien sie alle durcheinander.

»Ich sage, was ich denke. Man hat mir soeben vorgeworfen, daß ich ein Lügner sei. Ich beweise, daß ich aufrichtig bin, auch wenn euch dies ärgert und mich in euren Augen verhaßt macht. Übrigens

bin ich nicht der einzige in Israel, der so denkt, seit wir durch den Kontakt mit den Griechen und den Römern Fortschritte im Wissen gemacht haben, und auch der Meister, der einzige, dessen Urteil ich achte, kann weder mich noch Israel tadeln. Er, der ganz offensichtlich ein Freund der Griechen und Römer ist und sie schützt ... Ich gehe von diesem philosophischen Begriff aus: Wenn alles von Gott überwacht wird, dann ist alles, was wir tun, durch seinen Willen geschehen, und daher muß er uns alle irgendwie belohnen, da wir nur von ihm gelenkte, mechanisch handelnde Wesen sind. Wir sind Wesen ohne Willen. Auch der Meister sagt es: „Der Wille des Allerhöchsten! Der Wille des Vaters.“ Es ist der einzige Wille, und so unendlich, daß er den begrenzten Willen der Geschöpfe unterdrückt und vernichtet. Daher tut sowohl das Gute als auch das Böse, das wir anscheinend verüben, Gott selbst, weil er es uns gebietet. Deshalb wird er uns auch nicht für das Böse bestrafen und seine Gerechtigkeit dementsprechend walten lassen; denn unsere Sünden haben wir nicht freiwillig begangen, sondern sie sind uns von dem, der will, daß wir sie begehen, auferlegt worden, damit es auf Erden das Gute und das Böse gebe. Wer böse ist, der ist das Mittel zur Sühne für die weniger Bösen, und da er selbst darunter leidet, daß er nicht als gut betrachtet werden kann, sühnt er auf diese Weise seinen Anteil an der Schuld. Jesus hat es gesagt: die Hölle ist auf der Erde und in den Herzen der Menschen. Satan spüre ich nicht. Ihn gibt es nicht. Ich habe eine Zeitlang an ihn geglaubt, aber seit einiger Zeit bin ich sicher, daß alles nur ein Märchen ist, und wer dies glaubt, gelangt zum Frieden.«

Judas gibt diese ... Theorien in einem so überheblichen Ton von sich, daß die anderen mit offenem Mund dastehen ... Jesus schweigt. Doch Judas fordert ihn heraus:

»Habe ich nicht recht, Meister?«

»Nein!« Das Nein ist so trocken, daß es wie ein Knall wirkt.

»Und doch ... ich spüre Satan nicht und glaube weder an den freien Willen noch an das Böse, und alle Sadduzäer, sowie auch viele

andere in Israel und andernorts sind meiner Meinung. Nein, Satan gibt es nicht.«

Jesus schaut ihn an, und es ist ein so ausdrucksvoller Blick, daß man ihn nicht analysieren kann, denn es ist der Blick eines Richters, eines Arztes, eines Schmerzerfüllten, eines Erstaunten ... Alles liegt darin ...

Judas, der nun einmal in Fahrt ist, schließt mit den Worten: »Es wird so sein, weil ich besser als die anderen und vollkommen bin, so daß ich den Schrecken der Menschen vor Satan überwunden habe.«

Jesus schweigt noch immer, und abermals fordert ihn Judas heraus: »Aber so sprich doch! Warum habe ich keine Angst vor ihm?«

Jesus schweigt.

»Du antwortest nicht, Meister? Warum? Hast du Angst?«

»Nein, ich bin die Liebe, und die Liebe hält ihr Urteil zurück bis sie gezwungen wird, es abzugeben ... Laß mich in Ruhe und halte dich zurück«, sagt er schließlich, als Judas versucht, ihn zu umarmen. Als der Gotteslästerer nun mit Gewalt die Arme um ihn schlingt, fügt Jesus flüsternd hinzu: »Du flößt mir Abscheu ein. Satan siehst du und fühlst du nicht, weil er ganz eins ist mit dir. Weiche von hier, Dämon!«

Judas küßt ihn mit seiner Unverschämtheit und lacht, als ob der Meister ihm insgeheim ein Lob gesendet hätte. Er geht zu den anderen zurück, die erschrocken stehengeblieben sind, und sagt: »Seht ihr? Ich weiß das Herz dem Meister zu öffnen und mache ihn glücklich, denn ich zeige ihm mein Vertrauen und er belehrt mich. Ihr hingegen ... Ihr wagt nie zu sprechen, weil ihr stolz seid. Ich werde schließlich derjenige sein, der am meisten über ihn weiß, und werde reden können ... «

Am Stadttor angelangt gehen sie alle zusammen hinein, da Jesus auf sie gewartet hat. Doch während sie den Torgang durchschreiten, befiehlt Jesus: »Meine Brüder und Simon sollen vorausgehen und das Volk versammeln.«

»Weshalb nicht ich, Meister? Gibst du mir keine Aufträge mehr?

Bin ich jetzt nicht mehr notwendig? Du hast mir nacheinander zwei Aufträge gegeben, und monatelang . . . «

»Du hast dich darüber beklagt und gesagt, ich wolle dich von mir fernhalten, und nun beklagst du dich darüber, daß ich dich bei mir behalte.«

Judas weiß nicht mehr, was er erwidern soll, und schweigt. Er geht mit Thomas, dem Zeloten, Jakobus des Zebedäus und Andreas voraus. Jesus bleibt stehen und läßt Philippus, Bartholomäus, Matthäus und Johannes vorübergehen, so als wolle er allein sein. Sie lassen ihn machen.

Doch das liebevolle Herz des Johannes, der mehrmals während der Streitereien und der Gotteslästerungen des Judas tränenglänzende Augen bekommen hat, veranlaßt den Apostel, sich nach einiger Zeit umzudrehen; gerade rechtzeitig, um Jesus zu sehen, der sich unbeobachtet glaubt und auf dem einsamen Weg, unter den dunkeln Bogengewölben, seine Hände an die Stirn führt und sich, wie von einem starken Schmerz gequält, nach vorne beugt. Johannes löst sich von seinen Gefährten und kehrt zu seinem Meister zurück: »Was hast du, Meister? Leidest du wieder so sehr wie damals, als wir dich in Achsib trafen? Oh, mein Herr!«

»Es ist nichts, Johannes. Es ist nichts! Hilf mir mit deiner Liebe, und sage den anderen nichts. Bete für Judas!«

»Ja, Meister. Er ist sehr unglücklich, nicht wahr? Er wandelt in der Finsternis und ist sich dessen nicht bewußt. Er glaubt, den Frieden erlangt zu haben . . . Ist das der Friede?«

»Er ist sehr unglücklich«, sagt Jesus betrübt.

»Betrübe dich nicht so, Meister bedenke, wie viele Sünder, die in der Sünde verstockt waren, wieder gut geworden sind. So wird es auch mit Judas geschehen. Oh, du wirst ihn sicher retten. Diese Nacht werde ich im Gebet für ihn verbringen und den Vater darum bitten, aus mir einen Apostel zu machen, der nur lieben kann. Ich will sonst nichts. Ich habe schon davon geträumt, mein Leben für dich hinzugeben oder deine Macht durch meine Werke erstrahlen

zu lassen. Jetzt verzichte ich auf alles. Ich möchte das demütigste, einfachste Leben führen und bitte den Vater, all das Meine Judas zu geben ... um ihn zufriedenzustellen ... und damit er sich dadurch der Heiligkeit zuwende ... Herr ... ich könnte dir manche Dinge sagen ... Ich glaube zu wissen, warum Judas so ist.«

»Komm heute Nacht. Wir wollen zusammen beten und darüber sprechen.«

»Wird der Vater mich erhören? Wird er mein Opfer annehmen?«

»Der Vater wird dich segnen, aber du wirst viel zu leiden haben ... «

»O nein! Es genügt mir, wenn ich dich glücklich sehe ... und Judas ... Judas ... «

»Ja, Johannes. Höre, sie rufen uns. Beeilen wir uns!«

Die kleine Weg wird zu einer schönen Straße und die Straße wird zu einer Hauptstraße, geschmückt mit Säulengängen, Brunnen und Plätzen, von denen einer schöner als der andere ist. Sie kreuzt sich mit einer anderen ähnlichen Hauptstraße, und sicher ist im Hintergrund ein Amphitheater. Verschiedene Kranke sind in einem Winkel der Säulengänge versammelt und warten auf den Erlöser.

Petrus kommt Jesus entgegen: »Sie haben den Glauben an das, was wir ihnen von dir im Etanim gesagt hatten, bewahrt und sind sofort gekommen.«

»Und ich werde ihren Glauben sofort belohnen. Gehen wir!« Und er geht in der fortgeschrittenen Dämmerung, die den Marmor rot färbt, die zu heilen, die ihn gläubig vertrauend erwarten.

404 Die Nacht in Gadara und die Abreise • Die Ehescheidung

Die prächtigen Sterne einer heiteren Märznacht erstrahlen am orientalischen Himmel und sind so groß und lebhaft, daß es scheint, das Firmament habe sich wie ein Baldachin über die Terrasse des Hauses herabgelassen, das Jesus aufgenommen hat. Es ist ein sehr hohes Haus, an einem der höchstgelegenen Punkte der Stadt, so daß

sich ein unendlicher Horizont vor und um den Betrachter ausbreitet. Wenn die Erde auch in der Dunkelheit der Nacht verschwindet, die noch nicht vom abnehmenden Mond erhellt wird, so erglänzt der Himmel doch mit seinen tausend und abertausend Lichtern. Das ist wirklich die Vergeltung des Firmaments, das siegreich die Gärten seiner Gestirne, seiner Milchstraßen, seiner Planetengiganten und die Haine seiner Sternbilder dem vergänglichen Pflanzenreich der Erde gegenüberstellt, die, obwohl sie Jahrhunderte alt sind, verblühen, im Gegensatz zu den Blüten des Firmaments, die bestehen, seit der Schöpfer sie erschaffen hat. Wenn man sich in die Schau nach oben vertieft und seinen Blick über die herrlichen Alleen aus Reihen von Sternen schweifen läßt, ist es, als vernähme man die Stimmen, die Gesänge dieser herrlichen Gefilde, dieser gewaltigen Orgel der erhabensten aller Kathedralen, und ich möchte mir dabei vorstellen, daß die Winde der Sternläufe Blasebälge und Register, und das Dahineilen der Sternkörper auf ihren unendlichen Bahnen, Stimmen sind. Umsomehr glaube ich, all dies zu vernehmen, als eine absolute Stille im schlafenden Gadara herrscht. Keine Quelle hört man rauschen, keinen Vogel singen. Die Welt schläft, und es schlafen die Geschöpfe. In den dunklen Häusern schlafen auch die Menschen, die nicht so unschuldig wie die übrigen Geschöpfe sind, ihren mehr oder weniger ruhigen Schlaf.

Aber aus der Türe des Raumes, die auf die untere Terrasse führt (denn es gibt noch eine höhergelegene über dem oberen Raum), kommt ein langer Schatten, und eine Gestalt ist in der Finsternis nur wegen der Blässe des Gesichtes und der Hände, die sich vom dunklen Gewand abheben, zu erkennen. Ihr folgt eine andere kleinere Gestalt. Sie gehen auf Zehenspitzen, um die nicht zu wecken, die wahrscheinlich im darunterliegenden Raum schlafen, und steigen die äußere Treppe, die zur oberen Terrasse führt, hinauf. Dann halten sie sich bei der Hand und setzen sich auf eine Bank, die an der Brüstung der Terrasse steht. Diese niedrige Bank und die hohe Brüstung bewirken, daß alle Dinge aus ihrem Blickfeld entschwin-

den. Selbst wenn ein heller Mond am Himmel die Welt beleuchten würde, wäre dies für sie bedeutungslos, denn in der Dunkelheit sind die Stadt und die dunkleren Schatten der nahen Berge vor ihren Augen verborgen. Es zeigt sich ihnen nur der Himmel mit seinen Frühjahrssternbildern und den prächtigen Sternen des Orion, des Rigel und der Beteigeuze, des Aldebaran und des Perseus, und dann der Andromeda, der Kassiopeia und der Plejaden, die vereint wie Schwestern sind. Venus, die wie Saphire und Diamanten strahlt, Mars mit seinem blassen Rubinrot, und der Topas des Jupiter sind die Könige des Sternenhimmels und leuchten lebendig und flimmern, als wollten sie den Herrn grüßen, als wollten sie ihr Licht dem Licht der Welt erstrahlen lassen.

Jesus hebt das Haupt, lehnt sich an die hohe Mauer und schaut zu den Sternen auf. Johannes ahmt ihn nach und verliert sich mit seinem Blick dort, wo sich die Welt vergessen läßt ... Schließlich sagt Jesus: »Nun, da wir uns an den Sternen erfreut haben, wollen wir beten.« Er erhebt sich, und Johannes tut es ihm nach, und es folgt ein langes, stilles, inbrünstiges, hingebendes Gebet. Sie haben sich mit ausgebreiteten Armen und erhobenem Antlitz nach Osten gerichtet, wo sich bereits das erste Mondlicht ankündigt. Gemeinsam beten sie ganz andächtig das „Vaterunser“, und zwar nicht einmal, sondern dreimal, und mit immer innigerem Bitten, was ihre Stimme ganz klar zum Ausdruck bringt. Es ist ein so glühendes Flehen, das gleichsam die Seele vom Körper trennt und sie auf die Wege des Unendlichen führt.

Dann folgt ein Schweigen. Sie setzen sich wieder hin, wo sie zuvor waren, während der Mond die schlafende Erde immer mehr erhellt.

Jesus legt einen Arm um die Schultern des Johannes, zieht ihn an sich und sagt: »Sag mir also, was es dich drängt, mir zu sagen. Was hat mein Johannes durch Eingebung des geistigen Lichtes in der düsteren Seele des Gefährten erkannt?«

»Meister ... ich bereue, es dir gesagt zu haben. Ich werde zwei Sünden begehen ... «

»Warum?«

»Weil ich dir Schmerz bereiten werde, indem ich dir auch das enthülle, was du nicht weißt, und ... Meister, weil es Sünde ist, das Böse aufzuzeigen, das wir in einem anderen sehen, nicht wahr? Wie kann ich es nur sagen, ohne das Gebot der Liebe zu verletzen? ... «

Jesus erleuchtet seinen Geist: »Höre, Johannes. Ist für dich der Meister mehr wert oder der Mitjünger?«

»Der Meister, Herr! Du bist mir am meisten wert.«

»Und was bin ich für dich?«

»Der Anfang und das Ende. Du bist alles!«

»Glaubst du, daß ich, da ich alles bin, auch alles weiß, was ist?«

»Ja, Herr. Deswegen ist in mir ein großer Widerspruch. Denn ich denke, daß du alles weißt und daher leidest; und andererseits erinnere ich mich, daß du mir eines Tages gesagt hast, daß du bisweilen Mensch, nur Mensch bist und der Vater dich dann erkennen läßt, was es bedeutet, ein Mensch zu sein, der sich von seiner Vernunft leiten lassen muß. Und ich denke, daß Gott dir diese häßlichen Wahrheiten aus Mitleid verhüllen könnte ... «

»Halte dich an diesen Gedanken, Johannes, und sprich voll Vertrauen. Der, der dir „alles“ ist, nimmt keinen Anstoß, er murrst nicht und fehlt nicht gegen die Liebe, nicht einmal in Gedanken. Es wäre Sünde, wenn du das, was du weißt, dem sagen würdest, der nicht ganz Liebe zu sein vermag, zum Beispiel deinen Gefährten; denn das würde Murren hervorrufen, und sie würden dem Schuldigen erbarmungslos zusetzen und dadurch ihm und sich selbst schaden. Man muß Mitleid haben, besonders, wenn man es mit einer armen Seele zu tun hat, die an allen Übeln erkrankt ist. Ein Arzt, ein barmherziger Krankenwärter oder eine Mutter lassen sich nur schwerlich beeindrucken, wenn das Übel eines Kranken gering ist und setzen sich dann nur wenig ein, um ihn zu heilen. Wenn jedoch ein Sohn oder sonst jemand schwer krank ist und sich in Lebensgefahr befindet, schon brandig wird oder gelähmt ist, wie eifrig kämpfen sie dann, überwinden Ekel und Mühe, um ihn zu heilen! Ist es nicht so?«

»So ist es, Meister«, sagt Johannes, der seine gewohnte Haltung einnimmt, indem er seinen Arm um den Hals des Meisters legt und das Haupt an seine Schulter lehnt.

»Nun, nicht alle sind imstand, den kranken Seelen gegenüber Barmherzigkeit zu üben. Deswegen soll man vorsichtig sein, wenn man über ihre Übel spricht, damit die Welt sie nicht fliehe und ihnen nicht durch Verachtung schade. Ein Kranker, der sich verspottet fühlt, wird trübsinnig und sein Gesundheitszustand verschlechtert sich. Wenn er hingegen mit froher Hoffnung gepflegt wird, kann er gesund werden; denn der vertrauensvolle Frohmut des Krankenwärters überträgt sich auf ihn und unterstützt die Wirkung der Heilmittel. Aber du weißt, daß ich die Barmherzigkeit bin und Judas nicht beschämen werde. Sprich also ohne Bedenken. Du bist kein Spitzel, sondern ein Sohn, der seinem Vater in liebevoller Sorge das beim Bruder entdeckte Übel anvertraut, auf daß der Vater ihn heile. Nun erzähle ... «

Johannes seufzt tief, neigt das Haupt noch mehr und läßt es an die Brust Jesu sinken, indem er beginnt: »Wie peinlich ist es, über schmutzige Dinge zu sprechen! ... Herr! ... Judas ist ein unreiner Mensch ... und er versucht, mich zur Unreinheit zu verleiten. Daß er mich verspottet, stört mich nicht. Aber es schmerzt mich, daß er beschmutzt durch seine Liebschaften zu dir kommt. Seit er zurückgekehrt ist, hat er mich mehrmals versucht. Wenn sich die Gelegenheit ergibt, daß wir allein sind – und er versucht das immer wieder – spricht er nur von Frauen ... und ich empfinde dabei jeweils den gleichen Ekel, wie wenn ich in Schmutz und Schlamm getaucht würde, die mir in den Mund einzudringen versuchen ... «

»Aber wirst du dadurch in deinem Innern verwirrt?«

»Verwirrt? Wie? Meine Seele erschauert. Meine Vernunft wehrt sich gegen diese Versuchungen ... Ich will nicht verdorben werden ... «

»Aber dein Fleisch, was tut es?«

»Es schaudert vor Abscheu.«

»Nur das?«

»Das Meister, und dann weine ich, denn es scheint mir, daß Judas einem, der sich Gott geweiht hat, keine größere Beleidigung zufügen könnte. Sage mir: Wird mein Opfer dadurch nun beeinträchtigt?«

»Nein! Es ist nicht schlimmer als wie wenn eine handvoll Schlamm auf die Facetten eines Diamanten geworfen würde. Der Schlamm greift sie nicht an, er dringt nicht ein. Es genügt, daß ein Becher klares Wasser darübergeschüttet wird, um sie zu reinigen, und sie werden sogar schöner sein als zuvor.«

»So reinige mich doch!«

»Deine Liebe reinigt dich, und dein Engel. An dir bleibt nichts zurück. Du bist ein reiner Altar, auf den Gott herabsteigt. Was tut Judas sonst noch?«

»Herr, er ... O Herr!« Johannes läßt seinen Kopf noch tiefer sinken.

»Was?«

»Er ... Es ist nicht wahr, daß es sein Geld ist, das er dir für die Armen gibt. Es ist das Geld der Armen, das er für sich stiehlt, um dann für seine unechte Hochherzigkeit gelobt zu werden. Du hast ihn wütend gemacht, weil du ihm bei deiner Rückkehr vom Tabor alles Geld abgenommen hast. Zu mir hat er gesagt: „Es sind Spitzel unter uns.“ Ich habe gesagt: „Spitzel? Wozu? Stiehlst du vielleicht?“ „Nein“, hat er dann geantwortet, „aber ich übe Vorsicht und führe zwei Geldbörsen, und das hat jemand dem Meister gesagt, und er hat von mir verlangt, daß ich ihm alles gebe. So energisch hat er es verlangt, daß ich mich nicht dagegen wehren konnte.“ Aber es ist nicht wahr, Herr, daß er dies aus Vorsorge tut, er tut es nur, um Geld zu haben. Ich könnte fast mit Sicherheit beweisen, daß es so ist.«

»Fast mit Sicherheit! Dieser Zweifel, ja, das ist ein leichter Fehler. Du kannst ihn nicht anklagen, ein Dieb zu sein, wenn du dessen nicht absolut sicher bist. Die Handlungen der Menschen haben bisweilen ein schlechtes Aussehen, sind jedoch gut.«

»Das ist wahr, Meister. Ich werde ihn nicht mehr anklagen, nicht

einmal in Gedanken. Daß er aber zwei Geldbeutel hat, daß der, den er seinen eigenen nennt und aus dem er dir Geld gibt, ohnehin dir gehört, und daß er das nur tut, um gelobt zu werden, ist ... wahr. Doch ich würde das nicht tun. Ich spüre, daß es nicht recht ist, so zu handeln.«

»Du hast recht! Was hast du mir sonst noch zu sagen?«

Johannes erhebt sein erschrockenes Antlitz und öffnet den Mund, um zu reden; dann schließt er ihn sogleich wieder und sinkt auf die Knie. Er verbirgt sein Angesicht im Gewand Jesu, der ihm eine Hand auf das Haupthaar legt.

»Erhebe dich nun! Du könntest auch nicht recht gesehen haben, und ich werde dir helfen. Aber du mußt mir auch sagen, was du über die möglichen Gründe des Sündigens von Judas denkst.«

»Herr, Judas fühlt, daß er nicht die notwendige Kraft besitzt, um Wunder zu wirken ... Du weißt, daß er stets danach strebte, Wunder zu wirken ... Erinnerst du dich an En-Dor? Und nun ... ist er derjenige, der am wenigsten wirkt, und seit er zurückgekommen ist, gelingt ihm überhaupt nichts mehr ... Auch in der Nacht beklagt er sich in Träumen darüber, als wäre es ein Alptraum und ... Meister, mein Meister!«

»Auf, spricht und sage mir alles.«

»Und er flucht ... und treibt Zauberei. Das ist keine Lüge und darüber besteht kein Zweifel. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Er hat mich als seinen Gefährten gewählt, weil ich einen tiefen Schlaf habe. Ja, früher hatte ich einen tiefen Schlaf, aber jetzt, das gebe ich zu, beobachte ich ihn, denn ich schlafe weniger tief, und sobald er sich bewegt, bemerke ich es ... Vielleicht habe ich nicht gut gehandelt, aber ich stellte mich schlafend, um zu sehen, was er tat. Zweimal habe ich gesehen und gehört, wie er häßliche Dinge tat. Ich verstehe mich nicht auf Magie, aber es handelte sich darum.«

»Allein?«

»Ja und nein. In Tiberias bin ich ihm gefolgt. Er ist in ein Haus gegangen. Nachher habe ich mich erkundigt, wer dort wohnt. Ei-

ner, der mit anderen Schwarze Kunst treibt. Als dann Judas, fast im Morgengrauen, das Haus verlassen hat, habe ich aus seinen Worten verstanden, daß sie sich kennen und ihrer viele sind ... und nicht alle sind Fremde. Er forderte vom Teufel die Kraft, die du ihm nicht gibst. Deswegen opfere ich die meinige dem Vater, damit er sie ihm schenken möge, und Judas kein Sünder mehr sei.«

»Dann müßtest du ihm deine Seele geben, aber das würde weder der Vater noch ich selbst erlauben.«

Es folgt ein langes Schweigen. Dann sagt Jesus mit müder Stimme:

»Gehen wir, Johannes. Steigen wir hinab. Wir wollen uns bis zur Morgendämmerung ausruhen.«

»Nun bist du trauriger als zuvor, Herr! Ich habe nicht gut daran getan, zu sprechen.«

»Ich wußte schon Bescheid. Aber du bist jetzt wenigstens erleichtert, und das ist es, was zählt.«

»Herr, muß ich ihn fliehen?«

»Nein, fürchte dich nicht. Satan kann einem Johannes nicht schaden. Er jagt ihm wohl Furcht ein, kann ihm jedoch die Gnade nicht rauben, die Gott ihm ständig zuteil werden läßt. Komm! Morgen früh werde ich sprechen, und dann werden wir uns nach Pella begeben. Wir müssen uns beeilen, denn der Fluß ist durch den schmelzenden Schnee und den Regen der letzten Tage schon angeschwollen. Bald wird es Hochwasser geben, zumal der Hof des Mondes reichlich Regen voraussehen läßt ... «

Sie gehen hinunter und verschwinden im Raum unter der Terrasse.

Es ist Morgen. Ein Märzorgen. In dieser Jahreszeit wechseln Wolken und Aufhellungen einander ab, und die Wolken verdichten sich und versuchen, den ganzen Himmel zu bedecken. Warme Windstöße bewegen fortwährend die Luft und erfüllen sie mit Staub, der wahrscheinlich von den höher gelegenen Ebenen kommt.

»Wenn der Wind seine Richtung nicht ändert, werden wir Regen

bekommen«, meint Petrus, als er mit den anderen das Haus verläßt.

Als letzter kommt Jesus, der sich von der Hausfrau verabschiedet, während der Hausherr sich ihm anschließt. Sie begeben sich zu einem Platz, und nach einigen Schritten werden sie von einem höheren Offizier, der von Soldaten begleitet wird, angehalten.

»Bist du Jesus von Nazaret?«

»Ich bin es.«

»Was tust du?«

»Ich spreche zum Volk.«

»Wo?«

»Auf dem Marktplatz.«

»Aufrührerische Reden?«

»Nein, Gebote der Tugend.«

»Nimm dich in acht! Lüge nicht! Rom hat die falschen Götter satt.«

»Komm auch du. Du wirst sehen, daß ich nicht lüge.«

Der Mann, der Jesus beherbergt hat, fühlt sich verpflichtet, einzugreifen: »Seit wann so viele Fragen an einen Rabbi?«

»Anzeige gegen einen aufrührerischen Mann.«

»Er ein Aufrührer? Du irrst dich, Marius Severus! Dies ist der sanfteste Mensch der Erde. Das kann ich dir versichern.«

Der Offizier zuckt die Achseln und antwortet: »Umso besser für ihn. Aber der Zenturio hat diese Anzeige gegen ihn erhalten. Geht nur. Er ist gewarnt.«

Dann dreht er sich steif um und geht mit seinen Untergebenen weg.

»Wer kann das gewesen sein? Ich verstehe es nicht«, sagen mehrere.

Jesus antwortet: »Bemüht euch nicht, es zu verstehen. Es hat keinen Sinn. Gehen wir, solange noch viele Menschen auf dem Platz sind, und dann werden wir auch von hier aufbrechen.«

Der Platz muß eine Art Handelsstätte sein, kein eigentlicher Marktplatz, aber doch so etwas ähnliches, denn er ist umgeben von Lagern mit allerhand Waren, und die Menschen drängen sich hier.

Es sind viele Leute auf dem Platz. Manch einer winkt Jesus zu, und bald ist er von einer Gruppe von Menschen aller Klassen und Nationen umgeben. Der eine kommt aus Verehrung, der andere aus Neugierde.

Jesus gibt ein Zeichen, daß er sprechen möchte.

»Hören wir ihm zu!« sagt ein Römer, der aus einem Warenlager kommt.

»Wir werden doch hoffentlich nicht die üblichen Klagen zu hören bekommen«, entgegnet ein anderer.

»Glaub das nicht, Konstantius. Er ist weniger unverdaulich als einer unserer üblichen Redner.«

»Friede denen, die mich anhören wollen. Im Buche Esra, im Gebet des Esra, heißt es: „Und was werden wir jetzt sagen, o unser Gott, nach den Dingen, die sich ereignet haben? Denn wir haben deine Gebote, die du uns durch deine Diener gegeben hast, übertreten . . .“«

»Höre auf, der du da sprichst. Das Thema werden wir dir geben«, schreit eine Gruppe Pharisäer, die sich einen Weg durch die Menge bahnt. Fast gleichzeitig erscheint wieder der Trupp bewaffneter Soldaten und nimmt an der nächsten Ecke Stellung. Die Pharisäer stehen jetzt Jesus gegenüber:

»Bist du der Galiläer? Bist du Jesus von Nazaret!«

»Ich bin es!«

»Gott sei Dank, daß wir dich gefunden haben!« In Wirklichkeit ist in ihren haßerfüllten Gesichtern keine Spur von Freude zu sehen . . .

Der Älteste sagt: »Wir folgen dir seit vielen Tagen und erreichen die Dörfer und Städte immer erst, wenn du fortgegangen bist.«

»Warum folgt ihr mir?«

»Weil du der Meister bist und wir über eine unklare Stelle des Gesetzes belehrt werden wollen.«

»Es gibt keine unklare Stellen im Gesetz Gottes!«

»In ihm nicht. Aber, ja, ja . . . zum Gesetz sind viele „Ergänzungen“ hinzugefügt worden, wie du sagst . . . und diese haben es unverständlich werden lassen.«

»Unklar, höchstens! Es genügt, seinen Verstand Gott zuzuwenden, damit sich auch diese Unklarheiten verflüchtigen.«

»Nicht alle sind dazu fähig. Uns zum Beispiel sind viele Dinge unklar. Du bist der Rabbi, ja, hilf uns also.«

»Was wollt ihr wissen?«

»Wir möchten wissen, ob es dem Mann erlaubt ist, seine Frau aus jedem beliebigen Grund zu verstoßen. Es ist etwas, was oft vorkommt und, wo immer es geschieht, große Aufregung hervorruft. Die Leute wenden sich dann jeweils an uns, um zu erfahren, ob es erlaubt ist. Wir entscheiden je nach dem einzelnen Fall.«

»Indem ihr in neunzig von hundert Fällen die Erlaubnis erteilt, und in den restlichen zehn Fällen, in denen ihr nicht nachgibt, handelt es sich um Arme oder um eure Feinde.«

»Woher weißt du das?«

»Weil es bei allen menschlichen Dingen so zugeht. Und ich füge dieser letzten Kategorie von Leuten noch eine dritte Gruppe hinzu: diejenige, die das größte Recht auf Ehescheidung hätte, wenn sie erlaubt wäre: die Gruppe jener Menschen, die an unheilbarem Aussatz leiden, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden sind oder von einer der unnennbaren Krankheiten befallen sind ... «

»Dann wäre die Ehescheidung nach deiner Lehre nie erlaubt?«
»Weder nach der meinen noch nach der des Allerhöchsten, noch nach der eines rechtschaffenen Menschen. Habt ihr nicht gelesen, daß der Schöpfer im Anfang der Tage Mann und Frau erschuf? Und als Mann und Frau erschuf er sie, obwohl er es nicht nötig gehabt hätte; denn wenn er gewollt hätte, hätte er für den nach seinem Ebenbild erschaffenen König, der Schöpfung eine andere Fortpflanzungsweise wählen können, die ebenso gut gewesen wäre, wenn auch ganz verschieden von jeder anderen in der Natur bestehenden. Alsdann sprach er: „Und darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seiner Frau anhängen, und beide werden ein Fleisch sein.“ Gott also verband sie zu einer Einheit. Sie sind daher nicht mehr „zwei“, sondern „ein“ einziges Fleisch. Was Gott

verbunden hat, weil er sah, daß „es gut so war“, soll der Mensch nicht trennen; denn wenn das geschähe, wäre es nicht gut.«

»Aber warum hat Mose dann gesagt: „Wenn ein Mann eine Frau zur Ehe nimmt, und sie in seinen Augen wegen irgendetwas Widerwärtigem nicht Gnade gefunden hat, so soll er ihr einen Scheidebrief schreiben, ihr diesen aushändigen und sie aus seinem Hause entlassen.“«

»Er sagte dies wegen der Härte eurer Herzen. Um durch diese Anordnung eine zu große Unordnung zu verhindern, erlaubte er euch, die Frauen zu entlassen. Aber im Anfang war es nicht so. Die Frau ist mehr als ein Tier, das sich je nach Laune des Besitzers oder den gegebenen natürlichen Umständen diesem oder jenem männlichen Wesen zu unterwerfen hat, Fleisch ohne Seele, das sich paart, um sich zu vermehren. Eure Frauen haben eine Seele, wie ihr sie habt, und es ist nicht recht, daß ihr sie erbarmungslos mit Füßen tretet. Wenn es in der Verurteilung heißt: „Du sollst dem Manne untertan sein, er aber wird herrschen über dich“, so muß dies mit Gerechtigkeit geschehen und nicht mit Gewalttätigkeit, welche die Rechte der freien und achtenswerten Seele verletzt.

Wenn ihr eure Gefährtin entlaßt, was euch nicht erlaubt ist, beleidigt ihr deren Seele, das euch verwandte Fleisch, das sich mit euch vereinigt hat, und alles, was die Frau ist, mit der ihr euch vermählt habt und von der ihr Ehrbarkeit fordert, während ihr, o ihr Meineidigen, in eurer Unehrlbarkeit, Fehlerhaftigkeit und manchmal Verdorbenheit zu ihr geht; und ihr fahrt so fort und nützt jede Gelegenheit, um sie zu schlagen und eurer unersättlichen Begierlichkeit größere Freiheit zu gewähren. Ihr Prostituirer eurer Frauen! Aus keinem Grunde dürft ihr euch von der Frau trennen, die nach Gesetz und mit den Segen Gottes mit euch verbunden ist. Nur wenn die Gnade euch berührt und ihr begreift, daß die Frau nicht ein Besitz, sondern eine Seele ist, und daher dieselben Rechte hat wie ihr, und als Teil des Mannes nicht nur als ein Gegenstand seiner Lust ist; nur in dem Fall, daß euer Herz so verhärtet ist, daß ihr nicht imstand seid, sie

zur Ehefrau zu erwählen, nachdem ihr euch ihrer wie einer Prostituierten bedient habt, nur in diesem Fall, wo ihr die Schande beseitigen wollt von zweien, die ohne den Segen Gottes über ihrer Vereinigung zusammenleben, könnt ihr sie entlassen; denn dann handelt es sich nicht um eine Vereinigung, sondern um Unzucht; und oft habt ihr auch keine Kinder, da ihr euch ihrer gegen die Natur oder aus Scham entledigt habt.

In keinem anderen Falle! In keinem anderen! Denn wenn ihr uneheliche Kinder von eurer Konkubine habt, dann seid ihr verpflichtet, dem Skandal ein Ende zu machen und diese Frau zu heiraten, wenn ihr ledig seid. Ich spreche nicht vom Fall des Ehebruchs zum Schaden der unwissenden Frau. Dafür gibt es die Steinigung und die Flammen der Scheol. Aber für den, der seine eigene legitime Frau entläßt, weil er ihrer überdrüssig ist, und sich eine andere nimmt, gibt es nur ein Urteil: dieser ist ein Ehebrecher, und Ehebrecher ist, wer eine entlassene Frau zu sich nimmt. Denn wenn der Mensch sich auch das Recht anmaßt, das zu trennen, was Gott verbunden hat, *so besteht die eheliche Vereinigung vor den Augen Gottes doch weiter, und wer eine zweite Frau nimmt, ohne Witwer zu sein, ist verflucht.* Und verflucht ist auch, wer seine Frau fortschickt und den Nöten des Lebens aussetzt, so daß sie um des Brotes willen eine neue Ehe eingehen muß, und sie dann wieder zu sich nimmt, wenn sie Witwe des zweiten Ehemannes wird; denn auch wenn sie Witwe ist, wurde sie doch durch seine Schuld zur Ehebrecherin, und er verdoppelt also auf diese Weise ihren Ehebruch. Habt ihr verstanden, ihr Pharisäer, die ihr mich versuchen wollt?«

Aber sie gehen entwaffnet weg, ohne zu antworten.

»Streng ist dieser Mann. Wenn er in Rom wäre, würde er noch einen viel größeren Dreck und Gestank kennenlernen«, bemerkt ein Römer.

Auch einige aus Gadara murren: »Es ist schwer, Mann zu sein, wenn man so keusch sein soll! . . . «

Andere gehen noch weiter und sagen: »Wenn das Verhältnis des

Mannes zur Frau so sein soll, dann ist es besser, gar nicht zu heiraten.«

Dieser Meinung sind auch die Apostel, während sie den Weg in die Felder aufnehmen, nachdem sie sich von den Leuten aus Gadara verabschiedet haben. Judas sagt es voll Verachtung, Jakobus des Zebedäus nachdenklich und ehrfurchtsvoll, und Jesus antwortet dem einen wie dem andern: »Nicht alle begreifen es, und die wenigsten verstehen es gut. Einige ziehen nämlich die Ehelosigkeit vor, um frei ihren Lastern nachgehen zu können. Andere, um zu vermeiden, als schlechte Ehemänner Sünden zu begehen. Aber nur wenige, denen es verliehen ist, verstehen, was es bedeutet, frei von Sinnlichkeit und ehrbarem Verlangen nach der Frau zu sein. Es sind die heiligsten, freiesten und engelgleichsten Menschen auf Erden. Ich spreche von denen, die sich zu Eunuchen machen um des Himmelsreiches willen. Es gibt unter den Menschen solche, die so zur Welt kommen. Andere, die dazu gemacht werden. Im ersten Falle sind es Mißgeburten, die Mitleid erregen sollten, im zweiten Fall sind es Mißbräuche, die abgeschafft werden müssen. Aber es gibt noch eine dritte Kategorie: die der freiwilligen Eunuchen, die, ohne sich zu verstümmeln und daher doppelt verdienstvoll, dem Verlangen Gottes zu entsprechen wissen und wie Engel leben, auf daß der verlassene Altar der Erde noch Blumen und Weihrauch berge für den Herrn. Sie verweigern dem niedrigen Teil die Befriedigung, um den höheren Teil wachsen zu lassen, auf daß er auf den himmlischen Blumenbeeten in nächster Nähe des Königs blühe. Wahrlich, ich sage euch: es sind keine Verstümmelten, sondern Menschen, welche das besitzen, was den meisten unter den Menschen fehlt. Sie dürfen also nicht Gegenstand törichter Verachtung sein, sondern verdienen große Verehrung. Das verstehe, wer dazu berufen ist, und er achte es, soweit er dazu fähig ist.«

Die Verheirateten unter den Apostel flüstern miteinander.

»Was habt ihr?« fragt Jesus.

»Und wir? Wir wußten es nicht und haben eine Frau genommen.

Aber wir möchten gerne so sein, wie du sagst . . .«, erklärt Bartholomäus für alle.

»Es ist euch nicht untersagt, von jetzt an so zu sein. Lebt in der Enthaltbarkeit, und seht in eurer Gefährtin eine Schwester; und ihr werdet dadurch ein großes Verdienst in den Augen Gottes erwerben. Beeilt euch, damit wir noch vor dem Regen in Pella sind.«

405 Jesus in Pella

Die Straße von Gadara nach Pella führt durch eine fruchtbare Ebene, die sich zwischen zwei Hügelketten ausdehnt, von denen die eine höher ist als die andere. Es scheinen zwei enorme Stufen einer Treppe märchenhafter Riesen zu sein, über die man vom Jordantal in die Berge des Hauran gelangt. Wenn die Straße sich dem Westabhang nähert, überblickt das Auge nicht nur die Berge auf der anderen Seite – ich glaube, daß es sich um die des südlichen Galiläa und sicher auch um die von Samaria handelt – sondern auch die grüne Pracht, die sich zu beiden Seiten des blauen Flusses ausbreitet. Wenn man sich von der Westseite entfernt und sich den östlichen Ketten nähert, entschwindet das Jordantal dem Blick. Man sieht noch die Höhen der Gebirge von Samaria und Galiläa, die sich mit ihrem Grün vom grauen Himmel abheben. An einem sonnigen Tage wäre das eine schöne Aussicht mit ihren anmutigen und klaren Farbtönen. Heute aber, da der Himmel mit niedrigen Wolken bedeckt ist, die der Schirokko, der immer stärker wird und neue Wolkenmassen vor sich herschiebt, zusammen geweht hat, so daß der Himmel grau und bewölkt über der Landschaft hängt – heute hat das Panorama den Glanz seiner grünen Farbschattierungen verloren und ist wie von einer matten Nebelschicht überzogen.

Sie gelangen zu einigen Dörfern und lassen sie hinter sich zurück, ohne daß sich etwas besonderes ereignet. Man empfängt den Meister mit gleichgültigen Blicken. Nur die Bettler versäumen es nicht, sich für die Gruppe der galiläischen Pilger zu interessieren und um Almosen zu bitten.

Es fehlen auch nicht, wie üblich, die Blinden mit den von Geschwüren bedeckten Augen, oder die fast Blinden, die mit gesenktem Kopf einhergehen, da sie das Licht nicht ertragen, und manchmal alleine an den Mauern entlang kommen, andere Male von einer Frau oder einem Kind geführt werden. In einem Dorfe, wo sich die Straße nach Pella mit der von Gadara und Bozra zum See von Tiberias kreuzt, weilt eine ganze Schar von ihnen, die die Karawane mit ihrem Gejammer überfällt. Man meint, Hundegewinsel zu hören, das von Zeit zu Zeit von lautem Geschrei unterbrochen wird. Sie stehen da und lauschen, ein elender Haufe, verschmutzt und zerlumpt, angelehnt an die Mauern der ersten Häuser, und kauen an Brotkrusten und Oliven oder schlafen, während sich die Fliegen an ihren eitrigen Lidern gütlich tun. Aber sobald sie das Geräusch von Hufen oder menschlichen Schritten hören, stürzen sie sich alle mit denselben Gesten und Worten auf die Ankommenden.

Es fliegen einige Münzen und einige Stücke Brot, und die Blinden oder fast Blinden wälzen sich in Staub und Schmutz, um das Almosen zu finden.

Jesus beobachtet sie und sagt zu Simon dem Zeloten und zu Philippus: »Bringt ihnen Geld und Brot! Das Geld hat Judas, das Brot Johannes.«

Die beiden gehen eilig voraus, um zu tun, was ihnen geboten wurde, und sprechen mit den Leuten, während sich Jesus, durch eine Reihe von Eseln aufgehalten, die den Weg versperrt, langsam nähert.

Die Bettler sind erstaunt über die Freundlichkeit, mit der sie von den Ankommenden begrüßt und beschenkt werden, und fragen: »Wer seid ihr, daß ihr uns so viel Aufmerksamkeit schenkt?«

»Die Jünger von Jesus aus Nazaret, des Rabbi Israels, der die Armen und die Unglücklichen liebt, weil er der Erlöser ist und kommt, um die Frohe Botschaft zu verkünden und Wunder zu wirken.«

»Das hier ist ein Wunder« sagt einer mit gräßlich entstellten Lidern, und schlägt die Zähne in ein sauberes Stück Brot wie ein Tier, das nichts anderes kennt und sucht als materielle Dinge.

Eine Frau, die mit Kupferkrügen vorübergeht und ihn hört, sagt: »Schweig du schmutziger Faulpelz!« und wendet sich zu den Jüngern mit den Worten: »Er ist nicht von hier. Er ist streitsüchtig und gewalttätig; man sollte ihn fortjagen, da er zudem die Armen der Ortschaft bestiehlt. Aber man fürchtet seine Rache.«

Dann fügt sie ganz leise hinzu: »Es geht das Gerücht um, daß er ein Verbrecher ist, der jahrelang geraubt und getötet hat, immer wenn er von den Bergen Charachmoba und Sela herabstieg, Sela, das jetzt von den Herrschern, die die Straßen durch die Wüsten bauen, Petra genannt wird. Man sagt, er sei ein Deserteur jenes Römers, der dorthin gekommen war ... um Rom bekannt zu machen ... Elija, scheint mir, hieß er, und er hatte noch einen anderen Namen ... Wenn ihr ihm zu trinken gebt, erzählt er ... Nun, da er blind ist, ist er hierher gekommen ... Ist das der Erlöser?« fragt sie, auf Jesus deutend, der geradewegs vorübergegangen ist.

»Er ist es! Willst du mit ihm reden?«

»O nein!« sagt die Frau gleichgültig.

Die zwei Apostel grüßen sie und machen sich auf, um den Meister einzuholen. Da entsteht in der Gruppe der Blinden ein Tumult, und ein fast kindliches Weinen wird hörbar. Einige wenden sich um, und die Frau von vorher, die an der Schwelle ihres Hauses steht, erklärt: »Es wird der grausame Mann sein, der den Schwachen das Geld stiehlt. Er macht es immer so.«

Auch Jesus hat sich umgewandt, um zu sehen ...

Tatsächlich kommt ein Knabe, vielmehr ein Jüngling, blutend aus der Gruppe und jammert: »Alles hat er mir weggenommen! Und die Mutter hat kein Brot mehr!«

Die einen bemitleiden ihn, andere lachen ihn aus ...

»Wer ist das?« fragt Jesus die Frau.

»Ein Jüngling von Pella. Der Arme! Er kommt hierher, um zu betteln. In seinem Hause sind alle blind; sie haben sich gegenseitig angesteckt. Der Vater ist gestorben. Die Mutter bleibt zu Hause, und der Jüngling bittet Passanten und Bauern um Almosen.«

Der Knabe kommt mit seinem Stock vorwärts und wischt sich die Tränen und das Blut, das ihm von der Stirne rinnt, mit einem Zipfel seines zerrissenen Mantels ab.

Die Frau ruft ihm zu: »Bleib stehen, Jaia. Ich werde dir die Stirn abwaschen und dir ein Brot geben!«

»Ich hatte Geld und Brot für mehrere Tage! Jetzt habe ich nichts mehr. Meine Mutter wartet auf mich, um zu essen ...« klagt der Unglückliche, während er sich mit dem Wasser, das ihm die Frau gereicht hat, wäscht.

Jesus geht auf ihn zu und sagt: »Ich werde dir geben, was ich habe. Weine nicht!«

»Aber Herr! Warum? Wo werden wir unterkommen? Was werden wir tun?« sagt Judas aufgeregt.

»Wir werden Gott loben, der uns gesund erhält. Das ist schon eine sehr große Gnade.«

Der Junge sagt: »Oh, so ist es! Wenn ich nur sehen könnte, dann würde ich für meine Mutter arbeiten.«

»Möchtest du geheilt werden?«

»Ja.«

»Warum gehst du nicht zu den Ärzten?«

»Keiner hat uns helfen können. Sie haben gesagt, daß es einen in Galiläa gibt, der kein Arzt ist, jedoch heilen kann. Aber wie können wir zu ihm gelangen?«

»Geh nach Jerusalem. Nach Getsemani. Am Hang des Berges an der Straße nach Betanien ist ein Ölgarten. Frage nach Markus und Jona. Alle in der Vorstadt Ofels werden dir den Weg weisen können. Du kannst dich einer Karawane anschließen. Es kommen viele dort vorbei. Jona fragst du dann nach Jesus von Nazaret ... «

»Ja, das ist sein Name! Wird er mich heilen?«

»Wenn du Glauben hast, ja ... «

»Glauben habe ich. Wohin gehst du, der du so gut bist?«

»Nach Jerusalem, zum Paschafest.«

»Oh, nimm mich mit! Ich werde dir nicht lästig fallen. Ich werde

im Freien schlafen und mich mit einem Stück Brot begnügen! Gehen wir nach Pella ... Du gehst doch dorthin, nicht wahr? So kann ich es der Mutter sagen, und dann gehen wir ... Oh, das Augenlicht wieder erlangen! Sei gut, Herr! ... « Und der Jüngling kniet nieder und tastet nach den Füßen Jesu, um sie zu küssen.

»Komm, ich werde dich zum Lichte führen.«

»Du Gesegneter!«

Sie setzen den Weg fort, und die schmale Hand Jesu hält den Knaben am Arm, um ihn sorgsam zu führen. Der Knabe sagt: »Wer bist du? Ein Jünger des Erlösers?«

»Nein.«

»Aber du kennst ihn wenigstens?«

»Ja.«

»Und glaubst du, daß er mich heilen wird?«

»Ich glaube es.«

»Aber ... wird er Geld verlangen? Ich habe keines. Die Ärzte verlangen immer so viel. Wir haben gehungert, um zu ihnen gehen zu können ... «

»Jesus von Nazaret will nur Glaube und Liebe.«

»Dann ist er sehr gut. Aber auch du bist gut«, sagt der Jüngling, und um die Hand zu nehmen, die ihn führt, und sie zu liebkosen, tastet er nach dem Ärmel des Gewandes Jesu.

»Was für ein schönes Gewand du hast! Du bist ein Herr! Schämst du dich nicht meiner, der ich solche Lumpen trage?«

»Ich schäme mich nur der Sünden, die den Menschen entehren.«

»Meine Sünde ist, daß ich manchmal murre über meine Lage und daß ich warme Kleider, Brot und vor allem das Augenlicht möchte.«

Jesus liebkost ihn: »Das sind keine entehrenden Sünden. Versuche jedoch, dich auch von diesen Unvollkommenheiten zu befreien, und du wirst ein Heiliger werden.«

»Aber wenn ich geheilt werde, habe ich sie nicht mehr ... Oder aber ... ich werde nicht gesund, und du weißt es und bereitest mich vor auf mein Schicksal und lehrst mich, mich zu heiligen wie Ijob?«

»Du wirst gesund werden. Aber nachher, besonders nachher sollst du mit deinem Schicksal stets zufrieden sein, auch wenn es nicht das glücklichste sein wird.«

Pella ist erreicht. Die Gärten, die vor den Städten liegen, prangen in der Fruchtbarkeit ihrer Beete im frischen Grün ihrer Gemüse. Die Frauen, die an den Beeten und an den Waschbütten bei der Arbeit sind, grüßen Jaia und sagen zu ihm: »Du kehrst heute früh zurück. Du hast wohl Glück gehabt?« Andere fragen: »Hast du einen Beschützer gefunden, armer Junge?« Eine Alte ruft aus dem Hintergrund eines Gartens: »O Jaia! Wenn du Hunger hast, hier ist eine Schüssel für dich. Sonst bring sie deiner Mutter. Gehst du nach Hause? Nimm sie mit.«

»Ich gehe nach Hause, um der Mutter zu sagen, daß ich mit diesem guten Herrn nach Jerusalem gehe, um geheilt zu werden. Er kennt Jesus von Nazaret und führt mich zu ihm.«

Sie befinden sich fast am Stadttor von Pella, und die Straße ist voller Menschen. Es sind Händler, aber auch Pilger darunter. Eine gutaussehende Frau, die auf einem Esel reitet und von einer Dienerin und einem Diener begleitet wird, wendet sich um, als sie von Jesus reden hört; dann zieht sie die Zügel an, bringt den Esel zum Stehen, steigt ab und begibt sich zu Jesus.

»Kennst du Jesus von Nazaret? Gehst du zu ihm? Auch ich gehe zu ihm ... wegen eines kranken Sohnes. Ich möchte mit dem Meister reden, denn ... « Sie fängt unter dem dichten Schleier zu weinen an.

»Welche Krankheit hat er, dein Sohn? Wo ist er?«

»Er ist von Gerasa. Aber jetzt ist er auf dem Weg nach Judäa. Er läuft umher wie ein Verfolgter ... Oh, was habe ich gesagt!«

»Ist er besessen?«

»Herr, er war es und wurde dann geheilt. Jetzt ... mehr als zuvor ist er ein Dämon ... Oh, ich kann es nur Jesus von Nazaret erzählen!«

»Jakobus und Simon, nehmt den Knaben zwischen euch und geht mit den anderen voraus. Erwartet mich jenseits des Stadttors. Frau,

du kannst die Diener vorausschicken. Wir werden miteinander reden.«

Die Frau sagt: »Aber du bist nicht der Nazarener! Nur mit ihm will ich darüber sprechen, denn nur er allein kann es verstehen und Mitleid haben.«

Nun sind sie aber schon allein. Die anderen sind vorausgegangen. Jesus wartet, bis der Weg frei ist, und sagt dann: »Du kannst sprechen, ich bin Jesus von Nazaret.«

Die Frau stößt einen Seufzer aus und will auf die Knie fallen.

»Nein. Die Leute dürfen es jetzt noch nicht wissen. Gehen wir. Dort ist ein offenes Haus. Wir werden darum bitten, uns darin in Ruhe aufhalten zu dürfen, um miteinander zu sprechen. Komm!«

Sie gelangen auf einem kleinen Weg zwischen zwei Gemüsegärten zu einem Bauernhaus, auf dessen Tenne Kinder heruntollen.

»Der Friede sei mit euch! Würdet ihr erlauben, daß die Frau sich einen Augenblick ausruht? Ich muß mit ihr sprechen. Wir kommen von weit her, um miteinander reden zu können, und Gott hat uns vor dem Ziel zusammengeführt.«

»Tretet ein! Ein Gast ist immer ein Segen. Wir werden euch Milch und Brot geben, und Wasser für eure müden Füße«, sagt eine Greisin.

»Das ist nicht nötig. Es genügt uns ein ruhiger Ort, um miteinander reden zu können.«

»Kommt!« Und sie führt sie auf eine Terrasse, die mit einer Weinlaube geschmückt ist, an der schon smaragdgrüne Blätter sprießen.

Sie bleiben allein. »Sprich, Frau! Ich habe es bereits gesagt: Gott hat uns vor dem Ziel zusammengeführt, um dir Erleichterung zu gewähren.«

»Es gibt keine Erleichterung mehr für mich! Ich hatte einen Sohn. Er wurde besessen. Ein grausamer Mensch, gottlos! Nichts konnte ihn mehr halten, nichts konnte ihn heilen. Er sah dich, und betete dich an mit dem Munde des Dämons, und du heiltest ihn. Er wollte dir folgen . . . Du dachtest an seine Mutter und schicktest ihn zu mir

zurück, um mir das Leben und den Verstand wiederzugeben, die so sehr ins Wanken geraten waren wegen des Schmerzes um einen besessenen Sohn. Du hast ihn auch gesandt, damit er dich verkünde, vorausgesetzt, daß er dich lieben wolle. Ich ... Oh! Ich sollte aufs neue Mutter sein, und noch dazu eines heiligen Sohnes, eines deiner Knechte! Aber sage mir, sage mir! Als du ihn zurückgeschickt hast, wußtest du da schon, daß wieder ein Dämon aus ihm werden würde? Denn er ist ein Dämon, der dich verließ, nachdem er große Wohltaten von dir erfahren und dich erkannt hatte und für den Himmel auserwählt worden war ... Sage es mir! Wußtest du es? Aber ich lasse! Ich rede und sage dir nicht, warum er ein Dämon ist ... Seit einiger Zeit ist er wieder wie ein Wahnsinniger geworden, oh! Seit wenigen Tagen! Aber diese Tage waren schmerzlicher für mich als die langen Jahre, in denen er besessen war ... Damals glaubte ich, daß ich nie einen größeren Schmerz kennenlernen könnte ... Er ist gekommen ... und hat den Glauben, den Gerasa durch dein Verdienst und seine Heilung an dich hatte, zerstört, indem er dich mit Schmach bedeckt hat. Nun geht er dir voraus zur Furt von Jericho und schadet dir, schadet dir!«

Die Frau, die ihren Schleier nie aufgehoben hat, hinter dem sie in herzerreißender Weise seufzt, wirft sich nun Jesus zu Füßen und fleht ihn an: »Geh fort! Geh fort! Laß dich nicht beschimpfen! Ich bin im Einvernehmen mit meinem kranken Gemahl abgereist. Ich habe Gott gebeten, mich zu dir zu führen, und er hat mich erhört! Oh, er sei dafür gepriesen! Ich will nicht, daß du, der Erlöser, um meines Sohnes willen mißhandelt wirst! Oh, warum habe ich ihn in die Welt gesetzt? Er hat dich verraten, Herr! Er verfälscht deine Worte. Der Dämon hat wieder Besitz von ihm ergriffen. Und ... O Allerhöchster und Heiliger! Habe Erbarmen mit einer Mutter! Er wird verdammt werden. Mein Sohn! Mein Sohn! Vorher war er nicht schuld daran, daß er von Dämonen besessen war, denn es war ein Unglück, das ihm zugestoßen ist. Aber jetzt? Aber jetzt, nachdem du ihn begnadigt hattest, nachdem er Gott erkannt hatte, nachdem du

ihn unterwiesen hattest! Diesmal wollte er ein Teufel sein, und keine Macht wird ihn mehr davon befreien können! Oh! Oh!« Die Frau hat sich zu Boden geworfen, ein Häufchen Kleider und Fleisch, das sich unter Schluchzen windet, und sie seufzt: »Sage mir, sage mir, was ich für dich tun muß, um für meinen Sohn zu sühnen! Um ihn zu retten! Nein! Um zu sühnen! Du siehst, daß mein Schmerz schon Sühne ist. Aber retten! Ich kann einen Gottesleugner nicht retten. Er ist verdammt . . . und was bedeutet das für mich, die ich Israelitin bin? Qual!«

Jesus beugt sich zu ihr nieder und legt ihr die Hand auf die Schulter: »Erhebe dich und beruhige dich. Du bist mir teuer. Höre mich an, du arme Mutter.«

»Verfluchst du mich nicht, weil ich ihn geboren habe?«

»O nein! Du bist für seinen Irrtum nicht verantwortlich, und zu deinem Trost sollst du wissen, daß er sogar durch dich gerettet werden kann. Die Missetaten der Söhne können von den Müttern gesühnt werden, und du wirst für ihn sühnen. Dein Schmerz ist nicht unfruchtbar, sondern fruchtbar, weil er aufrichtig ist. Durch dein Leiden wird die Seele, die du liebst, gerettet. Du büßest für ihn, und deine Buße ist so aufrichtig, daß sie den Nachlaß der Sünden für deinen Sohn bedeutet. Er wird zu Gott zurückkehren. Weine nicht mehr!«

»Aber wann? Wann denn nur?«

»Wenn deine Tränen sich in meinem Blut aufgelöst haben werden.«

»In deinem Blut? Dann ist das, was er sagt, also wahr? Daß du getötet werden wirst, weil du den Tod verdienst hast? . . . Welch eine entsetzliche Gotteslästerung!«

»Der erste Teil des Satzes entspricht ganz und gar der Wahrheit. Ich werde getötet werden, um euch des ewigen Lebens würdig zu machen, ich bin der Erlöser, Frau, und Erlösung wird gegeben durch das Wort, die Barmherzigkeit und durch das vollkommene Opfer der Ganzhingabe. Für deinen Sohn ist das erforderlich, und ich

werde es vollbringen. Doch du mußt mir helfen. Gib mir deinen Schmerz. Gehe hin mit meinem Segen, und bewahre ihn dir, um mit deinem Sohn stets barmherzig und geduldig sein zu können und ihn dadurch daran zu erinnern, daß ein anderer barmherzig war mit ihm. Gehe nun, gehe hin in Frieden!«

»Aber sprich nicht in Pella! Sprich nicht in Peräa! Er hat die Leute dort gegen dich aufgehetzt, und er ist nicht allein. Aber ich sehe nur ihn und spreche nur von ihm . . . «

»Ich werde durch eine Tat sprechen, das wird genügen, um das Werk der anderen zunichtezumachen. Gehe nun in Frieden nach Hause!«

»Herr, jetzt, da du mich von der Schuld freigesprochen hast, ihn geboren zu haben, schau mein Antlitz an, um zu wissen, wie das Gesicht einer Mutter aussieht, wenn sie ein herzerreißender Schmerz quält«, und sie enthüllt ihr Antlitz mit den Worten: »Sieh das Antlitz der Mutter von Markus des Joschija, des Leugners des Messias, des Peinigers seiner Gebäerin.« Dann läßt sie wieder den dichten Schleier über das vom Weinen gezeichnete Gesicht fallen und seufzt: »Keine Mutter in Israel wird mir je im Leiden gleich sein!«

Sie verlassen das gastliche Haus und nehmen denselben Weg wieder auf. Sie betreten Pella, und die Frau trifft mit den Dienern und Jesus mit den Jüngern zusammen. Aber die Frau folgt ihm wie fasziniert, während Jesus hinter dem Knaben hergeht, der seine Schritte zu einer kleinen, armseligen Behausung lenkt, zum Kellergeschoß eines Gebäudes am Hang des Berges, das typisch für diese Stadt ist, die terrassenförmig ansteigt, so daß das Gebiet der Westseite die zweite Terrasse der Ostseite ist; aber in Wirklichkeit ist auch dort noch ein Gelände, denn man kann auf einem Weg hingelangen, der sich auf der Höhe der letzten Terrasse befindet. Ich weiß nicht, ob ich mich gut ausgedrückt habe.

Der Junge ruft laut: »Mutter! Mutter!«

Aus dem elenden, dunklen Loch kommt eine noch junge Frau. Obschon sie blind ist, bewegt sie sich ganz unbefangen, da sie die Umgebung kennt.

»Bist du schon wieder zurück, mein Sohn? Haben sie dir so reichlich Almosen gegeben, daß du schon zur Mittagszeit zurückgekehrt bist?«

»Mutter, ich habe einen gefunden, der Jesus von Nazaret kennt und sagt, daß er mich zu ihm führen wird, damit ich geheilt werde. Er ist sehr gut. Läßt du mich gehen, Mutter?«

»Aber ja, Jaia! Auch wenn ich allein bleiben muß, geh nur, geh! Sei gesegnet und schau ihn auch für mich an, den Erlöser!«

Der Glaube der Frau ist bedingungslos.

Jesus lächelt. Dann fragt er: »Zweifelst du weder an mir noch am Erlöser, Frau?«

»Nein. Wenn du ihn kennst und mit ihm befreundet bist, kannst du nur gut sein. Und er erst! Geh, geh, mein Sohn! Verspäte dich nicht, auch nicht einen Augenblick. Geben wir uns einen Kuß, dann geh mit Gott.«

Nachdem sie sich tastend gefunden haben, küssen sie sich. Jesus legt auf den schlichten Tisch Brot und Geldstücke.

»Leb wohl, Frau. Hier liegt etwas, womit du dir Nahrung besorgen kannst. Der Friede sei mit dir!«

Sie gehen hinaus. Die Gruppe setzt sich wieder in Bewegung, während die ersten Regentropfen fallen.

»Machen wir nicht Halt? Es regnet . . . « sagen die Apostel.

»Wir werden in Jabesch-Gilead Halt machen. Geht weiter.«

Sie ziehen sich die Mäntel über den Kopf, und Jesus bedeckt mit dem seinen das Haupt des Knaben. Die Mutter des Markus des Joschija folgt dem Meister auf dem Esel mit ihren Dienern. Es sieht so aus, als ob sie sich nicht von ihm trennen könnte.

Sie verlassen Pella und gehen durch die grünen Felder, die an diesem regnerischen Tage traurig anmuten.

Sie legen ungefähr einen Kilometer zurück, dann bleibt Jesus stehen. Er nimmt den Kopf des Blinden zwischen die Hände, küßt ihn auf seine erloschenen Augen und sagt: »Und nun kehre zurück. Geh und sage deiner Mutter, daß der Herr diejenigen belohnt, die Glau-

ben haben, und sage zu den Leuten von Pella, daß dies der Herr ist!« Er läßt ihn los und entfernt sich rasch.

Doch es vergehen keine drei Minuten, und der Knabe ruft aus: »Aber ich kann sehen! Oh, gehe nicht fort! Du bist Jesus! Erlaube, daß ich dich als ersten sehe!« und er fällt auf dem regennassen Erdboden auf die Knie.

Die Frau von Gerasa und die Knechte einerseits, und die Apostel andererseits, eilen herbei, um das Wunder zu sehen. Auch Jesus kehrt zurück, langsam und lächelnd, und neigt sich etwas, um den Knaben zu lieblosen.

»Geh nun zur Mutter, und glaube stets an mich!«

»Ja, mein Herr ... Aber für meine Mutter nichts? Muß sie, die doch ebenso glaubt wie ich, im Dunkel bleiben?«

Das Lächeln Jesu wird noch strahlender. Er schaut umher und erblickt am Wegrand ein Büschel mit Tau benetzter Margeriten. Er bückt sich und pflückt die Blumen. Dann segnet er sie und gibt sie dem Knaben. »Streiche deiner Mutter damit über die Augen, und sie wird sie sehen. Ich kehre nicht zurück, ich gehe weiter. Wer gut ist, folge mir mit seinem Geist und rede von mir zu den Zweiflern! Sprich von mir in Pella, das im Glauben wankt. Gehe nun, Gott ist mit dir!«

Dann wendet er sich an die Frau von Gerasa: »Und du, folge ihm. Das ist die Antwort Gottes für alle, die versuchen, den Glauben der Menschen an Christus zu schmälern. Und das möge deinen Glauben und den des Joschija stärken. Geh in Frieden!«

Sie trennen sich. Jesus setzt den Weg in Richtung Süden wieder fort. Der Knabe, die Gerasenerin und die Diener gehen nach Norden. Ein Schleier dichten Regens trennt sie wie ein dampfender Vorhang ...

406 Jenseits Jabesch-Gilead im Hause des Matthias

In dem tiefen, bewaldeten Tal, in dem sich Jabesch-Gilead erhebt, rauscht ein wasserreicher Gießbach, der schäumend dem nahen Jordan zuströmt. Die Dürsterkeit der Morgendämmerung an diesem Tag läßt die Wälder noch dunkler erscheinen, und daher scheint auch die Ortschaft im ersten Moment etwas traurig und unfreundlich.

Thomas, stets guten Mutes, obwohl sein Gewand von Kopf bis Fuß einem Tuch, das aus einem Wassertrog gezogen worden ist, und von den Füßen bis zu den Hüften wandelnden Schlamm gleicht, sagt: »Hm! Ich hoffe nur, daß sich dieses Dorf nicht nach Jahrhunderten an uns rächt für die schlimme Überraschung, die ihm Israel bereitet hat. Genug! Laßt uns das Leid für den Herrn ertragen!«

Man schlägt sie nicht tot, das nicht, aber aus jedem Ort werden sie fortgejagt, und mit „Dieb“ und noch schändlicheren Ausdrücken beschimpft. Philippus und Matthäus müssen gehörig laufen, um sich vor einem großen Hund zu retten, den ein Hirte auf sie gehetzt hat, als sie an der Tür eines Schafstalles angeklopft und gebeten haben, die Nacht wenigstens unter dem Wetterdach der Tiere verbringen zu dürfen.

»Was tun wir jetzt?«

»Wir haben kein Brot.«

»Und auch kein Geld. Ohne Geld findet man weder Brot noch Unterkunft.«

»Wir sind matt, verfroren und hungrig.«

»Die Dunkelheit bricht herein. Wir werden nett aussehen morgen früh, nach einer im Wald verbrachten Nacht!«

Von den zwölf murren sieben ganz offen, während bei drei Aposteln die Unzufriedenheit aus ihren Gesichtern abzulesen ist, und wenn sie auch schweigen, so ist es doch, als ob sie reden würden. Simon der Zelote geht mit geneigtem Kopf einher und läßt sich nicht anmerken, was er denkt. Johannes scheint auf glühenden Kohlen zu gehen. Er wendet den Kopf von den Murrenden zu Jesus und von

ihm zu denen, denen der Kummer im Gesicht geschrieben steht. Da die Apostel sich weigern oder es nur widerwillig tun, geht Jesus selbst von Haus zu Haus. Er wadet geduldig durch den glitschigen und übelriechenden Schlamm der Wege. Aber überall wird er abgewiesen.

Sie sind am Ende des Dorfes, dort, wo sich das Tal zu den Weiden der Ebene von Transjordanien hin erweitert. Hier und da noch ein Haus ... Doch überall Enttäuschungen ...

»Laßt uns in den Feldern suchen. Johannes, kannst du auf diese Ulme steigen? In der Höhe hast du einen besseren Ausblick.«

»Ja, mein Herr.«

»Die Ulme ist durch den Regen ganz glitschig. Der Junge wird nicht hinaufkommen und sich am Ende noch weh tun. Dann haben wir zu allem Elend hin noch einen Verletzten«, murrte Petrus.

Jesus sagt sanft: »Dann werde ich hinaufsteigen!«

»Auf keinen Fall!« schreien alle im Chor. Am lautesten schreien die Fischer: »Wenn es für uns Fischer gefährlich ist, was willst du dann erst erreichen, der du nie an Masten und Stricken hinaufgeklettert bist?«

»Ich wollte es für euch tun, um euch eine Unterkunft zu finden. Mir ist es einerlei. Nicht das Wasser ist es, das mir unangenehm ist ... «

Wieviel Traurigkeit! Wieviel Ermahnung zum Mitgefühl liegt in seiner Stimme! Der eine oder andere bemerkt es und schweigt. Andere, und es sind gerade Bartholomäus und Matthäus, sagen: »Nun ist es zu spät, um etwas zu finden, wir hätten wohl vorher daran denken müssen.«

»Ja, und wir hätten nicht deinen Launen nachgeben und von Pella weggehen sollen, obwohl es dort schon regnete. Du bist eigensinnig und unvorsichtig gewesen, und nun müssen wir alle dafür büßen. Was willst du denn jetzt noch finden? Hätten wir nur eine volle Börse, dann hätten sich uns alle Häuser geöffnet! Aber du! ... Warum wirkst du kein Wunder, wenigstens eines, für deine Apostel, du, der

du auch für Unwürdige Wunder wirkst?« sagt Judas von Kerijot und gestikuliert wie ein Irrer und so aggressiv, daß die anderen, obwohl sie im Grunde fast ebenso denken wie er, das Bedürfnis verspüren, ihn zur Ehrfurcht vor dem Meister zu ermahnen.

Jesus gleicht schon dem Verurteilten, der mit Sanftmut auf seine Henkersknechte blickt und schweigt. Dieses Schweigen, das ich bei Jesus seit einiger Zeit immer häufiger bemerke und das gleichsam das Präludium zum „Grossen Schweigen“ vor dem Hohen Rat, vor Pilatus und Herodes ist, schmerzt mich sehr. Es gleicht den Unterbrechungen im Stöhnen eines Sterbenden, die nicht ein Nachlassen des Schmerzes bedeuten, sondern schon auf den nahen Tod hinweisen. Mir scheint, daß dieses Schweigen Jesu lauter ruft als es Worte vermögen, und all den Schmerz über das Unverständnis und die Lieblosigkeit der Menschen ausdrückt. Seine Sanftmut, die sich nicht auflehnt, seine Haltung, wie er dasteht mit geneigtem Haupt, bewirkt, daß er mir schon in Ketten und der Mißgunst der Menschheit überantwortet erscheint.

»Warum sagst du nichts?« fragen sie ihn.

»Weil ich Worte sagen würde, die eure Herzen in dieser Stunde nicht deuten könnten ... Laßt uns gehen, wir werden gehen um nicht zu erfrieren ... und verzeiht ... «

Er dreht sich rasch um und begibt sich an die Spitze der Gruppe, in der ihn einige bemitleiden, einige anklagen, und einige die Reden der Kameraden tadeln.

Johannes bleibt langsam immer mehr zurück, er tut es auf eine Weise, daß niemand es bemerkt. Dann geht er zu einem hohen Baum – es scheint mir eine Pappel oder eine Esche zu sein – legt Mantel und Kleider ab und beginnt so, halb bekleidet und mit großer Mühe, hinaufzuklettern, bis ihm die ersten Äste den Aufstieg erleichtern. Er klettert immer höher, wie eine Katze. Manchmal gleitet er aus, doch dann findet er das Gleichgewicht wieder. Fast hat er den Gipfel erreicht und läßt seinen Blick über den Horizont streifen, der im letzten Abendlicht vor ihm liegt. Da er sich hier in einer weiten Ebene befindet und die bleierne Wolkendecke sich aufgelockert hat, ist

das Licht heller als im Tal. Er späht in alle Richtungen. Schließlich stößt er einen leisen Freudenschrei aus und läßt sich am Stamm des Baumes hinunter. Er zieht seine Kleider an, beginnt zu laufen und überholt die Gefährten, bis er an der Seite des Meisters ist. Außer Atem durch Anstrengung und Laufen sagt er: »Eine Hütte, Herr ... Eine Hütte in Richtung Osten ... Aber wir müßten zurückkehren ... Ich bin auf einen Baum gestiegen ... Komm, komm ... «

»Ich werde mit Johannes hingehen. Wenn ihr mitkommen wollt, dann folgt mir. Sonst geht weiter bis zum nächsten Dorf am Ufer des Flusses. Dort werden wir uns dann wiederfinden«, sagt Jesus ernst und bestimmt.

Es folgen ihm alle durch die nassen Wiesen.

»Aber so kommen wir nach Jabesch zurück!«

»Ich sehe keine Häuser ... «

»Wer weiß, was der Junge gesehen hat?«

»Vielleicht einen Strohschober.«

»Oder die Hütte eines Aussätzigen.«

»So werden wir noch vollends durchnäßt, diese Wiesen sind ja wie Schwämme«, murren die Apostel.

Aber das, was da zwischen den dichten Bäumen erscheint, ist weder die Hütte eines Aussätzigen, noch ein Strohschober, sondern eine Hütte, breit, niedrig, einem armen Schafstall ähnlich, mit einem Strohdach bis zur halben Höhe und Mauern aus Lehm, die von Eckpfeilern aus unbehauenen Stein zusammengehalten werden. Ein Lattenzaun umgibt das Häuschen, und dahinter sehe ich Gemüse, das von Wasser trieft.

Johannes stößt einen Ruf aus, und ein alter Mann erscheint am Fenster.

»Wer ist draußen?«

»Wir sind Pilger auf dem Weg nach Jerusalem und bitten um Unterkunft, im Namen Gottes!« sagt Jesus.

»Immer! Es ist meine Pflicht. Aber ihr habt es schlecht getroffen. Ich habe wenig Platz und keine Betten.«

»Das macht nichts. Du wirst wenigstens Feuer haben.«

Der Mann schiebt den Riegel zur Seite und öffnet die Zauntür.

»Kommt herein, der Friede sei mit euch!«

Sie schreiten durch einen winzigen Gemüsegarten und betreten den einzigen Raum dieser Hütte, der als Küche und Schlafraum dient. Ein Feuer brennt auf einem Herd, und ringsum herrscht Ordnung und Armut. Nicht ein einziger unnötiger Gegenstand ist zu sehen.

»Seht, ich habe nichts als ein großes und gutes Herz. Aber wenn ihr euch mit wenigem begnügt ... Habt ihr Brot?«

»Nein, nur ein paar Oliven ... «

»Ich habe nicht für alle Brot, aber ich werde euch ein Milchgericht zubereiten. Ich habe zwei Schafe, die genügen mir, ich gehe nun und melke sie. Wollt ihr mir eure Mäntel geben? Ich hänge sie hinten im Stall auf, so werden sie ein wenig trocknen, und morgen können wir sie vor das Feuer legen.«

Der Mann geht mit den durchnästen Kleidern hinaus. Alle haben sich um das Feuer geschart und erfreuen sich der Wärme.

Der Mann kehrt mit einer einfachen Strohmatten zurück und breitet sie auf dem Boden aus.

»Zieht eure Sandalen aus. Ich werde den Schlamm abspülen und sie zum Trocknen aufhängen. Auch warmes Wasser werde ich bereiten, damit ihr euch die Füße waschen könnt. Die Matte ist einfach, aber sauber und dick, und wird euch besser gefallen als der kalte Boden.«

Er nimmt einen Kessel voll grünlichen Wassers, in dem er Gemüse gekocht hat, und schüttet einen Teil des Wassers in eine Schüssel und einen Teil in ein Becken. Dann gibt er kaltes Wasser dazu und sagt: »So, das wird euch erquicken. Nun wascht euch. Hier ist ein sauberes Tuch.«

Inzwischen macht er sich am Feuer zu schaffen. Er schürt es, gießt die Milch in einen Topf und stellt diesen auf den Herd. Als die Milch kocht, streut er Körner hinein – es scheint mir zerstoßene oder vielmehr geschälte Gerste zu sein – und rührt einen Brei an.

Jesus, der sich als erster gewaschen hat, nähert sich ihm: »Gott möge dir Gnade schenken für deine Nächstenliebe!«

»Ich erweise euch nur, was auch er mir erwiesen hat. Ich war aussätzig, vom siebenunddreißigsten bis zum fünfzigsten Lebensjahr, und wurde dann geheilt. Doch in meinem Dorf waren meine Verwandten und meine Frau unterdessen gestorben, und das Haus habe ich zerstört vorgefunden, und ich war eben der „Aussätzig“ ... So bin ich hierher gekommen und habe mir dieses Nest aus eigenen Kräften und mit Gottes Hilfe aufgebaut. Zuerst baute ich es aus Schilf, dann aus Holz und schließlich aus Mauerwerk ... und habe jedes Jahr etwas Neues hinzugefügt. Letztes Jahr habe ich den Unterstand für die Schafe geschaffen. Diese Schafe habe ich mir mit dem Erlös des Holzgeschirrs und der Strohmatten, die ich selbst hergestellt habe, erstanden. Ich habe auch einen Apfelbaum, einen Birnbaum, einen Feigenbaum und einen Weinstock. Hinter dem Haus befindet sich ein kleines Gerstenfeld und davor ein Gemüsegarten; vier Taubenpaare und zwei Schafe besitze ich, und bald werden Lämmlein geboren. Hoffentlich sind sie diesmal weiblichen Geschlechts. Ich preise den Herrn und verlange nichts weiter. Und du, wer bist du?«

»Ein Galiläer. Hast du Vorurteile?«

»Nein, obwohl ich auch jüdischer Abstammung bin. Wenn ich Kinder gehabt hätte, hätte ich jetzt einen Sohn haben können wie dich ... Nun bin ich der Vater meiner Tauben ... ich habe mich daran gewöhnt, allein zu leben.«

»Und an den Festtagen?«

»Da fülle ich die Futtertröge – und gehe, miete mir einen Esel, beile mich, erfülle meine Pflicht und kehre zurück. Nie hat bei meiner Rückkehr auch nur ein Blatt gefehlt. Gott ist gut!«

»Ja, mit den Guten und mit den weniger Guten. Aber die Guten nimmt er unter seine Fittiche.«

»Ja, auch Jesaja sagt es ... Mich hat er stets beschützt.«

»Du bist aber doch aussätzig gewesen?« bemerkt Thomas.

»Ja, und ich bin arm und einsam geworden. Aber gerade das ist Gnade Gottes: daß ich wieder Mensch geworden bin, ein Dach über dem Kopf und Brot habe. Mein Vorbild während der unglücklichen Zeit war Ijob, und ich hoffe, wie Ijob den Segen Gottes zu verdienen, nicht an Reichtum, sondern an Gnade.«

»Du wirst ihn haben. Du bist ein Gerechter! Wie ist dein Name?«

»Matthias.« Er nimmt den Kessel vom Herd, trägt ihn zum Tisch, gibt Butter und Honig in den Brei und rührt um. Dann stellt er ihn aufs Feuer zurück und sagt: »Ich habe nur vier Teller und zwei Näpfe. Ihr werdet einer nach dem andern essen müssen.«

»Und du?«

»Der Gastgeber bedient sich selber immer zuletzt. Zuerst immer die Brüder, die Gott schickt. Seht, es ist bereit, und es wird euch gut tun.« Er schöpft mit dem Schöpflöffel den dampfenden Brei in die vier Teller und die zwei Näpfe. Holzlöffel sind zur Genüge vorhanden.

Jesus fordert die Jüngsten auf, als erste zu essen.

»Nein, zuerst du, Meister«, sagt Johannes.

»Nein, nein. Es ist gut, daß Judas sich sättigt und erkennt, daß es für die Söhne immer etwas zu essen gibt.«

Iskariot wechselt die Gesichtsfarbe, aber er ißt.

»Bist du ein Rabbi?«

»Ja, und diese hier sind meine Jünger.«

»Ich bin zum Täufer gegangen, als er in Betabara war. Weißt du nichts vom Messias? Man sagt, daß er schon auf Erden sei, und Johannes auf ihn hingewiesen habe. Wenn ich nach Jerusalem gehe, hoffe ich immer, ihn zu treffen, aber es ist mir noch nie gelungen. Ich nehme wohl an den Riten teil, halte mich dort jedoch nicht länger auf, und vielleicht begegne ich ihm deswegen nie. Hier bin ich einsam, und dann ... die Leute in Peräa sind nicht gut. Ich habe mit Hirten gesprochen, die ihre Herden auf die umliegenden Weiden führen. Sie kennen ihn und haben mir von ihm erzählt. Welche Worte! Wer weiß, wie sie erst klingen, wenn er sie selbst sagt.«

Jesus gibt sich nicht zu erkennen. Nun ist er an der Reihe und nimmt seine Mahlzeit frohen Herzens an der Seite des guten Alten ein.

»Und jetzt? Wie machen wir es mit dem Schlafen? Ich überlasse euch mein Bett. Aber ich habe nur eines ... Ich werde zu den Schafen gehen.«

»Nein, wir gehen zu ihnen. Das Heu ist gut für den, der müde ist.«

Das Abendessen ist beendet und sie begeben sich zur Ruhe, um beim Morgengrauen wieder aufbrechen zu können. Doch der alte Mann besteht auf seinem Angebot, und so benützt schließlich Matthäus, der sehr erkältet ist, sein Bett.

Aber am Morgen empfängt sie ein Wolkenbruch. Wie soll man unter diesem strömenden Regen aufbrechen? Sie hören auf den Alten und warten. Indessen werden die Kleider gereinigt, getrocknet, die Sandalen eingeölt, und die Glieder ruhen sich aus. Wieder kocht der alte Mann für alle Gerste in Milch und legt dann Äpfel in die Asche. Das ist ihre Mahlzeit. Während sie essen, ertönt draußen eine Stimme.

»Noch ein Pilger? Was machen wir jetzt?« sagt der Alte, steht auf, hüllt sich in eine Decke aus grober, wasserdichter Wolle und geht hinaus. Die Küche ist ganz vom Feuer erwärmt, aber es herrscht keine gute Stimmung. Jesus schweigt.

Der Alte kehrt mit weit aufgerissenen Augen zurück, schaut Jesus und die anderen an, und es scheint, als hätte er Angst ... als sei er unsicher und erforsche etwas. Endlich fragt er: »Ist der Messias unter euch? Sagt es, denn die Einwohner von Pella suchen ihn, um ihn zu verehren wegen eines großen Wunders, das er gewirkt hat. Sie haben seit gestern abend bis zum Fluß hinunter, bis zum nächsten Dorf an allen Häusern angeklopft ... Jetzt, auf dem Rückweg, haben sie an mich gedacht. Jemand hat auf mein Haus gezeigt. Sie sind draußen mit ihren Wagen. Viele Leute!«

Jesus steht auf. Die Zwölf sagen: »Geh nicht zu ihnen. Da du

doch gesagt hast, es wäre klug, den Ort Pella zu meiden und sich dort nicht aufzuhalten, dann ist es auch zwecklos, daß du dich jetzt zeigst.«

»Aber dann! ... O du Gesegneter! Sei gepriesen, du und der, der dich gesandt hat! Gott segne mich, der ich dich aufgenommen habe! Bist du der Rabbi Jesus? ... Oh!« Der Mann fällt auf die Knie und berührt mit der Stirn den Boden.

»Ich bin es. Aber laß mich zu denen gehen, die mich suchen, danach werde ich zu dir kommen, du guter Mann.« Er befreit sich aus den Händen des Alten, der seine Knöchel umfaßt hat, und geht in den überschwemmten Garten hinaus.

»Da ist er! Da ist er! Hosanna!«

Sie steigen eilends von ihren Wagen. Es sind Männer und Frauen, und auch der kleine Blinde von gestern, seine Mutter und die Frau von Gerasa sind unter ihnen. Trotz des Schlammes knien sie nieder und flehen: »Komm zurück, komm zurück! Komm zu uns nach Pella.«

»Nein, nach Jabesch«, rufen andere, die wohl aus Jabesch sind. »Wir wollen dich bei uns haben! Wir haben es bereut, dich verjagt zu haben!« schreien sie.

»Nein, zu uns! Nach Pella, dort, wo dein Wunder noch lebendig ist. Ihnen hast du das Augenlicht und uns das Licht der Seele gegeben!«

»Ich kann nicht. Ich gehe nach Jerusalem. Dort werdet ihr mich finden.«

»Du bist verärgert, weil wir dich vertrieben haben!«

»Du bist gekränkt, weil du weißt, daß wir den Verleumdungen eines Sünders geglaubt haben.«

Die Mutter des Markus bedeckt ihr Gesicht mit den Händen und weint.

»Sage du, Jaia, dem, der dich liebt, daß er zurückkehren soll.«

»Ihr könnt mich in Jerusalem finden. Geht und harrt aus, und seid nicht wie Winde, die in alle Richtungen wehen. Lebt wohl!«

»Nein, komm! Wir entführen dich mit Gewalt, wenn du nicht kommst.«

»Ihr werdet nicht Hand an mich legen. Das ist Götzendienst, kein wahrer Glaube. Wer glaubt, glaubt ohne zu sehen, harrt aus, selbst wenn er bekämpft wird. Der Glaube gedeiht auch ohne Wunder. Ich bleibe bei Matthias, der geglaubt hat, ohne zu sehen, und der ein Gerechter ist!«

»Dann nimm wenigstens unsere Gaben an. Geld und Brot. Man hat uns gesagt, daß ihr alles, was ihr hattet, Jaia und seiner Mutter gegeben habt. Nimm einen Wagen. Du kannst mit ihm weiterfahren und ihn dann in Jericho bei Timor, dem Gastwirt, lassen. Nimm ihn! Es regnet und wird weiterregnen. So wirst du geschützt sein und rascher vorwärtskommen. Zeige uns, daß du uns nicht hassest!«

Die Leute jenseits des Lattenzaunes und Jesus schauen sich an. Die drüben lärmen und drängen. Hinter Jesus kniet der alte Matthias und ist ganz erstaunt. Weiter hinten stehen die Apostel.

Jesus streckt die Hand aus und sagt: »Ich nehme es an, für die Armen, nur den Wagen kann ich nicht annehmen, denn ich bin der Arme unter den Armen. Besteht nicht darauf. Jaia, Frau und du von Gerasa, kommt auf, daß ich euch besonders segne.«

Matthias hat den Lattenzaun geöffnet, und als sie bei ihm sind, liebkost und segnet er sie und verabschiedet sich von ihnen. Hierauf segnet er die anderen, die sich am Eingang drängen und den Aposteln Münzen und Lebensmittel übergeben. Dann verabschiedet er sich auch von ihnen und kehrt ins Haus zurück . . .

»Warum hast du nicht zu ihnen gesprochen?«

»Das Wunder an den beiden Blinden spricht zu ihnen.«

»Warum hast du den Wagen nicht angenommen?«

»Weil es gut ist, zu Fuß zu gehen.«

Er wendet sich Matthias zu: »Ich hätte dich mit meinem Segen belohnt. Nun aber kann ich auch etwas Geld hinzufügen für das, was wir dich gekostet haben . . . «

»Nein, Herr Jesus . . . Das will ich nicht. Ich habe alles herzlich

gern getan, und jetzt tue ich es auch und diene dabei dem Herrn. Der Herr zahlt nicht. Er ist nicht dazu verpflichtet. Ich bin es, der beschenkt worden ist, nicht du! Oh, dieser Tag! Er wird mich in meinem Gedächtnis bis ins andere Leben begleiten.«

»Das hast du gut gesagt. Deine Barmherzigkeit gegen die Pilger wirst du im Himmel aufgezeichnet finden, und ebenso deinen bereitwilligen Glauben . . . Sobald der Himmel sich etwas aufheitert, werde ich dich verlassen. Die Leute könnten zurückkehren, sie sind zu dringlich, solange das Wunder sie erschüttert, und dann . . . stumpf wie zuvor, oder gar feindlich gesinnt. Ich gehe. Bis jetzt habe ich mich bei ihnen aufgehalten und versucht, sie zu bekehren. Nun komme ich und gehe vorüber, ohne zu verweilen. Ich gehe meiner Bestimmung entgegen, und die Zeit drängt. Gott und die Menschen spornen mich an; ich kann nicht mehr bleiben. Die Liebe und der Haß treiben mich an. Wer mich liebt, kann mir folgen, aber der Meister läuft den widerspenstigen Schafen nicht mehr nach.«

»Lieben sie dich nicht, göttlicher Meister?« fragt Matthias.

»Sie verstehen mich nicht.«

»Sie sind böse.«

»Begehrlichkeiten belasten sie.«

Der Mann wagt es nicht mehr, so zutraulich zu sein wie zuvor. Er gleicht einem Menschen, der vor einem Altar steht. Jesus ordnet die Abreise an. Während der alte Mann ihre nun trockenen Mäntel holt, steckt Jesus Münzen in eine Lade und läßt Brote und Käse in einen Backtrog legen.

Der alte Mann kommt zurück. Jesus segnet ihn und macht sich wieder auf den Weg, wobei er sich mehrere Male umdreht, um den weißen Kopf zu sehen, der über den dunklen Zaun schaut.

407 Die geheilte „Aussätzige“ (Die Rose von Jericho)

Die Ebene auf der östlichen Seite des Jordan scheint sich durch die andauernden Regenfälle in ein Lagune verwandelt zu haben, beson-

ders an dem Ort, an dem sich nun Jesus und die Apostel befinden. Sie haben vor kurzem einen Gießbach überschritten, der aus einer Schlucht der naheliegenden Hügel herabfließt. Diese Hügel bilden eine Art riesigen Damm, der sich den Jordan entlang von Norden nach Süden erstreckt, da und dort unterbrochen von engen Schluchten, aus denen der unvermeidliche Gießbach hervorsprudelt. Es scheint, als hätte Gott das Jordantal auf dieser Seite mit einer Randstickerei versehen. Ich möchte sagen, eine ziemlich monotone Stickerei, so regelmäßig wechseln sich Vorsprünge und Höhen ab. Die Gruppe der Apostel befindet sich zwischen den zwei letzten Gießbächen, die über die Ufer getreten sind, besonders der südlichere, wegen der gewaltigen Wassermassen, die von den Bergen herabstürzen und dann geräuschvoll dem Jordan zuströmen. Auch der Jordan rauscht heftig, besonders dort, wo natürliche Schleifen, ich möchte fast sagen Engpässe, und Nebenflüsse Strudel hervorrufen. Jesus befindet sich in diesem von drei Hochwasser führenden Wasserläufen gebildeten Dreieck, und es ist nicht leicht, in diesem Sumpf vorwärtszukommen.

Die Stimmung unter den Aposteln ist trüber als das Wetter. Damit ist alles gesagt. Jeder will das Seine sagen, und all das Gesagte verbirgt unter dem Anschein eines Ratschlages einen Vorwurf. Die Stunde der Vorwürfe ist gekommen, wie: »Ich habe es ja gesagt«, »Wenn man meinen Rat befolgt hätte«, usw. usw., die so kränkend sind für den, der wohl einen Fehler begangen hat, jedoch ohnehin schon selbst niedergeschlagen ist.

Der eine sagt: »Es wäre besser gewesen, wir hätten den Fluß bei Pella überschritten und wären am anderen Ufer entlanggegangen, das nicht so überschwemmt ist«; ein anderer sagt: »Wären wir auf den Bergen geblieben, dann hätten wir jetzt nicht mit diesem Schlamm zu kämpfen!«

Johannes sagt: »Ihr seid die Propheten der schon geschehenen Dinge. Wer hätte dieses hartnäckige Regenwetter voraussehen können?«

»Es ist die Zeit dafür, und es war vorauszusehen«, meint Bartholomäus.

»In den vergangenen Jahren war es nicht so vor dem Paschafest. Als ich zu euch kam, hatte der Kidron alles andere als Hochwasser, und letztes Jahr herrschte sogar Trockenheit. Ihr, die ihr euch beklagt, erinnert ihr euch nicht an den Durst, den wir in der Ebene der Philister gelitten haben?« sagt der Zelote.

»Ja, natürlich! Es reden die beiden eisen und tadeln uns«, sagt Judas von Kerijot spöttisch.

»Schweig du, bitte! Du kannst nur kritisieren, aber im gegebenen Augenblick, wenn du mit einem Pharisäer oder jemand ähnlichem reden solltest, dann schweigst du, als ob deine Zunge gebunden wäre«, sagt Thaddäus aufgeregt.

»Ja, er hat recht, denn du hast jenen drei Schlangen im letzten Dorf nicht ein Wort erwidert! Du wußtest, daß wir auch in Gischala und in Meiron ehrerbietig und respektvoll gewesen sind, und daß der Meister hingehen wollte, er, der die großen verstorbenen Rabbis verehrt. Aber du hast nicht gesprochen! Du weißt, wie sehr er von uns Achtung vor dem Gesetz und den Priestern verlangt, und du hast nichts gesagt! Jetzt sprichst du, jetzt nimmst du die Gelegenheit wahr, die Besten von uns zu verspotten und das Tun des Meisters zu kritisieren«, fügt Andreas hinzu, der, obwohl normalerweise geduldig, heute wirklich nervös ist.

»Schweig. Judas ist im Unrecht, er, der vieler Freund ist, allzu vieler Samariter . . . «

»Ich? Wer sind sie? Nenne mir ihre Namen, wenn du kannst!«

»Ja, mein Lieber, alle Pharisäer, Sadduzäer und Mächtige, deren Freundschaft du dich rühmst und die dich anscheinend kennen! Mich grüßen sie nie, dich aber wohl.«

»Bist du deshalb eifersüchtig? Ich gehöre eben zum Tempel, und du nicht.«

»Gott sei Dank bin ich ein Fischer, ja, und stolz bin ich darauf.«

»Ein so törichter Fischer, daß er nicht einmal dieses Wetter vorauszusehen imstand war.«

»Doch! Ich habe gesagt: „Der Mond des Nisan bringt Wasser und Schlamm“«, entgegnet Petrus.

»Aha, da haben wir es! Und du, Judas des Alphäus, und du, Andreas, was sagt ihr dazu, auch Petrus, unser Oberhaupt, kritisiert den Meister!«

»Ich kritisiere wirklich niemanden, ich zitiere nur ein Sprichwort.«

»Das für den, der es versteht, Kritik und Vorwurf bedeutet.«

»Ja ... Aber mir scheint, daß all das Gerede nicht dazu dient, die Erde zu trocknen. Jetzt sind wir im Schlamm und müssen uns damit abfinden. Sparen wir uns die Worte und benützen wir unsere Kräfte dazu, die Füße aus diesen Pfützen zu ziehen«, sagt Thomas.

Und Jesus? Jesus schweigt. Er geht etwas voraus, wadet im Schlamm und sucht herausragende grasbewachsene Schollen. Doch selbst wenn man auf letztere tritt, wird man bis zu den Waden mit Wasser bespritzt, als ob man den Fuß anstatt auf ein Grasbüschel auf einen mit Wasser getränkten Schwamm gesetzt hätte. Jesus schweigt und läßt sie reden, die Unzufriedenen, die noch allzu menschlich, nichts als Menschen sind, die bei der geringsten Schwierigkeit in Zorn geraten und ungerecht werden.

Nun ist auch der südlichstgelegene Fluß erreicht und Jesus, der einen Mann auf einem Esel am überschwemmten Ufer entlangreiten sieht, fragt ihn: »Wo ist die Brücke?«

»Weiter oben. Auch ich gehe dorthin. Die andere im Tal, die Römerbrücke, ist bereits unter Wasser.«

Es ertönt wiederum ein Gemurre ... doch beeilen sie sich, dem Mann zu folgen, der mit Jesus spricht.

»Ich rate dir aber, dich am Berg zu halten«, sagt er. »Kehre erst in die Ebene zurück, wenn du den dritten Fluß nach dem Jabbok erreicht hast. Dann wirst du nahe bei der Furt sein. Aber beeilt euch, rastet nicht, denn das Wasser steigt von Stunde zu Stunde. Welch ein Wetter! Zuerst die Kälte, dann das Wasser, und noch dazu so viel. Eine Strafe Gottes, aber eine gerechte! Wenn man die Verächter des Gesetzes nicht steinigt, dann straft Gott, und wir haben solche unter uns. Du bist Galiläer, nicht wahr! Dann wirst du jenen von Nazaret kennen, den die Guten verlassen, weil er die Ursache allen Übels ist.

Die Blitze zieht er an mit seinem Wort, die Strafen. Man muß nur hören, was die erzählen, die bei ihm waren. Die Pharisäer haben recht, wenn sie ihn verfolgen. Wer weiß, was für ein Räuber er ist! Er muß Furcht einjagen wie Beelzebul. Zuerst hatte ich wirklich Lust, ihn einmal selbst zu hören, denn früher hat man sehr viel Gutes von ihm berichtet. Aber ... das waren Reden von Leuten aus seinem Anhang, lauter skrupellosen Menschen wie er. Die Guten verlassen ihn, und sie tun gut daran. Was mich anbelangt werde ich nicht mehr hingehen, um ihn zu sehen. Sollte ich jedoch durch Zufall einmal mit ihm zusammentreffen, werde ich ihn steinigen, denn nur das verdient ein Gotteslästerer!«

»Dann steinige mich. Ich bin Jesus von Nazaret. Ich fliehe nicht vor dir und verfluche dich nicht. Ich bin gekommen, um die Welt zu erlösen, indem ich mein Blut vergieße. Hier bin ich. Opfere mich, aber werde ein Gerechter.«

Jesus sagt dies, indem er seine herabhängenden Arme etwas ausbreitet. Er sagt es langsam, sanft und traurig. Hätte er ihn verflucht, wäre der Mann nicht stärker beeindruckt gewesen. Er zieht so plötzlich die Zügel seines Maultieres an, daß dieses eine bruske Wendung macht und beinahe in den wilden Fluß gefallen wäre, wenn Jesus nicht die Zügel ergriffen und so Reiter und Tier gerettet hätte. Der Mann wiederholt nur andauernd: »Du! Du! ... « Und da er den Handgriff Jesu sieht, der ihn rettet, schreit er: »Aber ich habe dir doch gesagt, daß ich dich steinigen würde ... Verstehst du nicht?«

»Und ich sage dir, daß ich dir verzeihe und daß ich auch für dich leiden werde, um dich zu erlösen. Dies ist der Erlöser!«

Der Mann schaut ihn wieder an, gibt dem Maultier die Spore und reitet eilends davon ... Er flieht ... Jesus neigt sein Haupt ...

Die Apostel haben das Bedürfnis, Schmutz, Regen und all das andere Elend zu vergessen, um ihn zu trösten. Sie umringen ihn und sagen: »Sei nicht betrübt! Wir brauchen keine Briganten, und dieser war einer, denn nur ein Bösewicht kann die gegen dich ausgesprochenen Verleumdungen für wahr halten und Angst vor dir haben.«

»Doch«, sagen sie auch, »welch eine Unvorsichtigkeit, Meister! Wenn er dir etwas Böses angetan hätte? Warum hast du ihm gesagt, daß du Jesus von Nazaret bist?«

»Weil es die Wahrheit ist . . . Gehen wir zu den Bergen, wie er es uns geraten hat. Wir werden einen Tag verlieren, aber so kommt ihr wenigstens aus dem Schlamm heraus.«

»Auch du«, entgegnen sie.

»Oh, mich stört er nicht. Es ist der Schlamm der toten Seelen, der mich ermüdet«, und zwei Tränen rollen über seine Wangen.

»Weine nicht, Meister. Wir murren zwar, aber wir lieben dich, und wenn wir deinen Verleumdern begegnen, werden wir an ihnen Rache nehmen.«

»Ihr werdet verzeihen, wie ich verzeihe. Aber laßt mich weinen. Ich bin schließlich der Mensch, und verraten, verleugnet und verlassen zu werden schmerzt mich!«

»Schau auf uns, betrachte uns, wir sind zwar wenige, aber gut. Keiner von uns wird dich verraten oder verlassen. Glaube es mir, Meister!«

»Gewisse Dinge sollte man nicht einmal aussprechen. Es ist eine Beleidigung für unsere Seelen, zu denken, daß wir verraten könnten!« ruft Iskariot aus.

Aber Jesus ist betrübt. Er schweigt, und Tränen rollen langsam über die bleichen Wangen seines müden und abgemagerten Antlitzes.

Sie nähern sich den Bergen. »Steigen wir da hinauf oder sollen wir am Fluß entlang gehen? Es sind da Ortschaften auf halber Höhe, auf beiden Seiten des Flusses«, bemerken sie.

»Es wird Abend, laßt uns versuchen, ein Dorf zu erreichen, irgendeines, es ist gleichgültig.«

Judas Thaddäus, der besonders gute Augen hat, erforscht die Hänge, nähert sich Jesus und sagt: »Im Notfall gibt es Gebirgsspalten. Siehst du sie dort? Wir könnten uns in diese zurückziehen. Dort wären wir immerhin besser aufgehoben als im Schlamm.«

»Wir könnten uns ein Feuer machen«, tröstet Andreas.

»Mit feuchtem Holz?« fragt Judas Iskariot ironisch.

Keiner antwortet ihm. Petrus flüstert: »Ich preise den Ewigen, daß weder die Frauen noch Margziam mit uns gekommen sind.«

Sie überschreiten eine wirklich vorsintflutliche Brücke unten im Tal und schlagen dann die südliche Richtung ein auf einem Maultierpfad, der zu einem Dorf führt. Es dunkelt zusehends, und um einem starken Regenguß zu entgehen, flüchten sie sich in eine geräumige Höhle. Vielleicht ist es eine Höhle, die den Hirten als Zuflucht dient, denn sie finden dort Spreu, Abfälle und eine primitive Feuerstelle.

»Als Schlafstätte ist es nicht geeignet, aber um ein Feuer anzuzünden ... « sagt Thomas und weist auf das schmutzige Reisig hin, das mit trockenem Farnkraut, Wacholdergestrüpp und anderen ähnlichen Pflanzen am Boden herumliegt. Er schiebt alles mit Hilfe eines Stockes zur Feuerstelle, häuft es auf und zündet es an.

Rauch und Gestank, vermischt mit dem Duft von Harz und Wacholder, steigen auf. Doch die Wärme ist angenehm, und alle setzen sich im Halbkreis nieder, um beim flackernden Schein der Flamme Brot und Käse zu essen.

»Wir hätten wenigstens versuchen können, das Dorf zu erreichen«, sagt Matthäus, der heiser und erkältet ist.

»Hör mal, du möchtest doch wohl nicht die Geschichte von Vorgestern wiedererleben? Hier verjagt uns niemand. Wir bleiben auf diesem Holz sitzen und machen Feuer, solange es geht. Jetzt sieht man schon mehr, schau nur, wieviel Holz herumliegt und auch Stroh! ... Es ist wirklich ein Schafstall, sicherlich für den Sommer, wenn sie die Herden hierherbringen. Und hier? Wohin geht es da? Hol einen brennenden Ast, Andreas. Ich will nachsehen«, befiehlt Petrus, der Lust hat, auf Entdeckungsreisen zu gehen. Andreas gehorcht. Sie zwängen sich durch einen engen Spalt in einer Wand der Höhle.

»Nehmt euch vor etwaigen gefährlichen Tieren in acht!« rufen die anderen, »und vor Aussätzigen«, sagt Thaddäus.

Einen Augenblick später hört man die Stimme des Petrus: »Kommt, kommt! Hier ist es besser. Es ist sauber und trocken, und es sind Holzbänke und Brennholz da. Das ist ja ein Palast für uns! Bringt brennende Zweige, damit wir gleich Feuer machen können.«

Es muß wirklich eine Zufluchtsstätte der Hirten sein, und dies hier ist die Höhle, in der die einen schlafen, während dort die andere ist, in der die, die die Herde abwechslungsweise bei Nacht hüten, wachen. Es ist eine Höhlung im Berg, viel kleiner als die andere und vielleicht von Menschenhand gemacht, oder wenigstens erweitert und gefestigt mit Pfählen zum Stützen des Gewölbes. Ein sehr einfacher, hakenförmiger Rauchfang saugt den Rauch an, der sonst keinen anderen Abzug hätte, und leitet ihn in die erste Höhle. Bretter und Stroh liegen längs der Wand, in die man Haken geschlagen hat, an denen man Laternen, Kleider und Taschen aufhängen kann.

»Aber das ist ja ausgezeichnet! Auf, machen wir ordentlich Feuer. So werden wir uns erwärmen und unsere Mäntel trocknen können. Nehmt eure Gürtel und macht Leinen daraus, um die Mäntel daran aufzuhängen«, ordnet Petrus an. Dann schiebt er die Bänke und das Stroh zurecht und sagt: »Nun wollen wir abwechselnd ein wenig schlafen und das Feuer unterhalten, um etwas sehen zu können und warm zu haben. Welch ein Segen Gottes!«

Judas schimpft und brummt, und Petrus wendet sich verärgert um: »Im Vergleich zur Höhle von Betlehem, in der der Herr geboren wurde, ist dies hier ein Königspalast. Wenn er in einer Höhle zur Welt gekommen ist, dann werden auch wir wenigstens eine Nacht in einer solchen verbringen können.«

»Sie ist auch schöner als die Höhlen von Arbela. Dort gab es nichts Schönes außer unseren Herzen, die damals noch besser waren als sie es heute sind«, sagt Johannes, und versinkt in eine mystische Erinnerung.

»Sie ist auch viel besser als die, die den Meister beherbergte, als er sich auf die Verkündigung der Frohen Botschaft vorbereitete«, sagt der Zelote ernst und schaut dabei Iskariot an, als ob er ihm mit

seinem Blick sagen wollte, daß er endlich Ruhe geben solle.

Jesus spricht als letzter: »Sie ist unvergleichlich wärmer und bequemer als jene, in der ich in diesem Tebet Buße tat für dich, Judas des Simon.«

»Buße für mich? Warum? Das war doch nicht notwendig!«

»Wahrlich, wir, du und ich, müßten unser Leben lang Buße tun, um dich von all dem zu befreien, was dich belastet, und das würde noch nicht genügen.«

Dieser Urteilspruch, der mit Gelassenheit, aber sehr entschlossen ausgesprochen wurde, fällt wie ein Blitz auf die erschrockene Gruppe ... Judas senkt seinen Kopf und zieht sich in einen Winkel zurück. Er hat nicht den Mut zu einer Antwort.

»Ich bleibe wach. Das Feuer bewache ich. Schlaft ihr nur«, gebietet Jesus nach einiger Zeit.

Bald darauf hört man nur das Knistern des Feuers und den schweren Atem der zwölf müden Apostel, die sich auf ihre Strohlager gelegt haben. Jesus erhebt sich und neigt sich über die Schlafenden wie eine Mutter und deckt sie liebevoll zu, wo das Stroh von ihnen heruntergleitet. Doch während er die in Schlaf gesunkenen Gesichter, die einen gutmütig, die anderen ärgerlich, betrachtet, weint er. Er schaut auf Iskariot, der selbst im Schlaf höhnisch grinst, finster und mit geballten Fäusten ... Er schaut auf Johannes, der mit einer Hand unter der Wange schläft, das Gesicht von den blonden Haaren verhüllt, rosig und friedlich wie ein Kind in der Wiege. Er betrachtet das ehrliche Gesicht des Petrus und das strenge Natanaëls, das pockennarbige des Zeloten, das aristokratische seines Vetters Judas, und verweilt dann lange bei Jakobus des Alphäus, der ein ganz junger Josef von Nazaret ist. Er lächelt über die Selbstgespräche des Thomas und des Andreas, die sich anhören, als ob sie mit dem Meister sprächen. Er deckt Matthäus, der mühsam atmet, gut zu, indem er noch mehr Stroh nimmt, es am Feuer erwärmt und es ihm dann auf die Füße legt. Als er Jakobus sagen hört: »Glaubt an den Meister, und ihr werdet das ewige Leben haben« ... und wie er im Schlaf

weiter predigt, lächelt Jesus. Er beugt sich nieder, um eine Tasche aufzuheben, in der Philippus ihm teure Andenken aufbewahrt, und legt sie sachte unter seinen Kopf. Dazwischen vertieft er sich in seine Betrachtung und betet ...

Der erste, der erwacht, ist der Zelote. Er sieht Jesus noch beim Feuer in der gut erwärmten Höhle. Doch als er das elendiglich klein gewordene Holzhäufchen bemerkt, erkennt er, daß viele Stunden vergangen sind. Er steigt von seinem Lager und nähert sich Jesus auf den Zehenspitzen.

»Meister, gehst du nicht schlafen? Ich wache jetzt.«

»Der Tag bricht an, Simon. Ich bin vor kurzem hinausgegangen und habe gesehen, daß der Himmel sich aufzuhellen beginnt.«

»Aber warum hast du uns nicht gerufen? Du bist doch auch müde!«

»Oh, Simon! Ich verspürte so sehr das Bedürfnis nachzudenken und zu beten ... « und Jesus legt sein Haupt an die Brust des Zeloten.

Der Zelote, der aufrecht an seiner Seite steht, während Jesus sitzt, liebkost ihn seufzend und fragt: »Woran hast du gedacht, Meister? Du brauchst nicht nachzudenken, du weißt doch alles.«

»Ich brauche nicht an das zu denken, was ich sagen muß, aber an das, was ich tun muß. Ich stehe der hinterlistigen Welt wehrlos gegenüber, denn ich besitze weder die Bosheit der Welt noch die Arglist Satans, und die Welt überwältigt mich ... Und ich bin so müde ... «

»Und betrübt, und wir tragen noch dazu bei, guter Meister. Wir verdienen es nicht, dich bei uns zu haben. Verzeih mir und meinen Gefährten, ich bitte dich im Namen aller!«

»Ich liebe euch sehr ... ich leide so sehr ... Warum versteht ihr mich so oft nicht?«

Ihr Flüstern weckt Johannes auf, der ihnen am nächsten ist. Er öffnet seine blauen Augen und schaut sich erstaunt um; dann erinnert er sich, steht sofort auf und stellt sich hinter die beiden, die reden.

So hört er die Worte Jesu: »Eure Liebe und euer Verständnis würden mir genügen, um aus dem ganzen Haß und der ganzen Verständnislosigkeit ein erträgliches Nichts zu machen ... jedoch versteht ihr mich nicht, und das ist meine erste Qual, und eine schwere, sehr schwere Qual! Aber es ist nicht eure Schuld, ihr seid Menschen ... und es wird euch einst schmerzen, mich nicht verstanden zu haben, wenn ihr es nicht mehr wiedergutmachen könnt; und deshalb, weil ihr dann für die Oberflächlichkeit von heute, die Armseligkeit von heute, die Stumpfheit von heute, büßen werdet, verzeihe ich euch schon im voraus und sage: „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun, noch kennen sie den Schmerz, den sie mir zufügen!“«

Johannes sinkt auf die Knie, umfaßt die Knie seines betrübten Jesus und ist dem Weinen nahe, als er flüstert: »O mein Meister!«

Der Zelote, an dessen Brust das Haupt Jesu noch immer ruht, neigt sich, um sein Haar zu küssen, und sagt: »Und doch lieben wir dich so sehr! Aber wir setzen bei dir die Fähigkeit voraus, dich zu verteidigen, uns zu verteidigen und zu triumphieren. Es betrübt uns, dich als Mensch zu sehen, der den Menschen, den Stürmen, dem Elend, den Bosheiten und den Bedürfnissen des Lebens unterworfen ist. Töricht sind wir, aber es ist so. Für uns bist du der König, der Triumphator, Gott! Wir vermögen nicht, die Erhabenheit deiner Selbstverleugnung aus Liebe zu uns zu begreifen. Denn du allein verstehst zu lieben. Wir verstehen es nicht ...«

»Ja, Meister. Simon hat gut gesprochen. Wir vermögen nicht zu lieben, wie Gott liebt, wie du liebst, und das, was unendliche Güte, unendliche Liebe ist, verwechseln wir mit Schwäche und nützen es aus ... Vermehre unsere Liebe! Vermehre unsere Liebe zu dir, du, der du ihre Quelle bist. Laß sie überströmen, wie jetzt die Flüsse über ihre Ufer treten, und tränke uns, sättige uns wie die Wiesen im Tal durchtränkt sind. Es bedarf keiner Weisheit, Tapferkeit, Würden, um vollkommen zu sein, wie du es willst. Es genügt, Liebe zu haben ... Herr, ich bekenne für alle! Wir verstehen nicht zu lieben!«

»Ihr beide, die ihr am meisten versteht, klagt euch an ... Ihr seid die Demut, und die Demut ist Liebe. Auch den anderen fehlt nur ganz wenig, um zu sein, wie ihr seid, und ich werde die Scheidewand niederreißen, denn ich bin tatsächlich König, Triumphator und Gott, für alle Ewigkeit! Aber jetzt bin ich *der* Mensch. Meine Stirn schmerzt schon unter der Last und der Marter meiner Krone. *Der* Mensch zu sein, ist immer eine Marterkrone gewesen ... Danke, Freunde! Ihr habt mich getröstet. Das ist das Gute am Menschsein: daß man eine liebende Mutter und aufrichtige Freunde besitzen kann. Jetzt wollen wir die Kameraden wecken. Es regnet nicht mehr. Die Mäntel sind trocken, die Körper ausgeruht. Eßt, und dann brechen wir auf.«

Er spricht langsam immer lauter, so daß das „brechen wir auf wie ein Befehl klingt. Alle erheben sich und bereuen es, die ganze Nacht hindurch geschlafen zu haben, während Jesus gewacht hat. Sie stillen ihren Durst und essen etwas. Dann nehmen sie ihre Mäntel, löschen das Feuer und gehen hinaus auf den nassen Pfad. Sie beginnen den Abstieg, bis sie zu dem Maultierpfad gelangen, der am Ufer entlangführt. Dieser ist so abschüssig, daß kein Meer von Schlamm stehenbleiben kann. Das Licht ist noch schwach, da die Sonne noch nicht aufgegangen und der Himmel bedeckt ist. Aber man kann genügend sehen.

Andreas und die beiden Söhne des Alphäus gehen allen anderen voraus. An einer gewissen Stelle halten sie an, beugen sich nieder, schauen auf etwas und laufen dann zurück. »Dort ist eine Frau! Sie scheint tot zu sein! Sie versperrt den Weg.«

»Oh, wie lästig! Das ist ein verhängnisvoller Anfang. Was werden wir nun tun? Jetzt werden wir uns auch noch reinigen müssen!« Das erste Murren des Tages.

»Gehen wir zunächst einmal nachsehen, ob sie tot ist«, sagt Thomas zu Judas Iskariot.

»Ich komme auf keinen Fall mit dir dorthin«, sagt Iskariot.

»Ich komme mit dir, Thomas«, sagt der Zelote und geht voraus. Sie nähern sich, bücken sich, und Thomas eilt zurück.

»Vielleicht ist sie ermordet worden«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Oder erfroren«, entgegnet Philippus.

Doch nun kommt Thomas zurück und ruft: »Sie trägt das aufgetrennte Kleid der Aussätzigen . . . « Er sieht aus, als ob ihm der Teufel begegnet wäre, so entsetzt ist er.

»Aber ist sie denn tot?« fragen sie.

»Wer weiß? Ich bin davongerannt.«

Der Zelote erhebt sich, kommt eilends auf Jesus zu und sagt: »Jesus, eine aussätziges Schwester. Ich weiß nicht, ob sie schon tot ist. Ich glaube nicht. Mir scheint, ihr Herz schlägt noch.«

»Hast du sie berührt?« schreien viele und weichen zurück.

»Ja. Seit ich Jesus anhöre, habe ich keine Angst mehr vor dem Aussatz, ich verspüre Mitleid, denn ich weiß, was es bedeutet, Aussatz zu haben. Vielleicht ist die Unglückliche überfallen worden, denn sie blutet am Kopf. Vielleicht ist sie auf der Suche nach Nahrung herabgestiegen. Es ist schlimm, wißt ihr, Hungers zu sterben und die Menschen herausfordern zu müssen, um Brot zu erhalten.«

»Sieht sie sehr abgezehrt aus?«

»Nein, ich frage mich sogar, wieso sie sich unter den Aussätzigen aufhält. Sie hat weder Schuppen noch Wunden, noch Gangrän, wahrscheinlich ist sie erst seit kurzem aussätzig. Komm, Meister! Ich bitte dich darum. Wie du es mit mir gehabt hast, so habe nun Mitleid mit der aussätzigen Schwester!«

»Gehen wir. Gebt mir Brot, Käse und den kleinen Rest Wein, den wir noch haben.«

»Laß sie nicht trinken, wo wir trinken!« schreit Iskariot entsetzt.

»Hab keine Angst, sie wird aus meiner Hand trinken. Komm, Simon!«

Sie gehen . . . Aber die Neugierde treibt auch die anderen vorwärts. Ohne sich um das Wasser zu kümmern, das noch im Blätterwerk hängt und von den Zweigen auf ihre Köpfe rieselt, noch um das durchtränkte Moos, steigen sie höher hinauf, um sehen zu können, ohne sich der Frau zu sehr zu nähern. Sie sehen, daß Jesus sich

niederbeugt, sie unter den Achseln faßt und zu einem Steinblock schleift. Ihr Kopf hängt herunter, als wäre sie leblos.

»Simon, hebe ihr den Kopf hoch, damit ich ihr etwas Wein in den Mund gießen kann.«

Der Zelote gehorcht furchtlos, und Jesus hält das Krüglein hoch und läßt etwas Wein durch die halbgeöffneten fahlen Lippen in ihren Mund tropfen. Er sagt: »Sie ist eiskalt, die Unglückliche, und ganz durchnäßt.«

»Wenn sie nicht aussätzig wäre, könnten wir sie in die Höhle tragen, in der wir die Nacht verbracht haben«, sagt Andreas mitleidig.

»Das würde gerade noch fehlen!« platzt Judas heraus.

»Aber sie ist doch gar nicht aussätzig! Sie hat keine Anzeichen von Aussatz.«

»Sie trägt das Kleid, das genügt.«

Unterdessen wirkt der Wein, und die Frau atmet mühsam. Jesus flößt ihr einen Schluck ein, da er sieht, daß sie schluckt. Die Frau öffnet ihre trüben erschrockenen Augen. Sie sieht Männer um sich herum und versucht, aufzustehen und zu fliehen und schreit: »Ich stecke euch an! Ich stecke euch an!«

Aber ihre Kräfte halten nicht stand. Sie bedeckt ihr Gesicht mit den Händen und jammert: »Steinigt mich nicht! Ich bin heruntergekommen, weil ich Hunger habe ... Seit drei Tagen hat mir niemand mehr etwas zugeworfen ... «

»Hier sind Brot und Käse. Iß und hab keine Angst. Trink ein wenig Wein aus meiner Hand«, sagt Jesus und gießt etwas Wein in die Höhlung seiner Hand und hält sie ihr hin.

»Aber hast du denn keine Angst?« fragt die Unglückliche erstaunt.

»Ich habe keine Angst«, antwortet Jesus und lächelt, indem er sich erhebt, aber in der Nähe der Frau bleibt, die Brot und Käse so gierig verschlingt wie ein hungriges Tier. Sie keucht sogar vor brennendem Verlangen, zu essen.

Nachdem sich die tierische Gier ihres leeren Magens gelegt hat, schaut sie sich um und zählt mit lauter Stimme: »Eins, zwei, drei,

dreizehn ... nun aber ... Oh, wer von euch ist der Nazarener? Du, nicht wahr? Nur du allein kannst solches Mitleid mit einer Aussätzigen haben wie du es bewiesen hast ... «

Die Frau kniet mühsam nieder, da sie noch sehr schwach ist.

»Ich bin es, ja! Was möchtest du? Geheilt werden?«

»Auch ... Aber zuerst muß ich dir etwas sagen ... Ich wußte von dir. Einige Vorübergehende, die vor langer Zeit hier durchwanderten, hatten mir von dir erzählt ... Vor langer Zeit? Nein! Es war im Herbst. Aber für einen Aussätzigen ... bedeutet jeder Tag ein Jahr ... Ich hätte dich gerne gesehen. Aber wie hätte ich nach Judäa, nach Galiläa gelangen können? Sie nennen mich die „Aussätzige“, obwohl ich nur eine Wunde an der Brust habe, die ich durch meinen Mann bekam, der mich als gesunde Jungfrau zur Frau nahm, jedoch selbst nicht gesund war. Aber er ist ein großer Herr ... und vermag alles ... Er konnte darum auch behaupten, daß ich ihn betrogen hätte und davon krank geworden sei, um mich zu verstoßen und eine andere Frau zu sich zu nehmen, in die er vernarrt war. Er hat mich als Aussätzige angezeigt, und als ich meine Unschuld beweisen wollte, wurde ich gesteinigt. War das gerecht, Herr? Gestern Abend ist ein Mann von Bet-Jabbok vorbeigekommen und hat gesagt, daß du auf dem Weg hierher wärest, und er hat die Leute aufgefordert, dir entgegenzugehen, um dich zu vertreiben. Ich habe ihn gehört ... Ich war bis zu den Häusern hinuntergegangen, weil ich Hunger hatte. In Misthaufen hätte ich gewühlt, um meinen Hunger zu stillen ... Ich, die ich eine „Dame“ war, hätte versucht, den Hühnern etwas von ihrem sauer gewordenen Hühnerfutter wegzunehmen ... «

Sie weint ... dann fährt sie fort: »Die Sehnsucht, dich zu finden, um dir sagen zu können: „Fliehe!“ und „Habe Erbarmen mit mir“, diese Sehnsucht hat mich vergessen lassen, daß trotz unseres Gesetzes Hunde, Schweine und Hühner in der Nähe der Häuser Israels leben dürfen, während kein Aussätziger hinabsteigen darf, um ein Brot zu erbitten, nicht einmal, wenn er nur dem Namen nach aussätzig ist. Ich habe mich vorgewagt und gefragt, wo du seist. Sie haben

mich im Schatten nicht sofort erkannt und gesagt: „Er geht flußaufwärts.“ Aber dann haben sie mich doch erkannt und mir Steine statt Brot gegeben. Ich bin davongelaufen in der dunklen Nacht, um dir entgegenzugehen und den Hunden zu entfliehen. Ich fror, hatte Hunger und Angst. Schließlich bin ich, wo du mich gefunden hast, zusammengebrochen. Hier. Ich glaubte, sterben zu müssen, statt dessen habe ich dich gefunden. Herr, ich bin keine Aussätzige. Aber die Wunde an der Brust hindert mich daran, unter die Menschen zurückzukehren. Ich bitte nicht darum, mich wieder die „Rose von Jericho“ werden zu lassen, wie ich es zur Zeit meines Vaters war; aber ich möchte wenigstens unter Menschen leben können und dir nachfolgen dürfen. Jene, die mir im Oktober von dir erzählt haben, haben gesagt, daß du Jüngerinnen hast und daß sie bei dir waren ... Aber zuerst rette dich selbst. Liefere dich nicht dem Tod aus, du, der du so gut bist!«

»Ich werde nicht sterben, bevor meine Zeit gekommen ist. Gehe zu dem Felsen. Dort ist eine sichere Höhle. Ruhe dich aus und dann geh zum Priester.«

»Warum, Herr?« Die Frau zittert vor Angst.

Jesus lächelt ihr zu: »Werde wieder die „Rose von Jericho“, die in der Wüste blüht und immer lebendig ist, selbst wenn sie tot zu sein scheint. Dein Glaube hat dich geheilt.«

Die Frau öffnet ein wenig das Kleid an der Brust, schaut nach der Wunde und ruft aus: »Nichts mehr! O Herr, mein Gott!« und sie fällt auf die Knie, mit der Stirn zur Erde.

»Gebt ihr Brot und Lebensmittel, und du, Matthäus, gib ihr ein Paar von deinen Sandalen. Ich werde ihr einen Mantel geben, damit sie, wenn sie sich erholt hat, zum Priester gehen kann. Gib ihr auch ein Almosen, Judas, für die Ausgaben bei der Reinigung. Wir werden in Getsemani auf sie warten, um sie Elisa anzuvertrauen. Sie hat mich um eine Tochter gebeten!«

»Nein, Herr, ich will nicht ausruhen. Ich gehe sofort. Sofort.«

»Dann geh hinab zum Fluß, wasche dich und lege dir den Mantel um ... «

»Herr, ich werde der aussätzigen Schwester den meinen geben. Erlaube, daß ich es tue und daß ich sie zu Elisa bringe. Ich werde ein zweitesmal geheilt, da ich mich selbst in ihr erkenne, die so glücklich ist«, sagt der Zelote.

»Wie du willst. Gib ihr, was sie benötigt. Frau, höre gut zu. Du wirst jetzt gehen und dich reinigen. Dann begib dich nach Betanien, suche Lazarus auf und sage ihm, daß er dich beherbergen soll, bis ich komme. Gehe hin in Frieden!«

»Herr, wann werde ich dir die Füße küssen dürfen?«

»Bald! Geh nun. Aber wisse, daß nur die Sünde mir Ekel verursacht, und verzeih deinem Mann, denn durch ihn hast du mich gefunden.«

»Das ist wahr! Ich verzeihe ihm! Ich gehe ... O Herr! Bleibe nicht hier, wo man dich haßt. Denk daran, daß ich eine ganze Nacht bis zur Erschöpfung gelaufen bin, um es dir sagen zu können, und wenn ich statt deiner andere getroffen hätte, wäre ich mit Steinen getötet worden wie eine Schlange ... «

»Ich werde es nicht vergessen. Geh, Frau! Verbrenne das Kleid. Begleite sie, Simon. Wir werden euch folgen. An der Brücke werden wir uns wieder treffen.«

Sie trennen sich.

»Nun müssen wir uns aber reinigen. Wir sind jetzt alle unrein.«

»Sie hatte keinen Aussatz, Judas des Simon. Ich sage es dir.«

»Aber ich werde mich dennoch reinigen. Ich will keine Unreinheit an mir haben!«

»Reine Lilie!« ruft Petrus aus. »Wenn der Herr sich nicht unrein fühlt, wie willst du dich dann unrein fühlen?«

»Und dann noch wegen einer, von der er sagt, daß sie nicht aussätzig war. Aber was hatte sie denn, Meister? Du hast doch die Wunde gesehen?«

»Ja! Es war eine Folge männlicher Unzucht, jedoch kein Aussatz, und wenn der Mann rechtschaffen gewesen wäre, hätte er sie nicht verjagt, denn er war kränker als sie. Aber alles dient den Wollüsti-

gen dazu, ihre Begierlichkeit zu befriedigen. Judas, wenn du willst, kannst du gehen. Wir werden uns in Getsemani wiedersehen. Reinige dich nur! Reinige dich! Doch die erste aller Reinigungen ist die Aufrichtigkeit. Du bist ein Heuchler. Denk daran! Aber geh nur.«

»Nein, ich bleibe! Wenn du es sagst, glaube ich es. Ich bin also nicht unrein und bleibe bei dir. Du willst sagen, daß ich ein Lüstling bin und die Gelegenheit ausnützen wollte, um ... Ich werde dir beweisen, daß du meine Liebe bist.«

Sie gehen langsam den Hang hinunter.

Jesus sagt: »Hier werdet ihr die Vision vom 17. September 1944, die vom Wunder, als der Jordan Hochwasser führte, einfügen.«

408 Wunder am Jordan bei Hochwasser

Endlich kann ich niederschreiben, was mein geistiges Auge und mein geistiges Ohr seit dem frühen Morgen beschäftigt. Die Anstrengung, die es mich kostet, fremde und häusliche Dinge anzuhören, während ich doch die Dinge Gottes sehen und hören muß, macht mich krank und allem gegenüber unempfindlich, was nicht das ist, was die Seele sieht.

Wieviel Geduld brauche ich, um ... nicht die Geduld zu verlieren in Erwartung des Augenblicks, da ich Jesus sagen kann: »Hier bin ich! Nun kann es weitergehen!« Denn, wie ich schon oft gesagt habe, bricht die Vision jeweils ab, bis ich wieder frei bin, wenn es mir nicht möglich ist, ihr von Anfang an oder von einem gewissen Punkt an zu folgen und sie niederzuschreiben. Ich glaube, daß es Gott so geschehen läßt, damit ich nichts weglasse und auch nicht einmal in der kleinsten Einzelheit irre, was passieren könnte, wenn ich erst einige Zeit nach der Vision alles aufschreiben würde.

Ich versichere mit bestem Gewissen, daß ich schreibe, was ich sehe und höre, während ich es sehe und höre.

Hier also, was ich seit heute morgen schaue. Meine innere Stimme sagt mir, daß es der Anfang einer langen, schönen Vision ist.

Jesus geht bei wahren Hundewetter auf einer von Schlamm überschwemmten Landstraße. Die Straße ist ein kleiner Fluß aus Schlamm, der bei jedem Schritt spritzt, ein gelblicher, klebriger Schlamm, glitschig wie weiche Seife, der sich wie ein Saugnapf an

die Sandalen heftet und gleichzeitig unter ihnen weggleitet, was das Gehen sehr beschwerlich macht, weil man häufig ausrutscht.

Es muß in diesen Tagen wiederholt geregnet haben, und der bleierne Himmel verspricht noch mehr Regen mit seinen schweren Wolken, die der Schirokko vor sich hertreibt. Die Luft ist so schwer, daß es scheint, sie erzeuge auf der Zunge einen süßlichen, honigartigen Belag. Die wechselnden Windstöße bringen keine Erleichterung, sie biegen nur die Gräser und die Äste der Bäume, und dann kehrt wieder die schwere Unbeweglichkeit der Gewitterschwüle zurück. Immer wieder läßt eine große Wolke warme, dicke Tropfen wie lauwarmer Dusche auf die Erde fallen, und diese bilden Blasen im Schlamm, der dann noch heftiger Kleider und Beine bespritzt.

Obwohl Jesus und die Seinen ihre Gewänder hochgezogen und mit Hilfe der Gürtel an den Hüften befestigt haben, sind sie mit einer Kruste von Schlamm überzogen, die unten noch sehr feucht, weiter oben jedoch fast trocken ist.

Die Mäntel, in der Mitte gefaltet, um sie sauber zu halten und doppelt gegen die kurzen, aber heftigen Regengüsse geschützt zu sein, sind ebenfalls völlig bespritzt. Füße und Beine scheinen bis zur halben Wade mit groben Wollstrümpfen bekleidet zu sein, indessen sind sie nur mit Schlamm überzogen, der auf ihnen eine Kruste bildet.

Soweit der Anfang. Dann geht es so weiter.

Die Jünger beklagen sich dann und wann über das Wetter und über die Straße und auch, es sei offen gesagt, über die ungesunde Wanderung, die der Meister bei so einem Wetter gewollt hat.

Es scheint als ob Jesus nichts höre, doch er hört alles, und zwei- oder dreimal dreht er sich halb um und schaut sie an, ohne etwas zu sagen. Sie gehen fast im Gänsemarsch, um die linke Seite des Weges auszunützen, die etwas höher gelegen und daher weniger schlammig ist.

Zuletzt hat der älteste der Apostel gesprochen: »Oh, ich Armer! Mit diesem feuchten Schlamm, der auf meinem Körper trocknet, werde ich schöne Schmerzen bekommen. Ich bin schon alt! Ich bin nicht mehr dreißig, ich!«

Auch Matthäus murrte jetzt: »Was soll ich erst sagen? Ich bin an so etwas nicht gewöhnt . . . Wenn es in Kafarnaum regnete, du weißt es selbst, Petrus, ging ich nie aus dem Hause. Dann stellte ich Diener an die Steuerbank, und sie brachten die Leute, die bezahlen mußten, zu mir. Ich hatte eigens dafür einen Dienst organisiert. Ja, wer war denn bei so schlechtem Wetter schon unterwegs? Hm . . . Vielleicht einige Trübselige, aber sonst niemand. Geschäfte und Reisen macht man bei gutem Wetter . . .«

»Schweigt doch! Er kann euch hören!« sagt Johannes.

»Aber nein. Er denkt nach, und wenn er denkt, dann ist es, als ob wir für ihn nicht existieren würden«, sagt Thomas.

»Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, dann bringt ihn keine noch so gerechtfertigte Überlegung mehr davon ab. Er will seinen Willen durchsetzen und traut nur sich selbst. Das wird sein Ruin sein. Wenn er sich doch etwas mit mir beraten würde. Ich weiß so viele Dinge«, sagt Judas in seinem überheblichen Ton, der zum Ausdruck bringt: »Ich kann alles und ich bin besser als alle anderen.«

»Was weißt du?« fragt Petrus sofort, rot wie ein junger Hahn. »Du weißt alles! Was für Freunde hast du? Bist du wohl ein Großer Israels? Hör doch auf! Auch du bist ein armer Mensch wie ich und die anderen. Ein bißchen schöner bist du . . . Aber die Schönheit der Jugend ist wie eine Blume, die nur einen Tag blüht! Auch ich war einst schön!«

Ein frisches Lachen des Johannes erfüllt die Luft. Auch die anderen lachen und scherzen ein wenig über die Runzeln des Petrus, seine krummen Beine, wie alle Seeleute sie haben, und seine vom Seewind geröteten Augen.

»Lacht nur! Aber es ist so. Doch unterbrecht mich nicht! Sag, Judas, was für Freunde hast du? Was weißt du? Um zu wissen, was du andeutest, mußst du Freunde unter den Feinden Jesu haben, und wer Freunde unter den Feinden hat, der ist ein Verräter. Also, Junge? Nimm dich in acht, wenn dir deine Schönheit etwas wert ist! Denn wenn es auch wahr ist, daß ich nicht mehr schön bin, so bin ich doch

noch stark genug, um dir ohne Mühe die Zähne auszuschlagen oder ein Auge auszureißen«, sagt Petrus.

»Was für eine Art zu reden! Wirklich, wie ein grober Fischer«, sagt Judas mit der Verachtung eines beleidigten Prinzen.

»Ja, und ich bin stolz darauf. Fischer schon, aber ehrlich wie mein See, der, wenn ein Sturm aufkommt, nicht sagt: „Ich bin ruhig“, sondern der sich kräuselt und als Zeugen die dicken Wolken am Himmel heranzieht, so daß jeder, der nicht gerade schwer von Begriff oder betrunken ist, den Psalm versteht und sich danach richtet. Du ... du bist wie dieser Schlamm, der fest zu sein scheint, aber schau« (er stampft mit dem Fuß heftig auf den Boden, und der Schlamm spritzt bis zum Kinn des schönen Iskariot).

»Aber Petrus! Das ist ein ganz unwürdiges Benehmen! Schöne Früchte tragen bei dir die Worte des Meisters über die Nächstenliebe!«

»Und bei dir die Worte über die Demut und die Aufrichtigkeit. Vorwärts! Spucke aus, was du weißt! Was weißt du? Ist es wahr, daß du etwas weißt, oder tust du nur so, damit wir glauben, du hättest einflußreiche Freunde? Armer Wurm, der du bist!«

»Das, was ich weiß, weiß ich; und ich werde bestimmt nicht zu dir kommen und es dir erzählen, um Streit anzuzetteln, wie es dir so gefallen würde, du Galiläer! Ich wiederhole, daß es gut wäre, wenn der Meister nicht so eigenwillig und weniger gewalttätig wäre, denn die Leute sind es leid, sich beleidigen zu lassen ... «

»Gewalttätig? Wenn er das wäre, müßte er dich in hohem Bogen in den Fluß werfen, und zwar sofort; so ein schöner Flug über diese Bäume! Dort könntest du dir den Schlamm abwaschen, der dir dein Gesicht beschmutzt. Wenn es nur auch helfen würde, dein Herz zu waschen, das, wenn ich nicht irre, noch verkrusteter sein muß als meine schlammbedeckten Beine.«

Tatsächlich sind die stark behaarten Beine des Petrus, der von untersetztem Wuchs ist, dicker mit Schlamm bedeckt als die der anderen. Er und Matthäus scheinen wirklich fast bis zu den Knien aus Lehm zu sein.

»Nun macht endlich Schluß!« sagt Matthäus.

Johannes, der bemerkt hat, daß Jesus langsamer geht, und vermutet, daß er zugehört hat, beschleunigt seinen Schritt. Er überholt zwei oder drei Gefährten und erreicht Jesus, stellt sich an seine Seite und ruft ihm zu: »Meister!«

Seine Stimme ist sanft wie immer und sein Blick voller Liebe, als er ihn nach oben richtet, da er etwa in der Mitte des Weges geht und sich daher etwas tiefer als alle anderen befindet.

»O Johannes! Du hast mich eingeholt?« Jesus lächelt ihm zu.

Johannes, der mit Liebe und Aufmerksamkeit das Antlitz Jesu prüfend betrachtet, um herauszufinden, ob er zugehört hat, antwortet: »Ja, mein Meister. Willst du mich?«

»Immer will ich dich! Alle hätte ich gerne, und alle mit einem Herzen wie das deine. Aber wenn du hier gehst, wirst du völlig naß werden.«

»Das macht mir nichts aus, Meister! Nichts macht mir etwas aus, wenn ich nur bei dir sein kann!«

»Immer willst du bei mir sein? Du denkst nicht, daß ich unklug bin und euch in Unannehmlichkeiten verwickeln könnte? Bist du nicht beleidigt, weil ich nicht auf deine Ratschläge höre?«

»O Meister! Du hast sie also gehört?« Johannes ist niedergeschlagen.

»Ich habe alles gehört, von den ersten Worten an. Aber betrübe dich nicht! Ihr seid nicht vollkommen. Ich wußte es, seit ich euch erwählt habe, und erwarte auch nicht, daß ihr es so schnell werdet. Vorerst müßt ihr wie wilde Gewächse mit zwei Pfropfreisen veredelt werden . . . «

»Mit welchen, Meister?«

»Das eine wird aus Blut und das andere aus Feuer sein. Danach werdet ihr Helden des Himmels sein und, angefangen bei euch selber, die Welt bekehren.«

»Aus Blut? Aus Feuer?«

»Ja, Johannes! Aus Blut: dem meinen . . . «

»Nein, Jesus«, Johannes unterbricht ihn mit einem Seufzer.

»Guter Freund, unterbrich mich nicht. Höre du als erster diese Wahrheit. Du verdienst es. Das Blut: das meine. Du weißt um diese Wahrheit. Du verdienst es. Dazu bin ich gekommen ... denke an die Propheten. Nicht ein Jota haben sie weggelassen bei der Beschreibung meiner Mission. Ich werde der Mensch sein, der von Jesaja beschrieben worden ist. Wenn ich ausgeblutet sein werde, wird mein Blut euch befruchten. Aber ich werde mich nicht darauf beschränken. So unvollkommen und schwach, so verhärtet und furchtsam seid ihr, daß ich, glorreich an der Seite des Vaters, euch das göttliche Feuer senden werde, die Kraft, die durch den Vater von meinem Wesen ausgeht und den Vater und den Sohn verbindet in einem unauflöslichen Kreis, der aus Einem Drei macht: der Gedanke, das Blut und die Liebe. Wenn der Geist Gottes, vielmehr der Geist des Geistes Gottes, die Vollkommenheit der göttlichen Vollkommenheiten, über euch kommen wird, dann werdet ihr nicht mehr jene sein, die ihr jetzt seid, sondern ihr werdet neu, mächtig, heilig sein ... Aber einem wird das Blut und das Feuer keinen Nutzen bringen. Denn das Blut wird für ihn die Macht der Verdammung gehabt haben, und in alle Ewigkeit wird er ein anderes Feuer kennen, in dem er brennen wird, Blut ausstoßend und Blut verschlingend. Blut wird er sehen, wo immer er sein sterbliches oder sein geistiges Auge hinwenden mag, von dem Augenblick an, da er das Blut Gottes verraten haben wird.«

»Oh, Meister! Wer ist es?«

»Eines Tages wirst du es erfahren. Jetzt brauchst du es noch nicht zu wissen. Versuche nicht einmal, nachzuforschen, um der Liebe willen, denn Nachforschung setzt Verdacht voraus. Du darfst deine Brüder nicht verdächtigen, denn Verdächtigung ist bereits Fehlen gegen die Liebe.«

»Es genügt mir, wenn du mir versicherst, daß weder ich noch Jakobus dich verraten werden.«

»Oh, du nicht! Und auch Jakobus nicht. Du bist mein Trost, guter

Johannes!« Jesus legt ihm einen Arm um die Schultern und zieht ihn an sich, und so wandern sie gemeinsam weiter.

Sie schweigen einige Zeit, und auch die anderen schweigen jetzt. Nur das Tappen der Füße im Schlamm ist zu vernehmen.

Dann ist auf einmal ein anderes Geräusch zu hören, ein gurgelndes Rauschen, man könnte fast sagen, das schwere Schnarchen einer erkälteten Person. Dieses eintönige Gurgeln wird bisweilen von kurzem Klatschen unterbrochen.

»Hörst du?« sagt Jesus. »Der Fluß ist in der Nähe.«

»Aber zur Furt werden wir erst in der Nacht gelangen, denn schon bald ist es Abend.«

»Wir werden in irgendeiner Hütte schlafen und den Fluß dann morgen überqueren, obwohl ich lieber früher hier gewesen wäre, denn das Hochwasser steigt von Stunde zu Stunde. Hörst du? Das Schilf der Ufer zerbricht unter dem Druck der anschwellenden Wasser.«

»Sie haben dich in den Dörfern der Dekapolis so lange aufgehalten. Wir sagten zu den Kranken: „Ein anderes Mal!“ aber ... «

»Aber wer krank ist, möchte gesund werden, Johannes, und wer Mitleid hat, heilt sofort, Johannes. Es macht nichts, wir werden trotzdem hinüberkommen. Ich möchte auf der anderen Seite des Ufers Besuche machen, bevor wir für Pfingsten nach Jerusalem zurückkehren.«

Sie schweigen aufs neue. Der Abend bricht mit der Schnelligkeit der regnerischen Abende herein. Das Gehen in der immer dunkler werdenden Dämmerung wird zunehmend schwieriger. Auch die Bäume am Weg verstärken mit ihrem Blätterwerk die Dunkelheit.

»Gehen wir auf die andere Seite des Weges. Jetzt sind wir schon ganz nahe bei der Furt. Wir werden eine Hütte suchen.«

Sie gehen auf die gegenüberliegende Seite, und die anderen folgen ihnen. Sie durchschreiten einen kleinen, schlammigen Graben, mehr Schlamm als Wasser, der sich gurgelnd in den Fluß stürzt. Tastend gehen sie von Baum zu Baum in Richtung des Flusses, dessen Rauschen immer näher kommt und stärker wird.

Ein erster Strahl des Mondes dringt durch die Wolken. Er zwängt sich zwischen der einen und der anderen Wolke hindurch und gleitet herab, wobei er das schlammige Wasser des Jordan aufglitzern läßt. Der Fluß ist an dieser Stelle breit und tief. Es ist nicht mehr der schöne, stille und blaue Jordan mit seinem ruhigen, niedrigen Wasser und dem feinen Sand an den Ufern, dort, wo das Röhricht beginnt, das immer ein tönendes Zittern durchläuft. Jetzt hat das Wasser alles überflutet, und die Schilfrohre der ersten Röhrichte sind gebogen, geknickt und stehen unter Wasser, so daß man ihrer nur gewahr wird, wenn ein Band von Blättern auf der Wasseroberfläche schaukelt wie um Abschied zu nehmen oder um Hilfe zu bitten. Das Wasser ist schon am Fuß der ersten Bäume. Ich weiß nicht, was für Bäume es sind. Sie sind hoch und dicht belaubt und scheinen wie eine Art dunkle Mauer in der finsternen Nacht zu sein. Einige Weiden tauchen die Spitzen ihrer zerrauten Kronen in das gelbliche Wasser.

»Hier kann man nicht mehr durchwaten«, sagt Petrus.

»Hier nicht, aber dort, siehst du? Dort geht es noch«, sagt Andreas.

Tatsächlich durchqueren zwei Tiere vorsichtig das Wasser, das ihnen bis zum Bauch reicht.

»Wenn sie hinüberkommen, kommen auch die Boote hinüber.«

»Es ist aber besser, sofort überzusetzen, auch wenn es Nacht ist. Die Wolkendecke hat sich etwas aufgelöst und der Mond ist aufgegangen. Lassen wir diesen günstigen Augenblick nicht ungenützt, und sehen wir uns nach einem Boot um ... « Und Petrus gibt dreimal ein langes und klagendes »Ohee« von sich.

Keine Antwort.

»Gehen wir direkt zur Furt hinunter, Malkija muß mit seinen Söhnen dort sein. Es ist die beste Jahreszeit für ihn. Er wird uns hinüberbringen.«

Sie gehen so schnell sie können auf dem Pfad, der genau am Fluß entlang führt und ihn fast berührt.

»Aber ist dort nicht eine Frau?« fragt Jesus und schaut auf zwei

Personen, die mit Pferden gerade den Fluß überquert haben und nun auf dem Pfad anhalten.

»Eine Frau?« Petrus und die anderen können noch nicht unterscheiden, ob es sich bei der dunklen Gestalt, die vom Pferd gestiegen ist und wartet, um einen Mann oder eine Frau handelt.

»Ja. Es ist eine Frau. Es ... ist Maria. Schaut, jetzt steht sie im Mondlicht.«

»Gut für dich, der du sehen kannst. Selig deine Augen!«

»Maria ist es. Was kann sie wollen?« Und Jesus ruft: »Maria!«

»Rabbuni! Bist du es? Gott sei gepriesen, daß ich dich gefunden habe!« Maria eilt wie eine Gazelle auf Jesus zu. Ich weiß nicht, wie sie es fertigbringt, auf diesem schwierigen Pfad nicht zu stolpern. Sie hat den oberen schweren Mantel fallen gelassen und kommt nun mit ihrem Schleier und dem leichteren Mantel, den sie über dem dunklen Kleid um den Körper geschlungen hat, heran.

Bei Jesus angelangt, fällt sie wie Blei zu seinen Füßen nieder, ohne sich um den Schlamm zu kümmern. Sie keucht, aber sie ist glücklich und wiederholt: »Gelobt sei Gott, der mich dich hat finden lassen!«

»Warum Maria? Was ist vorgefallen? Warst du nicht in Betanien?«

»Ich war in Betanien mit deiner Mutter und den Frauen, wie du bestimmt hattest ... Aber ich wollte dir entgegengekommen ... Lazarus konnte nicht, denn er leidet sehr ... daher bin ich mit dem Diener gekommen ... «

»Du allein auf Reisen mit einem Jungen, und bei diesem Wetter?«

»O Rabbuni! Du willst doch nicht sagen, daß du denkst, daß ich mich fürchte? Ich habe keine Furcht gehabt, so viel Böses anzurichten ... Ich habe sie auch jetzt nicht, wenn ich Gutes tue!«

»Also, warum bist du gekommen?«

»Um dir zu sagen, daß du nicht hinübergehen sollst ... Auf der anderen Seite warten sie auf dich, um dir Böses anzutun ... Ich habe es erfahren ... Ich habe es von einem Herodianer erfahren, der mich ... der mich früher einmal liebte ... Ob er es noch aus Liebe gesagt hat oder aus Haß, weiß ich nicht ... Ich weiß nur, daß er mich

vorgestern durch das Gartentor gesehen und zu mir gesagt hat: „Törichte Maria, wartest du auf deinen Meister? Du tust gut daran, denn es wird das letzte Mal sein; denn sobald er nach Judäa kommt, wird er gefangengenommen. Schau ihn dir gut an und dann fliehe, denn es ist nicht klug, in dieser Stunde an seiner Seite zu sein ...“ Du kannst dir denken, mit welchem Eifer ... ich nachgeforscht habe ... Du weißt ... viele habe ich gekannt ... und wenn sie mich jetzt auch für eine Verrückte und Besessene halten, sprechen sie doch noch mit mir ... Ich habe erfahren, daß es wahr ist. So habe ich zwei Pferde genommen und bin gekommen, ohne deiner Mutter etwas davon zu sagen ... um ihr keinen Schmerz zuzufügen. Kehre zurück ... sofort, Meister! Wenn sie erfahren, daß du hier, jenseits des Jordan, bist, werden sie sofort kommen. Auch Herodes sucht dich ... Und du bist schon zu nahe bei Machärus! Geh fort! Geh fort, um Gottes willen! Um Gottes willen, Meister! ... «

»Weine nicht, Maria!«

»Ich habe Angst, Meister!«

»Nein! Du, Angst, die du so mutig gewesen bist, den Fluß mitten in der Nacht zu überqueren?«

»Dies ist ein Fluß, sie aber sind Menschen, die dir feindlich gesinnt sind und dich hassen ... Vor dem Haß gegen dich habe ich Angst ... Weil ich dich liebe, Meister.«

»Fürchte dich nicht, noch werden sie mich nicht ergreifen, denn meine Stunde ist noch nicht gekommen. Selbst wenn sie Scharen über Scharen von Soldaten längs der Wege aufstellen würden, würden sie mich nicht ergreifen. Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Aber ich werde tun, was du sagst, und werde zurückkehren ... «

Judas murmelt etwas in seinen Bart und Jesus antwortet:

»Ja, Judas, genau wie du sagst. Ich meine die erste Hälfte deines Satzes. Ja, ich höre auf sie. Aber nicht, weil sie eine Frau ist, wie du mir unterstellst, sondern weil es jene ist, die den längsten Weg der Liebe zurückgelegt hat. Maria, kehre nach Hause zurück, solange es noch geht. Ich werde umkehren und das Wasser überqueren, wo es

möglich ist, und mich nach Galiläa begeben. Komm mit meiner Mutter und den anderen nach Kana ins Haus der Susanna. Dort werde ich euch sagen, was zu tun ist. Gehe hin in Frieden, Gesegnete! Gott ist mit dir!«

Jesus legt ihr die Hand aufs Haupt und segnet sie auf diese Weise. Maria nimmt die Hände Christi und küßt sie, dann steht sie auf und macht sich auf den Rückweg. Jesus sieht, wie sie sich entfernt, den großen Mantel aufhebt und ihn sich umlegt, das Pferd erreicht, aufsteigt, sich wieder zur Furt begibt und sie durchquert.

»Nun gehen wir«, sagt er. »Ich wollte euch ausruhen lassen, aber ich kann nicht. Ich Sorge mich um eure Sicherheit, was auch immer Judas anderes darüber denken mag. Und glaubt mir, wenn ihr in die Hände meiner Feinde fallen würdet, wäre es schlimmer für euer Wohlergehen als das Wasser und der Schlamm . . . «

Alle lassen den Kopf hängen und verstehen den versteckten Vorwurf, der eine Antwort auf ihre vorhergegangenen Reden ist. Sie gehen und gehen und gehen, die ganze Nacht hindurch. Bald klärt sich das Wetter auf, bald kommen kurze Regenschauer. Ein fahles Morgengrauen überrascht sie bei einem sehr ärmlichen Dorfe, das sich mit seinen aus Lehm erbauten kleinen Hütten am Fluß ausbreitet. Der Fluß ist hier nicht so breit wie an der Furt. Boote sind bis zu den Häusern ans Land gezogen worden, um sie vor dem Hochwasser zu retten.

Petrus läßt seinen Schrei ertönen: »Ohee!«

Aus einer elenden Hütte kommt ein kräftiger, älterer Mann.

»Was willst du?«

»Boote zum Übersetzen.«

»Unmöglich. Der Fluß ist zu sehr angestiegen . . . Die Strömung . . . «

»Nun Freund, wem erzählst du das? Ich bin ein Fischer aus Galiläa.«

»Der See ist etwas anderes als dieser Fluß hier . . . und ich will nicht mein Boot verlieren; zudem habe ich nur eines, und ihr seid viele.«

»Du Lügner! Willst du mir erzählen, daß du nur ein Boot hast?«

»Meine Augen sollen verdorren, wenn ich lüge ... «

»Paß auf, daß sie nicht wirklich verdorren. Das ist der Meister, der Rabbi von Galiläa, der den Blinden das Augenlicht gibt, und der ... dich zufriedenstellen und deine Augen verdorren lassen kann ... «

»Barmherzigkeit! Der Rabbi! Verzeih mir, Rabbuni ... «

»Ja, aber lüge nie! Gott liebt die Aufrichtigen. Warum sagst du, daß du nur ein Boot hast, wenn das ganze Dorf dich Lügen strafen kann? Die Lüge und das Entlarvtwerden sind zu beschämend für einen Menschen. Gibst du mir deine Boote?«

»Alle, Meister.«

»Wie viele brauchen wir, Petrus?«

»In normalen Zeiten würden zwei genügen. Aber bei Hochwasser ist das Manöver zu schwierig, und man braucht drei.«

»Nimm sie dir, Fischer. Aber wie bekomme ich sie wieder zurück?«

»Fahre in einem Boot mit. Hast du keine Söhne?«

»Ich habe einen Sohn, zwei Schwiegersöhne und Enkel.«

»Zwei in jeder Barke genügen für die Rückkehr.«

»Gehen wir!«

Der Mann ruft die anderen, und mit Hilfe von Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes schieben sie die Boote ins Wasser. Die Strömung ist stark und will sie sofort mitreißen. Die an den nächsten Pfählen befestigten Taue sind gespannt wie die Saiten eines Bogens und ächzen. Petrus schaut umher, schaut die Barken an und betrachtet den Fluß. Er schaut, schüttelt den Kopf, fährt sich mit einer Hand durch die graumelierten Haare und wirft Jesus dann einen fragenden Blick zu.

»Fürchtest du dich, Petrus?«

»Nun ja ... beinahe ... «

»Keine Angst! Habe Vertrauen, und auch du, Mann. Wer Gott und seine Gesandten trägt, hat nichts zu befürchten. Steigen wir in die Boote, ich ins erste.«

Der Eigentümer der Barken ergibt sich in sein Schicksal. Er muß wohl denken, daß die letzte Stunde für ihn und seine Verwandten gekommen ist. Zumindest wird er denken, daß er seine Boote verlieren oder wer weiß wo landen wird.

Jesus ist schon im Boot und steht aufrecht am Bug. Die übrigen steigen in sein und in die beiden anderen Boote ein. Am Ufer bleibt nur ein alter Mann, vielleicht ein Knecht, allein zur Überwachung der Taue zurück.

»Sind wir fertig?«

»Wir sind es.«

»Sind die Ruder bereit?«

»Bereit.«

»Löse die Taue vom Pflock am Ufer!«

Der Alte löst die Taue von dem Baumstumpf, der als Pflock dient. Die Barken, die eine um die andere losgelöst worden sind, geraten einen Augenblick in den Sog der südlichen Strömung. Aber Jesus hat sein „Antlitz des Wunders.“

Was er zum Fluß sagt, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß die Strömung auf einmal ganz schwach wird. Der Fluß strömt nun langsam dahin, wie es der Jordan tut, wenn er kein Hochwasser führt. Die Boote teilen mühelos das Wasser, ja mit einer Schnelligkeit, die ihren Besitzer in Staunen versetzt, und schon sind sie auf der anderen Seite. Sie steigen mit Leichtigkeit aus, ohne daß die Strömung die Boote, während die Ruder ruhen, mit sich reißt.

»Meister, ich sehe, daß du wirklich mächtig bist«, sagt der Besitzer der Boote. »Segne deinen Knecht und denke an mich armen Sünder!«

»Warum mächtig?«

»Nun, scheint dir das wenig zu sein? Du hast die Strömung des Jordan bei Hochwasser zum Stillstand gebracht! ... «

»Josua hat dieses Wunder schon gewirkt, und ein noch größeres, denn die Wasser im Flußbett trockneten aus, um die Bundeslade durchzulassen ... «

»Und du, Mann, hast die wahre Gotteslade übergesetzt«, sagt Judas in würdevoller Haltung.

»Gott, Allmächtiger! Ja, ich glaube es! Du bist der wahre Messias! Der Sohn Gottes, des Allerhöchsten. Oh, ich werde es in den Städten und Dörfern am Ufer verkünden. Ich werde verkünden, was du getan hast. Was ich dich habe tun sehen! Komm zurück, Meister! In meinem armen Dorf gibt es zahlreiche Kranke, komm und heile sie!«

»Ich werde kommen. Aber du verkünde indessen in meinem Namen Glauben und Heiligkeit, um Gott wohlgefällig zu werden. Leb wohl, Mann! Geh in Frieden, und habe keine Angst vor der Rückfahrt.«

»Ich fürchte mich nicht. Wenn ich mich fürchtete, hätte ich dich gebeten, dich meiner zu erbarmen. Aber ich glaube an dich und an deine Güte und gehe, ohne dich um etwas zu bitten. Leb wohl!«

Er steigt wieder in sein Boot, richtet als erster den Bug gegen den Strom und fährt los. Sicher und schnell erreicht er das Ufer.

Jesus, der still dagestanden ist, bis er den Mann an Land gesehen hat, macht ein Zeichen des Segnens. Dann zieht er sich auf den Weg zurück.

Der Fluß beginnt wieder wild zu strömen . . . und alles endet so.

409 Am anderen Ufer • Begegnung mit der Mutter

Sie sind nun auf der anderen Seite des Jordan und wandern eilig in südwestlicher Richtung auf die zweite Hügelkette zu, die höher ist als die erste und aus niedrigen Hügeln besteht, hinter welchen die Jordanebene liegt. Aus ihren Gesprächen entnehme ich, daß sie die Ebene vermieden haben, um nicht nochmals in den Schlamm zu geraten, wie auf der anderen Seite, und daß sie geneigt sind, die Straßen durch das Landesinnere zu nehmen, die besser gehalten und deshalb besonders in der Regenzeit gangbarer sind.

»In welcher Gegend sind wir jetzt?« fragt Matthäus, der keinen guten Orientierungssinn hat.

»Sicher zwischen Schilo und Bet-El. Ich erkenne die Berge«, sagt Thomas. »Vor einiger Zeit bin ich mit Judas hier vorbeigekommen, der in Bet-El bei Pharisäern zu Gast war.«

»Auch du hättest ihr Gast sein können, aber du wolltest nicht mitkommen, denn weder ich noch sie haben gesagt: „Komme nicht!“«

»Ich behaupte auch nicht, daß ihr es mir gesagt habt. Ich sage nur, daß ich es vorgezogen habe, bei den Jüngern zu bleiben, die hier die Frohe Botschaft verkündeten.«

Der Zwischenfall ist beendet. Andreas freut sich sogar und sagt: »Wenn wir in Bet-El Freunde unter den Pharisäern haben, werden wir dort nicht überfallen werden.«

»Aber wir gehen ja zurück, und nicht nach Jerusalem«, entgegnet die anderen.

»Wir werden wohl zum Paschafest hingehen müssen! Ich weiß nicht, wie wir das schaffen werden ... «

»Aber ja! Warum hat er denn gesagt, daß er wieder nach Kana geht? Die Frauen hätten zurückkehren, und wir die Pilgerfahrt beenden können ... «

»Es ist Bestimmung, daß meine Frau das Paschafest nicht in Jerusalem verbringen soll!« ruft Petrus aus.

Johannes fragt Jesus, der in ein eifriges Gespräch mit dem Zeloten vertieft ist: »Meister, wie werden wir es machen, daß wir rechtzeitig zurückkommen?«

»Ich weiß es nicht. Ich vertraue mich Gott an. Wenn wir zu spät kommen, ist es nicht meinetwegen.«

»Du hast gut daran getan, vorsichtig zu sein«, sagt der Zelote.

»Oh, was mich betrifft, so wäre ich auf demselben Weg weitergegangen, denn meine Stunde ist noch nicht gekommen. Das fühle ich. Aber wie hättet ihr das Abenteuer ertragen, ihr, die ihr seit einiger Zeit so ... müde seid?«

»Meister ... du hast recht. Es scheint, daß ein böser Geist seinen Atem über uns wehen läßt. Wir sind so verändert!«

»Der Mensch ermüdet leicht. Er will alles schnell erreichen, und

träumt von törichten Dingen. Wenn er dann bemerkt, daß der Traum nicht der Wirklichkeit entspricht, verliert er die Fassung, und wenn er nicht guten Willens ist, gibt er nach. Er bedenkt nicht, daß der Allmächtige, der in einem Augenblick aus dem Chaos das Weltall hätte bilden können, es in geordneten Zeiträumen – die wir Tage nennen – geschaffen hat. Ich muß aus dem geistigen Chaos einer ganzen Welt das Reich Gottes erschaffen, und ich werde es tun. Ich werde die Grundmauern errichten, die nicht einstürzen werden; ich bin schon dabei, und ich werde den sehr harten Felsen spalten müssen, um darin das sichere Fundament zu legen. Ihr werdet dann langsam die Mauern errichten. Eure Nachfolger werden das Werk in die Höhe und Breite fortsetzen. Wie ich an dem Werk sterben werde, so werdet auch ihr sterben, und es werden immer wieder andere kommen, die eines blutigen Todes sterben werden, oder eines unblutigen, jedoch verzehrt von dieser Arbeit, die Opfergeist, Großmut, Tränen, Blut und Geduld ohne Grenzen erfordert . . . «

Petrus steckt sein grauweißes Haupt zwischen Jesus und Johannes:
»Darf man wissen, wovon ihr redet?«

»O Simon! Komm her. Wir sprechen von der zukünftigen Kirche. Ich habe Johannes erklärt, daß sie anstelle eurer Hast, Müdigkeit, Mutlosigkeit usw., Ruhe, Beständigkeit, Anstrengung und Vertrauen erfordert. Ich habe ihm erklärt, daß sie von all ihren Mitgliedern Opfer verlangt. Von mir, der ich ihr Gründer und ihr mystisches Haupt bin; von euch, von allen Jüngern und all jenen, die sich Christen nennen und zur Weltkirche gehören werden. Wahrlich, ich sage euch, in der langen Reihenfolge der Hierarchie werden es oft die Demütigsten sein, die, die einfach nur „Nummern“ zu sein scheinen, welche die Kirche wirklich lebenskräftig machen. In Wahrheit werde ich mich oft zu diesen flüchten müssen, um den Glauben lebendig zu erhalten und die immer neuen Apostelkollegien zu stärken; und aus diesen Aposteln werde ich Menschen machen müssen, die von Satan und von neidischen, stolzen und ungläubigen Menschen gequält werden. Ihr moralisches Martyrium wird nicht weni-

ger schmerzvoll sein als das materielle, da sie zwischen dem tätigen Willen Gottes und den böswilligen Menschen, den Werkzeugen Satans, stehen werden und letzterer mit allem Eifer und aller Gewalt versuchen wird, sie als Lügner, Verrückte und Besessene erscheinen zu lassen, um mein Werk in ihnen und dessen Früchte, die ebenso viele siegreiche Schläge gegen die Bestie sind, unwirksam zu machen.«

»Werden die Apostel den Angriffen Satans widerstehen?«

»Sie werden widerstehen, auch ohne daß ich leiblich unter ihnen bin. Sie werden nicht nur an das glauben, was pflichtgemäß zu glauben ist, sondern auch an ihre geheime Mission. Sie werden glauben müssen, daß ihre Sendung heilig und nützlich ist und von mir kommt, während Satan um sie herum pfeifen und zischen wird, um sie zu quälen, die Welt schreien wird, um sie verhöhnen, und sie von nicht immer vollkommen erleuchteten Dienern Gottes verdammt werden. Das ist das Los meiner künftigen Verkünder, und doch werde ich keine andere Möglichkeit als diese haben, um die Menschen aufzurütteln und sie zum Evangelium und zu Christus zurückzuführen.

Aber für alles, was ich von ihnen gefordert, ihnen auferlegt und von ihnen erhalten habe, werde ich ihnen ewige Freude, eine besondere Herrlichkeit geben! Im Himmel ist ein verschlossenes Buch, nur Gott kann darin lesen. In ihm sind alle Wahrheiten enthalten. Bisweilen jedoch löst Gott die Siegel, um die den Menschen schon gelehrten Wahrheiten erneut wachzurufen, indem er einen eigens dafür erwählten Menschen zwingt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wie sie in dem geheimnisvollen Buch enthalten sind, zu erkennen.

Habt ihr niemals einen Sohn gesehen, den besten der Familie, oder einen Schüler, den besten der Schule, der vom Vater oder vom Lehrer aufgerufen wurde, in einem Buch für Erwachsene zu lesen und sich dann die Erklärung anzuhören? Er steht neben dem Vater oder an der Seite des Lehrers, der ihm einen Arm um die Schultern ge-

legt hat und mit dem Zeigefinger der anderen Hand auf die Zeilen deutet, die der Auserwählte vorlesen und kennenlernen soll. So macht es Gott mit seinen Geweihten, er legt ihnen einen Arm um die Schultern, zieht sie an sich und fordert sie auf, das zu lesen, was er wünscht, und die Bedeutung der Worte zu erkennen und sie dann weiterzugeben, auch wenn das oft Spott und Pein einbringt. Ich, der Mensch, bin der Bannerträger jener, welche die Wahrheit des Buches verkünden, und ich ernte dafür Verachtung, Schmerz und Tod. Aber schon bereitet der Vater meine Herrlichkeit vor, und ich werde, nachdem ich zu ihr aufgestiegen bin, die Herrlichkeit derer vorbereiten, die ich gezwungen habe, in dem verschlossenen Buche jene Stellen zu lesen, die ich gewünscht habe, und angesichts der ganzen wiedererweckten Menschheit und der Chöre der Engel werde ich sie als das bezeichnen, was sie waren, indem ich sie zu mir rufe, während ich die Siegel des Buches öffne. Denn das Buch braucht dann nicht mehr verschlossen zu sein, und sie werden lächeln, wenn sie die Worte, die ihnen schon erklärt wurden, als sie noch auf Erden litten, niedergeschrieben wiedersehen werden.«

»Und die anderen?« fragt Johannes, der sehr aufmerksam zuhört.

»Welche anderen?«

»Die anderen, die wie ich das Buch auf Erden nie gelesen haben, werden nie wissen, was darin geschrieben steht?«

»Im Himmel wird den Seligen alles offenbar sein. Sie werden, erfüllt von der unendlichen Weisheit, alles erkennen.«

»Sofort? Gleich nach dem Tode?«

»Sobald sie in das ewige Leben eingegangen sind.«

»Aber warum wirst du sie am letzten Tage sehen lassen, daß du sie rufst, den Inhalt des Buches zu erfahren?«

»Weil es nicht nur die Seligen sehen werden, sondern die ganze Menschheit, und unter den Verdammten werden jene sein, die die Stimmen Gottes als Törichte und Besessene verlacht und sie wegen dieser Gnadengaben gequält haben. Eine lang erwartete, aber gebührende Genugtuung, die den Märtyrern der böartigen Stumpfsinnigkeit der Welt gewährt werden wird.

»Wie schön wird es sein, dies sehen zu dürfen!« ruft Johannes begeistert aus.

»Ja, und sehen zu dürfen, wie all die Pharisäer vor Wut mit den Zähnen knirschen«, sagt Petrus und reibt sich die Hände.

»Oh, ich denke, ich werde dann auf Jesus schauen und auf die Gesegneten, die mit ihm im Buche lesen werden ...«, entgegnet Johannes, der schon von jener Stunde träumt. Sein Blick verliert sich in ich weiß nicht welcher lichtvollen Vision, und seine Augen glänzen von Tränen der Erregung, die nicht über die Wangen herunterrollen, aber die himmelblaue Iris aufleuchten lassen, während auf den roten Lippen ein kindliches Lächeln liegt.

Der Zelote schaut ihn an. Auch Jesus betrachtet ihn schweigend. Der Zelote aber sagt: »Du wirst dich selber schauen. Denn wenn unter uns einer ist, der auf Erden „Stimme Gottes“ sein und gerufen werden wird, die Stellen im versiegelten Buche zu lesen, dann bist du es, Johannes, du, der Lieblingsapostel Jesu und Freund Gottes.«

»Oh, sag das nicht! Ich bin der Unwissendste von allen. Und wenn Jesus nicht gesagt hätte, daß das Himmelreich den Kindern gehört, würde ich glauben, es niemals erreichen zu können, da ich doch zu gar nichts taue. Nicht wahr, Meister, ich bin doch nur deshalb etwas wert, weil ich wie ein Kind bin?«

»Ja, du gehörst der seligen Kindheit an, und sei dafür gesegnet!«

Sie gehen noch einige Zeit weiter, dann ruft Petrus, der auf der Karawanenstraße, auf der sie sich nun befinden, zurückschaut, aus: »Barmherzige Vorsehung! Aber das dort ist der Wagen der Frauen!«

Alle wenden sich um. Es ist tatsächlich der schwere Wagen Johannas, der von zwei starken, im Trab gehenden Pferden gezogen wird. Sie bleiben stehen, um auf ihn zu warten. Der Ledervorhang, der ganz herabgelassen ist, hindert sie daran, die Insassen zu sehen. Jesus gibt ein Zeichen, anzuhalten, und als der Wagenlenker Jesus mit erhobenem Arm am Straßenrand stehend erblickt, stößt er einen Freudenschrei aus.

Während der Kutscher die beiden schnaubenden Pferde anhält,

erscheint in einer Öffnung des Vorhanges das hagere Gesicht Isaaks: »Der Meister!« ruft er. »Mutter, freue dich! Er ist hier!« Frauenstimmen und Scharren von Füßen dringen aus dem Inneren des Wagens, aber noch bevor die erste der Frauen aussteigen kann, sind Manaen, Margziam und Isaak schon auf die Straße gesprungen und eilen herbei, den Meister zu verehren.

»Du bist noch hier, Manaen?«

»Dem Auftrag treu. Jetzt mehr denn je, denn die Frauen hatten Angst . . . Jedoch . . . Wir haben dir gehorcht, weil es so recht ist; aber glaube mir, es war wirklich nichts zu befürchten. Ich weiß mit Sicherheit, daß Pilatus die Aufrührer zur Ordnung gerufen hat, indem er verkünden ließ, daß, wer auch immer in diesen Festtagen Unruhe verbreiten würde, eine harte Strafe zu erwarten hätte. Ich glaube, daß diese Schutzmaßnahme des Pilatus seiner Gemahlin und vor allem den mit der Gemahlin befreundeten Damen zu verdanken ist. Am Hofe weiß man alles und nichts. Aber man weiß genügend . . . « und Manaen geht zur Seite, um seinen Platz Maria zu überlassen, die vom Wagen herabgestiegen ist und die wenigen Meter Weges zitternd und ergriffen zurückgelegt hat.

Sie grüßen sich mit einem Kuß, während die Jüngerinnen den Meister verehren. Jedoch sind weder Maria noch Marta, die Schwestern des Lazarus, unter ihnen.

Maria flüstert: »Wie viele Befürchtungen seit jenem Abend! Sohn, wie sie dich alle hassen!« Tränen rinnen über ihre Wangen herab, die vom vielem Weinen der letzten Tage gezeichnet sind.

»Aber du siehst, daß der Vater vorsorgt. Darum weine nicht! Allem Haß der Welt biete ich mutig die Stirn, doch eine einzige Träne von dir betrübt mich. Sei mutig, heilige Mutter!« und während er sie mit einem Arm umfangen hält, wendet er sich an die Jüngerinnen, um sie zu begrüßen. Für Johanna, die zurückgekehrt ist, um Maria zu begleiten, hat er besondere Worte des Dankes.

»O Meister! Es ist keine Mühe, mit deiner Mutter zusammenzu- sein. Maria ist wegen ihres kranken Bruders in Betanien zurück-

gehalten worden. So bin ich gekommen. Ich habe die Kinder der Frau des Pförtners des Palastes überlassen, die gut und mütterlich ist. Aber auch Chuza ist dort und hütet sie, und da kannst du dir denken, daß dem kleinen Matthias, den mein Mann über alles liebt, nichts fehlen wird. Aber Chuza hat mir auch gesagt, daß die Abreise unnötig sei, denn die Warnung des Prokonsuls hat auch der Herodias die Krallen abgestumpft. Er, der Tetrarch, zittert vor Angst und hat nur einen Gedanken: darauf zu achten, daß ihn Herodias nicht in den Augen Roms ruiniert. Der Tod des Johannes hat vieles zerstört zum Nachteil der Herodias, und Herodes weiß ganz genau, daß das Volk gegen ihn aufgebracht ist wegen der Ermordung des Johannes. Der schlaue Fuchs hat erkannt, daß es die schlimmste Strafe für ihn wäre, den verhaßten und verlachten Schutz Roms zu verlieren. Das Volk würde sich dann sofort auf ihn stürzen. Daher habe keine Sorge, daß er etwas aus eigenem Antrieb unternehmen wird.«

»Dann kehren wir also nach Jerusalem zurück! Ihr könnt beruhigt weiterziehen. Auf! Die Frauen sollen zusammen mit Matthäus in den Wagen steigen und auch die, die müde sind. Wir werden in Bet-El Rast machen. Gehen wir.«

Die Frauen gehorchen. Mit ihnen fahren Matthäus und Bartholomäus. Die anderen ziehen es vor, zusammen mit Margziam, Manaen und Isaak dem Wagen zu Fuß zu folgen. Manaen erzählt, welche Nachforschungen er angestellt hat, um zu erfahren, was wahr sei an der Großtuerei des Herodianers, die sich wie eine Welle des Schmerzes über das ruhige Beisammensein mit dem schwer leidenden Lazarus in Betanien ergossen hatte.

»Ist eine Frau nach Betanien gekommen?«

»Nein, Herr! Aber wir sind schon seit drei Tagen nicht mehr dort. Um wen handelt es sich?«

»Um eine Jüngerin. Ich werde sie Elisa anvertrauen, denn sie ist jung, allein und mittellos.«

»Elisa ist im Palast der Johanna. Sie wollte auch mitkommen, aber sie ist stark erkältet. Sie sehnte sich sehr danach, dich zu sehen, und

sagte: „Aber begreift ihr denn nicht, daß ich meinen Frieden darin finde, ihn zu sehen?“ «

»Ich werde ihr auch mit dieser jungen Frau eine Freude machen. Und du, Margziam, sagst nichts?«

»Ich höre zu, Meister.«

»Der Knabe hört zu und schreibt. Vom einen und vom anderen läßt er sich deine Worte wiederholen und schreibt und schreibt. Aber ob wir sie ihm auch getreu wiederholt haben?« fragt Isaak.

»Ich werde sie überprüfen und hinzufügen, was im Werk meines Jüngers fehlt«, sagt Jesus, indem er die gebräunte Wange Margziams streichelt und fragt: »Was macht der alte Vater? Hast du ihn gesehen?«

»O ja! Er hat mich nicht wiedererkannt und vor Freude geweint. Wir werden ihn im Tempel wiedersehen, denn Ismael wird sie dort hinschicken. Vielmehr, er hat ihnen dieses Jahr sogar mehrere Tage zugestanden, weil er Angst vor dir hat.«

»Das glaube ich gern! Nach dem kleinen Scherz bei Hananja im Schebat!« sagt Petrus und lacht.

»Die Angst vor Gott baut jedoch nicht auf, sondern zerstört. Sie ist keine Freundschaft. Sie ist nur ein Warten, das sich oft in Groll umwandelt. Aber jeder gibt, was er kann . . . «

Sie gehen auf der Straße weiter, und ich verliere sie aus den Augen.

410 In Rama • Die Zahl der Auserwählten

Thomas, der sich am Schluß der Gruppe befunden und mit Manaen und Bartholomäus gesprochen hat, trennt sich nun von seinen Kameraden und sucht den Meister auf, der vorne mit Margziam und Isaak geht.

»Meister, bald werden wir in der Nähe von Rama sein. Möchtest du nicht kommen und das Kind meiner Schwester segnen? Sie sehnt sich so sehr danach, dich zu sehen! Wir könnten dort rasten, es gibt Platz genug für alle. Stelle mich zufrieden, Herr!«

»Mit Freuden werde ich das tun, und so werden wir morgen dann ausgeruht nach Jerusalem kommen.«

»Oh, dann gehe ich voraus, um uns anzumelden! Läßt du mich gehen?«

»Geh nur, aber denke daran, daß ich kein anspruchsvoller Freund bin und veranlasse die Deinen nicht zu großen Ausgaben. Behandle mich als „Meister“. Hast du verstanden?«

»Ja, mein Herr. Ich werde es den Verwandten sagen. Margziam, kommst du mit mir?«

»Wenn Jesus es wünscht . . . «

»Geh, geh, mein Sohn!«

Die anderen, die Thomas und Margziam in Richtung Rama, etwas links der Straße von Samaria, die nach Jerusalem führt, fortgehen sehen, beschleunigen ihre Schritte, um zu erfahren, was nun geschieht.

»Wir gehen ins Haus der Schwester des Thomas. In allen Häusern eurer Verwandten bin ich gewesen, und es ist nur gerecht, daß ich auch zu ihm gehe. Deshalb habe ich ihn vorausgeschickt.«

»Wenn du erlaubst, werde auch ich heute vorausgehen, um ein wenig nachzuforschen, ob es nicht Neuigkeiten gibt. Wenn es schlimm aussehen sollte, werde ich bei deiner Ankunft am Eingang des Damaskustores stehen. Sonst werde ich dich . . . wo antreffen, Herr?« sagt Manaen.

»In Betanien, Manaen. Ich gehe sofort zu Lazarus. Aber die Frauen lasse ich in Jerusalem. Ich werde allein gehen. Vielmehr, ich möchte dich darum bitten, die Frauen nach dem heutigen Aufenthalt zu ihren Häusern zu begleiten.«

»Wie du willst, Herr.«

»Sagt dem Wagenlenker Bescheid, daß er uns nach Rama folgen soll.«

Der Wagen kommt langsam die Straße herauf, um der apostolischen Gruppe zu folgen. Isaak und der Zelote bleiben stehen und warten auf ihn, während alle anderen die Seitenstraße einschlagen, die in einer sanften Steigung auf den kleinen Hügel führt, auf dem Rama liegt.

Thomas, der außer sich ist vor Freude und dessen strahlendes Gesicht noch rosiger als sonst ist, wartet am Eingang des Ortes. Er läuft Jesus entgegen: »Welch ein Glück, Meister! Meine ganze Familie ist versammelt. Mein Vater, der dich so sehr zu sehen wünschte, meine Mutter und meine Brüder! Wie glücklich ich bin!« Er gibt sich an die Seite Jesu und geht so stolz durch die Ortschaft, daß er einem Eroberer in der Stunde seines Triumphes gleicht.

Das Haus der Schwester des Thomas liegt an einer Kreuzung im Osten der Stadt. Es ist das charakteristische Haus wohlhabender Israeliten, mit einer Fassade fast ohne Fenster, einem eisenbeschlagenen Tor und einem Guckfenster. Die Terrasse dient als Dach, und die hohe, dunkle Gartenmauer reicht bis hinter das Haus und wird von den Kronen der Obstbäume überragt.

Aber heute braucht die Magd nicht durch das Guckfenster zu schauen. Das Tor ist weit geöffnet und alle Hausbewohner sind im Vorhof versammelt. Man sieht die Erwachsenen beständig die Hände ausstrecken, um einen Knaben oder ein Mädchen in der dichtgedrängten Menge der Kinder zurückzuholen, die unruhig und aufgeregert durch die Ankündigung aus der Reihe treten, die Ordnung stören und sich nach vorne drängen, dorthin, wo in der ersten Reihe auf den Ehrenplätzen die Eltern des Thomas und die Schwester mit ihrem Mann warten.

Aber als Jesus auf der Schwelle erscheint, ist es unmöglich, die Wildfänge noch zurückzuhalten. Sie gleichen einer Schar von Küken, die, nachdem sie sich in der Nacht ausgeruht haben, aus dem Nest hüpfen. Jesus fängt den Ansturm dieser piepsenden lieblichen Schar auf, die sich um seine Knie drängt und sie umfängt, die Gesichtlein in die Höhe reckt auf der Suche nach Küssen, und sich nicht von ihm lösen will, trotz der mütterlichen oder väterlichen Mahnungen und einiger Klapse, die Thomas austeilt, um die Ordnung wieder herzustellen.

»Laß sie gewähren! Laß sie gewähren! Wenn nur die ganze Welt so wäre!« ruft Jesus aus, der sich niedergebeugt hat, um alle diese Wildfänge zufriedenzustellen.

Endlich kann Jesus eintreten und wird empfangen mit der ehrerbietigen Begrüßung der Erwachsenen. Ganz besonders gefällt mir die Begrüßung des Vaters des Thomas, eines charakteristischen jüdischen Greises, den Jesus etwas hochhebt, um ihn zu küssen „aus Dankbarkeit für seine Großherzigkeit, ihm einen Apostel gegeben zu haben.“

»Oh, Gott hat mich mehr als jeden anderen in Israel geliebt; denn während jeder Hebräer einen männlichen Nachkommen, einen Erstgeborenen hat, der dem Herrn geweiht ist, habe ich zwei: den ersten und den letzten. Und der letzte ist noch heiliger als der erste, denn ohne Levit oder Priester zu sein, tut er das, was nicht einmal der Hohepriester kann: er sieht immerfort Gott und nimmt seine Gebote entgegen!« sagt er mit der etwas zittrigen Stimme eines Alten, die wegen der Erregung noch stärker zittert, und schließt: »Sage mir eines, um meine Seele glücklich zu machen. Du, der du nicht lügen kannst, sage mir: ist dieser mein Sohn durch die Art und Weise, in der er dir folgt, würdig, dir zu dienen und das ewige Leben zu erlangen?«

»Sei im Frieden, Vater! Dein Thomas nimmt einen hohen Platz im Herzen Gottes ein wegen der Art und Weise, in der er Gott dient, und er wird einen hohen Platz im Himmel haben wegen der Art und Weise, in der er Gott bis zu seinem letzten Atemzug dienen wird.«

Thomas schnappt nach Luft wie ein Fisch, so gerührt ist er über das Gehörte. Der Alte hebt die zitternden Hände, während zwei Tränen über die tief gefurchten Runzeln herabfließen und sich in seinen patriarchalischen Bart verlieren, und sagt: »Auf dich komme der Segen Jakobs herab, der Segen des Patriarchen auf den Gerechten unter den Söhnen. Der Allmächtige Gott segne dich mit Segnungen des Himmels in den Höhen, mit Segnungen der Urflut in den Tiefen, mit Segnungen von Brust und Schoß. Die Segnungen deines Vaters mögen sich machtvoll auswirken auf die Segnungen der ewigen Hügel. Sie mögen kommen auf das Haupt des Thomas, auf den Scheitel des Geweihten unter seinen Brüdern, des Nazareners!«

Und alle antworten: »So sei es!«

»Und nun segne du, o Herr, dieses Haus und vor allem jene, die Blut von meinem Blute sind«, sagt der Alte, indem er auf die Kinder weist.

Jesus breitet seine Arme weit aus und spricht erhaben den moaischen Segen, indem er anfügt: »Gott, in dessen Gegenwart eure Väter wandelten, Gott, der mich weidet seit meiner Kindheit bis zu diesem Tage, der Engel, der mich befreit hat von allem Übel, segne diese Kinder! Sie mögen meinen Namen und auch die Namen meiner Väter tragen und sich reichlich mehren auf Erden.« Er beschließt seine Segnung, indem er den Letztgeborenen aus den Armen seiner Mutter nimmt, um ihn auf die Stirn zu küssen, und sagt: »Auf dich mögen wie Milch und Butter die erlesenen Tugenden herabsteigen, die in dem Gerechten wohnten, dessen Namen du trägst, und die ihn fruchtbar für die Himmel werden ließen und die ihn schmückten wie Palmen mit ihren blonden Datteln und Zedern mit ihrem königlichen Laub.«

Alle sind gerührt und verzückt, und dann erschallt ein Freuden schrei aus aller Munde und begleitet Jesus beim Einzug ins Haus bis er im Hof angelangt ist, wo er den Gastgebern seine Mutter, die Jüngerinnen, Apostel und Jünger vorstellt.

Es ist nicht mehr Morgen und es ist auch nicht mehr Mittag. Ein schwacher Sonnenschein, der nur mit Mühe die verstreuten Wolken eines Wetters, das nur langsam besser wird, durchbricht, läßt erkennen, daß die Sonne dem Untergang nahe ist und der Tag seinem Ende zugeht.

Die Frauen, wie auch Isaak und Manaen, sind nicht mehr bei ihnen, während Margziam zurückgeblieben ist und selig an der Seite Jesu das Haus verläßt, um mit den Aposteln und allen männlichen Verwandten des Thomas einige Weinberge zu besichtigen, die einen besonderen Wert zu haben scheinen. Sowohl der Alte als auch der Schwager des Thomas weisen auf die Lage und auf die Einzigartig-

keit der Weinstöcke hin, die zur Zeit noch nichts als zartes Laub tragen.

Jesus hört sich diese Erklärungen gütig an und zeigt Interesse für das Auslichten und das Beschneiden der Weinstöcke, als handle es sich um die nützlichsten Dinge der Welt. Schließlich sagt er lächelnd zu Thomas: »Soll ich die Mitgift deiner Zwillingsschwester segnen?«

»O mein Herr! Ich bin weder Doras noch Ismael. Ich weiß, daß schon dein Hauch, deine Gegenwart an einem Ort Segen bedeuten. Aber wenn du deine rechte Hand über diese Pflanzen erheben willst, dann tue es, und ihre Früchte werden gewiß heilig sein.«

»Und reichlich nicht? Was meinst du, Vater?«

»Es genügt, daß sie heilig sind. Heilig, das genügt! Und ich werde sie pflücken und sie dir am Paschafest schicken, und du wirst sie für den Kelch des Ritus verwenden können.«

»Abgemacht! Ich rechne damit. Ich will am kommenden Paschafest den Wein eines wahren Israeliten trinken.«

Sie verlassen den Weinberg, um ins Dorf zurückzukehren.

Die Nachricht von der Anwesenheit Jesu von Nazaret im Dorf hat sich verbreitet, und die Einwohner von Rama sind alle auf den Straßen mit dem großen Wunsch, sich ihm zu nähern.

Jesus sieht es und sagt zu Thomas: »Warum kommen sie nicht? Haben sie vielleicht Angst vor mir? Sage ihnen, daß ich sie liebe.«

Oh! Thomas läßt es sich nicht zweimal sagen! Er geht von einer Gruppe zur anderen, so behende, daß er einem Schmetterling gleicht, der von Blume zu Blume fliegt. Aber auch jene, die die Einladung vernehmen, lassen es sich nicht zweimal sagen. Sie laufen alle, die Nachricht weitergebend, um Jesus herum, so daß sich, als sie an die Wegkreuzung kommen, an der das Haus des Thomas steht, eine beträchtliche Menge versammelt hat, die ehrfürchtig mit den Aposteln und den Familienangehörigen des Thomas redet und dieses oder jenes fragt.

Ich ersehe daraus, daß Thomas während der Wintermonate viel gewirkt hat und daß vieles von der Lehre des Evangeliums in der

Ortschaft bereits bekannt ist. Aber die Leute möchten noch weitere Erklärungen, und einer, auf den der Segen, den Jesus den Kindern des gastlichen Hauses erteilt hat, und die Worte des Thomas großen Eindruck gemacht haben, fragt: »Werden diese also durch deinen Segen alle Gerechte werden?«

»Nicht durch ihn, sondern durch ihre Handlungen. Ich habe ihnen die Kraft des Segens gegeben, um sie in ihren Handlungen zu stärken. Aber sie sind es, die die Handlungen, und zwar nur gerechte Handlungen, vollbringen müssen, um den Himmel zu erwerben. Ich segne alle . . . aber nicht alle in Israel werden sich retten.«

»Im Gegenteil, nur sehr wenige werden sich retten, wenn sie so weitermachen wie bisher«, brummt Thomas.

»Was sagst du?«

»Die Wahrheit. Wer Christus verfolgt und ihn verleugnet, wer nicht nach dem lebt, was er lehrt, wird keinen Anteil haben an seinem Reich«, sagt Thomas mit seiner mächtigen Stimme.

Einer zieht ihn am Ärmel, zeigt auf Jesus und fragt: »Ist er sehr streng?«

»Nein! Im Gegenteil, er ist zu gut.«

»Was meinst du, werde ich gerettet werden? Ich gehöre nicht zu den Jüngern. Aber du weißt, wie ich bin und wie ich immer an das geglaubt habe, was du mir gesagt hast. Aber mehr als das bin ich nicht imstand zu tun. Was genau muß ich tun, außer dem, was ich schon tue, um gerettet zu werden.«

»Frage ihn selbst. Er hat eine viel weichere Hand und ein sanfteres Urteil als ich.«

Der Mann wagt sich vor. Er sagt: »Meister, ich beachte das Gesetz, und seit Thomas mir deine Worte wiederholt hat, versuche ich, noch besser danach zu leben. Aber ich bin nicht sehr großzügig. Ich tue das, was ich unbedingt tun muß. Ich meide die Sünde, weil ich mich vor der Hölle fürchte. Aber ich liebe meine Bequemlichkeiten . . . Ich bekenne, daß ich darauf achte, nicht zu sündigen, aber es darf mich keine allzu große Anstrengung kosten. Wenn ich so handle, werde ich dann gerettet werden?«

»Du wirst gerettet werden. Aber warum so kleinlich sein mit Gott, der so großmütig ist? Warum erstrebst du nur mehr schlecht als recht die Rettung und strebst nicht nach großer Heiligkeit, die den ewigen Frieden sofort schenkt? Auf, Mann! Sei hochherzig mit deiner eigenen Seele!«

Der Mann sagt demütig: »Ich werde darüber nachdenken, Herr! Ich werde nachdenken. Ich fühle, daß du recht hast und daß ich meiner Seele unrecht tue, wenn ich sie einer langen Reinigung unterwerfe, bevor sie zum Frieden gelangt.«

»Bravo! Dieser Gedanke ist schon der Beginn der Vervollkommnung.«

Ein anderer von Rama fragt: »Herr, werden es nur wenige sein, die gerettet werden?«

»Wenn der Mensch Achtung vor sich selbst und liebevolle Ehrfurcht vor Gott hätte, dann würden alle Menschen gerettet werden, wie Gott es wünscht! Aber der Mensch handelt nicht so. In seiner Torheit gibt er sich mit Flittergold ab, anstatt echtes Gold zu erwerben. Seid großzügig im Streben nach dem Guten. Kostet euch das etwas? Gerade darin liegt das Verdienst. Bemüht euch, durch die enge Pforte einzutreten, denn die andere, die weitgeöffnete geschmückte Pforte, ist eine Verführung Satans, um euch auf Abwege zu führen. Die Himmelpforte ist eng, niedrig, kahl und schmucklos. Um hindurchzukommen, muß man beweglich, unbelastet, ohne Prunk und ohne Hang zur Materie sein. Ihr müßt geistig sein, um es zu schaffen, andernfalls werdet ihr, wenn einst die Stunde des Todes schlägt, nicht hindurchkommen. In Wahrheit wird man dann viele sehen, die einzutreten versuchen, aber es nicht können, weil sie mit materiellen Dingen überlastet sind, mit weltlichem Prunk geziert, verhärtet durch eine Kruste von Sünden, unfähig, sich zu beugen wegen des Hochmuts, der ihr Rückgrat versteift. Und dann wird der Herr des Reiches kommen und das Tor schließen, und diejenigen, die nicht zur rechten Zeit hindurchgehen konnten, werden vor dem Eingang stehen, anklopfen und schreien: „Herr, öffne uns! Auch wir sind da.“

Aber er wird sagen: „Wahrlich, ich kenne euch nicht, noch weiß ich, woher ihr kommt.“ Und sie: „Aber wie? Erinnerst du dich nicht an uns? Wir haben doch mit dir getrunken und gegessen, und dir zugehört, als du auf unsren Plätzen lehrtest.“ Aber er wird antworten: „Wahrlich, ich kenne euch nicht. Je länger ich euch anschau, desto mehr scheint ihr mir gesättigt zu sein mit dem, was ich als unreine Speise bezeichnet habe. Wahrlich, je mehr ich euch durchforsche, desto mehr erkenne ich, daß ihr nicht von meiner Familie seid. Wahrlich, jetzt erkenne ich, wessen Kinder und Untergebene ihr seid: die des anderen. Ihr habt Satan zum Vater und das Fleisch zur Mutter, als Amme den Hochmut, als Knecht den Haß, als Schatz die Sünde und als Perlen die Laster. In euren Herzen steht geschrieben: ‚Selbstsucht‘, und eure Hände sind beschmutzt vom Raub an euren Brüdern. Fort von hier! Weichet von mir, ihr alle, die ihr Werkzeuge der Bosheit seid.“ Und dann, während aus der Tiefe der Himmel in strahlender Herrlichkeit Abraham, Isaak, Jakob und alle Propheten und Gerechten des Reiches Gottes erscheinen werden, werden jene, die keine Liebe gehabt, sondern nur Egoismus gekannt haben, die kein Opfer auf sich genommen, sondern sich ihrer eigenen Weichlichkeit ergeben haben, weit fortgejagt, verbannt werden an jenen Ort, wo ewiges Klagen herrscht und es nichts als Schrecken gibt. Doch die glorreich Auferstandenen, die von Osten und Westen, von Norden und Süden gekommen sind, werden sich versammeln an der Hochzeitstafel des Lammes, des Königs des Reiches Gottes. Und dann wird es sich zeigen, daß viele, die als die „Geringsten“ im Heer der Erde galten, die Ersten sein werden unter den Bewohnern des Reiches. Und man wird auch sehen, daß nicht alle Mächtigen Israels Mächtige im Himmel sind und daß nicht alle der von Christus zu seinem Dienste Erwählten es verdient haben, zum Hochzeitsmahl geladen zu werden. Vielmehr werden viele, die als die „Ersten“ angesehen wurden, nicht einmal die „Letzten“ sein. Denn viele sind berufen, aber nur wenige imstand, aus ihrer Erwählung eine wahre Ehre zu machen.«

Während Jesus spricht, kommen mit einer Pilgerschar, die nach Jerusalem zieht oder vom überfüllten Jerusalem kommt, um nach Unterkunft zu suchen, auch einige Pharisäer daher. Sie sehen die Ansammlung von Menschen und nähern sich. Bald bemerken sie das blonde Haupt Jesu, das sich von der dunklen Mauer des Hauses von Thomas abhebt.

»Macht Platz, wir wollen einige Worte mit dem Nazarener sprechen«, schreien sie anmaßend.

Ohne jede Begeisterung teilt sich die Menge, und die Apostel sehen die Gruppe der Pharisäer auf sich zukommen.

»Meister, der Friede sei mit dir!«

»Der Friede sei mit euch. Was wollt ihr?«

»Gehst du nach Jerusalem?«

»Wie jeder getreue Israelit.«

»Geh nicht dorthin! Es lauert Gefahr für dich. Wir wissen es, denn wir kommen von dort und gehen unseren Familien entgegen. Wir sind gekommen, um dich zu warnen, da wir erfahren haben, daß du dich in Rama aufhältst.«

»Von wem habt ihr das erfahren, wenn es erlaubt ist zu fragen?« sagt Petrus mißtrauisch und bereit, einen Streit anzufangen.

»Das geht dich nichts an, Mann. Du sollst nur wissen, du, der du uns Schlangen nennst, daß es um den Meister herum viele Schlangen gibt, und du tätest gut daran, den allzu vielen und allzu mächtigen Jüngern zu mißtrauen.«

»Oho! Du willst mir doch nicht weismachen, daß Manaen oder ... «

»Schweig, Petrus, und du, Pharisäer, wisse, daß keine Gefahr einen Getreuen von seiner Pflicht entbinden kann. Das Leben zu verlieren, bedeutet nichts. Schlimm ist es, die eigne Seele zu verlieren, indem man gegen das Gesetz handelt. Aber du weißt es, und weißt auch, daß ich es weiß, warum willst du mich also versuchen? Weißt du denn nicht, daß ich den Grund kenne, aus dem du es tust?«

»Ich versuche dich nicht. Es ist die Wahrheit. Viele von uns sind

deine Feinde, aber nicht alle. Wir hassen dich nicht. Wir wissen, daß Herodes dich sucht, und sagen dir: Reise ab! Geh fort von hier, denn wenn Herodes dich festnimmt, wird er dich bestimmt töten lassen. Es ist das, was er wünscht.«

»Danach verlangt er, aber er wird es nicht tun, das weiß ich. Im übrigen geht und sagt dem alten Fuchs, daß der, den er sucht, in Jerusalem ist. Denn ich komme in der Tat, vertreibe Dämonen und bewirke Heilungen, ohne mich zu verbergen. Und ich tue es und werde es tun, heute, morgen und übermorgen, bis meine Zeit abgelaufen ist. Aber es ist notwendig, daß ich wandere, bis ich mein Ziel erreicht habe. Und es ist auch notwendig, daß ich heute und dann noch drei weitere Male in Jerusalem einziehe, es ist aber nicht möglich, daß ich mein Wandern vorher unterbreche. Es muß sich in Gerechtigkeit erfüllen, das heißt, in Jerusalem.«

»Der Täufer ist anderswo gestorben.«

»Er ist in Heiligkeit gestorben und Heiligkeit bedeutet: Jerusalem! Denn wenn Jerusalem jetzt „Sünde“ bedeutet, so deswegen, weil es nur irdisch ist und bald gar nicht mehr sein wird. Aber ich spreche von jenem, das ewig und geistig ist, also vom Himmlischen Jerusalem. In ihm, in seiner Heiligkeit, sterben alle Gerechten und Propheten. In ihm werde ich sterben, und ihr versucht mich erfolglos zur Sünde zu verführen. Zudem werde ich auf den Hügeln von Jerusalem sterben; aber nicht durch die Hand des Herodes, sondern durch den Willen derer, die einen viel stärkeren Haß gegen mich hegen, weil sie meinen, ich hätte mir widerrechtlich das begehrte Amt des Priesters angeeignet, und das des Reinigers Israels, der es von all seinen Seuchen, die es verderben, reinigt. Klagt daher nicht Herodes der Mordlust an, sondern es nehme ein jeder seinen Teil an Schuld auf sich; denn wahrlich, das Lamm steht auf einem Berg, auf den von allen Seiten Wölfe und Schakale heraufkommen, um es abzuschlachten und ... «

Die Pharisäer fliehen unter diesem Hagel brennender Wahrheiten ...

Jesus sieht den Fliehenden nach. Dann wendet er sich nach Sünden, einer leuchtenden Helligkeit zu, die vielleicht die Gegend von Jerusalem andeutet und sagt traurig: »Jerusalem, Jerusalem, du tötest deine Propheten und steinigst die, die zu dir gesandt sind. Wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne ihre Kücklein unter ihre Flügel sammelt, und du hast nicht gewollt! Sieh, das Haus deines wahren Herrn wird dir verödet überlassen werden. Er wird kommen und tun, was der Ritus verlangt, und was der erste und der letzte Israelit tun muß, und dann wieder fortgehen. Er wird nicht mehr in deine Mauern zurückkehren, um dich durch seine Gegenwart zu reinigen. Ich versichere dir, daß du und deine Bewohner mich nicht mehr sehen werden in meiner wahren Gestalt, bis zu dem Tag, da ihr sagen werdet: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn“ ... Und ihr von Rama, bedenkt diese und alle anderen Worte, um nicht teilzuhaben an der Strafe Gottes. Seid getreu ... Geht nun. Der Friede sei mit euch!«

Jesus zieht sich ins Haus des Thomas zurück, zusammen mit all dessen Familiengehörigen und mit seinen Aposteln.

18. Dezember

Jesus sagt: Dreizehn Jahre ist es her, daß ich dich unter der Bürde der Krankheit versiegelt, dein Wort und deine Tätigkeit abgebrochen habe. Du hast jahrelang durch deine Schmerzen sühnend retten müssen. Dann habe ich dich zur Quelle gemacht, damit du durch das Wort retten kannst. Ich habe dich zu meinem Sprachrohr erwählt. Heute, mein verborgenes Veilchen, bevollmächtige ich dich, mit Klugheit über die gehörten und geschauten Dinge zu verfügen, freigebig, mit Heiligkeit und zu heiligem Zwecke.

Es war mein klarer, fester Wunsch, daß niemand aus der Zisterne schöpfen sollte, in die sich durch dich mein Wort ergießt, bevor sie nicht vollends gefüllt wäre. Aber da nun tropfenweise geschöpft wird, was mir nicht recht gefällt, weil es unklug ist und das Werk entwertet, wäre es töricht, der ursprünglichen Quelle Schweigen zu gebieten, während das Wasser, das aus ihr sprudelt, nicht in Behältern gesammelt wird, um es zur rechten Zeit und mit der nötigen Vorsicht zu gebrauchen, auf daß es nicht von fremden Elementen verunreinigt oder verschwendet, sondern aufgeteilt werde und sich in tausend Rinnsalen verliere. So büßt es seine beeindruckende Schönheit ein, geht in der Dürre einer profanen, mehr oder weniger rationalistischen und ungläubigen Wüste verloren und wird zum Spielball spöttischer, feindseliger Geister.

Daher, kleiner Johannes, wenn du siehst, daß mein Wort zu „Balsam“ und Heil werden kann, dann gib mein Wort. Habe keine Angst. Du wirst mit Klarheit sehen, wem zu geben es klug ist. Das Licht wird dich erleuchten. Und bete, bete viel für die Priester, die in diesen Festtagen zum ersten Mal die Stufen zum Altar betreten werden, auf daß es für sie ein wahres Geburtsfest werde. Es ist notwendig, daß dies eine Geburt zu Christus, mit Christus und durch Christus werde. Gute Priester werden weder Kriege noch Zerstörungen verhindern können. Aber sie werden wenigstens verhüten können, daß ihr alle wie Tiere sterbt, wie ihr schon beginnt, es zu tun. Ich müßte, oh, wahrlich, ich müßte die Reinigung des Tempels von den Schändern wiederholen! Ich bin aufs tiefste angeekelt! Veilchen des Kreuzes, bete für die Diener deines Jesu . . . Geh in Frieden, meine Seele, meine Gekreuzigte, meine Stimme, meine Tochter, meine Freude . . . «

Er nimmt mein Gesicht in seine schlanken Hände und neigt sich über mich, so daß er mit seinem Haar meine Stirne streift und mir ins Antlitz haucht.

411 Jesus im Tempel • Vaterunser • Gleichnis über die Söhne

Jesus sagt:

»Stehe auf, Maria! Heiligen wir den Tag mit einer Seite des Evangeliums. Denn mein Wort ist Heiligung, die Tage Christi auf Erden zu schauen, ist Heiligung, zu wiederholen, was Jesus sagt, ist Heiligung, Jesus zu verkünden ist Heiligung, die Brüder zu belehren ist Heiligung. Dir wird großer Lohn zuteil werden für diese deine Nächstenliebe.«

Jesus hat Rama verlassen und sieht schon Jerusalem vor sich liegen. Wie im vergangenen Jahr geht er voran, während er die vorgeschriebenen Psalmen singt. Viele auf der bevölkerten Straße drehen sich um und schauen auf die vorüberziehende Gruppe der Apostel. Die einen grüßen ehrerbietig, andere beschränken sich darauf, verstohlen hinzuschauen und ehrfürchtig zu lächeln, das sind meistens Frauen; andere betrachten die Szene nur neugierig oder haben gar ein ironisches und verächtliches Lächeln auf den Lippen; wieder andere gehen mit Zurückhaltung und sichtlichem Unmut vorüber.

Jesus schreitet in seinem reinen, guten Gewand ruhig einher. Wie alle hat er sein Gewand gewechselt, um ordentlich, beinahe vornehm, die heilige Stadt zu betreten.

Auch Margziam ist dieses Jahr mit seinem neuen Gewand der Situation gewachsen. Er geht an der Seite Jesu und singt aus voller Kehle, mit einer in Wahrheit etwas gebrochenen Stimme, die noch nicht ganz männlich ist. Doch der unvollkommene Klang seiner Stimme verliert sich im vollen Chor seiner Gefährten und klingt nur bei den höheren Tönen wie eine Silberglocke, da Margziam diese mit reiner und sicherer Stimme hervorzubringen vermag. Margziam ist glücklich ...

In einer Gesangspause, während schon das Damaskustor in Sicht ist – durch das sie hineingehen wollen, um sofort zum Tempel zu gehen – bleiben sie stehen, um eine prunkvolle Karawane vorüberziehen zu lassen, welche die ganze Straße einnimmt und eine Verkehrsstockung verursacht, so daß es klüger ist, am Straßenrand stehen zu bleiben. Margziam fragt: »Mein Herr, könntest du nicht noch ein schönes Gleichnis für deinen Sohn in der Ferne erzählen? Ich möchte es den anderen schriftlichen Aufzeichnungen beifügen; denn gewiß werden wir in Betanien seine Abgesandten und Nachrichten über ihn vorfinden. Es drängt mich, ihm eine Freude zu machen, wie ich es ihm versprochen habe und wie es sein Herz und das meinige wünschen ...«

»Ja, mein Sohn. Gewiß werde ich dir eines erzählen.«

»Eines, das ihn wirklich tröstet, das ihm zu verstehen gibt, daß du ihn immer noch liebst ...«

»Ich werde es ihm sagen. Und ich werde es gerne tun, denn es ist die ausgesprochene Wahrheit.«

»Wann wirst du mir das Gleichnis erzählen, Herr?«

»Sofort. Wir werden gleich zum Tempel gehen, wie es Pflicht ist, und dort werde ich sprechen, bevor man mich daran hindert, es zu tun.«

»Und wirst du für ihn sprechen?«

»Ja, mein Sohn.«

»Danke, Herr! Es muß sehr schmerzlich sein, so getrennt zu sein ...« sagt Margziam, der schon fast den Glanz von Tränen in

den schwarzen Augen hat. Jesus legt ihm die Hand auf das Haar und wendet sich um, um den Zwölfen ein Zeichen zu geben, daß sie den Weg fortsetzen sollen.

Die Zwölf sind stehengeblieben, um einige Leute anzuhören, von denen ich nicht weiß, ob sie an den Meister glauben oder den Wunsch haben, ihn kennenzulernen, und die aus demselben Grund wie Jesus und die Seinen aufgehalten worden sind.

»Wir kommen, Meister. Wir haben diese angehört, unter denen von weither gekommene Proselyten sind, die fragen, wo sie mit dir sprechen können«, sagt Petrus im Herbeieilen.

»Aus welchem Grunde verlangen sie danach?«

Petrus, der nun an der Seite Jesu den Marsch wieder aufnimmt, sagt: »Weil sie dein Wort hören und von einigen Krankheiten geheilt werden wollen. Siehst du den bedeckten Wagen hinter ihnen? Es sind Proselyten aus der Diaspora darin, die über das Meer oder nach einer langen Reise hierher gekommen sind. Sie haben diese Reise nicht nur unternommen, weil sie das Gesetz achten, sondern auch, weil sie an dich glauben. Es sind Leute aus Ephesus, Persien und Ikonion, und es ist auch einer dabei, ein Armer aus Philadelphia, den die meist reichen Kaufleute aus Mitleid auf ihrem Wagen mitgenommen haben in der Hoffnung, beim Herrn Gnade zu finden.«

»Margziam, geh hin und sage ihnen, sie sollen mir in den Tempel folgen, und sie werden dann beides erhalten: Gesundheit für die Seele durch das Wort und Gesundheit für den Leib, wenn sie Glauben haben.«

Der Knabe geht eilends fort. Aber von den Zwölfen steigt ein Chor der Mißbilligung auf wegen der „Unklugheit“ Jesu, der sich im Tempel zu erkennen geben will . . .

»Wir wollen gerade hingehen, um ihnen zu zeigen, daß ich keine Angst habe und um zu beweisen, daß keine Drohung mich zum Ungehorsam gegen das Gesetz veranlassen kann. Habt ihr denn ihr Spiel immer noch nicht verstanden? Alle ihre Drohungen, alle ih-

re anscheinend freundschaftlichen Ratschläge zielen nur darauf ab, mich zur Sünde zu verleiten, um einen stichhaltigen Grund zu haben, mich anzuklagen. Seid nicht feige! Habt Vertrauen! Meine Stunde ist noch nicht gekommen.«

»Aber warum gehst du nicht zuerst zu deiner Mutter und beruhigst sie? Sie wartet auf dich . . . « sagt Judas Iskariot.

»Nein! zuerst gehe ich zum Tempel, denn bis zu dem Augenblick, der vom Ewigen für die neue Zeit bestimmt ist, ist er das Haus Gottes. Meine Mutter wird weniger leiden, wenn sie nur auf mich wartet, als wenn sie weiß, daß ich im Tempel predige. Und auf diese Weise ehre ich den Vater und die Mutter, indem ich dem ersten die ersten Stunden meines Paschafestes und der zweiten Beruhigung schenke. Gehen wir, und fürchtet euch nicht! Wer übrigens Furcht hat, soll nach Getsemani gehen und bei den Frauen über seine Angst brüten.«

Die Apostel, durch diese letzte Bemerkung getroffen, sagen kein Wort mehr. Sie stellen sich in Dreierreihen auf, und nur in der Reihe Jesu, der ersten, sind sie zu viert, bis Margziam als fünfter hinzukommt. Da begeben sich Thaddäus und der Zelote hinter Jesus und lassen ihn in der Mitte zwischen Petrus und Margziam gehen.

Am Damaskustor sehen sie Manaen.

»Herr, ich habe gedacht, es wäre besser, mich blicken zu lassen, um jeden Zweifel über die Lage zu beheben. Ich versichere dir, es ist nichts los, abgesehen vom Unmut der Pharisäer und der Schriftgelehrten. Du kannst beruhigt hingehen.«

»Ich wußte es, Manaen. Aber ich bin dir trotzdem dankbar. Komm mit mir zum Tempel, wenn es dich nicht stört . . . «

»Stört? Deinetwegen würde ich gegen die ganze Welt angehen! Ich würde keine Mühe scheuen!«

Der Iskariot murmelt irgendetwas.

Manaen wendet sich gekränkt um. Er sagt mit bestimmter Stimme: »Nein Mann, es sind nicht nur „Worte“. Bitte doch den Meister, meine Aufrichtigkeit auf die Probe zu stellen.«

»Das ist nicht nötig, Manaen. Gehen wir!«

Sie gehen in der dichtgedrängten Menge weiter, und bei einem befreundeten Haus angelangt, entledigen sie sich ihrer Taschen, die Jakobus, Johannes und Andreas für alle in einem langen, dunklen Gang niederlegen. Dann holen sie die anderen wieder ein.

Sie kommen an der Burg Antonia vorbei und betreten den Tempelbezirk. Die römischen Soldaten sehen sie, rühren sich aber nicht. Sie schwatzen miteinander. Jesus schaut sie genau an, um zu sehen, ob einer seiner Bekannten unter ihnen ist. Aber er sieht weder Quintilianus noch den Soldaten Alexander.

Nun sind sie im Tempel, mitten in dem wenig heiligmäßig anmutenden Gewimmel der Vorhöfe, wo sich Händler und Geldwechsler aufhalten. Jesus schaut umher und zittert vor Unmut. Er erleicht und scheint noch stattlicher zu werden, so feierlich ist sein Einher-schreiten.

Iskariot versucht ihn: »Warum wiederholst du nicht die heilige Geste? Siehst du? Sie haben schon alles vergessen . . . und aufs neue begonnen, das Haus Gottes zu schänden. Betrübt es dich nicht? Verteidigst du es nicht?« Das braune, schöne Gesicht des Judas, das trotz aller Bemühungen ironisch und falsch erscheint, ist wirklich fuchsartig, während er ein wenig geneigt, wie in einer Ehrfurchtsbezeugung, diese Worte zu Jesus spricht und ihn dabei von unten nach oben mustert.

»Es ist nicht der Augenblick dafür. Aber all dies wird gereinigt werden, und zwar für immer! . . . « sagt Jesus entschieden.

Judas lächelt verstohlen und bemerkt: »Das „für immer“ der Menschen dauert nicht lange an, Meister! Du siehst es! . . . «

Jesus antwortet ihm nicht, da er gerade dabei ist, Josef von Arimathäa, der in seine prunkvollen Mäntel gehüllt und von anderen gefolgt näherkommt, zu begrüßen.

Sie verrichten die vorgeschriebenen Gebete und kehren dann in den Vorhof der Heiden zurück, unter dessen Säulenhallen sich die Menge versammelt.

Die Proselyten, denen sie unterwegs begegnet sind, sind Jesus die ganze Zeit gefolgt. Sie haben ihre Kranken mitgeschleppt und bringen sie nun im Schatten der Säulenhallen, in der Nähe des Meisters, unter. Ihre Frauen, die sie hier erwartet haben, nähern sich leise. Sie sind alle verschleiert. Aber eine hat sich gleich gesetzt, vielleicht ist sie krank, und ihre Begleiterinnen führen sie nun zu den übrigen Kranken. Auch anderes Volk sammelt sich um Jesus. Ich nehme Stauen und Verwirrung in den Reihen der Rabbis und Priester wahr, wegen der so offenkundigen Ankunft und Predigt Jesu.

»Der Friede sei mit euch, ihr, die ihr mir zuhört. Das heilige Paschafest führt die getreuen Söhne ins Vaterhaus zurück. Dieses Paschafest scheint eine um das Wohl der Söhne besorgte Mutter zu sein. Sie ruft sie mit lauter Stimme, auf daß sie von überall herkommen und alle Sorgen zurücklassen um einer größeren Sorge willen, der einzigen großen und nützlichen Sorge, jener, den Herrn und Vater zu ehren! Daran erkennt man, daß wir Brüder sind, und aus diesem lieblichen Zeugnis entspringt die Ordnung und der Vorsatz, den Nächsten zu lieben wie sich selbst. Wir haben uns noch nie gesehen? Wir wußten bisher nichts voneinander? Das stimmt. Aber da wir hier sind, weil wir Söhne eines einzigen Vaters sind, der uns zum Paschamahl in seinem Hause versammelt haben will, fühlen wir, wenn auch nicht mit den materiellen Sinnen, so doch mit unserem geistigen Sinn, daß wir alle gleich sind, Brüder, die von dem Einzigem und Alleinigen kommen, und wir lieben uns, als ob wir zusammen aufgewachsen wären. Ich möchte außer dieser unserer Vereinigung der Liebe noch eine andere vollkommenere erwähnen, derer wir uns im Himmelreich unter den Augen Gottes erfreuen werden, alle umfassen von seiner Liebe: Ich, der Sohn Gottes und des Menschen, mit euch, den Kindern Gottes. Ich, der Erstgeborene, mit euch, meinen Brüdern, die ich über alles menschliche Maß liebe, so sehr, daß ich mich als Opferlamm für die Sünden der Menschen hingebe.

Laßt uns, die wir uns im gegenwärtigen Augenblick der brüderli-

chen Vereinigung im Hause des Vaters erfreuen, auch der Entfernten gedenken, die uns im Herrn oder dem Ursprung nach ebenfalls Brüder sind. Gedenken wir ihrer in unseren Herzen. Tragen wir sie, die Abwesenden, in unseren Herzen zum heiligen Altar. Beten wir für sie, indem wir im Geiste ihre fernen Stimmen und ihre Sehnsucht, hier zu sein, sammeln. Und wie wir die bewußten Sehnsüchte der fernen Israeliten sammeln, so sammeln wir auch jene der Seelen, die Menschen angehören, die nicht einmal wissen, daß sie eine Seele besitzen und daß sie Kinder des Einen und Alleinigen sind. Alle Seelen der Welt schreien in den Gefängnissen ihrer Körper zum Allerhöchsten. Im dunklen Kerker sehnen sie sich nach Licht. Wir, die wir im Lichte des wahren Glaubens sind, wollen Mitleid mit ihnen haben.

Laßt uns beten: Vater unser, der du bist in den Himmeln; geheiligt werde dein Name von der ganzen Menschheit! Ihn zu kennen bedeutet, auf dem Weg zur Heiligkeit zu sein. Gib, daß die Heiden und Völker deine Existenz anerkennen und zu dir kommen, o heiliger Vater, wie die drei Weisen einstmal zu Gott kamen, zu dir, Vater, vom Stern Jakobs geführt, vom Morgenstern, zum König und Erlöser aus dem Stamm Davids, zu deinem Gesalbten, der schon geopfert und geweiht wurde, um das Opfer für die Sünden der Welt zu sein.

Dein Reich komme an allen Orten der Erde, wo man dich erkennt und liebt, und auch dort, wo man dich noch nicht kennt. Es komme vor allem zu jenen, den dreifachen Sündern, die dich, obwohl sie dich in deinen Werken und den Offenbarungen deines Lichtes kennen, nicht lieben und versuchen, das in die Welt gekommene Licht zu ersticken, weil sie Seelen der Finsternis sind, welche die Werke der Finsternis vorziehen und nichts anderes wollen, als das Licht der Welt auszulöschen und dich zu beleidigen, weil du das heiligste Licht bist und der Vater allen Lichtes, angefangen von dem, das Fleisch und Wort geworden ist, um allen Menschen guten Willens dein Licht zu bringen.

Dein Wille geschehe, heiliger Vater, in jedem Herzen, das auf der Welt ist; das heißt, alle Herzen mögen gerettet werden und für nie-

manden sei das Opfer deines großen Opferlammes fruchtlos. Denn das ist dein Wille: daß der Mensch gerettet werde und sich deiner erfreue, heiliger Vater, nach dem Tag der Vergebung, der nicht mehr fern ist.

Gib uns deine Hilfe, o Herr, alle deine Hilfe. Gewähre sie allen, die darauf warten, auch denen, die noch nicht wissen, daß sie darauf warten. Gib sie den Sündern mit der rettenden Reue; gib sie den Heiden mit der Verwundung deines erschütternden Rufes; gib sie den Unglücklichen, den Gefangenen, den Verbannten, den Kranken an Leib und Seele und allen anderen, du, der du alles bist, denn die Zeit der Barmherzigkeit ist gekommen.

Verzeihe, o guter Vater, die Sünden deiner Söhne. Die deines Volkes, die die schlimmsten sind, weil sie von denen begangen werden, die im Irrtum verharren wollen, während deine Liebe gerade diesem auserwählten Volke das Licht geschenkt hat. Verzeihe auch jenen, welche ein elendes Heidentum in Verderbtheit leben läßt, indem es sie das Laster lehrt. Sie ersticken im Götzendienst dieses belastenden und übelriechenden Heidentums, während du doch auch sie liebst, da du sie geschaffen hast. Wir verzeihen. Ich als erster verzeihe, damit du verzeihen kannst, und über die Schwachheit der Geschöpfe erlehen wir deinen Schutz, auf daß sie vom Fürsten des Bösen befreit werden, von dem alle Verbrechen, aller Götzendienst, alle Sünden, Versuchungen und Irrtümer deiner Geschöpfe herrühren. Befreie sie, o Herr, von dem schrecklichen Fürsten, auf daß sie zum ewigen Lichte kommen können.«

Die Menschen haben dieses feierliche Gebet aufmerksam angehört. Berühmte Rabbis haben sich genähert, unter diesen, das bärtige Kinn nachdenklich in der einen Hand: Gamaliel . . . Es hat sich auch eine Gruppe von Frauen genähert, alle in Mänteln mit einer Art Kapuze, die das Gesicht verhüllt. Die Rabbis sind unwillig zur Seite gerückt . . . Herbeigeeilt sind auch, angelockt von der Nachricht, daß der Meister gekommen sei, viele treue Jünger, unter ihnen Hermas, Stephanus und der Priester Johannes; außerdem Nikodemus und Jo-

sef, die Unzertrennlichen, und Freunde von ihnen, die ich, wie mir scheint, schon gesehen habe.

In der Pause, die dem Gebet des Herrn folgt, der sich in einer strengen und feierlichen Haltung sammelt, hört man Josef von Arimathäa sagen: »Nun Gamaliël? Scheint dir dies immer noch nicht das Wort des Herrn zu sein?«

»Josef, es wurde mir gesagt: „Diese Steine werden erzittern beim Klang meiner Worte.“« antwortet Gamaliël.

Der Draufgänger Stephanus ruft: »Wirke das Wunder, o Herr! Befiehl es, und sie werden aus den Angeln gehoben werden. Möge das Gebäude zusammenstürzen, wenn nur in den Herzen die Mauern deines Glaubens erstehen. Ein großes Geschenk wäre das! Tue es, mein Meister!«

»Gotteslästerer!« schreit eine Gruppe wütender Rabbis, zusammen mit ihren Schülern.

»Nein«, ruft Gamaliël seinerseits. »Mein Schüler spricht inspirierte Worte. Aber wir können seine Worte nicht annehmen, weil der Engel Gottes uns noch nicht mit dem vom Altare Gottes genommenen glühenden Stein von der Vergangenheit gereinigt hat ... und vielleicht könnten wir nicht einmal glauben, wenn der Schrei seiner Stimme« – und er deutet auf Jesus – »die Angeln dieser Tore erschüttern würde ...« Er zieht einen Zipfel seines weiten schneeweißen Mantels wie eine Kapuze über den Kopf, verhüllt fast gänzlich sein Gesicht und geht von dannen.

Jesus sieht ihm nach ... Dann beginnt er wieder zu reden, indem er einigen antwortet, die untereinander murren und verärgert scheinen, und um noch deutlicher zu sein, ihren Ärger an Judas von Kerijot auslassen in einer Flut von Klagen, die der Apostel ohne Erwiderung hinnimmt. Er zuckt nur die Achseln und macht ein Gesicht, das alles andere als Befriedigung ausdrückt.

Jesus sagt: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, daß jene, die Bastarde zu sein scheinen, wahre Söhne sind, und andere, die wahre Söhne sind, zu Bastarden werden.

Hört alle dieses Gleichnis.

Einst lebte ein Mann, der sich aus geschäftlichen Gründen für einige Zeit von zu Hause entfernen mußte, und der Söhne zurückließ, die nur wenig mehr als Kinder waren. Von dem Ort, an dem er sich befand, schrieb er Briefe an die größeren Söhne, um in ihnen die Ehrfurcht vor dem fernen Vater und die Erinnerung an seine Lehren zu erhalten. Der letzte, der nach seiner Abreise zur Welt kam, wurde von einer Amme genährt, die in der fernen Heimat seiner Frau lebte, die nicht von seiner Rasse war. Die Frau starb, als dieser Sohn noch klein und fern von zu Hause war. Die Brüder sagten: „Lassen wir ihn bei den Verwandten unserer Mutter. Vielleicht vergißt ihn der Vater, und wir werden mit einem weniger zu teilen haben, wenn unser Vater einst stirbt.“ Und so taten sie. Auf diese Weise lebte das Kind in der Ferne und wurde von den Verwandten mütterlicherseits aufgezogen, ohne etwas von den Lehren des Vaters erfahren zu haben und ohne zu wissen, daß es einen Vater und Brüder hatte, oder vielmehr in der bitteren Erkenntnis: „Sie alle haben mich verstoßen, als ob ich ein Bastard wäre.“ Er kam auch dahin zu glauben, daß er es wirklich war, so sehr fühlte er sich vom Vater vernachlässigt.

Der Zufall wollte es, daß dieser Jüngling, als er zum Mann herangewachsen war und einen Beruf erlernt hatte, in die Stadt ging, in der sein Vater lebte; denn verbittert durch die eben erwähnten Gedanken, hatte er begonnen, auch die Familie seiner Mutter zu hassen und letztere des Ehebruchs für schuldig zu halten. Ohne zu wissen, daß es sein Vater war, kam er mit ihm zusammen und hatte Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Der Mann war sehr weise, und da ihm seine Söhne wenig Freude bereiteten – sie kümmerten sich um ihre eigenen Angelegenheiten und hielten ihre Beziehung zum Vater nur der Form halber aufrecht und um ihn daran zu erinnern, daß sie seine Söhne seien und er sie beim Erstellen seines Testaments nicht vergessen solle – beschäftigt er sich oft damit, den Heranwachsenden, mit denen er in diesem fernen Lande zusammenkam, gute Ratschläge zu erteilen. Der Jüngling fühlte sich angezogen von die-

ser gegenüber der Jugend so väterlichen Rechtschaffenheit, und er kam dem Mann nicht nur nahe, sondern machte sich auch jedes seiner Worte zunutze und heilte damit sein verbittertes Gemüt.

Der Mann erkrankte und mußte sich entschließen, in die Heimat zurückzukehren. Der Jüngling sagte zu ihm: „Herr, du allein hast gerechte Worte zu mir gesagt und hast mir wieder Mut gemacht. Laß mich dir als dein Diener folgen. Ich will nicht in mein früheres Übel zurückfallen.“

„Komm mit mir! Du wirst den Platz eines meiner Söhne einnehmen, von dem ich keine Nachricht mehr erhalten habe.“

Und sie kehrten miteinander ins Vaterhaus zurück.

Weder der Vater, noch die Brüder, noch der Jüngling selbst ahnten, daß der Herr nun wieder alle, die eines Blutes waren, unter einem Dach vereint hatte. Aber der Vater vergoß viele Tränen wegen der Söhne, die seine Unterweisungen vergessen hatten, habsüchtig und hartherzig geworden waren und keinen Glauben an Gott, sondern viele Götzen in ihren Herzen hatten. Hochmut, Geiz und Begierlichkeit waren ihre Götter, und sie wollten von nichts wissen, was ihnen, menschlich gesprochen, nicht nützlich erschien. Der Fremde schloß sich hingegen immer mehr dem Herrn an. Er handelte gerecht, liebevoll und war gehorsam. Die Brüder haßten ihn, weil der Vater diesen Fremden liebte. Er verzieh und liebte, weil er begriffen hatte, daß in der Liebe Friede ist.

Der Vater, den das Benehmen der Söhne ärgerte, sagte eines Tages: „Ihr habt euch nicht um die Verwandten eurer Mutter und nicht einmal um euren Bruder gekümmert. Euer Benehmen erinnert mich an das der Söhne Jakobs gegenüber ihrem Bruder Josef. Ich will an jenen Ort gehen, um etwas über ihn zu erfahren. Vielleicht werde ich ihn wiederfinden und Trost ernten.“ Er nahm sowohl von den bekannten Söhnen, als auch von dem unbekanntem Jüngling Abschied. Letzterem gab er Reisegeld und Wegzehrung, damit er an den Ort, von dem er gekommen war, zurückkehren und dort ein kleines Geschäft eröffnen könne.

Als der Mann das Land der verstorbenen Frau erreichte, berichteten ihm die Verwandten, der vernachlässigte Sohn trüge nicht den ursprünglichen Namen Mose, sondern heiße jetzt Manasse; denn seine Geburt habe ihn vergessen lassen, daß sein Vater, der ihn im Stich gelassen hatte, ein Gerechter sei.

„Tut mir kein Unrecht an! Mir wurde gesagt, daß man alle Spuren des Knaben verloren habe, und ich hoffte nicht einmal, hier jemanden von euch anzutreffen. Aber erzählt mir von ihm. Wie ist er? Ist er kräftig herangewachsen? Gleicht er meiner geliebten Frau, die erschöpft war, als sie ihn mir schenkte? Ist er gut? Liebt er mich?“

„Stark ist er, und schön wie seine Mutter, nur hat er leuchtende, schwarze Augen. Von der Mutter hat er sogar das Muttermal an der Hüfte geerbt. Von dir hat er die leicht lispelnde Aussprache. Als Erwachsener ging er fort von hier, verbittert über sein Schicksal, zumal er an der Ehrbarkeit seiner Mutter zweifelte. Gegen dich hat er Haß empfunden. Er wäre ein guter Mensch gewesen, wenn er nicht diesen Groll im Herzen getragen hätte. Er ging über Berge und Täler bis nach Trapezunt, um ...“

„Nach Trapezunt, sagt ihr? Nach Sinope? Oh, sprecht! Ich lebte dort und lernte einen Jüngling kennen, der leicht lispelte und einsam und traurig war. Unter seiner rauhen Schale war er ein guter Mensch. Ist er es? Sagt es mir?“

„Vielleicht ist er es. Suche ihn! Auf der rechten Hüfte hat er ein großes, dunkles Muttermal, wie es deine Frau hatte!“

Der Mann brach in aller Eile auf in der Hoffnung, den Fremden noch in seinem Hause zu finden, doch dieser war bereits abgereist, um in die Kolonie von Sinope zurückzukehren. Der Mann folgte ihm ... und fand ihn. Er ließ ihn zu sich kommen und forderte ihn auf, seine Hüfte zu entblößen. Es war sein Sohn! Da fiel er auf die Knie und pries Gott dafür, daß er ihm seinen Sohn wiedergeschenkt hatte und daß dieser besser als die anderen war, die immer mehr verkamen, während dieser in den vergangenen Monaten stets heiliger geworden war. Er sagte zu dem guten Sohn: „Du wirst den

Anteil deiner Brüder erhalten, weil du, ohne Liebe von irgendwoher zu empfangen, gerechter geworden bist als alle anderen.“

War dies nicht Gerechtigkeit? Ja, genau das war es! Wahrlich, ich sage euch, echte Söhne des Guten sind jene, die von der Welt verworfen, verachtet, gehaßt, geringgeschätzt und verlassen werden wie Bastarde, die als Auswurf angesehen und für tot erachtet werden, und die gleichzeitig die Söhne übertreffen, die im Elternhaus aufgewachsen sind, sich aber gegen das Gesetz des Hauses auflehnen. Von Israel zu sein, gibt noch kein Anrecht auf den Himmel, und Pharisäer, Schriftgelehrter oder Lehrer zu sein, sichert noch nicht ein gutes Schicksal. Man muß guten Willen haben und großherzig zur Lehre der Liebe kommen, sich in ihr erneuern und durch sie zum Kind Gottes im Geist und in der Wahrheit werden.

Ihr alle, die ihr zuhört, wißt, daß viele in Israel, die sich sicher fühlen, von denen verdrängt werden, die sie für Zöllner, Dirnen, Heiden und Galeerensträflinge halten. Das Reich der Himmel ist für jeden, der sich zu erneuern weiß, und die Wahrheit und die Liebe in sich aufnimmt!«

Jesus wendet sich um und geht zur Gruppe der kranken Proselyten.

»Könnt ihr an das glauben, was ich gesagt habe?« fragt er laut.

»Ja, o Herr!« antworten sie im Chor.

»Wollt ihr die Wahrheit und die Liebe in euch aufnehmen?«

»Ja, o Herr.«

»Wenn ich euch nichts anderes gäbe als das, wäret ihr zufrieden?«

»Herr, du weißt, wessen wir am meisten bedürfen. Gib uns vor allem deinen Frieden und das ewige Leben!«

»Steht auf und geht hin, den Herrn zu loben! Seid geheilt im heiligen Namen Gottes.«

Und Jesus eilt zum ersten Tor, das er findet, und mischt sich unter die Menschen, von denen Jerusalem überfüllt ist, bevor Begeisterung und Staunen, die im Vorhof der Heiden herrschen, sich in eine hosannarufende Suche nach ihm verwandeln ...

Die verwirrten Apostel verlieren ihn aus den Augen. Nur Margziam, der es nie unterlassen hat, sich an einem Zipfel seines Mantels festzuhalten, läuft glücklich an seiner Seite und sagt: »Danke, danke, danke, Meister! Für Johannes, danke! Ich habe alles aufgeschrieben, während du gepredigt hast. Ich muß nur noch das Wunder anfügen. Oh, es ist schön! Gerade richtig für ihn! Er wird darüber sehr glücklich sein! ... «

412 Jesus im Getsemani und in Betanien

Jesus geht in das sanfte Grün des Olivengartens. Margziam ist immer noch an seiner Seite und lacht bei dem Gedanken an den anstrengenden Lauf des Petrus, der sicher versucht, sie einzuholen. Er sagt: »O Meister, wer weiß, was er sagen wird. Wenn du bis nach Betanien weitergegangen wärest, ohne hier anzuhalten, dann wäre er wirklich in einem trostlosen Zustand.«

Jesus lächelt ebenfalls beim Anblick des Jünglings und antwortet: »Ja! Er wird mich mit Wehklagen überschütten. Aber so wird er ein anderes Mal aufmerksamer sein. Während ich sprach, ließ er sich ablenken und plauderte mit diesen und jenen ... «

»Sie haben ihm Fragen gestellt, Herr«, entschuldigt ihn Margziam, der nun nicht mehr lacht.

»In diesem Fall gibt man in liebenswürdiger Weise ein Zeichen, daß man später antworten wird, wenn das Wort des Herrn schweigt. Erinnere dich daran für dein künftiges Leben, wenn du Priester sein wirst, und verlange immer größte Aufmerksamkeit während der Stunden der Belehrung und an den Orten der Belehrung.«

»Aber dann wird es der arme Margziam sein, Herr, der spricht.«

»Das tut nichts zur Sache. Es ist stets Gott, der in den Stunden ihres Dienstes durch den Mund seiner Diener spricht. Als solche sollen sie in Stille und mit Ehrfurcht angehört werden.«

Margziam verzieht sein Gesicht als Ausdruck seiner inneren Erwägung.

Jesus, der ihn beobachtet, sagt: »Bist du nicht davon überzeugt? Warum dieser Gesichtsausdruck? Sprich ohne Furcht, Sohn.«

»Mein Herr, ich habe mich gefragt, ob Gott auch auf den Lippen und im Herzen seiner heutigen Priester ist ... und ... mit Schrecken habe ich mich ebenfalls gefragt, ob die künftigen wohl auch so sein werden ... und bin zu dem Schluß gekommen, daß viele Priester den Herrn blamieren ... Ich habe gewiß gesündigt ... aber sie sind so schlecht und habgierig, so gefühllos ... daß ... «

»Richte nicht, sondern erinnere dich immer an dieses Gefühl des Abscheus. Habe es auch in Zukunft gegenwärtig und trachte mit allen deinen Kräften danach, daß du nicht so bist wie jene, die dich abstoßen, und daß auch die, die von dir abhängen, nicht so sind. Sorge dafür, daß auch das Böse, das du siehst, zum Guten dient. Jede Handlung und jede Erkenntnis muß durch ein gerechtes Urteil und einen guten Willen in etwas Gutes umgewandelt werden.«

»Oh, Herr! Bevor wir in das Haus gehen, das schon zu sehen ist, antworte mir noch auf eine Frage! Du leugnest nicht, daß die gegenwärtige Priesterschaft fehlerhaft ist. Du sagst mir, ich solle nicht urteilen, du jedoch urteilst, und du kannst es auch tun, denn du urteilst mit Gerechtigkeit. Nun höre meine Gedanken an, Herr! Wenn die jetzigen Priester von Gott und von der Religion sprechen – ich meine die schlechtesten unter ihnen – muß man ihre Worte dann als Wahrheit annehmen?«

»Immer, mein Sohn, mit ehrfurchtsvoller Rücksicht auf ihre Sendung. Wenn sie Handlungen ihres Priesteramtes ausführen, sind sie nicht mehr der Mensch Hannas oder der Mensch Zadok, sondern sie sind „der Priester“. Halte stets die arme Menschlichkeit und das Priestertum auseinander.

»Aber wenn sie auch diese Handlungen nicht gut verrichten ... «

»Gott wird ergänzen, und zudem ... Höre, Margziam! Es gibt keinen vollkommen guten Menschen und keinen durch und durch schlechten, und kein Mensch ist so vollkommen gut, daß er ein Recht darauf hätte, die Brüder als gänzlich böse zu verurteilen. Man muß

immer seine eigenen Fehler vor Augen haben und diesen die guten Eigenschaften dessen entgegenstellen, über den man urteilen will, und so wird man ein gerechtes Maß an liebevollem Urteil haben. Ich habe noch keinen vollkommen bösen Menschen angetroffen.«

»Nicht einmal Doras, Herr?«

»Nicht einmal er, denn er war ein ehrenwerter Ehemann und ein liebevoller Vater.«

»Nicht einmal der Vater des Doras?«

»Auch er war ein ehrenwerter Ehemann und ein liebevoller Vater.«

»Aber er war auch nicht mehr als das!«

»Er war nur das, aber was dies betrifft, war er nicht böse, und daher war er nicht ein vollkommen böser Mensch.«

»Ist auch Judas nicht böse?«

»Nein!«

»Doch gut ist er nicht!«

»Er ist nicht vollkommen gut, wie er auch nicht vollkommen böse ist. Bist du nicht überzeugt von dem, was ich sage?«

»Ich bin überzeugt, daß du vollkommen gut und absolut frei von Bosheit bist. Das ja! Du bist so gut, daß du nie eine Anklage gegen wen auch immer aussprichst . . . «

»Oh, mein Sohn! Wenn ich die erste Silbe eines Wortes der Anklage sagen würde, dann würdet ihr alle wie wilde Tiere über den Angeklagten herfallen! . . . Ich verhindere, daß ihr euch durch solches Handeln mit der Sünde des Verurteilens beschmutzt. Verstehe mich, Margziam. Es ist nicht so, daß ich das Böse, wo es ist, nicht sehen würde. Es ist nicht so, daß ich das Gemisch von Gut und Böse, das in manchen Menschen steckt, nicht sehen würde. Es ist nicht so, daß ich es nicht erkennen würde, wenn eine Seele auf- oder niedersteigt von dem Stand, auf den ich sie gebracht habe. Nichts von alledem, mein Sohn! Es handelt sich vielmehr um Vorsicht, um Lieblosigkeit bei euch zu verhindern, und ich werde es immer so machen, auch in den zukünftigen Jahrhunderten, wenn ich mich je über ein Geschöpf werde äußern müssen. Weißt du nicht, Sohn, daß bisweilen

ein Wort des Lobes, der Ermutigung, wertvoller ist als tausend Vorwürfe? Weißt du nicht, daß von hundert schlechten Menschen, die als relativ gut bezeichnet werden, wenigstens die Hälfte wirklich gut wird, und zwar deshalb, weil die Guten ihnen meinem wohlwollenden Wort gemäß ihre Hilfe nicht versagen, während sie fliehen würden, wenn ich diese Menschen als schlecht bezeichnet hätte. Die Seelen muß man aufrichten, nicht niederschmettern. Aber wenn ich nicht der erste wäre, der aufrichtet und die häßlichen Seiten verschleiert, um euch zur Güte und zur Hilfe zu ermahnen, würdet ihr euch diesen Menschen nie mit tätiger Barmherzigkeit hingeben. Bedenke dies, Margziam ... «

»Ja, Herr ... (ein tiefer Seufzer) ... Ich werde mich daran erinnern ... (wieder ein Seufzer) ... Aber es ist sehr schwierig angesichts gewisser offensichtlicher Tatsachen ... «

Jesus schaut ihn fest an. Aber von dem Gesicht des Jünglings sieht er nur den oberen Teil der Stirn, da er seinen Kopf tief geneigt hat.

»Margziam, erhebe dein Antlitz! Schau mich an und antworte mir. Welches sind die offensichtlichen Tatsachen, die schwer zu übersehen sind?«

Marzgium ist verwirrt ... und sein braunes Gesicht errötet ... dann antwortet er: »Aber ... es sind so viele, Herr ... «

Jesus drängt: »Warum hast du Judas genannt? Warum ist er eine „Offensichtlichkeit“. Vielleicht jene, die du am allerwenigsten überwinden kannst ... Was hat Judas dir angetan? Wodurch hat er dir Ärger gegeben?« und Jesus legt seine Hände auf die Schultern des Jüngers, der jetzt wie dunkler Purpur aussieht, so sehr ist er errötet.

Margziam schaut ihn mit glänzenden Augen an, dann macht er sich los, eilt davon und schreit: »Er ist ein Schänder, der Judas! ... aber ich kann es nicht sagen ... Nimm Rücksicht auf mich, Herr! ... « und er versteckt sich weinend, vergeblich von Jesus gerufen, der etwas wie einen untröstlichen Schmerz verspürt.

Seine Stimme hat jedoch die Aufmerksamkeit einiger Personen

im Hause von Getsemani geweckt, und auf der Schwelle der Küche erscheint Jona und dann die Mutter Jesu, und hinter ihr die Jüngerinnen Maria des Klopas, Maria Salome und Porphyria. Sie sehen Jesus und eilen ihm entgegen.

»Der Friede sei mit euch allen! Hier bin ich, Mutter!«

»Allein? Warum?«

»Ich bin vorausgeeilt. Die anderen habe ich im Tempel zurückgelassen ... Aber ich war mit Margziam ... «

»Und wo ist mein Sohn jetzt, da ich ihn nicht sehe?« fragt Porphyria etwas unruhig.

»Er ist dort hinaufgegangen ... Aber er wird schon kommen. Habt ihr für alle zu essen? Bald werden die anderen kommen.«

»Nein, Herr. Du hast gesagt, daß du nach Betanien gehen würdest.«

»Ja ... Aber ich habe gedacht, es wäre besser so. Geht rasch und holt alles, was nötig ist, und kehrt bald zurück. Ich bleibe hier bei meiner Mutter.«

Die Jüngerinnen gehorchen ohne Widerrede.

Jesus bleibt mit Maria allein. Sie gehen langsam unter den herabhängenden Zweigen spazieren, die feine Sonnenstrahlen durchscheinen lassen und goldene Kreise auf die grüne, blumige Wiese malen.

»Ich werde nach der Mahlzeit mit Simon nach Betanien gehen.«

»Simon des Jona?«

»Nein, mit Simon dem Zeloten, und ich werde Margziam mitnehmen.« Jesus schweigt nachdenklich.

Maria betrachtet ihn eine Weile und dann fragt sie: »Hast du Kummer mit Margziam?«

»Nein, Mutter, im Gegenteil. Warum fragst du mich?«

»Weshalb bist du so nachdenklich? ... Warum hast du ihn so gebieterisch gerufen? Und warum ist er weggelaufen? Warum hat er sich von dir getrennt als ob er sich schämte? Er ist nicht einmal gekommen, seine Mutter und mich zu begrüßen!«

»Der Knabe ist geflohen wegen einer meiner Fragen.«

»Oh! ...« Maria ist höchst erstaunt. Sie schweigt eine Weile und flüstert dann, als rede sie mit sich selbst: »Die beiden im irdischen Paradies flohen nach dem Sündenfall, als sie die Stimme Gottes hörten ... Aber, o mein Sohn, man muß barmherzig mit dem Knaben sein. Er beginnt gerade erwachsen zu werden ... und vielleicht ... Mein Sohn, Satan greift alle Menschen an ...« Maria ist ganz Mitleid und Flehen ...

Jesus betrachtet sie und sagt: »Wie sehr bist du Mutter! Wie sehr bist du „die Mutter“! Aber denke nicht, daß der Knabe gesündigt hat. Glaube vielmehr, daß er wegen einer erschütternden Enthüllung leidet. Er ist sehr keusch und sehr gut ... Ich werde ihn heute mit mir nehmen und ihm ohne Worte zu verstehen geben, daß ich ihn verstehe. Jedes Wort wäre zuviel ... und ich würde keines finden, um den Vergewaltiger einer Unschuld zu entschuldigen.« Jesus hat bei diesen letzten Worten einen strengen Gesichtsausdruck.

»O Sohn! Sind wir so weit? Ich frage nicht nach Namen. Aber wenn einer unter uns dazu fähig gewesen ist, den Knaben zu beunruhigen, so kann es nur einer gewesen sein ... Welch ein Dämon!«

»Gehen wir Margziam suchen, Mutter. Vor dir wird er nicht davonlaufen.«

Sie gehen und entdecken ihn hinter einer Weißdornhecke.

»Hast du Blumen für mich gepflückt, mein Sohn?« fragt Maria, geht ihm entgegen und umarmt ihn ...

»Nein. Aber ich habe mich nach dir gesehnt«, sagt Margziam, dem noch Tränen über die Wangen rollen.

»Und ich bin gekommen. Beeile dich! Denn heute mußt du mit meinem Jesus nach Betanien gehen! Da sollst du sauber sein und ein frisches Gewand tragen, wie es sich gehört.«

Margziam strahlt über das ganze Gesicht. Er ist von der Verwirrung von vorhin abgelenkt und sagt nun: »Ich allein mit ihm?«

»Und mit Simon dem Zeloten.«

Margziam, der noch ganz Kind ist, macht einen Freudensprung, eilt aus seinem Versteck heraus und wirft sich an die Brust Jesu.

Doch als er mit ihm zusammen ist ... ist er wieder verwirrt. Jesus aber lächelt und ermuntert ihn, indem er sagt: »Lauf schnell und schau, ob dein Vater nun angekommen ist.«

Während Margziam davonläuft, bemerkt Jesus: »Er ist wirklich noch ein Kind, obwohl er in seinem Denken schon sehr vernünftig ist. Sein Herz zu beunruhigen, wäre ein großes Verbrechen. Aber ich werde Vorsorge treffen.« Sie gehen zusammen auf das Haus zu. Doch sind sie noch nicht dort angelangt, als Margziam schon im Galopp zurückkehrt.

»Meister ... Mutter ... Es sind Leute da ... Leute, die im Tempel waren ... Die Proselyten ... Eine Frau ist unter ihnen ... Eine Frau, die dich sehen möchte, o Mutter ... Sie sagt, sie habe dich in Betlehem kennengelernt ... Sie heißt Noomi.«

»Damals habe ich viele kennengelernt! Aber gehen wir ... «

Sie erreichen den kleinen Platz vor dem Haus, auf dem eine Gruppe von Menschen wartet, und als sie Jesus sehen, werfen sie sich zu Boden. Aber eine Frau erhebt sich sofort wieder und läuft, um sich Maria zu Füßen zu werfen und sie mit Namen zu grüßen.

»Wer bist du? Ich kann mich nicht an dich erinnern. Steh auf!«

Die Frau steht auf und beginnt zu sprechen, als die Apostel keuchend ankommen.

»Aber Herr! Warum? Wir sind wie Irre durch Jerusalem gelaufen. Wir dachten, du wärest zu Johanna oder zu Annalia gegangen. Warum hast du nicht auf uns gewartet?« fragen sie und berichten durcheinander.

»Nun sind wir beisammen. Der Grund ist nicht wichtig. Laßt diese Frau in Ruhe sprechen.«

Alle versammeln sich, um zuzuhören.

»Du erinnerst dich nicht an mich, o Maria von Betlehem. Aber ich erinnere mich seit einunddreißig Jahren an deinen Namen und an dein Antlitz, als das Antlitz der Barmherzigkeit. Auch ich war damals von weither gekommen, von Perge, wegen des Ediktes. Ich war schwanger, aber ich hoffte noch rechtzeitig nach Hause zurück-

zukehren. Doch unterwegs erkrankte mein Mann, und in Betlehem wurde er sterbenskrank, und zwanzig Tage nach der Geburt unseres Kindes starb er. Meine Schreie durchbrachen den Himmel und ließen meine Milch zurückgehen oder sie zu Gift werden. Ich wurde von einem Ausschlag befallen, und der Ausschlag bedeckte auch meinen Sohn, ... und wir wurden in eine Höhle geworfen, um dort zu sterben ... Nun gut ... Du, du allein warst gekommen; vorsichtig und immer wieder, einen ganzen Monat lang hattest du mir Nahrung gebracht und meine Wunden gepflegt. Du hattest mit mir geweint und meinem Kind Milch gegeben, meinem Kind, das jetzt nur dank dir lebt ... Du hattest dich der Gefahr ausgesetzt, gesteinigt zu werden, denn sie nannten mich „die Aussätzige“ ... Oh, mein gütiger Stern! Nie habe ich es vergessen! Als ich wieder gesund war, reiste ich ab. In Ephesus erfuhr ich von dem Kindermord und suchte dich lange! Sehr lange! Ich konnte nicht glauben, daß du mit dem Sohn in der Schreckensnacht getötet worden seiest. Aber ich hatte dich nie wieder gefunden. Vergangenen Sommer hörte einer aus Ephesus deinen Sohn sprechen, erfuhr, wer er war, und folgte ihm eine Zeitlang. Er war mit anderen in seinem Gefolge beim Laubhüttenfest ... Bei seiner Rückkehr erzählte er es mir. Ich bin gekommen, dich zu sehen, o Heilige, bevor ich sterbe. Um dich zu segnen so viele Male als es Milchtropfen waren, die du meinem Johannes gegeben und deinem gesegneten Sohne abgespart hast ... « Die Frau weint in ehrfürchtiger Haltung, etwas gebeugt und mit den Händen die Arme Marias festhaltend ...

»Die Milch verweigert man nie, Schwester. Und ... «

»O nein! Ich bin nicht deine Schwester! Du, du bist die Mutter des Erlösers und ich war nur eine arme, einsame Frau, fern von ihrem Haus, Witwe, mit einem Sohn an der Brust, die trocken war wie ein Bach im Hochsommer ... Ohne dich wäre ich gestorben. Du hast mir alles gegeben, und durch dich konnte ich zu meinen Brüdern, die Kaufleute in Ephesus sind, zurückkehren.«

»Wir waren zwei Mütter, zwei arme Mütter mit zwei Kindern für

die Welt. Du hattest deinen Schmerz als Witwe, ich hatte den meinen, in meinem Sohn durchbohrt zu werden, wie der alte Simeon im Tempel sagte. Ich habe nichts getan als meine Pflicht als Schwester, indem ich dir gab, was du nicht mehr hattest. Lebt dein Sohn noch?«

»Er ist dort. Dein heiliger Sohn hat ihn mir heute morgen geheilt. Er sei dafür gepriesen.« Die Frau wirft sich vor dem Erlöser nieder, indem sie ausruft: »Komm, Johannes, und danke dem Herrn!«

Heran kommt, seine Kameraden zurücklassend, ein Mann im Alter von Jesus, stark und mit einem biederen, wenn auch nicht schönen Gesicht. Schön jedoch ist der Ausdruck seiner tiefen Augen.

»Der Friede sei mit dir, Bruder von Betlehem. Wovon habe ich dich geheilt?«

»Von der Blindheit, Herr. Ein Auge hatte ich verloren, das andere beinahe. Ich war Synagogenvorsteher, aber ich konnte die heilige Schrift nicht mehr lesen.«

»Jetzt wirst du sie mit größerem Glauben lesen.«

»Nein, Herr. Jetzt werde ich dich lesen. Ich möchte als Jünger bei dir bleiben, und ohne Vorrechte für die Tropfen Milch, die ich aus der gleichen Brust gesogen habe, an der du dich genährt hast. Nichts bedeuten die Tage eines Monats, um ein Band zu knüpfen, aber alles war die Barmherzigkeit deiner Mutter von damals, und die deine von heute morgen.«

Jesus wendet sich an die Frau: »Und was denkst du?«

»Daß mein Sohn dir in zweifacher Weise angehört. Nimm ihn an, Herr! So wird sich der Traum der armen Noomi erfüllen.«

»Es ist gut so. Er soll Christus gehören. Ihr, nehmt den Gefährten im Namen des Herrn auf«, sagt Jesus und wendet sich den Aposteln zu.

Die Proselyten sind ganz außer sich vor Rührung, und die Männer würden am liebsten gleich alle bei ihm bleiben. Aber Jesus sagt entschieden: »Nein! Ihr bleibt, was ihr seid. Kehrt in eure Heimat zurück und wartet auf die Stunde der Berufung. Der Herr sei immerfort mit euch. Gehet hin!«

»Werden wir dich wieder hier antreffen können?« fragen sie.

»Nein! Wie ein Vogel, der von Zweig zu Zweig fliegt, so wandere ich ohne Rast. Ihr werdet mich hier nicht mehr antreffen. Ich habe weder einen Reiseplan noch eine Wohnung. Aber wenn die Zeit kommt, werden wir uns wiedersehen, und ihr werdet mich hören. Geht nun. Die Frau kann zusammen mit dem neuen Jünger hierbleiben.«

Er begibt sich ins Haus, gefolgt von den Frauen und den Aposteln, die tief bewegt über die bisher unbekannte Episode und die tiefe Liebe Marias sprechen.

Jesus geht eilenden Schrittes nach Betanien. An seiner Seite sind Simon der Zelote und Margziam, beide glücklich, daß sie für diesen Besuch auserwählt worden sind. Margziam, der nun wieder ganz munter ist, stellt tausend Fragen über die Frau aus Ephesus. Er fragt Jesus, ob er von diesem Geschehnis gewußt hat, usw.

»Ich wußte es nicht. Die Wohltaten meiner Mutter sind nicht zu zählen und von so zartem Schweigen umhüllt, daß sie meist unbekannt bleiben.«

»Die Episode ist aber überaus schön«, sagt der Zelote.

»Ja, so schön, daß ich sie Johannes von En-Dor mitteilen möchte. Was meinst du, Meister, werden wir in Betanien Briefe von ihm vorfinden?«

»Ich bin dessen fast sicher.«

»Wir müßten auch die vom Aussatz geheilte Frau antreffen«, bemerkt der Zelote.

»Ja. Sie hat das Gesetz treu beachtet, aber die Zeit ihrer Reinigung müßte nun vorüber sein.«

Betanien erscheint auf seiner Hochebene.

Sie kommen an dem Haus vorbei, wo früher die Pfauen, die Flamingos und die „Stelzvögel“ waren. Jetzt ist es verlassen und verschlossen. Simon macht die anderen darauf aufmerksam, wird jedoch unterbrochen vom jubelnden Gruß Maximinus', der aus einem Gartentor herauskommt.

»O heiliger Meister! Welch ein Glück in solchem Leid!«

»Der Friede sei mit dir! Warum denn Leid?«

»Weil Lazarus sehr leidet wegen der Geschwüre an seinen Beinen, und wir wissen nicht, was wir tun sollen, um diese Pein zu lindern. Aber wenn er dich sieht, wird es ihm besser gehen, was das Gemüt betrifft wenigstens.«

Sie treten in den Garten ein, und während Maximinus vorausseilt, gehen sie langsam auf das Haus zu.

Da kommt Maria von Magdala eilends heran mit ihrer ehrenden Begrüßung: »Rabbuni.« Ihr folgt die etwas ruhigere Marta. Beide sind bleich wie jemand, der schwer gelitten und viel gewacht hat.

»Erhebt euch. Wir gehen sofort zu Lazarus.«

»Meister! O Meister, der du alles kannst, heile meinen Bruder!« fleht Marta.

»Ja, guter Meister! Er leidet unerträgliche Schmerzen! Er verzehrt sich und seufzt. Er wird gewiß sterben, wenn es so weitergeht. Habe Mitleid mit ihm, Herr!« bedrängt ihn Maria.

»Ich habe großes Mitleid. Aber für ihn ist die Stunde des Wunders noch nicht gekommen. Er muß stark bleiben, und ihr mit ihm! Helft ihm, den Willen des Herrn zu tun.«

»Ach, willst du sagen, daß er sterben muß!« fragt und seufzt die weinende Marta.

Maria, mit tränenerfüllten Augen und einer zweifachen Liebe, der Liebe zu Jesus und zu dem Bruder, in ihrer Stimme, fragt: »O Meister, aber so hinderst du mich daran, dir zu folgen und dir zu dienen; und meinen Bruder hinderst du daran, sich meiner Auferstehung zu erfreuen. Willst du denn nicht, daß man sich im Hause des Lazarus über eine Auferstehung freut?«

Jesus schaut sie mit einem gütigen vielsagenden Lächeln an und antwortet: »Über eine? Eine allein? Auf! Ihr traut mir wenig zu, wenn ihr glaubt, daß ich nur zu einer Sache fähig bin! Seid gut und stark! Laßt uns gehen, und weint nicht so, ihr entkräftet ihn nur durch den schmerzlichen Verdacht.« Jesus macht sich als erster auf den Weg.

Um die Pflege zu erleichtern, hat man Lazarus in einen Raum neben der Bibliothek, gegenüber dem großen Speisesaal, gebracht. Maximinus zeigt auf die Tür, läßt Jesus jedoch allein eintreten.

»Der Friede sei mit dir, Lazarus, mein Freund!«

»O heiliger Meister! Der Friede sei mit dir! Für mich, für meine Glieder, gibt es keinen Frieden mehr, und auch mein Geist ist niedergeschlagen. Ich leide sehr, Herr! Gib mir den teuren Befehl: „Lazarus, komm heraus“, und ich werde geheilt aufstehen, um dir zu dienen ... «

»Ich werde ihn dir geben, Lazarus. Aber nicht jetzt«, antwortet Jesus und umarmt ihn.

Lazarus ist sehr abgemagert, gelblich und hat eingefallene Augen. Er ist sichtlich schwer krank und sehr geschwächt. Er weint wie ein Kind, als er seine geschwellenen, blau angelaufenen Beine zeigt, die mit Wunden, offenen Krampfadern, wie mir scheint, bedeckt sind. Vielleicht hofft er, Jesus durch den Anblick dieses Elends zu einem Wunder bewegen zu können.

Aber Jesus beschränkt sich darauf, behutsam mit Balsam bestrichene Leinentücher auf die Wunden zu legen.

»Bist du gekommen, um hier Aufenthalt zu nehmen?« fragt Lazarus enttäuscht.

»Nein! Aber ich werde oft kommen.«

»Wie? Nicht einmal dieses Jahr feierst du das Paschafest mit mir? Ich habe mich eigens dafür hier herbringen lassen. Du hattest mir doch am Laubhüttenfest versprochen, daß du nach dem Lichterfest lange bei mir bleiben würdest ... «

»Das wird geschehen, aber nicht jetzt. Stört es dich, wenn ich mich hier auf den Rand deines Bettes setze?«

»O nein! Im Gegenteil, es ist, wie wenn deine kühle Hand die Glut meines Fiebers mildern würde. Warum bleibst du nicht, Herr?«

»Weil ich, so wie du von den Wunden geplagt wirst, von meinen Feinden geplagt werde. Obwohl Betanien nicht außerhalb der für das Abendmahl festgelegten Grenzen liegt, und das für alle, würde

man es mir als Sünde anrechnen, wenn ich Pascha hier feiern würde. Alles, was ich tue, wird vom Hohen Rat und von den Pharisäern übel ausgelegt . . . «

»Ah, die Pharisäer! Das ist wahr! Aber dann wenigstens in einem meiner Häuser!«

»Das geht wohl. Aber ich werde es dir erst im letzten Augenblick sagen. Aus Vorsicht.«

»O ja! Traue ihnen nicht! Das mit Johannes ist gut gegangen, weißt du? Gestern ist Tolmai mit anderen gekommen und hat mir Briefe für dich mitgebracht. Die Schwestern haben sie. Aber wo sind denn Maria und Marta geblieben? Denken sie nicht daran, dir aufzuwarten?« Lazarus ist unruhig, wie so viele Kranke.

»Keine Sorge! Sie sind draußen mit Simon und Margziam. Ich bin mit ihnen gekommen. Ich brauche nichts. Ich werde sie jetzt rufen.« Er ruft sie, die klugerweise draußengeblieben sind.

Marta eilt sogleich hinaus und kehrt mit zwei Schriftrollen zurück, die sie Jesus übergibt. Maria berichtet inzwischen, daß der Diener des Nikodemus gesagt hätte, er sei seinem Herrn vorausgegangen, der mit Josef von Arimathäa kommen werde. Gleichzeitig erinnert sich Lazarus einer Frau, die gestern „in deinem Namen gekommen ist“, wie sie sagte.

»Ach ja. Weißt du, wer sie ist?«

»Sie hat es uns gesagt. Es ist die Tochter eines Reichen von Jericho, der vor Jahren als junger Mann nach Syrien gezogen ist. Er hat sie Anastasica genannt, zur Erinnerung an eine Wüstenblume. Sie hat jedoch den Namen ihres Mannes nicht verraten wollen«, erklärt Marta.

»Das macht nichts. Er hat sie verstoßen, und daher ist sie nur noch „die Jüngerin“. Wo ist sie?«

»Sie schläft, da sie müde war. In den letzten Tagen und Nächten ist es ihr sehr schlecht ergangen. Wenn du willst, rufe ich sie.«

»Nein, laß sie schlafen. Ich werde mich morgen um sie kümmern.«

Lazarus schaut Margziam bewundernd an. Und Margziam sitzt

auf glühenden Kohlen. Er möchte wissen, was die Briefrollen enthalten. Jesus bemerkt dies und öffnet sie. Lazarus sagt: »Wie? Weiß er davon?«

»Ja, er und die anderen, mit Ausnahme von Natanaël, Philippus, Thomas und Judas . . . «

»Du hast gut daran getan, es vor ihm geheimzuhalten«, bestätigt Lazarus. »Ich habe ihn sehr im Verdacht . . . «

»Ich bin nicht unvorsichtig, mein Freund«, unterbricht ihn Jesus und liest die Briefrollen. Dann berichtet er die wichtigsten Neuigkeiten, also daß die beiden sich bereits an das Klima gewöhnt haben; daß die Schule Erfolg hat und daß alles in bester Ordnung wäre, wenn sich der Zustand von Johannes nicht ständig verschlechtern würde. Mehr kann Jesus nicht sagen, da schon die Ankunft von Josef und Nikodemus gemeldet worden ist.

»Gott erhalte dich, o Meister! Immer, so wie heute morgen!«

»Danke, Josef! Und du, Nikodemus, warst du nicht da?«

»Nein. Aber als ich erfuhr, daß du gekommen bist, habe ich gedacht, daß ich dich gewiß bei Lazarus antreffen würde, und Josef hat sich mir angeschlossen.«

Sie sprechen am Bett des Lazarus über die Ereignisse des Morgens, und der Kranke interessiert sich so sehr dafür, daß seine Schmerzen stark gelindert scheinen.

»Aber dieser Gamaliël, Herr! Hast du ihn gehört?« sagt Josef von Arimathäa.

»Ich habe ihn gehört.«

Nikodemus sagt: »Ich hingegen sage: aber dieser Judas von Kerijot, Herr! Nach deinem Weggang traf ich ihn schreiend wie einen Dämon inmitten einer Gruppe von Rabbischülern. Er klagte dich an und verteidigte dich gleichzeitig. Ich bin sicher, daß er überzeugt war, nur Gutes zu tun. Sie wollten dich beschuldigen; sicher waren sie von ihren Lehrern dazu aufgehetzt worden. Er schlug die Anklage mit einem bekümmerten Eifer nieder und sagte: „Nur eine Sünde hat mein Meister: daß er seine Macht viel zu wenig zur Gel-

tung bringt. Er läßt die richtige Stunde vorübergehen. Er ermüdet die Guten mit seiner übertriebenen Sanftmut. Er ist König! Und als König müßte er handeln. Ihr behandelt ihn wie einen Knecht, da er so sanftmütig ist. Er ruiniert sich, weil er eben nur sanft ist. Für euch, ihr Feiglinge und Grausamen, ist nur die Peitsche einer absoluten Macht geeignet. Oh, warum vermag ich nicht aus ihm einen stürmischen Saul zu machen?“«

Jesus schüttelt den Kopf und sagt nichts.

»Und doch, auf seine Art liebt er dich«, bemerkt Nikodemus.

»Welch ein verworrener Mensch!« ruft Lazarus aus.

»Ja, das hast du gut gesagt. Ich verstehe ihn noch immer nicht, obwohl ich zwei Jahre in seiner Nähe verbracht habe«, bestätigt der Zelote.

Maria von Magdala erhebt sich mit der Haltung einer Königin und ruft mir ihrer herrlichen Stimme: »Ich habe ihn besser als alle anderen verstanden: er ist die Schmach an der Seite der Vollkommenheit. Mehr ist nicht zu sagen.« Sie geht hinaus, um etwas zu besorgen, und nimmt Margziam mit.

»Vielleicht hat Maria recht«, sagt Lazarus.

»Ich glaube schon«, antwortet Josef.

»Und du, Meister, was sagst du?«

»Ich sage, daß Judas „der Mensch“ ist, so wie es Gamaliël ist. Der begrenzte Mensch neben dem unendlichen Gott. Der Mensch ist so befangen in seinen Gedanken, solange er ihnen keinen Atem für das Übernatürliche läßt, daß er nur eine einzige Idee in sich aufnehmen und sich in ihr verkrampfen kann. Starr und hartnäckig verharret er in ihr, entgegen aller Offensichtlichkeit. Vielleicht glaubt er an etwas, was ihn beeindruckt hat. Im Grunde glaubt Gamaliël wie wenige in Israel an den Messias, der ihm begegnet ist und den er in einem Kind erkannt hat. Er ist dem Wort dieses Kindes ergeben ... Mit Judas steht es ebenso. Durchdrungen von der messianischen Idee, wie sie in Israel vielfach gepflegt wird, die bestätigt wurde durch den ersten Eindruck, den er von mir hatte, sieht er und will er in

Christus nur den König sehen, den zeitlichen, mächtigen König ... und dieser seiner Auffassung bleibt er treu.

Oh, wie viele werden sich auch in Zukunft zugrunderichten wegen eines falschen Glaubensbegriffes, widerspenstig gegen jede Vernunft! Aber glaubt ihr, daß es ein Leichtes sei, der Wahrheit und der Gerechtigkeit in allen Dingen zu entsprechen? Glaubt ihr, daß es leicht sei, sich zu retten, nur weil man ein Gamaliël oder ein Apostel Judas ist? Nein! Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, daß es leichter ist für ein Kind oder für einen gewöhnlichen Glaubenden, gerettet zu werden, als für jemanden, der zu einer besonderen Würde und Mission berufen ist. Gewöhnlich entsteht in den zu einer besonderen Lebensaufgabe Berufenen der Stolz auf die Berufung, und dieser Stolz öffnet Satan die Tore und vertreibt Gott. Die Sterne fallen leichter als die Steine. Der Verfluchte sucht, die Sterne auszulöschen, und schleicht sich auf gewundenen Wegen ein, um die Berufenen zu überwältigen. Wenn tausend und abertausend Menschen den gewöhnlichen Irrtümern verfallen, so schaden sie nur sich selbst. Wenn aber einer fällt, der zu einem außerordentlichen Lebensweg berufen war, und zum Werkzeug Satans anstatt zum Werkzeug Gottes wird; wenn er zur Stimme Satans anstatt zu der meinigen wird; wenn er sein Jünger anstatt der meine wird: dann ist der Schaden viel beträchtlicher und kann sogar Anlaß zu tiefgreifenden Häresien werden, die zahllose Seelen in die Irre führen.

Das Gute, das ich gebe, wird gute Früchte tragen, wenn es auf demütigen Boden fällt, der so zu bleiben versteht. Wenn es aber auf hochmütigen Boden fällt, oder einer durch die erhaltene Gabe hochmütig wird, dann wird das Gute zum Übel. Gamaliël wurde eine der ersten Erscheinungen des Gesalbten gewährt. Es sollte der frühzeitige Aufruf zu Christus sein, und wurde zum Grund seiner Verstocktheit meiner Stimme gegenüber, die ihn rief. Judas wurde es gewährt, Apostel zu sein: einer der zwölf Apostel unter tausenden von Männern in Israel. Dies hätte ihm zur Heiligung gereichen müssen. Aber was wird aus ihm werden? ... Meine Freunde, der

Mensch ist der immerwährende Adam ... Adam hatte alles bis auf eines, und gerade das wollte er besitzen. Wenn der Mensch wenigstens Adam bliebe! Aber sehr oft wird er Luzifer. Er hat alles, außer der Göttlichkeit, und er will gerade diese. Er will das Übernatürliche, um in Staunen zu versetzen, um Beifall zu ernten, um gefürchtet, bekannt und gefeiert zu werden ... Und, um etwas von dem zu haben, was nur Gott umsonst geben kann, klammert er sich an Satan, der Gott nachäffen will, und nur Vorspiegelungen übernatürlicher Gaben zu geben vermag. Oh, welch fürchterliches Los ist das dieser vom leibhaftigen Teufel Besessenen!

Ich verlasse euch, Freunde! Ich möchte mich zurückziehen, denn ich bedarf der Sammlung in Gott ... « Jesus geht tief erschüttert hinaus ...

Die Zurückgebliebenen, Lazarus, Josef, Nikodemus und der Zelote blicken sich an.

»Hast du gesehen, wie erschüttert er war?« fragt Josef leise Lazarus.

»Ich habe es gesehen. Es schien mir, als habe er ein fürchterliches Schauspiel geschaut.«

»Was liegt ihm auf dem Herzen?« fragt Nikodemus.

»Nur er und der Ewige wissen es«, antwortet Josef.

»Weißt du nichts, Simon?«

»Nein. Gewiß ist, daß er seit Monaten sehr ängstlich ist.«

»Gott möge ihn schützen! Denn gewiß ist auch, daß der ihn umgebende Haß stets größer wird!«

»Ja, Josef. Der Haß wächst ... Ich glaube, daß der Haß bald über die Liebe siegen wird.«

»Sage das nicht, Simon! Wenn dies geschehen müßte, dann hätte ich kein Verlangen mehr, gesund zu werden! Besser sterben, als der schrecklichsten aller Verirrungen beizuwohnen.«

»Der Gotteslästerungen, mußt du sagen, Lazarus ... «

»Und doch ... Israel ist fähig dazu. Es ist bereit, die Tat Luzifers zu wiederholen und Krieg gegen den gebenedeiten Herrn zu führen«, seufzt Nikodemus.

Es folgt ein peinliches Schweigen, wie wenn allen die Kehle zugeschnürt wäre ... Der Abend senkt sich in den Raum, in dem vier ehrbare Männer an künftige Verbrecher denken.

413 Die Briefe aus Antiochia

Jesus hat zusammen mit Simon dem Zeloten und Margziam Betanien verlassen.

Anastastica hat sich ihnen angeschlossen. Sie ist ganz verschleiert und geht neben Margziam, während Jesus etwas weiter hinten mit Simon folgt. Die beiden Paare unterhalten sich über das, was ihnen am meisten am Herzen liegt.

Anastastica sagt zu Margziam, und setzt damit ein bereits begonnenes Gespräch fort: »Ich kann es nicht mehr erwarten, sie kennenzulernen.« Vielleicht spricht die Frau von Elisa von Bet-Zur. »Glaube mir, ich war nicht so aufgeregt bei meiner Hochzeit oder als ich für aussätzig erklärt wurde. Wie werde ich sie wohl begrüßen?«

Und Margziam sagt mit einem sanften und zugleich ernstem Lächeln: »Nenne sie bei ihrem wahren Namen: Mutter!«

»Aber ich kenne sie doch nicht! Ist das nicht zu vertraulich? Was bin ich denn im Vergleich zu ihr?«

»Das, was ich im vorigen Jahr war. Du bist sogar viel mehr als ich. Ich war nur ein armes, schmutziges, schüchternes und ungebildetes Waisenkind, und trotzdem hat sie mich vom ersten Augenblick an Sohn genannt und ist immer wie eine wahre Mutter zu mir gewesen. Voriges Jahr war ich es, der vor Aufregung zitterte in der Erwartung, sie zu sehen. Aber dann, als ich sie gesehen hatte, zitterte ich nicht mehr. Verlassen hat mich auch der Schrecken, der mir in den Knochen steckte, seit ich mit meinen Kinderaugen das Wüten der Natur gesehen hatte, die alles in meinem Haus und in der Familie zerstört hatte; und dann ... dann habe ich mit diesen meinen Kinderaugen sehen müssen, wie der Mensch zum wilden Tiere wird, grausamer als ein Schakal oder Vampir ... Immer zittern ... immer weinen ...

immer einen Knoten in der Kehle spüren, eng, hart und schmerzhaft, aus Furcht, aus Pein, aus Haß, aus allem ... In wenigen Monaten habe ich alles Leid, allen Schmerz und alle Grausamkeit kennengelernt, die in der Welt sind ... Und ich konnte nicht mehr glauben, daß es noch Güte, Liebe und Schutz geben könnte ... «

»Aber wie! Und als der Meister dich aufgenommen hat? ... Und als du unter diesen seinen Jüngern warst, die so gut sind?«

»Ich habe immer noch gezittert, Schwester ... und ich habe noch gehaßt. Oh, es hat seine Zeit gebraucht, bis ich überzeugt war, daß ich mich nicht mehr fürchten mußte ... und noch mehr Zeit hat es gebraucht, bis ich soweit war, den nicht mehr zu hassen, der meiner Seele so viel Leid angetan hatte, indem er ihr zu erkennen gab, was aus einem Menschen werden kann: ein Dämon in Gestalt eines Unmenschen. Man leidet nicht, ohne daß dies langwierige Folgen hätte. Besonders bei Kindern hinterläßt das Leid eine Spur, denn unser Herz ist noch zart und warm von den Küssen der Mutter und hungert eher nach Küssen als nach Brot, und dann empfängt es Schläge statt Liebkosungen ... «

»Armes Kind!«

»Ja, arm. Sehr arm! Ich hatte nicht einmal mehr Hoffnung auf Gott noch Achtung vor den Menschen ... Ich hatte Angst vor den Menschen. Selbst in der Nähe Jesu, selbst in den Armen des Petrus hatte ich Angst ... Ich sagte mir: „Ist es möglich? Oh, das kann nicht andauern. Auch sie werden es müde werden, gut zu sein ...“ und ich sehnte mich nach Maria. Eine Mutter ist immer eine Mutter, nicht wahr? Und wirklich, seit ich sie sah, seit sie mich in ihre Arme nahm, habe ich nichts mehr gefürchtet. Ich habe verstanden, daß die ganze Vergangenheit wirklich zu Ende war, und daß ich aus der Hölle ins Paradies gelangt war ... Den letzten Schmerz habe ich empfunden, als ich sah, daß man mich so abseits vergessen hatte ... Ich argwöhnte immer Böses und habe viel geweint. Aber dann! Mit wieviel Liebe hat sie mich aufgenommen! Von jenem Augenblick an habe ich meiner Mutter nicht mehr nachgeweint und

nicht mehr gezittert ... Maria ist der süße Trost und der Friede der Unglücklichen ... «

»Trost und Friede habe auch ich nötig ... « seufzt die Frau.

»Bald wirst du sie erfahren. Siehst du dieses Grün dort unten? Dort ist sie verborgen, im Hause von Getsemani.«

»Wird auch Elisa dort sein? Und was soll ich ihnen sagen? Was werden sie mir wohl sagen?«

»Ob Elisa dort ist, weiß ich nicht. Sie war krank.«

»Oh, sie wird doch nicht sterben?! Wer würde mich dann als Tochter aufnehmen?«

»Hab keine Angst. Er hat gesagt: „Du wirst eine Mutter und ein Haus haben.“ Und so wird es sein. Wir wollen uns ein wenig beeilen, denn wenn ich in der Nähe von Maria bin, kann ich mich nicht mehr zurückhalten.«

Sie beschleunigen ihre Schritte, und ich höre sie nicht mehr reden.

Der Zelote sieht sie auf der bevölkerten Straße fast laufen und bemerkt Jesus gegenüber: »Sie scheinen Geschwister zu sein. Schau, wie sie schon gute Freunde sind.«

»Margziam weiß mit allen umzugehen. Das ist eine schwierige und doch so notwendige Tugend für seine zukünftige Mission. Ich trage dafür Sorge, diese glückliche Anlage in ihm zu pflegen, denn sie wird ihm von großem Nutzen sein.«

»Den bildest du dir nach deinem Geschmack heran, nicht wahr, Meister?«

»Ja, sein Alter erlaubt es mir.«

»Aber auch den alten Johannes Felix hast du formen können ... «

»Ja, weil er sich hat vernichten und neu von mir aufbauen lassen.«

»Das ist wahr. Ich habe bemerkt, daß die größten Sünder, wenn sie sich bekehren, uns relative Sünder an Gerechtigkeit übertreffen. Woher kommt das?«

»Weil die Zerknirschung in ihnen im Verhältnis zu ihrer Sünde steht. Unermeßlich ist letztere, daher zermalmt sie sie unter dem Mühlstein des Schmerzes und der Demut. „Meine Sünde steht im-

mer mir vor Augen“, sagt der Psalmist. Das bewahrt den Geist demütig. Es ist eine gute Erinnerung, wenn sie verbunden ist mit Hoffnung und Vertrauen auf Barmherzigkeit. Die nur halb oder noch weniger Vollkommenen als jene bleiben vielfach stehen, weil sie der Stachel des Gewissensbisses, schwer gesündigt zu haben und Genugtuung leisten zu müssen, nicht antreibt, auf dem Weg zur wahren Vollkommenheit fortzuschreiten. Sie kommen zum Stillstand wie Wasser ohne Abfluß, und geben sich damit zufrieden, rein zu sein. Aber auch das reinste Wasser wird schlammig und faul, wenn es nicht durch Bewegung von Staubteilchen und Abfällen, die der Wind hineingeweht hat, gereinigt wird.«

»Und die Unvollkommenheiten, die wir in uns entstehen und bestehen lassen, sind diese Staubteilchen und Abfälle?«

»Ja, Simon! Ihr seid noch zu sehr wie stehende Gewässer. Ihr habt nur einen unmerklichen Antrieb zur Vollkommenheit. Wißt ihr denn nicht, daß die Zeit drängt? Denkt ihr denn nicht daran, daß ihr euch anstrengen müßt in der Zeitspanne, die noch verbleibt, um vollkommen zu werden? Wenn ihr nicht die Kraft der Vollkommenheit besitzt, die durch einen entschiedenen Willen in der noch verbleibenden Zeit erworben wird, wie werdet ihr dem Ansturm Satans und seiner Anhänger, der sich gegen den Meister und seine Lehre entfesseln wird, widerstehen können? Ein Tag wird kommen, da ihr euch entsetzt fragen werdet: „Wie konnten wir so schnell umgestoßen werden, wir, die wir drei Jahre lang mit ihm zusammen gewesen sind?“ Oh, die Antwort liegt in euch, in eurer Art zu handeln! Wer sich in der Zeit, die noch bleibt, die größte Mühe gibt, vollkommen zu werden, der wird auch am fähigsten sein, treu zu bleiben.«

»Drei Jahre ... Aber dann ... Oh, mein Herr! ... Also im nächsten Frühjahr werden wir dich verlieren?«

»Diese Bäume haben ihre Fruchtansätze, die ich noch als reife Früchte kosten werde. Aber danach werde ich keine neue Ernte mehr erleben, und keine Früchte werde ich mehr kosten nach denen dieses Jahres. Laß dich nicht betrüben, Simon! Trostlosigkeit ist

unfruchtbar. Übe dich in Gerechtigkeit, um in dem schrecklichen Augenblick treu sein zu können.«

»Ja, ich will es tun. Mit all meinen Kräften. Darf ich es den anderen sagen, damit auch sie sich vorbereiten?«

»Du darfst es ihnen sagen. Aber nur wer einen starken Willen hat, wird es tun wollen.«

»Und die anderen? Werden sie alle verloren sein?«

»Nein. Aber ihr eigenes Verhalten wird eine harte Prüfung für sie sein. Sie werden sein wie einer, der sich stark glaubte und sich niedergeschmettert und besiegt sieht. Niedergeschmettert! Gedemütigt! Demütigt, endlich! Denn glaube mir, Simon, wo keine Demut ist, da gibt es keinen Fortschritt. Der Hochmut ist der Stein, den Satan als Sockel benützt. Warum ihn im Herzen behalten? Ist dieses entsetzliche Wesen denn ein angenehmer Meister?«

»Nein, Meister.«

»Und doch habt ihr im Herzen den Stützpunkt, den Lehrstuhl für seine Lehren. Ihr seid ganz Hochmut. Ihr entwickelt ihn in allem und aus allen Beweggründen heraus. Auch die „Meinen“ zu sein, wird euch zum Hochmut. Aber, o ihr Törichten, heilt euch nicht der Vergleich mit dem, der euch erwählt hat? Nicht dadurch, daß ich euch berufen habe, werdet ihr heilig, sondern dadurch, wie ihr nach meiner Berufung werdet. Die Heiligkeit ist ein Gebäude, das ein jeder selbst erbaut. Die Weisheit kann euch die Methode und den Plan zeigen; aber das tatsächliche Werk ist eure Sache.«

»Das ist wahr. Dann werden wir also nicht verlorengelassen? Werden wir nach der Prüfung heiliger, weil demütiger, sein? ... «

»Ja!« Das Ja ist kurz und streng.

»So sagst du es, Meister?«

»So sage ich es.«

»Du möchtest Heiligkeit von uns schon vor der Prüfung ... «

»Das möchte ich. Und für alle.«

»Für alle! Werden wir in der Prüfung nicht alle gleich sein?«

»Weder vorher, noch während der Prüfung, noch danach. Und doch habe ich allen dasselbe Wort gegeben ... «

»Und dieselbe Liebe, Meister. Wir stehen bei dir in großer Schuld ...«

Jesus seufzt ...

Nach einem ziemlich langen Schweigen will der Zelote wieder zu reden beginnen. Aber fast im Laufschrift kommen ihnen die Apostel und die Jünger entgegen, die Margziam an den ersten Hängen des Getsemani begegnet sind. Simon schweigt, während Jesus auf die Begrüßungen aller antwortet und dann an der Seite des Petrus in den Ölgarten und zum Haus geht.

Petrus berichtet, daß sie seit dem Morgengrauen Ausschau gehalten haben; daß Elisa sich immer noch leidend im Haus der Johanna befindet; daß am Abend zuvor Pharisäer gekommen sind, daß, daß, daß ... ein Durcheinander von Nachrichten, bis schließlich die Frage kommt: »Und Lazarus?« auf die Jesus ausführlich antwortet.

Petrus kann sich bei seiner Neugierde nicht enthalten zu fragen: »Sonst nichts, Herr? Keinerlei Nachricht? ...«

»Ja. Zu gegebener Zeit wirst du sie erfahren. Wo ist Margziam und die Frau? Schon im Haus?«

»O nein! Die Frau hat es nicht gewagt, weiterzugehen. Sie hat sich auf einen Stein gesetzt und wartet auf dich. Margziam ... Margziam ... ist meinen Blicken entschwunden. Er wird ins Haus gelaufen sein.«

»Beeilen wir uns!«

Aber so sehr sie sich auch beeilen, erreichen sie das Haus doch nicht, bevor Maria mit ihrer Schwägerin, Salome, Porphyria und die Frauen von Bartholomäus und Philippus zur Begrüßung herauskommen. Jesus grüßt sie von weitem und begibt sich dorthin, wo Anastasica sich niedergelassen hat. Er nimmt sie bei der Hand und führt sie zur Mutter und zu den Frauen.

»Hier, das ist die Blume des diesjährigen Paschafestes. Eine einzige, dieses Jahr. Aber sie sei dir besonders liebenswert, weil ich sie dir bringe.«

Die Frau ist niedergekniet.

Maria neigt sich, hebt sie etwas hoch und sagt: »Die Töchter liegen am Herzen, nicht zu Füßen der Mütter. Komm, Tochter! Wir wollen uns auch von Angesicht zu Angesicht kennenlernen, so wie unsere Seelen sich bereits kennen. Sieh hier die schon anwesenden Schwestern. Andere werden noch kommen, und es soll eine schöne Familie sein, deren Mitglieder durch die Liebe verbunden sind und zur Ehre Gottes in Heiligkeit leben.«

Die Jüngerinnen tauschen den Kuß der Liebe und betrachten sich gegenseitig. Sie betreten das Haus und steigen zur Terrasse hinauf, die umgeben ist vom Graugrün von Hunderten von Olivenbäumen. Die Gruppen trennen sich. Jesus geht zur Gruppe der Männer. Die Frauen umringen die Neuangekommenen. Susanna, die mit ihrem Mann in die Stadt gegangen war, kehrt zurück. Johanna kommt mit den Kindern. Auch Annalia mit ihrem engelgleichen Antlitz erscheint. Dann kommt Jäirus zurück, der unter den Jüngern war, die Jesus entgegengegangen sind; es begleitet ihn seine Tochter, die sich zur Gruppe der Frauen begibt, zu Maria, die sie liebkost.

Friede und Liebe herrschen in dieser Versammlung. Dann sinkt die Sonne, und bevor er sie zu den eigenen oder den gastfreundlichen Häusern entläßt, vereinigt Jesus alle im Gebet und segnet sie. Dann verabschiedet er sich von ihnen und bleibt mit denen zurück, die es vorziehen, sich im Haus von Getsemani einzuschränken oder unter den Olivenbäumen zu übernachten, anstatt wegzugehen.

Von den Frauen bleiben also Maria, Maria des Alphäus, Salome, Anastasica und Porphyria, und von den Männern Jesus, Petrus, Andreas, Jakobus und Judas des Alphäus, Jakobus und Johannes des Zebedäus, Simon der Zelote, Matthäus und Margziam.

Das Abendessen ist schnell eingenommen. Danach lädt Jesus seine Mutter und Maria des Alphäus ein, mit ihm und den Jüngern durch den stillen Ölgarten zu wandeln. Vielleicht würden die anderen Jüngerinnen auch gerne mitgehen. Aber Jesus ruft sie nicht; er sagt vielmehr zu Salome und Porphyria: »Habt heilige Worte für eure neue Schwester und geht dann schlafen, ohne auf uns zu war-

ten. Der Friede sei mit euch!« Die drei ergeben sich in ihr Schicksal. Petrus schaut etwas finster drein und schweigt, während alle miteinander sprechen und in kleinen Gruppen auf den Felsbrocken des zukünftigen todbringenden Kampfes zugehen. Sie setzen sich auf dessen Rand und haben Jerusalem vor sich liegen, das sich nach dem Durcheinander des Tages langsam beruhigt.

»Zünde Zweige an, Petrus«, befiehlt Jesus.

»Warum?«

»Weil ich euch vorlesen möchte, was Johannes und Syntyche schreiben. Deswegen habe ich die drei Frauen nicht eingeladen; das sollst du wissen, du, der du so unzufrieden bist.«

»Aber meine Frau war an jenem Abend dabei! ... «

»Von den älteren Jüngerinnen nur Salome auszuschließen, wäre nicht schön gewesen ... Im übrigen gebe ich dir die Gelegenheit, deine Zunge zu betätigen und deiner klugen Frau später zu erzählen, was du jetzt hören wirst.«

Petrus, der sich sichtlich über das Porphyria gependete Lob und die Erlaubnis, sie bezüglich des Geheimnisses auf dem laufenden zu halten, freut, verliert mit einem Schlag sein finsternes Gesicht und macht sich daran, ein lustiges Feuer anzuzünden, dessen Flammen in der ruhigen Luft fast gerade zum Himmel steigen.

Jesus nimmt die beiden Briefe vom Gürtel, rollt sie auf und liest im Kreis der elf aufmerksamen Gesichter.

»„Jesus von Nazaret Ehre und Lobpreis. Maria von Nazaret Segen und Friede. Den heiligen Brüdern Friede und Wohl. Dem vielgeliebten Margziam Friede und Liebkosung!

Tränen und Lächeln sind in meinem Herzen und auf meinem Antlitz, während ich mich niedersetze, um für euch alle diesen Brief zu schreiben. Erinnerungen, Sehnsucht, Hoffnung und der Friede der erfüllten Pflicht sind in mir. Die ganze Vergangenheit, die für mich einen Wert hat, d.h. die vor zwölf Monaten ihren Anfang nahm, steht vor mir, und ein Dankespsalm für Gott, der zu gütig zu dem Schuldbeladenen gewesen ist, steigt aus meinem Herzen auf. Du, sei

gepriesen, und mit dir die Heilige, die dich der Welt geschenkt hat, und die andere Mutter, deren ich mich erinnere wegen ihres angeborenen Mitleids; und mit dir seien gesegnet Petrus, Johannes, Simon, Jakobus und Judas, und der andere Jakobus, Andreas und Matthäus, und schließlich der teure Margziam, den ich an mein Herz drücke, um ihn zu segnen! Dank für alles, was ihr mir gegeben habt, von dem Augenblick an, da ich euch kennenlernte, bis zu jenem, an dem ich euch verlassen habe. Oh, nicht aus eigenem Willen! Gott möge denen verzeihen, die mich von euch gerissen haben! Gott verzeihe ihnen und vermehre in mir die Fähigkeit, es meinerseits zu tun. Jetzt kann ich es mit seiner Hilfe und mit ihm vereint tun. Aber allein, nein, allein könnte ich es noch nicht, denn allzu brennend ist der Schmerz, den sie mir zugefügt haben, indem sie mich von meinem wahren Leben, von deiner Seite, Allerheiligster, gerissen haben; zu brennend noch, trotz deiner Tröstungen, die wie ein fortwährender balsamischer Regen auf mich fallen ...“«

Jesus überspringt mehrere Zeilen und fährt dann fort: »„Mein Leben ...“« aber Petrus, der, um dem Meister zu helfen, einen brennenden Zweig genommen hat und ihn hochhält, während er selbst den Hals reckt, um den Text zu sehen, sagt: »Nein, nein, das stimmt nicht! Warum läßt du das aus, Meister? Da ist noch etwas dazwischen! Ungebildet bin ich, aber nicht so sehr, daß ich nicht den Verstand zum Lesen habe. Ich lese: „Deine Versprechen haben meine Erwartungen übertroffen ...“«

»Du bist schrecklich! Schlimmer als ein kleiner Junge!« sagt Jesus lächelnd.

»Sicher! Ich bin schon fast ein alter Mann! Also bin ich auch schlauer als ein Knabe.«

»Du solltest aber auch vorsichtiger sein!«

»Das mag gut sein für die Feinde, doch hier sind wir unter Freunden. Hier sagt Johannes schöne Dinge über dich. Ich will sie wissen, damit ich mich danach richten kann, falls du mich wie eine Ware anderswohin schicken solltest. Lies doch alles! Mutter, sage du es ihm,

daß es nicht recht ist, uns die Nachrichten nur bröckchenweise zu geben. Heraus damit! Heraus! Algen, Schlamm, kleine Fische und köstliche Fische. Alles! Helft mir doch! Ihr scheint alle zu Statuen geworden zu sein. Ihr ärgert mich und lacht noch dazu!«

Es ist schwer, nicht zu lachen angesichts der Aufregung des Petrus, der hin- und herspringt wie ein scheu gewordenes Füllen, und der dabei mit dem brennenden Zweig fuchtelte, ohne auf die Funken zu achten, die auf ihn herabregnen.

Jesus muß nachgeben, um ihn zu beruhigen und weiterlesen zu können.

»„Deine Versprechen haben meine Hoffnungen auf deine Versprechen übertroffen. O heiliger Meister! Als du mir an jenem traurigen Wintermorgen versprochen hattest, daß du kommen würdest, um deinen traurigen Jünger zu trösten, hatte ich den wahren Wert dieses Versprechens nicht verstanden. Schmerz und menschliche Beschränktheit bedrückten meinen Geist, der dadurch zu sehr abgestumpft war, um die Tragweite deines Versprechens begreifen zu können.

Sei gepriesen, du geistiger Besucher meiner Nächte, die mir deshalb nicht Traurigkeit und Schmerz bedeuten, wie ich es befürchtete, sondern Warten auf dich, o freudvolle Begegnung mit dir! Die Nacht, Schrecken der Kranken, der Verbannten, der Einsamen, der Schuldigen, ist für mich, der ich wirklich glücklich (Felix) bin, deinen Willen zu tun und dir zu dienen, zu einem Warten wie dem der klugen Jungfrauen auf die Ankunft des Bräutigams geworden. Meine arme Seele jedoch besitzt noch viel mehr. Sie schwelgt in der Seligkeit, die Braut zu sein, die ihren Geliebten erwartet, der ins Brautgemach kommt, um ihr jedesmal die Freude der ersten Begegnung und die stärkende Begeisterung der Vereinigung zu schenken.

O mein Meister und Herr, während ich dich preise für all das Viele, das du mir gibst, bitte ich dich, gedenke der beiden anderen Versprechen, die du mir gemacht hast. Das wichtigste Versprechen für den zu schwachen Menschen, der ich bin, ist, daß du mich nicht bis zur

Stunde deines Leidens am Leben läßt. Du kennst meine Schwachheit! Laß nicht zu, daß der, der sich aus Liebe zu dir vom Haß befreit hat, zum Haß gegen die Menschen, deine Henker, zurückkehre und sich erneut mit den dornigen, brennenden Gewändern des Hasses bekleide. Das zweite betrifft deinen armen Jünger, der ebenfalls zu schwach und dessen Vollkommenheit noch nicht vollendet ist: stehe mir bei in meiner Todesstunde, wie du gesagt hast! Jetzt, da ich weiß, daß es für dich keine Entfernung gibt und weder Meere, Berge, Flüsse noch menschlicher Wille dich hindern können, dem, der dich liebt, den Trost deiner fühlbaren Gegenwart zu schenken, zweifle ich nicht mehr daran, dich in meiner letzten Stunde bei mir haben zu können. Komm, Herr Jesus! Und komme bald, um mich in den Frieden zu führen.

Nun, da ich von meiner seelischen Verfassung gesprochen habe, möchte ich dir auch über meine Arbeit berichten.

Ich habe viele Schüler aller Rassen und Länder, und um weder die einen noch die anderen zu kränken, habe ich die Tage eingeteilt und wechsele ab, einen Tag die Heiden, einen Tag die Gläubigen, und dies mit viel Erfolg, da es hier an Erziehern fehlt. Meinen Verdienst gebe ich den Armen, und so führe ich diese dem Herrn zu. Ich habe meinen früheren Namen wieder angenommen, nicht weil ich ihn liebe, sondern aus Vorsicht. In den Stunden, da ich für die Welt da bin, heiße ich Felix. In den Stunden, in denen ich Jesus ganz allein gehöre, bin ich Johannes, die Gnade Gottes. Ich habe Philippus erklärt, daß mein wahrer Name Felix war, und daß ich Johannes genannt wurde, um mich von den Brüdern zu unterscheiden, und diese Erklärung hat niemanden verwundet, da wir sehr oft die Namen wechseln oder uns Beinamen geben. Ich hoffe, daß ich hier gute Arbeit leisten kann, um den Weg der heiligen Brüder zu bereiten. Wenn ich mehr Kraft hätte, würde ich mich aufs Land wagen, um auch dort deinen Namen zu verkündigen. Vielleicht wird es mir im Vorsommer oder in der Frische des Herbstes gelingen. Sobald es mir möglich ist, werde ich es tun. Die reine Luft von Antigonea, diese so friedlichen und

schönen Gärten, die Blumen, die Kinder, die Hühner, die Freundlichkeit der Gärtner und vor allem die große, weise und kindliche Liebe Syntyches helfen mir viel. Ich würde sagen, daß es mir besser geht. Syntyche denkt anders darüber, obwohl sich dies nur darin bemerkbar macht, daß sie sich ständig und unermüdlich um meine Ernährung und meine Bettruhe kümmert, so wie sie besorgt ist, daß ich mich nicht erkälte . . . Aber ich fühle mich besser. Sollte es sich vielleicht nur um eine Einbildung handeln, die von heroischem Pflichtbewußtsein herrührt? Syntyche sagt so, und ich würde gerne wissen, ob sie recht hat, denn Pflichterfüllung ist eine moralische Angelegenheit, Krankheit hingegen eine körperliche.

Auch möchte ich wissen, ob du wirklich kommst oder ob du nur meinem Geist erscheinst, aber auf so vollkommene Weise, daß ich nicht unterscheiden kann, wo die materielle Wirklichkeit deiner Anwesenheit aufhört.

Lieber und gesegneter Meister, dein Johannes kniet nieder und bittet um deinen Segen.

Der Mutter Maria und allen heiligen Brüdern Friede und Segen! Margziam einen Kuß, damit er sich daran erinnere, die heiligen Worte zu schicken, das Brot der Verbannten, die als Arbeiter im Weinberg des Herrn tätig sind.“

Das ist der Brief des Johannes . . . Was sagt ihr dazu?«

Es folgt das Austausch der Eindrücke . . . Am meisten sind sie von dem beeindruckt, was er über die Gegenwart Jesu schreibt. Sie bestürmen ihn mit Fragen: sie wollen wissen, wie es möglich ist, ob es möglich ist, ob auch Syntyche Schauungen hat, usw. . . .

Jesus gebietet ihnen zu schweigen, öffnet die Briefrolle Syntyches und liest: »„Syntyche an den Herrn Jesus, mit aller Liebe, derer sie fähig ist. Der gesegneten Mutter Verehrung und Lobpreis. Den Brüdern im Herrn Dankbarkeit und Segen. Margziam eine Umarmung von der fernen Schwester.

Johannes hat dir, o Meister, aus unserem Leben erzählt. Zusammenfassend hat er gesagt, was er tut und was ich als Frau tue. Ich

habe meine kleine Schule voller Mädchen, die mir viel geistigen Gewinn bringen, weil ich sie für dich gewinne, o mein Herr, da ich durch meine Tätigkeit selbst vom wahren Gott rede. Hier, in dieser Gegend, wo so viele Rassen sich vermischen, gibt es ein wirres Knäuel von Religionen. So wirr, daß es nur noch unpraktizierbare Religionen sind, eigentlich nur noch Fetzen von Religionen, die zu nichts mehr taugen. In ihrer Mitte gibt es den starren, anmaßenden Glauben der Israeliten, der durch seine Gewichtigkeit die schon verschlissenen Fäden der anderen Religionen zerreißt, ohne jedoch etwas zu erreichen.

Johannes muß mit seinen Schülern vorsichtig umgehen. Ich hingegen kann mir bei meinen Schülerinnen mehr Freiheit nehmen. Die Frauen werden immer als etwas Minderwertiges betrachtet, so daß es den Familien der verschiedenen Religionen gleich ist, wenn ihre Mädchen in eine gemeinsame Schule gehen. Es genügt, daß sie die ertragbringende Kunst des Nhens erlernen. Gepriesen sei die verächtliche Meinung, die die Welt von uns Frauen hat, denn sie erlaubt mir, meinen Arbeitsbereich immer weiter auszudehnen. Um die Stickereien reißt man sich, und wir werden immer bekannter: Damen kommen von weither, und stets bietet sich mir Gelegenheit, von Gott zu sprechen. Oh, wie selbst die Fäden, die auf dem Webstuhl oder auf der Leinwand zu Blumen, Tieren und Sternen werden, dazu dienen können, die Seelen zur Wahrheit zu führen! Da ich mehrere Sprachen beherrsche, kann ich griechisch mit den Griechen, Lateinisch mit den Römern und Hebräisch mit den Juden sprechen. Darin vervollkomme ich mich immer mehr mit Hilfe des Johannes.

Ein anderes Mittel, um Kontakte herzustellen, ist die Salbe von Maria. Ich habe mit den hier vorhandenen Essenzen eine große Menge davon hergestellt und etwas von der ursprünglichen daruntergemischt, um sie zu heiligen. Geschwüre und Schmerzen, Wunden und Lungenkrankheiten verschwinden. Obwohl ich, während ich die Salbe anwende und verbinde, nichts anderes tue, als die beiden heiligen Namen Jesu und Marias anzurufen. Ja, mit dem griechi-

schen Namen Christi spielend, habe ich den Balsam ‚Myrrhensalbe‘ genannt. Ist es nicht so? Ist in ihr nicht die heilsame Essenz der Myrrhe Gottes, die dich erschaffen hat, o kostbares Öl, das du uns zu Königen machst? Ich komme oft spät zur Ruhe, weil ich immer wieder Salbe herstellen muß, und ich möchte die Heilige bitten, noch mehr davon zuzubereiten und sie mir am Laubhüttenfest zu schicken, damit ich sie mit der vermischen kann, die die geringste unter den Dienerinnen Gottes herstellt. Wenn ich aber nicht gut daran tue, so zu handeln, sage es mir, o Herr, und ich werde es nicht mehr tun.

Der liebe Johannes lobt mich oft, und was soll ich von ihm sagen? Er leidet sehr, aber er besitzt eine wunderbare Tapferkeit. Wenn ich sein Geheimnis nicht wüßte, würde ich darüber staunen. Aber seit jener Nacht, als ich von einem Krankenbesuch zurückkehrte und ihn in Ekstase und verklärt vorfand, seine Worte vernahm und mich niederwarf in der Erkenntnis, daß du bei deinem Diener gegenwärtig warst: seit jenem Augenblick wundere ich mich nicht mehr. Vielleicht wird der eine oder andere Bruder sich wundern, daß ich nicht traurig bin, weil ich dich nicht auch gesehen habe. Warum sollte ich? Alles ist gut, alles ist hinreichend, was du gibst. Ein jeder bekommt, was er verdient und was für ihn notwendig ist. Es ist daher gut, wenn Johannes dich sichtbar gegenwärtig hat, während ich dich nur im Geist habe.

Ob ich glücklich bin? Als Frau traure ich der Zeit nach, als ich mit dir und Maria zusammen sein durfte. Aber als Seele bin ich überaus glücklich, denn jetzt erst diene ich dir wirklich, mein Herr. Ich denke, daß die Zeit ein Nichts ist. Ich denke, daß der Gehorsam das Eintrittsgeld für das Himmelreich ist. Ich denke, daß dir zu dienen, und daß du mir erlaubt hast, dir zu dienen, eine Gnade ist, die alles übertrifft, was sich die arme Sklavin selbst in den Stunden ihrer kühnsten Träume zu erhoffen gewagt hätte. Ich denke, daß ich dich, auch wenn ich jetzt von dir getrennt bin, am Ende für alle Ewigkeit besitzen werde, und ich singe das Lied des Johannes wie eine Lerche zur Frühlingszeit in den goldenen Gefilden von Hellas. Meine Mäd-

chen singen es, weil sie sagen, es sei schön, und ich lasse sie singen im Rhythmus des Webstuhls, der dem der Ruder an jenem fernen Tag so ähnlich ist, denn ich denke, o Mutter, daß deinen Namen auszusprechen Vorbereitung auf die Gnade ist.

Johannes bittet mich, auch die Nachricht anzufügen, daß er dir einen achtbaren Bürger von Antiochia gesandt hat. Nikolaus ist sein Name, und er ist seine erste Eroberung für deine Herde. Wir hoffen sehr, daß Nikolaus unsere Erwartungen nicht enttäuschen wird.

Segne deine Dienerin, Herr! Segne mich, o Mutter. Segnet mich alle, ihr Heiligen, und du, gesegnetes Kind, das du in der Nähe des Herrn in Weisheit heranwächst.“

So schreibt Syntyche, und sie hat ohne Wissen des Johannes einen Nachtrag hinzugefügt. Darin heißt es: „Johannes wächst und erstarkt nur im Geist. Das Übrige schwindet dahin trotz aller Pflege. Er hofft noch sehr auf den Beginn des Sommers. Ich glaube, daß er seine Pläne nicht mehr verwirklichen kann, und denke, daß der Winter sein irdisches Leben zum Erlöschen bringen wird ... Aber er ist in Frieden und heiligt sich durch Arbeit und Leiden. Erhalte seine Kraft durch deine Gegenwart, o mein Herr, und laß mich dafür durch die von dir geschickten Leiden bezahlen. Indem ich dieses Schreiben durch Tolmai an Lazarus schicke, bitte ich dich, letzterem und seinen Schwestern zu sagen, daß wir uns ihrer Güte erinnern und dauernd und inständig für sie beten.“

Alle tauschen wieder ihre Eindrücke aus.

Andreas beugt sich nieder, um Maria etwas zu fragen, und ist erstaunt, Tränen auf ihrem Gesicht zu entdecken. »Weinst du?« fragt er.

»Warum weinst du? Warum? Mutter!« sagen mehrere.

»Ich weiß, warum sie weint«, sagt Margziam.

»Warum denn?«

»Weil Johannes sie an den Tod des Herrn erinnert hat.«

»Wirklich? Ist es wahr? Und woher weiß er es, da er doch nicht mehr bei uns war, als du dies vorausgesagt hast?«

»Er hat es von mir erfahren, zu seinem Trost.«

»Hm! Trost! ... «

»Ja. Trost! Das Versprechen, daß er nicht mehr lange warten muß, um das Reich zu besitzen. Er hat es verdient, denn er hat euch, was Willen und Gehorsam anbelangt, übertroffen. Kehren wir ins Haus zurück. Wir werden die Antworten vorbereiten, um sie Tolmai mitzugeben, und du, Margziam, wirst deine Notizen hinzufügen.«

»Ach, jetzt verstehe ich! Er hat für sie geschrieben! ... «

»Ja. Gehen wir! Morgen werden wir uns zum Tempel begeben ... «

414 Der Donnerstag vor dem Paschafest (Erster Teil)

Die Morgendämmerung beginnt gerade, aber schon wetteifern die Menschen mit den Vögeln, die sich ihren ersten Flügen, ihren ersten Beschäftigungen und Morgengesängen widmen. Im Haus von Getsemani wird man allmählich wach und sieht, daß der Meister von seinem im ersten Morgengrauen verrichteten Gebet zurückkehrt, wenn er nicht gar die ganze Nacht im Gebet verbracht hat.

Langsam kommt auch in das nahegelegene Lager der Galiläer auf der Anhöhe des Ölberges Leben. Schreie und Zurufe erfüllen die milde Luft, und wenn sie wegen der Entfernung auch gedämpft nach unten gelangen, so versteht man doch, daß sich die frommen Pilger bereits versammeln, um die am Vorabend unterbrochenen Paschazeremonien fortzusetzen.

Auch die Stadt unten erwacht, und man hört den Lärm, der sie in diesen Tagen der Menschenansammlungen immer erfüllt. Man hört das Geschrei der Lasttiere, der Gärtner und der Verkäufer von Lämmern, die sich an den Toren drängen, um eingelassen zu werden, mit dem so rührenden Jammern von Hunderten von Lämmern, die auf Wagen, an Stöcken hängend oder auf dem Rücken ihrem tragischen Los entgegengetragen werden und nach der Mutter rufen, ihre Abwesenheit beweinen und nicht wissen, daß sie über ihr Leben, das so bald ein Ende nehmen wird, weinen sollten. Dann wird

der Lärm in Jerusalem immer größer durch das Getrappel der Füße auf den Straßen und die Zurufe von Terrasse zu Terrasse und von diesen zur Straße und umgekehrt. Der Lärm gelangt wie das Brausen eines Ozeans bis zu der heiteren Mulde von Getsemani, wenn auch gedämpft durch die Entfernung.

Ein erster Sonnenstrahl trifft eine der kostbaren Kuppeln des Tempels und entzündet sie, als wäre es die Sonne selbst, die auf die Erde herabgekommen ist. Eine kleine Sonne auf einem weißen Sockel, aber trotz ihrer Kleinheit sehr schön.

Die Jünger und Jüngerinnen betrachten verwundert diesen goldenen Punkt. Es ist das Haus des Herrn! Es ist der Tempel! Um zu verstehen, was den Israeliten dieser Ort bedeutet, genügt es, die Blicke zu sehen, die auf ihn gerichtet sind. Es scheint so, als sähen sie unter dem Flimmern des von der Sonne beschienenen Goldes das heiligste Antlitz Gottes aufleuchten. Anbetung, Vaterlandsliebe und den heiligen Stolz, Hebräer zu sein, drücken diese Blicke deutlicher aus, als wenn die Lippen sprechen würden.

Porphyria, die seit Jahren nicht mehr in Jerusalem gewesen ist, hat sogar Tränen der Rührung in den Augen, während sie sich an den Arm ihres Mannes hängt, der mit der Hand auf ich weiß nicht was deutet. Sie lehnt sich an ihn wie eine junge Braut, die in ihren Bräutigam verliebt ist, ihn bewundert und sich voller Freude von ihm belehren läßt.

Indessen sprechen die anderen Frauen leise, fast einsilbig miteinander, um zu klären, was es an diesem Tag zu tun gibt, und Anastasia, die sich noch nicht auskennt und sich fremd fühlt, steht etwas abseits, in ihre eigenen Gedanken vertieft. Maria, die gerade mit Margziam gesprochen hat, sieht sie, geht zu ihr und legt ihr einen Arm um die Hüfte.

»Du fühlst dich wohl ein wenig allein, meine Tochter? Aber heute wird es besser gehen. Siehst du? Mein Sohn trägt gerade den Aposteln auf, in die Häuser der Jüngerinnen zu gehen, um ihnen zu sagen, daß sie sich versammeln und ihn am Nachmittag im Hau-

se der Johanna erwarten sollen. Er will bestimmt zu uns sprechen, zu uns Frauen, und sicher wird er dir zuvor noch eine Mutter geben. Eine gute, weißt du, ich kenne sie, seit ich im Tempel war. Sie war schon damals eine Mutter für die Jüngsten unter den Tempeljungfrauen. Sie wird dich verstehen, denn auch sie hat viel geweint. Mein Sohn hat sie im vergangenen Jahre von einer tödlichen Schwermet geheilt, von der sie nach dem Tode ihrer beiden Söhne befallen wurde. Ich sage dir dies, damit du jetzt schon weißt, wer jene ist, die dich von nun an lieben wird und die du lieben wirst. Doch, wie ich im vergangenen Jahre zu Simon Petrus sagte, dem Margziam als Sohn zugesprochen wurde, so sage ich nun dir: „Diese Zuneigung darf dich nicht daran hindern, Jesus zu dienen.“ Sonst wäre das Geschenk Gottes für dich verderblicher als der Aussatz, denn es würde in dir den guten Willen zum Erlöschen bringen, durch den du eines Tages in den Besitz des Reiches gelangen wirst.«

»Keine Sorge, o Maria! Soweit es an mir liegt, werde ich aus dieser Liebe eine Flamme machen, um mich selbst immer mehr zum Dienste des Erlösers zu entzünden. Ich werde mich durch diese Liebe nicht beschweren lassen und auch Elisa nicht damit beschweren. Vielmehr werden wir uns gegenseitig aufrichten und anspornen und in heiligem Eifer, mit der Hilfe des Herrn, rasch auf seinen Wegen voranschreiten.«

Während sie so sprechen, kommen vom Lager der Galiläer, aus der Stadt, von den auf den Hängen verstreuten Häusern und von dem Vorort, der kaum außerhalb der Stadt liegt (an einem der beiden Wege, die von Jerusalem nach Betanien führen, genauer gesagt, an dem längeren, den Jesus selten benützt) alte und neue Jünger heran. Als letzte erscheinen Philippus mit seiner Familie, Thomas alleine und Bartholomäus mit seiner Frau.

»Wo sind die Söhne des Alphäus, Simon und Matthäus?« fragt Thomas, der sie nicht sieht.

»Sie sind vorausgegangen. Die letzteren beiden nach Betanien, um die Schwestern zu benachrichtigen, daß sie am Nachmittag im Hau-

se der Johanna sein sollen. Die anderen beiden zu Johanna selbst und zu Annalia, um ihnen zu sagen, daß ich am Nachmittag bei Johanna sein werde. Wir werden uns zur dritten Stunde an der Goldenen Pforte zusammenfinden. Laßt uns jetzt gehen und den Bettlern und Aussätzigen Almosen bringen. Bartholomäus, geh du mit Andreas voraus und kaufe Lebensmittel für sie. Wir werden auch langsam folgen und in der Vorstadt Ofel am Tor warten, um dann zu den armen Aussätzigen zu gehen.«

»Alle?« sagen einige wenig begeistert.

»Alle Jünger und alle Jüngerinnen, das Paschafest vereinigt uns dieses Jahr, wie es nie zuvor möglich war. Zusammen tun wir jetzt das, was die künftigen Pflichten der Männer und Frauen sein werden, die in meinem Namen wirken. Seht, da kommt Judas des Simon in aller Eile. Das freut mich, denn ich will, daß auch er bei uns sei.«

Tatsächlich kommt Judas keuchend daher.

»Komme ich zu spät, Meister? Es ist die Schuld meiner Mutter. Sie ist gekommen, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit und entgegen dem, was ich ihr gesagt hatte. Ich habe sie gestern abend bei einem Freund unseres Hauses angetroffen, und heute morgen hat sie mich mit ihren Gesprächen aufgehalten ... Sie wollte mit mir kommen, aber ich wollte nicht.«

»Warum? Verdient Maria des Simon vielleicht nicht, dort zu sein, wo du bist? Sie verdient es sogar viel eher als du. Geh deshalb schnell, hole sie, und komm uns dann nach zum Tempel, zum Platz an der Goldenen Pforte!«

Judas geht ohne Widerrede fort. Jesus macht sich auf den Weg mit den Aposteln und den Jüngern, während die Frauen, mit Maria in ihrer Mitte, ihnen folgen.

415 Der Donnerstag vor dem Paschafest (Zweiter Teil: Im Tempel)

Ich sehe die Verteilung der Speisen an die Aussätzigen des Hinnom nicht. Ich höre nur davon reden. Aber mir scheint, daß kein Wunder

geschehen ist, denn Simon Petrus sagt: »Die schreckliche Einsamkeit hat ihnen die Gnade nicht gegeben, zu glauben und zu erkennen, wo das Heil ist.«

Dann nimmt die Stadt sie an dem Tore auf, durch das man in den lärmenden und dicht bevölkerten Vorort Ofel gelangt.

Nach einigen Metern stürzt aus einer halbgeöffneten Tür Annalia heraus. Sie ist ganz festlich gekleidet und, den Meister verehrend, sagt sie: »Ich habe von der Mutter die Erlaubnis, bis zum Abend bei dir zu bleiben, Herr.«

»Wird es Samuel nicht mißfallen?«

»Es gibt keinen Samuel mehr in meinem Leben, Herr. Dem Höchsten sei dafür Dank. Möge er nur geben, daß Samuel, so wie er mich verlassen hat, nicht auch dich verlasse, o mein Gott.« Der junge Mund lächelt heroisch, während der Glanz von Tränen in den keuschen Augen sichtbar wird.

Jesus schaut sie fest an und sagt ihr, anstatt zu antworten: »Gehe zu den Jüngerinnen.« Dann setzt er seinen Weg fort.

Aber die alte Mutter Annalias, die ihres Leidens wegen älter aussieht, als sie ist, nähert sich. Sie verneigt sich zu einem ehrfürchtigen, aber kraftlosen Gruß und sagt: »Der Friede sei mit dir, Meister! Wann könnte ich mit dir sprechen? Ich habe so schweren Kummer! ... «

»Sofort, Frau!« Er wendet sich zu seinen Begleitern um und gebietet: »Wartet hier draußen, ich gehe kurz in dieses Haus«, und schickt sich an, der Frau zu folgen.

Doch Annalia, die sich in der Gruppe der Jüngerinnen befindet, ruft ihn mit einem einzigen Wort: »Meister!« Aber wieviel liegt darin! Und sie faltet flehentlich ihre Hände bei diesem Wort ...

»Fürchte dich nicht. Bleibe in Frieden. Deine Sache ist in meinen Händen, und auch dein Geheimnis«, versichert Jesus und geht schnell durch die halboffene Türe.

Draußen wird das Geschehene besprochen, und männliche und weibliche Neugierde wetteifern, um zu erfahren ... zu erfahren ...

Den Rücken an die Tür gelehnt, die er vorher, als er eingetreten ist, geschlossen hat, und die Arme über der Brust gekreuzt, hört Jesus die Mutter des Mädchens an, die ihm weinend von der Unbeständigkeit des Verlobten erzählt, der unter einem Vorwand sein Versprechen gebrochen hat . . . »Annalia ist nun wie eine Verstoßene und wird keine Hochzeit mehr erleben dürfen. Sie hat mir erklärt, daß du nicht willst, daß nach einer Verstoßung eine neue Bindung eingegangen werde. Aber so ist es nicht. Sie ist noch ein Mädchen! Sie verkauft sich nicht an einen anderen Mann, denn sie ist noch mit keinem Mann verbunden gewesen. Ihr ehemaliger Verlobter ist grausam und noch mehr, denn er hat eine andere Ehe eingehen wollen. Aber meine Tochter steht als die Schuldige da, und die Welt wird sie verspotten. Sorge vor, o Herr, denn um deinetwillen geschieht dies.«

»Um meinetwillen? Worin habe ich gefehlt?«

»Oh, du hast nicht gefehlt, aber er sagt, daß Annalia dich liebt und täuscht Eifersucht vor. Gestern abend ist er gekommen, Annalia war bei dir. Er wurde wütend und schwor, daß er sie nicht mehr zur Frau nehmen würde, und Annalia, die eben zurückkam, antwortete ihm: „Du tust gut daran. Es mißfällt mir nur, daß du die Wahrheit in Lüge und Verleumdung kleidest. Du weißt, daß man Jesus nur mit der Seele liebt. Aber es ist deine Seele, die nun verdorben ist und das Licht um des Fleisches willen verläßt, während ich das Fleisch verlasse um des Lichtes willen. Wir könnten nicht mehr ein Herz und eine Seele sein, wie zwei Vermählte es sein sollen. Geh daher, und Gott möge dich beschützen!“ Keine Träne, verstehst du? Nichts, was das Herz des Mannes hätte rühren können! Meine Hoffnungen sind enttäuscht worden! Sie ist . . . sicher durch ihren Leichtsin, an ihrem eigenen Ruin schuld. Rufe sie, Herr, und sprich mit ihr. Bringe sie zur Vernunft. Suche Samuel auf. Er ist bei Abraham, einem Verwandten, im dritten Hause nach dem Feigenbrunnen. Hilf mir! Aber zuerst sprich mit ihr, sofort . . . «

»Ich werde mit ihr sprechen. Aber du solltest Gott danken, der ein menschliches Band löst, das offensichtlich kein gutes Verhältnis

verspricht. Der Mann ist wetterwendisch und ungerecht gegen Gott und gegen seine Frau ... «

»Ja. Aber es ist bitter, wenn die Welt sie und auch dich für schuldig hält, weil sie deine Jüngerin ist.«

»Die Welt klagt an und vergißt. Der Himmel jedoch ist ewig. Deine Tochter wird eine Himmelsblume sein.«

»Warum hast du sie dann am Leben erhalten? Sie hätte auch eine Blume sein können, ohne durch Verleumdungen gesteinigt zu werden. Oh! Du, der du Gott bist, rufe sie, bringe sie zur Vernunft, und dann laß Samuel überlegen ... «

»Vergiß nicht, Frau, daß nicht einmal Gott den Menschen ihren Willen und ihre Freiheit nehmen kann. Die beiden, Samuel und deine Tochter, haben das Recht, dem zu folgen, was sie für sich selbst für gut erachten. Besonders Annalia hat ein Recht darauf ... «

»Aber warum denn?«

»Weil sie von Gott mehr als von Samuel geliebt wird. Weil sie ihre Liebe mehr Gott als Samuel schenkt. Deine Tochter gehört Gott an!«

»Nein! In Israel gibt es das nicht. Die Frau muß verheiratet sein ... Sie ist meine Tochter ... Ihre Verlobung war mir eine Beruhigung für die Zukunft ... «

»Deine Tochter wäre seit einem Jahr im Grab, wenn ich nicht eingegriffen hätte. Wer bin ich in deinen Augen?«

»Der Meister und Gott!«

»Und als Gott und Meister sage ich dir, daß der Allererhöchste mehr als jeder andere ein Recht auf seine Kinder hat, daß vieles sich noch in der Religion ändern wird, und daß es von nun an den Jungfrauen erlaubt sein wird, aus Liebe zu Gott in alle Ewigkeit Jungfrau zu bleiben. Weine nicht, Mutter! Komm heute mit uns. Komm! Da draußen sind meine Mutter und andere tapfere Mütter, die ihre Söhne dem Herrn geschenkt haben. Schließ dich ihnen an ... «

»Sprich mit Annalia ... Versuche es, Herr!« jammert die Frau unter Schluchzen.

»Gut! Ich werde tun, was du willst«, sagt Jesus, öffnet die Tür und ruft: »Mutter, komm mit Annalia zu mir.«

Die beiden Gerufenen kommen schnell herein.

»Mädchen, deine Mutter will, daß ich dich auffordere, alles noch einmal zu überlegen. Sie will, daß ich mit Samuel spreche. Was soll ich tun? Welche Antwort gibst du mir?«

»Sprich ruhig mit Samuel. Ich möchte dich sogar darum bitten. Aber nur, weil ich will, daß er, indem er dich hört, gerecht werde. Was mich betrifft, so weißt du Bescheid. Ich bitte dich, meiner Mutter die Antwort zu geben, die der Wahrheit am meisten entspricht.«

»Hörst du, Frau?«

»Wie lautet also deine Antwort?« fragt mit zitternder Stimme die alte Mutter, die nach den ersten Worten der Tochter an eine Wandlung geglaubt hat, dann aber begreift, daß dem nicht so ist.

»Die Antwort lautet, daß deine Tochter seit einem Jahr Gott angehört, und das Gelübde gilt, solange das Leben dauert!«

»Oh, ich Ärmste! Gibt es eine Mutter, die unglücklicher sein kann als ich!«

Maria läßt die Hand des Mädchens los, um die Frau in ihre Arme zu nehmen und ihr sanft zu sagen: »Sündige nicht durch deine Gedanken und deine Zunge. Es ist kein Unglück, Gott ein Kind zu schenken, es ist vielmehr eine große Ehre. Du hast mir einmal gesagt, dein Schmerz bestehe darin, daß du nur eine Tochter hättest. Du hättest lieber einen Knaben gehabt, um ihn dem Herrn zu weihen. Nicht einen Knaben, sondern einen Engel hast du. Einen Engel, der dem Erlöser in seinem Triumph vorangehen wird, und du nennst dich unglücklich? Meine Mutter hat mich dem Herrn freiwillig geweiht, vom ersten Herzschlag an, den sie in ihrem Schoß verspürte, nachdem sie mich noch in hohem Alter empfangen hatte. Sie besaß mich nur drei Jahre, und ich hatte sie nur in meinem Herzen, und doch bestand ihr Friede beim Sterben darin, mich Gott geweiht zu haben ... Komm zum Tempel, um das Lob dessen zu singen, der dich so sehr liebt, daß er deine Tochter zur Braut erwählt hat. Habe wahre Weisheit im Herzen. Die wahre Weisheit setzt der eigenen Großherzigkeit dem Herrn gegenüber keine Grenzen.«

Die Frau weint nicht mehr. Sie hört zu ... Dann entschließt sie sich. Sie nimmt ihren Mantel und hüllt sich hinein. Doch als sie an der Tochter vorübergeht, seufzt sie: »Zuerst die Krankheit, dann der Herr ... Ach, ich hätte dich nicht haben sollen! ...«

»Nein, Mutter, sprich nicht so! Du hast mich niemals so gehabt, wie du mich jetzt besitzt. Du und Gott, Gott und du! Ihr allein, bis zum Tod ...« Dann umarmt sie ihre Mutter und bittet: »Segne mich, Mutter! Deinen Segen ... denn ich habe so sehr gelitten, weil du meinetwegen gelitten hast. Aber Gott wollte mich so ...«

Sie küssen sich weinend und gehen dann hinter Jesus und Maria hinaus, schließen das Haus ab und folgen den Jüngerinnen ...

... »Warum betreten wir die Stadt von dieser Seite, Herr? Wäre es nicht besser gewesen, auf der anderen Seite hineinzugehen?« fragt Jakobus des Zebedäus.

»Weil wir hier an der Burg Antonia vorbeikommen.«

»Hoffst du vielleicht ... Sei vorsichtig, Meister! ... Die vom Hohen Rat spionieren«, sagt Thomas.

»Woher weißt du das?« fragt ihn Bartholomäus.

»Es genügt, an das Interesse der Pharisäer dich zu ergreifen zu denken, um es zu wissen. Ihr sagt mir, daß sie unter tausend Vorwänden kommen und beobachten, was wir tun! ... Aus welchem anderen Grunde, als um den Meister bei einer Sünde zu ertappen?«

»Du hast recht. Dann wollen wir nicht an der Burg Antonia vorbeigehen, Meister! Wenn die Römer uns nicht sehen, ist es besser.«

»In dieser Begründung kommt nicht so sehr die Sorge um mich, als vielmehr der Abscheu vor ihnen zum Ausdruck, nicht wahr, Bartholomäus? Wie weise könntest du sein, wenn du diese Erbärmlichkeiten aus deinem Herzen entfernen würdest!« antwortet Jesus, der seinen Weg fortsetzt, ohne auf jemanden zu hören.

Um zur Burg Antonia zu gelangen, müssen sie am Xystos vorüber, wo die Paläste der Johanna und des Herodes nicht weit voneinander entfernt stehen. Jonatan steht an der Tür des Palastes des Chuza, und als er Jesus sieht, benachrichtigt er die Leute im Haus. Chuza

kommt sofort heraus und verneigt sich. Ihm folgt Johanna, die schon bereit ist, sich der Gruppe der Jüngerinnen anzuschließen.

Chuza sagt: »Ich habe gehört, daß du heute bei Johanna sein wirst. Erlaube deinem Diener, dich als Gast zum Mahl einzuladen.«

»Ja. Aber nur, wenn du mir gestattest, daraus ein Mahl für die Armen und die Unglücklichen zu machen.«

»Wie du meinst, Herr. Gebiete, und ich werde alles tun, was du willst.«

»Danke. Der Friede sei mit dir, Chuza!«

Johanna fragt: »Hast du Befehle für Jonatan? Er steht dir zur Verfügung.«

»Ich werde sie ihm geben, nachdem ich im Tempel gewesen bin. Laßt uns gehen, denn wir werden erwartet.«

Sie kommen bald darauf am schönen Palast des grausamen Herodes vorüber, der jedoch geschlossen ist, als wäre er unbewohnt. Danach kommen sie an der Burg Antonia vorbei, und die Soldaten beobachten den kleinen Zug des Nazareners.

Dann betreten sie den Tempel, und während die Frauen im vorderen Teil zurückbleiben, gehen die Männer weiter.

So kommen sie auch zu dem Ort, an dem die Knaben dargestellt und die Frauen gereinigt werden. Eine kleine Gruppe von Menschen begleitet eine junge Mutter und bleibt stehen, um dem Ritus beizuwohnen.

»Ein dem Herrn heiliger Knabe, Meister!« sagt Andreas, der die Szene beobachtet.

»Wenn ich nicht irre, ist es die Frau von Cäsarea Philippi, jene von der Burg. Sie kam an mir vorüber, als wir an der Goldenen Pforte auf dich warteten«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Ja, auch die Schwiegermutter und der Verwalter des Philippus sind dabei. Sie haben uns nicht bemerkt. Aber wir haben sie gesehen«, fügt Thaddäus hinzu. Matthäus sagt: »Wir zwei hingegen haben Maria des Simon mit einem alten Mann gesehen, aber Judas war nicht dabei, und die Frau schien sehr traurig zu sein und schaute ängstlich um sich.«

»Wir werden sie nachher suchen. Nun laßt uns beten. Du, Simon des Jona, lege für uns alle das Opfer in den Tempelschatz.«

Sie beten lange, von den Anwesenden beobachtet, die sich gegenseitig auf den Meister aufmerksam machen.

Ein kurzes Streitgespräch, aus dem man eine schrille Frauenstimme heraushört, läßt die weniger Andächtigen den Kopf umdrehen.

»Wenn ich nun schon hierher gekommen bin, um den Knaben Gott darzustellen, dann kann ich auch noch ein wenig bleiben, um ihn dem anzubieten, der ihn dem Herrn gerettet hat«, sagt die schrille Stimme.

Die näselnden Männerstimmen bestehen darauf: »Es ist einer Frau nicht erlaubt, nach dem Ritus hier zu verweilen. Geh fort!«

»Das werde ich tun. Aber zusammen mit ihm.«

»Rufe ihn also und gehe mit ihm.«

»Ruhig! Ruhig! Laßt die Frau reden. Sie soll uns sagen, wie sie behaupten kann, daß der Nazarener den Knaben für Gott gerettet hat«, sagt eine schleppende Männerstimme.

»Was kümmert dich das, Jonatan des Uriël?«

»Was mich das kümmert? Hier handelt es sich gewiß um eine neue Sünde, um einen neuen Beweis. Höre mich an, Frau. Wie hat dieser Mensch deinen Sohn gerettet? Willst du es den beharrlichen Suchern der Wahrheit sagen?« fragt in süßlichem Ton der Pharisäer, der mir nicht neu ist.

»O ja. Sehr gerne sage ich es euch. Ich war verzweifelt, denn der Knabe war tot zur Welt gekommen. Ich bin Witwe, und dieses Kind bedeutet mir alles. Er kam und gab ihm das Leben.«

»Wann? Wo?«

»In Cäsarea Philippi. Ich bin von der Burg in Cäsarea.«

»Das Leben! Es wird nur eine Ohnmacht des Kindes gewesen sein ... «

»Nein, es war tot. Meine Mutter kann es bezeugen, und auch der Verwalter der Burg kann es euch sagen. Er ist gekommen, hat in seinen Mund gehaucht, und das Kind hat sich bewegt und hat gewimmert.«

»Und wo warst du?«
»Im Bett, Herr. Ich hatte soeben geboren.«
»O Schreck!«
»Ach! Fluch!«
»Unreiner!«
»Gotteslästerer!«
»Seht ihr, daß ich recht hatte zu fragen?«
»Du bist weise, Jonatan des Uriël. Wie hast du es erraten?«
»Ich kenne den Mann. Ich habe gesehen, wie er in meinen Ländereien in der Ebene den Sabbat geschändet hat, um seinen Hunger zu stillen.«
»Vertreiben wir ihn von hier!«
»Berichten wir es den Hohenpriestern!«
»Nein! Fragen wir ihn, ob er sich gereinigt hat. Wir können ihn nicht anklagen, bevor wir das wissen . . . «
»Schweig, Eleasar. Beschmutze dich nicht mit einer törichten Verteidigung.«
Die junge Dorkas, die in die Mitte genommen worden und die Ursache des Wortwechsels ist, bricht in Tränen aus und ruft: »Oh, tut ihm meinetwegen nichts zuleide!«
Aber einige Hitzköpfe sind auf den Herrn zugegangen und sagen gebieterisch: »Komm mit und antworte.«
Die Apostel und die Jünger sind ganz aufgeregt vor Zorn und Angst. Jesus folgt feierlich und ruhig der Aufforderung.
»Kennst du diese Frau?« schreien sie, indem sie ihn in die Mitte des Kreises stoßen, der sich um Dorkas gebildet hat und auf sie wie auf eine Aussätzige zeigen.
»Ja. Sie ist eine junge Witwe und Mutter aus Cäsarea Philippi. Dort ist ihre Schwiegermutter, und dort der Verwalter der Burg. Nun?«
»Sie klagt dich an, du seist bei ihr eingedrungen, während sie geboren hat.«
»Das ist nicht wahr, Herr! Das habe ich nicht gesagt. Ich habe gesagt, daß er meinen Sohn zum Leben erweckt hat. Sonst nichts.

Ich wollte dir Ehre erweisen, und nun schade ich dir. Oh, verzeih, verzeih!«

Der Verwalter des Philippus kommt ihr zu Hilfe und erklärt: »Das ist nicht wahr. Ihr lügt. Die Frau hat es nicht so gesagt, und ich bin Zeuge und bereit, es zu beedigen. Der Meister trat nicht ins Zimmer ein, er wirkte das Wunder von der Schwelle aus.«

»Schweige, Knecht!«

»Nein, ich werde nicht schweigen. Ich werde es Philippus melden, der den Meister mehr verehrt als ihr, ihr falschen Verehrer des Allerhöchsten Gottes.«

Der Streit geht von der Frau auf eine religiöse und politische Ebene über. Jesus schweigt. Dorkas weint.

Eleasar, der gerechte Gast beim Mahl im Hause Ismaels, meint: »Ich glaube, daß der Zweifel geklärt und die Anklage entfallen ist, und auch, daß der Rabbi gerechtfertigt und darum frei ist, zu gehen.«

»Nein! Ich will wissen, ob er sich nach der Berührung mit dem Toten gereinigt hat. Er soll es bei Jahwe schwören!« schreit Jonatan des Uriël.

»Ich habe mich nicht gereinigt, denn das Kind war nicht tot, sondern hatte nur Schwierigkeiten beim Atmen.«

»Ach! Jetzt kommt es dir gelegen zu sagen, daß es nicht auferweckt worden ist, he?« brüllt ein Pharisäer.

»Warum rühmst du dich nicht, wie du es in Kedes getan hast?« fragt ein anderer.

»Aber verlieren wir doch keine Zeit mit Worten! Verjagen wir ihn aus dem Tempel und bringen wir die neue Anklage vor den Hohen Rat. Eine ganze Menge Anklagen!«

»Welche noch?« fragt Jesus.

»Welche? Daß du die Aussätzige berührt hast, ohne dich danach zu reinigen; kannst du das leugnen? Daß du in Kafarnaum Gott gelästert hast, und daß die Gerechtesten dich verlassen haben, kannst du das leugnen?«

»Ich leugne nichts. Aber ich bin ohne Schuld, denn du, Zadok, der du anklagst, weißt es vom Ehemann der Anastasica, daß sie nicht aussätzig war. Du weißt es, du bist ja mitschuldig am Ehebruch Samuels. Du hast mit ihm vor aller Welt gelogen, um die Begierlichkeit des Wüstlings zu unterstützen; du hast als Aussatz bezeichnet, was kein Aussatz war, und eine Frau zu der Qual verurteilt, die in Israel mit der Bezeichnung „aussätzig“ verbunden ist, nur weil du der Helfershelfer des sündigen Gemahls bist.«

Der Schriftgelehrte Zadok, einer von denen, die in Gischala und dann in Kedes waren, macht sich völlig geschlagen und wortlos aus dem Staub. Das Volk schreit ihm spottend nach.

»Ruhe! Dieser Ort ist heilig«, sagt Jesus, und gebietet der Frau und ihrem Begleiter: »Gehen wir! Kommt mit mir! Ich werde erwartet.« Er entfernt sich ernst und majestätisch, gefolgt von den Seinen.

Die Frau indessen, von vielen befragt, erzählt und erzählt, und immer wiederholt sie: »Mein Sohn gehört ihm, und ihm weihe ich ihn!«

Der Verwalter hingegen nähert sich Jesus und sagt: »Meister, ich habe Philippus von dem Wunder berichtet. Er hat mich geschickt, dir zu sagen, daß er dich liebt. Vergiß das nicht bei Nachstellungen des Herodes . . . und anderer. Doch möchte er dich auch sehen und hören. Wirst du heute nicht in sein Haus kommen? Er würde dich gerne auch in der Tetrarchie empfangen.«

»Ich bin kein Komödiant und auch kein Zauberer. Ich bin der Meister der Wahrheit. Er soll zur Wahrheit kommen; ich werde ihn nicht abweisen.«

Sie sind im Vorhof der Frauen angelangt.

»Da ist er! Da ist er!« rufen die Jüngerinnen Maria zu, die in Sorge war wegen der Verspätung.

Sie sind nun wieder beisammen, und Jesus möchte sich von den Leuten aus Cäsarea verabschieden, um auf die Suche nach Maria, der Mutter des Judas, zu gehen, aber Dorkas kniet nieder und sagt: »Ich habe dich vor der gesucht, die du jetzt suchst und die die Mut-

ter eines Jüngers ist. Ich habe dich gesucht, um dir zu sagen: Dieser Sohn gehört dir. Meinen einzigen Sohn weihe ich dir. Du bist der lebendige Gott, und er soll dein Diener sein.«

»Weißt du, was das bedeutet? Das will heißen, deinen Sohn dem Schmerz zu weihen, ihn als Mutter zu verlieren und ihn als Märtyrer im Himmel wieder zu erhalten. Bist du bereit, in deinem Kind Märtyrerin zu sein?«

»Ja, mein Herr! Zur Märtyrerin hätte mich sein Tod gemacht, zur Märtyrerin als arme Frau und Mutter. Für dich werde ich es jedoch in vollkommener Weise sein, in einer dem Herrn wohlgefälligen Weise.«

»So geschehe dein Wille ... Oh, Maria des Simon, wann bist du gekommen?«

»Jetzt. Mit Hananias, meinem Verwandten ... Auch ich habe dich gesucht, Herr ... «

»Ich weiß es, und ich habe Judas geschickt, damit er dir ausrichtet, daß du kommen sollst. Ist er nicht gekommen?«

Die Mutter des Judas neigt das Haupt und flüstert: »Ich bin gleich nach ihm aus dem Haus gegangen, um mich nach Getsemani zu begeben. Aber du warst schon weggegangen! ... Ich bin zum Tempel geeilt ... Nun finde ich dich ... Noch rechtzeitig, um dieses Mädchen zu hören, das schon Mutter und sehr glücklich ist! ... Oh, wie gerne würde ich zu dir, o Herr, wie sie, von einem neugeborenen Judas sprechen! ... Sanft, wie eines dieser Lämmlein ... « Weinend deutet sie auf die blökenden Lämmer, die zum Schlachten geführt werden. Sie hüllt sich in den Mantel, um ihre Tränen zu verbergen.

»Komm mit mir, Mutter. Wir sprechen im Haus Johannas. Dies ist nicht der geeignete Ort dazu.«

Die Jüngerinnen nehmen Maria, die Mutter des Judas, in ihre Mitte, während sich der Verwandte Hananias zu den Jüngern gesellt. Auch Dorkas und die Schwiegermutter gehen mit den Jüngerinnen. Maria das Alphäus und Salome sind wie verzückt, während sie das Kindlein streicheln ...

Sie kommen zum Ausgang. Aber kurz davor bringt ein römischer Sklave Johanna ein Wachstäfelchen. Sie liest es und antwortet: »Ich bin bereit. Am Nachmittag bei mir, im Palast.«

Und dann der freudige Ausruf des Jaia und seiner Mutter, als sie den Erlöser sehen: »Sieh, der Spender des Lichtes! Gepriesen seist du, Licht Gottes!« und glücklich neigen sie vor ihm ihre Stirn bis zur Erde.

Die Leute staunen, fragen, verstehen, jubeln.

Da ist auch der alte Matthias, der Mann, der Jesus und die seinen in einer Gewitternacht bei Jabesch-Gilead beherbergt hat. Auch er huldigt ihm und lobpreist ihn.

Ferner sind auch der Großvater Margziams und die anderen Landarbeiter da, zu denen Jesus, nachdem er mit Johanna gesprochen hat, sagt: »Kommt mit mir«, wie er es schon zu Dorkas, Jaia und Matthias gesagt hat.

An der Goldenen Pforte steht Markus des Joschija, der wankelmütige Jünger, der aufgeregt mit Judas Iskariot spricht. Judas sieht den Meister kommen und sagt es seinem Kameraden, der sich umdreht, gerade als Jesus hinter ihm steht. Ihre Blicke begegnen sich. Welch ein Blick, der Blick des Christus! Aber der andere ist nunmehr unempfindlich für jede heilige Macht. Um so rasch als möglich zu fliehen, stößt er Jesus beinahe gegen eine Säule. Jesus sagt darauf nur: »Markus, warte! Habe Mitleid mit deiner Seele und der Seele deiner Mutter!«

»Satan!« schreit der andere und läuft davon.

»Schrecklich!« rufen die Jünger aus. »Verfluche ihn doch, Herr!« Als erster von allen verlangt Iskariot das.

»Nein! Ich wäre nicht mehr Jesus . . . Gehen wir.«

»Aber wie konnte es nur soweit kommen? Er war doch so gut!« meint Isaak, der von einem Pfeil durchbohrt zu sein scheint, so sehr hat ihn die Veränderung des Markus berührt.

»Es ist ein Geheimnis. Etwas Unerklärliches!« sagen viele.

Judas von Kerijot fügt an: »Ja, ich habe ihn reden lassen. Alles

Häresie. Aber wie er spricht, beinahe überzeugend! Er war nicht so weise, als er gerecht war.«

»Du mußt sagen: Er war nicht so wahnsinnig, als er damals in der Nähe von Gamala besessen war!« sagt Jakobus der Zebedäus.

Johannes fragt: »Warum, Herr, hat er dir damals, als er noch besessen war, weniger geschadet als jetzt? Hättest du ihn nicht heilen können, damit er dir nicht schadet?«

»Weil er jetzt einen intelligenten Dämon in sich aufgenommen hat. Früher war er nur eine Herberge, die von Dämonen gewalttätig besetzt worden war. Es fehlte seine Zustimmung, sie in sich zu haben. Nun aber hat seine Intelligenz Satan gewollt, und Satan hat eine dämonische, intelligente Kraft in ihn gelegt. Gegen diese zweite Besessenheit vermag ich nichts. Ich müßte sonst den freien menschlichen Willen vergewaltigen.«

»Leidest du, Meister?«

»Ja. Das sind meine Ängste ... meine Niederlagen ... und ich bin traurig, weil es sich um Seelen handelt, die verlorengehen. Nur deswegen, nicht wegen des Schadens, den sie mir zufügen.«

Sie sind stehengeblieben und bilden eine Gruppe, denn der Weg ist von Menschen und Reittieren verstopft. Der Blick der Mutter des Judas ist von solcher Strenge, daß ihr Sohn sie fragt: »Aber was hast du denn? Siehst du mein Gesicht zum ersten Mal? Wirklich, du bist offensichtlich krank und ich muß dich kurieren lassen ... «

»Ich bin nicht krank, Sohn, und ich sehe dich nicht zum ersten Mal!«

»Was dann?«

»Was dann! ... Nichts. Ich möchte nur, daß du niemals solche Worte des Meisters verdienst.«

»Ich verlasse ihn nicht und klage ihn nicht an. Ich, ich bin sein Apostel!«

Sie setzen den Weg fort, bis Jesus stehenbleibt, um sich von Johanna und den Jüngerinnen, die sich mit Johanna in deren Haus zurückziehen, zu verabschieden. Die Männer dagegen gehen alle nach Getsemani.

»Wir hätte alle mit ihnen gehen können. Ich hätte gerne gehört, was Elisa sagen wird.«

»Du wirst es hören, denn erst heute wird sie erfahren, und zwar von mir, daß ich ihr Anastasica anvertraue.«

»Ist heute abend das Gastmahl?«

»Ja. Ich habe Johanna gesagt, was sie zu tun hat.«

»Was hat sie zu tun? Wann hast du es ihr gesagt?«

»Bevor sie weggegangen ist. Ihr werdet sehen. Gehen wir gleich, um schnell im Garten Johannas zu sein.«

416 Der Donnerstag vor dem Paschafest (Dritter Teil: Verschiedene Unterweisungen)

Auf dem Rückweg zum Hause Johannas, während die Gruppe Jesu sich etwas unter die Menschen zerstreut hat, die sich auf den Straßen drängen, fragt Petrus, der gerade mit dem Meister und den beiden Söhnen des Alphäus zusammen ist: »Sieh Herr, jetzt, da wir unter uns sind, möchte ich dich etwas fragen, was mich seit gestern Abend beschäftigt!«

»Ja, Simon. Sage mir, was es ist, und ich werde dir antworten.«
»Seit gestern Abend denke ich an die große Gnade, die du dem Johannes in Antigonea gewährst. Weißt du, es ist wirklich etwas Großartiges, etwas Einzigartiges, was nur ihm zuteil geworden ist! Und doch, auch Syntyche würde sie verdienen ... und es gibt noch viele andere Menschen, die es ... verdienen würden, dich zu sehen ... und die dich nur sehen, wenn du in ihrer Nähe bist; wir zum Beispiel, wie wären wir getröstet gewesen, als du uns in die Welt sandtest! So manchmal hätte uns eines deiner Worte vor der Ungewißheit bewahrt ... Aber du kommst nie zu uns ... Warum dieser Unterschied?«

»Alles in allem bist du also ein wenig eifersüchtig, mein Simon ... « »Nein! Aber ... ich würde gerne drei Dinge wissen: warum du Johannes von En-Dor erscheinst; ob du nur ihm allein er-

scheinst, und ob nicht eines Tages auch wir – ich zum Beispiel – dich auf wunderbare Weise sehen können, um von dir zu erfahren, wie wir uns zu verhalten haben.«

»Ich antworte dir: Dies wird Johannes gewährt, weil er einen sehr bereitwilligen Geist, aber durch seine früheren Erlebnisse zwar auch Schwächen hat, die mehr physischer als sonstiger Art sind und die das Gefüge zerstören könnten, das er in seiner Erhebung zu Gott aufgebaut hat. Sieh, mein Freund: die Vergangenheit, die durch so lange Zeit hindurch wie eine Kruste auf uns gelastet hat und bis ins Innere vorgedrungen ist, hat in jedem Menschen nicht nur unauslöschliche Zeichen eingegraben, sondern auch unauslöschliche Neigungen hinterlassen. Schau dir zum Beispiel das an dem Berg dort liegende Häuschen an. Das Wasser, das in der Regenzeit vom Berg herabstürzt, ist langsam durch die Mauern eingedrungen. Nun scheint einige Monate die warme Sonne, doch der Schimmel, der den Kalk durchdrungen hat, wird immer bleiben, wie die Flecken des Aussatzes. Das Haus steht verlassen, weil es als „aussätzig“ erklärt worden ist. In anderen, weniger ehrfurchtslosen Zeiten, wäre das Haus gemäß den Vorschriften des Gesetzes niedergerissen worden. Warum ist dieses Unglück über das arme Haus hereingebrochen? Weil seine Eigentümer nicht Sorge getragen haben, es mit kleinen Gräben zu umgeben, um die von den Bergen herabfließenden Wasser von den Mauern abzuleiten. Jetzt ist das Haus nicht nur häßlich, sondern auch durch diese Feuchtigkeit gefährdet. Wenn ein arbeitswilliger Mann die Mauern abschaben und die angegriffenen Steine durch neue ersetzen würde, könnte das kleine Haus noch bewohnt werden. Aber trotzdem würde es immer noch Schwächen aufweisen, so daß es bei einem Erdbeben als erstes einstürzen würde. Johannes ist jahrelang von den Giften der Übel der Welt durchdrungen worden. Mit seinem Willen hat er dafür gesorgt, sie aus seiner zum neuen Leben erstandenen Seele zu entfernen. Aber verborgen in seinem Fleisch, im niedrigen Teil, sind Schwächen zurückgeblieben . . . Der Geist ist stark, aber sein Fleisch ist schwach; und das Fleisch verursacht Erre-

gungen, wenn seine Triebe sich mit weltlichen Elementen verbinden, die fähig sind, das Ich zu erschüttern. Johannes! ... Das Wegräumen der Rückstände der Vergangenheit ist der Anlaß zu dem, was vorgefallen ist. Ich stärke die Widerstandsfähigkeit, helfe ihm bei der Reinigung und führe ihn aus der Vergangenheit heraus zum Siege. Ich gebe ihm so viel Hilfe und Stärkung in all seinem großen Leid, als ich kann, denn er verdient es; denn es ist gerecht, einen heiligen Willen zu unterstützen, auf den sich die ganze Bosheit der Welt gestürzt hat. Überzeugt dich das?«

»Ja, Meister. Und ... ihm allein zeigst du dich?«

Jesus lächelt, als er Petrus sieht, der ihn von unten anschaut und dabei einem Kinde gleicht, welches das Gesicht seines Vaters beobachtet. Er antwortet: »Nicht ihm allein. Auch anderen, die in der Ferne sind und mühsam und allein an ihrer Heiligkeit arbeiten.«

»Wer sind sie?«

»Das zu wissen, ist nicht nötig.«

Jakobus des Alphäus fragt: »Und uns zum Beispiel, wenn wir einmal allein sein werden und wir von der Welt wer weiß wie gequält werden? ... Wirst du uns nicht auch durch deine Gegenwart helfen?«

»Ihr werdet den Paraklet mit seinen Erleuchtungen haben.«

»Gut ... Aber ich ... ich kenne ihn nicht ... und denke ... daß ich ihn nie verstehen werde. Dich hingegen ... Ich werde sagen: „Oh, da ist der Meister“, und ich werde dich fragen, was ich tun soll, in der Gewißheit, daß du es bist ... « sagt Petrus, und fügt hinzu: »Der Paraklet! Er ist zu erhaben für einen armen Fischer! Wer weiß, wie schwierig er sprechen wird und wie ... flüchtig er sein wird: ein Hauch, der vorüberweht ... Wie bemerkt man ihn? Ich brauche einen, der mich rüttelt, mich anschreit, damit mein Schädel wach wird und versteht. Aber wenn du mir erscheinst und ich dich sehe, dann! ... Versprich mir, versprich uns, daß du auch uns erscheinen wirst. Aber so, he? So, mit Fleisch und Blut, daß man dich gut sehen und gut hören kann.«

»Und wenn ich käme, um euch zu tadeln?«

»Das macht nichts! Wenigstens – nicht wahr, ihr beiden? – wenigstens wüßten wir dann, was zu tun ist!«

Die beiden Söhne des Alphäus nicken beifällig.

»Nun, dann verspreche ich es euch. Was den Paraklet anbelangt, so macht euch keine Sorge, er wird sich euren Seelen zu verstehen geben. Aber ich werde kommen und euch sagen: „Jakobus, tue dies oder das. Simon Petrus, es ist nicht gut, daß du es so machst. Judas, werde stark, damit du für dieses oder jenes bereit bist.“«

»Oh, sehr gut! Nun bin ich beruhigt. Du mußt oft kommen, weißt du? Denn ich werde wie ein armes, verlorenes Kind sein, das nur weint und Dinge tut, die nicht gut sind ... « und beinahe fängt Petrus jetzt schon zu weinen an ...

Judas Thaddäus fragt: »Könntest du es nicht jetzt schon für alle tun? Ich möchte sagen: für die Zweifelnden, die Schuldigen, die Abtrünnigen. Vielleicht ein Wunder ... «

»Nein. Bruder. Das Wunder, besonders ein Wunder dieser Art, tut gut, wenn es zur richtigen Zeit und am richtigen Ort Menschen zuteil wird, die nicht böswillig sündhaft sind. Bei böswillig sündhaften Menschen vermehrt das Wunder nur die Schuldenlast, denn es steigert ihren Hochmut. Sie halten die Gabe Gottes für ein Zeichen der Schwäche Gottes, der die Hochmütigen gleichsam anfleht, ihm zu erlauben, sie zu lieben. Sie halten die Gabe Gottes für ein Ergebnis ihrer großen Verdienste. Sie sagen sich: „Gott läßt sich zu mir herab, weil ich ein Heiliger bin“, und das ist dann der vollständige Ruin. Der Ruin eines Markus des Joschija zum Beispiel und vieler anderer ...

Wehe, wehe jenen, die diesen satanischen Weg beschreiten. Die Gabe Gottes verwandelt sich in ihnen in Gift Satans. Es ist der stärkste und sicherste Beweis für den Grad der Erhebung und einen heiligen Willen in einem Menschen, mit außerordentlichen Gaben bedacht zu werden. Sehr oft berauscht sich der Mensch aber auf menschliche Art, so daß aus einem geistigen ein ganz menschlicher Mensch wird, der schließlich fällt und satanisch wird.«

»Warum gibt Gott sie ihm dann? Es wäre besser, wenn er sie ihm nicht geben würde!«

»Simon des Jona, hat dich deine Mutter, um dich das Gehen zu lehren, immer in Windeln auf dem Arm gehalten?«

»Nein, sie hat mich auf den Boden gesetzt und auf die Beine gestellt.«

»Aber bist du nicht gefallen?«

»Oh, unzählige Male! Um so mehr, als ich sehr ... Nun ja, seit meiner Kindheit wollte ich selbständig sein und alles gut machen.«

»Und jetzt fällst du nicht mehr?«

»Das würde gerade noch fehlen! Jetzt weiß ich, daß es gefährlich ist, auf eine Stuhllehne zu steigen, daß es ein Irrtum ist, an einer Dachrinne in den Hof gelangen zu wollen, daß es eine Tollheit ist, wie ein Vogel von einem Feigenbaum ins Haus fliegen zu wollen. Aber als kleines Kind wußte ich das noch nicht, und es ist wirklich ein Wunder, daß ich noch am Leben bin! Doch langsam habe ich gelernt, meine Beine und auch meinen Verstand zu gebrauchen.«

»Dann hat Gott also gut daran getan, dir Beine und Verstand zu geben, und deine Mutter, dich durch eigene Erfahrungen lernen zu lassen?«

»Aber gewiß!«

»So macht es Gott auch mit den Seelen. Er gibt ihnen die Gaben, und wie eine Mutter ermahnt und belehrt er sie, aber jeder muß dann selbst überlegen, wie er den besten Gebrauch von ihnen machen kann.«

»Aber wenn er stumpfsinnig ist?«

»Gott verleiht seine Gaben nicht den Stumpfsinnigen, er liebt sie wohl, weil es Unglückliche sind, gibt ihnen jedoch nicht etwas, womit sie nichts anzufangen wüßten.«

»Aber wenn er sie ihnen gäbe, und sie sie schlecht benützen würden?«

»Gott würde sie als das behandeln, was sie sind: unfähig und daher ohne Verantwortung, und würde sie nicht richten.«

»Wenn aber einer bei deren Empfang intelligent ist, danach den Verstand verliert?«

»Wenn dies durch Krankheit geschieht, kann er nicht angeklagt werden, wenn er die erhaltene Gabe nicht gebraucht.«

»Aber ... einer von uns, zum Beispiel? Joschija ... oder ... oder ein anderer?!«

»Oh, dann wäre es besser für ihn, wenn er nicht geboren wäre. Doch so werden die Guten von den Bösen getrennt ... Eine schmerzliche, aber gerechte Handlung.«

»Was erzählt ihr euch da Schönes? Nichts für uns?« fragen die anderen Apostel, die sich angesichts des breiten Weges nun wieder zu Jesus gesellen können.

»Wir haben über viele Dinge gesprochen. Jesus hat mir ein Gleichnis über den Aussatz der Häuser erzählt. Ich werde es euch später wiederholen«, antwortet Petrus.

»Welch ein Aberglaube! Wahrlich, er war jener Zeit würdig! Mauern bekommen keinen Aussatz. Die törichten Alten schrieben Kleidern und Mauern Eigenschaften von Lebewesen zu. Lächerliches Zeug, das auch uns lächerlich erscheinen läßt«, belehrt Iskariot.

»Es ist nicht so, wie du sagst, Judas. Hinter dem Bild, das notwendig war für das Verständnis jener Zeit, ist eine wichtige Überlegung verborgen, die heiliger Vorsehung entsprungen ist, wie so viele andere Gebote des alten Israel, Vorschriften, die dem Heil des Volkes dienten. Das Volk gesund zu erhalten, ist die Pflicht der Gesetzgeber und bedeutet, Gott zu ehren und ihm zu dienen, denn das Volk besteht aus Geschöpfen Gottes. Es darf daher nicht vernachlässigt werden, wie auch die Tiere und die Pflanzen nicht vernachlässigt werden dürfen. Die als aussätzig erklärten Häuser haben, das ist wahr, nicht die körperliche Krankheit des Aussatzes, aber sie sind schlecht oder an der falschen Stelle erbaut worden. Sie sind ungesund, und das äußert sich in gewissen Flecken, die „Aussatz der Mauern“ genannt werden. Im Laufe der Zeit werden sie nicht nur ungesund für den Menschen, sondern auch gefährlich, denn sie neigen zum Ein-

sturz. Daher schreibt das Gesetz die Räumung, den Abbruch oder den Neubau vor, wenn das Haus nach den Ausbesserungsarbeiten erneut krank zu sein scheint.«

»Oh, aber ein bißchen Feuchtigkeit! Was macht das schon aus? Da genügen ein paar Kohlenbecken.«

»Dann zeigt sich die Feuchtigkeit nur außen nicht, und diese Täuschung ist umso gefährlicher. Die Feuchtigkeit arbeitet in der Tiefe, und eines schönen Tages fällt das Haus ein und begräbt seine Bewohner unter sich. Judas, Judas! Besser übertriebene Wachsamkeit als Unvorsichtigkeit!«

»Ich bin kein Haus!«

»Du bist das Haus deiner Seele. Laß nicht zu, daß sich das Böse ins Haus einschleiche und es zerbröckle ... Wache über die Unversehrtheit deiner Seele. Wacht alle!«

»Ich werde wachsam sein, Meister. Aber sage mir ganz ehrlich, haben dich die Worte meiner Mutter so beeindruckt? Die Frau ist krank. Sie sieht überall Schatten. Ich muß sie pflegen lassen. Heile du sie, Meister!«

»Ich werde sie trösten. Aber nur du allein kannst sie heilen, wenn du sie von ihrem Kummer befreist!«

»Ein grundloser Kummer. Glaube es mir, Herr!«

»Umso besser, Judas. Umso besser. Aber versuche dennoch, ihn durch ein immer rechtschaffeneres Verhalten zu beheben, denn wenn er aufgetaucht ist, so muß das einen Grund haben. Lösche auch die Erinnerung daran aus, und deine Mutter und ich werden dich segnen.«

»Meister, fürchtest du, daß ich mit Markus des Joschija gemeinsame Sache mache?«

»Ich fürchte nichts.«

»Ah, gut! Denn ich habe mir wirklich Mühe gegeben, ihn zu überzeugen, und glaube, daß es meine Pflicht war. Niemand tut es sonst! Ich setze mich voller Eifer für die Seelen ein!«

»Gib acht, daß dir dabei nichts Böses zustößt«, sagt Petrus gutmütig.

»Was willst du damit sagen?« fragt Judas gereizt.

»Nichts anderes als das: wenn man etwas berühren will, das sehr heiß ist, nimmt man etwas Isolierendes in die Hand.«

»Was wäre das, in unserem Fall?«

»Was? Nun, eine große Heiligkeit.«

»Und die habe ich nicht, nicht wahr?«

»Weder du noch ich, noch irgendeiner von uns. Daher . . . könnten wir uns verbrennen und gezeichnet bleiben.«

»Wer wird sich dann um die Seelen kümmern?«

»Vorerst der Meister. Später werden dann wir, gemäß seinem Versprechen, die notwendigen Mittel besitzen, um es tun zu können.«

»Aber ich will es schon vorher tun können. Es ist nie zu früh, für den Herrn zu arbeiten.«

»Sieh, ich glaube, daß du recht hast. Aber ich denke auch, daß die erste Arbeit für den Meister an uns selbst getan werden muß. Den anderen Heiligkeit zu predigen, ohne zuvor sich selbst . . . «

»Du bist ein Egoist!«

»Nicht im geringsten.«

»Ja.«

»Nein.«

Der Streit beginnt. Jesus schreitet ein: »Petrus hat zu einem guten Teil recht, und auch du hast ein wenig recht. Die Predigt muß sich auf Taten stützen. Daher muß man sich selbst heiligen, um sagen zu können: „Tut, was ich sage, denn es ist gerecht.“ Das bestätigt die Aussage des Petrus. Aber auch die Arbeit an den Seelen anderer dient dazu, seine eigene Seele zu bilden, da sie uns verpflichtet, uns selbst zu bessern, damit uns die, die wir bekehren wollen, keinen Vorwurf machen können. Doch nun sind wir beim Haus Johannas. Wir wollen hineingehen und uns der Liebe erfreuen, unter Arbeitern des Herrn zu sein, und durch Taten die künftige Zeit verkünden.«

417 Der Donnerstag vor dem Paschafest (Vierter Teil: Im Haus der Johanna)

»Der Friede sei mit diesem Hause und mit allen Anwesenden«, grüßt Jesus beim Eintritt in die geräumige, festlich geschmückte Vorhalle, die hell beleuchtet ist, obwohl es noch Tag ist. Und doch sind die Lampen nicht überflüssig, denn wenn es auch noch Tag ist und draußen die Sonne auf die Wege und die weißgetünchten Hausmauern brennt, so liegt doch der lange, von der Vorhalle durch das ganze Haus bis zum Garten verlaufende Gang stets im Halbschatten, der sich zu tiefem Schatten verdunkelt für jemanden, der mit von der grellen Sonne geblendeten Augen von draußen hereinkommt.

Deshalb hat Chuza vorgesorgt und die Lichter in den großen und zahlreichen Pfannen aus getriebenem Kupfer, die in regelmäßigen Abständen an beiden Seiten der Vorhalle angebracht sind, anzünden lassen. Auch der Zentralleuchter, eine große Schale aus rötlichem Alabaster, eingelegt mit Jaspis und anderen kostbaren, bunten Schmucksteinen, brennt. Es ist, als ob kleine Sterne auf den Wänden, den Gesichter und auf dem Boden tanzen würden, da sich der Kronleuchter durch den Luftzug in der Vorhalle leicht hin- und herbewegt und die kostbaren Splitter sich widerspiegeln.

»Der Friede sei mit diesem Hause«, wiederholt Jesus, während er weitergeht und ohne stehenzubleiben die bis zum Boden niedergebeugten Diener und die Gäste segnet, die staunen, zusammen mit dem Rabbi in diesem fürstlichen Palast zu sein . . .

Die Gäste! Der Gedanke Jesu zeichnet sich klar ab. Das Liebesmahl, das er im Hause der guten Jüngerin gewünscht hat, ist eine in die Tat umgesetzte Seite des Evangeliums . . . Es sind Bettler da, Lahme, Blinde, Waisen, Greise und junge Witwen mit Kindern, die an ihren Kleidern hängen oder die spärliche Milch aus der entkräfteten Mutterbrust saugen. Der Reichtum Johannas hat schon dafür gesorgt, daß die zerrissenen Kleider durch einfache, aber saubere und neue Kleidungsstücke ersetzt worden sind.

Aber wenn auch die gekämmten Haare und die sauberen Kleider diesen Unglücklichen, die die Diener in einer Reihe aufstellen oder stützen, um sie an ihren Platz zu führen, ein weniger elendes Aussehen verleihen, als sie es zuvor hatten, als Johanna ihre Diener aussandte, um sie in Vorgärten, an Straßenecken und Fahrwegen aufzusuchen und einzuladen, so bleiben dennoch die Entbehrungen auf den Gesichtern kenntlich, die Krankheiten in den Gliedern, die Schicksalsschläge, und die Vereinsamung in ihren Blicken ...

Jesus geht vorüber und segnet sie. Jeder der Unglücklichen erhält seinen Segen, und wenn die Rechte zum Segen erhoben ist, dann senkt sich die Linke, um zitternde und ergraute Köpfe von Greisen oder unschuldige Kinderköpflein zu liebkosen. So durchschreitet er mehrmals die Vorhalle, um alle zu segnen, auch jene, die noch eintreten, während er segnet, und sich in ihren Lumpen ängstlich in einem Winkel verbergen, bis Diener sie mit freundlichen Gesten anderswohin geleiten, wo sie wie die übrigen gewaschen und mit sauberen Kleidern versehen werden.

Eine junge Witwe kommt mit ihrer ganzen Schar kleiner Kinder herein ... Welch ein Elend! Der Kleinste ist ganz nackt und klammert sich am zerrissenen Schleier seiner Mutter fest ... Die Größeren tragen kaum genug auf dem Leib, um ihre Scham zu bedecken. Nur der Größte, ein abgemagerter Junge, hat so etwas wie ein Gewand, ist aber dafür barfuß.

Jesus bemerkt die Frau und sagt zu ihr: »Woher kommst du?«

»Aus der Ebene von Scharon, Herr. Levi ist großjährig geworden ... und ich habe ihn zum Tempel begleiten müssen ... Ich ... da er keinen Vater mehr hat.« Die Frau weint lautlos ... Es ist das stumme Weinen eines Menschen, der schon viel geweint hat!

»Wann ist dein Mann gestorben?«

»Vor einem Jahr im Schebat. Ich war damals im zweiten Monat schwanger ... « und sie unterdrückt die Seufzer, um nicht zu stören, und neigt sich ganz über das Kleinste.

»Dann ist das Kind also acht Monate alt?«

»Ja, Herr.«

»Wo hat dein Mann gearbeitet?«

Die Frau flüstert so leise, daß Jesus sie nicht verstehen kann, und so neigt er sich, um zu hören und sagt: »Wiederhole es ohne Furcht.«

»Er war Schmied in einer Hufschmiede ... Aber er war schwer krank ... denn er hatte Wunden, die eiterten.« Sie schließt leise: »Er war römischer Soldat.«

»Aber du bist Israelitin, nicht wahr?«

»Ja, Herr! Verjage mich nicht wie eine Unreine, wie es meine Brüder taten, als ich zu ihnen ging, um nach dem Tode von Kornelius Barmherzigkeit zu erbitten ... «

»Ängstige dich deswegen nicht! Was arbeitest du jetzt?«

»Als Dienerin, wenn sie mich haben wollen, als Ährenleserin, Tuchwalkerin, ich schlage den Hanf ... alles tue ich, um diese Kinder zu ernähren. Levi wird nun als Landarbeiter tätig sein ... wenn sie ihn annehmen, denn ... er ist ein Bastard was die Rasse betrifft.«

»Vertraue auf den Herrn!«

»Wenn ich kein Vertrauen hätte, hätte ich mich schon samt all diesen Kindern umgebracht, Herr.«

»Geh nun, Frau! Wir werden uns noch sehen«, und er verabschiedet sich von ihr.

Inzwischen ist Johanna herbeigeeilt, ist niedergekniet und wartet, bis der Meister sie bemerkt. Er wendet sich auch tatsächlich um und sieht sie.

»Der Friede sei mit dir, Johanna! Du hast mir in vollkommener Weise gehorcht.«

»Dir zu gehorchen ist meine Freude. Aber nicht ich allein habe dir diesen „Hof“ besorgt, wie du gewollt hast. Chuza hat mir in jeder Weise geholfen, und auch Marta und Maria, und Elisa mit ihnen. Die einen, indem sie ihre Diener schickten um zu besorgen, was notwendig war, und um meinen Dienern zu helfen, die Gäste zu versammeln; die anderen, indem sie Mägden und Dienern beim Baden dieser „Vielgeliebten“, wie du sie nennst, helfen. Jetzt werde ich mit

deiner Erlaubnis allen etwas zu essen geben, damit sie nicht ganz von Kräften kommen in Erwartung des Mahles.«

»Tu es! Wo sind die Jüngerinnen?«

»Auf der oberen Terrasse, wo ich die Tische decken lasse. Habe ich es so richtig gemacht?«

»Ja, Johanna! Dort oben werden sie in Frieden sein, wir und sie.«

»Ja, das habe ich auch gedacht. Übrigens hätte ich in keinem anderen Saal für so viele decken lassen können . . . Ich wollte Trennungen vermeiden, um nicht Eifersucht und Leid aufkommen zu lassen. Die Unglücklichen haben eine so wache Empfindsamkeit, eine Schmerzempfindlichkeit sozusagen! . . . Sie sind eine einzige Wunde, und ein Blick würde genügen, um ihnen weh zu tun.«

»Ja, Johanna! Du hast eine barmherzige Seele und Verständnis. Gott möge dich belohnen für dein Mitgefühl. Sind viele Jüngerinnen hier?«

»Oh! Alle, die in Jerusalem zugegen sind! . . . Aber . . . Herr, vielleicht habe ich gesündigt . . . Ich würde dir gern etwas im Geheimen sagen.«

»Führe mich an einen abgelegenen Ort.«

Sie gehen in einen Raum, in dem überall Spielsachen verstreut liegen. Es wird wohl das Kinderzimmer von Maria und Matthias sein.

»Nun, was gibt es, Johanna?«

»O mein Herr, ich bin sicher unklug gewesen . . . Aber es ist so spontan, so unüberlegt geschehen! Chuzä hat mich dafür getadelt. Aber es ist nun geschehen . . . Im Tempel kam ein Sklave der Plautina mit einem Täfelchen zu mir. Sie und die Freundinnen ließen fragen, ob es möglich wäre, dich zu sehen. Ich habe geantwortet: „Ja, am Nachmittag in meinem Hause.“ Sie werden kommen . . . Habe ich es nicht richtig gemacht? Oh, nicht deinetwegen! . . . Aber wegen der anderen, die *ganz* Israel sind . . . und nicht Liebe, wie du. Sollte ich gefehlt haben, werde ich es wieder gutmachen . . . Aber ich wünsche so sehr, daß die Welt, die ganze Welt, dich liebt, daß ich nicht daran

gedacht habe, daß du allein auf der Welt die Vollkommenheit bist und viel zu wenige danach streben, dir ähnlich zu sein.«

»Du hast gut gehandelt. Heute predige ich euch allen in Werken. Und für die Anwesenheit der Heiden unter den an Jesus, den Erlöser, Glaubenden werden meine Gläubigen in Zukunft sorgen müssen. Wo sind die Kinder?«

»Überall, Herr«, lächelt Johanna beruhigt und fügt hinzu: »Das Fest begeistert sie, und sie schwirren hin und her wie glückliche Vögelchen.«

Jesus verläßt sie und kehrt in die Vorhalle zurück. Er gibt den Männern, die bei ihm waren, ein Zeichen und begibt sich in den Garten, um alsdann auf die weiträumige Terrasse zu steigen.

Eine heitere Geschäftigkeit erfüllt das Haus vom Keller bis zum Dach. Die einen gehen, die anderen kommen, mit Speisen und Geschirr, mit Kleiderbündeln und Stühlen, begleiten Gäste und beantworten Fragen, alles mit Freude und Liebe.

Jonatan, in seinem Amt als Verwalter, überwacht, dirigiert und berät unermüdlich mit großer Feierlichkeit.

Die alte Ester, glücklich, Johanna so lebendig und strahlend zu sehen, lacht inmitten eines Kreises armer Kinder, denen sie kleine Kuchen austeilt und wunderbare Geschichten erzählt. Jesus bleibt einen Augenblick stehen, um das herrliche Ende einer Geschichte anzuhören, wo es gerade heißt, »daß Gott der guten Alba, die sich nie gegen den Herrn auflehnte wegen der Leiden, die über ihr Haus gekommen waren, großen Beistand schenkte, wodurch Alba zum Heil und zum Segen für ihre Geschwisterchen wurde. Die Engel füllten die kleine Mehltruhe und beendeten die Arbeit auf dem Webstuhl, um dem guten Mädchen zu helfen, indem sie sagten: „Sie ist unsere Schwester, denn sie liebt den Herrn und ihren Nächsten. Es gehört sich, daß wir ihr helfen.“«

»Gott möge dich segnen, Ester. Am liebsten würde ich hierbleiben, um deine Erzählungen anzuhören. Willst du mich?« sagt Jesus lächelnd.

»O mein Herr! Ich muß *dich* anhören! Aber für die Kleinen genüge auch ich arme, alte Törin.«

»Deine Rechtschaffenheit dient auch den Erwachsenen. Fahre fort, fahre fort, Ester . . . « und er lächelt ihr beim Fortgehen zu.

Die Gäste sind in dem großen Garten verstreut und verzehren ihren ersten Imbiß, während sie erstaunt umherschauen und sich über das unerwartete Glück unterhalten. Aber als sie Jesus vorübergehen sehen, erheben sie sich, so gut sie können, und verneigen sich ehrerbietig.

»Eßt, eßt, fühlt euch frei und lobt den Herrn«, sagt Jesus im Vorbeigehen. Er begibt sich zu den Wohnungen der Gärtner, wo die Treppe beginnt, die über eine Rampe zur ausgedehnten Terrasse führt.

»Oh, mein Rabbuni!« ruft Magdalena aus, die aus einem Zimmer eilt, die Arme voller Windeln und Hemdchen für die Kleinsten. Ihre Samtstimme mit dem Klang einer goldenen Orgel erfüllt den schattigen, mit Rosenranken bekränzten Laubengang.

»Maria, Gott sei mit dir! Wohin gehst du so eilig?«

»Oh, ich muß zehn kleine Kinder bekleiden! Ich habe sie gewaschen. Nun bekleide ich sie und dann werde ich sie frisch wie Blumen zu dir bringen. Ich muß gehen, Meister, denn . . . hörst du sie? Sie gleichen zehn blökenden Lämmlein . . . « und sie eilt lachend davon, strahlend und fröhlich in ihrem schlichten, vornehmen Kleid aus weißem Linnen mit einem feinen Silbergürtel. Ihr Haar, das sie zu einem einfachen Knoten im Nacken gesteckt hat, wird von einem weißen Band mit einer Schleife auf der Stirn zusammengehalten.

»Wie ist sie doch so verschieden von der, die sie auf dem Berg der Seligkeiten war!« ruft Simon der Zelote aus.

Auf dem ersten Treppenabsatz begegnen sie der Tochter des Jäirus und Annalia, die so flink herunterkommen, daß es aussieht, als würden sie fliegen.

»Meister!« »Herr!« rufen sie aus.

»Gott sei mit euch! Wo geht ihr hin?«

»Wir holen Tischdecken. Die Dienerin Johanna schickt uns. Wirst du sprechen, Meister?«

»Gewiß!«

»Oh, dann rasch, Mirjam! Beeilen wir uns!« sagt Annalia.

»Ihr habt genügend Zeit, das zu tun, was ihr zu tun habt. Ich erwarte noch andere Gäste. Aber seit wann heißt du Mirjam, Mädchen?« fragt Jesus und schaut dabei die Tochter des Jäirus an.

»Seit heute, seit jetzt. Deine Mutter hat mir diesen Namen gegeben. Denn heute ... nicht wahr, Annalia? ... heute ist ein großer Tag für vier Jungfrauen ... «

»O ja. Wollen wir es dem Herrn sagen, oder soll Maria es ihm sagen?«

In der ersten Blüte ihrer Jugend, eilen sie leichtfüßig davon, menschlich in ihrer schönen Gestalt und engelgleich in ihren strahlenden Blicken ...

Sie haben den dritten Treppenabsatz erreicht, als sie Elisa von Bet-Zur begegnen, die würdevoll mit der Frau des Philippus herunterkommt.

»Ach, Herr!« ruft die letztere. »Den einen nimmst du, den anderen gibst du! ... Aber du sollst trotzdem gepriesen sein!«

»Wovon sprichst du, Frau?«

»Du wirst es gleich erfahren ... Welches Leid und welche Ehre, Herr! Du verwundest mich und krönst mich.«

Philippus, der in der Nähe Jesu ist, fragt: »Was sagst du? Von wem sprichst du? Du bist meine Frau und was dich betrifft, geht auch mich etwas an ... «

»Oh, du wirst es erfahren, Philippus. Geh, geh nur mit dem Meister.«

Jesus fragt indessen Elisa, ob sie wieder gesund sei. Die Frau, der das große Leid der Vergangenheit die Würde einer leidenden Königin verliehen hat, sagt: »Ja, mein Herr. Mit Frieden im Herzen zu leiden ist kein Leid, und ich habe nun Frieden im Herzen.«

»Und bald wirst du noch mehr haben.«

»Was, Herr?«

»Geh nun und komm dann zurück, und du wirst es erfahren.«

»Jesus ist da! Jesus ist da!« jubilierten die beiden Kinder, die ihre Gesichtlein gegen das verzierte Geländer drücken, das die Terrasse auf den beiden Seiten zum Garten einfaßt und von dem blühende Rosen- und Jasminzweige herabhängen; denn die Terrasse ist ein großer hängender Garten, über den die Sonne in dieser Stunde ein buntes Zeldach ausgebreitet hat. Alle, die auf der Terrasse mit Vorbereitungsarbeiten beschäftigt sind, wenden sich bei den Rufen von Maria und Matthias um und lassen alles liegen, was sie in den Händen haben, um Jesus entgegenzueilen, dessen Knie die beiden Kinder schon umfassen haben.

Jesus grüßt die zahlreichen Frauen, die sich um ihn drängen. Unter den wahren und eigentlichen Jüngerinnen und den Frauen, Töchtern und Schwestern der Apostel und der Jünger sehe ich andere, weniger bekannte, mir weniger vertraute, wie die Frau des Veters Simon, die Mütter der beiden Eselstreiber von Nazaret, die Mutter Abels von Betlehem in Galiläa, Hanna des Judas (Haus am Meronsee), Maria des Simon, die Mutter des Judas von Kerijot, Noomi von Ephesus und Sara und Marcella von Betanien (Sara ist die Frau, die Jesus auf dem Berg der Seligkeiten geheilt und mit dem alten Ismael zu Lazarus geschickt hatte. Nun scheint sie Dienerin der Maria des Lazarus zu sein); dann noch die Mutter Jaias, die Mutter des Philippus von Arbela, Dorkas, die junge Mutter von Cäsarea Philippi und ihre Schwiegermutter, die Mutter der Annalia, Maria von Bozra, die vom Aussatz geheilt worden und mit ihrem Gatten nach Jerusalem gekommen ist; außerdem noch andere, die ich schon gesehen habe, deren Namen mir jedoch entfallen sind.

Jesus geht weiter über die breite, rechteckige Terrasse, die auf der einen Seite dem Xystos gegenüber liegt, und begibt sich zu dem Raum, in den wahrscheinlich die innere Treppe mündet, und der einen niedrigen Würfel in der nördlichen Ecke der Terrasse bildet. Von hier aus sieht man ganz Jerusalem und die nähere Umgebung. Ein herrlicher Anblick! Alle Jüngerinnen, ja alle Frauen unterbrechen ihre Tätigkeit an den Tischen und drängen sich um ihn. Die Diener setzen ihre Arbeit fort.

Maria ist nahe bei ihrem Sohn. In dem goldenen Licht, das durch das Zeltdach dringt, welches über einen großen Teil der Terrasse ausgespannt ist und das zart smaragdgrün wirkt, wo das Dickicht von Jasmin und Rosenstöcken durchschimmert, erscheint sie noch jünger und schlanker. Sie könnte eine Schwester der jüngsten Jüngerinnen sein, kaum etwas älter als diese und schön, schön, wie die schönste der Rosen, die in diesem hängenden Garten in den geräumigen Becken blühen, die ringsum aufgestellt sind und Rosenstöcke, Jasmin, Maiglöckchen, Lilien und andere liebevolle Blumen enthalten.

»Mutter, meine Frau hat eigenartig geheimnisvoll gesprochen! ... Was ist geschehen, daß meine Frau sich verwundet und gleichzeitig gekrönt nennen kann?« fragt Philippus, der brennend wünscht, es zu erfahren.

Maria lächelt sanft, während sie ihn betrachtet, und sie, die Vertraulichkeiten so abgeneigt ist, nimmt ihn bei der Hand und sagt: »Wärest du imstande, meinem Sohn das Liebste zu geben, was du besitzt? Wahrlich, du solltest es ... denn er gibt dir den Himmel und den Weg, um dorthinzugelangen.«

»Aber gewiß, Mutter ... besonders, wenn ich wüßte, daß ich ihn damit glücklich machen könnte.«

»So ist es, Philippus. Auch deine andere Tochter weiht sich dem Herrn. Sie hat es vor kurzem mir und der Mutter in Gegenwart von mehreren Jüngerinnen gesagt.«

»Du? Du?!« fragt Philippus verwundert und deutet mit dem Zeigefinger auf das liebevolle Mädchen, das sich an Maria hängt, wie um von ihr beschützt zu werden. Der Apostel verdaut diesen zweiten Schlag, der ihm für immer die Hoffnung auf Enkelkinder nimmt, nur schwer. Er wischt sich den plötzlich ausgebrochenen Schweiß von der Stirn und läßt seinen Blick über die Umstehenden schweifen. Er kämpft mit sich ... Er leidet.

Das Mädchen seufzt: »Vater ... deine Verzeihung ... und deinen Segen«, und gleitet zu seinen Füßen auf die Knie.

Philippus streichelt mechanisch die braunen Haare und räuspert

sich, denn er hat ein Würgen in der Kehle. Schließlich sagt er: »Man verzeiht den Kindern, die sündigen ... Du sündigst nicht, indem du dich dem Meister weihst, und ... dein armer Vater kann nichts anderes tun, als dir zu sagen ... dir zu sagen: „Sei gesegnet“ ... Ach, Tochter! Meine Tochter! ... Wie lieblich und schrecklich zugleich ist doch der Wille Gottes!« und er beugt sich nieder, hebt sie hoch, umarmt sie, küßt sie auf die Stirn, aufs Haar und weint ... und dann, während er sie immer noch in den Armen hält, geht er zu Jesus und sagt: »Hier ist sie. Ich habe sie gezeugt, aber du bist ihr Gott ... und du hast ein größeres Recht auf sie als ich ... Danke, danke ... Herr ... für die Freude, welche ...«, er kann nicht mehr weiterreden. Er fällt zu Füßen Jesu auf die Knie, beugt sich nieder, um die Füße zu küssen, und jammert: »Nie, nie mehr Enkelkinder! ... Mein Traum! ... Der Sonnenschein meines Alters! ... Verzeih diese Tränen, mein Herr ... Ich bin ein armer Mensch ... «

»Erhebe dich, mein Freund, und freue dich, die Erstlinge für die Blumenbeete der Engel herzugeben. Komm, komm hierher, zwischen mich und meine Mutter. Wir wollen von ihr hören, wie alles vor sich gegangen ist, denn das kann ich dir versichern, ich meinerseits habe weder Schuld noch Verdienst.«

Maria erklärt: »Auch ich weiß wenig. Wir haben unter uns Frauen gesprochen und, wie es oft geschieht, fragten sie mich über mein Gelübde der Jungfräulichkeit. Sie fragten auch danach, wie die künftigen Jungfrauen sein würden, welche Beschäftigungen und welche Ehren für sie vorgesehen sind. Ich antwortete, so gut ich konnte ... Für die Zukunft sah ich für sie ein Leben des Gebetes, des Trostes für die Leiden, die die Welt meinem Jesus verursachen wird, voraus. Ich sagte: „Es werden die Jungfrauen sein, welche die Apostel unterstützen, die schmutzige Welt reinwaschen, sie mit ihrer Reinheit bekleiden und dadurch mit Wohlgeruch erfüllen werden. Sie werden Engel sein, die das Gotteslob singen, um die Gotteslästerungen zu bedecken, und Jesus wird darüber glücklich sein und der Welt um dieser unter den Wölfen verstreuten Lämmer willen Gnade und

Barmherzigkeit schenken ...“ Ich sprach noch über andere Dinge. Daraufhin sagte mir die Tochter des Jäirus: „Gib mir einen Namen, o Mutter, für meine Zukunft als Jungfrau, denn ich kann nicht zulassen, daß ein Mann sich meines Körpers erfreue, der von Jesus wiederbelebt worden ist. Ihm allein gehört dieser mein Körper, bis das Fleisch im Grabe ruhen und die Seele im Himmel sein wird.“ Annalia sagte: „Auch ich habe mich dazu gedrängt gefühlt. Heute bin ich fröhlicher als die Schwalben, denn alle Bande sind zerrissen.“ Bei dieser Gelegenheit sagte auch deine Tochter, o Philippus: „Auch ich will so sein wie ihr. Jungfrau in Ewigkeit!“ Die Mutter, da kommt sie, machte sie darauf aufmerksam, daß man eine so große Entscheidung nicht auf diese Weise treffen könne. Doch sie änderte ihre Meinung nicht. Jedem, der sie fragte, ob sie diesen Entschluß schon vor längerer Zeit gefaßt habe, sagte sie: „Nein“; und jedem, der sie fragte, wie sie dazu gekommen sei, antwortete sie: „Ich weiß es nicht. Wie durch einen Lichtpfeil wurde mein Herz durchbohrt, und ich habe verstanden, mit welcher großer Liebe ich Jesus liebe.“«

Die Frau des Philippus fragt ihren Mann: »Hast du es gehört?«

»Ja, Frau. Das Fleisch seufzt ... und es sollte frohlocken, denn dies ist seine Verherrlichung. Unser erdschweres Fleisch hat zwei Engel hervorgebracht. Weine nicht, Frau! Du hast zuerst gesagt: „Er hat dich gekrönt“ ... Die Königin weint nicht, wenn sie die Krone empfängt ... «

Aber nun weint auch Philippus, und viele weinen mit ihm, sowohl Männer als auch Frauen: alle, die dort oben versammelt sind. Maria des Simon weint bitterlich in einer Ecke ... Maria Magdalena weint in einer anderen, wobei sie am Linnen ihres Kleides zerrt und mechanisch Fäden aus der Borte zupft, die es ziert; Anastasica weint und versucht, mit der Hand ihr tränenüberströmtes Gesicht zu verbergen.

»Warum weint ihr?« fragt Jesus.

Niemand antwortet. Jesus ruft Anastasica zu sich und fragt sie noch einmal, und sie antwortet: »Herr, weil ich für eine ekelerregen-

de Freude, die nur eine Nacht gedauert hat, die Gelegenheit verpaßt habe, eine deiner Jungfrauen zu werden.«

»Jeder Stand ist gut, wenn man darin dem Herrn dient. In der zukünftigen Kirche werden Jungfrauen und Frauen gebraucht. Sie alle werden dem Triumph des Reiches Gottes auf Erden und der Arbeit der Priester-Brüder nützlich sein. Elisa von Bet-Zur, komm her und tröste sie, die noch beinahe ein Mädchen ist ... «

Er selbst führt Anastasica in die Arme Elisas. Er beobachtet sie, während Elisa sie liebkost und Anastasica sich diesen Mutterarmen überläßt, und fragt dann: »Elisa, kennst du ihre Geschichte?«

»Ja, Herr, und sie tut mir so leid, diese arme Taube ohne Nest.«

»Elisa, liebst du diese Schwester?«

»Ob ich sie liebe? Sehr! Aber nicht wie eine Schwester. Sie könnte meine Tochter sein. Und nun, da ich sie in den Armen halte, scheint es mir, als wäre ich wieder die glückliche Mutter vergangener Zeiten. Wem wirst du sie anvertrauen, die sanfte Gazelle?«

»Dir, Elisa.«

»Mir?« Die Frau läßt die Arme sinken und sieht Jesus ungläubig an ...

»Dir. Willst du sie nicht?«

»Oh, Herr! Herr! Herr!« ... Elisa rutscht auf den Knien zu Jesus und weiß nicht, wie und was sie sagen oder tun soll, um ihre Freude auszudrücken.

»Steh auf und sei ihr eine heilige Mutter, und sie wird dir eine heilige Tochter sein, und beide werdet ihr auf dem Weg des Herrn voranschreiten. Maria des Lazarus, warum weinst du, du, die du vorhin so fröhlich warst? Wo sind die zehn Blumen, die du mir bringen wolltest?«

»Sie schlafen satt und zufrieden in ihrer reinen Unschuld, Meister ... und ich weine darüber, daß ich nie mehr die Reinheit der Jungfrauen haben werde, und meine Seele wird immer weinen, nie genug, denn ... denn ich habe gesündigt ... «

»Meine Vergebung und deine Tränen machen dich reiner als diese.

Komm her! Weine nicht mehr! Überlasse die Tränen denen, die sich über irgendetwas zu schämen haben. Nun, hole deine Blumen. Geht auch ihr, Frauen und Jungfrauen! Geht und sagt den Gästen Gottes, daß sie heraufkommen sollen. Wir müssen sie vor dem Schließen der Tore entlassen, denn viele von ihnen wohnen in der Umgebung.«

Sie entfernen sich gehorsam, während Jesus allein an seinem Platz auf der Terrasse zurückbleibt und Maria und Matthias liebkost. Elisa und Anastasica sitzen nicht weit von ihm, Hand in Hand, und schauen sich in die Augen, mit einem Lächeln, das mit Freudentränen gemischt ist. Maria, die heilige Jungfrau, neigt sich mitleidig über Maria des Simon, und Johanna schaut von der Türschwelle aus unsicher auf Jesus. Die Apostel und die Jünger sind zusammen mit den Frauen hinuntergegangen, um den Dienern zu helfen, die Lahmen, Blinden, Hinkenden, Krüppel und die Alten über die lange Treppe hinaufzuführen.

Jesus erhebt sein Haupt, das über die beiden Kinder gebeugt war, und sieht Maria über die Mutter des Judas geneigt. Dann steht er auf, geht zu ihnen und legt seine Hand auf den grauen Kopf Marias des Simon.

»Warum weinst du, Frau?«

»Oh, Herr! Herr! Ich habe einen Dämon geboren! Keine Mutter in Israel ist mir gleich im Schmerz!«

»Maria, eine andere Mutter, und aus dem gleichen Grund wie dem deinen, hat diese Worte gesagt und sagt sie noch. Arme Mütter! . . . «

»O mein Herr, so gibt es also noch einen anderen, der wie mein Judas dir gegenüber treulos und verbrecherisch ist? Oh, das kann nicht sein. Er, der dich hat, hat sich unreinen Handlungen hingegeben. Er, der deinen Hauch einatmet, ist ein Lüstling und ein Dieb, vielleicht wird er noch zum Mörder. Er . . . Oh! Lügen sind seine Gedanken! Wahn ist sein Leben. Laß ihn sterben, Herr! Aus Erbarmen! Laß ihn sterben!«

»Maria, dein Herz zeigt ihn dir schlimmer als er ist. Du bist vor

Angst von Sinnen. Aber beruhige dich und überlege. Welche Beweise hast du für seine Handlungen?«

»Für die gegen dich, keine. Aber er ist eine herabrollende Lawine. Ich habe ihn überrascht, und er hat die Beweise nicht verbergen können, daß ... Schau, da ist er ... Aus Barmherzigkeit, schweige! Er schaut mich an. Er vermutet etwas. Er ist mein Schmerz. Keine Mutter in Israel ist unglücklicher als ich! ... «

Maria flüstert: »Ich ... denn mit meinem Schmerz vereinige ich den Schmerz aller unglücklichen Mütter ... Mein Schmerz wird nicht allein durch den Haß eines Menschen, sondern durch den Haß einer ganzen Welt verursacht.«

Jesus begibt sich zu Johanna, die ihn gerufen hat. Judas geht zu seiner Mutter, die noch von Maria getröstet wird, und fährt sie an: »Hast du deine wahnsinnigen Träume erzählt? Hast du mich verleumdet? Bist du nun zufrieden?«

»Judas! So sprichst du mit deiner Mutter?« fragt Maria streng. Ich sehe sie zum erstenmal so, sie, die sonst immer so sanft ist.

»Ja, ich bin ihrer Anschuldigungen müde.«

»O mein Sohn, das ist keine Anschuldigung! Es ist Liebe. Du nennst mich krank. Aber der Kranke bist du! Du sagst, daß ich dich verleumde und auf deine Feinde höre. Aber du tust dir selbst Unrecht an und verkehrst mit unglücklichen Menschen, die dich ins Verderben stürzen werden, denn du bist schwach, mein Sohn, und sie sind dessen gewahr geworden ... Höre auf deine Mutter! Hör auf Hananias, den Alten und Weisen. Judas! Judas! Erbarme dich meiner, erbarme dich deiner! Judas!!! Wohin gehst du, Judas?!«

Judas, der fast im Eilschritt die Terrasse überquert, wendet sich um und schreit: »Dorthin, wo ich nützlich bin und geehrt werde.« Er stürzt die Treppe hinunter, während ihm die unglückliche Mutter, die sich über die Brüstung beugt, nachruft: »Geh nicht! Geh nicht zu ihnen! Sie wollen dein Verderben! Sohn! Sohn! Mein Sohn! ... «

Judas hat den Garten erreicht, und die Bäume verbergen ihn vor den Blicken der Mutter. Er taucht noch einmal an einer freien Stelle auf, bevor er in der Vorhalle verschwindet.

»Er ist gegangen! ... Der Hochmut bringt ihn noch um!« jammert seine Mutter.

»Wir wollen für ihn beten, Maria, miteinander wollen wir für ihn beten ...«, sagt die Jungfrau und hält die Mutter des künftigen Gottesmörders an der Hand.

Indessen beginnen die Gäste heraufzukommen ... und Jesus spricht mit Johanna.

»Gut. Sie sollen nur kommen. Es ist gut, daß sie hebräische Gewänder angezogen haben, um nicht die Vielen mit Vorurteilen zu reizen. Ich erwarte sie hier. Geh sie holen!« An einen Pfosten gelehnt, beobachtet er den Zustrom der Geladenen, welche die Apostel, die Jünger und die Jüngerinnen liebenswürdig nach einer im voraus bestimmten Ordnung zu den Tischen geleiten. In der Mitte steht der niedrige Tisch der Kinder; und die anderen Tische sind da und dort parallel dazu aufgestellt.

Doch während Blinde, Lahme, Hinkende, Krüppel, Greise, Witwen und Bettler mit den auf ihren Gesichtern eingemeißelten Leidensgeschichten sich niederlasen, siehe: lieblich wie Blumenkörbchen sind die in Wiegen umgewandelten Körbe und selbst kleine Kisten, in denen auf Kissen gebettet die satten kleinsten Kinder schlafen, die man den Bettelmüttern abgenommen hat. Maria Magdalena, die sich nun beruhigt hat, eilt zu Jesus und sagt: »Die Blumen sind da. Komm und segne sie, mein Herr!«

Aber im gleichen Augenblick erscheint Johanna auf der inneren Treppe und sagt: »Meister, die heidnischen Jüngerinnen sind da.« Es sind sieben Frauen, die einfache dunkle Kleider tragen, die denen der Jüdinnen gleichen. Sie haben Schleier über ihre Gesichter gezogen und ein Mantel bedeckt sie bis zu den Füßen.

Zwei sind hochgewachsen und majestätisch, die anderen von mittlerer Größe. Nachdem sie den Meister verehrt haben, legen sie die Mäntel ab und sind nun leicht zu erkennen. Es sind Plautina, Lydia, Valeria und die Freigelassene, Flavia, welche die Worte Jesu im Garten des Lazarus aufgeschrieben hatte. Auch drei Unbekannte sind

dabei, eine davon mit gebieterischem Blick, die sich dennoch vor dem Herrn niederwirft und sagt: »Und mit mir wirft sich Rom zu deinen Füßen nieder«; dann eine wohlgestaltete, etwa fünfzigjährige Matrone, und endlich ein zartes Mädchen, offen und heiter wie eine Blume des Feldes.

Maria von Magdala, die die Römerinnen trotz ihrer jüdischen Gewänder erkennt, flüstert: »Claudia!!!« und bleibt mit aufgerissenen Augen stehen.

»Ich bin es. Man muß nicht nur die andern hören! Die Wahrheit und die Weisheit muß man direkt an der Quelle schöpfen.«

»Glaubst du, daß sie uns erkennen werden?« fragt Valeria Maria Magdalena.

»Wenn ihr euch nicht zu erkennen gebt, indem ihr euch untereinander beim Namen nennt, glaube ich nicht. Übrigens werde ich euch an einen sicheren Platz führen.«

»Nein, Maria. Zu den Tischen, damit sie die Bettler bedienen können. Niemand wird glauben, daß die Patrizierinnen die Armen, die Unglücklichen aus der jüdischen Welt bedienen«, sagt Jesus.

»Du hast gut entschieden, o Meister. Denn der Hochmut ist uns angeboren.«

»Und die Demut ist das sicherste Wahrzeichen meiner Lehre. Wer mir nachfolgen will, muß Wahrheit, Reinheit und Demut lieben. Er muß Liebe für alle haben und Heldenmut besitzen, um der Meinung der Menschen und der Unterdrückung der Tyrannen entgegenzutreten. Gehen wir!«

»Verzeih, o Rabbi! Dieses Mädchen ist eine Sklavin, Tochter von Sklaven. Ich habe sie losgekauft, weil sie jüdischer Abstammung ist, und Plautina hat sie bei sich behalten. Aber ich biete sie dir an, weil ich denke, daß es so gut ist. Ihr Name ist Eglä. Sie gehört dir.«

»Maria, nimm sie an! Später wollen wir überlegen ... Danke, Frau!«

Jesus begibt sich zur Terrasse, um die Kinder zu segnen. Die Frauen erregen große Neugier. Aber in der beinahe ärmlichen Kleidung

und nach jüdischer Art gekämmt, erwecken sie keinen Verdacht. Jesus geht in die Mitte der Terrasse zum Tisch der Kinder und betet. Er opfert für alle die Speise dem Herrn auf, segnet und gibt Anweisung, die Mahlzeit zu beginnen.

Apostel, Jünger, Jüngerinnen und Frauen sind die Diener der Armen, und Jesus geht mit gutem Beispiel voran, indem er die weiten Ärmel seines roten Gewandes aufkrepelt und sich um seine geliebten Kinder kümmert, wobei ihm Mirjam des Jäirus und Johannes behilflich sind.

Die Münder so vieler Unterernährter essen hungrig, aber die Augen sind alle auf den Herrn gerichtet. Der Abend sinkt hernieder, und das Zeltdach wird entfernt, während die Diener noch mehr Lampen bringen.

Jesus geht zwischen den Tischen hin und her. Er läßt niemanden ohne den Trost seines Wortes und seiner Hilfe. Mehrmals kommt er auch an der königlichen Claudia und an Plautina vorbei, die bescheiden Brot brechen oder Weingläser an die Lippen Blinder, Lahmer und Krüppel halten. Er lächelt seinen Jungfrauen zu, die sich um die Frauen kümmern, den Müttern (Jüngerinnen), die sich alle liebevoll mit den Unglücklichen befassen, Maria Magdalena, die sich um eine Tischgesellschaft von Greisen, die traurigste von allen, bemüht. Da gibt es Husten und Zittern, zahnlos mahlende Kiefer und geifernde Münder. Er hilft Matthäus, der einem Kind auf den Rücken klopft, das sich an einem Kuchenstück verschluckt hat, das es mit seinen neuen Zähnchen gekaut hat. Er lobt Chuza, der zu Beginn des Mahles das Fleisch zerlegt hat und wie ein geübter Diener serviert.

Das Mahl ist zu Ende. Die Gesichter haben Farbe bekommen, die Augen sind heiterer, und die Zufriedenheit der Elenden ist offenbar.

Jesus beugt sich über einen vom Zittern geschüttelten Greis und sagt: »Was denkst du, Vater, du lächelst?«

»Ich denke, daß es wirklich nicht nur ein Traum ist. Bis vor kurzem glaubte ich noch zu schlafen und zu träumen. Aber nun fühle

ich, daß es Wirklichkeit ist. Aber wer macht dich so gut, wer macht deine Jünger so gut? Es lebe Jesus!« ruft er zuletzt.

Alle stimmen diesem Unglücklichen bei; es sind Hunderte, die rufen: »Es lebe Jesus!«

Jesus geht wiederum in die Mitte der Terrasse und breitet seine Arme aus, wobei er allen gebietet, sich zu setzen und zu schweigen. Er hat ein Knäblein auf seinen Knien. Nun beginnt er zu sprechen.

»Es lebe Jesus, ja. Es lebe Jesus, nicht weil ich Jesus bin, sondern weil Jesus bedeutet: die menschengewordene Liebe Gottes, die zu den Menschen gekommen ist, um erkannt zu werden und die Liebe bekannt zu machen, die das Zeichen des neuen Zeitalters sein wird. Es lebe Jesus, weil Jesus bedeutet: „Heiland“, und ich errette euch, ich rette alle, Reiche und Arme, Kinder und Greise, Juden und Heiden, alle, wenn ihr mir nur euren Willen gebt, gerettet zu werden. Jesus gehört allen! Er ist nicht nur für diesen oder jenen gekommen. Jesus gehört allen und ist für alle Menschen da. Für alle bin ich die barmherzige Liebe und die sichere Erlösung. Was muß man tun, um Jesus anzugehören und dadurch gerettet zu werden? Wenige, aber große Dinge! Nicht groß, weil es sich um schwierige Dinge handeln würde, wie jene, die die Könige zu besorgen haben; sondern groß, weil sie vom Menschen verlangen, daß er sich erneuere, um Jesus anzugehören. Daher Liebe, Demut, Glauben, Ergebung und Mitleid. Das ist es. Ihr, die ihr Jünger seid, was habt ihr heute Großes getan? Ihr werdet sagen: „Nichts. Wir haben ein Mahl serviert.“ Nein! Ihr habt Liebe ausgeteilt. Ihr habt euch verdemütigt. Ihr habt Unbekannte aller Rassen wie Brüder behandelt, ohne zu fragen, wer sie sind, ob sie gesund, ob sie gut sind, und all das habt ihr im Namen des Herrn getan. Vielleicht habt ihr große Worte von mir erwartet zu eurer Belehrung. Ich habe euch große Taten vollbringen lassen. Wir haben den Tag mit Gebet angefangen. Wir haben Aussätzigen und Bettlern geholfen. Wir haben den Allerhöchsten in seinem Haus angebetet. Wir haben das brüderliche Liebesmahl begonnen und uns um Pilger und Arme gekümmert. Wir haben gedient, denn aus Lie-

be dienen bedeutet, mir ähnlich sein, der ich der Diener der Diener Gottes bin, Diener bis zur Vernichtung im Tode, um eurer Rettung willen . . . «

Ein Gewirr von Stimmen und Stampfen von Füßen unterbricht Jesus. Eine erregte Gruppe von Israeliten kommt eilends die Treppe herauf. Die bekanntesten der Römerinnen, d. h. Plautina, Claudia, Valeria und Lydia, ziehen sich in den Schatten zurück und bedecken sich mit ihren Schleiern.

Die Störenfriede stürzen auf die Terrasse, und es hat den Anschein, als ob sie jemanden suchen würden. Chuza, der sich beleidigt fühlt, stellt sich vor die Neuankömmlinge und fragt: »Was wollt ihr?«

»Nichts, was dich etwas angehen würde. Wir suchen Jesus von Nazaret und nicht dich!«

»Hier bin ich. Seht ihr mich nicht?« fragt Jesus, stellt das Knäblein auf den Boden und richtet sich in seiner erhabenen Gestalt auf.

»Was machst du hier?«

»Ihr seht es. Ich tue das, was ich lehre, und lehre das, was getan werden muß: die Liebe zu den Ärmsten. Was hat man euch denn gesagt?«

»Man hat aufrührerisches Geschrei gehört, und da dort, wo du bist, Aufruhr herrscht, sind wir gekommen, um nachzusehen.«

»Dort, wo ich bin, herrscht Friede. Es wurde gerufen: „Es lebe Jesus!“«

»Eben, und sowohl im Tempel als auch im Palast des Herodes vermutete man, daß man sich hier schwört gegen . . . «

»Wer? Gegen wen? Wer ist der König in Israel? Nicht der Tempel, nicht Herodes. Rom herrscht hier, und wahnsinnig ist, wer daran denkt, sich dort zum König zu machen, wo Rom herrscht.«

»Du sagst, du bist ein König.«

»Ich bin ein König, aber nicht von diesem Reich. Das wäre viel zu gering für mich. Viel zu gering wäre auch das Reich der Römer. Ich bin der König des heiligen Reiches der Himmel, des Reiches der Liebe und des Geistes. Geht in Frieden. Oder bleibt, wenn ihr wollt,

und lernt, wie man in mein Reich gelangen kann. Meine Untertanen sind diese hier: die Armen, die Unglücklichen, die Unterdrückten, und außer ihnen auch die Guten, die Demütigen, die Wohltätigen. Bleibt und schließt euch ihnen an.«

»Du bist aber immer bei Gelagen in reichen Häusern, in Gesellschaft schöner Frauen und ... «

»Genug! Hier werden keine Anspielungen gemacht, und in meinem Haus wird der Rabbi nicht beleidigt. Hinaus mit euch!« donnert Chuza.

Aber von der inneren Treppe stürzt eine schlanke verschleierte Mädchengestalt auf die Terrasse heraus. Sie eilt behende wie ein Schmetterling zu Jesus hin. Dort wirft sie Schleier und Mantel ab, fällt ihm zu Füßen und will sie küssen.

»Salome!« ruft Chuza, und mit ihm die anderen.

Jesus hat sich so heftig zurückgezogen, um die Berührung zu vermeiden, daß er seinen Stuhl umgestoßen hat. Er nimmt ihn und stellt ihn zwischen sich und Salome. Seine Augen sind furchterregend, so schrecklich funkeln sie.

Salome, leicht, schamlos und schmeichelnd, sagt: »Ja, ich! Der Beifall ist bis zum Palast gedrungen. Herodes schickt dir eine Botschaft, um dir mitzuteilen, daß er dich sehen will. Aber ich bin ihr zuvorgekommen. Komm mit mir, Herr. Ich liebe dich sehr und verlange so sehr nach dir! Auch ich bin von Israel.«

»Geh nach Hause!«

»Der Hof erwartet dich, um dich zu ehren.«

»Mein Hofstaat ist dieser hier. Ich kenne keinen anderen und auch keine anderen Ehren«; und er zeigt auf die Armen, die an den Tischen sitzen.

»Ich bringe dir Gaben für sie. Hier sind meine Schmuckstücke.«

»Ich will sie nicht haben.«

»Warum lehnt du sie ab?«

»Weil sie unrein sind und für einen unreinen Zweck gegeben werden. Geh fort!«

Salome erhebt sich sprachlos. Sie schaut flüchtig auf den Furchtbaren, den Reinsten, der sie mit ausgestrecktem Arm und feurigen Augen anblitzt. Sie schaut verlegen auf alle Anwesenden und sieht Spott und Ekel auf ihren Gesichtern. Die Pharisäer sind wie versteinert und beobachten die eindrucksvolle Szene. Die Römerinnen wagen sich vor, um besser sehen zu können.

Salome macht einen letzten Versuch: »Du nährst dich auch den Aussätzigen ...«, sagt sie unterwürfig und flehentlich.

»Sie sind krank! Du bist schamlos! Geh fort!«

Das letzte „Geh fort!“ ist so machtvoll, daß Salome Mantel und Schleier ergreift und gebeugt zur Treppe schleicht.

»Gib acht, Herr! Sie ist mächtig ... Sie könnte dir schaden«, flüstert Chuza leise.

Aber Jesus antwortet mit so lauter Stimme, daß alle es hören können, und die Verjagte als erste: »Das ist unwichtig. Ich ziehe es vor, getötet zu werden als ein Bündnis mit dem Laster einzugehen. Schweiß unzüchtiger Frauen und Geld von Dirnen sind Höllengifte. Ein aus Feigheit mit den Mächtigen geschlossenes Bündnis ist Sünde. Ich bin die Wahrheit, die Reinheit und die Erlösung, und ich schweige nicht. Geh! Führe sie hinaus ... «

»Ich werde die Diener bestrafen, die sie hereingelassen haben.«

»Du sollst niemanden bestrafen. Nur eine wird bestraft werden, sie, und sie ist schon bestraft worden. Sie soll wissen, und ihr sollt wissen, daß mir ihre Absicht bekannt ist, und daß ich Abscheu davor empfinde. Die Schlange soll in ihre Höhle zurückkehren. Das Lamm kehrt in seine Gärten zurück.«

Er setzt sich nieder. Er schwitzt. Er schweigt. Dann sagt er: »Johanna, gib jedem ein Almosen, damit das Leben für alle einige Tage etwas weniger traurig ist ... Was kann ich sonst noch für euch tun, ihr Kinder des Schmerzes? Was wollt ihr, daß ich euch noch gebe? Ich lese in den Herzen. Den Kranken, die glauben können, Friede und Gesundheit!«

Eine kurze Pause, und dann ein Aufschrei ... und viele, viele ste-

hen geheilt auf! Die Juden, die gekommen sind, ihn zu ertappen, gehen verwirrt davon. Niemand kümmert sich um sie bei dem allgemeinen Jubel über die Wunder und über der Reinheit Jesu.

Jesus lächelt und küßt die Kinder. Dann verabschiedet er die Gäste, unterhält sich noch mit den Witwen und spricht mit Johanna zu deren Gunsten. Johanna nimmt es zur Kenntnis und lädt sie für den nächsten Tag ein. Dann gehen auch sie. Zuletzt die Greise . . .

Zurück bleiben die Apostel, die Jünger, die Jüngerinnen und die Römerinnen. Jesus sagt: »So ist sie und so muß die zukünftige Einigkeit sein. Keine großen Worte, Taten sollen in ihrer Klarheit zu den Seelen und den Herzen sprechen. Der Friede sei mit euch!«

Jesus geht auf die innere Treppe zu und entfernt sich, von Johanna und den anderen gefolgt.

Am Fuß der Treppe stößt er mit Judas zusammen. »Meister, geh nicht nach Getsemani, deine Feinde suchen dich dort. Und du, Mutter, was sagst du nun? Du, die du mich anklagst! Wenn ich nicht dort hingegangen wäre, hätte ich nichts von dem Anschlag gegen den Meister erfahren. In ein anderes Haus! Gehen wir in ein anderes Haus!«

»In das unsrige also; ins Haus des Lazarus kommt nur hinein, wer ein Freund Gottes ist«, sagt Maria von Magdala.

»Ja. Diejenigen, die gestern in Getsemani waren, mögen mit den Schwestern zum Palast des Lazarus kommen. Morgen werden wir dann weiter sorgen.«

418 Der Donnerstag vor dem Paschafest (Fünfter Teil)

Die Nachfolger Jesu glänzen nicht gerade durch Heldenmut! Die Nachricht des Judas hat die gleiche Wirkung wie das Erscheinen eines Sperbers auf einer Tenne voller Küken oder eines Wolfes in der Nähe einer Herde. Schrecken oder zumindest Aufregung malen sich auf wenigstens neun von zehn Gesichtern und besonders auf denen der Männer. Ich glaube, daß letztere schon an die Schneide

des Schwertes oder an die Geißelschläge auf der Haut denken, und das mindeste, was sie sich vorstellen, ist, daß sie in der Erwartung des Prozesses die Verließe der Kerker zu spüren bekommen werden.

Die Frauen sind weniger aufgeregt. Sie machen sich hauptsächlich um die Söhne oder die Gatten Sorgen, und raten diesen und jenen, sich in kleine Gruppen aufzuteilen und sich auf dem Lande zu zerstreuen.

Maria Magdalena tritt dieser Welle übertriebener Furcht entgegen: »Oh, wie viele Hasen es in Israel gibt! Schämt ihr euch denn nicht, so verzagt zu sein? Ich habe euch gesagt, daß ihr in meinem Palast sicherer seid als in einer Festung. Kommt also! Und auf mein Ehrenwort versichere ich euch, daß euch überhaupt nichts zustoßen wird. Wenn außer den von Jesus Bezeichneten noch andere glauben, in meinem Hause sicherer zu sein, dann sollen sie kommen. Es gibt dort Betten und Lagerstätten für hundert Personen. Los, entschließt euch, anstatt vor Angst ohnmächtig zu werden! Ich bitte nur Johanna, uns Diener mit Lebensmitteln nachzuschicken, denn im Palast haben wir nicht genügend Vorräte, und es ist bereits Abend. Eine gute Mahlzeit ist die beste Medizin, um die Kleinmütigen aufzumuntern.« Sie ist nicht nur imponierend in ihrem weißen Gewand, sondern auch ziemlich ironisch mit ihrem leuchtenden Blick, während sie auf die erschrockene Herde herabschaut, die sich in der Vorhalle Johannes drängt.

»Ich werde sofort die notwendigen Vorkehrungen treffen. Geht nur, Jonatan wird euch mit den Knechten folgen, und ich mit ihm, denn ich gestatte mir die Freude, den Meister zu begleiten, und ohne Furcht, das versichere ich euch. Ich fürchte mich so wenig, daß ich die Kinder mitnehme«, sagt Johanna. Sie zieht sich zurück, um Befehle zu erteilen, während die Vorhut des erschrockenen Heeres vorsichtig den Kopf zum Tor hinausstreckt. Da sie sehen, daß nichts zu befürchten ist, wagen sie sich auf die Straße und machen sich, von den übrigen gefolgt, auf den Weg. Die Gruppe der Jungfrauen geht in der Mitte, unmittelbar hinter Jesus, der sich in den ersten Rei-

hen befindet. Dahinter, oh! Hinter den Jungfrauen folgen die Frauen, und dann . . . die am meisten Verängstigten, deren Rücken gedeckt wird von Maria des Lazarus und den Römerinnen, die entschlossen sind, sich nicht so schnell von Jesus zu trennen. Aber dann stürmt Maria des Lazarus nach vorn, um ihrer Schwester etwas zu sagen, und die sieben Römerinnen bleiben mit Sara und Marcella zurück. Letztere sind auf Anweisung Maria Magdalenas hinten geblieben, damit die sieben Römerinnen noch weniger auffallen unterwegs.

Mit schnellen Schritten holt sie Johanna mit den Kindern an der Hand ein; hinter ihr folgt Jonatan mit den Jüngern, die mit Taschen und Körben beladen sind und den Abschluß der kleinen Gruppe bilden, die wirklich niemand bemerkt; denn die Wege wimmeln von Leuten, die zu den Häusern oder Lagern gehen; und in der Dämmerung sind die Gesichter auch schwerer zu erkennen. Nun ist Maria Magdalena zusammen mit Johanna, Anastasica und Elisa in der ersten Reihe und führt ihre Gäste auf Seitenstraßen zum Palast.

Jonatan geht fast in der gleichen Reihe mit den Römerinnen, an die er sich wie an Mägde der reicheren Jüngerinnen wendet. Claudia benützt die Gelegenheit, um ihm zu sagen: »Mann, ich bitte dich, geh und rufe den Jünger, der die Botschaft gebracht hat. Sage ihm, er soll hierher kommen. Sage es ihm auf eine möglichst unauffällige Art. Geh!« Ihr Gewand ist schlicht, aber ihr Benehmen ist ungewollt gebieterisch, wie das eines Menschen, der es gewohnt ist, Befehle zu erteilen. Jonatan reißt die Augen auf, um durch den herabgelassenen Schleier zu erkunden, wer so zu ihm spricht. Aber es gelingt ihm nicht, das Wetterleuchten der beiden gebieterischen Augen wahrzunehmen. Er muß jedoch ahnen, daß die Frau, die zu ihm spricht, keine Magd ist, und bevor er gehorcht, verneigt er sich.

Er erreicht Judas von Kerijot, der lebhaft mit Stephanus und Timoneus spricht, und zieht ihn am Gewand.

»Was willst du?«

»Ich muß dir etwas sagen.«

»Sage es.«

»Nein. Folge mir. Sie lassen dich rufen, ich glaube, wegen eines Almosens . . . «

Der Vorwand ist gut gewählt und wird von den Begleitern des Judas ruhig und von Judas selbst mit Begeisterung aufgenommen, der daraufhin schnell mit Jonatan nach hinten geht.

Nun ist er bei der letzten Reihe angelangt.

»Frau, hier ist der Mann, den du hast rufen lassen«, sagt Jonatan zu Claudia.

»Ich bin dir dankbar für deinen Dienst«, antwortet diese, immer noch verhüllt. Dann wendet sie sich an Judas: »Bleibe, bitte, einen Augenblick hier, um mich anzuhören.«

Judas bemerkt die gepflegte Sprache und sieht zwei strahlende Augen durch den feinen Schleier; vielleicht vermutet er ein großartiges Erlebnis, denn er fügt sich ohne Widerspruch.

Die Gruppe der Römerinnen teilt sich. Bei Claudia bleiben Plautina und Valeria, die anderen gehen weiter.

Claudia blickt umher. Sie sieht, daß die Gasse, in der sie stehen geblieben sind, verlassen ist; da wirft sie mit ihrer überaus schönen Hand den Schleier zurück.

Judas erkennt sie und nach einem Augenblick der Verwirrung verbeugt er sich zum Gruß mit einer Kombination von jüdischen Gesten und dem römischen Wort: »Domina!«

»Ja, ich. Richte dich auf und höre zu. Du liebst den Nazarener. Du bist um sein Wohlergehen besorgt und du tust gut daran. Er ist tugendhaft und muß verteidigt werden. Wir verehren ihn als einen Großen und Gerechten. Die Juden mögen ihn nicht. Sie hassen ihn. Ich weiß es. Höre. Verstehe wohl, was ich dir sage, vergiß es nicht und richte dich danach. Ich will ihn beschützen. Nicht wie die Wollüstige von vorhin, sondern in Ehrbarkeit und Tugendhaftigkeit. Wenn deine Liebe und dein Scharfsinn dir zu verstehen geben, daß er in Gefahr ist, dann komm zu uns oder schicke uns jemanden. Claudia vermag alles bei Pontius. Claudia wird Schutz für den Gerechten erlangen. Verstehst du?«

»Vollkommen, Herrin! Unser Gott möge dich beschützen. Ich werde kommen, und wenn immer es möglich ist, werde ich persönlich kommen. Aber wie kann ich dich erreichen?«

»Frage immer nach Albula Domitilla. Sie ist mein zweites Ich, aber niemand wundert sich, wenn sie mit Juden spricht, weil sie diejenige ist, die sich um meine Wohltätigkeit kümmert. Sie werden dich für einen Bittsteller halten. Demütigt dich das vielleicht?«

»Nein, Herrin! Dem Meister zu dienen und deinen Schutz zu haben, ist eine Ehre.«

»Ja, ich werde euch beschützen. Ich bin eine Frau. Aber ich gehöre zum Geschlecht der Claudier. Ich vermag mehr als alle Großen in Israel, denn ich habe Rom hinter mir. Nimm das einstweilen für die Armen des Christus, das ist unser Beitrag! Aber . . . ich möchte heute abend unter den Jüngern bleiben. Verhilf mir zu dieser Ehre, und du wirst von Claudia beschützt werden.«

Auf einen Typ wie Iskariot wirken die Worte der Patrizierin bezaubernd. Er fühlt sich im siebten Himmel! . . . Er wagt zu fragen: »Aber wirst du ihm wirklich helfen?«

»Ja. Sein Reich verdient, gegründet zu werden, denn es ist ein Reich der Tugend. Es möge erstehen als Gegenkraft zu den schmutzigen Wellen, die die gegenwärtigen Reiche überschwemmen und mir Abscheu verursachen. Rom ist groß, aber der Rabbi ist größer als Rom. Wir haben die Adler auf unseren Feldzeichen und das stolze Siegel. Aber auf dem seinen werden die Genien und sein heiliger Name sein. Rom und die ganze Welt werden groß, wahrhaft groß sein, wenn sie diesen Namen auf ihre Feldzeichen schreiben und sein Zeichen auf die Fahnen und die Tempel, auf die Torbögen und die Säulen setzen werden.«

Judas ist im höchst verwundert, er träumt und ist verzückt. Er schwenkt die schwere Börse, die man ihm übergeben hat; er tut es fast mechanisch und nickt dabei mit dem Kopf zu allem ja, ja, ja . . .

»Nun aber wollen wir die anderen einholen. Wir sind Verbündete, nicht wahr? Verbündete, um deinen Meister und den König der ehrbaren Herzen zu beschützen.«

Sie läßt den Schleier fallen und holt eilenden Schrittes die Gruppe ein, die weitergegangen ist, gefolgt von den übrigen und von Judas, der heftig atmet, und zwar nicht so sehr wegen des schnellen Gehens, sondern wegen all dem, was er gehört hat. Im Palast des Lazarus werden gerade die letzten Jünger empfangen, als sie ankommen. Sie gehen schnell hinein, und das eisenbeschlagene Tor schließt sich hinter ihnen mit dem beträchtlichen Lärm der Riegel, die der Türhüter vorschiebt.

Eine einsame Lampe, von der Frau des Torhüters gehalten, erhellt nur sehr schwach die ganz weiße, quadratische Vorhalle des Palastes des Lazarus. Man sieht, daß das Haus unbewohnt ist, obwohl es gut bewacht und in Ordnung gehalten wird. Maria und Marta führen die Gäste in einen großen Empfangsraum, der sicher für Gastmähler benützt wird. Er ist festlich geschmückt, mit kostbaren Stoffen an den Wänden, die ihre Arabesken mehr und mehr enthüllen, als die Lampen angezündet werden und die Armleuchter auf die Anrichten, auf die kostbaren Truhen, die an den Wänden stehen, oder auf die Tische gestellt werden, die zum Gebrauch bereit sind, jedoch schon lange nicht mehr benützt worden sind. Aber Maria befiehlt, daß man sie in die Mitte des Saales bringt und für das Abendessen mit den Speisen deckt, die die Diener der Johanna aus Taschen und Körben holen und auf die Anrichten legen.

Judas nimmt Petrus beiseite und sagt ihm etwas ins Ohr. Ich sehe, wie Petrus die Augen aufreißt und die Hand schüttelt, als ob er sich die Finger verbrannt hätte, während er ausruft: »Donnerwetter! Was sagst du da?«

»Ja, schau! Und denk nur! Keine Angst mehr haben zu müssen! Nicht mehr so furchtsam sein zu müssen!«

»Aber das ist ja zu schön! Zu schön! Was hat sie gesagt? Wirklich, daß sie uns beschützen will? Gott möge sie segnen! Aber welche ist es denn?«

»Die große, schlanke, die ein Kleid von der Farbe der wilden Turteltaube trägt. Jetzt schaut sie zu uns her . . . «

Petrus sieht die stattliche Frau mit den regelmäßigen, ernsten Gesichtszügen und mit Augen, die trotz ihrer Majestät sanft sind.

»Und ... wie hast du es fertiggebracht, mit ihr zu sprechen? Hast du nicht? ...«

»Nein, gar nicht!«

»Und doch hast du den Kontakt mit ihnen immer gemieden! Wie ich, wir wir alle ...«

»Ja. Aber ich habe mich aus Liebe zum Meister überwunden, ebenso wie ich den Wunsch überwunden habe, Schluß zu machen mit den alten Freundschaften des Tempels ... Oh, alles für den Meister! Ihr alle, und meine Mutter mit euch, glaubt, ich sei doppelzüngig. Du hast mich vor kurzem erst noch getadelt wegen der Freundschaften, die ich habe. Aber wenn ich sie nicht hätte – und es kostet mich große Mühe – würde ich nicht so viele Dinge erfahren. Es ist nicht gut, sich ein Tuch vor die Augen zu binden und Wachs in die Ohren zu stecken aus Furcht, daß die Welt durch die Augen und die Ohren in einen eindringen könnte. Wenn man an einem Unterfangen wie dem unsrigen beteiligt ist, heißt es, Augen und Ohren offen zu halten, mehr als offen. Wachen für ihn, für sein Wohl, für seine Mission, für die Gründung dieses gesegneten Reiches ...«

Viele der Apostel und einige Jünger haben sich genähert und hören zu und nicken zustimmend. Denn wirklich, man kann nicht sagen, daß Judas übel redet!

Der ehrliche und demütige Petrus anerkennt dies und sagt: »Du hast wirklich recht! Verzeih meinen Tadel. Du bist mehr wert als ich und verstehst zu handeln. Oh, gehen wir, um es dem Meister, seiner Mutter und der deinigen zu sagen! Sie war so verängstigt.«

»Weil böse Zungen ihr zugeflüstert haben ... Aber schweige vorerst. Nachher, später! Siehst du? Sie setzen sich zu Tisch, und der Meister gibt uns ein Zeichen, zu kommen ...«

... Die Abendmahlzeit ist bald beendet. Auch die Römerinnen, die am Tisch der Frauen sitzen und so verteilt sind, daß Claudia zwischen Porphyria und Dorkas sitzt, verzehren schweigend, was

ihnen vorgesetzt wird. Johanna und Maria Magdalena tauschen geheimnisvolle Worte, begleitet von gegenseitigem Lächeln und Augenzwinkern. Sie gleichen Schülerinnen in den Ferien.

Nach dem Essen ordnet Jesus an, die Stühle im Quadrat aufzustellen und Platz zu nehmen, um ihm zuzuhören. Er setzt sich in die Mitte und beginnt in diesem Viereck von aufmerksamen Gesichtern zu reden. Nur die unschuldigen Augen des Söhnleins der Dorkas, das auf dem Schoß seiner Mutter schläft, sind geschlossen. Auch die Augen der kleinen Maria, die auf dem Schoß Johannis sitzt, und die ihres Bruders Matthias, der auf den Knien Jonatans hockt, sind vom Schlafe beschwert und beginnen sich zu verschleiern.

»Jünger und Jüngerinnen, die ihr im Namen des Herrn versammelt oder von dem Wunsch nach Wahrheit angezogen worden seid, einem Verlangen, das von Gott kommt, der Licht und Wahrheit in alle Herzen senken will, hört: Heute abend ist es uns gestattet, alle vereint zu sein, dank der Bösheit, die sich bemüht, uns zu zerstreuen. Mit euren begrenzten Sinnen erfaßt ihr nicht, wie tief diese Vereinigung ist, das wahre Morgenrot der zukünftigen Zusammenkünfte, wenn der Meister nicht mehr persönlich unter euch, jedoch mit seinem Geist in euch sein wird. Dann werdet ihr imstand sein zu lieben, dann werdet ihr imstand sein zu handeln. Jetzt seid ihr noch wie Kinder auf dem Schoß der Mütter. Dann werdet ihr erwachsen sein und jede Speise kosten können, ohne daß sie euch schadet. Dann werdet ihr, wie ich, sagen können: „Kommt alle zu mir, denn wir sind alle Brüder, und für alle hat er sich geopfert.“

Zu viele Vorurteile herrschen in Israel! Alles Pfeile, die die Liebe verletzen. Ich spreche offen zu euch, ihr Getreuen, denn unter euch sind weder Verräter noch solche, die durchdrungen sind von trennenden Vorurteilen, die sich in Unverständnis, Starrköpfigkeit und Haß gegen mich, der ich euch die Wege in die Zukunft weise, verwandeln . . . Ich kann nicht anders sprechen, und von nun an werde ich weniger sprechen, denn ich sehe, wie zwecklos Worte sind. Ihr habt genug gehört, um euch zu heiligen und belehren zu lassen.

Aber so geringe Fortschritte habt ihr gemacht, besonders ihr, Brüder, denn euch gefällt wohl das Wort, aber ihr setzt es nicht in die Tat um. Von nun an, und in immer größerem Umfang, werde ich euch das tun lassen, was ihr tun müßt, wenn der Meister in den Himmel, von dem er gekommen ist, zurückgekehrt ist. Ihr werdet sehen, wie der künftige Priester sein muß. Mehr als die Worte, beachtet meine Handlungen, wiederholt sie, lernt sie und fügt sie den Lehren hinzu. Dann werdet ihr vollkommene Jünger werden.

Was hat der Meister heute getan, und was hat er euch zu tun angegeben? Er hat euch die Liebe gelehrt in ihren vielfachen Formen. Die Liebe zu Gott!

Nicht nur die Liebe des mündlichen Gebetes, des Ritus allein, sondern auch die tätige Liebe, die im Herrn erneuert, die sich vom Geist der Welt befreit, von den Irrlehren des Heidentums, das nicht nur unter den Heiden herrscht, sondern auch in Israel, mit den tausend Übungen, die an die Stelle der wahren Religion, die heilig, klar und einfach ist, wie alles, was von Gott kommt, gesetzt worden sind. Nicht gute oder scheinbar gute Werke, um von den Menschen gelobt zu werden, sondern heilige Handlungen, um das Lob Gottes zu verdienen. Wer geboren wurde, wird sterben. Das wißt ihr. Aber das Leben endet nicht mit dem Tod. Es geht in einer anderen Form und in alle Ewigkeit weiter, mit der Belohnung des Gerechten und der Bestrafung des Bösen. Dieser Gedanke eines gerechten Gerichtes soll nicht lähmend wirken im Leben und in der Stunde des Todes. Er soll vielmehr Ansporn sein für die Guten und Zügel, der die bösen Leidenschaften im Zaum hält.

Seid daher wahrhaft Liebende des wahren Gottes und handelt im Leben stets so, daß ihr ihn im künftigen Leben verdient. O ihr, die ihr die Großherzigkeit liebt, was gibt es Großartigeres, als Kinder Gottes zu werden? O ihr, die ihr den Schmerz fürchtet, welche größere Sicherheit, nicht mehr zu leiden, gibt es als jene, die euch im Himmel erwartet? Seid heilig!

Wollt ihr auf Erden ein Reich gründen? Fühlt ihr euch verfolgt und

fürchtet ihr, daß es euch nicht gelingen wird? Wenn ihr als Heilige handelt, dann wird es euch gelingen. Und sogar die Macht, die uns beherrscht, wird es nicht verhindern können, trotz ihrer Kohorten, denn ihr werdet die Kohorten überzeugen, der heiligen Lehre zu folgen, so wie ich ohne Gewalt die Frauen von Rom überzeugt habe, daß hier die Wahrheit ist . . . «

»Herr! . . . « rufen die Römerinnen aus, die sich entdeckt sehen.

»Ja, Frauen! Hört und erinnert euch daran! Ich verkünde meinen Nachfolgern in Israel, und ich verkünde euch, die ihr nicht von Israel, aber gerechten Geistes seid, das Gesetz meines Reiches.

Keine Auflehnung! Sie nützt nichts. Die Autorität heiligen, indem wir sie mit unserer Heiligkeit durchdringen! Das wird eine langwierige Arbeit sein, aber sie wird zum Sieg führen. Mit Sanftmut und Geduld, ohne törichte Eile, ohne menschliche Abirrungen, ohne unnütze Auflehnung; durch Gehorsam dort, wo das Gehorchen der eigenen Seele nicht schadet. Es wird euch gelingen, aus dieser Autorität, die zurzeit auf heidnische Art herrscht, eine schützende und christliche Autorität zu machen. Tut eure Pflicht als Untertanen, so wie ihr sie als Gläubige Gott gegenüber erfüllt. Ihr sollt in jedweder Autorität nicht den Unterdrücker sehen, sondern eine Hilfe; denn sie gibt euch Gelegenheit, sie zu heiligen und euch selbst durch Beispiel und Heldenmut zu heiligen.

Seid ebenso, wie ihr gute Gläubige und gute Bürger seid, auch gute Gatten und gute Gattinnen; seid heilig, keusch, gehorsam und liebevoll zueinander, vereint, um die Kinder im Herrn zu erziehen und auch Diener und Sklaven väterlich und mütterlich zu behandeln, denn auch sie haben eine Seele, ein Fleisch und Gefühle, wie ihr sie habt. Wenn der Tod euch den Gefährten oder die Gefährtin nimmt, dann trachtet nicht – obwohl es euch erlaubt ist – nach einer neuen Verhelichung. Liebt die Waisen auch um des verstorbenen Ehegatten willen. Ihr Diener, seid euren Herren untertan, und wenn sie unvollkommen sind, dann heiligt sie durch euer Beispiel. Großes Verdienst werdet ihr in den Augen des Herrn haben. In Zukunft

wird es in meinem Namen keine Herren oder Diener mehr geben, sondern nur noch Brüder. Es wird keine Rassen mehr geben, sondern Brüder. Es wird keine Unterdrückten mehr geben und keine Unterdrücker, die gehaßt werden, denn die Unterdrückten werden ihre Unterdrücker Brüder nennen.

Liebt euch in der Einheit des Glaubens und helft euch gegenseitig, wie ich es euch heute habe tun lassen. Aber beschränkt eure Hilfe nicht auf die Armen, die Pilger und die Kranken eures Volkes. Öffnet allen eure Arme, so wie die Barmherzigkeit sie euch öffnet.

Wer mehr hat, gebe dem, der wenig oder nichts hat. Wer mehr weiß, unterrichte den, der wenig oder nichts weiß, und er unterrichte mit Geduld und Demut, indem er bedenkt, daß auch er vor meiner Unterweisung nichts wußte. Sucht die Weisheit nicht um zu glänzen, sondern um zu helfen, auf den Wegen des Herrn voranzuschreiten.

Die verheirateten Frauen mögen die Jungfrauen lieben, und diese die Frauen, und miteinander mögen sie den Witwen ihre Zuneigung zeigen. Alle seid ihr nützlich im Reich des Herrn.

Die Armen sollen die Reichen nicht beneiden, und diese nicht durch Prahlen mit ihrem Reichtum und durch ihre Herzenshärte den Haß der Armen erwecken.

Sorgt für die Waisen, die Kranken, die Obdachlosen. Öffnet euer Herz, bevor ihr die Börse oder das Haus öffnet, denn selbst wenn ihr schenkt, aber mit Unwillen, dann erweist ihr Gott keine Ehre, sondern beleidigt ihn, der in jedem Unglücklichen gegenwärtig ist.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, daß es nicht schwierig ist, dem Herrn zu dienen. Es genügt zu lieben, den wahren Gott zu lieben, den Nächsten zu lieben, wer es auch sein mag!

In jeder Wunde und jedem Fieber, die ihr heilen werdet, werde ich gegenwärtig sein. In jedem Übel, dem ihr Abhilfe schafft, werde ich sein, und all das Gute, das ihr dem Nächsten tun werdet, werdet ihr mir getan haben, und alles Böse werdet ihr auch mir zugefügt haben. Wollt ihr mich leiden lassen? Wollt ihr das Reich des Friedens verlieren? Wollt ihr es verpassen, Himmelsbewohner zu werden ... nur weil ihr zu eurem Nächsten nicht gut seid?

Nie mehr werden wir alle so vereint sein. Es werden andere Paschafeste kommen . . . und wir werden aus vielerlei Gründen nicht mehr zusammen sein können. Teils aus heiliger Vorsicht, teils aus allzu großer Vorsicht; und jede Übertreibung ist Sünde. Die folgenden Paschafeste, weil ich nicht mehr unter euch sein werde . . . Aber erinnert euch dieses Tages. Tut in Zukunft, und nicht nur am Tage des Paschafestes, sondern immer, was ich euch heute tun ließ.

Ich habe euch nie durch die Täuschung, es sei leicht, mir anzuhören, anzulocken versucht. Mir anzuhören heißt, im Licht und in der Wahrheit zu leben, aber auch, das Brot des Kampfes und der Verfolgungen zu kosten. Je stärker ihr jedoch in der Liebe seid, umso stärker werdet ihr im Kampf und in der Verfolgung sein.

Glaubt an mich; an den, der ich wirklich bin: an Jesus Christus, den Erlöser, dessen Reich nicht von dieser Welt ist; dessen Ankunft den Guten Frieden bedeutet; dessen Besitz heißt, Gott zu kennen und zu besitzen; denn wahrlich, wer in mir ist und mich in sich hat, der ist in Gott und besitzt Gott in seinem Geist, um ihn dann im himmlischen Reich auf ewig zu besitzen.

Die Nacht ist hereingebrochen. Morgen ist das heilige Paschafest. Geht! Läutert euch und betrachtet; begeht ein heiliges Paschafest.

Ihr Frauen anderer Rasse, aber rechtschaffenen Geistes, geht! Der gute Wille, der euch beseelt, sei der Weg, um zum Licht zu gelangen. Im Namen der Armen, die mein eigenes Ich sind, segne ich euch für das reichliche Almosen, und ich segne auch eure guten Absichten dem Menschen gegenüber, der gekommen ist, um Liebe und Frieden auf die Erde zu bringen. Geht nun! Und du, Johanna, und die anderen, die keine Nachstellungen mehr befürchten, geht auch ihr!«

Ein Flüstern des Staunens geht durch die Versammlung, während die Römerinnen die Wachstäfelchen, die Flavia geschrieben hat, während Jesus gesprochen hat, in eine Tasche stecken; dann gehen sie zu sechst, weil Eglä bei Maria von Magdala bleibt, nach einem gemeinsamen Gruß hinaus. So groß ist das Staunen, daß keiner der Anwesenden, außer Johanna, Jonatan und den Dienern der Johanna,

die die kleinen Schläfer in ihren Armen halten, sich bewegt. Aber sobald das dumpfe Geräusch des Tores, das sich schließt, anzeigt, daß die Römerinnen weggegangen sind, folgt lautes Reden.

»Aber wer waren sie?«

»Warum unter uns?«

»Was haben sie getan?«

Doch lauter als alle anderen schreit Judas: »Woher weißt du, o Herr, von dem reichen Almosen, das sie mir gegeben haben?«

Jesus beruhigt den Tumult mit einer Geste und sagt: »Es sind Claudia und ihre Damen. Während die anderen Damen Israels aus Furcht vor dem Zorn ihrer Gatten oder trotz der Gesinnung ihrer Gatten nicht wagen, meine Jüngerinnen zu werden, gelingt es den verachteten Heidinnen, mit heiliger List, hierher zu kommen und die Lehre kennenzulernen. Wenn dies zur Stunde auch mehr aus menschlichen Motiven geschieht, so ist es doch immerhin erhebend ... und dieses Mädchen, eine frühere Sklavin, aber jüdischer Rasse, ist die Blume, die Claudia den Scharen Christi opfert, indem sie ihr die Freiheit und den Glauben an Christus schenkt. Was das Almosen betrifft ... O Judas! Alle außer dir hätten mir diese Frage stellen dürfen. Du aber weißt, daß ich in die Herzen sehe!«

»Dann wirst du auch wissen, daß ich die Wahrheit gesagt habe, als ich behauptete, daß dir nachgestellt würde, und daß ich weiteres vereitelt habe, da ich ging und die Schuldigen zum Sprechen brachte.«

»Das ist wahr.«

»Dann sage es recht laut, damit meine Mutter es hören kann ... Mutter, ich bin ein Junge, aber kein Schurke ... Mutter, schließen wir Frieden. Verstehen wir uns, lieben wir uns, vereint im Dienste unseres Jesus.«

Dann geht Judas demütig und liebevoll zu seiner Mutter, um sie zu umarmen. Sie sagt: »Ja, mein Sohn! Ja, mein Judas! Gut, gut! Sei immer gut, mein Kind! Um deiner selbst, um des Herrn und um deiner armen Mutter willen!«

Inzwischen herrscht im Saal große Aufregung. Viele halten es für unklug, Römerinnen aufgenommen zu haben, und tadeln Jesus. Judas hört es. Er läßt die Mutter stehen und eilt zur Verteidigung des Meisters. Er berichtet von seinem Gespräch mit Claudia und schließt mit den Worten: »Sie sind kein zu verachtender Schutz! Wir hatten sie früher nicht unter uns, und konnten Verfolgungen nicht vermeiden. Lassen wir sie nur machen. Aber denkt daran, daß es besser ist, darüber zu schweigen. Bedenkt, daß wenn es für den Meister gefährlich ist, mit Heiden befreundet zu sein, es für uns nicht weniger gefährlich ist. Der Hohe Rat, der sich im Grund aus Furcht, aus einem Rest von Furcht dem Gesalbten Gottes gegenüber zurückhält, hätte keine großen Skrupel, uns, die wir nur einfache Menschen sind, wie Hunde zu töten. Anstatt so beleidigte Gesichter zu schneiden, bedenkt, daß ihr vor kurzem noch wie ein Schwarm aufgeschreckter Spatzen wart, und bittet den Herrn, daß er uns helfen möge, mit unverhofften und, wenn ihr wollt, auch ungesetzlichen Mitteln, die aber mächtig und darum angebracht sind, das Reich des Messias zu gründen. Alles werden wir können, wenn Rom uns verteidigt! Oh, ich fürchte nun nichts mehr! Ein großer Tag ist heute! Mehr als wegen allem anderen, wegen dieser Sache hier . . .

Ach, wenn du einmal das Haupt bist! Welch eine sanfte, starke und gesegnete Macht! Welch ein Friede! Welche Gerechtigkeit! Das starke und wohltätige Reich des Gerechten! Und die Welt wird sich ihm allmählich zuwenden . . . Die Prophezeihungen werden sich erfüllen. Scharen, Nationen . . . die ganze Welt zu deinen Füßen! O Meister! Mein Meister! Du König, wir deine Minister! . . . Auf Erden Frieden, im Himmel Herrlichkeit . . . Jesus Christus von Nazaret, König aus dem Stamme Davids. Messias, Heiland, ich grüße dich und bete dich an!« Und Judas, der wie in Ekstase geraten ist, wirft sich schließlich zu Boden und ruft aus: »Auf Erden, im Himmel und bis in die Tiefen der Hölle ist dein Name bekannt und unendlich ist deine Macht! Welche Gewalt kann dir widerstehen, o Lamm, o Löwe, o Priester und König? Heilig, heilig, heilig!« und er bleibt bis zum Boden gebeugt im Saale knien, in dem wortloses Staunen herrscht.

419 Während des Rüsttages (Erster Teil: Am Morgen)

Im Palast des Lazarus, dessen Räume für diese Nacht als Schlafsäle eingerichtet worden sind, sieht man überall schlafende Männer. Frauen sind nicht zu sehen. Vielleicht verweilen sie in höher gelegenen Räumen. Ein klares Morgengrauen erhellt allmählich die Stadt, dringt in die Höfe des Palastes ein, und schon hört man das erste zaghafte Gezwitscher im Laub der Bäume und das erste Gurren der Tauben, die in den Nischen der Gesimse schlafen. Nur die Menschen erwachen nicht, denn müde vom Essen und von den aufregenden Erlebnissen, schlafen sie und träumen . . .

Jesus geht ganz still in die Vorhalle und von dort in den Ehrenhof. Er wäscht sich an einem klaren Brunnen in der Mitte des Hofes, in einem Viereck aus Myrten, an deren Fuß kleine Lilien wachsen, die den sogenannten französischen Maiglöckchen ähnlich sind. Er bringt sein Haar und sein Gewand in Ordnung und kehrt ganz leise zur Treppe zurück, die zu den oberen Stockwerken und auf die Terrasse des Hauses führt, um zu beten und sich in Betrachtung zu vertiefen.

Langsam geht er auf und ab, und nur die Tauben sehen ihn, recken den Hals und gurren, als fragten sie sich gegenseitig: „Wer ist dieser?“ Dann lehnt sich Jesus an die Mauer und bleibt in sich versunken unbeweglich stehen. Schließlich erhebt er sein Haupt, vielleicht getroffen von den ersten Strahlen der Sonne, die hinter den Hügeln, die Betanien und das Jordantal verbergen, aufgeht, und betrachtet das Panorama.

Der Palast des Lazarus, fast im Zentrum der Stadt, doch etwas mehr nach Südwesten gelegen, steht wohl auf einer der zahlreichen Anhöhen, durch die die Straßen Jerusalems, und besonders die weniger gepflegten, ein ständiges Auf und Ab sind.

An einer schönen Straße gelegen, die in den Xystos mündet und mit diesem ein „T“ bildet, beherrscht der Palast den unteren Teil der Stadt, wobei vor ihm Bezeta, Moriija und Ofel und jenseits davon der

Kamm des Ölberges liegen; hinter ihm erhebt sich der Berg Zion, während man gegen Süden Hügel sieht. Im Norden verdeckt Bezeta einen großen Teil des Panoramas, doch jenseits des Gihontals erhebt sich die kahle Höhe von Golgota gelblich in der rosigen Morgenröte, doch selbst in diesem heiteren Licht traurig.

Jesus schaut dorthin ... Obwohl sein Blick jetzt fester und gedankenvoller ist, erinnert er mich an den der weit zurückliegenden Vision vom zwölfjährigen Jesus beim Streitgespräch mit den Schriftgelehrten. Aber heute wie damals ist es kein angstvoller Blick, nein, es ist der würdevolle Blick des Helden, der sein letztes Schlachtfeld betrachtet.

Dann wendet er seine Augen den Hügeln im Süden der Stadt zu und sagt: »Das Haus des Kajaphas!« Von jenem Punkt wandert sein Blick nach Getsemani, dann zum Tempel und schließlich, jenseits der Stadtmauer, bis zum Kalvarienberg ... Die Sonne ist unterdessen vollends aufgegangen, und die Stadt erstrahlt in ihrem Schein.

Am Tor des Palastes wird stark und ohne Unterbrechung geklopft. Jesus neigt sich vornüber, um zu sehen; aber das Gesims springt weit vor, während das Tor in massiven Mauern verborgen liegt, so daß man nicht sieht, wer anklopft. Dagegen hört er sofort das Stimmengewirr der Schläfer, die nun erwachen, während das von Levi geöffnete Tor wieder lärmend ins Schloß zurückfällt. Viele Männer- und Frauenstimmen rufen seinen Namen ... Jesus beeilt sich, hinabzusteigen und ruft: »Hier bin ich. Was wollt ihr?«

Jene, die ihn gerufen haben, stürmen schreiend auf die Treppe zu, als sie ihn hören. Es sind die ältesten Apostel und Jünger, und mitten unter ihnen ist Jona, der Verwalter von Getsemani. Sie alle sprechen gleichzeitig, und man versteht kein Wort.

Jesus muß ihnen gebieten, stehenzubleiben, wo sie sind, und zu schweigen, damit sie sich beruhigen. Dann nähert er sich ihnen und fragt: »Was ist geschehen?«

Ein neues, unnützes, unverständliches Stimmengewirr folgt. Hinter den Schreienden erscheinen traurige oder erstaunte Gesichter von Frauen und Jüngern ...

»Einer nach dem anderen soll sprechen! Zuerst du, Petrus!«

»Jona ist gekommen . . . Er hat gesagt, daß es viele waren und daß sie dich überall gesucht haben. Er hat die ganze Nacht gelitten, und als die Tore geöffnet wurden, ist er zu Johanna gegangen und hat erfahren, daß du hier bist. Aber was machen wir nun? Wir müssen doch Pascha feiern!«

Jona von Getsemani bekräftigt diese Worte und sagt: »Ja, sie haben mich auch mißhandelt. Ich habe erklärt, daß ich nicht wüßte, wo du seist, und daß du vielleicht nicht zurückkehren würdest. Aber sie haben eure Gewänder entdeckt und daraus geschlossen, daß ihr nach Getsemani zurückkehren werdet. Füge mir keinen Schaden zu, Meister! Ich habe dich immer mit Liebe beherbergt, und diese Nacht habe ich deinetwegen gelitten. Aber . . . aber . . .«

»Hab keine Angst! Ich werde dich von jetzt an nicht mehr in Gefahr bringen und mich nicht mehr in deinem Hause aufhalten. Ich werde mich darauf beschränken, in der Nacht vorbeizukommen, um zu beten . . . Das kannst du mir nicht verbieten . . .« Jesus spricht sehr sanft zu dem erschrockenen Jona von Getsemani.

Doch Maria Magdalena unterbricht ihn mit ihrer hellen Stimme: »Seit wann vergißt du, o Mann, daß du ein Diener bist, und weshalb verleitet dich unser Entgegenkommen dazu, so ein herrschaftliches Auftreten anzunehmen? Wem gehört das Haus und der Olivengarten? Nur wir wären berechtigt, dem Rabbi zu sagen: „Geh nicht hin, um unser Eigentum nicht zu gefährden“, aber wir sagen es nicht, denn es wäre immer noch ein großes Glück, selbst wenn seine Feinde auf der Suche nach ihm Bäume und Mauern beschädigen würden und selbst die Hänge zum Abrutschen brächten. Alles würde nur deshalb zerstört werden, weil wir die Liebe beherbergt hätten; und die Liebe würde uns Liebe geben, uns, seinen treuen Freunden. Sie sollen nur kommen! Sie sollen nur zerstören! Sie sollen nur zertrampeln! Was macht das schon aus? Es genügt, daß er uns liebt und unversehrt bleibt.«

Jona fühlt sich gleichzeitig von der Angst vor den Feinden und der

Furcht vor der feurigen Herrin bedrängt und flüstert: »Und wenn sie meinem Sohn Böses zufügen? ... «

Jesus tröstet ihn: »Fürchte dich nicht. Ich werde mich nicht mehr bei dir aufhalten. Du kannst allen sagen, die dich fragen, daß der Meister nicht mehr in Getsemani wohnt ... Nein, Maria! Es ist schon gut so. Laß mich nur machen! Ich bin dir für deine Hochherzigkeit dankbar ... Aber es ist nicht meine Stunde. Meine Stunde ist noch nicht gekommen! Ich nehme an, daß es Pharisäer gewesen sind ... «

»Und Synedristen, Herodianer und Sadduzäer ... und Soldaten des Herodes ... und ... alle ... alle ... Ich zittere immer noch vor Angst ... Aber du siehst, Herr, ich bin sofort gelaufen, dich zu benachrichtigen ... erst zu Johanna ... dann hierher ... «

Der Mann will zeigen, daß er auf Kosten seines Friedens dem Meister gegenüber seine Pflicht getan hat.

Jesus lächelt mitleidig und gütig und sagt: »Ich sehe es! Ich sehe es! Gott möge es dir vergelten. Jetzt geh in Frieden nach Hause. Ich werde dir mitteilen lassen, wohin du die Taschen bringen lassen kannst, oder ich werde jemanden schicken, um sie abzuholen.«

Der Mann geht, und niemand, abgesehen von der allerheiligsten Jungfrau Maria und Jesus, verschont ihn mit Vorwürfen oder Spott. Gesalzen ist der Vorwurf des Petrus, am gesalzensten der des Iskariot, ironisch jener des Bartholomäus. Judas Thaddäus spricht nicht, schaut ihn jedoch vielsagend an. Flüstern und vorwurfsvolle Blicke begleiten ihn auch durch die Reihen der Frauen, und zum Schluß kommt wie ein Knall der Ruf von Maria von Magdala, die auf die Verneigung des Knechtes erwidert: »Ich werde Lazarus sagen, daß er für das Festmahl ... die gut gemästeten Hühner vom Getsemani herbeischaffen lassen soll.«

»Ich habe keine Hühner, Herrin.«

»Du, Markus und Maria; drei herrliche Kapaune!«

Alle lachen wegen des erregten und ... bezeichnenden Ausbruchs der Maria des Lazarus, die zornig ist, weil sie die Furcht ihrer Angestellten und das Unbehagen des Meisters, der seines friedlichen Nestes in Getsemani beraubt wird, bemerken muß.

»Beunruhige dich nicht, Maria! Friede! Friede! Nicht alle haben ein Herz wie du!«

»O nein, leider nicht! Hätten doch alle mein Herz, Rabbuni! Nicht einmal auf mich gerichtete Lanzen und Pfeile könnten mich von dir trennen!«

Ein Geflüster erhebt sich unter den Männern ... Maria vernimmt es und antwortet sofort: »Ja, wir werden sehen, und hoffentlich recht bald, wenn das dazu dienen kann, euch Mut zu lehren! Nichts kann mich erschrecken, wenn es darum geht, meinem Rabbi zu dienen! Dienen! Ja, dienen! Und man dient in den gefährvollen Stunden, Brüder! In den anderen ... Oh, in den anderen ist es kein Dienen! Da ist es Genießen! ... Und dem Messias folgt man nicht, um zu genießen!«

Die Männer lassen, betroffen von dieser Wahrheit, ihre Köpfe hängen. Maria geht durch die Reihen und bleibt vor Jesus stehen.

»Was hast du vor, Meister? Es ist Rüsttag. Wo wirst du dein Paschafest feiern? Befiehl ... und wenn ich Gnade bei dir gefunden habe, dann gewähre mir, dir einen meiner Speisesäle anzubieten und an alles zu denken ... «

»Du hast Gnade gefunden beim Vater im Himmel, Gnade daher auch beim Sohn des Vaters, dem jede Regung des Vaters heilig ist. Aber wenn ich auch den Speisesaal annehme, so laß mich erst als guter Israelit zum Tempel gehen, um das Lamm zu opfern ... «

»Und wenn sie dich gefangennehmen?« sagen viele.

»Sie werden mich nicht gefangennehmen. In der Nacht, in der Dunkelheit könnten sie es wagen wie die Räuber, aber umgeben von Menschen, die mich verehren, nicht. Werdet nicht feige! ... «

»Oh, jetzt ist ja auch Claudia mit uns!« ruft Iskariot. »Der König und das Reich sind nicht mehr in Gefahr! ... «

»Judas, ich bitte dich! Laß es nicht in dir zusammenbrechen! Bereite ihm in dir keine Hinterhalte. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Ich bin kein König wie jene, die auf Thronen sitzen. Mein Reich ist ein Reich des Geistes. Wenn du es zur Armseligkeit eines menschl-

chen Reiches erniedrigst, bereitest du ihm in dir selbst Hinterhalte und läßt es zusammenbrechen.«

»Aber Claudia? ... «

»Claudia ist eine Heidin. Sie kann daher den Wert des Geistes nicht kennen. Viel ist es schon, wenn sie fühlt und bereit ist, den zu unterstützen, der für sie ein Weiser ist ... Viele in Israel halten mich nicht einmal für einen Weisen! Doch du bist kein Heide, mein Freund! Deine von der Vorsehung gewollte Begegnung mit Claudia möge dir nicht zum Schaden gereichen; und hüte dich, damit nicht die Geschenke Gottes, die Glauben und Willen, dem Herrn zu dienen, stärken sollen, zu einem geistigen Unglück für dich werden.«

»Wie könnte das geschehen, mein Herr?«

»Ganz einfach. Und nicht nur für dich. Wenn eine Gabe Gottes, die gegeben wird, um dem schwachen Menschen zu helfen, ihn zu stärken und sein Verlangen nach übernatürlichem oder auch nur sittlichem Gut zu vermehren, dazu dient, ihn mit menschlichen Begierden zu beschweren, ihn vom rechten Weg abzubringen und auf abschüssige Wege zu geleiten: dann wird diese Gabe zum Schaden. Es genügt der Hochmut, damit man durch eine Gabe Schaden erleidet. Es genügt die Verwirrung, die durch die Begeisterung über die Gabe hervorgerufen wird und derentwegen man das gute und höchste Ziel aus den Augen verliert, und man wird durch die Gabe zu Schaden kommen. Bist du davon überzeugt? Das Kommen Claudias darf dir nur zu einer Erwägung Anlaß geben, und zwar zu dieser: Wenn schon eine Heidin die Erhabenheit meiner Lehre und die Notwendigkeit, daß sie triumphiere, empfunden hat, mußt du, und mit dir alle Jünger, all das noch viel stärker empfinden und dich dafür einsetzen. Ich spreche aber immer nur vom Geist. Immer ... Und nun wollen wir beschließen, wo wir das Paschamahl einnehmen werden. Ich möchte, daß euer Geist bei diesem rituellen Mahl im Frieden sei, denn ein unruhiger Geist spürt Gott nicht. Wir sind viele. Aber es wäre mir lieb, wenn wir alle beisammen sein könnten, damit ihr einst sagen könnt: „Wir haben ein Paschamahl mit ihm

gefeiert.“ Wählt daher einen Ort, an dem wir uns gemäß dem Ritual verteilen und genügend Gruppen bilden können, von denen jede das eigene Lamm verzehrt, so daß man überdies sagen kann: „Wir waren vereint, und jeder hörte die Stimme des anderen Bruders.“«

Die einen nennen diesen, die anderen jenen Ort, doch die Schwestern des Lazarus siegen. »O Herr! Hier! Wir werden jemanden aussenden, um unseren Bruder zu holen. Hier! Hier gibt es viele Säle und Räume, und wir werden so Zusammensein, wie es dem Ritus entspricht. Nimm es an, Herr! Der Palast mit seinen Räumen faßt mindestens zweihundert Personen, die in Gruppen von je zwanzig aufgeteilt sind, und so viele sind wir nicht. Bereite uns diese Freude, Herr! Tue es für unseren Lazarus, der so traurig . . . so krank ist . . . daß man nicht hoffen kann, daß er beim nächsten Paschafest noch dabei sein wird . . . « schließen weinend die beiden Schwestern.

»Was sagt ihr, sollen wir den guten Schwestern nachgeben?« fragt Jesus und wendet sich damit an alle.

»Ich würde sagen, ja«, erwidert Petrus.

»Ich auch«, sagen Iskariot und viele andere. Wer nicht spricht, gibt schweigend seine Zustimmung.

»Dann bereitet alles vor. Wir werden zum Tempel gehen, um allen zu zeigen, daß der, der sicher ist, dem Allerhöchsten zu gehorchen, keine Angst hat und nicht feige ist. Laßt uns gehen. Den Zurückbleibenden meinen Frieden.«

Jesus steigt die letzten Stufen der Treppe hinab, durchschreitet die Vorhalle und geht mit den Jüngern hinaus auf die von Menschen überfüllte Straße.

420 Während des Rüsttages (Zweiter Teil: Im Tempel)

Jesus betritt den Tempel. Von den ersten Schritten an, die er dort macht, ist die Einstellung der Gemüter dem Nazarener gegenüber leicht zu erkennen. Scheele Blicke, Befehle an die Tempelwache, den „Aufwiegler“ zu überwachen, und diese werden ganz offen gegeben,

damit alle es sehen und hören können. Worte der Verachtung für alle, die ihn begleiten, auch Puffe werden den Jüngern absichtlich versetzt ... Kurz, der Haß ist so groß, daß die festlich gekleideten Pharisäer, Schriftgelehrten und Lehrer sich ein Benehmen und Gemeinheiten erlauben, die einem Lastträger zuzutrauen wären, und noch Schlimmeres. In ihrer gehässigen Verblendung merken sie nicht, daß sie sich durch ihr Betragen selbst auch als Menschen entwürdigen.

Jesus geht ruhig vorüber, als würde er dieses Benehmen überhaupt nicht bemerken! Er ist der erste, der grüßt, sobald er einer Persönlichkeit begegnet, die durch ihre Stellung im Tempel oder in der hebräischen Welt zu den „Höhergestellten“ zählt, und wenn dieser auch nicht auf den ehrfürchtigen Gruß antwortet, ändert Jesus seine Haltung doch nicht. Natürlich leuchtet auf seinem Antlitz ein liebliches Lächeln, wenn er seinen Blick von einem dieser Hochmütigen zu einem oder mehreren der vielen Demütigen wendet. Er begegnet vielen Bettlern und armen Kranken, die er gestern um sich versammelt hatte, und die nun, nach dem unerwarteten Glück, das ihnen widerfahren ist, ein Paschafest feiern können, wie sie es vielleicht seit Jahren nicht mehr erlebt haben. Sie gehen in Gruppen, in kleinen Gemeinschaften, die sich spontan gebildet haben, hin, um Opferlämmer zu kaufen, glücklich, daß sie, die Verstoßenen, den anderen in Kleidung und Möglichkeiten nicht nachstehen. Jesus bleibt auch gütig stehen, um sie mit ihren Vorsätzen, ihren erstaunlichen Berichten, ihren Seligpreisungen anzuhören ... Greise, Kinder und Witwen, die gestern noch krank waren und jetzt gesund sind, die gestern elend, zerlumpt, hungrig und verlassen waren und heute bekleidet sind und sich freuen, an den Tagen des großen Festes der Ungesäuerten Brote Menschen wie alle anderen zu sein.

Ganz verschiedene Stimmen, angefangen von den Silberstimmen der Kleinen bis zu den zitternden Worten der Greise, und zwischen diesen beiden Extremen die zaghaften Stimmen der Frauen, die grüßen und Jesus folgen. Küsse regnen auf seine Kleider und seine Hände. Jesus lächelt und segnet, während seine Feinde, grün vor Ärger,

sich in ihrem ohnmächtigen Zorn verzehren. Jesus hingegen strahlt Frieden aus.

Ich greife Teile von Gesprächen auf ...

»Du hast recht! Aber wenn wir etwas unternähmen (und ein Pharisäer weist auf das Volk, das sich um Jesus drängt), würden sie uns in Stücke reißen.«

... »Denkt nur! Er hat uns alle um sich versammelt, uns gespeist, gekleidet und geheilt. Viele haben Arbeit und Hilfe gefunden bei den reicheren Jüngern, in Wirklichkeit aber durch seine Vermittlung. Gott möge ihn uns immer erhalten!« sagt ein Mann, der vielleicht gestern krank und ein Bettler war.

... »Da seht ihr es! So kauft er sich den Pöbel, der Aufwiegler, um alle gegen uns aufzuhetzen!« knirscht ein Schriftgelehrter verbissen im Gespräch mit einem Kollegen.

»Eine seiner Jüngerinnen hat meinen Namen aufgeschrieben und mir gesagt, ich solle nach dem Paschafest zu ihr kommen; sie werde mich dann auf ihre Ländereien von Bet-Ter führen. Hast du verstanden, Frau? Mich und die Kinder. Ich werde Arbeit haben! Weißt du, was es heißt, in Schutz und Sicherheit zu arbeiten? Eine Freude ist es! Mein Levi wird sich nicht mit der Arbeit auf den Kornfeldern zugrunde richten, denn die Jüngerin, die uns nehmen wird, will ihn als Gärtner in ihre Rosengärten schicken ... Ein Kinderspiel, sage ich dir! Ah! Der Ewige möge seinem Messias Ehre und Wohlergehen schenken!« sagt die Witwe aus der Ebene Scharon zu einer wohlhabenden Israelitin, die sich mit ihr unterhält.

»Oh! Und ich, könnte ich das nicht auch tun? ... Seid ihr, die er gestern um sich versammelt hatte, schon alle untergebracht?« fragt die reiche Jüdin.

»Nein, Frau! Es gibt da noch andere Witwen mit Kindern und andere Männer.«

»Ich möchte ihn fragen, ob er mir die Gunst erweist, daß ich ihm helfen darf.«

»Rufe ihn!«

»Ich wage es nicht.«

»Geh du, mein Levi, und sage ihm, daß eine Frau mit ihm reden möchte ... «

Der Knabe geht eilig zu Jesus und berichtet es ihm.

Inzwischen mißhandelt ein Sadduzäer einen Alten, der sich mitten in einer Gruppe aus Transjordanien befindet und den Meister von Galiläa lobpreist.

Der Alte verteidigt sich und sagt: »Was tue ich denn Böses? Möchtest du vielleicht gepriesen werden? Dann solltest du das tun, was er tut. Aber du, möge Gott dir verzeihen, hast für Alter und Elend nur Verachtung und keine Liebe übrig, du falscher Isarelit, der du das Deuteronomium nicht beachtest, das den Armen gegenüber Barmherzigkeit verlangt.«

»Hört ihr? Das ist die Frucht der Lehre des Unruhestifters! Er lehrt das Volk, die Heiligen Israels zu beleidigen.«

Ein Priester des Tempels antwortet ihm: »Aber es ist unsere eigene Schuld, wenn solche Dinge geschehen. Wir stoßen nur Drohungen aus, ohne sie in die Tat umzusetzen!«

... Jesus sagt indessen zu der Frau aus Israel: »Wenn du wirklich beabsichtigst, den Waisenkindern Mutter und den Witwen Schwester zu sein, dann geh zum Palast Chuzas am Xystos. Sage Johanna, daß ich dich geschickt habe. Geh, und dein Boden wird dank deines Mitleids fruchtbar werden wie der des Eden, und noch fruchtbarer soll dein Herz werden durch die immer größer werdende Liebe zu deinem Nächsten.« Inzwischen sieht er, wie die Wachen den Alten abführen, der vorhin gesprochen hat. Jesus ruft laut: »Was tut ihr dem Alten an? Was hat er getan?«

»Er hat die Vorsteher beschimpft, die ihn getadelt haben.«

»Das ist nicht wahr. Ein Sadduzäer hat mich mißhandelt, weil ich zu diesen Pilgern von dir gesprochen habe. Da er die Hand gegen mich erhoben hat, weil ich alt und arm bin, habe ich zu ihm gesagt, daß er ein falscher Israelit ist, der die Worte des Deuteronomiums mit Füßen tritt.«

»Laßt diesen Alten in Ruhe. Er gehört zu mir. Die Wahrheit war auf seinen Lippen, nicht die Aufrichtigkeit: die Wahrheit. Gott, der durch den Mund der Kinder spricht, spricht auch durch den Mund der Alten. Es steht geschrieben: „Verachtet nicht den Menschen in seinem Alter, denn es sind die unsrigen, die da alt werden.“ Und ferner: „Verschmähe nicht die Worte der weisen Alten, sondern mach dir ihre Grundsätze zu eigen; denn von ihnen kannst du Weisheit und Einsicht lernen.“ Und weiter: „Wo Alte sind, sprich nicht viel.“ Das soll sich Israel merken, jener Teil Israels, der sich vollkommen nennt, denn sonst hat der Allerhöchste Mittel, ihn Lügen zu strafen. Vater, komm an meine Seite!«

Der Alte geht zu Jesus, während die Sadduzäer, die sich von dem Tadel betroffen fühlen, zornig davongehen.

»Ich bin eine jüdische Frau aus der Diaspora, o ersehnter König! Könnte ich dir dienen wie die Frau, die du zu Johanna geschickt hast?« fragt sie. Es scheint mir, daß sie Nike heißt und das Antlitz Jesu auf Golgota getrocknet und so sein Bild auf dem Schweißstuch abgedruckt erhalten hat. Aber die Hebräerinnen gleichen einander oft sehr; ich könnte mich aufgrund der zwischen den beiden Visionen liegenden Monate auch täuschen.

Jesus schaut sie an. Es ist eine Frau von etwa vierzig Jahren, die gut gekleidet ist und ein aufrichtiges Gesicht hat. Er fragt sie: »Du bist Witwe, nicht wahr?«

»Ja, und ohne Kinder. Ich bin erst vor kurzem zurückgekehrt und habe in Jericho Land gekauft, um in der Nähe der Heiligen Stadt zu wohnen. Aber nun sehe ich, daß du größer bist als alle, und ich folge dir. Ich bitte dich, nimm mich als Dienerin an. Ich habe durch Jünger von dir gehört, aber du übertriffst ihre Berichte.«

»Gut. Aber was willst du denn genau?«

»Ich möchte dir in den Armen dienen und so gut ich kann die Menschen dazu führen, dich zu kennen und zu lieben. Ich kenne viele aus den Kolonien der Diaspora, da ich meinen Mann immer bei seinen Handelsgeschäften begleitet habe. Ich habe Mittel, doch

brauche ich selbst nicht viel. Daher kann ich viel Gutes tun, und möchte es auch tun aus Liebe zu dir und um der Seele dessen zu helfen, der mich vor zwanzig Jahren als Jungfrau zu sich genommen hat und mir bis zu seinem letzten Atemzug ein liebenswürdiger Gefährte war. Er sagte im Sterben zu mir, und es war wie eine Prophezeiung: „Wenn ich gestorben bin, dann übergib das Fleisch, das dich geliebt hat, dem Grab und kehre in unser Vaterland zurück, dort wirst du den Verheißenen finden! Oh, du wirst ihn sehen! Suche ihn. Folge ihm. Er ist der Erlöser und der Erwecker, und er wird mir die Tore des Lebens öffnen. Sei so gut und hilf mir, bereit zu sein, wenn er denen die Himmel öffnen wird, die der Gerechtigkeit nichts mehr schuldig geblieben sind. Sei gut, auf daß du es verdienst, ihm bald zu begegnen. Schwöre, daß du dies tun und die unfruchtbaren Tränen der Witwenschaft in Tatkraft umwandeln wirst. Nimm Judit als Beispiel, o Gemahlin, und alle Nationen werden deinen Namen kennenlernen.“ Mein armer Gemahl! Ich bitte dich nur, mich kennenzulernen . . . «

»Ich werde dich als eine gute Jüngerin kennenlernen. Geh auch du zu Johanna, und Gott sei mit dir!«

. . . Lästig wie Fliegen gehen die Feinde Jesu wieder zum Angriff über, während er zur Umfassungsmauer des Tempels zurückkehrt, nachdem er sein Lamm geopfert und gewartet hat, bis die Lämmer, die die Jünger für die zahlreiche Gruppe gekauft haben, geopfert worden sind.

»Wann gedenkst du mit deinen königlichen Posen Schluß zu machen? Du bist kein König! Du bist kein Prophet! Wie lange mißbrauchst du noch unsere Güte, du Sünder, du aufsässiger Mensch, der du Israel nur schadest? Wie oft müssen wir dir noch sagen, daß du kein Recht hast, hier drinnen den Rabbi zu spielen?«

»Ich bin gekommen, um das Lamm zu opfern, und daran könnt ihr mich nicht hindern. Im übrigen erinnere ich euch an Adonija und Salomon.«

»Was haben die damit zu tun? Was willst du damit sagen? Bist du Adonija?«

»Nein. Adonija machte sich durch Betrug zum König, aber die Weisheit wachte und schenkte Rat, und König wurde nur Salomon. Ich bin nicht Adonija. Salomon bin ich.«

»Und wer ist Adonija?«

»Ihr alle.«

»Wir? Wie redest du!«

»In Wahrheit und Gerechtigkeit.«

»Wir beachten das Gesetz in allen Punkten, wir glauben an die Propheten und . . . «

»Nein, ihr glaubt nicht an die Propheten. Sie haben von mir gesprochen, und ihr glaubt nicht an mich. Nein, ihr beachtet das Gesetz nicht. Es rät zu gerechten Handlungen, und solche vollbringt ihr nicht. Selbst die Opfer, die ihr darbringt, sind nicht echt.

Es steht geschrieben: „Eine Opfergabe von ungerechtem Gut ist ein beflecktes Opfer.“ Ferner: „Der Allerhöchste nimmt die Gaben der Ungerechten nicht an, er richtet sein Auge nicht auf ihre Opfer.“ Ferner: „Wer das Hab und Gut der Armen als Opfer darbringt, handelt wie einer, der einen Sohn unter den Augen des Vaters erdrosselt.“ Dies steht geschrieben, o Johanan!

Es steht geschrieben: „Nur kärgliches Brot ist der Lebensunterhalt der Armen und wer es ihnen vorenthält, ist ein Blutmensch.“ Dies steht geschrieben, o Ismael!

Es steht geschrieben: „Den Nächsten mordet, wer den Unterhalt ihm wegnimmt.“ Dies steht geschrieben, o Doras, Sohn des Doras.

Es steht geschrieben: „Die Blut vergießen und den Arbeitern den gerechten Lohn vorenthalten, sind Brüder.“ Dies steht geschrieben, o Johanan, Ismael, Hananja, Doras und Jonatan, und vergeßt auch nicht, daß geschrieben steht: „Jeder, der seine Ohren dem Schrei des Armen verschließt, wird auch einmal schreien, und niemand wird ihn erhören.“

Und du Eleasar, Sohn des Hannas, erinnere dich und erinnere deinen Vater daran, daß geschrieben steht: „Meine Priester sollen heilig sein und sich aus keinem Grunde beflecken.“

Und du, Kornelius, wisse, daß geschrieben steht: „Wer Vater und Mutter verflucht, wird mit dem Tode bestraft.“ Und der Tod ist nicht nur der durch den Henker. Ein viel schlimmerer erwartet jene, die gegen ihre Eltern sündigen, ein ewiger, schrecklicher Tod!

Und du, Ptolemäus, erinnere dich, daß geschrieben steht: „Wer Zauberei betreibt, wird von mir vernichtet werden.“ Und du, Zadok, du edler Schriftgelehrter, vergiß nicht, daß zwischen dem Ehebrecher und dem Zuhälter in den Augen Gottes kein Unterschied besteht, und es steht geschrieben, daß, wer falsch schwört, Beute der Flammen ohne Ende sein wird.

Sage dem, der es vergessen hat, daß wer eine Jungfrau nimmt und sie mit einer erfundenen Anklage entläßt, nachdem er ihrer überdrüssig geworden ist, verdammt werden wird. Oh, nicht hier! Im anderen Leben; und zwar wegen der Lüge, wegen des falschen Schwures, wegen des Schadens, den er der Frau zugefügt hat, und wegen des Ehebruchs.

Wie? Ihr flieht? Vor dem Waffenlosen, der Worte sagt, die nicht die seinen sind, sondern von denen stammen, die ihr als die Heiligen Israels zitiert? Somit könnt ihr nicht sagen, daß der Waffenlose ein Gotteslästerer ist, denn wenn ihr dies sagen würdet, müßtet ihr die Bücher der Weisheit und des Mose, die von Gott diktiert wurden, als Gotteslästerung bezeichnen. Vor dem Waffenlosen flieht ihr? Sind meine Worte denn Steine? Oder rütteln sie euch auf, weil sie an die harte Bronze eures verhärteten Herzens, eures Gewissens schlagen, und dieses das Bedürfnis hat, sich an diesem Rüsttag zu reinigen, ja, nicht nur die Glieder, um das heilige Lamm ohne die Sünde der Unreinheit verzehren zu können? Oh, wenn dem so ist, dann Lob dem Herrn! Denn wahre Weisheit ist, o ihr, die ihr als Weise gelobt zu werden verlangt, die Selbsterkenntnis, die eigenen Fehler anzuerkennen, Reue zu empfinden und mit wahrer Andacht zu den Riten zu gehen. Das heißt: mit dem Kult und dem Ritus der Seele, nicht nur mit einem äußerlichen Ritus!

Sie sind gegangen! Auch wir wollen gehen, um denen, die auf uns warten, Frieden zu schenken . . . «

421 Während des Rüsttages (Dritter Teil: Auf den Straßen Jerusalems)

Sie verlassen den Tempel, der von Menschen wimmelt, und tauchen in das Menschengewühl auf den Straßen, wo sich alle beeilen, weil sie mit den letzten Vorbereitungen für das Paschamahl beschäftigt sind, und die Verspäteten atemlos nach einem Raum, einer Vorhalle oder irgend etwas anderem suchen, was sich in einen Abendmahlssaal umgestalten läßt.

Es ist ein leichtes, sich zu begegnen; aber es ist auch leicht, sich nicht wiederzuerkennen in dem Gedränge, in dem Gesichter aller Altersstufen vorbeiziehen, aus allen Gegenden, wo es Israeliten gibt und wo das reine israelitische Blut durch Vermischung mit anderem Blut oder einfach durch Anpassung Ähnlichkeit mit anderen Rassen angenommen hat. So sieht man Juden, die Ägypter zu sein scheinen, und andere, die mit ihren dicken Lippen, stumpfen Nasen und Gesichtsformen eine Mischung mit Nubiern sein könnten. Einige vertragen mit ihren scharfgeschnittenen Gesichtern, kleinen Gestalten, schlanken Gliedmaßen und scharfen Blicken, daß sie aus griechischen Kolonien stammen oder sich mit Griechen vermischt haben, während robuste und hochgewachsene Männer mit ziemlich eckigen Gesichtern klar erkennen lassen, daß sie den Römern durchaus nahe stehen. Es gibt auch viele, die wir modernen Menschen Tscherkesen oder Perser nennen würden und deren Augen bei den ersteren mit ihren weißen Gesichtern an Mongolen und bei den zweiten mit ihren olivfarbenen Gesichtern an Inder erinnern. Ein schönes Kaleidoskop von Gesichtern und Gewändern! Das Auge sieht sich müde daran, und es endet damit, daß es schaut ohne zu sehen. Aber was dem Meister entgeht, der immer in sich gekehrt ist, wenn sie ihn in Ruhe lassen und nicht mit Fragen belästigen, wird von diesem oder jenem bemerkt, der um ihn her ist. Die Apostel, die Jesus am nächsten sind, machen sich gegenseitig aufmerksam auf das, was sie sehen, und tauschen Bemerkungen aus . . . sehr menschliche, bezüglich der bezeichneten Personen.

Eine dieser gesalzenen Bemerkungen über einen ehemaligen Jünger, der würdevoll vorübergeht und so tut, als ob er sie nicht sähe, wird von Jesus aufgegriffen. »Wem gelten diese Worte?« fragt er.

»Diesem Dummkopf dort«, sagt Jakobus des Zebedäus, in dem er auf ihn zeigt. »Er tut so, als würde er uns nicht sehen. Er ist nicht der einzige, der sich so benimmt. Aber als du ihn heilen solltest und er dich damals suchte, da hatte er Augen! Mögen die bössartigen Pusteln wieder über ihn kommen!«

»Jakobus! Mit so einer Gesinnung bist du an meiner Seite und bereitest dich vor, das Lamm zu verzehren? Wahrlich, du bist widerspruchsvoller als jener. Er hat sich offen von mir getrennt, als er fühlte, daß er nicht imstande war, zu tun, was ich sagte. Du bleibst, aber du tust nicht, was ich dir sage. Bist du also nicht ein größerer Sünder als er?«

Jakobus errötet und zieht sich gedemütigt hinter seine Gefährten zurück.

»Es tut uns weh, dich so behandelt zu sehen!« sagt Johannes, um dem Bruder zu helfen, der getadelt worden ist. »Unsere Liebe lehnt sich dagegen auf, ihre Lieblosigkeit zu sehen . . . «

»Schon. Aber glaubt ihr, sie zur Liebe zu bewegen, wenn ihr so handelt? Unhöflichkeit, böse Worte und Beleidigungen haben noch keinen dorthin gebracht, wohin wir einen Rivalen oder Andersdenkenden führen wollten. Sanftmut, Geduld und Liebe, in denen man trotz aller Rückschläge ausharrt, gelangen zum Ziel. Ich verstehe und bemitleide euer Herz, das leidet, weil es mich nicht geliebt sieht. Aber ich möchte euch übernatürlicher eingestellt sehen auf eine Art und Weise, die Liebe zu mir erweckt. Auf, Jakobus, komm her! Nicht um dich zu demütigen, habe ich das gesagt. Verstehen wir uns, lieben wir uns wenigstens unter uns, meine Freunde! . . . Es gibt schon so viel Unverständnis und Schmerz für den Menschensohn!«

Jakobus beruhigt sich und kehrt wieder an die Seite Jesu zurück.

Sie gehen eine Zeitlang schweigend weiter, dann platzt Thomas laut heraus: »Aber das ist doch eine Unverschämtheit!«

»Was denn?« fragt Jesus.

»Die Feigheit der Vielen, Meister. Siehst du denn nicht, wie viele so tun, als würden sie dich nicht kennen?«

»Was macht das aus? Wird das ein Jota an dem ändern, was über mich geschrieben steht? Nein! Nur für sie ändert sich das, was geschrieben stehen könnte, denn in den Ewigen Büchern könnte von ihnen gesagt sein: „Die guten Jünger“, während man schreiben wird: „Jene, die nicht gut waren; jene, für die das Kommen des Messias nichts bedeutet hat.“ Schreckliche Worte, wißt ihr das? Schlimmer als diese: „Adam sündigte mit Eva.“ Denn diese Sünde kann ich ausmerzen. Die Verleugnung des Wortes, des Erlösers, aber nicht ... Biegen wir hier ab. Ich möchte mit den Brüdern Simon Petrus und Jakobus im Vorort Ofel haltmachen. Auch Judas des Simon wird bei uns bleiben. Simon der Zelote, Johannes und Thomas hingegen werden sich nach Getsemani begeben, um unsere Taschen zu holen ... «

»Ja, so wird Jona sein Lamm beruhigt verschlucken«, sagt der immer noch aufgeregte Petrus. Die anderen lachen ...

»Sei gut und wundere dich nicht, daß er Angst hat. Morgen könntest du sie haben.«

»Ich, Meister? Es wäre eher möglich daß sich das Meer von Galiläa in Wein verwandelt als daß ich Angst habe«, versichert Petrus.

»Aber, gestern abend ... Simon! schienst du nicht mehr mutig auf den Stufen des Palastes des Chuza«, sagt Judas von Kerijot ohne Spott, aber ... mit genügend Sarkasmus, um Petrus zu reizen.

»Und warum? ... Ich war in Sorge um den Herrn, deswegen war ich so aufgereggt. Aus keinem anderen Grund.«

»Gut, gut! Hoffen wir, daß wir nie ... Angst haben werden, um uns nicht bloßzustellen, Herr!« entgegnet Judas von Kerijot, indem er ihm mit einer Hand auf die Schulter klopft, beschützend und boshaft ... Zu einer anderen Zeit hätte dies wohl eine lebhaftere Entgegnung ausgelöst. Aber Petrus ist seit dem Abend zuvor in einem Zustand der ... Bewunderung für Judas, und so erträgt er alles von ihm.

Jesus sagt: »Philippus, Natanaël, Andreas und Matthäus gehen zum Palast des Lazarus und benachrichtigen ihn, daß wir bald kommen.«

Letztere trennen sich von der Gruppe, und die anderen gehen mit Jesus weiter. Die Jünger, mit Ausnahme von Stephanus und Isaak, folgen den zum Palast entsandten Aposteln. Im Vorort Ofel wieder eine Trennung. Die nach Getsemani Geschickten machen sich rasch mit Isaak auf den Weg; Stephanus bleibt bei Jesus. Die Söhne des Alphäus, Petrus, Jakobus und Iskariot, um nicht an der Kreuzung warten zu müssen, gehen auch langsam in Richtung Getsemani. Sie benützen denselben Weg, den Jesus in der Nacht vom Gründonnerstag mit seinen Henkern gehen wird und der jetzt, um die Mittagszeit, menschenleer ist. Nach wenigen Schritten kommen sie zu einem kleinen Platz mit einem Brunnen, der von einem Feigenbaum beschattet wird, welcher seine zarten Blätter über dem Spiegel des klaren Wassers breitet.

»Sieh, dort ist Samuel der Annalia«, sagt Jakobus des Alphäus, der ihn gut kennen muß. Der Jüngling betritt gerade mit seinem Lamm ein Haus ... Er ist noch mit anderen Lebensmitteln beladen.

»Er sorgt auch für das Paschamahl seiner Verwandten«, bemerkt Judas des Alphäus.

»Aber hat er sich denn jetzt hier niedergelassen? Ist er nicht fortgewesen?« fragt Petrus.

»Ja, er hat sich hier niedergelassen. Man sagt, er unterhalte ein Liebesverhältnis mit der Tochter des Klopas, des Sandalenschusters. Sie ist reich ... «

»Aha! Und warum sagt er dann, daß Annalia ihn verlassen hat?« fragt Iskariot. »Das ist doch eine Lüge!«

»Der Mensch bedient sich der Lüge mit großer Leichtigkeit und merkt nicht, daß er sich auf diese Weise auf den Weg des Bösen begibt. Es genügt der erste Schritt, ein Schritt, um sich nicht mehr davon befreien zu können ... Es ist eine Schlinge ... ein Irrweg ... eine Falle. Eine Falle, die sich schließt ... « sagt Jesus zu Judas von Kerijot.

»Schade! Der Mann schien mir letztes Jahr so gut!« sagt Jakobus des Zebedäus.

»Ja, ich dachte wirklich, er würde es wie seine Braut machen und sich ganz dir schenken, um mit ihr ein Paar engelgleicher Brautleute und Diener Jesu zu bilden. Ich hätte darauf geschworen! ... « sagt Petrus.

»Mein Simon! Schwöre nie auf die Zukunft eines Menschen. Das ist die unsicherste Sache, die es gibt. Keine Eigenschaft, die im Augenblick des Schwures vorhanden ist, kann eine Bürgschaft für einen sicheren Eid sein. Es gibt Verbrecher, die Heilige werden, und Gerechte oder scheinbar Gerechte, die zu Verbrechern werden«, antwortet ihm Jesus.

Samuel ist indessen, nachdem er ins Haus hineingegangen war, wieder herausgekommen, um an der Quelle frisches Wasser zu schöpfen ... Er sieht Jesus, schaut ihn mit offensichtlicher Verachtung an und stößt ein Schimpfwort aus, das ich aber nicht verstehen kann, da es hebräisch gesagt wird.

Iskariot springt mit einem Satz nach vorn, packt ihn an einem Arm und rüttelt ihn wie einen Baum, von dem man reife Früchte schütteln will.

»So sprichst du zum Meister, du Sünder? Nieder, auf die Knie! Sofort! Bitte ihn um Verzeihung, du schmutzige, mit Schweinedreck bedeckte Zunge! Nieder! Oder ich breche dir das Rückgrat.« Furchtbar ist er in seiner plötzlichen Gewalttätigkeit, der schöne Judas! Sein Gesicht verändert sich in furchterregender Weise, und vergebens sucht Jesus ihn zu beschwichtigen. Solange er nicht den Gotteslästerer auf dem schlammigen Boden beim Brunnen auf den Knien sieht, gibt er nicht nach.

»Verzeih«, sagt der Unglückliche verbissen, dem offenbar die Finger des Judas Schmerz bereiten, und der es nur sagt, weil er dazu gezwungen wird.

Jesus antwortet: »Ich hege keinen Groll. Du schon, trotz deiner Worte. Das Wort ist wertlos, wenn es nicht vom Herzen kommt. Du

beschimpfst mich immer noch in deinem Herzen. Das ist doppelte Sünde. Denn du klagst mich an und haßt mich, und dabei sagt dir dein Gewissen in deinem Inneren, daß deine Anklage und dein Haß unbegründet sind. Du allein hast gefehlt, nicht Annalia, und auch ich nicht. Aber ich verzeihe dir alles. Geh und werde wieder ein redlicher, gottgefälliger Mensch. Laß ihn los, Judas.«

»Ich gehe. Aber ich hasse dich! Annalia ist durch dich auf Abwege geraten, und ich hasse dich ... «

»Du tröstest dich indessen mit Rebekka, der Tochter des Sandalenschusters, und du hast dich schon damals getröstet, als Annalia noch mit dir verlobt und krank war und nur an dich dachte ... «

»Ich war Witwer ... ich glaubte schon, es zu sein ... und ich suchte mir eine Frau ... Jetzt bin ich zu Rebekka zurückgekehrt, weil ... weil ... Annalia mich nicht haben will, entschuldigt sich Samuel, der sein unrechtes Handeln aufgedeckt sieht.«

Judas Iskariot fügt hinzu: »... und weil Rebekka sehr reich ist. Häßlich wie eine ausgediente Sandale ... und alt wie eine auf dem Weg verlorene Schuhsohle ... aber reich! Oh, reich! ... « und er lacht sarkastisch, während der andere entflieht.

»Woher weißt du das?« fragt Petrus.

»Oh, es ist leicht zu erfahren, wo es Jungfrauen und Geld gibt!«

»Gut! Nehmen wir den kleinen Weg dort, Meister? Dieser Platz ist heiß wie ein Backofen, dort ist Schatten und es weht ein Lüftchen«, fleht Petrus, der stark schwitzt.

Sie gehen langsam, in Erwartung der Rückkehr der anderen, auf der kleinen verlassenem Straße.

Eine Frau kommt aus einer Tür und wirft sich Jesus weinend zu Füßen.

»Was hast du?«

»Meister! ... Hast du dich schon gereinigt?«

»Ja. Warum fragst du mich das?«

»Weil ich dir sagen wollte ... Aber du kannst dich ihm nicht nähern. Er ist ganz vereitert ... Der Arzt sagt, es sei ansteckend. Nach

dem Paschafest werde ich den Priester rufen ... und Hinnom wird ihn aufnehmen. Nenne mich nicht schuldig. Ich habe es nicht gewußt ... Er hat viele Monate in Joppe gearbeitet und kam so zu mir zurück und sagte, daß er sich verletzt habe. Ich habe Balsam angewendet und ihn mit Aromen gewaschen ... aber alles war umsonst. Ich habe einen Naturheilkundigen gefragt, und er hat mir Pulver für das Blut gegeben ... Ich habe die Kinder fortgetan ... Ich habe das Bett entfernt ... denn ich fing an zu begreifen. Es wurde schlimmer. Ich habe den Arzt gerufen. Er hat zu mir gesagt: „Frau, du kennst deine Pflicht, und ich die meinige. Die Wunde ist eine Folge seiner Begierden. Trenne dich von ihm. Ich werde ihn vom Volk trennen. Der Priester von Israel. Er hätte daran denken sollen, als er Gott, dich und sich selbst beleidigte. Nun muß er sühnen.“ Er hat mir versprochen zu schweigen bis nach dem Fest der Ungesäuerten Brote. Aber wenn du Mitleid mit dem Sünder und mit mir hättest, die ich ihn immer noch liebe, und mit den fünf unschuldigen Kindern ... «

»Was soll ich tun? Glaubst du nicht, daß der, der sündigt, auch büßen soll?«

»Ja, Herr! Aber du bist die lebendige Barmherzigkeit!« Der ganze Glaube, dessen eine Frau fähig ist, liegt in der Stimme, im Blick, in der Haltung der knienden Frau, die dem Erlöser ihre Arme entgegenstreckt.

»Und er, was hat er im Herzen?«

»Niedergeschlagenheit ... Was willst du, was er haben soll, o Herr?«

»Eine übernatürliche Regung der Reue, der Gerechtigkeit würde genügen, um Barmherzigkeit zu erlangen! ... «

»Gerechtigkeit?«

»Ja. Es würde genügen, daß er sagt: „Ich habe gesündigt. Meine Sünde verdient dies und noch viel mehr, und von denen, die ich beleidigt habe, erbitte ich Erbarmen.“«

»Mein Erbarmen hat er schon. Du, Gott, gib ihm auch das deine. Ich kann nicht zu dir sagen: „Tritt ein“ ... Du siehst, daß nicht ein-

mal ich dich berühre ... Aber wenn du willst, will ich ihn rufen und von der Terrasse aus sprechen lassen.«

»Ja.«

Die Frau steckt den Kopf ins Haus und ruft laut: »Jakob, steige aufs Dach. Zeige dich. Fürchte dich nicht.«

Kurz darauf zeigt sich der Mann an der Brüstung der Terrasse. Er hat ein gelbliches, aufgedunsenes Gesicht, der Hals und eine Hand sind verbunden ... Das Wrack eines verkommenen Menschen ... Er schaut mit den wäßrigen Augen eines Kranken, der von einer beschämenden Krankheit befallen ist, herab und fragt: »Wer fragt nach mir?«

»Jakob, der Erlöser ist hier! ... « Die Frau sagt nicht mehr, aber es scheint, als wolle sie den Kranken hypnotisieren, ihm ihre Gedanken übertragen ...

Der Mann, sei es, daß er diese Gedanken wahrnimmt, sei es, daß er eine spontane Regung verspürt, streckt seine Arme aus und sagt: »Oh, befreie mich! Ich glaube an dich! Es ist schrecklich, so sterben zu müssen.«

»Es ist schrecklich, wenn man sich seiner Pflicht entzieht. Daran und an deine Kinder hast du wohl nicht gedacht?«

»Erbarmen, Herr ... Ihretwegen ... meinerwegen ... Verzeihung! Verzeihung!« Er bricht weinend über der Brüstung zusammen, die mit Binden umwickelten Hände ausgestreckt und die ganzen Arme, die unbedeckt bleiben, weil die Ärmel hinaufgerutscht sind, mit schon aufgeschwollenen, abstoßenden Pusteln bedeckt ... So, wie er daliegt, scheint dieser Mensch ein gräßlicher Hampelmann, eine hingeworfene Leiche mit Anzeichen beginnender Zersetzung, zu sein. Er erweckt Mitleid und Abscheu zugleich.

Die Frau weint, immer noch im Staub kniend. Jesus scheint noch auf ein Wort zu warten ...

Endlich kommt es unter Schluchzen von der Terrasse: »Ich seufze zu dir in der Betrübnis des Herzens! Gib mir wenigstens das Versprechen, daß sie nicht Hunger leiden werden ... dann ... dann

werde ich mich ergeben der Sühne unterziehen, und du, gesegneter Erlöser, rette meine Seele! Wenigstens diese! Wenigstens diese!«

»Ja, ich heile dich, um der Unschuldigen willen, um dir Gelegenheit zu geben, rechtschaffen zu werden. Verstehst du? Sei eingedenk, daß der Erlöser dich geheilt hat. Gott wird dich in dem Maße, in dem du dieser Gnade entsprichst, von deinen Sünden befreien. Leb wohl! Der Friede sei mit dir, Frau.« Er entfernt sich fast im Laufschrift und geht denen entgegen, die von Getsemani kommen. Nicht einmal das Geschrei des Mannes, der sich geheilt fühlt und sieht, noch das der Frau können ihn zurückhalten ...

»Wir wollen in diese Gasse einbiegen, um nicht noch einmal dort vorbeizukommen«, sagt Jesus, nachdem er mit den anderen zusammengetroffen ist.

Sie nehmen einen sehr schlecht zu gehenden Weg, der so schmal ist, daß kaum zwei nebeneinander gehen können. Wenn ihnen ein mit einer Last beladener Esel entgegenkommt, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich ganz flach an die Mauer zu drücken. Wegen der Dächer, die sich beinahe berühren, herrscht Halbdunkel nebst Verlassenheit, Stille und schlechtem Geruch. Sie gehen hintereinander wie Mönche durch diese elende Gasse. Danach erst bilden sie eine Gruppe auf einem Platz, der voll von Knaben ist.

»Warum hast du dem Mann solche Worte gesagt? Du gebrauchst sie sonst nie ... « fragt Petrus neugierig.

»Weil dieser Mann einer meiner Feinde sein wird, und die zukünftige Schuld wird die, die bereits auf ihm lastet, noch erschweren.«

»Und du hast ihn geheilt?« fragen alle überrascht.

»Ja! Der kleinen Unschuldigen wegen!«

»Hm! Er wird wieder krank werden ... «

»Nein. Nach diesen Leiden und Schrecken wird er für seine leibliche Gesundheit Sorge tragen und nicht mehr krank werden.«

»Aber er wird gegen dich sündigen, sagst du. Ich würde ihn sterben lassen.«

»Du bist ein sündiger Mensch, Simon des Jona.«

»Und du bist zu gut, Jesus von Nazaret«, entgegnet Petrus. Sie kommen auf eine Hauptstraße, und dann sehe ich nichts mehr.

Eine Anmerkung der Seherin:

Sowohl den geheilten Mann als auch Samuel erkenne ich wieder. Ersterer wird Jesus während der Passion mit einem Stein am Kopf treffen. Noch besser erkenne ich seine Frau, die schmerzlich weint wie damals, und das Haus, das eine charakteristische hohe Tür mit drei Stufen hat. Ebenso erkenne ich unter der Maske des Hasses, die ihn verändert, Samuel, den Jüngling, der seine Mutter mit einem Fußtritt tötet, um hingehen zu können und den Meister mit einem Prügel zu schlagen. Was mich angeht, so will ich diese Anmerkung später als Fußnote auf der entsprechenden Seite der Passion wiederholen.

422 Während des Rüsttages (Vierter Teil: Das Paschamahl mit Lazarus)

Als Jesus den Palast betritt, wimmelt dieser von einer Schar von Dienern, die von Betanien gekommen und mit Vorbereitungen beschäftigt sind.

Lazarus liegt sehr leidend auf einem Tragbett ausgestreckt und grüßt mit einem matten Lächeln den Meister, der auf ihn zueilt, sich liebevoll über seine Lagerstätte beugt und fragt: »Du hast sehr unter den Stößen des Wagens gelitten, nicht wahr, mein Freund?«

»Sehr, Meister«, antwortet Lazarus, der so erschöpft ist, daß ihm schon der Gedanke daran Tränen in die Augen treibt.

»Um meinetwillen! Verzeih mir!«

Lazarus nimmt eine Hand Jesu, führt sie ans Gesicht, streichelt damit seine ausgemergelte Wange und flüstert: »Oh, nicht durch deine Schuld, Herr! Ich bin so glücklich, daß du das Paschafest mit mir feierst ... mein letztes Paschafest! ... «

»Wenn Gott will, wirst du trotz allem noch viele feiern, Lazarus, und dein Herz wird stets bei mir sein.«

»Oh, ich bin am Ende. Du tröstest mich ... aber es ist zu Ende, und das tut mir weh ... « Er weint.

»Siehst du, Herr? Lazarus weint ununterbrochen«, klagt Marta voller Mitleid. »Sage ihm, daß er es nicht tun soll, er richtet sich so zugrunde.«

»Der Körper beansprucht noch seine Rechte. Das Leiden ist qualvoll, Marta, und der Körper weint. Er bedarf dieser Erleichterung. Doch deine Seele ist ergeben, nicht wahr, mein Freund? Die Seele des Gerechten erfüllt gerne den Willen des Herrn ... «

»Ja ... Aber ich weine, weil du so verfolgt wirst, daß du mir in der Sterbestunde nicht beistehen kannst ... Mich schaudert, ich habe Angst vor dem Sterben ... Wenn du bei mir wärest, hätte ich dies alles nicht. Ich würde mich in deine Arme flüchten und dort sanft einschlafen ... Wie werde ich es machen? Wie werde ich ohne Auflehnung gegen diesen furchtbaren Willen sterben können?«

»Habe Mut! Denk nicht an diese Dinge. Siehst du? So bringst du die Schwestern zum Weinen ... Der Herr wird dir auf so väterliche Weise helfen, daß du keine Furcht haben mußt. Fürchten müssen sich nur Sünder ... «

»Aber wenn du kommen kannst, wirst du mir dann in der Sterbestunde beistehen? Versprich es mir!«

»Ich verspreche es dir, dies und noch viel mehr.«

»Während man die Vorbereitungen trifft, erzähle mir, was du heute morgen getan hast ... «

Jesus setzt sich nun auf den Rand des Bettes, und die magere Hand des Lazarus in den seinen, erzählt er der Reihe nach, was vorgefallen ist, bis Lazarus erschöpft einschläft. Doch Jesus zieht seine Hand nicht zurück. Er bleibt unbeweglich sitzen, um diesen erquickenden Schlaf nicht zu stören, und gibt ein Zeichen, daß man möglichst wenig Lärm machen soll. Marta, die soeben Jesus eine Erquickung bringt, zieht sich auf Zehenspitzen zurück, indem sie den schweren Vorhang herabläßt und die wuchtige Türe schließt. Der Lärm im ganzen Hause wird auf diese Weise gedämpft und auf ein kaum hörbares Geräusch vermindert. Lazarus schläft. Jesus betet und betrachtet. So gehen die Stunden vorüber, bis Maria Magdalena

mit einer kleinen Lampe erscheint, da sich der Abend niedersenk
und die Fenster geschlossen werden.

»Schläft er noch?« flüstert sie.

»Ja. Er ist sehr ruhig. Das wird ihm gut tun.«

»Seit Monaten hat er nicht mehr so geschlafen ... Ich glaube, der
Gedanke an den Tod hat ihn sehr beunruhigt. In deiner Nähe hat
man keine Furcht ... vor nichts ... Der Glückliche!«

»Warum, Maria?«

»Weil er dich in der Stunde seines Todes in seiner Nähe haben
kann. Ich aber ... «

»Warum du nicht?«

»Weil du sterben willst ... und bald, und ich, wer weiß, wann ich
sterben werde. Laß mich vor dir sterben, Meister!«

»Nein, du wirst mir noch lange dienen müssen.«

»Dann habe ich doch recht, wenn ich sage, daß Lazarus glücklich
ist!«

»Die Vielgeliebten werden alle glücklich sein wie er, und noch
glücklicher als er.«

»Wer sind diese? Die Reinen, nicht wahr?«

»Jene, die vollkommen zu lieben verstehen. Du, zum Beispiel, Ma-
ria.«

»Oh, mein Meister!« Maria gleitet auf den bunten Teppich, der
den Fußboden des Raumes bedeckt, und verweilt in dieser Haltung,
in Anbetung ihres Jesus.

Marta, auf der Suche nach Maria, steckt den Kopf herein.

»Nun komm doch! Wir müssen den roten Saal für das Mahl des
Herrn vorbereiten.«

»Nein, Marta. Den gebt ihr den Ärmsten, den Landarbeitern Joha-
nans zum Beispiel.«

»Aber warum, Meister?«

»Weil die Armen ebenso sind wie Jesus, und ich in ihnen bin. Ehrt
immer die Armen, die niemand liebt, wenn ihr vollkommen sein
wollt. Für mich könnt ihr die Vorhalle vorbereiten, und wenn ihr die

Türen der zahlreichen Räume rings um die Vorhalle offenläßt, dann können mich alle gleicherweise sehen, und auch ich sehe alle.«

Marta ist nicht sehr zufrieden und entgegnet: »Aber du, in einer Vorhalle! ... Das ist deiner nicht würdig!«

»Geh! Geh und tue, was ich dir sage. Es ist wohl würdig, das zu tun, was der Meister rät.«

Maria und Marta gehen geräuschlos hinaus, und Jesus bleibt geduldig zurück, um bei dem ruhenden Freund zu wachen.

Die Abendmahlzeit ist in vollem Gang. Die Sitzordnung ist nach menschlichen Gesichtspunkten schlecht gewählt. Sie entspricht jedoch einem höheren Maßstab, der denen Ehre und Liebe erweist, die die Welt für gewöhnlich vernachlässigt.

So sitzen in dem herrlichen, königlichen roten Saal, dessen Gewölbe auf zwei roten Porphyssäulen ruht, zwischen denen ein langer Tisch aufgestellt ist, die Landarbeiter des Johanan zusammen mit Margziam, Isaak und so vielen anderen Jüngern als Platz gefunden haben. In dem Saal, in dem gestern abend das Mahl stattgefunden hat, sitzen noch weitere von den einfachsten Jüngern. Im weißen Saal, einem Traum von reinem Glanz, befinden sich die jungfräulichen Jüngerinnen, vier an der Zahl, und mit ihnen die Schwestern von Lazarus, Anastasica und andere Mädchen. Aber die Königin des Festes ist Maria, die Jungfrau der Jungfrauen. Im benachbarten Raum, der wohl eine Bibliothek ist, da seine Wände mit hohen Schreinen ausgestattet sind, die vielleicht Buchrollen enthalten oder enthielten, sitzen die Witwen und die Ehefrauen, mit Elisa von Bet-Zur und Maria des Alphäus an der Spitze, und so weiter.

Aber besonders eindrucksvoll ist Jesus im marmornen Atrium. Tatsächlich hat der herrschaftliche Geschmack der beiden Schwestern des Lazarus das viereckige Atrium in einen lichtvollen, blumengeschmückten Saal verwandelt, aber es bleibt dennoch eine Vorhalle. Jesus sitzt mit den Zwölfen zusammen, doch an seiner Seite sitzt Lazarus und neben Lazarus Maximinus.

Die Abendmahlzeit verläuft dem Ritus entsprechend, und Jesus

strahlt vor Freude, mitten unter all seinen getreuen Jüngern zu sein.

Nach Beendigung der Mahlzeit, nach dem letzten Kelch, nach dem Gesang des letzten Psalms, strömen alle, die in den verschiedenen Sälen waren, im Atrium zusammen. Aber der Raum faßt nicht alle, zumal die Tische viel Platz einnehmen.

»Begeben wir uns in den roten Saal, Meister. Wir werden den Tisch an die Wand rücken, und so werden alle um dich versammelt sein«, schlägt Lazarus vor und gibt den Dienern ein Zeichen.

Nun sitzt Jesus zwischen den beiden kostbaren Säulen unter dem strahlenden Leuchter auf einem Podium, das aus zwei Liegebetten besteht, die für das Mahl benützt worden sind, und so gleicht der Meister einem König, der inmitten seiner Höflinge auf einem Thron sitzt. Sein Linnengewand, das er vor dem Mahl angelegt hat, leuchtet, als bestünde es aus den kostbarsten Fäden, und es erscheint noch weißer, wenn man es mit dem matten Rot der Wände und dem glänzenden Rot der Säulen vergleicht. Sein Antlitz ist wahrhaft göttlich und königlich, während er spricht oder den Umstehenden Gehör schenkt. Auch die Einfachsten, die Geringsten, die er bei sich haben wollte und die sich von allen anderen brüderlich geliebt fühlen, sprechen mit sicherer Stimme und berichten ihre Hoffnungen und Sorgen mit Schlichtheit und voll Vertrauen.

Aber der Glückichste unter allen Glücklichen ist der Großvater Margziams. Er trennt sich keinen Augenblick von seinem Enkel und weidet sich an dessen Anblick und Reden ... Ab und zu neigt er das greise Haupt auf die Brust des Enkels, der ihn liebkost.

Jesus bemerkt diese Geste mehrmals und wendet sich daraufhin dem Alten zu: »Vater, ist dein Herz glücklich?«

»Oh, sehr glücklich, mein Herr! Es scheint mir fast nicht wahr zu sein. Ich habe nur noch einen Wunsch ... «

»Welchen?«

»Den, den ich meinem Sohn gesagt habe, aber er ist nicht damit einverstanden.«

»Worin besteht er?«

»Ich möchte in diesem Frieden sterben, wenn es möglich ist. In Bälde wenigstens! Denn nunmehr habe ich das höchste Gut empfangen. Mehr kann ein Geschöpf auf Erden nicht erreichen. Von dannen gehen ... nicht mehr leiden ... Gehen ... Wie hast du es so schön im Tempel gesagt, o Herr: „Wer Opfer darbringt mit dem Eigentum der Armen, ist wie einer, der den Sohn vor den Augen des Vaters mordet!“ Nur die Furcht vor dir hält Johanans davon ab, es Doras nachzutun. In ihm ist die Erinnerung wach geblieben an das, was dem anderen geschah. Seine Felder gedeihen, und er düngt sie mit unserem Schweiß. Ist nicht der Schweiß der Besitz des Armen, sein Eigentum, das ihm ausgepreßt wird durch Mühen, die seine Kräfte übersteigen? Er schlägt uns nicht, er gibt uns so viel zu essen, daß wir stark bleiben für die Arbeit. Aber nützt er uns nicht noch mehr aus als den Ochsen? Bestätigt es, meine Kameraden ... «

Die alten und jungen Landarbeiter Johanans nicken beifällig.

»Hm! Ich glaube ... daß deine Worte aus ihm einen noch schlimmeren Blutsauger machen werden. Warum hast du sie ausgesprochen, Meister?« fragt Petrus.

»Weil er sie verdient. Nicht wahr, ihr Feldarbeiter?«

»O ja! Während der ersten Monate ging es gut. Aber jetzt ... ist es schlimmer als zuvor«, versichert Micha.

»Der Eimer des Brunnens sinkt durch sein eigenes Gewicht«, bemerkt der Priester Johannes gemäß einem alten Spruch.

»Ja, und der Wolf ist es bald müde, das Lamm zu spielen«, fügt Hermas hinzu. Die Frauen flüstern voller Mitleid miteinander.

Jesus schaut mit vor Mitleid weit geöffneten Augen auf die armen Landarbeiter, betrübt darüber, daß er keine Möglichkeit hat, ihnen zu helfen.

Lazarus sagt: »Ich hatte unglaubliche Summen geboten, um die Felder zu kaufen und ihnen Frieden zu verschaffen. Aber es ist mir nicht gelungen, sie zu erwerben. Doras, der in allem seinem Vater ähnlich ist, haßt mich.«

»Nun gut ... so werden wir eben sterben. Es ist unser Los. Aber

es wird auch für uns einmal die selige Ruhe in Abrahams Schoß kommen!« ruft Saul, ein anderer Knecht Johanans, aus.

»Im Schoß Gottes, mein Sohn! Im Schoß Gottes. Die Erlösung wird vollbracht und ihr werdet in den Himmel eingehen und ...« Am großen Tor wird heftig angeklopft, so daß das Klopfen stark widerhallt. Unruhe kommt in die Versammlung.

»Wer ist es?«

»Wer ist am Abend des Paschafestes unterwegs?«

»Soldaten?«

»Pharisäer?«

»Soldaten des Herodes?«

Aber während die Aufregung sich ausbreitet, erscheint Levi, der Wächter des Palastes. »Verzeih, o Rabbi«, sagt er, »da ist ein Mann, der dich zu sprechen wünscht. Er wartet am Eingang und scheint sehr betrübt zu sein. Er ist alt und mir scheint, daß es einer aus dem niederen Volk ist. Er verlangt nach dir, und zwar schnell.«

»Oho! Das ist kein Abend für Wunder! Er soll morgen wiederkommen ...« sagt Petrus.

»Nein! Jeder Abend ist für Wunder und Barmherzigkeit da«, sagt Jesus, erhebt sich und steigt von seinem Sitz, um sich in die Vorhalle zu begeben.

»Gehst du allein? Ich komme mit«, sagt Petrus.

»Nein, du bleibst, wo du bist.«

Er geht an der Seite Levis hinaus.

Im Hintergrund, am schweren Tor der Vorhalle, in der, da die Lampen gelöscht worden sind, nun fast Dunkelheit herrscht, steht ein aufgeregter Greis. Jesus nähert sich ihm.

»Bleib stehen, Meister. Vielleicht habe ich einen Toten berührt, ich will dich nicht verunreinigen. Ich bin der Verwandte Samuels, des Bräutigams der Annalia. Wir haben Abendmahl gehalten, und Samuel trank und trank ... mehr als recht war. Aber mir scheint, daß der Jüngling seit einiger Zeit den Verstand verloren hat. Das sind die Gewissensbisse, Herr! Halb betrunken sagte er, während er wie-

der zu trinken anfang: „Ich erinnere mich wenigstens nicht mehr daran, ihm gesagt zu haben, daß ich ihn hasse. Denn ich habe, das sollt ihr wissen, den Rabbi verflucht.“ Er schien mir Kain zu sein, als er wiederholte: „Meine Bosheit ist allzu groß. Ich verdiene keine Verzeihung! Trinken muß ich! Trinken, um zu vergessen. Denn es steht geschrieben, wer seinen Gott verflucht, trägt seine Sünde mit sich und ist des Todes schuldig.“ Er war schon ganz außer sich, als ein Verwandter der Mutter Annalias das Haus betrat und nach dem Grund der Verstoßung fragte. Samuel, der bereits halb betrunken war, reagierte mit harten Worten, und der Mann drohte ihm, ihn wegen der Schändung der Familie vor den Richter zu schleppen. Samuel ohrfeigte ihn als erster, und sie gerieten aneinander ... Ich bin alt, und meine Schwester ist auch alt; alt sind der Diener und die Dienerin. Was konnten wir tun, wir vier und die beiden Mädchen, die Schwestern Samuels? Schreien konnten wir! Wir konnten versuchen, sie zu trennen! Sonst nichts ... Samuel ergriff das Beil, mit dem wir die Holzstücke für das Lamm gespalten hatten, und schlug damit auf den Kopf des anderen ... Er spaltete ihm nicht den Kopf, denn er schlug mit der Rückseite und nicht mit der Schneide zu. Aber der andere wankte, röchelte und fiel zu Boden ... Wir haben nicht mehr geschrien, um ... nicht das Volk darauf aufmerksam zu machen ... Wir haben uns im Hause verbarrikadiert ... niedergeschmettert ... Wir hofften, daß der Mann wieder zu sich kommen würde, als wir ihm Wasser auf den Kopf schütteten. Aber er röchelte und röchelte. Sicher wird er sterben. Manchmal schien er schon tot zu sein. Ich bin in einem dieser Augenblicke weggelaufen, um dich zu holen. Morgen ... vielleicht schon vorher, werden die Verwandten den Mann bei uns suchen, denn sie wissen sicherlich, daß er zu uns gekommen ist. Sie werden ihn tot finden ... Dann wird Samuel dem Gesetz gemäß getötet werden ... Herr! Herr! ... Die Schande ist schon über uns ... Aber dies, nein! Um meiner Schwester willen, hab Erbarmen, Herr! Er hat dich verflucht ... Aber die Mutter liebt dich ... Was sollen wir tun?«

»Erwarte mich hier. Ich komme gleich.« Jesus kehrt in den Saal zurück und ruft von der Türe aus: »Judas von Kerijot, komm mit mir.«

»Wohin, Herr?« fragt Judas, der sofort gehorcht.

»Du wirst es gleich erfahren. Ihr alle bleibt in Frieden und in Liebe beisammen. Wir werden bald zurück sein.«

Sie verlassen den Saal, die Vorhalle, das Haus. Der einsame, finstere Weg ist rasch zurückgelegt. Sie kommen zum Haus des Unglückes.

»Das Haus Samuels?! Warum?«

»Schweig, Judas. Ich habe dich mitgenommen, weil ich auf deinen praktischen Sinn vertraue.«

Der Alte hat sich zu erkennen gegeben. Sie treten ein und steigen hinauf zum Speisesaal, in den man den Verletzten getragen hat.

»Ein Toter?! Aber Meister! Wir machen uns unrein!«

»Er ist nicht tot. Siehst du nicht, daß er atmet, und hörst du nicht, daß er röchelt? Ich werde ihn jetzt heilen.«

»Aber er ist am Kopf verletzt! Hier wurde ein Verbrechen begangen! Wer ist das gewesen? . . . und noch dazu am Tag des Lammes!« Judas ist entsetzt.

»Er ist es gewesen«, sagt Jesus und deutet auf Samuel, der sich in einem Winkel zusammengekauert hat und dem Tode näher scheint als der Sterbende selbst. Er keucht vor Angst, wie der andere im Todeskampf, und hat einen Zipfel seines Mantels über den Kopf gezogen, um nicht zu sehen und nicht gesehen zu werden. Alle starren ihn voller Entsetzen an, mit Ausnahme seiner Mutter, in der sich der Schrecken über den Mord mit dem Schmerz über den schuldigen Sohn mischt, der im voraus durch das ehernen Gesetz Israels verurteilt ist.

»Siehst du, wohin die erste Sünde führt? Dazu, o Judas! Erst ein Meineid der Frau gegenüber, dann ein anderer Gott gegenüber; daraufhin wurde er zum Verleumder, Lügner, Flucher und Gotteslästerer, dann hat er sich dem Wein hingegeben, und nun ist er zum

Mörder geworden. So liefert man sich Satan aus, o Judas. Denk immer daran ... « Jesus ist furchtbar, als er mit ausgestrecktem Arm auf Samuel weist.

Dann aber schaut er auf die Mutter, die sich an einen Fensterflügel geklammert hat. Von starkem Zittern geschüttelt, kann sie kaum aufrecht stehen und scheint dem Tode nahe. Jesus sagt mit trauriger Miene: »Und so, Judas, werden die armen Mütter getötet, ohne andere Waffe, als die des Verbrechens eines Sohnes. Die armen Mütter! ... Ich habe Mitleid mit ihnen. Ich, der Sohn, für dessen Mutter man kein Mitleid empfinden wird ... «

Jesus weint. Judas blickt ihn erstaunt an ...

Jesus neigt sich über den Sterbenden und legt ihm die Hand aufs Haupt. Er betet. Der Mann öffnet die Augen. Er scheint ein wenig betrunken, erstaunt zu sein ... Doch dann kommt er zu sich. Er setzt sich auf, indem er die Fäuste auf den Boden stemmt, und schaut Jesus an. Er fragt: »Wer bist du?«

»Jesus von Nazaret.«

»Der Heilige! Warum bist du bei mir? Wo bin ich? Wo sind meine Schwester und ihre Tochter? Was ist vorgefallen?« Er versucht, sich zu erinnern.

»Mann, du nennst mich den Heiligen. Du hältst mich also dafür?«

»Ja, Herr! Du bist der Gesandte der Herrn!«

»Dann ist mein Wort dir also heilig?«

»Ja, o Herr!«

»Dann ... « Jesus steht auf, hoheitsvoll in seiner Gestalt: »So befehle ich dir als Meister und Messias, zu verzeihen. Du bist hierher gekommen und wurdest beleidigt ... «

»Ach! Samuel! Ja! ... Das Beil! Ich werde ihn anzeigen! ... « sagt er beim Aufstehen.

»Nein, verzeihe im Namen Gottes, dafür habe ich dich geheilt. Dir liegt die Mutter Annalias am Herzen, weil sie gelitten hat. Die Mutter des Samuel würde noch mehr leiden. Verzeihe!«

Der Mann kann sich nicht entschließen. Er betrachtet den Verbre-

cher mit offensichtlichem Groll. Er schaut auf die verängstigte Mutter und dann auf Jesus, der ihn beherrscht ... Aber er kann sich nicht entschließen.

Jesus öffnet die Arme, zieht ihn an seine Brust und sagt:

»Aus Liebe zu mir!«

Der Mann beginnt zu weinen ... So in den Armen des Messias zu sein, seinen Atem im Haar zu spüren, und einen Kuß, der auf die Wunde gedrückt wird! ... Er weint und weint ...

Jesus sagt: »Ja, nicht wahr? Du verzeihst aus Liebe zu mir? Oh, selig die Barmherzigen! Weine, weine an meinem Herzen! Möge mit den Tränen jeder Groll entweichen! Alles neu! Alles rein! Ja, so! Sanft! Sanft, wie ein Kind Gottes sein soll ... «

Der Mann erhebt sein Gesicht und sagt unter Tränen: »Ja, ja, deine Liebe ist so süß! Annalia hat recht! Nun verstehe ich sie ... Frau! Weine nicht mehr! Die Vergangenheit ist vergessen. Niemand wird etwas aus meinem Mund erfahren. Erfreue dich deines Sohnes, wenn er dir Freude bereiten kann. Leb wohl, Frau. Ich kehre in mein Haus zurück«, und er will fortgehen.

Jesus sagt zu ihm: »Ich komme mit dir, Mann. Leb wohl, Mutter! Leb wohl, Abraham. Lebt wohl, ihr Mädchen!« Kein Wort für Samuel, der seinerseits auch keine Worte findet.

Die Mutter reißt ihm den Mantel vom Kopf, und wirft sich in einer Reaktion auf das Vorgefallene auf den Sohn: »Danke deinem Erlöser, du harte Seele! Danke ihm, du unwürdiger Mensch! ... «

»Laß ihn, Frau. Sein Wort hätte keinen Wert. Der Wein macht ihn töricht, und seine Seele ist verschlossen. Bete für ihn ... Leb wohl.«

Er geht die Treppe hinunter, holt auf dem Wege Judas und den anderen ein, befreit sich vom alten Abraham, der ihm die Hände küssen will, und schreitet im ersten Mondschein mit raschen Schritten dahin.

»Wohnst du weit weg«, fragt er den Mann.

»Am Fuß des Berges Morija.«

»So müssen wir uns trennen.«

»Herr, du hast mich den Kindern, der Frau, dem Leben bewahrt. Was kann ich für dich tun?«

»Gut sein, verzeihen und schweigen. Niemals und aus keinem Grunde sollst du ein Wort von dem sagen, was vorgefallen ist. Versprichst du mir das?«

»Ich schwöre es beim heiligen Tempel! Obwohl es mir schwerfällt, nicht zu sagen, daß du mich gerettet hast . . . «

»Sei ein Gerechter, und ich werde deine Seele retten. Das kannst du allen sagen. Leb wohl, Mann. Der Friede sei mit dir!«

Der Mann kniet nieder und verabschiedet sich. Dann trennen sie sich.

»Unglaublich! Unglaublich, was für Dinge geschehen!« sagt Judas, jetzt, da sie allein sind.

»Ja, schreckliche Dinge! Judas, auch du wirst nicht darüber sprechen!«

»Nein, Herr! Aber warum wolltest du mich bei dir haben?«

»Freust du dich nicht über mein Vertrauen?«

»Oh, sehr! Aber . . . «

»Nun, ich wollte, daß du darüber nachdenkst, wohin Lüge, Geldgier, Völlerei und nutzloses Praktizieren einer Religion, die nicht mehr geistig geübt wird, führen können. Und was ist das symbolische Bankett für Samuel gewesen? Nichts! Eine Völlerei, eine Gotteslästerung, und dabei ist er zum Mörder geworden. Viele werden in Zukunft sein wie er und mit dem Geschmack des Lammes auf der Zunge – nicht des Lammes, das vom Schaf geboren wird, sondern des göttlichen Lammes – zum Verbrechen übergehen. Warum das? Wie kann das geschehen? Fragst du dich nicht? So sage ich es dir selbst: weil sie sich auf jene Stunde durch viele vorausgegangene Verbrechen vorbereitet haben, durch Gleichgültigkeit am Anfang, durch Hartherzigkeit später. Erinnerung dich daran, Judas!«

»Ja, Meister, und was werden wir den anderen sagen?«

»Daß jemand schwer krank war. Das ist die Wahrheit.«

Sie biegen rasch in eine Straße ein, und ich verliere sie aus den Augen.

423 Der Sabbat der ungesäuerten Brote

Viele Jünger und Jüngerinnen haben Abschied genommen und sind zu den gastlichen Häusern zurückgekehrt. Andere gehen auf den Wegen zurück, auf denen sie gekommen sind.

An dem strahlenden Nachmittag dieses schon fortgeschrittenen Aprils sind im Hause des Lazarus nur noch die eigentlichen Jünger anwesend, besonders jene, die für die Verkündigung der Frohen Botschaft bestimmt sind, also die Hirten, Hermas und Stephanus, der Priester Johannes, Timoneus, Ermastheus, Josef von Emmaus, Salomon, Abel von Betlehem in Galiläa, Samuel und Abel von Chorazin, Agapus, Ascher und Ismael von Nazaret, Elija von Chorazin, Philippus von Arbela, Josef, der Fährmann von Tiberias, Johannes von Ephesus und Nikolaus von Antiochia. Von den Frauen sind außer den bekannten Jüngerinnen Annalia, Dorkas, die Mutter des Judas, Myrta, Anastasica und die Töchter des Philippus geblieben. Weder Mirjam des Jäirus, noch Jäirus selbst sehe ich. Vielleicht sind sie schon in das Haus zurückgekehrt, in dem sie zu Gast sind.

Die Männer spazieren langsam in den Höfen oder auf der Terrasse des Hauses hin und her, während fast alle Frauen und Jüngerinnen um Jesus versammelt sind, der am Bett des Lazarus sitzt. Sie hören ihm zu, während er mit Lazarus spricht und die Gegenden beschreibt, die sie in den letzten Wochen vor der Reise nach Jerusalem durchquert haben.

»Du bist gerade rechtzeitig gekommen, um den Kleinen zu retten«, bemerkt Lazarus nach dem Bericht über die Burg in Cäsarea Philippi, indem er auf den Säugling weist, der selig in den Armen seiner Mutter schläft, und fügt hinzu: »Es ist ein schöner Knabe! Frau, läßt du mich ihn aus der Nähe sehen?«

Dorkas erhebt sich und überläßt ihren Neugeborenen schweigend, aber triumphierend der Bewunderung des Kranken.

»Ein schöner Knabe! Wirklich schön! Der Herr möge ihn dir beschützen und gesund und heilig heranwachsen lassen.«

»Und dem Heiland treu. Wenn er das nicht sein sollte, würde ich ihn lieber sterben sehen, auch sofort. Alles, nur nicht, daß der Gerettete dem Herrn gegenüber undankbar sei«, sagt Dorkas entschieden und kehrt an ihren Platz zurück.

»Oh, der Herr kommt immer zur rechten Zeit, um zu retten«, sagt Myrta, die Mutter Abels aus Betlehem. »Der meinige war dem Tode nicht so nahe wie der Kleine der Dorkas. Und Welch einem Tod! Aber Jesus ist gekommen ... und hat ihn gerettet. Welch schreckliche Stunde! ... « Myrta wird schon allein bei der Erinnerung daran bleich ...

»Dann wirst du auch zur rechten Zeit zu mir kommen, nicht wahr? Um mir Frieden zu schenken ... « sagt Lazarus und streichelt die Hand Jesu.

»Aber geht es dir denn nicht etwas besser, mein Bruder?« fragt Marta. »Seit gestern scheinst du erleichtert zu sein ... «

»Ja, und darüber wundere ich mich selbst. Vielleicht hat Jesus ... «

»Nein, Freund. Es ist, weil ich dir meinen Frieden einflöße. Deine Seele ist davon durchdrungen, und so spürst du auch die Schmerzen in den Gliedern weniger. Es ist Gottes Beschluß, daß du leiden mußt.«

»Und sterben. Sag es nur. Nun gut ... es geschehe sein Wille, wie du lehrst. Von jetzt an werde ich nicht mehr um Heilung, noch um Erleichterung bitten. Ich habe so viel von Gott erhalten (und er schaut unwillkürlich auf Maria, seine Schwester), daß es nur recht ist, ihm als Entgelt dafür meine Ergebung anzubieten ... «

»Tue noch mehr, mein Freund. Es ist schon viel, ergeben zu sein und den Schmerz zu ertragen. Aber du sollst ihm einen noch höheren Wert verleihen.«

»Welchen, mein Herr?«

»Opfere ihn für die Erlösung der Menschen auf.«

»Ich bin nur ein armer Mensch, Meister. Ich kann mir nicht anmaßen, ein Erlöser zu sein.«

»Das sagst du. Aber du bist im Irrtum. Gott ist Mensch geworden,

um den Menschen zu helfen. Aber auch die Menschen können Gott helfen. Die Werke der Gerechten, der vor Jahrhunderten verstorbenen, der heutigen und der zukünftigen, werden in der Stunde der Erlösung mit den meinigen vereint. Du, vereine die deinen schon von jetzt an mit den meinen. Es ist so schön, sich der unendlichen Güte hinzugeben, ihr hinzuzufügen, was wir mit unserer begrenzten Güte geben können, und zu sagen: „Auch ich wirke mit, o Vater, am Wohl der Brüder.“ Es gibt keine größere Liebe zum Herrn und zum Nächsten, als das Wissen darum, daß man für die Herrlichkeit Gottes und für das ewige Heil der Brüder leidet und stirbt. Sich selbst retten? Das ist wenig. Das ist das Mindeste an Heiligkeit. Schön ist es, zu retten. Sich hinzugeben, um zu retten. So sehr lieben, daß man zur lodernen Flamme wird, um zu retten. Dann ist die Liebe vollkommen, und die Heiligkeit des Hochherzigen wird großartig sein.«

»Wie schön ist dies alles, nicht wahr, meine Schwestern?« sagt Lazarus mit einem verträumten Lächeln auf dem schmalen Antlitz.

Marta nickt gerührt.

Maria, die zu Füßen Jesu auf einem Kissen sitzt, in ihrer gewohnten Haltung einer demütigen, glühenden Anbeterin, sagt: »Vielleicht ist das Leiden meines Bruders der Preis für meine Seele? Sag es mir, Herr, damit mein Seelenschmerz vollkommen sei! ... «

Lazarus ruft aus: »Nein, Maria. Nein ... Ich würde ... so oder so sterben müssen. Durchbohre dein Herz nicht mit Dornen.«

Aber Jesus, aufrichtig bis zum letzten, sagt: »Gewiß, so ist es. Ich habe den guten Bruder mit seinen Gebeten und seinem Flehen gehört. Aber das soll dir keinen Kummer machen, der dich beschwert, sondern es soll dich anspornen, um jeden Preis vollkommen zu werden; und freue dich, freue dich, weil Lazarus dich dem Dämon entrissen hat ... «

»Nicht ich, du, Meister!«

»... weil er dich dem Dämon entrissen hat, hat er einen künftigen Lohn Gottes verdient, von dem Völker und Engel sprechen werden.

Und wie von Lazarus, so werden sie auch von anderen reden; besonders von den Frauen, die durch ihren Heldenmut Satan die Beute entrissen haben ... «

»Wer sind sie? Wer sind sie?« fragen die Frauen neugierig, und vielleicht hofft jede von ihnen, daß sie gemeint ist.

Maria des Judas sagt nichts. Aber sie schaut, schaut auf den Meister ... Jesus schaut sie ebenfalls an. Er könnte sie täuschen. Er tut es nicht. Er demütigt sie nicht, aber er täuscht sie auch nicht. Er antwortet allen: »Ihr werdet es im Himmel erfahren.«

Die immer verängstigte Mutter des Judas fragt: »Und wenn es einer von ihnen nicht gelingen sollte, obwohl sie möchte? Was wäre dann ihr Los?«

»Das, das ihre gute Seele verdient.«

»Der Himmel? O Herr, aber eine Frau, eine Schwester oder eine Mutter, die ... nicht imstande gewesen ist, die zu retten, die sie liebt, und sie verdammt sehen muß, könnte sie sich des Paradieses erfreuen, obwohl sie nicht im Paradiese sind? Glaubst du nicht, daß es für sie keine Freude mehr geben kann, weil ... das Fleisch von ihrem Fleisch und das Blut von ihrem Blut die ewige Verdammnis verdient hat? Ich denke, daß sie sich nicht freuen kann, wenn sie geliebte Menschen in schrecklicher Pein weiß ... «

»Du bist im Irrtum, Maria. Die Anschauung Gottes, der Besitz Gottes sind Quellen einer so unendlichen Glückseligkeit, daß es keinen Schmerz mehr für die Seligen geben kann. Wirkend und aufmerksam, um jenen zu helfen, die noch gerettet werden können, leiden sie nicht mehr wegen denen, die von Gott getrennt sind, und daher auch von ihnen selbst, die sie in Gott sind. Die Gemeinschaft der Heiligen ist für die Heiligen.«

»Aber wenn sie denen helfen, die noch gerettet werden können, so ist das ein Zeichen, daß die Unterstützten noch nicht heilig sind«, entgegnet Petrus.

»Aber sie haben den Willen, wenigstens den passiven, es zu werden. Die Heiligen in Gott helfen auch in materiellen Bedürfnissen,

um sie von einem passiven zu einem aktiven Willen zu führen. Verstehst du mich?«

»Ja und nein! Schau, wenn ich zum Beispiel im Himmel wäre und eine flüchtige Regung der Güte in . . . Eli, dem Pharisäer, sagen wir, sähe, was würde ich dann tun?«

»Du würdest mit allen Mitteln versuchen, seine guten Regungen zu vermehren.«

»Und wenn es nichts nützen würde? Was würde ich danach tun?«

»Danach, wenn er verdammt wäre, hättest du kein Interesse mehr an ihm.«

»Und wenn er, wie jetzt, der Verdammung würdig wäre, und ich ihn aber lieben würde – etwas, was nie der Fall sein wird – was müßte ich dann tun?«

»Vor allen Dingen sollst du wissen, daß du Gefahr läufst, selbst verdammt zu werden, wenn du sagst, daß du ihn nie lieben wirst. Im Himmel aber, wo man ganz eins mit der Liebe ist, würdest du für ihn und seine Rettung beten, bis zum Augenblick seines Gerichtes. Es gibt Seelen, die im letzten Augenblick gerettet werden, weil das ganze Leben lang für sie gebetet worden ist.«

Ein Diener tritt ein und sagt: »Manaen ist gekommen. Er möchte den Meister sehen.«

»Er soll kommen! Gewiß will er über ernste Dinge reden.«

Die Frauen ziehen sich diskret zurück, und die Jünger folgen ihnen. Aber Jesus ruft Isaak, den Priester Johannes, Stephanus, Hermas, Matthias und Josef, die Hirtenjünger, zu sich und sagt: »Es ist gut, wenn auch ihr ihn hört, die ihr Jünger seid.«

Manaen kommt herein und verneigt sich.

»Der Friede sei mit dir«, grüßt Jesus.

»Der Friede sei mit dir, Meister. Die Sonne geht unter, und die ersten Schritte nach dem Sabbat führen mich zu dir, mein Herr.«

»Hast du das Paschafest gut verbracht?«

»Gut?! Nichts Gutes kann dort sein, wo sich Herodes und Herodias befinden. Ich versichere dir, daß ich das letzte Mal das Lamm mit

ihnen gegessen habe! Selbst wenn es mich das Leben kosten sollte, werde ich nicht länger bei ihnen bleiben!«

»Ich glaube, du machst einen Fehler. Du könntest dem Meister dienen, wenn du dort bleibst ... « erwidert Iskariot.

»Das ist wahr, und das war es auch, was mich bisher zurückgehalten hat. Aber welch ein Ekel! Chuza könnte mich ersetzen ... «

Bartholomäus hält ihm entgegen: »Chuza ist nicht Manaen. Chuza ist ... Ja ... Er weicht Schwierigkeiten aus und würde seinen Herrn nie verraten. Du bist aufrichtiger.«

»Nun, das ist wahr, und es stimmt auch, daß Chuza Höfling ist und dem Zauber des Königtums unterliegt. Königtum! Was sage ich? Dem königlichen Schlamm! Aber er glaubt, König zu sein, weil er beim König ist ... und zittert vor der königlichen Ungnade. Vor einigen Tagen glich er einem geprügelten Hund, als er abends fast kriechend vor Herodes erschien. Der König hatte ihn rufen lassen, nachdem er sich die Klagen Salomes, die von dir verjagt worden war, angehört hatte. Chuza war in einer schlimmen Klemme. Der Wunsch, sich unter allen Umständen herauszuwinden, selbst indem er dich anklagte und dir unrecht gab, war ihm ins Gesicht geschrieben. Aber Herodes! ... Er wollte nur hinter dem Rücken des Mädchens lachen, denn er ist ihrer überdrüssig, wie er auch ihrer Mutter überdrüssig ist. Er lachte wie ein Verrückter, als ihm Chuza deine Worte wiederholte, und sagte immer wieder: „Zu sanft, zu sanft noch für dieses Mädchen ... (er gebrauchte ein so anstößiges Wort, daß ich es dir nicht wiedergeben kann). Er hätte sie in ihren erregten Leib treten sollen ... Aber damit hätte er sich verunreinigt!“ und er lachte. Danach sagte er aber ernst: „Allerdings ... die Beleidigung, die das Frauenzimmer durchaus verdient hat, darf er sich der Krone gegenüber nicht erlauben. Ich bin großzügig (das ist eine seiner fixen Ideen, und da es ihm niemand sagt, wiederholt er es sich selbst immer wieder) und verzeihe dem Rabbi, auch weil er Salome die Wahrheit gesagt hat. Jedoch will ich, daß er an den Hof kommt, damit ich ihm gänzlich verzeihen kann. Ich will ihn sehen, hören und ihn Wun-

der wirken lassen. Er soll kommen, und ich werde sein Beschützer sein. Dies sagte er vor einigen Tagen am Abend. Chuza wußte nicht, was er antworten sollte, und „nein“, wollte er dem Monarchen nicht sagen, „ja“ konnte er nicht sagen, weil du den Wünschen des Herodes selbstverständlich nicht entsprechen könntest. Heute hat er zu mir gesagt: „Du gehst ganz gewiß zu ihm ... Teile ihm meinen Willen mit.“ Ich sage es dir, doch kenne ich schon die Antwort. Aber sage sie mir, damit ich sie ihm überbringen kann.«

»Nein!« Ein Nein wie ein Blitz.

»Machst du ihn dir damit nicht zum gefährlichen Feind?« fragt Thomas.

»Auch zum Henker. Aber ich kann nur mit einem „Nein“ antworten.«

»Er wird uns verfolgen ... «

»Oh, in drei Tagen wird er schon wieder alles vergessen haben«, sagt Manaen und zuckt die Schultern. Dann fügt er hinzu: »Sie haben ihm Schauspielerinnen versprochen ... Sie sollen morgen eintreffen ... und er wird alles vergessen! ... «

Der Diener kehrt zurück: »Herr, Nikodemus, Josef, Eleasar und andere Pharisäer und Älteste des Hohen Rates sind da und möchten dich begrüßen.«

Lazarus schaut Jesus fragend an. Jesus versteht ihn: »Sie sollen kommen, ich werde sie gerne begrüßen.«

Kurz danach treten Josef, Nikodemus, Eleasar (der Gerechte beim Festmahl Ismaels), Johannes (der einst beim Festmahl in Arimathäa war), ein anderer, den ich Josua nennen höre, ein Philippus, ein Judas und zuletzt Joachim ein. Die Begrüßungen nehmen kein Ende. Zum Glück ist der Raum sehr groß, sonst wüßte ich nicht, wie so viele Verneigungen und Umarmungen darin Platz gehabt hätten. Aber so groß der Raum auch ist, er ist nun so überfüllt, daß die Jünger ihn verlassen. Es bleiben nur Lazarus und Jesus. Vielleicht scheint es den Jüngern nicht ganz geheuer, unter dem Feuer so vieler Augen des Hohen Rates zu stehen!

»Wir haben erfahren, daß du in Jerusalem bist, o Lazarus. Daher sind wir gekommen«, sagt der Mann namens Joachim.

»Das verwundert und freut mich zugleich. Im ersten Augenblick habe ich mich gar nicht mehr an dein Gesicht erinnert ...« sagt Lazarus etwas ironisch.

»Aber weißt du ... Ich wollte immer schon kommen. Doch ... du warst verschwunden ...«

»Und es schien auch nicht wahr zu sein, daß ich hier bin! Es bedarf nämlich einer großen Überwindung, zu einem Unglücklichen zu gehen!«

»Nein, sag das nicht! Wir ... haben deinen Wunsch geachtet. Aber jetzt ... jetzt, da ... Nicht wahr, Nikodemus?«

»Ja, Lazarus! Die alten Freunde kehren zurück, auch weil sie das Bedürfnis haben, von dir Neues zu erfahren und den Rabbi zu ehren.«

»Welche Neuigkeiten bringt ihr mir?«

»Hm ... Nun ja ... Das Übliche ... Die Welt ... Ja ...« sie schielen zu Jesus hinüber, der steif und etwas in sich versunken auf seinem Stuhl sitzt.

»Wie kommt es, daß ihr heute alle hier vereint seid, da der Sabbat kaum zu Ende ist?«

»Es hat eine außerordentliche Sitzung stattgefunden.«

»Heute? Das muß wohl eine sehr dringende Angelegenheit gewesen sein? ...«

Die Besucher blicken in bezeichnender Weise auf Jesus. Aber er ist ganz in Gedanken vertieft ... »Es gab viele Gründe dafür ...« antworten sie schließlich.

»Und betreffen sie nicht den Rabbi?«

»Ja, Lazarus, auch ihn. Aber auch ein schlimmes Ereignis wurde besprochen, da die Festtage uns alle in der Stadt vereint haben ...« erklärt Josef von Arimathäa.

»Ein schlimmes Ereignis? Um was handelt es sich?«

»Ein ... ein Jugendfehler ... Hm! Nun ja! Eine schlimme Streit-

frage, denn ... Rabbi, höre uns zu. Du bist unter aufrichtigen Menschen. Wenn wir auch nicht deine Jünger sind, so sind wir doch nicht deine Feinde. Im Haus Ismaels hast du mir gesagt, daß ich nicht fern von der Gerechtigkeit bin«, sagt Eleasar.

»Das ist wahr, und ich bestätige es.«

»Ich habe dich während des Festmahls bei Josef gegen Felix verteidigt«, sagt Johannes.

»Auch das ist wahr.«

»Und diese hier denken wie wir. Heute wurden wir zusammengerufen, um eine Entscheidung zu treffen ... Aber was beschlossen wurde, befriedigt uns nicht, denn die Mehrheit stimmte gegen uns. Du, der du weiser bist als Salomon, höre uns an und urteile!«

Jesus durchbohrt sie mit seinem ernsten Blick. Dann sagt er: »So redet.«

»Sind wir sicher, daß uns niemand hört? Denn es ist ... eine schreckliche Sache ... « sagt einer, der Judas heißt.

»Schließe die Tür und ziehe den Vorhang vor, dann werden wir wie in einem Grab sein«, antwortet ihm Lazarus.

»Meister, gestern morgen hast du zu Eleasar des Hannas gesagt, daß er sich durch nichts beflecken lassen soll. Warum hast du das gesagt?« fragt Philippus.

»Weil es gesagt werden mußte. Er befleckt sich. Aber nicht ich sage es, sondern die heiligen Bücher.«

»Das ist wahr. Aber woher weißt du, daß er sich befleckt? Hat das Mädchen vor seinem Tod mit dir gesprochen?« fragt Eleasar.

»Welches Mädchen?«

»Es ist nach der Vergewaltigung gestorben. Auch seine Mutter ist gestorben, und man weiß nicht, ob der Schmerz sie getötet hat, ob sie sich selbst umgebracht haben oder ob sie vergiftet worden sind, damit sie nichts mehr sagen können.«

»Ich weiß nichts vor alledem. Ich sah die verdorbene Seele des Sohnes des Hannas. Ich roch den Gestank und habe gesprochen, sonst wußte und sah ich nichts.«

»Aber was ist denn geschehen?« fragt Lazarus interessiert.

»Eleasar des Hannas ist einem Mädchen, der einzigen Tochter einer Witwe, begegnet und ... hat sie unter dem Vorwand, ihr einen Arbeitsauftrag zu erteilen, angelockt, denn sie arbeitete als Schneiderin, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen ... Er hat sie vergewaltigt, und das Mädchen ist ... drei Tage danach gestorben, und mit ihm die Mutter. Aber bevor sie gestorben sind, haben sie trotz aller Drohungen alles ihrem einzigen Verwandten erzählt ... und dieser ist zu Hannas gegangen, um Klage einzureichen, und nicht zufrieden damit, hat er es Josef, mir und anderen berichtet ... Hannas hat ihn festnehmen und ins Gefängnis werfen lassen. Von dort wird er dem Henker überliefert oder nie mehr freigelassen werden. Heute wollte Hannas wissen, was wir darüber denken«, sagt Nikodemus.

»Er hätte es nicht getan, wenn er nicht gewußt hätte, daß wir bereits informiert waren ... « brummt Josef zwischen den Zähnen.

»Ja ... Nun, mit einer Scheinabstimmung, mit einem Scheinurteil ist über die Ehre und das Leben der drei Unglücklichen und über die Strafe für den Schuldigen entschieden worden«, schließt Nikodemus.

»Und?«

»Selbstverständlich hat man uns, die wir uns für die Freiheit des Mannes und für die Bestrafung Eleasars entschieden hatten, gedroht und uns wie Ungerechte davongejagt. Was sagst du dazu?«

»Ich sage, daß Jerusalem mich anekelt und daß in Jerusalem der Tempel das ekelhafteste Geschwür ist«, sagt Jesus bedächtig und in anklagendem Ton, und schließt: »Berichtet das nur denen vom Tempel.«

»Und Gamaliël, was hat er getan?« fragt Lazarus.

»Sobald er von dem Geschehnis erfahren hatte, verhüllte er sein Gesicht, ging hinaus und sagte: „Möge doch bald der neue Simson kommen und die verdorbenen Philister vernichten.“«

»Das hat er gut gesagt! Bald wird er kommen!« Es herrscht Schweigen.

»Und von ihm wurde nicht gesprochen?« fragt Lazarus und deutet auf Jesus.

»O doch! Vor allen anderen Dingen. Jemand berichtete, du hättest das Reich Israel „armselig“ genannt. Darum hat man dich einen Gotteslästerer genannt; denn das Reich Israel stammt von Gott.«

»Ach, wirklich? Und wie wurde der Schänder einer Jungfrau vom Hohenpriester genannt? Der Beschmutzer seines Amtes? Antwortet!« fragt Jesus.

»Er ist der Sohn des Hohenpriesters. Hannas ist immer noch der wahre König dort«, sagt, eingeschüchtert von der hoheitsvollen Erscheinung Jesu, Joachim. Jesus steht hochaufgerichtet und mit ausgebreiteten Armen vor ihm ...

»Ja, der König der Verderbtheit, und ich soll ein Land nicht „armselig“ nennen, in dem wir einen schmutzigen und mörderischen Teirarchen und einen Hohenpriester haben, der Komplize eines Schänders und Mörders ist? ... « fragt Jesus.

»Vielleicht hat das Mädchen Selbstmord begangen oder ist vor Gram gestorben?« flüstert Eleasar.

»Trotzdem hat sie ihr Schänder ermordet ... Wird jetzt nicht auch der eingekerkerte Verwandte umgebracht werden, damit er nicht spricht? Und wird der Altar nicht entweiht, wenn sich ihm ein mit so vielen Verbrechen Beladener nähert? Wird die Gerechtigkeit nicht erstickt durch die Schweigepflicht, die den allzu wenigen Gerechten des Hohen Rates auferlegt wird? Ja, möge nur bald der neue Simson kommen und diesen entweihten Ort niederreißen, vernichten, um Neues zu schaffen ... Bis zum Erbrechen angewidert durch den Ekel, den ich empfinde, nenne ich diesen unglücklichen Ort nicht nur armselig, sondern entferne mich von seinem verkommenen Herzen voller namenloser Verbrechen, von dieser Höhle Satans ... Ich gehe. Nicht aus Furcht vor dem Tod. Ich werde euch zeigen, daß ich keine Furcht habe. Aber ich gehe, weil meine Stunde noch nicht gekommen ist und ich den Schweinen Israels keine Perlen vorwerfen will; ich werde sie den Demütigen bringen, die in elenden Hütten

auf den Bergen und in den Tälern der ärmlichen Ortschaften verstreut sind. Dort, wo man noch zu glauben und zu lieben imstande ist, wenn jemand da ist, der sie es lehrt. Dort, wo unter rauhen Gewändern Seelen sind, während hier die Tuniken und die heiligen Mäntel, ja sogar der Efod und das Brustschild dazu dienen, unreines Aas zu bedecken und mörderische Waffen zu verbergen.

Sagt ihnen, daß ich sie im Namen des wahren Gottes der Verdammnis übergebe und sie als neuer Michael aus dem Paradies verjage, und zwar für immer! Jene, die Götter sein wollen, aber Dämonen sind. Sie brauchen nicht zu sterben, um gerichtet zu werden, sie sind es schon, und ohne Gnade.«

Die mächtigen Sinedristen und Pharisäer scheinen ganz klein zu werden, so sehr sinken sie vor dem schrecklichen Zorn des Christus in sich zusammen. Jesus scheint ihnen gegenüber ein Riese zu werden, so flammend sind seine Blicke und so gewaltig seine Gesten.

Lazarus seufzt: »Jesus! Jesus! Jesus!«

Jesus hört ihn, und indem er Ton und Gesichtsausdruck ändert, fragt er: »Was hast du, mein Freund?«

»Oh, sei nicht so furchtbar! Du bist nicht mehr du selbst! Wie kann man auf deine Barmherzigkeit hoffen, wenn du dich so furchtbar zeigst?«

»Und doch werde ich so und noch gewaltiger sein, wenn ich die zwölf Stämme Israels richten werde. Aber habe Mut, Lazarus! Wer an Christus glaubt, hat das Gericht schon überstanden ... « Jesus setzt sich wieder. Es folgt ein Schweigen.

Endlich fragt Johannes: »Und wir, die wir es vorgezogen haben, Schmähungen auf uns zu nehmen, anstatt der Gerechtigkeit zu spotten, wie werden wir gerichtet werden?«

»Mit Gerechtigkeit. Harrt aus, und ihr werdet dorthin gelangen, wo Lazarus bereits ist: zur Freundschaft mit Gott.«

Sie stehen auf.

»Meister, wir ziehen uns zurück. Der Friede sei mit dir und auch mit dir, Lazarus!«

»Der Friede sei mit euch!«

»Was hier gesagt worden ist, möge unter uns bleiben«, bitten einige.

»Fürchtet euch nicht! Geht nur, und Gott möge euch bei jeder weiteren Handlung leiten.«

Sie gehen hinaus.

Jesus und Lazarus bleiben allein zurück. Nach einer Weile sagt Lazarus: »Wie schrecklich!«

»Ja, wie schrecklich! ... Lazarus, ich gehe, um die Abreise von Jerusalem vorzubereiten. Ich werde in Betanien bis zum Ende der Ungesäuerten Brote dein Gast sein.«

Und Jesus geht hinaus.

424 »Marta, Marta, du machst dir Sorge und Unruhe um vieles«

Ich begreife sofort, daß es wieder um die Person der Magdalena geht, denn ich sehe sie als erste, in einem einfachen Gewand von einem Rosalila, das mich an eine Malvenblüte erinnert. Sie trägt keinen kostbaren Schmuck, ihr Haar ist in einfachen Zöpfen im Nacken zusammengesteckt. Sie scheint viel jünger als früher, da sie noch ein Meisterwerk der Schönheitspflege war. Sie hat nicht mehr den herrischen Blick aus jener Zeit, als sie die „Sünderin“ war, und auch nicht den niedergeschlagenen Blick von damals, als sie das Gleichnis vom verlorenen Schäflein hörte. Sie hat nicht mehr den beschämten, tränenfeuchten Blick, wie dazumal im Saal des Pharisäers ... Jetzt ist ihr Auge ruhig und wieder klar wie das eines Kindes, und ein friedliches Lächeln strahlt von ihm aus.

Sie hat sich an der Grenze des Besitztums von Betanien an einen Baum gelehnt und schaut zur Straße hin. Sie wartet. Dann stößt sie einen Freudenschrei aus. Sie wendet sich zum Hause und ruft laut, um gehört zu werden; sie ruft mit ihrer herrlichen, samteneu, leidenschaftlichen, unverwechselbaren Stimme: »Er kommt! ... Marta, sie haben recht gehabt. Der Rabbi ist hier!« und sie beeilt sich, das

schwere quietschende Tor zu öffnen. Sie läßt den Dienern keine Zeit, es zu tun, und wie ein Kind zur Mutter eilt, läuft sie mit ausgestreckten Armen auf die Straße hinaus. In liebevoller Freude ruft sie: »O mein Rabbuni!« und wirft sich zu Jesu Füßen nieder, die sie trotz des Staubs des Weges küßt.

»Der Friede sei mit dir, Maria. Ich komme, um mich unter deinem Dache auszuruhen.«

»O mein Meister!« wiederholt Maria, indem sie ihr von Ehrfurcht und Liebe erfülltes Antlitz erhebt, in dem so vieles geschrieben steht: Segenswünsche, Freude, die Einladung, einzutreten, und der Jubel, weil er einkehrt ...

Jesus hat ihr die Hand aufs Haupt gelegt und es ist, als ob er ihr noch einmal die Absolution erteilen würde. Maria erhebt sich und kehrt an der Seite Jesu auf ihren Besitz zurück. Inzwischen sind einige Diener und Marta herbeigeeilt. Die Diener mit Krügen und Schüsseln, Marta nur mit ihrer Liebe, aber diese ist groß.

Die erhitzten Apostel trinken kühle Getränke, die ihnen von den Dienern eingeschenkt werden. Sie möchten sie zuerst Jesus reichen, aber Marta ist ihnen schon zuvorgekommen. Sie hat einen Becher voll Milch genommen und ihn Jesus angeboten. Sie muß wohl wissen, daß Jesus Milch sehr gern hat.

Nachdem die Jünger sich erfrischt haben, sagt Jesus zu ihnen: »Geht und benachrichtigt die Gläubigen. Ich werde heute abend zu ihnen sprechen.«

Kaum haben sie den Garten verlassen, zerstreuen sich die Apostel in verschiedene Richtungen.

Jesus geht mit Marta und Maria weiter.

»Komm, Meister!« sagt Marta. »Bis Lazarus kommt, kannst du dich ausruhen und stärken.«

Während sie einen kühlen Raum hinter der schattigen Vorhalle betreten, kommt Maria zurück, die sich eiligen Schrittes entfernt hatte. Sie kommt mit einem Krug Wasser, gefolgt von einem Diener, der ein Waschbecken trägt. Aber Maria will Jesus die Füße waschen. Sie

löst ihm die staubigen Sandalen und gibt sie dem Diener, damit er sie reinige, zusammen mit dem Mantel, der ebenfalls vom Staub befreit werden soll. Dann taucht sie seine Füße ins Wasser, das durch eine aromatische Zugabe leicht rosa gefärbt ist, trocknet sie ab und küßt sie. Daraufhin wechselt sie das Wasser und bietet Jesus reines für seine Hände an. Während sie auf den Diener mit den Sandalen wartet, kauert sie sich zu den Füßen Jesu auf den Teppich nieder, streichelt sie, und bevor sie die Sandalen anlegt, küßt sie die Füße noch einmal und sagt: »Heilige Füße, die ihr so viel gewandert seid, um mich zu suchen!«

Marta, die praktischer veranlagt ist, geht zum menschlich Nützlichen über und fragt: »Meister, wer wird außer deinen Jüngern noch kommen?«

Jesus sagt: »Ich weiß es noch nicht genau. Aber du könntest noch für fünf weitere Vorbereitungen treffen.«

Jesus geht in den kühlen, schattigen Garten. Er trägt nur sein dunkelblaues Gewand. Der Mantel, sorgfältig von Maria zusammengefaltet, bleibt auf einer Truhe im Zimmer liegen. Maria begleitet Jesus. Sie gehen auf gepflegten Wegen zwischen blühenden Beeten bis zum Fischteich, der einem ins Grüne gefallenem Spiegel gleicht.

Die klare Reglosigkeit des Wassers wird nur hie und da durch das silberne Aufschnellen eines Fisches und durch den Regen des feinen, hohen Wasserstrahls in der Mitte unterbrochen. Bei dem großen Becken, das einem kleinen See gleicht, von dem kleine Bewässerungskanäle ausgehen, stehen Sitzbänke. Ich glaube, daß einer der Kanäle den Fischteich speist und die anderen, kleineren, die von ihm abzweigen, zur Bewässerung dienen.

Jesus setzt sich auf eine Bank neben dem Becken, und Maria setzt sich zu seinen Füßen auf den grünen, wohlgepflegten Rasen. Anfangs sprechen sie nicht. Jesus genießt sichtlich die Stille und Ruhe in der Kühle des Gartens. Maria erfreut sich an seinem Anblick.

Jesus spielt mit dem klaren Wasser des Beckens. Er taucht seine Finger hinein, kämmt es, so daß sich viele kleine Kielwasser bilden, und taucht dann die ganze Hand in die reine Frische.

»Wie schön ist dieses klare Wasser!« sagt er.

Und Maria: »Gefällt es dir so sehr, Meister?«

»Ja, Maria. Weil es so klar ist. Schau, es ist keine Spur von Schlamm zu sehen. Es ist Wasser, aber es ist so rein, daß es fast scheint, als wäre es nicht ein Element, sondern nur Geist, auf dessen Grund man die Worte lesen kann, die sich die Fischlein sagen . . . «

»Wie man in der Tiefe der reinen Seelen lesen kann. Nicht wahr, Meister?« und Maria seufzt mit einem geheimen Bedauern.

Jesus bemerkt den zurückgehaltenen, mit einem Lächeln verschleierten Seufzer und heilt sofort das Leid Marias.

»Die reinen Seelen, wo gibt es die, Maria? Eher wird sich ein Berg in Bewegung setzen, als daß ein Geschöpf die dreifache Reinheit zu erlangen vermag. Viele, allzu viele Dinge umgeben einen Erwachsenen und gären. Es läßt sich nicht immer verhindern, daß sie ins Innere eindringen. Nur Kinder haben eine engelgleiche Seele, eine Seele, die in ihrer Unschuld vor Erkenntnissen bewahrt bleibt, die sich in Schlamm verwandeln können. Daher liebe ich sie so sehr. Ich sehe in ihnen einen Widerschein der unendlichen Reinheit. Sie sind die einzigen, die diese Erinnerung an den Himmel mit sich tragen.

Meine Mutter ist die Frau mit der Seele eines Kindes. Mehr noch. Sie ist die Frau mit der Seele eines Engels, so wie Eva war, als sie aus der Hand des Vaters hervorging. Kannst du dir vorstellen, Maria, wie diese erste blühende Lilie im irdischen Garten war? So schön auch diese hier sein mögen, an denen das Wasser vorbeifließt, die erste, die aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist, war sie Blume oder Diamant? Waren es Blütenblätter oder Blätter aus reinstem Silber? Und doch ist meine Mutter noch reiner als jene erste Lilie, die ihren Duft mit den Winden verströmte. Ihr Duft der unversehrten Jungfrau erfüllt Himmel und Erde, und ihm werden von Jahrhundert zu Jahrhundert die Guten folgen.

Das Paradies ist Licht, Duft und Harmonie. Aber wenn der Vater sich nicht der Wunderbaren erfreuen könnte, die aus der Erde ein Paradies macht, und wenn das Paradies in Zukunft nicht diese le-

bendige Lilie hätte, in deren Schoß die drei Blütenstengel des Feuers der göttlichen Dreifaltigkeit, Licht, Duft und Harmonie, sind, so wäre die Glückseligkeit des Paradieses um die Hälfte vermindert. Die Reinheit der Mutter wird der Edelstein des Paradieses sein. Aber das Paradies ist unendlich! Was würdest du von einem König sagen, der nur eine Perle in seinem Schatz hat? Auch wenn es die allerschönste wäre?

Wenn ich die Pforten des Himmelreiches geöffnet habe – seufze nicht, Maria, denn dazu bin ich gekommen – dann werden viele Seelen von Gerechten und von Kindern hineingehen. Eine Schar der Reinheit folgt dem Purpur des Erlösers nach. Aber es werden immer noch zu wenige sein, um den Himmel mit Perlen zu schmücken und die Bürgerschaft des Ewigen Jerusalem zu bilden. Doch später ... wenn die Lehre der Wahrheit und Heiligung bei den Menschen bekannt sein wird, später, wenn mein Tod den Menschen die Gnade wieder geschenkt haben wird, wie würden die Erwachsenen wohl den Himmel erwerben können, wenn das arme Menschenleben immer nur Schlamm wäre, der unrein macht? Wird mein Paradies also nur den Kindern gehören? O nein! Wie die Kinder müßten sie werden, dann steht auch den Erwachsenen das Reich offen.

Wie die Kinder ... So ist die Reinheit. Siehst du dieses Wasser? Es scheint ganz klar zu sein. Aber beobachte: es genügt, daß ich mit diesem Zweig den Grund aufwühle, und schon trübt es sich. Abfälle und Schlamm kommen an die Oberfläche. Das kristallklare Wasser wird gelblich, und niemand würde mehr davon trinken.

Aber wenn ich den Zweig herausziehe, kehrt der Friede zurück und das Wasser wird langsam wieder klar und schön. Der Zweig ist die Sünde. So ist es bei den Seelen. Die Reue, glaube mir, ist das, was reinigt ... «

Marta kommt bekümmert hinzu: »Bist du immer noch hier, Maria? Und ich mühe mich so sehr ab! ... Die Zeit vergeht ... Bald werden die Geladenen kommen, und es ist noch so vieles zu tun. Die Dienerinnen sind beim Brotbacken, die Diener bereiten und ko-

chen das Fleisch. Ich Sorge für die Gedecke, die Tische und die Getränke. Aber es sind noch Früchte zu pflücken und Pfefferminz- und Honigwasser herzurichten ... «

Maria hört sich die Klagen ihrer Schwester mehr oder weniger an. Mit einem seligen Lächeln schaut sie unentwegt auf Jesus, ohne sich zu bewegen.

Marta wendet sich an Jesus: »Meister, schau, wie erhitzt ich bin. Scheint es dir recht, daß ich mich allein für die Bewirtung abmühe? Sag ihr doch, sie soll mir helfen.« Marta ist wirklich aufgeregt.

Jesus schaut sie mit einem halb milden, halb wissendes, oder vielmehr scherzhaften Lächeln an.

Marta wird etwas ungeduldig: »Ich sage es im Ernst, Meister. Schau nur, wie faul sie ist, während ich arbeite, und sie sieht doch, daß ... «

Jesus wird ernster: »Das ist nicht Müßiggang, Marta. Es ist Liebe. Müßiggang war es einmal, und du hast über diesen unwürdigen Müßiggang so viel geweint. Deine Tränen haben meinen Bemühungen, sie mir zu retten und sie deiner ehrlichen Liebe wiederzugeben, Flügel verliehen. Willst du ihr nun ihre Liebe zu ihrem Erlöser streitig machen? Möchtest du sie lieber fern von hier sehen, damit sie dich nicht arbeiten sieht, aber auch fern von mir?

Marta, Marta! Muß ich nun sagen, daß sie (Jesus legt ihr die Hand aufs Haupt), die von so weit her gekommen ist, dich in der Liebe übertroffen hat? Muß ich nun sagen, daß sie, die nicht ein einziges gutes Wort zu sagen wußte, nun eine Gelehrte in der Wissenschaft der Liebe ist? Laß sie doch in ihrem Frieden! Sie war so krank, und nun ist sie eine Genesende, die gesundet, indem sie Getränke trinkt, die sie kräftigen. Sie war so sehr gequält ... Und nun, aus dem Alptraum erwacht, schaut sie um sich und in sich und entdeckt sich neu und entdeckt eine neue Welt. Lasse sie sich darin sicher fühlen. Mit diesem ihrem „neuen“ Leben muß sie die Vergangenheit vergessen und sich das ewige erwerben ... Dieses wird nicht allein durch Arbeit erworben, sondern auch durch Anbetung. Wer dem Apostel

und dem Propheten ein Brot gereicht hat, wird dafür belohnt werden, aber doppelt belohnt werden jene, die sogar vergessen haben, Speise zu sich zu nehmen, um mich zu lieben; denn mehr als das Fleisch wird dann der Geist gekostet haben, dessen Stimme stärker war als die selbst der berechtigten menschlichen Bedürfnisse,

Du machst dir Sorge und Unruhe um vieles, Marta. Diese hier hat nur eine Sorge, die jedoch genügt für ihren Geist, und vor allem für ihren und deinen Herrn. Laß die unnützen Dinge beiseite. Ahme deine Schwester nach. Maria hat den besseren Teil erwählt, und er wird ihr nicht genommen werden. Wenn alle anderen Tugenden verblaßt sind, weil sie für die Bürger des Reiches entbehrlich sein werden, wird als einzige Tugend die Liebe bleiben. Sie wird als ewig Einzige bestehen und herrschen: Maria hat diese zu ihrem Schild und Wanderstab erwählt und mit ihr wird sie wie auf Engelsflügeln in meinen Himmel gelangen.«

Marta senkt beschämt den Kopf und geht weg.

»Meine Schwester liebt dich sehr, und sie müht sich ab, um dir Ehre zu erweisen«, sagt Maria, um Marta zu entschuldigen.

»Ich weiß es, und es wird ihr vergolten werden . . . Aber sie bedarf der Läuterung in ihrem menschlichen Denken, so wie dieses Wasser jetzt rein geworden ist. Schau, wie klar es wieder geworden ist, während wir gesprochen haben. Marta wird sich durch die Worte, die ich zu ihr gesagt habe, reinigen. Du . . . du durch die Aufrichtigkeit deiner Reue . . . «

»Nein, durch deine Vergebung, Meister. Meine Reue hätte nicht genügt, um meine große Sünde abzuwaschen . . . «

»Sie genügt, und sie wird deinen Schwestern genügen, die es dir nachtun werden, all den armen Kranken im Geiste. Die aufrichtige Reue ist ein Filter, der reinigt; die Liebe ist dann das Mittel, das vor jeglicher neuen Befleckung bewahrt. Dadurch können jene, die das Leben zu Erwachsenen und Sündern gemacht hat, wieder unschuldige Kinder werden und wie sie in mein Reich eintreten. Wir wollen jetzt zum Haus gehen, damit Marta nicht zu lange in ihrem Schmerz

verweilt. Bringen wir ihr unser Lächeln, das Lächeln eines Freundes und einer Schwester.«

Jesus sagt:

»Eine diesbezügliche Erläuterung ist nicht nötig. Das Gleichnis des Wassers erklärt die Wirksamkeit der Buße in den Seelen.

So hast du nun den vollständigen Zyklus der Magdalena vom Tode zum Leben. Sie ist die größte der Auferstandenen meines Evangeliums. Sie ist vom siebenfachen Tode auferstanden. Sie ist wiedergeboren worden. Du hast gesehen, wie der Stengel sich aus dem Schlamm erhoben hat und die Blüte immer höher gewachsen ist, um für mich zu erblühen, zu duften und zu sterben. Du hast sie als Sünderin gesehen; dann dürstend der Quelle sich zuwendend; dann als Büsserin, als Tochter, der verziehen worden ist, als Liebende, als Trauernde über den Leichnam ihres Herrn gebeugt, als Dienerin der Mutter, die sie liebt, weil sie meine Mutter ist; schließlich als Büsserin auf der Schwelle ihres Paradieses.

Ihr furchtsamen Seelen, lernt, euch nicht vor mir zu fürchten, lest das Leben der Maria Magdalena.

Ihr liebenden Seelen, lernt von ihr die seraphische Liebe.

Seelen, die ihr gefehlt habt, lernt von ihr die Weisheit, die auf den Himmel vorbereitet.

Ich segne euch alle, um euch Hilfe zum Aufstieg zu geben. Geh nun in Frieden.«

425 Jesus spricht in Betanien

Jesus befindet sich in Betanien, das grün und mit Blüten übersät da liegt in diesem schönen Monat Nisan, der so heiter und klar ist, als ob die Schöpfung sich reingewaschen hätte. Die Menge, die ihn sicherlich in Jerusalem gesucht hat und nicht abreisen will, ohne ihn gehört zu haben, um sein Wort in ihrem Herzen mit nach Hause zu nehmen, hat ihn dort erreicht. Sie ist so zahlreich, daß Jesus gebietet, alle zu versammeln, damit er sie belehren kann. Die Zwölf mit den zweiundsiebzig Jüngern (dies ist ungefähr die Anzahl, auf die sie in der letzten Zeit angewachsen sind), verstreuen sich, um den erhaltenen Befehl auszuführen.

Inzwischen nimmt Jesus im Garten des Lazarus von den Frauen und besonders von der Mutter Abschied, die seiner Anordnung zufolge nach Galiläa zurückkehren werden, begleitet von Simon des

Alphäus, Jairus, Alphäus der Sara, Margziam, vom Gatten der Susanna und von Zebedäus. Es gibt Abschiedsgrüße und Tränen. Viele verspüren den starken Wunsch, nicht zu gehorchen. Ein Wunsch, der der Liebe zum Meister entspringt, doch die Kraft der vollkommenen Liebe zum Meister gewinnt die Oberhand, da sie ganz übernatürlicher Art ist und dem allerheiligsten Worte gilt, und diese Kraft läßt sie gehorchen und die schmerzliche Trennung annehmen.

Wer am wenigsten spricht, ist Maria, seine Mutter. Doch ihr Blick sagt mehr als alle Worte der anderen zusammen. Jesus versteht diesen Blick, und er beruhigt, tröstet und sättigt sie mit Liebkosungen, wenn man überhaupt eine Mutter damit sättigen kann, zumal diese Mutter, die ganz Liebe und Kummer um ihren verfolgten Sohn ist. Die Frauen entfernen sich schließlich, wobei sie sich immer wieder umwenden, um den Meister, die Söhne und die glücklichen Jüngerinnen von Judäa, die noch beim Meister bleiben dürfen, zu grüßen.

»Es ist ihnen schwergefallen, aufzubrechen ...« bemerkt Simon der Zelote.

»Es ist gut, daß sie gegangen sind, Simon.«

»Siehst du traurige Tage voraus?«

»Stürmische wenigstens. Die Frauen können nicht wie wir die Mühseligkeiten ertragen. Nun, da die Jüngerinnen von Judäa und Galiläa fast gleich an der Zahl sind, ist es gut, sie zu teilen. Sie werden abwechselnd bei mir sein und somit abwechselnd die Freude haben, mir zu dienen, wie ich abwechselnd den Trost ihrer heiligen Zuneigung haben werde.«

Immer mehr Menschen kommen hinzu. Im Obstgarten, zwischen dem Haus des Lazarus und dem ehemaligen Besitz des Zeloten, wimmelt es von Menschen. Ich sehe Leute aller Stände, und es fehlen auch nicht Pharisäer von Judäa, Synedristen und verschleierte Frauen.

Aus dem Haus des Lazarus kommt eine Gruppe, die sich um die Bahre drängt, auf der Lazarus liegt. Es sind die Synedristen, die Lazarus am Paschasabbat in Jerusalem besucht haben, und noch an-

dere Leute. Lazarus winkt den Vorübergehenden mit der Hand und widmet Jesus ein seliges Lächeln. Jesus erwidert es, während er sich dem kleinen Zug anschließt, um dorthin zu gehen, wo ihn das Volk erwartet.

Die Apostel schließen sich ihm an, und Judas Iskariot, der seit einigen Tagen triumphiert und sich in einer glücklichen Phase befindet, blickt mit seinen tiefschwarzen, schimmernden Augen in alle Richtungen und flüstert Jesus seine Entdeckungen ins Ohr.

»Oh, schau nur! Es sind auch Priester da! ... Schau, schau! Auch Simon vom Hohen Rat. Sogar Hilkiya ist da. Sieh nur, welch ein Lügner! Noch vor wenigen Monaten sagte er die schlimmsten Dinge über Lazarus und nun begrüßt er ihn wie einen Gott ... und dort die Ratsherren Doros und Trison. Siehst du, wie er Josef begrüßt? Und der Schreiber Samuel mit Saulus ... und der Sohn des Gama-liël! Dort ist eine Gruppe von Herodianern ... und jene so tief verschleierte Frauen sind sicher Römerinnen. Sie stehen abseits, aber schau nur, wie sie achtgeben, wohin du gehst, um einen Platz zu finden, von dem aus sie dich hören können! Ich erkenne einige trotz ihrer weiten Mäntel. Siehst du? Zwei hohe Frauen, die eine breiter als hoch; die andere von mittlerer Statur, aber gut proportioniert. Soll ich hingehen und sie begrüßen?«

»Nein. Sie kommen als Unbekannte, die nach dem Wort des Rabbi verlangen, und als solche müssen wir sie betrachten.«

»Wie du willst, Meister. Ich würde es tun, um ... Claudia an ihr Versprechen zu erinnern ... «

»Das ist nicht nötig, und selbst, wenn es das wäre, wollen wir nie Bettler werden, nicht wahr, Judas? Der Heroismus im Glauben muß sich in den schwierigen Lebenslagen heranbilden.«

»Aber es wäre für ... dich ... Meister.«

»Und für deine immerwährende Idee von einem menschlichen Triumph, Judas, gib dich keinen Illusionen hin, weder was mein künftiges Handeln noch was die gegebenen Versprechen betrifft. Du glaubst an das, was du dir selbst sagst. Aber nichts kann den Gedan-

ken Gottes ändern, und der besteht darin, daß ich der Erlöser und der König eines geistigen Reiches bin.«

Judas entgegnet nichts.

Jesus ist an seinem Platz im Kreise der Apostel. Fast zu seinen Füßen ist Lazarus auf seiner Bahre. Nicht weit von ihm befinden sich die Jüngerinnen von Judäa, also die Schwestern des Lazarus, Elisa, Anastasica, Johanna mit den Kindern, Annalia, Sara, Marcella und Nike.

Die Römerinnen, oder die, die Judas dafür hält, haben sich weiter hinten, fast ganz im Hintergrund, unter das einfache Volk gemischt.

Synedristen, Pharisäer, Schriftgelehrte und Priester sind selbstverständlich in der ersten Reihe. Aber Jesus bittet sie, Platz zu machen für drei Bahren, auf denen Kranke liegen, die er befragt, aber nicht sofort heilt.

Um einen Grundgedanken für seine Predigt zu haben, macht Jesus die Anwesenden auf die große Anzahl von Vögeln aufmerksam, die sich in den Bäumen des Gartens des Lazarus und in denen des Obstgartens, in dem die Zuhörer versammelt sind, eingemischt haben.

»Beobachtet sie. Es sind einheimische und fremdartige darunter, alle Arten und Größen, und wenn dann die Schatten herniedersteigen, werden die Vögel der Nacht ihren Platz einnehmen. Auch diese sind zahlreich, obgleich man sie fast vergessen könnte, weil man sie ja nicht sieht. Warum sind hier so viele Vögel in der Luft? Weil sie alles Notwendige finden, um glücklich zu leben. Hier haben sie Sonne, Ruhe, reichliche Nahrung, sicheren Unterschlupf und frisches Wasser. Hier versammeln sie sich aus Osten und Westen, aus Norden und Süden, wenn es Zugvögel sind, oder aber sie bleiben diesem Ort treu, wenn es sich um einheimische handelt. Sind diese Vögel also den Menschenkindern an Klugheit überlegen? Wie viele unter diesen Vögeln sind Jungen bereits gestorbener Vögel, die aber im vergangenen Jahr oder noch früher hier genistet und Nahrung gefunden haben. Sie haben es ihrer Brut vor dem Sterben mitgeteilt.

Sie haben ihr diesen Ort empfohlen, und die Nachkommen sind gehorsam wieder hierher zurückgekehrt.

Der Vater im Himmel, der Vater aller Menschen, hat nicht auch er seinen Heiligen seine Wahrheit anvertraut und alle möglichen Anweisungen für das Wohl seiner Kinder gegeben? Alle Anweisungen, sowohl für das Wohl des Fleisches als auch für das Wohl des Geistes. Aber was sehen wir nun? Wir sehen, daß das, was für das Fleisch bestimmt ist – von den Fellschürzen angefangen, die er den Stammeltern gab, nachdem sie durch die Sünde das Kleid der Unschuld verloren hatten, bis zu den letzten Entdeckungen, die der Mensch durch die Erleuchtung Gottes gemacht hat – durchaus nicht vergessen wird, während das, was für den Geist gelehrt, befohlen und überliefert wurde, nicht gelehrt und angewandt wird.«

Viele vom Tempel beginnen zu murren. Aber Jesus beruhigt sie mit einer Geste.

»Der Vater, der so gut ist, wie es sich kein Mensch auch nur im entferntesten vorstellen kann, entsendet seinen Knecht, um seine Lehre in Erinnerung zu rufen, die Vögelin an den Orten des Heiles zu vereinen und ihnen die genaue Kenntnis dessen zu vermitteln, was für sie nützlich und heilig ist, um das Reich zu gründen, in dem jeder engelgleiche Vogel, jeder Geist, Gnade und Frieden, Weisheit und Heil finden wird. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wie die Vögel, die an diesem Ort geboren wurden, im Frühling zu anderen aus anderen Gegenden sagen werden: „Kommt mit uns, denn wir kennen einen Ort, an dem ihr Frieden und Überfluß genießen könnt“; und wie im neuen Jahr dann viele Vögel hier zusammenströmen werden, so werden wir aus allen Teilen der Welt, wie es die Propheten gesagt haben, Seelen über Seelen zu der von Gott gekommenen Lehre, zum Erlöser, dem Gründer des Gottesreiches, strömen sehen.

Aber unter die Tagvögel dieses Ortes mischen sich auch Nachtvögel, Raubvögel, Friedensstörer, die fähig sind, Tod und Schrecken unter den guten Vögeln zu verbreiten, und es sind Vögel, die seit Jahren, seit Generationen so sind, und nichts kann sie ausrotten, da

sie ihre Werke in der Finsternis vollbringen, an Orten, die den Menschen unzugänglich sind. Diese, mit ihren grausamen Augen, ihrem lautlosen Flug, ihrer Gefräßigkeit und ihrer Grausamkeit, arbeiten in der Finsternis und säen als Unreine Unreinheit und Schmerz. Mit wem könnten wir sie vergleichen? Mit all jenen in Israel, die das Licht nicht annehmen wollen, das gekommen ist, um die Finsternis zu erleuchten; das Wort, das gekommen ist, um zu belehren; die Gerechtigkeit, die gekommen ist, um zu heiligen. Für sie bin ich vergeblich gekommen. Für sie bin ich vielmehr Anlaß zur Sünde, weil sie mich verfolgen und auch meine Getreuen verfolgen. Was soll ich also sagen? Das, was ich schon oft gesagt habe: „Viele werden kommen von Osten und Westen und mit Abraham und Jakob im Himmelreich zu Tische sitzen. Aber die Söhne dieses Reiches werden in die äußerste Finsternis geworfen werden.“«

»Die Söhne Gottes in der Finsternis? Du lästerst Gott!« schreit einer der widerspenstigen Synedristen. Es ist der erste Spritzer des Geifers dieser Schlangen, die sich zu lange ruhig verhalten haben und nun nicht mehr schweigen können, da sie sonst in ihrem eigenen Gift ersticken.

»Nicht die Kinder Gottes«, antwortet Jesus.

»Du hast es gesagt! Du hast gesagt: „Die Söhne dieses Reiches werden in die äußerste Finsternis geworfen werden.“«

»Und ich wiederhole: die Söhne dieses Reiches, des Reiches, in dem das Fleisch, das Blut, der Geiz, der Betrug, die Begierlichkeit und das Verbrechen regieren. Aber dieses ist nicht mein Reich, das meinige ist das Reich des Lichtes. Das eurige ist das Reich der Finsternis. Zum Reich des Lichtes werden von Osten und Westen, von Süden und Norden die gerechten Seelen gelangen, auch jene, die jetzt noch Heiden und Götzendiener sind und von Israel verachtet werden, und sie werden in heiliger Gemeinschaft mit Gott leben, denn sie werden das Licht Gottes in sich aufgenommen haben in Erwartung des Aufstieges zum wahren Jerusalem, wo es keine Tränen, keinen Schmerz und vor allem keine Lüge mehr geben wird.

Die Lüge, die heute die Welt der Finsternis regiert und deren Söhne durchdringt bis zu dem Punkt, an dem kein Fünkchen von göttlichem Licht mehr von ihnen aufgenommen wird. Oh, mögen recht bald die neuen Söhne anstelle der Söhne der Verleumdung kommen! Mögen sie kommen, welches auch ihre Herkunft sei, Gott wird sie erleuchten, und sie werden herrschen in alle Ewigkeit!«

»Du hast geredet, um uns zu beleidigen!« schreien die feindlich gesinnten Judäer.

»Ich habe gesprochen, um die Wahrheit zu sagen.«

»Deine Macht liegt in der Zunge, mit der du, die neue Schlange, die Menge auf Irrwege führst.«

»Meine Macht liegt in der Kraft, die mir durch meine Einheit mit dem Vater eigen ist.«

»Du Gotteslästerer!« rufen die Priester.

»O du, der du zu meinen Füßen liegst, woran leidest du?«

»Meine Beine hängen kraftlos herab, seit dieser hier, der mich mit meinem Mann hergebracht hat, das Licht der Welt erblickt hat«, und sie deutet auf einen Jüngling von ungefähr sechzehn Jahren.

»Erhebe auch du dich und lobe den Herrn. Und der Jüngling dort, warum geht er nicht allein?«

»Weil er schwachsinnig, taub, blind und stumm geboren wurde. Ein Stück Fleisch, das atmet«, sagen die, die bei dem Unglücklichen sind.

»Im Namen Gottes habe Verstand, das Wort, die Sehkraft und das Gehör. Ich will es!«

Und nach dem dritten Wunder wendet er sich an die feindlich Gesinnten und sagt: »Was sagt ihr nun?«

»Zweifelhafte Wunder. Warum heilst du nicht deinen Freund und Verteidiger, wenn du doch alles kannst?«

»Weil Gott es anders will.«

»Aha! Aha! Gott! Bequeme Ausrede! Wenn wir dir einen oder auch zwei Kranke bringen würden, würdest du sie heilen?«

»Ja, wenn sie es verdienen.«

»Dann warte auf uns.« Und sie gehen grinsend davon.

»Meister, sei vorsichtig! Sie wollen dir eine Falle stellen!« sagen einige.

Jesus macht eine Handbewegung, als ob er sagen wollte: »Laßt sie nur machen!« und beugt sich nieder, um Kinder zu liebkosen, die ihren Eltern weggelaufen sind und sich langsam an ihn herangemacht haben. Einige Mütter machen es ihnen nach und bringen die zu ihm, die noch zu unsicher im Gehen oder gar noch Säuglinge sind.

»Segne unsere Kinder, Gesegneter, denn wir lieben das Licht!« sagen die Mütter.

Jesus legt ihnen segnend seine Hände auf. Dies verursacht eine große Bewegung unter dem Volk. Alle, die Kinder haben, wollen denselben Segen und drängen und schreien, um sich Platz zu schaffen.

Die Apostel, teils weil sie schon durch die übliche Bosheit der Schriftgelehrten und Pharisäer nervös geworden sind, teils weil sie sich um Lazarus Sorgen machen, der Gefahr läuft, von der Flut der Eltern, die ihre Kinder zum göttlichen Segen bringen, überschwemmt zu werden, werden unruhig und weisen diesen oder jenen zurück, besonders die Kinder, die allein gekommen sind. Doch Jesus sagt sanft und liebevoll: »Nein, nein! Nicht so! Hindert nie die Kinder, zu mir zu kommen, noch ihre Eltern, sie zu mir zu bringen. Besonders für diese Unschuldigen ist das Himmelreich. Sie werden unschuldig sein an dem großen Verbrechen und im Glauben an mich heranwachsen. Laßt sie mich also weihen. Es sind ihre Engel, die sie zu mir führen!«

Jesus ist jetzt der Mittelpunkt in einem Blumenbeet von Kindern, die begeistert zu ihm aufschauen; so viele Gesichtlein, so viele unschuldige Äuglein, so viele lächelnde Mündlein . . .

Die verschleierte Frauen haben die Gelegenheit benützt, um in dem allgemein herrschenden Durcheinander um die Menge herumzugehen und sich hinter Jesus zu stellen, so als ob die Neugierde sie dazu getrieben hätte.

Die Pharisäer, Schriftgelehrten und andere Leute kommen mit zwei Menschen, die schwer krank zu sein scheinen, zurück. Besonders einer, der auf seiner Bahre mit einem Mantel zugedeckt ist, jammert. Der andere leidet anscheinend nicht so sehr; doch muß auch er schwer krank sein, denn er ist sehr mager und keucht.

»Sieh, unsere Freunde. Heile sie. Sie sind wirklich krank. Dieser hier vor allem!« und sie deuten auf den Seufzenden.

Jesus senkt den Blick auf die Kranken, dann richtet er ihn wieder auf die Juden. Er blickt seine Feinde mit schreckenerregenden Augen an. Aufrecht stehend hinter der Schar der unschuldigen Kinder, die ihm kaum bis an die Hüften reichen, scheint er sich aus einem Wurzelstock der Reinheit zu erheben, um Rächer zu sein, als ob er seine Kraft aus dieser Reinheit schöpfen würde. Er breitet seine Arme aus und ruft: »Ihr Lügner! Dieser ist nicht krank! Ich sage es euch. Deckt ihn auf! Sonst wird er augenblicklich sterben wegen des Betrugs, mit dem man Gott versuchen wollte.«

Der Mann springt von der Bahre auf und schreit: »Nein! Nein! Bestrafe mich nicht! Und ihr, Verfluchte, behaltet eure Münzen!« und er wirft den Pharisäern einen Beutel zu Füßen, worauf diese Reißaus nehmen.

Die Menge murrte, lacht, pfeift, klatscht Beifall . . .

Der andere Kranke sagt: »Und ich, Herr? Man hat mich mit Gewalt aus meinem Bett geholt und seit heute morgen habe ich keine Ruhe mehr . . . Aber ich wußte nicht, daß ich in die Hände deiner Feinde geraten war . . . «

»Du, armer Sohn, sei geheilt und gesegnet!« und er legt ihm die Hände auf, indem er den lebenden Zaun der Kinder durchschreitet.

Der Mann hebt einen Augenblick die Decke, die über seinen Körper ausgebreitet worden ist, und schaut, ich weiß nicht, auf was . . . Dann steht er auf. Er ist von den Schenkeln bis zu den Füßen nackt und schreit und schreit, bis er ganz heiser ist: »Mein Fuß! Mein Fuß! Aber wer bist du denn, daß du verlorene Dinge zurückgeben kannst?« Und er fällt Jesus zu Füßen und erhebt sich dann wieder,

springt auf sein Bett und ruft: »Ein Übel verzehrte meine Knochen. Der Arzt hat mir die Zehen ausgerissen, das Fleisch verbrannt und bis zum Knochen des Knies eingeschnitten. Schaut! Seht die Narben! Ich war dem Tode nahe, und nun ... Nun bin ich ganz geheilt! Mein Fuß! Mein Fuß ist wiederhergestellt ... und ich habe keine Schmerzen mehr! Ich habe Kraft und fühle mich wohl ... Die Brust ist befreit ... Das Herz geheilt! ... O Mutter! Meine Mutter! Ich komme, um dir eine große Freude zu bereiten!«

Der Geheilte will davoneilen, doch dann hält ihn die Dankbarkeit zurück. Er begibt sich aufs neue zu Jesus und küßt ihm die gesegneten Füße, bis Jesus zu ihm sagt, indem er ihm das Haar streichelt: »Geh nun! Geh zu deiner Mutter und sei gut.« Dann schaut er seine entlarvten Feinde an und donnert: »Und nun? Was soll ich mit euch nun tun? Was soll ich nun tun, ihr Menschen, nach diesem Gericht Gottes?«

Die Menge schreit: »Zur Steinigung mit diesen Gotteslästerern! Zum Tode! Ihr habt dem Heiligen genug Nachstellungen bereitet! Ihr sollt verflucht sein!« Sie greifen nach Steinen, Erdschollen, Zweigen und Kieseln, bereit, mit der Steinigung zu beginnen.

Jesus hält sie davon ab. »Das ist das Wort der Menschen. Das ist ihre Antwort. Die meine lautet anders. Ich sage: Geht! Ich werde mich nicht damit beschmutzen, euch zu bestrafen. Der Allerhöchste soll sich um euch kümmern. Er ist meine Verteidigung gegen die Gottlosen.«

Die Schuldigen haben trotz ihrer Angst vor dem Volk noch die Frechheit, den Meister zu beleidigen, und anstatt still zu sein, schreien sie schäumend vor Zorn: »Wir sind Judäer und mächtig! Wir befehlen dir, fortzugehen! Wir verbieten dir zu lehren! Wir verjagen dich. Geh fort! Genug mit dir. Wir haben die Macht in Händen und benützen sie, und werden es immer mehr tun, indem wir dich verfolgen, du Verfluchter, du Usurpator, du ... «

So kreischen sie inmitten des Geschreis, des Schluchzens und der Pfiffe, als die größere der verschleierte Frauen sich mit einer plötzli-

chen, gebieterischen Bewegung und mit noch gebieterischerem Blick und gebieterischerer Stimme zwischen Jesus und seine Feinde stellt und ihr Antlitz enthüllt. Peitschend wie eine Geißel, die Galeerensträflinge trifft, und schneidend wie ein Beil, das auf den Verbrechernackeln saust, fallen ihre Worte: »Wer hat hier vergessen, daß er ein Sklave Roms ist?«

Es ist Claudia. Sie läßt den Schleier sinken und verneigt sich leicht vor dem Meister. Dann kehrt sie zu ihrem Platz zurück. Aber das hat genügt.

Die Pharisäer sind sofort ruhig, nur einer sagt im Namen aller in heuchlerischem Ton: »Herrin, verzeihe! Aber er stört den alten Geist Israels. Du, o Mächtige, solltest ihn daran hindern; du solltest es verhindern lassen durch den gerechten und tapferen Prokonsul. Langes Leben und Wohlergehen seien ihm beschieden!«

»Das geht uns nichts an. Es genügt, daß er die Ordnung Roms nicht stört, und das tut er nicht!« antwortet die Patrizierin verächtlich. Dann gibt sie ihren Begleiterinnen einen knappen Befehl und entfernt sich in Richtung auf eine Baumgruppe am Ende des Pfades, hinter der sie verschwindet, um sich dann auf einem rasselnden überdachten Wagen, dessen Vorhänge sie zuziehen läßt, zu entfernen.

»Bist du nun zufrieden, daß du uns hast beschimpfen lassen können?« fragen die wieder zum Angriff übergehenden Pharisäer und Schriftgelehrten und ihr Gefolge.

Die Menge schreit, von Unwillen ergriffen. Josef, Nikodemus und alle, die sich als Freunde Jesu erwiesen haben – und mit ihnen, wenn auch etwas weniger entschieden, der Sohn des Gamaliel – verspüren das Bedürfnis, dazwischenzutreten und die anderen zu tadeln, weil sie das Maß überschritten haben. Nun streiten sich die beiden Gruppen, während Jesus, um den es geht, unbehelligt gelassen wird.

Jesus schweigt und hört mit verschränkten Armen zu, während er eine Kraft auszuströmen scheint, die die Menschenmenge und besonders die zornroten Apostel zurückhält.

»Wir müssen uns und auch das Volk verteidigen«, schreit ein aufgeregter Jude.

»Wir sind es leid, die begeisterten Volksmengen zu sehen, die hinter ihm herlaufen«, sagt ein anderer.

»Wir sind die Mächtigen! Wir allein und nur unsere Worte sollen angehört und befolgt werden«, kreischt ein Schriftgelehrter.

»Geh fort von hier! Jerusalem gehört uns!« schreit ein Priester, der rot wie ein Truthahn ist.

»Ihr seid Treulose!«

»Mehr als Blinde seid ihr!«

»Das Volk verläßt euch, weil ihr es verdient!«

»Seid heilig, wenn ihr geliebt werden wollt. Nicht durch Übergriffe hält man sich an der Macht, die sich auf die Achtung des Volkes stützt, das man regiert!« schreien die von der Gegenpartei und viele aus dem Volk.

»Ruhe!« gebietet Jesus. Und als diese eingetreten ist, sagt er: »Tyrannei und Unterdrückung können am Wohlwollen als Folge der empfangenen Wohltaten nichts ändern. Ich ernte das, was ich gegeben habe: Liebe. Ihr erreicht mit eurer Verfolgung nichts anderes, als daß ihr diese Liebe vermehrt, die mich für eure Lieblosigkeit entschädigen will. Bei all eurer Weisheit wißt ihr nicht, daß die Verfolgung einer Lehre gerade dazu dient, ihre Macht zu vermehren, besonders wenn die mit ihr verbundenen Werke ihr entsprechen. Hört euch eine meiner Vorhersagen an, ihr Israeliten. Je mehr ihr den Rabbi von Galiläa und seine Nachfolger verfolgt und versucht, seine Lehre, die göttlich ist, mit Gewalt zunichtezumachen, umso mehr wird sich diese Lehre über die ganze Welt verbreiten. Jeder Tropfen Märtyrerblut, den ihr vergießen lassen werdet in der Hoffnung, mit euren entarteten, heuchlerischen Gesetzen, die nicht mehr dem Gesetz Gottes entsprechen, zu triumphieren und zu herrschen, wird ein Same für künftige Gläubige sein, und ihr werdet besiegt werden, während ihr glaubt, triumphieren zu können. Geht. Auch ich gehe. Jene, die mich lieben, sollen mich an den Grenzen von Judäa und in Transjordanien

en suchen oder dort auf mich warten, denn wie ein Blitz, der von Osten nach Westen fährt, wird der Weg des Menschensohnes sein, bis er den Altar und den Thron als Hoherpriester und neuer König besteigen und unerschüttert dort sitzen wird vor dem Angesicht der Welt, der Schöpfung und des Himmels, in einer seiner vielen Erscheinungen, die nur die Guten zu begreifen vermögen.«

Die feindlichen Pharisäer und ihre Begleiter sind fortgegangen. Die anderen bleiben. Der Sohn des Gamaliel kämpft mit sich selbst, aber dann entfernt er sich wortlos . . .

»Meister, du wirst uns doch nicht hassen, da wir derselben Kaste angehören?« fragt Eleasar.

»Ich bestrafe nie mit dem Fluch den einzelnen, weil die Kaste schuldig ist. Habe keine Angst«, antwortet Jesus.

»Nun werden sie uns hassen . . . « flüstert Joachim.

»Eine Ehre für uns, wenn dem so ist!« ruft Johannes der Synedrist aus.

»Gott möge die Wankelmütigen stärken und die Starken segnen. Ich segne alle im Namen des Herrn«, und mit ausgebreiteten Armen gibt er allen Anwesenden den mosaischen Segen.

Dann verabschiedet er sich von Lazarus und den Schwestern, von Maximinus und den Jüngerinnen und macht sich auf den Weg . . .

Die grünen Gefilde, die den Weg nach Jericho säumen, nehmen ihn auf in ihr Grün, das sich in einem herrlichen Sonnenuntergang rötet.

426 Auf dem Weg zum Berg Adummim

»Wohin gehen wir nun, da es Abend wird?« fragen sich die Apostel und unterhalten sich über die Ereignisse des Tages. Aber sie sagen nichts Böses, um den Meister nicht zu entmutigen, der sichtlich nachdenklich einhergeht.

Es wird Abend, während sie so gehen, immer hinter dem in Gedanken versunkenen Meister. Dann aber zeigt sich ein Dorf am Fuße einer stark zerklüfteten Gebirgskette.

»Wir bleiben hier und übernachten«, befiehlt Jesus. »Ja, ihr bleibt hier, und ich gehe auf diese Berge, um zu beten . . . «

»Allein? O nein! Allein lasse ich dich nicht auf den Adummim steigen! Bei all den Räubern, die auf dich lauern . . . Nein, da gehst du nicht hin! . . . « sagt Petrus entschieden.

»Was sollen sie mir schon antun? Ich habe nichts!«

»Du hast . . . dich selbst! Ich spreche von noch schlimmeren Räubern, von jenen, die dich hassen, und denen genügt dein Leben. Du darfst nicht getötet werden . . . wie . . . wie . . . und auf eine so hinterlistige Weise. Du würdest deinen Feinden nur Gelegenheit geben, wer weiß was zu erfinden, um die Menge auch deiner Lehre abspenstig zu machen«, entgegnet Petrus.

»Simon des Jona hat recht, Meister. Sie wären imstande, deinen Körper verschwinden zu lassen und zu sagen, daß du geflohen seist, weil du dich entlarvt gesehen hättest, oder . . . dich gar an einen verrufenen Ort, in das Haus einer Dirne zu bringen, um sagen zu können: „Seht ihr, wo und wie er gestorben ist? Im Streit um eine Dirne.“ Du hattest recht, als du sagtest: „Eine Lehre verfolgen bedeutet, ihre Macht vermehren“; und ich habe bemerkt – denn ich habe ihn nie aus den Augen verloren – daß der Sohn des Gamaliël mit einem Kopfnicken zugestimmt hat. Aber auch das ist wahr und gut gesagt: „Einen Heiligen und seine Lehre mit Spott zu bedecken, ist die sicherste Waffe, um ihn zu Fall zu bringen und das Ansehen des Heiligen beim Volk zu schmälern“«, sagt Judas Thaddäus.

»Ja, und das darf bei dir nicht geschehen«, fügt Bartholomäus hinzu.

»Geh nicht auf das Spiel deiner Feinde ein. Denke daran, daß du durch diese Unvorsichtigkeit nicht nur dich allein, sondern den Willen dessen, der dich gesandt hat, zunichte machen würdest; und man würde sehen, daß die Söhne der Finsternis wenigstens momentan über das Licht gesiegt hätten«, fügt der Zelote hinzu.

»Aber ja! Du sagst immer und durchbohrst uns das Herz, wenn du es sagst, daß du getötet werden wirst. Ich erinnere mich, wie du Si-

mon Petrus getadelt hast, und sage daher nicht: „Das soll nie geschehen“; aber ich glaube nicht, Satan zu sein, wenn ich sage: „Es möge wenigstens so geschehen, daß es dir zur Verherrlichung gereiche, als unwiderlegliches Siegel deiner Heiligkeit und sichere Verdammung deiner Feinde; auf daß die Menge die notwendigen Kriterien habe, um unterscheiden und glauben zu können.“ Dies wenigstens, o Meister. Die heilige Sendung der Makkabäer erschien nie so sehr als solche wie damals, als Judas, der Sohn des Mattatias, als Held und Retter auf dem Schlachtfeld starb. Willst du zum Adummim gehen? Dann werden wir dich begleiten, wir sind deine Apostel! Wo du, das Haupt, bist, da wollen wir, deine Diener, sein«, sagt Thomas, und selten habe ich ihn mit so feierlichem Nachdruck sprechen gehört.

»Das ist wahr! Das ist wahr! Und wenn sie dich ergreifen wollen, dann müssen sie zuerst uns angreifen!« sagen einige.

»Aber so schnell werden sie uns nicht angreifen! Sie müssen sich erst einmal von den Worten Claudias erholen, und sie sind schlau, sehr schlau . . . zu schlau! Sie wissen genau, daß Pontius sie im Falle deines Todes zur Rechenschaft ziehen würde. Sie haben sich zu sehr selbst verraten, besonders vor den Augen Claudias, und sie werden sich etwas ausdenken, was sicherer als ein gemeiner Angriff ist. Vielleicht ist unsere Furcht töricht. Wir sind nicht mehr die einstigen armen Unbekannten, jetzt ist Claudia da!« sagt Iskariot.

»Schon gut . . . Aber wir wollen das Schicksal nicht herausfordern. Was willst du also auf dem Adummim tun?« fragt Jakobus des Zebedäus.

»Beten und einen Ort suchen, an dem wir alle in den nächsten Tagen beten können, um uns vorzubereiten auf die neuen und immer heftigeren Angriffe.«

»Der Feinde?«

»Auch unseres eigenen Ichs. Es muß sich festigen.«

»Aber hast du denn nicht gesagt, daß du an die Grenzen von Judäa und nach Transjordanien gehen willst?«

»Ja, gewiß werde ich dorthin gehen, aber erst nach dem Gebet. Ich

werde mich nach Achor und dann über Dok nach Jericho begeben.«

»Nein, nein, Herr! Das sind verhängnisvolle Orte für die Heiligen von Israel! Geh nicht dorthin! Ich fühle, daß dies nicht gut ist. Eine innere Stimme sagt es mir! Im Namen Gottes, geh nicht hin!« schreit Johannes, der außer sich zu sein scheint, als sei er von einer furchterregenden Ekstase erfaßt worden ... Alle schauen ihn erstaunt an, denn so haben sie ihn noch nie gesehen. Aber niemand spottet über ihn. Sie begreifen alle, daß sie einem übernatürlichen Ereignis beiwohnen und bewahren respektvolles Schweigen. Auch Jesus schweigt, bis er sieht, daß Johannes wieder sein normales Aussehen gewinnt und sagt: »O mein Herr! Wie habe ich gelitten!«

»Ich weiß es. Wir wollen zum Kerit gehen. Was sagt dein Geist?«

Ich bin tief betroffen von dem Respekt, mit dem sich Jesus dem Erleuchteten zuwendet ...

»Das fragst du mich, o Herr? Den armen törichteren Knaben? Du, der du die allerheiligste Weisheit bist?«

»Ja, dich. Der Kleinste ist der Größte, wenn er sich in Demut zum Wohl seiner Brüder mit seinem Herrn vereinigt. Sprich ... «

»Ja, Herr. Gehen wir zum Kerit. Dort gibt es sichere Schluchten, in denen man sich in Gott sammeln kann, und die Straßen nach Jericho und Samaria sind nicht weit entfernt. Wir werden von dort herabsteigen, um jene zu versammeln, die dich lieben und auf dich hoffen, und wir werden sie dir zuführen oder dich zu ihnen führen und uns dann noch einmal im Gebet stärken ... Und der Herr wird herabsteigen, um zu unseren Seelen zu sprechen ... und unsere Ohren zu öffnen, die das Wort wohl hören, es aber nicht vollständig verstehen ... und vor allen Dingen, um unsere Herzen mit seinem Feuer zu erfüllen. Denn nur, wenn sie entflammt sind, werden wir das Martyrium auf Erden ertragen können. Nur, wenn wir zuvor das süße Martyrium der vollkommenen Liebe erlitten haben, werden wir bereit sein, das Martyrium des menschlichen Hasses auf uns zu nehmen. Herr ... was habe ich gesagt?«

»Meine Worte, Johannes. Fürchte dich nicht. Nun werden wir hier anhalten und morgen bei Sonnenaufgang auf die Berge steigen.«

427 Nach der Einkehr auf dem Kerit

Von einer Bergkette aus, in der jeder Gipfel damit beschäftigt zu sein scheint, den anderen zu überragen – und man könnte sagen, daß jede dieser Anstrengungen durch eine Kette abschüssiger felsiger Hügel, durch steil abfallende Hänge und enge Täler, die riesigen Einschnitten gleichen und von wilden Graten beherrscht werden, gekennzeichnet ist – sehen der Meister und die Apostel in südöstlicher Richtung einige Teile des Toten Meeres. Den Jordan und sein fruchtbares, friedliches Tal sieht man nicht, und auch Jericho oder andere Städte sind nicht zu sehen. Nur Berge über Berge erheben sich in der Richtung von Samaria, und das dunkle Tote Meer erscheint zwischen zwei spitzen Bergeshöhen. In der Tiefe fließt ein Gießbach von Westen nach Osten, der sicherlich in den Jordan mündet. Lautes Schreien von Falken und Krächzen von Raben kommt vom hellblauen Himmel, lebhaftes Vogelgezwitscher von den Sträuchern der wilden Abhänge. Die Winde blasen durch die engen Schluchten und bringen ferne Düfte und Geräusche mit sich; manchmal übertönen sie auch nahe Geräusche, je nachdem, ob diese leise oder laut sind. Man hört auch das Pferdegetrappel, das von der Straße im Tale heraufkommt; das Blöken eines Schafes, das auf der Hochebene weidet, das Plätschern von Wasser, das vom Felsen tropft und als Bach herabstürzt. Das Wetter ist gut, trocken und lau, und die Abhänge sind alle gleichsam eine Emailmalerei von Blumen auf dem smaragdgrünen Gras; Trauben und Girlanden von Blumen hängen von Stämmen und Zweigen herab, und der Ort wirkt freundlich.

In übernatürlicher Freude erstrahlen die Gesichter der Dreizehn, die dort versammelt sind. Die Welt ist vergessen. Sie ist fern . . . Die Seelen haben ihr Gleichgewicht, das durch so viele Stöße erschüttert worden war, wiedergefunden und sind wieder in den Vorhof Gottes, d. h. in den Frieden zurückgekehrt, und diesen Frieden liest man auf ihren Gesichtern.

Doch der Aufenthalt ist beendet, und Jesus spricht davon. Petrus

wiederholt seine Bitte vom Tabor: »Oh, warum bleiben wir nicht länger hier? Es ist so schön, mit dir hier zu sein.«

»Weil die Arbeit auf uns wartet, Simon des Jona. Wir können nicht nur in der Betrachtung leben. Die Welt erwartet uns, um belehrt zu werden. Die Arbeiter des Herrn dürfen nicht ruhen, solange es noch Felder zu besäen gibt ... «

»Aber dann ... Ich, der ich nur ein bißchen gut werde, wenn ich mich so absondere, ich werde nie ... Die Welt ist so groß! Wie werden wir vor unserem Tode alle Menschen belehren und uns in dir vereinigen können?«

»Ihr werdet sicherlich nicht die ganze Welt bearbeiten können. Jahrhunderte werden dazu nötig sein, und wenn ein Teil bearbeitet ist, wird Satan kommen und Zerstörungsarbeit leisten. Es wird daher eine ununterbrochene Arbeit sein, die bis ans Ende der Zeiten dauern wird.«

»Oh, wie werde ich mich dann auf den Tod vorbereiten können?« Petrus ist wirklich untröstlich.

Jesus versichert ihm, indem er ihn umarmt: »Du wirst Zeit haben. Es genügt ein Augenblick vollkommener Sammlung, um sich vorzubereiten, um vor Gott zu erscheinen. Aber du wirst reichlich Zeit haben. Im übrigen wisse, daß die Erfüllung des Willens Gottes immer Vorbereitung auf einen heiligmäßigen Tod ist. Wenn Gott dich tätig will und du gehorchst, dann bereitest du dich durch diesen Gehorsam besser vor, als wenn du dich zwischen einsame Felsen verkriechen würdest, um zu beten und zu betrachten. Überzeugt dich das?«

»Gewiß, da du es sagst. Was sollen wir also tun?«

»Verteilt euch auf den Wegen in den Tälern. Versammelt jene, die auf mich warten, verkündet und predigt den Herrn und den Glauben, bis ich komme.«

»Bleibst du allein zurück?«

»Aber ja. Fürchtet euch nicht. Ihr seht, daß das Böse manchmal dem Guten dient. Hier wurde Elija von den Raben ernährt, und wir

können sagen, daß die wilden Geier unseren Hunger gestillt haben.«

»Glaubst du, daß es ein Anfang einer Bekehrung gewesen ist?«

»Nein. Aber Liebe, wenn sie auch nur dem Gedanken entsprungen ist, uns durch die geübte Hochherzigkeit daran zu hindern, sie zu verraten . . . «

»Aber wir hätten sie doch nicht verraten!« ruft Andreas aus.

»Nein. Aber sie, die unglücklichen Räuber, wissen das nicht. Nichts Geistiges wirkt in ihnen, beladen mit Verbrechen wie sie sind.«

»Herr, du hast gesagt, daß die Liebe . . . Was wolltest du damit sagen?« fragt Johannes.

»Ich wollte damit sagen: Die Liebe, die sie uns erwiesen haben, wird nicht unbelohnt bleiben, wenigstens bei den besseren von ihnen. Die Bekehrung, die noch nicht erfolgt ist, kann langsam Zustandekommen; aber sie kann erfolgen, und deswegen habe ich zu euch gesagt: „Weist das von ihnen Dargebotene nicht ab“, und ich habe ihre Speisen angenommen, obwohl sie nach Sünde rochen.«

»Du hast jedoch nicht davon gegessen . . . «

»Ich habe aber auch die Sünder nicht gedemütigt, indem ich ihr Angebot abgelehnt habe. Sie hatten eine erste Regung von Güte. Warum sie zerstören? Hat jener Gießbach im Abgrund seinen Ursprung nicht an der Quelle, die von diesem Felsen tropft? Denkt immer daran. Es ist eine Lehre für euer zukünftiges Leben, für die Zeit, da ich nicht mehr unter euch sein werde. Wenn ihr auf den Wegen eurer apostolischen Reisen Verbrechern begegnet, dann seid nicht wie die Pharisäer, die alle verachten, während sie selbst verderbt sind, sondern nähert euch ihnen mit großer Liebe, ich würde sagen, mit unbegrenzter Liebe. Ja, ich sage es sogar, denn es ist möglich, obwohl der Mensch in seinen Handlungen endlich und begrenzt ist. Wißt ihr, wie der Mensch die unendliche Liebe besitzen kann? Indem er so innig mit Gott vereint ist, daß er eins mit Gott ist, und da das Geschöpf im Schöpfer aufgeht, wirkt dann der Schöpfer, der unendlich ist. Und so, mit ihrem Gott vereinigt durch die Macht der

Liebe, die so eng mit dem Ursprung verbunden ist, daß sie eins mit ihm ist, so müssen meine Apostel sein. Nicht durch eure Worte, sondern durch eure Liebe werdet ihr die Herzen bekehren, und wenn ihr Sünder antrefft, dann liebt sie. Wenn ihr wegen der Jünger leidet, die vom rechten Weg abgekommen sind, versucht, sie durch Liebe zu retten. Denkt an das Gleichnis vom verlorenen Schäflein. Durch alle Jahrhunderte hindurch wird die Liebe der süße Lockruf für die Sünder sein, aber sie wird auch die sichere Richtschnur für meine Priester sein. Unter Anwendung all eurer Künste, zu jedem Opfer bereit, selbst auf die Gefahr hin, euer Leben zu verlieren, um durch euren Tod eine Seele zu retten; mit aller notwendigen Geduld müßt ihr hingehen und die Verirrten aufsuchen, um sie in den Schafstall zurückzubringen.

Die Liebe wird euch Freude schenken, und euch sagen: „Fürchte dich nicht.“ Sie wird euch eine wirksame Kraft zu ihrer Verbreitung in der Welt verleihen, wie ich sie selbst nicht hatte. Die Liebe der künftigen Gerechten soll nicht mehr als ein Siegel auf Herz und Arm gedrückt werden, wie es im Hohenlied geschrieben steht, sondern sie muß ins Herz gesenkt werden und der Antrieb sein, der die Seele zu jeder Tat befähigt. Jede Handlung muß ein Überströmen von Liebe sein, die sich nicht damit begnügt, Gott oder den Nächsten nur in Gedanken zu lieben, sondern die sich zum Kampf gegen die Feinde Gottes aufmacht, um Gott und den Nächsten auch mit der Tat zu lieben, durch immer weitreichendere und vollkommeneren Handlungen, die schließlich in der Rettung und Heiligung der Brüder gipfeln. Durch die Betrachtung liebt man Gott, und durch die Tat liebt man den Nächsten, und diese beiden Arten der Liebe sind nicht zu trennen; denn es gibt nur eine Liebe, und indem wir den Nächsten lieben, lieben wir Gott, der uns diese Liebe befiehlt und uns den Nächsten als Bruder gegeben hat. Ihr werdet nicht behaupten können – und ebensowenig werden es die künftigen Priester tun können – meine Freunde zu sein, wenn eure Liebe – und die ihre – nicht gänzlich auf die Rettung der Seelen ausgerichtet ist, für die ich

Mensch geworden bin und leiden werde. Ich gebe euch das Beispiel, wie man liebt. Daher sollt ihr und die, die nach euch kommen werden, das tun, was ich tue. Eine neue Zeit bricht an, die Zeit der Liebe. Ich bin gekommen, dieses Feuer in den Herzen zu entfachen, und es wird noch anwachsen nach meinem Leiden und nach meiner Auferstehung und euch ganz entzünden, wenn die Liebe des Vaters und des Sohnes herabsteigen wird, um euch für euer Amt zu weihen.

O göttliche Liebe! Worauf wartest du, um das Opfer zu vollenden und dieser meiner Herde Augen und Ohren zu öffnen und Zunge und Glieder zu lösen, auf daß sie unter die Wölfe gehe und sie belehre, daß Gott die Liebe ist und daß, wer keine Liebe hat, nichts als ein unvernünftiges Tier und ein Dämon ist? Oh, komm, süßester und mächtigster Geist, und entflamme die Erde, nicht um sie zu zerstören, sondern um sie zu reinigen. Entzünde die Herzen! Mache aus ihnen meinesgleichen, Christen, das heißt mit der Liebe Gesalbte, durch die Liebe Wirkende und aus Liebe Heilige und Heiligende. Selig jene, die lieben, denn sie werden geliebt werden und ihre Seelen werden nie aufhören, Gott mit den Engeln zu preisen, bis sie den ewigen Lobgesang im Lichte der Himmel singen werden. So sei es mit euch, meine Freunde. Geht nun und tut mit Liebe das, was ich euch gesagt habe.«

428 Essener und Pharisäer • Das Gleichnis vom untreuen Verwalter

Viel Volk wartet auf den Meister an den unteren Hängen eines ziemlich einsam stehenden Berges, der sich an einem Ort erhebt, an dem mehrere umliegende Täler zusammentreffen. Die Hänge sind an einigen Stellen sehr abschüssig. Ein in den Kalkfelsen gehauener Pfad, an dessen einer Seite die Bergwand aufsteigt, während auf der anderen der Hang steil abfällt, windet sich schlangenartig bis zum Berggipfel empor. Der holprige, lehmfarbene, fast rötliche Pfad zieht sich wie ein Band zwischen dem staubigen Grün der niedri-

gen Dornbüsche dahin; und ich würde sagen, daß die Blätter der Büsche, welche die steinigen, trockenen Abhänge bedecken, die Dornen selbst sind. Da und dort schmücken sie sich mit einer Blüte von lebhaftem Violett, die an diesem Dornestrüpp hängengeblieben ist wie ein Federbusch oder ein Seidenknäuel. Dieses lästige, blaugrüne Kleid aus spitzen Dornen ist wie mit einer traurig stimmenden, unberührbaren Asche bedeckt, und breitet sich strichweise auch am Fuß des Berges und in der Ebene zwischen diesem und anderen Bergen aus, sowohl in nordwestlicher als auch in südöstlicher Richtung, und dringt bis zu den grünen Flächen vor, auf denen es echtes Gras und echte Sträucher gibt, die nicht nur hinderlich und unnütz sind.

Die Leute haben sich auf diesen Flächen niedergelassen und warten geduldig auf die Ankunft des Meisters. Es muß der Tag nach der Belehrung der Apostel sein. Es ist ein frischer Morgen und der Tau ist noch nicht auf allen Halmen verdunstet, besonders nicht auf den mehr im Schatten stehenden Dornen und Blättern, die er mit seinem Schmuck versieht, und auf den bizarren Blüten der Dornbüsche, die er in diamantene Flocken verwandelt. Dies ist gewiß die Stunde, in der dieser traurige Berg am schönsten erscheint, denn während der übrigen Zeit, in der unbarmherzigen Sonne oder im Mondschein, muß er das schreckliche Aussehen einer Stätte höllischer Sühne haben.

Im Osten sieht man in einer überaus fruchtbaren Ebene eine reiche und ausgedehnte Stadt. Anderes ist von diesem ziemlich tief liegenden Hang aus, auf dem sich die Pilger befinden, nicht zu sehen. Vom Gipfel aus muß das Auge eine wunderbare Aussicht auf die benachbarten Gebiete genießen. Ich glaube, daß man von der Höhe des Berges einen Ausblick auf das Tote Meer und die Gegend östlich davon, auf die Bergketten von Samaria und auf die, die Jerusalem verbergen, haben muß. Aber ich bin nicht auf dem Gipfel gewesen, und daher ...

Die Apostel gehen in der Menge hin und her und suchen Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten und den Kranken zu den besten

Plätzen zu verhelfen. Jünger, vielleicht solche, die in dieser Gegend wirken und die Pilger, die den Meister hören wollen, an die Grenzen von Judäa geführt haben, helfen ihnen dabei.

Jesus, der ein weißes Linnengewand trägt und sich den roten Mantel übergeworfen hat, um sich sowohl vor der Hitze der sonnigen Stunden als auch vor der Frische der noch nicht sommerlichen Nächte schützen zu können, erscheint ganz plötzlich. Er schaut, selbst noch unbemerkt, auf das Volk, das ihn erwartet, und lächelt. Er scheint von der Rückseite des Berges, aus mittlere Höhe zu kommen und steigt gewandt den schwierigen Pfad hinab. Als erster sieht ihn ein Knabe. Ich weiß nicht, ob er gerade die Vögel beobachtet hat, die in dem Dornestrüpp nisten und durch einen rollenden Stein aufgeschreckt worden sind, oder ob er von seinem Blick angezogen wird. Er springt auf und ruft: »Der Herr ist da!«

Alle wenden sich um und sehen Jesus, der nun etwa zweihundert Meter von ihnen entfernt ist. Sie wollen ihm entgegengehen, doch er gebietet ihnen mit einer Armbewegung und der durch das Echo verstärkten Stimme: »Bleibt, wo ihr seid!« Immer noch lächelnd steigt er zu den Wartenden hinab und bleibt an der höchsten Stelle des Plateaus stehen. Von dort aus begrüßt er sie: »Der Friede sei mit euch allen«, und wiederholt mit einem besonderen Lächeln den Gruß für die Apostel und die Jünger, die ihn umringen.

Jesus strahlt vor Schönheit. Mit dem Sonnenschein im Antlitz und dem grünen Berg im Hintergrund, scheint er eine Traumvision zu sein. Die Stunden der Einsamkeit, ein uns unbekanntes Ereignis, vielleicht ein Überfluß an väterlicher Liebesbezeugung, ich weiß es nicht, unterstreichen seine stets vollkommene Schönheit und lassen sie glorreich, mächtig, friedlich, freundlich und, ich würde fast sagen, heiter werden. Er gleicht einem, der von einer liebenden Begegnung zurückkehrt und bei dem sich die Freude darüber in seinem ganzen Aussehen, in seinem Lächeln und seinem Blick widerspiegelt. Hier leuchtet das Zeugnis dieser Begegnung, die göttlich ist, hundertmal stärker als nach einer armseligen, menschlichen Liebes-

bezeugung, und Christus ist wie verklärt. All das überträgt sich auf die Anwesenden, die ihn bewundernd und schweigend betrachten, eingeschüchtert vielleicht durch die Ahnung einer geheimnisvollen Vereinigung des Allerhöchsten mit seinem Wort ... Es ist ein Geheimnis. Der Vater hat eine geheimnisvolle Stunde der Liebe mit seinem Sohn verbracht. Niemand wird das Geheimnis je erfassen, doch der Sohn trägt noch das Zeichen. Es ist, als koste es ihn Mühe, wieder der Sohn des Menschen zu sein, nachdem er für eine Weile nur das Wort des Himmlischen Vaters gewesen ist. Die Unendlichkeit, die Erhabenheit zögert noch, „Mensch“ zu werden. Die Gottheit strömt über, bricht hervor, dringt durch das Menschsein, wie Öl durch weiche Tonerde oder das Licht des Herdfeuers durch den Schleier eines matten Glases.

Nun schlägt er seine strahlenden Augen nieder, neigt sein seliges Antlitz und verbirgt sein wunderbares Lächeln, indem er sich über die Kranken beugt, sie liebkost und heilt, und diese betrachten erstaunt das sonnenhafte, liebevolle Antlitz, das sich über ihr Elend neigt, um ihnen Freude zu schenken. Aber schließlich muß er sich aufrichten, muß der Menge zeigen, was das Antlitz des Friedfertigen, des Seligen, des menschengewordenen Gottes ist, der noch immer in das Licht der Ekstase eingehüllt ist. Er wiederholt: »Der Friede sei mit euch.« Selbst seine Stimme ist melodischer als sonst, von sanften und triumphierenden Tönen durchdrungen ... Mächtig breitet sie sich über die stummen Zuhörer aus, sucht die Herzen, liebkost sie, rüttelt sie auf und ruft sie auf zu lieben.

Abgesehen von der Gruppe der Pharisäer, die unfruchtbarer, rauher und schroffer als der Berg selber sind und wie gefühllose, leblose Statuen in einer Ecke stehen; abgesehen von einer anderen Gruppe, die aus weißgekleideten Männern besteht, welche von einem Felsvorsprung aus zuhören und von Bartholomäus und Judas Iskariot als „Essener“ bezeichnet werden, sind alle erschüttert. Petrus brummt: »Noch ein Stall voller Sperber!«

»Oh, laß sie nur machen. Das Wort ist für alle!« sagt Jesus lächelnd

zu seinem Petrus, wobei er sich auf die Essener bezieht. Dann beginnt er zu reden.

»Es wäre schön, wenn der Mensch vollkommen wäre, wie es der Vater im Himmel wünscht. Vollkommen in allen seinen Gedanken, Gefühlen und Handlungen. Aber der Mensch versteht es nicht, vollkommen zu sein und mißbraucht die Gaben Gottes. Gott hat den Menschen Handlungsfreiheit gelassen, doch hat er ihnen auch die guten Dinge befohlen und die vollkommenen angeraten, damit der Mensch nicht sagen kann: „Ich habe es nicht gewußt.“

Welchen Gebrauch macht der Mensch von der Freiheit, die Gott ihm gegeben hat? Ein Großteil der Menschen benützt sie, wie es ein Kind tun würde; andere, als wären sie Törichte, und wieder andere wie Verbrecher. Aber dann kommt der Tod, und der Mensch steht vor dem Richter, der ihn mit strenger Stimme fragen wird: „Wie hast du das gebraucht oder mißbraucht, was ich dir gegeben habe?“

Schreckliche Frage! Geringer als ein Strohhalme werden dann die Güter dieser Welt erscheinen, für die der Mensch so oft zum Sünder geworden ist! In seiner unendlichen Armseligkeit und vollkommen entblößt wird er beschämt und zitternd vor der Majestät des Herrn stehen, ohne Worte zu finden, um sich zu rechtfertigen. Auf Erden ist es leicht, sich zu rechtfertigen und arme Menschen zu täuschen, im Himmel jedoch gibt es das nicht. Gott läßt sich nicht betrügen, nie, und Gott läßt sich nicht auf Kompromisse ein. Niemals.

Wie kann man sich also retten? Wie kann alles dem Heil dienen, auch das, was aus der Verderbtheit stammt, die lehrt, daß edle Metalle und Edelsteine Mittel sind, um zu Reichtum zu gelangen, die Gier nach Macht und Fleischeslust entzündet hat? Kann also der Mensch nicht gerettet werden, der, so elend er auch sein mag, immer sündigen kann, indem er maßlos nach Gold, Ämtern und Frauen verlangt, und bisweilen zum Dieb wird, um dasselbe zu besitzen, was der Reiche hat? Kann also der Mensch, ob reich oder arm, sich auf keinen Fall retten? Doch, er kann es. Und wie? Indem er Reichtum oder Armut für gute Zwecke nützt. Der Arme, der nicht beneidet, der nicht

flucht und nicht darauf bedacht ist, sich das Gut der anderen anzueignen, sondern sich mit dem zufrieden gibt, was er hat, benützt seinen niedrigen Stand, um künftige Heiligkeit zu erlangen; und wahrlich, die Mehrzahl der Armen ist imstande, dies zu tun. Weniger verstehen es die Reichen, recht zu handeln, da der Reichtum eine ständige Verlockung Satans und der dreifachen Begierlichkeit für sie ist.

Aber vernehmt ein Gleichnis, und ihr werdet sehen, daß auch die Reichen gerettet werden können. Sie können die begangenen Irrtümer wiedergutmachen, indem sie ihre Reichtümer gut gebrauchen, selbst wenn diese Reichtümer auf sündhafte Weise erworben wurden. Denn Gott, der Gütigste, gibt seinen Söhnen immer viele Mittel, um sich zu retten.

Es war einmal ein Reicher, der einen Verwalter hatte. Einige unter dessen Feinden, die neidisch auf seine gute Stellung waren, oder gute Freunde des Reichen, die auf seinen Vorteil bedacht waren, klagten den Verwalter bei seinem Herrn an: „Er verschleudert deine Güter. Er eignet sich diese an, oder er gibt sich nicht genügend Mühe, um sie Gewinn abwerfen zu lassen. Paß auf! Wehre dich!“

Der Reiche hörte sich diese Anklagen mehrmals an, ließ schließlich den Verwalter zu sich kommen und sagte zu ihm: „Dies und das habe ich von dir gehört. Wir konntest du in dieser Weise vorgehen? Ich will, daß du mit mir abrechnest, denn ich erlaube dir nicht mehr, weiterhin mein Verwalter zu sein. Ich kann mich nicht auf dich verlassen und den Mitknechten nicht ein Beispiel von Ungerechtigkeit und Untreue geben, das sie dazu verleiten würde, wie du zu handeln. Geh und komm morgen mit allen Abrechnungen, damit ich sie prüfen und mir ein Bild von meinem Besitz machen kann, bevor ich ihn einem anderen Verwalter anvertraue.“

Und der Reiche entließ den Verwalter, der nachdenklich wegging und sich fragte: „Und nun? Was werde ich nun tun, da mein Herr mir die Verwaltung entzieht? Ersparnisse habe ich keine, denn ich war überzeugt, daß alles gut gehen würde, und genoß und eigne-

te mir an, was ich wollte. Landarbeiter und Untergebener kann ich nicht werden, denn ich bin nicht mehr an der Hände Arbeit gewöhnt und durch die Schwelgereien schwerfällig geworden. Betteln gehen möchte ich noch viel weniger, denn das wäre eine allzu große Erniedrigung! Was soll ich also tun?“

Er dachte nach und dachte nach, und schließlich fand er einen Ausweg aus dieser mißlichen Lage. Er sagte: „Dies ist die Lösung. Mit denselben Mitteln, mit denen ich mir bisher ein angenehmes Leben verschafft habe, will ich mir jetzt Freunde schaffen, die mich aus Dankbarkeit in ihre Häuser aufnehmen werden, wenn ich nicht mehr Verwalter bin. Wer Gutes tut, hat immer Freunde. Tun wir also Gutes, um dann selbst auch Wohltaten zu empfangen, und beginnen wir sofort damit, bevor die Sache bekannt wird und es zu spät ist.“

Und er machte sich auf den Weg zu den verschiedenen Schuldnern seines Herrn und sagte zu dem ersten: „Wieviel schuldest du meinem Herrn für die Summe, die er dir vor drei Jahren im Frühling geliehen hat?“

Der Gefragte antwortete: „Hundert Krüge Öl für die Summe und die Zinsen.“

„Oh, du Armer! Du hast so viele Kinder und Sorgen wegen ihrer Krankheiten, und jetzt sollst du so viel geben?! Aber er hat dir doch nur für den Wert von dreißig Krügen gegeben!“

„Ja. Aber ich brauchte es dringend, und er sagte zu mir: ‚Ich gebe dir unter der Bedingung, daß du mir so viel zurückgibst, als dir die Summe in drei Jahren einbringen wird.‘ Sie hat mir einen Wert von umgerechnet hundert Krügen eingebracht, und die muß ich ihm nun geben.“

„Aber das ist doch Wucher! Nein, nein. Er ist reich, und du nagst am Hungertuch. Seine Familie ist klein, deine ist zahlreich. Schreibe, daß die Summe dir umgerechnet fünfzig Krüge eingebracht hat und dann denke nicht mehr darüber nach. Ich werde schwören, daß dies der Wahrheit entspricht, und so wird es dir etwas besser ergehen.“

„Aber wirst du mich auch nicht verraten? Wenn er es erfahren sollte ...“

„Was denkst du? Ich bin der Verwalter, und was ich schwöre, ist heilig. Tue, was ich dir sage, und sei getrost.“

Der Mann schrieb, übergab das Schreiben dem Verwalter und sagte: „Sei gesegnet, mein Freund und Retter! Wie kann ich es dir vergelten?“

„Sprich nicht davon! Wenn ich deinetwegen zu leiden haben und verjagt werden sollte, wirst du mich aus Dankbarkeit aufnehmen.“

„Aber gewiß! Gewiß! Du kannst auf mich bauen.“

Der Verwalter ging zu einem anderen Schuldner und redete mit ihm mehr oder weniger auf die gleiche Weise. Dieser mußte hundert Scheffel Weizen zurückgeben, denn drei Jahre hintereinander hatte die Dürre sein Getreide vernichtet, und er hatte den Reichen um Weizen bitten müssen, um seine Familie ernähren zu können.

„Aber denk doch nicht daran, das Doppelte von dem zurückzugeben, was er dir gegeben hat! Das Doppelte verlangen von einem, der Hunger leidet und Kinder hat, während das Seine in den Scheunen wurmstichig wird, weil er es im Überfluß hat! Schreibe achtzig Scheffel.“

„Aber wenn er sich daran erinnert, daß er mir zwanzig, dann abermals zwanzig und schließlich zehn gegeben hat?“

„Was wird er sich schon daran erinnern? Ich habe sie dir gegeben, und ich will mich nicht daran erinnern. Mache es so, wie ich gesagt habe, dann ist alles in Ordnung. Gerechtigkeit muß sein zwischen arm und reich! Wenn ich der Herr wäre, würde ich nur fünfzig zurückfordern, und vielleicht würde ich dir sogar auch diese noch schenken.“

„Du bist gut. Wenn nur alle so wären wie du. Denk daran, daß mein Haus dir immer offen steht.“

Der Verwalter ging zu anderen und verfuhr mit ihnen ebenso. Er erklärte sich bereit zu leiden, um alles mit Gerechtigkeit in Ordnung zu bringen, und es regnete Angebote von Hilfeleistungen und Segnungen auf ihn herab. Nachdem er seine Zukunft sichergestellt hatte, ging er beruhigt zum Herrn. Dieser war ihm heimlich gefolgt und

hatte sein Spiel entdeckt. Aber er lobte ihn dennoch mit den Worten: „Deine Handlungsweise ist nicht gut, und ich billige sie nicht. Aber ich lobe dich ob deiner Klugheit. Wahrlich, wahrlich, die Kinder dieser Welt sind gegenüber ihresgleichen klüger als die Kinder des Lichtes.“

Und was der Reiche sagte, sage auch ich zu euch: „Der Betrug ist nie lobenswert, jedoch ermahne ich euch, die Dinge der Welt wenigstens mit Klugheit zu gebrauchen, wie es die Söhne der Welt tun, und sie in Münzen für den Eintritt in das Reich des Lichtes umzuwandeln.“ Das heißt, mit den irdischen Reichtümern, die ungerecht verteilt sind und zum Erwerb eines vorübergehenden Wohlstandes gebraucht werden, der keinen Wert im Ewigen Reich hat, schafft euch Freunde, die euch die Tore dieses Reiches öffnen können. Tut Gutes mit den Gütern, die ihr besitzt. Gebt zurück, was ihr oder andere aus eurer Familie auf ungerechte Weise erworben haben. Macht euch frei von krankhafter und sündhafter Anhänglichkeit an die Reichtümer, und alle diese Dinge werden wie Freunde sein, die euch in der Stunde des Todes die ewigen Pforten öffnen und euch in die seligen Stätten aufnehmen. Wie könnt ihr verlangen, daß Gott euch seine paradiesischen Güter gibt, wenn er sieht, daß ihr nicht einmal von euren irdischen Gütern guten Gebrauch macht? Wollt ihr, daß verschwenderische Elemente in das himmlische Jerusalem aufgenommen werden? Nein, das wird nie geschehen. Dort oben lebt man in Liebe, Großherzigkeit und Gerechtigkeit. Alle für einen, und alle für alle. Die Gemeinschaft der Heiligen ist eine tätige und ehrbare Gesellschaft, eine heilige Gesellschaft, und niemand, der sich als ungerecht und untreu erwiesen hat, kann ihr angehören.

Sagt jedoch nicht: „Aber dort oben werden wir treu und gerecht sein, denn dort werden wir alles haben, ohne das Schicksal fürchten zu müssen.“ Nein! Wer in den kleinen Dingen untreu ist, würde es auch sein, wenn er alles besäße, und wer ungerecht im Kleinen ist, ist es auch im Großen. Gott vertraut die wahren Reichtümer nicht dem an, der gezeigt hat, daß er mit den irdischen Gütern nicht umzuge-

hen weiß. Wie kann euch Gott eines Tages im Himmel die Aufgabe der geistigen Hilfe für die Brüder auf Erden übertragen, wenn ihr bewiesen habt, daß Stehlen und Betrügen oder die gierige Erhaltung eures Reichtums eure grundlegenden Charaktereigenschaften sind?

Er wird euch deshalb den Schatz vorenthalten, der für euch bereitet war, und wird ihn jenen geben, die es verstanden haben, auf Erden Vorsorge zu treffen, indem sie auch das, was ungerecht und ungesund ist, zu Werken benützt haben, die es gerecht und gesund haben werden lassen.

Kein Knecht kann zwei Herren dienen, denn entweder gehört er dem einen an oder dem anderen, und entweder den einen oder den anderen wird er hassen. Die beiden Herren, zwischen denen der Mensch wählen kann, sind Gott und der Mammon. Wenn er dem ersten angehören will, kann er nicht das Zeichen des zweiten tragen, seiner Stimme folgen und seine Mittel in Anspruch nehmen.«

Eine Stimme erhebt sich aus der Gruppe der Essener: »Der Mensch ist nicht frei, zu wählen. Er ist gezwungen, seiner Bestimmung zu folgen. Wir behaupten nicht, daß ohne Weisheit verteilt worden sei. Im Gegenteil, der Allwissende hat nach seinem eigenen vollkommenen Plan die Zahl derer, die des Himmels würdig sind, festgelegt, und die anderen geben sich vergeblich Mühe, es zu werden. So ist es, und anders kann es nicht sein. Wie einer, der aus dem Haus geht, den Tod durch einen Stein finden kann, der sich vom Gesims des Hauses löst, kann ein anderer im dichtesten Gedränge der Schlacht ohne die geringste Wunde davonkommen; und so wird derjenige, der gerettet werden will, während es im ewigen Buch nicht so geschrieben steht, ständig sündigen, ohne es zu wissen, weil ihm die Verdammung bestimmt ist.«

»Nein, Mann, so ist es nicht. Sieh deinen Irrtum ein. Wenn du so denkst, beleidigst du den Herrn schwer.«

»Warum? Beweise es mir, und ich werde meine Meinung ändern.«

»Indem du dies behauptest, gibst du im Geist zu, daß Gott ungerecht gegen seine Geschöpfe ist. Gott hat sie in gleicher Weise und

mit der gleichen Liebe geschaffen. Er ist ein Vater, vollkommen in seiner Vaterschaft, wie in allen anderen Dingen. Wie kann er also Unterschiede machen und einen Menschen, der empfangen wird, verdammen, während dieser noch ein unschuldiger Embryo und unfähig zu sündigen ist?«

»Um sich für die Beleidigungen von seiten der Menschen zu rächen.«

»Nein. So rächt sich Gott nicht! Er würde sich nicht mit einem so elenden und noch dazu ungerechten und erzwungenen Opfer zufriedengeben. Die Beleidigung Gottes kann nur durch den menschengewordenen Gott getilgt werden. Er wird die Sühne sein, nicht dieser oder jener Mensch. Oh, wäre es möglich, daß ich nur die Erbsünde tilgen müßte! Daß die Erde keinen Kain gehabt hätte, keinen Lamech, keinen verdorbenen Sodomiten, keinen Mörder, keinen Dieb, keinen Einbrecher, keinen Unzüchtigen, keinen Gotteslästerer, keinen Lieblosen zu den Eltern, keinen Meineidigen usw.! Aber an jeder einzelnen dieser Sünden ist nicht Gott, sondern der Sünder schuld. Gott hat den Menschen die Freiheit gelassen, zwischen dem Guten und dem Bösen zu wählen.«

»Er hat nicht gut daran getan«, schreit ein Schriftgelehrter.

»Er hat uns über alle Maßen versucht. Obwohl er wußte, daß wir schwach, unwissend und vergiftet waren, hat er uns in Versuchung geführt. Das ist Unklugheit oder gar Bosheit. Du, der du gerecht bist, mußt zugeben, daß ich die Wahrheit sage.«

»Du sagst eine Lüge, um mich zu versuchen. Gott hatte Adam und Eva alle notwendigen Ratschläge gegeben, und was hat es genützt?«

»Er hat es schon damals schlecht gemacht. Er hätte den Baum, die Versuchung, nicht in den Garten setzen dürfen.«

»Aber wo bleibt dann das Verdienst des Menschen?«

»Er wäre auch ohne das Verdienst ausgekommen. Er hätte ohne eigenes Verdienst und nur durch das Verdienst Gottes leben können.«

»Meister, sie wollen dich versuchen. Laß diese Schlangen, und höre uns zu, die wir in Enthaltensamkeit und Betrachtung leben«, ruft aufs neue der Essener.

»Ja, ihr lebt in Enthaltbarkeit und Betrachtung, aber schlecht. Warum lebt ihr nicht heiligmäßig?«

Der Essener beantwortet diese Frage nicht, sondern fragt: »So wie du mir eine überzeugende Antwort, was die freie Entscheidung betrifft, gegeben hast – und ich werde guten Willens darüber nachdenken, in der Hoffnung, sie annehmen zu können – so sage mir jetzt: Glaubst du wirklich an eine Auferstehung des Fleisches und an ein Leben der Geister, das durch sie vervollständigt wird?«

»Willst du etwa, daß Gott dem Leben des Menschen einfach so ein Ende setze?«

»Die Seele, das verstehe ich ... Aber wenn der Lohn sie glücklich macht, wozu dient dann die Auferstehung des Fleisches? Wird sie die Glückseligkeit der Heiligen vermehren?«

»Nichts wird die Glückseligkeit vermehren, die ein Heiliger hat, wenn er Gott besitzt. Das heißt, nur eines wird sie am Jüngsten Tag vermehren: die Gewißheit, daß die Sünde nicht mehr existiert. Aber ist es nicht recht, daß Fleisch und Seele, so wie sie heute im Kampf um den Besitz des Himmels vereint sind, auch am Ewigen Tag vereint seien, um sich gemeinsam des Lohnes zu erfreuen? Leuchtet dir das nicht ein? Weshalb lebst du dann in Enthaltbarkeit und Betrachtung?«

»Um ... mehr Mensch zu sein, Herr über die anderen Lebewesen, die nur ihrem Instinkt gehorchen, und um besser zu sein als der größte Teil der Menschen, die von Sinnlichkeit durchdrungen sind, auch wenn sie Stirnbänder, Falbeln und weite Gewänder tragen und sich die „Abgesonderten“ nennen.«

Anathema! Die Pharisäer, die dieser Angriff, der die Menge zustimmend murmeln läßt, voll getroffen hat, winden sich und schreien wie besessen: »Er beleidigt uns, Meister! Du kennst unsere Heiligkeit. Verteidige uns!«

Jesus antwortet: »Auch er kennt eure Scheinheiligkeit. Die Gewänder entsprechen nicht der Heiligkeit. Verdient es, gelobt zu werden, dann kann ich für euch sprechen. Dir aber, Essener, antworte ich,

daß du dich für zu wenig opferst. Warum opferst du dich? Für wen? Wie lange? Für ein menschliches Lob. Für einen sterblichen Leib. Für eine kurze Zeit, die dahineilt wie der Flug des Falken. Bringe deine Opfer auf einer höheren Ebene dar. Glaube an den wahren Gott, an die selige Auferstehung, an den freien Willen des Menschen. Lebe als Asket, aber aus diesen übernatürlichen Gründen, und du wirst mit dem auferstandenen Fleisch die ewige Glückseligkeit genießen.«

»Es ist zu spät! Ich bin alt! Ich habe vielleicht mein Leben durch die Zugehörigkeit zu einer Sekte des Irrtums vergeudet ... Es gibt keine Rettung mehr ... «

»Nein! Es gibt immer eine Rettung für den, der das Gute will. Hört, o ihr Sünder, o ihr, die ihr im Irrtum seid, o ihr, welches auch eure Vergangenheit gewesen sein mag. Bereut. Kommt zur Barmherzigkeit. Ich öffne euch die Arme. Ich zeige euch den Weg. Ich bin die reine Quelle, die Quelle des Lebens. Werft die Dinge, die euch bis jetzt verführt haben, weg! Kommt entblößt zur Reinigung. Bekleidet euch mit Licht. Werdet wiedergeboren. Habt ihr auf den Straßen Raub getrieben oder in herrschaftlicher Weise und mit Hinterlist beim Handel oder bei der Verwaltung gestohlen? Kommt. Habt ihr euch durch Laster oder unreine Leidenschaften befleckt? Kommt. Seid ihr Unterdrücker gewesen? Kommt. Kommt und bereut es ... Kommt zur Liebe und zum Frieden. Oh, laßt zu, daß die Liebe Gottes sich in euch ergieße. Tröstet diese Liebe, die über euren Widerstand, eure Furcht und eure Zaghaftigkeit betrübt ist. Ich bitte euch darum im Namen meines und eures Vaters. Kommt alle zum Leben und zur Wahrheit, und ihr werdet das ewige Leben erlangen.«

Ein Mann aus der Menge ruft: »Ich bin reich und ein Sünder. Was muß ich tun, um ins Himmelreich zu kommen?«

»Verzichte auf alles aus Liebe zu Gott und deiner Seele.«

Die Pharisäer murren und verspotten Jesus als einen „Händler von Illusionen und Irrlehren“, als einen „Sünder, der sich als Heiliger ausgibt“, und machen ihn darauf aufmerksam, daß die Häretiker stets Häretiker sein werden und daß die Essener solche sind. Sie

sagen, daß die plötzlichen Bekehrungen nichts sind als momentane Begeisterung und daß der Unreine immer ein Unreiner, der Räuber ein Räuber und der Mörder ein Mörder bleibt. Dann schließen sie, indem sie sagen, daß nur sie, die in vollkommener Heiligkeit leben, Anrecht auf den Himmel und alle Verheißungen haben.

»Es war ein glücklicher Tag heute. Eine Saat der Heiligkeit fiel in die Herzen. Meine Liebe, genährt vom Kuß Gottes, gab den Samenkörnern Leben. Der Menschensohn war glücklich, da er heiligte ... und ihr vergiftet mir diesen Tag. Aber es macht nichts. Ich sage euch – und wenn ich nicht sanft mit euch bin, dann ist es eure eigene Schuld – daß ihr diejenigen seid, die sich vor den Menschen als gerecht ausgeben oder es wenigstens versuchen, aber nicht gerecht sind. Gott kennt eure Herzen. Was groß ist in den Augen der Menschen, ist verabscheuenswert vor der Unendlichkeit und Vollkommenheit Gottes. Ihr zitiert das Alte Gesetz und beschwert es mit Lasten, die euch nützlich sind. Warum wehrt ihr euch sonst, wenn ich es zugunsten dieser Kleinen vereinfache, indem ich alle beschwerlichen und unnützen Schnörkel und Anhängsel der von euch gemachten Vorschriften wegnehme, die das wesentliche Gesetz darunter verschwinden lassen und ersticken? Ich habe Erbarmen mit diesen Menschen, mit diesen Seelen, die in der Religion aufatmen möchten, jedoch Schlingen finden, die sie erdrosseln. Sie suchen Liebe und finden Schrecken.

Nein. Kommt, ihr Kleinen von Israel. Das Gesetz ist Liebe! Gott ist Liebe. So sage ich den Eingeschüchterten unter euch. Das strenge Gesetz und die drohenden Propheten, die mich vorausgesagt haben, denen es aber trotz ihrer lauten, prophetischen, furchteinflößenden Rufe nicht gelungen ist, die Sünden zu vermindern, gelten bis Johannes. Mit Johannes beginnt das Reich Gottes, das Reich der Liebe. Und ich sage den Demütigen: „Tretet ein, es ist für euch“, und jeder, der guten Willens ist, bemüht sich, hineinzugelangen. Für jene aber, die ihr Haupt nicht beugen, sich nicht an die Brust schlagen und nicht sagen wollen: „Ich habe gesündigt“, wird das Reich nicht sein.

Es steht geschrieben: „Beschneidet eure Herzen, und versteift euren Nacken nicht weiterhin!“

Diese Welt hat das Wunder des Elischa erlebt, der das schlechte Wasser gut werden ließ, indem er Salz hineinwarf. Streue ich nicht das Salz der Weisheit in eure Herzen? Warum seid ihr also unfähiger als das Wasser und ändert euren Geist nicht? Streut mein Salz in eure Formeln und sie werden einen neuen Geschmack haben, denn das Salz wird dem Gesetz die ursprüngliche Kraft wiedergeben. Streut es in euch selbst, denn ihr bedürft seiner mehr als alle anderen. Ihr sagt, daß ich das Gesetz verändere. Nein. Lügt nicht. Ich gebe dem Gesetz seine ursprüngliche Form wieder, die ihr verdreht habt, denn es ist ein Gesetz, das währen wird, solange die Erde besteht, und eher werden Himmel und Erde vergehen als ein einziges seiner Gebote und Ratschläge. Selbst wenn ihr es durch Spitzfindigkeiten ändert, weil es euch so gefällt und ihr Ausflüchte für eure Sünden sucht, so wisset, daß euch dies nichts nützt. Es nützt nichts, o Samuel! Es nützt nichts, o Jesaja. Immer wird das Gebot gelten: „Du sollst nicht ehebrechen“, und ich vervollständige es: „Wer seine Braut entläßt, um eine andere zu nehmen, ist ein Ehebrecher, und wer eine von einem Mann Entlassene zur Frau nimmt, begeht Ehebruch; denn was Gott verbunden hat, kann nur durch den Tod getrennt werden.“

Aber, die harten Worte sind für die unbußfertigen Sünder. Jene, die gesündigt haben, ihre Sünden jedoch bereuen, sollen wissen und glauben, daß Gott die unendliche Güte ist, und zu dem kommen, der ihnen verzeiht und ihnen das ewige Leben schenkt. Geht mit dieser Gewißheit, und verbreitet sie in den Herzen. Verkündigt die Barmherzigkeit, die euch Frieden gibt und euch im Namen des Herrn segnet.«

Die Menschen entfernen sich nur langsam, einerseits, weil der Weg sehr schmal ist, und andererseits weil sie sich nicht von Jesus trennen wollen, aber sie entfernen sich . . .

Bei Jesus bleiben nur die Apostel, und während sie miteinander sprechen, machen auch sie sich auf den Weg. Sie suchen Schatten

und gehen am Rande eines kleinen Waldes aus zerzausten Tamarinden entlang. Im Wald ist ein Essener, und zwar der, der mit Jesus gesprochen hat. Er ist dabei, seine weißen Gewänder abzulegen.

Petrus, der etwas vorausgegangen ist, bleibt erschrocken stehen, als er den Mann in kurzen Beinkleidern sieht, dann läuft er zurück und sagt: »Meister! Ein Verrückter! Der, der mit dir gesprochen hat, der Essener. Er hat sich entkleidet und weint und jammert. Wir können dort nicht hingehen.«

Doch der bärtige, magere Mann, der bis auf die kurzen Beinkleider und die Sandalen nackt ist, kommt schon aus dem dichten Wald heraus und nähert sich Jesus, weinend und sich an die Brust schlagend. Er wirft sich zu Boden: »Du hast in meinem Herzen ein Wunder gewirkt. Du hast meinen Geist geheilt. Ich gehorche dir. Ich will mich mit dem Licht bekleiden und jeden anderen Gedanken, der mir Gewand des Irrtums wäre, fahren lassen. Ich mache mich frei, um den wahren Gott zu betrachten und das Leben und die Auferstehung zu erlangen. Genügt das? Gib mir einen neuen Namen und sage mir einen Ort, wo ich für dich und deine Worte leben kann.«

»Er ist wahnsinnig. Wir, die wir so viele Worte hören, verstehen nicht danach zu leben, und dieser ... nach einer einzigen Predigt ... « sagen die Apostel unter sich.

Doch der Mann, der sie hört, erwidert: »Wollt ihr Gott Grenzen setzen? Er hat mir das Herz gebrochen, um mir einen freien Geist zu geben. Herr! ... « fleht er, während er Jesus seine Arme entgegenstreckt.

»Ja, nenne dich Elija und sei Feuer. Jener Berg ist voller Höhlen. Geh dorthin, und wenn du die Erde in einem furchtbaren Erdbeben erzittern siehst, dann komm hervor und suche die Diener des Herrn auf, um dich ihnen anzuschließen. Du wirst wiedergeboren werden und ebenfalls ein Diener sein. Geh nun.«

Der Mann küßt ihm die Füße, erhebt sich und geht weg.

»Aber geht er so, unbekleidet?« fragen die Apostel erstaunt.

»Gebt ihm einen Mantel, ein Messer, Zunder, Feuerstein und ein

Brot. Er wird heute und morgen wandern, und dort, wo wir angehalten haben, wird er sich im Gebet zurückziehen, und der Vater wird für seinen Sohn sorgen.«

Andreas und Johannes eilen ihm nach und holen ihn ein, als er gerade an einer Biegung der Straße verschwindet.

Als sie zurückkehren, sagen sie: »Er hat die Sachen genommen. Wir haben ihm den Weg gezeigt, der zu dem Ort führt, an dem wir gewesen sind . . . Welch unerwartete Beute, Herr!«

»Gott läßt auch auf den Felsen Blumen blühen. Auch in der Wüste der Herzen läßt er zu meinem Trost Seelen guten Willens erstehen. Jetzt gehen wir nach Jericho. Wir werden in einem Haus auf dem Lande haltmachen.«

429 Im Hause der Nike

Obwohl die Straße durch eine grüne Landschaft führt und von Laubbäumen gesäumt ist, gleicht sie in der Mittagssonne einem Backofen. Von den Feldern, auf denen das Getreide rasch heranreift, kommen Hitze und Duft eines Backofens, in dem aus Mehl Brot gebacken wird. Das Licht blendet. Jede Ähre scheint eine kleine goldene Lampe zwischen den Goldspelzen und stechenden Grannen zu sein, und das Flimmern der Sonne über den Strohhalmen ist für die Augen ebenso lästig, wie das von der Straße zurückgeworfene Sonnenlicht. Vergebens sucht das Auge Erholung, indem es sich auf das Laubwerk richtet. Wenn es sich noch etwas mehr erhebt, setzt es sich gänzlich der unbarmherzigen Sonne aus und muß sich sofort wieder senken, um dieser Grelle zu entgehen; es muß sich darauf beschränken, alles durch den schmalen Schlitz der staubigen, geröteten und schmerzenden Lider zu betrachten. Der Schweiß zieht glänzende Streifen über die staubigen Wangen. Die müden Füße schleppen sich dahin und wirbeln neuen Staub auf, der lästig, lästig, sehr lästig ist.

Jesus tröstet seine ermüdeten Apostel, obwohl er selbst auch schwitzen muß, und hat den Mantel über sein Haupt gezogen, um

sich vor der Sonne zu schützen. Er rät den anderen, es ihm gleichzutun. Sie gehorchen ihm, ohne ein Wort zu sagen, denn sie sind zu sehr ermattet und finden nicht einmal mehr Kraft zu ihren üblichen Klagen. Wie Betrunkene gehen sie einher ...

»Nur Mut. Schaut, dort in den Feldern ist ein Haus ... « sagt Jesus.

»Wenn es wie die anderen ist ... werden wir auch den Weg dorthin durch die glühenden Felder vergebens zurücklegen«, brummt Petrus in seinen Mantel, und die anderen bestätigen seine Worte mit einem trostlosen „Hm“.

»Ich werde hingehen. Ihr bleibt hier in diesem bißchen Schatten.«

»Nein, nein, wir kommen mit dir. Wenigstens einen Brunnen werden sie dort wohl haben, da es in dieser Gegend nicht an Wasser mangelt ... und so können wir trinken und das Feuer in unserem Innern löschen.«

»So erhitzt wie ihr seid, würde euch das übel bekommen.«

»Dann werden wir eben sterben ... Auf jeden Fall wird es uns dann besser gehen als jetzt ... «

Jesus entgegnet nichts. Er seufzt und geht auf einem Weg zwischen den Getreidefeldern voran.

Die Felder reichen nicht bis ans Haus, sondern enden bei einem wunderbaren schattigen, hitze- und lichtdämpfenden Obstgarten, der einen üppigen erquickenden Ring um das Haus bildet. Die Apostel stürzen sich dort hinein und atmen mit einem „Ah!“ auf.

Ungeachtet ihrer Bitte, ein Weilchen haltzumachen, geht Jesus weiter. Ein Gurren von Tauben, das Quietschen der Zugrolle eines Brunnens und die ruhigen Stimmen von Frauen kommen vom Haus herüber und tönen durch die absolute Stille.

Jesus gelangt auf einen kleinen Hof, der das Haus wie ein breiter und sauberer Bürgersteig umgibt und über den sich eine Weinlaube mit ihrem Flechtwerk von Rebschößlingen und ihren schattenspendenden Blättern ausbreitet. Zwei Brunnen, einer zur rechten und einer zur linken Seite des Hauses, sind ebenfalls von Weinreben beschattet. Längs der Mauern des Hauses befinden sich Blumenbeete.

Leichte, dunkel gestreifte Vorhänge hängen vor den offenen Türen. Frauenstimmen und das Klappern von Geschirr dringen aus einem Raum. Jesus begibt sich dorthin, und bei seinem Vorüberschreiten fliegen ein Dutzend Tauben, die auf der Erde verstreute Körner aufgepickt haben, mit lautem Flügelschlag davon. Die Aufmerksamkeit der Hausbewohner ist geweckt, und gleichzeitig schlägt Jesus mit der Hand den Vorhang auf der rechten Seite zurück, während eine Magd ihn auf der linken zurückschlägt und sich erstaunt einem Unbekannten gegenüber sieht.

»Der Friede sei mit diesem Haus! Darf ich als Pilger um eine Erquickung bitten?« sagt Jesus, der auf der Schwelle einer geräumigen Küche steht, in der Dienerinnen das Geschirr in Ordnung bringen, das man beim Mittagmahl benutzt hat.

»Die Herrin des Hauses wird dich nicht abweisen. Ich werde ihr Bescheid sagen.«

»Ich habe noch zwölf andere bei mir, und wenn ich nur für mich Erquickung erhalten könnte, würde ich lieber darauf verzichten.«

»Wir werden es der Herrin sagen, und gewiß ... «

»Meister und Herr! Du hier? Bei mir? Wie komme ich zu dieser Gnade?« unterbricht sie eine Stimme, und eine Frau geht mit raschen Schritten auf Jesus zu und kniet vor ihm nieder, um seine Füße zu küssen.

Die Dienerinnen sind zu Statuen erstarrt. Die, die die Teller abgewaschen hat, ist mit einem Lappen in der Rechten und einem tropfenden Teller in der Linken stehengeblieben; ihre Hände sind vom heißen Wasser gerötet. Eine andere, die dabei war, Messer zu polieren, und in einer Ecke auf den Fersen hockt, richtet sich auf, um besser sehen zu können, und die Messer fallen mit großem Getöse auf den Boden. Eine dritte, die daran war, die Asche aus den Kochherden zu entfernen, erhebt ihr mit Asche bestäubtes Gesicht und verbleibt mit offenem Mund in dieser Haltung.

»Ja, ich bin hier. Sie haben uns in vielen Häusern abgewiesen. Wir sind müde und durstig.«

»Komm, komm! Nicht hier. In die Räume auf der Nordseite, die kühl und schattig sind. Ihr bereitet Wasser, damit sie sich erfrischen können, und aromatische Getränke. Du, Mädchen, geh rasch den Verwalter wecken, damit er für Speisen sorgt, während wir den Tisch decken ... «

»Nein, Nike! Ich bin kein weltlicher Gast. Ich bin dein Meister, den sie verfolgen. Ich bitte mehr um Unterkunft und Liebe, als um Speise. Ich bitte um Erbarmen, mehr für meine Freunde als für mich selbst ... «

»Ja, Herr. Aber wann habt ihr die letzte Mahlzeit eingenommen?«

»Was die Apostel betrifft, weiß ich es nicht. Ich selbst habe das letztmal gestern bei Sonnenaufgang zusammen mit ihnen gegessen.«

»Siehst du? ... Ich werde keine Schlemmermahlzeit bereiten, sondern wie eine Schwester oder eine Mutter allen das Nötige geben; und dir werde ich, als Dienerin und Jüngerin, Ehre und Hilfe erweisen. Wo sind die Brüder?«

»Im Obstgarten. Aber vielleicht kommen sie schon. Ich höre ihre Stimmen.«

Nike eilt hinaus, sieht und ruft sie und führt sie zusammen mit Jesus in eine kühle Vorhalle, in der schon Becken und Handtücher bereitstehen. Dort waschen sie sich Gesicht, Hände und Füße, die mit Staub und Schweiß bedeckt sind.

»Ich bitte euch, legt eure warmen Gewänder ab und gebt sofort alles den Dienerinnen. Es wird eine große Erleichterung sein, reine Kleider und frische Sandalen anzuhaben. Und kommt dann in den Saal dort, dort erwarte ich euch.«

Nike entfernt sich und schließt die Tür ...

... »Ah! Dieser Schatten und das Wasser tun gut!« seufzt Petrus, als er den Saal betritt, in dem die diensteifrige und ehrerbietige Nike sie erwartet.

»Meine Freude, euch Erleichterung zu verschaffen, ist sicher größer als die Erquickung selbst, o Apostel meines Herrn.«

»Hm! Apostel ... Ja ... Aber höre, Nike ... Reden wir nicht von

deinem Reichtum und deiner Gelehrsamkeit und auch nicht davon, daß ich Apostel bin. Benehmen wir uns ... wir gute Geschwister, die für Leib und Seele aufeinander angewiesen sind. Ich habe Angst ... wenn ich daran denke, daß ich „Apostel“ bin.«

»Angst? Vor was?« fragt die Frau erstaunt und lächelt.

»Ich habe Angst, daß ich ... zu groß bin für den Lehm, aus dem ich gemacht bin, und daß ich unter meinem Gewicht zusammenbrechen werde ... Ich habe Angst, vor Stolz übermütig zu werden ... Ich habe Angst, daß die Jünger und die guten Seelen mir aus dem Wege gehen und schweigen, selbst wenn ich Fehler begehe ... eben, weil ich Apostel bin ... Und das möchte ich nicht, denn unter den Jüngern und auch unter den einfachen Gläubigen sind viele, die in dem einen oder anderen Punkt besser sind als ich; und ich möchte es machen wie ... die Biene dort, die in einen der Obstkörbe, die du für uns hast bringen lassen, hineingekrochen ist, und die da und dort genascht hat, und nun zum Abschluß an den Blumen saugt und dann hinausfliegen wird, um an Kleeblüten und Kornblumen, Kamille und Ackerwinden zu nippen. Sie nimmt von allem etwas. Und ich habe das Bedürfnis, es wie sie zu machen ... «

»Aber du nährst dich ja an der schönsten Blume, dem Meister!«

»Ja, Nike. Aber von ihm lerne ich, ein Kind Gottes zu werden, von den guten Menschen lerne ich, ein Mensch zu werden.«

»Du bist es doch schon.«

»Nein, Frau. Ich bin fast noch ein Tier, und ich weiß wirklich nicht, wie der Meister mich ertragen kann ... «

»Ich ertrage dich, weil du weißt, was du bist, und man deshalb an dir wirken kann, wie an einem Teig. Wenn du aber widerspenstig, ablehnend, oder gar hochmütig wärest, würde ich dich wie einen Dämon fortjagen«, sagt Jesus.

Es treten Dienerinnen mit Tassen kalter Milch und porösen Krügen ein, in denen die Flüssigkeiten sicher sehr frisch bleiben.

»Erquickt euch«, sagt Nike. »Danach könnt ihr bis zum Abend ausruhen. Das Haus hat Zimmer und Betten, und selbst wenn ich

sie nicht hätte, würde ich euch die meinen zur Verfügung stellen. Meister, ich ziehe mich zurück, um für den Haushalt zu sorgen. Ihr wißt alle, wo ihr mich und meine Mägde finden könnt.«

»Geh nur und Sorge dich nicht um uns.«

Nike geht hinaus. Die Apostel tun der Erfrischung, die ihnen angeboten worden ist, alle Ehre an. Sie essen mit gutem Appetit und machen ihre Bemerkungen dazu.

»Gute Früchte!«

»Und eine gute Jüngerin.«

»Ein schönes Haus, ohne Luxus, aber auch ohne Not.«

»Und geführt von einer, die sanft und stark zugleich ist. Ordnung, Reinlichkeit, Achtung, und gleichzeitig Liebenswürdigkeit.«

»Welch schöne Felder ringsum! Ein Reichtum!«

»Ja. Und ein Glutofen!« ... sagt Petrus, der noch nicht vergessen kann, was er gelitten hat. Die anderen lachen.

»Hier geht es uns gut. Aber hast du gewußt, daß Nike hier wohnt?« fragt Thomas.

»Genausowenig wie ihr. Ich wußte, daß sie bei Jericho Ländereien besitzt, die sie vor kurzem erworben hat. Nicht mehr als das. Der treue Engel der Pilger hat uns geleitet.«

»In Wirklichkeit hat er dich geleitet. Wir wollten nicht mitkommen.«

»Ich war eher bereit, mich auf den Boden zu werfen und von der Sonne verbrennen zu lassen, als noch einen weiteren Schritt zu machen«, sagt Matthäus.

»Man kann bei Tag nicht mehr wandern. Dieses Jahr ist die Sonne schon sehr früh stark geworden, es scheint, als wäre auch sie verückt.«

»Ja, wir werden von nun in den ersten Tagesstunden wandern und dann wieder am Abend. Aber bald werden wir auf die Hügel gehen, und dort ist die Hitze mäßiger.«

»Zu meinem Haus?« fragt Judas Iskariot.

»Ja, Judas, und nach Jutta und Hebron.«

»Aber nicht nach Aschkelon, he?«

»Nein Petrus. Wir werden dorthin gehen, wo wir noch nicht gewesen sind. Aber gewiß werden wir auch Sonne und Hitze vorfinden. Ein wenig Opferbereitschaft aus Liebe zu mir und zu den Seelen! Nun ruht euch aus. Ich werde hinausgehen und im Obstgarten beten.«

»Aber bist du denn niemals müde? Wäre es nicht besser, wenn auch du dich ausruhen würdest?« fragt Judas des Alphäus.

»Vielleicht will der Meister sich hier aufhalten ... « bemerkt der Zelote.

»Nein. Bei Sonnenaufgang werden wir aufbrechen, um den Fluß in den kühlen Stunden zu durchwaten.«

»Wo werden wir den Jordan überqueren?«

»Das Volk kehrt nach dem Paschafest nach Hause zurück. In Jerusalem wurde ich von zu vielen erfolglos gesucht. Ich werde an der Furt predigen und heilen. Dann werden wir das Häuschen des Salomon in Ordnung bringen, es wird für uns wertvoll sein ... «

»Aber kehren wir denn nicht nach Galiläa zurück?«

»Wir werden auch dorthin gehen. Aber erst werden wir uns längere Zeit in diesen südlichen Gegenden aufhalten, und eine Unterkunft wird wertvoll für uns sein. Schlaft nun. Ich gehe.«

Das Abendessen muß beendet sein. Es ist Nacht. Reichlicher Tau fällt tropfend von den Gesimsen auf die Blätter des Weinstocks. Unvorstellbar schöne Sterne am Himmel, eine riesige Zahl von Sternen, in der sich der Blick verliert, das Zirpen von Grillen, das Rufen von Nachtvögeln und Schweigen über den Feldern.

Die Apostel haben sich schon zurückgezogen. Aber Nike ist noch wach und hört dem Meister zu.

Er sitzt aufrecht auf einem Steinsitz am Haus. Die Frau steht vor ihm in aufmerksamer Ehrfurcht. Jesus beendet eine Unterredung, die er mit ihr gehabt hat, und sagt: »Ja, die Bemerkung ist richtig. Aber ich war sicher, daß dem Büsser, oder besser, dem „Wiedergeborenen“ die Hilfe des Herrn nicht fehlen würde. Während der Mahl-

zeit, als du uns bedient und Fragen gestellt hast, dachte ich, daß du die Hilfe sein wirst. Du hast gesagt: „Ich kann dir höchstens jeweils kurze Zeit folgen, denn das Haus und die neue Dienerschaft müssen überwacht werden.“ Du hast es bedauert und gesagt, wenn du gewußt hättest, daß du mich so rasch finden würdest, hättest du diese Anschaffung, die dich so bindet, nicht gemacht. Du siehst nun aber, daß sie dazu gedient hat, die Verkünder der Frohen Botschaft zu beherbergen, und somit war es also gut. Aber du kannst auch weiterhin dienen ... in der Erwartung, deinem Herrn auf vollkommene Weise zu dienen. Ich bitte dich um einen Dienst aus Liebe zu dieser Seele, die wiedergeboren wird, die voll guten Willens, aber noch sehr schwach ist. Ein Übermaß an Buße könnte sie ängstigen, und Satan könnte sich dieser Angst bedienen.«

»Was soll ich tun, mein Herr?«

»Geh zu ihm, jeden Monat, als wäre es ein Ritus, und es ist ein Ritus, ein Ritus schwesterlicher Liebe. Du wirst zum Kerit gehen, und auf dem Pfad zwischen den Felsen wirst du rufen: „Elija! Elija!“ Er wird sich erstaunt zeigen, und du wirst ihn folgendermaßen grüßen: „Der Friede sei mit dir, Bruder, im Namen Jesu, des Nazareners.“ Du wirst ihm so viele Stücke Zwieback bringen, als der Monat Tage hat. Sonst nichts während des Sommers. Vom Laubhüttenfest an wirst du ihm jeden Monat zusammen mit dem Zwieback vier Maß Öl bringen, und am Laubhüttenfest wirst du ihm ein Gewand aus Ziegenfell, das schwer und wasserundurchlässig ist, und eine Decke bringen. Sonst nichts.«

»Und keine Worte?«

»Nur die absolut notwendigen. Er wird nach mir fragen, und du wirst ihm sagen, was du weißt. Er wird dir seine Zweifel, Hoffnungen und Rückschläge anvertrauen, und du wirst ihm sagen, was dein Glaube und deine Barmherzigkeit dir eingeben. Das Opfer wird übrigens nicht sehr lange dauern ... Nicht einmal zwölf Monate ... Willst du barmherzig sein mit mir und dem Büsser?«

»Ja, mein Herr ... Aber warum bist du so traurig?«

»Und du, warum weinst du?«

»Weil ich in deinen Worten die Vorahnung des Todes fühle ... Werde ich dich schon bald verlieren Herr?« Nike weint in ihren Schleier.

»Weine nicht. Es wird dann einen großen Frieden für mich geben ... Keinen Haß mehr ... Keine Hinterhalte mehr. Nichts von alledem ... Kein Schrecken der Sünde über mir und um mich herum ... Keine schrecklichen Begegnungen mehr ... Oh, weine nicht, Nike! Dein Erlöser wird im Frieden sein. Er wird siegreich sein ... «

»Aber vorher ... aber vorher ... Mit meinem Gatten habe ich immer die Propheten gelesen und wir sind erzittert bei den Worten Davids und Jesajas. Aber wird es dir denn so ergehen? Wirklich so?«

»So und noch schlimmer ... «

»Oh! ... Wer wird dich dann trösten? Wer wird dich noch ... mit Hoffnung sterben lassen?«

»Die Liebe der Jünger und besonders die der treuen Jüngerinnen.«

»Dann auch die meine! Denn ich werde unter keinen Umständen fern von meinem Erlöser sein. Nur ... O Herr! Verlange von mir jede Buße, jedes Opfer, aber gib mir einen starken Mut für jene Stunde, wenn du wie „ein vertrocknetes Myrrhenbüschlein“ sein wirst, „mit der Zunge, die vor Durst am Gaumen klebt“, wenn du aussehen wirst „wie ein Aussätziger, der sein Antlitz verbirgt“, dann gib, daß ich den König der Könige erkenne und dir als ergebene Dienerin zu Hilfe komme. Verbirg mir dein gemartertes Antlitz nicht, o mein Gott, sondern gewähre mir, daß ich mich wie jetzt an deinem Glanz erfreue, du Morgenstern. Gib, daß ich dich dann betrachten kann und dein Antlitz sich in mein Herz eingräbt, das an jenem Tag des Schmerzes, wie deines, weich wie Wachs sein wird ... « Nike liegt jetzt auf den Knien, sie hat sich vor Jesus niedergeworfen und hebt ab und zu das tränenüberströmte Gesicht, um ihren Herrn zu betrachten, dessen Antlitz sich im Mondschein von der dunklen Wand abhebt.

»All dies wird dir gewährt, und ich werde dein Mitleid erfahren.

Du wirst mit mir zu meinem Schandpfahl emporsteigen, und von dort wirst du dich mit mir zum Himmel erheben, zu deiner Krone auf ewig. Engel und Menschen werden dir das schönste Lob spenden: „In der Stunde des Unglücks, der Sünde, des Zweifels blieb sie treu, sie sündigte nicht und kam ihrem Herrn zu Hilfe.“ Steh auf, Frau, und sei gesegnet von jetzt an und immerdar.«

Er legt ihr die Hände auf, während sie gerade aufstehen will; dann begeben sich beide zur Nachtruhe in das schweigende Haus.

430 An der Furt zwischen Jericho und Betabara

Die Ufer des Jordan bei der Furt sind in diesen Tagen der Rückkehr der Karawanen zu ihren Heimatstädten in allem einem Nomadenlager ähnlich. Zelte oder auch nur einfache Decken, von einem Baumstamm zum anderen gespannt, gestützt von in den Boden gesteckten Ästen angebunden am hohen Sattel eines Kamels oder auf irgendeine andere Art befestigt, damit man sich darunter verkriechen und vor dem Tau schützen kann, der in dieser unter dem Meeresspiegel gelegenen Gegend fast ein Regenschauer sein muß, sind längs der den Fluß umgebenden, grünen Wälder verteilt.

Als Jesus sich mit den Seinen im Norden der Furt dem Ufer nähert, beginnen die Kampierenden gerade zu erwachen. Jesus muß beim ersten Morgengrauen vom Haus der Nike aufgebrochen sein, denn die Sonne ist noch nicht ganz aufgegangen und der Ort ist noch schön kühl und ruhig. Die Eifrigsten werden vom Knurren der Kamele, vom Scharren der Pferde und der Esel oder vom Streit und Gesang der Hunderte von Sperlingen und anderer Vögel geweckt, die sich auf den Weidenzweigen, im Schilfrohr oder auf den hohen Bäumen, die eine grüne Galerie über den blumenreichen Ufern bilden, tummeln. Ein paar Leute kommen aus den verschiedenfarbigen Zelten hervor und gehen zum Fluß, um sich zu waschen. Hin und wieder ein Kinderweinen und sanfte Stimmen von Müttern, die die Kinder beruhigen ... Das Leben kehrt von Minute zu Minute in

all seinen Äußerungen zurück. Vom benachbarten Jericho kommen Händler aller Art und noch mehr Pilger, Wachtposten und Soldaten, die für Sicherheit und Ordnung sorgen in diesen Tagen, in denen sich Stämme aller Regionen begegnen und es nicht an Beschimpfungen und Vorwürfen fehlen lassen. Auch Diebstähle sind wohl keine Seltenheit, und die Diebe haben sich im Pilgergewand unter die Menge gemischt. Es fehlt auch nicht an Dirnen, die versuchen, ihre österliche „Pilgerfahrt“ zu machen, das heißt, von reichen und wollüstigen Pilgern Geld und Geschenke zu bekommen als Entgelt für eine Stunde der Lust, in der diese ihre österliche Reinigung auf erbärmliche Weise zunichte machen . . . Ehrbare Frauen, die sich mit ihren Gatten oder mit den schon erwachsenen Kindern unter den Pilgern befinden, kreischen wie unruhige Elstern, um ihre Männer zu sich zurückzurufen, die beim Anblick der Dirnen große Augen machen, oder vielleicht scheint es den Müttern oder Frauen auch nur so. Die Dirnen lachen unverschämt und antworten gehörig auf die „Titel“, die ihnen von den Ehrbaren zugedacht werden. Die Männer, besonders die Soldaten, lachen und haben nichts dagegen, mit den Dirnen zu scherzen. Manch ein Israelit von echter strenger oder nur geheuchelter Sittsamkeit entfernt sich entrüstet, und andere . . . verständigen sich durch das Alphabet der Taubstummen gar nicht schlecht mit den Dirnen, denn durch Zeichen verstehen sie sich sehr gut.

Jesus geht nicht auf dem Weg weiter, der ihn mitten in das Lager führen würde, sondern steigt hinab zum Kiesstrand des Flusses, zieht seine Sandalen aus und geht den Fluß entlang, wo das Wasser bereits das Gras benetzt. Die Apostel folgen ihm.

Die Älteren, die Unnachgiebigen murren: »Wenn man bedenkt, daß hier der Täufer Buße gepredigt hat!«

»Ja! Und schlimmer als die Vorhalle römischer Thermen ist dieser Ort jetzt!«

»Solche, die sich heilig nennen, finden es nicht unter ihrer Würde, sich hier zu belustigen!«

»Hast auch du es gesehen?«

»Auch ich habe Augen im Kopf. Ja, ich habe gesehen! Ich habe gesehen! . . . «

Die jüngeren oder weniger strengen Apostel – also Judas von Kerijot, der lacht und alles, was im Lager vor sich geht, sehr aufmerksam beobachtet und sich nicht schämt, die schönen Schamlosen, die auf der Suche nach Kundschaft sind, anzusehen; Thomas, der lachen muß beim Anblick der aufgeregten Frauen und des Zornes der Pharisäer; Matthäus, der ehemalige Sünder, der nicht imstande ist, gegenüber Laster und Lasterhaftigkeit streng zu sein, und sich mit einem Kopfschütteln und einem Seufzer begnügt, und Jakobus des Zebedäus, der alles interesse- und kritiklos betrachtet, gehen am Ende der kleinen Schar, deren Spitze Jesus zwischen Andreas, Johannes und Jakobus des Alphäus bildet.

Das Gesicht Jesu ist unbewegt, marmorn, wie in Stein gemeißelt, und es wird immer starrer, je öfter er von der Böschung des Ufers Phrasen der Bewunderung oder lockere Reden zwischen einem wenig ehrbaren Mann und einem Freudenmädchen vernimmt. Er schaut beharrlich vor sich hin und will nichts hören. Seine Absicht wird klar durch sein ganzes Auftreten ausgedrückt.

Aber ein Jüngling, der sehr reich gekleidet ist und mit anderen seinesgleichen gerade mit zwei Dirnen spricht, sagt laut zu einer von ihnen: »Geh! Geh! Wir möchten ein wenig lachen. Biete dich an! Tröste ihn! Er ist traurig, denn arm wie er ist, kann er sich keine Frauen leisten.«

Eine Welle der Röte überzieht das elfenbeinfarbene Antlitz Jesu, das gleich wieder blaß wird. Aber er wendet ihnen den Blick nicht zu. Dieser Wechsel der Farbe ist das einzige Zeichen dafür, daß er gehört hat.

Die Unverschämte, ganz ein Geklingel von Schmuckstücken zwischen leichten, flatternden Gewändern, springt mit einem ausgelassenen Schrei vom niedrigen Ufer auf den Kies und hat so Gelegenheit, viele verborgene Reize sehen zu lassen. Sie landet direkt vor

den Füßen Jesu. Mit einem spöttischen Gelächter auf dem schönen Mund, mit einladenden Bewegungen und einem Augenzwinkern ruft sie: »O du Schönster unter den aus der Frau Geborenen! Für einen Kuß deines Mundes kannst du mich ganz umsonst haben!«

Johannes, Andreas und Jakobus des Alphäus sind wie gelähmt durch dieses skandalöse Auftreten und vermögen nicht, sich zu rühren. Aber Petrus macht einen Panthersprung von seiner Gruppe bis zu der Schamlosen, die auf den Knien halb nach hinten geneigt ist, packt sie, hebt sie auf, schüttelt sie und schleudert sie mit einem schrecklichen Beinamen gegen den Damm, und dann geht er auf sie los, um ihr den Rest zu geben.

Jesus ruft: »Simon!« Ein Schrei, der mehr ausdrückt als eine ganze Rede.

Simon dreht sich um, rot vor Zorn, und sagt zu seinem Herrn: »Warum läßt du mich sie nicht bestrafen?«

»Simon, man bestraft nicht das Kleid, das schmutzig geworden ist, sondern man wäscht es. Diese Frau hat als Kleid ihr schmutziges Fleisch, und ihre Seele ist geschändet. Beten wir, um sie an Seele und Leib reinzuwaschen.« Jesus sagt es sanft, mit leiser Stimme, jedoch so, daß er noch von der Frau gehört werden kann, und während er weitergeht, richtet er nun einen Augenblick seinen milden Blick auf die Unglückliche. Einen Blick, einen einzigen Blick, einen Augenblick nur, doch die ganze Macht der barmherzigen Liebe ist in ihm enthalten! Die Frau neigt den Kopf, hebt den Schleier wieder auf und hüllt sich hinein . . . Jesus setzt seinen Weg fort.

Nun ist die Furt erreicht. Das seichte Wasser erlaubt es den Erwachsenen, zu Fuß hinüberzugehen. Es genügt, die Kleider über die Knie hinaufzuziehen und die flachen Steine zu suchen, die unter dem klaren Wasser weiß aufleuchten und den Hinübergehenden als Gehweg dienen. Etwas weiter unten überqueren jene, die Reittiere benützen, den Fluß.

Die Apostel patschen zufrieden bis an die Oberschenkel im Wasser, und Petrus scheint es nicht glauben zu können, denn er ver-

spricht sich immer wieder, daß er sich beim Aufenthalt im Haus des Salomon ein erfrischendes Bad genehmigen werde, als Ersatz für die „Braterei“ von gestern.

Nun sind sie auf der anderen Seite. Auch hier sind die Menschen nach der Nachtruhe wieder in Bewegung oder trocknen sich ab, nachdem sie den Fluß durchwatet haben.

Jesus befiehlt: »Geht umher und sagt den Leuten, daß der Rabbi da ist. Ich gehe zu dem Baumstrunk dort und warte auf euch.«

Bald ist viel Volk benachrichtigt und eilt herbei.

Jesus beginnt zu sprechen. Den Ausgangspunkt bietet ihm ein Zug von Klagenden, der einer Tragbahre folgt, auf der ein in Jerusalem krank gewordener Mann liegt. Von den Ärzten aufgegeben, wird er nun rasch nach Hause gebracht, um dort zu sterben. Alle reden davon, denn er ist reich und noch sehr jung. Viele sagen: »Es muß doch recht schwer sein zu sterben, wenn man so reich und noch so jung ist!« Einige sagen – vielleicht sind es solche, die schon an Jesus glauben – »Das geschieht ihm recht! Er weiß nicht zu glauben. Die Jünger sind zu seinen Verwandten gegangen und haben zu ihnen gesagt: „Dort ist der Heiland. Wenn ihr Glauben habt und ihn darum bittet, wird der Kranke geheilt werden.“ Aber der Kranke hat sich als Erster geweigert, zum Rabbi zu gehen.« Zu der Kritik gesellen sich mitleidige Bemerkungen. Jesus nimmt all das zum Anlaß für seine Predigt.

»Der Friede sei mit euch allen! Gewiß, das Sterben fällt den Reichen und den Jungen schwer, die nur reich an Geld und jung an Jahren sind. Jene aber, die reich an Tugend und jung durch die Reinheit ihrer Sitten sind, schmerzt das Sterben nicht. Der wahrhaft Weise richtet sich vom Erwachen der Vernunft an so ein, daß er einem friedvollen Tod entgegengieht. Das Leben ist die Vorbereitung auf den Tod, wie der Tod die Vorbereitung auf das höhere Leben ist. Sobald der wahrhaft Weise die Wahrheit des Lebens und des Sterbens für ein ewiges Leben begriffen hat, sucht er sich mit allen Mitteln dessen zu entledigen, was unnütz ist, und sich mit dem zu berei-

chern, was nützlich ist, also mit Tugenden und guten Werken, um eine Mitgift vor dem zu besitzen, der ihn zu sich ruft, um ihn mit vollkommener Gerechtigkeit zu richten, zu belohnen oder zu bestrafen. Der wahrhaft Weise führt ein Leben, das ihn erwachsener in der Weisheit macht als einen Greis und jünger als einen Jüngling; denn durch ein tugendhaftes und rechtschaffenes Leben bewahrt er im Herzen eine Frische der Gefühle, die oft nicht einmal die Jungen kennen. Wie süß ist es dann zu sterben, das müde Haupt in den Schoß des Vaters zu legen, sich zu sammeln in seiner Umarmung, und im Nebel des entfliehenden Lebens zu sprechen: „Ich liebe dich, ich hoffe auf dich, ich glaube an dich“, und dies zum letzten Mal auf Erden, um dann das jubelnde „Ich liebe dich“ die ganze Ewigkeit hindurch in den Herrlichkeiten des Paradieses zu sagen.

Ist der Tod ein harter Gedanke? Nein. Als gerechter Beschluß für alle Sterblichen, ist er nur für die eine bedrückende Sorge, die nicht glauben und mit Schuld beladen sind. Ganz umsonst entschuldigt man einen Sterbenden, der nicht gut gelebt hat, mit den Worten: „Er trauert, weil er noch nichts oder nur wenig Gutes getan hat, und möchte weiterleben, um wiedergutzumachen.“ Vergebens sagt man: „Wenn er länger gelebt hätte, hätte er einen größeren Lohn erhalten können, denn er hätte mehr getan!“ Die Seele weiß, wenigstens ungefähr, wieviel Zeit ihr gegeben ist. Sie weiß, daß das Leben, gemessen an der Ewigkeit, ein Nichts ist, und die Seele spornt das Ich an, zu handeln. Aber, arme Seele! Wie oft wird sie überhört, getreten und zum Schweigen gebracht, weil man ihr Wort nicht vernehmen will. Dies geschieht bei jenen, die nicht guten Willens sind. Der von frühester Kindheit an gerechte Mensch hingegen hört die Seele an und leistet ihren Ratschlägen gehorsam, und jung an Jahren, aber reich an Verdiensten stirbt der Heilige oft schon in der Blüte des Lebens; und wenn ihm noch hundert oder tausend Jahre gegeben würden, könnte er nicht heiliger werden, als er schon ist, denn die Liebe zu Gott und seinem Nächsten, die er in allen ihren Arten und mit aller Hochherzigkeit geübt hat, macht ihn vollkommen. Im Himmel wird

nicht darauf geachtet, wie viele Jahre man gelebt hat, sondern wie man gelebt hat.

Man trauert über der Leiche. Man weint über sie. Aber der Leichnam weint nicht. Man zittert vor dem Sterbenmüssen, achtet jedoch nicht darauf, so zu leben, daß man in der Stunde des Todes nicht zu zittern braucht. Warum weint und klagt man nicht über die lebendigen, die wahren Leichen, jene, die in ihrem Körper wie in einem Grab eine tote Seele tragen? Warum weinen die, die da klagen, weil ihr Leib sterben muß, nicht über den Leichnam, den sie in sich herumtragen? Wie viele Leichname sehe ich, die lachen und scherzen, aber nicht über sich selbst weinen! Wie viele Väter, Mütter, Gatten, Geschwister, Kinder, Freunde, Priester und Lehrer sehe ich, die törichterweise um einen Sohn, einen Gatten, einen Bruder, einen Vater, einen Freund, einen Gläubigen und einen Jünger weinen, welche in offenkundiger Freundschaft mit Gott gestorben sind, nach einem Leben, das ein Kranz von Vollkommenheiten war, die aber nicht weinen über die Kadaver der Seelen eines Sohnes, eines Gatten, eines Bruders, eines Vaters, eines Freundes, eines Gläubigen, eines Jüngers, die durch Laster und Sünde gestorben sind und in alle Ewigkeit tot sein werden, für ewig verloren, wenn sie sich nicht bekehren! Warum versuchen sie nicht, diese aufzuwecken? Dies ist Liebe, wißt ihr? Dies ist die größte Liebe. O törichte Tränen über Staub, der wieder zu Staub geworden ist! Götzendienst der Gefühle! Heuchelei der Gefühle! Weint nur, aber über die toten Seelen eurer Teuren. Sucht sie zum wahren Leben zu führen. Besonders an euch, ihr Frauen, wende ich mich, die ihr so viel vermögt bei denen, die ihr liebt.

Nun wollen wir zusammen das betrachten, was die Weisheit als Ursache des Todes und der Schande nennt.

Beleidigt Gott nicht durch einen schlechten Gebrauch des Lebens, indem ihr es mit üblen Handlungen besudelt, die den Menschen entehren. Beleidigt eure Eltern nicht durch einen Lebenswandel, der Schmutz auf ihre weißen Haare wirft und Trübsal über ihre letzten

Tage bringt. Beleidigt nicht den, der euch Wohltaten erweist, um nicht verflucht zu werden, weil ihr die Liebe mit Füßen tretet. Beschimpft nicht diejenigen, die an der Regierung sind; denn nicht durch Auflehnung gegen die Obrigkeit wird eine Nation groß und frei, sondern durch die heiligmäßige Lebensweise der Bürger erlangt man den Segen des Herrn, der das Herz der Regierenden rühren oder sie aus ihrer Position oder auch aus dem Leben entfernen kann, wenn sie das Maß überschreiten; besonders, wenn das Volk sich geheiligt und die Vergebung Gottes erlangt hat, und Gott deshalb das Instrument der Unterdrückung vom Nacken der Bestraften nimmt. Wir haben genügend Beispiele dafür in der Geschichte Israels. Beleidigt nicht die Gemahlin durch ehebrecherische Liebschaften und verletzt nicht die Unschuld der Kinder durch das Wissen um unerlaubte Liebesverhältnisse. Seid heilig im Angesicht derer, die in euch aus Zuneigung und Pflicht jenen sehen, der ein Beispiel für ihr Leben sein soll. Ihr könnt nicht die Heiligkeit gegenüber dem Nächsten von der Heiligkeit gegenüber Gott trennen, denn die eine bringt die andere hervor, so wie es bei der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten geschieht, da eine aus der anderen entspringt.

Seid gerecht gegen die Freunde. Freundschaft ist eine Verwandtschaft der Seele. Es steht geschrieben: „Wie schön ist es für Freunde, gemeinsam fortzuschreiten.“ Ja, es ist schön, wenn man auf dem Weg des Guten voranschreitet. Wehe dem, der die Freundschaft zerstört oder verrät durch egoistisches Handeln, durch Verrat, durch ein Laster oder eine Ungerechtigkeit. Zu viele sind es, die sagen: „Ich liebe dich“, um die Geheimnisse eines Freundes zu erfahren und sie dann zu ihrem eigenen Vorteil auszunützen! Zu viele gibt es, die die Rechte des Freundes widerrechtlich an sich reißen!

Seid ehrlich vor den Richtern! Vor allen Richtern, angefangen vom höchsten, der Gott ist und sich nicht täuschen und betrügen läßt durch heuchlerische Handlungen, bis zu jenem inneren, der das Gewissen ist; vom strengen Richter des Volkes, bis zu dem liebenden, leidenden und aufmerksamen Richter: den Augen der Familienmit-

glieder. Lügt nicht, indem ihr Gott zum Zeugen anruft, um der Lüge Gewicht zu verleihen.

Seid ehrlich beim Kaufen und Verkaufen. Wenn ihr verkauft und die Begierlichkeit euch sagt: „Betrüge, um mehr Gewinn zu erzielen“, während das Gewissen euch sagt: „Sei ehrlich, denn du würdest es bedauern, wenn du selbst bestohlen würdest“, dann hört auf diese letztere Stimme, die euch daran erinnert, daß man anderen nicht antun soll, was man selbst nicht erleiden möchte. Das Geld, das euch als Entgelt für die Ware gegeben wird, ist oft mit dem Schweiß und den Tränen des Armen benetzt und hat Mühe gekostet. Ihr wißt nicht, wieviel Schweiß und wieviel Schmerz hinter dem Geld steckt, das euch, ihr Verkäufer, stets zu wenig erscheint für das, was ihr dafür gebt. Kranke Geschöpfe, Vaterlose, Kinder, unbemittelte Alte ... O heiliger Schmerz und heilige Würde des Armen, die der Reiche nicht versteht, warum werdet ihr nicht erwogen? Warum ist man ehrlich beim Verkauf an den Starken, den Mächtigen? Aus Furcht vor seiner Vergeltung! Den, der sich nicht verteidigen kann, den unbekanntem Bruder aber betrügt man, und das ist eher ein Verbrechen gegen die Liebe als gegen die Redlichkeit. Gott verflucht dieses Gebaren, denn die Tränen des Armen, der dem Mißbrauch nur sein Weinen entgegensetzen kann, schreien ebenso zum Herrn wie das Blut, das ein Mensch, ein Kain, aus den Venen seines Bruders fließen läßt.

Seid ehrbar in Blicken sowie in Worten und Werken. Ein Blick auf den, der ihn nicht verdient, oder ein Blick, der dem verweigert wird, der ihn verdient, gleicht einer Schlinge und einem Dolch. Der Blick, der sich mit dem schamlosen Blick einer Dirne verbindet und ihr sagt: „Du bist schön!“ und ihre Einladung durch diesen Blick annimmt, ist schlimmer als die Schlinge für den Erhängten. Der Blick, der dem armen Verwandten oder dem ins Elend geratenen Freund verweigert wird, gleicht einem Dolch, den man ins Herz dieser Unglücklichen stößt. Ebenso ist es auch mit dem Blick des Hasses oder der Verachtung, der auf den Feind oder auf den Bettler gerich-

tet wird. Dem Feind gebührt Verzeihung und Liebe, wenigstens im Geist, wenn das Fleisch sich weigert, ihn zu lieben. Verzeihung ist Liebe des Geistes. Sich nicht rächen ist Liebe des Geistes. Der Bettler verdient Liebe, weil niemand ihn tröstet. Es genügt nicht, ihm im Vorübergehen verächtlich eine Münze zuzuwerfen. Die Münze dient dem hungrigen Körper, der entblößt und ohne Obdach ist, doch die Barmherzigkeit, die beim Geben lächelt, die sich um die Tränen des unglücklichen kümmert, ist Brot für das Herz.

Liebet, liebet, liebet!

Seid ehrlich bei der Abgabe des Zehnten und in den Bräuchen. Seid ehrenhaft in euren Häusern, indem ihr den Knecht nicht übermäßig ausnützt und der Dienerin, die unter eurem Dach schläft, nicht nachstellt. Wenn auch die Welt den verborgenen Diebstahl im Haus, den Diebstahl an der unwissenden Frau und an der Dienerin, die ihr entehrt, nicht kennt, kennt doch Gott eure Sünde!

Seid ehrbar im Reden. Seid ehrenhaft in der Erziehung der Söhne und Töchter. Es steht geschrieben: „Tu das, damit die Tochter dich nicht zum Gespött der Stadt mache.“ Ich sage euch: „Tut das, damit der Geist eurer Tochter nicht sterbe.“

Geht nun hin. Auch ich gehe, nachdem ich euch eine Wegzehrung der Weisheit gegeben habe. Der Herr sei mit denen, die sich bemühen, ihn zu lieben.«

Er segnet sie mit einer Handbewegung, steigt dann rasch von seinem Baumstumpf herab und schlägt einen Pfad zwischen den Bäumen ein, der stromaufwärts führt und ihn bald hinter den grünen Schlingengewächsen entschwinden lässt.

Die Menge bespricht lebhaft die Worte Jesu, manche sind auch entgegengesetzter Meinung. Natürlich sind die Gegner die wenigen Exemplare von Schriftgelehrten und Pharisäern, die sich immer unter das einfache Volk mischen.

431 Im Haus des Salomon

Das Haus des Salomon, das ich im März 1944 in der Vision der Auferweckung des Lazarus gesehen habe, ohne zu wissen, wem es gehört, ist eines der letzten an der einzigen am Flusse beginnenden Straße dieses ärmlichen, abseits gelegenen Dorfes. Ein Fischerdorf, mit den ... besseren Häusern längs der staubigen Straße und den Hütten im Ufergebüsch. Es sind nicht viele, vielleicht fünfzig, und sie sind so klein, daß sie alle zusammen in einer der heutigen Wohnkasernen Platz hätten. Nun läßt sie das Frühjahr weniger armselig erscheinen, denn es bedeckt sie mit seiner Frische, mit Ranken, Blüten und Weinreben, und lacht mit den gelben Blüten der Kürbisse, die sich an den winzigen Zäunen, welche die Besitzungen abgrenzen, an Dachrändern und um die Türen der Häuser befinden. Es fehlt auch nicht an einigen Rosen, die sich in ihrer Schönheit etwas verloren vorkommen inmitten dieser Körbe und Netze, dem Gelb blühender Senfbäume und dem Schaukeln der ersten Gemüseschooten.

Auch die Straße scheint weniger häßlich, denn das Röhricht im Hintergrund hat nicht mehr nur die harten Stengel der staubigen Kolben, sondern schmückt sich mit Federbüschen, und zwischen den Bändern der Blätter des Schilfrohrs richten sich die wilden Gladiolen auf, die mit ihren bunten Blütenrispen protzen, während die zarten Winden in Spiralen Kolben und Rohre umarmen und bei jeder Wendung den zierlichen Kelch einer lilafarbenen Blüte hinterlassen. Unzählige Vöglein nisten im Schilf, zwitschern auf der Spitze der Rohre, wiegen sich auf den Winden und bringen Töne und Farben ins Grün der sumpfigen Ufer.

Jesus stößt das einfache Tor auf, das in ein Gärtchen oder in einen Hof führt. Nun, wenn es einmal ein Garten war, so ist es jetzt ein wildes Durcheinander von nachgewachsenen Pflanzen; und wenn es ein Hof war, dann ist es jetzt ebenfalls eine Ansammlung von Unkraut, das der Wind gesät hat. Nur die Kürbisse haben sich klug

benommen und sind am einzigen Feigenbaum und am Weinstock hinaufgeklettert, um die lachenden Kelche ihrer Blüten neben die winzigen Trauben der Weinrebe oder zwischen die zarten Blätter des Feigenbaumes zu halten, der bereits die kleinen, harten Ansätze der ersten Feigen zeigt. Die Brennesseln quälen die nackten Füße, so daß Petrus und Thomas mit zwei wurmstichigen Rudern, die sie gefunden haben, sich daran machen, das lästige Unkraut zu schlagen, um sein Gift unschädlich zu machen.

Inzwischen versuchen Jakobus und Johannes, das große verrostete Schloß wieder brauchbar zu machen, und nachdem sie ihr Ziel erreicht haben, öffnen sie das Tor und betreten einen Raum, eine Küche, die nach Moder und abgestandener Luft riecht. Staub und Spinnweben bedecken die Wände. Ein rustikaler Tisch, Bänke, Stühle und ein Regal stehen darin, und in einer der Wände befinden sich zwei Türen.

Petrus späht umher ... »Hier ist ein Zimmerchen mit einem Bett. Gerade recht für Jesus ... und hier? Oh, ich habe verstanden! Das hier ist der Vorratsraum, die Kornkammer und das Mäusenest ... Schau nur, welch ein Mäusegewimmel! Sie haben in diesen Monaten alles angenagt. Aber nun werde ich mich um euch kümmern, nur keine Sorge! Meister, können wir hier wirklich so tun, als ob wir zu Hause wären?«

»Salomon hat es gesagt.«

»Sehr gut! Bruder, und du Jakobus! Kommt her und verstopft alle Löcher, und du, Matthäus, stell dich mit Judas vor die Tür und paß auf, daß keine Maus entkommt. Stell dir vor, du seiest noch der lebenswürdige Steuereinnahmer von Kafarnaum. Damals entkam dir kein Kunde, auch wenn er sich so dünn machte wie eine davonschlüpfende Eidechse ... und ihr, geht und holt möglichst viel Unkraut aus dem Garten und bringt es hierher. Und du, Meister ... geh, wohin du willst, während ich ... diese schmutzigen Teufel versorge, die diese nützlichen Netze zerstört und einen ganzen Bootskiel aufgefressen haben ... « Während er so spricht, wirft

er angenagte Hölzer und Teile von Netzen, die zu Werg geworden sind, mitten im Raum auf einen Haufen, und als er die Kräuter bekommen hat, wirft er sie obenauf und legt Feuer an. Er springt weg, während schon der erste Rauch aufsteigt, und sagt lachend: »Alle Philister sollen sterben!«

»Aber verbrennst du nicht alles?« fragt Simon der Zelote.

»Nein, mein Lieber, denn die Feuchtigkeit der Reiser hält die Flammen niedrig, und die Flammen erzeugen zusammen mit den Kräutern Rauch; und so üben das Trockene und das Grüne gemeinsam Rache. Riechst du, welch ein Gestank? Bald wirst du das Piepsen hören! Wer hat mir einmal von den Schwänen erzählt, die vor dem Sterben singen? Ah, Syntyche! Bald werden auch die Mäuse singen.«

Judas Iskariot unterbricht das Gelächter und bemerkt: »Man hat nichts mehr von ihr erfahren können. Auch nichts von Johannes von En-Dor. Wer weiß, wo sie gelandet sind?«

»Gewiß am richtigen Platz«, antwortet Petrus.

»Du weißt es?«

»Ich weiß, das sie nicht mehr die Zielscheiben böser Seelen sind.«

»Hast du niemanden gefragt? Ich schon!«

»Ich nicht. Es interessiert mich nicht zu wissen, wo sie sind. Es genügt mir, an sie zu denken und zu beten, daß sie sich heilig bewahren.«

Thomas sagt: »Die reichen Pharisäer, die Kunden meines Vaters, haben mich nach ihnen gefragt. Doch ich habe geantwortet, daß ich nichts weiß.«

»Bist du denn nicht neugierig, etwas zu erfahren?« drängt Judas.

»Ich, nein, und damit sage ich die Wahrheit.«

»Hört! hört! Der Rauch wirkt schon. Aber gehen wir hinaus, sonst ersticken auch wir noch«, sagt Petrus, und diese Ablenkung macht der Unterhaltung ein Ende.

Jesus ist im Garten und richtet Erbsenpflanzen auf, die wild gewachsen sind und am Boden liegen.

»Spielst du den Gärtner, Meister?« fragt Philippus lächelnd.

»Ja. Es tut mir leid, wenn ein Gewächs unnütz am Boden liegt, das doch geschaffen wurde, um sich zur Sonne zu erheben und Früchte zu tragen.«

»Schöner Gegenstand für eine Predigt, Meister«, bemerkt Bartholomäus.

»Ja, schon, aber alles dient dem, der zu betrachten versteht, als Gegenstand.«

»Wir wollen dir helfen. Auf! Wer geht zum Fluß, um Schilfrohr für die Erbsenpflanzen zu holen?«

Die Jüngeren gehen lachend davon, und die Älteren machen sich daran, das Unkraut zu jäten.

»Oh, jetzt sieht man wenigstens, daß es ein Garten ist. Es gibt keinen Salat, aber Lauch, Knoblauch, Gemüse, Kräuter und Bohnen. Und Kürbisse! Viele Kürbisse. Man muß den Weinstock beschneiden, den Feigenbaum befreien und ... «

»Aber Simon, wir bleiben doch nicht hier! ... « sagt Matthäus.

»Aber wir werden öfters hierher kommen, hat Jesus gesagt, und es wird nicht schaden, wenn etwas Ordnung hier hereinkommt. Schau, schau! Auch Jasmin, Armer, unter diesem Kürbisbehang. Wenn Porphyria diese so betrübte Pflanze sehen könnte, würde sie darüber weinen und mit ihr wie mit einem Kind reden. Ja, bevor sie Margziam hatte, sprach sie mit den Blumen wie mit Kindern ... So. Nun habe ich auch hier Platz gemacht. Ich habe den Kürbis weggenommen ... Oh, da kommen die Jungen mit den Rohrstöcken und einem ... Meister, nun bekommst du etwas zu tun. Ein Blinder!«

Tatsächlich kommen Jakobus und Johannes, Andreas und Thomas mit Rohrstöcken beladen an, und Thomas trägt beinahe einen armen Alten, der völlig zerlumpt ist und dessen Augen durch den Star ganz weiß sind.

»Meister, er hat am Ufer nach Wurzeln gesucht und wäre beinahe ins Wasser gefallen. Seit einigen Monaten ist er allein, da sein Sohn, der bisher für ihn gesorgt hat, gestorben ist. Die Schwiegertochter ist nach Hause zurückgekehrt, und nun lebt er ... wie er kann. Nicht wahr, Vater?«

»Ja, ja. Wo ist der Herr?« sagt er und verdreht seine verschleierte Augen.

»Hier ist er. Siehst du den langen hellen Schein? Das ist er.« Doch Jesus kommt schon herbei und nimmt ihn bei der Hand.

»Bist du allein, armer Vater? Kannst du nichts sehen?«

»Nein. Solange ich sehen konnte, habe ich Körbe, Fischreusen und Netze angefertigt, aber jetzt ... Ich kann mit den Fingern mehr sehen als mit den Augen, und beim Suchen nach Kräutern irre ich mich manchmal und schade meinem Magen mit giftigen Kräutern.«

»Aber im Dorf ... «

»Oh, dort sind alle arm und haben viele Kinder, und ich bin alt. Wenn ein Esel stirbt, dann ist es schlimm ... Aber wenn ein alter Mann stirbt! ... Was ist schon ein Alter? Wer bin ich? Die Schwiegertochter hat mir alles weggenommen. Aber hätte sie mich wenigstens mitgenommen wie ein altes Schaf, damit ich in der Nähe meiner Enkel sein könnte ... der Kinder meines Sohnes ... « und er weint an der Brust Jesu, der ihn im Arm hält und liebkost.

»Hast du kein Haus?«

»Sie hat es verkauft.«

»Wovon lebst du?«

»Ich lebe wie ein Tier. Die ersten Tage haben mir die Leute im Dorf geholfen, doch dann wurden sie es müde ... «

»Salomon wird helfen, denn er ist hochherzig«, bemerkt Matthäus.

»Mit uns schon. Aber warum hat er dem Alten nicht sein Haus gegeben?« fragt Philippus.

»Weil ich das letzte Mal, als er vorbeigekommen ist, noch ein Haus hatte. Salomon ist gut. Doch das Dorf nennt ihn seit einiger Zeit einen „Narren“ und tut nicht mehr, was er es gelehrt hat«, sagt der Alte.

»Würdest du gern hier bei mir bleiben?«

»Oh, dann würde ich den Enkeln nicht mehr nachtrauern.«

»Auch wenn du arm und blind bleiben würdest, wärest du zufrieden damit, mir dienen zu dürfen?«

»Ja!« Ein zitterndes Ja, doch ein sehr bestimmtes ...

»Gut also, Vater. Höre. Du kannst nicht die Wege gehen, die ich gehe. Ich kann nicht hierbleiben. Doch wir können uns lieben und uns gegenseitig Gutes tun.«

»Du mir, ja. Aber ich ... Was kann der alte Hananias tun?«

»Für mich das Haus und den Garten hüten, damit ich es bei jeder Rückkehr in Ordnung finde. Willst du?«

»O ja. Aber ich bin blind ... Das Haus ... Ich werde mich an die Mauern gewöhnen. Aber der Garten ... Wie soll ich ihn pflegen, wenn ich die Pflanzen nicht unterscheiden kann? Oh, es wäre so schön, dir zu dienen, Herr, und auf diese Weise das Leben zu beenden ... « Der Greis hält die Hand aufs Herz und träumt von etwas Unmöglichem.

Jesus neigt sich lächelnd und küßt ihn auf seine trüben Augen.

»Aber ... ich ... ich fange an zu sehen ... Ich sehe ... Oh! Oh! Oh ... « Er wankt vor Freude und würde zu Boden fallen, wenn Jesus ihn nicht halten würde.

»Ja, die Freude! ... « sagt Petrus mit vor Rührung rauher Stimme.

»Und auch der Hunger ... Er hat gesagt, daß er seit Tagen von Zichorie lebt, ohne Salz und Öl ... « ergänzt Thomas.

»Ja, deshalb haben wir ihn hergebracht ... um ihm zu essen zu geben.«

»Armer Alter!« bemitleiden ihn alle.

Der alte Mann kommt wieder zu sich und weint und weint. Das elende Weinen der Alten ... so traurig, auch wenn es der Freude entspringt; und er murmelt: »Jetzt, ja, jetzt kann ich dir dienen, Gesegneter, Gesegneter! Gesegneter!« und er will niederknien, um Jesus die Füße zu küssen.

»Nein, Vater. Jetzt werden wir hineingehen und zusammen essen. Danach werden wir dir ein Gewand geben, und du wirst unter Söhnen sein, und wir werden einen Vater haben, der uns bei jeder Heimkehr begrüßt und uns bei jeder Abreise seinen Segen gibt. Wir werden zwei Tauben suchen, damit du lebende Geschöpfe um dich hast.

Samen für den Garten werden wir auch besorgen, und du wirst Samen in die Beete säen und den Glauben an mich in die Menschenherzen dieses Dorfes.«

»Ich werde sie die Nächstenliebe lehren. Sie fehlt ihnen!«

»Auch die Nächstenliebe. Aber sei sanft ... «

»Oh, das werde ich sein. Ich habe kein hartes Wort zur Schwiegertochter gesagt, als sie mich verlassen hat. Ich habe verstanden und verziehen.«

»Ich habe es in deinem Herzen gelesen. Deshalb liebe ich dich. Komm, komm mit mir ... « und Jesus begibt sich, den Alten an der Hand führend, ins Haus.

Petrus schaut ihnen nach und wischt sich mit dem Handrücken eine Träne ab, bevor er die unterbrochene Arbeit wieder aufnimmt.

»Weinst du, Bruder?«

Petrus antwortet nicht.

Andreas fängt wieder an: »Warum weinst du, Bruder?«

»Kümmere dich um das Unkraut. Ich weine, weil ... weil ... ich weiß, warum ... «

»Sage es auch uns. Sei gut«, sagen einige.

»Nun, weil diese Unterweisungen ... diese eben ... mein Herz mehr ergreifen, als wenn er mit mächtiger Stimme donnert ... «

»Aber dann erkennt man in ihm den König!« ruft Judas aus.

»Und so erkennt man in ihm den Heiligen. Petrus hat recht«, sagt Bartholomäus.

»Aber um herrschen zu können, muß er stark sein.«

»Doch um zu erlösen, muß er heilig sein.«

»Für die Seelen, ja. Aber für Israel ... «

»Israel wird nie Israel sein, wenn sich die Seelen nicht heiligen.«

»Ja« und »Nein« wechseln sich ab, und jeder trägt seine Ansicht vor.

Der Alte kommt mit einem Krug in der Hand aus dem Haus und geht zum Brunnen, um Wasser zu holen. Er scheint nicht mehr der gleiche zu sein, so glücklich ist er.

»Alter Vater, höre. Was meinst du, was Israel braucht, um groß zu sein?« fragt Andreas, »einen König oder einen Heiligen?«

»Gott braucht es. Den Gott, der da drinnen betet und betrachtet. Ach Söhne, Söhne! Seid gut, ihr, die ihr ihm nachfolgt! Seid gut, gut, gut! Ach, welch ein Geschenk hat euch der Herr zuteil werden lassen! Welch ein Geschenk!« Dann geht er weg, hebt die Arme zum Himmel und flüstert dabei: »Welch ein Geschenk! Welch ein Geschenk!« ...

432 Predigt an der Wegkreuzung beim Dorf des Salomon

Die kleine Schar kommt aus dem Häuschen, und der alte Mann bewundert sich in seinem Gewand, das irgendeinem Apostel von kleiner Gestalt gehört.

»Wenn du bleiben willst, Vater ... « sagt Jesus.

Doch der Alte unterbricht ihn: »Nein, nein. Ich komme mit. Oh, laß mich mitkommen. Ich habe gestern gegessen! Ich habe heute nacht geschlafen, sogar in einem Bett, und habe keine Herzbeschwerden mehr! Ich bin stark wie ein Jüngling ... «

»Dann komm. Du wirst bei mir, Bartholomäus und meinem Bruder Judas bleiben. Ihr werdet zu zweit gehen, wie schon gesagt. Vor der sechsten Stunde werden wir uns hier wieder zusammenfinden. Geht nun, und der Friede sei mit euch.«

Sie trennen sich, und die einen gehen in Richtung des Flusses, die anderen in Richtung der Felder. Jesus läßt sie vorausgehen und folgt dann als letzter. Er durchquert langsam die Ortschaft und wird von den Fischern, die vom Fluß kommen oder zu diesem gehen, und auch von den Hausfrauen bemerkt, die bei Sonnenaufgang aufgestanden sind, um Wäsche zu waschen, die Gärten zu gießen oder Brot zu backen. Doch niemand spricht.

Nur ein Knabe, der sieben Schafe zum Fluß treibt, fragt den alten Mann: »Wohin gehst du, Hananias? Verläßt du das Dorf?«

»Ich gehe mit dem Rabbi. Doch ich komme mit ihm zurück. Ich bin sein Diener.«

»Nein, du bist mein Vater. Jeder gerechte Greis ist ein Vater und ein Segen für den Ort, der ihn beherbergt, und für den, der ihm beisteht. Selig jene, welche die Alten lieben und ehren«, sagt Jesus mit feierlichem Ausdruck.

Das Kind betrachtet ihn ängstlich und murmelt dann: »Ich habe Hananias immer etwas von meinem Brot abgegeben ... « als wollte er sagen: »Tadle mich nicht, denn ich verdiene es nicht.«

»Ja, Michael ist gut zu mir gewesen. Er war der Freund meiner Enkel ... und er ist auch dem Großvater Freund geblieben. Auch seine Mutter ist nicht böse und würde helfen ... Aber sie hat elf Kinder, und sie leben vom Fischfang ... «

Frauen kommen neugierig herbei und hören zu.

»Gott wird immer dem helfen, der den Armen hilft so gut er kann, und immer kann man auf irgendeine Art helfen. Oft sagt man: „Ich kann nicht“, und das ist eine Lüge, denn wenn man will, findet man immer noch einen überflüssigen Bissen, eine ausgediente Decke, ein abgelegtes Kleid für jemanden, der nichts hat, und der Himmel vergilt die Gabe. Gott wird dir, o Michael, die Bissen vergelten, die du dem Alten gegeben hast.« Jesus liebkost den Knaben und geht weiter.

Die Frauen bleiben beschämt zurück und befragen den Knaben, der ihnen erzählt, was er weiß. Da werden die geizigen Frauen, die ihr Herz vor der Not des Alten verschlossen hatten, von Angst erfaßt ...

Indessen wendet sich Jesus, als sie beim letzten Haus ankommen, einer Gabelung zu, an der der Weg von der Hauptstraße zum Dorf abzweigt. Von hier aus kann man sehen, daß auf der Straße Karawanen zu den Städten der Dekapolis und der Peräa zurückkehren.

»Wir wollen hingehen und predigen. Willst auch du es tun, Vater?«

»Ich bin dazu nicht fähig. Was soll ich sagen?«

»Du bist fähig. Deine Seele kennt die Weisheit des Verzeihens und ist Gott auch in den Stunden des Schmerzes treu und ergeben gewe-

sen, und du weißt, daß Gott dem hilft, der auf ihn hofft. Geh und sage es den Pilgern.«

»Oh, das schon!«

»Judas, geh mit ihm. Ich bleibe mit Bartholomäus an der Wegkreuzung.«

Dort angekommen, setzt er sich in den Schatten einer dichtbelaubten Platanengruppe und wartet geduldig.

Die Felder ringsum sind schön und ertragreich, ebenso die Obstgärten. Sie sind frisch in dieser Morgenstunde. Das Auge findet Gefallen an ihnen. Die Karawanen ziehen auf der Straße vorbei . . . Nur wenige schauen auf die beiden, die sich an die Platanenstämme gelehnt haben. Vielleicht vermuten sie in ihnen müde Wanderer. Doch einige erkennen Jesus und deuten auf ihn oder verneigen sich grüßend.

Endlich hält der erste sein Eselchen und die seiner Verwandten an, steigt ab und begibt sich zu Jesus: »Gott sei mit dir, o Rabbi! Ich bin von Arbela. Ich habe dich im Herbst sprechen gehört. Dies ist meine Frau, und dort sind ihre verwitwete Schwester und meine Mutter. Dieser alte Mann ist ihr Bruder, und der Jüngling dort ist der Bruder meiner Frau. Hier sind unsere Kinder. Deinen Segen. Meister! Ich habe erfahren, daß du an der Furt gesprochen hast. Doch ich bin erst gegen Abend dort angekommen . . . Wirst du nicht auch zu uns sprechen?«

»Das Wort versagt man nie, aber warte einige Minuten, denn es kommen noch andere . . . «

Tatsächlich kommen die Dorfbewohner zögernd näher und solche, die schon weitergegangen waren, kehren wieder zurück. Andere steigen neugierig von ihren Reittieren ab, und wieder andere bleiben im Sattel. Es bildet sich ein immer größerer Kreis von Zuhörern. Auch Judas des Alphäus kommt mit dem alten Mann zurück, und mit ihnen kommen zwei Kranke und mehrere Gesunde. Jesus beginnt zu sprechen.

»Die auf den Wegen des Herrn wandeln, auf den vom Herrn ge-

wiesenen Wegen, und guten Willens sind, werden den Herrn finden. Ihr findet den Herrn auf der Rückkehr vom Paschafest, der erfüllten Pflicht jedes treuen Israeliten, und nun spricht die Weisheit, wie ihr es wünscht, an dieser Wegkreuzung zu euch, wo uns die Güte Gottes uns begegnen läßt.

Es sind der Wegkreuzungen viele, denen der Mensch auf seinem Lebensweg begegnet, mehr übernatürliche als natürliche Wegkreuzungen. Tagtäglich wird das Gewissen vor Scheidewege und Kreuzwege des Guten und des Bösen gestellt und muß mit Bedacht wählen, um sich nicht zu irren. Wenn es sich aber geirrt hat, muß es imstande sein, demütig zurückzukehren, wenn einer es ermahnt und darauf aufmerksam macht. Selbst wenn ihm der Weg des Bösen oder auch nur der der Lauheit schöner vorkommt, muß es imstande sein, den holprigen, aber sicheren Weg des Guten zu wählen.

Hört ein Gleichnis.

Eine Gruppe von Wanderern, die aus fernen Gegenden kam, auf der Suche nach Arbeit, gelangte an die Grenze eines Landes. An dieser Grenze befanden sich Arbeitsvermittler, die von verschiedenen Herren ausgesandt worden waren. Die einen suchten Arbeiter für das Bergwerk, die anderen für Felder und Wälder, einer suchte Knechte für einen reichen Gottlosen und ein anderer Soldaten für einen König, der in einem Schloß auf dem Gipfel eines Berges wohnte, zu dem ein sehr steiler Weg hinaufführte. Der König wollte Soldaten, verlangte jedoch, daß seine Miliz eher eine Miliz der Weisheit als der Gewalt sei, um diese in die Städte auszusenden und seine Untertanen zu heiligen. Aus diesem Grunde lebte er dort in der Höhe wie in einer Einsiedelei, um seine Knechte heranzubilden, ohne daß weltliche Lustbarkeiten die Bildung ihres Geistes verlangsamten oder gar verhindern könnten. Er versprach keine großen Geschenke und kein bequemes Leben, gab jedoch die Zusicherung, daß aus seinem Dienste Heiligkeit und Belohnung hervorgehen würden.

Dies sagten seine Boten zu denen, die an die Grenzen kamen. Die Boten der Bergwerkbesitzer oder der Besitzer der Felder hingegen

sagten: „Es wird kein bequemes Leben sein, doch ihr werdet frei sein und so viel verdienen, daß ihr euch auch noch ein wenig Vergnügen leisten könnt.“ Jene aber, die Knechte für einen schamlosen Reichen suchten, versprachen geradezu reichliche Nahrung, Müßigang, Lustbarkeiten und Reichtum: „Es genügt, wenn ihr seine eigensinnigen Launen befriedigt, die aber nicht so schlimm sind. Ihr werdet ein Leben wie viele Satrapen führen können.“

Die Wanderer berieten sich untereinander. Trennen wollten sie sich nicht ... und fragten: „Sind denn die Felder, die Bergwerke, der Palast des Lebemannes und das Schloß des Königs nahe beieinander?“

„O nein!“ antworteten die Anwerber. „Kommt zu dieser Straßenkreuzung, und wir werden euch die verschiedenen Wege zeigen.“

Sie gingen hin.

„Hier, diese herrliche, schattige, blumige, ebene Straße mit den kühlen Brunnen führt zum Palast des Herrn“, sagten die Anwerber der Diener.

„Hier, diese staubige Straße zwischen friedlichen Äckern führt zu den Feldern. Die Sonne scheint, doch schaut nur, wie schön es ist“, sagten die Anwerber der Landarbeiter.

„Diese, die von Rädern gefurcht und mit dunklen Splittern bedeckt ist, zeigt die Richtung der Bergwerke an. Sie ist weder schön noch häßlich ...“ sagten jene von den Bergwerken.

„Und hier, dieser steile Weg, der in die Felsen eingeschnitten ist, der in der Sonne glüht und von Dornen und Disteln überwuchert wird, was das Voranschreiten zwar beschwerlich macht, aber die Verteidigung gegen die Angriffe der Feinde erleichtert, führt nach Osten zu dem schlichten Schloß. Wir könnten es gleichsam heilig nennen, da sich die Seelen dort zum Guten heranbilden“, sagten die Leute des Königs.

Die Wanderer schauten und schauten, und wägten ab ... Viele Dinge verlockten Sie, von denen nur eines ganz gut war. Langsam trennten sie sich. Es waren zehn. Drei wandten sich den Äckern

zu ... und zwei gingen zu den Bergwerken. Die Zurückgebliebenen schauten sich an, und zwei sagten: „Kommt mit uns zum König. Wir werden auf Erden nichts verdienen und nicht genießen, doch werden wir heilig sein in Ewigkeit.“

„Diesen Pfad dort? Wir müßten verrückt sein! Nichts verdienen? Nicht genießen? Dann wäre es nicht der Mühe wert gewesen, alles zu verlassen und auszuwandern, nur um noch weniger zu haben, als wir in unserer Heimat hatten. Wir wollen verdienen und genießen ...“

„Aber ihr werdet das ewige Heil verlieren! Habt ihr nicht gehört, daß dieser Herr gottlos ist?“

„Märchen! Nach einiger Zeit werden wir ihn verlassen; doch werden wir zumindest genossen haben und reich sein!“

„Ihr werdet euch nicht mehr von ihm befreien können. Die ersten haben schlecht gehandelt, weil sie der Gier nach Geld gefolgt sind, ihr aber folgt der Gier nach Vergnügen. Oh! Setzt nicht für eine flüchtige Stunde das ewige Schicksal aufs Spiel!“

„Ihr seid töricht und glaubt an ideale Versprechungen. Wir sind für die Wirklichkeit. Lebt wohl! ...“ Und eilig schlugen sie die schöne schattige, blumige, wasserreiche, ebene Straße ein, an deren Ende der zauberhafte Palast des Lebemannes in der Sonne strahlte.

Die beiden Zurückgebliebenen schlugen weinend und betend den steilen Pfad ein. Nach einigen Metern waren sie schon fast entmutigt, so schwierig war er. Doch sie harrten aus. Die körperliche Anstrengung schien immer unbedeutender zu werden, je weiter sie vorankamen, und in ihrer Mühe wurden sie durch eine eigenartige Freude getröstet. Sie kamen stöhnend und zerkratzt auf der Höhe des Berges an und wurden vor den König geführt, der ihnen alles sagte, was er von ihnen verlangte, um sie zu seinen Erben zu machen. Zum Schluß sagte er: „Überlegt es euch acht Tage lang, und dann bringt mir die Antwort.“

Sie überlegten lange und überstanden schwere Angriffe des Verführers, der sie entmutigen wollte, indem er das Fleisch sagen ließ:

„Ihr tötet mich ab“ und sie mit der Erinnerung an die Welt versuchte. Doch sie siegten. Sie hielten durch. Sie wurden zu Helden im Guten. Es kam der Tod, also die Verherrlichung. Von der Höhe des Himmels schauten sie hinab auf die, die zu dem gottlosen Herrn gegangen waren. Über das Leben hinaus angekettet, seufzten sie im Dunkel der Hölle. „Und sie wollten frei sein und genießen!“ sagten die beiden Heiligen.

Die drei Verfluchten sahen sie und wurden zornig, verfluchten alle, Gott als ersten, und sagten: „Ihr habt uns alle betrogen.“

„Nein, das könnt ihr nicht sagen. Die Gefahr hatte man euch genannt. Ihr habt euer Unglück selbst gewollt“, antworteten die Seligen, die freundlich blieben, selbst als sie den schmachvollen Hohn und die schamlosen Flüche hörten, die ihnen entgegengeschleudert wurden.

Danach sahen sie die, die auf die Felder und in die Bergwerke gegangen waren, an verschiedenen Reinigungsorten, und jene sahen sie und sagten: „Wir waren weder gut noch böse, und jetzt büßen wir für unsere Lauheit. Betet für uns!“

„Oh, das werden wir tun. Aber warum seid ihr nicht mit uns gekommen?“

„Wir waren zwar keine Dämonen, aber Menschen . . . Wir waren nicht hochherzig. Wir liebten das Vergängliche, wenn es auch ehrbar war, mehr als das Ewige und Heilige. Nun lernen wir mit Gerechtigkeit zu erkennen und zu lieben.“

Das Gleichnis ist zu Ende. Jeder Mensch befindet sich am Kreuzweg, an einem immerwährenden Kreuzweg. Selig jene, die ausharren und großmütig auf den Wegen des Guten wandeln. Gott möge ihnen helfen, und Gott möge die, die nicht so sind, rühren und bekehren und sie dazu bringen, gut zu sein. Geht in Frieden.«

»Und die Kranken?«

»Was hat die Frau?«

»Bösartiges Fieber, das ihr die Knochen krümmt. Sie ist bis zu den wunderbaren Quellen am Großen Meer gegangen, aber sie verspürt keine Erleichterung.«

Jesus neigt sich über die Kranke und fragt sie: »Was glaubst du, wer ich bin?«

»Der, den ich gesucht habe, der Messias Gottes. Hab Erbarmen mit mir, die ich dich so sehr gesucht habe!«

»Dein Glaube schenke deinen Gliedern und deiner Seele Gesundheit. Und du, Mann?«

Der Mann antwortet nicht. Die Frau, die ihn begleitet hat, spricht an seiner Stelle: »Eine Krebsgeschwulst nagt an seiner Zunge. Er kann nicht sprechen und wird verhungern.« Der Mann ist tatsächlich ein Skelett.

»Glaubst du, daß ich dich heilen kann?«

Der Mann macht mit dem Kopf ein zustimmendes Zeichen.

»Öffne deinen Mund!« gebietet Jesus und nähert sein Antlitz dem entsetzlich vom Krebs zerfressenen Mund. Er haucht hinein und sagt: »Ich will!«

Ein Augenblick des Wartens, dann zwei Schreie: »Meine Knochen sind geheilt!« »Maria, ich bin gesund! Schaut her! Schaut meinen Mund an. Hosanna, Hosanna!« Der Mann will aufstehen, doch er wankt vor Schwäche.

»Gebt ihm zu essen«, gebietet Jesus und will sich zurückziehen.

»Geh nicht fort! Es kommen noch mehr Kranke! Andere werden zurückkehren ... Auch sie, auch sie!« schreit die Volksmenge.

»Jeden Morgen von Sonnenaufgang bis zur sechsten Stunde werde ich hier sein. Irgendein Freiwilliger soll dafür sorgen, daß sich die Pilger versammeln.«

»Ich, ich, Herr!« sagen mehrere.

»Gott möge euch dafür segnen.«

Jesus wendet sich der Ortschaft zu mit seinen bisherigen Gefährten und den anderen, die nacheinander angekommen sind, während er gesprochen hat. »Aber wo sind denn Petrus und Judas von Kerijot?« fragt Jesus.

»Sie sind in die Nachbarstadt gegangen, mit viel Geld, und machen Einkäufe ... «

»Ja, Judas hat ein Wunder gewirkt und freut sich darüber«, bemerkt Simon der Zelote lachend.

»Auch Andreas, und er hat zum Dank ein Schaf erhalten. Er hat einem Hirten das gebrochene Bein geheilt, und dieser hat ihn so dafür belohnt. Wir werden das Schaf dem Vater geben. Milch tut alten Menschen gut«, sagt Johannes und liebkost den Alten, der darüber selig ist.

Sie gehen ins Haus und bereiten ein kleines Mahl . . . Gerade wollen sie sich zu Tische setzen, als die beiden Fehlenden, wie Esel beladen und von einem Wägelchen gefolgt, das mit geflochtenen Matten beladen ist, die von den Armen in Palästina als Betten verwendet werden, eintreffen.

»Verzeih, Meister. Aber es mußte sein. Nun wird es uns gut gehen«, sagt Petrus. »Schau her, wir haben nur das Nötigste besorgt, so wie es dir gefällt«, sagt Judas. Dann machen sie sich daran, alles abzuladen und verabschieden den Wagenlenker.

»Zwölf Liegen und zwölf Strohmatten, und einiges Geschirr. Hier sind die Samen, hier die Tauben, und hier ist das Geld. Morgen werden viele Menschen kommen. Uff! Welche Hitze! Doch nun ist alles gut. Was hast du getan, Meister? . . . «

Während Jesus berichtet, setzen sich alle zufrieden um den Tisch.

433 Zum Westufer des Jordan

Jesus ist wiederum unterwegs. Den Norden im Rücken geht er den Windungen des Flusses entlang, um nach jemandem zu suchen, der ihn ans andere Ufer übersetzt. Die Seinen umgeben ihn und sprechen über die Ereignisse der vergangenen Tage, die sich im Dorf und im Haus Salomons zugetragen haben.

Wenn ich recht verstehe, sind sie so lange dort geblieben, als der Aufenthalt des Meisters den feindlich gesinnten Menschen unbekannt geblieben ist. Erst nachdem auch diese davon erfahren haben, sind sie aufgebrochen und haben das wieder instandgesetzte Häus-

chen dem alten Hananias überlassen, der sich glücklich in seiner nun nicht mehr so trostlosen Armut fühlt.

»Hoffen wir, daß der jetzige Zustand der Gemüter andauert«, sagt Bartholomäus.

»Wenn wir gehen und kommen, wie der Meister sagt, werden wir sie wohl in dieser Verfassung bewahren können«, meint Judas des Alphäus.

»Er hat geweint, der arme Alte. Er hatte uns schon liebgewonnen . . . « sagt Andreas noch gerührt.

»Sein letztes Gespräch hat mir gefallen. Nicht wahr, Meister, er hat wie ein Weiser gesprochen?« sagt Jakobus des Zebedäus.

»Wie ein Heiliger hat er geredet, würde ich sagen!« ruft Thomas aus.

»Ja, und ich werde mir seinen Wunsch vor Augen halten«, antwortet Jesus.

»Aber was hat er denn genau gesagt? Ich war mit Johannes fortgegangen, um die Mutter des Michael daran zu erinnern, das zu tun, was der Meister ihr aufgetragen hatte, und somit bin ich nicht genau im Bild«, sagt Iskariot.

»Er hat gesagt: „Herr, wenn du ins Dorf meiner Schwiegertochter kommst, sage ihr, daß ich ihr nichts nachtrage und mich freue, nicht mehr verlassen zu sein, denn so wird das Gericht Gottes für sie weniger streng sein. Sage ihr, sie soll die Enkelkinder im Glauben an den Messias erziehen, damit ich sie einst bei mir im Himmel haben werde. Sobald ich im Frieden bin, werde ich für sie und ihr Heil beten.“ Ich werde es ihr sagen, ich werde die Frau aufsuchen und es ihr mitteilen, denn es ist gut so«, sagt Jesus.

»Kein Wort des Vorwurfs! Vielmehr freut er sich, daß er nicht mehr vor Hunger und von allen verlassen zu sterben braucht und so die Schuld der Frau geringer wird. Das ist bewundernswert!« bemerkt Jakobus des Alphäus.

»Aber wird dadurch die Schuld der Schwiegertochter wirklich vermindert? Das sollte man wissen«, wirft Judas des Alphäus ein.

Die Ansichten sind verschieden. Matthäus wendet sich an Jesus: »Wie urteilst du, Meister? Bleiben die Dinge, wie sie vorher waren, oder tritt eine Veränderung ein?«

»Sie ändern sich ... «

»Siehst du, daß ich recht habe? ... « triumphiert Thomas. Aber Jesus gibt ein Zeichen, daß er weitersprechen möchte und sagt: »Die Dinge werden sich für den Alten im Himmel ändern, so wie sie sich für ihn schon auf Erden geändert haben, weil er so liebevoll verziehen hat. Für die Frau werden sie sich nicht ändern. Ihre Schuld schreit stets zum Himmel. Nur wenn sie bereuen würde, könnte das Gericht Gottes weniger streng sein, und ich werde ihr dies sagen.«

»Wo wohnt sie?«

»In Masada, bei ihren Brüdern.«

»Willst du bis dorthin gehen?«

»Auch das sind Orte, wo die Frohe Botschaft verkündet werden muß ... «

»Und nach Kerijot? ... «

»Nach Kerijot hinauf werden wir von Masada aus gehen, und wir gehen auch nach Jutta, Hebron, Bet-Zur und Bet-Ter, um dann zu Pfingsten wieder in Jerusalem zu sein.«

»Masada ist ein Ort des Herodes ... «

»Was tut das? Es ist eine Festung. Aber er selbst ist nicht dort, und wenn dem auch so wäre ... Es ist nicht die Anwesenheit eines Menschen, die mich daran hindern könnte, Heiland zu sein.«

»Aber wo werden wir den Fluß überqueren?«

»In der Gegend von Gilgal. Dann werden wir den Fluß entlang gehen, indem wir den Bergen folgen. Die Nächte sind frisch, und der neue Mond des Siw (Blütenmonat) leuchtet am heiteren Himmel.«

»Wenn wir durch diese Gegend kommen, warum gehen wir dann nicht auf den Berg, wo du gefastet hast? Es wäre gut, wenn wir alle ihn richtig kennenlernen würden«, sagt Matthäus.

»Wir werden auch dorthin gehen. Aber seht, da ist ein Boot. Einigt euch mit dem Fährmann über den Preis der Überfahrt, damit wir auf die andere Seite kommen.«

434 Zu Gilgal

Ich weiß nicht, wie Gilgal jetzt aussieht. Zu der Zeit, da Jesus es besucht, ist es eine ganz gewöhnliche, ziemlich volkreiche Stadt Palästinas, auf einem nicht sehr hohen Hügel gelegen, der hauptsächlich mit Weinstöcken und Olivenbäumen bepflanzt ist. Aber die Sonne scheint hier so stark, daß selbst das aufs Geratewohl zwischen andere Gewächse und zwischen die Baumreihen gesäte Getreide trotz der Äste gut gedeiht, da bereits die brütende Sonne der nahen Wüste spürbar ist. Staub, Geschrei, Schmutz und das Menschengewimmel der Markttage. Unerbittlich wie das Schicksal sind die eifrigen und nicht zu überzeugenden Pharisäer und Schriftgelehrten, die hier in der am günstigsten gelegenen Ecke des Marktplatzes mit großen Gesten disputieren, ihre Weisheit feilhalten und tun, als ob sie Jesus nicht sehen oder nicht kennen würden. Jesus geht weiter, um seine Mahlzeit auf einem anderen kleineren Platz zu sich zu nehmen, der fast am Stadtrand liegt und vom Astwerk von Bäumen aller Art überschattet wird. Ich habe den Eindruck, daß es sich um einen Teil des Hügels handelt, der erst seit kurzem in die bewohnte Gegend einbezogen worden ist und deshalb noch stark an seinen ursprünglichen natürlichen Zustand erinnert.

Der erste, der sich Jesus nähert, während er noch Brot und Oliven ißt, ist ein zerlumpter Mann, der ihn um ein Stück Brot bittet. Jesus gibt ihm das seine mit allen Oliven, die er in der Hand hat.

»Und du? Wir haben kein Geld mehr, du weißt es«, bemerkt Petrus. »Wir haben alles Hananias gelassen . . . «

»Das macht nichts. Ich habe keinen Hunger. Durst, das schon . . . «

Der Bettler sagt: »Dort hinten ist ein Brunnen. Aber warum hast du mir alles gegeben? Du hättest mir die Hälfte deines Brotes geben können . . . Wenn du keinen Abscheu davor empfindest, es aus meinen Händen zurückzunehmen . . . «

»Iß, iß. Ich kann ohne das Brot auskommen. Aber um dir den Verdacht zu nehmen, daß es mich ekelt, sollst du mir mit deinen

Händen ein kleines Stückchen geben, und ich werde es essen, um dein Freund zu sein ... «

Der Mann mit dem traurigen und leblosen Blick lächelt erstaunt und sagt: »Oh! Das ist das erste Mal, seit ich der arme Ogla bin, daß ein Mensch mir sagt, er wolle mein Freund sein!« Und er gibt Jesus ein Stückchen Brot. Dann fragt er: »Wer bist du? Wie heißt du?«

»Ich bin Jesus von Nazaret, der Rabbi von Galiläa.«

»Ah! Man hat mir von dir erzählt ... Aber ... bist du nicht der Messias? ... «

»Ich bin es.«

»Und du, der Messias, bist so gut zu den Bettlern? Der Tetrarch läßt uns von seinen Dienern verprügeln, wenn er uns auf seinem Weg sieht ... «

»Ich bin der Heiland; ich schlage nicht, ich liebe.«

Der Mann schaut ihn ganz fest an. Dann beginnt er leise zu weinen.

»Warum weinst du?«

»Weil ich gerettet werden möchte ... Hast du keinen Durst mehr, Herr? Ich würde dich zum Brunnen führen und dir dort erzählen ... «

Jesus versteht, daß der Mann ihm etwas gestehen will, und erhebt sich mit den Worten: »Gehen wir!«

»Ich komme auch mit«, sagt Petrus sofort.

»Nein. Ich komme gleich zurück ... Und im übrigen soll man einen reumütigen Menschen achten.«

Er geht mit dem Mann hinter ein Haus, wo das freie Feld beginnt.

»Dort ist der Brunnen ... Trinke, und dann höre mich an.«

»Nein, Mann. Schütte erst dein Herz aus, dann ... werde ich trinken. Und vielleicht finde ich eine noch viel bessere Quelle als das Grundwasser für meinen Durst.«

»Welche, Meister?«

»Deine Reue. Gehen wir unter die Bäume dort, hier sehen uns die Frauen. Komm«, und er legt ihm eine Hand auf die Schulter und führt ihn unter ein dichtes Ölbaumgeäst.

»Woher weißt du, daß ich schuldbeladen und reumütig bin?«

»Oh ... rede, und habe keine Angst vor mir.«

»Herr, wir waren sieben Brüder, aber ich wurde von der Frau geboren, die mein Vater als Witwer geheiratet hatte, und die anderen sechs haßten mich. Der Vater hinterließ bei seinem Tode allen das gleiche Erbteil. Aber die Brüder bestachen die Richter, enthielten mir jeglichen Anteil vor und vertrieben mich und meine Mutter unter schamlosen Anklagen. Sie starb, als ich sechzehn Jahre alt war ... Sie starb an Auszehrung ... und danach hatte ich niemanden mehr, der mich liebte ... « Er weint ganz trostlos. Dann faßt er sich und fährt fort: »Die sechs Wohlhabenden und Glücklichen bereicherten sich auch mit meinem Anteil, und ich starb fast vor Hunger, weil ich krank geworden war, als ich meine kranke Mutter pflegte ... Dann aber hat Gott sie einen nach dem anderen geschlagen. Ich habe sie so sehr verflucht und gehaßt, daß etwas wie der „Böse Blick“ über sie kam. Habe ich Unrecht getan? Sicher. Ich weiß es, und ich wußte es auch damals. Aber wie sollte ich sie nicht hassen und verfluchen? Der letzte, der in Wirklichkeit als dritter zur Welt gekommen war, widerstand allen Verwünschungen. Er wurde sogar immer reicher, indem er sich die Güter der anderen fünf aneignete; die der drei jüngsten gemäß dem Gesetz, da sie unverheiratet waren; die des ältesten, indem er dessen Frau heiratete, die kinderlos war; und die der Witwe und der Kinder des zweiten Bruders, indem er ihnen durch Betrug und Wucher einen großen Teil des väterlichen Erbes stahl. Wenn er mir zufällig auf dem Markt begegnete, wo ich als Diener eines Reichen Lebensmittel verkaufte, verhöhnte er mich und schlug mich sogar ... Eines Abends bin ich ihm dann begegnet. Ich war allein, und auch er war allein. Er hatte etwas Wein getrunken ... und ich war trunken von Erinnerungen und Haß ... Es waren gerade zehn Jahre vergangen, seit meine Mutter gestorben war. Er beschimpfte mich, indem er meine Mutter schmähte ... Er nannte sie „unreine Hündin“, und mich nannte er den „Sohn einer Hyäne“ ... Herr, hätte er nur meine Mutter nicht beschimpft ... ich hätte alles

ertragen. Aber er hat sie beschimpft ... Da habe ich ihn an der Kehle gepackt. Wir haben miteinander gerungen ... Ich wollte ihn nur verprügeln ... Aber er ist zu Boden gefallen und der Abhang war mit schlüpfrihem Grün bedeckt ... und unten, in der Tiefe, waren eine Schlucht und ein Gießbach. Er glitt aus, betrunken wie er war, und stürzte hinab ... Sie suchen ihn noch heute, nach so vielen Jahren. Aber er liegt in einem der Wildbäche des Libanon unter schweren Steinen und Sand begraben. Ich bin nicht mehr zu meinem Herrn zurückgekehrt, und er ist nicht mehr nach Cäsarea Philippi gekommen. Ich bin friedlos umhergeirrt ... Ah! Der Fluch des Kain! Angst vor dem Leben! ... Angst vor dem Sterben! ... Ich bin krank geworden ... und dann ... habe ich von dir gehört ... Aber ich fürchte mich ... Sie sagten, du sähest in das Herz des Menschen. Doch die Rabbis in Israel sind so schlecht! ... Sie kennen kein Erbarmen ... Du, der Rabbi der Rabbis, du warst mein Schrecken ... Ich bin vor dir geflohen, und doch möchte ich Verzeihung finden ...« Dann sinkt er zu Boden und weint ...

Jesus schaut ihn an und sagt leise: »Auch diese Sünden will ich auf mich nehmen! ... Sohn, höre zu! Ich bin die Barmherzigkeit, nicht der Schrecken des Menschen. Auch für dich bin ich gekommen. Schäme dich nicht vor mir ... Ich bin der Erlöser. Willst du Verzeihung erhalten? Was soll ich dir verzeihen?«

»Mein Verbrechen, und du fragst mich? Ich habe meinen Bruder getötet.«

»Du hast gesagt: „Ich wollte ihn nur schlagen“, denn in jenem Augenblick warst du beleidigt und zorn erfüllt. Doch als du deine Brüder gehaßt und verflucht hast, nicht einen, sondern alle sechs, warst du nicht beleidigt und erzürnt. Haß, Verwünschung und Schadenfreude waren damals dein geistiges Brot, nicht wahr?«

»Ja, Herr. Zehn Jahre lang waren sie mein Brot.«

»In Wirklichkeit hat dein größtes Verbrechen in dem Augenblick begonnen, als du angefangen hast, zu hassen und zu verfluchen. In dieser Hinsicht bist du ein sechsfacher Brudermörder.«

»Aber Herr, sie haben mich doch ins Unglück gestürzt und gehaßt . . . und meine Mutter ist ihretwegen vor Hunger gestorben . . . «

»Willst du behaupten, daß du recht hattest, Rache zu üben?«

»Ja, das will ich sagen.«

»Du hast unrecht. Gott ist da, um zu strafen, und du hättest lieben sollen. Dann hätte Gott dich auf Erden und im Himmel gesegnet.«

»Nun wird er mich also nie segnen?«

»Die Reue bringt den Segen zurück. Aber wieviel Schmerz und wieviel Kummer hast du dir selbst verursacht! Viel mehr, als deine Brüder dir angetan haben, hast du dir selbst durch deinen Haß zugefügt . . . «

»Das ist wahr! Das ist wahr! Ein Schauer, der seit sechsundzwanzig Jahren anhält. Du siehst, daß mich meine Schuld schmerzt. Ich bitte um nichts, was mein irdisches Leben betrifft. Mittellos und krank bin ich, und so soll es bleiben, denn ich will leiden und sühnen. Aber gib mir den Frieden Gottes! Ich habe im Tempel Opfer dargebracht und Hunger gelitten, um das Geld für die Opfergaben zusammenzusparen. Aber ich konnte mein Verbrechen nicht gestehen und weiß nicht, ob mein Opfer angenommen worden ist.«

»Ganz gewiß nicht. Selbst wenn du jeden Tag eines dargebracht hättest, hätte es dir keinen Nutzen gebracht, weil es mit Lügen verbunden war. Der Ritus ist völlig nutzlos, wenn er nicht mit einem aufrichtigen Schuldbekenntnis beginnt. Was hast du dem Priester gesagt?«

»Ich habe gesagt: „Ich habe aus Unkenntnis gesündigt und Dinge begangen, die vom Herrn verboten sind, und nun will ich sühnen.“ Dabei habe ich mir gedacht: „Ich weiß, worin ich gefehlt habe, und Gott weiß es auch. Aber einem Menschen kann ich es nicht klar gestehen. Gott ist allwissend und weiß, daß ich an meine Sünde denke.“«

»Heimlicher Vorbehalt, unwürdige Ausflüchte. Der Höchste verabscheut das. Wenn man sündigt, muß man sühnen. Tue es nicht mehr.«

»Nein, Herr, und wird mir dann verziehen werden? Oder muß ich alles eingestehen? Muß ich mit meinen Leben für das Leben, das ich genommen habe, bezahlen? Ich bin zufrieden, wenn ich mit der Verzeihung Gottes sterben kann.«

»Lebe, um zu sühnen. Du könntest weder der Witwe ihren Gatten, noch den Kindern ihren Vater wiedergeben ... Bevor man mordet, bevor man sich vom Haß beherrschen läßt, sollte man überlegen! Aber stehe auf und beginne ein neues Leben! Auf dem Weg wirst du meine Jünger antreffen. Sie werden gewiß die Berge von Judäa zwischen Tekoa und Betlehem und weiter bis nach Hebron durchwandern. Sage ihnen, daß Jesus dich geschickt hat, und sage ihnen, daß er vor Pfingsten über Bet-Zur und Bet-Ter nach Jerusalem zurückkehren wird. Frage nach Elija, Josef, Levi, Matthias, Johannes, Benjamin, Daniel und Isaak. Wirst du diese Namen behalten? Wende dich besonders an sie. Nun laß uns gehen.«

»Trinkst du nicht?«

»Ich habe deine Tränen getrunken. Eine Seele, die zu Gott zurückkehrt! Es gibt nichts, was mich mehr erquicken könnte.«

»Ist mir also verziehen worden?! Du sagst: „Kehre zu Gott zurück“ ... «

»Ja, es ist dir verziehen worden. Aber hasse nie mehr.«

Der Mann neigt sich erneut zu Boden, denn er hatte sich inzwischen erhoben, und küßt die Füße Jesu.

Sie kehren nun zu den Aposteln zurück und finden sie im Streitgespräch mit einigen Schriftgelehrten.

»Seht, da kommt der Meister. Er kann euch antworten und sagen, daß ihr Sünder seid.«

»Was gibt es?« fragt Jesus, nachdem er auf seinen freundlichen Gruß keine Antwort erhalten hat.

»Meister, sie quälen uns mit Fragen und Schmähreden ... «

»Belästigungen zu ertragen, ist ein Werk der Barmherzigkeit.«

»Aber sie beleidigen dich. Sie machen dich zur Zielscheibe ihres Spottes ... und das Volk ist wankelmütig. Siehst du? Es ist uns ge-

lungen, Menschen um uns zu versammeln . . . und was ist nun von ihnen übriggeblieben? Zwei oder drei Frauen . . . «

»O nein! Ihr habt jetzt auch einen Mann bei euch, einen ganz schmutzigen, und das ist schon zu viel für euch! Meister, verunreinigst du dich nicht zu sehr, du, der du immer sagst, daß Unreinheit dich anekelt?« höhnt ein junger Schriftgelehrter, indem er auf den Bettler an der Seite Jesu zeigt.

»Das ist keine Unreinheit. Das ist nicht die Unreinheit, die mich anwidert. Es ist „der Arme“, ein Armer aber verursacht keinen Ekel. Sein Elend sollte vielmehr die Seele den Gefühlen brüderlichen Mitleids öffnen. Ich habe Abscheu vor sittlichem Elend, vor stinkenden Herzen, zerfetzten Seelen und Seelen mit eiternden Wunden.«

»Weißt du denn, ob er nicht so ist?«

»Ich weiß, daß er glaubt und seine Hoffnung auf Gott und seine Barmherzigkeit setzt, da er sie nun kennengelernt hat.«

»Kennengelernt hat? Wo wohnt sie denn? Sag es uns, damit auch wir ihr ins Gesicht schauen können. Ha, ha! Der furchtbare Gott, den Mose nicht anzuschauen wagte, muß auch in seiner Barmherzigkeit, und selbst, wenn er nach so vielen Jahrhunderten der Strenge weich geworden sein sollte, ein furchtbares Antlitz haben!« erwidert der junge Schriftgelehrte und beginnt ein abschätziges Gelächter, das schlimmer als eine Lästerung ist.

»Ich, der ich mit dir rede, bin die Barmherzigkeit Gottes!« ruft Jesus laut aus. Hoch aufgerichtet steht er da und seine Augen blitzen so mächtig, daß ich nicht weiß, wie es möglich ist, daß den anderen keine gewaltige Furcht befällt.

Doch wenn er auch nicht flieht, so verstummt er doch, während ein anderer seinen Platz einnimmt: »Oh, wie viele unnütze Worte! Wir möchten nur glauben können. Besseres können wir nicht verlangen. Aber um glauben zu können, braucht man Beweise. Meister, weißt du, was Gilgal für uns ist?«

»Hältst du mich für töricht?« fragt Jesus, und in einen langsamen und etwas gedehnten Psalmton fallend, beginnt er: »„Josua erhob

sich vor Tagesanbruch und brach das Lager ab. Er verließ Schittim und begab sich mit allen Söhnen Israels zum Jordan, wo sie sich drei Tage lang aufhielten. Am Ende des dritten Tages eilten die Herolde durch das Lager und riefen aus: ‚Wenn ihr die von den levitischen Priestern getragene Bundeslade des Herrn, eures Gottes, erblickt, dann brecht auch ihr von eurem Standort auf und folgt ihr, damit ihr schon von weitem den Weg, den ihr nehmen sollt, erkennen könnt, da ihr ihn noch nie zuvor gezogen seid. Nur muß zwischen euch und der Lade ein Abstand von etwa zweitausend Ellen bleiben ...‘“«

»Genug, genug! Die Lektion beherrschst du. Wir aber möchten nun, daß du ein ähnliches Wunder wirkst, damit wir glauben können. Zu Ostern, im Tempel, waren wir erstaunt, als uns ein Fährmann die Nachricht überbrachte, daß du den Fluß, der Hochwasser führte, aufgehalten hattest. Nun, wenn du für einen beliebigen Menschen so viel getan hast, dann steige für uns, die wir viel mehr wert sind, mit den Deinen in den Jordan und durchquere ihn trockenen Fußes, wie es Mose beim Roten Meer und Josua bei Gilgal getan haben. Auf, also! Zauberstücke sind nur gut für Unwissende, wir aber lassen uns durch deine Schwarze Kunst nicht verführen, obwohl du, das ist bekannt, in den Geheimnissen Ägyptens und den magischen Formeln bewandert bist.«

»Ich bedarf ihrer nicht.«

»Gehen wir zum Fluß hinab, und wir werden an dich glauben.«

»Es steht geschrieben: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen.“«

»Aber du bist nicht Gott. Du bist ein armer Verrückter. Du bist einer, der das unwissende Volk verführt. Mit ihm hast du es leicht, denn Beelzebul ist mit dir. Aber bei uns, die wir uns als Exorzisten auszeichnen, erreichst du weniger als nichts«, sagt einer der Schriftgelehrten gehässig.

»Beleidige ihn nicht! Bitte ihn, uns zufriedenzustellen. So erniedrigst du ihn nur und er verliert seine Kraft. Auf, Rabbi von Naza-

ret! Gib uns einen Beweis, und wir werden dich anbeten«, sagt ein alter Schriftgelehrter heuchlerisch, und scheint mit seiner schlangenhaften Schmeichelei feindseliger zu sein als die anderen mit ihrer offenen Rohheit.

Jesus schaut ihn an. Dann wendet er sich nach Südwesten, streckt seine Arme aus und spricht: »Dort ist die Wüste von Judäa, und dort wurde mir vom Geist des Bösen gesagt, ich solle den Herrn, meinen Gott, versuchen. Aber ich habe geantwortet: „Weiche von mir, Satan! Es steht geschrieben: Du sollst Gott allein anbeten, ihn nicht versuchen und ihm über die Gesetze des Fleisches und des Blutes hinaus gehorchen!“ Und das sage ich auch zu euch.«

»Uns gibst du den Namen Satan? Uns? Oh, du Verfluchter!« und als ob sie eher Straßenjungen als Gesetzeslehrer wären, heben sie Steine vom Boden auf, um sie nach ihm zu werfen, und schreien: »Geh fort! Geh fort, du ewig Verfluchter!«

Jesus schaut sie furchtlos an. Er lähmt sie in ihrem gotteslästerlichen Unterfangen, nimmt seinen Mantel und sagt: »Gehen wir! Mann, geh du vor mir her«, und er wendet sich dem Brunnen und dem Ölgarten des Geständnisses zu. Dort angelangt . . . neigt er niedergeschlagen das Haupt, und zwei Tränen, die er nicht zurückhalten kann, rollen über das bleiche Antlitz herab.

Sie kommen an einen Weg. Jesus bleibt stehen und sagt zu dem Bettler: »Geld kann ich dir nicht geben. Ich habe keines. Aber ich segne dich. Leb wohl. Tu, was ich dir gesagt habe.«

Sie trennen sich . . . Die Apostel sind betrübt. Sie reden nicht und schauen einander verstohlen an . . .

Jesus unterbricht ihr Schweigen und spricht wieder wie vor der Unterbrechung durch die Schriftgelehrten im Ton dessen, der einen Psalm vorträgt: »„Und der Herr sprach zu Josua: ‚Nimm zwölf Männer, einen aus jedem Stamm, und laß sie mitten ins Flußbett des Jordan steigen, da wo die Füße der Priester feststanden. Sie sollen zwölf harte Steine nehmen, und sie an dem Platz niederlegen, an dem ihr diese Nacht die Zelte aufschlagen werdet.‘ Josua berief zwölf Män-

ner, die er aus den Stämmen Israels hatte bestimmen lassen, und sagte zu ihnen: ‚Zieht vor der Lade des Herrn, eures Gottes, mitten in den Jordan hinein und nehmt aus der Mitte seines Bettes je einen Stein, um damit ein Zeichen zu errichten. Wenn euch eure Söhne später nach der Bedeutung dieses Zeichens fragen werden, dann antwortet ihnen: Die Wasser des Jordan haben sich gespalten vor der Lade des Bundes des Herrn, als sie hindurchzog, und diese Steine sollen für die Israeliten ein Gedächtnis auf ewig an dieses Ereignis sein.‘“«

Nun erhebt Jesus das Haupt und läßt seinen Blick über die Zwölf schweifen, die auf ihn schauen. Mit einer Stimme wie in den Augenblicken größter Traurigkeit sagt er: »Die Lade stand im Fluß; jedoch nicht das Wasser, sondern der Himmel öffnete sich aus Ehrfurcht vor dem Wort, das die Wasser noch heiligte für die Lade, die im Fluß stand. Das Wort hat sich zwölf sehr harte Steine erwählt, denn sie sollen dauern bis zum Ende der Welt. Sie sollen ja den Grundstein des neuen Tempels und des ewigen Jerusalem bilden. Zwölf. Bedenkt es. Das soll die Zahl sein. Danach erwählte er weitere zwölf, damit sie das zweite Zeugnis ablegten: die ersten Hirtenjünger, den aussätzigen Abel und den lahmen Samuel, die ersten Geheilten ... und Dankbaren ... Ganz hart, denn sie werden den Schlägen Israels, das Gott haßt, widerstehen müssen! ...«

Wie herzerreißend, wie schwach, fast unhörbar wird die Stimme Jesu, während er über die Hartherzigkeit Israels weint. Dann fährt er fort: »Im Fluß haben die Jahrhunderte und die Menschen Gedächtnissteine verstreut ... Auf der Erde wird der Haß meine Zwölf zerstreuen. An den Ufern des Flusses haben die Jahrhunderte und die Menschen den Gedächtnisaltar zerstört ... Die ersten und die zweiten Steine erkennt man nicht wieder, denn sie haben zu allen möglichen Dingen gedient durch den Haß der Dämonen, die nicht nur in der Hölle hausen, sondern auch im Innern der Menschen. Einige dienten auch zum Morden. Wer weiß, ob die Steinbrocken, die gegen mich erhoben wurden, nicht etwa Stücke waren von den

harten Steinen, die die Männer Josuas gewählt hatten? Sehr harte! Feindliche! Oh, sehr harte Steine! Auch unter den Meinen wird es solche geben, die zerstreut werden und den Dämonen als Handlanger dienen ... Sie werden zu Splittern werden, mit denen man mich zu treffen versuchen wird ... und werden nicht mehr auserwählte Steine sein ... sondern Teufel ... Oh! Jakobus, mein Bruder! Steinhart ist Israel gegen seinen Herrn!« Was ich noch nie gesehen habe: Jesus, überwältigt von ich weiß nicht welchem mächtigen Schmerz, lehnt sich an die Schulter des Jakobus des Alphäus und umarmt ihn weinend ...

435 Nach En-Gedi • Trennung und Abschied von Judas und Simon

Sie müssen wohl in der mondhellen Nacht weitergegangen sein. Vielleicht haben sie sich einige Stunden in einer Höhle etwas Ruhe gegönnt und sind dann beim Morgengrauen wieder aufgebrochen. Es ist offensichtlich, daß sie wegen des schwierigen Weges, der sie durch Dornestrüpp, über Felsen und hinderliche Schlinggewächse geführt hat, müde sind. Simon der Zelote führt die Gruppe an. Er scheint ortskundig zu sein und entschuldigt sich wegen des beschwerlichen Weges, als ob er schuld daran wäre.

»Wenn wir auf den Bergen sind, die ihr dort seht, werden wir es leichter haben, und ich verspreche euch wilden Honig und reines Wasser in Hülle und Fülle ... «

»Wasser? Da werfe ich mich hinein! Der Sand hat meine Füße aufgerieben, als wären sie über Salz gegangen, und die ganze Haut brennt mir. Welch eine verfluchte Gegend! Oh, man merkt, man fühlt schon, daß wir den Orten nahe sind, die mit Feuer und Schwefel vom Himmel bestraft worden sind. Es ist etwas davon im Wind, in der Erde, in den Dornen, in allem zurückgeblieben!« ruft Petrus aus.

»Doch einmal war es schön hier, nicht wahr, Meister?«

»Sehr schön. In den ersten Jahrhunderten der Weltgeschichte wa-

ren diese Orte hier ein kleines Paradies. Der Boden war äußerst fruchtbar und reich an Quellen, die zu den verschiedensten Zwecken dienten. Alles war dazu geschaffen, nur Gutes hervorzubringen. Dann ... schien die Unordnung der Menschen plötzlich auf die Elemente überzugehen, und das Verderben war unvermeidlich. Die Weisen der heidnischen Welt erklären die furchtbare Strafe auf vielerlei Weise. Doch es sind immer menschliche Erklärungen, die bisweilen mit einer abergläubischen Furcht verbunden sind. Aber glaubt mir: Es war einzig der Wille Gottes, der den Elementen zu gebieten vermochte. Die Elemente des Himmels riefen jene des Abgrundes hervor, sie schüttelten sich gegenseitig und maßen sich gegeneinander wie in einem Hexentanz. Die Blitze entzündeten das Pech, das aus den Adern der Erde drang und sich überall ausbreitete. Das Feuer aus dem Inneren der Erde, das Feuer auf Erden und das Feuer des Himmels vereinigten sich, um das irdische Feuer zu nähren, und die Schwerter der Blitze brachten der in schrecklicher Verwirrung zitternden Erde immer neue Wunden bei. Über Stadien und Stadien verbrannte und verzehrte sich eine Gegend, die einst ein Paradies gewesen war, und es wurde daraus die Hölle, die ihr jetzt seht und in der es kein Leben geben kann.«

Die Apostel hören aufmerksam zu.

Bartholomäus fragt: »Glaubst du, daß man, wenn sich die dichte Decke des Wassers austrocknen ließe, auf dem Grund des großen Meeres die Reste der bestrafte Städte finden würde?«

»Gewiß, und zwar fast unversehrt; denn das hohe Wasser bildet eine Art Schutzschicht über den begrabenen Städten, und der Jordan hat sie mit einer Schicht Sand bedeckt. So sind sie nun zweifach begraben und werden nie wieder erstehen als Zeichen derer, die in ihrer Schuld verharrten und unerbittlich begraben wurden unter dem Fluch Gottes und der Gewalt Satans, dem sie ihr Leben lang mit so viel Eifer gedient hatten.«

»Und hier suchte Mattatias des Johannes des Simeon, der gerechte Hasmonäer, der mit seinen Söhnen der Ruhm Israels ist, seine Zuflucht?«

»Hier, zwischen Bergen und Wüsteneien, und hier richtete er das Volk und sein Heer wieder auf, und Gott war mit ihm.«

»Nun, für ihn war es leichter, denn die Hasidäer verfahren gerechter mit ihm als die Pharisäer mit dir!«

»Oh, gerechter als die Pharisäer sein, ist wirklich leicht! Leichter als das Stechen für diesen Dorn, der sich mir ins Bein gebohrt hat«, sagt Petrus, der beim Zuhören nicht auf den Weg geachtet hat und so in ein Dornestrüpp geraten ist, das ihm die Waden blutig gestochen hat.

»Auf der Höhe wird es nicht so viele geben. Siehst du nicht, wie sie schon weniger werden?« tröstet ihn Simon der Zelote.

»Hm! Du bist sehr erfahren in diesen Dingen ... «

»Ich habe hier gelebt als Geächteter und Verfolgter ... «

»Ja, dann! ... «

Tatsächlich kleiden sich die Höhen in ein weniger lästiges Grün, obwohl es dort wenig Schatten gibt. Die Gräser sind nicht hoch, dafür aber sehr wohlriechend, und verstreute Blumen bilden einen farbigen Teppich. Zahlreiche Bienen tummeln sich hier und fliegen dann in die Höhlen, die in den Flanken der Berge recht zahlreich sind. Unter dem Schutz von Efeu und Blüten des Geißblatts lagern sie ihren Honig in natürlichen Bienenstöcken. Simon der Zelote geht in eine Höhle und kommt mit goldenen Honigwaben zurück. Dann geht er auch in andere, bis er für alle genug gefunden hat, und bietet sie dem Meister und den Freunden an, die gern von dem süßen fließenden Honig kosten.

»Wenn jetzt Brot zu haben wäre! Wie gut dieser Honig schmeckt!« sagt Thomas.

»Oh, auch ohne Brot ist er gut, besser als die Ähren der Philister. Und ... ich hoffe, daß kein Pharisäer kommt und uns sagt, das dürfe man nicht essen«, sagt Jakobus des Zebedäus.

So gehen sie essend dahin und kommen zu einer Zisterne, in die sich die Wasser einiger Rinnsale ergießen, die alsdann irgendwohin abgeleitet werden. Das Wasser, das über den Rand des Beckens tritt,

ist frisch, kristallklar und wird von der Wölbung des Felsens, in den die Zisterne gehauen ist, vor Staub und Sonne geschützt. Gleich nebenan hat sich im schwärzlichen Felsen ein winziger Teich gebildet.

Mit offenkundigem Genuß entkleiden sich die Apostel, um nacheinander in das unerwartete Becken zu tauchen. Aber vorher haben sie Jesus gebeten, sich darin zu erfrischen, »um an ihren Gliedern geheiligt zu werden«, wie Matthäus sich ausdrückt. Dann nehmen sie den Marsch wieder auf, erquickt, wenn auch hungriger als zuvor, und die Hungrigsten unter ihnen begnügen sich nicht mit dem Honig; sie kauen an Stengeln von wildem Fenchel und an anderen eßbaren Schößlingen, deren Namen mir unbekannt sind.

Die Aussicht von den Hochebenen dieser bizarren Berge, die mit einem gewaltigen Schwertschlag geköpft worden zu sein scheinen, ist herrlich. Ausschnitte von anderen grünen Bergen und fruchtbaren Ebenen werden im Süden sichtbar; ebenso Teile des Toten Meeres, die im Osten erscheinen mit ihren entfernten Bergen, etwas nebelhaft unter leichtem Gewölk. Gegen Norden sieht man in der Ferne zwischen Bergkämmen das Grün der Jordanebene, im Westen die hohen Berge von Judäa.

Die Sonne beginnt zu brennen, und Petrus ist der Ansicht, daß »diese Wolken über den Bergen von Moab Vorzeichen großer Hitze sind.«

»Jetzt gehen wir in das Kidrontal hinab. Dort gibt es genügend Schatten«, erklärt der Zelote.

»Der Kidron!?! Wie kommt es, daß wir so schnell ins Kidrontal gelangen?«

»Ja, Simon des Jona. Es ist ein schwerer Weg gewesen, aber wie sehr haben wir dadurch abgekürzt! Durch das Tal gelangt man schnell nach Jerusalem«, erklärt der Zelote.

»Und nach Betanien . . . Ich müßte einige von euch nach Betanien schicken, damit sie den Schwestern sagen, daß sie Eglä zu Nike bringen sollen. Sie hat mich so sehr darum gebeten, und es ist eine gerechte Bitte. Als Witwe ohne Kinder wird auch sie eine heilige Lie-

be finden, und das elternlose Mädchen wird eine Mutter haben, die sie in unserem alten Glauben und auch im meinigen heranbildet. Ich würde am liebsten mitkommen. Es wäre eine friedliche Ruhepause für die verbitterte Seele ... Im Hause des Lazarus findet das Herz des Gesalbten nur Liebe ... Aber der Weg, den ich vor Pfingsten zurücklegen muß, ist noch lang!«

»Schicke mich, Meister, und mit mir jemanden, der gut zu Fuß ist. Wir werden nach Betanien gehen und anschließend nach Kerijot hinauf, wo wir uns dann treffen«, sagt Iskariot begeistert. Die anderen hingegen, die für diesen Marsch, der sie vom Meister trennen würde, in Betracht kommen, sind durchaus nicht begeistert. Jesus denkt nach, schaut gedankenvoll auf Judas und scheint noch nicht sicher zu sein, ob er nachgeben soll. Judas drängt: »Ja, Meister! Sag ja. Tu mir den Gefallen ... «

»Du bist von allen am wenigsten dazu geeignet, nach Jerusalem zu gehen, Judas!«

»Warum, Herr? Ich kenne mich dort besser aus als jeder andere!«

»Gerade deshalb! ... Es ist dir nicht nur bekannt, sondern es beeinflusst dich auch mehr als jeden anderen.«

»Meister, ich gebe dir mein Wort, daß ich mich nicht in Jerusalem aufhalten und niemanden von Israel von mir aus besuchen werde ... Aber laß mich gehen. Ich werde dir nach Kerijot vorausgehen und ... «

»Und du wirst nicht darauf drängen, daß mir menschliche Ehren erwiesen werden?«

»Nein, Meister. Ich verspreche es dir.«

Jesus denkt noch immer nach.

»Warum zögerst du so sehr, Meister? So sehr mißtraust du mir?«

»Du bist schwach, Judas, und sobald du dich von deiner Kraftquelle entfernst, fällst du! Seit einiger Zeit bist du so gut! Warum willst du dich wieder verwirren lassen und mir Schmerz bereiten?«

»Nein, Meister. Ich will dies auf keinen Fall tun. Eines Tages werde ich wohl ohne dich auskommen müssen. Und dann? Was werde ich machen, wenn ich mich nicht darauf vorbereitet habe?«

»Judas hat recht«, sagen einige.

»Nun gut, dann geh! ... Geh mit meinem Bruder Jakobus.«

Die anderen atmen erleichtert auf, Jakobus hingegen atmet schwer, sagt aber willfährig: »Ja, mein Herr. Segne uns, und dann werden wir uns auf den Weg machen.«

Simon der Zelote bemitleidet ihn und sagt: »Meister, Väter nehmen gern die Stelle ihrer Söhne ein, um ihnen Freude zu bereiten. Diesen hier habe ich zusammen mit Judas als Sohn angenommen. Viel Zeit ist seither verstrichen, aber meine Gesinnung ist immer die gleiche geblieben. Nimm meine Bitte an: Schicke mich mit Judas des Simon. Ich bin alt, aber widerstandsfähig wie ein Jüngling, und Judas wird sich über mich nicht zu beklagen haben.«

»Nein, es ist nicht recht, daß du dich opferst und dich statt meiner vom Herrn trennst. Gewiß wäre es schmerzlich für dich, nicht mit ihm zu gehen ... « sagt Jakobus des Alphäus.

»Der Schmerz wird durch die Freude gemildert, daß ich dich beim Meister lassen kann. Du kannst mir dann später erzählen, was ihr getan habt ... andererseits ... gehe ich gern nach Betanien ... « schließt der Zelote, gleichsam um den Wert seines Opfers zu schmälern.

Gut. Dann werdet ihr beiden gehen. Vorher aber wollen wir noch zusammen bis zu der Ortschaft dort gehen. Wer will hinaufsteigen und im Namen Gottes Brot erbitten?«

»Ich! Ich! Ich!« Alle wollen gehen. Aber Jesus hält Judas Iskariot zurück.

Als sich alle entfernt haben, nimmt Jesus Judas bei der Hand und spricht zu ihm, indem er ihm in die Augen schaut. Es scheint, als wolle er seine Gedanken auf ihn übertragen, und dies mit solcher Intensität, daß Judas keine Gedanken mehr zu hegen vermag, die nicht mit den seinen übereinstimmen. »Judas ... schade dir nicht selbst! Schade dir nicht selbst, mein Judas! Fühlst du dich seit einiger Zeit nicht viel ruhiger und glücklicher, frei von den Blutsaugern deines schlechteren Ichs, jenes menschlichen Ichs, das so leicht zum Spiel-

ball Satans und der Welt wird? Ja, du fühlst dich so! Nun bewahre dir deinen Frieden, dein Wohlbefinden. Schade dir nicht selbst, Judas. Ich lese in deinem Inneren. Du bist nun in einer so guten Verfassung! Oh, könnte ich dich doch, könnte ich dich auf Kosten meines eigenen Blutes so bewahren; könnte ich doch das letzte Bollwerk zerstören, in dem sich dein großer Feind verschanzt, um dich ganz in Geist umzuwandeln, in Verstand des Geistes, Liebe des Geistes, des Geistes, des Geistes!«

Judas, Brust an Brust, Auge in Auge mit dem Meister, die Hände in seinen Händen, ist ganz verwirrt. Er flüstert: »Mir selbst schaden? Das letzte Bollwerk? Was meinst du damit?« ...

»Was ich damit meine? Du weißt es. Du weißt, wodurch du dir schadest! Durch deine Gedanken über menschlichen Ruhm und Freundschaften, die dir zu diesem Ruhm verhelfen sollten. Israel liebt dich nicht, glaube mir. Es haßt dich, wie es auch mich haßt und wie es jeden haßt, der etwas von einem wahrscheinlichen Triumphtor an sich hat. Gerade deswegen wirst du gehaßt, weil du deine Gedanken nicht verbirgst. Glaube nicht ihren trügerischen Worten, ihren trügerischen Fragen, die sie unter dem Vorwand stellen, sich für dich zu interessieren und dir helfen zu wollen. Sie umgarnen dich, um dir zu schaden und herauszufinden, auf welche Art sie dir schaden können. Ich bitte dich nicht um meinetwillen, sondern um deinetwillen, allein um deinetwillen. Selbst wenn sie mich zur Zielscheibe ihrer Schandtaten machen, werde ich doch immer der Herr sein. Sie können das Fleisch quälen, den Leib töten, mehr aber können sie nicht. Aber du! Doch du! Dir würden sie sogar die Seele töten ... Fliehe die Versuchung, mein Freund! Versprich mir, daß du sie fliehen wirst. Gib deinem armen, verfolgten, betrubten Meister dieses Versprechen des Friedens!«

Er hat ihn in seine Arme genommen und, Wange an Wange, spricht er ihm ins Ohr, so daß sich sein dunkelblondes Haar unter die schweren braunen Locken des Judas mischt.

»Ich weiß, daß ich leiden und sterben muß. Ich weiß, daß mei-

ne Krone nur die eines Märtyrers sein wird. Ich weiß, daß mein Purpur nur der meines eigenen Blutes sein wird. Dazu bin ich gekommen, denn durch dieses Martyrium werde ich die Menschheit erlösen, und die Liebe drängt mich seit ewigen Zeiten zu dieser Tat. Aber ich möchte, daß keiner der Meinen verlorengelange. Oh, alle Menschen sind mir teuer, denn in ihnen ist das Ebenbild meines Vaters, die unsterbliche Seele, die er erschaffen hat. Aber ihr, meine Geliebten und Auserwählten, ihr, Blut meines Blutes, ihr dürft nicht verlorengelangen! Oh, es gäbe keine Qual, die dieser gleich wäre, selbst wenn Satan mich mit seinen vom höllischen Feuer glühenden Waffen durchbohren, wenn er mich beißen und umklammern würde, er, die Sünde, der Schrecken, der Schauder, es wäre eine geringere Qual für mich als der Verlust eines meiner Auserwählten . . . Judas, Judas, mein Judas! Oder willst du, daß ich den Vater bitte, mich dreimal die schreckliche Passion erleiden zu lassen, und daß ich sie zweimal nur für dich erleide, um dich zu retten? Sage es mir, mein Freund, und ich werde es tun. Ich werde ihn bitten, er möge meine Leiden dafür bis ins Unendliche vermehren. Ich liebe dich Judas, so sehr liebe ich dich. Ich möchte dir mich selbst schenken, aus dir mich selbst machen, um dich vor dir selbst zu retten . . . «

»Weine nicht, sprich nicht so, Meister. Auch ich liebe dich. Ich würde mich selbst hingeben, um dich stark, geehrt, gefürchtet und im Triumph zu sehen. Ich werde dich nicht mit Vollkommenheit lieben können, und mein Gedanke wird nie vollkommen sein. Aber alles, was ich bin, setze ich ein, und manchmal übertreibe ich vielleicht in dem Bestreben, dich geliebt zu sehen. Aber ich schwöre dir, bei Jahwe schwöre ich dir, daß ich weder Schriftgelehrte noch Sadduzäer, weder Judäer noch Priester aufsuchen werde. Sie werden sagen, ich sei wahnsinnig, aber das macht nichts. Es genügt mir, daß du nicht um mich fürchtest. Bist du zufrieden? Ein Kuß, Meister, als Zeichen deines Segens und deines Schutzes.«

Mit einem Kuß trennen sie sich, während die anderen im Laufschriftt herunterkommen und große Brotkuchen und frische Käselai-be schwenken.

Sie setzen sich auf den grünen Rasen am Ufer und verteilen die Nahrung untereinander, während einige von der freundlichen Aufnahme berichten, die sie in den wenigen Häusern gefunden haben . . . und davon, daß es dort Leute gibt, die die Hirtenjünger kennen und dem Messias wohlgesinnt sind.

»Wir haben nicht gesagt, daß du hier bist, denn sonst . . . « schließt Thomas.

»Wir werden versuchen, bisweilen hier vorbeizukommen. Man darf niemanden vernachlässigen«, entgegnet Jesus.

Die Mahlzeit ist zu Ende. Jesus erhebt sich und segnet die beiden, die nach Betanien gehen und nicht den Abend abwarten, da das Tal schattig und feucht ist.

Jesus legt sich mit den übrigen zehn ins Gras, und sie ruhen sich in Erwartung des Sonnenunterganges aus, um dann auf die Straße nach En-Gedi und Masada zurückzukehren, wie ich aus ihren Gesprächen entnehme.

436 Ankunft in En-Gedi

Die Wanderer, so müde sie von dem langen Marsch auch sein mögen, den sie wohl in zwei Etappen von Sonnenuntergang bis zu diesem Morgenrot auf gewiß nicht allzu leichten Pfaden zurückgelegt haben, können nicht umhin, einen Ruf der Bewunderung auszustoßen, als sie an einer Küste, die in der ersten Morgensonne wie unzählige Diamanten aufleuchtet, das letzte Stück Weges zurückgelegt haben und sich vor ihnen das vollständige Panorama des Toten Meeres mit seinen beiden Ufern auftut.

Im Westen liegt ein schmaler Uferstreifen zwischen dem Meer und der Reihe der Berge, die aus niedrigen Höhen bestehen und die letzten Ausläufer der Bergketten von Judäa bilden. Es ist, als ob sich eine Welle auf das verlassene Ufer vorgeschoben und, dort stehengeblieben, sich mit üppiger Vegetation bedeckt hätte nach dem Verlassen der nackten Wüste, die zwischen ihr und der nächsten Bergkette

von Judäa liegt. Das östliche Ufer hingegen besteht aus Bergen, die steil ins Tote Meer abfallen. Man hat wirklich den Eindruck, als habe hier ein furchtbares Erdbeben die Bergspitzen abgeschlagen und am Meeresufer senkrechte Spalten gebildet, aus denen sich mehr oder weniger große Bäche ins Meer ergießen, wo sie dann in den dunklen, verfluchten Wassern des Salzmeeres verdampfen. Dahinter, jenseits des Meeres und der vordersten Bergkette, erheben sich immer neue Berge, die in dieser Morgensonne wunderschön erscheinen. Im Norden sieht man die blaugüne Mündung des Jordan, im Süden Berge, die den See umrahmen.

Es ist ein Anblick von feierlicher, trauriger und mahnender Herrlichkeit, in dem sich die undeutlichen Umrisse der Berge mit dem Dunkel des Toten Meeres verschmelzen. Letzteres scheint daran erinnern zu wollen, wozu die Sünde führen kann und was der Zorn Gottes vermag. Denn es ist etwas Furchterregendes, einen so weiten Wasserspiegel zu sehen ohne ein Segel, eine Barke, die darübergleitet, ohne einen Vogel, der darüberfliegt, oder ein anderes Tier, das an seinen Ufern trinkt.

Im Gegensatz zu diesem strafenden Aspekt des Meeres stehen die Wunder der Sonne auf den kleinen Bergkuppen und den Dünen bis zum Sand der Wüste, wo die Salzkristalle kostbarem, auf den Strand, die Steine und die steifen Stiele der Wüstenpflanzen gestreutem Jaspis gleichen und alles in diamantene Schönheit verwandeln. Noch wunderbarer ist der Anblick einer fruchtbaren Ebene, die ungefähr hundert bis hundertfünfzig Meter über dem Meeresspiegel liegt. Palmen, Weingärten und andere Pflanzen leuchten zwischen blauen Wasserläufen, und eine liebliche Stadt, von prächtigen Feldern umgeben, dehnt sich dort aus. Wenn man den Blick von dem dunklen Meeresspiegel, vom rauhen östlichen Ufer und von der trostlosen Wüste Judäas mit ihren ernstesten jüdischen Bergen abwendet und auf diesen Fleck Erde schaut, der so lieblich, reizend und blühend daliegt, hat man den Eindruck, daß sich ein fieberhafter Alptraum plötzlich in eine prächtige Friedensvision auflöst.

»Das ist En-Gedi, das die Dichter unserer Heimat besungen haben. Bewundert diese schöne Gegend, genährt von anmutigen Gewässern, inmitten großer Trostlosigkeit! Steigen wir hinab, um uns in seinen Gärten zu erfrischen, denn dort ist alles Garten, Wiese, Wald und Weinberg. Es ist das alte Hazon-Tamar. Sein Name erzählt uns von schönen Palmbäumen, unter denen es so angenehm war, Hütten zu bauen, Felder zu bestellen, sich zu lieben, Kinder zu erziehen und Herden unter dem singenden Rauschen der Palmenblätter weiden zu lassen. Das ist eine lachende Oase, ein Rest des verlorenen Eden, eine Perle, umgeben von Pfaden, die nur Ziegen und Zicklein zugänglich sind, wie es im Buch der Könige geschrieben steht. Hier öffnen sich gastliche Höhlen für Verfolgte, Müde und Verlassene. Denkt an David, unseren König, und an die Güte, die er seinem Feind Saul gegenüber walten ließ. Dies ist Hazon-Tamar oder En-Gedi mit seinem Quellgebiet und seiner gesegneten Schönheit, von wo die Feinde auszogen gegen den König Joschafat und die Söhne seines Volkes, die, eingeschüchtert von Jahasiël, dem Sohn des Zacharias, bestärkt wurden, als der Geist Gottes aus ihm sprach. Sie errangen einen großen Sieg, weil sie Glauben und Vertrauen auf den Herrn hatten. Auch verdienten sie seinen Beistand durch ihre Buße und ihr Gebet vor der Schlacht. Dies ist die von Salomon besungene Königin aller irdischen Schönheiten. Ezechiel erwähnt sie als eines der Gebiete, die von den Wassern des Herrn genährt werden ... Doch gehen wir hinab. Gehen wir, der Perle Israels das lebendige Wasser zu bringen, das vom Himmel herabgestiegen ist.«

Nun beginnt fast im Laufschrift der Abstieg auf dem halsbrecherischen Pfad mit seinen vielen Wendungen und Zickzacklinien. An den Stellen, wo er sich am meisten dem Meer nähert, verläuft er am Rand des rötlichen Kalkstein-Berges, der seinen Rahmen bildet. Es ist ein Pfad, der selbst dem geübtesten Bergsteiger Schwindel verursachen könnte. Die Apostel haben Mühe, Jesus zu folgen, und die älteren bleiben immer weiter zurück, bis der Meister bei den ersten Palmen und Weingärten der fruchtbaren Ebene mit ihren kristallkla-

ren Wassern und dem Gesang von Vögeln aller Arten stehenbleibt.

Weiße Schafe weiden unter dem rauschenden Dach des Palmenhaines, unter Mimosen, Balsamstauden, Pistazienbäumen und anderen aromatischen Gewächsen. Hier mischt sich der Duft der Rosen mit dem des blühenden Lavendels, der Zimtpflanze, der Myrrhe, des Weihrauchs, des Safrans, des Jasmins, der Lilien, der Gänseblümchen, der gigantischen Aloe, der Nelken und der Harze, die aus den Einschnitten an den Stämmen der Nadelbäume strömen. Wahrlich, das ist „der verschlossene Garten, der versiegelte Quell“. Früchte, Blumen und Düfte entspringen allen Ecken und Enden, und es gibt in Palästina keinen Ort, der in seiner Ausdehnung und Natürlichkeit diesem an Schönheit gleichkommt. Bei seinem Anblick versteht man die vielen orientalischen Dichter, die die Schönheit der Oasen als das Paradies auf Erden gepriesen haben.

Die Apostel, erhitzt und verschwitzt, aber voll des Staunens, schließen sich dem Meister an und steigen mit ihm auf einer wohlgepflegten Straße hinab zum Gestade, das man erreicht, nachdem man so manche einander abwechselnde, schön bebaute Terrassengärten hinter sich gelassen hat, begleitet von lieblichen Wasserfällen mit ihrem wohltuenden Naß für die zahlreichen Pflanzungen, die erst am Ufer des Meeres enden. Nicht weit von der Küste betreten sie die Stadt mit ihren weißen Gebäuden, rauschenden Palmen und duftenden Blumengärten. Bei den ersten Häusern bitten sie im Namen des Herrn um Unterkunft, und diese Häuser, gütig wie die Natur, öffnen sich ihnen sogleich, während die Bewohner fragen, wer „der Prophet ist, der in seinem weißen Gewand und in seiner strahlenden Schönheit König Salomon selbst zu sein scheint“ ...

Jesus betritt mit Petrus und Johannes ein Haus, in dem eine Witwe mit ihrem Sohn lebt. Die anderen verteilen sich in andere Häuser, nachdem sie den Segen des Meisters empfangen und beschlossen haben, sich bei Sonnenuntergang auf dem größten Platz zu treffen.

437 Predigt und Wunder in En-Gedi

Ein feuriger Sonnenuntergang rötet die strahlend weißen Häuser von En-Gedi und verleiht dem Toten Meer Facetten von schwarzer Perlmutter. Jesus ist auf dem Weg zum Hauptplatz. Der Jüngling aus dem gastlichen Haus begleitet ihn und führt ihn durch das Labyrinth der Straßen der Stadt, einer in ihrer Architektur echt orientalischen Stadt.

Da die Sonne sicher unerbittlich auf diese offene, am dichten Wasserspiegel des Salzmeeres liegende Gegend scheint und diese in den Sommermonaten in heiße Dünste gehüllt sein muß, auch wegen der Nähe der öden Wüste, auf deren Boden die Sonne in ihrer ganzen Glut herniederbrennt, haben die Einwohner von En-Gedi dafür gesorgt, daß ihre Straßen sehr eng sind. Wegen der Gesimse und der Dachrinnen sieht man überhaupt nur einen schmalen blauen Streifen, wenn man den Blick zum Himmel erhebt.

Die Häuser haben fast alle zwei Stockwerke und eine Terrasse, zu der sich, trotz der Höhe, Weinreben emporgewunden haben. Außer Schatten müssen die Reben auch prächtige, süße Trauben spenden, da sie durch den Reflex der weißen Wände und der Terrassenböden zu schneller Reife gelangen und süß wie Rosinen sind. Die Reben wetteifern darin, Menschen und Tieren als Erquickung zu dienen, nicht zuletzt den zahlreichen Vögeln, vom grauen Sperling bis zur Taube, die ihr Nest in den gestutzten, überall emporwachsenden Palmen oder in Bäumen mit wundervollem Obst bauen; Bäume, die sich in Höfen oder geschlossenen Gärten zwischen den Häusern erheben und ihre Zweige mit ihrer Last der unter der fröhlichen Sonne heranreifenden Früchte über die weißen Mauern strecken, die Gewölbebögen überragen, die an manchen Stellen so zahlreich sind, daß sie wahre Galerien bilden, die nur da und dort wegen architektonischer Erfordernisse unterbrochen sind, und sich zum blauen Himmel emporrecken, der in einer so satten Farbe leuchtet, daß man den Eindruck hat, man könne ihn berühren und er müsse sich an-

fühlen wie schwerer Samt oder glattes Leder, von einem fähigen Künstler gefärbt oder bemalt mit jener vollkommenen Farbe, die etwas dunkler als ein Türkis und etwas heller als ein Saphir ist, aber wunderschön, unvergeßlich schön.

Viel Wasser gibt es hier ... Vielerlei größere und kleinere Springbrunnen müssen in den Höfen und Gärten der Häuser inmitten tausend grüner Pflanzen sprudeln. Beim Durchschreiten der verlassenen Gäßchen – verlassen, weil die Bewohner bei der Arbeit oder in ihren Häusern sind – hört man ein Tropfen, ein Glucksen, ein Rauschen, als ob ein verborgener Musiker gleichzeitig viele Harfensaiten zupfen würde, und um diesen Eindruck noch zu unterstreichen, nehmen Gewölbe und Straßenecken diese Stimmen des Wassers auf, verstärken und vermehren sie durch das Echo und bilden so ein wahres Harfenspiel.

Und dann Palmen, Palmen und wieder Palmen. Wo immer es einen kleinen Platz gibt, nicht größer als die Fläche eines gewöhnlichen Zimmers, da recken sie auch schon ihre hohen schlanken Stämme zum Himmel, wiegen sanft ihre Federkronen und werfen ihre Schatten, die um die Mittagszeit wohl senkrecht herniederfallen, auf die Mäuerchen der höchsten Terrassen, wobei sie bizarre Figuren malen.

Im Vergleich zu anderen Städten Palästinas ist diese Stadt sehr sauber. Vielleicht haben die dicht gedrängten Häuser oder die vielen Höfe und gepflegten Gärten dazu beigetragen, die Bewohner zur Reinlichkeit zu erziehen. Vielleicht werfen sie die Abfälle nicht auf die Straßen, sondern benützen sie vielmehr zum Düngen von Bäumen und Gärten; oder vielleicht ist es auch ein sehr seltener Ordnungssinn. Die Straßen sind sauber und trocken von der Sonne, und man sieht nicht die wenig appetitlichen Gemüseabfälle, kaputten Sandalen, schmutzigen Lappen, Exkreme und dergleichen, denen man selbst in Jerusalem begegnen kann, sobald man in die Außenbezirke gelangt.

Da kommt auch schon der erste Landmann von seiner Arbeit zu-

rück. Er reitet auf einem grauen Esel. Um sich vor den Mücken und Fliegen zu schützen, hat der Mann ganze Büschel von Jasmin auf seinen Esel gelegt, der dahertrabt, indem er Ohren und Schellen mitten in dem wogenden, duftenden Vorhang von Zweigen schüttelt. Der Mann schaut auf und grüßt. Der Jüngling sagt: »Komm auf den großen Platz. Dort wirst du den Rabbi, der neben mir geht, sprechen hören.«

Und dort kommt eine Schafherde vom Ortsrand, wo die Felder beginnen, und strömt in die Straße. Sie kommen sehr dicht gedrängt heran, setzen ihre Hufe dahin, wo die anderen sie hingesezt haben, alle mit gesenktem Kopf, als ob ihre Köpfe für den zarten Hals zu schwer wären. So trotten sie daher mit ihrem eigenartigen Schritt und ihren fetten Körpern, die wie auf vier Stöcke gesteckte Bündel aussehen ... Jesus, Johannes und Petrus machen es dem jungen Mann bei ihnen nach, und drücken sich ebenfalls an die warme Mauer eines Hauses, um die Schafe vorbeiziehen zu lassen. Ein Mann und ein Knabe folgen der Herde. Sie schauen die vier an und grüßen. Der Jüngling sagt: »Bringt die Schafe in die Hürde, und dann kommt mit euren Verwandten zum großen Platz! Der Rabbi von Galiläa ist bei uns. Er wird zu uns sprechen.«

Und jetzt kommt die erste Frau aus einem Haus, um ich weiß nicht wohin zu gehen. Sie ist von einer Schar Kinder umgeben. Der Jüngling sagt: »Komm mit Johannes und den Kindern, den Rabbi zu hören, den sie den Messias nennen.«

Zu dieser abendlichen Stunde öffnen sich die Häuser eines nach dem anderen und gewähren Einblick in grüne Gärten und ruhige Höfe, in denen die Tauben ihre letzte Mahlzeit halten. Der Jüngling steckt den Kopf durch alle offenen Türen und ruft: »Kommt, den Rabbi, den Herrn, zu hören.«

Schließlich gelangen sie auf eine gerade Straße, die einzige in dieser Stadt. Sie wurde nicht gebaut, wie die Einwohner es gern gehabt hätten, sondern man mußte sich nach den Palmen und den mächtigen Pistazienbäumen richten, die gewiß hundert Jahre alt sind und

in Ehren gehalten werden, da sie einst die Bürger vor einem schlimmen Hitzetod geschützt haben . . . Nun kommt im Hintergrund ein Platz, auf dem die zahlreichen Palmenstämme gleichsam die Säulen bilden. Man glaubt fast, sich in einer Säulenhalle alter Tempel oder königlicher Paläste zu befinden, in der ein ganzer Wald wohlgeordneter Steinsäulen die Decke trägt. Hier bilden die Palmstämme mit ihren Wedeln, die sich ineinander schmiegen, Säulen und eine smaragdfarbene Decke, die den weißen Platz beschattet, in dessen Mitte sich ein großer viereckiger Brunnen mit kristallklarem Wasser befindet. Das Wasser quillt aus einer kleinen Säule in der Mitte des Beckens und fällt dann in niedrigere Becken, aus denen die Tiere trinken können. In diesem Augenblick nehmen die zahmen und friedlichen Tauben den Brunnen in Anspruch und trinken und trippeln mit ihren rosa Füßchen auf dem höchsten Brunnenrand umher oder besprengen ihre Federn, deren schillernder Glanz durch die Wassertropfen, die kurze Zeit an den Federspitzen haften, noch verstärkt wird.

Es sind viele Menschen da, und auch die acht Apostel, die in verschiedenen Häusern um Unterkunft gebeten hatten. Jeder hat seine Getreuen um sich gesammelt, die begierig sind, den zu hören, den ihnen die Apostel als den verheißenen Messias angekündigt haben. Die Apostel eilen von allen Seiten auf den Meister zu, und wie einem Kometen folgt ihnen der Schweif der Menschen, die sie für ihren Herrn gewonnen haben.

Jesus erhebt die Hand, um die Apostel und die Bewohner von Engedi zu segnen. Judas des Alphäus spricht für alle: »Sieh, Herr und Meister! Wir haben getan, was du uns aufgetragen hast, und diese Menschen hier wissen, daß heute die Gnade Gottes unter ihnen ist. Aber sie wollen auch selbst das *Wort* vernehmen. Viele kennen dich vom Hörensagen. Einige sind dir schon in Jerusalem begegnet. Alle, besonders die Frauen, möchten dich kennenlernen, vor allem der Synagogenvorsteher. Da ist er. Komm her, Abraham.«

Ein greiser Mann tritt vor. Er ist gerührt. Er will sprechen, bringt

jedoch vor Erregung kein Wort von dem heraus, was er sich so schön vorbereitet hat. Er neigt sich, auf seinen Stab gestützt, um niederzuknien, doch Jesus hindert ihn daran und umarmt ihn mit den Worten: »Friede sei mit dem alten und gerechten Diener Gottes!«

Der Greis, der immer erregter wird und nicht weiß, was er nun antworten soll, sagt: »Lob sei Gott! Meine Augen haben den Verheißenen gesehen! Was könnte ich noch mehr von Gott erbitten?« Dann erhebt er die Arme und stimmt mit feierlicher Geste den Psalm Davids an [Ps 40]: »„Ich habe gehofft, gehofft auf den Herrn, und er neigte sich zu mir.“« Aber er betet nicht den ganzen Psalm, sondern nur die passenden Verse: »„Er hörte auf mein Rufen. Er zog mich aus der grauenhaften Grube, aus dem Schlamm und Morast ... Er legte mir in den Mund ein neues Lied ... Selig, wer auf den Herrn sein Vertrauen setzt ... Zahlreich hast du, o Herr, mein Gott, deine Wunder gemacht und in den Gedanken, die du hegst für uns, kommt keiner dir gleich. Wollte ich künden und reden davon, sie wären nicht aufzuzählen ...

Opfer und Gaben wolltest du nicht, aufgetan aber hast du mein Ohr ... (Er wird immer erregter.) Es steht geschrieben, deinen Willen soll ich erfüllen ... Dein Gesetz ist mir ins Herz geschrieben. Ich habe deine Gerechtigkeit in großer Versammlung verkündet. Siehe, meine Lippen habe ich nicht verschlossen, du weißt es, o Herr. Deine Gerechtigkeit habe ich in mir nicht verborgen, deine Wahrheit und das Heil, das von dir kommt, habe ich kundgetan ... Aber du, o Herr, wende deine Barmherzigkeit nicht von mir ab ... Großes Mißgeschick kam über mich ... (Und nun weint er ganz hemmungslos und spricht mit noch schwächerer und zitternder Stimme.) Ein armer Bettler bin ich, aber der Herr hat für mich gesorgt. Du bist meine Hilfe, mein Retter bist du. O mein Gott, komm, säume nicht länger!“

Das ist der Psalm, mein Herr, und ich füge noch hinzu: „Sage mir: ‚Komm‘, und ich werde mit den Psalmisten erwidern: ‚Sieh, ich komme.‘“«

Nun schweigt er und weint, und sein ganzer Glaube spiegelt sich in seinen durch das Alter verschleierte Augen wider.

Das Volk fügt erklärend hinzu: »Ihm ist die Tochter gestorben, und sie hat ihm kleine Enkelkinder hinterlassen. Seine Frau ist erblindet und ob des vielen Leides trübsinnig geworden, und von seinem einzigen Sohn hat er keine Nachricht mehr. Er ist einfach von heute auf morgen verschwunden ... «

Jesus legt seine Hand auf die Schulter des Alten und sagt zu ihm: »Die Leiden des Gerechten vergehen wie ein Flügelschlag im Vergleich zur Dauer des ewigen Lohnes. Aber wir werden deiner Sara das Augenlicht und den Verstand von früher wiedergeben, damit sie dir in deinem Alter ein Trost sei.«

»Sie heißt Colomba«, bemerkt einer aus dem Volk.

»Für ihn ist sie die Prinzessin. Doch, nun hört das Gleichnis, das ich euch erzählen will ... «

»Würdest du nicht zuerst die Augen und den Geist meiner Frau der Finsternis entreißen, damit auch sie das Wort der Weisheit vernennen kann?« fragt der alte Synagogenvorsteher besorgt.

»Kannst du glauben, daß Gott alles vermag, und daß seine Macht von dieser zur anderen Welt waltet?«

»Ja, o Herr! Ich erinnere mich an einen Abend vor vielen Jahren. Damals war ich glücklich; aber auch in meiner Freude glaubte ich an Gott. Denn so ist es doch: Solange der Mensch glücklich ist, kann er leicht den Herrn vergessen. Ich glaubte auch in jener Zeit der Freude an Gott, als meine Frau noch jung und gesund war und Elisa schön wie eine Palme heranwuchs. Sie war schon verlobt, und Eliska, ihr an Schönheit gleich, übertraf sie nur an Kraft, wie es dem Mann zukommt ... Ich war mit dem Knaben zu den Quellen in den Weinbergen gegangen, die die Mitgift von Colomba waren, und hatte Frau und Tochter am Webstuhl zurückgelassen, an dem sie das Hochzeitskleid woben ... Aber vielleicht langweile ich dich ... Der Elende träumt von seinem vergangenen Glück, das in seinem Gedächtnis haften geblieben ist ... aber andere interessiert das wohl nicht ... «

»Sprich, sprich!«

»Ich war mit dem Knaben zu den Quellen gegangen ... Wenn du von Westen her gekommen bist, weißt du, wo sie sind ... Die Quellen befanden sich am Rand des gesegneten Ortes, und von dort aus sah man in der Ferne die Wüste und die Straße, die weiß war wegen der römischen Steine und damals im Sande von Judäa noch gut sichtbar ... Später ist auch dieses Zeichen verschwunden, und es ist nichts dabei, wenn ein Zeichen sich im Sand verliert. Schlimm ist es, daß ein Zeichen Gottes verloren ging, das dich den Seelen Israels, so vielen Seelen, verkünden sollte. Mein Junge sagte: „Vater, schau! Eine große Karawane von Herren und Knechten mit Pferden und Kamelen kommt auf En-Gedi zu. Vielleicht kommen sie zu den Quellen, bevor die Sonne untergeht ...“ Ich erhob die Augen von den Reben, die ich nach einer reichen Weinlese pflegte, und schaute zur Straße hin ... Die Leute kamen direkt auf die Quellen zu. Sie stiegen von ihren Reittieren, sahen mich und fragten, ob sie für eine Nacht an diesem Ort ihre Zelte aufschlagen dürften.

„En-Gedi hat gastliche Häuser und ist ganz nahe“, antwortete ich.

„Nein, wir müssen ständig zur Flucht bereit sein, denn Herodes sucht uns. Die Wachen können von hier aus alle Wege überblicken, und so wird es leicht sein, denen zu entfliehen, die uns suchen.“

„Was für ein Verbrechen habt ihr denn begangen?“ fragte ich erstaunt und bereit, ihnen die Höhlen unserer Berge zu weisen, wie es unser heiliger Brauch Verfolgten gegenüber ist, und fügte hinzu: „Ihr seid Fremde und aus verschiedenen Gegenden. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ihr an Herodes ein Verbrechen begangen haben könnt ...“

„Wir haben den Messias angebetet, der zu Betlehem geboren wurde und zu dem uns der Stern des Herrn geführt hatte. Herodes sucht ihn, und deshalb sucht er nun auch uns, damit wir ihm sagen, wo er ihn finden kann. Er sucht ihn, um ihn zu töten. Vielleicht werden wir auf dem langen, unbekanntem Weg durch die Wüste umkommen, aber wir werden ihn nicht verraten, den Heiligen, der vom Himmel herabgestiegen ist!“

Der Messias! Der Traum eines jeden wahren Israeliten! Auch mein Traum! Er war auf der Welt! Er war in Betlehem in Judäa gemäß der Prophezeiung. Ich erkundigte mich, während ich meinen Sohn an mein Herz drückte, nach allen Neuigkeiten und sprach: „Höre, Elischa, erinnere dich, du wirst ihm sicher noch begegnen!“ Ich war schon fünfzig Jahre alt und hoffte nicht mehr, ihn sehen zu können ... und noch weniger dachte ich daran, ihm einst als Mann zu begegnen ... Elischa ... kann ihn nun nicht mehr anbeten ... «

Der Alte weint erneut; aber er faßt sich wieder und fährt fort: »Die drei Weisen sprachen sehr lieb und ruhig und erzählten mir von dir, dem heiligen Kind, und von der Mutter und vom Vater. Ich hätte gerne die ganze Nacht mit ihnen zugebracht ... doch Elischa schlief mir an der Brust ein. Ich verabschiedete mich von den drei Weisen und versprach ihnen zu schweigen, um zu verhindern, daß sie von jemandem verraten würden. Aber meiner Colomba erzählte ich im Brautgemach alles, und dies war unsere Sonne in den späteren Unglücksfällen. Dann erfuhren wir von dem Kindermord ... und all die Jahre hindurch wußte ich nicht, ob du gerettet wurdest. Jetzt weiß ich es. Aber nur ich allein, denn Elisa ist tot, Elischa ist nicht mehr da, und Colomba vermag die Frohe Botschaft nicht zu begreifen ... Aber der schon lebendige Glaube an die Allmacht Gottes wurde stärker seit jenem fernen Abend, an dem die drei Männer, alle verschiedener Rasse, Zeugnis gaben von der Allmacht Gottes, die sie zusammengeführt hatte durch die Stimme der Gestirne und der Seelen auf dem Weg zu Gott, damit sie sein Wort anbeten.«

»Und dein Glaube soll Belohnung finden. Hört ...

Was ist der Glaube? Gleich dem harten Samenkorn der Palme, oft klein, stützt er sich auf das kurze Sätzlein: „Es gibt einen Gott“, und wird von der einen Behauptung genährt: „Ich habe ihn gesehen.“ So war der Glaube Abrahams an mich, dank der Worte der drei Weisen aus dem Morgenland; so war der Glaube unseres Volkes, der von den frühesten Patriarchen auf die späteren übergegangen war, von Adam auf seine Nachkommen, von Adam, dem Sünder, dem

man aber glaubte, als er sprach „Es gibt einen Gott, und wir sind hier, weil er uns erschaffen hat, und ich habe ihn gekannt!“ Dann wurde der Glaube immer vollkommener, da er immer mehr enthüllt wurde und er unser Vermächtnis ist, erhellt durch göttliche Offenbarungen, Erscheinungen von Engeln und das Licht des Heiligen Geistes. Immer sind es kleine Samenkörner im Vergleich zum Unendlichen. Aber sie haben Wurzel gefaßt, haben die harte Scholle der Menschlichkeit mit ihren Zweifeln und Neigungen durchbrochen und über das Unkraut der Leidenschaften, der Sünden, über den Schimmel der Niedergeschlagenheit, über die Motten der Lasterhaftigkeit, über alles triumphiert. Die Seelen haben sich erhoben, sich zur Sonne gewandt, und schwingen sich immer höher zum Himmel empor, bis sie sich aus der Beschränkung des Fleisches befreit und sich mit Gott vereinigt haben, mit seiner vollkommenen Erkenntnis, seinem vollkommenen Besitz jenseits des Lebens und des Todes, mit dem wahren Leben.

Wer den Glauben besitzt, besitzt den Weg zum Leben. Wer glauben kann, verfällt nicht dem Irrtum. Er sieht, erkennt und dient Gott und besitzt das ewige Heil. Für ihn ist der Dekalog lebendig und jedes seiner Gebote ist für ihn eine Perle in seiner Krone des ewigen Lebens. Für ihn ist das Versprechen des Erlösers Heil. Ist der Gläubige schon vor meiner Ankunft auf Erden gestorben? Das macht nichts. Sein Glaube hebt ihn auf die gleiche Stufe wie jene, die sich mir mit Liebe und Vertrauen nähern. Die dahingeschiedenen Gerechten werden bald jubeln, da ihr Glaube bald seinen Lohn zeitigen wird. Ich werde hingehen, wenn ich den Willen des Vaters erfüllt habe, und sagen: „Kommt!“ und alle, die im Glauben gestorben sind, werden mit mir in das Reich des Herrn eingehen. Ahmt im Glauben die Palmen eurer Heimat nach! Aus kleinen Samenkörnlein sind sie hervorgegangen, doch stark in ihrem Willen zu wachsen, sind sie aufrecht emporgeschossen. Sie haben die Erde vergessen, verliebt in die Sonne und die Gestirne des Himmels. Glaubt an mich. Wißt zu glauben, was zu wenige in Israel glauben, und ich verspreche euch den Besitz

des Himmelreiches durch die Vergebung der Erbsünde als gerechte Belohnung für alle, die meine Lehre, welche die wunderbare Vollendung des vollkommenen Dekalogs Gottes ist, in die Tat umgesetzt haben.

Ich werde heute und auch morgen, am heiligen Sabbat, bei euch bleiben, und am Tag darauf im Morgengrauen aufbrechen. Wer Sorgen hat, komme zu mir! Wer zweifelt, komme zu mir! Wer nach dem Leben verlangt, komme zu mir, ohne Furcht, denn ich bin die Barmherzigkeit und die Liebe.«

Jesus macht ein großes Segenszeichen, um seine Zuhörer zu entlassen, damit sie sich zum Abendessen und zur Ruhe begeben können. Schon schickt er sich an wegzugehen, als eine alte Frau, die bis dahin in einem Winkel einer Gasse verborgen war, sich durch die Menge, die noch beim Meister bleiben möchte, einen Weg bahnt und sich unter dem erstaunten Aufschrei der Anwesenden zu Füßen Jesu niederwirft, indem sie ausruft: »Du Gesegneter! Es ist der Allerhöchste, der dich sendet. Gesegnet sei der Schoß, der dich getragen hat, und der mehr als der einer gewöhnlichen Frau sein muß, da er dich tragen durfte!«

Der Schrei eines Mannes ertönt gleichzeitig mit ihrer Stimme: »Colomba! Colomba! Oh! Du siehst! Du begreifst! Du sprichst weise Worte und erkennst den Herrn! O Gott, Gott meiner Väter, Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs! Gott der Propheten! Gott! Mein Gott! Sohn des Vaters! König wie der Vater! Retter im Gehorsam gegen den Vater! Gott wie der Vater und mein Gott, Gott deines Knechtes! Sei gesegnet, geliebt, gefolgt und angebetet in alle Ewigkeit!«

Der alte Synagogenvorsteher sinkt an der Seite seiner kleinen alten Frau auf die Knie, umarmt sie mit dem linken Arm, drückt sie an sein Herz, beugt sich nieder und läßt auch sie niederknien, um die Füße des Erlösers zu küssen, während ein Freudenschrei der ganzen Menge selbst die Baumstämme erzittern läßt, so gewaltig und lebhaft ist er. Die Tauben flattern aus ihren Nestern, in denen sie sich schon niedergelassen hatten, und kreisen um En-Gedi, als

wollten sie der ganzen Stadt die Frohe Botschaft verkünden, daß der Heiland in ihren Mauern weilt.

438 Elischa von En-Gedi, der geheilte Aussätzige

Vermutlich haben sie die Abreise auf Anraten der Bewohner von En-Gedi vorverlegt. Es ist noch Nacht. Der Mond, der sich täglich rundet, erhellt die Stadt mit seinem klaren Schein. Die Sträßlein liegen wie ein silbernes Netz zwischen den würfelförmigen Häusern und Gartenmauern und die magischen Strahlen des Mondes scheinen den Kalkstein in behauenen Marmor verwandelt zu haben. Palmen und andere Bäume, eingehüllt in die phosphoreszierenden Strahlen des Nachtgestirns, bieten einen faszinierenden Anblick. Die Brunnen und die kleinen Wasserläufe erwecken den Eindruck von Miniaturwasserfällen und diamantenen Halsketten. Im Laub der Bäume singen die Nachtigallen ihre goldenen Notenreihen, im Einklang mit den Stimmen der Gewässer, die in der Nacht stets klarer sind.

Die Stadt schläft noch. Aber einige der Bewohner haben sich dem abschiednehmenden Jesus angeschlossen. Es sind Männer aus den Häusern, die Jesus und die Apostel beherbergt haben, und einige andere. Der Synagogenvorsteher geht an der Seite Jesu. Er läßt es sich nicht nehmen, Jesus zu begleiten, nicht einmal, als dieser ihn, bevor sie zu den Feldern gelangen, darum bittet.

Sie gehen in Richtung Masada, nicht auf der unteren Straße am Toten Meer entlang, von der ich höre, daß sie in der Nacht gefährlich ist, sondern auf einem Weg mehr landeinwärts, der in die Hügel längs der Küste eingeschnitten ist.

Herrlich, diese Oase in der Mondnacht! Man glaubt in einem Traumland zu wandern . . . Dann hört die eigentliche Oase auf, und die Palmen werden seltener. Sie befinden sich nun wieder im Bergland mit seinen hochstämmigen Bäumen, seinen Wiesen und seinen in die Flanken der Felsen gehauenen Höhlen, wie man sie bei fast allen Bergen Palästinas antrifft. Aber hier scheinen sie mir zahlreicher

zu sein, und ihre eigenartigen Öffnungen, bald länglich, bald flach, bald gerade, bald schief, bald halbrund, bald spaltenartig, haben im Mondlicht etwas Erschreckendes an sich.

»Abraham, die Straße ist weiter unten. Warum steigst du wieder höher hinauf und machst auf diesem unwegsamen Pfad einen Umweg?« mahnt einer von En-Gedi.

»Weil ich dem Messias etwas zeigen muß und ihn bitten möchte, zu den großen Wohltaten, die er uns erwiesen hat, noch etwas hinzuzufügen. Wenn ihr jedoch müde seid, dann geht nach Hause oder wartet hier auf mich, und ich gehe allein«, entgegnet der alte Synagogenvorsteher, der schwer atmend auf dem schwierigen, steilen Pfad emporklettert.

»O nein! Wir kommen mit dir. Aber es tut uns leid, sehen zu müssen, wie du dich abmühst. Du setzt dein Herz einer zu harten Probe aus ... «

»Oh, es ist nicht der Pfad! ... Es ist etwas anderes! Es ist ein Schwert, das in meinem Herzen bohrt ... eine Hoffnung, die mein Herz erfüllt. Kommt, meine Söhne, und ihr werdet sehen, welch ein Schmerz, welch ein Leid im Herzen dessen war, der euch in all euren Schmerzen stets Trost schenkte! Welch eine ... nicht Verzweiflung, das nicht, aber ... Überzeugung, sich damit abfinden zu müssen, keine Freude mehr erleben zu können, war in dem, der euch immer gesagt hat, daß ihr auf den Herrn hoffen sollt, der alles vermag ... Ich habe euch gelehrt, an den Messias zu glauben ... erinnert ihr euch daran, wie ich, als ich es tun konnte, ohne ihm Schaden zuzufügen, mit Vertrauen von ihm sprach? Ihr sagtet: „Aber der Kindermord des Herodes?“ Ja, ja, das war ein großer Stachel im Herzen! Aber ich klammerte mich mit aller Kraft an die Hoffnung ... Ich sagte: „Wenn Gott den Dreien, die nicht einmal aus Israel waren, den Stern gesandt hat, um sie einzuladen, das Messiaskind anzubeten, und sie durch ihn zu dem armen Hause führte, das den Rabbis von Israel und selbst den Hohenpriestern und Schriftgelehrten unbekannt war; wenn er sie im Schlaf aufforderte, nicht zu Herodes zurückzukehren,

um den Knaben zu retten, wird er dann nicht mit noch viel größerer Macht den Vater und die Mutter aufgefordert haben zu fliehen, um die Hoffnung Gottes und der Menschen in Sicherheit zu bringen?“

Der Glaube an seine Rettung wuchs, vergeblich waren die Angriffe der menschlichen Zweifel und das Gerede anderer ... und, als mich der größte Schmerz traf, der einen Vater treffen kann ... als ich einen Lebenden zu Grab geleiten und ihm sagen mußte: „Bleibe hier, solange du lebst, und bedenke, wenn dich die Sehnsucht nach mütterlicher Liebkosung oder ein anderer Grund zu den Häusern treiben würde, müßte ich dich als erster verfluchen und steinigen und dich dorthin verbannen, wo nicht einmal meine trostlose Liebe dir Hilfe bringen könnte.“ Als ich das tun mußte ... habe ich mich noch mehr an den Glauben an Gott, den Erlöser, geklammert und zu mir selbst und zu meinem Sohn gesagt ... meinem aussätzigen Sohn ... versteht ihr! ... meinem Aussätzigen: „Neigen wir das Haupt vor dem Willen des Herrn und glauben wir an seinen Messias! Ich, Abraham ... du, Isaak, geopfert in der Krankheit und nicht im Feuer, bringen wir den Schmerz dar, um das Wunder zu erhalten ...“ Jeden Monat, bei jedem heimlichen Besuch, beladen mit Nahrungsmitteln ... Kleidern ... und Liebe, die ich in einer gewissen Entfernung von meinem Kind niederlegte, weil ich zurückkehren mußte zu euch, meinen Kindern, und zu meiner Gattin, die durch den furchtbaren Schmerz erblindet und stumpfsinnig geworden war ... in mein Haus ohne Kinder ... ohne den Frieden der gegenseitigen bewußten Liebe ... in meine Synagoge, um dort von Gott zu sprechen ... von seiner Größe ... von der Schönheit seiner Schöpfung ... während ich das Bild meines von der Krankheit zerfressenen Sohnes vor Augen hatte ... den ich nicht einmal verteidigen konnte, wenn ihm zur Last gelegt wurde, daß er ein Undankbarer oder ein Verbrecher sei, der von zu Hause weggelaufen ist ... jeden Monat, wenn ich als Vater diese Pilgerfahrt zum Grab meines lebendigen Sohnes machte, sagte ich ihm, um ihn zu ermutigen: „Der Messias ist da. Er wird kommen und dich heilen ...“

Im vergangenen Jahr, als ich zu Ostern nach Jerusalem ging und dich in der kurzen Zeit suchte, die ich fern von meiner blinden Frau war, sagte man mir: „Er ist wirklich da. Er war gestern hier und hat auch Aussätzige geheilt. Er wandert heilend, tröstend und lehrend durch Palästina.“ Oh, da kehrte ich so schnell zurück, daß ich einem Jüngling glich, der zur Hochzeit geht! Ich habe nicht einmal in En-Gedi angehalten, sondern bin hierher gekommen und habe ihn gerufen, meinen Sohn, mein Kind, meinen Nachkommen, der dahinstirbt, und habe ihm gesagt: „Er wird kommen!“

Herr, du hast so viel Gutes in unserer Stadt getan. Laß bei deiner Abreise keinen Kranken zurück ... Selbst die Bäume und die Tiere hast du uns gesegnet ... und willst doch sicher nicht ... Du hast meine Frau geheilt ... Wirst du mit der Frucht ihres Schoßes kein Erbarmen haben? ... Gib der Mutter ihren Sohn zurück, du, der du der vollkommene Sohn einer Mutter voll der Gnaden bist.

Im Namen deiner Mutter hab Erbarmen mit mir, mit uns! ... «

Alle weinen mit dem Alten, dessen Worte mächtig und herzerreißend gewesen sind ... und Jesus nimmt ihn in seine Arme, seufzt und sagt zu ihm: »Weine nicht mehr! Gehen wir zu deinem Elischa. Dein Glaube, deine Gerechtigkeit, deine Hoffnung verdienen dies und noch mehr. Weine nicht, Vater. Zögern wir nicht länger, ein Geschöpf von seinem schrecklichen Leben zu befreien.«

»Der Mond entschwindet am Horizont, und der Pfad ist schwierig. Könnten wir nicht bis zum Morgengrauen warten?« sagen einige.

»Nein. Harzhaltige Bäume umgeben uns. Nehmt einige Äste, zündet sie an, und dann gehen wir weiter«, befiehlt Jesus.

Sie steigen weiter auf dem schmalen und beschwerlichen Pfad empor, der das trockene Bett eines Baches zu sein scheint. Die rauchenden Fackeln knistern und verbreiten einen starken Harzgeruch.

Eine Höhle mit einem engen Eingang, der hinter einem üppigen, am Rand einer Quelle wachsenden Gebüsch verborgen ist, zeigt sich jenseits eines schmalen Plateaus. Das Quellwasser ergießt sich in eine Kluft, die sich in der Mitte öffnet.

»Dort lebt seit Jahren Elischa . . . und wartet auf den Tod oder auf die Gnade Gottes . . . « sagt der Alte mit leiser Stimme, indem er auf die Höhle weist.

»Rufe deinen Sohn. Tröste ihn. Er soll sich nicht fürchten, sondern glauben.«

Abraham ruft laut: »Elischa! Elischa, mein Sohn!« und wiederholt den Ruf, zitternd vor Angst wegen des Schweigens, das die einzige Antwort ist.

»Ist er vielleicht gestorben?« sagen einige.

»Nein! Gestorben, jetzt, am Ende seiner Qual! Ohne eine Freude, nein! Mein männlicher Nachkomme!« seufzt der Vater . . .

»Weine nicht. Rufe noch einmal.«

»Elischa! Elischa! Warum antwortest du nicht auf . . . «

»Vater! Mein Vater! Warum kommst du zu so ungewöhnlicher Stunde? Ist vielleicht die Mutter gestorben, und kommst du, um . . . « Die Stimme nähert sich, und ein Gespenst schiebt die Zweige beiseite, die den Eingang der Höhle bedecken, ein schreckliches Gespenst, ein Skelett, halb nackt und zerfressen . . . das beim Anblick so vieler Menschen mit Fackeln und Stöcken an wer weiß was denkt und zurückweicht mit dem Schrei: »Vater, warum hast du mich verraten? Nie bin ich von hier fortgegangen . . . Weshalb bringst du mir die Steiniger?!« Die Stimme entfernt sich wieder, während von der Erscheinung nichts mehr bleibt als schwankende Zweige.

»Beruhige ihn! Sage ihm, daß der Erlöser hier ist!« drängt Jesus.

Aber der Mann hat keine Kraft mehr . . . Er weint trostlos . . . Da spricht Jesus: »Sohn des Abraham und des Vaters im Himmel, höre mich an! Es erfüllt sich, was dein rechtschaffener Vater dir prophezeit hat. Hier ist der Erlöser, und bei ihm sind deine Freunde von En-Gedi und die Apostel des Messias. Sie sind gekommen, um sich über deine Auferstehung zu freuen. Komm, fürchte dich nicht! Komm hervor bis zum Spalt, und ich werde dir entgegengehen und dich berühren, und du wirst rein werden. Komm ohne Furcht zum Herrn, der dich liebt!«

Die Zweige werden wieder beiseitegeschoben, und der Aussätzige schaut ängstlich aus der Höhle. Er sieht Jesus, eine weiße Gestalt, die auf dem Rasen des Plateaus wandelt und am Rand der Kluft stehenbleibt. Er sieht die anderen ... und ganz besonders den alten Vater, der wie bezaubert Jesus folgt, mit ausgestreckten Armen und mit auf seinen aussätzigen Sohn gerichteten Augen. Er beruhigt sich und kommt vorwärts. Er hinkt, vielleicht wegen der Wunden an den Füßen ... Er streckt Jesus seine Arme mit den zerfressenen Händen entgegen ... dann bleibt er Jesus gegenüber stehen ... und schaut ihn an. Jesus breitet seine so schönen Hände aus, erhebt die Augen zum Himmel und scheint alles Licht der zahllosen Sterne in sich zu sammeln und den reinen Glanz auf das unreine Fleisch, das faule, zerfressene Fleisch zu übertragen, das die Fackeln, die, damit sie mehr Licht geben, geschüttelt werden, in ihrem roten Schein noch schrecklicher aussehen lassen.

Jesus neigt sich über den Spalt, berührt mit seinen Fingerspitzen die Fingerspitzen des Aussätzigen und spricht: »Ich will!« Er sagt es mit einem lebenswürdigen Lächeln von unaussprechlicher Schönheit. Er wiederholt noch zweimal: »Ich will!« Er betet und befiehlt mit diesem Wort ...

Dann löst er sich von ihm, tritt einen Schritt zurück, breitet seine Arme in Kreuzesform aus und spricht: »Wenn du gereinigt sein wirst, geh und verkünde den Herrn, denn ihm gehörst du an. Denke daran, daß Gott dich geliebt hat, damit du ein guter Israelit und ein guter Sohn seiest. Nimm eine Braut, zeuge Söhne und erziehe sie im Glauben an den Herrn. Sieh, die Zeit der herben Bitterkeit ist nun vorüber. Preise Gott dafür und sei glücklich!«

Dann dreht er sich um und spricht: »Ihr mit den Fackeln! Kommt heran und seht, was der Herr für jene zu tun vermag, die es verdienen.«

Er senkt die Arme, die so ausgebreitet durch den herabhängenden Mantel die Sicht auf den Aussätzigen versperrt, und tritt zur Seite.

Zuerst schreit der alte Vater laut auf, der hinter Jesus kniet: »Sohn!

Sohn! Sohn! Wie du in deinem zwanzigsten Lebensjahr warst! Schön wie damals! Gesund wie damals! Schön, ja schöner als damals! ... Oh! Ein Brett, ein Ast, irgend etwas, um zu dir zu kommen!« Und er will zu ihm hinüberstürzen.

Aber Jesus hält ihn zurück: »Nein, deine Freude soll dich nicht veranlassen, das Gesetz zu übertreten. Erst muß er sich reinigen. Schau ihn an! Küsse ihn mit den Augen und dem Herzen, und sei tapfer, wie du es so viele Jahre gewesen bist, und sei glücklich ... «

Dies ist tatsächlich ein vollständiges Wunder. Es ist nicht nur eine Heilung, sondern eine Wiederherstellung alles dessen, was die Krankheit zerstört hatte, denn der Mann, um die Vierzig, ist unversehrt, als sei er nie krank gewesen. Nur seine starke Magerkeit bleibt ihm, die ihm ein asketisches Aussehen von ungewöhnlicher, übernatürlicher Schönheit verleiht. Er bewegt die Arme, kniet nieder und preist Gott. Er weiß nicht, was er tun soll, um Jesus zu danken. Schließlich sieht er Blumen zwischen den Gräsern. Er pflückt sie, küßt sie und wirft sie über den Spalt vor die Füße des Erlösers.

»Laßt uns gehen! Ihr von En-Gedi, bleibt bei eurem Synagogenvorsteher, und wir gehen weiter nach Masada.«

»Aber ihr wißt ja nicht ... Ihr seht ja nicht ... «

»Ich kenne den Weg. Alles kenne ich! Alle Wege des Landes und die der Herzen, auf denen Gott und der Feind Gottes gehen, und ich sehe, wer den einen oder den anderen aufnimmt. Bleibt in meinem Frieden! Es wird bald Tag, und bis zum Morgengrauen werden wir mit brennenden Zweigen Licht machen. Abraham, komm, daß ich dir den Abschiedskuß geben kann. Der Herr sei mit dir, wie er bisher war, und mit den Deinen und der ganzen Stadt.«

»Wirst du nicht mehr zu uns zurückkehren, Herr, um mein Haus im Glück zu sehen?«

»Nein. Ich bin bald am Ziel. Aber im Himmel wirst du bei mir sein, und die Deinen ebenfalls. Liebt einander und erzieht die Kleinen im Glauben an Christus ... Lebt wohl, ihr alle. Friede und Segen euch und euren Familien. Der Friede sei mit dir, Elischa. Sei vollkommen

aus Dankbarkeit gegen den Herrn! Kommt, meine Apostel ... «

Er geht an der Spitze seines kleinen Gefolges, das brennende Zweige hochhält, und entschwindet alsbald in seinem weißen Gewand hinter einem Felsvorsprung. Auch die Apostel entschwinden einer nach dem anderen den Augen der Zurückgebliebenen. Das Geräusch ihrer Schritte entfernt sich und wird immer leiser. Und auch der rötliche Schein ihrer flammenden Fackeln entschwindet ...

Vater und Sohn bleiben auf dem schmalen Plateau. Sie sitzen auf den gegenüberliegenden Rändern der Kluft und betrachten einander ... Im Hintergrund die Leute von En-Gedi, die voller Verwunderung flüstern ... Sie warten den Morgen ab, um mit der Botschaft von der wunderbaren Heilung in ihre Ortschaft zurückzukehren.

439 In Masada

Sie erklimmen einen Saumpfad hinan zu einer Stadt, die wie ein Adlernest auf einer Alpenspitze aussieht. Es ist wirklich eine einsame Höhe, um die herum der Berg steil abfällt, so wie sie die Adler für ihre königlichen Liebesaffären aufsuchen, bei denen sie Zeugen und Gemeinschaft verschmähen. Dort hinauf steigen sie nun mit großer Mühe, und gehen dabei von Westen nach Osten. Hinter ihnen liegt die zusammenhängende Bergkette, die einen Teil des Gebirges von Judäa ausmacht und mit einem mächtigen Ausläufer endet, ähnlich der starken Bastion eines gewaltigen Mauerwerkes, das sich in westlicher Richtung auf das Tote Meer zu erhebt und dessen südlichsten Zipfel berührt.

»Welch ein Weg, mein Gott!« seufzt Petrus.

»Noch schlimmer als der von Jiftach-El«, bestätigt Matthäus.

»Aber andererseits regnet es hier nicht, und der Pfad ist weder feucht noch schlüpfrig. Das ist auch schon etwas ... « bemerkt Thadäus.

»O ja, diesen Trost haben wir ... aber es ist auch der einzige. Sei beruhigt, die Feinde werden dich nicht erobern! Wenn dich kein Erd-

beben zu Fall bringt, wirst du nicht fallen, durch keines Menschen Hand!« sagt Petrus, indem er sich an die befestigte Stadt wendet, die sicher im Ring ihrer Mauern eingeschlossen ist und deren Häuser so dicht gedrängt sind, wie die Kerne eines Granatapfels im Schrein ihrer Schale.

»Glaubst du das, Petrus?« fragt Jesus.

»Ob ich es glaube? Ich sehe es, und das gibt mir größere Gewißheit!«

Jesus schüttelt den Kopf und antwortet nichts.

»Vielleicht wäre es besser gewesen, von der Meerseite her aufzusteigen. Wenn Simon hier gewesen wäre ... Er kennt sich in dieser Gegend aus«, seufzt Bartholomäus, dem die Kräfte schwinden.

»Wenn wir in der Stadt sind und ihr den anderen Weg seht, werdet ihr mir danken, daß ich diesen hier gewählt habe. Auf dieser Seite kann wohl ein Mensch nur mit großer Mühe den Berg ersteigen, auf der anderen hingegen würde es selbst eine Ziege Mühe kosten«, antwortet Jesus.

»Woher weißt du das? Hat dir das jemand gesagt, oder ... «

»Ich weiß es. Übrigens wohnt auf dieser Seite auch die Schwiegertochter des Hananias. Zuallererst will ich mit ihr sprechen.«

»Meister ... gibt es da oben keine Gefahren? ... Denn ... hier könnten wir nicht so schnell entkommen, wenn sie uns verfolgen würden ... Schau, welche Abgründe und welche schroffe Felsen! ... « sagt Thomas.

»Habt keine Furcht. Wir werden hier zwar kein En-Gedi vorfinden ... En-Gedi gibt es nur sehr wenige in Israel. Aber es wird uns nichts Schlimmes zustoßen.«

»Und warum? ... Du weißt doch, daß es eine Festung des Herodes ist?«

»Und? Fürchte dich nicht, Thomas! Solange die Stunde noch nicht gekommen ist, wird nichts wirklich Schlimmes geschehen.«

Sie gehen weiter und gelangen zu den Festungsmauern, als die Sonne bereits hoch steht. Doch die Höhenlage mildert die Hitze.

Sie betreten die Stadt durch den Bogen einer engen, dunklen Pforte. Das Mauerwerk der Bastion ist gewaltig, mit gedrungenen Türmen und engen Schießscharten.

»Welch eine Mausefalle!« sagt Matthäus.

»Ich denke an die Unglücklichen, die dieses Material einst heraufgeschleppt haben, diese Blöcke, diese eisernen Platten ...« sagt Jakobus des Alphäus.

»Heilige Liebe zum Vaterland und zur Unabhängigkeit erleichterte den Männern des Jonatan des Makkabäers ihre Lasten. Die schlimme Eigenliebe und die Angst vor dem Zorn des Volkes legten ein schweres Joch auf die Schultern der Untergebenen des Herodes, der sie sich zu Sklaven machte. Mit Blut und Tränen getauft, wird diese Stadt untergehen, wenn die Stunde der göttlichen Strafe gekommen ist.«

»Meister, aber was hat das mit den Einwohnern zu tun?«

»Nichts und alles. Denn wenn die Untergebenen den Vorgesetzten in ihren Sünden oder Verdiensten nacheifern, haben sie auch teil an deren Belohnung oder Strafe. Aber seht, da ist schon das Haus, das dritte Haus in der zweiten Straße, mit dem Brunnen davor. Gehen wir ...«

Jesus klopft an das verschlossene Tor eines hohen, schmalen Hauses. Ein Knabe öffnet.

»Bist du ein Verwandter des Hananias?«

»Ich trage seinen Namen, denn er ist der Vater meines Vaters.«

»Rufe deine Mutter. Sage ihr, daß ich von der Ortschaft komme, in der Hananias lebt und wo sich das Grab ihres verstorbenen Gatten befindet.«

Der Knabe geht und kommt zurück. »Sie hat gesagt, daß sie nichts von dem Alten wissen will und daß du gehen kannst.«

Jesus macht ein sehr strenges Gesicht. »Ich werde nicht fortgehen, bevor ich sie nicht gesprochen habe. Junge, geh und sage ihr, daß Jesus von Nazaret hier ist, an den ihr Gatte geglaubt hat, und daß er sie sprechen will. Sage ihr, sie solle nichts fürchten. Der alte Vater ist nicht da ...«

Der Knabe geht wieder und kehrt lange nicht zurück. Leute sind stehengeblieben, und einige befragen die Jünger. Aber ihre Gesichtszüge sind hart, gleichgültig oder ironisch . . . Die Apostel versuchen, höflich zu sein, sind aber sichtlich beeindruckt. Schließlich kommen auch die Prominenten des Ortes und Bewaffnete. Die einen wie die andern haben Galgengesichter, die wenig Vertrauen einflößen.

Jesus steht mit verschränkten Armen auf der Schwelle und wartet geduldig und in sich versunken.

Schließlich kommt die Frau. Sie ist groß, braun, mit einem harten Blick und einem scharf geschnittenen Profil. Sie ist weder häßlich, noch alt, aber ihre Miene läßt sie alt und häßlich erscheinen. »Was willst du? Beeile dich, denn ich habe zu tun«, sagt sie hochnäsig.

»Ich will nichts. Nichts. Sei dessen versichert. Ich bringe dir nur die Verzeihung des Hananias, seine Liebe, sein Gebet . . . «

»Ich werde ihn nicht wieder aufnehmen. Es ist zwecklos zu beten. Ich will keine alten Plagegeister. Alles ist zu Ende zwischen uns. Außerdem werde ich bald eine neue Ehe eingehen, und ich kann dem Haus eines Reichen nicht einen groben Bauern aufbürden, wie er einer ist. Ich habe einen genügend großen Fehler begangen, als ich seinen Sohn zum Gatten nahm! Damals war ich ein törichtes Mädchen, das nur auf die Schönheit des Mannes sah. Ein Unglück für mich! Verflucht sei das Schicksal, das ihn auf meinen Weg führte! Verflucht sei auch die Erinnerung an . . . « Sie spricht wie ein Maschinengewehr.

»Genug! Achte die Lebenden und die Toten, deren du nicht würdig warst, Frau, die du härter als Stein bist. Unheil komme über dich! Ja! Unheil! Denn in dir wohnt keine Nächstenliebe, und deshalb ist Satan in dir. Aber erzittere, o Frau! Erzittere, daß die Tränen des Alten und die deines Mannes, den du gewiß mit deiner Lieblosigkeit bedrückt hast, nicht zu einem Feuerregen werden für dich und für alles, was dir teuer ist. Du hast Kinder, o Frau! . . . «

»Kinder! O daß ich sie nicht hätte! Dann wäre auch das letzte Band zerrissen. Ich will nichts mehr davon wissen. Ich will dich

nicht anhören. Geh fort! Ich bin in meinem Haus, im Hause meines Bruders. Ich kenne dich nicht. Ich will nicht an den Alten erinnert werden. Nein . . . « kreischt sie wie eine lebendig gerupfte Elster, wie eine wahre Hexe . . .

»Hüte dich!« sagt Jesus.

»Du drohst mir?«

»Ich erinnere dich an Gott, an das Gesetz, aus Mitleid mit deiner Seele! Was für Söhne willst du mit so einer Gesinnung erziehen? Fürchtest du das Gericht Gottes nicht?«

»Oh, genug! Saul, geh und rufe meinen Bruder und sage ihm, daß er mit Jonatan kommen soll. Ich werde es dir schon zeigen! Dir . . . !«

»O nein, das ist nicht nötig. Gott wird deine Seele zu nichts zwingen. Leb wohl.«

Jesus geht weg, indem er sich einen Weg durch die Menge bahnt. Die Straße zwischen den hohen Häusern ist eng, und die Stadt ist zur Verteidigung sehr geeignet. Aber der Schwerpunkt dieser Verteidigung selbst liegt auf der Ostseite, dort, wo alles hunderte von Metern abfällt und das zierliche Band eines unglaublich steilen Zickzackweges vom Ufer des Meeres in der Ebene zur Höhe des Berges heraufführt.

Jesus geht zu einem kleinen Platz, der für die Aufstellung von Kriegsmaschinen vorgesehen ist, und beginnt zu reden. Er wiederholt seine Einladung zum Himmelreich, das er allgemein beschreibt. Während dieser Ausführungen teilt sich die kleine, eher neugierige als gläubige Menge und gibt einen Weg frei, um die Prominenten durchzulassen, die laut miteinander reden. Kaum sind sie bei Jesus angelangt, als sie ihm schon, alle durcheinander redend und sich nur in der Ablehnung Jesu einig, befehlen: »Geh fort! Hier reicht es, wenn *wir* die Kinder Israels belehren.«

»Fort! Unsere Frauen haben es nicht nötig, von dir getadelt zu werden, du Galiläer!«

»Fort, du Gegner des Gesetzes! Wie kannst du dich unterstehen, in einer vom großen Herodes geliebten Stadt die Frau eines Hero-

dianers zu beleidigen? Du, der du von Geburt an seine souveränen Rechte usurpiert hast, fort von hier!«

Jesus schaut sie an, besonders die letzteren, und sagt nur das eine Wort: »Heuchler!«

»Fort, fort!«

Ein wahrer Tumult entsteht. Unzählige einander widersprechende Stimmen, die ihre Kaste entweder anklagen oder verteidigen. Man versteht nichts mehr. Auf dem engen kleinen Platz kreischen Frauen und werden ohnmächtig, Kinder weinen, Bewaffnete kommen von der wirklichen und eigentlichen Burg und bahnen sich einen Weg durch die Menge. Um sich Platz zu schaffen, mißhandeln sie die dichtgedrängten Menschen, die ihrerseits ihrem Unwillen Luft machen, indem die einen Herodes und seine Soldaten, die anderen den Messias und seine Anhänger beschimpfen. Ein Heidenlärm. Die Apostel, dicht um Jesus geschart, die einzigen, die ihn mehr oder weniger mutig verteidigen, überhäufen die anderen mit gesalzenen Vorwürfen, und sie haben welche für alle.

Jesus ruft sie zur Ordnung: »Gehen wir fort von hier! Wir werden hinten herumgehen und die Stadt verlassen . . . «

»Und zwar für immer, weißt du? Für immer!« brüllt Petrus, der rot vor Zorn ist.

»Ja, für immer . . . «

Einer nach dem anderen gehen sie weg, und der Letzte ist trotz allen Widerspruchs der Seinen Jesus selbst. Die Wächter, die sich ebenfalls über den „verlachten Propheten“ lustig machen und allerlei Witze reißen, sind wenigstens so verständig, daß sie sich beeilen, das kleine Tor hinter Jesus zu schließen, sich dagegen lehnen und ihre Waffen auf die von dem Platz Herankommenden richten.

Jesus wandert auf dem engen Pfad, der rings um die Stadtmauer führt und nur zwei Spannen breit ist. Auf der einen Seite ist die Leere, der Tod. Die Apostel folgen ihm und vermeiden es ängstlich, in die Tiefe zu schauen.

Nun sind sie wieder an dem Tor angelangt, durch das sie die Stadt

betreten haben. Ohne anzuhalten beginnt Jesus den Abstieg. Auch auf dieser Seite ist das Tor verschlossen worden.

Als die Stadt schon viele Meter hinter ihnen liegt, bleibt Jesus stehen und legt seine Hand auf die Schulter des Petrus, der sich den Schweiß abtrocknet und sagt: »Da sind wir noch einmal davongekommen! Verfluchte Stadt! Verfluchte Frau! Oh, armer Hananias! Diese ist viel schlimmer als meine Schwiegermutter! . . . Welch eine Schlange!«

»Ja, sie hat ein Herz, so kalt wie das der Schlangen . . . Simon des Jona, was sagst du? Scheint dir die Stadt mit allen ihren Verteidigungsanlagen sicher zu sein?«

»Nein, Herr! Gott ist nicht in ihr. Ich sage, daß sie das gleiche Los treffen wird wie Sodom und Gomorra.«

»Das hast du gut gesagt, Simon des Jona. Sie lenkt die Blitze des göttlichen Zornes auf sich, und nicht so sehr, weil sie mich verjagt hat, als vielmehr, weil in ihr der Dekalog in all seinen Geboten mißachtet wird. Gehen wir jetzt. Eine schattige Höhle wird uns in diesen heißen Mittagsstunden aufnehmen. Und um die Zeit des Sonnenuntergangs gehen wir dann nach Kerijot weiter, solange uns der Mond Licht gibt . . . «

»Mein Meister!« seufzt Johannes mit einem unversehenen Tränenausbruch.

»Was hast du denn?« fragen alle.

Johannes spricht nicht. Er weint, die Hände vor dem Gesicht und etwas vornübergebeugt . . . Er gleicht schon dem von Schmerz zerrissenen Johannes der Passion . . .

»Weine nicht! Komm her . . . Wir haben noch manche schöne Stunde vor uns«, sagt Jesus, indem er ihn an sich zieht. Das tröstet zwar sein Herz, vermehrt aber auch seine Tränen: »Oh, Meister! Mein Meister! Was werde ich tun?! Was werde ich tun?!«

»Aber wann, mein Bruder?«

»Wann, Freund?« fragen Jakobus und die anderen.

Johannes zögert mit der Antwort. Dann erhebt er sein Antlitz und

wirft seine Arme um den Hals Jesu. Er zwingt ihn so, sich über sein verzerrtes Gesicht zu beugen, und antwortet ihm, anstatt denen, die ihn gefragt haben: »Wenn ich dich sterben sehe!«

»Gott wird dir, seinem geliebten Sohn, beistehen! Sein Beistand wird dir nie fehlen. Weine nicht mehr. Laßt uns gehen! Gehen wir ...« Und Jesus nimmt den von Tränen Geblendeten bei der Hand und setzt den Abstieg fort ...

440 Im Landhaus Marias, der Mutter des Judas

An einem frischen und strahlenden Morgen gelangen sie zum Landhaus des Judas. Die Apfelbäume sind taubenetzt, und der Rasen darunter ist ein Teppich von Blumen, auf denen Bienen summen. Die Fenster des Hauses sind bereits alle geöffnet. Die kräftige Frau, die die Geschäfte des Hauses leitet und ihre Herrschaft durch große Güte mäßigt, gibt den Knechten und Bauern Aufträge und verteilt eigenhändig Nahrungsmittel an sie, bevor sie jeden an seine Arbeit schickt. Durch die weit geöffnete Tür sieht man sie in der geräumigen Küche in ihrem dunklen Gewand hin- und hergehen. Sie spricht bald mit diesem, bald mit jenem und versorgt jeden Arbeiter mit dem Notwendigen. Ein Schwarm Tauben wartet gurrend vor der Tür; auch sie wollen ihren Anteil haben.

Jesus nähert sich lächelnd, und er ist schon fast an der Tür, als Maria des Simon mit einem Säcklein Körner in der Hand auf der Schwelle erscheint und sagt: »Jetzt seid ihr an der Reihe, meine Täubchen. Das ist eure erste Mahlzeit, und dann geht fröhlich an die Sonne, den Herrn zu loben. Brav, brav! Es ist für alle etwas da und es gibt keinen Grund, euch zu streiten ...« Dann streut sie die Körner in alle Richtungen aus, um heftige Streitereien unter den gefräßigen Tierlein zu vermeiden. Sie hat Jesus noch nicht erblickt, denn sie steht mit geneigtem Haupt da, und nun bückt sie sich sogar, um die Vögel zu streicheln, die ihr zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit die Zehen picken. Maria nimmt ein Täubchen in die Hand und

streichelt es, dann setzt sie es wieder auf den Boden und seufzt.

Jesus tut einen Schritt vorwärts und sagt: »Der Friede sei mit dir, Maria, und mit deinem Haus!«

»Der Meister!« ruft die Frau, läßt das Säcklein, das sie unter dem Arm hält, fallen, und eilt Jesus entgegen, wobei sie die Tauben in die Flucht treibt; letztere kehren aber sofort zurück, um hartnäckig an der Schnur des Säckleins und an der Leinwand zu zupfen.

»O Herr! Welch ein heiliger und seliger Tag!« Sie schickt sich an, niederzuknien, um die Füße Jesu zu küssen.

Aber er hindert sie daran mit den Worten: »Die Mütter meiner Apostel und die heiligen Israelitinnen dürfen sich bei meinem Erscheinen nicht wie Sklavinnen erniedrigen. Sie haben mir die Treue ihres Geistes und ihre Söhne geschenkt. Ihnen gilt meine besondere Liebe.«

Die Mutter des Judas küßt ihm gerührt die Hände und flüstert: »Danke, Herr!«

Dann erhebt sie das Haupt und bemerkt die Gruppe der Apostel, die bei den letzten Bäumen stehengeblieben sind, und daß ihr Sohn ihr nicht entgegenkommt. Als sie genauer hinschaut, wird sie bleich vor Schrecken. Sie schreit fast auf bei der Frage: »Mein Sohn, wo ist er?« und schaut dabei Jesus mit Furcht und Sorge an.

»Habe keine Sorge, Maria. Ich habe ihn mit Simon dem Zeloten zum Haus des Lazarus geschickt. Wenn ich mich in Masada hätte aufhalten können, wie ich es vorhatte, würde ich ihn hier finden. Aber ich konnte dort nicht bleiben. Die feindlich gesinnte Stadt hat mich verjagt, und ich bin sogleich hierher gekommen, um bei einer Mutter Trost zu finden und ihr selbst Trost zu bringen, indem ich ihr sage, daß ihr Sohn dem Meister dient«, sagt Jesus und unterstreicht dabei die letzten Worte, um ihnen eine besondere Bedeutung zu geben.

Maria ist wie eine welke Blume, die sich wieder erholt. Wieder kommen Farbe auf ihre Wangen und Licht in ihren Blick. Sie fragt: »Wirklich, Herr? Ist er gut? Bist du mit ihm zufrieden? Ja? Oh, wel-

che Freude! Freude für das Herz einer Mutter! Ich habe so viel gebetet! So viel! Ich habe so viele Almosen gegeben! So viele! Und Bußübungen ... So viele ... Was würde ich nicht alles tun, um aus meinem Sohn einen Heiligen zu machen! Danke, Herr! Danke, daß du ihm so viel Liebe schenkst. Denn deine Liebe ist es, die ihn rettet, meinen Judas ... «

»Ja. Es ist „unsere“ Liebe, die ihn ... aufrecht hält ... «

»Unsere Liebe! Wie gut bist du, Herr, daß du meine arme Liebe der deinigen so annäherst, sie vereinigst mit deiner göttlichen Liebe! ... Oh, was für Worte hast du mir da geschenkt! Welch eine Gewißheit! Welch einen Trost und welchen Frieden gibst du mir damit! Solange meine arme Liebe allein wirkte, vermochte sie wenig. Aber du, mit deiner Verzeihung ... denn du kennst seine Fehler. Du, mit deiner unendlichen Liebe, die umso mehr zu wachsen scheint, als er ihrer nach einer Sünde bedarf. Oh, du ... Mein Judas wird sich endlich überwinden, für immer. Nicht wahr, Meister?« Die Frau blickt ihn mit ihren ernsten, tiefen Augen an, die Hände zum Gebet gefaltet.

Jesus ... oh! Jesus, der nicht „Ja“ sagen kann, ihr aber auch diese Stunde des Friedens und der Ablenkung von ihren Befürchtungen nicht versagen will, findet eine Antwort, die keine Lüge und auch kein Versprechen ist, aber der Frau dennoch Erleichterung verschaffen kann. Er sagt: »Sein guter Wille, verbunden mit unserer Liebe, kann wahre Wunder wirken, Maria. Bewahre den Frieden in deinem Herzen und denke immer daran, daß Gott dich liebt, sehr liebt. Er versteht dich gut und wird dir stets Freund sein.«

Maria küßt ihm erneut die Hände, um ihm zu danken. Dann sagt sie: »Tritt also ein in mein Haus in Erwartung des Judas. Hier herrschen Liebe und Friede, gesegneter Meister.«

Jesus ruft die Seinen und begibt sich ins Haus, um dort Erquickung und Ruhe zu genießen.

Es ist Abend. Die Nacht senkt sich langsam über die Gefilde. Nach

und nach hören alle Geräusche auf, und in diesem allgemeinen Schweigen spricht nur noch das leise Säuseln des Windes im Laub der Bäume. Dann beginnt die erste Grille in den reifen Kornfeldern zu zirpen, eine zweite, eine dritte ... und schließlich erklingt in der ganzen Gegend der eintönige Gesang ... bis eine Nachtigall ihre ersten Fragen an die Sterne richtet ... Schweigend wartet sie auf eine Antwort, und beginnt dann erneut ... Worauf wartet sie? ... Vielleicht auf den ersten Mondschein? ... Sie flüstert leise. Sie muß in dem dichten Nußbaum nahe beim Haus sitzen, und vielleicht hat sie dort auch ihr Nest. Es scheint, als spräche sie mit ihrer Gefährtin, die vielleicht gerade brütet ... Ein anhaltendes Blöken in geringer Entfernung. Ein Klingen von Glöcklein auf dem Weg nach Kerijot. Dann wieder Schweigen.

Jesus sitzt neben Maria auf einem der Stühle, die man vor das Haus gestellt hat. Er ruht sich zusammen mit den Seinen und der Dienerschaft des Hauses aus. Jesus spricht wenig. Er läßt die Apostel von En-Gedi, vom alten Synagogenvorsteher und von dem Wunder erzählen, und Maria und die Diener hören aufmerksam zu.

Da regt sich etwas zwischen den Apfelbäumen. Aber wenn man hier auf dem Platz vor dem Haus noch etwas sieht wegen der Sterne, die am heiteren Himmel leuchten, so ist es drüben unter dem dichten Blattwerk stockdunkel; nur das Geräusch von etwas, das sich bewegt, dringt an ihre Ohren.

»Irgendein nächtliches Tier? Oder ein verlorenes Schaf?« denkt der eine oder andere. Der Gedanke an ein Schaf ruft manch einem das Mutterschaf in Erinnerung, das sich beklagt, weil ihm das Lamm genommen wurde, um geschlachtet zu werden.

»Das Tier gibt keine Ruhe!« sagt der Verwalter. »Ich fürchte, daß ihm die Milch vertrocknet. Seit heute morgen frißt es nicht mehr und blökt und blökt ... Hört es nur! ... «

»Es wird sich damit abfinden ... Die Lämmer kommen doch nur zur Welt, um von uns verzehrt zu werden«, sagt ein Knecht philosophisch.

»Aber sie sind nicht alle gleich. Dieses hier ist weniger dumm und leidet umso mehr. Hörst du? Ist das nicht ein wirkliches Weinen? Heiße mich nicht einfältig, Meister . . . Ich leide darunter, wie wenn es das Weinen einer Mutter wäre, die ihren Sohn verloren hat . . . «

»Du hingegen hast deinen Sohn wiedergefunden, o Mutter!« sagt Judas von Kerijot, der zusammen mit Simon hinter ihrem Rücken auftaucht und alle vor Überraschung aufspringen läßt.

»Meister! Deinen Segen bei der Rückkehr, wie du ihn uns bei der Abreise gegeben hast.«

»Ja, Judas«, und Jesus umarmt die beiden Heimkehrer.

»Und den deinen, Mutter . . . « und Maria küßt und umarmt ihren Sohn.

»Wir haben nicht geglaubt, dich schon hier zu finden, Meister. Wir sind unermüdlich gewandert und haben alle möglichen Abkürzungen benützt, um von niemandem aufgehalten zu werden. Wir sind aber einigen Jüngern begegnet und haben Johanna und Elisa mitgeteilt, daß wir uns bald sehen werden«, erklärt Simon.

»Ja, und Simon marschierte wie ein Jüngling, Meister. Wir haben unseren Auftrag ausgeführt. Lazarus geht es sehr schlecht. Die Hitze setzt ihm sehr zu, und er läßt dich bitten, bald zu ihm zu kommen . . . Meister, ich bin nirgendwo hingegangen, außer zur Burg Antonia, um Egla einen Gefallen zu tun, die sich vor ihrer Abreise nach Jericho bei Claudia bedanken wollte. Ist es nicht so, Simon?«

»So ist es. Zur Antonia sind wir um die sechste Stunde gegangen, an einem schwülen Tag, an dem es alle vorzogen, zu Hause zu bleiben. Während Judas mit Claudia sprach, die Albula Domitilla in den Garten gerufen hatte, wurde ich von den anderen Frauen befragt. Ich glaube nicht schlecht gehandelt zu haben, als ich so gut wie möglich erklärt habe, was sie gern wissen wollten.«

»Du hast es gut gemacht. Sie haben den aufrichtigen Willen, die Wahrheit kennenzulernen.«

»Claudia hat den aufrichtigen Willen, dir zu helfen. Sie hat Egla entlassen, die sich von Plautina und den anderen verabschieden

gegangen ist, und hat mir viele Fragen gestellt. Wenn ich recht verstanden habe, will sie Pontius überreden, den pharisäischen und sadduzäischen Verleumdungen keinen Glauben zu schenken. Pontius verläßt sich bis zu einem gewissen Grad auf seine Zenturionen, die sich wohl für das Schlachtfeld, aber nicht für Gesandtschaften eignen. Oft bedient er sich jedoch seiner Frau, die schlau ist bis zur List und den Dingen auf den Grund geht. In Wirklichkeit ist Claudia der Prokonsul. Er muß eine Null sein und ganz unter ihrem Einfluß stehen, denn sie ist eine starke Persönlichkeit und gute Ratgeberin. Sie hat uns Geld geben wollen für deine Armen. Sieh, da ist es.«

»Wann seid ihr angekommen? Ihr scheint gar nicht müde und staubig zu sein«, fragt Jakobus des Zebedäus.

»Zwischen der dritten und sechsten Stunde. Wir sind nach Keri-jot gegangen, um zu sehen, ob meine Mutter dort sei, und um ihr deine Ankunft anzukündigen. Ich habe mich nach deinem Willen gerichtet, Meister, und habe mich nicht von menschlichen Wünschen versuchen lassen. Nicht wahr, Simon?«

»So ist es.«

»Du hast gut daran getan. Gehorche immer, und du wirst dich retten.«

»Ja Meister. Jetzt, da ich weiß, daß Claudia auf unserer Seite ist, habe ich nicht mehr diese törichte Eile. Alles geschah aber immer aus Liebe, das mußt du zugeben. Es war eine ungeordnete Liebe ... ungeordnet, weil ich mich ohne Schutz fühlte, ohne Hilfe, um ans Ziel zu kommen, das darin besteht, dich beliebt zu machen und dich geehrt zu sehen, wie du es verdienst und wie es sein muß. Jetzt bin ich ruhiger. Jetzt befürchte ich nichts mehr, und das Warten ist mir sogar lieb.« Judas träumt mit offenen Augen.

»Überlaß dich nicht deinen Träumen, Judas. Bleibe bei der Wahrheit. Ich bin das Licht der Welt, und das Licht wird immer im Gegensatz zur Finsternis stehen«, mahnt Jesus.

Der Mond ist aufgegangen. Sein weißer Schein legt sich auf die Gefilde, läßt alle Gesichter fahl erscheinen und versilbert Häuser und

Bäume. Der Nußbaum ist nach Osten hin ganz davon eingehüllt.

Die Nachtigall nimmt die Einladung des Mondes an und beginnt ihren langen, melodischen Gesang, den sie bewahrt hat, um damit die Nacht und den Mond zu begrüßen.

441 Der Abschied von Kerijot

Jesus spricht in der Synagoge von Kerijot, in der die Menschen unglaublich dichtgedrängt stehen. Er antwortet diesen und jenen, die ihn etwas abseits um Ratschläge bitten, welche ihr privates Leben betreffen. Nachdem er alle zufriedengestellt hat, beginnt er mit lauter Stimme zu reden.

»Leute von Kerijot, hört mein Gleichnis zum Abschied. Wir wollen ihm den Titel geben: „Die beiden Willensarten.“

Ein Vater hatte zwei Söhne. Er liebte beide mit gleich weiser Liebe und ließ beiden eine gute Erziehung angedeihen, ohne einen Unterschied zwischen ihnen zu machen. Dennoch waren die beiden Söhne sehr verschieden voneinander.

Einer, der Erstgeborene, war demütig und gehorsam. Ohne Widerspruch führte er den Willen des Vaters aus, immer heiter und zufrieden mit seiner Arbeit.

Der andere, obwohl jünger, war oft unzufrieden und im Widerstreit mit dem Vater und seinem eigenen Ich. Immer sann er nach über die Ratschläge und die Anordnungen, die er erhielt, aber in sehr menschlicher Weise. Anstatt sie so auszuführen, wie es ihm aufgetragen worden war, erlaubte er sich, die Dinge nach eigenem Gutdünken zu ändern, als ob der Auftraggeber ein ganz törichter Mensch wäre. Der größere Bruder sagte zu ihm: „Handle nicht so. Du betrübst deinen Vater!“ Aber er antwortete: „Du bist töricht. Wenn ich so alt wäre wie du, und noch dazu der Erstgeborene, würde ich mich nicht zufriedengeben mit der Stellung, die dir der Vater zugewiesen hat. Ich würde den Dienern zu spüren geben, daß ich der Herr bin. Du scheinst selbst ein Knecht zu sein mit deiner

ewigen Sanftmut. Merkst du nicht, daß dich im Grunde trotz deiner Erstgeburt niemand ernst nimmt? Manch einer macht sich sogar über dich lustig ...“ Von Satan versucht oder vielmehr als Schüler Satans, wurde der Zweite zum Versucher des Erstgeborenen. Dieser aber befolgte die Gebote Gottes und blieb dem Vater treu, den er durch sein tadelloses Benehmen ehrte.

Jahre vergingen, und der Zweitgeborene wurde unwillig darüber, daß er nicht herrschen konnte, wie er es sich erträumt hatte, und nachdem er den Vater wiederholt gebeten hatte: „Gib mir das Kommando. Laß mich in deinem Namen und zu deiner Ehre verhandeln, anstatt es diesem Törichten zu überlassen, der sanfter ist als ein Lamm“; nachdem er vergeblich versucht hatte, seinen Bruder dazu zu bringen, mehr zu tun, als der Vater befahl und strenger mit seinen Knechten, mit den Mitbürgern und Nachbarn umzugehen, sprach er zu sich selbst: „Jetzt ist es aber genug! Hier steht auch unser guter Name auf dem Spiel! Da jedoch niemand das Heft in die Hand nimmt, will ich es tun“, und er begann, auf eigene Faust zu handeln, indem er sich dem Übermut, der Lüge und dem skrupellosen Ungehorsam hingab.

Der Vater sagte zu ihm: „Mein Sohn, unterwirf dich dem Erstgeborenen. Er weiß, was er tut.“ Er sagte auch: „Mir wird berichtet, daß du dies und das getan hast. Ist das wahr?“ Der Zweitgeborene sprach, indem er als Antwort auf die väterliche Ermahnung die Achseln zuckte: „Ja, ja, er weiß, was er tut. Aber er ist zu schüchtern und zaghaft. Er verpaßt die besten Gelegenheiten, um Gutes für uns herauszuschlagen ...“ Und auch: „Das habe ich nicht getan.“ Der Vater sprach: „Suche nicht Hilfe bei diesem oder jenem. Wer kann dir besser helfen, unserem Namen Ehre zu machen, als wir selbst? Es sind falsche Freunde, die dich anstacheln, um dann hinter deinem Rücken zu lachen.“ Da sagte der Zweitgeborene: „Du bist eifersüchtig, weil ich derjenige bin, der die Initiative ergreift. Im übrigen weiß ich, daß ich richtig handle.“

Es verging noch einige Zeit. Der Erstgeborene nahm an Gerechtig-

keit zu, und der andere nährte seine Leidenschaften. Endlich sagte der Vater: „Jetzt ist es an der Zeit, Schluß zu machen. Entweder beugst du dich meinem Wort oder du verlierst meine Liebe.“ Da ging der Widerspenstige hin, um es seinen falschen Freunden zu erzählen. „Bist du darüber traurig? Aber nein! Es gibt einen Weg, es dem Vater unmöglich zu machen, den einen Sohn dem anderen vorzuziehen. Gib uns freie Hand, und wir werden alles Notwendige erledigen. Du wirst keine direkte Schuld haben, und das Besitztum wird zu neuer Blüte gelangen, wenn der allzu Gutmütige aus dem Wege geräumt ist und du endlich handeln kannst. Weißt du nicht, daß es besser ist, einen harten Schlag zu versetzen, auch wenn er Schmerz bereitet, als in Untätigkeit zu verharren, was dem Besitztum nur schadet?“ So antworteten jene.

Und der Zweitgeborene, nunmehr mit Widerwillen gesättigt, gab seine Einwilligung zu dem schändlichen Komplott.

Nun sagt mir: Kann man vielleicht den Vater beschuldigen, bei seinen Söhnen zwei verschiedene Erziehungsmethoden angewandt zu haben? Kann man behaupten, er sei mitschuldig? Nein. Woher kommt es also, daß der eine Sohn rechtschaffen und der andere ein Bösewicht ist? Werden den Menschen vielleicht von Anfang an verschiedene Willensarten mitgegeben? Nein, der Wille ist allen Menschen in gleicher Weise gegeben. Der Mensch ist frei und gebraucht ihn, wie es ihm beliebt; der Gute benützt diese Freiheit gut, und der Böse schlecht.

Ich ermahne euch, Leute von Kerijot, und es wird das letzte Mal sein, daß ich euch auffordere, auf den Wegen der Weisheit zu wandeln und nur dem guten Willen zu folgen. Bald am Ende meiner Sendung angelangt, wiederhole ich euch die Worte, die bei meiner Geburt gesungen wurden: „Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!“ Friede! Das heißt Sieg auf Erden und im Himmel; denn Gott ist mit dem, der den guten Willen hat, ihm zu gehorchen. Gott schaut nicht so sehr auf die hochtrabenden Werke, die der Mensch auf eigene Initiative hin vollbringt, als vielmehr auf die

demutsvolle, bereitwillige und treue Ausführung der Werke, die er zu tun aufgibt.

Ich erinnere euch an zwei Begebenheiten aus der Geschichte Israels, zwei Beweise dafür, daß Gott nicht dort ist, wo der Mensch eigenmächtig und gegen den empfangenen Befehl handeln will.

Betrachten wir auch die Makkabäer. Es steht geschrieben, daß, während Judas Makkabäus mit Jonatan hinging, um in Gilead zu kämpfen, und Simon, um die anderen in Galiläa zu befreien, Josef des Zacharias und Asarja, den Häuptern des Volkes, aufgetragen wurde, in Judäa zu bleiben und es zu verteidigen. Judas sagte ihnen: „Sorgt für dieses Volk, fangt aber keinen Krieg mit den Heiden an, bis wir zurückkommen!“ Aber Josef und Asarja, die von großen Siegen der Makkabäer hörten, wollten ebensolche erringen und sprachen: „Auch wir wollen uns Ruhm erwerben, ausziehen und gegen die Heiden in unserer Umgebung Krieg führen!“ Da wurden sie besiegt und geschlagen, und „groß war die Flucht des Volkes, weil sie Judas und seinen Brüdern nicht gehorcht hatten, sondern selbst die Helden spielen wollten.“ Hochmut und Ungehorsam!

Was liest man ferner im Buch der Könige? Es steht geschrieben, daß Saul mehrmals getadelt wurde. Beim zweiten Mal wurde er für seinen Ungehorsam so sehr bestraft, daß David an seiner Stelle erwählt wurde. Also wegen seines Ungehorsams. Denkt daran! „Will der Herr Ganzopfer und Lobopfer, oder will er nicht vielmehr, daß man der Stimme des Herrn gehorche? Der Gehorsam ist mehr wert als das Opfer; ihm ‚Ja‘ zu sagen ist mehr wert als das Fett der Hammel, denn die Auflehnung ist wie das Verbrechen der Magie, das Sich-nicht-unterwerfen-Wollen des Verbrechens der Abgötterei. Weil du das Wort des Herrn verworfen hast, hat auch der Herr dich verworfen, und er will dich nicht mehr als König haben.“

Erinnert euch daran! Bedenkt es! Als Samuel gehorsam sein Horn mit Öl füllte und zu Isai nach Betlehem ging, weil Gott sich dort einen anderen König ausgewählt hatte, und als die Söhne, die mit Isai zum Mahl kamen, nach dem Opfer Samuel vorgestellt wurden,

da erschien zuerst Eliab, der ein schönes Antlitz hatte, hochgewachsen war und sich im besten Alter befand. Aber der Herr sagte zu Samuel: „Schau nicht auf sein Aussehen und seine hohe Gestalt, denn ich habe ihn nicht erkoren, weil ich nicht auf das sehe, worauf der Mensch sieht. Der Mensch schaut ja auf das Äußere, der Herr aber schaut auf das Herz!“ Und Samuel erwählte nicht Eliab zum König. Dann wurde ihm Amminadab vorgestellt. Aber Samuel sprach: „Auch diesen hat der Herr nicht erwählt.“ Isai stellte nun Schima vor. Aber Samuel sagte: „Auch diesen hat der Herr nicht erkoren.“ Und so erging es allen sieben Söhnen des Isai, die beim Mahl zugegen waren. Aber Samuel sprach: „Sind das alle deine Kinder?“ „Nein“, antwortete Isai, „nur der Jüngste fehlt noch, er weidet gerade das Kleinvieh.“ „Sende hin und laß ihn holen, wir werden uns erst zum Mahl setzen, wenn er da ist.“ Und David kam, blond und schön, ein Knabe. Der Herr sprach: „Salbe ihn! Er ist der König.“

Denn das sollt ihr immer wissen: Gott wählt, wen er will, und nimmt dem, der unwürdig ist, da er seinen Willen durch Stolz und Ungehorsam verdorben hat. Ich werde nicht mehr zu euch zurückkehren. Der Meister vollendet nun sein Werk. Danach wird er mehr sein als ein Meister. Bereitet eure Herzen vor für diese Stunde, denn wie meine Geburt den Menschen guten Willens zum Heil gereichte, so wird auch meine Ganzhingabe Rettung sein für jene, die guten Willens gewesen und mir als Meister in meiner Lehre gefolgt sind, wie auch für die, die meiner Lehre später, nach meiner Ganzhingabe, folgen werden.

Lebt wohl, ihr Männer, Frauen und Kinder von Kerijot! Lebt wohl. Schauen wir uns tief in die Augen. Vereinigen wir unsere Herzen, das meinige und die eurigen, im Kuß der Liebe und des Friedens, und möge die Liebe stets lebendig bleiben, auch wenn ich nicht mehr hier, nie mehr unter euch sein werde . . .

Als ich zum ersten Mal hierher kam, hauchte ein Gerechter im Kuß seines Erlösers seine Seele aus. Es war eine Vision der Herrlichkeit Gottes . . . Jetzt, da ich das letzte Mal hier bin, segne ich euch mit Liebe . . .

Lebt wohl! Der Herr gebe euch Glauben, Hoffnung und Liebe in vollkommenem Maße. Er gebe euch Liebe, Liebe, Liebe: zu ihm, zu mir, zu allen Guten, zu allen Unglücklichen, zu allen Schuldbeladenen, zu denen, die eine Last tragen, die nicht die ihrige ist . . .

Erinnert euch daran. Seid gut. Seid nicht ungerecht. Bedenkt, daß ich immer verziehen habe. Nicht nur die Schuldigen, sondern ganz Israel habe ich mit meiner Liebe umfassen; ganz Israel, bestehend aus Guten und Bösen, so wie es in einer Familie Gute und Böse gibt; und es wäre ungerecht zu behaupten, daß eine ganze Familie schlecht ist, weil eines ihrer Mitglieder es ist.

Ich gehe nun. Wenn jemand noch mit mir sprechen möchte, komme er am Abend zum Landhaus der Maria des Simon.«

Jesus erhebt seine Hand zum Segen; dann geht er eilends durch eine Seitentür, gefolgt von den Seinen.

Das Volk flüstert: »Er kommt nicht wieder!«

»Was wollte er damit sagen?«

»Er hatte Tränen in den Augen, als er sich verabschiedete . . . «

»Habt ihr gehört? Er sagt, er werde aufgenommen werden!«

»Dann hat Judas wirklich recht! Gewiß wird er später, als König, nicht mehr unter uns weilen wie jetzt . . . «

»Aber ich habe mit seinen Brüdern gesprochen. Sie sagen, er werde nicht König sein, wie wir uns das vorstellen, sondern König der Erlösung, wie die Propheten ihn verkündet haben. Er wird der Messias sein. Das ist es!«

»Gewiß, der Messias-König!«

»Aber nein! Der Erlöser-König und Mann der Schmerzen.«

»Ja.«

»Nein.«

Jesus geht inzwischen raschen Schrittes feldeinwärts.

442 Hanna und Maria von Kerijot • Abschied von der Mutter des Judas

»Herr, würdest du nicht mit mir kommen, mit mir allein, zu einer unglücklichen Mutter? Das ist es, was ich mehr als alles andere wünsche«, sagt Maria des Simon. »Ehrfurchtsvoll steht sie vor Jesus, während die Apostel sich nach dem Mittagessen zur Ruhe begeben haben, um am Abend ihre Reise fortsetzen zu können. Jesus hingegen steht im Schatten der Apfelbäume, die mit grünen Äpfelchen, die der Reife entgegengehen behangen sind, und es scheint, daß Maria ein vorher begonnenes Gespräch wieder aufnimmt.

»Ja, Frau. Auch ich möchte noch etwas bei dir sein, allein, in diesen letzten Stunden wie in den ersten, als ich hier war. Gehen wir.« Sie gehen zurück ins Haus. Jesus nimmt seinen Mantel, Maria Schleier und Mantel.

Sie gehen auf Feldwegen zwischen Apfelbäumen und anderen hochstämmigen Obstbäumen. Es ist noch warm. Von den reifen Kornfeldern wehen glühende Hitzewellen herüber, doch der Bergwind mäßigt die Hitze, die in der Ebene sonst unerträglich wäre.

»Es tut mir leid, dich in dieser Hitze herumzuführen, aber später könnten wir es nicht mehr ... und ich habe mich so sehr danach gesehnt, ohne es zu wagen, dich darum zu bitten. Vor kurzem hast du mir gesagt: „Maria, um dir zu beweisen, daß ich dich liebe, wie wenn du meine Mutter wärest, sage ich dir: Bitte mich um was immer du dir wünschst, und ich werde dich zufriedenstellen.“ Und nun habe ich es gewagt. Herr, weißt du, wohin wir gehen?«

»Nein Frau.«

»Wir gehen zum Hause derjenigen, die die Schwiegermutter des Judas hätte werden sollen (Maria seufzt schmerzlich auf). Hätte werden sollen ... Sie ist es nicht geworden und wird es nie werden, denn Judas hat das Mädchen verlassen, das darüber vor Schmerz gestorben ist ... und die Mutter ist mir und meinem Sohn gram und verflucht uns fortwährend. Judas ist so schwach ... so schwach

dem Bösen gegenüber, daß er nur Segnungen braucht! ... Ich möchte, daß du mit ihr sprichst. Du kannst sie überreden ... Du kannst sie überzeugen davon, daß es eine Gnade gewesen ist, daß die Heirat nicht zustande kam ... Sage ihr, daß ich keine Schuld daran trage ... Sage ihr, daß sie ihren Groll nicht mit ins Grab nehmen soll; denn die Frau stirbt allmählich mit dieser Verkrampfung der Seele. Ich möchte, daß zwischen uns Frieden herrscht ... denn ich habe darunter gelitten und habe mich geschämt über das, was vorgefallen ist. Mit Schmerzen sehe ich, wie eine Freundschaft zerbrochen ist, die bestanden hat, seit ich als Gattin hierher gekommen bin. Im übrigen weißt du ja Bescheid, Herr ... «

»Ja. Gräme dich nicht. Deine Bitte ist gerecht, und ich werde deinen Wunsch erfüllen, weil er gut ist.«

Nachdem sie durch ein Tal gegangen sind, ersteigen sie eine Anhöhe, auf der ein Dörflein liegt.

»Hanna lebt hier auf ihren Besitzungen, seit ihre Tochter gestorben ist. Vorher hat sie in Kerijot gewohnt. Aber wenn wir uns damals hin und wieder begegnet sind, haben ihre Vorwürfe mein Herz zerrissen.«

Kurz vor dem Dorf schlagen sie einen Pfad ein und gelangen zu einem niedrigen Haus inmitten von Feldern.

»Sieh! Oh! Mein Herz zittert, jetzt, da ich hier bin. Sie wird mich gar nicht sehen wollen ... Sie wird mich verjagen ... Sie wird sich aufregen, und dann wird ihr armes Herz noch mehr leiden ... Meister ... «

»Ja, ich werde allein gehen. Du, bleibe hier, bis ich dich rufe, und bete, um mir zu helfen.«

Jesus geht allein bis zur weit geöffneten Haustür und tritt mit einem liebevollen Gruß ein.

Eine Frau eilt herbei: »Was willst du? Wer bist du?«

»Ich bin gekommen, deiner Herrin Erleichterung zu bringen. Führe mich zu ihr.«

»Ein Arzt nützt nichts! Es gibt keine Hoffnung mehr. Ihr Herz ist dem Tode nahe.«

»Es bleibt noch ihre Seele zu heilen. Ich bin der Rabbi.«

»Auch als solcher kannst du ihr nicht nützen. Sie ist unzufrieden mit dem Ewigen und will keine Predigt hören. Laß sie in Ruhe.«

»Gerade, weil sie sich in einem solchen Zustand befindet, bin ich gekommen. Laß mich zu ihr gehen, und sie wird weniger unglücklich sein in ihren letzten Tagen.«

Die Frau zuckt die Achseln und sagt: »Tritt ein!«

Ein halbdunkler Korridor führt zu verschiedenen Räumen. Die letzte Tür im Hintergrund ist etwas geöffnet, und Klagen dringen aus dem Zimmer. Die Frau tritt ein und sagt: »Meine Herrin, hier ist ein Rabbi, der mit dir sprechen möchte.«

»Wozu? ... Wohl um mir zu sagen, daß ich verdammt bin? Daß ich keinen Frieden finden werde, auch nicht im anderen Leben?« sagt die Kranke keuchend und unruhig.

»Nein, um dir zu sagen, daß dein Friede vollkommen sein wird, wenn du nur willst, und daß du in Ewigkeit glücklich sein wirst mit deiner Johanna«, sagt Jesus, der auf der Schwelle erscheint.

Die Kranke, die gelb, aufgedunsen, keuchend und von vielen Kissen gestützt auf ihrem Lager sitzt, schaut ihn an und sagt: »Oh, welche Worte! Es ist das erste Mal, daß ein Rabbi mich nicht tadelt ... Welch eine Hoffnung! ... Meine Johanna! ... mit mir ... in der Seligkeit ... kein Schmerz mehr ... Schmerz, den ein Verfluchter verursacht hat ... und der nicht verhindert worden ist von der, die ihn geboren und mich verraten hat ... die mich enttäuscht hat ... Meine unglückliche Tochter!« Sie keucht immer stärker.

»Siehst du? Es wird nur schlimmer. Ich wußte es. Geh fort!«

»Nein. Geh du hinaus und laß mich allein mit ihr ... «

Die Frau geht kopfschüttelnd weg. Jesus nähert sich langsam dem Bett der Kranken. Voller Güte wischt er ihr den Schweiß von der Stirn, als sie sich bemüht, es mit ihren unglaublich geschwollenen Händen zu tun. Er fächelt ihr mit einem Palmenfächer Luft zu. Dann reicht er ihr zu trinken, da er sieht, daß sie aus einem auf dem Tischlein stehenden Krug zu trinken versucht. Er bedient sie wie ein Sohn

seine kranke Mutter. Dann setzt er sich, liebevoll, jedoch fest entschlossen, seine Sendung zu erfüllen.

Die Frau beobachtet ihn, während sie ruhiger wird, und sagt mit schmerzlichem Lächeln: »Du bist schön, du bist gut. Wer bist du, o Rabbi? Du tröstest und erquickst mich mit der gleichen Zartheit wie meine geliebte Tochter.«

»Ich bin Jesus von Nazaret.«

»Du!? ... Bei mir? ... Warum? ... «

»Weil ich dich liebe. Auch ich habe eine Mutter, und in jeder Mutter sehe ich die meinige, und in den Tränen der Mütter sehe ich die Tränen meiner Mutter ... «

»Warum? Weint deine Mutter? Warum? Ist ihr ein anderer Sohn gestorben?«

»Noch nicht ... Ich bin ihr einziger Sohn und lebe noch. Aber sie weint, weil sie weiß, daß ich sterben muß.«

»Oh! Oh, die Unglückliche! Im voraus wissen, daß der Sohn sterben muß! Aber woher weiß sie es denn? Du bist doch gesund. Du bist gut. Ich habe stets gehofft, bis sie mir dann doch gestorben ist, und sie war so krank! ... Wie kann deine Mutter wissen, daß du sterben mußt?«

»Weil ich der von den Propheten verkündete Menschensohn bin. Ich bin der Mann der Schmerzen, den Jesaja vorhergesagt hat. Ich bin der von David besungene Messias. Ich bin der Erlöser, der Heiland, o Frau, und ein furchtbarer Tod erwartet mich ... und meine Mutter wird dabeisein ... und meine Mutter weiß, seit ich geboren wurde, daß ihr Herz, ebenso wie das meine, von Schmerz gemartert werden wird ... Weine nicht ... Mit meinem Leiden werde ich deiner Johanna die Pforten des Paradieses öffnen ... «

»Auch mir! Auch mir!«

»Ja, zu seiner Zeit. Aber vorher mußt du lernen, zu lieben und zu verzeihen. Du mußt wieder lernen zu lieben ... gerecht zu sein ... und zu verzeihen. Sonst wirst du nicht mit Johanna und mit mir in den Himmel eingehen können ... «

Die Frau weint bitterlich. Sie seufzt: »Lieben . . . lieben, wenn doch die Menschen uns gelehrt haben, zu hassen . . . wenn Gott uns die Liebe entzieht und keine Barmherzigkeit walten läßt. Es ist schwierig . . . Wie können wir lieben, wenn die Menschen uns gequält haben, die Freundinnen uns verletzt haben und Gott uns verlassen hat?«

»Nein, nicht verlassen. Ich bin hier, um dir himmlische Versprechungen zu geben, um dir zu versichern, daß dein Schmerz sich in Freude wandeln wird, wenn du es nur willst. Hanna, höre mir zu . . . Du weinst über die zerschlagene Hochzeit und machst sie zur Ursache all deiner Schmerzen. Du klagst deswegen einen Menschen des Mordes und seine unglückliche Mutter als Helfershelferin an. Hanna! Nur wenige Monate werden vergehen, und du wirst erkennen, daß es eine Gnade des Himmels gewesen ist, daß Johanna nicht die Gattin des Judas geworden ist . . . «

»Nenne mir nicht seinen Namen!« schreit die Frau.

»Ich nenne ihn dir, um dir zu sagen, daß du dem Herrn danken mußt, und du wirst ihm in einigen Monaten danken . . . «

»Ich werde bald tot sein . . . «

»Nein, du wirst leben und wirst dich meiner Worte erinnern und verstehen, daß es Schmerzen gibt, die viel größer sind als der deine.«

»Noch größer? Das ist nicht möglich!«

»Und was ist der Schmerz meiner Mutter, die mich am Kreuz sterben sehen wird?« Jesus hat sich erhoben. Sein Anblick ist beeindruckend. »Und was ist der Schmerz der Mutter des Verräters Jesu Christi, des Sohnes Gottes? Denke, o Frau, an diese Mutter . . . Ganz Kerijot und Umgebung hat dich bedauert in deinem Schmerz, und du konntest dich seiner rühmen wie einer Märtyrerkrone. Aber jene Mutter! Wie Kain, ohne Kain zu sein, vielmehr Abel: das Opfer eines verräterischen Sohnes, des Gottesmörders, des Gotteslästerers, des Verfluchten, wird nicht den Blick der Menschen ertragen können, denn jeder Blick wird wie ein Brocken der Steinigung sein, und in jedes Menschen Stimme, in jedem Wort wird sie eine Verwünschung,

einen Vorwurf vernehmen. Sie wird keinen Zufluchtsort auf Erden finden bis zum Tode, bis zu jenem Augenblick, da Gott, der Gerechte, sie als Märtyrerin zu sich nehmen und sie vergessen lassen wird, daß sie die Mutter des Gottesmörders ist, indem er ihr den Besitz Gottes verleihen wird ... Ist das nicht ein größerer Schmerz?»

»Oh, ein unermesslicher Schmerz! ... «

»Du siehst also. Sei gut, Hanna. Erkenne an, daß Gott in seinem Handeln gut zu dir gewesen ist ... «

»Aber meine Tochter ist tot! Judas hat sie sterben lassen, um eine größere Erbschaft zu haben ... Seine Mutter hat es gebilligt.«

»Nein, das ist nicht wahr. Ich sage es dir, ich, der ich in die Herzen schaue. Judas – er ist zwar mein Apostel, aber ich sage es – hat schlecht gehandelt und wird dafür bestraft werden. Aber seine Mutter ist unschuldig. Sie liebt dich und möchte, daß auch du sie liebst ... Hanna, ihr seid zwei unglückliche Mütter. Aber du rühmst dich deiner toten Tochter, die unschuldig und rein war und die die Welt in Ehren hält ... Maria des Simon kann sich ihres Sohnes nicht rühmen. Seine Taten werden von den Menschen getadelt.«

»Das ist wahr. Aber wenn er Johanna geheiratet hätte, wäre er nicht getadelt worden.«

»Aber bald hättest du Johanna vor Schmerzen sterben sehen, weil Judas eines gewaltsamen Todes sterben wird.«

»Was sagst du? O unglückliche Maria! Wann? Wie? Wo?»

»Bald, und in fürchterlicher Weise ... Hanna! Hanna, du bist gut! Du bist eine Mutter! Du weißt, was der Schmerz einer Mutter bedeutet! Hanna, werde wieder die Freundin von Maria. Der Schmerz soll euch verbinden, wie euch einst die Freude verbunden hat. Laß mich in der Gewißheit abreisen, daß sie wenigstens eine Freundin haben wird ... «

»Herr ... sie lieben ... Das bedeutet, ihr verzeihen ... Das ist sehr schwer ... Es kommt mir vor, als müßte ich meine Tochter noch einmal begraben ... als würde ich selbst sie töten ... «

»Das sind Gedanken, die aus der Finsternis kommen! Höre nicht

auf sie. Höre auf mich, das Licht der Welt. Das Licht sagt dir, daß es weniger bitter für Johanna gewesen ist, als Jungfrau zu sterben, als wenn sie als Witwe des Judas hätte sterben müssen. Glaube mir, Hanna, und bedenke, daß Maria des Simon unglücklicher ist als du ... «

Die Frau denkt nach, kämpft mit sich, weint und sagt: »Aber ich habe sie verflucht, sie und die Frucht ihres Leibes! Ich habe gesündigt ... «

»Und ich vergebe dir diese Sünde, und je mehr du sie liebst, desto mehr wirst du im Himmel freigesprochen sein.«

»Aber wenn ich ihre Freundin werde ... werde ich Judas begegnen. Das kann ich nicht, Herr, das ist mir unmöglich! ... «

»Du wirst ihm nie mehr begegnen. Ich werde nicht mehr nach Kerijot zurückkehren, und Judas ebensowenig. Wir haben schon von den Bürgern Abschied genommen.«

»Oh, du hast gesagt ... «

»Daß ich nicht mehr wiederkommen werde. Und Judas hat gesagt, daß er nicht wiederkommen wird bis zu meiner Ganzhingabe. Aber er glaubt, daß er mich einen Thron besteigen sehen wird. Statt dessen erwartet mich der Tod am Kreuz. Er glaubt, daß er mein Minister sein wird. Statt dessen erwartet ihn der Tod ... Aber das sollst du niemandem sagen. Niemals! Auch die Mutter soll es nicht wissen, bis alles erfüllt ist. Du hast gesagt: „Die Unglückliche! Im voraus wissen, daß der Sohn sterben muß!“ Aber wenn die Leiden meiner Mutter deshalb auch das Verdienst meines Opfers vermehren werden, so ist es für Maria des Simon Barmherzigkeit, wenn darüber geschwiegen wird. Du wirst nicht darüber sprechen.«

»Nein, Herr. Ich schwöre es dir beim Namen meiner Johanna.«

»Ich möchte noch ein Versprechen ... ein großes ... heiliges Versprechen! Du bist gut. Du liebst mich schon ... «

»Ja, sehr! Ich bin in Frieden, seit du hier bist ... «

»Wenn Maria des Simon keinen Sohn mehr haben und die Welt sie mit Schmach bedecken wird, sollst du, du allein, ihr Haus und Herz

öffnen. Versprichst du mir das, im Namen Gottes und der Johanna? Sie würde es getan haben, denn Maria war für sie stets die Mutter des immer Geliebten«, sagt Jesus mit Nachdruck.

»Ja!« und sie bricht in Tränen aus ...

»Gott segne dich, Frau, und gebe dir Frieden ... und Heil ... Komm, wir wollen Maria entgegengehen, um ihr den Friedenskuß zu geben ... «

»Aber Herr, ich kann nicht gehen, denn meine Beine sind geschwollen und steif. Siehst du? Ich sitze hier, angekleidet, aber ich bin nur eine arme Gelähmte ... «

»Du warst es. Komm!« Und er reicht ihr einladend die Hand. Die Frau heftet ihre Augen fest auf die seinen, bewegt ihre Beine, streckt sie auf dem Lager aus, setzt die unbekleideten Füße auf den Boden, erhebt sich und macht einige Schritte ... Sie scheint so bezaubert zu sein, daß sie nicht einmal die erlangte Heilung bemerkt ... Sie geht, immer an Jesu Hand, durch den halbdunklen Korridor ... und eilt auf den Ausgang zu. Als sie fast dort angelangt sind, begegnen sie der Dienerin, die einen Schrei freudigen Schreckens ausstößt ... Andere Diener eilen herbei. Sie befürchten schon, einen Todesschrei gehört zu haben; statt dessen sehen sie ihre Herrin, noch kurz zuvor eine Sterbende und voller Groll gegen Maria des Simon, mit raschen Schritten und ausgebreiteten Armen zu der gedemütigten Maria eilen, sie anreden, sie an ihr Herz drücken, während beide in Tränen ausbrechen ...

... Auf dem Rückweg zu ihrem Haus, nachdem sie die Frau in Frieden zurückgelassen haben, dankt Maria des Simon ihrem Herrn und fragt: »Wann wirst du wiederkommen, um Gutes zu tun?«

»Nie, o Frau. Ich habe es schon deinen Mitbürgern gesagt. Aber mein Herz wird beständig bei dir sein. Erinnerung dich, denke immer daran, daß ich dich geliebt habe und dich liebe. Erinnerung dich daran, daß ich weiß, daß du gut bist, und daß Gott dich dafür liebt. Erinnerung dich immer daran. Auch wenn schreckliche Stunden kommen. Nie soll dich der Gedanke überwältigen, daß Gott dich als

schuldig richten wird. In seinen Augen wird deine Seele immer mit den Edelsteinen aller Tugenden und den Perlen deiner Leiden geschmückt erscheinen. Maria des Simon, Mutter des Judas, ich will dich segnen, ich will dich umarmen und küssen, denn dein mütterlicher, aufrichtiger, getreuer Kuß wird mir jeden anderen ersetzen ... und mein Kuß wird dir in allen Schmerzensstunden ein Trost sein. Komm, Mutter des Judas. Ich danke dir für alle Liebe und Ehre, die du mir erwiesen hast.« Er umarmt sie und küßt sie auf die Stirn, wie er es bei Maria des Alphäus macht.

»Aber wir werden uns noch einmal sehen! An Ostern werde ich kommen ... «

»Nein, komm nicht. Ich bitte dich darum. Willst du mich glücklich machen? Dann komm nicht! Die Frauen sollen nicht zum nächsten Paschafest kommen. Nein!«

»Aber warum nicht?«

»Weil es am nächsten Paschafest in Jerusalem einen furchtbaren Aufruhr geben wird. Da ist kein Platz für Frauen! Ja noch mehr, Maria, ich werde deinem Verwandten gebieten, zu dir zu kommen. Bleibt beisammen. Du bedarfst seiner, weil ... Judas dir von nun an nicht mehr helfen können wird, weil er nicht mehr kommen wird ... «

»Ich werde tun, wie du sagst ... Also werde ich dich nie mehr sehen? Werde ich dein Antlitz nie mehr schauen? Wieviel Freude hast du mit deinen Augen in mein leidvolles Herz gegossen! ... «
Maria weint.

»Weine nicht. Das Leben ist kurz. Einst wirst du mich in alle Ewigkeit in meinem Reich schauen.«

»Also glaubst du, daß deine niedrige Dienerin in das himmlische Reich eingehen wird?«

»Ich sehe schon deinen Platz inmitten der Scharen der Märtyrer und der Miterlöserinnen. Fürchte dich nicht, Maria. Der Herr wird dein ewiger Lohn sein. Gehen wir. Der Abend senkt sich hernieder, und es ist Zeit, aufzubrechen ... «

Nun gehen sie wieder auf den Wegen zwischen den Feldern und Obstbäumen bis zum Haus, wo die Apostel sie erwarten. Jesus verabschiedet sich kurz und segnet alle Anwesenden. Dann stellt er sich an die Spitze der Seinen ... und geht ... Maria sinkt auf die Knie und weint ...

443 Abschied von Jutta

Jesus spricht an einem heiteren Morgen zum Volk von Jutta. Oh, man kann wirklich sagen, daß das ganze Volk von Jutta zu seinen Füßen ist. Selbst die Hirten, die gewöhnlich auf den Höhen der Berge verstreut sind, sind mit ihren Schafen am Rand der Menschenmenge. Auch die, die sonst anderswo sind, auf den Feldern, in den Wäldern oder auf den Märkten, sind heute alle da. Die gebrechlichen Alten sind da, und ganz nahe bei Jesus die lachenden Kinder, Mädchen und jungen Bräute, und auch schwangere Frauen sowie Mütter mit ihrem Kind an der Brust. Ganz Jutta.

Der Bergvorsprung gegen Süden gleicht einem Amphitheater, das diese heitere Versammlung von Menschen aufnimmt. Sie sitzen im Gras oder rittlings auf trockenem Gemäuer, mit einem weiten Horizont ringsumher und einem endlosen Himmel darüber. In der Tiefe lacht und glitzert in der Morgensonne ein Gießbach, und die Schönheit der mit Wiesen und Wäldern bedeckten Berge umgibt alles. Die Bewohner von Jutta schauen auf den Meister, der sich an einen sehr hohen Nußbaum gelehnt hat und von dort aus spricht. Sein weißes Gewand hebt sich von dem dunklen Stamm ab. Jesus steht mit lächelndem Antlitz und strahlenden Augen da, weil er sich geliebt sieht. Die Sonne streichelt sein flammendes Haar. Das ehrfürchtige, aufmerksame Schweigen wird nur vom Gesang der Vögel und dem Rauschen des Wildbachs in der Tiefe unterbrochen. Die Worte des Meisters dringen sanft in die Herzen der Zuhörer, und seine wohlklingende Stimme erfüllt die Stille mit ihrem musikalischen Klang.

Während ich schreibe, spricht er noch einmal von der Notwen-

digkeit, den Dekalog, vervollkommnet in seiner Anwendung durch seine Lehre der Liebe, zu befolgen, »um in den Herzen die Stätte zu bereiten, wo der Herr wohnen wird bis zu jenem Tag, da die Getreuen, die die Gebote halten, bei ihm im Himmelreich wohnen werden«. Dann fährt er fort: »Den Einzug Gottes in die Herzen der Menschen erreicht man durch den Gehorsam gegenüber dem Gesetz, das beginnt mit dem Gebot der Liebe und ganz Liebe ist, vom ersten bis zum letzten seiner Gebote. Das ist die wahre Wohnstatt, die Gott haben will, um darin zu wohnen. Der himmlische Lohn für den Gehorsam gegen das Gesetz ist die wahre Heimat, in der ihr mit Gott in alle Ewigkeit wohnen werdet.

Erinnert euch des 66. Kapitels bei Jesaja: Gott hat keine Wohnung auf Erden, die nur der Schemel seiner Füße für seine Unermeßlichkeit ist. Sein Thron ist der Himmel, der immer noch zu klein ist, ein Nichts, um den Unendlichen aufzunehmen, aber in den Herzen der Menschen hat er eine Wohnung. Nur die vollkommenste Güte des Vaters aller Liebe kann seinen Kindern gewähren, ihn aufzunehmen, und es ist ein unendliches Geheimnis, das sich immer mehr vervollkommnet, daß dieser Eine und Dreieine Gott, dieser reinste dreifaltige Geist, in den Herzen der Menschen zu wohnen vermag. Oh, wann, wann, o himmlischer Vater, wirst du mir erlauben, aus denen, die dich lieben, nicht nur einen Tempel für unseren Geist zu bilden, sondern auch ein heiliges Zelt für deine Vollkommenheit der Liebe und der Vergebung, indem du aus jedem treuen Herzen die Lade machst, in der das wahre Brot des Himmels ruht, wie es im Schoß der Gebenedeiten unter allen Frauen ruhte?

O ihr geliebten Jünger von Jutta, das mir von einem Gerechten vorbereitet wurde, haltet den Propheten vor den Augen des Geistes und was er im Namen des Herrn sagt im Hinblick auf jene, die leere Tempel aus Stein erbauen, in denen es keine Gerechtigkeit und Liebe, keinen Thron des Herrn durch den Gehorsam gegen seine Gebote gibt. Der Prophet sagt: „Was ist das für ein Haus, das ihr mir bauen wollt, und welcher Art ist die Stätte für meinen Ruhesitz?“ Er will

damit sagen: „Glaubt ihr, mich zu besitzen, weil ihr mir armseliges Mauerwerk errichtet? Glaubt ihr, mir Freude zu bereiten durch eure Lügenhaftigkeit, die mit Heiligkeit des Lebens nichts gemein hat?“ Nein. Gott besitzt man nicht durch Äußerlichkeiten, die Wunden und Öde verdecken sollen, gleich einem prächtigen, über einen Ausätzigen oder eine leere, tönernen Statue, in der keine lebendige Seele wohnt, geworfenen Mantel.

Er, der Herr der Welt, sagt, indem er seine Armut als König über gar so wenige Untertanen, als Vater von allzuvielen fahnenflüchtigen Söhnen bekennt: „Zu wem sonst soll ich meinen Blick erheben als zum Armen, zum Zerknirschten, der zittert bei meinem Wort?“ Weshalb zittert er? Nur aus Furcht vor Gott? Nein, aus tiefer Ehrfurcht und wahrer Liebe, als demütiger Untertan und Sohn, der anerkennt, daß der Herr alles ist und er selbst ein Nichts. Er zittert vor Rührung, weil er sieht, daß der, der alles ist, ihn liebt, ihm verzeiht und hilft.

Oh, sucht Gott nicht unter den Hochmütigen! Dort ist er nicht. Sucht ihn nicht unter den Hartherzigen. Dort ist er nicht. Sucht ihn nicht unter den Unbußfertigen. Dort ist er nicht. Er ist bei den Einfältigen, den Reinen, den Barmherzigen, den Armen im Geiste, den Sanftmütigen, bei denen, die weinen, ohne sich zu beklagen, bei den Suchenden nach der Wahrheit, bei den Verfolgten und den Friedfertigen. Er ist bei den Reumütigen, die Verzeihung suchen und Sühne leisten. Alle diese Menschen opfern weder Ochsen, noch Lämmer noch andere Tiere, um gelobt zu werden, oder aus abergläubischer Angst vor Strafe, oder aus Hochmut, um als vollkommen zu gelten. Sie bringen vielmehr das Opfer ihres zerknirschten und gedemütigten Herzens dar, wenn es Sünder sind; ihres bis zum Heroismus gehorsamen Herzens, wenn es Gerechte sind. Seht, das ist es, was dem Herrn wohlgefällig ist. Das sind die Opfer, für die er sich mit seinen unaussprechlichen Schätzen der Liebe und übernatürlichen Freuden schenkt. Den anderen schenkt er sich nicht. Sie haben ihre armselige Genugtuung schon gehabt, und es ist zwecklos, daß

Gott sie auf seine Wege ruft, da sie ja ihre eigenen gewählt haben. Ihnen wird er nichts anderes schicken als Verlassenheit, Schrecken und Strafe; denn sie haben dem Herrn nicht geantwortet und nicht gehorcht. Sie haben vor den Augen Gottes voller Verachtung und aus eigenem Willen Böses getan.

Aber ihr, meine Geliebten von Jutta; ihr, die ihr vor Liebe erzittert, wenn Gott sich euch offenbart; ihr, die ihr um meinetwillen von den Mächtigen töricht gescholten werdet und dennoch in der Liebe verharret; ihr, die ihr verstoßen werdet um meines Namens willen und verschmäht werdet als Bastarde Israels, als Bastarde Gottes, obwohl gerade in euch und in denen, die mit euch sind, der Rebschößling des ewigen Lebens eingepflanzt ist, der seine Wurzeln im Vater hat, und ihr gerade deswegen Anteil an Gott habt, von dessen Saft und Kraft ihr lebt; ihr, denen man einreden will, daß sie im Irrtum sind, und vor deren einfältigen, aber von der Gnade erleuchteten Augen man sich rechtfertigen will, um nicht als Gotteslästerer und Bösewichte zu erscheinen; ihr, zu denen gesagt wird: „Mag der Herr erscheinen in Herrlichkeit, auf daß wir eure Freude mitansehen können!“ Ihr allein werdet die Freude besitzen, sie aber werden beschämt werden.

Oh, ich sehe schon, wie sie, die Vipern, die sich auch, nachdem die Verwirrung sie niedergeschmettert hat, nicht bessern werden, nicht aufhören werden zu schaden, bis ihr abscheuliches Haupt zertrümmert sein wird. Sie werden beißen und morden, selbst wenn sie zweigeteilt sind und nur noch den Kopf erheben können nach einer zerschmetternden Kundgebung Gottes. Schon höre ich sie schreien: „Wie kann der Herr mit einem Schlag sein neues Volk geboren haben, wenn wir, die er so lange in seinem Schoß getragen hat, noch nicht zum Licht geboren sind? Kann eine gebären, ohne daß das Haus mit Jammergeschrei erfüllt wird? Hat der Herr vor der Zeit jemals gebären können? Kann die Erde in einem Tag gebären und kann ein ganzes Volk an einem Tag geboren werden?“

Ich antworte, und merkt euch diese Antwort, um sie denen wei-

terzugeben, die euch verfolgen und verspotten werden: „Nie hätten jene zum Licht Gottes geboren werden können, die schon im Schoß Gottes tote Frucht waren, weil sie getrennt von der Gebärmutter und leblos sind und daher nicht wachsende Embryos sein können; und um den toten Samen aus seinem Schoß auszustoßen und andere Kinder zu haben, auf daß sein Name auf Erden nicht aussterbe, ist Gott mit neuen Söhnen, bezeichnet mit seinem Tau, fruchtbar geworden. Und im Geheimen, in der Stille, damit Satan und sein Anhang nicht schaden könnten, hat er, von der Glut seiner Liebe erfüllt, seinen Sohn gebildet und zugleich ein neues Volk geboren; denn alles vermag der Herr.“ Oh, er sagt es auch durch den Mund des Propheten Jesaja: „Sollte ich vielleicht nicht gebären können, ich, der ich andere gebären lasse, der ich anderen die Fruchtbarkeit verleihe?“

Freut euch mit dem himmlischen Jerusalem, jubelt mit ihm, ihr alle, die ihr den Herrn liebt! Freut euch mit ihm in wahrer Freude, ihr Wartenden, ihr Hoffenden, ihr Leidenden.

Oh, kehrt zurück ihr Worte! Ihr Worte, die ihr kommt vom Wort Gottes. Worte, gesprochen vom Sprachrohr Gottes: von Jesaja, meinem Propheten. Kehrt zurück zur Quelle, ihr ewigen Worte, um über dieses Blumenbeet Gottes ausgegossen zu werden, über diese Herde, diese Nachkommenschaft!

Oh, kommt! Dies ist eine der Stunden und der Versammlungen, für die ihr gegeben worden seid, ihr Worte der Propheten, ihr Klänge der Liebe, ihr Stimmen der Wahrheit!

Seht, sie kommen! Sie kehren zurück zu dem, der sie eingegeben hat! Seht, ich sage sie im Namen des Vaters, meines Wesens und des Heiligen Geistes zu euch, den Auserwählten in der Herde Gottes, die nur aus Schäflein bestehen sollte, die aber verkommen ist, so daß nun Widder und sogar noch unreineres Getier darin zu finden sind. Ihr werdet saugen an den Brüsten der göttlichen Tröstung und gesättigt werden und von der vielfältigen Herrlichkeit Gottes entzückt sein.

Seht, der Herr spricht zu euch: Ich werde einen Strom des Frie-

dens über euch ausgießen, und es wird weit mehr sein als der Ruhm, den man bei anderen Völkern genießt. Die Herrlichkeit des Himmels wird euch überfluten. Ihr werdet davon trinken, auf meinem Schoß sitzen und von mir liebkost werden. Ja, wie eine Mutter ihre Kinder streichelt und wie ich diesen Kleinen hier liebkose, dem ich meinen Namen gegeben habe (und Jesus nimmt den kleinen Jischi aus den Armen seiner Mutter, die sich mit dreien ihrer Kinder fast zu seinen Füßen befindet), so werde ich euch trösten, die ihr mich jetzt liebt und auch fernerhin lieben werdet. Bald werdet ihr für immer in meinem Reich Trost finden. Ihr werdet es schauen, und eure Herzen werden frohlocken und eure Gebeine werden zu neuem Leben erstehen, ihr, die ihr von aller Furcht frei sein werdet, weil ihr mir treu geblieben seid, wenn der Herr im Feuer kommen wird auf einem Wagen, ähnlich dem Wirbelsturm, um im Feuer der Liebe und der Gerechtigkeit zu walten, zu bestrafen oder zu belohnen, um die Schafe von den Wölfen zu trennen, das heißt von denen, die geglaubt haben, sich zu heiligen und zu reinigen, und statt dessen Götzendiener geworden sind . . .

Der Herr, der nun fortgeht, wird wiederkommen; und selig jene, die er beharrlich finden wird bis ans Ende.

Das ist mein Abschied, und mit ihm mein Segen. Kniet nieder, und ich werde euch durch meinen Segen stärken. Der Herr segne euch und behüte euch. Der Herr zeige euch sein Angesicht und habe Erbarmen mit euch. Der Herr gebe euch seinen Frieden.

Geht nun. Erlaubt mir, daß ich mich von den Besten unter den Guten von Jutta verabschiede.«

Die Leute gehen schweren Herzens. Als aber ein Knabe als erster sagt: »Herr, laß mich noch deine Hand küssen«, und Jesus ihm willfährt, wollen alle seine heiligen Hände küssen, die Hände des Lammes Gottes, selbst die, die sich schon auf den Weg gemacht hatten. Nun gibt es Küsse der Kinder auf die Wangen, Küsse der Alten auf die Hände, Küsse der Frauen auf die nackten Füße im Gras, mit Tränen, Abschiedsworten und Segenswünschen.

Jesus nimmt sie geduldig an und findet für jeden noch einen besonderen Gruß.

Schließlich sind alle zufrieden ... Es bleibt noch die Gastgeberfamilie, und sie drängt sich Jesus heran. Sara sagt: »Wirst du wirklich nicht mehr wiederkommen?«

»Nein, Frau, nie mehr. Aber wir werden nicht getrennt sein, meine Liebe wird immer bei dir, bei euch sein, und die eurige bei mir. Ihr werdet mich nicht vergessen, ich weiß es. Aber ich sage euch: Nehmt selbst in den schrecklichsten Stunden nie die Lüge auf, auch nicht als vorübergehenden Gast oder als unvorhergesehenen Eindringling ... Gib mir das Knäblein, Sara.«

Die Frau gibt ihm Jischi, und Jesus setzt sich mit dem Kleinen im Schoß ins Gras und spricht mit ihm, sein Antlitz über den Kopf des Kleinen gebeugt: »Erinnert euch immer daran, daß ich das Lamm Gottes bin, das Isaak euch lieben gelehrt hat, noch bevor ihr mich kanntet, und daß ein Lamm stets unschuldig ist, wie dieses Knäblein, auch wenn man es mit einem Wolfspelz bedecken will, um es als Übeltäter hinzustellen. Bedenkt, daß ich noch viel unschuldiger bin als dieser Kleine ... als dieser Glückliche! Denn dank seiner Unschuld und Kindheit wird er die Schmähungen der Menschen gegen ihren Herrn nicht verstehen und daher werden sie ihn nicht betrüben ... und er wird mich weiterhin so lieben ... wie jetzt ... Nehmt euch sein Herz zum Vorbild und liebt euer Gotteslamm, euren Freund, euren Unschuldigen, euren Erlöser, der euch liebt und euch in ganz besonderer Weise segnet ... Leb wohl, Maria! Komm, gib mir einen Kuß ... Leb wohl, Immanuel! Komm auch du ... Leb wohl, Jischi, Lämmlein des Lammes ... Seid gut ... Liebt einander ... «

»Weinst du, Herr?« fragt das Mädchen erstaunt, da es eine Träne auf den Haaren des Jischi bemerkt.

»Weinst du?« fragt der Gemahl der Sara.

»Du weinst, o Meister! Warum?« fragt die Frau.

»Seid nicht traurig über meine Tränen, sie sind Liebe und Segen ...

Leb wohl, Sara. Leb wohl, Mann. Kommt wie die andern und küßt euren Freund zum Abschied . . . « Und nachdem die beiden Gatten seine Hände geküßt haben, legt er den Kleinen in die Arme der Mutter, segnet noch einmal und beginnt dann rasch den Abstieg auf derselben Straße, auf der er gekommen ist.

Die Abschiedsgrüße der Zurückgebliebenen folgen ihm noch lange. Man hört die tiefe Stimme des Mannes, die gerührte Stimme der Frau, die trillernden Stimmchen der Kinder, bis Jesus am Fuß des Hügels entschwindet. Dann begleitet nur noch das Rauschen des Gießbaches den für immer von Jutta scheidenden Meister.

444 Abschied von Hebron

Nun sehe ich Hebron zwischen den Bergen mit ihren Wiesen und Wäldern. Jesu Einzug ist von den Hosannarufen der ersten, die ihn sehen und zum Teil vorausseilen, um die Kunde in der ganzen Ortschaft zu verbreiten, begleitet.

Der Synagogenvorsteher eilt herbei. Es kommen auch die wunderbar Geheilten vom vergangenen Jahr und die Prominenten des Ortes. Ein jeder will Jesus als Gast aufnehmen. Er dankt allen mit den Worten: »Ich bleibe nur kurz, um zu euch zu sprechen. Gehen wir daher zum armen und heiligen Haus des Täufers, ich möchte mich auch von diesem verabschieden . . . Es ist ein Ort des Wunders. Ihr wißt es nicht.«

»Oh, wir wissen es, Meister. Die dort Geheilten sind unter uns«, sagen viele.

»Schon lange vor dem letzten Jahr war es ein Ort des Wunders. Vor 33 Jahren war es das schon, als die Gnade des Herrn den unfruchtbaren Schoß wieder aufleben ließ, um in ihm die süße Frucht meines Vorläufers heranwachsen zu lassen. Es war vor 32 Jahren, als ich ihn durch geheimnisvolles Wirken im voraus heiligte, als ich und er als zwei Früchte in tiefem Schoß heranreiften. Dann, als ich dem Vater des Johannes die gebundene Zunge löste. Zu dem geheimen

Walten des noch nicht Geborenen gesellte sich vor nunmehr zwei Jahren ein großes Wunder, das euch verborgen blieb. erinnert ihr euch an die Frau, die hier gewohnt hat?

»Wer? Aglaia?« fragen viele.

»Ja, sie. Ich habe sie wieder aufblühen lassen, nicht ihren Schoß, sondern ihre durch das Heidentum unfruchtbare Seele. Ich befreite sie, unterstützt von ihrem guten Willen, von dem, was sie fesselte und stelle sie euch nun als Vorbild vor Augen. Stoßt euch nicht daran. Wahrlich, ich sage euch, sie kann als Vorbild dienen, denn wenige in Israel sind einen so weiten Weg gegangen wie diese Heidin und Sünderin, um zu den Quellen Gottes zu gelangen.«

»Wir glaubten, sie sei mit anderen Liebhabern geflohen ... Manche sagten, sie habe sich bekehrt und sei nun gut ... aber man sagte auch: „Es war nur eine Laune.“ Dann gab es solche, die behaupten, sie sei zu dir gegangen, um ... zu sündigen«, erklärt der Synagogenvorsteher.

»Sie kam tatsächlich zu mir, aber um erlöst zu werden!«

»Also haben wir gesündigt, da wir sie verurteilt haben ... «

»Deshalb sage ich immer: Urteilt nicht!«

»Wo ist sie jetzt?«

»Gott weiß es, gewiß büßt sie schwer. Betet für sie, auf daß sie dabei ausharre ... Ich begrüße dich, o heiliges Haus meines Veters und Vorläufers! Der Friede sei mit dir! Wenn du auch jetzt einsam und verlassen bist, immer sei der Friede in dir, o heiliger Ort des Friedens und des Glaubens!« Jesus betritt segnend den Garten, der nun verwildert ist, und geht durch das aufgeschossene Unkraut an dem Gestrüpp entlang, wo einst ein Laubengang oder geordnetes Spalier von Lorbeer- und Buchsbäumen war. Jetzt sieht man nur noch ein wildes Durcheinander von Pflanzen, in deren Geäst sich Efeu, Weißdorn und Schlinggewächse eingenistet haben. Jesus geht ans Ende des Gartens, wo noch die Reste eines Grabes sind, und bleibt dort stehen.

»Ihr Kinder Gottes, Volk von Hebron, hört mich an!

Damit ihr nicht verwirrt werdet und euch nicht irreführen laßt in eurem Urteil über den Erlöser, wie dies bei der Sünderin geschehen ist, komme ich, um euch im Glauben zu stärken. Ich komme, um euch mein Wort als Wegzehrung zu geben, damit seine Flamme in der Stunde der Finsternis nicht erlösche und damit Satan euch nicht vom Weg des Himmels abirren lasse.

Es werden Stunden kommen, in denen eure Herzen die Psalmen des prophetischen Sängers Asaf wiederholen und sagen werden: „Warum, o Herr, hast du uns für immer verstoßen? Warum lodert dein Zorn wider die Schäflein deiner Weide?“ Und wahrlich, ihr werdet alsdann die nunmehr erfüllte Erlösung zu eurem Schutz beanspruchen können und rufen: „Dies ist dein Volk, und du hast es erlöst!“ um Schutz gegen die Feinde zu erleben, die im wahren Heiligtum alles erdenklich Böse angerichtet haben; in dem Heiligtum, in dem Gott wie im Himmel wohnt, im Gesalbten des Herrn. Und nachdem sie das Allerheiligste niedergerissen haben, werden sie versuchen, die Tempelmauern zu zerstören: seine Getreuen. Echte Tempelschänder und Feinde Gottes sind sie, schlimmer als Nebukadnezar und Antiochus; und schlimmer als die zukünftigen Feinde erheben sie die Hände, um mich niederzuschmettern in ihrem grenzenlosen Hochmut, der sich nicht bekehren will, der keinen Glauben, keine Liebe und keine Gerechtigkeit annehmen will und sich wie der Sauerteig in einem Haufen Mehl aufbläht und überquillt aus dem Heiligtum, das zur Zitadelle der Feinde Gottes geworden ist.

Ihr Söhne, hört mich an! Wenn ihr verfolgt werdet, weil ihr mich geliebt habt, dann stärkt eure Herzen mit dem Gedanken, daß ich vor euch verfolgt wurde. erinnert euch daran, daß sie schon jetzt das Geschrei ihres vermeintlichen Triumphes in der Kehle haben und die Banner vorbereiten, um sie in der Stunde des Sieges zu entfalten, und daß auf jeder Fahne eine Lüge gegen mich geschrieben steht, der ich als der Besiegte, der Verbrecher, der Verfluchte erscheinen werde.

Ihr schüttelt den Kopf? Ihr glaubt mir nicht? Eure Liebe hindert euch, daran zu glauben . . . Etwas Großes ist die Liebe! Eine große Macht . . . und eine große Gefahr! Ja, Gefahr. Der Druck der Wirklichkeit in der Stunde der Finsternis wird heftig sein, übermenschlich stark in den Herzen mit noch nicht zur Vollkommenheit gelangter Liebe, weil sie blind macht. Ihr könnt es nicht glauben, daß ich als mächtiger König der Gewalt von Bösewichten ausgeliefert sein werde. Besonders in jener Stunde werdet ihr es nicht glauben können, und es wird der Zweifel auftauchen: „Ist er es wirklich selbst gewesen, und wenn er es war, wie konnte er besiegt werden?“

Stärkt eure Herzen für diese Stunde! Denn wenn die Feinde des Heiligen in einem Augenblick eure Tore niederreißen und alles zerstören werden; wenn sie auch das Feuer des Hasses an die Heiligen Gottes legen, das Zelt seines heiligsten Namens niederreißen und in ihrem Herzen sprechen werden: „Laßt uns Schluß machen auf Erden mit allen Festen Gottes“, denn es ist ein wahres Fest, Gott unter euch zu haben; und wenn sie auch sagen werden: „Seine Zeichen wollen wir nicht mehr sehen. Wir wollen keinen Propheten mehr, der durchschaut, was wir sind“, so wird der, der dem Meer Ruhe geboten und in den schmutzigen Wassern die Köpfe der heiligen Krokodile und ihrer Anbeter zerschmettert hat; der Quellen entspringen und Wildbäche und ewige Flüsse austrocknen ließ; der über Tag und Nacht, Sommer und Frühling, Leben und Tod herrscht, alles noch viel schneller wieder errichten durch seinen Gesalbten, der König sein wird in Ewigkeit, wie es geschrieben steht; und die, die ihm treu geblieben sind, werden mit ihm im Himmel herrschen.

Dies bedenkt, und wenn ihr mich erhöht und verhöhnt seht, dann wanket nicht. Wenn ihr auch selbst erhöht und verhöhnt werdet, wanket nicht!

Oh, Vater, mein Vater! Ich bitte dich im Namen derer, die dir und mir teuer sind, erhöre dein Wort, erhöre den Sühnenden. Überlaß nicht den Unmenschen die Seelen derer, die dich loben, indem sie mich lieben. Vergiß nicht für immer die Seelen deiner Kleinen. Schau

auf sie herab, o guter Gott, schau auf deinen Bund, denn die dunklen Orte der Welt sind Höhlen der Bosheit, aus denen Schrecken hervorkommt, um deine Kleinen zu entmutigen. Vater! Oh, mein Vater! Den Demütigen, der auf dich hofft, laß ihn nicht in Verwirrung geraten! Der Arme und Hilfsbedürftige möge deinen Namen loben kraft des Beistandes, den du ihm hast zuteil werden lassen.

Erhebe dich, o Gott! Für jene Stunde, für jene Stunden, ich bitte dich! Erhebe dich, o Gott! Um des Opfers des Johannes und der Heiligkeit deiner Patriarchen und Propheten willen, um meines Opfers willen, o Vater, verteidige diese deine und meine Herde! Gib ihr Licht in der Finsternis, Glauben und Kraft gegen die Verführer! Gib ihr dich, o Vater! Gib ihr, uns, jetzt, morgen und immerdar bis zum Eintritt in dein Reich! Gib ihren Herzen uns bis zu der Stunde, da sie dort sein werden, wo wir sind, in alle Ewigkeit. So sei es.«

Da keine Wunder mehr zu wirken sind, schreitet Jesus durch die langen Reihen seiner beinahe verzückten Zuhörer und segnet einen nach dem anderen. Dann setzt er seinen Weg fort unter der hoch stehenden Sonne, die dank der belaubten Bäume und der Bergluft erträglich ist. Hinter ihm reden die Apostel in Gruppen miteinander. Sie sprechen ganz leise. »Welche Worte! Sie lassen erzittern!« sagt Bartholomäus.

»Aber wie traurig sie sind. Es kommen einem dabei die Tränen«, seufzt Andreas.

»Ja, das ist sein Abschied. Ich habe recht. Er geht wirklich dem Thron entgegen«, ruft Judas Iskariot aus.

»Thron? Hm? Mir scheint, er spricht von Verfolgungen anstatt von Ehrenerweisen«, bemerkt Petrus.

»Ach was! Die Zeit der Verfolgungen ist vorüber! Ach, wie glücklich ich bin!« schreit Iskariot.

»Gut für dich! Ich wünschte, es wären noch die Tage, da wir unbekannt waren, vor zwei Jahren ... oder beim „Trügerischen Gewässer“ ... Ich zittere, wenn ich an die kommenden Tage denke ... « sagt Johannes.

»Weil du ängstlich wie ein Hase bist ... Ich hingegen! Ich sehe schon in die Zukunft ... Festzüge! ... Sängerschöre! ... Volk auf den Knien! ... Ehrenbezeugungen anderer Nationen! ... Oh, jetzt ist die Stunde gekommen! Wahrlich, die Kamele von Midian und die Menschen von überallher werden kommen; und es werden nicht nur drei arme Magier sein, sondern ganze Mengen ... Israel wird groß wie Rom sein, größer noch als Rom ... Der Ruhm der Makkabäer, eines Salomon, sie werden überboten ... Jeglicher Ruhm ... Er, der König der Könige ... und wir seine Freunde ... Oh! Allmächtiger Gott! Wer wird mir Kraft für diese Stunde geben? ... Wenn doch mein Vater noch lebte! ... « Judas ist ganz außer sich. Er strahlt beim Gedanken an die Zukunft, die er sich erträumt ...

Jesus geht weit voraus. Aber er bleibt stehen, der künftige König nach den Vorstellungen des Judas, und da ihn dürstet, legt er die Hände zusammen, um Wasser aus einem Bach zu trinken ... wie ein Vogel im Wald oder ein Lamm auf der Weide. Dann wendet er sich um und sagt: »Hier gibt es wilde Früchte. Wir wollen sie sammeln, um unseren Hunger zu stillen ... «

»Hast du Hunger, Meister?« fragt der Zelote.

»Ja«, antwortet Jesu demütig.

»Das will ich meinen! Gestern abend hast du alles diesem Elenden gegeben!« ruft Petrus aus.

»Aber warum hast du dich nicht in Hebron aufhalten wollen?« fragt Philippus.

»Weil Gott mich anderswohin ruft. Ihr könnt es nicht wissen.« Die Apostel zucken die Achseln und gehen daran, die kleinen halbreifen Früchte zu sammeln. Sie wachsen auf wilden Pflanzen, die auf dem Bergrücken verstreut sind, und es scheinen mir wilde Äpfelchen zu sein. Der König der Könige nährt sich davon mit seinen Begleitern, die wegen der Bitterkeit der wilden, herben Frucht den Mund verziehen. Jesus, in sich versunken, ißt und lächelt.

»Du ärgerst mich fast!« ruft Petrus aus.

»Warum?«

»Du hättest es dir in Hebron gutgehen lassen und den Bewohnern eine Freude machen können, und stattdessen verdirbst du dir den Magen und die Zähne mit diesem Gift das bitterer und saurer ist als Vitriol!«

»Oh, ich habe euch um mich, die ihr mich liebt! Wenn ich einst erhöht sein und Durst und Hunger haben werde, dann werde ich mich mit Sehnsucht dieser Stunde erinnern, dieser Speise und eurer, die ihr jetzt noch bei mir seid, aber dann . . . «

»Aber dann wirst du weder Durst noch Hunger haben! Einem König mangelt es an nichts! Und wir werden dir dann noch näher stehen«, ruft Iskariot aus.

»Das sagst du.«

»Glaubst du, daß es nicht so sein wird, Meister?« fragt Bartholomäus.

»Nein, Bartholomäus, so wird es nicht sein. Als ich dich unter dem Feigenbaum sah, waren seine Früchte noch so herb, daß sich der, der sie gesammelt und gegessen hätte, Zunge und Gaumen verbrannt hätte . . . Aber viel süßer als eine Honigwabe sind die bitteren Früchte des Feigenbaumes im Vergleich zu dem, was für mich die Erhöhung und Ganzhingabe sein wird . . . Gehen wir.« Wieder geht er allen voraus, während die Apostel hinter ihm flüstern und murmeln.

445 Abschied von Bet-Zur

Es ist kaum Tag geworden, als die unermüdlichen Wanderer Bet-Zur zu Gesicht bekommen. Müde, mit zerknitterten Kleidern durch eine sicher ziemlich unbequeme Nachtruhe in den Wäldern, schauen sie freudig auf das Städtchen, das nun schon nahe ist und in dem sie mit einer großherzigen Gastfreundschaft rechnen.

Die Bauern, die zur Arbeit gehen, sind die ersten, die Jesus begegnen, und sie denken, es sei wohl besser, die Arbeit im Stich zu lassen und in die Stadt zurückzukehren, um den Meister zu hören. Ebenso

denken die Hirten, die sich aber vorerst vergewissern, ob Jesus sich in der Stadt aufhalten wird oder nicht.

»Ich werde Bet-Zur am Abend wieder verlassen«, antwortet Jesus.

»Wirst du sprechen, Meister?«

»Gewiß.«

»Wann?«

»Sofort.«

»Wir haben die Herden ... Könntest du nicht hier auf dem Feld zu uns sprechen? Die Schafe könnten hier grasen, und wir würden dein Wort auch hören können.«

»Folgt mir! Ich werde auf den Weiden im Norden sprechen. Zuerst aber muß ich Elisa sehen.«

Die Hirten bringen mit ihren Hirtenstäben die Schafe zum Umkehren. Dann folgen sie den Männern mit ihren blökenden Tieren. Sie gehen durch die Ortschaft. Aber die Kunde ihrer Ankunft ist schon bis zum Haus der Elisa gedrungen, und auf dem Vorplatz des Hauses erweisen Elisa und Anastasica dem sie segnenden Meister einen ehrfürchtigen Willkommensgruß.

»Tritt ein in mein Haus, Herr. Du hast es vom Leid befreit. Nun soll es dir mit all seinen Bewohnern und all seinem Hausrat zur Stärkung dienen«, sagt Elisa.

»Ja, Elisa. Aber du siehst, wieviel Volk mir schon folgt. Erst werde ich zu allen sprechen, und dann, zur dritten Stunde, werde ich zu dir kommen und mich in deinem Haus aufhalten, um am Abend meine Reise fortzusetzen. Dann werden wir auch miteinander reden ... « verspricht er, um Elisa zu trösten, die auf einen längeren Aufenthalt gehofft hat und nun ein enttäuschtes Gesicht macht. Aber Elisa ist eine gute Jüngerin und widerspricht nicht. Sie bittet nur um die Erlaubnis, ihrer Dienerschaft die nötige Befehle erteilen zu dürfen, um sich dann mit den anderen dorthin begeben zu können, wo Jesus sprechen wird. Sie erledigt alles äußerst rasch, und sie erscheint sehr verschieden von der müden Frau, die sie im vergangenen Jahr war ...

Jesus wartet schon auf einer großen Wiese, auf der die Sonne spielt, indem sie ihre Strahlen durch das leichte Blattwerk der hohen Bäume sendet. Es sind Eschen, wie mir scheint. Jesus ist dabei, ein Kind und einen alten Mann zu heilen. Ersteres hat eine innere Krankheit, der Alte ein Augenleiden. Andere Kranke sind nicht da, und so segnet Jesus die Kleinen, die ihm von den Müttern gereicht werden, und wartet geduldig, bis Elisa und Anastasica kommen.

Endlich sind sie da. Jesus beginnt sofort zu reden: »Leute von Bet-Zur, hört mich an! ... Im vergangenen Jahr habe ich euch gesagt, was man tun muß, um das Reich Gottes zu erlangen. Heute möchte ich das Gesagte bekräftigen, damit ihr das Gewonnene nicht verliert. Es ist das letzte Mal, daß der Meister so zu euch spricht, zu einer Versammlung, in der niemand fehlt. Später werde ich vielleicht dem einen oder anderen oder einzelnen Gruppen auf den Wegen unseres irdischen Vaterlandes begegnen. Dann, noch später, werde ich euch in meinem Reich wiedersehen. Aber es wird nie mehr so sein wie jetzt.

In Zukunft wird man euch viel von mir berichten und viel gegen mich sagen; man wird auch viel über und gegen euch sagen. Man wird euch einschüchtern wollen.

Ich sage euch mit Jesaja: „Fürchtet euch nicht, denn ich habe euch erlöst und habe euch beim Namen gerufen.“ Nur jene, die mich verlassen wollen, haben Grund sich zu fürchten. Nicht aber jene, die mir treu bleiben und bei mir sein werden. Fürchtet euch nicht! Ihr seid mein, und ich bin euer. Weder die Wasser der Flüsse noch die Flammen der Scheiterhaufen, noch Steine, noch Schwerter können euch von mir trennen, wenn ihr bei mir ausharrt. Immer stärker werden die Flammen, die Wasser, die Schwerter und Steine auf mich eindringen, und euch wird es wie mir ergehen; und ihr werdet auch meinen Lohn empfangen. Ich werde bei euch sein in den Stunden der Qual, in euren Prüfungen, bis zum Tode; und danach wird euch nichts mehr von mir trennen können.

O mein Volk! Das Volk, das ich berufen und versammelt habe und

das ich noch mehr berufen und versammeln werde, wenn ich erhöht sein und alles an mich ziehen werde. O auserwähltes Volk, heiliges Volk, fürchte dich nicht, denn ich bin und werde immer bei dir sein, und du wirst mich verkünden, mein Volk, und daher werdet ihr, die ihr es bildet, meine Diener genannt werden. Und euch gebe ich schon jetzt und auch in Zukunft den Auftrag: Verkündet dem Norden und dem Süden, dem Osten und dem Westen, daß die Söhne und Töchter des Schöpfer-Gottes, auch die an den äußersten Enden der Welt, gesammelt werden sollen, auf daß alle mich als ihren König anerkennen und mich mit meinem wahren Namen anrufen; auf daß sie die Herrlichkeit besitzen, für die sie geschaffen worden sind, und der Ruhm dessen seien, der sie erschaffen hat.

Jesaja sagt, daß Völker und Nationen nach Zeugen meiner Herrlichkeit verlangen werden. Aber wo werde ich Zeugen finden, wenn der Tempel und die mächtigen Parteien Haß und Lüge verbreiten, weil sie nicht bekennen wollen, daß ich der bin, der ich bin? Wo werde ich sie finden? Sieh, o mein Gott, meine Zeugen! Diese hier, die ich im Gesetz unterwiesen habe, diese, die ich an Leib und Seele geheilt habe, diese, die blind waren und nun sehen, die bedrückt waren und nun befreit sind, alle, alle diese, für die mein Wort Licht, Wahrheit, Weg und Leben gewesen ist.

Ihr seid meine Zeugen, meine auserwählten Diener, und ich habe euch erwählt, auf daß ihr erkennt, glaubt und begreift, daß ich es wirklich bin. Ich bin der Herr, der Erlöser. Glaubt es zu eurem Heil. Außer mir gibt es keinen Erlöser. Wißt dies zu glauben, entgegen jeder anderen menschlichen und satanischen Einflüsterung. Vergeßt alles, was euch von anderen gesagt worden ist und nicht mit meinem Wort übereinstimmt. Weist alle Widersprüche zurück, mit denen man euch in Zukunft bedrängen wird. Sagt jedem, der euch dazu verleiten will, dem Gesalbten zu widersagen: „Seine Werke sprechen zu unserer Seele“, und seid beharrlich im Glauben.

Ich habe viel getan, um euch einen unerschütterlichen Glauben zu geben. Ich habe eure Kranken geheilt, ich habe eure Schmerzen

gelindert. Wie ein guter Meister habe ich euch unterwiesen und wie ein Freund habe ich euch angehört. Ich habe mit euch das Brot gebrochen und den Trank geteilt. Aber das sind immer noch Werke eines Heiligen und Propheten. Anderes werde ich vollbringen, um euch jeden Zweifel zu nehmen, den die Finsternis in euch aufkommen lassen könnte, so wie der Sturmwind den sommerlichen Himmel mit Gewitterwolken bedeckt. Laßt die Gewitterwolken vorüberziehen und verharret in der Liebe zu eurem Jesus, der den Vater verlassen hat, um euch zu retten, und der auch sein Leben lassen wird, um euch das Heil zu schenken.

Ihr, die ich mehr geliebt habe und liebe als mich selbst – denn es gibt keine größere Liebe als sich aufzuopfern für das Wohl derer, die man liebt – soll nicht geringer sein als jene, die in der Prophezeiung des Jesaja wilde Bestien, Drachen und Strauße genannt werden, daß heißt Heiden, Götzendiener und Unreine, die, nachdem ich ihnen die Macht meiner Liebe und meines Wesens gezeigt habe, indem ich selbst den Tod besiege (was niemand leugnen können wird, ohne ein Lügner zu sein), sagen werden: „Er ist der Sohn Gottes!“ und die alsdann alle scheinbar unüberwindlichen Hindernisse beseitigen werden, um nach Jahrhunderten vom unreinen Heidentum, von Finsternis und Laster zum Licht, zur Quelle, zum Leben zu kommen. Seid nicht wie gar zu viele in Israel, die mir kein Ganzopfer darbringen, mich durch keine Gabe ehren, mir vielmehr Pein verursachen durch ihre Bosheit und mich zum Opfer ihrer verhärteten Herzen machen; die auf meine verzeihende Liebe mit höllischem Haß antworten, der mir den Boden untergräbt, um mich zu Fall zu bringen und dann noch sagen zu können: „Seht ihr? Er ist gefallen, weil ihn Gott zerschmettert hat.“

Bürger von Bet-Zur, seid stark! Liebt mein Wort, denn es ist wahr, und mein Zeichen, denn es ist heilig. Der Herr sei immer mit euch, und ihr mit den Dienern des Herrn, alle vereint, damit ihr alle einst dort sein könnt, wo ich hingehe und eine ewige himmlische Wohnung bereite für alle, die nach Überwindung der Trübsal und nach

siegreicher Schlacht im Herrn sterben und im Herrn auferstehen in Ewigkeit!«

»Herr, was willst du sagen? Triumph- und Schmerzensrufe klingen in deinen Worten«, sagen einige.

»Ja, du gleichst einem, der sich von Feinden umgeben weiß«, sagen andere.

»Du sprichst fast so, als ob auch wir solche wären«, meinen andere.

»Wie verhält es sich mit deinem „Morgen“, o Herr?« sagen wieder andere.

»Ruhm und Herrlichkeit!« schreit Judas von Kerijot.

»Der Tod«, seufzt Elisa weinend.

»Die Erlösung. Die Erfüllung meiner Sendung. Fürchtet euch nicht. Weint nicht. Liebt mich. Ich bin glücklich, der Erlöser zu sein. Komm, Elisa, wir gehen zu deinem Haus . . . « und er entfernt sich als erster, indem er sich einen Weg durch die Menge bahnt, die von unterschiedlichen und gegensätzlichen Gefühlen überwältigt ist.

»Aber Herr, warum immer diese Reden?!« beklagt sich Judas mit einem Vorwurf in der Stimme und fügt hinzu: »Sie gehören sich nicht für einen König.«

Jesus antwortet ihm nicht. Er antwortet hingegen seinem Vetter Jakobus, der ihn mit tränenfeuchten Augen fragt: »Warum, Bruder, führst du immer Schriftstellen an, in denen vom Abschied die Rede ist?«

»Damit meine Ankläger nicht sagen können, ich sei wahnsinnig und ein Gotteslästerer, und damit der, der sich nicht an die Wirklichkeit der Dinge halten will, versteht, daß die Offenbarung mich immer als König eines überirdischen Reiches angekündigt hat, das sich abzeichnet, errichtet und ausbaut in der Darbringung des Opfers, des einzigen Opfers, welches das Himmelreich wieder zu erneuern vermag, das von Satan und den Stammeltern zerstört wurde. Hochmut, Haß, Lüge, Wollust und Ungehorsam haben es verwüstet. Demut, Gehorsam, Liebe, Reinheit und Opfer werden es wieder er-

richten ... Weine nicht, Frau, die, die du liebst und die warten, sehen sich nach der Stunde meiner Opferung ... «

Sie betreten das Haus, und während die Apostel noch damit beschäftigt sind, sich zu erfrischen und zu essen, geht Jesus allein mit Elisa in den gepflegten blühenden Garten hinaus, um sie anzuhören. »Meister, ich allein weiß, daß Johanna dich im Verborgenen sprechen möchte. Sie hat mir Jonatan geschickt, und er hat gesagt: „Es handelt sich um sehr wichtige Dinge.“ Nicht einmal die Tochter, die du mir anvertraut hast – sei dafür gesegnet – weiß davon. Johanna hat nach allen Richtungen Diener ausgesandt, um dich zu suchen. Aber sie haben dich nicht gefunden ... «

»Ich war sehr weit entfernt und wäre noch weiter gegangen, wenn der Geist mich nicht angetrieben hätte, zurückzukehren ... Elisa, du wirst mit mir und mit dem Zeloten zu Johanna gehen. Die anderen werden hierbleiben und sich zwei Tage ausruhen. Dann werden wir nach Bet-Ter gehen, und du wirst mit Jonatan zurückkehren.«

»Ja, mein Herr ... « Elisa schaut ihn mit einem forschenden, mütterlichen Blick an ... Aber eine Frage kann sie sich nicht versagen: »Leidest du?«

Jesus schüttelt sein Haupt, ohne ein wirkliches Zeichen der Verneinung zu geben, aber mit offensichtlicher Niedergeschlagenheit.

»Ich bin eine Mutter ... Du bist mein Gott ... Aber ... O mein Herr! Was glaubst du, was Johanna will? Du hast vom Tod gesprochen, und ich habe verstanden, denn im Tempel lasen die Jungfrauen viel die Heiligen Schriften, wo von dir, dem Erlöser, die Rede ist, und ich erinnere mich jener Worte. Du hast vom Tod gesprochen, und dein Angesicht leuchtete derweilen in himmlischer Freude ... Jetzt leuchtet dein Antlitz nicht mehr ... Maria war mir wie eine Tochter ... und du bist ihr Sohn. Daher, wenn es nicht sündhaft ist, dies zu sagen, sehe ich dich in gewisser Weise als meinen Sohn an ... Deine Mutter ist fern von hier ... Aber eine andere Mutter ist an deiner Seite. Von Gott Gesegneter, kann ich nicht deinen Kummer lindern?«

»Du erleichterst ihn schon durch deine Liebe ... Was ich denke über das, was Johanna mir sagen will? Mein Leben ist wie dieser Rosenstock. Die Rosen seid ihr, meine getreuen Schülerinnen. Aber wenn man die Rosen wegnimmt, was bleibt dann? Dornen ... «

»Aber wir werden bis zum Tod bei dir bleiben.«

»Das ist wahr. Bis zum Tod! Und der Vater wird euch segnen für den Trost, den ihr mir geben werdet. Gehen wir ins Haus. Ruhen wir etwas aus. Bei Sonnenuntergang werden wir nach Bet-Ter aufbrechen.«

446 In Bet-Ter

Jesus, gefolgt vom Zeloten, der das Eselchen der Elisa am Zügel führt, pocht an das Tor des Aufsehers von Bet-Ter. Sie haben nicht die gleiche Straße eingeschlagen wie das letzte Mal, sondern sind vom Dorf her zu den Besitzungen der Johanna gekommen. Das Dorf liegt an den westlichen Hängen des Berges, wo sich auch das Schloß erhebt.

Der Torhüter, der den Herrn erkennt, beeilt sich, das Gittertor neben seinem Wächterhäuschen weit zu öffnen, durch das man in den Vorgarten jener traumhaften Rosengärten der Johanna gelangt.

Ein starker Duft von frischen Rosen und Rosenessenzen liegt in der warmen Abendluft, und als der erste Abendwind sich von Osten her erhebt und die blühenden Rosen bewegt, scheint dieser Duft noch eindringlicher, frischer und echter zu werden, denn er kommt von den mit Rosenstöcken bedeckten Höhen und verdrängt den schweren Essenzgeruch, der unter dem niedrigen, breiten Wetterdach hervordringt, das dem westlichen Mauerwerk des Besitztums vorgelagert ist.

Der Aufseher erklärt: »Meine Herrin ist drüben. Jeden Abend geht sie dorthin, wo sich um diese Stunde die Rosensammler und Essenzbereiter zusammenfinden. Dann spricht sie mit ihnen, stellt ihnen Fragen, bemüht sich um sie und ermutigt sie. Oh! Sie ist so gut,

unsere Herrin. Sie ist es immer gewesen; aber ganz besonders gut ist sie, seit sie deine Jüngerin geworden ist! ... Ich gehe sie holen. Um diese Jahreszeit gibt es sehr viel Arbeit, und die üblichen Rosensammler reichen nicht mehr aus, obwohl seit Ostern neue Diener und Dienerinnen dazugekommen sind. Warte auf mich, Herr ... «

»Nein, ich gehe zu ihr. Gott segne dich und gebe dir den Frieden«, sagt Jesus, und er hebt die Hand und segnet den alten Wächter, den er bis dahin geduldig angehört hat. Dann verläßt er ihn und geht zu dem niedrigen, breiten Wetterdach.

Aber das Geräusch der Schritte auf dem harten Boden des Pfades läßt den neugierigen Matthias den Kopf heben, und schon eilt er mit seinem schrillen Kindergeschrei dem Heiland entgegen. Er läuft mit ausgestreckten, geöffneten Armen als Zeichen der Einladung und Sehnsucht nach seiner Umarmung. »Jesus ist da! Jesus ist da!« schreit er, und während er noch in den Armen des Herrn liegt, der ihn küßt, erscheint auch schon Johanna inmitten ihrer Dienerschar.

»Herr!« ruft sie ihrerseits und fällt auf die Knie, um ihn gleich dort zu verehren, wo sie sich gerade befindet. Sie wirft sich nieder und erhebt sich dann mit einem Antlitz, das sich vor Erregung in Purpur kleidet, ähnlich einem flammenden Rosenblatt. Hierauf nähert sie sich Jesus und wirft sich abermals zu Boden, um seine Füße zu küssen.

»Der Friede sei mit dir, Johanna! Du wolltest mich sprechen? Sieh, ich bin da.«

»Ja, Herr, ich habe dich gesucht ... « Johanna wird wieder bleich und ernst. Jesus bemerkt es.

»Erhebe dich, Johanna. Geht es Chuza gut?«

»Ja, mein Herr.«

»Und der kleinen Maria, die ich nicht hier sehe?«

»Ebenfalls, Herr ... Sie ist mit Ester ausgegangen, um Heilmittel für einen kranken Diener zu holen.«

»Hast du mich für diesen Kranken gerufen?«

»Nein Herr ... wegen ... dir.« Johanna, das ist ganz offensicht-

lich, will nicht in Gegenwart aller reden, die sich um sie versammelt haben.

Jesus versteht es und sagt: »Nun gut. Gehen wir zunächst deinen Rosengarten anschauen ... «

»Du wirst müde sein, Herr. Du solltest etwas essen ... Du wirst auch Durst haben.«

»Nein. Wir haben während der heißen Stunden im Haus von Hirtenjüngern haltgemacht. Ich bin nicht müde ... «

»Dann gehen wir ... Jonatan, du wirst alles für den Herrn und für seine Begleiter vorbereiten ... Geh herunter, Matthias ... « befiehlt sie dem Aufseher, der ehrfürchtig in der Nähe steht, und dem Kleinen, der es sich in den Armen Jesu bequem gemacht hat und sein Köpfchen schmeichelnd an den Hals Jesu lehnt, wie ein Täubchen, das sich unter den väterlichen Flügeln verbirgt. Das Knäblein stößt einen schweren Seufzer aus, fügt sich aber gehorsam.

Aber Jesus sagt: »Nein. Er wird mit uns kommen und nicht stören. Er wird der kleine Engel sein, vor dem man kein anstößiges Wort sagen und nicht Anstößiges tun kann; und er wird verhindern, daß auch der leiseste Verdacht in den Herzen aufsteigt. Gehen wir ... «

»Meister, ich und Elisa, wir gehen ins Haus; oder willst du uns bei dir haben?« fragt der Zelote.

»Geht nur.«

Johanna führt Jesus auf einem breiten Weg durch den Garten und zu den Rosenbeeten, welche die Hügel bedecken, die die blühenden Besitzungen der Jüngerin bilden. Johanna geht immer weiter, als wolle sie dorthin gelangen, wo es nur noch Rosenstöcke und Bäume gibt, wo sich Vögel um ihren Schlafplatz streiten oder noch mit dem Nestbau beschäftigt sind.

Die Rosen, die heute abend noch in verschlossenen Knospen ruhen und morgen der Schere zum Opfer fallen werden, duften stark, bevor der nächtliche Tau sie bedeckt. Sie bleiben stehen in einem kleinen Tälchen, wo ihnen auf der einen Seite Girlanden von fleischfarbenen Rosen zulachen und auf der anderen rosarote Rosen wie

gerinnende Blutstropfen leuchten. Es ist da ein Felsblock, der als Sitz oder als Abstellplatz für die Körbe der Rosensammler dient. Rosen und abgefallene Blütenblätter liegen im Gras und auf dem Felsblock und zeugen von der Arbeit des heutigen Tages.

Johanna wischt sie mit ihrer ringgeschmückten Hand von der Sitzfläche und sagt: »Meister, setze dich. Ich muß mit dir sprechen ... lange.« Jesus setzt sich, und Matthias beginnt auf dem Rasen hin- und herzulaufen, bis er eine große Kröte entdeckt, die gekommen ist, um frische Abendluft zu schöpfen. Mit Geschrei und Freuden-sprüngen verfolgt er die arme Kröte, bis die kleine Höhle einer Grille seine Aufmerksamkeit weckt und er mit einem Stöcklein darin herumzustochern beginnt.

»Johanna, ich bin hier, um dich anzuhören ... Warum sprichst du nicht?« fragt Jesus nach längerem Schweigen. Er hört auf, dem Knaben mit seinen Augen zu folgen, um nur auf die Jüngerin, die aufrecht, ernst und schweigsam vor ihm steht, zu schauen.

»Ja, Meister. Aber ... es ist sehr schwer ... Und ich glaube, es ist schmerzlich, mich anzuhören ... «

»Sprich nur einfach und vertrauensvoll ... «

Johanna läßt sich ins Gras gleiten und hockt auf ihren Fersen in tiefer Hochachtung vor dem Meister, der etwas höher sitzt, in einer aufrechten, ernsten Haltung, die ihn als Mensch weiter entfernt sein läßt, als wenn viele Meter und Hindernisse zwischen ihnen wären, ihn aber als Gott durch die Güte seines Blickes und seines Lächelns ganz nahe bringt. Johanna blickt in der milden Abenddämmerung dieses Maitages zu ihm auf. Endlich beginnt sie zu reden: »Mein Herr, bevor ich spreche, muß ich dich etwas fragen ... muß ich deine Gedanken kennen ... muß ich erfahren, ob ich deine Worte immer falsch verstanden habe ... Ich bin eine Frau, eine törichte Frau ... Vielleicht habe ich geträumt ... und beginne erst jetzt die Wirklichkeit zu sehen ... die Dinge, wie du sie gesagt hast, wie du sie vorbereitet hast, wie du sie haben willst für dein Reich ... Vielleicht hat Chuza recht ... und ich unrecht ... «

»Hat Chuza dir Vorwürfe gemacht?«

»Ja und nein, Herr. Er hat mir gesagt, mit seiner ganzen Macht als Gemahl, daß ich dich nach den letzten Vorkommnissen meiden muß, weil er als Höfling des Herodes nicht gestatten kann, daß seine Frau sich gegen Herodes verschwört.«

»Und seit wann sollst du eine Verschwörerin sein? Wer denkt denn daran, Herodes zu schaden? Sein armer, schmutziger Thron ist weniger wert als dieser Sitz im Rosengarten. Hier setze ich mich hin, dort würde ich mich nie hinsetzen. Chuza möge dessen versichert sein! Der Thron des Herodes lockt mich nicht, nicht einmal der des Cäsar. Das sind nicht meine Throne, das sind nicht meine Reiche.«

»Oh! Ja, Herr?! Gesegnet seist du! Wieviel Frieden gibst du mir! Seit vielen Tagen leide ich deswegen! Mein heiliger und göttlicher Meister! Mein teurer Meister! Mein Meister, wie ich ihn immer verstanden, gesehen und geliebt habe, so hoch, so erhaben über die Erde, so ... so göttlich. O mein Herr und himmlischer König!« Johanna ergreift die Hände des Herrn und küßt ehrfürchtig seine Handrücken, während sie wie in Anbetung vor ihm kniet.

»Aber was ist denn vorgefallen? Was, von dem ich nicht weiß, vermag dich so zu verwirren und in dir das Bild meiner sittlichen und geistigen Unantastbarkeit zu verdunkeln? Sprich!«

»Was? Meister, der Rauch des Irrtums, des Hochmuts, der Habsucht und der Starrköpfigkeit hat sich wie aus stinkenden Kratern erhoben und in einigen dein Bild verzerrt ... und man hat dasselbe bei mir versucht. Aber ich bin deine Johanna, dein Gnadengeschenk, o Gott, und konnte nicht verlorengelassen. Wenigstens hoffe ich das, wenn ich an die Güte Gottes denke. Aber wer noch ein Embryo von Seele ist, wer noch ringt, um sich zu bilden, kann leicht durch eine Enttäuschung zugrundegehen. Wer noch in einem schlammigen und durch heftige Strömungen aufgewühlten Meer das Ufer, den Hafen zu erreichen sucht, um sich zu reinigen und Orte des Friedens und der Gerechtigkeit zu finden, kann wohl leicht von Müdigkeit über-

wältigt werden, wenn er das Vertrauen auf das Ufer, auf jene Orte des Friedens verliert, und wieder von Strömung und Schlamm überwältigt wird. Dieses Verderben von Seelen, für die ich dein Licht erflehe, hat mich betrübt und gequält. Die Seelen, die wir für das ewige Leben heranbilden, sind uns noch viel teurer als die Körper, die wir dem irdischen Licht schenken. Wir weinen über das Kind, das uns stirbt. Aber das ist nur unser Schmerz. Um eine Seele, die wir in deinem Licht zu erziehen versucht haben und die wir dann verlieren, trauern nicht nur wir allein, sondern auch du, mein Gott. Denn im Schmerz über den geistigen Tod einer Seele ist auch dein Schmerz, der unendliche Schmerz Gottes ... Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke ... «

»Oh, sehr gut. Aber erzähle der Reihe nach, wenn du willst, daß ich dich tröste.«

»Ja, Meister. Du hast Simon den Zeloten und Judas von Kerijot nach Betanien geschickt, nicht wahr? Wegen des hebräischen Mädchens, das die Römerinnen dir gegeben haben und das du zu Nike geschickt hast ... «

»Ja. Und? ... «

»Und sie wollte Abschied nehmen von ihren guten Vorgesetzten, und Simon und Judas haben sie zur Burg Antonia begleitet. Weißt du das?«

»Ich weiß es. Und dann?«

»Meister ... ich muß dir weh tun ... Meister, bist du wirklich nur ein König dem Geiste nach? Du denkst doch nicht an irdische Reiche?«

»Aber nein, Johanna! Wie kannst du mich so etwas fragen?«

»Um wieder die Freude zu haben, dich göttlich zu sehen, nur göttlich. Gerade weil du so bist, muß ich dir einen Schmerz bereiten ... Meister, der Mann von Kerijot versteht dich nicht, und er versteht auch die nicht, die dich als großen Philosophen, als großen Weisen, als die Tugend selbst auf Erden verehren und bewundern und bereit sind, dich zu schützen. Es ist seltsam, daß Heidinnen verstehen, was

einer deiner Apostel nicht versteht, obwohl er schon so lange bei dir ist ... «

»Der Mensch in ihm, seine menschliche Liebe verblendet ihn.«

»Du entschuldigst ihn ... Aber er schadet dir, Meister. Während Simon mit Plautina, Lydia und Valeria gesprochen hat, hat Judas mit Claudia gesprochen, und zwar in deinem Namen, als dein Abgesandter. Er wollte ihr Versprechen abgewinnen für eine Wiederaufrichtung des Reiches Israel. Claudia hat ihn gründlich ausgefragt ... und er hat viel geredet. Er ist überzeugt, auf der Schwelle seines tollen Traumes zu stehen, dort, wo der Traum Wirklichkeit wird. Meister, Claudia ist sehr erzürnt darüber. Sie ist eine Tochter Roms ... Sie hat etwas vom Kaiserreich in ihrem Blut ... Wie sollte gerade sie, eine Tochter der Claudier, sich je gegen Rom stellen? Sie hat einen so gewaltigen Schock bekommen, daß sie an dir und der Heiligkeit deiner Lehre gezweifelt hat. Sie hat noch kein richtiges Verständnis für die Heiligkeit deines Ursprungs ... Aber sie wird dazu gelangen, sobald sie deiner sicher ist. Vorerst kommst du ihr vor wie ein Rebell, ein habgieriger und falscher Usurpator ... Plautina und die andern haben versucht, sie zu überzeugen ... Aber sie will eine direkte Antwort von dir selbst.«

»Sage ihr, sie soll nichts fürchten. Ich bin der König der Könige, der, der sie erschaffen hat und sie richtet. Aber ich habe keinen andern Thron als den des Lammes, das zuerst geopfert wird und dann im Himmel triumphiert. Laß sie das sofort wissen!«

»Ja, Meister. Ich werde persönlich hingehen, bevor sie Jerusalem verlassen, denn Claudia ist so sehr darüber aufgebracht, daß sie nicht länger in der Antonia bleiben will, „um nicht ... die Feinde Roms sehen zu müssen“, wie sie sagt.«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Plautina und Lydia. Sie sind gekommen ... und Chuza war dabei ... Danach hat er mich vor die Alternative gestellt: Entweder du bist der geistige Messias, oder ich muß dich für immer meiden.«

Jesus hat ein müdes Lächeln auf seinem Antlitz, das bleich gewor-

den ist während des Berichtes der Johanna. Er sagt: »Kommt Chuza nicht hierher?«

»Morgen ist Sabbat, und er wird hier sein.«

»Ich werde ihn beruhigen. Fürchte dich nicht. Niemand soll sich beunruhigen, weder Chuza wegen seiner Stellung am Hofe, noch Herodes wegen eines befürchteten Usurpators, noch Claudia wegen ihrer Liebe zu Rom, und auch du sollst nicht befürchten, getäuscht worden zu sein und dich von mir trennen zu müssen.«

»Meister, diesen Schmerz hätte ich dir lieber erspart. Aber davon zu schweigen wäre Falschheit gewesen . . . Meister, wie wirst du dich Judas gegenüber verhalten? . . . Ich fürchte seine Reaktionen . . . nur deinetwegen.«

»Ich werde aufrichtig mit ihm sprechen und ihm zu verstehen geben, daß ich sein Tun und seine Starrköpfigkeit mißbillige.«

»Er wird mich hassen, denn er wird verstehen, daß du es durch mich erfahren hast.«

»Betrübt dich das?«

»Deine Abneigung würde mir Schmerz bereiten, nicht die seine. Ich bin eine Frau, aber männlicher als er in deinem Dienst. Ich diene dir, weil ich dich liebe, nicht um durch dich zu Ehren zu gelangen. Wenn ich morgen auch um deinetwillen Reichtümer, die Liebe meines Gatten und selbst Freiheit und Leben verlieren sollte, so würde ich dich nur noch mehr lieben; denn dann hätte ich nur noch dich zu lieben und deine Liebe«, sagt Johanna mit Entschiedenheit, indem sie sich erhebt.

Auch Jesus erhebt sich und spricht: »Sei gesegnet, Johanna, für diese Worte, und bleibe in Frieden. Weder der Haß noch die Liebe des Judas können auf das, was im Himmel geschrieben steht, Einfluß haben, und ich werde meine Sendung erfüllen, wie es beschlossen ist. Sorge dich nicht. Sei ruhig wie der kleine Matthias, der, nachdem er, seiner Meinung nach, der Grille ein schöneres Haus gebaut hat, die Stirn an die Rosenblätter gelehnt hat und eingeschlafen ist . . . im Glauben, auf Rosen zu ruhen, denn das Leben ist schön, solange

man unschuldig ist. Auch ich lächle, selbst wenn mein Menschendasein nur entblätterte, verwelkte Blütenblätter kennt; aber im Himmel werde ich einst all die Rosen der Geretteten haben ... Komm. Die Nacht senkt sich hernieder. Bald wird man den Pfad nicht mehr sehen.«

Johanna schickt sich an, das Kind auf die Arme zu nehmen.

»Laß es ... Ich nehme ihn. Schau, wie er lächelt! Sicherlich träumt er vom Himmel, von der Mutter und von dir ... Auch ich träume in meinen ständigen Nöten vom Himmel, von der Mutter und von meinen guten Jüngerinnen.«

447 Jesus mit Petrus und Bartholomäus in Bet-ter

Jesus wandelt zwischen den Rosenhainen, in denen Sammler der Blütenblätter eifrig tätig sind, und hat Gelegenheit, mit dem einen oder anderen zu sprechen, auch mit der Witwe und ihren Kindern, die Johanna aus Liebe zu ihm an Ostern nach dem Bankett mit den Armen als Dienerin angenommen hatte. Sie scheinen nicht mehr dieselben zu sein. Sie sind aufgeblüht, heiter und gehen freudig ihrer Arbeit nach, jedes entsprechend seiner Fähigkeit. Die Kleinsten, die die Rosen noch nicht nach Farbe und Frische unterscheiden können, spielen mit anderen Kindern in stillen Ecken, und das Gezwitscher dieser menschlichen Nestlinge vermischt sich mit dem Piepsen der noch federlosen kleinen Vögel, die im Laub der Bäume schreiend ihre Alten begrüßen, die mit Nahrung zurückkehren.

Jesus begibt sich zu diesen kleinen Kindern, beugt sich über sie, spricht mit ihnen, liebkost sie und hilft denen auf die Beine, die hinfallen und weinen, Stirn und Händchen mit Erde beschmutzt und sich am Boden zerkratzt haben. Tränen, Streitereien und Eifersüchteleien enden plötzlich bei der Liebkosung und dem Wort, das der Unschuldige an die Unschuldigen richtet; und sie schenken ihm sogar den Gegenstand, der kurz zuvor noch die Ursache eines Streites oder eines Hinfallens gewesen ist: einen goldglänzenden Käfer,

einen farbigen Stein oder eine gepflückte Blume ... Jesus hat nun Hände und Gürtel voll von diesen Dingen und läßt sich nicht sehen, wenn er einen Mistkäfer oder ein Marienkäferchen auf ein Blatt setzt und ihm die Freiheit wiedergibt. Wie oft habe ich nun schon das feine Zartgefühl Jesu beobachtet, auch den Kleinen gegenüber, um ihnen nicht weh zu tun und sie nicht zu enttäuschen! Er versteht es auf entzückende Weise, sie zu erziehen und ihre Liebe mit scheinbaren Kleinigkeiten zu gewinnen; in Wirklichkeit ist es vollkommene Liebe, die sich der Kleinheit der Kinder anpaßt ...

Wie bei mir. Oh! Er hat mich tatsächlich immer wie ein „kleines Kind“ behandelt, um meinen Schmerz zu lindern, um meine Liebe zu gewinnen! Später, als ich ihn mit meinem ganzen Wesen geliebt habe, hat er mir die Hand gedrückt und hat mich wie eine Erwachsene behandelt, ohne auf mein Flehen zu hören: »Aber siehst du denn nicht, daß ich zu nichts gut bin?« Er hat gelächelt und mich verpflichtet, wie eine Erwachsene zu handeln ... Oh! Nur wenn die arme Maria ganz niedergeschlagen ist, wird er wieder zum Jesus der Kinder für meine arme Seele, die so unfähig ist, und gibt sich mit Mistkäfern, Steinchen, Blümchen oder mit dem, was ich gerade geben kann, zufrieden und zeigt mir, daß er sie schön findet ... und daß er mich liebt, weil ich »das Nichts bin, das sich voller Vertrauen im „Alles“ verliert.«

Mein teurer Jesus, geliebt bis zum äußersten, geliebt mit meinem ganzen Wesen. Ja, ich kann es wohl sagen. Wenn ich mich aufrichtig erforsche am Vorabend meines 49. Geburtstages, am Vorabend des menschlichen Urteils über meine Tätigkeit als Sprachrohr, wenn ich redlich meinen Geist durchforsche, um die Wahrheit der Worte zu entziffern, die in mir sind, kann ich sagen, daß ich jetzt meinen Gott liebe, ihn zu lieben verstehe mit meinem ganzen Wesen. Ich habe mich 48 Jahre lang bemüht, zu dieser vollendeten Liebe zu gelangen; zu dieser Liebe, die so total ist, daß ich nicht den geringsten furchtsamen Gedanken in Bezug auf eine Verurteilung hege, sondern nur besorgt bin wegen der Enttäuschung, die sie in den Seelen hervorrufen würde, die ich zu Gott geführt habe und die überzeugt sind, von dem in mir lebendigen Heiland erlöst worden zu sein, und die sich von der Kirche los-sagen würden, von diesem Band zwischen Menschheit und Gott. Einige werden sagen: »Schämst du dich nicht, daß du so lange dazu gebraucht hast?« Nein, wirklich nicht. Ich war so schwach und nichtswürdig, daß ich diese ganze Zeit dazu gebraucht habe. Übrigens bin ich überzeugt, daß ich so lange dazu gebraucht habe, wie Jesus gewollt hat; keine Minute länger, keine Minute weniger. Denn das kann ich euch sagen: seit ich angefangen habe zu verstehen, was Gott ist, habe ich Gott nichts mehr abgeschlagen. Seit ich mit vier Jahren fühlte, daß Gott überall zugegen

ist, sogar in der Rückenlehne des Stuhles, auf dem ich saß, so daß ich ihn um Entschuldigung bat, weil ich ihm den Rücken zuwandte und ihn als Lehne benützte; seit ich als vierjähriges Kind selbst im Schlaf daran dachte, daß unsere Sünden ihn verwundet und getötet haben, und aufrecht im Bett stehend im Nachthemd betete, ohne auf ein Bild zu schauen, sondern nur indem ich mich an den für uns getöteten Geliebten wandte und ihn anflehte: »Ich nicht! Ich nicht! Laß mich lieber sterben als daß du mir sagst, daß ich dich verletzt habe!« ... Du kennst sie, o meine Liebe, meine glühenden Stoßgebete. Kein einziges ist dir unbekannt. Du weißt, daß jeder von dir auch nur angedeutete Wunsch von deiner Maria unverzüglich angenommen wurde ... Auch als du mich batest, dir die Liebe der Verlobten zu schenken – ja, gerade damals, an Weihnachten 1921, habe ich dir meine Liebe zugesichert – meine Liebe zu den Eltern, das Leben, die Gesundheit, den Wohlstand ... um immer mehr ein Nichts im gesellschaftlichen Leben zu werden, ein Wrack, das die Welt mitleidig und verächtlich betrachtet ... unfähig, seinen Durst zu stillen, wenn es nicht jemanden hat, der ihm ein Glas Wasser reicht ... angenagelt wie du, wie du ... Und wie sehr habe ich danach verlangt, es zu sein, und wie sehr würde ich sofort wieder danach verlangen, wenn du mich heilen würdest.

Alles! Das Nichts hat alles gegeben, sein ganzes Sein ... Und auch jetzt, da ich abgewiesen und verurteilt werden könnte, was sage ich da? Laß mich nur dich besitzen, deine Gnade. Alles andere ist nichts. Ich bitte dich nur darum, mir deine Liebe nicht zu entziehen und nicht zu erlauben, daß die, die ich dir gegeben habe, in die Finsternis zurückfallen.

Aber wo bin ich hingegangen, du meine Sonne, während du zwischen den Rosenbeeten wandelst? Wohin trägt mich mein Herz, das sich ganz deiner Liebe hingibt? Es zittert, das Blut erhitzt sich in meinen Venen, und die Leute sagen: »Sie hat Fieber und Herzklopfen.« Nein, nein. Diesen Morgen ergießt du dich in mich mit der Kraft deines göttlichen Liebessturmes, und ich ... und ich vernichte mich in dir, der du mich durchdringst, und denke nicht mehr als Geschöpf dieser Welt, sondern fühle, was das Leben der Serafime ist ... und brenne und vergehe und liebe dich, liebe dich. Habe Erbarmen in deiner Liebe! Habe Erbarmen, wenn du willst, daß ich weiterhin lebe, um dir zu dienen, o göttliche, ewige Liebe, o süßeste Liebe, o Liebe der Himmel und der Schöpfung, Gott, Gott, Gott ...

Aber nein, kein Erbarmen! Noch mehr! Noch mehr! Bis zum Tod auf dem Scheiterhaufen der Liebe! Fließen wir ineinander! Lieben wir uns! Um im Vater zu sein, wie du es für uns betend gesagt hast: »Mögen alle, die mich lieben, dort sein, wo *wir* sind. Alle eins.«

Alle eins! Ja, das ist eines der Worte des Evangeliums, die mich immer in einen Abgrund liebender Anbetung haben hinabsteigen lassen.

Was hast du für uns erbeten, o mein göttlicher Meister und Erlöser! Um was hast du gebetet, o mein göttlicher Tor der Liebe! Daß wir eins seien mit dir, mit dem Vater, mit dem Heiligen Geist; denn wer in einem ist, ist in allen dreien, o unzertrennliche Dreifaltigkeit des einen und dreieinigen Gottes!

Sei gepriesen! Gepriesen bei jedem Pulsschlag und Atemzug! ... Aber setzen wir die Schauung fort.

Ich sehe, wie Petrus mit eiligen Schritten naht, so schnell, daß seine Kleider sich aufblähen wie ein Segel, das vom Wind erfaßt wird. Bartholomäus folgt ihm etwas langsamer.

Petrus kommt von hinten auf den Meister zu, der sich über Säuglinge gebeugt hat, die sicher Kinder von Sammlerinnen sind und die im Schatten der Bäume liegen. »Meister!«

»Simon! Du hier? Und du, Bartholomäus? Ihr hättet nach dem Sonnenuntergang des morgigen Sabbat abreisen sollen ... «

»Meister, mache uns keine Vorwürfe ... Höre mich zuerst an.«

»Ich höre euch an, und ich tadle euch nicht, denn ich nehme an, daß ihr aus einem wichtigen Grund entgegen meiner Anordnung gehandelt habt. Versichert mir nur, daß keiner von euch krank oder verletzt ist.«

»Nein, Meister. Kein Unglück hat uns getroffen«, beeilt sich Bartholomäus zu sagen. Aber Petrus, offen und stürmisch wie immer, sagt: »Hm! Mir wäre es lieber gewesen, wir hätten uns alle die Beine gebrochen und meinetwegen auch den Kopf zerschlagen, anstatt ... «

»Was ist denn vorgefallen?«

»Meister, wir haben gedacht, es ist besser, jetzt zu kommen, um Schluß zu machen mit ... « will Bartholomäus sagen, doch Petrus unterbricht ihn: »Sprich doch etwas schneller«, und schließt mit den Worten: »Judas ist ein Teufel geworden, seit du fort bist. Man kann nicht mehr mit ihm reden. Er hat mit allen gestritten ... Er hat bei allen Dienern der Elisa und auch bei anderen Anstoß erregt ... «

»Vielleicht ist er eifersüchtig geworden, weil du Simon mit dir genommen hast ... « entschuldigt ihn Bartholomäus, als er sieht, daß Jesus sehr ernst wird.

»Ach was! Eifersucht! Hör auf, ihn zu entschuldigen ... oder ich streite mit dir, um mich auszutoben, weil ich nicht mit ihm habe streiten können ... Denn es ist mir gelungen zu schweigen, Meister. Denke dir! Schweigen! Und das aus Gehorsam und Liebe zu dir ... aber was für eine Anstrengung! Gut. In einem Augenblick, als Judas weggegangen ist und dabei die Türe zugeschlagen hat, haben wir uns beraten ... und gedacht, es sei besser abzureisen, um dem Ärger in Bet-Zur ein Ende zu bereiten und ... zu vermeiden, ihn ... ihn zu ohrfeigen ... Ich bin mit Bartholomäus sofort aufgebrochen. Ich habe die anderen gebeten, mich gehen zu lassen, noch bevor er zurückkehrt, denn ... denn ich fühlte, daß ich mich nicht mehr hätte halten können ... Jetzt ist es heraus und du kannst mich tadeln, wenn ich etwas falsch gemacht habe.«

»Du hast richtig gehandelt. Alle habt ihr gut gehandelt.«

»Auch Judas? Nein, nein Herr! Sage das nicht! Er hat ein unwürdiges Theater aufgeführt!«

»Nein, er hat nicht richtig gehandelt, aber urteile nicht über ihn.«

»Nein, Herr ...« Petrus bringt das Nein nur mit großer Mühe heraus. Es folgt ein Schweigen. Dann fragt Petrus: »Kannst du mir wenigstens sagen, weshalb Judas sich plötzlich so verändert hat? Er schien so gut geworden zu sein. Ich habe gebetet und Opfer gebracht, damit es andauert ... denn ich kann es nicht ertragen, dich traurig zu sehen. Ich weiß, du bist betrübt, wenn wir uns schlecht benehmen, und seit dem Tempelweihfest weiß ich, daß selbst das Opfer eines Löffels Honig seinen Wert hat ... Aber diese Wahrheit hat mir ein Jünger beibringen müssen, noch dazu der kleinste, ein armes Kind, mir, dem törichten Apostel. Doch habe ich sie nicht unbenützt gelassen, denn ich habe den Erfolg gesehen. Auch ich Dummkopf habe etwas begriffen dank des Lichtes der Weisheit, das gütig über mich gekommen ist, das herabgestiegen ist zu mir, dem einfachen Fischer und sündigen Menschen. Ich habe verstanden, daß man dich nicht nur mit Worten lieben muß, sondern durch die Rettung von Seelen durch eigene Opfer, um dir Freude zu bereiten, um

dich nicht so sehen zu müssen, wie du jetzt bist, wie du am Sabbat warst, so bleich und so traurig, mein Meister und Herr, den bei uns zu haben wir nicht würdig sind. Wir können dich ja nicht begreifen, wir Würmchen neben dir, dem Sohn Gottes, wir Schmutz neben dir, dem Stern, wir Finsternis neben dir, dem Licht. Aber es hat ja nichts genützt! Nichts! Es ist wahr. Meine elenden Opfer ... so arm ... so schlecht dargebracht ... Wozu konnten sie auch dienen? Es war Hochmut meinerseits zu glauben, sie könnten helfen ... Verzeih mir. Ich habe dir gegeben, was ich hatte. Ich habe mich geopfert, um dir alles zu geben, was ich habe. Ich glaubte, gerechtfertigt zu sein, weil ich dich geliebt habe, o mein Gott, mit meinem ganzen Wesen, mit meinem ganzen Herzen, mit meiner ganzen Seele, mit allen meinen Kräften, so wie es geschrieben steht. Doch jetzt verstehe ich auch das und sage es schlicht heraus, wie es Johannes, unser Engel, immer tut, und bitte dich (er kniet zu Füßen Jesu nieder), deine Liebe in deinem armen Simon zu vermehren, damit meine Liebe zu dir wachse, o mein Gott.« Petrus beugt sich nieder, um die Füße Jesu zu küssen, und verbleibt in dieser Haltung. Bartholomäus, der ihn gehört hat und ihm bewundernd beistimmt, tut desgleichen.

»Steht auf, meine Freunde. Meine Liebe wächst immer mehr in euch und wird immer mehr wachsen. Und seid gesegnet für das Herz, das ihr habt. Wann werden die andern kommen?«

»Vor Sonnenuntergang.«

»Auch Johanna und Elisa werden mit Chuza kommen, noch bevor die Sonne untergeht. Wir werden den Sabbat hier verbringen und dann abreisen.«

»Ja, Herr. Aber warum hat dich Johanna so dringend gerufen? Konnte sie nicht warten? Es war doch beschlossen, daß wir alle hierher kommen sollten! Durch ihre Unklugheit hat sie etwas Schönes angerichtet! ... «

»Tadle sie nicht, Simon des Jona. Sie hat mit Klugheit und aus Liebe gehandelt. Sie hat mich gerufen, weil da Seelen waren, die in ihrem guten Willen bestärkt werden mußten.«

»Ah! Dann sage ich nichts mehr ... Aber, Herr, warum ist denn Judas auf einmal so verändert?«

»Denke nicht daran! Denke nicht daran! Freue dich über dieses Eden, über so viele Blumen und so viel Frieden. Freue dich deines Herrn. Vergiß das Menschliche in all seinen elendesten Formen, in seinen Angriffen auf den Geist deines armen Kameraden. Denke nur daran, für ihn zu beten, viel, sehr viel. Kommt, gehen wir zu den Kleinen, die uns so erstaunt zuschauen. Ich sprach gerade zu ihnen von Gott, von Seele zu Seele, mit Liebe, und zu den Größeren durch die Schönheiten Gottes ... «; und er legt seine Arme um die Schultern der beiden Apostel und begibt sich zu einem Kreis von Kindern, die ihn erwarten.

448 Abschied von Bet-Ter

Ich weiß nicht, wie ich es mit dem Schreiben machen soll, erschöpft wie ich bin durch die ständigen Herzkrämpfe bei Tag und Nacht ... aber ich sehe etwas und muß schreiben.

Ich sehe Jesus vor dem Palast der Johanna in Bet-Ter. Dort erweitert sich der Garten vor dem Haus und bildet gleichsam zwei grüne Flügel in Zangenform, so daß ein kleiner, halbkreisförmiger Platz entsteht, ohne Pflanzen in der Mitte und von sehr hohen, alten Laubbäumen umgeben, die in der leichten Brise, die über die Hügel weht, leise rauschen und einen wohlthuenden Schatten werfen, wenn die Sonne im Westen steht. Unter den Bäumen bildet eine Rosenhecke einen Halbkreis von Farben und Düften um den Platz. Der Abend senkt sich hernieder, und man kann den Sonnenuntergang ziemlich lange am Horizont beobachten, da das Schloß auf einer Anhöhe liegt. Nun beginnt die Sonne sich hinter dem Höhenzug zu verbergen, der gegen Westen liegt und auf den Andreas den Philippus aufmerksam macht, indem er an Betginna erinnert, wo sie den Herrn verkünden sollten. Offensichtlich liegt Betginna auf diesen Bergen, wo der Herr vor einem Jahr, zu Beginn seiner Wanderschaft entlang den Küsten

des Mittelmeeres, die Tochter des Gastwirts geheilt hat, wenn ich mich recht entsinne. Ich bin allein und kann mir nicht die Hefte der vergangenen Monate geben lassen, um zu vergleichen, und ich kann mich nicht erinnern.

Die Apostel sind alle zugegen. Ich weiß nicht, wie sich die Begegnung Jesu mit Judas abgespielt hat. Anscheinend ist alles gut verlaufen, denn ich bemerke keine Zurückhaltung oder Spannung in den Gesichtern, und Judas ist unbefangen und heiter, als ob nichts geschehen wäre, so sehr, daß er selbst den niedrigsten Dienern gegenüber freundlich ist, was ihm sonst nicht so leicht fällt, vor allem, wenn er unruhig ist.

Auch Elisa ist da und Anastasia, die sicher mit den Aposteln und der Dienerin der Elisa gekommen ist. Ebenso ist Chuza zugegen, ganz ehrerbietig. Er hält Matthias an der Hand, und Johanna steht neben Elisa mit der kleinen Maria an der Seite. Jonatan steht hinter seiner Herrin.

Zum Schutz gegen die Sonne, die noch auf die Westseite des Palastes scheint, dient Jesus eine Zeltplane, die mit Pfählen und Schnüren wie ein Baldachin aufgespannt ist. Ihm gegenüber sind alle Diener und Gärtner von Bet-Ter, und gewiß sind es nicht nur die üblichen, sondern auch Hilfsarbeiter aus dem Dorf, das zum Schloß gehört. Schweigend stehen sie in der Kühle des schattigen Halbkreises in einer Reihe und warten auf den Segen Jesu, der kurz vor der Abreise zu sein scheint, nur noch in Erwartung des Sonnenuntergangs, der das Ende des Sabbat bedeutet.

Jesus ist etwas abseits mit Chuza im Gespräch. Ich weiß nicht, was er sagt, denn sie reden leise miteinander. Aber ich sehe, daß Chuza sich mehrmals verneigt und Versicherungen kundgibt; denn er hat seine rechte Hand aufs Herz gelegt, wie um zu sagen: »Mein Ehrenwort. Sei unbesorgt, was mich betrifft«, usw. Die Apostel haben sich diskret in einen Winkel zurückgezogen. Aber niemand kann sie daran hindern, zu beobachten; und wenn Petrus und Bartholomäus dreinblicken wie zwei, die schon mehr oder weniger wissen, um

was es sich handelt, so liegt auf den Gesichtern der anderen, abgesehen von Judas, ein gewisser Ausdruck der Traurigkeit, besonders in denen der Apostel Jakobus des Alphäus, Johannes, Simon und Andreas, während Judas des Alphäus fast unruhig und ernst aussieht. Der andere Judas, der gelassen erscheinen will, beobachtet genauer als alle anderen, und man hat das Gefühl, daß er an den Händen und Lippen Jesu und Chuzas ablesen möchte, worüber sie miteinander reden.

Die Jüngerinnen betrachten sie ebenfalls schweigend und ehrfürchtig, und Johanna lächelt unwillkürlich, etwas ironisch in ihrer Traurigkeit, und scheint ihren Gemahl zu bemitleiden, als dieser seine Stimme erhebt und am Ende der Unterredung versichert: »Meine Dankespflicht ist so groß, daß ich ihr niemals voll nachkommen kann. Daher überlasse ich dir, was mir am teuersten ist: meine Johanna ... Aber du mußt meine fürsorgliche Liebe für sie verstehen ... Der Unwillen des Herodes ... und seine berechnete Verteidigung ... hätten zu Vergeltungsmaßnahmen geführt, die unsere Güter ... unsere Machtstellung getroffen hätten. Johanna ist an diese Dinge gewöhnt, sie ist zart ... und bedarf ihrer ... Ich schütze Interessen. Aber ich schwöre dir, jetzt, da ich sicher bin, daß Herodes keinen Grund hat, sich über mich als einen Helfershelfer seiner Feinde zu beklagen, werde ich dir mit unbeschränkter Freude dienen und Johanna jegliche Freiheit gestatten!«

»Gut. Aber denke daran: die ewigen Güter für eine kurze menschliche Ehre herzugeben ist dasselbe, wie die Erstgeburt gegen einen Teller Linsen einzutauschen. Ja, es ist noch viel schlimmer ... «

Die Jüngerinnen haben die Worte verstanden, auch die Apostel. Während sie aber für die meisten nicht mehr als ein akademischer Vortrag sind, haben sie für Judas Iskariot eine ganz besondere Bedeutung. Er wechselt Farbe und Gesichtsausdruck und wirft einen teils entsetzten, teils erzürnten Blick auf Johanna. Es wird mir klar, daß Jesus bis jetzt noch nicht über das Vorgefallene gesprochen hat, und daß bei Judas erst jetzt der Verdacht erwacht, daß seine Ränke aufgedeckt sein könnten.

Jesus wendet sich an Johanna mit den Worten: »Nun gut, so wollen wir jetzt die gute Jüngerin zufriedenstellen. Ich werde, wie du es gewünscht hast, vor meiner Abreise zu deiner Dienerschaft sprechen.«

Er tritt vor bis an den Rand des Schattens, der mit der langsam tiefer sinkenden Sonne immer länger wird. Diese Sonne ist wie eine Orange, von der eine jedesmal größere Scheibe abgeschnitten wird, während das Gestirn hinter den Bergen von Betginna verschwindet und ein feuriges Rot am klaren Himmel hinterläßt.

»Meine geliebten Freunde, Chuza und Johanna, und ihr guten Diener, die ihr den Herrn schon seit vielen Jahren kennt durch den Mund meines Jüngers Jonatan und durch den Mund der Johanna, seit sie meine Jüngerin ist, hört.

Ich habe mich von allen Ortschaften Judäas verabschiedet, in denen ich zahlreiche Jünger habe durch die Bemühungen der ersten Jünger, der Hirten, und durch die Achtung vor dem Wort, das zu ihnen kam, um zu belehren und zu retten. Jetzt verabschiedete ich mich auch von euch; denn nie mehr werde ich in dieses Eden zurückkehren, das so schön ist, nicht nur der Rosenstöcke und des hier herrschenden Friedens wegen, nicht nur der guten Herrin wegen, die hier gebietet, sondern vor allem, weil hier dem Herrn geglaubt und nach seinem Wort gelebt wird. Ein Paradies! Ja. Was war das Paradies von Adam und Eva? Ein herrlicher Garten, in dem man ohne Sünde lebte und in dem die Stimme Gottes erklang, die geliebte Stimme, auf die seine ersten beiden Kinder mit Freude hörten ...

Nun ermahne ich euch, darüber zu wachen, daß euch nicht geschehe, was in Eden geschah: daß nicht die Schlange der Lüge, der Verleumdung und der Sünde sich einschleiche, eure Herzen betöre und euch von Gott trenne. Seid wachsam und haltet an eurem Glauben fest ... Laßt euch nicht beeinflussen. Hütet euch vor Werken des Unglaubens. Es könnte geschehen, denn der Verfluchte wird eindringen, wird versuchen einzudringen, wie er schon an vielen Orten eingedrungen ist, um das Werk Gottes zu zerstören. Solange er sich

nur einschleicht, er, der Unscheinbare, der Falsche und Unermüdliche, forscht und lauscht, Fallen legt, geifert und zu verführen sucht, ist noch nichts verloren. Niemand kann ihn davon abhalten. So hat er schon im irdischen Paradies gehandelt ... Aber ein großes Übel wäre es, ihn einfach wirken zu lassen, ohne ihn zu verjagen. Der Feind, der nicht vertrieben wird, macht sich schließlich zum Herrn; denn er setzt sich auf hinterlistige Weise fest und bereitet seine Angriffe vor.

Macht sofort Jagd auf ihn, schlägt ihn in die Flucht mit der Waffe des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung auf den Herrn. Das schlimmste Übel ist es, wenn man ihn ungestört unter den Menschen wirken und von außen ins Innere eindringen läßt; wenn man ihm gestattet, sich in den Herzen der Menschen festzusetzen. Oh, dann! Und doch haben ihn schon viele Menschen in ihr Herz aufgenommen, gegen den Gesalbten.

Sie haben ihn samt seinen bösen Leidenschaften in ihre Herzen aufgenommen und Christus verjagt. Wenn sie Christus noch nicht als den Christus erkannt oder ihn nur oberflächlich kennengelernt hätten, so wie Reisende sich zufällig auf dem Weg begegnen, als Unbekannte, zum ersten und letzten Mal, und einige Worte miteinander wechseln, nach dem Weg fragen oder sich mit Feuerstein oder Werkzeug aushelfen; wenn sie Christus nur so kennengelernt hätten, diese Herzen, die heute und mehr noch morgen Christus vertreiben, um sich mit Satan einzulassen, dann könnte man Mitleid mit ihnen haben und Barmherzigkeit walten lassen, da sie Christus nicht richtig kennen. Aber wehe denen, die wissen, wer er wirklich ist, die sich von meinem Wort und von meiner Liebe genährt haben und mich nun verjagen und statt meiner Satan aufnehmen, der sie mit lügnerischen Versprechungen menschlicher Triumphe verführt, die in Wirklichkeit nur ihre ewige Verdammnis bedeuten.

Ihr, die ihr demütig seid und nicht Kronen und Throne erträumt, sondern Frieden und den Triumph Gottes, sein Reich, seine Liebe, das ewige Leben, und das allein, ahmt jene nicht nach. Wachtet! Wa-

chet! Bewahrt euch rein und stark gegen die Versuchungen, die Drohungen, gegen alles.«

Judas, der nun verstanden hat, daß Jesus etwas weiß, hat eine finstere, von Wut verzerrte Maske aufgesetzt. Seine Augen werfen flammende Blicke des Hasses auf den Meister und auf Johanna ... Er verzieht sich hinter den Rücken seiner Kameraden, wie um sich an die Mauer zu lehnen. In Wirklichkeit tut er es, um sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen.

Jesus fährt nach einer kleinen Pause fort, die er gemacht hat, so als wolle er den zweiten Teil seiner Predigt vom ersten trennen. Er sagt: »Es gab eine Zeit, da Nabot aus Jesreel einen Weinberg beim Königspalast des Ahab, des Königs von Samaria, hatte, den Weinberg seiner Väter, der ihm sehr am Herzen lag. Er war ihm heilig, da es ein Erbstück war, das seit Generationen vom Vater auf den Sohn überging. Generationen hatten ihn mit Mühe und Schweiß bearbeitet, um aus ihm einen der schönsten und fruchtbarsten Weinberge zu machen, und Nabot liebte ihn sehr. Ahab sagte zu ihm: „Überlasse mir deinen Weinberg, denn er liegt so nahe bei meinem Haus und könnte mir dazu dienen, einen Garten für mich und die Meinen daraus zu machen. Ich gebe dir dafür einen besseren Weinberg, oder wenn es dir lieber ist, bezahle ich dir den Kaufpreis in Geld!“ Doch Nabot entgegnete: „Es tut mir leid, meinen König enttäuschen zu müssen. Aber ich kann dir nicht willfahren. Dieser Weinberg ist ein Erbstück von meinen Vätern, und er ist mir heilig. Der Herr bewahre mich davor, daß ich das Erbe meiner Väter dir übergebe.“

Betrachten wir einmal diese Antwort. Viel zu wenig wird sie erwogen, von zu wenigen in Israel. Die andern, die meisten, die, von denen ich zuvor gesprochen habe, die leichtsinnig Christus verjagen, um Satan zu folgen, nehmen wenig Rücksicht auf das Erbe der Väter, und nur, um viel Geld, viele Ländereien, Ehrenstellen oder die Sicherheit, nicht so leicht vertrieben zu werden, zu besitzen, sind sie leicht geneigt, das Erbe der Väter herzugeben; das Erbe, das darin besteht, die messianische Idee in ihrer Wirklichkeit so anzunehmen,

wie sie den Heiligen von Israel enthüllt worden ist, und die ihnen in ihren kleinsten Einzelheiten heilig sein sollte, so daß sie sie nicht aus der Hand geben, verändern oder durch menschliche Begrenzungen erniedrigen wollen. Wie viele, gar viele verwechseln die strahlende, ganz heilige und geistige Idee vom Messias mit der Marionette menschlichen Königtums, zum Schrecken und zum Schaden der Autorität und der Wahrheit!

Ich, die Barmherzigkeit, bringe es nicht über mich, diese mit den furchtbaren Verwünschungen des Mose gegen die Gesetzesübertreter zu verfluchen. Aber auf die Barmherzigkeit folgt die Gerechtigkeit. Ein jeder merke sich das!

Ich erinnere – und wenn unter den Anwesenden einer ist, den es angeht, nehme er die Mahnung mit willigem Herzen auf – noch an andere Worte des Mose, die denen gesagt wurden, die mehr sein wollten, als Gott ihnen zugestanden hatte. Mose sprach zu Korach, Datan und Abiram, die sich heilig dünkten wie Mose und Aaron und sich dagegen auflehnten, im Volk Israel nur Nachkommen Levis zu sein: „Morgen wird der Herr kundtun, wer zu ihm gehört. Er wird die Heiligen zu sich herantreten lassen, und jene, die er erwählt hat, werden sich ihm nahen. Legt Feuer in eure Weihrauchbecken und auf das Feuer Weihrauch. Stellt sie vor den Herrn und kommt, ihr und die Euren mit Aaron, und wir werden sehen, wen der Herr dann erwählt. Ihr erhöht euch etwas zu viel, o Söhne Levis.“

Als gute Israeliten wißt ihr, welches die Antwort Gottes an die war, die sich zu sehr erhöhen wollten und vergaßen, daß Gott der ist, der die Plätze seiner Söhne bestimmt, der sie auserwählt, und zwar mit Gerechtigkeit, ja bis zum äußersten gerecht. Auch ich muß sagen: „Es gibt einige, die sich zu sehr erhöhen wollen; aber sie werden bestraft werden, so daß die Guten begreifen, daß jene gelästert haben.“

Diejenigen, die die messianische Idee, wie der Höchste sie offenbart hat, vertauschen mit ihrer eigenen armseligen, menschlichen, schwerfälligen, begrenzten und rachsüchtigen Auffassung; sind sie

nicht tatsächlich mit denen zu vergleichen, die über das Heilige urteilen wollten, das in Mose und Aaron wirkte? Diejenigen, die, um ihr Ziel zu erreichen, um ihre armselige Auffassung zu verwirklichen, selbst die Initiative ergreifen wollen und ihre eigene Absicht in ihrem Hochmut höher einschätzen als die göttliche, scheinen sie euch nicht das Haupt gar zu hoch zu erheben, und dies unrechtmäßigerweise, anstatt von Levi von Aaron abstammen zu wollen? Diejenigen, die von einem armseligen König von Israel träumen und ihn dem geistigen König der Könige vorziehen, die sich von Hochmut und Habsucht blenden lassen, so daß sie die ewigen Wahrheiten der heiligen Bücher entstellen und in ihrem fieberhaften menschlichen Begehren die klarsten Worte der geoffenbarten Wahrheit nicht begreifen können, sind sie nicht Menschen, die gegen ein wertloses Nichts das Erbe eines ganzen Stammes, und noch dazu das heiligste Erbe, eintauschen?

Aber wenn auch sie es tun, so werde doch ich nicht das Erbe des Vaters und der Ahnen dafür eintauschen und lieber sterben für dieses Versprechen, das lebendig ist, solange die Notwendigkeit der Erlösung besteht. Ich werde diesem Gehorsam treu bleiben, dem ich mich beständig ergebe; denn ich habe meinen Vater nie enttäuscht und werde ihn nie enttäuschen, auch nicht aus Furcht vor dem schrecklichsten Tod. Mögen die Feinde sich falsche Zeugen verschaffen, mögen sie auch Eifer und redliches Verfahren vorgeben; dies wird an ihrem Verbrechen und an meiner Heiligkeit nichts ändern. Er aber und jene, die seine Helfershelfer sein werden, nachdem sie seine Verführer gewesen sind, die glauben, sich aneignen zu können, was mein ist, werden Hunde und Geier finden, die sich auf Erden ihrem Blut und ihrem Leib sättigen; und in der Hölle werden sie Dämonen finden, die sich an ihrem gotteslästerlichen, gottesmörderischen Geist weiden.

Das habe ich euch gesagt, damit ihr es wißt, damit jeder es wisse und die Bösewichte sich reumütig bekehren, indem sie Ahab nachahmen, solange es noch möglich ist, und damit der Gute sich nicht verwirren lasse in der Stunde der Finsternis.

O ihr Söhne von Bet-Ter, behüte euch Gott! Der Gott Israels sei immer mit euch, und die Erlösung möge ihren Tau auf ein reines Feld träufeln, damit in euren Herzen alle Samenkörner sprießen, die euer Meister in sie ausgestreut hat; der Meister, der euch geliebt hat bis zum Tod.«

Jesus segnet sie und sieht sie langsam fortgehen. Die Sonne ist untergegangen. Nur ein roter Streifen, der in violett übergeht, erinnert an sie. Die Sabbatruhe ist zu Ende. Jesus kann abreisen. Er küßt die Kleinen, grüßt die Jüngerinnen und Chuza. Am Gittertor dreht er sich um und sagt laut, damit alle es hören können: »Ich werde, wenn es mir möglich ist, mit diesen Geschöpfen sprechen. Aber du, Johanna, laß sie wissen, daß ich nichts anderes bin als der Feind der Sünde und der König des Geistes. Denke auch du daran, Chuza, und verzage nicht. Niemand soll sich meiner wegen fürchten, nicht einmal die Sünder; denn ich bin ihr Heil. Nur die bis zum Tode Unbußfertigen müssen vor Christus erzittern, der zum Richter wird, nachdem er ganz Liebe gewesen ist . . . Der Friede sei mit euch.«

Dann geht er den Seinen voraus und beginnt den Abstieg . . .

449 Simon des Jona in einem geistigen, siegreichen Kampf

Im Namen des Herrn.

Nun kann ich mich endlich wieder dir zuwenden, liebes Evangelium, heilige Erzählung der Pilgerschaft meines Meisters auf den Wegen Palästinas.

Nachdem ich alle Pflichten erfüllt habe, wende ich mich wieder dir zu. Besser gesagt: Du wendest dich wieder mir zu. Ich weiß nicht, ob jemand über die stumme und doch so lehrreiche Unterweisung nachdenkt, die der Herr uns durch sein Schweigen erteilt, das drei Ursachen haben kann:

- I. Das Mitleid mit der Schwäche des kranken, bisweilen dem Tode nahen Sprachrohrs.
- II. Die Strafe für den, der sich seiner Gabe gegenüber nicht gut benimmt.
- III. Die Lehre, und gerade darüber möchte ich jetzt sprechen, über die Pflicht, immer zu gehorchen, selbst wenn es ein Gehorsam ist, der uns geringer erscheint als die Arbeit, die wir dafür unterbrechen müssen. Oh! Es ist nicht

leicht „Stimme“ zu sein! Man lebt in einer beständigen Übung der Wachsamkeit und des Gehorsams. Jesus, der Herr der Welt, gestattet kein Fehlen gegen den Gehorsam, dem sein Werkzeug unterworfen ist, wenn der Auftrag von einem rechtmäßig Bevollmächtigten gegeben wird.

Ich mußte in diesen Tagen den Aufträgen nachkommen, die mir P.Migliorini gegeben hatte. Sie waren bürokratischer Natur und in einem gewissen Sinn lästig. Aber Jesus hat nie eingegriffen, weil ich Gehorsam leisten mußte ... Vollkommenen Gehorsam, wie Asarja gestern in seiner Predigt gesagt hat. Aber nun ist alles getan ...

Und ich kann zusehen, o mein Herr, wie du auf Abkürzungswegen in ein fruchtbares Tal hinabsteigst, während Bet-Ter hinter dir hoch oben auf dem blumenreichen Gipfel im letzten Tageslicht liegt ... Du hast die Liebe der Jüngerinnen, der Kleinen und der Demütigen zurückgelassen und steigst nun hinab zu den nach Jerusalem führenden Wegen, zur Welt, in die Tiefe ... und es ist dort nicht nur dunkler als auf dem Gipfel, weil es ein Tal ist und die Sonnenstrahlen nicht mehr hinuntergelangen, sondern vor allem, weil dort, in der niederträchtigen Welt, Härte und Trug herrschen und du nicht viel Gutes zu erwarten hast, o mein Herr ...

Jesus geht an der Spitze der Gruppe. Eine weiße, schweigsame Gestalt, die majestätisch einherschreitet, auch auf den schlecht gehaltenen, steilen Pfaden, die er einschlägt, um abzukürzen. Beim Abstieg schleift er das lange Gewand und den weiten Mantel hinter sich her und scheint schon in einen königlichen Mantel mit Schleppe gehüllt zu sein ... Hinter ihm gehen, weniger majestätisch, aber ebenfalls schweigsam, die Apostel ... Als letzter, in einem gewissen Abstand, folgt Judas, dessen Gesicht von Zorn entstellt ist. Bisweilen wenden sich die beiden einfältigsten, Andreas und Thomas, um und schauen ihn an. Andreas fragt ihn sogar: »Warum gehst du so allein und so weit hinter uns? Fühlst du dich nicht wohl?« Dadurch fordert er die herbe Antwort heraus: »Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten!« die Andreas verwundert, zumal auch noch ein beleidigender Zusatz folgt.

Petrus ist der zweite in der Reihe der Apostel hinter Jakobus des Alphäus, der unmittelbar hinter dem Herrn geht. Er horcht auf in der großen Abendstille den Bergen und dreht sich plötzlich um. Er will schon auf Judas zugehen, doch plötzlich überlegt er einen Augenblick und läuft zu Jesus. Er packt ihn recht unsanft am Arm und schüttelt ihn, indem er ganz aufgeregt sagt: »Meister, versicherst du mir, daß es wirklich so ist, wie du mir gestern abend gesagt hast? . . . Daß Opfer und Gebete nie erfolglos sind, auch wenn es scheint, daß sie nichts nützen? . . . «

Jesus, bleich und traurig, blickt sanft auf seinen ins Schwitzen geratenen Simon, so sehr strengt er sich an, nicht gleich auf die Beleidigung zu reagieren. Er wird ganz rot und zittert sogar, und vielleicht hat er dem Meister mit dem rauhen Ergreifen seines Armes auch wehgetan. Dieser antwortet mit einem traurigen und zugleich friedvollen Lächeln: »Sie werden immer belohnt, dessen kannst du sicher sein.«

Petrus verläßt ihn, geht aber nicht wieder an seinen Platz zurück, sondern unter die Bäume, die auf dem Hang des Berges wachsen, und macht seinen Gefühlen dadurch Luft, daß er Äste zerbricht und junge Pflanzen ausreißt, mit einer Wut, die eigentlich auf etwas anderes gerichtet ist, sich aber auf diese Weise austobt.

»Aber was machst du denn da? Bist du verrückt geworden?« fragen ihn einige. Petrus antwortet nicht. Er fährt fort, zu zerbrechen und auszureißen. Die Apostel überholen ihn, auch Judas. Doch Petrus scheint im Akkord zu arbeiten, so schnell geht alles vor sich. Zu seinen Füßen liegt ein Haufen Holz, der genügen würde, ein Lamm zu braten. Mit Mühe lädt er ihn sich auf die Schultern und macht sich auf, seine Kameraden einzuholen. Ich weiß nicht, wie er es fertig bringt, ist er doch sehr behindert durch seinem Mantel, durch die Last, durch seinen Reisesack und den schlechten Weg. Aber er geht voran, ganz gebeugt wie unter einem Joch . . .

Judas lacht, als er ihn so daherkommen sieht: »Du scheinst ja ein Sklave zu sein!«

Petrus kann kaum seinen unter der Last gebeugten Kopf bewegen und will etwas erwidern. Aber er schweigt, beißt die Zähne zusammen und geht weiter.

»Ich helfe dir, Bruder«, sagt Andreas.

»Nein.«

»Aber für ein Lamm ist dies zu viel Holz«, bemerkt Jakobus des Zebedäus.

Petrus antwortet nicht. Er geht weiter. Er schafft es fast nicht mehr, aber er hält durch.

Endlich bleibt Jesus am Ende des Abstieges bei einer Höhle stehen. »Hier wollen wir haltmachen, und am frühen Morgen werden wir wieder aufbrechen«, befiehlt der Meister. »Bereitet das Abendessen.«

Da wirft Petrus seine Last zu Boden und setzt sich darauf, ohne jemandem zu erklären, warum er sich so abgemüht hat, wo es doch überall Holz in Hülle und Fülle gibt. Doch als die einen dahin und die anderen dorthin gehen, um Trinkwasser zu holen, den Boden der Höhle zu reinigen, das Lamm zu waschen und für das Kochen vorzubereiten, und Petrus mit seinem Meister allein bleibt, legt Jesus die Hand auf das graumelierte Haar des Simon und streichelt dieses brave Haupt . . . Da ergreift Petrus die Hand, küßt sie, drückt sie an seine Wange, küßt sie noch einmal und liebkost sie . . . Ein Tropfen fällt auf die weiße Hand; kein Schweißtropfen des rauhen und ehrlichen Apostels, sondern eine stille Träne der Liebe und der Mühe, des Sieges nach dem schweren Kampf. Jesus neigt sich über ihn und küßt ihn, indem er sagt: »Danke, Simon!«

Petrus ist gewiß kein schöner Mensch; aber als er seinen Kopf zurückneigt, um seinen Jesus anzuschauen, der ihn geküßt und ihm gedankt hat, weil er, nur er ihn verstanden hat, da machen ihn Verehrung und Freude schön . . .

Und während dieser Verwandlung schwindet die Schauung dahin.

450 Auf dem Weg nach Emmaus in der Ebene

Das Morgengrauen wirft ein grünliches Licht auf das Himmelsgewölbe, hoch über dem frischen, schweigenden Tal. Dann badet dieser unbeschreibliche Schein, der schon Licht und doch noch nicht hell ist, die Höhen der beiden Hänge. Es scheint, als berühre er leicht die höchsten Partien der Berge von Judäa und sage zu den bejahrten Bäumen: »Seht, da bin ich; ich steige vom Himmel herab, ich komme von Osten, ich gehe der Morgenröte voraus, ich verjage die Schatten, ich bringe Licht, Arbeitsamkeit und den Segen eines neuen Tages, den Gott euch gewährt.« Die Gipfel erwachen mit dem Seufzen des Laubwerks, mit dem Gezwitscher der Vögel, die vom leichten Zittern der Zweige und von diesem ersten Lichtschein geweckt werden. Dann steigt das Morgengrauen tiefer hinab auf das untere Buschwerk, auf die Wiesen, und immer tiefer hinunter, und immer mehr Gezwitscher antwortet grüßend dem Laub und dem Rascheln der aufgewachten Eidechsen im Grünen. Schließlich erreicht es den Gießbach im Talgrund und verwandelt seine dunklen Gewässer in ein mattsilbernes Schillern, das immer reiner und glänzender wird. Inzwischen sind am Himmel, dessen nächtliches Indigoblau sich eben in ein zartes grünliches Blau verwandelt hat, schon die ersten Anzeichen der rosaroten Morgenröte erschienen ... und sieh, die erste fleckige Federwolke, die dahersegelt wie rosiger Schaum ...

Jesus kommt aus der Höhle und schaut umher ... Er wäscht sich im Bach, bringt sein Gewand in Ordnung und wirft einen Blick in die Höhle ... Er ruft nicht ... Vielmehr steigt er den Berg empor, um auf einem vorspringenden Felsen zu beten. Er ist schon so hoch oben, daß sich ihm eine weite Sicht über den Osten mit seiner strahlenden Morgenröte und über den Westen, in dem noch das Indigoblau überwiegt, öffnet. Er betet ... Er betet mit glühendem Eifer, auf den Knien, die Ellenbogen auf die Erde gestützt, den Körper vornüber geneigt ... Er betet so lange, bis unten die Stimmen der Zwölf, die erwacht sind und ihn rufen, zu hören sind.

Er erhebt sich und antwortet: »Ich komme!« Und das Echo im engen Tal wiederholt mehrere Male den Laut seiner wohlklingenden Stimme. Es scheint, als ob das Tal sein Wort an die Ebene weitergäbe, die im Westen sichtbar ist, das Versprechen des Herrn: »Ich komme«, damit die Ebene schon im voraus darüber frohlocke.

Jesus macht sich auf den Weg mit einem Seufzer und einer Bitte, die sein langes Gebet zusammenfaßt: »Und du, Vater, gib mir Trost . . . « Er steigt schnell hinab und grüßt seine Apostel mit einem liebevollen Lächeln und den üblichen Worten: »Der Friede sei mit euch an diesem neuen Morgen.«

»Und mit dir, Meister«, antworten die Apostel. Alle. Auch Judas, der nun weniger finster und zurückhaltend erscheint. Ich weiß nicht, ob er sich sicher fühlt, weil Jesus geschwiegen hat, ihn nicht zurechtgewiesen hat und ihn behandelt wie alle anderen, oder ob er sich während der Nacht einen Plan zu seinem Vorteil ausgedacht hat. Gerade er ist es, der für alle fragt: »Gehen wir nach Jerusalem? Wenn ja, dann müssen wir zurückkehren und die Brücke dort benutzen. Dort ist ein Weg, der direkt nach Jerusalem führt.«

»Nein, wir gehen nach Emmaus in der Ebene.«

»Warum? Und Pfingsten?«

»Es ist noch Zeit. Ich will zu Nikodemus und zu Josef gehen, über die Ebene zum Meer . . . «

»Aber warum?«

»Weil ich dort noch nicht gewesen bin und das Volk mich erwartet, und weil die guten Jünger es gewünscht haben. Wir werden für alles Zeit finden.«

»Hat Johanna dir das gesagt? Hat sie dich deswegen gerufen?«

»Das war nicht notwendig; sie haben es mir selbst in den Ostertagen gesagt, und ich halte mein Wort.«

»Ich würde nicht hingehen . . . Vielleicht sind sie schon in Jerusalem . . . Das Fest ist ja schon nahe, und dann . . . Du könntest Feinden begegnen, und . . . «

»Feinden begegne ich überall, und ich habe sie immer in meiner

Nähe ... « und Jesus schleudert einen Blick auf den Apostel, der ihn schmerzt ... Judas spricht nicht mehr, es ist ihm zu gefährlich, sich weiter vorzuwagen. Er fühlt es und schweigt.

Johannes und Andreas kommen mit kleinen Früchten zurück. Sie scheinen zur Familie der Himbeeren oder Erdbeeren zu gehören, sind aber dunkler, fast wie noch unreife Brombeeren. Die beiden bieten sie dem Meister an. »Sie werden dir schmecken. Wir haben sie noch gestern abend entdeckt und sind hinaufgestiegen, um sie für dich zu pflücken. Iß sie Meister, sie sind gut.«

Jesus streichelt die beiden jungen guten Apostel, die ihm ihre Früchte auf einem großen, im Bach gewaschenen Blatt liebevoll anbieten. Er sucht die schönsten Früchte aus und verteilt sie an alle, die sie mit etwas Brot verzehren ...

»Wir haben auch Milch für dich gesucht. Aber es ist noch weit und breit kein Hirte zu sehen ... « entschuldigt sich Andreas.

»Das macht nichts. Laßt uns gleich aufbrechen, damit wir noch vor der großen Hitze nach Emmaus gelangen.«

Sie machen sich auf den Weg, und die noch Hungrigen essen weiter, während sie durch das frische Tal wandern, das sich immer mehr erweitert, bis es schließlich zu einer fruchtbaren Ebene wird, in der schon eifrig Erntearbeit geleistet wird.

»Ich wußte nicht, daß Nikodemus Häuser in Emmaus besitzt«, bemerkt Bartholomäus.

»Nicht in Emmaus selbst. Dahinter. Es sind Felder, die er von Verwandten geerbt hat ... « erklärt Jesus.

»Welch herrliche Ebene!« ruft Thaddäus aus.

Tatsächlich ist sie ein Meer von goldenen Ähren, unterbrochen von traumhaften Obstgärten und von Weinbergen, die schon herrliche Trauben versprechen. Diese Ebene, die gerade in den trockenen Monaten mit den Hunderten von Bächen aus den nahen Bergen und zudem sicherlich noch mit dem Wasser unterirdischer Quellen bewässert wird, ist ein wahres Eden der Landwirtschaft.

»Hm! Diese Ebene ist schöner als die vom vergangenen Jahr«, brummt Petrus.

»Hier gibt es wenigstens Wasser und Obst ... «

»Die Ebene von Scharon ist noch schöner«, entgegnet er Zelote.

»Aber ist sie das nicht schon?«

»Nein, sie kommt nach dieser hier. Aber diese ähnelt ihr schon ... « Die beiden Apostel beginnen miteinander zu sprechen und entfernen sich ein wenig von den anderen.

»Das sind wohl Güter der Pharisäer?« fragt Jakobus des Zebedäus, indem er auf die herrlichen Gefilde weist.

»Von Judäern auf jeden Fall. Sie haben sich die besten Ländereien angeeignet, nachdem sie auf tausenderlei Weise die ursprünglichen Besitzer verjagt hatten«, antwortet ihm Thaddäus, der sich vielleicht der väterlichen Güter in Judäa erinnert, von denen sie vertrieben worden sind, wodurch sie viel an Wohlhabenheit eingebüßt haben.

Iskariot fährt gleich auf: »Wenn man sie euch genommen hat, dann nur deshalb, weil ihr Galiläer weniger rechtschaffen und ihnen unterlegen seid ... «

»Ich bitte dich zu bedenken, daß Alphäus und Josef vom Stamme Davids waren und nach Betlehem in Judäa gehen mußten, um sich dort eintragen zu lassen. Daher ist *er* dort geboren«, antwortet Jakobus des Alphäus ruhig, um einer beißenden Antwort seines feurigen Bruders zuvorzukommen mit dem Hinweis auf den Herrn, der gerade mit Matthäus und Philippus spricht.

»Oh! Ich bin der Meinung, daß es überall Gute und Böse gibt. Bei unseren Geschäften haben wir Menschen aller Rassen kennengelernt, und ich versichere euch, daß wir in allen Rassen Ehrenhafte und Bösewichte angetroffen haben. Und dann ... warum sich rühmen, Judäer zu sein? Haben wir es vielleicht selbst gewollt? Hm! Was habe ich davon gewußt, was ein Judäer und was ein Galiläer ist, als ich im Schoß meiner Mutter war? Ich war einfach dort ... und nachdem ich geboren worden war, lag ich schön warm in Windeln gewickelt, ohne mich zu fragen, ob die Luft, die ich atmete, judäisch oder galiläisch war ... Ich kannte nichts anderes als die mütterliche Brust ... und so wie mir erging es uns allen. Warum sich also mit-

einander streiten, weil der eine weiter oben und der andere weiter unten geboren wurde? Sind wir denn nicht alle gleicherweise Israeliten?« sagt gutmütig und mit großer Wichtigkeit Thomas.

»Du hast recht, Thomas«, antwortet Johannes und fügt hinzu: »Und außerdem sind wir jetzt alle von einem Stamm: vom Stamme Jesu.«

»Ja, der Allerhöchste hat uns zeigen wollen, daß Spaltungen gegen die Nächstenliebe sind und daß *er* entsandt worden ist, um alle um sich zu sammeln wie die liebevolle Henne, von der die Heiligen Bücher sprechen. Er ist vom Stamme Juda, jedoch in Galiläa empfangen und zu Hause, nachdem er in Betlehem geboren wurde, und Gott will uns damit sagen, daß er der Erlöser von ganz Israel ist, vom Norden bis zum Süden. Schon allein weil er der „Galiläer“ genannt wird, sollte man die Galiläer nicht verachten«, sagt Jakobus des Alphäus sanft und bestimmt.

Jesus, der in ein Gespräch mit Matthäus und Philippus vertieft zu sein scheint und einige Meter weiter vorne geht, wendet sich um und sagt: »Das hast du gut gesagt, Jakobus des Alphäus. Du verstehst die Wahrheit und die Gerechtigkeit Gottes in allen seinen Werken. Denn weißt, was Gott tut, entspringt nie dem Zufall, so wie er auch den nie unbelohnt läßt, der rechtschaffen ist. Selig, wer die Absichten Gottes auch in den kleinsten Ereignissen und die Antworten Gottes auf die Opfer der Menschen erkennt.«

Petrus dreht sich um und möchte offenbar etwas sagen. Aber er macht den Mund wieder zu und begnügt sich damit, dem Meister zuzulächeln, der sich nun wieder unter die Apostel mischt, da sie auf einer breiten Hauptstraße zwischen goldenen Feldern wandern.

Sie gehen auf Emmaus zu, das schon nahe ist: eine Ansammlung von blendend weißen Gebäuden zwischen blonden Kornfeldern und dem Grün prachtvoller Obstgärten.

»Meister, Meister! Bleib stehen! Deine Jünger!« rufen ferne Stimmen, und eine Gruppe von Männern trennt sich von den Bauern, die im Schatten eines Obstgartens liegen, und eilt auf einem sonnenbe-

schienenen Pfad Jesus entgegen. Es sind Matthias und Johannes, die früher Hirten und dann Jünger des Täufers waren; und bei ihnen sind Nikolaus, Abel, der frühere Aussätzige, Samuel, Ermastheus und noch andere.

»Der Friede sei mit euch. Ihr seid in dieser Gegend?«

»Ja, Meister. Wir sind an allen Gestaden des Meeres gewesen. Jetzt sind wir auf dem Weg nach Jerusalem. Weiter oben ist Stephanus mit anderen, und noch weiter oben Hermas und andere, und dann Isaak, der kleine Meister von uns allen. Wenigstens war er da, so wie Timoneus in Transjordanien war. Aber jetzt sind sie wohl alle aufgebrochen, um zum Pfingstfest in Jerusalem zu sein. Wir haben uns in viele Gruppen aufgeteilt, kleine, aber nicht untätige. Wenn man uns verfolgt, wird man nur einige gefangennehmen können, aber nicht alle«, erklärt Matthias.

»Das habt ihr gut gemacht. Ich war erstaunt, niemanden von euch im südlichen Judäa anzutreffen ... «

»Dort bist du ja hingegangen ... Wer ist besser als du? Und außerdem ... haben sie schon übergenug empfangen, um heilig zu werden! ... Statt dessen aber ... werfen sie Steine auf den, der ihnen das Wort Gottes bringt. Elija und Josef wurden in den Engpässen des Kidron geschlagen und sind nach Transjordanien in das Haus des Salomon gegangen. Josef wäre beinahe durch einen Stein getötet worden, der ihn am Kopf traf. Acht Tage lang haben sie in einer tiefen Höhle gelebt mit einem von dir Abgesandten, der alle Geheimnisse der Berge kennt. Dann sind sie in der Nacht langsam auf die andere Seite gegangen ... «

Die Jünger und Apostel erregen sich bei der Erinnerung an die erlebten Verfolgungen und dem Bericht über diese neuerlichen Nachstellungen. Aber Jesus beruhigt sie mit den Worten: »Die Unschuldigen haben mit dem Purpur ihres unschuldigen Blutes den Weg des Gesalbten gefärbt. Aber dieser Weg muß immer aufs neue mit Purpur gefärbt werden, um die Spuren des Bösen auf dem Weg Gottes zu entfernen. Es ist der königliche Weg. Und die Märtyrer meiner

Liebe sind es, die ihn mit Purpur färben. Selig unter den Seligen, die für mich Verfolgung leiden!«

»Meister, wir haben zu diesen Landleuten gesprochen. Willst du nicht auch zu ihnen sprechen?«

»Geht und sagt ihnen, daß ich vor Sonnenuntergang am Tor von Emmaus sprechen werde. Jetzt brennt die Sonne zu stark. Geht, und Gott sei mit euch.«

Er segnet sie und geht dann weiter auf der Suche nach Schatten; denn die heißen Sonnenstrahlen werden von der weißen Straße reflektiert, die nur von einigen schlanken Platanen auf beiden Seiten beschattet ist.

451 Die Predigt bei Emmaus in der Ebene

Nahe beim Stadttor von Emmaus steht ein Bauernhaus. Dort herrscht tiefe Stille, denn alle sind auf den Feldern bei der Arbeit. Auf der Tenne sind die Garben des Vortages aufgehäuft. Ich sehe auch Heu in einfachen Heuschobern. Die brennende Mittagssonne saugt warmen Duft aus Heu und Garben. Kein anderer Laut ist zu hören als das Gurren der Tauben und das Gezwitscher der Spatzen, die wie immer gefräßig und streitsüchtig sind. Die einen wie die anderen fliegen vom Dach und von benachbarten Bäumen zu den Garben und Heuhaufen. Sie, die ersten, die davon kosten, picken an den aufrecht stehenden Ähren, streiten unter Einsatz der Flügel, bemühen sich, die meisten Körner zu ergattern und die weichsten Heustengel zu erhaschen, gierig, kämpferisch, unbefangen und frech. Es sind die einzigen öffentlichen Räuber in Israel, wo, wie ich bemerkt habe, größte Achtung vor dem Eigentum des anderen herrscht. Die Haustüren sind gewöhnlich nicht verriegelt, und die Tennen und Weinberge bleiben unbewacht. Abgesehen von ganz seltenen berufsmäßigen Dieben und den wirklichen Räubern, die in den Schluchten der Berge Reisende überfallen, gibt es keine Diebe oder auch nur . . . Leckermäuler, die ihre Hand nach der Frucht oder dem Täubchen

eines anderen ausstrecken. Jeder geht seines Weges, und wenn er durch das Gut eines anderen geht, ist es, als habe er weder Hände noch Augen. Gewiß die Gastfreundschaft ist so ausgeprägt, daß es nicht nötig ist zu stehlen, um den Hunger zu stillen. Nur auf Jesus ist der Haß so groß, daß man selbst dem Pilger gegenüber gegen die uralte Sitte der Gastfreundschaft verstößt. Nur ihm werden Nahrung und Gastfreundschaft verweigert. Den anderen aber erweist man gewöhnlich Barmherzigkeit, und das besonders bei den niederen Klassen.

So geschieht es, daß die Apostel, nachdem sie angeklopft und niemanden angetroffen haben, sich in den Schatten eines Schutzdaches begeben haben, wo Ackergeräte und leere Krüge herumstehen. Furchtlos bereiten sie sich Sitzgelegenheiten aus Heu, nehmen Eimer, um Wasser zu schöpfen, und Krüge, um zu trinken, während sie harte Brotstücke und kalte Lammreste verzehren. All dies spielt sich in vollkommenem Schweigen ab, so sehr sind sie von der Sonnenhitze erschöpft und schläfrig geworden. Mit der gleichen Freiheit, mit der sie sich des Heues und der Krüge bedient haben, strecken sie sich auf dem duftenden Heu aus, und bald darauf schnarchen sie im Chor, in allen Lautstärken und Tonarten.

Auch Jesus ist müde, eher traurig als müde. Er betrachtet eine Weile die zwölf Schläfer. Er betet. Er denkt nach ... Er denkt nach und seine Augen verfolgen fast mechanisch die Streitereien der Spatzen und der Tauben und die Flüge der Schwalben über der sonnenbeschienenen Tenne. Es scheint, daß die Schreie dieser meisterhaften Flieger die unerfreulichen Fragen bejahen, die sich Jesus stellt. Dann legt auch er sich ins Heu und bald schließen sich seine saphirblauen Augen und sein Antlitz entspannt sich im Schlaf. Vielleicht weil er mit Traurigkeit im Herzen einschläft, hat sein Antlitz viel von dem müden, schmerzerfüllten Ausdruck, den es im Tod haben wird ...

Die Eigentümer des Hauses kehren zurück, Männer, Frauen und Kinder. Mit ihnen kommen die vorher erwähnten Jünger. Sie sehen Jesus und die Seinen schlafend auf dem Heu liegen und dämpfen

ihre Stimmen, um sie nicht aufzuwecken. Manche Mutter muß ihr Kind zurechtweisen, weil es nicht schweigen will. Ein Kleiner geht mit dem Trippeln eines Täubchens und einem Finger im Mund Jesus anschauen, den „Schönsten“, wie er sagt, der im Schlaf sein Haupt auf den Arm gelegt hat. Alle tun es dem Kleinen nach und gehen barfuß und auf Zehenspitzen hin, als erste Matthias und Johannes, die ganz gerührt sind, als sie Jesus schlafend auf dem Heu erblicken, und Matthias bemerkt: »Wie beim ersten Schlaf, so auch jetzt ... unser Meister, aber weniger glücklich als damals ... Auch fehlt ihm die Mutter ... «

»Ja, er hat nur Verfolger um sich. Aber wir werden ihn immer lieben, wir lieben ihn immer noch wie damals ... « ergänzt Johannes.

»Noch mehr, Matthias. Noch mehr. Damals liebten wir nur, weil wir glaubten und weil es so süß ist, ein Kindlein zu lieben. Jetzt aber lieben wir ihn auch, weil wir ihn kennen ... «

»Er ist von Kindheit an gehaßt worden, Johannes. Bedenke, was geschah, um ihn zu beseitigen! ... « Matthias erbleicht bei dieser Erinnerung.

»Du hast recht ... Aber gesegnet sei jener Schmerz! Wir haben alles verloren außer ihm, und das ist das Wichtigste. Was hätte es uns genützt, Eltern, Haus und unseren kleinen Wohlstand zu behalten, wenn er gestorben wäre?«

»Das ist wahr. Du hast recht Matthias, und was würde es uns nützen, selbst die ganze Welt zu besitzen, wenn er einmal nicht mehr auf dieser Welt ist?«

»Sprich nicht davon! ... Dann werden wir wirklich arme, verlassene Menschen sein ... Geht nun, wir bleiben beim Meister«, sagt Johannes und verabschiedet die Bauern.

»Es tut uns leid, daß wir nicht daran gedacht haben, ihnen den Schlüssel zu geben. Sie hätten ins Haus gehen können und hätten es dort besser gehabt ... « sagt der Familienälteste.

»Wir werden es ihm sagen ... er wird glücklich sein über eure Liebe. Geht, geht nur ... «

Die Bauern begeben sich ins Haus, und bald steigt Rauch aus dem Kamin auf, der anzeigt, daß sie ein Mahl bereiten. Aber sie tun es mit Vorsicht, halten die Kleinen zurück und machen wenig Lärm. Ebenso geräuschlos bringen sie den Jüngern ihr Essen und flüstern: »Für die anderen haben wir noch etwas zurückbehalten ... «

Dann hüllt wieder Schweigen das Haus ein. Vielleicht sind die Schnitter, die seit der Morgenfrühe gearbeitet haben, schlafen gegangen, um sich in diesen Stunden auszuruhen, in denen es unmöglich ist, auf den Feldern unter der glühenden Sonne zu arbeiten. Auch die Jünger schlummern ein ... Selbst die Tauben und die Sperlinge sind still geworden ... Nur die Schwalben schießen unermüdlich durch die Lüfte und schreiben mit ihrem blitzartigen Flug blaue Worte an den Himmel und Schattenworte auf die weiße Tenne.

Der Kleine von vorher, allerliebste in seinem kurzen Hemdchen, auf das man in dieser entsetzlich heißen Stunde seine Kleidung reduziert hat, steckt sein braunes Köpfchen durch den Ausgang der Küche, blinzelt und kommt ganz vorsichtig auf den zarten Füßchen, die ihn auf dem heißen Boden schmerzen müssen, heraus. Das offene Hemdchen gleitet fast von den runden Schultern. Er kommt zu den Jüngern und macht Anstalten, über sie wegzusteigen, um wieder Jesus anschauen zu gehen. Aber seine Beinchen sind zu kurz, um über die muskulösen Körper der Erwachsenen steigen zu können, und er stolpert und fällt auf Matthias, der aufwacht und das erschrockene Gesichtchen des Kleinen erblickt, der nahe daran ist, in Tränen auszubrechen. Der Jünger lächelt und sagt, als er die Absicht des Kleinen erkannt hat: »Komm her, ich werde dich zwischen mich und Jesus legen. Aber bewege dich nicht und sei still. Laß ihn sein Schläfchen halten, denn er ist müde.« Der glückliche Kleine setzt sich hin, ganz eingenommen von dem schönen Antlitz Jesu. Er schaut ihn an, erforscht ihn und möchte ihn so gern liebkosen und seine blonden Haare berühren. Aber Matthias wacht lächelnd und erlaubt es nicht. Da fragt ihn der Kleine leise: »Hält er immer so sein Schläfchen?«

»Immer«, antwortet Matthias.

»Ist er müde? Warum?«

»Weil er so viel geht und redet.«

»Warum spricht und geht er denn?«

»Um die Kinder zu lehren, brav zu sein und den Herrn zu lieben, damit sie mit ihm in den Himmel kommen.«

»Dort hinauf? Wie ist das möglich? Es ist so weit ... «

»Die Seele, weißt du, was die Seele ist?«

»Nein! ... «

»Sie ist das Schönste, was wir in uns haben, und ... «

»Schöner als die Augen? Die Mama sagt mir immer, daß ich zwei Sterne als Augen habe. Die Sterne sind schön, weißt du!?!«

Der Jünger lächelt und antwortet: »Die Seele ist noch schöner als die Sternchen deiner Augen, denn die gute Seele ist schöner als die Sonne.«

»Oh! Und wo ist sie? Wo ist die Seele?«

»Hier in deinem Herzchen, und sie sieht und hört alles und stirbt nie, und wenn jemand niemals böse ist und einst als Gerechter stirbt, fliegt seine Seele mit dem Herrn nach oben.«

»Mit ihm?« Und der Kleine weist auf Jesus hin.

»Mit ihm.«

»Und er, hat er auch eine Seele?«

»Er hat die Seele und die Gottheit. Denn dieser Mensch, den du da siehst, ist Gott.«

»Woher weißt du das? Wer hat dir das gesagt?«

»Die Engel.«

Der Kleine, der sich ganz dicht neben Matthias gesetzt hat, kann bei dieser Nachricht nicht ruhig bleiben; er springt auf und sagt: »Du hast die Engel gesehen?« und dabei schaut er Matthias mit weit offenen Augen an. So erstaunt ist er, daß er einen Augenblick Jesus vergißt und deshalb nicht bemerkt, daß dieser die Augen öffnet, aufgeweckt von dem leisen Aufschrei des Kindleins, um sie dann wieder zu schließen und den Kopf auf die andere Seite zu drehen.

»Still! Siehst du? Du weckst ihn auf ... Ich schicke dich fort.«

»Ich will brav sein. Aber wie sehen die Engel denn aus? Wann hast du sie gesehen?« Das Stimmchen flüstert wieder, und der geduldige Matthias erzählt dem Kleinen, der sich entzückt auf seine Brust gesetzt hat, von der heiligen Weihnacht und antwortet geduldig auf alle Warum: »Warum wurde er in einem Stall geboren? Hatte er kein Haus? War er so arm, daß er kein Haus gefunden hat? Und jetzt hat er auch kein Haus? Hat er keine Mama? Wo ist seine Mama? Warum läßt sie ihn allein, wenn sie doch weiß, daß sie ihn schon haben umbringen wollen? Liebt sie ihn nicht? ...« Eine Flut von Fragen, und als Matthias auf die letzte antwortet: »Die heilige Mama liebt ihren göttlichen Sohn sehr. Aber sie bringt das Opfer, ihn gehen zu lassen, damit er die Menschen rettet. Um sich zu trösten, sagt sie sich, daß es immer noch Menschen gibt, die ihn lieben ...« Darauf erwidert der Kleine: »Und weiß sie nicht, daß es gute Kinder gibt, die ihn lieben? Wo wohnt sie? Sag es mir, und ich werde hingehen und ihr sagen: „Weine nicht. Ich werde deinem Sohn meine Liebe geben.“ Was meinst du, wird sie dann glücklich sein?«

»Sehr, mein Kind«, sagt Matthias, indem er es küßt.

»Und wird auch er glücklich sein?«

»Sehr, sehr. Du mußt es ihm sagen, sobald er aufwacht.«

»Oh! Ja! ... Aber wann wird er aufwachen?« fragt sich das Kind erregt ...

Jesus kann nicht mehr widerstehen. Er wendet sich um und sagt mit weit geöffneten Augen und einem strahlenden Lächeln: »Du hast es mir schon gesagt, denn ich habe alles gehört. Komm her, mein Kind.«

Das läßt sich das Knäblein nicht zweimal sagen. Es rollt zu Jesus hinüber, liebkost ihn, küßt ihn, berührt mit seinen Fingerlein die Stirn, die Augenbrauen und die goldenen Wimpern des Meisters, spiegelt sich in den blauen Augen, reibt sich am weichen Bart, an den seidenen Haaren und sagt bei jeder neuen Entdeckung: »Wie schön du bist! Schön! Schön!«

Jesus lächelt, und auch Matthias lächelt, und die Apostel und die Jünger, die nun nacheinander aufwachen, da der Kleine keine besondere Rücksicht mehr auf sie nimmt, lächeln über die genaue Prüfung, die dieses halbnackte, mollige Miniatur-Männlein vornimmt, das auf dem Körper Jesu herumspaziert, ihn vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet und schließlich sagt: »Dreh dich um, damit ich deine Flügel sehen kann.« Enttäuscht fragt es sogleich: »Warum hat er keine?«

»Ich bin kein Engel, Kind.«

»Aber du bist Gott! Wie kannst du Gott sein, ohne voller Flügel zu sein? Wie kannst du so in den Himmel kommen?«

»Ich bin Gott, und da ich Gott bin, habe ich die Flügel nicht nötig. Ich tue, was ich will, und kann alles.«

»Dann mache meine Augen wie die deinen. Sie sind so schön.«

»Nein. Die deinen gefallen mir so, wie sie sind. Wünsche dir lieber, daß ich aus deiner Seele die eines Gerechten mache, damit du mich immer mehr lieben kannst.«

»Auch die hast du mir gegeben, und deshalb wird sie dir so gefallen, wie sie ist«, sagt der Kleine mit seiner kindlichen Logik.

»Ja, jetzt gefällt sie mir sehr, weil sie unschuldig ist. Aber während deine Augen immer die Farbe reifer Oliven haben werden, kann aus deiner weißen Seele eine schwarze werden, wenn du böse wirst.«

»Böse? Nein. Ich habe dich gern und will das tun, was die Engel sagten, als du geboren wurdest: „Friede sei Gott im Himmel und Ehre den Menschen, die guten Willens sind.“« Die Verwechslung löst ein schallendes Gelächter unter den Erwachsenen aus. Der Kleine verstummt, da er sich gedemütigt fühlt. Aber Jesus tröstet ihn, wenn er ihn auch verbessert: »Gott ist immer in Frieden, Kind. Er ist der Friede. Aber die Engel zollten ihm Ehre wegen der erfolgten Geburt des Erlösers und gaben den Menschen die erste Regel, um den Frieden zu erlangen, der durch meine Geburt in die Welt gekommen ist: Sie sollten guten Willens sein . . . und das willst du ja sein.«

»Ja. Gib du mir ihn und lege ihn dort hinein, wo dieser Mann

gesagt hat, daß ich die Seele habe«, und mit beiden Zeigefingern klopft er sich nochmals an die kleine Brust.

»Ja, mein kleiner Freund. Wie heißt du denn?«

»Michael!«

»Der Name des mächtigen Erzengels. Möge also der gute Wille stets in dir sein, Michael, und mögest du ein Bekenner des wahren Gottes werden. Zu den Widersachern aber sage wie dein heiliger Schutzpatron: „Wer ist wie Gott?“ Sei gesegnet, jetzt und immer«, und er legt ihm die Hände auf.

Aber der Kleine ist noch nicht zufrieden: »Nein, küsse mich hier auf die Seele. So wird dein Segen in sie eindringen und in ihr verschlossen bleiben«, und er entblößt die kleine Brust, damit nichts mehr zwischen ihr und den göttlichen Lippen Jesu ist.

Die Anwesenden lächeln und sind gleichzeitig gerührt, und dafür ist Grund genug vorhanden! Der wunderbare Glaube des unschuldigen Knaben, der instinktiv – wie einige wohl sagen würden; ich aber sage: vom Heiligen Geist angetrieben – zu Jesus gegangen ist, ist wirklich rührend. Jesus unterstreicht dies mit den Worten: »Ach, wenn doch alle ein Herz wie die Kinder hätten! . . . «

Stunden sind indessen vergangen. Das Haus belebt sich wieder. Stimmen von Frauen, Kindern und Männern sind zu hören. Eine Frau ruft: »Michael! Michael, wo bist du?« Und sie geht zum Brunnen und schaut erschrocken und mit furchtbaren Gedanken im Herzen hinein.

»Keine Sorge, Frau, dein Sohn ist bei mir.«

»Oh, ich befürchtete . . . denn das Wasser gefällt ihm so sehr . . . «

»Er ist zum lebendigen Wasser gekommen, das vom Himmel herabsteigt, um den Menschen das wahre Leben zu geben.«

»Hat er dich gestört? . . . Er ist so leise verschwunden, daß ich es nicht gemerkt habe«, entschuldigt sich die Frau.

»Oh, nein! Er hat mich nicht gestört. Er hat mich getröstet! Kinder bereiten Jesus nie Schmerz.«

Die Männer und Frauen kommen herbei. Das Haupt der Familie

sagt: »Tritt ein und erquicke dich. Verzeihe uns, daß wir dich nicht gleich zum Herrn unseres Hauses gemacht haben, als wir dich sahen ... «

»Ich habe nichts zu verzeihen. Ich bin hier gewesen, und es hat mir an nichts gefehlt. Deine Hochachtung macht mir alle Ehre. Wir hatten zu essen, und das Wasser deines Brunnens ist frisch. Dein Heu ist weich. Mehr braucht der Menschensohn nicht. Ich bin kein syrischer Satrap.« Jesus betritt die geräumige Küche, gefolgt von den Seinen, um etwas zu essen, während die Männer auf der Tenne Platz schaffen für die, die schon von allen Seiten herbeikommen, um den Meister zu hören. Andere sind damit beschäftigt, Getränke und Speisen vorzubereiten. Sogar ein Lamm enthäuten sie, um den Verkündern des Evangeliums eine Wegzehrung mitgeben zu können. Frauen bringen Eier und Butter, was den Protest des Petrus hervorruft, der richtig bemerkt, daß man solche Nahrungsmittel bei dieser Hitze nicht in den Reisesäcken mitnehmen kann. Aber die Krüge müssen zu etwas nütze sein ... und einen füllen sie mit Butter, verschließen ihn und lassen ihn in den Brunnen hinunter, um ihn möglichst stark zu kühlen.

Jesus dankt und möchte ihre Gebefreudigkeit mäßigen. Aber es ist vergebliche Mühe. Andere Gaben kommen von allen Seiten, und jeder entschuldigt sich, daß er nur so wenig bringt ...

Petrus flüstert: »Man sieht, daß die Hirten hier gewesen sind. Gut vorbereiteter Boden ... guter Boden ... «

Die Tenne ist mit Menschen überfüllt. Sie haben sich nicht von der Sonne abschrecken lassen, die noch immer unbarmherzig herniederbrennt.

Jesus beginnt zu reden: »Der Friede sei mit euch! Ich sehe, daß die Lehre des Meisters von Israel schon durch das Wirken der guten Jünger zu euch gelangt ist. Ich will nicht wiederholen, was ihr schon wißt. Ich lasse den guten Jüngern die Ehre und die Aufgabe, euch zu unterrichten und immer weiter zu belehren, um euch die volle Sicherheit zu geben, daß ich der Verheißene Gottes bin und daß mein Wort von Gott kommt.«

»Auch deine Wunder kommen von Gott, du Gesegneter«, ruft eine Frauenstimme in der Menge, und viele wenden sich um. Die Frau hebt ein blühendes, lachendes Knäblein empor und sagt: »Meister, das ist der kleine Johannes, den du beim Trügerischen Gewässer geheilt hast. Das Knäblein mit den gebrochenen Hüften, das kein Arzt heilen konnte und das ich dir voller Vertrauen gebracht hatte. Du hast es geheilt, als es auf deinem Schoß saß.«

»Ich erinnere mich, Frau. Dein Glaube verdiente das Wunder.«

»Und der Glaube ist gewachsen, Meister, meine ganze Verwandtschaft glaubt an dich. Geh, mein Sohn, und danke dem Heiland. Laßt ihn zu ihm gelangen . . . « bittet die Frau. Die Menge teilt sich und läßt den Knaben durch, der mit ausgestreckten Armen auf Jesus zueilt, um ihn zu umarmen. Dies geschieht unter Hosannarufen und Bemerkungen der Leute aus der Stadt; denn die vom Land kennen das Wunder schon und sind nicht mehr erstaunt darüber.

Jesus beginnt wieder zu reden und hält dabei den Knaben an der Hand.

»Seht, hier wird von einer dankbaren Mutter mein Wesen anerkannt und die Macht des Glaubens über das Herz Gottes bestätigt, das niemals die Glaubenden enttäuscht und die gerechten Bitten seiner Kinder unerhört läßt.

Ich lade euch ein, des Judas Makkabäus zu gedenken, der in dieser Ebene erschien, um das gewaltige Herr des Gorgias auszukundschaften, das aus 5000 Mann Fußvolk und 1000 ausgewählten Reitern bestand, zum Kampfe gerüstet mit Harnischen, Waffen und Kriegsmaschinen. Judas betrachtete sie mit seinen 3000 Mann Fußvolk, die weder Harnische noch Schwerter besaßen, und merkte, daß die Herzen seiner Krieger von Furcht ergriffen wurden. Im festen Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, die Gott billigte, da es sich nicht um Mißbrauch der Gewalt handelte, sondern um die Verteidigung des überfallenen und entweihten Vaterlandes, sprach er: „Fürchtet euch nicht vor der Überzahl und erschreckt nicht vor ihrem Ansturm. Denkt daran, wie unsere Väter im Roten Meer gerettet

wurden, als sie Pharaos mit seiner Kriegsmacht verfolgte.“ Nachdem er ihren Glauben an die Macht Gottes, die dem Gerechten immer beisteht, gestärkt hatte, belehrte er sie über die Mittel, Gottes Beistand zu erlangen, und sagte: „Erheben wir also unsere Stimmen zum Himmel, und der Herr wird Erbarmen mit uns haben, des Bundes mit unseren Vätern eingedenk sein und noch heute diese Heeresmacht vor uns vernichten. Dann werden alle Heidenvölker erkennen, daß es einen gibt, der Israel erlöst und errettet.“

Seht, ich weise euch auf die beiden Hauptbedingungen hin, um bei gerechten Unternehmungen den Beistand Gottes zu erlangen. Die erste ist diese: um ihn als Verbündeten zu gewinnen, muß man das aufrichtige Gemüt unserer Väter besitzen. Denkt an die Heiligkeit unserer Väter, an ihre Bereitwilligkeit, dem Herrn zu gehorchen, ob es sich um ein großes oder ein kleines Unternehmen handelte. Erinnerung euch daran, mit welcher Hingabe sie dem Herrn treu blieben. Viele in Israel beklagen sich darüber, daß uns der Herr nicht mehr beisteht wie einst. Aber hat Israel heute noch die Gesinnung seiner Väter? Wer brach und bricht beständig das Bündnis mit dem Vater?

Die zweite wichtige Bedingung, um Gott an seiner Seite zu haben, ist die Demut. Judas der Makkabäer war ein großer Israelit. Aber er sagte nicht: „Ich werde heute dieses Heer zerstören, und die Völker werden erkennen, daß ich der Retter Israels bin“; nein, er sagte: „Der Herr wird diese Heeresmacht vor euch vernichten, da wir selbst dazu nicht fähig sind.“ Denn Gott ist ein Vater, der für seine Kinder sorgt, und um sie nicht zugrunde gehen zu lassen, schickt er seine mächtigen Scharen, die mit übermenschlichen Waffen die Feinde seiner Kinder bekämpfen. Wenn Gott mit uns ist, wer kann uns dann besiegen? Das sagt euch immer wieder, heute und mehr noch in der Zukunft, wenn man euch zu besiegen droht; und nicht nur in geringen Angelegenheiten, wie ein irdisches Gefecht, sondern in weit wichtigeren Dingen, wenn nämlich eure Seele auf dem Spiel steht. Dann laßt euch nicht von Mutlosigkeit oder Übermut überwältigen. Beides ist schädlich. Gott wird mit euch sein, wenn ihr um meines

Namens willen verfolgt werdet und euch während der Verfolgung Kraft geben. Gott wird mit euch sein, wenn ihr demütig seid; wenn ihr anerkennt, daß ihr allein zu nichts fähig seid, wohl aber alles vermögt, wenn ihr mit dem Vater vereint seid.

Judas prahlt nicht, indem er sich mit dem Titel „Retter von Israel“ schmückt; er gibt diesen Titel vielmehr dem ewigen Gott. Tatsächlich quälen sich die Menschen vergeblich ab, wenn Gott sie nicht in ihren Bemühungen unterstützt, während jener ohne Mühe siegt, der auf den Herrn vertraut. Gott weiß, wann es recht ist, jemanden mit Siegen zu belohnen, und wann es recht ist, ihn durch Niederlagen zu bestrafen. Töricht ist der Mensch, der Gott richtet, ihm Vorschläge machen oder ihn kritisieren will. Stellt euch eine Ameise vor, die einen Marmorschleifer beobachtet und zu ihm sagt: „Du weißt nicht, wie man das macht; ich würde es besser und schneller machen als du.“? Ebenso erscheint der Mensch, der Gott belehren will. Er macht sich nicht nur lächerlich, sondern erweist sich überdies als undankbar und eigensinnig. Er vergißt den Unterschied zwischen dem Geschöpf und Gott, dem Schöpfer. Wenn Gott ein Wesen geschaffen hat, das so vollkommen ist, daß es sich fähig glaubt, demselben Gott Ratschläge erteilen zu können, wie vollkommen muß dann erst der Urheber aller Dinge sein? Dieser Gedanke allein müßte genügen, den Hochmut niederzuhalten, ihn zu zerstören; dieses böartige und satanische Gewächs, diesen Parasiten, der, wenn er sich einmal in einem Menschenverstand eingenistet hat, diesen beherrscht, überwuchert, erstickt und alles Gute vernichtet, alle Tugendhaftigkeit, die den Menschen groß macht, wirklich groß macht auf Erden, nicht durch Reichtum und Kronen, sondern durch Gerechtigkeit und übernatürliche Weisheit, und ihn selig macht im Himmel in alle Ewigkeit.

Betrachten wir auch einen anderen Rat, den uns Judas Makkabäus und die Ereignisse jenes Tages in dieser Ebene geben.

Als es zur Schlacht kam, siegten die Scharen des Judas, mit denen Gott war, und zersprengten die Feinde. Diese flohen, teils bis

nach Geser, Aschdod, Idumäa und Jamnia, sagt die Geschichte, teils kamen sie durch das Schwert um, denn 3000 Tote blieben auf dem Schlachtfeld zurück. Doch Judas sagte zu seinen siegestrunkenen Soldaten: „Begehrt nicht nach Beute, denn uns steht noch ein Kampf bevor. Gorgias ist mit seinem Heer im nahen Gebirge. Wir müssen weiter gegen die Feinde kämpfen und sie vollständig besiegen. Danach könnt ihr in aller Ruhe Beute machen.“ So taten sie und errangen einen sicheren Sieg, herrliche Beute und Freiheit; und bei der Rückkehr sangen sie den Lobpreis Gottes: „Er ist gut, denn ewig währt seine Barmherzigkeit!“

Auch dem Menschen, jedem Menschen, ergeht es wie den Gebieten um die heilige Stadt der Juden. Er ist von äußeren und inneren Feinden umgeben, die alle grausam und darauf bedacht sind, der heiligen Stadt des einzelnen Menschen, seiner Seele, eine Schlacht zu liefern, und zwar ganz unversehens, um sie durch unerwartete Überfälle und tausend Listen einzunehmen und zu zerstören. Die Leidenschaften, die Satan fördert, und die der Mensch nicht mit seinem Willen überwacht, können gefährlich werden, wenn es ihm nicht gelingt, sie einzudämmen. Unschädlich aber sind sie, wenn er sie wie einen gefesselten Dieb überwacht. Wenn sich die Welt von außen her mit ihnen verschwört durch Verführung des Fleisches, durch Anstachelung zu Habsucht und Hochmut, dann sind sie den mächtigen Heeren des Gorgias ähnlich, die gepanzert und mit Kriegsmaschinen ausgerüstet waren, stets bereit, auf Befehl des Bösen anzugreifen.

Was aber vermag der Böse, wenn Gott mit dem Menschen ist, der gerecht sein will? Der Mensch wird leiden, wird verwundet werden, aber er wird das Leben und die Freiheit gewinnen und nach einem guten Kampf den Sieg erringen. Dieser Kampf findet aber nicht nur einmal statt; er wiederholt sich ständig, solange das Leben währt oder bis der Mensch sich so weit seines Menschseins entäußert hat und mehr Geist als Fleisch geworden ist, so sehr mit Gott verbunden ist, daß die Pfeile, die Wunden und das Feuer des Kampfes ihm kei-

nen Schaden mehr zufügen können, ihn nur oberflächlich berühren wie ein Tropfen, der auf einen harten, leuchtenden Jaspis fällt.

Haltet euch nicht beim Beutemachen auf und laßt euch nicht ablenken, solange ihr nicht an der Schwelle eures Lebens steht. Ich meine nicht dieses irdische Leben, sondern das wahre Leben des Himmels. Dann könnt ihr siegreich eure Beute sammeln; dann könnt ihr glorreich vor den König der Könige treten und sagen: „Ich habe gesiegt. Sieh meine Beute. Ich habe sie mit deiner Hilfe und mit meinem guten Willen errungen. Ich preise dich, Herr, denn du bist gut und deine Barmherzigkeit währt ewig.“

Das gilt für das Leben im allgemeinen, für alle. Aber euch, die ihr an mich glaubt, steht noch eine andere Schlacht bevor. Mehrere Schlachten. Die gegen den Zweifel, die gegen die Worte, die man zu euch sagen wird, die gegen die Verfolgungen.

Ich werde bald an einem Ort erhöht werden, denn dazu bin ich vom Himmel herabgestiegen. Dieser Ort wird Furcht in euch erwecken; es wird euch scheinen, daß er meine Worte widerlegt. Nein. Betrachtet das Ereignis mit dem geistigen Auge. Ihr werdet sehen, daß das, was kommen wird, die Bestätigung dessen ist, was ich in Wirklichkeit bin: nicht der arme König eines armen Reiches, sondern der von den Propheten vorausgesagte König, zu dessen einzigem, unvergänglichen Thron die Völker der Erde strömen werden wie die Flüsse in den Ozean, um zu sagen: „Wir beten dich an, o König der Könige und ewiger Richter, denn durch dein heiliges Opfer hast du die Welt erlöst.“

Widersteht dem Zweifel. Ich lüge nicht. Ich bin der, von dem die Propheten sprechen. Wie es die Mutter des Johannes vor kurzem getan hat, so preist auch ihr die Erinnerung an das, was ich an euch getan habe, und sagt: „Diese Werke kann nur Gott vollbringen. Er hat sie uns zum Gedenken gelassen, zur Bestätigung, zur Hilfe, damit wir glauben, damit wir gerade in dieser Stunde glauben.“

Kämpft, und ihr werdet siegen über den Zweifel, der die Seele erstickt. Kämpft gegen die Worte, die man euch sagen wird. Ge-

denkt der Propheten und meiner Werke und antwortet auf die Worte der Feinde mit den Propheten und mit den Wundern, die ihr mich habt wirken sehen. Habt keine Furcht und seid nicht undankbar aus Furcht, indem ihr verschweigt, was ich euch Gutes getan habe. Kämpft gegen die Verfolgungen; aber nicht, indem ihr die Verfolger verfolgt. Antwortet vielmehr denen, die euch durch Todesdrohungen dazu bewegen wollen, mich zu verleugnen, mit eurem heldenmütigen Bekenntnis. Kämpft immer gegen die Feinde. Gegen alle. Gegen eure Menschlichkeit und eure Ängste, gegen unwürdige Kompromisse und eigennützige Bündnisse, gegen Druck und Drohungen, gegen Martern und Tod.

Der Tod!

Ich bin nicht der Führer, der zu seinem Volk sagt: „Leide für mich, während ich genieße!“ Nein. Ich leide als erster, um euch das Beispiel zu geben. Ich bin kein Heerführer, der zu seinem Heer sagt: „Kämpft, um mich zu verteidigen. Sterbt, um mir das Leben zu retten.“ Nein. Ich kämpfe als erster. Ich werde als erster sterben, um euch sterben zu lehren, so wie ich immer das getan habe, was ich lehre . . . So habe ich die Armut gepredigt und bin selbst arm geblieben. Ich habe Keuschheit, Verzeihung, Mäßigkeit und Gerechtigkeit gepredigt und bin keusch geblieben, habe verziehen, war mäßig und gerecht; und so wie ich all dies getan habe, so werde ich auch das letzte tun: ich werde euch lehren, wie man erlöst. Ich werde es euch nicht mit Worten lehren, sondern durch die Tat. Ich werde euch lehren zu gehorchen, indem ich bis zum Tod gehorsam sein werde.

Ich werde euch lehren, zu verzeihen, indem ich unter den äußersten Qualen verzeihen werde, wie ich auf dem Stroh meiner Wiege der Menschheit verziehen habe, daß sie mich dem Himmel entrisen hat. Ich werde verzeihen, wie ich immer verziehen habe. Allen. Den kleinen Feinden, den Schwachen, den Gleichgültigen und den Unbeständigen; auch den großen Feinden, die mir nicht nur den Schmerz zufügen, daß sie meiner Macht und dem Verlangen, sie zu retten, gleichgültig gegenüberstehen, sondern mir auch die Qual

bereiten und bereiten werden, Gottesmörder zu sein. Ich werde es ihnen verzeihen, und da ich den unbußfertigen Gottesmördern nicht die Lossprechung geben kann, werde ich meinen Vater in meiner äußersten Todesqual für sie bitten ... auf daß er ihnen verzeihen möge, da sie durch den satanischen Einfluß trunken sind ... Ich werde verzeihen ... und ihr sollt in meinem Namen verzeihen. Lieben sollt ihr! Liebt, wie ich liebe; wie ich euch liebe und in Ewigkeit lieben werde.

Lebt wohl. Der Abend senkt sich nieder. Beten wir zusammen, und dann kehre jeder mit dem Wort des Herrn im Herzen in sein Haus zurück und mache daraus eine volle Ähre für den künftigen Hunger, wenn ihr danach verlangen werdet, noch einmal euren Freund und Meister, euren Heiland zu hören. Denn nur dadurch, daß ihr euren Geist zum Himmel erhebt, werdet ihr den finden, der euch mehr als sich selbst geliebt hat.

Vater unser, der du bist in den Himmeln ... « Und Jesus betet mit ausgebreiteten Armen, ein hohes, weißes Kreuz vor der dunklen Mauer der Nordwandfassade, das Vaterunser.

Dann segnet er alle mit dem mosaischen Segen. Er küßt die Kinder und segnet sie abermals. Dann verabschiedet er sich und geht in nördlicher Richtung an der Stadtmauer von Emmaus vorbei, ohne die Stadt zu betreten.

Die violetten Farben der Abenddämmerung nehmen langsam die süße Erscheinung des Meisters in sich auf, der immer mehr seiner Bestimmung entgegenggeht ... Im halbdunklen Hof herrscht ein Schweigen leidvollen Friedens ... fast, als erwarte man etwas.

Dann bricht das Weinen des kleinen Michael, das Weinen eines Lämmleins, das sich verlassen fühlt, den Bann. In vielen Augen glänzen Tränen, und viele Lippen wiederholen die unschuldigen Worte des Kleinen: »Oh, warum bist du fortgegangen? Komm zurück! Komm zurück! ... Laß ihn zurückkehren, Herr!« Als Jesus ganz ihren Augen entschwunden ist, kommt die trostlose Erkenntnis: »Jesus ist nicht mehr da!« Vergeblich ist der Versuch der Mutter des kleinen

Michael, ihn zu trösten. Er weint, als hätte er mehr verloren als seine Mutter, und schaut auf die Stelle, an der Jesus entschwunden ist, indem er seine Hände ausstreckt und ruft: »Jesus! Jesus!« ... Jesus wartet, bis sie in einer gewissen Entfernung von der Stadt sind, und sagt dann: »Wir werden jetzt nach Joppe gehen. Die Jünger haben dort viel gewirkt, und die Stadt wartet auf das Wort des Herrn.«

Die Aussicht, den Weg noch zu verlängern, begeistert die Apostel nicht; aber Simon der Zelote macht sie darauf aufmerksam, daß man von Joppe schnell zu den Gütern des Nikodemus und des Josef gelangen kann, und zwar auf guten Straßen. Johannes freut sich andererseits, daß es zum Meer geht. Die anderen, von diesen Erwägungen angetrieben, begeben sich schließlich mit mehr Bereitwilligkeit auf die Straße, die zum Meer führt.

Jesus sagt: »Hier sollt ihr die Vision vom 20. September 1944: „Jesus und die Heiden in einer Stadt am Meer“ einsetzen, der ihr den Titel: „Jesus spricht in Joppe zu Judas Iskariot und zu den Heiden“ geben werdet; denn diese Episode hat sich dort nach einem Tag der Wunder und der Predigt ereignet.«

452 Jesus spricht in Joppe zu Judas Iskariot und zu den Heiden

Ich sehe Jesus im Innenhof eines Hauses, das vornehm ist, ohne jedoch prunkvoll eingerichtet zu sein. Er scheint sehr müde zu sein und sitzt auf einer kleinen Steinbank bei einem Brunnen mit niedrigem Rand, über dem eine grüne Laube einen Bogen bildet. Die Weintrauben sind noch winzig. Erst vor kurzem müssen die Blüten abgefallen sein, und die Weinbeerchen gleichen kleinen Erbsen, die an grünen Stielen hängen. Jesus stützt den rechten Ellbogen auf das rechte Knie und hält das Kinn in der hohlen Hand. Manchmal, wie um sich besser ausruhen zu können, legt er den Arm auf den Rand des Brunnens und sein Haupt auf den Arm, als wolle er schlafen. Die Haare fallen ihm wie ein Schleier über das müde Antlitz, das im übrigen bleich und ernst aussieht unter den rotblonden lockigen Haarsträhnen.

Eine Frau kommt mit mehlbestäubten Händen aus einem Raum des Hauses und geht zu einem kleinen Gebäude auf der entgegengesetzten Seite des Hofes, wo wahrscheinlich der Backofen steht. Jedesmal schaut sie auf Jesus. Aber sie stört ihn nicht in seiner Ruhe. Es muß schon gegen Abend sein, denn immer weniger Sonnenstrahlen treffen die Terrasse, die schließlich ganz im Schatten liegt. Ein Dutzend Tauben fliegen gurrend in den Hof zu ihrer letzten Mahlzeit. Sie kreisen um Jesus, als wollten sie auskundschaften, wer wohl dieser Fremdling sei; und mißtrauisch, wie sie sind, wagen sie es noch nicht, sich auf den Boden niederzulassen. Jesus löst sich aus seinen Gedanken und lächelt. Er streckt eine Hand aus, mit nach oben gerichteter Handfläche, und sagt, als ob er zu Menschen sprechen würde: »Seid ihr hungrig? Kommt.« Die kühnste setzt sich auf diese Hand, und nach ihr auch andere. Jesus lächelt. »Ich habe nichts«, antwortet er auf ihr bittendes Gurren. Dann ruft er mit lauter Stimme: »Frau! Deine Tauben haben Hunger. Hast du Körner für sie?«

»Ja, Meister. Sie sind im Beutel in der Vorhalle. Ich komme gleich.«
»Laß nur. Ich werde sie ihnen geben. Ich tue es gern.« »Sie werden nicht zu dir kommen. Sie kennen dich nicht.« »Oh! Ich habe sie schon auf den Schultern und sogar auf dem Kopf! ...« Jesus geht hinein mit seinem eigenartigen Kopfschmuck, der aus einem Tücherich besteht, dessen bleifarbene Brust wie ein kostbarer Panzer schillert.

Die Frau schaut ungläubig heraus und sagt: »Oh!«

»Siehst du? Die Tauben sind besser als die Menschen, Frau. Sie spüren, wer sie liebt. Die Menschen nicht ...«

»Denke nicht an das Vorgefallene, Meister. Hier gibt es nur wenige, die dich hassen. Die andern lieben dich alle oder achten dich wenigstens.«

»Oh, darüber mache ich mir keine Sorgen. Ich habe das gesagt, um dich darauf aufmerksam zu machen, daß die Tiere oft besser sind als die Menschen.«

Jesus hat den Beutel geöffnet, seine schmale Hand hineingesteckt

und blondes Korn hervorgeholt, das er in den Zipfel seines Mantels legt. Er faltet ihn zusammen und kehrt mitten in den Hof zurück, wo er sich gegen den Überfall der Tauben verteidigt, die sich selbst bedienen wollen. Dann öffnet er sein Bündelchen, streut die Körner auf den Boden und lacht über den Wirbel und die Streitereien des gefräßigen Geflügels. Das Mahl ist schnell beendet. Die Tauben trinken noch aus einem tiefen Teller, der in der Nähe des Brunnens steht, und schauen dann wieder auf Jesus.

»Nun geht, es gibt nichts mehr.«

Die Tierlein flattern noch eine Weile auf den Schultern und den Knien Jesu herum und kehren dann zu ihren Nestern zurück. Jesus setzt seine Betrachtung fort.

Ein heftiges Klopfen an der Tür. Die Frau eilt hin, um zu öffnen. Es sind die Jünger.

»Kommt«, sagt Jesus. »Habt ihr das Geld an die Armen verteilt?«

»Ja, Meister.«

»Bis zum letzten Pfennig? Denkt daran, daß das, was uns gegeben wird, nicht für uns ist, sondern für Werke der Nächstenliebe. Wir sind arm und leben von der Barmherzigkeit anderer. Elend ist der Apostel, der seine Mission für menschliche Zwecke mißbraucht!«

»Aber wenn wir eines Tages ohne Brot sein sollten und angeklagt werden, gegen das Gesetz zu verstoßen, weil wir die Sperlinge nachahmen und an den Ähren zupfen?«

»Hat dir jemals etwas gefehlt, Judas, etwas Wesentliches, seit du bei mir bist? Bist du jemals verschmachtet auf der Straße niedergesunken?«

»Nein, Meister.«

»Als ich dir gesagt habe: „Komm“, habe ich dir damals Bequemlichkeiten und Reichtümer versprochen? Und habe ich meinen Zuhörern jemals gesagt, daß ich den Meinen irdische Güter geben werde?«

»Nein, Meister.«

»Nun also, Judas, warum bist du so verändert? Weißt du nicht,

fühlst du nicht, daß deine Unzufriedenheit und deine Kälte mir Schmerz bereiten? Siehst du nicht, daß sich deine Unzufriedenheit deinen Brüdern mitteilt? Warum, Judas, Freund, der du zu einem so hohen Los berufen und mit so viel Begeisterung zu meiner Liebe und zu meinem Licht gekommen bist, verläßt du mich jetzt?«

»Meister, ich verlasse dich nicht. Ich bin der, der sich am meisten um dich kümmert, um deine Interessen und deinen Sieg. Ich möchte dich überall triumphieren sehen. Glaube es mir.«

»Ich weiß; aber nur als Mensch willst du es. Das ist schon viel; aber das will ich gar nicht, Judas, mein Freund . . . Ich bin für etwas ganz anderes gekommen als für menschliche Triumphe und menschliche Reiche . . . Ich bin nicht gekommen, um meinen Freunden Krümmen eines menschlichen Triumphes zu geben, sondern um sie an einem reichen Lohn teilhaben zu lassen, der eigentlich schon kein Lohn mehr ist, so vollkommen ist er: es ist die Teilhabe an meinem ewigen Reich, an den Rechten der Kinder Gottes . . . Oh, Judas! Warum begeistert dich dieses erhabene Vermächtnis nicht, das man nur durch Verzicht erwerben kann, das aber kein Ende kennt? Komm noch näher zu mir, Judas.

Siehst du? Wir sind allein. Die andern haben verstanden, daß ich mit dir sprechen will, der du der Verteiler meiner . . . Reichtümer bist, der Almosen, die der Menschensohn und Sohn Gottes empfängt, um sie im Namen Gottes und des Menschen dem Menschen zu geben. Wir sind allein, Judas, in dieser milden Abendstunde, in der unser Herz zu unseren fernen heimatlichen Häusern, zu unseren Müttern eilt, die sicher, während sie ihr einsames Abendbrot bereiten, an uns denken und mit ihrer Hand den Platz lieblosen, an dem wir saßen, bevor die Stunde Gottes kam, in der der heiligste Wille uns berief, damit wir ihn im Geist und in der Wahrheit lieben.

Unsere Mütter! Meine so reine und heilige Mutter, die euch allen so wohlgesinnt ist und für euch betet, ihr Freunde ihres Jesus . . . Meine Mutter, die nur diesen einen Frieden kennt in ihrer Sorge als Mutter des Gesalbten: daß sie mich von eurer Zuneigung umgeben

weiß ... Enttäuscht und verwundet dieses Mutterherz nicht, Freunde. Zerreißt es nicht durch eine böse Tat! Deine Mutter, Judas! Deine Mutter, die das letzte Mal, als wir durch Kerijot kamen, nicht aufhörte, mich zu preisen, und mir die Füße küssen wollte, weil sie so glücklich ist, daß ihr Judas im Licht Gottes steht, sagte zu mir: „O Meister! Mach ihn heilig, meinen Judas! Was will das Herz einer Mutter mehr als das Wohl ihres Kindes? Und welches Wohl ist besser als das ewige Heil?“ In der Tat! Welches Gut ist größer, Judas, als das, zu dem ich dich führen will und zu dem man gelangt, indem man mir auf meinem Weg nachfolgt? Eine heilige Frau ist deine Mutter, Judas! Eine wahre Tochter Israels. Ich habe nicht zugelassen, daß sie mir die Füße küßt, weil ihr meine Freunde seid und ich in jeder eurer Mütter, in jeder guten Mutter, meine Mutter sehe, Judas. Ich möchte, daß ihr in der eurigen die meine seht mit ihrer furchtbaren Bestimmung, Miterlöserin zu sein, und daß ihr sie nicht tötet, nein, nicht tötet, weil ... weil es euch scheinen würde, die eurige zu töten.

Judas, weine nicht. Warum weinst du? Wenn du dir in Bezug auf meine und deine Mutter keine Vorwürfe zu machen brauchst, weshalb dann diese Tränen? Komm her. Lege dein Haupt auf meine Schulter und klage deinem Freund deinen Kummer. Hast du gefehlt? Bist du daran, zu fehlen? Oh! Bleibe nicht allein! Besiege Satan mit Hilfe dessen, der dich liebt. Ich bin Jesus, Judas. Ich bin Jesus, der die Kranken heilt und die Dämonen verjagt. Ich bin Jesus, der rettet ... der es so gut mit dir meint und den es schmerzt, dich so schwach zu sehen. Ich bin Jesus, der euch lehrt, siebzimal siebenmal zu verzeihen. Aber ich selbst verzeihe euch nicht nur siebzimal, sondern siebenhundertmal, siebentausendmal siebenmal ... und es gibt keine Schuld, Judas, keine Sünde, die ich nicht verzeihe, wenn der Schuldige reumütig zu mir sagt: „Jesus, ich habe gesündigt.“ Ja, es genügt schon, daß er sagt: „Jesus.“ Ja, daß er mich nur flehentlich anschaut. Weißt du, wem ich zuerst verzeihe, mein Freund? Den am schwersten mit Schuld Beladenen und den Reumütigsten. Weißt du, welche Sünden ich zuerst verzeihe? Die, die mich persönlich treffen.

Judas? ... Findest du kein Wort der Erwiderung für deinen Meister? ... Ist dein Kummer so groß, daß dir die Worte fehlen? Fürchtest du, daß ich dich öffentlich anklage? Befürchte es nicht! Es drängt mich schon lange, so zu dir zu sprechen, indem ich dich an mein Herz drücke, als ob wir zwei Brüder wären, die in derselben Wiege lagen, die aus derselben Geburt stammen, die fast wie ein einziges Fleisch sind, die an derselben warmen Brust getrunken und den brüderlichen Speichel in der Muttermilch geschmeckt haben. Jetzt habe ich dich bei mir und lasse dich nicht, bis du mir gesagt hast, daß ich dich geheilt habe. Fürchte dich nicht, Judas. Es ist ein Bekenntnis, das ich haben will, doch deine Gefährten werden glauben, daß es ein liebevolles Gespräch war, so sehr werden unsere Gesichter nach diesem Gespräch von gegenseitigem Frieden und gegenseitiger Liebe erstrahlen, und ich werde dafür sorgen, daß sie es immer mehr glauben, indem ich dich heute abend beim Mahl an meiner Brust halten, mein eigenes Brot für dich eintauchen und es dir bevorzugt reichen werde. Ich werde dir als erstem den Becher reichen, nachdem ich dem Herrn Dank gesagt habe. Du wirst der König des Abendmahles sein, Judas. Du wirst es wirklich sein. Die Braut des Bräutigams wirst du sein, o Seele, die ich liebe, wenn du dich läuterst, indem du deinen Staub in meinen reinigenden Schoß schüttelst.

Sprichst du immer noch nicht, um mir deine Tränen zu erklären?«

»Du hast so lieb zu mir gesprochen ... von der Mutter ... von der Heimat ... von deiner Liebe ... Ein Augenblick der Schwäche ... Ich bin so müde! ... Und es war mir, als ob du mich schon seit längerer Zeit nicht mehr so lieben würdest ... «

»Nein, das ist es nicht. In deinen Worten ist nur eine Wahrheit, und zwar die, daß du müde bist. Aber nicht vom Gehen, vom Staub, von der Sonne, vom Schmutz, oder wegen den Menschenmenge. Du bist deiner selbst müde. Deine Seele ist deines Fleisches und deines Geistes müde, und zwar so müde, daß sie schließlich in eine tödliche Müdigkeit versinken wird. Arme Seele, die ich zum ewigen Glanz berufen hatte! Arme Seele, die weiß, daß ich dich liebe, und die dir

Vorwürfe macht, weil du sie meiner Liebe entreißt! Arme Seele, die dir umsonst vorwirft – wie ich dich umsonst mit meiner Liebe liebe – daß du deinem Meister gegenüber heimtückisch bist! Aber nicht du bist es, der da handelt. Er ist es, der dich haßt und mich haßt. Daher habe ich dir gesagt: „Bleibe nicht allein.“ Nun gut, höre zu. Du weißt, daß ich meine Nächte größtenteils im Gebet zubringe. Wenn du in dir einmal die Kraft verspürst, ein Mann zu sein, und den Willen, mein zu sein, dann komm zu mir, während die Gefährten schlafen. Die Sterne, die Blumen und die Vögel sind kluge und gute Zeugen. Geheime und barmherzige Zeugen. Sie verabscheuen das Verbrechen, das sich unter ihrem Schein und Blick ereignet, aber sie haben keine Stimme, um zum Menschen zu sagen: „Dieser da ist ein Kain für seinen Bruder.“ Hast du verstanden, Judas?«

»Ja, Meister. Aber glaube mir: Ich war nur müde und gerührt. Ich liebe dich aus ganzem Herzen und ... «

»Gut. Das genügt mir.«

»Gibst du mir einen Kuß, Meister?«

»Ja, Judas. Diesen und noch mehr werde ich dir geben ... « Jesus seufzt tief, aber er küßt Judas auf die Wange. Dann nimmt er sein Haupt zwischen seine Hände und hält es fest wie in einer Klammer. Nur wenige Zentimeter von seinem Gesicht entfernt, schaut er ihn fest an und durchbohrt ihn mit seinem magnetischen Blick, und Judas, dieser Unglückliche, schreckt nicht zusammen. Der prüfende Blick läßt ihn anscheinend ganz gleichgültig. Nur etwas bleich wird er, und für einen Augenblick schließt er die Augen.

Jesus küßt ihn auf die gesenkten Augenlider, auf den Mund und aufs Herz, indem er sich niederbeugt ... und sagt: »Um die Nebel zu zerstreuen, um dich die Liebe Jesu fühlen zu lassen, um dein Gemüt zu stärken.« Dann läßt er ihn gehen und begibt sich ins Haus, gefolgt von Judas.

»Gut, daß du kommst, Meister! Alles ist bereit. Wir haben nur noch auf dich gewartet«, sagt Petrus.

»Ja, ich habe mit Judas über so manche Dinge gesprochen ...

Nicht wahr, Judas? Wir werden auch für den armen Alten sorgen müssen, dessen Sohn getötet worden ist.«

Unverzüglich ergreift Judas die gute Gelegenheit, um sich endgültig zu beruhigen und einen etwaigen Verdacht aus dem Weg zu räumen. »Ah! Weißt du, Meister? Heute sind wir von einer Gruppe Heiden aufgehalten worden, die mit Juden aus den römischen Kolonien Griechenlands zusammen waren. Sie wollten vieles wissen. Wir haben geantwortet, so gut wir konnten. Aber wir haben sie nicht überzeugen können. Doch waren sie gut und haben uns viel Geld gegeben. Sieh, da ist es, Meister. Wir werden damit viel Gutes tun können.« Und Judas legt einen schweren Beutel aus weichem Leder, groß wie ein Kinderkopf, auf den Tisch, in dem die Silbermünzen klingen.

»Gut, Judas! Du wirst das Geld gerecht verteilen. Was wollten diese Heiden wissen?«

»Dinge über das künftige Leben . . . ob der Mensch eine Seele hat und ob sie unsterblich ist. Sie nannten Namen ihrer Meister. Aber wir . . . was konnten wir dazu sagen?«

»Ihr hättet ihnen sagen müssen, daß sie hier herkommen sollen.«

»Das haben wir auch gesagt. Vielleicht kommen sie.« Die Mahlzeit wird fortgesetzt.

Jesus hat Judas neben sich und gibt ihm ein Stück Brot, nachdem er es in den Saft auf dem Teller mit dem gebratenen Fleisch getaucht hat. Sie essen gerade kleine schwarze Oliven, als an die Tür geklopft wird. Kurz darauf betritt die Hausfrau den Raum und sagt: »Meister, man will dich sprechen.«

»Wer ist es?«

»Fremde Männer.«

»Aber das ist unmöglich!«

»Der Meister ist müde!« »Den ganzen Tag ist er gewandert und hat er gesprochen!« »Zudem, Heiden im Haus!« Die Zwölf sind alle so aufgeregt wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm.

»Pst! Friede! Es ist keine Mühe für mich, die anzuhören, die nach mir verlangen. Es ist mir eine Erholung.«

»Es könnte sich aber um eine Falle handeln. Zu dieser Stunde!« . . .

»Nein. Es ist keine Falle. Beruhigt euch und erholt euch. Ich habe mich schon ausgeruht, während ich auf euch gewartet habe. Ich gehe. Ich verlange nicht, daß ihr mit mir kommt . . . obwohl . . . obwohl ich euch sagen muß, daß ihr euer Judentum, das nichts anderes als Christentum sein wird, gerade unter den Heiden werdet verbreiten müssen.«

»Gehst du allein? Ah, das niemals!« sagt Petrus und erhebt sich.

»Bleib, wo du bist. Ich gehe allein.«

Er geht hinaus und zeigt sich an der Haustür. In der Abenddämmerung warten viele Menschen.

»Der Friede sei mit euch! Ihr habt nach mir gefragt?«

»Sei begrüßt, Meister!« Es ist ein imposanter, in ein römisches Gewand gehüllter Alter, der da spricht. Über dem Gewand trägt er ein rundes Mäntelchen mit einer über den Kopf gezogenen Kapuze. »Wir haben heute mit deinen Jüngern gesprochen. Aber sie konnten uns nicht viel sagen. Wir möchten mit dir sprechen.«

»Seid ihr die, die das Almosen gegeben haben? Ich danke euch im Namen der Armen Gottes.« Jesus wendet sich an die Hausherrin und sagt: »Frau, ich gehe mit ihnen. Sage den Meinen, sie sollen mich am Ufer des Meeres aufsuchen; denn diese sind, wenn ich richtig sehe, Kaufleute und kommen vom Stapelplatz . . . «

»Und Seeleute. Du hast recht.«

Sie gehen alle auf die Straße, die in einem schönen Mondschein liegt.

»Kommt ihr von weit her?« Jesus geht in der Mitte der Gruppe, neben sich auf der einen Seite den Alten, der als erster gesprochen hat, ein schöner Greis mit echt römischen Gesichtszügen. Auf der anderen Seite befindet sich ebenfalls ein bejahrter Mann mit einem typisch jüdischen Gesicht. Außerdem umgeben ihn noch zwei oder drei schlanke Männer mit olivfarbener Haut, die ihn aufmerksam und etwas ironisch betrachten, und ferner kräftig gebaute Männer verschiedenen Alters. Im ganzen etwa zehn Personen.

»Wir kommen aus den römischen Kolonien in Griechenland und Asien und sind teils Juden, teils Heiden ... Deswegen haben wir es kaum gewagt zu kommen ... Aber man hat uns versichert, daß du die Heiden nicht verachtetest ... wie die anderen, die praktizierenden Juden in Israel, wollte ich sagen, es tun; denn anderswo sind auch die Juden weniger streng. So habe ich als Römer sogar eine jüdische Frau, die aus Lykaonien stammt, während dieser da eine Römerin zur Frau hat, obwohl er selbst ein Hebräer aus Ephesus ist.«

»Ich verachte niemanden ... Und man kann jene nur bedauern, die noch nicht verstanden haben, daß alle Menschen, die ihr Leben von ein und demselben Schöpfer erhalten haben, eines einzigen Blutes sind.«

»Wir wissen, daß du groß bist unter den Philosophen, und was du sagst bestätigt dies. Groß bist du und gut.«

»Gut ist, wer Gutes tut; nicht der, der gut spricht.«

»Du sprichst gut und handelst gut, daher bist du gut.«

»Was wollt ihr von mir wissen?«

»Verzeih uns, Meister, wenn wir dich heute mit unserer Neugierde ermüden; aber es ist eine wohlwollende Neugierde, denn sie sucht die Wahrheit aus Liebe ... Heute wollten wir von den Deinen die Wahrheit über eine Lehre wissen, die schon von den alten Philosophen Griechenlands angedeutet worden war und die du, wie man sagt, ausführlicher und schöner darlegst. Eunike, meine Frau, hat mit Juden gesprochen, die dich gehört haben, und hat mir deine Worte wiederholt. Weißt du, Eunike, eine Griechin, ist gebildet und kennt die Worte der Weisen ihres Vaterlandes. Sie hat Ähnlichkeiten zwischen deinen Worten und denen eines der großen griechischen Philosophen festgestellt. Auch bis nach Ephesus ist deine Lehre gedrungen. Als wir daher in diesem Hafen angekommen sind, die einen des Handels, andere religiöser Riten wegen, haben wir gemeinsame Interessen entdeckt und miteinander gesprochen. Die Geschäfte halten uns nicht davon ab, auch an andere, höhere Dinge zu denken. Wenn die Lager und Warenhäuser gefüllt sind, haben

wir Zeit, uns mit unseren Zweifeln auseinanderzusetzen. Du sagst, daß die Seele ewig ist. Sokrates hat gesagt, daß sie unsterblich ist. Kennst du die Lehren des griechischen Meisters?«

»Nein, ich habe nicht an den Schulen von Rom und Athen studiert. Aber sprich nur. Ich verstehe dich dennoch. Die Gedanken des griechischen Philosophen sind mir nicht unbekannt.«

»Entgegen dem, was wir in Rom glauben und was auch eure Saduzäer sagen, behauptet Sokrates, daß der Mensch eine Seele hat, und daß diese unsterblich ist. Er sagt, daß der Tod infolgedessen nichts anderes ist als eine Befreiung der Seele und ein Übergang von einem Kerker zu einem Ort der Freiheit, wo sie sich mit denen verbindet, die sie geliebt hat. Dort wird sie die Weisen, von deren Klugheit sie reden hörte, die Großen, die Heiden und Poeten kennen und keine Ungerechtigkeit und keinen Schmerz mehr, sondern ewige Freude in einem Reich des Friedens finden, das allen unsterblichen Seelen offensteht, die in Gerechtigkeit gelebt haben. Was sagst du dazu, Meister?«

»Wahrlich, ich sage dir, obwohl der griechische Meister im Irrtum einer unwahren Religion lebte, war er doch in der Wahrheit, als er von der Unsterblichkeit der Seele sprach. Als Sucher der Wahrheit und Hüter der Tugend vernahm er in der Tiefe seiner Seele das Säuseln der Stimme des unbekanntes Gottes, des wahren Gottes, des einzigen Gottes, der da ist der höchste Vater, von dem ich komme, um den Menschen die Wahrheit zu verkünden. Der Mensch hat eine Seele, eine einzige, echte und ewige, eine Herrin, die entweder Lohn oder Strafe verdient. Sie gehört sich selbst, ist von Gott erschaffen und nach der Absicht des Schöpfers dazu bestimmt, zu Gott zurückzukehren. Ihr Heiden gebt euch zu sehr dem Kult des Fleisches hin, das ein wunderbares Werk ist, wahrhaft ein Zeichen des Wirkens des ewigen Gottes. Ihr bewundert zu sehr den Verstand, den im Schrein eures Hauptes verschlossenen Edelstein, der von dort seine tiefen Gedanken ausstrahlt. Er ist ein großes, hoch erhabenes Geschenk des Schöpfer-Gottes, der euch nach seinem Gleichnis gebildet hat,

indem er euch einen vollkommenen Körper und eine Ähnlichkeit mit sich selbst im Gedanken und im Geist gegeben hat. Im Geist besteht die Vollkommenheit der Ähnlichkeit mit Gott. Denn Gott hat keine Glieder und kein festes Fleisch, so wie er auch keine Sinne und keine Wollust kennt, sondern er ist vollkommenster, reinster, ewiger und unveränderlicher Geist, unermüdlich in seinem Wirken, der sich immerwährend erneuert in seinen Werken, die er in väterlicher Weise der Entwicklung seiner Kreaturen anpaßt. Der Geist, der für alle Menschen von ein und derselben göttlichen Quelle der Macht und Güte kommt, ist in seiner anfänglichen Vollkommenheit bei allen gleich. Einer nur ist der vollkommene, unerschaffene Geist, der immer unverändert geblieben ist. Drei sind die in vollkommener Weise geschaffenen Geister ... «

»Einer davon bist du, Meister.«

»Nicht ich. Ich habe in meinem Fleisch den göttlichen Geist, der nicht geschaffen, sondern vom Vater in seiner überströmenden Liebe gezeugt wurde.«

»Wer sind sie also?«

»Die beiden Ahnen, von denen alle Menschen abstammen, die mit einer vollkommenen Seele geschaffen wurden und dann aus freiem Willen der Unvollkommenheit verfallen sind. Der dritte, geschaffen zur Freude Gottes und des Weltalls, steht zu hoch über dem Vermögen des Verstandes und des Glaubens der heutigen Welt, als daß ich ihn euch nennen könnte. Die Geister, sagte ich, die mit dem gleichen Maß an Vollkommenheit aus ein und derselben Quelle hervorgehen, machen später durch ihr Verdienst und ihren Willen eine zweifache Metamorphose durch.«

»So gibt es also deiner Meinung nach ein zweites Leben?«

»Es gibt nur ein Leben. In dieses tritt die Seele, welche die ursprüngliche Ähnlichkeit mit Gott besitzt, ein. Wenn sie nun in allen Dingen Gerechtigkeit übt, geht sie über in eine vollkommeneren Ähnlichkeit mit ihm, erlebt sie eine zweite Schöpfung ihrer selbst, wodurch sie eine doppelte Ähnlichkeit mit ihrem Schöpfer entwickelt

und fähig wird, die Heiligkeit zu besitzen, die die Vollkommenheit der Gerechtigkeit und die Ähnlichkeit der Kinder mit dem Vater ist. Diese ist in den Seligen, d. h. in denen, die nach eurem Sokrates den Hades bewohnen. Ich aber sage euch, daß, wenn die Weisheit ihre Worte gesprochen und mit ihrem Blute unterzeichnet haben wird, jene die Seligen des Paradieses, des Reiches Gottes, sein werden.«

»Und wo sind sie jetzt?«

»In der Erwartung.«

»Wessen?«

»Des Opfers. Der Verzeihung. Der Befreiung.«

»Man sagt, daß der Messias der Erlöser sein wird und daß du es bist ... Ist das wahr?«

»Es ist wahr ... Ich bin es, der mit euch spricht.«

»So wirst du also sterben müssen? Warum, Meister? Die Welt bedarf so sehr des Lichtes, und du willst sie verlassen?«

»Gerade du fragst mich das? ... Du, ein Grieche? Du, in dem die Weisheit des Sokrates ihren Thron aufgeschlagen hat?«

»Meister, Sokrates war ein Gerechter. Du bist heilig. Schau, wie sehr die Welt der Heiligkeit bedarf.«

»Sie wird sich durch jeden Schmerz, durch jede Wunde, durch jeden Tropfen meines Blutes um das Zehntausendfache vermehren.«

»Beim Jupiter! Nie war ein Stoiker größer als du, der du dich nicht damit begnügst, die Verachtung des Lebens zu predigen. Du bringst es fertig, das Leben wegzuwerfen.«

»Ich verachte das Leben nicht. Ich liebe es als das Allernützlichste, um damit das Heil der Welt zu erkaufen.«

»Aber du bist noch zu jung, um zu sterben, Meister!«

»Dein Philosoph sagt, daß den Göttern teuer ist, was heilig ist; und du hast mich heilig genannt. Wenn ich heilig bin, muß ich danach verlangen, zur Heiligkeit zurückzukehren, von der ich ausgegangen bin. Ich bin daher nie zu jung, um dieses Verlangen zu verspüren. Auch Sokrates sagt, daß, wer heilig ist, es liebt, Dinge zu tun, die den Göttern wohlgefällig sind. Was kann es Wohlgefällige-

res geben, als der Umarmung des Vaters jene Söhne zurückzugeben, die die Sünde von ihm entfernt hat, und dem Menschen den Frieden mit Gott, der Quelle alles Guten, zu geben?»

»Du behauptest, die Lehren des Sokrates nicht zu kennen. Woher weißt du dann das, was du über ihn sagst?«

»Ich weiß alles. Der Gedanke der Menschen ist, wenn er gut ist, nichts anderes als der Widerschein einer meiner Gedanken. Wenn er nicht gut ist, ist er nicht der meinige, aber ich habe ihn gelesen in der Ewigkeit. Ich habe gewußt, weiß und werde wissen, was gesprochen wurde, wird und werden wird. Ich weiß.«

»Herr, komm nach Rom und sei das Licht der Welt. Hier umgibt dich der Haß. Dort wird dich Verehrung umgeben.«

»Den Menschen, aber nicht den Lehrer des Übernatürlichen werden sie verehren. Ich bin des Übernatürlichen wegen gekommen. Ich muß es den Söhnen des Volkes Gottes bringen, wenn sie auch noch so hart sind gegen das Wort.«

»Rom und Athen werden dich also nicht haben?«

»Sie werden mich haben, fürchtet euch nicht. Sie werden mich haben. Die mich haben wollen, werden mich haben.«

»Aber wenn sie dich töten ... ?«

»Der Geist ist unsterblich; der Geist eines jeden Menschen. Sollte dann der meinige, der Geist des Gottessohnes, es nicht sein? Ich werde mit meinem wirkenden Geist kommen ... Ich werde kommen ... Ich sehe schon die unzählige Menschenmenge und die zu Ehren meines Namens errichteten Bauwerke ... Ich bin überall ... Ich werde in den Kathedralen und in den Herzen sprechen ... Die Verkündigung meiner Frohen Botschaft wird kein Ende nehmen ... Das Evangelium wird über die ganze Erde hineilen ... Die Guten werden alle zu mir kommen ... und seht ... ich gehe an der Spitze meines Heeres von Heiligen und führe es in den Himmel. Kommt zur Wahrheit ... «

»O Herr! Unsere Seelen sind in Formeln und Irrtümern befangen. Wie werden wir es fertigbringen, ihr die Tore zu öffnen?«

»Ich werde die Pforten der Unterwelt aufschließen. Ich werde die Pforten eures Hades und meiner Vorhölle öffnen; und sollte ich nicht die eurigen öffnen können? Sagt: „Ich will“, und wie aus Schmetterlingsflügeln angefertigte Schlösser werden sie vor meinem Glanz zerfallen.«

»Wer wird in deinem Namen kommen?«

»Seht ihr den Mann, der zu dieser Biegung kommt mit einem, der fast noch ein Jüngling ist? Diese werden nach Rom und in euer Land kommen, und mit ihnen noch viele andere, so eifrig wie jetzt, aus Liebe zu mir, die sie anspornt und ihnen keine Ruhe läßt. Aus Liebe zu den durch mein Opfer Erlösten werden sie kommen, um euch aufzusuchen und zum Licht zu führen. Petrus! Johannes! Kommt! Ich glaube, ich bin hier fertig. Habt ihr mir sonst noch etwas zu sagen?«

»Nein, Meister. Wir werden hingehen und deine Worte mit uns nehmen.«

»Mögen sie in euch aufkeimen und ewige Wurzeln schlagen. Geht hin. Der Friede sei mit euch.«

»Leb wohl, Meister.«

Und die Schauung ist zu Ende . . .

Aber Jesus sagt noch: »Du bist erschöpft? Ein schweres Diktat. Mehr Diktat als Schauung. Aber es ist ein Gegenstand, der manche interessiert. Wen? Du wirst es „an meinem Tag“ erfahren. Nun geh auch du in Frieden.«

Ich möchte noch hinzufügen, daß die Unterhaltung Jesu mit den Heiden am Ufer einer Hafenstadt stattgefunden hat. Im Mondlicht waren die ruhigen Wellen gut zu sehen, die rauschend an den Steinen der Mole erstarben. Der Hafen bot Platz für viele Schiffe. Ich habe es vorher nicht sagen können, da die Gruppe beständig gesprochen hat, und ich den Faden verloren hätte, wenn ich den Ort beschrieben hätte. Sie sprachen, indem sie im Hafengelände am Meer entlang hin- und hergingen. Das Ufer war menschenleer, denn die Seeleute waren schon alle auf ihre Schiffe zurückgekehrt, deren rote Fackeln in der Nacht wie rote Sterne leuchteten. Um welche Stadt es sich handelte, weiß ich nicht. Aber sie war schön und sicher bedeutend.

453 Auf dem Landgut des Nikodemus

Jesus kommt dort an einem frischen Morgen an. Schön sind diese fruchtbaren Ländereien des guten Nikodemus im ersten Sonnenlicht. Sie sind schön, obwohl viele Felder schon abgemäht sind und den müden Anblick nach dem Hinsterben des Getreides bieten, das nun in goldenen Getreideschobern lagert oder noch in Garben auf dem Boden liegt und darauf wartet, auf die Tenne gebracht zu werden. Mit ihm sterben auch die Sterne der blauen Kornblumen, die violetten Löwenmäuler, die kleinen Blumenkronen der Skabiosen, die zarten Kelche der Glockenblumen, die lachenden Strahlenkränze der Kamille und der Margeriten, die blutroten Klatschrosen und Hunderte von anderen Blumen, die als Sterne, Rispen, Trauben oder Blumenkronen dort geblüht haben, wo jetzt alles vergilbt ist und nur Stoppeln sind. Aber als Gegengewicht zu der Traurigkeit der Erde, die ihres Kornes beraubt ist, stehen die dichtbelaubten Obstbäume da, von Tag zu Tag heiterer durch die Früchte, die heranwachsen, ihren Duft verbreiten und in dieser Stunde mit Diamanten bestreut zu sein scheinen vom Tau, der noch nicht von der Sonne aufgesogen worden ist.

Die Bauern sind schon auf der Feldern, voller Freude darüber, daß die mühevollen Arbeit ihrem Ende zugeht. Sie singen beim Mähen und lachen fröhlich. Um die Wette schwingen sie ihre Sensen und binden die Garben, um zu sehen, wer es am schnellsten kann. Ich sehe zahlreiche Scharen von wohlgenährten Bauern, die glücklich sind, im Dienst eines guten Herrn zu stehen, und an den Rändern der Felder oder hinter den Arbeitern, Kinder, Witwen und alte Leute, die sich um die Nachlese kümmern. Sie warten geduldig, denn sie wissen, daß es wie immer für alle genug geben wird, „gemäß dem Befehl des Nikodemus“, wie eine Witwe Jesus erklärt.

»Er wacht darüber«, sagt sie, »daß absichtlich viele Ähren nicht gebündelt werden und für uns auf dem Feld liegenbleiben. Nicht zufrieden mit dieser großen Geste der Nächstenliebe, gibt er uns,

was übrigbleibt, nachdem er den gerechten Ertrag der Ernte erhalten hat. Er wartet damit nicht bis zum Sabbatjahr! Immer macht er es so, um die Armen zu beglücken mit seinem Vieh, seinen Oliven und seinem Wein. Deswegen segnet Gott ihn mit wunderbaren Ernten. Die Segnungen der Armen fallen wie Tau auf seine Samenkörner und Blüten und bewirken, daß jedes Korn mehr Ähren gibt und daß keine Blüte zu Boden fällt, ohne Frucht zu bringen. Dieses Jahr, so hat er uns wissen lassen, wird die ganze Ernte an uns verteilt werden, weil es ein Jahr der Gnade ist. Von welcher Gnade er spricht, weiß ich nicht. Aber die Armen und seine glücklichen Knechte sagen, er sei ein geheimer Jünger dessen, der Christus genannt wird und der die Liebe zu den Armen predigt, um dadurch die Liebe zu Gott zu bezeugen ... Vielleicht kennst du ihn, wenn du ein Freund des Nikodemus bist ... denn Freunde haben ja gewöhnlich dieselben Gefühle und Interessen ... Josef von Arimathäa z. B. ist ein guter Freund des Nikodemus, und auch von ihm sagt man, daß er ein Freund des Rabbi sei ... Oh! Was habe ich gesagt! Möge Gott mir verzeihen! Ich habe den beiden Guten dieser Ebene geschadet! ... « Und die Frau ist ganz niederschlagen.

Jesus lächelt und fragt: »Warum, Frau?«

»Weil ... Oh! Sage mir, bist du wirklich ein Freund des Nikodemus und des Josef oder bist du einer vom Hohen Rat, einer der falschen Freunde, die diesen beiden Guten schaden würden, wenn sie die Gewißheit hätten, daß sie Freunde des Galiläers sind?«

»Sei versichert, ich bin ein wahrer Freund der beiden Guten. Aber du weißt viele Dinge, Frau! Woher weißt du sie?«

»Oh! Wir alle wissen sie! Die oben voller Haß, und wir unten voller Liebe. Auch wenn wir ihn nicht kennen, den Gesalbten, so lieben wir ihn, wir, die Verlassenen, die er allein liebt und die zu lieben er lehrt. Wir haben Angst um ihn ... Sie sind so gemein, so gehässig, diese Judäer, Pharisäer, Schriftgelehrten und Priester! ... Aber ich ärgere dich. Verzeih mir ... aber eine Frauenzunge weiß eben nicht zu schweigen ... Aber es ist so: Alles Leid kommt von ihnen, den

Mächtigen, die uns erbarmungslos unterdrücken, die uns zu fasten gebieten, auch wenn es vom Gesetz nicht vorgeschrieben ist, nur damit wir den Zehnten zahlen können, den sie, die Reichen, den Armen auferlegt haben ... und wir setzen unsere ganze Hoffnung auf das Reich dieses Rabbi, der, da er schon jetzt so gut ist, verfolgt wird. Wie gut wird er erst sein, wenn er König ist?«

»Sein Reich ist nicht von dieser Welt, Frau. Er wird keine Paläste und keine Heere haben. Er wird keine menschlichen Gesetze geben und keine Schätze verteilen, aber er wird die besseren Menschen lehren, es zu tun, und die Armen werden nicht nur zwei oder drei oder zehn oder hundert Freunde unter den Reichen haben; alle Reichen, die an den Meister glauben, werden ihre Güter zusammenlegen, um den besitzlosen Brüdern zu helfen; denn von nun an werden sie ihresgleichen nicht nur Nächste, sondern Brüder im Namen des Herrn nennen.«

»Oh ... !«

Die Frau ist erstaunt und träumt von einem Zeitalter der Liebe. Sie liebkost ihre Kinder und lächelt; dann erhebt sie ihr Haupt und sagt: »Dann kannst du mir also versichern, daß ich Nikodemus nicht geschadet habe ... durch mein Gespräch mit dir? Es ist mir so spontan herausgekommen ... Deine Augen sind so liebevoll! ... So freundlich ist dein Anblick! Ich weiß nicht ... Ich fühle mich so sicher, als wäre ich in der Nähe eines Engels Gottes; deswegen habe ich gesprochen ... «

»Du hast ihm nicht geschadet, sei beruhigt. Vielmehr hast du meinem Freund ein hohes Lob gezollt, weswegen auch ich ihn loben werde; und er wird mir umso teurer sein. Bist du aus dieser Gegend?«

»Nein, Herr. Ich wohne zwischen Lydda und Bet-Dagon. Aber wenn man Erleichterung findet, ist man bereit, auch einen weiten Weg zurückzulegen, Herr. Viel länger als der Weg sind die Monate des Winters und des Hungers ... «

»Und länger als das Leben ist die Ewigkeit. Es wäre nötig, ebenso-

gut für die Seele wie für den Körper zu sorgen und hinzueilen, wo Worte des Lebens sind . . . «

»Und ich tue es mit den Jüngern des Rabbi Jesus, jenes Guten, weißt du? Er ist der einzig gute unter den vielen Rabbis, die wir haben.«

»Du tust gut daran, Frau«, sagt Jesus lächelnd. Aber dann gibt er Andreas und Jakobus des Zebedäus, die bei ihm geblieben sind, während die anderen schon zum Haus des Nikodemus gegangen sind, ein Zeichen, damit sie ihre Versuche, der Frau verständlich zu machen, daß der Rabbi der ist, mit dem sie spricht, aufgeben.

»Gewiß handle ich richtig. Ich will ohne die Sünde sein, ihn nicht geliebt und nicht an ihn geglaubt zu haben . . . Sie sagen, er sei der Messias. Ich kenne ihn nicht, aber ich will es glauben; denn ich denke mir, daß Unglück über jene kommen wird, die ihn nicht als diesen anerkennen wollen.«

»Wenn sich aber seine Jünger getäuscht haben sollten?« forschte Jesus.

»Das kann nicht sein, Herr. Sie sind zu gut, zu demütig und arm, als daß man denken könnte, sie seien Anhänger von einem, der nicht heilig ist. Und dann . . . ich habe mit Leuten gesprochen, die von ihm geheilt worden sind. Begehe nicht die Sünde, nicht an ihn zu glauben, Herr! Du würdest deiner Seele schaden . . . Schließlich . . . meine ich: Wenn wir uns auch alle täuschen sollten und er nicht der versprochene König ist, so ist er doch sicher ein Heiliger und Freund Gottes, wenn er solche Worte spricht und Leib und Seele heilt. Die Guten achten, ist immer etwas Gutes.«

»Gut hast du gesprochen. Harre in deinem Glauben aus . . . Sieh, da kommt Nikodemus . . . «

»Ja, mit Schülern des Rabbi. Sie sind nämlich auf den Feldern und predigen den Schnittern. Auch gestern haben wir ihr Brot gegessen.«

Inzwischen kommt Nikodemus mit geschürztem Gewand daher, ohne den Meister zu bemerken, und befiehlt den Arbeitern, keine Ähre wegzunehmen von denen, die gemäht sind. »Für uns haben

wir Brot genug ... Geben wir die Gabe Gottes nun dem, der sie braucht. Und geben wir sie ohne Furcht. Unser Getreide hätte durch den späten Frost zerstört werden können; aber kein Körnchen ist verlorengegangen. Geben wir Gott sein Brot zurück, indem wir es seinen unglücklichen Kindern schenken. Ich versichere euch, daß die Ernte des nächsten Jahres hundertmal so reich sein wird; denn er selbst hat gesagt: „Überreiches Maß wird dem gegeben, der gegeben hat.“«

Die Bauern hören ihrem Herrn ehrerbietig und kopfnickend zu, und Nikodemus wiederholt von Feld zu Feld, von Gruppe zu Gruppe gehend seine Anordnung.

Die frohen und ergebenen Bauern hören auf ihn und nicken.

Auch Jesus, halb verdeckt durch eine Schilfrohrwand in der Nähe eines Grenzgrabens, billigt lächelnd seine Worte. Immer mehr lächelt er, je näher Nikodemus kommt, und die überraschende Begegnung muß gleich stattfinden.

Nun springt er über den kleinen Graben, um zu anderen Feldern zu gelangen ... und bleibt plötzlich wie angewurzelt vor Jesus stehen, der ihm seine Arme entgegenstreckt ... Endlich findet er die Sprache wieder: »Heiliger Meister! Du kommst zu mir, Gesegneter?«

»Um dich noch besser kennenzulernen, wenn es nötig gewesen wäre; denn aus den Worten der wahren Zeugen, jener, denen du Wohltaten erweist, habe ich schon alles entnommen ... «

Nikodemus ist niedergekniet und hat sich bis zum Boden verneigt. Auf den Knien liegen auch die Jünger, angeführt von Stephanus und Josef von Emmaus im Gebirge. Den Bauern geht ein Licht auf. Die Armen beginnen zu verstehen, und alle knien voller Staunen und Verehrung nieder.

»Steht auf. Bis vor kurzem war ich der Wanderer, der Vertrauen erweckt ... Als solchen sollt ihr mich betrachten und mich ohne Furcht lieben. Nikodemus, ich habe die fehlenden Zehn zu deinem Haus geschickt.«

»Ich habe draußen übernachtet, um eine Anordnung zu überwachen ... «

»Ja, für diesen Befehl wird Gott dich segnen. Welche Stimme hat dir gesagt, daß gerade dieses Jahr ein Jahr der Gnade ist und nicht das kommende?«

»Ich weiß es nicht ... und doch weiß ich es ... Ich bin kein Prophet. Aber ich bin auch nicht unvernünftig, und zu meiner Erkenntnis hat sich ein Licht vom Himmel gesellt. Mein Meister ... ich wollte, daß die Armen die Güter Gottes genießen, solange Gott noch unter den Armen weilt ... und ich ahnte nicht, daß du zu mir kommen und diesem Getreide, meinem Wein, meinem Obst und meinen Oliven edlen Geschmack und heilende Kraft verleihen würdest. Sie sind für die armen Kinder Gottes, für meine Brüder bestimmt. Aber jetzt, da du hier bist, erhebe deine gesegnete Hand und segne, damit sie mit der Nahrung des Leibes auch die Nahrung der Heiligkeit, die aus dir strömt, zu sich nehmen ... «

»Ja, Nikodemus, das ist ein gerechtes Verlangen, das der Himmel billigt«, und Jesus breitet seine Arme aus zum Segen.

»Oh, warte! Laß mich die Bauern rufen.« Und jetzt gibt er mit einer Pfeife ein dreimaliges Zeichen. Ein scharfer Pfiff ertönt durch die Stille und bewirkt, daß Schnitter, Erntearbeiter und Neugierige von allen Seiten herbeieilen. Eine kleine Volksmenge ...

Jesus breitet seine Arme aus und spricht: »Durch die Kraft des Herrn, um des Verlangens seines Dieners willen, komme die Gnade des Heils auf jedes Korn, jede Weinbeere, Olive und Frucht herab, auf daß sie gedeihen mögen und jene heiligen, die sich in guter Absicht davon nähren, rein von Begierden und Haß, sehnsüchtig, dem Herrn im Gehorsam gegen seinen göttlichen und vollkommenen Willen zu dienen ... «

»So möge es geschehen«, antworten Nikodemus, Andreas, Jakobus, Stephanus und die anderen Jünger ... »So möge es geschehen«, wiederholt die kleine Volksmenge, indem sie sich wieder erhebt; denn sie haben sich alle auf die Knie geworfen, um gesegnet zu werden.

»Stelle die Arbeiten ein, Freund. Ich will zu ihnen sprechen.«

»Geschenk aller Geschenke. Ich danke dir im Namen aller, Meister!« Sie gehen in den Schatten eines dichten Obstgartens und warten auf die Ankunft der Zehn, die zum Hause geschickt worden waren und bald herbeieilen, keuchend und enttäuscht, weil sie Nikodemus nicht gefunden haben . . .

Jesus sagt: »Der Friede sei mit euch. Euch allen, die ihr mich umgibt, möchte ich ein Gleichnis erzählen, und ein jeder mache sich die Lehre daraus und den für ihn passenden Teil zu eigen.

Hört. Ein Mann hatte zwei Söhne. Er ging zu dem einen und sagte: „Mein Sohn, komm und arbeite heute im Weinberg deines Vaters.“ Es war dies ein Zeichen der Anerkennung vonseiten des Vaters. Er hielt den Sohn für fähig, dort zu arbeiten, wo bisher der Vater selbst gearbeitet hatte. Es war auch ein Zeichen dafür, daß der Vater im Sohn guten Willen, Standhaftigkeit, Fähigkeit, Erfahrung und Liebe zum Vater sah. Aber der Sohn wurde von irdischen Angelegenheiten abgelenkt; er schämte sich auch, im Arbeitsgewand zu erscheinen (Satan bedient sich solcher Ansichten, um vom Guten abzuhalten) und fürchtete den Spott und vielleicht auch Racheakte seitens der Feinde des Vaters, die gegen ihn selbst nicht die Hand zu erheben wagten, wohl aber gegen seinen schwächeren Sohn. So antwortete er: „Ich gehe nicht. Ich habe keine Lust dazu.“ Da ging der Vater zum anderen Sohn und sagte ihm dasselbe, was er zum ersten gesagt hatte. Der zweite antwortete sofort: „Ja Vater, ich gehe sogleich.“

Was geschah? Der erste Sohn war an sich von guter Gesinnung, aber im ersten Augenblick der Versuchung zur Auflehnung erlegen; er bereute jedoch, seinen Vater beleidigt zu haben, und ging ohne ein Wort zu sagen in den Weinberg und arbeitete den ganzen Tag bis zu später Stunde. Dann kehrte er nach Hause zurück mit Frieden im Herzen wegen der erfüllten Pflicht. Der zweite hingegen, lügnerisch und schwächlich wie er war, ging aus dem Haus, schlenderte dann aber im Dorf herum und machte unnütze Besuche bei einflußreichen Freunden, von denen er irgend etwas erhoffte, und sagte sich in seinem Herzen: „Der Vater ist alt und geht nicht aus dem Haus.

Ich werde ihm sagen, daß ich ihm gehorcht habe, und er wird es glauben ...“

Als der Abend auch für ihn kam, kehrte er mit dem gelangweilten Gesicht eines Müßiggängers, jedoch mit saubereren Kleidern nach Hause zurück. Der Vater bemerkte den unsicheren Gruß und verglich ihn mit dem des ersten Sohnes, der müde, schmutzig und abgearbeitet, aber heiter war und einen aufrichtigen, demütigen und liebevollen Blick hatte, der, ohne sich mit der erfüllten Pflicht zu brüsten, sagen wollte: „Ich liebe dich, und zwar aufrichtig. Um dich zufriedenzustellen, habe ich mich überwunden.“ Der Vater umarmte daher den müden Sohn und sprach: „Sei gesegnet, denn du hast die Liebe verstanden.“

Was haltet ihr davon? Welcher von den beiden hat den Vater geliebt? Sicher werdet ihr sagen: „Der, der den Willen seines Vaters erfüllt hat.“ Und wer hat ihn erfüllt, der erste oder der zweite Sohn?«

»Der erste«, antwortet die Menge einstimmig.

»Ja, der erste. Auch in Israel gibt es so etwas. Nicht die sind die Guten, die da sagen: „Herr, Herr!“ und sich an die Brust schlagen, ohne im Herzen Reue über die begangenen Sünden zu empfinden. Sie werden sogar immer hartherziger. Nicht die sind die Guten, die fromme Riten zur Schau tragen, um als Heilige zu erscheinen, dann aber in ihrem Leben ohne Liebe und Gerechtigkeit sind. Sie handeln gegen den Willen Gottes, der mich entsandt hat und den sie bekämpfen, als ob ich im Auftrag des Satans käme. Das wird nicht verziehen. Sie sind keine Heiligen in den Augen Gottes; vielmehr sind es die, die anerkennen, daß Gott alles gut macht, was er tut, die den Gesandten Gottes aufnehmen und sich sein Wort anhören, um zu wissen, wie man besser wird, und immer mehr zu erkennen, was der Vater will. Das sind die wahren Heiligen, die dem Allerhöchsten wohlgefällig und teuer sind.

Wahrlich, ich sage euch: die Unwissenden, die Armen, die Zöllner, die Dirnen werden viele übertreffen, die sich „heilig“ nennen, die sich „mächtig“ und „Meister“ nennen; und sie werden in das Reich

Gottes gelangen, und Gerechtigkeit wird walten. Johannes ist nach Israel gekommen, um das Volk auf die Wege der Gerechtigkeit zu führen, und sehr viele in Israel haben ihm nicht geglaubt, in Israel, das sich selbst „gelehrt und heilig“ nennt. Aber Zöllner und Dirnen haben ihm geglaubt. Nun bin ich gekommen, und die „gelehrten Heiligen“ glauben mir nicht, aber Arme, Unwissende und Sünder glauben an mich. Ich habe Wunder gewirkt, und nicht einmal an diese haben sie geglaubt; und sie haben es auch nicht bereut, nicht an mich geglaubt zu haben. Im Gegenteil, sie haben mich und jene, die mich lieben, mit Haß überschüttet.

Daher sage ich: „Gesegnet, die an mich glauben und den Willen des Herrn tun, in dem ewiges Heil ist.“ Wachst in eurem Glauben und seid tugendhaft. Ihr werdet den Himmel besitzen, denn ihr habt die Wahrheit zu lieben gewußt.

Geht nun. Gott sei immer mit euch.«

Er segnet und entläßt sie: dann geht er an der Seite des Nikodemus zum Haus des Jüngers, um sich in den heißen Stunden dort aufzuhalten ...

454 Bei Josef von Arimathäa

Auch hier sind die Schnitter in voller Tätigkeit, oder besser gesagt: Hier sind die Schnitter schon eifrig tätig gewesen. Nun sind die Sensen nicht mehr nötig, da keine Ähre mehr aufrecht steht auf diesen Feldern, die noch näher an der südlichen Küste liegen als die des Nikodemus. Denn Jesus ist nicht nach Arimathäa gegangen, sondern auf die Besitzungen, die Josef in der Ebene hat, dem Meere zu, und die vor der Ernte ein kleines Meer von Ähren gewesen sein müssen, so ausgedehnt sind sie.

Ein niedriges, breites weißes Haus steht dort inmitten der nun kahlen Felder. Ein ländliches Haus, aber in gutem Zustand. Die vier Tennen füllen sich mit Garben, die man aufrecht aneinanderlehnt, wie es die Soldaten beim Aufenthalt im Feldlager mit ihren Waffen

tun. Wagen über Wagen bringen den Schatz der Felder auf die Tennen, Menschen über Menschen laden ab und häufen auf, und Josef eilt von einer Tenne zur anderen und wacht darüber, daß alles getan wird, und gut getan wird. Ein Bauer verkündet von der Höhe eines Wagens mit aufgetürmten Garben: »Wir sind fertig, Herr. Alles Korn ist nun auf deinen Tennen. Das ist der letzte Wagen, der vom letzten Feld kommt.«

»Gut. Lade ab und dann spanne die Ochsen aus und führe sie zur Tränke und danach in die Stallungen. Sie haben gut gearbeitet und die Ruhe verdient. Auch ihr habt alle gut gearbeitet und die Ruhe verdient. Aber die letzte Mühe wird leicht sein, denn für Gutgesinnte ist die Freude anderer eine Erquickung. Jetzt werden wir die Kinder Gottes kommen lassen und die Gaben des Vaters unter sie verteilen. Abraham, geh und rufe sie«, sagt er dann, indem er sich an einen patriarchalischen Bauern wendet, der vielleicht der Oberknecht der auf diesem Hof des Josef dienenden Bauern ist. Ich denke dies, weil ich die offenkundige Hochachtung bemerkt habe, die die anderen Knechte diesem greisen Mann zollen, der selbst nicht arbeitet, sondern nur überwacht und mit seinen Ratschlägen dem Besitzer beisteht.

Der Alte geht ... Ich sehe, daß er seine Schritte zu einem breiten und sehr niedrigen Gebäude lenkt, das mehr einem Wetterdach als einem Haus gleicht und mit zwei riesigen Toren versehen ist, die bis zur Dachrinne reichen. Es scheint eine Art Magazin zu sein, in dem die Wagen eingestellt und andere Ackergeräte aufbewahrt werden. Er geht hinein und kommt mit einer Menge elender Menschen jeglichen Alters wieder heraus. Ich sehe abgezehrte Menschen, ohne physische Defekte, aber auch Lahme, Blinde, Krüppel, Augenranke ... viele Witwen, umgeben von Waisenkindern, und traurige, niedergeschlagene und durch Nachtwachen und Sorgen abgemagerte Frauen, die ihre kranken Männer begleiten.

Ihre Haltung ist die der Armen, die sich an einen Ort begeben, wo ihnen eine Wohltat erwiesen wird. Ein schüchterner Blick, die

Zurückhaltung des ehrlichen Armen oder auch ein Lächeln zeigt sich auf den traurigen, ausgemergelten Gesichtern, die von Schmerz gezeichnet sind ... auch ein kleiner Funke des Triumphes, fast eine Antwort auf die Härte ihres Schicksals in den traurigen Tagen, als wollten sie sagen: »Heute haben auch wir einmal einen Festtag, eine Erleichterung!«

Die Kleinen reißen die Augen auf vor den Garbenhaufen, die höher als das Haus sind, und sagen, indem sie darauf zeigen, zu ihren Müttern: »Ist das für uns? Oh, wie schön!« Die Alten flüstern: »Der Gesegnete segne den Barmherzigen!« Bettler, Lahme, Blinde, Krüppel und Augenkranke sagen: »So werden auch wir endlich einmal Brot haben, ohne immer die Hand danach ausstrecken zu müssen.« Die Kranken sagen zu ihren Verwandten: »Wenigstens werden wir uns in dem Bewußtsein pflegen können, daß ihr nicht unseretwegen leiden müßt. Die Arzneien werden uns jetzt guttun.« Die Verwandten sagen zu den Kranken: »Jetzt werdet ihr uns nicht mehr sagen, daß wir fasten, um euch die guten Bissen zu überlassen. Freut euch daher! ... « Und die Witwen hört man zu den Waisen sagen: »Kinder, ihr sollt den Vater im Himmel preisen, der sich zu eurem Vater macht, und den guten Josef, der sein Verwalter ist. Jetzt werde ich euch nicht mehr vor Hunger weinen sehen, ihr Kinder, die ihr nur noch eure Mütter habt, um euch zu helfen ... Die armen Mütter, die keinen anderen Reichtum haben als ihre Herzen ... «

Es ist ein Chor und ein Schauspiel, das Freude bereitet, aber gleichzeitig Tränen in die Augen treibt ...

Josef, vor dem diese Unglücklichen stehen, beginnt die Reihen abzugehen und einen nach dem anderen zu fragen, wie viele sie in der Familie sind, seit wann sie Witwen sind, seit wann sie krank sind usw. ... Er macht sich Notizen und gibt seinen Knechten Anordnungen: »Gib ihm dreißig.«

»Gib ihm sechzig«, sagt er, nachdem er einen alten Halbblinden angehört hat, der mit siebzehn Enkeln vortritt, alle unter zwölf Jahren, Kinder seiner Kinder, von denen eines im Vorjahr während der

Ernte, das andere bei einer Geburt gestorben ist . . . und der arme Alte fügt hinzu: »Der Schwiegersohn ist nach einem Jahr eine neue Ehe eingegangen und hat seine fünf Kinder zurückgeschickt mit dem Versprechen, er werde für sie sorgen. Aber er hat nie auch nur einen Denar geschickt . . . Jetzt ist mir auch noch meine Frau gestorben, und ich bin allein . . . mit diesen . . . «

»Gib dem alten Vater sechzig, und du, Vater, bleib hier, damit ich dir nachher noch Kleider für die Kleinen geben kann.«

Der Knecht macht die Bemerkung, daß das Korn nicht für alle reichen wird, wenn man einem einzigen bis zu sechzig Garben gibt.

»Und wo ist dein Glaube? Häufe ich vielleicht die Garben für mich auf? Nein, für die Kinder, die dem Herrn am teuersten sind. Der Herr selbst wird dafür Sorge tragen, daß es für alle reicht«, antwortet Josef dem Knecht.

»Ja, Herr. Aber eine Zahl ist eine Zahl . . . «

»Und der Glaube ist der Glaube; und um dir zu beweisen, daß der Glaube alles vermag, ordne ich an, das für die ersten bestimmte Maß zu verdoppeln. Wer zehn hat, soll weitere zehn bekommen, wer zwanzig hat, weitere zwanzig, und der Alte soll nun hundertzwanzig erhalten. Tue, was ich sage. Tut, was ich sage.«

Die Knechte zucken die Achseln und gehorchen.

Die Verteilung geht weiter unter dem freudigen Staunen der Beschenkten, die sehen, daß ihnen ein Maß zuteil wird, das ihre höchsten Erwartungen übertrifft.

Josef lächelt darüber und streichelt die Kleinen, die sich bemühen, ihren Müttern zu helfen. Er selbst hilft den Krüppeln, ihre kleinen Haufen zurechtzulegen; er hilft den Alten, die zu schwach sind, es zu tun, und den allzu schwächlichen Frauen. Zwei Kranke läßt er zur Seite bringen, um sie noch mit anderen Dingen zu versorgen, wie er es mit dem alten Vater und seinen siebzehn Enkeln getan hat. Die Haufen, die höher als das Haus waren, sind nun sehr klein, fast bis zum Boden geschrumpft. Aber alle haben ihren Anteil in überreichlichem Maß erhalten. Josef fragt: »Wie viele Garben bleiben nun noch übrig?«

»Hundertzwölf, Herr«, sagen die Knechte, nachdem sie den Rest gezählt haben.

»Gut, nehmt davon ... « Josef geht die Liste der aufgeschriebenen Namen durch und sagt dann: »Nehmt fünfzig davon. Gebraucht sie als Saatgut, denn es ist heiliger Same, und von den restlichen soll jedes Familienoberhaupt eine bekommen. Es sind genau zweiundsechzig Familienoberhäupter.«

Die Knechte gehorchen. Sie bringen die fünfzig Garben im Säulenhof unter und verteilen den Rest. Jetzt liegen auf der Tenne nicht mehr die großen Haufen Goldes, aber auf dem Boden liegen zweiundsechzig Haufen verschiedener Größe, und ihre Eigentümer bemühen sich, sie zu bündeln und auf alte Karren oder magere Esel zu laden, die sie von einem Zaun hinter dem Haus losgebunden haben.

Der alte Abraham, der sich mit den Oberknechten unterhalten hat, nähert sich nun mit diesen dem Besitzer, der ihn fragt: »Und nun? Siehst du? Es hat für alle gereicht, und es ist sogar noch etwas übriggeblieben.«

»Aber Herr! Hier liegt ein Geheimnis vor. Unsere Felder können gar nicht die große Anzahl Garben erbringen, die du verschenkt hast. Ich bin hier geboren und achtundsiebzig Jahre alt. Ich mähe schon seit Sechsendsechzig Jahren und weiß Bescheid. Mein Sohn hatte recht, ohne einen geheimnisvollen Eingriff hätten wir gar nicht so viel austeilen können ... «

»Aber es ist Wirklichkeit, daß wir es gegeben haben. Abraham, du warst an meiner Seite. Die Garben wurden von den Knechten verteilt. Da liegt keine Hexerei vor. Es ist Wirklichkeit. Die Garben lassen sich immer noch zählen. Sie sind noch da, wenn auch in viele Teile aufgeteilt.«

»Ja, Herr, aber ... aber es ist nicht möglich, daß die Felder so großen Ertrag geben konnten!«

»Und der Glaube, meine Söhne? Wo bleibt euer Glaube? Hätte der Herr seinen Knecht Lügen strafen können, der in seinem Namen und für einen heiligen Zweck ein Versprechen gab?«

»Dann hast du also ein Wunder gewirkt?!« sagen die Knechte, die schon zu einem Hosannaruf bereit sind.

»Ich bin kein Mann, der Wunder wirkt. Ich bin ein armer Mensch. Der Herr hat es getan. Er hat in meinem Herzen gelesen und dort zwei Wünsche gesehen. Der erste war, euch meinen Glauben zu vermitteln; der zweite, diesen meinen unglücklichen Brüdern recht viel geben zu können. Gott hat meine Wünsche erfüllt . . . Er sei dafür gepriesen«, sagt Josef mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung, als stünde er vor einem Altar.

»Und sein Diener mit ihm«, sagt Jesus, der bis dahin hinter einer Hecke, die ein kleines Haus – den Backofen oder die Ölmühle – umgibt, und nun die Tenne betritt, auf der sich Josef aufhält.

»Mein Herr und Meister!« ruft Josef aus, während er auf die Knie fällt, um Jesus zu verehren.

»Der Friede sei mit dir! Ich bin gekommen, um dich im Namen meines Vaters zu segnen und deine Liebe und deinen Glauben zu belohnen. Ich bin heute abend dein Gast. Nimmst du mich auf?«

»O Meister, das fragst du mich? Nur . . . Nur werde ich dir hier nicht die dir gebührende Ehre erweisen können. Hier, in meinem Landhaus, bin ich unter Knechten und Bauern . . . Ich habe kein gutes Tafelgeschirr. Ich habe keinen Speisemeister und keine fähigen Diener . . . Ich habe keine besonderen Speisen . . . keine auserlesenen Weine . . . keine Freunde . . . Es wird eine sehr dürftige Gastfreundschaft sein . . . Aber du wirst entschuldigen . . . Herr, warum hast du dich nicht angemeldet? Dann hätte ich vorgesorgt . . . Aber vorgestern war Hermas mit den Seinen hier . . . Ja, ich habe mich seiner bedient, um diese Leute hier zu benachrichtigen, denen ich geben, zurückgeben wollte, was Gottes ist . . . Aber Hermas hat mir nichts gesagt! Hätte ich es gewußt! . . . Erlaube, Meister, daß ich Anweisungen gebe; daß ich versuche, Abhilfe zu schaffen . . . Warum lächelst du so?« fragt Josef schließlich, der ganz außer sich ist über die unvorhergesehene Freude und auch über die Situation, die seiner Meinung nach . . . schrecklich ist.

»Ich lächle über deine unnützen Sorgen. Was suchst du denn, Josef? Das, was du schon hast?«

»Was ich habe? Ich habe nichts.«

»Oh, wie du jetzt Mensch bist! Warum bist du nicht mehr der geistige Josef von vorhin, da du als Weiser gesprochen hast? Da du um des Glaubens willen und um Glauben zu geben Versprechungen gemacht hast?«

»Oh! Hast du das gehört?«

»Gehört und gesehen, Josef. Die Lorbeerhecke dort ist sehr nützlich, um sehen zu können, daß das, was ich in dich gesät habe, nicht erstorben ist. Deswegen sage ich: Du machst dir unnötige Sorgen. Hast du keinen Speisemeister und keine fähigen Diener? Aber wo Liebe geübt wird, da ist Gott, und wo Gott ist, dort sind seine Engel; und welche Haushofmeister willst du haben, die fähiger sind als sie? Du hast keine auserlesenen Speisen und keinen auserlesenen Wein? Aber welche bessere Speise und welchen besseren Trank kannst du mir anbieten als die Liebe, die du für jene und für mich hegst? Du hast keine Freunde, um mich zu ehren? Und diese hier? Welche bessere Freunde kannst du haben als diese Armen und Unglücklichen, Freunde des Meisters, der Jesus heißt? Nicht einmal, wenn Herodes sich bekehren und mir seine Säle öffnen würde, um mich in einem blitzblanken Königssaal zu empfangen und zu ehren, und wenn um ihn die Häupter aller Kasten versammelt wären, hätte ich einen so auserlesenen Hofstaat um mich wie diesen hier, dem auch ich ein Wort und ein Geschenk geben möchte. Erlaubst du das?«

»O Meister! Alles, was du willst, will auch ich. Befiehl.«

»Sag ihnen, sie sollen sich versammeln, auch deine Knechte. Für uns wird es immer ein Stück Brot geben ... Besser ist es, wenn sie jetzt meinen Worten lauschen, anstatt mit ihren armseligen Sorgen dahin und dorthin zu laufen.«

Das Volk drängt sich sogleich erstaunt heran ...

Jesus spricht: »Ihr habt schon erfahren, daß der Glaube das Getreide vermehren kann, wenn dieser Wunsch der Liebe entspringt.

Aber beschränkt euren Glauben nicht auf materielle Bedürfnisse. Gott schuf das erste Weizenkorn; und seitdem setzt das Getreide Ähren an für das Brot der Menschen. Aber Gott schuf auch das Paradies, und dieses erwartet seine Bewohner. Es ist für die geschaffen worden, die nach dem Gesetz leben und ihm trotz der schmerzhaften Prüfungen des Lebens treu bleiben. Habt Glauben, und es wird euch gelingen, euch mit der Hilfe des Herrn heilig zu bewahren, so wie es Josef gelungen ist, ein doppeltes Maß an Getreide zu verteilen, um euch doppelt glücklich zu machen und seine Knechte im Glauben zu bestärken. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, hätte der Mensch Vertrauen zum Herrn und würde er aus gerechten Beweggründen handeln, nicht einmal die Berge könnten dem Befehl dessen, der an den Herrn glaubt, widerstehen; und obwohl mit ihren Steinmassen in der Erde gegründet, würden sie sich von der Stelle bewegen. Glaubt ihr an Gott?« fragt er und wendet sich damit an alle.

»Ja, Herr!«

»Wer ist euer Gott?«

»Der allerheiligste Vater, wie die Jünger des Gesalbten es lehren.«

»Und Christus, der Gesalbte, wer ist das für euch?«

»Der Erlöser. Der Meister. Der Heilige!«

»Das allein?«

»Der Sohn Gottes. Aber man darf es nicht sagen, denn die Pharisäer verfolgen uns, wenn wir es sagen.«

»Aber glaubt ihr, daß er es ist?«

»Ja, Herr.«

»Nun, so wachst im Glauben; aber selbst wenn ihr schweigt, werden es die Steine, die Pflanzen, die Sterne, die Erde und alle Dinge verkünden, daß Christus der wahre Erlöser und König ist. Sie werden es verkünden am Tage seiner Aufnahme, wenn er mit heiligstem Purpur bekleidet und mit dem Kranz der Erlösung geschmückt sein wird. Selig, die dies jetzt schon glauben können, sie werden einen noch größeren Glauben an Christus und das ewige Leben erlangen.

Habt ihr diesen unerschütterlichen Glauben an Christus?«

»Ja, Herr. Sage uns, wo wir den Gesalbten finden können, und wir wollen ihn bitten, unseren Glauben zu vermehren, um so selig zu werden.« Der letzte Teil der Bitte richten nicht nur die Armen an ihn, sondern auch die Knechte, die Apostel und Josef.

»Wenn ihr einen Glauben habt wie ein Senfkörnlein und diese kostbare Perle im Herzen bewahrt, ohne sie euch von etwas Menschlichem oder etwas bösem Übermenschlichen rauben zu lassen, dann werdet ihr alle zu diesem prächtigen Jasmin, der den Brunnen Josefs überschattet, sagen können: „Sei entwurzelt und in die Wellen des Meeres verpflanzt.“«

»Aber wo ist Christus? Wir erwarten ihn, um geheilt zu werden. Die Jünger haben uns nicht geheilt, sondern gesagt: „Er vermag es.“ Wir möchten gesund werden, um arbeiten zu können«, sagen einige kranke und arbeitsunfähige Männer.

»Und glaubt ihr, daß Christus es vermag?« fragt Jesus, indem er Josef ein Zeichen gibt, nicht zu sagen, daß er selbst der Messias ist.

»Wir glauben es. Er ist der Sohn Gottes. Er kann alles.«

»Ja, er kann alles . . . und er will es auch!« ruft Jesus laut, indem er gebieterisch seinen rechten Arm wie zum Schwur ausstreckt und ihn dann wieder senkt mit dem mächtigen Ausruf: »So soll es geschehen zur Ehre Gottes!«

Dann macht er Anstalten, sich dem Haus zuzuwenden. Aber die Geheilten, etwa zwanzig an der Zahl, schreien, eilen herbei und drängen sich in einem Haufen mit ausgestreckten Armen zusammen, um ihn zu berühren, zu lobpreisen, seine Hände und seine Kleider anzufassen und sie zu küssen. Sie trennen ihn von Josef, von allen . . .

Jesus lächelt, liebkost, segnet . . . Langsam macht er sich von ihnen los, und während sie ihm noch immer folgen, verschwindet er im Haus. Die Hosannarufe steigen zum Himmel auf, der sich gerade in der beginnenden Dämmerung rötlich färbt.

455 Sabbat im Haus des Josef von Arimathäa • Der Synedrist Johannes

Josef von Arimathäa ruht in einem halbdunklen Raum, da man die Vorhänge zum Schutz gegen die Sonne herabgelassen hat. Vollkommene Stille herrscht im ganzen Haus. Josef ist auf einem niedrigen, mit Matten versehenen Sitz eingeknickt. Ein Diener tritt ein, geht auf den Hausherrn zu und berührt ihn, um ihn aufzuwecken. Josef öffnet seine verschlafenen Augen und schaut den Diener fragend an.
»Meister, dein Freund Johannes ist da ... «

»Mein Freund Johannes?! Wie kann er hier sein, da der Sabbat noch nicht zu Ende ist?« Josef ist so erstaunt über den Besuch eines Synedristen am Sabbat, daß er gleich hellwach wird. Er befiehlt:
»Laß ihn sofort eintreten.«

Der Diener entfernt sich, und Josef geht in dem halbdunklen, kühlen Raum gedankenvoll auf und ab ...

»Gott sei mit dir!« sagt der Synedrist Johannes, den wir schon vom ersten Bankett her kennen, das für Jesus in Arimathäa gegeben wurde, und dem wir auch beim letzten Paschafest im Haus des Lazarus begegnet sind. Wenn er sich auch nicht als Jünger Jesu erwiesen hat, so ist er ihm jedenfalls nicht feindlich gesinnt.

»Und auch mit dir, Johannes! Aber ... da ich dich als einen Gerechten kenne, bin ich erstaunt, dich vor Sonnenuntergang hier zu sehen ... «

»Es ist wahr, ich habe das Sabbatgesetz übertreten. Ich habe wesentlich gesündigt, und daher ist es eine große Sünde, für die ich ein entsprechend großes Opfer darbringen muß, um Verzeihung zu erlangen. Aber auch der Grund, der mich dazu verleitet hat, ist sehr wichtig ... Jahwe, der gerecht ist, wird Verständnis haben für seinen schuldbeladenen Diener angesichts des wichtigen Grundes, der mich diese Verfehlung hat begehen lassen.«

»Andere Male hast du nicht so gesprochen. Für dich war der Allerhöchste nur Strenge, und du warst vollkommen, weil du ihn als einen unerbittlichen Gott fürchtetest ... «

»Oh! Vollkommen! ... Josef, ich habe dir nie meine geheimen Verfehlungen gestanden. Aber es ist wahr, ich hielt Gott für unerbittlich, so wie viele in Israel. Man hat uns gelehrt ... an die Rache Gottes zu glauben ... «

»Und du hast weiterhin daran geglaubt, auch nachdem der Rabbi gekommen war, um seinem Volk das wahre Antlitz Gottes, sein wahres Herz zu zeigen ... Das Antlitz, das Herz eines Vaters ... «

»Es ist wahr. Es ist wahr. Aber ... ich hatte ihn noch nicht ausführlich sprechen gehört. Jedoch ... du wirst dich erinnern ... seit ich ihn zum ersten Mal bei einem Gastmahl in deinem Haus gesehen habe, habe ich ihm Achtung, wenn nicht gar Liebe erwiesen.«

»Das ist wahr. Aber da ich dir nur Gutes wünsche, möchte ich, daß du ihn wirklich liebst. Achtung ist zu wenig ... «

»Du liebst ihn, Josef, nicht wahr?«

»Ja, und ich sage dir das, obwohl ich weiß, daß die Hohenpriester jene hassen, die den Rabbi lieben. Aber du bist nicht fähig, andere zu verraten ... «

»Nein, dazu bin ich nicht fähig ... und ich möchte wie du sein. Aber wird es mir je gelingen?«

»Ich werde beten, daß es dir gelingen möge. Es wäre dein ewiges Heil, Freund ... « Dann folgt ein nachdenkliches Schweigen.

Josef fragt: »Was ist geschehen? Du hast mir gesagt, daß dich ein wichtiger Grund veranlaßt hat, das Sabbatgesetz zu brechen. Darf ich danach fragen, ohne indiskret zu erscheinen? Ich denke mir, daß du gekommen bist, um bei deinem Freund Hilfe zu suchen ... und wenn ich dir helfen soll, muß ich wissen ... «

Johannes fährt sich mit der Hand über die Stirn. Er hält diese breite Stirn eines reifen Mannes in der Hand, streicht sich mechanisch über die bereits ergrauten Haare, über den dichten, rechteckigen Bart ... Dann erhebt er den Kopf, schaut Josef fest an und sagt: »Ja, ein wichtiger Grund und ein unangenehmer zugleich ... und ... eine große Hoffnung ... «

»Welche?«

»Josef, kannst du dir vorstellen, daß mein Haus zu einer Hölle geworden ist und bald nicht mehr ein Haus ... sondern ein verwüstetes, verlorenes, zerstörtes Etwas sein wird?«

»Was sagst du da? Du träumst wohl!«

»Nein, ich träume nicht ... Meine Frau will mich verlassen ... Staunst du darüber?«

»Ja, denn ... ich habe sie immer für gut gehalten ... und eure Familie schien mir musterhaft zu sein ... Du warst nur Güte ... sie, nur Tugend ... «

Johannes setzt sich und hält seinen Kopf zwischen den Händen ...

Josef fährt fort: »Nun ... diese ... Entscheidung ... Ich ... Sieh, ich kann nicht glauben, daß Hanna gefehlt hat ... oder daß du gefehlt hast ... Aber noch weniger kann ich es von ihr glauben ... Sie, die immer nur für das Haus und die Kinder da war! Nein, sie kann keine Schuld treffen! ... «

»Bist du dessen sicher? Ganz sicher?«

»Oh, armer Freund! Ich habe nicht das Auge Gottes, aber soweit ich es beurteilen kann, urteile ich so ... «

»Glaubst du nicht, daß Hanna untreu sein könnte? ... «

»Hanna?! Aber Freund! Hat dir die Hitze zugesetzt? Untreu mit wem? Sie geht nie aus dem Haus. Sie zieht das Land der Stadt vor. Sie arbeitet wie die letzte der Dienerinnen und ist demütig, scheu, fleißig, liebevoll zu dir und zu den Kindern. Eine charakterlose Frau liebt diese Art nicht. Glaube es mir. O Johannes, worauf gründest du deinen Verdacht? Und seit wann quält er dich?«

»Von jeher.«

»Von jeher? Aber dann ist dein Verdacht eine Krankheit ... «

»Ja, und ... Josef, ich habe viel Unrecht getan. Aber ich will es nicht dir allein bekennen. Vorgestern sind Jünger und arme Leute zu meinem Haus gekommen. Sie sagten, der Rabbi sei auf dem Weg zu dir, und gestern ... gestern war ein sehr stürmischer Tag für mein Haus ... so daß Hanna den Entschluß gefaßt hat, von dem ich dir

gesprochen habe ... In der Nacht, es war eine schreckliche Nacht, habe ich viel nachgedacht ... und bin zu der Einsicht gekommen, daß nur der vollkommene Rabbi ... «

»Der göttliche, Johannes, der göttliche!«

»Wie du willst ... daß nur er mich heilen kann, mir helfen kann, mein Haus wieder aufzurichten, und mir Hanna zurückzugeben vermag ... meine Söhne ... alles.« Der Mann weint, und unter Tränen fährt er fort: »Denn nur er sieht und sagt die Wahrheit ... Ihm werde ich glauben ... Josef, mein Freund, laß mich hier auf ihn warten ... «

»Der Meister ist hier. Er wird nach Sonnenuntergang abreisen. Ich werde ihn dir rufen«, und Josef geht hinaus.

Nach einigen Minuten wird der Vorhang des Zimmers wieder zur Seite geschoben und Jesus tritt ein; Johannes erhebt sich zu einem ehrfurchtsvollen Gruß.

»Der Friede sei mit dir, Johannes. Weshalb willst du mich sprechen?«

»Damit du mir hilfst, klar zu sehen ... und mich rettest. Ich bin sehr unglücklich. Ich habe gegen Gott und gegen mein eigenes Fleisch gesündigt, und durch dieses Sündigen bin ich so weit gekommen, daß ich sogar das Gesetz des Sabbats verletzt habe. Sprich mich los davon, Meister.«

»Das Sabbatgesetz ist zwar ein wichtiges und heiliges Gesetz, und der Gedanke sei fern von mir, es für etwas Unbedeutendes und Veraltetes zu halten; aber warum stellst du es vor das erste der Gebote? Du bittest mich um Lossprechung, weil du das Sabbatgebot übertreten hast, und nicht, weil du gegen die Liebe gefehlt und eine Unschuldige gequält und zur Verzweiflung gebracht hast? Nicht, weil du deine Gemahlin auf die Schwelle der Sünde getrieben hast? Dies sollte dir mehr als jede andere Sünde Sorgen machen. Die Verleumdung, unter der du sie hast leiden lassen ... «

»Herr, nur mit Josef habe ich soeben darüber gesprochen. Mit niemand anderem. So sehr hielt ich meinen Schmerz verborgen, daß Josef, mein guter Freund, nichts bemerkt hatte und darüber erstaunt

war. Jetzt hat er es dir gesagt, aber nur, damit du mir zu Hilfe kommst. Mit niemand anderem wird der gerechte Josef darüber sprechen.«

»Mit mir hat er nicht darüber gesprochen. Er hat mir nur gesagt, daß du mich suchst.«

»Aber woher weißt du es dann?«

»Woher ich es weiß? So, wie Gott die Geheimnisse der Herzen kennt. Willst du, daß ich dir den Zustand deines Herzens beschreibe?«

Josef macht Anstalten, sich diskret zurückzuziehen. Aber Johannes selbst hält ihn zurück mit den Worten: »Oh, bleibe! Du bist mein Freund. Du kannst mir helfen beim Rabbi, du, Brautführer bei meiner Hochzeit!« Josef kehrt zu den beiden zurück.

»Willst du, daß ich es dir sage? Soll ich dir helfen, dich selbst zu erkennen? Oh, fürchte dich nicht. Meine Hand ist nicht grausam. Ich kann die Wunden aufdecken und sie heilen, ohne sie bluten zu machen. Ich habe Verständnis und Mitleid. Ich kann heilen, vorausgesetzt, daß man geheilt werden will. Du hast diesen guten Willen. Daher hast du mich ja auch aufgesucht. Setze dich hierhin, zwischen mich und Josef. Er war Brautführer bei deiner irdischen Vermählung. Ich möchte es bei deiner geistigen sein ... Oh! Und ob ich es möchte! ... So, und nun höre gut zu und antworte ehrlich auf alles. Glaubst du, daß Gott gut oder schlecht daran getan hat, den Menschen als Mann und Frau zu erschaffen, damit sie sich vereinigen?«

»Gut, Herr; denn alles von Gott Geschaffenes ist gut.«

»Du hast richtig geantwortet. Nun sage mir: Wenn der Akt gut war, welche Folgen konnte er dann haben?«

»Ebenfalls gute, Herr, und gut sind sie, obwohl Satan dazwischentrat, um zu verwirren; denn Adam hatte immer in Eva eine Stütze, und Eva in Adam, und diese Stütze wurde noch viel fühlbarer, als sie, auf die Erde verbannt, allein aufeinander angewiesen waren. Gut waren auch die materiellen Folgen, d. h. die Nachkommenschaft, wodurch das Menschengeschlecht sich vermehrte und die Macht und Güte Gottes noch heller erstrahlte.«

»Warum? Welche Macht und Güte?«

»Die ... die zugunsten der Menschen wirkte. Wenn wir zurückschauen ... ja ... dann sehen wir wohl gerechte Strafen, aber noch viel zahlreicher sind die Erweise seiner Güte ... Eine unermessliche Güte liegt in dem Bund, den Gott mit Abraham schloß und der dann mit Jakob und weiter bis zum heutigen Tage erneuert wurde; der von aufrichtigen Stimmen wiederholt wurde, von den Propheten ... bis zu Johannes ... «

»Und vom Rabbi, Johannes«, unterbricht ihn Josef.

»Das ist nicht die Stimme eines Propheten ... nicht nur die Stimme eines Meisters ... Sie ist mehr.«

Jesus hat ein kaum merkliches Lächeln auf den Lippen angesichts dieses beschränkten Glaubensbekenntnisses des Synedristen, der es noch nicht fertigbringt zu sagen „göttliche Stimme“, es aber schon denkt.

»Also hat Gott wohl daran getan, Mann und Frau zu vereinigen. Das ist damit ausgesprochen. Aber wie wollte er Mann und Frau haben?«

»Als ein Fleisch.«

»Nun gut. Kann aber das Fleisch sich selbst hassen?«

»Nein.«

»Kann ein Glied sich vom anderen trennen?«

»Nein. Nur Brand, Aussatz oder ein Unglück können ein Glied vom Rest des Körpers trennen.«

»Sehr gut. Also, nur etwas Schmerzhaftes oder Bösertiges kann das trennen, was durch den Willen Gottes eine Einheit ist?«

»So ist es, Meister.«

»Wenn du davon überzeugt bist, wie kannst du dann dein Fleisch nicht lieben? Wie kannst du es so sehr hassen, daß eine Gangrän zwischen dem einen und dem anderen Glied entsteht, wodurch das schwächere Glied in Fäulnis übergeht, sich vom Körper löst und dich alleinläßt?«

Johannes neigt schweigend sein Haupt und zupft an den Fransen seines Gewandes.

»Ich werde es dir sagen, wie es dazu gekommen ist. Satan, der ewige Unruhestifter, ist zwischen dich und deine Frau getreten. Vielmehr: er ist in dich eingedrungen durch die ungeordnete Liebe zu deiner Frau. Wenn die Liebe ungeordnet ist, wird sie Haß, Johannes. Satan hat deine Sinnlichkeit als Mann benützt, um dich zur Sünde zu verleiten. Denn dort hat deine Sünde begonnen; bei einer Unordnung, die immer neue und größere Unordnung nach sich gezogen hat. In der Frau hast du nicht nur die gute Gefährtin und Mutter deiner Kinder gesehen, sondern auch den Gegenstand deiner Lust, und das hat dir die Augen eines wilden Stiers gegeben, der alles verzerrt sieht. Du hast das gesehen, was du sehen wolltest, und da du deine Frau zum Gegenstand deiner Lust gemacht hattest, dachtest du, daß sie es auch für die anderen sei. Daher rühren deine fieberhafte Eifersucht, deine grundlose Furcht, deine sündhafte Gewalttätigkeit, die aus ihr eine verschüchterte, eingekerkerte, gequälte und verleumdete Frau gemacht haben. Was ändert es, daß du sie zwar nicht schlägst und öffentlich tadelst, sie aber sozusagen durch deinen Verdacht prügelst? Dein Zweifel ist eine Verleumdung! Du verleumdest sie, da du denkst, daß sie imstande wäre, dich zu betrügen. Was hilft es, wenn du sie behandelst, wie ihr Rang es dir vorschreibt? In deinem Haus ergeht es ihr wegen deiner tierischen Lust, die sie maßlos erniedrigt, schlimmer als einer Sklavin. Sie hat alles stets schweigend und gehorsam ertragen in der Hoffnung, dich zu überzeugen, zu beruhigen und zu ändern. Aber all das hat dich nur immer zorniger werden lassen, bis du aus deinem Heim eine Hölle gemacht hast, in dem die Dämonen der Wollust und der Eifersucht hausen. Die Eifersucht! Gibt es etwas Schmähhlicheres für eine Frau als die Eifersucht? Gibt es einen besseren Zeugen für den wirklichen Seelenzustand als die Eifersucht? Glaube mir: wo sie sich einnistet, so töricht, unvernünftig, unbegründet, beleidigend und hartnäckig, da gibt es keine Nächstenliebe und keine Gottesliebe mehr, sondern nur Egoismus. All dies sollte dich beunruhigen, nicht eine kleine Übertretung des Sabbatgebotes. Um Verzeihung zu erlangen, mußt

du wiedergutmachen, was du durch deine zerstörerischen Zweifel angerichtet hast ... «

»Aber Hanna will mich nun verlassen ... Komm und überrede sie ... Du allein kannst, wenn du sie sprechen hörst, beurteilen, ob sie wirklich unschuldig ist und ... «

»Johannes! Du willst geheilt werden und doch nicht an das glauben, was ich sage?«

»Du hast recht, Meister. Ändere mein Herz. Es ist wahr, ich habe keinen triftigen Grund, sie zu verdächtigen. Aber ich liebe sie so sehr ... auf wollüstige Art, das ist wahr ... Du hast richtig gesehen ... und alles umschattet sich für mich ... «

»Begib dich ins Licht. Verlasse die feurige Hülle der wilden Sinnlichkeit. Anfänglich wird es dich etwas kosten ... Aber viel mehr würde es dich kosten, eine gute Frau zu verlieren und die Hölle zu verdienen als Strafe für deine Sünden der Lieblosigkeit und der Verleumdung, des Ehebruchs und der Untreue. Erinnerung dich daran: Wer eine Frau zur Scheidung treibt, bringt sie und sich selbst auf den Weg des Ehebruchs. Wenn du einen Monat, wenigstens einen Monat lang deinem Dämon zu widerstehen vermagst, dann wird dein Alptraum ein Ende haben, das versichere ich dir. Versprichst du mir, daß du dich bemühen wirst?«

»O Herr! Herr! Ich möchte es ... Aber es ist ein Feuer ... Lösche es. Du hast die Macht dazu! ... « Der Synedrist ist vor Jesus auf die Knie gesunken und weint, wobei er seinen Kopf in den auf den Boden gestützten Händen hält.

»Ich werde es dir dämpfen und einschränken. Ich werde diesen Dämon zügeln und ihm Grenzen setzen. Aber du hast viel gesündigt, Johannes, und mußt selbst an deiner Auferstehung mitwirken. Die von mir Bekehrten sind zu mir gekommen in der ernstesten Absicht, sich zu erneuern und befreit zu werden ... Sie hatten schon aus eigener Kraft begonnen, an ihrer Auferstehung zu arbeiten. So Matthäus, so Maria des Lazarus und andere. Du bist nur hierher gekommen, um zu erfahren, ob deine Frau schuldig sei, und damit

ich dir helfe, die Quelle nicht zu verlieren, an der du deine Wollust stillst. Ich werde die Macht deines Dämons nicht für einen, sondern für Monate lang beschränken ... Während dieser Zeit denke nach und bessere dich. Nimm dir vor, ein neues Eheleben zu beginnen, das Leben eines Menschen mit einer Seele und nicht das Leben eines Unmenschen, wie du es bisher geführt hast. Gestärkt durch Gebet und Betrachtung und durch den Frieden, den ich dir für drei Monate gewähre, wisse zu kämpfen, das ewige Leben zu erwerben und die Liebe und den Frieden deiner Gattin und des Hauses wiederzugewinnen. Nun, geh hin.«

»Was soll ich Hanna sagen? Vielleicht finde ich sie schon zur Abreise bereit? ... Welche Worte nach so vielen Jahren der ... Beleidigungen, um sie zu überzeugen, daß ich sie liebe und daß ich sie nicht verlieren will? Komm du ... «

»Ich kann nicht. Aber es ist so einfach ... Sei demütig! Rufe sie beiseite und bekenne ihr deine Qual. Sage ihr, daß du zu mir gekommen bist, um von Gott Verzeihung zu erlangen, und bitte sie, dir zu verzeihen, weil die Verzeihung Gottes dir nur gewährt wird, wenn sie ihn für dich anruft und dir als erste vergibt ... Oh, du Unglücklicher! Wieviel Gutes, wieviel Frieden hast du durch dein Fieber verloren! Wieviel Unheil gebiert die Unbeherrschtheit der Sinne, die Unordnung der Gefühle! Steh auf und geh beruhigt. Verstehst du denn nicht, daß sie, gerade weil sie gut und dir treu ergeben ist, mehr als du selbst leidet bei dem Gedanken, dich zu verlassen, und daß sie nur auf ein Wort von dir wartet, um dir sagen zu können: „Alles ist dir verziehen.“? Auf, geh nun. Die Sonne ist bereits untergegangen. Begehe also keine Sünde, wenn du jetzt in dein Haus zurückkehrst ... Von jener Sünde, am Sabbat zu deinem Erlöser gekommen zu sein, spricht dich dein Erlöser los. Geh hin in Frieden und sündige nicht mehr.«

»Oh, Meister! Meister! ... Ich verdiene diese Worte nicht! ... Meister ... ich will dich von nun an lieben ... «

Ja, ja. Geh nun, und erinnere dich dieser Begegnung zu jener Stunde, da ich der unschuldig Verleumdete sein werde.«

»Was willst du damit sagen?«

»Nichts. Geh und leb wohl.« Hierauf zieht Jesus sich zurück und läßt die beiden Synedristen allein, die bewegt und begeistert sind in dem Bewußtsein, daß er wahrhaft heilig und weise ist, wie nur Gott es sein kann.

456 Die Apostel sprechen miteinander

»Ich kann die Stunde nicht erwarten, da wir in den Bergen sein werden!« ruft Petrus aus, indem er schnauft und sich den Schweiß abtrocknet, der ihm an Wangen und Hals herabläuft.

»Wieso? Du hast die Berge doch immer gehaßt, und jetzt sehnst du dich nach ihnen?« fragt Judas Iskariot sarkastisch, der nun keine Angst mehr hat, entdeckt zu werden und wieder dreist und überheblich geworden ist.

»Ja, genau. Jetzt sehne ich mich nach ihnen. In dieser Jahreszeit sind sie einem wohlgesinnt ... nie wie mein See ... der, ah! ... aber immerhin ... Ich weiß wirklich nicht, weshalb die Felder nach der Ernte wärmer sind als zuvor. Die Sonne ist doch dieselbe ... «

»Sie sind eigentlich nicht wärmer. Aber sie sehen trauriger aus, und ihr Anblick ermüdet mehr, als wenn sie Korn tragen«, antwortet der kluge Matthäus.

»Nein, Simon hat recht. Sie sind unerträglich heiß nach der Ernte. Nie habe ich eine solche Hitze erlebt«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Nie? Hast du den Tag vergessen, an dem wir zu Nike gegangen sind?« entgegnet Judas von Kerijot.

»Auch der war nicht so heiß wie dieser«, antwortet Andreas.

»Selbstverständlich! Der Sommer ist um vierzig Tage fortgeschritten, und die Sonne brennt dementsprechend«, sagt Judas hartnäckig.

»Es ist eine Tatsache, daß die Stoppeln mehr Hitze abgeben, als wenn Ähren auf dem Feld sind. Die Sonne, die vorher von den Ähren aufgefangen wurde, erhitzt nun direkt das kahle, verbrannte Erdreich, das die Hitze wieder zurückwirft als Antwort auf die

immer neuen Sonnenstrahlen, die von oben kommen, und so ist der Mensch zwischen zwei Feuern«, erklärt Bartholomäus.

Iskariot lacht ironisch und verbeugt sich vor seinem Begleiter, indem er sagt: »Rabbi Natanaël, ich grüße dich und danke dir für deine Lehre.« Seine Worte sind überaus beleidigend.

Bartholomäus schaut ihn an ... und schweigt. Aber Philippus verteidigt ihn: »Du brauchst gar nicht so ironisch zu sein! Er hat ganz richtig gesprochen! Du wirst doch sicher nicht eine Wahrheit leugnen wollen, die Millionen von Menschen mit Verstand für logisch und einleuchtend halten.«

»Aber ja! Ja! Ich weiß, aber ich weiß doch, daß ihr gelehrt, erfahren, vernünftig, gut und vollkommen seid ... Alles seid ihr! Alles! Nur ich bin das schwarze Schaf in der weißen Herde! ... Nur ich bin derjenige, der sich als Schandtier entpuppt und Bockshörner aufsetzt ... Ich allein bin der Sünder, der Unvollkommene, die Ursache aller Übel unter euch, in Israel, in der Welt ... und vielleicht auch im Universum ... Ich halte es nicht mehr aus! Immer sehen zu müssen, daß ich der letzte bin; immer sehen zu müssen, daß Nullen, wie die beiden Dummköpfe, die gerade mit dem Meister sprechen, als heilige Orakel bewundert werden. Ich bin es leid ... «

»Höre Bursche! ... « beginnt Petrus, den eher die Anstrengung, sich zu beherrschen, als die Hitze rot werden läßt.

Doch Thaddäus unterbricht ihn: »Mißt du die anderen mit deinem Maßstab? Strebe danach, eine „Null“ zu sein, wie mein Bruder Jakobus und Johannes des Zebedäus, dann wird es keine Unvollkommenheiten mehr in der Gruppe der Apostel geben.«

»Habe ich nicht recht? Die Unvollkommenheit bin immer ich! Aber jetzt ist es mir zu viel! Es ist ... «

»Ja, ich glaube in der Tat, daß Josef uns zu viel Wein eingeschenkt hat ... und bei dieser Hitze setzt er dir zu ... « sagt Thomas ganz gelassen, um den Streit, der zu entbrennen droht, ins Lächerliche zu ziehen.

Aber Petrus hat die Geduld verloren und sagt mit zusammenge-

bissenen Zähnen und geballten Fäusten, um sich zu bezwingen: »Höre, Bursche. Für dich wäre jetzt nur eines ratsam: dich ein wenig von uns zu trennen ... «

»Ich? Ich soll mich von euch trennen? Auf deinen Befehl hin? Nur der Meister kann mir befehlen, und ihm allein gehorche ich. Wer bist du denn schon? Ein armer ... «

»Unwissender, grober und nichtsnutziger Fischer. Du hast recht ... Das habe ich mir schon vor dir gesagt, und vor dem allgegenwärtigen und allwissenden Jahwe bekenne ich, daß ich lieber der Letzte als der Erste sein würde. Ich bekenne, daß ich lieber dich oder einen anderen an meiner Stelle sehen würde, aber dich mehr als jeden anderen, damit du befreit wirst von dem Scheusal der Eifersucht, das dich ungerecht werden läßt, und ich nichts anderes zu tun brauchte, als zu gehorchen. Glaube mir, es würde mich weniger Mühe kosten, als selbst als der „Erste“ zu sprechen. Aber er, der Meister, hat mich zum „Ersten“ unter euch gemacht ... Ihm muß ich zuallererst und mehr als jedem anderen gehorchen ... und auch du mußt gehorchen. Mit meinem hausbackenen Verstand eines Fischers fordere ich dich nicht auf, dich ganz von uns zu trennen, wie du es verstanden hast, da du überall Feuer siehst, sondern dich ein wenig von uns zu entfernen und alleine nachzudenken. Warst du nicht auch auf dem Weg von Bet-Ter in die Täler immer der Letzte? Tue dasselbe auch jetzt ... Der Meister vorn ... und du der Letzte ... Wir, die Nullen, in der Mitte ... Es bleibt einem nichts anderes übrig, als etwas allein zu sein, um zu verstehen und sich zu beruhigen ... Höre auf mich ... Es ist besser für alle, für dich am allermeisten ... « Dann packt er ihn an einem Arm und zieht ihn aus der Gruppe heraus mit den Worten: »Hier, bleibe hier stehen, während wir den Meister einholen, und dann komm ganz langsam herauf ... Du wirst sehen, daß das Gewitter vorübergeht.« Er läßt ihn zurück, um den Gefährten nachzulaufen, die einige Meter weitergegangen sind.

»Uff! Das Reden mit ihm bringt mich mehr ins Schwitzen als das Wandern ... Was für ein Charakter! Wird je etwas Anständiges aus ihm werden können?«

»Nie, Simon. Mein Bruder besteht darauf, ihn bei sich zu behalten, aber ... er wird nie etwas Gutes zustandebringen«, entgegnet ihm Judas Thaddäus.

»Eine schöne Geißel haben wir da unter uns!« murmelt Andreas und fügt hinzu: »Ich und Johannes, wir schweigen fast immer aus Furcht vor neuen Streitereien.«

»Das ist wirklich das Beste«, sagt Bartholomäus.

»Mir gelingt es nicht, zu schweigen«, bekennt Thaddäus.

»Auch mir gelingt es nur schwerlich, aber ich habe ein geheimes Mittel gefunden, mit dem ich mir helfe«, sagt Petrus.

»Welches? Lehre es uns ... « sagen alle.

»Wie ein Ochs vor dem Pflug arbeiten ... Eine unnütze Arbeit vielleicht ... die aber dazu dient, das, was in mir kocht, auf etwas zu lenken, was nicht Judas ist.«

»Ach, ich habe verstanden! Deswegen hast du beim Abstieg ins Tal all die Pflanzen ausgerissen. War es deswegen?« fragt Jakobus des Zebedäus.

»Ja, deswegen ... Aber heute ... konnte ich hier nichts zerbrechen, ohne Schaden anzurichten. Hier gibt es nur Obstbäume, und es hätte mir leid getan, sie zu beschädigen ... Es hat mich dreimal so viel Mühe gekostet, mich selbst zu zerbrechen, um ... um nicht der alte Simon von Kafarnaum zu sein ... Meine Knochen schmerzen noch jetzt ... «

Bartholomäus und der Zelote bezeugen Petrus die gleiche Sympathie und umarmen ihn mit denselben Worten: »Und du staunst darüber, daß er dich zum „Ersten“ unter uns gemacht hat? Du bist unser Lehrmeister ... «

»Ich? Wegen dem, was ich gesagt habe? ... Unsinn. Ich bin ein armer Mensch ... und möchte nur, daß ihr mich liebt und mir eure weisen, eure liebevollen und schlichten Ratschläge gebt. Liebe und Einfalt, damit ich werde wie ihr ... und einzig aus Liebe zu ihm, der schon so viel Leid zu tragen hat ... «

»Du hast recht: damit wenigstens wir ihm kein Leid bereiten!« ruft Matthäus aus.

»Ich war sehr erschrocken, als Johanna ihn hat rufen lassen. Wißt ihr zwei wirklich nichts, ihr, die ihr vorausgegangen seid?« fragt Thomas.

»Nein, wirklich nicht. Aber ganz für uns haben wir gedacht, daß der, der hinter uns geht . . . etwas eingebrockt hat«, antwortet Petrus.

»Schweig! Mir kam derselbe Gedanke, als ich den Meister am Sabbat sprechen hörte«, bekennt Judas Thaddäus.

»Mir auch«, fügt Jakobus des Zebedäus hinzu.

»Sieh einer an! . . . Ich habe nicht daran gedacht . . . nicht einmal, als ich Judas damals am Abend so finster und ungezogen sah«, sagt Thomas.

»Gut. Sprechen wir nicht weiter darüber und versuchen wir, ihn . . . mit viel Liebe und vielen Opfern zu bessern, wie Margziam es uns gelehrt hat . . . « sagt Petrus.

»Was wird Margziam wohl machen?« fragt Andreas lächelnd.

»Nun, bald werden wir bei ihm sein. Ich kann die Stunde kaum erwarten . . . Dieses Getrenntsein von ihm fällt mir wirklich schwer.«

»Wer weiß, weshalb der Meister es wünscht; denn jetzt . . . könnte er schon bei uns bleiben, der Margziam. Er ist kein Kind mehr, noch ist er zu schwach«, bemerkt Jakobus des Zebedäus.

»Und schließlich . . . wenn er letztes Jahr einen so weiten Weg zurückgelegt hat, als er noch mager und zart war, dann könnte er erst recht jetzt mit uns wandern«, sagt Philippus.

»Ich glaube, daß es geschieht, damit er gewisse Spitzbübereien nicht mitzuerleben braucht«, sagt Matthäus.

»Oder damit gewisse Kontakte vermieden werden«, murmelt Thaddäus, der Judas Iskariot ganz und gar nicht leiden kann.

»Vielleicht habt ihr alle beide recht«, sagt Petrus.

»Aber nein! Es wird geschehen, um ihn kräftiger werden zu lassen. Ihr werdet sehen, daß er nächstes Jahr bei uns ist«, versichert Thomas.

»Nächstes Jahr! Wird wohl der Meister im nächsten Jahr noch bei uns sein?« fragt Bartholomäus gedankenvoll. »Mir scheinen seine Gespräche so vielsagend zu sein . . . «

»Sag das nicht!« flehen die anderen.

»Ich möchte es nicht sagen. Aber das Schweigen kann nicht fernhalten, was angekündigt ist.«

»Nun ja ... Ein Grund mehr, uns in diesen Monaten sehr zu bessern ... um ihm keinen Kummer zu machen und bereit zu sein. Ich will ihm sagen, daß er uns während unseres Aufenthaltes in Galiläa oft belehren soll, besonders uns zwölf ... Wir werden ja nun bald dort sein ... «

»Ja, und ich kann es kaum erwarten. Ich bin schon älter, und die Märsche in dieser Hitze bereiten mir viele verborgene Unannehmlichkeiten«, bekennt Bartholomäus.

»Mir auch. Ich bin lasterhaft gewesen und älter als meine Jahre. Die Ausschweifungen ... Ja, jetzt spüre ich sie alle in meinen Knochen ... und wir Söhne des Levi leiden sozusagen von Natur aus an Schmerzen ... «

»Und ich? Ich bin jahrelang krank gewesen ... und dieses Leben in den Höhlen mit karger, elender Nahrung. Nun spüre ich die Folgen ... « sagt der Zelote.

»Aber du hast doch immer gesagt, daß du dich nach deiner Heilung stets stark und gesund gefühlt hast?« fragt hinter seinem Rücken Judas, der sie wieder eingeholt hat. »Hat die Wirkung des Wunders vielleicht aufgehört?«

Das unschöne eindrucksvolle Gesicht des Zeloten hat einen charakteristischen Ausdruck, als ob er sagen wollte: »Er ist hier, Herr! Gib mir Geduld!« Doch er antwortet sehr freundlich: »Nein, die Wirkung des Wunders hat nicht aufgehört, und man sieht es auch. Ich bin nicht mehr krank geworden. Ich bin stark und widerstandsfähig; aber die Jahre sind nun einmal Jahre, und Mühsale sind eben Mühsale. Zudem diese Hitze, die uns zum Schwitzen bringt, als wären wir in einen Wassergraben gefallen, und die Nächte, die im Vergleich zur Hitze des Tages eisig kalt sind, während der Tau die Gewänder anfeuchtet, die schon von Schweiß durchtränkt sind, all das tut mir sicher nicht gut. Ich kann die Stunde kaum erwarten, da ich mich

etwas ausruhen und erholen kann. Morgens, besonders wenn ich unter freiem Himmel schlafe, bin ich immer ganz steif. Wenn ich schwer krank werde, wem nütze ich dann noch?«

»Du kannst durch dein Leiden nützlich sein. Er sagt ja immer, daß das Leiden so wertvoll ist wie Arbeit und Gebet«, antwortet Andreas.

»Nun gut. Aber ich ziehe es doch vor, ihm als Apostel zu dienen und ... «

»So bist also auch du müde; gestehe es nur. Du bist es müde, dieses Leben fortzusetzen ohne Aussicht auf gute Stunden, vielmehr mit Aussicht auf Verfolgungen und ... Niederlagen. Beginne darüber nachzudenken, daß du dich der Gefahr aussetzest, wieder ein Geächteter zu werden«, sagt Judas von Kerijot.

»Ich bedenke nichts. Ich sage nur, daß ich fühle, daß ich krank werde.«

»Oh! Wie er dich doch gut geheilt hat!« lacht Judas ironisch.

Bartholomäus merkt, das sich ein neuer Streit anbahnt, und er kommt dem zuvor, indem er sich laut an Jesus wendet: »Meister! Gibt es nichts für uns? Du gehst uns immer voraus! ... «

»Du hast recht, Bartholomäus. Aber jetzt machen wir halt. Siehst du das Häuslein? Dort wollen wir hingehen, denn die Sonne brennt zu stark. Am Abend werden wir dann wieder aufbrechen. Wir müssen uns beeilen, nach Jerusalem zurückzukehren, denn Pfingsten steht vor der Tür.«

»Worüber habt ihr miteinander geredet?« fragt Judas Thaddäus seinen Bruder.

»Ach, wir haben damit angefangen, über Josef von Arimathäa zu sprechen, und haben damit geendet, über das alte Landgut des Joachim von Nazaret zu reden und über seine Gewohnheit, die Hälfte der Ernte für sich zu behalten und den Rest an die Armen zu verteilen, solange er es konnte. Die Alten von Nazaret erinnern sich noch gut daran. Welche Enthaltbarkeit haben sich diese beiden Gerechten doch auferlegt! Mit Gewalt haben sie sich so das Wunder einer Toch-

ter, dieser Tochter, errungen! ... Dann habe ich mit Jesus von den Zeiten gesprochen, als wir noch Kinder waren ... « Die Erzählung wird fortgesetzt, während sie sich durch die sonnenbeschienenen Felder dem Hause nähern.

457 Das Wunder der Ährenlese in der Ebene

Jesus schreitet mit seinen Jüngern durch goldgelbe Kornfelder. Es ist schon sehr heiß, obwohl die Sonne erst vor einigen Stunden aufgegangen ist. Die Schnitter mähen die Halme voller Ähren und hinterlassen leere Flächen im Gold dieses Getreidemeeres. Die Sensen glänzen jeweils einen Augenblick in der Sonne und verschwinden dann wieder zwischen den hohen Ähren, um kurz darauf, wieder nur einen Augenblick, an einer anderen Stelle aufzutauchen. Ein Büschel Ähren neigt sich und legt sich auf das warme Erdreich nieder, als wolle es vom monatelangen Aufrechtstehen ausruhen.

Frauen kommen vorüber und binden hinter den Schnittern die Garben. In der ganzen Umgegend ist man mit dieser Arbeit beschäftigt. Die Ernte ist außerordentlich gut, und die Schnitter freuen sich darüber.

Viele der Schnitter stellen beim Vorübergehen der apostolischen Gruppe eine Weile ihre Arbeit ein, stützen sich auf die Sensen, wischen sich den Schweiß von der Stirn und schauen. Auch die Frauen, welche die Garben binden, schauen auf. Mit ihren hellen Gewändern, die Köpfe mit weißen Kopftüchern bedeckt, gleichen sie großen Blumen auf dem Feld, das nun seines Kornes und seiner Mohn-, Korn- und Margeritenblumen beraubt ist. Die Männer in ihren kurzen, grauen oder gelblichen Tuniken sind weniger auffallend. Sie tragen nur ein helles Kopftuch, das von einer Schnur gehalten wird und über Rücken und Wangen herniederwallt. Von diesem Weiß umgeben, scheinen die von der Sonne gebräunten Gesichter noch dunkler.

Jesus sieht, daß er beobachtet wird und grüßt im Vorübergehen mit den Worten: »Der Friede und der Segen Gottes sei mit euch«,

und die anderen antworten: »Der Segen Gottes kehre auf dich zurück«, oder einfach: »Und auch mit dir.«

Einige, die gesprächiger sind, weisen Jesus auf die Ernte hin und sagen: »Sie war gut dieses Jahr. Schau, wie groß die Ähren sind und wie dicht sie in den Furchen stehen. Es ist mühsam, sie zu mähen, aber es ist Brot! ... «

»Seid dem Herrn dankbar dafür. Ihr wißt ja, daß man seine Dankbarkeit nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten bezeugen muß. Seid barmherzig bei dieser eurer Ernte und denkt an den Allerhöchsten, der Barmherzigkeit geübt hat, indem er euren Feldern genügend Tau und Sonnenwärme geschenkt hat, damit ihr viel Getreide ernten könnt. Denkt an das Gebot des Deuteronomium. Denkt, während ihr den Reichtum erntet, den Gott euch geschenkt hat, an jene, die nichts besitzen, und laßt ihnen etwas vom Eurigen zurück. Heilige Täuschung ist diese Liebe zum Nächsten, und Gott sieht es. Besser ist es, etwas zurückzulassen, als alles gierig einzusammeln. Gott segnet die Großherzigen. Geben ist seliger als nehmen, denn es verpflichtet den gerechten Gott, dem, der Barmherzigkeit geübt hat, einen noch reicheren Lohn zu geben.«

Jesus geht weiter und wiederholt seine Ermahnungen zur Liebe.

Die Sonne wird heißer, und die Schnitter unterbrechen ihre Arbeit. Jene, die in der Nähe ihrer Häuser sind, begeben sich zu diesen. Die entfernter Wohnenden versammeln sich im Schatten der Bäume und ruhen dort aus, essen und schlummern ein wenig.

Auch Jesus zieht sich in einen kleinen, dichten Wald mitten in der Landschaft zurück. Auf dem Rasen sitzend, und nachdem er gebetet hat, opfert er das karge Mahl, Brot, Käse und Oliven auf und verteilt alles unter seine Jünger, während er mit ihnen spricht.

Hier ist Schatten, Kühle und eine tiefe Stille. Die Stille der heißen Stunden. Eine Stille, die zum Schlafen einlädt, und wirklich, die meisten nicken nach dem Essen ein.

Jesus nicht. Er ruht sich aus, indem er sich, den Rücken an einen Baum gelehnt, für die Arbeit der Insekten auf den Blumen interes-

siert. Nach einer Weile gibt er Johannes, Judas Iskariot und dem schon bejahrten Bartholomäus ein Zeichen. Als er sie um sich geschart hat, sagt er: »Beobachtet doch einmal, welche Arbeit dieses kleine Insekt leistet. Schaut. Schon seit geraumer Zeit beobachte ich es. Es will diesem kleinen Blumenkelch den Honig rauben, aber der Kelch ist zu eng, um in ihn eindringen zu können. Was macht das Tierchen also? Es streckt zuerst ein Füßchen und dann das andere aus, taucht sie in den Honig und nährt sich damit. In wenigen Augenblicken wird es den Kelch geleert haben. Seht, wie wunderbar die Vorsehung Gottes ist. In dem Bewußtsein, daß das Insekt, das er dazu geschaffen hat, ein fliegender Chrysolith auf dem Grün der Wiesen zu sein, sich ohne einen genügend langen Rüssel nicht hätte ernähren können, hat Gott seine Füßchen mit ganz kleinen Härchen versehen. Seht ihr sie? Auch du, Bartholomäus? Nein? Schau: ich werde es jetzt nehmen und gegen das Licht halten.« Ganz vorsichtig nimmt er den Käfer, der aus gebräuntem Gold zu sein scheint, und legt ihn innerhalb der Handfläche auf den Rücken. Der Käfer stellt sich tot, und die drei betrachten seine Pfötchen. Dann fängt er an zu zappeln, um zu entfliehen. Es gelingt ihm natürlich nicht; aber Jesus hilft ihm und setzt ihn wieder auf die Füßchen. Das Tierchen wandert über die Handfläche, geht bis zu den Fingerspitzen, schüttelt sich und öffnet die Flügel. Aber es ist mißtrauisch. »Es weiß nicht, daß ich es gut mit ihm meine wie mit allen Lebewesen. Es hat nur seinen kleinen Instinkt, der vollkommen ist, wenn man ihn im Hinblick auf seine Natur betrachtet, und der für all seine Bedürfnisse ausreicht; aber wie gering ist er gegenüber dem Menschenverstand. Daher ist das Insekt nicht verantwortlich, wenn es etwas Böses tut. Beim Menschen ist das anders. Er hat ein höheres Verstandeslicht, und wird es um so mehr besitzen, je mehr er in göttlichen Dingen unterrichtet ist. Daher ist er für sein Tun verantwortlich.«

»Dann, Meister«, sagt Bartholomäus, »haben wir, die wir von dir unterwiesen werden, wohl eine große Verantwortung?«

»Eine sehr große, die noch anwachsen wird, wenn das Opfer voll-

bracht ist und die Erlösung und mit ihr die Gnade, die Kraft und das Licht ist, gekommen sind. Dann wird der kommen, der euch noch mehr verstehen lassen wird. Wer dann das Gute immer noch zurückweist, wird eine große Verantwortung haben.«

»Dann werden also nur wenige gerettet werden!«

»Warum, Bartholomäus?«

»Weil der Mensch so schwach ist!«

»Aber wenn er seine Schwäche durch das Vertrauen auf mich festigt, wird er stark. Glaubt ihr, daß ich eure inneren Kämpfe nicht verstehe? Sollte ich kein Mitleid haben mit euren Schwächen? Seht, Satan ist wie diese Spinne, die von dem Ast hier zu dem Stengel dort ihr Netz gespannt hat. Es ist so fein und heimtückisch. Schaut, wie dieser Faden glänzt. Er scheint aus überaus feinem Silberfiligran zu sein. Er wird in der Nacht unsichtbar, und am Morgen glänzt er wieder im Schmuck vieler Perlen, und die unklugen Fliegen, die in der Nacht auf der Suche nach unreiner Nahrung umherirren, verfangen sich darin, wie auch die leichtsinnigen Schmetterlinge, die von allem, was glänzt, angelockt werden . . . «

Andere Apostel haben sich genähert und lauschen der Lehre, die dem Pflanzen- und Tierreich entnommen ist.

». . . Nun, meine Liebe tut mit Satan, was jetzt meine Hand tut. Sie zerstört das Netz. Schaut, wie die Spinne flieht und sich versteckt. Sie hat Angst vor dem Stärkeren. Auch Satan fürchtet sich vor dem Stärkeren, und der Stärkere ist die Liebe.«

»Wäre es nicht besser, die Spinne zu töten?« sagt Petrus, der immer sehr praktisch in seinen Schlüssen ist.

»Es wäre besser. Aber die Spinne tut ihre Pflicht. Es ist wahr, daß sie die armen bunten Schmetterlinge tötet; aber sie bringt auch eine große Anzahl von schädlichen Insekten um, die Krankheitserreger von kranken auf gesunde, von toten auf lebende Körper übertragen.«

»Aber was tut in unserem Fall die Spinne?«

»Was sie tut, Simon?« (Simon ist schon alt. Es ist der, der über

Rheumatismus geklagt hat.) »Sie tut das, was der gute Wille in euch wirkt. Sie rottet die Trägheit, den „Quietismus“, die eitlen Anmaßungen in euch aus. Sie zwingt euch, wachsam zu sein. Was macht euch der Belohnung würdig? Kampf und Sieg. Könnt ihr ohne Kampf einen Sieg erringen? Die Gegenwart Satans zwingt zu ständiger Wachsamkeit. Die Liebe, die euch liebt, bewirkt, daß seine Gegenwart nicht unumschränkt schädlich sei. Wenn ihr die Liebe in euch habt, versucht euch Satan zwar, aber er wird nie fähig sein, euch wirklich zu schaden.«

»Nie?«

»Nie. Weder in großen noch in kleinen Dingen. Ein Beispiel: Er rät dir unnötig um für deine Gesundheit besorgt zu sein. Ein hinterlistiger Rat, mit dem er versucht, dich mir zu entreißen. Die Liebe aber verbindet dich eng mit mir, Simon, und die Schmerzen verlieren ihre Bedeutung auch für dich.«

»O Herr, du weißt es?«

»Ja, laß dich nicht durch sie niederdrücken. Mut! Mut! Die Liebe wird dir viel Mut geben; die Liebe, die jetzt als erste über dich lächelt, der du in deiner menschlichen Schwäche wegen deines Rheumas zitterst . . . « Jesus lächelt über den verwirrten Jünger und drückt ihn an sich, um ihn zu trösten. Auch wenn er lacht ist er voller Würde. Die andern lachen ebenfalls.

»Wer kommt mit, um der armen alten Frau dort zu helfen?« fragt Jesus, indem er auf eine kleine Frau weist, die trotz der brennenden Sonne in den abgemähten Furchen Ähren liest.

»Ich«, antwortet Johannes, und mit ihm Thomas und Jakobus.

Aber Petrus faßt Johannes am Ärmel, zieht ihn auf die Seite und sagt: »Frag den Meister, was ihn so glücklich macht. Ich habe ihn danach gefragt, aber er hat nur erwidert: „Es macht mich so glücklich, wenn eine Seele nach dem Licht sucht.“ Aber wenn du ihn fragst . . . Dir sagt er alles.«

In Johannes kämpft die Zurückhaltung mit dem Wunsch, etwas zu erfahren und Petrus zufriedenzustellen. Langsam nähert er sich

Jesus, der bereits auf dem Feld ist und Ähren sammelt. Die kleine alte Frau macht ein trauriges Gesicht, als sie so viele junge Leute erblickt, und bemüht sich, rascher zu arbeiten.

»Frau, Frau!« ruft Jesus aus. »Ich sammle die Ähren für dich. Setze dich nicht der Sonne aus, Mütterchen. Jetzt komme ich.«

Die kleine Frau, ganz sprachlos über so viel Güte, schaut ihn fest an; dann gehorcht sie und schleppt ihr kümmerliches Persönchen gebeugt und etwas zitternd in den Schatten am Rand des Feldes. Jesus liest eifrig Ähren. Johannes folgt gleich hinter ihm. Ein wenig weiter entfernt sind Thomas und Jakobus.

»Meister«, jammert Johannes, »wie findest du so viele Ähren? Ich finde in der Furche nebenan nur wenige!«

Jesus lächelt und sagt nichts. Ich könnte es nicht beschwören, aber mir scheint, daß die gemähten und nicht gesammelten Ähren dort auftauchen, wo das göttliche Auge hinblickt. Jesus sammelt und lächelt. Er hat schon ein ganzes Bündel in seinen Armen.

»Nimm das, mein Johannes, dann hast auch du viele, und das kleine Mütterchen wird glücklich sein.«

»Aber Meister ... wirkst du ein Wunder? Es ist unmöglich, daß du so viele findest.«

»Pst! Es ist für die kleine Mutter ... und ich denke dabei an meine Mutter und an die deinige. Schau, wie alt sie ist! ... Der gute Gott, der das kaum geborene Vöglein nährt, will den kleinen Kornspeicher dieses Großmütterchens füllen. Sie wird so viel Brot haben, daß es für die Monate reicht, die ihr noch bleiben. Sie wird die neue Ernte nicht mehr erleben. Aber ich will nicht, daß sie in ihrem letzten Winter Hunger leide. Jetzt wirst du ihre Ausrufe hören. Bereite dich darauf vor, Johannes, daß es dir die Ohren zerreißt, so wie ich mich darauf vorbereite, von ihren Tränen und Küssen gewaschen zu werden ... «

»Wie heiter du seit einigen Tagen bist, Jesus! Warum?«

»Willst du es wissen, oder hat dich jemand beauftragt, mich zu fragen?«

Johannes, der schon dieser Anstrengung wegen rot geworden ist, wird nun krebsrot.

Jesus versteht: »Sage dem, der dich beauftragt hat, daß einer meiner Brüder krank ist und nach Heilung verlangt. Sein Wunsch, geheilt zu werden, erfüllt mich mit Freude.«

»Wer ist es, Meister?«

»Einer deiner Brüder. Einer, den Jesus liebt. Ein Sünder.«

»Also keiner von uns?«

»Johannes, glaubst du, daß ihr frei von Sünden seid? Glaubst du, daß ich mich nur euretwegen freue?«

»Nein, Meister. Ich weiß, daß auch wir Sünder sind und daß du alle Menschen retten willst.«

»Also? Ich habe dir gesagt, du sollst nicht nachforschen, als es galt, das Böse aufzudecken. Ich sage dir dasselbe nun, da es eine Morgenröte des Guten gibt ... Der Friede sei mit dir, Mutter! Hier sind unsere Ähren. Meine Begleiter werden noch mit den ihren kommen.«

»Gott segne dich, mein Sohn. Wie hast du so viele finden können? Es ist wahr, ich sehe sehr schlecht, aber das sind ja zwei wirkliche Garben, und große noch dazu ... « Die alte Frau berührt sie. Ihre zitternde Hand streichelt sie und will sie aufheben ... aber sie vermag es nicht.

»Wir werden dir helfen. Wo ist dein Haus?«

»Dort«, und sie weist auf ein Häuschen jenseits der Felder.

»Du lebst allein, nicht wahr?«

»Ja. Woher weißt du das? Und wer bist du?«

»Ich bin einer, der eine Mutter hat.«

»Ist das dein Bruder?«

»Es ist mein Freund.« Der Freund macht hinter dem Rücken Jesu große Gesten. Aber sie kann es mit ihren verschleierte Augen nicht sehen. Außerdem ist sie zu sehr damit beschäftigt, auf Jesus zu achten. Ihr Herz, das einer alten Mutter, ist gerührt.

»Du hast geschwitzt, mein Sohn. Komm hierher, in den Schatten

dieses Baumes. Setz dich nieder. Schau, wie der Schweiß herunterläuft! Trockne dich mit meinem Schleier ab. Er ist verschlissen, aber sauber. Nimm ihn, mein Sohn.«

»Danke, Mutter.«

»Gesegnet sei auch deine Mutter, guter Sohn. Nenne mir deinen und ihren Namen. Ich möchte sie Gott nennen, auf daß er euch segne.«

»Maria und Jesus.«

»Maria und Jesus ... Maria und Jesus ... Warte. Einmal habe ich sehr viel geweint ... Der Sohn meines Sohnes wurde getötet, weil er sein Knäblein verteidigte, und mein Sohn starb mir aus Schmerz darüber ... Damals hieß es, er sei unschuldig getötet worden, weil man einen mit Namen Jesus suchte ... Jetzt bin ich an der Schwelle des Todes, und dieser Name kehrt wieder ... «

»Damals hast du um dieses Namens willen geweint, Mutter. Jetzt soll dir dieser Name zum Segen werden ... «

»Bist du dieser Jesus? ... Sage es einer, die bald sterben wird und die gelebt hat, ohne zu verfluchen, weil ihr gesagt wurde, daß ihr Schmerz zur Rettung des Messias von Israel beigetragen habe.«

Johannes verdoppelt seine Gesten. Jesus schweigt.

»Oh, sage es mir! Bist du es? Du, der du mich am Ende meines Lebens segnest? Im Namen Gottes, sprich!«

»Ich bin es.«

»Ah!« Die kleine alte Frau wirft sich auf die Erde. »Mein Erlöser! Ich lebte in der Erwartung und habe nicht gehofft, dich zu sehen. Werde ich deinen Triumph sehen?«

»Nein, Mutter. Wie Mose wirst du sterben, ohne diesen Tag zu erleben. Aber ich gebe dir im voraus den Frieden Gottes. Ich bin der Friede. Ich bin das Leben. Du, Mutter und Großmutter von Gerechten, wirst mich in einem anderen, ewigen Triumph sehen, und ich werde dir die Tore öffnen, dir, deinem Sohn, dem Sohn deines Sohnes und dessen Knäblein. Dieses Kind, das für mich gestorben ist, ist dem Herrn heilig. Weine nicht, Mutter! ... «

»Ich habe dich berührt, und du hast mir Ähren gesammelt! Oh, wie habe ich diese Ehre verdient?!«

»Durch deine heilige Ergebenheit. Komm, Mutter, wir gehen zu deinem Haus. Und dieses Korn möge dir mehr Brot für die Seele als für den Leib sein. Ich bin das wahre Brot, das vom Himmel herabgestiegen ist, um den Hunger der Herzen zu stillen. Ihr (Thomas und Jakobus haben sie mit ihren Büscheln eingeholt), nehmt diese Garben, und nun laßt uns gehen.«

Sie gehen alle drei mit Ähren beladen, und Jesus folgt ihnen mit dem Großmütterchen, das weint und Worte eines Gebetes murmelt. Das kleine Haus ist erreicht. Es besteht aus zwei Zimmerchen und einem winzigen Ofen. Davor wachsen ein Feigenbaum und einige Weinstöcke. Armut und Reinlichkeit herrschen hier.

»Ist dies dein Heim?«

»Ja. Segne es, Herr!«

»Nenne mich Sohn und bete, daß meine Mutter in ihrem Schmerz gestärkt werde; denn du weißt, was der Schmerz einer Mutter ist. Leb wohl, Mutter. Ich segne dich im Namen des wahren Gottes.«

Jesus erhebt die Hand und segnet das kleine Heim. Dann beugt er sich nieder und umarmt die kleine alte Frau, drückt sie an sein Herz und küßt sie auf ihr Haupt, das nur noch mit wenigen weißen Haaren bedeckt ist ... Sie weint und drückt die Lippen auf die Hände Jesu, verehrt ihn, liebt ihn ...

... Und mich übermannt der Schmerz, denn ich muß an meine Mutter denken, die Angst vor dir hatte, Jesus, als sie dich sah ... Warum Angst vor dir haben, Jesus?

Jesus sagt: »Warum? Viele „Warum“ sehe ich nach diesem Diktat in deinem Herzen. Aber ich beginne beim letzten.

Das andere Warum, das du im Herzen hast, ist, ob ich wußte, daß Judas nicht gerettet werden würde, trotz dieses Versuches, ihn zu retten. Ich wußte es.

Warum ich dann glücklich war?

Weil allein schon sein Verlangen – eine Blume auf dem Ödland des Herzens des Judas – den Vater gütig auf meinen Jünger, den ich liebte und den ich doch nicht würde retten können, blicken ließ. Das Auge Gottes auf einem Herzen! Was sollte ich mir anderes wünschen, als daß der Vater euch alle mit Liebe betrachte.

Ich mußte glücklich sein, um dem Unglücklichen auch dieses Mittel zur Auferstehung anzubieten: den Ansporn meiner Freude angesichts seiner Rückkehr zu mir.

Eines Tages, nach meinem Tode, erkannte Johannes diese Wahrheit, und er sagte sie Petrus, Jakobus, Andreas und den anderen; denn dies hatte ich meinem Lieblingsjünger aufgetragen, dem kein Geheimnis meines Herzens unbekannt blieb. Er erfuhr es und sagte es, damit alle später eine Richtschnur hätten zur Führung ihrer Schüler und Gläubigen.

Wenn eine Seele, die gefallen ist, zum Diener Gottes kommt und ihren Fehler bekennt; wenn einer dem Freund oder dem Sohn, dem Gemahl oder dem Bruder nach dem Fall bekennt, daß er gesündigt hat, und spricht: „Behalte mich bei dir. Ich will nicht mehr fehlen, um Gott und dich nicht zu beleidigen“, so darf man ihm nicht die Genugtuung nehmen, sondern muß zu erkennen geben, daß man sein Verlangen, uns zu beglücken, schätzt.

Ein unendliches Feingefühl ist bei der Heilung der Herzen vonnöten. Ich, die Weisheit, habe es auch im Fall des Judas, der nicht mehr zu retten war, gehabt, um euch alle die Kunst des Erlösens zu lehren und euch zu zeigen, wie man dem hilft, der sich retten will.

Nun sage ich dir wie Simon dem Kanaaniter: „Mut, Mut!“, und ich drücke dich an mich, um dich fühlen zu lassen, daß jemand da ist, der dich liebt.

Von diesen Händen gehen Strafen, aber auch Liebkosungen aus, und von meinen Lippen Worte der Strenge, aber noch viel zahlreicher und lieber Worte des Lobes.

Geh hin in Frieden, Maria. Du hast deinem Jesus keinen Schmerz bereitet, und dies sei dein Trost.«

Ich hatte solche Angst, Jesus in diesen Tagen betrübt zu haben . . . und mit großer Sorge dachte ich an meine Mutter . . .

Das kommt hinzu zu der Freude über die Blume, die auf dem Balkon meines Hauses aufgeblüht ist und die Marta mir gebracht hat, ohne zu wissen, welche Geste sie wiederholte. Die erste Blume, die mir Freude bereitet nach fünfeinhalb Monaten, in denen die schönsten Blumen mich gleichgültig gelassen haben. Arme, kleine, halbwelke Blume eines weißen Januar! Sie war noch von denen, die meine Mutter pflegte; von denen, die noch in der Erde meines Beetes wuchsen, von den Blumen, die mein Vater gebracht hatte. Arme Blume, aber so schön und wertvoll für mich!

Wie gut verstehe ich, Maria, deine Freude, diesen Mandelzweig von zu Hause zu erhalten!

Marta weiß es nicht. Sie hat die Visionen nicht gelesen, denn sie hat keine Zeit dazu, die arme Marta; sie ist immer emsig beschäftigt, eine wahre Marta. Aber sie hat die Geste des Josef wiederholt, als er der Jungfrau den blühenden Zweig anbot. Marta weiß nicht, daß sie mir damit eine viel größere Freude gemacht hat, als wenn sie mir einen Edelstein geschenkt hätte. Die letzte Blume, die mir teuer war,

ist das Veilchen vom Pinienhain, das mir ebenfalls Marta gebracht hat. Auch das Vergißmeinnicht einer Freundin, ein Gruß aus Viareggio an mich, die ich in meiner Höllenpein fast wahnsinnig wurde. Es bringt mich dazu, die Blumen wieder zu lieben. Die erste Blume, die mir wirklich eine „Blume“ ist und nicht etwas, was weh tut.

Viele werden mich nicht verstehen ... Das macht aber nichts. Ich fühle mit meinem Herzen und ich liebe mit meinem Herzen, und dieses Herz weiß sich ganz Gott hinzugeben. Wäre es kälter, würde es nachgrübeln und das Opfer abwägen. Es grübelt aber nicht nach und wägt nicht ab, weil es eben das Herz ist, das es ist. Daher ...

458 Die Apostel unter sich und mit Jesus • Jesus und Petrus

Die apostolische Gruppe hat bereits der Ebene den Rücken gekehrt und geht über Berge und durch Täler auf Jerusalem zu. Um den Weg abzukürzen, haben sie nicht die Hauptstraße eingeschlagen, sondern einsame, ermüdende Pfade aufgesucht, die aber die Reise beschleunigen.

In diesem Augenblick befinden sie sich in einem grünen, langgestreckten Tal, das reich an Wasser und Blumen ist. Thaddäus bemerkt, daß die Maiglöckchen mit Recht „Lilien des Tales“ genannt und wegen ihrer zarten, aber nichtsdestoweniger widerstandsfähigen und duftenden Schönheit gepriesen werden.

»Aber es sind umgestülpte Lilien«, sagt Thomas. »Sie schauen nach unten statt nach oben.«

»Sie sind doch eigentlich so klein, und wir haben viele prächtigere Blumen als diese. Ich weiß wirklich nicht, warum man sie so sehr gelobt hat ... « sagt Judas, während er verächtlich mit dem Fuß auf ein Büschel blühender Maiglöckchen tritt.

»Nein! Was tust du denn? Sie sind doch so lieblich!« sagt Andreas zur Verteidigung der armen Blumen und bückt sich, um die geknickten Stiele zu sammeln.

»Sie scheinen mir nur für Heu gut zu sein. Da ist die Agave doch viel schöner, so majestätisch und mächtig. Sie ist Gottes würdig und blüht für ihn.«

»Ich sehe Gott mehr in diesen kleinen Kelchlein ... Schau doch, welch eine Anmut! ... Gezähnt, so schön gebogen ... Sie scheinen aus Alabaster zu sein, aus reinem Wachs, und von ganz kleinen Händchen gebildet ... Derweilen ist es der Unermeßliche, der sie gemacht hat! Oh! Macht Gottes! ... «

Andreas ist wie verzückt beim Anblick der Blumen in Betrachtung der schöpferischen Allmacht Gottes.

»Du scheinst mir ein nervenkrankes Frauchen zu sein! ... « spottet Judas Iskariot boshaft lachend.

»Nein. Tatsächlich finde auch ich, und ich bin Goldschmied und verstehe mich darauf, daß diese Blümchen ein vollkommenes Werk sind. Sie sind viel schwerer aus Metall nachzubilden als eine Agave. Denn du mußt wissen, Freund, daß sich die Fähigkeit des Künstlers im unendlich Kleinen offenbart. Gib mir ein Blümchen, Andreas ... und du mit deinen großen Kuhaugen, der du nur großartige Dinge bewunderst, komm her und schau. Welcher Künstler hätte diese so leichten und vollkommenen Becher bilden, sie im Innern mit einem kleinen Topas verzieren und mit diesem Stiel aus zartem, gebogenen Filigran verbinden können? Das ist doch wahrhaft etwas Wunderbares!«

»Oh! Welch große Dichter sind da unter uns erstanden! Auch du, Thomas, so ... «

»Nicht dumm, weißt du? Nicht weibisch, weißt du? Sondern Künstler, ein einfühlsamer Künstler, und ich bin stolz darauf. Meister, gefallen dir diese Blumen?« Thomas wendet sich an den Meister, der alles gehört hat, ohne ein Wort zu sagen.

»Alles in der Schöpfung gefällt mir, aber diese Blumen gehören zu meinen Lieblingsblumen ... «

»Warum?« fragen einige, und gleichzeitig fragt Judas: »Gefallen dir auch die Vipern?« und er lacht dabei.

»Auch sie, denn sie dienen dazu ... «

»Wozu?« fragen viele.

»Zum Beißen. Ha, ha, ha!« lacht Judas in beleidigender Weise.

»Dann müssen sie dir ganz besonders gefallen«, gibt Thaddäus zurück und schneidet damit sein Gelächter auf ziemlich scharfe Art ab. Jetzt sind es die anderen, die über diese schlagfertige Antwort lachen.

Jesus lacht nicht. Er ist vielmehr bleich und traurig. Er schaut auf die Zwölf und besonders auf die beiden Antagonisten, die einander anblicken, der eine mit Zorn, der andere mit Ernst, und antwortet allen, insbesondere Iskariot: »Wenn Gott sie erschaffen hat, so folgt daraus, daß sie zu etwas nützlich sind. Nichts ist sinnlos oder ausschließlich schädlich in der Schöpfung. Nur der Böse ist vollständig und gänzlich schädlich, und wehe denen, die sich von ihm beißen lassen. Die Folgen seines Bisses sind die Unfähigkeit, das Gute vom Bösen zu unterscheiden; das Abweichen der Vernunft und des verdorbenen Gewissens vom guten Weg; die geistige Blindheit, o Judas des Simon, weshalb man dann die Macht Gottes auch in den kleinsten Dingen nicht mehr sieht.

In dieser Blume steht sie geschrieben: in ihrer Schönheit, in ihrem Duft und in ihrer Form, die so verschieden von der anderer Blumen ist; auch leuchtet sie auf in diesem Tautröpfchen, das zittert und glitzert an der wächsernen Wimper des winzigen Blumenblattes und eine Träne der Dankbarkeit für den Schöpfer zu sein scheint, der alles erschaffen hat und alles gut, nützlich und verschieden gemacht hat. Und es steht geschrieben, daß den Ureltern alles schön erschien, bis sie in die Stromschnellen der Sünde gerieten ... Alles sprach ihnen von Gott, bis über die Dinge oder besser über ihre Augen der Schlamm tropfte, der ihnen die Fähigkeit nahm, Gott zu schauen ... Auch zum jetzigen Zeitpunkt enthüllt sich Gott umso mehr, als der Geist in einem Geschöpf herrscht ... «

»Salomon besang die Wunderwerke Gottes, ebenso David, und sie besaßen sicherlich keinen königlichen Geist. Meister, diesmal habe ich dich bei einem Fehler erlappt.«

»Unverschämter, der du bist! Wie wagst du es, so etwas zu sagen!« fährt Bartholomäus auf.

»Laß ihn nur reden ... Ich achte nicht darauf. Es sind Worte, die der Wind zerstreut und an denen die Pflanzen und die Bäume keinen Anstoß nehmen. Wir, die einzigen, die sie hören, wissen, welchen Wert wir ihnen beimessen können, nicht wahr? Denken wir nicht mehr daran. Die Jugend ist oft unbedacht, Bartholomäus. Habe Mitleid mit ihr ... Aber jemand hat mich gefragt, weshalb die Lilie des Tales eine meiner Lieblingsblumen ist ... Seht, was ich darauf antworte: „Wegen ihrer Demut.“ Alles an ihr spricht von der Demut ... die Orte, die sie liebt ... ihre Haltung ... Sie läßt mich an meine Mutter denken ... diese Blume ... so klein! Aber achtet darauf, wie ein einziges Blümchen duften kann! Die Luft ringsum ist von seinem Duft erfüllt ... Auch meine Mutter, demütig, bescheiden und unbekannt, wünscht nur, unbekannt zu bleiben ... und doch war ihr Duft der Heiligkeit so stark, daß er mich vom Himmel herabzog ... «

»So siehst du also in dieser Blume ein Symbol deiner Mutter?«

»Ja, Thomas.«

»Glaubst du, daß unsere Vorfahren bei ihrem Lob der Lilie des Tales schon unbewußt an sie dachten?« fragt Jakobus des Alphäus. »Damals hat man sie mit anderen Pflanzen und Blumen verglichen: mit der Rose, mit dem Ölbaum oder mit den lieblichsten Tieren, der Turteltaube, der weißen Taube ... «

»Ein jeder verglich sie mit dem, was ihm in der Schöpfung am schönsten erschien, und unter allen Geschöpfen ist sie wirklich die ganz Schöne. Aber ich würde sie die Lilie des Tales oder den friedvollen Ölbaum nennen, wenn ich ihr Lob singen sollte.« Das Antlitz Jesu erhellt sich und strahlt beim Gedanken an seine Mutter, und er entfernt sich, um allein zu sein ...

Die Wanderung wird trotz der heißen Tageszeit fortgesetzt, denn der Talgrund ist voll von Bäumen und Büschen, die vor der Sonne schützen.

Petrus beschleunigt nach einer Weile seinen Schritt und holt den Meister ein. Er ruft ihn leise: »Mein Meister!«

»Mein Petrus!«
»Störe ich dich, wenn ich mich dir anschließe?«
»Nein, Freund. Was möchtest du mir so dringend sagen, daß du dich so beeilt hast, deinen Meister einzuholen?«
»Eine Frage ... Ich bin ein neugieriger Mensch ... «
»Nun?« Jesus lächelt und schaut seinen Apostel an.
»Ich möchte gerne so vieles wissen ... «
»Das ist ein Fehler, mein lieber Petrus.«
»Ich weiß es ... Aber ich glaube nicht, daß es diesmal ein Fehler ist. Wenn ich etwas über häßliche Dinge, über Spitzbübereien wissen wollte, um die Übeltäter zu kritisieren, oh, dann wäre es ein Fehler. Aber du siehst, daß ich dich nicht gefragt habe, ob Judas etwas mit deinem Aufruf in Bet-Ter zu tun hatte und warum ... «
»Doch du hattest ein großes Verlangen danach ... «
»Ja, das ist wahr. Aber dann ist ja das Verdienst umso größer, nicht wahr?«
»Das Verdienst ist größer. Es ist auch ein großes Verdienst, sich zu beherrschen. Das bezeugt eine gute, ernste Entwicklung im geistlichen Leben, ein wirklich aktives Aufnehmen der Lehren des Meisters.«
»Ja? Bist du glücklich darüber?«
»O Petrus, das fragst du mich? Ich bin sehr glücklich darüber.«
»Ja? Wirklich? O mein Meister! Dann ist es vielleicht dein armer Petrus, der dich so glücklich macht?«
»Ja. Aber wußtest du das nicht schon?«
»Ich wagte nicht, daran zu glauben. Aber da ich dich gestern so glücklich sah, habe ich dich fragen lassen, denn ich dachte mir, es hätte auch Judas sein können, der sich gebessert hat ... obwohl ich keine Beweise dafür hatte ... Aber ich kann mich ja täuschen. Johannes hat mir gesagt, du habest ihm verraten, daß du so glücklich bist, weil es jemanden gibt, der sich heiligt ... Dann hast du mir vor kurzem noch gesagt, daß du mit mir zufrieden bist, weil ich mich gebessert habe. Nun weiß ich es. Derjenige, der dich beglückt und

froh macht, bin ich, der arme Simon ... Jetzt aber möchte ich, daß sich Judas durch meine Opfer bessert. Ich bin nicht neidisch. Ich möchte, daß alle vollkommen seien, um dich vollkommen glücklich zu machen. Wird mir das gelingen?«

»Hab Vertrauen, Simon. Hab Vertrauen und harre aus.«

»Ich werde es tun! Gewiß, ich werde es tun. Für dich ... und auch für ihn, denn es ist sicher kein Vergnügen, immer so zu sein. Im Grunde genommen ... könnte er fast mein Sohn sein ... Hm! Ich ziehe es jedoch vor, der Vater des Margziam zu sein! ... Ich werde ihm auch Vater sein, indem ich mich bemühe, ihm eine Seele zu schenken, die deiner würdig ist.«

»Und deiner, Simon«, und Jesus beugt sich nieder und küßt ihn aufs Haupthaar.

Petrus ist ganz selig ... Nach einer Weile fragt er: »Sagst du mir sonst nichts? Gibt es sonst nichts Gutes? Keine Blume unter den Dornen, die man überall findet?«

»Ja. Ein Freund des Josef, der zum Licht kommt.«

»Wirklich? Einer vom Hohen Rat?«

»Ja, aber man darf es nicht sagen. Beten muß man und dafür Opfer bringen. Fragst du mich nicht, wer es ist? Bist du nicht neugierig?«

»Sehr! Aber ich frage dich nicht. Ein Opfer für diesen Unbekannten.«

»Gesegnet bist du, Simon! Heute machst du mich wirklich glücklich. Fahre so fort, und ich werde dich immer mehr lieben. Jetzt bleiben wir stehen und warten auf die anderen ... «

459 Am Pfingstfest in Jerusalem

Die Stadt ist voller Menschen. Im Tempel drängt sich die Menge. Jesus betritt ihn, kaum daß er in Jerusalem angelangt ist. Er kommt durch das Tor in der Nähe des Betesda-Teiches und erreicht den Tempel, noch bevor das Volk bemerkt, daß er in der Stadt weilt, und sich die Nachricht von dem Haus aus verbreiten kann, in dem sie

ihre Reisetaschen ablegen und sich von Staub und Schweiß reinigen, um sauber den Tempel betreten zu können.

Der übliche unziemliche Spektakel der Verkäufer und Geldwechsler ... Das übliche Kaleidoskop von Farben und Gesichtern.

Jesus, der sich mit den Aposteln, die das Notwendige an Opfergaben gekauft haben, direkt zum Ort des Gebetes begibt, verweilt dort lange.

Natürlich wird er von vielen bemerkt, von Guten und Bösen, und wie der Wind brausend durch das Geäst fährt, so durchläuft ein Flüstern den äußeren Vorhof, wo das Volk zum Gebet versammelt ist.

Als Jesus sich nach Verrichtung seines Gebets umwendet, um dorthin zurückzukehren, von wo er gekommen ist, folgt ihm ein Schwarm Menschen, der in den anderen Höfen und Säulenhallen immer noch größer wird, bis es eine gewaltige Menge ist, die sich um ihn drängt und sein Wort vernehmen will.

»Zu einer anderen Zeit, meine Kinder, an einem anderen Ort!« sagt Jesus. Er erhebt die Hand zum Segen und versucht, sich zu entfernen.

Wenn auch Schriftgelehrte, Pharisäer, Lehrer und deren Schüler, die unter dem Volke verstreut sind, sich gegenseitig angrinsen und höhnisch sagen: »Die Vorsicht rät ...«, »Etwas Angst ...«, »Er hat das Alter der Vernunft erreicht«, oder »Nicht so dumm, wie wir dachten ...«, so drängen sich doch die meisten, jene, die ihn lieben gelernt haben oder die aufrichtig wünschen, ihn kennenzulernen, neidlos und beharren darauf, ihn zu hören: »Du willst uns doch nicht die Festlichkeit dieses Tages nehmen? Guter Meister, das kannst du uns nicht antun! Viele von uns haben Opfer gebracht um hierzubleiben und dich zu hören ...« Einige bringen auch die Spötter zum Schweigen oder antworten ihnen gezielt, wie es sich gehört.

Es ist klar, daß die Mehrheit bereit wäre, die boshafte Minderheit zu überwältigen. Die Falschen und Hinterlistigen begreifen, welche Stimmung herrscht; daher beginnen sie nicht nur zu schweigen, son-

dern versuchen auch davonzukommen. Obwohl sie noch innerhalb der Tempelmauern sind, scheuen sich viele nicht, denen, die sich davonmachen, ein spöttisches oder beleidigendes Wort nachzurufen, während andere, die älteren und bedächtigeren, Jesus fragen: »Du, der du es weißt, sage uns, was wird mit diesem Ort, mit dieser Stadt, mit ganz Israel geschehen, da sie nicht auf das Wort des Herrn hören wollen?«

Jesus schaut mitleidsvoll auf die graumelierten und weißhaarigen Köpfe und spricht: »Jeremia hat euch gesagt, was mit denen geschehen wird, die auf den Blitz des göttlichen Zornes mit einer Vermehrung ihrer Sünden antworten; mit solchen, die die göttliche Barmherzigkeit für einen Beweis der Schwäche Gottes halten. Aber Gott läßt seiner nicht spotten, o Söhne. Nach dem Ausspruch des Ewigen durch den Mund des Jeremia seid ihr wie Ton in den Händen des Töpfers; wie Ton sind jene, die sich für mächtig halten, die Bewohner dieser Stadt und des Königspalastes. Es gibt keine menschliche Macht, die Gott widerstehen könnte. Wenn der Ton sich dem Töpfer widersetzt und eigenartige, schreckliche Formen annehmen möchte, dann macht der Töpfer aus dem bereits Entstandenen wiederum einen Klumpen und modelliert sein Gefäß von neuem, bis der Ton überzeugt ist, daß der Töpfer der Stärkere ist und sich nicht dem Willen des Tons fügt. Es kann auch geschehen, daß das Geschirr in Scherben geht, weil der Ton sich weigert, sich formen zu lassen; weil er das Wasser abstößt, mit dem der Töpfer ihn befeuchtet, um ihn ohne Risse formen zu können. Dann wirft der Töpfer den widerspenstigen Ton, die unnützen Scherben, die sich nicht bearbeiten lassen, in den Mülleimer, holt sich neuen Ton und formt diesen so, wie er es für richtig hält.

Sagt der Prophet dies nicht an jener Stelle, wo er vom Symbol des Töpfers und des Tongefäßes spricht? Er sagt es, und fährt fort, indem er die Worte des Herrn wiederholt: „Wie der Ton in der Hand des Töpfers, so bist du, o Israel, in der Hand Gottes“, und der Herr fügt hinzu, mit dem Hinweis auf die Aufrührer, daß nur Buße und

Reue den göttlichen Beschluß zur Bestrafung des rebellischen Volkes ändern können.

Israel hat nicht bereut, und daher haben sich die Drohungen Gottes um das Zehnfache vermehrt. Aber Israel bekehrt sich nicht einmal jetzt, da nicht ein Prophet, sondern ein viel Größerer zu ihm spricht. Und Gott, der höchste Barmherzigkeit gegen Israel geübt und mich entsandt hat, sagt euch nun: „Da ihr nicht auf meine eigene Stimme hört, werde ich das Gute, das ich euch getan habe, bereuen, und euren Untergang vorbereiten.“ Ich aber, der ich die Barmherzigkeit bin, rufe Israel zu, obwohl ich weiß, daß mein Wort in den Wind geschlagen wird: „Ein jeder kehre um von seinen bösen Wegen. Ändert eure Lebensführung und richtet eure Bestrebungen auf das Gute, damit wenigstens, wenn die Strafe Gottes auch über das unschuldige Volk kommen wird, die Besten beim allgemeinen Verlust der Güter, der Freiheit und der Einheit, ihre Seele von Schuld freihalten, vereint mit Gott bleiben und nicht auch noch die ewigen Güter verlieren, wie sie die irdischen Güter verloren haben.“

Die Schauungen der Propheten sind nicht sinnlos: sie sollen die Menschen aufmerksam machen auf das, was kommen kann. Das Gleichnis des gebrannten Tongefäßes, das im Angesicht des Volkes zerbrochen wird, deutet an, was Städte und Reiche zu erwarten haben, die sich dem Herrn nicht fügen und ... «

Die Ältesten, die Lehrer, die Pharisäer und Schriftgelehrten, die sich entfernt hatten, müssen wohl die Tempelwache und die Vorsteher des Ordnungsdienstes gerufen haben, denn einer von ihnen, gefolgt von einer Schar dieser eigenartig gekleideten Soldaten, die von Kriegern nichts an sich haben als die Gesichter, welche ein Gemisch aus Dummheit, Bosheit und Hartherzigkeit, um nicht zu sagen Verbrechen, sind, kommt auf Jesus zu, der sich an eine Säule des Vorhofes der Heiden gelehnt hat und spricht. Da er aber nicht durch den fest geschlossenen Ring der den Meister umgebenden Menge vordringen kann, ruft er von weitem: »Geh fort. Sonst lasse ich dich von meinen Soldaten aus dem Tempelbezirk werfen ... «

»Buh! Buh! Die grünen Schmeißfliegen! Die Lämmer-Helden! Seid ihr nicht fähig, die ins Gefängnis zu werfen, die aus Jerusalem eine Räuberhöhle und aus dem Tempel einen Marktplatz machen? Weg, weg, du Feigling ... Buh! Buh!« Das Volk empört sich gegen diese Karikaturen von Soldaten und zeigt deutlich, daß es keine Mißhandlung des Meisters zulassen wird.

»Ich führe die erhaltenen Befehle aus ...« entschuldigt sich der Hauptmann dieser ... Ordnungshüter.

»Du gehorchst dem Teufel und merkst es nicht. Weg! Geh und bitte um Barmherzigkeit, weil du es gewagt hast, den Meister zu beleidigen und zu bedrohen. Den Meister werdet ihr nicht anrühren! Habt ihr verstanden? Ihr seid unsere Unterdrücker, er ein Freund der Armen. Ihr seid unsere Verderber, er ist unser heiliger Meister. Er ist unser Heil. Er ist gut. Ihr seid schlecht. Fort mit euch, oder wir werden dasselbe tun, was Mattatias in Modein getan hat. Wir werden euch den Abhang von Morija hinabstürzen wie Götzenaltäre und den entheiligten Ort reinigen, indem wir ihn mit eurem Blute waschen; und die Füße des einzigen Heiligen in Israel werden über dieses Blut schreiten, um zum Allerheiligsten zu gelangen und dort zu herrschen, er, der dessen würdig ist. Fort von hier, ihr und eure Herren! Fort, ihr Schergen, die ihr Diener von Schergen seid ...«

Ein fürchterlicher Tumult entsteht ... Von der Burg Antonia eilen römische Wachsoldaten mit einem alten, strengen, kurz angebundenen Offizier herbei.

»Macht Platz, ihr Stinker! Was ist hier los? Zerreißt ihr euch gegenseitig wegen eines eurer räudigen Lämmer?«

»Sie lehnen sich gegen die Soldaten auf ...« versucht der Vorsteher des Ordnungsdienstes zu erklären.

»Beim unbesiegbaren Mars! Das sollen Soldaten sein? Führe Krieg gegen die Mistkäfer, du Kantinenkrieger. Sprecht ihr ...« befiehlt er dem Volk.

»Sie wollten dem Rabbi von Galiläa gebieten, zu schweigen. Vertreiben wollten sie ihn, vielleicht sogar gefangennehmen ...«

»Den Galiläer? Non licet. In der Sprache Roms sage ich euch die Worte des Enthaupteten. Ha, ha! Zurück in die Hundehütte mit deinen Kläffern, und sag dort, daß auch die Bluthunde Ruhe geben sollen. Die Wölfin könnte auch sie zerreißen ... Verstanden? Nur Rom hat das Recht, zu richten. Du, Galiläer, erzähle ruhig deine Märchen ... Ha, ha!« Dann macht er kehrt mit seinem Harnisch, der in der Sonne aufblitzt, und geht.

»Genau wie bei Jeremia ... «

»Wie bei allen Propheten, mußt du sagen ... «

»Aber Gott wird dennoch triumphieren.«

»Meister, sprich weiter. Die Vipern sind geflohen.«

»Nein, laßt ihn nun gehen, damit sie nicht mit einer größeren Truppe zurückkehren und ihn in Ketten legen, die neuen Paschhur ... «

»Keine Gefahr ... Solange der Löwe brüllt, wagen sich die Hyänen nicht heraus ... «

Das Volk redet und kommentiert. Es herrscht ein schönes Durcheinander.

»Ihr irrt euch«, sagt schmeichlerisch ein scheinheiliger Pharisäer, gefolgt von anderen seinesgleichen und von einigen Schriftgelehrten. »Ihr irrt euch. Ihr dürft nicht glauben, daß eine ganze Kaste so ist wie einige, die ihr angehören. Ja, ja, Gutes und Schlechtes gibt es an jeder Pflanze.«

»Ja. Die Feigen sind gewöhnlich süß; aber wenn sie noch unreif sind oder überreif werden, dann sind sie sauer oder bitter, und ihr seid sauer und bitter, wie die aus dem verdorbenen Korb des Propheten Jeremia«, sagt einer aus der Menge, den ich nicht kenne, der aber vielen bekannt und auch mächtig sein muß, denn ich bemerke ein vielsagendes Zuzwinkern unter den Leuten, und außerdem nimmt der Pharisäer den Schlag ohne Widerrede hin.

Ja, er wendet sich mit einem noch süßlicheren Ton an den Meister und sagt: »Das ist ja ein herrliches Thema für deine Weisheit, Rabbi. Sprich bitte über dieses Thema. Deine Erklärungen sind so ... neu ... so gelehrt ... wir nehmen sie mit Heißhunger auf.«

Jesus schaut diesen pharisäischen Kämpfen scharf an und antwortet ihm dann: »Du hast noch einen anderen, nicht eingestandenen Hunger, Hilkija, ebenso wie deine Freunde. Aber auch diese Speise wird euch gegeben werden ... Bitterer als die Feigen wird sie sein, und euer Inneres wird sie zerreißen, wie saure Feigen die Eingeweide verderben.«

»Nein, Meister. Ich schwöre es dir im Namen des lebendigen Gottes. Ich und meine Freunde haben kein anderes Verlangen, als dich reden zu hören. Gott sieht uns, wenn ... «

»Halt ein! Der aufrichtige Mensch bedarf nicht der Schwüre. Seine Handlungen sind Schwüre und Zeugnis. Ich jedoch werde nicht von den guten und den verdorbenen Feigen sprechen ... «

»Warum, Meister? Fürchtest du, daß die Wirklichkeit deinen Erklärungen widersprechen könnte?«

»Nein, im Gegenteil ... «

»Dann siehst du also für uns Schmerzen, Widerwärtigkeiten, Schwert, Pest und Hunger voraus?«

»Dies und noch mehr.«

»Noch mehr? Was denn? Gott liebt uns also nicht mehr?«

»Er liebt euch so sehr, daß er sein Versprechen erfüllt hat.«

»Du? Bist du die Verheißung?«

»Ich bin es.«

»Und wann wirst du dein Reich gründen?«

»Die Fundamente sind schon gelegt.«

»Wo? Wo?«

»In den Herzen der Guten.«

»Aber das ist doch kein Reich, das ist eine Lehre!«

»Da mein Reich geistig ist, hat es als Untergebene die Seelen, und diese bedürfen keiner Königspaläste, Häuser, Soldaten und Mauern. Sie brauchen nur das Wort Gottes zu vernehmen und es in die Tat umzusetzen, was die Guten bereits tun.«

»Aber kannst du dieses heilige Wort aussprechen? Wer gibt dir das Recht dazu?«

»Der Besitz.«

»Welcher Besitz?«

»Der Besitz des Wortes. Ich gebe das, was ich bin. Einer, der das Leben hat, kann das Leben geben. Ich habe durch meine ewige Natur das Wort, das den göttlichen Gedanken vermittelt, und dieses Wort gebe ich, denn zu dieser Gabe spornt mich die göttliche Liebe an, um den Gedanken des Allerhöchsten, der mir Vater ist, bekannt zu machen.«

»Bedenke, was du sagst! Das sind kühne Reden! Sie könnten dir schaden!«

»Zu lügen würde mir mehr schaden; denn es würde bedeuten, mich meiner Natur zu entäußern und den zu verleugnen, aus dem ich hervorgehe.«

»Du bist also Gott, das Wort Gottes?«

»Das bin ich.«

»Und du sagst es so offen? In Gegenwart so vieler Zeugen, die dich verklagen könnten?«

»Die Wahrheit lügt nicht. Die Wahrheit berechnet nicht. Die Wahrheit ist heroisch.«

»Und das soll die Wahrheit sein?«

»Der zu euch spricht, ist die Wahrheit, denn das Wort Gottes vermittelt den Gedanken Gottes, und Gott ist die Wahrheit.«

Das Volk ist ganz Ohr. Mit aufmerksamem Schweigen verfolgt es den Wortwechsel, der jedoch ohne Streit stattfindet. Andere sind von überall herbeigeströmt, und der Hof ist mit Menschen überfüllt. Hundert Blicke sind auf einen einzigen Punkt gerichtet, und an den Ausgängen, die zu anderen Höfen führen, zeigen sich immer neue Gesichter. Man reckt den Hals, um zu sehen und zu hören ...

Der Synedrist Hilkiya und seine Freunde schauen einander an ... Ein wahres Kreuzfeuer von Blicken. Aber sie nehmen sich zusammen. Ein alter Gelehrter fragt sogar ganz höflich: »Was müßte man also tun, um den Strafen zu entgehen, die du voraussiehst?«

»Mir folgen. Vor allem, mir glauben, und ganz besonders, mich lieben.«

»Bist du ein Glücksbringer?«

»Nein. Ich bin der Erlöser.«

»Du hast aber kein Heer . . . «

»Ich habe mich selbst. Erinnere dich, erinnert euch alle – zu eurem Wohl und aus Liebe zu euren Seelen – der Worte, die der Herr an Mose und Aaron richtete, als sie noch in Ägypten waren: „Ein jeder aus dem Volke Gottes nehme ein fehlerloses, männliches, einjähriges Lamm. Ein Lamm für jede Hausgemeinschaft. Sind aber in einem Haus zu wenige für ein Lamm, so nehme er es zusammen mit seinem Nachbarn. Am vierzehnten Tag des Abib, der jetzt Nisan genannt wird, sollt ihr es opfern. Von dem Blut sollt ihr nehmen und die beiden Türpfosten und die Oberschwelle der Häuser damit bestreichen. Noch in derselben Nacht sollt ihr das über dem Feuer gebratene Fleisch essen, mit ungesäuertem Brot und bitteren Kräutern; so sollt ihr es essen, eure Hüften gegürtet, eure Schuhe an den Füßen und euren Stab in der Hand. Was aber davon doch übrigbleibt, sollt ihr verbrennen. Ihr sollt es essen in Hast; es ist ein Pascha (Vorübergehen) für den Herrn. In jener Nacht werde ich durch Ägypten ziehen und in den Häusern, die nicht mit dem Blut des Lammes gezeichnet sind, alle Erstgeburt schlagen, vom Menschen bis zum Vieh.“

Beim gegenwärtigen, neuen Vorübergehen Gottes, dem eigentlichen Vorübergehen, da Gott wirklich unter euch sichtbar und kenntlich in seinen Zeichen wandelt, wird denen Heil zuteil werden, die mit dem Blut des Lammes, dem Zeichen des Heiles, gezeichnet sind. Denn ihr werdet zwar alle damit gezeichnet sein, aber nur jene, die das Lamm und sein Zeichen lieben, werden von diesem Blut Heil erfahren. Für die andern wird es zum Zeichen des Kain werden, und ihr wißt, daß Kain nicht mehr würdig war, das Antlitz Gottes zu schauen, und nie mehr Ruhe fand. Gequält von Gewissensbissen, von der Strafe und von Satan, seinem grausamen Herrn, irrte er zeit lebens als Flüchtiger auf Erden umher. Eine bedeutende Gestalt in der Geschichte des Volkes, das den neuen Abel erschlagen wird . . . «

»Auch Ezechiel spricht vom Tau ... Glaubst du, daß dein Erkennungszeichen das Tau des Ezechiel sein wird?«

»So ist es.«

»Du klagst uns also an, daß in Jerusalem menschenunwürdige Dinge getrieben werden?«

»Ich wünschte, es wäre nicht so. Aber es ist so.«

»Unter den mit dem Tau Gezeichneten sind keine Sünder? Kannst du das beschwören?«

»Ich beschwöre nichts. Aber ich sage: Wenn unter den Gezeichneten Sünder sind, dann wird deren Strafe noch schrecklicher sein, denn Ehebrecher des Geistes, Abtrünnige, Gottesmörder, die vorerst Jünger Christi waren, werden in der tiefsten Hölle sein.«

»Aber diejenigen, die nicht glauben können, daß du Gott bist, werden keine Schuld haben, sondern gerechtfertigt sein? ... «

»Nein. Wenn ihr mich nicht gekannt hättet, wenn ihr meine Werke nicht gesehen hättet, wenn ihr meine Worte nicht hättet prüfen können, dann hättet ihr keine Schuld. Aber ihr kennt die Schriften und seht meine Werke. Ihr könnt sie einander gegenüberstellen, und wenn ihr das redlich tut, werdet ihr mich in den Worten der Schrift erkennen, und die Worte der Schrift werdet ihr in meinen Werken wiederfinden. Daher werdet ihr nicht gerechtfertigt sein, wenn ihr mich nicht anerkennt und mich haßt. Allzu viele Greuel, zu viel Götzendienst und Wollust herrschen dort, wo Gott allein sein sollte. Aber so ist es überall, wo ihr seid. Die Rettung besteht darin, die Übel abzuweisen und die Wahrheit, die zu euch spricht, anzunehmen. Wo ihr daher mordet oder versucht zu morden, dort werdet ihr selbst getötet werden. An den Grenzen Israels werdet ihr gerichtet werden, dort, wo alle menschliche Macht zerfällt, wo nur der Ewige Richter seiner Geschöpfe sein wird.«

»Warum sprichst du so, Herr? Streng bist du.«

»Ich bin die Wahrheit. Ich bin das Licht. Das Licht ist gesandt worden, um die Finsternis zu erhellen. Aber das Licht muß frei leuchten. Vergeblich hätte der Allerhöchste sein Licht gesandt, wenn er es

dann unter den Scheffel gestellt hätte. Nicht einmal die Menschen tun das, wenn sie ein Licht anzünden; denn dann hätten sie es umsonst angezündet. Wenn sie es anzünden, so geschieht das, damit es leuchtet und jeder sehen kann, der das Haus betritt. Ich komme in das verdunkelte irdische Haus meines Vaters und bringe das Licht, damit alle, die in ihm sind, sehen können. Das Licht strahlt, und ihr sollt es preisen, wenn es mit seinem reinsten Strahl Schlangen, Skorpione, Spinnweben und Mauerrisse aufdeckt. Das Licht tut es aus Liebe, um euch Gelegenheit zu geben, euch selbst zu erkennen, euch zu reinigen und die schädlichen Tiere zu vertreiben: die Leidenschaften und Sünden, damit ihr auf den rechten Weg zurückkehrt, bevor es zu spät ist, und seht, wohin ihr euren Fuß setzt: in die Fallstricke Satans, bevor ihr in den Abgrund stürzt. Aber um klar zu sehen, braucht es außer dem klaren Licht ein klares Auge. In ein krankes Auge, das mit Eiter bedeckt ist, kann das Licht nicht eindringen. Reinigt daher eure Augen, reinigt euren Geist, damit das Licht in euch eindringen kann. Warum in der Finsternis umkommen, wenn der Allgütige euch Licht und Heilmittel schickt, um euch zu heilen? Es ist noch nicht zu spät. Kommt zu eurem Erlöser, der euch die Arme entgegenstreckt, euch das Herz öffnet und euch anfleht, ihn aufzunehmen zu eurem ewigen Heil.«

Jesus fleht sie innig an, voller Liebe, frei von allem, was nicht Liebe ist ... Auch die Hartnäckigsten und Haßerfülltesten unter ihnen fühlen es. Ihre Waffen sind besiegt und ihre Gifte kraftlos geworden.

Sie schauen einander an, und endlich spricht Hilkija im Namen aller: »Du hast gut gesprochen, Meister. Ich bitte dich, die Einladung zu dem Gastmahl anzunehmen, das ich dir zu Ehren geben werde.«

»Ich bitte um keine andere Ehre als jene, eure Seelen zu erobern. Laß mir meine Armut ... «

»Du willst mich doch nicht beleidigen mit deiner Ablehnung?!«

»Keine Beleidigung. Ich bitte dich nur, mich bei meinen Freunden zu lassen.«

»Aber auch sie sollen kommen, das ist doch selbstverständlich.

Auch sie sollen mit dir kommen. Es wird eine große Ehre für mein Haus sein! ... Eine große Ehre! ... Du gehst ja auch zu anderen bedeutenden Persönlichkeiten. Warum nicht zu Hilikija?»

»Nun gut, ich werde kommen. Aber glaube mir, ich werde dir in der Verborgenheit des Hauses nichts anderes sagen können als das, was ich schon vor dem Volk gesagt habe.«

»Ich auch nicht und auch meine Freunde nicht! Oder zweifelst du daran?«

Jesus schaut ihn ganz fest an und sagt dann: »Ich zweifle nur an dem, was mir unbekannt ist. Aber die Gedanken der Menschen sind mir nicht unbekannt. Gehen wir zu deinem Haus ... Der Friede sei mit denen, die mich angehört haben.«

An der Seite des Hilikija verläßt er den Tempel, gefolgt von seinen Aposteln, unter die sich, durchaus nicht zu ihrer Freude, die Freunde des Hilikija mischen.

460 Jesus als Gast des Synedristen und Pharisäers

Jesus betritt das Haus seines Gastgebers, das nicht weit vom Tempel entfernt am Fuß des Tofet liegt. Es ist ein herrschaftliches Haus, etwas finster, das streng, übertrieben streng gehalten wird. Ich glaube, daß sogar Zahl und Lage der Nägel so ausgewählt worden sind, wie es in einer der sechshundertdreizehn Vorschriften für gut angezeigt wird. Keine Muster in den Stoffen, keine Verzierung an den Wänden, keine Nippsachen ... nicht einmal die ganz kleinen, die selbst in den Häusern des Josef und des Nikodemus oder in denen der Pharisäer von Kafarnaum zur Ausschmückung der Räume aufgestellt sind. Das Haus gibt in allem den Geist des Hausherrn wieder. Es ist kalt, ohne jeglichen Schmuck, hart, mit seinen dunklen Möbeln, die schwer und rechteckig sind wie Totensärge. Kein Haus, in dem man sich freundlich aufgenommen fühlt.

Hilikija rühmt sich dessen auch noch und macht Jesus darauf aufmerksam. »Siehst du, Meister, von welcher strenger Observanz ich

bin? Alles spricht dafür. Schau: Vorhänge ohne Muster, Möbel ohne Schmuck, keine Gefäße mit Skulpturen, keine Lampen, die Blumen darstellen. Alles ist da; aber alles entspricht der Vorschrift: „Du sollst dir kein geschnitztes Bild, noch andere Darstellungen machen von etwas, das sich oben am Himmel, unten auf der Erde oder in den Gewässern befindet.“ Wie im Haus, so verhalte ich mich auch in Bezug auf meine Gewänder und die meiner Familienangehörigen. Ich billige z. B. nicht die Zierate auf dem Gewand und dem Mantel deines Schülers (Iskariot). Du wirst sagen: „Viele tragen solche Gewänder.“ Du wirst sagen: „Es ist nur eine Randverzierung.“ Gut. Aber mit diesen Ecken und Bogen erinnert sie zu sehr an die Zeichen Ägyptens. Ein Greuel! Dämonische Ziffern! Zeichen der Schwarzkunst! Siegel des Beelzebul! Es macht dir keine Ehre, o Judas des Simon, solche Gewänder zu tragen; und auch dir nicht, Meister, es ihm zu gestatten.«

Judas antwortet mit einem sarkastischen Lachen. Jesus erwidert demütig: »Mehr als über die Zeichen an den Gewändern wache ich darüber, daß die Herzen keine Schreckenszeichen tragen. Aber ich werde darum bitten, vielmehr will ich meinen Jünger schon jetzt bitten, weniger verzierte Gewänder zu tragen, um bei niemandem Anstoß zu erregen.«

Judas gibt nun eine gute Antwort: »Mein Meister hat mir schon mehrmals gesagt, daß er größere Einfachheit bei meinen Gewändern vorziehen würde. Aber ich habe getan, was ich wollte, denn mir gefällt diese Kleidung.«

»Schlimm, sehr schlimm, daß ein Galiläer einen Juden zurechtweisen muß, und noch dazu dich, der du vom Tempel gewesen bist ... oh!«

Hilkija äußert seinen ganzen Abscheu darüber, und seine Freunde tun desgleichen.

Judas ist es schon leid, gut zu sein, und erwidert schlagfertig: »Oh, dann wäre auch bei euch vom Hohen Rat mit vielem Pomp aufzuräumen! Wenn ihr alle Verzierungen entfernen würdet, mit denen die

Gesichter eurer Seelen überdeckt sind, dann würden diese recht häßlich ausschauen.«

»Wie sprichst du denn?!«

»Wie einer, der euch kennt.«

»Meister, hörst du ihn?«

»Ich höre ihn und sage, daß Demut am Platz wäre, auf der einen wie auf der anderen Seite, und gegenseitige Duldsamkeit. Gott allein ist vollkommen.«

»Das hast du gut gesagt, o Rabbi!« sagt einer der Freunde . . . Eine einzelne, einsame Stimme in der Gruppe der Pharisäer und Gelehrten.

»Schlecht gesagt!« entgegnet Hilkija. »Das Deuteronomium ist klar in seinen Verwünschungen. Es steht geschrieben: „Verflucht ist, wer ein Schnitzbild oder Gußbild – ein Greuel für den Herrn – ein Machwerk von Künstlerhand, gefertigt und . . .“«

»Aber dies sind Kleider und keine Skulpturen«, antwortet Judas.

»Schweig du. Laß deinen Meister reden. Hilkija, sei gerecht und wisse zu unterscheiden. Verflucht ist, wer Götzenbilder anfertigt, aber nicht, wer durch Zeichnungen das Schöne wiedergibt, das der Schöpfer in die Schöpfung gesetzt hat. Wir pflücken ja auch Blumen, um zu schmücken . . . «

»Ich pflücke keine Blumen und will die Räume nicht geschmückt sehen. Und wehe meinen Frauen, wenn sie diese Sünde in den ihrigen begehen! Gott allein soll bewundert werden.«

»Ein gerechter Gedanke. Gott allein. Aber man kann Gott auch in einer Blume bewundern, indem man anerkennt, daß er der Künstler ist, der die Blume geschaffen hat.«

»Nein, nein! Das ist Heidentum! Heidentum!«

»Judit und auch Ester haben sich zu einem heiligen Zweck geschmückt . . . «

»Frauen! Die Frau ist immer ein verachtenswertes Wesen. Aber ich bitte dich, Meister, komm in den Speisesaal, während ich mich einen Augenblick zurückziehe, da ich mit meinen Freunden sprechen muß.«

Jesus fügt sich widerspruchslos.

»Meister, ich bekomme keine Luft! . . . « ruft Petrus aus.

»Weshalb? Fühlst du dich übel?« fragen einige.

»Nein, aber sehr unbehaglich . . . Wie einer, der in eine Fallgrube gestürzt ist.«

»Rege dich nicht auf. Seid alle sehr vorsichtig«, rät Jesus.

Sie bleiben in einer geschlossenen Gruppe stehen und warten, bis die Pharisäer, gefolgt von Dienern, wieder eintreten.

»Nehmt Platz, ohne zu zögern. Wir haben eine Sitzung und deshalb nicht viel Zeit«, befiehlt Hilkiya. Er weist die Plätze an, während die Diener schon die Speisen vorschneiden.

Jesus sitzt an der Seite des Hilkiya und hat auf der anderen Seite Petrus neben sich. Hilkiya opfert die Speisen, und das Mahl beginnt in eisigem Schweigen . . .

Dann fallen die ersten Worte. Natürlich sind sie an Jesus gerichtet, denn die Zwölf beachtet niemand, so als ob sie nicht da wären.

Als erster stellt ein Gesetzeslehrer eine Frage: »Meister, bist du also sicher, das zu sein, was du von dir sagst?«

»Ich sage es nicht von mir aus. Die Propheten haben es gesagt, bevor ich unter euch war.«

»Die Propheten! . . . Da du leugnest, daß wir heilig sind, kannst du es auch hinnehmen, wenn ich sage, daß unsere Propheten überspannte Leute gewesen sein können.«

»Die Propheten sind Heilige.«

»Und wir nicht, nicht wahr? Aber schau, Zefanja gesellt in der Verurteilung Jerusalems die Propheten zu den Priestern: „Seine Propheten sind eitle Schwätzer, Männer des Treuebruchs. Seine Priester entweihen das Heilige, mißbrauchen das Gesetz.“ Das hältst du uns immer vor. Aber wenn du den Propheten im zweiten Teil seiner Aussage annimmst, so mußt du auch den ersten Teil annehmen und zugeben, daß man sich nicht grundsätzlich auf Worte stützen kann, die von Schwärmern stammen.«

»Rabbi von Israel, antworte mir. Zefanja sagt einige Zeilen wei-

ter unten: „Juble Tochter Zion, jauchze Israel! Freue dich und frohlocke . . . Entfernt hat der Herr deine Machthaber, beseitigt deine Feinde. Der Herr in deiner Mitte ist König von Israel!“ Nimmt dein Herz diese Worte an?«

»Es ist mein Ruhm, sie mir zu wiederholen, während ich mir jenen Tag erträume.«

»Aber es sind die Worte eines Propheten, eines Schwärmers, daher . . . «

Dem Gesetzeslehrer verschlägt es einen Augenblick die Sprache, bis ihm ein Freund zu Hilfe kommt: »Niemand kann in Zweifel ziehen, daß Israel herrschen wird. Nicht nur einer, sondern alle Propheten und die Vorgänger der Propheten, d. h. die Patriarchen, haben dieses Versprechen Gottes zum Ausdruck gebracht.«

»Und kein einziger der Urväter und der Propheten hat es unterlassen, mich als den zu bezeichnen, der ich bin.«

»Oh, gut! Aber wir haben keine Beweise! Auch du könntest ein Schwärmer sein. Welche Beweise gibst du uns dafür, daß du der Messias, der Sohn Gottes bist? Gib mir ein beweiskräftiges Zeichen, damit ich urteilen kann.«

»Ich weise nicht auf meinen Tod hin, wie David und Jesaja ihn beschrieben haben, sondern auf meine Auferstehung.«

»Du? Du? Du sollst auferstehen? Und wer wird dich auferstehen lassen?«

»Ihr bestimmt nicht. Auch kein Hoherpriester, kein Herrscher, keine Kaste und nicht das Volk. Aus mir selber werde ich auferstehen.«

»Lästere Gott nicht, o Galiläer, und lüge nicht!«

»Ich tue nichts anderes, als Gott Ehre erweisen und die Wahrheit verkünden, und mit Zefanja sage ich dir: „Erwarte mich bei meiner Auferstehung.“ Bis dahin kannst du noch Zweifel haben, und ihr alle könnt sie haben und euch darum bemühen, sie im Volke zu säen. Aber ihr könnt es nicht mehr, wenn der ewig Lebendige, nachdem er erlöst hat, aus sich selbst auferstehen wird, um nicht mehr zu sterben, er, der unantastbare Richter, der vollkommene König, der

mit seinem Szepter und in Gerechtigkeit regieren und richten wird bis zum Ende der Jahrhunderte und fortfahren wird, im Himmel zu herrschen in alle Ewigkeit.«

»Aber weißt du nicht, daß du zu Gelehrten und Mitgliedern des Hohen Rates sprichst?« sagt Hilikija.

»Was hat das damit zu tun? Ihr fragt mich, und ich antworte. Ihr tut das Verlangen kund zu wissen, und ich erkläre euch die Wahrheit. Du, der du an den Fluch des Deuteronomiums erinnert hast, der mit dem Muster auf einem Gewand verbunden ist, wirst mich wohl nicht auch an den anderen Fluch daraus erinnern wollen: „Verflucht ist, wer seinen Nächsten heimlich erschlägt!“«

»Ich will dich nicht erschlagen. Ich gebe dir Speise.«

»Nein, die verfänglichen Fragen sind wie hinterlistige Schläge. Gib acht, Hilikija, denn die Flüche Gottes folgen aufeinander, und dem eben angeführten folgt der nächste: „Verflucht ist, wer für Bestechungsgeld unschuldiges Blut vergießt.“«

»In diesem Fall nimmst du, als Gast, die Gaben an.«

»Ich verdamme nicht einmal die Schuldigen, wenn sie reumütig sind.«

»Dann bist du nicht gerecht.«

»Nein, er ist gerecht, denn er rechnet mit ein, daß die Reue Verzeihung verdient, und verurteilt deswegen nicht«, sagt jener, der Jesus schon in der Vorhalle des Hauses beigestimmt hatte.

»Schweig endlich, Daniel! Willst du vielleicht mehr wissen als wir? Oder bist du schon von einem eingenommen, über den es noch vieles zu entscheiden gibt und der nichts tut, um uns zu helfen, damit wir zu seinen Gunsten entscheiden können?« sagt ein Schriftgelehrter.

»Ich weiß, daß ihr gelehrt seid und ich ein einfacher Jude bin, der nicht einmal weiß, weshalb ihr mich öfters bei euch haben wollt ... «

»Weil du zur Verwandtschaft gehörst! Das ist doch leicht verständlich! Ich will, daß die, die in meine Verwandtschaft aufgenommen werden, heilig und weise sind. Ich kann keine Unwissenheit dul-

den, was die Schrift, das Gesetz, die Halacha, den Midrasch und die Haggada betrifft. Alles muß man kennen und alles muß befolgt werden . . . «

»Und ich bin dir dankbar, daß du dich so sehr um mich sorgst. Aber ich, als einfacher Landmann, der, obwohl unwürdig, dein Verwandter geworden ist, habe mich darauf beschränkt, die heiligen Schriften und die Propheten zu studieren, um aus ihnen Trost für mein Leben zu schöpfen. Mit der Einfachheit des Ungebildeten bekenne ich dir, daß ich im Rabbi den Messias sehe, auf den der Täufer, sein Vorläufer, hingewiesen hat . . . und Johannes, das kannst du nicht leugnen, war vom Geist Gottes erfüllt.«

Alles schweigt. Sie wollen nicht leugnen, daß der Täufer unfehlbar war, wollen es aber auch nicht zugeben.

Schließlich sagt ein anderer: »Schluß damit . . . Sagen wir, daß Johannes der Vorläufer jenes Engels war, den Gott geschickt hat, um den Weg für Christus zu bereiten, und . . . geben wir zu, daß im Galiläer genügend Heiligkeit ist, daß man ihn für diesen Engel halten kann. Nach ihm wird dann die Zeit des Messias kommen. Scheint euch dieser Gedanke nicht für alle annehmbar zu sein? Nimmst du ihn an, Hilkija? Und ihr, meine Freunde? Und du, Nazarener?«

»Nein.« »Nein.« »Nein.« Die drei Nein sind sehr energisch.

»Weshalb könnt ihr dies nicht annehmen?«

Hilkija schweigt. Seine Freunde schweigen. Nur Jesus antwortet in seiner Aufrichtigkeit: »Weil ich einem Irrtum nicht zustimmen kann. Ich bin mehr als ein Engel. Der Engel war der Täufer, der Vorläufer Christi, und Christus bin ich.«

Es folgt ein langes, eisiges Schweigen. Hilkija, den Ellbogen auf seine Liege gestützt, die Wange in der Hand, denkt nach, hart und verschlossen wie sein ganzes Haus.

Jesus wendet sich ihm zu, schaut ihn an und sagt: »Hilkija, Hilkija, verwechsle Gesetz und Propheten nicht mit Kleinlichkeit!«

»Ich sehe, daß du meine Gedanken gelesen hast. Aber du kannst nicht leugnen, daß du gesündigt hast, da du die Vorschrift nicht beachtet hast.«

»So wie du dich bewußt der Pflicht eines Gastgebers entzogen hast, und zwar mit Arglist, daher bist du noch schuldiger. Du hast mich abgelenkt und dann hierher beordert, während du dich mit deinen Freunden gereinigt und uns bei deiner Rückkehr gebeten hast, rasch zu Tisch zu gehen, weil du zu einer Sitzung mußt. Und dies alles nur, um mir nachher sagen zu können: „Du hast gesündigt.“«

»Du hättest mich daran erinnern können, dir das Notwendige zur Reinigung zu geben.«

»An so viele Dinge könnte ich dich erinnern, aber es würde zu nichts anderem dienen, als dich noch unnachgiebiger und feindseliger werden zu lassen.«

»Nein. Sage sie mir. Sage sie mir. Wir alle wollen dich anhören und . . . «

»Und mich bei den Hohenpriestern anklagen. Deswegen habe ich dir die letzte und die vorletzte Verfluchung in Erinnerung gerufen. Ich weiß es. Ich kenne euch. Ich bin hier wehrlos unter euch. Ich bin hier getrennt vom Volk, das mich liebt und in dessen Gegenwart ihr es nicht wagt, mich anzugreifen. Aber ich fürchte mich nicht. Ich lasse mich nicht auf Kompromisse ein und begehe keinen Verrat. Ich sage euch eure Sünden und die eurer gesamten Kaste, und auch die eurigen, ihr Pharisäer, ihr falschen Reinen des Gesetzes, ihr falschen Schriftgelehrten und Weisen, die ihr absichtlich das wahrhaft Gute mit dem verfälschten Guten vermischt; die ihr von anderen selbst in äußerlichen Dingen Vollkommenheit verlangt, von euch selbst aber nichts. Ihr macht mir zusammen mit eurem und meinem Gastgeber den Vorwurf, mich vor dem Essen nicht gewaschen zu haben. Ihr wißt, daß ich vom Tempel komme, zu dem man hinget, nachdem man sich vom Staub und Schmutz der Straße gereinigt hat. Wollt ihr demnach behaupten, daß der heilige Ort Befleckung verursacht?«

»Wir haben uns gereinigt, bevor wir uns zu Tisch begeben haben.«

»Uns aber hat man aufgefordert: „Geht dorthin und wartet.“ Und nachher: „Unverzüglich zu Tisch.“ In deinem Haus, dessen Wände keine Malereien aufweisen, hatte man einen genauen Plan: Man

wollte mich in eine Falle locken. Welche Hand hat den Grund an die Wände geschrieben, der euch dazu dient, mich anzuklagen? Dein Geist oder eine andere Macht, die ihn lenkt und auf die du hörst? Hört nunmehr alle zu!«

Jesus erhebt sich, und, die Hände auf den Rand des Tisches gestützt, beginnt er seine Schmähere: »Ihr Pharisäer wascht das Äußere des Bechers und der Schüssel, die Hände und die Füße, als ob Teller und Becher, Hände und Füße in euren Geist eingehen müßten, den ihr gern als rein und vollkommen bezeichnet. Aber nicht ihr, sondern Gott allein kann das sagen. Nun gut, wißt, was Gott von eurem Geist denkt. Er denkt, daß er voll Lüge, Schmutz, Raub und Bosheit ist und daß nichts, was von außen kommt, noch mehr verderben kann, was schon ganz und gar Verderbtheit ist.«

Er erhebt seine Rechte vom Tischrand und beginnt unwillkürlich, mit ihr zu gestikulieren, während er fortfährt: »Wird der, der euren Geist, wie auch euren Körper erschaffen hat, nicht wenigstens gleichermaßen Achtung vor dem Inneren wie vor dem Äußeren verlangen können? O ihr Törichte, die ihr die beiden Werte miteinander verwechselt! Wird der Allerhöchste nicht eine viel intensivere Pflege des Geistes verlangen, der nach seinem Ebenbild geschaffen ist und durch die Verderbtheit das ewige Leben verliert, als der Hände und Füße, deren Schmutz leicht abgewaschen werden kann und die, selbst wenn sie schmutzig bleiben, die innere Reinheit nicht beeinträchtigen können? Kann Gott sich um die Reinheit eines Bechers oder einer Schüssel kümmern, da diese nur seelenlose Gegenstände sind, die keinen Einfluß auf eure Seelen haben?

Ich lese deinen Gedanken, Simon Boetos. Nein, er entspricht nicht der Wahrheit. Es geschieht nicht mit Rücksicht auf die Gesundheit, zum Schutz des Fleisches und des Lebens, daß ihr diese Reinigungen vornehmt. Die fleischlichen Sünden, d. h. jene des Gaumens, der Unmäßigkeit, der Wollust sind sicher schädlicher für den Körper als ein bißchen Staub an den Händen oder auf dem Teller. Trotzdem begeht ihr sie, ohne euch über euer Dasein und die Unversehrtheit

eurer Hausgenossen Sorgen zu machen. Ihr begeht Sünden aller Art; denn abgesehen von der Befleckung eures Körpers und eures Geistes, der Verschwendung des Eigentums, und der Rücksichtslosigkeit eurer Dienerschaft gegenüber, beleidigt ihr den Herrn durch die Entheiligung eures Körpers, des Tempels eures Geistes, in dem sich der Thron des Heiligen Geistes befinden sollte. Ihr beleidigt ihn auch, indem ihr euch selbst vor den Krankheiten schützen wollt, die von etwas Staub herrühren könnten, als ob Gott euch nicht vor physischer Krankheit schützen könnte, wenn ihr mit reinem Geist zu ihm eure Zuflucht nehmen würdet.

Aber hat Gott, der das Innere geschaffen hat, nicht auch das Äußere geschaffen und umgekehrt? Und ist das Innere nicht der edlere und gottähnlichere Teil?

Vollbringt daher Werke, die Gottes würdig sind, und nicht Kleinlichkeiten, die sich nicht über den Staub erheben, für den und aus dem sie gemacht sind; denn aus dem elenden Staub der Erde ist der Mensch geschaffen, wie das tierische Geschöpf; geformte Materie ist er und zum Staub wird er zurückkehren, zum Staub, den der Wind der Jahrhunderte zerstreut. Vollbringt Werke von bleibendem Wert, die königlich und heilig sind, Werke, die sich mit göttlichem Segen krönen. Übt Liebe, gebt Almosen, seid rechtschaffen, seid rein in euren Werken und in euren Absichten, dann wird auch ohne die Waschung alles in euch rein sein.

Wer glaubt ihr denn zu sein? Meint ihr, das alles in Ordnung ist, wenn ihr den Zehnten von euren Gewürzen gebt? Nein. Wehe euch, ihr Pharisäer, die ihr den Zehnten von Minze, Raute, Pfeffer, Kümmel, Fenchel und allen anderen Kräutern entrichtet, aber die Gerechtigkeit und die Liebe Gottes außer acht laßt. Den Zehnten zu entrichten ist eine Pflicht, die erfüllt werden muß. Aber es gibt noch viel höhere Pflichten, und auch diese müssen erfüllt werden. Wehe dem, der die äußeren Dinge beachtet, die inneren, die mit der Liebe zu Gott und zum Nächsten verbunden sind, aber vernachlässigt. Wehe euch, ihr Pharisäer, die ihr die ersten Plätze in den Synagogen

und Versammlungen fordert und es liebt, auf den Märkten verehrt zu werden, aber nicht daran denkt, Werke zu tun, die euch einen Platz im Himmel sichern und die Achtung der Engel einbringen. Ihr gleicht getünchten Gräbern, die der Vorübergehende nicht beachtet und die ihn nicht erschauern lassen, während sie doch Abscheu in ihm erwecken würden, wenn er sehen könnte, was in ihnen verborgen ist. Gott aber sieht auch die verborgensten Dinge und läßt sich in seinem Urteil über euch nicht täuschen.«

Jesus wird durch den Widerspruch eines Gesetzeslehrers, der sich ebenfalls erhoben hat, unterbrochen ... »Meister, wenn du so sprichst, beleidigst du auch uns, und das ist nicht angebracht für dich, denn wir müssen über dich zu Gericht sitzen.«

»Nein. Nicht ihr. Ihr könnt mich nicht richten. Ihr seid die Gerichteten, nicht die Richter. Und wer euch richten wird, ist Gott. Ihr könnt wohl reden, mit eurem Mund Laute erzeugen, doch selbst die mächtigste Stimme erreicht nicht die Himmel und alle Winkel der Erde. Nach einem Augenblick herrscht Schweigen ... und nach kurzer Zeit sind die Worte vergessen. Aber das Urteil Gottes ist die Stimme, die andauert und nicht in Vergessenheit gerät. Jahrhunderte sind vergangen, seit Gott Luzifer und ebenso Adam gerichtet hat. Aber die Stimme dieses Urteilspruches verhallt nicht, und die Folgen dieses Urteils bleiben. Wenn ich auch jetzt gekommen bin, um den Menschen wieder die göttliche Gnade zu bringen durch das vollkommene Opfer, so bleibt doch das Urteil über Adam bestehen und seine Tat wird stets „Ersünde“ genannt werden. Die Menschen werden erlöst sein, gewaschen durch eine Reinigung, die jede andere übertrifft. Doch werden sie mit diesem Makel zur Welt kommen; denn Gott hat beschlossen, daß dieser Makel jedem aus der Frau Geborenen anhaften soll, mit Ausnahme dessen, der nicht vom Mann, sondern vom Heiligen Geist stammt, und mit Ausnahme auch der Unversehrten und des im voraus Geheiligten; der ersteren, damit sie die gottähnliche Jungfrau sei, des anderen, damit er der Vorläufer des Unschuldigen sein könne, da er schon rein geboren wurde

durch eine Vorwegnahme der unendlichen Verdienste des erlösenden Heilandes.

Ich sage euch, daß Gott euch richtet; und er richtet euch mit den Worten: „Wehe euch, ihr Gesetzeslehrer, denn ihr bürdet dem Volk unerträgliche Lasten auf, wodurch ihr den väterlichen Dekalog des Allerhöchsten zu einer Züchtigung für das Volk macht.“ Er hat ihn mit Liebe und aus Liebe gegeben, auf daß der Mensch einen wirklichen Halt in einer gerechten Führung habe, der Mensch, das ewige unkluge und unwissende Kind. Aus der liebevollen Gabe, mit der Gott seine Geschöpfe umarmt hat, damit sie auf seinem Weg wandeln und zu seinem Herzen kommen können, habt ihr einen Berg von spitzen, schweren, quälenden Steinen gemacht, ein Labyrinth von Vorschriften, einen Alptraum von Skrupeln, durch die der Mensch niedergedrückt, verwirrt und zaghaft wird und Gott wie einen Feind fürchtet. Ihr hindert die Herzen daran, zu Gott zu kommen. Ihr trennt den Vater von den Kindern. Ihr verleugnet mit euren Auflagen seine milde, gesegnete, wahrhafte Vaterschaft. Ihr hingegen berührt diese Lasten, die ihr anderen aufbürdet, nicht einmal mit eurem kleinen Finger. Ihr haltet euch für gerechtfertigt schon allein, weil ihr sie ihnen aufgebürdet habt.

Ihr Törichten, wißt ihr nicht, daß ihr gerichtet werdet für das, was ihr für die Rettung der Seele für notwendig befunden habt? Wißt ihr nicht, daß Gott euch sagen wird: „Ihr habt euer eigenes Wort heilig und gerecht genannt. Nun denn, auch ich betrachte es so. Nachdem ihr es allen auferlegt und euer Volk beurteilt habt nach der Art, wie es das Wort angenommen und in die Tat umgesetzt hat, werde auch ich euch nach eurem Wort richten; und da ihr nicht getan habt, was ihr von anderen verlangt habt, verurteile ich euch.“

Wehe euch, die ihr Denkmäler über den Gräbern der Propheten errichtet, die eure Väter getötet haben. Glaubt ihr vielleicht, damit das Ausmaß der Schuld eurer Väter zu verringern? . . . oder diese Schuld gar in den Augen der Nachkommen zu tilgen? Ihr seid das lebendige Zeugnis der Werke eurer Väter, und nicht nur das, sondern ihr bil-

ligt sie und seid bereit, das gleiche zu tun, um dann dem verfolgten Propheten ein Grabmal zu errichten und euch selbst zu sagen: „Wir haben ihm Ehre erwiesen.“ Ihr Heuchler! Aus diesem Grund hat die Weisheit Gottes gesprochen: „Ich werde ihnen Propheten und Apostel schicken, sie aber werden einige unter ihnen töten und andere verfolgen; daher kann man von diesem Geschlecht das Blut aller Propheten fordern, das seit der Erschaffung der Welt vergossen wurde, vom Blut Abels bis zum Blut des Zacharias, der getötet wurde zwischen dem Altar und dem Heiligtum.“ Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wegen dieses Blutes der Heiligen wird dieses Geschlecht zur Rechenschaft gezogen werden, das Gott nicht dort zu erkennen weiß, wo er ist, und den Gerechten verfolgt und betrübt, da der Gerechte der lebendige Gegensatz zu seiner Ungerechtigkeit ist.

Wehe euch, ihr Gesetzeslehrer, die ihr den Schlüssel des Wissens an euch gerissen und seinen Tempel verschlossen habt, um nicht einzutreten und verurteilt zu werden und um auch andere nicht eintreten zu lassen. Denn ihr wißt: Wäre das Volk in der wahren Wissenschaft belehrt worden, d. h. in der heiligen Weisheit, könnte es euch richten. Daher haltet ihr es lieber in Unwissenheit, weil es euch so nicht richten kann. Mich haßt ihr, weil ich das Wort der Weisheit bin, und am liebsten würdet ihr mich vorzeitig in einen Kerker werfen oder in ein Grab einschließen, damit ich nicht mehr spreche.

Aber ich werde reden, solange es meinem Vater gefällt. Und danach werden meine Werke sprechen, mehr noch als meine Worte. Meine Verdienste werden sprechen, mehr noch als meine Werke. Die Welt wird belehrt sein, sie wird wissen und euch richten. Dies ist das erste Gericht, das über euch gehalten wird, dann kommt das zweite: das individuelle Gericht bei jedem einzelnen Todesfall unter euch. Am Ende wird das letzte Gericht kommen, das weltweite; und dann werdet ihr euch dieses Tages und dieser Tage erinnern, und ihr, nur ihr, werdet den furchtbaren Gott kennenlernen, den ihr den Seelen der Einfältigen eingeredet habt, während ihr ihn im Innern eures

Grabes verlacht und vom ersten und wichtigsten Gebot der Liebe bis zu den auf dem Sinai gegebenen keines in Ehren gehalten und keinem Gehorsam erwiesen habt ...

Vergeblich, o Hilkija, hast du in deinem Haus keine Bilder. Vergeblich habt ihr alle von euren Wohnungen geschnitzte Gegenstände ferngehalten. Im Innern eurer Herzen habt ihr den Abgott und die Götzenbilder, denn ihr haltet euch selbst für Götter, Götter eurer Begierlichkeiten. Kommt, laßt uns gehen.«

Er läßt die Zwölf vorausgehen und geht selbst als letzter hinaus. Es folgt ein tiefes Schweigen ...

Dann aber beginnen die Zurückgebliebenen zu schreien, und alle zusammen rufen sie: »Man muß ihn verfolgen, man muß ihn auf offener Tat ertappen und Gründe für eine Anklage finden! Ja, umbringen muß man ihn!«

Wiederum ein Schweigen.

Während zwei von ihnen, abgestoßen durch den Haß und die Absichten der Pharisäer, sich entfernen – es handelt sich um einen Verwandten des Hilkija und jenen, der zweimal den Meister verteidigt hat – fragen sich die Zurückgebliebenen: »Aber wie?«

Erneutes Schweigen.

Dann sagt Hilkija mit einem glucksenden Gelächter: »Wir müssen Judas des Simon bearbeiten ... «

»Jawohl! Eine gute Idee! Aber du hast ihn doch beleidigt! ... «

»Laß das meine Sorge sein«, sagt der, den Jesus Simon Boetos genannt hat. »Ich und Eleasar des Hannas ... wir werden ihn umgarnen ... «

»Einige Versprechen ... «

»Etwas Furcht einjagen ... «

»Viel Geld ... «

»Nein, nicht viel ... Versprechen, Versprechen von viel Geld ... «

»Und dann?«

»Wie, und dann?«

»Dann, wenn alles geschehen ist. Was werden wir ihm geben?«

»Nichts. Den Tod. So ... wird er nicht mehr sprechen«, sagt Hilki-
ja langsam und grausam.

»Uh! den Tod ... «

»Schauderst du davor? Ach! Wenn wir den Nazarener töten,
der ... ein Gerechter ist ... werden wir auch Judas töten können,
der ein Sünder ist ... «

Es gibt noch Ungewißheiten ...

Aber Hilki-ja erhebt sich und spricht: »Wir wollen auch noch Han-
nas anhören ... und ihr werdet sehen ... daß er sagt: „Eine gute
Idee“, und auch ihr werdet noch so weit kommen ... Oh, und
ob! ... «

Alle gehen hinter ihrem Gastgeber hinaus, der sich entfernt mit
den Worten: »Ihr werdet so weit kommen ... Ihr werdet so weit
kommen!«

461 In Betanien

Der Sonnenuntergang rötet den Himmel, als Jesus Betanien erreicht.
Erhitzt und staubbedeckt folgen ihm die Seinen. Jesus und die Apo-
stel sind die einzigen, die der Hitze des Weges trotzen. Die vom Ge-
biet des Ölbergs bis zu den Hängen um Betanien verstreuten Bäume,
bieten nur wenig Schatten. Der Sommer kennt keine Gnade. Mehr
noch wütet der Haß. Die Felder sind öde und versengt und gleichen
Backöfen, aus denen einem die Gluthitze entgegenströmt. Aber die
Herzen der Feinde Jesu sind noch öder; sie sind nicht nur der Lie-
be, sondern jeglicher Rechtschaffenheit und menschlicher Sittlichkeit
bar und von Haß ausgebrannt ... Es gibt nur noch ein Haus, eine
Zuflucht für Jesus: Betanien. Dort erwarten ihn Liebe, Erquickung,
Schutz und Treue ... Dorthin begibt sich der verfolgte Pilger im
weißen Gewand, mit seinem schmerzerfüllten Antlitz und dem mü-
den Schritt dessen, der sich nicht aufhalten darf, weil ihm die Feinde
auf den Fersen sind. Er schreitet einher mit dem fügsamen, wider-
spruchslosen Blick eines Mannes, der schon den Tod vor Augen hat,

der jede Stunde und bei jedem Schritt näherkommt und den er im Gehorsam gegen Gott angenommen hat ...

Das Haus in seinem großen Garten ist verschlossen und stumm, in Erwartung frischerer Stunden. Auch in dem leeren Garten herrscht tiefe Stille, und nur die Sonne brennt unbarmherzig auf alles herab.

Thomas macht sich mit seiner kräftigen Baritonstimme bemerkbar.

Ein Vorhang wird zur Seite geschoben, und ein Gesicht guckt hervor ... dann ertönt ein Ruf: »Der Meister!« und die Diener laufen hinaus, gefolgt von den erstaunten Herrinnen, die Jesus gewiß nicht zu dieser Stunde der größten Hitze erwartet haben.

»Rabbuni!« »Mein Meister!« Marta und Maria grüßen von weitem, schon verneigt und bereit, sich vor ihm niederzuwerfen. Sie tun dies, sowie die Gartentür offen ist und nichts mehr sie vom Herrn trennt. »Maria, Maria, der Friede sei mit euch und eurem Haus.«

»Der Friede sei mit dir, Meister und Herr ... Aber wieso zu dieser Stunde?« fragen die Schwestern und entlassen die Diener, damit Jesus ungestört mit ihnen reden kann.

»Um Leib und Seele an einem Ort, an dem man mich nicht haßt, Ruhe zu gönnen ... « sagt Jesus traurig und breitet seine Arme aus, als wolle er sagen: »Ihr nehmt mich an.« Er zwingt sich zu lächeln, aber es ist ein sehr trauriges Lächeln, dem der schmerzliche Ausdruck seiner Augen widerspricht.

»Hat man dir ein Leid zugefügt?« fragt Maria, glühend vor Erregung.

»Was ist dir zugestoßen?« fragt Marta und fügt mütterlich hinzu: »Komm und erquicke dich. Seit wann bist du unterwegs, daß du so müde bist?«

»Seit der Morgendämmerung ... und ich kann sagen: ohne Unterbrechung, denn der kurze Aufenthalt im Haus des Hilkija, des Synedristen, war anstrengender als ein langer Marsch.«

»Haben sie dich dort bedrängt?«

»Ja ... und zuerst im Tempel ... «

»Aber warum bist du zu dieser Schlange gegangen?« fragt Marta.

»Wäre ich nicht hingegangen, dann hätte ihm das dazu gedient, seinen Haß zu rechtfertigen, und mich anzuklagen, daß ich die Mitglieder des Hohen Rates verachte. Aber ... ob ich gehe oder nicht, das Maß des Hasses der Pharisäer ist voll, und es wird keine Ruhe mehr geben ... «

»Sind wir schon so weit? Dann bleibe bei uns, Meister. Hier werden sie dir nichts Böses antun ... «

»Ich würde gegen meine Sendung fehlen ... Viele Seelen warten auf ihren Erlöser. Ich muß gehen ... «

»Aber sie werden dich hindern, zu gehen!«

»Nein, sie werden mich verfolgen und jeden meiner Schritte beobachten; sie werden mich veranlassen zu reden, um jedes Wort zu zerpflücken; sie werden mich wie Spürhunde überwachen, um irgend eine Schuld an mir zu finden ... und alles wird ihnen dann dienen ... «

Die immer so zurückhaltende Marta ist so von Mitleid gerührt, daß sie die Hände erhebt, als wolle sie seine abgemagerte Wange liebkosen, aber sie beherrscht sich, errötet und spricht: »Verzeih! Du hast mir dieselbe Pein verursacht wie unser Lazarus! Verzeih mir, Herr, daß ich dich geliebt habe wie einen leidenden Bruder!«

»Ich bin der leidende Bruder ... Liebt mich mit reiner Schwesterliebe ... Aber Lazarus, was macht er?«

»Er siecht dahin, Herr ... « antwortet Maria und läßt ihren Tränen freien Lauf bei diesem Bekenntnis, das sich zu der Pein gesellt, ihren Meister so betrübt zu sehen.

»Weine nicht, Maria. Weder meinet- noch seinetwegen. Wir tun den göttlichen Willen. Weinen muß man über den, der diesen Willen nicht zu erfüllen vermag ... «

Maria neigt sich, um Jesu Hände zu ergreifen, und küßt die Fingerspitzen.

Inzwischen sind sie beim Haus angelangt, gehen hinein und begeben sich sofort zu Lazarus, während die Apostel in der Vorhalle

verweilen, um sich mit dem zu erfrischen, was die Diener ihnen reichen.

Jesus neigt sich über den so sehr abgezehrten Lazarus und küßt ihn lächelnd, um ihm in seiner Traurigkeit Erleichterung zu bringen.

»Meister, wie sehr du mich liebst. Nicht einmal den Abend hast du abgewartet, um zu mir zu kommen. Bei dieser Hitze ... «

»Mein Freund, ich freue mich über dich, und du freust dich über mich. Alles andere zählt nicht.«

»Das ist wahr. Auch mein Leiden bedeutet mir nichts mehr ... Jetzt weiß ich, weshalb ich leide und was ich durch mein Leiden wirken kann«, und Lazarus hat ein inniges, vergeistigtes Lächeln auf seinem Antlitz.

»So ist es, Meister. Man könnte fast sagen, unser Lazarus betrachte sein Leiden mit Wohlgefallen und ... « Marta unterbricht sich mit einem Schluchzen und schweigt.

»Ja, sag es nur: und auch den Tod. Meister, sag ihnen, daß sie mir helfen sollen, wie die Leviten den Priestern.«

»Wobei, mein Freund?«

»Das Opfer zu vollenden ... «

»Und doch hast du noch vor kurzem vor dem Tod gezittert! Liebst du uns also nicht mehr? Liebst du den Meister nicht mehr? Willst du ihm nicht dienen? ... « fragt Maria eindringlicher und bleich vor Schmerz, während sie die gelbliche Hand ihres Bruders streichelt.

»Das fragst du, ausgerechnet du, du glühende, hochherzige Seele? Bin ich nicht dein Bruder? Bin ich nicht von demselben Blut und habe ich nicht dieselbe heilige Liebe für Jesus, für die Seelen und auch für euch, geliebte Schwestern? ... Aber am Paschafest hat meine Seele ein großes Wort aufgenommen, und nun liebe ich den Tod. Herr, ich biete dir mein Leben an nach deiner Meinung.«

»Du bittest mich also nicht mehr um Heilung?«

»Nein, mein Rabbuni. Ich bitte um deinen Segen, um leiden und ... sterben zu können ... und, wenn ich nicht zu viel verlange, um erlösen zu können ... Du hast es gesagt ... «

»Ich habe es gesagt und ich segne dich, um dir die nötige Kraft zu geben.« Er legt ihm die Hände auf und küßt ihn.

»Bleiben wir zusammen, dann kannst du mich unterweisen ... «

»Nicht jetzt, Lazarus. Ich kann mich nicht lange aufhalten. Ich bin nur für einige Stunden gekommen. Sobald es dunkel wird, breche ich wieder auf.«

»Aber warum?« fragen die drei Geschwister enttäuscht.

»Weil ich mich nicht aufhalten kann ... Im Herbst werde ich wiederkommen. Und dann ... werde ich öfters hier sein und wirken ... hier und in der Umgegend ... «

Es folgt ein trauriges Schweigen. Dann bittet Marta: »So ruhe dich wenigstens ein bißchen aus und erquicke dich ... «

»Nichts erquickt mich mehr als eure Liebe. Laßt meine Apostel ruhen und mich hier bei euch bleiben, in diesem Frieden ... «

Marta geht weinend hinaus, um kurz darauf mit Tassen kalter Milch und frischen Erstlingsfrüchten zurückzukehren ... »Die Apostel haben gegessen und sind vor Müdigkeit eingeschlafen. Mein Meister, willst du wirklich nicht ruhen?«

»Bestehe nicht darauf, Marta. Noch vor der Morgendämmerung werden sie mich hier suchen, in Getsemani, bei Johanna, in jedem gastlichen Haus. Aber um diese Zeit werde ich schon weit fort sein.«

»Wohin gehst du, Meister?« fragt Lazarus.

»In Richtung Jericho, aber nicht auf dem gewöhnlichen Weg ... Ich werde auf Tekoa zugehen und dann nach Jericho zurückkehren.«

»Das ist ein beschwerlicher Weg in dieser Jahreszeit ... « murmelt Marta.

»Gerade deswegen ist er so einsam. Wir werden bei Nacht wandern. Die Nächte sind hell, schon bevor der Mond aufgeht ... und das Morgengrauen läßt nicht lange auf sich warten ... «

»Und dann?« fragt Maria.

»Dann werde ich in das Gebiet jenseits des Jordan gehen, und nördlich davon, auf der Höhe von Samaria, werde ich den Fluß überqueren und auf diese Seite kommen.«

»Geh schnell nach Nazaret, du bist müde ... « sagt Lazarus.

»Zuerst muß ich die Küste des Meeres erreichen, dann erst gehe ich nach Galiläa. Aber auch dort werden sie mich verfolgen ... «

»Dort wirst du aber deine Mutter haben, die dich tröstet ... « sagt Marta.

»Ja, arme Mutter!«

»Meister, Magdala ist dein. Du weißt es«, erinnert Maria.

»Ich weiß, Maria ... Alles Gute und alles Böse weiß ich ... «

»So getrennt zu sein ... Für so lange Zeit! Wirst du mich lebendig wiedersehen, Meister?«

»Zweifle nicht daran. Weint nicht ... Auch an die Trennungen muß man sich gewöhnen. Sie dienen dazu, zu prüfen, wie stark eine Zuneigung ist. Man versteht die geliebten Herzen besser, wenn man sie aus der Ferne mit dem geistigen Auge betrachtet. Wenn man nicht durch die menschliche Freude über die Nähe eines geliebten Menschen beeinflusst wird und über seinen Geist und seine Liebe nachdenken kann, dann versteht man das „Ich“ des Fernen besser ... Ich bin sicher, daß ihr euren Meister noch besser verstehen werdet, wenn ihr mein Wirken und meine Zuneigung in Ruhe betrachten könnt.«

»O Meister, aber wir zweifeln nicht an dir!«

»Noch ich an euch. Ich weiß Bescheid. Aber ihr werdet mich noch besser verstehen. Ich brauche euch nicht zu sagen, daß ihr mich lieben sollt, denn ich kenne eure Herzen. Ich sage nur: Betet für mich.«

Die drei Geschwister weinen ... Jesus ist so traurig! ... Wie könnte man da nicht weinen?

»Was wollt ihr? Gott hat den Menschen die gegenseitige Liebe gegeben. Aber die Menschen haben sie durch den Haß ersetzt ... Und der Haß trennt nicht nur die Feinde, sondern schleicht sich auch ein, um Freunde zu trennen.«

Es folgt ein langes Schweigen.

Dann sagt Lazarus: »Meister, verlasse Palästina für einige Zeit ... «

»Nein, mein Platz ist hier. Hier muß ich leben, die Frohe Botschaft verkünden und sterben.«

»Aber du hast doch für Johannes und die Griechin auch vorgesorgt. Geh zu ihnen.«

»Nein, sie mußten gerettet werden, ich aber muß retten. Das ist der Unterschied, der alles erklärt. Der Altar ist hier, und hier ist auch der Lehrstuhl. Ich kann nicht anderswo hingehen, und überhaupt . . . glaubt ihr, es würde etwas an dem ändern, was bestimmt ist? Nein, weder auf Erden noch im Himmel. Es würde nur das Bild von der geistigen Reinheit des Messias trüben. Ich wäre „der Feige“, der sich durch die Flucht rettet. Ich muß der gegenwärtigen und zukünftigen Menschheit ein Beispiel geben, daß man in den Dingen Gottes, in den heiligen Dingen, nicht feige sein darf . . . «

»Du hast recht, Meister«, seufzt Lazarus.

Marta schiebt den Vorhang beiseite und sagt: »Du hast recht . . . Es wird Abend. Die Sonne scheint nicht mehr . . . «

Maria beginnt bitterlich zu weinen, als ob diese Worte ihr die seelische Widerstandskraft genommen hätten, mit der sie ihr Weinen auf stille Tränen beschränkt hat. Sie weint noch viel herzerreißender als im Haus des Pharisäers, als sie den Erlöser unter Tränen um Verzeihung bat . . .

»Warum weinst du so?« fragt Marta.

»Weil du die Wahrheit gesagt hast, Schwester! Die Sonne scheint nicht mehr . . . Der Meister geht fort . . . und für mich . . . für uns gibt es keine Sonne mehr . . . «

»Seid gut. Ich segne euch, und mein Segen möge über euch bleiben. Und nun laßt mich allein mit Lazarus, der müde ist und der Stille bedarf. Während ich über meinen Freund wache, ruhe ich mich aus. Sorgt für die Apostel und sagt ihnen, sie sollen sich für die Nacht bereithalten.«

Die Jüngerinnen ziehen sich zurück und Jesus bleibt schweigend und ich selbst versunken neben seinem kranken Freund sitzen, der, beruhigt durch seine Anwesenheit, mit einem leichten Lächeln auf dem Antlitz einschläft.

462 Jesus und der Bettler auf dem Weg nach Jericho

Ich sehe Jesus auf einer sehr staubigen und sonnenbeschienenen Hauptstraße. Weit und breit kein Schatten, weit und breit kein Grün. Nur Staub, auf der Straße und auf den öden Feldern längs der Straße.

Es sind wirklich nicht mehr die sanften Hügel von Galiläa oder die waldigeren an Wasser und Weideland so reichen Berge von Judäa. Dies hier ist eine Gegend, die ursprünglich nicht so wüstenartig war, sondern sie ist es geworden, weil der Mensch sie nicht bebaut hat. Es ist eine Ebene, denn ich sehe keine Hügel, nicht einmal in der Ferne. Da ich Palästina nicht kenne, kann ich wirklich nicht sagen, welche Gegend es ist. Aber es ist gewiß eine, die ich in früheren Visionen noch nie gesehen habe. Haufen von Steinen liegen auf der einen Straßenseite. Vielleicht will man damit die Straße ausbessern, die sich in einem elenden Zustand befindet. Gegenwärtig versinkt man in Massen von Staub. Wenn es regnet, werden sich letztere in Schlamm verwandeln. Ich sehe kein einziges Haus, weder in der Nähe noch in der Ferne.

Wie immer geht Jesus den Aposteln einige Schritte voraus, und erhitzt und müde folgen sie ihm in Gruppen. Um sich vor der Sonne zu schützen, haben sie die Mäntel über den Kopf gezogen und scheinen so eine Bruderschaft in bunter Kleidung zu sein. Jesus hingegen ist ohne Kopfbedeckung, als ob ihn die Sonne in keiner Weise stören würde. Er trägt eine Tunika aus weißem Linnen mit kurzen Ärmeln, die bis zu den Ellbogen reichen. Sie ist sehr weit und locker. Er trägt nicht einmal seinen gewohnten Kordelgürtel. Dieses Gewand ist für diese Hitze sehr geeignet. Auch der blaue Mantel muß wohl aus Linnen sein, denn er ist sehr fein und fällt leicht um den Körper. Er umhüllt ihn viel weniger als sonst, bedeckt die Schultern und läßt die Arme frei. Ich weiß nicht, wie er ihn befestigt hat.

Auf einem Steinhaufen sitzt ein Mann; vielmehr liegt er halb ausgestreckt. Es ist ein Armer, sicherlich ein Bettler, der mit einer

schmutzigen, zerrissenen, kurzen Tunika bekleidet ist, die vielleicht einmal weiß war, jetzt aber die Farbe des Schlammes angenommen hat. Er trägt auch zwei ärmliche, ausgetretene Sandalen: zwei verschlissene Sohlen, die mit Schnüren an seinen Füßen festgebunden sind. Als Wanderstab hält er einen Baumast in den Händen. Um die Stirn ist eine schmutzige Binde gewickelt und um das linke Bein, zwischen Knie und Knöchel, noch ein blutbeschmutzter Fetzen. Der Arme ist ausgemergelt, ein Häufchen Knochen, elend, schmutzig, struppig und ungekämmt.

Noch bevor er Jesus ruft, geht dieser schon zu ihm. Er nähert sich dem Elenden und fragt: »Wer bist du?«

»Ein Armer, der um Brot bittet.«

»An diesem Weg?«

»Ich gehe nach Jericho.«

»Der Weg ist weit, und die Gegend menschenleer.«

»Ich weiß es. Aber die Heiden, die hier vorüberkommen, werden mir eher ein Stück Brot und etwas Geld geben als die Juden, von denen ich komme.«

»Kommst du von Judäa?«

»Ja, von Jerusalem. Aber ich habe einen großen Umweg machen müssen, um bei einigen guten Menschen auf dem Land vorbeizukommen, die mir immer helfen. In der Stadt, nein, da gibt es kein Erbarmen.«

»Das hast du gut gesagt: da gibt es kein Erbarmen.«

»Du hast Erbarmen. Bist du ein Judäer?«

»Nein, ich bin aus Nazaret.«

»Früher hatten die Nazarener einen schlechten Namen, aber jetzt muß man sagen, daß sie besser sind als die Judäer. Auch in Jerusalem sind nur die Jünger jenes Nazareners, den sie einen Propheten nennen, gut. Kennst du ihn?«

»Und du, kennst du ihn?«

»Nein. Ich bin hingegangen, denn schau, ich habe ein lahmes Bein und schlepe mich nur mit Mühe dahin. Ich kann nicht arbeiten und

sterbe vor Hunger und an den Schlägen. Ich habe gehofft, ihm zu begegnen, denn man hat mir gesagt, daß, wer ihn berührt, geheilt wird. Es ist wahr, ich gehöre nicht zum auserwählten Volk ... doch man sagt, daß er zu allen gut ist. Ich hatte erfahren, daß er am Pfingst- und Erntedankfest in Jerusalem war. Aber ich komme nur langsam voran ... und ich wurde geschlagen und blieb krank am Wegrand liegen ... Als ich nach Jerusalem kam, war er schon abgereist. Man sagte mir, daß die Juden auch ihn geschlagen hätten.«

»Hat man dich geschlagen?«

»Immer. Nur die römischen Soldaten gaben mir ein Brot.«

»Und was sagt das Volk in Jerusalem von diesem Nazarener?«

»Daß er der Sohn Gottes, ein großer Prophet, ein Heiliger, ein Gerechter ist.«

»Und was glaubst du, wer er ist?«

»Ich bin ... ich bin ein Götzendiener. Aber ich glaube, daß er der Sohn Gottes ist.«

»Aber wie kannst du an ihn glauben, wenn du ihn nicht kennst?«

»Ich kenne seine Werke. Nur ein Gott kann so gut sein und solche Worte sprechen wie er.«

»Wer hat dir seine Worte mitgeteilt?«

»Andere Arme und Kranke, die geheilt wurden, Kinder, die mir Brot bringen ... Die Kinder sind gut und machen keinen Unterschied zwischen Gläubigen und Heiden.«

»Aber woher bist du denn?«

Keine Antwort.

»Sage es mir. Ich bin wie die Kinder. Hab keine Angst. Nur aufrichtig sollst du sein.«

»Ich bin ein Samariter. Schlage mich nicht! ... «

»Ich schlage niemanden. Ich verachte niemanden. Ich habe Erbarmen mit allen!«

»Dann ... dann bist du der Rabbi von Galiläa!«

Der Bettler schleppt sich von seinem Steinhaufen herab und wirft sich vor Jesus nieder, das Antlitz im Staub.

»Erhebe dich. Ich bin es. Fürchte dich nicht. Steh auf und schau mich an.«

Der Bettler erhebt sein Antlitz, bleibt aber auf den Knien, ganz krumm wegen seines steifen Beines.

»Gebt ihm Brot und zu trinken«, gebietet Jesus den Jüngern, die ihn eingeholt haben.

Es ist Johannes, der dem Bettler Wasser und Brot gibt.

»Helft ihm auf, damit er sitzen und bequem essen kann. Iß, Bruder.«

Der Arme weint. Er ißt nicht. Er schaut Jesus wie ein armer, streuender Hund an, der zum ersten Mal von einem barmherzigen Menschen gestreichelt und gefüttert wird.

»Iß«, fordert Jesus ihn lächelnd auf.

Der Arme ißt unter wiederholtem Schluchzen, und Tränen benetzen sein Brot. Aber während er noch weint, beginnt er zu lächeln, und allmählich beruhigt er sich.

»Wer hat dir diese Wunde zugefügt?« fragt Jesus und berührt mit seinen Fingern die schmutzige Binde auf der Stirn.

»Ein reicher Pharisäer hat mich absichtlich mit seinem Wagen angefahren . . . Ich saß an einer Wegkreuzung und bettelte um Brot. Da hat er die Pferde auf mich losgejagt, so schnell, daß ich unmöglich ausweichen konnte. Ich war am Sterben. Ich habe immer noch ein Loch im Kopf, und es fließt Eiter heraus.«

»Und wer hat dich dort geschlagen?«

»Ich hatte mich dem Haus eines Sadduzäers genähert, in dem ein Gastmahl gegeben wurde, um die Reste zu erhalten, nachdem die Hunde schon das Beste weggeholt hatten. Er sah mich und hetzte die Hunde auf mich. Einer von ihnen hat mir die Wade zerrissen.«

»Und diese große Narbe, die deine Hand verkrüppelt?«

»Sie rührt von einem Stockschlag her, den mir ein Schriftgelehrter vor drei Jahren verpaßt hat. Er erkannte mich als Samariter und schlug mich so, daß meine Fingerknochen brachen. Deswegen kann ich nicht arbeiten. Die rechte Hand ist verkrüppelt, und ein Bein ist

gelähmt. Wie kann ich da meinen Lebensunterhalt verdienen?«

»Warum bist du denn von Samaria fortgegangen?«

»Die Not ist schlimm, Meister. Es gibt viele Unglückliche in Samaria, und das Brot reicht nicht für alle aus. Wenn du mir helfen könntest ... «

»Was willst du, daß ich für dich tue?«

»Heile mich, damit ich arbeiten kann.«

»Glaubst du, daß ich das kann?«

»Ja, ich glaube es, denn du bist der Sohn Gottes.«

»Glaubst du das?«

»Ich glaube es.«

»Du, obwohl Samariter, glaubst es? Warum?«

»Warum, weiß ich nicht. Ich weiß, daß ich an dich glaube und an den, der dich gesandt hat. Jetzt, da du gekommen bist, gibt es keinen Unterschied mehr in der Anbetung. Es genügt, dich anzubeten, um deinen Vater, den ewigen Herrn, anzubeten. Wo du bist, dort ist der Vater.«

»Hört, ihr Freunde? (Jesus wendet sich an seine Jünger.) Dieser redet durch den Geist, der ihm die Wahrheit enthüllt. Er, das sage ich euch, steht über Schriftgelehrten und Pharisäern, über den grausamen Sadduzäern und all den Götzendienern, die sich lügnerisch Söhne des Gesetzes nennen. Im Gesetz steht, daß man nach Gott den Nächsten lieben soll, und sie geben dem leidenden und um Brot bittenden Mitmenschen Schläge; auf den Hilfesuchenden hetzen sie Pferde und Hunde; den Nächsten, der sich erniedrigt und erst nachdem die Hunde des Reichen gesättigt sind um Überreste bittet, werfen sie denselben Hunden vor, um ihn noch unglücklicher zu machen, als er schon durch seine Krankheit ist. Verächtlich, grausam, heuchlerisch wie sie sind, lassen sie nicht zu, daß Gott erkannt und geliebt werde. Wenn sie wollten, könnten sie ihn durch ihre Werke erkennen lassen, wie dieser gesagt hat. Denn Werke, nicht Riten, lassen Gott in den Herzen erkennen und führen zu Gott.

Judas, der du mir vorwirfst, unklug zu sein, sollte ich sie vielleicht

nicht durch meinen Tadel zurechtweisen? Mein Schweigen würde in der Tat bedeuten, daß ich ihre Lebensweise billige. Nein, um der Ehre Gottes willen kann ich, sein Sohn, nicht erlauben, daß das arme, unglückliche, gute Volk glaube, ich sei mit ihren Sünden einverstanden. Ich bin gekommen, um aus den Heiden Söhne Gottes zu machen. Aber ich kann es nicht tun, wenn sie sehen, daß die Söhne des Gesetzes (sie nennen sich so, obgleich sie Bastarde sind) ein Heidentum praktizieren, das schlimmer ist als das ihrige; denn diese Hebräer kennen das Gesetz Gottes und speien den Auswurf ihrer Leidenschaften, denen sie wie unreine Tiere frönen, darauf. Soll ich glauben, Judas, daß du wie sie bist? Du, der du mir Vorwürfe machst wegen der Wahrheiten, die ich ausspreche? Oder muß ich annehmen, daß du dir um dein Leben Sorgen machst? Wer mir nachfolgt, darf keine menschlichen Sorgen haben. Ich habe es schon gesagt. Judas, du kannst immer noch wählen zwischen meinem Weg und dem der Juden, den du billigst. Aber bedenke wohl: mein Weg führt zu Gott, der ihre zum Feind Gottes. Überdenke dies und entscheide dich. Aber sei aufrichtig.

Du, Freund: Steh auf und wandle. Entferne diese Binden, und kehre nach Hause zurück. Du bist geheilt wegen deines Glaubens.«

Der Bettler schaut ihn erstaunt an. Er wagt nicht, seine Hand auszustrecken ... Dann versucht er es. Sie ist unversehrt, der linken gleich. Er läßt den Stock fallen, stemmt die Hände auf den Boden und erhebt sich. Er kann auf beiden Beinen stehen. Die Lähmung ist verschwunden. Er bewegt das Bein ... macht einen, zwei, drei Schritte. Er kann gehen ... Nun schaut er Jesus an, stößt einen Schrei aus und Freudentränen rollen über seine Wangen. Er reißt sich die Binde vom Kopf und greift sich an den Hinterkopf, wo die eiternde Wunde war. Nichts mehr da. Alles ist heil. Er reißt den blutigen Fetzen von der Wade: die Haut ist unversehrt.

»Meister! Mein Meister und Gott!« ruft er mit erhobenen Händen und wirft sich auf die Knie, um die Füße Jesu zu küssen.

»Geh nun nach Hause und glaube stets an den Herrn.«

»Wohin soll ich gehen, Meister und Gott? Nur dir kann ich folgen, der du so heilig und gut bist. Weise mich nicht zurück, Meister . . . «

»Geh nach Samaria und sprich über Jesus von Nazaret. Die Stunde der Erlösung ist nah. Sei mein Jünger bei deinen Brüdern. Geh in Frieden.«

Jesus segnet ihn, und dann trennen sie sich. Der Geheilte geht eiligen Schrittes in nördlicher Richtung und dreht sich immer wieder um.

Jesus verläßt mit seinen Aposteln die Hauptstraße. Sie schlagen einen Weg ein, der über öde Felder nach Norden führt und erst viel später breiter wird. Vielleicht ist es die Straße nach Jericho, ich weiß es nicht.

Ich habe meinen Jesu wieder gesehen! Oh, wie glücklich ich bin! Wie schön er war! Sein Antlitz, seine Hände, seine Stimme. Wie habe ich danach gedürstet! Gestern, das ist wahr, hatte ich ihn schon gesehen, aber nur in vereinzeltten Bildern. Er sprach nicht und bewegte sich nicht. Aber heute, heute war es wie einst. Ich bin glücklich, überglücklich!

Aber welch ein Schmerz in diesen vierzig Tagen, da ich ihn nicht geschaut habe! Denn es waren genau vierzig Tage. Ich habe ihn das letzte Mal lebendig und atmend am Karfreitag, dem 7. April (1944), genau um dieselbe Stunde, 15:30, gesehen. Jetzt begreife ich den ungeheuren Schmerz Marias, als sie Jesus verloren hatte. Die Gegenwart Jesu zu verlieren, seine Stimme nicht mehr zu hören, bedeutet, den Wahnsinn, den Tod und die Hölle kennenzulernen.

Warum, o Jesus, hast du mir das angetan? . . .

463 Die Bekehrung des Zachäus

Ich sehe einen großen Platz, vielleicht einen Marktplatz, der von Palmen und anderen dicht belaubten Bäumen beschattet wird. Die Palmen wachsen da und dort, ohne bestimmte Ordnung, und wiegen raschelnd ihre Blätterbüschel im warmen Höhenwind, der rötliche Staubwolken aufwirbelt; letztere müssen aus einer Wüste oder wenigstens aus öden Gegenden mit rötlicher Erde stammen. Andere Bäume bilden um den ganzen Platz herum eine Art schattigen Säu-

lengang. Darunter haben sich Käufer und Verkäufer geflüchtet und schreien und verhandeln.

In einer Ecke des Platzes, gerade dort, wo die Hauptstraße einmündet, liegt ein einfaches Zollgebäude. Dort gibt es Waagen, Meßstäbe und eine Bank. Auf dieser Bank sitzt ein kleinwüchsiger Mann, der beobachtet, Steuern erhebt und mit dem alle reden, als wäre er eine bekannte Persönlichkeit. Ich weiß, daß es Zachäus, der Zolleinnehmer, ist; denn viele nennen ihn so, sogar die Fremden, wenn sie ihn über die Ereignisse in der Stadt befragen oder ihre Steuern zahlen. Viele wundern sich über sein bekümmertes Gesicht. Er scheint abwesend und ganz in seine eigenen Gedanken vertieft zu sein und antwortet einsilbig, manchmal nur durch Zeichen. Das versetzt viele in Staunen, denn sie wissen, daß Zachäus sonst sehr gesprächig ist. Manch einer fragt ihn, ob er sich nicht wohl fühlt oder ob er Kranke in seiner Familie hat. Aber er verneint es.

Nur zweimal zeigt er großes Interesse. Einmal, als er zwei Männer aus Jerusalem befragt, die von den Wundern und Reden des Nazareners berichten. Da stellt Zachäus viele Fragen: »Ist er wirklich so gut, wie man sagt? Entsprechen seinen Worten auch seine Taten? Übt er auch selbst die Barmherzigkeit, die er predigt? Allen, auch den Zöllnern gegenüber? Ist es wahr, daß er niemanden abweist?« Er hört zu, denkt nach und seufzt.

Das andere Mal, als er auf einen bärtigen Mann aufmerksam gemacht wird, der mit einem schwer beladenen Esel vorübergeht: »Siehst du, Zachäus? Das ist der aussätzigte Zacharias. Zehn Jahre lang hat er wie in einem Grab gelebt. Jetzt ist er geheilt und schafft sich neue Möbel und Geschirr an, da sein Haus damals, als man ihn und die Seinen für aussätzig erklärte, entsprechend dem Gesetz ausgeräumt wurde.«

»Ruft ihn.«

Zacharias kommt.

»Warst du aussätzig?«

»Ich war es, und mit mir meine Frau und meine beiden Kinder.

Die Krankheit hatte zuerst meine Frau befallen, und wir merkten es nicht rechtzeitig. So wurden die Kinder angesteckt, da sie bei der Mutter schliefen, und ich, als ich mich meiner Frau näherte. Wir waren alle aussätzig. Als man darauf aufmerksam wurde, schickte man uns aus dem Dorf. Sie hätten uns im Haus lassen können, denn unser Haus war das letzte am Ende einer Straße, und wir hätten niemanden belästigt ... Ich hatte schon die Hecke ganz hoch wachsen lassen, so daß man uns nicht einmal sehen konnte. Es war wie ein Grab ... aber es war immerhin unser Haus ... Man hat uns fortgejagt. Fort! Fort! Kein Dorf wollte uns. Nicht einmal unser eigenes hatte uns gewollt. Wir zogen in die Nähe von Jerusalem in ein leeres Grab. Dort leben viele Unglückliche, und meine Kinder sind in der Kälte der Höhle gestorben. Krankheit, Kälte und Hunger haben sie zugrunde gerichtet ... Es waren zwei Knaben. Sie waren schön, bevor das Übel kam. Stark, aufgeweckt und schön waren sie, braun wie zwei Brombeeren im August, mit lockigem Haar. Aus ihnen wurden zwei mit Wunden bedeckte Skelette ...

Keine Haare mehr, ihre Augen von eitrigen Krusten bedeckt, ihre Füßchen und Hände lösten sich in weiße Schuppen auf. Sie wurden weiß wie Mehl vor meinen Augen, diese meine Kinder. Kaum mehr ein menschenähnliches Aussehen hatten sie an jenem Morgen, als sie im Abstand von wenigen Stunden nacheinander starben ... Ich habe sie wie zwei verendete Tiere unter wenig Erde und vielen Steinen begraben, während ihre Mutter schrie und jammerte ... Nach einigen Monaten starb auch die Mutter, und ich war ganz allein ...

Ich wartete auf den Tod und es gab niemanden, der mir mit seinen Händen ein Grab bereitet hätte ... Ich war schon fast erblindet, als eines Tages der Nazarener vorüberkam. Von meinem Grabe aus habe ich geschrien: „Jesus, Sohn Davids, habe Erbarmen mit mir!“ Ein Bettler, der mir furchtlos Brot gebracht hatte, hatte mir erzählt, daß er von seiner Blindheit geheilt wurde, als er sich mit diesem Hilferuf an den Nazarener wandte. Er sagte außerdem: „Nicht nur das Augenlicht hat er mir wiedergegeben, sondern auch meine Seele hat

er geheilt. Ich habe gesehen, daß er der Sohn Gottes ist, und nun sehe ich alle durch ihn. Deswegen fliehe ich nicht vor dir, Bruder, sondern bringe dir Brot und Glauben. Geh zu Christus, damit noch einer mehr ihn preise.“

Gehen konnte ich nicht. Die Füße, die bis auf die Knochen wund waren, ließen es nicht zu. Gehen ... und dann ... man hätte mit Steinen nach mir geworfen, wenn man mich entdeckt hätte. Ich habe gewacht. Er kam oft dort vorbei, um nach Jerusalem zu gehen. Eines Tages habe ich, soweit es mir möglich war, Staubwolken auf dem Weg gesehen und Rufe gehört. Ich habe mich bis an den Rand des Hügels geschleppt, in dem sich die Höhlengräber befinden, und als es mir schien, einen blonden Kopf zu sehen unter den in Mäntel gehüllten Menschen, habe ich laut geschrien, so laut ich nur konnte. Dreimal habe ich ihn angerufen, bis er mich gehört hat.

Er hat sich umgedreht und ist stehengeblieben. Dann ist er mir allein entgegengekommen und hat mich angeschaut. Schön war er, gut, mit seinen Augen, seiner Stimme, seinem Lächeln! ... „Was willst du, daß ich für dich tue?“ hat er gefragt.

„Ich möchte rein werden.“

„Glaubst du, daß ich das kann? Warum?“ hat er mich gefragt.

„Weil du der Sohn Gottes bist.“

„Glaubst du das?“

„Ich glaube es“, habe ich geantwortet. „Ich sehe den Allerhöchsten in seiner Herrlichkeit über deinem Haupt leuchten. Sohn Gottes, erbarme dich meiner!“

Da hat er eine Hand ausgestreckt. Sein Antlitz war wie Feuer, seine Augen schienen zwei hellblaue Sonnen. Dann hat er gesagt: „Ich will es, sei rein!“ und hat mich gesegnet mit einem Lächeln! ... Ach, welch ein Lächeln! Ich fühlte, wie mich eine Kraft durchdrang. Wie ein feuriges Schwert drang sie durch meine Venen und suchte mein Herz, das Herz, das so krank war, und mein Herz wurde wieder wie das eines Zwanzigjährigen. Das eisige Blut in meinen Adern wurde wieder warm und floß rascher. Kein Schmerz mehr, keine Schwäche

mehr, aber dafür Freude, eine große Freude! ... Er schaute mich an und beseligte mich mit seinem Lächeln. Dann sagte er zu mir: „Geh und zeige dich den Priestern. Dein Glaube hat dich gerettet.“ Erst in diesem Augenblick verstand ich, daß ich geheilt war, und schaute auf meine Hände und meine Füße. Die Wunden waren verschwunden. Wo vorher der Knochen sichtbar war, war jetzt rosiges, frisches Fleisch. Ich lief zu einem Bach und schaute hinein. Auch das Gesicht war rein. Ich war geheilt! Rein war ich nach zehnjähriger ekelerregender Krankheit! ... Ach, warum war er nicht früher vorübergekommen? In den Jahren, da noch meine Frau und meine Kinder lebten? Er hätte sie alle geheilt. Siehst du? Jetzt kaufe ich Sachen für mein Haus ... Aber ich bin allein! ... «

»Hast du ihn nie wieder gesehen?«

»Nein, aber ich weiß, daß er in dieser Gegend ist und bin eigens hierhergekommen. Ich möchte ihn noch einmal lobpreisen und seinen Segen empfangen, um auszuharren in meiner Einsamkeit.«

Zachäus läßt den Kopf sinken und schweigt. Die Gruppe löst sich auf.

Die Zeit vergeht. Die Sonne wird heißer. Der Marktplatz leert sich. Der Zöllner sitzt an seiner Wechselbank, den Kopf in die Hände gestützt, und denkt nach.

»Seht, da kommt der Nazarener!« schreien Kinder und weisen auf die Hauptstraße.

Frauen, Männer, Kranke und Bettler eilen ihm entgegen. Der Platz ist nun menschenleer. Nur die Esel und Kamele, die an den Palmen festgebunden sind, bleiben zurück, und Zachäus bleibt auf seiner Bank sitzen.

Doch dann steht er auf und steigt auf die Bank. Aber er kann noch nichts sehen, denn viele haben Zweige von den Bäumen abgerissen und schwenken sie jubelnd, und Jesus ist über Kranke gebeugt. Schließlich legt Zachäus den Mantel ab und steigt, nur mit der kurzen Tunika bekleidet, auf einen der Bäume. Nur mit Mühe klettert er an dem großen, glatten Stamm empor, den seine kurzen

Arme und Beine kaum zu umklammern vermögen. Aber es gelingt ihm, und schließlich hockt er rittlings über zwei Ästen. Seine Beine baumeln von diesem Untersatz herab, wie bei jemandem, der auf einem Fensterbrett sitzt und auf die Straße schaut.

Die Menge strömt auf den Platz. Jesus erhebt seine Augen und lächelt dem einsamen Zuschauer zu, der sich zwischen den Zweigen eingenistet hat.

»Zachäus, steige sofort herab. Heute will ich in deinem Haus verweilen«, gebietet Jesus.

Zachäus läßt sich nach einem Augenblick des Staunens, mit vor Aufregung gerötetem Angesicht, wie ein Sack zur Erde gleiten. Er ist so erregt, daß es ihm nur mit Mühe gelingt, seinen Mantel wieder anzuziehen. Er will rasch seine Register und seine Kasse schließen, aber in seiner aufgeregten Hast geht das alles nur sehr langsam. Jesus ist geduldig. Er liebkost einige Kinder, während er wartet.

Schließlich ist Zachäus bereit. Er gesellt sich zum Meister und führt ihn zu einem schönen Gebäude, das von einem großen Garten umgeben ist und im Zentrum der Ortschaft liegt. Es ist eine schöne Ortschaft, ja, eine Stadt, kaum geringer als Jerusalem, was die Gebäude und vielleicht sogar die Ausdehnung anbelangt.

Jesus betritt das Haus und während er darauf wartet, daß man das Mahl bereitet, nimmt er sich der Kranken und Gesunden an mit einer Geduld, wie nur er sie haben kann.

Zachäus kommt und geht. Er ist eifrig mit Vorbereitungen beschäftigt und außer sich vor Freude. Er möchte mit Jesus sprechen, aber Jesus ist immer von einer großen Volksmenge umgeben.

Schließlich entläßt Jesus alle mit den Worten: »Kommt wieder, wenn die Sonne untergeht. Nun begeben euch zu euren Häusern. Der Friede sei mit euch.«

Der Garten entvölkert sich, und das Mahl wird in einem schönen, kühlen Saal serviert, der auf den Garten schaut. Zachäus hat eine reiche Tafel bereiten lassen. Ich sehe keine Familienangehörigen und schließe daraus, daß Zachäus unverheiratet ist und nur mit seinen vielen Dienern im Haus lebt.

Nach Beendigung der Mahlzeit zerstreuen sich die Jünger im Schatten der Büsche, um auszuruhen. Zachäus bleibt mit Jesus im kühlen Saal zurück. Für kurze Zeit bleibt Jesus sogar allein, da Zachäus sich zurückzieht, wie um Jesus Ruhe zu gönnen. Dann aber kommt er wieder und schaut durch einen Spalt des Vorhangs. Er sieht, daß Jesus, statt zu schlafen, nur nachdenklich dasitzt, und da nähert er sich ihm. In den Händen hält er einen schweren Schrein. Er stellt ihn neben Jesus auf den Tisch und sagt: »Meister ... Man hat mir schon vor einiger Zeit von dir gesprochen. Eines Tages hast du auf einem Berg so viele Wahrheiten gepredigt, die unsere Gelehrten nicht mehr zu verkünden wissen. Sie sind mir im Herzen geblieben ... und seitdem denke ich an dich ... Dann wurde mir gesagt, du seist gut und würdest auch die Sünder nicht zurückweisen. Ich bin ein Sünder, Meister. Man sagte mir, daß du die Kranken heilst. Ich bin im Herzen krank, denn ich habe Menschen betrogen. Ich habe Wucherei getrieben, mich dem Laster hingegeben, geraubt und bin hart gegen die Armen gewesen. Aber jetzt, sieh, jetzt bin ich geheilt, weil du zu mir gesprochen hast. Du hast dich mir genähert, und der Dämon der Sinnlichkeit und der Habsucht ist entflohen. Ich bin von heute an dein, wenn du mich nicht zurückweisest. Um dir zu zeigen, daß ich in dir wiedergeboren werde, entledige ich mich all meiner sündhaft erworbenen Reichtümer und gebe dir die Hälfte davon für die Armen; die andere Hälfte werde ich benützen, um vierfach zurückzuerstatten, was ich durch Betrug an mich genommen habe. Ich weiß, wen ich betrogen habe. Wenn ich dann jedem das Seine zurückgegeben habe, werde ich dir folgen, Meister, wenn du es erlaubst ... «

»Ja, ich will es. Komm. Ich bin gekommen, um zu retten und zum Licht zu rufen. Heute haben Licht und Heil das Haus deines Herzens erreicht. Diejenigen, die jenseits des Gartentores murren, weil ich dich erlöst habe, indem ich mich an deine Tafel gesetzt habe, vergessen, daß auch du ein Sohn Abrahams bist wie sie, und daß ich gekommen bin, um zu retten, was verloren war, und um den geistig

Toten das Leben zu geben. Komm, Zachäus. Du hast mein Wort besser verstanden als so viele, die mir nur folgen, um mich anklagen zu können. Daher wirst du von nun an bei mir sein.«

Hier endet die Schauung.

464 »Zachäus ist ein Zöllner und Sünder, aber nicht aus bösem Willen«

Jesus sagt:

»Es gibt verschiedene Arten von Sauerteig. Es gibt den Sauerteig des Guten und den des Bösen. Der Sauerteig des Bösen ist teuflisches Gift und gärt leichter als der des Guten, denn er findet geeignete Nahrung im Herzen, in den Gedanken und im Fleisch des Menschen, die alle drei verderbt sind durch den Eigenwillen, der zum universalen Willen, d. h. zum Willen Gottes, im Widerspruch steht.

Der Wille Gottes ist universal, denn er ist nie auf einen nur ihn selbst betreffenden Gedanken beschränkt. Er hat vielmehr das Wohl des ganzen Universums vor Augen. Bei Gott kann keine Vollkommenheit vermehrt werden, da er alles immer in vollkommener Weise besessen hat. Daher können beim Wirken Gottes nie eigennützige Beweggründe im Spiel sein. Wenn man sagt: „Dies erfüllt sich zur größeren Ehre Gottes, im Interesse Gottes“, so soll das nicht heißen, daß man damit die göttliche Herrlichkeit vermehrt, sondern nur, daß alles, was es in der Schöpfung an Gutem gibt, den Stempel des Guten tragen soll und jede Person, die Gutes tut und es verdient, das Gute zu besitzen, sich mit dem Zeichen der göttlichen Herrlichkeit schmücken soll, indem dieser Mensch der Herrlichkeit Gottes, die alle Dinge herrlich erschaffen hat, Ehre erweist. Es handelt sich also um ein Zeugnis, das Menschen und Dinge ablegen, wenn sie mit ihren Werken ihren vollkommenen Ursprung bezeugen.

Wenn euch Gott gebietet, anrät oder eingibt, ein gutes Werk zu tun, so entspringt dies nicht selbstsüchtigem Eigennutz, sondern

einer altruistischen, liebevollen Absicht, zu eurem Wohl. Daher ist also der Wille Gottes nie selbstsüchtig, sondern gänzlich selbstlos und auf das Allgemeinwohl ausgerichtet. Er ist die einzige wahre Kraft des Universums, die den Gedanken des Allgemeinwohls in sich trägt.

Der Sauerteig des Guten, der geistige Same, der von Gott kommt, gedeiht nur unter großen Schwierigkeiten und mit Mühe, da er Gegenkräfte zu überwinden hat, die den anderen begünstigen: das Fleisch, das Herz und die menschlichen Gedanken, die von einem Egoismus durchdrungen sind, der der Gegenspieler des Guten ist, das seinen Ursprung nur in der Liebe haben kann. Bei den meisten Menschen fehlt der Wille zum Guten und daher wird das Gute unfruchtbar und stirbt, oder aber es fristet ein so kümmerliches Dasein, daß es nicht gären kann: es bleibt so, wie es ist. Darin liegt zwar keine große Schuld, aber es wird auch nicht die geringste Anstrengung gemacht und nicht versucht, das Beste zu tun. Daher ist der Geist lahmgelegt, nicht tot, aber unfruchtbar.

Achtet darauf: Nichts Böses zu tun, reicht gerade nur aus, um der Hölle zu entgehen. Um sofort das schöne Paradies zu genießen, ist es unerläßlich, Gutes zu tun, soweit es einem gelingt, indem man gegen sich selbst und gegen andere kämpft. Ich habe gesagt, daß ich gekommen bin, Krieg zu bringen und nicht Frieden, auch zwischen Vater und Sohn, zwischen Brüdern und Schwestern, sofern dieser Krieg daher rührt, daß man den Willen Gottes und sein Gesetz gegen die Eingriffe des menschlichen Willens verteidigen will, wenn dieser sich Gott widersetzt.

Bei Zachäus hatte die kleine Menge guten Sauerteigs die große Masse durchsäuert. In sein Herz war nur ein allererstes Krümchen gefallen: Man hatte ihm von meiner Bergpredigt berichtet, sicherlich mit vielen Fehlern und unter Auslassung vieler Abschnitte, wie dies vorkommt, wenn Reden nacherzählt werden.

Zachäus war ein Zöllner und Sünder, aber nicht aus bösem Willen. Er war wie einer, der mit dem Schleier des Stars über den Pupillen

schlecht sieht und weiß, daß er wieder gut sehen wird, sobald das Auge von diesem Schleier befreit ist. Der so Erkrankte wünscht sich, daß dieser Schleier entfernt werde. So Zachäus. Er war weder überzeugt noch glücklich, besonders nicht überzeugt von den Riten und Übungen der Pharisäer, die nun das wahre Gesetz verdrängt haben und nicht zufrieden mit seiner eigenen Lebensführung.

Instinktiv suchte er nach dem Licht, dem wahren Licht. Er sah nur einen Lichtstrahl in diesem Bruchstück der Rede und schloß ihn in sein Herz ein wie einen Schatz, denn er liebte ihn. Merke dir, Maria: weil er ihn liebte, wurde dieser Lichtstrahl immer lebendiger, mächtiger und stürmischer und befähigte ihn, das Gute vom Bösen zu unterscheiden und richtig zu wählen. Großzügig wies er alle ehemaligen Versuchungen von sich, alle Dinge, die früher mit ihren Fangarmen sein Herz in einem Netz böser Sklaverei gefangengehalten hatten.

„Denn er liebte ihn.“ Sieh, das ist das Geheimnis des Erfolges. Etwas gelingt, wenn man es liebt; es gelingt nur halb, wenn man wenig liebt; überhaupt nicht, wenn man gar nicht liebt. In allen Dingen ist es so, ganz besonders in den göttlichen. Gott ist für die menschlichen Sinne unfaßbar; daher bedarf es, ich möchte sagen, einer vollkommenen Liebe, soweit der Mensch es bis zur Vollkommenheit bringen kann, um ein Unternehmen durchzuführen, das in diesem Falle die Erlangung der Heiligkeit ist.

Zachäus war der Welt und des Fleisches überdrüssig, wie er auch der kleinlichen Übungen der Pharisäer überdrüssig war, die vom Volk streng beachtet werden mußten, während die Gesetzeslehrer selbst sich ihre Freiheiten nahmen. Aber er liebte den kleinen Schatz einiger meiner Worte, die ihm – menschlich gesprochen – durch Zufall zu Ohren gekommen waren. Er liebte ihn als das Schönste, was er in den vierzig Jahren seines Lebens erworben hatte. Von diesem Augenblick an richtete er sein Herz und seine Gedanken auf diesen Punkt. Nicht nur im Bösen, sondern auch im Guten ist dort, wo der Schatz ist, auch das Herz. Haben die Heiligen ihr Herz nicht dort

gehabt, wo ihr Schatz war, also bei Gott? Ja, und weil sie nur auf Gott schauten, wußten sie ihre Zeit auf Erden zu verbringen, ohne ihre Seele im irdischen Schlamm versinken zu lassen.

Wenn ich an jenem Morgen nicht gekommen wäre, hätte ich dennoch einen Proselyten gehabt; denn die Rede des Aussätzigen hatte die Veränderung des Zachäus vollendet. An der Zollbank war er nicht mehr der betrügerische und lasterhafte Zöllner, sondern ein Mensch, der seine Vergangenheit bereute und entschlossen war, sein Leben zu ändern. Wenn ich nicht in Jericho erschienen wäre, hätte er die Zollbank verlassen, sein Geld genommen und sich auf die Suche nach mir begeben, denn ohne das Wasser der Wahrheit, ohne das Brot der Liebe und ohne den Kuß der Vergebung hielt er es nicht mehr länger aus.

Die üblichen Kritiker, die mich beobachteten, um mich zu tadeln, erkannten dies nicht und verstanden es noch weniger. Daher wunderten sie sich, daß ich mit einem Sünder zu Tische saß. Oh, wenn ihr doch nicht immer urteilen, sondern diese Aufgabe Gott überlassen würdet, ihr armen Blinden, die ihr nicht einmal fähig seid, euch selbst zu beurteilen!

Ich bin nie mit den Sündern gegangen, um ihre Sünden zu billigen. Ich ging hin, um sie von der Sünde abzubringen. Oft hatten sie nur noch das Äußere der Sündhaftigkeit: die zerknirschte Seele war schon in eine neue, lebendige, zur Sühne bereite Seele umgewandelt. War ich also wirklich mit einem Sünder zusammen? Nein, mit einem Erlösten, der nur noch meiner Stütze bedurfte, um sich in der Schwäche des von den Toten Erstandenen aufrecht halten zu können.

Wieviel kann euch die Begebenheit mit Zachäus lehren! Die Macht der redlichen Absicht ist es, die das Verlangen weckt, und dieses redliche Verlangen gibt den Ansporn zum Streben nach einer immer tieferen Erkenntnis des Guten und einer beständigen Suche nach Gott, bis man ihn erreicht hat und aufrichtige Reue gibt den Mut zum Verzicht. Zachäus hatte die redliche Absicht, Worte der wahren

Lehre zu hören, und als er einige gehört hatte, erweckte die gute Absicht ein stets innigeres Verlangen und drängte ihn daher zu einer ständigen Suche nach dieser Lehre. Die Suche nach Gott, der in der wahren Lehre verborgen ist, löste ihn los von den elenden Göttern des Geldes und der Sinnlichkeit und machte ihn zum Helden der Selbstverleugnung.

„Wenn du vollkommen sein willst, gehe hin, verkaufe alles, was du besitzt, und folge mir nach“, hatte ich dem reichen Jüngling gesagt, und er ist dazu nicht fähig gewesen. Zachäus jedoch, obwohl ihn Habsucht und Sinnlichkeit viel mehr verhärtet haben, ist dazu imstande, denn in den wenigen Worten, die ihm zugetragen wurden, hat er Gott erkannt, wie der blinde Bettler und der von mir geheilte Aussätzige.

Kann ein Geist, der Gott gesehen hat, sich noch von den kleinen Dingen der Welt angezogen fühlen? Könnte er das jemals, meine kleine Braut?«

465 Selig die Armen im Geiste

Jesus spricht:

»In meinen verschiedenen Seligpreisungen habe ich die erforderlichen Eigenschaften dargelegt, um die Belohnungen zu erlangen, die den Seligen zuteil werden. Obwohl die genannten Arten verschieden sind, so ist doch, wenn ihr genau hinseht, die Belohnung die gleiche: man darf dieselben Freuden genießen wie Gott.

Die Stufen sind verschieden. Ich habe schon erklärt, wie Gott durch seinen Gedanken Seelen mit verschiedenen Neigungen geschaffen hat, um der Welt das richtige Gleichgewicht in all ihren niederen und höheren Bedürfnissen zu geben. Wenn dann menschliche Auflehnung dieses Gleichgewicht stört, indem sie stets gegen den Willen Gottes angehen will, der den Menschen liebevoll auf den rechten Weg führt, so liegt die Schuld nicht bei Gott.

Die Menschen, die immer unzufrieden sind mit ihrem Geschick,

dringen mit offener oder verhüllter Gewalt in das Gebiet anderer ein. Was sind die Weltkriege, die Familienstreitigkeiten oder die beruflichen Schwierigkeiten, wenn nicht solche Mißbräuche und Übergriffe? Was sind gesellschaftspolitische Revolutionen und Doktrinen, die sich mit dem Beinamen „sozial“ bemänteln, in Wirklichkeit anderes als Anmaßungen und Lieblosigkeiten, weil sie weder den Willen noch die Fähigkeit haben, die Gerechtigkeit zu üben, die sie versprechen, und die immer in Gewalttätigkeiten ausarten, die die Bedrückung nicht beseitigen, sondern sie noch vermehren, und zwar zugunsten der wenigen Machthaber.

Wo aber ich, Gott, herrsche, gibt es keine solchen Verwirrungen. In den Seelen, die wirklich mir angehören, und in meinem Reich stört nichts die Ordnung. Dort werden die verschiedenen Stufen der vielgestaltigen Heiligkeit Gottes, der gerecht, rein, friedfertig, barmherzig, frei von der Sucht nach vergänglichem Reichtum und glücklich in der Freude seiner Liebe ist, gelebt und belohnt.

Unter den Seelen strebt die eine nach dieser, die andere nach einer anderen Form der Vollkommenheit. Der Heilige strebt in hervorragender Weise danach, denn in ihm finden sich alle Tugenden. Aber eine herrscht bei ihm vor, und ihretwegen wird er von den Menschen besonders gefeiert. Ich segne und belohne ihn jedoch für alle seine Tugenden, denn die Belohnung besteht darin, sich „Gottes zu erfreuen“. Das gilt für die Friedfertigen wie für die Barmherzigen, für die Liebhaber der Gerechtigkeit wie für die ungerecht Verfolgten, für die Reinen wie für die Betrübten, für die Sanftmütigen wie für die Armen im Geist.

Die Armen im Geist! Wie wird dieser Ausdruck doch immer so falsch verstanden, selbst von dem, der um richtiges Verständnis bemüht ist. Armut im Geist bedeutet für die menschliche Oberflächlichkeit und die törichte menschliche Ironie, wie auch für die Unwissenheit, die sich weise dünkt, „Dummheit“. Die Besseren verstehen unter Geist Intelligenz, Verstand, die materialistisch Eingestellten Schlauheit und Bosheit.

Nein, der Geist steht weit über dem Verstand. Er ist der König alles dessen, was in euch ist. Alle physischen und sittlichen Gaben sind Untertanen und Dienerinnen dieses Königs, wo ein Geschöpf in kindlicher Gottergebenheit die Dinge in Ordnung zu halten weiß. Wo aber das Geschöpf nicht kindlich ergeben ist, verfällt man dem Götzendienst, und die Dienerinnen werden zu Königinnen und entthronen den königlichen Geist. Dann herrscht eine Anarchie, die Ruin mit sich bringt, wie jede andere Anarchie.

Die Armut im Geist besteht im Besitz der absoluten Unabhängigkeit von allen Dingen, die den Menschen verlocken und durch die er auch zum materiellen Verbrechen oder zum unbestraften, sittlichen Verbrechen gelangt, das gar zu oft dem menschlichen Gericht entgeht, deshalb aber kein geringeres, sondern eher ein schwerwiegenderes Verbrechen ist, da es oft nicht nur den Tod des Opfers bewirkt, sondern die Familienangehörigen der Ehre und des Brotes beraubt.

Der Arme im Geiste kennt keine Versklavung durch die Reichtümer mehr. Wenn er es auch nicht fertigbringt, wirklich auf alle materiellen Güter zu verzichten, sich von ihnen und jeglichem Wohlstand zu lösen und in einen Orden einzutreten, so weiß er sie doch selbst mit großer Mäßigkeit zu gebrauchen, die ein doppeltes Opfer beinhaltet, um dann die Armen dieser Welt reichlich beschenken zu können. Ein solcher hat mein Wort verstanden: „Macht euch Freunde mit euren ungerecht erworbenen Reichtümern.“ Aus seinem Geld, das ein Feind seines Geistes sein könnte, wenn es ihn zu Genußsucht, Gaumenlust und Lieblosigkeit treibt, macht dieser Mensch einen Diener, der ihm den Weg zum Himmel ebnet und ihn – für den Reichen: den Armen im Geiste – gleichsam polstert, dank seiner Abtötungen und Liebeswerke zur Milderung des Elends der Menschen.

Wie viele Ungerechtigkeiten kann doch der Arme im Geiste wiedergutmachen und heilen! Selbst in früheren Zeiten begangene Ungerechtigkeiten, als er noch, wie Zachäus, nichts als habsüchtig und

hartherzig war, Ungerechtigkeiten gegenüber noch lebenden Mitmenschen, gegenüber Verstorbenen und im gesellschaftlichen Bereich.

Ihr errichtet Denkmäler für Menschen, die berühmt wurden, nur weil sie gewalttätig waren. Warum errichtet ihr keine Denkmäler für die verborgenen Wohltäter der bedürftigen, armen und arbeitenden Menschheit; für die, die ihre Reichtümer nicht dazu benützt haben, um aus ihrem eigenen Leben ein beständiges Fest zu machen, sondern um das Leben dessen zu erleichtern, der arm, leidend, siech oder in Unwissenheit gehalten wird, weil seine Unwissenheit den Herrschsüchtigen für ihre verfluchten Ziele besser dient? Wie viele gibt es auch unter denen, die keine Reichtümer besitzen, die vielmehr nur wenig wohlhabender sind als die Armen, aber dennoch ihre Pfennige aufopfern, um das Elend derer zu erleichtern, die noch elender sind als sie selbst, weil ihnen das göttliche Licht fehlt.

Arm im Geist sind auch diejenigen, die trotz des Verlustes ihrer reichen oder geringen Habe den Frieden und die Hoffnung zu bewahren wissen und deswegen niemanden verwünschen oder hassen. Niemanden, weder Gott noch die Menschen.

Die große Kategorie der „Armen im Geist“, die ich als erste genannt habe, weil ohne diese Unabhängigkeit des Geistes von den Annehmlichkeiten des Lebens die anderen Tugenden, durch die man Seligkeiten erlangen kann, nicht erreichbar sind, ist in mehrere Untergruppen aufgeteilt.

Die Demut im Denken bewirkt, daß man sich nicht aufbläst und für superintelligent hält, sondern sich des Geschenkes Gottes bedient, indem man seinen Ursprung anerkennt und es für das Gute, und zwar ausschließlich für das Gute, einsetzt.

Großzügigkeit in den Zuneigungen, indem man auch auf sie zu verzichten weiß, um allein Gott nachzufolgen. Selbst auf das Leben, das für die animalische Natur der instinktiv geliebte Reichtum ist, kann der Großzügige verzichten. Meine Märtyrer sind alle in diesem Sinn großherzig gewesen, denn ihr Geist hat sie arm werden lassen,

um sie „reich“ am alleinigen ewigen Reichtum werden zu lassen, der Gott selbst ist.

Gerechtigkeit in der Liebe zu unseren eigenen Dingen. Sie zu lieben ist unsere Pflicht, da sie ein Zeichen der göttlichen Vorsehung sind. Ich habe schon in früheren Lehren davon gesprochen. Aber man darf sie nicht mehr lieben als Gott und seinen heiligen Willen, und nicht bis zu einem Grad, daß man, wenn Menschenhand sie uns entzöge, mit Gott hadern würde.

Schließlich, ich wiederhole es, Freiheit von der Versklavung durch das Geld.

Seht, das sind die verschiedenen Formen der geistigen Armut, durch die man, wie ich sagte, den Himmel erwirbt. Wir müssen über allen vergänglichen Reichtümern des menschlichen Lebens stehen, um die ewigen Reichtümer zu besitzen. Die Erde mit ihren trügerischen Früchten, die an der Oberfläche wohl süß, im Innern jedoch bitter sind, soll man an die letzte Stelle setzen und lieber für die Erlangung des Himmels wirken. Oh, dort gibt es keine Früchte von trügerischem Geschmack, sondern die unfaßbare Frucht der Freude in Gott.

Das alles hatte Zachäus begriffen. Dieser Satz war der Schlüssel, der sein Herz dem Licht und der Liebe öffnete, mir, der ich kam, um ihm zu sagen: „Komm.“ Und als ich zu ihm kam und ihn rief, war er schon ein „Armer im Geist“. Daher war ihm eigen, den Himmel zu besitzen.«

466 Im Dorf Salomons

Jesus erreicht das Dorf in tiefer Nacht. Nach dem Stand des Mondes zu schließen, könnte es ungefähr zwei Uhr nachts sein. Es ist ein schöner, leicht abnehmender Mond, der vom klaren Himmel zur Erde scheint und Frieden verbreitet. Frieden und reichlichen Tau, den starken Tau der warmen Gegenden, der so erquickend für die Pflanzen ist nach der brennenden Sonnenhitze des Tages.

Die Wanderer müssen auf dem Kies am Fluß entlang gegangen sein, der zum Ufer hin trocken ist, da der Fluß in der sommerlichen Trockenheit nicht sehr viel Wasser führt. Nun steigen sie vom Schilfdickicht zum Wald hinauf, der die Ufer säumt und sie mit einem Netz von Wurzeln, die ins sumpfige Erdreich vorgedrungen sind, zusammenhält.

»Hier wollen wir bis zur Morgendämmerung anhalten«, sagt Jesus.

»Meister, es tut mir alles weh ... « sagt Matthäus.

»Und ich fürchte, Fieber zu haben. Der Fluß ist im Sommer nicht gesund ... Du weißt es«, fügt Philippus hinzu.

»Noch schlimmer aber wäre es gewesen, wenn wir vom Fluß in die judäischen Berge zurückgekehrt wären. Auch das ist bekannt«, sagt der Zelote, der Jesus bemitleidet, dem alle ihre kleinen Befürchtungen mitteilen und dessen eigene Gemütsverfassung niemand versteht.

»Laß sie nur, Simon. Sie haben recht. Aber bald werden wir uns ausruhen ... Ich bitte euch, nur noch ein kurzes Stück Weg zurückzulegen. Seht ihr, wie der Mond seinen Lauf nach Westen nimmt? Warum den Alten aufwecken und Josef, der vielleicht noch krank ist, wo es doch bald Tag wird ... «

»Hier ist alles vom Tau durchnäßt. Man weiß nicht, wo man sich hinsetzen soll ... « brummt Iskariot.

»Hast du Angst, dein schönes Gewand zu beschmutzen? Was willst du, nach diesen Gewaltmärschen in Staub und Tau kann man nicht mehr damit großtun! Übrigens ... so würde es dem lebenswürdigen Hilkiya besser gefallen. Die Randverzierungen ... ha, ha, ha, die Falbeln der Ärmel sind als Fetzen an den Dornbüschen der Wüste Judäa hängengeblieben, und die am Kragen hat der Schweiß zerstört ... Nun bist du ein vollkommener Jude ... « sagt der stets heitere Thomas.

»Ein vollendeter Schmutzfink, vor dem mir selbst graut«, entgegnet Iskariot zornig.

»Es genüge dir, ein reines Herz zu haben, Judas«, sagt Jesus friedvoll. »Das nur hat Wert ... «

»Wert! Wert! Wir sind von Müdigkeit und Hunger erschöpft ... Wir büßen unsere Gesundheit ein, und sie allein hat Wert«, sagt Judas frech.

»Ich zwinge dich nicht, bei uns zu bleiben ... Du bist es, der bleiben will.«

»Nun ... es bleibt mir nichts anderes übrig. Ich habe ... «

»Sprich ruhig das Wort aus, das dir auf den Lippen brennt: „Du hast dich in den Augen des Hohen Rates bloßgestellt.“ Aber du kannst es immer noch wiedergutmachen ... und sein Vertrauen wiedergewinnen ... «

»Ich will es nicht wiedergutmachen ... denn ich liebe dich und will bei dir bleiben.«

»Wahrlich, du sagst dies auf eine Art und Weise, die eher Haß als Liebe bekundet ... « knurrt Judas des Alphäus verbissen.

»Nun ... Jeder hat seine eigene Ausdrucksweise, um seine Liebe zu bekunden.«

»Ah, ja! Auch manch einer liebt seine Frau und schlägt sie trotzdem halb tot ... Diese Art von Liebe würde mir nicht gefallen«, sagt Johannes des Zebedäus und versucht damit, dem Zwischenfall durch einen Scherz ein Ende zu bereiten. Doch niemand lacht, und auch niemand erwidert etwas, Gott sei Dank.

Jesus schlägt vor: »Gehen wir und setzen wir uns auf die Schwelle des Hauses. Die Regenrinne ist breit und schützt vor dem Tau, und dann ist da auch der Vorsprung, der dem Häuschen als Basis dient ... «

Sie gehorchen ohne Widerrede, und nachdem sie das Häuschen erreicht haben, setzen sie sich der Reihe nach zu Jesu Füßen. Aber schon die einfache Bemerkung des Thomas: »Ich habe Hunger, denn diese nächtlichen Wanderungen machen hungrig«, läßt sie das Gesprächsthema wieder aufnehmen.

»Was heißt Wanderungen! Seit Tagen leben wir von nichts!« antwortet wiederum Iskariot.

»Bei Nike und Zachäus haben wir gewiß gut gegessen, und Nike hat uns so viel mitgegeben, daß wir einen Teil davon an die Armen verteilen mußten, da es sonst schlecht geworden wäre. An Brot hat es uns nie gefehlt. Brot und Zukost hat uns auch jener Karawanenführer gegeben ... « bemerkt Andreas.

Judas, der dies nicht leugnen kann, schweigt.

In der Ferne kräht ein Hahn, das erste Anzeichen des Morgengrauens.

»Oh! Gut! Bald geht die Sonne auf!« sagt Petrus und streckt sich, da er fast eingeschlafen wäre.

Sie warten schweigend auf das Herannahen des Tages.

Ein Blöken dringt aus einem Gehege ... dann ein fernes Geklingel auf der Hauptstraße auf der anderen Seite des Flusses ... In der Nähe das Gurren der Tauben des Hananias. Eine rauhe Männerstimme im Schilfdickicht ... Es ist ein Fischer, der vom nächtlichen Fischfang heimkehrt und schimpft, weil er keinen großen Fang gemacht hat. Er erblickt Jesus und bleibt stehen, zögert etwas und sagt dann: »Wenn ich dir diese Fische gebe, versprichst du mir dann einen reichlichen Fang für die Zukunft?«

»Damit du einen Gewinn machen kannst oder weil du in Not bist?«

»Weil ich in Not bin. Ich habe sieben Kinder, meine Frau und meine Schwiegermutter zu ernähren.«

»Einverstanden. Sei wohlthätig, und ich verspreche dir, daß dir das Notwendige nicht fehlen wird.«

»Dann nimm. Dort drinnen ist ja auch der letzte Verwundete, der trotz aller Pflege nicht gesundet ... «

»Gott vergelte es dir und gebe dir den Frieden«, sagt Jesus.

Der Mann grüßt und geht, wobei er seine Fische, die er an ihren Mäulern an einer Weidenrute befestigt hat, zurückläßt.

Die Stille, die nur vom Rauschen des Schilfrohrs und vom Piepsen einiger Vögel unterbrochen wird, kehrt wieder ... Dann hört man ein Quietschen in der Nähe. Die einfache Gartentür, die Hananias

gebastelt hat, dreht sich kreischend in den Angeln, und der kleine Alte geht auf den Weg und schaut forschend zum Himmel auf. Das blökende Schaf folgt ihm.

»Der Friede sei mit dir, Hananias!«

»Meister! Aber ... seit wann bist du denn hier? Warum hast du mich nicht gerufen, damit ich dir öffne?!«

»Ich bin erst kurz hier und wollte niemanden stören ... Wie geht es Josef?«

»Weißt du davon? ... Es steht schlecht um ihn. Eiter fließt aus dem einen Ohr, und er hat starke Kopfschmerzen. Ich glaube, daß er sterben wird, das heißt, ich glaubte es, doch da du jetzt hier bist, glaube ich, daß er wieder gesund werden wird. Ich wollte gerade Kräuter für Umschläge sammeln gehen ... «

»Sind die Kameraden des Josef da?«

»Zwei von ihnen. Die anderen sind vorausgegangen. Hier sind Salomon und Elija.«

»Haben euch die Pharisäer Unannehmlichkeiten bereitet?«

»Kurz nachdem du abgereist warst, aber nachher nicht mehr. Sie wollten nur wissen, wo du hingegangen bist. Ich habe gesagt: „Zu meiner Schwiegertochter nach Masada.“ Habe ich es falsch gemacht?«

»Du hast richtig gehandelt.«

»Und bist du wirklich dort gewesen?« Der Alte zittert.

»Ja. Es geht ihr gut.«

»Aber ... hat sie dich nicht angehört?« ...

»Nein. Man muß viel für sie beten.«

»Auch für die kleinen Kinder ... daß sie sie für den Herrn erzieht ... « sagt der Alte, und zwei dicke Tränen rollen über seine Wangen herab und sagen das, was er verschweigt. Schließlich fügt er noch hinzu: »Hast du sie gesehen?«

»Eines habe ich eine Weile gesehen ... Die anderen habe ich nur flüchtig erblickt. Es geht ihnen gut.«

»Ich opfere Gott meinen Verzicht und meine Verzeihung ...

Doch ... es ist sehr bitter, sagen zu müssen: „Ich werde sie nie mehr wiedersehen“ ... «

»Du wirst bald deinen Sohn sehen und mit ihm im Frieden des Himmels sein.«

»Danke, Herr. Tritt ein ... «

»Ja, gehen wir gleich zu dem Verwundeten. Wo ist er?«

»Im besten Bett.«

Sie betreten den gut gepflegten Garten, dann die Küche und gelangen durch diese in das Kämmerlein. Jesus neigt sich über den Kranken, der im Schlaf seufzt. Er neigt sich immer tiefer ... und haucht ihm aufs Ohr, das in schon mit Eiter getränkte Putzwolle gewickelt ist. Dann richtet er sich wieder auf und zieht sich geräuschlos zurück.

»Willst du ihn nicht aufwecken?« fragt der Alte leise.

»Nein, laß ihn schlafen. Er hat nun keine Schmerzen mehr und wird sich erholen. Nun gehen wir zu den anderen.« Jesus schließt sachte die Tür und begibt sich in das große Zimmer, in dem die Betten stehen, die das letzte Mal erworben wurden. Die beiden müden Jünger schlafen noch.

»Sie wachen jeweils bis zum frühen Morgen bei dem Kranken und ich vom Morgen bis zum Abend. Daher sind sie müde. Sie sind so gut.«

Die beiden hören offenbar auch im Schlaf, denn sie erwachen ganz plötzlich: »Meister! Unser Meister! Du bist zur rechten Zeit gekommen! Josef ist ... «

»Geheilt. Ich habe schon dafür gesorgt. Er schläft und weiß es noch nicht. Aber es fehlt ihm nichts mehr. Er braucht sich nur noch vom Eiter zu reinigen und wird dann gesund sein wie zuvor.«

»Oh, dann reinige auch uns, denn wir haben gesündigt.«

»Wieso?«

»Um Josef beizustehen, sind wir nicht im Tempel gewesen ... «

»Die Liebe macht aus jedem Ort einen Tempel, und im Tempel der Nächstenliebe ist Gott. Wenn wir uns alle lieben würden, wä-

re die Erde ein einziger Tempel. Geht hin in Frieden. Es wird eine Zeit kommen, in der Pfingsten besagen wird: „Liebe“, Offenbarung der Liebe. Ihr seid den Monaten vorausgeeilt und habt schon das künftige Pfingsten gehalten, weil ihr euren Bruder geliebt habt.«

Im anderen Zimmer ertönt die Stimme des Josef: »Hananias! Elija! Salomon! Ich bin ja geheilt!« und der Mann erscheint, nur mit der kurzen Tunika bekleidet, abgemagert und noch bleich, aber ohne Schmerzen, an der Tür. Er sieht Jesus und sagt: »Ah! Du bist es gewesen, Meister!« und eilt herbei, um ihm die Füße zu küssen.

»Gott gebe dir den Frieden, Josef, und verzeih mir, wenn du um meinetwillen gelitten hast.«

»Ich rühme mich, für dich Blut vergossen zu haben, wie mein Vater es getan hat. Ich preise dich, daß du mich dessen würdig gemacht hast!« Das bäurische Gesicht strahlt bei diesen Worten vor Freude und veredelt sich zu einer Schönheit, die von einem inneren Licht herrührt.

Jesus liebkost ihn und sagt zu Salomon: »Dein Haus dient dazu, viel Gutes zu tun.«

»Oh! Weil es jetzt das deine ist. Vorher diente es nur dem Fährmann für seinen tiefen Schlaf. Aber ich freue mich, daß es dir und diesem Gerechten nützlich gewesen ist. Nun werden wir einige schöne Tage mit dir verleben.«

»Nein, Freund. Ihr werdet sofort aufbrechen. Es ist uns keine Erquickung mehr gestattet. Dies ist wirklich eine Zeit der Prüfung, und nur jene starken Willens werden treu bleiben. Nun brechen wir zusammen das Brot, und dann macht ihr euch sofort auf den Weg am Fluß entlang und geht mir um eine halbe Tagesreise voraus.«

»Ja Meister! Auch Josef?«

»Auch er, es sei denn, daß er eine neue Verletzung befürchtet . . . «

»O Meister, wollte Gott, daß ich dir in deinem Tod vorausginge und mein Blut für dich hingäbe!«

Sie gehen hinaus in den tautriefenden Garten, der in der Morgensonne glitzert, und Hananias bietet den Gästen die ersten Feigen an,

die er von den Ästen auf der Südseite pflückt. Dann entschuldigt er sich, daß er kein Täubchen anbieten kann, da der Kranke die beiden letzten verzehrt hat. Aber sie haben ja die Fische, und in Eile wird ein Gericht bereitet.

Jesus geht zwischen Elija und Josef auf und ab, die von ihrem Erlebnis erzählen und auch von der Kraft Salomons, der den Verletzten in mehreren aufeinanderfolgenden Nächten auf seinen Schultern viele Kilometer weit getragen hat . . .

»Aber du, Josef, du verzeihst doch denen, die dich verletzt haben?«

»Ich habe nie Groll gegen diese Unglücklichen gehegt. Ich habe meine Verzeihung und mein Leid für ihre Erlösung aufgeopfert.«

»So ist es recht, mein guter Jünger! Und Ogla?«

»Ogla ist mit Timoneus gegangen. Ich weiß nicht, ob er ihm weiterhin folgen oder ob er am Hermon bleiben wird. Er sprach immer davon, daß er zum Libanon gehen wolle.«

»Ja, Gott möge ihn zu seinem Besten führen.«

Nun erschallt lautes Vogelgezwitscher im Laub der Bäume; Blöken von Schafen und Kindergeschrei, Frauenstimmen, Eselsschreie und Ziehrollen, die an den Brunnen rasseln, verkünden, daß das Dorf erwacht ist.

Im Garten selbst werden die Brote gebrochen und die Fische verteilt. Sie nehmen das Frühstück ein, und gleich danach verlassen die drei mit dem Segen Jesu das Haus. Sie eilen auf den Weg zum Fluß und verschwinden im frischen, schattigen Röhricht.

Bald sieht man sie nicht mehr . . .

»Nun ruhen wir uns bis zum Abend aus, und dann folgen wir ihnen«, gebietet Jesus.

Einige legen sich auf die Betten, andere auf einen Haufen Netze, die Hananias geflochten hat, um, wie er sagt, nicht müßig zu sein und sein tägliches Brot zu verdienen. Sie strecken sich aus und versuchen, sich durch einen guten Schlaf zu erquicken.

Inzwischen sammelt Hananias die verschwitzten Kleider, geht ge-

räuschlos hinaus, schließt Tür und Gartentor und steigt zum Fluß hinab, um sie zu waschen, damit sie am Abend wieder frisch und trocken sind . . .

467 Jesus in einem Dörfchen der Dekapolis

Ich sehe ein Dörfchen am Flußufer, das aus einigen wenigen ärmlichen Hütten besteht. Es muß dasjenige sein, von dem Jesus ausgegangen war, als er in einem Boot den hoch angeschwollenen Jordan überquerte, denn ich sehe, daß der Bootsbesitzer mit seinen Söhnen dem Meister entgegeneilt, der Iskariot und Thomas vorausgeschickt hat, um ihm den Weg zu bereiten.

Schon als der Fährmann Jesus von weitem sieht, beschleunigt er seine Schritte und, bei Jesus angelangt, verneigt er sich mit großer Ehrfurcht und sagt: »Meister, du kommst gerade recht für unsere Kranken. Sie warten auf dich. Ich habe ihnen viel von dir erzählt. Das ganze Dorf begrüßt dich durch mich: „Gesegnet sei der Messias des allerhöchsten Gottes!“«

»Der Friede sei mit dir und diesem Dorf. Ich bin für euch hier. Ihr werdet nicht enttäuscht werden in euren Hoffnungen. Wer glaubt, wird die Barmherzigkeit des Himmels erfahren. Gehen wir.«

Jesus geht an der Seite des Fährmannes zum Dorfplatz der kleinen Ortschaft. Frauen, Kinder und Männer erscheinen auf den Türschwelen und schließen sich dem kleinen Zug an, der langsam fortschreitet, und die Volksmenge wächst mit jedem Meter Wegstrecke an. Die einen grüßen Jesus, die anderen preisen ihn, wieder andere flehen ihn an.

»Meister«, ruft eine Mutter, »mein Sohn ist krank. Komm, Gesegneter!«

Nun biegt Jesus zu einem armen Haus ab, legt eine Hand auf die Schulter der weinenden Mutter und fragt: »Wo ist dein Sohn?«

»Hier, Meister. Komm!«

Sie treten ein: die Mutter, Jesus, der Fährmann, Petrus, Johannes,

Thaddäus und einige Bewohner. Die Menge drängt sich an der Tür, und viele recken ihre Häuse, um etwas zu sehen. In einer Ecke der ärmlichen, finsternen Küche steht ein einfaches Lager neben dem brennenden Herdfeuer. Dort liegt der kleine Leichnam eines etwa siebenjährigen Knaben. Ich sage Leichnam, da er so abgezehrt, fahl und regungslos ist. Nur das keuchende Röcheln der kleinen Brust ist wahrnehmbar. Es scheint sich um Tuberkulose zu handeln.

»Schau Meister. Ich habe all meinen kleinen Reichtum ausgegeben, um wenigstens diesen zu retten. Ich habe keinen Mann mehr. Die anderen beiden Söhne sind mir im gleichen Alter wie dieser hier gestorben. Ich habe ihn bis zur Hafenstadt Cäsarea getragen, um ihn einem römischen Arzt zu zeigen. Doch er hat mir nur zu sagen gewußt: „Füge dich. Der Knochenfraß verzehrt ihn.“ Schau . . .«

Die Mutter deckt das kleine Wesen auf, indem sie die Decken zurückschlägt. Da, wo Binden und Tücher seine Glieder nicht verbergen, sieht man dünne Knochen unter einer ausgetrockneten, gelblichen Haut. Aber nur ein kleiner Teil seines Körpers ist zu sehen. Erst, als die Mutter die Binden und Tücher entfernt, erscheinen die für den Knochenfraß charakteristischen offenen Stellen. Ein jämmerlicher Anblick. Der kleine Kranke ist so erschöpft, daß er sich nicht einmal bewegen kann. Es scheint, als ob ihn das alles nichts angehe. Er öffnet nur selten die tiefliegenden, verschleierten Augen und richtet einen ausdruckslosen Blick auf die Menge. Dann schließt er sie wieder. Jesus streichelt ihn. Er legt seine schlanke Hand auf das müde Köpfchen, und das Kind öffnet wiederum die Augen und blickt diesmal mit mehr Teilnahme auf den unbekanntenen Mann, der es mit so viel Liebe berührt und ihm mit so großer Barmherzigkeit zulächelt.

»Willst du gesund werden?« sagt Jesus leise und beugt sich über das abgemagerte Gesichtchen. Vorher hat er den kleinen Körper wieder zugedeckt und der Mutter, die neue Binden um die Wunden wickeln wollte, gesagt: »Es ist nicht notwendig, Frau. Laß ihn so.«

Der kleine Kranke nickt, ohne zu sprechen.

»Warum?«

»Wegen meiner Mutter«, sagt ein ganz zartes Stimmchen. Die Mutter weint noch mehr.

»Wirst du immer brav sein, wenn du wieder gesund bist? Wirst du ein guter Sohn sein? Ein guter Bürger? Ein guter Gläubiger?« Er stellt die Fragen in längeren Abständen, um dem Kleinen Zeit zu lassen, auf jede einzelne zu antworten. »Wirst du dich immer an das erinnern, was du jetzt versprochen hast?«

Die leisen und doch so sehnsuchtsvollen „Ja“ kommen eines nach dem andern hervor wie ebensoviele Seufzer der Seele.

»Gib mir deine Hand, Kleiner.« Der Kleine will die gesunde, die linke geben. Aber Jesus sagt: »Gib mir die andere. Ich werde dir nicht weh tun.«

»Herr«, sagt die Mutter, »sie ist eine einzige Wunde. Laß mich sie einwickeln, damit du . . . «

»Das macht nichts, Frau. Ich empfinde nur vor der Unreinheit der Herzen Abscheu. Gib mir die Hand und sprich mit mir: „Ich will immer brav sein, als Sohn, als Mann und als einer, der an den wahren Gott glaubt.“«

Der Knabe wiederholt seine Worte, indem er sein Stimmchen anstrengt. Oh! Seine ganze Seele schwingt in der Stimme mit und seine Hoffnung . . . und gewiß auch die Hoffnung seiner Mutter.

Eine feierliche Stille entsteht im Raum und auf der Straße. Jesus, der die Rechte des Knaben in seiner Linken hält, erhebt seine rechte Hand, wie er es immer tut, wenn er eine Wahrheit verkündet oder Krankheiten und Elementen befiehlt, und spricht feierlich mit mächtiger Stimme: »Und ich will, daß du geheilt wirst. Steh auf, Knabe, und lobe den Herrn.« Dann läßt er das Händchen los, das nun vollständig geheilt ist, mager zwar, aber ohne die geringste Wunde, und sagt zu der Mutter: »Nun kannst du die Decken entfernen.«

Die Frau, die ein Gesicht macht, als ob sie nicht wüßte, ob sie ein Todesurteil oder eine Begnadigung zu erwarten hat, zieht zögernd die Decke zurück . . . stößt einen Schrei aus, wirft sich auf das abge-

magerte, aber nunmehr gesunde Körperchen, küßt es und drückt es an sich . . . Sie ist außer sich vor Freude; so sehr, daß sie nicht merkt, wie Jesus sich vom Bett entfernt und zur Tür geht.

Aber der Kleine sieht es und sagt: »Segne mich, o Herr, und laß mich dich loben und preisen. Mutter . . . dankst du ihm nicht?«

»Oh, Verzeihung! . . .« Die Frau wirft sich mit dem Kind in ihren Armen Jesus zu Füßen.

»Ich verstehe dich, Frau. Geh in Frieden und sei glücklich. Leb wohl, Kind. Sei brav. Lebt alle wohl.« Dann geht er hinaus.

Viele Frauen halten ihre Kinder hoch, damit der Segen Jesu sie in Zukunft vor Krankheiten bewahren möge. Kleine drängen sich zwischen den Großen hindurch, um gestreichelt zu werden, und Jesus segnet, liebkost, hört zu, bleibt nochmals stehen, um drei Augenranke und einen, der zittert wie beim Veitstanz, zu heilen. Nun ist Jesus im Zentrum der Ortschaft angelangt.

»Hier lebt ein Verwandter von mir, der von Geburt an taubstumm ist«, sagt der Fährmann. »Er wäre geistig aufgeweckt, kann aber nichts tun. Heile ihn, Jesus.«

»Führe mich zu ihm.«

Sie betreten einen kleinen Gemüsegarten, an dessen hinterem Ende ein junger Mann, der vielleicht dreißig Jahre alt ist, an einem Brunnen Wasser schöpft, mit dem er dann das Gemüse gießt. Wegen seiner Taubheit und da er den Ankömmlingen den Rücken zuwendet, bemerkt er sie nicht und fährt in seiner Beschäftigung fort, obgleich das Geschrei der Menge so laut ist, daß selbst die Tauben auf den Dächern aufgescheucht werden.

Der Fährmann geht zu ihm, nimmt ihn beim Arm und führt ihn zu Jesus.

Jesus stellt sich ganz nah vor den Unglücklichen, Körper an Körper, und berührt mit seiner Zunge die Zunge des Taubstummen, der mit offenem Mund dasteht. Mit den beiden Mittelfingern in den Ohren des Taubstummen betet er einen Augenblick, die Augen zum Himmel erhoben, und sagt dann: »Öffnet euch!« Dann nimmt er seine Hände von den Ohren und entfernt sich.

»Wer bist du, der du mir Sprache und Gehör gibst?« ruft der wunderbar Geheilte aus.

Jesus macht eine Geste, will weitergehen und das Haus durch eine Hintertür verlassen. Aber sowohl der Geheilte als auch der Fährmann halten ihn zurück. Letzterer sagt: »Es ist Jesus von Nazaret, der Messias«, und der Geheilte ruft aus: »Oh, bleibe, daß ich dir huldigen kann!«

»Bete Gott den Allmächtigen an und sei ihm immer treu. Geh hin. Verliere keine Zeit mit unnützen Worten und mache dieses Wunder nicht zum Gegenstand menschlichen Zeitvertreibs. Gebrauche die Zunge zum Guten. Mehr als mit den Ohren des Körpers lausche mit den Ohren deines Herzens der Stimme des Schöpfergeistes, der dich liebt und segnet.«

Aber ja! Einem so Glücklichen zu sagen, er solle nicht über sein Glück reden, ist unnütz! Der Geheilte spricht nach so vielen Jahren der Stummheit und Taubheit mit allen Anwesenden, als hätte er etwas nachzuholen.

Der Fährmann drängt Jesus, sein Haus aufzusuchen, um sich auszuruhen und eine Erquickung anzunehmen. Er fühlt sich als Urheber all der Verehrung, die Jesus umgibt, und besteht darauf. Er will sein Recht anerkannt sehen.

»Ich bin schließlich der Bürgermeister der Ortschaft«, sagt ein imposanter Alter.

»Aber wenn ich mit meinen Booten nicht gewesen wäre, hättest du Jesus nie gesehen«, entgegnet der Fährmann.

Petrus, stets offenherzig und impulsiv, fügt an: »In Wirklichkeit ... wenn ich es nicht gewesen wäre, der dir etwas gesagt hat, dann wärest du ... dann wären die Barken ... «

Jesus greift vorsorglich ein und stellt alle zufrieden ... alle mit den Worten: »Gehen wir zum Fluß. Dort werde ich zu euch reden, während wir auf die Mahlzeit warten, die einfach und bescheiden sein soll, denn die Speise soll dem Körper dienen und nicht Selbstzweck sein. Wer mich hören und befragen will, der möge mit mir kommen.«

Ich kann wohl sagen, daß das ganze Dorf ihm folgt.

Jesus steigt in ein Boot, das auf den Kies des Ufers gezogen worden ist, und von diesem improvisierten Rednerpodium aus spricht er zu denen, die am Ufer und zwischen den Bäumen in einem Halbkreis sitzen.

Er bezieht sich in seiner Rede auf eine Frage, die ihm gestellt wird: »Unser Gesetz, Meister, bezeichnet die als von Gott Gezüchtigte, die als Unglückliche mit einem Gebrechen geboren werden und untersagt ihnen jeglichen Dienst am Altar. Aber worin besteht denn ihre Schuld? Wäre es nicht gerechter, die Eltern, die diese Unglücklichen zur Welt bringen, schuldig zu nennen? Besonders die Mutter? Und wie sollen wir uns diesen unglücklichen Menschen gegenüber verhalten?«

»Hört: Einst formte ein äußerst begabter, vollkommener Künstler ein Modell einer Statue und schuf daraus ein so vollkommenes Werk, daß es ihm selbst gefiel und er sagte: „Ich will, daß die Erde voll sei von solchen Wunderwerken.“ Aber da seine Kräfte für dieses Unternehmen nicht ausreichten, rief er andere Leute zu Hilfe und sagte ihnen: „Macht mir nach diesem Modell tausend, zehntausend ebenso vollkommene Statuen. Ich selbst werde ihnen dann den letzten Schliff geben und den Gesichtsausdruck verleihen.“ Aber die Gehilfen waren nicht fähig dazu, denn sie standen nicht nur in ihren Fähigkeiten weit hinter denen ihres Meisters zurück, sondern waren auch etwas trunken; denn sie hatten eine Frucht genossen, deren Saft Taumel und Bnebelung verursacht. Also gab der Künstler ihnen Gipsformen und sagte: „In diesen modelliert die Materie; es wird ein Leichtes sein, und ich werde eure Arbeit vollenden und mit einem letzten Eingriff Leben in die Figuren bringen.“ So machten sich die Gehilfen ans Werk.

Aber der Künstler hatte einen großen Feind. Dieser war sein persönlicher Feind und ebenso ein Feind seiner Gehilfen, der den Künstler um jeden Preis beschämen und Unstimmigkeiten zwischen ihm und seine Gehilfen bringen wollte. In alle Arbeiten mischte er seine

hinterlistigen Ränke. Bei dem einen beeinflusste er das Material, aus dem die Gestalt gegossen werden sollte; beim anderen schwächte er das Feuer ab; dann wieder lobte er die Gehilfen übermäßig. So kam es, daß der Lenker der Welt, der möglichst verhindern wollte, daß sein Werk unvollkommene Ebenbilder erhalte, die schlechten Modelle mit schweren Strafen belegte. Eine dieser Strafen bestand darin, daß solche Modelle nicht im Haus Gottes aufgestellt werden durften. Dort soll bzw. sollte alles vollkommen sein. Ich sage: sollte; denn es ist nicht so. Auch wenn etwas äußerlich gut zu sein scheint, so ist es doch nicht gesagt, daß es in Wirklichkeit gut ist. Die im Haus Gottes Anwesenden scheinen makellos zu sein, aber das Auge Gottes entdeckt in ihnen die allergrößten Makel: jene, die im Herzen sind.

Oh! Das Herz! Mit diesem muß Gott gedient werden; ich wiederhole: mit diesem. Es ist nicht nötig und genügt nicht, einen klaren Blick und ein gutes Gehör, eine melodische Stimme und schöne Glieder sein eigen zu nennen, um Gott wohlgefällige Loblieder zu singen. Es ist nicht nötig und genügt nicht, schöne, reine und duftende Kleider zu tragen. Klar und vollkommen, harmonisch und gut gebildet muß der Geist sein in seinem Blick, in seinem Gehör, in seiner Stimme und in den geistigen Formen, und diese müssen mit Reinheit geschmückt sein. Seht, das ist das schöne und reine, das von Liebe duftende Gewand, das ist das wohlriechende Öl, das Gott wohlgefällig ist.

Könnte man von Liebe sprechen, wenn ein Glücklicher einen Unglücklichen verhöhnen und hassen würde? Doppelte und dreifache Liebe sollte dem erwiesen werden, der ohne seine Schuld unglücklich geboren wird. Der Unglückliche ist eine Last, die dem Verdienst einbringt, der sie trägt, aus Elternliebe leidet, und sich vielleicht an seine Brust schlägt und bekennt: „Ursache dieser Last und Pein bin ich selbst wegen meiner Lasterhaftigkeit.“ Und es sollte niemals eine moralische Schuld daraus entstehen. Zur Schuld wird es dann, wenn Lieblosigkeit herrscht. Daher sage ich euch: Seid niemals lieb-

los gegen euren Nächsten! Ist einer unglücklich zur Welt gekommen? Liebt ihn, denn er hat ein großes Leid zu tragen. Ist einer durch eigene Schuld unglücklich geworden? Liebt ihn, denn seine Schuld hat sich bereits in Strafe umgewandelt. Ist einer Vater eines unglücklich geborenen oder eines unglücklich gewordenen Kindes? Liebt ihn, denn es gibt keine größere Pein für einen Vater, als in seinem Sohn getroffen zu werden. Ist eine Frau Mutter einer Mißgeburt? Liebt sie, denn sie ist buchstäblich zerschmettert durch diesen Schmerz, den sie für den unmenschlichsten hält, und er ist tatsächlich unerträglich. Aber noch größer ist der Schmerz einer Mutter, deren Sohn eine Mißgeburt ist, was die Seele betrifft, wenn sie bemerkt, daß sie einen Dämon geboren hat, der eine Gefahr für die Welt, für das Vaterland, für die Familie und für die Freunde ist. Oh, sie wagt es nicht einmal mehr, die Stirn zu erheben, diese arme Mutter eines Wilden, eines Verworfenen, eines Mörders, eines Verräters, eines Diebes, eines verderbten Menschen!

Nun, ich sage euch: Liebt auch diese Mütter, die unglücklichsten; jene, die durch die Jahrhunderte als Mütter eines Mörders, eines Verräters in die Geschichte eingehen werden.

Alle haben schon einmal das Weinen von Müttern vernommen, die der grausame Tod ihres eigenen Sohnes quält. Wie viele Mütter haben seit Eva bis heute den schrecklichen Schmerz empfunden, der schlimmer ist als Geburtswehen, wenn sie vor dem Leichnam des ermordeten, des hingerichteten, des von den Menschen zu Tode gemarterten Kindes ihren Schmerz hinausschrien und sich in ihrer wahnsinnigen Qual und ihrer schmerzvollen Liebe über den Leichnam ihres Sohnes warfen, der nicht einmal mehr durch eine Handbewegung, durch einen Blick, oder mit dem Mund sagen konnte: „Mutter, ich höre dich.“

Dennoch sage ich euch, daß die Erde noch nicht die Wehklagen der heiligsten und der unglücklichsten unter den Müttern gehört hat, die in der Erinnerung der Menschen ewig wahren werden: die der Mutter des getöteten Erlösers und der Mutter dessen, der mein

Verräter sein wird. Diese beiden so verschiedenartigen Märtyrerinnen wird man über Meilen hinweg hören, und die unschuldige und heilige, die Unschuldigste, die unschuldige Mutter des Unschuldigen wird ihrer fernen Schwester, der Mutter eines überaus grausamen Sohnes, zurufen: „Schwester, ich liebe dich.“

Liebt, um jener würdig zu sein, die für alle lieben und selbst alle lieben wird. Die Liebe ist es, die die Erde erretten wird.«

Hierauf steigt Jesus herab von seinem einfachen Rednerpodium und beugt sich nieder, um ein halbnacktes Knäblein in seinem Hemdchen zu liebkosen, das sich im grünen Gras wälzt. Nach so erhabenen Worten des Meisters ist es rührend zu sehen, wie er sich als Mensch für ein Kind interessiert, wie er das Brot bricht, es aufopfert und den Nahesitzenden reicht, wie er selbst Platz nimmt und als Mensch isst, während er sicher schon im Herzen die Wehklagen seiner Mutter hört und Judas an seiner Seite sieht.

Diese seine Selbstbeherrschung beeindruckt mich, die ich so impulsiv bin, mehr als viele andere Dinge und ist für mich eine beständige Lehre. Die Zuhörer aber scheinen im wahrsten Sinne des Wortes bezaubert zu sein. Sie essen, in ihre Gedanken vertieft, und blicken schweigend und voller Ehrfurcht auf diesen gütigen Meister der Liebe.

468 Der Besessene

Jesus und die Seinen sind auf dem Land. Hier ist die Getreideernte schon zu Ende, und die Felder zeigen ihre trockenen Stoppeln. Jesus geht einen schattigen Weg entlang und spricht mit Männern, die sich der Gruppe der Apostel angeschlossen haben.

»Ja«, sagt einer, »niemand kann ihn heilen. Er ist mehr als verrückt, und weißt du, er ist der Schrecken aller, besonders der Frauen, denn er läuft hinter ihnen her und macht schmutzige, obszöne Gesten und Witze, und wehe, wenn er sie erwischen würde!«

»Man weiß nie, wo er ist«, sagt ein anderer, »auf den Bergen, in

den Wäldern oder auf den Feldwegen ... Er taucht immer ganz plötzlich auf, wie eine Schlange ... Die Frauen haben große Angst vor ihm. Ein Mädchen, das vom Fluß zurückkam und sich von dem Wahnsinnigen umschlungen sah, ist nach wenigen Tagen an hohem Fieber gestorben.«

»Vor einigen Tagen ist mein Schwager zu dem Ort gegangen, wo er für sich und die Seinen eine Grabstätte hat, um alles für das Begräbnis des Vaters seiner Frau vorzubereiten. Aber er hat fliehen müssen, denn drinnen war der Besessene, nackt und brüllend wie immer, und hat ihn mit Steinwürfen bedroht ... Er hat ihn fast bis zum Dorf verfolgt, und dann ist er zum Grab zurückgekehrt, und der Tote mußte in meinem Grab beigesetzt werden.«

»Einmal, als er sich daran erinnerte, daß Tobias und Daniel ihn mit Gewalt gepackt, gefesselt und nach Hause geschleppt hatten, hat er im Röhricht und im Flußschlamm versteckt auf sie gewartet, und als sie zum Fischfang oder zur Überfahrt (ich weiß es nicht mehr genau) ins Boot gestiegen sind, hat er mit seiner teuflischen Kraft das Schifflin hochgehoben und umgekippt. Sie blieben wie durch ein Wunder am Leben, aber alles, was im Boot war, ging verloren, und der Kiel und die Ruder waren zerbrochen.«

»Aber habt ihr ihn nicht zu den Priestern gebracht?«

»Sicher. Gebunden wie ein Warenbündel wurde er bis nach Jerusalem gebracht ... War das eine Reise! ... Ich, der ich dabei war, kann dir sagen, daß ich nicht mehr in die Hölle hinabzusteigen brauche, um zu wissen, was dort vor sich geht und über was man dort spricht. Aber es half alles nichts ... «

»Blieb es so wie zuvor?«

»Er wurde sogar noch schlimmer!«

»Und doch ... der Priester! ... «

»Ja, ja ... Es wäre notwendig, daß ... «

»Was? Fahre fort!«

Schweigen.

»Nun sprich doch. Fürchte dich nicht. Ich werde dich nicht verklagen.«

»Sieh, ich sagte ... aber ich will nicht sündigen ... ich sagte ... daß ... ja ... daß es dem Priester gelingen würde, wenn ... wenn ... «

»Wenn er heilig wäre, willst du sagen und wagst es nicht. Ich sage dir: Vermeide es, zu urteilen. Aber was du sagst, ist wahr. Leider ist es wahr! ... «

Jesus schweigt und seufzt. Es folgt ein kurzes verlegenes Schweigen.

Dann faßt einer Mut und fragt: »Würdest du ihn heilen, wenn wir ihm begegnen sollten? Würdest du diese Gegend von ihm befreien?«

»Hoffst du, daß ich das kann? Warum?«

»Weil du heilig bist.«

»Heilig ist Gott.«

»Und du, der du der Sohn Gottes bist.«

»Wie kannst du das wissen?«

»Man spricht davon; und schließlich wohnen wir hier in der Gegend des Flusses und wissen, was du vor drei Monaten gewirkt hast. Wer kann eine Überschwemmung aufhalten, wenn nicht der Sohn Gottes?«

»Und Mose? Und Josua?«

»Sie wirkten im Namen Gottes und zu seiner Ehre, und sie konnten es, weil sie heilig waren. Du aber bist mehr als sie.«

»Wirst du es tun, Meister?«

»Ich werde es tun, wenn wir ihm begegnen.«

Sie gehen weiter. Die Hitze wird stärker und veranlaßt sie, vom Weg abzuweichen und etwas Erquickung im Dickicht entlang dem Fluß zu suchen, der nicht mehr so wild rauscht wie damals bei Hochwasser. Obwohl er noch wasserreich ist, fließt er ruhig dahin, blau und glitzernd unter der Sonne.

Der Pfad wird breiter, und im Hintergrund sieht man schon das Weiß der Häuser. Es muß ein Dorf sein. An seinem Rand stehen kleine, schneeweiße Bauten mit nur einer einzigen Türöffnung in einer der Hausmauern. Einige dieser Türen stehen offen. Die meisten aber

sind hermetisch verschlossen. Ringsum ist niemand zu sehen. Diese Häuser sind in einem öden, nicht bewirtschafteten Gebiet verstreut, das verlassen zu sein scheint. Nur Unkraut und Steinen begegnet man.

»Geh fort! Geh fort! Zurück, oder ich töte dich!«

»Sieh, das ist der Besessene. Er hat uns gesehen. Ich mache mich davon.«

»Ich auch.«

»Ich folge euch.«

»Fürchtet euch nicht. Bleibt und schaut.«

Jesus erscheint so sicher, daß die ... Tapferen gehorchen, sich jedoch hinter ihm verstecken. Auch die Jünger bleiben etwas zurück. Jesus geht allein und feierlich voraus, als ob er nichts sähe und hörte.

»Geh fort!« Es ist ein gellender Schrei. Heulen und Wut liegen darin. Es scheint fast unmöglich, daß er aus einer menschlichen Kehle kommt. »Geh fort! Zurück! Ich töte dich! Warum verfolgst du mich? Ich will dich nicht sehen!« Der Besessene schnellte in die Höhe, vollständig nackt, braungebrannt, mit langen, zerzausten Bart- und Kopfharen. Schwarze, struppige Strähnen, voll von Staub und trockenen Blättern, fallen ihm über die verdrehten, blutunterlaufenen Augen, die in den Augenhöhlen rollen, bis zum Mund herab, der sich weit öffnet, wenn er schreit oder in ein tolles Gelächter ausbricht, das ein wahrer Alptraum ist. Sein Mund schäumt und blutet, denn er schlägt wie wahnsinnig mit einem scharfen Stein darauf und sagt: »Warum kann ich dich nicht töten? Wer fesselt meine Kraft? Du? Du?«

Jesus sieht ihn an und geht weiter.

Der Besessene wirft sich zu Boden, beißt sich und schäumt noch mehr, schlägt sich mit einem Stein, springt wieder auf die Füße, deutet mit dem Zeigefinger auf Jesus, den er entsetzt anblickt, und sagt: »Hört, hört! Der, der da kommt, ist ... «

»Schweig, du Dämon des Menschen! Ich befehle es dir.«

»Nein! Nein! Nein! Ich schweige nicht. Nein, nein, ich schweige

nicht. Was gibt es zwischen uns und dir? Warum läßt du uns nicht in Ruhe? Genügt es dir nicht, uns ins Reich der Hölle verwiesen zu haben? Willst du uns auch noch den Menschen entreißen? Warum stürzest du uns in diesen Abgrund? Laß uns doch in unserer Beute verweilen. Du Großer und Mächtiger, geh vorüber und erobere; aber laß uns die Freude, schaden zu können. Dazu sind wir da. Oh, Ver ... Nein, ich kann es nicht aussprechen! Laß es mich dir nicht sagen! Dich kann ich nicht verfluchen! Dich hasse ich! Dich verfolge ich! Auf dich warte ich, um dich zu quälen! Ich hasse dich und den, von dem du kommst, und ich hasse den, der euer Geist ist. Die Liebe hasse ich, ich, der ich der Haß bin. Ich will dich verfluchen! Ich will dich töten! Aber ich kann es nicht! Ich kann es noch nicht! Aber ich warte auf dich, o Christus! Ich warte auf dich. Tot werde ich dich sehen. O Stunde der Freude! Nein! Nicht Freude! Du tot? Nein, nicht tot. Und ich besiegt? Besiegt! Für immer besiegt! ... Ah! ... « Der heftige Anfall hat seinen Höhepunkt erreicht.

Jesus nähert sich dem Besessenen immer mehr, indem er ihn mit dem Strahl seiner magnetischen Augen bannt. Jesus ist nun ganz allein. Die Apostel und die Bauern sind zurückgeblieben. Letztere befinden sich sogar hinter den Aposteln, aber auch diese sind wenigstens dreißig Meter von Jesus entfernt.

Bewohner des anscheinend dicht bevölkerten und wohlhabenden Dorfes sind, angelockt durch das Geschrei, erschienen und beobachten die Szene, jederzeit bereit zu entfliehen wie die andere Gruppe. Die Lage ist nun folgende: In der Mitte befindet sich der Besessene und nicht weit von ihm entfernt steht Jesus. Hinter Jesus, zur Linken, die Apostel und die Bauern, zur Rechten, hinter dem Besessenen, die Dorfbewohner.

Jesus hat nach seinem Befehl, zu schweigen, nicht mehr gesprochen. Er blickt den Besessenen nur fest an. Nun bleibt Jesus stehen, erhebt seine Arme, streckt sie dem Besessenen entgegen und will sprechen. Ein höllisches Gebrüll ist die Folge. Der Besessene krümmt sich, springt nach rechts, nach links, in die Höhe und scheint fliehen

oder angreifen zu wollen, vermag aber keines von beidem. Er ist wie angegelt. Außer seinem Hin- und Herwinden ist ihm keine Bewegung mehr erlaubt.

Als Jesus seine Hände wie zum Schwur erhebt, brüllt der Wahnsinnige noch lauter, und nachdem er viel gelästert, gelacht und geflucht hat, beginnt er zu weinen und zu flehen. »In die Hölle nicht, nein, nicht in die Hölle! Schick mich nicht dorthin. Schrecklich ist mein Leben auch hier, in diesem menschlichen Kerker; denn ich möchte die Welt durcheilen, um dir deine Geschöpfe zu entreißen. Aber dort, dort ... Nein! Nein! Nein! Laß mich draußen bleiben! ... «

»Fahre aus aus diesem Menschen. Ich befehle es dir.«

»Nein!«

»Fahre aus!«

»Nein!«

»Fahre aus!«

»Nein!«

»Im Namen des wahren Gottes, fahre aus ihm aus!«

»Oh! Warum überwältigst du mich? Aber ich fahre nicht aus ihm aus. Nein. Du bist der Gesalbte, Christus, der Sohn Gottes, aber ich bin ... «

»Wer bist du?«

»Ich bin Beelzebul, Beelzebul bin ich, der Herr der Welt, und ich beuge mich nicht. Ich trotze dir, Christus!«

Der Besessene steht plötzlich unbeweglich, steif, fast wie ein Götzenbild da und starrt Jesus mit phosphoreszierenden Augen an, indem er nur ganz schwach die Lippen bewegt und unverständliche Worte spricht. Die Hände auf dem Rücken, macht er kleine Bewegungen.

Jesus ist ebenfalls stehengeblieben. Mit auf der Brust verschränkten Armen schaut er ihn fest an und bewegt ein wenig die Lippen. Aber ich kann kein Wort vernehmen.

Die Anwesenden sind gespannt und uneins untereinander.

»Es gelingt ihm nicht!«

»Doch, jetzt wird es Christus gelingen.«

»Nein, der andere wird siegen.«

»Er ist sehr stark.«

»Ja.«

»Nein.«

Jesus nimmt die Arme wieder auseinander. Sein Blick leuchtet gebieterisch auf und seine Stimme gleicht dem Donner. »Fahre aus aus ihm! Zum letzten Mal sage ich es dir, Satan. Ich bin es, der dir befiehlt!«

»Aaaaah!« (Ein langer, unendlich schmerzerfüllter Schrei, wie wenn einer langsam mit dem Schwert durchbohrt würde.) Dann konkretisiert sich sein Geschrei in Worte: »Ja, ich fahre aus. Du hast mich besiegt. Aber ich werde mich rächen. Du verjagst mich; aber du hast einen Dämon an deiner Seite, und ich werde in ihn fahren und von ihm Besitz ergreifen und ihn mit all meiner Macht ausrüsten, und kein Befehl von dir wird ihn mir entreißen können. Zu jeder Zeit und allen Orten zeuge ich mir Söhne, ich, der Urheber des Bösen. So wie Gott sich aus sich selbst erschaffen hat, zeuge ich mich aus mir selbst. Ich empfangen mich im Herzen des Menschen, und er gebiert mich, gebiert einen neuen Satan, der er selber ist, und ich juble, juble über meine zahlreiche Nachkommenschaft. Du und die Menschen, ihr werdet immer diesen meinen Geschöpfen begegnen, die meinesgleichen sind. Ich gehe, Christus, um von meinem neuen Reich Besitz zu ergreifen, wie du es willst. Dieses elende Bündel Mensch, das ich mißhandelt habe, überlasse ich dir. Für ihn, den ich dir lasse als Almosen Satans, dir, Gott, nehme ich mir jetzt tausend, ja zehntausend andere, und du wirst ihnen begegnen, wenn du ein elendes zerfetztes Fleisch sein wirst, das den Hunden überlassen wird; und in den kommenden Jahrhunderten werde ich mir zehntausend und hunderttausend andere holen, aus denen ich meine Werkzeuge und deine Marter mache. Du glaubst zu siegen, indem du dein Zeichen aufrichtest! Die Meinen werden es niederreißen, und ich werde siegen ... Ah! Nein, ich werde dich nicht besiegen! Aber ich werde dich selbst und in den Deinen quälen!«

Man hört einen Donner, wie nach einem Blitz. Aber man sieht weder das Aufleuchten des Blitzes noch hört man ein wahres Donnerrollen; nur einen trockenen, lauten Knall. Während der Besessene wie tot zu Boden fällt und so liegenbleibt, stürzt ein großer Baumstamm neben den Aposteln auf den Boden, als wäre er in Meterhöhe von einer blitzschnell arbeitenden Säge abgeschnitten worden. Den Aposteln gelingt es gerade noch, zur Seite zu springen. Die Bauern aber laufen endgültig davon.

Doch Jesus, der sich über den am Boden Liegenden gebeugt hat und ihn an der Hand genommen hat, wendet sich um und spricht: »Kommt, fürchtet euch nicht!« Zaghafte kommt das Volk herbei. »Er ist geheilt. Bringt ihm ein Gewand.« Jemand eilt im Laufschrift davon.

Der Mann kommt allmählich zu sich, öffnet die Augen und begegnet dem Blick Jesu. Er schickt sich an, sich aufzusetzen. Mit der einen freien Hand trocknet er sich Schweiß, Blut und Geifer ab, wirft des Haar zurück und betrachtet sich. Er sieht sich unbekleidet vor so viel Volk und schämt sich. Dann kauert er sich zusammen und fragt: »Was ist geschehen? Wer bist du? Weshalb bin ich hier? Warum bin ich nackt?«

»Nichts ist geschehen, mein Freund. Gleich wird man dir Kleider bringen, und dann kannst du nach Hause zurückkehren.«

»Woher komme ich? Und woher kommst du?« Er spricht mit der müden, schwachen Stimme eines Kranken.

»Ich komme vom Galiläischen Meer.«

»Und woher kennst du mich? Weshalb kommst du mir zu Hilfe? Wie heißt du?«

Männer kommen mit einem Gewand und ziehen es dem Geheilten an. Nun kommt auch eine arme Alte, die den Geheilten weinend an ihr Herz drückt.

»Mein Sohn!«

»Mutter, warum hast du mich so lang alleingelassen?«

Die alte Frau weint noch stärker und küßt und liebkost ihn. Viel-

leicht möchte sie etwas sagen, aber Jesus beherrscht sie mit seinem Blick und gibt ihr andere, noch mitleidsvollere Worte ein: »Du bist krank gewesen, mein Sohn. Preise Gott, der dich geheilt hat, und seinen Gesalbten, der im Namen Gottes gewirkt hat.«

»Dieser? Wie heißt er?«

»Jesus von Galiläa. Aber sein Name ist Güte. Küsse ihm die Hand, Sohn. Sage ihm, daß er dir verzeihen soll, was du gesagt oder getan hast ... Sicherlich hast du in deinem ... «

»Ja, er hat in seinem Fieber gesprochen«, sagt Jesus, um den unklugen Worten zuvorzukommen. »Aber es war nicht er, der gesprochen hat, und daher kann ich ihn nicht mit Strenge behandeln. Sei von nun an gut und brav. Sei enthaltsam.« Jesus betont dieses letzte Wort. Der Mann neigt beschämt sein Haupt.

Aber was Jesus ihm erspart hat, das ersparen ihm die reichen Bürger nicht, die sich nun herangemacht haben. Unter ihnen sind auch die unausstehlichen Pharisäer.

»Du hast Glück gehabt! Es war gut für dich, daß du diesem, dem Herrn der Dämonen, begegnet bist.«

»War ich besessen?« Der Mann ist außer sich.

Die Alte kreischt: »Ihr Verfluchten! Ohne Erbarmen und Rücksicht. Ihr widerwärtigen, grausamen Vipern! Und auch du, nichtsnutziger Diener der Synagoge. Der Herr über die Dämonen soll dieser Heilige sein!«

»Wer kann ihnen befehlen, wenn nicht ihr König und Vater?«

»Oh, ihr Lästerer! Ihr Gotteslästerer! Ihr seid ... «

»Schweig, Frau. Sei glücklich mit deinem Sohn. Schimpfe nicht. Geht alle hin in Frieden. Den Guten gelte mein Segen. Gehen wir, Freunde.«

»Darf ich dir folgen?« Es ist der Geheilte, der jetzt spricht.

»Nein, bleibe. Lege Zeugnis von mir ab und sei die Freude deiner Mutter. Geh hin.«

Begleitet von Beifallrufen und spöttischem Gemurmel durchquert Jesus die kleine Stadt und begibt sich in den Schatten der Bäume des Flußufers. Die Apostel scharen sich um ihn.

Petrus fragt: »Warum, Meister, hat der unreine Geist solchen Widerstand geleistet?«

»Weil er ein vollendeter Geist war.«

»Was bedeutet dieses Wort?«

»Hört. Es gibt solche, die sich Satan ergeben, indem sie einem der Hauptlasten erliegen. Es gibt solche, die zwei, drei oder auch sieben Hauptlasten erliegen. Wenn sich jemand den sieben Lasten hingegen hat, dann fährt in ihn ein vollendet böser Geist ein, Satan, der Fürst der Finsternis.«

»Wie konnte dieser Mann, der noch so jung ist, von Satan ergriffen werden?«

»O Freunde, wißt ihr, auf welchem Pfad Satan kommt? Drei sind die Wege, die er gewöhnlich einschlägt, und einer fehlt nie. Drei: Die Sinne, das Geld, der Stolz des Geistes. Die Sinnlichkeit fehlt nie. Sie ist die Begleiterin aller anderen Begierden. Sie streut ihr Giftkorn aus, und satanische Fruchtbarkeit breitet sich aus. Daher sage ich euch: Beherrscht die Fleischeslust. Diese Beherrschung ist der Beginn jeder anderen Selbstbeherrschung; so wie die Sklaverei der Fleischeslust der Beginn jeder anderen Versklavung ist. Der Sklave der Wollust wird zum Dieb, zum Betrüger und zum grausamen Mörder, nur um seinem Herrn zu dienen. Auch die Herrschsucht ist verwandt mit der Fleischeslust. Scheint es euch nicht so? Doch, es ist so. Denkt nach und ihr werdet erkennen, daß ich nicht irre. Auf dem Weg des Fleisches drang Satan in den Menschen ein, und seine Freude ist es, wiederum auf diesem Weg einzudringen. Er, der eine und siebenfältige, mit der Brut seiner Legion von kleinen Dämonen.«

»Maria von Magdala hatte, wie du sagtest, sieben Dämonen, und sicherlich waren es Dämonen der Wollust; dennoch hast du sie mit großer Leichtigkeit von ihnen befreit.«

»Ja, Judas, das ist wahr.«

»Und?«

»Und du meinst, daß meine Theorie damit in sich zusammenfällt. Nein, Freund. Die Frau wollte sich damals schon aus dieser Inbesitznahme befreien. Sie wollte es, und der Wille ist alles.«

»Weshalb, Meister, werden so viele Frauen vom Dämon erfaßt und, man kann wohl sagen, gerade von diesem Dämon?«

»Schau, Matthäus. Die Frau unterscheidet sich vom Mann in ihrem Wesen und in ihren Reaktionen auf die Erbschuld. Der Mann hat in seinem mehr oder weniger guten Begehren andere Ziele. Die Frau hat nur ein Ziel: die Liebe. Der Mann ist anders geartet. Die Frau ist viel feinfühlicher, da sie zum Gebären bestimmt ist. Du weißt, daß jede Vollkommenheit das Empfindungsvermögen erhöht. Ein Mensch mit einem vollkommenen Gehör hört auch, was einem anderen mit einem weniger vollkommenen entgeht, und freut sich darüber; und dasselbe gilt, was den Gaumen, das Auge und den Geruchssinn anbelangt.

Die Frau sollte die Lieblichkeit Gottes auf Erden sein. Sie sollte die Liebe, die Milde, die Inkarnation dieses Feuers sein, das den bewegt, der die Offenbarung und das Zeugnis dieser Liebe ist. Gott hat ihr daher einen überaus feinfühlicher Geist verliehen, auf daß sie eines Tages als Mutter imstande sei, ihren Kindern die Augen des Herzens für die Liebe zu Gott und zum Nächsten zu öffnen, so wie der Mann ihnen die Augen des Verstandes öffnet, da sie zum Denken und zum Wirken auf die Welt kommen. Bedenke, was Gott zu sich selbst sagte: „Laßt uns dem Adam eine Gefährtin machen.“ Der allergütigste Gott konnte für Adam nichts anderes als eine gute Gefährtin erschaffen wollen. Wer gut ist, liebt. Die Gefährtin des Adam sollte daher fähig sein zu lieben, um den Aufenthalt Adams im Paradies glückselig zu gestalten. Sie sollte eine so starke Liebesfähigkeit besitzen, daß sie mitwirkend und stellvertretend für Gott in der Liebe zum Mann sein konnte, damit dieser auch dann nicht aus Mangel an Liebe unglücklich wäre, wenn sich Gott selbst nicht durch seine Stimme der Liebe offenbarte.

Satan wußte von dieser Vollkommenheit. Satan weiß so vieles. Er ist es, der aus den Wahrsagern spricht und Wahrheit mit Lüge vermischt. Und die Wahrheiten, die er haßt, weil er die Lüge ist, sagt er nur – merkt euch das, ihr, die ihr jetzt lebt, und ihr, die ihr noch kom-

men werdet – um euch glauben zu machen, daß nicht die Finsternis, sondern das Licht zu euch spricht. Satan, verschlagen, schlüpfrig und grausam, hat sich in diese Vollkommenheit eingeschlichen und seinen giftigen Biß hinterlassen. Die Vollkommenheit der Frau in der Liebe ist so zu einem Werkzeug Satans geworden, um Frau und Mann zu beherrschen und das Böse zu verbreiten ... «

»Und unsere Mütter?«

»Johannes, fürchtest du für sie? Nicht alle Frauen sind Werkzeuge Satans. Vollkommen in den Gefühlen, sind die Frauen stets überschwänglich in ihrem Handeln: Engel, wenn sie Gottes sein wollen; Dämonen, wenn sie Satan folgen wollen. Die heiligen Frauen, und deine Mutter ist eine von ihnen, wollen Gottes sein und sind daher Engel.«

»Meister, scheint dir die Bestrafung der Frau nicht ungerecht zu sein? Auch der Mann hat gesündigt.«

»Und die Belohnung? Es steht geschrieben, daß durch die Frau das Gute in die Welt zurückkehren und Satan besiegt werden wird.«

»Urteilt nie über die Werke Gottes, das vor allem. Aber erwägt auch, daß, da durch die Frau das Böse in die Welt gekommen ist, es gerecht ist, daß auch das Gute durch sie in die Welt komme. Es gilt, eine vom Satan geschriebene Seite zu vernichten. Und das wird das Weinen einer Frau vollbringen. Da jedoch Satan allezeit seine Stimme hören lassen wird, wird die Stimme einer Frau erklingen, um diese Stimme zu übertönen.«

»Wann?«

»Wahrlich, ich sage euch, ihre Stimme ist schon vom Himmel herabgestiegen, wo sie seit aller Ewigkeit ihr Halleluja gesungen hat.«

»Wird sie größer sein als Judit?«

»Größer als jede andere Frau.«

»Was wird sie tun? Was wird sie wohl tun?«

»Sie wird das Gegenteil von Eva mit ihrer dreifachen Sünde sein durch ihren unbedingten Gehorsam, ihre unbefleckte Reinheit und ihre bedingungslose Demut. Dadurch wird sie als Königin und Siegerin aufstehen ... «

»Aber ist nicht deine Mutter die größte, weil sie dich, Jesus, geboren hat?«

»Groß ist, wer den Willen Gottes tut. Und Maria ist gerade deswegen so groß. Jedes andere Verdienst kommt von Gott. Aber dieses ist ganz ihr eigenes, und sie sei dafür gebenedeit.«

Hier endet alles.

Jesus sagt:

»Du hast einen vom Satan Besessenen gesehen. Viele Antworten liegen in dem von mir Gesagten, nicht so sehr für dich als für andere. Werden sie etwas nützen? Nein, denen, die sie am meisten angehen, werden sie nichts nützen. Ruhe mit meinem Frieden.«

469 Der Sauerteig der Pharisäer

Nach der Karwoche und der damit verbundenen Buße des „Nicht-Sehens“, kehrt heute die geistige Schau des Evangeliums wieder, und in dieser Freude, die sich immer durch ein unbeschreibliches Gefühl des Jubels ankündigt, vergesse ich all mein Leid ...

Ich sehe Jesus. Er wandert wieder durch die Wälder, die den Fluß säumen. Nun bleibt er stehen und ordnet eine Rast an in diesen allzu heißen Stunden, die das Wandern unmöglich machen. Die ineinander verflochtenen Zweige bilden zwar einen Schutz gegen die Sonne, wirken aber auch wie eine lästige Kappe, welche die leichte Brise abhält. Daher ist die Luft dort unten heiß, unbeweglich, schwer und mit einer Feuchtigkeit gesättigt, die vom Boden in der Nähe des Flusses aufsteigt und keinerlei Erquickung gewährt, sondern nur die lästige Wirkung des Schweißes, der über die Körper rinnt, verstärkt.

»Wir werden bis zum Abend hierbleiben. Dann werden wir auf den hellen Kies hinabsteigen, der im Sternenlicht gut zu sehen ist, und bei Nacht weitergehen. Jetzt essen wir etwas und ruhen uns aus.«

»Vor dem Essen möchte ich mich etwas im Wasser erfrischen. Es wird lau sein wie Hustentee, aber es wird mich wenigstens vom Schweiß befreien. Wer kommt mit mir?« fragt Petrus.

Alle gehen mit ihm, auch Jesus, der, wie alle, schweißgebadet ist und ein staubiges, feuchtes Gewand anhat. Jeder entnimmt seiner Tasche ein sauberes Gewand, und dann steigen sie zum Fluß hinab. Im Grün bleiben zum Zeichen ihres Aufenthaltes nur die dreizehn Taschen und die Wasserflaschen zurück, bewacht von bejahrten Bäumen und unzähligen Vögeln, die mit den neugierigen Blicken ihrer lebhaften Äuglein die dreizehn runden, bunten Säcke, die im Gras umherliegen, betrachten.

Die Stimmen der Badenden entfernen sich und mischen sich mit dem Rauschen des Flusses. Nur dann und wann ertönt ein heiteres Lachen der jüngeren, wie eine hohe Note inmitten der tiefen, monotonen Baßtöne des Flusses.

Aber die Stille wird bald durch das Geräusch menschlicher Schritte unterbrochen. Köpfe erscheinen im Gebüsch, man blinzelt sich zu und sagt zufrieden: »Da sind sie. Sie haben haltgemacht. Laßt uns gehen und es auch den anderen sagen.« Sie verschwinden und entfernen sich hinter den Sträuchern . . .

Inzwischen kehren die Apostel mit ihrem Meister erfrischt zurück. Ihre Haare sind noch feucht, und alle gehen barfuß und halten die gewaschenen und noch tropfenden Sandalen an den Riemen. Sie haben frische Gewänder angezogen und die anderen wahrscheinlich in den blauen Wassern des Jordan gewaschen und zum Trocknen auf das Schilf gelegt. Das ausgiebige Bad hat sie offensichtlich erquickt.

Ohne zu wissen, daß sie entdeckt worden sind, setzen sie sich, nachdem Jesus die Speisen aufgeopfert und gesegnet hat. Nach der Mahlzeit strecken sie sich müde aus und würden wohl gern etwas schlafen. Doch sieh, da kommt ein Mann des Weges, und nach ihm ein zweiter und ein dritter . . .

»Was wollt ihr?« fragt Jakobus des Zebedäus, der sie kommen sieht. Sie bleiben neben einem Dornbusch stehen, ungewiß, ob sie sich weiter vorwagen sollen. Die anderen, auch Jesus, drehen sich um, um zu sehen, mit wem Jakobus redet.

»Ah, das sind die Dorfbewohner . . . Sie sind uns gefolgt«, sagt

Thomas, der sich gerade niederlegen wollte, ohne große Begeisterung.

Indessen antworten die Gefragten zögernd, da sie das offensichtliche Widerstreben der Apostel bemerken: »Wir wollten mit dem Meister sprechen ... Wir wollten ihm sagen, daß ... Nicht wahr, Samuel? ...«

Mehr bringen sie nicht heraus.

Jesus aber ermutigt sie in seiner Güte: »Sprecht, sprecht nur. Habt ihr noch andere Kranke? ...« Dabei erhebt er sich und geht ihnen entgegen.

»Meister, du bist noch müder als wir. Ruhe dich ein wenig aus. Sie sollen warten ...« sagen mehrere Apostel.

»Hier sind Menschen, die nach mir verlangen. Auch sie haben keine Ruhe. Sie haben nicht die Ruhe des Friedens im Herzen, und die Müdigkeit der Herzen ist schlimmer als die der Glieder. Laßt mich sie anhören.«

»Nun gut! Adieu, liebe Ruhe! ...« murren die Apostel. Sie sind von der Müdigkeit und der Hitze so mitgenommen, daß sie sogar in Gegenwart von Fremden ihren Meister tadeln und sagen: »Wenn wir wegen diesen Unklugheiten schließlich alle krank sind, wirst du erkennen, daß du uns gebraucht hast. Aber dann wird es zu spät sein.«

Jesus schaut sie mitleidig an. Nichts anderes drücken seine so milden, müden Augen aus ... aber er antwortet: »Freunde, ich verlange nicht, daß ihr es mir nachmacht. Bleibt hier und ruht euch aus. Ich werde mich um diese Menschen kümmern, sie anhören und dann zurückkehren und mich mit euch ausruhen.«

So sanft ist seine Antwort, daß er damit mehr erreicht als mit einem Vorwurf. Das gute Herz, die Zuneigung der Zwölf zu ihrem Meister erwachen wieder und gewinnen die Überhand: »Das nicht, Herr! Bleibe, wo du bist und sprich zu ihnen. Wir werden zum Fluß gehen und unsere Kleider umwenden, damit sie auch auf der Innenseite trocknen. So werden wir den Schlaf überwinden, und wenn wir zurückkommen, ruhen wir miteinander aus.«

Die Schläfrigen gehen zum Fluß ... Matthäus, Johannes und Bartholomäus bleiben. Aber aus den drei Dorfbewohnern sind inzwischen zehn geworden, und ihre Zahl nimmt ständig zu ...

»Also? Kommt näher, und sprecht ohne Furcht.«

»Meister, nachdem du fortgegangen bist, sind die Pharisäer noch heftiger geworden ... Sie haben sich auf den von dir befreiten Mann gestürzt und ... und wenn er nicht wahnsinnig wird, ist es ein neues Wunder ... denn sie haben ihm gesagt, du hättest ihn von einem Dämon befreit, der nur den Verstand in seiner Gewalt gehabt hat, ihm aber statt dessen einen noch viel schlimmeren Dämon gegeben, der den ersten besiegt hat und ihn nun ganz beherrscht. Der erste hätte keine Auswirkungen auf das andere Leben gehabt, weil seine Handlungen nicht ... wie haben sie gesagt, Abraham? ... «

»Sie haben gesagt ... oh! ... einen seltsamen Ausdruck ... Kurz, sie haben gesagt, daß Gott über diese Handlungen keine Rechenschaft verlangen würde, da er sie ja nicht aus freiem Willen vollbracht hat. Nun aber, da er nicht mehr verwirrten Geistes ist und der Dämon, den du, der Fürst der Dämonen (verzeih, wenn wir das wiederholen), ihm ins Herz gegeben hast, ihn dazu zwingt, dich anzubeten, wird er als Gotteslästerer verflucht werden. Das haben sie gesagt. Nun weint der Arme seiner früheren geistigen Verfassung nach und schimpft fast, wenn er von dir spricht ... Er ist wirklich verrückter als zuvor ... und seine Mutter ist verzweifelt, weil sie glaubt, daß ihr Sohn nun nicht mehr gerettet werden kann. So hat sich all ihre Freude in Schmerz verwandelt. Um ihres Friedens willen haben wir dich gesucht, und der Engel hat uns sicher geführt ... Herr, wir glauben, daß du der Messias bist. Wir glauben auch, daß der Messias vom Geist Gottes erfüllt ist, und daher Wahrheit und Weisheit ist. Wir bitten dich, uns den Frieden zu geben, indem du uns erklärst ... «

»Ihr seid in der Gerechtigkeit und in der Liebe. Seid gesegnet. Aber wo ist der Unglückliche?«

»Er folgt uns mit seiner Mutter und weint über ihre Verzweiflung.

Siehst du? Das ganze Dorf, mit Ausnahme der grausamen Pharisäer, ist trotz deren Drohung auf dem Weg nach hier. Sie haben uns nämlich Strafen angedroht, weil wir an dich glauben. Aber Gott wird uns beschützen.«

»Gott wird euch beschützen. Bringt mich zu dem Unglücklichen.«

»Nein, wir werden ihn hierher bringen. Warte . . . « und sie gehen der größeren Gruppe von Dorfbewohnern entgegen, die aufgeregt daherkommt, während Mutter und Sohn mit ihrem heftigen Weinen den Lärm der Menge übertönen. Als die Gruppe, in deren Mitte sich die Mutter mit dem Geheilten befindet, Jesus erreicht, ist dieser nunmehr von einer ansehnlichen Volksmenge umgeben. Manche klettern auf die Bäume, um einen guten Platz zu haben, von dem aus sie alles hören und sehen können.

Jesus geht dem wunderbar Geheilten entgegen, der, sobald er ihn erblickt, sich die Haare rauft, vor ihm niederkniet und ausruft: »Gib mir den ersten Dämon zurück! Was habe ich dir getan, daß du mir solches Leid antust?«

Auch seine Mutter liegt auf den Knien: »Er ist außer sich vor Angst, o Herr! Höre nicht auf seine gotteslästerlichen Worte, sondern befreie ihn von der Angst, die diese Grausamen ihm eingejagt haben, auf daß er nicht das Leben seiner Seele verliere. Du hast ihn schon einmal befreit! Oh, aus Barmherzigkeit für eine Mutter, befreie ihn nocheinmal!«

»Ja, Frau, fürchte dich nicht. Kind Gottes, höre!« Und Jesus legt seine Hände auf das ungekämmte Haar des vor Angst irre redenden Menschen: »Höre mich an und urteile. Du selbst kannst urteilen, da dein Verstand nun frei ist, und du kannst gerecht urteilen. Es gibt ein sicheres Zeichen, an dem man erkennt, ob ein Wunder von Gott oder von einem Dämon kommt, und es ist das, was die Seele empfindet. Wenn das außergewöhnliche Ereignis von Gott stammt, wird die Seele von Frieden und erhabener Freude erfüllt. Kommt es aber vom Teufel, zieht es Schmerz und Verwirrung nach sich. Auch Frieden und Freude bewirken die Worte Gottes, während die des

Teufels, selbst wenn er durch den Mund eines Menschen spricht, Schmerz und Verwirrung erzeugen. Gottes Nähe flößt Frieden und freudvolle Wonne ein, während von der Gegenwart böser Geister nur Schmerz und Verwirrung ausgehen ... Nun, denke nach, Kind Gottes. Hast du, als du dich dem Dämon der Wollust hingabst, um deinen Bedrucker in dich aufzunehmen, Freude und Frieden empfunden?«

Der Mann überlegt und antwortet errötend: »Nein, Herr. Nie. Solange ich noch Verstand, ein wenig freien Verstand hatte, empfand ich nur Verwirrung und Schmerz infolge der Anmaßung des Widersachers. Was dann geschah ... weiß ich nicht ... Ich hatte keinen Verstand mehr, der fähig war zu verstehen, was ich litt ... Ich war schlimmer als ein wildes Tier ... Oh! wie sehr mußte ich leiden! Selbst in diesem Zustand, als ich weniger als ein Tier erfaßte ... Oh, wieviel Leid konnte ich noch verspüren! Aber ich kann nicht sagen, woran ich litt ... Die Hölle ist schrecklich! Sie ist etwas unheimlich Schreckliches ... So daß man sie nicht beschreiben kann ...«

Der Mann zittert bei der undeutlichen Erinnerung an seine Leiden als Besessener. Er zittert, erleichtert und schwitzt ... Die Mutter umarmt ihn und küßt ihn auf die Wange, um ihn davon abzulenken ... Die Menge flüstert.

»Und als du, deine Hand in meiner Hand, erwacht bist, was hast du da empfunden?«

»Oh, ein so angenehmes Erstaunen ... und dann eine Freude, eine immer größer werdende Freude, und einen wachsenden Frieden. Es schien mir, als käme ich aus einem dunklen Kerker, in dem mich zahllose Schlangen fesselten und die Luft vom Gestank einer Kloake erfüllt war, als beträte ich einen blühenden Garten voller Sonnenschein und Gesang ... Ich habe das Paradies kennengelernt ... aber auch das kann man nicht beschreiben ...« Der Mann lächelt wie entrückt, während er sich der kurzen, eben erst erlebten Freude erinnert. Dann seufzt er und schließt mit den Worten: »Aber das ist schnell vergangen ...«

»Bist du dessen sicher? Sage mir, jetzt, da du in meiner Nähe und fern von denen bist, die dich verwirrt haben: Was empfindest du jetzt?«

»Wiederum Frieden. Hier bei dir kann ich nicht glauben, daß ich verdammt bin, und ihre Worte scheinen mir Flüche zu sein . . . Aber ich habe sie geglaubt . . . Habe ich dadurch gegen dich gesündigt?«

»Nein, nicht du, sondern sie haben gesündigt. Erhebe dich, Kind Gottes, und glaube an den Frieden, der in dir ist. Der Friede kommt von Gott und du bist bei Gott. Sündige nicht mehr und fürchte dich nicht«, und er nimmt seine Hände vom Haupt des Mannes und läßt ihn aufstehen.

»Ist es wahrhaftig so, Herr?« fragen viele.

»Wahrlich, so ist es. Der Zweifel, der ihm durch die bewußt Schaden stiftenden Worte eingefloßt worden ist, war die letzte Rache Satans, der besiegt aus ihm ausgefahren ist, aber die verlorene Beute erneut an sich reißen wollte.«

Mit seinem gesunden Menschenverstand sagt ein Bauer: »Aber dann . . . dann haben ja die Pharisäer dem Satan gedient!« Viele klatschen Beifall nach dieser folgerichtigen Bemerkung.

»Richtet nicht. Es ist einer, der richtet.«

»Aber wir sind wenigstens aufrichtig im Urteil . . . und Gott sieht, daß wir eine offenkundige Schuld verurteilen. Sie geben vor zu sein, was sie nicht sind. Sie arbeiten mit Lügen und ungunen Absichten und triumphieren gleichwohl über uns, die wir rechtschaffen und aufrichtig sind. Sie sind unser Schrecken. Sie dehnen ihre Macht sogar auf die Glaubensfreiheit aus. Man soll glauben und handeln, wie sie es wünschen, denn sie bedrohen uns, weil wir dich lieben. Sie versuchen, deine Wunder auf Zauberei zurückzuführen, um uns abzuschrecken. Sie sind Verschwörer, Bedrücker und Verderber . . .«

Die Menge redet durcheinander und ist in großer Aufregung.

Jesus gebietet Schweigen durch ein Zeichen und sagt: »Nehmt in eure Herzen weder ihre Einflüsterungen noch ihre Lebensart auf. Nicht einmal an dem Gedanken haltet fest: „Sie sind schlecht, und

gleichwohl triumphieren sie.“ Erinnert ihr euch nicht an die Worte der Weisheit: „Kurz ist der Triumph des Ruchlosen“? Und an die aus dem Buch der Sprüche: „Folge nicht, o Sohn, dem Beispiel der Sünder, und höre nicht auf die Worte der Gottlosen, denn sie werden von den Ketten ihrer eigenen Vergehen gefangengehalten und von ihrer großen Torheit verführt“? Nehmt nicht in euch auf, was in denen ist, die ihr, obwohl ihr selbst unvollkommen seid, als ungerrecht verurteilt. Ihr würdet den Sauerteig in euch aufnehmen, der sie selbst verdirbt. Der Sauerteig der Pharisäer ist die Heuchelei. Sie sei stets fern von euch, was die Art des Gottesdienstes und das Verhalten gegen den Mitmenschen angeht. Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer. Bedenkt, daß nichts von dem, was verborgen ist, nicht aufgedeckt werden kann; daß es nichts Verstecktes gibt, was nicht eines Tages ans Licht kommt.

Ihr seht, sie haben mich fortgehen lassen und dann dort Unkraut gesät, wo der Herr guten Samen ausgestreut hatte. Sie glaubten schlau und siegreich gehandelt zu haben, und wenn ihr mich nicht gefunden hättet, wenn ich den Fluß überquert hätte, ohne eine Spur von mir auf dem Wasser zu hinterlassen, dann hätten ihre üblichen Machenschaften unter dem Schein des Guten triumphiert. Aber das Spiel ist schnell aufgedeckt und ihre Bosheit zunichte gemacht worden. So geht es mit allen Handlungen der Menschen. Einer wenigstens ist da, Gott, der alles weiß und vorsorgt. Was im Geheimen geplant wird, wird dennoch durch das Licht enthüllt, als wäre alles auf offenem Platz vorbereitet worden. Denn jeder kann seinen Ankläger finden, da Gott alle Menschen sieht und eingreifen kann, indem er den Schuldigen die Maske vom Gesicht reißt. Daher soll man immer rechtschaffen handeln, wenn man in Frieden leben will. Wer so lebt, hat nichts zu befürchten, weder in diesem noch im jenseitigen Leben. Nein, meine Freunde, ich sichere es euch zu: Wer rechtschaffen handelt, hat nichts zu befürchten.

Er braucht sich nicht vor dem Mörder zu fürchten, der nur seinem Leib, nicht aber der Seele etwas anhaben kann. Ich will euch

sagen, wen ihr fürchten müßt. Fürchtet euch vor denen, die, nachdem sie euch getötet haben, euch auch noch in die Hölle stürzen können, d. h. den Lastern, bösen Kameraden und falschen Lehrern; vor denen, die euch zur Sünde verführen oder Zweifel in eure Herzen säen; vor denen, die versuchen, mehr der Seele als dem Körper zu schaden und euch von Gott trennen und euch an der göttlichen Barmherzigkeit zweifeln lassen. Vor diesen müßt ihr euch fürchten, ich wiederhole es euch; denn sonst werdet ihr in Ewigkeit tot sein.

Im übrigen fürchtet nicht für euer irdisches Leben. Euer Vater verliert nicht einmal eines dieser kleinen Vöglein aus den Augen, die im Geäst der Bäume nisten. Keines von ihnen verfängt sich in einem Netz, ohne daß der Schöpfer es wüßte, obwohl ihr materieller Wert so gering ist: Fünf Sperlinge für zwei Pfennige, und geistigen Wert haben sie überhaupt keinen. Trotzdem nimmt sich Gott ihrer an. Wie sollte er also für euch nicht sorgen? Für euer Leben und euer Wohl? Selbst die Haare eures Hauptes sind dem Vater bekannt, und kein einziges Unrecht, das man seinen Kindern antut, übersieht er; denn ihr seid seine Kinder, d. h. ihm viel mehr wert als die Sperlinge, die auf den Dächern oder im Geäst der Bäume ihre Nester bauen. Ihr bleibt solange seine Kinder, als ihr nicht aus freiem Willen darauf verzichtet, es zu sein.

Man verzichtet auf diese Kindschaft, wenn man Gott und das Wort, das Gott zu den Menschen gesandt hat, verleugnet. Wenn daher einer mich vor den Menschen nicht anerkennen will, weil er befürchtet, sich dadurch zu schaden, so wird auch Gott ihn nicht als sein Kind anerkennen, und der Sohn Gottes und Menschensohn wird ihn vor den Engeln des Himmels nicht anerkennen. Wer mich vor den Menschen verleugnet hat, dessen Kindschaft Gottes wird auch vor den Engeln Gottes verleugnet werden. Wer schlecht über den Menschensohn und gegen ihn spricht, dem wird noch verziehen werden, denn ich werde für ihn eintreten und den Vater um Verzeihung bitten. Wer aber gegen den Heiligen Geist lästert, dem wird nicht verziehen werden.

Warum? Weil nicht alle das Ausmaß der Liebe, ihre vollkommene Unendlichkeit verstehen und Gott in einem Fleisch erkennen können, das dem jedes Menschenkindes ähnlich ist. Die Heiden können es nicht glauben, denn sie besitzen nicht die Religion der Liebe. Auch bei uns kann die furchtsame Verehrung Jahwes, die Israel hegt, davon abhalten zu glauben, daß Gott Mensch geworden ist, der demütigste aller Menschen. Es ist Sünde, mir nicht zu glauben. Aber wenn diese Sünde auf eine übertriebene Gottesfurcht zurückzuführen ist, kann sie noch verziehen werden. Dem aber kann nicht verziehen werden, der sich der Wahrheit nicht öffnet, die aus meinen Handlungen leuchtet, und dem Geist der Liebe nicht zugestehen will, daß er sein Wort gehalten und den Erlöser zur vorherbestimmten Zeit gesandt hat, vorangegangen und begleitet von den vorausgesagten Zeichen. Die Menschen, die mich verfolgen, kennen die Propheten. Die Prophezeiungen sprechen viel von mir. Sie kennen die Prophezeiungen und wissen, was ich tue. Die Wahrheit ist offenbar. Aber sie leugnen sie, weil sie sie leugnen wollen. Systematisch leugnen sie, daß ich außer dem Menschensohn auch der Sohn Gottes bin, der von den Propheten verheißen wurde, geboren aus einer Jungfrau, und nicht durch den Willen eines Menschen, sondern durch den der ewigen Liebe, des ewigen Geistes, der mich angekündigt hat, damit die Menschen mich erkennen können. Um sagen zu können, daß die Finsternis der Erwartung Christi noch andauere, halten sie hartnäckig ihre Augen geschlossen, um das Licht nicht zu sehen, das in der Welt ist; und deswegen leugnen sie den Heiligen Geist, seine Wahrheit, sein Licht. Sie werden strenger gerichtet als die, die nicht wissen. Mich „Satan“ genannt zu haben, wird ihnen nicht verziehen werden, weil der Geist durch mich göttliche Werke wirkt und nicht satanische. Und andere zur Verzweiflung zu treiben, wenn die Liebe ihnen den Frieden gebracht hat, wird ihnen nicht verziehen werden. Denn das alles sind Beleidigungen des Heiligen Geistes, des Geistes, der der Tröster ist, der Liebe schenkt und Liebe fordert und auf mein Ganzopfer der Liebe wartet, um sich mit

seiner weisen Liebe erleuchtend in die Herzen meiner Getreuen zu ergießen. Und wenn es vollendet sein wird und sie euch immer noch verfolgen und anklagen vor der Obrigkeit, vor den Vorstehern der Synagogen und den Gerichten, dann macht euch keine Sorgen, wie ihr euch rechtfertigen sollt. Derselbe Geist wird euch sagen, was ihr antworten sollt, um der Wahrheit zu dienen und euch das ewige Leben zu erwerben, so wie euch das Wort jetzt schon gibt, was ihr braucht, um in das Reich des ewigen Lebens einzugehen.

Geht hin in Frieden. In meinem Frieden. In jenem Frieden, der Gott ist und den Gott gibt, um seine Söhne damit zu sättigen. Geht und fürchtet euch nicht. Ich bin nicht gekommen, um euch zu täuschen, sondern um euch zu belehren, damit ihr nicht verlorengeht, sondern erlöst werdet. Selig, die an meine Worte zu glauben vermögen.

Du, Mann, der du zweimal gerettet worden bist, sei stark und erinnere dich meines Friedens, um den Versuchern sagen zu können: „Versucht nicht, mich zu verführen. Ich glaube, daß er der Christus ist.“ Geh, o Frau. Geh mit ihm, und lebt in Frieden.

Lebt wohl! Kehrt zurück in eure Häuser und gönnt dem Menschensohn etwas Ruhe hier im Wiesengrund, bevor er wieder seinen Weg, den Weg des Verfolgten, aufnimmt auf der Suche nach anderen Menschen, die er retten muß, bis ans Ende. Der Friede sei mit euch.«

Er segnet sie und kehrt dann dorthin zurück, wo sie gegessen hatten, und die Apostel folgen ihm. Sobald die Menge sich zerstreut hat, legen sie sich nieder, die Säcke unter dem Kopf, und bald übermannt sie der Schlaf in der dunstigen Hitze des Nachmittags und der schweren Stille der heißen Tagesstunden.

470 »Ihr sollt sagen: „Wir sind unnütze Knechte“«

Der Kies glänzt weiß in der mondlosen Nacht, die jedoch von den Tausenden von großen Sternen des orientalischen Himmels erhellt wird. Es ist nicht das grelle Licht des Mondes, sondern ein mildes

Schimmern, das dem an die Dunkelheit gewöhnten Auge zu sehen erlaubt, wohin man den Fuß setzt und wo man sich befindet. Hier, zur Rechten der Wanderer, die den Fluß entlang nach Norden gehen, zeigt das milde Sternenlicht den Saum der Vegetation, die sich aus Schilfrohr, Weiden und hohen Bäumen zusammensetzt und eine kompakte, fortlaufende und undurchdringliche Mauer zu bilden scheint, die selbst dort kaum unterbrochen ist, wo die weiße Linie des völlig ausgetrockneten Bachbetts sich nach Osten schlängelt und bei der ersten Biegung des kleinen Zuflusses verschwindet. Auf der linken Seite hingegen unterscheiden die Wanderer das Leuchten der Wasser, die seufzend, gurgelnd, leise rauschend und ruhig zum Toten Meer hinabfließen. Zwischen der leuchtenden Linie der in der Nacht indigoblauen Gewässer und der dunklen, matten Böschung mit ihren Kräutern, Sträuchern und Bäumen, liegt der helle Kiesstreifen, hier breiter, dort schmaler, und bildet bisweilen einen kleinen Teich, ein Überbleibsel vergangener Überschwemmungen. In diesen Wassertümpeln wachsen noch grüne Kräuterbüschel, die anderswo schon durch die große Hitze verdorrt sind.

Die Apostel werden manchmal durch kleine Tümpel oder durch das Gestrüpp aus trockenen Schilfpflanzen, die den Füßen in den einfachen Sandalen gefährlich werden können, voneinander getrennt und gruppieren sich dann wieder um den Meister, der ihnen mit langen, stets majestätischen Schritten meist schweigend vorangeht und seinen Blick mehr zu den Sternen als auf den Boden richtet.

Die Apostel ... nein, sie schweigen nicht. Sie sprechen über die Ereignisse des Tages und ziehen daraus ihre Schlüsse oder Folgerungen für die Zukunft. Jesus spricht nur selten ein Wort, meist um eine an ihn gerichtete Frage zu beantworten oder um nach irgendeiner verkehrten oder nicht sehr liebevollen Äußerung die Zwölf zurechtzuweisen.

So nimmt der nächtliche Marsch seinen Fortgang und gibt der Stille der Nacht an diesen verlassenem Ufern eine neue Note: menschl-

che Stimmen und Schritte. Da schweigen die Nachtigallen im Laub, erstaunt über die rauhen Mißtöne, die sich in das gewohnte Rauschen der Wasser und der Brise, der üblichen Begleitung ihrer Solovirtuosität, mischen.

Aber eine direkte Frage, die sich nicht auf das bezieht, was geschehen ist, sondern auf das, was noch kommen wird, unterbricht mit der Gewalt eines Aufruhrs und mit einem Ton, der schärfer ist als der der von Unwillen und Zorn bewegten Stimmen, nicht nur die friedliche Stille der Nacht, sondern auch die tiefere der Herzen. Philippus fragt, ob und in wie vielen Tagen sie in ihren Häusern sein werden. Ein heimliches Bedürfnis nach Ruhe und eine nicht ausgesprochene Anhänglichkeit an die Familie liegen in der einfachen Frage des schon etwas betagten Apostels, der außerdem Gatte und Vater ist und die häuslichen Interessen wahrzunehmen hat ...

Jesus fühlt all das, wendet sich um und schaut Philippus an. Er bleibt stehen, um auf ihn zu warten, da dieser mit Matthäus und Natanaël etwas zurückgeblieben ist, und als er ihn erreicht hat, umschlingt er ihn mit einem Arm und sagt: »Bald, mein Freund. Aber ich bitte deine Güte um ein weiteres kleines Opfer, es sein denn, daß du dich vorher von mir trennen willst ... «

»Ich ... mich trennen? Nie!«

»Also ... dann werde ich dich noch einige Zeit von Betsaida fernhalten. Ich will über Samaria zur Hafenstadt Cäsarea gehen. Auf dem Rückweg begeben wir uns nach Nazaret, und diejenigen, die ihre Familie nicht in Galiläa haben, werden bei mir bleiben. Nach einiger Zeit werden wir uns dann in Kafarnaum wieder zusammenfinden ... Dort will ich euch erneut belehren, um euch noch fähiger zu machen. Aber wenn du glaubst, daß deine Gegenwart in Betsaida notwendig ist ... geh nur, Philippus, dann sehen wir uns dort wieder ... «

»Nein, Meister. Es ist viel wichtiger, bei dir zu bleiben! Aber weißt du ... es ist so schön, zu Hause zu sein ... mit den Töchtern ... Ich glaube, daß ich sie in Zukunft nicht viel bei mir haben werde ...

und ich möchte mich ein wenig ihrer keuschen Lieblichkeit erfreuen. Wenn ich aber wählen muß zwischen dir und ihnen, so wähle ich dich ... und zwar aus mehreren Gründen ...« schließt Philippus seufzend.

»Ja, du tust gut daran, Freund, denn ich werde dir vor deinen Töchtern genommen werden ...«

»Oh, Meister! ...« sagt der Apostel tief betroffen.

»So ist es Philippus«, schließt Jesus, indem er den Apostel auf die Schläfen küßt.

Judas Iskariot, der schon zu murren begonnen hat, als Jesus Cäsarea erwähnt hat, erhebt nun seine Stimme, als ob er beim Anblick des dem Philippus gegebenen Kusses die Kontrolle über sich selbst verlöre, und sagt: »Wie viele unnütze Dinge! Ich verstehe wirklich nicht, warum es notwendig ist, nach Cäsarea zu gehen!« Er sagt das in einem ungestümen und barschen Ton, als wolle er zu verstehen geben: »Du, der du dorthin gehen willst, bist ein Dummkopf.«

»Nicht du, sondern der Meister muß darüber entscheiden, was notwendig ist«, entgegnet ihm Bartholomäus.

»So? Als ob er die natürlichen Notwendigkeiten besser kennen würde!«

»Oje! Bist du von Sinnen oder noch bei Verstand? Weißt du, von wem du sprichst?« fragt ihn Petrus, der ihn an einem Arm gepackt hat und schüttelt.

»Ich bin nicht von Sinnen. Ich bin der einzige, der noch einen gesunden Verstand hat, und ich weiß, was ich sage.«

»Schöne Dinge sagst du da!« »Bitte Gott, daß er sie dir nicht anrechne!« »Die Bescheidenheit scheinst du nicht zu lieben!« »Man könnte fast meinen, du hättest Angst, daß man dich als das erkennt, was du bist, wenn wir nach Cäsarea gehen«, sagen nacheinander Jakobus des Zebedäus, Simon der Zelote, Thomas und Judas des Alphäus.

Iskariot empört sich besonders gegen letzteren: »Ich habe nichts zu befürchten, und ihr habt nichts zu erfahren. Aber ich bin es müde,

mitansehen zu müssen, wie wir von einem Irrtum in den anderen fallen und uns zugrunde richten. Reibereien mit den Synedristen, Streit mit den Pharisäern, jetzt fehlen nur noch die Römer . . . «

»Was? Es ist nicht einmal zwei Monate her, daß du ganz außer dir warst vor Freude, daß du sicher warst . . . alles warst du wegen deiner Freundschaft mit Claudia!« bemerkt ironisch Bartholomäus, der, als der Unnachgiebigste, sich nur aus Gehorsam gegen den Meister den Beziehungen zu den Römern nicht widersetzt.

Judas bleibt für einen Augenblick stumm, weil die Folgerichtigkeit der ironischen Frage zu offensichtlich ist und er, um nicht inkonsequent zu erscheinen, das früher Gesagte nicht leugnen kann. Dann aber faßt er sich: »Ich sage das nicht wegen der Römer. Ich sehe die Römer nicht als unsere Feinde an. Jene – und es sind im Grunde nicht mehr als vier, fünf, höchstens sechs römische Frauen – haben mir Hilfe versprochen und werden ihr Wort halten. Aber es ist klar, daß dies den Haß der Feinde des Meisters vermehren wird, und er begreift das nicht und . . . «

»Ihr Haß ist schon vollständig, Judas. Du weißt es so gut wie ich und sogar besser als ich«, sagt Jesus ruhig, indem er das „besser“ betont.

»Ich, ich? Was willst du damit sagen? Wer kennt die Sachverhalte besser als du?«

»Gerade eben hast du gesagt, daß du allein die Bedürfnisse kennst und weißt, was zu tun ist . . . « entgegnet Jesus.

»Aber nur, was die natürlichen Dinge angeht. Ich bin überzeugt, daß du die geistigen Dinge besser kennst als alle anderen.«

»Das ist wahr. Aber gerade deshalb habe ich gesagt, daß du die häßlichen, die beschämenden Dinge, wenn du willst, die natürlichen Dinge, besser kennst, und zu diesen gehören der Haß meiner Feinde und ihre Pläne . . . «

»Ich weiß nichts! Nichts weiß ich. Ich schwöre es bei meiner Seele, bei meiner Mutter, bei Jahwe . . . «

»Genug! Es steht geschrieben: Du sollst nicht schwören«, gebie-

tet Jesus mit einer Strenge, die sein Antlitz verhärtet und ihm die vollendeten Züge einer Statue verleiht.

»Gut, dann werde ich nicht schwören. Aber es wird mir wohl erlaubt sein, da ich kein Sklave bin, zu sagen, daß es weder notwendig noch nützlich, sondern vielmehr sehr gefährlich ist, nach Cäsarea zu gehen, um mit Römerinnen zu sprechen ... «

»Und wer sagt dir, daß das geschehen wird?« fragt Jesus.

»Wer? Alles spricht doch dafür! Du willst dich irgendeiner Sache vergewissern. Du bist auf der Spur einer ... « Er unterbricht sich, denn er merkt, daß der Zorn ihn zu viel reden macht. Dann fährt er fort: »Und ich sage dir: du müßtest auch an unsere Interessen denken. Du hast uns alles genommen, Haus, Verdienst, Zuneigung und Ruhe. Wir werden um deiner Sache willen verfolgt, und so wird es auch in Zukunft sein. Denn du wiederholst uns ja bei jeder Gelegenheit, daß du uns zu einem gewissen Zeitpunkt alleinlassen wirst. Wir werden ruiniert zurückbleiben, wir werden ... «

»Du wirst nicht verfolgt werden, wenn ich einst nicht mehr unter euch bin. Das sage ich dir, der ich die Wahrheit bin. Und ich sage dir auch, daß ich angenommen habe, was ihr freiwillig gegeben habt, und oft nur auf euer Drängen hin. Du kannst mich also nicht anklagen, ich hätte euch mit Gewalt auch nur ein einziges der Haare genommen, die ihr verliert, wenn ihr sie in Ordnung bringt. Warum klagst du mich an?« Jesus ist schon weniger streng, und es erfüllt ihn jetzt eine Traurigkeit, die durch Milde zur Vernunft bringen will. Ich glaube, daß diese seine so vollkommene, so göttliche Barmherzigkeit ein Zügel für die anderen ist, die sich sonst dem Schuldigen gegenüber nicht zurückhalten würden.

Auch Judas spürt das, und in einem dieser plötzlichen Ausbrüche seiner Natur mit ihren einander widerstrebenden Kräften, wirft er sich zu Boden, schlägt sich an Kopf und Brust und ruft aus: »Weil ich ein Dämon bin. Ein Teufel bin ich. Rette mich, Meister, wie du so viele Besessene rettetest. Rette mich! Rette mich!«

»Dein Wille soll bei dieser Rettung nicht untätig sein.«

»Mein guter Wille fehlt nicht. Du siehst es, ich will gerettet werden.«

»Von mir. Du verlangst, daß *ich* alles tue. Ich aber bin Gott und achte deinen freien Willen. Ich werde dir Kraft verleihen, damit du dahin gelangst, gerettet werden zu wollen. Aber es muß dein Wille sein, denn du bist kein Sklave.«

»Ich will es! Ich will es! Aber geh nicht nach Cäsarea! Höre auf mich, wie du auf Johannes gehört hast, als du nach Achor gehen wolltest. Wir haben alle dieselben Rechte und dienen dir alle in gleicher Weise. Du hast die Pflicht, uns zufriedenzustellen. Behandle mich wie Johannes! Das will ich. Was für ein Unterschied besteht zwischen mir und ihm?«

»Ihr seid von unterschiedlicher Gemütsart. Mein Bruder hätte nie so gesprochen, wie du sprichst. Mein Bruder hätte nicht . . . «

»Ruhe, Jakobus! Ich spreche, und zwar zu allen. Und du, steh auf und sei der Mann, als den ich dich behandle, und nicht ein jammernder Sklave zu Füßen seines Herrn. Sei ein Mann, zumal du so viel Wert darauf legst, wie Johannes behandelt zu werden, der in Wahrheit mehr ist als ein Mann, da er keusch und voller Liebe ist.

Laßt uns gehen. Es ist schon spät, und im Morgenrauen möchte ich den Fluß überqueren. Um diese Stunde kommen die Fischer, die ihre Netze eingezogen haben, nach Hause, und da ist es leicht, ein Fährboot zu finden. Die zarte Mondsichel steigt in ihren letzten Tagen immer höher hinauf. Im zunehmenden Mondlicht werden wir rascher vorwärtskommen.

Hört. In Wahrheit sage ich euch: Niemand darf sich rühmen, daß er seine Pflicht erfüllt, und dafür eine besondere Gunst verlangen.

Judas hat daran erinnert, daß ihr mir alles gegeben habt, und gesagt, daß ich deshalb die Pflicht habe, euch zufriedenzustellen. Aber hört. Unter euch sind Fischer und Grundbesitzer; mehr als einer von euch hat eine Werkstatt, und der Zelote hatte seinen Diener. Nun gut. Wenn die Schiffsjungen oder die Männer, die euch im Olivenhain, im Weinberg, auf den Feldern, in den Werkstätten oder einfach als treue

Diener im Haus und bei Tisch geholfen haben, ihre Arbeit beendet hatten, seid ihr dann vielleicht hingegangen, sie zu bedienen?

Ist es nicht so in allen Häusern und bei allen Aufgaben? Wer sagt zu seinem Knecht, der die Schafe hütet, den Acker pflügt oder in der Werkstatt beschäftigt ist, nach getaner Arbeit: „Setz dich sofort zu Tisch“? Niemand. Wenn er vom Feld zurückkommt oder nach der Arbeit sein Werkzeug niedergelegt hat, dann sagt jeder Hausherr: „Bereite mir das Essen, reinige dich und bediene mich mit reinem Gewand und umgürteten Lenden, während ich esse und trinke. Nachher wirst du essen und trinken.“ Man kann dies nicht als Hartherzigkeit bezeichnen, denn der Diener muß dem Herrn dienen; und der Herr ist ihm nicht verpflichtet, denn der Knecht hat das getan, was der Herr ihm am Morgen aufgetragen hatte. Wenn es auch wahr ist, daß der Hausherr verpflichtet ist, mit seinem Knecht menschlich umzugehen, so hat der Knecht doch die Pflicht, nicht arbeitsscheu und anspruchsvoll zu sein, sondern zum Wohl des Herrn mitzuarbeiten, der ihn kleidet und ihm zu essen gibt. Würdet ihr es ertragen, wenn eure Schiffsjungen, eure Bauern, Arbeiter oder Hausknechte euch sagen würden: „Bediene mich jetzt, da ich für dich gearbeitet habe“? Ich glaube nicht.

So auch ihr. Im Hinblick auf das, was ihr getan habt und in Zukunft tun werdet, um mein Werk fortzusetzen und weiterhin eurem Meister zu dienen, müßt ihr immer sagen – denn ihr werdet auch sehen, daß ihr immer weniger getan habt, als recht gewesen wäre, um euch für all das Gute, das ihr von Gott empfangen habt, dankbar zu erweisen: „Wir sind unnütze Knechte, denn wir haben nicht mehr getan als unsere Pflicht.“ Wenn ihr so denkt, werdet ihr sehen, daß weder Anmaßung noch Mißmut in euch aufkommen, und ihr werdet gerecht handeln.«

Jesus schweigt. Alle denken über das Gesagte nach. Petrus stößt Johannes mit dem Ellbogen an, der nachdenklich seine himmelblauen Augen auf das Wasser geheftet hat, das im Mondschein von Dunkelblau in Silberblau übergeht, und sagt: »Frage ihn, wann einer mehr

als seine Pflicht tut. Ich möchte so weit kommen, daß ich mehr tue, als meine Pflicht ist . . . «

»Auch ich, Simon. Ich habe gerade daran gedacht«, antwortet Johannes mit einem lieblichen Lächeln auf den Lippen und fragt ganz klar: »Meister, sage mir: Ist es dem Menschen, deinem Knecht, nie gegeben, mehr zu tun, als seine Pflicht ist, um dir dadurch zu beweisen, daß er dich wirklich sehr liebt?«

»Kind, Gott hat dir so viel gegeben, daß nach dem Maß der Gerechtigkeit all dein Heroismus immer noch wenig wäre. Aber der Herr ist so gut, daß er das, was ihr ihm gebt, nicht mit seinem unendlichen Maß mißt. Er mißt es mit dem begrenzten Maß der menschlichen Fähigkeiten. Und wenn er sieht, daß ihr rückhaltslos großzügig, in vollem, überströmendem Maß gegeben habt, dann sagt er: „Dieser mein Knecht hat mir mehr gegeben, als es seine Pflicht war, daher werde ich ihm auch einen überreichlichen Lohn geben.“«

»Oh! Wie glücklich ich bin! Ich will dir in überströmendem Maß geben, um dieses überreichlichen Lohnes teilhaft zu werden!« ruft Petrus aus.

»Ja, du wirst es mir geben. Ihr werdet es mir geben. Alle die, die Wahrheit und das Licht lieben, werden es mir geben, und mit mir übernatürlich glücklich sein.«

471 »Wenn jemand siebenmal bereut, sollt ihr ihm siebenmal verzeihen«

Sie sind bereits am anderen Ufer des Jordan und haben zur Rechten den Berg Tabor und den kleinen Hermon, zur Linken die Berge von Samaria, im Rücken den Jordan und vor sich, jenseits der Ebene, in der sie sich befinden, die Hügel, vor denen Megiddo liegt. (Wenn ich mich recht erinnere, habe ich diesen Namen in einer weit zurückliegenden Vision vernommen, damals, als sich Jesus mit Judas von Kerijot und Thomas traf, nach der Trennung, die unumgänglich gewesen war, um die Abreise der Syntyche und des Johannes von En-Dor geheimzuhalten.)

Sie müssen wohl einen ganzen Tag in irgendeinem gastlichen Haus verweilt haben, denn es ist wieder Abend und sie sind ganz offensichtlich ausgeruht. Es ist noch warm, aber starker Tau beginnt zu fallen und die Hitze zu mildern. Die violetten Schatten der Abenddämmerung folgen auf das letzte Rot eines feurigen Sonnenuntergangs.

»Hier geht es sich gut«, bemerkt Matthäus zufrieden.

»Ja, wenn wir so gut vorwärtskommen, werden wir vor dem ersten Hahnenschrei in Megiddo sein«, entgegnet der Zelote.

»Und beim Morgengrauen jenseits der Hügel, vor der Scharonebene«, schließt Johannes.

»Und dann an deinem Meer, was?« neckt ihn sein Bruder.

»Ja, an meinem Meer . . . « antwortet Johannes lächelnd.

»Dann wirst du dich im Geist auf eine deiner mystischen Wanderungen begeben«, sagt Petrus, der ihn etwas grob, aber gutmütig am Ärmel zieht und hinzufügt: »Lehre mich doch, wie man es anstellt, beim Anblick gewisser Dinge so . . . engelgleiche Gedanken zu haben. Wasser habe ich schon so oft gesehen . . . ich habe es wohl geliebt . . . aber es hat mir zu nichts anderem gedient als zum Trinken und zum Fischen. Was siehst du, wenn du es betrachtest? . . . «

»Wasser sehe ich, Simon, wie du und alle anderen, so wie ich jetzt Felder und Obstgärten sehe . . . Aber dann, außer den körperlichen Augen habe ich noch andere Augen in mir, und mit diesen sehe ich nicht nur Gras und Wasser, sondern auch Worte der Weisheit, die von diesen materiellen Dingen ausgehen. Nicht ich bin es, der so denkt, denn dazu wäre ich nicht fähig. Ein anderer ist es, der in mir denkt.«

»Bist du vielleicht ein Prophet?« fragt Iskariot ironisch.

»Oh, nein! Ich bin kein Prophet . . . «

»Was dann? Glaubst du Gott zu besitzen?«

»Noch viel weniger . . . «

»Dann redest du irre.«

»Das könnte auch der Fall sein, da ich so gering und schwach bin.

Aber wenn dem so ist, dann ist es süß, irre zu reden, denn es führt mich zu Gott. Dadurch wird meine Krankheit zu einem Geschenk, für das ich Gott den Herrn preise.«

»Ha, ha, ha«, lacht Judas schallend und heuchlerisch.

Jesus, der alles mitangehört hat, sagt: »Er ist weder krank noch ein Prophet, aber die reine Seele besitzt die Weisheit, und sie ist es, die im Herzen des Gerechten spricht.«

»Dann werde ich es nie so weit bringen, denn ich bin nicht immer gut gewesen . . . « sagt Petrus entmutigt.

»Und ich erst?« entgegnet Matthäus.

»Freunde, wenige, allzu wenige wären es dann, die die Weisheit besitzen könnten, weil sie von Jugend auf rein gewesen sind. Aber die Reue und der gute Wille machen aus einem sündigen und unvollkommenen einen gerechten Menschen. Durch die Läuterung in Demut, Zerknirschung und Liebe wird das Gewissen reingewaschen, und nach dieser Reinigung kann die Seele auch jenen nacheifern, die von jeher rein gewesen sind.«

»Danke, Herr«, sagt Matthäus, indem er sich verneigt, um die Hände des Meisters zu küssen.

Es folgt ein Schweigen. Dann ruft Judas aus: »Ich bin müde! Ich weiß nicht, ob ich es schaffen werde, die ganze Nacht hindurch zu wandern.«

»Das kann ich mir vorstellen. Heute bist du wie eine dicke Fliege herumgeschwirrt, während wir geschlafen haben!« entgegnet Jakobus des Zebedäus.

»Ich wollte sehen, ob Jünger in der Gegend sind . . . «

»Was hat dich dazu gedrängt? Der Meister hat es dir nicht aufgetragen. Also . . . «

»Nun, ich habe es dennoch getan, und wenn es mir der Meister gestattet, werde ich in Megiddo haltmachen. Ich glaube, daß ich dort einen unserer Freunde treffen werde, der jedes Jahr um diese Zeit nach der Getreideernte herunterkommt. Ich möchte ihm etwas sagen, was meine Mutter betrifft, und . . . «

»Tu nur, was du für richtig hältst, und wenn du deine Angelegenheiten erledigt hast, dann komm nach Nazaret. Wir werden dich dann dort wiedersehen. So kannst du meine Mutter und Maria des Alphäus benachrichtigen, daß wir bald zu Hause sein werden.«

»Ich sage dir, ebenso wie Matthäus: Danke, Herr.«

Jesus antwortet nichts und nimmt den Handkuß hin, wie den des Matthäus. Es ist nicht möglich, den Ausdruck der Gesichter zu erkennen, denn es ist um die abendliche Stunde, da das Tageslicht endgültig erloschen ist und die Gestirne noch nicht aufleuchten. Es ist so dunkel, daß sie nur mühsam vorwärtskommen, und um alle Hindernisse zu umgehen, entschließen sich Petrus und Thomas, Zweige anzuzünden, die sie von den Hecken brechen und die nun knisternd brennen ... Aber das flackernde, rauchige Licht gestattet es nicht, den jeweiligen Gesichtsausdruck klar zu erkennen.

Inzwischen sind die Hügel näher gekommen, und ihre dunklen Hänge zeichnen sich immer deutlicher gegen die abgemähten Felder mit ihren weißlichen Stoppeln ab, je heller die ersten Sterne aufzuleuchten beginnen ...

»Ich möchte mich nun hier von dir trennen, denn mein Freund wohnt etwas außerhalb von Megiddo. Ich bin sehr müde ... «

»Geh nur. Der Herr wache über deine Schritte.«

»Danke, Meister. Lebt wohl, Freunde.«

»Leb wohl. Leb wohl«, sagen die anderen, ohne dem Abschiedsgruß viel Bedeutung beizumessen.

Jesus wiederholt: »Der Herr wache über deine Handlungen.«

Judas entfernt sich rasch.

»Er scheint durchaus nicht mehr sehr müde zu sein«, bemerkt Petrus.

»Ja, hier hat er die Sandalen am Boden nachgeschleift, dort läuft er wie eine Gazelle ... «

»Dein Abschiedsgruß war heilig, Bruder. Aber wenn der Herr ihn nicht durch seinen Willen zwingt, wird der göttliche Beistand nicht ausreichen, um ihn gerecht handeln und wandeln zu lassen.«

»Judas, auch wenn du mein Bruder bist, bist du nicht untadelig! Ich werfe dir vor, daß du bitter und erbarmungslos gegenüber deinem Kameraden bist. Er hat wohl seine Fehler, aber auch du hast die deinen, und der erste dieser Fehler ist, daß du nicht imstande bist, mir bei der Heranbildung dieser Seele zu helfen. Du zermürbst ihn mit deinen Worten. Die Herzen lassen sich nicht mit Gewalt auf die rechte Bahn führen. Glaubst du, das Recht zu haben, jede seiner Handlungen zu beanstanden? Hältst du dich für so vollkommen? Bedenke, daß ich, dein Meister, es nicht einmal tue, weil ich diese mißgestaltete Seele liebe. Ich bedauere sie mehr als jede andere, gerade ... weil sie so mißgestaltet ist. Glaubst du, daß ihn seine Verfassung freut? Wie wirst du in Zukunft ein Meister der Seelen sein können, wenn du die unendliche Liebe, welche die Sünder erlöst, nicht an einem Kameraden übst?«

Judas des Alphäus, der schon nach den ersten Worten sein Haupt gesenkt hat, kniet am Ende nieder und sagt: »Verzeih mir. Ich bin ein Sünder. Tadle mich stets, wenn ich fehle, denn die Zurechtweisung ist Liebe, und nur der Törichte begreift nicht die Gnade, vom Weisen zurechtgewiesen zu werden.«

»Du siehst, daß ich es zu deinem Wohl tue. Aber an den Vorwurf ist Verzeihung gebunden, denn ich kann den Grund deiner Härte verstehen und die Demut des Getadelten entwaffnet den Tadelnden. Erhebe dich, Judas, und sündige nicht mehr.« Dann nimmt ihn Jesus mit Johannes an seine Seite.

Die anderen Apostel tauschen ihre Gedanken aus, erst leise, dann lauter, aus der Gewohnheit heraus, ziemlich laut zu sprechen. So höre ich, daß sie einen Vergleich anstellen zwischen den beiden Judas.

»Wenn Judas Iskariot diesen Vorwurf hätte hören müssen, wer weiß, wie er sich gewehrt hätte. Dein Bruder ist gut«, sagt Thomas zu Jakobus.

»Aber ... man kann nicht sagen, daß er unrecht hat. Er hat eine Wahrheit über Judas Iskariot ausgesprochen. Glaubst du unserem Freund, daß er nach Judäa geht? Ich nicht«, sagt Matthäus ganz offen.

»Es wird sich um Weinberggeschäfte handeln wie in Jericho«, sagt Petrus, da er an eine Szene zurückdenkt, die er nicht vergessen kann. Alle lachen.

»Sicher ist, daß nur der Meister so lange Mitleid mit ihm haben kann«, bemerkt Philippus.

»So lange? Immer, mußt du sagen«, entgegnet Jakobus des Zebedäus.

»Was mich angeht, ich hätte nicht so viel Geduld mit ihm«, sagt Natanaël.

»Ich auch nicht. Die Szene von gestern war einfach abstoßend«, bestätigt Matthäus.

»Der Mann muß in seinem Kopf nicht ganz in Ordnung sein«, entschuldigt der Zelote.

»Seine Geschäfte versteht er aber immer gut zu erledigen. Fast zu gut. Ich würde meine Barke, meine Netze und selbst mein Haus wetten – und bin sicher, daß ich nichts verlieren würde – daß er zu einem Pharisäer geht, um sich seines Schutzes zu vergewissern ... « sagt Petrus.

»Tatsächlich! Ismael! Ismael lebt in Megiddo! Wie konnten wir das vergessen! Das müssen wir dem Meister sagen«, ruft Thomas aus, der sich mit der Hand an den Kopf geschlagen hat.

»Es hätte keinen Sinn. Der Meister würde ihn wieder entschuldigen und uns Vorwürfe machen«, sagt der Zelote.

»Nun ... versuchen wir es. Geh du, Jakobus. Er liebt dich, du bist sein Vetter ... «

»Für ihn sind wir alle gleich. Hier sieht er in uns nicht Verwandte oder Freunde, sondern nur Apostel, und ist unparteiisch. Aber um euch zufriedenzustellen, werde ich gehen«, sagt Jakobus des Alphäus und beschleunigt seine Schritte, um seine Gefährten zurückzulassen und Jesus einzuholen.

»Ihr denkt, er sei zu einem Pharisäer gegangen. Ob zu diesem oder jenem, tut nichts zur Sache ... Aber ich nehme an, daß er es getan hat, um nicht mit nach Cäsarea kommen zu müssen. Er geht nicht gern dorthin ... « sagt Andreas.

»Es scheint, daß er seit einiger Zeit vor den Römerinnen Abscheu empfindet«, bemerkt Thomas.

»Und doch ... während ihr auf dem Weg nach En-Gedi wart und ich mit ihm zu Lazarus ging, war er ganz glücklich, mit Claudia sprechen zu können ... « bemerkt der Zelote.

»Ja ... aber ... Ich glaube, daß er gerade damals etwas Schlimmes angerichtet hat, und vermute, daß Johanna es erfahren und deswegen Jesus zu sich gerufen hat, und ... und ... so viele Dinge male ich mir in meinem Gehirn aus, seit Judas in Bet-Zur so zornig wurde ... « brummt Petrus in seinen Bart.

»Willst du vielleicht sagen, daß ... ?« fragt Matthäus neugierig.

»Nun ... Ich weiß nicht ... Ideen ... Wir werden sehen ... «

»Oh, denken wir nichts Schlechtes! Der Meister will es nicht, und wir haben keinen Beweis dafür, daß er etwas Schlimmes getan hat«, sagt Andreas.

»Du willst mir doch wohl nicht weismachen, daß es etwas Gutes ist, den Meister zu betrüben, ihm nicht die gebührende Achtung entgegenzubringen, Unzufriedenheit zu stiften ... «

»Beruhige dich, Simon! Ich versichere dir, daß er ein wenig verrückt ist ... « sagt der Zelote.

»Gut, mag sein. Aber er sündigt gegen die Güte unseres Herrn. Selbst wenn er mir ins Gesicht speien und mich ohrfeigen würde, so könnte ich das ertragen und es Gott für seine Rettung aufopfern. Ich habe mir in den Kopf gesetzt, jedes nur mögliche Opfer für seine Rettung zu bringen, und ich beiße mir in die Zunge und presse mir die Fingernägel in die Handfläche, wenn er den Tollen spielt, um mich zu beherrschen, aber ich kann ihm nicht verzeihen, wenn er zum Meister böse ist. Wenn er ihm Unrecht zufügt, ist es, als ob es mir selbst angetan würde, und das verzeihe ich ihm nicht ... Wäre es wenigstens eine Seltenheit, aber andauernd geschieht es. Kaum habe ich jeweils den Zorn überwunden, der in mir kocht, wenn er etwas angestellt hat, sieh, schon wieder stellt er etwas Neues an. Einmal, zweimal, dreimal ... alles hat seine Grenzen!« Petrus schreit beinahe und gestikuliert heftig.

Jesus, der ihnen ungefähr zehn Meter vorausgeht, wendet sich um, ein weißer Schatten in der Nacht, und spricht: »Liebe und Verzeihung kennen keine Grenzen, weder bei Gott noch bei den wahren Söhnen Gottes. Solange das Leben dauert, solange gibt es keine Grenzen. Das einzige Hindernis für Verzeihung und Liebe ist der unbußfertige Widerstand des Sünders. Wenn er aber bereut, muß man ihm immer verzeihen, selbst wenn er nicht nur ein-, zwei- oder dreimal am Tag, sondern viel öfter sündigen sollte.

Auch ihr sündigt und wollt Verzeihung von Gott, und ihr geht zu Gott und sagt: „Ich habe gesündigt. Verzeihe mir.“ Und euch ist die Verzeihung süß, ebenso wie Gott das Verzeihen lieb ist. Ihr seid keine Götter, und daher ist die Beleidigung, die euch von euresgleichen zugefügt wird, nicht so schwerwiegend, wie die, die dem zugefügt wird, der keinem anderen gleich ist. Scheint euch das nicht auch so? Und doch, Gott verzeiht. Tut auch ihr desgleichen. Prüft euch! Habt acht, daß eure Unversöhnlichkeit euch nicht zum Schaden gereiche und die Strenge Gottes gegen euch selbst herausfordere.

Ich habe es schon gesagt, aber ich wiederhole noch einmal: Seid barmherzig, auf daß euch Barmherzigkeit zuteil werde. Niemand ist so frei von Sünde, daß er erbarmungslos gegen einen Sünder sein dürfte. Schaut zuerst auf eure eigenen Lasten und dann auf die der anderen; entfernt zuerst die eurigen von eurem Geist, und dann wendet euch denen der anderen zu, um ihnen nicht verdammende Strenge zu zeigen, sondern Liebe, die belehrt und zur Besserung verhilft. Um zu einem Sünder sagen zu können: „Du hast gegen Gott und den Nächsten gesündigt“, ohne daß dieser Einwände erhebt, muß man selbst ohne Sünde sein oder wenigstens die begangene Sünde wiedergutmacht haben. Um dem ob der Sünde Beschämten sagen zu können: „Hab Vertrauen, denn Gott verzeiht dem Reumütigen“, und dies als Diener des verzeihenden Gottes, müßt ihr ebensoviel Barmherzigkeit im Verzeihen bezeigen. Dann erst werdet ihr sagen können: „Siehst du, reumütiger Sünder? Ich verzeihe dir deine Fehler siebenmal sieben Mal, denn ich bin ein Diener dessen, der dem

Reumütigen unzählige Male verzeiht. Bedenke also, wie dir der Vollkommene verzeiht, wenn ich, der ich nur sein Diener bin, verzeihen kann. Hab Vertrauen!“

So müßt ihr sprechen können, und zwar durch euer Handeln, nicht nur mit Worten. Wenn daher euer Bruder sündigt, weist ihn mit Liebe zurecht, und wenn er bereut, verzeiht ihm. Wenn er am Ende des Tages siebenmal gesündigt hätte und euch siebenmal sagte: „Ich bereue es“, dann verzeiht ihm ebensooft. Habt ihr verstanden? Versprecht ihr mir, so zu handeln? Versprecht ihr mir, solange er fern ist, Mitleid mit ihm zu haben? Versprecht ihr mir, an seiner Heilung mitzuwirken, indem ihr euch zusammennehmt, wenn er fehlt? Wollt ihr mir nicht helfen, ihn zu retten? Er ist euer Bruder im Geist, da ihr alle von demselben Vater abstammt, der Rasse nach, da ihr demselben Volk angehört, seiner Aufgabe nach, da er ein Apostel ist wie ihr. Dreifach müßt ihr ihn daher lieben. Wenn ihr in eurer Familie einen Bruder hättet, der dem Vater Schmerz bereitet und von sich reden macht, würdet ihr euch dann nicht bemühen, ihn zu bessern, damit der Vater nicht mehr leide und das Volk nicht mehr schlecht über eure Familie spreche? Seid ihr nicht eine noch größere und heilige Familie, deren Vater Gott ist und deren Erstgeborener ich selbst bin? Warum also wollt ihr nicht den Vater und mich trösten und helfen, einen armen Bruder zu bessern, der – glaubt es mir nur – nicht glücklich über sich selbst ist ... ?«

Jesus fleht schmerzerfüllt für den Apostel, der so voller Fehler ist ... und schließt mit den Worten: »Ich bin der große Bettler und bitte euch um die kostbarste Gabe: um Seelen bitte ich euch. Ich gehe sie suchen. Aber ihr müßt mir helfen ... Stillt den Hunger meines Herzens, das nach Liebe verlangt und sie nur bei sehr wenigen findet; denn jene, die nicht nach Vollkommenheit streben, sind mir wie ebensoviele Brote, die meinem geistigen Hunger entzogen werden. Gebt Seelen eurem Meister, der betrübt ist, weil man ihn nicht liebt und nicht versteht ... «

Die Apostel sind gerührt ... Sie möchten so vieles sagen, doch

jedes Wort scheint ihnen zu armselig zu sein ... Sie drängen sich um den Meister; alle wollen ihn liebkosen, um ihn ihre Liebe fühlen zu lassen.

Schließlich spricht der sanftmütige Andreas: »Ja, Herr, mit Geduld, Schweigen und Opfern, den Waffen der Bekehrung, werden wir die Seelen gewinnen ... Auch jene ... wenn Gott uns hilft!«

»Ja, Herr, und du hilf uns mit deinem Gebet.«

»Ja, Freunde, und nun laßt uns alle zusammen für den Kameraden beten, der fortgegangen ist: Vater unser, der du bist im Himmel ... «

Jesus betet mit seiner vollkommenen Stimme langsam und deutlich das Vaterunser, und die andern stimmen im Chor halblaut ein. Bis spät in die Nacht hinein beten sie.

472 »Es ist ein Martyrium zu leben, um andere zu belehren, wenn man sich nach dem Himmel sehnt«

Vom Kamm der letzten Anhöhen, die dem Meer vorgelagert und keine eigentlichen Hügel mehr sind, erscheint die Küste des Mittelmeeres wie ein breiter Streifen, der sich vom Vorgebirge des Karmel nach Süden hin bis in unabsehbare Fernen erstreckt. Es ist eine friedliche, fast geradlinige Küste, und dahinter liegt eine fruchtbare, nur selten etwas wellige Ebene. Küstenstädte erscheinen mit ihren weißen Häusern, die zwischen dem Grün des Binnenlandes und dem Blau eines Meeres liegen, das einen strahlenden, heiteren Himmel widerspiegelt.

Cäsarea liegt etwas nördlich von der Stelle, an der sich die Apostel mit Jesus und einigen Jüngern befinden. Letztere haben sich ihnen wohl in den Ortschaften, durch die die Gruppe gewandert ist, am Abend zuvor oder am frühen Morgen zugesellt. Denn Morgengrauen und Morgenröte sind bereits verschwunden, obwohl der Tag erst vor kurzem begonnen hat. Schön sind diese ersten Morgenstunden des strahlenden Sommertages. Nach einem leuchtenden Morgenrot ist das Blau des Himmels über die frischen Gefilde mit ihrer kühlen,

reinen Luft zurückgekehrt. Über das Meer gleiten noch keine Segel. In diesen jungfräulichen Stunden des Tages öffnen sich die ersten Blumen. Der Tau, der unter den ersten Sonnenstrahlen verdampft, nimmt zugleich die Düfte der erwachenden Kräuter mit sich und gibt sie weiter an die leichte Morgenbrise, die noch kaum die Stiele der Blumen zu bewegen oder die Oberfläche des Meeres zu kräuseln vermag.

Die am Gestade des Meeres liegende Stadt erscheint schön wie alle Städte, in denen römische Vornehmheit ihren Sitz aufgeschlagen hat. Thermen und Paläste aus weißem Marmor leuchten wie Blöcke aus festem Schnee in den dem Meer am nächsten liegenden Stadtteilen. Sie werden überragt und bewacht von einem ebenfalls weißen, hohen, quadratischen Turm in der Nähe des Hafens. Vielleicht ist es eine Festung, vielleicht ein Aussichtsturm. Die Häuser am Stadtrand sind bescheidener, in hebräischem Stil gebaut. Überall grüne Laubengänge, gestutzte Bäume und hängende, mehr oder weniger prunkvolle Gärten auf den Terrassen der Häuser.

Die Apostel bewundern die Stadt vom Rand einer Platanengruppe aus, die sich fast auf dem Gipfel des Hügels erhebt.

»Das Herz wird weit bei diesem unermesslichen Anblick!« ruft Philippus aus.

»Man glaubt, schon die ganze Frische dieser blauen Wasser zu spüren«, sagt Petrus.

»Wirklich! Nach so viel Staub, Steinen und Dornen . . . schau, welche Pracht! Welche Frische! Welcher Friede! Das Meer gibt immer Frieden . . . « bemerkt Jakobus des Alphäus.

»Hm! Außer, wenn . . . es dir Ohrfeigen verpaßt und mit dir und dem Schiff spielt, wie ein Knabe mit Kegeln . . . « entgegnet Matthäus, der sich wahrscheinlich an seine Seekrankheit erinnert.

»Meister, ich denke . . . ich denke an all die Worte unserer Psalmisten, an das Buch Ijob, an die Worte des Buches der Weisheit, wo von der Macht Gottes die Rede ist. Ich weiß nicht warum, aber dieser herrliche Anblick läßt mich ahnen, daß wir einst zu einer voll-

kommenen Schönheit in einer lichtvollen blauen Sphäre der Reinheit gelangen werden, wenn wir gerecht sind bis zum Ende in der großen Heerschau, bis zu deinem ewigen Triumph, den du uns immer beschreibst und der das Ende alles Bösen sein wird ... Und mir scheint, als sähe ich diese himmlische Unendlichkeit bevölkert mit leuchtenden, auferstandenen Leibern und dich, strahlender als tausend Sonnen, inmitten der Seligen, wo es keinen Schmerz, keine Tränen, keine Schmähungen und keine Verleumdungen mehr geben wird, wie gestern abend ... sondern Frieden, Frieden, Frieden ... Aber wann wird der Böse aufhören, zu schaden? Werden vielleicht die Spitzen seiner Pfeile an deinem Opfer abprallen und abbrechen? Wird er sich endlich überzeugen, daß er besiegt ist?« sagt Johannes, der anfänglich gelächelt hat, nun aber geängstigt erscheint.

»Niemals. Immer wird er glauben, der Triumphierende zu sein, trotz aller Niederlagen, welche die Gerechten ihm beibringen, und mein Opfer wird seine Pfeile nicht abstumpfen. Aber die Stunde wird kommen, die letzte Stunde, in der das Böse besiegt sein wird, und dann werden die Auserwählten ein einziges, ewiges, heiliges Volk sein, das wahre Volk des wahren Gottes in einer noch unendlicheren Schönheit, als sie dein Geist vorausahnt.«

»Werden wir alle dabeisein?« fragen die Apostel.

»Alle.«

»Und wir?« fragen die Jünger, die schon eine zahlreiche Gruppe bilden.

»Auch ihr werdet alle dabeisein.«

»Alle Anwesenden oder alle Jünger überhaupt? Wir sind viele, obwohl sich einige von uns getrennt haben.«

»Und ihr werdet immer zahlreicher sein. Nicht alle werdet ihr treu bleiben bis ans Ende, aber viele werden bei mir im Paradies sein. Manche werden ihren Lohn nach einer Sühne erhalten, andere gleich nach dem Tode. Aber der Lohn wird solcher Art sein, daß ihr, so wie ihr die Erde und ihre Leiden vergessen werdet, auch den Reinigungsort mit seiner Liebesehnsucht vergessen werdet.«

»Meister, du hast uns gesagt, daß wir Verfolgung und Martyrium erleiden würden. Könnte es also geschehen, daß wir festgenommen und getötet werden, ohne Zeit zur Reue zu finden? Oder unsere Schwäche könnte uns veranlassen, uns nicht in den grausamen Tod zu ergeben ... Was dann?« fragt Nikolaus von Antiochia, der sich unter den Jüngern befindet.

»Glaube das nicht. In eurer menschlichen Schwäche könntet ihr das Martyrium tatsächlich nicht bereitwillig erdulden. Aber den großen Seelen, die den Herrn bezeugen müssen, gibt der Herr eine übernatürliche Kraft ... «

»Welche? Vielleicht die der Gefühllosigkeit?«

»Nein, Nikolaus, die der vollkommenen Liebe. Ihr werdet zu einer so vollkommenen Liebe gelangen, daß Folterqualen, Verleumdungen, Trennung von den Verwandten, vom Leben und von allem anderen aufhören werden, etwas Niederdrückendes zu sein; vielmehr wird dies alles die Grundlage bilden, von der ihr euch zum Himmel erheben, ihn sehen und aufnehmen könnt, so daß ihr eure Arme ausbreiten und euch nach den Qualen sehnen werdet, um dorthin zu gelangen, wo euer Herz schon ist: im Himmel.«

»Einem, der so stirbt, wird wohl vieles verziehen werden?« fragt ein alter Jünger, dessen Namen ich nicht kenne.

»Nicht nur vieles, alles wird ihm verziehen werden, Papias. Denn die Liebe ist Freispruch, das Opfer ist Freispruch, und ein heroisches Bekenntnis ist Freispruch. Du siehst also, daß den Märtyrern ein dreifaches Reinigungsbad beschieden ist.«

»Oh, dann ... Ich habe viel gesündigt, Meister, und ich bin diesen gefolgt, um Verzeihung zu erlangen. Du hast sie mir gestern gewährt und bist deswegen von einem geschmäht worden, der nicht verzeiht und ein Sünder ist. Ich glaube, daß deine Verzeihung gültig ist. Aber für meine langen Sündenjahre gib mir als Freispruch das Martyrium!« bittet der Jünger, den Jesus Papias genannt hat.

»Viel verlangst du, Mann!«

»Nicht so viel, als ich geben muß, um die Seligkeit zu erlangen,

die Johannes des Zebedäus beschrieben hat und die du bestätigt hast. Ich bitte dich, Herr. Gewähre mir, daß ich für dich und deine Lehre sterbe ... «

»Viel verlangst du, Mann! Das Leben des Menschen ist in der Hand meines Vaters ... «

»Aber ein jedes deiner Gebete wird erhört, wie ein jedes deiner Urteile angenommen wird. Bitte den Ewigen um diesen Freispruch für mich ... «

Der Mann kniet vor Jesus, der ihm in die Augen schaut und schließlich sagt: »Scheint es dir nicht ein Martyrium zu sein, noch leben zu müssen, wenn die Welt für dich jegliche Anziehungskraft verloren hat und dein Herz sich nur nach dem Himmel sehnt; noch leben zu müssen, um andere über die Liebe zu belehren, die Enttäuschungen des Meisters kennenzulernen und unermüdlich auszuhalten, um dem Meister Seelen zu schenken? Tue den Willen Gottes, immer, auch wenn der deine dir heldenhafter und heiliger erscheinen mag ... Aber sieh, da kommen die Kameraden mit den Einkäufen. Beeilen wir uns, damit wir die Stadt noch vor den heißen Stunden erreichen.«

Als erster beginnt er den sanften Abstieg, der bald in der Ebene endet, durch die das weiße Band der Straße, die nach Cäsarea am Meer führt, verläuft.

473 In Cäsarea am Meer

Cäsarea besitzt große Märkte, und von dort werden die feinen Lebensmittel für die vornehmen römischen Tische geliefert. An den Marktplätzen, auf denen in einem Kaleidoskop von Gesichtern, Farben und Geschlechtern die einfacheren Lebensmittel feilgeboten werden, befinden sich Kaufhäuser, in denen die kostbarsten Speisen zu haben sind, die aus aller Welt eingeführt werden, sowohl aus den verschiedenen römischen Kolonien, als auch aus dem fernen Italien, damit man weniger unter dem Fernsein der Heimat leide. Den Kauf-

häusern für Weine oder kulinarische Kostbarkeiten, die aus dem Ausland kommen, sind Säulengänge vorgelagert, denn die Römer lieben es nicht, von der Sonne verbrannt oder vom Regen durchnässt zu werden, während sie die Leckerbissen einkaufen, die sie dann bei ihren Festmählern verzehren. Es ist angenehm, Epikureer zu sein, was den Gaumen anbelangt, aber auch die anderen menschlichen Glieder verlangen das ihre ... Daher führen die schattenspendenden und vor dem Regen schützenden Säulengänge im römischen Viertel, das den Palast des Prokonsuls umgibt und zwischen der Küstenstraße und den Kasernen und Zollhäusern liegt, bis zu den römischen Kaufhäusern an den Märkten der Juden.

Viel Volk tummelt sich unter diesen Säulenhallen, die in diesem äußersten Teil, der zu den Märkten führt, wenn nicht gerade schön, so doch bequem sind. Menschen aller Stände sind hier zu sehen: Sklaven, Freigelassene und auch manch ein von Sklaven umgebener Lebeamann, der seinen Tragsessel irgendwo auf dem Weg hat stehenlassen und nun nachlässig von einem Geschäft zum anderen schlendert und Einkäufe macht, die die Sklaven dann nach Hause tragen.

Die üblichen müßigen Gespräche, wenn zwei römische Herren einander begegnen: über das Wetter und über das langweilige Land, das nicht die Freuden bietet wie das ferne Italien mit seinen großartigen Schauspielen; über Feste, die man organisieren will und über Frauen.

Ein Römer, dem an die zehn mit Säcken und Bündeln beladene Sklaven vorausgehen, begegnet zwei anderen seinesgleichen. Gegenseitige Begrüßung: »Salve, Ennius!«

»Sei begrüßt, o Florus Tullius Kornelius! Heil dir, o Marcus Heracleus Flavius!«

»Wann bist du zurückgekehrt?«

»Erschöpft, am Morgen des vorgestrigen Tages.«

»Du erschöpft? Hast du überhaupt schon einmal geschwitzt?« spottet der Jüngling mit Namen Florus.

»Spotte nicht, Florus Tullius Kornelius! Auch jetzt schwitze ich für meine Freunde!«

»Für die Freunde? Wir haben keine Mühen von dir verlangt«, entgegnet der andere, ältere mit Namen Marcus Heracleus Flavius.

»Aber meine Liebe denkt an euch. O ihr Grausamen, die ihr mich verspottet, seht ihr diese Schar von beladenen Sklaven? Andere sind schon mit weiteren Lasten vorausgegangen. Und alles für euch ... um euch zu ehren.«

»Das ist also deine Arbeit? Die Vorbereitung eines Banketts? Und der Anlaß dazu?« schreien die beiden Freunde aufgeregt.

»Pst! So ein Lärm unter vornehmen Patriziern? Ihr scheint zum niedrigen Volk dieses Landes zu gehören, wo wir uns aufreiben in ... «

»Orgien und Müßiggang. Was tun wir denn anderes? Ich frage mich auch: Warum sind wir überhaupt hier?«

»Erstens, um vor Langeweile zu sterben.«

»Dann, um diese Klageweiber zu lehren, wie man lebt.«

»Und ... um Rom in den heiligen Schoß jüdischer Frauen zu säen.«

»Und schließlich, um hier wie anderswo die Steuern zu genießen und uns einer Macht zu erfreuen, der alles erlaubt ist.«

Die drei wechseln sich ab wie bei einer Litanei und lachen. Doch der junge Florus hält plötzlich ein, wird ernst und sagt: »Aber seit einiger Zeit hängt eine düstere Wolke über dem heiteren Hof des Pilatus. Die schönsten Frauen scheinen keusche Vestalinnen geworden zu sein, und ihre Ehemänner ahmen sie in ihren Albernheiten nach. Das tut den gewohnten Festen großen Abbruch ... «

»Ja, die Vorliebe für diesen ungebildeten Galiläer ... Aber das vergeht bald.«

»Du täuschst dich, Ennius. Ich habe erfahren, daß auch Claudia von ihm eingenommen ist; gerade deshalb hat sich eine eigentümliche Sittsamkeit in der Kleidung im Palast eingenistet. Es scheint, als blühe dort das strenge republikanische Rom wieder auf ... «

»Uff! Wie muffig sich das anhört. Seit wann stehen die Dinge denn so?«

»Seit dem süßen April, der der Liebe so freundlich gesinnt ist. Du weißt nicht ... Du warst damals nicht da. Aber unsere Damen sind trübsinnig geworden wie die Klageweiber bei den Aschenurnen der Grabstätten, und wir armen Männer müssen unsere Vergnügungen nun anderswo suchen, denn nicht einmal sie sind uns in Gegenwart dieser züchtigen Frauen erlaubt!«

»Ein Grund mehr, daß ich euch zu Hilfe eile. Heute Abend ist ein großes Gelage ... und eine noch größere Orgie in meinem Haus. In Citium, wo ich war, habe ich Leckereien gefunden, die diese Dummköpfe hier als unrein bezeichnen: Pfauen, Perlhühner, Rallen aller Art und Frischlinge, die man lebendig der getöteten Mutter genommen und für unsere Mahlzeiten aufgezogen hat. Auch Weine ... ah, süße, auserlesene Weine von den römischen Hügeln, von meinen warmen italischen Gestaden und von deinen sonnenbeschiedenen Küsten bei Aciri! ... Ebenso duftende Weine aus Chios und von der Insel, deren Perle Citium ist. Dann auch betäubende Weine aus Iberia, besonders geeignet, um die Sinne für das Endvergnügen zu entflammen. Oh! Es muß ein großes Fest werden, das die Langleweile dieses Exils verscheucht, um uns zu bestätigen, daß wir noch Männer sind ... «

»Auch Frauen?«

»Auch Frauen, und schöner als Rosen. Frauen jeglicher Hautfarbe und ... für jeden Geschmack. Ein wahres Vermögen hat mich der Kauf all dieser Waren gekostet, die Frauen inbegriffen ... Aber ich bin meinen Freunden gegenüber großzügig ... Hier habe ich nun noch einige Dinge gekauft ... die auf der Reise hätten verderben können. Nach dem Gastmahl, auf zur Liebe! ... «

»Hast du eine gute Seereise gehabt?«

»Eine sehr gute. Die Venus des Meeres war mir freundlich gesinnt. Übrigens weihe ich ihr den Ritus dieser Nacht ... « Die drei lachen laut und genießen die bevorstehenden unwürdigen Vergnügungen schon im voraus ...

Doch Florus fragt: »Weshalb dieses außerordentliche Fest? Liegt ein besonderer Grund vor? ...«

»Drei Gründe. Mein geliebter Neffe wird in diesen Tagen mit der Toga des Mannesalters bekleidet. Dieses Ereignis muß gefeiert werden. Ferner eine Antwort auf die Weissagung, daß Cäsarea sich in eine traurige Stadt verwandeln wird; es ist angezeigt, das Schicksal mit einem an Venus gerichteten Ritus zu bekämpfen. Der dritte Grund ... Leise, ganz leise sage ich es euch: ich heirate ...«

»Du? Lügner!«

»Ich heirate. Jedesmal, wenn jemand den ersten Schluck aus einem verschlossenen Krug kostet, ist Hochzeit. Ich werde dies heute abend tun. Zwanzigtausend Sesterzen oder, wenn du willst, zweihundert Golddukatens habe ich für sie bezahlt; denn so viel habe ich tatsächlich für Makler und dergleichen Leute ausgegeben ... Nicht einmal wenn Venus sie in einer Morgenröte des April geboren hätte und sie aus Schaum und goldenen Strahlen bestünde, könnte sie schöner und reiner sein. Eine Knospe, eine verschlossene Knospe ... Ah! Und ich bin ihr Herr!«

»Du Schänder!« sagt Marcus Heracleus scherzend.

»Spiele nicht den Sittenrichter; du bist ja nicht viel anders als ich ... Nach dem Abzug des Valerian kam man hier vor Langeweile um. Aber ich werde ihn ersetzen ... Dafür sind uns ja die Schätze unserer Vorgänger geblieben. Ich werde nicht so töricht sein und abwarten, bis die honigblonde Galla Cyprina – so habe ich sie genannt – von der Trauer und der Philosophie der Entmannten, die das Leben nicht zu genießen verstehen, verdorben wird ...«

»Bravo! Aber immerhin ... die Sklavin des Valerian war gelehrt und ...«

»... verrückt geworden durch das Lesen der Philosophen ... Seele, zweites Leben, Tugend, alles Dummheiten! Leben bedeutet genießen, und man lebt hier. Gestern habe ich diese unseligen Schriftrollen auf einen Haufen geworfen und verbrannt, und unter Androhung der Todesstrafe habe ich meinen Sklaven verboten, diese

Dummheiten der Philosophen und Galiläer zu erwähnen. Jedenfalls wird das Mädchen nur mich kennenlernen ... «

»Aber wo hast du sie denn gefunden?«

»Ha, ha! Es gab einen Schlaun, der nach dem Gallischen Krieg Sklaven kaufte und sie ausschließlich zu Fortpflanzungszwecken benützte. Er hielt sie gut, nur um sie gebären und neue Blüten der Schönheit hervorbringen zu lassen ... Und Galla ist eine davon. Nun ist sie reif, und ihr Besitzer hat sie verkauft ... und ich habe sie erworben ... Ha, ha, ha!«

»Du Lüstling!«

»Wenn ich es nicht getan hätte, wäre ein anderer gekommen ... Deshalb ... Sie hätte nicht als Frau zur Welt kommen dürfen ... «

»Wenn er dich hören würde ... Oh! da ist er ja!«

»Wer?«

»Der Nazarener, der unsere Damen verhext hat. Er ist hinter dir ... «

Ennius dreht sich um, als hätte er eine giftige Schlange im Rücken und schaut Jesus an, der langsam inmitten des Volkes, das sich um ihn drängt, voranschreitet: armes, niedriges Volk, auch Sklaven der Römer; Ennius lächelt höhnisch und sagt: »Dieser Bettler?! Die Frauen müssen ganz heruntergekommen sein. Aber es ist besser wir fliehen, damit er nicht auch noch uns verhext!« Schließlich sagt er zu seinen armen Sklaven, die die ganze Zeit über mit ihren Lasten wie Karyatiden, für die es kein Mitleid gibt, dagestanden sind: »Ihr, geht nach Hause, und zwar schnell, denn ihr habt schon genug Zeit verloren, und die mit der Vorbereitung des Festes Beauftragten warten auf die Waren und Gewürze. Marsch! Ihr wißt ja, daß es Rutenstreiche gibt, wenn zur Zeit der Abenddämmerung nicht alles bereit ist!«

Die Sklaven eilen im Laufschrift davon, und der Römer folgt ihnen langsam mit seinen beiden Freunden ...

Jesus geht traurig weiter, denn er hat den letzten Teil des Gesprächs des Ennius gehört, und blickt mit unendlichem Mitleid auf die Sklaven, die unter ihren Lasten gebeugt dahineilen. Dann schaut

er umher, auf der Suche nach anderen Gesichtern römischer Sklaven ... und er entdeckt einige, die sich zitternd unter die Menge gemischt haben, aus Angst, von Wächtern überrascht oder von den Juden verjagt zu werden, und sagt, indem er stehenbleibt: »Ist niemand aus diesem Haus unter euch?«

»Nein, Herr; aber wir kennen sie«, antworten die anwesenden Sklaven.

»Matthäus, gib ihnen reichlich Almosen. Sie sollen es mit ihren Kameraden teilen, damit diese erfahren, daß es einen gibt, der sie liebt. Und ihr sollt wissen und es auch den anderen sagen, daß mit dem Leben auch das Leid endet, das jene empfunden haben, die in ihren Ketten gut und ehrenhaft sind; und mit dem Leid schwindet auch der Unterschied zwischen reich und arm, zwischen Herren und Sklaven. Danach gibt es einen einzigen und gerechten Gott für alle, der ohne Rücksicht auf Reichtum und Ketten den Guten Belohnung und den Bösen Strafe zuteil werden läßt. Vergeßt das nicht.«

»Ja, Herr. Aber wir aus dem Hause der Claudia und der Plautina sind recht zufrieden, wie auch die aus dem Hause der Lydia und der Valeria; und wir preisen dich dafür, denn du hast unser Los erleichtert«, sagt ein Alter, der von allen wie ein Oberhaupt behandelt wird.

»Um mir zu zeigen, daß ihr mir dankbar seid, werdet immer besser, und ihr werdet den wahren Gott zum ewigen Freund haben.« Jesus hebt die Hand, wie um sie zu entlassen und zu segnen. Dann lehnt er sich an eine Säule und beginnt zu reden, umgeben vom aufmerksamen Schweigen der Volksmenge. Auch die Sklaven entfernen sich nicht, sondern bleiben, um die Worte aus dem göttlichen Mund zu vernehmen.

»Hört. Ein Vater von vielen Söhnen gab einem jeden von ihnen, als sie erwachsen wurden, zwei Geldstücke von hohem Wert und sagte zu ihnen: „Ich habe nicht mehr die Absicht, für euch alle zu arbeiten. Ihr seid jetzt groß genug, um euch selbst den Lebensunterhalt zu verdienen. Daher gebe ich jedem von euch die gleiche Summe,

damit ihr sie nach eurem Belieben und zu eurem Nutzen verwendet. Ich werde hierbleiben und warten, stets bereit, euch Ratschläge zu erteilen und auch zu helfen, wenn ihr durch ein ungewolltes Mißgeschick das ganze oder einen Teil des Geldes verlieren solltet. Aber merkt euch: ich werde unerbittlich sein mit dem, der es bewußt verpraßt, der es in seiner Trägheit nur verbraucht oder es ungenutzt liegenläßt und sich dem Müßiggang und dem Laster ergibt. Euch alle habe ich belehrt über das, was gut und was böse ist. Ihr könnt also nicht sagen, daß ihr unwissend ins Leben hinaustretet. Allen habe ich das Beispiel eines weisen und gerechten Fleißes und eines ehrenhaften Lebens gegeben. Daher könnt ihr nicht sagen, ich hätte euren Geist durch ein schlechtes Beispiel verdorben. Ich habe meine Pflicht getan. Nun sollt auch ihr eure Pflicht tun, denn ihr seid weder dumm noch unvorbereitet, noch Analphabeten. Geht.“ So entließ er sie und blieb allein in seinem Haus zurück.

Die Söhne gingen in die Welt hinaus. Alle hatten sie dasselbe mitbekommen: zwei Goldstücke von hohem Wert, über die sie frei verfügen konnten, und einen noch größeren Schatz an Gesundheit, Energie, Kenntnissen und väterlichem Beispiel. Daher hätten sie alle gleicherweise Erfolg haben müssen. Aber was geschah? Der eine machte guten Gebrauch von seinem Geld und erwarb bald einen großen und ehrenvollen Reichtum durch unermüdliche, redliche Arbeit und ein sittenreines, durch die väterlichen Unterweisungen geregeltes Leben; der andere machte zuerst in geziemender Weise sein Glück, vergeudete dann aber alles durch Müßiggang und Völlerei; wieder ein anderer verschaffte sich Geld durch Wucher und unredliche Geschäfte; ein vierter schließlich tat überhaupt nichts, denn er war träge, faul und unentschlossen und gab das wertvolle Geld aus, noch bevor er irgendeine Beschäftigung gefunden hatte.

Nach einiger Zeit schickte der Hausvater seine Diener in alle Richtungen und befahl ihnen „Sagt meinen Söhnen, sie sollen sich alle in meinem Haus versammeln. Sie sollen mir Rechenschaft ablegen über das, was sie in dieser Zeit getan haben, und ich möchte mit eige-

nen Augen sehen, was aus ihnen geworden ist.“ Die Diener gingen in alle Richtungen, suchten die Söhne ihres Herrn auf und teilten ihnen die Botschaft mit, und ein jeder kehrte mit dem Sohn seines Herrn, den er gefunden hatte, zurück.

Der Hausvater nahm sie mit großer Feierlichkeit auf, als Vater, aber auch als Richter. Alle Familienmitglieder waren zugegen, und mit den Verwandten waren auch Freunde, Diener und die Bewohner des Ortes und der Nachbarorte gekommen: eine feierliche Versammlung. Der Vater saß auf seinem Sitz als Haupt der Familie, und um ihn herum in Halbkreis alle Verwandten, Freunde, Bekannten, Knechte, Mitbürger und Bewohner der Nachbarorte; vor ihm die Schar seiner Söhne.

Schon bevor der Vater damit begonnen hatte, Fragen zu stellen, gaben ihre verschiedenen Gesichter Auskunft über den wahren Stand der Dinge. Diejenigen, die fleißig, ehrlich und sittsam gelebt und sich ein großes Vermögen erarbeitet hatten, trugen ein blühendes, friedvolles und wohlhabendes Aussehen zur Schau, wie Menschen, die reich, gesund und ruhigen Gewissens sind. Sie schauten den Vater mit einem liebevollen, dankbaren Lächeln an, in dem sich Demut, aber auch die strahlende Freude darüber widerspiegelten, dem Vater und der Familie Ehre gemacht zu haben und gute Söhne, Bürger und Gläubige gewesen zu sein.

Die, die in ihrer Trägheit und Lasterhaftigkeit ihre Güter verschwendet hatten, standen gedemütigt, niedergeschlagen und kleinlaut da, dürftig in Aussehen und Gewand, und die Zeichen ihrer Völlerei oder ihres Hungers waren deutlich auf ihren Gesichtern zu erkennen.

Jene, die mit verbrecherischen Mitteln ihr Glück gemacht hatten, trugen Angriffslust und Härte auf ihrem Antlitz zur Schau und blickten wie grausame, verstörte Tiere drein, die ihren Bändiger fürchten und sich darauf vorbereiten, loszuschlagen . . .

Der Vater begann seine Befragung bei diesen letzteren: „Wie kommt es, daß ihr, die ihr so heiter ausgesehen habt, als ihr auf-

gebrochen seid, nun wilden Tieren gleicht, die bereit sind, andere zu zerfleischen? Woher kommt dieses Aussehen?“

„Das Leben hat es mit sich gebracht. Es ist die Folge deiner Härte, uns aus dem Haus fortgeschickt zu haben. Du hast uns mit der Welt in Berührung gebracht.“

„Nun gut, und was habt ihr in der Welt gemacht?“

„Das was wir konnten, um deinen Befehl auszuführen und uns den Lebensunterhalt zu erwerben mit dem Nichts, das du uns gegeben hast.“

„Das genügt; stellt euch in diese Ecke ... Nun ihr, die ihr mager, krank und schlecht gekleidet seid. Ihr wart doch gesund und gut gekleidet, als ihr fortgingt.“

„In zehn Jahren haben sich unsere Gewänder abgenutzt ...“ entgegneten die Faulpelze.

„Gibt es denn keine Webstühle mehr in der Welt, auf denen Stoffe für die Gewänder der Menschen hergestellt werden?“

„Ja, aber man muß Geld haben, um diese Stoffe kaufen zu können ...“

„Das habt ihr doch gehabt.“

„In zehn Jahren haben wir alles aufgebraucht. Alles, was einen Anfang hat, hat auch ein Ende.“

„Ja, wenn man alles aufbraucht, ohne sich neues zu verschaffen. Aber warum habt ihr nur ausgegeben? Wenn ihr gearbeitet hättet, hättet ihr Geld verbrauchen können, ohne daß es euch ausgegangen wäre; ja, ihr hättet es sogar vermehren können. Seid ihr vielleicht krank gewesen?“

„Nein, Vater.“

„Was dann?“

„Wir fühlten uns einsam und verloren ... Wir wußten nicht, was wir tun sollten, was gut gewesen wäre ... Wir fürchteten, Fehler zu begehen, und so sind wir, um nichts Böses zu tun, untätig gewesen.“

„Aber war denn der Vater nicht da, an den ihr euch hättet wenden können, um euch Rat zu holen? Bin ich vielleicht jemals ein unerbittlicher und furchteinflößender Vater gewesen?“

„Oh, nein. Aber wir schämten uns, zugeben zu müssen, daß wir nicht imstande waren, etwas zu unternehmen. Du bist immer so aktiv gewesen ... Wir haben uns aus Scham versteckt!“

„Gut. Stellt euch mitten in den Raum. Und ihr? Was sagt ihr mir, die ihr nicht nur hungrig, sondern auch krank ausseht? Hat euch vielleicht zu viel Arbeit krank gemacht? Seid aufrichtig, dann werde ich euch nicht tadeln.“

Einige der Angeredeten warfen sich auf die Knie, schlugen sich an die Brust und sagten: „Verzeih uns, Vater! Gott hat uns schon gestraft, und wir haben es verdient. Aber du, der du unser Vater bist, verzeih uns! ... Wir haben gut begonnen, aber nicht durchgehalten. Nachdem wir ohne Mühe reich geworden sind, haben wir uns gesagt: ‚Nun wollen wir das Leben ein wenig genießen, wie unsere Freunde es uns geraten haben. Später werden wir dann zur Arbeit zurückkehren und wieder verdienen, was wir ausgegeben haben.‘ So wollten wir es auch wirklich machen. Sobald wir nur noch zwei Goldstücke gehabt hätten, hätten wir das Kapital Zinsen tragen lassen, wie im Spiel. Zweimal (sagen zwei) dreimal (sagt einer) ist uns dies gelungen. Aber dann hat uns das Glück verlassen ... und wir haben alles verloren.“

„Warum habt ihr euch nicht zusammengenommen nach dem ersten Mal?“

„Weil das mit dem Laster gewürzte Brot den Geschmack verdirbt und man nicht mehr ohne es auskommen kann ...“

„Aber ihr hättet doch zu eurem Vater kommen können ...“

„Das ist wahr. Und wir hatten auch Heimweh und sehnten uns nach dir. Aber wir hatten dich beleidigt ... Wir haben den Himmel angefleht, daß es dir eingebe, uns zurückzurufen, um deinen Tadel zu vernehmen und deine Verzeihung zu erlangen. Darum haben wir gebetet und darum bitten wir auch jetzt, mehr als um Reichtum; diesen wollen wir nicht mehr, denn durch ihn sind wir auf Abwege geraten.“

„Das genügt. Stellt euch zu den anderen in die Mitte des Raumes.“

Und ihr, die ihr krank und arm seid wie diese, aber schweigt und keine Reue zeigt, was sagt ihr?“

„Dasselbe, was die ersten gesagt haben. Daß wir dich hassen, weil du uns durch dein unkluges Handeln ins Unglück gestürzt hast. Du, der du uns gekannt hast, hättest uns nicht Versuchungen aussetzen sollen. Du hast uns gehaßt, und darum hassen auch wir dich. Du hast uns diese Falle gestellt, um dich unser zu entledigen. Sei verflucht.“

„Gut. Stellt euch zu den ersten in die Ecke. Und nun zu euch, meine blühenden, heiteren und reichen Söhne. Sagt, wie habt ihr euer Leben gestaltet, wie seid ihr zu all dem gekommen?“

„Wir haben deine Lehren, Beispiele, Ratschläge und Befehle in die Tat umgesetzt. Wir haben aus Liebe zu dir den Versuchern widerstanden, du gesegneter Vater, der du uns das Leben und die Weisheit gegeben hast.“

„Gut so. Kommt zu meiner Rechten, und hört alle mein Urteil und meine Verteidigung. Ich habe allen in gleicher Weise Geld, Beispiel und Weisheit gegeben. Meine Söhne haben dem in unterschiedlicher Weise entsprochen. Von einem arbeitsamen, ehrenhaften und sittsamen Vaters sind Söhne seinesgleichen ausgegangen; ferner träge, schwache, der Versuchung leichtsinnig ergebene und grausame Söhne, die den Vater, die Brüder und ihren Nächsten hassen und an letzterem Wucher getrieben und andere Verbrechen begangen haben, die sie zwar nicht erwähnt haben, die mir jedoch zu Ohren gekommen sind. Unter den Schwachen und Trägen sind Reumütige und Unbußfertige. Nun werde ich richten. Die Vollkommenen sind schon zu meiner Rechten, mir gleich, was Ehre und Werke betrifft. Die Reumütigen müssen noch wie Kinder unterwiesen werden und so lange büßen bis sie wieder eine Stufe der Fähigkeit erreicht haben, die aus ihnen Erwachsene macht. Die Unbußfertigen und Schuldbe-ladenen werden aus meinem Land verjagt und verfolgt vom Fluch dessen, der nicht mehr ihr Vater ist, da ihr Haß auf mich die Vater-Kind-Beziehung zwischen uns zerstört hat. Aber ich erinnere euch

alle daran, daß ihr euch selbst euer Los bereitet habt, denn ich habe allen das Gleiche gegeben, während die Empfänger verschieden damit umgegangen sind. Niemand kann mich daher anklagen, daß ich ihm übelgewollt hätte.“

Das Gleichnis ist zu Ende. Nun werde ich es euch erklären und Vergleiche anstellen.

Der himmlische Vater ist in der Gestalt des Vaters der zahlreichen Familie dargestellt. Die zwei Goldstücke, die der Vater allen seinen Söhnen gibt, bevor er sie in die Welt hinausschickt, bedeuten die Zeit und den freien Willen, die Gott jedem Menschen gibt, damit er sie nutzt, wie er es für am Besten hält, nachdem er im Gesetz und durch das Beispiel der Gerechten unterrichtet worden ist.

Allen werden die gleichen Gaben gegeben. Aber jeder Mensch nutzt sie, wie es seinem Willen behagt. Der eine benützt seinen Schatz an Zeit, seine Erziehung, sein Vermögen und Einkommen zum Guten, bewahrt sich gesund und heilig und vermehrt seinen Reichtum. Der andere fängt gut an, ermüdet dann aber und wird zum Verschwender. Ein anderer tut selbst nichts und will, daß andere für ihn arbeiten. Wieder ein anderer klagt seinen Vater irrthümlichen Handelns an. Einer bereut seine Fehler und ist bereit, alles wiedergutzumachen. Andere bereuen nicht und werden statt dessen zu Anklägern und Lästern, als ob andere ihren Ruin herbeigeführt hätten.

Gott belohnt die Gerechten sofort. Den Reumütigen gewährt er Barmherzigkeit und Zeit zur Sühne, damit sie sich durch Reue und Buße neue Verdienste erwerben können. Sein Fluch und seine Strafe treffen jene, die nach dem Sündigen durch ihre Unbußfertigkeit die Liebe mit Füßen treten. Jedem gibt er, was ihm zukommt.

Vergeudet daher nicht diese beiden kostbaren Geldstücke, die Zeit und den freien Willen, sondern gebraucht sie mit Fug und Recht, um zur Rechten des Vaters gestellt zu werden. Wenn ihr gefehlt habt, bereut es und habt Vertrauen auf die barmherzige Liebe Gottes.

Geht nun. Der Friede sei mit euch!«

Er segnet sie und sieht sie fortgehen unter der den Platz und den Weg überflutenden Sonne. Aber die Sklaven sind noch geblieben . . .

»Seid ihr noch hier, ihr armen Freunde? Werdet ihr nicht bestraft werden?«

»Nein, Herr; wenn wir sagen, daß wir dir zugehört haben, dann nicht. Die Damen, unsere Vorgesetzten, verehren dich. Wo gehst du jetzt hin, Herr? Sie sehnen sich seit langer Zeit nach dir . . . «

»Zum Seiler am Hafen. Aber ich breche heute abend wieder auf, und eure Herrinnen werden bei dem Fest sein . . . «

»Wir werden es ihnen dennoch sagen. Sie haben uns schon vor Monaten befohlen, ihnen jede deiner Durchreisen mitzuteilen.«

»Dann ist es recht. Geht. Nützt auch ihr die Zeit und euren Verstand gut und bedenkt, daß der Geist immer frei ist, auch wenn der Mensch in Ketten liegt.«

Die Sklaven verbeugen sich bis zur Erde und begeben sich dann ins römische Stadtviertel. Jesus und die Seinen gehen auf einem bescheidenen Weg dem Hafen zu.

474 »Die Weisheit, als eine Art der Heiligkeit, verleiht Klarheit im Urteil«

Jesus ist bei der einfachen Familie eines Seilers zu Gast. Alles riecht hier nach Salzwasser, da das niedrige Häuschen nicht weit vom Meer entfernt liegt. Hinter dem Haus befinden sich die Lager, die nicht gerade angenehm riechen und in denen die Waren jeweils abgeladen werden, bevor die verschiedenen Käufer sie abholen. An der Vorderseite führt eine von schweren Wagenrädern durchfurchte staubige Straße vorbei, auf der Lastträger, Eselstreiber, Fuhr- und Seeleute, die ohne Unterlaß kommen und gehen, einen großen Lärm erzeugen. Jenseits der Straße liegt ein kleines Hafenbecken, dessen Wasser durch die hineingeworfenen Abfälle und wegen seiner Unbeweglichkeit ganz ölig ist. Von diesem Becken geht ein kleiner Kanal aus, der im eigentlichen großen Hafen endet, wo mächtige Seeschiffe anle-

gen. Auf der Westseite liegt ein sandiger Platz, auf dem, begleitet vom lauten Gequietsche der handbetriebenen Haspeln, Seile hergestellt werden. Auf der östlichen Seite ist noch ein anderes Plätzchen, zwar viel kleiner, aber auch geräuschvoller und unordentlicher, auf dem Männer und Frauen Netze und Segel ausbessern. Dort sind niedrige, mit Salzwasser bespritzte Hütten voll halbnackter Kinder.

Man kann wirklich nicht sagen, Jesus habe sich eine herrschaftliche Unterkunft ausgesucht. Mücken, Staub, Lärm, Geruch von abgestandenem Meerwasser und von Hanf, der vor dem Gebrauch eingeweicht wird, herrschen hier vor. Der König der Könige hat sich mit seinen Aposteln auf Haufen von Hanf, der noch bearbeitet werden muß, ausgestreckt und schläft, von Müdigkeit übermannt, in dieser armseligen Umgebung, die halb Abstellraum, halb Warenlager ist und sich hinter dem kleinen Haus befindet. Durch eine pechschwarze Tür gelangt man in die Küche, die ebenfalls schwarz ist; und durch eine weitere wurmstichige, von Staub und Salzluft zernagte bimssteinfarbene Tür auf den Platz, auf dem die Seile angefertigt werden und von dem der Geruch verrottenden Hanfs aufsteigt.

Die Sonne brennt auf den Platz trotz der gewaltigen Platanen, die an den vier Ecken zum Himmel ragen und unter denen sich die Haspeln zum Drehen des Hanfs befinden. Ich weiß nicht, ob ich die Werkzeuge richtig bezeichne, die hier im Gebrauch sind. Den Männern, deren Bekleidung sich auf das Wesentlichste beschränkt, was zur dezenten Bedeckung des menschlichen Körpers vonnöten ist, läuft der Schweiß herab, als ob sie unter einer Dusche stünden. Sie drehen und drehen an ihrer Haspel und sind in ständiger Bewegung, als wären sie Galeerensträflinge ... Sie sagen einander nur das Allernotwendigste, was die Arbeit betrifft. Abgesehen vom Quietschen der Räder der Haspeln und dem Ächzen des gezogenen Hanfs ist daher kein Geräusch auf dem Platz zu vernehmen, ein eigenartiger Gegensatz zu dem Lärm, der an den anderen Orten herrscht, die das Haus des Seilers umgeben.

Überraschung ruft der unerwartete Ausruf eines Seilers hervor:

»Frauen?! In dieser schrecklichen Hitze?! Schaut! Sie kommen hierher ... «

»Sie brauchen Seile, um ihre Männer anzubinden ... « spottet ein junger Seiler.

»Vielleicht benötigen sie Hanf für ihre Arbeiten.«

»Uh! Unseren rohen? Wenn es doch Läden gibt, wo man gekämmten haben kann?«

»Unser Hanf ist billiger. Siehst du? Sie sind arm.«

»Aber es sind keine Jüdinnen. Siehst du, daß sie andere Mäntel tragen? ... «

»Dann sind es halt keine Jüdinnen. In Cäsarea gibt es ein wenig von allem ... «

»Vielleicht suchen sie den Rabbi. Es werden Kranke sein ... Siehst du, wie sie trotz der Hitze alle bedeckt sind?«

»Wenn es nur keine Aussätzigen sind ... Elend schon, aber keinen Aussatz; nein, den ertrage ich nicht bei aller Gottergebenheit«, sagt der Seiler, dem alle gehorchen.

»Aber hast du ihn nicht gehört, den Meister? „Man muß alles annehmen, was Gott schickt.“«

»Aber den Aussatz, den schickt Gott nicht; den schicken Sünde, Laster und Ansteckung ... «

Die Frauen sind bei ihnen angekommen; nicht die, die sprechen und am äußersten Ende des Hofes stehen, sondern die, die sich in der Nähe des Hauses befinden. Eine beugt sich vor, um einem der Seiler etwas zu sagen, und dieser dreht sich erstaunt um und bleibt sprachlos stehen.

»Gehen wir mal hören, was sie sagen ... So eingehüllt ... Aussatz würde mir im Hause gerade noch fehlen bei all den Kindern, die ich habe ... « sagt der Seilermeister, der nun aufhört, seine Haspel zu drehen und sich den Frauen nähert. Seine Kameraden folgen ihm ...

»Simon, diese Frau will etwas; aber sie spricht eine fremde Sprache. Höre du sie an, der du überall herumgesegelt bist«, sagt der, an den sich die Frau gewandt hat.

»Was willst du?« fragt der Seiler rauh, während er versucht, ihr Gesicht durch den dunkelfarbenen Schleier zu sehen.

Die Frau antwortet in einem reinen Griechisch: »Den König von Israel. Den Meister.«

»Ah! Ich habe verstanden. Aber ... seid ihr vielleicht aussätzig?«

»Nein.«

»Wer garantiert mir das?«

»Er selbst. Frage ihn.«

Der Mann ist noch unschlüssig ... Dann sagt er: »Gut. Ich werde einen Akt des Glaubens machen, und Gott wird mich beschützen. Ich werde ihn holen gehen. Bleibt hier.«

Die Frauen, vier an der Zahl, bewegen sich nicht. Die Seiler, die sich in einer Entfernung von einigen Schritten versammelt haben, schauen mit Erstaunen und offensichtlicher Furcht auf die graue, stumme Gruppe.

Der Mann geht in den Lagerraum und weckt Jesus, »Meister ... Komm heraus. Man sucht dich.«

Jesus erwacht und erhebt sich sofort, indem er fragt: »Wer?«

»Ja ... Griechische Frauen ... ganz verhüllt ... Sie behaupten, nicht aussätzig zu sein, und sagen, daß du mich dessen versichern kannst ... «

»Ich komme sofort«, sagt Jesus und schnürt seine Sandalen, die er abgelegt hatte. Er befestigt auch das Gewand am Hals und legt den Gürtel um, den er entfernt hatte, um bequemer ruhen zu können. Dann geht er mit dem Seiler hinaus. Die Frauen schicken sich an, ihm entgegenzukommen.

»Bleibt stehen, sage ich euch! Ich will nicht, daß ihr eure Füße dorthin setzt, wo meine Kinder spielen ... Zuerst muß er mir sagen, daß ihr gesund seid.«

Die Frauen bleiben stehen. Jesus geht ihnen entgegen. Die größte, nicht die, die zuerst griechisch gesprochen hat, sagt ihm leise ein Wort. Jesus wendet sich an den Seiler: »Simon, du kannst beruhigt sein. Die Frauen sind gesund, und ich muß sie in Ruhe anhören. Darf ich ins Haus hineingehen? ... «

»Nein. Da ist eine Alte, geschwätziger und neugieriger als eine Elster. Geh dort hinten unter das Schutzdach der Wasserbecken. Dort ist auch eine kleine Kammer, in der du allein und ungestört sein wirst.«

»Kommt ...« sagt Jesus zu den Frauen; und er geht mit ihnen nach hinten in den Hof unter das übelriechende Wetterdach und in das Kämmerlein, das eng wie eine Klosterzelle und voll zerbrochener Werkzeuge, Lappen, Hanfabfälle und riesiger Spinnweben ist. Der Geruch des muffigen Abfalls ist so scharf, daß er im Hals kratzt. Jesus, der sehr ernst und bleich ist, sagt nun lächelnd: »Dieser Ort ist nicht eurem Geschmack angepaßt ... aber ich habe nichts anderes ...«

»Wir schauen nicht auf den Ort, denn wir sehen den, der ihn in diesem Augenblick bewohnt«, antwortet Plautina, während sie Schleier und Mantel ablegt. Lydia, Valeria und die freigelassene Albula Domitilla tun es ebenfalls.

»Daraus schließe ich, daß ihr mich trotz allem noch für einen Gerechten haltet.«

»Für mehr als einen Gerechten. Claudia schickt uns gerade deswegen, weil sie dich für mehr als einen Gerechten hält, und sie gibt auch nichts auf das, was sie gehört hat. Sie möchte jedoch eine Bestätigung von dir, um dir doppelte Ehre zu erweisen.«

»Oder sie mir zu nehmen, wenn ich ihr so vorkomme, wie man mich darstellen wollte. Aber versichert ihr nur: Ich habe keine menschlichen Ziele. Meine Aufgabe und mein Verlangen sind vollkommen übernatürlicher Art. Ich will allerdings alle Menschen in einem einzigen Reich vereinen. Aber was vom Menschen? Fleisch und Blut? Nein, das überlasse ich als hinfällige Materie den hinfälligen Monarchien, den vergänglichen Reichen. Ich will unter meinem Szepter nur die Seelen der Menschen vereinen, die unsterblichen Seelen in einem unvergänglichen Reich. Ich weise jede andere Auslegung meines Willens zurück, mag sie gegeben werden von wem auch immer. Und ich bitte euch, mir zu glauben und der, die euch schickt, zu sagen, daß es nur eine Wahrheit gibt ...«

»Dein Apostel sprach mit solcher Sicherheit . . . «

»Es ist ein exaltierter Jüngling, und als solcher soll er auch angehört werden.«

»Aber er schadet dir. Tadle ihn . . . Jage ihn fort . . . «

»Und wo wäre dann meine Barmherzigkeit? Er tut das in seiner abwegigen Liebe. Soll ich deshalb nicht Mitleid mit ihm haben? Was würde sich ändern, wenn ich ihn fortjagen würde? Er würde nur sich selbst und mir doppelten Schaden zufügen.«

»Dann ist er für dich ein Klotz am Bein! . . . «

»Er ist für mich ein zu erlösender Unglücksmensch . . . «

Plautina fällt auf die Knie, breitet ihre Arme aus und spricht: »Ach, Meister, du bist größer als jeder andere. Wie leicht ist es, dich für heilig zu halten, wenn man dein Herz in deinen Worten fühlt! Wie leicht ist es, dich zu lieben und dir zu folgen, um dieser deiner Liebe willen, die noch größer ist als deine Intelligenz!«

»Nicht größer, sondern begreiflicher für euch . . . deren Verstand noch von allzu vielen Irrtümern verschleiert ist und die ihr nicht hochherzig genug seid, um euch all dieser Irrtümer zu entäußern und die Wahrheit aufzunehmen.«

»Du hast recht. Du bist ebenso hellsichtig wie weise.«

»Die Weisheit, als eine Art der Heiligkeit, verleiht Klarheit im Urteil, ob es sich nun um vergangene oder gegenwärtige Dinge oder gar um Warnungen vor künftigen Ereignissen handelt.«

»Deshalb waren eure Propheten . . . «

»Sie waren Heilige. Gott teilte sich ihnen in großer Fülle mit.«

»Waren sie heilig, weil sie von Israel waren?«

»Sie waren heilig, weil sie von Israel waren und weil sie in ihren Handlungen gerecht waren. Denn nicht ganz Israel ist und war heilig, obwohl es Israel ist. Nicht die zufällige Zugehörigkeit zu einem Volk oder zu einer Religion ist es, die heilig macht. Diese beiden Faktoren können eine Hülle sein; sie bedeuten nicht unbedingte Heiligkeit.«

»Wo hat die Heiligkeit dann ihren Ursprung?«

»Im Willen des Menschen. Im Willen, der den Menschen in seinen Handlungen zur Heiligkeit führt, wenn er gut ist, und zur Bosheit, wenn er schlecht ist.«

»Dann ist es also nicht gesagt ... daß es nicht auch unter uns Gerechte geben kann.«

»Es ist nicht gesagt. Im Gegenteil, sicherlich sind auch unter euren Vorfahren Gerechte, und gewiß sind solche auch unter den Lebenden. Denn es wäre zu schrecklich, wenn die ganze heidnische Welt aus Dämonen bestünde. Diejenigen unter euch, die sich zum Guten, zur Wahrheit hingezogen und vom Laster abgestoßen fühlen, die, die die schlechten Handlungen fliehen, da sie den Menschen erniedrigen, glaubt mir, diese sind auf dem Weg der Gerechtigkeit.«

»Also Claudia ... «

»Ja, und auch ihr. Harrt aus.«

»Aber wenn man sterben sollte, bevor man sich zu dir bekehrt hat? ... Was würde es dann nützen, tugendhaft gewesen zu sein? ... «

»Gott ist gerecht in seinem Urteil. Aber warum zögert ihr, zum wahren Gott zu kommen?«

Die drei Damen senken den Kopf ... Es folgt ein Schweigen ... und dann das große Bekenntnis, das eine Erklärung gibt für so viele Grausamkeiten und den Widerstand Roms gegen das Christentum ... »Es würde uns scheinen, daß wir dadurch das Vaterland verraten ... «

»Vielmehr würdet ihr dem Vaterland dienen; denn ihr würdet es sittlich und geistig viel stärker werden lassen durch den Besitz Gottes und den Schutz Gottes über seinem Heer und seinen Reichtümern. Rom, die Stadt der Welt, als Stadt der universellen Religion! ... Denkt darüber nach! ... «

Wieder ein Schweigen ...

Dann sagt Lydia, wie eine Flamme errötend: »Meister, vor einiger Zeit haben wir auch in den Büchern unseres Vergil etwas über dich gesucht. Denn für uns haben die mit dem israelitischen Glau-

ben nicht zusammenhängenden Prophezeiungen mehr Wert als die eurer Propheten, in denen wir den Einfluß tausendjähriger Auffassungen verspüren ... Wir haben miteinander darüber gesprochen ... indem wir die Texte der verschiedenen Weisen aller Zeiten, Nationen und Religionen, die dich vorausgeahnt haben, miteinander verglichen haben. Aber niemand hat dich so klar vorausgesehen wie unser Vergil ... Wieviel haben wir an jenem Tag auch mit Diomedes, dem griechischen Freigelassenen und Astrologen, gesprochen, den Claudia so hoch schätzt. Er meinte, die Dinge stünden so, weil die Zeiten näher gerückt sind und die Sterne mit ihren Konstellationen davon sprechen ... Zur Unterstützung seiner Meinung führte er das Beispiel der drei Weisen an, die aus drei Ländern des Orients gekommen waren, um dir als Kind zu huldigen, was einen Kindermord heraufbeschwor, der Rom erschauern ließ ... Aber wir waren nicht überzeugt ... denn seit mehr als fünfzig Jahren hat keiner der Weisen der Welt mehr durch die Stimme der Gestirne von dir gesprochen, obwohl die Stunde deines Kommens ja immer näher rückte. Claudia rief aus: „Hier bräuchten wir den Meister! Er würde uns das Wort der Wahrheit geben, und wir wüßten den Aufenthaltsort und die ewige Bestimmung unseres größten Dichters.“ Willst du uns das sagen ... für Claudia ... Ein Geschenk, um uns zu zeigen, daß sie dir nicht unlieb ist wegen ihres Zweifels an dir ... «

»Ich habe ihre Reaktion als Römerin verstanden und habe es ihr nicht nachgetragen. Versichert sie dessen und hört. Vergil war nicht nur als Dichter groß, nicht wahr?«

»O ja! Auch als Mensch. Inmitten einer schon verkommenen und lasterhaften Gesellschaft erstrahlte er durch die Reinheit seines Geistes. Niemand kann sagen, daß er ihn je als Wüstling, der Orgien und Ausgelassenheit liebt, gesehen hat. Seine Schriften sind keusch, ... aber noch keuscher war sein Herz, so daß er in seiner Heimat „das Jungfräulein“ genannt wurde, von den Lasterhaften mit Spott, von den Guten mit Verehrung.«

»Nun, hätte Gott sich nicht in der Seele eines so keuschen Men-

schen widerspiegeln sollen, obwohl dieser Mann ein Heide war? Wird die vollkommene Tugend nicht den Tugendhaften geliebt haben? Wenn ihm also Liebe und Schau des Wahren verliehen wurden um der reinen Schönheit seines Geistes willen, hätte er da nicht auch eine prophetische Erleuchtung haben können? Eine prophetische Erleuchtung, die nichts anderes ist als die Wahrheit, die sich dem enthüllt, der es verdient, das Wahre zu erkennen als Lohn und Ansporn zu immer vollkommenerer Tugend?«

»So hat er dich also wirklich vorausgesehen?«

»Sein von Reinheit und Geist entflammter Verstand schwang sich so hoch empor, um einen Aspekt zu schauen, der mich betrifft. Und er kann der gerechte heidnische Dichter genannt werden, ein prophetischer vorchristlicher Geist dank seiner Tugenden.«

»Oh! Unser Vergil! Hat er wohl seinen Lohn erhalten?«

»Ich habe schon gesagt: Gott ist gerecht. Ihr jedoch sollt nicht diesen Dichter nachahmen, und euch an den Grenzen seiner Erkenntnis aufhalten. Schreitet voran, denn euch hat sich die Wahrheit nicht durch Schauung und Eingebung geoffenbart, sondern vollständig; sie selbst hat zu euch gesprochen.«

»Danke, Meister . . . Wir ziehen uns zurück. Claudia hat uns aufgetragen, dich zu fragen, ob sie dir in moralischer Hinsicht nützlich sein kann«, sagt Plautina, ohne etwas auf die Worte Jesu zu erwidern.

»Sie hat euch auch beauftragt, mich zu fragen, ob ich nicht kein Thronräuber sei . . . «

»Oh, Meister! Woher weißt du das?«

»Weil ich mehr bin als euer Vergil und die Propheten . . . «

»Das ist wahr! Alles ist wahr! Wie können wir dir dienen? . . . «

»Was mich angeht, so bedarf es von eurer Seite nur des Glaubens und der Liebe. Aber es gibt ein Geschöpf, das in großer Gefahr ist und dessen Seele heute abend ermordet werden soll. Claudia könnte sie retten.«

»Hier? Wer? Eine Seele töten?«

»Einer eurer Patrizier gibt heute abend ein Gastmahl und ... «

»Ah, ja! Ennius Cassius. Auch mein Gemahl ist dazu eingeladen«, sagt Lydia.

»Und auch der meine ... und wir natürlich auch. Aber da Claudia sich fernhält, werden auch wir nicht hingehen. Wir hatten beschlossen, uns nach der Mahlzeit sofort zurückzuziehen falls wir hingegangen wären ... denn diese Abendmahlzeiten enden in Orgien ... die wir nicht mehr länger ertragen können ... und mit dem Unmut vernachlässigter Gattinnen lassen wir unsere Männer dort zurück ... « sagt Valeria streng.

»Nicht mit Unmut ... sondern indem ihr ihr sittliches Elend bemitleidet ... « verbessert Jesus.

»Das ist schwierig, Meister ... Wir wissen, was sich dort drinnen zuträgt ... «

»Auch ich weiß viele Dinge, die sich in den Herzen ereignen ... und dennoch verzeihe ich ... «

»Du bist heilig ... «

»Ihr müßt es werden; weil ich es wünsche und aus dem Antrieb eures eigenen Willens heraus ... «

»Meister! ... «

»Ja. Könnt ihr vielleicht behaupten, daß ihr glücklich seid wie zu der Zeit, bevor ihr mich kanntet; glücklich über die armen, tierischen, sinnlichen Freuden von Heidinnen, die nicht wissen, daß sie mehr sind als nur Fleisch, jetzt da ihr etwas von der Weisheit erfahren habt? ... «

»Nein, Meister, wir bekennen es. Wir sind unzufrieden und unruhig wie einer, der einen Schatz sucht und ihn nicht findet.«

»Und er liegt vor euch! Was euch unruhig macht, ist die Sehnsucht eures Geistes nach dem Licht; der Unmut eures Geistes über euer Zögern ... dem Geist das zu geben, wonach er verlangt ... «

Ein Schweigen ... Dann sagt wiederum Plautina, ohne etwas auf die Worte Jesu zu erwidern: »Und was könnte Claudia tun?«

»Dieses Mädchen retten. Ein Geschöpf, das der Lust eines Rö-

mers verkauft worden ist. Eine Jungfrau, die morgen keine mehr sein wird.«

»Wenn er sie gekauft hat ... gehört sie ihm.«

»Sie ist kein Möbelstück. In ihrem Körper wohnt eine Seele ... «

»Meister ... unsere Gesetze ... «

»Frauen: das Gesetz Gottes! ... «

»Claudia geht nicht zum Fest ... «

»Ich fordere sie nicht auf, hinzugehen. Ich möchte, daß ihr zu ihr sagt: „Um die Gewißheit zu haben, daß Claudia ihn nicht beschuldigt, bittet der Meister sie um Hilfe für diese Mädchenseele“ ... «

»Wir werden es ihr sagen. Aber sie wird nichts tun können ... Eine gekaufte Sklavin ... ist ein Gegenstand, über den man verfügen kann ... «

»Das Christentum wird lehren, daß der Sklave eine Seele hat wie Cäsar, eine bessere sogar in vielen Fällen, daß diese Seele Gott angehört, und daß verflucht ist, wer sie verdirbt.« Jesus wird majestätisch bei diesen Worten.

Die Frauen bemerken den gebieterischen und strengen Ton. Sie verneigen sich, ohne etwas einzuwenden. Dann legen sie ihre Mäntel um und bedecken sich mit ihren Schleiern mit den Worten: »Wir werden Bericht erstatten. Sei begrüßt, Meister!«

Die Frauen gehen hinaus auf den heißen Hof. Aber Plautina wendet sich noch einmal um und sagt: »Wenn jemand fragen sollte, waren wir griechische Frauen. Verstehst du?«

»Ich habe verstanden. Geht nur beruhigt.«

Jesus bleibt unter dem niedrigen Säulengang, und sie kehren auf demselben Weg zurück, auf dem sie gekommen sind.

Die Seiler gehen wieder an ihre Arbeit ...

Jesus kehrt langsam und nachdenklich zum Lager zurück. Er legt sich nicht wieder hin. Auf einem Haufen zusammengerollter Stricke sitzend, betet er inständig ... Die Elf schlafen noch immer tief ...

So vergeht einige Zeit ... etwa eine Stunde. Dann steckt der Seilermeister den Kopf herein und gibt Jesus ein Zeichen, zum Eingang

zu kommen. »Es ist ein Sklave da, der dich sprechen möchte.«

Der Sklave, ein Numidier, steht draußen auf dem noch sonnenbeschienenen Platz. Er verneigt sich und übergibt Jesus, ohne ein Wort zu sagen, ein Wachstäfelchen. Jesus liest und sagt dann: »Richte aus, daß ich bis zum Morgengrauen warten werde. Hast du verstanden?« Der Mann nickt, und um verständlich zu machen, weshalb er nicht spricht, öffnet er seinen Mund und zeigt seine verstümmelte Zunge. »Unglücklicher«, sagt Jesus und streichelt ihn.

Dem Sklaven rollen zwei Tränen über die schwarzen Wangen herunter. Er nimmt die weiße Hand Jesu zwischen seine schwarzen, affenähnlichen Hände und fährt sich damit über das Gesicht. Er küßt sie, legt sie sich aufs Herz und wirft sich dann zu Boden. Nun nimmt er den Fuß Jesu und setzt ihn sich aufs Haupt ... Alle diese Gesten sind ein Ausdruck der Dankbarkeit für die ihm erwiesene mitleidsvolle Liebe ... Jesus wiederholt: »Unglücklicher!«; aber er macht nicht die Handbewegung, mit der er zu heilen pflegt.

Der Sklave erhebt sich und verlangt das Wachstäfelchen zurück ... Claudia will keine Spuren ihres brieflichen Verkehrs hinterlassen ... Jesus lächelt und gibt das Täfelchen zurück. Der Numidier macht sich auf den Weg, und Jesus begibt sich zum Seilermeister.

»Ich muß bis zum Morgengrauen bleiben ... Gestattest du es?«

»Alles, was du willst. Es tut mir leid, daß ich arm bin ... «

»Es gefällt mir, daß du ehrlich bist.«

»Wer waren diese Frauen?«

»Fremde, die des Rates bedurften.«

»Waren sie gesund?«

»Wie ich und du.«

»Ah, gut! ... Sieh, da sind deine Apostel ... «

Tatsächlich kommen die Elf noch schlaftrunken aus dem Lager auf den Meister zu, reiben sich die Augen und strecken sich.

»Meister, wir müssen unsere Mahlzeit einnehmen, wenn du noch heute abend abreisen willst«, sagt Petrus.

»Nein. Ich werde erst im Morgengrauen aufbrechen.«

»Warum?«

»Man hat mich darum gebeten.«

»Aber warum? Wer hat dich denn gebeten? Es wäre besser, nachts zu wandern. Wir haben schon Neumond ... «

»Ich hoffe, ein Geschöpf zu retten ... und dies ist für mich leuchtender als der Mond und erquickender als die Frische der Nacht ... «

Petrus zieht ihn beiseite: »Was ist denn geschehen? Hast du die Römerinnen gesehen? In welcher Stimmung sind sie? Wollen sie sich bekehren? Sage es mir ... «

Jesus lächelt: »Wenn du mich antworten läßt, werde ich es dir sagen, du neugieriger Mensch. Ich habe die Römerinnen gesehen. Sie gelangen nur langsam zur Wahrheit. Aber sie machen keine Rückschritte. Das ist schon viel.«

»Und ... betreffs der Dinge, die Judas erwähnte ... Was gibt es da?«

»Daß sie mich weiterhin als einen weisen Mann verehren.«

»Aber ... was Judas angeht? Ist er nicht mit im Spiel? ... «

»Sie sind gekommen, mich zu suchen, nicht ihn ... «

»Aber warum hat er Angst gehabt, ihnen zu begegnen? Warum wollte er dich nicht nach Cäsarea gehen lassen?«

»Simon, es ist nicht das erste Mal, daß Judas eigenartige Wünsche hat.«

»Das ist wahr. Und ... kommen die Römerinnen heute nacht?«

»Sie sind schon gekommen.«

»Warum warten wir dann bis zum Morgengrauen?«

»Und warum bist du so neugierig?«

»Meister, sei so gut ... sage mir alles.«

»Ja, um dir jeglichen Zweifel zu nehmen ... Du hast doch die Reden der drei Römer gehört ... «

»Ja, dieser Unreinen! Dieser Dämonen! Dieser Pest! Aber was haben denn wir damit zu tun? ... Ah! Ich verstehe. Die Römerinnen nehmen an dem Gastmahl teil und kommen danach zu dir, um sich ihre Ausgelassenheit verzeihen zu lassen ... Es wundert mich, daß du dich darauf einläßt.«

»Es wundert mich, daß du so verwegene Urteile fällst.«

»Verzeih mir, Meister!«

»Ja, aber du sollst wissen, daß die Römerinnen nicht zu dem Gastmahl gehen werden und daß ich Claudia gebeten habe, sich für jenes Mädchen einzusetzen ... «

»Oh! Aber Claudia ist doch machtlos in diesem Fall! Der Römer hat das Mädchen gekauft, und er kann mit ihm machen, was er will!«

»Claudia hat einen großen Einfluß auf diesen Römer und hat mir ausrichten lassen, daß ich mit der Abreise bis zum Morgengrauen warten soll. Weiter nichts. Bist du zufrieden?«

»Ja, Meister. Aber du hast dich ja nun gar nicht ausgeruht ... Komm jetzt ... Du bist so müde! Ich werde darüber wachen, daß man dich in Ruhe läßt ... Komm, komm.« Und mit liebevoller Gewalt zieht und schiebt er ihn und zwingt ihn schließlich, sich wieder niederzulegen ...

Stunden vergehen. Die Sonne geht unter, die Arbeit ist beendet, und das Geschrei der Kinder auf den Straßen und Plätzen und das Zwitschern der Schwalben am Himmel wird lauter. Dann sinken die ersten Schatten herab. Die Schwalben begeben sich in ihre Nester, und die Kinder gehen zu Bett. Die Geräusche nehmen ab, bis nur noch das leise Klatschen der Wellen am Kanal und das stärkere Rauschen des Seeganges am Gestade zu hören sind. Die Häuser werden geschlossen, die Häuser dieser müden Arbeiter, und die Lichter gehen aus. Der Schlaf läßt alle stumm und blind werden ... fern von den alltäglichen Mühen und Sorgen. Dann geht der Mond auf und veredelt selbst den schmutzigen Wasserspiegel des Hafenbeckens, der jetzt wie eine Silberplatte aussieht ...

Die Apostel schlafen wieder auf dem Hanf ... Jesus sitzt auf einer der nun ruhenden Hebewinden und betet, denkt nach und wartet ... Er verliert die Straße von der Stadt nicht aus den Augen.

Der Mond steigt höher und höher. Nun steht er senkrecht über den Häuptern. Das Meer rauscht stärker, und die Seeluft duftet in-

tensiver. Der Lichtkegel des Mondes im Meer dehnt sich aus, bis er vor Jesus den ganzen Meeresspiegel umfaßt, um sich dann in der Ferne zu verlieren: eine Lichtstraße, die von den Enden der Welt auf Jesus zuzukommen scheint, in den Kanal einmündet und schließlich im Dock endigt.

Auf dieser Straße nähert sich ein kleines weißes Boot. Es kommt näher und näher, ohne Spuren auf dem Wasserweg zu hinterlassen ... Nun fährt es in den Kanal ein und erreicht das ruhige Hafenbecken. Es legt an und steht still. Drei Schatten steigen herauf: der eines kräftigen Mannes, der einer Frau und der eines zarten Figürchens zwischen ihnen. Diese drei Menschen nähern sich dem Haus des Seilers. Jesus erhebt sich und geht ihnen entgegen.

»Der Friede sei mit euch. Wen sucht ihr?«

»Dich, Meister«, sagt Lydia, indem sie sich entschleiert und allein auf Jesus zugeht. Dann fährt sie fort: »Claudia hat dir gedient, denn es war recht so und eine moralische Pflicht. Dort ist das Mädchen. Valeria wird sie bald als Kindermädchen für die kleine Fausta nehmen. Aber sie bittet dich, sie vorerst bei dir zu behalten, das heißt, sie deiner Mutter oder der Mutter deiner Vettern anzuvertrauen. Sie ist ganz Heidin, sogar mehr als Heidin. Ihr Besitzer, der sie aufgezogen hat, hat das absolute Nichts in sie hineingelegt. Sie weiß weder etwas vom Olymp noch sonst etwas. Sie hat nur furchtbare Angst vor den Männern, denn das Leben hat sich ihr seit einigen Stunden in seiner ganzen Brutalität enthüllt ... «

»Oh, welch traurige Worte! Ist es zu spät?«

»Nein, nicht eigentlich ... Aber er hat sie für sein ... sagen wir ... Sakrileg vorbereitet, und das Kind ist ganz verstört ... Claudia mußte es die ganze Mahlzeit über bei diesem Lüstling lassen. Sie konnte erst handeln, als der Wein ihn schon benebelt hatte. Ich brauche dir nicht zu erklären, daß ein Mann, der in seinen sinnlichen Liebeleien immer schlüpfrißig ist, dies besonders in der Trunkenheit ist ... doch erst dann wird er zum Spielzeug eines Stärkeren, das sich seines Schatzes berauben läßt. Claudia hat dies ausgenützt. Ennius möch-

te nach Italien zurückkehren, von wo er, da er in Ungnade gefallen ist, ausgewiesen wurde. Claudia hat ihm die Rückkehr versprochen, wenn er ihr das Mädchen gibt, und Ennius ist in die Falle gegangen ... Morgen, wenn er wieder nüchtern ist, wird er sich auflehnen, das Mädchen suchen und Lärm schlagen, aber Claudia hat Mittel, ihn zum Schweigen zu bringen.«

»Gewalt? Nein! ... «

»Oh! Gewalt zu einem guten Zweck anzuwenden, schadet nicht! Aber es wird nicht geschehen ... Pilatus, noch benebelt vom vielen Wein, den er heute abend getrunken hat, wird den Befehl unterzeichnen, der Ennius zu einer Berichterstattung nach Rom schickt ... Ha! Ha! ... und mit dem ersten Kriegsschiff wird er abreisen. Inzwischen aber wäre es gut, wenn sich das Mädchen anderswo aufhalten würde, denn es ist zu befürchten, daß Pilatus den Beschluß bereut und den Befehl zurücknimmt ... Er ist so wankelmütig. Es wäre auch gut, wenn das Kind, falls das möglich ist, die menschlichen Unflätigkeiten vergißt. Oh! Meister! ... Wir waren bei dem Gastmahl, weil wir einen Auftrag ausführen mußten. Aber wie konnten wir noch bis vor wenigen Monaten an solchen Orgien teilnehmen, ohne Ekel zu empfinden? Heute haben wir uns davongemacht, sobald wir unser Ziel erreicht hatten ... Dort wetteifern unsere Männer immer noch mit diesen Unmenschen ... Welch ein Abscheu, Meister! Und wir müssen sie aufnehmen, nachdem ... nachdem ... «

»Führt ein sittenstrenges Leben und seid geduldig. Durch euer Beispiel werdet ihr eure Gatten bessern.«

»Oh! Das ist unmöglich! ... Du weißt nicht ... « Die Frau weint mehr aus Entrüstung als aus Schmerz. Jesus seufzt. Lydia fährt fort: »Claudia läßt dir sagen, daß sie dies getan hat, um dir zu zeigen, daß sie dich verehrt als den einzigen Menschen, der Verehrung verdient. Sie läßt dir auch ausrichten, daß sie dir dankbar ist, weil du ihr den Wert der Seele und der Reinheit zu erkennen gegeben hast. Sie wird dies nie vergessen. Willst du das Mädchen sehen?«

»Ja. Und wer ist der Mann?«

»Der stumme Numidier, dessen sich Claudia bei geheimen Aufträgen bedient. Es besteht keine Gefahr des Verrats ... Er hat keine Zunge ... «

Jesus wiederholt wie am Nachmittag: »Der Unglückliche!« Aber auch jetzt wirkt er kein Wunder.

Lydia nimmt das Mädchen bei der Hand und schleift es fast vor Jesus hin. Dann erklärt sie: »Es spricht nur wenige lateinische Worte und noch weniger hebräische ... Ein kleines wildes Tierchen ... Einzig ein Gegenstand des männlichen Vergnügens.« Nun gebietet sie dem Mädchen: »Fürchte dich nicht. Sage ihm: „Danke.“ Er ist es, der dich gerettet hat ... Knie nieder. Küsse ihm die Füße. Auf! Zittere nicht! ... Verzeih, Meister! Die letzten Schmeicheleien des betrunkenen Ennius haben sie erschreckt ... «

»Armes Kind!« sagt Jesus und legt seine Hand auf das verschleierte Haupt des Mädchens. »Fürchte dich nicht! Ich bringe dich für einige Zeit zu meiner Mutter. Zu einer Mutter, verstehst du? Und du wirst um dich herum viele gute Geschwister haben ... Fürchte dich nicht, meine Tochter!«

Was liegt nicht alles in der Stimme Jesu und in seinem Blick! Alles liegt darin: Friede, Sicherheit, Reinheit, heilige Liebe. Das Mädchen fühlt es. Es wirft den Mantel mit der Kopfbedeckung zurück, um ihn besser betrachten zu können. Die kleine, zierliche Gestalt, kaum an der Schwelle der Pubertät angelangt, fast noch ein Kind, herb in ihrer Anmut und unschuldig in ihrem Aussehen, scheint in einem für sie zu weiten Gewand zu stecken ...

»Sie war halb nackt ... Ich habe die ersten besten Kleider, die ich gefunden habe, in den Sack gesteckt und sie damit bekleidet«, erklärt Lydia.

»Ein Kind!« sagt Jesus mitleidsvoll, und während er es an der Hand hält, fragt er: »Willst du mit mir kommen, ohne dich zu fürchten?«

»Ja, Herr und Besitzer.«

»Nein, nenne mich nicht Herr und Besitzer. Nenne mich Meister.«

»Ja, Meister«, sagt das Mädchen schon etwas sicherer, und ein zartes Lächeln tritt an die Stelle des furchtsamen Ausdrucks, der zuvor auf dem schneeweißen Antlitz lag.

»Bist du fähig, einen weiten Weg zurückzulegen?«

»Ja, Meister.«

»Dann wirst du dich bei meiner Mutter, in meinem Hause, ausruhen bis Fausta kommt ... ein kleines Mädchen, das du sehr lieben wirst ... Gefällt dir das?«

»O ja!« Das Mädchen erhebt zuversichtlich seine klaren Augen von einem herrlichen Graublau unter den goldfarbenen Wimpern und wagt zu fragen: »Nicht mehr jenen Herrn und Besitzer?« und Angst trübt für einen Augenblick wieder ihren Blick.

»Nie mehr«, verspricht Jesus nochmals und legt seine Hand auf das füllige, honigblonde Haar des Mädchens.

»Leb wohl, Lydia. Sage Claudia, daß dies die Eroberungen sind, auf die ich aus bin, auf keine anderen. Komm, Kind! Wir brechen sofort auf ... «

Während er es noch an der Hand hält, ruft er, an der Türe des Lagers stehend, die Apostel.

Das Boot kehrt inzwischen, ohne eine Spur seines Kommens hinterlassen zu haben, auf die offene See zurück. Jesus und die Apostel gehen, das in seinen Mantel gehüllte Mädchen in ihrer Mitte, auf verlassenem Seitenstraßen dem offenen Felde zu ...

475 Religion ist Liebe und lebendiges Verlangen, zu dem zu gehen, an den wir glauben

Das sommerliche Morgengrauen beginnt so früh, daß die Zeit zwischen dem Untergang des Mondes und der Ankunft der ersten Sonnenstrahlen sehr kurz ist.

So kommt es, daß sie trotz des schnellen Marsches noch in der Nähe der Stadt Cäsarea von der dunkelsten Stunde der Nacht überrascht werden. Ein brennender Ast eines Pflaumenbaumes liefert

kaum hinreichendes Licht. Sie müssen einen kurzen Halt machen, denn das Mädchen, das nicht gewohnt ist, nachts zu wandern, stolpert häufig über Steine, die im Erdreich versteckt liegen.

»Es ist besser, ein wenig haltzumachen. Das Mädchen sieht nicht, wohin es die Füße setzt, und ist müde«, sagt Jesus.

»Nein, nein, ich kann ... Gehen wir weit, weit weg von hier ... Er könnte kommen. Hier sind wir vorbeigekommen, um zu jenem Haus zu gelangen«, sagt das Mädchen zähneklappernd und halb hebräisch, halb lateinisch, um sich verständlich zu machen.

»Wir werden hinter die Bäume dort gehen, so daß uns niemand sieht. Fürchte dich nicht«, antwortet Jesus.

»Ja, fürchte dich nicht. Jener ... Römer liegt um diese Stunde schwer betrunken unter einem Tisch ... « sagt Bartholomäus, um das Mädchen zu beruhigen.

»Zudem bist du ja bei uns. Wir meinen es gut mit dir und werden nicht zulassen, daß dir etwas Böses zustößt. Oha! Wir sind zwölf starke Männer«, sagt Petrus, der nur wenig größer ist als sie, aber gedrungen, während sie schlank ist, und von der Sonne verbrannt, während sie weiß ist wie Schnee, diese arme Blume, die man im Schatten hat aufwachsen lassen, damit sie schöner und kostbarer erscheint.

»Du bist uns eine kleine Schwester, und die Brüder verteidigen die Schwestern«, sagt Johannes.

Das Mädchen erhebt beim letzten Aufflammen der improvisierten Fackel ihre klaren Augen, deren Stahlgrau leicht ins Bläuliche geht und die noch leuchten von den kurz zuvor vergossenen Tränen, zu ihren Tröstern ... Man liest Verdacht in diesen Augen, und doch vertraut sie der apostolischen Gruppe. Sie schreitet mit den andern durch ein trockenes Bachbett jenseits des Weges, um ein Besitztum zu betreten, das in einem dichten Obstgarten endet.

Sie setzen sich im dunkeln nieder und warten. Die Männer würden vielleicht schlafen, aber jedes Geräusch läßt das Mädchen einen Seufzer ausstoßen, und als ein Pferd vorbeigaloppiert, hängt es sich

verzweifelt an den Hals des Bartholomäus, der wahrscheinlich des Alters wegen sein besonderes Vertrauen genießt. So ist es denn unmöglich zu schlafen.

»Aber hab doch keine Angst! Wenn man bei Jesus ist, kann einem nichts Böses geschehen«, sagt Bartholomäus.

»Warum?« fragt das Mädchen zitternd und noch immer an den Hals des Apostels geklammert.

»Weil Jesus Gott auf Erden ist, und Gott ist stärker als die Menschen.«

»Gott? Was ist Gott?«

»Armes Geschöpf! Aber wie hat man dich denn erzogen? Hat man dich gar nichts gelehrt?«

»Die Haut weiß und die Haare glänzend zu bewahren, dem Herrn zu gehorchen, immer „Ja“ zu sagen ... Aber ich konnte zu dem Römer nicht „Ja“ sagen ... Er war häßlich und flößte mir Furcht ein ... Den ganzen Tag Furcht ... Immer da ... Im Bad, beim Anziehen ... welche Augen ... die Hände ... und wer nicht „Ja“ sagt, wird mit der Rute gezüchtigt ... «

»Du wirst nicht geschlagen werden. Hier sind weder der Römer noch seine Hände ... Hier ist Frieden ... « antwortet ihm Jesus.

Die anderen machen ihre Bemerkungen: »Aber das ist ja schauderhaft! So werden Zugtiere behandelt ... und nicht einmal Tiere ... Ein Tier weiß wenigstens, daß man ihm beibringt, zu pflügen, den Sattel zu tragen oder dem Zügel zu folgen, weil dies seine Aufgabe ist. Aber dieses Kind hat man in die Welt geworfen, ohne ihm zu sagen, was es erwartet ... «

»Wenn ich es gewußt hätte, hätte ich mich ins Meer gestürzt. Er hat immer gesagt: „Ich werde dich glücklich machen“ ... «

»Tatsächlich hat er dich glücklich gemacht, aber auf eine Art, an die er nicht im entferntesten gedacht hätte. Glücklich auf Erden und im Himmel. Denn Jesus zu kennen, ist Glückseligkeit«, sagt der Zelote.

Es folgt ein Schweigen, in dem jeder über die Greuel in der Welt

nachsinnt. Dann fragt das Mädchen leise Bartholomäus: »Sagst du mir, was Gott ist? Und warum er Gott ist? Weil er schön und gut ist?«

»Gott ... Wie soll ich dir das erklären, die du keine Vorstellung von Religion hast?«

»Religion, was ist das?«

»Höchste Weisheit. Ich bin wie einer, der in einem großen Meer versinkt. Was soll ich vor einem solchen Abgrund machen?«

»Es ist so einfach, Bartholomäus, das, was dir so schwierig erscheint. Es ist ein Abgrund, das stimmt, aber ein leerer, und du kannst ihn mit der Wahrheit füllen. Schlimmer ist es, wenn die Abgründe voll Schmutz, Gift und Schlangen sind. Sprich mit denselben einfachen Worten, wie wenn du mit einem kleinen Kind reden würdest. Dann wird sie dich verstehen, und kein Erwachsener könnte dich besser verstehen.«

»Oh! Meister! Könntest nicht du es an meiner Stelle tun?«

»Ich könnte. Aber das Mädchen wird die Worte von einem seinesgleichen leichter annehmen als die meinen, der ich Gott bin. Außerdem ... in Zukunft werdet ihr oft vor solchen Abgründen stehen und sie mit mir ausfüllen müssen. Ihr müßt also lernen, wie man es macht.«

»Das ist wahr. Ich werde es versuchen. Höre Kind ... Erinnerst du dich an deine Mutter?«

»Ja, Herr. Seit sieben Jahren blühen die Blumen ohne sie. Aber vorher war ich bei ihr.«

»Gut, und erinnerst du dich noch an sie? Hast du sie gern?«

»Oh!« Ein mit diesem Ausruf verbundener Seufzer sagt alles.

»Weine nicht, armes Kind ... Höre ... Die Liebe zur Mutter ... «

»... und zum Vater ... und den Brüderchen ... « sagt das Mädchen schluchzend.

»Ja ... die Liebe zu deiner Familie, die Erinnerung, die du an sie hast, das Verlangen, das du hast, zu ihr zurückzukehren ... «

»Nie mehr!! ... «

»Ja ... All das ist etwas, was die Religion der Familie genannt werden kann. Die Religionen, die religiösen Ideen sind daher die Liebe, die Erinnerung und das Verlangen, zu dem oder zu denen zu gehen, denen wir glauben, die wir lieben und nach denen wir uns sehnen.«

»Ah! Und wenn ich an den Gott dort glaube, dann habe ich eine Religion ... Das ist leicht!«

»Gut. Aber was ist leichter? Eine Religion zu haben oder an den Gott dort zu glauben?«

»Beides. Denn es ist leicht, an einen Gott zu glauben, der gut ist wie dieser dort. Der Römer nannte so viele Götter und schwur bei ihnen ... Er sagte: „Bei der Göttin Venus“, „beim Gott Cupido.“ Aber es können keine guten Götter gewesen sein, denn er tat schlechte Dinge, während er sie anrief.«

»Das Mädchen ist nicht dumm«, bemerkte Petrus leise.

»Aber ich weiß noch nicht, was Gott ist. Ich sehe ihn als einen Menschen vor mir, wie dich ... Ist Gott also ein Mensch? Wie kann man ihn begreifen? Und worin ist er stärker als alle anderen? Er hat weder Schwert noch Diener ... «

»Meister, hilf mir ... «

»Aber nein! Du unterrichtest so gut ... «

»Das sagst du, weil du gütig bist ... Schauen wir also, daß wir weiterkommen. Höre, Mädchen ... Gott ist kein Mensch. Er ist wie ein Licht, ein Blick, ein Laut, aber so groß, daß er Himmel und Erde erfüllt und alles erleuchtet, alles sieht, alles belehrt und allem gebietet ... «

»Auch dem Römer? Dann ist er kein guter Gott. Ich habe Angst!«

»Gott ist gut und gibt gute Befehle, und den Menschen hat er befohlen, keine Kriege zu führen, keine Sklaven zu machen, die Kinder bei ihren Müttern zu lassen und die Mädchen nicht zu erschrecken. Aber die Menschen hören nicht immer auf die Befehle Gottes.«

»Du schon ... «

»Ich, ja.«

»Aber wenn er stärker als alle anderen ist, warum zwingt er sie dann nicht zum Gehorsam? Und wie spricht er, wenn er kein Mensch ist?«

»Ach Gott! ... Meister! ... «

»Nur weiter, Bartholomäus. Du bist ein so weiser Meister und verstehst es, die erhabensten Gedanken mit solcher Einfachheit auszudrücken, und du hast Angst? Weißt du nicht, daß der Heilige Geist auf den Lippen derer ist, die die Gerechtigkeit lehren?«

»Es scheint so leicht zu sein, wenn man dich hört ... und alle deine Worte sind hier drinnen ... Aber um sie wieder hervorzuholen, wenn man das tun soll, was du tust! ... Oh, wir armseligen Menschen! Welch untaugliche Lehrmeister sind wir doch!«

»Die Erkenntnis des eigenen Nichts bereitet den Geist darauf vor, die Lehre des Heiligen Geistes zu verbreiten ... «

»Gut. Höre, Kind. Gott ist stark, sehr stark, stärker als Cäsar, als alle Menschen zusammengenommen mit ihren Heeren und Kriegsmaschinen. Aber er ist kein erbarmungsloser Herrscher, der dazu zwingt, immer „Ja“ zu sagen, und züchtigt, wenn man es nicht tut. Gott ist ein Vater. Hat dein Vater dich geliebt?«

»Sehr! Er hat mir den Namen „Aurea Galla“ gegeben, weil das Gold kostbar ist und Gallien sein Vaterland war; und er hat mir gesagt, daß er mich mehr liebt als alles Gold, das er einst besessen hat, und als sein Vaterland ... «

»Hat dein Vater dich geschlagen?«

»Nein, nie. Auch wenn ich böse war, hat er nur gesagt: „Mein armes Kind!“ und hat geweint ... «

»Siehst du? Ebenso handelt Gott. Er ist unser Vater. Er liebt uns und weint, wenn wir böse sind. Aber er zwingt uns nicht zum Gehorsam. Wer jedoch böse ist, wird eines Tages mit schrecklichen Qualen bestraft werden ... «

»Oh, schön! Der Herr und Besitzer, der mich meiner Mutter entrisen und auf die Insel gebracht hat, und der Römer werden bestraft werden! Und ich werde das sehen?«

»Du wirst in der Nähe Gottes sein und es sehen, wenn du an ihn glaubst und gut bist. Aber um gut zu sein, darfst du niemanden hassen, nicht einmal den Römer.«

»Nein? Wie mache ich das?! ... «

»Indem du für ihn betest oder ... «

»Was ist das: beten?«

»Mit Gott sprechen und ihm sagen, was wir uns wünschen ... «

»Aber ich wünsche den Herren einen schrecklichen Tod«, sagt die Kleine mit wilder Heftigkeit.

»Nein, das darfst du nicht. Jesus liebt dich nicht, wenn du so sprichst ... «

»Warum?«

»Weil man jene nicht hassen darf, die uns Böses angetan haben.«

»Aber, ich kann sie doch nicht lieben ... «

»So vergiß sie vorerst ... Versuche sie zu vergessen. Später, wenn du dann mehr über Gott weißt, wirst du für sie beten ... Also, wir haben gesagt, daß Gott mächtig ist, seinen Kindern aber die Freiheit läßt.«

»Ich, ein Kind Gottes? Habe ich zwei Väter? Wie viele Kinder hat er denn?«

»Alle Menschen sind Kinder Gottes, weil er sie erschaffen hat. Siehst du die Sterne dort oben? Er hat sie erschaffen. Und diese Bäume? Er hat sie erschaffen. Auch die Erde, auf der wir sitzen, und den Singvogel dort, und das Meer, das so groß ist, alles und alle Menschen hat er erschaffen. Die Menschen aber sind mehr als alle andere seine Kinder, durch das, was man die Seele nennt und die Licht, Laut, Blick ist; sie ist nicht so groß wie Gott, der den ganzen Himmel und die Erde erfüllt, aber ebenfalls schön und unsterblich, so wie auch er nie stirbt.«

»Wo ist die Seele? Habe auch ich eine?«

»Ja, in deinem Herzen ist sie, und sie ist es, die dir zu verstehen gegeben hat, daß der Römer schlecht war, und sie wird dir sicher nie den Wunsch einflößen, so zu sein wie er. Ist es nicht so?«

»Ja ... « Das Mädchen denkt nach ihrem unsicheren „Ja“ nach ... Dann sagt es bestimmt: »Ja! Es war wie eine innere Stimme und ein Bedürfnis nach Hilfe ... und dann war da noch eine andere Stimme, aber das war die meine, die nach der Mutter rief ... denn ich wußte nicht, daß es einen Gott gibt, daß es Jesus gibt ... Wenn ich es gewußt hätte, hätte ich ihn mit dieser inneren Stimme angerufen ... «

»Du hast es gut verstanden, Kind, und wirst im Licht wachsen. Das kann ich dir versichern. Glaube an den wahren Gott, höre auf die Stimme deiner unberührten Seele, die frei von erlernter Weisheit, aber auch frei von bösem Willen ist, und du wirst in Gott einen Vater haben; und nach dem Tod, der für jene, die an den wahren Gott glauben und gut sind, ein Übergang von der Erde zum Himmel ist, wirst du im Himmel einen Platz nahe bei deinem Herrn haben«, sagt Jesus, indem er die Hand auf das Haupt des Mädchens legt, das nun niederkniet und spricht: »Bei dir. Es ist schön, bei dir zu sein. Trenne dich nicht mehr von mir, Jesus. Jetzt weiß ich, wer du bist und werfe mich vor dir nieder. In Cäsarea fürchtete ich mich, dies zu tun ... Du schienst mir nur ein Mensch zu sein. Jetzt aber weiß ich, daß du ein im Menschen verborgener Gott und mir ein Vater und Beschützer bist.«

»Und ein Erlöser, Aurea Galla.«

»Und ein Erlöser. Du hast mich gerettet.«

»Und ich werde dich auch weiterhin retten. Du wirst einen neuen Namen erhalten ... «

»Willst du mir den Namen nehmen, den mir mein Vater gegeben hat? Der Herr der Insel nannte mich Aurea Quintilia; denn wir wurden nach Farbe und Zahl eingeteilt, und ich war die fünfte Blonde ... Aber warum läßt du mir nicht den Namen, den mir mein Vater gegeben hat?«

»Ich nehme ihn dir nicht. Aber ihm kannst du deinen neuen ewigen Namen hinzufügen.«

»Welchen?«

»Christin, weil Christus dich gerettet hat. Aber sieh, der Tag be-

ginnt. Laßt uns aufbrechen ... Siehst du, Natanaël, daß es leicht ist, von Gott zu den leeren Abgründen zu sprechen ... Du hast sehr gut gesprochen, und das Mädchen wird rasch Fortschritte machen ... Geh nun mit meinen Brüdern voraus, Aurea.«

Das Mädchen gehorcht, aber noch sehr scheu. Es würde lieber bei Bartholomäus bleiben.

Dieser merkt es und verspricht: »Ich komme auch gleich. Gehorche, geh ...« Und als er mit Jesus, Petrus, Simon und Matthäus allein geblieben ist, bemerkt er: »Schade, daß Valeria sie bekommt. Sie ist immerhin noch eine Heidin ...«

»Ich kann sie nicht Lazarus aufdrängen ...«

»Es gibt doch auch Nike, Meister«, schlägt Matthäus vor.

»Und Elisa ...« sagt Petrus.

»Und Johanna ... Sie ist eine Freundin der Valeria, und Valeria übergibt sie ihr sicher gern. Da wäre sie in einem guten Haus«, sagt der Zelote.

Jesus denkt nach und schweigt ...

»Du wirst wissen, was zu tun ist ... Ich gehe zu dem Mädchen, da es sich ständig nach mir umdreht. Sie vertraut mir wegen meines Alters ... Ich würde sie zu mir nehmen ... Eine Tochter mehr ... Aber sie ist nicht von Israel ...« und er geht, der gute, aber allzu israelitisch gesinnte Natanaël.

Jesus sieht ihm nach und schüttelt den Kopf.

»Warum schüttelst du den Kopf, Meister?« fragt der Zelote.

»Weil ... es mir leid tut, sehen zu müssen, daß auch die Weisen Sklaven der Voreingenommenheit sind ...«

»Aber ... unter uns gesagt ... Bartholomäus hat recht ... und du solltest Vorsorgen ... Erwinnere dich an Syntyche und Johannes ... Geben wir acht, daß nicht wieder etwas Ähnliches geschieht ... Schicke sie zu Syntyche ...« sagt Petrus, der befürchtet, daß sie wegen der kleinen Heidin Unannehmlichkeiten bekommen könnten.

»Johannes wird bald sterben ... Syntyche ist noch zu wenig ausgebildet, um Lehrerin eines Mädchens wie dieses sein zu können ... Es wäre nicht die richtige Umgebung für sie ...«

»Aber du kannst sie doch nicht bei dir behalten. Bedenke, daß Judas bald wieder bei uns sein wird. Und Judas – das laß mich dir sagen, ist ein genußsüchtiger Mensch und einer ... der leicht zum Reden geneigt ist, wenn er Nutzen daraus ziehen kann ... Zudem hat er zu viele Freunde unter den Pharisäern«, drängt der Zelote.

»Ja! Simon hat recht! Genau das dachte ich auch«, ruft Petrus aus.
»Höre auf ihn, Meister! ... «

Jesus denkt nach und schweigt ... Dann sagt er: »Beten wir und der Vater wird uns helfen ... « und während sie hinter den anderen hergehen, beten sie inbrünstig.

Das Morgengrauen geht über ins Morgenrot ... Sie kommen an einem Dörflein vorbei und gehen dann weiter durch die Felder ... Die Sonne scheint immer heißer, und sie halten an, um im Schatten eines riesigen Nußbaumes etwas zu essen.

»Bist du müde?« fragt Jesus das Mädchen, das nur widerwillig ißt.
»Sage es nur, dann machen wir hier eine längere Pause.«

»Nein, nein, gehen wir weiter ... «

»Wir haben sie schon mehrmals gefragt. Aber sie sagt immer „Nein“ ... « bemerkt Jakobus des Alphäus.

»Ich schaffe es. Gehen wir weit fort ... «

Wieder machen sie sich auf den Weg, und plötzlich erinnert sich Aurea an etwas. »Ich habe eine Börse. Die Frauen haben mir gesagt: „Du sollst sie ihm übergeben, wenn die Berge beginnen.“ Die Berge sind da, und ich gebe sie dir.« Sie kramt in dem Beutel, in den Lydia einige Kleidungsstücke für sie gesteckt hat ... zieht die Börse hervor und übergibt sie Jesus.

»Die Liebesgabe ... Sie wollten keine Dankesworte. Sie sind besser als viele von uns ... Nimm es, Matthäus, und bewahre dieses Geld auf. Wir werden es für heimliche Almosen gebrauchen.«

»Soll ich Judas von Kerijot nichts davon sagen?«

»Nein.«

»Er wird das Mädchen sehen ... «

Jesus antwortet nicht. Sie nehmen erneut den Marsch auf, der we-

gen der großen Hitze, des Staubes und des blendenden Lichtes sehr mühsam ist. Dann beginnt der Anstieg auf den ersten Vorläufer des Karmel, glaube ich, und obwohl es hier schattiger und frischer ist, geht Aurea langsam und stolpert oft.

Bartholomäus kehrt zum Meister zurück. »Meister, das Kind ist erschöpft und fiebert. Was sollen wir tun?«

Sie beraten miteinander. Anhalten? Es tragen und weitergehen? Ja. Nein. Am Ende beschließen sie, wenigstens bis zur Hauptstraße zu gehen, die nach Sykaminon führt, und dort einen Reisenden anzuhalten, der es auf sein Pferd oder in seinen Wagen nehmen kann. Sie wollen das Kind auf den Arm nehmen, doch, heroisch in seinem Willen, immer noch weiter fortzukommen, wiederholt es: »Ich schaffe es! Es geht noch!« und will allein gehen. Es ist rot, hat fiebrige Augen und ist wirklich erschöpft. Aber es gibt nicht nach ... Es geht langsam und läßt sich von Bartholomäus und Philippus stützen ... Alle sind wirklich müde, aber sie verstehen, daß man weitergehen muß, und sie gehen ...

Der Hügel liegt hinter ihnen und die Küste auf der anderen Seite kommt in Sicht ... Die Ebene Jesreel breitet sich unter ihnen aus, und jenseits davon die Hügel, zwischen denen Nazaret liegt ...

»Wenn wir nichts finden, werden wir bei einem Bauern haltmachen ...« sagt Jesus.

Sie gehen und gehen ... Als sie schon fast die Ebene erreicht haben, begegnen sie einer Gruppe von Jüngern. Isaak, Johannes von Ephesus mit seiner Mutter und Abel von Betlehem mit der seinen sind unter ihnen, und andere, deren Namen ich nicht kenne. Die Frauen sitzen auf einem einfachen Karren, der von einem starken Maultier gezogen wird. Dann sind noch Daniel und Benjamin, die Hirten, Josef, der Fährmann, und andere da.

»Das ist die Vorsehung, die uns zu Hilfe kommt!« ruft Jesus aus und befiehlt den Aposteln, stehenzubleiben, während er zu den Jüngern geht, um mit ihnen und besonders mit den beiden Frauen zu sprechen. Er nimmt sie zusammen mit Isaak zur Seite und erzählt

ihnen teilweise das Geschick der Aurea: »Wir haben sie einem unreinen Herrn weggenommen . . . Ich möchte sie nach Nazaret bringen und sie dort pflegen lassen, denn sie ist aus Furcht und Erschöpfung krank geworden, aber ich habe kein Fahrzeug. Wo wolltet ihr hinfahren?«

»Zu Myrta nach Betlehem in Galiläa. Es ist unmöglich, diese Hitze in der Ebene zu ertragen«, antwortet Isaak.

»Fahrt zuerst nach Nazaret, ich bitte euch darum. Bringt das Mädchen zu meiner Mutter und sagt ihr, daß ich in zwei bis drei Tagen bei ihnen sein werde. Das Kind hat Fieber. Achtet daher nicht auf das, was es im Fieberwahn redet. Ich werde euch später erklären . . . «

»Ja, Meister. Wie du willst. Wir machen uns sofort auf den Weg. Armes Kind! Hat er es geschlagen?« fragen die drei.

»Er wollte es schänden.«

»Wie alt ist es denn?«

»Kaum dreizehn . . . «

»Dieser gemeine Kerl! Dieser Unreine! Aber wir werden es liebhaben. Nicht umsonst sind wir Mütter, nicht wahr, Noomi?«

»Gewiß, Myrta. Herr, nimmst du sie als Jüngerin an?«

»Ich weiß es noch nicht . . . «

»Wenn ja, dann stehen wir dir zur Verfügung. Ich kehre nicht nach Ephesus zurück. Ich habe Freunde hingeschickt, um alles erledigen zu lassen. Ich bleibe bei Myrta . . . Erinnerung dich unser des Mädchens wegen. Du hast uns die Kinder gerettet. Wir wollen nun dieses Mädchen retten.«

»Wir werden später sehen . . . «

»Meister, die beiden Jüngerinnen leisten genügend Gewähr für ihre Heiligkeit«, sagt Isaak.

»Es hängt nicht von mir ab . . . Betet viel und schweigt gegenüber allen. Habt ihr verstanden? Gegenüber allen.«

»Wir werden schweigen.«

»Kommt mit dem Wagen.« Jesus kehrt zurück, gefolgt von Isaak, der den Wagen lenkt, und von den beiden Frauen.

Das Mädchen hat sich ins Gras gelegt und sucht in seinem hohen Fieber die kühlende Frische der Grashalme ...

»Armes Kind! Es wird doch nicht sterben, nicht wahr?«

»Welch ein schönes Mädchen!«

»Liebes Kind, fürchte dich nicht. Ich bin eine Mutter, weißt du? Komm ... Stütze sie, Myrta ... Sie wankt ... Hilf uns, Isaak ... Hier wird sie am wenigsten die Räder spüren ... Den Beutel unter den Kopf ... Legen wir ihr unsere Mäntel unter ... Isaak, tränke diese Tüchlein mit Wasser, damit wir sie ihr auf die Stirn legen können ... Welch ein Fieber, armes Kind! ... «

Die beiden Frauen bemühen sich um sie wie Mütter. Aurea, von Fieber geschüttelt, ist fast gänzlich abwesend ...

Alles ist in Ordnung ... Der Wagen kann abfahren. Doch bevor Isaak die Peitsche zur Hand nimmt, erinnert er sich an etwas: »Meister, wenn du zur Brücke kommst, wirst du Judas von Kerijot treffen. Er wartet auf dich wie ein Bettler ... Er ist es, der uns gesagt hat, daß du hier vorbeikommen würdest. Lebe wohl, Meister! Bei Einbruch der Nacht werden wir in Nazaret sein!«

»Der Friede sei mit dir, Meister«, sagen die Jüngerinnen.

»Der Friede sei mit euch!«

Der Wagen fährt im Trab davon ...

»Dem Herrn sei gedankt«, sagt Jesus.

»Ja. Es ist gut für das Mädchen und auch gut wegen Judas ... Es ist besser, wenn er nichts von ihr erfährt ... «

»Ja, es ist besser. So viel besser, daß ich nun von euren Herzen ein Opfer fordere. Wir werden uns vor Nazaret trennen, und ihr vom See geht mit Judas nach Kafarnaum, während ich mich mit den Brüdern und Thomas und Simon nach Nazaret begebe.«

»So werden wir es machen, Meister. Und was sollen wir denen sagen, die auf dich warten?«

»Daß wir es eilig hatten, meiner Mutter mitzuteilen, daß ich komme ... Gehen wir ... « Und er holt die Jünger ein, die aus lauter Freude, den Meister bei sich zu haben, keinerlei Fragen stellen.

476 Das Gleichnis vom Weinberg und vom freien Willen

»Der Friede sei mit euch, meine Freunde! Der Herr ist gut. Er gewährt uns, daß wir uns zu einem brüderlichen Mahl zusammenfinden. Wohin wolltet ihr gehen?« fragt Jesus die einstigen Hirten, während er in ein Wäldchen geht, um sich vor der Sonne zu schützen.

»Die einen zum Meer, die andern in die Berge; aber bis hierher sind wir zusammen gegangen und immer zahlreicher geworden, da wir unterwegs anderen Gruppen begegnet sind«, sagt Daniel, der einstige Hirte vom Libanon.

»Ja, und wir beide wollen sogar weiter bis zum großen Hermon, wo wir einst die Herden geweidet haben, um nun die Herzen zu weiden«, sagt Benjamin, sein Begleiter.

»Das ist eine gute Idee. Ich werde für einige Zeit nach Nazaret gehen, und dann bis zum Neumond des Elul zwischen Kafarnaum und Betsaida sein. Das sage ich euch, damit ihr mich finden könnt, wenn ihr mich brauchen solltet. Setzt euch. Legen wir unseren Reisvorrat zusammen, um ihn gerecht miteinander zu teilen.«

So breiten sie also auf einem Tuch ihre ... Schätze aus: Fladenbrote, Käse, gesalzenen Fisch, Oliven, Eier und die ersten Äpfel. So wie sie freudig gegeben haben, so verteilen sie auch frohen Herzens, was Jesus aufgeopfert und gesegnet hat.

Wie sehr sie sich über dieses unverhoffte Liebesmahl freuen! Müdigkeit und Hitze haben sie vergessen in ihrem Glück, Jesus zu hören, der sie befragt über das, was sie getan haben, ihnen Ratschläge erteilt oder erzählt, was er selbst gewirkt hat. Und wenn sie auch in dieser heißesten Stunde dieses dunstigen Tages die Schläfrigkeit fast übermannt, so ist das Interesse doch so groß, daß niemand sich dem Schlaf hingibt. Vielmehr stecken sie den übriggebliebenen, wiederum redlich verteilten Proviant ein, ziehen sich noch tiefer ins Dickicht des Hügels zurück, setzen sich im Schatten der Bäume um Jesus herum und bitten ihn um ein schönes Gleichnis, das ihnen als Lebensregel und zur Unterweisung dienen kann.

Jesus sitzt so, daß er die Ebene Jesreel vor sich hat, auf der man zwar kein Getreide mehr, dafür aber fruchtbare Weingärten und Obstbäume sehen kann. Er läßt seinen Blick über die Landschaft schweifen, wie um in dem, was er vor sich sieht, ein Thema zu suchen. Dann lächelt er. Er hat es gefunden und beginnt mit einer allgemeinen Frage: »Nicht wahr, die Weingärten dieser Ebene sind schön?«

»Sehr. Sie sind außergewöhnlich schwer mit reifenden Trauben behangen. Sie werden sehr gut gepflegt und bringen daher viel Frucht.«

»Es sind sicher edle Gewächse . . . « bemerkt Jesus und fügt hinzu: »Da fast die ganze Ebene reichen Pharisäern gehört, werden sie sich gute Pflanzen angeschafft haben, ohne die Kosten zu scheuen.«

»Oh! Es würde nichts nützen, die besten Pflanzen erworben zu haben, wenn man nicht fortfahren würde, sie beständig zu pflegen! Ich verstehe etwas davon, denn auf meinen Besitzungen sind nur Weingärten. Hätte ich selbst nicht darin gearbeitet und geschwitzt, wie es jetzt meine Brüder weiterhin tun, glaube mir, Meister, ich könnte dir bei der Weinlese nicht diese Trauben anbieten wie im vergangenen Jahr«, sagt ein kräftiger Mann von etwa vierzig Jahren, den ich schon einmal gesehen habe, dessen Name mir aber entfallen ist.

»Du hast recht, Klopas. Das ganze Geheimnis, um gute Früchte zu ernten, liegt in der Pflege, die man seinen Gütern angedeihen läßt«, sagt ein anderer.

»Gute Früchte und guten Gewinn. Denn wenn der Boden nur das geben würde, was man hineingesteckt hat, wäre es immer eine schlechte Geldanlage. Der Boden muß als Frucht zunächst das Kapital einbringen, das er uns gekostet hat; und ferner einen Gewinn, der es uns erlaubt, unseren Reichtum zu vermehren. Denn man muß bedenken, daß ein Vater sein Gut eines Tages unter die Söhne aufteilen muß, und aus einem Besitz an Landgütern oder Geld muß er so viele Teile machen, als er Söhne hat, damit alle zu leben haben. Ich

glaube nicht, daß diese Vervielfachung des Besitzes für die Söhne zu verwerfen ist«, stellt Klopas fest.

»Es ist nicht verwerflich, wenn er durch ehrliche Arbeit und auf redliche Weise erworben wurde. Du sagst also, daß trotz der Güte der gepflanzten Setzlinge noch viel gearbeitet werden muß?«

»Und wie! Noch bevor sie die ersten Trauben bringen ... Denn es braucht Zeit! Daher heißt es, Geduld haben und arbeiten, auch wenn die Weinstöcke zunächst einmal nur Blätter tragen. Dann, später, wenn sie schon Frucht bringen und stark sind, heißt es achtgeben, daß sie keine unnützen Triebe bekommen, daß keine schädlichen Insekten auftauchen, daß das Unkraut nicht dem Erdreich die Nahrung entzieht oder Brombeersträucher und Zaunwinden die Reben ersticken; ferner heißt es, das Erdreich über den Wurzeln locker zu halten und Gräben zu ziehen, damit der Tau eindringen kann und das Wasser dort etwas länger bleibt, wo es die Pflanze nährt. Man muß auch düngen, eine unangenehme Arbeit, die aber erforderlich ist, obschon sie schwerfällt; denn die so süßen und schönen Traubenbeeren, von denen jede einer kostbaren Perle gleicht, bilden sich, indem sie gerade diesen dunklen, übelriechenden Mist aufsaugen. Es scheint unmöglich, aber er ist so. Dann folgt das Entblättern, damit die Sonne auf die Trauben scheinen kann. Nach der Weinlese müssen die Pflanzen wieder in Ordnung gebracht werden durch Aufbinden, Beschneiden und Bedecken der Wurzeln mit Stroh und Mist, um sie vor dem Frost zu schützen. Auch im Winter muß man hingehen und schauen, ob nicht etwa der Wind oder ein Bösewicht die Pfähle ausgerissen hat ... Oh! Es gibt immer Arbeit, bis der Weinstock irgendwann einmal gänzlich abgestorben ist ... und selbst dann geht es weiter, denn der Wurzelstock muß ausgegraben werden, um die Erde für einen neuen Setzling vorzubereiten. Du weißt, daß man eine leichte und geduldige Hand und ein gutes Auge haben muß, um die Reben der abgestorbenen Pflanze von denen der noch lebenden zu trennen. Wenn man unklug und mit ungeschickter Hand vorginge, würde man großen Schaden anrichten! Man muß al-

so von dieser Arbeit etwas verstehen ... Und die Weinstöcke? Sie sind wie die Kinder! Bevor der Sohn erwachsen ist, wieviel Mühe hat man da, um ihn an Leib und Seele gesund zu erhalten! ... Aber ich rede und rede und lasse dich nicht zu Wort kommen ... Du hast uns ein Gleichnis versprochen ... «

»Eigentlich hast du es schon erzählt. Es würde genügen, Folgerungen daraus abzuleiten und zu erklären, daß die Seelen wie die Weinstöcke sind ... «

»Nein, Meister, sprich du. Ich ... Ich habe nur Unsinn geredet, und wir können nicht selbst Schlüsse daraus ziehen ... «

»Gut. So hört.

Als wir animalisches Fleisch im Schoße unserer Mutter waren, schuf Gott im Himmel die Seele, um den künftigen Menschen nach seinem Ebenbild zu gestalten, und senkte sie in das Fleisch, das sich in einem Mutterschoß heranbildete. Als die Zeit der Geburt kam, wurde der Mensch mit seiner Seele geboren, die sich bis zum Gebrauch der Vernunft im Zustand eines unbebauten Ackers befand. Als der Mensch das Alter Vernunft erreicht hatte, begann er zu denken und das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Da bemerkte er, daß er einen Weinberg besaß, den er nach Belieben bebauen konnte. Er erkannte auch, das ihm ein Winzer zur Verfügung stand, der die Aufsicht über diesen Weinberg führt: sein freier Wille.

Tatsächlich ist die Entscheidungsfreiheit, die Gott dem Menschen, seinem Sohn, gewährt hat, ein erfahrener Knecht, der ihm hilft, den Weinberg, d. h. die Seele, fruchtbar zu machen.

Wenn der Mensch sich nicht selbst abmühen müßte, um reich zu werden, um sich ein ewiges übernatürliches Vermögen zu schaffen, und ihm alles von Gott gleichsam in den Schoß gelegt würde, welches Verdienst hätte er dann, wenn er sich die Heiligkeit wieder erwirbt, nachdem er durch Luzifer die ursprüngliche Heiligkeit verloren hat, die den ersten Menschen von Gott umsonst gewährt wurde? Es ist schon viel, daß Gott den Menschen mit ihrer Erbschuld die Möglichkeit bietet, sich den Lohn zu verdienen und heilig und wie-

dergeboren zu werden, mit Hilfe des eigenen Willens zur ursprünglichen Vollkommenheit zurückzukehren, die der Schöpfer Adam und Eva für sich und ihre Nachkommen geschenkt hatte, falls sie treu und sündenlos geblieben wären.

Der gefallene Mensch muß durch seinen freien Willen wieder ein auserwählter Mensch werden. Was geschieht indessen in den Seelen?

Der Mensch vertraut seine Seele seinem Willen und seiner Entscheidungsfreiheit an, die beginnt, ihren Weinberg zu bearbeiten, der bis dahin ein Erdreich ohne dauerhafte Bepflanzung gewesen ist. Nur zarte Kräuter und hingefällige Blumen sind in den ersten Jahren auf ihm gewachsen: die instinktive Güte des Kindes, weil es noch ein Engelchen ist, ohne Kenntnis des Guten und des Bösen.

Ihr werdet fragen: „Wie lange bleibt es so?“ Gewöhnlich sagt man: „Die ersten sechs Jahre.“ Jedoch sind manche Kinder schon früher vor ihrem Gewissen verantwortlich, da sie Gutes und Böses schon mit drei oder vier Jahren unterscheiden können. Von diesem Zeitpunkt an, da der Mensch die gute Tat von der bösen Tat zu unterscheiden vermag, trägt er die Verantwortung, vorher nicht. So ist ein Schwachsinniger, selbst wenn er hundert Jahre alt wäre, nicht verantwortlich, doch trägt in diesem Fall sein Vormund die Verantwortung, und dieser muß darauf achten, daß weder sein Schützling noch andere seinetwegen Schaden erleiden. Gott rechnet also dem Irren oder dem Schwachsinnigen keine Schuld an, da er zu seinem Unglück seines Verstandes beraubt ist.

Wir aber sprechen von körperlich und geistig gesunden Menschen.

Der Mensch vertraut also seinen brachliegenden Weinberg seinem Arbeiter, dem freien Willen, an, und dieser beginnt, ihn zu bearbeiten. Die Seele: der Weinberg, hat jedoch eine Stimme und läßt sie den freien Willen hören. Eine übernatürliche Stimme, die sich aus übernatürlichen Stimmen zusammensetzt, welche Gott den Seelen nie verweigert: die des Schutzengels, die der von Gott gesandten

Geister, die der Weisheit, die der übernatürlichen Erinnerungen, die jeder Seele geblieben sind, selbst wenn sie nicht klar zum Bewußtsein kommen. Die Stimme mahnt den freien Willen sanft, wohl auch flehentlich, den Weinberg mit guten Pflanzen auszustatten, fleißig und weise zu sein, damit aus ihm nicht ein wildes, bösesartiges und giftiges Dornestrüpp werde, in dem sich Schlangen und Skorpione einnisten und das dem Wolf, dem Steinmarder und anderen niederträchtigen Tieren Unterschlupf bietet. Nicht immer ist der freie Wille ein guter Winzer. Nicht immer umhegt er den Weinberg mit einem unüberwindlichen Zaun, d. h. mit einem festen und guten Willen, um die Seele vor Räubern zu schützen, vor Parasiten und anderen schädlichen Dingen: vor heftigen Winden, die die Blüten der guten Entschlüsse zum Abfallen bringen, kaum daß der Wunsch sie gebildet hat. Oh! Mit welcher starken und hohen Hecke muß man das Herz umgeben, um es vor dem Bösen zu retten! Wie sehr muß man darüber wachen, daß diese Umzäunung nicht durchbrochen wird, daß sich keine großen Lücken darin finden, durch die Leichtsinn und Vergeudung eindringen können, oder kleine, versteckte Löcher, durch die sich die Schlangen einschleichen: die sieben Hauptlaster. Wie notwendig ist es, das Unkraut auszumerzen und zu verbrennen, den Boden zu bewässern und umzugraben, zu düngen durch Abtötung, die Seele zu pflegen durch Liebe zu Gott und dem Nächsten. Mit klarem aufmerksamen Auge wache man darüber, daß anscheinend gute Triebe sich später nicht als schädlich erweisen; und sollte dies geschehen, so muß man sie ohne Erbarmen ausreißen. Lieber eine einzige, aber vollkommene Pflanze als viele unnütze oder schädliche.

Es gibt Herzen, also Weinberge, die von unordentlichen Winzern bearbeitet und bepflanzt werden; diese verrichten Arbeiten, haben Ideen und Wünsche, die nicht immer schlecht sein müssen, die aber, wenn man sich nicht um sie kümmert, schlecht werden können, zu Boden fallen, entarten und absterben. Wie viele Tugenden gehen zugrunde, weil sie mit Sinnlichkeit gemischt sind, weil sie nicht ge-

pfllegt werden, weil schließlich der freie Wille nicht von der Liebe unterstützt wird! Wie viele Diebe schleichen sich ein, um zu rauben, herumzuwühlen, auszureißen, weil das Gewissen schläft, anstatt zu wachen; weil der Wille seine Kraft verliert und sich bestechen läßt, weil sich der freie Wille in seinen Entscheidungen vom Bösen verführen und versklaven läßt.

Bedenkt also: Gott gibt ihm die Freiheit, und der Wille macht sich selbst zum Sklaven der Leidenschaften, der Sünde, der Begierden, allgemein gesagt: des Bösen. Hochmut, Zorn, Geiz und Wollust sind anfänglich nur unter die guten Pflanzen gemischt, werden aber dann vorherrschend. Welch ein Elend! Welche Dürre kommt dann über die Pflanzen, weil nicht mehr gebetet wird, und doch ist das Gebet Vereinigung mit Gott und deshalb wohlthuender Tau für die Seele. Oft läßt der Rauhreif aus mangelnder Gottes- und Nächstenliebe die Wurzeln erfrieren! Oft wird das Erdreich kraftlos, weil man sich weigert, den Dünger der Abtötungen, der Demut anzuwenden! Oft gibt es Verstrickungen guter und schlechter Zweige, weil man nicht den Mut hat, zu beschneiden, was schadhaf ist! Das ist der Zustand einer Seele, die als Heger und Pfleger einen ungeordneten, zum Bösen neigenden Willen hat.

Wenn hingegen die Seele einen Willen besitzt, der im Einklang mit der Ordnung lebt, also im Gehorsam gegen das Gesetz, das gegeben wurde, damit der Mensch wisse, was er ist, wie er ist und wie man Ordnung bewahrt; wenn sie heldenhaft dem Guten treu ist, weil das Gute den Menschen erhebt und ihn Gott ähnlich macht, während das Böse ihn verunstaltet und ihn dem Teufel ähnlich macht, dann ist sie ein von reinen, reichlichen, nutzbringenden Wassern des Glaubens bewässerter Weinberg; dann ist sie gebührend beschattet von den Pflanzen der Hoffnung, bestrahlt von der Sonne der Liebe, ausgestattet mit einem starken Willen, gedüngt durch die Selbstverleugnung, gebunden durch den Gehorsam, beschnitten durch die Festigkeit, geleitet von der Gerechtigkeit, bewacht von Klugheit und Gewissenhaftigkeit. Mit Hilfe alles dessen wächst die Gnade, die

Heiligkeit nimmt zu, und der Weinberg wird zu einem wunderbaren Garten, in den Gott herabsteigt, um sich an ihm zu erfreuen und dafür zu sorgen, auf daß dieser vollkommene Garten sich erhalte bis zum Tode seines Geschöpfes. Und dann läßt er durch seine Engel diese Arbeit eines freien, guten Willens in den großen, ewigen Garten der Himmel hinübertragen.

Sicherlich sehnt auch ihr euch nach einem solchen Schicksal. Wacht also darüber, daß der Dämon, die Welt und das Fleisch nicht euren freien Willen verführen und eure Seele verwüsten. Wacht darüber, daß in euch immer die Liebe sei, aber nicht die Eigenliebe, die die echte Liebe auslöscht und die Seele zum Spielball aller Arten von Sinnenlust und Unordnung macht. Wacht bis zum Ende, dann werden die Unwetter euch wohl durchnässen, aber sie werden euch nicht schaden können, und reich beladen mit Früchten werdet ihr vor euren Herrn treten, um den ewigen Lohn zu empfangen.

Ich habe meine Lehre beendet. Denkt nun darüber nach und ruht euch aus bis zum Sonnenuntergang, während ich mich zum Gebet zurückziehe.«

»Nein, Meister. Wir dürfen uns nicht mit Verspätung auf den Weg machen, um die Häuser zu erreichen«, sagt Petrus.

»Warum? Es ist doch noch Zeit bis zum Sonnenuntergang«, sagen viele.

»Ich denke weder an den Sonnenuntergang noch an den Sabbat. Ich bin sicher, es wird kaum eine Stunde vergehen, bis ein furchtbares Unwetter über uns hereinbricht. Seht ihr nicht, welche schwarze Wolken am Himmel hinter den Bergen von Samaria aufsteigen? Und die weißen, die so schnell von Westen her kommen? Ein Höhenwind treibt die einen, ein Talwind die anderen. Aber wenn sie hier sind, wird der Höhenwind dem Schirokko weichen, die schwarzen Wolken, alle Hagelwolken, werden heruntersinken und auf die weißen stoßen, die mit Blitzen geladen sind, und dann werdet ihr eine schöne Musik hören! Auf! Schnell! Ich bin ein Fischer und lese vom Himmel ab.«

Jesus ist der erste, der gehorcht, und alle machen sich schleunigst auf den Weg zu den Gehöften in der Ebene.

An der Brücke begegnen sie Judas, der ruft: »Oh! Mein Meister! Wie habe ich doch gelitten ohne dich! Gott sei gelobt, daß er meine Ausdauer, mit der ich hier auf dich gewartet habe, belohnt hat! Wie ist es in Cäsarea gegangen?«

»Der Friede sei mit dir, Judas«, antwortet Jesus kurz und fügt an: »Wir werden darüber sprechen, wenn wir in den Häusern sind. Komm, denn ein Gewitter droht.«

Tatsächlich beginnen Windstöße Staubwolken von den trockenen Straßen aufzuwirbeln, und der Himmel bedeckt sich mit Wolken aller Formen und Farben. Die Luft wird gelb und fahl . . . Schon fallen vereinzelt dicke warme Tropfen und die ersten Blitze fahren über den Himmel, der fast so schwarz wie die Nacht wird . . . Sie beginnen zu laufen, und ihre geübten Beine, beflügelt von dem Verlangen, nicht von einem Wolkenbruch durchnäßt zu werden, lassen sie gerade das erste Haus erreichen, als nach einem Blitz und einem nahen Donner ein mit Hagel vermischter Platzregen herunterprasselt. Die ganze Gegend riecht nach nasser Erde und nach dem Ozon, das die rasch aufeinanderfolgenden Blitze erzeugen . . .

Sie gehen hinein, und zum Glück ist das Haus mit Säulengängen ausgestattet und von Bauern bewohnt, die an den Messias glauben. Voller Ehrfurcht laden sie den Meister ein, mit seinen Begleitern bei ihnen einzukehren und das Haus als sein Eigentum zu betrachten. »Aber erhebe deine Hand, daß sie den Hagel in die Flucht schlage, aus Erbarmen mit unserer Arbeit«, sagen sie, während sie sich um Jesus scharen.

Jesus erhebt die Hand und segnet nach allen vier Himmelsrichtungen, und nun fällt nur noch der Regen vom Himmel, tränkt Obstgärten, Weinberge und Wiesen und reinigt die so drückende Atmosphäre.

»Sei gesegnet, o Herr«, sagt das Familienoberhaupt. »Tritt ein, mein Herr!«

Und während das Rauschen noch andauert, betritt Jesus einen großen Raum, sicher ein Warenlager, und setzt sich müde nieder, umgeben von den Seinen.

477 Unterwegs in der Ebene von Jesreel

Es muß gestern den ganzen Tag und auch in der Nacht geregnet haben, denn die Erde ist sehr naß, und die Wege sind fast etwas schlammig. Aber dafür ist die Atmosphäre klar, ohne Staub in jeglicher Höhenlage. Der Himmel dort oben strahlt fast frühlingshaft, wie verjüngt durch das Gewitter, das die Luft gereinigt hat. Auch die nasse, frische, reine Erde lacht und erinnert in dieser Morgenfrische nach dem Unwetter an den Frühling. Die letzten Tropfen, die auf dem Laub zurückgeblieben sind oder an den Rebschossen hängen, leuchten wie sonnenbeschienene Diamanten, während die vom Regen gewaschenen Früchte nun die wahren Farben ihrer Schalen zeigen, deren Pastellfärbung von Tag zu Tag bis zur Reife immer vollendeter wird. Nur die Weintrauben und die Oliven, noch herb und hart, verstecken sich im Grün der Blätter. Aber jede Olive hat ihr Tröpflein an der Spitze hängen, und die prallen Trauben bilden ein ganzes Netz von Tröpflein, die sich an den Stielen der Beerchen festhalten.

»Wie leicht läßt es sich heute wandern!« sagt Petrus, der freudig auf den Boden stampft, von dem kein Staub mehr aufsteigt, der nicht mehr brennend heiß ist und auf dem man nicht einmal ausgleitet.

»Man hat das Gefühl, Reinheit einzuatmen. Schau doch, welche Farbe der Himmel hat!« erwidert Judas Thaddäus.

»Und diese Äpfel! Besonders diese Ansammlung von Äpfeln um den einen Zweig, der, ich weiß nicht wie, ihrer Last standhält und mit seinem Blätterschopf zwischen den Früchten herauschaut! Wie viele Farben! Diese verborgenen hier sind gelbgrünlich, andere schon rosig, und zwei, die der Sonne am stärksten ausgesetzt waren, sind schon ganz rot, wie wenn sie mit Siegelack bestrichen wären!« sagt der Zelote.

So gehen sie freudig weiter, vertieft in die Betrachtung der Schönheiten alles Erschaffenen, bis Thaddäus einen Psalm anstimmt, in dem die Herrlichkeiten der Schöpfung Gottes gepriesen werden, und Thomas und dann auch die anderen singen mit.

Jesus lächelt, da er sie so zufrieden singen hört, und vereinigt seine schöne Stimme mit denen des Chores. Doch kann er nicht mit ihnen bis zu Ende singen, weil Iskariot sich ihm nähert und sagt: »Meister, während die andern mit Singen beschäftigt und abgelenkt sind, sage mir: Was hast du in Cäsarea getan? Du hast mir noch nichts davon erzählt . . . und dies ist das erste Mal, daß wir unter vier Augen sprechen können. Zuerst waren die Kameraden, die Jünger und die Bauersleute, die uns aufgenommen haben, da, dann haben dich wieder die Jünger und die Gefährten umringt; erst jetzt, da die Jünger und Kameraden uns vorausgehen, habe ich Gelegenheit, dich zu fragen . . . «

»Es scheint dich sehr zu interessieren . . . Aber in Cäsarea habe ich nichts anderes getan als das, was ich auch jetzt in den Gefilden des Johanan tun werde. Ich habe über das Gesetz und vom Himmelreich gesprochen.«

»Zu wem?«

»Zu den Stadtbewohnern auf den Märkten.«

»Ah! Zu den Römern nicht!? Hast du sie nicht gesehen?«

»Wie wäre es möglich, in Cäsarea, dem Sitz des Prokonsuls, zu sein und keine Römer zu sehen?«

»Ich weiß. Aber ich meine . . . Nun . . . Eigens für sie hast du nicht gesprochen?«

»Ich wiederhole: Es scheint dich sehr zu interessieren!«

»Nein, Meister. Es ist einfach Neugierde.«

»Nun gut. Ich habe mit den Römerinnen gesprochen.«

»Auch mit Claudia? Was hat sie dir gesagt?«

»Nichts, denn Claudia hat sich nicht gezeigt. Im Gegenteil, sie hat mir zu verstehen gegeben, daß die Öffentlichkeit nichts von ihren Beziehungen zu uns erfahren darf.« Jesus betont diesen letzten Satz

besonders und beobachtet Judas genau, der, obschon er ein frecher Kerl ist, die Farbe wechselt und nach einem leichten Erröten blaß wird.

Aber er faßt sich schnell wieder und sagt: »Sie will es nicht? Schätzt sie dich nicht mehr? Sie ist eine Närrin!«

»Nein, sie ist keine Närrin. Sie ist ausgeglichen und weiß genau ihre Pflichten als Römerin und ihre Pflichten sich selbst gegenüber auseinanderzuhalten; denn wenn sie auch ihrem eigenen Ich Licht und Luft verschafft, indem sie zum Licht und zur Reinheit kommt, da sie ein Wesen ist, das instinktiv die Wahrheit sucht und sich nicht von der Lüge des Heidentums unterdrücken läßt, so will sie doch andererseits ihrem Vaterland nicht schaden, indem sie den Gedanken aufkommen läßt, daß sie für einen möglichen Rivalen Roms Partei ergreift ... «

»Oh! Aber ... du bist doch König im Reich des Geistes!«

»Und selbst unter euch, die ihr das wißt, gibt es solche, die sich nicht davon überzeugen wollen. Kannst du es leugnen?«

Judas wird wieder rot und dann bleich. Er kann es nicht leugnen und sagt: »Nein! Aber es ist die allzu große Liebe, die ... «

»Noch mehr Grund hat jemand, der mich nicht kennt, d. h. Rom, in mir einen Rivalen zu befürchten. Claudia handelt als rechtschaffener Mensch, sowohl Gott als auch ihrem Vaterland gegenüber, indem sie mir Ehre erweist, wenn auch nicht als Gott, so doch als König und Meister des Geistes, und ihrem Vaterland die Treue hält. Ich bewundere die treuen Seelen, die gerecht und nicht eigensinnig sind, und ich wollte, auch meine Apostel verdienten das Lob, das ich der Heidin zolle.«

Judas weiß nicht, was er sagen soll. Er ist daran, den Meister allein weitergehen zu lassen. Aber dann treibt ihn die Neugierde zu einer weiteren Frage – mehr als die Neugierde – das Verlangen zu wissen, inwieweit der Meister informiert ist: »Hat man nach mir gefragt?«

»Weder nach dir noch nach sonst einem Apostel!«

»Aber worüber habt ihr denn gesprochen?«

»Über das keusche und tugendhafte Leben und über ihren Dichter Vergil. Du siehst, daß dies ein Gesprächsgegenstand war, der weder Petrus, noch Johannes, noch die anderen interessiert.«

»Aber ... was hat das mit ihnen zu tun? Unnütze Gespräche ... «

»Nein. Es hat mir dazu gedient, sie darüber nachdenken zu machen, daß der keusche Mensch einen erleuchteten Geist und ein rechtschaffenes Herz hat. Das ist für die Heidinnen sehr interessant ... und nicht nur für sie allein.«

»Du hast recht ... Ich will dich nicht länger aufhalten, Meister«, und er eilt fast im Laufschrift davon, um die anderen einzuholen, die aufgehört haben zu singen und auf die beiden Zurückgebliebenen warten ...

Jesus nähert sich ihnen langsamer und schließt sich ihnen an mit den Worten: »Schlagen wir diesen Pfad durch den Wald ein. So kürzen wir den Weg ab und sind vor der Sonne geschützt, die schon wieder heißer wird. Im Wald werden wir dann haltmachen und in Ruhe einen Imbiß zu uns nehmen können.«

Sie gehen also nach Nordwesten, wohl auf die Besitzungen des Johanan zu, denn ich höre sie von den Landarbeitern dieses Pharisäers reden ...

Jesus sagt: »Und hier werdet ihr die Vision vom 16. Juni 1944 einfügen: „Jesus, das herabgefallene Nest und der Pharisäer.“«

478 Jesus und das herabgefallene Nest

Ich sehe Jesus, weiß gekleidet, den dunkelblauen Mantel über die Schultern geworfen, auf einem Waldweg gehen. Ich sage Waldweg, weil da und dort Bäume und Sträucher stehen. Pfade durchschneiden das ungeordnete Grün. Aber es kann wohl keine sehr einsame Gegend sein, denn man begegnet oft anderen Menschen. Wahrscheinlich verbindet diese Straße zwei benachbarte Dörfer und führt durch die Besitzungen der Dorfbewohner. Die Umgebung ist recht

eben, nur in der Ferne sieht man Berge. Ich weiß aber nicht, was für ein Ort es ist.

Jesus, der gerade mit seinen Jüngern gesprochen hat, bleibt stehen und lauscht. Er läßt seinen Blick umherschweifen, schlägt dann einen Pfad ein, der ins Dickicht führt, und geht auf eine Gruppe kleiner Bäume und Sträucher zu. Er bückt sich und sucht nach etwas. Nun findet er, was er sucht. Im Gras liegt ein Vogelnest. Ich weiß nicht, ob es von einem Gewitter heruntergerissen worden ist, worauf der feuchte Boden und die wie nach einem Regenguß tropfenden Äste der Bäume schließen lassen, oder ob es das Werk eines Menschen ist, der es dann dort hingelegt hat, um nicht mit der Brut in der Hand überrascht zu werden. Ich sehe nur ein kleines Nest aus ineinandergeflochtenem Heu voll verdorrter Blättchen, kleiner Fetzen Baumrinde und Wolle, in dem sich piepsend fünf kleine Vögelin bewegen. Sie sind nur wenige Tage alt, rosig, kahl und häßlich, mit ihren weit geöffneten Schnäbeln und den hervorstehenden Äuglein. Oben, auf einem hohen Ast, schreien verzweifelt die Eltern.

Jesus hebt das kleine Nest vorsichtig auf, hält es in der Höhlung der einen Hand und sucht die Stelle, an der es gewesen ist, oder eine, an der es sicher aufgehoben wäre. Er findet ein Dornestrüpp, so dicht verflochten, daß es einem Korb gleichkommt, und so verborgen, daß es Sicherheit bietet. Ohne auf die Dornen zu achten, die ihm die Arme zerkratzen, und nachdem er das Nest Petrus gegeben hat, schlägt er seine beiden langen, weiten Ärmel zurück und bemüht sich, das Plätzchen unter dem Dornengeflecht noch schützend und geräumiger zu gestalten. Der nicht mehr junge, untersetzte Apostel sieht etwas seltsam aus mit dem Nestlein in den schwieligen, breiten Händen. Jesus hat sein Werk beendet. Er nimmt das Nest, legt es dort mitten ins Gestrüpp und befestigt es noch mit langen Grashalmen, die wie zarte Binsen ausschauen.

Nun ist es in Sicherheit. Lächelnd entfernt sich der Meister. Dann läßt er sich ein Stückchen Brot geben von einem Jünger, der einen Beutel umhängen hat, und bröselt Brotkrumen auf einen Felsen.

Nun ist Jesus zufrieden. Er dreht sich um und geht wieder auf die Hauptstraße, während sich die Vögel mit Freudengeschrei auf das gerettete Nest stürzen.

Eine kleine Gruppe Menschen steht am Straßenrand. Jesus hat sie vor sich und blickt sie an. Das Lächeln verschwindet von seinem Antlitz, das nun sehr ernst, fast finster wird, während es mitleidvoll war, als er das Nest aufhob, und so glücklich, als er das Nest im Gestrüpp untergebracht hatte!

Jesus bleibt stehen. Er blickt diese unerwarteten Zeugen weiterhin an. Es scheint, als dringe sein Blick durch die Herzen mit ihren verborgenen Gedanken. Er kann nicht weitergehen, weil die kleine Gruppe ihm den Weg versperrt. Doch er schweigt.

Petrus aber schweigt nicht. »Laßt den Meister durch«, sagt er.

»Schweig, Nazarener«, antwortet einer aus der Gruppe. »Wie konnte sich dein Meister erlauben, in meinen Wald einzudringen und dort am Sabbat eine Handarbeit zu verrichten?«

Jesu Gesichtsausdruck ist eigenartig, während er ihm direkt ins Gesicht schaut. Es ist ein Lächeln und doch keines, und wenn es ein Lächeln wäre, so gewiß kein zustimmendes. Petrus will antworten, aber Jesus ergreift selbst das Wort: »Wer bist du?«

»Der Besitzer dieser Gegend, Johanan Ben-Zachai.«

»Ein bekannter Schriftgelehrter. Und was wirfst du mir vor?«

»Du hast das Sabbatgebot übertreten.«

»Johanan Ben-Zachai, kennst du das Deuteronomium?«

»Das fragst du mich, der ich ein wahrer Rabbi Israels bin?«

»Ich weiß, was du mir sagen willst: daß ich, weil ich kein Schriftgelehrter, sondern nur ein armer Galiläer bin, kein „Rabbi“ sein kann. Aber ich frage dich ein zweites Mal: Kennst du das Deuteronomium?«

»Gewiß besser als du.«

»Dem Buchstaben nach . . . wenn du so daran glauben willst. Aber kennst du es dem wahren Sinn nach?«

»Was geschrieben steht, steht geschrieben. Es gibt nur einen Sinn.«

»Tatsächlich gibt es nur einen Sinn, und das ist der der Liebe; oder, wenn du es nicht Liebe nennen willst, nenne es Barmherzigkeit; oder, wenn du dich an diesem Wort stößt, sage Menschlichkeit.

Im Deuteronomium steht geschrieben: „Siehst du, daß das Rind oder das Schaf deines Bruders sich verlaufen hat, so verweigere ihm nicht deine Hilfe, bringe es vielmehr deinem Volksgenossen zurück! Ist dein Volksgenosse nicht in der Nähe, oder ist er dir unbekannt, so nimm es zu dir ins Haus! Es bleibe bei dir, bis dein Bruder es sucht! Dann erstatte es ihm zurück!“

Es steht auch geschrieben: „Siehst du den Esel oder den Ochsen deines Volksgenossen zusammengebrochen am Wege liegen, so tue nicht, als ob du nichts gesehen hättest, sondern hilf ihm, sie wieder aufzurichten!“ Ferner steht geschrieben: „Findest du zufällig auf dem Wege, auf irgendeinem Baum oder am Boden ein Vogelnest mit Jungen oder mit Eiern, und sitzt die Vogelmutter auf den Jungen oder den Eiern, dann darfst du die Mutter nicht nehmen (denn sie ist der Fortpflanzung geweiht), sondern nur die Kleinen.“

Ich habe auf dem Boden ein Nest gesehen und auf dem Baum eine Mutter, die darüber klagte. Ich habe Erbarmen gehabt, weil es eine Mutter war, und habe ihr die Kleinen wiedergegeben. Es war nicht meine Absicht, den Sabbat zu verletzen, als ich eine Mutter getröstet habe. Man darf nicht zulassen, daß das Schaf des Volksgenossen sich verirre. Im Gesetz steht nicht, daß es Sünde sei, am Sabbat einem Esel zu helfen, sich aufzurichten. Es verlangt nur, daß man dem Bruder Barmherzigkeit erweisen und dem Esel Menschlichkeit bezeigen soll, da sie Geschöpfe Gottes sind. Ich habe gedacht, daß Gott diese Mutter geschaffen hat, damit sie Junge hervorbringt, und daß sie dem Befehl Gottes gehorcht hat. Sie daran zu hindern, ihre Kleinen aufzuziehen, hätte bedeutet, sie am Gehorsam einem göttlichen Gebot gegenüber zu hindern. Aber das verstehst du nicht, denn du und die Deinen, ihr beachtet nur den Buchstaben, nicht aber den Geist. Du und die Deinen, ihr denkt nicht daran, daß ihr doppelt und dreifach den Sabbat entweiht, indem ihr das göttliche Wort auf die Kleinheit menschlicher Denkweise herabwürdigt, indem ihr ei-

ne göttliche Ordnung verhindert und gegen die Nächstenliebe fehlt. Um mit einem Vorwurf verletzen zu können, erachtet ihr es nicht für böse, eure Zunge unnötig zu bewegen. Diese nutzlose, unnötige, unguete „Arbeit“ haltet ihr nicht für eine Schändung des Sabbat.

Johanen Ben-Zachai, höre mich an. So wie du heute kein Erbarmen mit einer Grasmücke hast und sie pharisäischer Vorgehensweise entsprechend vor Schmerz umkommen lassen würdest, wie du ihre Jungen sterben lassen würdest, indem du sie Schlangen und Bösewichtern aussetzest, so wirst du morgen auch mit einer Mutter kein Erbarmen haben und sie vor Qual sterben lassen, da du ihre Kinder umbringen läßt und dabei behauptest, daß dies in Befolgung deines Gesetzes gut ist. Ja, in Befolgung *deines* Gesetzes, nicht des Gesetzes Gottes, eines Gesetzes das ihr, du und deinesgleichen, erlassen habt, mit dem ihr die Schwachen unterdrücken, und ihr selbst, die Starken, triumphieren könnt. Aber siehst du? Die Kleinen finden immer einen Erlöser, während die nach dem weltlichen Gesetz Stolzen und Starken durch das Gewicht ihres eigenen schweren Gesetzes zermalmt werden. Lebe wohl, Johanen Ben-Zachai. Erinnerung dich dieser Stunde und gib acht, daß du nicht einen anderen Sabbat durch die Freude über ein verübtes Verbrechen schändest.«

Jesus blickt mit seinen blitzenden Augen von oben auf das zornentbrannte Gesicht des Alten – denn der Schriftgelehrte ist untersetzt und dick, während Jesus im Vergleich zu ihm einer Palme gleicht – und geht weiter, indem er das hohe Gras niedertritt, da der Schriftgelehrte ihm den Weg nicht freigibt.

479 »Selig jene, die in allen Dingen Gott zu erkennen vermögen«

Jesus sagt:

»Ich habe deinen Geist durch eine wahre Vision erheben wollen, wengleich im Evangelium nichts darüber berichtet wird. Für dich besteht die Lehre darin: daß ich großes Mitleid habe mit den Vöglein ohne Nest, selbst wenn sie statt Grasmücke, Maria oder Johannes heißen, und ich bemühe mich, ihnen wieder ein Nestchen zu beschaffen, wenn ein Unglück sie dessen beraubt hat.

Alle anderen soll es folgendes lehren:

Sehr viele kennen den Wortlaut des Gesetzes, sehr viele, obwohl es auch wieder wenige sind – denn *alle* sollten das Gesetz kennen. Sie wissen jedoch einzig und allein die „Worte“, sie leben nicht danach, und hier liegt der Irrtum.

Das Deuteronomium hat Gesetze der Menschlichkeit erlassen, da die Menschen von damals in der Kindheit ihres Geistes noch animalisch und halbe Wilde waren. Sie mußten an der Hand geführt werden auf den blumigen Pfaden des Erbarmens, der Achtung und der Liebe zum Bruder, der ein Tier verliert, der Liebe zum Tier, das gestrauchelt ist, zum Vogel, der brütet. Auf diese Weise mußte ihnen beigebracht werden, Erbarmen, Achtung und Liebe edelmütigerer Art zu erlangen.

Aber seit meinen Kommen habe ich die mosaischen Vorschriften vervollkommnet und den Menschen weitere Horizonte eröffnet. Der Buchstabe ist nicht mehr „alles“. Der Geist ist nun „alles“ geworden. Jenseits des geringen menschlichen Tuns mit einem Nest und seinen Bewohnern muß man die tiefere, darin verborgene Bedeutung meiner Geste sehen: Ich, der Sohn des Schöpfers, verneige mich vor dem Werk des Schöpfers. Auch diese Brut ist sein Werk.

Oh! Selig jene, die in allen Dingen Gott zu erkennen vermögen und ihm mit ehrfurchtsvoller Liebe dienen! Wehe aber jenen, die, wie die Schlange, nicht fähig sind, das Haupt aus ihrem Schlamm zu erheben und Gott, der sich in den Werken der Brüder offenbart, kein Loblied singen können, sondern vielmehr diese Brüder beißen, da das Gift in ihnen überquillt. Zu viele sind es, die die Besten quälen und ihre Verderbtheit rechtfertigen, indem sie behaupten, daß sie in Befolgung des Gesetzes richtig gehandelt hätten, *ihres* Gesetzes, nicht des Gesetzes Gottes! Gott, der ihre bösen Werke nicht verhindern kann, kann aber seine „Kleinen“ rächen.

Das möge sich jeder merken, den es angeht.

Mein Friede wache über dich.«

480 Weiterhin unterwegs in der Ebene von Jesreel

Sie sind nach dem kleinen Zwischenfall eine Weile schweigend weitergegangen. Doch als sie eine Wegkreuzung zwischen den Äckern erreichen, sagt Jakobus des Zebedäus: »Sieh, hier geht es zu Micha ... Aber ... sollen wir wirklich noch hingehen? Dieser Mensch erwartet uns gewiß auf seinen Besitzungen, um uns zu mißhandeln ... «

»Und um dich daran zu hindern, zu den Bauern zu sprechen. Jakobus hat recht. Gehen wir lieber nicht dorthin«, rät Judas Iskariot.

»Sie erwarten mich. Ich habe einen Boten hingeschickt, um sie benachrichtigen zu lassen, daß ich komme. Ihr Herz ist in festlicher Stimmung. Ich bin der Freund, der kommt, sie zu trösten ... «

»Du kannst ein anderes Mal hingehen. Sie werden sich ergeben müssen«, sagt Judas achselzuckend.

»Du ergibst dich nicht so leicht, wenn dir etwas verweigert wird, was du erhofft hast.«

»Meine Angelegenheiten sind wichtig. Die ihrigen ... «

»Was ist wichtiger für ein Herz als Bildung und Trost? Alles wirkt darauf hin, ihre Herzen dem Frieden und der Hoffnung zu entziehen ... und sie haben nur eine Hoffnung: die eines zukünftigen Lebens, und nur ein Mittel, um es zu erlangen: meine Hilfe. Nein, ich werde zu ihnen gehen, selbst wenn man mit Steinen nach mir werfen sollte ... «

»Nein, Bruder! Nein, Herr!« sagen gleichzeitig der Zelote und Jakobus des Alphäus.« Es würde nur dazu führen, daß diese armen Knechte noch strenger bestraft werden. Du hast es nicht gehört, aber Johanan hat gesagt: „Bisher habe ich es ertragen; doch nun ist Schluß. Wehe dem Knecht, der zu ihm geht oder ihn aufnimmt. Er ist ein Verworfenener, ein Dämon. Ich dulde keine Verderbnis in meinem Hause.“ Zu einem Amtsbruder hat er gesagt: „Selbst wenn ich sie töten müßte, ich werde sie heilen von ihrer Verhexung durch diesen Verfluchten.“«

Jesus neigt sein Haupt ganz nachdenklich ... und leidet. Man sieht ihm seinen Schmerz an ... Die andern bedrückt es, aber was sollen sie tun? Thomas mit seiner immerwährenden Heiterkeit findet eine Lösung: »Machen wir es so. Bleiben wir bis Sonnenuntergang hier, um nicht gegen das Sabbatgebot zu verstoßen. Inzwischen schleicht sich einer von uns zu den Häusern und hinterläßt die Nachricht: „In tiefer Nacht bei der Quelle vor Sepphoris.“ Wir gehen nach Sonnenuntergang dorthin und erwarten sie im Wäldchen am Fuß des Berges, auf dem Sepphoris liegt. Der Meister spricht zu diesen Armen, tröstet sie, und im Morgengrauen kehren sie zu ihren Häusern zurück, und wir gehen über die Hügel in Richtung Nazaret.«

»Thomas hat recht. Bravo, Thomas«, sagen mehrere Apostel. Doch Philippus bemerkt: »Wer wird sie benachrichtigen? Er kennt uns alle und könnte uns sehen ... «

»Vielleicht könnte Judas des Simon hingehen, er kennt ja die Pharisäer gut ... « sagt Andreas ganz unschuldig.

»Was willst du damit andeuten?« fährt Judas ihn an.

»Ich? Nichts. Ich sage nur, daß du sie kennst, weil du so lange im Tempel warst und dort gute Freunde hast. Du rühmst dich dessen ja immer. Einem Freund werden sie nichts antun ... « sagt der sanftmütige Andreas.

»Glaube das nur nicht! Keiner von euch soll das denken. Wenn wir noch von Claudia beschützt würden, vielleicht ... aber so nicht mehr. Denn nun will sie ja schließlich nichts mehr mit uns zu tun haben, nicht wahr, Meister?«

»Claudia bewundert den Weisen noch immer. Sie hat nie etwas anderes oder mehr als dies getan. Von dieser Bewunderung wird sie vielleicht eines Tages zum Glauben an den wahren Gott übergehen. Nur ein exaltierter Mensch könnte sich der Illusion hingeben, daß sie andere Gefühle für mich hat, und wenn dies auch der Fall wäre, so wollte ich sie nicht. Ich kann ihr Heidentum noch akzeptieren weil ich hoffe, es in Christentum umzuwandeln. Aber ich könnte nicht akzeptieren, was für sie nur Götzendienst wäre: die Anbetung

eines Menschen, eines armen Idols auf einem menschlichen Thron.«

Jesus sagt dies in so ruhigem Ton, als würde er seine Apostel unterweisen. Aber er sagt es auch mit so großer Bestimmtheit, daß er keine Zweifel läßt hinsichtlich seiner Absicht, jede mögliche Entgleisung in diesem Sinne bei den Aposteln zu unterdrücken. Niemand erwidert etwas darauf. Doch fragen sie: »Was machen wir also mit den Bauern?«

»Ich gehe. Ich habe es vorgeschlagen und gehe, wenn der Meister einverstanden ist. Die Pharisäer werden mich bestimmt nicht auffressen.«

»Geh nur, und deine Güte sei gesegnet.«

»Oh, es ist nichts, Meister!«

»Es ist viel, Thomas. Du fühlst das Verlangen deiner Brüder, Jesu und der Landarbeiter, und hast Mitleid mit ihnen. Und dein Bruder dem Fleische nach segnet dich auch für sie«, sagt Jesus und legt seine Hände auf das geneigte Haupt des Thomas, der gerührt flüstert: »Ich ... dein Bruder?! Das ist zuviel der Ehre, mein Herr. Ich bin dein Knecht, Du bist mein Gott ... Das ja. Nun gehe ich.«

»Gehst du allein? Ich komme mit«, sagen Thaddäus und Petrus.

»Nein. Ihr seid zu hitzig. Ich weiß alles ins Lächerliche zu ziehen ... Das ist das beste Mittel, um gewisse Leute ... zu entwaffnen. Ihr geratet sofort in Harnisch ... Ich gehe allein.«

»Ich komme mit«, sagen Johannes und Andreas.

»Oh! Ja! Einer von euch, und auch einer wie Simon der Zelote oder Jakobus des Alphäus.«

»Nein, nein. Ich! Ich reagiere nie heftig. Ich schweige und handle«, drängt Andreas.

»Komm«, und sie entfernen sich, während Jesus und die Zurückgebliebenen ihren Weg fortsetzen ...

481 Mit den Bauern des Johanan

»Werden sie kommen?« fragt Matthäus seine Kameraden, die in einem Eichenwald auf den ersten Hängen des Hügels sitzen, auf dem sich Sepphoris erhebt. Die Ebene von Jesreel ist nicht mehr zu sehen, da sie jenseits des Hügels liegt. Aber eine viel kleinere Ebene, die man im hellen Mondschein deutlich erkennt, erstreckt sich zwischen diesem Hügel und denen in der Umgebung von Nazaret.

»Sie haben es versprochen, und sie werden kommen«, antwortet Andreas.

»Wenigstens einige von ihnen. Sie wollen um die Mitte der ersten Nachtwache aufbrechen und werden zu Beginn der zweiten hier sein«, sagt Thomas.

»Später«, meint Thaddäus.

»Wir haben weniger als drei Stunden gebraucht«, entgegnet Andreas.

»Wir sind Männer und bei Kräften. Sie sind müde und werden auch Frauen bei sich haben«, sagt wiederum Thaddäus.

»Vorausgesetzt, daß es der Gutsherr nicht bemerkt!« seufzt Matthäus.

»Da besteht keine Gefahr. Er ist nach Jesreel gereist und dort bei einem Freund zu Gast. Es ist nur der Verwalter da. Aber auch er wird kommen, denn er haßt den Meister nicht«, sagt Thomas.

»Ist dieser Mann auch aufrichtig?« fragt Philippus.

»Ja, denn er hätte keinen Grund, es nicht zu sein.«

»Er könnte versuchen, sich die Gunst des Gutsherrn zu erwerben und . . . «

»Nein, Philippus. Nach der Weinlese wird er von Johanan entlassen, und zwar gerade deshalb, weil er den Meister nicht haßt«, antwortet Andreas.

»Wer hat euch das gesagt?« fragen einige.

»Er selbst und die Bauern . . . unabhängig voneinander. Und wenn zwei von so unterschiedlichem Stand dasselbe behaupten, ist es ein

Zeichen dafür, daß sie die Wahrheit sagen. Die Bauern sind traurig, daß der Verwalter weggeht. Er ist in letzter Zeit sehr menschlich geworden. Er hat uns gesagt: „Ich bin ein Mensch und keine Tonpuppe. Im vergangenen Jahr sagte Johanan zu mir: ‚Ehre den Meister, geh zu ihm und werde sein Getreuer.‘ Ich habe ihm gehorcht. Jetzt sagt er mir: ‚Wehe dir, wenn du meinen Feind liebst und erlaubst, daß die Knechte ihn lieben. Ich will keinen Fluch auf meine Felder herabbeschwören, indem ich diesen Verfluchten aufnehme.‘ Aber wie kann ich jetzt, da ich ihn kennengelernt habe, diesen Befehl als gerecht ansehen? Ich habe daher zu meinem Herrn gesagt: ‚Letztes Jahr hast du anders gesprochen, und er ist immer derselbe geblieben.‘ Da hat er mich zum ersten Mal geschlagen. Und ich habe zu ihm gesagt: ‚Ich bin kein Sklave, und selbst wenn ich einer wäre, hättest du keine Macht über meine Gedanken. Meiner Meinung nach ist der, den du verfluchst, heilig.‘ Daraufhin hat er mich nocheinmal geschlagen. Heute morgen hat er zu mir gesagt: ‚Der Fluch Israels liegt auf meinem Gebiet. Wehe dir, wenn du meinem Befehl zuwiderhandelst, dann bist du nicht mehr mein Diener.‘ Ich habe ihm geantwortet: ‚Du hast die Wahrheit gesagt Ich werde nicht mehr dein Knecht sein. Suche dir einen anderen, der ein Herz wie das deine hat und so räuberisch mit deinen Gütern umgeht, wie du mit den Seelen der anderen.‘ Da hat er mich zu Boden geworfen und getreten ... Aber die Arbeit dieses Jahres ist bald beendet, und im Monat Tischri bin ich frei. Es tut mir nur leid wegen dieser hier ...“ und er wies auf die Landarbeiter«, erzählt Thomas.

»Aber wo habt ihr ihn getroffen? ... «

»Im Wald, als ob wir Räuber wären. Micha, mit dem wir gesprochen hatten, hat ihm Bescheid gesagt, und er ist noch blutend gekommen, und nach ihm sind einzeln die Diener und die Mägde gekommen ... « sagt Andreas.

»Hm! Dann hat Judas recht gehabt. Er kennt die Launen des Pharisäers ... « bemerkt Bartholomäus.

»Allzu viele Dinge weiß Judas!« bemerkt Jakobus des Zebedäus.

»Schweig! Er könnte dich hören«, rät Matthäus.

»Nein, er ist weggegangen mit der Begründung, er habe Schlaf nötig und Kopfschmerzen«, antwortet Jakobus.

»Der Mond! Der Mond am Himmel und der Mond in seinem Kopf! Er ist wirklich wechselhafter als der Wind«, meint Petrus, der bisher geschwiegen hat.

»Ach ja! Ein wahres Unheil unter uns«, seufzt Bartholomäus.

»Nein, redet nicht so! Er ist kein Unheil! Vielmehr eine Gelegenheit, sich zu heiligen ... « sagt der Zelote.

»Oder auf Abwege zu geraten, weil er einem die Tugend raubt ... « sagt Thaddäus entschieden.

»Er ist wirklich ein unglücklicher Mensch!« bemerkt Andreas traurig.

Alle schweigen. Dann fragt Petrus: »Aber betet der Meister immer noch?«

»Nein. Während ich im Halbschlaf lag, ging er zu Johannes und seinem Bruder Jakobus, die am Weg Wache halten. Er will sofort bei den armen Bauern sein. Vielleicht ist es das letzte Mal, daß er sie sieht«, antwortet der Zelote.

»Warum das letzte Mal? Warum? Sag dieses Wort nicht, es ist, als brächte es Unglück«, sagt Thaddäus aufgeregt.

»Aber du siehst es doch ... Immer mehr werden wir verfolgt ... «
Ich weiß nicht, was wir in Zukunft machen sollen ... «

»Simon hat recht ... Es ist ja schön, immer ganz geistig zu sein ... Aber ... Wenn es erlaubt gewesen wäre, etwas Menschlichkeit zu erfahren ... ein wenig Schutz durch Claudia, so wäre das gar nicht schlecht«, sagt Matthäus.

»Nein, es ist besser, allein zu sein ... als mit Heiden in Berührung zu kommen. Ich bin nicht mit ihnen einverstanden«, sagt Bartholomäus entschieden.

»Ich auch nicht sehr ... Aber ... der Meister sagt, daß seine Lehre sich über die ganze Welt verbreiten muß, und dies wird unsere Aufgabe sein ... Überall werden wir sein Wort aussäen ... und so

werden wir uns daran gewöhnen müssen, mit Heiden und Götzendienern zusammenzukommen ... « sagt Thaddäus.

»Mit Unreinen. Mir kommt es vor, als würden wir ein Sakrileg begehen. Die Weisheit den Schweinen vorwerfen! ... «

»Auch sie haben eine Seele, Natanaël. Gestern hast du noch Erbarmen mit dem Mädchen gehabt ... «

»Weil ... es ein Nichts ist, das noch geformt werden muß. Sie ist wie ein Neugeborenes ... Aber die anderen! ... Und außerdem ist sie keine Römerin ... «

»Glaubst du, daß die Gallier keine Götzendiener sind? Auch sie haben ihre grausamen Götter. Du wirst es merken, wenn du zu ihnen gehen solltest, um sie zu bekehren! ... « sagt der Zelote, der gebildeter, oder sagen wir: kosmopolitischer ist als die anderen.

»Aber sie stammt nicht von denen ab, die Israel entheiligen. Ich werde nie den Feinden Israels predigen, weder den jetzigen noch denen der Vergangenheit.«

»Dann wirst du aber sehr weit weggehen müssen, bis zu den Völkern des Nordens, denn, auch wenn es nicht so scheinen mag, Israel ist von allen seinen Nachbarvölkern unterdrückt worden ... « sagt Thomas.

»Ich werde weit fortgehen ... Doch da kommt schon der Meister. Gehen wir ihm entgegen. Wie viele Menschen! Es sind ja alle gekommen, sogar die Kinder ... «

»Der Meister wird glücklich sein ... «

Sie schließen sich dem Meister an, der nur mühsam auf der Wiese vorwärtskommt, da sich so viele Menschen um ihn drängen.

»Ist Judas immer noch nicht zurück?« fragt Jesus.

»Nein, Meister. Aber wenn du willst, rufen wir ihn ... «

»Das ist nicht nötig. Meine Stimme wird ihn dort erreichen, wo er ist, und sein freies Gewissen spricht mit seiner eigenen Stimme zu ihm. Es ist nicht erforderlich, daß ihr auch eure Stimmen vereint und ihn so zwingt. Kommt, setzen wir uns mit diesen unseren Brüdern hierher. Und verzeiht, daß ich nicht bei einem Liebesmahl mit euch das Brot habe brechen können.«

Sie setzen sich im Kreis um Jesus herum, und Jesus will in seiner nächsten Nähe die Kinder haben, die sich auch tatsächlich liebevoll und vertrauend um ihn drängen.

»Segne sie, Herr! Damit sie das erleben, wonach wir seufzen: die Freiheit, dich zu lieben!« ruft eine Frau aus.

»Ja, sie nehmen uns auch diese. Sie wollen nicht, daß deine Worte sich unserem Geist einprägen. Nun hindern sie uns daran, dich zu sehen, indem sie dir verbieten, zu uns zu kommen ... So werden wir keine heiligen Worte mehr hören!« jammert ein Greis.

»Wir werden verlassene Sünder sein. Du hast uns gelehrt, zu verzeihen ... Du hast uns so viel Liebe gegeben, daß wir unseren Herrn mit seiner Unzufriedenheit ertragen konnten ... Aber jetzt ... « sagt ein Jüngling. Es ist nicht leicht, ihre Gesichter zu erkennen, und ich weiß meist nicht, wer spricht. Ich schließe es aus dem Klang der Stimmen.

»Weint nicht! Ich werde euch mein Wort nicht fehlen lassen. Ich werde wiederkommen, solange ich es tun kann ... «

»Nein, Meister und Herr. Er ist böse, und seine Freunde sind es ebenfalls. Sie könnten dir unseretwegen Böses antun. Wir bringen das Opfer, dich zu verlieren; aber tue uns nicht das Leid an, daß es einmal heißen wird: „Um unseretwillen haben sie ihn gefangengenommen.“«

»Ja, rette dich, Meister.«

»Fürchtet euch nicht. Wir lesen bei Jeremia, daß er seinen Schreiber Baruch beauftragte, das niederzuschreiben, was der Herr ihm diktierte, und es dann den im Hause des Herrn Versammelten vorzulesen, da der Prophet sich verstecken mußte und nicht hingehen konnte. So werde ich es machen. Ich habe viele getreue Baruchs unter meinen Aposteln und Jüngern. Sie werden kommen, um euch das Wort des Herrn zu verkünden, und eure Seelen werden nicht zugrundegehen. Ich werde nicht euretwegen gefangengenommen werden, denn der Allerhöchste wird mich vor ihren Augen verborgen halten, bis die Stunde gekommen ist, da der König von Israel der

Menge gezeigt wird, damit er von aller Welt erkannt werde.

Fürchtet auch nicht, die Worte zu verlieren, die in euch sind. Denn ebenso liest man bei Jeremia, daß auch nach der Zerstörung der Schriftrollen durch Jojakim, den König von Juda, der durch die Verbrennung derselben die ewigen und wahrhaftigen Worte des Herrn vernichten wollte, diese Worte erhalten blieben; denn der Herr befahl dem Propheten: „Nimm ein anderes Buch und schreibe darin alles nieder, was in dem vom König verbrannten Buch geschrieben stand“, und Jeremia übergab Baruch ein Buch, ein unbeschriebenes Buch, und diktierte ihm von neuem die ewigen Worte und noch weitere zur Ergänzung der ersteren; denn Gott ersetzt das vom Menschen Zerstörte, wenn es zum Heil der Seelen ist, und erlaubt nicht, daß der Haß vernichte, was die Liebe geschaffen hat.

Nun, wenn ich, der ich mich mit einem Buch voll heiliger Weisheiten vergleiche, getötet werden sollte, glaubt ihr, daß der Herr euch dann ohne die Hilfe anderer Bücher zugrundegehen lassen würde? Ohne die Hilfe der Bücher, in denen meine Worte und die meiner Zeugen niedergeschrieben sein werden? Der Zeugen, die das berichten werden, was ich selbst nicht sagen kann, da ich ein Gefangener und ein Opfer der Gewalt sein werde? Glaubt ihr, daß das, was im Buch eurer Herzen geschrieben steht, im Lauf der Zeit ausgelöscht werden könnte? Nein, der Engel des Herrn wird euch diese Worte wiederholen und sie in euren Seelen, die sich nach Weisheit sehnen, lebendig erhalten. Und nicht nur das. Er wird sie euch auch erklären, und ihr werdet weise sein im Wort eures Meisters. Ihr siegelt die Liebe zu mir mit eurem Schmerz. Kann je zugrunde gehen, was selbst der Verfolgung widersteht? Nein, es kann nicht zugrunde gehen, das versichere ich euch.

Das Geschenk Gottes läßt sich nicht vertilgen. Nur die Sünde kann es auslöschen. Aber ihr wollt gewiß nicht sündigen, nicht wahr, meine Freunde?«

»Nein, Herr. Das hieße ja, dich auch im anderen Leben zu verlieren«, sagen viele.

»Aber sie werden uns zur Sünde zwingen. Man hat uns befohlen, am Sabbat nicht mehr die Besitzungen zu verlassen . . . und so wird es kein Pascha mehr für uns geben. Wir werden also sündigen . . . « sagen andere.

»Nein, ihr werdet nicht sündigen. *Er* wird sündigen, nur er, der das Recht Gottes und der Kinder Gottes, sich am Tag des Herrn zu umarmen, sich in liebevollem und lehrreichem Gespräch zu vereinen, verletzt.«

»Aber er sühnt durch häufiges Fasten und Opfergaben. Wir können das nicht, denn unsere Nahrung reicht noch nicht einmal aus für die Arbeit, die wir leisten müssen, und wir haben nichts, um Opfer zu bringen . . . Wir sind arm.«

»Ihr opfert das, was Gott schätzt: euer Herz. Jesaja spricht im Namen Gottes zu den falschen Büßern: „Seht, am Tage eures Fastens offenbart sich euer Wille, denn ihr treibt eure Schuldner in die Enge. Zu Streit und Hader fastet ihr und zum Schlagen mit ruchloser Faust. Ihr fastet zur Zeit nicht so, daß man in den Himmelshöhen euren Gebetsruf hört! Ist das denn ein Fasten, wie ich es wünsche? Daß der Mensch sich darauf beschränkt, einen Tag seine Seele zu bedrängen, seinen Körper zu kasteien und in Asche sich bettet? Soll dieses Fasten ein dem Herrn wohlgefälliger Tag sein? Das mir wohlgefällige Fasten ist etwas ganz anderes. Zerbrich die Ketten der Sünde, beende die Bedrückung deiner Schuldner, befreie von den Schulden den, der in Armut gefallen ist, laß ab von jeglicher Unterdrückung! Teile dein Brot mit dem Hungrigen, nimm Arme und Pilger auf, bekleide die Nackten und verachte nicht deinen Nächsten.“

Aber all das tut Johanan nicht. Ihr, die ihr ihn durch eure Arbeit bereichert, seid seine Gläubiger, und er behandelt euch schlechter als säumige Schuldner. Er erhebt seine Stimme, um euch zu bedrohen, seine Hand, um euch zu schlagen. Er ist unbarmherzig gegen euch und verachtet euch, weil ihr Knechte seid. Aber der Knecht ist ebenso Mensch wie der Gutsherr. Zwar habt ihr die Pflicht zu dienen, aber ihr habt auch das Recht, das zu erhalten, was ein Mensch

für Leib und Seele braucht. Der Sabbat wird nicht dadurch geheiligt, daß man in die Synagoge geht, wenn man gleichzeitig seine Brüder in Ketten legt und mit Aloe tränkt. Ihr haltet euren Sabbat, indem ihr miteinander vom Herrn sprecht, und der Herr wird mitten unter euch sein. Ihr verzeiht, und der Herr wird euch verherrlichen.

Ich bin der Gute Hirte und habe Erbarmen mit all meinen Schafen. Doch gilt meine besondere Liebe jenen, die von falschen Hirten geschlagen werden, auf daß sie sich von meinen Wegen fernhalten ... Für diese bin ich mehr als für die anderen gekommen. Denn mein Vater und der eure hat mir befohlen: „Weide diese Schlachtschafe, die ohne Mitleid von ihren Besitzern getötet und mit den Worten verkauft werden: ‚Wir sind durch sie reich geworden; und deren Hirten kein Erbarmen mit ihnen haben.“

Nun gut, so werde ich die Herde der Schlachtschafe weiden, o ihr Armen in der Herde, und jene ihrer Bosheit überlassen, die euch bedrücken und den Vater in seinen Kindern betrüben. Ich werde meine Hände den Kleinen unter den Kindern Gottes entgegenstrecken und sie an mich ziehen, damit sie an meiner Herrlichkeit teilhaben.

Der Herr verspricht es durch den Mund der Propheten, die meine Güte und Macht als Hirte preisen, und ich verspreche es euch direkt, die ihr mich liebt. Ich werde für meine Herde Sorge tragen. Wer die guten Schafe anklagt, daß sie das Wasser trüben und die Weiden verderben, wenn sie zu mir kommen, dem werde ich sagen: „Weg von mir! Ihr seid diejenigen, die die Quellen vertrocknen und die Weiden meiner Söhne öde werden lassen. Aber ich habe sie zu anderen Weiden geführt und werde sie führen: zu den Weiden, die den Geist erquicken. Behaltet eure Weiden für eure dicken Bäume. Ich überlasse euch eure bittere Quelle, die ihr habt hervorsprudeln lassen. Ich werde mit diesen fortgehen und die wahren Schafe Gottes von den falschen trennen, und nichts mehr wird sie quälen, diese meine Lämmer, sondern sie werden in Ewigkeit auf den Weiden des Himmels frohlocken.“

Harrt aus, geliebte Kinder! Ertragt es noch ein wenig in Geduld,

wie auch ich es ertrage. Seid getreu, indem ihr das tut, was euch von euren ungerechten Gutsherren zugestanden wird. Gott wird bestätigen, daß ihr alles getan habt, und euch dafür belohnen. Haßt nicht, wenn auch alles sich verschwört, um euch Haß zu lehren. Habt Vertrauen auf Gott. Ihr seht es: Jona wurde von seinem Leiden erlöst, und Jabe hat liebende Menschen gefunden. Und wie der Herr mit dem Alten und mit dem Knaben verfahren ist, so wird der Herr auch mit euch verfahren, teils in diesem Leben, vollständig im jenseitigen.

Ich kann euch nur einige Geldstücke geben, um eure materielle Lage etwas zu erleichtern. Gib sie ihnen, Matthäus, damit sie sie untereinander verteilen! Es sind zwar viele Geldstücke, und doch verhältnismäßig wenige, da ihr so zahlreich und so bedürftig seid . . . aber ich habe sonst nichts an materiellen Werten. Jedoch habe ich meine Liebe, die Macht, die mir daher kommt, daß ich der Sohn des himmlischen Vaters bin, und mit ihr erbitte ich für euch die unendlichen übernatürlichen Schätze, um eure Tränen zu trocknen und euch in eurer Dunkelheit Licht zu geben. Oh! Traurig ist das Leben; doch Gott kann es euch lichtvoll gestalten! Er allein! Er allein! . . .

Und ich sage: „Vater, für diese bitte ich dich. Ich bitte dich nicht für die Glücklichen und die Reichen dieser Welt, sondern für die, die nichts haben als dich und mich. Gib, daß sie so weit auf den Wegen des Geistes emporsteigen, daß sie allen Trost in unserer Liebe finden; und geben wir uns ihnen mit Liebe, mit unserer ganzen unendlichen Liebe, um sie in ihren Tagen und bei ihren Arbeiten mit Frieden, Heiterkeit, Mut, Freude und übernatürlicher Kraft zu erfüllen, damit sie durch unsere Liebe von den Leiden der Welt abgelenkt werden, ihre Qualen ertragen können und nach dem Tode dich, uns, die unendliche Glückseligkeit besitzen.“«

Jesus hat sich bei diesem Gebet aufgerichtet, nachdem er sich sanft von den Kindern befreit hat, die auf ihm eingeschlafen waren. Er wirkt majestätisch und mild zugleich bei seinem Gebet.

Dann schlägt er die Augen nieder und spricht: »Es ist Zeit, daß ihr euch aufmacht, um rechtzeitig zu euren Häusern zurückzukehren. Wir werden uns wiedersehen, und ich werde Margziam mitbringen.

Aber auch wenn ich einmal nicht mehr kommen kann, wird mein Geist immer bei euch sein, und diese meine Apostel werden euch lieben, wie ich euch geliebt habe. Der Herr segne euch. Geht nun!« Dann beugt er sich nieder, um die schlafenden Kinder zu liebkosen und überläßt sich den Liebesbezeugungen des armen Volkes, das sich nicht von ihm trennen will . . .

Aber schließlich geht ein jeder in Richtung seines Heimes. Die beiden Gruppen trennen sich, während der Mond sinkt und sie mit brennenden Zweigen den Weg zu finden suchen. Der beißende Rauch der noch etwas feuchten Zweige ist eine guter Vorwand für das Glänzen ihrer Augen.

Judas beobachtet sie, an einen Baumstumpf gelehnt. Jesus blickt ihn an, schweigt aber, selbst als Judas sagt: »Es geht mir besser.«

So gut sie können, schreiten sie durch die Nacht; dann, als der Tag anbricht, kommen sie schneller vorwärts.

An einer Wegkreuzung bleibt Jesus stehen und sagt: »Trennen wir uns hier. Mit mir kommen Thomas, Simon der Zelote und meine Brüder. Die andern sollen zum See gehen und mich dort erwarten.«

»Danke, Meister . . . Ich habe nicht gewagt, dich darum zu bitten. Aber du kommst mir entgegen. Ich bin wirklich müde, und wenn du es mir erlaubst, werde ich mich in Tiberias aufhalten . . . «

Jakobus des Zebedäus kann es nicht unterlassen zu sagen: »Bei einem Freund.«

Judas sperrt die Augen auf . . . weiter nichts.

Jesus aber beeilt sich zu sagen: »Es genügt mir, wenn du am Sabbat mit den Gefährten nach Kafarnaum gehst. Kommt, daß ich euch einen Abschiedskuß gebe«, und er küßt die Scheidenden herzlich und flüstert dabei jedem einen Rat zu . . .

Niemand hat etwas zu erwidern. Nur Petrus sagt noch im Weggehen: »Komm bald, Meister!«

»Ja, komm bald«, sagen die anderen, und Johannes schließt mit den Worten: »Der See wird recht traurig sein ohne dich.«

Jesus segnet sie noch einmal und sagt: »Auf bald!« Dann geht jeder in seine Richtung.

482 In Nazaret

Wer von Sepphoris kommt, erreicht Nazaret von Nordwesten her, d.h. von der höher gelegenen felsigen Gegend. Das Amphitheater, auf dem Nazaret stufenweise erbaut ist, liegt vollständig vor den Augen dessen, der von Sepphoris kommend durch ziemlich steile Schluchten in die Ortschaft hinabsteigt. Wenn ich mich richtig erinnere (denn seither ist schon einige Zeit verstrichen und viele Orte im Gebirge sehen einander ähnlich), ist die Stelle, an der sich Jesus gerade befindet, genau die, an der seine Mitbürger ihn zu steinigen versuchten, er sie aber durch seine Macht lähmte und mitten durch sie hindurchschritt.

Jesus bleibt stehen und schaut auf die ihm so teure und zugleich so feindlich gesinnte Stadt, und ein zufriedenes Lächeln läßt sein Antlitz aufleuchten. Welch ein von den Nazarenern unbeachteter und für sie unverdienter Segen ist dieses göttliche Lächeln doch, das sicherlich Gnaden über die Erde ergießt, die ihn als Kind aufgenommen und heranwachsen gesehen hat und wo seine Mutter geboren und Braut Gottes und Gottesgebärerin wurde!

Auch die beiden Vettern betrachten ihre Stadt mit sichtlicher Freude, obwohl die des Thaddäus etwas durch seinen strengen, zurückhaltenden Ernst gemäßigt wird, während die des Jakobus offener und sanfter, mehr der von Jesus ähnlich ist.

Das Antlitz des Thomas leuchtet vor Freude, obwohl es nicht seine Stadt ist, als er auf das Häuschen Marias, aus dessen Kamin Rauch emporsteigt, zeigt und sagt: »Die Mutter ist zu Hause und bäckt Brot ...« Es scheint, als spräche er von seiner eigenen Mutter mit der ganzen Zuneigung eines Sohnes, so viel Liebe bergen diese einfachen Worte.

Der Zelote, bedächtiger aufgrund seines Alters und der Erziehung, die er erhalten hat, sagt lächelnd: »Ja, und ihr Friede dringt schon in unsere Herzen.«

»Beeilen wir uns«, sagt Jakobus, »und nehmen wir diesen Pfad,

auf dem wir fast keinen Nazarenern begegnen werden. Sie würden uns aufhalten . . . «

»Aber so entfernt ihr euch von eurem Haus . . . Auch eure Mutter möchte euch sehen.«

»Oh, du kannst sicher sein, Simon, daß unsere Mutter bei Maria ist. Sie ist fast immer dort . . . Auch jetzt wird sie dort sein, um beim Brotbacken zu helfen, und auch des kranken Mädchens wegen.«

»Ja, nehmen wir diesen Weg. Wir werden den Garten des Alphäus hinten umgehen und direkt zur Hecke unseres Gartens gelangen«, sagt Jesus.

Sie steigen eilig den Pfad hinab, der anfangs recht steil ist, dann aber in der Nähe sanfter abfällt. Sie durchqueren Olivenhaine, dann kleine Felder, deren Heu schon eingesammelt worden ist. Nun kommen sie an den ersten Gärten der Stadt vorüber, und die hohen, dichtbelaubten Hecken, die sie umschließen und über die sich die Zweige der fruchtbeladenen Bäume neigen, verbergen sie vor den Blicken der Hausfrauen, die in den Gärten beschäftigt sind oder Wäsche waschen und sie auf dem kleinen Rasen vor den Häusern ausbreiten . . .

Die Hecke, die auf einer Seite den Garten Marias begrenzt, ein Dornengestrüpp im Winter, eine reiche Blütenpracht des Weißdorn im Frühling, ein Blütenwogen im Sommer und ein rubinartiges Aufleuchten der kleinen roten Früchte im Herbst, wird jetzt verschönert durch einen üppig wachsenden Jasmin und Blumenkelche, deren Name mir unbekannt ist und die sich mit ihren Zweigen vom Innern des Gartens her über die Hecke neigen, um sie noch dichter und schöner erscheinen zu lassen. Eine Grasmücke singt in diesem Dickicht, und drinnen gurren die Turteltauben.

»Auch der Garteneingang ist über und über mit blühenden Zweigen bedeckt«, sagt Jakobus, der vorausgelaufen ist, um nach dem einfachen Gittertor auf der Rückseite des Gartens zu sehen, das nach jahrelangem unnützen Dasein schließlich dazu gedient hatte, den von Petrus für Johannes und Syntyche vorbereiteten Wagen ein- und ausfahren zu lassen.

»Wir werden durch das kleine Gäßchen gehen und an die Türe klopfen. Meiner Mutter würde es leid tun, wenn wir diesen Schutz beschädigen«, entgegnet ihm Jesus.

»Ihr verschlossener Garten!« ruft Judas des Alphäus aus.

»Ja, sie ist die Rose darin«, sagt Thomas.

»Die Lilie unter den Dornen«, sagt Jakobus.

»Die versiegelte Quelle«, sagt der Zelote.

»Besser noch: der Urquell lebendigen Wassers, das stürmisch hervorquillt aus dem schönen Berg, der Erde das Wasser des Lebens gibt und mit seiner duftenden Schönheit zum Himmel aufsteigt«, sagt Jesus.

»In Kürze wird sie glücklich sein, dich wiederzusehen«, sagt Jakobus.

»Mein Bruder, kläre mich über etwas auf, was ich seit langer Zeit gerne wüßte. Als was betrachtest du Maria? Als Mutter oder als Untergebene? Sie ist dir Mutter, aber sie ist eine Frau, und du bist Gott ... « sagt Thaddäus.

»Als Schwester und Braut, als Wonne und Friede Gottes und als Trost des Menschen. Alles sehe und finde ich in Maria als Gott und als Mensch. Sie, die die Wonne der zweiten Person der Dreieinigkeit im Himmel, die Wonne des Wortes und des Vaters und des Heiligen Geistes war, ist die Wonne des fleischgewordenen Gottes und wird es auch des verherrlichten Gottmenschen sein.«

»Welch ein Geheimnis! Gott hat also in zweifacher Weise seinem Wohlgefallen entsagt: in dir und in Maria, und hat euch der Erde geschenkt ... « erwägt der Zelote ...

»Welch eine Liebe, mußt du sagen! Die Liebe drängte die Dreieinigkeit, Maria und Jesus der Erde zu schenken«, sagt Jakobus.

»Nicht dich, der du Gott bist, sondern seine Rose betreffend, möchte ich dich etwas fragen: war Gott nicht besorgt, als er sie den Menschen anvertraute, die doch alle unwürdig sind, sie zu behüten?« fragt Thomas.

»Thomas, die Antwort findest du im Hohenlied: Der Friedfertige

hatte einen Weinberg und vertraute ihn den Winzern an, die als vom Schänder angespornte Schänder große Summen geboten hätten, ihn zu besitzen, also alle Verführungskünste anwandten, ihn zu verführen; aber der schöne Weinberg des Herrn schützte sich selbst und wollte seine Früchte niemand anderem geben als dem Herrn. Ihm allein wollte er sich öffnen, um den unbezahlbaren Schatz zu gebären: den Erlöser.«

Nun sind sie an der Haustür angelangt. Judas des Alphäus bemerkt, während Jesus an die verschlossene Türe klopft: »Jetzt wäre es angebracht, zu sagen: ... Öffne mir, Schwester, meine Braut, Geliebte, Taube, Unbefleckte ... «

Aber als sich die Tür öffnet und das liebevolle Antlitz der Jungfrau erscheint, sagt Jesus, indem er die Arme ausbreitet, nur das eine süßeste Wort: »Mutter!«

»Oh! Mein Sohn! Gesegneter! Tritt ein! Der Friede und die Liebe seien mit dir!«

»Und mit meiner Mutter, dem Haus und denen, die darin verweilen«, sagt Jesus und tritt ein, gefolgt von den anderen.

»Da drüben ist eure Mutter; die beiden Jüngerinnen sind mit Backen und Waschen beschäftigt ... « erklärt Maria nach der gegenseitigen Begrüßung mit den Aposteln und Neffen. Letztere ziehen sich rücksichtsvoll zurück, um die Mutter mit ihrem Sohn allein zu lassen.

»Sieh, nun bin ich wieder bei dir, meine Mutter. Wir werden ein wenig Zusammensein ... Wie süß ist die Rückkehr ... das Haus und besonders du, o Mutter, nach einem so langen Verweilen unter den Menschen ... «

»Die dich immer besser kennenlernen und sich durch diese Kenntnis in zwei Gruppen spalten: die, die dich lieben ... und die, die dich hassen ... und die größere Gruppe ist letztere ... «

»Der Böse fühlt, daß er nahe daran ist, besiegt zu werden. Er ist wutentbrannt ... und stachelt auch die anderen an ... Wie geht es dem Mädchen?«

»Etwas besser ... Es war dem Tode nahe ... Aber seine Worte gleichen noch jetzt, trotz seiner Zurückhaltung, denen, die es im Fieberwahn ausgesprochen hat. Es hieße, nicht die Wahrheit sagen, wenn wir behaupten würden, nicht ihre Lebensgeschichte daraus abgelesen zu haben ... Die Unglückliche!«

»Ja, aber die Vorsehung hat über sie gewacht.«

»Und nun? ... «

»Und nun ... Ich weiß es nicht. Aurea gehört mir nicht als Mensch. Ihre Seele ist mein, doch ihr Körper gehört Valeria. Vorerst wird sie hierbleiben, um zu vergessen ... «

»Myrta möchte sie haben.«

»Ich weiß es ... Doch ich habe nicht das Recht, ohne die Erlaubnis der Römerin zu handeln. Ich weiß nicht einmal, ob sie das Mädchen mit Geld erworben oder nur die Waffe der Versprechungen benützt hat. Wenn es die Römerin wieder anfordert ... «

»Ich werde für dich hingehen, mein Sohn. Es wäre nicht gut, wenn du selbst hingingst ... Überlasse dies deiner Mutter. Wir Frauen ... die niedrigsten Wesen in den Augen Israels, werden nicht so sehr beobachtet, wenn wir mit Heidinnen sprechen gehen, und zudem ist deine Mutter der Welt so unbekannt! Niemand wird auf eine Jüdin aus dem einfachen Volk achten, die in ihren Mantel gehüllt durch die Straßen von Tiberias geht und an die Haustür einer römischen Dame klopft ... «

»Du könntest zum Haus der Johanna gehen ... und dort mit der Dame sprechen ... «

»So werde ich es machen, mein Sohn! Dein Herz sei erleichtert, o mein Jesus! Du bist so sehr betrübt ... Ich verstehe es ... und ich würde gerne so viel für dich tun ... «

»Du tust schon sehr viel für mich, Mutter. Ich danke dir für alles, was du tust ... «

»Oh, ich bin dir nur eine geringe Hilfe, mein Sohn! Denn es gelingt mir nicht, die Menschen dazubringen, dich zu lieben, dir ... Freude zu bereiten ... solange es dir noch gewährt ist, ein wenig

Liebe und Freude zu erfahren ... Was bin ich dir also? Eine gar armselige Jüngerin ... «

»Mutter! Mutter! Sprich nicht so! Meine Kraft kommt mir aus deinen Gebeten. Mein Geist ruht sich aus im Gedanken an dich, und nun findet mein Herz Trost, indem ich mein Haupt an dein gesegnetes Herz lege ... Oh, meine Mutter! ... « Jesus hat seine Mutter an sich gezogen, die neben ihm steht, während er auf einer an der Wand stehenden Truhe sitzt. Er lehnt seine Stirn an ihre Brust, und sie streichelt ihm sanft das Haar ...

Eine Pause voll der Liebe.

Dann erhebt Jesus sein Haupt, steht auf und sagt: »Gehen wir zu den anderen und zu dem Mädchen«, und er begibt sich mit der Mutter in den Garten. Die drei Jüngerinnen stehen auf der Schwelle des Zimmers, in dem das kranke Mädchen liegt, und sprechen leise mit den Aposteln. Doch als sie Jesus erblicken, schweigen sie und knien nieder.

»Der Friede sei mit dir, Maria des Alphäus, und mit euch, Myrta und Noomi. Schläft das Mädchen?«

»Ja. Das Fieber dauert an, verwirrt es und verzehrt seine Kräfte. Wenn es so weitergeht, wird das Mädchen bald sterben. Sein zarter Körper widersteht der Krankheit nicht mehr, und sein Geist wird durch Erinnerungen erregt«, sagt Maria des Alphäus.

»Ja ... sie spricht auf nichts an und sagt nur, daß sie sterben möchte, um keinen Römer mehr zu sehen«, bestätigt Myrta.

»Ein Schmerz für uns, die wir sie schon liebgewonnen haben ... « sagt Noomi.

»Keine Sorge!« erwidert Jesus, der bis zur Schwelle des Kämmerleins geht und den Vorhang aufhebt ...

In dem kleinen Bett an der Wand, gegenüber der Tür, erscheint das abgemagerte Gesichtchen, mit hochroten Wangen, sonst schneeweiß und im langen, goldfarbenen Haar begraben. Das Mädchen schläft unruhig und von Angst gequält, unverständliche Worte murmelnd, und macht mit den auf der Decke liegenden Händen von

Zeit zu Zeit eine Bewegung, als wolle es etwas von sich weisen.

Jesus nähert sich ihr nicht weiter. Er betrachtet sie mit mitleidigen Augen und ruft dann laut: »Aurea! Komm! Dein Retter ist da.«

Das Mädchen richtet sich plötzlich in seinem Bettchen auf, sieht ihn, steht mit einem Schrei auf und läuft barfuß in seiner langen Tunika auf Jesus zu. Es wirft sich ihm zu Füßen mit den Worten: »Herr! Jetzt hast du mich befreit!«

»Sie ist geheilt. Seht ihr? Sie konnte nicht sterben, denn vorher muß sie die Wahrheit kennenlernen.« Dann sagt er zu dem Mädchen, das seine Füße küßt: »Steh auf und lebe in Frieden«, und legt die Hände auf sein Haupt, das nun nicht mehr fiebert.

Aurea in ihrem langen Linnengewand, vielleicht eines von Maria, der Jungfrau, da es so lang ist, daß sie es auf dem Boden nachschleift, die Haare aufgelöst, so daß sie ihre zarte Gestalt wie ein Mantel bedecken, die graublauen Augen noch glänzend von dem eben entschwundenen Fieber und der Freude, die sie nun erfüllt, gleicht einem Engel.

»Bis nachher. Wir ziehen uns in die Werkstatt zurück, während ihr euch um das Mädchen und das Haus kümmert . . . « sagt der Meister und, gefolgt von den vier Aposteln, betritt er die Werkstatt Josefs und setzt sich mit ihnen auf die nicht benutzten Arbeitstische . . .

483 Jesus erzählt bei der Arbeit das Gleichnis vom lackierten Holz

Die einfache Feuerstätte in der Werkstatt wird nach langer Zeit wieder benützt und der Geruch des Leimes, der in einem Behälter kocht, vermischt sich mit dem so charakteristischen des Sägemehls und der frischen Späne, die in immer neuen Schichten den Boden unter der Hobelbank bedecken.

Jesus arbeitet mit Ausdauer an Holzbrettern, die er mit Hilfe der Säge und des Hobels in Stuhlbeine, Laden usw. verwandelt. Schlichte Möbelstücke, die Möbel des Häuschens von Nazaret sind in die

Werkstatt gebracht worden. Der Backtrog ist auszubessern, außerdem einer der Webstühle Marias, zwei Hocker, eine Gartenleiter, eine kleine Sitztruhe und die Backofentür, deren unterer Teil vielleicht die Mäuse angenagt haben.

Jesus ist damit beschäftigt, all das wieder in Ordnung zu bringen, was der Gebrauch und die Zeit verschlissen haben.

Thomas hingegen arbeitet mit Geschick an Silberfolien. Er hat die kleinen Goldschmiedeinstrumente wohl seiner Tasche entnommen, die auf dem Bett liegt, das man, wie jenes des Zeloten, gegen die Wand gerückt hat. Das Klopfen seines Hämmerchens auf den Grabstichel erzeugt einen silbernen Ton, der sich unter das dumpfe Geräusch der Werkzeuge Jesu mischt.

Von Zeit zu Zeit wechseln sie einige Worte, und Thomas ist so glücklich, dort beim Meister und bei seiner Arbeit als Goldschmied zu sein und zeigt es auch, indem er in den Gesprächspausen leise vor sich hinpfeift. Bisweilen erhebt er die Augen und denkt nach, wobei er die rauchigen Wände des Raumes betrachtet.

Jesus bemerkt es und sagt: »Läßt du dich von dieser schwarzen Wand inspirieren, Thomas? Ja, sie ist durch die langjährige Arbeit eines Gerechten so geworden; doch glaube ich nicht, daß sie einem Goldschmied Ideen für seine Arbeit eingeben könnte . . . «

»Nein, Meister. Ein Goldschmied kann wahrlich mit dem kostbaren Metall nicht die Poesie der heiligen Armut wiedergeben . . . doch kann er mit seinem Metall schöne Dinge der Natur nachahmen und so Gold und Silber veredeln, indem er damit Blumen und Blätter nachbildet, wie man sie in der Schöpfung findet. Ich denke an diese Blumen, diese Blätter, und um mich genau an ihr Aussehen zu erinnern, fixiere ich die Wand; aber in Wirklichkeit sehe ich die Wälder und Felder unseres Heimatlandes, die leichten Blätter, die Blumen, die Kelchen und Sternen gleichen, die Haltung der Stiele und des Laubwerks . . . «

»Dann bist du ein Dichter, der mit dem Metall das besingt, was ein anderer mit Tinte auf seinem Pergament ausdrückt.«

»Ja. Tatsächlich ist der Goldschmied ein Dichter, der mit dem Metall die Schönheiten der Natur beschreibt. Aber unsere Arbeit, obwohl künstlerisch und schön, hat nicht den Wert der deinen, die so demütig und heilig ist; denn die unsrige dient der Eitelkeit der Reichen, während die deinige der Heiligkeit des Hauses und zum Nutzen der Armen dient.«

»Gut gesagt, Thomas«, wirft der Zelote ein, der vom Garten kommend auf der Türschwelle erschienen ist mit aufgeschürztem Gewand und aufgekrepelten Ärmeln. Er hat eine alte Schürze umgebunden und hält einen Farbtopf in der Hand.

Jesus und Thomas drehen sich um und schauen ihn lächelnd an. Thomas antwortet: »Ja, ich habe recht. Aber ich möchte, daß die Arbeit des Goldschmiedes wenigstens einmal dazu dient, etwas ... Gutes, Heiliges zu schmücken ... «

»Was sagst du da?«

»Das ist mein Geheimnis. Schon seit langer Zeit spiele ich mit diesem Gedanken, und seit wir in Rama waren, trage ich eine kleine Goldschmiedetasche bei mir, immer in der Erwartung dieses Augenblicks ... Und deine Arbeit, Simon?«

»Oh, ich bin kein vollkommener Künstler wie du, Thomas. Es ist das erste Mal, daß ich einen Pinsel in der Hand halte, und mein Anstrich ist noch ungleichmäßig, obwohl ich all meinen guten Willen hineinlege. Deswegen habe ich mit den einfachsten Teilen begonnen ... um mich zu üben ... und ich versichere dir, meine Ungeschicklichkeit brachte das Mädchen herzlich zum Lachen. Aber das freut mich. Sie kehrt stündlich mehr und mehr zu einem heiteren, ruhigen Leben zurück, und das ist notwendig, um die Vergangenheit auszulöschen und einen neuen Menschen aus ihr für dich zu machen, Meister.«

»Ja ... aber vielleicht wird Valeria sie zurückverlangen ... « sagt Thomas.

»Ach! Was kann die schon für ein Interesse an ihr haben? Wenn sie die Kleine bei sich behalten hat, so nur, um sie nicht in der Welt

verkommen zu lassen. Und sicher wäre es gut, das Mädchen für immer und in jeder Beziehung zu retten, besonders was ihre Seele betrifft. Ist es nicht so, Meister?«

»So ist es. Wir müssen viel darum beten. Das Kind ist einfach und wirklich gut, und in der Wahrheit erzogen, könnte es gute Früchte bringen. Es strebt von sich aus zum Licht.«

»Das will ich meinen! Sie hat keinen Trost auf Erden und sucht ihn im Himmel, die Arme! Ich glaube, daß, wenn deine Frohe Botschaft einst auf der ganzen Welt verkündet werden kann, es gerade die Sklaven sein werden, die sie als erste und in besonders großer Zahl annehmen; jene, die des menschlichen Trostes entbehren und ihn in deinen Versprechungen suchen und finden werden ... Und ich versichere dir, wenn mir die Ehre zuteil werden sollte, über dich zu predigen, dann werde ich eine ganz besondere Vorliebe für diese Unglücklichen zeigen ... «

»Und du wirst gut daran tun, Thomas«, sagt Jesus.

»Ja, aber wie wirst du an sie herankommen?«

»Oh! Ich werde Goldschmied für die Damen sein und ... Meister für ihre Sklaven. Ein Goldschmied kommt in die Häuser, oder die Diener der Reichen kommen in sein Haus ... und so werde ich zwei Metalle bearbeiten: die der Erde für die Reichen ... die des Geistes für die Sklaven ... «

»Gott segne dich für diese Vorsätze, Thomas. Harre aus ... «

»Ja, Meister.«

»Gut. Nun, da du Thomas geantwortet hast, komm mit mir, Meister. Schau dir meine Arbeit an und sage mir, was ich noch anstreichen soll. Vertraue mir nur einfache Arbeiten an, denn ich bin noch ein sehr ungeschickter Lehrling.«

»Gehen wir, Simon ... « Jesus legt seine Werkzeuge nieder und geht mit dem Zeloten hinaus ...

Nach einiger Zeit kehren sie zurück, und Jesus weist auf die Gartenleiter: »Streiche diese an. Die Ölfarbe macht das Holz wasserdicht und haltbarer, ganz abgesehen davon, daß sie es auch verschönert.

Sie wirkt wie die Tugenden, die das Menschenherz schützen und es verschönern. Dieses Herz mag ungebildet und roh sein ... doch wenn es die Tugenden bekleiden, wird es anmutiger und freundlicher. Schau, um einen schönen Anstrich zu erzielen und einen wirklichen Nutzen davon zu haben, muß man auf mehreres achten: Erstens muß man mit Sorgfalt all das zusammensuchen, was zur Herstellung der Farbe notwendig ist. Also ein Gefäß, das frei von Schmutz und Überresten alter Farben ist, gutes Öl und gute Farben. Dann muß mit Geduld gemischt und gerührt werden, um eine Flüssigkeit herzustellen, die weder zu dick und noch zu dünn ist; und man darf nicht aufhören zu rühren, bis auch das kleinste Klümpchen sich aufgelöst hat. Ist die Farbe bereit, so nimmt man einen Pinsel, der keine Borsten verliert, und achtet darauf, daß diese nicht zu hart und nicht zu weich sind. Den Pinsel muß man von jeder vorher benützten Farbe gründlich säubern. Doch bevor man mit dem Anstrich beginnt, heißt es noch, alle rauhen Stellen, alle Farbkrusten und allen sonstigen Schmutz vom Holz zu entfernen. Alsdann fährt man mit sicherer Hand stets in derselben Richtung über den Gegenstand, der bemalt werden soll, und trägt die Farbe mit viel Geduld auf, denn dasselbe Stück Holz kann mehrere Härten aufweisen. Auf den Knoten z. B. bleibt die Farbe zwar glatt, doch haftet sie dort schlecht, als ob das Holz sie abstoßen würde. Andererseits haftet die Farbe an den weicheren Holzteilen sofort gut; aber diese sind meistens nicht so ebenmäßig, und daher können sich Blasen oder Streifen bilden ... Man muß also nachhelfen, indem man die Farbe mit beständiger Handbewegung aufträgt. Ferner gibt es bei alten Möbeln oder Gegenständen neuere Teile. So hat diese Gartenleiter neue Sprossen, die durch einen neuen Anstrich den älteren angepaßt werden müssen ... Schau, so!« Jesus arbeitet, während er spricht, am unteren Teil der Leiter.

Thomas, der seinen Stichel niedergelegt hat, um näherzukommen und zuzusehen, fragt: »Warum hast du unten angefangen statt oben? Wäre es nicht besser gewesen, umgekehrt vorzugehen?«

»Es könnte besser scheinen, ist aber nicht so. Denn der unterste Teil wird am meisten in Anspruch genommen und nützt sich zudem ab, da er auf den Boden aufgesetzt wird. Deswegen muß er mehrmals gestrichen werden, einmal, zweimal, vielleicht, wenn nötig, auch dreimal . . . Um nicht müßig zu sein, bis er zu einem zweiten Anstrich bereit ist, streiche ich inzwischen die oberen und die mittleren Sprossen.«

»Aber dabei können die Kleider schmutzig und die bereits getane Arbeit zunichte gemacht werden.«

»Wenn man gut achtgibt, beschmutzt man sich nicht und beschädigt auch nichts. Siehst du? So macht man es. Man rafft die Kleider zusammen und hält sich in einem gewissen Abstand von der Leiter; nicht aus Ekel vor der Farbe, sondern um die zarte, frisch aufgetragene Farbschicht nicht zu beschädigen«, und Jesus bemalt mit hochgestrecktem Arm den oberen Teil der Leiter.

Dann fährt er fort: »So macht man es auch mit den Seelen. Ich habe anfangs gesagt, daß der Farbanstrich mit der Verschönerung des Menschenherzens durch die Tugenden zu vergleichen ist. Er bedeutet für das Holz Verschönerung und Schutz gegen Holzwürmer, Regen und große Hitze. Wehe dem Hausherrn, der sich nicht um den Neuanstrich der hölzernen Teile kümmert und sie verkommen läßt. Wenn man sieht, daß die Farbe vom Holz abblättert, darf man nicht lange zögern, sie aufzufrischen . . . Auch die Tugenden können nach einem ersten großen Eifer wieder nachlassen oder gänzlich entschwinden, wenn der Mensch nicht über sie wacht; und Fleisch und Geist, die dann schutzlos der Witterung und den Parasiten ausgesetzt sind, d. h. den Leidenschaften und der Zügellosigkeit, können, von diesen angegriffen, gänzlich ihr schönes Kleid verlieren und schließlich nur noch für das Feuer taugen.

Wenn wir daher bei uns oder unseren geliebten Jüngern den Zerfall oder die Schwächung der Tugenden, die unser Ich wie ein Gewand umkleiden und schützen sollen, wahrnehmen, müssen wir uns unentwegt darum bemühen, sie zu erneuern, auf daß wir und

sie einst mit der glorreichen Auferstehung würdigem Fleisch und ebensolcher Seele dem Tod entgegengehen können.

Damit die Tugenden wahr und echt seien, muß man sie mit reinem und mutigem Herzen zu üben beginnen, d. h. alle Reste und allen Schmutz entfernen und keine Unvollkommenheit bei ihrer Heranbildung sich einschleichen lassen. Man vermeide einerseits allzu große Härte, andererseits übertriebene Weichlichkeit; beides schadet nur.

Nun zum Pinsel, dem Willen. Er muß frei sein von früheren menschlichen Gewohnheiten, die die geistige Färbung beeinträchtigen könnten. Man muß sich selbst oder andere durch eine wenn auch mühevoll aber zweckmäßige und notwendige Arbeit vorbereiten, um das alte Ich von seinen früheren schlechten Gewohnheiten zu befreien und es zur Aufnahme der Tugenden zu befähigen. Denn man kann nicht Neues mit Altem vermischen.

Dann kann mit Sorgfalt und Bedachtsamkeit die eigentliche Arbeit beginnen. Man darf nicht ohne ernstesten Grund hin- und herspringen, einmal in die eine Richtung und dann wieder in die andere. Das wäre vielleicht weniger ermüdend, aber der Strich würde unregelmäßig werden. So geschieht es auch bei den ungeordneten Seelen. Sie haben ihre guten Seiten, aber daneben auch Entgleisungen: andere Farbtöne ... Es gibt Stellen, die Knoten, die dem Anstrich Widerstand leisten, Wirrwarr der Materie oder ungeordnete Leidenschaften, abgetötet durch den Willen, ja, wie das Holz durch den Hobel geglättet wird, die jedoch wie ein abgesägter, aber nicht ganz entfernter Knoten Widerstand leisten. Oftmals können sie täuschen, indem sie schon von Tugend umkleidet zu sein scheinen, während doch nur ein leichter Schleier sie bedeckt, der plötzlich fällt. Achtet auf die Knoten der Begierlichkeit. Sie müssen regelmäßig mit Tugend bedeckt werden, um nicht wieder aufzuleben und das neue Ich zu verderben, so wie auch die weichen Teile, die mit allzu großer Nachgiebigkeit Färbungen annehmen, aber nach ihrem Gutdünken, mit Bläschen und Rissen. Sie müssen mit Fischhaut immer und immer

wieder geglättet werden, um für einen oder zwei Anstriche vorbereitet zu sein, bis ihre Oberfläche wie starkes Email vollkommen glatt ist. Ferner muß man darauf achten, nicht übermäßig Farbe aufzutragen. Ein Übermaß an Ansprüchen an die Tugend bewirkt die Auflehnung des Geschöpfes, das sich beim ersten Konflikt wiederum verfehlt. Nein, weder zu viel noch zu wenig. Gerechtigkeit bei der Bearbeitung seiner selbst und der Geschöpfe, die aus Leib und Seele bestehen.

Und wenn dann, wie es meistens geschieht – denn Menschen wie Aurea sind eine Ausnahme, nicht die Regel – Neues mit Altem vermischt wird, wie das der Fall ist bei den Juden, die sich von Mose zu Christus bekehren und auch bei den Heiden mit ihrem Mosaik religiöser Bräuche, die sich nicht mit einem Schlag beseitigen lassen, sondern immer wieder mit Sehnsüchten und Erinnerungen auftauchen, zumindest in den reinsten Dingen, dann sind noch mehr Augenmerk und Takt geboten, und man muß solange arbeiten, bis das Alte im Neuen aufgegangen ist, indem man schon zuvor bestehende Dinge durch die neuen Tugenden vervollständigt. So spielen z. B. bei den Römern Vaterlandsliebe und Mannesmut eine große Rolle. Diese sind beinahe zum Mythos geworden. Zerstört sie nicht, sondern prägt dem vaterländischen Geist einen neuen Geist ein, d. h. die Überzeugung, daß Rom auch *geistig* groß werden muß als Mittelpunkt des Christentums, und benützt die römische Männlichkeit dazu, jene im Glauben stark zu machen, die es auch in der Schlacht sind. Ein anderes Beispiel: Aurea. Der Abscheu vor einer brutalen Offenbarung treibt sie dazu, das zu lieben, was rein ist. Gut, benützt dies, um sie zu einer vollkommenen Reinheit zu führen, indem ihr sie lehrt, die Verderbtheit zu verabscheuen, als ob sie der brutale Römer wäre.

Versteht ihr mich? Macht aus den Gewohnheiten der Menschen Mittel, um in sie einzudringen und sie zu überzeugen. Zerstört nichts brutal. Ihr hättet dann nicht sofort etwas bereit, was euch zum Aufbau dienen kann. Ersetzt ganz langsam mit Liebe, Geduld

und Ausdauer das, was im Bekehrten nicht zurückbleiben darf. Da jedoch das Materielle besonders bei den Heiden stets die Überhand behält und sich diese, obwohl bekehrt, immer noch auf die heidnische Welt stützen, in der sie leben, so besteht besonders auf der Enthaltbarkeit. Hinter der Sinnlichkeit drängt sich nämlich alles übrige herein. Überwacht bei den Heiden die übermäßige Sinnlichkeit, aber auch bei uns, wo sie – bekennen wir es – ebenfalls sehr lebendig ist. Wenn ihr dann bemerkt, daß die Berührung mit der Welt die schützende Farbschicht abblättern läßt, dann fahret nicht fort, den oberen Teil zu bemalen, sondern kehrt zurück zum unteren Teil, indem ihr das Gleichgewicht zwischen Geist und Fleisch, zwischen hoch und tief, beibehaltet. Aber beginnt immer beim Fleisch, beim materiellen Laster, um den Menschen darauf vorzubereiten, den Gast zu empfangen, der sich nicht in unreinen Körpern mit Seelen, die nach fleischlicher Verderbnis stinken, niederläßt . . . Versteht ihr mich?

Fürchtet euch nicht vor der Berührung eures Gewandes mit den unteren Teilen der Leiter bei den Bekehrungsversuchen an den noch nicht Bekehrten. Klug sei euer Vorgehen, damit ihr nicht zerstört, anstatt aufzubauen. Lebt gesammelt in eurem von Gott genährten Ich, im Schutz der Tugend, und geht mit Zartgefühl vor, besonders wenn ihr euch mit dem so empfindlichen seelischen Ich anderer beschäftigt; dann wird es euch sicher gelingen, auch aus den verderbtesten Menschen des Himmels würdige Wesen zu machen.«

»Welch schönes Gleichnis hast du uns da erzählt! Ich will es für Margziam niederschreiben«, sagt der Zelote.

»Und für mich, die ich noch ganz für den Herrn geschmückt werden muß«, sagt langsam, nach Worten suchend, Aurea, die schon seit einiger Zeit barfuß auf der Schwelle der Tür zum Garten steht.

»Oh! Aurea! Hast du uns zugehört?« fragt Jesus.

»Ich habe dir zugehört. Es ist so schön. Habe ich nicht gut daran getan?«

»Nein, Kind. Bist du schon längere Zeit hier?«

»Nein. Und es tut mir leid, daß ich nicht weiß, was du vorher gesagt hast. Deine Mutter hat mich geschickt, dir zu sagen, daß es Zeit ist, sich zu Tisch zu begeben. Das Brot wird gleich aus dem Ofen geholt. Ich habe schon gelernt, Brot zu backen ... Wie schön! Ich habe ebenfalls gelernt, Leinwand zu bleichen. Bei der Arbeit mit dem Brot und der Leinwand hat mir deine Mutter zwei andere Gleichnisse erzählt.«

»Ja? Was hat sie denn gesagt?«

»Daß ich noch wie Mehl im Mehlsieb bin, daß aber deine Güte mich reinigen, deine Gnade mich kneten, dein Apostolat mich formen und deine Liebe mich backen wird. Wenn ich mich von dir reinigen und bearbeiten lasse, wird aus dem unreinen, mit Kleie vermischten Mehl, wie ich es bin, ein Hostienmehl und ein Brot werden, die des Altares würdig sind. Bezüglich der Leinwand, die dunkel, ölig und rauh war, aber durch Seifenkraut und Schlagen rein und weich geworden ist und nun in der Sonne noch strahlend weiß werden wird, hat sie mir gesagt, daß die Sonne Gottes auch mit mir so verfahren wird, wenn ich immer unter ihren Strahlen bleibe und die Waschungen und auch die Abtötungen annehme, um des Königs der Könige, Deiner, meines Herrn, würdig zu werden. Welch schöne Dinge lerne ich jetzt ... Es scheint mir ein Traum zu sein ... ein schöner, wunderschöner Traum! Alles ist schön hier ... Schicke mich nicht fort, Herr!«

»Würdest du nicht gern zu Myrta und Noomi gehen?«

»Ich würde lieber hierbleiben ... Aber ... auch bei ihnen ... Nur nicht bei Römern, Herr. Nein, das nicht!«

»Bete, Kind!« sagt Jesus, indem er seine Hand auf ihr honigblondes Haar legt. »Hast du schon beten gelernt?«

»O ja! Es ist so schön zu sagen: „Vater unser“ und an den Himmel zu denken ... Aber ... der Wille Gottes macht mir etwas Angst, denn ich weiß nicht, ob Gott will, was ich will ... «

»Gott will nur dein Bestes.«

»Ja? Du sagst es? Dann habe ich keine Angst mehr ... Ich fühle,

daß ich in Israel bleiben werde, um immer mehr diesen meinen Vater kennenzulernen ... und ... um die erste Jüngerin aus Gallien zu sein, o mein Herr!«

»Deine Hoffnung wird in Erfüllung gehen, weil sie gut ist. Gehen wir ... «

Alle gehen hinaus, um sich am Becken unter der Quelle zu waschen, während Aurea zu Maria läuft; und man hört die beiden Frauenstimmen, wortgewandt die Marias, unsicher die andere, und hin und wieder ein fröhliches Lachen wegen eines sprachlichen Fehlers, den Maria liebevoll verbessert.

»Das Mädchen lernt schnell und gut«, bemerkt Thomas.

»Ja, es ist gut und willig.«

»Und dann: Deine Mutter als Lehrerin zu haben! ... Nicht einmal Satan könnte ihr widerstehen! ... « sagt der Zelote.

Jesus seufzt, ohne ein Wort zu sagen.

»Warum seufzest du so, Meister? Habe ich etwas Unrechtes gesagt?«

»Du hast ganz richtig gesprochen. Aber es gibt Menschen, die hartnäckiger sind als Satan, der wenigstens vor dem Anblick Marias flieht. Es gibt Menschen, die in ihrer Nähe sind und sich, obwohl von ihr belehrt, nicht zum Guten ändern ... «

»Aber wir doch nicht, wie?«

»Ihr nicht ... Gehen wir ... «

Sie gehen ins Haus, und alles ist zu Ende.

484 Friedliche Sabbate in Nazaret

Der Sabbat ist der Tag der Ruhe, das wissen wir schon. Es ruhen die Menschen und die Werkzeuge. Letztere zugedeckt oder ordentlich an ihrem Platz aufgehoben.

Nun, da der rötliche Sonnenuntergang eines sommerlichen Freitags seinem Ende zugeht, sieht man Maria, die im Schatten eines großen Apfelbaumes an ihrem kleinen Webstuhl sitzt, sich erheben.

Sie bedeckt ihr Gerät und bringt es mit Hilfe des Thomas ins Haus an seinen Platz. Dann bittet sie Aurea, die, zu ihren Füßen auf einem Hocker sitzend, noch etwas ungeschickt die Kleider zusammennäht, die sie von den Römerinnen erhalten und die Maria ihrer Statur angepaßt hat, die Stoffe zusammenzufalten, alles einzusammeln und es geordnet auf die Konsole ihres Zimmerchens zu legen. Während Aurea tut, was ihr aufgetragen worden ist, begibt sich Maria mit Thomas in die Werkstatt, wo Jesus und der Zelote damit beschäftigt sind, Sägen, Hobel, Bohrer, Hämmer und Farb- und Leimtöpfe an ihren Platz zu stellen und Hobelspäne und Sägemehl vom Arbeitstisch und vom Boden zu kehren. Von der getanen Arbeit bleiben nur zwei Bretter, die an der Verbindungsstelle im Schraubstock zusammengepreßt sind, damit der Leim in den Einschnitten gut trocknen kann (vielleicht ist es eine Schublade), und ein Stuhl, der zur Hälfte angestrichen ist und noch stark nach frischer Farbe riecht.

Nun tritt auch Aurea ein, beugt sich über die Silberarbeit des Thomas, bewundert sie und fragt neugierig, wozu sie dient und ob sie ihr gut stehen würde.

»Sie würde dir gut stehen, aber noch besser steht es dir an, brav zu sein. Das sind Schmucksachen, die nur den Körper schmücken, dem Geist aber nichts nützen. Vielmehr schaden sie dem Geist, da sie nur die Eitelkeit wecken.«

»Wenn das so ist, warum machst du sie dann?« fragt das Mädchen logischerweise. »Willst du denn einer Seele Böses zufügen?«

Der immer gutmütige Thomas lächelt über diese Bemerkung und sagt: »Schaden bewirkt der Überfluß bei einem schwachen Geist. Bei einem starken Geist bleibt das Schmuckstück nur das, was es ist: eine Schnalle, die notwendig ist, um das Kleid in Ordnung zu halten.«

»Für wen machst du sie? Für deine Braut?«

»Ich habe keine Braut und werde auch nie eine haben.«

»Dann für deine Schwester.«

»Sie hat mehr, als sie braucht.«

»Dann für deine Mutter.«

»Die arme alte Frau, was soll sie damit anfangen?«

»Aber es ist für eine Frau ... «

»Ja, aber nicht für dich.«

»Oh! Ich denke nicht einmal daran ... und da du gesagt hast, daß diese Dinge einem schwachen Geist schaden, möchte ich sie auch nicht haben. Ich werde auch diese Borten von den Kleidern entfernen. Ich will dem nichts Böses antun, was meines Erlösers ist!«

»Du bist ein braves Kind. Sieh, du hast mit diesem deinem guten Willen ein schöneres Werk geschaffen als ich.«

»Oh! Das sagst du, weil du gut bist! ... «

»Ich sage es, weil es wahr ist. Siehst du: Ich habe diesen silbernen Block genommen, habe Blättchen daraus gemacht und diese dann mit dem Werkzeug, vielmehr mit vielen Werkzeugen so gebogen. Aber ich muß sie noch mehr biegen. Ich muß die verschiedenen Teile auf ganz natürliche Weise miteinander verbinden. Vollendet sind vorläufig nur die beiden Blätter mit ihren Blümchen«, und Thomas nimmt zwischen seine großen Finger den feinen Stengel eines Maiglöckchens, das in ein Blatt gehüllt ist, das in vollendeter Weise die natürliche Form nachahmt. Es macht einen gewissen Eindruck, dieses glitzernde Schmuckstück aus reinem Silber zwischen den starken, gebräunten Fingern des Goldschmiedes zu sehen.

»Oh, schön! Es gab so viele davon auf der Insel, und wir durften sie sammeln, bevor die Sonne aufging. Denn wir Blondenen durften nie an die Sonne gehen, um wertvoller zu sein. Die Brünetten hingegen ließ man draußen unter der Sonne, bis sie sich übel fühlten, um sie noch brauner werden zu lassen ... Sie ... Wie sagt man, wenn einer etwas verkauft und behauptet, es sei eine bestimmte Ware, während es etwas anderes ist ... ?«

»Nun ... es handelt sich um eine Lüge, einen Betrug ... Ich weiß nicht.«

»Ja, sie betrogen die Mädchen, indem sie ihnen sagten, sie seien aus Arabien oder aus dem Gebiet des oberen Nils, dort, wo er entspringt. Eine haben sie verkauft als Abkömmling der Königin von Saba.«

»Nichts weniger! Aber sie haben nicht die Mädchen, sondern die Käufer betrogen. Welch eine Brut! Wie werden die Käufer überrascht gewesen sein, zu sehen, daß ihre Äthiopierinnen mit der Zeit immer hellhäutiger wurden! Hörst du, Meister? Wie viele Dinge, von denen wir nichts wissen! ... «

»Ich höre. Aber das Traurigste dabei ist nicht der Betrug des Käufers, sondern das Schicksal dieser Mädchen ... «

»Das ist wahr. Sie sind ein für allemal entweihte, verlorene Seelen ... «

»Nein. Gott kann immer eingreifen ... «

»Bei mir hat er es getan. Du hast mich gerettet! ... « sagt Aurea, indem sie ihren klaren, heiteren Blick auf den Herrn richtet, und sie schließt mit den Worten: »Ich bin so glücklich!« Da sie jedoch nicht hingehen kann, um Jesus zu umarmen, umfaßt sie Maria mit einem Arm und legt ihr blondes Haupt auf die Schulter der Jungfrau zum Zeichen ihrer vertrauensvollen Liebe.

Die beiden blonden Köpfe in ihren verschiedenen Tönungen heben sich gegen die dunkle Wand ab: ein allerliebstes Bild. Aber Maria denkt an die Mahlzeit, und sie trennen sich und gehen hinaus.

»Darf man eintreten?« sagt an der Tür, die von dem großen Raum zur Straße führt, die etwas rauhe Stimme des Petrus.

»Simon! Öffnet ihm!«

»Simon! Er hat es nicht ausgehalten, länger fernzubleiben«, sagt Thomas lachend, während er zur Tür läuft, um zu öffnen.

»Simon, das war vorauszusehen ... « sagt der Zelote lächelnd.

Aber es ist nicht nur das Gesicht des Petrus, das nun in der Türöffnung erscheint. Es sind alle Apostel vom See, alle mit Ausnahme von Bartholomäus und Iskariot ... und bei ihnen sind auch schon Judas und Jakobus, die Söhne des Alphäus.

»Der Friede sei mit euch! Aber warum seid ihr in dieser Hitze gekommen?«

»Weil ... wir nicht länger fern von dir bleiben konnten. Es sind schon zweieinhalb Wochen, weißt du? Zweieinhalb Wochen, daß wir

dich nicht sehen!« Es scheint fast, als wolle Petrus sagen: »Zwei Jahrhunderte! Eine Ewigkeit!«

»Aber ich habe euch doch gesagt, ihr sollt Judas jeden Sabbat erwarten.«

»Ja, aber an zwei Sabbaten ist er nicht gekommen ... und am dritten kommen nun wir. Nur Natanaël, der nicht ganz wohl ist, ist dort geblieben, und er wird Judas empfangen, wenn er kommen sollte ... Doch er wird sicher nicht hingehen ... Benjamin und Daniel, die durch Tiberias gekommen sind, um auf dem Weg zum Großen Hermon bei uns vorbeizuschauen, sagten, sie hätten ihn dort gesehen ... Aber das werde ich dir später erzählen ... « schließt Petrus, da ihn sein Bruder am Gewand zupft, damit er nicht weitererzählt.

»Nun gut. Du wirst es mir später sagen ... Aber ihr habt euch doch so sehr nach Ruhe geseht, und jetzt, da ihr ausruhen könnt, macht ihr solche Märsche? Wann seid ihr denn aufgebrochen?«

»Gestern abend. Der See war glatt wie ein Spiegel, und wir haben in Tarichäa angelegt, um Tiberias zu meiden ... und um nicht mit Judas zusammenzutreffen ... «

»Warum?«

»Weil wir dich in Frieden genießen wollten.«

»Ihr seid Egoisten!«

»Nein. Er hat schon seine Freuden ... Ach! Ich weiß nicht, wer ihm so viel Geld gibt, um es zu verprassen mit ... Ja, ich habe verstanden, Andreas. Aber zieh mich nicht so am Gewand. Ich habe nur dieses, du weißt es doch. Soll ich mit einem zerrissenen Gewand von hier wieder fortgehen?«

Andreas wird rot. Die anderen lachen. Jesus lächelt.

»Gut. Wir sind in Tarichäa gelandet, auch weil, tadle mich nicht ... Vielleicht ist es die Hitze, vielleicht werde ich fern von dir boshaft, oder vielleicht ist es nur, weil ich daran dachte, daß er sich von dir getrennt hat, um sich mit ... Hör auf, mich am Ärmel zu ziehen! Du siehst ja, daß ich rechtzeitig schweigen kann! ... Also, Meister, es gibt so mancherlei Gründe ... Ich wollte nicht sündigen, und

wenn ich Judas gesehen hätte, wäre es geschehen. Deshalb bin ich nach Tarichäa gefahren, und im Morgengrauen haben wir uns auf den Weg gemacht.«

»Seid ihr über Kana gekommen?«

»Nein, wir wollten den Weg nicht zu sehr verlängern ... Er ist ohnehin schon sehr weit gewesen, und die Fische sind uns ausgegangen ... Wir haben sie in einem Haus zurückgelassen, um in den heißesten Stunden eine Unterkunft zu haben. Nach der neunten Stunde sind wir dann wieder aufgebrochen ... Ein wahrer Backofen! ... «

»Das hättet ihr euch ersparen können. Ich wäre selbst bald gekommen.«

»Wann?«

»Nach dem Austritt der Sonne aus dem „Löwen“.«

»Und du meinst, wir hätten es so lange ohne dich ausgehalten? Tausend ähnlich heißen Tagen hätten wir getrotzt, um zu kommen und dich zu sehen, unseren Meister! Unseren geliebten Meister!« Und Petrus umarmt seinen wiedergefundenen Schatz.

»Wenn man bedenkt, daß ihr, sobald wir beisammen sind, nichts anderes tut, als euch zu beklagen über das Wetter, über die Länge des Weges ... «

»Wir sind eben töricht. Wenn wir beisammen sind, dann kommt es uns nicht zum Bewußtsein, was du für uns bist ... Aber nun sind wir hier. Wir haben schon Unterkunft gefunden: der eine bei Maria des Alphäus, der andere bei Simon des Alphäus, wieder andere bei Ismael, Ascher oder hier in der Nachbarschaft. Jetzt werden wir uns ausruhen, und morgen abend können wir wieder zufrieden und glücklich abreisen.«

»Vergangenen Sabbat hatten wir Myrta und Noomi hier. Sie kamen, um das Mädchen wiederzusehen«, sagt Thomas.

»Siehst du? Wer nur irgendwie kann, kommt hierher!«

»Ja, Petrus. Und was habt ihr in dieser letzten Zeit getan?«

»Gefischt haben wir ... die Barken angestrichen ... die Netze ausgebessert. Jetzt fährt Margziam oft mit den Schiffsjungen aus.

Ein Umstand, der meine Schwiegermutter etwas seltener gegen den „Faulpelz“ schimpfen läßt, „der seine Frau verhungern läßt, nachdem er ihr auch noch einen Bastard gebracht hat“. Dabei ist es Porphyria noch nie so gut gegangen wie jetzt, da sie Margziam hat für ihr Herz ... und alles andere. Aus den drei Lämmern sind fünf geworden und bald werden es noch mehr sein ... Das will etwas bedeuten für eine kleine Familie wie die unsrige! Überdies ersetzt mich Margziam beim Fischfang. Aber diese Frau hat eine giftige Zunge, während ihre Tochter die einer Taube hat ... Aber auch du hast gearbeitet, wie ich sehe ... «

»Ja, Simon. Wir alle haben gearbeitet; meine Brüder in ihrem Haus, ich mit diesen in dem meinigen, um unsere Mütter etwas zur Ruhe kommen zu lassen.«

»Ja, auch wir«, sagen die Söhne des Zebedäus.

»Und ich habe meiner Frau geholfen, indem ich mich um die Bienenstöcke und den Weinberg gekümmert habe«, sagt Philippus.

»Und du, Matthäus?«

»Ich habe niemanden, den ich glücklich machen kann ... So habe ich mich selbst glücklich gemacht, indem ich die Dinge niedergeschrieben habe, an die ich mich am liebsten erinnere ... «

»Oh! Dann werden wir dir das Gleichnis vom Lackieren erzählen. Ich habe es als höchst unerfahrener Anstreicher herausgefordert ... « sagt der Zelote.

»Dann hast du das Handwerk aber schnell erlernt. Schaut, wie schön er diesen Sitz gestrichen hat«, sagt Thaddäus ...

Alle geben ihm recht. Jesus, der nun einen entspannteren Gesichtsausdruck hat, seit er wieder zu Hause ist, strahlt vor Freude, da er seine Apostel um sich hat. Aurea tritt ein und bleibt erstaunt auf der Schwelle stehen.

»Oh! Da ist sie! Aber schau, wie gut sie aussieht! Sie scheint wirklich eine kleine Jüdin zu sein in diesem Gewand!«

Aurea wird purpurrot und weiß nicht, was sie sagen soll. Aber Petrus ist so gutmütig und väterlich, daß sie bald wieder Mut faßt

und sagt: »Ich bemühe mich, es zu werden ... und mit Hilfe meiner Lehrerin hoffe ich, es bald zu sein ... Meister, ich gehe deiner Mutter sagen, daß diese hier sind«, und sie zieht sich schnell zurück.

»Sie ist ein gutes Mädchen«, erklärt der Zelote.

»Ja. Ich wollte, sie bliebe bei uns in Israel. Bartholomäus hat eine gute Gelegenheit und eine Freude verpaßt, als er sie zurückgewiesen hat«, sagt Thomas.

»Bartholomäus hält sich sehr ... an die Formeln«, entschuldigt ihn Philippus.

»Sein einziger Fehler«, bemerkt Jesus.

Maria tritt ein ... »Der Friede sei mit dir, Maria«, sagen die Ankömmlinge aus Kafarnaum.

»Der Friede sei mit euch ... Ich wußte nicht, daß ihr hier seid. Ich werde gleich für euch sorgen ... Kommt inzwischen ... «

»Unsere Mutter und Salome werden von zu Hause verschiedene Speisen mitbringen. Mach dir keine Sorge, Maria«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Gehen wir in den Garten ... Es erhebt sich ein angenehmer Abendwind ... « sagt Jesus.

Sie betreten den Garten und setzen sich, brüderliche Gespräche führend, da und dort hin, während die Tauben gurren und sich um ihre abendliche Mahlzeit streiten, die Aurea ihnen auf den Boden streut ... Dann werden die blühenden Blumenbeete und die einfachen, nützlichen und schönen Gemüsebeete begossen. Die Apostel wollen das selbst besorgen in ihrer heiteren Art, während Maria des Alphäus, die dazugekommen ist, mit Aurea und Maria das Essen für die Gäste bereitet. Und der Duft der bratenden Speisen mischt sich mit dem der feuchten Erde, so wie das Gezitscher der Vögel, die sich um einen guten Platz in den dichtbelaubten Bäumen des Gartens streiten, sich mit den tiefen oder hellen Stimmen der Apostel mischt ...

485 »Bevor ich Mutter bin, bin ich Tochter und Dienerin Gottes«

Der Sabbat dauert an, der eigentliche Sabbattag.

In dieser strahlenden Morgenstunde, wenn die Hitze die Luft noch nicht beschwert, ist es angenehm, in brüderlicher, friedlicher Gemeinschaft in der schattigen Laube zu sitzen oder dort, wo der Apfelbaum zusammen mit dem Feigen- und dem Mandelbaum seinen Schatten hinwirft und so den der Laube, unter der die Trauben heranreifen, verlängert. Es ist auch angenehm, auf den Pfaden zwischen den Beeten hin- und herzuwandeln, vom Bienenstock zum Taubenschlag zu gehen, von dort zur kleinen Grotte und an den Frauen, Maria, Maria des Klopas, ihrer Schwiegertochter Salome des Simon und Aurea vorbei zu den vereinzelt Olivenbäumen, die vom Hang her ihre Äste über den stillen Gemüsegarten breiten.

Dies tun Jesus und die Seinen, Maria und die anderen Frauen. Jesus belehrt, ohne es zu beabsichtigen, und auch Maria belehrt, ohne es zu beabsichtigen. Sowohl seine Jünger als auch ihre Jüngerinnen lauschen aufmerksam den Worten der beiden Meister.

Aurea sitzt wie gewöhnlich zusammengekauert auf ihrem kleinen Hocker zu Füßen Marias. Sie hat die Hände um die Knie geschlungen, das Antlitz erhoben und blickt mit ihren weit geöffneten Augen Maria fest an. Sie scheint ein Kind zu sein, das einer herrlichen Fabel lauscht. Aber es ist keine Fabel. Es ist eine schöne Wahrheit. Maria erzählt der kleinen Heidin von gestern die Geschichte Israels, und wenn auch die anderen die vaterländischen Geschichten schon kennen, so hören sie doch aufmerksam zu. Denn es ist immer schön, die Geschichten von Rahel, von der Tochter des Jiftach und von Hanna des Elkana zu hören, wenn sie von ihren Lippen strömen!

Judas des Alphäus nähert sich langsam und hört lächelnd zu. Er steht hinter Maria, die ihn deshalb nicht sehen kann. Aber der lächelnde Blick, den Maria des Klopas ihrem Judas zuwirft, verrät Maria, daß jemand hinter ihrem Rücken steht, und sie wendet sich um: »Oh! Judas? Bist du von Jesus weggelaufen, um mich arme Frau anzuhören?«

»Ja. Einst habe ich dich verlassen, um zu Jesus zu gehen, denn du warst meine erste Lehrmeisterin. Aber es ist mir eine Freude, ihn bisweilen zu verlassen, um zu dir zu kommen und wieder Kind zu werden wie damals, als ich dein Schüler war. Fahre fort, ich bitte dich ... «

»Aurea will jeden Sabbat ihren Lohn, und ihr Lohn besteht darin, daß ich ihr erzähle, was sie am tiefsten beeindruckt hat an unserer Geschichte, die ich ihr Tag für Tag während der Arbeit etwas erkläre.«

Auch die anderen sind herbeigekommen ... Thaddäus sagt: »Und was gefällt dir besonders, Mädchen?«

»Alles, könnte ich sagen ... Aber ganz besonders gefallen mir Rahel und Hanna des Elkana, dann Rut ... und dann ... Ah! Wie schön! Tobias und der kleine Tobias mit dem Engel, und dann die Braut, die betet, um befreit zu werden ... «

»Und Mose nicht?«

»Vor dem habe ich Angst ... Er ist zu gewaltig ... Aber von den Propheten gefällt mir Daniel, der Susanna verteidigt.« Dann schaut sie sich um und flüstert: »Auch ich bin verteidigt worden von meinem Daniel«, und dabei blickt sie auf Jesus.

»Aber auch die Bücher des Mose sind schön!«

»Ja, wo sie lehren, daß man nichts Böses tun soll, und dort, wo sie vom Stern sprechen, der aus Jakob aufgehen wird. Ich kenne jetzt seinen Namen. Früher wußte ich nichts davon, und ich bin glücklicher als jener Prophet, denn ich sehe ihn aus der Nähe. Sie hat mir alles gesagt, und nun weiß auch ich es«, schließt sie fast triumphierend.

»Und das Paschafest, gefällt dir das nicht?«

»Ja ... aber ... auch die Kinder der anderen sind Kinder einer Mutter. Warum sie töten? Ich ziehe den Gott, der rettet, dem Gott, der tötet, vor ... «

»Du hast recht ... Maria, hast du ihr noch nicht von seiner Geburt erzählt?« fragt Jakobus, indem er auf den Herrn weist, der zuhört und schweigt.

»Noch nicht. Ich will, daß sie erst die Vergangenheit gut kennt, damit sie die Gegenwart verstehen kann, die auf der Vergangenheit basiert. Sobald sie die Vergangenheit kennt, wird sie auch begreifen, daß der Gott, der ihr Furcht einflößt, der Gott des Sinai, zwar ein Gott der strengen Liebe ist, doch stets ein Gott der Liebe.«

»Oh, Mutter! Erzähl es mir doch jetzt! Es wird mir weniger Mühe machen, die Vergangenheit zu verstehen, wenn ich die Gegenwart kenne; denn nach dem, was ich von ihr schon weiß, ist sie wirklich wunderbar und läßt mich Gott ohne Furcht lieben. Ich habe es so nötig, keine Angst zu fühlen!«

»Das Mädchen hat recht. Erinnert euch alle immer an diese Wahrheit, wenn ihr das Evangelium verkünden werdet. Die Seelen müssen frei von Angst sein, um voller Vertrauen zu Gott gehen zu können. Ich bin immer darum bemüht, und man muß es um so mehr sein, je mehr sie aus Unwissenheit oder wegen ihrer Sünden der Angst vor Gott ausgeliefert sind. Aber Gott, auch der Gott, der die Ägypter schlug und dir Furcht einflößt, o Aurea, ist immer gut. Schau: Als er die Kinder der grausamen Ägypter tötete, hat er Barmherzigkeit geübt an diesen Kindern, die, da sie nicht heranwachsen konnten, keine Sünder wie ihre Eltern geworden sind; und auch an den Eltern, indem er ihnen Zeit gab, ihre Missetaten zu bereuen. Es handelte sich also um eine strenge Güte. Denn man muß unterscheiden können zwischen echter Güte und Weichlichkeit in der Erziehung. Auch als ich ein kleines Kind war, wurden viele Neugeborene sogar auf dem Schoß ihrer Mütter getötet. Die Welt schrie auf vor Entsetzen. Aber wenn die Zeit einmal für die einzelnen und für die ganze Menschheit abgelaufen ist, dann werdet ihr ein für allemal begreifen, daß jene die Glücklichen, die Gesegneten in Israel, im Israel der Zeit Christi waren, die von der großen Sünde bewahrt blieben, mitschuldig am Tode des Erlösers zu sein, weil sie schon in ihrer Kindheit getötet wurden.«

»Jesus!« ruft Maria des Alphäus entsetzt aus, indem sie aufsteht und sich umschaute, als ob sie fürchtete, die Gottesmörder hinter

den Hecken und Bäumen des Gartens auftauchen zu sehen. »Jesus!« wiederholt sie und blickt ihn schmerzerfüllt an.

»Was ist? Erinnerst du dich nicht mehr an die Schrift, daß du so erstaunt bist über das, was ich sage?« fragt Jesus sie.

»Aber ... aber ... es ist nicht möglich ... Das darfst du nicht zulassen ... Deine Mutter ... «

»Sie ist Erlöserin wie ich, und sie weiß es. Betrachte sie und ahme sie nach!«

Maria ist tatsächlich ernst, königlich in ihrer tiefen Blässe. Sie sitzt unbeweglich da, die Hände im Schoß gefaltet wie zum Gebet, das Haupt erhoben mit einem Blick, der in die Weite schweift.

Maria des Alphäus schaut sie an; dann wendet sie sich von neuem Jesus zu: »Sprich dennoch nicht von dieser schrecklichen Zukunft! Du bohrst ein Schwert in ihr Herz.«

»Seit zweiunddreißig Jahren ist dieses Schwert in ihrem Herzen.«

»Nein! Das ist nicht möglich! Maria ... immer so heiter ... Maria ... «

»Frage sie selbst, wenn du nicht glaubst, was ich dir sage.«

»Ja, ich frage sie! Ist es wahr, Maria? Weißt du es? ... «

Da sagt Maria mit leiser, aber fester Stimme: »Es ist wahr. Er war erst vierzig Tage alt, da wurde es mir von einem Heiligen gesagt ... Aber auch vorher schon ... Oh! Als der Engel mir sagte, daß ich, obwohl ich Jungfrau blieb, einen Sohn gebären würde, der seiner göttlichen Empfängnis wegen Sohn Gottes genannt werden und es tatsächlich sein würde ... als mir dies gesagt wurde, und daß sich im Schoße der unfruchtbaren Elisabet durch ein Wunder des Ewigen eine Frucht gebildet hätte, da habe ich mich sofort der Worte des Jesaja erinnert: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und er wird Immanuel genannt werden“ ... Alles, alles von Jesaja! Dort, wo er vom Vorläufer spricht ... und dort, wo er vom Mann der Schmerzen spricht, rot, rot von Blut, nicht mehr zu erkennen ... ein Aussätziger ... um unserer Sünden willen ... Das Schwert ist seit jener Zeit in meinem Herzen, und alles hat dazu ge-

dient, es noch tiefer hineinzubohren: der Gesang der Engel und die Worte Simeons, die Weisen aus dem Morgenland und alles andere, alles ... «

»Aber was sagst du da, meine Maria? Jesus triumphiert, Jesus wirkt Wunder ... Die Menschen, die ihm folgen, werden immer zahlreicher ... Ist das etwa nicht wahr?« sagt Maria des Alphäus.

Maria, immer noch in derselben Haltung, antwortet auf jede Frage: »Ja, ja, ja«, ohne Besorgnis, ohne Freude; es ist nur eine ruhige Zustimmung, denn die Dinge stehen in der Tat so.

»Nun? Welches andere „Alles“ bohrt dir dann das Schwert immer tiefer ins Herz?«

»Oh ... alles ... «

»Und so ruhig bist du dabei? Immer dieselbe, seit du vor drei- unddreißig Jahren als Braut hierher gekommen bist; und es scheint mir gestern gewesen zu sein, so lebhaft erinnere ich mich daran ... Aber wie bist du dazu fähig? ... Ich ... ich wäre wahnsinnig geworden ... Ich würde ... ich weiß nicht, was ich tun würde ... Ich ... Aber nein! Es ist nicht möglich, daß eine Mutter dies weiß und dabei so ruhig bleibt!«

»Bevor ich Mutter bin, bin ich Tochter und Dienerin Gottes ... Meine Ruhe, wie ich sie finde? Indem ich den Willen Gottes erfülle. Meine Heiterkeit, woher mir die kommt? Aus der Erfüllung dieses Willens. Wenn ich den Willen eines Menschen erfüllen müßte, könnte ich vielleicht betrübt sein; denn der Wille eines Menschen, auch des weisesten, kann sich immer auf Irrtum gründen. Aber der Wille Gottes! Wenn er mich zur Mutter seines Christus auserkoren hat, sollte ich dann vielleicht denken, das sei grausam, und sollte ich bei diesem Gedanken meine Heiterkeit verlieren? Bei dem Gedanken, daß dies die Erlösung ist durch ihn und durch mich und auch für mich, sollte ich mich verwirren lassen durch Nachdenken, was ich tun werde, um jene Stunde zu überstehen? Oh! Sie wird furchtbar sein ... « und Maria zuckt unwillkürlich zusammen und ringt die Hände, wie um ihr Zittern zu bezwingen, wie um inständiger zu be-

ten, während ihr Antlitz noch blasser wird und die zarten Wimpern sich mit einem Anflug von Angst über die schönen, himmelblauen Augen senken. Doch nach einem tiefen Seufzer faßt sie sich wieder und schließt mit den Worten: »Aber der, der mir seinen Willen auferlegt hat und dem ich mit vertrauensvoller Liebe diene, wird mir in jener Stunde die nötige Hilfe gewähren. Mir und ihm ... Denn der Vater kann niemand einen Willen auferlegen, der über die menschlichen Kräfte hinausgeht ... und er hilft ... immer ... und er wird uns helfen, mein Sohn. Er wird uns helfen ... Er wird uns Kraft geben ... und nur er, dem unendliche Mittel zur Verfügung stehen, wird uns zu Hilfe kommen können.«

»Ja, Mutter. Die Liebe wird uns beistehen, in der Liebe werden wir uns gegenseitig beistehen, und in der Liebe werden wir erlösen ... « Jesus hat sich an die Seite seiner Mutter begeben und legt ihr die Hand auf die Schulter. Sie erhebt ihr Antlitz, um ihn anzublicken, ihren schönen und gesunden Jesus, der dazu bestimmt ist, entstellt zu werden durch Martern und getötet zu werden durch tausend Wunden, und sie sagt: »In der Liebe und im Schmerz ... Ja. Und zusammen ... «

Niemand spricht mehr ... Im Kreis um die beiden Hauptpersonen der künftigen Tragödie von Golgota stehen die Apostel und Jüngerrinnen nachdenklich und wie Statuen da ...

Aurea sitzt wie versteinert auf ihrem kleinen Hocker ... Aber sie ist die erste, die sich faßt, und ohne aufzustehen gleitet sie auf die Knie, gerade vor Maria. Sie umschlingt ihre Knie und legt das Haupt auf ihren Schoß mit den Worten: »Auch für mich wird all dies geschehen! ... Wieviel ich euch koste und wie sehr ich euch liebe für das, was ich euch koste! O Mutter meines Gottes, segne mich, damit ich euch nicht umsonst so viel koste ... «

»Ja, meine Tochter. Fürchte dich nicht! Gott wird auch dir helfen, wenn du immer seinen Willen annimmst.« Sie streichelt ihr Haar und ihre Wangen und fühlt, daß sie tränennaß sind. »Weine nicht! Von Christus hast du als erstes das schmerzreiche Los kennege-

lernt, das Ende seiner Mission als Mensch. Es wäre nicht recht, wenn dir unbekannt bliebe, was in der ersten Stunde seines Lebens geschah. Höre ... Alle werden gern diese bitteren, düsteren Betrachtungen für einen Augenblick vergessen und sich jener lieblichen Stunde erinnern, die ganz Licht, ganz Gesang, ganz Hosanna war: der Stunde seiner Geburt ... Höre« ...

Und Maria erklärt den Grund ihrer Reise nach Betlehem in Judäa, der Stadt, die als Geburtsstadt des Erlösers vorhergesagt worden war, und erzählt dann voller Liebe von der Nacht der Geburt Christi.

486 Jesus und Maria im Gespräch

Ich weiß nicht, ob es am Abend desselben Sabbat ist. Ich weiß nur, daß ich Jesus und Maria sehe. Sie sitzen auf der Steinbank vor dem Haus, nahe der Tür des Eßraumes, aus dem der schwache Schein einer Öllampe dringt. Die Flamme hebt und senkt sich in der Zugluft, als wäre ihre Bewegung durch regelmäßige Atemzüge geregelt. Es ist das einzige Licht in der mondlosen Nacht, ein winziges Licht, das ein Streifchen des Bodens vor dem Ausgang beleuchtet und schon beim ersten Rosenstock des Blumenbeetes erstirbt. Aber dieses geringe Licht reicht aus, die Profile der beiden im Gespräch Vertieften abzuzeichnen in dieser heiteren Nacht, die erfüllt ist vom Duft des Jasmin und anderer Sommerblumen.

Sie unterhalten sich über die Verwandten ... über Josef des Alphäus, der immer noch starrköpfig ist; über Simon, der so wenig Mut hat in seinem Bekenntnis zum Glauben, da ihn nun einmal der älteste seiner Brüder, der wie sein Vater autoritär und eigensinnig in seinen Ansichten ist, beherrscht. Es ist der große Schmerz Marias, die alle Neffen unter den Jüngern Jesu sehen möchte ...

Jesus tröstet sie, und um den Vetter zu entschuldigen, weist er auf seinen starken israelitischen Glauben hin: »Das ist ein Hindernis, weißt du? Ein wahres Hindernis. Denn all die Formeln und Vorschriften bilden eine Schranke gegen die Annahme des messia-

nischen Gedankens in seiner Wahrheit. Es ist viel leichter, einen Heiden zu bekehren, vorausgesetzt daß er keine vollständig verderbte Seele hat. Der Heide denkt nach und sieht den großen Unterschied zwischen seinem Olymp und meinem Reich. Aber Israel, besonders was die Gebildeten angeht, tut sich schwer, die neuen Ideen anzunehmen ... «

»Und doch ist es immer jene Idee!«

»Ja, es handelt sich immer um den gleichen Dekalog und um die gleichen Prophezeiungen. Aber sie sind vom Menschen entstellt worden. Er hat sie von der übernatürlichen Sphäre, in der sie waren, heruntergeholt und auf das Niveau der Erde, in die Atmosphäre der Welt gebracht. Er hat sie mit seiner Menschlichkeit bearbeitet und verändert ... Der Messias, der geistige König des großen Reiches Israel, das man so nennt, weil der Messias aus Israel hervorgeht, das man aber besser das Reich Christi nennen sollte, da Christus den besseren Teil des heutigen und des gestrigen Israel um sich vereint und ihn veredelt in seiner Vollkommenheit als Gottmensch ... der Messias kann für sie nicht der demütige, arme Mensch sein, der für sich weder Macht noch Reichtum beansprucht, der denen gehorcht, die uns als Strafe Gottes beherrschen, weil im Gehorsam Heiligkeit liegt, solange der Gehorsam nicht das große Gesetz verletzt. Deswegen kann man sagen, daß ihr Glaube gegen den wahren Glauben arbeitet, und solche Starrköpfe und von ihrer Gerechtigkeit Überzeugte gibt es viele ... in allen Gesellschaftsschichten ... selbst unter meinen Verwandten und Aposteln. Glaube mir, o Mutter, das ist darin der Grund für ihre Unfähigkeit, an mein Leiden zu glauben. Ihre Irrtümer in der Einschätzung der Menschen haben hier ihren Ursprung ... Auch ihre hartnäckige Widerspenstigkeit, wenn sie in den Heiden die Götzendiener sehen wollen, indem sie nur auf das Körperliche im Menschen schauen anstatt auf den Geist, jenen Geist, der einen einzigen Ursprung hat und dem Gott nur eine Bestimmung geben möchte: den Himmel. Schau Bartholomäus an ... Er ist ein Beispiel dafür. Er ist gut, weise und zu allem bereit, um

mir Ehre zu erweisen und Trost zu geben ... Aber gegenüber einer Aglaia und sogar einer Syntyche, die schon eine Blume ist im Vergleich zur armen Aglaia, die nur durch die Buße vom Schlamm zur Blume wird, und selbst gegenüber einem armen Mädchen, dessen Schicksal bei jedem Mitleid hervorruft und dessen instinktives Schamgefühl jedem Bewunderung entlockt, kann er seinen Abscheu vor den Heiden nicht verleugnen. Nicht einmal mein Beispiel kann ihn überzeugen, und auch nicht meine Lehre, daß ich für alle gekommen bin ... «

»Du hast recht. Und gerade Bartholomäus und Judas von Kerijot, die beiden Gelehrtesten – wenigstens betrifft das Bartholomäus, während ich von Judas Iskariot nicht einmal weiß, welcher Klasse ich ihn genau zuordnen soll, der aber ganz von der Atmosphäre des Tempels durchdrungen ist – gerade sie sind die Widerspenstigsten. Jedoch ist Bartholomäus ein guter Mensch, und sein Widerstand ist noch entschuldbar. Judas ... nicht. Du hast gehört, was Matthäus gesagt hat, der eigens nach Tiberias gegangen ist ... und Matthäus hat Erfahrung im Leben, und besonders in *diesem* Leben ... Richtig ist auch die Beobachtung des Jakobus des Zebedäus: „Aber wer gibt Judas denn so viel Geld?“ Denn ein solches Leben kostet nicht wenig ... Arme Maria des Simon!«

Jesus macht die gewohnte Handbewegung, um zu sagen: »So ist es ... « und seufzt. Dann sagt er: »Hast du gehört? Die Römerinnen sind in Tiberias ... Valeria hat mich nichts wissen lassen. Aber ich muß etwas wissen, bevor ich meinen Weg fortsetze. Mutter, ich will dich für einige Tage in Kafarnaum bei mir haben ... Dann kehrst du wieder hierher zurück, und ich werde bis an die Grenzen der Syro-Phönizier wandern und dann zurückkommen und dich besuchen, bevor ich nach Judäa, zum störrischen Schaf Israels, gehe ... «

»Sohn, morgen abend werde ich aufbrechen ... Ich werde Maria des Alphäus mit mir nehmen. Aurea wird zu Simon des Alphäus gehen, denn die Kritik würde nicht ausbleiben, wenn sie mehrere Tage hier mit euch zubringt ... Die Welt ist eben so ... Ich werde

aufbrechen ... und mein erster Aufenthalt wird Kana sein. Dann werde ich im Morgengrauen von dort weggehen und anschließend bei der Mutter der Salome des Simon verweilen. Bei Sonnenuntergang werde ich Weiterreisen, um noch bei Tageslicht nach Tiberias zu kommen. Ich werde mich in das Haus des Jüngers Josef begeben, denn ich will persönlich mit Valeria sprechen; wenn ich zu Johanna ginge, würde sie den Auftrag übernehmen wollen ... Nein. Ich, als Mutter des Heilands, werde anders aufgenommen werden als eine, die in ihren Augen nur eine Jüngerin ist ... Mir wird sie nichts abschlagen. Habe keine Sorge, mein Sohn!«

»Ich habe keine Sorge. Aber die Mühe, die du damit auf dich nimmst, tut meinem Herzen weh.«

»Oh, um eine Seele zu retten! Was sind schon zwanzig Meilen in dieser Jahreszeit.«

»Es wird auch psychisch mühevoll sein. Bitten ... und vielleicht gedemütigt werden ... «

»Das ist wenig und geht wieder vorüber. Aber eine Seele bleibt!«

»Du wirst wie eine verlorene Schwalbe in diesem verkommenen Tiberias sein. Nimm Simon mit dir.«

»Nein, mein Sohn. Wir zwei allein, zwei arme Frauen ... aber zwei Mütter und zwei Jüngerinnen, die moralisch stark sind. Ich werde mich beeilen. Laß mich gehen ... Gib mir nur noch deinen Segen.«

»Ja, Mutter, von ganzem Herzen als Sohn und mit meiner ganzen Macht als Gott. Geh, und die Engel mögen dich auf deinem Weg begleiten.«

»Danke, Jesus. Kehren wir also ins Haus zurück. Ich werde schon im Morgengrauen aufstehen müssen, um alles für die Abreisenden und die Zurückbleibenden herzurichten. Sprich das Gebet, Sohn ... «

Jesus und Maria stehen auf und beten zusammen das „Vater unser“ ... Dann gehen sie ins Haus und schließen die Tür ... Das Licht wird ausgelöscht, und jede menschliche Stimme verstummt. Es weht nur noch ein leichter Wind durch die Zweige, und das leise Plätschern des Wassers im Brunnenbecken ist zu vernehmen.

487 Maria in Tiberias

Tiberias ist schon in Sicht, während die beiden müden Pilgerinnen ihre Wanderung in der sinkenden Abenddämmerung fortsetzen.

»Bald wird es dunkel sein ... und wir sind noch inmitten der Felder ... zwei Frauen allein ... und in der Nähe einer großen Stadt voller ... Uh! Welch ein Volk! Beelzebul! Beelzebul, zum größten Teil ... « sagt Maria des Alphäus, indem sie sich ängstlich umsieht.

»Fürchte dich nicht, Maria! Beelzebul wird uns nichts Böses antun. Er schadet nur dem, der ihn in sein Herz aufnimmt.«

»Aber diese Heiden haben ihn! ...

»In Tiberias gibt es nicht nur Heiden, und auch unter den Heiden gibt es Gerechte.«

»Ja aber! Sie kennen unseren Gott nicht! ... «

Maria entgegnet nichts, denn sie weiß, daß es nutzlos wäre. Die gute Schwägerin ist nur eine der vielen Israelitinnen, die ausschließlich sich selbst als tugendhaft betrachten ... weil sie Israelitinnen sind.

Es folgt ein Schweigen, in dem man nur das Geräusch der Sandalen an den müden und staubigen Füßen hört.

»Es wäre besser gewesen, wenn wir den üblichen Weg eingeschlagen hätten ... Den kennen wir gut ... und dort wäre man auch mehr Menschen begegnet. Dieser hier ... zwischen den Gärten ... ist so einsam und unbekannt ... Ich fürchte mich, das ist es!«

»Aber nein, Maria! Schau, die Stadt ist gleich dort, und hier sind ruhige Gärten der Bauern von Tiberias. Nicht weit von hier ist das Ufer. Willst du, daß wir am Ufer entlang gehen? Dort werden wir Fischern begegnen ... Wir brauchen nur diese Gärten zu durchqueren.«

»Nein, nein. So entfernen wir uns wieder von der Stadt. Und dann ... Die Bootsleute sind fast alle Griechen, Kreter, Araber, Ägypter, Römer ... « und es scheint, als ob sie ebensoviele Höllennamen ausspräche. Maria, die allerheiligste Jungfrau, kann nicht umhin, im Schutze ihres Schleiers zu lächeln.

Sie gehen weiter. Der Weg wird zur Allee, aber noch dunkler als zuvor ... und Maria des Alphäus wird noch ängstlicher und ruft Jahwe an bei jedem ihrer Schritte, die immer langsamer werden.

»Auf! Sei mutig! Beeile dich, wenn du Angst hast!« spornet Maria sie an, die auf jede Anrufung: »Marána tha!« geantwortet hat.

Doch Maria des Alphäus bleibt nun gänzlich stehen und fragt: »Aber warum hast du hierher kommen wollen? Vielleicht, um mit dem Iskariot zu sprechen?«

»Nein, Maria, oder wenigstens nicht genau aus diesem Grunde. Ich bin gekommen, um mit der Römerin Valeria zu sprechen ... «

»Barmherzigkeit! Gehen wir in ihr Haus? O nein! Maria! Tu das nicht! Ich ... werde dich nicht hinbegleiten! Aber was willst du denn dort tun bei diesen ... diesen ... Verfluchten! ... «

Die allerseligste Jungfrau lächelt nicht mehr sanft, sondern blickt ihre Begleiterin ernst an und fragt: »Erinnerst du dich nicht, daß es darum geht, Aurea zu retten? Mein Sohn hat ihre Befreiung begonnen. Ich werde sie vollenden. Übst du auf solche Weise deine Liebe zu den Seelen?«

»Aber sie ist doch nicht von Israel ... «

»Wahrlich, du hast noch kein Wort der Frohen Botschaft begriffen! Du bist eine sehr unvollkommene Jüngerin ... Du arbeitest nicht für deinen Meister und bereitest mir großen Schmerz.«

Maria des Alphäus senkt das Haupt ... Doch ihr Herz, das voller israelitischer Vorurteile, im Grunde aber gut ist, gewinnt die Oberhand, und mit einem Tränenausbruch umarmt sie Maria und sagt: »Verzeih mir! Verzeih mir! Sage mir nicht, daß ich dir Schmerz bereite und meinem Jesus nicht ergeben bin! Ja, ja! Ich bin sehr unvollkommen und verdiene deinen Tadel ... Aber ich werde in Zukunft nicht mehr so sein ... Ich komme, ich komme! Auch in die Hölle, wenn du dahin gehen solltest, um ihr eine Seele zu entreißen und sie Jesus zu bringen ... Gib mir einen Kuß, Maria, zum Zeichen, daß du mir verzeihst ... «

Maria küßt sie, und sie setzen rasch ihren Weg fort, wieder ermutigt durch die Liebe ...

Nun sind sie in Tiberias, in der Nähe des kleinen Fischerhafens. Sie suchen das Häuschen des Josef, des Jüngers und Bootsmannes . . . Sie finden es und klopfen an.

»Die Mutter meines Meisters! Tritt ein, o Frau! Gott sei mit dir und mit mir, der ich dich beherbergen darf. Tritt auch du ein, und der Friede sei mit dir, Mutter der Apostel.«

Sie treten ein, während die Frau und die junge Tochter des Bootsmannes herbeieilen, sie zu begrüßen, gefolgt von einer ganzen Schar kleiner Kinder . . .

Das karge Abendmahl ist schnell eingenommen, und Maria des Klopas zieht sich müde zurück, zusammen mit den Kindern des Hauses. Die anderen bleiben auf der hohen Terrasse, von der aus man den See sieht, dessen Wellen an das Ufer schlagen – d. h. man hört mehr als man sieht, denn der Mond ist noch nicht aufgegangen. Anwesend sind die allerseligste Jungfrau, der Bootsmann und seine Frau, die sich zwar bemüht, eine gute Gesellschafterin zu sein, in Wirklichkeit aber bald den Kopf sinken läßt und einschläft.

»Sie ist müde«, entschuldigt sie Josef.

»Die Arme. Die Hausfrauen sind am Abend immer müde.«

»Ja, sie arbeiten viel, und sind nicht wie jene dort, die nur an ihr Vergnügen denken«, sagt der Fährmann verächtlich, indem er auf die Barken weist, die hell erleuchtet sind und unter Sang und Klang vom Ufer abstoßen. »Sie fahren um diese Stunde hinaus! Für sie beginnt jetzt die Arbeit, wenn die rechtschaffenen Leute schlafen gehen. Sie schädigen nur die Arbeiter; denn sie tun, als ob sie fischen wollten, und zwar an den besten Plätzen, und verjagen uns, denen der See das Brot für die Familie gibt . . . «

»Wer sind diese Leute?«

»Römerinnen und ihresgleichen; und zu letzteren rechne ich auch Herodias, ihre wollüstige Tochter und andere Hebräerinnen . . . Denn Marien von Magdala haben wir viele . . . ich meine die Maria vor der Bekehrung . . . «

»Es sind Unglückliche . . . «

»Unglückliche? Die Unglücklichen sind wir, die wir sie nicht steinigen, um Israel von diesen Verderbten zu säubern, die den Fluch Gottes auf uns herabziehen.«

Indessen haben weitere Boote das Ufer verlassen, und der See rötet sich von den Lichtern der Boote der Genießer.

»Spürst du den Harzgeruch in der Luft? Sie betäuben sich erst mit Rauch, dann tun sie den Rest bei ihren Gelagen. Sie sind imstande zu den warmen Quellen am anderen Ufer zu fahren ... In den Thermen dort ... spielen sich Höllenszenen ab. Beim Morgengrauen, im Morgenrot oder auch später kehren sie dann zurück ... betrunken, übereinander liegend wie Säcke, Männer und Frauen, und die Sklaven müssen sie in ihre Häuser tragen, wo sie sich dann nach den Orgien ausschlafen. Heute abend fahren sie wirklich alle aus, die schönen Boote! Schau nur! Schau nur! Aber ich grolle mehr den Juden, die sich ihnen anschließen, als ihnen selbst. Sie, das ist bekannt, sind haltlose Tiere. Aber wir! ... Frau, weißt du, daß der Apostel Judas hier ist?«

»Ich weiß es.«

»Er gibt kein gutes Beispiel, weißt du?«

»Warum? Geht er mit jenen? ... «

»Nein ... aber er hat schlechten Umgang ... und eine Frau. Ich habe ihn nicht gesehen ... Niemand von uns hat ihn so gesehen. Aber Pharisäer haben über uns gespottet mit den Worten: „Euer Apostel hat den Meister gewechselt. Jetzt hat er eine Frau und ist in der guten Gesellschaft der Zöllner.“«

»Urteile nicht über das, was du nur erzählen gehört hast, Josef. Du weißt, daß die Pharisäer euch nicht lieben und nicht einmal den Meister loben.«

»Das ist wahr ... Aber das Gerücht geht um ... und schadet ...!«

»So wie es aufgekommen ist, wird es wieder verschwinden. Aber du, sündige nicht gegen den Bruder. Wo wohnt er? Weißt du es?«

»Ja, bei einem Freund, glaube ich. Es ist einer, der ein Warenlager von Weinen und Gewürzen hat. Es ist das dritte Lager auf der Ostseite des Marktes, gleich nach dem Brunnen ... «

»Sind alle Römerinnen gleich?«

»Oh! Mehr oder weniger! ... Auch wenn sie sich nicht sehen lassen, tun sie Böses.«

»Gibt es solche, die sich nicht sehen lassen?«

»Die, die am Osterfest zu Lazarus gekommen sind. Sie führen ein zurückgezogenes Leben ... Ich will sagen, sie nehmen nicht immer an den Gastmählern teil. Jedoch gehen sie immerhin noch oft genug hin, daß man sagen kann, sie sind unrein.«

»Sagst du das, weil du dessen sicher bist oder weil deine hebräische Voreingenommenheit dich so reden läßt? Prüfe dich genau ... «

»Ja ... eigentlich ... weiß ich es nicht ... Ich habe sie nicht mehr in den Booten der Unreinen gesehen ... aber zur Nachtzeit gehen sie auf den See.«

»Auch du.«

»Gewiß, wenn ich fischen will!«

»Die Hitze ist sehr groß! Nur in der Nacht auf dem See findet man etwas Erfrischung. Das sind deine eigenen Worte, du hast dies während des Abendessens gesagt.«

»Es ist wahr.«

»Warum aber sollte man denken, daß sie nicht aus demselben Grund auf den See hinausfahren?«

Der Mann schweigt ... und fährt dann fort: »Es ist schon spät. Die Sterne lassen mich erkennen, daß wir in der zweiten Nachtwache sind. Ich gehe zur Ruhe, Frau. Kommst du nicht?«

»Nein. Ich bleibe hier und bete. Ich werde morgen sehr früh ausgehen. Wundere dich nicht, wenn du mich beim Morgengrauen nicht mehr im Haus findest.«

»Du kannst tun, was du willst. Hanna! Auf! Gehen wir zu Bett!« Er weckt seine Frau auf, die schon tief schläft, und sie gehen.

Maria bleibt allein ... Sie kniet nieder und betet, betet ... Aber sie verliert die dahinsiegelnden Boote nie aus den Augen, die Boote der Herren, die hell erleuchtet, voller Blumen, Gesang und Weihrauch sind. Viele fahren weit und immer weiter nach Osten, werden in der

Ferne immer kleiner, und schließlich sind auch die Gesänge nicht mehr zu hören. Ein vornehmes Boot bleibt allein auf dem vom Mond erleuchteten Wasserspiegel des Sees vor Tiberias zurück. Es segelt langsam hin und her ... Maria beobachtet es, bis sie sieht, daß es den Bug dem Ufer zuwendet.

Nun steht Maria auf und sagt: »Herr, hilf mir! Gib, daß sie es sind ... «; dann steigt sie leichten Schrittes die Treppe hinunter und betritt leise ein Zimmer mit angelehnter Tür ... Im hellen Mondschein ist es ihr möglich, ein einfaches Nachtlager zu sehen. Maria beugt sich darüber und ruft: »Maria! Maria! Wach auf! Wir müssen gehen!«

Maria des Alphäus wacht auf und fragt noch etwas schlaftrunken, indem sie sich die Augen reibt: »Ist es schon Zeit zu gehen? Wie schnell ist es doch Morgen geworden!« Sie ist noch so schläfrig, daß sie nicht bemerkt, daß es nicht das Morgengrauen, sondern das fahle Mondlicht ist, das durch die halboffene Tür dringt. Es wird ihr erst bewußt, als sie draußen auf dem kleinen bebauten Acker vor dem Haus des Fährmanns steht.

»Es ist ja noch Nacht!« ruft sie aus.

»Ja, aber wir werden die Dinge so schneller erledigen können und früher aus dieser Stadt kommen ... Ich hoffe es wenigstens. Komm! Hier, am Ufer entlang. Beeile dich! Bevor das Boot anlegt ... «

»Das Boot? Welches Boot?« fragt Maria; aber sie läuft hinter der Jungfrau her, die am verlassenen Ufer entlang zur Mole eilt, wo das Boot anlegen will.

Sie kommen atemlos einige Augenblicke vor diesem an ... Maria blickt forschend auf das Boot und ruft aus: »Gott sei Lob! Sie sind es. Jetzt komm hinter mir her ... denn wir müssen ihnen folgen. Ich weiß nicht, wo sie wohnen ... «

»Aber Maria ... Gott erbarme! ... Sie werden uns für Dirnen halten!«

Die Reinste schüttelt den Kopf und flüstert: »Es genügt, es nicht zu sein. Komm!« und sie zieht sie in den Halbschatten eines Hauses.

Das Boot legt an, und während des Manövers nähert sich dem Landungsplatz eine Sänfte. Zwei Frauen steigen ein, während zwei andere neben der Sänfte einhergehen. Die Sänfte setzt sich in Bewegung im gleichmäßigen Schritt von vier Numidiern in ganz kurzen, ärmellosen Tuniken, die kaum den Rumpf bedecken ...

Maria folgt, trotz der leisen Proteste der Maria des Alphäus: »Zwei Frauen allein! ... Hinter denen dort, die halb nackt sind ... Pfui! ...«

Nur wenige Meter Weges, dann bleibt die Sänfte stehen.

Eine Frau steigt aus, während der Anführer der Gruppe an ein großes Tor klopft.

»Vale, Lydia!«

»Vale, Valeria! Liebkose Faustina für mich. Morgen abend werden wir wieder in Ruhe lesen, während die anderen prassen ...«

Das Tor öffnet sich, und Valeria ist dabei, mit ihrer Sklavin oder Freigelassenen einzutreten.

Maria macht einen Schritt nach vorn und spricht: »Domina! Nur ein Wort!«

Valeria schaut die beiden Frauen an, die in ganz einfache jüdische Mäntel gehüllt sind und den Schleier über das Antlitz herabgelassen haben, und hält sie für Bettlerinnen. Sie befiehlt: »Barbara, gib ein Almosen!«

»Nein, Domina. Ich möchte kein Geld. Ich bin die Mutter Jesu von Nazaret, und das ist eine Verwandte. Ich komme in seinem Namen, um dir eine Bitte vorzutragen.«

»Domina! Wird dein Sohn vielleicht ... verfolgt ...«

»Nicht mehr als gewöhnlich. Aber er möchte ...«

»Tritt ein, Domina. Es ist deiner nicht würdig, daß du auf der Straße bleibst wie eine Bettlerin.«

»Nein, es ist schnell gesagt, wenn du mich im geheimen anhören willst ...«

»Fort, ihr alle!« befiehlt Valeria der Sklavin oder Freigelassenen, was immer sie ist, und dem Pförtner. »Wir sind allein. Was möchte

der Meister? Ich bin nicht gekommen, um ihm in seiner Stadt nicht zu schaden. Er, ist er vielleicht nicht gekommen, um mir bei meinem Gatten nicht zu schaden?«

»Nein, ich habe es ihm geraten. Mein Sohn ist vielen verhaßt, Domina.«

»Ich weiß es.«

»Trost findet er nur in seiner Sendung.«

»Ich weiß es.«

»Er verlangt keine Ehren und keine Soldaten. Er erstrebt weder Reiche noch Reichtümer. Er macht nur sein Recht auf die Seelen geltend.«

»Ich weiß es.«

»Domina ... Er müßte dir jenes Mädchen zurückgeben; aber – ich möchte dich nicht kränken, indem ich das sage – hier könnte es nicht Jesus ihre Seele schenken. Du bist besser als die anderen, aber in deiner Umgebung ist der Schlamm der Welt zu mächtig.«

»Das ist wahr. Und?«

»Du bist Mutter ... Mein Sohn hat väterliche Gefühle für jede Seele. Würdest du nicht darunter leiden, wenn dein Kind inmitten von Leuten aufwachsen müßte, die es verderben können?«

»Jetzt habe ich verstanden ... Nun gut ... Sage deinem Sohn folgendes: „Zur Erinnerung an Faustina, die du dem Leibe nach gerettet hast, überläßt dir Valeria Aurea, damit du sie dem Geiste nach rettetest ...“ Es ist wahr! Wir sind zu sehr verkommen ... als daß wir bei einem Heiligen Vertrauen erwecken könnten ... Domina, bete für mich!« und sie zieht sich unversehens zurück, noch bevor Maria ihr danken kann. Sie zieht sich zurück unter Tränen, möchte ich sagen ...

Maria des Alphäus steht wie versteinert da.

»Gehen wir, Maria ... Wir reisen noch in der Nacht ab, und morgen abend werden wir in Nazaret sein ... «

»Gehen wir ... Sie hat sie hergegeben ... wie einen Gegenstand ... «

»Für diese Menschen ist das Mädchen ein Gegenstand. Für uns ist es eine Seele. Komm! Schau ... Der Himmel hellt sich schon auf. Man kann wohl sagen, daß es eigentlich keine Nacht gibt in diesem Monat ... «

Sie nehmen den Weg vor ihnen, der nun nicht mehr im Dunkel liegt, anstatt dem, der am Ufer entlangführt. Er verläuft hinter einer Reihe von bescheidenen Häuschen ... Als sie auf halbem Wege sind, erscheint Judas an der Ecke eines Hauses, ganz offenbar betrunken. Ein Judas auf der Rückkehr von wer weiß welchem Fest, ungekämmt, die Kleider zerknittert, die Augen blau umrandet.

»Judas! Du hier? In diesem Zustand?«

Judas gelingt es nicht, so zu tun, als würde er sie nicht kennen, und er kann auch nicht fliehen ... Die Überraschung läßt ihn zu sich kommen. Er bleibt wie angewurzelt stehen und weiß nicht, was er tun soll.

Maria nähert sich ihm, indem sie den Ekel überwindet, den der Anblick des Apostels in ihr hervorruft, und sagt zu ihm: »Judas, Unglückssohn, was tust du? Denkst du nicht an Gott? An deine Seele? An deine Mutter? Was tust du? Warum willst du ein Sünder sein? Schau mich an, Judas! Du hast kein Recht, deine Seele zu töten ... « Sie berührt ihn und versucht seine Hand zu ergreifen.

»Laß mich in Ruhe. Ich bin schließlich ein Mann, und ... und es steht mir frei zu tun, was alle tun. Sage dem, der dich schickt, um mich auszuspionieren, daß ich noch nicht ganz Geist bin und daß ich jung bin!«

»Du bist nicht frei, dich ins Verderben zu stürzen, Judas! Habe Erbarmen mit dir selbst ... Wenn du so weitermachst, wird deine Seele nie glücklich sein ... Judas ... Er hat mich nicht geschickt, dich auszuspionieren. Er betet für dich. Das allein, und ich mit ihm. Im Namen deiner Mutter ... «

»Laß mich in Ruhe«, sagt Judas unhöflich, und dann – vielleicht bemerkt er selbst seine Grobheit – verbessert er sich: »Ich verdiene dein Mitleid nicht ... Leb wohl ... « und er macht sich eilends davon ...

»Welch ein Teufel! ... Das werde ich Jesus sagen«, ruft Maria des Alphäus aus. »Mein Judas hat recht!«

»Du wirst niemandem etwas davon sagen. Bete für ihn. Das ja ... «

»Weinst du? Weinst du seinetwegen? Oh! ... «

»Ich weine ... Ich war so froh, Aurea gerettet zu haben ... Jetzt weine ich, weil Judas ein Sünder ist. Aber Jesus, der schon so betrübt ist, überbringen wir nur die gute Nachricht. Durch Gebet und Buße, wie wenn er unser Sohn wäre, Maria, werden wir Judas dem Teufel entreißen! ... Du bist ja auch Mutter und weißt ... Für jene unglückliche Mutter, für diese sündige Seele, für unseren Jesus ... «

»Ja, ja, ich werde beten ... Aber ich glaube nicht, daß er es verdient ... «

»Maria, sag das nicht!«

»Nein, aber es ist so. Gehen wir nicht zu Johanna?«

»Nein, wir werden sie bald mit Jesus zusammen sehen ... «

488 Man muß dem Wohltäter Dankbarkeit erweisen

Die Jungfrau ist bei ihrer Ankunft zu Hause sehr müde, aber auch sehr glücklich. Sie sucht sofort ihren Jesus auf, der immer noch arbeitet beim letzten Licht des Tages, der zur Neige geht. Er ist mit der Tür des Backofens beschäftigt, die er gerade wieder in Ordnung bringt. Simon hat ihr geöffnet und sich nach der Begrüßung klugerweise in die Werkstatt zurückgezogen. Thomas sehe ich nicht. Vielleicht ist er außerhalb des Hauses.

Jesus legt seine Werkzeuge beiseite, als er die Mutter sieht, und geht ihr entgegen, wobei er sich die Hände an der Arbeitsschürze abwischt. Er war gerade dabei, die Angel und den Riegel mit Fett zu schmieren. Ihr gegenseitiges Lächeln scheint den Garten zu erhellen, in dem das Tageslicht zusehends abnimmt.

»Der Friede sei mit dir, Mutter.«

»Der Friede sei mit dir, mein Sohn.«

»Wie müde du bist! Du hast dich nicht ausgeruht ... «

»Vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang im Haus des Josef ... Wäre nicht diese große Hitze gewesen, wäre ich sofort zurückgekehrt, um dir zu sagen, daß Aurea dein ist.«

»Ja?!« Das Antlitz Jesu verjüngt sich sogar bei dieser freudigen Überraschung. Es scheint das Gesicht eines Zwanzigjährigen zu sein, und in seiner Freude verliert es fast jenen Ernst, der gewöhnlich auf seinem Antlitz und in seinen Bewegungen liegt. So gleicht er noch mehr seiner Mutter, die immer so jugendlich heiter in ihren Bewegungen und ihrem Aussehen ist.

»Ja, Jesus, und ohne jede Mühe habe ich es erreicht. Die Dame hat sofort zugesagt. Sie war ganz bewegt, als sie zugab, daß sie, und mit ihr ihre Freundinnen, nicht imstande wären, ein solches Kind für Gott zu erziehen. Welch ein demütiges, ehrliches Zugeständnis, nicht wahr? Es ist nicht leicht, jemanden zu finden, der, ohne dazu gezwungen zu sein, seine Fehlerhaftigkeit zugibt.«

»Ja, es ist nicht leicht. Viele in Israel würden dies nicht tun. Es sind schöne Seelen, begraben unter einer Schmutzkruste. Wenn aber dieser Schmutz einst abfällt ... «

»Wird dies geschehen, mein Sohn?«

»Ich bin dessen sicher. Sie streben instinktiv nach dem Guten und werden ihm schließlich anhängen. Was hat sie dir gesagt?«

»Oh! Wenige Worte ... Wir haben uns sogleich verstanden. Aber es wird gut sein, sofort zu Aurea zu gehen. Wenn du es mir gestattest, mein Sohn, möchte ich ihr die Nachricht selbst überbringen.«

»Ja, Mutter. Wir werden Simon schicken«, und er ruft mit lauter Stimme den Zeloten, der unverzüglich herbeieilt.

»Simon, geh zu Simon des Alphäus und sage ihm, daß meine Mutter zurückgekehrt ist. Dann komm mit dem Mädchen und mit Thomas, der sicher dort ist, um die Arbeit zu vollenden, um die ihn Salome gebeten hat, wieder hierher.«

Simon verneigt sich und geht sofort.

»Erzähle, Mutter ... von deiner Reise ... und deinem Gespräch. Arme Mutter, wie müde du bist um meinetwillen!«

»O nein, Jesus! Ich verspüre keine Müdigkeit, wenn du glücklich bist ...« und Maria erzählt von ihrer Reise und von den Befürchtungen der Maria des Alphäus, von ihrem Aufenthalt im Haus des Bootsmannes, von ihrer Begegnung mit Valeria und schließt: »Ich habe es vorgezogen, sie in jener Stunde zu sehen, da der Himmel dies erlaubte. So war sie freier, und auch ich selbst, und Maria des Klopas war schneller beruhigt; denn sie hatte solche Furcht, weil wir zwei Frauen allein durch Tiberias gingen, daß nur die Liebe zu dir, der Gedanke, dir zu dienen, sie überwinden konnte«, und Maria lächelt beim Gedanken an die Ängste ihrer Schwägerin ...

Auch Jesus lächelt und sagt: »Die Arme! Sie ist eine echte Israelitin, die Frau der alten Zeiten, zurückhaltend, ganz ihrer Familie ergeben, eine starke Frau im Sinne des Buches der Sprüche. Aber in der neuen Religion wird die Frau nicht nur im Haus stark sein ... Es wird viele geben, die eine Judit und eine Jaël überragen, die im Sinne der Mutter der Makkabäer heldenhaft sind ... Auch unsere Maria wird es sein. Aber vorerst ist sie noch so ... Hast du Johanna gesehen?«

Maria lächelt nicht mehr. Vielleicht fürchtet sie eine weitere Frage über Judas, und antwortet schnell: »Nein, ich wollte Maria nicht mit neuen Ängsten belasten. Wir haben uns bis um die Zeit zwischen der neunten Stunde und dem Abend im Haus eingeschlossen. Wir haben uns ausgeruht und sind dann abgereist ... Ich habe gedacht, daß wir sie bald am See sehen werden.«

»Das hast du gut gemacht. Du hast mir einen Beweis gegeben für die Gesinnung der Römerinnen mir gegenüber. Wenn Johanna mitgekommen wäre, hätte man denken können, sie hätten ihrer Freundin nachgegeben. Jetzt warten wir bis zum Sabbat, und wenn Myrta nicht kommt, gehen wir mit Aurea zu ihr.«

»Sohn, ich möchte hierbleiben ... «

»Du bist sehr müde, ich sehe es.«

»Nein, nicht deswegen ... Ich denke, Judas könnte vielleicht hierher kommen ... So wie es gut ist, daß in Kafarnaum immer jemand auf ihn wartet, um ihn als Freund aufzunehmen, so ist es auch gut, daß ihn hier jemand liebevoll empfängt.«

»Danke, Mutter. Du allein verstehst, was ihn noch retten kann.«
Alle beide seufzen über den Jünger, der so viel Schmerz bereitet ...

Simon und Thomas kehren zurück mit Aurea, die Maria entgegenläuft. Jesus läßt sie bei der Mutter und geht mit den Aposteln ins Haus.

»Du hast viel gebetet, Tochter, und der gute Gott hat dich erhört ... « beginnt Maria.

Aber das Mädchen unterbricht sie mit einem Freudenschrei: »Ich bleibe bei dir!« wirft ihr die Arme um den Hals und küßt sie.

Maria erwidert den Kuß und sagt, indem sie sie umarmt hält: »Dem Wohltäter muß man Dankbarkeit erweisen, nicht wahr?«

»O ja! Und ich werde sie dir mit all meiner Liebe erweisen.«

»Ja, Tochter. Aber über mir steht Gott. Er ist es, der dir diese große Wohltat erwiesen hat, der dir die unermessliche Gnade hat zuteil werden lassen, dich in sein Volk aufzunehmen, dich zur Jüngerin des Erlösers und Meisters zu machen. Ich bin nur das Werkzeug der Gnade gewesen, aber die Gnade hat er, der Allerhöchste, dir geschenkt. Was wirst du also dem Allerhöchsten geben, um ihm zu sagen, daß du ihm dafür dankst?«

»Aber ... ich weiß nicht ... Sage du es mir, Mutter ... «

»Liebe, das ist sicher. Aber die Liebe muß, um wirklich Liebe zu sein, mit Opfern verbunden werden; denn wenn eine Sache etwas kostet, hat sie mehr Wert. Ist es nicht so?«

»Ja, Mutter.«

»Sieh, dann würde ich sagen, daß du mit derselben Freude, mit der du gerufen hast: „Ich bleibe bei dir!“, auch rufen solltest: „Ja, Herr!“, wenn ich, seine arme Dienerin, dir den Willen des Herrn mitteile.«

»Sage ihn mir, Mutter«, sagt Aurea, wobei ihr Gesicht einen sehr ernstesten Ausdruck annimmt.

»Der Wille Gottes vertraut dich zwei guten Müttern an, Noomi und Myrta ... «

Dicke Tränen rollen von den klaren Augen des Mädchens über das rosige Gesichtchen herunter.

»Sie sind gut. Sie sind Jesus und mir teuer. Der einen hat Jesus den Sohn gerettet. Der anderen habe ich ihn ernährt, als er klein war. Daß sie gut sind, hast du bereits gesehen ... «

»Ja ... aber ich habe gehofft, bei dir bleiben zu dürfen ... «

»Tochter, man kann nicht alles haben! Du siehst, daß auch ich nicht bei meinem Jesus sein kann. Ich schenke ihn euch, und ich bin so fern von ihm, während er durch Palästina wandert, um zu predigen, zu heilen und die Mädchen zu retten.«

»Das ist wahr ... «

»Wenn ich ihn für mich allein haben wollte, wärest du nicht gerettet worden ... Wenn ich ihn für mich allein haben wollte, würden eure Seelen nicht gerettet werden. Bedenke, wie groß mein Opfer ist. Ich gebe euch einen Sohn, damit er geopfert werde für eure Seelen. Außerdem werden wir, du und ich, stets vereint sein; denn die Jüngerinnen sind und werden immer um Jesus vereint sein. Sie bilden eine große Familie, vereint in der Liebe zu ihm.«

»Das ist wahr. Und dann ... Ich werde doch wieder hierher kommen dürfen, nicht wahr? Wir sehen uns doch wieder?«

»Gewiß. Solange Gott es will.«

»Und du wirst immer für mich beten ... «

»Ja, ich werde immer für dich beten.«

»Und wenn wir beisammen sind, wirst du mich dann wieder unterrichten?«

»Ja, meine Tochter ... «

»Ah! Ich möchte wie du werden. Werde ich das je können? Wissen, um gut zu sein ... «

»Noomi ist die Mutter eines Synagogenvorstehers und Jüngers des Herrn. Myrta ist die Mutter eines Sohnes, der die Gnade einer wunderbaren Heilung verdient hat und ein guter Jünger ist. Die beiden Frauen sind gut und weise und zudem voller Liebe.«

»Versicherst du mir das?«

»Ja, Tochter.«

»Dann ... segne mich, und der Wille des Herrn geschehe ... wie es im Gebet Jesu heißt. Ich habe es so oft gebetet ... Es ist recht, daß ich jetzt tue, was ich gesagt habe, um zu erlangen, daß ich nicht mehr zu den Römern zurückkehren muß ... «

»Du bist ein gutes Mädchen, und Gott wird dir immer mehr helfen. Komm, gehen wir Jesus sagen, daß seine jüngste Schülerin den Willen Gottes anzunehmen weiß ... « und indem sie sie an der Hand hält, begibt sich Maria mit dem Mädchen ins Haus.

489 Ein weiterer Sabbat in Nazaret

Ein weiterer Sabbat, denn kaum hat der Sonnenuntergang des Freitags begonnen, als erhitzt, aber freudig Myrta und Noomi zusammen mit dem jungen Abel eintreffen. Sie steigen von ihren Reittieren, die Abel wegführt, sicher zur Stallung eines Freundes, vielleicht eines der beiden Eselstreiber von Nazaret, die Jünger geworden sind, und treten durch die Tür der Werkstatt ein, die offen steht, um den Raum zu lüften, in dem bis vor kurzem die Hitze der einfachen Feuerstätte mit der des Sommers zusammengekommen ist.

Thomas ist dabei, seine Werkzeuge in Ordnung zu bringen, während Simon Sägemehl und Hobelspäne zusammenkehrt und Jesus Töpfe und Töpfchen von Leim und Farben reinigt.

»Der Friede sei mit dir, Meister, und mit euch, ihr Jünger«, grüßen die Frauen, wobei sie sich immer wieder verneigen, bis sie sich, nachdem sie die Werkstatt durchquert haben, schließlich zu Füßen Jesu niederwerfen.

»Der Friede sei mit euch. Ihr seid sehr getreu, daß ihr bei dieser Hitze gekommen seid!«

»Oh, das ist nichts! Man fühlt sich so wohl hier, daß man all das vergißt. Wo ist deine Mutter?«

»Sie ist drüben und näht gerade ein Kleid für Aurea fertig. Geht nur zu ihr.«

Die beiden entfernen sich rasch mit ihren Beuteln, und man hört ihre wohlklingenden, eher tiefen Stimmen sich mit dem noch etwas herben Stimmchen der Aurea und der Silberstimme Marias mischen.

»Jetzt sind sie wohl glücklich«, sagt Thomas.

»Ja, es sind gute Frauen«, antwortet Jesus.

»Meister, Myrta hat nun außer dem Sohn, den sie schon hat, noch ein anderes Kind angenommen, und das alles ist in wenig mehr als einem Jahr geschehen ... « sagt der Zelote.

»Ja, in wenig mehr als einem Jahr! Es ist schon mehr als ein Jahr her, daß Maria des Lazarus sich bekehrt hat. Wie die Zeit vergeht! Es scheint mir gestern gewesen zu sein ... und wie viele Dinge sind auch im vergangenen Jahr geschehen! Welch eine schöne Zurückgezogenheit vor der Wahl der Apostel! Dann Johannes von En-Dor, Margziam, Daniel von Nain, Maria des Lazarus ... und schließlich Syntyche ... Aber wo wird Syntyche nun sein? Ich denke oft daran, und ich verstehe nicht, warum ... « Thomas spricht am Ende mit sich selbst, da Jesus und Simon ihm nicht geantwortet haben, sondern vielmehr hinausgegangen sind, um sich im Garten zu waschen und sich dann zu den Jüngerinnen zu gesellen ...

Die Vision wird durch die Ankunft eines Briefes von Pater Migliorini aus Rom unterbrochen, und Jesus sagt zu mir: »Öffne ihn und lies ihn.« Ich tue es. Und ich wüßte ehrlich gesagt nicht, was ich antworten soll ... Während ich überlege und den Brief ein zweites Mal lese, läßt mich die geliebte Stimme meines Herrn zusammenfahren, so nah ist sie, hinter meinem Rücken. Sie sagt:

»Antworte ihm in meinem Namen folgendes: Die Weisheit und auch das Evangelium sagen – und ihr könnt daher nicht leugnen, daß diese Worte heilig sind: „Jesus lehrte in seiner Vaterstadt Nazaret und in deren Synagogen ... Die Bewohner von Nazaret empörten sich über ihn ... und wegen ihres Unglaubens wirkte er dort nicht viele Wunder“ (Matthäus und Markus) ... „Und Jesus ging nach Nazaret, wo er aufgewachsen war, betrat die Synagoge und stand auf, um vorzulesen ... und er sagte: „... Kein Prophet wird in seiner Heimat gut aufgenommen ...“ Und die Bewohner Nazarets drängten ihn voller Groll bis zum Rand des Berges, um ihn hinabzustürzen“ (Lukas). „Darauf fing er an, Klage zu führen über die Städte, in denen die meisten seiner Wunder geschehen waren, weil sie sich nicht bekehrt hatten, und sagte: „Wehe euch, o Chorazin, Betsaida ... und Kafarnaum ... denn ihr habt euch nicht zum Herrn bekehrt““ (Matthäus). „Und Jesus sagte: „Jerusalem,

du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind ... Seht, euer Haus wird öde gelassen und ihr werdet mich nicht mehr sehen bis die Zeit kommt, da ihr sprecht: ‚Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn‘“ (Lukas). „Und Jesus weinte, als er Jerusalem erblickte, und sagte: ‚Oh, wenn du doch erkannt hättest ... Du hast nicht die Zeit erkannt, da der Herr dich aufgesucht hat‘“ (Lukas).

Seht, es steht geschrieben: Betlehem wollte den Herrn nicht. Nazaret wollte den Herrn nicht, Kafarnaum, Betsaida und Chorazin waren des Herrn nicht würdig, und Jerusalem haßte den Herrn, weil „es ihn nicht in seinem Wort erkannte“. Es gibt viele, die den Namen „Christus“ verdienen, und viele, die ihrer Sendung dieselben Hindernisse in den Weg legen wie die Städte Palästinas ihrem Retter und Meister. Sage dies und sage auch: Wer Ohren hat, der höre; wer Verstand hat, der denke nach; wer Liebe hat, der handle. Der Rest soll eine Lehre sein, die unter uns bleibt, o mein Sprachrohr, und mein Friede, meine Gnade, meine Liebe und die Liebe des Vaters und des Heiligen Geistes seien mit dir.«

Die Vision beginnt von neuem ...

Abel aus Betlehem in Galiläa kehrt zurück und findet Thomas noch immer nachdenklich an dem Platz, wo er für gewöhnlich arbeitet und jetzt ganz in Gedanken seine kleinen Meisterwerke der Goldschmiedekunst hin- und herschiebt.

»Hast du Arbeit gefunden?« fragt der Jünger, indem er sich über die kleinen Gegenstände beugt.

»Oh, ich habe alle Frauen von Nazaret glücklich gemacht. Ich hätte nie geglaubt, daß es hier so viele Schnallen, Armbänder, Halsketten und andere Schmucksachen zu reparieren gibt. Ich habe sogar Matthäus bitten müssen, mir Metalle aus Tiberias zu verschaffen. Ich habe mir nun eine Kundschaft erworben ... ha, ha, ha«, sagt er fröhlich lachend, »wie nicht einmal mein Vater sie gehabt hat. Allerdings muß ich sagen, daß ich von den Leuten kein Geld verlange ... «

»Bezahlst du alles selbst?«

»Nein, ich lasse mir nur den Wert des Metalles bezahlen. Die Arbeit aber schenke ich ihnen.«

»Du bist großzügig.«

»Nein, ich bin klug. Ich bin nicht müßig. Ich gebe ein Beispiel, was Arbeitsamkeit und Loslösung vom Geld betrifft, und ... ich predige ... Schweig! Ich glaube, daß ich mehr auf diese Weise gepredigt

habe – ohne ein Gleichnis zu erzählen, ohne ein Wort in der Synagoge gesprochen zu haben – als wenn ich beständig geredet hätte. Außerdem übe ich mich für die Zukunft. Ich habe mir vorgenommen, mit meiner Arbeit Propaganda zu machen, wenn ich einst die Lehre Jesu unter den Ungläubigen predigen muß.«

»Du bist tüchtig, als Goldschmied und als Apostel.«

»Ich bemühe mich, es zu sein, aus Liebe zu Jesus. Du hast also eine Schwester bekommen. Behandle sie gut, weißt du? Sie ist wie ein Täubchen, ein Nesthäkchen, und das sage ich dir, der ich durch mein Handwerk Erfahrung im Umgang mit Frauen habe. Ein unschuldiges Täubchen, dem ein Sperber große Angst eingejagt hat und das jetzt den Schutz mütterlicher und brüderlicher Fittiche sucht. Wenn deine Mutter sie nicht zu sich genommen hätte, hätte ich sie für meine Zwillingschwester erbeten. Ein Kind mehr oder weniger ... Meine Schwester ist so gut!«

»Auch meine Mutter ist gut. Ihr ist ein kleines Mädchen gestorben, als sie Witwe wurde. Vielleicht ist ihr die Milch schlecht geworden durch den Schmerz über den Tod ihres Gatten ... Ich erinnere mich kaum an dieses Schwesterlein ... und vielleicht würde ich mich überhaupt nicht mehr daran erinnern, wenn meine Mutter deswegen nicht so oft geweint hätte und wenn nicht alle armen Mädchen von Betlehem im Gedenken an die kleine Tote Nahrung und Kleidung von unserer Familie erhalten hätten. Aber da ich mit der Mutter allein aufgewachsen bin, habe auch ich schließlich eine große Liebe zu den kleinen Mädchen entwickelt ... Diese ist nun zwar kein kleines Kind mehr, aber ich werde sie als solches ansehen wegen ihres Herzens, wenn sie so ist, wie meine Mutter Noomi und du sie schildern ... «

»Sei dessen versichert. Gehen wir dort hinüber ... «

Dort, im Eßzimmerchen, sind die Frauen, Jesus und der Zelote versammelt. Und Myrta, die schon mit einer großen Hoffnung gekommen ist, ist nun dabei, Aurea zu erobern, indem sie sie ein Linnengewand anprobieren läßt, das sie für das Mädchen genäht hat.

»Es steht dir wirklich gut«, sagt sie, während sie es ihr wieder auszieht, sie liebkost und ihr Kleid zurechtlegt, das in Unordnung geraten ist, als sie das neue angezogen hat. »Es steht dir wirklich gut. Alles wird gut gehen, du wirst sehen, meine Tochter ... Oh! Sieh, da ist mein Abel. Komm näher, mein Sohn. Das ist Aurea. Sie wird jetzt zu uns gehören, weißt du?«

»Ich weiß es, Mutter, und ich bin glücklich mit dir.« Er betrachtet das Mädchen forschend ... Seine dunklen Augen mustern es und verlieren sich in der weiten, himmelblauen Iris ihrer Augen. Die Prüfung fällt positiv aus. Er lächelt ihr zu und sagt: »Wir werden uns lieben im Herrn, der uns gerettet hat, und wir werden ihn lieben und ihm die Liebe der anderen Menschen erobern, und ich werde dir Bruder sein im Geiste und in der Liebe. Ich verspreche es vor dem Meister und meiner Mutter«; und mit dem lieblichen klaren Lächeln eines reinen Jünglings, der schon auf dem Weg zu einer hohen Geistigkeit ist, streckt er ihr seine starke braune Hand entgegen.

Aurea zögert zunächst. Dann legt sie errötend ihre linke Hand in seine rechte und sagt: »So werden wir es machen. Im Herrn.«

Die Erwachsenen lächeln einander zu ...

»Hier kann man eintreten, ohne an die Türen zu klopfen ... «

»Sieh, da kommt Simon des Jona! Diesmal hat er der Versuchung nicht widerstanden ... « lacht Thomas und läuft hinaus.

»Ja, ich habe ihr nicht widerstanden ... Der Friede sei mit dir, Meister!« Er küßt Jesus und wird von ihm geküßt. »Wer kann da widerstehen?« Er sieht Maria und grüßt sie, indem er sich verbeugt, und fährt dann fort: »Doch aus Gewissenhaftigkeit sind wir durch Tiberias gegangen und haben Judas gesucht ... Denn ... es sind alle gekommen, wißt ihr?! Die anderen werden gleich da sein, auch Margziam ... Also, ich sagte, daß wir durch Tiberias gegangen sind. Hm! Um Judas zu suchen für den Fall, daß er daran gedacht hätte, wenigstens am vierten Sabbat nach Kafarnaum zu kommen ... Es wäre nicht schön gewesen, wenn wir alle weggegangen wären ... Und wir haben ihn gefunden ... das heißt, Isaak hat ihn gefunden,

als er Jonatan besuchen ging ... Denn Isaak ist nach Kafarnaum gekommen, um auf dich zu warten, ich weiß nicht mit wie vielen, die dort geblieben sind, um sich unterrichten zu lassen unter der Leitung des Hermas und Stephanus, deines Sohnes, Noomi, und des Priesters Johannes ... Aber Isaak ist mit uns gekommen, denn auch er leidet, wenn er dich nicht sieht ... Armer Isaak, er ist von Judas nicht sehr freundlich aufgenommen worden. Doch glaube ich, daß Isaak seine Ungeduld, seine Empfindlichkeit und seine Neigung zu Zornausbrüchen während seiner langen Krankheit verloren hat ... er regt sich nie auf. Selbst wenn man ihn ins Gesicht schlägt, würde er lächeln ... Welch ein friedfertiger Mensch. Gut. Er hat uns gesagt: „Ich habe Judas gesehen. Er kommt nicht. Besteht nicht darauf.“ Ich habe verstanden und gefragt: „Hat er dir frech geantwortet? Sage es mir. Ich bin euer Oberhaupt und muß es wissen ...“

„O nein“, hat er geantwortet, „er selbst hat nicht frech geantwortet, aber sein Übel. Er ist zu bedauern.“ Also bedauern wir ihn ... Nun sind wir hier, und wir sind glücklich, daß ... Seht, da kommen auch die anderen ... «

Bei den anderen sind auch Judas und Jakobus des Alphäus mit ihrer Mutter und den Jüngern von Nazaret: Ascher, Ismael, Simon des Alphäus und, ein seltener Fall, auch Josef des Alphäus.

Sie entledigen sich ihrer Reisetaschen. Natanaël hat Honig mitgebracht und Philippus ein Körbchen voller Weintrauben, die blond sind wie das Haar der Aurea, Petrus gesalzene Fisch, und so auch die Söhne des Zebedäus. Matthäus, der bei seinem frauenlosen Haushalt nichts Gutes zu bieten hat, bringt einen Topf voller Erde mit einem kleinen Zitronen- oder Orangenbäumchen oder sonst einem Zitrusgewächs, und sagt: »Eine Seltenheit ... Nur wer in Zyrene gewesen ist, kann so etwas bekommen: und ich kenne jemanden, der in Zyrene gewesen ist, einen vom Zoll, wie ich einst. Er ist nun in den Ruhestand versetzt worden und wohnt in Hippos. Ich bin zu ihm gegangen und habe mir dieses junge Pflänzchen geben lassen, denn sobald Neumond ist, muß es gesetzt werden. Es gibt gute und

schöne Früchte, und die Blüte hat einen so angenehmen Duft und scheint ein Stern aus Wachs zu sein, ein Stern, wie dein Name besagt ... Hier«; und mit diesen Worten bietet er Maria die Pflanze an.

»Aber, was hast du dich abgemüht mit diesem Gewicht, Matthäus! Ich danke dir. Mein Garten wird immer schöner durch euch. Der Kämpfer der Porphyria, die Rosen der Johanna, deine seltene Pflanze, Matthäus, und die anderen Blumen, die Judas Iskariot gebracht hat ... Wie viele schöne Dinge! Wie gut seid ihr doch alle zur Mutter eures Jesu!«

Die Apostel sind alle gerührt; nur als Maria Judas erwähnt, blicken sie sich gegenseitig an.

»Ja, sie meinen es alle gut mit dir. Aber auch wir haben dich lieb«, sagt steif und ernst Josef des Alphäus.

»Gewiß! Ihr seid die lieben Söhne meines Verwandten Alphäus und der guten Maria. Wir sind Verwandte, und es ist natürlich, daß ihr mich liebt. Diese hingegen gehören nicht zu unserer Familie, und doch sind sie für mich wie Söhne und für Jesus wie Brüder; so sehr lieben sie ihn und folgen ihm unbeirrt nach ... «

Josef versteht die Anspielung. Er hustet und sucht nach Worten ... Schließlich findet er sie ... und sagt: »Ja. Aber wenn ich noch nicht unter ihnen bin, so nur darum, weil ich auch an die Folgen denke; an die Folgen für ihn, für dich ... und ... und ... Auch das ist Liebe, besonders zu dir, arme Frau, die du zu lange allein bleibst ... Ich bin gekommen, um Jesus zu sagen, wie glücklich ich bin, daß er auch an die Bedürfnisse der Mutter gedacht und hier nützliche Arbeit geleistet hat ... « Und in seiner Zufriedenheit, das „Haupt“ der Verwandtschaft zu sein und loben und ermahnen zu können, geruht er, Jesus zu loben wegen der Arbeiten als Schreiner und Anstreicher und all dem, was er im letzten Monat getan hat. »So gehört es sich«, sagt er. »Jetzt sieht man, daß diese Frau einen Sohn hat! Ich freue mich sagen zu können, daß ich meinen klugen Jesus, den Sohn des Josef, wiedergefunden habe. Bravo! Bravo!«

Der „kluge“ Jesus des Josef, das allerweiseste Göttliche Wort, das sich dazu erniedrigt hat, Fleisch zu werden, nimmt sanft und bescheiden das Lob ... und die feierlichen Ratschläge seines Veters Josef an, und sein liebliches Lächeln verhindert jede voreilige Regung von seiten der Apostel zugunsten ihres Jesus.

Nach diesem Anlauf, als Josef sieht, daß man ihm Gehör schenkt, kennt er keine Grenzen mehr und fährt fort: »Ich will hoffen, daß Nazaret von nun an nicht mehr mitansehen muß, wie eine arme Mutter im Stich gelassen wird und ein unkluger Sohn den von allen begangenen Pfad verläßt, um sowohl hinsichtlich des Ziels als auch der Folgen unsichere Wege einzuschlagen. Ich werde mit meinen Freunden, mit dem Synagogenvorsteher sprechen ... Wir werden dir verzeihen ... Oh! Nazaret wird dir gern die Arme öffnen, um dich wie einen zurückkehrenden Sohn zu empfangen, der wieder für alle Bürger ein Beispiel der Tugend sein wird. Schon morgen werde ich selbst dich in die Synagoge begleiten und ...«

Jesus erhebt die Hand, um Schweigen zu gebieten, und sagt ruhig, aber sehr entschieden: »In die Synagoge werde ich als Gläubiger kommen, wie ich dies auch an den anderen Sabbaten getan habe. Aber es ist nicht nötig, daß du zu meinen Gunsten sprichst; denn eine Stunde nach Sonnenuntergang werde ich abreisen, um fortzufahren, die Frohe Botschaft zu verkünden, wie es meine Gehorsamspflicht gegenüber dem Allerhöchsten verlangt.«

Das ist eine große Schmach für Josef! ... Eine sehr große! ... Seine ganze Gutmütigkeit ist dahin und seine feindselige Anmaßung kommt wieder zum Vorschein: »Also gut! Aber suche mich nicht auf in der Stunde der Not. Ich habe meine Pflicht getan, und dein sicheres Unglück soll nicht auf mich zurückfallen. Leb wohl! Hier fühle ich mich überflüssig, da ich euch nicht begreifen kann und ihr mich nicht verstehen könnt. Ich ziehe mich zurück, ohne Groll, doch sehr betrübt ... Der Herr möge dich beschützen, wie er alle jene beschützt, die ... einfältig und unerfahren sind ... Leb wohl, Maria! Sei tapfer, arme Mutter!«

»Leb wohl, Josef! Aber nicht seinetwegen, sondern deinetwegen muß ich mir Mut machen; denn du bist derjenige, der nicht auf dem Wege Gottes geht und mir Schmerz bereitet«, sagt Maria ruhig und entschieden.

»Du bist ein Dummkopf, das ist es! Und wenn du nicht das Familienoberhaupt wärest, würde ich dich schlagen, Geschöpf meines Blutes, aber nicht meines Geistes ...« kreischt Maria des Alphäus; und sie würde noch mehr sagen, doch Maria fleht sie an: »Schweig, aus Liebe zu mir!«

»Ich schweige. Ja. Aber ... aber sagt mir, ob es gerecht ist, daß ich unter meinen Söhnen ein solches Scheusal haben muß! ... «

Das Scheusal ist indessen schon fortgegangen, während die gute Maria des Alphäus sich ihre Sorgen vom Herzen redet, die ihr dieser dickköpfige Sohn aufgebürdet hat, und ihren Tränen freien Lauf läßt. Schluchzend spricht sie den Schmerz aus, der sie am meisten bedrückt: »Und ich werde ihn einst nicht bei mir im Himmel haben, diesen da!« Ich werde ihn nicht bei mir haben! Ich werde ihn in seinen Qualen sehen! Oh, Jesus! Wirke du an ihm ein Wunder!«

»Aber ja, Maria! Aber ja. Weine nicht! Es wird auch für ihn die Stunde kommen. Vielleicht die elfte Stunde. Aber sie wird kommen. Ich versichere es dir. Weine nicht ... « So tröstet Jesus die Frau, und als sie sich beruhigt hat, sagt er zu den Aposteln und Jüngern: »Kommt in den Olivengarten, während die Frauen ihre Sachen vorbereiten. Wir werden dort miteinander sprechen.«

490 Abreise nach Betlehem in Galiläa

Es ist der Abend des eigentlichen Sabbats, und das Leben nimmt wieder seinen gewohnten Lauf. Hier, im Häuschen von Nazaret, beginnt man nach der Ruhepause wieder mit den Vorbereitungen für die Abreise. Reisevorrat wird eingepackt, Kleider werden in die Säcke gestopft, die Reisetaschen werden sorgfältig zugebunden, die Lederriemen und Verschlüsse der Sandalen werden nachgeprüft, die

gut genährten Esel, die vor der Hecke warten, werden getränkt ... Abschiedsgrüße und einige Tränen, während man sich lächelnd das Beste wünscht und verspricht, sich bald wiederzusehen ... und schließlich das Geschenk von Thomas für Maria: eine Schnalle, wir würden sagen eine Anstecknadel, um das Kleid am Hals zusammenzuhalten. Sie besteht aus drei feinen, zierlichen Stielen mit Maiglöckchen, die von zwei Blättern zusammengehalten werden und die den echten täuschend ähnlich sehen, während sie doch von Meisterhand in Metall nachgemacht sind.

»Du wirst sie nicht tragen, Maria, ich weiß es; aber nimm sie trotzdem an. Ich hatte den Wunsch, dir dieses Geschenk zu machen, seit mein Herr eines Tages von dir sprach und dich mit der Lilie der Täler verglich ... Ich habe nichts für dein Haus getan ... aber ich habe dies gemacht, um das Lob deines Sohnes in ein Symbol zu übertragen für dich, die du es mehr als jede andere Frau verdienst. Und wenn ich dem Metall nicht die Geschmeidigkeit der lebendigen Pflanze und den Duft der Blume geben konnte, so sollen meine aufrichtige, verehrungsvolle Liebe ihm die Zartheit einer Liebkosung und die Tiefe meiner Ergebenheit ihm Duft verleihen, Mutter meines Herrn.«

»Oh! Thomas! Es ist wahr. Ich trage keine Schmucksachen, da sie mir Ausdruck der Eitelkeit zu sein scheinen. Aber hier handelt es sich um etwas anderes, um die Liebe meines Jesus und eines seiner Apostel, und so wird es mir lieb sein. Ich werde es täglich anschauen und des guten Thomas gedenken, der seinen Meister so sehr liebt, daß er sich nicht nur seine Lehre merkt, sondern auch seine schlichsten Worte über die einfachsten Dinge und die niedrigsten und unbedeutendsten Personen. Ich danke dir, Thomas. Nicht wegen des Wertes, sondern für deine Liebe. Danke!«

Alle bewundern die vollkommene Arbeit, und Thomas, ganz glücklich, zieht noch ein anderes kleineres Werk hervor: drei Jasmin-Sternchen, umgeben von einem zarten Ring winziger Blättchen, und überreicht es Aurea. »Weil du nicht kokett gewesen bist und es nicht

selbst verlangt hast; weil du hier gewesen bist, während der Jasmin blühte, und damit diese Sternlein dich immer an unseren Stern erinnern. Doch gib gut acht! Du mußt den Blumen durch deine Tugenden Duft verleihen und selbst eine reine, schöne, weiße Blume sein, die ihren Duft gen Himmel verströmt. Wenn du das nicht tust, werde ich mir die Schnalle wieder zurückholen. Auf! Weine nicht ... denn alles geht vorüber ... und ... bald werden wir zu Maria zurückkehren oder sie wird zu uns kommen und ... « Aber angesichts der immer stärker fließenden Tränen, fühlt Thomas, daß es besser ist, nicht weiterzureden, und geht hinaus. Gedemütigt sagt er zu Petrus: »Wenn ich gewußt hätte ... daß sie so noch mehr weint, hätte ich ihr nichts gegeben ... Ich habe diese Schnalle eigens gemacht, um sie in dieser Stunde zu trösten ... Ich konnte das nicht vorhersehen ... «

Petrus verliert in diesem Augenblick der Verwirrung die Kontrolle über sich selbst und sagt: »So ist es eben immer, wenn man Abschied nimmt ... Hättest du Syntyche gesehen, damals ... « Er merkt, was er gesagt hat, will sich verbessern, wird krebsrot ... Aber es ist geschehen.

Thomas versteht ihn, legt gutmütig den Arm um seine Schultern, und sagt: »Gräme dich nicht darüber, Simon. Ich weiß zu schweigen und verstehe, weshalb ihr geschwiegen habt ... wegen Judas des Simon. Ich schwöre dir beim Gott unserer Väter, daß das, was ich ungewollt erfahren habe, vergessen ist. Verschmerze es, Simon! ... «

»Der Meister wollte es nicht ... «

»Gewiß hatte er allen Grund dazu. Ich nehme es ihm nicht übel.«

»Ich weiß es. Aber was wird er mir sagen? ... «

»Nichts, denn er wird nichts davon erfahren. Vertraue auf mich!«

»Ach nein! Verheimlichen will ich dem Meister nichts. Ich habe gefehlt und verdiene Tadel, und zwar sofort. Ich werde keinen Frieden mehr haben, wenn ich ihm nicht sofort meinen Fehler bekenne. Thomas, sei so gut, geh und hole ihn ... Ich warte in der Werkstatt. Geh, und komme mit ihm zurück. Ich bin zu verwirrt, um es zu tun, und die anderen würden es mir anmerken.«

Thomas schaut ihn voller Bewunderung und Mitleid an und kehrt ins Haus zurück, um Jesus zu rufen: »Meister, komm doch einen Augenblick. Ich muß dir etwas sagen.«

Jesus, der sich gerade von Maria des Alphäus verabschiedet hat, folgt ihm sogleich. »Was möchtest du?« fragt er, während er neben ihm hergeht.

»Ich nichts. Simon möchte dich sprechen, Sieh, da ist er ... «

»Simon, was hast du, daß du so verwirrt bist?«

Petrus wirft sich Jesus zu Füßen und seufzt: »Ich habe gesündigt! Verzeihe mir!«

»Gesündigt? Worin? Du warst doch bei uns, fröhlich und ruhig ... «

»Ach, Meister, ich habe dir nicht gehorcht. Ich habe Thomas von Syntyche gesprochen ... Ich war verwirrt wegen der Tränen, und er war es noch mehr als ich; er glaubte, sie vermehrt zu haben ... Um ihn zu trösten, habe ich gesagt: „Es ist immer so, wenn man Abschied nimmt ... Du hättest Syntyche sehen sollen ...“ und er hat gleich verstanden!« Der gedemütigte Petrus erhebt seinen untröstlichen Blick und schaut Jesus an.

»Gott sei gelobt, mein Simon. Ich glaubte schon, du hättest etwas viel Schlimmeres angestellt, und deine Aufrichtigkeit löscht auch diese Schuld aus. Du hast ohne böse Hintergedanken mit einem Kameraden geredet. Thomas ist gut und wird mit niemandem darüber sprechen ... «

»Ja, er hat es mir geschworen ... Aber sieh, jetzt fürchte ich, zu töricht zu sein, um ein Geheimnis bewahren zu können ... «

»Du hast es bis zu dieser Stunde bewahrt.«

»Ja, aber stell dir vor: Nie ein Wort zu Philippus und Natanaël. Und jetzt ... «

»Auf! Steh auf! Der Mensch ist immer unvollkommen. Aber wenn er es ohne Bosheit ist, begeht er keine Sünde. Wache über dich. Aber beruhige dich nun. Dein Jesus braucht dir nur noch den Friedenskuß zu geben. Thomas, komm her.« Thomas eilt herbei. »Du hast sicher die Gründe für das Schweigen begriffen.«

»Ja, Meister, und ich habe mir geschworen, mich daran zu halten, soweit ich dazu fähig bin. Ich habe es auch Simon schon gesagt ... «

»Dem dummen Simon«, seufzt Petrus.

»Nein, Freund. Du hast mich erbaut durch deine vollkommene Demut und Aufrichtigkeit. Du hast mir eine wichtige Lehre erteilt, die ich mir merken werde. Ich werde dies aus Vorsicht nicht weitersagen können, und das tut mir leid, denn nur wenige unter uns besitzen die Aufrichtigkeit, die du gezeigt hast. Aber man ruft uns! Gehen wir.«

Tatsächlich sind viele schon auf der Straße, und die drei Frauen, Noomi, Myrta und Aurea, sitzen auf ihren Eselchen. Maria ist zusammen mit ihrer Schwägerin bei Aurea. Sie küssen sie immer wieder, und als sie Jesus kommen sehen, küssen sie auch die beiden Mitjüngerinnen und verabschieden sich schließlich von Jesus, der sie segnet, bevor er sich auf den Weg macht ...

Maria und Maria des Klopas kehren ins Haus zurück ... In das Haus, in dem als Andenken an das kurz zuvor Geschehene überall verstreute Stühle und Geschirr zurückgeblieben sind ... Die Unordnung nach einer Abreise.

Maria fährt mit ihrer Hand gedankenverloren über den kleinen Webstuhl, an dem sie Aurea weben gelehrt hat ... Ihre Augen glänzen von zurückgehaltenen Tränen.

»Du leidest, Maria!« sagt ihr Maria des Klopas, die weint, ohne sich zu bemühen, die Tränen zurückzuhalten. »Sie ist dir lieb geworden! ... Sie kommen hierher und dann gehen sie wieder ... und uns tut es weh ... «

»Das ist unser Leben als Jüngerinnen. Du hast gehört, was Jesus heute gesagt hat: „So werdet ihr es auch in Zukunft tun. Ihr werdet in allen Geschöpfen brüderliche Seelen sehen und gastfreundlich, in übernatürlicher Weise gastfreundlich sein, indem ihr euch selbst als Pilgerinnen fühlt, die andere Pilger aufnehmen. Erweist Hilfe, gebt Erquickung, Ratschläge und dann laßt eure Brüder ihrer Bestimmung entgegengehen, ohne sie mit eifersüchtiger Liebe zu-

rückzuhalten, in der Gewißheit, sie nach dem Tode wiederzusehen. Es werden Verfolgungen kommen, und viele werden euch verlassen und dem Martyrium entgegengehen. Seid nicht feige und ratet nicht zur Feigheit. Verbleibt betend in den leeren Häusern, um den Märtyrern in ihrem Mut zur Seite zu stehen; seid heiter, um die Schwächeren zu stärken, und tapfer, um bereit zu sein, die Helden nachzuahmen. Gewöhnt euch schon jetzt an Trennung und Loslösung, an das Apostolat der Nächstenliebe ...“ Und wir tun es. Unter Schmerzen, sicher, denn wir sind Geschöpfe aus Fleisch und Blut ... Doch der Geist frohlockt in geistiger Freude über die Erfüllung des Willens unseres Herrn und das Mitwirken an seiner Verherrlichung. Überdies ... bin ich die Mutter aller ... und darf es nicht für einen allein sein. Ich bin es nicht einmal ausschließlich für Jesus ... Du siehst, wie ich ihn gehen lasse, ohne ihn zurückzuhalten ... Ich möchte bei ihm sein, das ja. Aber er hat entschieden, daß ich bleiben muß, bis er sagen wird: „Komm.“ So bleibe ich hier. Seine Aufenthalte hier? Das sind meine mütterlichen Freuden. Meine Wanderungen mit ihm? Das sind meine Freuden als Jüngerin. Meine Einsamkeit hier? Das ist meine Freude als Gläubige, die den Willen des Herrn erfüllt.«

»Dieser Herr ist doch dein Sohn, Maria ... «

»Ja, aber er ist doch immer mein Herr ... Bleibst du bei mir, Maria?«

»Ja, wenn du nichts dagegen hast ... Mein Haus ist so traurig in diesen ersten Stunden, nachdem meine Söhne es verlassen haben! ... Morgen wird es schon anders sein ... und diesmal würde ich noch mehr weinen ... «

»Warum, Maria?«

»Weil ich seit gestern weine ... Ich bin wie eine Zisterne, eine Zisterne zur Zeit der Regenfälle.«

»Aber warum, Teuerste?«

»Wegen Josef ... Gestern ... Oh! Ich weiß nicht, ob ich hingehen und ihn bitter zurechtweisen soll; denn schließlich ist er doch mein

Sohn, den dieser Schoß getragen und diese Brust genährt hat; und es gibt keine Erstgeburt, die über einer Mutter steht ... oder ob ich nicht mehr mit ihm sprechen soll, mit diesem Scheusal, das ich zur Welt gebracht habe und das meinen Jesus und dich beleidigt ... «

»Nichts von alledem darfst du tun. Für ihn wirst du immer die Mutter sein, eine Mutter, die auch mit dem widerspenstigen, kranken, entgleisten Sohn Mitleid hat und ihn durch Güte besänftigt und durch Gebet und Geduld zu Gott zurückführt ... Habe Mut und weine nicht mehr! ... Komm vielmehr mit mir. Wir werden in meinem Zimmer beten, für ihn, für die, die fortgegangen sind, für das Mädchen, auf daß es weniger leide und heilig heranwachse ... Komm, komm, meine Maria«, und sie nimmt sie mit sich ...

Inzwischen marschieren die Pilger in Richtung Südwesten. Die Frauen voraus auf den gutgenährten, ausgeruhten Eseln. Die Tiere trotten so fröhlich daher, daß sie Margziam und Abel, die sich vorsichtshalber zu beiden Seiten von Aurea halten, die zum ersten Mal im Sattel sitzt, fast zwingen, im Laufschrift zu gehen. Wenn die Sache auch mühevoll ist, so dient sie wenigstens dazu, das Mädchen von ihrem Schmerz über die Trennung von Maria abzulenken.

Immer wieder hält Myrta ihren Esel an, um die beiden Jünglinge ein wenig verschlafen zu lassen, und treibt ihn erst wieder an, wenn die Gruppe der Apostel sie eingeholt hat. Doch bei jeder Rast wird Aurea immer wieder traurig, weil sie dann nicht mehr durch die Schwierigkeiten des Reitens abgelenkt wird ... Margziam, der als Waisenkind Erfahrungen gesammelt hat und selbst von einer Adoptivmutter aus Liebe aufgenommen worden ist, nachdem er Maria kennengelernt hatte, tröstet sie, indem er ihr erzählt, wie man die Adoptivmutter dann liebgewinnt, »als ob es die eigene Mutter wäre«, und wie Maria und Matthias bei Johanna und Anastasica bei Elisa glücklich sind.

Aurea hört sich die Erzählungen an, und als Margziam mit den Worten schließt: »Glaube mir, die Jüngerinnen sind alle gut, und Jesus weiß, wem er uns arme Geschöpfe anvertrauen muß«, und

Abel bekräftigt: »Und du darfst meiner Mutter nicht mißtrauen, die so glücklich ist, dich bei sich zu haben, und in den vergangenen Tagen so viel gebetet hat, um dich von Gott zu erhalten«, da sagt Aurea: »Ich glaube es und habe sie lieb ... Aber Maria ist Maria! Ihr müßt mich verstehen ... «

»Ja. Aber es tut uns leid, dich traurig zu sehen ... «

»Oh, ich bin schon nicht mehr so traurig wie im Haus des Römers und in den ersten Stunden nach der Befreiung ... Ich bin nur ... Ich fühle mich nur so verloren. Ich habe seit Jahren keine Liebkosungen mehr erfahren ... Nur Maria hat sie mir wieder zuteil werden lassen, nach so vielen Jahren unter irgendwelchen Herren ... «

»Meine liebe Seele! Aber ich bin ja da, um sie dir zu geben! Ich werde eine zweite Maria für dich sein. Komm näher zu mir ... Wenn du kleiner wärest, würde ich dich zu mir auf den Sattel nehmen, wie ich es mit meinem Abel gemacht habe, als er noch ein Kind war ... Aber du bist ja schon eine Frau ... « sagt Myrta, indem sie sich ihr nähert und sie bei der Hand nimmt. »Du bist meine kleine Frau, und ich werde dir viele Dinge beibringen, und wenn Abel einst fortgeht, um die Frohe Botschaft zu verkünden, dann werden wir beide die Pilger aufnehmen, wie der Herr sagt, und in seinem Namen viel Gutes tun. Du bist jung und wirst mir helfen ... «

»Aber schaut, was für ein Licht da drüben jenseits des Hügels!« ruft Jakobus des Zebedäus aus, der sie eingeholt hat.

»Brennt da ein Wald?«

»Oder eine Ortschaft?«

»Beeilen wir uns, um zu sehen, was geschehen ist ... «

Keiner ist mehr müde, denn die Neugierde läßt alle anderen Empfindungen verblassen. Jesus folgt ihnen wohlwollend, indem er den Weg verläßt und einen Pfad einschlägt, der zur Höhe führt. Der Gipfel ist bald erreicht ...

Aber es ist weder ein Wald noch eine Ortschaft die brennen, sondern der Besenginster in der weiten Mulde zwischen zwei Höhenzügen. Das von der Sonnenhitze ausgetrocknete Heidekraut hat Feu-

er gefangen, vielleicht durch einen von den Holzfällern, die weiter oben Bäume umgesägt haben, erzeugten Funken, und nun brennt es: ein Teppich niedriger, aber lebhafter Flammen, die weiterwandern, nachdem sie dort alles verzehrt haben, wo das Feuer ausgebrochen ist, und sich nun neues Heidekraut suchen. Die Holzfäller bemühen sich, den Brand zu löschen, indem sie die Flammen mit Knütteln schlagen. Aber es ist umsonst. Sie sind wenige an der Zahl, und wenn sie auf der einen Seite arbeiten, dehnt sich das Feuer auf der anderen aus.

»Wenn der Brand den Wald erreicht, gibt es eine Katastrophe. Dort wachsen viele harzhaltige Bäume«, meint Philippus. Jesus steht mit verschränkten Armen aufrecht auf dem Hügelkamm, blickt hinab und lächelt nachdenklich ...

Der Gegensatz zwischen dem weißen Mondlicht im Osten und der Röte der Flammen im Westen ist beeindruckend, und die Zuschauer haben durch das Mondlicht einen weißen Rücken und ein rotes Gesicht durch das Licht der Flammen.

Das Feuer breitet sich aus wie Wasser, das über die Ufer getreten ist, steigt und immer mehr Land überflutet ... Das Feuer ist nun wenige Meter vom Wald entfernt und beleuchtet schon die Holzstapel an seinem Rand, und in immer hellerem Schein erscheinen die Häuschen eines Dorfes auf der Anhöhe des Hügels, an dem sich die Flammen emporarbeiten.

»Die armen Leute! Sie werden alles verlieren«, sagen einige. Sie schauen auf Jesus, der nichts sagt, sondern nur still lächelt ...

Aber dann ... dann breitet er die Arme aus und ruft: »Halt ein! Stirb! Ich will es.«

Und als ob ein großer Scheffel sich niedergelassen hätte, um die Flammen zu ersticken, erlischt das Feuer auf wunderbare Weise. Das lebendige, heftige Züngeln der Flammen verwandelt sich in rote Kohlenglut. Dann wird das Rot zu Violett und schließlich zu einem Graurot ... Da und dort züngelt es noch empor aus der Asche ... dann bleibt nur der Mond mit seinem Silber, der die Wälder erhellt.

In seinem weißen Schein sieht man, wie die Holzfäller sich gestikulierend versammeln, umherschauen und in die Höhe blicken ... auf der Suche nach dem Engel des Wunders ...

»Steigen wir hinab. Ich werde durch dieses unerwartete Ereignis an diesen Seelen wirken, und wir werden in dem kleinen Dorf bleiben und nicht in die Stadt gehen. In der Morgenfrühe reisen wir dann weiter. Einen Platz für die Frauen werden sie wohl haben. Uns genügt der Wald«, sagt Jesus und beginnt sogleich den Abstieg, gefolgt von den anderen.

»Aber warum hast du so gelächelt? Du schienst so glücklich?« fragt Petrus.

»Du wirst es aus meinen Worten erfahren.«

Sie sind schon dort, wo das Brachfeld in Asche liegt, die noch warm ist und unter den Sandalen knistert. Sie schreiten darüber hinweg. In der Mitte angekommen, wo der Mond sie voll beleuchtet, werden sie von den Holzhauern entdeckt.

»Oh! Ich habe es ja gesagt! Nur er kann das getan haben. Laufen wir und verehren wir ihn«, schreit ein Waldarbeiter, indem er sich in die Asche zu Füßen Jesu wirft.

»Wie kommst du dazu zu glauben, daß ich dies tun konnte?«

»Weil nur der Messias so etwas tun kann.«

»Und woher weißt du, daß ich der Messias bin? Kennst du mich vielleicht?«

»Nein. Aber nur der Gute, der die Armen liebt, kann Erbarmen gehabt haben, und nur der Heilige Gottes kann dem Feuer befohlen haben, so daß es ihm gehorcht hat. Der Allerhöchste sei gepriesen, der uns seinen Messias gesandt hat, und der Messias, der rechtzeitig gekommen ist, um unsere Häuser zu retten.«

»Ihr müßt mehr Sorge tragen für die Rettung eurer Seele.«

»Diese rettet man durch den Glauben an dich und indem man das tut, was du lehrst. Aber du weißt, o Herr, daß die Trostlosigkeit unsere schwachen Seelen noch mehr schwächt; und wenn man alles verliert ... dann wird man leicht zum Zweifel an Gottes Vorsehung verleitet.«

»Wer hat euch über mich unterrichtet?«

»Einige deiner Jünger ... Sieh, da sind unsere Familien ... Wir haben jemanden geschickt, um sie aufzuwecken, da wir fürchteten, das Feuer würde sich über den ganzen Hügel ausbreiten ... Kommt her ... und dann haben wir noch einen Mann geschickt, um ihnen mitzuteilen, daß ein Wunder geschehen ist und daß sie kommen sollen. Da sind sie, Herr. Die meinige, die des Jakob, die des Jonatan, die des Markus ... Das hier ist die meines Bruders Tobias, das die meines Schwagers Malkija ... Hier die des Philippus und die des Eleasar. Die anderen sind Frauen von Hirten, die auf den Bergen bei den Herden sind ... «

Es ist eine Gruppe von höchstens zweihundertfünfzig Personen, die ganz Kleinen, Säuglinge oder kaum entwöhnte mitgerechnet, die nun, halb wach geworden, weinen, oder schlafen, ohne zu wissen, welcher Gefahr sie entronnen sind.

»Der Friede sei mit euch allen. Der Engel Gottes hat euch gerettet. Loben wir miteinander den Herrn.«

»Du hast uns gerettet, denn du bist immer da, wo Gläubige auf dich vertrauen«, sagen mehrere Frauen ... denen die Männer mit großem Ernst zustimmen.

»Ja. Wo der Glaube an mich lebt, ist auch die Vorsehung gegenwärtig. Doch sowohl in materiellen als auch in geistigen Dingen muß man immerzu Vorsicht walten lassen. Was hat denn die Feuersbrunst im Heidekraut verursacht? Wahrscheinlich ein Funke, der von eurer Feuerstelle überggesprungen ist, oder ein Zweiglein, das eines der Kinder am Feuer anzünden wollte, um da unten damit zu spielen, es zu schwenken und zu werfen, mit der Sorglosigkeit, die dem kindlichen Alter eigen ist. Es ist schön, einen Feuerpfeil die Luft durchschneiden zu sehen, wenn der Abend herniedersinkt. Aber seht nun, was eine Unvorsichtigkeit verursachen kann! Sie kann verheerende Folgen haben. Ein Funke oder ein brennender Zweig, der auf dürres Heidekraut fällt, hat genügt, um ein ganzes Tal in Flammen aufgehen zu lassen, und wenn der Ewige mich nicht gesandt hätte, würde

ein Brand eure Güter und euer Leben verschlungen haben.

So ist es mit den geistlichen Dingen. Beständig muß kluge Vorsicht obwalten, auf daß kein Feuerpfeil, kein Funke euren Glauben erfasse und zerstöre, nachdem er unvermerkt in eurem Herzen sozusagen gebrütet hat und zu einer Feuersbrunst geworden ist, die von jenen angefacht wird, die mich hassen und euch mir entziehen wollen. Hier ist das Feuer, da es zur rechten Zeit gelöscht wurde, vom schadenbringenden in ein nutzbringendes verwandelt worden; denn es hat das Brachfeld im Tal von unnützem Unkraut, das ihr habt wachsen lassen, gesäubert und gibt euch durch dessen Zerstörung und durch die Düngung des Bodens Gelegenheit, nützliche Kulturen anzulegen, wenn ihr arbeitsam seid. Aber in den Herzen geschieht leider etwas ganz anderes. Wenn darin alles Gute zerstört ist, kann nichts mehr, außer Dornen, als Streu für die Dämonen, gedeihen.

Erinnert euch daran und hütet euch vor den Einflüsterungen meiner Feinde, die sie wie höllische Funken in eure Herzen werfen. Seid dann bereit, das Feuer zu löschen. Und wie könnt ihr gegen dieses Feuer angehen? Durch einen immer stärkeren Glauben, einen unbeugsamen Willen, Gott anzugehören, also durch den Bund mit dem heiligen Feuer. Denn das Feuer verzehrt nicht das Feuer. Wenn ihr also Feuer seid in der Liebe zum wahren Gott, wird euch das Feuer des Gotteshasses nicht schaden können. Das Feuer der Liebe besiegt jedes andere Feuer. Meine Lehre ist Liebe, und wer sie aufnimmt, geht ein in das Feuer der Liebe und kann vom Feuer des Dämons nicht mehr gequält werden.

Während ich von der Höhe dieses Hügels das Heidekraut und den Besenginster brennen sah und mehr den an den Herrgott gerichteten Worten eurer Seelen lauschte als ich euren Kampf gegen das Feuer betrachtete, lächelte ich, und einer meiner Apostel fragte mich: „Warum lächelst du?“ Ich versprach ihm: „Ich werde es dir sagen, wenn ich zu den Geretteten spreche.“ Nun tue ich es. Ich lächelte, weil ich daran dachte, daß, ebenso wie sich die Flammen im Heidekraut

des Tales trotz eurer Löscharbeiten ausgebreitet haben, meine Lehre sich in der Welt ausbreiten wird trotz der Angriffe der Feinde des Lichtes. Es wird Licht geben. Es wird eine Reinigung sein. Es wird eine Wohltat sein. Wie viele kleine Schlangen sind doch in der glühenden Asche umgekommen, und mit ihnen andere Schädlinge! Ihr habt dieses Tal gefürchtet wegen der allzu vielen Schlangen, die es bevölkern. Seht, nun lebt keine einzige mehr. Ebenso wird die Welt von vielen Irrlehren befreit werden, von vielen Sünden und vielen Schmerzen, wenn sie mich kennengelernt hat und vom Feuer meiner Lehre gereinigt sein wird. Gereinigt und befreit von unnützen Gewächsen, wird die Welt auf den guten Samen vorbereitet sein, der eine reiche Ernte an heiligen Früchten erbringen wird.

Seht ihr nun, weshalb ich lächelte? ... Ich sah in dem sich ausbreitenden Feuer ein Sinnbild für die Ausbreitung meiner Lehre in der Welt. Dann hat die Nächstenliebe, die nie von der Liebe zum Herrn getrennt werden darf, meine Gedanken auf eure Bedürfnisse gelenkt, und so habe ich den inneren Blick des Herzens von der Betrachtung der Interessen Gottes auf die Betrachtung der Interessen der Brüder gesenkt und dem Feuer Einhalt geboten, damit ihr durch euren Jubelgesang den Herrn preisen möget. Seht also: Mein Gedanke ist zu Gott aufgestiegen, er ist noch viel mächtiger herabgestiegen, weil die Vereinigung mit Gott unsere Fähigkeiten immer verstärkt; und schließlich ist er wieder zusammen mit dem eurigen zu Gott aufgestiegen. Auf diese Weise habe ich durch die Liebe die Interessen des Vaters und die meiner Brüder vertreten. Tut auch ihr desgleichen in eurem künftigen Leben.

Nun bitte ich euch um eine Unterkunft für diese Frauen. Das Mondlicht nimmt ab, und wir sind durch den Brand aufgehalten worden und können die nächste Stadt nicht mehr erreichen.«

»Kommt, kommt! Es gibt Platz für alle. Wir selbst hätten um diese Zeit ohne Dach sein können. Unsere Häuser sind eure Häuser. Es sind Häuser armer Leute, aber sie sind sauber. Kommt und seid gesegnet«, rufen alle.

Langsam steigen sie wiederum den Hügel hinauf, dessen Hang recht steil ist, bis zu dem Dörflein, das auf wunderbare Weise von der Zerstörung gerettet worden ist, und ein jeder geht nach Hause mit seinem Gast ...

491 Judas Iskariot bei Maria in Nazaret

Kaum zeigen sich im Osten die ersten Anzeichen des Morgenrots, als Judas von Kerijot an die Tür des kleinen Hauses von Nazaret klopft.

Auf dem Weg sind nur Bauern, besser gesagt: Kleingrundbesitzer von Nazaret, die sich mit dem Arbeitsgerät zu ihren Weinbergen oder Olivenhainen begeben. Sie schauen erstaunt auf den Mann, der zu so früher Stunde am Haus Marias anklopft, und tuscheln miteinander.

»Es ist ein Jünger«, antwortet einer auf die Bemerkung eines anderen.

»Bestimmt sucht er Jesus, den Sohn des Josef.«

»Aber vergeblich. Gestern abend ist er abgereist. Ich habe ihn gesehen. Ich will es ihm sagen ... « sagt ein anderer.

»Laß es sein! Es ist Judas Iskariot. Dieser Mann gefällt mir nicht. Vielleicht haben wir Jesus viel Unrecht angetan und das ist nicht recht, aber der, dieser da, hat im vergangenen Jahr viel Unheil unter uns gestiftet ... Vielleicht hätten wir uns bekehrt. Aber er ... «

»Woher? Was? Woher weißt du das?«

»Ich war einmal dabei, eines Abends im Haus des Synagogenvorstehers und töricht, wie ich bin, glaubte ich gleich alles ... Jetzt aber Schluß! Ich glaube, daß ich gesündigt habe.«

»Vielleicht ist auch er zu der Einsicht gekommen, daß er gesündigt hat und ... «

Sie entfernen sich, und ich höre nichts mehr.

Judas klopft noch einmal an die kleine Tür, an die er sein Gesicht gelehnt hat, wie um nicht gesehen oder erkannt zu werden. Aber

das Türlein bleibt verschlossen. Judas ist enttäuscht, entfernt sich und schlägt einen kleinen Pfad ein, der am Garten entlang hinter das Haus führt. Er blickt verstohlen über die Hecke des stillen Gartens, der nur von Tauben belebt ist.

Judas denkt darüber nach, was er wohl tun soll. Er führt ein Selbstgespräch: »Wird auch sie fortgegangen sein? Ich ... müßte sie doch gesehen haben ... Und dann! Nein. Gestern abend habe ich noch ihre Stimme gehört ... Vielleicht ist sie zur Schwägerin schlafen gegangen ... Puh! Das ist mir lästig wie eine Biene im Gesicht, denn sie werden zusammen zurückkehren, und ich will sie doch allein sprechen, ohne diese Alte als Zeugin. Sie ist geschwätzig und würde mir Vorwürfe machen. Ich will keine Vorwürfe. Zudem ist sie schlau, wie alle alten Frauen aus dem Volk. Sie würde meine Entschuldigungen nicht anerkennen und diese dumme Taube von Schwägerin warnen ... Bei der bin ich sicher, daß ich sie auf jeden Fall einwickeln kann. Sie ist sanft wie ein Lamm ... und ich *muß* das wiedergutmachen, was in Tiberias vorgefallen ist. Denn wenn sie darüber spricht ... Wer weiß, ob sie etwas erzählt oder geschwiegen hat ... Wenn sie darüber gesprochen hat, wird es schwieriger sein, die Sache in Ordnung zu bringen ... Aber sie wird nichts gesagt haben ... Sie verwechselt Tugend mit Dummheit. Wie die Mutter, so der Sohn ... Und die anderen arbeiten, während sie selbst schlafen. Ach, schließlich haben sie recht. Warum ihnen keine Aufmerksamkeit schenken, wenn sie anscheinend gewillt sind ... Aber was wollen sie denn eigentlich? In meinem Kopf herrscht ein solches Durcheinander ... Ich muß aufhören zu trinken und ... Ja! Aber das Geld verlockt, und ich bin wie ein Füllen, das zu lange eingeschlossen war. Zwei Jahre, sage ich! Mehr noch! Zwei Jahre mit all den Entbehrungen ... Aber schließlich ... Was hat Hilkija doch vorgestern gesagt? Ja, der belehrt mich nicht schlecht! Gewiß! Alles ist erlaubt, wenn es nur gelingt, Jesus auf den Thron zu erheben. Aber wenn er nicht will? Andererseits muß er doch bedenken, daß – wenn er nicht triumphiert – es mit uns allen aus ist und wir wie die Nachfolger

des Theudas oder des Judas von Galiläa enden werden ... Vielleicht würde ich gut daran tun, mich von ihnen zu trennen, denn ... Ja, ich weiß nicht, ob das, was sie wollen, gut ist. Ich setzte wenig Vertrauen in sie ... Sie sind seit einiger Zeit zu sehr verändert ... Ich möchte nicht ... Oh, schrecklich! Sollte ich das Mittel sein, um Jesus zu schädigen? Nein. Ich trenne mich von ihnen. Doch ist es bitter, ein Reich erträumt zu haben, und dann wieder ... was zu sein? Ein Nichts ... Aber besser ein Nichts als ... Er sagt immer: „Der, der die große Sünde begehen wird.“ Oh! Das werde doch nicht ich sein! Ich? Ich? Lieber ertränke ich mich im See ... Ich gehe weg. Es ist besser, ich gehe weg. Ich werde zu meiner Mutter gehen und mir von ihr Geld geben lassen; denn ich kann gewiß nicht die Synedristen um Geld bitten für die Reise. Sie ... sie helfen mir, weil sie hoffen, daß ich ihnen helfe, aus der Ungewißheit herauszukommen. Wenn Jesus einmal König ist, dann ist alles in Ordnung. Die Menge wird mit uns sein ... Und Herodes ... Wer kümmert sich um ihn? Die Römer nicht, und auch das Volk nicht. Alle hassen ihn! Und ... und ... Aber Jesus ist fähig, zu verzichten, sobald er zum König ausgerufen wird. Oh, gut! Eleasar des Hannas versichert mir, daß sein Vater bereit ist, ihn zum König zu krönen! ... Dann wird er sich nicht mehr des heiligen Charakters entledigen können ... im Grunde handle ich wie der treulose Verwalter in seinem Gleichnis ... Ich greife auf Freunde zurück zu meinem Nutzen, ja, aber auch zu seinem Nutzen. Ich bediene mich ungerechter Mittel, um ... Nein ... ich muß unbedingt noch einmal versuchen, ihn zu überzeugen. Ich bin nicht überzeugt, gut zu handeln, indem ich diese List anwende ... Oh! Wenn ich ihn überreden könnte! Denn es wäre so schön! So schön ... Ja! Das ist die beste Idee: Alles ganz ehrlich dem Meister sagen, ihn anflehen ... vorausgesetzt, daß ihm Maria nichts von Tiberias gesagt hat ... Was wollte ich Maria sagen? ... Ah! Die Abweisung der Römerinnen. Diese verfluchte Frau! Wenn ich an jenem Abend nicht zu ihr gegangen wäre, hätte ich Maria nicht angetroffen. Aber was hatte wohl Maria in Tiberias zu tun? Wenn ich bedenke,

daß ich jeweils am Tag vor dem Sabbat, am Sabbat und am Tag danach nie ausgegangen bin, nur um keinem Apostel zu begegnen ... Ich Dummkopf! Dummkopf! Hätte ich nicht auch nach Hippos oder Gerasa gehen können, um Frauen zu suchen? Nein! Ausgerechnet dort, in Tiberias, wo die von Kafarnaum durchkommen müssen, um hierher zu gelangen ... Aber all das wegen der Römerinnen ... Ich hoffte ... Nein, dies muß ich zu meiner Rechtfertigung sagen, aber es ist nicht wahr. Es nützt nichts, daß ich es mir einrede, mir, da ich genau weiß, weshalb ich hingegangen bin: Um mich mit den Mächtigen Israels zu treffen und mich zu vergnügen, da ich nun viel Geld habe ... Doch ... wie schnell ist das Geld ausgegeben. Bald werde ich keines mehr haben ... Ha, ha! Ich werde dem Hilkija und seinen Gefährten irgendein Märchen erzählen, und sie werden mir wieder Geld geben ... «

»Oh, Judas! Bist du nicht bei Sinnen? Schon ein ganzes Weilchen beobachte ich dich hier von diesem Olivenbaum aus. Du gestikulierst und führst Selbstgespräche ... Hat dir die Sonne des Tammus zugesetzt?« ruft Alphäus der Sara und schaut von einem Ast eines riesigen Olivenbaumes herab, der in einer Entfernung von ungefähr dreißig Metern von Judas steht.

Judas fährt auf, dreht sich um, sieht ihn und brummt: »Hole dich der Teufel! Verfluchtes Dorf von Spionen!« Doch dann lächelt er freundlich und ruft laut: »Nein. Ich bin besorgt, weil Maria mir nicht öffnet ... Sie wird doch nicht etwa krank sein? Ich habe wiederholt geklopft! ... «

»Maria? Da kannst du lange klopfen! Sie ist bei einer armen Alten, die im Sterben liegt. Man hat sie um die dritte Nachtwache gerufen ... «

»Aber ich muß mit ihr sprechen.«

»Warte. Ich steige herab und gebe ihr Bescheid. Aber brauchst du sie wirklich?«

»Das möchte ich wohl sagen! Ich bin seit dem ersten Sonnenstrahl hier.«

Der eifrige Alphäus steigt vom Baum herab und geht rasch davon.

»Jetzt hat mich auch der da noch gesehen! Sicher kehrt er nun auch mit jener anderen zurück! Mir genügt schon eine!« Nun folgt eine ganze Litanei von Schimpfworten gegen Nazaret, die Nazarener, Maria des Alphäus und schließlich auch noch gegen die Liebe der allerheiligsten Jungfrau und sogar gegen die Sterbende . . .

Er ist noch nicht fertig damit, da öffnet sich die Tür, die vom Eßraum zum Garten führt, und auf der Schwelle erscheint eine ganz blasse und traurige Maria. »Judas!« »Maria!« sagen sie im gleichen Augenblick.

»Ich öffne dir gleich die Tür. Alphäus hat mir weiter nichts gesagt als: „Geh nach Hause. Jemand wünscht dich zu sprechen“, und ich bin gelaufen, um so mehr, als die arme alte Frau meiner nicht mehr bedarf. Sie hat ausgelitten wegen eines schlechten Sohnes . . . «

Während Maria spricht, läuft Judas den kleinen Pfad entlang und erreicht die Vorderseite des Hauses . . . Maria öffnet.

»Der Friede sei mit dir, Judas von Kerijot. Tritt ein.«

»Der Friede sei mit dir, Maria.«

Judas zögert etwas. Maria ist milde, aber ernst.

»Ich habe so lange angeklopft, heute früh.«

»Gestern abend hat ein Sohn das Herz seiner Mutter gebrochen . . . Sie kamen hierher, um Jesus zu holen. Aber Jesus ist nicht da. Auch dir sage ich: Jesus ist nicht hier. Du bist zu spät gekommen.«

»Ich weiß, daß er nicht da ist.«

»Woher weißt du das? Du bist doch gerade erst angekommen . . . «

»Mutter, ich will ehrlich mit dir sein, denn du bist gut. Seit gestern bin ich schon hier . . . «

»Warum bist du dann nicht gekommen? Deine Kameraden sind nur ein einziges Mal an diesen Sabbaten nicht hierher gekommen.«

»Ja, ich weiß es! Ich bin nach Kafarnaum gegangen und habe sie dort nicht angetroffen.«

»Lüge nicht, Judas. Du bist nie in Kafarnaum gewesen. Bartholomäus ist immer dortgeblieben, und er hat dich nie gesehen. Erst ge-

stern ist Bartholomäus gekommen. Aber du warst ja gestern hier ... und deshalb ... Warum lügst du, Judas? Weißt du nicht, daß die Lüge der erste Schritt zum Diebstahl und zum Menschenmord ist? ... Die arme Ester ist gestorben, getötet durch den Schmerz über das Benehmen ihres Sohnes. Und Samuel, ihr Sohn, begann die Schande Nazarets zu werden mit seinen kleinen Lügen, die immer größer wurden ... und von diesen ist er dann zu allem anderen übergegangen. Willst du es ihm nachtun, du, Apostel des Herrn? Willst du deine Mutter vor Schmerz sterben lassen?«

Der Vorwurf ist mit leiser Stimme und langsam hervorgebracht worden. Aber Welch einen Eindruck hat er auf Judas gemacht! Er weiß nicht mehr, was er antworten soll. Er setzt sich plötzlich hin, mit dem Kopf zwischen den Händen.

Maria beobachtet ihn. Dann fährt sie fort: »Nun? Weshalb wolltest du mich sprechen? Während ich der armen Ester beistand, betete ich für deine Mutter ... und für dich ... denn ihr tut mir leid, der eine wie die andere, aber aus zwei verschiedenen Gründen.«

»Wenn du Mitleid mit mir hast, dann verzeihe mir.«

»Ich habe niemals Groll gegen dich gehegt.«

»Wie? ... Nicht einmal wegen jenes Morgens in Tiberias? ... Weißt du, ich war so, weil die Römerinnen mich am Abend zuvor schlecht behandelt hatten wie einen Verrückten ... und wie einen Verräter des Meisters. Ja, das bekenne ich. Ich habe schlecht daran getan, mit Claudia zu sprechen. Ich habe ihm gegenüber gefehlt, aber ich tat es um eines guten Zweckes willen. Ich habe den Meister betrübt. Er hat es mir nicht gesagt, aber ich weiß, daß er erfahren hat, daß ich gesprochen habe. Gewiß war es Johanna, die ihn benachrichtigt hat. Johanna hat mich nie leiden mögen, und die Römerinnen haben mir arg zugesetzt ... Um zu vergessen, habe ich getrunken ... «

Maria sagt mit einem unwillkürlich ironischen Ausdruck des Mitgeföhls: »Dann müßte Jesus bei all dem Schmerz, den er täglich zu ertragen hat, jede Nacht berauscht sein ... «

»Hast du es ihm gesagt?«

»Ich vermehre meinem Sohn nicht die Bitterkeit des Kelches durch Nachrichten von neuen Niederlagen, Verfehlungen, Sünden, Nachstellungen ... Ich habe geschwiegen und werde auch weiterhin schweigen.«

Judas fällt in die Knie und versucht, die Hand Marias zu küssen; aber sie zieht sie zurück, ohne verletzend zu wirken, jedoch entschieden, weder geküßt noch berührt zu werden.

»Danke Mutter! Du rettetest mich. Deshalb bin ich gekommen ... damit du es mir leichter machst, zum Meister zu gehen, ohne Vorwürfe und Demütigungen ertragen zu müssen.«

»Um das zu vermeiden, hätte es genügt, wenn du nach Kafarnaum gegangen und mit den anderen gekommen wärest. Das wäre sehr einfach gewesen.«

»Es ist wahr ... Aber die anderen sind nicht gut. Sie haben mich ausspionieren lassen, um mich nachher tadeln und anklagen zu können.«

»Beleidige deine Brüder nicht, Judas. Es genügt, gesündigt zu haben. Du hast hier spioniert, hier in Nazaret, in der Heimat Christi, du ... «

Judas unterbricht sie: »Wann? Im vergangenen Jahr? Siehst du, sie haben meine Worte verdreht! Aber glaube mir, daß ich ... «

»Ich weiß nicht, was du im vergangenen Jahr gesagt und getan hast, aber ich spreche von gestern. Du bist seit gestern hier. Du weißt, daß Jesus abgereist ist. Du hast also nachgeforscht, und nicht in den befreundeten Häusern des Ascher, Ismael, Alphäus oder des Bruders des Judas und Jakobus; und nicht bei Maria des Alphäus oder bei den anderen Wenigen, die Jesus lieben. Denn wenn du das getan hättest, wären sie gekommen und hätten es mir gesagt. Das Haus der Ester hat sich im Morgengrauen, als sie gestorben ist, mit Frauen gefüllt, aber keine einzige wußte von dir. Es waren die besten Frauen von Nazaret, die, die mich lieben und die Jesus lieben und sich bemühen, seine Lehre zu befolgen trotz der Feindseligkeit ihrer Gatten, Väter und Söhne. Du aber hast dich bei denen erkun-

dig, die Feinde meines Jesus sind. Wie nennst du das? Ich möchte es nicht sagen. Du mußt es dir selbst sagen. Warum hast du dies getan? Ich will es nicht wissen. Ich sage dir nur das eine: Viele Schwerter werden in mein Herz gestoßen werden und mich erbarmungslos martern, und dies durch Menschen, die meinem Jesus Schmerz zufügen und ihn hassen. Ein Schwert wird das deine sein, und es wird nicht mehr herausgezogen werden, denn die Erinnerung an dich, Judas, der du dich nicht retten willst, der du dich selbst zugrunde richtest, an dich, der du mir Angst einflößt, nicht Angst meiner wegen, sondern um deine Seele, wird nicht mehr aus meinem Herzen weichen. Eines hat der gerechte Simeon hineingebohrt, während ich mein Kindlein, mein heiliges Lämmlein, an meinem Herzen trug ... Das andere ... das andere bist du. Schon berührt die Spitze deines Schwertes mein Herz. Aber es genügt dir noch nicht, einer armen Frau diesen Schmerz zuzufügen ... und du wartest darauf, dein Henkerschwert gänzlich ins Herz derjenigen zu bohren, die dir stets nur Liebe geschenkt hat ... Aber töricht bin ich, daß ich von dir Erbarmen erwarte, der du es nicht einmal für deine eigene Mutter hast ... Vielmehr, es sei gesagt: Mit einem einzigen Schlag wirst du mich und sie treffen, du ungeratener Sohn, den die Gebete zweier Mütter nicht retten! ... «

Maria weint, während sie spricht, und die Tränen fallen nicht auf das braune Haupt des Judas, weil er geblieben ist, wo er auf die Knie gefallen ist, etwas entfernt von Maria ... Die heiligen Tränen trinkt der Boden ... Und die Szene erinnert mich an Aglaia, auf welche die Tränen Marias fielen, weil sie sich an Maria geklammert hatte im aufrichtigen Verlangen nach Erlösung.

»Findest du kein Wort, Judas? Gelingt es dir nicht, in dir die Kraft zu einem guten Vorsatz zu finden? Oh, Judas! Judas! Aber sage mir: Bist du mit deinem Leben zufrieden? Prüfe dich, Judas. Sei demütig, aufrichtig mit dir selbst, das zuallererst und dann Gott gegenüber, um zu ihm zu gehen, nachdem dir die zentnerschwere Last vom Herzen gefallen ist, und zu sagen: „Sieh, ich habe diese Felsbrocken entfernt aus Liebe zu dir.“«

»Ich habe nicht den Mut, vor Jesus zu bekennen ... «

»Du hast nicht die Demut, es zu tun.«

»Das ist wahr. Hilf du mir ... «

»Geh nach Kafarnaum und erwarte ihn dort, in Demut.«

»Aber könntest du ... «

»Ich werde nichts anderes tun können, als meinem Sohn empfehlen, das zu tun, was er immer tut: Barmherzigkeit zu üben. Nicht ich bin es, die Jesus belehrt, sondern Jesus ist es, der seine Jüngerin belehrt.«

»Du bist ihm Mutter.«

»Das gilt für mein Herz. Doch er ist mein Meister, nicht mehr und nicht weniger als er es für alle anderen Jüngerinnen ist.«

»Du bist vollkommen.«

»Er ist der Vollkommenste.«

Judas schweigt und denkt nach. Dann fragt er: »Wohin ist der Meister gegangen?«

»Nach Betlehem in Galiläa.«

»Und dann?«

»Das weiß ich nicht.«

»Kommt er hierher zurück?«

»Ja.«

»Wann?«

»Das weiß ich nicht.«

»Du willst es mir nicht sagen!«

»Ich kann dir nicht sagen, was ich nicht weiß. Du folgst ihm seit zwei Jahren. Kannst du sagen, daß er immer ein bestimmtes Reiseziel gehabt hat? Wie oft hat ihn der Wille der Menschen zur Änderung seiner Pläne gezwungen.«

»Das ist wahr. Ich werde aufbrechen ... nach Kafarnaum.«

»Die Sonne ist zu heiß, um zu wandern. Bleibe. Du bist ein Pilger wie alle anderen, und er hat gesagt, daß die Jüngerinnen für die Pilger Sorge tragen sollen.«

»Du nimmst Anstoß an meiner Lebensführung ... «

»Es ist schmerzlich, daß du nicht geheilt werden willst. Das allein ... Lege den Mantel ab ... Wo hast du geschlafen?«

»Ich habe nicht geschlafen. Ich habe das Morgengrauen abgewartet, um dich allein sprechen zu können.«

»Dann wirst du müde sein. In der Werkstatt sind die Lagerstätten, die Simon und Thomas benutzt haben. Dort kannst du Ruhe und jetzt noch Kühle finden. Geh und schlafe, während ich dir das Essen bereite.«

Judas geht, ohne etwas zu entgegnen. Ohne sich nach der Nachtwache auszuruhen, begibt sich Maria in die Küche, um das Feuer anzufachen, und dann in den Garten, um Gemüse zu holen. Tränen, viele Tränen rinnen leise über ihre Wangen herab, während sie sich über die Feuerstätte beugt, um die Holzscheite zurechtzulegen, während sie über die Erdschollen schreitet, um das Gemüse zu holen, und während sie es in einem Becken wäscht und herrichtet ... Tränen fallen auf die blonden Weizenkörner, mit denen sie die Tauben füttert, und auf die Wäsche, die sie aus dem Trog nimmt und in der Sonne ausbreitet ... Die Tränen der Gottesmutter ... jener, die ohne Schuld und dennoch nicht frei vom Schmerz war und mehr litt als jede andere Mutter, weil sie die „Miterlöserin“ ist ...

492 Der Tod des Großvaters von Margziam

Jesus muß sich bereits von den Frauen getrennt haben, denn bei ihm sind nur die Apostel, Isaak und Margziam. Sie gehen gerade die letzten Hänge hinab, die zur Ebene Jesreel führen, während der Abend langsam hereinbricht.

Margziam ist sehr glücklich, daß der Herr ihn zu seinem teuren Großvater bringt. Weniger glücklich sind die Apostel, die sich des letzten Zwischenfalles mit Ismael erinnern. Aber sie sind ernst und schweigen, um dem Jüngling nicht wehzutun, der sich darüber freut, daß er den Honig noch nicht angerührt hat, den Porphyria ihm gegeben hat, »weil« – wie er sagt – »ich die Hoffnung hatte, daß der

Herr mir meinen Herzenswunsch erfüllen würde, mich meinen Vater sehen zu lassen. Ich weiß nicht warum ... aber seit einiger Zeit ist er ständig in meinem Geiste gegenwärtig, als ob er mich rufen würde. Ich habe es Porphyria gesagt und sie hat darauf geantwortet: „Auch mir geht es so, wenn Simon fern ist.“ Aber es muß nicht unbedingt so sein, wie sie gesagt hat, denn früher ist dies bei mir nie vorgekommen.«

»Weil du früher noch ein Knabe warst, und jetzt bist du ein Mann, der selbständiger zu denken vermag«, sagt Petrus zu ihm.

»Ich habe auch zwei kleine Kugelkäse und einige Oliven. Das, was ich vom Meinigen meinem geliebten Vater habe bringen können. Und dann habe ich eine Tunika aus Hanf und ein Gewand aus Hanf. Porphyria wollte sie für mich machen. Aber ich habe ihr gesagt: „Wenn du mich liebst, mache sie für den alten Vater.“ Er trägt immer zerrissene Kleider und schwitzt in der schlechten Wolle ... Es wird eine Erleichterung für ihn sein.«

»Und du bist indessen ohne neue Kleider geblieben und schwitzest wie ein Schwamm in denen aus Wolle«, sagt Petrus.

»Oh, das macht nichts! Mein Vater hat so oft gehungert, um mir sein Essen zu bringen, als ich im Wald war ... Endlich kann auch ich ihm etwas geben. Wenn ich mir nur genügend zusammensparen könnte, um ihm zu ermöglichen, die Arbeit aufzugeben.«

»Wieviel hast du bis jetzt?« fragt Andreas.

»Wenig. Beim Fischen habe ich 110 Doppeldrachmen verdient. Aber bald werde ich die Lämmer verkaufen, und dann ... Oh, wenn ich es doch tun könnte, bevor die große Kälte kommt! ... «

»Werdet ihr ihn aufnehmen?« fragt Natanaël den Petrus.

»Ja. Wir werden nicht zugrundegehen, wenn dieser arme Alte einen Bissen von unserem Teller erhält ... «

»Und außerdem ... Er kann auch kleine Arbeiten verrichten ... Er könnte zu uns nach Betsaida kommen, nicht wahr, Philippus?«

»Gewiß, gewiß ... Wir werden dir helfen, Simon, unseren guten Margziam und den Alten zufriedenzustellen ... «

»Hoffen wir, daß Johanan nicht dort ist ... « sagt Judas Thaddäus.

»Ich werde vorausgehen, um sie zu benachrichtigen«, sagt Isaak.

Sie gehen eilig im Mondlicht weiter ... An einer bestimmten Stelle trennt sich Isaak von den anderen und beschleunigt seine Schritte noch mehr, während ihm die Gruppe langsamer folgt. Eine große Stille herrscht in der Ebene. Selbst die Nachtigallen schweigen.

Sie gehen und gehen, bis sie zwei Schatten sehen, die auf sie zueilen.

»Der eine ist sicher Isaak ... Der andere ... kann sowohl Micha als auch der Aufseher sein. Sie sind gleich groß ... « sagt Johannes.

Jetzt sind sie schon nahe ... ganz nahe. Es ist wirklich der Aufseher, dem Isaak anscheinend ganz niedergeschlagen folgt.

»Meister ... Margziam ... armer Junge! ... Komm schnell. Dein Vater, Margziam, ist krank ... schwer krank ... «

»Ach, Herr!« ruft der Jüngling schmerzerfüllt aus.

»Gehen wir, beeilen wir uns ... Sei stark, Margziam«, und Jesus nimmt ihn bei der Hand und beginnt fast zu laufen, während er den Aposteln sagt: »Kommt uns nach!«

»Ja ... aber seid leise ... Johanan ist zu Hause«, ruft der Aufseher schon aus einiger Entfernung ...

Der arme Alte befindet sich im Haus des Micha. Selbst ein Schwachsinniger würde begreifen, daß er im Sterben liegt. Er ist abwesend, mit geschlossenen Augen und den eingefallenen Zügen eines Sterbenden. Seine Haut ist bleich wie Wachs, abgesehen von den Wangen, auf denen ein bläuliches Rot zurückgeblieben ist.

Margziam beugt sich über das Lager und ruft: »Vater! Mein Vater! Ich bin Margziam. Verstehst du mich? Margziam! Jabe! Dein Jabe! ... Oh, Herr! Er hört mich nicht mehr ... Komm, Herr ... Komm hierher. Versuche du ... Heile ihn ... Mach, daß er mich sehen kann, daß er mit mir sprechen kann ... Aber muß ich denn alle die Meinen so sterben sehen? ... «

Jesus nähert sich, neigt sich über den Sterbenden, legt ihm die Hand aufs Haupt und spricht: »Sohn meines Vaters, höre mich.«

Wie einer, der aus einem tiefen Schlaf erwacht, tut der Alte einen tiefen Atemzug, öffnet die schon glasigen Augen und blickt unsicher auf die beiden Gesichter, die sich über ihn neigen. Er versucht zu sprechen, aber die Zunge gehorcht ihm nicht mehr. Doch, jetzt muß er sie erkannt haben, denn er lächelt und versucht, die Hände der beiden zu ergreifen, um sie an seine Lippen zu führen.

»Vater, ich bin gekommen ... Ich habe so viel gebetet, um kommen zu können! ... Ich wollte dir sagen ... daß ich bald genug haben werde ... um dich von dieser Arbeit zu befreien ... damit du zu mir kommen kannst, zu Simon und Porphyria, die so gut sind, so gut zu deinem Jabe ... und zu allen ...«

Dem Alten gelingt es nun, seine Zunge zu bewegen, und mit Mühe sagt er: »Gott vergelte es ihnen ... er vergelte es auch dir ... Aber es ist zu spät ... Ich gehe zu Abraham ... um nicht mehr zu leiden ...« Er wendet sich an Jesus und fragt sehnsüchtig: »So ist es doch, nicht wahr?«

»So ist es. Geh in Frieden!« Jesus richtet sich auf, in der ganzen Erhabenheit seiner Gestalt, und spricht: »In meiner Macht als Richter und Erlöser spreche ich dich los von allem, was du im Leben an Verfehlungen und Unterlassungen begangen hast, von allen Regungen gegen die Liebe und gegen diejenigen, die dich gehaßt haben. Von allem spreche ich dich los, o Sohn. Geh in Frieden!« Jesus hat seine Hände über das Lager ausgestreckt, als ob es ein Altar wäre und als ob er, der Priester, die Opfergabe weihte.

Margziam weint, während der Alte sanft lächelt und flüstert: »Ich entschlafe im Frieden mit deiner Hilfe ... Danke, Herr ...« und er sinkt zurück ...

»Vater! Vater! Oh! Er stirbt! Er stirbt! Geben wir ihm etwas Honig ... Er hat eine so trockene Zunge ... Er ist kalt ... Der Honig erwärmt ...« ruft Margziam aus und wühlt mit einer Hand in seinem Sack, während er mit der anderen das Haupt seines Großvaters stützt, das immer schwerer wird.

Auf der Türschwelle sind die Apostel erschienen ... und betrachten stumm die Szene ...

»Weiter, Margziam. Den Vater werde ich stützen«, sagt Jesus ... und dann zu Petrus: »Petrus, komm her.«

Und Simon nähert sich ganz erschüttert und gerührt.

Margziam versucht, dem Vater etwas Honig einzuflößen. Er steckt den Finger ins Gefäß, zieht ihn mit Honig bedeckt hervor und träufelt diesen auf die Lippen des Großvaters. Dieser öffnet nochmals die Augen, blickt ihn an, lächelt ihm zu und sagt: »Er ist gut.«

»Er ist für dich, und auch das Gewand aus kühlem Hanf ist für dich ... «

Der Alte erhebt die zitternde Hand und versucht, sie auf das braune Haupt zu legen, indem er sagt: »Du bist gut ... besser als der Honig ... und das ist es ... deine Liebe ist es, die mir guttut ... Aber deinen Honig ... brauche ich nicht mehr ... auch das neue Gewand nicht ... Behalte sie ... behalte sie mit meinem Segen ... «

Margziam sinkt in die Knie und weint, das Haupt auf den Rand des Lagers gelehnt, und seufzt: »Allein! Ich bleibe allein!«

Simon läuft um das Lager herum und während er die Haare des Margziam streichelt, sagt er mit vor Erregung rauher Stimme: »Nein ... nicht allein ... Ich habe dich lieb, und auch Porphyria ... Die Jünger ... so viele Brüder ... und dann Jesus, der dich so lieb hat. Weine nicht, mein Sohn!«

»Dein ... Sohn ... Ja ... glücklich ich ... Herr! ... Herr ... « Der Alte röchelt, zuckt ... er fühlt das Ende nahen.

Jesus legt ihm den Arm um die Schultern, richtet ihn auf und stimmt langsam das: »Ich erhebe die Augen zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommen wird« an. Er fährt mit dem ganzen 120. Psalm fort. Dann hält er ein und betrachtet den Mann, der bei diesen Worten friedlich in seinen Armen stirbt ... Er beginnt mit dem 121. Psalm, von dem er nur wenige Verse betet, denn kaum hat er den vierten angestimmt, unterbricht er sich und sagt: »Geh in Frieden, gerechte Seele!« Langsam legt er ihn nieder und schließt ihm mit der Hand die Augenlider.

Es ist ein so sanfter Tod, daß außer Jesus niemand des Hinüber-

ganges gewahr wird. Doch erkennen es alle aus der Handlungsweise Jesu und beginnen zu flüstern.

Jesus gebietet Schweigen. Er geht an die Seite Margziams, der mit über das Bett geneigtem Haupte weint und nichts gemerkt hat. Jesus beugt sich über ihn, umarmt ihn und sucht ihn aufzurichten mit den Worten: »Er ist im Frieden, Margziam! Er leidet nicht mehr. Die größte Gnade Gottes für ihn ist diese: der Tod in den Armen des Herrn! Weine nicht, teurer Sohn. Schau, wie friedlich er daliegt ... so friedlich ... Wenige in Israel haben den Lohn erhalten, der diesem Gerechten zuteil geworden ist, der am Herzen des Heilandes sterben durfte. Komm in meine Arme ... Du bist nicht allein. Und auch Gott ist da, und er ist alles und liebt dich für die ganze Welt.«

Der arme Margziam ist wirklich zu bedauern; aber er findet noch die Kraft zu sagen: »Ich danke dir, Herr, daß du gekommen bist ... und dir, Simon, daß du mich hierher begleitet hast ... Euch allen danke ich für das, was ihr mir für ihn gegeben habt ... Aber er braucht es nicht mehr ... Doch ... das Kleid schon ... Wir sind arm ... Wir können keine Einbalsamierung vornehmen ... Oh! Mein Vater! Nicht einmal ein Grab kann ich dir geben! ... Aber wenn ihr mir traut, wenn ihr könnt ... bezahlt für mich, und ich werde euch im Oktober den Erlös aus dem Verkauf der Lämmer und der Fische geben ... «

»Halt einmal! Du hast doch einen Vater, meine ich! Laß das meine Sorge sein, und wenn ich ein Boot verkaufen müßte. Wir werden dem alten Vater alle Ehren erweisen. Es braucht nur einen, der vorausbezahlt ... und einen, der ein Grab hergibt ... «

Der Aufseher sagt: »In Jesreel gibt es Jünger unter dem Volk. Sie werden uns nichts abschlagen. Ich gehe sofort zu ihnen und werde um die dritte Stunde zurück sein ... «

»Ja ... Aber ... der Pharisäer?«

»Fürchtet euch nicht. Ich werde ihn wissen lassen, daß ein Toter hier ist. Um sich nicht zu beflecken, wird er das Haus nicht verlassen. Ich gehe ... «

Während Margziam über den Großvater gebeugt weint und ihn liebkost und Jesus leise mit den Aposteln spricht, kommen und gehen Isaak, Micha und die anderen und bereiten alles vor für die letzten Ehren, die sie ihrem hingeschiedenen Gefährten erweisen wollen.

Hier mache ich von mir (Valtorta) aus eine Bemerkung. Ich habe mich schon öfters in ähnlichen Situationen befunden und habe immer wieder bemerkt, daß die Anwesenden in guter Absicht oder aus Hartherzigkeit die Trauer derer, die einen Verwandten verloren haben, tadeln. Ihr Verhalten steht in großem Gegensatz zur Milde Jesu, der Mitleid hat mit dem Schmerz des Waisenkindes und von ihm keinen unnatürlichen Heroismus verlangt . . . Wieviel kann man lernen aus jeder, auch aus der kleinsten Geste Jesu!

493 Jesus spricht zu den Aposteln über die Liebe

»Wo hast du die Boote gelassen, Simon, als du nach Nazaret gekommen bist?« fragt Jesus, während er in nordöstlicher Richtung auf den Tabor zugeht und die Ebene Jesreels im Rücken hat.

»Ich habe sie zum Fischen zurückgeschickt, Meister. Aber ich habe den Bootsmännern gesagt, sie sollen sich alle drei Tage in Tarichäa einfinden . . . Ich wußte nicht, wie lange ich bei dir bleiben würde.«

»Sehr gut. Wer von euch will gehen und meine Mutter und Maria des Alphäus benachrichtigen, daß wir uns in Tiberias treffen werden? Das Haus des Josef wird unser Treffpunkt sein.«

»Meister . . . wir alle möchten es tun, aber sage du, wer gehen soll; das wird besser sein.«

»Dann sollen Matthäus, Philippus, Andreas und Jakobus des Zebedäus hingehen, und die anderen kommen mit mir nach Tarichäa. Erklärt den Frauen die Gründe für unsere Verspätung. Sie sollen das Haus schließen und dann kommen. Wir werden einen ganzen Monat Zusammensein. Geht, denn hier ist schon der Scheideweg. Der Friede sei mit euch.« Er küßt die vier, die sie verlassen, und nimmt mit den übrigen den Marsch wieder auf.

Doch nach wenigen Schritten bleibt er stehen und blickt Margziam an, der gesenkten Hauptes ein wenig hinter den anderen hergeht. Als der Jüngling ihn erreicht hat, faßt Jesus ihn beim Kinn, so daß er zu ihm aufschauen muß. Tränen rollen über sein braunes Gesicht herab.

»Würdest du auch gerne nach Nazaret gehen?«

»Ja, Meister ... Aber tu, wie du willst.«

»Ich will, daß du getröstet wirst, mein Sohn ... Geh! ... Lauf hinter ihnen her. Die Mutter wird dich trösten.« Er küßt ihn und läßt ihn gehen; und Margziam beginnt zu laufen und holt die vier schnell ein.

»Er ist noch ein Kind«, bemerkt Petrus.

»Und er leidet sehr ... Er hat mir gestern abend, als ich ihn weinend in einem Winkel des Hauses fand, gesagt: „Es ist, als wären mir gestern Vater und Mutter gestorben ... Der Tod des alten Vaters hat die Wunde in meinem Herzen wieder aufgerissen ...!“« sagt Johannes.

»Armer Sohn! ... Aber es war doch gut, daß er bei diesem Tod zugegen war ... « sagt der Zelote.

»Er hatte sich so sehr darauf eingestellt, dem Alten helfen zu können! ... Porphyria sagte mir, er habe alle möglichen Opfer gebracht, um Geld für ihn zusammenzubekommen. Er hat auf den Feldern gearbeitet, Reisigbündel für die Öfen gemacht, gefischt; er hat sich sogar die Käslein vom Munde abgespart und sie verkauft, und ebenso den Honig ... Er hatte diesen Dorn im Herzen und wollte den Alten bei sich haben ... « sagt Petrus.

»Es ist ein Mensch mit ernstesten Vorsätzen. Opfer bringen und arbeiten fällt ihm nicht schwer. Das sind gute Eigenschaften«, sagt Bartholomäus.

»Ja, er ist ein guter Sohn und wird einer der besten Jünger werden. Seht, welche Selbstbeherrschung er auch in den schwierigsten Augenblicken aufbringt ... Sein betrübtes Herz hat sich nach Maria gesehnt, aber dennoch hat er nicht darum gebeten, mitgehen zu

dürfen. Er hat so gut verstanden, was die Kraft des Gebetes vermag, daß er darin viele Erwachsene übertrifft«, sagt Jesus.

»Glaubst du, daß er Opfer zu einem bestimmten Zweck bringt?« fragt Thomas.

»Dessen bin ich gewiß.«

»Es ist wahr. Gestern gab er die Früchte einem Alten mit den Worten: „Bete für den Vater meines Vaters, der mir vor kurzem gestorben ist.“ Als ich dazu bemerkte: „Er ist im Frieden, Margziam. Glaubst du nicht, daß die Lossprechung Jesu gültig ist?“ hat er mir geantwortet: „Ich halte sie für gültig. Aber ich denke bei der Darbringung von Gebeten an die Seelen derer, für die niemand betet, und wenn sie für meinen Vater nicht mehr nötig sind, dann mögen sie denen zugute kommen an die niemand denkt.“ Und ich bin davon erbaut gewesen«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Ja, gestern kam er zu mir, warf mir die Arme um den Hals – denn er ist im Grunde genommen noch ein Kind – und sagte: „Jetzt bist du wirklich mein Vater ... Ich gebe dir das, was deine Güte mich zur Seite hat legen lassen. Dieses Geld nützt meinem alten Vater jetzt nicht mehr ... und du und Porphyria, ihr tut so viel für mich ...“ Ich hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten, und habe ihm geantwortet: „Nein, mein Sohn. Benützen wir dieses Geld als Almosen für elende Alte oder arme Waisenkinder, und Gott wird deine Almosen dazu verwenden, den Frieden deines alten Vaters zu mehren.“ Margziam hat mir zwei Küsse gegeben, und zwar so stark, daß ich ... ja, daß ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten konnte. Und wie ist er dir doch dankbar gewesen, Bartholomäus, daß du die Begräbniskosten übernommen hast. Er sagte mir: „Für mich hat die dem Alten erwiesene Ehre keinen Preis. Ich werde Bartholomäus bitten, mich als seinen Knecht zu nehmen.“«

»O armer Junge! Nicht einmal für eine Stunde! Er dient dem Herrn und erbaut uns alle. Ich habe einem Gerechten eine Ehre erwiesen. Ich konnte es tun, denn mein Name ist bekannt, und es ist mir leicht, jemanden zu finden, der mir Geld vorstreckt. Von Betsai-

da aus werde ich die kleine Schuld begleichen, eine Kleinigkeit im Grunde . . . «

»Ja, vom Geld her betrachtet ist es wenig, denn die Leute von Jesreel waren großzügig; aber betrachtet man die Liebe zum Mitjünger, ist es keine Kleinigkeit, denn jeder Liebesakt hat großen Wert.

Ihr seid dabei, euch heranzubilden in dieser Nächstenliebe, die der zweite Teil des grundlegenden Gebotes des göttlichen Gesetzes ist, die aber in Israel sehr vernachlässigt worden ist. Die vielen Vorschriften und Kleinlichkeiten, die dem geradlinigen und in seiner Kürze doch vollständigen Gesetz vom Sinai gefolgt sind, haben den ersten Teil dadurch entstellt, daß sie daraus eine Menge äußerer Riten gemacht haben, denen aber der Kern, der Wert und die Wahrheit fehlen; d. h. es fehlt die aktive Anteilnahme des Inneren an den äußeren Formen des Kultes durch Werke und durch die Abweisung der Versuchungen.

Welchen Wert kann die Zurschaustellung eines Kultes in den Augen Gottes haben, wenn das Herz in seinem Inneren Gott nicht liebt, sich nicht vernichtet in verehrungsvoller Gottesliebe; wenn es ihn nicht lobt und bewundert mit der Liebe zu den von ihm geschaffenen Werken und vor allem mit der Liebe zum Menschen, dem Meisterwerk der irdischen Schöpfung? Seht ihr, wo der Fehler Israels liegt? Darin, daß man aus dem einen Gebot von Anfang an zwei gemacht, und schließlich, mit dem Verfall der Geister, das zweite vom ersten getrennt hat, als wäre es ein unnützer Zweig.

Es war kein unnützer Zweig, es waren nicht einmal zwei Zweige. Es war ein einziger Stamm, der sich von Grund auf geschmückt hatte mit den einzelnen Tugenden der beiden Arten der Liebe. Betrachtet den großen Feigenbaum dort droben auf dem Hügel. Ganz von selbst, fast an der Wurzel, hat er zwei Äste gebildet, die so sehr vereint sind, daß die Rinde der beiden miteinander verwachsen ist. Aber jeder Ast hat seine eigene Krone, und zwar auf eine so eigenartige Weise, daß man dem Dorf auf diesem kleinen Hügel den Namen „Haus des Zwillingeifeigenbaumes“ gegeben hat. Nun, wenn man die

beiden Stämme trennen wollte, die im Grunde nur ein einziger sind, müßte man eine Axt oder eine Säge benutzen. Aber was würde man damit erreichen? Der Baum würde absterben; oder, wenn man so geschickt wäre, die Axt oder die Säge so zu führen, daß man nur einen der beiden Stämme beschädigt, würde man zwar einen davon retten, aber der zweite würde sicher absterben. Der Ast aber, der überleben würde, würde wahrscheinlich keine oder nur sehr wenig Frucht bringen.

Dasselbe ist in Israel geschehen. Man wollte die beiden Teile voneinander trennen, die so eng zusammengehören, daß sie wirklich nur ein Einziges sind. Man wollte verbessern, was schon vollkommen war. Denn alle Werke, Gedanken und Worte Gottes sind vollkommen. Und wenn Gott auf dem Sinai das Gebot der Liebe zum allerheiligsten Gott und zum Nächsten als ein einziges Gebot geben wollte, so ist es klar, daß es nicht zwei Gebote sind, die unabhängig voneinander befolgt werden können.

Da ich euch ohne Unterlaß in dieser erhabenen Tugend, der größten von allen, heranbilden möchte, in jener, die mit dem Geist in den Himmel aufsteigt – denn es ist die einzige, die im Himmel besteht – betone ich sie immer wieder. Sie ist die Seele des ganzen geistlichen Lebens, das abstirbt, wenn es die Liebe verliert, weil es dadurch auch Gott verliert.

Hört zu. Nehmt an, eines Tages klopfte an eure Tür ein sehr reiches Brautpaar, das für sein ganzes Leben beherbergt werden wollte. Könntet ihr sagen: „Wir nehmen den Bräutigam auf, aber nicht die Braut“, ohne daß der Bräutigam sagen würde: „Das geht nicht, denn ich kann mich nicht vom Fleische meines Fleisches trennen; wenn ihr sie nicht aufnehmen wollt, dann kann auch ich mich nicht bei euch aufhalten und gehe weiter mit all meinen Schätzen, die ich mit euch geteilt hätte?“

Gott ist mit der Liebe verbunden. Sie ist wahrhaftig und noch inniger und wahrhaftiger als bei einem Brautpaar, das sich inständig liebt, Geist von seinem Geiste. Gott selbst ist die Liebe, die Liebe ist

nichts anderes als die deutlichste und ihn am klarsten darstellende Eigenschaft Gottes. Unter all seinen Eigenschaften ist sie die königliche, die Ur-Eigenschaft; denn alle anderen Eigenschaften sind in der Liebe verankert. Was ist die Macht Gottes, wenn nicht die wirkende Liebe? Was ist die Weisheit, wenn nicht die belehrende Liebe? Was ist die Barmherzigkeit, wenn nicht die verzeihende Liebe? Was ist die Gerechtigkeit, wenn nicht die ordnende Liebe? So könnte ich fortfahren mit all den unzähligen Eigenschaften Gottes.

Nach all dem, was ich euch gesagt habe, könnt ihr da noch annehmen, daß ein Mensch ohne Liebe Gott besitzen kann? Könnt ihr euch vorstellen, daß er wohl Gott aufnehmen kann, aber nicht die Liebe? Die Liebe ist eine einzige und umfaßt Schöpfer und Geschöpf, und man kann nicht nur die eine Hälfte besitzen; d. h. man kann nicht die Liebe zum Schöpfer besitzen ohne die andere Hälfte, die Liebe zum Nächsten. Gott ist in den Geschöpfen. Er ist in ihnen mit seinem unauslöschlichen Zeichen, mit seinen Rechten als Vater, Bräutigam und König. Die Seele ist sein Thron, der Körper sein Tempel. Wenn also jemand seinen Bruder nicht liebt, ihn verachtet oder ihm Schmerz zufügt, verkennt er den Hausherrn seines Bruders, den König, Vater und Gemahl des Bruders; und es ist natürlich, daß dieses große Wesen, das alles ist und das in einem Bruder und in allen Brüdern gegenwärtig ist, die Beleidigungen des kleinen Wesens, d. h. des einzelnen Menschen, zu den seinigen macht. Deswegen habe ich euch die Werke der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit gelehrt; deswegen habe ich euch gelehrt, dem Bruder kein Ärgernis zu geben, ihn nicht zu richten, nicht zu verachten und nicht abzuweisen, möge er gut oder schlecht, ein Gläubiger oder ein Heide, ein Freund oder ein Feind, ein Reicher oder ein Armer sein.

Wenn in einem Brautgemach eine Empfängnis stattfindet, so ist es immer dasselbe Ereignis, mag es sich in einem Gemach aus Gold oder auf der Spreu eines Stalles zutragen. Das Geschöpf, das sich in einem königlichen Schoße bildet, ist nicht verschieden von dem im Schoße einer Bettlerin. Die Empfängnis, die Entwicklung eines neu-

en Wesens, ist dieselbe auf der ganzen Welt. Alle Geschöpfe werden geboren wie Kain und Abel, die Söhne Evas.

Der Gleichheit der Empfängnis, der Entwicklung und der Art der Geburt der Kinder eines Mannes und einer Frau auf Erden entspricht eine andere Gleichheit im Himmel: die der Erschaffung der Seele, die dem Embryo eingehaucht wird, damit er ein Mensch sei und nicht ein Tier und damit sie ihn begleite vom Augenblick seiner Zeugung an bis zum Tod und weiterlebe in Erwartung der allgemeinen Auferstehung, um sich dann mit dem auferstandenen Leib wieder zu vereinigen und mit ihm Lohn oder Strafe zu empfangen, je nach den Handlungen im irdischen Leben. Denkt nicht, die Liebe sei ungerecht und belohne jene nicht, die nicht von Israel und keine Nachfolger Christi gewesen sind. Wenn sie tugendhaft waren und gewissenhaft nach ihrer Religion gelebt haben, in der Überzeugung daß es die wahre ist, werden sie ihres ewigen Lohnes nicht verlustig gehen. Nach dem Ende der Welt wird keine andere Tugend überleben als die Liebe, d. h. die Vereinigung aller Geschöpfe mit dem Schöpfer, die in Gerechtigkeit gelebt haben. Es wird nicht mehrere Himmel geben: einen für Israel, einen für die Christen und einen für die Heiden. Nein, es wird nur einen Himmel geben, und so wird es auch nur einen Lohn geben: Gott, den Schöpfer, der sich mit seinen Geschöpfen vereinen wird, die in Gerechtigkeit gelebt haben und in deren heiliger Schönheit, der leiblichen sowohl als auch der geistigen, er sich selbst mit der Freude eines Vaters und eines Gottes bewundern wird. Es wird nur einen Herrn geben, nicht einen für Israel, einen für die Christen und einen anderen für die Andersgläubigen.

Jetzt enthülle ich euch eine große Wahrheit. erinnert euch ihrer und überliefert sie euren Nachfolgern. Wartet nicht immer darauf, daß der Heilige Geist die Wahrheiten nach Jahren und Jahrhunderten der Dunkelheit aufklärt. Hört! Ihr werdet vielleicht sagen: „Was für eine Gerechtigkeit ist das, wenn wir, die wir die heilige Religion bekennen, am Ende der Welt alle in gleicher Weise behandelt werden

wie die Heiden?“ Ich antworte euch: Es ist dieselbe Gerechtigkeit, und es ist wahre Gerechtigkeit, die diejenigen erfahren werden, die nicht selig sein werden, weil sie trotz der heiligen Religion, der sie angehörten, nicht heiligmäßig gelebt haben. Ein tugendhafter Heide, der sein Leben mit der Übung ausgezeichneter Tugenden verbracht hat, in der Überzeugung, daß seine Religion gut war, wird am Ende im Himmel sein. Aber wann? Am Ende der Welt, wenn von den vier Aufenthaltsorten der Hingeschiedenen nur noch zwei übrigbleiben werden, nämlich das Paradies und die Hölle. Denn die Gerechtigkeit wird alsdann nur noch die beiden ewigen Reiche bestehen lassen, und zwar für diejenigen, die vom Baume des freien Willens die guten oder die schlechten Früchte gewählt haben. Aber Welch ein langes Warten, bevor ein tugendhafter Heide zu dieser Belohnung gelangt . . . Denkt ihr nicht daran? Diese Wartezeit, besonders von der Stunde an, da die Erlösung mit allen aus ihr erwachsenden Wundern sich verwirklicht haben und das Evangelium in der Welt gepredigt werden wird, stellt die Reinigung der Seelen, die als rechtschaffene Menschen in anderen Religionen gelebt haben, aber den wahren Glauben nicht annehmen konnten, nachdem sie ihn als erwiesene Wirklichkeit kennengelernt hatten. Sie warten im Limbus durch die Jahrhunderte hindurch bis ans Ende der Welt. Für die, die an den wahren Gott geglaubt, aber nicht in heldenhafter Heiligkeit gelebt haben, wird es ein langes Fegefeuer geben, das für einige bis zum Ende der Welt dauern kann.

Aber nach der Sühne und der Wartezeit werden die Guten, welches auch immer ihre Herkunft sei, alle zur Rechten Gottes stehen; die Bösen aber, welches auch ihre Herkunft sein mag, werden zu seiner Linken stehen und in die schreckliche Hölle verwiesen werden, während der Heiland mit den Guten in das ewige Reich eingehen wird.«

»Herr, verzeihe mir, wenn ich dich nicht verstehe. Was du sagst, ist sehr schwierig . . . wenigstens für mich . . . Du sagst immer, daß du der Erlöser bist und diejenigen erlösen wirst, die an dich glauben.

Wie können nun die, die nicht an dich glauben, weil sie dich nicht kennengelernt haben, weil sie vorher gelebt oder – die Welt ist ja so groß – noch nichts von dir gehört haben, gerettet werden?« fragt Bartholomäus.

»Ich habe es dir erklärt: durch ihr Leben als Gerechte, durch ihre guten Werke, durch ihren Glauben, den sie für den wahren hielten.«

»Sie haben aber doch nicht ihre Zuflucht zum Erlöser genommen! ...«

»Aber der Erlöser wird auch für sie leiden. Bedenkst du nicht, Bartholomäus, welch unendlichen Wert meine Verdienste als Gottmensch haben werden?«

»Mein Herr, sie werden sicher geringer sein als die göttlichen, als die, die du schon von Ewigkeit her hast.«

»Die Antwort ist richtig und doch nicht richtig. Die Verdienste Gottes sind unendlich, sagst du. Alles ist unendlich in Gott. Aber Gott hat keine Verdienste in dem Sinne, daß er sie erwerben mußte. Er hat Eigenschaften, ihm eigene Tugenden. Er ist der, der er ist: die Vollkommenheit, der Unendliche, der Allmächtige. Aber um Verdienste zu sammeln, muß man sich anstrengen, etwas leisten, was über die menschliche Natur hinausgeht. Essen z. B. ist noch kein Verdienst. Aber es kann zum Verdienst werden, wenn man mäßig ißt und wirkliche Opfer bringt, um etwas für die Armen zu erübrigen. Es ist auch noch kein Verdienst, wenn man schweigt; doch wird das Schweigen zum Verdienst, wenn ich die Antwort auf eine Beleidigung unterdrücke, und so weiter.

Nun verstehst du, daß Gott es nicht nötig hat, sich selbst zu überwinden, er, der Vollkommene und Unendliche. Aber der Gottmensch kann sich selbst überwinden, indem er die unendliche göttliche Natur zu menschlicher Begrenztheit erniedrigt; indem er die menschliche Natur besiegt, die nicht abwesend oder nur gleichnishaft in ihm ist, sondern wirklich, mit all ihren Sinnen und Gefühlen, mit den Möglichkeiten des Leidens und des Sterbens und dem freien Willen.

Niemand liebt den Tod, besonders wenn er schmerzhaft, verfrüht und unverdient ist. Niemand liebt ihn, und trotzdem muß jeder Mensch sterben. Daher sollte er den Tod mit derselben Ruhe betrachten, mit der er alles, was Leben hat, zu Ende gehen sieht. Nun, ich zwingen mich als Mensch, den Tod zu lieben. Nicht das allein. Ich habe das Leben erwählt, um sterben zu können, für die Menschheit. Ich sammle also unter der Gestalt des Gottmenschen jene Verdienste, die ich mir als Gott nicht erwerben konnte. Durch diese Verdienste – die unendlich sind durch die Art und Weise, in der ich sie erwerbe, weil meine menschliche Natur mit der göttlichen verbunden ist; Kraft der Liebe und des Gehorsams, die mich befähigt haben, sie zu verdienen; durch die Stärke, die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, die Klugheit, durch alle Tugenden, die ich in mein Herz gelegt habe, um es Gott, meinem Vater, wohlgefällig zu machen – werde ich eine unendliche Macht haben, nicht nur als Gott, sondern auch als Mensch, der sich für alle aufopfert, d. h. die äußersten Grenzen der Liebe erreicht hat. Das Opfer ist es, das Verdienst verleiht. Je größer das Opfer, desto größer das Verdienst. Die Vollendung des Opfers ist die Vollendung des Verdienstes, und ist das Opfer vollkommen, so ist auch das Verdienst vollkommen. Es wird angewendet gemäß dem heiligen Willen des Opferlammes, zu dem der Vater spricht: „Es geschehe, wie du willst!“; denn dieses Opferlamm hat Gott und ebenso den Nächsten grenzenlos geliebt.

Ich sage euch: Der ärmste unter den Menschen kann der reichste sein und einer Unzahl von Brüdern Wohltaten erweisen, wenn er bis zum Opfer zu lieben weiß. Ich sage euch: Selbst wenn ihr nicht einmal ein Krümchen Brot, einen Becher Wasser oder einen Kleiderfetzen besitzen würdet, könntet ihr immer noch Gutes tun. Wie? Durch Gebet und Opfer für die Brüder. Wem sollt ihr Wohltaten erweisen? Allen. Auf welche Art? Auf tausend Arten, die alle heilig sind; denn wenn ihr zu lieben wüßtet, wäret ihr fähig, wie Gott zu wirken, zu lehren, zu verzeihen, zu ordnen und wie der Gottmensch zu erlösen.«

»O Herr, gib uns diese Liebe!« seufzt Johannes.

»Gott gibt sie euch, weil er sich selbst euch schenkt. Aber ihr müßt sie aufnehmen und in einer immer vollkommeneren Weise üben. Kein Geschehnis darf bei euch von der Liebe getrennt sein, vom materiellen bis zum geistigen. Alles geschehe mit Liebe und durch die Liebe. Heiligt eure Handlungen, euer Tagewerk. Gebt Salz in eure Gebete, Licht in euer Wirken. Das Licht, der Wohlgeruch, die Heiligung ist die Liebe, und ohne sie sind die Riten umsonst, die Gebete vergeblich, und die Opfer unecht. Wahrlich, ich sage euch, das Lächeln, mit dem ein Armer euch als Brüder grüßt, ist mehr wert als ein Sack voll Geld, den jemand euch zu Füßen wirft, nur um beachtet zu werden. Wißt zu lieben, und Gott wird immer bei euch sein.«

»Lehre uns, so zu lieben, Herr!«

»Schon seit zwei Jahren lehre ich es euch. Tut, was ihr mich tun seht, und ihr werdet in der Liebe sein, und die Liebe wird in euch sein ... und ihr werdet das Siegel, die Salbung, die Krone haben, die euch als wahrhaftige Diener des Gottes der Liebe erkennen lassen ... Nun machen wir an diesem schattigen Ort eine Pause. Hier ist dichtes, hohes Gras, und die Bäume schützen uns vor der Hitze. Am Abend werden wir weitergehen ... «

494 Jesus in Tiberias

Jesus kommt mit den Seinen an einem stürmischen Morgen nach Tiberias. Er erreicht die Stadt nach einer kurzen Überfahrt von Tarichäa her. Die Boote schaukeln auf dem unruhigen See, der grau wie der Himmel ist, an dem sich wenig Gutes versprechende Wolken auftürmen.

Petrus betrachtet prüfend den Himmel und den See und befiehlt den Schiffsjungen, die Boote in Sicherheit zu bringen: »Bald werdet ihr die Musik hören! Ich will nicht Simon der Fischer heißen, wenn nicht in Kürze ein Wolkenbruch und eine Wasserflut vom See her

Schaden anrichten. Ist niemand auf dem See?« fragt er sich selbst, indem er prüfend das Galiläische Meer betrachtet. Es ist verlassen, aufgewühlt von immer höheren Sturzwellen unter dem immer bedrohlicheren Himmelsgewölbe. Er tröstet sich damit, daß der See einsam ist und keine Menschenopfer fordern wird, und folgt so beruhigter dem Meister, der unter den Windstößen voranschreitet, die derartig stark sind, daß man nur mit Mühe, in Staubwolken gehüllt und unter großem Geflatter der Kleider, vorwärtskommen kann.

In Tiberias, in diesem Teil von Tiberias, der vom gewöhnlichen Volk bewohnt wird, von den Familien der Fischer und der kleinen Handwerker, deren Arbeit ebenfalls mit dem Fischfang zusammenhängt, ist man damit beschäftigt, alles in den Häusern unterzubringen, was durch den Sturm beschädigt werden könnte. Der eine ist beladen mit Netzen und Rudern von Barken, die bereits in Sicherheit sind. Der andere schleppt Werkzeuge nach Hause. Das alles spielt sich ab, während der Sturmwind heult, Staubwolken aufwirbelt und Türen zuschlagen läßt. Das nördlichere Tiberias, mit seinen Palästen am See und den schönen Parkanlagen, die in der Bucht zu sehen sind, schläft in seinem Müßiggang. Nur Diener und Sklaven, je nachdem, ob es sich um israelitische oder römische Häuser handelt, bemühen sich, die Zelttücher von den hohen Terrassen zu entfernen, die leichten Vergnügungsschiffe ans Ufer zu bringen und die Sessel zu bergen, die in den Gärten herumstehen ...

Jesus, der sich in diesen Stadtteil begeben hat, sagt zu Simon dem Zeloten und zu seinem Vetter Judas: »Geht und fragt den Türhüter der Johanna des Chuza, ob sich keiner der Unsrigen nach uns erkundigt hat. Ich warte hier.«

»Gut ... Und Johanna?«

»Wir werden sie später sehen. Geht und tut, was ich sage.«

Die beiden machen sich eiligst auf den Weg, und während die anderen ihre Rückkehr abwarten, schickt Jesus sie da- und dorthin, um Nahrungsmittel einzukaufen »für sie und die Frauen, denn es ist nicht recht, der Familie des Jüngers zur Last zu fallen«, wie er

sagt. Er bleibt allein zurück, an die Mauer eines Gartens gelehnt, in dem der Lärm eines Orkans tobt; so mächtig ist der Kampf, den die hohen Bäume mit dem Wind auszufechten haben.

Jesus steht da, in sich gesammelt. Er hat sich in seinen Mantel gehüllt und ihn wie eine Kapuze über den Kopf gezogen, zum Schutz gegen den Wind, der ihm die Haare ins Gesicht weht. Ganz verstaubt, sein Antlitz halb verdeckt unter dem Mantel, angelehnt an eine Mauer fast an der Ecke des Weges, der sich mit einer schönen Strandallee kreuzt, welche zur Stadtmitte führt, macht er den Eindruck eines Bettlers, der um eine milde Gabe bittet. Einige Vorübergehende schauen ihn an. Da er aber nichts sagt und um nichts bittet, sondern nur geneigten Hauptes dasteht, hält sich niemand auf, um ihm etwas zu geben oder mit ihm zu sprechen. Indessen nimmt der Sturm zu, und das Rauschen des Sees wächst gewaltig an und erfüllt die ganze Stadt mit seinem Getöse.

Da kommt ein großer Mann vom Stadtinnern zur Strandallee. Er geht gebeugt, gegen den Wind ankämpfend, ebenfalls in einen Mantel gehüllt, den er unter dem Kinn festhält. Nun erhebt er den Blick, um eine Reihe von Eseln vorüberziehen zu lassen, deren Besitzer ihr Gemüse auf den Märkten abgeladen haben und nun zu ihren Gärten zurückkehren; und dann sieht er Jesus (und ich bemerke, daß es kein anderer als Judas von Kerijot ist).

»Oh, Meister!« sagt er von der anderen Seite der Eselreihe. »Ich komme gerade von Johanna, um dich zu suchen. Ich war in Kafarnaum und hoffte, dich dort zu finden; aber ...« Der letzte Esel ist vorüber, und Judas beeilt sich, zum Meister zu kommen und schließt mit den Worten: »... aber in Kafarnaum war niemand. Ich habe tagelang gewartet, und bin dann hierher zurückgekehrt. Jeden Tag ging ich zu Josef und zu Johanna, um dich zu suchen ...«

Jesus schaut ihn mit seinen durchdringenden Augen an und schneidet diesen Wortschwall ab, indem er sagt: »Der Friede sei mit dir.«

»Es ist wahr. Ich habe dich nicht einmal begrüßt! Der Friede sei

mit dir, Meister. Aber du hast ihn ja immer, diesen Frieden!«

»Und du nicht?«

»Ich bin ein Mensch, Meister.«

»Der gerechte Mensch hat den Frieden, nur der Schuldbeladene ist verwirrt. Bist du das?«

»Ich? ... Nein, nein, Meister. Wenigstens ... Gewiß, wenn ich die Wahrheit sagen soll: die Zeit der Trennung von dir hat mich nicht glücklich gemacht ... es war noch nicht der Verlust des Friedens, die Sehnsucht nach dir war es, wegen meiner Zuneigung zu dir ... Aber der Friede ist etwas anderes, nicht wahr?«

»Ja, er ist etwas anderes. Trennungen stören noch nicht den Frieden des Herzens, wenn das Herz des Getrennten nicht Dinge tut, von denen ihm das Gewissen sagt, daß sie den Geliebten betrüben würden, wenn er davon wüßte.«

»Aber die Abwesenden wissen ja nicht ... es sei denn, daß es ihnen jemand erzählt.«

Jesus schaut ihn an und schweigt.

»Bist du allein, Meister?« fragt Judas und versucht damit, das Gespräch auf nebensächliche Dinge zu lenken.

»Ich erwarte jene, die ich zu Johanna gesandt habe, um zu erfahren, ob meine Mutter von Nazaret gekommen ist.«

»Deine Mutter? Läßt du deine Mutter hierherkommen?«

»Ja, ich werde mit ihr einen ganzen Monat lang in Kafarnaum bleiben. Ich werde mit den Booten die Ortschaften am Ufer aufsuchen, aber jeden Tag nach Kafarnaum zurückkehren. Es muß dort viele Jünger geben ... «

»Ja ... viele ... « Judas hat seine Gesprächigkeit verloren und wird nachdenklich ...

»Hast du mir nichts zu sagen, Judas? Wir beide sind allein ... Ist dir nichts zugestoßen in dieser Zeit der Trennung, nichts, was dich nach dem Wort deines Jesus verlangen läßt?« sagt Jesus sanft, wie um dem Jünger zu helfen, seine Fehler zu bekennen, indem er ihn seine ganze barmherzige Liebe fühlen läßt.

»Und du weißt nichts, wofür ich dein Wort benötigen könnte? Wenn du es weißt, dann sprich! Ich weiß nämlich nichts, wofür ich ein solches Wort nötig hätte. Es ist schwer für einen Menschen, sich seiner Vergehen und Fehler erinnern zu müssen und sie einem anderen einzugestehen . . . «

»Ich, der ich mit dir spreche, bin nicht ein anderer Mensch, sondern . . . «

»Nein, du bist Gott. Ich weiß es. Deswegen ist es nicht einmal nötig, daß ich derjenige bin, der spricht. Du weißt . . . «

»Ich bin nicht irgendein anderer Mensch, wollte ich sagen, sondern dein liebevollster Freund. Ich sage nicht: dein Meister, das Haupt, sondern ich sage dir: der Freund . . . «

»Es ist trotzdem das gleiche. Es ist immer dieselbe unangenehme Sucherei nach dem, was man in der Vergangenheit getan hat und für dessen Bekenntnis man Vorwürfe zu erwarten hat. Aber mehr noch als die Vorwürfe schmerzt das Sinken im Ansehen des Freundes . . . «

»Am letzten Sabbat, den ich in Nazaret verbrachte, sagte Simon ungewollt etwas zu einem Kameraden, worüber er hätte schweigen sollen. Es war kein bewußter Ungehorsam, es war keine Verleumdung, es war nichts, was den Nächsten hätte schädigen können. Simon Petrus hatte es einem ehrlichen, rechtschaffenen Menschen erzählt. Dieser bemerkte, daß er ein Geheimnis erfahren hatte, das weder er zu erfahren beabsichtigt, noch Petrus absichtlich enthüllt hatte, und schwur, daß er es niemandem weitererzählen würde. Simon hätte damit beruhigt sein können; ihm jedoch ließ es keine Ruhe, bis er mir seine Schuld bekannt hatte . . . Armer Simon! Er nannte es Schuld! Aber wenn im Herzen meiner Jünger keine andere Schuld wäre als diese und so viel Demut, so viel Vertrauen, so viel Liebe wie bei Petrus, oh, dann könnte ich mich Meister einer Schar von Heiligen nennen! . . . «

»Und damit willst du mir sagen, daß Petrus heilig ist und ich nicht. Es ist wahr. Ich bin kein Heiliger. So jage mich doch fort . . . «

»Du bist nicht demütig, Judas. Der Hochmut bringt dich ins Ver-

derben. Zudem kennst du mich noch nicht ...« schließt Jesus zu tiefst betrübt.

Judas fühlt diesen Schmerz und flüstert: »Verzeih mir, Meister! ...«

»Immer. Aber sei gut, Sohn! Sei gut! Warum willst du dir selbst Böses zufügen?«

Judas hat Tränen in den Augen, ob echte oder unechte, weiß ich nicht. Er wirft sich in die Arme Jesu und weint an seiner Schulter. Jesus streichelt ihm über das Haar und flüstert: »Armer Judas! Armer, armer Judas, der seinen Frieden dort sucht, wo er ihn nicht finden kann, und wo er auch nicht findet, wer ihn versteht ...«

»Ja, es ist wahr. Du hast recht, Meister. Der Friede ist hier ... in deinen Armen ... Ich bin ein Unglücklicher ... Du allein verstehst mich und liebst mich ... Du allein ... Der Törichte bin ich ... Verzeih mir, Meister!«

»Ja, sei gut, sei demütig. Wenn du fehlst, komm zu mir, und ich werde dir helfen. Wenn du in Versuchung gerätst, eile zu mir, und ich werde dich verteidigen vor dir selbst, vor dem, der dich haßt, vor allem ... Aber richte dich nun auf, die anderen kommen ...«

»Einen Kuß, Meister ... einen Kuß ...«

Jesus küßt ihn ... und Judas faßt sich ... Ja, aber seine Sünden hat er doch noch nicht bekannt, denke ich ...

»Wir haben uns verspätet, weil Johanna schon auf war und der Türhüter sie benachrichtigen wollte. Sie wird im Laufe des Tages zu Josef kommen, um dich zu begrüßen«, sagt Thaddäus.

»Zu Josef? Wenn all das Wasser kommt, das der Himmel verspricht, verwandeln diese Wege sich in einen Sumpf. Johanna wird gewiß nicht in diese Hütte und auf diesen Wegen kommen. Es wäre besser, wenn wir zu ihr gingen ...« sagt Judas, der sich schon wieder sicher fühlt.

Jesus antwortet ihm nicht, wohl aber seinem Vetter mit der Frage: »Hat uns niemand von den Unsrigen bei Johanna gesucht?«

»Noch niemand.«

»Gut. Dann gehen wir zu Josef, und die anderen werden uns nachkommen ...«

»Wenn ich wüßte, daß unsere Mütter schon unterwegs sind, würde ich ihnen gern entgegengehen ...« sagt Judas des Alphäus.

»Es wäre gut. Aber mehrere Wege führen nach Tiberias, und vielleicht haben sie nicht die Hauptstraße eingeschlagen ...«

»Das ist wahr, Jesus ... Gehen wir ...«

Sie gehen schnell unter dem ersten Donner und den Blitzen, die den blaßblauen Himmel durchfurchen. Das Donnerrollen hallt in den Mulden zwischen den Hügeln wider, die den See fast von allen Seiten umgeben. Sie betreten das ärmliche Haus des Josef, das bei diesem Gewitter noch elender und dunkler erscheint. Nur die Gesichter des Jüngers und seiner Familienangehörigen, die glücklich sind, den Meister in ihrem Haus zu haben, leuchten.

»Aber du triffst es schlecht«, entschuldigt sich der Bootsmann. »Bei diesem Seegang habe ich nicht fischen können ... und habe nur Gemüse ...«

»Und dein gutes Herz. Ich habe vorgesorgt, und bald werden die Gefährten mit dem Notwendigen kommen. Bemühe dich nicht, Frau ... Wir können auch auf dem Boden sitzen. Es ist alles so sauber hier. Du bist eine gute Frau, ich weiß es, und die Ordnung, die ich hier sehe, bestätigt es mir.«

»Oh, meine Gattin! Eine wahrhaft tapfere Frau! Meine, unsere Freude«, erklärt der Bootsmann, selig über das Lob des Herrn, der sich auf den niederen Rand der beinahe erloschenen Feuerstätte, fast auf den Boden gesetzt und ein Knäblein zwischen die Knie genommen hat, das ihn erstaunt mustert.

Da kommen, als schon der erste Regen herniederrauscht, diejenigen an, die die Einkäufe gemacht haben und nun auf der Schwelle Mantel und Sandalen ausschütteln, um nicht Wasser und Schlamm ins Haus zu tragen.

Man meint, das Ende der Welt ist unter Donner, Blitz, Regen und Sturm gekommen. Das Getöse des Sees begleitet die Soli der zuckenden Blitze und das Heulen des Windes.

»Seid gegrüßt. Der Sommer nimmt ein Bad und wäscht die Hitze weg ... Danach wird man sich wohler fühlen ... Wenn das Gewitter nur in den Weinbergen keinen Schaden anrichtet ... Darf ich nach oben gehen, um den See zu betrachten? Ich möchte sehen, was er für eine Laune hat ... «

»Geh nur, das Haus steht euch zur Verfügung«, antwortet der Jünger dem Petrus.

Petrus, nur mit der Tunika bekleidet, geht glücklich hinaus, um das Unwetter zu genießen. Er steigt die kleine äußere Treppe hinauf und hält sich auf der Terrasse auf, um sich zu erfrischen und denen drinnen seine Eindrücke kundzutun, als stünde er auf der Brücke seines Schiffes und gäbe die Befehle zum Manövrieren.

Die anderen sitzen da und dort in der Küche herum, wo man sich kaum sehen kann, da man die Tür angelehnt lassen muß wegen des Platzregens, durch deren Spalt nur ein Faden grünlichen Lichtes eindringt, unterbrochen vom kurzen Aufleuchten der grellen Blitze ...

Petrus kommt zurück, durchnäßt, als wäre er in den See gefallen, und erklärt: »Jetzt ist das Gewitter über uns, aber es zieht vorüber in Richtung Samaria, um dort alles zu baden ... «

»Dich hat es schon gebadet. Du triefst ja nur so«, bemerkt Thomas.

»Ja. Aber ich fühle mich sehr wohl nach so viel Hitze.«

»Komm herein. So naß an der Tür zu stehen, wird dir schlecht bekommen«, rät Bartholomäus.

»Nein, nein. Ich bin ein alter Hase ... Als ich noch kaum „Vater“ sagen konnte, habe ich schon angefangen, im Nassen zu stehen. Oh! Wie leicht man jetzt atmen kann! Doch die Straße ist ein Fluß ... Ihr solltet den See sehen! Er hat alle möglichen Farben angenommen, und kocht wie das Wasser in einem Topf. Man weiß nicht einmal mehr, wohin seine Wellen gehen. Sie kochen auf der Stelle ... Es war aber wirklich nötig.«

»Ja, es war nötig. Die Mauern kühlen schon nicht mehr ab, so sehr waren sie von der Sonne durchwärmt. Mein Weinstock hatte ganz vertrocknete, verstaubte Blätter. Ich habe ihn am Wurzelstamm

bewässert . . . Ja, aber was hilft ein wenig Wasser, wenn ringsum alles wie Feuer ist?« sagt Josef.

»Es schadet mehr, als es nützt, Freund«, urteilt Bartholomäus. »Die Pflanzen bedürfen des Wassers vom Himmel, denn sie trinken auch mit ihren Blättern; ja, es scheint nicht so zu sein, aber es ist so. Die Wurzeln, die Wurzeln, gut. Aber auch die Blätter haben ihren Zweck und ihre Rechte . . . «

»Scheint es dir nicht, Meister, daß Bartholomäus das Thema für ein schönes Gleichnis vorgeschlagen hat?« sagt der Zelote, der Jesus zum Sprechen anregen will.

Aber Jesus, der das Knäblein in den Schlaf wiegt, das Angst vor den Blitzen hat, erzählt kein Gleichnis; er nickt nur und sagt: »Und du, wie würdest du es erzählen?«

»Bestimmt schlecht, Meister. Ich bin nicht du . . . «

»Erzähle es, wie du kannst. Es wird euch sehr nützlich sein, in Gleichnissen zu predigen. Gewöhnt euch daran. Ich höre dir zu, Simon . . . «

»Oh! . . . Meister, du mir . . . der ich töricht bin . . . Aber ich werde gehorchen. Ich würde erzählen: „Ein Mann hatte einen schönen Weinstock. Da er jedoch keinen Weinberg besaß, pflanzte er den Weinstock in einen kleinen Hausgarten, um ihn bis zur Terrasse wachsen zu lassen; so würde er ihm Schatten spenden und zugleich Trauben einbringen. Er ließ seinem Weinstock gute Pflege angedeihen, aber dieser wuchs inmitten der Häuser, in der Nähe einer Straße, und so lagerten sich der Ruß der Küchen und Backöfen und der Staub der Straße auf seinen Blättern ab. Solange die Regengüsse des Monats Nisan anhielten, wurden die Blätter des Weinstocks von allen Unreinheiten befreit, so daß sie Sonne und Luft genießen konnten, ohne auf der Oberfläche eine dem Wachstum hinderliche Kruste zu haben. Als aber der Sommer kam und kein Wasser mehr vom Himmel fiel, blieben auf den Blättern Rauch, Staub und Exkreme von Vögeln in vielen Schichten haften, während die allzu heiße Sonne die Rebe austrocknete. Der Besitzer des Weinstocks gab den tief

in der Erde liegenden Wurzeln Wasser, und so starb der Weinstock zwar nicht ab, er vegetierte jedoch kümmerlich dahin, denn das von den Wurzeln aufgesaugte Wasser drang nur bis in das Innere der Zweige vor, und die armen Blätter kamen zu kurz. Vielmehr stiegen von dem trockenen Boden, der nur wenig Wasser erhalten hatte, schädliche Dünste auf, durch die sich die Blätter mit Flecken, wie mit böartigen Pusteln, bedeckten. Endlich fiel ein kräftiger Regen vom Himmel. Das Wasser lief über das Blätterwerk an den Ästen, über die Früchte und am Stamm entlang und löschte die Glut des Mauerwerks und des Bodens. Als das Gewitter vorüber war, sah der Besitzer des Weinstocks, daß dieser frisch und sauber war und ihm unter einem heiteren Himmel Freude bereitete.“ Das ist das Gleichnis.«

»Gut so. Aber wo bleibt der Vergleich mit dem Menschen? ... «

»Meister, mache du ihn.«

»Nein, du. Wir sind unter Brüdern, und du brauchst nicht fürchten, dich zu blamieren.«

»Was das Blamieren angeht, so fürchte ich mich nicht davor. Im Gegenteil, ich liebe es, denn es hilft mir, demütig zu bleiben. Aber ich möchte keine falschen Dinge erzählen ... «

»Ich werde dich verbessern.«

»Nun denn! Seht, ich würde sagen: „So ergeht es dem Menschen, der nicht abgesondert in den Gärten Gottes lebt, sondern inmitten des Staubes und des Rauches der weltlichen Dinge. Letztere bilden fast unbemerkt einen Belag, und sein Geist wird unfruchtbar unter der allzu dicken Kruste der Menschlichkeit, so daß der Geist Gottes und die Sonne der Weisheit ihm nichts mehr nützen. Vergeblich sucht er dies zu ersetzen durch etwas Wasser, das er aus einigen religiösen Übungen schöpft und mit so viel Menschlichkeit dem niederen Teil zukommen läßt, daß der höhere Teil keinen Nutzen daraus zieht ... Wehe dem Menschen, der sich nicht mit dem Wasser des Himmels wäscht, das von allen Unreinheiten befreit, die Leidenschaften löscht und wahrhaft dem ganzen Wesen Nahrung gibt.“ Ich habe geendet.«

»Das hast du gut gesagt. Ich würde noch hinzufügen, daß im Unterschied zur Pflanze, die ein Geschöpf ohne freien Willen und mit der Erde verhaftet ist und daher nicht auf die Suche dessen gehen kann, was nützlich ist, und vermeiden kann, was schädlich ist, der Mensch das Wasser des Himmels aufsuchen und den Staub, den Rauch und die Leidenschaften des Fleisches, der Welt und des Teufels fliehen kann. So wäre die Unterweisung vollständiger.«

»Danke, Meister. Ich werde es mir merken«, antwortet der Zelote.

»Wir sind aber keine Einsiedler ... Wir leben in der Welt ... und daher ... « sagt Judas von Kerijot.

»Was: daher? Willst du sagen, daß Simon töricht gesprochen hat?« fragt Judas des Alphäus.

»Das nicht. Ich sage nur, daß wir uns nicht absondern können und eben notgedrungen von dem umgeben sind, was von der Welt ist.«

»Der Meister und Simon sagen ausdrücklich, daß man das Wasser vom Himmel aufsuchen soll, um sich rein zu erhalten trotz der Welt, die uns umgibt«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Ja, aber ist das Wasser vom Himmel immer da, um uns zu reinigen?«

»Ja«, sagt Johannes mit Bestimmtheit.

»Und wo findest du es?«

»In der Liebe.«

»Die Liebe ist Feuer. Sie läßt dich nur noch mehr brennen.«

»Sie ist Feuer, ja, aber sie ist auch zugleich Wasser, das reinigt. Denn sie entfernt alles Irdische und gibt alles Himmlische.«

»... Vorgänge, die ich nicht verstehe. Sie nimmt, sie gibt ... «

»Ja. Ich rede keinen Unsinn. Ich sage, daß sie von dir nimmt, was menschlich ist, und dir gibt, was von Gott kommt und daher göttlich ist. Und alles Göttliche kann nur nähren und heiligen. Tag für Tag reinigt dich die Liebe von dem, was die Welt auf dir abgelagert hat.«

Judas will antworten, aber der Kleine auf dem Schoße Jesu sagt: »Ein anderes Gleichnis, ein schönes, schönes für mich ... « und das lenkt die Gemüter von der Diskussion ab.

»Worüber, Kind?« fragt Jesus, der sogleich darauf eingeht.

Das Knäblein schaut um sich, und dann findet es etwas. Es zeigt mit dem Fingerchen auf die Mutter und sagt: »Über die Mama.«

»Die Mutter ist für Seele und Leib das, was Gott für sie ist. Was tut deine Mutter für dich? Sie wacht über dich, sie sorgt für dich, sie belehrt und liebt dich; sie paßt auf, daß du dir nicht wehtust, und nimmt dich – wie die Taube es mit ihren Kleinen macht – unter die Fittiche ihrer Liebe. Der Mutter muß man gehorchen und sie lieben, weil sie alles für unser Wohl tut. Auch der liebe Gott, und zwar in einer noch viel vollkommeneren Weise als Mütter es vermögen, hält seine Kinder unter den Fittichen seiner Liebe. Er beschützt sie, belehrt sie, hilft ihnen und denkt Tag und Nacht an sie. Auch dem lieben Gott muß man gehorchen und ihn lieben, da er viel mehr ist als die Mutter; denn, wenn sie auch die größte Liebe auf Erden ist, so bleibt doch Gott die allergrößte und ewige Liebe auf Erden und im Himmel. Man muß ihm also gehorchen und ihn lieben für all das, was er zu unserem Wohl tut . . . «

»Auch die Blitze?« unterbricht ihn der Kleine, der große Angst vor ihnen hat.

»Auch sie.«

»Warum?«

»Weil sie den Himmel und die Luft reinigen und . . . «

»Und danach der Regenbogen kommt! . . . « ruft Petrus aus, der halb draußen und halb drinnen gestanden und zugehört und geschwiegen hat, und fügt hinzu: »Komm, Täubchen, ich zeige ihn dir. Schau, wie schön er ist! . . . «

Tatsächlich leuchtet nun der Mond, da das Unwetter vorüber ist, und ein großer Regenbogen, der am Ufer bei Hippos beginnt, spannt sein Band über den See und verliert sich jenseits der Berge hinter Magdala.

Alle drängen sich auf der Schwelle, aber um den See zu sehen, müssen sie die Schuhe ausziehen, denn der Hof ist ein kleiner Teich von gelblichem Wasser, das langsam abläuft. Vom Gewitter bleibt

nur noch der fahle See zurück, dessen leichtbewegtes Wasser sich allmählich beruhigt. Doch der Himmel ist heiter, die Luft ist leicht, und auch die Blätter haben wieder Farbe bekommen.

Tiberias belebt sich wieder ... und bald sieht man auf der noch mit Wasser und Schlamm überschwemmten Straße Johanna mit Jonatan kommen. Sie erheben den Blick und grüßen den Meister, der sich auf der Terrasse befindet. Dann steigen sie rasch hinauf, um sich glücklich vor ihm niederzuwerfen ... Die Apostel sprechen miteinander, und nur Judas, zwischen Jesus und Johanna auf der einen Seite und den Aposteln auf der anderen, scheint in Gedanken versunken zu sein. Ich wette, daß er sehr gespannt ist zu hören, was Johanna erzählt, deren Gedanken über Judas sich nicht erraten lassen, da sie alle Apostel zusammen mit einem einzigen: »Der Friede sei mit euch« begrüßt hat.

Aber Johanna spricht nur von den Kindern und von der Erlaubnis, die Chuza ihr gegeben hat, mit dem Boot nach Kafarnaum zu fahren, wenn der Meister dort ist. Der Verdacht des Judas legt sich, und so begibt er sich zu den anderen Kameraden ...

Den unteren Teil der Gewänder mit Schlamm bedeckt, aber am Rest des Körpers trocken, nähern sich nun die heiligste Mutter und Maria des Alphäus zusammen mit den fünf, die ihnen entgegengegangen sind. Das Lächeln Marias beim Ersteigen der kurzen Treppe ist noch lieblicher als der Regenbogen, der weiterhin am Himmel steht.

»Deine Mutter, Meister!« verkündet Thomas.

Jesus geht ihr entgegen, und alle anderen folgen ihm. Sie sind glücklich, daß die Frauen ohne weitere Unannehmlichkeiten als ein wenig Schlamm am Saum ihrer Kleider davongekommen sind.

»Wir haben bei einem Gärtner haltgemacht, als die ersten Tropfen fielen«, erklärt Matthäus und fragt: »Wartet ihr schon lange auf uns?«

»Nein. Wir sind im Morgengrauen angekommen.«

»Wir haben uns wegen eines Unglücklichen verspätet ...« sagt Andreas.

»Gut. Jetzt, da ihr alle hier seid und das Wetter gut wird, möchte ich vorschlagen, daß wir heute abend nach Kafarnaum abreisen«, sagt Petrus.

Maria, die sonst immer einwilligt, sagt diesmal: »Nein, Simon. Wir können nicht abreisen, bevor ... Mein Sohn, eine Mutter hat mir ihren einzigen Sohn empfohlen. Sie bittet darum, daß du – der einzige, der es vermag – ihren Sohn bekehrst. Ich bitte dich, höre auf mich, denn ich habe es ihr versprochen ... Verzeihe ihm ... Deine Verzeihung ... «

»Er hat schon verziehen, Maria. Ich habe bereits mit dem Meister gesprochen ... « unterbricht Iskariot, in der Meinung, Maria spreche von ihm.

»Ich spreche nicht von dir, Judas des Simon. Ich spreche von Ester des Levi, einer Nazarenerin, einer Mutter, die wegen der Lebensweise ihres Sohnes vor Gram gestorben ist. Jesus, sie ist in der Nacht gestorben, in der du abgereist bist. Sie hat dich angerufen, aber nicht für sich selbst, die arme Märtyrerin und Mutter eines niederträglichen Sohnes, sondern für ihren Sohn ... denn wir Mütter sind ja nicht um uns selbst besorgt, sondern um euch, die Söhne ... Sie möchte, daß ihr Samuel gerettet werde ... Aber jetzt, da sie tot ist, scheint Samuel die Beute von Gewissensbissen geworden zu sein. Er ist wie wahnsinnig und hört auf kein vernünftiges Wort ... Aber du, mein Sohn, kannst ihm Verstand und Seele heilen ... «

»Hat er bereut?«

»Wie sollte er bereut haben, da er verzweifelt ist?«

»Wenn einer seine Mutter umbringt, indem er ihr andauernd Kummer macht, dann hat er allen Grund zur Verzweiflung. Man übertritt nicht ungestraft das erste der Gebote Gottes, das Gebot der Liebe zum Nächsten. Mutter, wie willst du, daß ich verzeihe und Gott dem Muttermörder Frieden schenke, wenn er nicht bereut?«

»Mein Sohn, diese Mutter bittet aus dem jenseitigen Leben um Frieden ... Sie war gut ... und hat so viel gelitten.«

»Sie wird Frieden haben ... «

»Nein, Jesus. Der Geist einer Mutter kann keinen Frieden finden, wenn sie ihr Kind fern von Gott weiß ... «

»Es ist gerecht, daß er seiner beraubt ist.«

»Ja, Sohn. Ja. Aber um der armen Ester willen ... Ihre letzten Worte waren ein Gebet für ihren Sohn ... und sie hat mich gebeten, es dir zu sagen. Jesus, Ester hat in ihrem Leben nie eine Freude gehabt. Du weißt es. Schenke ihr nun diese Freude, jetzt, da sie gestorben ist; verleihe sie ihrem Geist, der um ihres Sohnes willen leidet.«

»Mutter, ich habe versucht, Samuel während meiner Aufenthalte in Nazaret zu bekehren, aber ich habe vergeblich zu ihm gesprochen, weil die Liebe in ihm erloschen ist ... «

»Ich weiß es. Aber Ester hat ihre Verzeihung und ihre Leiden aufgeopfert, auf daß die Liebe in Samuel wiedergeboren werde. Und wer weiß? Könnte nicht seine gegenwärtige Qual wiedererwachende Liebe sein? Eine schmerzliche Liebe, und manch einer würde vielleicht sagen: eine unnütze Liebe, da die Mutter sich ihrer nicht mehr erfreuen kann. Aber du und ich, wir wissen – ich, durch meinen Glauben, du, durch deine Erkenntnis – daß die Liebe der Heimgegangenen wach und nahe ist. Sie sind nicht uninteressiert an dem und in Unkenntnis dessen, was ihren lieben Hinterbliebenen widerfährt ... und Ester kann sich noch dieser verspäteten Liebe ihres undankbaren Sohnes erfreuen, der jetzt gequält wird von Gewissensbissen. O mein Jesus, ich weiß es, dieser Mensch erregt Abscheu in dir wegen seiner maßlosen Schuld. Ein Sohn, der seine Mutter haßt: Ein Ungeheuer für dich, der du eine so große Liebe zu deiner Mutter hast. Doch, da du eine so große Liebe zu mir hegst, höre auf mich! Kehren wir doch zusammen sogleich nach Nazaret zurück. Der Weg wird mir nicht beschwerlich sein. Nichts ist beschwerlich für mich, wenn es dazu dient, eine Seele zu retten ... «

»Nun gut. Du hast gesiegt, Mutter ... Judas des Simon, nimm Josef mit dir und mach dich auf nach Nazaret. Du wirst Samuel zu mir nach Kafarnaum bringen.«

»Ich? Warum ich?«

»Weil du nicht müde bist wie alle anderen. Sie sind viel gewandert, während du dich ausgeruht hast ... «

»Auch ich bin gewandert. Ich bin in Nazaret gewesen, um dich zu suchen. Deine Mutter kann es dir sagen.«

»Deine Kameraden sind jeden Sabbat in Nazaret gewesen, und jetzt haben sie wieder einen weiten Weg zurückgelegt. Geh nun, ohne zu widersprechen ... «

»Es ist nur, weil ... man mich in Nazaret nicht mag ... Warum schickst du gerade mich?«

»Auch mich liebt man in Nazaret nicht und doch gehe ich hin. Es ist nicht notwendig, daß man dort, wo man hingeht, geliebt wird. Geh und widersprich mir nicht, ich wiederhole es dir.«

»Meister ... Ich habe Angst vor Wahnsinnigen ... «

»Der Mann ist erschüttert von Gewissensbissen, nicht wahnsinnig.«

»Deine Mutter hat es gesagt.«

»Zum dritten Mal sage ich: Geh, ohne zu widersprechen. Es kann dir nur guttun, darüber nachzudenken, wozu es führen kann, wenn man einer Mutter Leiden verursacht ... «

»Vergleichst du mich mit Samuel? Meine Mutter ist Königin in ihrem Haus. Ich bin nicht einmal bei ihr, um sie zu kontrollieren und ihr mit meinem Lebensunterhalt zur Last zu fallen ... «

»Diese Dinge sind keine Last für die Mütter. Was ihnen das Herz zermalmt, ist die Lieblosigkeit der Söhne, ihre Unvollkommenheiten in den Augen Gottes und der Menschen. Geh nun, ich sage es dir.«

»Ich gehe. Und was soll ich dem Mann sagen?«

»Daß er zu mir nach Kafarnaum kommen soll.«

»Wenn er nicht einmal seiner Mutter gehorcht hat, glaubst du, daß er dann mir gehorchen wird, zumal jetzt, da er so verzweifelt ist?«

»Hast du denn noch nicht verstanden, daß, wenn ich dich schicke, dies ein Zeichen dafür ist, daß ich schon auf den Geist des Samuel eingewirkt und ihn von dem Alptraum seiner verzweifelten Gewissensbisse befreit habe?«

»Ich gehe. Lebe wohl, Meister. Lebe wohl, Mutter. Lebt wohl, Freunde.«
Durchaus nicht begeistert, entfernt er sich, gefolgt von Josef, der hingegen sehr glücklich ist, für diese Mission auserwählt worden zu sein.

Petrus trällert etwas vor sich hin . . .

Jesus fragt ihn: »Was sagst du, Simon des Jona?«

»Ich singe ein altes Seemannslied.«

»Und wie lautet der Text?«

»Der Text lautet: „So ist es immer. Das Fischen gefällt dem Ackermann; dem Fischer gefällt das Fischen nicht!“
Wahrlich, hier zeigt sich, daß der Jünger mehr Lust hat zu fischen als der Apostel . . . «

Mehrere lachen. Jesus nicht. Er seufzt.

»Habe ich dich betrübt, Meister?« fragt Petrus.

»Nein. Aber du sollst nicht immer kritisieren.«

»Es ist wegen Judas, daß mein Bruder so betrübt ist«, sagt Judas des Alphäus.

»Auch du sollst schweigen, und besonders im Grunde deines Herzens.«

»Aber hast du wirklich schon ein Wunder an Samuel gewirkt?«
fragt Thomas neugierig und etwas ungläubig.

»Ja.«

»Dann ist es unnötig, ihn nach Kafarnaum kommen zu lassen.«

»Es ist nötig. Ich habe sein Herz noch nicht gänzlich geheilt. Es muß von sich aus nach Heilung streben, also mit heiliger Reuegesinnung Verzeihung verlangen. Aber ich habe bewirkt, daß er wieder fähig ist, seinen Verstand zu gebrauchen. Jetzt liegt es an ihm, den Rest mit seinem freien Willen zu erlangen. Gehen wir hinunter und zu den Armen . . . «

»Gehen wir nicht zu mir, Meister?«

»Nein, Johanna. Du kannst jederzeit zu mir kommen, jene aber sind an ihre Arbeit gebunden, und so gehe ich zu ihnen . . . «

Jesus steigt von der Terrasse herab und begibt sich hinaus auf die Straße, gefolgt von den anderen, auch von Johanna, die Jonatan nach

Hause geschickt hat und fest entschlossen ist, sich nicht von Jesus zu trennen, da er nicht zu ihr kommen will.

Vorbei an ärmlichen Häusern, gelangen sie in immer elendere Viertel ... und so endet die Vision.

495 Jesus kommt nach Kafarnaum

Ich weiß nicht, ob sie von sich aus gekommen ist oder ob sie jemand benachrichtigt hat, doch Porphyria ist schon am Ufer von Kafarnaum, als die Boote dort anlegen. Es sind deren drei anstatt zwei, was mich vermuten läßt, daß jemand schon in Kafarnaum gewesen ist, um die Ankunft des Meisters anzukündigen und ein Boot für die Frauen und Margziam zu holen. Mit Porphyria sind außer der Mutter des Jakobus und des Johannes auch die Töchter des Philippus und Mirjam des Jäirus da.

Aber mir fällt besonders Porphyria auf, die trotz der kleinen Wellen des immer noch etwas bewegten Sees, die in ihrem lächelnden kecken Lauf auf den Kies plätschern, bis zu den Waden im Wasser steht, sich zu dem Boot hinüberneigt, in dem Margziam ist, und ihn mit den Worten küßt: »Ich werde dich auch für ihn lieben. Für alle werde ich dich lieben, mein teurer Sohn!« Sie ist ganz gerührt, und kaum haben die Boote angehalten und sind die Insassen ausgestiegen, zieht sie Margziam an sich und übernimmt ganz allein die Aufgabe, den Jüngling fühlen zu lassen, daß man ihn sehr liebt.

So begibt sie sich zur Gruppe der anderen Boote, um dem Meister Ehre zu erweisen, bevor die Leute von Kafarnaum und die zahlreichen Jünger, die schon lange auf die Ankunft Jesu warten, sich seiner bemächtigen und den Jüngerinnen die Freude nehmen, ihn für sich zu haben.

Die Frauen sind dicht um den Meister gedrängt, und nur den Kindern von Kafarnaum gelingt es, diesen Kreis von Jüngerinnen zu durchdringen, indem sie ihre kleinen Gestalten mit Gewalt zwischen die Frauen schieben, um zu Jesus zu gelangen, der langsam auf das Haus zuschreitet.

Zu dieser frühen Morgenstunde sieht man nur wenig Volk auf den Straßen, meist Frauen, die zur Quelle oder zum Markt gehen, umgeben von der Schar ihrer Kleinen, oder Fischer, die Ruder und Netze in die Boote tragen, um für den abendlichen Fischfang vorbereitet zu sein. Von den Notabeln ist niemand außer Jäirus da, der ehrerbietig herbeieilt, um Jesus zu huldigen, und sich glücklich preist, da er hört, daß Jesus beabsichtigt, einige Wochen zu bleiben, um nachts in die Städte am See zu gehen, am Morgen dort zu predigen und sich dann tagsüber in Kafarnaum auszuruhen. Wegen der Achtung, die er seinen Mitbürgern einflößt, gelingt es Jäirus, sich als erster an die Seite Jesu zu stellen. Es gelingt ihm auch dadurch, daß er seine Tochter mit väterlicher Autorität beiseiteschiebt. Nach ihm gelingt es den einflußreichsten Jüngern, sich Jesus zu nähern; jenen Jüngern, denen die anderen aus instinktiver Gerechtigkeit gleich nach den Aposteln den Vortritt lassen: dem alten Priester Johannes (dem früheren Aussätzigen), Stephanus, Hermas, Johannes, dem Sohn der Noomi, Nikolaus und den früheren Hirten und jetzigen Jüngern Jesu, die, abgesehen von den beiden zum Libanon gegangenen, alle zugegen sind.

Jesus interessiert sich auch für die anderen, die abwesend sind, und erkundigt sich bei ihren Kameraden nach ihnen. »Sind sie noch eifrig?« »Oh! Sehr.« »Ruhen sie sich in ihren Häusern aus?« »Nein, sie bemühen sich in ihren Städten und in den benachbarten Dörfern, neue Jünger zu werben.« »Und Ermostheus?« »Er ist am Meer entlang gegangen und ist auf dem Weg zu seiner Stadt. Mit Josef von Emmaus zusammen will er den Erlöser an allen Küsten predigen. Ihnen haben sich die beiden Freunde Samuel und Abel angeschlossen, um zu zeigen, was der Meister vermag, da der eine von ihnen ein Krüppel und der andere aussätzig war.«

Lauter Fragen und Antworten. Die Wegstrecke reicht nicht aus, um alles anzuhören, und das Haus des Thomas von Kafarnaum ist zu klein, um alles Volk aufzunehmen, das sich nun um den Meister drängt, der nach so langer Zeit zurückgekehrt ist.

Jesus entschließt sich, aufs Feld hinauszugehen, um mitten unter ihnen zu sein, ohne jemanden bevorzugen zu müssen.

496 Verkündigung des Evangeliums in der Gegend am See • In Kafarnaum

Es ist ein Sabbat. Ich vermute es jedenfalls, da ich das Volk in der Synagoge versammelt sehe. Es könnte aber auch sein, daß es sich hierher zurückgezogen hat, um der Sonne zu entfliehen oder im Haus des Jäirus sicherer zu sein. Das Volk drängt sich und ist aufmerksam trotz der Hitze, die nicht einmal durch die Zugluft gemildert wird, welche das Öffnen von Fenstern und Türen erzeugt.

Wer keinen Platz mehr in der Synagoge gefunden hat, ist, um nicht auf dem Weg von der Sonne verbrannt zu werden, in den schattigen Garten hinter der Synagoge geflohen, den Garten des Jäirus mit seinen Weinlauben und dichtbelaubten Obstbäumen. Jesus spricht von der Pforte aus, die zum Garten führt, um sowohl von denen in der Synagoge als auch von denen im Garten gehört zu werden.

Jäirus steht an seiner Seite und hört aufmerksam zu. Die Apostel sind in einer Gruppe in der Nähe der Türe zum Garten. Die Jüngerinnen, mit Maria in ihrer Mitte, sitzen in einer Laube, die fast das Haus berührt. Mirjam des Jäirus und die beiden Töchter des Philipus sitzen zu Füßen Marias.

Aus den Worten, die ich höre, entnehme ich, daß es wieder zu einem Zusammenstoß zwischen den üblichen Pharisäern und Jesus gekommen ist, und daß das Volk darüber beunruhigt ist, denn Jesus fordert zum Frieden und zum Verzeihen auf, indem er sagt, daß das Wort Gottes in verwirrten Herzen keine Frucht bringen kann.

»Wir können es nicht ertragen, daß du beleidigt wirst«, schreit einer aus der Menge.

»Laßt meinen und euren Vater walten, und ihr, ahmt mich nach. Ertragt! Verzeiht! Wenn man auf Beleidigungen mit Beleidigungen antwortet, überzeugt man die Feinde nicht.«

»Aber auch nicht mit beständiger Milde. Du läßt dich ja mit Füßen treten«, brüllt Iskariot.

»Du, mein Apostel, gib kein schlechtes Beispiel durch Zorn und Kritik.«

»Er hat aber recht, dein Apostel. Seine Worte sind gerecht.«

»Das Herz dessen, der sie spricht, und das Herz dessen, der sie anhört, sind nicht gerecht. Wer mein Jünger sein will, muß mich nachahmen. Ich ertrage und verzeihe. Ich bin mild, demütig und friedfertig. Söhne des Zornes können nicht bei mir bleiben, denn sie sind Kinder der Welt und ihrer Leidenschaften.

Kennt ihr nicht das vierte Buch der Könige? Dort heißt es an einer Stelle, daß Jesaja gegen Sanherib sprach, der glaubte, alles wagen zu können, und ihm prophezeite, daß ihn nichts von der Strafe Gottes würde retten können. Er vergleicht ihn mit einem Tier, dem man einen Ring durch die Nase zieht und einen Zaum an die Lippen legt, um seine böse Wut zu zügeln. Ihr wißt, wie Sanherib durch die Hand seiner eigenen Söhne umkam. Denn in der Tat richtet sich der Grausame durch seine eigene Grausamkeit zugrunde. Er geht körperlich und geistig zugrunde.

Ich liebe die Grausamen nicht, ich liebe die Jähzornigen nicht, und auch nicht die Habsüchtigen und Wollüstigen. Ich veranlasse euch weder durch mein Wort noch durch mein Beispiel so zu werden; vielmehr habe ich euch stets die Tugenden gelehrt, die diesen bösen Leidenschaften entgegengesetzt sind.

Wie schön ist doch das Gebet Davids, unseres Königs, in dem er, wiederum geheiligt durch aufrichtige Reue über die vergangenen Sünden und durch Jahre weiser Lebensart, den Herrn preist, milde und ergeben in den Beschluß, nicht der Erbauer des neuen Tempels sein zu dürfen. Beten wir es alle zusammen und preisen wir den allerhöchsten Herrn ... «

Jesus stimmt das Gebet Davids an, während sich die Sitzenden erheben und die, die an die Wand gelehnt sind, eine ehrfurchtsvolle Stellung einnehmen.

Dann fährt Jesus wieder im üblichen Ton fort: »Man darf nie vergessen, daß alles in den Händen Gottes liegt, jedes Unterfangen, jedes Gelingen. Pracht, Macht, Ehre und Sieg sind des Herrn. Er gewährt dem Menschen dieses oder jenes, wenn er entschieden hat, daß die Stunde gekommen ist, es als ein sicheres Gut zu gewähren. Der Mensch jedoch kann es nicht beanspruchen. David, dem zwar verziehen wurde, der aber nach den begangenen Fehlern noch des Sieges über sich selbst bedurfte, gewährte Gott nicht, den Tempel zu errichten: „Du hast Blut in Menge vergossen und gewaltige Kriege geführt. Du darfst meinem Namen kein Haus bauen, denn du hast zu viel Blut zur Erde vergossen vor meinem Antlitz. Siehe, ein Sohn wird dir geboren. Dieser wird ein Mann des Friedens sein ... und deshalb der Friedfertige genannt werden ... Er wird meinem Namen ein Haus bauen.“ So sprach der Allerhöchste zu seinem Knecht David.

Ebenso sage ich zu euch. Wollt ihr, eures Jähzornes wegen, es nicht verdienen, einen Tempel des Herrn eures Gottes in euren Herzen zu errichten? Fern sei euch also jegliches Gefühl, das nicht der Liebe entspringt. Habt ein vollkommenes Herz, so wie David es für seinen Sohn, den Erbauer des Tempels, erbat, damit ihr in Beachtung meiner Gebote und in Befolgung all meiner Lehren dazu gelangt, in euch das Haus eures Gottes zu bauen in der Erwartung, einst in sein ewiges, freudvolles Reich eingehen zu dürfen.

Reiche mir eine Buchrolle, Jairus. Ich werde ihnen erklären, was Gott will.«

Jairus geht dorthin, wo die Buchrollen aufgeschichtet sind, nimmt die erste, die ihm zufällig in die Hand kommt, wischt den Staub ab und reicht sie Jesus. Er rollt sie auf und liest: »Jeremia, fünftes Kapitel: „Durchstreift Jerusalems Gassen, seht euch um und überzeugt euch, sucht auf seinen Plätzen, ob ihr einen findet, ob einer da ist, der recht tut, der Treue sucht, dann will ich ihr vergeben!“«(Der Herr sagt mir: »Fahre nicht fort mit den Aufzeichnungen, denn ich werde das ganze Kapitel lesen.«)

Nachdem Jesus alles gelesen hat, gibt er Jairus die Buchrolle zurück und spricht: »Meine Söhne, ihr habt gehört, welche furchtbaren Strafen Jerusalem erwarten, Israel, das keine Gerechtigkeit kennt. Aber freut euch dessen nicht, es ist unser Vaterland. Freut euch nicht im Gedanken: „Wir werden zu jener Zeit vielleicht nicht mehr leben“, denn es wird immer von euren Brüdern bevölkert sein. Sagt nicht: „Es geschieht ihm recht, denn es ist grausam gegen den Herrn.“ Das Unglück des Vaterlandes und das Leid der Mitbürger müssen die, die gerecht sind, immer betrüben. Meßt nicht mit dem Maß anderer, meßt mit dem Maß Gottes, also mit Barmherzigkeit.

Wie müßt ihr euch also diesem Vaterland und euren Mitbürgern gegenüber verhalten, sei es, daß ihr damit das große Vaterland und seine Bewohner, ganz Palästina, oder die engere Heimat, Kafarnaum, eure Stadt, meint; sei es, daß ihr damit alle Hebräer meint, die mir feindlich gesinnt sind, oder nur die wenigen, die in dieser kleinen Stadt Galiläas leben? Ihr müßt Werke der Liebe vollbringen. Ihr müßt euch bemühen, das Vaterland und die Mitbürger zu retten. Wie? Etwa durch Gewalt? Durch Verachtung? Nein. Durch Liebe, durch geduldige Liebe, um sie zu Gott zu bekehren.

Ihr habt es gehört: „Wenn ich einen Menschen finde, der Gerechtigkeit übt, werde ich ihm barmherzig sein.“ Arbeitet daher, auf daß die Herzen zur Gerechtigkeit kommen und gerecht werden. Wahrlich, in ihrer Ungerechtigkeit sagen sie von mir: „Er ist es nicht“, und daher glauben sie, daß ihnen nichts Böses zustoßen wird, wenn sie mich verfolgen. Wahrlich, sie sagen: „Diese Dinge werden niemals eintreffen. Die Worte der Propheten stimmen nur zufällig überein.“

Sie bemühen sich, auch euch zu verführen, es ihnen nachzusprechen. Ihr, die ihr hier anwesend seid, seid gläubig. Aber wo ist Kafarnaum? Ist das ganz Kafarnaum? Wo sind jene, die sich die anderen Male um mich geschart haben? Hat also der Sauerteig, den ich das letzte Mal in ihre Herzen senkte, ihnen Verderben gebracht? Wo ist Alphäus? Wo Josua mit seinen drei Söhnen? Wo Haggai des Maleachi? Wo sind Josef und Noomi? Wo Levi, Abel, Saulus und

Zacharias? Haben sie die vor aller Augen empfangenen Wohltaten vergessen, weil sie mit lügenhaften Worten überhäuft worden sind? Aber können vielleicht Worte die Taten ungeschehen machen?

Ihr seht es. Dies hier ist nur eine kleine Ortschaft. In der Ortschaft, in der die mit Wohltaten Beschenkten am zahlreichsten sind, hat der Geifer den Glauben an mich vernichten können. Nur jene, die vollkommen im Glauben sind, sehe ich hier versammelt. Könnt ihr also annehmen, daß die in der Ferne geschehenen Werke, die in der Ferne gesprochenen Worte ganz Israel in der Treue zu Gott bewahren können? So sollte es sein, denn der Glaube muß auch ohne die Stütze der sichtbaren Wunder standhalten. Aber leider ist es nicht so. Je größer die Wissenschaft, desto geringer ist der Glaube; denn die Gelehrten fühlen sich nicht verpflichtet zum einfachen, schlichten Glauben, welcher der Kraft der Liebe entspringt und nicht auf der Wissenschaft gründet.

Die Liebe muß man auf andere übertragen und sie in ihnen entzünden; aber um dies tun zu können, muß man selbst entflammt sein. Man muß überzeugt sein, mutig und überzeugt, um überzeugen zu können. Nicht Unhöflichkeit, sondern Demut und Liebe sind als Antwort auf Beleidigungen am Platze. Mit ihnen heißt es vorangehen und die, die sie nicht mehr kennen an die Worte des Herrn erinnern: „Fürchten wir doch den Herrn unseren Gott, der uns den Frühregen und den Spätregen zur rechten Zeit spendet!“«

»Sie würden uns nicht verstehen! Ja, sie würden uns sogar beleidigen und sagen, daß wir Gotteslästerer sind, da wir lehren, ohne das Recht dazu zu haben. Du weißt genau, wie Schriftgelehrte und Pharisäer sind! ...«

»Ja, ich weiß es, und selbst, wenn ich es nicht gewußt hätte, würde ich es jetzt wissen. Aber es kommt nicht darauf an, wie *sie* sind, sondern, es kommt darauf an, wie *wir* sind. Wenn sie und die Priester falschen Propheten Beifall zollen, die das prophezeien, was ihnen nützlich ist, und vergessen, daß man nur den guten Werken, die der Dekalog vorschreibt, Beifall zollen darf, dann dürfen meine Getreu-

en sie weder nachahmen noch sich entmutigen lassen und sich als Besiegte betrachten. Ihr müßt ebenso eifrig arbeiten, wie das Böse es tut . . . «

»Wir sind nicht das Böse«, schreit von der Türe, die zur Straße führt, die kreischende Stimme Elis, des Pharisäers, der hineinzukommen versucht, wobei er weiterhin schreit: »Wie sind nicht das Böse, du Aufwiegler.«

»Mann, du stiftest Unruhe. Geh hinaus!« sagt prompt der Zenturio, der offenbar bei der Synagoge Wache gehalten hat, so unmittelbar ist sein Eingreifen.

»Du, ein Heide, wagst es, mir zu gebieten . . . «

»Ich, ein Römer, ja. Hinaus! Der Rabbi stört dich nicht; aber du störst ihn. Das ist dir nicht erlaubt.«

»Rabbis sind wir, nicht der galiläische Schreiner«, kreischt der Alte, der in diesem Augenblick mehr einer Marktfrau ähnelt als einem Lehrmeister.

»Einer mehr oder weniger . . . Ihr habt Hunderte, und alle mit schlechten Grundsätzen. Der einzige, der wirklich tugendhaft ist, steht dort. Ich befehle dir hinauszugehen.«

»Tugendhaft, was? Tugendhaft soll der sein, der mit Rom über seine Unverletzlichkeit verhandelt! Gotteslästerer! Unreiner!«

Der Zenturio stößt einen Ruf aus, und das Geräusch der schweren Schritte einiger Bewaffneten mischt sich unter das beleidigende Gekreis des Eli.

»Nehmt diesen Menschen und werft ihn hinaus!« befiehlt der Zenturio.

»Mich? Hände von Heiden berühren mich? Füße von Heiden in unserer Synagoge! Anathema! Hilfe! Sie entweißen mich! Sie . . . «

»Ich bitte euch, Soldaten, laßt ihn gehen! Kommt nicht herein. Achtet diesen Ort und seine weißen Haare«, sagt Jesus.

»Wie du willst, o Rabbi.«

»Ha, du Intrigant! Aber der Hohe Rat wird es erfahren. Nun habe ich den Beweis! Nun glaube ich den Worten, die man uns gesagt hat. Ich habe den Beweis. Der Fluch ist über dir!«

»Und das Schwert über dir, wenn du noch ein Wort sagst. Rom verteidigt das Recht. Keine Intrigen, mit niemandem, du alte Hyäne. Der Hohe Rat wird deine Lügen erfahren, und der Prokonsul wird meinen Rapport erhalten, den ich sogleich niederschreibe. Geh nach Hause und halte dich zur Verfügung der römischen Obrigkeit«, und der Zenturio macht ein perfektes „Kehrt um“, geht mit seinen vier Soldaten davon und läßt den verblüfften, zitternden, elendiglich zitternden Eli stehen . . .

Jesus beginnt wieder zu sprechen, als wäre er nicht unterbrochen worden: »Ihr müßt euch bemühen zu arbeiten, wie das Böse arbeitet, um in euch und um euch das Haus Gottes aufzubauen, wie ich anfangs sagte. Das geschehe mit großer Heiligkeit, auf daß Gott in die Herzen und in unser teures Vaterland herabsteigen möge, das schon so sehr gezüchtigt worden ist und das nicht merkt, welch unheilvolle Wolken sich im Norden zusammenballen, in der starken Nation, die uns bereits beherrscht und immer mehr beherrschen wird, weil die Taten der Bürger den Allgütigen anwidern und den Starken reizen. Wollt ihr etwa mit dem Zorne Gottes und der Herrschenden Frieden und Wohlergehen erlangen? Seid gut, seid brav, ihr Söhne Gottes. Sorgt dafür, daß nicht nur einzelne, sondern Hunderte und Aberhunderte von Menschen in Israel gut werden, um dem schrecklichen Strafgericht Gottes zu entgehen. Ich habe euch schon anfangs gesagt, daß, wo kein Friede ist, auch das Wort Gottes nicht sein kann, das in Frieden angehört werden muß, wenn es in den Herzen Frucht bringen soll. Ihr seht, daß auch diese Versammlung weder ruhig war noch fruchtbringend. Allzuviel Unruhe herrscht in den Herzen . . . Geht nun. Wir werden noch Zeit haben, um beisammen zu sein. Betet, wie auch ich bete, auf daß die Ruhestörer zur Besinnung kommen mögen . . . Gehen wir, Mutter«, und indem er sich einen Weg durch die Menge bahnt, geht er auf die Straße hinaus.

Eli ist noch dort, zu Tode erschrocken. Er wirft sich Jesus zu Füßen und ruft: »Erbarmen! Du hast mir einmal den Enkel gerettet. Rette nun mich, damit ich Zeit habe, zur Einsicht zu kommen. Ich habe

gesündigt! Ich bekenne es. Aber du bist gut. Rom ... Oh! Was wird Rom mir antun?«

»Es wird dich mit kräftigen Geißelhieben vom Staub des Sommers befreien«, schreit einer, und das Volk lacht, während Eli ein Geheul anstimmt, als fühle er schon die Geißelhiebe und seufzt: »Ich bin alt ... krank vor Schmerzen ... O weh!«

»Die Kur wird sie schon vergehen lassen, alter Schakal!«

»Du wirst wieder ganz jung werden und tanzen können ... «

»Schweig!« befiehlt Jesus den Spöttern, und zu dem Pharisäer gewandt sagt er: »Erhebe dich. Bewahre deine Würde. Du weißt, daß ich nicht gemeinsame Sache mit Rom mache. Was soll ich also für dich tun?«

»Es ist wahr. Ja, es ist wahr. Du zettelst keine Verschwörungen an, vielmehr verachtest du die Römer, du haßt sie, du ver ... «

»Nichts von all dem. Lüge nicht mit deinem Lob wie vorher mit deiner Anklage, und wisse, daß du mir keine Ehre erweistest mit der Behauptung, daß ich diesen oder jenen hasse, diesen oder jenen verfluche. Ich bin der Erlöser aller Seelen, und in meinen Augen besteht kein Unterschied zwischen den Rassen, den Gesichtern, ich sehe nur die Seelen.«

»Es ist wahr! Es ist wahr! Aber du bist gerecht, und Rom weiß es und deshalb verteidigt es dich. Du beruhigst die Menschen und lehrst Achtung vor den Gesetzen und ... «

»Ist das in deinen Augen vielleicht Sünde?«

»O nein, es ist Gerechtigkeit! Du weißt zu tun, was wir alle tun müßten, denn du bist gerecht, du ... «

Die Menge grinst und murmelt. Nicht wenige Beinamen hört man, wie »Lügner! Feigling! Noch heute früh hat er anders geredet!« usw. Man hört sie, obwohl sie nur geflüstert werden.

»Nun, was soll ich tun?«

»Geh, geh schnell zum Zenturio, bevor der Bote davoneilt. Siehst du? Sie satteln schon die Pferde! Oh, Erbarmen!«

Jesus schaut ihn an, den kleinen, zitternden, totenbleichen, arm-

seligen Menschen ... und betrachtet ihn voller Mitleid. Nur vier Augen blicken mitleidig auf ihn: die des Sohnes und die der Mutter. Alle anderen schauen entweder ironisch, streng oder aufgebracht ... Selbst der Blick des Johannes und des Andreas ist hart und drückt Entrüstung und Strenge aus.

»Ja, ich habe Erbarmen. Aber zum Zenturio gehe ich nicht ...«

»Du bist doch mit ihm befreundet ...«

»Nein.«

»Er ist dir gut gesinnt, wollte ich sagen, wegen seines von dir geheilten Knechtes.«

»Auch dir habe ich den Enkel geheilt, und du bist mir nicht dankbar, obwohl du ein Israelit bist wie ich. Die erwiesene Wohltat schafft keine Verpflichtung.«

»Doch, das schafft sie. Wehe dem Undankbaren ...« Eli merkt, daß er sich selbst anklagt, und beginnt zu stottern ... Die Menge spöttelt.

»Schnell, Rabbi! Großer Rabbi! Heiliger Rabbi! Er gibt schon seine Befehle, siehst du? Sie sind dabei, loszureiten! Willst du, daß ich verspottet werde? Willst du, daß sie mich umbringen?«

»Nein, ich gehe nicht, ihn an eine Wohltat zu erinnern. Geh du, und sage ihm: „Der Meister läßt dir sagen, du mögest Erbarmen walten lassen.“ Geh!«

Eli tritt davon, und Jesus geht in entgegengesetzter Richtung nach Hause.

Der Zenturio muß wohl nachgegeben haben, denn man sieht, wie die Soldaten, die schon im Sattel waren, wieder von den Pferden steigen. Sie geben dem Zenturio ein Wachstäfelchen zurück und führen die Pferde wieder in den Stall.

»Schade! Es wäre ihm recht geschehen!« ruft Petrus aus, und Matthäus antwortet darauf: »Ja, der Meister hätte ihn ruhig bestrafen lassen sollen! So viele Schläge, als er Verwünschungen gegen uns ausgestoßen hat. Der gehässige Alte!«

»So fängt er bald wieder von neuem an!« ruft Thomas aus.

Jesus wendet sich um und sagt ernst: »Habe ich hier meine Nachfolger oder habe ich Teufel um mich? Geht, ihr Unbarmherzigen. Eure Gegenwart schmerzt mich.«

Die drei stehen wie versteinert da wegen des Vorwurfs.

»Mein Sohn! Du hast schon so viel zu leiden, und ich habe schon so viel Kummer. Füge nicht auch noch diesen hinzu ... Schau sie an!« ... fleht Maria.

Jesus dreht sich um und schaut die drei an ... Drei betrübe Gesichter mit Augen voller Hoffnung und Schmerz.

»Kommt!« gebietet Jesus.

Oh! Die Schwalben sind nicht so flink wie die drei.

»Dies sei das letzte Mal, daß ich von euch solche Worte hören muß. Du, Matthäus, hast kein Recht dazu. Du, Thomas, bist noch nicht gestorben, daß du die Unvollkommenen richten dürftest, während du dich gerettet glaubst. Du, Simon des Jona, hast dich wie ein Steinblock benommen, der mit Mühe auf die Höhe geschleppt worden und wieder ins Tal zurückgerollt ist. Hört zu, was ich euch sage: Hier in der Synagoge und in der Stadt ist es nutzlos zu reden. Ich werde von nun an da und dort am See vom Boot aus sprechen. Bereitet die Boote vor, so viele wie nötig, und dann werden wir an stillen, heiteren Abenden oder auch im frischen Morgengrauen hinausfahren ... «

497 In Magdala

»Wohin fahren wir, Meister?« fragt Petrus, der alles Nötige getan und die Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen hat und mit seinem Boot die kleine Flottille von Booten anführt, die mit ihrer Ladung Menschen nur darauf warten, dem Herrn zu folgen.

»Nach Magdala. Ich habe es Maria des Lazarus versprochen.«

»Gut«, antwortet Petrus und steuert dem Ufer entlang auf die Stadt zu.

Johanna befindet sich im Boot des Meisters, zusammen mit der allerheiligsten Mutter, mit Maria des Klopas, Margziam, Matthäus,

Jakobus des Alphäus und einem mir Unbekannten. Sie zeigt auf die zahlreichen Boote, die auf dem See sind an diesem ruhigen Sommerabend, der das Feuer des Sonnenunterganges durch eine Kaskade von violetten Schleiern dämpft, als ob vom Himmel ein Schauer von Amethysten oder blühenden Glyzinien herabstürzte, und sagt: »Vielleicht befinden sich unter diesen Booten auch die der Römerinnen. Einer ihrer beliebtesten Zeitvertreibe besteht darin, an solchen milden Abenden so zu tun, als ob sie fischen.«

»Sie werden eher mehr im Süden sein«, bemerkt der Mann, den ich nicht kenne.

»O nein, Benjamin. Sie haben schnelle Boote und erfahrene Bootsmänner. Sie kommen bis hier herauf.«

»Bei dem, was sie zu tun haben ...« knurrt Petrus und murmelt das Weitere in seinen Bart mit der Unversöhnlichkeit des Fischers, der die Seefahrt und das Fischen als Beruf und nicht als Vergnügen betrachtet, fast als eine Religion, die gänzlich nach nützlichen und strengen Regeln geordnet ist, so daß es für ihn einer Profanierung gleichkommt, so etwas zum Spaß zu betreiben. »Mit ihrem Weihrauch, ihren Blumen, Düften und anderen dämonischen Dingen verseuchen sie das Gewässer; mit ihren Gesängen, ihrem Geschrei und Geschwätz stören sie die Fische; mit ihren rauchenden Fackeln erschrecken sie sie; mit ihren verfluchten Netzen, die sie rücksichtslos auswerfen, verderben sie die Wassertiefen und die Fischbrut ... Das sollte verboten sein! Das Meer von Galiläa gehört den Galiläern, d. h. ihren Fischern, und nicht den Dirnen und ihresgleichen ... Wenn ich etwas zu sagen hätte! Ich würde es euch schon zeigen, ihr stinkenden, heidnischen Boote, ihr schwimmenden Lasterhöhlen, ihr schaukelnden Alkoven, die ihr bis hierher auf diese Gewässer Gottes, unseres Gottes, kommt, um eure ... Oh! Da schaut! Sie steuern gerade auf uns zu! Aber ist denn das möglich! ... Kann man sich so etwas erlauben ... Aber ...«

Diese Anklage-Litanei, in die Petrus seinen ganzen israelitischen Geist und Fischerstolz hineinlegt, so daß er rot wird und sich er-

hitzt, als kämpfe er gegen höllische Mächte, unterbricht Jesus ruhig lächelnd: »Es ist gut für sie und für dich, daß du hier nicht der Herr und Meister bist. Glücklicherweise bist du es nicht. Denn jene würdest du davon abhalten, einem guten inneren Antrieb zu folgen; einem Impuls, der ihrem Geist – wohl heidnisch, das gebe ich zu, aber von Natur aus gut – von der ewigen Barmherzigkeit eingegeben wurde, die diese Geschöpfe, deren Schuld es nicht ist, daß sie als Römer, statt als Hebräer zur Welt gekommen sind, mit barmherzigem Auge lenkt, weil er sie dem Guten zugewendet sieht. Dir selbst würdest du ebenfalls schaden, weil du gegen die Liebe und gegen die Demut fehlen würdest . . . «

»Gegen die Demut? Das sehe ich nicht ein . . . Wenn ich Herr und Meister über den See wäre, könnte ich nach meinem Gutdünken darüber verfügen.«

»Nein, Simon des Jona. Nein, du irrst dich. Auch die Dinge, die uns gehören, gehören uns nur, weil Gott sie uns gewährt. Da sie uns aber nur für eine begrenzte Zeit überlassen sind, müssen wir immer daran denken, daß nur einer allein alles zeitlich unbegrenzt und ohne Maß besitzt, daß nur einer allein der Herr ist. Die Menschen . . . oh, sie sind nur Verwalter von Krumen der großen Schöpfung. Herr aber ist er, mein Vater, der deine und Vater aller Lebewesen, er, der zudem Gott und deshalb ganz vollkommen in all seinen Gedanken und Werken ist. Wenn Gott nun mit Wohlgefallen auf die Regungen dieser heidnischen Herzen schaut und nicht nur auf sie herabschaut, sondern diese Regungen sogar begünstigt, indem er sie immer stärker sich dem Guten zuwenden läßt, scheint es dir dann nicht, daß du, Mensch, da du sie daran hindern willst, im Grunde eine Tat Gottes verhindern willst? Wann versucht man etwas zu verhindern? Wenn man es für nicht gut hält. Du würdest also von deinem Gott denken, daß er Ungutes tut? Nun, wenn es schon nicht gut ist, über die Brüder zu urteilen, da jeder Mensch seine Fehler hat und seine Erkenntnis- und Urteilsfähigkeit so begrenzt ist, daß er sich in sieben von zehn Fällen täuscht, so ist es absolut verwerflich, Gott in

seinen Werken beurteilen zu wollen. Simon, Simon! Luzifer wollte über einen Gedanken Gottes urteilen und hielt ihn für abwegig, er wollte sich selbst an seine Stelle setzen, da er glaubte, gerechter zu sein als er. Du weißt, Simon, was Luzifer damit erreicht hat, und du weißt, daß aller Schmerz, unter dem wir leiden, von diesem Hochmut herrührt . . . «

»Du hast recht, Meister! Ich bin wirklich ein unglückseliger Mensch! Verzeihe mir, Meister!« Petrus, impulsiv wie immer, verläßt das Steuerruder, um sich Jesus zu Füßen zu werfen. Das Boot, das sich gerade in einer Strömung befindet, gerät, so plötzlich sich selbst überlassen, vom Kurs ab und in fürchterliches Schwanken, und Maria des Klopas und Johanna beginnen zu schreien, begleitet vom Gekreisch derer in der leichten Zwillingsbarke, die das schwere Boot Petri auf sich zukommen sehen. Zum Glück ist Matthäus sofort bereit, das Steuerruder zu ergreifen, und das Boot fährt wieder ruhig dahin nach diesem beängstigenden Schaukeln, das auch dadurch hervorgerufen worden ist, daß die anderen, um es von sich fernzuhalten, mit starken Schlägen ihrer Ruder das Wasser aufgerührt haben.

»He, Simon! Einmal hast du die Römer als schlechte Seeleute verhöhnt, weil sie uns beinahe mit ihrem Boot gerammt hätten. Aber diesmal hast du einen schlechten Eindruck auf sie gemacht . . . Und direkt vor ihrer Nase! Schau nur, wie sie alle in den Booten aufgestanden sind und herüberschauen . . . « stichelt Iskariot, indem er auf die römischen Boote zeigt, die nun so nahe sind auf dem Wasserspiegel vor Magdala, daß man sie gut sehen kann, obwohl die immer dichter werdenden violetten Schleier des Abends das Licht dämpfen.

»Du hast auch einen Korb und ein Eimerchen verloren. Sollen wir versuchen, sie mit den Haken wieder herauszufischen?« sagt Jakobus des Zebedäus von einem anderen, sehr nahe gekommenen Boot aus, denn nach diesem Zwischenfall haben sich alle um das Boot des Petrus geschart.

»Aber wie hast du das gemacht? So etwas passiert dir doch sonst nie!« sagt und schreit Andreas aus noch einem anderen Boot.

Petrus antwortet allen, jedem einzeln, während die anderen fast alle auf einmal geredet haben. »Haben sie mich gesehen? Das macht nichts! Wenn sie auch in mein Herz gesehen hätten und ... Gut, das brauchst du nicht zu sagen, Petrus ... Doch du sollst wissen, Judas, daß du mich nicht gekränkt hast. Es war kein falsches Manöver. Es geschah aus einem guten Grund, und der ist es, der mich beschämt ... Mache dir keine Sorgen, Jakobus! Altes Zeug, das auf den Grund des Sees geht ... Ich wollte, ich könnte ihm den alten Menschen, der in mir hartnäckig widersteht, nachwerfen. Ich würde auf alles verzichten, auch auf mein Boot, wenn ich nur so werden könnte, wie der Meister es haben will ... Wie ich das gemacht habe? Ja! Ich habe mir selbst und meiner Überheblichkeit, mit der ich selbst Gott in geistigen Dingen belehren wollte, bewiesen, daß ich ein dummer Esel bin, sogar was die Bootsmanöver angeht ... Mir ist recht geschehen. Ich bin damit selbst zum Gleichnis für mich geworden. Meister, ist es nicht so?«

Jesus lächelt zustimmend ... Er sitzt am Bug, an seinem gewohnten Platz. Sein klares, ruhiges Antlitz hebt sich gegen den Abendhimmel ab und ist so von den im sanften Wind wehenden Haaren umrahmt, daß er einem leuchtenden Friedensengel gleicht.

Die römischen Boote haben sie nun erreicht.

»Sie haben ausgezeichnete Schiffelein und sehr gute Segel ... und welch tüchtige Schiffleute erst! Behende wie Eisvögel fliegen sie dahin. Jedes Lüftchen wissen sie auszunützen, jede kleine Strömung ... «

»Sie sind fast alle Sklaven aus Kreta oder aus dem Gebiet des Nils, diese Ruderer«, erklärt Johanna.

»Die Seeleute des Nildeltas sind außerordentlich erfahren; ebenso die aus Kreta. Aber auch die aus Italien sind sehr gut ... Sie überwinden die Scylla und Charybdis, und das genügt, um sie als ausgezeichnet zu qualifizieren«, gesteht der Unbekannte, den sie Benjamin nennen.

»Wohin fahren wir jetzt, Herr? Nach Magdala oder ... Schau! Die Leute von Magdala kommen auf uns zu ... «

Tatsächlich verlassen gerade alle kleinen Boote dieser Ortschaft den Kiesstrand und den Hafen. Sie sind in so furchterregender Weise mit Menschen überladen, daß Bordrand und Wasserspiegel fast eine einzige Linie bilden und sie sich nur mühsam den Booten von Kafarnaum nähern.

»Nein, wir warten hier auf dem See gegenüber der Stadt. Ich werde vom Boot aus sprechen ... «

»Aber ... diese Unvorsichtigen wollen wohl ertrinken. Schau, Meister! Der See ist glatt wie ein Silberspiegel ... aber Wasser bleibt Wasser ... und Gewicht bleibt Gewicht ... und dort ... sie scheinen zu glauben, sie seien auf festem Boden und nicht auf dem Wasser ... Befiehl ihnen, zurückzukehren ... Sonst ertrinken sie noch ... «

»Du kleingläubiger Mensch! Erinnerst du dich nicht mehr daran, daß du einst auf dem Wasser wie auf festem Boden gewandelt bist, solange du auf mich vertraut hast? Sie haben Glauben. Daher wird das Wasser diese überladenen Barken entgegen allen Naturgesetzen von Wasserverdrängung und Gewicht tragen.«

»Wenn dies geschieht ... dann ist heute ein Abend großer Wunder«, murmelt Petrus achselzuckend, während er den kleinen Anker hinabläßt, um das Boot anzuhalten. Es befindet sich so in der Mitte eines Kreises von Booten, teils aus Kafarnaum, teils aus Magdala und auch aus Tiberias. Letztere sind die der Römerinnen, die sich klugerweise gegen die Seemitte zu, hinter denen von Kafarnaum, aufhalten.

Jesus wendet ihnen den Rücken zu. Er schaut auf die Leute von Magdala, auf den großen, schattigen Garten der Maria des Lazarus, und auf die in der Nacht weißlich schimmernden Häuser am Ufer.

Das Wasser des Sees, das nun nicht mehr von Bugen und Rudern bewegt wird, beruhigt sich: eine Kristallplatte, von den ersten Strahlen des Mondes silbern gemasert und mit Schuppen von Topasen oder auch Rubinen übersät, dort, wo sich das Feuer der Fackeln oder

die Flammen der Laternen an den Bugen der Boote im See spiegeln.

Die Gesichter sehen eigenartig aus im Kontrast zwischen den rotgelben Lichtern und dem Mondschein. Die einen sieht man sehr deutlich, andere erkennt man kaum; wieder andere scheinen der Länge oder der Breite nach in zwei geteilt zu sein; bald ist nur die Stirn, bald nur das Kinn sichtbar, eine Wange oder nur eine Gesichtshälfte, die sich in scharfem Profil abhebt, als ob die andere Hälfte nicht existierte. Die Augen der einen leuchten, während andere nur leere Augenhöhlen zu haben scheinen. Die Mundpartien formen sich hier zu einem frohen Lächeln, das durch die strahlenden Zähne unterstrichen wird; dort hingegen scheinen sie ganz in den überschatteten Gesichtern zu verschwinden.

Damit nun aber alle Jesus sehen können, reicht man von den Booten aus Kafarnaum und Magdala Fackeln und Laternen herüber, die zu seinen Füßen aufgestellt oder an unbenützten Rudern, am Bug und am Heck und sogar bündelweise am Mastbaum, dessen Segel eingezogen sind, aufgehängt werden. So erstrahlt das Boot Jesu in einem Kreis von Barken, die nunmehr ohne Licht sind, und Jesus selbst ist von allen Seiten beleuchtet und gut zu sehen. Nur die römischen Boote verbreiten noch den rötlichen Schein ihrer Fackeln, die in der leichten Brise flackern.

»Der Friede sei mit euch!« beginnt Jesus, indem er aufsteht und trotz des leichten Schwankens der Barke ganz ruhig dasteht und die Arme zum Segen erhebt. Dann spricht er langsam weiter, um von allen gut verstanden zu werden, und die Stimme breitet sich mächtig und harmonisch über den stillen See aus.

»Soeben hat mir einer meiner Apostel ein Gleichnis vorgeschlagen, das ich nun euch vortragen möchte, denn es kann allen nützlich sein, zumal ihr alle es verstehen könnt. Hört also.

Ein Mann, der an einem friedlichen Abend wie dem heutigen auf dem See fuhr, meinte in seiner Selbstsicherheit, ohne Fehler zu sein. Er war sehr erfahren im Umgang mit Booten, und so glaubte er sich allen überlegen, denen er auf dem Wasser begegnete. Viele se-

gelten zum Vergnügen und hatten daher nicht die Erfahrung, die man erwirbt, wenn man auf dem Wasser seinen Lebensunterhalt verdient. Außerdem war dieser Mann ein guter Israelit und deshalb überzeugt, im Besitz aller Tugenden zu sein. Schließlich war er auch wirklich ein guter Mensch.

Eines Abends nun, da er sicher auf dem See dahinfuhr, erlaubte er sich verurteilende Bemerkungen über seinen Nächsten. Dieser Nächste hatte seiner Meinung nach so wenig mit ihm zu tun, daß er ihn nicht einmal als seinen Nächsten betrachten konnte. Weder Nationalität, noch Beruf noch Glaube verband sie, und da ihn also weder nationale, noch religiöse noch berufliche Solidarität zurückhielt, lachte er ihn aus, verspottete ihn, und wurde so ungehalten in seinem Spott, daß er sich beklagte, nicht Besitzer des Sees zu sein, um diesen Nächsten verjagen zu können. Und in seinem unnachgiebigen Glauben machte er beinahe dem Allerhöchsten Vorwürfe, weil er diesen von ihm so verschiedenen Menschen erlaubte, dort zu sein und zu leben, wo er selbst arbeitete und lebte.

In seinem Boot war ein Freund, ein guter Freund, der ihn aufrichtig liebte und ihn deshalb weise sehen wollte, und der ihn auch gelegentlich zurechtwies, um ihn von falschen Gedanken abzubringen. An diesem Abend sagte der Freund zum Bootsmann: „Weshalb hegst du solche Gedanken? Haben die Menschen nicht alle ein und denselben Vater? Ist nicht er der Herr des Weltalls? Scheint nicht seine Sonne für alle Menschen, um sie zu wärmen, und benetzen nicht seine Wolken die Felder der Heiden genauso wie die der Hebräer? Wenn er also hinsichtlich der materiellen Bedürfnisse der Menschen so handelt, wird er dann nicht dieselbe Vorsehung bezüglich ihrer geistigen Bedürfnisse walten lassen? Willst du vielleicht Gott einen Rat geben, was er zu tun hat? Wer ist wie Gott?“

Der Mann war gut. Seinem harten Urteil lagen viel Unwissenheit und viele falschen Ideen zugrunde, aber nicht etwa böser Wille. Er wollte Gott nicht beleidigen, sondern vielmehr seine Interessen verteidigen. Als er diese Worte hörte, warf er sich zu den Füßen des

weisen Mannes nieder und bat ihn um Verzeihung, daß er so töricht geredet hatte. Er bat ihn so inständig, daß es beinahe zu einem Unglück gekommen wäre. Fast wäre das Boot untergegangen mit allen, die darin waren, denn in seinem Eifer, um Verzeihung zu bitten, kümmerte er sich weder um das Steuer noch um die Segel noch um die Strömung. Daher beging er nach dem ersten Fehler des ungerechten Urteils auch noch den zweiten des Fehlmanövers und bewies sich selbst, daß er nicht nur ein schlechter Richter, sondern auch ein ungeschickter Seemann war.

Das ist das Gleichnis.

Nun hört. Was glaubt ihr: ... hat Gott diesem Menschen verziehen oder nicht? Bedenkt: er hatte gegen Gott und den Nächsten gefehlt, indem er die Handlungen beider rügte und wäre beinahe zum Mörder seiner Gefährten geworden. Denkt nach und antwortet mir dann ... « Jesus verschränkt die Arme vor der Brust und läßt seine Blicke über alle Boote schweifen bis hin zu den entferntesten, den römischen, auf denen eine ganze Reihe aufmerksamer Gesichter von Patriziern und Ruderern zu sehen ist.

Die Leute sprechen miteinander und beraten sich ... Ein kaum wahrnehmbares Geflüster verschmilzt mit dem leisen Gemurmel des gegen die Schiffswände plätschernden Wassers. Es ist schwer, eine Entscheidung zu fällen. Die meisten sind jedoch der Meinung, daß dem Mann nicht verziehen worden ist, weil er gesündigt hat, oder wenigstens, daß ihm die erste Sünde nicht vergeben worden ist.

Jesus bemerkt das Anwachsen des Gemurmels in diesem Sinne und lächelt mit seinen wunderschönen Augen, die auch im Mondschein wie Saphire leuchten. Der Mond wird immer schöner und heller, so daß viele daran denken, die Fackeln und Laternen zu löschen, um nur noch das phosphoreszierende Licht des Mondes als Leuchte zu haben.

»Lösche auch diese Laternen aus, Simon. Sie sind wie armselige Funken im Vergleich zu den Sternen und Planeten, die diesen Himmel schmücken«, sagt Jesus zu Petrus, der auf das Urteil der Ver-

sammelten wartet. Jesus liebkost ihn, seinen Apostel, während dieser sich ausstreckt, um die Laternen vom Mast zu lösen, und fragt ihn leise: »Warum diese verwirrten Augen?«

»Weil du mich dieses Mal vom Volke richten läßt ... «

»Oh! Warum, fürchtest du es?«

»Weil es, wie ich ... ungerecht ist.«

»Aber Gott ist es doch, der richtet, Simon!«

»Ja. Aber du hast mir noch nicht verziehen, und jetzt wartest du ihr Urteil ab, um es zu tun ... Du hast recht, Meister ... Ich bin unverbesserlich ... Aber warum verhängst du über deinen armen Simon dieses Gottesgericht?«

Jesus legt ihm die Hand auf die Schulter, und er hat keine Mühe, es zu tun, denn Petrus steht unten im Boot, während er selbst aufrecht auf dem Brett des Bugs, also hoch über ihm steht, und lächelt ... antwortet ihm aber nicht. Er fragt vielmehr das Volk: »Nun? Sagt es laut. Boot für Boot.«

Ach, armer Petrus! Wenn Gott nach der Meinung der hier Anwesenden geurteilt hätte, dann hätte er ihn verdammt. Mit Ausnahme von drei Booten verdammen ihn alle, die der Apostel mit eingerechnet. Die Römerinnen sagen nichts und werden auch nicht gefragt; aber man sieht, daß auch sie den Mann für schuldig halten, denn von einem Boot zum anderen (es sind ihrer drei) zeigen sie mit den Daumen nach unten.

Petrus erhebt seine großen erschreckten Augen zum Antlitz Jesu und begegnet einem noch viel sanfteren Blick aus den friedlichen Saphir-Augen. Er sieht ein vor Liebe strahlendes Antlitz, das sich über ihn neigt, und fühlt sich an die Seite Jesu gezogen, so daß sein graues Haupt sich an Jesu Herz lehnt, während der Arm des Meisters sich um seine Schultern legt.

»So urteilt der Mensch. Aber so urteilt nicht Gott, meine Kinder! Ihr sagt: „Es wird ihm nicht verziehen worden sein.“ Ich sage: „Der Herr sah in ihm nicht einmal etwas, was er zu verzeihen gehabt hätte“, denn Verzeihung setzt Schuld voraus. Hier aber lag keine Schuld

vor. Nein, murt nicht und schüttelt nicht den Kopf! Ich wiederhole: Hier lag keine Schuld vor.

Wann kommt eine Schuld zustande? Wenn der Wille zu sündigen da ist, das Bewußtsein zu sündigen; wenn die Tat als Sünde erkannt und dennoch begangen wird. Alles hängt vom Willen ab, mit dem man etwas tut, ob es sich nun um eine gute oder eine schlechte Tat handelt. Wenn jemand nach außen hin eine gute Tat vollbringt, selbst aber vom Gegenteil überzeugt ist, dann begeht er eine Sünde, gerade so, als wenn er etwas Schlechtes getan hätte. Dasselbe gilt auch umgekehrt.

Hört dieses Beispiel: Jemand hat einen Feind, von dem er weiß, daß er krank ist. Er weiß, daß er auf Verordnung des Arztes kein kaltes Wasser trinken darf, ja, daß er überhaupt keine Flüssigkeit zu sich nehmen darf. Indem er Liebe vorgibt, besucht er ihn. Er hört ihn seufzen: „Ich habe Durst! Ich habe Durst!“ Mitleid vortäuschend reicht er ihm eiskaltes Brunnenwasser mit den Worten: „Trink, mein Freund. Ich liebe dich und kann dich nicht Durst leiden sehen. Sieh, ich habe dir eigens dieses frische Wasser gebracht. Trink, trink, denn ein großer Lohn wird denen zuteil, die dem Kranken beistehen und dem Dürstenden zu trinken geben.“ Doch durch diesen Trunk verursacht er seinen Tod. Glaubt ihr, daß diese Tat, die an sich gut ist, weil sie ein zweifacher Ausdruck der Barmherzigkeit ist, auch in diesem Fall gelobt werden kann, wo eine schlechte Absicht vorliegt? Nein, sie ist nicht gut.

Und weiter: Wenn ein Sohn einen Vater hat, der ein Trinker ist, und, um ihn vor dem Tod zu retten, den Keller verschließt, dem Vater das Geld wegnimmt und ihm ernstlich zuredet, nicht ins Dorf zu gehen und sich nicht durch den Wein zu verderben, glaubt ihr, daß dieser Sohn dann gegen das vierte Gebot fehlt, nur weil er den Vater zurechtweist, als ob er selbst das Familienoberhaupt wäre? Nur scheinbar läßt er seinen Vater leiden und nur scheinbar ist er schuldig. In Wirklichkeit ist er ein guter Sohn, weil seine Absicht gut ist und er den Vater vor dem Tod retten will. Es ist immer der Wille, der einer Handlung ihren sittlichen Wert verleiht.

Und weiter: Ist ein Soldat, der im Krieg einen Feind tötet, ein Mörder? Nein, wenn sein Geist mit dem Mord nicht einverstanden ist und er nur kämpft, weil er dazu gezwungen ist und dabei das Minimum an Menschlichkeit walten läßt, das ihm das harte Kriegsgesetz als Untergeordnetem erlaubt, dann nicht.

Daher being jener Bootsmann, der in guter Absicht als Gläubiger, Patriot und Fischer die nicht ertrug, die er für Gesetzesschänder hielt, keine Sünde gegen die Nächstenliebe. Er hatte nur eine falsche Vorstellung von Nächstenliebe. Er fehlte auch nicht gegen die Ehrfurcht vor Gott; denn der Unwille gegen Gott entsprang der guten, aber unerleuchteten Seele eines Gläubigen. Auch hätte er schließlich keinen Mord begangen, da das Fehlmanöver durch den guten Willen, um Verzeihung zu bitten, zustande kam.

Wißt immer zu unterscheiden. Gott ist mehr Barmherzigkeit als Strenge. Gott ist gut. Gott ist Vater. Gott ist Liebe. Dieses ist der wahre Gott, und der wahre Gott öffnet allen sein Herz und spricht: „Kommt“, und alle weist er auf sein Reich hin. Es steht ihm frei, so zu handeln, denn er ist der einzige Herr, der universale Herrscher, der Schöpfer, der Ewige.

Ich bitte euch, euch von Israel, seid gerecht! erinnert euch an diese Dinge. Laßt es nicht so weit kommen, daß diejenigen, die ihr für unrein haltet, sie verstehen, während sie für euch unbegreiflich bleiben. Auch die übertriebene und ungeordnete Liebe zu Religion und Vaterland ist Sünde, denn sie wird zum Egoismus; und der Egoismus ist immer Grund und Ursache der Sünde.

Ja, Selbstsucht ist Sünde, denn sie sät im Herzen bösen Willen, der aufsässig gegen Gott und seine Gebote werden läßt. Der Geist des Selbstsüchtigen sieht Gott und seine Wahrheiten nicht mehr klar. Der Rauch des stolzen Egoismus verdunkelt die Wahrheit, und in diesem Nebel gerät der Geist, der das klare Licht der Wahrheit nicht mehr sieht wie früher, als er noch nicht hochmütig war, in den Wirbel der „Warum“. Von den „Warum“ geht er über zum Zweifel, und vom Zweifel zum Verlust nicht nur der Liebe des Vertrauens

auf Gott und seine Gerechtigkeit, sondern auch der Furcht vor Gott und seiner Strafe. Daraus folgt die Leichtigkeit zu sündigen und aus der Leichtigkeit zu sündigen die Einsamkeit der Seele, die sich von Gott abwendet, sich nicht mehr vom Willen Gottes führen läßt und so dem Gesetz ihres eigenen Willens zur Sünde verfällt. Oh! Eine schlimme Kette ist der Wille des Sünders. Das eine Ende liegt in der Hand Satans und das andere hält den Fuß des Menschen fest, wie eine schwere Kugel, die ihn in Schmutz und Finsternis versklavt.

Kann der Mensch sich dann noch enthalten, schwer zu sündigen? Kann er die Sünden vermeiden, wenn nur noch böser Wille in ihm ist? Dann und nur dann verzeiht Gott nicht mehr. Wenn aber der Mensch noch guten Willen hat und somit spontan tugendhafte Taten vollbringt, wird er schließlich sicher zur Wahrheit gelangen; denn der gute Wille führt zu Gott, und Gott, der Allerhöchste Vater, neigt sich liebevoll, mitleidig und nachsichtig über seine Kinder, um sie zu segnen und ihnen zu verzeihen, wenn sie guten Willens sind.

Daher fand der Bootsmann so viel Liebe; denn da er nicht sündigen wollte, hatte er auch nicht gesündigt.

Begeht euch nun in Frieden zu euren Häusern. Die Sterne haben bereits den ganzen Himmel bedeckt, und der Mond kleidet die Welt in Reinheit. Geht hin, gehorsam wie die Sterne, und werdet rein wie der Mond, denn Gott liebt die Gehorsamen und die reinen Geistes sind und segnet jene, die in alle ihre Handlungen den guten Willen legen, Gott und die Brüder zu lieben und zur Ehre Gottes und zu ihrem Nutzen zu arbeiten.

Der Friede sei mit euch!«

Jesus öffnet wiederum seine Arme zum Segen, während der Kreis der Boote größer wird und sich auflöst und ein jeder seine Richtung einschlägt.

Petrus ist so glücklich, daß er gar nicht daran denkt, sein Boot in Bewegung zu setzen.

Matthäus schüttelt ihn: »Willst du nicht die Segel setzen, Simon? Ich verstehe wenig davon . . . «

»Es ist wahr ... Oh, mein Meister! Du hast mich also nicht verurteilt?! Und ich hatte es so sehr befürchtet ... «

»Fürchte dich nicht, Simon des Jona. Ich habe dich angenommen, um dich zu retten, nicht um dich zu verlieren. Ich habe dich deines guten Willens wegen angenommen ... Auf! Nimm das Steuer in die Hand. Schau auf den Polarstern und fahre zuversichtlich, Simon des Jona. Immer zuversichtlich ... auf all deinen Fahrten ... Gott, dein Jesus, wird immer an deiner Seite stehen, am Bug deines geistigen Schiffes, und wird dich immer verstehen, Simon des Jona. Hörst du? Immer. Er wird dir nie etwas zu verzeihen haben; denn selbst wenn du wie ein schwaches Kind fallen würdest, geschähe dies nicht aus Mangel an gutem Willen ... Sei zufrieden, Simon des Jona.«

Petrus nickt immer wieder. Er ist zu gerührt, um sprechen zu können, überwältigt von Liebe. Seine Hand zittert ein wenig am Steuer, aber sein Gesicht strahlt vor Frieden, Sicherheit und Liebe, während er zu seinem Meister aufschaut, der aufrecht an seiner Seite steht, am Rande des Bootes, wie ein leuchtender Erzengel.

498 Episode in Kafarnaum • Jesus, Beschützer der Kinder

»Nehmt Mundvorrat und Kleidungsstücke für mehrere Tage mit. Wir gehen nach Hippos und von dort nach Gamala und Afek. Dann gehen wir nach Gerasa hinunter und kehren vor dem Sabbat hierher zurück«, gebietet Jesus, der auf der Schwelle des Hauses steht und mechanisch die Kinder von Kafarnaum liebkost, die gekommen sind, um ihren guten Freund zu grüßen, da die sinkende Sonne nicht mehr so unbarmherzig vom Himmel herniederbrennt und es erlaubt, die Häuser zu verlassen. Jesus ist einer der ersten in der kleinen Stadt, die nach den Sonnenstunden in die drückende Schwüle hinaustreten.

Die Apostel scheinen nicht besonders begeistert zu sein über den erhaltenen Befehl. Sie schauen sich gegenseitig an und blicken zur Sonne, die immer noch so stark brennt. Sie berühren die noch heißen

Hausmauern, prüfen mit ihren nackten Füßen die Temperatur des Bodens und bemerken: »Er ist so heiß wie ein Backstein im Ofen.« Mit diesem ganzen Gebärdenspiel wollen sie sagen, daß es ein Wahnsinn ist, sich bei diesem Wetter auf den Weg zu machen ... Jesus entfernt sich von dem Türpfosten, an den er sich ein wenig angelehnt hatte, und sagt: »Wer nicht mitkommen will, soll hierbleiben. Ich zwinge niemanden, aber ich will diese Gegend nicht verlassen, ohne daß sie mein Wort gehört hat.«

»Meister ... was sagst du da?! Wir kommen alle mit ... Nur ... schien es uns noch zu früh zu sein, um aufzubrechen ... «

»Vor dem Laubhüttenfest will ich in den Norden gehen; in viel entferntere Gegenden also, die man nicht mit dem Boot erreichen kann. Deshalb müssen wir *jetzt* die Ortschaften hier aufsuchen, da uns durch den See eine große Wegstrecke erspart bleibt.«

»Du hast recht. Ich gehe und richte die Boote her ... « und Simon des Jona entfernt sich mit seinem Bruder, den beiden Söhnen des Zebedäus und einigen Jüngern, um alles für die Abreise vorzubereiten.

Jesus bleibt mit dem Zeloten, den Vettern, mit Matthäus, Iskariot, Thomas und den Unzertrennlichen, Philippus und Bartholomäus, die ihre Reisetaschen vorbereiten und die Feldflaschen füllen, zurück. Sie sorgen für Brot, Früchte und alles, was sonst noch nötig ist.

Ein kleiner Wildfang wimmert zu Füßen Jesu.

»Warum weinst du, Alphäus«, fragt Jesus, indem er sich niederbeugt und ihn küßt.

Keine Antwort ... nur noch lauterer Wimmern.

»Er hat das Obst gesehen und will davon haben«, sagt Iskariot ärgerlich.

»Oh, du Armer! Du hast recht. Man darf den Kindern gewisse Dinge nicht zeigen, ohne ihnen etwas davon zu geben. Nimm, Kind. Weine nicht!« sagt Maria des Alphäus und löst eine goldene Traube von einem Rebschößling, den sie samt den Blättern in einen Korb gelegt hatte.

»Ich will keine Trauben ... « und er weint noch stärker als zuvor.

»Er will sicher Honigwasser«, sagt Thomas und bietet ihm seine Feldflasche an mit den Worten: »Das schmeckt den Kindern und tut ihnen gut. Auch meine kleinen Neffen ... «

»Ich will dein Wasser nicht ... « und das Weinen nimmt an Heftigkeit und Lautstärke zu.

»Aber was willst du denn dann?« fragt ernst und etwas verärgert Judas des Alphäus.

»Zwei Ohrfeigen will er, das ist es!« sagt Iskariot.

»Warum? Das arme Kind!« fragt Matthäus.

»Weil es so lästig ist.«

»Oh, wenn man alle ohrfeigen wollte, die einem lästig werden, würde man sein ganzes Leben damit verbringen«, sagt Thomas ruhig und gelassen.

»Er fühlt sich vielleicht nicht wohl. Obst und Wasser, Wasser und Obst ... das gibt Bauchweh«, meint Maria Salome, die unter den Jüngerinnen ist.

»Für diesen da wäre es schon viel, wenn er Brot, Wasser und Obst essen könnte ... Sie sind so arm!« sagt Matthäus, der durch seine Erfahrung als Steuereinnahmer die finanziellen Verhältnisse in Kafarnaum gut kennt.

»Was hast du, Knäblein? Tut dir etwas weh? ... Und doch hat er kein Fieber ... « sagt Maria des Klopas, die sich neben den Kleinen hingekniet hat.

»Aber Mutter! Es ist nur Eigensinn! ... Siehst du es nicht? Du verwöhnst alle.«

»Ich habe dich nicht verwöhnt, mein Judas. Ich habe dich geliebt. Und hat es dir nicht gutgetan, daß ich dir Liebe erwiesen und dich sogar vor der Strenge des Alphäus beschützt habe? ... «

»Es ist wahr, Mutter ... Ich habe dich zu unrecht getadelt.«

»Nichts für ungut, mein Sohn. Aber wenn du Apostel sein willst, dann mußt du für die Gläubigen das Herz einer Mutter haben. Sie sind wie Kinder, weißt du? Und man muß die Geduld der Liebe mit ihnen haben ... «

»Das hast du gut gesagt, Maria!« lobt sie Jesus.

»Wir kommen noch soweit, daß wir von den Frauen unterrichtet werden«, brummt Judas Iskariot, »und vielleicht sogar von den Heideninnen ...«

»Ohne Zweifel! Wenn ihr so bleibt, wie ihr jetzt seid, werden sie euch in vielem übertreffen, und dich mehr als alle anderen, Judas. Du wirst gewiß von allen überflügelt werden, von den Kleinen, von den Bettlern, von den Unwissenden, von den Frauen, von den Heiden ...«

»Du könntest ja auch sagen, daß ich der Abschaum der Welt bin, so ginge es schneller«, erwidert Judas mit einem bitteren Lachen.

»Die anderen kommen schon zurück ... Es muß wohl Zeit zur Abfahrt sein, oder?« sagt Bartholomäus, um die Szene zu beenden, unter der viele leiden, alle auf verschiedene Art.

Das Weinen des Knaben hat seinen Höhepunkt erreicht.

»Aber nun Schluß! Was willst du? Was hast du?« fährt Judas Iskariot ihn an und schüttelt ihn grob, um ihn von den Knien Jesu loszureißen, an die sich das Kind geklammert hat, und vor allem, um seinen Unmut an dem unschuldigen Kleinen auszulassen.

»Mit dir! Mit dir! ... Du gehst fort ... und ich bekomme Schläge, Schläge, Schläge ...«

»Ah ... Oh! Armes Kind! Es ist wahr! Seit ihrer Wiederverheiratung behandelt die Frau die Kinder ihres ersten Mannes wie Bettelkinder ... als ob sie nicht ihre eigenen Kinder wären ... Sie schickt sie herum zum Betteln und hat kein Brot für sie ...« sagt die Frau des Hausherrn, die anscheinend die Sachlage kennt, und schließt mit den Worten: »Jemand sollte diese drei Verlassenen als seine eigenen Kinder aufnehmen ...«

»Sag das nicht dem Simon des Jona, Frau. Du würdest dich verhaßt machen bei seiner Schwiegermutter, die ohnehin schon über ihn verärgert ist und über uns alle. Auch heute morgen hat sie wieder Simon, Margziam und mich, der ich gerade bei ihnen war, beschimpft«, sagt Matthäus.

»Ich werde es Simon nicht sagen ... aber es ist so ...«

»Und du würdest sie nicht zu dir nehmen? Du hast doch keine eigenen Kinder ...« sagt Jesus und schaut sie dabei fest an.

»Ich ... Oh! Es würde mir gefallen ... Aber wir sind arm ... und dann ... Thomas ... er hat Neffen ... und auch ich ... und ... und ...«

»Und vor allem fehlt dir der Wille, deinesgleichen Wohltaten zu erweisen ... Frau, du hast gestern die Pharisäer der Hartherzigkeit bezichtigt, du hast die Mitbürger kritisiert, weil sie nicht auf mein Wort hören. Aber du, die du mich jetzt schon seit über zwei Jahren kennst, handelst du etwa anders?«

Die Frau läßt den Kopf sinken und zupft an ihren Kleidern herum, aber sie sagt kein Wort zugunsten des Kleinen, der immer noch weint.

»Wir sind fertig, Meister«, ruft Petrus, der gerade ankommt.

»Oh! Arm sein! ... Und verfolgt werden! ...« seufzt Jesus, indem er die Hände erhebt und sie traurig schüttelt.

»Mein Sohn! ...« tröstet ihn Maria, die bis jetzt geschwiegen hat. Doch diese Worte genügen, um Jesus zu trösten.

»Geht ihr mit dem Proviant voraus. Ich gehe inzwischen mit meiner Mutter zum Haus des Knaben«, sagt Jesus zu den Anwesenden und zu denen, die gerade neu hinzukommen, und macht sich mit seiner Mutter, die das Kind auf den Arm genommen hat, auf den Weg ...

Sie gehen auf die Felder zu.

»Was wirst du ihr sagen, mein Sohn?«

»Mutter, was soll ich einer Mutter sagen, die nicht einmal ihre eigenen Kinder liebt?«

»Du hast recht ... Also?«

»Also, beten wir, meine Mutter.«

Sie gehen betend weiter.

Eine Alte fragt sie: »Bringt ihr Alphäus zu Merab? Sagt ihr, daß es an der Zeit wäre, sich seiner anzunehmen. Die Kinder müssen

ja praktisch zu Dieben werden ... und wo sie hinkommen, sind sie wie die Heuschrecken ... Aber ich bin böse auf sie, nicht etwa auf die drei armseligen Kinder! ... Oh, wie ungerecht ist doch der Tod! Hätte er nicht Jakob verschonen und sie sterben lassen können? Du solltest sie sterben lassen, so ... «

»Frau, du bist schon so alt und immer noch nicht weise, und solche Reden führst du, du, die du selbst jeden Augenblick sterben könntest? Wahrlich, du bist ebenso ungerecht wie Merab. Bereue und sündige nicht mehr.«

»Verzeih, Meister ... Ihre Bosheit nimmt mir den Verstand ... «

»Ja, ich verzeihe dir. Aber sage das nie mehr, nicht einmal in deinem Innern. Fehler lassen sich nicht mit Verwünschungen wiedergutmachen, sondern nur mit Liebe. Wenn Merab sterben würde, hätten diese Kinder dann ein besseres Los? Der Witwer würde sich dann vielleicht eine andere Frau nehmen und hätte Söhne aus einem dritten Ehebett ... und diese Kinder hätten eine Stiefmutter, also ein noch schlimmeres Los.«

»Das ist wahr. Ich bin alt und töricht. Sieh, da kommt Merab. Sie fängt schon an zu fluchen ... Ich verlasse dich, Meister. Ich will nicht, daß sie denkt, ich hätte mit dir gesprochen. Sie ist eine Viper ... «

Aber die Neugierde ist stärker als die Furcht vor der „Viper“, und die kleine Alte entfernt sich zwar ein wenig von Jesus und Maria, aber nicht allzuweit. Sie bückt sich und beginnt frisches Gras am Wegrand abzureißen, das hier, nahe bei einer Quelle, sehr feucht ist. So kann sie unauffällig zuhören.

»*Da* bist du? Was hast du angestellt? Nach Haus! Immer auf den Straßen wie räudige Tiere, wie herrenlose Hunde, wie ... «

»Wie Kinder ohne Mutter. Frau, du weißt, daß es ein schlechtes Zeugnis für eine Mutter ist, wenn die Kinder sich nicht um sie scharen.«

»Das kommt daher, daß sie böse sind ... «

»Nein, ich komme schon seit dreißig Monaten hierher. Früher, als

Jakob noch lebte und in den ersten Monaten deiner Witwenschaft, war es nicht so. Dann hast du einen anderen Mann genommen, und mit dem Andenken an deine erste Ehe hast du auch deine Kinder vergessen. Aber worin sind sie denn verschieden von dem, was jetzt in deinem Schoß heranwächst? Hast du nicht auch diese so getragen? Hast du sie vielleicht nicht mit deiner Milch genährt? Schau da die Taube ... Wie sehr sorgt sie sich um ihre Kleinen ... und doch brütet sie schon andere Eier aus ... Sieh dieses Mutterschaf. Es nährt nicht mehr das Schäflein des vorigen Wurfes, denn es ist wieder trächtig, und doch, schau, wie es ihm das Mäulchen leckt und sich von dem lebhaften Lämmlein in die Seite stoßen läßt! Antwortest du mir nicht? Frau, betest du zum Herrn?«

»Gewiß. Ich bin keine Heidin ... «

»Aber wie kannst du zum gerechten Herrn sprechen, wenn du ungerecht bist? Und wie kannst du in die Synagoge gehen und dir die Lesung der Buchrollen anhören, wenn in ihnen von der Liebe Gottes zu seinen Kindern die Rede ist, ohne daß du Gewissensbisse in deinem Herzen verspürst? Warum schweigst du so hartnäckig?«

»Weil ich dich nicht um deine Worte gebeten habe ... und nicht weiß, warum du kommst, mich zu stören ... Mein Zustand verdient Rücksichtnahme ... «

»Und der deiner Seele nicht? Warum nimmst du keine Rücksicht auf die Rechte deiner Seele? Ich weiß, was du mir sagen willst: daß ein Zornesausbruch das Leben deines künftigen Kindes in Gefahr bringen könnte ... Aber um das Leben deiner Seele bist du nicht in Sorge? Es ist kostbarer als das deines künftigen Kindes ... Du weißt es, die Schwangerschaft könnte mit deinem Tode enden. Willst du dieser Stunde mit einer verwirrten, kranken, ungerechten Seele entgegensehen?«

»Mein Mann sagt mir, du seiest einer, auf den man nicht hören soll. Ich höre nicht auf dich. Komm, Alphäus ... « Sie will umdrehen, begleitet vom Geschrei des Kindes, das schon weiß, daß es wieder Schläge zu erwarten hat. Es will Maria nicht loslassen, die seufzend

versucht, die Frau zu überreden und sich ihr zuwendet: »Ich bin auch Mutter, ich kann so vieles verstehen. Und ich bin eine Frau ... und verstehe das Leid der Frau. Du machst jetzt eine schlechte Zeit durch, nicht wahr? Du leidest, bist aber nicht imstande das Leid zu ertragen ... Deshalb bist du leicht reizbar. Meine Schwester, höre mich an! Wenn ich dir jetzt den kleinen Alphäus geben würde, würdest du dir und ihm Unrecht zufügen. Willst du ihn mir nicht für einige Tage überlassen? Du wirst sehen, daß du, wenn du ihn nicht mehr bei dir hast, dich nach ihm sehnen wirst ... denn ein Sohn ist etwas so Liebes, daß wir uns arm, kalt und ohne Licht fühlen, wenn er von uns geht ... «

»Nimm ihn nur! Nimm ihn! Meinetwegen kannst du auch die beiden anderen haben. Aber ich weiß nicht, wo sie sind ... «

»Ich nehme ihn, ja. Leb wohl, Frau. Komm, Jesus!« Maria wendet sich eilig um und entfernt sich schluchzend ...

»Weine nicht, Mutter!«

»Verurteile sie nicht, mein Sohn!«

Die beiden Sätze so voller Barmherzigkeit kreuzen sich, und dann öffnen sich die Lippen beider, um ein und denselben Gedanken auszusprechen: »Wenn sie nicht die natürliche Liebe verstehen, werden sie dann je die Liebe verstehen, die in der Frohen Botschaft enthalten ist?« Sie schauen sich an, dieser Sohn und diese Mutter, über dem Köpfchen des Unschuldigen, der sich vertrauensvoll und glücklich in die Arme Marias schmiegt.

»Wir werden einen Jünger mehr haben als vorgesehen war, Mutter.«

»Er wird jetzt Tage des Friedens genießen ... «

»Habt ihr's gesehen? Taub ist sie wie eine Zimbel ohne Boden. Ich habe es euch ja gesagt! Und nun? Und dann? ... «

»Und nun ist Friede, und Gott möge gewähren, daß ein Herz sich erbarmt ... Warum nicht das deine, Frau? Jeder Becher Wasser, aus Liebe gereicht, wird im Himmel angerechnet werden. Wer aber ein unschuldiges Kind liebt um meinetwillen ... Oh! Welche Seligkeit

für jene, die die Kleinen lieben und sie vor dem Bösen retten! . . . «

Die Alte steht da, in Gedanken versunken . . . und Jesus geht auf einem Abkürzungsweg zum See. Dort angelangt, nimmt er das Knäblein aus den Armen seiner Mutter, damit sie leichter das Boot besteigen kann, und hält es so hoch wie möglich, damit alle es sehen können. Er sagt denen, die schon im Boot sind, mit einem strahlenden Lächeln: »Schaut! Diesmal werden wir eine fruchtbare Predigt halten können, denn ein Unschuldiger ist bei uns.« Dann steigt er über das schwankende Brett ins Boot und setzt sich neben seine Mutter, während das Boot vom Ufer abstößt und sogleich nach Südosten auf Hippos zusteuert.

499 In einem Vorort von Hippos

Hippos liegt nicht am See, wie ich glaubte, als ich die Häuser am Ufer, fast am Südostende des Sees sah. Ich entnehme es den Worten der Jünger. Diese Häusergruppe ist, könnte man sagen, ein Vorposten von Hippos, das weiter im Hinterland liegt. Wie Ostia für Rom oder Lido für Venedig, stellt er den Zugang zum See für die eigentliche Stadt dar, die über ihn auf dem Seeweg Waren ein- und ausführt und ihn auch benützt, um den Weg von dieser Gegend zum gegenüberliegenden galiläischen Ufer abzukürzen. Schließlich ist es auch eine Vergnügungsstätte für die Müßiggänger der Stadt und der Ort, an dem sie sich mit dem Fisch, den die zahlreichen Fischer des Fleckens beschaffen, versorgt.

Hier, wo sie an diesem ruhigen Abend anlegen, in dem natürlichen, von einem nun ausgetrockneten Flußbett gebildeten Hafen, in den jetzt die blauen Wellen des Sees einige Meter weit sanft eindringen, da sie nicht mehr vom Wasser des Flusses zurückgetrieben werden, liegen die Häuser und Häuschen der Gärtner und der Fischer. Letztere ziehen aus dem fischreichen Gewässer ihren Gewinn. Erstere hingegen nützen den durch die Nähe des Wassers fruchtbaren Streifen fetter Erde zwischen dem Strand und dem Hinterland, der

sich hauptsächlich nach Norden ausdehnt und im Süden dort endet, wo der hohe Felsvorsprung beginnt, der steil zum See abfällt und von dem sich die Schweine nach dem an den Gerasenern gewirkten Wunder hinabstürzten.

Zu dieser Stunde sitzen die Bewohner auf den Terrassen oder in den Gärten, wo sie ihre Abendmahlzeit einnehmen. Da die Gärten nur von niedrigen Hecken und die Terrassen von niedrigen Mäuerchen umgeben sind, entdeckt man recht bald die kleine Bootsflottille, die sich der Landungsstelle nähert. Einige erheben sich aus Neugierde, andere, weil sie Jesus kennen, um den Ankömmlingen entgegenzueilen.

»Ich sehe das Boot des Simon des Jona zusammen mit dem des Zebedäus. Also kann es kein anderer sein als der Rabbi, der mit seinen Jüngern hierher kommt«, erklärt ein Fischer.

»Frau, nimm sofort den Knaben und folge mir! Vielleicht ist er es. Er wird ihn heilen. Der Engel des Herrn führt ihn zu uns«, befiehlt ein Gärtner seiner Frau, deren Gesicht vom Weinen gerötet ist.

»Ich glaube an ihn. Ich erinnere mich jenes Wunders! Alle diese Schweine! Die Schweine, welche die Hitze der in sie gefahrenen Dämonen im kühlen Wasser löschten ... Es muß eine große Qual für diese Tiere gewesen sein, wenn sie, die der Reinlichkeit so abgeneigt sind, sich ins Wasser stürzten«, sagt ein Mann, der herbeigeeilt ist und den Messias preist.

»Ja, du sagst es. Gewiß muß es eine Qual für sie gewesen sein. Auch ich war dabei und erinnere mich daran. Die Leiber rauchten, das Wasser dampfte. Der See war heißer geworden als die Quellen von Hamat, und wo sie vorüberrannten, waren Busch und Gras versengt.«

»Ich bin auch hingegangen, habe aber keine Veränderung vorgefunden ... « entgegnet ein dritter.

»Keine? Dann hast du wohl Schuppen vor den Augen! Schau, man sieht es sogar von hier aus. Siehst du dort? Dort, wo das trockene Flußbett ist? Schau ein wenig weiter hinüber und sieh, ob ... «

»Aber nein. Diese Zerstörung haben die römischen Soldaten angerichtet, als sie jenen Aufrührer in den kalten Nächten des Tebet suchten. Sie haben dort ihr Lager aufgeschlagen und Feuer gemacht.«

»Haben sie wohl einen ganzen Wald angezündet, um Feuer zu machen? Sieh einmal, wie viele Bäume dort fehlen!«

»Einen Wald? Zwei oder drei Eichen!«

»Das scheint dir wenig zu sein?«

»Nein. Aber man weiß ja, daß das, was unser ist, für sie nur Streu ist. Sie sind die Herrscher und wir die Unterdrückten. Ah! Wie lange wohl noch?« Das Gespräch geht vom Übernatürlichen ins Politische über.

»Wer führt mich zum Rabbi? Habt Erbarmen mit einem Blinden! Wo ist er? Sagt es mir. Ich habe ihn in Jerusalem gesucht, in Nazaret, in Kafarnaum, und immer war er schon wieder abgereist, wenn ich ankam . . . Wo ist er? Oh! Habt Erbarmen mit mir!« klagt ein ungefährr Vierzigjähriger, der mit einem Stab umhertastet.

Er erntet nur Schimpfworte von denen, die er auf den Beinen oder am Rücken trifft. Aber keiner hat Mitleid mit ihm. Alle drängen ihn beim Vorübergehen zur Seite, ohne daß auch nur ein einziger die Hand ausstrecken würde, um ihn zu führen. Der arme Blinde bleibt verängstigt und entmutigt stehen . . .

»Der Rabbi! Der Rabbi! Ahe-Ahe, il il leee!« (Ich bemühe mich, den schrillen Freudenruf der Frauen zu beschreiben. Es ist ein schriller Schrei, kein Wort, und gleicht eher einem Vogelgekreisch als einem menschlichen Laut.)

»Er wird unsere Kinder segnen!«

»Sein Wort wird die Frucht in meinem Schoße aufjubeln lassen. Freue dich, mein Kind! Der Erlöser spricht zu dir«, sagt eine blühende junge Frau, während sie ihren Schoß unter dem lockeren Gewand streichelt.

»Oh! Vielleicht macht er den meinigen fruchtbar! Das würde Freude und Frieden bringen zwischen mir und Elischa. Ich bin an alle Orte gegangen, von denen man sagt, daß die Frauen dort die Frucht-

barkeit erlangen. Ich habe Wasser getrunken aus dem Brunnen beim Grab der Rahel und aus dem Bach bei der Grotte, wo die Mutter ihn gebar ... Ich bin drei Tage lang nach Hebron gegangen, um Erde vom Geburtsort des Täufers zu holen ... Ich habe von den Früchten der Abrahamseiche gegessen, geweint und Abel angerufen an dem Ort, an dem er geboren und erschlagen wurde ... Alle heiligen, alle wunderbaren Dinge des Himmels und der Erde habe ich probiert, und Ärzte, Heilmittel, Gelübde, Gebete und Opfergaben ... Aber mein Schoß hat den Samen nicht aufgenommen, und Elischa erträgt mich gerade noch, enthält sich jedoch nur mit Mühe des Hasses! O weh!« seufzt eine ganz abgehärmte Frau.

»Du bist doch schon alt, Sella! Ergib dich in dein Schicksal!« sagen ihr halb mitleidig, halb verächtlich, aber offensichtlich triumphierend jene, die mit schwangerem Mutterleib oder mit dem Säugling an ihrer blühenden Brust vorübergehen.

»Nein, sagt das nicht! Er hat die Toten auferweckt. Könnte er da nicht auch meine Eingeweide aufleben lassen?«

»Macht Platz! Platz für meine kranke Mutter!« schreit ein Jüngling, der die Stangen einer improvisierten Tragbahre hält, deren anderes Ende ein tiefbetrübtetes Mädchen trägt. Auf der Tragbahre liegt eine noch junge Frau, die aber zu einem gelblichen Skelett abgemagert ist.

»Wir müssen ihm von dem unglücklichen Johannes berichten und ihm den Ort zeigen, wo er sich aufhält. Er ist der Unglücklichste von allen, denn er ist aussätzig und kann den Meister nicht aufsuchen«, sagt ein stattlicher alter Mann.

»Erst wir! Erst wir! Wenn er nach Hippos weitergeht, dann ist es aus. Die Städter nehmen ihn für sich in Anspruch, und wir bleiben, wie immer, im Hintergrund.«

»Aber was ist denn los? Warum schreien die Frauen dort am Ufer so?«

»Weil sie töricht sind.«

»Nein, es sind Freudenschreie. Laufen wir!«

Der Weg verwandelt sich in einen Strom von Menschen, der sich zum Kiesstrand des Sees und des Flusses bewegt, wo Jesus mit den Seinen von den zuerst Herbeigeeilten umringt worden ist.

»Ein Wunder! Ein Wunder! Der Sohn der Elisa, den die Ärzte aufgegeben haben, seht, er ist geheilt! Der Rabbi hat ihn durch den Speichel geheilt, mit dem er seinen Gaumen berührt hat.« Die »Ahe-Ahe, il il leee« der Frauen werden noch lauter und schriller, und laut ertönen die Hosannarufe der Männer.

Jesus wird trotz seiner hochgewachsenen Gestalt buchstäblich überwältigt. Die Apostel tun ihr Bestes, um ihm Platz zu verschaffen, aber mit wenig Erfolg. Die Jüngerinnen, mit Maria in ihrer Mitte, stehen abseits von der apostolischen Gruppe. Das Knäblein in den Armen der Maria des Alphäus weint verängstigt und sein Weinen lenkt die Aufmerksamkeit von vielen auf die Gruppe der Jüngerinnen; und, wie gewöhnlich, ist ein gut Informierter da, der sagt: »Oh! Auch die Mutter des Rabbi und die Mütter der Jünger sind hier!«

»Welche? Welche sind es?«

»Die Mutter ist die bleiche, blonde Frau im Linnengewand, und die anderen sind die Alten, von denen die eine das Kind auf dem Arm und die andere das Körbchen auf dem Kopf hat.«

»Und wer ist das Kind?«

»Ihr Sohn natürlich! Hört ihr nicht, daß er sie Mutter nennt?«

»Der Sohn von wem? Von der Alten? Das ist nicht möglich!«

»Von der Jungen. Siehst du nicht, daß er zu ihr gehen will?«

»Nein. Der Rabbi hat keine Brüder, das weiß ich sicher.«

Frauen hören zu, und während Jesus mit Mühe die Bahre erreicht, auf der die Kranke liegt, die von ihren Kindern getragen wird, und sie heilt, gehen sie neugierig auf Maria zu.

Aber eine ist nicht neugierig. Sie wirft sich ihr zu Füßen mit den Worten: »Um deiner Mutterschaft willen habe Erbarmen mit mir!« Es ist die Unfruchtbare.

Maria neigt sich zu ihr und fragt sie: »Was willst du, Schwester?«

»Ich möchte Mutter werden ... einen Knaben haben ... Nur

einen ... Ich werde gehaßt, weil ich unfruchtbar bin. Ich glaube, daß dein Sohn alles vermag, und habe einen so großen Glauben an ihn, daß ich denke, weil er aus dir geboren worden ist, wird er dich heilig und mächtig gemacht haben wie er selbst es ist. Jetzt bitte ich dich ... um deiner Mutterfreuden willen bitte ich dich: Mache mich fruchtbar. Berühre mich mit deiner Hand, und ich werde glücklich sein ... «

»Dein Glaube ist groß, Frau. Aber der Glaube muß auf den gerichtet sein, der ein Recht darauf hat: auf Gott. Komm daher zu meinem Jesus ... « Maria nimmt sie bei der Hand und bahnt sich mit Anmut, aber bestimmt, einen Weg zu Jesus.

Die anderen Jüngerinnen folgen ihr durch die Menge, und so auch die anderen Frauen, die zu Maria gekommen sind. Letztere fragen Maria des Alphäus, wer der Kleine ist, den sie in den Armen hält.

»Ein Kind, das von seiner Mutter nicht mehr geliebt wird und beim Rabbi Liebe gesucht hat ... «

»Ein Kind, das von seiner Mutter verstoßen worden ist?!«

»Hast du gehört, Susanna?«

»Wer ist diese Hyäne?«

»Ach! Und ich leide so, weil ich keines habe! Gib es mir, daß ich wenigstens einmal von einem Kindlein geküßt werde ... « Und die unfruchtbare Sella reißt Maria des Alphäus das Knäblein fast aus den Armen und drückt es an ihr Herz, während sie sich bemüht, Maria zu folgen, die sie zurückgelassen hat in dem Augenblick, in dem sie Marias Hand losgelassen hat, um den Kleinen zu nehmen.

»Jesus, hör zu. Da ist eine Frau, die um Gnade bittet. Sie ist unfruchtbar ... «

»Störe den Meister nicht ihretwegen, Frau. Ihr Schoß ist tot«, sagt einer, der nicht weiß, daß er zur Mutter Gottes spricht. Dann versucht er in seiner Beschämung über den Irrtum, auf den er aufmerksam gemacht wird, zu verschwinden, während Jesus ihm und der Bittenden zugleich antwortet: »Ich bin das Leben. Frau, es geschehe dir nach deinem Wunsche.« Er legt für einen Augenblick seine Hände auf das Haupt der Sella.

»Jesus, Sohn Davids, habe Erbarmen mit mir!« schreit der Blinde von vorher, der langsam die Menge erreicht hat und schon von weitem seinen Flehruf ausstößt. Jesus, der das Haupt geneigt hat, um die Bitte der Sella anzuhören, erhebt nun sein Antlitz und schaut in die Richtung, aus der die Stimme des Blinden ertönt, die sehr an den Schrei eines Ertrinkenden erinnert.

»Was willst du, daß ich für dich tue?« ruft Jesus.

»Ich möchte sehen. Ich bin in der Finsternis.«

»Ich bin das Licht. Ich will es!«

»Ah! Ich sehe! Ich sehe wieder! Laßt mich durch, auf daß ich die Füße meines Herrn küsse.«

»Meister, du hast hier alle geheilt. Aber es ist da noch ein Aussätziger in einer Hütte im Wald. Er bittet uns immerzu, dich zu ihm zu führen ... «

»Gehen wir! Vorwärts! Laßt mich gehen! Tut euch nicht weh! Ich bin für alle hier ... Auf! Macht Platz. Ihr verletzt die Frauen und die Kinder. Ich gehe noch nicht fort. Ich bleibe bis morgen, und dann werde ich mich fünf Tage in der Umgebung aufhalten. Ihr könnt mir folgen, wenn ihr wollt ... «

Jesus versucht, das Volk zu beruhigen, zu verhindern, daß die Leute sich wegen seines Kommens gegenseitig wehtun. Aber diese Menschenmenge ist wie eine Gummimasse, die sich dehnt, um sich gleich darauf wieder um ihn herum zusammenzuziehen; sie ist wie eine Lawine, die nach dem Gesetz der Natur immer kompakter wird, je mehr sie sich vorwärtsbewegt; sie ist wie Eisenteilchen, die vom Magnet angezogen werden ... deshalb kommt man nur langsam und mühsam voran ... Alle schwitzen. Die Apostel schreien, benützen ihre Ellbogen und treten mit ihren Füßen an die Schienbeine, um sich einen Weg zu bahnen ... Unnützlich ist jede Gewaltanwendung! Um zehn Meter zurückzulegen, braucht es eine Viertelstunde.

Einer Frau von etwa vierzig Jahren gelingt es mit ihrer Beharrlichkeit, sich bis zu Jesus vorzudrängen und ihn am Ellbogen zu berühren.

»Was willst du, Frau?«

»Dieses Kind ... Ich habe erfahren ... Ich bin Witwe und habe keine Kinder ... Erinnerung dich meiner. Ich bin Sara aus Afek, die Witwe des Verkäufers von Strohmatte. Erinnerung dich. Ich habe ein Haus am Platz der Roten Quelle und auch einige Weinberge und Wälder. Ich könnte einsamen Menschen helfen ... und ich wäre glücklich ... «

»Ich werde an dich denken, Frau. Dein Erbarmen sei gesegnet.«

Die Ortschaft, die sich am Ufer entlangzieht, aber nicht weit landeinwärts reicht, ist bald durchquert, und eine sanfte, stille Flur in der sinkenden Abenddämmerung nimmt sie auf. Es gibt keine nächtlichen Schatten, denn der Übergang vom Licht des Tages zur mond hellen Nacht ist kaum wahrnehmbar. Sie erreichen die Ausläufer des hohen Felsenriffs, das im Süden an den See grenzt. Höhlen, ich weiß nicht, ob natürlichen Ursprungs oder von Menschenhand in den Stein gehauen, viele zugemauert und von außen weiß getüncht, gewiß Gräber, befinden sich in dem Felsprung.

»Da sind wir! Halten wir an, um uns nicht zu verunreinigen. Wir sind hier in der Nähe des Grabes des Lebendigen, und dies ist die Stunde, da er zu diesem Felsmassiv kommt, um die Gaben abzuholen. Er war reich, weißt du? Wir erinnern uns noch daran. Er war auch gut, aber jetzt ist er ein Heiliger. Je stärker das Leid ihn heimgesucht hat, desto gerechter ist er geworden. Wir wissen nicht, wie alles gekommen ist. Man sagt, er sei durch fremde Pilger angesteckt worden, die er beherbergt hatte. Sie waren auf dem Weg nach Jerusalem, so sagten sie. Sie schienen gesund zu sein. Aber es waren sicher Aussätzige. Tatsache ist, daß nach ihrem Aufenthalt zuerst seine Frau und die Knechte, dann seine Kinder und zuletzt auch er selbst vom Aussatz erfaßt wurden. Alle. Es begann an den Händen derer, die die Füße und die Kleider der Pilger gewaschen hatten; daher sagen wir, daß sie schuld an allem sind. Die Kinder – es waren drei – sind sehr rasch gestorben. Dann starb die Frau, mehr aus Gram und Schmerz als wegen der Krankheit ... Er ... Als der Priester alle

als aussätzig erklärte, kaufte der Mann mit dem nunmehr unnützen Vermögen dieses Bergland und ließ sich und die Seinen – einschließlich der Knechte – mit Proviant versorgen. Er ließ auch Spitzhacken und Pickel bringen, und sie begannen die Gräber auszuheben, in denen sie dann bestattet wurden, einer nach dem anderen: die kleinen Kinder, dann die Frau und die Knechte ... Nun ist nur er übriggeblieben, allein und arm, denn alles endet mit der Zeit ... und seine Krankheit dauert nun schon fünfzehn Jahre ... trotz alledem ... nie eine Klage. Er war gelehrt. Er kennt die Heilige Schrift auswendig. Er sagt sie den Sternen, den Kräutern, den Pflanzen, den Vögeln auf, und uns, die wir so viel von ihm zu lernen haben. Er tröstet uns in unseren Leiden ... er, verstehst du, er tröstet uns. Sie kommen von Hippos und Gamala, selbst von Gerasa und Afek, um ihn anzuhören. Als er vom Wunder an den zwei Besessenen hörte ... oh, da begann er, den Glauben an dich zu predigen. Herr, wenn die Menschen dich hier begrüßt haben als den Messias, wenn die Frauen dich begrüßt haben als den König und den Sieger, wenn unsere Kinder deinen Namen kennen und wissen, daß du der Heilige Israels bist, so ist dies dem armen Aussätzigem zu verdanken.« So erzählt im Namen aller der Alte, der als erster von Johannes gesprochen hat.

»Wirst du ihn heilen?« fragen viele.

»Und das fragt ihr mich? Ich, der ich Erbarmen mit den Sündern habe, was werde ich erst für einen Gerechten haben? Ist es vielleicht der, der da kommt? Dort, zwischen den Sträuchern ... «

»Gewiß ist er es. Aber was für Augen du hast, Herr! Wir hören ein Rascheln, aber wir sehen nichts ... «

Auch das Rascheln hört auf. Alles ist in schweigender Erwartung ...

Jesus steht im Licht, allein, ein wenig vor den anderen, denn er hat sich bis zu dem Felsmassiv begeben, an dem man die Vorräte niedergelegt hat. Die anderen stehen im Halbschatten einiger Bäume und verschwinden zwischen den Stämmen und Sträuchern des Brachfeldes. Auch die Kinder schweigen; entweder sind sie auf den

Armen der Mütter eingeschlafen oder sie sind erschrocken über die Stille, die Gräber und die eigenartigen Schatten, die der Mond um Bäume und Felsen wirft.

Der Aussätzige jedoch muß das alles von seinem Versteck aus sehr gut sehen. Die hohe, feierliche Gestalt des Herrn, schneeweiß im weißen Mondschein und unbeschreiblich schön. Die müden Blicke des Aussätzigen kreuzen sich gewiß mit dem strahlenden Blick Jesu. Welche Sprache sprechen wohl diese göttlichen, großen, wie Sterne funkelnden Augen? Welche Sprache spricht das Lächeln der Liebe auf seinen halbgeöffneten Lippen, und welche Worte mögen wohl vom Herzen, vor allem vom Herzen Christi ausgehen? Ein Geheimnis. Eines der vielen Geheimnisse in den geistigen Beziehungen zwischen Gott und den Seelen. Sicher ist, daß der Aussätzige diese Sprache versteht, denn er ruft: »Seht das Lamm Gottes! Seht den, der gekommen ist, alles Leid der Welt zu heilen! Jesus, gesegneter Messias, unser König und Heiland, habe Erbarmen mit mir!«

»Was willst du? Wie kannst du an den Unbekannten glauben und in ihm den Verheißenen schauen? Was bin ich für dich? Der Unbekannte ... «

»Nein, du bist der Sohn des lebendigen Gottes. Wie ich das weiß und sehe? Ich weiß es nicht. Hier, in meinem Inneren, hat eine Stimme laut gesagt: „Siehe, das ist der Erwartete. Er ist gekommen, um deinen Glauben zu belohnen.“ Unbekannt? Ja. Niemand hat das Antlitz Gottes je geschaut. Deshalb bist du der „Unbekannte“ in deiner Erscheinung. Aber der Bekannte bist du durch deine Natur, durch deine Wirklichkeit. Jesus, Sohn des Vaters, fleischgewordenes Wort und Gott wie der Vater. Siehe, das bist du, und ich grüße und bitte dich, indem ich an dich glaube.«

»Und wenn ich nichts tun könnte und dein Glaube enttäuscht würde?«

»Dann würde ich sagen, daß dies der Wille des Allerhöchsten ist, und würde fortfahren zu glauben, zu lieben und stets auf den Herrn zu hoffen.«

Jesus wendet sich zur Menge, die aufmerksam zugehört hat und sagt: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, dieser Mann hat den Glauben, der Berge versetzt. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, daß sich die wahre Liebe und Hoffnung, der wahre Glaube mehr im Leiden als in der Freude offenbaren, gleichwie übermäßige Freude dem noch ungeformten Geist oftmals Verderben bringen kann. Es ist leicht zu glauben und gut zu sein, wenn das Leben zwar nicht lauter Freude, aber doch ein ruhiges Dahinfließen der Tage ist. Wer jedoch in Glaube, Hoffnung und Liebe ausharrt, auch wenn er durch Krankheit, Elend, Tod und Not vereinsamt, wenn er von allen verlassen und gemieden wird, und nichts anderes sagt als: „Es geschehe, was der Allererhöchste für mich für nützlich hält“, wahrhaft, der verdient nicht nur den Beistand Gottes; vielmehr sage ich euch: im Himmelreich ist schon ein Platz für ihn bereit, und er wird nicht am Reinigungsort verweilen müssen, denn seine Gerechtigkeit hat alle Schuld seines vergangenen Lebens getilgt. Mann, ich sage dir: „Gehe hin in Frieden, denn Gott ist mit dir!“« Bei diesen Worten dreht er sich um und streckt dem Aussätzigen die Arme entgegen. Er zieht ihn gleichsam durch diese Geste an sich, und als er ziemlich nahe ist um gut zu sehen, befiehlt er: »Ich will: Sei rein!« Und es ist, als ob der Mond mit seinem Silberlicht die Pusteln, Wunden, Blasen und Krusten der abscheulichen Krankheit abwüsche und davontrüge.

Der Leib bildet sich neu in Gesundheit, und ein würdevoller Alter, asketisch in seiner Magerkeit, steht da, der seiner wunderbaren Heilung erst gewahr wird durch die Hosannarufe der Menge. Sogleich wirft er sich nieder und küßt den Boden, da es ihm nicht möglich ist, Jesus oder sonst jemanden zu berühren vor Ablauf der vom Gesetz vorgeschriebenen Zeit.

»Erhebe dich! Man wird dir ein reines Gewand bringen, damit du zum Priester gehen kannst. Aber wisse immer in der Reinheit des Geistes vor deinem Gott zu wandeln. Lebe wohl, Mann. Der Friede sei mit dir!«

Jesus geht wieder zu den Leuten und kehrt langsam zur Nachtruhe in die Ortschaft zurück.

500 Morgendliche Predigt in der Vorstadt am See

Es ist ein frischer Morgen, an dem das Volk darauf wartet, daß Jesus aus dem Haus des Vorortes am See trete, um seine Predigt zu beginnen.

Ich glaube, daß die Bewohner in dieser Nacht wenig geschlafen haben aus Erregung über die geschehenen Wunder, aus Freude, den Messias mitten unter sich zu haben, und in dem Wunsch, keine Minute seiner Gegenwart zu verlieren. Erst spät hat sich der Schlaf eingestellt, denn ihm sind viele Gespräche im Innern der Häuser vorausgegangen. Man hat die Ereignisse des Tages noch einmal an sich vorüberziehen lassen und geprüft, ob der Geist der einzelnen von jenem Glauben erfüllt ist, von jener unerschütterlichen Hoffnung und Liebe, die der Meister so gelobt und als sicheres Mittel genannt hat, um für dieses und das jenseitige Leben die Gnade Gottes zu erlangen. In der Befürchtung, der Meister könnte sich auf den Weg machen und bereits am frühen Morgen fortgehen, ohne daß sie beim Abschied dabei wären, haben sich die Bewohner schon zeitig wieder auf die Straßen begeben. Sie sind erstaunt gewesen, sich alle wiederzufinden, vom gleichen Gedanken angetrieben, und haben sich gesagt: »Es ist wirklich das erste Mal, daß derselbe Gedanke unsere Herzen rührt und vereint.« Und mit einer neuen, guten, brüderlichen Freundschaft sind sie einmütig zum Haus gegangen, das Jesus beherbergt, und haben begonnen, es friedlich zu belagern, ohne Lärm zu machen oder ungeduldig zu werden, aber beharrlich und fest entschlossen, dem Meister zu folgen, sobald er auf der Straße erscheint.

Viele Gärtner haben frisch gepflückte, noch taunasse Früchte aus ihren Gärten mitgebracht und bergen sie zum Schutz vor der aufgehenden Sonne, vor dem Staub und den Insekten unter frischem Weinlaub oder großen Feigenblättern, zwischen denen nun rotbackige, wie von einem Miniaturenmaler gemalte Äpfel hervorschauen, und der Bernstein und Onyx der Trauben, und die weichen Formen

der Feigen aller Art, die einen fest umschlossen von der leicht faltigen Haut über dem honigsüßen Fruchtfleisch, die anderen prall, glatt und glänzend wie über einen dicken Tropfen straff gespannte Seide, wieder andere geöffnet in einem Lachen blonder, rosiger und tiefrosaroter Fasern, je nach der Sorte. Und Fischer haben in kleinen Körben Fische gebracht, gewiß in der Nacht gefangene Fische, für die sie ihren Schlaf geopfert haben. Denn einige der Fische leben noch und ihre Mäuler schnappen beim letzten schmerzhaften Atemholen und in den Zuckungen des Todes. Und diese zitternde Atmung und die zuckenden Bewegungen verstärken noch den silbernen oder zartblauen Glanz ihre Bäuche und Rücken auf dem Bett aus graugrünen Weiden- und Pappelblättern.

Inzwischen hat der See die zarte milchige Farbe gewechselt, die das Morgengrauen dem aus der Nacht hervortretenden Wasser verleiht – so rein, ich möchte fast sagen engelgleich, beinahe andächtig und mit kaum hörbarem Rauschen zwischen den Steinen gleitet der ruhige Wellenschlag auf das Ufer – und hat die lachende, menschlichere, ich würde sagen fleischlichere Farbe der Morgenröte angenommen, die mit ihren rosaroten, sich im See spiegelnden Wölkchen das Wasser entflammt. Im klaren Licht des Morgens wird das Wasser wieder blau und beginnt zu leben, zu pulsieren, mit seinen Wellen, die lachend und schaumgekrönt ans Ufer hüpfen, um dann zurückzuziehen und mit anderen Wellen zu tanzen. So schmücken sie den ganzen Spiegel des Sees mit einer leichten, weißen Spitzenarbeit, hingeworfen über die himmlische Seide des Wassers, das der frische Morgenwind kräuselt. Und dann zerschneidet der erste Sonnenstrahl das Wasser, dort bei Tarichäa, wo es noch eben so blaugrün war durch die sich widerspiegelnden Wälder und sich nun vergoldet und glänzt wie ein von der Sonne zerbrochener Spiegel. Dieser Spiegel dehnt sich immer mehr aus, taucht die noch himmelblauen Wasser in Gold und Topas, vertreibt die Rosatöne der sich in den Wellen spiegelnden Wölkchen und umgibt auch die Kiele der letzten vom Fischfang heimkehrenden Boote und die der ersten, die

hinausfahren, während die Segel im triumphalen Schein der nun aufgegangenen Sonne weiß wie Engelsflügel leuchten im Gegensatz zum Blau des Himmels und zum Grün der Hügel. Herrlich ist der See von Galiläa, der mich mit der Üppigkeit seiner Ufer an unseren Gardasee und wegen seines mystischen Friedens an den Trasimenischen See erinnert. Er ist die Perle von Palästina, ein würdiger Rahmen für den größeren Teil des öffentlichen Lebens Jesu.

Nun erscheint Jesus auf der Schwelle des gastlichen Hauses und lächelt, während er die Hände zum Segen erhebt über die geduldige Menge, die auf ihn gewartet hat.

»Der Friede sei mit euch allen.

Habt ihr mich erwartet? Habt ihr befürchtet, daß ich weggehen würde, ohne Abschied von euch zu nehmen? Ich halte meine Versprechen immer. Heute werde ich unter euch sein, um euch die Frohe Botschaft zu verkünden und, wie versprochen, eure Häuser, Gärten und Boote zu segnen, auf daß jede Familie und auch eure Arbeit geheiligt sei. Doch vergeßt nicht, daß mein Segen, um wirksam zu sein, von eurem guten Willen unterstützt werden muß. Und ihr wißt ja, worin dieser gute Wille besteht, der in einer Familie herrschen muß, damit das Haus, in dem sie lebt, heilig sei. Der Mann soll das Haupt sein, aber kein Despot, weder mit der Gattin noch mit den Kindern oder den Dienern; und gleichzeitig soll er der König sein, König im biblischen Sinne des Wortes. Erinnert ihr euch an das achte Kapitel des ersten Buches der Könige? Die Ältesten von Israel versammelten sich in Rama, wo Samuel wohnte und sagten zu ihm: „Siehe, du bist alt geworden, und deine Söhne wandeln nicht auf deinen Wegen. So setze denn einen König über uns ein, damit er uns richte, wie es bei allen Völkern Brauch ist!“

König sein will also heißen „Richter sein“, und er muß ein gerechter Richter sein, der seine Untergebenen nicht unglücklich macht, weder in der Zeit durch Kriege, Mißbräuche oder ungerechte Steuern, noch in der Ewigkeit durch ein Königreich, in dem Weichlichkeit und Laster herrschen. Wehe den Königen, die ihr Amt mißbrau-

chen, die den Stimmen der Untergebenen ihr Ohr verschließen, die ihre Augen schließen vor den Wunden der Nation; die sich der Leiden des Volkes mitschuldig machen durch widerrechtliche Bündnisse, nur um ihre Macht zu stärken mit Hilfe von Verbündeten! Wehe auch jenen Vätern, die gegen ihre Pflichten fehlen, die blind und taub sind gegenüber den Bedürfnissen und Fehlern der Familienmitglieder, die die Ursache von Ärgernissen und Leiden ihrer Familie sind, die unwürdige eheliche Verbindungen zulassen, nur um sich mit reichen und mächtigen Familien zu verschwägern, ohne zu bedenken, daß die Ehe, abgesehen von der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, dazu dienen soll, Mann und Frau geistig zu erheben und zu stärken; daß sie eine Pflicht, eine Aufgabe in sich birgt und kein Geschäft ist, und kein Schmerz, keine Demütigung des einen oder anderen Partners sein darf; daß sie Liebe und nicht Haß ist.

Das Oberhaupt sei also gerecht ohne übertriebene Härte oder Forderungen, aber auch ohne übertriebene Nachgiebigkeit und Schwäche. Wenn ihr jedoch zu wählen hättet zwischen der Übertreibung im einen oder im anderen, dann wählt lieber das letztere, denn so wird Gott euch wenigsten sagen können: „Warum bist du so gut gewesen?“, und er wird euch nicht verurteilen, weil das Übermaß an Güte schon durch die Anmaßung derer bestraft wird, die diese Güte mißbrauchen. Übertriebene Härte dagegen würde euch immer vorgeworfen werden, weil sie mangelnde Liebe gegenüber den euch am nächsten Stehenden bedeutet. Gerecht sei das Verhalten der Herrin des Hauses gegen den Gatten, die Kinder und die Diener. Sie erweise dem Gatten Gehorsam und achte ihn; sie sei ihm Trost und Hilfe.

Gehorsam, solange dieser nicht die Zustimmung zur Sünde bedeutet. Die Frau soll zwar unterwürfig sein, darf sich jedoch nicht entwürdigen lassen. Achtet darauf, ihr Gattinnen, daß nach Gott der erste, der eine gewisse sündhafte Nachgiebigkeit bei euch richtet, euer eigener Gatte ist, der euch vielleicht dazu verleitet. Nicht im-

mer ist es Liebesbedürfnis, sondern oftmals eine Prüfung eurer Tugendhaftigkeit. Wenn ihr auch im Augenblick nicht daran denkt, so kann doch der Tag kommen, da der Gatte sich sagt: „Meine Frau ist sehr sinnlich“, und deshalb an eurer ehelichen Treue zweifelt. Seid keusch in euren ehelichen Beziehungen. Bewirkt, daß eure Keuschheit eurem Gatten jene Zurückhaltung auferlegt, die man reinen Dingen gegenüber übt, und daß er euch wie seinesgleichen behandelt und nicht wie Sklavinnen oder Konkubinen, die nur dem „Vergnügen“ dienen und verstoßen werden, sobald sie nicht mehr gefallen. Die tugendhafte Frau, ich will sagen, die Frau, die auch nach der Heirat ein gewisses jungfräuliches „Etwas“ in ihren Worten, Handlungen und in der Hingabe in der Liebe bewahrt, kann ihren Mann von der Sinnlichkeit zum wahren Gefühl erheben, so daß er sich von der Wollust befreit und wirklich Eins wird mit seiner Gattin; die er dann mit der Rücksicht behandelt, mit der man einen Teil seiner selbst behandelt. Und das ist auch recht, denn die Frau ist „Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch“ und niemand mißhandelt sein eigenes Fleisch und Bein; vielmehr liebt man es. Deshalb sollen sich die Gatten – wie das erste Ehepaar – nicht in ihrer sinnlichen Nacktheit betrachten, sondern sich in geistiger Weise und ohne erniedrigende Schamlosigkeit lieben.

Die Frau sei geduldig und mütterlich mit ihrem Gatten. Sie betrachte ihn als den ersten ihrer Söhne, denn die Frau ist immer Mutter, und der Mann bedarf stets einer Mutter, die geduldig, klug, liebevoll und hilfreich ist. Selig die Frau, die ihres Mannes Gefährtin und gleichzeitig seine Mutter, die ihn aufrichtet, zu sein versteht, und auch seine Tochter, die sich führen läßt. Die Frau sei arbeitsam. Die Arbeit hält Phantastereien fern, führt zur Rechtschaffenheit und tut auch der Börse gut. Sie quäle ihren Gatten nicht mit törichten Eifersüchteleien, die nichts bessern. Ist er ein ehrsamere Ehemann, kann ihn die grundlose Eifersucht dazu verleiten, das Haus zu verlassen, und ihn in Gefahr bringen, in die Netze einer Dirne zu geraten. Ist er jedoch nicht ehrsam und treu, dann vermag der Zorn

einer eifersüchtigen Frau nichts daran zu ändern; wohl aber kann ein ernstes Verhalten ohne Unhöflichkeit und Groll, ein würdiges und liebevolles, immer wieder liebevolles Verhalten, eine Besinnung herbeiführen. Versucht, den Gatten wiederzugewinnen, wenn eine Leidenschaft ihn euch entfremdet hat. Durch eure Tugend werdet ihr ihn – wie in der Jugend durch eure Schönheit – noch einmal erobern. Und um die notwendige Kraft für diese Pflichterfüllung zu finden und um dem Schmerz begegnen zu können, der euch zur Ungerechtigkeit verleiten könnte, liebt eure Kinder und denkt an ihr Wohl.

Alles besitzt die Frau in ihren Kindern: die Freude, die königliche Krone in den schönen Stunden, da sie wahrhaft die Königin des Hauses und ihres Gatten; und den Balsam für die schmerzlichen Stunden, in denen ein Verrat oder andere schmerzliche Erfahrung des Ehelebens ihre Stirn und besonders ihr Herz mit den Dornen ihres traurigen Königtums als Märtyrerin der Ehe durchstechen.

Werdet ihr so schlecht behandelt, daß ihr versucht seid, durch eine Scheidung in die eigene Familie zurückzukehren oder Ersatz zu finden bei einem falschen Freund, der nach einer Frau verlangt und Mitleid mit der „Betrogenen“ vorgibt? Nein, Frauen! Nein! Die Kinder, die unschuldigen Kinder, die schon so frühzeitig verwirrt und traurig geworden sind durch die Stimmung im Haus, durch das Fehlen von Frieden und Rechtschaffenheit, haben ein Anrecht auf eine Mutter, auf einen Vater, auf den Trost eines Heimes, in dem nach dem Verlust einer Liebe die andere lebendig bleibt und über sie wacht. Ihre unschuldigen Augen betrachten euch, sie prüfen euch und verstehen mehr, als ihr glaubt. Ihre Seelen formen sich nach dem, was sie sehen und verstehen. Seid nie ein Ärgernis für diese Unschuldigen, sondern flüchtet euch zu ihnen wie in ein Bollwerk aus diamantenen Lilien gegen die Schwächen des Fleisches und die Nachstellungen der Schlangen.

Die Frau sei Mutter. Die gerechte Mutter, die zugleich die Schwester und Freundin ihrer Söhne und Töchter ist, und die vor allem

ein gutes Beispiel gibt, in allem. Das heißt, wachen über Söhne und Töchter, liebevoll zurechtweisen, aufrichten und zum Nachdenken anspornen, und dies alles ohne Bevorzugung; denn die Kinder sind alle aus einem Samen und aus einem Schoß geboren, und wenn es natürlich ist, daß man die guten liebt wegen der Freude, die sie einem schenken, so ist es eine Pflicht, die zu lieben, die nicht gut sind, wenn auch mit schmerzlicher Liebe. Denkt daran, daß der Mensch nicht strenger sein darf als Gott, der nicht nur die Guten, sondern auch die Bösen liebt und ihnen Zeit und Gelegenheit gibt, sich zu bessern; der sie erträgt bis zu ihrem Tod und erst dann zum gerechten Richter wird, wenn der Mensch nichts wiedergutmachen kann.

Hier laßt euch etwas sagen, was zwar nicht zum Thema gehört, was aber nützlich ist, sich stets vor Augen zu halten. Oft, zu oft hört man sagen, daß die Bösen mehr Freuden im Leben haben als die Guten und daß das nicht gerecht ist. Dazu sage ich euch vor allem: „Urteilt nicht nach dem Äußeren und nach dem, was ihr nicht kennt.“ Das Äußere ist oft trügerisch, und das Urteil Gottes bleibt hier auf Erden verborgen. Ihr werdet im anderen Leben erkennen und sehen, daß das vergängliche Wohlergehen dem Bösen gewährt wurde als Mittel, um ihn zum Guten zu führen, und als Entgelt für das wenige Gute, das auch der schlimmste Mensch tun kann. Doch wenn ihr die Dinge im Licht der Gerechtigkeit des anderen Lebens betrachtet, dann werdet ihr erkennen, wie kurz die Zeit der Freude des Sünders ist; kürzer als das Leben eines Grashalmes, der im Frühling im Kies des Bachbetts wächst und in der sommerlichen Sonne verdorrt. Ein einziger Augenblick der himmlischen Herrlichkeit mit der Glückseligkeit, die sie dem Geist vermittelt, der sie genießt, ist viel mehr wert als die größten Triumphe des irdischen Lebens. Beneidet daher nicht den Bösen um sein Wohlergehen, sondern seid bestrebt, mit gutem Willen den ewigen Schatz des Gerechten zu erlangen.

Kehren wir nochmals zu den Bedingungen zurück, die erforderlich sind, damit mein Segen einer Familie und unter den Hausbewohnern bleibende Frucht bringt. Euch, Kindern, sage ich, seid eu-

ren Eltern untertan, achtet sie und gehorcht ihnen, damit ihr auch dem Herrn, eurem Gott, gehorchen könnt. Denn wenn ihr nicht lernt, den kleinen Geboten von Vater und Mutter, die ihr seht, zu gehorchen, wie werdet ihr dann den Geboten Gottes gehorchen können, die euch in seinem Namen verkündet werden, ohne daß ihr ihn selbst seht und hört? Wenn ihr nicht lernt zu glauben, daß wer liebt, wie ein Vater und eine Mutter lieben, nur Gutes auftragen kann, wie könnt ihr dann glauben, daß was man euch als Gebote Gottes nennt, gut ist? Gott liebt euch als Vater, wißt ihr das? Aber gerade weil er euch liebt und euch bei sich haben will, o ihr teuren Kinder, will er, daß ihr gut seid. Und die erste Schule, in der ihr lernt, gut zu sein, ist die Familie. Dort lernt ihr lieben und gehorchen und dort beginnt für euch der Weg, der zum Himmel führt. Seid daher gut, ehrfurchtsvoll und gelehrig. Liebt den Vater, auch wenn er euch zurechtweist, denn er tut dies zu eurem Wohl, und eure Mutter, die euch abhält von Handlungen, die sie nach ihren Erfahrungen nicht für gut hält. Ehrt eure Eltern und beschämt sie nicht durch eure schlechten Taten. Der Stolz ist nicht gut; aber es gibt den heiligen Stolz, sagen zu können: „Ich habe meinem Vater und meiner Mutter nie Kummer bereitet.“ Dies wird euch ihre Nähe zur Freude gereichen lassen, solange sie leben, und wird zum Balsam für eure Wunde, wenn sie sterben. Die Tränen hingegen, die ein Kind seinen Vater vergießen macht, fallen wie flüssiges Blei auf das Herz des schlechten Kindes, und trotz seiner Bemühungen, diese Wunde zu betäuben, schmerzt sie, und schmerzt um so mehr, wenn der Tod des Vaters dem Kind nicht mehr gestattet, seine Fehler wieder gutzumachen. Oh, ihr Kinder, seid immer gut, wenn ihr wollt, daß Gott euch liebt.

Schließlich ist jenes Haus heilig, in dem durch die Gerechtigkeit des Hausherrn und seiner Familie auch die Knechte und Mägde gerecht werden. Die Vorgesetzten sollen bedenken, daß ein schlechtes Benehmen ihrerseits den Knecht verbittert und verdirbt, und die Knechte sollen wissen, daß ihr schlechtes Betragen dem Herrn mißfällt. Ein jeder bleibe an seinem Platz, doch verbinde alle eine Näch-

stenliebe, die die Unterschiede zwischen Herren und Knechten ausgleicht.

Dann wird das von mir gesegnete Haus meinen Segen bewahren, und Gott wird darin wohnen. Ebenso wird mein Segen, und damit mein Schutz, auf den Booten und den Gärten, den Arbeits- und Fischfanggeräten verweilen, wenn sie in heiliger Weise an den erlaubten Tagen benützt werden, am heiligen Sabbat jedoch zu Gottes Ehre ruhen; wenn ihr euer Leben als Fischer und Gärtner verbringt, ohne beim Verkaufen und Wiegen zu betrügen; wenn ihr eure Arbeit nicht verwünscht, ihr aber andererseits auch nicht mehr Bedeutung einräumt als Gott. Denn so wie die Arbeit euch Gewinn bringt, so gibt Gott euch den Himmel.

Nun will ich die Häuser und die Boote, die Ruder, die Gärten und die Spaten segnen. Danach begeben wir uns zu Johannes, und ich werde dort sprechen, bevor er zum Priester geht. Denn ich werde nicht mehr hierher zurückkehren, und es ist gerecht, daß auch er mich wenigstens einmal hört. Nehmt das Brot, die Fische und die Früchte. Wir nehmen sie mit in den Wald und essen in Gegenwart des geheilten Aussätzigen. Ihm werden wir die besten Bissen geben, damit er auch im Fleisch frohlocke und sich schon als Bruder unter den Gläubigen des Herrn fühle.«

Jesus macht sich auf den Weg, gefolgt vom Volk der Vorstadt und anderen Leuten aus den benachbarten Ortschaften, denen die hiesigen Bewohner die Nachricht von der Ankunft des Messias vielleicht in der Nacht gebracht haben.

501 Predigt am Aufenthaltsort des Aussätzigen

»Mein Herr!« ruft der vom Aussatz Geheilte und wirft sich auf die Knie, als er Jesus auf dem Brachfeld vor dem felsigen Ort, an dem er so viele Jahre verbracht hat, erblickt. Dann erhebt er sich und ruft wieder: »Kommst du noch einmal zu mir?«

»Um dir nach der gestrigen Heilung nun auch die Wegzehrung meines Wortes zu geben.«

»Wegzehrung gibt man einem Abreisenden, und ich breche tatsächlich heute abend auf, um mich zur Reinigung zu begeben. Doch ich gehe, um zurückzukehren und mich deinen Jüngern anzuschließen, wenn du mich aufnehmen willst. Ich habe weder Haus noch Verwandte, Herr. Ich bin zu alt, um meine frühere Lebensweise und Tätigkeit wieder aufzunehmen. Wohl wird man mir meine Güter zurückerstatten; aber wie wird das Haus aussehen, nachdem es fünfzehn Jahre lang leer gestanden hat? Was werde ich dort vorfinden? Vielleicht nur eingefallene Mauern. Ich bin wie ein Vogel ohne Nest. Erlaube, daß ich mich der Schar anschließe, die dir folgt. Im übrigen ... gehöre ich nicht mehr mir selbst, denn nach dem, was du mir gegeben hast, gehöre ich dir. Ich gehöre nicht mehr der Welt, die mich gerechterweise verstoßen hat, da ich lange Zeit unrein war. Jetzt aber bin ich es, der die Welt unrein findet, da ich dich kennengelernt habe; und ich fliehe die Welt, um zu dir zu kommen.«

»Ich weise dich nicht zurück. Jedoch möchte ich dir folgendes sagen: Mein Wunsch wäre, daß du in dieser Gegend bleibst. Aera und Arbela haben ihre eigenen Söhne, die als Jünger das Evangelium verkünden. Sei du dasselbe für Hippos, Gamala, Afek und die benachbarten Ortschaften. Ich werde bald nach Judäa gehen und nicht mehr in diese Gegend zurückkehren, und möchte auch hier Verkünder der Frohen Botschaft haben.«

»Dein Wille läßt mich jeden Verzicht lieben. Ich werde tun, was du von mir verlangst, sobald die Reinigung erfolgt ist. Ich hatte daran gedacht, mich nicht mehr um mein Haus zu kümmern; jetzt hingegen werde ich es wieder in Ordnung bringen, um dort zu wohnen und während des Winters Menschen aufnehmen zu können, die dich kennenlernen wollen. Auch werde ich einige Jünger, die dir schon seit Jahren folgen, bitten, zu mir zu kommen, denn wenn du aus mir einen kleinen Lehrmeister machen willst, bedarf ich der Belehrung durch deine Nachfolger, die mehr wissen als ich. Im Frühling werde ich dann hingehen wie die anderen und deinen Namen verkünden.«

»Dein Vorhaben ist gut, und Gott wird dir helfen, es auszuführen.«

»Ich habe schon damit begonnen, alles zu verbrennen, was mir gehört: das ärmliche Lager und die Gerätschaften, die ich benützte, das Gewand, das ich bis gestern getragen habe, und alles, was meinen kranken Körper berührt hat. Die Höhle, in der ich gelebt habe, ist schwarz vom Feuer, das ich dort angezündet habe, um zu vernichten und zu reinigen. Niemand wird sich anstecken, wenn er dort in einer stürmischen Nacht Zuflucht suchen sollte. Und dann ... (Die Stimme des Mannes wird schwächer, fast bricht sie, und er spricht langsamer ...) und dann hatte ich eine alte Truhe. Sie war nun in schlechtem Zustand und wurmstichig, als ob der Aussatz sie zerfressen hätte. Aber für mich ... war sie kostbarer als alle Reichtümer der Welt ... In ihr bewahrte ich wertvolle Dinge auf ... Andenken an meine Mutter ... den Hochzeitsschleier meiner Hanna ... Ach, als ich ihn ihr abnahm, selig, am Abend des Hochzeitstages, und jenes so schöne und reine Lilienantlitz betrachtete, wer hätte mir da vorausgesagt, daß ich es wenige Jahre später voller Wunden sehen würde! Und ... die Kleider meiner Kinder, ihre Spielsachen, die sie in ihren kleinen Händchen hielten, solange sie dazu fähig waren ... Oh, der Schmerz ist so groß ... Verzeih mir meine Tränen ... Die Wunde schmerzt so sehr, jetzt, da ich alles in Befolgung des Gesetzes verbrennen mußte ... ohne sie nochmals küssen zu dürfen, weil diese Dinge einst Aussätzigen gehörten ... Ich bin ungerecht, Herr. Ich weine vor dir ... Habe Mitleid mit mir ... Ich habe die letzte Erinnerung an sie vernichtet ... und jetzt bin ich wie ein in der Wüste Verlorener ... « Der Mann bricht weinend neben dem Aschenhaufen zusammen, der die Erinnerung an seine Vergangenheit darstellt.

»Du bist nicht verloren, Johannes. Du bist nicht allein. Ich bin mit dir, und die Deinen werden bald bei mir im Himmel sein und dort auf dich warten. Diese Andenken, die dich an sie erinnerten, als sie schon von der Krankheit entstellt oder als sie noch schön und gesund waren vor dem Unglück, sind alles schmerzliche An-

denken. Lasse sie zurück in der Asche. Vernichte sie in der Gewißheit, daß ich dir ein Wiedersehen mit den Deinen schenken werde, schön und glücklich in der Freude des Himmels. Die Vergangenheit ist tot, Johannes. Weine nicht mehr darüber. Das Licht zögert nicht, in die Finsternis der Nacht zu blicken, aber es freut sich, die Nacht zu überwinden und allmorgendlich der am Himmel aufsteigenden Sonne nachzuzufolgen. Auch die Sonne bleibt nicht im Osten stehen, sondern steigt auf und zieht ihre Bahn, bis sie hoch vom Firmament herabstrahlt. Deine Nacht ist nun zu Ende, denke nicht mehr an sie. Steig im Geiste dort hinauf, wo ich, das Licht, dich hinführe. Dort wirst du in froher Hoffnung und schönem Glauben schon jetzt die Freude finden: denn deine Liebe wird sich in Gott ergießen können und in die Deinen, die auf dich warten. Es ist nur ein rasches Emporsteigen ... und bald wirst du oben sein bei ihnen. Das Leben ist ein Hauch ... und die Ewigkeit ist die ewige Gegenwart.«

»Du hast recht, Herr. Du tröstet und belehrst mich, diese Stunde in Gerechtigkeit zu überwinden ... Aber du stehst in der Sonne, um mir so nahe als möglich zu sein. Ziehe dich zurück, Meister. Du hast mir schon genug gegeben. Die Sonne könnte dir schaden, da sie bereits sehr stark ist.«

»Ich bin gekommen, um bei dir zu sein, und wir alle sind dazu gekommen. Gehe dort unter die Bäume, so können wir ohne Gefahr nahe beisammen sein.« Der Mann gehorcht und verläßt den Felsblock, vor dem ein Häufchen Asche liegt: die Vergangenheit, und geht in die Richtung, in die auch Jesus geht und wo die gerührten Apostel, die Frauen, die Bewohner des Vororts und jene, die aus anderen Städten gekommen sind, um den Meister zu hören, stehen.

»Zündet Feuer an und kocht die Fische. Wir werden ein Liebeshmahl bereiten und alles unter alle verteilen«, gebietet Jesus.

Während die Apostel sich an die Arbeit machen, geht er hin und her unter den Bäumen, die hier, an diesem wegen der Nähe des Ausätzigen von allen gemiedenen Ort, wild durcheinander gewachsen sind. Ein wirres Dickicht, eine Pflanzenwildnis, die noch nie eine

Ziege oder eine Axt gesehen hat. Leidende und Betrübte haben sich im wohltuenden Schatten dieses Waldes niedergelassen und erzählen Jesus von ihrem Leid und ihren Sorgen. Jesus heilt, ermahnt und tröstet, geduldig und machtvoll. Weiter drüben, auf einer kleinen Wiese, spielt das Kind von Kafarnaum glücklich mit Kindern aus der Umgebung, und ihr Freudengeschrei wetteifert mit dem Gesang der vielen Vögel, die im dichten Laub der Bäume sitzen oder in ihrem bunten Federkleid durch das grüne Gras trippeln und großen Schmetterlingen gleichen, die von Blume zu Blume flattern.

Das Essen ist fertig. Jesus wird gerufen. Er bittet einen Bauern, der Feigen und Trauben gebracht hat, um einen Korb und füllt ihn mit Brot, den schönsten Fischen und saftigen Früchten. Dann legt er noch seine Feldflasche mit Honigwasser dazu und begibt sich zu dem geheilten Aussätzigen.

»So hast du keine Feldflasche, Meister«, bemerkt Bartholomäus. »Er kann sie dir nicht mehr zurückgeben.«

Jesus antwortet lächelnd: »Es gibt noch so viel Wasser, um den Durst des Menschensohnes zu stillen! Es ist das Wasser, das der Vater in die tiefen Brunnen gesenkt hat. Und der Menschensohn hat seine Hände noch frei, um sie zum Becher zu formen ... Ein Tag wird kommen, da er weder das eine noch das andere hat ... nicht einmal mehr den Trank der Liebe wird er haben, um den Dürstenden zu erquicken ... Jetzt habe ich noch so viel Liebe um mich ... « und er geht weiter, wobei er mit beiden Händen den großen, runden und hohen Korb trägt. Dann stellt er ihn einige Meter von Johannes entfernt ins Gras und sagt zu ihm: »Nimm und isß, es ist das Mahl Gottes.« Hierauf kehrt er zu seinem Platz zurück, opfert und segnet die Speisen und läßt sie unter die Anwesenden verteilen, die, was sie hatten, zusammengelegt haben. Alle essen mit Wohlbehagen und in friedlicher Freude. Maria kümmert sich mit mütterlicher Sanftmut um den kleinen Alphäus. Nachdem sich alle gestärkt haben, stellt sich Jesus zwischen das Volk und den früheren Aussätzigen und beginnt zu sprechen, während die Mütter ihre vom Essen satt und

vom Spielen müden Kinder auf den Schoß nehmen, um sie in den Schlaf zu wiegen, damit sie nicht stören.

»Hört alle zu.

In einem Psalm Davids fragt sich der Psalmist: „Herr, wer darf weilen in deinem Zelt? Wer darf wohnen auf deinem heiligen Berg?“ Dann beginnt er jene aufzuzählen, die die Glücklichen sein werden, und erklärt, weshalb sie es sein werden. Er sagt: „Wer wandelt ohne Makel und Gerechtigkeit übt, der Wahrheit sinnet im Herzen, dessen Zunge nicht redet Verleumdung, der nicht schmäht seinen Nachbarn.“ Einige Verse weiter, nachdem er gesagt hat, wer ins Haus des Herrn eintreten wird, weist er auf das Gute hin, das diese Gesegneten tun, nachdem sie das Böse gemieden haben: „In seinen Augen ist der Verworfenen verächtlich, die Gottesfürchtigen aber hält er in Ehren. Wenn er dem Nächsten einen Eid schwört, betrügt er nicht. Sein Geld leiht er nicht auf Wucher, nimmt keine Bestechungen wider den Unschuldigen an!“ Und er schließt mit dem Worten: „Wer dies tut, wird nimmer wanken.“

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, der Psalmist hat die Wahrheit gesagt, und ich bestätige in meiner Weisheit, daß wer so handelt, nicht wanken wird in Ewigkeit. Die erste Bedingung, um ins Himmelreich eingehen zu können, ist diese: ohne Makel zu leben.

Aber kann denn der Mensch, dieses schwache Geschöpf, ohne Makel

leben? Das Fleisch, die Welt und der Teufel speien in einem fortwährenden Lodern der Leidenschaften, der Interessen und des Hasses ihren Geifer aus, um die Seelen zu beschmutzen, und wenn der Himmel nur denen offenstünde, die vom Alter der Vernunft an ohne Makel gelebt haben, dann würden nur sehr wenige in den Himmel eingehen, so wie es nur sehr wenige gibt, die ihr ganzes Leben bis zu ihrem Tod nie mehr oder weniger schwere Krankheiten gehabt haben.

Ist der Himmel also den Kindern Gottes verschlossen? Und werden diese sich sagen müssen: „Ich habe ihn verloren“, wenn ein An-

sturm des Satans oder des Fleisches sie zu Fall bringt und sie ihre Seele befleckt sehen? Wird es keine Verzeihung mehr geben für den, der gesündigt hat? Wird nichts den Makel auslöschen können, der den Geist verunstaltet?

Habt keine ungerechtfertigte Furcht vor eurem Gott. Er ist Vater, und ein Vater reicht dem wankenden Sohn immer seine Hand, bietet ihm seine Hilfe an, um ihn aufzurichten, und ermutigt ihn liebevoll, damit seine Beschämung nicht in Verzweiflung ausarte, sondern in Demut aufblühe mit der Absicht, wiedergutzumachen und aufs neue die Freude des Vaters zu sein.

Seht, die Reue des Sünders und der Wille zur Wiedergutmachung, beide der wahren Liebe zum Herrn entsprungen, entfernen den Sündenmakel und lassen den Menschen der göttlichen Verzeihung würdig werden. Wenn der, der zu euch spricht, einst seine Aufgabe auf Erden erfüllt hat, dann wird zur Lossprechung durch die Liebe, die Reue und den guten Willen die mächtige Lossprechung hinzugefügt werden, die Christus um den Preis seines Opfers erlangt hat. Reiner in ihrer Seele als neugeborene Kinder, viel reiner werden die sein, die an mich glauben; denn Ströme lebendigen Wassers werden in ihnen entspringen, das auch den Makel der Erbsünde, den Ursprung aller menschlichen Schwächen, abwaschen wird. Ihr werdet den Himmel, das Reich Gottes und seine Gezelte ersehnen können, denn die Gnade, die ich euch wiedergeben werde, wird euch befähigen, Gerechtigkeit zu üben, die um so größer wird, je mehr man sie übt; verleiht euch doch ein makelloser Geist das Recht, in die Freude des Himmelreiches einzugehen.

Es werden dort die Kleinen eingehen, die sich an der Seligkeit erfreuen werden, die ihnen umsonst zuteil werden wird; denn der Himmel ist Freude. Es werden dort auch die Erwachsenen und die Alten eingehen, jene, die hier auf Erden gelebt, gekämpft und gesiegt haben; die zur glänzenden Krone der Gnade die mannigfach leuchtende Krone ihrer heiligen Werke und ihrer Siege über Satan, die Welt und das Fleisch hinzugefügt haben. Groß, sehr groß wird

ihre Seligkeit als Sieger sein; so groß, daß der Mensch es sich nicht vorzustellen vermag.

Wie übt man Gerechtigkeit? Wie erringt man den Sieg? Durch Aufrichtigkeit in Worten und Werken, durch Nächstenliebe, durch Anerkennung der Rechte Gottes und dadurch, daß man an die Stelle des allerheiligsten Gottes nicht die Götzen der Geschöpfe, das Geld und die Macht setzt. Jedem muß man den Platz einräumen, der ihm zu- steht, ohne daß man versucht, mehr oder weniger zu geben, als die Pflicht es erfordert. Wer einen anderen ehrt und ihm auch bei bösen Werken dient, weil er sein Freund oder ein mächtiger Verwandter ist, dann ist er nicht gerecht. Wer andererseits seinen Nächsten schädigt und gegen ihn schwört, weil er von ihm keinen Nutzen irgendeiner Art zu erwarten hat, oder wer sich durch Geschenke bestechen läßt, falsches Zeugnis gegen einen Unschuldigen abzulegen, oder partei- isch urteilt, um persönlichen Vorteil zu erzielen, der ist nicht gerecht, und seine Gebete und Opfer sind wertlos, weil sie in den Augen Got- tes mit Ungerechtigkeit befleckt sind.

Ihr seht, daß das, was ich euch sage, zu den Zehn Geboten gehört. Immer handelt das Wort des Rabbi vom Dekalog; denn das Gute, die Gerechtigkeit und die Ehre liegen in der Erfüllung dessen, was die Zehn Gebote lehren und gebieten. Es gibt keine andere Lehre, als die, die damals unter den Blitzen des Sinai gegeben wurde und euch heute unter den Strahlen der Barmherzigkeit wiederholt wird; doch die Lehre bleibt dieselbe und ändert sich nicht. Sie kann sich nicht ändern. Viele in Israel werden als Vorwand für ihren Mangel an Heiligkeit auch nach der Zeit, die der Erlöser auf Erden verbrachte, sagen: „Ich habe keine Gelegenheit gehabt, ihm zu folgen und ihn zu hören.“ Doch ihre Entschuldigung ist wertlos; denn der Erlöser ist nicht gekommen, um ein neues Gesetz zu geben, sondern um das erste, einzige Gesetz zu bestätigen; um es gerade in seiner heiligen Einfachheit, in seiner vollkommenen Schlichtheit zu bestätigen; um mit Liebe und dem Versprechen der Gewißheit der Liebe Gottes das zu bestätigen, was früher von der einen Seite mit Strenge gesagt und von der anderen mit Furcht aufgenommen wurde.

Um euch verständlich zu machen, was die Zehn Gebote sind und welche Bedeutung es hat, sie zu befolgen, erzähle ich euch folgendes Gleichnis:

Ein Familienvater hatte zwei Söhne. Er liebte sie beide und wollte beiden in gleichem Maße Wohltaten erweisen. Dieser Vater hatte außer dem Heim für die Söhne auch Besitzungen, auf denen große Schätze verborgen waren. Die Söhne wußten von diesen Schätzen, kannten jedoch nicht den Weg, der dorthin führte, denn der Vater hatte jenen Ort aus bestimmten Gründen viele, viele Jahre lang geheimgehalten. Aber zu einem gewissen Zeitpunkt rief er seine beiden Söhne zu sich und sagte: „Es ist gut, daß ihr nunmehr erfahrt, wo die Schätze sind, die euer Vater für euch aufgehoben hat, damit ihr sie in Empfang nehmen könnt, wenn ich es euch sagen werde. Vorerst sollt ihr den Weg kennen und die Zeichen, die ich angebracht habe, damit ihr nicht vom rechten Weg abkommt. Hört mich also an. Die Schätze sind nicht in der Ebene verborgen, wo die Wasser sich stauen, die Sonne brennt, der Staub verwüstet, Disteln und Dornen alles ersticken und die Räuber sie euch mit Leichtigkeit stehlen könnten. Die Schätze sind auf dem Gipfel jenes hohen, steilen Berges. Ich habe sie dorthinauf gebracht, und dort warten sie auf euch. Auf den Berg führt nicht nur ein Pfad, ja, es führen sogar viele Pfade dorthin, aber nur einer ist der gute. Die anderen enden in Abgründen, in Höhlen ohne Ausgang, in sumpfigen Wassergräben, in Schlupfwinkeln von Vipern, in Kratern mit brennendem Schwefel oder vor unüberwindbaren Wänden. Der richtige Weg ist zwar beschwerlich, doch führt er zum Gipfel, ohne von Abgründen und anderen Hindernissen unterbrochen zu werden. Damit ihr ihn erkennt, habe ich den ganzen Weg entlang in regelmäßigen Abständen zehn Steinmonumente aufgestellt, auf denen diese Erkennungsworte eingegraben sind: ‚Liebe, Gehorsam, Sieg.‘ Geht und folgt diesem Pfad, und ihr werdet den Ort des Schatzes finden. Ich werde dann auf einem anderen Pfad, der mir allein bekannt ist, kommen und euch die Türen öffnen, auf daß ihr glücklich seiet.“

Die beiden Söhne verabschiedeten sich vom Vater, der ihnen, solange sie ihn hören konnten, immer wiederholte: „Folgt dem Weg, den ich euch gewiesen habe. Es ist zu eurem Besten. Laßt euch nicht durch die anderen Wege in Versuchung bringen, selbst wenn sie euch besser zu sein scheinen. Ihr würdet den Schatz verlieren und mich mit ihm . . .“

Sie erreichten den Fuß des Berges. Ein erstes Monument stand dort unten, am Beginn des Pfades als Mittelpunkt, von dem viele Wege strahlenförmig in verschiedenen Richtungen den Berg hinauf führten. Die beiden Brüder schlugen den guten Pfad ein. Die erste Wegstrecke war noch sehr gut, obwohl sie nicht den geringsten Schatten bot . . . Die Sonne am Himmel überflutete den Weg mit Licht und die Hitze war stechend. Das weiße Felsgestein, in das der Pfad geschnitten war, der klare Himmel über ihren Häuptern und die heiße Sonne, die auf ihre Glieder herabbrannte, waren das einzige, was die Brüder sahen und fühlten. Aber noch belebt von ihrem guten Willen, von der Erinnerung an den Vater und an seine Ermahnungen, stiegen sie freudig zum Gipfel empor. Siehe, ein zweites Monument . . . und dann ein drittes. Der Pfad wurde immer mühsamer, einsamer, glühender. Man sah nicht einmal mehr die übrigen Pfade, an denen Gras und Bäume wuchsen, und wo es klares Wasser gab. Vor allem war der Anstieg dort viel sanfter, viel weniger steil, und sie verliefen auf Erdboden, nicht auf Felsengrund.

„Unser Vater will uns tot dort oben ankommen lassen“, sagte der eine Sohn, als sie das vierte Monument erreichten, und begann seine Schritte zu verlangsamen. Der andere ermutigte ihn weiterzugehen, indem er sagte: „Er liebt uns wie andere sich selbst; mehr noch, denn er hat den Schatz so wunderbar für uns aufbewahrt. Den Weg, der unfehlbar von unten zum Gipfel führt, hat er selbst in den Fels gehauen. Diese Monumente hat er selbst errichtet, um uns den Weg zu weisen. Bedenke, mein Bruder, daß

er das alles allein gemacht hat, aus Liebe zu uns, um uns den Schatz zu sichern, um uns ohne die Möglichkeit eines Irrtums und ohne Gefahr das Ziel erreichen zu lassen.“

Sie gingen weiter. Aber die bequemen Wege, von denen sie sich am Fuß des Berges entfernt hatten, näherten sich von Zeit zu Zeit dem felsigen Pfad, und je weiter sie gingen, desto mehr näherten sie sich, da der Berg dem Gipfel zu immer schmaler wurde. Wie schön, schattig und einladend waren doch diese anderen Wege! ...

„Ich möchte beinahe einen von diesen Wegen einschlagen“, sagte der Unzufriedene, als sie das sechste Monument erreicht hatten.“ Schließlich führt auch er nach oben.

„Das kannst du nicht wissen ... Du siehst nicht, ob er nach oben oder nach unten führt.“

„Siehst du ihn dort oben?“

„Du weißt nicht, ob es derselbe ist, und zudem hat der Vater doch gesagt, daß wir den rechten Weg nicht verlassen sollen ...“

Widerwillig ging der unzufriedene Bruder weiter.

Sie kamen zum siebten Monument.

„Oh! Ich gehe jetzt wirklich einen anderen Weg!“

„Tu es nicht, Bruder!“

Also folgten sie weiterhin dem jetzt sehr schwierigen Weg, aber der Gipfel war ja schon so nahe ... Dann das achte Monument, und ganz nahe, gleich daneben der blumige Pfad.

„Oh! Siehst du, wenn auch nicht in gerader Linie, so führt doch auch dieser Weg hinauf!“

„Du weißt nicht, ob es der richtige ist.“

„Doch, ich erkenne ihn.“

„Du täuschest dich.“

„Nein, ich gehe.“

„Tue es nicht! Denke an den Vater, an die Gefahren, an den Schatz!“

„Zum Teufel mit euch allen. Was fange ich mit dem Schatz an, wenn ich halbtot oben ankomme? Kann es eine größere Gefahr geben als diesen Weg? Welcher Haß ist größer als der des Vaters, der sich mit diesem Weg über uns lustigmachen und uns umbringen will? Leb wohl. Ich werde vor dir oben ankommen, und lebendig ...“

und er schlug den anderen Weg ein und verschwand mit einem Freudenruf hinter den schattenspendenden Baumstämmen.

Der andere Sohn ging traurig weiter ... Oh! Der Weg war in seinem letzten Abschnitt wirklich furchtbar! Der Wanderer war am Ende seiner Kräfte. Er war wie trunken vor Müdigkeit und Sonnenhitze. Beim neunten Monument blieb er keuchend stehen, stützte sich auf den behauenen Steinblock und las nur noch mechanisch die eingemeißelten Worte. In der Nähe war ein schattiger Weg mit Wasser und Blumen ...

„Beinahe, beinahe ... Aber nein! Nein! Hier steht es geschrieben. Mein Vater hat es geschrieben! Liebe, Gehorsam, Sieg. Ich muß an seine Liebe und seine Wahrheit glauben, und ich *muß* gehorchen, um ihm meine Liebe zu beweisen ... Weiter! ... Die Liebe möge mir Kraft geben.“ Endlich, das zehnte Monument ... Der Wanderer war erschöpft und von der Sonne verbrannt. Er schritt gebeugt wie unter einem Joch ... Es war das liebevolle, heilige Joch der Treue, welche Liebe, Gehorsam, Stärke, Hoffnung, Gerechtigkeit, Klugheit, alles ist ... Anstatt sich darauf zu stützen, setzte er sich in den spärlichen Schatten, den das Monument auf den Boden warf. Er glaubte zu sterben ... Vom Seitenpfad her hörte man das Rauschen eines Baches und Waldesduft strömte herüber ... „Vater, Vater, hilf mir mit deinem Geist, der Versuchung zu widerstehen ... Hilf mir, treu zu bleiben bis ans Ende.“

Aus der Ferne hörte er die lachende Stimme seines Bruders: „Komm, ich warte auf dich. Hier ist ein wahres Paradies! Komm!“

„Wenn ich nun hinginge? ...“ und er rief laut: „Steigt man dort wirklich zum Gipfel hinauf?“

„Ja. Komm, hier ist ein schattiger Durchgang, der nach oben führt. Komm! Ich sehe schon den Gipfel jenseits des Tunnels, der durch den Felsen führt.“

„Soll ich gehen? Soll ich nicht gehen? ... Wer hilft mir? ... Ich gehe ...“ Er stützte die Hände auf, um sich zu erheben. Und während er dies tat, bemerkte er, daß die Worte nicht mehr so deutlich

eingegraben waren wie im ersten Monument. „Bei jedem Monument wurde die Schrift schwächer ... als ob meinem erschöpften Vater die Kräfte gefehlt hätten, und ... sieh ... auch hier das rotbraune Zeichen, das schon vom fünften Monument an zu sehen war; nur daß es hier die Höhlungen der Buchstaben füllt und sogar herunterläuft wie eine dunkle Träne ... wie Blut ...“ Er kratzte mit dem Finger dort, wo der Fleck zwei Handbreit war. Und der Fleck bröckelte ab und ließ klar und deutlich diese Worte erkennen: „So sehr habe ich euch geliebt! Bis zum Vergießen des Blutes, um euch zum Schatz zu führen.“

„Oh, mein Vater! Wie konnte ich daran denken, gegen deinen Willen zu handeln! Verzeihung, mein Vater! Verzeihung!“ Der Sohn weinte, an den Felsblock gelehnt, und das Blut, das die Buchstaben ausfüllte, wurde frisch und leuchtete wie ein Rubin, und die Tränen wurden zu Speise und Trank für den Sohn und stärkten ihn ... Er erhob sich. Aus Liebe rief er nun seinen Bruder mit lauter Stimme. Er wollte ihm von seiner Entdeckung berichten ... von der Liebe des Vaters, und ihm sagen: „Kehre zurück.“ Doch niemand antwortete ihm.

Der Jüngling nahm den Weg wieder auf, fast auf den Knien. Glühend heiß war der Fels, und er selbst am Ende seiner Kräfte; doch sein Geist war heiter. Da war der Gipfel ... und dort der Vater.

„Mein Vater!“

„Mein geliebter Sohn!“

Der Jüngling warf sich an die Brust des Vaters, und der Vater umarmte ihn und bedeckte ihn mit Küssen.

„Bist du allein?“

„Ja ... Aber bald wird mein Bruder ankommen ...“

„Nein. Er wird nicht mehr ankommen. Er hat den Weg der zehn Monumente verlassen und ist nach den ersten mahnenden Enttäuschungen nicht auf ihn zurückgekehrt. Willst du ihn sehen? Dort ist er, im Abgrund des Feuers ... Er verharrte hartnäckig in seiner Schuld. Ich hätte ihm noch verziehen und hätte auf ihn gewartet,

wenn er nach der Erkenntnis seines Irrtums zurückgekehrt wäre und den Weg, wenn auch mit Verspätung, wiederaufgenommen hätte, den die Liebe vor ihm beschritten hat und auf dem sie gelitten hat bis zum Vergießen ihres kostbaren Blutes, des teuersten ihrer selbst, für euch.“

„Er hat nicht gewußt . . .“

„Wenn er mit Liebe die Worte, die in die zehn Gedenksteine eingemeißelt sind, gelesen hätte, hätte er ihren wahren Sinn erfaßt. Du hast ihn vom fünften Monument an erkannt und hast den anderen darauf aufmerksam gemacht: ‚Der Vater muß sich hier verletzt haben.‘ Dieselben Zeichen hast du auf dem sechsten, siebten, achten und neunten Monument gesehen . . . immer klarer, bis ein innerer Antrieb dich dazu geführt hat, das zu entdecken, was unter meinem Blute stand. Kennst du den Namen dieses inneren Antriebes? ‚Deine wahre Vereinigung mit mir.‘ Die Fasern deines Herzens, vereinigt mit den meinigen, haben aufgejubelt und dir gesagt: ‚Hier kannst du das Ausmaß der Liebe deines Vaters ablesen.‘ Nun, nimm Besitz von dem Schatz und von mir selbst, du, der du liebevoll, gehorsam und siegreich bist in Ewigkeit.“

Das ist das Gleichnis.

Die zehn Monumente sind die Zehn Gebote Gottes. Euer Gott hat sie gemeißelt und an dem Pfad aufgestellt, der zum ewigen Schatz führt. Er selbst hat gelitten, um euch auf diesen Weg zu führen. Ihr leidet? Auch Gott. Ihr müßt euch anstrengen? Auch Gott.

Wißt ihr, bis zu welchem Grad? Er hat die Trennung von sich selbst erlitten und sich dazu gezwungen, das Menschsein kennenzulernen mit all dem Elend, das es mit sich bringt: die Geburt, das Frieren, den Hunger, die Mühe, den Spott, die Feindschaft, den Haß, die Nachstellungen und schließlich den Tod, indem er sein ganzes Blut hingeben wird, um euch diesen Schatz zu schenken. Dies leidet Gott, der herabgestiegen ist, um euch zu retten. Dies leidet Gott im Himmel, da er zuläßt, es selbst zu erleiden.

Wahrlich, ich sage euch, daß kein Mensch, so mühevoll auch

immer sein Weg zum Himmel sein mag, einen mühevolleren und schmerzlicheren

Pfad ersteigen wird als den, welchen der Menschensohn gegangen ist, um vom Himmel zur Erde und von der Erde zum Opfer zu gelangen und euch die Tore zum Schatz zu öffnen.

Auf den Tafeln des Gesetzes ist schon mein Blut. Auf dem Weg, den ich euch zeige, ist mein Blut. Das Tor, das zum Schatz führt, öffnet sich unter der Flut meines Blutes. Eure Seelen werden rein und stark durch die Läuterung und die Nahrung meines Blutes. Doch, auf daß es nicht vergeblich vergossen werde, müßt ihr den unveränderlichen Weg der Zehn Gebote einschlagen.

Nun wollen wir uns ausruhen. Bei Sonnenuntergang werde ich nach Hippos gehen. Johannes wird sich zur Reinigung begeben, und ihr zu euren Häusern. Der Friede des Herrn sei mit euch.«

502 Jesus in Hippos

Ich bitte zu entschuldigen, daß die Schrift in diesem Heft besonders schlecht ist. Es handelt sich um Szenen, die ich gesehen habe, als ich nach dem schrecklichen 2. Juli 1946 zwischen Leben und Tod schwebte ... Ich habe sie liegend niedergeschrieben, während hohes Fieber mich schüttelte und arge Schmerzen mich quälten ...

Jesus zieht an einem klaren Sommermorgen in Hippos ein. Er muß im Landhaus eines Bewohners der Stadt übernachtet haben, der gekommen war, ihn zu hören. So kann er schon in den ersten Morgenstunden eines lärmenden Markttages in die Stadt hineingehen. Viele Leute von Hippos sind bereits um ihn versammelt und viele eilen ihm entgegen, da sie von anderen erfahren haben, daß der Rabbi kommt. Aber nicht nur die Bewohner von Hippos scharren sich um ihn, sondern auch jene aus der Vorstadt am See sind zugegen. Es fehlt nur die eine oder andere Frau, die sich wegen ihres Gesundheitszustandes oder weil sie noch ganz kleine Kinder hat, nicht so weit vom Haus entfernen kann.

Die Stadt liegt nur wenig über dem See, auf einer der ersten Hügelwellen der Hochebene jenseits des Sees, die in östlicher Richtung

verläuft und im Südosten bis zu den Bergen der Auranitis reicht und im Nordosten bis zu dem Gebirgsmassiv, das vom Großen Hermon beherrscht wird. Es ist eine reiche, ansehnliche Handelsstadt, ein bedeutender Knotenpunkt auch von Handelsstraßen und ein Verbindungsglied zwischen verschiedenen Gebieten jenseits des Sees. Wegweiser in seiner Nähe deuten darauf hin: sie nennen Gamala, Gadara, Pella, Arbela, Bozra, Gerasa und andere mehr.

Hippos ist dicht bevölkert und wird viel von Fremden besucht, die aus den benachbarten Städten kommen, um zu kaufen und zu verkaufen, oder aus anderen geschäftlichen Gründen. Ich sehe viele Römer, Zivilisten und Legionäre, denen gegenüber die Bevölkerung – ich weiß nicht, ob dies für die Stadt oder für die ganze Gegend kennzeichnend ist – nicht so aggressiv oder abweisend eingestellt ist. Vielleicht hat der Geschäftsverkehr Verbindungen geknüpft, die, wenn auch nicht zu Freundschaft, so doch zu einer größeren Höflichkeit geführt haben als in den Gebieten am anderen Ufer.

Die Menge nimmt allmählich zu, während sich Jesus der Stadtmitte nähert. Schließlich bleibt er auf einem Platz mit vielen Bäumen stehen, in deren Schatten der Markt stattfindet. Das heißt, nur die wichtigen Geschäfte werden dort ausgehandelt, denn die kleineren Ein- und Verkäufe von Lebensmitteln und Geschirr macht man jenseits dieses Platzes auf einer ungepflasterten freien Fläche, auf die schon die Sonne herabbrennt, vor der sich Käufer und Verkäufer durch Zelttücher schützen, die man über Stangen gespannt hat und die etwas Schatten auf die am Boden ausgebreiteten Waren werfen. Dieser Platz mit seinen nur wenig über dem Boden ausgespannten Zeltplanen in allen Farben, zwischen denen es von Menschen in bunten Kleidern wimmelt, gleicht einem mit riesigen Blumen geschmückten Rasen, von denen die einen unbeweglich dastehen, die anderen sich von Zelt zu Zelt bewegen. Das verleiht dem Ort noch eine gewisse Schönheit, die sicher sofort verschwunden ist, wenn die prähistorischen Läden wieder abgebrochen sind und der öde Erdboden in seiner gelblichen und trostlosen, wüstenähnlichen Unfruchtbarkeit zum Vorschein kommt.

Jetzt ist er von einem lauten Stimmengewirr erfüllt. Unglaublich, was für ein Geschrei und wie viele Worte diese Leute machen, während sie vielleicht den Preis eines Holznapfes, eines Beutels oder einer Handvoll Samen aushandeln! In das Stimmengewirr von Käufern und Verkäufern mischt sich ein Chor von Bettlern, die versuchen, noch lauter zu schreien als die anderen, um sich bemerkbar zu machen.

»Aber hier kannst du doch nicht reden, Meister«, ruft Bartholomäus aus. »Deine Stimme ist zwar mächtig, diesen Lärm aber kann sie nicht übertönen!«

»Wir werden warten. Seht ihr? Der Markt ist bald zu Ende, denn einige beginnen schon, ihre Waren einzupacken. Inzwischen geht und verteilt die Gaben der Reichen hier als Almosen unter die Bettler. Das wird die Einleitung und der Segen für meine Predigt sein, denn mit Liebe gegebene Almosen sind mehr als nur materielle Hilfe, sie sind auch Nächstenliebe und ziehen Gnaden an«, antwortet Jesus.

Die Apostel gehen, den Befehl auszuführen.

Jesus fährt fort, zur aufmerksamen Menge zu reden: »Die Stadt ist reich und blühend, wenigstens in diesem Teil. Ich sehe euch mit reinen und schönen Kleidern angetan. Eure Gesichter sind wohlgenährt. Alles verrät mir, daß ihr nicht in Armut und Elend lebt. Nun möchte ich wissen, ob jene, die dort klagen, von Hippos sind oder ob sie nur gelegentlich betteln und aus anderen Orten kommen, um hier Hilfe zu suchen. Seid aufrichtig ... «

»Nun gut. Wir werden es dir sagen, wenn auch der Vorwurf schon aus deinen Worten spricht. Einige sind von auswärts gekommen, die meisten aber sind von Hippos.«

»Und habt ihr keine Arbeit für sie? Ich habe gesehen, daß hier viel gebaut wird, und somit müßte es Arbeit für alle geben ... «

»Es sind fast immer die Römer, die Arbeiter anheuern ... «

»Fast immer. Das hast du gut gesagt, denn ich habe auch Einheimische gesehen, die die Arbeiten beaufsichtigen; und unter diesen

waren viele, die Auswärtige beschäftigen ... Warum helfen sie nicht zuerst den Mitbürgern?«

»Weil ... die Arbeit schwer ist. Denn vor Jahren, vor allem bevor die Römer schöne Straßen bauten, war es mühsam, Steinblöcke zu befördern und Wege zu bahnen. Viele wurden dabei krank oder zu Krüppeln, so daß sie nicht mehr arbeiten können und zu Bettlern geworden sind.«

»Ihr jedoch genießt nun die Früchte ihrer Arbeit?«

»Sicher, Meister! Schau, welch schöne und bequeme Stadt wir haben mit reichlich Wasser in großen, tiefen Zisternen ... und gute Straßen, die uns mit anderen reichen Städten verbinden. Schau, welch solide Bauten. Schau, wie viele Werkstätten. Schau ... «

»Ich sehe alles. Doch die, die jetzt klagen und euch um ein Brot bitten, haben euch einst geholfen, diese Dinge zu bauen? Ihr bejaht es? Wenn ihr euch nun dessen erfreut, was jene euch erarbeitet haben, warum laßt ihr sie dann nicht ein wenig an dieser Freude teilhaben? Gebt ihnen Brot, ohne daß sie darum bitten. Gebt ihnen Unterkunft, damit sie nicht gezwungen sind, Höhlen mit den wilden Tieren zu teilen. Unterstützung in der Not und Pflege in der Krankheit könnten dazu dienen, sie wieder arbeitsfähig werden zu lassen und sie so von ihrem erniedrigenden und demütigenden Müßiggang zu befreien. Wie könnt ihr euch zufrieden zu Tisch setzen und die überreichliche Nahrung unter eure frohen Kinder verteilen, wenn ihr wißt, daß in eurer Nähe Brüder Hunger leiden? Wie könnt ihr euch in einem weichen Bett zur Ruhe legen, wenn ihr wißt, daß es draußen in der Nacht Menschen gibt, die keine Lagerstätte und keine Ruhe haben? Brennen euch nicht die Geldstücke im Gewissen, die ihr in eure Geldschränke legt, obwohl ihr wißt, daß viele nicht einmal eine Münze haben, um sich ein Brot zu kaufen?

Ihr habt doch gesagt, daß ihr an den allerhöchsten Herrn glaubt und das Gesetz beachtet, daß ihr die Propheten und die Bücher der Weisheit kennt. Ihr habt mir gesagt, daß ihr an mich glaubt und euch nach meiner Lehre sehnt. Aber dann müßt ihr auch euer Herz zum

Guten wenden, denn Gott ist Liebe und verlangt Liebe, denn das Gesetz ist Liebe. Denn die Propheten und die Bücher der Weisheit fordern zur Liebe auf, und meine Lehre ist eine Lehre der Liebe. Opfer und Gebete sind umsonst, wenn ihr Altar und ihre Grundlage nicht die Nächstenliebe ist, besonders die Liebe zum bedürftigen Nächsten, dem man alle möglichen Formen der Liebe schenken kann: ein Brot, ein Lager, Kleidung, Trost, Belehrung und Hinführung zu Gott. Elend entmutigt und läßt den Geist das Vertrauen in die Vorsehung verlieren, das doch so wichtig ist, um die Prüfungen des Lebens bestehen zu können. Wie könnt ihr verlangen, daß der Elende immer gut, geduldig und fromm sei, wenn er sehen muß, daß die vom Glück, und daher nach allgemeiner Auffassung auch von der göttlichen Vorsehung Begünstigten hartherzig und ohne wahre Religion sind – denn ihrer Religion fehlt der erste und wichtigste Teil: die Liebe – und wenn er sieht, daß diejenigen, die alles haben, keine Geduld kennen und nicht einmal das Flehen der Hungrigen ertragen? Verfluchen sie bisweilen Gott und euch? Aber wer führt sie denn zu dieser Sünde? Denkt ihr nie daran, ihr reichen Bürger einer reichen Stadt, daß ihr eine vorrangige Pflicht habt: jene, die Verlassenen durch eure Handlungsweise zur Weisheit zu erziehen?

Ich habe sagen gehört: „Wir möchten alle deine Jünger sein, um dich zu verkünden.“ Diesen allen antworte ich: Gewiß könnt ihr das. Aber diejenigen, die zaghaft und beschämt in ihren zerrissenen Kleidern und mit ihren eingefallenen Gesichtern zu euch kommen, sie sind es, die die Frohe Botschaft erwarten, die besonders für die Armen ist, damit ihnen übernatürlicher Trost zuteil werde in der Hoffnung auf ein glorreiches Leben nach der traurigen Wirklichkeit dieses irdischen Lebens. Ihr könnt meine Lehre mit geringer materieller Mühe in die Tat umsetzen; doch eure geistige Mühe ist um so größer: denn die Reichtümer sind eine Gefahr für die Heiligkeit und die Gerechtigkeit. Sie hingegen können es nur tun, indem sie Mühen aller Art auf sich nehmen. Das karge Brot, die ungenügende Bekleidung und das fehlende Obdach drängen sie zu der Frage: „Wie kann

ich glauben, daß Gott mir Vater ist, wenn ich nicht einmal habe, was der Vogel in der Luft besitzt?“ Wie können die Härten des Nächsten sie glauben lassen, daß man sich wie Brüder lieben soll? Ihr habt die Pflicht, ihnen die Gewißheit zu geben, daß Gott ein Vater ist und daß ihr Brüder seid mit eurer tätigen Liebe. Die Vorsehung existiert, und ihr seid ihre Verwalter, ihr, die Reichen der Welt. Ihr seid ihre Werkzeuge; betrachtet dies als die größte Ehre, die Gott euch zukommen läßt, und als einziges Mittel, um die gefahrvollen Reichtümer zu heiligen.

Handelt, als ob ihr in jedem von diesen hier mich selbst sehen würdet. Ich bin in ihnen. Ich wollte arm und verfolgt sein, um wie sie zu sein, und auf daß die Erinnerung an den armen, verfolgten Christus in den kommenden Jahrhunderten ein übernatürliches Licht auf die wie Christus Armen und Verfolgten werfe und die Menschen mich in ihnen erkennen und lieben. Ich bin in dem Bettler, dessen Hunger und Durst ihr stillt und den ihr bekleidet und aufnehmt. Ich bin in dem aus Liebe angenommenen Waisenkind, in dem Greis, in der Witwe, denen ihr helft, im Fremden, den ihr aufnehmt, im Kranken, den ihr pflegt. Ich bin im Betrüben, der getröstet, im Zweifelnden, dem Sicherheit gegeben, im Unwissenden, der belehrt wird. Ich bin überall, wo jemand Liebe empfängt. Und alles, was ihr einem geistig oder materiell armen Bruder tut, das habt ihr mir getan. Denn ich bin der Arme, der Betrübe, der Mann der Schmerzen, und ich bin es, um Reichtum, Freude und übernatürliches Leben *allen* Menschen zu geben, die – oft wissen sie es nicht, und doch ist es so – nur scheinbar reich und durch falsche Freuden beglückt, in Wirklichkeit aber arm an wahren Reichtümern und wahrer Freude sind; denn ihnen fehlt die Gnade wegen der Urschuld, die sie ihrer beraubt. Ihr wißt es: ohne die Erlösung gibt es keine Gnade, ohne Gnade keine wahre Freude und kein wahres Leben.

Um euch Gnade und Leben zu bringen, wollte ich nicht als König oder Mächtiger zur Welt kommen, sondern arm, niedrig, demütig; denn Kronen, Throne und Macht bedeuten nichts für den, der vom

Himmel kommt, um zum Himmel zu führen, während alles von dem Beispiel abhängt, das ein wahrer Meister geben muß, um seiner Lehre Kraft zu verleihen. Denn die Armen und Unglücklichen sind zahlreicher als die Mächtigen und Glücklichen; und Güte bedeutet Barmherzigkeit.

Dazu bin ich gekommen und dazu hat der Herr seinen Gesalbten entsandt: um den Sanftmütigen die Frohe Botschaft zu verkünden und diejenigen zu heilen, die gebrochenen Herzens sind; um den Sklaven die Freiheit und den Gefangenen die Befreiung zu verkünden; um den Weinenden Trost zu spenden und den Söhnen Gottes, die es in Freude und Leid bleiben, ihr Diadem, das Kleid der Gerechtigkeit, zu geben und die wildwachsenden Bäume in einen Garten des Herrn zu verwandeln, in seine Vorkämpfer und seinen Ruhm. Ich bin allen alles, und alle will ich mit mir im Himmelreich vereint haben. Allen steht es offen, die rechtschaffen zu leben wissen. Die Rechtschaffenheit aber liegt in der Befolgung des Gesetzes und in der Übung der Liebe. In dieses Reich gelangt man nicht durch irdischen Reichtum, sondern durch das Heldentum der Heiligkeit. Wer dort eingehen will, der folge mir nach und tue das, was ich tue: er liebe Gott über alles und den Nächsten, wie ich ihn liebe; er lästere nicht den Herrn, heilige seine Feste, ehre die Eltern, erhebe seine Hand nicht gegen seinesgleichen, begehe keinen Ehebruch, beraube in keiner Weise seinen Nächsten, lege kein falsches Zeugnis ab und verlange nicht nach dem, was er nicht hat und andere haben, sondern sei vielmehr zufrieden mit seinem Los und denke stets daran, daß es sich nur um etwas Vergängliches handelt und ein Mittel ist, um ein besseres und ewiges Los zu erlangen; er liebe die Armen, die Betrübnen, die Geringsten der Erde, die Witwen und die Waisen, und treibe keinen Wucher. Wer das tut, welcher Nation und Sprache, Stellung und Klasse er auch angehören mag, der wird eingehen in das Reich Gottes, dessen Tore ich euch öffne.

Kommt zu mir, ihr alle, die ihr guten Willens seid. Es erschrecke euch nicht, was ihr seid oder wart. Ich bin das Wasser, das die Ver-

gangenheit abwäscht und für die Zukunft stärkt. Kommt zu mir, die ihr arm seid an Weisheit, in meinen Worten ist die Weisheit. Kommt zu mir, führt ein neues Leben mit anderen Grundsätzen. Fürchtet euch nicht, unwissend oder unfähig dazu zu sein. Meine Lehre ist leicht und mein Joch ist nicht schwer. Ich bin der Rabbi, der gibt, ohne ein anderes Entgelt als eure Liebe zu verlangen. Wenn ihr mich liebt, wird euch auch meine Lehre lieb sein, und ihr werdet auch euren Nächsten lieben und das ewige Leben und das himmlische Reich erlangen.

Ihr Reichen, befreit euch von eurer Sucht nach Reichtümern und erwerbt euch mit ihnen das ewige Reich durch alle Werke barmherziger Nächstenliebe. Ihr Armen, seid nicht so niedergeschlagen und kommt auf den Weg eures Königs. Mit Jesaja sage ich euch: „Ihr Dürstenden, kommt zur Quelle, und auch ihr, die ihr kein Geld habt, kommt und kauft.“ Mit der Liebe werdet ihr kaufen, was Liebe ist, was unvergängliche Speise ist, Speise, die wahrhaft sättigt und stärkt.

Ich gehe nun, ihr Männer und Frauen, ihr Reichen und Armen von Hippos. Ich gehe, um den Willen Gottes zu erfüllen. Aber ich möchte bei meinem Aufbruch weniger betrübt sein als bei meiner Ankunft. Euer Versprechen ist es, das mir meine Betrübnis erleichtern wird. Zu eurem eigenen Wohl, ihr Reichen, zum Wohl dieser eurer Stadt, versprecht mir, in Zukunft barmherzig zu sein mit den Geringsten unter euch. Alles ist so schön hier. Aber so, wie schwarze Gewitterwolken selbst der schönsten Stadt einen furchterregenden Anblick verleihen, bedeckt auch eure Herzenshärte wie ein dunkler Schatten alle Schönheit. Legt sie ab, und ihr werdet gesegnet sein. Bedenkt: Gott versprach, Sodom nicht zu zerstören, wenn sich zehn Gerechte darin fänden. Ihr kennt die Zukunft nicht. Ich kenne sie, und wahrlich, ich sage euch: Sie bringt mehr und schwerere Strafen als eine sommerliche Wolke Hagelkörner. Rettet eure Stadt durch eure Rechtschaffenheit, durch eure Barmherzigkeit. Werdet ihr es tun?«

»Wir werden es tun, Herr, in deinem Namen. Sprich zu uns! Sprich weiter zu uns! Wir sind hart und sündhaft gewesen. Aber du rettetest uns. Du bist der Heiland. Sprich weiter zu uns ... «

»Ich werde bis zum Abend bei euch sein. Aber ich werde durch meine Werke zu euch sprechen. Jetzt, da die Sonne drückend heiß wird, geht alle in eure Häuser und denkt über meine Worte nach.«

»Und du, wohin gehst du, Herr? Zu mir! Zu mir!« Alle Reichen von Hippos wollen ihn bei sich haben, und sie streiten sich beinahe, denn jeder verteidigt seinen Grund, warum Jesus bei ihm einkehren muß.

Jesus erhebt die Hand und gebietet Schweigen. Nur schwer erreicht er es. Dann sagt er: »Ich bleibe bei diesen hier«, und weist auf die Armen, die sich am Rand der Menge zusammengedrängt haben und ihn anblicken mit den Augen von Menschen, die immer verschmäht worden sind und sich jetzt geliebt fühlen. Jesus wiederholt: »Ich bleibe bei ihnen, um sie zu trösten und das Brot mit ihnen zu teilen; um ihnen einen Vorgeschmack der Glückseligkeit des Reiches zu geben, in dem der König mitten unter seinen Untertanen beim Liebesmahl sitzen wird. Und inzwischen, da ihr Glaube auf ihren Gesichtern und in ihren Herzen geschrieben steht, sage ich ihnen: Es geschehe euch, um was ihr in euren Herzen bittet, und Leib und Seele sollen aufjubeln im ersten Heil, das euch der Heiland gibt.«

Die Armen bilden eine Gruppe von mindestens hundert Menschen. Von diesen sind wenigstens zwei Drittel verkrüppelt, blind oder sichtlich krank. Das andere Drittel sind Kinder, die für ihre verwitweten Mütter oder für ihre Großeltern betteln ... Nun, es ist wunderbar zu sehen, wie die verkrüppelten Arme, die lahmen Hüften, die gekrümmten Rücken, die blinden Augen, die Entkräftung, diese schmerzhaft vielfältigen Krankheiten und Mißgeschick, Folgen von Unfällen bei der Arbeit oder von Überanstrengung und Entbehrungen, auf einmal verschwinden, wie diese Unglücklichen sich beleben, da sie sich plötzlich imstande fühlen, sich selbst zu genügen. Ein Jubelgeschrei erfüllt mit seinem Widerhall den weiten Platz.

Ein Römer drängt sich mühsam durch die begeisterte Menge und gelangt schließlich zu Jesus, während dieser seinerseits versucht, die geheilten Armen zu erreichen, die ihn von ihrem Platz aus preisen, da es ihnen nicht möglich ist, durch die dichtgedrängte Menge zu ihm zu kommen.

»Salve, Rabbi von Israel. Ist das, was du gewirkt hast, nur für die aus deinem Volk?«

»Nein, Mann. Weder das, was ich getan habe, noch das, was ich gesagt habe. Meine Macht ist für alle da, denn meine Liebe gilt allen. Meine Lehre ist für alle, denn für sie gibt es keine Klassen, keine Religion oder Nation, die ihr Grenzen setzen könnten. Das Himmelreich ist für die Menschheit, für jeden, der an den wahren Gott glauben kann; und ich bin für all jene da, die an die Macht des wahren Gottes zu glauben wissen.«

»Ich bin Heide, aber ich glaube, daß du ein Gott bist. Ich habe einen Sklaven, der mir teuer ist, einen betagten Sklaven, der mir seit meiner Kindheit dient. Jetzt führt eine Lähmung langsam und unter großen Schmerzen seinen Tod herbei. Aber er ist ein Sklave, und vielleicht willst du . . . «

»Wahrlich, ich sage dir, ich kenne nur eine wahre Sklaverei, die mich abschreckt: die der Sünde, der hartnäckigen Sünde. Denn wer sündigt und bereut, dem wird meine Barmherzigkeit zuteil. Dein Sklave wird gesund werden. Geh und heile dich von deinem Irrtum, indem du den wahren Glauben annimmst.«

»Kommst du nicht in mein Haus?«

»Nein, Mann.«

»Fürwahr, ich habe zu viel verlangt. Ein Gott geht nicht in die Häuser der Sterblichen. Das liest man nur in den Märchen . . . und niemand hat je Jupiter oder Apollo zu Gast gehabt.«

»Weil sie nicht existieren. Aber Gott, der wahre Gott, betritt die Häuser der Menschen, die an ihn glauben, und bringt ihnen Heilung und Frieden.«

»Wer ist der wahre Gott?«

»Der, der da ist.«

»Nicht du? Lüge nicht! Ich fühle, daß du Gott bist ... «

»Ich lüge nicht. Du hast es gesagt. Ich bin es. Ich bin der Sohn Gottes, der gekommen ist, auch deine Seele zu retten, wie ich deinen geliebten Sklaven geheilt habe. Ist es nicht der, der sich da rufend nähert?«

Der Römer wendet sich um und sieht einen Alten, der in eine Decke gehüllt und gefolgt von anderen laut rufend herbeieilt: »Marius! Marius! Mein Herr!«

»Beim Jupiter! Mein Sklave! Wie! ... Ich ... habe gesagt: Jupiter. Nein. Ich will sagen: Beim Rabbi von Israel. Ich ... ich ... « Der Mann weiß nicht mehr, was er sagen soll.

Die Menge teilt sich gerne, um den geheilten Alten durchzulassen.

»Ich bin gesund, Herr. Ich habe ein Feuer in meinen Gliedern verspürt und gleichzeitig einen Befehl vernommen: „Erhebe dich!“ Es schien mir deine Stimme zu sein. Ich bin aufgestanden ... und konnte auf meinen Füßen stehen ... Ich habe versucht zu gehen ... und es ist mir gelungen ... Ich habe nach meinen Wunden vom Liegen getastet ... Sie sind verschwunden. Ich habe geschrien. Nereus und Quintus sind herbeigeeilt. Sie haben mir gesagt, wo du bist. Ich habe nicht gewartet, bis sie Kleider gebracht haben. Jetzt kann ich dir wieder dienen ... « Der Alte liegt auf den Knien und küßt die Gewänder des Römers.

»Nicht mir mußt du danken. Er, dieser Rabbi, hat dich geheilt. Du wirst glauben müssen, Aquila. Er ist der wahre Gott. Er hat jene durch seine Stimme geheilt und dich ... ich weiß nicht, wodurch ... Glauben muß man ... Herr ... ich bin ein Heide ... aber sieh hier ... Nein, es ist zu wenig. Sage mir, wohin du gehst, und ich werde dir Ehre erweisen.« Er hat eine Börse angeboten, sie dann aber wieder an sich genommen.

»Ich gehe mit diesen hier in den dunklen Säulengang.«

»Ich werde dir etwas für sie schicken. Salve, Rabbi. Ich werde es allen erzählen, die nicht glauben ... «

»Leb wohl. Ich erwarte dich auf den Wegen Gottes.«

Der Römer geht mit seinen Sklaven fort. Jesus entfernt sich mit seinen Armen, den Aposteln und den Jüngerinnen.

Der Säulengang – mehr ein überdeckter Weg als ein Säulengang – ist schattig und frisch, und die Freude ist so groß, daß auch dieser an sich unbedeutende Ort schön erscheint. Hin und wieder kommt ein Bürger und gibt Almosen. Der Sklave des Römers kehrt mit einer schweren Börse zurück. Jesus schenkt Worte des Lichtes und Trost mit dem Geld, und als die Apostel mit Lebensmitteln zurückkommen, bricht er das Brot, segnet die Speisen und gibt den Armen davon, seinen Armen . . .

503 Nach Gamala

Der Abend sinkt hernieder mit einer frischen Brise, die nach so viel Hitze Erquickung bringt, und auch die Schatten verschaffen Erleichterung nach so viel Sonne.

Jesus verabschiedet sich von den Bewohnern von Hippos, fest entschlossen, seine Abreise nicht mehr zu verzögern, da er am Sabbat in Kafarnaum sein will.

Das Volk entfernt sich, wenn auch nur ungerne, und der eine oder andere folgt ihm hartnäckig bis vor die Stadt. Unter diesen ist auch die Frau aus Afek, die Witwe, die im Vorort am See den Herrn gebeten hatte, Pflegemutter des kleinen Alphäus, den seine Mutter nicht haben will, sein zu dürfen. Sie hat sich unter die Jüngerinnen gemischt, als ob sie eine von ihnen wäre, und nun ist sie schon so sehr mit ihnen vertraut, daß sie von den anderen als zur Familie gehörig betrachtet wird. In diesem Augenblick ist sie bei Salome und tuschelt ganz eifrig mit ihr. Weiter hinten sehe ich Maria mit ihrer Schwägerin. Sie passen ihre Schritte denen des Knäbleins an, das in ihrer Mitte geht und jeder von beiden eine Hand gegeben hat. Es vergnügt sich damit, vom Rand einer Steinplatte der Straße zu dem der nächsten zu springen; eine Straße, die offensichtlich die Römer gebaut haben, denn sie besteht aus regelmäßigen Platten.

Dabei lacht es jedesmal und sagt: »Siehst du, wie tüchtig ich bin? Schau, schau noch einmal.« Ein Spiel, das wohl alle Kinder der Welt machen, wenn sie an der Hand jener sind, die sie ihre Zuneigung fühlen lassen. Die beiden heiligen Frauen, die ihn an der Hand halten, zeigen große Begeisterung für sein Spiel und loben ihn für seine Tüchtigkeit im Springen. Der arme Kleine ist in den wenigen Tagen liebevollen Friedens förmlich aufgeblüht, sein Auge ist heiter wie das glücklicher Kinder, und sein silberhelles Lachen läßt ihn sogar noch schöner und vor allem kindlicher erscheinen, ohne jenen traurigen Ausdruck verfrühter Reife, den er am Abend der Abreise von Kafarnaum hatte.

Maria des Alphäus, die das beobachtet und einige Worte der Sara, der Witwe, vernimmt, sagt zur Schwägerin: »Es wäre wirklich gut so! Wenn ich Jesus wäre, würde ich ihn ihr geben.«

»Er hat noch eine Mutter, Maria ... «

»Mutter? Das würde ich nicht sagen. Eine Wölfin ist eine bessere Mutter als diese Rabenmutter.«

»Das ist wahr. Doch selbst wenn sie ihrem Sohn gegenüber kein Pflichtgefühl hat, so hat sie immer noch ein Recht auf ihren Sohn.«

»Hm! Um ihn leiden zu lassen! Schau, wieviel besser es ihm hier geht!«

»Ich sehe es, aber ... Jesus hat nicht das Recht, den Müttern die Kinder zu nehmen; nicht einmal, um sie jemand zu geben, der sie wirklich lieben würde.«

»Die Menschen hätten auch kein Recht zu ... Genug. Was weiß ich ... «

»Oh! Ich verstehe dich ... Du willst sagen: Die Menschen hätten auch kein Recht, dir deinen Sohn zu nehmen; und dennoch werden sie es tun. Aber durch das, was menschlich gesprochen grausam ist, werden sie etwas unendlich Gutes bewirken. Hier hingegen weiß ich nicht, ob es gut für diese Frau wäre ... «

»Für den Kleinen aber wohl. Doch warum ... hat er uns diese schreckliche Zukunft eröffnet? Ich habe keine Ruhe mehr, seit ich es weiß ... «

»Wußtest du nicht schon vorher, daß der Erlöser leiden und sterben muß?«

»Ja, gewiß habe ich es gewußt! Aber ich wußte nicht, daß es Jesus war. Ich habe ihn so gern, weißt du? Mehr als meine eigenen Kinder. So schön, so gut ... Oh! Ich habe dich um ihn beneidet, meine Maria, als er ein Kind war, und dann immer ... immer ... Schon ein Lufthauch beunruhigte mich seinetwegen ... Ich darf nicht daran denken, daß er gequält werden wird ... « Maria des Klopas weint in ihren Schleier.

Maria, die Mutter, tröstet sie: »Meine Maria, betrachte dies nicht vom menschlichen Standpunkt aus. Denke an die Früchte ... Du kannst dir vorstellen, wie ich jeden Tag die Sonne sinken sehe ... Wenn sie am Horizont entschwindet, sage ich mir: wieder einen Tag weniger, den ich Jesus habe ... Oh! Maria! Für etwas danke ich dem Allerhöchsten ganz besonders daß er mir gestattet hat, die vollkommene Liebe zu erlangen, die ein Geschöpf besitzen kann, eine Liebe, die mir dazu verhilft, mein Herz zu trösten und zu stärken mit den Worten: „Sein und mein Schmerz werden das Heil meiner Brüder sein, daher sei dieser Schmerz gesegnet.“ Wenn ich nicht den Nächsten so sehr lieben würde ... könnte ich nicht, niemals daran denken, daß man Jesus zum Tode führen wird ... «

»Aber was für eine Liebe ist denn die deine? Was für eine Liebe muß man besitzen, um solche Worte aussprechen zu können? Um ... um ... um nicht mit dem eigenen Geschöpf zu fliehen, es zu verteidigen und dem Nächsten zu sagen: „Mein erster Nächster ist mein Sohn, den ich über alles liebe?“«

»Wer über alles geliebt werden muß, ist Gott.«

»Und er ist Gott.«

»Er tut den Willen des Vaters, und ich mit ihm. Was für eine Liebe die meine ist? Was für eine Liebe man haben muß, um solche Worte aussprechen zu können? Die Liebe der Verschmelzung mit Gott, die vollkommene Vereinigung, die vollkommene Hingabe, das Aufgehen in ihm. Man darf nur mehr ein Teil von ihm sein, so wie die

Hand ein Teil von dir ist und das tut, was dein Kopf befiehlt. Das ist meine Liebe, und das ist die Liebe, die man haben muß, um immer mit gutem Willen den Willen Gottes zu erfüllen.«

»Aber du bist du. Du bist die Gebenedeute unter allen Geschöpfen. Gewiß warst du das schon, bevor du Jesus hattest; denn Gott hat dich dazu erwählt, ihn zu gebären, und dir ist es leicht ... «

»Nein, Maria. Ich bin Frau und Mutter wie jede andere Frau und Mutter. Das Geschenk Gottes hebt nicht das Menschliche auf. Das Menschliche bleibt wie bei jeder anderen, auch wenn das Geschenk eine sehr starke Geistigkeit verleiht. Du weißt es ja, daß ich das Geschenk aus freiem Willen annehmen mußte, und mit allen Folgen, die es mit sich brachte; denn jedes Geschenk Gottes ist eine große Glückseligkeit, aber auch eine große Verpflichtung. Gott zwingt keinen Menschen, seine Gaben anzunehmen, sondern er fragt das Geschöpf. Wenn aber das Geschöpf der geistigen Stimme, die zu ihm spricht, mit einem „Nein“ antwortet, zwingt Gott es nicht. Alle Seelen werden wenigstens einmal im Leben von Gott gefragt, ob ... «

»Oh! Ich nicht! Von mir hat er nie etwas verlangt!« ruft Maria des Alphäus mit Bestimmtheit.

Die Jungfrau Maria lächelt sanft und antwortet: »Du hast es nicht bemerkt, und deine Seele hat geantwortet, ohne daß du dir dessen bewußt geworden bist; und dies, weil du den Herrn schon sehr liebst.«

»Ich versichere dir, daß er nie zu mir gesprochen hat ... «

»Warum bist du dann hier, als Jüngerin Jesu? Und warum kämpfst du innerlich so sehr darum, daß deine Söhne, alle Nachfolger Jesu werden? Du weißt, was es heißt, ihm nachzufolgen, und trotzdem willst du, daß deine Söhne ihm nachfolgen.«

»Gewiß! Ich möchte sie ihm alle geben. Dann erst könnte ich wirklich sagen, daß ich meine Kinder dem Licht geschenkt habe. Und ich bete inständig, daß ich sie ihm, Jesus, mit einer wahren, ewigen Mütterlichkeit gebären kann.«

»Da siehst du es! Und warum tust du das? Weil Gott dich eines

Tages gefragt hat: „Maria, würdest du mir deine Söhne geben, damit sie meine Diener werden im Neuen Jerusalem?“, und du ihm geantwortet hast: „Ja, Herr.“ Auch jetzt, da du weißt, daß der Schüler nicht über dem Meister steht, antwortest du Gott, der dich wiederum fragt, um deine Liebe zu prüfen: „Ja, mein Herr, ich will immer noch, daß sie dir angehören!“ Ist es nicht so?«

»Ja, Maria, so ist es. Es ist wahr. Ich bin so unwissend, daß ich nicht verstehen kann, was in der Seele vor sich geht. Aber wenn ihr, Jesus oder du, mich nachdenklich macht, sage ich, daß es wahr ist. Es ist wirklich wahr. Ich sage ... ich würde lieber sehen, daß sie von den Menschen getötet werden, als daß sie Feinde Gottes sind ... Gewiß, wenn ich sie sterben sehen würde ... wenn ... Oh, aber der Herr würde mir helfen, nicht wahr? Sicherlich würde er mir in jener Stunde beistehen ... Oder wird er nur dir allein helfen?«

»Er wird allen seinen treuen Töchtern helfen, die Märtyrerinnen im Geiste, oder im Geiste und im Fleisch sein werden zu seiner Ehre.«

»Aber wer muß denn getötet werden?« fragt das Knäblein, das bei diesen Gesprächen aufgehört hat herumzuhüpfen und ganz Ohr gewesen ist. Es fragt auch noch, halb neugierig, halb erschrocken, indem es seinen Blick über die verlassenen Felder schweifen läßt, die immer dunkler werden: »Gibt es hier Räuber? Wo sind sie?«

»Es gibt keine Räuber hier, Kind, und vorläufig muß niemand getötet werden. Spring, spring noch einmal ... « sagt die heilige Jungfrau Maria.

Jesus, der schon weit vorne war, bleibt stehen, um auf die Frauen zu warten. Von denen, die ihm von Hippos gefolgt sind, sind noch drei Männer und die Witwe da. Die anderen haben sich, einer nach dem anderen, entschlossen, ihn zu verlassen und in ihre Stadt zurückzukehren.

Die beiden Gruppen vereinigen sich: »Machen wir hier eine Pause bis der Mond aufgeht. Dann gehen wir weiter, so daß wir in der Morgenfrühe in Gamala sind.«

»Aber Herr, erinnerst du dich nicht, wie sie dich das letzte Mal vertrieben haben? Sie haben dich gebeten fortzugehen ... «

»Nun, ich bin ja fortgegangen, und jetzt komme ich wieder. Gott ist geduldig und klug. Damals waren sie in ihrer Aufregung nicht fähig, das Wort aufzunehmen, das nur dann Frucht bringen kann, wenn der Geist im Frieden ist. erinnert euch des Elija und seiner Begegnung mit dem Herrn auf dem Horeb und bedenkt, daß Elija ein von Gott geliebter Mensch war und es gewohnt war, ihm zuzuhören. Erst im Frieden einer leichten Brise, als der Geist nach seiner Bestürzung im Frieden der Schöpfung und seines aufrichtigen Ichs ruhte, erst dann sprach der Herr. Und der Herr hat gewartet, bis der Schrecken der Erinnerung an den Durchzug der Legion Dämonen durch diese Gegend – denn der Vorübergang des Herrn ist Frieden, während der Vorübergang Satans Verwirrung schafft – der Herr hat also gewartet, daß die Bestürzung sich legt und die Herzen und Gemüter wieder klar sind, um zu den Bewohnern von Gamala zurückzukehren, die auch seine Kinder sind. Fürchtet euch nicht. Sie werden uns nichts zuleide tun.«

Die Witwe von Afek tritt vor und wirft sich vor Jesus nieder: »Und zu mir wirst du nicht kommen, Herr? Auch Afek ist voll von Gotteskindern ... «

»Der Weg ist beschwerlich, und wir haben nicht viel Zeit. Wir haben die Frauen bei uns und müssen bis zum Sabbat in Kafarnaum sein. Bestehe nicht darauf, Frau«, sagt Iskariot entschieden, indem er sie fast zurückstößt.

»Ich möchte ... daß er sich überzeugt, daß ich das Knäblein gut aufziehen könnte.«

»Aber es hat noch seine Mutter, verstehst du?« antwortet wiederum Iskariot, und er sagt es sehr unhöflich.

»Kennst du Abkürzungen von Gamala nach Afek?« fragt Jesus die gedemütigte Frau.

»O ja! Es gibt einen guten, schattigen Gebirgspfad durch den Wald, und für die Frauen könnten wir Esel nehmen, die ich gern bezahlen würde.«

»Ich werde in dein Haus kommen, um dich zu trösten, auch wenn

ich dir das Knäblein nicht geben kann, weil es seine Mutter hat. Aber ich verspreche dir, daß ich, wenn es Gott für richtig halten sollte, daß das unschuldige Kind neue Liebe findet, an dich denken werde.«

»Danke, Meister. Du bist gut«, sagt die Witwe und schaut Judas an auf eine Art, als wollte sie sagen: »Und du bist böse.«

Das Kind hat zugehört und auch verstanden, wenigstens teilweise. Es hat die Witwe bereits lieb gewonnen, welche es ihrerseits mit Liebkosungen und Leckerbissen erobert hat. Ein wenig aus natürlicher Überlegung, ein wenig aus dem Geist der Nachahmung, der den Kindern eigen ist, tut es fast genau dasselbe wie die Witwe, ohne sich jedoch zu Jesu Füßen niederzuwerfen. Es klammert sich an seine Knie, erhebt sein Gesichtchen, das der Mond ganz bleich erscheinen läßt, und sagt: »Danke Meister, du bist gut.« Und es beschränkt sich nicht darauf, sondern will ganz klar machen, was es denkt, und fährt fort: »Und du bist böse«, indem es mit seinem kleinen Füßchen dem Fuß des Judas einen leichten Tritt versetzt, damit keine Verwechslung der Person möglich sei.

Das Gelächter des Thomas ist so laut, daß es auch die anderen zum Lachen verleitet, als er sagt: »Armer Judas! Hier wird wieder klar, daß die Kinder dich nicht lieben! Von Zeit zu Zeit beurteilt dich eines von ihnen, und das Urteil fällt immer so schlecht aus! . . . «

Judas hat so wenig Humor, daß er in Zorn gerät, in einen ungerichten Zorn, der in keinem Verhältnis steht zur Ursache und zum Gegenstand, der ihn hervorgerufen hat, und der sich dadurch äußert, daß er in häßlicher Weise den Kleinen von den Knien Jesu losreißt und ihn brüllend zurückschleudert: »Das geschieht, wenn man mit ernstesten Dingen Spaß treibt. Es ist weder schön noch nützlich, ein Gefolge von Frauen und Bastarden zu haben . . . «

»Nun übertreibst du aber. Auch du hast doch seinen Vater gekannt. Er war ein legitimer Gatte und ein Gerechter«, bemerkt Bartholomäus streng.

»Ja und? Ist dieser da nicht trotzdem elternlos und ein künftiger Dieb? Flüstert man nicht seinetwegen wenig Gutes hinter unserem

Rücken? Man hat ihn für einen Sohn deiner Mutter gehalten . . . Und wo ist der Gatte, um einen Sohn dieses Alters zu rechtfertigen? Oder man glaubt, er gehöre einem von uns . . . «

»Schluß! Du sprichst die Sprache der Welt. Aber die Welt spricht im Schlamm zu den Kröten, den Nattern, den Eidechsen und allen unreinen Tieren . . . Komm, Alphäus. Weine nicht. Komm zu mir, ich nehme dich auf den Arm.«

Die Not des Kindes ist groß. Der ganze Schmerz des von der Mutter abgewiesenen Waisenkindes, der sich in diesen Tagen des Friedens etwas gelegt hat, lebt wieder auf. Mehr als die Schrammen, die es bei seinem Fall auf den steinigen Boden an Stirn und Händen davongetragen hat und die die Frauen reinigen und küssen, um es zu trösten, bringt es sein Schmerz als ungeliebter Sohn zum Weinen. Ein langes, herzerreißendes Weinen, und Rufe nach seinem verstorbenen Vater und seiner Mutter . . . Oh! Armes Kind!

Ich, die die Menschen nie geliebt haben, weine mit ihm; und wie dieses Kind nehme ich meine Zuflucht zu Gott, heute, am Jahrestag des Begräbnisses meines Vaters; heute, da eine ungerechte Entscheidung mich der häufigen Kommunion beraubt . . .

Jesus nimmt das Kind auf, küßt es, wiegt es, tröstet es und geht im Mondschein allen voraus mit dem Unschuldigen in den Armen. Während das Weinen des Kindes allmählich verstummt, hört man in der nächtlichen Stille die Stimme Jesu sagen: »Ich bin da, Alphäus. Ich für alle. Ich bin dir Vater und Mutter. Weine nicht! Dein Vater ist bei mir und küßt dich mit mir. Die Engel sorgen für dich, als wären sie Mütter. Alle Liebe ist mit dir, wenn du brav und unschuldig bist.«

Und die rauhe Stimme eines der Drei aus Hippos sagt: »Der Meister ist gut und zieht die Menschen an, aber seine Jünger nicht. Ich gehe . . . «

Und die strenge Stimme des Zeloten sagt zu Iskariot: »Siehst du, was du angestellt hast.«

Und dann, während allein die Witwe von Afek bei den Jüngerinnen bleibt und mit ihnen seufzt, hört man nur noch das leiser wer-

dende Geräusch der Schritte. Denn die Drei aus Hippos sind weggegangen. So geht es weiter, bis sie bei einer großen Höhle anhalten. Vielleicht ist es ein Unterschlupf der Hirten, denn sie finden frisch geschnittenes Heide- und Farnkraut, das zum Trocknen auf dem Boden ausgebreitet ist.

»Wir wollen hierbleiben. Laßt uns dieses Lager der Vorsehung für die Frauen herrichten. Wir werden uns draußen im Gras niederlegen«, sagt Jesus. Und so geschieht es, während der Vollmond am Firmament dahinzieht.

504 In Gamala

Jesus erwacht beim ersten Morgengrauen und setzt sich auf seinem rustikalen Lager aus Erde und Gras auf. Dann erhebt er sich, zieht die Sandalen an, nimmt den Mantel, der ihm zum Schutz gegen Tau und nächtliche Kühle gedient hat, und geht vorsichtig durch das Gewirr von Beinen und Armen, Rümpfen und Köpfen der Apostel, die um ihn herum eingeschlafen sind. Er entfernt sich einige Meter und muß dabei die Augen anstrengen, um zu sehen, wo er den Fuß hinsetzt; denn das Ungewisse Licht des Morgengrauens ist hier unter den belaubten Bäumen nur ein schwacher Schimmer. So gelangt er auf eine offene Wiese. Durch eine Lücke zwischen Bäumen und Felsen sieht man einen kleinen Zipfel des Sees, der gerade erwacht, und ein großes Stück des Himmels, der sich immer mehr aufhellt und dabei von dem für das aus der Nacht auftauchende Firmament typischen Graublau in Himmelblau übergeht. Im Osten nimmt er schon eine gelbliche Tönung an, die immer deutlicher und stärker wird, bis sich der gelbliche Ton in ein rosiges Gelb wandelt und dann in ein blasses, unbestimmtes Korallenrot.

Der Morgen verspricht einen schönen Tag trotz des leichten Nebels, der sich nur langsam entschließt, im Osten das Feld zu räumen und sich in leichte Wolkenschleier auflöst, so leicht, daß das Blau des Himmels nicht darunter leidet; vielmehr schmückt das Fir-

mament sich wie mit einem glänzend weißen Musselngewand mit gold- und korallenfarbenen Fransen, das, immer wechselnd, immer schöner wird, als wolle es den Höhepunkt seiner flüchtigen Schönheit erreichen, bevor der Tag sie mit dem Triumph der Sonne zerstört. Im Westen hingegen hält noch da und dort ein Sternlein dem wachsenden Tageslicht stand, wenn auch seine nächtliche Leuchtkraft schon verblaßt ist, und der Mond, der dabei ist, hinter einem Gebirgskamm zu entschwinden, zieht bleich und ohne Strahlen wie ein sterbender Planet dahin.

Jesus steht aufrecht mit bloßen Füßen im taunassen Gras, die Arme auf der Brust verschränkt und das Haupt erhoben, um den aufsteigenden Tag zu betrachten. Er denkt nach ... oder ist mit dem Vater in geistigem Gespräch.

Absolutes Schweigen herrscht ringsherum, daß man selbst die Tropfen des überreichen Taues fallen hört.

Jesus neigt sein Haupt, immer noch aufrecht stehend und mit verschränkten Armen und immer tiefer in seine Betrachtung versunken. Er ist völlig in sich selbst eingekehrt. Seine wunderbaren Augen sind weit geöffnet auf den Boden gerichtet, fast als erwarte er von den Gräsern eine Antwort. Aber ich bin überzeugt, daß sie nicht einmal die leise Bewegung der Halme bemerken, die im frischen Morgenwind erzittern; ein Schauern, gleich dem eines Menschen, der vom Schlaf erwacht und sich reckt, dreht und wendet und schüttelt, um mit allen Nerven und Muskeln wach und lebendig zu sein. Jesus schaut, sieht aber nicht dieses Erwachen der Kräuter und wilden Blumen, die von Zweiglein, Blättern, Dolden und Blütentrauben, von Ähren und Büscheln, von Kelchen und Strahlenkränzen, Löwenmäulchen, Füllhörnern, Federbüschen und Beeren, die teils steif auf ihren Stielen sitzen, teils weich von Stengeln hängen, die nicht die ihren sind, um die sie sich aber gerankt haben, oder auch alleingelassen auf dem Boden kriechen; die kleine Familien aus vielen niedrigen und demütigen Pflänzchen bilden oder einsam, groß, breit und anspruchsvoll in Farbe und Gebaren dastehen, die aber alle von ih-

ren Blütenblättern die Tautropfen abschütteln und jetzt nicht mehr Feuchtigkeit, sondern Sonne wollen – launisch in ihren Wünschen wie in ihrem Benehmen ... und darin den Menschen sehr ähnlich, die auch nie zufrieden sind mit dem, was sie gerade haben.

Es scheint, als ob Jesus auf etwas horche. Aber sicher hört er weder das Rauschen des stärker werdenden Windes, der seinen Spaß daran hat, einen Regen von Tau herabzuschütteln und auf die Erde fallen zu lassen, noch das immer lauter werdende Gezwitscher der Vögel, die erwachen und sich gegenseitig ihre nächtlichen Träume erzählen oder ihre Betrachtungen austauschen über eine warme und fröhliche Wiege, in der zwischen Flaum und weichem Heu die Jungen, die gestern noch nackt waren, bereits die ersten Flaumfedern ansetzen oder ihre unverhältnismäßige Schnäbel aufsperrten und die gierigen, roten Kehlen zur Schau stellen und dabei energisch nach Nahrung schreien. Es scheint, als ob er aufhorche. Aber sicher hört er weder den ersten spöttischen Ruf der Amsel, noch den ersten süßen Gesang der Grasmücke, noch die goldenen Triller der Lerche, die festlich dem ersten Sonnenstrahl entgegenfliegt, noch das Zwitschern der die ruhige Luft durchstreifenden, zahlreichen Schwalben, die nun die Löcher im Fels verlassen, wo sie ihr Nest gebaut haben, und mit ihren unermüdlichen Flügen ein Band zwischen Himmel und Erde zu weben beginnen. Gewiß hört er auch nicht die ausgelassenen Schreie der Elster, die sich auf einem Zweig der Steineiche schaukelt, bei der Jesus steht und ihm zuzurufen scheint: »Wer bist du? Was denkst du?« und ihn auslacht. All das stört ihn nicht in seiner Betrachtung.

Aber wer weiß nicht, daß die Elstern schalkhafte Tiere sind? Diese da ist es müde, einen Eindringling in dem Wiesengrund zu sehen, der vielleicht der Ort ihres Vergnügens ist. Sie reißt zwei schöne Eicheln an einem Stiel von einem Ast und läßt sie mit der Treffsicherheit eines erfahrenen Schützen auf das Haupt Jesu fallen. Es ist kein schweres Wurfgeschloß, das verletzen könnte; aber wegen der Höhe, aus der es herabfällt, ist seine Wucht doch groß genug, um

den Sinnenden aufzurütteln. Er schaut nach oben und sieht den Vogel, der mit ausgebreiteten Flügeln und drolligen Verneigungen sich seiner Tat erfreut. Jesus lächelt, schüttelt das Haupt, seufzt auf wie zur Krönung seiner Betrachtungen und entfernt sich hin- und herwandelnd. Die Elster hüpfert vergnügt und mit einem Lachen und einem spöttischen „Ge-Ge“ herab, um mit den Flügeln zu schlagen, herumzustöbern und in der Wiese zu graben, die der Eindringling freigegeben hat.

Jesus sucht nach Wasser. Aber er findet keines. Er hat sich schon damit abgefunden, unverrichteter Dinge zu den Aposteln zurückzukehren, aber die Vögel zeigen ihm, wo Wasser zu finden ist. In Schwärmen steigen sie herab auf sehr breite Kelchblumen, die ebenso viele mit Wasser gefüllte kleine Becher sind, oder sie setzen sich auf breite, behaarte Blätter, die mit jedem Härlein einen Tropfen Tau aufgefangen haben; und dort stillen sie ihren Durst oder machen ihre Waschungen. Jesus macht es ihnen nach. Er sammelt das Wasser der Blumenkelche in der hohlen Hand und erfrischt sich damit das Gesicht; er pflückt die breiten haarigen Blätter und entfernt damit den Staub von den Füßen, reinigt die Sandalen und schnürt sie an seine Füße, und wäscht sich dann die Hände, bis sie sauber sind, wobei er lächelnd murmelt: »Die göttlichen Vollkommenheiten des Schöpfers!«

Nun ist er erfrischt und ordentlich, denn mit der feuchten Hand hat er sich auch Haare und Bart zurechtgemacht, und während der erste Sonnenstrahl die Wiese in einen diamantenen Teppich verwandelt, geht er die Apostel und die Frauen aufwecken.

Müde wie sie sind, wollen sie nicht gleich aufwachen. Aber Maria ist schon wach, sitzt jedoch unbeweglich da wegen des Knäbleins, das an ihrer Brust, mit dem Köpflein unter ihrem Kinn, schläft. Als die Mutter auf der Schwelle der Höhle ihren Jesus erblickt, lächelt sie ihm mit ihren sanften, himmelblauen Augen zu, und die Freude, ihn zu sehen, läßt sie erröten. Sie entledigt sich des Kindes, das ein wenig jammert, als es die Bewegung spürt, richtet sich auf und geht

zu Jesus mit dem leisen, leicht schaukelnden Schritt einer reinen Taube.

»Gott segne dich, mein Sohn, an diesem Tage.«

»Gott sei mit dir, Mutter. Ist dir die Nacht beschwerlich gewesen?«

»Im Gegenteil. Ich war sehr glücklich. Es schien mir, dich als Kind in den Armen zu halten ... und ich habe geträumt, daß es wie ein goldener Strom aus deinem Mund floß, mit einem Klang von unsagbarer Süßigkeit, und daß eine Stimme zu mir sagte ... oh! welche Stimme! „Dies ist das Wort, das die Welt reich macht und jedem Seligkeit verleiht, der es hört und befolgt; grenzenlos in Macht, Zeit und Raum, wird es Rettung bringen.“ Oh, mein Sohn, und du bist es, mein Kind, dieses Wort! Wie werde ich lange genug leben und wirken können, um dem Ewigen dafür zu danken, daß er mich zu deiner Mutter auserwählt hat?«

»Mach dir darüber keine Gedanken, Mutter. An jedem Schlag deines Herzens hat Gott sein Wohlgefallen. Du bist das lebendige Gotteslob und wirst es immer sein, Mutter. Du sagst ihm Dank, seit du lebst ... «

»Aber es scheint mir, daß ich es nicht genug tue, Jesus. Es ist so groß, so groß, was Gott an mir getan hat! Und was tue ich schließlich mehr, als alle die guten Frauen, die wie ich deine Jüngerinnen sind? Mein Sohn, sage du unserem Vater, daß er mir zeigen soll, wie ich ihm so danken kann, wie dieses Geschenk es verdient.«

»Meine Mutter, glaubst du, der Vater bedürfe dieser meiner Bitte für dich? Er hat dir schon das Opfer bereitet, das du darbringen mußt für dieses vollkommene Lob. Und vollkommen wirst du sein, wenn du diese deine Aufgabe erfüllt hast ... «

»Mein Jesus! Ich verstehe, was du sagen willst ... Aber werde ich in jener Stunde überhaupt fähig sein zu denken? Deine arme Mutter ... «

»Die selige Braut der Ewigen Liebe! Mutter, das bist du, und die Liebe wird in dir denken.«

»Du sagst es, Sohn, und ich baue auf dein Wort. Aber du ... be-

te für mich in jener Stunde, die keiner von diesen hier versteht ... und die nicht mehr fern ist ... Ist es nicht so? Ist es vielleicht nicht wahr?« Es ist unmöglich, den Gesichtsausdruck Marias bei diesem Zwiegespräch zu beschreiben. Kein Schriftsteller könnte ihn in Worte kleiden, ohne in Zimperlichkeit oder unklare Ausdrucksweise zu verfallen. Nur wer ein Herz hat, und ein gutes und gleichzeitig starkes Herz, kann im Geiste den wirklichen Ausdruck beschreiben, den das Antlitz Marias in diesem Augenblick annimmt.

Jesus blickt sie an ... Wieder ein Ausdruck, den man nicht in armselige menschliche Worte fassen kann. Er antwortet ihr: »Und du, bete für mich in der Stunde des Todes ... Ja, niemand von diesen versteht es ... Es ist nicht ihre Schuld. Es ist Satan, der den Rauch verbreitet, damit sie nicht sehen und wie trunken nicht verstehen und daher unvorbereitet ... leichter unterliegen. Aber ich und du, wir werden sie retten trotz der Nachstellungen Satans. Jetzt schon vertraue ich sie dir an, meine Mutter. Erwinnere dich dieser Worte: ich vertraue sie dir an. Dir übergebe ich mein Erbe. Ich habe nichts auf Erden außer einer Mutter, und diese opfere ich Gott auf: Opfer mit dem Opfer. Und meine Kirche vertraue ich dir an. Sei ihr Ernährerin. Vor kurzem dachte ich daran, wie viele Menschen in den künftigen Jahrhunderten auf dieser Welt wie der Mann von Keri-jot, und mit all seinen Lastern, leben werden, und es war mir klar, daß jeder, der nicht Jesus ist, ihn zurückweisen wird, dieses sündige Geschöpf. Aber ich werde ihn nicht zurückweisen. Ich bin Jesus. Du, die du auf Erden bleiben wirst, als zweite nach Petrus in der Hierarchie der Kirche, er als das Oberhaupt, du als erste unter den Gläubigen und Mutter der Kirche, da du mich, das Haupt dieses mystischen Leibes, geboren hast; weise du die zahlreichen Judasse nicht zurück, sondern belehre Petrus, die Brüder, Johannes, Jakobus, Simon, Philippus, Bartholomäus, Andreas, Thomas und Matthäus, sie nicht zurückzuweisen, sondern ihnen zu helfen. Verteidige mich in meinen Nachfolgern und verteidige mich gegen jene, welche die entstehende Kirche zerstören und zerstreuen wollen. Durch die Jahr-

hunderte, Mutter, sollst immer du diejenige sein, die für meine Kirche bittet, sie beschützt, sie verteidigt und ihr, meinen Priestern und meinen Gläubigen beisteht, und sie beschützt vor dem Bösen, vor der Strafe und vor ihnen selbst . . . Wie viele Judasse, o Mutter, wird es in den kommenden Jahrhunderten geben, und wie viele werden versagen wie er, weil sie nicht verstehen können, weil sie blind und taub sind, so daß sie nicht sehen und nicht hören können, oder weil sie wie die Krüppel und die Lahmen nicht kommen können . . . Mutter, nimm sie alle unter deinen Mantel. Du allein kannst und wirst die Strafe des Ewigen von einem und von vielen abwenden können; denn nichts vermag die Dreieinigkeit ihrer Blume zu versagen.«

»Ich werde es tun, Sohn. Was mich angeht, geh in Frieden deinem Ziel entgegen. Deine Mutter ist da, um dich für alle Zeit in deiner Kirche zu verteidigen.«

»Gott segne dich, Mutter . . . Komm, ich werde dir Blumenkelche voll des duftenden Morgentaus pflücken, und du wirst dein Gesicht erfrischen, wie ich es getan habe. Unser heiligster Vater hat sie uns bereitet, und die Vögel haben sie mir gezeigt. Sieh, wie alles dient in der wohlgeordneten Schöpfung Gottes! Dieses Hochplateau liegt nahe beim See und ist so fruchtbar durch die Nebel, die vom Galiläischen Meer aufsteigen, und wegen der hohen Bäume, die den Tau anziehen und auch in der Hitze des Sommers diese Üppigkeit von Gräsern und Blumen möglich machen, und diesen reichen Tauregen, der die Blumenkelche füllt, damit seine geliebten Kinder ihr Antlitz erfrischen können . . . Sieh, was der Vater denen bereitet hat, die ihn lieben. Nimm. Wasser Gottes, in Kelchen Gottes, um die Eva des neuen Paradieses zu erquicken.« Jesus pflückt die großen Blumenkelche (ich weiß nicht, wie die Blumen heißen) und gießt das Wasser, das sich in ihrem Innern gesammelt hat, in die Hände Marias. Auch die anderen haben sich inzwischen erfrischt und kommen Jesus holen, der sich einige Meter von der Höhle entfernt hat.

»Wir sind bereit, Meister.«

»Gut. Wir wollen diese Richtung einschlagen.«

»Aber ist es die richtige? Der Wald hört hier auf, und wir sind doch das letzte Mal immer durch Wälder gegangen ...« entgegnet Jakobus des Zebedäus.

»Weil wir vom See heraufgekommen sind. Diesmal können wir den richtigen Weg nehmen. Seht ihr? Gamala liegt dort im Südosten, und der einzige Weg ist dieser, denn die anderen drei Seiten sind nur für wilde Ziegen geeignet.«

»Du hast recht. So vermeiden wir das große trockene Tal, aus dem wir die Besessenen kommen sahen«, sagt Philippus.

Sie verlassen rasch den Wald, in dem sie geschlafen haben, und gehen auf einem steinigen Pfad auf der gegenüberliegenden Seite des kleinen Tals weiter, das immer enger wird, je mehr es sich dem bizarren Berg nähert, an den sich Gamala klammert. Dieser Berg ist auf drei Seiten, nämlich im Osten, im Norden und im Westen, sehr steil und mit der Umgegend nur durch diesen einzigen direkten Weg verbunden, der von Süden nach Norden führt, hoch oben zwischen zwei felsigen, wilden Tälern, welche die Stadt von den Gefilden im Osten und von den Eichenwäldern im Westen trennen.

Viele Schweinehirten gehen mit ihren wühlenden Herden in Richtung auf die Eichenwälder. Mit viereckigen Steinen beladene und von Ochsen gezogene knarrende Karren fahren langsam vorüber. Der eine oder der andere Reiter trabt, Staubwolken aufwirbelnd, dahin. Gruppen von zerlumpten und abgezehrten Erdarbeitern, vermutlich in ihrer Mehrzahl Sklaven oder zu Zwangsarbeit Verurteilte, werden von strengen Aufsehern zu den Arbeitsplätzen getrieben.

Allmählich kommt der Berg näher, und schon steigt die Straße an. Man sieht bereits Festungsgräben, die sich wie Ringe um die Flanken des Berges ziehen. Diese Gräben auszuheben muß kein Leichtes gewesen sein, besonders an manchen beinahe überhängenden Stellen. Dennoch arbeiten zahlreiche Menschen daran, die schon bestehenden Befestigungen auszubessern und neue hinzuzufügen. Auf nackten Schultern schleppen sie viereckige Steine herbei, welche die Unglücklichen niederdrücken und oft blutige Spuren hinterlassen.

»Was machen diese Bürger da? Besteht etwa Kriegsgefahr, daß sie so hart arbeiten müssen? Sie müssen verrückt sein«, sagen die Apostel zueinander, während die Frauen die unglücklichen halbnackten Männer bedauern, die schlecht genährt sind und zu Arbeiten gezwungen werden, die ihre Kräfte übersteigen.

»Aber wer zwingt sie denn zu arbeiten, der Tetrarch oder die Römer?« fragen die Apostel weiter und diskutieren miteinander, da mir Gamala doch unabhängig zu sein scheint von den Tetrarchien des Philippus und des Herodes. Auch halten es einige der Apostel für unmöglich, daß die Römer sozusagen zu Hause noch weitere Befestigungen errichten lassen, die morgen gegen sie benützt werden könnten. Die ewige, schon zum Wahn gewordene Idee vom zeitlichen Reich des Messias erscheint hier wieder wie das Wahrzeichen eines bereits sicheren Sieges und nationaler Größe und Unabhängigkeit.

Sie sprechen so laut, daß einige der Aufseher sich nähern und zuhören. Es sind rohe Menschen, der Rasse nach sichtlich keine Hebräer; viele sind bejährt und verschiedene tragen Narben am Körper. Aber was sie sind, verraten die verächtlichen Worte eines von ihnen: »„Unser Reich“! Hast du das gehört, Titus? Oh, ihr Krummnasen! Euer Reich liegt schon unter diesen Steinen begraben. „Wer sich des Feindes bedient, um gegen den Feind Bauten zu errichten, dient dem Feind“, das sagt euch Publius Corfinius. Solltet ihr mich nicht verstehen, so wartet ab, und die Steine werden euch das Rätsel lösen«, und er lacht und erhebt die Peitsche, da er sieht, daß einer der Arbeiter vor Erschöpfung wankt und sich niedersetzt. Und er würde ihn schlagen, wenn Jesus es nicht verhindern würde, indem er vortritt und sagt: »Es ist dir nicht erlaubt. Er ist ein Mensch wie du.«

»Wer bist du, daß du dich einmischest und einen Sklaven verteidigst?«

»Ich bin die Barmherzigkeit. Mein Name als Mensch würde dir nichts sagen; aber diese meine Eigenschaft soll dich daran erinnern,

barmherzig zu sein. Du hast gesagt: „Wer sich des Feindes bedient, um gegen den Feind Bauten zu errichten, dient dem Feind.“ Damit hast du eine schmerzliche Wahrheit ausgesprochen. Aber ich sage dir nun eine lichtvolle: „Wer nicht Barmherzigkeit übt, wird keine Barmherzigkeit erfahren.“«

»Bist du ein Rhetor?«

»Ich bin die Barmherzigkeit, ich habe es dir gesagt.«

Einige, die aus Gamala kommen oder auf dem Weg dorthin sind, sagen: »Es ist der Rabbi aus Galiläa, der den Krankheiten, den Winden und Wassern und den Dämonen befiehlt, der die Steine in Brot verwandelt und dem nichts widersteht. Laßt uns in die Stadt eilen, um es unseren Mitbürgern mitzuteilen. Die Kranken sollen kommen! Wir wollen sein Wort hören. Auch wir sind von Israel.« Und einige von ihnen laufen fort, während die anderen sich um den Meister drängen.

Der Aufseher von vorhin fragt: »Ist es wahr, was diese von dir sagen?«

»Es ist wahr.«

»Wirke ein Wunder, und ich werde glauben.«

»Man fordert nicht Wunder, um zu glauben. Man bittet um Glauben, um glauben und so ein Wunder erlangen zu können. Glauben und Barmherzigkeit für den Nächsten sind notwendig.«

»Ich bin Heide.«

»Das ist kein guter Grund. Du lebst in Israel und verdienst hier dein Geld . . . «

»Weil ich arbeite.«

»Nein, weil du andere arbeiten läßt.«

»Ich verstehe es, arbeiten zu lassen.«

»Ja, erbarmungslos. Hast du nie daran gedacht, daß du, wenn du statt Römer Israelit wärst, an der Stelle eines dieser Arbeiter sein könntest?«

»Ja, gewiß. Aber ich bin es nicht, dank dem Schutz der Götter.«

»Sie könnten dich nicht verteidigen, deine eitlen Götzen, wenn der

wahre Gott dich anschuldigen wollte. Du bist noch nicht tot, sei also barmherzig, um Barmherzigkeit zu finden ... «

Der Mann will antworten und etwas erwidern, dann aber dreht er Jesus mit einem verächtlichen Achselzucken den Rücken zu und geht, um einen zu schlagen, der aufgehört hat, mit der Spitzhacke eine widerspenstige Schicht des Gesteins zu bearbeiten.

Jesus schaut den unglücklichen Arbeiter und auch den Schläger an. Zwei Blicke gleicher und doch ungleicher Barmherzigkeit und von einer so tiefen Traurigkeit, daß sie mich an gewisse Blicke Christi während der Passion erinnern. Aber was kann er tun? Er kann nicht eingreifen, und so nimmt er den Weg wieder auf mit der Last dieses schrecklichen Anblicks, die ihm das Herz beschwert.

Doch von Gamala kommen im Laufschrift Bürger herab, gewiß wichtige Persönlichkeiten der Stadt. Bei Jesus angekommen, verneigen sie sich tief und laden ihn ein, in ihre Stadt zu kommen, um zu den Bürgern zu sprechen, die sich ihrerseits schon scharenweise nähern.

»Ihr könnt gehen, wohin ihr wollt. Diese hier (er zeigt auf die Arbeiter) können es nicht. Es ist noch frisch, und die Lage dieses Ortes schützt uns vor der Sonnenhitze. Gehen wir zu den Unglücklichen dort, damit auch sie das Wort des Lebens hören«, antwortet Jesus. Er macht sich als erster auf den Weg, geht ein Stück zurück und schlägt dann einen holperigen Pfad ein, der genau am Berg entlang dorthin führt, wo die mühevollste Arbeit geleistet wird. Schließlich wendet er sich an die Prominenten und spricht: »Wenn es in eurer Gewalt steht, es zu tun, dann gebietet, daß die Arbeit eingestellt werde.«

»Gewiß können wir das. Wir sind ja diejenigen, die bezahlen, und wenn wir freie Stunden bezahlen, wird niemand sich beklagen können«, sagen jene von Gamala und gehen, um mit den Aufsehern zu verhandeln, die ich kurz darauf die Achseln zucken sehe, wie um zu sagen: »Wenn ihr damit einverstanden seid, was kümmert es uns?« Sie pfeifen der Arbeiterkolonne ein Signal zu, das sicher Ruhepause bedeutet.

Jesus hat inzwischen mit noch anderen von Gamala gesprochen, die sich Zeichen der Zustimmung machen und zur Stadt zurückeilen sehe.

Die Arbeiter kommen furchtsam herbei und sammeln sich um ihre Aufseher.

»Unterbrecht eure Arbeit. Das Getöse stört den Philosophen«, befiehlt einer von ihnen, vielleicht der Bauleiter. Die Arbeiter schauen müden Blickes auf den als „Philosophen“ Bezeichneten, dem sie das Geschenk der Pause zu verdanken haben. Dieser „Philosoph“, der sie mitleidig anschaut, antwortet auf ihre Blicke und auf die Worte des Vorstehers, indem er sagt: »Der Lärm stört mich nicht, aber es schmerzt mich, sie leiden zu sehen. Kommt, Söhne, ruht eure Glieder und noch mehr euer Herz beim Gesalbten Gottes aus.«

Volk, Sklaven, Sträflinge, Apostel und Jünger drängen sich auf dem freien Fleckchen Erde zwischen dem Berg und den Schützengräben, und wer dort keinen Platz findet, klettert zu einem höheren Verteidigungsgraben hinauf oder setzt sich auf einen der am Boden liegenden Steinblöcke. Die weniger Glücklichen ergeben sich darin, auf die Straße zu gehen, die die ersten Sonnenstrahlen schon erreichen. Immer mehr Volk strömt aus Gamala herbei, und es bleiben auch solche stehen, die von anderswoher auf dem Weg zur Stadt waren.

Eine große Menge. Darunter die, die vor kurzem weggegangen sind. Sie tragen Körbe und schwere Krüge und drängen sich bis zu Jesus vor, der die Apostel beauftragt hat, die Arbeiter in die vordersten Reihen zu bringen. Körbe und Krüge werden zu Jesu Füßen hingestellt.

»Gebt diesen die Liebesgaben!« befiehlt Jesus.

»Sie haben schon gegessen, und dort gibt es noch Trank und Brot. Wenn sie zu viel essen, sind sie zu schwerfällig bei der Arbeit«, schreit ein Aufseher.

Jesus schaut ihn an und wiederholt den Befehl: »Gebt diesen ein menschenwürdiges Essen und bringt mir das ihrige!« Mit Hilfe von Freiwilligen führen die Apostel den Befehl aus.

Ihr Essen! Dunkle, harte Krusten, die man nicht einmal Tieren vorwerfen würde, und etwas mit Essig gemischtes Wasser ... Das ist das Essen der Zwangsarbeiter. Jesus schaut es an und läßt diese armselige Nahrung an der Bergwand aufschichten. Dann blickt er auf jene, die es hätten essen sollen, abgekehrte Körper, die durch die außergewöhnliche Anstrengung fast nur aus überentwickelten Muskeln bestehen, aus Muskelbündeln unter der schlaffen Haut; die fiebrigen Augen sind verschüchtert, während die Münder gierig, fast tierisch die reichlichen, unerwarteten Speisen kauen und den frischen, stärkenden Wein trinken.

Jesus wartet geduldig, bis sie ihr Mahl beendet haben. Nicht lange muß er warten, denn ihre Gier so groß, daß bald alles verzehrt ist.

Nun breitet Jesus wie immer zu Beginn seiner Predigten die Arme aus, um die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu lenken und Schweigen zu gebieten. Er sagt: »Was sehen die Augen der Menschen an diesem Ort? Täler, noch tiefer gegraben, als die Natur sie geschaffen hat; Hügel, aufgehäuft aus Steinmassen und Erde; gewundene Wege, die wie Tierhöhlen in den Berg hineinführen. Wozu all das? Um eine Gefahr abzuwenden, von der man nicht weiß, woher sie kommen wird, deren Heraufziehen wie ein Hagelwetter bei stürmischem Himmel man aber fühlt.

Wahrlich, hier ist man in menschlicher Weise vorgegangen, mit menschlichen Kräften und Mitteln, und auch mit unmenschlichen, um Verteidigungs- und Angriffsmöglichkeiten vorzubereiten, ohne sich der Worte des Propheten zu erinnern, der sein Volk gelehrt hat, wie man sich vor dem menschlichen Mißgeschick mit übermenschlichen Mitteln – den wirksamsten – schützen kann. Er ruft: „Tröstet euch ... ja tröstet Jerusalem, denn seine Knechtschaft ist zu Ende und seine Schuld gesühnt; denn zweifaches empfing es aus der Hand des Herrn für alle seine Sünden.“ Nach dem Versprechen zeigt er die Art, wie man es wahr werden läßt: „Bereitet den Weg des Herrn, ebnet in der Steppe einen Pfad für unseren Gott. Jedes Tal soll aufgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden;

was krumm ist, soll gerade, was rauh ist, zu ebenen Wegen werden!“ Worte, die aufgegriffen wurden vom Mann Gottes, von Johannes dem Täufer, und erst bei seinem Tode erloschen sie auf seinen Lippen.

Dies ist, ihr Menschen, die wahre Verteidigung gegen die Unglücksfälle des Lebens. Nicht Waffe gegen Waffe, Verteidigung gegen Angriff, nicht Hochmut und Grausamkeit. Sondern übernatürliche Waffen, in der Einsamkeit erworbene Tugenden, d. h. im Inneren des Individuums, wo es allein ist mit sich selbst und an seiner Heiligung arbeitet, indem es Berge der Liebe aufhäuft, Gipfel des Stolzes abträgt, krumme Wege der Begierlichkeit gerade macht und Hindernisse der Sinne von seinem Pfad räumt. Dann wird die Herrlichkeit des Herrn erscheinen, und Gott wird den Menschen verteidigen gegen die Nachstellungen geistiger und leiblicher Feinde. Was vermögen die wenigen Schutzgräben, Burgen und Festungen gegen die Züchtigungen Gottes, welche die Menschen durch ihre Bosheit oder Nachlässigkeit verdient haben? Gegen die Züchtigungen, die heute den Namen „Römer“ tragen, während sie in vergangenen Zeiten Babylonier, Philister und Ägypter genannt wurden, und die nichts anderes sind als eine Strafe Gottes, und nur dies, die der Hochmut, die Sinnlichkeit und die Begierlichkeit des Volkes, seine Lügenhaftigkeit, seine Selbstsucht und sein Ungehorsam gegenüber dem heiligen Gesetz des Dekaloges herabgezogen haben? Der Mensch, auch der stärkste, kann schon von einer Fliege getötet werden. Auch die am besten verteidigte Stadt kann erobert werden, wenn Gott ihm oder ihr seinen Schutz entzieht; wenn der Schutz flieht, wenn man den Schutz zurückweist durch die Sünden der Menschen und ganzer Städte.

Der Prophet sagt noch: „Alles Fleisch ist Gras, all seine Pracht wie die Blume des Feldes. Das Gras verdorrt, die Blume welkt, wenn des Herrn Odem sie anweht.“

Weil ich es will, blickt ihr heute mitleidig auf diese hier, die ihr bis gestern als Maschinen betrachtet habt, die verpflichtet sind für euch

zu arbeiten. Heute, da ich sie euch vorgestellt habe als Brüder unter Brüdern, als arme Brüder unter euch Reichen und Glücklichen, seht ihr in ihnen das, was sie sind: Menschen. Verachtung und Gleichgültigkeit sind aus vielen Herzen gewichen, und Mitleid ist an ihre Stelle getreten. Aber blickt auch in ihr Inneres, nicht nur auf das gequälte Fleisch. Sie haben in ihrem Inneren eine Seele, Gedanken und Gefühle wie ihr. Einst waren sie wie ihr: gesund, frei, glücklich. Dann waren sie es plötzlich nicht mehr. Denn wenn das Leben des Menschen wie das Gras ist, das verdorrt, dann ist sein Wohlergehen noch hinfalliger. Die heute noch gesund sind, können morgen krank sein, die heute noch frei sind, sind morgen vielleicht schon Sklaven, und wer heute noch glücklich ist, kann morgen schon unglücklich sein.

Gewiß sind unter diesen Schuldige. Urteilt jedoch nicht über ihre Schuld und freut euch nicht über ihre Bestrafung. Morgen könntet auch ihr aus vielen Gründen schuldig und zu harter Sühne gezwungen sein. Seid daher barmherzig, denn ihr kennt nicht euer Morgen, das so verschieden sein könnte von der Gegenwart und ihr wißt nicht, ob ihr nicht einst auf göttliche und menschliche Barmherzigkeit angewiesen sein werdet. Seid daher geneigt zur Liebe und zum Verzeihen. Es gibt keinen Menschen auf der Erde, der nicht der Verzeihung Gottes und des einen oder anderen Menschen bedürfte. Übt daher Verzeihung, damit auch euch verziehen werde.

Ferner sagt der Prophet: „Das Gras verdorrt und die Blume verwelkt, das Wort des Herrn aber bleibt ewig.“ Seht die Waffe und die Verteidigung das ewige Wort, das zum Gesetz für all unsere Handlungen geworden ist.

Richtet diese wahre Schutzwehr auf gegen die bevorstehenden Gefahren, und ihr werdet gerettet sein. Nehmt daher das Wort Gottes auf, den, der zu euch spricht. Aber nehmt es nicht nur äußerlich für eine Stunde in die Mauern eurer Stadt auf, sondern in eure Herzen, für immer; denn ich bin der, der weiß und wirkt und herrscht mit Macht. Ich bin der gute Hirte, der die auf ihn vertrauende Herde wei-

det, der niemanden vernachlässigt, die Kleinen, die Müden und die Verwundeten, die vom Schicksal Geschlagenen und die über ihre Irrtümer Weinenden, noch den Reichen und Glücklichen, der aber alles geringschätzt um des wahren Reichtums und der wahren Glückseligkeit willen, nämlich, Gott zu dienen bis zum Tode.

Der Geist des Herrn ruht auf mir, da der Herr mich gesandt hat, den Sanftmütigen die Frohe Botschaft zu verkünden, zu heilen, die gebrochenen Herzens sind, und den Sklaven die Freiheit und den Gefangenen die Befreiung zu predigen. Man kann mich nicht einen Aufwiegler nennen, denn ich rufe nicht zum Aufstand auf, noch rate ich den Sklaven und Gefangenen zur Flucht. Vielmehr lehre ich die Menschen in der Sklaverei die wahre Freiheit, die wahre Befreiung, die nicht weggenommen und nicht beschränkt werden kann; die um so größer wird, je mehr der Mensch sich ihr hingibt: die geistige Freiheit, die Befreiung von der Sünde, die Sanftmut im Schmerz; die Fähigkeit, Gott zu schauen jenseits der Menschen, die in Ketten liegen; die Fähigkeit zu glauben, daß Gott den liebt, der ihn liebt, und dort verzeiht, wo der Mensch nicht verzeiht; die Fähigkeit zu hoffen auf einen ewigen Ort der Belohnung für den, der gut zu sein weiß im Unglück, der seine Sünden bereut und dem Herrn treu ist.

Weint nicht, ihr, zu denen ich ganz besonders spreche. Ich bin gekommen, um zu trösten, die Verworfenen aufzunehmen, Licht in ihre Finsternis und Frieden in ihre Seelen zu bringen, und denen ein Reich der Freude zu versprechen, die bereuen oder schuldlos sind. Ich bin nicht gekommen, das Gegenwärtige zu verhindern, das dem himmlischen Lohn einbringt, der sein Los trägt und dem Herrn dient.

Es ist nicht schwer, o ihr armen Söhne, dem Herrn zu dienen. Er hat euch ein leichtes Mittel gegeben, ihm zu dienen, da er euch glücklich im Himmel haben will. Dem Herrn dienen, bedeutet lieben. Liebt den Willen Gottes, weil ihr Gott liebt. Der Wille Gottes verbirgt sich auch unter den scheinbar menschlichsten Dingen. Denn – ich spreche nun zu euch, die ihr vielleicht das Blut eurer Brüder

vergossen habt – wenn es zwar gewiß nicht Gottes Wille war, daß ihr Gewalt angewendet habt, so ist es doch jetzt sein Wille, daß ihr in der Sühne eure Schuld gegen die Liebe tilgt. Denn wenn es auch nicht Gottes Wille war, daß ihr euch aufgelehnt habt gegen den Feind, so ist es nun sein Wille, daß ihr euch demütigt, so wie ihr seinerzeit übermütig gewesen seid zu eurem Schaden. Denn wenn es nicht Gottes Wille war, daß ihr euch durch kleinen oder großen Betrug angeeignet habt, was euch nicht zustand, so ist es nun Gottes Wille, daß ihr bestraft werdet, um nicht mit eurer Schuld im Herzen vor Gott zu erscheinen.

Und das dürfen auch die nicht vergessen, die jetzt glücklich sind und sich sicher dünken; die in ihrer törichten Selbstsicherheit das Reich Gottes nicht in sich bereiten und in der Stunde der Prüfung wie Söhne sein werden, die fern vom Vaterhause sind, der Gewalt des Sturmes und der Geißel des Schmerzes ausgesetzt.

Übt alle Gerechtigkeit und erhebt die Augen zum Haus des Vaters, zum Reich der Himmel, das, wenn seine Tore weit offenstehen werden durch den, der gekommen ist, sie zu öffnen, niemand abweisen wird, der Gerechtigkeit erlangt hat.

Ihr körperlich Verstümmelten, ihr Krüppel und Eunuchen, ihr geistig Verstümmelten und ihr Eunuchen der Geisteskräfte, ihr Ausgeschlossenen in Israel, fürchtet nicht, keinen Platz im Himmelreich zu finden. Die Verstümmelung, die Verkrüppelung, die Beeinträchtigung des Fleisches hat ein Ende mit dem Fleisch. Die moralischen Übel, wie Gefängnis und Sklaverei, vergehen auch eines Tages; die des Geistes, die Folgen früherer Fehler, werden ausgelöscht durch guten Willen. Körperliche Verstümmelungen zählen vor den Augen Gottes nicht, und geistige verschwinden vor seinen Augen, wenn liebevolle Reue sie bedeckt.

Dem heiligen Volk nicht anzugehören, bedeutet kein Hindernis mehr, dem Herrn zu dienen. Denn die Zeit ist gekommen, da die Grenzen der Erde aufgehoben sind vor dem einzigen König, dem König aller Könige und Völker, der alle Völker vereint zu seinem

einzigem neuen Volk. Von diesem Volk sind nur jene ausgeschlossen, die den Herrn zu täuschen suchen, indem sie nur vorgeben, den Dekalog zu beachten; denn alle Menschen guten Willens können die Zehn Gebote befolgen, seien sie Hebräer, Heiden oder Götzendiener. Wo guter Wille herrscht, ist auch ein natürliches Streben nach Gerechtigkeit, und wer nach Gerechtigkeit strebt, dem fällt es nicht schwer, den wahren Gott anzubeten, wenn er ihn einmal erkannt hat, seinen Namen zu ehren, seine Feste zu heiligen, die Eltern zu ehren, nicht zu töten, nicht zu rauben, kein falsches Zeugnis zu geben, die Ehe nicht zu brechen, nicht Unzucht zu treiben und nicht zu begehren, was nicht sein eigen ist. Hat er sich bisher nicht danach gerichtet, so tue er es in Zukunft, damit seine Seele gerettet werde und er seinen Platz im Himmel erwerbe. Es steht geschrieben: „Ich werde ihnen einen Platz in meinem Haus geben, wenn sie meinen Bund halten, und ich werde sie glücklich machen.“ Das ist *allen* Menschen gesagt worden, die heiligen Willens sind, denn der Heilige der Heiligen ist der Vater aller Menschen.

Ich habe gesagt, daß ich kein Geld für diese Menschen habe, aber es wäre ihnen auch nicht von Nutzen. Euch von Gamala jedoch, die ihr schon so große Fortschritte auf dem Weg des Herrn gemacht habt seit unserer ersten Begegnung, fordere ich auf, den stärksten Schutzwall um eure Stadt zu errichten: den der Liebe untereinander und zu diesen Menschen, indem ihr ihnen in meinem Namen beisteht, während sie sich für euch abmühen. Werdet ihr das tun?«

»Ja, Herr«, rufen alle im Chor.

»Dann laßt uns gehen. Ich hätte eure Stadt nicht betreten, wenn Herzenshärte mit einem „Nein“ auf meine Bitte geantwortet hätte. Ihr, die ihr bleibt, seid gesegnet . . . Gehen wir.«

Jesus kehrt zurück auf dem Weg, der nun ganz in der Sonne liegt, und steigt zur Stadt empor, die fast wie eine Höhlenstadt in den Felsen hineingebaut ist, aber aus gut instandgehaltenen Häusern besteht und ein herrliches, abwechslungsreiches Panorama vor sich hat, ob man nun die Berge der Auranitis, das Galiläische Meer, den fer-

nen Großen Hermon oder das grüne Jordantal betrachtet. Die Stadt ist kühl wegen ihrer Höhenlage und den Gassen, die vor der heißen Sonne schützen. Sie gleicht fast mehr einem gewaltigen Kastell als einer Stadt, einer Reihe von Festungen, da die Häuser, die teils aus Mauerwerk bestehen, teils in den Felsen gehauen sind, das Aussehen von Burgen haben.

Auf dem Hauptplatz, der höher als alle anderen liegt – es ist der höchste Punkt der Stadt und ein weiter Ausblick auf Berge, Wälder, Seen und Flüsse erfreut hier das Auge – sind die Kranken von Gamala versammelt. Jesus geht heilend vorüber ...

505 Von Gamala nach Afek

Sie müssen in Gamala übernachtet haben, denn jetzt ist es Morgen, ein windiger Morgen. Vielleicht rührt dieser in den Ländern des Ostens so wohltuende Wind von der Lage und der Terrassenbauweise der Stadt her. Diese Terrassen reichen von der Höhe bis zu den Stadtmauern, die sehr massiv gebaut und mit schweren eisenbeschlagenen Toren, richtigen Festungstoren, versehen sind. Wenn mir die Stadt gestern in den heißen Stunden schön erschien, so erscheint sie mir nun an diesem Morgen einfach prachtvoll. Die Häuser versperren durch ihre Anordnung nicht die Aussicht auf das weite Panorama, denn die Dachterrasse des einen ist immer auf dem Niveau des Hauses an der darüberliegenden Straße, so daß jede Straße eine lange, breite Terrasse zu sein scheint, von der aus man den ganzen Horizont überblicken kann: einen Horizont, der auf dem Gipfel des Berges einen vollständigen Kreis und etwas tiefer einen Halbkreis umfaßt, der aber immer weit und überaus schön ist. Am Fuß des Berges bildet das Grün der Eichenwälder und der Felder eine smaragdfarbene Einfassung um das trockene Tal, das den Berg von Gamala umgibt. Nach Osten zu erstrecken sich, soweit das Auge reicht, die Pflanzungen der Hochebene.

Jenseits dieser weiten Hochebene liegen die Berge der Auranitis

und hinter diesen die noch höheren Gipfel des Baschan. Im Süden erblickt man den fruchtbaren Landstrich zwischen dem blauen Jordan und der ausgedehnten Bodenerhebung östlich des Flusses, einer Art Ausläufer der weiten Hochebene. Im Norden hingegen erheben sich die fernen Berge der libanesischen Gebirgskette, die vom gewaltigen Hermon beherrscht wird, der in dieser Morgenstunde in tausend Farbtönen erstrahlt. Unten, ganz nahe, liegt im Westen das Galiläische Meer. Ein wahrer Edelstein an dem himmelblauen Schmuckband des Jordan, dem Zufluß und Abfluß des Sees, dessen Blau jedoch verschieden ist von dem seinen; zarter, subtiler dort, wo er hineinfließt; kräftiger da, wo der Fluß, leuchtend in der Sonne und friedvoll zwischen den grünen, wahrhaft biblischen Ufern, seinen Lauf nach Süden fortsetzt.

Der kleine Meronsee hingegen ist hinter den Hügeln im Norden von Betsaida verborgen. Aber man kann ihn sich dort vorstellen wegen des satten Grüns der Gefilde, die ihn umgeben und sich dann gegen Nordwesten bis zum Galiläischen Meer hinziehen. In dieser Ebene, die ich die Apostel mehrmals die Ebene von Gennesaret nennen gehört habe, erhebt sich Chorazin.

Jesus verabschiedet sich von den Bürgern, die ihn mit dem Stolz der Städter auf die Schönheiten der Umgebung und der Stadt selbst hinweisen mit ihren Aquädukten, Thermen und prächtigen Bauten: »Das ist alles Frucht unserer Mühe und unseres Geldes. Wir haben von den Römern gelernt und von ihnen das übernommen, was uns nützlich sein konnte. Aber wir sind nicht wie die anderen von der Dekapolis. Wir bezahlen, und die Römer arbeiten für uns, das ist alles. Wir bleiben treu. Auch diese Abgeschlossenheit ist Treue . . . «

»Sorgt dafür, daß die Treue nicht nur äußerlich, sondern wirklich, tiefgründig und gerecht ist. Sonst werden euch die Festungswerke nichts nützen. Ich wiederhole es euch. Seht, ihr habt diesen Aquädukt gebaut. Es ist solide und nützlich. Aber wenn es nicht von einer fernen Quelle gespeist würde, hättet ihr dann Wasser für eure Thermen und Springbrunnen?«

»Nein, es wäre ein unnützer Bau.«

»Ihr habt recht, ein unnützer Bau. So sind auch die natürlichen Befestigungen aus Stein unnützlich, wenn ihre Erbauer sie nicht stark machen durch die Hilfe Gottes, und Gott hilft nur seinen Freunden.«

»Meister, du sprichst, als ob du wüßtest, daß wir Gott sehr nötig haben ... «

»Alle Menschen brauchen Gott, und für alle Dinge.«

»Ja, Meister. Aber es scheint, als ob wir ihn nötiger hätten als alle anderen Städte Palästinas und ... «

»Oh! ... « Es ist ein so schmerzhaftes Oh ...

Die Leute von Gamala schauen ihn ganz betroffen an. Der mutigste von ihnen fragt: »Was denkst du? Daß wir die alten Schrecknisse wiederum erleben werden?«

»Ja, und noch schlimmere und länger andauernde ... viel länger ... Oh! Mein Vaterland! So lange andauernde ... und dies, wenn du den Herrn nicht aufnimmst!«

»Wir haben dich aufgenommen. Dann werden wir also gerettet werden! Das letzte Mal waren wir töricht, aber du hast uns ja verziehen ... «

»Harret aus in der Gerechtigkeit mir gegenüber und nehmt zu in der Gerechtigkeit nach dem Gesetz.«

»Wir werden es tun, Herr.«

Sie möchten ihm folgen und ihn noch zurückhalten, aber Jesus will die Frauen einholen, die sich auf den Eseln schon ein gutes Stück entfernt haben. Er entzieht sich ihrer Zudringlichkeit und geht schnell die Straße hinab, auf der sie gestern gekommen sind. Nur als er den Ort der Fronarbeiter erreicht, verlangsamt er seinen Schritt und erhebt segnend die Hand über die Unglücklichen, die ihn ansehen, wie man Gott ansieht.

Am Fuß des Berges gabelt sich die Straße und führt sowohl zum See als auch ins Landesinnere. Letztere Richtung haben die vier Eselchen eingeschlagen, die den Staub der von der Sonne ausgetrockneten Straße aufwirbeln und ihre langen Ohren schütteln. Bisweilen

dreht sich eine der Frauen um und schaut, ob Jesus nachkommt, und würde gerne anhalten, um auf ihn zu warten; doch Jesus fordert sie mit der Hand zum Weiterreiten auf, damit sie die schon der Sonne ausgesetzte Straße bald hinter sich haben und die Wälder erreichen, die Afek zuwachsen.

Es sind erquickende Wälder, die über der Karawanenstraße ein grünes Gewölbe bilden. Mit einem Ausruf der Erleichterung erreichen sie dieses schattige Gebiet.

Afek liegt viel weiter im Landesinneren als Gamala, zwischen den Bergen. Daher sieht man den See von Galiläa nicht mehr. Ja, man sieht überhaupt nichts mehr, denn die Straße steigt an zwischen zwei Hügeln, die jegliche Aussicht versperren.

Die Witwe reitet voran und zeigt ihnen den kürzesten Weg. Nun verläßt sie die Karawanenstraße und schlägt ein Sträßchen ein, das sich am Berg emporschlängelt und noch frischer und schattiger ist. Ich verstehe den Grund des Abschwenkens erst, als Sara sich im Sattel umwendet und sagt: »Sieh, diese Wälder gehören mir. Alles wertvolle Bäume. Sie werden sogar nach Jerusalem verkauft, wo man aus ihrem Holz Schreine für die reichen Leute herstellt. Dies hier sind die alten Bäume, aber ich habe auch Baumschulen, die immer wieder erneuert werden. Kommt und seht ...« Sie treibt ihr Eselchen steile Abhänge hinunter und dann wieder hinauf, und noch einmal hinunter, immer dem Sträßchen nach, an dem es tatsächlich Strecken mit ausgewachsenen Bäumen, die man schon fällen könnte, gibt, und andere mit noch jungen, nur einige Zentimeter hohen Pflanzen zwischen grünen Kräutern und allerlei Bergdüften.

»Schön sind die Wälder und gut gepflegt. Du bist tüchtig«, lobt Jesus.

»Oh! Aber nur für mich allein ... Viel lieber würde ich sie für einen Sohn pflegen ...«

Jesus antwortet nicht. Sie gehen weiter, und schon sieht man Afek umgeben von Obstgärten.

»Auch dieser Obstgarten gehört mir. Zu viel habe ich für mich

allein! ... Es war schon zu viel, als mein Gemahl noch lebte, und abends schauten wir uns an in dem leeren Haus, dem zu großen Haus, mit dem vielen Geld und den vielen Vorräten, und sagten uns: „Wozu all das?“ Und jetzt sage ich es mir noch viel mehr ... « Die ganze Traurigkeit einer unfruchtbaren Ehe liegt in den Worten der Frau.

»Die Armen sind immer da ... « sagt Jesus.

»O ja! Mein Haus öffnet sich ihnen alle Tage. Aber später ... «

»Willst du sagen, wenn du einst gestorben bist?«

»Ja, Herr. Es wird ein Schmerz sein. Wem soll ich die so sorgsam gepflegten Dinge hinterlassen?«

Mit einem Anflug von mitleidigen Lächeln antwortet Jesus voller Güte: »Du bist weiser in den Dingen der Welt als in denen des Himmels, Frau. Du bemühst dich, damit deine Bäume gut wachsen und keine Lichtungen in den Wäldern entstehen. Du wirst traurig beim Gedanken, daß sie später nicht mehr so gepflegt werden wie jetzt. Aber diese Gedanken sind nicht sehr weise, sondern vielmehr wahrhaft töricht. Glaubst du, daß im anderen Leben armselige Dinge, wie Bäume, Früchte, Geld oder Häuser, einen Wert besitzen, und daß man betrübt sein wird, sie vernachlässigt zu sehen? Berichtige deine Denkungsart, Frau. Dort denkt man nicht wie hier, in keinem der drei Reiche. In der Hölle verblenden Haß und Strafe die Seelen elendiglich. Im Reinigungsort schließt der Durst nach Sühne jeden anderen Gedanken aus. Im Limbus wird die selige Erwartung der Gerechten von keinem menschlichen Gefühl profaniert. Die Erde mit ihrem Elend ist fern, und nur mit ihren übernatürlichen Bedürfnissen, den Bedürfnissen der Seelen, aber nicht irdischen Bedürfnissen, gegenwärtig. Die Hingeschiedenen, die nicht verdammt worden sind, richten nur aus übernatürlicher Liebe ihren geistigen Blick auf die Erde und lassen ihre Gebete zu Gott aufsteigen für jene, die auf Erden sind. Wenn die Gerechten einmal in das Reich Gottes eingegangen sind, was hat dann für den, der Gott schaut, dieser elende Kerker, dieses Exil, das Erde genannt wird, noch zu bedeuten und

all die Dinge, die er dort zurückgelassen hat? Könnte der Tag einer rauchenden Lampe nachweinen, wenn ihn die Sonne erhellt?«

»O nein!«

»Warum seufzt du dann über das, was du zurücklassen wirst?«

»Ich möchte, daß ein Erbe fortfährt . . . «

»Sich der irdischen Reichtümer zu erfreuen, und so durch sie gehindert wird, vollkommen zu werden, während die Loslösung von den Reichtümern eine Leiter bildet, um zu den ewigen Gütern zu gelangen. Siehst du, Frau? Das größte Hindernis für dich, diesen Unschuldigen zu erhalten, ist nicht die leibliche Mutter mit ihrem Recht auf den Sohn, sondern dein Herz. Er ist unschuldig, ein betrübtes Kind, doch unschuldig und wegen seines Leides Gott teuer. Wenn du aber durch die Mittel, die du hast, einen habgierigen, geizigen und vielleicht lasterhaften Menschen aus ihm machen würdest, würdest du ihn dann nicht der Vorliebe Gottes berauben? Könnte ich, der ich Sorge trage für diese Unschuldigen, ein unvorsichtiger Meister sein und ohne zu überlegen erlauben, daß ein unschuldiger Jünger auf Abwege gerät? Heile zuerst dich selbst, entledge dich deiner noch allzu lebhaften Menschlichkeit, befreie deine Gerechtigkeit von diesen irdischen Krusten, die sie belasten, dann wirst du es verdienen, Mutter zu sein. Denn Mutter zu sein bedeutet nicht nur, ein Kind zu gebären oder einen Adoptivsohn zu lieben und zu pflegen und seine rein natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Die Mutter dieses Knaben hat ihn wohl zur Welt gebracht; doch sie ist keine wahre Mutter, weil sie sich weder um seinen Leib noch um seine Seele kümmert. Mutter ist man, wenn man sich vor allem um das kümmert, was nicht mehr stirbt, um den Geist, die Seele, und nicht nur um das, was vergänglich ist, die Materie. Glaube mir, Frau: wer die Seele liebt, liebt auch den Leib, denn er besitzt die rechte Liebe und wird daher gerecht sein.«

»Ich habe den Sohn verloren, ich verstehe es . . . «

»Das ist nicht gesagt. Dein Verlangen sporne dich zur Heiligkeit an, und Gott wird dich erhören. Es wird immer Waisenkinder in der Welt geben.«

Sie sind bei den ersten Häusern angelangt. Afek ist keine Stadt, die mit Gamala oder Hippos wetteifern könnte. Sie hat ein sehr ländliches Aussehen, doch, da es sich um einen wichtigen Straßenknotenpunkt handelt, ist sie nicht arm. Die Karawanen, die vom Landesinneren zum See oder von Norden nach Süden ziehen, kommen hier vorbei, und so muß die Stadt mit allem ausgerüstet sein, um Fremden Herberge und Kleidung, Sandalen und Nahrungsmittel anbieten zu können. Daher gibt es hier zahlreiche Warenlager und Gasthäuser.

Das Haus der Witwe liegt in der Nähe eines dieser Gasthäuser an einem Platz, und ein großes Warenlager, in dem alles mögliche zu finden ist, nimmt das ganze Erdgeschoß ein. Der langnasige, bärtige Alte, der ihm vorsteht, schreit gerade wie ein Verdammter im Zank mit seinen knickerigen Käufern.

»Samuel!« ruft die Frau.

»Herrin«, antwortet er, indem er sich verneigt, soweit die vor ihm aufgestapelten Waren es erlauben.

»Laß dich von Elija oder Philippus ablösen und komm zu mir ins Haus«, befiehlt die Witwe. Dann sagt sie zum Herrn gewandt: »Komm. Tritt ein in mein Haus und sei mein willkommener Gast.«

Alle gehen durch das Warenlager, während die Esel von einem herbeigerannten Burschen irgendwohin geführt werden. Hinter dem Warenlager, das dem Haus kein sehr künstlerisches Aussehen verleiht, liegt ein schöner Hof mit Säulengängen auf beiden Seiten. In der Mitte ist ein Springbrunnen oder wenigstens ein Becken, denn man sieht keinen Wasserstrahl. An den Seiten wachsen kräftige Platanen, die die weißen, kalkgetünchten Mauern beschatten. Eine Treppe führt zur Terrasse. Zimmer öffnen sich zum Hof hin an den Seiten ohne Säulengänge: es sind die am weitesten vom Warenlager entfernten.

»Früher, als mein Mann noch lebte, war hier immer alles voller Leute; auch Kaufleute, die von der Nacht überrascht wurden, fanden Unterkunft. Die Säulengänge für die Waren, die Ställe für die

Tiere, und das Becken, um sie zu tränken. Komm in die Zimmer.« Sie geht quer durch den Hof zum schönsten Teil des Hauses und ruft: »Maria! Johanna!«

Zwei Dienerinnen eilen herbei, die eine mit Brotteig an den Händen, die andere mit einem Besen.

»Herrin! Der Friede sei mit dir und mit uns, nun, da du zurückgekehrt bist.«

»Und mit euch. Hat sich in diesen Tagen nichts Unangenehmes ereignet?«

»Josef, dieser Unglücksrabe, hat den Rosenstock umgehauen, den du so sehr geliebt hast. Ich habe ihm eine ordentliche Tracht Prügel versetzt. Nun schlage du mich, da ich so töricht gewesen bin, ihn an die Pflanze heranzulassen.«

»Es macht nichts . . . « Aber Tränen treten in die Augen von Sara, die sie dem Meister erklärt: »Mein Mann hatte ihn mir im letzten Frühling gebracht, als er noch gesund war . . . «

»Und Elija hat sich ein Bein gebrochen; Samuel ist sehr zornig darüber, weil ihm nun, in dieser Zeit der großen Märkte, seine Hilfe fehlt. Er ist von der Leiter gestürzt, als er die Mauern streichen wollte für deine Wiederkehr und sich vorbeugte«, sagt die andere Frau und fügt noch hinzu: »Er leidet sehr und wird wohl für immer gelähmt sein. Aber, Herrin, wie ist es dir auf der Reise ergangen?«

»Wie ich es besser nicht hätte wünschen können. Ich komme zurück mit dem Rabbi von Galiläa. Beeilt euch und richtet alles für meine Gäste her. Tritt ein, Meister!«

Sie betreten das Haus, indem sie an den beiden erstaunten Dienerinnen vorübergehen.

Ein großer, kühler, halbdunkler Raum, der mit Sitzen und Sitztruhnen versehen ist, nimmt sie auf. Die Witwe geht hinaus, um Anordnungen zu treffen. Jesus ruft die Apostel zu sich und schickt sie in die Stadt, um die Menschen auf seine Ankunft vorzubereiten. Samuel, der sich von einem Verkäufer in einen Haushofmeister verwandelt hat, tritt ein, gefolgt von Dienern mit Krügen und Schüsseln für

die Waschungen vor dem Essen, das sie auf großen Tablett bringen: Brot, Früchte und Milch.

Die Hausherrin kehrt zurück: »Ich habe meinem Diener gesagt, daß du hier bist. Er bittet dich um deine Barmherzigkeit, und ich bitte dich, auch mir Barmherzigkeit zu erweisen. Am Laubhüttenfest kommt hier viel Volk vorüber, und das Reisen beginnt gleich nach dem Neumond des Tischri. Wie wir alle Arbeit bewältigen werden, wenn er krank ist, weiß ich nicht ... «

»Sage ihm, er soll hierher kommen.«

»Er kann nicht. Er kann nicht aufstehen.«

»Sage ihm, daß der Rabbi nicht zu ihm geht, ihn aber sehen möchte.«

»Ich werde ihn von Samuel und Josef hertragen lassen.«

»Das hat uns gerade noch gefehlt! Ich bin alt und schwach«, knurrt Samuel.

»Sage Elija, er soll auf seinen eigenen Beinen kommen. Ich will es.«

»Ein armer Rabbi! Nicht einmal Gamaliël vermag so viel«, brummt wiederum der alte Diener.

»Schweig, Samuel! ... Verzeih ihm, Meister! Er ist ein treuer Diener, ein Sohn von Knechten des Hauses meines Gatten, eifrig und ehrlich, aber starrköpfig in den Ideen der alten Israeliten befangen«, entschuldigt ihn die Witwe leise.

»Ich verstehe seinen Geist. Aber das Wunder wird ihn verändern. Geh du und sage Elija, er soll kommen, und er wird kommen.«

Die Witwe geht hinaus und kehrt zurück: »Ich habe es ihm gesagt und bin davongelaufen, um nicht mitanzusehen zu müssen, wie er das schwarze, geschwollene Bein auf den Boden setzt.«

»Glaubst du nicht an das Wunder?«

»Das schon. Aber dieses Bein flößt mir Entsetzen ein ... Ich fürchte, daß es ganz brandig werden wird. Es glänzt, es ist fürchterlich und ... Oh!« Die Unterbrechung und der Ausruf rühren daher, daß sie Elija flinker als einen Gesunden herbeilaufen sieht. Er wirft sich

Jesus zu Füßen mit den Worten: »Lob sei dem König von Israel.«

»Lob sei Gott allein. Wie bist du gekommen? Wie hast du es gewagt?«

»Ich habe gehorcht. Ich habe einfach gedacht: „Der Heilige kann nicht lügen und törichte Dinge befehlen. Ich habe Glauben, ich glaube“, und ich habe das Bein bewegt, es schmerzte nicht mehr, und ich konnte es bewegen. Ich habe es auf den Boden gesetzt und bin aufgestanden. Dann habe ich einen Schritt zu machen versucht, und es gelang. Ich bin gelaufen. Gott enttäuscht nicht den, der an ihn glaubt.«

»Erhebe dich. Wahrlich, ich sage euch, daß wenige den Glauben dieses Mannes besitzen. Woher kommt dir dieser Glaube?«

»Von deinen Jüngern, die hier vorüberkamen und dich verkündeten.«

»Hast nur du allein sie gehört?«

»Nein. Alle. Denn wir haben sie hier nach Pfingsten beherbergt.«

»Und du allein hast geglaubt . . . Dein Geist ist schon weit fortgeschritten auf den Wegen des Herrn. Geh hin in Frieden.«

Der alte Samuel kämpft mit seinen widerstreitenden Gefühlen . . . Doch wie viele in Israel kann er sich nicht losreißen vom Alten zugunsten des Neuen und versteift sich und sagt: »Zauberei! Zauberei! Es steht geschrieben: „Mein Volk beflecke sich nicht mit Zauberern und Wahrsagern. Wenn es einer tut, werde ich mein Antlitz von ihm abwenden und ihn vernichten.“ Zittere, o Herrin, da du dem Gesetz untreu gewesen bist!« Dann geht er ernst davon, entsetzt, als hätte er den Teufel sich im Haus einnisten sehen.

»Bestrafe ihn nicht, Meister! Er ist alt. Er hat immer geglaubt . . . «

»Fürchte dich nicht. Wenn ich alle bestrafen wollte, die mich einen Dämon nennen, müßten sich viele Gräber auftun, um ihre Beute zu verschlingen. Ich kann warten . . . Ich werde gegen Abend sprechen und dann Afek verlassen. Jetzt nehme ich gern deine Gastfreundschaft an.«

506 Predigt in Afek

Jesus spricht von der Schwelle des Warenlagers der Sara aus zum Volk von Afek. Er spricht zu einer sehr bunten Menschenmenge, die mehr neugierig als aufmerksam ist und in der die Hebräer am wenigsten zahlreich sind. Die Mehrzahl besteht aus vorüberziehenden Kaufleuten und Fremdlingen, die auf dem Weg zum See sind, zur Furt von Jericho hinabziehen oder von östlichen Städten kommen und die Städte am Meer aufsuchen wollen.

Vorerst ist es noch keine eigentliche Predigt, Jesus antwortet auf dies und das, während alle übrigen diesen Gesprächen zuhören, wenn auch mit ganz unterschiedlichen Gefühlen, die sich von den Gesichtern ablesen lassen. Aus den Bemerkungen der Anwesenden entnehme ich auch, wer sie sind und wohin sie gehen. Das Gespräch wechselt zuweilen den Ton und den Gegenstand, denn ohne weiter auf Jesus zu achten, streitet man sich aus Gründen der Rasse oder der unterschiedlichen Denkweise.

So gerät ein Alter aus Joppe mit einem Kaufmann aus Sidon in Streit, da dieser den Meister gegen den Unglauben des Juden verteidigt, der nicht zugeben will, daß Jesus der Erwartete des Volkes Israel ist. Auf den Wirrwarr von Schriftzitate, die zum Teil richtig, zum Teil falsch angewendet sind, entgegnet der Syro-Phönizier einfach: »Ich verstehe nichts von diesen Worten, aber ich sage, daß er es ist, da ich seine Wunder gesehen und seine Worte gehört habe.« Das Streitgespräch geht weiter, weil auch andere Partei ergreifen. Die Gegner Christi schreien: »Beelzebul hilft ihm. Der Heilige Gottes ist nicht so. Er ist ein König und nicht ein falscher Rabbi und Bettler.« Jene, die wie der Mann aus Sidon denken, sagen: »Die Weisen sind arm, weil sie redlich sind. Die Philosophen sind nicht mit Gold geschmückt und anmaßend wie eure falschen Rabbis und Priester.« Selbstverständlich reden sie so, weil sie keine Hebräer, sondern Heiden aus verschiedenen Nationen sind, die sich zufällig in Palästina aufhalten oder dort ansässig wurden, aber ihren heidnischen Geist bewahrt haben.

»Gotteslästerer!«

»Ihr seid die Gotteslästerer, weil ihr nicht einmal die Göttlichkeit seiner Gedanken anerkennt«, antworten einige.

»Ihr verdient es nicht, ihn unter euch zu haben. Aber beim Zeus! Wir haben Sokrates mit Füßen getreten, und es gereichte uns nicht zum Guten. Gebt acht, sage ich euch. Hütet euch, daß die Götter euch nicht bestrafen, wie es uns schon mehrmals geschehen ist«, schreit einer, sicher ein Grieche.

»Oho! Heiden als Verteidiger des Königs von Israel!«

»Und Samariter! Wir sind stolz darauf, denn wir wüßten den Rabbi besser aufzunehmen, wenn er nach Samaria käme. Aber ihr . . . Ihr habt den Tempel gebaut. Er ist schön; aber er bleibt ein Grab voller Verderbtheit, auch wenn ihr ihn mit Gold und kostbarem Marmor bedeckt habt«, schreit vom Rand der Menge her ein hochgewachsener, in Linnen gekleideter Mann, mit Falbeln und Stickereien, einer Schärpe um die Taille, mit Bändern und Armreifen . . .

»Uh! Ein Samariter!« Es hört sich an, als ob sie sagen würden: »Der Teufel!« so sehr brüllen die sturen Juden vor Entsetzen, während sie vor ihm zurückweichen wie vor einem Aussätzigen und Jesus zurufen: »Jage ihn fort! Er ist ein Unreiner . . . «

Aber Jesus verjagt niemanden. Er versucht Ordnung zu schaffen und Ruhe zu gebieten, und desgleichen tun die Apostel, doch ohne großen Erfolg. Um den Streitigkeiten ein Ende zu bereiten, beginnt er einfach mit seiner Predigt.

»Als das Volk Gottes nach dem Tod der Mirjam zu Kedes in der Wüste aus Mangel an Wasser zu hadern begann und gegen Mose, seinen Retter und Führer aus dem Land der Sünde ins Land der Verheißung, schrie, als ob er ein wahnsinniger Verführer wäre, und sich gegen Aaron als einen unnützen Priester erhob, trat Mose mit seinem Bruder ins Offenbarungszelt. Sie sprachen mit dem Herrn und erflehten ein Wunder, um dem Murren des Volkes ein Ende zu machen. Und obwohl der Herr nicht verpflichtet ist, jeder Forderung nachzugeben, besonders wenn es eine gewaltsame Forderung von

zornigen Geistern ist, die das heilige Vertrauen auf die väterliche Vorsehung verloren haben, sprach er zu Mose und Aaron. Er hätte auch einzig und allein mit Mose sprechen können, denn Aaron hatte sich eines Tages, obwohl er Hoherpriester war, durch die Anbetung des Götzenbildes der Güte Gottes unwürdig gemacht. Aber Gott wollte ihn nochmals prüfen und ihm einen Weg weisen, in der Gnade Gottes zu wachsen. Er befahl daher, den Stab Aarons zu nehmen, der im heiligen Zelt aufbewahrt wurde, nachdem er frische Blätter und Blüten getrieben und dann Mandeln getragen hatte, und sich mit diesem zu dem Felsen zu begeben und zu ihm zu sprechen, auf daß er Wasser gebe für Menschen und Tiere. Mose und Aaron taten, wie der Herr ihnen befahl. Aber nicht beide brachten es fertig, dem Herrn vorbehaltlos zu glauben. Und der mit dem geringeren Glauben war der Hohepriester Israels: Aaron. Der Fels, vom Stabe berührt, öffnete sich und ließ genug Wasser hervorsprudeln, um damit den Durst von Menschen und Tieren zu stillen. Und dieses Wasser erhielt den Namen „Wasser des Widerspruchs“, weil die Israeliten mit dem Herrn haderten, seine Handlungen und Befehle bemängelten und nicht alle gleichermaßen treu blieben; ja, ausgerechnet beim Hohenpriester hatte der Zweifel an der Wahrheit der göttlichen Worte seinen Ursprung. So starb Aaron, ohne das Heilige Land gesehen zu haben.

Auch jetzt begehrt das Volk gegen den Herrn auf und sagt: „Du hast uns als Volk und als Einzelne zum Tod unter der Herrschaft der Bedrücker geführt.“ Und mir ruft es zu: „Mache dich zum König und befreie uns.“ Aber von welcher Befreiung spricht ihr? Von welcher Züchtigung? Von den körperlichen? Oh! In materiellen Dingen ist weder Rettung noch Züchtigung! Eine viel größere Züchtigung und eine viel größere Befreiung liegen in Reichweite eures freien Willens, und ihr könnt wählen. Gott gesteht es euch zu.

Dies sage ich für die anwesenden Israeliten, für jene, die imstande sein sollten, die Bilder der heiligen Schrift zu lesen und zu verstehen. Da ich jedoch Barmherzigkeit an meinem Volke übe, dessen geistiger

König ich bin, will ich euch wenigstens ein Bild erklären, damit es euch helfe zu verstehen, wer ich bin.

Der Allerhöchste sagte zu Mose und Aaron: „Nehmt den Stab und sprecht zum Felsen, und es werden Ströme hervorquellen für den Durst des Volkes, damit es sich nicht mehr beklage.“ Zum Ewigen Hohenpriester hat der Allerhöchste noch einmal gesagt, um den Klagen seines Volkes ein Ende zu setzen: „Nimm das Reis, entsprossen aus dem Stamme Isai, und eine Blume wird aus ihm erblühen, unberührt von menschlichem Schlamm, und sie wird zur süßen Mandel voll der Salbung werden. Mit dieser Mandel aus der Wurzel Isai, mit diesem wunderbaren Schößling, auf dem der Geist des Herrn mit seinen Sieben Gaben ruhen wird, schlage auf den Felsen Israel, auf daß reichlich Wasser sich aus ihm ergieße zu seinem Heil.“

Der Priester des Herrn ist die Liebe selbst, und die Liebe bildete ein Fleisch, indem sie ihren Schößling aus der Wurzel Isai hervorgehen ließ, die nicht vom Schlamm genährt worden war; und das Fleisch war das des fleischgewordenen Wortes, des verheißenen Messias, der gesandt ward, zum Felsen zu sprechen, auf daß er sich auftue. Auf daß er seine harte Schale des Hochmuts und der Begierlichkeit öffne und die Wasser empfangen, die Gott gesandt hat, die Wasser, die aus seinem Gesalbten hervorströmen als lindes Öl seiner Liebe, und formbar und gut werde, sich heilige und in seinem Herzen das Geschenk des Allerhöchsten an sein Volk aufnehmen.

Aber Israel will kein lebendiges Wasser in seinem Schoße dulden. Es bleibt verschlossen, hart, besonders in der Person seiner Großen, an die der Stab, der allein durch Gottes Allmacht blühte und Frucht brachte, vergebens schlägt und zu denen er vergebens spricht. Wahrlich, ich sage euch, viele aus diesem Volk werden nicht in das Reich eingehen, während viele, die nicht aus diesem Volk sind, daselbst eingehen werden; denn sie haben verstanden zu glauben, was die Priester Israels nicht glauben wollten. Aus diesem Grunde bin ich mitten unter euch als Zeichen des Widerspruchs, und ihr werdet gerichtet werden nach der Art, in der ihr mich versteht.

Aber zu den anderen, die nicht von Israel sind, sage ich: Das Haus

Gottes, das die Söhne seines Volkes fliehen, steht allen offen, die das Licht suchen. Kommt und folgt mir. Wenn ich gesetzt bin als Zeichen des Widerspruchs, so bin ich auch gesetzt als Zeichen für alle Nationen, und wer mich liebt, wird gerettet sein.«

»Du liebst die Fremden mehr als uns. Wenn du uns predigen würdest, würden wir dich schließlich lieben. Aber du bist überall, nur nicht in Judäa«, sagt ein Jude, den die Worte Jesu berührt haben.

»Ich werde mich auch nach Judäa begeben und mich lange dort aufhalten. Aber das wird den Felsen in den Herzen vieler nicht spalten. Nicht einmal, wenn das Blut auf den Stein herabfließt. Du bist Synagogenvorsteher, nicht wahr?«

»Ja. Woher weißt du das?«

»Ich weiß es. Nun gut, dann kannst du verstehen, was ich sage.«

»Das Blut darf nicht auf den Felsen herabfließen. Das ist Sünde.«

»Ihr werdet das Blut mit Freuden auf dem Felsen vergießen, damit es dort bleibe. Und der Fels, auf dem das Blut des wahren Lammes vergossen werden wird, wird euch wie eine Siegestrophäe erscheinen. Aber dann wird ein Tag kommen, da ihr versteht . . . Ihr werdet die wahre Züchtigung verstehen, und welches das wahre Heil war, das euch angeboten wurde. Laßt uns gehen . . . «

Ein Mann drängt sich nach vorn: »Ich bin Syro-Phönizier. Viele von uns glauben an dich, ohne daß wir dich bei uns haben . . . und wir haben Kranke, viele . . . Wirst du nicht zu uns kommen?«

»Zu euch nicht, die Zeit erlaubt es mir nicht. Aber nach dem Sabbat werde ich mich von hier in euer Grenzgebiet begeben, und wer der Gnaden bedarf, möge bei den Grenzübergängen auf mich warten.«

»Ich werde dies meinen Mitbürgern mitteilen. Der Herr behüte dich, Meister.«

»Der Friede sei mit dir, Mann.«

Jesus verabschiedet sich von der Witwe, das heißt, er möchte sich verabschieden, doch diese wirft sich ihm zu Füßen und bekennt ihren Entschluß: »Ich habe mich nun entschieden, Samuel hier zu las-

sen, der besser als Diener als Gläubiger ist, und zu dir nach Kafarnaum zu kommen.«

»Bald werde ich Kafarnaum verlassen, und für immer.«

»Dort hast du aber gute Jünger.«

»Das stimmt.«

»Mein Entschluß ist gefaßt ... dadurch werde ich dir beweisen, daß ich imstande bin, mich von meinen Reichtümern zu lösen und in Gerechtigkeit zu lieben. Ich werde das Geld, das sich hier anhäuft, für deine Armen verwenden. Als erstes werde ich an den Knaben denken, wenn ihn seine Mutter wirklich haben und aufziehen möchte, obwohl sie ihn nicht liebt. Nimm vorläufig dies«, sagt sie und überreicht eine schwere Börse.

»Gott segne dich mit seinem Segen und dem der Begünstigten. In wenigen Stunden hast du große Fortschritte gemacht.«

Die Frau errötet, und nachdem sie sich umgeschaut hat, bekennt sie: »Nicht ich bin es, die sich so gebessert hat, sondern dein Apostel hat mich belehrt. Der, der dort, der sich hinter dem braunen Jüngling verbirgt.«

»Simon Petrus, das Haupt der Apostel. Was hat er dir denn gesagt?«

»Oh, er hat so einfach und so gut gesprochen! Demütig hat mir dieser Apostel bekannt, daß er einst ebenso ungerechte Wünsche hegte wie ich. Oh, ich kann es nicht glauben! Doch dann habe er sich angestrengt um gut zu werden und das, was er wünschte, auch zu verdienen, und fortwährend würde er sich Mühe geben gut zu sein, um aus dem erlangten Guten nicht Böses zu machen. Weißt du, die Dinge, die wir Armen einander sagen, sind leichter verständlich ... Beleidige ich dich, Herr ... ?«

»Nein, mit deiner Aufrichtigkeit und deinem Lob für den Apostel gibst du Gott die Ehre. Tue, was er dir geraten hat, und Gott sei immer mit dir, die du nach Gerechtigkeit strebst.«

Er segnet sie, bricht als erster auf und wandert unter grünen, im plötzlich aufgekommenen Wind rauschenden Obstbäumen, nach Nordwesten.

507 Nach Gerasa und Rückkehr nach Kafarnaum

Sie erreichen das Ufer des Sees in unmittelbarer Nähe von Gerasa, während ein rötlicher Sonnenuntergang sich in eine violette, friedliche Abenddämmerung verwandelt. Das Ufer ist voll von Leuten, die ihre Barken für den nächtlichen Fischfang vorbereiten, andere baden vergnügt im See, den eine leichte Brise etwas bewegt.

Es dauert nicht lange, und Jesus wird gesehen und erkannt, so daß man vor seinem Eintritt in die Stadt bereits über seine Ankunft unterrichtet ist und das Volk herbeiströmt, um ihn zu hören.

Ein Mann tritt vor und sagt, daß am Morgen Leute aus Kafarnaum gekommen sind, um ihn zu holen, und daß er so bald wie möglich dorthin gehen soll.

»Ich gehe noch in dieser Nacht, denn ich werde mich hier nicht aufhalten; und da unsere Barken nicht hier sind, bitte ich euch, mir die eurigen zu leihen.«

»Wie du willst, Herr. Aber wirst du zu uns sprechen, bevor du fortgehst?«

»Ja, auch um mich von euch zu verabschieden, da ich Galiläa bald verlassen werde . . . «

Eine weinende Frau in der Menge ruft nach ihm und bittet, man möge sie doch zum Meister durchlassen.

»Es ist Arria, eine Heidin, die aus Liebe Jüdin geworden ist. Du hast einmal ihren Gatten geheilt. Aber . . . «

»Ich erinnere mich. Laßt sie durch.«

Die Frau tritt hervor, wirft sich Jesus zu Füßen und weint.

»Was hast du, Frau?«

»Rabbi! Rabbi, hab Erbarmen mit mir! Simeon . . . «

Einer von Gerasa hilft ihr: »Meister, die Gesundheit, die du ihm geschenkt hast, benützt er schlecht. Er ist hartherzig und räuberisch geworden und scheint nicht einmal mehr ein Israelit zu sein. Wahrlich, die Frau ist viel besser als er, obwohl sie heidnischer Abstammung ist. Seine Härte und Raubgier ziehen ihm Streit und Haß zu.

In einem solchen Streit ist er nun am Kopf verletzt worden, und der Arzt sagt, daß er fast mit Sicherheit erblinden wird.«

»Und was kann ich da tun?«

»Du ... heilst ... Sie, du siehst es, ist ganz verzweifelt ... Sie hat viele Kinder, und noch kleine. Die Blindheit des Gatten würde das ganze Haus ins Elend stürzen ... Wahr ist, daß er sein Geld durch Betrug verdient ... Aber sein Tod wäre ein großes Unglück, denn ein Gatte bleibt immer ein Gatte und ein Vater ist immer ein Vater, auch wenn er statt Liebe und Brot Betrug und Schläge gibt ... «

»Ich habe ihn einmal geheilt und ihm gesagt: „Sündige nicht mehr.“ Er aber hat noch mehr gesündigt. Hatte er etwa nicht versprochen, nicht mehr zu sündigen? Hatte er nicht versprochen, nicht mehr Wucher zu treiben und nicht mehr zu stehlen, wenn ich ihn heilen würde, sondern zurückzugeben, was er sich durch Betrug angeeignet hatte oder, wenn das nicht möglich wäre, das zu unrecht Erworbene an die Armen zu verteilen?«

»Meister, das ist wahr. Ich war damals zugegen. Aber ... der Mensch ist nicht standhaft in seinen Vorsätzen.«

»Das hast du gut gesagt, und Simeon ist nicht der einzige. Viele gibt es, die, wie Salomon sagt, zweierlei Gewicht und eine falsche Waage haben, und das nicht nur im materiellen Sinne, sondern auch im Richten, im Handeln und im Verhalten gegen Gott. Ebenso sagt Salomon: „Es ist verderblich für den Menschen, die Heiligen zu schädigen und ein Gelübde, nachdem er es gemacht hat, zu bereuen.“ Aber allzuviele tun es ... Frau, weine nicht. Höre zu und sei gerecht, da du die Religion der Gerechtigkeit gewählt hast. Was willst du wählen, wenn ich dir zwei Dinge vorschlage: „Ich könnte deinen Mann heilen, und er würde leben, weiterhin Gottes spotten und Sünden auf seine Seele häufen; oder aber ich bekehre ihn, verzeihe ihm und lasse ihn dann sterben“? Wähle. Was du wählst, das werde ich tun.«

Die arme Frau kämpft schwer mit sich. Die natürliche Liebe und die Notwendigkeit, einen Mann zu haben, der so oder so den Lebens-

unterhalt für die Kinder verdient, drängen sie dazu, um „Leben“ zu bitten. Die übernatürliche Liebe zum Gatten hingegen drängt sie, Verzeihung und Tod zu erbitten. Das Volk schweigt aufmerksam und gerührt in Erwartung der Entscheidung.

Schließlich wirft sich die arme Frau von neuem zu Boden, ergreift das Gewand Jesu, wie um Kraft daraus zu schöpfen, und seufzt: »Das ewige Leben ... Aber hilf mir, o Herr«; und sie scheint zu sterben, so stark schlägt sie mit dem Antlitz auf dem Boden auf.

»Du hast das Bessere gewählt. Du sollst dafür gesegnet sein. Wenige in Israel wären dir gleich an Gottesfurcht und Gerechtigkeit. Erhebe dich, wir gehen zu ihm.«

»Aber läßt du ihn wirklich sterben, Herr? Und was werde ich dann anfangen?« Das menschliche Geschöpf ersteht aus dem Feuer des Geistes wie der mythische Phönix; es leidet und seufzt als Mensch ...

»Fürchte dich nicht, Frau. Ich, du, wir alle vertrauen dem Vater im Himmel alles an, und er läßt seine Liebe wirken. Kannst du das glauben?«

»Ja, mein Herr.«

»Dann wollen wir gehen und zusammen das Gebet sprechen, das alle Bitten und alle Tröstungen enthält.«

Während er sich auf den Weg macht, umgeben von einem Schwarm von Menschen und mit einem Gefolge von weiteren, beginnt er langsam das „Vaterunser“ zu beten. Die Apostelschar tut es ebenfalls, und in einem schön geordneten Chor steigen die Sätze des Gebetes empor und übertönen das Gemurmel der Menge, das allmählich verstummt, da man den Meister beten hören möchte, und so sind die letzten Bitten in dem feierlichen Schweigen klar zu vernehmen.

»Das tägliche Brot wird dir der Vater geben, das versichere ich dir in seinem Namen«, sagt Jesus zur Frau, und an alle gewandt, nicht nur an sie, fährt er fort: »Und eure Schuld wird euch vergeben werden, wenn ihr dem vergebt, der euch beleidigt und geschädigt hat.

Er bedarf eurer Verzeihung, um die göttliche zu empfangen. Und alle bedürfen des Schutzes Gottes, um nicht der Sünde zu verfallen wie Simeon. Bedenkt dies.«

Sie sind am Haus angelangt, und Jesus betritt es mit der Frau, Petrus, Bartholomäus und dem Zeloten.

Der Mann liegt auf seinem Lager, den Kopf in feuchte Tücher und Binden gewickelt, und bewegt sich unruhig und redet irre. Aber die Stimme oder der Wille Jesu lassen ihn wieder zu sich kommen, und er ruft aus: »Verzeihung! Verzeihung! Ich werde nicht mehr in die Sünde zurückfallen. Ich bitte um deine Verzeihung wie das letzte Mal! Aber heile mich auch, wie das letzte Mal. Arria! Arria! Ich schwöre es dir. Ich werde gut sein. Ich werde keine Gewalt mehr anwenden und keinen Betrug mehr begehen, nein . . . « Der Mann ist aus Angst vor dem Sterben zu jedem Versprechen bereit.

»Warum willst du all das«, fragt Jesus, »um sühnen zu können oder aus Furcht vor dem Gericht Gottes?«

»Dies, ja! Nicht sterben jetzt, nein! Die Hölle! . . . Ich habe gestohlen, das Geld der Armen habe ich gestohlen. Ich habe gelogen, meinen Nächsten geschlagen und meine Familie Not leiden lassen. Ach! . . . «

»Die Furcht nützt nichts. Reue ist nötig, wahre, echte Reue.«

»Tod oder Blindheit! O schreckliche Strafe! Nicht mehr sehen können! Finsternis! Finsternis! Nein! . . . «

»Wenn die Finsternis der Augen schon schlimm ist, ist dann die Finsternis des Herzens nicht noch schrecklicher? Fürchtest du nicht die ewige, fürchterliche Finsternis der Hölle? Den ewigen Verlust Gottes? Die unaufhörlichen Gewissensbisse? Den Schmerz, die eigene Seele getötet zu haben? Liebst du diese Frau nicht? Und die Kinder, liebst du sie nicht? Deinen Vater, deine Mutter und deine Geschwister, liebst du sie nicht? Und denkst du nicht daran, daß du nie mehr mit ihnen Zusammensein wirst, wenn du als Verdammter stirbst?«

»Nein, nein! Verzeihung! Verzeihung! Ich will hier sühnen, ja

hier ... Auch die Blindheit will ich ertragen, Herr ... Aber die Hölle, nein ... Gott soll mich nicht verfluchen. Herr! Herr! Du verjagst die Dämonen und verzeihst die Sünden. Erhebe nicht deine Hand, um mich zu heilen, sondern um mir zu verzeihen und mich vom Teufel zu befreien, der mich gefangen hält ... Lege deine Hand auf mein Herz, auf mein Haupt ... Befreie mich, Herr ... «

»Ich kann nicht zwei Wunder für dich wirken. Denke nach. Wenn ich dich vom Dämon befreie, lasse ich dir die Krankheit ... «

»Das macht nichts! Sei mein Retter!«

»Es geschehe dir nach deinem Willen. Wisse meine Gnade zu nützen, denn es ist die letzte, die ich dir gewähre. Lebe wohl.«

»Du hast mich nicht berührt! Deine Hand! Deine Hand!«

Jesus stellt ihn zufrieden und legt seine Hand auf das Haupt und auf die Brust des Mannes. Da dieser ihn nicht sehen kann wegen der Binden und der Verletzung, tastet er ängstlich um sich, um die Hand Jesu zu erfassen; und nachdem er sie gefunden hat, weint er und will sie nicht loslassen, bis er, die Hand Jesu immer noch an seiner fiebernden Wange, wie ein müdes Kind einschläft.

Jesus zieht seine Hand vorsichtig zurück und geht leise aus dem Zimmer, gefolgt von der Frau und den drei Aposteln.

»Gott vergelte es dir, Herr. Bete für deine Dienerin.«

»Fahre fort zu wachsen in der Gerechtigkeit, Frau, und Gott wird immer mit dir sein.« Er erhebt seine Hand, um die Frau und das Haus zu segnen und geht dann auf die Straße hinaus.

Tausend neugierige Fragen lassen den Lärm draußen anschwellen. Doch Jesus gibt ein Zeichen, zu schweigen und ihm zu folgen, und kehrt auf die Hauptstraße zurück. Die Nacht bricht langsam herein. Jesus steigt in ein Boot, das in der Nähe des Ufers schaukelt, und spricht von dort aus.

»Nein. Er ist nicht gestorben und auch nicht geheilt worden, was den Leib betrifft. Sein Geist hat über seine Sünden nachgedacht und seine Gedanken auf den rechten Weg gelenkt. Ihm ist verziehen worden, weil er sühnen will, um Verzeihung zu erlangen.

Ihr alle, helft ihm auf dem Weg zu Gott. Bedenkt, daß wir alle verantwortlich sind für die Seele unseres Nächsten. Wehe dem, der Ärgernis gibt! Aber ebenso wehe dem, der durch sein unnachsichtiges Verhalten einen, der gerade zum Guten wiedererwacht ist, verängstigt und ihn mit seiner Unversöhnlichkeit gewaltsam von dem Weg abdrängt, auf den er sich begeben hat. Alle können ein wenig Lehrmeister sein, und gute Lehrmeister ihres Nächsten, um so mehr, wenn der Nächste schwach und unwissend ist in der Weisheit des Guten. Ich ermahne euch, seid geduldig, sanft und großmütig mit Simeon. Zeigt keinen Haß oder Groll, keine Verachtung oder Ironie. Schaut nicht auf die Vergangenheit und erinnert ihn nicht daran. Der Mensch, der nach der Verzeihung, nach der Reue und mit einem ehrlichen Vorsatz zu einem neuen Leben ersteht, hat zwar den guten Willen, aber er hat auch die Last, nämlich die Netze der Leidenschaften und der Gewohnheiten seiner Vergangenheit. Man muß es verstehen, ihm zu helfen, sich davon zu befreien, und das mit viel Feingefühl. Und ohne Anspielungen auf die Vergangenheit, denn sie wären unklug und ein Mangel an Liebe und Menschlichkeit.

Den reumütigen Sünder an seine Sünden zu erinnern, bedeutet, ihn zu demütigen. Dafür sorgt schon sein wiedererwachtes Gewissen. Einen Menschen an seine Vergangenheit zu erinnern bedeutet, alte Leidenschaften wiederzuerwecken und, in manchen Fällen, einen Rückfall in überwundene Leidenschaften und die Zustimmung dazu herbeizuführen. Bestenfalls handelt es sich um eine Versuchung. Führt euren Nächsten nicht in Versuchung. Seid klug und liebevoll. Hat euch Gott vor gewissen Sünden verschont, so preist ihn dafür, aber prahlt nicht mit eurer Gerechtigkeit, um nicht denjenigen zu demütigen, der ungerecht war. Wißt den flehentlichen Blick des Reuevollen zu begreifen, der möchte, daß ihr vergeßt, und da er weiß, daß ihr nicht vergeßt, fleht er euch an, ihn wenigstens nicht zu demütigen, indem ihr ihn an die Vergangenheit erinnert.

Sagt nicht: „Er war ein Aussätziger dem Geiste nach“, um eure Verfehlungen zu rechtfertigen. Der körperlich Aussätzige wird nach

der Heilung und der Reinigung wieder in die Gesellschaft aufgenommen. Ebenso geschehe dem von der Sünde Geheilten. Seid nicht wie jene, die sich für vollkommen halten, es aber nicht sind, weil sie keine Liebe für die Brüder haben. Umgebt vielmehr die zur Gnade auferstandenen Brüder mit eurer Liebe, auf daß euer Beistand einen Rückfall verhindere.

Ihr sollt nicht mehr sein wollen als Gott, der den reumütigen Sünder nicht zurückweist, sondern ihm vielmehr verzeiht und ihn wieder annimmt. Auch wenn euch der Sünder ein Leid zugefügt hat, das nicht wiedergutzumachen ist, so rächt euch nicht, jetzt, da ihr ihn nicht mehr als einen Gewalttätigen zu fürchten habt. Verzeiht ihm vielmehr und habt großes Mitleid mit ihm, denn er war arm an dem großen Schatz, den jeder besitzen kann, wenn er es nur will: die Güte. Liebt ihn, denn mit dem Schmerz, den er euch bereitet hat, hat er euch auch ein Mittel gegeben, euch einen größeren Lohn im Himmel zu verdienen. Fügt seinem Mittel das eurige hinzu: die Verzeihung, und euer Lohn im Himmel wird noch größer sein.

Verachtet niemanden, nicht einmal, wenn er einer anderen Rasse angehört. Ihr seht, wenn Gott eine Seele an sich zieht, auch wenn es die eines Heiden ist, formt er sie so um, daß sie viele aus dem auserwählten Volk an Gerechtigkeit überragt.

Ich gehe nun. Erinnernt euch jetzt und allezeit dieser und meiner übrigen Worte.«

Petrus, der schon bereit steht, stößt mit dem Ruder ab, und das Boot löst sich vom Ufer und beginnt seine Fahrt, gefolgt von den beiden anderen. Der etwas bewegte See bewirkt ein Schlingern der Boote, aber niemand beklagt sich darüber, weil die Überfahrt kurz ist. Die roten Laternen werfen rubinfarbene Tupfen auf das dunkle Gewässer und tauchen den weißen Schaum in Blut.

»Meister, wird der Mann gesund werden oder nicht? Ich habe nichts verstanden«, fragt Petrus nach einiger Zeit, ohne das Steuer loszulassen.

Jesus antwortet nicht. Petrus gibt Johannes, der im Boot zu Füßen

Jesu sitzt und sein Haupt auf dessen Knie gelegt hat, ein Zeichen und Johannes wiederholt leise die Frage.

»Er wird nicht gesund werden.«

»Warum, Herr? Demnach, was ich gehört habe, dachte ich, er müsse gesund werden, um sühnen zu können.«

»Nein, Johannes. Er würde von neuem sündigen, denn sein Geist ist schwach.«

Johannes legt sein Haupt wieder auf die Knie Jesu und sagt: »Aber du hättest ihn stark machen können . . . « und es scheint, als wolle er ihm damit einen sanften Vorwurf machen.

Jesus lächelt, während er mit den Fingern durch die Haare seines Johannes fährt. Dann erhebt er die Stimme, damit alle ihn hören können, und gibt die letzte Belehrung des Tages: »Wahrlich, ich sage euch, auch beim Gewähren von Gnaden muß man in Betracht ziehen, ob sie angebracht sind. Nicht immer ist das Leben ein Geschenk, nicht immer die Wohlhabenheit, nicht immer ist es ein Sohn, und selbst die Auserwählung ist nicht immer ein Geschenk. Geschenke werden und bleiben sie, wenn der, der sie empfängt, sie richtig zu gebrauchen versteht für den übernatürlichen Zweck der Heiligung. Wenn aber einer mit seiner Gesundheit, seinem Wohlstand, seinen Gefühlen und seiner Sendung, seine eigene Seele zugrunde richtet, dann wäre es für ihn besser, er hätte sie nie besessen. Manchmal macht Gott den Menschen das größte Geschenk damit, daß er ihnen nicht gibt, um was sie ihn bitten und was sie für gut erachten. Ein Familienvater und ein weiser Arzt wissen, was sie Kindern oder Kranken geben müssen, damit sie gesund oder nicht noch kränker werden. Ebenso weiß Gott, was gut ist für das Wohl einer Seele.«

»Dann wird dieser Mann also sterben? Welch ein Unglück für sein Haus!«

»Wäre es nicht ein größeres Unglück, wenn ein Verdammter darin wohnte? Und wäre er glücklicher, wenn er weiterleben und fortfahren würde zu sündigen? Wahrlich, ich sage euch, der Tod ist ein Geschenk, wenn er dazu dient, neue Sünden zu verhindern, und

den Menschen trifft, während er mit seinem Gott wieder versöhnt ist.«

Der Kiel ist schon bei Kafarnaum auf Grund gelaufen.

»Gerade zur rechten Zeit. Diese Nacht kommt ein Sturm. Der See kocht, der Himmel ist ohne Sterne und pechschwarz. Hört ihr, dort hinter den Bergen? Seht ihr das Aufleuchten? Donner und Blitze. Gleich wird es regnen. Bringt die Barken in Sicherheit, zumal sie nicht uns gehören! Bringt die Frauen mit dem Kind unter Dach, bevor es regnet. He! Helft uns!« ruft Petrus anderen Fischern zu, die Netze und Körbe forttragen.

Mit ihren kräftigen Armen ziehen sie das Boot ein gutes Stück das Ufer hinauf, während die ersten Brecher schon die halbnackten Glieder und den Kies bespritzen.

Dann laufen sie schnell nach Hause, denn die ersten Riesentropfen wirbeln bereits den Staub auf und verbreiten einen starken Geruch. Blitze durchfurchen den Himmel über dem See, während die Donner die Bucht mit ihrem Getöse erfüllen.

508 »Seid klug wie die Schlangen und sanft wie die Tauben«

»Im oberen Raum sind Männer aus Nazaret, und gestern sind deine Brüder gekommen, dich zu suchen. Auch Pharisäer und viele Kranke waren da; und einer aus Antiochia«, teilt Iskariot mit, als er sie eintreten sieht.

»Sind sie wieder abgereist?«

»Nein. Der Mann aus Antiochia ist nach Tiberias gegangen; aber er kommt nach dem Sabbat zurück. Die Kranken sind in verschiedenen Häusern untergebracht. Die Pharisäer jedoch wollten unter vielen Ehrenbezeugungen deine Brüder aufnehmen. Sie sind alle bei Simon dem Pharisäer zu Gast.«

»Hm! . . . « brummt Petrus.

»Was hast du? Bist du nicht zufrieden, daß sie den Meister in seinen Brüdern ehren?« fragt Iskariot.

»Oh! Wenn es wirklich eine Ehre und eine nützliche Begegnung ist ... bin ich sehr zufrieden!«

»Mißtrauen bedeutet urteilen. Der Meister will nicht, daß man urteilt.«

»Aber ja! Ja! Um sicher zu sein, werde ich mit dem Urteilen warten. So werde ich weder töricht, noch ein Sünder sein.«

»Laßt uns hinaufgehen zu den Leuten aus Nazaret. Morgen werden wir die Kranken besuchen«, sagt Jesus.

Iskariot wendet sich an Jesus: »Das kannst du nicht. Morgen ist Sabbat. Willst du dich von den Pharisäern tadeln lassen? Wenn du nicht daran denkst, so denke ich an deine Ehre«, sagt er in einem sehr theatralischen Ton und fügt an: »Vielmehr – da ich deinen Wunsch verstehe, die, die dich aufsuchen, sofort zu heilen – können wir hingehen und ihnen in deinem Namen die Hände auflegen und ... «

»Nein!« Es ist ein sehr entschiedenes Nein, das keinen Widerspruch zuläßt.

»Du willst nicht, daß wir Wunder wirken? Willst du es selbst tun? Nun gut ... Dann gehen wir und sagen ihnen, daß du hier bist und daß du ihnen versprichst, sie zu heilen. So werden sie schon glücklich sein ... «

»Das ist nicht nötig. Die Fischer haben uns gesehen und deshalb weiß man schon, daß ich hier bin. Und daß ich diejenigen heile, die an mich glauben, wissen sie auch, deshalb haben sie mich ja aufgesucht.«

Judas schweigt unzufrieden, mit der finsternen Miene seiner bösen Augenblicke.

Jesus geht hinaus, ohne sich um das Unwetter und den prasselnden Regen zu kümmern, steigt zum oberen Raum hinauf, öffnet die Tür und tritt ein. Die Apostel folgen ihm. Die Frauen sind schon oben und sprechen mit den Nazarenern. In einer Ecke sitzt ein Mann, den ich nicht kenne.

»Der Friede sei mit euch.«

»Meister!« Die Nazarener verneigen sich. Dann sagen sie: »Da ist der Mann«, und weisen auf den Unbekannten.

»Kommt her«, befiehlt Jesus.

»Verfluche mich nicht!«

»Um das zu tun, wäre es nicht nötig gewesen, dich hierher zu rufen. Hast du deinem Retter nur dies zu sagen?« Jesu Stimme ist streng, aber zugleich auch ermutigend.

Der Mann schaut ihn an ... Dann bricht er in Tränen aus und schreit, indem er sich zu Boden wirft: »Wenn du mir nicht verzeihst, werde ich keinen Frieden haben!«

»Warum hast du mich zurückgewiesen, als ich dich auf den rechten Weg führen wollte? Jetzt ist es zu spät für eine Wiedergutmachung. Deine Mutter ist tot.«

»Ach, sag das nicht! Du bist grausam!«

»Nein. Ich bin die Wahrheit. Ich war die Wahrheit, als ich dir sagte, daß du deine Mutter töten würdest. Ich bin es auch jetzt. Du hast mich damals verhöhnt. Warum suchst du mich jetzt auf? Deine Mutter ist tot. Du hast gesündigt und immerzu gesündigt, obwohl dir bewußt war, daß du sündigst. Ich hatte es dir gesagt. Das ist deine große Schuld: du wolltest sündigen und hast das Wort und die Liebe zurückgewiesen. Warum beklagst du dich, wenn du jetzt keinen Frieden findest?«

»Herr! Herr! Erbarmen! Ich war wahnsinnig, und du hast mich geheilt. Ich habe meine Hoffnung auf dich gesetzt, vorher verzweifelte ich an allem. Enttäusche meine Hoffnung nicht ... «

»Warum warst du verzweifelt?«

»Weil ... meine Mutter wegen mir vor Schmerz gestorben ist ... sogar am letzten Abend ... sie war am Ende ... und ich habe kein Erbarmen mit ihr gehabt ... Ich habe sie geschlagen, Herr!« Der Schrei eines Verzweifelten erfüllt den Raum. »Ich habe sie geschlagen! ... und in derselben Nacht ist sie gestorben! ... Hatte sie mich nicht ermahnt, gut zu sein ... meine Mutter! ... Und ich habe sie umgebracht ... «

»Schon seit Jahren hast du sie umgebracht, Samuel! Seit du aufgehört hast, ein Gerechter zu sein. Die arme Ester! Wie oft habe ich sie weinen gesehen, und wie oft bat sie mich um eine kindliche Liebkosung an deiner Stelle ... Und du weißt, daß ich nicht aus Freundschaft zu dir, meinem Altersgenossen, sondern aus Mitleid mit ihr in dein Haus kam. Ich sollte dir eigentlich nicht verzeihen, aber zwei Mütter haben für dich gebetet, und deine Reue ist aufrichtig. Daher verzeihe ich dir. Lösche durch ein unbescholtenes Leben die Erinnerung an den sündigen Samuel in den Herzen deiner Mitbürger und gewinne deine Mutter wieder. Es wird dir gelingen, wenn du dir durch ein rechtschaffenes Leben den Himmel und mit ihm auch deine Mutter erwirbst. Aber bedenke, bedenke es immer, daß deine Sünde sehr groß war und daß auch deine Gerechtigkeit dementsprechend sein muß, um die Schuld zu tilgen.«

»Oh! Du bist gut! Nicht wie jener von den Deinen, der sofort hinausgegangen ist, nachdem du eingetreten bist. Er ist nur nach Nazaret gekommen, um mir Schrecken einzujagen! Diese hier können es dir bestätigen ... «

Jesus wendet sich um ... Von den Aposteln fehlt nur Iskariot. Daher ist er es, der Samuel schlecht behandelt hat. Was soll Jesus tun? Um den Apostel – den Apostel, nicht den Menschen – nicht der Kritik auszusetzen, sagt er: »Jeder Mensch kann deiner Sünde gegenüber nur streng sein. Wenn man Böses tut, sollte man bedenken, daß die Menschen urteilen, da man ihnen die Gelegenheit gibt, über uns zu urteilen. Aber du darfst keinen Groll gegen ihn hegen. Lege die Demütigung, die dir widerfahren ist, als Sühne auf die Waage Gottes. Gehen wir. Hier, unter den Gerechten, herrscht große Freude über deine Rettung. Du bist unter Brüdern, die dich nicht verachten. Denn jeder Mensch kann sündigen, und er ist nur verachtungswürdig, wenn er in seiner Sünde verharrt!«

»Ich preise dich, Herr. Ich bitte dich auch um Verzeihung für die vielen Male, da ich dich schmähte ... Ich weiß nicht, wie ich dir danken soll ... Es ist der Friede, weißt du? Der Friede, der wieder bei mir einkehrt.« Nun weint er still vor sich hin ...

»Bedanke dich bei meiner Mutter. Denn wenn dir verziehen wurde, wenn ich dich von deiner Raserei geheilt habe, um dich fähig zu machen, zu bereuen, so ist es um ihretwillen geschehen. Gehen wir hinunter. Die Mahlzeit ist bereit, und wir wollen das Essen verteilen.« Er geht hinaus und hält dabei den Mann an der Hand.

Das Abendessen ist tatsächlich bereit. Judas ist auch nicht hier unten, er ist im ganzen Haus nicht zu finden. Die Hausherrin erklärt: »Er ist fortgegangen und hat gesagt: „Ich komme gleich wieder zurück.“«

»Nun gut! Setzen wir uns und essen wir.«

Jesus opfert, segnet und verteilt die Speisen. Aber etwas Eisiges ist in dem Raum, der von zwei Laternen und der Feuerstätte erleuchtet wird. Das Unwetter draußen wütet weiter ...

Judas kehrt zurück, außer Atem und ganz durchnäßt, als wäre er in den See gefallen. Obwohl er sich den Mantel über den Kopf gezogen hatte, den er nun ganz durchweicht auf den Boden wirft, kleben seine triefnassen Haare an Wangen und Hals. Alle schauen ihn an, aber niemand sagt ein Wort.

Er will sich entschuldigen, obwohl niemand ihn darum gebeten hat: »Ich bin zu deinen Brüdern gelaufen, um ihnen zu sagen, daß du hier bist. Ich habe dir aber gehorcht und bin nicht zu den Kranken gegangen. Ich hätte es auch nicht tun können, denn es schüttet! Eine Flut! ... Aber ich wollte doch wenigstens sofort deine Verwandten benachrichtigen ... Bist du nicht zufrieden, Meister? Du sprichst nicht ... «

»Ich höre dir zu. Nimm und iß. Und bevor wir uns zur Ruhe begeben, sprechen wir noch miteinander.

Hört. Es steht geschrieben: Vertraut euer Herz nicht dem Fremdling an, denn ihr kennt nicht seine Gewohnheiten. Aber können wir denn sagen, daß wir das Herz unseres Landsmannes kennen? Das Herz des Freundes? Des Verwandten? Nur Gott sieht bis auf den Grund des Menschenherzens. Der Mensch hat nur ein Mittel, um das Herz seines Nächsten kennenzulernen und zu verstehen, ob er

ihm ein wahrer Volksgenosse, ein wahrer Freund oder ein wahrer Verwandter ist.

Und worin besteht dieses Mittel? Wo findet man es? Im Nächsten und in uns selbst. In seinen Handlungen und Worten und in unserem redlichen Urteil. Wenn wir in den Worten und Handlungen des Nächsten oder in den Handlungen, die er von uns erwartet, unserem redlichen Urteil zufolge fühlen, daß etwas nicht in Ordnung ist, können wir sagen: „Dieser hat kein gutes Herz, ich muß ihm mißtrauen.“ Man muß ihn mit Liebe behandeln, denn er ist ein Unglücklicher, ein Unglücklicher der schlimmsten Art: er ist an der Seele krank; aber man darf ihn nicht nachahmen, seine Worte nicht als wahr und weise annehmen, und noch weniger seine Ratschläge befolgen.

Es soll euch nicht der hochmütige Gedanke zugrunderichten: „Ich bin stark, und das Böse der anderen dringt nicht in mich ein. Ich bin gerecht, und wenn ich auch die Ungerechten anhöre, werde ich dennoch gerecht bleiben.“ Der Mensch ist ein tiefer Abgrund, in dem alle Elemente von Gut und Böse zu finden sind. Die ersteren, die Hilfe, die Gott gibt, lassen uns wachsen und Könige werden; sie helfen uns, uns zu erheben und das Böse, die Leidenschaften und schlechten Freundschaften zu überwinden. Alle Keime des Bösen und alles Streben nach dem Guten sind im Menschen vorhanden durch das liebevolle Walten Gottes und das böse Sinnen Satans, der einflüstert, versucht und aufstachelt, während Gott uns an sich zieht, tröstet und liebt. Satan sucht zu verführen, Gott bemüht sich, uns zu gewinnen. Und nicht immer siegt Gott, da das Geschöpf schwerfällig ist, solange es sich nicht die Liebe zum Gesetz macht; und da es schwerfällig ist, sinkt es hinab und gelüstet eher nach dem, was unmittelbar befriedigt, aber nur das Niedrigste im Menschen.

Aus dem, was ich über die menschliche Schwäche gesagt habe, könnt ihr verstehen, wie notwendig es ist, sich selbst zu mißtrauen und seinen Nächsten sehr aufmerksam zu betrachten, um nicht das Gift eines unreinen Gewissens zu dem, was schon in uns gärt, hinzu-

fügen. Wenn man erkennt, daß ein Freund die Seele zugrunderichtet, wenn seine Worte das Gewissen verwirren und seine Ratschläge Ärgernis geben, muß man imstande sein, diese schädliche Freundschaft aufzugeben. Wollte man an ihr festhalten, würde man schließlich seine Seele töten; denn man würde zu Handlungen übergehen, die von Gott entfernen und das verhärtete Gewissen daran hindern, die Eingebungen Gottes zu verstehen.

Wenn jeder Mensch, der sich schwerer Sünden schuldig gemacht hat, sagen könnte und wollte, wie es zu diesen Sünden gekommen ist, würde man erkennen, daß am Anfang immer eine schlechte Freundschaft war . . . «

»Das ist wahr«, bekennt Samuel von Nazaret leise.

»Mißtraut denen, die euch plötzlich mit Geschenken und Ehren überhäufen, nachdem sie euch grundlos bekämpft haben.

Mißtraut denen, die jede eurer Handlungen loben und überhaupt alle loben; die den Faulpelz als guten Arbeiter, den Ehebrecher als treuen Gatten, den Dieb als Ehrenmann, den Heftigen als Sanftmütigen, den Lügner als Aufrichtigen, den Bösen als Guten und den schlechtesten Schüler als ein Muster hinstellen. Sie tun es, um euch zu verderben und sich eures Ruins für ihre listigen Vorhaben zu bedienen.

Fieht die, die euch mit Lobeshymnen und Versprechen umnebeln wollen, um euch zu Handlungen zu verleiten, die ihr nicht tun würdet, wenn ihr nicht trunken wäret.

Wenn ihr jemandem Treue geschworen habt, habt keinen Umgang mit dessen Feinden. Sie können sich euch nur nähern, um dem zu schaden, den sie hassen, und dies mit eurer Beihilfe.

Öffnet die Augen! Ich habe gesagt: Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben. Denn in den Dingen des Geistes ist die Einfalt heilig; aber um in der Welt leben zu können, ohne sich selbst und seinen Freunden zu schaden, braucht es die Klugheit, mit der man die Verschlagenheit dessen aufdeckt, der die Heiligen haßt. Die Welt ist eine Schlangengrube. Wißt die Welt und ihre Metho-

den zu erkennen. Dann aber, wenn ihr nicht wie die Schlangen im Staub kriecht, sondern wie die Tauben auf dem hohen Fels eure Zuflucht sucht, habt das einfältige Herz der Kinder Gottes. Und betet, betet, denn in Wahrheit sage ich euch, die große Schlange zischt um euch herum und ihr seid in großer Gefahr, und wer nicht wachsam ist, wird zugrundegehen. Ja, unter den Jüngern ist einer, der zugrundegehen wird, zur großen Freude Satans und zum unendlichen Schmerz Christi.«

»Wer kann das sein, Herr? Vielleicht einer, der nicht zu uns gehört, ein Proselyt, einer ... der nicht aus Palästina ist, einer ... «

»Sucht nicht nach ihm. Steht nicht geschrieben, daß der Greuel der Verwüstung errichtet werden wird, wie er schon an heiliger Stätte errichtet ist? Nun denn, wenn man selbst in der Nähe des Heiligtums sündigen kann, kann dann nicht auch einer von meinen Nachfolgern aus Galiläa oder Judäa sündigen? Wacht, wacht, meine Freunde ... Wacht über euch selbst und die anderen; wacht über das, was euch die anderen sagen und was euch euer Gewissen sagt. Und wenn ihr selbst das Licht nicht habt, um klar zu sehen, dann kommt zu mir. Ich bin das Licht.«

Petrus fuchelt hinter dem Rücken des Johannes herum und flüstert ihm etwas zu. Doch Johannes schüttelt mehrmals den Kopf. Jesus wendet den Blick und sieht es ... Petrus nimmt wieder Haltung an und tut so, als ginge er weg. Jesus erhebt sich und lächelt ein wenig. Dann stimmt er das Gebet an, segnet und verabschiedet alle und bleibt allein zurück, um noch zu beten.

509 Der Sabbat in Kafarnaum

»Bringst du den Knaben nicht zu seiner Mutter?« fragt Bartholomäus Jesus, den er in tiefes Gebet versunken auf der Terrasse findet.

»Nein, ich werde warten, bis sie aus der Synagoge zurückkehrt ... «

»Hoffst du, daß der Herr dort zu ihr spricht? Daß sie ihre Pflicht

erkennt? Du denkst als Weiser, doch sie ist nicht weise. Eine andere Mutter wäre gestern abend herbeigeeilt, um ihr Kind abzuholen ... schließlich, wir sind über einen stürmischen See gefahren ... Sie wußte nicht, woher wir kommen würden; aber sie hat auch nicht versucht zu erfahren, ob ihrem Kind etwas zugestoßen ist. Kommt sie vielleicht heute morgen? Schau, wie viele Mütter schon auf den Beinen sind, obwohl der Tag erst angebrochen ist, und wie sie die Festkleider zum Trocknen aufhängen, damit sie die Kinder am Tag des Herrn sauber anziehen können. Ein Pharisäer würde sagen, daß sie knechtliche Arbeiten verrichten, wenn sie die Kleidchen vorbereiten. Ich sage, daß sie ein Werk der Liebe verrichten, für Gott und ihre Kinder. Zudem sind es arme Frauen. Schau dort, Maria des Benjamin und Rebekka des Micha, und da, auf der ärmlichen Terrasse Johanna, die geduldig die Fransen des abgetragenen Kleides ihres Jungen in Ordnung bringt, damit es weniger ärmlich aussieht, wenn er zum Gottesdienst geht. Dort unten am Ufer, das bald ganz in der Sonne liegt, spannt Selida die noch ungebleichte Leinwand, damit, was nur grobe Leinwand ist, fein erscheine; denn schön ist sie nur durch das Opfer, das sie sie gekostet hat: viele Bissen Brot, die sie sich vom Munde absparen mußte, um dafür Hanf kaufen zu können. Ist das dort nicht Adina, die mit Grünzeug das verblichene Kleidchen ihres Mädchens bürstet, damit es wieder grüner aussehe? Aber sie ist nirgends zu sehen ... «

»Der Herr möge ihr Herz umwandeln! Mehr kann man nicht sagen ... «

Auf das Mäuerchen der Terrasse gestützt, betrachten sie die durch das Gewitter erfrischte Natur. Die Atmosphäre und das Grün der Pflanzen sind gereinigt. Der See ist noch etwas bewegt und weniger blau als sonst, denn die nun wieder für wenige Stunden Wasser führenden Bäche, die den Staub ihrer sonnenverbrannten Betten mitreißen, ergießen sich in ihn. Doch ist er trotz dieser ockerfarbenen Strömungen schön. Er gleicht einem großen, von Perlen durchzogener Lapislazuli und lacht unter der klaren Sonne, die sich gerade

hinter den östlichen Bergen erhebt und all die Tropfen entzündet, die noch im Geäst zurückgeblieben sind. Schwalben und Tauben schießen festlich durch die klare Luft, und in den Zweigen trillern und zwitschern Vögel aller Arten.

»Die Hitze läßt nach. Dies ist eine schöne Jahreszeit. Reich und schön. Wie ein reifes Alter. Nicht wahr, Meister?«

»Schön ... ja ...« Aber man sieht, daß Jesus in Gedanken weit weg ist.

Bartholomäus schaut ihn an ... Dann fragt er: »Woran denkst du? An das, was du heute in der Synagoge sagen wirst?«

»Nein, ich denke daran, daß die Kranken warten. Wir beide wollen gehen und sie heilen.«

»Wir allein?«

»Simon, Andreas, Jakobus und Johannes sind gegangen, um die Fischreusen einzuholen, die Thomas in der Annahme unserer Rückkehr ausgelegt hat. Die anderen schlafen noch. Gehen wir zwei.«

Sie steigen hinab und begeben sich aufs offene Feld zu den Häusern inmitten von Obstgärten und Feldern, auf der Suche nach den Kranken, die bei den stets gastfreundlichen Armen Unterkunft gefunden haben. Da ist schon einer, der vorausläuft, da er ahnt, wo der Meister hingehen will. Ein anderer sagt zu ihm: »Warte hier in meinem Garten. Wir werden sie dir herbringen ... «

Wie die Wasser kleiner Bäche sich in einem einzigen Teich vereinigen, so kommen nun die Kranken aus verschiedenen Richtungen – oder sie werden getragen – zu dem, der sie heilt. Die Wunder geschehen, und Jesus entläßt sie mit den Worten: »Wenn jemand euch fragen sollte, sagt nicht, daß ich euch geheilt habe. Kehrt zurück in die Häuser, aus denen ihr gekommen seid. Mein Jünger hier wird noch vor Sonnenuntergang Hilfe für die Ärmsten bringen.«

»Ja, sagt es nicht. Ihr würdet ihm schaden. Bedenkt, daß Sabbat ist, und daß viele ihn hassen«, fügt Bartholomäus noch hinzu.

»Wir werden dem nicht schaden, der uns Wohltaten erwiesen hat. Wir werden es in unseren Dörfern verkünden, ohne zu sagen, an

welchem Tag wir geheilt wurden«, sagt einer, der zuvor gelähmt war.

»Ich würde sogar vorschlagen, daß wir uns auf dem Land zerstreuen und dort auf den Sonnenuntergang warten. Die Pharisäer wissen, in welchen Häusern wir aufgenommen wurden und könnten kommen, um nach uns zu sehen . . . « sagt einer der augenkrank war.

»Du hast recht, Isaak. Gestern haben wir zu oft gefragt und nach zu vielem . . . Sie werden denken, daß wir, des langen Wartens müde, vor Sonnenuntergang abgereist sind.«

»Aber gestern abend, hat uns da nicht der Apostel gesehen?« fragt ein geheilter Blinder. »War nicht er es, der sprach?«

»Nein. Es war ein Bruder des Herrn. Er wird uns nicht verraten.«

»Sagt mir nur, wo ihr hingeht, damit ich euch finden kann, wenn ich komme«, sagt Bartholomäus.

Die Kranken beraten miteinander. Der eine möchte in Richtung Chorazin gehen, der andere in Richtung Magdala. Schließlich wenden sie sich an Jesus, und Jesus sagt: »Geht über die Felder entlang der Straße nach Magdala. Folgt dem zweiten Bergbach, und ihr werdet bald ein Haus finden. Geht dorthin und sagt: „Jesus schickt uns.“ Sie werden euch wie Brüder aufnehmen. Geht nun. Gott sei mit euch und ihr mit Gott, indem ihr in Zukunft nicht mehr sündigt.«

Jesus macht sich wieder auf den Weg, kehrt aber nicht sofort auf dem gleichen Weg in den Ort zurück. Er geht vielmehr im Halbkreis durch die Gemüsegärten, und gelangt zur Quelle in der Nähe des Sees. Sie wird gerade von Frauen belagert, die sich alle ihren Wasservorrat holen wollen, solange es noch frisch ist und die Sonne nicht hoch steht.

»Der Rabbi! Der Rabbi!«

Nun laufen Frauen und Kinder herbei, auch Männer aus dem Volk, meist alte und wegen des Sabbats müßige.

»Ein Wort, Meister, um diesen Tag freudig zu stimmen«, sagt ein ganz Alter, der ein Knäblein an der Hand führt, vielleicht einen Ur-

enkel, denn der Alte ist sicherlich schon hundert und das Kind kaum sechs Jahre alt.

»Ja, stelle den alten Levi zufrieden, und uns mit ihm.«

»Heute legt Jäirus die Schrift aus. Ich bin hier, um ihm zuzuhören. Ihr habt einen weisen Synagogenvorsteher ... «

»Warum sprichst du so, Meister? Du bist der Vorsteher aller Synagogenvorsteher, der Meister Israels. Wir kennen nur dich.«

»Das dürft ihr nicht. Die Synagogenvorsteher sind eingesetzt worden, um eure Lehrmeister zu sein, um den Gottesdienst zu feiern und euch ein gutes Beispiel zu geben, um gläubige Israeliten aus euch zu machen. Die Synagogenvorsteher werden weiterhin da sein, wenn ich nicht mehr da bin. Sie werden vielleicht einen anderen Namen, andere Zeremonien haben, aber sie werden doch immer die Diener des Kultes sein. Ihr sollt sie lieben und für sie beten. Denn wo ein guter Synagogenvorsteher ist, dort sind auch gute Gläubige, und deshalb ist dort auch Gott.«

»Wir werden es tun. Aber sprich doch zu uns. Man hat uns gesagt, daß du bald von uns gehst ... «

»Ich habe so viele Schafe in ganz Palästina, und sie alle warten auf ihren Hirten. Aber ihr werdet immer zahlreichere und weisere Jünger haben ... «

»Ja, aber was du sagst, ist immer gut und leicht verständlich für unsere unwissenden Köpfe.«

»Was soll ich euch sagen? ... «

»Jesus, wir haben dich überall gesucht!« schreit Josef des Alphäus, der zusammen mit seinem Bruder Simon und einer Gruppe von Pharisäern hinzugekommen ist.

»Und wo kann der Menschensohn anders sein als unter den Kleinen und denen, die einfältigen Herzens sind? Ihr habt mich gesucht? Nun, hier bin ich. Aber laßt mich erst diesen Leuten ein Wort sagen ...

Hört. Man hat euch gesagt, daß ich euch bald verlassen werde. Es ist wahr. Ich leugne es nicht. Aber bevor ich euch verlasse, gebe ich

euch dieses Gebot: Wacht über euch, um euch selbst gut kennenzulernen, und nähert euch immer mehr dem Licht, um euch erkennen zu können. Mein Wort ist Licht. Bewahrt es in euch, und wenn ihr in seinem Schein Makel oder Schatten in eurem Herzen entdeckt, dann überwacht sie um sie aus eurem Herzen auszumerzen. Das, was ihr wart, bevor ich euch kannte, dürft ihr nicht mehr sein. Ihr müßt viel besser sein, denn ihr wißt nun viel mehr.

Zuvor habt ihr in einer Art Dämmerung gelebt, nun aber habt ihr das Licht in euch und müßt daher Kinder des Lichtes sein. Betrachtet den Himmel am Morgen, wenn die Morgendämmerung ihn erhellt: er erscheint vielleicht heiter, weil er nicht ganz von Gewitterwolken bedeckt ist; aber sobald das Licht zunimmt und der helle Schein der Sonne im Osten sichtbar wird, erblickt das erstaunte Auge rosarote Flecken im Blau des Himmels. Um was handelt es sich? Oh! Um leichte Wölklein, so fein, daß sie nicht da zu sein schienen, solange das Licht ungewiß war; jetzt aber, wo die Strahlen der Sonne sie treffen, erscheinen sie wie leichter Schaum am Himmelszelt und bleiben dort, bis die Sonne sie mit ihrem mächtigen Glanz auflöst.

Ihr sollt dasselbe mit eurer Seele tun. Führt sie immer näher zum Licht, um jeden Nebel, auch den geringsten, zu enthüllen, und dann setzt sie der starken Sonne der Liebe aus. Diese wird eure Unvollkommenheiten verzehren, wie die Sonne die leichte Feuchtigkeit verdunsten läßt, aus der diese kleinen und so zarten Wölkchen bestehen, die ihre Strahlen im Morgengrauen auflösen. Wenn ihr in der Liebe gefestigt seid, wird die Liebe beständige Wunder in euch wirken. Geht nun und seid gut ... «

Er verabschiedet sich und begibt sich zu den beiden Vettern, die er küßt, nachdem er sich vor den anwesenden Pharisäern tief verneigt hat, unter denen sich auch Simon, der Pharisäer von Kafarnaum, befindet. Die anderen Gesichter sind neu für mich.

»Wir haben dich mehr für diese als für uns selbst gesucht. Sie sind nach Nazaret gekommen, um dich zu suchen, und so ... «

»Der Friede sei mit euch. Was braucht ihr?«

»Oh! Nichts. Dich sehen, nur dich sehen. Dich hören. Die Weisheit deiner Worte möchten wir vernehmen . . . «

»Nur darum seid ihr gekommen?«

»Eigentlich auch, um dir einen Rat zu geben . . . Du bist allzu gut, und das Volk mißbraucht deine Güte. Das Volk ist nicht gut, und du weißt es. Warum verfluchst du die Sünder nicht?«

»Weil der Vater mir gebietet zu retten, nicht zu verlieren.«

»Du wirst Mißgeschicken entgegengehen . . . «

»Das macht nichts. Ich kann dem Auftrag des Allerhöchsten nicht zuwiderhandeln aus menschlichen Vernunftgründen.«

»Und wenn . . . Weißt du . . . Man sagt hinter vorgehaltener Hand, daß du dem Volk schmeichelst, um dich seiner für einen Aufstand zu bedienen. Wir sind gekommen, dich zu fragen, ob das wahr ist.«

»Seid ihr gekommen oder hat man euch geschickt?«

»Das ist ein und dasselbe.«

»Nein. Aber ich antworte euch und denen, die euch geschickt haben, daß das Wasser, das aus meinem Schlauche überströmt, Wasser des Friedens ist, und daß der Same, den ich ausstreue, Same des Verzichtes ist. Ich beschneide die wuchernden Zweige. Ich bin bereit, die schlechten Triebe auszurotten, wenn sie dem aufgepfropften Reis nicht Platz machen, damit sie dem guten nicht schaden. Aber was ich „gut“ nenne, ist nicht das, was ihr „gut“ nennt. Denn ich nenne gut: den Gehorsam, die Armut, den Verzicht, die Demut und die Liebe, die zu jeder Erniedrigung und zu jeder Barmherzigkeit bereit ist. Ihr habt niemanden zu fürchten. Der Menschensohn versucht nicht, menschliche Macht zu untergraben, er kommt vielmehr, um den Seelen Kraft zu verleihen. Geht und berichtet, daß das Lamm nie ein Wolf sein wird.«

»Was willst du damit sagen? Du verstehst uns schlecht, und wir verstehen dich schlecht.«

»Nein. Ich und ihr, wir verstehen uns sehr wohl . . . «

»Nun denn, dann weißt du also, weshalb wir gekommen sind?«

»Ja. Um mir zu sagen, daß ich nicht zum Volk sprechen soll. Doch

ihr bedenkt nicht, daß ihr mir nicht verbieten könnt, wie jeder Israelit dort hineinzugehen, wo die Heilige Schrift gelesen und erklärt wird, und wo jeder Beschnittene das Recht hat zu reden.«

»Wer hat dir das gesagt? Jäirus, nicht wahr? Wir werden es berichten.«

»Ich habe Jäirus noch nicht gesehen.«

»Du lügst.«

»Ich bin die Wahrheit.«

Ein Mann aus dem Volk, das sich inzwischen wieder versammelt hat, sagt: »Er lügt nicht. Jäirus ist gestern vor Sonnenuntergang mit seiner Frau und seiner Tochter abgereist, um sie zur sterbenden Mutter zu begleiten. Er hat hier einen Vertreter zurückgelassen und wird erst nach der Reinigung zurückkehren.«

Die Pharisäer haben nicht die Genugtuung, beweisen zu können, daß Jesus lügt, aber sie haben immerhin die, ihn ohne seinen mächtigsten in Kafarnaum zu wissen. Sie schauen einander mit vielsagendem Mienenspiel an.

Josef des Alphäus, der Familienälteste, fühlt sich verpflichtet, Jesus zu verteidigen, und wendet sich an den Pharisäer Simon: »Du hast mich geehrt, indem du mit mir Brot und Salz teilen wolltest, und der Allerhöchste wird dieser Ehrung Rechnung tragen, die du den Nachkommen Davids gezollt hast. Du hast dich mir gegenüber als gerecht erwiesen. Dieser mein Bruder wird von den Pharisäern hier angeklagt. Gestern haben sie mir, dem Haupt des Hauses, gesagt, ihr einziger Schmerz sei der, daß Jesus Judäa vernachlässige, da er als Messias von Israel die Pflicht habe, in gleicher Weise ganz Israel zu lieben und die Frohe Botschaft zu bringen. Ich fand diese Begründung gerechtfertigt und wollte sie meinem Bruder mitteilen. Aber warum sprechen sie heute so? Sie sollen wenigstens sagen, warum er nicht reden darf. Mir ist nicht bekannt, daß er etwas gegen das Gesetz und die heiligen Bücher gesagt hat. Gebt den Grund an, und ich werde Jesus überreden, anders zu sprechen.«

»Du hast recht. Antwortet dem Mann ... « sagt Simon der Pharisäer. »Hat er gotteslästerliche Dinge gesagt?«

»Nein, aber der Hohe Rat klagt ihn an, daß er die Nation spaltet oder versucht, sie zu spalten. Der König muß König von Israel und nicht nur von Galiläa sein.«

»Ihm ist das ganze Vaterland teuer. Besonders teuer aber ist ihm seine Heimat. Doch diese seine Liebe zu Galiläa ist keine so schwerwiegende Angelegenheit, daß sie eine Strafe verdient. Übrigens sind wir vom Stamme Davids und deshalb . . . «

»Dann soll er nach Judäa kommen und uns nicht verachten.«

»Hörst du sie? Das ist eine Ehre für dich und die Familie«, sagt Josef halb streng, halb prahlerisch.«

»Ich höre.«

»Ich rate dir, ihrem Wunsch zu entsprechen. Er ist gut und sehr ehrenvoll. Du sagst, du willst Frieden. Da du hier wie dort geliebt wirst, setze doch der Unstimmigkeit ein Ende, die zwischen den beiden Provinzen besteht. Du wirst es sicher tun. Oh! Bestimmt wird er es tun. Ich versichere an seiner statt, daß er den Vorstehern gehorchen wird.«

»Es steht geschrieben: „Niemand ist größer als ich. Es gibt keinen anderen Gott außer mir.“ Ich werde immer dem gehorchen, was Gott will.«

»Hört ihr ihn? Geht daher in Frieden.«

»Wir hören ihn. Doch bevor wir gehen, Josef, wollen wir wissen, was für ihn Gottes Wille ist.«

»Was Gott will, ist, daß ich seinen Willen erfülle.«

»Und der wäre? Sage es uns.«

»Daß ich die Schafe Israels sammle und sie zu einer einzigen Herde vereinige. Und ich werde es tun.«

»Wir werden uns deine Worte merken.«

»Das wird gut sein. Gott sei mit euch.« Jesus wendet der Gruppe der Pharisäer den Rücken und geht nach Hause.

Josef, sein Vetter, geht an seiner Seite, halb zufrieden, halb unzufrieden; und mit der Miene eines Beschützers macht er ihn darauf aufmerksam, daß, wenn man sie recht anzupacken weiß (wie er es

getan hat), wenn man die Unterstützung der Verwandten hat (wie heute glücklicherweise), wenn man darauf hinweist, daß man ein Recht auf den Thron hat (als Nachkomme Davids), und so weiter, auch die Pharisäer gute Freunde werden.

Jesus unterbricht ihn jedoch mit den Worten: »Und das glaubst du? Glaubst du ihren Worten? Wahrlich, der Hochmut und das trügerische Lob genügen oft, um den schärfsten Blick zu trüben.«

»Ich aber . . . würde sie doch zufriedenstellen. Du kannst nicht verlangen, daß sie dich von heute auf morgen unter Hosannarufen im Triumphzug tragen. Das geschieht nicht so plötzlich . . . du mußt sie erobern. Ein wenig Demut, Jesus, etwas Geduld. Die Ehre verdient jegliches Opfer . . . «

»Genug! Du sprichst eine menschliche Sprache und mehr noch. Gott verzeihe dir und gebe dir Licht, Bruder! Aber geh jetzt, denn du machst mir Kummer. Und sprich vor deiner Mutter, vor den Brüdern und meiner Mutter nicht von diesen deinen törichten Ratschlägen.«

»Du willst zugrundegehen. Du wirst die Ursache unseres und deines eigenen Ruins sein!«

»Warum bist du gekommen, wenn du immer noch derselbe bist? Ich habe noch nicht für dich gelitten, aber ich werde es tun. Und dann . . . «

Josef ist beunruhigt weggegangen.

»Du stößt ihn ab . . . Er ist wie unser Vater, du weißt es. Er ist der alte Israelit . . . « flüstert ihm Simon zu.

»Wenn er begreift, wird er sehen, daß meine Handlungsweise, die ihn jetzt abgestoßen hat, heilig war . . . «

Sie sind an der Haustür und treten ein. Jesus befiehlt Petrus: »Sorge dafür, daß das Boot bei Sonnenuntergang bereit ist. Wir werden die beiden Marien nach Tiberias begleiten, und Simon wird sie nach Hause bringen. Außer dir werden Matthäus und deine Fischerkameraden mitkommen. Die anderen werden hierbleiben und auf uns warten.«

Petrus nimmt Jesus beiseite: »Und wenn der Mann aus Antiochia kommt? Ich sage es wegen Judas Iskariot . . . «

»Dein Meister sagt dir, daß wir ihn auf der Mole von Tiberias antreffen werden.«

»Ah, dann!« und mit lauter Stimme fügt er hinzu: »Das Boot wird bereit sein.«

»Mutter, komm mit mir hinauf. Wir werden diese Stunde zusammen verbringen.«

Maria folgt ihm, ohne ein Wort zu sagen. Sie betreten das Obergemach, das kühl und schattig ist wegen des Weinstocks, der es bedeckt, und den Vorhängen, die Schatten spenden.

»Gehst du fort, mein Jesus?« Maria ist ganz blaß.

»Ja, es ist Zeit.«

»Und ich soll nicht zum Laubhüttenfest kommen? Mein Sohn! ... « Maria seufzt.

»Mutter! Warum? Es ist ja nicht das erste Mal, daß wir uns trennen!«

»Nein, das ist wahr. Aber ... Oh, ich erinnere mich an das, was du mir im Wald von Gamala gesagt hast ... Mein Sohn! Verzeih einer armen Frau. Ich werde dir gehorchen ... mit der Hilfe des Herrn werde ich stark sein ... Aber ich möchte ein Versprechen von dir ... «

»Welches, meine Mutter?«

»Daß du die schreckliche Stunde nicht vor mir verbirgst. Nicht aus Mitleid, nicht aus Mißtrauen ... Es wäre ein allzu großer Schmerz, eine allzu große Qual ... Ein Schmerz, denn ich würde alles unerwartet erfahren und von jemandem, der mich nicht liebt, wie du diese deine arme Mutter liebst ... Und es wären Folterqualen, wenn ich denken müßte, daß vielleicht in dem Augenblick, in dem ich spinne, webe oder für die Tauben Sorge, du, mein Sohn, zum Tode geführt wirst ... «

»Fürchte dich nicht, Mutter. Du wirst es erfahren ... Aber dies ist nicht der letzte Abschied. Wir werden uns wiedersehen ... «

»Wirklich?«

»Ja. Wir werden uns wiedersehen.«

»Und dann wirst du mir sagen: „Ich gehe, um mein Opfer zu vollenden“? Oh ... «

»Ich werde es nicht so sagen. Aber du wirst mich verstehen ... und dann wird Friede sein, so viel Friede ... Bedenke: alles getan zu haben, was Gott von uns will, von uns, seinen Kindern, für das Wohl aller anderen Kinder. Welch großer Friede ... Der Friede der vollkommenen Liebe.«

Er hat sie an sein Herz gezogen und hält sie in seinen Sohnesarmen, er, so groß und stark, sie viel kleiner, jung in ihrer unversehrten Jugend des Leibes und des Ausdrucks über der ewigen Jugend ihres unbefleckten Geistes. Dann wiederholt sie heldenmütig, so heldenmütig: »Ja, ja. Was Gott will ... «

Es folgen keine Worte mehr. Die beiden Vollkommenen vollenden schon das schwerste Opfer ihres Gehorsams. Es gibt nicht einmal Tränen und nicht einmal einen Kuß. Ich sehe nur zwei, die vollkommen lieben und ihre Liebe zu Füßen Gottes niederlegen.

510 Bei Johanna des Chuza • Briefe aus Antiochia

Die Bewohner von Tiberias sind alle am Ufer des Sees oder auf dem See selbst, um sich an der Brise zu erquicken, die über das Wasser weht und die Bäume in den Gärten am Gestade schüttelt. Die Reichen dieser Stadt, in der sich so viele Rassen aus den verschiedensten Gründen zusammenfinden, suchen Erleichterung auf bequemen Vergnügungsbooten oder beobachten aus dem schattigen Grün ihrer Gärten die Bewegungen der Barken auf dem türkisblauen Wasserspiegel, der sich schon von der Gelbfärbung durch das Gewitter vom Vorabend gereinigt hat. Die Armen und besonders die Kinder tummeln sich am Ufer, dort, wo die Wellen auslaufen, und ihre kleinen Schreie, wenn das kalte Wasser manchmal höher hinaufspritzt, als ihnen lieb ist, gleichen den Schreien der Schwalben.

Die Boote des Petrus und des Jakobus nähern sich dem Ufer und steuern auf die kleine Mole zu.

»Nein, zum Garten der Johanna!« gebietet Jesus.

Petrus gehorcht wortlos, und sein Boot, gefolgt vom Zwillingsboot, macht eine vollkommene Wendung. Das schäumende Kielwasser hinter ihnen bildet ein großes Fragezeichen, während sie zur Landungsstelle am Garten des Chuza gleiten und dort anlegen. Jesus steigt als erster aus und reicht den beiden Marien die Hand, um ihnen beim Ersteigen der kleinen Mole zu helfen.

»Jetzt geht ihr zum großen Anlegeplatz und beginnt dort, den Herrn zu verkünden. Ihr werdet einen Mann sehen, der sich euch nähern und euch fragen wird, wo ich bin. Das ist der Mann aus Antiochia. Führt ihn zu mir, nachdem ihr die Menge entlassen habt.«

»Ja ... aber was sollen wir dem Volk sagen? Sollen wir deine Ankunft oder deine Lehre verkünden?«

»Meine Ankunft. Sagt, daß ich am frühen Morgen in Tarichäa sprechen und die Kranken heilen werde. Einer von euch soll die Boote bewachen, oder ihr beauftragt einen Jünger, es zu tun, damit sie bereit sind zur Abfahrt. Geht nun, und der Friede sei mit euch.« Er begibt sich zum Gartentor an der Landungsbrücke. Die beiden Marien folgen ihm schweigend.

In dem großen Garten, in dem noch vereinzelte hartnäckige Rosen blühen, wenn auch sehr wenige, ist niemand zu sehen. Aber man hört das fröhliche Geschrei der beiden Kleinen, die miteinander spielen ... Jesus versucht, indem er die Hand durch die Arabesken des Gitters streckt, den Riegel aufzuschieben, was ihm aber nicht gelingt. Er sucht etwas, womit er ein Geräusch erzeugen könnte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, findet aber nichts. Schließlich hört er, daß sich die Stimmchen der beiden Kinder nähern, und ruft laut: »Maria!« Die beiden Stimmchen verstummen ganz plötzlich ... Jesus wiederholt: »Maria!«

Doch dann taucht mitten auf der kurzgeschorenen Wiese, die einem Teppich gleicht, auf dem die gut gepflegten Rosenstöcke stehen, mit kleinen, vorsichtigen Schrittchen, ein Fingerchen auf den Lippen und den Blick prüfend in alle Richtungen wendend, das klei-

ne Mädchen auf, und einige Schritte hinter ihm, gefolgt von einem schneeweißen Schäflein, Matthias.

»Maria, Matthias!« ruft Jesus laut.

Die Stimme zieht die unschuldigen Blicke an, und die beiden Kinder schauen zum Gartentor und sehen Jesu Gesicht hinter den Stäben, das ihnen zulächelt.

»Der Herr! Lauf zur Mutter, Matthias ... rufe Elija und Micha ... Sie sollen kommen und öffnen ... «

»Geh du, ich gehe zum Herrn ... « und so laufen sie alle beide mit ausgebreiteten Armen, wie zwei Schmetterlinge, der eine weiß, der andere rosa mit braunem Köpfchen. Aber zum Glück rufen sie während des Laufens die Diener, die noch mit Gießkannen und Hacken bewaffnet herbeieilen, so daß sich schließlich das Tor öffnet und die beiden Kinder sich in die Arme Jesu werfen können, der sie küßt und mit ihnen an der Hand die Schwelle überschreitet.

»Die Mutter ist mit ihren Freundinnen im Haus, und dann schicken sie uns fort, weil diese uns nicht mögen«, erklärt Matthias kurz und bündig.

»Sag nicht so böse Sachen. Die Mutter schickt uns nur fort, weil die Damen Römerinnen sind und noch von ihren Göttern reden. Wir aber, die wir durch Jesus gerettet worden sind, sollen nur ihn kennen. So ist es, Herr. Matthias ist zu klein und versteht das noch nicht«, sagt die Schwester anmutig und mit der Verständigkeit eines Geschöpfes, das gelitten hat und dadurch reifer, erwachsener, als es dem Alter entspricht, geworden ist.

»Auch der Vater schickt uns fort, wenn Leute vom Hof kommen, und es würde mir so gefallen, sie zu sehen, denn es sind fast alles Soldaten ... Krieger ... Der Krieg! Schön ist der Krieg! Er bringt den Sieg und verjagt die Römer! Nieder mit Rom! Es lebe das Reich Israel«, schreit der Kleine stolz.

»Der Krieg ist nicht schön, Matthias, und oft gewinnt man ihn nicht, und dann wird man vom Untertanen zum Sklaven.«

»Aber dein Reich muß kommen. Und damit es kommen kann,

wird man Krieg führen. Und alle werden fortgejagt werden, auch Herodes, und du wirst König sein.«

»Aber sei doch still, du Dummkopf! Du weißt, daß du nicht wiederholen sollst, was du hörst. Sie tun gut daran, dich fortzuschicken. Weißt du nicht, daß du dem Vater, der Mutter und auch Jesus schaden kannst, wenn du so redest?« sagt Maria. Dann erklärt sie: »Eines Tages ist der gekommen, der so etwas wie ein Fürst und auch ein Verwandter des Herodes und dein Jünger ist, um mit dem Vater zu sprechen. Sie haben so geschrien, und sie waren nicht allein, sondern mit vielen anderen ... «

»Alle schön, mit schönen Schwertern, und sie sprachen vom Krieg ... « unterbricht sie Matthias.

»Sei still, sage ich dir! Sie haben so laut geschrien, daß man es gehört hat, und dieser Dummkopf redet seit damals von nichts anderem. Sage du ihm, daß er es nicht darf ... Die Mutter hat es ihm gesagt, und der Vater hat ihm gedroht, daß er ihn auf den Gipfel des Großen Hermon bringen und ihn dort mit einem taubstummen Sklaven in einer Höhle lassen wird, so lange, bis er das Schweigen gelernt hat. Dort müßte er schweigen, denn wenn er mit diesem Sklaven spricht, hört er nichts und gibt keine Antwort, und wenn er schreit, kommen die Adler und die Wölfe und fressen ihn auf ... «

»Das wäre wirklich eine furchtbare Strafe«, sagt Jesus lächelnd und streichelt den Jungen, den seine ganze Kühnheit verlassen hat und der sich an Jesus klammert, als sähe er schon die Adler und die Wölfe, bereit, ihn samt seiner unvorsichtigen Zunge zu verschlingen. »Eine wirklich furchtbare Strafe«, wiederholt Jesus.

»O ja! Und ich fürchte, daß er sie verdienen wird und daß ich ohne Matthias bleibe, und weine ... Aber er hat weder mit mir noch mit der Mutter Mitleid und wird uns vor Schmerz sterben lassen.«

»Aber ich tue es nicht absichtlich ... Ich habe es gehört ... und wiederhole es ... Es ist so schön zu denken, daß die Römer besiegt und Herodes und Philippus verjagt werden und Jesus König von Israel wird«, beendet er seine Ausführungen im Flüsterton und ver-

steckt dabei sein Gesicht in den Gewändern Jesu, um seine Stimme noch mehr zu dämpfen.

»Matthias wird diese Dinge nie mehr sagen. Er verspricht es mir und wird sein Versprechen halten. Ist es nicht so? So wird er nicht verschlungen werden, Johanna und Maria werden nicht vor Schmerz sterben, Chuza wird nicht beunruhigt sein und ich werde nicht gehaßt werden. Denn siehst du, Matthias, du machst mich verhaßt mit diesen Worten. Hättest du eine Freude, wenn Jesus verfolgt würde? Bedenke, was für Gewissensbisse du hättest, wenn du dir eines Tages sagen müßtest: „Ich bin Schuld daran, daß Jesus, der mich gerettet hat, verfolgt wird, und das, weil ich wiederholt habe, was ich zufällig gehört habe“ ... Jenes waren Männer, und die Männer verlieren Gott oft aus den Augen, denn sie sind Sünder. Wenn sie Gott nicht sehen, sehen sie auch die Weisheit nicht und begehen Irrtümer, selbst wenn es um einen guten Zweck geht oder einen, den sie für gut halten ... Aber die Kinder sind gut. Ihre Seelen schauen Gott, und Gott ruht in ihren Herzen. Daher müssen sie die Dinge mit Weisheit verstehen und sagen, daß mein Reich sich nicht durch Gewalt auf Erden, sondern durch die Liebe in den Herzen verwirklichen wird. Sie sollen auch beten, damit alle Menschen dieses mein Reich verstehen, wie es die Kinder verstehen. Die Gebete der Kinder werden von den Engeln in den Himmel getragen, und der Höchste wandelt sie in Gnaden um; und Jesus braucht diese Gnaden, um aus den Menschen, die an den Krieg und an ein zeitliches Reich glauben, Apostel zu machen, die verstehen, daß Jesus der Friede und sein Reich ein geistiges und himmlisches ist. Siehst du dieses Lämmlein? Könnte es je andere zerreißen?«

»O nein! Wenn es das tun könnte, hätte der Vater es uns nicht geschenkt, damit es uns nicht zerreißt.«

»Das hast du gut gesagt. Auch der Vater, der im Himmel ist, hätte mich nicht gesandt, wenn ich die Macht und den Willen, zu zerreißen, gehabt hätte. Ich bin das Lamm und der Hirte. Ich bin milde und sanftmütig wie das Lamm, und ich bin der, der mit Liebe, mit

dem Stab des guten Hirten vereint und nicht mit der Lanze und dem Schwert des Kriegers. Hast du verstanden? Und nun versprich mir, nie mehr von diesen Dingen zu reden.«

»Ja, Jesus, aber ... hilf du mir ... denn allein ... «

»Ich werde dir helfen. Sieh, ich fahre dir über die Lippen, und so werden sie es fertigbringen, verschlossen zu bleiben.«

»Mein Meister, heilig ist dieser Abend, an dem es mir gewährt ist, dich zu sehen!« sagt Jonatan, der vom Haus herbeieilt und sich zu Jesu Füßen niederwirft.

»Der Friede sei mit dir, Jonatan. Kann ich Johanna sehen?«

»Sie kommt sofort. Sie hat die Römerinnen verabschiedet, um zu dir kommen zu können.«

Jesus schaut ihn fragend an, sagt aber nichts. Er geht auf das Haus zu und hört dabei Jonatan, der von dem „von Herodes sehr angewiderten“ Chuza spricht und dann sagt: »Ich bitte dich, ihn aus Liebe zu meiner Herrin zu zügeln, denn er will Dinge tun, die sowohl dir als auch ihm selbst schaden würden, aber besonders dir.«

Johanna kommt eiligen Schrittes auf den Herrn zu. Sie ist in ein glänzend weißes Gewand gekleidet, über das vom Kopf herab ein Schleier fällt, der so stark mit Silber durchwirkt ist, daß er mehr wie Silberfiligran aussieht und ich nicht weiß, wie der zarte Stoff diese Brokatstickerei aushält. Dieser Schleier wird von einem feinen, vorne spitz auslaufenden Diadem, ähnlich einer mit Perlen besetzten Mitra, gehalten. Und dann, Perlen an den Ohren, in schweren Ohringen, Perlen am Hals, Perlen an den Handgelenken und an den Fingern. Ein Bild der Schönheit, Reinheit und Anmut. Ungeachtet ihres prächtigen Gewandes, wirft sich Johanna in den Staub des kleinen Weges und küßt die Füße Jesu.

»Der Friede sei mit dir, Johanna.«

»Wenn du bei mir bist, ist der Friede in mir und in meinem Haus ... Mutter! ... « und sie schickt sich an, auch die Füße Marias zu küssen, aber Maria umarmt Johanna und küßt sie. Auch mit Maria des Alphäus tauscht sie einen Kuß.

Nach der Begrüßung sagt Jesus: »Ich muß mit dir sprechen, Johanna.«

»Hier bin ich, Meister. Maria, mein Haus ist das deine. Verlange alles, was du brauchst. Ich gehe mit dem Meister . . . «

Jesus hat sich schon entfernt und wartet auf der Wiese, für alle gut sichtbar, doch weit genug entfernt, daß man ihn nicht hören kann. Johanna holt ihn ein.

»Johanna, ich muß einen Boten aus Antiochia, gewiß von Syntyche, empfangen und habe gedacht, es in deinem Haus zu tun. Hier in deinem Garten . . . «

»Du bist Herr über alles, was Johanna gehört.«

»Auch über dein Herz?« Jesus schaut sie scharf an.

»Du weißt es schon, Meister! Ich war dessen fast gewiß; nun aber bin ich ganz sicher. Chuza . . . die Widersprüchlichkeit der Männer ist gar groß! Ihre Eigensucht ist so stark, und ihre Hingabe an die Gattin ist so gering! . . . Wir sind . . . Was sind wir denn, auch wir Frauen der Besseren? Ein Schmuckstück, das man zur Schau stellt, oder versteckt hält, je nach der Nützlichkeit . . . Eine Marionette, die lachen oder weinen, anziehen oder abstoßen, reden oder schweigen, sich zeigen oder sich verbergen muß, ganz nach dem Willen des Mannes . . . immer in seinem Interesse . . . Unser Los ist traurig, Herr, und auch entwürdigend!«

»Zum Ausgleich ist es euch gegeben, daß ihr euch im Geiste höher emporschwingen könnt.«

»Das ist wahr. Hast du es selbst gewußt oder haben dir andere davon gesprochen? Hast du Manaen gesehen? Er hat dich gesucht . . . «

»Nein. Ich habe niemanden gesehen. Ist er hier?«

»Ja. Alle sind wir hier . . . Ich will sagen: alle Höflinge des Herodes . . . und viele, weil sie ihn hassen. Unter diesen ist auch Chuza, seit Herodes sich auf Verlangen der Herodias ein Vergnügen daraus macht, seinen Hofmeister zu demütigen . . . Herr, erinnerst du dich, daß ich dir in Bet-Ter sagte, daß er mich von dir trennen wollte, weil er fürchtete, bei Herodes in Ungnade zu fallen? Das war vor nur

wenigen Monaten ... und schon will er, daß ich ... Ja, Herr, jetzt will er, daß ich dich überrede, seine Hilfe anzunehmen, damit du anstelle des Tetrarchen König wirst. Ich muß es dir sagen, denn ich bin eine Frau und daher dem Mann unterworfen; und zudem eine Hebräerin und deshalb um so mehr dem Willen des Mannes untertan. Ich sage es dir ... Aber ich rate es dir nicht, denn ich glaube schon zu wissen, daß du ... Oh! Du wirst nicht König werden wollen mit gedungenen Kriegsknechten. Oh! Was habe ich nur gesagt? Ich sollte nicht so reden ... Ich hätte dich erst Chuza und Manaen und andere anhören lassen sollen. Aber wenn ich geschwiegen hätte, hätte ich dann nicht schlecht gehandelt? ... Herr, hilf mir, das Richtige zu sehen ... «

»Das Richtige ist in deinem Herzen, Johanna. Weder mit den römischen Kohorten noch mit den israelitischen Lanzen werde ich mich zum König erheben, selbst wenn Rom und Israel durch mich diesem Lande den Frieden bringen wollten. Ich habe schon genug verstanden, um mir die Dinge zusammenzureimen. Matthias war unvorsichtig im Reden. Jonatan hat auf Unstimmigkeiten hingewiesen. Du sagst den Rest und ich vervollständige folgendermaßen: Eine törichte Vorstellung von meinem Reich treibt die Guten, noch nicht Gerechten, wie Manaen, dazu, Unruhen zu schüren. Sie wollen, entsprechend der fixen Idee vieler, ein israelitisches Reich errichten. Ein bohrendes, glühendes Verlangen, sich für eine Beleidigung zu rächen, treibt andere, zu denen auch dein Gatte gehört, zu denselben Taten. Dieser beiden Motive bedienen sich die hinterlistigen Pharisäer, Sadduzäer, Schriftgelehrten und auch Herodianer, um sich meiner zu entledigen, indem sie mich in den Augen unserer Beherrscher so darstellen, wie ich nicht bin. Du hast die Römerinnen verabschiedet, um mir dies zu sagen, um weder Chuza, noch Manaen noch andere zu verraten. Aber in Wahrheit sage ich dir, daß die, die mich am besten von allen verstanden haben, die Heiden sind. Sie nennen mich den Philosophen. Vielleicht halten sie mich für einen Träumer, einen Schwärmer, einen Unglücklichen, da sie überzeugt sind, daß

man mit Gewalt alles erreicht. Jedoch haben sie verstanden, wenigstens sie haben verstanden, daß ich nicht von dieser Welt bin und daß mein Reich nicht von dieser Welt ist. Sie fürchten sich nicht vor mir, wohl aber vor meinen Anhängern, und sie haben recht. Diese, der eine aus Liebe, der andere aus Hochmut, wären zu allem fähig, um ihre Idee zu verwirklichen: aus mir, dem König der Könige, dem König des Universums, den armen König eines kleinen Staates zu machen ... Und wahrlich, ich muß mich mehr hüten vor dieser Arglist, die im Verborgenen arbeitet, aufgestachelt von meinen tatsächlichen Feinden, die weder im Palast des Prokonsuls von Cäsarea noch in dem des Legaten von Antiochia, und nicht einmal in der Burg Antonia zu finden sind, sondern hinter den Tephillin (Gebetsriemen), den Fransen und den Zizit (Schaufäden bzw. Schnüre an den Oberkleidern) der hebräischen Gewänder, und ganz besonders hinter den umfangreichen Tephillin und den wolligen Zizit an den weiten Gewändern der Pharisäer und Schriftgelehrten, mit denen sie eine noch größere Gesetzestreue zur Schau stellen. Aber das Gesetz ist in den Herzen, nicht an den Kleidern. Wenn das Gesetz im Herzen wäre, würden jene, die sich hassen, nun aber zusammenhalten und den gegenseitigen Haß vorübergehend vergessen, um zu schaden, zur Einsicht kommen. Der Haß hat tiefe Gräben zwischen der einen und der anderen Kaste in Israel geschaffen; doch sie sind nun nicht mehr offen, sondern überbrückt durch den Haß auf mich. Wenn also das Gesetz in ihren Herzen, und nicht nur an Kleider, Stirn und Hände gehängt wäre, so wie ein Wilder sich aus Aberglauben und als Schmuck Amulette, Muscheln, Knochen und Vogelschnäbel umhängt; wenn dieses Gesetz im Herzen wäre, wenn die Weisheit nicht auf den Tephillin, sondern auf den Fasern des Herzens geschrieben stünde, dann würden sie wohl verstehen, wer ich bin und daß sie nicht gegen mich angehen können, um mich als das Wort und als Mensch zu vernichten. Ich muß mich daher schützen vor Freunden und Feinden, die in ihrem Haß und in ihrer Liebe gleich ungerecht sind. Ich muß versuchen, die Liebeserweise

zu lenken und die Gehässigkeit zu dämpfen. Ich tue es, um meine Pflicht zu erfüllen, und werde es tun, bis ich das Reich errichtet und mit meinem Blute die Steine verbunden und gefestigt habe. Wenn ich sie besprengt habe mit meinem Blute, dann werden eure Herzen nicht mehr wanken. Ich spreche von den Herzen derer, die mir treu sind, von deinem, Johanna, das in einem harten Kampf steht zwischen zwei Mächten, zwischen der zweifachen Liebe, die auf dich gerichtet und in dir ist: Ich und Chuza.«

»Aber *du* wirst siegen, Herr ... «

»Ja, ich werde siegen.«

»Versuche aber auch, Chuza zu retten ... Liebe die, die ich liebe.«

»Ich liebe die, die dich lieben.«

»Liebe Chuza, der dich liebt ... «

»Die Lüge ist nichts für diese Stirn, die so rein ist wie die Perlen, die sie umgeben, und die nun errötet in dem Bemühen, sich und mich zu überzeugen von einer Liebe des Chuza.«

»Und dennoch, er liebt dich.«

»Ja, in seinem Interesse, so, wie er mich in seinem Interesse in Zio und in Siram nicht liebte ... Doch da kommt Simon des Jona mit dem Fremden. Gehen wir zu ihnen ... «

Sie begeben sich zu der geräumigen Vorhalle an der Rückseite des Hauses, oder eher einem halbkreisförmigen Portikus, der sich zum Park hin öffnet und die Vorhalle bildet; der Park verlängert sich bis ins Haus durch diesen halbrunden Vorhof. Er ist mit Säulen geschmückt, an denen sich Rosenstöcke, jetzt ohne Blüten, zartes Jasmingeflecht mit Blütensternen und andere purpurfarbene Rankengewächse, deren Name ich nicht kenne, emporwinden.

»Der Friede sei mit dir, Fremdling. Wolltest du mich sprechen?«

»Gruß dir und Ehre, Herr. Ich suchte dich. Ich habe einen Brief für dich, der mir von einer Griechin in Antiochia übergeben wurde. Ich bin ... Nein, ich bin nicht mehr Grieche, da ich römischer Bürger geworden bin, um meine Geschäftsbeziehungen aufrechtzuhalten. Ich bin Lieferant des römischen Heeres. Ich hasse sie. Aber

sie verproviantieren bringt Gewinn. Für das, was sie uns angetan haben, sollte ich Schierling unter das Mehl mischen. Ja, man sollte sie alle vergiften. Aber es würde nichts nützen. Sie würden es noch schlimmer treiben ... Sie glauben, daß ihnen alles erlaubt ist, weil sie mächtig sind. Barbaren sind sie im Vergleich zu den Griechen. Sie haben uns alles gestohlen, um sich mit dem Unsrigen zu schmücken und sich für zivilisiert auszugeben. Aber wenn man an der Schale kratzt, die mit *unserer* Zivilisation bemalt ist, entdeckt man immer einen Amulius, einen Romulus, einen Tarquinius ... einen Brutus, der seinen Wohltäter tötet. Jetzt haben sie Tiberius! Doch das ist noch zu wenig für sie! Sie haben Seianus. Sie haben, was sie verdienen. Das Eisen, die Ketten und die von ihnen begangenen Verbrechen, wenden sich gegen sie selbst und beißen ins Fleisch der römischen Bestien. Noch ist es wenig, zu wenig. Aber was Gesetz ist, wird geschehen. Wenn das Ungeheuer erst einmal übergroß geworden ist, wird es durch sein eigenes Gewicht stürzen und verwesen. Dann werden die Besiegten über den riesigen Kadaver lachen und von neuem die Sieger sein. So sei es. Alle Füße der Eroberer sollen jene treten, die durch ihre brutale Expansion alles zermalmt hat ... Aber verzeih, Herr. Der immerwährende Schmerz hat mich wieder einmal überwältigt ... Ich sagte, daß eine Griechin mir einen Brief für dich mitgegeben hat. Sie hat mir auch gesagt, daß du der vollkommene Tugendhafte bist. Tugendhaft ... Du bist sehr jung, um es zu sein. Die großen Denker von Hellas haben ein ganzes Leben gebraucht, um es ein wenig zu werden ... Doch die Frau hat mir von deiner Idee gesprochen. Wenn du wahrhaft an das glaubst, was du lehrst, bist du groß ... Ist es wahr, daß du lebst, um dich auf den Tod vorzubereiten, um die Welt die Weisheit zu lehren, wie Götter und nicht wie stumpfe Tiere zu leben, wie die Menschen es heute tun? Ist es wahr, daß du behauptest, daß es nur einen Reichtum gibt, der es verdient, erstrebt zu werden: jenen der Tugend? Ist es wahr, daß du gekommen bist, um zu erlösen, daß aber die Rettung in uns selbst ihren Anfang nimmt durch die Befolgung deiner Lehren? Ist

es wahr, daß wir eine Seele besitzen und sie pflegen müssen, weil sie etwas Göttliches ist, etwas Unsterbliches, etwas Unvergängliches ihrer Natur nach, daß wir sie aber selbst entgöttlichen, wenn wir wie vernunftlose Tiere leben, obwohl wir diese Seele nicht zerstören können? Antworte mir, du Großer!«

»Es ist wahr! Alles ist wahr.«

»Beim Zeus! Das sagte auch der Größte der Unseren. Aber es war wie eine Melodie, in der eine Note fehlte, eine Lyra, der eine Saite fehlte. Immer wieder empfand man eine Leere, die der Philosoph nicht auszufüllen vermochte. Du hast sie ausgefüllt, wenn du wahrhaft gekommen bist, nicht nur um zu lehren, sondern auch um zu sterben, von niemandem dazu gezwungen, sondern aus freiem Willen, im Gehorsam gegen Gott, was deinen Tod von Selbstmord in Opfer wandelt ... Bei der göttlichen Pallas! Keiner unserer Götter hat dies je getan. Daraus schließe ich, daß du mehr bist als sie. Die Griechin sagt, daß sie überhaupt nicht existieren, daß du allein *bist* ... Spreche ich also mit einem Gott? Und kann ein Gott so einen räuberischen und verschlagenen Lieferanten des Feindes, einen elenden Menschen anhören? Warum hörst du mich an?«

»Weil ich deine Seele sehe.«

»Du siehst sie?! Wie ist sie denn?«

»Krumm, schmutzig, schlangengleich, verbittert und unwissend, obwohl dein Verstand sehr verschieden ist von dem eines Barbaren. Aber drinnen, in diesem häßlichen Tempel, hast du einen Altar, der auf dasselbe wartet wie der auf dem Areopag: auf den wahren Gott.«

»Auf dich also, denn die Griechin sagt, daß du der wahre Gott bist. Aber, beim Zeus, es ist wahr, was du von meiner Seele sagst. Du bist klarer und sicherer als das Orakel von Delphi. Du predigst Frieden, Liebe und Verzeihung, alles schwierige Tugenden. Auch Enthaltbarkeit predigst du und Rechtschaffenheit jeglicher Art ... So zu leben bedeutet, größer zu sein als die Götter selbst, denn sie ... oh, sind weder friedfertig, noch rechtschaffen, noch großherzig! ... Sie sind die Vollendung der schlechten menschlichen Leidenschaften, ausge-

nommen Minerva, die wenigstens weise ist ... Selbst Diana! Sie ist wohl rein, aber grausam ... Ja, so zu sein, wie du predigst, bedeutet, mehr zu sein als die Götter. Wenn ich so werden könnte, beim herrlichen Ganymed! Aus diesem Jüngling wurde ein olympischer Adler und göttlicher Mundschenk, aber aus Zenon, der die barbarischen Herren mit Proviant versieht, würde ein Gott ... Erlaube, daß ich mich etwas in diesen Gedanken vertiefe, und inzwischen kannst du den Brief der Frau lesen ... « und der Mann beginnt auf- und abzugehen wie ein Peripatetiker.

Der müde Petrus hat sich, als er sieht, daß die Unterhaltung lange dauert, auf einem Sitz in der frischen Vorhalle gemütlich niedergelassen und ist auf den weichen Kissen sanft eingeschlummert. Er muß allerdings ein wachsames Ohr haben, denn schon das Zerbrechen des Siegels und das Aufrollen des Pergaments wecken ihn, und er steht auf und reibt sich die verschlafenen Augen. Dann nähert er sich dem Meister, der aufrecht unter einem Leuchter aus zartvioletterem Glimmerschiefer steht. Das schwache Licht erhellt den Ort, ohne ihm den Zauber der mondhellen Nächte zu nehmen. Jesus hält das Blatt hoch, um die Schrift entziffern zu können, und Petrus an seiner Seite, der viel kleiner als der Meister ist, reckt den Hals und stellt sich auf die Zehenspitzen, um etwas zu sehen, was ihm aber nicht gelingt.

»Es ist wohl Syntyche, wie? Was sagt sie?« fragt er zweimal und fleht: »Lies laut, Meister!«

Aber Jesus antwortet nur: »Ja, sie ist es ... Später ... « Jesus liest immer weiter, und nachdem er das erste Blatt zu Ende gelesen hat, faltet er es und steckt es in die Falten seines Gürtels, um auf dem zweiten Blatt weiterzulesen.

»Viel hat sie geschrieben, nicht wahr? Wie geht es Johannes und wer ist jener Mann?« Petrus ist aufdringlich wie ein Kind, aber Jesus ist so in seine Lektüre vertieft, daß er ihm nicht mehr zuhört. Auch das zweite Blatt ist zu Ende und folgt dem Schicksal des ersten.

»Sie werden zerknittert dort. Gib mir die Blätter, damit ich sie hal-

te ... « und sicherlich denkt er sich dabei: »So kann ich etwas hineinblinzeln.« Doch während er aufschaut, um die Hände des Meisters zu beobachten, die das dritte und letzte Blatt wenden, sieht er eine Träne an den blonden Wimpern Jesu.

»Meister! Weinst du?! Warum, mein Meister?« sagt er und drückt ihn an sich, indem er ihm seinen kurzen, muskulösen Arm um die Hüften legt.

»Johannes ist gestorben ... «

»Oh! Der Arme! Wann?«

»Zu Beginn der Hitze ... mit großer Sehnsucht nach uns ... «

»Oh, armer Johannes! ... Nun ja ... er war am Ende seiner Kräfte, und dazu der Trennungsschmerz ... Alles wegen dieser Schlangen! Wenn ich nur ihre Namen kennen würde! ... Lies laut, Herr. Ich habe Johannes gern gehabt!«

»Später, später werde ich vorlesen. Schweige nun.«

Jesus liest aufmerksam weiter ... Petrus reckt seinen Hals noch höher, um etwas zu sehen ... Jesus hat zu Ende gelesen, faltet das Blatt und sagt: »Rufe meine Mutter.«

»Liest du den Brief nicht vor?«

»Ich warte auf die anderen. Inzwischen werde ich den Mann entlassen.«

Während Petrus ins Haus geht, wo sich die Jüngerinnen mit Johanna befinden, geht Jesus zu dem Griechen: »Wann wirst du abreisen?«

»Oh, ich muß nach Cäsarea zum Prokonsul und dann nach Joppe, sobald ich Waren eingekauft habe. Ich werde in einem Monat abreisen, rechtzeitig, um die Novemberstürme zu vermeiden, denn ich werde den Seeweg nehmen. Bedarfst du meiner?«

»Ja, für die Antwort. Die Griechin sagt mir, daß ich dir vertrauen kann.«

»Man nennt uns falsch, aber wir sind auch fähig, es nicht zu sein. Verlasse dich auf mich. Du kannst den Brief vorbereiten und mich am Laubhüttenfest bei Kleanthes aufsuchen, dem, der mir den Käse aus Judäa für die römischen Tafeln liefert. Es ist das dritte Haus

nach der Quelle des Dorfes Betfage. Du kannst nicht fehlgehen.«

»Auch du kannst nicht fehlgehen, wenn du dem Weg folgst, auf den du den Fuß gesetzt hast. Leb wohl! Dein Griechentum wird dich zum Christentum führen.«

»Machst du mir keinen Vorwurf wegen meines Hasses?«

»Fühlst du, daß ich es tun müßte?«

»Ja, denn du verwirfst den Haß als unwürdige Leidenschaft und verabscheust die Rache.«

»Und was denkst du darüber?«

»Daß wer nicht haßt, sondern verzeiht, größer ist als Zeus.«

»Erreiche also auch du diese Größe ... Leb wohl, Mann. Deine Familie möge Syntyche lieben; und im Exil, in dem ihr lebt, wandelt auf den Wegen, die zum unvergänglichen Vaterland führen, dem Himmel. Wer an mich glaubt und nach meinen Wort lebt, wird dieses Vaterland erlangen. Das Licht erleuchte dich. Gehe hin in Frieden.«

Der Mann grüßt und macht sich auf den Weg. Dann bleibt er stehen, kehrt zurück und fragt: »Werde ich dich nicht reden hören?«

»Am frühen Morgen werde ich in Tarichäa sprechen. Aber danach gehe ich nach Syro-Phönizien, und dann, ich weiß noch nicht auf welchem Wege, nach Jerusalem.«

»Ich werde dich suchen und morgen in Tarichäa sein, um beurteilen zu können, ob du ebenso sprachgewandt bist wie weise.«

Dann geht er endgültig weg.

Die Frauen sind in der Vorhalle und sprechen mit Petrus über den Tod des Johannes. Inzwischen sind auch die anderen gekommen, die in der Stadt geblieben sind, um zu verkünden, daß der Rabbi morgen in Tarichäa sein wird. Alle sprechen von dem armen Johannes von En-Dor und sind begierig, etwas über ihn zu erfahren.

»Er ist gestorben, mein Sohn!«

»Ja, er ist im Frieden.«

»Wahrlich, er hat aufgehört zu leiden.«

»Er hat den Kerker endgültig verlassen.«

»Es wäre gerecht gewesen, daß er nicht diesen letzten Schmerz des Exils hätte erleiden müssen.«

»Eine Reinigung mehr.«

»Oh, ich möchte sie nicht für mich, diese Reinigung. Jede andere, nur nicht fern vom Meister sterben.«

»Und doch werden wir alle so sterben. Meister . . . nimm uns mit dir«, sagt Andreas nach den anderen.

»Du weißt nicht, um was du bittest, Andreas. Dies ist euer Platz bis zu meinem Ruf. Aber hört, was Syntyche schreibt:

„Syntyche in Christus, grüßt Jesus Christus.

Der Mann, der dir diese Blätter überbringen wird, ist ein Landsmann von mir, der mir versprochen hat, dich zu suchen, bis er dich gefunden hat. Wenn es ihm jedoch nicht gelingen sollte, würde er den Brief Lazarus in Betanien abgeben. Es ist einer, der sich so gut er kann schadlos hält für die Verluste, die Rom ihm und seinen Vorfahren zugefügt hat. Dreimal hat Rom sie getroffen, auf viele Arten und immer mit den üblichen Methoden. Er sagt mit seiner griechischen Schlaueit, daß er jetzt die Kühe vom Tiber melkt, damit sie die hellenischen Ziegen ausspeien. Er ist Lieferant des Hauses des Legaten und vieler römischer Häuser in diesem kleinen Rom, der königlichen Großstadt des Orients. Außerdem ist es ihm gelungen, nachdem er den raffinierten Geschmack der Reichen befriedigt hatte, mit List und Schmeichelei, die seinen abgrundtiefen Haß verbergen, die Verproviantierung der Kohorten im Orient zu übernehmen. Sein Vorgehen billige ich nicht, aber jeder hat seine Art. Ich würde das auf den Straßen erbettelte Brot den Schreinen voller Gold vorziehen, die er vom Unterdrücker erhält. Und so hätte ich es immer gehalten, wenn nicht jetzt ein anderer Grund als mein persönlicher Nutzen mich veranlassen würde, es dem Griechen für meine Zwecke nachzutun.

Im Grunde ist er ein guter Mensch. Gut sind auch seine Frau, die drei Töchter und ein Sohn. Ich habe sie in der kleinen Schule von Antigonea kennengelernt, und als die Mutter zu Beginn des

Frühlings erkrankte, habe ich sie mit meinem Balsam geheilt und bekam so Zutritt zu ihrem Haus. Viele Häuser hätten mich gern als Lehrerin und Näherin aufgenommen, Häuser von Adelligen und Kaufleuten, aber ich habe dieses vorgezogen aus einem Grund, der nichts damit zu tun hat, daß darin Griechen leben. Ich werde es dir erklären.

Ich bitte dich, mit Zenon Nachsicht zu üben, auch wenn du seine Denkweise nicht billigen kannst. Er ist wie gewisse trockene Felder, quarzhaltig an der Oberfläche, aber sehr gut unter der harten Kruste. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, diese harte Kruste, die von so viel Leid herrührt, zu entfernen und den guten Boden zutagezufördern. Er wäre eine große Hilfe für deine Gemeinde; denn Zenon ist bekannt und unterhält Beziehungen zu vielen Leuten aus Kleinasien, Griechenland und Zypern. Selbst in Malta und in Iberia hat er überall Verwandte und Freunde, die wie er Griechen und verfolgt sind oder Römer von der Militär- und Zivilverwaltung, die deiner Sache einmal sehr nützlich sein können.

Herr, während ich auf einer Terrasse des Hauses schreibe, sehe ich Antiochia mit seinen Molen am Fluß, dem Palast des Legaten auf der Insel, seinen Prunkstraßen und seinen Mauern mit Hunderten von mächtigen Türmen; und wenn ich mich umdrehe, sehe ich den Kamm des Silpius, der emporragt mit seinen Kasernen und dem anderen Palast des Legaten. So befinde ich mich zwischen zwei Wahrzeichen römischer Macht, ich, die arme unterjochte Frau, allein. Aber sie jagen mir keine Furcht ein, denn ich denke: was die Gewalt der Elemente und die Macht eines ganzen aufständischen Volkes nicht vermögen, das wird die Schwäche vollbringen, die keinen Schatten wirft; diese scheinbare Schwäche, die den Mächtigen verächtlich erscheint, die aber eine große Kraft in Gott besitzt, in dir.

Ich meine, und ich sage es dir, daß diese römische Macht einst die christliche Macht sein wird, wenn sie dich erkannt hat, und daß von den Zitadellen des heidnischen Rom aus die Arbeit beginnen muß, denn sie werden immer die Herrscher der Welt bleiben, und

ein christliches Rom würde ein weltweites Christentum bedeuten. Wann wird dies wohl geschehen? Ich weiß es nicht. Aber ich fühle, daß es so sein wird. Deshalb schaue ich mit einem Lächeln auf diese Zeugnisse römischer Macht und denke an den Tag, da sie ihre Zeichen und ihre Macht in den Dienst des Königs der Könige stellen werden. Ich betrachte sie, wie man nützliche Freunde betrachtet, die noch nicht wissen, daß die es sind; die noch zu leiden geben, bis sie erobert sind, die aber, wenn sie einmal gewonnen sind, dich und deinen Namen bis an die Grenzen der Welt tragen werden.

Ich, als arme Frau, wage es meinen großen Brüdern in dir zu sagen, daß, wenn die Stunde der Eroberung der Welt für dein Reich schlagen wird, die Eroberung der Geister für die Wahrheit nicht in Israel beginnen soll, da es zu sehr von seinem mosaischen Rigorismus, den Pharisäer und andere Kasten noch auf die Spitze treiben, eingenommen ist, um erobert zu werden; vielmehr beginnt sie hier, in der römischen Welt und ihren Ausläufern – den Fangarmen, mit denen Rom jeden Glauben, jede Liebe und jede Freiheit, die es nicht will und die ihm nichts nützt, erstickt.

Du weißt dies alles, Herr. Aber ich spreche für meine Brüder, die nicht glauben können, daß auch wir, die Heiden, nach dem Guten streben. Den Brüdern sage ich, daß unter dem heidnischen Panzer Herzen schlagen, die enttäuscht sind von der heidnischen Leere und angeekelt von dem Leben, das sie führen, weil es so Brauch ist. Sie sind des Hasses, des Lasters, der Härte müde. Da gibt es redliche Seelen, die aber nicht wissen, auf wen sie sich stützen sollen, um die Erfüllung ihrer Sehnsucht nach dem Guten zu erlangen. Gebt ihnen einen Glauben, der sie erfüllt. Und sie werden für ihn sterben und ihn hinaustragen in die Finsternis wie eine Fackel, gleich den Athleten der hellenischen Spiele.“«

Jesus faltet das erste Blatt zusammen, und während die Zuhörer über den Stil, die Kraft und die Ideen der Syntyche sprechen und sich fragen, weshalb sie wohl nicht mehr in Antigonea ist, entfaltet Jesus das zweite Blatt.

Petrus, der bisher sitzengeblieben ist, nähert sich nun, wie um besser zu hören, lehnt sich an Jesus und stellt sich wieder auf die Zehenspitzen, um zu sehen.

»Simon, es ist so heiß und deine Nähe beengt mich, geh doch an deinen Platz. Hast du denn bis jetzt nicht gehört?« sagt Jesus lächelnd.

»Gehört, ja, aber nicht gesehen, und jetzt möchte ich sehen, denn von diesem Blatt an hast du dich verändert und geweint . . . nicht nur wegen Johannes, denn daß er bald sterben würde, wußte man . . . «

Jesus lächelt. Doch, um zu verhindern, daß Petrus ihm von hinten über die Schultern schaut, lehnt er sich an die nächste Säule, obwohl er sich so vom Licht des Kronleuchters entfernt, der nun nicht mehr das Blatt, sondern das Antlitz Jesu hell beleuchtet.

Petrus, fest entschlossen zu sehen und zu verstehen, schiebt seinen Hocker vor Jesus hin, setzt sich und hält seine Augen auf das Antlitz des Meisters gerichtet.

»„So sehr bin ich davon überzeugt, daß ich, nachdem ich allein geblieben bin, Antiochia verlassen und mich nach Antiochia begeben habe in der Gewißheit, dort mehr arbeiten zu können, wo, wie in Rom, alle Rassen beieinander vermischt sind, als dort, wo Israel herrscht. Ich kann als Frau nicht zur Eroberung Roms ausziehen. Doch da diese Stadt für mich unerreichbar ist, so werfe ich in der schönsten Tochterstadt, die der Mutter auf der ganzen Welt am ähnlichsten ist, den Samen aus . . . In wie viele Herzen wird er fallen? In wie vielen wird er aufsprießen? In wie vielen wird er anderswohin getragen werden, um dann durch das Wirken der Apostel zu keimen? Ich weiß es nicht. Ich verlange auch nicht, es zu wissen. Ich arbeite und opfere diese Arbeit dem Gott auf, den ich kennengelernt habe und der meinen Geist und meinen Verstand erfüllt. An diesen Gott glaube ich als an den einzigen, allmächtigen Gott. Ich weiß, daß er den nicht enttäuscht, der guten Willens ist. Das genügt mir und gibt mir Kraft in meinem Tun.

Meister, Johannes ist gestorben am sechsten Tag vor den Nonen

des Juni nach dem römischen Kalender, ungefähr im Neumond des Tammus nach hebräischer Zeitrechnung. Herr ... dir brauche ich nicht zu sagen, was du schon weißt, aber ich sage es für meine Brüder: Johannes ist als Gerechter gestorben, und wenn ich an seine Leiden denke, muß ich der Wahrheit zuliebe hinzufügen: als Märtyrer.

Ich habe ihm beigestanden mit all dem Mitgefühl, dessen eine Frau fähig ist, mit all der Achtung, die man einem Helden entgegenbringt, und mit all der Liebe, die man für einen Bruder empfindet. Aber damit habe ich nicht ein Leiden verhindern können, das so groß war, daß ich nicht etwa aus Überdruß oder Müdigkeit, sondern aus Mitleid den Ewigen bat, ihn in seinen Frieden abzurufen, ‚zur Freiheit‘, wie er sich ausdrückte.

Welche Worte kamen aus seinem Munde! Kann ein Mensch, der in solche Tiefen hinabgestiegen ist, wie er sagte, zu einem so großen Licht der Weisheit aufsteigen? Oh, der Tod ist wirklich das Geheimnis, das unseren Ursprung enthüllt; und das Leben ist die Szenerie, die das Geheimnis verbirgt, eine Szenerie, die uns nicht vorgezeichnet wird und auf der wir nach unserem Gutdünken wirken können. Er hatte dort manches Unschöne eingezeichnet, aber die letzten Werke waren erhaben. Aus den düsteren Tiefen menschlichen Schmerzes und menschlicher Gewalttätigkeit hat er sich als weiser Künstler zu immer lichtvolleren Sphären erhoben, indem er die Zeitspanne seines christlichen Lebens mit Tugenden zierte und sie in der strahlenden Lichtfülle einer in Gott eingetauchten Seele beendete.

Ich versichere dir: Er sprach sie nicht, er sang seine letzte Dichtung. Er starb nicht, er stieg empor. Ich konnte auch nicht genau unterscheiden, wann es noch der Mensch war, der sprach, und wann schon der Geist, der Sohn Gottes, sprach.

Herr, du weißt, daß ich alle Werke der Philosophen gelesen habe, um eine Weide für die Seele zu finden, die noch in den doppelten Ketten der Sklaverei und des Heidentums lag. Aber es waren Menschenwerke. Hier waren es keine menschlichen Stimmen mehr: es

waren Worte eines Übermenschen, eines königlichen Geistes, mehr noch, eines halb göttlichen Geistes.

Ich habe über das Geheimnis gewacht, das übrigens von denen, die uns beherbergten, nicht verstanden worden wäre. Sie waren gut zu ihm als Mensch, aber israelitisch im wahrsten und weitesten Sinn des Wortes. Zuletzt, als Johannes nur noch die sprechende Liebe war, habe ich alle anderen Menschen von ihm ferngehalten und allein das aufgenommen, von dem du gewiß weißt ...

Herr, dieser Mann ist gestorben, er ist endlich aus dem Kerker in die Freiheit eingegangen, wie er mit dem letzten Hauch seiner Stimme und mit dem in Verzückung entflammten Blick sagte, während er meine Hand hielt und mir durch seine Worte das Paradies enthüllte. Im Sterben hat mich dieser Mann gelehrt, gut zu leben, zu verzeihen, zu glauben, zu lieben. Im Sterben hat er mich vorbereitet auf die letzte Zeit deines Lebens.

Herr, ich weiß alles. Er hat mich an den Winterabenden über die Propheten unterrichtet. Ich kenne das prophetische Buch wie eine echte Israelitin; aber ich weiß auch, was das Buch nicht ausdrücklich sagt ...

Mein Meister und mein Herr ... ich werde ihn nachahmen und würde gerne dieselbe Gunst erlangen; aber ich meine, daß es heldenhafter ist, nicht darum zu bitten und einfach deinen Willen zu tun ...“«

Jesus faltet das Blatt zusammen und will das dritte ergreifen.

»Nein, nein, Meister! Das kann nicht sein ... Da muß noch etwas anderes stehen. Dieses Blatt kann nicht so schnell zu Ende sein«, ruft Petrus aus. »Du hast nicht alles gelesen. Warum, Herr? Ihr alle, protestiert! Syntyche hat mehr für uns als für ihn geschrieben, und er liest es nicht.«

»Bestehe nicht darauf, Petrus!«

»Und ob ich darauf bestehe! Weißt du, ich habe gesehen, daß dein Auge plötzlich weiter nach unten geschaut hat und daß du – es scheint etwas durch – die letzten Zeilen nicht gelesen hast. Ich

werde keine Ruhe geben, bis du den letzten Abschnitt dieses Blattes noch liest. Du hast vorhin geweint! ... Gibt es vielleicht etwas zu weinen in dem, was du gelesen hast? Ja, gewiß ist es traurig, daß er gestorben ist. Aber über einen solchen Tod weint man nicht. Ich dachte schon, er hätte vor dem Tod seinen Glauben verloren, wäre nicht gut gestorben ... Statt dessen ... Lies weiter! Mutter! Johannes! Ihr, die ihr alles erreicht ... «

»Höre ihn an, mein Sohn, und wenn auch etwas Schmerzliches darin steht, so werden wir alle den Kelch trinken ... «

»Es sei denn, wie ihr wollt ...

„Ich kenne das Buch wie eine echte Israelitin; aber ich weiß auch, was das Buch nicht ausdrücklich sagt, nämlich, daß dein Leiden bald vollendet sein wird, da Johannes nun gestorben ist und du ihm einen nur kurzen Aufenthalt im Limbus versprochen hast. Er hat es mir gesagt. Er hat mir gesagt, daß du ihm versprochen hast, ihn rechtzeitig aus dieser Welt scheiden zu lassen, damit er nicht mitansehen muß, wie weit der Haß Israels gegen dich gehen kann und um zu vermeiden, daß er aus Liebe zu dir deine Henker haßt. Jetzt ist er tot ... Auch du bist also dem Tode nahe ... Nein, dem Leben. Wahrlich, wir alle werden dem Leben nahe sein mit deiner Lehre, mit dir selbst in uns, mit der Göttlichkeit in uns, nachdem dein Opfer uns das Leben der Seele, die Gnade, die Vereinigung mit dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist wiedergegeben haben wird.

Meister, mein Retter, mein König, mein Gott ... groß ist meine Versuchung, vielmehr groß war sie, dich aufzusuchen, jetzt, da der Leib des Johannes im Grabe ruht und seine Seele in der Erwartung. Ich möchte bei dir sein mit den anderen, nahe bei deinem Altar. Aber die Altäre werden nicht nur mit dem Opferlamm geschmückt, sondern auch mit Girlanden zur Ehre des Gottes, dem das Opfer dargebracht wird. Ich lege als in der Ferne lebende Jüngerin meine violette Girlande am Fuße deines Altares nieder. Ich lege dort den Gehorsam, die Arbeit, das Opfer, dich weder hören noch sehen zu können, nieder ... Ah, es wird sehr hart sein! Es ist schon jetzt

hart, da deine übernatürlichen Gespräche mit Johannes zu Ende sind und ich mich ihrer nicht mehr erfreuen kann! ... Herr, strecke deine Hand aus über deine Dienerin, damit sie nur deinen Willen tue und dir zu dienen verstehe.“«

Jesus faltet das Blatt und schaut in die Gesichter der Zuhörer. Sie sind bleich. Aber Petrus murmelt: »Ich verstehe nicht, weshalb du geweint hast ... Ich dachte, es stünde noch etwas anderes da ... «

»Ich habe geweint, weil ich den einstigen Gattenmörder und Galeerensträfling und die heidnische Sklavin mit gar zu vielen in Israel verglichen habe.«

»Ich habe verstanden! Es bedrückt dich, daß die Hebräer tiefer stehen als die Heiden und die Priester und Fürsten tiefer als die Galeerensträflinge. Du hast recht. Ich war töricht! Welch eine Frau! Schade, daß sie weggehen mußte ... «

Jesus entfaltet das dritte Blatt:

»„Und damit ich in allem den Jünger und Bruder nachzuahmen wisse, der nun im Frieden ist und der dahingegangen ist, nachdem er jede Art der Reinigung vollzogen hatte ... zu deiner Ehre und um deine Leiden zu erleichtern.“«

»Ah, nein!« Petrus ist gewandt auf seinen Hocker gesprungen, bevor Jesus zur Seite treten kann und sieht nun, daß Jesus unmöglich schon bis zu der Stelle gekommen sein kann, wo er jetzt liest. Man muß sich auch vor Augen halten, daß sich das Pergament von selbst zusammenrollt, wenn es oben nicht gehalten wird, und daß also schon viele Zeilen im oberen Teil des Blattes verborgen sind.

Jesus erhebt sein Haupt und mit einem Blick, der eher wehmütig als traurig, sanft, aber entschieden ist, weist er seinen Apostel zurück und sagt: »Petrus, dein Meister weiß, was gut für dich ist! Laß mich dir geben, was gut für dich ist ... «

Petrus ist betroffen von diesen Worten und noch mehr von den flehenden Augen Jesu, in denen Tränen, die fast schon heruntertropfen, glänzen. Er steigt vom Hocker herab und sagt: »Ich gehorche ... Aber was wird da wohl stehen?!«

Jesus liest weiter: »„Nachdem ich nun von anderen gesprochen habe, will ich von mir sprechen. Ich habe nach dem Begräbnis des Johannes Antigonea verlassen. Nicht, daß man mich schlecht behandelt hätte. Ich fühlte nur, daß es nicht mein Platz war. Weshalb ich dieses Gefühl hatte? Ich weiß es nicht. Ich fühlte es. Wie ich dir schon gesagt habe, habe ich viele Familien kennengelernt, denn viele sind zu uns gekommen. Ich zog es vor, mich bei der des Zenon einzurichten, weil sie dem Gesellschaftskreis angehört, in dem ich zu arbeiten gedenke.

Eine römische Dame wollte mich in ihr herrliches Haus in der Nähe der Kolonnaden des Herodes mitnehmen. Eine sehr reiche Syrerin hätte mich gern als Meisterin in ihrer Stofffabrik gehabt, die ihr Gemahl aus Tyrus in Seleucia gegründet hat. Eine Witwe, Proselytin und Mutter von sieben Mädchen, die bei der Brücke von Seleucia wohnt, wollte mich im Gedenken an Johannes, den Lehrer ihrer Kinder, in ihrem Haus haben. Eine griechisch-syrische Familie mit Warenhäusern in einer Straße nahe dem Zirkus bat mich, zu ihr zu kommen, weil ich ihr zur Zeit der Spiele nützlich sein könnte. Schließlich drängte mich auch ein Römer, ich glaube, er war Zenturio, aber sicher beim Militär, der aus ich weiß nicht welchen Gründen hiergeblieben ist, und den ich auch mit meinem Balsam geheilt habe, zu ihm zu kommen.

Nein. Ich wollte weder die Reichen noch die Kaufleute. Ich wollte Seelen, griechische und römische Seelen, denn ich fühle, daß bei diesen die Verbreitung deiner Lehre in der Welt beginnen muß. Und nun bin ich im Haus des Zenon an den Hängen des Silpius, in der Nähe der Kasernen. Die Festung droht von ihrem Gipfel. Aber trotz ihres finsternen Aussehens gefällt sie mir doch besser als die reichen Paläste des Omphalos und Nymphäums. Und ich habe Freunde dort. Einen Soldaten mit Namen Alexander, der dich kennt. Ein schlichtes Kinderherz in einem stattlichen Soldaten. Und selbst der römische Tribun, der vor kurzem aus Cäsarea gekommen ist, birgt unter seiner Rüstung ein rechtschaffenes Herz. In seiner rauhen Ein-

fachheit ist Alexander der Wahrheit näher. Doch der Tribun, der dich bewundert als einen vollkommenen Redner, einen ‚göttlichen‘ Philosophen, wie er sagt, ist der Weisheit nicht feindlich gesinnt, wenn er die Wahrheit auch noch nicht zu erfassen vermag. Aber diese Männer und ihre Familien mit selbst einer geringen Kenntnis deiner Lehre zu erobern, bedeutet, Samen von dieser Kenntnis nach Norden und Süden, nach Osten und Westen auszustreuen; denn die Truppen sind wie die Körner, die eine Schaufel durcheinanderwirft, oder besser: sie sind wie Spreu, welche die Windmühle, in unserem Fall der Wille der Cäsaren und die Bedürfnisse der Regierung, in alle Richtungen zerstreut.

Wenn der Tag kommt, da deine Apostel wie zum Fluge losgelassene Vögel in die Welt hinausgehen, wird es ihnen eine große Hilfe sein, am Ort ihres Apostolates einen Menschen, auch nur einen einzigen, anzutreffen, der schon etwas über dich weiß. In dieser Absicht pflege ich auch die schmerzenden Glieder der alten Gladiatoren und die Wunden der jungen. Aus demselben Grund fliehe ich nicht mehr die römischen Frauen und ertrage, die mir einst Schmerz bereiteten ... Alles für dich!

Sollte ich fehlen, so rate du mir mit deiner Weisheit. Wisse nur, aber du weißt es ja schon, daß meine Fehler von Unfähigkeit und nicht von Bosheit herrühren.

Herr, deine Dienerin hat dir nun vieles erzählt ... und doch ist es ein Nichts im Vergleich zu dem, was ich im Herzen trage. Aber du siehst meine Seele, Herr ... Wann werde ich dein Antlitz schauen? Wann werde ich deine Mutter wiedersehen, die Brüder? ... Das Leben ist ein Traum, der vergeht. Auch die Trennung wird vorübergehen. Ich werde in dir sein und mit ihnen, und es wird Freude und Freiheit für mich sein, auch für mich, wie für Johannes.

Ich werfe mich zu deinen Füßen nieder, mein Retter. Segne mich mit deinem Frieden.

Maria von Nazaret und den Jüngerinnen Friede und Segen. Den Aposteln und Jüngern Friede und Segen. Dir, Herr, Ehre und Liebe.“

Ich habe euch den Brief vorgelesen. Komm mit mir, Mutter. Ihr wartet auf mich oder begehrt euch zur Ruhe. Ich werde nicht ins Haus zurückkehren. Ich werde mit meiner Mutter im Gebet verweilen. Johanna, wenn mich jemand suchen sollte, bin ich im Pavillon am See.«

Petrus hat Maria beiseitegenommen und spricht aufgeregt, aber leise mit ihr. Maria lächelt ihm zu und flüstert etwas. Dann holt sie ihren Sohn ein, der auf dem in der Nacht kaum sichtbaren Pfad wandelt.

»Was wollte Simon des Jona?«

»Er wollte allerlei wissen, mein Sohn. Er ist wie ein Kind ... ein großes Kind ... aber herzensgut.«

»Ja, er ist wirklich gut; und er hat dich, die Allergütigste gebeten, um etwas zu erfahren ... Er hat den schwachen Punkt entdeckt: dich und Johannes. Ich weiß es, obwohl ich es mir nicht anmerken lasse. Aber ich kann nicht immer nachgeben, um ihn zufriedenzustellen ... Es war nicht nötig, Jonatan. Wir hätten auch im Dunkeln sein können«, sagt Jesus, als er Jonatan herbeieilen sieht mit einer silbernen Laterne, die er auf den Tisch stellt, und mit Kissen für die Sitze im Pavillon.

»Johanna hat es angeordnet. Der Friede sei mit dir, Meister.«

»Und mit dir.«

Sie bleiben allein.

»Ich sagte eben, daß ich ihn nicht immer zufriedenstellen kann. Heute Abend konnte ich es nicht. Du allein darfst die Dinge erfahren, die ich verschwiegen habe. Deswegen wollte ich dich hier haben, und auch, um mit dir zusammen zu sein, Mutter ... Das Zusammensein mit dir in den letzten Stunden vor einer Trennung bedeutet, süße Kraft zu schöpfen, um von ihr erfüllt zu sein in den Stunden der Einsamkeit, in einer Welt, die mich nicht versteht oder nur schlecht versteht. Und mit dir zusammen zu sein in den ersten Stunden nach einer Rückkehr heißt, mich an deiner gütigen Milde sogleich zu erholen von allen Kelchen, die ich auf dieser Welt trinken muß ... und die so abstoßend und bitter sind.«

Maria liebkost ihn ohne zu sprechen. Die Mutter, die ihren Sohn tröstet, steht aufrecht neben ihm, der sitzt. Aber er fordert sie auf, sich zu setzen, und sagt: »Höre ...« und Maria wird in ihrer aufmerksamen Haltung zur Jüngerin, die Jesus, dem Meister, aufmerksam zuhört.

»Syntyche schreibt in dem Absatz, in dem von Antiochia die Rede ist: „Hierher hat mich mein Wille – ich weiß nicht zu unterscheiden, wo der menschliche aufhört und der göttliche beginnt, denn ich bin nicht weise – geführt, ein Wille, der stärker als meine Sehnsucht ist. Und wer weiß, ob dies nicht ganz der Wille Gottes gewesen ist. Gewiß, fast sicher ist es eine Gnade des Himmels, daß ich nun diese Stadt liebe, die mich mit den Höhen des Casius und des Amanus, die von beiden Seiten über sie wachen, und den grünen Kämmen der fernen Gebirge sehr an mein verlorenes Vaterland erinnert. Mir scheint, als wäre dies der erste Schritt meiner Rückkehr in die Heimat, nicht mehr der müde Schritt einer Pilgerin, die zurückkehrt, um zu sterben, sondern der einer Botin, die dem Land, wo ihre Wiege stand, neues Leben bringt. Mir scheint, daß ich von hier aus wie eine Schwalbe, die im Fluge geruht und sich mit Weisheit genährt hat, zu der Stadt fliegen muß, in der ich das Licht der Welt erblickte und von der ich zum Licht aufsteigen will, nachdem ich ihr das Licht, das mir geschenkt wurde, gebracht habe.

Meine Brüder in dir, ich weiß es, würden diesen Gedanken nicht billigen. Sie wollen deine Weisheit nur für sich. Aber das ist ein Fehler. Eines Tages werden sie begreifen, daß die Welt wartet und daß die verachtete Welt die bessere sein wird. Ich bereite ihnen den Weg. Nicht nur hier, sondern durch alle, die hier zu den Oberen gehören und später in andere Länder zurückkehren; und ich mache keinen Unterschied zwischen Heiden und Proselyten, Griechen und Römern, oder Leuten aus sonstigen Kolonien des Reiches und der Diaspora. Ich spreche und erwecke den Willen, dich kennenzulernen ... Das Meer besteht nicht aus dem Regen eines einzigen Wolkenbruches. Es besteht aus vielen, vielen, vielen Wolken, deren

Wasser auf die Erde fallen und sich dann ins Meer ergießen. Ich werde eine Wolke sein, und das Meer wird das Christentum sein. Ich will die Kenntnis von dir verbreiten, um dazu beizutragen, das Meer des Christentums zu bilden. Als Griechin liegt es mir zu Griechen sprechen, nicht so sehr wegen der Sprache, sondern weil ich ihre Eigenheiten kenne ... Als einstige Sklavin der Römer kann ich mit den Römern umgehen, deren schwache Seiten ich kenne, und da ich lange unter Juden gelebt habe, weiß ich auch, wie man diese behandeln muß, besonders hier, wo es viele Proselyten gibt. Johannes ist gestorben zu deiner Ehre. Ich werde leben zu deiner Ehre. Segne unsere Seelen.“

Dann, weiter unten, dort, wo sie vom Tod des Johannes erzählt, dort, wo ich Petrus nicht habe mitlesen lassen, steht geschrieben: „Johannes ist gestorben, nachdem er jegliche Art der Reinigung durchgemacht hat, auch die schwerste, da er denen verziehen hat, die ihn mit ihrer Handlungsweise getötet und dich gezwungen haben, ihn fortzuschicken. Ich kenne ihre Namen, wenigstens den des Schlimmsten unter ihnen. Johannes hat ihn mir enthüllt mit den Worten: ‚Mißtraue ihm immer. Er ist ein Verräter. Er hat mich verraten und wird ihn und die Gefährten verraten. Aber ich verzeihe Iskariot, wie er ihm verziehen wird. Der Abgrund, in dem er sich befindet, ist schon so tief, daß ich ihn nicht noch tiefer machen will, indem ich ihm die Verzeihung dafür verweigere, daß er mich umgebracht hat durch die Trennung von Jesus. Meine Verzeihung wird ihn nicht retten. Nichts wird ihn retten, weil er ein Dämon ist. Ich sollte das nicht sagen, ich, der ich selbst ein Mörder war. Aber ich hatte wenigstens einen Grund, eine Beleidigung, die mich zum Wahnsinn trieb. Er schilt den, der ihm nichts Böses zugefügt hat, und wird schließlich auch seinen Erlöser verraten. Aber ich verzeihe ihm, denn die Güte Gottes hat aus seinem Neid auf mich mein Wohl geschaffen. Siehst du? Alles habe ich gesühnt. Er, der Meister, hat es mir gestern abend gesagt. Alles habe ich gesühnt. Jetzt verlasse ich den Kerker, und bin wahrhaft frei; frei auch von der Last der Erinnerung an die Sünde,

die Judas von Kerijot gegen einen Unglücklichen begangen hat, der bei seinem Herrn den Frieden gefunden hatte.'

Auch ich verzeihe ihm nach seinem Beispiel; ihm, der mich dir, der gesegneten Mutter, und den schwesterlichen Jüngerinnen entrisen hat; der mich daran hindert, dich zu hören und dir zu folgen bis zum Tode, um bei deinem Triumph als Erlöser zugegen zu sein. Ich tue es für dich, zu deiner Ehre und um deine Leiden zu erleichtern. Sei beruhigt, mein Herr. Der schmachvolle Name, der in den Reihen deiner Nachfolger zu finden ist, wird nie über meine Lippen kommen, und damit auch nichts von all dem, was ich von Johannes erfahren habe, als sein Ich mit deiner unsichtbaren, beglückenden Gegenwart sprach. Ich war im Zweifel, ob ich nicht zu dir kommen sollte, bevor ich mich in meinem neuen Heim einrichte. Aber ich fühlte, daß ich mich vielleicht verraten hätte durch meinen Abscheu vor Iskariot, und daß ich dir dadurch bei deinen Feinden geschadet hätte. So habe ich denn auch diesen Trost aufgeopfert ... in der Überzeugung, daß dieses Opfer nicht ohne Frucht und Lohn bleiben wird."

Sieh, Mutter, konnte ich das Simon vorlesen?«

»Nein, weder ihm noch den anderen. Schmerz und Freude zugleich empfinde ich über diesen heiligmäßigen Tod des Johannes ... Sohn, beten wir, auf daß er unsere Liebe fühle und ... und Judas nicht zur Schande werde ... Oh, es ist furchtbar! ... Und doch ... wir werden vergeben und verzeihen ... «

»Beten wir ... « Sie erheben sich und beten im flackernden Licht der Lampe, hinter den Vorhängen herabhängender Zweige, während die Brandung in regelmäßigem Rhythmus das Ufer bespült ...

511 Bei den Thermen von Emmaus bei Tiberias

Der See liegt da wie ein riesiger Sardonyx, eingefaßt von den Hügeln, die im Sternenschein kaum zu sehen sind, da der Mond bereits untergegangen ist. Jesus ist allein in dem grünen Pavillon am Tisch,

im Schein der erlöschenden Lampe, sein Haupt auf die Vorderarme gelegt. Er schläft jedoch nicht, und bisweilen hebt er sein Haupt und betrachtet die Blätter des Briefes, die auf dem Tisch ausgebreitet sind, am oberen Rand von der Lampe und am unteren von seinen Vorderarmen gehalten. Dann neigt er wieder das Haupt.

Die Stille ist vollkommen. Selbst der See scheint in der schwülen Wärme zu schlafen. Dann plötzlich ein Windesrauschen im Laub und gleichzeitig das einsame Klatschen einer Welle am Ufer, eine Veränderung in der Natur, ich würde sagen, ein Knistern der erwachenden Elemente. Das kaum merkliche erste Morgengrauen ist schon ein Vorbote des Lichtes, obwohl das Auge es noch nicht wahrnimmt, wenn es über den verlassenen Garten schweift. Es ist der Spiegel des Sees, der diese Wiedergeburt des Lichtes anzeigt, denn sein dunkler, bleierner Sardonyx wird heller, und da er den sich aufhellenden Himmel widerspiegelt, geht das Bleigrau langsam in Schiefergrau und dann Eisengrau über. Danach gleicht er einem schillernden Opal, und schließlich nimmt er die Farbe des Himmels an, die Bläue paradiesischer Gewässer.

Jesus steht auf, faltet die Blätter zusammen, nimmt die Lampe, die der erste Hauch der frischen Brise ausgelöscht hat und geht dem Haus zu. Er begegnet einer Dienerin, die sich vor ihm verneigt, dann einem Gärtner, der sich zu den Beeten begibt und mit dem er einen Gruß austauscht. Nun betritt er die Vorhalle, in der andere Diener ihre ersten Arbeiten verrichten.

»Der Friede sei mit euch. Könntet ihr die Meinen rufen?«

»Sie sind schon aufgestanden, Herr, und der Wagen für die Frauen ist bereit. Auch Johanna ist bereits in der inneren Vorhalle.«

Jesus geht durch das Haus zur Vorhalle, die auf der Straßenseite liegt, und tatsächlich sind alle dort versammelt.

»Gehen wir. Mutter, der Herr sei mit dir. Auch mit dir, Maria, und mein Friede begleite euch. Leb wohl, Simon. Bring Salome und den Kindern meinen Frieden.«

Jonatan öffnet das schwere Tor. Auf dem verlassenen Weg steht

der bedeckte Wagen. Zwischen den Häusern ist es noch nicht sehr hell. Die Frauen steigen mit ihrem Verwandten ein, und der Wagen setzt sich in Bewegung.

»Auch wir wollen gleich aufbrechen. Andreas, laufe voraus zu den Booten und sage den Schiffsjungen, sie sollen in Tarichäa auf uns warten.«

»Wie? Gehen wir zu Fuß? Wir werden zu spät ankommen . . . «

»Das macht nichts. Geht voraus, während ich mich von Johanna verabschiede.«

Die Apostel machen sich auf den Weg . . .

»Ich folge dir, Herr, oder besser, ich fahre voraus, denn ich werde mit dem Boot kommen.«

»Du wirst lange warten müssen . . . «

»Das macht nichts. Laß mich kommen.«

»Wie du willst. Ist Chuza nicht hier?«

»Er ist noch nicht nach Hause gekommen, Herr.«

»Du kannst ihm sagen, daß ich ihn grüßen lasse und ihn ermahne, gerecht zu sein. Liebkose für mich die Kinder. Du aber, die du deinen Meister verstanden hast, überzeuge Chuza, daß er im Irrtum ist, und mit ihm alle jene, die aus dem Gesalbten einen zeitlichen König machen wollen.«

Auch Jesus macht sich auf den Weg und holt die Apostel bald ein.

»Laßt uns den Weg nach Emmaus einschlagen, denn viele Unglückliche begeben sich zu den Quellen, die einen, um Heilung zu erlangen, die anderen, um Hilfe zu finden.«

»Aber wir haben keinen Heller mehr . . . « entgegnet Jakobus des Zebedäus.

Jesus antwortet nicht.

Die Straßen bevölkern sich zunehmend von Minute zu Minute, und mit Menschen zweier sehr verschiedener Gesellschaftsschichten. Man sieht Gärtner, Verkäufer, Diener, Sklaven und Leute aus dem Volk, die zu den Märkten eilen, und reiche Lebemänner, die sich in Sänften oder auf ihren Reittieren zu den Quellen begeben.

Ich nehme an, daß es Thermalquellen sind, da sie Heilung bringen sollen.

Tiberias muß ziemlich kosmopolitisch sein, denn unter den Reisenden sieht man Personen verschiedener Nationen. Durch ihr müßiges und lasterhaftes Leben schwerfällig gewordene Römer. Herausgeputzte Griechen, die gewiß nicht weniger liederlich leben als die Römer, aber anders vom Laster gezeichnet sind als die Lateiner. Leute von der phönizischen Küste. Meist ältere Hebräer. Verschiedene Dialekte und Sprachen, Kleider aller Art, hier und da das bleiche Gesicht eines Kranken oder einer Kranken, müde Patriziergesichter ... und auch Gesichter von Lebemenschen beiderlei Geschlechts, die in Gruppen reisen, die einen zu Pferd, die anderen in Sänften, die scherzen, über wertlose Dinge diskutieren und dabei noch Wetten abschließen ...

Der Straße ist schön. Eine schattige Allee, deren Baumreihen auf der einen Seite den Blick auf den See und auf der anderen auf das freie Feld freigeben. Die Sonne, die bereits aufgegangen ist, belebt die Farben des Wassers und der Pflanzen.

Viele wenden sich um, um Jesus anzusehen, und flüstern sich dann etwas zu. Worte der Bewunderung vonseiten der Frauen, spöttische Worte vonseiten der Männer, auch Murren und Hohn, bisweilen flehentliche Bitten eines Leidenden, das Einzige, wofür Jesus ein Ohr hat und was er mit Erhörung beantwortet.

Als er die durch die Gicht gelähmten Glieder eines Mannes aus Tyrus wieder gelenkig macht, wird die ironische Gleichgültigkeit vieler Heiden erschüttert.

»Oha«, ruft ein alter Römer mit von der Schwelgerei aufgedunsenem Gesicht. »Oha! Auf diese Weise gesund zu werden, ist schön. Ich werde ihn rufen.«

»Für dich tut er nichts, alter Silen. Was würdest du tun, wenn du geheilt würdest?«

»Weiter genießen!«

»Dann ist es zwecklos, zu dem traurigen Nazarener zu gehen.«

»Ich gehe zu ihm und wette um das, was ich habe, daß ... «

»Wette nicht! Du wirst verlieren.«

»Laß ihn nur wetten. Er ist noch betrunken. Wir werden sein Geld schon genießen.«

Der schwankende Alte steigt aus seiner Sänfte und geht zu Jesus, der gerade eine hebräische Mutter anhört, die ihm von ihrer Tochter erzählt, einem blutarmen Mädchen, das sie an der Hand führt.

»Fürchte dich nicht, Frau. Deine Tochter wird nicht sterben. Kehre nach Hause zurück und geh nicht zu den Quellen. Sie würde dort die Gesundheit des Körpers nicht wiedererlangen, aber die Reinheit der Seele verlieren. Es sind Orte erniedrigender Lasterhaftigkeit.« Und er sagt es sehr laut, damit alle es hören.

»Ich habe Glauben, Rabbi. Ich kehre nach Hause zurück. Segne deine Dienerinnen, Meister.«

Jesus gibt ihnen den Segen und schickt sich an weiterzugehen.

Der Römer zieht ihn am Gewand und befiehlt: »Heile mich!«

Jesus schaut ihn an und fragt: »Wo?«

Die Römer, und mit ihnen Griechen und Phönizier, haben sich um ihn versammelt und grinsen und wetten. Israeliten, die sich ebenfalls genähert haben, flüstern: »Profanierung! Anathema!« und andere ähnliche Worte, bleiben aber dennoch neugierig stehen.

»Wo?« fragt Jesus.

»Überall. Ich bin krank ... Hi, hi, hi« Ich weiß nicht, ob er lacht oder weint, so eigenartig ist der Laut, den er von sich gibt. Es scheint, daß das schlaffe Fett, das die jahrelange Lasterhaftigkeit hinterlassen hat, selbst die Stimmbänder belastet. Der Mann zählt alle seine Gebrechen auf und spricht über seine Angst vor dem Tod.

Jesus schaut ihn streng an und antwortet: »Du hast allen Grund, dich vor dem Tod zu fürchten, denn du hast dich selbst zugrunde gerichtet«, und damit wendet er dem Römer den Rücken zu. Der aber sucht ihn wiederholt am Gewand zu packen, während die Anwesenden grinsen. Jesus befreit sich aus seinem Griff und entfernt sich.

»Daumen nach unten, Appius Fabius! Daumen nach unten! Der sogenannte König der Hebräer hat dich nicht begnadigt. Gib uns das Geld. Wette verloren.« Griechen und Römer machen einen Riesenlärm und umringen den Enttäuschten, der sie zur Seite stößt und zu laufen beginnt, so gut es ihm seine Fettleibigkeit erlaubt, wobei er sein Gewand rafft und mit der ganzen Masse seines Fettes wackelt, bis er schließlich stolpert und in den Staub fällt unter dem lauten Gelächter seiner Freunde, die ihn dann unter einen Baum schleppen. An dessen Stamm gelehnt, stimmt er das lächerliche Gejammer eines Betrunkenen an.

Die heißen Quellen müssen in der Nähe sein, denn die Volksscharen, die von allen Seiten zusammenströmen, werden immer dichter. Geruch von schwefelhaltigen Wasser liegt in der Luft.

»Gehen wir zum Ufer hinab, um diese Unreinen zu vermeiden?« fragt Petrus.

»Nicht alle sind unrein, Simon. Auch viele aus Israel sind unter ihnen«, sagt Jesus.

Sie sind bei den Thermen angelangt. Ich sehe eine Reihe von weißen Gebäuden aus Marmor, die durch Alleen voneinander getrennt sind und dem See zu liegen, von dem sie wiederum eine Art großer Platz mit Bäumen trennt, auf dem die Besucher in Erwartung des Bades oder zur Erholung danach Spazierengehen. Medusenköpfe aus Bronze an der Mauer eines Gebäudes sprudeln dampfendes Wasser in ein Marmorbecken, das außen weiß, innen rötlich ist, als ob es mit verrostetem Eisen verkleidet wäre. Viele Hebräer gehen zu den Quellen und trinken aus Bechern das Mineralwasser. Nur Hebräer sehe ich in diesem Pavillon. Es scheint mir, daß die strenggläubigen Juden einen abgesonderten, eigenen Platz haben wollen, um Kontakte mit den Heiden zu vermeiden.

Viele Kranke liegen auf Tragbahren und warten auf die Kur, und sobald sie Jesus erblicken, rufen viele: »Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner.«

Jesus begibt sich zu diesen Gelähmten, Gichtbrüchigen, Kranken

mit gebrochenen Knochen, die nicht heilen wollen, Blut- und Drüsenkranken, frühzeitig verwelkten Frauen und frühreifen Kindern. Und unter den Bäumen jammern die Bettler und bitten um Almosen.

Jesus bleibt bei den Kranken stehen, und die Nachricht, daß der Rabbi sprechen und heilen wird, verbreitet sich. Die Leute, auch die anderer Rasse, nähern sich, um zu sehen.

Jesus wendet sich nach allen Seiten. Er lächelt, als er, mit noch von der Dusche nassen Haaren, den Griechen kommen sieht, den Syntyche geschickt hat. Er erhebt sogleich seine Stimme, um gehört zu werden: »Die Barmherzigkeit öffnet die Tore der Gnade. Seid barmherzig, auf daß euch Barmherzigkeit widerfahre. Alle Menschen sind irgendwie arm! Die einen sind arm an Geld, die anderen an Liebe, Freiheit oder Gesundheit, und alle bedürfen der Hilfe Gottes, der das Universum geschaffen hat und als einziger Vater allen seinen Kindern zu Hilfe kommen kann.«

Jesus macht eine Pause, als ob er den Leuten Zeit lassen wollte, sich zu entscheiden, ob sie ihm zuhören oder sich in die Bäder begeben wollen. Aber die meisten haben die Bäder vergessen. Israeliten und Heiden sammeln sich, um ihm zuzuhören. Skeptische Römer verbergen ihre Neugierde unter dem Scherz: »Heute fehlt wenigstens der Redner nicht, um aus diesem Ort eine römische Therme zu machen ... «

Der Grieche Zenon drängt sich durch die Menge und ruft aus: »Beim Zeus! Ich war dabei, mich nach Tarichäa zu begeben, und nun finde ich dich hier!«

Jesus fährt fort: »Gestern wurde mir gesagt: „Es ist schwierig, das auszuführen, was du tust.“ Nein, es ist nicht schwierig. Meine Lehre gründet sich auf die Liebe, und Liebe zu üben ist nicht schwierig. Was verlangt meine Lehre? Die Verehrung des wahren Gottes, die Liebe zum Nächsten. Der Mensch, das ewige Kind, fürchtet sich vor Schatten und folgt Trugbildern, weil er die Liebe nicht kennt. Die Liebe ist Weisheit und Licht. Sie ist Weisheit, weil sie herabsteigt, um

zu belehren, und sie ist Licht, weil sie kommt, um zu erleuchten. Wo Licht ist, weichen die Schatten, und wo Weisheit ist, verschwinden die Trugbilder. Unter meinen Zuhörern sind auch Heiden. Sie sagen: „Wo ist Gott?“ Sie sagen: „Wer gibt uns die Gewißheit, daß dein Gott der wahre ist?“ Sie sagen: „Womit beweist du uns, daß dein Wort der Wahrheit entspricht?“ Und das sagen nicht nur die Heiden. Auch andere fragen mich: „Mit welcher Macht tust du diese Dinge?“ Mit der Macht, die mir vom Vater kommt, von dem Vater, der alle Dinge in den Dienst des Menschen, seines bevorzugten Geschöpfes, gestellt hat und mich sendet, die Menschen, meine Brüder, zu unterrichten. Kann der Vater, der den Eingeweiden der Erde die Macht gegeben hat, die Quellwasser heilkräftig zu machen, die Macht seines Gesalbten eingeschränkt haben? Und, welcher Gott, wenn nicht der wahre Gott, vermag dem Menschensohn die Kraft zu verleihen, Wunder zu wirken, kranke Gliedmassen wieder gesunden zu lassen? In welchem Götzentempel kann man sehen, daß Blinde das Augenlicht und Gelähmte die Beweglichkeit wiedererlangen; daß ein Sterbender auf das „Ich will“ eines Menschen sich gesünder als die Gesunden erhebt? Nun gut, zum Lobe des wahren Gottes und damit er von euch anerkannt und gepriesen werde, sage ich den hier Versammelten, welcher Rasse und Religion sie auch angehören mögen, daß sie die Heilung erlangen werden, die sie vom Wasser erwarten. Von mir aber werden sie sie erhalten, von mir, dem lebendigen Wasser, der ich das Leben des Leibes und des Geistes dem gebe, der an mich glaubt und mit rechtschaffenem Herzen Barmherzigkeit übt. Ich verlange keine schwierigen Dinge, ich verlange nur Glauben und Liebe. Öffnet euer Herz dem Glauben. Öffnet euer Herz der Liebe. Gebt, um zu empfangen. Gebt das armselige Geld, um von Gott Hilfe zu erlangen. Fangt damit an, die Brüder zu lieben. Wißt Barmherzigkeit zu üben. Zwei Drittel von euch sind erkrankt, weil sie selbstsüchtig und lüstern sind. Überwindet die Selbstsucht und zügelt die Lüsterheit, und ihr werdet an körperlicher Gesundheit und an Weisheit zunehmen. Besiegt den Hochmut, und ihr werdet vom wahren

Gott beschenkt werden. Ich bitte euch um Almosen für die Armen und danach werde ich euch das Geschenk der Gesundheit machen.«

Jesus hebt einen Zipfel seines Gewandes auf, um darin die Geldstücke zu empfangen, die vielen Geldstücke, die Heiden und Israeliten ihm eiligst zuwerfen. Nicht nur Münzen werden gegeben, sondern auch Ringe und anderer Schmuck, den ihm die römischen Frauen leichten Herzens bringen. Sie schauen den Meister an, während sie zu ihm hintreten, und manch eine flüstert ihm etwas zu, worauf Jesus nickt oder kurz antwortet.

Die Sammlung ist beendet. Jesus ruft die Apostel, damit sie ihm die Bettler zuführen, und mit derselben Schnelligkeit, mit der sich das Geldhäufchen gebildet hat, ist auch wieder bis zum letzten Heller verschwunden. Es bleiben die Schmuckstücke, die Jesus den Spenderinnen zurückgibt, weil niemand da ist, der sie für Geld erwerben will, und um sie zu trösten, sagt er: »Die Absicht entspricht der Tat. Eure Gabe ist genauso wertvoll, wie wenn diese Dinge verteilt worden wären, denn Gott sieht den Gedanken des Menschen.«

Dann richtet er sich auf und ruft aus: »Woher kommt mir die Macht? Vom wahren Gott. Vater, verherrliche dich in deinem Sohn. In deinem Namen befehle ich den Kranken: Geht!«

Nun folgt das schon oft gesehene Aufstehen der Kranken. Krüppel richten sich auf, Lahme bewegen sich, in bleiche Gesichter kehrt die Farbe zurück, Augen strahlen und Hosannarufe werden laut. Unter den Römern, die sich gegenseitig beglückwünschen, sind zwei geheilte Frauen und ein Mann, die nun die Geheilten von Israel nachahmen wollen; aber da sie noch nicht fertigbringen, sich zu demütigen wie die Hebräer, die sich zu Boden werfen und Christus die Füße küssen, verneigen sie sich, erfassen einen Zipfel seines Gewandes und küssen ihn.

Dann macht sich Jesus auf den Weg und will sich der Menge entziehen. Doch er kann sich ihr nicht entziehen, denn abgesehen von einigen verstockten Heiden und einigen noch sündhaft verstockteren Juden, folgen ihm alle auf der Straße nach Tarichäa.

512 In Tarichäa

Die kleine, in den See vorspringende Halbinsel von Tarichäa ist im Südwesten so tief eingeschnitten, daß man eher von einem Isthmus als von einer Halbinsel sprechen könnte, der von allen Seiten von Wasser umgeben und nur durch einen schmalen Streifen Landes mit dem Ufer verbunden ist. Wenigstens war es zur Zeit Jesu so, in der ich sie sehe. Ich weiß nicht, ob später, im Verlauf von zwanzig Jahrhunderten, Kies und Sand eines gerade in diesem Einschnitt im Südwesten in den See fließenden Bächleins das Aussehen des Ortes verändert haben, so daß die kleine Bucht vielleicht versandet und die Landzunge des Isthmus breiter geworden ist.

Die Bucht ist ruhig, bläulich mit jadefarbenen Streifen dort, wo sie das Grün der Bäume widerspiegelt, die am Ufer bis zum See herunter wachsen. Viele Barken schaukeln leicht auf dem fast reglosen Wasser.

Was mir besonders auffällt, ist ein eigentümlicher Damm, der mit seinen auf dem Kies des Ufers ruhenden Bögen einen Spazierweg oder eine Mole, ich weiß nicht was, bildet und in Richtung Westen führt. Ich weiß nicht, ob er als Zierde gedacht ist oder irgend einem nützlichen Zweck dienen soll. Diese Promenade, Mole oder dieser Damm ist mit einer dicken Erdschicht bedeckt und dicht mit nicht sehr hohen Bäumen bepflanzt, so daß sie eine grüne Galerie über der Straße bilden. Viele müßige Menschen spazieren unter dieser rauschenden Galerie, wo durch die Brise, die Nähe des Wassers und das Laub eine angenehme Kühle herrscht.

Man sieht sehr deutlich die Einmündung des Jordan und das Abfließen des Seewassers in das Bett des Flusses mit seinen Wirbeln und einigen Stauungen an den Pfeilern einer, ich würde sagen, römischen Brücke wegen ihrer Bauart und den massiven Pfeilern. Wie Schiffsschnäbel durchschneiden diese Pfeiler die Wassermassen, die sich unter den Strahlen der Sonne mit einem Spiel perlmutterner Lichter an ihren Kanten brechen und sich in das Flußbett zwingen,

nachdem sie im See so reichlich Platz gefunden haben. Nahe beim Ende der Brücke, am anderen Ufer, liegt ein weißes Städtchen, dessen Häuser im Grün der fruchtbaren Landschaft verstreut sind. Weiter oben, gegen Norden, aber am Ostufer des Sees, liegt die kleine Hafenvorstadt von Hippos mit den Wäldern auf dem Felsenriff, hinter denen das auf dem Hügel liegende Gamala gut sichtbar ist.

Jesus und der Menschenschwarm, der ihm von Emmaus aus gefolgt ist und zu dem sich nun auch jene gesellt haben, die in Tarichäa auf ihn gewartet haben – unter diesen ist auch Johanna, die mit ihrem Boot gekommen ist – begibt sich genau zu dem mit Bäumen bestandenen Damm. In der Mitte desselben bleibt Jesus stehen, so daß er das Wasser zur Rechten und das Ufer zur Linken hat. Wer kann, setzt sich auf den Weg mit den Bäumen. Wer dort keinen Platz mehr findet, begibt sich zum Ufer, das durch die nächtliche Flut oder aus sonst einem Grund noch etwas feucht, aber teilweise durch die Bäume auf dem Damm auch schattig ist. Einige nähern sich auch mit Booten und setzen sich in den Schatten der Segel.

Jesus gibt ein Zeichen, daß er reden will, und alle schweigen.

»Es steht geschrieben: „Du ziehst zur Rettung deines Volkes aus, Hilfe zu bringen deinem Gesalbten.“ Und weiter: „Ich aber will frohlocken im Herrn, will jubeln im Gott meines Heiles.“

Das Volk Israel hat dieses Wort für sich beansprucht und ihm eine nationale, persönliche, egoistische Bedeutung gegeben, die nicht der Wahrheit über die Person des Messias entspricht. Es hat ihm einen beschränkten Sinn gegeben, der die Größe des messianischen Gedankens zu einer gewöhnlichen Offenbarung menschlicher Macht und einer siegreichen Überwältigung der Beherrscher erniedrigt, die der Gesalbte in Israel vorgefunden hat.

Aber die Wahrheit ist sehr verschieden. Sie ist groß und unbeschränkt. Sie kommt vom wahren Gott, dem Schöpfer und Herrn des Himmels und der Erde, vom Schöpfer der Menschheit, von dem, der zahllose Sterne an den Himmel gesetzt und die Erde mit Pflanzen aller Art bedeckt hat. Er hat sie bevölkert mit Tieren, mit Fi-

schen im Wasser und Vögeln in der Luft; er hat die Söhne des von ihm geschaffenen Menschen sich vermehren lassen, damit er König sei über die Schöpfung und sein bevorzugtes Geschöpf. Wie könnte nun der Herr, der Vater des ganzen Menschengeschlechtes, ungerrecht sein mit den Kindern und Kindeskindern, die abstammen von dem Mann und der Frau, die er aus Lehm gebildet und mit einer Seele bedacht hat: seinem göttlichen Hauch? Wie könnte er die einen anders behandeln als die anderen, als ob sie nicht ein und denselben Ursprung hätten, als stammten sie etwa nicht von ihm, sondern von einem anderen übernatürlichen, ihm feindlichen Wesen, als wären sie verschiedener Abkunft und somit verachtenswerte Fremde und Bastarde?

Der wahre Gott ist nicht ein armer Gott dieses oder jenes Volkes; er ist kein Götze, kein unwirkliches Gebilde. Er ist die höchste Wirklichkeit, die universale Wirklichkeit, das Einzige Wesen, das Höchste Wesen, der Schöpfer aller Dinge und aller Menschen. Und daher ist er auch der Gott *aller* Menschen. Er kennt sie, auch wenn sie ihn nicht kennen. Er liebt sie, auch wenn sie ihn nicht lieben, weil sie ihn nicht kennen, oder ihn nur wenig lieben, weil sie ihn nur wenig kennen, oder auch, wenn sie ihn nicht zu lieben wissen, obwohl sie ihn kennen.

Die Vaterschaft hört nicht auf, wenn ein Sohn unwissend, töricht und böse ist. Der Vater bemüht sich, den Sohn zu unterweisen, denn ihn unterweisen bedeutet, ihn lieben. Der Vater bemüht sich, den törichten Sohn verständiger werden zu lassen. Der Vater versucht unter Tränen und mit Nachsicht, heilsamen Strafen und liebevoller Verzeihung, den bösen Sohn zu ändern und zu bessern. So verfährt der menschliche Vater. Sollte Gottvater weniger tun als ein menschlicher Vater? Gottvater liebt also alle Menschen und will die Rettung aller. Er, der König eines unendlichen Reiches, der ewige König, schaut auf sein Volk, das sich aus allen Völkern der Erde zusammensetzt, und spricht: „Dies ist das Volk meiner Geschöpfe, das Volk, das gerettet wird durch meinen Christus. Dies ist das Volk, für das das

Reich der Himmel geschaffen wurde. Sieh, die Stunde ist gekommen, da es durch seinen Erlöser gerettet werden soll.“

Wer ist Christus? Wer ist der Erlöser? Wer ist der Messias? Viele Griechen sind hier zugegen, aber auch viele Nicht-Griechen wissen, was das Wort Christus bedeutet. Christus ist der Geweihte, der zur Erfüllung seiner Mission mit königlichem Öl Gesalbte. Wozu ist er geweiht? Etwa um der geringen Herrlichkeit eines Thrones willen? Um der größeren eines Priestertums willen? Nein. Er ist geweiht, um alle Menschen unter einem Szepter, unter einer Lehre zu einem einzigen Volk zu vereinigen, auf daß sie Brüder und Söhne eines einzigen Vaters seien, Söhne, die den Vater kennen und sein Gesetz befolgen, um dereinst teilzuhaben an seinem Reich.

Als König, im Namen des Vaters, der ihn gesandt hat, herrscht Christus, wie es seiner Natur zukommt, d. h. göttlich, weil er aus Gott kommt. Gott hat seinem Gesalbten das All als Schemel unter die Füße gelegt, aber nicht, damit er es unterwerfe, sondern damit er es rette. Sein Name ist ja Jesus, was im Hebräischen Erlöser, Retter bedeutet. Wenn der Erlöser von der schlimmsten Nachstellung und Verwundung rettet, dann wird ein Berg unter seinen Füßen sein und Menschen aller Rassen werden auf dem Berg sein und damit symbolisieren, daß er sich über die ganze Welt und über alle Völker erhebt und herrscht. Aber der König wird entblößt sein, ohne anderen Reichtum als sein Opfer, um zu versinnbildlichen, daß er nur nach den Dingen des Geistes strebt und daß die Dinge des Geistes erobert und erworben werden durch die Werte des Geistes und die Heldenhaftigkeit des Opfers, und nicht mit Gewalt und Gold. Er wird es sein als Antwort für jene, die ihn fürchten, und auch für jene, die ihn mit ihrer falschen Liebe erheben und zugleich erniedrigen, da sie ihn zu einem König im weltlichen Sinne machen wollen; als Antwort für jene, die ihn nur hassen, weil sie befürchten, das, was ihnen lieb ist, aufgeben zu müssen. Er wird diesen also sagen, daß er ein geistiger König ist, und nur das, der gekommen ist, um die Seelen darin zu unterweisen, wie man das Reich erlangt, das einzige Reich, das ich zu gründen gekommen bin.

Ich gebe euch keine neuen Gesetze. Den Israeliten bestätige ich das Gesetz des Sinai. Den Heiden sage ich: das Gesetz, mit dem man das Reich erlangt, ist kein anderes als das Gesetz der Tugend, das jedes Geschöpf mit erhabener Moral sich selbst auferlegt und das durch den Glauben an den wahren Gott vom Gesetz menschlicher Moral und Tugend zum Gesetz übermenschlicher Moral wird.

O ihr Heiden! Ihr pflegt die großen Männer eurer Nation zu Göttern zu erheben und versetzt sie in die Scharen der zahlreichen und unwirklichen Götter, mit denen ihr den Olymp bevölkert, den ihr euch geschaffen habt, um etwas zu haben, an das ihr glauben könnt; denn der Mensch bedarf einer Religion, ebenso wie er einen Glauben braucht, da der Glaube der Dauerzustand des Menschen und der Unglaube eine zufällige Anomalie ist. Diese zur Gottheit erhobenen Menschen haben oft nicht einmal einen Wert als Menschen, da sie häufig durch brutale Gewalt, durch List oder durch irgendwie erworbene Macht groß geworden sind. So stellen sie als Zeichen ihres „Übermenschentums“ elende Eigenschaften zur Schau, die der weise Mensch als das ansieht, was sie in Wirklichkeit sind: Fäulnis ungezügelter Leidenschaften. Daß ich euch die Wahrheit sage, bezeugt die Tatsache, daß ihr in euren trügerischen Olymp keinen einzigen der großen Denker versetzt habt, deren nachdenklicher und tugendhafter Geist die Existenz eines höchsten Wesens intuitiv erfaßt hat und die Mittler zwischen dem tierischen Menschen und der Gottheit gewesen sind. Von dem denkenden Geist des Philosophen, des wahren großen Philosophen, bis zum Geist des wahren Gläubigen, der den wahren Gott anbetet, ist es nur ein kurzer Schritt, während zwischen dem Geist des Gläubigen und dem Geist dessen, der nur an sein eigenes verschlagenes, anmaßendes Ich oder an den irdischen Heroen glaubt, ein tiefer Abgrund liegt. Trotzdem sind in euren Olymp nicht die versetzt worden, die sich durch ihr tugendhaftes Leben über die Masse der Menschen erhoben haben, so daß sie dem Reiche des Geistes nahe kamen, sondern die, die ihr als grausame Herrscher gefürchtet, denen ihr wie servile Sklaven ge-

schmeichelt oder die ihr bewundert habt als lebende Beispiele für die Zügellosigkeit der animalischen Instinkte, die euren unnatürlichen Begierden Ziel und Zweck des Lebens zu sein scheinen.

Jene habt ihr beneidet, die unter die Götter eingereiht wurden, und jene habt ihr übersehen, die sich mehr der Göttlichkeit genähert haben durch die verkündete und in die Tat umgesetzte Lehre eines tugendhaften Lebens. Jetzt werde ich euch in Wahrheit den Weg weisen, wie ihr Götter werdet. Wer tut, was ich sage, und an das glaubt, was ich lehre, wird den wahren Olymp ersteigen; göttlich wird er sein, ein Sohn Gottes in einem Himmel, in dem es keinerlei Verderbtheit gibt und wo Liebe das einzige Gesetz ist; in einem Himmel, in dem man sich geistig liebt, ohne die Stumpfheit und die Gefahren der Sinne, die jeden Bürger zum Feind des anderen werden lassen, wie dies in euren Religionen geschieht.

Ich komme nicht, um große Heldentaten zu verlangen. Ich komme, um euch zu sagen: lebt wie mit Seele und Verstand begabte Geschöpfe, nicht wie primitive Tiere. Lebt so, daß ihr es verdient zu leben, wirklich zu leben, mit dem unsterblichen Teil eurer selbst im Reiche dessen, der euch geschaffen hat. Ich bin das Leben. Ich komme, um euch den Weg zum Leben zu zeigen. Ich komme, um euch allen das Leben zu geben, um euch die Auferstehung von eurem Tod, eurem Grab der Sünde und des Götzendienstes, zu schenken. Ich bin die Barmherzigkeit. Ich komme, euch alle zu rufen und zu vereinigen. Ich bin Christus, der Retter. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wer an mich und an mein Wort glaubt, in dessen Herzen erwächst schon in diesen irdischen Tagen ein Reich, das Reich Gottes, das Reich Gottes in euch.

Von mir steht geschrieben, daß ich der bin, der die Gerechtigkeit unter die Nationen bringen wird. Und es ist wahr. Denn wenn die Bürger aller Nationen tun würden, was ich lehre, würden Haß, Krieg und Unterdrückung ein Ende haben. Von mir wird gesagt, daß ich nicht die Stimme erheben werde, um die Sünder zu verfluchen, noch die Hände, um jene zu zerschmettern, die durch ihr ungeziemendes

Leben geknickten Rohren und rauchenden Dochten gleichen. Das ist wahr. Ich bin der Erlöser und komme, um alle aufzurichten, die niedergeschlagen sind, und allen Mut zu machen, deren Licht nur glimmt, da ihm die notwendige Lebenskraft fehlt. Von mir wird gesagt, daß ich der bin, der die Augen der Blinden öffnet, die Gefangenen aus den Kerkern befreit und zum Lichte führt, die in der Finsternis des Kerkers liegen. Es ist wahr. Die blindesten Blinden sind jene, die nicht einmal mit dem Auge der Seele das wahre Licht, den wahren Gott zu sehen vermögen. Ich komme als das Licht der Welt, auf daß sie sehen. Die eigentlichen Gefangenen sind jene, die in den Ketten böser Leidenschaften liegen. Jede andere Kette wird gelöst durch den Tod des Gefangenen. Die Ketten der Laster aber bleiben bestehen und bilden auch nach dem Tod des Fleisches eine Fessel. Ich komme, um sie zu lösen.

Ich komme, um alle aus der Finsternis des unterirdischen Kerkers, der Unkenntnis Gottes herauszuführen, die das Heidentum unter seinem vielfältigen Götzendienst erstickt. Kommt zum Licht, kommt zum Heil, kommt zu mir, denn mein Reich ist das wahre Reich und mein Gesetz ist gut. Es verlangt nichts anderes von euch, als daß ihr den einzigen Gott und euren Nächsten liebt. Verzichtet daher auf die Götzen und bekämpft die Leidenschaften, die eure Herzen verhärten und euch unfruchtbar, sinnlich und zu Dieben und Menschenmördern werden lassen.

Die Welt sagt: „Laßt uns den Armen, den Schwachen, den Einsamen bedrücken. Die Stärke sei unser Recht, die Härte sei unser Gewand, Unnachgiebigkeit, Haß und Grausamkeit seien unsere Waffen. Zertreten wir den Gerechten, damit er sich nicht wehrt, unterdrücken wir Witwen und Waisen, deren Stimme nur schwach ist.“

Ich aber sage euch: Seid sanftmütig und mild, verzeiht den Feinden, eilt den Schwachen zu Hilfe, seid ehrlich beim Kaufen und Verkaufen. Auch wenn ihr im Recht seid, handelt mit Großmut und mißbraucht nicht eure Macht, um die Niedrigen noch mehr zu bedrücken. Rächt euch nicht. Überlaßt Gott die Sorge, eure Sache zu

führen. Seid sittsam in all eurem Begehren, denn Mäßigung ist ein Beweis für sittliche Kraft, während Begierlichkeit ein Beweis der Schwäche ist. Seid Menschen und keine Tiere. Fürchtet aber auch nicht, zu tief gesunken zu sein und euch nicht wieder erheben zu können.

In Wahrheit sage ich euch: Wie Schlamm zu reinem Wasser werden kann, wenn die Feuchtigkeit an der Sonne verdunstet, durch das Feuer gereinigt wird und zum Himmel aufsteigt, um dann als schmutzfreier und erquickender Regen oder Tau herniederzufallen, so können auch die Seelen, die sich dem großen Licht, das Gott ist, nähern und ihm zurufen: „Ich habe gesündigt, ich bin Schlamm, aber ich verlange nach dem Licht, nach dir“, sich als reine Seelen zum Schöpfer erheben. Nehmt dem Tod seine Schrecken, indem ihr aus eurem Leben eine Münze macht, mit der ihr euch das ewige Leben erwerbt. Entledigt euch eurer Vergangenheit wie eines schmutzigen Gewandes und bekleidet euch mit Tugenden.

Ich bin das Wort Gottes, und in seinem Namen sage ich euch, daß, wer an mich glaubt und guten Willens ist, wer seine Vergangenheit bereut und gute Vorsätze für die Zukunft faßt, sei er nun Jude oder Heide, ein Sohn Gottes und Besitzer des Himmelreiches werden wird. Ich habe euch zu Anfang gefragt: „Wer ist der Messias?“ Jetzt sage ich euch: Ich, der ich zu euch spreche, bin es, und mein Reich ist in euren Herzen, wenn ihr es aufnehmt, und später wird es im Himmel sein, den ich euch öffnen werde, wenn ihr in meiner Lehre auszuharren wißt. Das ist der Messias und nichts anderes: König eines geistigen Reiches, dessen Pforten er durch sein Opfer allen Menschen öffnen wird, die guten Willens sind.«

Jesus hat aufgehört zu reden und will sich zu einer kleinen Treppe, die vom Damm zum Ufer führt, begeben. Vielleicht will er zum Boot des Petrus, das an einem sehr einfachen Anlegeplatz schaukelt. Aber plötzlich wendet er sich, schaut die Leute an und ruft: »Wer hat mich für seinen Leib und seine Seele angefleht?«

Niemand antwortet.

Er wiederholt die Frage und läßt seinen strahlenden Blick über die Menge schweifen, die sich hinter ihm drängt, nicht nur auf dem Weg, sondern auch unten auf dem Sand.

Wiederum ein Schweigen.

Matthäus bemerkt: »Meister, wer weiß, wie viele in diesem Augenblick von deinen Worten gerührt sind und nach dir verlangt haben ... «

»Nein. Eine Seele hat gerufen: „Erbarmen“, und ich habe sie gehört. Und um euch zu zeigen, daß es wahr ist, antworte ich: „Es geschehe dir nach deinem Wunsche, denn die Sehnsucht deines Herzens ist gerecht.“ Und hoch aufgerichtet und strahlend streckt Jesus majestätisch eine Hand gegen das Gestade aus.

Er versucht, sich weiter der kleinen Treppe zu nähern, doch da stellt sich Chuza vor ihn hin, der offensichtlich gerade aus einer Barke gestiegen ist und ihn mit einer tiefen Verbeugung begrüßt: »Ich suche dich seit vielen Tagen. Ich bin um den ganzen See gefahren, Meister, immer dir nach. Ich muß dringend mit dir sprechen. Sei mein Gast. Ich habe viele Freunde bei mir.«

»Gestern war ich in Tiberias.«

»Man hat es mir gesagt. Aber ich bin nicht allein. Siehst du dort die Boote, die auf das andere Ufer zusteuern? Dort sind viele, die nach dir verlangen, unter ihnen auch einige deiner Jünger. Ich bitte dich, komm in mein Haus jenseits des Jordan.«

»Es ist unnütz, Chuza. Ich weiß, was du mir sagen willst.«

»Komm, Herr.«

»Kranke und Sünder warten auf mich; laß mich ... «

»Auch wir warten auf dich, krank vor Verlangen, dir zu deinem Besten zu verhelfen. Es gibt dort auch Kranke am Körper, auch ... «

»Hast du meine Worte gehört? Warum bestehst du noch darauf?«

»Herr, weise uns nicht ab, wir ... «

Eine Frau drängt sich durch die Menge. Ich habe nun schon genug Erfahrung mit hebräischen Gewändern, um zu erkennen, daß sie keine Hebräerin ist, und mit ... ehrbaren Gewändern, um zu ver-

stehen, daß dies keine ehrbare Frau ist. Aber um ihre Gesichtszüge und ihre Gestalt, die vielleicht zu herausfordernd sind, zu verbergen, hat sie sich ganz in einen Schleier gehüllt, der himmelblau wie ihr weites Gewand ist. Trotzdem erscheint sie verführerisch, da der Schleier ihre schönen Arme unbedeckt läßt. Sie wirft sich zu Boden und kriecht im Staube vorwärts, bis es ihr gelingt, das Gewand Jesu zu ergreifen und seinen Saum zu küssen. Sie weint, ganz von Schluchzen geschüttelt.

Jesus, der gerade Chuza antworten wollte mit: »Ihr seid im Irrtum und ... « senkt den Blick und sagt: »Bist du die, die mich angefleht hat?«

»Ja, und ich bin der Gnade nicht würdig, die du mir erwiesen hast. Ich hätte dich nicht einmal im Geiste anrufen dürfen. Aber dein Wort ... Herr ... ich bin eine Sünderin. Wenn ich mein Antlitz enthüllen würde, könnten viele dir meinen Namen sagen. Ich bin ... eine Kurtisane ... und eine Kindsmörderin ... und das Laster hat mich krank gemacht ... Ich war in Emmaus. Ich habe dir ein Schmuckstück gegeben ... Du hast es mir zurückgegeben ... und dein Blick ... ist in mein Herz gedrungen ... Ich bin dir gefolgt ... Du hast gesprochen. In meinem Innern habe ich deine Worte wiederholt: „Ich bin Schlamm, aber ich sehne mich nach dir, dem Licht.“ Ich habe gesagt: „Heile meine Seele und dann, wenn du willst, auch das Fleisch ...“ Herr, ich bin am Leibe geheilt ... auch an der Seele? ... «

»Die Seele ist durch die Reue geheilt. Geh hin und sündige nicht mehr. Deine Sünden sind dir vergeben.«

Die Frau küßt von neuem den Saum seines Gewandes und erhebt sich. Dabei gleitet ihr der Schleier vom Gesicht.

»Die Galaterin! Die Galaterin!« rufen viele aus und schreien Schmähungen. Auch ergreifen sie Kiesel und Sand und werfen sie nach der Frau, die sich duckt und in Angst gerät.

Jesus wird sehr ernst, erhebt seine Hand und gebietet Schweigen. »Warum beschimpft ihr sie? Ihr habt es nicht getan, als sie eine Sünderin war. Warum tut ihr es jetzt, da sie sich bekehrt hat?«

»Sie tut es, weil sie alt und krank ist«, rufen einige unter Schmä- hungen.

In Wirklichkeit ist die Frau, wenn auch nicht mehr sehr jung, so doch noch weit davon entfernt, alt und häßlich zu sein, wie sie sagen. Aber das Volk ist nun einmal so.

»Gehe vor mir her und steige in diese Barke; ich werde dich auf einem anderen Weg nach Hause begleiten.« Und er gebietet den Seinen: »Nehmt sie in eure Mitte und begleitet sie.«

Der Zorn der Menge, aufgestachelt von einigen unnachgiebigen Israeliten, wird nun vollauf an Jesus ausgelassen. Rufe wie: »Verfluchter! Falscher Christus! Beschützer der Prostituierten! Wer sie beschützt, der billigt sie. Mehr noch, er billigt sie, weil er sich ihrer erfreut!« werden laut. Solche und ähnliche Worte rufen sie ihm zu, oder besser gesagt: kläffen und bellen sie; und besonders eine Gruppe besessener Hebräer, die ich weiß nicht welcher Kaste angehören, tut sich hervor mit ihrem Geschrei. Sie schleudern Jesus sogar feuchten Sand ins Gesicht und beschmutzen ihn damit.

Er erhebt seinen Arm und wischt sich die Wange ab, ohne etwas zu entgegnen, und nicht nur das, er hält sogar durch einen Wink Chuza und andere davon ab, ihn zu verteidigen, und sagt: »Laßt sie machen. Für die Rettung einer Seele würde ich noch viel mehr Leid ertragen! Ich verzeihe!«

Zenon, der Mann aus Antiochia, der sich nie vom Meister entfernt hat, ruft aus: »Jetzt weiß ich wirklich, wer du bist! Ein wahrer Gott und kein falscher Rhetor. Die Griechin hat die Wahrheit gesagt! Deine Worte bei den Thermen hatten mich enttäuscht, diese aber haben mich erobert. Das Wunder hat mich erstaunt, deine Verzeihung für die, die dich beleidigen, hat mich erobert. Leb wohl, Herr! Ich werde an dich und an deine Worte denken.«

»Leb wohl, Mann. Das Licht möge dein Herz erleuchten.«

Chuza bedrängt ihn von neuem, während sie zur Landungsstelle gehen und auf dem Damm ein Streit ausbricht zwischen Römern und Griechen auf der einen und Israeliten auf der anderen Seite.

»Komm! Nur für wenige Stunden. Es ist notwendig. Ich selbst werde dich zurückbegleiten. Du bist gütig mit den Dirnen, und mit uns willst du unerbittlich sein?«

»Nun gut, ich werde kommen. Es ist tatsächlich notwendig ... «

Er wendet sich an die Apostel, die schon in den Booten sind:
»Fahrt voraus. Ich werde euch einholen ... «

»Gehst du allein?« fragt Petrus etwas unzufrieden.

»Ich bin mit Chuza ... «

»Hm! Und wir dürfen nicht kommen? Weshalb will er dich zu seinen Freunden bringen? Warum ist er nicht nach Kafarnaum gekommen?«

»Wir sind gekommen, aber ihr wart nicht dort.«

»Ihr hättet auf uns warten können. Das ist alles.«

»Statt dessen sind wir euren Spuren gefolgt.«

»Kommt jetzt nach Kafarnaum. Ist es der Meister, der zu euch kommen muß?«

»Simon hat recht«, sagen die anderen Apostel.

»Aber warum wollt ihr nicht, daß er mit mir kommt? Ist es denn das erste Mal, daß er in mein Haus kommt? Kennt ihr mich vielleicht nicht?«

»Gewiß, dich kennen wir, aber die anderen kennen wir nicht, das ist es.«

»Und was fürchtet ihr? Daß ich ein Freund der Feinde des Meisters bin?«

»Ich weiß nichts. Ich denke nur an das Ende des Propheten Johannes!«

»Simon, du beleidigst mich. Ich bin ein Ehrenmann. Ich schwöre dir, daß man mich durchbohren müßte, bevor man dem Meister ein Haar krümmen dürfte. Du mußt mir Glauben schenken. Mein Schwert steht dir zu Diensten ... «

»Pah! Und wenn sie dich auch durchbohren würden, was würde das nützen? Nachher ... Ja, ich glaube dir ... Aber wenn du tot wärest, käme er an die Reihe. Ich ziehe mein Ruder deinem Schwert,

mein armes Boot und besonders unsere schlichten Herzen in seinen Diensten vor.«

»Aber bei mir ist Manaen. Vertraust du Manaen? Und auch der Pharisäer Eleasar, den du kennst, und der Synagogenvorsteher Timoneus und Natanaël Ben-Fada sind dort. Letzteren kennst du zwar nicht, aber er ist ein wichtiger Vorsteher und möchte mit dem Meister sprechen. Dann ist da Johannes, genannt Antipas von Antipatris, der Günstling des Herodes des Großen, nunmehr alt und mächtig und Besitzer des ganzen Tales des Gaasch, und ... «

»Genug! Genug! Du zählst da große Namen auf, die mir nichts sagen, mit Ausnahme von zweien ... und, ich komme auch mit ... «

»Nein, sie wollen mit dem Meister sprechen ... «

»Sie wollen! Und wer bin ich? Sie wollen!? Und ich will nicht. Steig hier ein, Meister, und fahren wir. Ich will von niemandem etwas wissen und traue niemandem außer mir selbst. Komm, Meister. Und du, kehre ruhig zu jenen zurück und sage ihnen, das wir keine streunenden Hunde sind. Sie wissen, wo wir zu finden sind«, und er drängt Jesus ohne viel Rücksichtnahme, während Chuza laut aufbegehrt.

Jesus greift nun endgültig ein: »Habe keine Sorge, Simon. Es wird mir nichts Böses zustoßen, ich weiß es. Und es ist gut, wenn ich gehe, gut für mich, verstehe mich ... « und Jesus schaut Petrus mit seinen strahlenden Augen fest an, wie um ihm zu sagen: »Bestehe nicht darauf. Du mußt mich verstehen. Hier liegen Gründe vor, die es empfehlenswert machen, daß ich mitgehe.«

Petrus gibt schweren Herzens nach. Er gibt nur nach, weil er vom Blick Jesu beherrscht wird. Doch dann murmelt er unzufrieden etwas vor sich hin.

»Geh beruhigt, Simon. Ich selbst werde deinen und meinen Herrn zurückbegleiten«, verspricht Chuza.

»Wann?«

»Morgen.«

»Morgen?! Soviel Zeit brauchst du, um ihm ein paar Worte zu sagen? Jetzt sind wir zwischen der dritten und der sechsten Stunde ...

Wenn er vor Einbruch der Dämmerung nicht bei uns ist, kommen wir zu dir, vergiß das nicht. Und nicht nur wir allein ... « Petrus schlägt einen Ton an, der keinen Zweifel über seine Absicht aufkommen läßt.

Jesus legt eine Hand auf die Schulter des Petrus: »Ich sage dir, Petrus, daß sie mir nichts zuleide tun werden. Zeige, daß du an meine wahre Natur glaubst. Ich versichere dir, ich weiß, daß sie mir nichts zuleide tun werden. Sie wollen sich nur mit mir aussprechen ... Geh ... Bring die Frau nach Tiberias und bleib ruhig bei Johanna. Du wirst sehen, daß sie mich nicht mit Booten und Bewaffneten entführen ... «

»Ja, *sein* Haus (er zeigt auf Chuza) kenne ich. Ich weiß, daß dahinter noch Land liegt. Es ist keine Insel. Dahinter liegen Gilgal und Gamala, Aera, Arbela, Gerasa, Bozra, Pella, Ramot und viele andere Städte noch! ... «

»Aber fürchte dich nicht, sage ich dir! Gehorche. Gib mir einen Kuß, Simon. Geh! Auch ihr!« Er küßt sie und segnet sie. Und als das Boot sich von der Landestelle entfernt, ruft er ihnen nach: »Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Bis sie es ist, wird mir nichts zustoßen können und niemand wird seine Hand wider mich erheben. Lebt wohl, Freunde!«

Er wendet sich an Johanna, die sichtlich verwirrt und nachdenklich ist, und sagt zu ihr: »Fürchte dich nicht. Es ist gut, daß es geschehe. Geh in Frieden«, und zu Chuza: »Fahren wir. Um dir zu zeigen, daß ich keine Furcht habe. Und um dich zu heilen ... « »Ich bin nicht krank, Herr ... «

»Du bist es. Ich sage es dir. Und viele mit dir. Fahren wir.« Er steigt in das schlanke, reich ausgestattete Boot und setzt sich. Die Ruderer beginnen mit ihren regelmäßigen Ruderschlägen und machen einen Bogen, um die starke Strömung dort am Ende des Sees, wo das Wasser in den Jordan fließt, zu vermeiden.

513 Im Landhaus des Chuza jenseits des Jordan

Am anderen Ufer des Jordan bei der Brücke wartet bereits ein überdeckter Wagen.

»Steig ein, Meister. So wirst du nicht müde werden; denn der Weg ist weit, nicht so sehr wegen der Entfernung als vielmehr, weil ich befohlen habe, hier immer einige Ochsenpaare bereit zu halten, um bei den gesetzestreuesten Gästen keinen Anstoß zu erregen . . . Man muß Geduld haben mit ihnen . . .«

»Aber, wo sind sie denn jetzt?«

»Sie sind uns in anderen Wagen vorausgefahren. Tobiolus!«

»Mein Herr?« sagt der Kutscher, der dabei ist, die Ochsen anzuspannen.

»Wo werden die Gäste jetzt sein?«

»Oh, sie sind uns weit voraus. Sie kommen vielleicht schon bald an.«

»Hörst du, Meister?«

»Aber wenn ich nicht gekommen wäre?«

»Oh! Wir waren sicher, daß du kommen würdest. Warum hättest du nicht kommen sollen?«

»Warum?! Chuza, ich bin gekommen, um dir zu zeigen, daß ich nicht feige bin. Feige sind nur Bösewichte, die Übeltaten begangen haben und deshalb die Gerechtigkeit fürchten . . . die Gerechtigkeit der Menschen, leider, während sie doch in erster Linie und einzig die Gerechtigkeit Gottes fürchten sollten. Aber ich habe keine Schuld und deshalb auch keine Furcht vor den Menschen.«

»O Herr, die, die bei mir sind, verehren dich alle, wie ich! Wir sollten dir in keiner Weise Furcht einjagen, denn wir wollen dir ja nur Ehre erweisen und dich nicht beleidigen!« Chuza ist schmerzvoll berührt, fast gekränkt.

Jesus, der ihm gegenüber sitzt, während der Wagen sich langsam und schwankend zwischen den grünen Feldern vorwärtsbewegt, antwortet: »Mehr als den erklärten Krieg der Feinde muß ich den der

hinterlistigen falschen Freunde fürchten, und auch den unklugen Eifer meiner wahren Freunde, die mich immer noch nicht verstanden haben ... Du bist einer von diesen. Erinnerst du dich nicht an das, was ich dir in Bet-Ter sagte?«

»Ich habe dich verstanden, Herr«, flüstert Chuza mit unsicherer Stimme und ohne direkt auf die Frage einzugehen.

»Ja, du hast mich verstanden. Unter dem Einfluß des Schmerzes und der Freude wurde dein Herz geläutert, wie der Horizont sich nach dem Gewitter und dem Regenbogen aufklärt. Du hast recht gesehen. Dann aber ... Wende dich um, Chuza, und schau dir unser Galiläisches Meer an. Es schien so klar am Morgen. In der Nacht hatte der Tau die Atmosphäre gereinigt, und die nächtliche Frische hatte die Verdunstung des Wassers vermindert. Himmel und See waren zwei helle Saphirspiegel, die gegenseitig ihre Schönheit spiegelten, und die Hügel ringsum waren frisch und rein, als hätte Gott sie in derselben Nacht erschaffen. Aber jetzt schau! Der Staub der Uferstraßen, auf denen sich Menschen und Tiere bewegen, und die Sonnenhitze, die Büsche und Gärten wie Kochtöpfe auf einem Herdfeuer zum Dampfen bringt und auf den See brennt, so daß auch sein Wasser verdunstet, siehst du, wie sie den Horizont getrübt haben?

Vorher schienen die Ufer nahe zu sein, klar und deutlich sichtbar in der klaren Luft ... Nun schau ... Nun sind sie verschwommen und flimmern vage, wie etwas, das man durch einen Schleier unreinen Wassers sieht. So ist es auch dir ergangen. Der Staub ist die Menschlichkeit, die Sonne der Stolz ... Chuza, schaffe dir nicht selbst Unruhe ... «

Chuza läßt den Kopf hängen und spielt mechanisch mit den Zieraten seines Gewandes und der Schnalle seines kostbaren Gürtels, an dem das Schwert hängt.

Jesus schweigt. Er hält die Augen fast geschlossen, wie wenn der Schlaf ihn übermannen würde. Chuza nimmt Rücksicht auf diese Ruhe oder was ihm als solche erscheint.

Der Wagen fährt langsam in Richtung Südosten, den sanften Hü-

gelwellen zu, die, so glaube ich wenigstens, die erste Stufe der Hochebene bilden, die sich hier auf der Ostseite über dem Jordantal erhebt. Wohl wegen des Reichtums an Grundwasser oder an Wasserläufen sind diese Gefilde überaus fruchtbar und schön. Trauben und Früchte leuchten überall unter dem Laub hervor.

Der Wagen verläßt die Hauptstraße, biegt in eine Privatstraße ein und fährt nun in einer dichten Allee weiter, in der es wenigstens einigermaßen kühl und schattig ist im Vergleich zu dem Backofen auf der sonnigen Hauptstraße.

Ein niedriges, weißes Haus mit herrschaftlichem Aussehen wird am Ende dieser Allee sichtbar. Einfache Häuschen stehen da und dort in Feldern und Weingärten.

Der Wagen fährt nun über eine kleine Brücke und durch eine Einfriedung, hinter der der Obstgarten von einem Ziergarten mit kiesbedecktem Weg abgelöst wird. Bei dem andersartigen Geräusch der Räder auf dem Kies öffnet Jesus die Augen.

»Wir sind da, Meister. Sieh, die Gäste haben uns gehört und eilen herbei«, sagt Chuza.

Tatsächlich versammeln sich viele, alle sichtlich reiche Männer, am Ende der Allee und grüßen mit pompösen Verneigungen den ankommenden Meister. Ich sehe und erkenne Manaen, Timoneus und Eleasar; andere, deren Gesichter mir zwar nicht neu sind, kenne ich nicht mit Namen. Schließlich sind auch viele da, die ich noch nie gesehen habe oder die mir nie aufgefallen sind. Viele haben Schwerter umgeschnallt. Andere tragen statt der Schwerter das umfangreiche Beiwerk der Pharisäer, Priester und Rabbis.

Der Wagen hält an, und Jesus steigt als erster aus und grüßt alle mit einer Verneigung. Die Jünger Manaen und Timoneus treten vor und wechseln besondere Grußworte mit ihm. Dann nähert sich Eleasar (der gute Pharisäer beim Gastmahl im Haus des Ismael), und mit ihm bahnen sich zwei Schriftgelehrte, die Wert darauf legen, wiedererkannt zu werden, einen Weg. Der eine ist der, dessen Söhnlein zu Tarichäa bei der ersten wunderbaren Brotvermehrung geheilt wur-

de. Der andere ist der, der am Fuß des Berges der Seligpreisungen alle mit Nahrung versorgte. Noch ein anderer drängt sich vor. Es ist der Pharisäer, der im Haus des Josef zur Zeit der Getreideernte von Jesus über den wahren Ursprung seiner ungerechten Eifersucht unterwiesen wurde.

Chuza beginnt, alle vorzustellen. Einzelheiten können wir uns ersparen, denn die vielen Simon, Levi, Johannes, Natanaël, Josef, Philippus usw. usw. kann sich niemand merken; hauptsächlich sind es Sadduzäer, Schriftgelehrte, Priester und Herodianer. Letztere sind wohl am zahlreichsten vertreten. Ich sehe aber auch einige Pharisäer und Proselyten, zwei Synedristen, vier Synagogenvorsteher und einen einzigen Essener; wer weiß, wie dieser sich hierher verlaufen hat.

Jesus verneigt sich bei jedem Namen und mustert dabei jedes Gesicht. Manchmal lächelt er ein wenig, wenn z. B. jemand zur besseren Erläuterung seiner Identität auf ein Ereignis hinweist, das eine Beziehung mit Jesus hat. So etwa ein gewisser Joachim von Bozra: »Meine Frau Maria wurde von dir vom Aussatz befreit, o du Gesegneter.« Der Essener sagt: »Ich habe dich gehört, als du in Jericho gesprochen hast, und einer unserer Brüder verließ die Ufer des Salzmeeres, um dir zu folgen. Auch hörte ich von dem Wunder, das du in En-Gedi an Elischa gewirkt hast. In dieser Gegend leben wir Reine in der Erwartung . . . «

Was sie erwarten, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß er bei diesen Worten mit einer etwas überschwenglichen Überlegenheit auf die anderen schaut, die sicherlich nicht als Mystiker erscheinen wollen, sondern größtenteils freudig die Wohlhabenheit genießen, die ihnen ihre Stellung gewährt.

Chuza entzieht nun seinen Gast der Begrüßungszeremonie und führt ihn in einen gut ausgestatteten Baderaum, wo er ihn für die üblichen Waschungen alleinläßt, die bei dieser Hitze sicher angenehm sind. Dann kehrt er zu seinen Gästen zurück, mit denen er sich lebhaft unterhält; und beinahe kommt es zu einem Streit, da die Anwe-

senden verschiedener Ansicht sind. Die einen wollen das Gespräch sofort beginnen. Worüber? Die anderen schlagen vor, man solle den Meister nicht gleich überfallen, sondern ihn zuerst von der großen Ehrerbietung aller ihm gegenüber überzeugen. Letztere Partei, die zahlreichere, setzt sich durch, und Chuza ruft als Hausherr die Diener herbei und beauftragt sie, ein Gastmahl für den Abend vorzubereiten, »um Jesus, der sichtlich müde ist, Gelegenheit zu geben, sich auszuruhen«. Alle sind damit einverstanden. Als Jesus wieder erscheint, verabschieden sich die Gäste mit großen Verbeugungen und überlassen ihn Chuza, der ihn in einen schattigen Raum führt. Dort befindet sich ein niedriges Lager, das mit kostbaren Teppichen bedeckt ist.

Aber nachdem Jesus einem Diener Sandalen und Gewand übergeben hat, um sie vom Staub der Wanderschaft des Vortages reinigen zu lassen, und nun allein ist, schläft er nicht, sondern sitzt auf dem Rand der Lagerstatt, die nackten Füße auf der Strohmatten am Boden und nur bekleidet mit einer kurzen Tunika oder einem Unterkleid, das den Körper von den Ellbogen bis zu den Knien bedeckt, und ist in tiefes Nachdenken versunken. Wenn ihn auch diese Bekleidung jünger erscheinen läßt in der strahlenden, vollkommenen Harmonie seines männlichen Körpers, so gräbt doch die Intensität seiner sicherlich nicht freudigen Gedanken Falten in sein Antlitz, die ihm einen Ausdruck schmerzlicher Müdigkeit verleihen und ihn wiederum älter erscheinen lassen, als er ist.

Kein Geräusch im Haus, keines auf den Feldern, wo die Weintrauben in der drückenden Hitze reifen.

So gehen Stunden vorüber . . .

Die Halbschatten werden um so länger, je tiefer die Sonne sinkt; aber die Hitze hält an, und Jesus setzt seine Betrachtung fort.

Endlich vernimmt man im Haus Zeichen des Erwachens. Man hört Stimmen, Schritte und Befehle.

Chuza hebt leise den Vorhang, um nachzusehen, ohne zu stören.

»Tritt ein! Ich schlafe nicht«, sagt Jesus.

Chuza tritt ein, bereits festlich gekleidet für das Bankett. Er sieht sich um und bemerkt, daß das Lager gar nicht benützt worden ist.

»Du hast nicht geschlafen? Warum? Du bist müde ... «

»Ich habe in der Stille und im Schatten geruht. Das genügt mir.«

»Ich lasse dir ein Gewand bringen ... «

»Das meinige ist gewiß schon trocken. Ich ziehe es vor. Ich möchte abreisen, sobald das Bankett beendet ist, und bitte dich, mir den Wagen und das Boot zur Verfügung zu stellen.«

»Wie du willst, Herr ... Ich hätte dich gern bis Sonnenaufgang bei mir behalten ... «

»Ich kann nicht länger bleiben, ich muß gehen ... «

Chuza entfernt sich mit einer Verneigung.

Man vernimmt ein großes Getuschel ...

Nach einiger Zeit kehrt ein Diener mit dem frisch gewaschenen und von Sonne duftenden Linnengewand und mit den vom Staub gereinigten Sandalen zurück, die man mit etwas Öl oder Fett glänzend und weich gemacht hat. Ein anderer Diener folgt mit einem Becken, einem Krug und Handtüchern und legt alles auf ein niedriges Tischchen. Sie gehen wieder hinaus ...

... Jesus gesellt sich zu den Gästen im Atrium, das von Norden nach Süden durch das ganze Haus verläuft und so einen luftigen, angenehmen Aufenthaltsort schafft, mit vielen Sitzgelegenheiten und schmückenden leichten, bunten Segeltüchern, die das Licht dämpfen, ohne die Bewegung der Luft zu verhindern; nun, da sie zurückgezogen sind, lassen sie den grünen Rahmen sehen, der das Haus umgibt.

Jesus ist eine stattliche, eindrucksvolle Erscheinung. Obwohl er nicht geschlafen hat, scheint er doch wieder bei Kräften zu sein, und sein Gang ist königlich. Das eben angezogene Gewand ist schneeweiß, und die Haare, die noch vom morgendlichen Bad glänzen, erstrahlen sanft und umrahmen sein Antlitz mit ihrer goldenen Pracht.

»Komm, Meister. Wir haben nur noch auf dich gewartet«, sagt Chuza und führt ihn als ersten in den Raum, in dem sich die gedeckten Tafeln befinden.

Sie setzen sich nach dem Gebet und einer zusätzlichen Waschung der Hände, und das Mahl beginnt, pompös wie immer und anfangs in allgemeinen Schweigen. Später aber bricht das Eis.

Jesus sitzt neben Chuza, Manaen an seiner anderen Seite, der wiederum Timoneus neben sich hat. Die anderen werden von Chuza mit der Gewandtheit des Höflings auf die Seiten der U-förmigen Tafel verteilt. Nur der Essener hat sich hartnäckig geweigert, am Bankett teilzunehmen und sich mit den anderen zu Tisch zu setzen. Erst als ein Diener ihm im Auftrag Chuzas ein kostbares Körbchen voller Früchte darbietet, ist er bereit, sich an einen kleinen Tisch zu setzen, nach ich weiß nicht wie vielen Waschungen und nachdem er sich die weiten Ärmel seines reinen Gewandes aufgekrempelt hat, aus Furcht es zu beschmutzen oder aus rituellen Gründen, das weiß ich nicht.

Es ist ein eigenartiges Gastmahl, bei dem man sich mehr mit Blicken als mit Worten unterhält. Es werden kaum kurze Höflichkeitsformeln ausgetauscht, worauf ein gegenseitiges Ausforschen einsetzt; d. h. Jesus beobachtet die Anwesenden, und diese beobachten ihn.

Schließlich gibt Chuza den Dienern ein Zeichen, sich zurückzuziehen, nachdem sie große Schalen mit Früchten aufgetragen haben, die frisch und schön sind, weil man sie vielleicht in einem Brunnen aufbewahrt hat; ja sie scheinen fast den charakteristischen Reif von Früchten zu haben, die auf Eis gelegen haben.

Die Diener verlassen den Raum, nachdem sie die Leuchter angezündet haben, die im Augenblick noch unnötig sind, da der Tag mit seinem langsamen sommerlichen Sonnenuntergang genügend Licht verbreitet.

»Meister«, beginnt Chuza, »du mußt dich wohl gefragt haben nach dem Warum dieses Treffens und dieses unseres Schweigens. Aber, was wir dir sagen wollen, ist sehr schwerwiegend, und unkluge Ohren dürfen es nicht vernehmen. Jetzt sind wir allein und können reden. Du siehst, daß alle Anwesenden große Hochachtung für

dich empfinden. Du bist unter Menschen, die dich als Mensch und als Messias verehren. Deine Gerechtigkeit, deine Weisheit, die Gaben, mit denen Gott dich ausgezeichnet hat, sind uns bekannt, und wir bewundern sie. Für uns bist du der Messias Israels, der Messias im geistigen und im politischen Sinn. Du bist der Erwartete, der dem Leid, der Erniedrigung eines ganzen Volkes ein Ende setzen kann. Und nicht nur dieses Volkes, das innerhalb der Grenzen Israels, vielmehr Palästinas lebt, sondern des ganzen israelitischen Volkes der tausend und abertausend Kolonien der Diaspora, das über die ganze Erde zerstreut ist und den Namen Jahwes unter allen Himmeln erschallen läßt; das die Versprechen und Hoffnungen verkündet, die sich nun erfüllen, von einem messianischen Erneuerer, einem Rächer, einem Befreier und Schöpfer der wahren Unabhängigkeit und des Vaterlandes Israel, des größten Vaterlandes der Welt: der Königin und Herrscherin, die alle Erinnerungen an die Vergangenheit und alle lebendigen Zeichen der Knechtschaft tilgt, des Hebräertums, das über alles und über alle triumphiert, und zwar für immer; denn so ist es verheißen worden, und so wird es sich erfüllen. Herr: Hier vor dir hast du ganz Israel in den Vertretern der verschiedenen Klassen dieses ewigen Volkes, das gezüchtigt, aber dennoch vom Allerhöchsten geliebt wird, der es als das „seinige“ bezeichnet. Du hast das pulsierende, unversehrte Herz Israels in den Vertretern des Hohen Rates und den Priestern, du hast die Macht und die Heiligkeit in den Pharisäern und Sadduzäern, du hast die Weisheit in den Schriftgelehrten und Rabbis, die politische Autorität und die Tapferkeit in den Herodianern, den Fiskus in den Reichen, das Volk in den Kaufleuten und Besitzenden, die Diaspora in den Proselyten, und du hast selbst die Getrennten, die jetzt eine Vereinigung kommen fühlen, da sie in dir den Erwarteten erkennen: die Essener, die unerreichbaren Essener. Schau, o Herr, dieses erste Wunder, dieses große Zeichen deiner Sendung und deiner Wahrheit! Du, mittellos, ohne Gewalt, ohne Diener, ohne Kriegsheer und Schwerter, vereinigt dein ganzes Volk, wie eine Riesenzisterne das Wasser von tausend Quellen

sammelt. Fast ohne Worte und ohne den geringsten Druck auszuüben, vereinigt du uns, uns, das durch Schicksalsschläge, durch Haß, durch politische und religiöse Ideen geteilte Volk. Du gibst uns den Frieden. O Friedensfürst, frohlocke, denn du hast erlöst und wiederhergestellt, noch bevor dir Szepter und Krone überreicht wurden. Dein Reich, das erwartete Reich Israels, ist erstanden. Unsere Reichtümer, unsere Machtfülle, unsere Schwerter liegen zu deinen Füßen. Sprich! Befiehl! Die Stunde ist gekommen.«

Alle billigen die Rede des Chuza. Jesus hält die Arme vor der Brust verschränkt und schweigt.

»Sprichst du nicht? Antwortest du nicht, o Herr? Hat dich dies vielleicht in Staunen versetzt? ... Fühlst du dich vielleicht unvorbereitet und zweifelst du vor allem daran, daß Israel vorbereitet ist? ... Aber es ist nicht unvorbereitet. Höre unsere Stimmen. Ich spreche, und mit mir Manaen für den Königshof. Er verdient es nicht mehr, fortzubestehen. Er ist in seiner Fäulnis eine Schande für Israel ... Es ist die schmachvolle Tyrannei, die das Volk Israel bedrückt und sich knechtisch und schmeichlerisch vor dem Usurpator beugt. Ihre Stunde hat geschlagen. Geh auf, o Stern Jakobs, und verscheuche die Finsternis dieser Anhäufung von Verbrechen und Schande. Hier sind jene, die zwar Herodianer heißen, aber Feinde der Profanierer des ihnen heiligen Namens der Herodäer sind. Sprecht ihr nun.«

»Meister, ich bin alt und erinnere mich der einstigen Glanzzeit. Wie wenn ein gieriger Schurke sich Held nennen wollte, so schmücken sich die entarteten Abkömmlinge des Herodes, die unser Volk entwürdigten, mit seinem Namen. Es ist an der Zeit zu tun, was Israel schon mehrmals in der Geschichte getan hat, wenn unwürdige Monarchen über das leidende Volk regierten. Du allein bist würdig und fähig, es zu tun.«

Jesus schweigt.

»Meister, meinst du, daß wir noch Zweifel haben können? Wir haben in den Schriften geforscht. Du bist es. Du mußt herrschen«, sagt ein Schriftgelehrter.

»Du sollst König und Priester sein. Der neue Nehemia. Größer als er sollst du werden und reinigen. Der Altar ist entweiht. Der heilige Eifer für den Allerhöchsten treibe dich an«, sagt ein Priester.

»Viele von uns haben dich bekämpft, die, die dich als weisen Herrscher fürchten. Das Volk aber ist mit dir, und die Besten von uns sind mit dem Volk. Wir brauchen einen Weisen.«

»Eines Reinen bedürfen wir.«

»Eines wahren Königs!«

»Eines Heiligen!«

»Eines Retters. Immer mehr werden wir zu Sklaven aller, und in allem. Verteidige uns, Herr!«

»Wir werden zertreten in der Welt, weil wir trotz unserer Zahl und unseres Reichtums wie Schafe ohne einen Hirten sind. Versammle dein Volk mit dem alten Ruf: „Kehre zurück zu deinen Zelten, o Israel!“, und überall in der Diaspora werden deine Untergebenen wie bei einer Truppenaushebung aufstehen und die wankenden Throne der Mächtigen, die Gott nicht liebt, stürzen.«

Jesus schweigt noch immer. Er ist als einziger sitzengeblieben, ruhig, als ob ihn all das nichts angehe, inmitten dieser vierzig Hitzköpfe, von deren Gerede ich nur ein Zehntel verstehe; denn sie reden alle gleichzeitig wie auf einem Markt. Jesus bewahrt seine Haltung und sein Schweigen.

Alle schreien: »Nun sag doch ein Wort! Antworte!«

Nun erhebt sich Jesus langsam und stützt dabei die Hände auf die Tischkante. Plötzlich herrscht tiefes Schweigen. Wie verzehrt vom Feuer der achtzig Augen öffnet er die Lippen, und die anderen öffnen sie, wie um seine Antwort einzuatmen. Die Antwort ist kurz, aber klar und deutlich: »Nein.«

»Wie? Warum? Verrätst du uns? Er verrät sein Volk! Er verleugnet seine Sendung! Er verwirft die Anordnung Gottes!« Ein Durcheinander! Ein Tumult! Gesichter, die karmesinrot werden, Augen, die aufflammen, Hände, die beinahe drohen . . . Sie scheinen eher Feinde als Getreue zu sein. Aber so ist es: Wenn eine politische Idee

die Herzen beherrscht, werden selbst Sanftmütige zu Wilden dem gegenüber, der sich ihren Ideen widersetzt.

Auf den Tumult folgt ein eigenartiges Schweigen. Alle scheinen ihre Kräfte erschöpft zu haben und fühlen sich müde, überwältigt. Sie schauen sich fragend an, trostlos ... einige unruhig ...

Jesus läßt seinen Blick in die Runde schweifen und sagt: »Ich wußte, daß ihr mich deswegen hier haben wolltet, und ich wußte auch um die Zwecklosigkeit eures Schrittes. Chuza kann euch bestätigen, daß ich in Tarichäa davon gesprochen habe. Ich bin hier, um euch zu beweisen, daß ich keinerlei Nachstellung fürchte, denn meine Stunde ist noch nicht gekommen. Und ich werde mich auch nicht fürchten, wenn die Stunde der Nachstellung über mich hereinbricht, denn dazu bin ich gekommen. Ich bin hier, um euch zu überzeugen. Ihr, nicht alle, aber viele unter euch, seid guten Glaubens. Aber ich muß euch von dem Irrtum befreien, dem ihr gutgläubig verfallen seid. Seht ihr? Ich mache euch keine Vorwürfe und werde niemanden tadeln, nicht einmal jene, die, um meine treuen Jünger zu sein, gerecht urteilen und ihre Leidenschaften zügeln sollten. Ich tadle dich nicht, gerechter Timoneus; aber ich sage dir, daß sich in deiner Liebe zu mir noch dein Ich verbirgt, das sich regt und von einer besseren Zeit träumt, in der jene büßen werden, die dich geschlagen haben. Ich tadle dich nicht, Manaen, obwohl du beweist, daß du die Weisheit und mein und meines Vorläufers, des Täufers, heiliges Beispiel vergessen hast. Ich sage dir nur, auch in dir ist noch die Menschlichkeit verwurzelt und drängt wieder an die Oberfläche, trotz des Feuers meiner Liebe. Ich tadle dich nicht, Eleasar, du Gerechter, schon allein der alten Frauen wegen, für die du sorgst; immer warst du gerecht, jetzt aber nicht. Auch dich tadle ich nicht, Chuza, obwohl ich es eigentlich tun sollte, weil bei dir stärker als bei allen anderen, die mich in gutem Glauben als König haben wollen, das eigene Ich im Spiel ist. Ja, als König willst du mich haben. Es ist keine Arglist in deinen Worten. Du kommst nicht, um mir eine Falle zu stellen und mich beim Hohen Rat, beim König und in Rom

anklagen zu können. Du glaubst aus Liebe zu handeln, aber es ist nicht so. Mehr als aus Liebe handelst du, um dich für die Beleidigungen am Hof, die du hast ertragen müssen, zu rächen. Ich bin dein Gast und sollte die Wahrheit über deine Gefühle verschweigen. Aber ich bin die Wahrheit in allem und sage sie zu deinem Wohl. Dasselbe gilt für dich, Joachim von Bozra, und für dich, Schriftgelehrter Johannes, und für dich, und für dich, und für dich . . . « Und er zeigt auf diesen und jenen, ohne Unmut, aber mit einem traurigen Blick . . . und fährt dann fort: »Ich tadle euch nicht, denn ich weiß, daß nicht ihr es seid, die dies alles aus eigenem Antrieb wollen. Es ist eine Nachstellung, der Widersacher, der in euch wirkt . . . Ihr seid, ohne es zu wissen, seine Werkzeuge. Selbst der Liebe, eurer Liebe, Timoneus, Manaen, Johannes und ihr, die ihr mich wirklich liebt, bedient er sich. Auch eurer Verehrung, die ihr in mir den vollkommenen Rabbi seht, bedient sich der Verfluchte, um euch und mir zu schaden. Euch allen, wie auch denen, die eure Gefühle nicht teilen und in immer niedrigerer, bis an Verrat und Verbrechen grenzender Absicht meine Zustimmung, König zu werden, erhalten wollen, sage ich: Nein! Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Kommt zu mir, damit ich mein Reich in euren Herzen errichte, nichts anderes. Nun laßt mich gehen.«

»Nein, Herr. Wir sind fest entschlossen. Wir haben schon Reichtum eingesetzt, Pläne gemacht; wir sind entschlossen, diese Ungeißheit zu beenden, die Israel keine Ruhe läßt und die von anderen ausgenützt wird, um Israel zu schaden. Es werden dir Nachstellungen bereitet, das ist wahr. Selbst im Tempel hast du Feinde. Obwohl ich zu den Ältesten gehöre, leugne ich das nicht. Aber um dem ein Ende zu setzen, gibt es nur einen Weg: deine Salbung zum König. Und wir sind bereit, dir diese zu geben. Es ist nicht das erste Mal, daß einer in Israel auf diese Weise zum König ausgerufen wird, um dem nationalen Elend und der Zwietracht ein Ende zu machen. Hier ist einer, der es im Namen Gottes tun kann. Laß es uns tun«, sagt einer der Priester.

»Nein. Es ist euch nicht erlaubt. Ihr habt keine Bevollmächtigung dazu.« »Der Hohepriester ist der erste, der eine solche Lösung wünscht, auch wenn es nicht so scheinen mag. Er kann die römische Herrschaft und die Schande des königlichen Hofes nicht länger ertragen.«

»Lüge nicht, Priester. Auf deinen Lippen ist Gotteslästerung doppelt unrein. Du weißt es vielleicht nicht, aber du bist im Irrtum. Im Tempel will man das nicht.«

»Dann hältst du also unsere Zusicherung für eine Lüge?«

»Ja, wenn nicht bei allen, so doch bei vielen unter euch. Lügt nicht! Ich bin das Licht und lese in den Herzen . . . «

»Uns aber kannst du glauben«, schreien die Herodianer. »Wir lieben weder Herodes Antipas, noch irgendeinen anderen.«

»Nein, ihr liebt nur euch selbst, und ihr könnt mich nicht lieben. Ihr würdet euch nur meiner bedienen, um den Thron zu stürzen und euch den Weg zu einer größeren Macht zu bahnen, damit ihr das Volk noch mehr unterdrücken könnt. Ein Betrug an mir, am Volk und an euch selbst, denn Rom würde euch alle niederwerfen.«

»Herr, in den Kolonien der Diaspora leben viele, die zum Aufstand bereit sind . . . Wir geben unser Vermögen dafür«, sagen die Proselyten.

»Und ich das meinige und die ganze Unterstützung des Hauran und der Trachonitis«, brüllt jener von Bozra. »Ich weiß, was ich sage. Unsere Berge können ein ganzes Heer aufstellen und sind geschützt vor Nachstellungen. Wie im Adlerflug könnten wir dir zu Hilfe eilen.«

»Auch Peräa.«

»Auch die Gaulanitis.«

»Auch das Tal des Gaasch ist mit dir.«

»Und die Ufer des Salzmeeres mit ihren Nomaden, die uns für Götter halten, wenn du bereit bist, dich mit uns zu vereinigen«, schreit der Essener und fährt fort mit seiner Salbaderei eines Überspannten, die sich im allgemeinen Geschrei verliert.

»Die Bergbewohner von Judäa sind von der Art, der die starken Könige bedürfen.«

»Und die von Obergaliläa sind Helden von der Art der Debora. Auch die Frauen, selbst die Kinder sind Helden!«

»Glaubst du, wir seien wenige? Wir sind Scharen über Scharen. Das Volk ist ganz auf deiner Seite. Du bist der König aus dem Stamme Davids, der Messias! Dies ist der Ruf auf den Lippen der Weisen und der Unwissenden, denn dies ist der Ruf der Herzen. Deine Wunder ... deine Worte ... deine Zeichen ... « Ein solches Stimmengewirr, daß ich nichts mehr verstehe.

Jesus, wie der Fels, um den ein Sturm wütet, rührt sich nicht und reagiert auch nicht im geringsten. Er ist unerschütterlich, und das Durcheinander von Bitten, Aufdringlichkeiten und Darlegungen geht weiter.

»Du enttäuschst uns! Warum willst du unser Verderben? Willst du alles allein machen? Das kannst du nicht. Mattatias, der Makkabäer, wies die Hilfe der Hasidäer nicht zurück, und Judas befreite Israel mit ihrer Hilfe ... Nimm doch unsere Hilfe an!« Ab und zu vereinigen alle ihre Stimmen, um diese Worte zu schreien.

Jesus gibt nicht nach.

Einer der Ältesten, alt auch dem Alter nach, redet aufgeregt mit einem Priester und einem Schriftgelehrten, der noch älter ist als er. Sie treten vor und gebieten Ruhe. Dann spricht der alte Schriftgelehrte, der auch Eleasar und die beiden Schriftgelehrten namens Johannes zu sich gerufen hat: »Herr, warum willst du nicht den Kranz Israels aufsetzen?«

»Weil er nicht mir gehört. Ich bin nicht der Sohn eines hebräischen Prinzen.«

»Herr, du weißt es vielleicht nicht. Ich wurde mit einigen anderen eines Tages gerufen, da drei Weise gekommen waren und gefragt hatten: „Wo ist der neugeborene König der Juden.“ Verstehst du? „Der neugeborene König.“ Wir haben uns versammelt, wir, die obersten Priester und Schriftgelehrten des Volkes, um Herodes dem

Großen zu antworten. Unter uns war auch der gerechte Hillel. Die Antwort lautete: „Zu Betlehem in Juda.“ Du bist, das steht fest, dort geboren, und große Zeichen haben deine Geburt begleitet. Und unter deinen Jüngern sind mehrere, die Zeugnis davon ablegen können. Kannst du leugnen, daß du von den drei Weisen als König verehrt wurdest?«

»Ich leugne es nicht.«

»Kannst du leugnen, daß das Wunder dir vorausgeht, dich begleitet und dir folgt als Zeichen des Himmels?«

»Ich leugne es nicht.«

»Kannst du leugnen, daß du der verheißene Messias bist?«

»Ich leugne es nicht.«

»Im Namen des lebendigen Gottes, warum willst du dann die Hoffnungen eines Volkes enttäuschen?«

»Ich komme, die göttlichen Hoffnungen zu erfüllen.«

»Welche?«

»Die der Erlösung der Welt und der Errichtung des Reiches Gottes. Aber mein Reich ist nicht von dieser Welt. Behaltet euer Vermögen und legt eure Waffen nieder. Öffnet Augen und Geist, um die Schrift und die Propheten zu lesen und meine Wahrheit anzunehmen, und ihr werdet das Reich Gottes in euch haben.«

»Nein. Die Schrift spricht von einem Befreier-König.«

»Der euch von der Knechtschaft Satans, von der Sünde, vom Irrtum, vom Fleisch, vom Heidentum und vom Götzendienst befreien wird. Oh, was hat Satan aus euch gemacht, o ihr Hebräer, weises Volk, daß ihr die prophetischen Wahrheiten so falsch ausgelegt? Was hat er getan, um euch so blind sein zu lassen, o Hebräer, meine Brüder? Was hat er euch getan, daß selbst ihr, meine Jünger, nicht mehr versteht? Das größte Unglück für ein Volk und für einen Gläubigen ist es, die Zeichen falsch auszulegen, und hier haben wir dieses Unglück. Persönliche Interessen, Voreingenommenheit, Überspanntheit, falsche Vaterlandsliebe, alles dient dazu, den Abgrund zu schaffen ... den Abgrund des Irrtums, in dem ein Volk zugrundegehen wird, da es seinen König verkennt.«

»Du verkennst deine Sendung.«

»Ihr verkennt euch und mich. Ich bin kein irdischer König, und ihr ... Dreiviertel der hier Versammelten wissen genau, daß sie nicht mein Bestes, sondern mein Verderben wollen. Sie handeln aus Arglist und nicht aus Liebe. Ich verzeihe euch und sage denen, die aufrichtigen Herzens sind: Geht in euch und seid nicht die unbewußten Knechte des Bösen. Nun laßt mich gehen, es gibt weiter nichts zu sagen.«

Erstauntes Schweigen ...

Elesar sagt: »Ich bin dir nicht Feind. Ich glaubte, das Richtige zu tun, und bin nicht der einzige ... gute Freunde denken wie ich.«

»Ich weiß es. Aber du, sage mir und sei aufrichtig: Was sagt Gamaliël?«

»Der Rabbi? ... Er sagt ... Ja, er sagt: „Der Allerhöchste wird ein Zeichen geben, wenn dieser sein Gesalbter ist.“«

»Er hat recht gesprochen. Und was sagt Josef, der Älteste?«

»Daß du der Sohn Gottes bist und als Gott regieren wirst.«

»Josef ist ein Gerechter. Und Lazarus von Betanien?«

»Er leidet ... und spricht wenig ... Aber er sagt, daß du erst dann herrschen wirst, wenn unsere Herzen dich aufnehmen.«

»Lazarus ist weise. Wenn eure Herzen mich aufnehmen. Vorläufig nehmt ihr – auch jene, deren Herzen ich für empfänglich hielt – mich und mein Reich nicht auf, und darin besteht mein Schmerz.«

»Du lehnt uns also ab?« brüllen viele.

»Ihr habt es gesagt.«

»Wir haben uns deinetwegen kompromittiert, du schadest uns, du ... « schreien andere: Herodianer, Schriftgelehrte, Pharisäer, Sadduzäer, Priester ...

Jesus verläßt die Tafel und geht auf diese Gruppe zu und durchbohrt sie mit seinen Blicken. Welche Blicke! Ohne es zu wollen, verstummen sie und drücken sich an die Wand ... Jesus steht ihnen von Angesicht zu Angesicht gegenüber und spricht leise, aber mit einer Schärfe, die schneidet wie ein Säbelhieb: »Es steht geschrie-

ben: „Verflucht ist, wer seinen Nächsten heimlich erschlägt und für Bestechungsgeld unschuldiges Blut vergießt.“ Ich sage euch: ich verzeihe euch, doch eure Sünde ist dem Menschensohn bekannt. Wenn ich euch nicht verzeihen würde ... Wegen viel geringerer Sünden wurden von Jahwe viele in Israel zu Staub und Asche gemacht.«

Er ist so furchtbar, während er dies sagt, daß niemand wagt, sich zu bewegen. Jesus hebt den schweren doppelten Vorhang und geht hinaus ins Atrium, ohne daß jemand sich rührt.

Erst als der Vorhang sich nicht mehr bewegt, d. h. nach einigen Minuten, fahren sie auf.

»Man muß ihn einholen. Man muß ihn zurückhalten ...« sagen die Wütendsten unter ihnen.

»Man muß ihn um Verzeihung bitten«, seufzen die Besten, also Manaen, Timoneus, einige Proselyten, und der von Bozra, kurz die, die aufrichtigen Herzens sind.

Außerhalb des Saales bleiben sie wieder zusammen stehen, suchen und fragen die Diener: »Der Meister? Wo ist er?«

Der Meister? Niemand hat ihn gesehen, nicht einmal die an den beiden Ausgängen des Atriums. Er ist nicht da. Mit Fackeln und Laternen suchen sie ihn in den dunklen Schatten des Gartens und in dem Zimmer, in dem er geruht hat. Er ist nicht da, auch sein Mantel ist nicht auf dem Lager, auf dem er ihn gelassen hatte, und seine Reisetasche ist nicht mehr im Atrium ...

»Er ist uns entflohen! Er ist ein Satan! Nein, er ist Gott. Er tut, was er will. Er wird uns verraten! Nein, vielmehr wird er uns erkannt haben als das, was wir sind.« Meinungsverschiedenheiten und gegenseitige Beschimpfungen. Die Guten sagen: »Ihr habt uns verführt. Verräter! Wir hätten es uns denken können!« Die Bösen, also die meisten, drohen. Die Streitenden, die den Sündenbock verloren haben, auf den sie sich stürzen wollten, stürzen nun aufeinander los ...

Und Jesus? Wo ist er? Ich sehe ihn, da er es will, weit weg, in der Nähe der Brücke an der Mündung des Jordan. Er schreitet eilig dahin, wie vom Winde getragen. Die Haare wehen um sein blas-

ses Antlitz, und sein Gewand flattert wie ein Segel in voller Fahrt. Nun, da er sicher ist, in genügend großer Entfernung zu sein, geht er durch das Ufergestrüpp und am Ostufer entlang, und als er die ersten Felsen des hohen Riffs erreicht hat, steigt er ungeachtet des schwachen Lichts, das das Erklettern der steilen Küste gefährlich macht, hinauf und immer weiter empor bis zu einer in den See vorspringenden und von einer uralten Eiche überragten Klippe. Dort setzt er sich, stützt einen Ellbogen auf das Knie und das Kinn in die Handfläche und blickt in die dunkle Weite. Er ist kaum sichtbar, höchstens wegen der Helle des Gewandes und des Blässe seines Antlitzes . . .

Aber es gibt jemanden, der ihm gefolgt ist. Johannes. Ein halbnackter Johannes, d. h. nur mit dem kurzen Fischergewand bekleidet, mit dem glatten Haar eines Menschen, der eben aus dem Wasser gestiegen ist, atemlos und bleich. Er nähert sich langsam seinem Jesus. Er gleicht einem Schatten, der über das rauhe Riff gleitet. In geringer Entfernung bleibt er stehen und beobachtet Jesus . . . Er bewegt sich nicht, sondern sieht aus wie ein Fels auf dem Fels. Seine dunkle Tunika läßt ihn noch weniger in Erscheinung treten und nur Gesicht, Arme und Beine sind schwach zu sehen in der nächtlichen Dunkelheit.

Doch als er Jesus mehr weinen hört als sieht, kann er sich nicht länger zurückhalten. Er geht auf ihn zu und ruft: »Meister!«

Jesus hört das Flüstern und erhebt sein Haupt. Bereit zu entfliehen, rafft er sein Gewand zusammen.

Doch Johannes sagt: »Was haben sie dir angetan, Meister, daß du deinen Johannes nicht mehr erkennst?«

Jesus erkennt seinen Lieblingsjünger und streckt ihm die Arme entgegen. Johannes wirft sich an die Brust Jesu, und beide weinen aus verschiedenen schmerzlichen Gründen, aber von derselben Liebe erfüllt.

Dann verstummt das Weinen, und Jesus sieht als erster die Dinge wieder klar. Er fühlt und sieht Johannes halbnackt, mit nasser Tunika.

ka, kaltem Körper und barfüßig. »Wie kommst du hierher in diesem Zustand? Warum bist du nicht bei den anderen?«

»Oh, schilt mich nicht, Meister. Ich konnte nicht bleiben ... Ich konnte dich nicht allein gehen lassen ... Ich habe mein Gewand ausgezogen und nur dies anbehalten und bin schwimmend nach Tarichäa zurückgekehrt. Von dort bin ich am Ufer entlang zur Brücke gerannt, und dann weiter, immer weiter hinter dir her. Ich habe mich im Graben beim Haus verborgen, bereit, dir zu Hilfe zu kommen, oder um wenigstens zu sehen, ob sie dich ergreifen oder dir sonstwie schaden wollten. Dann habe ich viele Streitende Stimmen gehört und gesehen, wie du schnell an mir vorbeigelaufen bist. Du schienest ein Engel zu sein. Um dir zu folgen, ohne dich aus den Augen zu verlieren, bin ich in Gräben und Sümpfe gefallen und ganz schmutzig geworden. Ich werde dein Gewand beschmutzt haben ... Ich betrachte dich, seit du hier bist ... Du hast geweint? ... Was haben sie dir angetan, mein Herr? Haben sie dich beleidigt? Geschlagen?«

»Nein, sie wollten mich zum König machen, zu einem armen König, Johannes! Viele wollten es in gutem Glauben tun, aus wahrer Liebe, zu einem guten Zweck ... die meisten aber, um mich anklagen und aus dem Wege räumen zu können.«

»Wer sind diese?«

»Frage nicht danach.«

»Und die anderen?«

»Frage auch nicht nach ihren Namen. Du darfst nicht hassen und nicht urteilen ... Ich verzeihe.«

»Meister, waren auch Jünger dabei? ... Sage mir nur das.«

»Ja.«

»Auch Apostel?«

»Nein, Johannes. Keine Apostel.«

»Wirklich, Herr?«

»Wirklich, Johannes.«

»Ah! Gott sei Lob und Dank dafür ... Aber warum weinst du

denn immer noch, Herr? Ich bin doch bei dir. Ich liebe dich für alle. Und auch Petrus, Andreas und die anderen ... Als sie sahen, daß ich mich ins Wasser warf, hielten sie mich für verrückt. Petrus war wütend, und mein Bruder sagte, daß ich in den Wirbeln umkommen würde. Dann aber haben sie verstanden und mir zugerufen: „Gott sei mit dir! Geh, geh ...“ Dich lieben wir; aber keiner so innig wie ich, der arme Knabe.«

»Ja, keiner wie du. Ist dir kalt, Johannes? Komm unter meinen Mantel ... «

»Nein. Zu deinen Füßen, so ... Mein Meister! Warum lieben dich nicht alle so wie ich, der ich ein armer Junge bin?«

Jesus zieht ihn an sein Herz und setzt sich neben ihn. »Weil sie nicht dein kindliches Herz haben ... «

»Sie wollten dich zum König machen? Aber haben sie denn noch nicht verstanden, daß dein Reich nicht von dieser Welt ist?«

»Sie haben es noch nicht verstanden.«

»Ohne Namen zu nennen, erzähle mir, Herr ... «

»Aber wirst du das, was ich dir erzähle, nicht weitersagen?«

»Wenn du es nicht willst, werde ich es nicht sagen ... «

»Du wirst erst dann darüber sprechen, wenn die Menschen mich als einen gewöhnlichen Volksführer werden hinstellen wollen. Eines Tages wird dies geschehen, und du wirst es erleben. Dann wirst du sagen: „Er war kein König dieser Welt, weil er es nicht wollte, denn sein Reich war nicht von dieser Welt. Er war der Sohn Gottes, das fleischgewordene Wort, und konnte nicht annehmen, was irdisch ist. Er wollte in die Welt kommen und Fleisch annehmen, um das Fleisch, die Seelen und die Welt zu erlösen; aber er ist nie dem Prunk der Welt und dem Reiz der Sünde unterlegen, und nichts Fleischliches und Weltliches war in ihm. Das Licht hat sich nicht mit Finsternis umhüllt, und der Unendliche hat keine endlichen Dinge angenommen, aber aus den durch Fleisch und Sünde begrenzten Geschöpfen hat er ihm ähnlichere gemacht und die Gläubigen zum wahren Königtum geführt und sein Reich in den Herzen errichtet,

noch bevor er es im Himmel errichtet hat, wo er ganz und auf ewig mit allen Geretteten zusammen sein wird.“ Das wirst du sagen, Johannes. Das wirst du denen sagen, die mich ganz als Mensch oder ganz als Geist sehen wollen und leugnen werden, daß ich Versuchungen unterworfen war ... und gelitten habe ... Du wirst den Menschen sagen, daß der Erlöser geweint hat und daß sie, die Menschen, auch durch mein Weinen erlöst worden sind ... «

»Ja, Herr. Wie du leidest, Jesus! ... «

»Wie ich erlöse! Aber du tröstet mich im Leiden. Beim Morgengrauen werden wir von hier aufbrechen, und eine Barke werden wir finden. Glaubst du mir, wenn ich dir sage, daß wir ohne Ruder vorankommen werden?«

»Ich würde dir auch glauben, wenn du mir sagen würdest, daß wir ohne Barke vorankommen würden ... «

Sie halten sich umschlungen, in den Mantel Jesu eingehüllt, und Johannes wird in der Wärme von Müdigkeit übermannt und schläft schließlich ein, wie ein Kind in den Armen der Mutter.

514 Jesus spricht von seinem vielgeliebten Jünger

Jesus sagt:

»Sieh, diese unbekannte und so erläuternde Seite der Frohen Botschaft ist für jene, die gerechten Herzens sind. Johannes, der nach vielen Jahrzehnten sein Evangelium niederschrieb, spielt kurz darauf an. Dem Willen des Meisters gehorsam, dessen göttliche Natur er klarer als jeder andere Evangelist hervorhebt, enthüllt er den Menschen diese unbekannte Einzelheit, und er tut es mit der jungfräulichen Zurückhaltung, die alle seine Handlungen und Worte mit demütiger und scheuer Schamhaftigkeit umgibt.

Johannes, mein Vertrauter in den wichtigsten Ereignissen meines Lebens, hat sich nie dieser meiner Vorliebe für ihn gerühmt. Im Gegenteil. Lest ihn aufmerksam. Es scheint, als leide er darunter, diese Ereignisse enthüllen zu müssen, als wolle er sagen: „Ich muß die

Wahrheit sagen zur größeren Ehre meines Herrn, aber ich bitte euch um Verzeihung, wenn ich dabei in Erscheinung treten muß als der Einzige, der davon weiß“, und in knappen Worten weist er auf die Einzelheit hin, die allein ihm bekannt ist.

Lest das erste Kapitel seines Evangeliums, wo er von seiner Begegnung mit mir erzählt: „Johannes der Täufer stand wieder da mit zweien seiner Jünger (zweien seiner Jünger, hört seine Worte) . . . Andreas, der Bruder des Simon Petrus, war einer von den beiden, die die Worte des Johannes gehört hatten und Jesus gefolgt waren. Der erste, dem Andreas begegnete . . .“ Er nennt sich selbst nicht, sondern verbirgt sich hinter Andreas, den er in den Vordergrund stellt.

Zu Kana war er bei mir, und er schreibt: „Jesus war mit seinen Jüngern . . . und seine Jünger glaubten an ihn.“ Es waren die anderen, die des Glaubens bedurften, denn er selbst glaubte schon; aber er zählt sich zu den anderen, als hätte er Wunder sehen müssen, um glauben zu können.

Als Zeuge der ersten Reinigung des Tempels von den Händlern, des Gespräches mit Nikodemus, der Begebenheit mit der Samariterin, sagt er nie: „Ich war dabei“, sondern wie schon in Kana spricht er von „seinen Jüngern“; auch wenn er allein oder nur mit einem anderen bei mir war. Und so fährt er fort, ohne sich je zu nennen; vielmehr stellt er immer die Gefährten in den Vordergrund, als ob er nicht der Getreueste, der stets Getreue, der Vollkommenste in der Treue gewesen wäre.

Denkt an die Zartheit, mit der er auf das Geschehen beim Abendmahl hinweist, aus dem hervorgeht, daß er der Bevorzugte war, was auch von den anderen anerkannt wurde; denn sie wenden sich an ihn, um die Geheimnisse des Meisters zu erfahren: „Da blickten die Jünger einander ratlos an, weil sie nicht wußten, von wem er rede. Einer von seinen Jüngern, der, den Jesus liebte, lag an der Brust Jesu; diesem winkte Simon Petrus und sagte zu ihm: ‚Sag, wer ist es, von dem er redet; Er lehnte sich also an die Brust Jesu und sagte zu ihm: ‚Herr, wer ist es;‘“

Er nennt sich nicht einmal, als er in Getsemani zusammen mit Petrus und Jakobus gerufen wird. Er sagt nicht: „Ich folgte dem Herrn.“ Er sagt: „Simon Petrus aber und ein anderer Jünger folgten ihm. Dieser Jünger war mit dem Hohenpriester bekannt und ging mit Jesus in den Vorhof des Hohenpriesters.“ Ohne Johannes hätte ich nicht den Trost gehabt, ihn und Petrus in den ersten Stunden nach meiner Gefangennahme zu sehen. Aber Johannes rühmt sich dessen nicht. Er, einer der Hauptzeugen in den Stunden der Leidensgeschichte, der einzige Apostel, der immer voller Liebe, Mitgefühl und mutig an der Seite des Christus und seiner Mutter stand angesichts des entfesselten Jerusalem, verschweigt seinen Namen auch, als er von der Kreuzigung und den Worten des Sterbenden berichtet: „Frau, siehe da deinen Sohn“ – „Siehe da, deine Mutter.“ Er ist der „Jünger“, der Namenlose, ohne jeden anderen Namen als den, der sein Ruhm ist, nachdem er seine Berufung gewesen ist: „der Jünger“.

Selbst als er „Sohn“ der Gottesmutter geworden ist, rühmt er sich dieser Ehre nicht, und nach der Auferstehung schreibt er: „Petrus und der andere Jünger (denen Maria des Lazarus von dem leeren Grabe gesprochen hatte) machten sich auf und gingen zum Grab . . . Die beiden aber liefen miteinander . . . doch der andere Jünger lief schneller als Petrus und kam als erster zum Grab. Er beugte sich hinein und sah . . . doch ging er nicht hinein . . .“ Ein Zug lieblicher Demut! Er, der Vielgeliebte, der Getreue, läßt Petrus, das Haupt, obwohl ein Sünder aus Feigheit, zuerst hineingehen. Er urteilt nicht über ihn. Petrus ist sein Oberhaupt. Er steht ihm vielmehr bei mit seiner Heiligkeit, denn auch die „Häupter“ brauchen den Beistand ihrer Untergebenen als Stütze. Wie viele Untergebene sind besser als die „Häupter“! Ihr heiligen Untergebenen, verweigert den „Häuptern“ eure liebevolle Hingabe nie, denn sie brechen zusammen unter ihrer drückenden Last, oder der Rauch der Ehre macht sie blind und trunken. O ihr heiligen Untergebenen, seid Zyrenäer eurer Vorgesetzten. Seid, und sei du, mein kleiner Johannes, denn was ich dir sage, gilt für alle die „Johannes“, die den „Petri“ vorausseilen und

sie führen und dann innehalten, um ihnen den Vortritt zu lassen mit Rücksicht auf ihr Amt; die – oh! Höhepunkt der Demut – um ihre „Petri“, die nicht verstehen und glauben können, nicht zu demütigen, vorgeben und glauben lassen, daß auch sie begriffsstutzig und ungläubig sind wie die „Petri“ ...

Lest auch die letzte Begebenheit am See von Tiberias. Es ist wiederum Johannes, der, wie schon andere Male, den Herrn in dem Mann erkennt, der am Ufer steht; und auch nachdem die Speisen verteilt worden sind und nach der Frage des Petrus: „Herr, was ist mit diesem?“ bleibt er der „Jünger“, nichts mehr.

Seine eigene Person hebt Johannes nie hervor; aber wenn es darum geht, etwas zu sagen, was das fleischgewordene Wort Gottes noch deutlicher in göttlichem Licht erstrahlen läßt, dann hebt Johannes den Schleier und enthüllt ein Geheimnis. Im sechsten Kapitel seines Evangeliums sagt er: „Als er bemerkte, daß sie ihn ergreifen wollten, um ihn zum König zu machen, zog er sich wieder allein auf den Berg zurück“; und den Gläubigen wird diese Stunde aus dem Leben Jesu enthüllt, weil sie wissen sollen, daß Jesus vielen und mannigfachen Versuchungen und Kämpfen ausgesetzt war wegen seiner verschiedenen Eigenschaften als Mensch, Meister, Messias, Erlöser und König, und daß die Menschen und Satan, der ewige Verführer der Menschen, ihm, Christus, keine Nachstellung ersparten, um ihn zu erniedrigen, zu überwältigen und zu zerschmettern. Gegen den Menschensohn, den Ewigen Hohenpriester, den Meister und Herrn, stürmten die satanischen und menschlichen Mächte mit eher mittelmäßigen als guten Gründen an. Sie versuchten die Leidenschaften des Bürgers, des Patrioten, des Sohnes, des Menschen anzustacheln, um einen schwachen Punkt zu finden und dort den Hebel anzusetzen.

O ihr, meine Söhne, die ihr nur meine erste und meine letzte Versuchung vor Augen habt und nur die letzten Mühsale des Erlösers für „Mühsale“, nur die letzten Stunden seines Lebens für schmerzlich und nur die letzten Erfahrungen für bitter und ernüchternd hal-

tet, versetzt euch nur für eine Stunde in meine Lage. Stellt euch vor, ihr hättet die Aussicht, Frieden mit euren Landsleuten, und mit ihrer Hilfe, zu schließen, die erforderliche Säuberung zur Heiligung des geliebten Vaterlandes vorzunehmen, und die zerstreuten Glieder Israels wieder zu vereinen, sie endlich dem Schmerz und der Knechtschaft zu entreißen und die Entweihung des Heiligtums zu beenden. Ich sage nicht: Versetzt euch in meine Lage und stellt euch vor, daß man euch eine Krone anbietet; ich sage nur: setzt eine Stunde lang mein menschliches Herz an die Stelle des euren. Was würdet ihr bei einem so verführerischen Angebot tun? Würdet ihr der Idee Gottes treu bleiben, oder würdet ihr nicht eher besiegt? Würdet ihr geistiger und heiliger aus der Versuchung hervorgehen oder euch nicht vielmehr durch Nachgiebigkeit gegenüber den Verlockungen und Drohungen selbst zugrunderichten? Und wie wäre euer Herz daraus hervorgegangen, nachdem ihr feststellen müßtet, bis zu welchem Punkt Satan gehen kann, um meine Mission zu stören und meine Gefühle zu verletzen, um meine guten Jünger auf irriige Wege zu bringen und mich selbst in eine offene Konfrontation mit meinen Feinden, die jetzt demaskiert und außer sich vor Zorn sind, da ihr Komplott aufgedeckt ist?

Kommt also nicht mit Kompaß und Lineal, mit Mikroskop und menschlicher Wissenschaft, und fangt nicht an, mit der kleinlichen Argumentation von Schriftgelehrten abzuwägen, zu vergleichen und zu widerlegen, inwieweit Johannes recht hat, inwieweit dies oder jenes wahr ist. Vergleicht nicht den Satz des Johannes mit der gestrigen Begebenheit, um zu sehen, ob alles übereinstimmt. Johannes hat nicht aus Altersschwäche und der kleine Johannes nicht aus kränklicher Schwäche gefehlt. Dieser hat berichtet, was er gesehen hat. Der große Johannes hat viele Jahrzehnte nach dem Geschehnis beschrieben, was er darüber wußte. Mit einer feinen Verkettung von Ort und Handlung hat er das ihm allein bekannte Geheimnis über die nicht ohne Arglist versuchte Krönung des Christus enthüllt.

Zu Tarichäa, nach der ersten Brotvermehrung, spricht man im

Volk davon, den Rabbi von Nazaret zum König von Israel zu machen. Manaen, der Schriftgelehrte und viele andere, die zugegen sind, zwar unvollkommen im Geist, aber aufrichtigen Herzens, greifen diesen Gedanken auf und setzen sich dafür ein, um den Meister zu Ehren zu bringen und den ungerechten Kampf gegen ihn zu beenden; und wegen eines Irrtums in ihrer Auslegung der Heiligen Schrift – ein in dem von dem Traum eines irdischen Königtums verblendeten Israel weitverbreiteter Irrtum – und in der Hoffnung, das von vielen Dingen befleckte Vaterland zu heiligen.

Und dann gibt es natürlich viele, die einfach der Idee anhängen; und viele geben arglistig vor, mir anzuhängen, um mir zu schaden. Letztere schließen sich aus Haß gegen mich zusammen, vergessen sogar den Haß der Klassen untereinander, der sie immer getrennt hat, und verbünden sich, um mich zu versuchen und damit dem Verbrechen, das sie in ihren Herzen schon beschlossen haben, einen legalen Anschein zu geben. Sie hoffen auf meine Schwäche, auf meinen Hochmut. Beides, Hochmut und Schwäche, und meine daraus folgende Annahme der mir angebotenen Krone, würde die Anklagen, die sie gegen mich vorbringen wollen, rechtfertigen. Und dann . . . dann hätten sie, womit sie ihren arglistigen und von Gewissensbissen geplagten Geist beruhigen könnten, denn sie würden sich sagen, in der Hoffnung, es auch glauben zu können: „Rom, nicht wir, hat den Aufwiegler von Nazaret bestraft.“ Eine legale Beseitigung ihres Feindes, denn das war ihr Erlöser für sie.

Dies sind die Gründe für die geplante Ernennung. Hier ist der Schlüssel für den immer größer werdenden Haß in der Folgezeit. Hier ist schließlich die hohe Lehre Christi. Versteht ihr sie? Es ist die Lehre der Demut, der Gerechtigkeit, des Gehorsams, des Starkmutes, der Klugheit, der Treue, der Verzeihung, der Geduld, der Wachsamkeit und des Duldens, gegenüber Gott, der eigenen Mission, den Freunden, den Verblendeten, Satan und seinen menschlichen Werkzeugen der Versuchung, gegenüber Dingen und Ideen. Alles muß stets betrachtet, geliebt oder nicht geliebt, angenommen oder abge-

wiesen werden im Hinblick auf das heilige Ziel des Menschen: den Himmel und den Willen Gottes.

Kleiner Johannes, dies war eine der Stunden Satans für mich. Wie Christus sie erlebte, so werden sie auch die „kleinen Christusse“ erleben. Man muß sie ertragen und überwinden ohne Hochmut, ohne Mißtrauen. Sie sind nicht umsonst, vielmehr dienen sie einem guten Zweck. Habt also keine Furcht, Gott verläßt euch in diesen Stunden nicht, sondern er hilft euch, wenn ihr ihm treu seid. Und danach steigt die Liebe hernieder, um aus den Getreuen Könige zu machen. Die Getreuen steigen nach Beendigung dieses irdischen Lebens auf in sein Reich, in den ewigen Frieden, siegreich für immer . . .

Du kleiner, mit Dornen gekrönter Johannes, mein Friede sei mit dir . . . «

515 In Betsaida und Kafarnaum • Erneute Abreise

»Steuere auf Betsaida zu«, ordnet Jesus an, der mit Johannes in einem kleinen Boot, wahrhaft einer Nußschale, sitzt. Sie befinden sich mitten auf dem See, der sich im Morgengrauen allmählich erhellt.

Johannes gehorcht, ohne ein Wort zu sagen. Ein recht kräftiger Wind bläht das kleine Segel und läßt das Boot so rasch dahingleiten, daß es sich sogar zur Seite neigt. Schnell geht es am Ostufer entlang, und das nördliche runde Ende des Sees nähert sich immer mehr.

»Lande noch vor der Ortschaft. Ich möchte zu Porphyria gehen, ohne daß andere mich sehen; und du fahre zur gewohnten Landestelle und erwarte mich dort im Boot.«

»Ja, Meister. Und wenn mich jemand sieht?«

»Halte alle bei dir auf, ohne zu sagen, wo ich bin. Ich werde mich beeilen.«

Johannes bemerkt am Ufer einen guten Landeplatz bei der Mündung eines sandigen Baches (um diese Jahreszeit erinnert nur das Bachbett an ihn), aus dem sich die Leute zu irgendeinem Gebrauch Sand geholt haben, so daß eine kleine Bucht von wenigen Metern Breite entstanden ist. Dort kann ein Boot an dem etwa 50 cm über dem Wasser liegenden Ufer anlegen.

Dorthin steuert er. Das Boot streift etwas über den Kies, doch das Anlegen gelingt und Johannes hält es am Ufer fest, indem er eine

Wurzel erfaßt, die aus dem Sand hervorragt. Jesus springt ans Ufer. Johannes stemmt das Ruder dagegen, um das Boot wieder ins tiefere Wasser zu schieben. Es gelingt ihm. Er erhebt lächelnd sein strahlendes Antlitz und sagt: »Leb wohl, Meister!«

»Leb wohl, Johannes«, und Jesus geht zwischen den Bäumen weg, während Johannes mit dem Boot am Ufer entlangfährt.

Jesus geht landeinwärts und wandert durch die Gemüsegärten hinter Betsaida. Er beeilt sich, da er vermeiden will, in den Ort zu kommen, wenn dieser erwacht. Ohne jemandem zu begegnen, gelangt er zum Haus des Petrus und klopft an die Küchentür. Nach einigen Augenblicken erscheint das Gesicht Porphyrias vorsichtig über dem Mäuerchen auf dem Dach. Sie sieht den Meister und ein erstauntes »Oh« entfährt ihr. Dann sammelt sie mit einer Hand ihre herrlichen Haare (ihre einzige Schönheit), die ihr über die Schultern fallen, und eilt die kleine Treppe hinunter, barfuß wie sie ist, nach der eiligen Morgentoilette.

»Herr? Du allein?«

»Ja, Porphyria. Margziam, wo ist er?«

»Er schläft. Er schläft noch. Der Junge ist etwas traurig ... etwas kränklich ... und ich schone ihn ein wenig. Es hängt auch mit dem Alter zusammen ... dem Wachstum ... Wenn er schläft, denkt er nicht nach und weint nicht ...

»Weint er oft?«

»Ja. Meister. Ich glaube, daß es seine momentane Schwäche ist. Ich versuche, ihn zu kräftigen ... und zu trösten ... Aber er sagt: „Ich bleibe allein. Alle, die ich liebe, gehen fort. Wenn Jesus nicht mehr da sein wird ...“ Er sagt das, wie wenn du uns verlassen würdest ... Gewiß, er hat in seinem Leben schon viel Leid durchgemacht ... Aber Simon und ich lieben ihn ... Sehr. Glaube mir, Meister.«

»Ich weiß es. Aber seine Seele fühlt ... Porphyria, ich muß mit dir gerade über diese Dinge sprechen. Deswegen bin ich um diese Stunde und ohne Simon gekommen. Wohin können wir gehen und miteinander sprechen, ohne daß uns Margziam hören oder jemand anderer stören kann?«

»Herr, ich habe nur ... mein Schlafzimmer ... oder den Raum mit den Fischernetzen ... Oben ist Margziam. Ich war auch oben, denn um der Hitze zu entgehen, schlafen wir nun dort ... «

»Gehen wir in den Raum mit den Netzen. Er ist weiter entfernt, und Margziam wird uns nicht hören, auch wenn er aufwacht.«

»Komm, Herr«, und Porphyria führt ihn in einen einfachen großen Raum, der mit allen möglichen Dingen vollgestopft ist: Netze, Ruder, Vorräte, Heu für die Schafe, ein Webstuhl ...

Porphyria räumt eilig eine an der Wand stehende Art Tischchen ab und wischt mit einem Bausch Werg den Staub weg, damit der Meister sich setzen kann.

»Das ist nicht wichtig, Frau. Ich bin nicht müde.«

Porphyria blickt mit ihren milden Augen zum abgesehenen, müden Antlitz Jesu auf und scheint ihm sagen zu wollen: »Doch, das bist du wohl!« Aber da sie gewohnt ist zu schweigen, sagt sie nichts.

»Höre, Porphyria. Du bist eine gute Frau und eine gute Jüngerin. Seit ich dich kenne, habe ich dich immer sehr geliebt, und mit großer Freude habe ich dich als Jüngerin angenommen und dir auch den Knaben anvertraut. Ich weiß, daß du klug und tugendhaft bist wie wenige. Ich weiß auch, daß du schweigen kannst ... eine seltene Tugend bei den Frauen. Aus all diesen Gründen bin ich gekommen, um insgeheim mit dir zu sprechen und dir eine Sache anzuvertrauen, die niemand weiß, nicht einmal die Apostel und auch nicht Simon. Ich vertraue sie dir an, weil ich dir sagen muß, wie du dich in Zukunft Margziam ... und auch allen anderen gegenüber zu verhalten hast ... Ich bin sicher, daß du deinen Meister zufriedenstellen wirst in dem, worum ich dich bitte, und klug sein wirst wie immer ... «

Porphyria, die bei diesem Lob des Meisters purpurrot geworden ist, nickt nur mit dem Kopf, so gerührt ist sie. Sie, so schüchtern und immer dem Willen eigenmächtiger Personen unterstellt, die ihr befehlen ohne zu fragen, ob sie mit etwas einverstanden ist, sie ist jetzt zu gerührt, um ihre Zustimmung in Worten auszudrücken.

»Porphyria, ich werde nie mehr in diese Gegend zurückkehren,

nie mehr, bevor nicht alles vollendet ist ... Du weißt, was ich erfüllen muß, nicht wahr? ... «

Porphyria hat bei diesen Worten ihre Haare fallen gelassen, die sie immer noch mit der Linken im Nacken zusammengehalten hat, und stößt mehr als einen Schrei, ein tiefes Schluchzen aus, das sie erstickt, indem sie beide Hände vors Gesicht schlägt, während sie auf die Knie sinkt und stöhnt. »Ich weiß es, Herr, mein Gott ... « und sie weint still vor sich hin. Nur an den Tränen, die zwischen den auf ihr Gesicht gepreßten Fingern zu Boden fallen, erkennt man, daß sie weint.

»Weine nicht, Porphyria. Dazu bin ich gekommen. Ich bin bereit ... und bereit sind jene, die, indem sie dem Bösen dienen, in Wahrheit dem Guten dienen werden, weil sie die Stunde der Erlösung nahen lassen. Sie könnte sich auch jetzt schon erfüllen, denn wir, ich und sie, sind darauf vorbereitet ... und jede Stunde, die noch vergeht, und jedes Ereignis, das noch stattfindet, wird nichts anderes sein als eine Vervollständigung ihres Verbrechens ... und meines Opfers. Aber auch diese noch zahlreichen Stunden, die jener Stunde vorausgehen, werden zu etwas gut sein ... Es ist noch einiges zu tun und zu sagen, auf daß alles, was sich erfüllen muß, damit man mich kennt, geschehe ... Aber ich werde nicht mehr hierher zurückkehren ... Ich betrachte diesen Ort zum letzten Mal ... und betrete zum letzten Mal dieses ehrbare Haus ... Weine nicht ... Ich wollte nicht fortgehen, ohne mich von dir zu verabschieden und dir den Segen deines Meisters zu geben. Ich werde Margziam mit mir nehmen, wenn ich mich jetzt an die phönizische Grenze begeben, und später, wenn ich nach Judäa hinabziehe zum Laubhüttenfest. Ich werde es nicht unterlassen, ihn vor dem Winter zurückzuschicken. Armer Knabe! Er wird sich noch einige Zeit meiner Gegenwart erfreuen. Und dann ... Porphyria, es ist nicht gut, wenn Margziam in meiner Stunde zugegen ist, und darum sollst du ihn nicht zum Paschafest gehen lassen ... «

»Aber die Vorschrift, Herr ... «

»Ich entbinde ihn von dem Gebot. Ich bin der Meister, Porphyria, und ich bin Gott, du weißt es. Als Gott kann ich ihm im voraus eine Unterlassung vergeben, die nicht einmal eine ist, da ich selbst es ihm befehle aus einem berechtigten Grund. Der Gehorsam gegen mein Gebot beinhaltet schon die Lossprechung von der Nichtbefolgung der Vorschrift, denn der Gehorsam gegen Gott – und er bedeutet auch ein Opfer für Margziam – steht immer über allen anderen Dingen. Ich bin der Meister. Und kein guter Meister wäre, wer nicht die Eigenschaften und Reaktionen eines Jüngers in Betracht ziehen und nicht abschätzen könnte, welche Folgen eine über die Kräfte des Jüngers gehende Anstrengung für diesen nach sich ziehen würde. Auch wenn man Tugendhaftigkeit verlangt, muß man klug sein und darf nicht die geistige Bildung und die allgemeinen Kräfte des Wesens überfordern. Wenn man eine Tugend oder eine geistige Selbstbeherrschung verlangt, die den vom Menschen erreichten Grad geistiger, moralischer und auch physischer Kraft übersteigt, kann dies zu einer Zersplitterung aller bereits erlangten Kräfte führen und zum Zusammenbruch des Wesens in den drei Bereichen: dem geistigen, dem moralischen und dem physischen. Margziam, der arme Junge, hat schon zu viel gelitten und zu oft die Brutalität seiner Mitmenschen kennengelernt, so daß er sie beinahe gehaßt hätte. Er könnte nicht ertragen, was meine Passion sein wird: ein Meer schmerzhafter Liebe, in dem ich die Sünden der Welt reinwasche, und ein Meer teuflischen Hasses, das versuchen wird, alle jene zu verschlingen, die ich geliebt habe, und all mein Wirken als Meister zu vernichten. Wahrlich, ich sage dir, auch die Stärksten werden sich unter der Flut Satans beugen, wenigstens für kurze Zeit ... Aber ich will nicht, daß Margziam diese verwüstende Woge über sich ergehen lassen und kosten muß ... Er ist unschuldig ... Er ist mir teuer ... Ich habe viel Mitleid mit ihm, der schon mehr gelitten hat, als seine Kräfte zulassen ... Ich habe die Seele des Johannes von En-Dor ins Jenseits abberufen ... «

»Ist Johannes gestorben? Margziam hat viele Schriftrollen für ihn geschrieben ... Ein neuer Schmerz für den Knaben ... «

»Ich selbst werde ihm vom Tod des Johannes berichten ... Ich sagte, daß ich ihn aus diesem Leben abberufen habe, um auch ihn vor der schmerzlichen Erschütterung jener Stunde zu bewahren. Auch Johannes hat zuviel von den Menschen erliden müssen. Warum eingeschläfernte Gefühle erneut wecken? Gott ist gut. Er prüft seine Kinder. Aber er macht keine unvorsichtigen Experimente ... Oh, wenn die Menschen ebenso zu handeln verstünden! Wieviel weniger gebrochene Herzen oder auch nur gefährvolle Stürme in den Herzen würde es geben! ...

Aber um auf Margziam zurückzukommen. Er darf nicht zum nächsten Paschafest kommen. Vorläufig sollst du nicht darüber reden. Wenn die Zeit gekommen ist, wirst du so zu ihm sprechen: „Der Meister hat mir befohlen, dich nicht nach Jerusalem zu schicken. Er verspricht dir einen besonderen Lohn, wenn du ihm gehorchst.“ Margziam ist ein guter Junge und wird gehorchen ... Porphyria, das möchte ich von dir: dein Schweigen, deine Treue, deine Liebe.«

»Alles, was du willst, mein Herr. Du ehrst deine arme Dienerin gar zu sehr ... Ich verdiene nicht so viel ... Geh in Frieden, Meister und Gott. Ich werde tun, was du willst ... « Doch der Schmerz überwältigt sie, und sie wirft sich mit dem Gesicht zu Boden. Vorher war sie auf den Knien, auf die Fersen zurückgelehnt, die Augen fest auf das Antlitz Jesu geheftet. Nun liegt sie am Boden, ganz bedeckt von ihrem rabenschwarzen Haar, und seufzt laut: »Welch ein Schmerz, Meister! Oh, Welch ein Schmerz! Was endet da! Was endet da für die Welt! Oh, für uns, die wir dich lieben! Für deine Dienerin! Der einzige! Der einzige, der mich wirklich geliebt hat! Der mich nie verachtet hat! Der nie anmaßend gewesen ist! Der mich behandelt hat wie die anderen, mich, die ich so unwissend, so arm und töricht bin! Ich und Margziam – denn er hat es mir als erster gesagt – wir haben uns dann beruhigt ... Alle sagten, es könne nicht wahr sein ... Alle: Simon, Natanaël, Philippus ... deren Gattinnen ... und sie wissen doch alles, sie sind so weise ... Und Simon ... Ach! Mein Simon! Wenn du ihn erwählt hast, muß er doch etwas wert sein! Alle, al-

le sagten sie: „Es kann nicht wahr sein.“ Aber jetzt sagst du es; du sagst es ... und an deinem Wort kann man nicht zweifeln ... « Sie ist wirklich ganz untröstlich und rührend in ihrem Schmerz.

Jesus beugt sich nieder und legt eine Hand auf ihr Haupt: »Weine nicht so ... Margziam könnte dich hören ... Ich weiß es ... Niemand glaubt daran; niemand will es wahrhaben ... und gerade ihre Weisheit und ihre Liebe sind die Ursache ihres Unglaubens ... Aber so ist es ... Porphyria, ich gehe jetzt. Bevor ich dich verlasse, segne ich dich für jetzt und immer. Bedenke stets, daß ich dich geliebt habe und daß ich mich an deiner Liebe zu mir erfreut habe. Ich brauche dir nicht zu sagen: Harre aus in ihr. Ich weiß, daß du es tun wirst, denn das Andenken an deinen Meister wird allezeit deine Freude sein, und du wirst darin deine Zuflucht finden; deine Freude und deinen Frieden, auch in der Todesstunde. Denke dann daran, daß dein Meister gestorben ist, um dir das Paradies zu öffnen, und daß er dich dort erwartet ... Nun, steh auf. Ich gehe Margziam wecken und werde ihn bei mir aufhalten. Du, entferne die Spuren deiner Tränen und komm dann zu uns. Johannes wartet auf mich, um mich nach Kafarnaum zu bringen. Wenn du Sachen für Simon hast, richte sie her. Denk daran, daß er seine schweren Kleider brauchen wird ... «

Porphyria, ein Geschöpf wahrer Unterwürfigkeit und prompten Gehorsams, küßt die Füße Jesu und macht Anstalten, sich zu erheben. Dann aber läßt eine Welle der Liebe sie den Kopf verlieren und heftig errötend nimmt sie die beiden Hände Jesu und küßt sie ein-, zwei-, zehnmal. Erst danach steht sie auf und läßt ihn gehen ...

Jesus geht aus dem Raum, steigt zur Terrasse hinauf und tritt in eine Art Zelt aus Segeltüchern und Stricken, in dem sich zwei Lagerstätten befinden. Margziam schläft, fast mit dem Gesicht nach unten und tief in dem kleinen Kopfkissen vergraben. Man sieht nichts als ein Jochbein des braunen Gesichtes und einen langen, mageren Arm, der unter dem Bettlaken hervorschaut.

Jesus setzt sich neben dem Lager auf den Boden und streichelt

die wirren Locken, die auf die bleichen Wangen des Schlafenden fallen, der zwar eine Bewegung macht, aber noch nicht erwacht. Jesus streichelt ihn wieder und neigt sich hinab, um ihn auf die Stirn zu küssen, da sein Gesicht nun nicht mehr bedeckt ist. Margziam öffnet die Augen und sieht Jesus an seiner Seite, über ihn gebeugt. Er kann es kaum glauben; vielleicht glaubt er zu träumen, aber Jesus ruft ihn beim Namen. Da setzt sich der Jüngling auf und wirft sich, ja, er flüchtet sich in die Arme Jesu ...

»Du hier, Meister?«

»Ich bin gekommen, um dich für einige Monate mit mir zu nehmen. Freut es dich?«

»Oh! Und Simon?«

»Er ist in Kafarnaum. Ich bin mit Johannes gekommen ... «

»Ist auch er zurückgekehrt? Er wird glücklich sein! Ich werde ihm geben, was ich geschrieben habe.«

»Ich spreche nicht von Johannes von En-Dor, sondern von Johannes des Zebedäus. Bist du nicht zufrieden?«

»Doch, ich habe ihn gern. Aber auch den anderen ... fast noch lieber ... «

»Warum, Margziam? Johannes des Zebedäus ist doch so gut.«

»Ja, aber der andere ist so unglücklich, und auch ich bin es gewesen, und ein wenig bin ich es immer noch ... Menschen, die leiden, verstehen einander und lieben einander ... «

»Würde es dich freuen, wenn du wüßtest, daß er nicht mehr leidet und sehr glücklich ist?«

»Gewiß würde es mich freuen; aber er kann nur glücklich sein, wenn er bei dir ist. Oder ... ist er vielleicht gestorben, Herr?«

»Er ist im Frieden, und man muß sich darüber freuen, ohne Egoismus, denn er ist als Gerechter gestorben, und jetzt besteht keine Trennung mehr zwischen seinem Geist und dem unsrigen. Wir haben einen Freund mehr, der für uns betet.«

Margziam hat zwei dicke Tränen auf seinem wirklich sehr hageren, blassen Gesicht, und flüstert: »Es ist wahr.«

Jesus spricht nicht weiter darüber und macht auch keine Bemerkungen über den körperlich und seelisch sichtlich geschwächten Zustand Margziams. Er sagt vielmehr: »Auf, wir wollen gehen. Ich habe schon mit Porphyria gesprochen. Sicher hat sie deine Kleider bereitgelegt. Mache dich fertig, denn Johannes wartet auf uns. Wir werden Simon überraschen. Ist das dort nicht sein Boot, das nach Kafarnaum zurückkehrt? Vielleicht hat er auf dem Rückweg gefischt ... «

»Ja, es ist seines. Wohin gehen wir, Herr?«

»Nach Norden, und dann nach Judäa.«

»Für längere Zeit?«

»Lange.«

Margziam, ermuntert von dem Gedanken, beim Meister sein zu dürfen, erhebt sich rasch und eilt hinab, um sich im See zu waschen. Dann kehrt er mit noch feuchtem Haar zurück und ruft: »Ich habe Johannes gesehen. Er hat mir zugewinkt. Er ist bei der Mündung im Schilf ... «

»Gehen wir.«

Sie steigen hinunter. Porphyria ist gerade dabei, zwei Reisesäcke zuzubinden und erklärt: »Ich will die schweren Kleider meinem Bruder zum Laubhüttenfest nach Getsemani schicken. So werdet ihr schneller vorankommen, sowohl du als auch der Vater.« Und während sie die letzten Riemen schnürt, zeigt sie auf die Dinge, die sie vorbereitet hat: Milch, Brot, Früchte ...

»Wir nehmen alles mit und essen dann im Boot. Ich will gehen, bevor das Ufer voller Menschen ist. Leb wohl, Porphyria. Gott segne dich immer, und der Friede der Gerechten sei immer in dir. Komm, Margziam ... «

Sie legen schnell die kurze Wegstrecke zurück, und während Margziam zu Johannes geht, begibt sich Jesus zum Boot. Bald wird er von den beiden eingeholt, die durch das Schilf laufen und ins Boot springen, um sogleich mit dem Ruder abzustoßen und ins tiefe Wasser hinauszufahren.

Die kurze Strecke haben sie bald hinter sich, und am Ufer von

Kafarnaum halten sie an und warten auf das Boot des Petrus, das gerade ankommt. Die frühe Stunde rettet sie vor der Belagerung durch das Volk, und so können sie ihr Brot und ihre Früchte, die sie im Schatten der Barke auf dem Sand ausgebreitet haben, in Ruhe essen.

Simon kennt die kleine Barke nicht und erst, als er den Fuß aufs Ufer setzt und sieht, wie Jesus hinter dem Boot aufsteht, bemerkt er ihn.

»Meister! Du und Margziam?! Aber seit wann?«

»Seit gerade eben. Ich bin über Betsaida gekommen. Beeile dich! Wir müssen sofort aufbrechen.«

Petrus blickt ihn an und sagt nichts. Er und seine Kameraden holen die Fische und die Kleidersäcke aus dem Boot, einschließlich den des Johannes, der sich nun endlich anziehen kann. Simon fragt den Gefährten etwas, doch dieser gibt ihm ein Zeichen, als ob er sagen wollte: »Warte ... «

Sie gehen zum Haus und treten ein. Die zurückgebliebenen Apostel eilen herbei.

»Beeilt euch. Wir machen uns sogleich auf den Weg. Nehmt alles mit, denn wir werden nicht mehr hierher zurückkehren«, ordnet Jesus an.

Die Apostel blinzeln sich gegenseitig an, und die beiden Gruppen machen sich Zeichen durch ihr Mienenspiel. Aber sie gehorchen. Ja, ich glaube sogar, daß sie es eifrigst tun, um in den anderen Räumen miteinander sprechen zu können ...

Jesus bleibt mit Margziam in der Küche und verabschiedet sich von den Hausherren. Er sagt ihnen jedoch nicht: »Ich werde nicht mehr zurückkehren.« Auch denen von Kafarnaum, die er auf der Straße sieht und grüßt, sagt er es nicht. Er grüßt sie einfach wie immer, wenn er fortgeht. Nur beim Haus des Jäirus bleibt er stehen, aber Jäirus ist noch nicht zurückgekehrt ...

Bei der Quelle begegnet er der kleinen Alten, die in der Nähe des Hauses der Mutter des jungen Alphäus wohnt, und sagt zu ihr:

»In Bälde wird eine Witwe hierherkommen und dich aufsuchen. Sie wird sich hier niederlassen. Sei ihr eine Freundin und liebt das kleine Kind und seine Brüder sehr ... Tut es heiligmäÙig, in meinem Namen ... «

Dann geht er weiter mit den Worten: »Gern hätte ich noch alle Kinder begrüÙt ... «

»Du kannst es tun, Meister. Warum hast du dich nicht ausgeruht? Du bist sehr müde, dein Gesicht ist bleich, und deine Augen matt. Das wird dir nicht gut bekommen ... Es ist noch warm, und du hast sicher nicht geschlafen, weder in Tiberias noch bei Chuza ... «

»Ich kann nicht, Simon. Ich muß noch einige Orte aufsuchen, und es bleibt wenig Zeit ... «

Sie sind am Ufer. Jesus ruft die Schiffsjungen des Petrus, verabschiedet sich von ihnen und beauftragt sie, die kleine Barke in das Dorf vor Hippos zu bringen und sie dem Saul des Zacharias zurückzugeben.

Dann schlägt er den schattigen Weg ein, der am Fluß entlangführt. Er folgt ihm bis zu einem Scheideweg, wo er abbiegt.

»Wohin gehen wir, Herr?« fragt Simon, der bis jetzt leise mit den Kameraden gesprochen hat.

»Zu Judas und Hanna und dann nach Chorazin. Ich will dort meine guten Freunde grüÙen ... «

Die Apostel werfen sich wieder Blicke zu und beginnen leise miteinander zu reden.

Schließlich holt Jakobus des Alphäus Jesus ein, der mit Margziam allen vorausgeht.

»Bruder, werden wir nicht mehr in diese Gegend zurückkehren, da du doch gesagt hast, daß du noch deine Freunde grüÙen willst? Wir möchten es gerne wissen.«

»Gewiß werdet ihr hierher zurückkehren, aber erst in vielen Monaten.«

»Und du?«

Jesus macht eine ausweichende Geste ... Margziam zieht sich dis-

kret zurück und schließt sich den anderen an; d. h. allen mit Ausnahme von Jakobus des Alphäus, der bei Jesus ist, und von Iskariot, der allein und eher finster, fast widerwillig hinterhergeht.

»Bruder, was ist dir zugestoßen?« fragt Jakobus und legt eine Hand auf die Schulter Jesu.

»Warum fragst du das?«

»Weil ... Ich weiß nicht. Alle fragen wir uns das. Du scheinst verändert zu sein ... Du bist nur mit Johannes gekommen ... Simon hat gesagt, du seist bei Chuza zu Gast gewesen ... Du ruhst dich nicht aus. Du grüßt nur wenige. Es scheint, als wolltest du nicht mehr hierher zurückkehren ... Und dein Antlitz ... Verdienen wir nicht mehr, etwas zu erfahren? Auch ich nicht? ... Du hast mich doch geliebt ... Du hast mir doch Dinge gesagt, die nur ich weiß ... «

»Ich liebe dich immer noch. Aber ich habe nichts zu sagen. Ich habe einen Tag mehr als vorgesehen gebraucht und will die verlorene Zeit aufholen.«

»War es notwendig, nach Norden zu gehen?«

»Ja, Bruder.«

»Dann ... Oh! Du hast gelitten, ich fühle es ... «

Jesus umarmt ihn, indem er einen Arm um die Schultern des Veters legt: »Johannes von En-Dor ist gestorben. Weißt du es?«

»Simon hat es mir gesagt, während ich meine Gewänder herrichtete. Und sonst ... ?«

»Ich habe mich von meiner Mutter verabschiedet.«

»Und sonst?«

Jakobus, der kleiner ist als Jesus, blickt ihn von unten nach oben eindringlich und forschend an.

»Außerdem bin ich glücklich, mit dir, mit euch und Margziam zu sein. Ich werde ihn einige Monate bei mir behalten. Er braucht es. Er ist traurig und leidet. Hast du ihn gesehen?«

»Ja. Aber das alles ist es nicht ... du willst es nicht sagen. Macht nichts. Ich liebe dich, auch wenn du mich nicht wie einen Freund behandelst.«

»Jakobus, du bist mir mehr als ein Freund. Aber mein Herz bedarf der Ruhe ... «

»Und deswegen willst du nicht sagen, was dich schmerzt. Ich verstehe. Ist es Judas, der dir Schmerz bereitet?«

»Judas? Dein Bruder?«

»Nein, der andere.«

»Weshalb diese Frage?«

»Ich weiß nicht. Während du fort warst, wurde Judas mehrmals von einem Boten von wir wissen nicht wem aufgesucht. Er hat ihn immer abgewiesen, aber ... «

»Bei euch ist jede Handlung des Judas immer ein Verbrechen. Warum fehlt ihr gegen die Liebe? ... «

»Weil Judas so finster und unruhig ist. Er flieht die Kameraden. Er ist so mißmutig ... «

»Laß ihn machen. Seit über zwei Jahren ist er bei uns, und immer ist er so gewesen. Denke lieber daran, wie glücklich die beiden Alten sein werden. Weißt du, weshalb ich zu ihnen gehe? Ich will ihnen den kleinen Schreiner von Chorazin empfehlen ... «

Sie entfernen sich, während sie reden. Hinter ihnen folgt die Gruppe der Apostel, die auf Judas gewartet hat, um ihn nicht allein zurückzulassen, obwohl er sich doch so offensichtlich langweilt, daß es wirklich nicht angenehm ist, ihn bei sich zu haben.

516 Bei Judas und Hanna am Meronsee

Sie kommen erhitzt an, obwohl sie durch dichte Obstgärten gewandert sind, wo sich die Äste unter der Last ihrer reifen Früchte neigen. Aus den schönen und zahlreichen Weingärten kommt der charakteristische Duft der Reben, wenn die Trauben schon reif sind und die Blätter im Herbst zu welken beginnen.

Als erste kommen ihnen zwei Bauern entgegen, die, beladen mit Körben voller herrlicher Äpfel, aus den Obstgärten heimkehren und sofort einen Knecht beauftragen, die Nachricht zu verbreiten. Die

beiden Bauern begrüßen inzwischen Jesus und teilen ihm mit, daß sich viele Jünger im Haus aufhalten, die von den Bergen der Golanitis und von Ituräa gekommen sind, um sich nach Jerusalem zu begeben, und daß ihre Herren sich entschlossen haben, mit ihnen über die Dekapolis und Peräa zum Laubhüttenfest zu gehen. Aber sie haben noch nicht fertigerzählt, als schon die Besitzer, denen viele Jünger vorausgehen und nachfolgen, das Haus verlassen und dem Herrn entgegeneilen.

Unter den Jüngern sind fast alle ehemalige Hirten von Betlehem, und bei ihnen sind andere, wie der erste geheilte Aussätzige, der geheilte Krüppel, sein Freund, und andere mehr, d. h. jene von Transjordanien, außer Timoneus. Isaak sehe ich nicht; auch nicht Stephanus, Hermas, Ermastheus, Josef von Emmaus, Abel von Betlehem, Nikolaus von Antiochia, und nicht einmal Johannes von Ephesus. Unter diese mischen sich auch Knechte und Bauern, wie etwa der bei der vergangenen Weinlese von seiner Lähmung wunderbar geheilte Knabe mit seiner Mutter.

»Der Friede sei mit euch allen und mit diesem Haus«, sagt Jesus und erhebt seine Hand zum Segen.

»Tritt ein, Meister, und ruhe dich unter unserem Dach aus. Die Jahreszeit ist noch zu heiß, um in diesen Stunden zu reisen. Wir werden dir eine Stärkung geben, und die Zimmer für die Nacht sind kühl.«

»Ich werde nur wenige Stunden hierbleiben. Am Abend gehe ich fort. Es bleibt wenig Zeit bis zum Laubhüttenfest, und ich muß noch viele Orte aufsuchen.«

Die Hausherren sind enttäuscht, aber sie drängen nicht. Sie sagen nur: »Wir haben gehofft, daß du bleiben würdest. Morgen ist die Weinlese, und wir haben schon begonnen, die Trauben zu pflücken. Nach dem Keltern wären wir dann alle mit diesen deinen Jüngern abgereist. Wir sind alt, und die Straßen sind sehr unsicher, seit Räuberbanden, wir wissen nicht woher, gekommen sind und auf dieser Seite des Jordan umherstreichen. Sie nisten sich in den Bergen von

Rabbat-Ammon und Gilead ein, dem Tal des Jabbok entlang, und überfallen die Karawanen. Die römischen Legionen machen Jagd auf sie ... Aber ... Sind die Begegnungen mit ihnen etwa angenehm? Wir ziehen es vor, mit diesen zu gehen. Sie sind deine Jünger und Gott wird sie sicher beschützen.«

Jesus lächelt etwas, sagt aber nichts dazu. Er tritt ins Haus und nimmt die Erfrischungen entgegen, welche die Hausleute sowohl den müden Gliedern als auch den durstigen Kehlen anbieten, und danach hört er den Jüngern zu, die von ihrer Tätigkeit auf den Bergen erzählen: »Aber mit wenig Erfolg, Meister. Wenig, auch in Cäsarea Philippi, wo wir allerdings nicht belästigt wurden. Doch wir werden mit dir zusammen dorthin zurückkehren. Und dann!«

Jesus schaut sie an. Er will sie nicht enttäuschen und antwortet: »Mit Beharrlichkeit werdet ihr sie sicher bekehren. Gott hilft seinen Dienern immer.«

Dann verläßt Jesus sie, begibt sich zur Frau des Hauses, die persönlich den Tisch deckt, und lädt sie ein, mit ihm hinauszugehen, da er mit ihr sprechen will. Die gute alte Frau läßt sich das nicht zweimal sagen, und, um der Hitze im Freien zu entgehen, führt sie Jesus in ein langes kühles Zimmer auf der Nordseite des Hauses.

»Hanna, du sagst immer, du möchtest mir in jeder Weise dienen ...!«

»Ja, mein Herr, ich und Judas. Aber du wendest dich nie an uns. Für uns ist heute ein großes Fest, denn deine Jünger sind ein Teil von dir, und da sie in unserem Haus sind, haben wir das Gefühl, dir zu dienen.«

»So ist es tatsächlich, denn was ihr einem meiner Jünger tut, tut ihr dem Meister, und selbst ein Becher Wasser und ein Stück Brot, die ihr dem gebt, der sich abmüht um meinetwillen, werden von Gott vergolten werden. Die Jünger nehmen sich des Geistes der Gläubigen an, und die Gläubigen müssen die Jünger lieben und unterstützen und immer daran denken, daß diese auf alles verzichtet haben und bereit sind, auch ihr Leben hinzugeben, um den Gläubigen den

Weg zu weisen und das Leben und die Wahrheit zu schenken, die ihr Meister ihnen gegeben hat mit dem Auftrag, sie an die Gläubigen weiterzugeben.«

»O Herr, laß mich meinen Judas rufen. Dein Wort ist so heilig! ... «

»Rufe deinen Judas«, sagt Jesus lächelnd, und die Frau geht hinaus und kehrt mit ihrem Gatten zurück, dem sie die Worte des Meisters wiederholt.

»Wir, glaube es, werden es gern tun. Aber wir wohnen abseits von der Straße und die Jünger kommen sicher deshalb nur selten zu uns«, sagt der Alte, und man sieht, daß er es bedauert, dadurch übergangen zu werden.

»Ich werde ihnen sagen, sie sollen öfters zu euch kommen. Inzwischen bitte ich euch um einen Gefallen ... «

»Du? Aber es ist ja eine Gnade, dir dienen zu dürfen! Gebiete, Herr! Wir sind alt und können dir nicht folgen, wie viele es tun, aber wir haben das Verlangen, dir zu dienen. Was willst du? Wären es auch diese Weinberge und dieses Haus, das uns so teuer ist, weil es von unserem Vater stammt und unsere Kinder hier geboren wurden; dir zum Gefallen würden wir doch alles gern hergeben, wenn du es wolltest. Versprich uns nur die Barmherzigkeit Gottes für unsere Seelen.«

»Zweifelt nicht daran, diese wird euch nicht fehlen. Ich verlange kein so großes Opfer von euch. Hört. Ich gehe nach Judäa, und der Winter naht. In Chorazin lebt eine Witwe mit vielen Kindern, und der Älteste ist kaum mehr als ein Knabe. Sein Vater war Schreiner ... «

»Ah! Der Schreiner! Oh, alle haben von deiner Tat erzählt ... Aber Chorazin hat sich nicht bekehrt, obwohl es sich eher durch diese Tat als durch Worte bekehren sollte. Die Mutter hat auf den Feldern gearbeitet ... Aber sie ist nicht sehr gesund ... Wir wissen davon, wir wissen davon.«

»Nun gut. Ich verlange nicht, daß ihr aus ihnen Müßiggänger macht, sondern nur, daß ihr ihnen helft. Ihr werdet sicher für die ei-

ne oder andere Arbeit jemanden brauchen. Denkt an Josef, und fügt zur gebührenden Entlohnung liebevolle Barmherzigkeit hinzu.«

»Oh! Meister! So wenig verlangst du? Was sagst du dazu, Frau? Ich würde sagen, wir nehmen die beiden Mädchen zu uns, die bei uns Ähren gelesen haben. Das Haus ist groß, und du bist alt; auch Maria und Noomi sind alt ... Für die kleinen Dinge ... «

»So machen wir es, Judas. Zur Erinnerung an unsere Kleine ... unsere einzige Tochter, Herr ... Sie lebte zwei Frühlinge ... und dann ... So viele Jahre sind schon vergangen ... aber der Schmerz bleibt ... Wenn du damals schon unter uns gewesen wärest, dann wäre sie nicht gestorben ... Ich hätte sie nicht verloren. Eine Tochter ist immer ein Sonnenschein ... « Die Alte ist gerührt, und der Alte seufzt.

»Sie ist nicht verloren ... Sie erwartet euch ... Sie ist eine unschuldige Seele, und ihr könnt sicher sein, sie wiederzufinden. Mehr Sorge muß man sich um die Söhne machen, die bereits erwachsen sind und nicht vollkommen auf den Wegen des Herrn wandeln ... «

»Das ist wahr! Das ist wahr! ... Du weißt es, Herr ... Alles weißt du. In diesem so ruhigen Haus gibt es diesen Schmerz ... Meister, kann das Opfer bisweilen Gnade erlangen?«

»Nicht bisweilen. Immer.«

»Oh, wie schön ist es, dies zu hören. Geh in Frieden, Meister. Der Witwe von Chorazin wird geholfen werden, und du wirst sie im Frühling glücklich wiederfinden; denn wenn du sie uns für den Winter anvertraust, so ist das ein Zeichen dafür, daß du nicht vor dem Frühjahr zurückkehren wirst.«

»Ich kehre nicht mehr zurück ... Ich gehe nach Judäa und komme nicht mehr wieder.«

»Geht auch der kleine Jünger mit nach Judäa?«

»Ja, Margziam kommt mit nach Judäa ... «

»Eine lange Reise, Meister. Er sieht sehr mitgenommen aus ... «

»Er hat seinen letzten Verwandten verloren. Ihr kennt seine Geschichte ... und dieser neue Schmerz hat ihn geschwächt.«

»Es ist wohl auch das Alter, das Wachstum ... Aber wir wissen ... Wir wissen auch von dem Guten, das er tut. Er ist ein kleiner Meister, wirklich ein kleiner Meister ... Der Verwandte lebte in der Ebene Jesreels, nicht wahr? Ist er dort gestorben? Hat er dort viel gelitten?«

»Ja, Frau. Warum fragst du das?«

»Weil ... Ich sollte dir das nicht sagen, denn du bist der Meister. Aber ich bin eine Frau und Mutter, und ich habe geweint ... Ich sage dir: Warum willst du ihn in diese Gegend mitnehmen? Überlaß ihn mir bis Jerusalem ... Es wird mir vorkommen, als ginge ich mit den noch jungen Söhnen zur heiligen Stadt hinab ... und er würde nicht so ermüden und nicht noch mehr leiden. Auch die anderen Jünger kommen mit ... «

Jesus denkt nach. Dann wirft er ein: »Margziam ist glücklich, bei mir zu sein, und ich, ihn bei mir zu haben.«

»Ja, aber wenn du es ihm sagst, wird er dir gern gehorchen. Es werden nur wenige Tage der Trennung sein. Was bedeuten schon wenig mehr als zwei Wochen für einen so jungen Menschen? Er hat noch viel Zeit, sich deiner zu erfreuen ... «

Jesus schaut sie, schaut den Alten an, die nicht ahnen, wie wenig Zeit noch bleibt, sich des Meisters zu erfreuen. Aber er sagt nichts. Er öffnet die Arme, als wollte er sagen: »Es geschehe, wie ihr wünscht«, und fügt an: »Dann ruft Margziam und Simon.«

Der Alte geht hinaus und kehrt mit den beiden zurück. Simon scheint weiß Gott welchen Verdacht zu haben. Doch als er den Grund hört, beruhigt er sich und sagt: »Gott vergelte es dir! Mein Sohn ist sehr mitgenommen, und, um die Wahrheit zu sagen, es schien mir unklug, ihn so viel wandern zu lassen ... «

»Aber ich bin gerne mitgekommen! So bin ich beim Meister, und wenn der Meister mich mitgenommen hat, ist das doch ein Zeichen, daß ich es schaffen würde ... Er macht immer alles gut ... « und Margziam ist dem Weinen nahe.

»Das ist wahr, Margziam. Aber man muß auch nachgeben können. Diese beiden sind mir und allen meinen Freunden gute Freunde. Ich entspreche ihrem Wunsch, und du ... «

»Wie du willst, Meister. Aber dann nach Jerusalem . . .«

»Nach Jerusalem kommst du mit mir«, verspricht Jesus, und der gute Margziam erwidert nichts mehr.

Sie verlassen den Raum, und Jesus gesellt sich zu den Jüngern, die über diese unerwartete Begegnung glücklich sind.

Der alte Hausherr geht unruhig um die Gruppe herum. Jesus bemerkt es und fragt ihn nach dem Grund.

»Sieh, ich möchte gerne, daß du zu uns sprichst. Du bist müde, ich sehe es. Aber wirst du wirklich nichts sagen vor der Mahlzeit und der darauffolgenden Ruhe, denn bis zum Abend wirst du wohl wenigstens ausruhen?«

»Bevor ich gehe, werde ich zu euch sprechen. So können auch die Diener des Hauses und deine Feldarbeiter mich hören. Nun ruft uns deine Frau, siehst du? . . .«

Jesus erhebt sich und betritt das Zimmer, in dem die Tische für die gesegneten Gäste gedeckt sind.

517 Jesus erzählt das Gleichnis von der Wasserverteilung

Gewiß hat sich die Nachricht verbreitet, daß der Meister hier ist und noch vor Einbruch der Dunkelheit sprechen wird. Um das ganze Haus herum wimmelt es von Menschen, die miteinander flüstern, weil sie wissen, daß der Meister ruht und sie ihn nicht wecken wollen. So warten sie geduldig unter den Bäumen, zwar geschützt vor der Sonne, aber nicht vor der immer noch starken Hitze. Soviel ich sehe, sind keine Kranken unter ihnen. Aber wie immer sind Kinder da, und Hanna läßt Obst verteilen, damit sie ruhig bleiben.

Doch Jesus schläft nicht lange, und die Sonne steht noch hoch, als er den Vorhang beiseite schiebt und den wartenden Menschen zulächelt. Er ist allein. Die Apostel schlafen wahrscheinlich noch. Jesus geht auf die Menge zu und zum niedrigen Rand eines Brunnens, der gewiß dazu dient, die Bäume des Obstgartens zu bewässern, denn kleine Bewässerungskanäle führen strahlenförmig vom Brunnen zu

den einzelnen Bäumen. Jesus setzt sich auf den niederen Rand und beginnt sofort zu sprechen.

»Hört dieses Gleichnis.

Ein reicher Mann hatte viele Untergebene, verteilt über alle seine Besitzungen, die nicht alle reich an Wasser und fruchtbarem Boden waren. Es gab auch Gegenden, die unter Wassermangel litten, und mehr als das Land litten die Menschen darunter. Denn das Land konnte man mit gegen die Trockenheit widerstandsfähigen Pflanzen bebauen, die Leute aber litten sehr unter dem Mangel an Wasser. Der reiche Herr dagegen hatte gleich neben seinem Wohnhaus einen wasserreichen See, der von unterirdischen Quellen gespeist wurde.

Eines Tages unternahm der Herr eine Reise zu allen seinen Besitzungen. Da sah er, daß einige, die dem See am nächsten lagen, Überfluß an Wasser hatten, während es auf den entfernter liegenden Besitzungen an Wasser mangelte. Dort mußte man sich mit dem Regen begnügen, den Gott sandte. Er bemerkte auch, daß die, die viel Wasser besaßen, nicht gut waren zu ihren Nachbarn, die des Wassers entbehrten, und ihnen sogar einen Eimer Wasser versagten unter dem Vorwand, dann selbst nicht genügend zu haben. Der Herr dachte nach und beschloß: „Ich werde Wasser aus meinem See zu den benachbarten Gehöften leiten mit der Anordnung, es den weiter entfernt lebenden Knechten, die unter der Trockenheit des Bodens leiden, nicht mehr zu verweigern.“

Er ließ sofort die nötigen Arbeiten ausführen und Kanäle graben, die das gute Wasser des Sees zu den nächstliegenden Besitzungen leiten sollten. Dort ließ er große Zisternen bauen, die viel Wasser aufnehmen konnten, um den dortigen Wasserreichtum noch zu vermehren. Und von diesen gingen wiederum kleinere Kanäle aus, durch die das Wasser zu entfernter liegenden Zisternen gelangen sollte. Schließlich rief er jene zusammen, die in der Gegend lebten, und sprach: „Erinnert euch daran, daß ich das nicht getan habe, um euch Überfluß zu verschaffen, sondern um durch euch denen zu helfen, denen es selbst am Notwendigsten fehlt. Seid daher barmherzig, wie ich es bin.“ Darauf entließ er sie.

Nach einiger Zeit unternahm der reiche Herr eine zweite Reise durch alle seine Besitzungen. Er sah, daß die naheliegenden Höfe schöner geworden waren. Sie waren nicht nur reicher an nützlichen Bäumen, sondern auch an Zierpflanzen, Wasserbecken, Bädern und Brunnen überall dort, wo es Häuser gab, und in der Nähe dieser Häuser.

„Ihr habt aus euren Häusern Villen gemacht“, bemerkte der Herr. „Nicht einmal ich selbst genieße einen solchen Überfluß an schönen Dingen.“ Und er fragte weiter: „Aber erhalten auch die anderen etwas? Habt ihr ihnen reichlich Wasser gegeben? Führen die kleineren Kanäle Wasser?“

„Ja, alles, um was sie gebeten haben, haben sie erhalten. Aber sie sind anmaßend und nie zufrieden. Sie kennen kein Maß und keine Klugheit. Jeden Augenblick kommen sie und verlangen etwas, als ob wir ihre Knechte wären. Wir müssen uns verteidigen, um das Unsrige zu schützen. Sie begnügen sich nicht mehr mit den Kanälen und den kleinen Zisternen. Sie kommen bis zu den großen.“

„Habt ihr deshalb diese Orte mit Mauern umgeben und mit wilden Hunden bewachen lassen?“

„Deshalb, Herr. Sie kamen rücksichtslos herein, wollten uns alles wegnehmen und verschwendeten . . .“

„Aber habt ihr ihnen auch wirklich Wasser gegeben? Ihr wißt, daß ich diese Arbeiten eigens für sie habe ausführen lassen und daß ich euch zu Vermittlern zwischen dem See und ihren trockenen Feldern bestimmt habe. Ich verstehe nicht . . . Ich habe so viel Wasser vom See ableiten lassen, daß es ohne Verschwendung für alle hätte ausreichen müssen.“

„Und dennoch, glaube uns, daß wir ihnen das Wasser nie verweigert haben.“

Der Herr begab sich nun zu den entfernter liegenden Besitzungen. Die hohen Bäume, die den trockenen Boden gewohnt waren, hatten grünes Blattwerk. „Sie haben die Wahrheit gesagt“, meinte der Besitzer, als er sie von weitem im Winde rauschen hörte. Als er jedoch

näher kam und schließlich unter den Bäumen dahinging, bemerkte er, daß der Boden ausgetrocknet war. Das Gras, das hungrige Schafe mühsam abzupften, war fast verdorrt. Das Erdreich der Gemüsegärten um die Häuser herum war sandig.

Dann begegnete er den ersten Landarbeitern: Sie waren abgearbeitet und abgemagert. Mit fiebrigen Augen sahen sie ihn an, ließen die Köpfe hängen und wichen furchtsam zurück.

Erstaunt über dieses Verhalten rief er sie zu sich. Zitternd kamen sie heran. „Wovor fürchtet ihr euch? Bin ich nicht mehr euer guter Herr, der für euch gesorgt und euch durch die notwendigen Arbeiten aus der Not mit dem Wasser geholfen hat? Weshalb diese kranken Gesichter und dieser trockene Boden? Warum sind die Herden so spärlich, und weshalb habt ihr solche Angst vor mir? Sprecht ohne Furcht und sagt eurem Herrn, was euch quält.“

Ein Mann sprach für alle: „Herr, wir haben eine große Enttäuschung erlebt und viel Leid erfahren. Du hast uns Hilfe versprochen; aber wir haben auch das verloren, was wir zuvor hatten, und haben nun auch die Hoffnung auf dich verloren.“

„Wie? Warum? Habe ich etwa nicht genügend Wasser zu den Nachbarn geleitet mit der Anordnung, euch den Überfluß abzugeben?“

„Hast du das gesagt? Wirklich?“

„Das habe ich gesagt. Gewiß. Wegen der Beschaffenheit des Bodens konnte ich das Wasser nicht direkt hierher leiten. Aber mit etwas gutem Willen hättet ihr zu den kleinen Kanälen der Zisternen gehen und mit Schläuchen und Eseln so viel Wasser holen können, als ihr braucht. Haben die Schläuche und Esel nicht ausgereicht? Und wäre ich nicht da gewesen, um sie euch zu geben?“

„Seht! Ich habe es immer gesagt! Ich habe gesagt: ‚Es kann nicht der Herr gewesen sein, der den Befehl gegeben hat, uns das Wasser zu verweigern.‘ Wären wir doch zu ihm gegangen.“

„Aber wir haben Angst gehabt. Sie behaupteten, das Wasser sei eine Belohnung für sie, wir hingegen sollten gezüchtigt werden.“

Und sie erzählten dem guten Herrn, daß die Verwalter der beschenkten Güter ihnen gesagt hätten, der Herr wolle die Knechte der trockenen Gebiete für den von ihnen erzielten geringen Ertrag bestrafen und habe ihnen den Auftrag gegeben, nicht nur den Verbrauch des Wassers der Zisternen einzuschränken, sondern auch den des Wassers der ursprünglichen Brunnen. Früher hätten sie täglich zweihundert Bat für sich selbst und das Land erhalten, die sie mit großer Mühe einen weiten Weg schleppen mußten, jetzt nicht einmal mehr fünfzig. Um aber genügend für Menschen und Tiere zu haben, müßten sie zu den Rinnsalen am Rand der gesegneten Orte gehen, dorthin, wo das Wasser der Gärten und Bäder herausfloß, und dieses schlammige Wasser holen. Und sie starben. Sie starben an Krankheiten und vor Durst, und die Pflanzen starben und die Schafe ...

„Oh! Das geht zu weit und muß aufhören. Holt eure Habseligkeiten, sammelt euer Vieh und folgt mir. Erschöpft wie ihr seid, wird es euch etwas Mühe kosten, aber dann werdet ihr Frieden haben. Ich werde langsam gehen, um es euch trotz eurer Schwäche zu ermöglichen, mir zu folgen. Ich bin ein guter Herr, ein Vater für euch, und ich Sorge für meine Kinder.“

So machte er sich langsam auf den Weg, gefolgt von dem arm-seligen Schwarm seiner Knechte und deren Vieh, die aber schon jubelten über die Hilfe, die ihnen die Liebe des Herrn brachte.

Als sie an den überreich bewässerten Ländereien ankamen, an ihren Grenzen, rief der Herr einige der Stärksten zu sich und sagte: „Geht in meinem Namen und bittet um Erquickung.“

„Und wenn sie die Hunde auf uns hetzen?“

„Ich stehe hinter euch. Habt keine Angst. Geht und sagt, daß ich euch schicke und daß sie ihr Herz der Gerechtigkeit nicht verschließen sollen, denn das Wasser kommt von Gott, und alle Menschen sind Brüder. Sie sollen sofort die Kanäle öffnen.“

Sie gingen, und der Besitzer folgte ihnen in einer gewissen Entfernung. Als sie ein Gittertor erreichten, blieb der Besitzer verborgen

hinter der Umfassungsmauer. Sie riefen, und die Verwalter kamen.

„Was wollt ihr?“

„Habt Erbarmen mit uns. Wir sterben. Der Besitzer schickt uns mit dem Befehl, das Wasser zu holen, das er für uns hat herleiten lassen. Er sagt, daß Gott ihm das Wasser gegeben hat, und er es euch für uns, da wir Brüder sind, und daß ihr sofort die Kanäle öffnen sollt.“

„Ha, ha!“ lachten die Grausamen. „Brüder, dieser zerlumpte Schwarm? Ihr sterbt? Um so besser. Dann werden wir eure Ländereien übernehmen und Wasser dorthin leiten. Dann ja, dann wird es Wasser dort geben. Und wir werden gutes Land daraus machen. Wasser für euch? Wie töricht ihr doch seid! Das Wasser gehört uns.“

„Erbarmen! Wir sterben. Öffnet! Der Besitzer befiehlt es.“

Die bösen Verwalter berieten sich miteinander und sagten dann: „Wartet einen Augenblick.“ Sie liefen fort, und kurz darauf kehrten sie zurück und öffneten. Aber sie hatten Hunde und schwere Knüttel bei sich . . . Die Armen überkam Angst. „Tretet ein, tretet ein! Wollt ihr nicht eintreten, jetzt, da wir geöffnet haben? Nachher werdet ihr sagen, daß wir nicht hochherzig gewesen sind . . .“

Ein Unvorsichtiger trat ein, und ein Hagel von Schlägen prasselte auf seinen Rücken, während die von ihren Ketten befreiten Hunde sich auf die anderen stürzten.

Nun trat der Besitzer hinter der Mauer hervor. „Was tut ihr, Grausame? Jetzt kenne ich euch, euch und eure Tiere, und bestrafe euch“, und mit Pfeilen erschoss er die Hunde. Dann trat er ein, streng und und zornig. „So führt ihr meine Befehle aus? Dafür habe ich euch diesen Reichtum gegeben? Ruft alle die Eurigen zusammen. Ich will mit euch sprechen. Und ihr“, sagt er zu den braven Knechten gewandt, „tretet ein mit euren Frauen und Kindern, mit euren Schafen und Eseln, mit euren Tauben und allen Tieren. Trinkt und erquickt euch. Pflückt diese saftigen Früchte, und ihr, unschuldige Kinder, lauft und spielt auf den blumigen Wiesen. Freut euch. Gerechtigkeit herrscht im Herzen des guten Herrn, und Gerechtigkeit wird es geben für alle.“

Während die Durstigen zu den Zisternen liefen, in die Becken tauchten, das Vieh aus den Trögen trank und großer Jubel herrschte, kamen die anderen voller Furcht aus allen Richtungen herbei.

Der Besitzer stieg auf den Rand einer Zisterne und sprach: „Ich habe diese Arbeiten ausführen lassen und euch zu Trägern meines Befehles und Hütern meines Schatzes bestellt, denn ich habe euch zu meinen Verwaltern ernannt. Ihr habt die Prüfung nicht bestanden . . . Ihr schient gut zu sein. Ihr hättet es sein sollen, denn der Wohlstand hätte euch gut und eurem Wohltäter gegenüber dankbar machen müssen. Ich habe euch immer Gutes getan und euch die Verwaltung dieser wasserreichen Ländereien anvertraut. Doch Überfluß und Bevorzugung haben euch hartherzig gemacht, unfruchtbarer als die Ländereien, die ihr habt gänzlich veröden lassen, und kränker als die vom Durst Geplagten. Denn ihnen aber kann mit Wasser geholfen werden, während ihr mit eurem Egoismus euren Geist versengt habt, der nur schwer zu heilen sein und in den das Wasser der Liebe nur unter großer Mühe zurückkehren wird. Jetzt werde ich euch bestrafen. Geht auf die Ländereien dieser Leute und leidet, was sie gelitten haben.“

„Erbarmen, Herr! Habe Erbarmen mit uns! Willst du uns zugrunderichten? Willst du weniger erbarmungsvoll mit uns Menschen als wir mit den Tieren?“

„Und diese? Was sind diese? Sind eure Brüder keine Menschen? Welches Erbarmen hattet ihr mit ihnen? Sie baten euch um Wasser, ihr aber hattet für sie nur Stockschläge und Hohnlachen. Sie baten euch um das, was mein ist und was ich gegeben hatte, und ihr hattet es ihnen verweigert mit der Behauptung, es sei das Eurige. Wem gehören diese Gewässer? Nicht einmal ich sage, daß das Wasser des Sees mir gehört, obwohl mir der See gehört. Das Wasser kommt von Gott. Wer von euch hat auch nur einen einzigen Tropfen Tau geschaffen? Geht . . . Und euch, die ihr gelitten habt, sage ich: Seid gut! Tut ihnen, was ihr gewollt hättet, daß euch geschehe. Öffnet die Kanäle, die sie geschlossen haben, und laßt Wasser zu ihnen fließen,

sobald ihr könnt. Ich mache euch zu Verteilern meiner Gaben an diese sündigen Brüder, denen ich Zeit und Gelegenheit lasse, sich zu bessern. Der höchste Herr, mehr als ich, vertraut euch den Reichtum seiner Gewässer an, damit ihr die Stelle der Vorsehung einnehmt für die, die kein Wasser haben. Wenn ihr dies mit Liebe und Gerechtigkeit zu tun versteht, mit dem Notwendigen zufrieden seid und den Überfluß den Darbenden überlaßt, wenn ihr gerecht seid und nicht euer Eigen nennt, was ihr als Geschenk erhalten habt oder was euch vielmehr zur Verwaltung anvertraut wurde, dann wird euer Friede groß sein und die Liebe Gottes und die meine werden immer mit euch sein.“

Das Gleichnis ist zu Ende, und jeder kann es verstehen. Ich sage euch nur, daß der Reiche nur der Verwalter des Reichtums ist, den Gott ihm anvertraut hat mit dem Auftrag, ihn unter jene zu verteilen, die leiden. Bedenkt, welche Ehre euch Gott erweist, da er euch beruft, am Werk der Vorsehung für die Armen, Kranken, Witwen und Waisen mitzuwirken. Gott könnte Geld, Kleider und Speisen auf die Wege der Armen regnen lassen, aber dadurch würde er den Reichen große Verdienste entziehen: die der Liebe zu den Brüdern. Nicht alle Reichen können gelehrt sein, doch sie alle können gut sein. Nicht alle Reichen können Kranke pflegen, Tote begraben, Leidende und Eingekerkerte besuchen. Aber alle Reichen und alle, die nicht gerade arm sind, können etwas Brot, einen Schluck Wasser und ein abgelegtes Kleid geben. Sie können den Frierenden zum Feuer führen und den unter ihr Dach aufnehmen, der kein Haus hat und dem Regen oder der brennenden Sonne ausgesetzt ist. Arm ist der, dem das Notwendige zum Leben fehlt. Die anderen sind nicht arm; ihre Güter sind wohl begrenzt, doch sind sie immer noch reich im Vergleich zu jenen, die vor Kälte, Hunger und Überanstrengung sterben.

Ich gehe nun. Ich werde den Armen dieses Ortes keine Wohltaten mehr erweisen können. Und mein Herz leidet bei dem Gedanken, daß sie einen Freund verlieren ... Nun, ich, der ich zu euch spreche, und ihr wißt, wer ich bin, bitte euch, die Vorsehung für diese

Armen zu sein, die nun ohne ihren barmherzigen Freund bleiben. Spendet Almosen und liebt sie in meinem Namen und im Gedanken an mich. Setzt mein Werk fort. Tröstet mein gebrochenes Herz mit dem Versprechen, daß ihr in den Armen stets mich sehen und sie als die wahren Vertreter Christi, der arm ist, betrachten werdet; der arm sein wollte aus Liebe zu den Unglücklichsten dieser Erde, und durch seine Entbehrungen und seine verzehrende Liebe für die ungerechte Verschwendung und die Selbstsucht der Menschen sühnen wollte.

Bedenkt! Liebe und Barmherzigkeit werden in Ewigkeit belohnt. Liebe und Barmherzigkeit sind die Lossprechung von Schuld. Gott verzeiht dem viel, der liebt. Und die Liebe zu den Bedürftigen, die nicht vergelten können, ist die verdienstvollste Liebe in den Augen Gottes. Denkt an diese meine Worte bis zu eurer Todesstunde, und ihr werdet gerettet werden und selig sein im Reiche Gottes.

Mein Segen komme über den, der das Wort des Herrn annimmt und es befolgt.«

Während Jesus noch gesprochen hat, haben die Apostel und Margziam nach und nach mit den Jüngern das Haus verlassen und bilden nun eine geschlossene Gruppe hinter dem Volk. Aber sie kommen nach vorn, als Jesus zu reden aufhört, und nehmen im Vorübergehen so manches Almosen entgegen. Dieses Geld bringen sie dann Jesus.

Ein abgezehrter und offensichtlich sehr armer Mann ist ihnen unauffällig gefolgt. Er geht mit so gebeugtem Haupt einher, daß ich sein Gesicht nicht sehen kann. Zu Füßen Jesu sinkt er nieder, schlägt sich an die Brust und seufzt: »Ich habe gesündigt, Herr, und du hast mich bestraft. Ich habe es verdient. Aber verzeihe mir wenigstens, bevor du uns verläßt. Habe Erbarmen mit Jakob, dem Sünder!« Und er erhebt sein Gesicht und ich erkenne ihn, mehr, weil er auch seinen Namen nennt, als an seinem elenden Aussehen. Es ist der Bauer, dem Jesus einmal Gutes erwiesen, den er dann aber bestraft hat wegen seiner Härte gegenüber den beiden Waisenkindern.

»Meine Verzeihung! Einst wolltest du durch sie gesunden. Und du warst verzweifelt, weil deine ganze Ernte verdorben war. Aber diese haben für dich gesät. Bist du vielleicht ohne Brot?«

»Ich habe genug.«

»Ist das nicht schon Verzeihung?« Jesus ist sehr streng.

»Nein, ich würde gern Hungers sterben, aber fühlen, daß meine Seele in Frieden ist. Ich habe versucht, mit dem Wenigen, das ich vermochte, wiedergutzumachen ... Ich habe gebetet und geweint ... Aber du allein kannst verzeihen und meinem Geist den Frieden schenken. Herr, ich bitte um nichts anderes als um deine Verzeihung ... «

Jesus schaut ihn fest an ... Er läßt ihn den Kopf erheben, den der Mann gesenkt hat, und durchbohrt ihn mit dem Blick seiner wundervollen Augen, wobei er sich etwas über den Mann beugt ... Dann sagt er: »Geh, du wirst Verzeihung erhalten oder auch nicht, je nachdem, wie du in der Zeit lebst, die dir noch bleibt.«

»Oh! Mein Herr! Nicht so! Du hast größeren Sündern als mir verzeihen ... «

»Es waren nicht Menschen, denen ich Wohltaten erwiesen hatte wie dir, und sie haben sich nicht an Unschuldigen versündigt. Der Arme ist mir stets heilig; aber am meisten die Witwen und die Waisen. Kennst du nicht das Gesetz? ... «

Der Mann weint. Er hat auf sofortige Verzeihung gehofft.

Jesus bleibt fest: »Du bist zweimal hinabgestiegen und hast keine Eile gehabt, wieder emporzusteigen ... Erwinnere dich! Was du, Mensch, dir erlaubt hast, darf sich nur Gott erlauben. Und Gott ist immer noch sehr gut zu dir, wenn er dir sagt, daß er dir nicht ganz die Verzeihung verweigert, sondern sie von deiner künftigen Lebensweise bis zum Tod abhängig macht. Geh nun.«

»Segne mich wenigstens ... damit ich mehr Kraft habe, gerecht zu sein.«

»Ich habe euch schon gesegnet.«

»Nein, nicht so. Mich im besonderen. Du siehst in mein Herz ... «

Jesus legt ihm die Hand aufs Haupt und sagt: »Ich habe gesprochen. Doch diese Liebkosung soll dich davon überzeugen, daß, wenn ich auch streng bin, ich dich doch nicht hasse. Meine Liebe ist streng, um dich zu retten, um dich wie einen unglücklichen Freund zu behandeln, nicht weil du arm bist, sondern weil du schlecht gewesen bist. Erinnere dich daran, daß ich dich geliebt und Erbarmen mit deiner Seele gehabt habe; und diese Erinnerung soll deinen Willen stärken, aus mir einen weniger strengen Freund zu machen.«

»Wann, Herr? Wo werde ich dich finden, wenn du doch sagst, daß du fortgehst?«

»In meinem Reich.«

»Welches? Wo wirst du es gründen? Ich werde dorthin kommen ... «

»Mein Reich wird in deinem Herzen sein, wenn du dafür sorgst, daß es gut wird, und später wird es im Himmel sein. Leb wohl! Der Abend naht, ich muß nun gehen und jene segnen, die ich verlasse.« Jesus entläßt ihn und wendet sich dann an seine Jünger und an die Hausleute, die er einen nach dem anderen segnet. Hierauf macht er sich auf, nachdem er Judas das Geld gegeben hat ...

Er geht nach Südwesten in Richtung Kafarnaum und entschwindet im Grün der Felder ...

»Du gehst zu viel, Meister!« ruft Petrus. »Wir sind müde. So viele Stadien haben wir schon zurückgelegt ... «

»Sei brav, Simon. Bald wird Chorazin in Sicht sein, und ihr geht in die Stadt und in die wenigen Häuser, die uns freundlich gesinnt sind, und besonders ins Haus der Witwe. Dem kleinen Josef richtet ihr aus, daß ich ihn am frühen Morgen begrüßen möchte. Ihr werdet ihn zu mir bringen auf dem Weg, der nach Gischala hinaufführt ... «

»Aber kommst du denn nicht nach Chorazin?«

»Nein. Ich gehe auf den Berg, um zu beten.«

»Du bist am Ende deiner Kräfte. Du bist bleich. Warum vernachlässigst du dich so und kommst nicht mit uns? Warum gehst du nicht in die Stadt?« Sie überschütten ihn mit Fragen. Ihre Zuneigung ist manchmal aufdringlich und lästig.

Aber Jesus ist geduldig . . . und geduldig antwortet er: »Ihr wißt es! Für mich ist das Gebet Ruhe. Mühevoll ist es für mich, unter dem Volk zu sein, wenn ich nicht dort bin, um zu heilen oder die Frohe Botschaft zu verkünden. Daher begeben sich auf den Berg, dorthin, wo ich schon andere Male gegangen bin. Ihr kennt den Ort.«

»Auf den Pfad, der zu Joachim führt?«

»Ja, ihr wißt also, wo ihr mich finden könnt. Im Morgengrauen werde ich euch entgegenkommen . . . «

»Werden wir dann nach Gischala gehen?«

»Es ist der richtige Weg, um zur syro-phönizischen Grenze zu gelangen. Ich habe in Afek gesagt, daß ich hingehen würde, und ich werde auch hingehen.«

»Ich meine nur . . . Erinnerst du dich nicht an das letzte Mal?«

»Fürchte dich nicht, Simon; sie haben sich geändert, zurzeit ehren sie mich . . . «

»Oh! Lieben sie dich jetzt?«

»Nein. Mehr als früher hassen sie mich. Aber da sie mich nicht mit Gewalt niederwerfen können, versuchen sie, durch List zum Ziel zu gelangen. Sie versuchen, den Menschen zu verführen . . . und um zu verführen gebrauchen sie Ehrenbezeugungen, wenn auch falsche. Also . . . Kommt alle näher«, sagt er dann zu den anderen, die in einer Gruppe vorausgegangen sind, als sie gesehen haben, daß Jesus mit Petrus etwas Privates redet.

Sie scharen sich um ihn, und Jesus beginnt zu sprechen: »Ich sagte zu Simon – und sage es nun allen, denn ich habe keine Geheimnisse vor meinen Freunden – daß die, die mir feindlich gesinnt sind, ihre Methoden, mir zu schaden, geändert haben, aber ihre Einstellung zu mir haben sie nicht geändert. Deshalb werden sie, so wie sie früher geschimpft und gedroht haben, jetzt Ehrenbezeugungen benützen; für mich und sicher auch für euch. Seid stark und klug, und laßt euch nicht täuschen durch ihre lügenhaften Worte, ihre Geschenke und all ihre Verführungskünste. Haltet euch das Deuteronomium

vor Augen, in dem es heißt: „Geschenke machen die Augen der Weisen blind und verdrehen die Worte der Gerechten.“ Denkt an Simson. Er war ein Nasiräer Gottes von Geburt an, ja schon im Schoß seiner Mutter, die ihn empfang und in Enthaltbarkeit erzog, gemäß dem Befehl des Engels, auf daß er ein gerechter Richter Israels werde. Und wo endete so viel gute Vorsorge? Und wie? Und weshalb? Und wie viele andere Male wurde die Tugend eines Menschen durch Ehren, Geld und käufliche Frauen besiegt, und er spielte das Spiel der Feinde? Ihr seid jetzt gewarnt. Wacht also, damit ihr euch nicht täuschen laßt und den Feinden dient, ohne euch dessen vielleicht bewußt zu sein. Wißt frei zu bleiben wie die Vögel, die karge Nahrung und einen Ast als Ruhestatt einem goldenen Käfig vorziehen, in dem das Futter zwar reichlich und die Ruhestatt bequem ist, in dem sie aber gefangen sind und von den Launen der Menschen abhängen. Bedenkt, daß ihr meine Apostel und daher nur Diener Gottes seid, so wie ich nur dem Willen des Vaters diene. Sie werden versuchen, euch zu verführen – vielleicht haben sie es schon geschafft, wenn sie jeden an seiner schwächsten Stelle angreifen; denn die Diener des Bösen sind schlau, da sie der Böse selbst unterweist. Glaubt nicht ihren Worten. Sie sind nicht aufrichtig. Wenn sie es wären, würde ich euch als erster sagen: »Grüßen wir sie als gute Brüder.« Statt dessen muß man ihren Handlungen mißtrauen und für sie beten, damit sie gut werden. Ich tue es. Ich bete für euch, damit ihr euch nicht durch ihre neue Kriegslist täuschen laßt, und für sie, damit sie aufhören, dem Menschensohn Fallen zu stellen und Gott, seinen Vater, zu beleidigen. Und ihr, ahmt mich nach. Betet viel zum Heiligen Geist. Er möge euch das Licht schenken, um recht zu sehen. Und seid rein, wenn ihr ihn zum Freund haben wollt. Bevor ich euch verlasse, will ich euch stärken. Ich spreche euch los, wenn ihr bisher gesündigt habt. Von allem spreche ich euch los. Seid gut in Zukunft, gut, weise, keusch, demütig und treu. Die Gnade meiner Lossprechung möge euch stärken ... Warum weinst du, Andreas? Und du, warum bist du verwirrt, mein Bruder?«

»Weil mir dies ein Abschied zu sein scheint . . . « sagt Andreas.

»Glaubst du, daß ich euch mit so wenigen Worten verabschieden würde. Es ist nur ein Rat für diese Zeiten. Ich sehe, daß ihr alle verwirrt seid. Das darf nicht sein. Die Verwirrung stört den Frieden, und der Friede muß immer in euch sein. Ihr seid Diener des *Friedens*, und er liebt euch so sehr, daß er euch als seine ersten Diener auserwählt hat. Er liebt euch, und daher müßt ihr glauben, daß er euch immer beistehen wird, auch wenn ihr allein geblieben seid. Der Friede ist Gott. Wenn ihr Gott treu seid, wird er in euch sein. Und wenn er in euch ist, was habt ihr dann zu fürchten? Und was kann euch von Gott trennen, wenn ihr ihn nicht durch eigene Schuld verliert? Nur die Sünde trennt von Gott, aber der Rest: Versuchungen, Verfolgungen, Tod . . . ja, nicht einmal der Tod kann euch von Gott trennen. Vielmehr vereinigen sie euch noch enger mit ihm; denn jede besiegte Versuchung hebt euch eine Stufe höher zum Himmel empor, die Verfolgungen erlangen euch eine Vervielfachung der schützenden Liebe Gottes, und der Tod des Heiligen oder Märtyrers ist nichts anderes als eine Vereinigung mit Gott dem Herrn. Wahrlich, ich sage euch: außer den Söhnen des Verderbens wird keiner meiner großen Jünger mehr sterben, bevor ich die Pforten des Himmels geöffnet habe. Daher wird keiner meiner treuen Jünger auf die göttliche Umarmung warten müssen, wenn er aus diesem dunklen Exil hinübergeht in die Lichtwelt des anderen Lebens. Ich würde euch das nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre. Schaut, auch heute habt ihr einen gesehen, der nach einer Entgleisung auf den Weg der Gerechtigkeit zurückgekehrt ist. Man sollte nicht sündigen, aber Gott ist barmherzig und verzeiht dem, der bereut. Und wer bereut, kann selbst den überragen, der nicht gesündigt hat, wenn seine Reue vollkommen und die nachfolgende Tugendübung heroisch ist. Es wird so herrlich sein, uns droben wiederzufinden, euch emporsteigen zu sehen zu mir und euch entgegeneilen zu können, um euch zu umarmen, euch meinem Vater vorzustellen mit den Worten: „Sieh hier, einer meiner Geliebten. Er hat mich immer geliebt, und deshalb hat

er auch dich immer geliebt, seit ich ihm von dir gesprochen habe. Nun ist er gekommen. Segne ihn, mein Vater, und dein Segen sei seine strahlende Krone.“ Meine Freunde . . . Freunde auf Erden und Freunde im Himmel. Scheint euch nicht jedes Opfer leicht zu sein, um diese ewige Freude zu erlangen? Seid daher getrost. Gehen wir nun hier auseinander. Ich steige dort hinauf, und ihr, seid gut . . . Geben wir einander einen Kuß . . . «

Jesus küßt sie, einen nach dem anderen. Judas weint, während er ihn küßt. Er hat gewartet, um der letzte zu sein, er, der immer an erster Stelle sein will, und er hält Jesus umklammert, während er ihn mehrmals küßt und ihm durch die Haare ins Ohr flüstert: »Bete, bete, bete für mich . . . «

Sie trennen sich. Jesus geht auf den Hügel zu, und die anderen weiter in Richtung Chorazin, das schon weiß hervorschimmert zwischen dem Grün der Bäume.

Jesus sagt: »Setzt hierher die Vision vom 23. September 1944: „Ich kenne keine bessere Ruhe als sagen zu können: Ich habe einen gerettet, der zugrunde ging“ und das darauffolgende Diktat.«

518 »Ich kenne keine bessere Ruhe als sagen zu können: Ich habe einen gerettet, der zugrunde ging!«

Jesus sagt: »Um dich, Geliebte, und andere zu trösten und zu belehren, mußte ich eine besondere Reihenfolge bei den Schauungen und den entsprechenden Diktaten einhalten. Aber ich werde euch rechtzeitig zeigen, wie ihr die Begebenheiten der drei Jahre meines öffentlichen Lebens ordnen sollt. Die Reihenfolge der Evangelien ist gut, aber chronologisch nicht genau, wie jeder aufmerksame Leser erkennen kann.

Der, der alle Episoden in der richtigen Reihenfolge hätte aufführen können, da er immer bei mir war, vom Beginn meiner Verkündigung des Evangeliums bis zur Himmelfahrt, hat es nicht getan; denn Johannes, dem wahren Sohn des Lichtes, ging es vor allem darum, zur Bekämpfung der Irrlehrer, welche die Wahrheit über die im Fleisch verhüllte Gottheit anfochten, das Licht durch dieses fleischliche Gewand hindurch aufleuchten zu lassen. Das erhabene Evangelium des Johannes hat seinen übernatürlichen Zweck erfüllt, aber der chronologische Verlauf meines öffentlichen Lebens ist dabei nicht genau beachtet worden.

Die übrigen Evangelisten gleichen sich wohl in der Darlegung der Tatsachen, aber sie ändern die zeitliche Folge, denn von den dreien war nur einer Augenzeuge beinahe meines ganzen öffentlichen Lebens: Matthäus. Und er schrieb es erst nach fünfzehn Jahren nieder, die anderen noch später und nach dem, was sie von meiner Mutter und den übrigen Aposteln und Jüngern erfahren hatten.«

Ich sehe Jesus auf einem kleinen, vom Mondlicht beschienenen Feldweg langsam hin- und herwandeln. Der Vollmond leuchtet mit seinem lachenden Gesicht am klaren Himmel. Nach seinem Stand am Firmament und dem beginnenden Untergang läßt sich schließen, daß Mitternacht bereits vorüber ist.

Jesus wandelt nachdenklich und gewiß im Gebet dahin, obwohl ich keine Worte vernehme, und doch verliert er die Dinge in seiner Umgebung nicht aus den Augen. Einmal bleibt er stehen, um sich lächelnd den großartigen Gesang einer verliebten Nachtigall anzuhören, die eine melodische Reihe herrlicher Arpeggien, Triller und langer, kräftiger und voller A-Solo-Töne hervorbringt. Es ist wirklich kaum zu glauben, daß sie von einem so kleinen Federbällchen stammen. Um die Nachtigall nicht zu stören, nicht einmal durch das Geräusch der Sandalen auf den kleinen Steinchen des Pfades und des Gewandes im Gras, ist Jesus stehengeblieben mit verschränkten Armen und mit erhobenem, lächelndem Antlitz. Er schließt sogar die Augen, um konzentrierter zu lauschen, und als die Nachtigall ihr Lied mit langen, sehr langen hohen Noten in der Reihenfolge einer Terz (ich weiß nicht, ob ich das richtig sage) endet, die einem außergewöhnlich hohen Ton, den sie hält, solange ihr Atem reicht, gipfelt, zeigt Jesus seine Anerkennung und spendet stillen Beifall, indem er zwei- oder dreimal sein Haupt mit einem zufriedenen Lächeln neigt.

Nun beugt er sich über ein Büschel blühendes Geißblatt mit seinem starken Duft aus den tausend und abertausend weißen Kelchen, die gähnenden Schlangenmäulchen ähneln, in denen die Zungen der gelblichen Stempel zittern und ein goldener Tupfen auf dem unteren Blütenblatt leuchtet. Die Blumen erscheinen im Mondschein noch weißer, fast silbern. Jesus bewundert sie, atmet ihren Duft ein und liebkost sie mit seiner Hand.

Er kehrt auf demselben Weg zurück. Der Ort muß leicht erhöht liegen, denn im Mondschein sieht man im Süden etwas Glitzerndes, wie in Mondlicht getauchtes Glas. Gewiß ist es ein Stückchen des Sees, denn ein Fluß ist es nicht und auch nicht das Meer, zumal man sieht, daß es an der Jesus gegenüberliegenden Uferseite von Hügeln umgeben ist.

Er betrachtet dieses sanfte Glitzern des ruhigen Wassers in der Stille der Sommernacht. Dann wendet er sich halb um, von Süden nach Westen, und sieht das weiße Leuchten eines Dorfes in höchstens zwei Kilometern, eher etwas weniger als mehr, Entfernung. Es ist ein schönes, großes Dorf. Er bleibt stehen, um es anzusehen, und schüttelt sein Haupt bei einem Gedanken, der ihn sehr betrübt.

Dann setzt er seinen langsamen Gang und sein Gebet fort, bis er sich auf einen großen Stein am Fuß eines sehr hohen Baumes setzt und seine gewohnte Stellung einnimmt, die Ellbogen auf den Knien, die Vorderarme vorn und die Hände zum Gebet gefaltet.

So verweilt er einige Zeit, und er würde weiter in dieser Stellung verharren, wenn nicht ein Schatten, ein Mann aus dem Dickicht auf ihn zukommen und ihn anrufen würde: »Meister!«

Der Mann kommt von hinten und Jesus dreht sich um und sagt: »Judas? Was willst du?«

»Wo bist du, Meister?«

»Am Fuß des Nußbaumes. Tritt vor.« Jesus erhebt sich und begibt sich auf den Pfad ins Mondlicht, damit Judas ihn sehen kann.

»Bist du gekommen, Judas, um deinem Meister etwas Gesellschaft zu leisten?« Nun sind sie nahe beieinander, und Jesus legt liebevoll seinen Arm auf die Schulter des Jüngers: »Oder braucht man mich in Chorazin?«

»Nein, Meister. Ich habe mich danach gesehnt, zu dir zu kommen.«

»So komm denn. Es ist Platz für uns beide auf diesem Stein.«

Sie setzen sich nebeneinander. Schweigen. Judas spricht nicht. Er betrachtet Jesus und kämpft mit sich.

Jesus will ihm helfen. Er blickt ihn mit seinen sanften, aber durchdringenden Augen an. »Welch herrliche Nacht, Judas! Schau, wie rein alles ist! Ich glaube, daß die erste Nacht nicht reiner war, die über die Erde und den Schlaf Adams im irdischen Paradiese wachte. Riechst du, wie diese Blumen duften? Rieche an ihnen, aber pflücke sie nicht, sie sind so schön und rein. Auch ich habe es nicht getan, denn sie pflücken bedeutet, sie entweihen. Es ist immer schlecht, Gewalt anzuwenden, sowohl bei den Pflanzen, als auch bei den Tieren; und wie bei den Tieren, so bei den Menschen. Warum das Leben zerstören? Das Leben ist so schön, wenn es gut gelebt wird, und diese Blumen verbringen es gut, denn sie duften und erfreuen uns durch ihren Anblick und ihren Duft. Sie geben Bienen und Schmetterlingen ihren Nektar und überlassen ihnen das Gold ihres Blütenstaubes, um kleine Tropfen von Topas auf die Perlen ihrer Flügel zu setzen, und sie bilden das weiche Bett in den Nestlein . . . Wenn du etwas früher hier gewesen wärest, hättest du eine Nachtigall gehört, die so lieblich ihre Freude, leben und Gott preisen zu dürfen, besang. Die lieben Vöglein! Wie sehr sind sie den Menschen ein Vorbild! Mit wenigem sind sie zufrieden, und nur mit dem, was erlaubt und heilig ist. Ein Körnlein und ein Würmchen, weil es ihnen der Vater und Schöpfer gibt. Selbst wenn sie es nicht haben, kennen sie keinen Zorn, keinen Unwillen, sondern helfen sich über den Hunger des Körpers hinweg mit der Fülle des Herzens, aus der sie das Lob des Herrn und die Freuden der Hoffnung singen. Sie sind glücklich, müde zu sein, weil sie vom Morgen bis zum Abend herumgeflogen sind, um sich ein weiches, warmes, sicheres Nest zu bauen; nicht etwa aus Eigenliebe, sondern aus Liebe zu ihrer Nachkommenschaft. Und wie freudig besingen sie ihre ehrbare Liebe. Das Männchen singt für das Weibchen, und beide singen für ihre Jungen. Die Tiere sind immer glücklich, denn sie verspüren keine Gewissensbisse und keine Vorwürfe in ihrem Herzen. Wir machen sie unglücklich, denn der Mensch ist schlecht, ehrfurchtslos, gewalttätig und grausam; und es genügt ihm nicht, es nur mit seinesgleichen zu sein,

sondern er läßt seine Bosheit auch an den niedrigeren Geschöpfen aus. Und je mehr ihn Gewissensbisse plagen, je mehr ihm das Gewissen vorwirft, desto grausamer wird er anderen gegenüber. Ich bin sicher, daß z. B. der Reiter keine ruhige Seele hatte, der heute seinem schwitzenden, müden Pferd die Sporen gab, bis es blutete, und es peitschte, bis Striemen im Fell an Hals und Flanken entstanden, und sogar auf den weichen Nüstern und den dunklen Augenlidern, die sich über den so ergebenen, sanften Augen schmerzlich schlossen. Entweder war er auf dem Weg zu einem Vergehen gegen die Rechtschaffenheit, oder er kam von einem solchen zurück.« Jesus schweigt und sinnt nach.

Judas schweigt ebenfalls. Auch er denkt nach. Dann sagt er: »Wie schön ist es, dich so sprechen zu hören, Meister! Alles wird hell in den Augen, im Geist und im Herzen . . . und alles wird wieder leicht, selbst der Vorsatz: „Ich will gut sein!“ Sogar zu bekennen . . . Sogar dir zu bekennen: „Auch ich habe eine verwirrte Seele. Verabscheue mich nicht, Meister, du, der du so sehr die Reinen liebst.“«

»O mein Judas! Ich Abscheu? Freund, Sohn, was hast du? Was ist es, das dich verwirrt?«

»Behalte mich bei dir, Meister. Halte mich fest . . . Ich habe mir geschworen, gut zu sein, nachdem du so lieb zu mir gesprochen hast. Ich habe mir geschworen, wieder der Judas der ersten Tage zu werden, der dir folgte und dich liebte, wie ein Bräutigam seine Braut liebt, der nur dich ersehnte und in dir jede Erfüllung fand. So liebte ich dich, Jesus . . . «

»Ich weiß es, und deswegen liebte ich dich . . . aber immer noch liebe ich dich, mein armer, verwundeter Freund . . . «

»Woher weißt du, daß ich verwundet bin? Weißt du, weshalb? . . . «

Es herrscht Schweigen, und Jesus betrachtet Judas mit einem so sanften Blick . . . Es scheint, als ob eine Träne seine Augen noch größer und sanfter mache und ihren Glanz mildere. Die Augen eines unschuldigen, wehrlosen Kindes, das sich ganz in Liebe ergibt.

Judas sinkt zu seinen Füßen. Das Antlitz auf seinen Knien und

die Arme um seine Hüften geschlungen, seufzt er: »Behalte mich bei dir, Meister ... behalte mich ... Mein Fleisch bäumt sich auf wie ein Dämon ... und wenn ich nachgebe, sieh, dann kommt alles Böse ... Ich weiß, daß du es weißt, und daß du dennoch darauf wartest, daß ich es bekenne ... aber es ist hart, Meister, zu sagen: Ich habe gesündigt.«

»Ich weiß es, Freund. Deshalb sollte man stets gut handeln, um nachher nicht beschämt sagen zu müssen: „Ich habe gesündigt.“ Und doch, Judas, ist auch dies ein gutes Heilmittel; denn die Überwindung, die es kostet, die Sünde zu bekennen, hält davon ab, sie wieder zu begehen. Hat man sie aber schon begangen, dann ist der Schmerz der Selbstanklage schon Buße, die befreit. Wenn einer leidet, nicht so sehr aus Stolz und aus Furcht vor Strafe, sondern weil er weiß, daß er durch sein Fehlen Schmerz bereitet hat, dann ist, das sage ich dir, die Schuld getilgt. Es ist die Liebe, die rettet.«

»Ich liebe dich, Meister, aber ich bin so schwach ... Oh, du kannst mich nicht lieben. Du bist rein und liebst die Reinen ... Du kannst mich nicht lieben, denn ich bin ... ich bin ... O Jesus, nimm den Hunger nach Sinnenlust von mir! Du weißt, wie dämonisch sie ist.«

»Ich weiß. Ich habe ihr nie nachgegeben, aber ich kenne ihre Stimme.«

»Siehst du? Siehst du? Du hast einen solchen Abscheu vor ihr, daß dir die Erschütterung schon im Gesicht geschrieben steht, wenn du sie nur nennst. Oh! Du kannst mir nicht verzeihen!«

»Judas, erinnerst du dich nicht an Magdalena, und an Matthäus, und an den Zöllner, der aussätzig wurde? Erinnerst du dich nicht an jene Frau, die römische Sünderin, der ich den Besitz des Himmels verheißen habe, da sie nach meiner Verzeihung die Kraft besitzen wird, ein heiliges Leben zu führen?«

»Meister ... Meister ... Meister ... Oh! Welch ein Übel trage ich in meinem Herzen! Heute Abend bin ich geflohen ... geflohen aus Chorazin; denn wenn ich dort geblieben wäre ... wenn ich geblieben wäre ... wäre ich verloren gewesen. Weißt du ... Es ist, wie wenn je-

mand trinkt und dann süchtig wird ... und der Arzt ihm den Wein und jedes berauschende Getränk verbietet; dann wird er gesund und bleibt gesund, solange er nicht mehr davon kostet ... Aber wenn er, auch nur ein einziges Mal nachgibt und den Geschmack wieder kostet, dann überfällt ihn der Durst, ein so großer Durst nach diesem Trank ... daß er nicht widerstehen kann ... Er trinkt und trinkt ... und wird wieder krank ... krank für immer ... wahnsinnig ... besessen ... besessen von diesem seinem Dämon ... seinem Dämon ... Oh! Jesus, Jesus, Jesus! ... Sage es nicht den anderen ... Sage es nicht ... Ich schäme mich vor allen.«

»Aber nicht vor mir.«

Judas versteht ihn falsch. »Es ist wahr! Verzeihung! Ich müßte mich mehr vor dir schämen als vor jedem anderen, da du vollkommen bist ... «

»Nein, mein Sohn. Das habe ich nicht gemeint. Dein Schmerz, deine Angst, deine Demütigung sollen nichts verschleiern. Ich habe gesagt, daß du dich vor allen schämen kannst ... aber nicht vor mir. Ein Sohn hat keine Angst und keine Scham vor dem guten Vater, und der Kranke nicht vor einem tüchtigen Arzt. Vor dem einem wie vor dem anderen kann er getrost und furchtlos bekennen, weil der eine liebt und verzeiht und der andere versteht und heilt. Ich liebe dich und verstehe, daher vergebe ich dir und heile. Aber sage mir, Judas, was ist es denn, was dich in die Hände deines Dämons gibt? Ich? Die Jünger? Die lasterhaften Frauen? Nein. Es ist dein eigener Wille. Jetzt verzeihe ich dir und heile ... Welche Freude hast du mir bereitet, o mein Judas! So glücklich war ich schon über diese heitere, duftende Nacht voll Gesang und pries den Herrn dafür. Aber die Freude, die du mir jetzt bereitest, übertrifft diesen Mondschein, diesen Duft, diesen Frieden, diesen Gesang. Hörst du? Die Nachtigall stimmt ein und scheint dir mit mir zu sagen, daß sie glücklich ist über deinen guten Willen, sie, die kleine Sängerin, so voll des guten Willens, das zu tun, wozu sie erschaffen wurde; auch dieser erste Morgenwind, der über die Blumen streift, sie weckt und in ihren

kleinen Kelch einen diamantenen Tautropfen gleiten läßt, damit ihn bald ein Schmetterling und ein Sonnenstrahl finde, und der eine sich daran erquicke und der andere einen winzigen Spiegel für seinen großen Glanz in ihm habe. Schau, der Mond geht unter. Das Morgengrauen kündigt sich an mit diesem fernen Hahnenschrei. Die Finsternis der Nacht und ihre Gespenster lösen sich auf. Siehst du, wie schnell und sanft die Zeit vergangen ist? Wenn du nicht zu mir gekommen wärest, hättest du sie angeekelt und mit Gewissensbissen verbracht. Komm immer, wenn du dich vor dir selbst fürchtest. Das eigene Ich! Es ist ein guter Freund, ein großer Versucher, ein großer Feind und ein strenger Richter, Judas! Und siehst du? Während es ein aufrichtiger, treuer Freund ist, solange du gut bist, kann es doch auch ein unehrlicher Freund sein, wenn du es nicht bist; und nachdem es dein Komplize geworden ist, erhebt es sich zum unerbittlichen Richter und peinigt dich mit seinen Vorwürfen ... Es ist grausam in seinen Vorwürfen, nicht ich! Nun gut, gehen wir. Die Nacht ist vorüber ... «

»Meister, ich habe dich nicht zur Ruhe kommen lassen ... und heute wirst du so viel reden müssen ... «

»Ich habe mich ausgeruht in der Freude, die du mir bereitet hast. Ich kenne keine bessere Ruhe, als wenn ich mir sagen kann: Heute habe ich einen vor dem Untergang gerettet ... Komm, komm, gehen wir hinab nach Chorazin! Oh, wenn diese Stadt dich nachzuahmen wüßte, Judas!«

»Meister, was wirst du meinen Gefährten sagen?«

»Nichts, wenn sie nicht fragen ... Wenn sie mich fragen, werde ich sagen, daß wir von der Barmherzigkeit Gottes gesprochen haben ... Das ist wahrlich ein Gesprächsstoff, und ein so unbegrenzter, daß das längste Leben nicht genügen würde, um ihn zu erschöpfen. Gehen wir ... «

Sie steigen hinab, beide hochgewachsen, in verschiedener Weise schön, aber gleich jugendlich. Einer neben dem anderen entschwinden sie hinter einer Baumgruppe ...

519 Jeder Fall hat seine Vorgeschichte in der Zeit

Jesus spricht:

»Warum veranschauliche ich die Figur des Judas? Viele werden sich dies fragen?

Ich antworte: Die Gestalt des Judas wurde im Laufe der Jahrhunderte zu sehr entstellt und schließlich vollständig verfälscht. In gewissen Schulen hat man ihn fast als zweites und unentbehrliches Werkzeug der Erlösung verherrlicht. Auch glauben viele, er sei durch einen unvorhergesehenen wilden Ansturm des Versuchers gefallen. Nein, jeder Fall hat seine Vorgeschichte in der Zeit. Je schwerer ein Fall ist, desto mehr wurde er vorbereitet. Die Vorgeschichte erklärt die Tat. Man stürzt oder steigt nicht urplötzlich, weder im Guten noch im Bösen. Es gibt lang andauernde und gefährliche Begleitumstände beim Abstieg, mühselige und heilige beim Aufstieg.

Das unglückselige Drama des Judas kann euch so viel lehren, um euch zu retten und das Wirken Gottes und seiner Barmherzigkeit, um denen zu helfen und zu verzeihen, die in den Abgrund stürzen, kennenzulernen.

Man gerät nicht in den satanischen Wahnsinn, in dem du Judas nach dem großen Verbrechen sich hast herumschlagen sehen, wenn man nicht ganz verderbt ist von den Sitten der Hölle, die man lange Jahre mit Wollust in sich aufgenommen hat. Wenn jemand zwar ein Verbrechen verübt, dazu aber verleitet wurde durch ein unvorhergesehenes Ereignis, das seinen Verstand verwirrt hat, leidet er darunter, ist aber imstande, Sühne zu leisten; denn ein Teil seines Herzens ist noch nicht vom höllischen Gift angegriffen. Der Welt, die Satan leugnet, weil sie schon so von ihm besessen ist, daß sie seiner nicht einmal mehr gewahr wird, die ihn aufgenommen und zu einem Teil ihrer selbst gemacht hat, zeige ich, daß Satan existiert. Ewig und immer gleich sind die Mittel, die er anwendet, um euch zu seinen Opfern zu machen.

Das genügt. Bleibe in meinem Frieden.«

520 Abschied von den wenigen Gläubigen in Chorazin

Der Tag ist noch nicht angebrochen, als Jesus mit den Elf zusammentrifft. In ihrer Mitte ist der kleine Schreiner Josef, der, als er Jesus erblickt, wie ein Pfeil losschießt und in kindlicher Unbefangenheit seine Knie umfängt. Jesus beugt sich vor, um ihn auf die Stirn zu küssen. Dann nimmt er ihn an die Hand und geht zu Petrus und den anderen.

»Der Friede sei mit euch. Ich glaubte nicht, euch jetzt schon hier anzutreffen.«

»Der Knabe ist aufgewacht, als es noch Nacht war, und wollte sich auf den Weg machen aus Furcht, zu spät kommen«, erklärt Petrus.

»Die Mutter wird in Bälde mit den anderen Kindern hier eintreffen. Sie will sich von dir verabschieden«, fügt Judas des Alphäus hinzu.

»Ebenso die Frau, die so gekrümmt war, die Tochter des Isaak, die Mutter des Elija, und andere, die du geheilt hast. Sie haben uns beherbergt ... «

»Was ist mit den anderen?«

»Herr ... «

»Chorazin verharrt in seinem Starrsinn. Ich verstehe. Es macht nichts. Der gute Same ist ausgestreut und eines Tages wird er keimen ... durch diese hier ... « sagt Jesus und sieht den Knaben an.

»Wird er ein Jünger sein und sie bekehren?«

»Er ist schon ein Jünger, nicht wahr, Josef?«

»Ja, aber ich verstehe es nicht zu reden, und ich glaube, sie hören nicht auf mich.«

»Das macht nichts. Du wirst durch deine Güte zu ihren Herzen sprechen.«

Jesus umfängt das Gesichtchen des Knaben mit seinen schmalen Händen und spricht mit ihm, wobei er sich ein wenig über das zu ihm erhobene neigt.

»Ich gehe jetzt fort, Josef. Sei brav und arbeitsam. Verzeihe dem,

der euch nicht liebt. Sei dankbar dem, der dir Gutes tut. Denke immer daran: In dem, der dir Gutes tut, ist Gott gegenwärtig, und daher sollst du jede Wohltat mit Ehrfurcht annehmen, ohne sie zu beanspruchen und zu sagen: „Nun kann ich dem Müßiggang frönen, denn es gibt jemand, der für mich sorgt“; also, ohne die empfangene Hilfe zu mißbrauchen. Arbeite, denn die Arbeit ist heilig und du, Kind, bist der einzige Mann in deiner Familie. Bedenke, der Mutter helfen bedeutet, sie ehren. Bedenke, daß es eine Pflicht ist, den Geschwistern ein gutes Beispiel zu geben und über die Ehrbarkeit der Schwestern zu wachen. Wünsche dir das, was angemessen ist, und arbeite, um es zu erlangen; aber beneide nicht den Reichen und verlange nicht nach Reichtümern, um viel genießen zu können. Bedenke, daß dein Meister dich nicht nur das Wort Gottes lehrt, sondern auch die Liebe zur Arbeit, zur Bescheidenheit und zum Verzeihen. Sei immer brav, Josef, dann werden wir eines Tages wieder beisammen sein.«

»Aber kommst du denn nicht mehr zurück? Wohin gehst du, Herr?«

»Ich gehe dorthin, wohin der Wille meines Vaters mich sendet. Sein Wille muß uns *immer* wichtiger und lieber sein als unser eigener, denn er ist immer vollkommen. Auch du sollst in deinem Leben nie deinen Willen dem Willen Gottes vorziehen. Alle Gehorsamen werden sich einst im Himmel wiederfinden, und dann wird es ein großes Fest geben. Gib mir einen Kuß, Kind.«

Einen Kuß! Unter Tränen gibt ihm der Knabe viele Küsse, und so an den Hals Jesu geklammert findet ihn seine Mutter, die mit ihrer großen Kinderschar und einigen wenigen Bewohnern von Chorazin, im ganzen sieben, ankommt.

»Warum weint mein Sohn?« fragt die Frau, nachdem sie den Meister begrüßt hat.

»Weil jeder Abschied ein Schmerz ist. Doch selbst wenn wir getrennt sind, werden wir trotzdem immer vereint bleiben, wenn euer Herz fortfährt, mich zu lieben. Ihr wißt, was die Liebe zu mir ist: sie

besteht in der Befolgung dessen, was ich euch gelehrt habe. Denn wenn einer tut, was man ihn gelehrt hat, beweist er dadurch seine Achtung vor dem Lehrer; und Achtung ist immer Liebe. Tut daher, was ich euch durch Wort und Beispiel gelehrt habe, und auch, was euch meine Jünger in meinem Namen lehren werden. Weint nicht. Die Zeit ist kurz, und bald werden wir beisammen sein, und unter besseren Umständen. Weint auch nicht aus Selbstsucht. Denkt daran, wie viele noch auf mich warten, wie viele sterben müssen, ohne mich je gesehen zu haben, wie viele mich werden lieben müssen, ohne mich je gekannt zu haben. Ihr habt mich mehr als einmal unter euch gehabt. Glaube und Hoffnung werden euch durch die gegenseitige Liebe leichter fallen. Jene hingegen werden einen starken, blinden Glauben haben müssen, damit es ihnen gelingt zu sagen: „Er ist wahrhaft der Sohn Gottes, der Retter, und sein Wort ist Wahrheit.“ Einen starken Glauben werden sie brauchen, um die feste Hoffnung auf ein ewiges Leben und auf den unverzüglichen Besitz Gottes nach einem rechtschaffenen Leben erlangen zu können. Sie werden den lieben müssen, den sie niemals gekannt haben, dessen Worte sie nicht gehört und den sie nicht Wunder wirken gesehen haben. Dennoch werden sie das ewige Leben nur dann erlangen, wenn sie ihn auch ohne all diese Beweise lieben. Ihr aber, preist den Herrn, der euch die Gnade gewährt hat, mich zu kennen. Nun geht. Seid dem Gesetz vom Sinai und meinem neuen Gebot, euch als Brüder zu lieben, treu, denn in der Liebe ist Gott. Liebt auch den, der euch haßt, denn Gott ist euch als erster mit seinem Beispiel vorangegangen, da er auch jene Menschen liebt, welche durch Sünden ihren Haß auf Gott zeigen. Verzeiht immer, wie Gott den Menschen vergeben hat, da er ihnen sein Wort, den Retter, gesandt hat, um die Sünde, die Ursache von Feindseligkeit und Trennung, zu tilgen. Lebt wohl. Mein Friede sei mit euch. Bewahrt meine Taten in euren Herzen, damit ihr standhaft bleibt, wenn man euch überzeugen will, daß ich nicht euer Retter bin. Bewahrt meinen Segen zu eurer Stärkung in den Prüfungen des künftigen Lebens . . . «

Jesus breitet die Hände aus zum mosaischen Segen über die kleine Schar zu seinen Füßen. Dann wendet er sich um und geht . . .

521 Jesus spricht über die Pflichten von Schwiegermutter und Schwiegertochter

Die waldigen, fruchtbaren Berge, auf denen sich Gischala befindet, bieten Erquickung durch ihr Grün, die leichte Brise, das Wasser und die immer wieder neuen, herrlichen Ausblicke, die jedesmal auftauchen, wenn der Weg in die eine oder andere Richtung verläuft. Im Norden sieht man eine Reihe von bewaldeten Höhen in verschiedenen Grüntönen. Ich würde sagen, es ist ein Aufsteigen der Erde zum blauen Firmament, dem zur Ehre und zum Dank für das Wasser und die Sonnenstrahlen, die sie empfängt, sie die Schönheit ihrer Pflanzenwelt anzubieten scheint. Im Nordosten ruht der Blick bezaubert auf dem je nach Tageszeit und Licht seine Farben verändernden Edelstein des Großen Hermon, der seinen höchsten Kegel erhebt gleich einem gigantischen Obelisk aus Diamant, Opal, blaßblauem Saphir, hauchzartem Rubin oder kaum gehärtetem Stahl, je nachdem, ob die Sonne ihn küßt oder nicht, oder ob zerzauste, vom Wind getragene Wolken das Spiel ihres Lichtes mit dem ewigen Schnee treiben. Der königliche Gigant ist umgeben von smaragdgrünen Abhängen und den Stufen seiner Hochebenen, von Gipfeln, hohen Kämmen und tiefen Schluchten. Weiter ostwärts erstreckt sich die grüne Hochebene der Gaulanitis und des Hauran, im äußersten Osten begrenzt von in Dunst getauchten, weit entfernt liegenden Bergen und im Westen von dem verschiedenartigen Grün, welches des Jordantal kennzeichnet. In der Nähe liegen, wie zwei strahlende Saphire, die beiden Seen: der von Meron in seiner kreisförmigen, wasserreichen Ebene und der von Tiberias, vage wie ein zartes Pastellbild, und umrahmt von seinen Hügeln, mannigfaltig in Farbe und Form, und von seinen ewig blühenden Ufern: ein orientalisches Traumbild aus Gruppen von Palmen, die ihre Wipfel in der

von den nahen Höhen wehenden Brise wiegen; die Poesie unserer schönsten Seen, mit dem friedlichen Wasser und den Pflanzungen an den Ufern. Im Süden sieht man den Tabor mit seinem charakteristischen Gipfel und den ganz grünen Kleinen Hermon, der über die Ebene von Jesreel wacht, deren große Ausdehnung man erahnt, da der Horizont durch keine hügeligen Erhebungen unterbrochen wird. Noch weiter im Süden liegen die mächtigen Berge Samarias, die weit in Richtung Judäa verlaufen, bis sie dem Blick entschwinden. Einzig der Westen, wo der Karmel liegen muß und die sich bis Ptolemais erstreckende Ebene, ist hinter einer hohen Bergkette verborgen, so daß man nichts sieht.

Jesus schreitet auf einer Straße zwischen den Bergen voran, bisweilen allein, bisweilen von diesem oder jenem Apostel begleitet.

Einmal bleibt er stehen, um die Kinder eines Hirten zu liebkosen, die bei einer Herde spielen, und nimmt die Milch entgegen, die der Hirte ihm »für dich und die Deinen« anbietet, da er ihn als den von anderen Hirten beschriebenen Rabbi erkennt.

Ein andermal hört er eine kleine alte Frau an, die ohne zu wissen, wer er ist, ihm ihren familiären Kummer klagt: sie hat eine launische und respektlose Schwiegertochter.

Ogleich er die Alte bedauert, ermahnt er sie doch auch zur Geduld, um durch Güte zur Güte zu erziehen. »Du mußt ihr Mutter sein, auch wenn sie nicht deine Tochter ist. Sei ehrlich: wäre sie nicht deine Schwiegertochter, sondern deine Tochter, würden dir dann ihre Fehler so schlimm erscheinen?«

Die Alte denkt nach ... und dann bekennt sie: »Nein ... Aber eine Tochter ist immer eine Tochter ... «

»Wenn sich aber eine deiner Töchter bei dir beklagen würde, daß sie im Haus des Bräutigams von dessen Mutter schlecht behandelt wird, was würdest du dann sagen?«

»Daß sie böse ist; denn sie müßte ihre Schwiegertochter mit Güte einführen in die Bräuche des Hauses (jedes Haus hat ja seine eigenen), besonders wenn die Braut noch jung ist. Ich würde ihr sagen,

sie solle sich daran erinnern, daß sie einst selbst eine junge Braut war und sich freute über die Liebe der Schwiegermutter, falls sie das Glück hatte, eine gute zu finden, oder wie sie andererseits litt, wenn sie eine böse Schwiegermutter bekommen hatte. Zudem würde ich ihr sagen, daß sie nicht Leid zufügen solle, das sie nicht selbst erlitten habe, oder daß sie nicht leiden machen solle, weil sie wisse, was Leiden bedeutet. Oh, ich würde meine Tochter verteidigen!«

»Wie alt ist deine Schwiegertochter?«

»Achtzehn Jahre, Rabbi, und seit drei Jahren mit Jakob verheiratet.«

»Sie ist sehr jung. Ist sie ihrem Bräutigam treu ergeben?«

»O ja! Sie ist immer im Haus und ganz Liebe für ihn, den kleinen Levi und die kleine, noch ganz kleine Hanna. Hanna ist ganz wie ich. Sie ist am Paschafest geboren ... und so schön! ... «

»Wer wollte, daß sie Hanna heißt?«

»Nun ja, Maria. Levi war der Name des Schwiegervaters, und Jakob gab diesen Namen dem Erstgeborenen, und als Maria das Mädchen gebar, sagte sie: „Sie soll den Namen der Mutter tragen.“«

»Scheint dir das denn nicht Liebe und Achtung zu sein?«

Die Alte denkt nach ... und Jesus fährt fort: »Sie ist redlich, sie ist sehr häuslich, sie ist eine liebevolle Gattin und Mutter, sie ist darauf bedacht, dir Freude zu bereiten ... sie hätte der Tochter den Namen ihrer eigenen Mutter geben können: sie hat aber deinen vorgezogen ... Mit ihrem Verhalten ehrt sie dein Haus ... «

»Oh, das ja! Sie ist nicht wie jene unglückselige Isebel.«

»Also? Warum jammerst du dann und beklagst dich über sie? Scheint es dir nicht, daß du zwei Maßstäbe anlegst und deine Schwiegertochter anders beurteilst, als du deine eigene Tochter beurteilen würdest? ... «

»Es ist ... es ist ... weil sie mir die Liebe des Sohnes genommen hat. Vorher war er ganz für mich da, jetzt liebt er sie mehr als mich ... « Der ewige wahre Grund der Voreingenommenheit der Schwiegermütter strömt schließlich aus dem Herzen der Alten zugleich mit den Tränen, die aus den Augen fließen.

»Läßt es dir dein Sohn an etwas fehlen? Vernachlässigt er dich, seit er verheiratet ist? ...«

»Nein, das kann ich nicht sagen, aber nun gehört er seiner Frau ...« und ihr Schluchzen wird noch stärker.

Jesus lächelt still und mitleidig über die eifersüchtige Alte. Aber sanft wie immer, tadelt er sie nicht. Er hat Mitleid mit dem Schmerz der Mutter und sucht ihn zu lindern. Er legt seine Hand auf die Schulter der Alten, gleichsam um sie zu führen, denn die Tränen trüben ihre Augen; vielleicht auch um sie durch diese Berührung fühlen zu lassen, wie groß seine Liebe ist, und sie damit zu trösten und zu heilen. Er sagt zu ihr: »Oh, Mutter, ist es nicht gut, daß alles so ist? Dein Gatte hat es mit dir so gemacht, und seine Mutter hat ihn deswegen nicht verloren, wie du sagst und denkst; sie hat ihn nur etwas weniger für sich gehabt, weil dein Mann seine Liebe zwischen dir und der Mutter teilte. Der Vater deines Gatten seinerseits hat aufgehört, ganz der Mutter zu gehören, um die Mutter seiner Söhne zu lieben. So ist es immer gewesen, von Geschlecht zu Geschlecht, durch die Jahrhunderte bis hin zu Eva, der ersten Mutter, die sehen mußte, wie die Söhne, deren Liebe zuerst ausschließlich den Eltern gehörte, diese Liebe nun auch ihren Gattinnen schenkten. Aber sagt nicht die Genesis: „Das ist nun endlich Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch ... Der Mann wird Vater und Mutter verlassen und seiner Frau anhängen, und beide werden ein Fleisch.“ Du wirst einwenden: „Es ist das Wort eines Menschen.“ Ja, aber welches Menschen? Er war im Stand der Unschuld und der Gnade. Er spiegelte daher makellos die Weisheit wider, die ihn geschaffen hatte und deren Wahrheiten er kannte. Mit der Gnade und der Unschuld besaß er auch die anderen Gaben Gottes in vollem Maße. Mit den der Vernunft unterworfenen Sinnen hatte er einen Geist, der nicht getrübt war durch den Nebel der Begierlichkeit. Mit der seinem Stande gemäßen Weisheit sagte er Worte der Wahrheit. Also war er ein Prophet. Du weißt ja: Prophet sein heißt, im Namen eines anderen sprechen. Daher sprechen die wahren Propheten stets

von Dingen, die den Geist und die Zukunft betreffen, auch wenn es den Anschein hat, daß sich diese Worte auf die Gegenwart und das Fleisch beziehen – denn in den Sünden des Fleisches und in den Geschehnissen der Gegenwart liegt der Ursprung der künftigen Strafen, und die Geschehnisse der Zukunft haben also ihre Wurzel in weit zurückliegenden Ereignissen; zum Beispiel hat die Ankunft des Erlösers ihren Ursprung in der Sünde Adams, und die von den Propheten vorhergesagten Züchtigungen Israels sind die Folge des Verhaltens Israels in der Vergangenheit. Also kann der, der ihre Lippen anregt, Dinge des Geistes auszusagen, nur der Ewige Geist sein, der alles in einer ewigen Gegenwart sieht. Der Ewige Geist spricht aus den Heiligen, denn in Sündern kann er nicht wohnen. Adam war heilig, d. h. die Gerechtigkeit war in ihrer ganzen Fülle in ihm, und alle Tugenden zierten ihn, da Gott seinem Geschöpf die Fülle seiner Gaben eingegossen hatte. Der heutige Mensch muß sich sehr bemühen, um die Gerechtigkeit und den Besitz der Tugenden zu erlangen, denn die Triebe des Bösen sind in ihm. In Adam waren diese bösen Triebe noch nicht; vielmehr besaß er die Gnade, die ihn um weniges geringer als Gott, seinen Schöpfer, machte, und daher sprachen seine Lippen Worte der Gnade. Es ist also ein Wort der Wahrheit, wenn er sagt: „Der Mann wird um der Frau willen Vater und Mutter verlassen und seiner Gattin anhängen, und sie werden ein Fleisch.“ So uneingeschränkt und wahr ist das, daß der Allergütigste zum Trost der Mütter und der Väter im Gesetz im vierten Gebot festlegte: „Du sollst Vater und Mutter ehren.“ Es ist ein Gebot, dessen Gültigkeit nicht mit der Hochzeit endet, sondern das auch darüberhinaus weiterbesteht. Früher ehrten die Guten instinktiv die Eltern, auch nachdem sie diese verlassen hatten, um eine neue Familie zu gründen. Seit Mose ist es ein verpflichtendes Gebot, um den Schmerz der Eltern zu lindern, die von den Kindern nach der Heirat allzu oft vergessen wurden. Aber das Gesetz hat das prophetische Wort Adams nicht aufgehoben, daß „der Mann um der Frau willen Vater und Mutter verlassen wird“. Das war ein gerechtes Wort

und es gilt auch heute noch. Es gab die Absicht Gottes wieder, und die Absicht Gottes ist unveränderlich, da sie vollkommen ist. Du, Mutter, sollst daher ohne Selbstsucht die Liebe des Sohnes zu seiner Frau hinnehmen. So wirst auch du heilig sein. Im übrigen wird jedes Opfer schon hier auf Erden vergolten. Ist es dir nicht lieb, deine Enkelkinder, die Kinder deines Sohnes, küssen zu dürfen? Wird dein Lebensabend und dein Entschlafen nicht sanft sein, wenn dir die zarte Liebe einer Tochter nahe ist, welche die Stelle jener eingenommen hat, die du nicht mehr in deinem Haus hast? ... «

»Woher weißt du, daß meine Töchter, die alle älter sind als mein Sohn, verheiratet und fern sind? ... Bist du denn ein Prophet? Du bist ein Rabbi. Das sagen mir die Quasten deines Gewandes, und selbst wenn du sie nicht hättest, würden es mir deine Worte beweisen, denn du sprichst wie ein großer Lehrer. Bist du vielleicht ein Freund des Gamaliël? Er ist erst vorgestern hier gewesen. Jetzt weiß ich nicht ... Viele Rabbis waren bei ihm, und viele seiner bevorzugten Schüler. Aber du kommst vielleicht zu spät.«

»Ich kenne Gamaliël. Aber ich gehe nicht zu ihm. Ich gehe nicht einmal nach Gischala ... «

»Aber wer bist du denn? Sicher ein Rabbi. Du sprichst noch besser als Gamaliël ... «

»Dann tue, was ich dir gesagt habe, und der Friede wird in dir sein. Leb wohl, Mutter. Ich gehe weiter. Du bist sicher auf dem Weg zur Stadt.«

»Ja ... Mutter! ... Die anderen Rabbis sind einer armen Frau gegenüber nicht so demütig ... Gewiß ist die, die dich getragen hat, heiliger als Judit, wenn sie dir dieses milde Herz für alle Geschöpfe gegeben hat.«

»Heilig ist sie, wahrlich.«

»Sage mir ihren Namen.«

»Maria.«

»Und den deinen.«

»Jesus.«

»Jesus!« Die Alte ist außer sich vor Staunen. Die Erkenntnis hat sie wie gelähmt auf der Stelle festgenagelt.

»Leb wohl, Frau. Der Friede sei mit dir«, und Jesus entfernt sich eilig, fast im Laufschrift, bevor sie wieder zu sich kommt. Die Apostel folgen ihm ebenso schnell und unter großem Geflatter ihrer Gewänder, umsonst verfolgt vom Geschrei der Frau, die flehentlich ruft: »Haltet an! Rabbi Jesus! Bleib stehen! Ich will dir etwas sagen ... « Sie verlangsamten ihren Gang erst, als das Dickicht des waldigen Gebirges sie wieder aufgenommen hat und man auch den Weg, der von diesem Saumpfad abzweigt und nach Gischala führt, nicht mehr sieht.

»Wie hast du doch so gut zu dieser Frau gesprochen«, sagt Bartholomäus.

»Es war die Lektion eines Gelehrten! Schade, daß nur sie allein da war«, bemerkt Jakobus des Alphäus.

»Diese Worte will ich mir merken ... « ruft Petrus aus.

»Die Frau hat verstanden, oder wenigstens beinahe, als du deinen Namen genannt hast ... Jetzt wird sie gehen und von dir in der Stadt erzählen ... « sagt Thomas.

»Wenn sie nur nicht die Wespen neckt und sie uns nachschickt!« murmelt Judas von Kerijot.

»Oh, wir sind schon weit fort ... und in diesen Wäldern läßt man keine Spur zurück; sie werden uns nicht belästigen«, sagt der Optimist Andreas.

»Auch wenn man es tun würde ... Wichtig ist, daß ich den Frieden in einer Familie wiederhergestellt habe«, antwortet Jesus allen gleichzeitig.

»Aber wie sind sie doch alle gleich, die Schwiegermütter!« sagt Petrus.

»Nein, wir haben auch gute kennengelernt. Erinnerst du dich an die Schwiegermutter der Jeruscha von Dok? Und an die Schwiegermutter der Dorkas von Cäsarea Philippi?«

»Aber ja, Jakobus ... die eine oder andere gute gibt es schon ... «

gibt Petrus zu; aber bestimmt denkt er, daß die seine eine Qual ist.

»Halten wir hier an und essen wir. Danach werden wir etwas ausruhen, um gegen Abend zur Ortschaft im Tal zu gelangen«, gebietet Jesus.

Sie machen in einer kleinen, grünen Mulde halt, die dem Inneren einer großen, smaragdfarbenen Muschel in der Flanke des Berges gleicht, die sich auftut, um die Pilger in ihren Frieden aufzunehmen. Trotz der Tageszeit ist das Licht sanft, denn die hohen, mächtigen Bäume bilden einen rauschenden Dom über der Wiese, und der Ort ist angenehm kühl durch die über die Berge wehende Brise. Der Silberfaden eines kleinen Quells schlängelt sich zwischen zwei dunklen Felsblöcken hindurch und verliert sich leise singend im dichten Gras, in seinem winzigen, nur handbreiten und ganz von sich im Wind wiegenden Sumpfpflanzen überwucherten Bett, das er sich gegraben hat. Dann plätschert das Wasser auf einen darunterliegenden Felsvorsprung wie ein kleiner Wasserfall. Zwischen zwei mächtigen Baumstämmen erkennt man am etwas dunstigen Horizont die fernen Berge des Libanon – ein prachtvolles Bild ...

522 Jesus spricht von seinem Reich und von seinem Gesetz

Die Rast auf dem kleinen Plateau ist angenehm, aber dennoch ist es ratsam, ins Tal hinabzusteigen, solange es noch Tag ist, denn die Nacht würde unter dem dichten Laub der Bäume, die den Berg bedecken, früh anbrechen und sehr dunkel werden.

Jesus steht als erster auf und geht zu dem winzigen Rinnsal der kleinen Quelle, um sich Gesicht, Hände und Füße zu erfrischen. Dann ruft er seine Apostel, die im Gras eingeschlafen sind, und fordert sie auf, sich für den Aufbruch vorzubereiten. Und während sie es ihm nachmachen und einer nach dem anderen sich in den kühlen Bächlein wäscht und seine Feldflasche an dem Wasserfädchen füllt, das aus dem Fels quillt, geht er schon bis an den Rand der Wiese, zu den beiden uralten Bäumen an der Ostseite, um sie dort zu erwarten. Inzwischen betrachtet er den Horizont.

Als erster gesellt sich Philippus zu ihm. Er schaut in dieselbe Richtung wie der Meister und sagt: »Schön ist diese Aussicht! Du bewunderst sie wohl ... «

»Ja, aber ich bewundere nicht nur die Schönheit der Aussicht.«

»Was dann? Vielleicht denkst du daran, wie groß Israel sein wird, wenn diese Länder jenseits des Libanon und des Orontes wieder dazugehören, die uns in den vergangenen Jahrhunderten unterdrückt haben und immer noch unterdrücken; denn dort liegt das Zentrum der Macht, die uns durch ihren Legaten unterdrückt. Wahrhaft furchtbar ist die Prophezeiung eines und sogar mehrerer Propheten über sie: „Ich will Assur in meinem Land zerschmettern, es zertreten auf meinen Bergen ... Dies ist die Hand, die ausgestreckt ist über alle Völker ... und wer kann sie zurückziehen? ... Damaskus verschwindet als Stadt, zur Trümmerstätte wird es ... das ist das Schicksal derer, die uns geplündert haben; das ist das Los derer, die uns berauben.“ So spricht Jesaja, und Jeremia sagt: „An die Mauer von Damaskus lege ich Feuer, daß es Ben-Hadads Paläste verzehre.“ Das wird sich ereignen, wenn der verheißene König von Israel sein Szepter ergreifen und Gott seinem Volke verziehen haben wird, da er ihm den Messias-König schenkt ... Oh, Ezechiel sagt es: „Ihr aber, Berge Israels, sollt eure Zweige sprossen lassen und eure Frucht tragen für mein Volk Israel; denn es kommt bald zurück ... Ich lasse auf euch wieder Menschen wandeln, und ihr sollt ihr Eigentum sein ... Und du sollst in Zukunft nicht mehr die Schmähung der Völker hören ...“ Und die Psalmen singen mit Heman dem Esrachiter: „Ich habe David, meinen Knecht, gefunden, mit meinem heiligen Öl salbte ich ihn: Daß meine Hand ihm allzeit helfe ... Nicht soll ihn überlisten ein Gegner ... in meinem Namen hebt sich empor seine Kraft ... Ich lasse ihn seine Hand auf das Meer legen, auf die Ströme seine Rechte ... Ich aber will ihn zum Erstgeborenen machen, zum Höchsten über die Könige der Erde.“ Und Salomon singt: „Er lebe, solange die Sonne scheint und der Mond ... und er herrsche von Meer zu Meer, vom großen Strom bis an die Enden der Erde ...

Alle Könige der Erde sollen ihm huldigen, alle Völker ihm dienstbar sein ...“ Du bist der Messias, denn an dir sind alle Zeichen des Geistes und des Fleisches, alle Zeichen, von denen die Propheten sprechen. Halleluja dir, Sohn Davids, Messias-König, heiliger König!«

»Halleluja!« rufen im Chor die anderen, die sich um Jesus und Philippus geschart und die Worte des letzteren gehört haben. Und das Halleluja hallt wider von Schlucht zu Schlucht, von Hügel zu Hügel ...

Jesus schaut sie ganz traurig an ... und entgegnet: »Erinnert ihr euch nicht daran, was David von Christus sagt, und was Jesaja von Christus sagt ... Ihr nehmt den süßen Honig, den berausenden Wein der Propheten ... bedenkt jedoch nicht, daß der Menschensohn, um König der Könige zu werden, die Galle und den Essig trinken und sich mit dem Purpur seines Blutes bekleiden muß ... Doch es ist nicht eure Schuld, wenn ihr das nicht versteht ... und euer Irrtum in der Auslegung ist Liebe. Ich möchte in euch eine andere Liebe. Doch vorerst könnt ihr nicht ... Jahrhunderte der Sünde stellen sich dem Menschen entgegen und verhindern, daß das Licht in ihn dringe. Aber das Licht wird die Festungsmauern niederreißen und in euch strömen ... Laßt uns gehen.«

Sie kehren auf den Saumpfad zurück, den sie verlassen haben, um zu dem abseits gelegenen Plateau zu gelangen, und steigen nun rasch ins Tal hinunter. Die Apostel flüstern miteinander ...

Dann läuft Philippus nach vorn, holt den Meister ein und fragt: »Habe ich dir mißfallen, Herr? Das wollte ich nicht ... Grollst du mir?«

»Nein, Philippus. Aber ich wollte, ihr würdet mich wenigstens verstehen ... «

»Du hast mit einem so sehnsüchtigen Blick in jene Richtung geschaut ... «

»Weil ich daran dachte, in wie vielen Orten ich noch nicht gewesen bin. Und ich werde nie hinkommen ... denn meine Zeit vergeht ... Wie kurz ist doch die Zeit des Menschen, und wie langsam ist der

Mensch bei seinem Tun! ... Wie sehr empfindet der Geist diese irdischen Beschränkungen ... Aber ... Vater, dein Wille geschehe!«

»Du bist doch durch alle Gebiete der alten Stämme gezogen, mein Meister. Wenigstens einmal hast du sie geheiligt, so daß man sagen kann: du hast die zwölf Stämme in deiner Hand gesammelt ... «

»Das ist wahr. Ihr werdet später das tun, wozu mir keine Zeit mehr verblieben ist.«

»Du, der du die Flüsse in ihrem Lauf aufhältst und die Meere beruhigst, könntest du nicht auch die Zeit verlangsamen?«

»Ich könnte es. Doch der Vater im Himmel, der Sohn auf Erden, und die Liebe, die im Himmel und auf Erden ist, erwarten mit glühender Sehnsucht die Erfüllung des Werkes der Verzeihung ... « und Jesus versenkt sich in tiefe Betrachtung. Philippus nimmt Rücksicht, läßt ihn allein und schließt sich seinen Gefährten an, denen er von seinem Zwiegespräch mit dem Meister berichtet.

Das Tal ist nun schon ganz nah, und man sieht eine Straße, eine richtige Hauptstraße, die von Süden kommt, entlang dem Fuße des Berges in einer Kurve verläuft und dann geradeaus zu einer hübschen Ortschaft führt, die sich in das Grün an einem kleinen Fließchen schmiegt. Gegenwärtig ist es nur ein Flußbett mit vielen Steinen, zwischen denen einige robuste Schilfrohre wachsen, besonders in der Mitte, wo noch ein kleiner, ganz kleiner Wasserlauf dem Meer zufließt. Jesus und die Apostel versammeln sich, bevor sie die Hauptstraße einschlagen, und kaum haben sie einige Meter zurückgelegt, kommen ihnen schon zwei Männer grüßend entgegen.

»Zwei Schüler der Rabbis, und einer von ihnen ist ein Levit. Was sie wohl wollen?« fragen sich die Apostel, durchaus nicht erfreut über diese Begegnung. Ich weiß nicht, woraus sie schließen, daß es Schüler sind und daß der eine ein Levit ist. Ich kenne die Sprache der Quasten und Fransen und die übrigen Geheimnisse der israelitischen Kleidung noch nicht so gut.

Als sie nur noch zwei Meter entfernt sind und kein Zweifel mehr besteht, daß sie den Meister grüßen, da nun keine Reisenden mehr

auf der Straße sind, die sich zu Fuß oder auf ihren Reittieren eiligst zum Dorf begeben haben, erwidert Jesus ihren wiederholten Gruß und bleibt stehen und wartet.

»Der Friede sei mit dir, Rabbi«, sagt nun der Levit, der sich zuerst auf tiefe Verneigungen beschränkt hat.

»Der Friede sei mit dir. Und auch mit dir«, sagt Jesus dem zweiten zugewandt.

»Bist du der Rabbi, der Jesus genannt wird?«

»Der bin ich.«

»Eine Frau ist vor der sechsten Stunde in die Stadt gekommen und hat gesagt, sie hätte auf dem Weg mit einem Rabbi gesprochen, der größer ist als Gamaliël, da er nicht nur weise, sondern auch gut ist. Die Kunde ist bis zu uns gedrunken, und unsere Meister haben uns alle, die wir dort waren, ausgesandt, dich zu suchen. Sogar ihre Abreise nach Jerusalem haben sie aufgeschoben. Zu je zweien haben sie uns auf jede Straße geschickt, die von Gischala zur Ebene herabführt. In ihrem Namen lassen sie dir durch uns sagen: „Komm in die Stadt, denn wir möchten dich befragen.“«

»Aus welchem Grund?«

»Du sollst einen Vorfall beurteilen, der sich in Gischala ereignet hat und immer noch Folgen nach sich zieht.«

»Aber habt ihr nicht die großen Lehrer von Israel, die darüber urteilen können? Warum wollt ihr euch an einen unbekanntem Rabbi wenden?«

»Wenn du der bist, von dem unsere Rabbis reden, bist du kein Unbekannter. Bist du nicht Jesus von Nazaret?«

»Ich bin es.«

»Deine Weisheit ist den Rabbis bekannt.«

»Und mir ist ihr Groll auf mich bekannt.«

»Nicht alle grollen dir, Meister, der größte und gerechteste haßt dich nicht.«

»Ich weiß es, doch er liebt mich auch nicht. Er beobachtet mich. Aber ist denn der Rabbi Gamaliël in Gischala?«

»Nein, er ist schon abgereist, um vor dem Sabbat in Sepphoris zu sein, gleich nachdem das Urteil ausgesprochen wurde.«

»Nun, warum sucht ihr mich dann noch. Auch ich muß den Sabbat beachten und werde kaum rechtzeitig hinkommen. Haltet mich nicht länger auf.«

»Fürchtest du dich, Meister?«

»Ich fürchte mich nicht, denn ich weiß, daß zur Stunde meinen Feinden keine Macht gegeben ist. Aber ich überlasse gerne den Weisen die Freude zu urteilen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Daß ich nicht urteile, sondern verzeihe.«

»Du kannst besser urteilen als jeder andere. Gamaliël selbst hat es bestätigt mit den Worten: „Nur Jesus von Nazaret würde hier gerecht urteilen.“«

»Nun gut. Aber nun habt ihr ja schon geurteilt, und die Angelegenheit läßt sich nicht mehr ändern. Ich hätte entschieden, daß man abwartet, bis sich die Gemüter beruhigen, bevor man zuschlägt. Wenn eine Schuld vorlag, hätte der Schuldige bereuen und wiedergutmachen können. Wenn keine Schuld vorlag, hätte die Hinrichtung nicht stattgefunden, die in manchen Fällen in den Augen Gottes einem vorsätzlichen Mord gleichkommt.«

»Meister! Woher weißt du davon? Die Frau hat geschworen, daß sie mit dir nur über ihre eigenen Angelegenheiten gesprochen hat ... und ... du weißt ... Bist du also wahrhaft ein Prophet?«

»Ich bin, der ich bin. Leb wohl. Der Friede sei mit dir. Die Sonne neigt sich gegen Westen«, und Jesus dreht ihm den Rücken zu und begibt sich zur Ortschaft.

»Das hast du gut gemacht, Meister! Gewiß wollten sie dir eine Falle stellen.« Die Apostel stehen geschlossen hinter ihrem Meister, aber ihr Lob und ihre Überlegungen werden unterbrochen von den beiden Männern von vorher, die Jesus einholen und ihn dringend bitten, nach Gischala zu kommen.

»Nein. Der Sonnenuntergang würde mich unterwegs überraschen.

Sagt dem, der euch schickt, daß ich das Gesetz befolge, und zwar immer, wenn ich dadurch nicht ein Gebot verletze, das höher ist als das Sabbatgebot: das der Liebe.«

»Meister! Meister, wir bitten dich inständig, gerade hier handelt es sich um Liebe und Gerechtigkeit. Komm mit uns, Meister.«

»Ich kann nicht. Und ihr werdet auch nicht rechtzeitig zurückkehren können.«

»Wir haben die Erlaubnis, es in diesem Fall zu tun.«

»Was soll das bedeuten? Welch ein Geschrei hat man gemacht, als ich am Sabbat einen Kranken heilte und ihn von seiner Schuld los sprach; und euch ist es gestattet, das Sabbatgebot zu verletzen um eines müßigen Wortstreites willen? Gibt es vielleicht zwei verschiedene Maßstäbe in Israel? Geht! Geht, und laßt mich gehen.«

»Meister, du bist ein Prophet. Du weißt daher alles. Ich glaube es, und auch dieser hier glaubt es. Warum weisest du uns also ab?«

»Warum?! ... « Jesus schaut sie scharf, sehr scharf an und bleibt stehen. Seine strengen Augen, die sie durchbohren und durch die Hülle des Fleisches bis in die Herzen dringen, blicken beherrschend auf die beiden vor ihm Stehenden. Plötzlich verändert sich sein Blick, so unerträglich in seiner Strenge, so sanft in seiner Liebe, und wird so liebevoll, so barmherzig, daß wenn das Herz zuvor vor Furcht erzitterte unter diesem machtvollen Blick, es nun erbebt vor dem leuchtenden Blick der Liebe des Gesalbten. »Warum?« wiederholt er ... »Nicht ich, sondern die Menschen weisen den Menschensohn ab, und dieser muß seinen Brüdern mißtrauen. Aber zu denen, die keine Bosheit im Herzen haben, sage ich: „Kommt“; und ich sage auch „Liebt mich“ zu denen, die mich hassen.«

»Und nun, Meister ... «

»Und nun gehe ich ins Dorf, um dort den Sabbat zu verbringen.«

»Warte doch wenigstens auf uns.«

»Nach dem Sonnenuntergang des Sabbat werde ich Weiterreisen. Ich kann nicht warten.«

Die beiden schauen sich an und bleiben etwas zurück, um sich zu

beraten. Dann kommt der eine im Laufschrift daher, der, mit dem freimütigeren Gesicht, der fast immer gesprochen hat. »Meister, ich bleibe bis nach dem Sabbat bei dir.«

Petrus, der an der Seite Jesu steht, zieht ihn am Gewand, zwingt ihn, sich ihm zuzuwenden und flüstert ihm zu: »Nein, es ist ein Spion.« Judas Thaddäus zischt über die Schultern des Vettters: »Traue ihm nicht!« Natanaël, der mit Simon und Philippus vorausgegangen ist, dreht sich um und wirft ihm einen warnenden Blick zu: »Nein.« Selbst die beiden Vertrauensvollsten, Andreas und Johannes, schütteln die Köpfe hinter dem Rücken des aufdringlichen Mannes.

Jesus aber kümmert sich nicht um ihren Verdacht und ihre Befürchtungen und antwortet kurz: »Bleibe«, und die anderen müssen nachgeben. Der Mann ist glücklich, fühlt sich nun nicht mehr so fremd und hat das Bedürfnis, seinen Namen zu nennen. Er erzählt auch, wer er ist und weshalb er, obwohl in der Diaspora geboren, in Palästina ist. Schon bei seiner Geburt wurde er Gott geweiht, denn er war der „Trost seiner Eltern“, die ihn in ihrer Dankbarkeit für das Geschenk Gottes Verwandten in Jerusalem anvertrauten, auf daß er im Tempel weile und dem Haus Gottes diene. Dort lernte er den Rabbi Gamaliël kennen und wurde sein aufmerksamer und geliebter Schüler: »Man hat mich Josef genannt, denn wie der Josef der alten Zeit habe ich die Schmach der Unfruchtbarkeit von meiner Mutter genommen. Die Mutter nannte mich stets „mein Trost“, während sie mich nährte, und bald nannten mich alle Barnabas (Sohn des Trostes). Auch der große Rabbi nennt mich so, denn er betrachtet seine besten Schüler als einen Trost.«

»Sorge dafür, daß auch Gott dich so nennt; ja, daß vor allem Gott dich so nennt«, sagt Jesus.

Sie kommen in die Ortschaft.

»Kennst du dich hier aus?« fragt Jesus.

»Nein. Ich bin noch nie hiergewesen. Es ist das erste Mal, daß ich hierher nach Naftali komme. Der Rabbi hat mich und andere mit sich genommen, da ich allein geblieben bin . . . «

»Hast du Gott zum Freund?«

»Ich hoffe es. Ich versuche, ihm zu dienen, so gut ich kann.«

»Dann bist du nicht allein. Allein ist nur der Sünder.«

»Auch ich kann Sünden begehen . . . «

»Als Schüler eines großen Rabbi weißt du doch sicher, wodurch eine Tat zur Sünde wird.«

»Alles, Herr, ist Sünde. Der Mensch sündigt beständig, denn es gibt mehr Gebote als der Tag Augenblicke hat. Und nicht immer helfen uns Gedanken und Umstände, nicht zu sündigen.«

»Wahrlich, vor allem sind es die Umstände, die uns oft zur Sünde verleiten. Aber hast du eine klar umrissene Vorstellung davon, welches die wesentlichste Eigenschaft Gottes ist?«

»Gerechtigkeit.«

»Nein.«

»Macht.«

»Auch nicht.«

»Strenge.«

»Noch viel weniger.«

»Und doch . . . So war es auf dem Sinai und auch später.«

»Damals schaute man den Höchsten im Feuer der Blitze. Sie umgaben als schreckenerregende Aureole das Antlitz des Vaters und Schöpfers. Doch ihr kennt das wahre Antlitz Gottes nicht, denn wenn ihr sein Antlitz und seinen Geist kennen würdet, wüßtet ihr, daß die Haupteigenschaft Gottes die Liebe ist, die erbarmungsvolle Liebe.«

»Ich weiß, daß der Allerhöchste uns geliebt hat. Wir sind das auserwählte Volk. Aber ihm zu dienen ist furchtbar.«

»Wenn du erkannt hast, daß Gott Liebe ist, wie kannst du ihn dann furchtbar nennen?«

»Weil wir, wenn wir sündigen, seine Liebe verlieren.«

»Ich habe dich vorher gefragt, ob du weißt, wodurch eine Tat sündhaft wird.«

»Wenn es nicht eine Handlung nach den sechshundertdreizehn Vorschriften, den Überlieferungen, den Entscheidungen, den Bräu-

chen, den Segnungen und Gebeten, sowie den zehn Geboten des Gesetzes und der Auslegung der Schriftgelehrten ist, dann ist es Sünde.«

»Auch wenn der Mensch es nicht mit vollem Bewußtsein und mit voller Zustimmung des Willens tut?«

»Auch dann ... Wer kann daher sagen, er sündige nicht? Wer darf hoffen, nach seinem Tod den Frieden in Abrahams Schoß zu finden?«

»Sind die Menschen etwa vollkommen im Geiste?«

»Nein, denn Adam hat gesündigt, und wir tragen diese Sündenschuld in uns. Sie macht uns schwach. Der Mensch hat die Gnade des Herrn verloren, die einzige Kraft, die uns aufrecht erhält ... «

»Und der Herr weiß das?«

»Er weiß alles.«

»Und du glaubst, daß er keine Barmherzigkeit walten läßt und nicht berücksichtigt, was den Menschen schwächt? Glaubst du, daß er von den Betroffenen dasselbe fordert, was er vom ersten Adam fordern konnte? Da liegt der Unterschied, den ihr nicht bedenkt. Gott ist wohl Gerechtigkeit und Macht. Er kann auch streng sein mit dem Unbußfertigen, der in seiner Sünde verharret. Wenn er aber sieht, daß eines seiner Kinder – und wir sind ja alle Kinder, deren Lebenszeit auf Erden eine Stunde der Ewigkeit des Geistes beträgt und der erst erwachsen wird bei seiner geistigen Reifeprüfung für die Ewigkeit im persönlichen Gericht – wenn er also sieht, daß eines seiner Kinder fehlt, weil es zerstreut ist, weil es nur langsam zu unterscheiden lernt, weil es ungebildet oder in diesem oder jenem Punkt besonders schwach ist, glaubst du, daß der Heiligste Vater es dann mit unnachsichtiger Strenge behandeln würde? Du hast gesagt, der Mensch hat die Gnade verloren, die Kraft, um sich gegen Versuchungen und Begierlichkeit zu verteidigen. Und Gott weiß das. Man braucht also nicht vor Gott zu erzittern und vor ihm zu fliehen wie Adam nach dem Sündenfall. Vielmehr soll man bedenken, daß Gott die Liebe ist. Sein Antlitz leuchtet über den Menschen, doch nicht,

um sie in Staub und Asche zu verwandeln, sondern um sie zu trösten und zu stärken, wie es die Sonne mit ihren Strahlen tut. Liebe und nicht Strenge strahlt Gott aus, Sonnenstrahlen, nicht drohende Blitze gehen von ihm aus. Und im übrigen ... Was hat euch die Liebe von sich aus auferlegt? Eine untragbare Last? Einen Kodex mit unzähligen Kapiteln, die man leicht vergessen könnte? Nein, zehn Gebote nur, um das Tier im Menschen zu zügeln wie ein Füllen, das ohne Zügel ins Verderben stürzen würde. Aber wenn der Mensch erlöst sein wird, wenn ihm die Gnade wiedergegeben wird, wenn das Reich Gottes, also das Reich der Liebe errichtet sein wird, dann wird es für die Kinder Gottes und Untergebenen des Königs nur noch ein Gebot geben, und darin wird alles enthalten sein: „Liebe deinen Gott mit deinem ganzen Sein und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Denn glaube mir, o Mann, der Gott der Liebe will nichts anderes, als das Joch erleichtern und es sanft machen; und die Liebe wird es leicht machen, Gott zu dienen, da Gott nicht mehr gefürchtet, sondern geliebt wird. Geliebt, nur geliebt um seiner selbst willen und geliebt in unseren Brüdern. Wie einfach wird doch das letzte Gesetz sein, so wie Gott, der vollkommen in seiner Einfachheit ist. Höre: Liebe Gott mit deinem ganzen Sein, liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Betrachte diese Worte! Die bedrückenden sechshundertdreizehn Vorschriften und all die Gebete und Segnungen, sind sie nicht schon enthalten in diesen beiden Sätzen, wenn man sie nur säubert von den unnötigen Spitzfindigkeiten, die mit Religion nichts zu tun haben, sondern nur Knechtschaft im Hinblick auf Gott sind? Wenn du Gott liebst, wirst du ihn sicher zu jeder Stunde ehren. Wenn du den Nächsten liebst, wirst du ihm sicher keinen Schmerz zufügen. Dann lügst du nicht, dann stiehst du nicht, dann tötest und brichst auch nicht die Ehe. Ist es nicht so?«

»So ist es ... Gerechter Meister, ich möchte bei dir bleiben. Aber Gamaliel hat schon deinetwegen die besten Schüler verloren ... Ich ... «

»Die Stunde ist noch nicht da, daß du zu mir kommen sollst. Dein

eigener Meister wird dir sagen, wann die Stunde da ist, denn er ist ein Gerechter.«

»Ist er es wirklich? Du sagst es?«

»Ich sage es, weil es wahr ist. Ich bin nicht einer der schlägt, um sich an die Stelle des Geschlagenen zu setzen. Ich lasse jeden gelten ... Aber man ruft uns ... Sicher haben sie eine Unterkunft für uns gefunden. Gehen wir ... «

523 Ein Urteil Jesu

»Dieser Aufenthalt in Gesellschaft des Mannes, der sich uns angeschlossen hat, behagt mir gar nicht ... « brummt Petrus, der mit Jesus in einem dichten Obstgarten weilt. Es muß schon der Nachmittag des Sabbats sein, denn die Sonne steht noch hoch, während es bereits dämmerte, als sie im Ort ankamen.

»Nach den Gebeten brechen wir auf. Es ist Sabbat, und wir dürfen nicht wandern. Doch diese Rast ist uns gut bekommen. Wir werden uns nun bis zum nächsten Sabbat nirgends mehr aufhalten.«

»Aber du hast wenig geruht. Alle diese Kranken! ... «

»So viele, die jetzt den Herrn preisen. Um euch Weg und Mühe zu ersparen, wäre ich gerne zwei Tage hiergeblieben, um den Geheilten Zeit zu geben, die Nachricht bis über die Grenzen hinauszutragen. Aber ihr habt nicht gewollt.«

»Nein, nein. Ich möchte schon weit weg sein, und ... traue ihnen nicht zu sehr, Meister. Du sprichst und sprichst! Aber weißt du, daß jedes deiner Worte sich in gewissen Mäulern in Gift gegen dich verwandelt? Wozu haben sie uns den Mann geschickt?«

»Du weißt es.«

»Aber warum ist er bei uns geblieben?«

»Er ist nicht der erste, der bleibt, nachdem er mich kennengelernt hat.«

Petrus schüttelt den Kopf. Er ist nicht überzeugt und brummt:
»Ein Spion! ... Ein Spion! ... «

»Urteile nicht, Simon. Du könntest eines Tages dein jetziges Urteil bereuen.«

»Ich urteile nicht, ich habe nur Angst um dich. Das ist Liebe. Und der Höchste kann mich nicht bestrafen, weil ich dich liebe.«

»Ich sage nicht, daß du dies bereuen wirst, sondern daß du bereuen wirst, von einem deiner Brüder schlecht gedacht zu haben.«

»Er ist der Bruder derer, die dich hassen, und deshalb ist er nicht mein Bruder.«

Die Logik ist menschlich gesehen unanfechtbar; doch Jesus bemerkt: »Er ist ein Schüler des Gamaliël, und Gamaliël ist nicht gegen mich.«

»Aber er ist auch nicht mit dir.«

»Wer nicht gegen mich ist, der ist für mich, auch wenn es nicht so scheinen mag. Man kann nicht verlangen, daß ein Gamaliël, der größte Lehrer, den Israel heute hat, ein Brunnen rabbinischer Weisheit, eine wahre Fundgrube alles Wesentlichen der rabbinischen Wissenschaft, alles ohne weiteres von sich weist, um mich anzunehmen ... Simon, auch für euch ist es schwer, eure Vergangenheit abzuschütteln und mich anzunehmen ... «

»Aber wir haben dich angenommen!«

»Nein. Weißt du, was es heißt, mich anzunehmen? Es heißt nicht nur, mich zu lieben und mir nachzufolgen. Dies tut ihr vielfach allein schon, weil ich euch als Mensch wohlgefällig bin. Mich annehmen heißt, meine Lehre annehmen, die der alten zwar gleich ist, was das göttliche Gesetz betrifft, die aber völlig verschieden ist von diesem Gesetz, dieser Anhäufung menschlicher Gesetze, die sich im Laufe der Jahrhunderte angesammelt haben und ein ganzer Kodex und ein Formelkram geworden sind, die nichts Göttliches an sich haben. Ihr alle, die Kleinen von Israel und auch der eine oder andere von den wirklich gerechten Großen, jammert und klagt über die formellen Spitzfindigkeiten der Schriftgelehrten und Pharisäer, über ihre Unnachgiebigkeit und Härte ... aber auch ihr seid davon nicht unberührt. Es ist nicht eure Schuld, denn über die Jahrhunderte habt ihr

Hebräer euch allmählich den menschlichen Auslegungen des reinen und übermenschlichen Gesetzes Gottes angepaßt. Du weißt, wenn einer jahrelang fremde Lebensgewohnheiten akzeptieren muß, weil er fern von seiner Heimat lebt, und wenn auch seine Kinder und Kindeskinde in dem fremden Land aufwachsen, so geschieht es wohl, daß seine Nachkommen wie die Leute des Landes werden, in dem sie leben. Man kann sich so anpassen, daß man sogar das typische physische Aussehen seines Volkes verliert, und überdies die sittlichen Gewohnheiten und leider auch die Religion der Väter ... Doch, da kommen die anderen. Gehen wir in die Synagoge.«

»Wirst du dort sprechen?«

»Nein, ich bin jetzt ein einfacher Gläubiger. Ich habe heute morgen durch Wunder gesprochen.«

»Vorausgesetzt, daß dies nicht zum Schaden war ...« Petrus ist wirklich unzufrieden und besorgt; aber er folgt dem Meister, der sich zu den anderen Aposteln gesellt hat und dem sich nun unterwegs der Mann von Gischala und andere mehr, vielleicht Dorfbewohner, anschließen.

In der Synagoge wendet sich der Vorsteher mit großer Ehrfurcht an Jesus: »Willst du das Gesetz erklären, Rabbi?«

Doch Jesus lehnt ab und nimmt wie ein gewöhnlicher Gläubiger an allen Zeremonien teil. Er küßt wie die anderen die Gesetzesrollen, die ihm vom Gehilfen des Vorstehers gereicht werden (ich nenne ihn so, denn ich weiß nicht, wie man diesen Gehilfen richtig nennt). Er hört sich die Erklärung des Vorstehers über den von ihm gewählten Text an. Aber wenn er auch nicht spricht, so ist doch sein Anblick schon eine Predigt wegen der Art und Weise, in der er betet ... Viele schauen ihn an. Der Schüler des Gamaliel verliert ihn keinen Moment aus den Augen. Die Apostel ihrerseits verlieren diesen Jünger keinen Moment aus den Augen, da er ihnen verdächtig vorkommt.

Jesus wendet sich nicht einmal um, als auf einer Schwelle der Synagoge Lärm entsteht, der die Aufmerksamkeit vieler ablenkt. Aber der Gottesdienst ist zu Ende, und das Volk strömt auf den Platz vor

der Synagoge. Obwohl Jesus eher hinten als vorne in der Synagoge ist, geht er als einer der Letzten hinaus und wendet sich dem Haus zu, um seinen Reisebeutel zu holen und sich wieder auf den Weg zu machen. Viele aus dem Ort folgen ihm, darunter auch der Schüler des Gamaliel, der auf einmal von drei Männern gerufen wird, die an eine Hauswand gelehnt dastehen. Er spricht mit ihnen und drängt sich dann mit ihnen zu Jesus.

»Meister, diese hier möchten dich sprechen«, sagt er und lenkt die Aufmerksamkeit Jesu auf sich, der gerade mit Petrus und mit seinem Vetter Judas im Gespräch ist.

»Schriftgelehrte! Ich habe es doch gesagt!« ruft Petrus schon ganz beunruhigt aus.

Jesus grüßt die drei, die ihn ebenfalls grüßen, mit einer tiefen Verneigung und fragt: »Was wollt ihr?«

Der älteste von ihnen sagt: »Du bist nicht gekommen, aber wir kommen. Damit jedoch niemand denkt, wir hätten das Sabbatgebot verletzt, lassen wir alle wissen, daß wir den Weg in drei Teilstrecken zurückgelegt haben. Die erste, solange das letzte Licht des Sonnenunterganges noch sichtbar war. Die zweite von sechs Stadien, als der Mond die Pfade erleuchtete. Die dritte ist jetzt zu Ende und hat das gesetzliche Maß nicht überschritten. Dies sei gesagt für unsere und eure Seelen. Aber für die Erkenntnis des Geistes bitten wir um deine Weisheit. Ist dir bekannt, was sich in Gischala zugetragen hat?«

»Ich komme aus Kafarnaum. Ich weiß nichts.«

»So höre. Ein Mann, der sich auf eine lange Geschäftsreise begeben hatte, erfuhr bei seiner Rückkehr, daß seine Frau ihn während seiner Abwesenheit betrogen und sogar einen Sohn geboren hatte, der nicht von ihrem Gatten sein konnte, da dieser vierzehn Monate lang abwesend gewesen war. Der Mann hat heimlich seine Frau ermordet. Einer, der es von der Magd erfuhr, klagte ihn an, und er wurde nach dem Gesetz Israels hingerichtet. Der Liebhaber, der nach dem Gesetz gesteinigt werden sollte, ist nach Kedes geflohen und wird sicherlich versuchen, von dort aus anderswohin zu ent-

kommen. Das uneheliche Kind, das der Vater haben wollte, um es zu töten, wurde ihm von der Amme nicht übergeben, sondern nach Kedes gebracht. Sie wollte den leiblichen Vater bewegen, sich des Säuglings anzunehmen, da der Gatte der Amme sich weigerte, dieses uneheliche Kind in sein Haus aufzunehmen. Aber der Mann hat sie zusammen mit dem Sohn abgewiesen mit der Begründung, daß er ihm auf der Flucht hinderlich sein würde. Wie beurteilst du den Fall?«

»Ich finde, daß es nichts mehr zu beurteilen gibt. Jedes Urteil, ob gerecht oder ungerecht, ist schon gefällt worden.«

»Welches ist deiner Meinung nach das gerechte und welches das ungerechte Urteil? Es sind nämlich Meinungsverschiedenheiten unter uns entstanden über die Bestrafung des Mörders.«

Jesus schaut sie einen nach dem anderen fest, ganz fest an, und sagt dann: »Ich werde sprechen; aber antwortet zuerst auf meine Fragen, wie schwerwiegend sie auch seien; und seid aufrichtig. War der Mörder der Frau vom Ort?«

»Nein. Er hat sich dort niedergelassen nach seiner Heirat mit der Frau, die aus dem Ort stammte.«

»War der Ehebrecher vom Ort?«

»Ja.«

»Wie hat der betrogene Mann erfahren, daß er betrogen wurde? War die Schuld allgemein bekannt?«

»Eigentlich nicht, und niemand weiß, wie der Mann es erfahren konnte. Die Frau war einige Monate abwesend. Sie sagte, sie wolle nach Ptolemaïs zu Verwandten gehen, um nicht allein zu sein, und kehrte dann mit einem Kind zurück, das angeblich das Söhnlein einer verstorbenen Verwandten war.«

»Hat ihr Benehmen, als sie in Gischala war, irgendwie Anstoß erregt?«

»Nein, im Gegenteil, wir waren alle erstaunt, daß Markus eine Beziehung mit ihr gehabt haben sollte.«

»Mein Verwandter ist kein Sünder, sondern ein unschuldig Ange-

klagter«, sagt einer von den dreien, der bisher noch nicht gesprochen hat.

»Er ist dein Verwandter? Wer bist du?« fragt Jesus.

»Ich bin das Haupt der Ältesten in Gischala. Ich habe den Tod des Mörders verlangt, weil er nicht nur gemordet, sondern einen Unschuldigen gemordet hat«; dabei schaut er den dritten, etwa Vierzigjährigen, schief an. Dieser entgegnet: »Im Gesetz steht, daß der Mörder getötet werden soll.«

»Du wolltest den Tod der Frau und des Ehebrechers.«

»Das Gesetz schreibt es vor.«

»Wenn es keinen anderen Grund gäbe, hätte niemand gesprochen.«

Der Streit entbrennt zwischen den beiden Gegnern, die Jesus fast vergessen. Aber der, der zuerst gesprochen hat, der ältere, gebietet Schweigen und sagt unparteiisch: »Es kann nicht geleugnet werden, daß ein Mord vorliegt, wie man auch nicht leugnen kann, daß es eine Schuld gegeben hat. Die Frau hat sie dem Gatten bekannt. Aber lassen wir den Meister sprechen.«

»Ich habe gefragt: Wie hat der Gatte es erfahren? Ihr habt mir noch nicht auf diese Frage geantwortet.«

Der, der die Frau verteidigt, sagt: »Weil einer da war, der sofort nach der Rückkehr des Gatten davon sprach.«

»Dann sage ich: Jener war nicht rein in seinem Herzen«, sagt Jesus und schlägt die Augen nieder, um seinen Blick zu verbergen, damit er nicht anklage.

Der Vierzigjährige, der den Tod der Frau und des Ehebrechers wollte, begehrt nun auf: »Ich hatte nicht das geringste Verlangen nach ihr.«

»Ah! Jetzt ist alles klar! Du bist es gewesen, der gesprochen hat! Ich habe es vermutet, aber nun hast du dich verraten! Mörder!«

»Und du, Helfershelfer des Ehebrechers, wenn du ihn nicht gewarnt hättest, wäre er uns nicht entkommen. Aber er ist eben dein Verwandter! So wird das Gesetz in Israel gehandhabt. Deshalb ver-

teidigst du auch das Andenken der Frau: um den Verwandten zu verteidigen. Um sie allein hättest du dich nicht gekümmert.«

»Und du? Hast du nicht den Mann gegen die Frau aufgehetzt, um dich zu rächen, weil sie dich abgewiesen hatte?!«

»Und du, der du als einziger Zeugniss gegen den Mann abgelegt hast? Hast du nicht eine Dienerin des Hauses bestochen, damit sie dir hilft? Die Aussage eines einzigen Zeugen genügt nicht. So steht es im Gesetz.« Ein Geschrei wie auf dem Markt!

Jesus und der Alte suchen die beiden zu beruhigen, die zwei entgegengesetzte Interessen und Ansichten vertreten und einen unbändigen Haß zwischen zwei Familien zutage treten lassen. Mit Mühe gelingt es ihnen, und nun spricht Jesus ruhig und feierlich. Als erstes verteidigt er sich gegen die von einem der Streitenden vorgebrachte Anklage: »Du Beschützer der Dirnen . . . «

»Ich sage nicht nur, daß der begangene Ehebruch ein Frevel gegen Gott und den Nächsten ist, sondern: Auch der, der unreine Begierden gegenüber der Frau eines anderen hegt, ist ein Ehebrecher in seinem Herzen und begeht eine Sünde. Wehe, wenn jeder Mann, der nach der Frau eines anderen verlangt hat, zum Tode geführt werden müßte! Die Steiniger könnten ihre Steine nicht mehr aus der Hand legen! Aber wenn die Sünde auch vielfach von den Menschen auf Erden ungestraft bleibt, so wird sie doch im anderen Leben gebüßt; denn der Höchste hat gesagt: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben. Du sollst nicht die Frau deines Nächsten begehren“, und dem Wort Gottes muß Gehorsam geleistet werden. Doch sage ich euch: Wehe dem, der einen anderen in einen Skandal verwickelt, und wehe dem, der seinen Nächsten anklagt. Hier haben alle gefehlt. Der Gatte: Mußte er seine Frau wirklich so lange alleinlassen? Hat er ihr immer die Liebe bezeugt, die das Herz der Lebensgefährtin erobert? Hat er sich selbst geprüft, um zu sehen, ob nicht er die Frau beleidigt hat, bevor die Frau ihn beleidigt hat? Das Gesetz der Vergeltung sagt: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Aber wenn es Wiedergutmachung fordert, soll diese dann nur von einer Seite geleistet werden?

Ich verteidige nicht die Ehebrecherin, aber ich sage: Wie oft hätte sie wohl ihren Gatten derselben Sünde anklagen können?«

Die Menge flüstert: »Es ist wahr! Es ist wahr!« Auch der Alte von Gischala und der Jünger des Gamaliel stimmen seinen Worten zu.

Jesus fährt fort: »Wie wenig Gottesfurcht hat einer, der aus Rache eine solche Tragödie heraufbeschwört? Hätte er wohl so etwas im Schoße seiner eigenen Familie gewollt? Ich sage: Wird sich der Flüchtige, der durch sein ehrloses Verhalten so viel Unglück verursacht hat und nun auch noch das unschuldige Kind von sich weist, durch die Flucht vor dem ewigen Richter retten können? Das frage ich. Und weiter: Das Gesetz verlangt die Steinigung der Ehebrecher und den Tod des Mörders. Doch die Stunde wird kommen, da das Gesetz, das nötig war, um die Gewalttätigkeit und die Ausschweifung der nicht von der Gnade des Herrn gestärkten Menschen einzudämmen, geändert werden wird. Wenn dann auch die Gebote: „Du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen“, bestehen bleiben, so bleibt doch die Bestrafung dieser Sünden einer höheren Gerechtigkeit als der des Hasses und des Blutes überlassen. Einer Gerechtigkeit, der gegenüber die weiterhin bestehende, immer trügerische und unwürdige Gerechtigkeit der menschlichen Richter – die alle, und vielleicht mehrmals, die Ehe gebrochen haben, wenn sie nicht gar selbst Mörder sind – weniger als nichts sein wird. Ich spreche von der Gerechtigkeit Gottes, die von den Menschen Rechenschaft verlangen wird über ihre unreinen Begierden, die zu Racheakten, Anzeigen und Morden führen können, und besonders wird er Rechenschaft darüber fordern, weshalb sie den Schuldigen die Zeit zur Reue und Besserung verweigert und den Unschuldigen die Last der Schuldigen aufgebürdet haben. Alle sind hier schuldig. Alle, selbst die Richter, die sich von gegensätzlichen persönlichen Rachegefühlen haben leiten lassen. Einer allein ist unschuldig, und ihm gilt mein Mitgefühl. Ich kann nicht mehr zurückkehren. Aber wer von euch wird mit dem Kleinen und mit mir, der ich seinetwegen leide, barmherzig sein?« Jesus schaut mit flehentlichem Blick auf die Menge.

Aber viele sagen: »Was willst du? Bedenke doch, daß es ein Bastard ist ... «

»In Kafarnaum lebt eine Frau namens Sara. Sie ist aus Afek und eine meiner Jüngerinnen. Bringt das Kind zu ihr und sagt: „Jesus von Nazaret vertraut es dir an.“ Wenn der Messias, den ihr erwartet, sein Reich gegründet und seine Gesetze erlassen hat, die das Gesetz von Sinai zwar nicht aufheben, aber durch die Liebe vervollständigen, dann werden die Bastarde nicht mehr ohne Mutter sein; denn ich werde der Vater derer sein, die keinen Vater haben, und zu meinen Getreuen sagen: „Liebt diese aus Liebe zu mir.“ Auch andere Dinge werden sich ändern, denn die Gewalt wird durch die Liebe ersetzt.

Ihr habt wohl geglaubt, daß ich das Gesetz verleugnen würde, wenn ihr mich befragt. Und deshalb habt ihr mich aufgesucht. Sagt euch selbst und denen, die euch geschickt haben, daß ich gekommen bin, um das Gesetz zu vervollkommen und nicht, um es zu verleugnen. Sagt euch und den anderen, daß der, der das Reich Gottes predigt, gewiß nicht lehren kann, was im Reiche Gottes Abscheu erregen und deswegen nicht angenommen würde. Sagt euch auch und sagt den anderen, sie sollen sich an das Deuteronomium erinnern, in dem geschrieben steht: „Der Herr, dein Gott, wird aus der Mitte deiner Volksgenossen einen Propheten erstehen lassen; auf ihn sollt ihr hören. So hast du es vom Herrn, deinem Gott, am Horeb gefordert, als du sprachst: „Nicht will ich mehr die Stimme des Herrn, meines Gottes, hören, und dieses große Feuer nicht weiter schauen, damit ich nicht sterbe!“ Da sprach der Herr zu mir: „Sie haben recht geredet. Einen Propheten wie dich werde ich aus der Mitte ihrer Volksgenossen erstehen lassen; ihm werde ich meine Worte in den Mund legen, und er hat ihnen alles zu verkünden, was ich ihm gebiete. Wenn aber jemand auf seine Worte, die er in meinem Namen verkündet, nicht hört, von dem werde ich Rechenschaft fordern.“ «

Gott hat euch sein Wort gesandt, auf daß es spreche, ohne daß seine Stimme euch vernichte. So vieles schon war dem Menschen von

Gott gesagt worden, mehr als der Mensch von Gott zu hören verdiente, so vieles durch das Gesetz vom Sinai und durch die Propheten. Aber noch so vieles wollte er ihm sagen, und Gott hat es aufbewahrt für seinen Propheten der Zeit der Gnade, für den seinem Volk Verheißenen, in dem das Wort Gottes wohnt und in dem die Verzeihung erfüllt werden wird. Er wird der Gründer des Reiches Gottes sein. Er wird das Gesetz in den neuen Geboten der Liebe zusammenfassen, denn die Zeit der Liebe ist angebrochen. Und er wird nicht Rache an denen vom Allerhöchsten fordern, die nicht auf ihn hören, sondern nur, daß er die steinernen Herzen erweiche, damit das Wort Gottes in sie eindringe und das Reich Gottes in ihnen begründe, welches ein Reich des Geistes ist, wie auch sein König ein geistiger König ist. Wer immer den Menschensohn liebt, dem wird der Menschensohn Weg, Wahrheit und Leben geben, um zu Gott zu gelangen, ihn zu erkennen und das ewige Leben zu erlangen. Wer immer mein Wort aufnimmt, in dem werden Quellen des Lichtes entspringen, in denen er den verborgenen Sinn der Worte des Gesetzes erkennen und sehen wird, daß die Verbote keine Drohungen, sondern Einladungen Gottes sind, der die Menschen selig wissen möchte, und nicht verdammt, gesegnet, und nicht verflucht.

Wieder einmal habt ihr mit einem Fall, den ihr schon gelöst habt, wie die Heiligkeit ihn nicht gelöst hätte, versucht, mich bei einer Sünde zu ertappen. Aber ich weiß, daß ich nicht sündige und fürchte mich nicht, meine Ansicht wie folgt zu sagen: Der Mörder hat zuerst durch den Verlust seiner Ehre und dann durch den Tod dafür gebüßt, daß er den Gewinn zum Ziel seines Lebens gemacht hat. Die Frau hat ihre Sünde durch den Tod gesühnt und – das wird euch verwundern, aber es ist so – ihr Bekenntnis, das sie in der Absicht ablegte, den Gatten zur Barmherzigkeit für das unschuldige Kind zu bewegen, hat die Schwere ihrer Sünde in den Augen Gottes vermindert. Die anderen, du und du, und auch der, der ohne Mitleid selbst für sein Kind geflohen ist, ihr seid schuldiger als die beiden ersteren. Murrst ihr? Ihr habt nicht mit dem Tode gesühnt, und ihr könnt nicht

mildernde Umstände geltend machen wie der betrogene Gatte und die vernachlässigte Frau mit ihrem Bekenntnis. Ihr alle habt gesündigt, mit Ausnahme der Amme des unschuldigen Kindes. Ihr habt dieses unschuldige Kind verstoßen als ein beschämendes Übel. Ihr habt es verstanden, den Mörder zu töten und wärt imstande gewesen, auch die Ehebrecher umzubringen. Strenge Gerechtigkeit habt und hättet ihr zu üben gewußt. Aber nicht einer unter euch wußte und weiß einem Unschuldigen erbarmungsvoll die Arme zu öffnen. Doch seid ihr auch nicht voll verantwortlich. Ihr wißt nicht ... Ihr wißt nie genau, was ihr tut und was getan werden sollte. Das kann man zu eurer Entschuldigung sagen.

Als dieser Schüler des Gamaliël zu mir kam, sagte er: „Komm! Man will dich befragen über einen Vorfall, dessen Folgen noch andauern.“ Die Folgen sind das unschuldige Kind. Und nun? Nun, da ihr meine Ansicht kennt, ändert ihr etwa euer Urteil da, wo es noch zu ändern ist? Zu ihm habe ich gesagt: „Ich urteile nicht, ich verzeihe.“ Gamaliël hat gesagt: „Nur Jesus von Nazaret würde hier gerecht urteilen.“ Wie ich jenem gesagt habe, hätte ich allen geraten, allen, sage ich, mit dem Zuschlagen abzuwarten, bis eine sorgfältige Prüfung stattgefunden hat und die Leidenschaften sich gelegt haben. Vieles hätte man anders machen können, ohne das Gesetz zu mißachten. Nun ist es geschehen, und Gott möge dem verzeihen, der das Geschehene bereut hat oder noch bereuen wird. Mehr habe ich nicht zu sagen. Nur eines noch: Gott verzeihe euch noch einmal, daß ihr den Menschensohn versucht habt.«

»Ich nicht, Meister! Ich nicht ... Ich liebe den Rabbi Gamaliël, wie ein Schüler seinen Lehrer lieben soll: mehr als einen Vater; denn ein Rabbi bildet den Geist, der größer ist als das Fleisch. Und ... und ich kann meinen Rabbi nicht um deinetwillen verlassen. Aber sieh, um von dir Abschied zu nehmen, finde ich nur die Worte des Lobgesanges der Judit. Sie entspringen dem Grund meines Herzens, denn ich habe Gerechtigkeit und Weisheit in all deinen Worten vernommen: „Groß und herrlich bist du, Adonai, Herr, wunderbar an

Kraft, unüberwindlich. Und niemand ist, der deiner Stimme widerstehen kann. Denen aber, die dich fürchten, bist du gnädig. Wer den Herrn fürchtet, ist groß für immer! ...“ Herr, ich werde hinuntergehen nach Kafarnaum und zu der Frau, die du genannt hast ... Und du, bete für mich, damit der Granit meines Herzens sich erweiche und das Wort in mich eindringe, welches das Reich Gottes in uns errichtet ... Jetzt habe ich verstanden. Wir täuschen uns. Und wir Jünger sind die weniger Schuldigen ... «

»Was sagst du, Törichter, da?« fährt der Alte von Gischala auf und wendet sich dem Schüler Gamaliëls zu.

»Was ich sage? Ich sage, daß mein Meister recht hat und daß, wer diesen mit dem Angebot eines zeitlichen Reiches versucht, ein Satan ist; denn er ist ein wahrer Prophet des Allerhöchsten, und die Weisheit spricht aus seinem Mund. Sage mir, Meister, was muß ich tun?«

»In dich gehen und betrachten.«

»Aber ... «

»Betrachten. Du bist noch eine unreife Frucht und mußt auch noch veredelt werden. Ich werde für dich beten. Kommt, ihr ... « Und mit seinen mit den Reisetaschen bepackten Aposteln macht er sich auf den Weg und läßt die anderen mit ihren Bemerkungen stehen.

524 Jesus heilt den blindgeborenen Knaben von Sidon

In den qualvollen Stunden des gestrigen Abends und in der noch qualvolleren Nacht, in der die Herzschmerzen mir keinen Augenblick der Ruhe gewährten, hat mich die Betrachtung der Himmelfahrt Marias getröstet, die ich Ihnen schon beschrieben habe.

Es ist ein einstöckiges Häuschen mit einer Terrasse, wie man sie im Orient oft sieht. Ein sehr einfacher, strahlend weiß gekalkter Würfel mit Türen, die sicher auch dazu dienen, Licht in die Zimmerchen einzulassen. Ich sage Zimmerchen, da es in einem Würfel von ungefähr sechs Metern Seitenlänge wohl keine großen Räume geben kann. Das Häuschen liegt inmitten großer, dichtbelaubter Olivenbäume. Die Baumstämme scheinen noch dunkler im Gegensatz zum Weiß des Häuschens, das sich auf einer kleinen Lichtung zwischen Bäumen erhebt, die nicht mehr als zwei Meter von ihm entfernt sind.

Das erste Mal, als ich diese Schauung hatte, war ich so damit beschäftigt, die Engel auf der Terrasse zu betrachten, daß ich nicht sehr auf andere Einzelheiten achtete. Ich sah nur das Haus und die, die oben waren, und die, die herauskamen. Sonst nichts. Ich würde sagen, daß die Mutter noch nicht aus dem Haus getragen wurde, in dem sie entschlafen ist. Vielleicht gehört das Haus Johannes, oder einem Verwandten von ihm. Ich habe das Gefühl, daß der vielgeliebte Jünger einen Raum des Hauses für die Entschlafene hergerichtet hat, um sich nicht von der Mutter des Erlösers zu trennen, und auch, weil er von der Unverweslichkeit Marias überzeugt war. Dies war wohl der Grund, weshalb sie sich in diesem Häuschen befand, das wegen seiner Lage in einem Olivenhain vielleicht einmal eine Ölmühle mit angebauter Wohnung des Besitzers war.

Ich weiß nicht, wie ich darauf komme. Doch meine Überzeugung ist so fest, daß ich sie für eine innere Eingebung halte. Wenn ich im Irrtum wäre, würde mich Jesus verbessern. Der Rest der Schauung ist genau wie die erste. Ich sehe nichts zusätzlich und keinen Unterschied außer den Olivenbäumen. Ich bin selig beim Anblick der strahlenden Engelschar und der schönen Mutter, die in den Armen der Engel schläft und erwacht im Licht, das vom Paradies auf sie herableuchtet, und die ihrem Sohn zulächelt, der herabsteigt, um sie zu empfangen . . .

Dieses sanfte Gefühl der Freude läßt mich meine Schmerzen leichter ertragen, ohne sie jedoch von mir zu nehmen, denn die glückliche Seele überwindet mit ihrem Jubel auch die physischen Schmerzen.

Dann kommt das Morgengrauen und ein leichter Schlaf . . . Dann das Ave Maria, und ich erwache. Während ich im Halbschlaf das erste der drei Angelusgebete sage, lächle ich beim Gedanken an die glorreiche Vision. Dann wiederhole ich bei jedem Glockenschlag zur Frühmesse den Angelus. Ganz spontan . . .

Danach, in der Stille des noch schlafenden Hauses, denke ich wieder an die Visionen der vergangenen Tage, an die Worte Jesu . . . und ich habe das Gefühl, Honig auf den Lippen zu kosten, der mir bis ins Herz hinabfließt. Welchen Trost und welchen Frieden schenken uns armen Sündern diese Worte! Ich wollte, die ganze Welt könnte sie hören. Hören, wie ich sie höre, da ich sie nur niederschreiben, nicht aber die Liebe, die Barmherzigkeit und die Majestät in der Stimme meines Herrn wiedergeben kann. Wenn der hartnäckigste aller Sünder, der Verzweifeltste unter den Verzweifelten, der lasterhafteste Mensch auf Erden, Jesus sprechen hören könnte, würde er sich bekehren, neue Hoffnung schöpfen und sich retten.

Ich habe diesen Schatz in mir . . . Ich brauche nur zu wählen, um den Edelstein zu finden, den ich in einem gewissen Augenblick brauche. Jesus hat mir Edelsteine aller Art gegeben, für jeden Gemütszustand und für alle Bedürfnisse meines Herzens in den verschiedenen Stunden des Tages. Ich kann mich natürlich nicht an alle Worte erinnern, die Jesus mir in den letzten sechzehn Monaten gesagt hat. Aber so wie einer, der eine saftige Frucht gegessen hat, noch stundenlang auf der Zunge und am Gaumen ihre Frische und Güte verspürt, so trage ich in mir das

Wesentliche seiner Worte und finde es zu meiner Freude sofort wieder, wenn ich es brauche.

Ich kann mich auch nicht an alle Gesten erinnern, die ich in den Schauungen gesehen habe. Doch in jeder Vision gibt es gewisse Gesten, die mich ganz besonders berühren: grundlegende Gesten würde ich sie nennen. Sie haben denselben Wert wie ein Wort, und ich finde sie sofort wieder, wenn ich sie zum Trost, als Ansporn, als Freude, als Hilfe beim Beten und Hoffen oder um grenzenloses Vertrauen in meinen Herrn zu haben, brauche.

Wie kann man gewisse Blicke, gewisse Gesten und ein gewisses Lächeln vergessen? Ich könnte Ihnen einige aufzählen und beschreiben ... doch ich habe heute noch weniger Kraft als gewöhnlich, und Jesus läßt mich gerade jetzt eine neue Schauung erleben.

Ich sehe Jesus, der umgeben von den Aposteln und einer Volksmenge aus einer Synagoge kommt. Ich erkenne, daß es eine Synagoge ist, da durch die weitgeöffnete Pforte dieselben Gegenstände zu sehen sind wie in der Synagoge von Nazaret, die ich aus einer der Schauungen vor der Passion kenne.

Diese Synagoge befindet sich auf dem Hauptplatz des Ortes. Es ist ein kahler Platz, nur von Häusern umgeben und mit einem großen Becken in der Mitte, das über einen einzigen dachziegelförmigen Stein von einem klaren Wasserstrahl gespeist wird. Der Brunnen dient als Tränke für die Tiere und vielen Tauben, die von einem Haus zum anderen fliegen. Am Wasserstrahl füllen die Frauen ihre Krüge, schöne Amphoren aus Kupfer. Viele sind gehämmert, andere sind glatt und glänzend in der Sonne. Es ist ein warmer, sonniger Tag. Der Boden des baumlosen Platzes ist trocken und gelblich, wie von der heißen Sonne gebleicht. Nicht einmal einen Baum gibt es auf dem Platz. Aber Feigenbäume und Weinreben neigen sich über die Gartenmauern an den vier Straßen, die in den Platz münden. Es muß das Ende des Sommers und gegen Abend sein, denn in den Laubengängen hängen reife Trauben, und die Sonnenstrahlen fallen nicht senkrecht hernieder, sondern schräg wie bei einem Sonnenuntergang.

Auf dem Platz warten Kranke auf Jesus. Ich sehe aber kein ein-

ziges Wunder an ihnen. Jesus schreitet vorüber, beugt sich über sie, segnet und tröstet sie; aber er heilt sie nicht, wenigstens nicht in diesem Augenblick. Auch Frauen mit Kindern und Männer jeglichen Alters sind da. Sie scheinen dem Erlöser bekannt zu sein, denn er grüßt sie und nennt sie beim Namen, und sie scharen sich vertrauensvoll um ihn. Jesus liebkost die Kinder und neigt sich liebevoll über sie.

In einem Winkel des Platzes steht eine Frau mit ihrem Kind, einem Knaben oder einem Mädchen, ich weiß es nicht, denn alle Kinder tragen die gleichen hellen Tuniken. Sie scheinen nicht vom Ort zu sein, und ich würde sagen, sie gehört einer höheren Gesellschaftsschicht an als die übrigen. Ihr Kleid ist stärker verziert und mit Borten und Falten versehen. Es ist nicht die einfache Tunika der Frauen aus dem Volk mit der Kordel um die Taille, die dem Gewand Form gibt und den einzigen Schmuck darstellt. Diese Frau hat ein aufwendigeres Kleid, das zwar kein Meisterwerk der Schneiderkunst ist wie die Kleider der Magdalena, aber doch recht hübsch. Auf dem Kopf trägt sie einen leichten Schleier, viel leichter als der der übrigen Frauen, die nur ein feineres Linnentuch tragen. Dieser hier ist fast so leicht wie Musselin. Er ist anmutig in der Mitte des Kopfes gerafft und läßt das kastanienbraune, schön gekämmte Haar sehen. Es ist in einfache Zöpfe geflochten, aber mit mehr Erfahrung und Sorgfalt als bei den anderen Frauen, die ihre Flechten im Nacken zu einem Knoten stecken oder sie als Kranz um den Kopf tragen. Über den Schultern trägt sie einen richtigen Mantel, ein Gewebe – ich weiß nicht, ob genäht oder einfach rund gewoben – mit einer Borte und einer Silberschnalle am Hals. Der Stoff des Mantels fällt in weiten schönen Falten bis auf ihre Knöchel herab.

Die Frau hat den Knaben oder das Mädchen an der Hand, von dem ich schon gesprochen habe, ein schönes Kind von etwa sieben Jahren, das auch kräftig, aber gar nicht lebhaft ist. Es steht ruhig, ganz ruhig und mit geneigtem Kopf an der Hand der Mutter, ohne sich um irgend etwas zu kümmern, was geschieht.

Die Frau schaut, wagt es aber nicht, sich der Gruppe, die sich um Jesus drängt, zu nähern. Sie scheint zu schwanken zwischen dem Wunsch, fortzugehen, und der Furcht, vorzutreten. Schließlich wählt sie den Mittelweg: sie beschließt, die Aufmerksamkeit Jesu auf sich zu lenken. Sie sieht, wie dieser ein rundliches, rotwangiges, lachendes Knäblein in die Arme nimmt, das ihm eine Mutter gereicht hat und das er mit einer wiegenden Bewegung an sein Herz drückt, während er mit einem Alten spricht. Sie beugt sich zu ihrem Kind hinunter und sagt ihm etwas.

Das Knäblein hebt den Kopf. Ich sehe nun ein trauriges Gesichtchen mit geschlossenen Augen. Es ist blind. »Hab Erbarmen mit mir, Jesus!« sagt es.

Das kindliche Stimmchen dringt durch die stehende Luft des Platzes mit ihrer Klage bis zu der Gruppe vor.

Jesus dreht sich um und sieht das Kind. Er reagiert sofort mit liebevollem Eifer. Er gibt nicht einmal den Kleinen, den er auf dem Arm hat, seiner Mutter zurück, sondern geht, hoch aufgerichtet und schön, zu dem kleinen Blinden, der nach seiner Bitte den Kopf wieder gesenkt hat, und den die Mutter erfolglos auffordert, diese zu wiederholen.

Jesus steht nun der Frau gegenüber. Er schaut sie an. Auch sie schaut ihn an; doch dann schlägt sie schüchtern die Augen nieder. Jesus hilft ihr. Er hat das Knäblein, das er auf dem Arm hatte, seiner Mutter zurückgegeben.

»Frau, ist das dein Sohn?«

»Ja, Meister, es ist mein Erstgeborener.«

Jesus liebkost sein gesenktes Köpflein. Es scheint, daß er die Blindheit des Kleinen gar nicht bemerkt hat; aber ich glaube, er tut dies absichtlich, um der Mutter Gelegenheit zu geben, ihre Bitte vorzutragen.

»Der Höchste hat dein Haus also mit einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet und dir als erstes den dem Herrn heiligen Sohn geschenkt.«

»Ich habe nur einen Knaben, diesen hier, und dann noch drei Mädchen; mehr werde ich nicht mehr haben können ...« Es folgt ein Schluchzen.

»Warum weinst du, Frau?«

»Weil mein Junge blind ist, Meister.«

»Und du möchtest, daß er sehe? Kannst du glauben?«

»Ich glaube, Meister. Man hat mir gesagt, daß du die Augen geöffnet hast, die geschlossen waren. Aber mein Sohn ist mit ausgetrockneten Augen geboren worden. Schau ihn an, Jesus. Unter seinen Lidern ist nichts ...«

Jesus hebt das so verfrüht ernste Gesichtchen zu sich empor und sieht, als er mit dem Daumen ein Augenlid öffnet, daß die Augenhöhle leer ist. Er beginnt wieder zu sprechen, während er mit einer Hand das Gesichtchen nach oben gerichtet hält.

»Wozu bist du dann gekommen, Frau?«

»Weil ... ich weiß, daß es schwieriger ist bei meinem Knaben ... Aber, wenn du wirklich der Erwartete bist, kannst du es. Dein Vater hat die Welten erschaffen ... könntest also nicht du meinem Kind zwei Augäpfel schenken?«

»Glaubst du, daß ich vom Vater, dem Allerhöchsten Herrn, komme?«

»Ich glaube es. Und ich glaube, daß du alles kannst.«

Jesus schaut sie an, wie um abzuschätzen, wieviel Glaube in ihr ist und von welcher Reinheit dieser Glaube ist. Er lächelt und sagt schließlich: »Kind, komm zu mir.« Er führt es an der Hand und hebt es auf ein einen halben Meter hohes Mäuerchen; es ist eine Art Schutzwall, der ein Haus vor der Straße schützt, die an dieser Stelle eine Biegung macht.

Als der Knabe sicher dort oben steht, wird Jesus ernst, ja majestätisch. Die Menge drängt sich um ihn, das Kind und seine zitternde Mutter. Ich sehe Jesus von der Seite, vom Profil. Er ist ganz eingehüllt in seinen dunkelblauen Mantel, den er über dem nur wenig helleren Gewand trägt, und sein Antlitz leuchtet verklärt. Er scheint

größer und kräftiger zu sein, wie immer, wenn er seine Wundermacht entfaltet. Diesmal scheint er mir sogar noch eindrucksvoller als sonst. Er legt seine Hände auf das Haupt des Knaben und die beiden Daumen auf die leeren Augenhöhlen, erhebt seinen Blick zum Himmel und betet inständig, aber ohne die Lippen zu bewegen. Es ist gewiß ein Gespräch mit seinem Vater. Dann sagt er: »Werde sehend! Ich will es. Und preise den Herrn!« Und zu der Frau sagt er: »Dein Glaube soll belohnt werden. Sieh, dein Sohn wird dir zur Ehre gereichen und dir Frieden schenken. Zeige ihn deinem Gatten. Er wird zu dir zurückkehren, und dein Haus wird neue, glückliche Tage erleben.«

Die Frau hat schon einen lauten Freudenschrei ausgestoßen, als er seine göttlichen Daumen von den zuvor leeren Augenhöhlen genommen und zwei strahlende Augen, tiefblau wie die des Meisters, sie staunend und glücklich unter den braunen Haaren hervorschauen haben. Doch nun stößt sie wiederum einen Schrei aus, und den Sohn an ihr Herz gedrückt, kniet sie vor Jesus nieder und sagt: »Auch das weißt du? Ah! Du bist wirklich der Sohn Gottes«, und küßt sein Gewand und die Sandalen. Schließlich erhebt sie sich, verklärt vor Freude, und ruft: »Hört alle. Ich komme von weit her, aus dem Land Sidon. Ich bin gekommen, weil mir eine andere Mutter vom Rabbi von Nazaret erzählt hat. Mein Mann, ein Jude und Kaufmann, hat in dieser Stadt seine Warenhäuser für den Handel mit Rom. Er ist reich und treu dem Gesetz ergeben, und er liebt mich nicht mehr, seit ich ihm einen unglücklichen Sohn und drei Mädchen geboren habe und danach unfruchtbar geworden bin. Er hat sein Haus verlassen, und ich bin, obwohl nicht verstoßen, in derselben Lage wie eine Verstoßene und weiß, daß er sich meiner entledigen wollte, um von einer anderen Frau einen Erben zu erhalten, der einst sein Geschäft übernehmen und sich der väterlichen Reichtümer erfreuen könnte. Vor meiner Abreise bin ich zu meinem Gatten gegangen und habe ihm gesagt: „Warte, Herr. Warte, bis ich wiederkomme. Wenn mein Sohn bei meiner Rückkehr immer noch blind

ist, dann verstoße mich. Andernfalls aber verletze mein Herz nicht tödlich und nimm deinen Kindern nicht den Vater.“ Er hat mir geschworen: „Um der Herrlichkeit des Herrn willen, o Frau, schwöre ich dir: Wenn du den Sohn gesund zurückbringst – Ich weiß nicht, wie er das machen kann, da dein Leib ihm keine Augen zu geben vermochte – werde ich zu dir zurückkehren wie in den Tagen unserer ersten Liebe.“ Der Meister konnte nichts wissen von diesem meinem Schmerz als Gattin, und doch hat er mich auch hierin getröstet. Ehre sei Gott und dir, Meister und König.« Die Frau liegt wieder auf den Knien und weint vor Freude.

»Geh hin und sage Daniel, deinem Mann, daß der, der die Welt erschaffen hat, dem dem Herrn geweihten Kleinen zwei klare Sterne als Pupillen gegeben hat. Denn Gott hält seine Versprechen und hat geschworen, daß wer glaubt, alle Arten von Wundern sehen wird. Nun soll auch dein Gatte seinem Schwur treu bleiben und nicht die Sünde des Ehebruchs begehen. Sage das Daniel. Geh nun und sei glücklich. Ich segne dich und dieses Kind und mit dir jeden, der dir teuer ist.«

Das Volk jubelt und beglückwünscht sie im Chore. Jesus aber geht in ein nahegelegenes Haus, wie um sich auszuruhen.

Die Schauung ist zu Ende, und ich versichere Ihnen, sie hat mich tief ergriffen.

525 »Die Lehre der Schauung handelt von der Gattentreue«

Jesus sagt: »Gott erhört die Bitten jener, die an ihn glauben, und er gibt ihnen immer mehr, als sie erhoffen. Glaube das, und glaubt es alle. Die Frau, die von Sidon zu mir gekommen ist, hatte zwei geheime Schmerzensschwerter in ihrem Herzen. Da es schwerer fällt, über gewisse intime Mißgeschicke zu sprechen, als zu sagen: „Ich bin krank“, wagte sie nur, das eine Leid zu enthüllen, und ich habe ihr auch das zweite Wunder gewährt.

In den Augen der Welt mag es geschienen haben und noch schei-

nen, daß es viel leichter ist, einem Ehepaar die glückliche Eintracht wiederzugeben, da die Gründe der Trennung nun beseitigt sind, als zwei blind geborenen Augen Augäpfel zu geben. Aber nein. So ist es nicht. Zwei Augäpfel zu bilden, ist für den Herrn und Schöpfer eine ganz einfache Sache, ebenso wie einem Leichnam wieder Leben einzuhauchen. Der Herr über Leben und Tod, der Herr der ganzen Schöpfung entbehrt nicht der Macht, Toten das Leben wiederzugeben und zwei ausgetrocknete Augen sehend zu machen. Es genügt, daß er will, und er kann. Denn das Wunder hängt allein von seiner Macht ab. Aber wenn es sich um die Eintracht unter Menschen handelt, ist außer dem Wunsch Gottes der „Wille“ der Menschen erforderlich. Gott tut der Freiheit des Menschen nur selten Gewalt an. In der Regel läßt er euch handeln, wie ihr wollt.

Diese Frau, die in einem Land von Götzendienern lebte und wie ihr Gatte noch an den Gott ihrer Väter glaubte, verdiente schon deshalb die Güte Gottes. Da sie nun ihren Glauben über jedes menschliche Maß steigerte und alle Zweifel und Widersprüche seitens der Mehrheit der gläubigen Juden überwand – der Beweis dafür sind ihre an den Gatten gerichteten Worte: „Warte bis zu meiner Rückkehr“, so gewiß war sie der Heilung des Sohnes – verdiente sie ein doppeltes Wunder. Sie verdiente auch das schwierige Wunder, das die Augen des Geistes ihres Gatten öffnete, Augen, die blind waren für die Liebe und den Schmerz seiner Gattin und ihr als Schuld anrechneten, was nicht Schuld war.

Ich will auch – und das gilt für die Gattinnen – daß man die ehrfürchtige Demut dieser ihrer Schwester betrachte.

„Ich bin zu meinem Gatten gegangen und habe ihm gesagt: ‚Warte, Herr.‘“ Sie war im Recht, denn der Mutter einen Geburtsfehler zur Last zu legen, ist Torheit und Grausamkeit. Schon beim Anblick ihres unglücklichen Kindes brach ihr das Herz. Doppelt war sie im Recht, da sie von ihrem Mann vernachlässigt wurde, weil sie unfruchtbar geworden war, und von seiner Absicht, sich scheiden zu lassen, wußte; und dennoch blieb sie „seine Gattin“. Also die treue,

dem Gefährten ergebene Gefährtin, nach dem Willen Gottes und wie es die Heilige Schrift lehrt. Weder Auflehnung, noch Rachedurst, noch die Absicht, sich einen anderen Mann zu suchen, um nicht die „alleinstehende Frau“ zu sein. „Wenn ich nicht mit dem geheilten Sohn zurückkomme, dann verstoße mich; sonst aber verwunde mein Herz nicht tödlich und nimm deinen Kindern nicht den Vater.“ Glaubst du nicht Sara und die hebräischen Frauen der alten Zeit zu vernehmen?

O ihr Gattinnen, wie ist doch heutzutage eure Redeweise so verschieden von der dieser Frau hier. Wie verschieden ist aber auch das, was ihr von Gott und vom Gatten empfangt, und die Familien zerfallen immer mehr.

Wie immer beim Wirken eines Wunders, habe ich auch hier ein äußeres Zeichen setzen müssen, um das Wunder noch eindrucksvoller zu machen. Ich mußte eine ganze Welt überzeugen, eine in die Schranken einer jahrhundertealten Denkweise eingeschlossene Welt, angeführt von einer mir feindlich gesinnten Sekte. Daher die Notwendigkeit, meine übernatürliche Macht klar erstrahlen zu lassen. Doch die Lehre dieser Schauung liegt nicht darin, sondern im Glauben, in der Demut, in der Treue zum Gatten, in der gerechten Handlungsweise, o ihr Gattinnen und Mütter, die ihr Dornen gefunden, wo ihr Rosen erwartet habt, damit auf den Dornen, die euch verwunden, neue blühende Zweige wachsen.

Wendet euch an den Herrn, euren Gott, der das Eheband geschaffen hat, auf daß Mann und Frau nicht allein seien, sich lieben, und unauflöslich vermählt ein Fleisch werden; der euch das Sakrament gegeben hat, auf daß über den Ehebund sein Segen herabsteige und ihr durch meine Verdienste erhaltet, was ihr für euer neues Leben als Ehegatten und Eltern braucht. Um euch mit reinem Auge und ruhigem Gemüt an ihn wenden zu können, seid ehrbare, gute, ehrfürchtige, treue, wahre Lebensgefährtinnen eures Gatten und nicht nur Gäste in seinem Haus, oder schlimmer noch: Fremde, die durch Zufall mit ihm unter einem Dach leben wie zwei, die der Zufall in einem Gasthaus zusammenführt.

Gar zu oft ist das heutzutage der Fall. Liegt der Fehler beim Mann? Dann handelt er schlecht. Aber das rechtfertigt nicht das Benehmen gar vieler Frauen. Noch viel weniger seid ihr gerechtfertigt, wenn ihr einem guten Gefährten nicht Gutes mit Gutem und Liebe mit Liebe zu vergelten wißt. Ich will nicht einmal den allzu häufigen Fall eurer fleischlichen Untreue betrachten, die euch Dirnen nicht unähnlich macht, mit dem erschwerenden Umstand, daß ihr das Laster heuchlerisch verschleiert und den Altar der Familie beschmutzt, um den sich die engelgleichen Seelen eurer unschuldigen Kinder scharen. Ich spreche vielmehr von der moralischen Treulosigkeit gegenüber dem Liebespakt, den ihr vor *meinem* Altar geschworen habt.

Nun habe ich gesagt: „Jeder, der eine Frau begehrlieh anblickt, hat in seinem Herzen schon die Ehe mit ihr gebrochen.“ Ich habe euch gesagt: „Jeder, der seine Frau entläßt, der macht sie zur Ehebrecherin.“ Aber heute, da allzu viele Frauen Fremde für ihren Gatten sind, sage ich: „Diejenigen, die ihren Lebensgefährten nicht mit Seele, Geist und Fleisch lieben, treiben ihn zum Ehebruch; und wenn ich ihn einst nach dem Warum seiner Sünde fragen werde, so werde ich es nicht weniger bei ihr tun, die zwar die Sünde nicht begangen hat, die aber ihre Ursache ist.“ Das Gesetz Gottes muß in seiner ganzen Tragweite und in seiner ganzen Tiefe erfaßt und in seiner vollen Wahrheit gelebt werden.«

526 Auf der Rückkehr aus den syro-phönizischen Grenzgebieten

Wie so oft, wenn sie wandern, vielleicht um durch diese Zerstreung die Eintönigkeit des dauernden Gehens erträglicher zu machen, unterhalten sich die Apostel, indem sie sich die letzten Ereignisse ins Gedächtnis rufen und miteinander besprechen. Bisweilen fragen sie auch den Meister, der gewöhnlich wenig spricht. Er sagt immer nur das Notwendige, um nicht unhöflich zu erscheinen, und spart seine Kräfte für die Gelegenheiten, bei denen er das Volk oder die Apostel belehren muß, um ihre falschen Auffassungen zu korrigieren oder Unglückliche zu trösten.

Jesus war das „Wort“, aber gewiß nicht die „Geschwätzigkeit“! Geduldig und liebevoll wie kein anderer, ohne je Unmut zu zeigen, weil er einen Gedanken ein-, zwei-, zehn-, ja hundertmal wiederholen mußte, um ihn den von pharisäischen und rabbinischen Begriffen verhärteten Köpfen verständlich zu machen; ohne Rücksicht auf seine Müdigkeit, die manchmal so groß war, daß sie gewiß auch ein Leiden darstellte, und dies nur, um das seelische oder körperliche Leiden von einem Geschöpf zu nehmen.

Aber es ist ganz offenbar, daß er es vorzog zu schweigen, sich in stiller Betrachtung zurückzuziehen, die viele Stunden dauern konnte, wenn sie nicht durch irgendeinen Fragesteller gestört wurde. Für gewöhnlich ging er den Aposteln immer einige Schritte voraus, das Haupt etwas geneigt; nur bisweilen erhob er es, um den Himmel, das Land oder Tiere und Menschen anzublicken. Anzublicken habe ich gesagt? Nein, ich hätte sagen sollen: zu lieben. Denn es ist ein Lächeln, ein Lächeln Gottes, das aus diesen Pupillen strömt, um die Welt und die Geschöpfe zu lieblosen: ein Lächeln der Liebe; denn es ist Liebe, die aus ihnen leuchtet, sich ausbreitet, segnet und das Licht seines Blickes, der immer, besonders aber nach einer Betrachtung, sehr eindringlich ist, verklärt.

Worin bestehen wohl diese Betrachtungen? Ich glaube – und ich bin sicher, mich darin nicht zu täuschen, denn es genügt, den Ausdruck seines Antlitzes zu betrachten, um zu wissen, worin sie bestehen – ich denke, daß sie bedeutend mehr sind als unsere Ekstasen, in denen der Mensch das Gefühl hat, schon im Himmel zu leben. Es ist die „fühlbare Vereinigung Gottes mit Gott“. Die Gottheit war Christus beständig gegenwärtig und mit ihm vereinigt, da er ja Gott ist wie der Vater. Auf Erden wie im Himmel ist der Vater im Sohn, und der Sohn im Vater.

Sie lieben sich, und ihre Liebe zeugt die dritte Person. Die Macht des Vaters ist die Zeugung des Sohnes, und durch den Akt des Zeugens und des Gezeugtwerdens entsteht das Feuer, d. h. der Geist des Geistes Gottes. Die Macht wendet sich zur Weisheit, die sie gezeugt hat, und diese wendet sich zur Macht in der Freude, einer für den anderen da zu sein, im Sich-Erkennen als das, was sie sind. Da jedes gute gegenseitige Sich-Kennenlernen Liebe zeugt (das gilt auch von unseren unvollkommenen irdischen Beziehungen), sieht, das ist der Heilige Geist . . . Wenn es möglich wäre, die Vollkommenheit Gottes noch vollkommener zu machen, dann

könnten wir sagen, daß der Heilige Geist die Vollkommenheit der Vollkommenheiten ist. Derjenige, der beim bloßen Gedanken an ihn das Herz mit Licht, Freude und Frieden erfüllt ...

Wenn sich in den Verzückungen das unbegreifliche Geheimnis der Einheit und Dreifaltigkeit im heiligsten Herzen Jesu erneuerte, welche eine vollendete, vollkommene, strahlend reine, heiligende, erquickende und friedvolle Liebe mußte da geboren werden und sich als Glut wie aus einem brennenden Feuerofen ergießen, wie Weihrauch aus einem glühenden Rauchfaß, um mit göttlichen Küssen die vom Vater erschaffenen Dinge zu küssen, erschaffen durch den Sohn, das Wort, erschaffen aus Liebe für die einzige Liebe, da alle Werke Gottes Liebe sind?

Und dies ist der Blick des Gottmenschen, wenn er als Mensch und Gott seine Augen erhebt, die den Vater in ihm, sich selbst und die Liebe betrachtet haben, und das Universum ansieht, in dem er als Mensch die Schöpferkraft Gottes bewundert, während er als Gott frohlockt, weil er es in den königlichen Geschöpfen dieser Schöpfung, den Menschen, retten kann.

Oh! Niemand, weder ein Dichter, noch ein Künstler, noch ein Maler wird je für die Menschheit den Blick Jesu darstellen können, wenn er aus der Umarmung, aus der fühlbaren Vereinigung mit der Gottheit kommt, mit der er zwar als Mensch immer hypostatisch vereint ist, aber nicht immer so wahrnehmbar für den Menschen als Erlöser, der in dieser Eigenschaft seinen vielen Schmerzen und zahlreichen Verzichten auch diesen allergößten hinzufügen muß, nicht mehr immer im Vater sein zu können in dem großen Sturm der Liebe, wie er es im Himmel war; allmächtig ... frei ... glücklich. Herrlich ist die Macht seines Blickes während des Wunders, unermesslich die Sanftheit seines menschlichen Blickes, unendlich traurig der Blick des Schmerzes in den Stunden des Leidens. Aber es sind immer noch menschliche Blicke, wenn auch vollkommen in ihrem Ausdruck. Dieser Blick Gottes hingegen, der sich selbst betrachtet und in der dreifaltigen Einheit liebt, kann mit nichts verglichen werden; es gibt kein Adjektiv dafür ...

Die Apostel haben sich also über das Ereignis in Gischala unterhalten, über das Wunder an dem blinden Knaben, über Ptolemaïs, wo sie gerade hingehen, über die Stufenstraße, die dort in den Fels gehauen ist, wo sie eben angelangt sind auf dem Weg zum letzten Grenzdorf zwischen Syro-Phönizien und Galiläa – und dies muß meine Vision sein, als ich sie auf dem Weg nach Alexandroskene sah – über Gamaliël, usw. Die Unterhaltungen sind, soweit ich sie gehört habe, in meinem Herzen geblieben. Ich wollte nur sagen, daß ...

... die Apostel, als sie in früheren Zeiten geistig noch weniger geformt waren, ihren Meister oft störten. Jetzt aber, da sie geistig gewachsen sind, achten sie seinen Wunsch, allein zu sein, und ziehen es vor, zwei bis drei Meter hinter ihm zurückzubleiben und sich

miteinander zu unterhalten. Nur wenn sie dringend einer Auskunft oder eines Urteils bedürfen oder wenn ihre Liebe zum Meister übermächtig wird, nähern sie sich ihm.

527 Auf dem Weg nach Sepphoris

»Steht auf, wir wollen weitergehen«, gebietet Jesus den Seinen, die noch tief schlafen im Heu – oder eigentlich sind es eher Binsen – das sie auf einem Feld zusammengelesen haben in der Nähe eines Fließchens, das auf den Herbstregen wartet, um sein Bett mit Wasser zu füllen.

Die Apostel gehorchen noch schlaftrunken, ohne ein Wort zu sagen. Sie nehmen die Reisesäcke, werfen sich die Mäntel um, die ihnen in der Nacht als Decken gedient haben, und machen sich mit Jesus auf den Weg.

»Gehen wir über den Karmel?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Nein, über Sepphoris, und dann nehmen wir den Weg nach Megiddo. Die Zeit reicht kaum aus ... « antwortet Jesus.

»Ja, und die Nächte werden zu naßkalt, um im Freien zu schlafen, wenn uns aus irgendeinem Grund kein Haus aufnehmen sollte«, bemerkt Matthäus.

»Die Menschen! Wie leicht sie doch vergessen! ... Herr, wird es denn immer so sein?« fragt Andreas.

»Immer.«

»Ja, aber, wenn es schon bei dir so ist, wie wird es dann erst sein, wenn wir alles machen müssen? Alles wird vergessen sein, sobald wir ihnen den Rücken wenden«, sagt Thomas entmutigt.

»Ich glaube aber, daß da jemand ist, der dieses Vergessen fördert; denn die Menschen vergessen zwar leicht, aber nicht immer vergessen sie. Ich sehe, daß man unter uns, unter uns Menschen, sich auch an so manches erinnert, was man erhalten oder gegeben hat. Was dich betrifft hingegen ... Nein, es sind immer gewisse Leute, die daran arbeiten, das Andenken an dich zu tilgen«, sagt Petrus.

»Urteile nicht ohne einen guten Grund«, sagt Jesus.

»Meister, Tatsache ist, daß ich einen Grund habe!«

»Du hast ihn? Was hast du denn entdeckt?« fragt Iskariot sehr interessiert, und mit ihm fragen auch andere. Aber das Interesse des Judas ist lebhafter, fast ängstlich.

Petrus, der Jesus angeschaut hat, wendet sich um und blickt Iskariot an ... mit aufmerksamen, wachsamem, argwöhnischen Augen, schweigend, eine ganze Weile. Dann sagt er: »Ach, nichts ... und *alles*, wenn es dir nicht mißfällt, es zu erfahren. Ich weiß so viel, daß, wenn ich einer wäre, der alle Mittel benützt, um sich durchzusetzen, und viele Dinge den Regierenden anzeigen würde, es sicherlich einigen schlecht ergehen könnte. Aber ich ziehe es vor, mich nicht durchzusetzen und verzichte auf Hilfe von dieser Seite. In göttlichen Dingen erhoffe ich allein Hilfe von Gott, überdies würde ich es für eine Entheiligung göttlicher Dinge halten, sie zu gebrauchen, um ... sie um Hilfe zu bitten, um die Schlangen zu zertreten. Auch sie sind Schlangen ... und ... ich würde ihnen nicht trauen ... Sie sind imstande, Angeklagte und Kläger gleicherweise zu zerschmettern ... Daher verlasse ich mich lieber auf mich selbst. Das ist es.«

»Aber merkst du nicht, daß du den Meister damit beleidigst?«

»Ich? Warum?«

»Weil er sich ihnen nähert.«

»Er ist er, und wenn er sich ihnen nähert, tut er es nicht, um Nutzen daraus zu ziehen, sondern um sie für Gott zu gewinnen. Er kann es tun ... und er tut es. Aber er läuft ihnen nicht nach ... Du siehst, daß sie es sind, die zu ihm kommen müssen, um den „Philosophen“ zu hören, wie sie sagen. Aber jetzt haben sie keine große Lust mehr dazu, wie mir scheint. Und ich weine ihnen nicht nach.«

»Auch du warst scheinbar am Paschafest glücklich über ihre Gegenwart.«

»Es hatte den Anschein. Aber oft ist der Mensch töricht. Jetzt scheint es nicht mehr so, und es *ist* auch nicht mehr so. Und ich habe recht.«

»Als Mensch, der das menschlich Nützliche nicht mit geistigen Dingen vermischt, hast du recht, Simon. Aber als Apostel, der sich darüber freut, wenn andere sich vom Licht entfernen, nicht. Du hast nicht recht. Wenn du bedenken würdest, daß jede für das Licht gewonnene Seele eine Ehre für deinen Meister ist, würdest du nicht so sprechen«, sagt Jesus.

Judas Iskariot schaut Petrus mit einem höhnischen Lächeln an. Petrus bemerkt es ... beherrscht sich aber und sagt kein Wort.

Auch Jesus sieht es und sagt zu Petrus, aber so, als spräche er zu allen: »Wißt jedoch, daß ein Übermaß an religiösen Bedenken in guter Absicht viel entschuldbarer ist als gleichgültiges Hinweggehen über alles, um ein menschliches Ziel zu erreichen. Ich habe es euch schon mehrmals gesagt: Es ist der gute oder der schlechte Wille, welcher der Tat Gewicht verleiht; und in diesem Falle ist es guter Wille, wenn auch unvollkommener Art, sich zu weigern, das Menschliche oder etwas, was man als unrein vor Gott erachtet, ins Übermenschliche hineinzutragen. Seine Unversöhnlichkeit ist nicht gerecht, da ich für alle gekommen bin. Aber sehr nahe der Vollkommenheit ist seine Ansicht, daß man in göttlichen Dingen nur nach übernatürlicher Hilfe greifen soll, ohne um menschliche, der Berechnung und dem Nützlichkeitsdenken entspringende Hilfe zu betteln.« Mit diesem ausgewogenen Schiedsspruch macht Jesus dem Streit ein Ende.

Sie haben trockenen Fußes ein weiteres, von der Hitze des Sommers ausgetrocknetes Flußbett durchschritten und die Landstraße erreicht, die von Sykaminon nach Samaria führt, wenn ich mich recht an den Ort erinnere, den ich schon einmal gesehen habe. Die Straße ist des bevorstehenden Festes wegen sehr belebt und hat schon das typische Aussehen der Straßen Palästinas in den Zeiten der vorgeschriebenen Pilgerfahrten zum Tempel. Wanderer, Esel und Karren, beladen mit Personen, Zelten und Geschirr für Aufenthalte zwischen den einzelnen Etappen der Reise und in dem an Festtagen immer so überfüllten Jerusalem selbst, so daß es ratsam ist, auf den umliegenden Hügeln zu zelten, wenn die Jahreszeit es erlaubt.

An diesem Festtag, dem Laubhüttenfest, ist diese Auswanderung ganzer Familien noch eindrucksvoller, nicht weil bei dieser Gelegenheit die Pilger in größerer Zahl kommen als am Paschafest und an Pfingsten, sondern weil sie gezwungen sind, einige Tage in Hütten zu wohnen und daher Küchengeräte mitschleppen müssen, die sie bei anderen Festen möglichst zu Hause lassen. Es ist wirklich ein Exodus, ein Auszug des Volkes, das aus allen Richtungen zur Hauptstadt strömt, so wie das Blut jeder Ader zum Herzen fließt.

Um die zähe Beständigkeit und Beharrlichkeit auch der heutigen Religiosität Israels verstehen zu können, muß man sich vor Augen halten, daß die Juden immer zerstreut, verfolgt und vor allem verachtet gelebt haben; deshalb unterstützen sie sich gegenseitig, wo immer sie das Schicksal hingetrieben haben mag, in welchem Land sie auch geboren sein mögen. Auch wenn sie aus verschiedenen Ländern stammen, fühlen sie sich doch als Brüder und Landsleute ihrer Glaubensgenossen, wo immer sie ihnen auch begegnen. Scheinbar besitzen sie kein wahres Vaterland, und doch empfinden sie es nicht so. Sie haben *ihre* Heimat, die ihnen Jahwe gegeben hat, sie haben ihre Hauptstadt Jerusalem. Und dorthin zieht es aus aller Welt das Beste ihres Wesens, den Geist und das Herz. Sie haben gesündigt? Gott hat sie bestraft? Die Prophezeiungen haben sich erfüllt? Ja, das ist wahr. Aber es bleibt ihnen ihr leuchtendes Ziel, die strahlende Hoffnung der Wiedererrichtung des Reiches Israel ... die Hoffnung auf den Messias, der kommen soll. Und in ihrem Schmerz, zitternd bei dem Gedanken, sich Gottes nicht würdig erwiesen zu haben, und mit der ständigen Frage: »War Jesus von Nazaret vielleicht doch der wahre Messias?« versuchen sie, sich zu einer Nation zusammenzuschließen, um ihn zu bekommen, diesen Messias. Sie suchen diesen zähen Glauben an ihre Religion zu bewahren, um von Gott Verzeihung und die Erfüllung der Verheißung zu erlangen.

Ich bin eine arme Frau und kenne mich in politischen Fragen nicht aus. Ich habe mich nie für die heutigen Juden und ihr gegenwärtiges Elend interessiert. Manchmal habe ich sogar darüber gelächelt, daß sie noch auf den warten, der bereits gekommen ist und den sie gekreuzigt haben. Ihre Tränen schienen mir bisweilen Krokodilstränen zu sein, und ihre Handlungen schienen mir und scheinen mir nicht der Art zu sein, daß sie das verdienen, was sie von Gott erhoffen; weder Christus, der nun erst zum Jüngsten Gericht wiederkehren wird, noch die Vereinigung der zerstreuten hebräischen Rasse zu einer unabhängigen Nation. Jetzt aber, da ich die Väter der heutigen Hebräer geistig vor mir sehe, begreife ich ihr jahrhundertaltes Drama, ihre Hartnäckigkeit und die Quelle dieser Hartnäckigkeit. Sie sind immer noch das Volk Gottes, das dem Willen Gottes gemäß dem Lande zustrebt, das ihren Vätern, den Patriarchen verheißen wurde; das Volk, das seit Jahrhunder-

ten die mosaischen Riten vollzieht, im Gedenken an Jerusalem, an seinen ehemals so glänzenden Tempel auf Morija. Sind sie verhindert hinzugehen? Ja, aber sie tun es im Geiste.

Bajonette, Kanonen und Gefängnisse kann man gegen den Menschen einsetzen, nicht aber gegen den Geist. Israel kann nicht untergehen, weil es seine Religion bewahrt hat. Ist sie zu theoretisch, pharisäisch, ritualistisch, und fehlt ihr, was das wahre Leben einer Religion ausmacht: die Übereinstimmung des Geistes mit dem äußeren Ritus? Alles, was ihr wollt. Doch um den zerbröckelten Körper, der einst eine Nation war, die nun in unendlich vielen Bruchstücken über die ganze Erde zerstreut ist, halten sie die Ideengebäude, Riten und jahrhundertealten Vorschriften aus der Zeit der Propheten und Rabbis zusammen, und wie ein von allen Enden der Erde aus sichtbarer Leuchtturm erstrahlt ein Ort: Jerusalem; und sein Name ist wie ein Aufruf, sich zu versammeln, wie ein zur Einberufung, zur Erinnerung, zur Verheißung entrolltes Banner. Nein, dieses Volk kann nicht, durch keine menschliche Macht, zum Schweigen gebracht werden.

Eine größere Macht als die menschliche lebt in ihm. Alles das versteht man, wenn man beobachtet, wie dieses Volk auf unwegsamen Pfaden, in unwirtlichen Jahreszeiten, ungeachtet aller Mühen, stets heiter und froh zur heiligen Stadt wandert. Alles das versteht man, wenn man Reiche mit Armen, Kinder mit Greisen, von Palästina oder der Diaspora, zu ihrem Herzen, Jerusalem, pilgern sieht. Alles das versteht man, wenn man sie ihre Loblieder singen hört ... Ich bekenne: Ich wünschte, wir, Christen und Katholiken, wären wie sie, hätten für das Herz des Katholizismus, Rom, die Kirche, und für ihn, der dort lebt, den gegenwärtigen Petrus, die Begeisterung jener, die ich da wandern sehe. Ich wünschte, wir hätten das, was sie haben, und dazu unseren Glauben, den vollkommenen, weil christlichen Glauben.

Man wird mir sagen: »Sie sind voller Fehler«. Und wir? Sind wir etwa fehlerlos, obwohl wir gestärkt sind durch die Gnade und die Sakramente? Wir, die wir vollkommen sein sollten, wie der Vater im Himmel vollkommen ist?

Ich bin vom Thema abgeschweift. Aber bei der Betrachtung des Marsches der Apostel und der Wanderung der anderen Scharen von Israel, kommen mir viele Gedanken ...

Sie gelangen zu einer Wegkreuzung, wo eine Gruppe von Jüngern den Meister erblickt und sich um ihn schar. Unter ihnen ist auch Abel von Betlehem, der sich sogleich Jesus zu Füßen wirft mit den Worten: »Meister, ich habe den Allerhöchsten inbrünstig gebeten, er möge mich dich treffen lassen. Schon hatte ich die Hoffnung verloren, da hat er mich erhört. Nun erhöre du deinen Jünger.«

»Was willst du, Abel? Komm dorthin, an den Rand des Feldes. Hier ist zu viel Volk, und wir würden hinderlich sein.«

Sie begeben sich alle an den Ort, auf den Jesus gezeigt hat, und dort sagt Abel, was er will.

»Meister, du hast mich vor Tod und Verleumdung gerettet und aus mir deinen Jünger gemacht. Liebst du mich sehr?«

»Kannst du noch fragen?«

»Ich frage, um sicher zu sein, daß du meine Bitte erhörst. Als du mich gerettet hast, hast du meine Feinde mit einer furchtbaren Strafe gezüchtigt. Du hast sie verhängt und gewiß war sie gerecht. Aber, o Herr! Es ist fürchterlich! Ich habe die drei gesucht. Jedesmal, wenn ich zu meiner Mutter ging, suchte ich sie auf den Bergen, in den Höhlen in der Nähe meiner Stadt, und fand sie nie.«

»Warum hast du sie gesucht?«

»Um ihnen von dir zu erzählen, Herr, auf daß sie an dich glauben, dich anrufen und dadurch Verzeihung und Heilung erlangen. Erst im Sommer habe ich sie gefunden, aber nicht alle zusammen. Einer, der mich meiner Mutter wegen haßte, hat sich von den anderen getrennt, die weiter nach oben, in die höchsten Berge von Jiftach-El, gegangen sind. Sie haben mir gesagt, wo er ist ... Auf ihre Spur brachten mich die Hirten von Betlehem, die dich an jenem Abend beherbergt hatten. Die Hirten kommen mit ihren Herden überall hin und wissen alles mögliche. Sie wußten, daß auf dem Berg der „Schönen Quelle“ die beiden Aussätzigen waren, die ich suchte. Ich bin hingegangen. Oh! ... « Schrecken malt sich auf dem Gesicht des jungen Mannes, der fast noch ein Jüngling ist.

»Fahre fort!«

»Sie haben mich erkannt. Ich aber konnte in diesen beiden Ungeheuern meine Mitbürger nicht erkennen ... Sie haben mich gerufen ... und mich gebeten, als wäre ich ein Gott ... Mehr als alle anderen hat der Knecht, wegen seiner aufrichtigen Reue, mein Mitleid erregt. Er will nichts als deine Verzeihung, Herr ... Ascher möchte auch geheilt werden. Er hat eine alte Mutter in der Stadt, Herr, eine alte Mutter, die vor Schmerz dahinstirbt ... «

»Und der andere? Weshalb hat er sich von ihnen getrennt?«

»Weil er ein Teufel ist. Er ist der Hauptschuldige, ein Ehebrecher, schon bevor er zum Mörder wurde, der Ascher aufstachelte und den Knecht des Joël, der etwas dumm ist und sich leicht beherrschen läßt, verführte. Er ist ein Dämon geblieben, denn aus seinem Munde kommen nur Haß und Flüche, aus seinem Herzen Haß und Grausamkeit. Ich habe auch ihn gesehen . . . Ich wollte ihn bessern, aber er stürzte sich auf mich wie ein Raubvogel, und nur in der Flucht konnte ich mein Heil suchen, da ich als gesunder junger Mann widerstandsfähiger und schneller war als er. Aber ich gebe die Hoffnung, ihn zu retten, noch nicht auf. Ich werde zurückkehren . . . Ein-, zwei-, vielemale, um ihm Hilfe und Liebe zu bringen. Ich werde ihn dazu bringen, daß er mich liebt. Er glaubt, daß ich nur hinkomme, um ihn in seinem Elend zu verspotten, aber ich gehe hin, um ihn aufzurichten. Wenn er so weit ist, daß er mich liebt, dann hört er mich auch an, und wenn er mich anhört, wird er schließlich an dich glauben. Das möchte ich erreichen. Die anderen. Oh! Bei ihnen war es leicht, denn sie hatten von sich aus nachgedacht und verstanden. Und der Diener ist zum einfachen Lehrer des anderen geworden; denn in dem Diener ist so viel Glaube, so viel Verlangen nach Verzeihung. Komm, Herr! Ich habe ihnen versprochen, dich zu ihnen zu führen, sobald ich dir begegnen würde.«

»Abel, ihr Verbrechen war schwer; sie haben mehrere Verbrechen in einem begangen, und nur kurze Zeit haben sie gesühnt.«

»Groß ist die Qual und auch ihre Reue. Komm.«

»Abel, sie wollten dich tot sehen.«

»Das macht nichts, Herr. Ich will das Leben für sie.«

»Welches Leben?«

»Das Leben, das du gibst, das des Geistes, die Verzeihung, die Erlösung.«

»Abel, sie waren deine Kaine und haben dich gehaßt bis zum äußersten. Alles wollten sie dir nehmen: das Leben, die Ehre, die Mutter . . . «

»Sie waren meine Wohltäter, denn durch sie habe ich dich gefunden. Dieses ihres Geschenkes wegen liebe ich sie und bitte dich, ihnen einen Platz zu gewähren, wo ich bin: unter denen, die dir folgen. Ich will, daß sie gerettet werden wie ich, ja, mehr als ich, denn ihre Sünde ist schwerer.«

»Was würdest du Gott anbieten für ihre Rettung, wenn ich von dir ein Opfer fordern würde?«

Nach einem Augenblick der Überlegung sagt Abel entschlossen: »Sogar mich selbst. Mein Leben. Ich würde ja nur eine Handvoll Schlamm verlieren und den Himmel besitzen. Es wäre ein glückbringender Verlust, und ein großer, unendlicher Gewinn: Gott, der Himmel. Und zwei Sünder wären gerettet: die Erstgeborenen der Herde, die ich hoffe, dir zuführen und anbieten zu können, Herr.«

Jesus tut nun etwas, was er sonst in der Öffentlichkeit nie tut. Er beugt sich nieder, weil er viel größer ist als Abel, nimmt seinen Kopf in die Hände und küßt ihn auf den Mund mit den Worten: »So sei es!« Wenigstens glaube ich, daß er das sagen will mit seinem »Marána tha«, und er fügt an: »Wegen dieser deiner Gesinnung geschehe dir nach deiner Bitte. Komm mit mir, und führe mich zu ihnen. Johannes, komm mit mir, und ihr geht voraus auf dem Weg von Megiddo nach En-Gannim. Wartet dort auf mich, wenn ihr mir nicht vorher schon begegnet seid.«

»Wir werden dich und deine Lehre verkünden«, sagt Iskariot . . .

»Nein, wartet einfach auf mich. Verhaltet euch wie gute, demütige Pilger, sonst nichts, und seid untereinander wie Brüder. Ihr werdet auf dem Weg bei den Arbeitern des Johanan vorbeikommen. Gebt ihnen, was ihr habt, und sagt ihnen, daß der Meister, wenn er kann, in zwei Tagen bei Sonnenaufgang in Jesreel sein wird. Geht nun. Der Friede sei mit euch.«

528 Jesus bei den aussätzigen Sündern von Betlehem in Galiläa

Das rauhe Bergmassiv von Jiftach-El dominiert im Norden und versperrt die Sicht. Aber dort, wo die steilen Wände dieser Berggruppe beginnen und fast senkrecht zur Karawanenstraße abfallen, die von Ptolemais nach Sepphoris und Nazaret führt, sind viele Höhlen zwischen den Felsblöcken, die aus dem Massiv hervorragen und über den Abgründen hängen, so daß sie gleichsam Dach und Boden für diese Höhlen bilden.

Wie immer an den Hauptverkehrsstraßen, sehe ich Aussätzige, in gebührender Entfernung, aber doch nahe genug, um von den Reisenden bemerkt zu werden und Hilfe zu erhalten. Hier ist es eine kleine Kolonie von Aussätzigen, die ihre warnenden Rufe ausstoßen und zugleich um Hilfe bitten, als sie Jesus mit Johannes und Abel vorübergehen sehen. Abel wendet ihnen sein Gesicht zu und sagt: »Das ist der, von dem ich euch gesprochen habe. Ich führe ihn zu den beiden, von denen ihr wißt. Habt ihr dem Sohn Davids keine Bitte vorzutragen?«

»Wir möchten bitten, um was wir immer bitten, wenn Pilger vorüberkommen, um Brot und Wasser, um uns zu sättigen. Später, im Winter leiden wir Hunger . . . «

»Ich habe heute keine Nahrungsmittel, aber ich bringe das Heil . . . «

Doch das einladende Angebot, um Heil zu bitten, wird nicht angenommen. Die Aussätzigen verlassen den Steilhang, wenden ihnen den Rücken und gehen um den Bergvorsprung herum, um zu sehen, ob weitere Pilger von der anderen Straße her kommen.

»Ich glaube, daß es heidnische Seeleute oder überhaupt Götzen-diener sind. Sie sind aus Afrika und erst vor kurzem hierher gekommen, nachdem man sie aus Ptolemais verjagt hat. Ich weiß nicht, wie sie erkrankt sind. Ich weiß nur, daß sie gesund von ihren Ländern abgereist waren und nach einer langen Schiffsreise um die afrikanische Küste, wo sie Elfenbein und wahrscheinlich auch Perlen für die

römischen Kaufleute holten, hier krank ankamen. Die Hafenbehörde hat sie abgesondert und sogar das Schiff verbrannt. Die einen sind nun an den Wegen nach Syro-Phönizien und die anderen hier. Diese hier sind am schwersten erkrankt, denn sie können kaum mehr gehen, doch noch kränker sind ihre Seelen. Ich habe versucht, ihnen etwas Glauben zu vermitteln ... aber sie bitten um nichts anderes als um Nahrung ... «

»Um zu bekehren, muß man Ausdauer haben. Was in einem Jahre nicht gelingt, gelingt in zwei oder drei Jahren. Man muß immer wieder über Gott sprechen, auch wenn sie so hart wie die Felsen zu sein scheinen, in denen sie Zuflucht gefunden haben.«

»Tue ich schlecht daran, sie mit Nahrung zu versehen? ... Ich habe angefangen, ihnen immer vor dem Sabbat Nahrung zu bringen, denn am Sabbat reisen die Juden nicht, und niemand denkt an sie ... «

»Das hast du gut gemacht. Du hast gesagt, daß sie Heiden sind, daher sind sie mehr auf das Körperliche als auf die Seele bedacht. Die liebevolle Fürsorge, mit der du ihren Hunger linderst, weckt in ihnen die Zuneigung zu dem Unbekannten, der an sie denkt. Und wenn sie dich dann lieben, werden sie auf dich hören, auch wenn du von anderem sprichst als von Speise und Trank. Die Liebe führt immer dazu, daß man dem folgt, den man zu lieben gelernt hat. Sie werden dir eines Tages auf den Wegen des Geistes nachfolgen.

Die Werke der leiblichen Barmherzigkeit ebnen den Weg zu den geistigen, denn sie machen ihn so frei und eben, daß der Einzug Gottes in einen auf die göttliche Begegnung so vorbereiteten Menschen für diesen Menschen fast unmerklich geschieht. Dieser Mensch findet Gott in sich und weiß nicht, wie es dazu gekommen ist. Wie! Manchmal hat sich durch ein Lächeln, ein gutes Wort oder ein Stück Brot die Tür eines der Gnade verschlossenen Herzens langsam geöffnet, und der Weg ist für den Einzug Gottes in dieses Herz freigeworden. Die Seelen! Sie sind das Verschiedenartigste, was es gibt. Die Materie, und es gibt so viele Arten auf dieser Erde, ist nicht so ver-

schiedenartig in ihren Aspekten wie die Seelen mit ihren Neigungen und Regungen.

Seht ihr diese mächtige Terebinthe? Sie wächst inmitten eines großen Waldes von Terebinthen ähnlicher Art. Wie viele sind es? Hunderte und Aberhunderte, vielleicht Tausende, vielleicht mehr. Sie bedecken diesen steilen Berghang und übertreffen mit dem herben, heilsamen Duft ihres Harzes jeden anderen Duft in Berg und Tal. Doch seht, tausend oder mehr sind es, und wenn man genau hinschaut, ist keine in Größe, Höhe, Stärke, Wachstum und Verästelung wie die andere. Diese ist gerade wie ein Schwert, diese neigt sich nach Norden, jene nach Süden, eine nach Westen und die andere nach Osten. Diese ist aus dem Erdboden herausgewachsen, jene befindet sich auf einem Felsvorsprung, und man weiß nicht, wie sie sich dort festhalten kann, denn sie ragt so über den Abgrund hinaus, als wolle sie eine Brücke zur anderen Seite bilden, über diesen jetzt ausgetrockneten, in den Regenzeiten jedoch wild schäumenden Bergbach. Diese hier ist so knorrig, als ob grausames Wesen sie zu Boden gedrückt hätte, als sie noch ein junges Bäumchen war, die andere ist makellos gewachsen. Diese hier hat reiches Astwerk bis fast zum Boden, jene hat keine Krone und nur einige Ästchen am Wipfel. Diese hat nur auf der rechten Seite Äste, jene andere ist im unteren Teil stark belaubt und am Gipfel vom Blitz versengt. Dort überlebt ein einziger hartnäckiger Ast den abgestorbenen Baum, aus dessen Wurzel er noch den Rest des Lebenssaftes bezieht. Hier, dieser Baum, der nicht schöner sein könnte und auf den ich zuerst gezeigt habe, hat er etwa einen Ast, ein Zweiglein oder eine Nadel – und das bei den Tausenden, die er trägt – die der anderen gleicht? Es könnte scheinen, daß es so ist; es ist aber nicht so. Betrachtet diesen Zweig, den untersten, betrachtet nun die Spitze, nur die Spitze des Zweiges. Wie viele Nadeln sind an dieser Spitze? Vielleicht zweihundert grüne, zarte Nadeln. Doch, seht genau hin, ist eine der anderen gleich an Farbe, Stärke, Frische, Biogsamkeit, Form oder Alter? Nein.

So ist es mit den Seelen. So viele Seelen es gibt, so verschieden

sind ihre Neigungen und Reaktionen. Und kein guter Lehrer und Seelenarzt ist, wer nicht imstande ist, sie zu erkennen und sie je nach ihren verschiedenen Neigungen und Reaktionen zu bearbeiten. Dies ist keine leichte Arbeit, meine Freunde, und sie erfordert beständiges Studium und gewohnheitsmäßige Betrachtung, die mehr erleuchtet als alles lange Lesen bestehender Texte. Das Buch, das ein Meister und Seelenarzt studieren muß, sind die Seelen selbst. So viele Seiten als Seelen, und auf jedem Blatt viele Gefühle und Leidenschaften, die einst gewesen, gegenwärtig oder im Werden begriffen sind. Daher beständiges, aufmerksames, besinnliches Studium, immerwährende Geduld, Duldsamkeit und Festigkeit beim Behandeln der stinkendsten Wunden, um sie zu heilen, ohne Abscheu zu zeigen, was den Kranken demütigen würde, aber auch ohne falsches Mitgefühl, das, um beim Aufdecken und Reinigen der Fäulnis, aus Furcht, dem fauligen Teil Schmerz zuzufügen, das Übel brandig werden und den ganzen Menschen verfaulen läßt: gleichzeitig aber braucht es Vorsicht, um nicht durch allzu große Härte die Wunden der Herzen noch zu verschlimmern und um sich nicht anzustecken beim Kontakt mit ihnen, weil man sich allzu sicher fühlt und nicht fürchtet, sich im Umgang mit den Sündern zu infizieren.

Und all diese Tugenden, die der Lehrmeister und Arzt der Seelen braucht, wo finden sie ihr Licht, um zu sehen und zu verstehen; wo finden sie die Langmut, die oft heldenhaft sein muß, um durchzuhalten, wenn sie auf Kälte und manchmal gar Beleidigungen stoßen; wo finden sie die Stärke, ein weiser Arzt zu sein, die Klugheit, weder dem Kranken noch sich selbst zu schaden? In der Liebe, immer in der Liebe. Sie gibt allem Licht, sie verleiht Weisheit, Stärke und Klugheit. Sie bewahrt vor Neugierde, die den Weg bereiten könnte, die Fehler anzunehmen, die man geheilt hat. Wenn jemand ganz Liebe ist, kann in ihn nichts anderes einkehren, kein anderes Verlangen, kein anderes Wissen als das der Liebe. Seht ihr? Die Ärzte sagen, daß einer, der durch eine Krankheit im Sterben lag, kaum wieder am gleichen Übel erkranken wird, da sein Blut dagegen gefeit ist. Die-

se Auffassung ist nicht vollkommen richtig, aber sie ist auch nicht ganz falsch. Die Liebe, die Heil ist statt Krankheit, bewirkt das, was die Ärzte sagen, bei allen ungueten Leidenschaften. Wer Gott und die Brüder innig liebt, tut nichts, was Gott und den Brüdern Leid bereiten könnte. Deshalb wird er, wenn er sich auch den seelisch Kranken nähert und Dinge erfährt, die die Liebe bisher verborgen hat, nicht angesteckt; denn er bleibt der Liebe treu, und die Sünde findet keinen Eingang. Was können die Sinne für den bedeuten, der sie durch die Liebe besiegt hat? Was die Reichtümer für den, der in der Liebe zu Gott und den Seelen seinen größten Schatz gefunden hat? Was die Gaumenlust, die Habsucht, der Unglaube, die Trägheit und was der Hochmut für den, der nichts anderes als Gott ersehnt; der sich selbst hingibt, sogar sich selbst, um Gott zu dienen; der in seinem Glauben jegliches Gut findet; der von der unermüdlichen Flamme der Liebe angespornt wird und unermüdlich arbeitet, um Gott Freude zu bereiten; der Gott kennt – ihn lieben heißt ja, ihn erkennen – und nicht hochmütig werden kann, da er sieht, was er ist im Vergleich zu Gott?

Eines Tages werdet ihr Priester meiner Kirche sein. Ihr werdet also Ärzte und Lehrmeister der Seelen sein. Erinneret euch dieser meiner Worte. Es ist weder der Name, den ihr tragen, noch das Gewand, noch das Amt, das ihr ausüben werdet, die euch zu Priestern und zu Dienern Christi, zu Lehrmeistern und Seelenärzten machen; sondern es ist die Liebe, die ihr besitzt, die euch dazu machen wird. Sie wird euch alles verleihen, was dazu erforderlich ist, und die Seelen, die alle verschieden voneinander sind, werden zu einer einzigen Ähnlichkeit mit dem Vater gelangen, wenn ihr mit Liebe zu arbeiten versteht.«

»Oh, welch eine herrliche Lehre, Meister!« sagt Johannes.

»Aber wird es uns je gelingen, so zu sein?« fragt Abel.

Jesus schaut sowohl den einen als auch den anderen an, legt dann beiden einem Arm um den Hals und zieht sie an sich, den einen zur Rechten, den anderen zur Linken, und küßt sie auf das Haar

mit den Worten: »Es wird euch gelingen, denn ihr habt die Liebe verstanden.«

Sie wandern noch eine Zeitlang. Immer beschwerlicher wird das Gehen auf dem steinigen, holprigen Pfad, der ganz am Rande des Abgrunds in den Felsen gehauen ist. Weit unten ist eine Straße, und man sieht das Volk dort wandern.

»Halten wir an, Meister . . . Dort, siehst du? Von jener Felsenplatte lassen die beiden an einem Seil einen Korb für die Vorübergehenden hinab, und jenseits der Felsenplatte ist ihre Höhle. Ich rufe sie jetzt.« Er stößt einen Schrei aus und geht vorwärts, während Jesus und Johannes im dichten Gebüsch verborgen zurückbleiben.

Wenige Augenblicke, dann ein Gesicht . . . Ich nenne es ein Gesicht, da es auf einem Körper sitzt, aber man könnte es auch Schnauze, Ungeheuer oder Gespenst nennen . . . was da über einem Brombeerstrauch sichtbar wird.

»Du? Aber warst du nicht auf dem Weg zum Laubhüttenfest?«

»Ich bin dem Meister unterwegs begegnet und bin zurückgekehrt. Er ist hier.«

Wenn Abel gesagt hätte: »Jahwe schwebt über eurem Haupt«, wäre der Schrei der beiden Aussätzigen wahrscheinlich weniger jäh und ehrerbietig gewesen – denn während Abel gesprochen hat, hat sich auch der andere gezeigt – und die Geschwindigkeit ihres Handelns wäre wohl geringer gewesen, denn sie stürzen hinaus auf die Felsplatte, werfen sich in der hellen Sonne mit dem Gesicht zu Boden und rufen: »Herr, wir haben gesündigt, aber deine Barmherzigkeit ist größer als unsere Sünde!« Sie schreien das hinaus, ohne sich auch nur zu vergewissern, ob Jesus wirklich da ist oder ob er noch weit weg auf dem Weg zu ihnen ist. Ihr Glaube ist so groß, daß er sie auch sehen läßt, was die Augen wegen der Wunden an den Augenlidern und der Schnelligkeit, mit der sie sich zu Boden geworfen haben, sie nicht mit Sicherheit erkennen läßt.

Jesus tritt vor, während sie wiederholen: »Herr, unsere Sünde verdient keine Verzeihung, aber du bist die Barmherzigkeit. Herr, Jesus,

um deines Namens willen rette uns ... Du bist die Liebe, die über die Gerechtigkeit siegen kann.«

»Ich bin die Liebe, das ist wahr. Aber über mir ist der Vater, und er ist die Gerechtigkeit«, sagt Jesus streng, während er mit Johannes auf dem Pfad voranschreitet.

Die beiden Aussätzigen erheben ihre entstellten Gesichter und schauen ihn unter Tränen an, die zusammen mit einer eitrigen Flüssigkeit über ihre Wangen rollen. Fürchterlich sind diese Gesichter anzusehen. Alt? Jung? Welcher ist der Diener? Welcher ist Ascher? Unmöglich zu sagen. Die Krankheit hat sie beide zu den gleichen Gestalten des Schreckens und des Abscheus gemacht.

Welch einen Eindruck Jesus auf sie machen muß, so aufrecht, mitten auf dem Pfad, im Schein der Sonne, die ihn erstrahlen läßt und das Blond seines Haares entflammt, weiß ich nicht. Ich weiß, daß sie ihn anschauen und dann ihre Gesichter mit den Händen bedecken und seufzen: »Jahwe! Das Licht!« Aber dann schreien sie: »Der Vater hat dich gesandt, um uns zu retten. Er nennt dich seine Wonne, an dir hat er sein Wohlgefallen. Er wird dir nicht versagen, uns die Verzeihung zu gewähren.«

»Verzeihung oder Heilung?«

»Die Verzeihung!« ruft der eine. Und der andere: »... und dann die Heilung. Meine Mutter stirbt vor Schmerz über mich dahin.«

»Wenn ich euch verzeihe, bleibt immer noch die Gerechtigkeit der Menschen. Das gilt besonders für dich. Was nützt dann meine Verzeihung, um deine Mutter glücklich zu machen?« Jesus prüft ihn, um von ihm die Worte zu hören, die er erwartet, um das Wunder zu wirken.

»Sie nützt. Sie ist eine wahre Israelitin. Sie wünscht für mich den Schoß Abrahams, doch für mich ist dieser Ort in der Erwartung des Himmels nicht bestimmt, denn ich habe zu sehr gesündigt.«

»Zu sehr. Du hast es gesagt.«

»Zu sehr ... Das ist wahr ... Aber du ... Oh, an jenem Tag war deine Mutter da ... Wo ist deine Mutter jetzt? Sie hatte Mitleid mit

der Mutter des Abel. Ich habe es gesehen; und wenn sie mich jetzt hören würde, hätte sie auch mit meiner Mutter Mitleid. Jesus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner im Namen deiner Mutter! ... «

»Und was würdest du nachher tun?«

»Nachher?« Die beiden schauen sich bestürzt an. Das „Nachher“ bedeutet die Verurteilung durch die Menschen, bedeutet Verachtung oder Flucht, Verbannung. Angesichts der nun möglichen Heilung zittern sie wie vor dem Verlust eines Rettungsankers.

Wie doch der Mensch am Leben hängt! Die beiden, die sich vor die Wahl gestellt sehen: entweder Heilung und Verurteilung durch die Gesetze der Menschen oder ein Leben als Aussätzige, ziehen es fast vor, als Aussätzige weiterzuleben. Sie sagen es auch und bekennen es mit diesen Worten: »Die Strafe ist furchtbar!« Das sagt vor allem der, der wohl Ascher ist, einer der beiden Mörder ...

»Sie ist furchtbar, aber wenigstens ist sie gerecht. Ihr hattet sie diesem Unschuldigen zgedacht, du für schmutzige Zwecke und du für eine Handvoll Geldstücke.«

»Es ist wahr, o mein Gott! Aber er hat uns verziehen. Verzeih auch du. Wir werden dann sterben, aber unsere Seele wird gerettet sein.«

»Die Frau des Joël wurde gesteinigt, weil sie eine Ehebrecherin war. Die vier Söhne fristen ihr Leben mit der Großmutter, denn die Brüder des Joël haben sie verjagt wie Bastarde und haben sich der Güter des Bruders bemächtigt. Wißt ihr das?«

»Abel hat es uns gesagt ... «

»Und wer wird ihr Unglück wiedergutmachen?« Die Stimme Jesu gleicht dem Donner. Es ist wahrhaft die furchterregende Stimme des göttlichen Richters. Allein, hochaufgerichtet und streng in der Sonne stehend, ist er eine Gestalt, die Schrecken einjagt. Die beiden betrachten ihn angstvoll, und obgleich ihre Wunden in der Sonne unsäglich brennen müssen, rühren sie sich nicht, wie auch Jesus, ganz von Licht umhüllt, unbeweglich dasteht. Die Elemente verlieren ihre Bedeutung in diesen Stunden der Seele ...

Ascher sagt nach einiger Zeit: »Wenn Abel mich aufrichtig liebt,

möchte er doch zu meiner Mutter gehen und ihr sagen, daß Gott mir verziehen hat und . . . «

»Ich habe dir noch nicht verziehen.«

»Aber du wirst es tun, denn du siehst mein Herz . . . und er soll ihr sagen, daß alles, was mein ist, an die Söhne des Joël übergehen soll. Ob ich lebe oder sterbe, ich verzichte auf den Reichtum, der mich lasterhaft gemacht hat.«

Jesus lächelt. Er verwandelt sich in seinem Lächeln und sein strenges Antlitz wird mitleidig. Mit veränderter Stimme sagt er: »Ich sehe euer Herz. Erhebt euch, erhebt euren Geist zu Gott und preist ihn. Abgeschnitten von der Welt wie ihr seid, könnt ihr weggehen, ohne daß die Welt von euch etwas erfährt. Und die Welt erwartet euch, um euch Gelegenheit zu geben, zu leiden und zu sühnen.«

»Rettest du uns, Herr? Verzeihst du uns? Heilst du uns?«

»Ja. Ich lasse euch das Leben, denn das Leben bedeutet Leiden, besonders für die, auf denen Erinnerungen lasten wie auf euch. Doch jetzt könnt ihr nicht von hier fortgehen. Abel muß mit mir kommen. Er muß wie alle Juden nach Jerusalem gehen. Wartet auf seine Rückkehr, denn sie wird zusammenfallen mit eurer Heilung. Er wird euch dann zum Priester führen und deine Mutter benachrichtigen. Ich werde Abel sagen, was er tun soll und wie er es machen muß. Könnt ihr meinen Worten glauben, auch wenn ich fortgehe, ohne euch zu heilen?«

»Ja, Herr. Aber wiederhole uns, daß du unserer Seele verzeihst. Das wenigstens. Dann möge alles geschehen, wann du willst.«

»Ich verzeihe euch. Werdet wiedergeboren in einem neuen Geist und sündigt nicht mehr. Bedenkt, daß ihr euch der Sünde enthalten und außerdem Werke der Gerechtigkeit vollbringen müßt, mit dem Ziel, eure Schuld in den Augen Gottes zu tilgen. Daher müßt ihr beständig Buße tun, denn eure Schuld ist groß, sehr groß! Die deine ganz besonders, denn sie umfaßt alle Gebote des Herrn. Bedenke dies und du wirst sehen, daß nicht eines ausgenommen ist. Du hast Gott vergessen, die Sinne zu deinem Götzen gemacht und die Fest-

tage zu müßigen Träumereien. Du hast deine Mutter beleidigt und entehrt und hast beigetragen zum Mord und zu der Absicht, zu morden. Du hast eine Existenz zerstört und wolltest einer Mutter den Sohn rauben, und du hast vier Kindern Vater und Mutter genommen. Du bist wollüstig gewesen, und hast falsches Zeugnis abgelegt. Schamlos hast du eine Frau begehrt, die ihrem verstorbenen Mann treu war. Hab und Gut des Abel hast du begehrt und wolltest ihn sogar beseitigen, um dich seiner Güter zu bemächtigen.«

Ascher seufzt bei jedem Satz: »Es ist wahr! Es ist wahr!«

»Wie du siehst, hätte Gott dich zermalmen können, ohne sich der Strafen der Menschen zu bedienen. Er hat dich verschont, damit ich einen Menschen mehr retten kann. Aber das Auge Gottes beobachtet dich und sein Gedächtnis vergißt nichts. Geht nun!« Jesus kehrt zu Abel und Johannes zurück, die sich in den Schatten der Bäume am Hang gestellt haben.

Die beiden, immer noch entsetzt, lächeln vielleicht; aber wer kann sagen, wann ein Aussätziger lächelt? Und mit der für die Aussätzigen typischen Schrillen, metallischen, brüchigen und unregelmäßig klingenden Stimme beginnen sie den 114. Psalm, während er auf dem beängstigenden Pfad den Berg hinabsteigt ...

»Sie sind glücklich«, sagt Johannes.

»Ich auch«, sagt Abel.

»Ich habe geglaubt, daß du sie sofort heilen würdest«, sagt Johannes noch.

»Ich auch; wie du es sonst immer tust.«

»Sie waren große Sünder. Dieses Warten ist gerecht für die, die so schwer gesündigt haben. Jetzt höre Hananias ... «

»Ich heiße Abel, Herr«, sagt der Jüngling erstaunt und schaut Jesus an, wie um sich zu fragen: »Warum irrt er sich?«

Jesus lächelt. »Für mich bist du Hananias, denn du scheinst wirklich aus der Güte des Herrn geboren zu sein. Wachse darin. Und höre: Nach der Rückkehr vom Laubhüttenfest wirst du in deine Stadt gehen und die Mutter des Ascher auffordern zu tun, was der Sohn

will. Dies soll mit größter Sorgsamkeit ausgeführt werden, und zwar soll sie zur Wiedergutmachung alles weniger ein Zehntel hergeben. Und dies aus Barmherzigkeit für die alte Mutter. Sie soll zusammen mit dir Betlehem in Galiläa verlassen, nach Ptolemais gehen und den Sohn erwarten, der sie mit dir und dem Gefährten dort aufsuchen wird. Wenn du die Frau dann bei einem Jünger in der Stadt untergebracht hast, wirst du alles besorgen, was für die Reinigung der Aussätzigen erforderlich ist. Verlasse sie nicht, bis alles in Ordnung ist. Der Priester soll nicht einer von denen sein, die ihre Vergangenheit kennen, sondern er soll aus einem anderen Ort stammen.«

»Und dann?«

»Danach kehrst du zurück in dein Haus oder schließt dich den Jüngern an. Und sie, die Geheilten, werden sich dann auf den Weg der Sühne begeben. Ich sage das Unerläßliche ... und lasse dem Menschen danach die Freiheit zu handeln ... «

Sie gehen hinunter, immer weiter hinunter, unermüdlich, trotz des beschwerlichen Weges und der brennenden Sonne ... unermüdlich und geraume Zeit, ohne ein Wort zu sagen.

Dann unterbricht Abel das Schweigen: »Herr, darf ich dich um eine Gnade bitten?«

»Um welche?«

»Mich in meine Stadt gehen zu lassen. Es tut mir leid, dich zu verlassen, aber jene Mutter ... «

»Geh. Aber halte dich nicht auf. Du wirst sonst kaum noch rechtzeitig nach Jerusalem kommen.«

»Danke, Herr. Ich werde nur sie aufsuchen, die arme Alte, die, seit Ascher gesündigt hat, so sehr beschämt ist. Aber jetzt wird sie wieder lächeln. Was soll ich ihr sagen in deinem Namen?«

»Daß ihre Tränen und ihre Gebete Gnade gefunden haben und daß Gott sie stärkt in ihrem immerwährenden Vertrauen und sie segnet ... Doch bevor wir uns trennen, ruhen wir eine Stunde aus. Nicht länger, denn es ist nicht die Zeit zum Ruhen. Dann machst du dich auf deinen Weg, und ich und Johannes gehen den unseren, auf

Abkürzungen. Du, Johannes, gehst voraus zu meiner Mutter. Bringe ihr diesen Reisesack mit den Linnenkleidern und komme zurück mit denen aus Wolle. Richte ihr aus, daß ich sie sehen möchte und sie im Wald des Mattatias erwarte, in dem seiner Frau. Du kennst ihn. Sprich mit ihr allein und komm bald zurück.«

»Ich weiß, wo der Wald ist. Und du? Allein? Bleibst du allein?«

»Ich bleibe bei meinem Vater. Habe keine Sorge«, sagt Jesus, hebt seine Hand und legt sie auf das Haupt des Lieblingsjüngers, der an seiner Seite im Gras sitzt. Er lächelt ihm zu und sagt: »Aber am Abend müssen wir uns dort treffen . . . «

»Meister, du weißt es, wenn ich dir einen Gefallen tun kann, verspüre ich keine Müdigkeit. Und erst, wenn ich zu deiner Mutter gehen darf . . . dann ist es, als ob Engel mich tragen würden. Zudem ist es auch nicht sehr weit.«

»Es ist nie weit, wenn man etwas mit Freude tut . . . Aber du wirst die Nacht in Nazaret verbringen.«

»Und du?«

»Und ich . . . Nach einer kurzen Begegnung mit meiner Mutter, werde ich bei meinem Vater sein. Und dann werde ich in der Morgendämmerung auf der Straße zum Tabor weiterwandern, ohne nach Nazaret hineinzugehen. Du weißt, daß ich übermorgen früh in Jesreel sein muß.«

»Du wirst sehr ermüden, Meister, du bist jetzt schon müde.«

»Im Winter haben wir genug Zeit zum Ausruhen. Sorge dich nicht. Und glaube nicht, daß wir immer so friedlich wie hier wandern und die Frohe Botschaft verkünden können. Es wird viele Unterbrechungen geben . . . « Nachdenklich senkt Jesus sein Haupt und zerbricht sein Brot, mehr um den beiden Gesellschaft zu leisten, die, jung und glücklich, beim Meister zu sein, vergnüglich essen, während er kein großes Verlangen nach Speise verspürt; so wenig, daß er aufhört zu essen und in Schweigen versinkt, was die beiden wortlos achten, während sie mit bloßen Füßen im Schatten des Berges im kühlen Gras unter den mächtigen Stämmen ausruhen. Und sie wären auch

eingeschlafen, wenn Jesus nicht das Haupt erhoben und gesagt hätte: »Laßt uns nun gehen. Am Scheideweg werden wir uns trennen.«

Sie ziehen ihre Sandalen wieder an und machen sich auf den Weg. Der Schatten des Waldes und der Nordwind helfen ihnen, die Schwüle der noch heißen Stunde zu ertragen, wenngleich es schon nicht mehr so glühend heiß ist wie im Hochsommer.

529 Jesus und seine Mutter im Wald des Mattatias

Jesus ist allein. Allein auf einem Hochplateau, das ein wenig die Form einer Muschel hat und leicht wellenförmig, aber kontinuierlich zu den Hügeln ansteigt, die gewiß den See von Galiläa umgeben, der rechts in der Tiefe zu sehen ist. Sein herrliches Himmelblau verdunkelt sich immer mehr durch den Beginn des Sonnenunterganges, dessen Strahlen das Wasser an vielen Stellen aufblitzen lassen. Hinter der Muschel, im Norden, jenseits des Sees, wo Meiron und Gischala liegen, andere, noch höhere. Nordöstlich, in weiter Ferne, doch stets mächtig und königlich, von welcher Seite man ihn auch sieht, der Große Hermon, dessen höchster Gipfel der Sonnenuntergang ganz eigenartig färbt: topasrosa im Westen, während er auf der anderen Seite seine Opalfarbe beibehält, die zu dieser Schattierung von schneeigem Blau tendiert, wie ich sie manchmal auf den Gipfeln unserer Alpen an der Grenze gesehen habe.

Ich schaue immer noch nach Norden und sehe dies, wie ich auch deutlich zu meiner Rechten in der Tiefe den See sehe; zu meiner Linken hohe Hügel, die mir den Blick auf die Ebene an der Küste versperren. Aber wenn ich mich nach Süden wende, sehe ich den Tabor und dahinter sanfte Hügel, sicher jene, die Nazaret umgeben. Eine kleine Stadt liegt unten in der Ebene an einer sehr belebten Straße, wo das Volk sich beeilt, die Orte ihrer nächsten Rast zu erreichen.

Jesus sieht nichts von dem an, was ich betrachte. Er sucht nur einen Platz, um sich zu setzen, und findet ihn am Fuß einer mächtigen Steineiche, die mit ihrem Laubwerk die Wiese vor der starken

Sonne schützt, die daher frisch und dicht ist, als wäre der Sommer mit seiner sengenden Hitze noch nicht vorbeigezogen.

Jesus hat vor sich den See, auf einer Seite den Pfad zwischen den Bäumen, auf dem er heraufgestiegen ist, und auf der anderen Seite die wellenförmigen Erhebungen, die gegen Norden die Mulde, in der er sich befindet, mit ihren Wiesen und Büschen säumen. Dieser Ort ist ganz grün durch die zahlreichen Steineichen und andere immergrüne Bäume, die der Herbst nicht verändert. Nur da und dort weisen sie einen blutroten Fleck auf, weil ein Blatt, das sterbend seinen Platz an ein neues, schon an seiner Stelle zum Leben erwachendes Blättchen abtritt, sich vor dem Fallen verfärbt hat.

Jesus ist sehr müde und lehnt sich an den mächtigen Baumstamm. Eine Zeitlang sitzt er mit geschlossenen Augen da, wie um sich auszuruhen. Dann aber nimmt er seine gewohnte Haltung ein, nicht mehr an den Stamm gelehnt, etwas nach vorn gebeugt, die Ellbogen auf den Knien, die Vorderarme nach vorn und die Finger ineinandergekreuzt ... Er denkt nach und betet sicherlich. Immer wieder, wenn er ein Geräusch in seiner Nähe vernimmt – Vögel streiten sich um einen Platz für die Nacht, ein Tier im Gras läßt einen Stein den Abhang hinunterrollen, ein Zweig wird von einem einzelnen Windstoß gegen einen anderen geschlagen – erhebt er die Augen und mit einem in sich versunkenen Blick, der gewiß nicht sieht, wendet er sie in die Richtung des Geräusches, besonders wenn es von dem Pfad herkommt, der zwischen den Steineichen heraufführt. Dann sammelt er sich schon wieder mit gesenktem Haupt. Zweimal blickt er aufmerksam zum See hinunter, der nun schon im Schatten liegt, und dann wendet er den Kopf und schaut nach Westen, wo die Sonne hinter waldigen Hügeln untergegangen ist. Beim zweiten Mal erhebt er sich, geht zum Pfad, um zu sehen, ob jemand heraufkommt, und kehrt dann an seinem Platz zurück.

Endlich ein Geräusch von Schritten, und zwei Gestalten tauchen auf: Maria, in Dunkelblau gekleidet, und Johannes, mit Taschen beladen. Johannes ruft zweimal: »Meister!« Und als Jesus sich umwen-

det, sagt er: »Sieh, deine Mutter«, und hilft ihr, einen kleinen Bach zu überqueren und über einige große Steine zu steigen, die auf dem Pfad liegen, wohl um ihn zu festigen und bequemer zu machen für jene, die hinauf- oder hinabsteigen; in Wirklichkeit sind sie für leichtbeschuhte Füße eher eine Falle.

Jesus erhebt sich sofort, um seiner Mutter entgegenzugehen und ihr mit Johannes zu helfen, die Geröllhalde zu ersteigen, die wohl dem kleinen Hochplateau Halt geben soll. In Wirklichkeit sind es jedoch die starken Wurzelstöcke der Steineichen, die dies besorgen. Der Sohn stützt Maria, betrachtet sie und fragt: »Bist du müde?«

»Nein, Jesus«, erwidert sie lächelnd.

»Mir scheint aber, daß du es bist. Es tut mir leid, daß ich dich habe kommen lassen, aber ich konnte nicht zu dir kommen ... «

»Oh, das macht nichts, mein Sohn. Ich bin nur ein wenig erhitzt vom Wandern, doch hier ist es angenehm ... Vielmehr mußt du sehr müde sein, und auch der arme Johannes ... «

Doch Johannes schüttelt lächelnd den Kopf und legt die neue und vollgepackte Tasche Jesu und auch seine eigene am Fuße der Steineiche ins Gras und zieht sich zurück mit den Worten: »Ich gehe hinunter. Ich habe eine kleine Quelle entdeckt und möchte mich etwas erfrischen am Wasser. Aber wenn ihr mich ruft, höre ich euch.« Dann läßt er die beiden allein.

Maria öffnet ihren Mantel und nimmt den Schleier ab, wobei sie sich die Schweißperlen von der Stirn wischt. Sie betrachtet Jesus und lächelt ihm zu, während sie sein Lächeln trinkt, denn auch er lächelt sie an, während er ihre Hand liebkost und sie an seine Wange führt, um ihre Liebkosung zu fühlen. Er ist wieder ganz „Sohn“ bei dieser Geste, die ich schon so oft bei ihm gesehen habe. Maria löst ihre Hand aus der seinen, ordnet ihm das Haar und entfernt ein Stück Baumrinde, das sich in seinen Locken verfangen hat. Jede Bewegung ihrer Finger ist eine Liebkosung, weil so große Liebe darin liegt. Dann sagt sie: »Du bist ganz schweißgebadet, Jesus. Der Mantel auf deinen Schultern ist so naß, als hätte es geregnet. Aber

jetzt kannst du dir einen anderen umlegen, und diesen nehme ich mit, denn durch Sonne und Staub hat er seine Farbe verloren. Ich hatte alles bereit und ... Warte! Ich weiß, daß du kaum etwas gegessen hast; nur eine alte Brotkruste und eine Handvoll Oliven, die so gesalzen waren, daß du großen Durst haben mußt. Johannes, der gleich nach seiner Ankunft nichts anderes getan als getrunken hat, hat es mir gesagt. Aber ich habe dir frisches Brot mitgebracht, das ich gerade gebacken hatte; und eine Honigwabe, die ich gestern aus dem Bienenstock geholt habe, um sie den Kindern des Simon zu geben. Aber für sie habe ich noch andere Waben. Nimm sie, mein Sohn; sie kommt von unserem Haus ... « Maria bückt sich, um die Tasche zu öffnen, in der auf den anderen Sachen, die sie enthält, ein Weidenkörbchen mit Früchten steht, und obenauf liegt eine in große Rebenblätter gewickelte Wabe. Sie bietet ihm alles zusammen mit einem frischen, knusprigen Brot an.

Während Jesus ißt, nimmt Maria die Kleidungsstücke aus dem Sack, die sie für die Wintermonate hergerichtet hat. Sie sind warm und schützen gegen Kälte und Regen. Sie zeigt sie Jesus, der zu ihr sagt: »Wieviel Arbeit, Mutter! Ich habe ja noch die vom vergangenen Winter! ... «

»Wenn die Männer fern von ihren Frauen sind, brauchen sie alles neu, um ordentlich angezogen zu sein und nichts flicken zu müssen. Aber ich habe nichts weggeworfen. Dieser mein Mantel war der deine, und ich habe ihn gekürzt und neu gefärbt. Für mich ist er noch gut genug, aber für dich taugt er nicht mehr. Du bist Jesus ... «

Es ist unmöglich auszudrücken, was in diesen Worte liegt: »Du bist Jesus.« Ein einfacher Satz, doch diese wenigen Worte beinhalten die ganze Liebe der Mutter, der Jüngerin, der Hebräerin der alten Zeit für den verheißenen Messias und der Hebräerin der gesegneten Zeit, der Zeit Jesu. Wenn die Mutter sich niedergeworfen hätte, um ihrem Sohn als Gott zu huldigen, hätte dies ihre Verehrung nicht inniger ausgedrückt. In diesen Worten liegt mehr als eine äußere Form der Anbetung durch gebeugte Knie, Verneigungen und die

den Boden berührende Stirn: Hier ist es das ganze Wesen Marias, ihr Fleisch, ihr Blut, ihr Geist, ihr Herz, ihre Seele und ihre Liebe, das in vollkommener Weise den Gottmenschen anbetet.

Ich habe nie etwas Erhabeneres und Vollkommeneres gesehen als Marias Anbetung des Wortes Gottes, das ihr Sohn ist und vor dem sie doch nie vergißt, daß es ihr Gott ist. Keiner der von Jesus Geheilten oder Bekehrten gleichen in ihrer Verehrung des Erlösers auch nur im Geringsten Maria, nicht einmal die vor Liebe Glühendsten oder die, die sich im Überschwang der Liebe unbeabsichtigt zu theatralischen Gebärden hinreißen lassen. Diese Menschen lieben Jesus gewiß aus ganzem Herzen, aber immer als Geschöpfe, denen noch etwas zur Vollkommenheit fehlt. Marias Liebe ist göttlich, wage ich zu sagen. Sie liebt inniger als ein Geschöpf. Oh! Sie ist wirklich die Tochter Gottes, schuldlos und unversehrt, daher ihre unendliche Liebe! ... Ich denke daran, was der Mensch durch die Erbsünde verloren hat ... Ich denke daran, was uns Satan mit der Verführung unserer Stammeltern angetan hat. Er hat uns diese Fähigkeit, Gott zu lieben, wie Maria ihn geliebt hat, geraubt ... Er hat uns die Fähigkeit genommen, wahrhaft zu lieben.

Während ich diese Dinge erwäge und dieses vollkommene Paar betrachte, hat Jesus seine Mahlzeit beendet und sich zu Füßen der Mutter ins Gras gesetzt. Er legt sein Haupt auf ihren Schoß wie ein müdes und zudem trauriges Kind, das zu der einzigen, die es zu trösten vermag, seine Zuflucht nimmt. Maria liebkost das Haar und streichelt die glatte Stirn ihres Jesus. Es scheint, als wolle sie mit ihren Liebkosungen alle Müdigkeit und allen Kummer von diesem ihrem Sohn verscheuchen. Jesus schließt die Augen, und Maria hält inne und läßt ihre Hand auf seinem Haupt ruhen. Nachdenklich und unbeweglich schaut sie vor sich hin. Vielleicht glaubt sie, daß Jesus einschlafen wird, da er doch so müde ist ...

Doch Jesus öffnet kurz darauf plötzlich die Augen. Er sieht, daß der Abend hereinbricht, und weiß, daß es ihm nicht erlaubt ist, diese Stunde des Trostes zu verlängern. So erhebt er sein Haupt und sagt: »Weißt du, Mutter, woher ich komme?«

»Ich weiß es, Johannes hat es mir erzählt. Von zwei Seelen, die zu Gott zurückkehren; eine Freude für dich und für mich.«

»Ja, ich begeben mich nun nach Jerusalem mit dieser Freude in meinem Herzen.«

»Du hast sie erhalten zum Trost für die Enttäuschungen, die du am Tag unserer Trennung erlebt hast.«

»Woher weißt du davon? Hat Johannes es dir gesagt? Er allein weiß ... «

»Nein. Ich habe ihn gefragt, aber Johannes hat geantwortet: „Mutter, in Bälde wirst du ihn sehen. Frage ihn selbst.“«

Jesus sagt lächelnd: »Johannes ist fast zu gewissenhaft in seiner Treue.« Dann hält er eine Weile inne und fragt: »Wer also hat dir davon gesprochen?«

»Nicht mir hat man es erzählt ... Es kamen Leute zu Josef, deinem Bruder, und er ... er ist zu mir gekommen. Er war noch etwas ... Ja, mein Sohn. Es ist immer besser, die Wahrheit zu sagen ... etwas besorgt nach seiner Begegnung mit dir in Kafarnaum, und besonders nach dem heftigen Wortwechsel, den er mit Judas und Jakobus hatte. Sie haben sich in deiner Abwesenheit gesehen, und auch Jakobus, besonders Jakobus war hart ... sehr hart ... Ich würde sagen, zu hart. Aber der Ewige hat in seiner immerwährenden Güte auch aus diesem Zwist etwas Gutes gemacht. Sicherlich, weil es eine Mißhelligkeit war, die zwei Quellen der Liebe entsprang, zwei verschiedenen Quellen zwar, doch beides Quellen der Liebe. Gewiß, einer unvollkommenen Liebe; denn wären sie vollkommen, wäre wenigstens eine von ihnen vollkommen gewesen, hätte es nicht im Zorn geendet. Zorn ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck, um den Gemütszustand des Jakobus zu beschreiben; aber jedenfalls war er sehr, sehr streng ... Du hättest ihn sicher zur Liebe aufgerufen ... Ich ... habe nicht zugestimmt, aber ich habe ihn bedauert, denn ich habe begriffen, was den immer so geduldigen Jakobus unruhig machte. Man kann nicht verlangen, daß er vollkommen ist ... Er ist ein Mensch, ja, auch er ist noch sehr Mensch. Oh, er wird noch ein gutes Stück

Weg zurücklegen müssen, um ein Gerechter zu werden, wie mein Josef es war. Er wußte sich immer zu beherrschen ... und stets gut zu sein ... Aber ich schweife ab. Ich wollte sagen, daß die unvollkommene Liebe der beiden zu dir – denn sie lieben dich wirklich so sehr – die Ursache war. Auch Josef liebt dich sehr, obwohl es auf den ersten Blick nicht so scheinen mag. Aber es ist wirklich aus Liebe zu dir, daß er sich um diese arme Frau so sorgt; und seine Art zu denken ist Liebe zu dir, wenn er als alter Israelit an seinen Ansichten festhält wie sein Vater. Was würde er nicht geben, um dich von allen geliebt zu sehen ... auf seine Art ... gewiß ... Aber um zum Thema zurückzukommen, muß ich dir sagen, daß Josef, dem das selbstbewußte Auftreten des Jakobus nicht geschadet hat, begonnen hat, jeden Tag zu mir zu kommen. Und weißt du warum? Damit ich ihm die Schriften auslege, „wie ihr sie versteht, du und dein Sohn“, sagt er. Die Schrift im Lichte der Wahrheit erklären! ... Es ist schwierig, wenn der Zuhörer ein Josef des Alphäus ist, also einer, der fest überzeugt ist vom zeitlichen Reich des Messias, von seiner königlichen Geburt und so vielen anderen Dingen.

Aber ihn zu überzeugen, daß der König von Israel wohl aus königlichen Geschlecht, vom Stamme Davids sein, doch nicht unbedingt in einem Königspalast zur Welt kommen mußte, hat mir sein eigener Stolz gedient. Er hält sich viel darauf zugute, daß er aus dem Geschlecht Davids ist. Ich habe ihm ganz sachte so viele Dinge beigebracht ... und diese seine Idee berichtigt. Er gibt jetzt zu, wegen der Übereinstimmung mit den Prophezeiungen, daß du der Verheißene bist. Aber es wäre mir nicht gelungen, ihn zu überzeugen, daß deine wahre Größe im Königtum des Geistes liegt, das einzige was dich zum universalen ewigen König machen kann, wenn nicht zweimal Leute zu ihm gekommen wären ... Zuerst kamen wieder die aus Kafarnaum mit ihrem Anhang und versuchten, ihn mit blendenden Versprechungen für die Größe des ganzen Hauses David zu verleiten. Als sie ihn wenig geneigt sahen, ihren Vorstellungen nachzugeben, gingen sie zu Drohungen über und verrieten sich dadurch.

Sie verlangten von ihm, er solle dich durch mich veranlassen, eine Königskrone anzunehmen. Ihre üblichen getarnten Drohungen, wie scharfe Messer in flauschiger Wolle verpackt, damit sie harmlos erscheinen. Josef hat mit folgenden Worten geantwortet: „Ich bin zwar der Älteste, aber er ist großjährig, und soviel ich weiß, hat es in unserer Familie nie Schwach- oder Wahnsinnige gegeben. Als Großjähriger weiß er bereits seit zwanzig Jahren, was sich gehört. Geht daher selbst zu ihm und fragt ihn, und wenn er euer Ansinnen ablehnt, dann laßt ihn in Ruhe. Er ist für sein Handeln verantwortlich.“

Danach, gerade am Vorabend des Sabbats, sind einige deiner Jünger gekommen ... Du schaust mich an, Sohn? Erlaube mir, ihre Namen nicht zu nennen, sondern lasse mich dich um Verzeihung für sie bitten ... Ein Sohn, der seine Hand gegen das greise Haupt seines Vaters erhoben hätte, ein Levit, der den Altar entheiligt und den Zorn Jahwes zu fürchten hätte, wären nicht wie diese waren ... Sie kamen von Kafarnaum, wo sie dich gesucht hatten. Sie waren am See entlang von Kafarnaum nach Magdala und dann nach Tiberias gegangen in der Hoffnung, dich zu finden. Sie waren Hermas und Stephanus begegnet, die mit anderen nach Jerusalem hinabgingen, nachdem sie einige Tage Gäste Gamaliëls gewesen waren. Ich will nicht sagen, was sie sagten und kaum erwarten können, dir zu sagen. Aber ihre Worte hatten den Schmerz der Jünger noch vermehrt, die so sehr in die Irre geführt wurden, daß sie sich denen anschlossen, die dich durch eine trügerische Salbung verraten wollten. Als sie ankamen, war Josef bei mir, und es war gut so! Oh, Josef ist noch nicht zum Licht gelangt, aber er ist schon im Dämmerlicht seiner Morgenröte. Josef hat die Arglist erkannt und ... er liebt dich jetzt sehr, unser Josef. Er liebt dich, ich wage nicht zu sagen, in Gerechtigkeit, aber doch wenigstens als älterer Verwandter, der leidet wegen deiner Leiden, der darüber wacht, daß dir niemand etwas antut, und der jetzt deine Feinde kennt ...

Siehst du, woher ich weiß, was sie dir angetan haben, mein Sohn. Ein großer Schmerz ... und zugleich eine Freude, denn mehr als

einer hat dich nun erkannt als das, was du bist. Für dich und für mich sind dieser Schmerz und diese Freude, und wir verzeihen allen, nicht wahr? Ich habe schon, soweit es mir erlaubt ist, den Reumütigen verziehen.«

»Mutter, du könntest allen auch in meinem Namen verzeihen. Ich habe schon verziehen, als ich in ihre Herzen sah. Es sind Menschen ... Das hast du gut gesagt ... Aber ich freue mich auch zu sehen, daß Josef auf dem Weg zur Morgenröte des wahren Lichtes ist ... «

»Ja, er hoffte dich zu sehen, und es wäre gut gewesen, wenn du ihn angetroffen hättest. Bis Sonnenuntergang wird er heute abwesend sein, und es wird ihm leidtun, dich nicht gesehen zu haben. Aber er wird es in Jerusalem nachholen können.«

»Nein, Mutter, ich werde mich nicht zeigen in Jerusalem. Ich muß in der Stadt und auch in den Nachbarorten die Frohe Botschaft verkünden, und ich würde sofort verjagt werden, wenn man mich entdecken würde. Ich muß mich daher verhalten wie einer, der Böses im Sinn hat, obwohl ich doch nur Gutes tun will ... Aber so ist es.«

»Dann wirst du also Josef nicht sehen? Er reist morgen ab zum Laubhüttenfest. Ihr könntet den Weg zusammen zurücklegen ... «

»Ich kann nicht ... «

»So sehr verfolgen sie dich schon, mein Sohn?« Welch eine Trübsal liegt in der Stimme der Mutter!

»Nein, Mutter, nicht mehr als früher. Beruhige dich. Im Gegenteil ... Gute Seelen kommen zu mir. Andere, die nicht gut sind, halten sinnend ein, während sie früher grundlos zuschlügen. Die Jünger mehren sich, die alten bilden sich immer besser heran, und die Apostel vervollkommen sich. Ich spreche nicht von Johannes. Er ist immer eine Gnade gewesen, die mir der Vater geschenkt hat. Ich meine Simon des Jona und andere. Von Simon kann ich sagen, daß er jeden Tag mehr vom Menschen, der er war, zum Apostel wird, und du weißt, was ich damit sagen will. Und er bereitet mir so große Freude. Natanaël und Philippus lösen sich allmählich aus

den Banden ihrer früheren Ansichten. Auch Thomas und ... Aber was sage ich! Alle. Ja. Glaube mir. Zur Stunde sind alle gut: dies ist meine Freude. Du mußt ruhig sein, solange du mich bei ihnen weißt, sie sind die Freunde, Tröster, Verteidiger deines Sohnes. Wenn nur auch du so verteidigt und geliebt würdest!«

»Oh, ich habe Maria. Ich habe die Frauen des Josef und des Simon, sie selbst und die Kinder. Ich habe den guten Alphäus. Und wer meint es in Nazaret schon nicht gut mit Maria von Nazaret? Du kannst beruhigt sein ... Ein ganzer Ort liebt deine Mutter.«

»Aber er liebt mich noch nicht, mit wenigen Ausnahmen. Ich weiß es, und ich weiß, daß die Liebe zu dir verbunden ist mit dem Mitleid, das man für die Mutter eines Verrückten und Vagabunden hat. Aber du weißt, daß ich das nicht bin und daß ich dich liebe. Du weißt, daß meine Trennung von dir nur dem Gehorsam – ich nenne ihn nicht groß, vielmehr liebevoll-schmerzlich – den der Vater von mir verlangt, entspringt.«

»Ja, mein Sohn, ich weiß es. Ich beklage mich über nichts. Gewiß möchte ich, würde ich lieber bei dir sein, in Schlamm, Wind und unter freiem Himmel, verfolgt, müde, ohne Unterkunft, Wärme und Brot; wie du es so oft bist, anstatt in meinem Haus zu bleiben, während du fern bist und ich nicht weiß, wie es dir geht, wenn ich an dich denke. Du mit mir, und ich mit dir, dann würdest du weniger leiden, und ich würde weniger leiden; denn du bist mein Sohn, und ich könnte dich in meine Arme schließen, dich beschützen vor der Kälte, vor der Härte der Steine, und vor allem vor der Härte der Herzen, mit meiner Liebe, mit meiner Brust, mit meinen Armen. Du bist mein Sohn. Ich habe dich so oft an meine Brust gedrückt in der Höhle, auf der Flucht nach Ägypten und auf der Rückreise, immer, wenn die Unbilden des Wetters oder die Bosheit der Menschen dir hätten schaden können. Warum könnte ich es jetzt nicht mehr tun? Bin ich vielleicht nicht mehr deine Mutter, weil du jetzt erwachsen bist? Kann eine Mutter nicht mehr alles für ihren Sohn sein, wenn dieser nicht mehr klein ist? Ich glaube, daß sie dir nichts antun kön-

nen, wenn ich bei dir bin ... denn niemand ... Nein, ich bin töricht. Du bist der Erlöser, und die Menschen, ich habe es gesehen, haben nicht einmal mit ihrer *eigenen* Mutter Erbarmen ... Aber laß mich in deiner Nähe sein. Alles ist besser für mich, als fern von dir zu sein.«

»Wenn die Menschen besser wären, wäre ich noch einmal nach Nazaret zurückgekehrt ... Doch auch Nazaret ... Es macht nichts. Sie werden zu mir kommen. Einstweilen gehe ich zu anderen ... und kann dich nicht mit mir nehmen. Ich werde nicht mehr hierher zurückkehren, bis sie wissen, wer ich bin. Nun gehe ich nach Judäa ... zum Tempel hinauf ... Dann werde ich in dieser Gegend bleiben. Noch einmal werde ich Samaria durchqueren und dort wirken, wo es am meisten zu tun gibt. Darum, Mutter, möchte ich dir raten, dich vorzubereiten, mir zu Beginn des Frühlings nachzukommen und dich in der Nähe von Jerusalem niederzulassen. So können wir uns leichter wiedersehen. Ich werde nur noch einige Male zur Dekapolis hinaufgehen, und wir werden uns wiedersehen ... Ich hoffe es. Aber ich werde hauptsächlich in Judäa bleiben. Jerusalem ist das Schäflein, das am meisten meiner Sorge bedarf, denn es ist wahrlich eigensinniger als ein alter Widder und streitsüchtiger als ein verwilderter Ziegenbock. Ich gehe hin, das Wort zu verbreiten, gleich dem Tau, der nicht abläßt, auf ihre Trockenheit herniederzufallen ... «

Jesus erhebt sich, bleibt stehen und betrachtet seine Mutter, die ihn aufmerksam beobachtet. Er schüttelt sein Haupt und sagt: »Ich möchte dir noch vor dem Letzten sagen, Mutter: Wenn Josef mich sprechen will, soll er übermorgen in der Morgendämmerung auf der Straße, die vom Tabor nach Jesreel führt, auf mich warten. Ich werde dort sein, allein oder mit Johannes.«

»Ich werde es ihm ausrichten, mein Sohn.«

Schweigen, tiefes Schweigen, denn die Vögel haben aufgehört, sich im Laub zu zanken, und auch der Wind schweigt, während es langsam Nacht wird.

Dann sagt Jesus, der anscheinend nur schwer die letzten Worte für seine Mutter findet: »Mutter, der Aufenthalt ist zu Ende ... Gib

mir einen Kuß, Mutter, und deinen Segen.« Sie küssen und segnen sich gegenseitig.

Jesus bückt sich, um den Schleier seiner Mutter aufzuheben, und ruft dann Johannes, wie um seinen Worten weniger Gewicht zu verleihen: »Wenn du nach Judäa kommst, bringe mir bitte mein schönstes Gewand, jenes, das du für die Feiertage gewoben hast. In Jerusalem muß ich der „Meister“ im weitesten Sinne des Wortes sein, auch menschlich gesprochen; denn diese verschlossenen, heuchlerischen Geister schauen mehr auf das Äußere, das Gewand, als auf das Innere, die Lehre. So wird auch Judas von Kerijot zufrieden sein . . . und Josef, der mich in einem wahrhaft königlichen Gewand sehen wird. Oh, es wird ein Triumph sein. Und das von dir gewobene Gewand wird dazu beitragen . . .« Jesus lächelt und schüttelt den Kopf, um die qualvolle Wahrheit zu verschleiern, die diese Worte verbergen.

Aber Maria läßt sich nicht täuschen. Sie erhebt sich, stützt sich auf den Arm Jesu, und ruft: »Sohn!« Ein herzzaerreißer Schrei, der mir durch Mark und Bein geht. Jesus umarmt sie, und sie weint an seiner Brust . . .

»Mutter, deshalb wollte ich dich in dieser friedlichen Stunde sprechen . . . Ich vertraue dir mein Geheimnis an und alles, was mir auf dieser Erde teuer ist. Keiner von den Jüngern weiß, daß wir nicht mehr in diese Gegend zurückkehren werden, bevor nicht alles vollbracht ist. Aber du . . . Für dich gibt es keine Geheimnisse. Ich habe es dir versprochen, Mutter. Weine nicht. Noch viele Stunden werden wir zusammen verbringen. Daher sage ich dir: „Komm nach Judäa.“ Dich in meiner Nähe zu haben, wird mich belohnen für alle Mühen, die es mich kostet, auch den Hartherzigsten, die dem Wort Gottes Widerstand entgegensetzen, das Evangelium zu verkünden. Komm mit den Jüngerinnen aus Galiläa. Ihr werdet mir eine große Hilfe sein. Johannes wird für deine und ihre Unterkunft sorgen. Bevor er nun zurückkommt, wollen wir noch zusammen beten. Dann kehrst du nach Nazaret zurück, und ich werde ebenfalls in der Nacht kommen . . .«

Sie beten zusammen. Bei den letzten Worten des Vaterunser erscheint Johannes. Als er im Halbdunkel nahe herangekommen ist, sieht er erstaunt Maria an, da er Spuren von Tränen auf ihrem Gesicht bemerkt. Aber er schweigt dazu. Er grüßt den Meister und sagt: »Ich werde im Morgengrauen auf der Straße am Stadtrand von Nazaret sein . . . Komm, Mutter. Außerhalb des Waldes ist es noch hell, und unten wird die Straße von den Laternen der vorbeifahrenden Karren erleuchtet . . . «

Maria küßt Jesus noch einmal, während sie in ihren Schleier weint, und gibt sich dann, von Johannes gestützt, der sie am Ellbogen hält, auf dem Pfad ins Tal hinab.

Jesus bleibt allein zurück, um zu beten, nachzudenken, zu weinen; denn Jesus weint, als er seine Mutter hinabsteigen sieht. Schließlich kehrt er zum Platz von vorher zurück und nimmt wieder dieselbe Stellung ein, während Schatten und Schweigen um ihn her immer dichter werden.

530 Jesus im Gespräch mit Josef des Alphäus

Eben geht die Sonne über der erfrischten Natur auf, nach einem kurzen Regen, der sicher gerade erst gefallen ist, denn der Staub auf dem Weg ist noch feucht, ohne jedoch zu Schlamm geworden zu sein. Deshalb sage ich, daß es erst vor kurzem geregnet hat und daß es ein kurzer Regen war. Ein erster Herbstregen, eine Ankündigung des Novemberregens, der die Straßen Palästinas in ein schlammiges Band verwandeln wird. Aber dieser leichte, für den Wanderer angenehme Regen hat nur den Staub angefeuchtet, der für Palästina im Sommer eine so große Plage ist wie der Schlamm im Winter. Er hat die Luft gereinigt und auch die Blätter und die Kräuter, die nun alle sauber unter den ersten Strahlen der Sonne glänzen. Eine sanfte, reine Brise weht durch die Ölgärten, welche die Hügel von Nazaret bedecken, und es scheint, als flogen Engel durch die friedlichen Haine, denn das Laub rauscht, wie von Federschwingen bewegt, und

glänzt in seinem glitzernden Silber, während sich die Zweige alle nach einer Seite neigen, als ob hinter dem Engelsflug ein Leuchtschweif paradiesischen Lichtes zurückgeblieben wäre.

Jesus hat die Stadt schon einige Stadien hinter sich gelassen, als er nach verschiedenen Abkürzungen durch die Hügel die Hauptstraße erreicht, die von Nazaret zur Ebene Jesreel führt, die Karawanenstraße, die sich von Minute zu Minute immer dichter mit Pilgern bevölkert. Er legt noch einige Stadien auf dieser Straße zurück und erreicht schließlich einen Scheideweg, an dem auf den beiden Seiten eines Meilensteins zu lesen ist: »Jafia Simonias-Betlehem Karmel« im Westen und »Caslot-Nain Scythopolis-En-Gannim« im Osten. Dort erblickt er am Straßenrand seine beiden Vettern Josef und Simon, die ihn zusammen mit Johannes des Zebedäus sogleich begrüßen.

»Der Friede sei mit euch! Ihr seid schon da? Ich hatte damit gerechnet, hier auf euch zu warten und als erster anzukommen ... und nun finde ich euch schon hier.« Er küßt sie, sichtlich erfreut, sie zu sehen.

»Du konntest nicht als erster hier sein. Aus Furcht, daß du vorübergehen könntest, bevor wir hier ankommen, sind wir im Licht der Sterne weggegangen, die bald hinter den Wolken verschwunden sind.«

»Ich habe euch gesagt, daß wir uns sehen würden. Dann hast du, Johannes, ja gar nicht geschlafen.«

»Wenig, Meister; doch immerhin mehr als du, das ist sicher. Aber das macht nichts.« Das heitere Gesicht des Johannes lächelt, ein wahrer Spiegel seines glücklichen, mit allem zufriedenen Charakters.

»Nun gut, mein Bruder. Du wolltest mich sprechen?« sagt Jesus zu Josef.

»Ja ... Komm ein wenig in diesen Weinberg hinein. Da werden wir ungestörter sein«, sagt Josef des Alphäus und begibt sich als erster zwischen zwei Reihen von Weinstöcken, deren Trauben schon geerntet sind. Nur einige Reste sind noch an den Reben geblieben, zwischen den bereits gelben Blättern, die bald abfallen werden. Die-

se Früchte sind entsprechend der Vorschrift des mosaischen Gesetzes für die Armen und Vorübergehenden bestimmt.

Jesus folgt ihm mit Simon. Johannes bleibt auf dem Weg zurück, aber Jesus ruft ihn: »Du kannst kommen, Johannes. Du bist mein Zeuge.«

»Aber ... « sagt der Apostel und schaut verlegen auf die beiden Söhne des Alphäus.

»Nein, nein, komm nur. Wir wollen sogar, daß auch du unsere Worte hörst«, sagt Josef. So begibt sich auch Johannes in den Weinberg, in den sie alle so weit hineingehen, daß man sie von der Straße aus durch die in einer leichten Biegung verlaufenden Reihen nicht mehr sieht.

»Jesus, ich habe mich gefreut zu sehen, daß du mich liebst«, sagt Josef.

»Konntest du daran zweifeln? Habe ich dich nicht immer geliebt?«

»Auch ich habe dich immer geliebt, aber ... in unserer Liebe haben wir uns seit einiger Zeit nicht mehr verstanden. Ich konnte nicht billigen, was du tust, denn es schien mir, daß du damit dich, deine Mutter und uns ins Verderben ziehen würdest. Du weißt, wir alten Galiläer erinnern uns alle daran, wie es Judas dem Galiläer erging und wie seine Verwandten und Anhänger vertrieben und ihre Güter beschlagnahmt wurden. Wer nicht getötet wurde, wurde auf die Galeeren geschickt, und seine Güter wurden beschlagnahmt. Ich wollte nicht, daß wir das erleben müssen, denn ... Ja, ich glaubte, es könnte nicht wahr sein, daß gerade aus uns, aus dem Stamme Davids, ja, aber so ... Das Brot fehlt uns nicht, das nicht, und der Allerhöchste sei dafür gepriesen. Aber wo ist der königliche Glanz, den alle Prophezeiungen dem zuschreiben, der der Messias sein wird? Und bist du der Stab, der schlägt, um zu herrschen? Du warst kein Licht bei deinem Erscheinen. Du kamst nicht einmal in deinem eigenen Haus zur Welt! Oh, ich kenne sie gut, die Prophezeiungen! Wir sind nun trockenes Holz. Aber nichts wies darauf hin, daß der Herr es mit Blättern schmücken würde. Und was bist du mehr als ein Gerechter?

Dies waren meine Gedanken, und ich bekämpfte dich aus Furcht vor unserem Ruin. Und diese meine Sorge nützten die Versucher aus und bestärkten noch meine Ansichten über Größe und Herrlichkeit des Königtums ... Jesus, dein Bruder war töricht. Ich habe ihnen geglaubt und dir mißfallen. Es ist hart, das zu bekennen, aber ich muß es sagen. Bedenke, daß ganz Israel in mir war; ganz Israel, töricht wie ich und überzeugt wie ich, daß die Gestalt des Messias nicht so ist, wie du sie darstellst ... Es ist schwer zu sagen: „Ich habe gefehlt, wir haben gefehlt und seit Jahrhunderten fehlen wir.“ Aber deine Mutter hat mir die Worte der Propheten erklärt.

O ja! Jakobus hat recht, und auch Judas hat recht. Wenn man deine Mutter hört, wie sie sie als Kinder gehört haben, dann erkennt man, daß du der Messias bist. Sieh, meine Haare werden weiß, weil ich kein Kind mehr bin, und ich war es nicht einmal mehr, als Maria aus dem Tempel als Josefs Braut zurückkehrte. Ich erinnere mich jener Tage und der verwunderten Mißbilligung meines Vaters, als er sah, daß sein Bruder die Ehe nicht innerhalb kurzer Zeit vollzog. Das verwunderte ihn und ganz Nazaret. Man flüsterte, denn es ist nicht Brauch, so viele Monate vor der Heirat vorübergehen zu lassen, da man sich der Gefahr zu sündigen aussetzt und ... Jesus, ich achte Maria und ehre das Andenken meines Verwandten. Aber die Welt ... Für die Welt war es keine gute Zeit ... Du ... Oh! Jetzt weiß ich Bescheid. Deine Mutter hat mir die Prophezeiungen erklärt. Gott wollte die Verzögerung der Heirat, weil deine Geburt mit dem großen Edikt zusammenfallen und du in Betlehem in Judäa geboren werden solltest. Und ... Ja, alles hat mir Maria erklärt, und es war mir, als ob ein Licht in mir das beleuchtete, was sie aus Demut verschwiegen hatte. Und ich sage: Du bist der Messias. So habe ich gesagt und so werde ich immer sagen. Aber dies zu sagen bedeutete noch kein Umdenken ... denn in Gedanken stellte ich mir den Messias immer noch als König vor. Die Prophezeiungen sprechen ... und es ist schwierig, aus ihnen herauszulesen, daß der Messias etwas anderes ist als ein König ... Folgst du mir? Bist du müde?«

»Nein, ich höre zu.«

»Nun gut. Die, die einst mein Herz verführten, sind zurückgekehrt und wollten, daß ich dich zwingen ... Und als ich nicht einwilligte, fielen ihre Masken, und sie zeigten sich als das, was sie wirklich sind: falsche Freunde, wahre Feinde ... Und andere sind gekommen, und sie weinten wie Sünder, und ich habe sie angehört. Sie haben deine Worte im Haus des Chuza wiederholt ... Jetzt weiß ich, daß du über die Seelen herrschen wirst, d. h. du wirst der sein, in dem sich alle Weisheit Israels vereint, um neue, weltumfassende Gesetze zu geben. In dir ist die Weisheit der Patriarchen, der Richter und der Propheten und die unserer Ahnen David und Salomon. In dir ist die Weisheit, welche die Könige Nehemia und Esra leitete, und die, die über die Makkabäer herrschte. Alle Weisheit eines Volkes, unseres Volkes, des Volkes Gottes, ist in dir. Ich verstehe, daß du der Welt, wenn sie ganz deiner Macht untersteht, deine weisesten Gesetze geben wirst. Und wahrhaft ein Volk von Heiligen wird dein Volk sein. Doch, mein Bruder, du kannst das nicht allein tun. Mose erwählte sich Helfer für eine viel geringere Mission. Damals war es nur *ein* Volk. Du ... Die ganze Welt. Alles zu deinen Füßen! ... Ah! Aber um das zu tun, mußt du dafür sorgen, daß du bekannt wirst ... Warum lächelst du und schließt du die Augen?«

»Weil ich dir zuhöre und mir sage: „Mein Bruder vergißt, daß er mich getadelt hat, weil ich bekannt werden wollte, und daß er gesagt hat, ich hätte damit der ganzen Familie geschadet.“ Deshalb lächle ich. Und ich denke auch, daß ich seit zweieinhalb Jahren wirklich alles tue, damit man mich kennenlernt.«

»Das ist wahr. Aber ... wer kennt dich denn? Arme Leute, Bauern, Fischer, Sünder und Frauen. Die Finger einer Hand reichen aus, um die zu zählen unter denen, die dich kennen, die kein wertloser Niemand sind. Ich will sagen, du solltest sehen, daß du bei den Großen Israels bekannt wirst, bei den Priestern und Hohenpriestern, bei den Ältesten und Schriftgelehrten, bei den großen Rabbis von Israel, bei all denen, die zwar klein an der Zahl sind, aber mehr gelten als das

ganze einfache Volk. Diese müssen dich kennenlernen, diese, die dich nicht lieben. Ihre Anklagen, das verstehe ich jetzt, sind falsch, aber eine ist gerechtfertigt, und zwar die, daß du sie vernachlässigst. Warum gehst du nicht unter diese Leute als der, der du bist, und erobert sie durch deine Weisheit? Geh zum Tempel hinauf und in den Vorhof des Salomon – du bist aus dem Stamm Davids und Prophet zugleich, und es steht dir zu; niemandem wie dir steht dieses Recht zu – und sprich.«

»Ich habe schon dort gesprochen, und gerade deswegen haben sie mich gehaßt.«

»Bestehe auf deinem Recht und sprich als König. Erinnerst du dich nicht der Macht und Majestät der Taten Salomons? Wenn (herrlich, dieses „Wenn“!) du wirklich der von den Propheten Verheißene bist, so wie ihn uns die mit den Augen des Geistes gelesenen Prophezeiungen beschreiben, dann bist du mehr als nur ein Mensch. Er, Salomon, war nur ein Mensch. Darum zeige dich als das, was du bist, und sie werden dir huldigen.«

»Werden sie mir huldigen, die Judäer, die Fürsten und die Häupter der Familien und der Stämme Israels? Nicht alle, aber der eine oder andere, der mir nicht huldigt, wird mich doch im Geist und in der Wahrheit anbeten. Aber das wird nicht jetzt geschehen. Erst muß ich die Krone tragen, das Szepter ergreifen und mich in Purpur kleiden.«

»Ah! Also bist du der König, du wirst es bald sein! Du sagst es selbst! Wie ich es mir gedacht habe! Und wie viele es sich denken!«

»Wahrlich, du weißt nicht, wie ich herrschen werde. Nur ich und der Allerhöchste und einige Seelen, denen es dem Geist Gottes, jetzt und in vergangenen Zeiten, gefallen hat, es zu enthüllen, wissen, wie der König Israels, der Gesalbte des Herrn, regieren wird.«

»Höre aber auch mich, Bruder. Josef hat recht. Wie sollen sie dich lieben oder fürchten, wenn du es immer vermeidest, sie zu beeindrucken? Du willst Israel nicht zu den Waffen rufen? Du willst den alten Schlacht- und Siegesruf nicht wiederholen? Es wäre nicht das

erste Mal, daß dann einer unter dem Beifall des Volkes auf den Thron gehoben wird. Aber laß dich wenigstens durch das von deiner Macht als Meister und Prophet herrührende Hosanna des Volkes zum König erheben«, sagt Simon des Alphäus.

»Ich bin es schon. Seit ewig.«

»Ja, das hat uns schon ein Tempelvorsteher gesagt. Du bist als König der Juden zur Welt gekommen. Aber du liebst Judäa nicht. Du bist ein fahnenflüchtiger König, weil du nie nach Judäa kommst. Du bist kein heiliger König, wenn du den Tempel nicht liebst, wo der Wille eines Volkes dich zum König salben wird. Ohne den Willen des Volkes wirst du nicht herrschen können, es sei denn, daß du es mit Gewalt unterjochst«, entgegnet Simon.

»Ohne den Willen Gottes, willst du wohl sagen, Simon. Was ist der Wille des Volkes? Was ist das Volk? Durch wen ist es Volk? Wer erhält es als solches? Gott. Das darfst du nicht vergessen, Simon. Und ich werde sein, was Gott will. Durch seinen Willen werde ich sein, was ich sein muß, und nichts wird verhindern können, daß ich es sei. Nicht ich muß zur Versammlung aufrufen. Ganz Israel wird bei meinem Aufruf zugegen sein. Ich brauche nicht zum Tempel hinaufzugehen, um Beifall zu ernten. Man wird mich dorthin bringen. Ein ganzes Volk wird mich dorthin bringen, auf daß ich meinen Thron besteige. Ihr klagt mich an, daß ich Judäa nicht liebe . . . Im Herzen Judäas, in Jerusalem, werde ich der „König der Juden“ sein. Weder Saul noch David noch Salomon wurden in Jerusalem zum König ausgerufen; ich aber werde in Jerusalem gesalbt werden. Doch jetzt werde ich nicht öffentlich zum Tempel gehen und werde meinen Platz dort nicht einnehmen, da meine Stunde noch nicht gekommen ist.«

Nun ergreift Josef wieder das Wort: »Du läßt deine Stunde vorübergehen. Ich sage es dir! Das Volk ist seiner fremden Unterdrücker und seiner Führer müde. Dies ist die Stunde, ich sage es dir. Ganz Palästina, abgesehen von einem Teil Judäas, folgt dir als Rabbi und noch mehr. Du bist wie ein Banner auf einer Anhöhe. Alle schauen

auf dich. Du bist wie ein Adler, und alle folgen deinem Flug. Du bist wie ein Rächer, und alle warten darauf, daß du den Pfeil abschießt. Geh, verlaß Galiläa, die Dekapolis, Peräa und die anderen Gegenden und geh ins Herz Israels, in die Zitadelle, in der sich alles Böse verbirgt und aus der alles Gute kommen muß, und erobere sie. Auch dort hast du Jünger, aber sie sind lau, weil sie dich nur wenig kennen . . . und wenige sind es, weil du dich dort nicht aufhältst; und voller Zweifel sind sie, weil du dort nicht die Werke vollbracht hast, die du an anderen Orten getan hast. Geh nach Judäa, damit auch sie an deinen Werken erkennen, wer du bist. Du wirfst den Juden vor, daß sie dich nicht lieben, aber wie kannst du verlangen, von ihnen geliebt zu werden, wenn du ihnen verborgen bleibst? Niemand, der den Beifall der Öffentlichkeit sucht und möchte, tut seine Werke im Verborgenen, sondern er vollbringt sie so, daß das Volk es sieht. Wenn du nun Wunder in den Herzen, an den Leibern und an den Elementen wirken kannst, dann geh dorthin und gib dich der Welt zu erkennen.«

»Ich habe es euch gesagt: es ist nicht meine Stunde. Meine Zeit ist noch nicht gekommen. Euch scheint es immer an der Zeit zu sein, doch es ist nicht so. Ich muß zu meiner Stunde wirken, nicht vorher und nicht nachher. Vorher wäre es unnütz. Ich würde in der Welt und den Herzen vernichtet, bevor ich mein Werk vollendet hätte. Die bereits getane Arbeit würde keine Früchte hervorbringen, weil sie noch nicht vollendet ist und der Hilfe Gottes entbehrt; denn Gott will, daß ich sie vollende, ohne ein Wort oder ein Werk zu unterlassen. Ich muß meinem Vater gehorchen. Und ich werde nie tun, was ihr erhofft, denn dies würde dazu dienen, dem Plan meines Vaters zu schaden.

Ich verstehe euch und habe Mitleid mit euch. Ich hege keinen Groll gegen euch, eurer Blindheit bin ich nicht einmal müde oder überdrüssig . . . Ihr wißt nicht. Aber ich weiß. Ihr wißt nicht, denn ihr seht nur die Oberfläche des Angesichts der Erde. Ich aber sehe in die Tiefe. Die Welt zeigt sich euch noch von ihrer guten Seite. Sie

haßt euch nicht, nicht weil sie euch etwa lieben würde, sondern weil ihr ihren Haß nicht verdient. Ihr seid zu unbedeutend. Aber mich haßt sie, weil ich eine Gefahr für die Welt darstelle, eine Gefahr für die Falschheit, die Begierlichkeit und Gewalttätigkeit, die die Welt beherrschen.

Ich bin das Licht, und das Licht leuchtet. Die Welt liebt das Licht nicht, da es die Handlungen der Welt enthüllt. Die Welt liebt mich nicht und kann mich auch nicht lieben, da sie weiß, daß ich gekommen bin, um sie zu besiegen in den Herzen der Menschen und im König der Finsternis, der sie beherrscht und irreführt. Die Welt will sich nicht überzeugen lassen, daß ich ihr Arzt und ihre Medizin bin, und wie eine Wahnsinnige will sie mich zerschmettern, um nicht geheilt zu werden. Sie will sich auch nicht überzeugen lassen, daß ich der Meister bin, weil das, was ich sage, im Gegensatz zu dem steht, was sie behauptet. Und so versucht sie die Stimme zu ersticken, die zur Welt spricht, um sie in den Dingen Gottes zu belehren; um ihr die wahre Natur ihrer niederträchtigen Handlungen zu enthüllen.

Zwischen mir und der Welt besteht ein Abgrund. Und dies ist nicht meine Schuld. Ich bin gekommen, um der Welt das Licht, den Weg, die Wahrheit und das Leben zu geben. Aber die Welt will mich nicht annehmen, und mein Licht wird für sie zur Finsternis; denn es wird die Ursache der Verdammung jener sein, die mich nicht gewollt haben. In Christus ist alles Licht für diejenigen unter den Menschen, die ihn aufnehmen wollen; aber in Christus ist auch alle Finsternis für die, die mich hassen und mich zurückweisen. Daher hat man zu Beginn meiner irdischen Tage mit prophetischen Worten auf mich gewiesen als auf ein „Zeichen des Widerspruchs“. Denn je nachdem, wie man mich aufnimmt, wird der Welt Heil oder Verwerfung, Leben oder Tod, Licht oder Finsternis zuteil.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, die mich aufnehmen, werden Kinder des Lichtes, also Kinder Gottes sein, für Gott geboren, da sie Gott aufgenommen haben. Wenn ich also gekommen bin, um aus den Menschen Kinder Gottes zu machen, wie kann ich dann aus mir

einen König machen, wie ihn viele von euch in Israel aus Liebe oder Haß, aus Einfalt oder Bosheit haben wollen? Ihr begreift nicht, daß ich dadurch mich selbst zerstören würde, mein wahres Wesen, den Messias, nicht etwa den Jesus Marias und Josefs von Nazaret. Ich würde den König der Könige vernichten, den Erlöser, den aus einer Jungfrau Geborenen und Immanuel genannten, der auch genannt wird: Wunderbarer, Ratgeber, Starker, Vater der zukünftigen Zeiten, Friedensfürst, Gott, den, dessen Reich und dessen Friede kein Ende haben werden; der durch seine menschliche Abstammung auf dem Thron Davids sitzt, der aber die Welt als Schemel seiner Füße hat, als Schemel seiner Füße auch alle seine Feinde, und der zur Rechten des Vaters sitzt, wie es im Buch der Psalmen heißt, und dies durch übermenschliches Anrecht göttlichen Ursprungs. Versteht ihr nicht, daß Gott nur durch die Vollkommenheit seiner Güte, und um den Menschen zu retten, Mensch sein kann, sich aber selbst nicht zu armen menschlichen Dingen erniedrigen kann und darf? Versteht ihr nicht, daß ich, wenn ich die Krone und dieses Reich, wie ihr es euch vorstellt, annehmen würde, dadurch bekennen würde, daß ich ein falscher Christus bin? Ich würde Gott belügen, mich selbst und den Vater verleugnen, und schlimmer als Luzifer wäre ich, denn ich würde Gott der Freude berauben, euch zu gewinnen. Ich wäre schlimmer als Kain für euch, denn ich würde euch zu einer ewigen Verbannung von Gott, zu einem Limbus ohne Hoffnung auf das Paradies verurteilen.

All das versteht ihr nicht? Versteht ihr nicht die Schlingen der Menschen, die mich zu Fall bringen wollen? Die Schlingen Satans, der den Ewigen in seinem Geliebten und in seinen Geschöpfen, den Menschen, treffen will? Begreift ihr nicht, daß dies das Zeichen ist, daß ich mehr bin als nur ein Mensch, daß ich der Gottmensch bin? Dieses mein ausschließliches Verlangen nach geistigen Dingen, um euch das geistige Reich Gottes zu bringen? ... Versteht ihr nicht, daß das Zeichen, daß ich ... «

»Die Worte des Gamaliël!« ruft Simon aus.

»... daß ich nicht ein König, sondern *der* König bin, der Haß der ganzen Hölle und der ganzen Welt auf mich ist? Ich muß belehren, leiden und euch retten. Das muß ich, und das will Satan und wollen die Satane nicht. Einer von euch hat gesagt: „Die Worte des Gamaliël!“ Seht, er ist nicht mein Jünger, und er wird es nie sein, solange ich auf Erden weile; aber er ist ein Gerechter. Nun sagt mir: Ist unter denen, die mich und euch mit dem armen irdischen Reich versuchen, etwa auch Gamaliël?«

»O nein! Stephanus hat gesagt, daß der Rabbi, als er hörte, was im Haus des Chuza geschehen ist, ausgerufen hat: „Mein Geist erschrickt bei der Frage, ob er wahrhaft sein kann, was er sagt. Aber jede Frage wäre erstorben, noch bevor sie im Geist entstanden ist, und für immer, wenn er diesen Dingen zugestimmt hätte. Der Knabe, den ich gehört habe, hat gesagt, daß die Sklaverei wie auch das Königtum nicht irdischer Art sein werden, wie wir glauben, da wir die Propheten falsch auslegen, sondern daß sie geistig zu verstehen seien durch das Werk des Christus, des Erlösers von der Schuld und des Gründers des Reiches Gottes in den Seelen. Ich erinnere mich dieser Worte und beurteile den Rabbi nach ihnen. Wenn er diesem hohen Maßstab nicht gerecht würde, würde ich ihn als Sünder und Lügner von mir weisen; und ich habe gezittert bei dem Gedanken, daß die Hoffnung, die dieser Knabe in mir erweckt hat, sich in Nichts auflösen könnte“«, sagt Simon.

»Ja, aber dennoch nennt er ihn nicht den Messias«, entgegnet Josef.

»Er sagt, daß er auf ein Zeichen wartet«, antwortet Simon.

»Gib es ihm also! Und ein mächtiges.«

»Ich werde ihm geben, was ich ihm versprochen habe, aber nicht jetzt. Geht nun inzwischen zum Fest. Ich werde mich nicht öffentlich als Rabbi und Prophet zeigen, um mich durchzusetzen, denn meine Zeit ist noch nicht gekommen.«

»Aber du wirst doch wenigstens nach Judäa gehen? Wirst du den Juden Beweise geben, die sie überzeugen, so daß sie nicht mehr sagen können ... «

»Ja; aber glaubst du, daß dies meinem Frieden zuträglich sein würde? Bruder, je mehr ich tue, desto mehr werde ich gehaßt werden. Aber ich werde dich zufriedenstellen. Ich werde ihnen Beweise geben, wie sie größer nicht sein könnten ... und werde ihnen Worte sagen, die Wölfe in Lämmer und harte Felsen in weiches Wachs verwandeln könnten. Aber es wird ihnen nicht helfen ... « Jesus ist traurig.

»Habe ich dir weh getan? Ich habe es zu deinem Wohl gesagt.«

»Du hast mir nicht weh getan ... Doch möchte ich, daß du mich verstehst, daß du, mein Bruder, mich als den siehst, der ich bin ... Ich möchte mich auf den Weg machen mit der Freude der Gewißheit, dich zum Freund zu haben. Ein Freund versteht und hütet die Interessen des Freundes ... «

»Und ich sage dir, daß ich es tun werde. Ich weiß, daß sie dich hassen, ich weiß es nun, und deswegen bin ich gekommen. Doch du weißt das. Ich werde über dich wachen, denn ich bin der Ältere. Ich werde die Verleumdungen zurückweisen ... Ich werde an deine Mutter denken«, verspricht Josef.

»Danke, Josef. Schwer ist meine Last, und du erleichterst sie mir. Ein Meer des Schmerzes rückt heran, mich mit seinen Wogen zu verschlingen, und mit ihm der Haß ... Aber wenn ich eure Liebe habe, bedeuten sie nichts; denn der Menschensohn hat ein Herz ... und dieses Herz braucht Liebe ... «

»Und ich gebe sie dir, ja, ich verspreche es unter den Augen Gottes, der mich sieht, daß meine Liebe dir gehört. Gehe nun in Frieden an dein Werk, Jesus. Ich werde dir beistehen. Wir hatten uns gern, doch dann ... Aber jetzt werden wir wieder die sein, die wir einst waren, einer für den anderen. Du, der Heiland, und ich, der Mensch; aber vereint zur Ehre Gottes. Leb wohl, Bruder.«

»Leb wohl, Josef.«

Sie küssen sich, und dann ist die Reihe an Simon, der bittet: »Segne uns, auf daß sich unsere Herzen ganz dem Lichte öffnen.«

Jesus segnet sie, und bevor er sie verläßt, fügt er an: »Ich vertraue euch meine Mutter an ... «

»Geh in Frieden. Sie wird in uns zwei Söhne haben.«

Sie trennen sich.

Jesus kehrt mit Johannes an seiner Seite zur Straße zurück, auf der sie eiligen Schrittes voranschreiten.

Nach einiger Zeit bricht Johannes das Schweigen um zu fragen:

»Aber ist Josef des Alphäus jetzt überzeugt oder nicht?«

»Noch nicht.«

»Was bist du dann für ihn? Der Messias? Mensch? König? Gott? Ich habe nicht recht verstanden. Mir scheint, daß er . . . «

»Josef befindet sich wie in einem Traum am frühen Morgen, wenn der Geist sich bereits der Wirklichkeit nähert und aus dem tiefen Schlaf auftaucht, der bisweilen unwirkliche Alpträume verursacht. Die Trugbilder der Nacht weichen, doch der Geist wiegt sich noch im Traum und will dessen Ende nicht, weil er schön ist . . . Genauso ist es bei ihm . . . Das Erwachen naht. Aber immer noch liebäugelt er mit dem Traum und will ihn kaum lassen, denn für ihn ist er schön . . . Aber man muß nehmen können, was der Mensch geben kann. Und man muß den Allerhöchsten preisen für die bisher erfolgte Veränderung. Selig die Kinder! Für sie ist es so leicht zu glauben!« Jesus schlingt den Arm um die Taille des Johannes, der es versteht, Kind zu sein und zu glauben, um ihn seine Liebe fühlen zu lassen.

531 In Erwartung der Bauern des Johanan beim Turm von Jesreel

»Du bist sehr müde, Johannes, und doch sollten wir noch vor dem Sonnenuntergang des morgigen Tages in En-Gannim sein.«

»Wir werden es schaffen, Herr«, erwidert Johannes lächelnd, obwohl sogar bleich vor Müdigkeit, da er mehr als alle anderen gewandert ist; und er versucht, noch schneller zu gehen, um den Meister davon zu überzeugen, daß er nicht sehr müde ist. Aber bald fällt er wieder in die Gangart eines Menschen zurück, der es fast nicht mehr schafft, weiterzugehen. Mit gebeugtem Rücken, den Kopf vornüber

geneigt, wie unter einem Joch, zieht er schleppend die Füße nach und stolpert häufig.

»Gib mir doch wenigstens die Taschen, die meinige ist schwer.«

»Nein, Meister. Du bist nicht weniger müde als ich.«

»Du bist müder als ich, denn von Nazaret bist du zum Wald des Mattatias gekommen und dann wieder nach Nazaret zurückgekehrt.«

»Ich habe in einem Bett geschlafen. Du nicht. Du hast im Wald gewacht und bist früh aufgebrochen.«

»Auch du, denn wie Josef gesagt hat, seid ihr bei Sternenschein fortgegangen.«

»Aber die Sterne leuchten bis zur Morgendämmerung«, sagt Johannes lächelnd und fügt ernst hinzu: »Und es ist nicht der Mangel an Schlaf, der Schmerz verursacht . . . «

»Was sonst, Johannes? Was hat dir Schmerz verursacht? Vielleicht, daß meine Brüder . . . «

»O nein, Herr. Auch jene . . . Aber das, was mich bedrückt . . . nein, nicht bedrückt . . . das, was mich altern läßt, ist, daß ich deine Mutter weinen sah . . . Sie hat mir nicht gesagt, weshalb sie geweint hat, und ich habe sie nicht gefragt, obwohl ich es gern getan hätte. Aber ich habe sie so lange angeschaut, daß sie mir gesagt hat: „Zu Hause werde ich darüber sprechen. Jetzt nicht, sonst würde ich noch mehr weinen.“ Zu Hause hat sie so lieb, so traurig, zu mir gesprochen, daß auch ich geweint habe.«

»Was hat sie gesagt?«

»Sie hat mir gesagt, daß ich dich aus ganzem Herzen lieben und dir auch nicht den geringsten Schmerz bereiten soll, weil ich dies später sehr bedauern würde. Sie hat mir gesagt: „Tun wir all unsere Pflicht in den Monaten, die uns noch verbleiben, und mehr noch als unsere Pflicht.“ Denn die Pflicht allein ist wenig für dich, der du Gott bist. Sie hat mir auch gesagt – und das hat mir so weh getan, und wenn nicht sie es gesagt hätte, würde ich es nicht glauben – sie hat mir gesagt: „Es ist wenig, gerade nur die Pflicht zu tun

gegenüber einem, der von uns scheidet, und dem wir dann nicht mehr dienen können ... Um getrost sein zu können, wenn er einst nicht mehr unter uns weilt, muß man mehr getan haben als nur die Pflicht. Man muß alles gegeben haben, alle Liebe, alle Hilfe, allen Gehorsam, alles, alles. Dann wird man im Trennungsschmerz sagen können: „Oh, ich kann sagen, solange es Gottes Wille war, daß ich ihn hatte, habe ich keinen Augenblick versäumt, ihn zu lieben und ihm zu dienen.“ Da habe ich gefragt: „Aber geht denn der Meister wirklich fort? Er hat doch noch so viel zu tun! Er wird noch Zeit haben ...“ Sie aber hat den Kopf geschüttelt, wobei zwei große Tränen aus ihren Augen tropften und gesagt: „Das wahre Manna, das lebendige Brot wird zum Vater zurückkehren, wenn der Mensch sich wieder des Geschmacks des jungen Kornes erfreut ... und dann, Johannes, werden wir allein sein.“ Um sie zu trösten, habe ich gesagt: „Ein großer Schmerz. Aber wenn er zum Vater zurückkehrt, müssen wir uns darüber freuen; dann wird ihm niemand mehr Böses antun können.“ Und sie hat geseufzt: „Oh! Aber zuvor!“ Und ich habe geglaubt zu verstehen. Aber wird es wirklich so sein, Herr? Wirklich, wirklich? Schau, es ist nicht, daß wir nicht an deine Worte glauben würden, aber wir haben dich so lieb, und ... und ich werde dir nicht wie Simon eines Tages sagen: „Dies kann dir nicht widerfahren.“ Ich glaube, und alle glauben wir ... Aber wir lieben dich ... Oh! Mein Herr! Die Sünden der Liebe, sind sie wirklich Sünde?«

»Die Liebe sündigt nie, Johannes.«

»Dann sind wir, die wir dich lieben, bereit zu kämpfen und zu töten, um dich zu verteidigen. Die Galiläer sind nicht beliebt bei den anderen, gerade weil man uns als streitsüchtig bezeichnet. Gut, wir werden den Ruf, den wir haben, rechtfertigen, indem wir dich verteidigen. Wir sind an den Orten, wo zur Zeit Deborahs Barak das Heer des Sisera schlug mit seinen Zehntausend. Diese Zehntausend waren von Naftali und Sebulon, und wir stammen von ihnen ab. Der Name ist heute wohl verschieden, aber das Herz ist dasselbe.«

»Es waren Zehntausend ... aber selbst wenn ihr jetzt zehnmal zehntausend wäret, was könntet ihr tun?«

»Was? Fürchtest du die Kohorten? Es sind nicht viele, und überdies hassen sie dich nicht. Du bist ihnen nicht lästig. Du denkst nicht an das Reich, an ein Reich, das den römischen Adlern eine Beute entreißt. Sie werden nicht einschreiten beim Kampf zwischen uns und deinen Feinden, und diese werden bald besiegt sein.«

»Selbst wenn ihr tausend, zehntausend, hunderttausend wäret, was wäre dies gegen den Willen des Vaters? Ich muß ihn erfüllen ... «

Johannes ist niedergeschlagen und spricht nicht mehr. Eigenartig, dieser Starrsinn, diese geistige Unfähigkeit selbst der besten Nachfolger Jesu, seine große Sendung zu verstehen! Sie nehmen ihn wohl als Meister und Messias an. Sie glauben an seine Fähigkeit, zu richten und zu erlösen. Aber sobald sie vor die Tatsache gestellt sind, *wie* er erlösen wird, dann ist es aus mit ihrer Einsicht. Dann scheint es sogar, als würden die Prophezeiungen für sie ihren Wert verlieren. Das will etwas heißen bei den Israeliten, die sozusagen durch die Prophezeiungen atmen und gehen, sich von ihnen nähren und von ihnen leben. Alles ist wahr für sie, was die heiligen Bücher enthalten, nur das nicht, daß der Messias leiden und sterben und von den Menschen besiegt werden soll, das können sie nicht annehmen. Sie scheinen mir blind und taub zu sein, die Jünger, denen Jesus sich bemüht, Bilder seines künftigen Leidensweges zu zeigen, damit sie daraus ersehen können, was sein wird. Aber sie schließen die Augen, und daher sehen und verstehen sie nicht.

Der etwas nebelige Abend bricht an, als Jesreel in Sicht kommt. Jesus tröstet Johannes, der nicht mehr gesprochen hat und vor lauter Müdigkeit wie ein Nachtwandler dahergeht, und sagt: »Bald werden wir dort sein, und du gehst eine Unterkunft für dich suchen.«

»Und für dich.«

»Nein, Johannes. Ich bleibe am Weg, der von der Ebene kommt. Ich denke, daß sie in der Nacht kommen werden, und ich will sie trösten und vor dem Morgengrauen zurückschicken.«

»Du bist so müde, und vielleicht wird es sogar regnen wie in der

letzten Nacht. Komm doch wenigstens zur halben Morgenwache.«

»Nein, Johannes.«

»Dann bleibe ich bei dir. Wir sind in der Nähe der Ländereien der Pharisäer und . . . und ich habe es deiner Mutter und mir selbst versprochen. Ich will mir keine Vorwürfe machen müssen . . . «

Türme – wozu sie bestimmt sind, weiß ich nicht – befinden sich an den vier Enden von Jesreel. Sie müssen schon alt sein, jetzt, da ich sie sehe, und gleichen vier finsternen Riesen, die man dort als Kerkermeister für die Stadt, die auf einer die Ebene beherrschenden Anhöhe liegt und nun in den frühen Schatten des wolkigen Abends versinkt, gebaut hat.

»Komm, wir steigen dort den Hang beim Turm hinauf. Von dort aus können wir den Weg überblicken, ohne selbst gesehen zu werden. Und es gibt Gras und wir können uns hinlegen, und die kleine Treppe vor dem Eingang wird uns Schutz bieten, wenn es regnen sollte«, sagt Jesus.

Sie steigen hinauf und setzen sich auf ein niedriges, halb eingestürztes Mäuerchen, etwa zehn Meter vom Turm entfernt. Es muß wohl früher eine Schutzmauer um den Riesenbau des Turmes gewesen sein. Jetzt ist sie fast ganz eingefallen, und dichtes Gras und große Ranken der wilden Ackerwinden überwuchern die Trümmer. Auch anderes Unkraut wächst aus diesen Ruinen hervor. Es sind große behaarte Blätter, deren Namen ich nicht kenne.

Im letzten Schein des Lichtes essen sie ein wenig Brot. Sie haben sonst nichts. Obwohl todmüde, entdeckt Johannes in den schon etwas gelben Zweigen eines ganz krummen und zerzausten Feigenbaumes, der sein Leben zwischen Steinen fristet, einige kleine Feigen, die den Vögeln und Kindern entgangen sind. Sie essen diese Früchte und vervollständigen so ihre Mahlzeit. Wasser haben sie in ihren Flaschen. Die Mahlzeit ist bald beendet.

»Ob der Turm wohl bewohnt ist?« fragt Johannes schläfrig.

»Ich glaube nicht. Weder Licht noch Stimmen sind wahrzunehmen. Willst du nach einer Unterkunft fragen? Du kannst es nicht mehr . . . «

»O nein, ich habe nur so gemeint ... das ist ja ein ganz guter Platz hier ...«

»Lege dich wenigstens hin, Johannes. Das Gras ist dicht, und hier dürfte es noch nicht geregnet haben, denn der Boden ist trocken.«

»Nein, nein, Herr. Ich habe keinen Schlaf ... sprechen wir ein wenig miteinander ... Erzähle mir etwas ... ein Gleichnis ... Ich setze mich hier zu deinen Füßen. Es genügt mir, wenn ich meinen Kopf auf deine Knie legen kann ...« Johannes setzt sich und lehnt sein Haupt, den Blick zum Himmel gerichtet, an die Knie Jesu. Er bemüht sich heldenhaft nicht einzuschlafen, und versucht zu reden, um nicht vom Schlaf übermannt zu werden ... Er versucht, sich für das, was er sieht, zu interessieren ... die Sterne am Himmel, die Lichter auf dem Weg. Immer zahlreicher werden die Sterne, denn der Wind hat die Wolken vertrieben; und immer seltener werden die Lichter, da die Nacht die Wanderung der Pilger unterbrochen hat. Nur einige Unentwegte kommen noch mit ihren Wagen, an deren Dach aus Rohrgeflecht oder aus über Bogen gespannten Decken eine Laterne schwankt.

Aber die tiefer werdende Stille lockt den Schlaf herbei, und Johannes sagt mit immer schwächer klingender Stimme: »Wie viele Lichter am Himmel! Schau! Es ist, als wären einige vom Himmel auf die Erde herabgestiegen, um wie dort oben zu zittern und zu flackern. Aber sie sind kleiner und weniger schön ... Wir können keine Sterne machen ... In den unsrigen ist Rauch, übler Geruch des Dochtes ... und alles kann sie auslöschen. Du selbst hast einmal gesagt, daß schon ein Nachtfalter genügt, um das Licht in uns auszulöschen, und du hast die Schmetterlinge mit den Versuchungen der Welt verglichen und gesagt, daß ... während die Falter ein Licht löschen können, die Flügel der Engel – und mit den Engeln hast du die geistigen Dinge gemeint – das Licht im Menschen lebendiger machen. Ich ... der Engel ... das Licht.« So schläft Johannes, von Müdigkeit überwältigt, langsam ein und streckt sich aus, ohne es zu wollen.

Jesus wartet, bis er ganz ruhig geworden ist, schiebt ihm die Tasche unter den Kopf und breitet väterlich den Mantel über ihn. In einer letzten Wiederkehr des Bewußtseins flüstert Johannes noch: »Ich schlafe nicht, Meister, weißt du? ... Es ist nur, daß ich so die Sterne und auch dich besser sehe ... « Und dann gleitet er hinüber und sieht im Traum seines tiefen Schlafes Jesus und den gestirnten Himmel viel besser ...

Jesus läßt sich wieder auf seinen grünen Sitz nieder. Er stützt den rechten Ellbogen auf sein Knie, legt die Wange in die Hand und denkt nach, betet und betrachtet den nun verlassenem Weg, während zu seinen Füßen sein Lieblingsjünger liegt. Einen Arm unter dem Kopf, schläft er friedlich wie ein Kind.

532 Auf dem Weg nach En-Gannim

»Johannes, der Tag ist erwacht. Steh auf und laß uns gehen«, sagt Jesus und schüttelt den Apostel, damit er aufwacht.

»Meister! Die Sonne ist schon aufgegangen! Wie lange habe ich doch geschlafen? Und du?«

»Auch ich ... an deiner Seite, zugedeckt mit unseren Mänteln.«

»Ah! Du warst schließlich überzeugt, daß die Bauern nicht mehr kommen würden, und hast dich ebenfalls hingelegt. Das habe ich vorausgesehen ... «

Jesus lächelt und antwortet: »Sie sind gekommen, als die Sterne des großen Bären den Beginn der Morgenwache anzeigten.«

»Oh! Ich habe nichts gehört ... « Johannes ist beschämt. »Warum hast du mich nicht wachgehalten?«

»Du warst so müde. Du schienst ein Kind zu sein, das in der Wiege schläft. Warum sollte ich dich aufwecken?«

»Um dir Gesellschaft zu leisten!«

»Aber das hast du ja mit deinem sanften Schlaf getan. Du bist eingeschlafen und hast gesprochen von Engeln, Sternen, Seelen, von Licht ... und sicherlich hast du im Schlaf weiterhin Sterne, Engel

und deinen Jesus gesehen. Warum hätte ich dich zurückholen sollen in die schlechte Welt, als du ihr so fern warst?«

»Und wenn ... wenn anstelle der Bauern Bösewichter heraufgekommen wären?«

»Dann hätte ich dich gerufen. Aber wer hätte denn kommen sollen?«

»Aber ... ich weiß nicht ... Johanan zum Beispiel ... Er haßt dich.«

»Ich weiß es, aber es sind ja nur seine Knechte gekommen. Niemand hat mich verraten ... denn du denkst auch dies, daß jemand gesprochen hat, um mir und ihnen zu schaden ... Aber niemand hat uns verraten, und ich habe gut daran getan, sie hier zu erwarten. Der neue Aufseher ist seines Herrn würdig und erteilt sehr strenge Befehle. Ich fehle nicht gegen die Liebe, wenn ich sie grausam nenne. Eine andere Bezeichnung wäre eine Lüge ... Sie liefen davon, sobald der Abend dunkel wurde, und baten den Herrn, sie mit mir zusammentreffen zu lassen. Gott belohnt den Glauben immer und tröstet seine unglücklichen Söhne. Wenn sie mich nicht gefunden hätten, wären sie hiergeblieben bis Tagesanbruch und wären dann zurückgekehrt, um in der Morgendämmerung auf den Feldern zu sein ... Und so habe ich sie gesehen und gesegnet ... «

»Und nun bist du traurig, weil du sie so unterdrückt gesehen hast.«

»Es ist wahr. So viel Traurigkeit ... aus dem Grund, den du genannt hast; weil ich nichts hatte, was ich diesen ausgemergelten Menschen hätte geben können, und weil ich daran dachte, daß ich sie nie wieder sehen würde ... «

»Hast du ihnen das gesagt?«

»Nein. Warum noch einen Schmerz hinzufügen, wo doch alles schon so schmerzvoll ist?«

»Auch ich hätte sie noch gerne zum letzten Mal begrüßt.«

»Für dich ist es nicht das letzte Mal. Vielmehr wirst du dich zusammen mit den anderen Jüngern noch viel mit ihnen beschäftigen,

wenn ich fort gegangen bin. Ich vertraue euch alle meine Jünger an, besonders die unglücklichsten, diejenigen, deren einziger Halt in ihrem Glauben und deren einzige Freude in der Hoffnung auf den Himmel besteht.«

»Oh, mein Meister! So werde auch ich wie dein Bruder Josef sagen: Geh hin in Frieden, Meister! Ich werde, so gut ich es vermag, dein Werk fortsetzen. Glaube mir.«

»Dessen bin ich sicher. Gehen wir ... Die Straße belebt sich. Die Wolken häufen sich am Himmel, und das Licht nimmt ab, anstatt zuzunehmen. Heute wird es regnen, und alle beeilen sich, zum nächsten Rastort zu kommen. Bislang sind die Wolken gut zu uns gewesen. Die Nacht war warm, und es gab keinen Regen für uns, die wir unter freiem Himmel waren. Der Vater wacht immer über seine geliebten Söhne.«

»Geliebt bist du, Meister. Ich ... «

»Er liebt dich, weil du mich liebst.«

»Oh, das ja. Bis zum Tode ... «

Und inmitten der anderen Reisenden entfernen sie sich in südlicher Richtung ...

533 Ankunft Jesu mit Johannes in En-Gannim

Das Wetter hat sein Versprechen wirklich gehalten, und nun fällt ein feiner, lästiger, anhaltender Regen. Wer auf seinem Karren ist, kann sich einigermaßen davor schützen. Wer aber zu Fuß geht oder auf einem Reittier sitzt, wird naß und hat die Plage, besonders wenn zu diesem lästigen Regen, der ihm Kopf und Schultern besprüht, noch der Schlamm der Straße hinzukommt, der immer flüssiger wird, in die Sandalen dringt, die Knöchel mit einer Schmutzkruste überzieht und die Kleider bespritzt. Die Pilger haben sich die Mäntel oder Decken manchmal sogar doppelt über den Kopf gezogen und sehen aus wie lauter Kapuzinerpatres.

Jesus und Johannes, die zu Fuß gehen, sind ganz schön durchnäßt.

Aber sie sind mehr um ihre Reisesäcke besorgt, in denen sich die Wäsche zum Wechseln befindet, als um sich selbst. So kommen sie nach En-Gannim und beginnen, die Apostel zu suchen. Sie trennen sich, um sie schneller zu finden, und es ist Johannes, der sie findet, d. h. er trifft Jakobus des Zebedäus, der Vorräte für den Sabbat eingekauft hat.

»Wir haben uns schon Gedanken gemacht, und wenn wir euch nicht gesehen hätten, wären wir trotz des Sabbats zurückgekehrt ... Wo ist der Meister?«

»Auch er sucht euch. Wer euch zuerst findet, geht zum Schmied.«

»Dann schau ... wir sind in dem Haus dort. Eine gute Frau mit drei Töchtern. Geh gleich zum Meister, und dann kommt ... «

Jakobus schaut sich um, dämpft seine Stimme und flüstert: »Es sind viele Pharisäer da, und ... sie haben gewiß keine guten Absichten. Sie haben uns gefragt, warum er nicht bei uns ist. Sie wollten wissen, ob er vorausgegangen ist oder nach uns kommt. Zuerst haben wir gesagt: „Wir wissen es nicht.“ Sie haben uns nicht geglaubt. Aber es war die Wahrheit, denn wie konnten wir ihnen antworten, da wir nicht wußten, wo er ist? Dann hat Iskariot, der keine großen Skrupel kennt, gesagt: „Er ist vorausgegangen.“ Da sie aber nicht überzeugt waren und fragten, mit wem, womit und wann er aufgebrochen sei und ob uns bekannt sei, daß er am letzten Freitag in der Nähe von Gischala war, hat er gesagt: „In Ptolemaïs hat er sich eingeschifft und ist uns daher vorausgegangen. Er wird in Joppe von Bord gehen, Jerusalem durch das Damaskustor betreten und sich sofort zu Josef von Arimathäa, in sein Haus in Bezeta begeben.“«

»Aber warum so viele Lügen«, fragt Johannes entsetzt.

»Ja, wir haben es auch gesagt. Aber er hat gelacht und entgegnet: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, und Lüge um Lüge. Wenn nur der Meister in Sicherheit ist. Sie suchen ihn, um ihm zu schaden. Ich weiß es.“ Petrus hat ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er Josef von Arimathäa Unannehmlichkeiten bereiten könnte durch die Nennung seines Namens. Aber Judas hat geantwortet: „Sie wer-

den hinlaufen, einen erstaunten Josef sehen und verstehen, daß es nicht wahr war.“ „Sie werden dich hassen wegen des Streiches, den du ihnen gespielt hast“, haben wir entgegnet. Aber er hat gelacht und gesagt: „Oh, ich mache mir nichts aus ihrem Haß, ich weiß, wie man ihn unschädlich macht ...“ Aber geh, Johannes. Versuche den Meister zu finden, und komm mit ihm hierher. Der Regen hilft uns, denn so bleiben die Pharisäer in ihren Häusern, um ihre weiten Gewänder nicht zu beschmutzen ... «

Johannes übergibt seinem Bruder den Reisesack und will davoneilen; doch Jakobus hält ihn zurück und sagt: »Erzähl dem Meister nichts von den Lügen des Judas. Selbst wenn er in guter Absicht so geredet hat, waren es doch immerhin Lügen, und der Meister haßt Lügen ... «

»Ich werde ihm nichts davon sagen«, verspricht Johannes und eilt davon.

Jakobus hat recht. Die Reichen sind schon in ihren Häusern. Auf den Straßen sind nur noch die Armen damit beschäftigt, sich ein Obdach zu suchen ...

Jesus steht im Hausflur der Hufschmiede und redet mit armen Leuten. Johannes geht zu ihm und sagt: »Komm, schnell! Ich habe sie gefunden. Wir werden trockene Kleider anziehen können.« Mehr sagt er nicht, um seine Eile zu rechtfertigen.

Das Haus ist bald erreicht. Sie treten durch die nur angelehnte Tür. Gleich dahinter sind die elf Apostel, die sich sofort um Jesus scharen, als ob sie ihn seit vielen Monaten nicht mehr gesehen hätten. Die Herrin des Hauses, ein welkes, kümmerliches Frauchen, blinzelt durch einen Türspalt.

»Der Friede sei mit euch«, sagt Jesus lächelnd und umarmt sie alle mit der gleichen Herzlichkeit.

Sie sprechen nun alle gleichzeitig, denn sie haben sich vieles zu erzählen. Aber Petrus erhebt seine Stimme: »Nun seid doch ruhig und laßt ihn gehen. Seht ihr nicht, wie durchnäßt und müde er ist«; und zum Meister gewandt: »Ich habe dir ein warmes Bad bereiten

lassen und ... gib mir diesen triefnassen Mantel ... und hier sind die warmen Kleider, ich habe sie aus deiner Tasche genommen.« Dann wendet er sich dem Inneren des Hauses zu und ruft: »Hallo, Frau! Der Gast ist angekommen. Bring das Wasser, um den Rest kümmere ich mich selbst.«

Die Frau, schüchtern wie alle, die viel gelitten haben – und ihr Gesicht zeigt, daß sie vieles durchgemacht haben muß – geht schweigend den Hausgang entlang, gefolgt von drei Mädchen, die in ihrer Zartheit und ihrem Gesichtsausdruck der Mutter gleichen. Sie gehen in die Küche und holen die Eimer mit dem heißen Wasser.

»Komm, Meister, und auch du, Johannes. Ihr seid kalt wie Ertrunkene. Aber ich habe Wacholder in Essig kochen lassen für das Badewasser. Das tut gut!« Tatsächlich verbreiten die Kessel, als sie vorbeigetragen werden, den Duft von Essig und anderen Gewürzen.

Als Jesus das Zimmer betritt, in dem zwei große Büten stehen – zwei Holztröge, die vielleicht als Waschwannen dienen – sieht er die Frau an, die gerade mit ihren Töchtern herauskommt, und grüßt: »Der Friede sei mit dir und mit deinen Töchtern. Und der Herr möge dir alles vergelten.«

»Danke, Herr«, sagt sie und entschlüpft.

Petrus tritt mit Jesus und Johannes ein, schließt die Tür und flüstert: »Gib acht, sie weiß nicht, wer du bist ... Du bist ein Rabbi und wir alle Pilger, deine Freunde. Es ist im Grunde ja auch wahr ... Es ist keine ... Es ist nur ... hm ... eine verschleierte Wahrheit ... Zu viele Pharisäer sind hier, die ein zu großes Interesse für dich an den Tag legen. Richte dich danach ... Später werden wir darüber sprechen.« Er läßt sie allein und kehrt zu seinen Kameraden zurück, die in einem kleinen Zimmer zusammensitzen.

»Und nun? Was werden wir dem Meister sagen? Wenn wir sagen, daß wir gelogen haben, wird es ihn betrüben ... Aber wir können nicht umhin, es ihm zu sagen«, meint Petrus.

»Du brauchst dich nicht zu opfern! Ich habe gelogen und ich werde es ihm sagen.«

»Du wirst ihn noch trauriger stimmen. Hast du nicht gesehen, wie betrübt er schon ist?«

»Ich habe es gesehen; aber das rührt von der Müdigkeit her ... Im übrigen ... Ich bin auch imstande, den Pharisäern zu sagen: „Ich habe euch belogen.“ Das sind Kleinigkeiten. Hauptsache ist, daß er nicht leiden muß.«

»Ich würde überhaupt niemandem etwas sagen. Wenn du ihm etwas sagst, gelingt es dir damit auch nicht, ihn verborgen zu halten. Wenn du ihnen etwas sagst, wirst du ihn damit nicht vor ihren Nachstellungen in Sicherheit bringen ... « bemerkt Philippus.

»Wir werden sehen«, sagt Judas bestimmt.

Nach kurzer Zeit kehrt Jesus mit trockenen Kleidern und vom Bad erquickt zurück, und Johannes folgt ihm.

Sie sprechen über alles, was die Apostelgruppe und Jesus und Johannes erlebt haben, doch niemand erwähnt die Pharisäer, bis Judas sagt: »Meister, ich bin sicher, daß du von denen, die dich hassen, gesucht wirst. Um dich zu retten, habe ich das Gerücht verbreitet, daß du nicht auf dem gewohnten Weg nach Jerusalem gehst, sondern zu Schiff nach Joppe ... Sie werden nun alle dorthin laufen. Ha, ha, ha!«

»Aber wozu diese Lügen?«

»Und sie? Warum lügen sie?«

»Das ist ihre Sache; aber du bist nicht, oder solltest wenigstens nicht wie sie sein ... «

»Meister, ich bin nur einer, einer, der sie kennt und dir wohlgesinnt ist. Willst du dich zugrunde richten? Ich bin bereit, dies zu verhindern. Höre mir gut zu und fühle, daß meine Worte aus meinem Herzen kommen. Du gehst morgen nicht aus diesem Haus ... «

»Morgen ist Sabbat ... «

»Gut. Aber du gehst nicht fort von hier. Du ruhst dich aus, du ... «

»Alles, nur keine Sünde, Judas. Nichts wird mich veranlassen können, meine Pflicht der Heiligung des Sabbats zu versäumen ... «

»Sie ... «

»Mögen sie tun, was sie wollen. Ich werde nicht sündigen. Täte ich es, so würde ich – ganz abgesehen von der Sünde, die dann auf mir lastet – ihnen eine Waffe in die Hand geben, um mich zugrunde zu richten. Erinnerst du dich nicht, daß sie mich schon einen Sabbatschänder nennen?«

»Der Meister hat recht«, sagen die anderen.

»Gut . . . Tue am Sabbat, was du willst. Aber was den Weg betrifft, werden wir nicht den einschlagen, den alle nehmen, Meister. Höre auf mich. Du mußt sie verwirren . . . «

»Aber schließlich! Was weißt du denn mit Bestimmtheit, daß du so redest?« schreit Simon und fuchtelt mit seinen kurzen Armen herum. »Meister, befiehl ihm zu reden.«

»Sei friedfertig, Simon. Wenn dein Bruder von einer Gefahr erfahren hat, dadurch vielleicht selbst gefährdet ist, und uns darauf aufmerksam macht, dürfen wir ihn nicht wie einen Feind behandeln, sondern müssen ihm dankbar sein. Wenn er nicht alles sagen kann, weil er dadurch Dritte kompromittieren könnte, die zwar nicht den Mut haben, selbst die Initiative zu ergreifen und zu sprechen, die aber noch so ehrenhaft sind, ein Verbrechen nicht zuzulassen, warum wollt ihr ihn dann zum Reden zwingen? Laßt ihn also reden, und ich werde annehmen, was gut ist an seinem Vorschlag, und zurückweisen, was nicht gut sein könnte. Sprich nun, Judas.«

»Danke, Meister. Du allein kennst mich wirklich als den, der ich bin. Ich sagte schon, daß wir innerhalb der Grenzen von Samaria sicher sind, denn in Samaria hat Rom mehr zu sagen als in Galiläa und Judäa, und deine Feinde wollen keine Unannehmlichkeiten mit Rom. Aber um die Spione zu verwirren, würde ich vorschlagen, nicht den direkten Weg zu nehmen, sondern von hier nach Dotan, und von dort, ohne nach Samaria zu gehen, quer durch das Land und über Sichem zu wandern, und danach hinunter nach Efraim und über den Adummim und den Kerit nach Betanien.«

»Das ist ein langer und schwieriger Weg, besonders wenn es regnet.«

»Der Weg über den Adummim ist gefährlich ... «

»Es scheint, daß du die Gefahr suchst ... «

Die Apostel sind nicht begeistert; aber Jesus sagt: »Judas hat recht. Wir nehmen diesen Weg. Danach werden wir Zeit genug haben, um uns auszuruhen. Ich habe noch viel zu tun, bevor die Stunde gekommen ist, und ich darf mich nicht aus Torheit in ihre Hände überliefern, bis nicht alles erfüllt ist. Wir werden so bei Lazarus vorbeikommen. Er ist gewiß sehr krank und wartet auf mich ... Eßt nun. Ich ziehe mich zurück. Ich bin müde ... «

»Aber nimmst du nicht wenigstens etwas Nahrung zu dir? Du bist doch nicht etwa krank?«

»Nein, Simon. Aber seit sieben Tagen habe ich kein Bett berührt. Lebt wohl, Freunde. Der Friede sei mit euch ... « und Jesus zieht sich zurück.

Judas jubelt: »Habt ihr gesehen? Er ist demütig und gerecht und schlägt nicht aus, was gut ist ... «

»Ja ... Aber glaubst du, daß er zufrieden ist? Wirklich zufrieden?«

»Das glaube ich nicht ... Aber er versteht, daß ich recht habe ... «

»Ich möchte gern wissen, wie du es fertiggebracht hast, so viele Dinge zu erfahren, obwohl du immer bei uns gewesen bist ... «

»Ja, und ich weiß, daß ihr mich beobachtet, wie ein gefährliches Tier, aber das macht nichts. Denkt nur daran: auch ein Bettler und selbst ein Dieb können dazu dienen, etwas zu erfahren, und auch eine Frau. Ich habe mit einem Bettler gesprochen und ihm etwas gegeben, mit einem Dieb, und etwas entdeckt ... mit einer Frau und ... Was eine Frau doch alles wissen kann!«

Die Apostel schauen sich mit fragenden Blicken sehr verwundert an. Wo und wann hat sich wohl Judas jemand genähert und all dies in Erfahrung gebracht? ...

Er lacht und sagt: »Und mit einem Soldaten! Ja, denn die Frau hatte mir so viel erzählt, daß ich zu dem Soldaten gegangen bin, und er hat mir das Gesagte bestätigt. Ich habe ihm gesagt ... Alles ist erlaubt, wenn es notwendig ist, auch mit Kurtisanen und Soldaten zu verkehren!«

»Du, du bist ...« sagt Bartholomäus, doch er behält für sich, was er eigentlich sagen wollte.

»Ja, ich bin ich. Nicht mehr als ich selbst. Für euch bin ich ein Sünder, doch diene ich mit all meinen Sünden dem Meister mehr als ihr ... Und übrigens, wenn eine Kurtisane weiß, was die Feinde Jesu vorhaben, so ist das ein Zeichen, daß sie zu den Kurtisanen, Tänzerinnen und Schauspielerinnen gehen, um sich mit ihnen zu ergötzen ... und wenn diese Leute sich ihnen nähern können, kann ich es auch. Es hat mir genützt, seht ihr? Bedenkt, daß er an der Grenze von Judäa gefangengenommen werden könnte. Nennt mich daher klug, weil ich es verhindert habe ...«

Alle sind nachdenklich geworden und nehmen ihre Mahlzeit nur lustlos ein. Dann erhebt sich Bartholomäus.

»Wohin gehst du?«

»Zu ihm ... Ich glaube nicht, daß er schläft, und werde ihm etwas warme Milch bringen und sehen ...«

Er geht hinaus, bleibt eine Weile weg und kehrt dann zurück.

»Er sitzt auf seiner Lagerstatt ... und weint ... Du hast ihm weh getan, Judas. Ich habe es mir gedacht.«

»Hat er es dir gesagt? Dann gehe ich, mich rechtfertigen.«

»Nein, er hat nichts gesagt. Er hat sogar gesagt, auch du hättest deine Verdienste ... Aber ich habe ihn verstanden. Geh nicht zu ihm. Laß ihn in Ruhe.«

»Ihr alle seid Dummköpfe. Er leidet, weil er verfolgt und in seiner Sendung behindert wird; das ist es«, sagt Judas empört.

Johannes bestätigt seine Worte: »Es ist wahr. Er hat auch schon geweint, bevor er mit euch zusammengetroffen ist. Er leidet viel, auch wegen der Mutter, wegen den Brüder, wegen den unglücklichen Bauern. Oh! So viel Schmerz! ...«

»Erzähle, erzähle ...«

»Die Mutter zu verlassen, ist ein Schmerz. Sehen zu müssen, daß man ihn nicht versteht, daß niemand ihn versteht, ist ein Schmerz. Sehen zu müssen, daß die Knechte des Johanan ...«

»Ach ja, es tut einem wirklich weh, sie zu sehen ... Ich bin froh, daß Margziam sie nicht gesehen hat. Er hätte noch mehr gelitten und den Pharisäer gehaßt ... « sagt Petrus.

»Aber haben meine Brüder Jesus wieder Leid verursacht?« fragt Judas Thaddäus streng.

»Nein, im Gegenteil. Sie haben sich gesehen und miteinander gesprochen und sind in Frieden voneinander geschieden, mit guten Versprechungen. Aber Jesus hätte gern, daß sie ... wie wir ... und mehr als wir alle ... Er hätte gern, daß wir alle von seinem Reich und dessen Natur überzeugt wären. Und wir ... « Johannes sagt nicht mehr ... und es wird still in dem kleinen Raum, in dem eine Öllampe mit zwei Schnäbeln die zwölf auf verschiedene Weise nachdenklichen Gesichter beleuchtet.

534 Jesus und der samaritanische Hirte

Ich kann nicht sagen, in welcher Gegend von Samaria wir uns befinden. Sicherlich mitten in den samaritanischen Bergen, wenn es auch nicht die höchsten sind. Denn die höchsten liegen mehr im Süden, wo sie ihre steilen Gipfel in den nun heiteren Himmel ragen lassen.

Die Apostel gehen, soweit dies möglich ist, an der Seite ihres Meisters. Aber der Pfad, ein Abkürzungsweg, erlaubt es nicht sehr oft. So sammelt sich die Gruppe jeweils, um sich gleich darauf wieder aufzulösen. Viele Hirten sind mit ihren Herden auf den Bergen, und die Apostel wenden sich an diese Hirten, um sich zu erkundigen, ob dies der Weg ist, der zur Karawanenstraße führt, die das Meer mit Pella verbindet. Obwohl es Samariter sind, antworten sie immer freundlich auf die Fragen. Einer, den sie an einer Straßenkreuzung antreffen, wo Wege in alle Himmelsrichtungen führen, die sich nach einer kurzen Strecke wieder gabeln, sagt sogar: »Ich steige bald ins Tal hinab. Ruht euch ein wenig aus, dann machen wir den Weg zusammen. Wenn ihr euch in diesen Bergen verirren würdet, wäret ihr schlimm dran ... « Und mit leiser Stimme fügt er an: »Die Räu-

ber! ... « wobei er sich umschaute, als fürchte er, sie könnten in der Nähe sein und ihn bedrohen. Als er sich dann sicher fühlt, sagt er noch: »Von den Hängen des Garizim und des Ebal kommen sie in diesen Zeiten der Pilgerfahrt herab. Da finden sie immer etwas, obwohl die Römer die Straßen nun stärker bewachen ... denn es gibt immer Leute, die die belebten Straßen meiden, um schneller voranzukommen oder aus anderen Gründen.«

»Ihr habt viele solche Bösewichte, was?« fragt mit einem vielsagenden Lächeln Philippus.

»Glaubst du, Galiläer, es seien Samariter?« entgegnet der Hirte gleich etwas beleidigt. Iskariot tritt dazwischen, denn er hat diese Abweichung von der Hauptstraße vorgeschlagen und fühlt sich verpflichtet, jeglichen unerfreulichen Zwischenfall zu verhüten: »Nein, nein! Da eure Gastfreundschaft bekannt ist, flüchtet sich manch ein Bösewicht von auswärts hierher, so als ob euer ganzes Land ein Ort des Asyls wäre. Die Übeltäter wissen genau, daß niemand aus Galiläa oder Judäa sie hier verfolgen würde, und sie nützen das aus. Aber auch die Natur hilft ihnen. Die Berge ... «

»Ah, ich habe geglaubt, ihr denkt ... Aber die Berge, ja, sie sind ihnen sehr nützlich. Die beiden höchsten, dann ... Ja ... aber wie viele auf dem Adummim und in der Schlucht von Efraim! Aus allen Rassen, ha, ha ... und die römischen Soldaten sind schlau ... Sie heben ihre Nester nicht aus. Nur die Schlangen und die Adler könnten sie entdecken und in ihre Höhlen eindringen. Man erzählt furchtbare Dinge. Aber setzt euch. Ich bringe euch etwas Milch ... Ich bin zwar Samariter, aber auch ich kenne den Pentateuch. Wer mich nicht beleidigt, den beleidige auch ich nicht. Ihr ... beleidigt mich nicht, obwohl ihr Galiläer und Juden seid. Aber man sagt, es sei ein Prophet erstanden, der predigt, daß man uns lieben soll. Wenn ich nicht wüßte, daß wir, wie die Schriftgelehrten und Pharisäer Israels sagen, verflucht sind, würde ich meinen, daß die großen Propheten, die uns geliebt haben, obwohl wir Samariter sind, in ihm zurückgekehrt sind, um in ihm fortzuleben, wie einige sagen. Aber daran

glaube ich nicht ... Hier ist die Milch ... Doch ich würde mich freuen, diesem Propheten einmal zu begegnen. Es wird behauptet, daß der andere Prophet, der sich in unser Gebiet geflüchtet hatte und den wir nicht verraten haben – diejenigen, die uns schmähen, sollten das nicht vergessen – gesagt haben soll, daß dieser nun in Israel erstandene Prophet noch größer sei als Elija. Er hat ihn das Lamm Gottes, den Gesalbten, Christus, genannt. Samariter von Sichem haben bereits mit ihm gesprochen, und sie haben große Dinge von ihm erzählt; viele sind auf die Hauptstraßen gegangen in der Hoffnung, daß er dort vorüberkommt. Ja noch mehr – und es ist das erste Mal, daß so etwas vorkommt – Juden, Pharisäer und Gesetzeslehrer haben in allen unseren Städten nachgefragt und gesagt, wenn wir ihn sähen, sollten wir vorausseilen und ihn ankündigen, denn sie wollen ein großes Fest für ihn vorbereiten.«

Die Apostel schauen sich verstohlen an, aber sie schweigen klugerweise. Judas, mit seinen glänzenden schwarzen Augen, die wie im Triumph leuchten, scheint sagen zu wollen: »Habt ihr gehört? Seid ihr nun überzeugt, daß ich recht habe?«

Der Hirte fährt fort: »Ihr kennt ihn sicher. Woher kommt ihr?«

»Von Obergaliläa«, antwortet Judas schnell.

»Ah! Ihr seid ... Nein, du bist kein Galiläer.«

»Wir sind von überall her. Wir haben eine Pilgerfahrt zu den Gräbern der Gelehrten gemacht.«

»Ah! Ihr seid vielleicht Schüler ... Aber dieser Mann, ist er nicht selbst ein Rabbi?« sagt er und zeigt auf Jesus.

»Wir sind Schüler, du hast recht. Ja, dieser Mann ist ein Rabbi. Aber du weißt, daß es von Rabbi zu Rabbi Unterschiede gibt ... «

»Ich weiß es. Gewiß, dieser ist noch jung und wird noch viel lernen müssen von den großen Lehrern *eures* Tempels«, und er sagt die letzten Worte in einem verächtlichen Ton. Aber Judas, der immer gleich eine Antwort parat hat, legt eine wunderbare Nachgiebigkeit an den Tag.

Die anderen reden nicht. Jesus ist wie in Gedanken versunken.

So geht niemand auf die Stichelei ein. Judas sagt vielmehr lächelnd: »Er ist tatsächlich noch sehr jung; aber er ist der weiseste von uns allen«, und um diese Unterhaltung, die gefährlich werden könnte, zu beenden, fügt er hinzu: »Hast du noch lange zu tun? Wir würden nämlich gern bei Einbruch der Dunkelheit unten sein.«

»Nein, ich komme. Ich sammle die Schafe und komme.«

»Gut. Wir gehen indessen schon voraus . . . « Und er steht mit den anderen auf und schlägt sofort den Pfad ein.

Als ein dichtes Wäldchen zwischen ihnen und dem Hirten liegt, lacht Judas und sagt: »Wie leicht man doch das Volk an der Nase herumführen kann! Seid ihr jetzt überzeugt, daß ich nicht gelogen habe und nicht dumm war?«

»Nein, du hast nicht gelogen . . . Aber jetzt hast du gelogen.«

»Gelogen? Nein. Wie kannst du das sagen, Philippus? Ich habe es verstanden, die Wahrheit zu sagen, ohne uns dadurch zu schaden. Kommen wir vielleicht nicht von Obergailäa? Stammen wir vielleicht nicht aus allen möglichen Ortschaften? Sind wir etwa nicht einmal zu den Gräbern der Gelehrten gegangen, um sie zu verehren, und wurden dort mit Steinwürfen empfangen? Und sind wir nicht auch auf der letzten Reise nach Gischala in der Nähe vorbeigekommen? Habe ich vielleicht geleugnet, daß Jesus ein Rabbi ist? Habe ich nicht gesagt, daß er der weiseste von uns ist? . . . Bei diesen Worten habe ich daran gedacht – und dabei in meinem Innern gelacht – daß ich mit dem „Wir“ die Rabbis beleidigt habe, die alle dem Meister unterlegen sind, obwohl sie es nicht wahrhaben wollen, und weil ich den Hirten an der Nase herumgeführt habe . . . Ha, ha, ha! Man muß sich nur auszudrücken wissen . . . Dann kann man alles sagen, ohne zu sündigen und ohne zu schaden.«

Judas des Alphäus sagt mit einem Ausdruck des Mißfallens: »Für mich ist es dennoch eine Lüge.«

»Ach ja, weil ich es gewesen bin! Aber hast du gehört? Sie haben ihre Voreingenommenheit, ihren Abscheu und ihre Aufgeblasenheit aufgegeben und den Samaritern gesagt, sie sollen ihnen die Durch-

reise des Meisters melden, damit sie ihn an den Grenzen feierlich empfangen können! Ha, ha! Welch ein Fest!«

»Das Fest! Auch sie haben es verstanden zu sprechen und, während sie die Wahrheit dachten, eine Lüge zu sagen ... Judas von Kerijot hat recht«, sagt Thomas.

Jesus wendet sich um und sagt: »Ja, bei ihnen handelt es sich um verabscheuungswürdige List. Aber auch die Lügen, die man zu einem guten Zweck sagt, sind immer tadelnswert. Glaubst du, der Herr braucht solche Mittel, um seinen Messias zu schützen? Lüge nicht, selbst nicht zu einem guten Zweck. Der Geist gewöhnt sich sonst daran, Lügen zu ersinnen, und die Lippen, sie auszusprechen. Nein, Judas, vermeide die Unaufrichtigkeit.«

»Ich werde es tun, Meister. Aber schweigen wir jetzt. Der Hirte kommt im Laufschrift daher.«

Tatsächlich kommt er ihnen nach und treibt dabei die Schafe vor sich her. Diese merken, daß sie in der Nähe der Hürde sind, und beginnen in ihrem hüpfenden Lauf blökend hinunterzustürmen, wobei sie sich gegenseitig stoßen und drängen und notgedrungen die Schar der Apostel durchbrechen, die beinahe umgeworfen werden. Der Hirte, dem ein Knabe und ein Hund folgen, bleibt erst stehen, als es ihm gelungen ist, mit Hilfe des Knaben und des Hundes die Schafe aufzuhalten und sie zu sammeln, damit sie sich nicht zerstreuen oder allein ins Tal hinunterlaufen.

»Es sind die albernsten Tiere, die es auf Erden gibt, und doch sind sie so nützlich!« sagt er, während er sich den Schweiß abwischt, und seufzt: »Ach! Wenn wenigstens noch Ruben da wäre! Aber nur mit diesem Knaben! ... « Er schüttelt den Kopf und geht hinter seinen Schafen hinunter, die der Hund und der Knabe an der Spitze der Herde zusammenhalten, und setzt dabei sein Selbstgespräch fort: »Wenn ich nur diesen Propheten finden könnte; ich würde mit ihm sprechen, obwohl ich ein Samariter bin ... «

»Und was würdest du ihm sagen?« fragt ihn Jesus.

»Ich würde ihm sagen: „Ich hatte eine gute Frau; sie war wie das

Wasser der Berge für den Durstigen, und der Allerhöchste hat sie mir genommen. Ich hatte eine Tochter. Sie war gut wie die Mutter; aber ein Römer hat sie gesehen und zur Frau genommen, und nun ist sie weit fort. Ich hatte einen Knaben, den Erstgeborenen; er bedeutete mir alles ... Er glitt an einem Regentag auf dem Berg aus und brach sich das Rückgrat. Seitdem ist er unbeweglich. Und nun geht es ihm noch schlechter, da eine innere Krankheit dazugekommen ist, und die Ärzte sagen, daß er sterben wird. Ich frage dich nicht, warum der Ewige mich bestraft hat; aber ich bitte dich, meinen Sohn zu heilen.“«

»Glaubst du, daß er ihn dir heilen könnte?«

»Gewiß glaube ich das. Aber ich werde ihn niemals sehen ... «

»Warum bist du dessen gewiß? Er ist doch kein Samariter.«

»Er ist ein Gerechter. Er ist der Sohn Gottes, sagt man.«

»Ihr habt in euren Vätern Gott beleidigt.«

»Das ist wahr; aber es heißt auch, daß Gott die Schuld des Menschen verzeihen wird, da er den Erlöser schickt. Im Pentateuch steht diese Verheißung nahe bei der Verdammung von Adam und Eva. Und das Buch bringt sie immer wieder. Wenn er diese Schuld verzeiht, kann er dann mir seine Barmherzigkeit verweigern, da ich doch nicht schuld bin, als Samariter geboren zu sein? Ich glaube, wenn der Messias von meinem Schmerz wüßte, würde er Erbarmen mit mir haben.«

Jesus lächelt, sagt aber nichts. Auch die Apostel lächeln verständnisvoll, aber der Hirte bemerkt es nicht.

»Dieser Knabe ist also nicht dein Sohn?« fragt Jesus weiter.

»Nein. Er ist der Sohn einer Witwe, die acht Knaben hat und Hunger leidet. Ich habe ihn als Hilfe ... und als Sohn angenommen, um nicht allein zu sein ... wenn Ruben im Grabe sein wird ... « und er seufzt.

»Wenn nun dein Sohn geheilt würde, was würdest du dann mit diesem hier tun?«

»Ich würde ihn behalten. Er ist gut, und ich habe Erbarmen mit

ihm ... « Er senkt die Stimme und sagt: »Er weiß es nicht ... aber sein Vater ist auf den Galeeren gestorben.«

»Was hat er getan, um dieses Los zu verdienen?«

»Nichts aus eigenem Willen. Er überfuhr mit dem Wagen einen betrunkenen Soldaten und wurde angeklagt, es absichtlich getan zu haben.«

»Woher wißt ihr, daß er tot ist?«

»Oh, man überlebt nicht lange am Ruder! Aber eine sichere Nachricht über ihn haben wir von einem Kaufmann in Samaria erhalten, der gesehen hat, wie man ihm tot die Ketten abgenommen und ihn jenseits der Säulen ins Meer geworfen hat.«

»Und würdest du diesen Knaben wirklich bei dir behalten?«

»Ich bin bereit, das zu beschwören. Er ist unglücklich, und ich bin unglücklich. Und ich bin nicht allein. Andere haben die Söhne der Witwe zu sich genommen, und ihr sind die drei Mädchen geblieben. Immer noch zu viel. Aber besser zu viert sein als zu zwölf ... Doch ich brauche nicht zu schwören ... Ruben wird sterben ... «

Man sieht schon die Straße, und sie wird von vielen Pilgern begangen, die es eilig haben, einen Ort zum Rasten zu erreichen. Der Abend naht.

»Hast du eine Ruhestätte für die Nacht?« fragt der Hirte.

»Eigentlich nicht.«

»Ich würde dir gern sagen: Komm! Aber mein Haus ist zu klein für alle; doch der Stall ist groß.«

»Gott lohne es dir so, wie wenn du mich beherbergt hättest. Aber ich werde noch weitergehen, bis der Mond untergegangen ist.«

»Wie du willst. Aber fürchtest du nicht, dich zu verirren und Schlimmem zu begegnen?«

»Gegen die Räuber schützt mich meine Armut und die meiner Gefährten. Was den Weg angeht, vertraue ich mich dem Engel der Pilger an.«

»Ich muß der Herde vorangehen. Der Knabe kennt sich noch nicht aus ... und die Straße ist voller Wagen ... « und er läuft nach vorn, um die Schafe sicher zu führen.

»Meister, jetzt wird es gefährlich. Wir müssen ein gutes Stück der Straße unter dem Volk zurücklegen ... « flüstern die Apostel.

Nun haben sie die Straße erreicht und folgen den Schafen, die in einer Reihe gehen zwischen dem Berg und dem Weidenstock des Hirten und der Wachsamkeit des Hundes. Der Knabe ist jetzt nahe bei Jesus, der ihn streichelt.

Sie kommen zu einer Weggabelung. Der Hirte hat seine Herde zum Stillstehen gebracht und sagt: »Sieh, das ist dein Weg, und das ist der meinige. Aber sobald du in die Nähe der Ortschaft kommst, wirst du einen dritten, kürzeren finden, der ins nächste Dorf führt. Schau: Siehst du diese gewaltige Sykomore? Geh dorthin, und dann wende dich nach rechts. Du wirst zu einem kleinen Platz mit einem Brunnen kommen und danach zu einem rauchgeschwärzten Haus. Das ist die Schmiede. Hinter diesem Haus ist der Weg; du kannst nicht fehlgehen. Leb wohl.«

»Leb wohl. Du bist gut gewesen, und Gott wird dich trösten.«

Der Hirte geht seines Weges, Jesus folgt dem seinen. Den ersten umgeben die Schafe, den zweiten die Apostel. Zwei Hirten inmitten ihrer Herde.

Eine Gruppe von Häusern trennt sie nun, und sie sehen sich nicht mehr. Diese befinden sich zwischen der Hauptstraße, auf der der Hirte geht, und dieser kleinen Straße, die in einen ärmlichen Vorort des Städtchens führt, den ärmsten, glaube ich ... still und einsam ... Die armen Leute sind schon in ihren Häusern, und durch die angelehnten Türen kann man die Feuerstätten in den Küchen sehen ... Der Abend steigt hernieder mit dem Nebel der Dämmerung.

»Wir werden haltmachen, sobald wir außerhalb des Dorfes sind«, sagt Judas. »Ich sehe dort Häuser in den Feldern.«

»Nein, es wäre besser, weiterzugehen.« Die Meinungen sind verschieden.

Sie gelangen zum Brunnen und eilen hin, um sich zu waschen und ihre Flaschen zu füllen. Da ist auch der Schmied. Er ist dabei, seine dunkle Werkstatt zu schließen. Und dort ist der Weg, der in die Felder führt ... Diesen schlagen sie ein.

Aber nun ist in der Ferne, vom Dorfe her, ein Schrei zu hören.

»Rabbi! Rabbi! Mein Sohn! Bürger! Kommt! Wo ist der Pilger?«

»Sie suchen uns, Herr! Was hast du getan?«

»Lauft! Wenn wir den Wald dort erreichen, wird uns niemand finden.«

Sie laufen durch die Wiese, auf der das zuletzt gemähte Heu liegt, gelangen zu einer kleinen Anhöhe, klettern hinauf und entschwinden, gefolgt von den nun zahlreichen Stimmen und von den Leuten, die sich außerhalb des Dorfes zerstreuen und mehr schreien als schauen, da das Halbdunkel schon viele Dinge verhüllt. Sie bleiben am Fuße des Hügels stehen.

»Ich sage euch, es war der Rabbi, der in Sichem gewesen ist. Nur er kann es gewesen sein. Er hat mir Ruben geheilt. Und ich habe ihn nicht erkannt. Rabbi! Rabbi! Rabbi, laß mich dir huldigen! Sage mir, wo du dich verbirgst!«

Nur das Echo antwortet und scheint zu sagen: »Abbi, abbi, abbi.«

»Aber er kann nicht weit sein«, sagt der Schmied. »Er ist hier vorbeigegangen, kurz bevor du gekommen bist ... «

»Und doch ist er nicht mehr da. Du siehst es ja, der Weg ist menschenleer. Und er mußte diesen Weg nehmen.«

»Er wird doch nicht etwa im Wald sein?«

»Nein. Er hatte es eilig ... « Dann sucht er Hilfe bei seinem Hund. Er befiehlt ihm: »Suche, suche!« Und einen Augenblick scheint es, als könne der Hund das Versteck aufspüren, denn er läuft auf den Wald zu, nachdem er an der Wiese geschnüffelt hat. Doch plötzlich bleibt das Tier mit erhobener Pfote, die Schnauze in der Luft, und läuft dann, von ich weiß nicht was angezogen, bellend in entgegengesetzter Richtung davon, und die Leute hinterher ...

»Oh! Gelobt sei der Herr!« rufen die Apostel mit einem Seufzer der Erleichterung aus; aber sie können sich nicht enthalten, dem Meister zu sagen: »Was hast du denn gemacht, Herr!« Und es sieht beinahe so aus, als wollten sie ihn dafür schelten. »Du weißt, daß es nicht gut ist, wenn man weiß, wo du dich aufhältst, und du ... «

»Sollte ich diesen Glauben nicht belohnen? Und ist es nicht gut, wenn sie mich auf dem Weg von Dotan nach Pella glauben? Wolltet ihr etwa nicht, daß sie nichts mehr verstehen?«

»Es ist wahr. Du hast recht. Aber wenn das Tier dich entdeckt hätte?«

»Oh, Simon! Glaubst du vielleicht, daß der, der auch aus der Ferne den Krankheiten und den Elementen gebietet und die Dämonen vertreibt, ein Tier seinem Willen nicht gefügig machen kann? Versuchen wir nun, den Weg am anderen Ende der Kurve zu erreichen. So werden sie uns nicht mehr sehen. Gehen wir.«

Sie müssen sich fast vorantasten in dem Wäldchen auf dem Hügel, bis sie wieder auf den Weg kommen, der schmal und weiß daliegt im Licht des Mondes, der in weiter Ferne vom Dorf, das der Hügel nun ganz verbirgt, aufgeht.

535 Die zehn Aussätzigen bei Efraim

Sie sind noch immer in den Bergen, einem ziemlich rauhen Gebirge, auf Wegen, auf denen gewiß keine Wagen fahren, sondern nur Fußgänger oder Reiter auf starken Gebirgssaumtieren unterwegs sind, die größer und widerstandsfähiger sind als gewöhnliche Reittiere vom Flachland. Es ist eine Beobachtung, die vielen unnütz erscheinen mag, die ich aber dennoch mache. In Samaria herrschen vielfach ganz andere Gewohnheiten als anderswo, sei es in der Kleidung, sei es in sonstigen Dingen. Auffallend ist z. B. die große Zahl der Hunde, die man anderswo nicht findet, auffallend wie die Schweinezucht in der Dekapolis. Vielleicht gibt es so viele Hunde, weil es in Samaria viele Hirten und Herden gibt und weil in diesen wilden Bergen sicher auch viele Wölfe leben. Die vielen Hunde kommen vielleicht auch daher, daß in Samaria die Hirten vielfach allein sind, höchstens zusammen mit einem Knaben, da jeder seine eigene Herde hat; anderswo sind es meist viele, die gemeinsam die großen Herden reicher Grundbesitzer bewachen. Tatsache ist, daß hier jeder Hirte sei-

nen Hund oder gar mehrere hat, entsprechend der Zahl der Schafe seiner Herde. Eine andere Eigentümlichkeit sind die Esel, die fast so groß sind wie ein Pferd, stark und fähig, diese Berge mit schweren Lasten auf dem Saumsattel zu erklimmen oder auch beträchtliche Holzladungen von den mit uralten Bäumen bewachsenen herrlichen Bergen hinabzutragen. Eine weitere Eigenheit: die Gewandtheit im ganzen Benehmen der Bewohner, die ohne „Sünder“ zu sein, wie sie von den Galiläern und Judäern gescholten werden, offen und gerade sind, ohne Bigotterie und all das Theater der anderen. Gastfreundlich sind sie auch. Diese Feststellung läßt mich glauben, daß das Gleichnis vom barmherzigen Samariter nicht nur bewußt hervorheben will, daß es Gutes und Böses überall gibt, an allen Orten und bei allen Rassen, und sogar bei Abtrünnigen, die doch in ihrem Herzen Gerechte sein können, sondern daß es vielmehr auch die wirklichen Gewohnheiten der Samariter gegenüber Hilfsbedürftigen beschreibt. Sie nehmen zwar von der Heiligen Schrift nur die fünf Bücher des Mose an – ich höre, daß sie immer nur von ihnen und nichts anderem reden – aber diese setzen sie auch in die Tat um, wenigstens dem Nächsten gegenüber; und das mit mehr Gewissenhaftigkeit als die übrigen mit ihren 613 kleinen Zusätzen usw. usw.

Die Apostel sprechen mit dem Meister, und obwohl sie unverbesserliche Israeliten sind, müssen sie das Wesen der Bewohner von Sichem anerkennen und loben, die, wie ich den Gesprächen entnehme, Jesus eingeladen haben, bei ihnen zu bleiben.

»He! Hast du gehört«, sagt Petrus, »wie sie ganz klar gesagt haben, daß sie den Haß der Judäer kennen? Sie haben gesagt: „Der Haß auf dich ist viel größer als auf alle Samariter, die es je gegeben hat. Sie hassen dich grenzenlos.“«

»Hat der Alte nicht ganz treffend gesagt: „Im Grunde haben sie recht, denn du bist kein gewöhnlicher Mensch. Du bist der Christus, der Erlöser der Welt, und daher bist du der Sohn Gottes; denn nur Gott allein kann die verderbte Welt retten. Da dir aber, wie Gott, keine Grenzen gesetzt sind, sind deine Macht, deine Heiligkeit und

deine Liebe grenzenlos, so wie auch dein Sieg über das Böse grenzenlos sein wird. Und so ist es natürlich, daß das Böse und der Haß, der Hand in Hand geht mit dem Bösen, ebenfalls grenzenlos sind.“ Er hat das gut gesagt, und dies erklärt vieles«, sagt der Zelote.

»Was kann man deiner Meinung nach damit erklären? Ich ... ich sage, es zeigt nur, daß sie töricht sind«, sagt der kurz angebundene Thomas.

»Nein, die Torheit wäre noch eine Entschuldigung. Aber sie sind nicht dumm.«

»Dann trunken, trunken vor Haß«, erwidert Thomas.

»Auch das nicht. Die Trunkenheit verfliegt, nachdem sie sich ausgetobt hat, aber dieser Haß gibt nicht nach.«

»O ja, und wie heftig er schon seit langem tobt! ... Er müßte sich doch nun gelegt haben.«

»Freunde, er hat sein Ziel noch nicht erreicht«, sagt Jesus ruhig, als ob das Ziel ihres Hasses nicht seine Hinrichtung wäre.

»Nicht?! Aber wenn sie uns nie in Ruhe lassen?!«

»Meister, sie lassen sich nicht überzeugen, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Aber ich habe sie gesagt. Und ob ich sie gesagt habe! Und ich sage auch, wenn es nach euch gegangen wäre, wäret ihr schon alle in die Falle getappt, wie der Täufer. Aber es wird ihnen nicht gelingen, denn ich wache«, sagt Iskariot.

Und Jesus schaut ihn an. Auch ich betrachte ihn und frage mich, ich frage mich schon seit Tagen, ob wohl das Benehmen des Iskariot einer tatsächlichen aufrichtigen Rückkehr auf den Weg des Guten und der Liebe zu seinem Meister, in einer Befreiung von menschlichen und übermenschlichen Kräften, die ihn gefangen gehalten haben, entspringt, oder ob es die raffinierteste Vorbereitung auf den endgültigen Schlag, eine noch größere Versklavung durch die Feinde Christi und Satan, darstellt. Aber Judas ist ein so eigenartiges Wesen, daß er nicht zu enträtseln ist. Gott allein kann ihn verstehen, und Gott, Jesus Christus, legt einen Schleier der Barmherzigkeit und Klugheit über alle Handlungen und über das ganze Wesen sei-

nes Apostels . . . einen Schleier, der erst dann zerreißen und so viele noch geheimnisvolle „Warum“ beantworten wird, wenn die Bücher des Himmels einst aufgeschlagen sind.

Die Apostel sind so besorgt über den Gedanken, daß der Haß der Feinde sein Ziel noch nicht erreicht hat, daß sie eine Zeitlang nicht mehr sprechen. Dann aber wendet sich Thomas erneut an den Zeloten und fragt: »Nun denn, wenn sie weder trunken noch töricht sind, wenn ihr Haß so vieles erklärt, doch dies nicht, was erklärt er dann? Was sind sie? Das hast du noch nicht gesagt . . . «

»Was sie sind? Besessene. Das, was sie von ihm sagen, sind sie selbst. Das erklärt ihre Verbissenheit, die keine Ruhe kennt, die vielmehr immer noch zunimmt, je mehr sich seine Macht offenbart. Jener Samariter hat es gut ausgedrückt . . . In ihm, dem Sohn des Vaters und Marias, dem Gott und dem Menschen, ist die Unendlichkeit Gottes; und unendlich ist der Haß, der sich dieser vollkommenen Unendlichkeit widersetzt, auch wenn der Haß in seinem grenzenlosen Wesen nicht vollkommen sein kann, da nur Gott in seinen Handlungen vollkommen ist. Aber wenn der Haß den Abgrund der Vollkommenheit berühren könnte, würde er hinabsteigen und ihn erreichen; er würde sich sogar hinabstürzen, um ihn zu erreichen, und dann durch die Wucht seines Falles in den Höllenabgrund zurückgeschleudert werden gegen Christus, um ihn zu treffen mit allen dem höllischen Abgrund zur Verfügung stehenden Waffen. Das Firmament, das von Gott gelenkt wird, hat nur eine Sonne. Sie erhebt sich und strahlt, entschwindet und überläßt ihren Platz der kleineren Sonne, dem Mond; und nachdem dieser seinerseits gestrahlt hat, geht auch er unter, um seinen Platz am Himmel wieder der Sonne zu überlassen. Die Sterne können den Menschen vieles lehren, da sie sich dem Willen des Schöpfers unterwerfen. Die Menschen tun das nicht, und ein Beispiel dafür ist diese Widersetzlichkeit gegen den Meister. Was würde geschehen, wenn der Mond eines Morgens sagen würde: „Ich will mich heute nicht zurückziehen; ich kehre auf demselben Weg zurück, den ich gekommen bin?“ Bestimmt würde

er dann mit der Sonne zusammenstoßen zum Entsetzen und zum Schaden der ganzen Schöpfung. Sie aber wollen dies tun in der Meinung, die Sonne zerschmettern zu können ... «

»Es ist der Kampf der Finsternis gegen das Licht. Wir sehen es jeden Tag beim Morgengrauen und jeden Abend. Die beiden Mächte, die sich gegenüberstehen, übernehmen abwechslungsweise die Herrschaft über die Erde. Aber die Finsternis wird immer überwunden, denn sie ist niemals absolut. Etwas Licht strömt immer aus, selbst in sternenlosen Nächten. Es scheint, als würde die Luft es selbst in den unendlichen Räumen des Himmels schaffen und ausgießen, und wenn auch noch so wenig, um die Menschen zu überzeugen, daß die Sterne nicht erloschen sind. Und ich sage, ebenso wird in dieser besonderen Finsternis des Bösen gegenüber dem Licht, das Jesus ist, und trotz aller Anstrengungen der Finsternis, immer das Licht da sein, um den zu trösten, der an das Licht glaubt«, sagt Johannes und lächelt bei dem Gedanken, ganz in sich versunken, als ob er ein Selbstgespräch führe.

Jakobus des Alphäus greift seine Gedanken auf: »In den heiligen Büchern wird Christus der Morgenstern genannt. Eine Nacht wird also auch er erleben, und – welch ein Schreck für mich – auch wir werden sie erleben diese Nacht, die Zeit, da das Licht nicht stark genug und die Finsternis siegreich zu sein scheint. Aber da er der Morgenstern genannt wird auf eine Weise, die eine zeitliche Begrenzung ausschließt, sage ich, daß er nach der kurzen Nacht das Morgenlicht sein wird, rein, frisch, jungfräulich, die Welt erneuernd und ähnlich dem Licht, das dem Chaos des ersten Tages folgte. O ja! Die Welt wird neu geschaffen werden in seinem Licht.«

»Und Fluch wird fallen auf die Verworfenen, welche die Hände erheben wollten, um das Licht zu treffen, und die damit die schon begangenen Irrtümer wiederholt haben, von Luzifer bis zu den Schändern des heiligen Volkes. Jahwe läßt den Menschen Freiheit in ihren Handlungen. Aber aus Liebe zum Menschen wird er nicht erlauben, daß die Hölle siegt.«

»Oh, Gott sei Dank, daß nach so viel Dumpfheit der Geister, in der alle wie betäubt, schwerfällig und früh gealtert erschienen, die Weisheit wieder auf unseren Lippen erblüht! Wir schienen nicht mehr wir selbst zu sein. Jetzt finde ich den Zeloten und Johannes und die beiden Brüder von einst wieder!« sagt Iskariot erfreut.

»Ich glaube nicht, daß wir so verändert waren, daß wir nicht mehr wir selbst zu sein schienen«, sagt Petrus.

»Und ob wir es waren! Alle. Du als erster, auch Simon und die anderen, ich selbst miteingeschlossen. Wenn einer da ist, der mehr oder weniger wie immer war, dann ist es Johannes.«

»Hm, ich weiß wirklich nicht, worin wir ... «

»Worin? Schweigsam, wie müde, gleichgültig und nachdenklich ... Nie mehr hörte man Gespräche wie früher so oft oder wie jetzt, die doch so nützlich sind ... «

»Um zu streiten«, sagt Thaddäus, der sich daran erinnert, daß sie oft tatsächlich in Streitgespräche ausgeartet sind.

»Nein, um uns zu bilden; denn nicht alle sind wie Natanaël oder Simon, oder wie ihr, Söhne des Alphäus, von Haus oder von Natur aus weise und gebildet. Und wer es weniger ist, lernt immer von dem, der es mehr ist«, entgegnet Iskariot.

»Wahrlich, ich würde sagen, daß es vor allem nötig ist, in der Gerechtigkeit zu wachsen, und darin hat uns Simon die wunderbarsten Lektionen gegeben«, sagt Thomas.

»Ich? Du siehst wohl schlecht. Ich bin der Dümme von allen«, sagt Petrus.

»Nein, du bist derjenige, der sich am meisten verändert hat. Darin hat Judas von Kerijot recht. Es gibt in dir nur noch sehr wenig von dem Simon, den ich früher gekannt habe, als ich mit euch gekommen bin, und der, verzeihe mir, lange Zeit er selbst geblieben ist. Seit ich dich wiedergefunden habe nach der Trennung wegen des Lichterfestes, bist du ganz verwandelt. Jetzt bist du ... ja, ich sage es, viel väterlicher und gleichzeitig viel ernster. Du hast Verständnis für die Fehler all deiner armen Brüder, während du früher ... Man

sieht, ich wenigstens sehe es, daß es dich etwas kostet. Aber du besiegst dich selbst. Niemals mehr als jetzt, da du wenig sprichst und wenig tadelst, flößt du uns Respekt ein ... «

»Aber, mein Freund! Du bist sehr gut, wenn du mich so beurteilst ... Ich habe mich, abgesehen von der Liebe zum Meister, die immer mehr wächst, in nichts geändert.«

»Nein, Thomas hat recht. Du hast dich sehr verändert«, bestätigen viele.

»Bah, das sagt ihr ... « entgegnet Petrus, zuckt die Achseln, und fügt noch hinzu: »Nur das Urteil des Meisters würde mir Gewißheit geben. Aber ich hüte mich, ihn danach zu fragen. Er kennt meine Schwäche, und er weiß, daß auch ein nicht angebrachtes Lob meiner Seele schaden könnte. Deshalb würde er mich nicht loben, und er würde gut daran tun. Immer besser verstehe ich sein Herz und sein Vorgehen und erkenne die ganze Gerechtigkeit darin.«

»Weil du ein aufrichtiges Herz hast und immer mehr liebst. Was dir erlaubt, zu erkennen und zu verstehen, ist deine Liebe zu mir. Dein Meister, dein wirklicher und größter Meister, der dich deinen Meister verstehen läßt, ist die Liebe«, sagt Jesus, der bis zu diesem Augenblick zugehört und geschwiegen hat.

»Ich glaube, daß ... daß es auch der Schmerz ist, den ich hier drinnen habe ... «

»Schmerz? Warum?« fragen einige.

»Ach! Wegen so vieler Dinge, die schließlich auf ein Einziges hinauslaufen: alles das, was der Meister leidet, und der Gedanke an das, was er noch leiden wird. Man kann nicht mehr so unbeschwert sein wie in der ersten Zeit, unbeschwert wie unwissende Kinder, jetzt, da man weiß, wozu der Mensch fähig ist und wieviel man leiden muß, um ihn zu retten. Ach ja! Wir hielten alles für so einfach in der ersten Zeit. Wir glaubten, man brauche nur hinzugehen und sich vorzustellen, um die anderen auf unserer Seite zu haben. Wir glaubten, Israel und die Welt zu erobern, wäre so ... wie wenn man ein Netz in fischreichem Wasser auswirft. Wir Ärmsten! Ich denke mir, daß wenn es

ihm nicht gelingt, einen guten Fang zu machen, wir überhaupt keinen machen werden. Aber das ist noch gar nichts. Ich denke daran, wie schlecht sie sind und wie sie ihn leiden machen. Ich glaube, daß dies ganz allgemein der Grund unserer Veränderung ist ... «

»Das ist wahr. Was mich angeht, ist es richtig«, bestätigt der Zelote.

»Auch mich. Auch mich ... « sagen andere.

»Ich war früher gerade deswegen so unruhig und habe versucht ... gute Hilfe zu finden. Aber sie haben mich enttäuscht ... und ihr habt mich nicht verstanden. Und ich habe euch nicht verstanden. Ich glaubte, ihr wäret so, wie ihr seid, aus Müdigkeit des Geistes, Mißtrauen, Enttäuschung ... «

»Ich habe mir niemals menschliches Glück erhofft und bin deswegen auch nicht enttäuscht«, sagt der Zelote.

»Ich und mein Bruder möchten ihn siegreich sehen, aber um seiner Freude willen. Wir sind ihm ursprünglich mehr aus Verwandtenliebe als aus der Liebe des Jüngers für den Meister gefolgt. Wir sind ihm seit unserer Kinderzeit immer gefolgt. Er ist jünger als wir, seine Brüder; aber er war immer viel reifer als wir ... « sagt Jakobus mit seiner grenzenlosen Bewunderung für Jesus.

»Wenn wir einen Schmerz haben, so ist es der, daß ihn nicht alle aus unserer Verwandtschaft im Geiste, und nur im Geiste, lieben. Aber wir sind nicht die einzigen in Israel, die ihn schlecht lieben«, sagt Thaddäus.

Judas Iskariot schaut ihn an und würde vielleicht etwas sagen; aber er wird abgelenkt durch einen Schrei, der von einem Hügel herkommt, der die Ortschaft beherrscht, an der sie entlanggehen und einen Weg hinein suchen.

»Jesus! Rabbi! Jesus, Sohn Davids und unser Herr, habe Erbarmen mit uns!«

»Aussätzige! Gehen wir, Meister, sonst wird das ganze Dorf herbeilaufen und uns in den Häusern aufhalten«, sagen die Apostel.

Aber die Aussätzigen haben den Vorteil, daß sie ihnen voraus sind,

hoch über der Straße, wenn auch wenigstens fünfhundert Meter vom Dorf entfernt; und sie kommen hinkend herunter und laufen auf Jesus zu, wobei sie ihre Rufe wiederholen.

»Gehen wir ins Dorf, Meister, dorthin dürfen sie nicht kommen«, sagen einige Apostel; aber andere entgegnen: »Einige Frauen schauen schon aus den Häusern. Wenn wir ins Dorf gehen, entkommen wir den Aussätzigen, aber wir werden auch erkannt und aufgehalten.«

Während sie im Ungewissen sind, was sie tun sollen, nähern sich die Aussätzigen Jesus immer mehr, der allem Wenn und Aber zum Trotz seinen Weg fortgesetzt hat. Die Apostel müssen sich fügen und ihm folgen, während Frauen mit Kindern an ihrer Brust und einige alte Männer, die im Dorf zurückgeblieben sind, herbeieilen, um zu sehen, aber in entsprechender Entfernung von den Aussätzigen. Diese bleiben einige Meter vor Jesus stehen und flehen wieder: »Jesus, hab Erbarmen mit uns!«

Jesus betrachtet sie einen Augenblick. Dann fragt er, ohne auf diese Leidensgruppe zuzugehen: »Seid ihr aus diesem Dorf?«

»Nein, Meister, wir kommen aus verschiedenen Orten. Aber von der anderen Seite dieses Berges, auf dem wir leben, kann man die Straße nach Jericho überblicken, und der Ort ist gut für uns ... «

»Dann geht in das Dorf, das eurem Berg am nächsten liegt, und zeigt euch den Priestern.«

Jesus setzt seinen Weg fort, geht dabei aber am Rand der Straße, um nicht mit den Aussätzigen in Berührung zu kommen, die ihn näherkommen sehen und deren ganze und einzige Hoffnung im Blick ihrer armen kranken Augen liegt. Als Jesus auf gleicher Höhe mit ihnen ist, erhebt er die Hand zum Segen.

Die Dorfbewohner kehren enttäuscht in ihre Häuser zurück ... Die Aussätzigen steigen wieder auf ihren Berg, um in ihre Höhlen oder an die Straße nach Jericho zu gehen.

»Es war gut, daß du sie nicht geheilt hast. Die Leute dieses Dorfes hätten uns nicht mehr losgelassen ... «

»Ja, und wir müssen noch vor Einbruch der Nacht Efraim erreichen.«

Jesus geht weiter und schweigt. Das Dorf ist nun vor ihren Blicken verborgen, da die Straße in Kurven und starken Windungen der Form des Berges folgt, an dessen Fuß sie verläuft.

Da erreicht sie eine Stimme: »Lob sei Gott, dem Allerhöchsten, und seinem wahren Messias! In ihm ist alle Macht, Weisheit und Barmherzigkeit! Lob sei Gott, dem Allerhöchsten, der uns in ihm den Frieden geschenkt hat. Lobt ihn alle, ihr Menschen von Judäa und Samaria, von Galiläa und Transjordanien. Bis zu den Firnen des höchsten Hermon, bis zu den verbrannten Steinwüsten Idumäas, bis zu den von den Wellen des großen Ozean bespülten Gestaden erklinge das Lob des Allerhöchsten und seines Christus. Seht, nun ist die Prophezeiung des Bileam in Erfüllung gegangen. Der Stern Jakobs erstrahlt am neuen Himmel des vom wahren Hirten geeinten Vaterlandes. Nun haben sich die den Patriarchen gegebenen Versprechen erfüllt. Dies, dies ist das Wort des Elija, der uns liebte. Hört es, o ihr Völker von Palästina, und versteht es! Jetzt darf man kein schwankendes Rohr mehr sein, jetzt muß man im Licht des Geistes wählen, und wenn der Geist redlich ist, wird er richtig wählen. Dies ist der Herr! Folgt ihm. Ach, denn wir sind bisher bestraft worden, da wir uns nicht bemühten zu verstehen. Der Mann Gottes verfluchte den falschen Altar und prophezeite: „Siehe, dem Hause Davids wird ein Sohn geboren, Joschija ist sein Name. Er wird auf dem Altar opfern und Menschengedaine verbrennen. Und der Altar wird bersten bis in die Eingeweide der Erde, und die Asche des Brandopfers wird zerstreut nach Mitternacht und nach Mittag, nach Osten und nach Westen, wo die Sonne untergeht.“ Handelt nicht wie der törichte Ahasja, der den Gott von Ekron befragen ließ, während doch der Allerhöchste in Israel weilte. Seid nicht geringer als die Eselin des Bileam, die in ihrem Gehorsam gegen den Geist des Lichtes das Leben verdiente, während der Prophet geschlagen wurde, da er nichts sah. Seht das Licht, das unter uns wandelt. Öffnet die Augen, o ihr

Geistesblinden, und seht!« Einer der Aussätzigen folgt ihnen in immer geringerer Entfernung auch auf der Hauptstraße, die sie nun erreicht haben, und weist die Pilger auf Jesus hin.

Verärgert drehen sich die Apostel zwei- oder dreimal zu dem Aussätzigen um, der nun vollständig geheilt ist, und gebieten ihm, zu schweigen. Schließlich drohen sie ihm beinahe.

Aber er, der so seine Stimme erhebt, damit alle sie hören, hält nur einen Augenblick inne und entgegnet: »Wollt ihr, daß ich die Großtaten nicht verherrliche, die Gott an mir vollbracht hat? Wollt ihr, daß ich ihn dafür nicht lobpreise?«

»Preise ihn in deinem Herzen und schweige«, antworten sie unruhig.

»Nein, ich kann nicht schweigen. Gott legt die Worte in meinen Mund.« Dann beginnt er wieder laut zu rufen: »Volk der beiden Grenzdörfer, du Volk, das du zufällig vorübergehst, halte an und bete an den, der da herrschen wird im Namen des Herrn. Ich spottete einst über viele dieser Worte. Jetzt aber wiederhole ich sie, denn ich sehe ihre Erfüllung. Seht, alle Völker setzen sich in Bewegung und kommen frohlockend zum Herrn auf den Wegen des Meeres und der Wüste, über Hügel und Berge. Auch wir, das Volk, das in Finsternis wandelte, werden hingehen zum Licht, das aufgegangen, zum Leben, das entsprossen ist, aus dem Land des Todes. Wölfe, Leoparden und Löwen, die wir waren, werden wir im Geiste des Herrn wiedergeboren werden und uns lieben in ihm, im Schatten des aus Isai entsprungenen Sprosses, der zur Zeder geworden ist, unter der er die Nationen versammelt von den vier Enden der Erde. Seht, es kommt der Tag, da die Eifersucht Efraims ein Ende haben wird, denn es gibt nicht mehr Israel und Juda, sondern nur ein einziges Reich: das Reich des Gesalbten des Herrn. Seht, ich singe das Lob des Herrn, der mich gerettet und getröstet hat. Seht, ich sage: Lobt ihn und kommt, das Wasser aus den Quellen des Heils zu schöpfen. Hosanna! Hosanna den Großtaten Gottes! Hosanna dem Allerhöchsten, der seinen Geist im Gewand des Fleisches unter die Menschen gesandt hat, auf daß er ihr Erlöser werde!«

Er ist nicht zu erschöpfen. Das Volk mehrt sich, drängelt und versperert den Weg. Wer hinten war, eilt herbei; wer vorne war, kehrt nach hinten zurück. Die Bewohner einer kleinen Ortschaft, in dessen Nähe sie nun sind, schließen sich den Vorübergehenden an.

»Aber bringe ihn doch zum Schweigen, Herr. Er ist ein Samariter, wie das Volk uns sagt. Er darf nicht von dir sprechen, wenn du nicht einmal erlaubst, daß wir vor dir hergehen und dich verkünden!« sagen die Apostel voller Unruhe.

»Meine Freunde, ich wiederhole die Worte des Mose an Josua, den Sohn Nuns, der sich beklagt hatte, weil Eldad und Medad im Feldlager prophezeiten: „Eiferst du für mich? Möchte doch Jahwe das ganze Volk zu Propheten machen! Daß doch der Herr allen seinen Geist mitteile!“ Doch ich werde auf ihn warten und ihn entlassen, um euch zufriedenzustellen.«

Jesus bleibt stehen, dreht sich um und ruft den geheilten Aussätzigen zu sich, der herbeieilt, sich vor Jesus niederwirft und den Staub küßt.

»Erhebe dich! Wo sind die anderen? Wart ihr nicht zehn? Haben die anderen neun nicht das Bedürfnis verspürt, dem Herrn zu danken? Was ist das? Unter zehn Aussätzigen, von denen nur einer ein Samariter ist, hat sich keiner gefunden als dieser Fremdling, der sich verpflichtet gefühlt hätte, zurückzukehren und Gott die Ehre zu erweisen, bevor er dem Leben und seiner Familie wiedergegeben wird? Und er wird „Samariter“ genannt. Sie sind also nicht mehr trunken, die Samariter, da sie sehen, ohne sich zu täuschen, und den Weg des Heiles einschlagen, ohne zu wanken? Spricht das Wort etwa eine fremde Sprache, da die Fremden sie verstehen, nicht aber das eigene Volk?«

Er läßt seine herrlichen Augen über die Menschen aus allen Orten Palästinas schweifen, die hier zugegen sind. Man kann das Strahlen dieser Augen nicht ertragen . . . Viele neigen das Haupt, geben ihren Reitern die Sporen oder entfernen sich zu Fuß.

Jesus aber richtet seine Augen auf den Samariter zu seinen Füßen,

und sein Blick nimmt den Ausdruck wunderbarer Sanftmut an. Er erhebt die Hand, die locker an seiner Seite gehangen hat, macht eine Segensgeste und sagt: »Erhebe dich und geh. Dein Glaube hat in dir mehr gerettet als nur das Fleisch. Wandle fortan im Lichte Gottes. Geh!«

Der Mann küßt noch einmal den Staub und bittet, bevor er sich erhebt: »Einen Namen, o Herr! Gib mir einen neuen Namen, denn alles ist neu in mir, und für immer.«

»In welchem Land befinden wir uns?«

»Im Land Efraim.«

»Efraim sollst du von nun an heißen; denn zweimal hat das Leben dir das Leben gegeben. Nun geh.«

Der Mann erhebt sich und geht.

Die Bewohner des Ortes und einige Pilger möchten Jesus aufhalten. Aber er unterwirft sie mit seinem Blick, der zwar nicht streng, sondern sehr sanft ist, von dem aber eine Macht ausgehen muß; denn niemand versucht mehr, ihn zurückzuhalten.

Jesus verläßt den Weg, ohne den kleinen Ort zu betreten, geht über ein Feld, dann über ein Flößchen und einen Pfad, und steigt auf den bewaldeten Hügel im Osten. Dort verbirgt er sich mit den Seinen und sagt: »Damit wir uns nicht verirren, wollen wir dem Weg folgen, aber im Wald bleiben. Nach der Kurve dort führt die Straße an diesem Berg vorbei. Dort werden wir irgendeine Höhle zum Übernachten finden, und im Morgengrauen werden wir Efraim verlassen ... «

536 Jesus in Efraim • Das Gleichnis vom Granatapfel

Jesus glaubt tatsächlich, Efraim im ersten Licht des Morgengrauens verlassen zu können, während die Stadt noch ruht und die Straßen menschenleer sind, um von niemandem gesehen zu werden. Trotz der frühen Morgenstunde geht er vorsichtig um die Stadt herum, ohne sie zu betreten.

Als sie jedoch von dem kleinen Weg hinter der Ortschaft auf die Hauptstraße gelangen, ist dort das ganze Dorf versammelt, würde ich sagen, und bei den Dorfbewohnern sind auch andere aus den Orten, die schon hinter ihnen liegen. Diese zeigen den Leuten von Efraim den Herrn, sobald sie ihn kommen sehen. Zum Glück ist weit und breit kein Pharisäer, Schriftgelehrter oder etwas ähnliches in Sicht.

Die Leute von Efraim schicken die angesehensten Bürger des Ortes vor, von denen einer nach einer feierlichen Begrüßung für alle spricht: »Wir haben erfahren, daß du unter uns warst und daß du es nicht verschmäht hast, dich der Unsrigen zu erbarmen. Wir wußten schon, daß du mit den Leuten von Sichem barmherzig gewesen bist, und haben nach dir verlangt. Nun hat der, der die Gedanken der Menschen kennt, dich zu uns geführt. Bleibe und sprich zu uns, denn auch wir sind Kinder Abrahams.«

»Es ist mir nicht erlaubt, mich aufzuhalten . . . «

»Oh, wir wissen, daß sie dich suchen. Aber nicht in dieser Gegend. Unsere Stadt liegt am Rande der Wüste und der Blutberge. Hierher kommen sie nicht gern. Diesmal haben wir nach den ersten keinen einzigen mehr gesehen.«

»Ich kann nicht bleiben . . . «

»Der Tempel erwartet dich. Wir wissen es. Aber glaube uns. Ihr betrachtet uns als Geächtete, weil wir uns nicht vor den Priestern Israels verneigen. Aber ist der Hohepriester denn Gott? Wir leben fern von Jerusalem; aber nicht zu weit entfernt, um zu wissen, daß eure Priester nicht weniger unwürdig sind als die unseren. Wir glauben, daß Gott nicht mehr mit ihnen sein kann. Nein, in der Weihrauchwolke verbirgt sich der Allerhöchste nicht mehr. Sie könnten aufhören, Weihrauch zu verbrennen, und sie könnten das Allerheiligste betreten, ohne befürchten zu müssen vom Glanze Gottes auf dem Thron seiner Herrlichkeit eingäschert zu werden. Wir beten Gott an, denn wir fühlen, daß er außerhalb der Mauern des leeren, unbewohnten Tempels ist. Und wir glauben, daß unser Tempel nicht leerer ist als

der eurige, wenn ihr uns anklagen wollt, einen Götzentempel zu besitzen. Du siehst, daß wir gleichmütig sind, und deshalb höre uns an.«

Nun spricht er in feierlichem Ton weiter: »Besser wäre es, du würdest bleiben und den Vater anbeten mit denen die wenigstens zugeben, einen religiösen Geist ohne Wahrheitsgehalt zu besitzen, im Gegensatz zu den anderen, die dies nicht anerkennen wollen und uns beleidigen. Allein, gemieden wie Aussätzige, ohne Propheten und ohne Lehrer, haben wir wenigstens zusammengehalten wie Brüder. Unser Gesetz besteht darin, keinen Verrat zu üben, denn es steht geschrieben: „Du sollst dich nicht der Menge anschließen zum Bösen, noch vor Gericht dich nach dem Urteil der Mehrheit richten und das Recht beugen.“ Und es steht geschrieben: „Einen Unschuldigen und einen Gerechten sollst du nicht töten, denn ich hasse den Gottlosen. Geschenke sollst du nicht annehmen, denn sie verblenden auch die Einsichtsvollen und verdrehen die gerechte Sache. Den Fremdling sollst du nicht bedrücken, denn ihr wißt ja selbst, was es heißt, fremd in einem Land zu sein.“ Und bei den Segnungen, genannt Segnungen des Garizim, des dem Herrn teuren Berg, den er zum Berg der Segnungen erwählt hat, wird dem aller Segen verheißen, der sich an das wahre Gesetz des Pentateuch hält. Wenn wir nun die Worte der Menschen als götzendienerisch verwerfen, uns aber an die Worte Gottes halten, kann man uns dann als Götzendiener nennen? Der Fluch Gottes kommt über den, der seinen Nächsten heimlich erschlägt, und sich bestechen läßt, eines Unschuldigen Blut zu vergießen. Wir wollen nicht von Gott verflucht werden für unsere Taten. Denn nur, weil wir Samariter sind, werden wir nicht verflucht werden, da Gott der Gerechte ist, der das Gute belohnt, wo immer es sich findet. Und darin besteht unser Vertrauen auf den Herrn.«

Er sammelt sich einen Augenblick und fährt dann fort: »Aus all diesen Gründen sagen wir dir: Es wäre besser für dich, du würdest bei uns bleiben. Der Tempel haßt dich und sucht dich, um dir Leid zuzufügen. Und nicht nur das. Du wirst dich immer noch zu lange

bei denen aufhalten, die dich wie eine Schande zurückweisen. Nicht von den Juden wirst du Liebe empfangen.«

»Ich kann nicht bleiben; doch ich werde mich eurer Worte erinnern. Einstweilen sage ich euch: Verharret in der Befolgung der Gesetze der Gerechtigkeit, die ihr erwähnt habt und die dem Gebot der Nächstenliebe entspringen. Dieses Gebot ist, zusammen mit dem der Liebe zu Gott, das wichtigste der alten Religion und auch der meinigen. Wer als Gerechter lebt, ist nicht fern vom Weg zum Himmel. Ein einziger Schritt bringt den, der sich auf einem Nebenpfad befindet und nun mehr aus Überempfindlichkeit als aus wahrer Überzeugung getrennt ist, auf den Weg des Reiches Gottes.«

»Des deinen!«

»Des meinen, ja. Aber nicht das Reich, das die Menschen sich vorstellen, das zeitliche und gerechte Reich, das vielleicht aber auch Gewalt anwendet, da es mächtig ist. Es ist vielmehr ein Reich, das in den Herzen der Menschen entsteht, denen der geistige König ein geistiges Gesetz und eine geistige Belohnung geben wird. Er wird ihnen das Reich geben. Dieses Reich, in dem nicht ausschließlich Juden, Galiläer oder Samariter sein werden, sondern alle jene, die auf Erden den einen Glauben gehabt haben den meinigen. Und im Himmel werden sie den einen Namen tragen: Heilige. Die Rassen und die Unterschiede zwischen den Rassen sind auf das irdische Leben beschränkt. In meinem Reiche gibt es keine verschiedenen Rassen, sondern einzig und allein die der Kinder Gottes. Die Kinder eines Einzigen können nur Kinder derselben Rasse sein. Jetzt laßt mich gehen. Der Weg, den ich zurücklegen muß, bevor die Nacht hereinbricht, ist noch lang.«

»Gehst du nach Jerusalem?«

»Nach En-Schemesch.«

»Dann werden wir dir einen Weg zeigen, den nur wir kennen und auf dem du ohne Hindernisse und Gefahren zur Furt gelangen wirst. Du hast weder Lasten noch Wagen, also ist er für dich geeignet. Um die neunte Stunde wirst du an Ort und Stelle sein. Diesen Pfad zu

kennen, wird dir nützlich sein. Aber ruhe dich erst eine Stunde bei uns aus und nimm Brot und Salz an; und gib uns dafür dein Wort.«

»Es geschehe, wie ihr wünscht. Aber bleiben wir hier, wo wir sind ... Der Tag ist so mild und der Ort so schön.«

Tatsächlich sind sie in einer Mulde voller Obstbäume, in deren Mitte ein Bächlein fließt, das der erste Regen gespeist hat und das nun geschwätzig und glitzernd im Sonnenlicht mit perlmutternem Schaum über die Felsblöcke dem Jordan zueilt. Die Sträucher an beiden Ufern, die der Sommerhitze widerstanden haben, scheinen sich über den Sprühregen des schäumenden Wassers zu freuen und glänzen und schütteln sich sanft in der Brise, die ihnen den Duft reifer Äpfel und gärenden Mostes zuträgt.

Jesus geht gerade auf diesen Bach zu. Er setzt sich auf einen Felsblock, über sich den leichten Schatten einer Weide und an seiner Seite das plätschernde Wasser, das ins Tal hinabfließt. Das Volk setzt sich ins Gras, das nun wieder an den beiden Ufern wächst.

Inzwischen werden von der Ortschaft Brot, frischgemolkene Milch, Käse, Früchte und Honig gebracht, und Jesus und den Seinen angeboten. Sie schauen zu, wie er isst, nachdem er die Speise geopfert und gesegnet hat; er, der so natürlich ist wie ein Sterblicher und so übernatürlich schön und geistig erhaben wie ein Gott. Er trägt ein Gewand aus weißer, leicht elfenbeinfarbener Wolle – wie zu Hause gesponnene Wolle gewöhnlich eben aussieht – und hat den dunkelblauen Mantel über die Schultern geworfen. Die Sonne, die durch die Krone der Weide dringt, setzt seinem Haar goldene Lichter auf, einmal hier, einmal dort, je nachdem, wie sich die leichten Blättchen bewegen. Einem Strahl gelingt es, seine linke Wange zu liebkosen. Er verwandelt die weiche Locke am Ende der Strähne, die über seine Wange fällt, in gesponnenes Gold, dessen Farbe etwas blasser wiederkehrt in dem nicht zu dichten Bart, der das Kinn und den unteren Teil des Gesichtes bedeckt. Seine Hautfarbe gleicht antikem Elfenbein, und im Licht der Sonne erkennt man die zarten Linien der Adern auf Wangen und Schläfen. Eine verläuft von der Nase über die glatte, hohe Stirn bis zu den Haaren.

Ich glaube, daß ich bei der Passion gerade aus einer dieser Adern, die von einem Dorn durchbohrt worden war, so viel Blut habe strömen sehen . . .

Immer, wenn ich Jesus so schön und wohlgestaltet sehe in seiner männlichen Sorgfalt, erinnere ich mich daran, wie die ihm von den Menschen zugefügten Leiden und ihre Beschimpfungen ihn entstellt haben . . .

Jesus ißt und lächelt einigen Kindern zu, die seine Knie umfassen halten und ihre Köpfchen daraufgelegt haben oder ihm beim Essen zuschauen, als sähen sie etwas ganz Außergewöhnliches. Jesus, der Früchte und Honig neben sich hat, gibt ihnen davon. Den Kleinsten steckt er Traubenbeeren in den Mund oder in den flüssigen Honig getauchte Brotstückchen, als wären sie kleine Vögelchen im Nest.

Ein Kind, dem gewiß Granatäpfel schmecken und das auch ein wenig davon zu erhalten hofft, läuft mitten durch das Volk zu einem Obstgarten und kehrt, Hände und Arme wie ein lebendes Körbchen vor der Brust haltend, mit drei großen, wunderschönen Früchten zurück, die es sogleich Jesus eindringlich anbietet.

Jesus nimmt die Früchte. Er öffnet zwei von ihnen, macht so viele Stücke daraus, als kleine Freunde um ihn sind, und verteilt sie. Dann nimmt er die dritte in die Hand, erhebt sich und beginnt zu sprechen, wobei er in seiner Linken gut sichtbar den prächtigen Granatapfel hält.

»Womit soll ich die Welt im allgemeinen und besonders Palästina vergleichen, das in der Vergangenheit und in der Absicht Gottes vereint war in einer einzigen Nation und dann durch einen Irrtum und verbissenen Haß unter den Brüdern gespalten wurde? Womit soll ich Israel vergleichen, das durch seinen eigenen Willen so heruntergekommen ist? Ich würde es mit diesem Granatapfel vergleichen.

Wahrlich, ich sage euch, die Unstimmigkeiten zwischen Juden und Samaritern gibt es in verschiedener Form und in verschiedenem Maße, aber mit dem gleichen Gehalt an Haß, auch in den Beziehungen zwischen allen Nationen der Welt und bisweilen zwischen Provinzen ein und derselben Nation.

Man nennt sie unüberwindlich, als wären sie von Gott selbst geschaffen. Nein, der Schöpfer hat nicht so viele Adam und Evas geschaffen, als es gegnerische Rassen, als es Stämme und Familien gibt, die einander feindlich gegenüberstehen. Er hat nur einen Adam und eine Eva geformt, und von ihnen stammen alle Menschen ab, die sich dann zerstreut haben, um die Erde zu bevölkern. So, wie ein Haus mit immer neuen Räumen versehen wird für die nach und nach heranwachsenden Kinder, die heiraten und ihren Eltern Enkel schenken.

Warum also so viel Haß unter den Menschen, warum so viele Schranken und so viel Verständnislosigkeit? Ihr habt gesagt: „Wir wissen einig zu sein, weil wir uns wie Brüder fühlen.“ Das genügt nicht. Ihr müßt auch die lieben, die keine Samariter sind.

Seht diese Frucht. Ihr kennt außer ihrer Schönheit ihren Geschmack. Noch verschlossen verspricht sie euch schon den süßen Saft ihres Inneren. Geöffnet erfreut sie euer Auge mit den Reihen ihrer Körner, die in einem Schatzkästlein verschlossenen Rubinen gleichen. Aber wehe dem Unvorsichtigen, der hineinbeißt, ohne die bitteren Trennwände zwischen den Gruppen der Körner entfernt zu haben. Er würde sich Mund und Magen vergiften und die Frucht wegwerfen mit den Worten: „Sie ist giftig.“

Ebenso verwandeln Trennung und Gehässigkeit zwischen Volk und Volk und Stamm und Stamm das in „Gift“, was geschaffen wurde, um Glück und Freude zu sein. Sie sind unnütz und schaffen nur Begrenzungen, die Raum einnehmen und Einengung und Schmerz bereiten, wie bei dieser Frucht. Sie sind bitter und vergiften mit ihrer Bitterkeit den Geist dessen, der hineinbeißt, d. h. der seinen Nachbarn, den er nicht liebt, beleidigt und quält. Sind sie unüberwindlich? Nein. Der gute Wille hebt diese Trennungen auf, wie die Hand eines Kindes die bitteren Trennwände aus der süßen Frucht, die der Schöpfer zur Freude seiner Kinder geschaffen hat, entfernen kann.

Diesen guten Willen hat als erster von allen der einzige Herr, der

Gott der Juden und der Galiläer, der Samariter und der Batanäer. Er beweist ihn dadurch, daß er den alleinigen Erlöser sendet, der die einen und die anderen retten wird, ohne etwas anderes zu fordern als den Glauben an seine Natur und seine Lehre. Der Erlöser, der zu euch spricht, wird die unnützen Schranken niederreißen; er wird die Vergangenheit löschen, die euch getrennt hat, sie ersetzen durch eine Gegenwart, die euch verbrüdet in seinem Namen. Ihr alle hier und außerhalb der Grenzen müßt ihm nur folgen, und der Haß wird weichen; und weichen werden auch die Demütigungen, die nur Groll erzeugen, und der Hochmut, der Ungerechtigkeit hervorrufft.

Mein Gebot ist dieses: Die Menschen sollen sich als Brüder lieben, die sie ja sind. Sie sollen sich lieben, wie der Vater im Himmel sie liebt und wie der Menschensohn sie liebt, der sich durch die menschliche Natur, die er angenommen hat, als Bruder der Menschen fühlt und der durch seine Vaterschaft die Macht hat, das Böse mit all seinen Folgen zu besiegen. Ihr habt gesagt: „Es ist unser Gesetz, nicht zu verraten.“ Verratet also vor allem nicht eure eigenen Seelen, indem ihr sie des Himmels beraubt. Liebt einander, liebt euch in mir, und Friede wird in die Herzen der Menschen einkehren, wie es verheißen wurde. Und das Reich Gottes wird kommen, das Reich des Friedens und der Liebe für alle, die guten Willens sind, dem Herrn, ihrem Gott, zu dienen.

Ich verlasse euch nun. Das Licht Gottes möge eure Herzen erleuchten ... Gehen wir ... «

Er hüllt sich in seinen Mantel, wirft seinen Reisesack über die Schulter und macht sich als erster auf den Weg. An seiner einen Seite geht Petrus, an der anderen der Mann, der zu Anfang gesprochen hat. Hinter ihm folgen die Apostel, und noch weiter hinten Jünglinge aus Efraim; denn es ist nicht möglich, auf dem schmalen Pfad am Bach entlang in einer Gruppe ...

537 Jesus in Betanien zum Laubhüttenfest

Das verschiedenartige Grün der Gegend um Betanien erscheint vor ihren Blicken, sobald sie den Kamm eines Berges hinter sich gelassen haben und nun an dessen Südhang kommen, an dem eine Straße im Zickzack hinunter nach Betanien führt. Das silberne Grün der Olivenbäume, das saftige Grün der Obstbäume, hier und da getupft von den ersten gelben Blättern, das zerzauste und eher gelbliche Grün der Weinstöcke, das dunkle, dichte Grün der Eichen und der Johannisbrotbäume, gemischt mit dem Braun der schon gepflügten Äcker, die auf die Saat warten, und dem frischen Grün der Wiesen, auf denen junges Gras sprießt, und die fruchtbaren Gemüsegärten bilden gleichsam einen bunten Teppich für den, der Betanien und seine Umgebung aus der Höhe überblickt. Über das niedrige Grün erheben sich die immer eleganten und an den Orient erinnernden Wedel der Dattelpalmen.

Das Städtchen En-Schemesch, in das Grün geduckt und ganz in die Abendsonne getaucht, liegt bald hinter ihnen. Dann folgt die große wasserreiche Quelle, die sich etwas weiter nördlich befindet, dort wo Betanien anfängt, und schließlich erscheinen die ersten Häuser mitten im Grünen . . .

Nach einem langen, mühsamen Weg sind sie endlich am Ziel. Doch obwohl sie todmüde sind, scheinen sie sich schon allein durch die Nähe des gastfreundlichen Hauses von Betanien wieder zu beleben.

Das Städtchen ist ruhig, fast menschenleer. Viele Bewohner müssen schon zum Fest nach Jerusalem gezogen sein. So gelangt Jesus unbemerkt bis in die Nähe des Hauses des Lazarus. Erst als er den verwilderten Garten erreicht, in dem alle die Vögel waren, begegnet er zwei Männern, die ihn erkennen und grüßen. Dann fragen sie: »Gehst du zu Lazarus, Meister? Du tust gut daran, denn es geht ihm sehr schlecht. Wir haben ihm gerade Milch von unseren Eselinnen gebracht, die einzige Nahrung, die sein Magen noch verträgt, zusam-

men mit etwas Fruchtsaft und Honig. Die Schwestern weinen dauernd. Sie sind ganz erschöpft von den Wachen und vor Schmerz . . . und er hat nur den einen Wunsch, dich zu sehen. Ich glaube, er wäre schon gestorben; aber die brennende Sehnsucht, dich zu sehen, hat ihn bis heute am Leben erhalten.«

»Ich gehe sofort zu ihm. Gott sei mit euch.«

»Und . . . wirst du ihn heilen?« fragen sie neugierig.

»Der Wille Gottes wird sich an ihm offenbaren und mit ihm die Macht des Herrn«, antwortet Jesus. Die beiden bleiben unschlüssig zurück, während Jesus eilig zum Gittertor des Gartens geht.

Ein Diener sieht ihn kommen und eilt herbei, um zu öffnen, aber ohne jeglichen Ausruf der Freude. Kaum hat er das Gittertor geöffnet, wirft er sich zu Boden, um Jesus zu huldigen, und sagt mit schmerz erfüllter Stimme: »Gut, daß du kommst, Herr! Und möge deine Ankunft ein Zeichen der Freude sein für dieses trauernde Haus. Lazarus, mein Herr . . . «

»Ich weiß. Ergibt euch alle in den Willen des Herrn. Er wird das Opfer eures Willens belohnen. Geh und rufe Marta und Maria. Ich erwarte sie im Garten.«

Der Diener eilt fort, und Jesus folgt ihm langsam, nachdem er den Aposteln gesagt hat: »Ich gehe zu Lazarus. Ruht euch aus, denn ihr habt Ruhe nötig . . . «

Und während auf der Schwelle des Hauses die beiden Schwestern erscheinen und fast Mühe haben, den Herrn zu erkennen – so müde sind ihre Augen vom Wachen und Weinen, und die Sonne scheint ihnen direkt ins Gesicht und erschwert noch das Sehen – eilen aus einer anderen Tür weitere Diener den Aposteln entgegen und nehmen sie mit sich.

»Marta! Maria! Ich bin es. Erkennt ihr mich nicht?«

»Oh, Meister!« rufen die beiden Schwestern aus und beginnen, ihm entgegenzueilen. Sie werfen sich zu seinen Füßen nieder und können nur mühsam ihr Schluchzen unterdrücken. Küsse und Tränen bedecken die Füße Jesu, wie damals im Hause Simons des Pharisäers.

Aber diesmal steht Jesus nicht einfach da, um sich von den Tränen Martas und Marias die Füße waschen zu lassen. Diesmal beugt er sich nieder und berührt ihre Häupter. Er streichelt und segnet sie mit dieser Geste und fordert sie auf, sich zu erheben mit den Worten: »Kommt, wir gehen in die Jasminlaube. Könnt ihr Lazarus alleinlassen?«

Mehr durch Zeichen als mit durch Schluchzen unterbrochenen Worten sagen sie: »Ja«, und dann gehen sie in die schattige Laube, in deren dichtem, dunklem Laub einige späte Jasminsterne leuchten und duften.

»Sprecht also ... «

»Oh, Meister, du kommst in ein wahrhaft trauriges Haus. Wir sind ganz von Sinnen vor Schmerz. Als der Diener uns berichtete: „Da ist einer, der euch sucht“, haben wir gar nicht an dich gedacht. Als wir dich gesehen haben, haben wir dich nicht erkannt. Aber siehst du? Unsere Augen brennen vom vielen Weinen. Lazarus stirbt! ... « Und das Weinen beginnt von neuem und unterbricht die Worte der Schwestern, die abwechselnd gesprochen haben.

»Und ich bin gekommen ... «

»Ihn zu heilen? Oh! Mein Herr!« sagt Maria, strahlend vor Hoffnung, trotz der Tränenspuren.

»Ah! Ich habe es doch gesagt! Wenn er kommt ... « sagt Marta und faltet freudig die Hände.

»Oh, Marta, Marta! Was weißt du von den Plänen und Beschlüssen Gottes?«

»O weh, Meister! So wirst du ihn also nicht heilen?« rufen sie zusammen aus und versinken wieder in Schmerz.

»Ich sage euch: Habt ein grenzenloses Vertrauen auf den Herrn. Bewahrt es trotz aller Einflüsterungen und Ereignisse, und ihr werdet große Dinge sehen, wenn euer Herz keinen Grund zur Hoffnung mehr hat, sie zu erleben. Was sagt Lazarus?«

»Ein Echo deiner Worte erklingt in den seinen. Er sagt uns: „Zweifelt nicht an der Güte und der Macht Gottes. Was auch immer ge-

schehen mag, er wird eingreifen zu eurem und meinem Wohl und für das Wohl vieler, all jener, die wie ich und ihr in der Treue zum Herrn ausharren.“ Immer, wenn es sein Zustand erlaubt, erklärt er uns die Heilige Schrift. Er liest nur diese noch und spricht uns von dir. Er sagt auch, daß er in einer glücklichen Zeit sterben wird, da nun das Zeitalter des Friedens und der Verzeihung angebrochen ist. Aber du wirst es hören ... denn er sagt auch noch andere Dinge, die uns noch trauriger stimmen als die Leiden unseres Bruders ... « sagt Marta.

»Komm, Herr. Jede Minute, die verfließt, ist der Hoffnung des Lazarus geraubt. Er zählt die Stunden ... Er sagte: „Gewiß wird er anlässlich des Festes in Jerusalem sein und hierher kommen ...“ Wir, die wir vieles wissen, was wir Lazarus nicht erzählen, um ihm nicht noch mehr Schmerz zu bereiten, hatten weniger Hoffnung; denn wir dachten, du würdest nicht kommen, um deinen Verfolgern zu entgehen ... Marta war davon überzeugt. Ich weniger, weil ... ich, wenn ich an deiner Stelle wäre, den Feinden trotzen würde. Ich gehöre nicht zu denen, die die Menschen fürchten. Und jetzt fürchte ich nicht einmal mehr Gott, denn ich weiß, wie gut er ist zu den Büsserseelen ... « sagt Maria und schaut mit ihrem liebevollen Blick zu Jesus auf.

»Vor nichts hast du Angst, Maria?« fragt Jesus.

»Vor der Sünde ... und vor mir selbst ... Ich habe immer Angst, wieder in das Böse zurückzufallen. Ich glaube, daß mich Satan sehr hassen muß.«

»Du hast recht. Du bist eine der von Satan am meisten gehaßten Seelen; aber du bist auch eine von denen, die von Gott am meisten geliebt werden. Vergiß das nicht.«

»Oh, ich denke immer daran und gerade daraus schöpfe ich meine Kraft. Ich erinnere mich an das, was du im Haus des Simon gesagt hast: „Vieles ist ihr verziehen, weil sie viel geliebt hat“, und zu mir: „Deine Sünden sind dir vergeben. Dein Glaube hat dich gerettet. Geh hin in Frieden.“ Du hast gesagt „deine Sünden“. Nicht viele.

Alle. Und daher glaube ich, daß du mich grenzenlos geliebt hast, o mein Gott. Wenn nun mein geringer Glaube von damals, der einer schuldbeladenen Seele entsprungen war, so viel von dir zu erlangen vermochte, sollte mich dann mein jetziger Glaube nicht gegen das Böse verteidigen können?«

»Ja, Maria. Sei wachsam und wache über dich selbst. Dies ist Demut und Klugheit. Aber vertraue auf den Herrn, er ist mit dir.«

Sie betreten das Haus. Marta begibt sich zu ihrem Bruder. Maria möchte Jesus bedienen. Aber Jesus will zuerst zu Lazarus. Sie betreten das abgedunkelte Zimmer, in dem er sein Opfer vollendet.

»Meister!«

»Mein Freund!«

Lazarus erhebt seine zum Skelett abgemagerten Arme, die Arme Jesu senken sich, um den Körper des kranken Freundes zu umarmen. Eine lange Umarmung. Dann legt Jesus den Kranken auf die Kissen zurück und betrachtet ihn voller Mitleid. Aber Lazarus lächelt. Er ist glücklich. In seinem eingefallenen Antlitz strahlen nur die tiefliegenden Augen in der Freude, Jesus wiederzusehen.

»Siehst du? Ich bin gekommen, und um lange bei dir zu bleiben.«

»Oh, das kannst du nicht, Herr. Mir sagt man nicht alles, aber ich weiß doch so viel, daß ich dir sage: „Du kannst nicht.“ Zu dem Schmerz, den sie dir verursachen, fügen sie auch noch den meinigen hinzu, meinen Teil, da sie mir nicht erlauben, mein Leben in deinen Armen auszuhauchen. Aber ich, der ich dich liebe, kann dich nicht aus Eigenliebe bei mir behalten, der Gefahr ausgesetzt. Du . . . ich habe schon vorgesorgt . . . Du mußt immer wieder den Aufenthaltsort wechseln. Alle meine Häuser stehen dir offen. Die Aufseher haben die entsprechenden Befehle erhalten, ebenso die Verwalter meiner Güter. Aber halte dich nicht in Getsemani auf. Der Ölberg wird ständig überwacht. Ich meine das Haus, denn in die Olivenhaine, besonders den oberen Teil, kannst du gehen, und auf vielen Wegen, ohne daß sie es merken. Weißt du, daß Margziam schon hier ist? Margziam wurde von einigen ausgefragt, während er mit Markus in der

Ölmühle war. Sie wollten wissen, wo du bist und ob du kommen würdest. Der Knabe hat sehr gut geantwortet: „Er ist Israelit und wird kommen. Auf welchem Weg, weiß ich nicht, denn ich habe ihn schon am Meronsee verlassen.“ So hat er verhindert, daß sie dich einen Sünder nennen, und hat auch nicht gelogen.«

»Ich danke dir, Lazarus. Ich werde tun, wie du gesagt hast. Aber dennoch werden wir uns oft sehen.« Er betrachtet ihn immer noch.

»Du schaust mich an, Meister? Siehst du, wie ich von Kräften gekommen bin? Wie ein Baum, der im Herbst seine Blätter verliert, verliere ich immer mehr an Gewicht und an Kraft und werde nicht mehr lange leben. Aber es ist die Wahrheit, wenn ich sage, daß es mir zwar leid tut, nicht lange genug leben zu können, um deinen Triumph zu erleben, daß ich mich aber freue, diese Welt zu verlassen, um nicht sehen zu müssen, wie der Haß zunimmt, ohne daß ich, ohnmächtig wie ich jetzt bin, etwas dagegen tun könnte.«

»Du bist nicht untätig und ohnmächtig; nie bist du es. Du sorgst schon vor für deinen Freund, noch bevor er kommt. Ich habe zwei Häuser, die mir Frieden schenken und, ich könnte sagen, die mir gleich teuer sind: jenes von Nazaret und dieses hier. Wenn ich dort meine Mutter habe, die himmlische Liebe, die für den Sohn Gottes fast so viel wie der Himmel bedeutet, so erfahre ich hier die Liebe der Menschen für den Menschensohn, die freundschaftliche, gläubige, ehrfürchtige Liebe . . . Danke, meine Freunde!«

»Wird deine Mutter nie mehr kommen?«

»Zu Beginn des Frühlings.«

»Oh! Dann werde ich sie nicht mehr sehen . . . «

»Doch, du wirst sie sehen. Ich sage es dir, und du mußt mir glauben.«

»In allem, Herr, auch in dem, was die Tatsachen Lügen strafen.«

»Wo ist Margziam?«

»Mit den Jüngern in Jerusalem. Aber am Abend wird er hier sein, jetzt bald. Und deine Apostel? Sind sie nicht bei dir?«

»Sie sind drüben bei Maximinus, der ihnen in ihrer Müdigkeit und ihrer Erschöpfung beisteht.«

»Seid ihr viel gewandert?«

»Sehr viel, ohne Unterlaß. Ich werde es dir noch erzählen . . . Ruhe dich nun aus. Ich segne dich.« Jesus segnet ihn und zieht sich zurück.

Die Apostel sind nun mit Margziam und mit fast allen Hirten zusammen, die über die hartnäckigen Versuche der Pharisäer berichten, etwas über Jesus zu erfahren, so daß die Jünger schließlich Verdacht geschöpft und an allen Straßen, die nach Jerusalem führen, Wache gehalten haben, um den Meister zu warnen.

»In der Tat«, berichtet Isaak, »sind wir, einige Stadien vor den Toren, auf allen Wegen zerstreut und wachen abwechselnd in der Nacht. Heute sind wir dran.«

»Meister«, lacht Judas, »sie sagen, daß heute am Jaffator das halbe Synedrium versammelt war und herumrätselte; denn einige erinnerten sich an meine Worte von En-Gannim, andere schworen, erfahren zu haben, daß du in Dotan warst, und wieder andere sagten, sie hätten dich in der Nähe von Efraim gesehen. Das machte sie rasend, da sie nun nicht wissen, wo du bist . . . « und er lacht über den Streich, den er den Feinden Jesu gespielt hat.

»Morgen werden sie mich sehen.«

»Nein, morgen gehen nur wir hin. Wir haben das schon beschlossen. Wir werden alle in einer Gruppe gehen und dafür sorgen, daß wir gesehen werden.«

»Das will ich nicht. Du würdest lügen.«

»Ich schwöre dir, daß ich nicht lügen werde. Wenn sie mir nichts sagen, sage ich auch nichts. Wenn sie uns fragen, ob du bei uns bist, werde ich sagen: „Seht ihr denn nicht, daß er nicht da ist?“ Und wenn sie wissen wollen, wo du bist, werde ich antworten: „Sucht ihn selbst. Wie soll ich wissen, wo der Meister in diesem Augenblick ist?“ Tatsächlich werde ich ja sicher nicht wissen können, ob du im Haus hier, im Obstgarten oder sonstwo bist.«

»Judas! Judas, ich habe dir gesagt . . . «

»Und ich sage dir, daß du recht hast. Aber ich besitze nicht die

Einfalt der Tauben, sondern die Klugheit der Schlangen. Du bist die Taube und ich die Schlange, und zusammen sind wir so vollkommen, wie du uns gelehrt hast.« Er spricht in demselben Ton wie Jesus, wenn er lehrt und sagt in perfekter Nachahmung des Meisters: »Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe. Seid daher klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben ... Sorgt euch nicht, wie ihr antworten sollt; denn in jener Stunde werden euch die Worte auf die Lippen gelegt. Denn nicht ihr seid es, die dann reden, sondern der Geist ... Wenn sie euch verfolgen in der einen Stadt, dann flieht in eine andere, bis das Reich des Menschensohnes kommt ... Ich erinnere mich dieser Worte, und jetzt ist es an der Zeit, sie anzuwenden.«

»Ich habe sie nicht so gesagt, und nicht nur diese allein«, entgegnet Jesus.

»Oh, vorerst brauchen wir uns nur an diese zu erinnern und können sie so sagen. Ich weiß, was du sagen willst. Aber solange der Glaube an dich sich nicht festigt – und dieser ist ja gerade der Grundstein deines Reiches – ist es nicht ratsam, sich den Feinden auszuliefern ... Später werden wir das Übrige sagen und tun ... «

Dabei strahlt das Gesicht des Judas so vor Intelligenz und Schelmerei, daß er alle erobert, mit Ausnahme von Jesus, der nur seufzt. Er ist wirklich der Menschenverführer, dem nichts fehlt, um über die Menschen zu triumphieren.

Jesus seufzt und denkt nach ... Aber er gibt nach, da er fühlt, daß nicht alles Bosheit ist in der Vorsorge des Judas. Dieser beschreibt nun triumphierend seinen ganzen Plan.

»Wir werden also morgen, übermorgen und bis zum Tag nach dem Sabbat hingehen und uns in einer Laubhütte im Tal des Kidron aufhalten, wie vollkommene Israeliten. Sie werden des Wartens auf dich müde werden ... Und dann wirst du kommen. Inzwischen kannst du hierbleiben und dich in Frieden ausruhen. Du bist erschöpft, mein Meister, und das wollen wir nicht. Die Türen werden verschlossen bleiben, und einer von uns wird kommen und dir

berichten, was sie machen, Oh, es wird schön sein zu sehen, wie enttäuscht sie sind!«

Alle stimmen ihm zu, und Jesus leistet keinen Widerstand. Vielleicht ist es wirklich seine große Müdigkeit, vielleicht der Wunsch, Lazarus Trost zu spenden, allen nur möglichen Trost vor dem Endkampf, die dazu beitragen, daß Jesus nachgibt. Vielleicht ist es auch die echte Notwendigkeit, frei zu bleiben, bis alle erforderlichen Werke getan sind, damit Israel kein Zweifel an seiner Natur bleibt, bevor man ihn für schuldig erklärt . . . Gewiß ist, daß er sagt: »So sei es denn. Aber sucht keinen Streit und vermeidet Lügen. Schweigt lieber, aber lügt nicht. Nun laßt uns gehen, denn Marta ruft uns. Komm, Margziam. Ich finde, daß du besser aussiehst . . . « Jesus entfernt sich und spricht dabei, einen Arm um die Schultern des jugendlichen Jüngers gelegt.

538 Jesus beim Laubhüttenfest im Tempel • »Das Reich Gottes kommt nicht mit Gepränge«

Jesus betritt den Tempel. Seine Apostel und sehr viele Jünger, die ich wenigstens vom Sehen kenne, begleiten ihn. Am Schluß, aber doch bei der Gruppe, wie um zu zeigen, daß sie als Anhänger des Meisters betrachtet werden wollen, folgen neue und unbekannte Gesichter, mit Ausnahme des geistvollen Griechen, der von Antiochia gekommen ist. Er spricht mit anderen, vielleicht Heiden wie er, und während Jesus und die Seinen zum Vorhof der Israeliten weitergehen, bleibt er mit seinen Gesprächspartnern im Vorhof der Heiden zurück.

Natürlich bleibt der Einzug Jesu in den überfüllten Tempel nicht unbemerkt. Ein neuerliches Flüstern wird hörbar, wie in einem gestörten Bienenstock, und übertönt bald die Stimmen der Lehrer, die in den Säulenhallen der Heiden sprechen. Die Unterweisungen werden übrigens wie durch Zauber unterbrochen, und Schüler der Schriftgelehrten laufen in alle Richtungen, um die Nachricht von der

Ankunft Jesu zu überbringen, so daß, als er den zweiten Hof, den Vorhof der Israeliten, betritt, schon verschiedene Pharisäer, Schriftgelehrte und Priester herbeigestürzt sind, um ihn zu beobachten. Aber solange er betet, sagen sie nichts und nähern sich ihm auch nicht. Sie beobachten ihn nur.

Jesus kehrt in den Vorhof der Heiden zurück, und sie hinter ihm her. Der Schwarm der Böswilligen wächst an, ebenso die Zahl der Neugierigen und der Wohlgesinnten. Ein leises Flüstern läuft durch die Menge. Bisweilen eine lautere Stimme: »Seht ihr nun, daß er gekommen ist? Er ist ein Gerechter und konnte beim Fest nicht fehlen.« Oder auch: »Wozu ist er hierher gekommen? Will er das Volk noch mehr auf Abwege führen?« Oder: »Seid ihr jetzt zufrieden? Seht ihr jetzt, wo er ist? Ihr habt so oft danach gefragt.«

Einzelne Stimmen, die aber sofort gedämpft und wie in den Kehlen erstickt werden durch die vielsagenden Blicke der Jünger und der Anhänger Jesu, die selbst durch ihre Liebe die grollenden Feinde bedrohen. Ironische, giftige Stimmen der Feinde, die ihr Gift ausspeien und dann aus Angst vor der Volksmenge schweigen. Aber auch das Volk schweigt, nachdem es dem Meister sein Wohlwollen bezeugt hat; denn es fürchtet die Rache der Mächtigen. Furcht herrscht auf beiden Seiten . . .

Der einzige, der keine Furcht hat, ist Jesus. Er schreitet langsam und majestätisch dahin, wohl etwas in Gedanken versunken, jedoch bereit, aus seiner Versunkenheit in die Wirklichkeit zurückzukehren, um ein Kind zu liebkosen, das eine Mutter ihm reicht, oder einem Alten zuzulächeln, der ihn mit Segenswünschen begrüßt.

Im Vorhof der Heiden steht inmitten einer Gruppe von Schülern Gamaliël. Die Arme über der Brust gekreuzt – in seinem glänzend weißen, weiten Gewand, das noch weißer erscheint im Kontrast zum Dunkelrot des Teppichs, der an der Stelle, an der Gamaliël steht, auf dem Boden liegt – scheint er mit etwas geneigtem Haupt nachzudenken und sich nicht darum zu kümmern, was um ihn herum vor sich geht. Aber unter seinen Schülern herrscht die Unruhe äußer-

ster Neugierde. Einer, ein ganz kleiner, steigt sogar auf einen hohen Schemel, um besser sehen zu können.

Doch als Jesus in die Nähe Gamaliëls kommt, erhebt der Rabbi sein Haupt, und der forschende Blick seiner Augen unter der Denkerstirn heftet sich einen Augenblick auf das friedvolle Antlitz Jesu. Ein prüfender, quälender und gequälter Blick. Jesus fühlt es und wendet sich um. Er schaut ihn an. Ein doppeltes Aufleuchten: die Blicke der kohlschwarzen Augen des einen und der saphirblauen Augen des anderen begegnen sich. Der Blick Jesu ist offen, sanft und aufrichtig, der des Gamaliël undurchdringlich; ein Blick, der wissen will, voll des Verlangens, das Geheimnis der Wahrheit zu erfassen – denn für ihn ist der Rabbi aus Galiläa ein Geheimnis – und doch gibt er die eigenen Gedanken nicht preis und ist auf pharisäische Art verschlossen, so daß nur Gott darin lesen kann. Alles dauert nur einen Augenblick, dann geht Jesus weiter, und der Rabbi Gamaliël läßt wieder seinen Kopf auf die Brust sinken, taub gegenüber allen ehrlichen oder wißbegierigen Fragen, die einige aus seiner Umgebung ihm stellen, oder auch gegenüber den arglistigen und mißgünstigen Fragen anderer: »Ist er es, Meister? Was hältst du von ihm?« »Gut! Wie urteilst du? Wer ist dieser?«

Jesus begibt sich an den von ihm gewählten Platz. Oh, er hat keinen Teppich unter den Füßen! Er ist nicht einmal in der Säulenhalle. Er steht ganz einfach gerade vor einer Säule auf der höchsten Stufe hinten im Vorhof. Es ist der unbedeutendste Platz. Um ihn herum die Apostel, die Jünger, Freunde, Neugierige und weiter hinten Pharisäer, Schriftgelehrte, Priester und Rabbis. Gamaliël verläßt seinen Platz nicht.

Jesus beginnt zum hundertsten Male die Ankunft des Reiches Gottes und die Vorbereitung auf dieses Reich zu predigen. Ich möchte sagen, daß er mit stärkerer Betonung dieselben Gedanken wiederholt, die er fast an demselben Platz vor zwanzig Jahren vorgetragen hat. Er spricht von der Prophezeiung Daniels, von dem von den Propheten angekündigten Vorläufer, erinnert an den Stern der Weisen

und an den Kindermord. Nach dieser Einleitung über die Zeichen der Ankunft Christi auf Erden, weist er zur Bestätigung seiner Ankunft auf die gegenwärtigen Zeichen hin, die den lehrenden Christus begleiten, wie zuvor die anderen die Ankunft des menschengewordenen Christus begleitet haben; d. h. er erinnert an den Widerspruch, der ihn begleitet, auf den Tod des Vorläufers und auf die Wunder, die sich beständig ereignen und bestätigen, daß Gott mit seinem Gesalbten ist. Nie greift er seine Gegner an. Es scheint, als sähe er sie nicht einmal. Er spricht, um seine Anhänger im Glauben zu bestärken; um denen das Licht der Wahrheit aufgehen zu lassen, die ohne ihre Schuld noch im Unklaren über die Wahrheit sind.

Eine harte Stimme ertönt am Rande der Volksmenge: »Wie kann Gott in deinen Wundern sein, wenn diese an verbotenen Tagen geschehen? Auch gestern hast du einen Aussätzigen auf dem Weg nach Betfage geheilt.«

Jesus schaut den Mann an, der ihn unterbrochen hat, antwortet aber nicht. Er fährt fort zu reden über die Befreiung von der Knechtschaft, welche die Menschen bedrückt, und über die Errichtung des Reiches Christi, des ewigen, unbesiegbaren, glorreichen, vollkommenen Reiches.

»Und wann wird es soweit sein?« fragt grinsend ein Schriftgelehrter und fügt hinzu: »Wir wissen, daß du dich zum König machen willst. Aber ein König wie du würde den Ruin Israels bedeuten. Wo ist deine königliche Machtentfaltung? Wo ist deine Miliz? Wo sind deine Schätze, wo deine Verbündeten? Du bist verrückt!« Und viele seinesgleichen schütteln den Kopf und lachen höhnisch.

Ein Pharisäer sagt: »Nicht so. Auf diese Weise werden wir nie erfahren, was er unter dem Reich versteht, welche Gesetze und welches Aussehen dieses Reich haben wird. Seht, war etwa das alte Reich Israels sofort so vollkommen wie zu den Zeiten Davids und Salomons? Habt ihr vergessen, wieviel Ungewißheit und welche dunklen Stunden dem königlichen Glanz des vollkommenen Königs vorausgingen? Um den ersten König zu erhalten, war es notwendig, zuerst

einen Mann Gottes zu haben, der ihn salben würde, also die Unfruchtbarkeit der Hanna des Elkana zu beheben und ihr einzugeben, die Frucht ihres Leibes Gott zu weihen. Denkt nach über den Gesang Hannas. Er ist eine Rüge für unsere Härte und Blindheit: „Niemand ist heilig wie Gott ... Vermehrt nicht mit eurem Prahlen die Worte des Hochmuts ... Der Herr macht tot und macht lebendig ... und erhebt die Armen ... Er hütet die Schritte seiner Frommen, und die Gottlosen werden schweigen; denn der Mensch ist nicht stark durch eigene Kraft, sondern durch jene, die ihm von Gott kommt.“ Oh, erinnert euch der Worte! „Die Enden der Erde richtet der Herr. Er wird seinem König das Reich geben, und er wird die Macht seines Gesalbten erhöhen.“ Sollte der Gesalbte der Prophezeiungen nicht von David abstammen? Und alle Voraussetzungen, von der Geburt des Samuel an, sind sie nicht Voraussetzungen für das Reich Christi? Du, Meister, bist du nicht vom Stamme Davids und in Betlehem geboren?« fragt er schließlich Jesus direkt.

»Du hast es gesagt«, antwortet Jesus kurz.

»Oh, dann befriedige unseren Geist. Du siehst, daß Schweigen nicht gut ist, denn es nährt die dunklen Wolken des Zweifels in den Herzen.«

»Nicht des Zweifels, des Hochmuts, und das ist noch viel schlimmer.«

»Wie, an dir zu zweifeln ist weniger schlimm, als hochmütig zu sein?«

»Ja, denn der Hochmut ist die Unzucht des Geistes, also die größte Sünde, die schon Luzifer begangen hat. Gott verzeiht so vieles, und sein Licht leuchtet liebevoll, um die Unwissenheit zu erhellen und die Zweifel zu verjagen. Aber er verzeiht nicht den Hochmut, der ihn verlacht und sich über ihn erhebt.«

»Wer von uns sagt, daß Gott geringer ist als wir? Wir fluchen nicht ... « heulen mehrere.

»Ihr sagt es nicht mit den Lippen, aber ihr bestätigt es durch eure Taten. Ihr wollt Gott sagen: „Es ist unmöglich, daß Christus, ein

Galiläer, einer aus dem Volke ist. Es ist unmöglich, daß es dieser ist. Was ist Gott unmöglich?« Die Stimme Jesu gleicht dem Donner. Wenn er vorher bescheiden und einfach aufgetreten ist, wie ein Bettler an eine Säule gelehnt, so richtet er sich nun auf, tritt von der Säule weg, erhebt majestätisch sein Haupt und durchbohrt die Menge mit seinen blitzenden Augen. Er steht noch auf der Stufe, aber es ist, als spräche er von der Höhe eines Thrones, so königlich ist sein Anblick.

Das Volk weicht beinahe erschrocken zurück, und niemand antwortet auf die letzte Frage.

Dann bricht ein kleiner, runzeliger Rabbi, dessen Aussehen sicher ebenso häßlich wie seine Seele ist, in ein falsches, gackerndes Gelächter aus und fragt: »Unzucht begeht man zu zweit. Mit wem begeht sie also der Geist, der ja keinen Körper hat? Wie kann er dann durch Unzucht sündigen? Mit wem vereint er sich, um zu sündigen, da er keinen Körper besitzt?« Er spricht schleppend und lacht dabei.

»Mit wem? Mit Satan. Der Geist des Stolzen treibt Unzucht mit Satan gegen Gott und gegen die Liebe.«

»Und Luzifer, mit wem hat er Unzucht getrieben, um Satan zu werden, als er noch nicht Satan war?«

»Mit sich selbst, mit seinem eigenen intelligenten, ungeordneten Gedanken. Was ist die Unzucht, o Schriftgelehrter?«

»Aber ... Ich habe es dir doch gesagt. Wer wüßte nicht, was Unzucht ist? Alle haben wir sie kennengelernt ... «

»Du bist kein weiser Rabbi, denn du kennst nicht das wahre Wesen dieses allgemeinen Übels, der dreifachen Frucht des Bösen. So wie der Vater, der Sohn und der Heilige Geist die dreieinige Gestalt der Liebe sind. Die Unzucht ist Unordnung, o Schriftgelehrter. Unordnung, die geleitet wird von einer freien und bewußten Intelligenz, die wohl weiß, daß ihre Begierlichkeit schlecht ist, die sie aber dennoch befriedigen will. Die Unzucht ist Unordnung und Gewaltanwendung gegen die natürlichen Gesetze, gegen die Gerechtigkeit und die Gottesliebe, gegen uns selbst und unsere Brüder. Jede Un-

zucht, die fleischliche wie auch die auf irdische Macht und Reichtum gerichtete, oder die der Menschen, die Christus hindern wollen, seine Sendung zu erfüllen, da sie mit dem maßlosen Ehrgeiz liebäugeln, der fürchtet, von mir bestraft zu werden.«

Ein erregtes Flüstern geht durch die Menge. Gamaliel, der allein auf seinem Teppich geblieben ist, erhebt wiederum sein Haupt und wirft Jesus einen scharfen Blick zu.

»Wann also wird das Reich Gottes kommen? Du hast noch nicht geantwortet . . . « fängt wieder der Pharisäer von vorher an.

»Wenn Christus auf dem Thron sitzen wird, den Israel ihm bereitet, höher als jeder andere Thron, höher als dieser Tempel.«

»Aber wo wird er denn errichtet, da man nirgends Vorkehrungen trifft? Kann es denn wahr sein, daß Rom es zuläßt, daß Israel sich wieder erhebt. Sind die Adler vielleicht blind geworden, daß sie nicht sehen, was da vorbereitet wird?«

»Das Reich Gottes kommt nicht mit großem Gepränge. Nur das Auge Gottes sieht sein Entstehen, denn das Auge Gottes liest im Inneren der Menschen. Geht daher nicht und sucht, wo dieses Reich ist und wo es vorbereitet wird, und glaubt nicht denen, die da sagen: „Man schwört sich in Batanäa, man schwört sich in den Höhlen der Wüste von En-Gedi, man schwört sich am Ufer des Meeres.“ Das Reich Gottes ist in euch, in euren Herzen, in eurem Geist, der das vom Himmel kommende Gesetz aufnimmt als Gesetz der wahren Heimat, das den, der es befolgt, zum Bürger dieses Reiches macht. Deshalb ist vor mir Johannes gekommen, um die Wege der Herzen zu bereiten, auf denen meine Lehre in sie eingehen soll. Durch die Buße wurden die Wege bereitet, durch die Liebe wird das Reich erstehen und die Sklaverei der Sünde fallen, die den Menschen das Himmelreich versagt.«

»Wahrlich, dieser Mann ist groß! Und ihr behauptet, daß er ein Handwerker ist?« sagt mit lauter Stimme einer, der aufmerksam zugehört hat. Andere, der Kleidung nach Juden und vielleicht von den Feinden Jesu aufgehetzt, schauen sich sprachlos an. Dann schauen

sie die an, die sie verhetzt haben, mit der Frage: »Was habt ihr uns da vorgemacht? Wer kann sagen, daß dieser Mann das Volk auf Abwege bringen will?« Und andere: »Wir fragen uns und fragen euch: Wenn es wahr ist, daß niemand von euch ihn unterrichtet hat, woher hat er dann so viel Weisheit? Wo hat er sie gelernt, wenn er nie einen Meister gehabt hat?« Dann wenden sie sich an Jesus: »Sage uns: Woher hast du deine Lehre?«

Jesus erhebt sein strahlendes Antlitz und spricht: »Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, diese Lehre ist nicht von mir, sondern von dem, der mich zu euch gesandt hat. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, kein Meister hat mich unterrichtet und in keinem lebenden Lehrbuch, in keiner Schriftrolle und auf keiner Steinplatte habe ich sie gefunden. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ich habe mich auf diese Stunde vorbereitet, indem ich die Stimme des lebendigen Gottes zu meinem Geist sprechen hörte. Jetzt ist die Stunde gekommen, da ich dem Volke Gottes das Wort gebe, das vom Himmel gekommen ist; und ich tue es und werde es weiter tun bis zum letzten Atemzug. Und wenn ich das Leben ausgehaucht habe, dann werden die Steine, die mich gehört haben und sich nicht erweichen ließen, eine Furcht Gottes erfahren, die größer sein wird als die des Mose auf dem Sinai, und in dieser Furcht werden sich die Worte meiner zurückgewiesenen Lehre mit der mächtigen Stimme der Wahrheit segnend oder verfluchend in die Steine eingraben. Und diese Worte werden nie mehr gelöscht werden. Das Zeichen wird bleiben. Licht für den, der es wenigstens dann mit Liebe aufnehmen wird. Dichte Finsternis für den, der selbst dann noch nicht begreifen wird, daß es der Wille Gottes ist, der mich gesandt hat, um sein Reich zu gründen.

Zu Beginn der Schöpfung sagte Gott: „Es werde Licht“, und das Licht erstrahlte im Chaos. Zu Beginn meines Lebens hieß es: „Friede den Menschen, die guten Willens sind.“ Guten Willens ist jener, der den Willen Gottes tut und ihn nicht bekämpft. Wer nun den Willen Gottes tut und ihn nicht bekämpft, fühlt, daß er mich nicht bekämpfen kann, weil er auch fühlt, daß meine Lehre von Gott kommt und

nicht von mir selbst. Suche ich etwa meinen eigenen Ruhm? Sage ich etwa, daß ich das Gesetz der Gnade geschaffen habe und der Urheber des Zeitalters der Verzeihung bin? Nein. Ich bin nicht auf Ruhm aus, der mir nicht zusteht, sondern gebe die Ehre der Herrlichkeit Gottes, dem Urheber alles dessen, was gut ist. Mein Ruhm ist es, alles zu tun, was der Vater von mir verlangt, denn dies gereicht ihm zur Ehre. Wer gut von sich selbst spricht, um gelobt zu werden, sucht die eigene Ehre. Wer aber, ohne sie zu suchen, von den Menschen Ehre erfährt und sie von sich weist mit den Worten: „Sie gehört nicht mir, ist nicht durch mich geworden, sie stammt vielmehr von der Herrlichkeit des Vaters, so wie auch ich von ihm stamme“, der ist in der Wahrheit, und in ihm ist keine Ungerechtigkeit; denn er gibt jedem das seine, ohne etwas für sich zu behalten, was nicht sein ist. Ich bin, weil er mich gewollt hat.«

Jesus macht eine Pause. Er läßt seinen Blick über die Menge schweifen, forsch in den Gewissen und liest in ihnen. Dann öffnet er wieder die Lippen: »Ihr schweigt, halb verwundert, halb, weil ihr euch überlegt, wie ihr mich zum Schweigen bringen könnt. Von wem stammen die Zehn Gebote? Woher kommen sie? Wer hat sie euch gegeben?«

»Mose!« schreit die Menge.

»Nein, der Allerhöchste. Mose, sein Knecht, hat sie euch nur übermittelt, aber sie kommen von Gott. Ihr, die ihr die Form, aber keinen Glauben habt, sagt in eurem Herzen: „Wir haben Gott nicht gesehen; weder wir noch die Hebräer am Fuße des Sinai.“ Oh, genügen euch denn nicht die Blitze, die den Berg in Feuer hüllten, während Gott Mose unter Blitz und Donner erschien, um zu glauben, daß Gott gegenwärtig war? Euch genügen weder Blitze noch Erdbeben, um zu glauben, daß Gott über euch ist, um den ewigen Bund des Heiles und der Verdammnis zu schließen. Eine neue, furchtbare Epiphanie werdet ihr erleben in diesen Mauern, und sehr bald. Und das Heiligtum wird aus dem Dunkel hervortreten, denn das Reich des Lichtes wird seinen Anfang nehmen und das Allerheiligste wird erhöht wer-

den vor den Augen der Welt, nicht mehr verhüllt vom dreifachen Vorhang. Und immer noch werdet ihr nicht glauben. Was ist erforderlich, um euch zum Glauben zu bringen? Müssen die Blitze der Gerechtigkeit in euer Fleisch einschlagen? Aber dann wird der Gerechtigkeit Genugtuung geleistet sein, und die lichten Strahlen der Liebe werden herabfließen. Aber auch sie werden die Wahrheit nicht in eure Herzen, in alle eure Herzen einzuschreiben vermögen und das Verlangen nach Reue und dann nach Liebe erwecken ... «

Die Augen Gamaliëls sind jetzt starr auf das Antlitz Jesu gerichtet und sein Gesicht ist angespannt ...

»Ihr wißt, daß Mose ein Mensch unter Menschen war. Die Chronisten seiner Zeit haben euch eine Beschreibung von ihm hinterlassen. Obwohl ihr wißt, wer er war, von wem und wie er das Gesetz erhielt, befolgt ihr es etwa? Nein. Niemand von euch befolgt es.«

Ein Protestgeheul ertönt in der Menge.

Jesus gebietet Ruhe: »Sagt ihr, daß ich unrecht habe? Daß ihr es befolgt? Und warum sucht ihr dann, mich zu töten? Verbietet nicht das fünfte Gebot, Menschen zu töten? Ihr erkennt mich nicht als den Christus an? Aber ihr könnt nicht leugnen, daß ich ein Mensch bin. Warum also sucht ihr mich zu töten?«

»Du bist ja von Sinnen! Du bist besessen! Ein Dämon spricht aus dir und läßt dich irre reden und lügen. Niemand von uns denkt daran, dich zu töten! Wer will dich töten?« schreien ausgerechnet jene, die es tun wollen.

»Wer? Ihr. Und ihr sucht Vorwände, um es tun zu können, und werft mir Sünden vor, die ich nicht begangen habe. Ihr tadelt mich, und dies nicht zum ersten Mal, weil ich einen Menschen am Sabbat geheilt habe. Sagt nicht Mose, man solle Erbarmen haben auch mit dem Esel und dem Ochsen, die zusammengebrochen am Wege liegen, weil sie ein Gut unseres Bruders sind. Und ich sollte kein Erbarmen haben mit dem kranken Leib eines Bruders, für den die wiedererlangte Gesundheit ein irdisches Gut und ein geistiges Mittel ist, Gott für seine Güte zu loben und zu lieben? Und das Gebot

der Beschneidung, das Mose euch gegeben und schon von den Patriarchen übernommen hat, wendet ihr es etwa nicht auch am Sabbat an? Wenn durch die Beschneidung am Sabbat das mosaische Gesetz nicht übertreten wird, weil sie dazu dient, ein männliches Kind zu einem Sohn des Gesetzes zu machen, warum nehmt ihr es mir dann übel, wenn ich am Sabbat den ganzen Menschen an Leib und Seele heile und aus ihm einen Sohn Gottes mache? Urteilt nicht dem Anschein und dem Buchstaben nach, sondern mit Gerechtigkeit und mit Geist; denn der Buchstabe, die Formeln und die Äußerlichkeiten sind tote Dinge, gemalte Szenerien, aber nicht wahres Leben, während der Geist der Worte und Äußerlichkeiten das wahre Leben und die Quelle der Ewigkeit ist. Aber ihr versteht diese Dinge nicht, weil ihr sie nicht verstehen wollt. Gehen wir.«

Er wendet allen den Rücken zu und geht zum Ausgang, gefolgt und umgeben von seinen Aposteln und Jüngern, die ihn voller Sorge um ihn und empört über das Verhalten seiner Feinde anblicken.

Mit bleichem Antlitz lächelt er ihnen zu und sagt: »Seid nicht traurig. Ihr seid mir Freunde, und ihr tut gut daran, es zu sein, denn meine Zeit nähert sich ihrem Ende. Bald wird die Stunde kommen, da ihr euch danach sehnen werdet, auch nur einen einzigen dieser Tage mit dem Menschensohn wieder zu erleben. Aber ihr werdet ihn nicht mehr sehen. Dann wird es euer Trost sein, sagen zu können: „Wir liebten ihn und waren ihm treu, solange er unter uns weilte.“ Um euch zu verspotten und als Verrückte hinzustellen, werden sie euch sagen: „Christus ist zurückgekehrt. Er ist hier, er ist dort.“ Glaubt diesen Stimmen nicht. Geht nicht hin und folgt nicht diesen falschen Spöttern. Der Menschensohn, der fortgegangen ist, wird nicht wiederkommen bis zu seinem Tage. Dann wird seine Ankunft dem zuckenden Blitz gleichen, der von einem Ende des Himmels zum anderen leuchtet, so schnell, daß das Auge ihm nicht zu folgen vermag ... Ihr, aber nicht nur ihr allein, kein Mensch wird mir folgen können bei meinem letzten Erscheinen, wenn ich alle sammeln werde, die waren, die sind und die sein werden. Aber bevor dies sich

ereignet, muß der Menschensohn noch vieles leiden, alles erleiden, den ganzen Schmerz der Menschheit, und obendrein wird er noch von diesem Geschlecht verworfen werden.«

»Also wirst du all das Böse erleiden, Herr, das dir dieses Geschlecht zufügen kann«, bemerkt der Hirte Matthias.

»Nein, ich habe gesagt: „Den ganzen Schmerz der Menschheit.“ Sie existierte schon vor diesem Geschlecht und wird auch nach ihm, Generation um Generation, weiterbestehen; und immer wird sie sündigen. Der Menschensohn wird alle Bitterkeit der vergangenen, gegenwärtigen und kommenden Sünden in seinem Geist verkosten bis zur letzten Sünde, bevor er der Erlöser sein wird. Und selbst in seiner Herrlichkeit wird er leiden in seinem Geist der Liebe, wenn er sieht, daß die Menschheit seine Liebe mit Füßen tritt. Das könnt ihr noch nicht verstehen . . . Gehen wir jetzt in dieses Haus. Es ist mir freundschaftlich gesinnt.«

Er klopft an die Tür, die sich öffnet. Man läßt ihn eintreten, ohne daß der Türhüter Erstaunen zeigt über die große Anzahl von Personen, die hinter Jesus ebenfalls eintreten.

539 Im Tempel • »Kennt ihr mich und wißt ihr, woher ich bin?«

Im Tempel ist noch mehr Volk versammelt als am Tag zuvor. Unter denen, die den ersten Vorhof füllen und beleben, sehe ich viele Heiden, viel mehr als gestern. Alle sind in lebhafter Erwartung, sowohl die Israeliten als auch die Heiden. Heiden mit Heiden und Juden mit Juden, in Grüppchen hier und dort, sprechen miteinander, ohne jemals die Tore aus den Augen zu lassen.

Die Gesetzeslehrer in den Säulengängen erheben ihre Stimmen, um sich bemerkbar zu machen und mit ihrer Beredsamkeit zu prahlen. Aber das Volk achtet nicht auf sie, und sie sprechen nur vor wenigen Schülern. Gamaliel ist auch da, an seinem Platz. Aber er redet nicht. Er geht auf seinem prächtigen Teppich mit verschränkten Armen hin und her, das Haupt geneigt, in Betrachtung versunken. Das

lange Gewand und der noch längere Mantel, den er lose umgehängt hat und der nur von zwei silbernen Schnallen auf den Schultern gehalten wird, bilden eine Schleppe, die er, wenn er sich umdreht, mit dem Fuße zurückstößt. Seine Schüler, die treuesten, lehnen an der Mauer, sehen ihn, schweigend, fast ängstlich, an und achten die Betrachtung ihres Meisters.

Pharisäer und Priester zeigen sich sehr geschäftig und kommen und gehen ... Das Volk, das ihre wahren Absichten versteht, zeigt mit Fingern auf sie. Scharfe Bemerkungen brandmarken ihre Heuchelei. Aber sie tun, als ob sie nichts hörten. Sie sind wenige im Vergleich zu den vielen, die nicht Jesus, sondern sie selbst hassen. Daher halten sie es für klug, sich still zu verhalten.

»Seht, da kommt er! Er kommt heute vom Goldenen Tor.«

»Laufen wir.«

»Ich bleibe hier. Er wird hierher kommen, um zu reden. Ich will meinen Platz nicht verlieren.«

»Ich auch nicht. Und die, die fortgehen, machen Platz für uns, die wir bleiben.«

»Aber werden sie ihn sprechen lassen?«

»Wenn sie ihn haben hereinkommen lassen ... «

»Ja, aber das ist etwas anderes. Da er ein Sohn des Gesetzes ist, können sie ihm den Eintritt nicht verwehren. Doch als Rabbi können sie ihn vertreiben, wenn sie wollen.«

»Welche Unterscheidungen! Wenn sie ihn mit Gott sprechen lassen, warum sollen sie ihn dann nicht zu den Menschen sprechen lassen?« Es ist ein Heide, der das sagt.

»Das ist wahr«, sagt ein anderer Heide. »Da wir unrein sind, laßt ihr uns nicht weiter hineingehen, aber bis hierher doch, in der Hoffnung, daß wir uns beschneiden lassen.«

»Schweige, Quintus. Das ist der Grund, warum er zu uns sprechen darf. Sie hoffen, uns zu beschneiden, als wären wir Bäume. Wir aber kommen, um seine Ideen wie Pfropfreiser auf uns Wildlinge zu setzen.«

»Das hast du gut gesagt. Er ist der einzige, der uns nicht verachtet.«

»Oh, was das betrifft ... Wenn man mit einem Geldbeutel einkaufen geht, dann verachten uns nicht einmal die anderen.«

»Schau, wir Heiden sind doch die Herren des Ortes geblieben. Wir werden gut hören und noch besser sehen. Es gefällt mir, die Gesichter seiner Feinde zu beobachten. Beim Jupiter! Eine Schlacht der Gesichter ... «

»Schweig! Laß nicht den Namen Jupiter hören. Das ist hier verboten!«

»Oh, zwischen Jupiter und Jahwe besteht nur ein kleiner Unterschied, und Götter werden sich doch nicht gegenseitig kränken ... Ich bin gekommen mit dem aufrichtigen Wunsch zuzuhören. Nicht um zu spotten. Man spricht überall so viel von diesem Nazarener! Da habe ich mir gesagt: Es ist gutes Wetter, und ich will gehen und ihn einmal hören. Es gibt Leute, die noch viel weiter gehen, um ein Orakel aufzusuchen ... «

»Woher kommst du denn?«

»Von Perge. Und du?«

»Von Tarsus.«

»Ich bin fast ein Hebräer. Mein Vater war ein Hellenist aus Iconium, aber er heiratete in Antiochia in Cilicien eine Römerin. Dann starb er, bevor ich geboren wurde. Aber der Same ist hebräisch.«

»Warum ist er noch nicht da? ... Ob sie ihn womöglich festgenommen haben?«

»Fürchte das nicht. Das Geschrei des Volkes würde es uns sogleich ankündigen. Diese Hebräer schreien wie aufgeregte Elstern, immer ... «

»Oh, schau! Da ist er. Wird er wohl hierher kommen?«

»Siehst du nicht, daß sie absichtlich alle Plätze besetzt halten, mit Ausnahme dieser Ecke? Hörst du, wie viele Frösche quaken, um sich als Meister aufzuspielen.«

»Der dort schweigt. Ist es wahr, daß er der größte Lehrer Israels ist?«

»Ja, aber . . . welch ein Pedant! Ich habe ihm einmal zugehört, und um seine Wissenschaft zu verdauen, habe ich viele Becher Falerner bei Titus in Bezeta trinken müssen.« Sie lachen alle beide.

Jesus nähert sich langsam. Er geht an Gamaliël vorbei, der nicht einmal den Kopf erhebt, und gelangt dann an seinen Platz von gestern.

Das Volk, Mischung aus Israeliten, Proselyten und Heiden, bemerkt, daß er zu reden beginnt und flüstert: »Siehst du, er spricht öffentlich, und sie sagen ihm nichts.«

»Vielleicht haben die Fürsten und Häupter in ihm den Christus erkannt. Gestern hat Gamaliël, nachdem der Galiläer fortgegangen war, viel mit den Ältesten gesprochen.«

»Unmöglich. Wie hätten sie ihn so plötzlich anerkennen können, wenn sie ihn kurz zuvor zum Tode verurteilen wollten?«

»Vielleicht konnte Gamaliël Beweise erbringen . . . «

»Welche Beweise denn? Welche Beweise sollte er zugunsten dieses Menschen erbringen können?« braust einer auf.

»Ruhig, du Schakal. Du bist ja bloß der letzte der Schreiber. Wer hat dich denn gefragt?« Und sie halten ihn zum Besten. Er entfernt sich.

Aber es treten andere an seine Stelle, die zwar nicht vom Tempel, aber sicher ungläubige Juden sind: »Die Beweise haben wir. Wir wissen, woher dieser stammt. Aber von Christus, wenn er kommt, wird niemand wissen, woher er stammt. Dieser hier ist der Sohn eines Zimmermanns aus Nazaret, und der ganze Ort kann Zeugnis ablegen gegen uns, wenn wir lügen . . . «

Nun hört man die Stimme eines Heiden, der sagt: »Meister, sprich heute ein wenig für uns. Man hat uns gesagt, daß du versicherst, alle Menschen kämen von einem Gott, dem deinen. Deshalb nennst du sie auch Kinder des Vaters. Ähnliche Ideen hatten auch unsere stoischen Dichter. Sie haben gesagt, daß wir Nachkommen Gottes sind. Deine Landsleute halten uns für unreiner als Tiere. Wie versöhnst du die beiden Anschauungen?«

Die Frage ist so gestellt, wie man es bei philosophischen Auseinandersetzungen zu tun pflegt, glaube ich. Jesus will gerade antworten, als der Streit zwischen den ungläubigen und den gläubigen Juden heftiger und lauter wird und eine gellende Stimme wiederholt: »Er ist ein einfacher Mensch. Christus wird nicht so sein wie er. Alles an ihm wird außergewöhnlich sein, Gestalt, Natur, Ursprung . . . «

Jesus wendet sich in die Richtung, aus der die Stimme kommt, und sagt laut: »Ihr kennt mich also und wißt, woher ich bin? Seid ihr dessen wirklich sicher? Und das Wenige, das ihr wißt, sagt es euch nichts? Ist es für euch keine Bestätigung der Prophezeiungen? Aber ihr wißt nicht alles über mich. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ich bin nicht aus eigenem Antrieb gekommen und nicht von dort, woher ihr glaubt. Die Wahrheit selbst, die ihr nicht kennt, ist es, die mich gesandt hat.«

Ein Schrei des Unwillens erhebt sich unter den Feinden.

»Die Wahrheit selbst ist es. Ihr kennt nicht ihre Werke. Ihr kennt nicht ihre Wege; die Wege, auf denen ich gekommen bin. Der Haß kann die Wege und die Werke der Liebe nicht erkennen. Die Finsternis kann den Anblick des Lichts nicht ertragen. Aber ich kenne den, der mich gesandt hat, denn ich bin sein, ein Teil von ihm und ein Ganzes mit ihm. Und er hat mich gesandt, damit ich erfülle, was sein Gedanke will.«

Es entsteht ein Tumult. Die Feinde stürzen sich auf ihn, um Hand an ihn zu legen, ihn gefangenzunehmen und zu schlagen. Apostel, Jünger, Volk, Heiden und Proselyten widersetzen sich ihnen, um Jesus zu verteidigen. Andere kommen den ersteren zu Hilfe und vielleicht würden sie die Oberhand gewinnen; doch Gamaliël, der bis zu diesem Augenblick scheinbar auf nichts geachtet hat, verläßt seinen Teppich und geht auf Jesus zu, wird zurückgestoßen von denen, die Jesus unter dem Säulengang verteidigen wollen, und ruft: »Laßt ihn in Ruhe. Ich will hören, was er sagt.«

Mehr als der Trupp der Legionäre, die von der Burg Antonia herbeieilen, um den Tumult zu beruhigen, bewirkt die Stimme des Ga-

maliël. Der Tumult legt sich wie ein Wirbelsturm, der sich auflöst, und das Geschrei verwandelt sich in ein Gemurmel. Die Legionäre bleiben an der äußeren Mauer stehen, um die Situation zu überwachen, obwohl sie jetzt nicht mehr gebraucht werden.

»Sprich«, gebietet Gamaliël Jesus. »Antworte denen, die dich anklagen.« Sein Ton ist gebieterisch, aber nicht verächtlich.

Jesus tritt vor in den Hof. Ruhig beginnt er wieder zu reden. Gamaliël bleibt, wo er ist, und seine Schüler bringen ihm eilig Teppich und Schemel herbei, damit er es bequem habe. Er aber bleibt mit verschränkten Armen stehen, das Haupt geneigt und die Augen geschlossen, um gesammelt zuzuhören.

»Ihr habt mich ohne Grund angeklagt, als hätte ich Gott gelästert, anstatt die Wahrheit zu sagen. Ich rede nun, nicht um mich zu verteidigen, sondern um euch das Licht zu bringen, auf daß ihr die Wahrheit erkennen mögt. Ich rede nicht für mich selbst, sondern ich erinnere euch an die Worte, an die ihr glaubt und auf die ihr schwört. Sie sprechen von mir. Ihr, ich weiß es, seht in mir nur einen Menschen, euch ähnlich, aber geringer als ihr. Es erscheint euch auch unmöglich, daß ein Mensch der Messias sein kann. Ihr stellt euch vor, daß er zumindest ein Engel sein müßte, dieser Messias; daß er einen so geheimnisvollen Ursprung haben müßte, daß er schon allein durch die Autorität, die ihm das Geheimnis seines Ursprungs verleiht, König sein könnte. Aber wo steht in der Geschichte unseres Volkes, in den Büchern, die diese Geschichte enthalten und die ewige Bücher sein werden, solange die Welt besteht – denn Gelehrte aller Länder und aller Zeiten werden sie heranziehen, um ihre Wissenschaft und ihre Forschungen über die Vergangenheit vom Licht der Wahrheit bestätigen zu lassen – wo steht in diesen Büchern geschrieben, daß Gott zu einem seiner Engel gesprochen hat: „Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt“?«

Ich sehe, daß Gamaliël sich eine Tafel und Pergamentblätter bringen läßt und sich niedersetzt, um zu schreiben.

»Die Engel, geistige Geschöpfe, Diener und Boten des Allerhöch-

sten, sind von ihm geschaffen worden, ebenso wie der Mensch, die Tiere und die ganze Schöpfung. Aber er hat sie nicht gezeugt; denn Gott zeugt nur sein anderes Selbst, da der Vollkommene nur etwas Vollkommenes zeugen kann, ein anderes Sein, das ihm gleich ist, um nicht seine Vollkommenheit zu vermindern durch die Zeugung eines Geschöpfes, das geringer ist als er.

Wenn daher Gott die Engel nicht zeugen und auch nicht zur Würde der Kindschaft erheben kann, was wird dann der Sohn sein, zu dem er sagt: „Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt.“? ... Und welcher Natur wird dieser Sohn sein, wenn Gott, da er ihn zeugt, auf ihn weist und seinen Engeln sagt: „Und es sollen ihn anbeten alle Engel Gottes.“? Und wie wird dieser Sohn sein, daß er es verdient, vom Vater – von dem, durch dessen Gnade allein die Menschen ihn mit sich in Anbetung vernichtendem Herzen nennen dürfen – zu hören: „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde als Schemel dir zu Füßen lege.“? Dieser Sohn kann nur allein Gott sein wie der Vater, mit dem er die Eigenschaften und die Macht teilt und sich der Liebe erfreut, die beglückt in der unaussprechlichen und unbegreiflichen Liebe der Vollkommenheit zu sich selbst.

Wenn Gott es aber nicht für angebracht gehalten hat, einen Engel in den Rang eines Sohnes zu erheben, hätte er dann je von einem Menschen sagen können, was er von dem sagte, der hier zu euch spricht – und viele von euch, die ihr mich jetzt bekämpft, waren zugegen, als er es sagte – dort bei der Furt von Betabara vor zwei Jahren? Ihr habt es gehört und habt gezittert; denn die Stimme Gottes ist unverkennbar, und ohne seine besondere Gnade wird jeder zu Boden geworfen und erschüttert, der sie hört.

Wer ist also der Mensch, der zu euch spricht? Ist er vielleicht, wie ihr alle, aus dem Samen und dem Wollen des Mannes geboren? Hätte der Allerhöchste seinen Geist senden können, damit er ein der Gnade bares Fleisch bewohne, wie das der Menschen, die durch den menschlichen Willen gezeugt wurden? Könnte der Allerhöchste sich mit dem Opfer eines Menschen begnügen als Sühne für die große

Schuld? Denkt nach. Er erwählt keinen Engel als Messias und Erlöser; könnte er da einen Menschen erwählen? Könnte der Erlöser nur Sohn des Vaters sein, mit Mitteln und Kräften versehen, die das menschliche Fassungsvermögen übersteigen, ohne aber die menschliche Natur anzunehmen? Könnte der Erstgeborene Gottes Eltern haben, wenn er der ewige Eingeborene des Vaters ist?

Wird euer stolzer Sinn nicht erschüttert von solchen Fragen, die sich zum Reich der Wahrheit erheben und ihm immer näher kommen und die nur in einem demütigen Herzen voll Glauben eine Antwort finden?

Wer soll der Gesalbte sein? Ein Engel? Mehr als ein Engel. Ein Mensch? Mehr als ein Mensch. Ein Gott? Ja, ein Gott. Aber mit einem Fleisch vereint, damit dieses für das schuldbeladene Fleisch Sühne leiste. Der gleiche Stoff, der gesündigt hat, muß auch für alles Sühne leisten. Gott hätte daher einen Engel senden müssen, um die Schuld der gefallenen Engel zu sühnen, um zu sühnen für Luzifer und seinen Anhang unter den Engeln. Denn ihr wißt, auch Luzifer hat gesündigt. Aber Gott schickt keinen Engel, um die Engel der Finsternis zu erlösen. Sie haben den Sohn Gottes nicht angebetet, und Gott verzeiht nicht die Sünde gegen sein Wort, das aus seiner Liebe gezeugt wird. Gott liebt jedoch den Menschen, und sendet den Menschen, den einzigen vollkommenen Menschen, um die Menschen zu erlösen und ihnen den Frieden mit Gott zu erlangen. Und es ist gerecht, daß nur ein GOTTMENSCH die Erlösung des Menschen vollbringen und Gott besänftigen kann.

Der Vater und der Sohn lieben sich und sind sich einig, und der Vater sprach: „Ich will“, und der Sohn sprach: „Ich will.“ Und dann sprach der Sohn: „Gib mir“, und der Vater sprach: „Nimm.“ So hat das Wort ein Fleisch angenommen, dessen Bildung geheimnisvoll ist, und dieses Fleisch heißt Jesus Christus, der Messias. Er ist es, der die Menschen erlösen, sie in das Reich bringen, den Teufel besiegen und die Knechtschaft vernichten soll.

Den Teufel besiegen! Kein Engel vermochte und vermag das je zu

vollbringen, was der Menschensohn vermag. Deswegen beruft Gott zu seinem großen Werk nicht die Engel, sondern den Menschen. Seht den Menschen, über dessen Ursprung ihr nachdenkt, im Ungewissen seid, oder den ihr leugnet. Seht den Menschen, der Gott wohlgefällig ist; den Menschen, der alle seine Brüder vertritt; den Menschen, der euch ähnlich und doch verschieden von euch ist und über euch steht durch seine Herkunft; der nicht von einem Menschen, sondern von Gott gezeugt und seinem Dienst geweiht wurde. Er steht vor dem erhabenen Altare, um Priester und Opfer zu sein für die Sünden der Welt, der ewige und höchste Hohepriester, der Priester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedek.

Habt keine Angst! Ich strecke nicht die Hand aus nach dem hohepriesterlichen Diadem. Ein anderer Kranz erwartet mich. Zittert nicht! Ich beraube euch nicht des hohepriesterlichen Brustschildes. Ein anderer ist schon für mich bereit. Zittert einzig darum, daß für euch das Opfer des Menschen und die Barmherzigkeit Christi nicht vergeblich seien. Ich habe euch so sehr geliebt und liebe euch so sehr, daß ich vom Vater erlangt habe, mich selbst zu vernichten. Ich habe euch so sehr geliebt und liebe euch so sehr, daß ich ihn gebeten habe, den ganzen Schmerz der Welt auf mich nehmen zu dürfen, um euch das ewige Heil zu schenken.

Warum wollt ihr mir nicht glauben? Könnt ihr immer noch nicht glauben?

Steht nicht von Christus geschrieben: „Du bist Priester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedek.“? Wann hat das Priestertum seinen Anfang genommen? Etwa zur Zeit Abrahams? Nein, und ihr wißt es. Der König der Gerechtigkeit und des Friedens, der in prophetischer Gestalt in der Morgenröte unseres Volkes erscheint, um mich anzukündigen, weist er euch nicht darauf hin, daß es ein vollkommeneres Priestertum gibt, das unmittelbar von Gott kommt wie Melchisedek, dessen Ursprung nie jemand zu erforschen vermochte und der genannt wird „der Priester“; und Priester ist er in Ewigkeit? Glaubt ihr nicht mehr an die von Gott eingegebenen Worte?

Und wenn ihr an sie glaubt, ihr Schriftgelehrten, wie kommt es, daß ihr keine annehmbare Erklärung geben könnt für die Worte, die sich auf mich beziehen und die da lauten: „Du bist Priester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedek.“?

Es gibt also noch ein anderes Priestertum, vor und außer dem des Aaron, und von diesem heißt es: „Du bist“; nicht „Du warst“, und auch nicht: „Du wirst sein.“ Du bist Priester in Ewigkeit. Seht, wie dieser Satz ankündigt, daß der ewige Priester nicht aus dem bekannten Geschlecht Aarons und auch nicht aus einem anderen priesterlichen Geschlecht sein wird. Seine Herkunft wird neu und geheimnisvoll wie die des Melchisedek sein. Das ist seine Herkunft. Wenn die Macht Gottes ihn sendet, so ist dies ein Zeichen dafür, daß sie das Priestertum und den Ritus erneuern will, damit sie der gesamten Menschheit zum Heil werden.

Kennt ihr meine Herkunft? Nein. Kennt ihr meine Werke? Nein. Ahnt ihr ihre Früchte? Nein. Nichts wißt ihr von mir. Ihr seht also, daß ich auch in dieser Hinsicht der Christus bin, dessen Ursprung, Natur und Mission verborgen bleiben müssen, bis es Gott gefällt, sie den Menschen zu offenbaren. Selig, die glauben werden können, die glauben können, bevor die furchtbare Offenbarung Gottes sie mit ihrer Gewalt zu Boden schmettert, fesselt und zermalmt durch den Blitz ihrer mächtigen Wahrheit, die mit Donnergetöse vom Himmel erschallen und von der Erde wiederholt werden wird: „Dieser war der Messias Gottes.“

Ihr sagt: „Er ist von Nazaret. Sein Vater war Josef. Seine Mutter ist Maria.“ Nein. Ich habe keinen Vater, der mich als Mensch gezeugt hat. Ich habe keine Mutter, die mich als Gott geboren hat, und dennoch habe ich ein Fleisch, das ich durch das wunderbare Wirken des Geistes angenommen habe. Ich bin durch ein heiliges Zelt zu euch gelangt. Und ich werde euch retten, nachdem ich mich selbst als Opfer bereitet habe, gemäß dem Willen Gottes. Ich werde euch retten, indem mein wahres Selbst den Tempel meines Leibes verläßt, um das große Opfer darzubringen, das Opfer eines Gottes, der sich für die Rettung der Menschen hingibt.

Vater, mein Vater! Ich habe es dir gesagt am Anfang der Tage: „Siehe, hier bin ich, um deinen Willen zu tun.“ Ich habe es dir in der Stunde der Gnade gesagt, bevor ich dich verlassen und Fleisch angenommen habe, um zu leiden: „Siehe, hier bin ich, um deinen Willen zu tun.“ Noch einmal sage ich es dir, um jene zu heiligen, für die ich gekommen bin. „Siehe, hier bin ich, um deinen Willen zu tun.“ Wieder werde ich es sagen, immer wieder, bis dein Wille erfüllt ist ... «

Jesus, der seine Arme betend zum Himmel erhoben hatte, verschränkt sie nun vor der Brust, neigt das Haupt, schließt die Augen und vertieft sich in ein inneres Gebet.

Das Volk flüstert. Nicht alle haben ihn verstanden, ja, die meisten haben nichts verstanden (und ich auch nicht). Wir sind gar zu unwissend. Aber wir ahnen, daß er große Dinge dargelegt hat. Schweigen wir also in Bewunderung.

Die Böswilligen, die nicht verstanden haben oder nicht verstehen wollen, grinsen: »Er ist ein Schwärmer!« Aber sie wagen nicht, mehr zu sagen, und entfernen sich oder begeben sich kopfschüttelnd zu den Ausgängen. Ich glaube, daß so viel Vorsicht auf die römischen Lanzen und Schwerter zurückzuführen ist, die an der äußeren Mauer in der Sonne glänzen.

Gamaliël bahnt sich einen Weg durch die Menge der Zurückgebliebenen. Bei Jesus angekommen, der noch betet, in sich versunken, fern von der Menge und dem Ort, ruft er ihn: »Rabbi Jesus!«

»Was willst du, Rabbi Gamaliël?« fragt Jesus und erhebt sein Haupt, während sein Blick noch in eine innere Schauung vertieft ist.

»Eine Erklärung von dir.«

»Sprich.«

»Zieht euch alle zurück!« befiehlt Gamaliël, und das in einem Ton, daß Apostel, Jünger, Anhänger, Neugierige und selbst die Schüler Gamaliëls sich eiligst entfernen. Sie verbleiben allein, von Angesicht zu Angesicht. Und sehen sich an. Jesus immer sanft und gütig, Ga-

maliël, ohne es zu wollen, autoritär und in unbewußt stolzer Haltung – ein Ausdruck, der gewiß auf lange Jahre übermäßiger Huldigungen zurückzuführen ist.

»Meister ... Worte sind mir berichtet worden, die du bei einem Gastmahl gesagt hast ... das ich mißbilligt habe, weil es nicht aufrichtig war. Ich kämpfe oder kämpfe nicht, aber immer offen ... ich habe über diese Worte nachgedacht und sie verglichen mit denen, an die ich mich erinnerte ... Und ich habe auf dich gewartet, *hier*, um dich darüber zu befragen ... Aber zuvor wollte ich dich sprechen hören ... Sie haben deine Worte nicht verstanden. Ich hoffe, sie verstehen zu können. Ich habe deine Worte niedergeschrieben, während du sprachst. Um darüber nachzudenken, nicht um dir zu schaden. Glaubst du mir?«

»Ich glaube dir. Und möge der Allerhöchste sie zu leuchtenden Flammen werden lassen für deinen Geist.«

»So sei es. Nun höre. Die Steine, die erbeben müssen, sind das vielleicht die Steine unserer Herzen?«

»Nein, Rabbi, diese. Und er weist mit einer kreisenden Bewegung der Hand auf die Mauern des Tempels. Warum fragst du das?«

»Mein Herz erbebte, als mir deine Worte während des Gastmahls berichtet wurden, und die Antworten, die du den Versuchern gegeben hast. Ich glaubte, dieses Erbeben sei das Zeichen ... «

»Nein, Rabbi. Zu gering war das Erbeben deines Herzens und das der wenigen anderen, als daß es ein Zeichen hätte sein können, das keine Zweifel zuläßt ... auch wenn du mit einem seltenen Urteil demütiger Selbsterkenntnis dein Herz als Stein bezeichnest. Oh, Rabbi Gamaliël, vermagst du es wirklich noch nicht, aus deinem steinernen Herzen einen leuchtenden Altar zu machen, um Gott aufzunehmen? Nicht zu meinem Nutzen, Rabbi, sondern damit deine Gerechtigkeit vollkommen sei ... «

Jesus schaut sanft auf den alten Meister, der an seinem Bart zieht, mit den Fingern unter seine Kopfbedeckung fährt, die Hand auf die Stirn preßt, etwas murmelt und dann den Kopf neigt und sagt: »Ich

kann nicht ... Ich kann es noch nicht ... Aber ich hoffe ... Das Zeichen, wirst du es noch geben?«

»Ich werde es geben.«

»Lebe wohl, Rabbi Jesus.«

»Der Herr komme zu dir, Rabbi Gamaliël.«

Sie trennen sich. Jesus gibt den Seinen ein Zeichen und verläßt den Tempel.

Schriftgelehrte, Pharisäer, Priester und Schüler des Rabbi stürzen sich wie Geier auf Gamaliël, der gerade die von ihm beschriebenen Blätter in seinen breiten Gürtel steckt.

»Nun? Was hältst du von ihm? Ein Verrückter? Du hast gut daran getan, diese irren Reden aufzuzeichnen. Sie werden uns nützlich sein. Hast du eine Entscheidung getroffen? Bist du überzeugt? Gestern ... heute ... mehr als notwendig war, dich zu überzeugen.« Sie reden alle durcheinander, und Gamaliël schweigt, während er seinen Gürtel zurechtrückt und das Tintengefäß schließt, das er daranhängt hat. Dann gibt er einem Schüler die Tafel zurück, auf der er seine Pergamentblätter zum Schreiben ausgebreitet hatte.

»Antwortest du nicht? Seit gestern sprichst du nicht ...« drängt einer seiner Kollegen.

»Ich höre zu. Nicht euch. Ihm. Und ich versuche in den heutigen Worten zu erkennen, was er mir eines Tags gesagt hat. Hier.«

»Und gelingt es dir?« fragen viele lachend.

»Er ist wie der Donner, der zwar verschieden klingt, je nach der Entfernung, aber dennoch Donner bleibt.«

»Also ein undefinierbarer Ton«, höhnt einer.

»Lache nicht, Levi. Im Donner kann auch die Stimme Gottes sein, und wir Törichte halten sie für die Stimme zerrissener Wolken ... Lacht nicht! Auch du nicht, Hilkija, und du, Simon, damit der Donner sich nicht in einen Blitz verwandle und euch einäschere ...«

»Also bist du beinahe überzeugt, daß der Galiläer jener Knabe ist, den ihr, du und Hillel, für einen Propheten gehalten habt, und daß dieser Knabe und dieser Mann der Messias ist? ...« fragen die

Spötter, wenn auch in gedämpftem Ton, denn Gamaliël weiß sich Respekt zu verschaffen . . .

»Ich sage nichts. Ich sage nur, daß Donnerrollen immerhin Donnerrollen ist.«

»Nahes oder fernes?«

»Ach! Die Worte sind stärker, wie es das Alter mit sich bringt; aber die zwanzig Jahre, die vergangen sind, haben meinen Verstand zwanzigmal mehr verschlossen über dem Schatz, den er besitzt, und die Stimme dringt immer schwächer hinein.« Und Gamaliël läßt nachdenklich das Haupt auf die Brust sinken.

»Ha, ha, ha! Du wirst alt und töricht, Gamaliël. Du hältst Hirngespinnste für Wirklichkeit. Ha, ha, ha!« Alle lachen über ihn.

Gamaliël zuckt nur ärgerlich die Achseln. Dann rafft er seinen Mantel zusammen, der ihm von den Schultern hängt, wickelt ihn mehrmals um sich herum, da er so weit ist, und wendet allen, ohne ein Wort zu erwidern, in verächtlichem Schweigen den Rücken.

540 Im Tempel • »Nur noch kurze Zeit bin ich bei euch«

Ohne sich um die Mißgunst der anderen zu kümmern, kehrt Jesus auch am dritten Tag in den Tempel zurück. Er hat aber wohl nicht in Jerusalem geschlafen, denn seine Sandalen sind offensichtlich sehr verstaubt. Vielleicht hat er die Nacht auf den Hügeln in der Nähe der Stadt verbracht. Bei ihm müssen seine Brüder Jakobus und Judas gewesen sein, zusammen mit den Hirten Josef und Salomon. Er trifft die übrigen Apostel und Jünger an der östlichen Tempelmauer.

»Sie sind gekommen, weißt du? Sowohl zu uns, als auch zu den bekanntesten Jüngern. Gut, daß du nicht da warst!«

»So müssen wir es immer machen.«

»Gut. Aber wir werden später darüber sprechen. Gehen wir.«

»Eine große Menschenmenge ist dir und uns vorausgeeilt und hat deine Wunder gepriesen. Wie viele sind nun überzeugt und glauben an dich! In dieser Beziehung haben deine Brüder recht gehabt«, sagt der Apostel Johannes.

»Sie haben dich sogar bei Annalia gesucht, weißt du?«

»Und zum Palast der Johanna sind sie gegangen. Aber sie haben nur Chuza vorgefunden ... und er war nicht gerade guter Laune. Wie Hunde hat er sie verjagt und ihnen gesagt, daß er in seinem Haus keine Spione duldet und daß er ihretwegen schon genug ertragen hätte. Das hat uns Jonatan berichtet, der mit seinem Herrn hier ist«, sagt der Hirte Daniel.

»Weißt du, daß die Schriftgelehrten alle, die auf dich warteten, vertreiben wollten, indem sie sie zu überzeugen versuchten, daß du nicht der Messias bist. Aber sie haben geantwortet: „Der Christus ist er nicht? Wer soll er denn dann sein? Kann je ein anderer Mensch solche Wunder wirken? Haben vielleicht andere, die sich Christus nannten, sie gewirkt? Nein, nein, es können hundert und tausend Betrüger, die ihr womöglich geschickt habt, auftauchen und behaupten, sie seien Christus, aber keiner von ihnen wird je solche Wunder wirken wie er, noch so viele wie er.“ Als die Schriftgelehrten und Pharisäer dann behaupteten, er wirke sie, weil er Beelzebul wäre, haben sie geantwortet: „Dann müßtet ihr ja wohl aufsehenerregende Wunder wirken können, da ihr gewiß Beelzebul seid im Vergleich zu dem Heiligen“«, berichtet Petrus lachend, und alle lachen über diese schlagfertige Antwort der Leute und über die Empörung der Schriftgelehrten und Pharisäer, die schließlich unwillig weggegangen sind.

Sie sind nun bereits im Tempel und sogleich umgeben von einer noch zahlreicheren Menge als an den vorangegangenen Tagen.

»Der Friede sei mit dir, Herr! Friede! Friede!« rufen die Israeliten.

»Salve, Meister!« grüßen die Heiden.

»Friede und Licht mögen mit euch sein«, antwortet Jesus mit einem einzigen Gruß für alle.

»Wir fürchteten, sie hätten dich gefangengenommen oder du würdest aus Vorsicht und aus Abscheu nicht kommen; aber dann hätten wir uns verteilt und dich überall gesucht«, sagen viele.

Jesus fragt mit einem schwachen Lächeln: »Dann wollt ihr mich also nicht verlieren?«

»Wenn wir dich verlieren, Meister, wer wird uns dann die Unterweisungen und die Gnaden geben, die du uns gibst?«

»Meine Unterweisungen werden in euch bleiben, und ihr werdet sie noch besser verstehen, wenn ich von euch gegangen bin . . . Selbst wenn ich einst nicht mehr unter den Menschen bin, wird es dennoch nicht an Gnaden fehlen, die auf alle herabkommen, die mich gläubig darum bitten.«

»Oh, Meister, willst du uns denn wirklich verlassen? Sage uns, wohin du gehst, und wir werden dir nachfolgen. Wir brauchen dich so sehr.«

»Der Meister spricht so, um zu sehen, ob wir ihn lieben. Aber wo sollte denn der Rabbi von Israel hingehen, wenn nicht nach Israel?«

»Wahrlich, ich sage euch, nur noch kurze Zeit bin ich unter euch und gehe ich zu jenen, zu denen der Vater mich gesandt hat. Dann werdet ihr mich suchen und mich nicht finden, und wo ich bin, dahin werdet ihr nicht kommen können. Aber laßt mich nun gehen. Heute werde ich nicht hier im Tempel sprechen. Ich habe arme Brüder, die mich anderswo erwarten und die nicht kommen können, weil sie schwer krank sind. Nach dem Gebet werde ich zu ihnen gehen.«

Mit Hilfe seiner Jünger bahnt er sich einen Weg, um zum Vorhof der Israeliten zu gelangen.

Die Zurückbleibenden schauen einander verwundert an.

»Wohin geht er wohl?«

»Gewiß zu seinem Freund Lazarus. Er ist schwer krank.«

»Ich meine nicht, wohin er heute geht, sondern wenn er uns einst für immer verläßt. Habt ihr nicht gehört, daß er gesagt hat, daß wir ihn nicht werden finden können?«

»Vielleicht geht er, Israel zu vereinigen, indem er all den Unseren die Botschaft verkündet, die in anderen Nationen zerstreut leben. Die Diaspora hofft wie wir auf den Messias.«

»Oder er geht zu den Heiden, um sie zu belehren und sie in sein Reich einzuladen.«

»Nein, so kann es nicht sein. Wir könnten ihn überall finden, auch wenn er im fernen Asien oder im Innern Afrikas, in Rom, in Gallien, in Iberia, in Thrazien oder bei den Sarmaten wäre. Wenn er sagt, daß wir ihn nicht finden würden, selbst wenn wir ihn suchten, ist das ein Zeichen, daß er an keinem dieser Orte sein wird.«

»Nun ja, was wird das wohl bedeuten, wenn er sagt: „Ihr werdet mich suchen und mich nicht finden, und wo ich bin, dahin werdet ihr nicht kommen können“? „Ich bin ...“ Nein: „Ich werde sein ...“ Wo ist er denn? Ist er nicht hier unter uns?«

»Ich sage es dir, Judas! Er scheint ein Mensch zu sein, aber er ist ein Geist!«

»Aber nein! Unter den Jüngern sind einige, die ihn als Neugeborenes gesehen haben. Ja, mehr noch. Sie haben seine Mutter schwanger gesehen, kurz bevor er geboren wurde.«

»Aber ist er denn wirklich jenes Knäblein gewesen, das jetzt ein Mann geworden ist? Wer versichert uns, daß er nicht ein anderes Wesen ist?«

»O nein. Er könnte wohl ein anderer sein, und die Hirten könnten sich täuschen. Aber die Mutter! Aber die Brüder, und der ganze Ort!«

»Haben die Hirten die Mutter wiedererkannt?«

»Ja sicher ... «

»Dann ... aber warum sagt er dann: „Wo ich bin, dahin werdet ihr nicht kommen können“? Für uns gibt es die Zukunft: „Werdet ihr nicht können.“ Für sich bleibt er in der Gegenwart: „Ich bin.“ Hat dieser Mensch vielleicht keine Zukunft?«

»Ich weiß nicht, was ich dir sagen soll. Er ist so.«

»Ich sage euch, er ist verrückt.«

»Du bist es vielleicht, du Spion des Synedriums.«

»Ich, ein Spion? Ich bin ein Jude, der ihn bewundert. Habt ihr nicht gesagt, daß er zu Lazarus geht?«

»Nichts haben wir gesagt, du alter Spion. Wir wissen nichts, und wenn wir etwas wüßten, würden wir es dir nicht sagen. Geh, und sa-

ge denen, die dich geschickt haben, daß sie ihn selbst suchen sollen. Spion, Spion! Bestochener ...!»

Der Mann sieht, daß er es schlecht getroffen hat, und macht sich aus dem Staub.

»Aber wir stehen hier herum! Wären wir hinausgegangen, hätten wir ihn gesehen. Lauf du dorthin! Und du dahin! ... Sagt uns, welchen Weg er eingeschlagen hat. Sagt ihm, er soll nicht zu Lazarus gehen.«

Die Jüngeren eilen davon ... und kehren alsbald zurück: »Er ist nicht mehr da ... Er hat sich unter die Menge gemischt, und niemand weiß ... «

Die Menge ist enttäuscht und löst sich langsam auf ...

Aber Jesus ist viel näher, als sie glauben. Durch eines der Tore hat er die Stadt verlassen und ist dann um die Burg Antonia herum, durch das Schaftor in das Kidrontal hinabgestiegen. Der Kidron führt nur wenig Wasser in der Mitte des Flußbettes. Jesus überschreitet ihn, wobei er über die Steine springt, die aus dem Wasser hervorschauen, und begibt sich auf den Ölberg. Die Ölbäume sind an dieser Stelle dicht belaubt und noch mit Gebüsch vermischt und verleihen diesem Teil Jerusalems einen düsteren, fast traurigen Charakter. Er erstreckt sich von den dunklen Mauern des Tempels, der mit seinem Berg diese Seite beherrscht, bis zum Ölberg auf der anderen Seite. Gegen Süden zu wird das Tal heller und weiter, aber hier ist es noch ziemlich eng, wie eine von einer gigantischen Kralle zwischen dem Berg Morija und dem Ölberg gezogene Furche.

Jesus geht nicht nach Getsemani, sondern gerade in die entgegengesetzte Richtung, nach Norden, immer auf dem Berg, der in ein wildes Tal übergeht, wo entlang einer Reihe im Bogen verlaufender niedriger, steiniger Hügel ein Bach im Norden um die Stadt herum fließt. Anstelle der Ölbäume wachsen dort unfruchtbare, dornige, verkrüppelte, zerzauste Bäumchen, zusammen mit Brombeersträuchern, die ihre Fühler nach allen Seiten ausstrecken. Ein sehr trauriger, sehr einsamer Ort. Er hat etwas Höllisches, Apokalyptisches an

sich. Einige Gräber, mehr nicht, nicht einmal Aussätzige. Eigenartig ist diese Einsamkeit im Gegensatz zu der so nahe gelegenen volkreichen Stadt mit ihren vielen Menschen und ihrem Lärm. Hier ist kein Geräusch zu hören, mit Ausnahme des über die Steine gurgelnden Wassers und des Rauschens des Windes zwischen Felsen und Gebüsch. Es fehlt sogar die freundliche Note der Vögel, die so zahlreich sind in den Ölbäumen von Getsemani und dem Ölgarten. Der Wind aus Nordosten ist ziemlich stark. Er wirbelt kleine Staubwolken in die Höhe und verdrängt jegliches Geräusch aus der Stadt. So herrscht ein bedrückendes, fast furchterregendes Schweigen, das Schweigen eines Ortes des Todes.

»Aber ist das denn der richtige Weg?« fragt Petrus Isaak.

»Ja, ja. Man kommt auch auf anderen Straßen dorthin, wenn man die Stadt durch das Herodestor oder besser noch durch das Damaskustor verläßt. Aber es ist gut, wenn ihr auch die weniger bekannten Pfade kennenlernt. Wir haben die ganze Umgebung durchstreift, um sie herauszufinden und sie euch zu zeigen. So könnt ihr gehen, wohin ihr wollt in der Nähe der Stadt, ohne die gewöhnlichen Wege zu benützen.«

»Kann man den Leuten von Nob trauen?« fragt Petrus wiederum.

»Wie seinen eigenen Hausgenossen. Thomas im vergangenen Winter, Nikodemus immer, der Priester Johannes, sein Jünger, und andere haben aus der kleinen Ortschaft eine Heimat für den Meister getan.«

»Und du hast mehr als alle anderen gemacht«, sagt der Hirte Benjamin.

»Oh! Ich! Wenn ich etwas getan habe, dann haben wir alle etwas getan. Aber glaube mir, Meister, du hast jetzt rings um die Stadt überall Zufluchtsorte ... «

»Auch Rama ... « sagt Thomas, der etwas auf seine Stadt hält. »Mein Vater und mein Schwager haben zusammen mit Nikodemus an dich gedacht.«

»Und auch Emmaus«, sagt ein Mann, der mir nicht neu ist, von

dem ich aber nicht mit Bestimmtheit sagen könnte, wer er ist, auch weil ich in Judäa mehrfach Ortschaften mit Namen Emmaus begegnet bin, ganz abgesehen von dem Emmaus bei Tarichäa.

»Es ist zwar weit, wenn man es auf Wegen wie diesen erreichen will, aber ich werde es nicht versäumen, bisweilen auch dorthin zu kommen.«

»Und in mein Haus«, sagt Salomon.

»Dorthin gewiß wenigstens einmal, um den Alten zu grüßen.«

»Dann gibt es auch noch Bet-Ter.«

»Und Bet-Zur.«

»Ich werde nicht in die Häuser der Jüngerinnen gehen; aber wenn es nötig ist, werde ich sie zu mir rufen.«

»Ich habe einen treuen Freund in der Nähe von En-Rogel. Sein Haus steht dir zur Verfügung. Und keiner von denen, die dich hasen, wird glauben, daß du so in ihrer Nähe bist«, sagt Stephanus.

»Der Gärtner der königlichen Gärten kann dich beherbergen. Er ist ganz eines Sinnes mit Manaen, der ihm diesen Posten verschafft hat ... Und überdies ... du hast ihn einmal geheilt ... «

»Ich? Ich kenne ihn nicht ... «

»Er war zu Ostern unter den Armen, die du bei Chuza geheilt hast. Die von einer schmutzigen Sichel verursachte Wunde ließ sein Bein vereitern, und sein erster Herr hatte ihn deshalb verjagt. Er mußte Betteln gehen, um seine Kinder zu ernähren, und du hast ihn geheilt. Manaen hat ihm dann in einem günstigen Augenblick bei Antipas die Stelle eines Gärtners verschafft. Jetzt tut der Mann alles, was ihm Manaen sagt. Und für dich erst ... « sagt der Hirte Matthias.

»Ich habe Manaen nie bei euch gesehen ... « sagt Jesus und schaut ihm fest in die Augen. Matthias wird rot und verwirrt.

»Komm, gehen wir etwas voraus!«

Der Jünger folgt ihm.

»Sprich!«

»Herr ... Manaen hat einen Fehler begangen ... und er leidet sehr darunter, und mit ihm Timoneus und einige andere. Sie finden keinen Frieden mehr, weil du ... «

»Sie glauben doch nicht etwa, daß ich sie hasse ... «

»Nein, aber ... Sie fürchten sich vor deinen Worten und deinem Blick.«

»Oh, welch ein Irrtum! Gerade weil sie gefehlt haben, bedürfen sie der Medizin. Weißt du, wo sie sind?«

»Ja, Meister.«

»Dann geh und sag ihnen, daß ich sie in Nob erwarte.«

Matthias macht sich auf den Weg, ohne Zeit zu verlieren. Der Bergpfad steigt so stark an, daß bald die ganze Nordseite Jerusalems zu sehen ist ... Jesus und die Seinen wenden der Stadt den Rücken und entfernen sich in entgegengesetzter Richtung.

541 Jesus in Nob • Ein Windwunder

Ein ruhiges, ziemlich gepflegtes Dorf. Die Bewohner sind in den Häusern, da ein starker Wind weht. Aber sobald die Jünger Jesus ankündigen, kommen alle Frauen, Kinder und die alten Männer, die aus Altersgründen im Ort zurückgeblieben sind, herbei und scharen sich um Jesus, der sie auf dem kleinen Dorfplatz erwartet. Da die Ortschaft auf einer Anhöhe liegt, hat sie Luft und Licht auch an dunklen Tagen, und der Blick schweift von dort bis Jerusalem im Süden und bis Rama im Norden (ich sage Rama, denn so steht es auf einem Meilenstein, nebst der Entfernungsangabe, geschrieben).

Die Leute sind sehr gerührt, denn daß sie es sind, die den Herrn beherbergen dürfen, ist etwas ganz Neues und Aufregendes für sie! ... Ein Alter, ein wahrer Patriarch, sagt es im Namen aller, und die Frauen nicken eifrig mit dem Kopf dazu.

Daran gewöhnt, vom priesterlichen und pharisäischen Stolz zu-rechtgewiesen zu werden, sind sie schüchtern ... Aber Jesus sorgt dafür, daß sie sich sofort wohlfühlen. Er nimmt ein kleines Mädchen auf den Arm, das gerade die ersten Schritte tut, und streichelt den Greis mit den Worten: »Habt ihr mich noch nie gesehen?«

»Von weitem, als du auf dem Weg vorübergegangen bist ... und

der eine oder andere Mann unter uns im Tempel. Aber obwohl wir so nahe bei der Stadt wohnen, ist es schwieriger für uns, das zu erreichen, was andere haben, die von weither kommen«, sagt der Alte.

»Es ist immer so, Vater. Was die Dinge zu erleichtern scheint, macht sie schwierig; denn alle leben in der Überzeugung, daß es leicht ist. Aber jetzt werden wir uns kennenlernen. Geh in dein Haus, Vater. Der Herbstwind braust, und er bekommt alten Patriarchen nicht wohl.«

»Oh, ich bin allein geblieben, und die Tage zählen für mich nicht mehr . . . «

»Seine Tochter ist weit weg verheiratet, und die Frau ist am Laubhüttenfest gestorben«, erklärt eine Frau.

»Johannes, so darfst du nicht sprechen, heute, da du den Rabbi bei dir hast. Du hast ihn doch so sehr ersehnt!« sagt eine kleine Alte zu ihm.

»Das ist wahr. Aber . . . Du bist der Messias, nicht wahr?«

»Ja, Vater.«

»Wonach kann ich also noch verlangen, jetzt, da ich ihn gesehen habe und sehe, daß sich das dem Abraham gegebene Versprechen erfüllt hat? Ein Alter, damals war er der Alte, sang eines Tages im Tempel – ich war an jenem Tag dort, da meine Lea zur Reinigung ging nach der einzigen Geburt, und vor uns hatte eine Frau den Ritus vollzogen, die fast noch ein Mädchen war – also, der Alte sang, während er das Kind jenes Mädchens küßte: „Nun läßt du, o Herr, deinen Diener in Frieden scheiden, denn meine Augen haben den Erlöser gesehen.“ Dieses Neugeborene warst also du! Oh! Ich Glücklicher! Ich habe damals den Herrn gebeten: „Gib, daß auch ich sterben kann, nachdem ich ihn kennengelernt habe.“ Jetzt kenne ich dich. Du bist hier. Die Hand meines Herrn ruht auf meinem Haupt. Seine Stimme hat zu mir gesprochen. Was soll ich sagen, wenn nicht die Worte des alten, gelehrten und gerechten Simeon? Ich sage sie: „Laß, o Herr, deinen Knecht in Frieden scheiden, denn meine Augen haben deinen Gesalbten gesehen!“ «

»Willst du nicht warten, um auch sein Reich zu sehen?« sagt eine Frau.

»Nein, Maria, die Feste sind nicht für die Alten. Überdies glaube ich nicht, was die meisten sagen. Ich erinnere mich der Worte des Simeon ... Er hat für das Herz dieses Mädchens ein Schwert vorausgesagt, da nicht alle in der Welt den Erlöser lieben werden ... Er hat gesagt, daß Verderben und Auferstehung für viele kommen werden um seinetwillen ... Und dann ist da Jesaja ... und David ... Nein, ich ziehe es vor, zu sterben und seine Gnade im Jenseits zu erwarten ... Dort wird sein Reich sein ... «

»Vater, du siehst klarer als die Jungen. Mein Reich ist das der Himmel. Für dich jedoch bedeutet meine Ankunft nicht Verderben, denn du verstehst an mich zu glauben. Gehen wir in dein Haus: ich bleibe bei dir.« Und geführt von dem Alten, geht er zu einem weißen Häuschen an einem Sträßchen inmitten von Gärten, deren Blätter der Wind wie ein Dieb davonträgt. Er tritt dort ein mit Petrus, den beiden Söhnen des Alphäus und Johannes. Die anderen verteilen sich auf die übrigen Häuser ... um nach einiger Zeit zurückzukehren und das Häuschen, den Garten und die Terrasse unter dem Dach mit Menschen zu füllen. Sogar auf das Mäuerchen, das den Garten auf der einen Seite vom Weg trennt, steigen sie, und auf einen mächtigen Nußbaum und einen ebenso großen Apfelbaum, ungeachtet des Sturmwindes, der immer stärker wird und Staubwolken aufwirbelt.

Sie wollen Jesus hören, der einige Zeit verstreichen läßt, bevor er, auf der Küchenschwelle stehend, zu sprechen beginnt, so daß man seine Stimme drinnen wie draußen vernehmen kann.

»Ein mächtiger König, dessen Reich sehr groß war, wollte eines Tages seine Untergebenen besuchen. Er wohnte in einem wunderbaren Palast, von wo aus er durch seine Knechte und Boten den Untertanen seine Befehle und Gaben zukommen ließ. Diese wußten also von seiner Gegenwart, seiner Liebe zu ihnen und seinen Absichten, ohne ihn jedoch persönlich zu kennen. Sie kannten weder seine

Stimme noch seine Sprache. Kurz, sie wußten wohl, daß er da war und ihr Herr war, mehr aber nicht. Und wie es oft geschieht, wurden deshalb viele seiner Gesetze und Anordnungen falsch ausgelegt, sei es aus Böswilligkeit, sei es aus Unfähigkeit, sie zu verstehen; und die Interessen der Untergebenen und die Wünsche des Königs, der sie glücklich wissen wollte, litten Schaden. Oft war er gezwungen, sie zu strafen, und litt mehr als sie selbst darunter. Aber die Strafen brachten keine Besserung. Da sagte er: „Ich werde hingehen und persönlich mit ihnen sprechen. Ich werde mich zu erkennen geben. Dann werden sie mich lieben, mir besser gehorchen und glücklich werden.“ Er verließ also seine herrliche Wohnung, um unter sein Volk zu gehen.

Großes Staunen verursachte sein Kommen. Das Volk war gerührt und geriet in Aufregung. Die einen jubelten, die anderen fürchteten sich, wieder andere zürnten ihm, mißtrauten ihm oder haßten ihn. Der König, der geduldig war, begann unermüdlich mit ihnen zu verkehren, sowohl mit denen, die ihn liebten, als auch mit denen, die ihn fürchteten oder haßten. Er erklärte sein Gesetz, hörte seine Untertanen an, ließ ihnen Wohltaten zuteil werden und ertrug sie. Und schließlich liebten ihn viele von ihnen und flohen ihn nicht mehr wegen seiner Hoheit. Einige wenige hörten auf, ihm zu mißtrauen und ihn zu hassen. Das waren die Besseren. Aber viele blieben, was sie gewesen waren, denn sie waren nicht guten Willens. Der König jedoch, der sehr weise war, ertrug auch dies und nahm seine Zuflucht zu der Liebe der Besseren, um einen Lohn für seine Mühen zu erhalten.

Doch, was geschah dann? Es geschah, daß auch einige der Besten ihn nicht verstanden. Er kam von so weit her! Seine Sprache war so neu! Sein Wille war so verschieden von dem seiner Untergebenen, und er wurde nicht von allen verstanden . . . Einige fügten ihm sogar Schmerz und auch sonstigen Schaden zu oder liefen wenigstens Gefahr, ihm Schaden zuzufügen, da sie ihn nicht richtig verstanden hatten. Als sie jedoch einsahen, daß sie ihm Kummer gemacht und

Schaden zugefügt hatten, flohen sie betrübt vor seinem Antlitz und gingen nicht mehr zu ihm aus Furcht vor seinem Tadel.

Aber der König hatte in ihren Herzen gelesen und in seiner Liebe rief er täglich nach ihnen, und bat den Ewigen, ihm zu gewähren, sie wiederzufinden, um ihnen sagen zu können: „Warum fürchtet ihr mich? Es ist wahr, euer Unverständnis hat mit Schmerz bereitet; aber ich habe gesehen, daß dies nicht aus Bosheit geschah, sondern nur die Folge eurer Unfähigkeit war, meine Sprache zu verstehen, die so verschieden ist von der eurigen. Was mir wehtut ist, daß ihr mich fürchtet. Dies sagt mir, daß ihr mich nicht nur als König mißverstanden habt, sondern auch als Freund. Warum kommt ihr nicht? So kehrt doch zurück. Was die Freude, mich zu lieben, euch nicht verstehen ließ, hat euch der Schmerz darüber, mir Schmerz bereitet zu haben, klargemacht. Oh, kommt, kommt, meine Freunde. Vermehrt nicht eure Unwissenheit durch euer Fernbleiben, eure Finsternis, indem ihr euch verbergt, eure Bitterkeiten durch das Abweisen meiner Liebe. Seht ihr? Wir leiden schmerzlich, ihr und ich, durch diese Trennung. Ich noch mehr als ihr. Kommt also und schenkt mir Freude.“

So wollte der König sprechen, und so spricht er. Und so spricht auch Gott zu den Sündern, und der Erlöser zu denen, die vielleicht gefehlt haben.

So spricht der König Israels zu seinen Untertanen. Der wahre König Israels, jener, der seine Untertanen aus dem kleinen irdischen Reich ins große Reich der Himmel führen will. In dieses können nicht eingehen, die dem König nicht folgen und nicht lernen, seine Worte und seine Gedanken zu verstehen. Aber wie kann man etwas lernen, wenn man nach dem ersten Fehler dem Meister flieht?

Niemand soll mutlos werden, wenn er gesündigt und bereut hat, wenn er gefehlt hat und seinen Fehler anerkennt. Er komme zur Quelle, die die Fehler tilgt und Licht und Weisheit schenkt; er stille seinen Durst an dieser Quelle, die, vom Himmel gekommen, sich glühend danach sehnt, sich den Menschen zu schenken.«

Jesus schweigt. Nur der Wind läßt seine Stimme immer stärker vernehmen. Auf dem Hügel, auf dem Nob liegt, bläst er so wild, daß die Bäume in beängstigender Weise ächzen.

Die Menschen sind gezwungen, sich in die Häuser zurückzuziehen. Doch als sich die Menge aufgelöst hat, Jesus ins Haus zurückgekehrt ist und die Tür geschlossen hat, erscheint Matthias hinter dem Mäuerchen, gefolgt von Manaen und Timoneus, betritt das Gärtchen und klopft an die verschlossene Tür.

Jesus selbst geht und öffnet. »Meister, da sind sie ...!« sagt Matthias und weist auf die beiden, die beschämt am Rande des Gartens stehengeblieben sind und nicht wagen, das Antlitz zu erheben und Jesus anzuschauen.

»Manaen! Timoneus! Meine Freunde!« sagt Jesus, tritt hinaus in den Garten und schließt die Tür wieder hinter sich, um denen drinnen zu verstehen zu geben, daß sie ihm nicht neugierig folgen sollen. Er geht mit ausgebreiteten Armen auf die beiden zu, um sie zu umarmen.

Die beiden erheben die Augen, gerührt von der Liebe in der Stimme des Meisters. Sie sehen sein Antlitz, seine Augen, so voll der Liebe, und ihre Furcht schwindet dahin. Sie laufen ihm entgegen und rufen mit tränenerstickter Stimme: »Meister!« Sie fallen ihm zu Füßen, umarmen seine Knie, küssen seine bloßen Füße und benetzen sie mit ihren Tränen.

»Meine Freunde! Nicht so. Hier, an mein Herz. Ich habe euch so sehnsüchtig erwartet! Und so gut verstanden! Erhebt euch ...« Und er versucht sie aufzurichten.

»Verzeihung! Oh, Verzeihung! ... Verweigere sie uns nicht, Meister. Wir haben so viel gelitten!«

»Ich weiß es. Aber wenn ihr vorher gekommen wäret, hätte ich euch schon früher gesagt: „Ich liebe euch.“«

»Du liebst uns, Meister? So wie früher?!« sagt als erster Timoneus und erhebt fragend sein Antlitz.

»Mehr als früher, denn jetzt seid ihr geheilt von aller Menschlichkeit, die eurer Liebe zu mir anhaftete.«

»Es ist wahr, o mein Meister.« Und Manaen springt auf die Füße und kann nicht mehr widerstehen. Er wirft sich an Jesu Brust, und Timoneus tut es ihm gleich . . .

»Seht ihr, wie man sich hier wohlfühlt? Ist es hier nicht besser als in einem armen Königspalast? Wo besitzt ihr mich mehr und mächtiger, milder und reicher an unendlichen Schätzen, als wenn ihr mich als Erlöser, Retter, geistigen König und liebevollen Freund habt?«

»Es ist wahr! Es ist wahr! Sie hatten uns verführt! Und wir glaubten, dir Ehre zu erweisen und daß ihre Idee richtig sei!«

»Denkt nicht mehr daran. Das ist vorüber und gehört nun der Vergangenheit an. Laßt die Zeit, die vorübergeht wie der Sturm, der uns schüttelt, es forttragen, weit fort, und für immer zerstreuen . . . Aber gehen wir ins Haus. Es ist nicht möglich, hier zu bleiben . . . «

Es ist wirklich ein wahrer Wirbelsturm, der sich von Norden her auf das Dorf stürzt. Äste werden abgerissen, Dachziegel fliegen fort, einige unsichere Mäuerchen der Terrassen auf den Dächern krachen zusammen und der Nuß- und der Apfelbaum schütteln sich, als wollten sie sich entwurzeln.

Sie treten ins Haus, und die vier Apostel schauen erstaunt auf die zwar noch tränennassen, aber doch lächelnden Gesichter der beiden Jünger. Aber sie sagen nichts.

»Ein Unglück ist im Anzug«, sagt der alte Johannes.

»O ja. Die, die noch in den Schutzhütten sind . . . Ich weiß nicht, was sie tun werden«, sagt Petrus.

Der Wind ist so stark, daß die Flämmchen eines dreiarmigen Leuchters, den man angezündet hat, um das verschlossene Zimmer zu erleuchten, trotz der verrammelten Türen flackern.

In das Getöse des Sturmes, der immer heftiger wird und Erde und Geröll auf das Haus prasseln läßt, als wäre es feiner Hagel, mischt sich das immer näher kommende Geschrei von Frauen. Es sind erschrockene Gattinnen, geängstigte Mütter: »Unsere Männer! Unsere Kinder! Sie sind unterwegs. Wir haben Angst. Eine Mauer des ver-

lassenen Hauses ist schon eingestürzt ... Herr, Jesus! Erbarmen!«

Jesus erhebt sich und öffnet nur mit Mühe die Tür, gegen die der Sturm drückt. Frauen, die gekrümmt gehen, um gegen den Wind anzukommen – einen wahren Wirbelsturm unter einem schreckenerregenden Himmel – schluchzen und strecken ihre Arme aus.

»Kommt herein. Fürchtet euch nicht!« sagt Jesus. Er betrachtet den Himmel und die Bäume, die nahe daran sind, entwurzelt zu werden.

»Komm zurück, Jesus! Sieh, wie die Äste brechen und die Dachziegel herunterfallen! Es ist nicht klug, draußen zu bleiben«, schreit Judas des Alphäus.

»Die armen Oliven! Das ist Hagel. Wo er herunterkommt, gibt es keine Ernte mehr«, meint Petrus.

Jesus geht nicht wieder hinein. Er geht vielmehr ganz in den Wirbelsturm hinaus, der sein Gewand flattern und seine Haare fliegen läßt. Er breitet seine Arme aus und betet. Dann befiehlt er: »Genug! Ich will es!« und kehrt ins Haus zurück.

Der Wind heult ein letztes Mal auf, dann regt sich plötzlich nichts mehr. Die Stille ist höchst eindrucksvoll nach einem solchen Getöse. Aus den Häusern schauen erstaunte Gesichter. Es bleiben nur die Zeichen des Wirbelsturmes: Blätter, zerbrochene Äste und Fetzen von Vorhängen. Aber überall herrscht Stille. Der Himmel entspricht der nun nicht mehr erschütterten Erde, und die schwarzen Wolken hellen sich auf. Sie zerstreuen sich und richten keinen Schaden an, sondern lassen einen Sprühregen niedergehen, der die trübe Luft von all dem aufgewirbelten Staub reinigt.

»Aber was ist denn geschehen?«

»So plötzlich hat alles aufgehört?«

»Es schien, als wäre das Ende gekommen, und jetzt beginnt die Sonne zu strahlen!«

Stimmen fragen von Haus zu Haus.

Die Frauen, die sich zu Jesus geflüchtet hatten, laufen hinaus. »Der Herr, der Herr ist mit uns. Er hat ein Wunder gewirkt! Er hat dem Wind Einhalt geboten. Er hat die Wolken zerstreut. Hosanna, Hosanna

na! Lobpreis dem Sohne Davids! Friede! Segen! Christus ist mit uns! Mit uns ist der Gesegnete, der Heilige! Der Heilige! Der Heilige! Der Messias ist mit uns! Halleluja!«

Alle Bewohner der Ortschaft, Einheimische und Gäste, also die Apostel und die Jünger, eilen zu dem Häuschen, in dem sich Jesus befindet. Alle wollen ihn küssen, berühren, preisen.

»Lobt den höchsten Herrn! Er ist der Herr über Wind und Wasser. Wenn er seinen Sohn erhört hat, geschah es, um den Glauben und die Liebe zu belohnen, die ihr ihm bezeugt habt.«

Jesus würde sich gerne von den Menschen verabschieden. Aber wer vermag ein Dorf zu beruhigen, das wegen eines so offenkundigen Wunders in Feststimmung gerät, zumal, wenn es sich um ein Dorf voller Frauen handelt? Die Bemühungen Jesu sind vergeblich. Er lächelt geduldig, während der Alte, der ihn beherbergt, seine linke Hand küßt und mit Tränen benetzt.

Da kommen auch schon die ersten Männer keuchend aus Jerusalem zurück, durchnäßt und erschrocken. Sie fürchten wer weiß welches Unglück und sehen das Volk in Feststimmung. »Was gibt es? Was ist geschehen? Habt ihr keinen Sturm gehabt? Vom Berge aus sah man das Dorf in Staubwolken verschwinden. Wir glaubten, alles sei eingestürzt, und nun ist hier alles heil und in Ordnung!«

»Der Herr, der Herr! Er ist zur rechten Zeit gekommen, um uns vor dem Verderben zu retten. Nur das verfluchte Haus ist eingestürzt, einige Ziegel sind heruntergefallen und einige Äste abgebrochen. Und ihr? Was ist in Jerusalem geschehen?«

Fragen und Antworten kreuzen sich. Aber die Männer schaffen sich Platz, um den Heiland zu verehren. Erst danach erklären sie, daß in der Stadt große Furcht herrschte wegen des bevorstehenden Sturmes, daß alle aus den Hütten in die Häuser flohen und die Besitzer der Ölgärten sich schon wegen der verlorenen Ernte beklagten ... als sich ganz plötzlich der Sturm legte und der Himmel sich nach einem kleinen Regenschauer aufklärte ... Die ganze Stadt war erstaunt. Und da die Phantasie in gewissen Fällen sofort in Aktion

tritt, erzählten die Männer, daß die Leute, die am Tag zuvor im Tempel waren und nun sahen, wie der Morija am stärksten vom Sturm heimgesucht wurde, so daß die Tische der Geldwechsler umstürzten und Schäden am Haus des Hohenpriesters entstanden, sagten, dies sei die Strafe für die Beschimpfung des Messias. Und so weiter, und so weiter . . . Je mehr Leute kommen, desto farbiger werden die Geschichten; und manchmal sind sie sogar apokalyptischer als der Bericht über den Karfreitag . . .

542 Jesus im Lager der Galiläer mit seinen Apostelvettern

»Judas und Jakobus, kommt mit mir.«

Die beiden Söhne des Alphäus lassen sich das nicht zweimal sagen. Sie erheben sich sogleich und verlassen mit Jesus ein Häuschen eines Vorortes im Süden von Jerusalem, in dem man sie heute aufgenommen hat.

»Wo gehen wir hin, Jesus?« fragt Jakobus.

»Wir wollen uns von den Galiläern auf dem Ölberg verabschieden.«

Sie gehen zunächst eine Weile in Richtung Jerusalem und dann am Fuße einiger kleiner Hügel entlang, in deren Grün Häuser, gewiß herrschaftliche Häuser, liegen. Nachdem sie die Straße nach Betanien und Jericho überquert haben, die südlichste, die zwischen Tofet und Schiloach endet, gehen sie um einen weiteren Hügel herum, der schon zu den Ausläufern des Ölberges gehört, überschreiten noch eine Straße, die direkt vom Ölberg nach Betanien führt, und steigen schließlich auf einer kleineren Nebenstraße zwischen Ölbäumen zum Lager der Galiläer hinauf. Dort stehen nur noch wenige Zelte, und als Andenken an die große Zahl von Besuchern bleiben vertrocknete, auf dem Boden verstreute Zweige, Reste von einfachen Feuerstätten, die das Gras angesengt haben, Asche, angebrannte Holzscheite und Gerümpel, wie immer an verlassenen Lagerplätzen, zurück.

Die Kälte der Jahreszeit und der früh einsetzende Regen haben die Abreise der Pilger beschleunigt. Karavanen von Frauen und Kindern sind auch jetzt noch im Aufbruch begriffen. Die Männer, besonders die kräftigsten, sind noch geblieben, um das Fest zu Ende zu feiern.

Die an den Herrn glaubenden Galiläer müssen durch einige Jünger benachrichtigt worden sein, denn ich sehe alle aus den mir bekanntesten Orten. Nazaret ist vertreten durch die beiden Jünger, Alphäus, dem Jesus nach dem Tode seiner Mutter verziehen hat, und einige andere. Ich sehe jedoch weder Josef noch Simon des Alphäus. Dafür fehlen andere nicht, unter ihnen der Synagogenvorsteher, der sichtbar verlegen ist und Jesus mit besonderer Hochachtung begrüßt, nachdem er ihm so viele Schwierigkeiten bereitet hat. Er hilft sich damit, daß er sagt, die Verwandten Jesu hätten sich bei »dem Freund, den du kennst« einquartiert wegen der Kinder, die sonst in der stürmischen Nacht gelitten hätten. Kana ist vertreten durch den Gemahl der Susanna, ihren Vater und andere; Nain durch seinen Auferweckten und andere; Betlehem in Galiläa durch viele Bürger, und die Städte östlich des Sees durch ihre Bewohner . . .

»Der Friede sei mit euch! Der Friede sei mit euch!« grüßt Jesus im Vorübergehen. Er liebkost die Kinder, die noch geblieben sind, seine kleinen Freunde aus den galiläischen Ortschaften, und hört Jäirus zu, der ihm sagt, wie sehr es ihm leid getan hat, daß er das letzte Mal nicht da war.

Jesus erkundigt sich, ob die Witwe von Afek sich in Kafarnaum niedergelassen und den Waisenknaben von Gischala zu sich genommen hat. »Ich weiß es nicht. Meister. Vielleicht war ich schon abgereist«, sagt Jäirus.

»Ja, ja. Es kam eine Frau, die den Kindern viel Honig und Liebkosungen zukommen läßt. Sie bäckt ihnen auch kleine Kuchen. Und die Kinder, die bei dir waren, gehen immer zu ihr essen. Am letzten Tage hat sie uns einen ganz kleinen Jungen gezeigt. Sie hat zwei Ziegen gekauft wegen der Milch und uns gesagt, daß dieser Kleine der Sohn des Himmels und des Herrn sei. Zum Fest ist sie nicht

gekommen, wie sie vorhatte, weil sie ein so kleines Kind nicht hätte mitnehmen können. Sie hat uns auch gebeten, dir auszurichten, daß sie es in Gerechtigkeit lieben wird und dich segnet.«

Die Kinder von Kafarnaum zwitschern wie Spatzen um Jesus herum, da sie stolz sind zu wissen, was nicht einmal der Synagogenvorsteher weiß, und Botschafter sein zu dürfen für den guten Meister, der ihnen aufmerksam zuhört, als wären sie Erwachsene, und dann antwortet: »Ihr werdet ihr sagen, daß auch ich sie segne und daß sie für mich die Kinder lieben soll. Ihr aber, seid lieb zu ihr und nützt sie nicht aus, weil sie gut ist. Liebt sie nicht nur wegen des Honigs und der Kuchen, sondern weil sie gut ist. So gut, daß sie verstanden hat, mich glücklich zu machen, da sie in meinem Namen ein Kind liebt. Ahmt sie alle nach, ob ihr klein oder groß seid, und bedenkt immer, daß, wer ein Kind in meinem Namen aufnimmt, einen besonderen Platz im Himmel haben wird. Denn Barmherzigkeit wird immer belohnt, auch wenn es sich nur um einen Becher Wasser handelt, den ihr in meinem Namen gebt; doch die Barmherzigkeit gegenüber den Kindern, die man nicht nur vor Hunger, Durst und Kälte schützt, sondern auch vor der Verderbnis der Welt, wird unendlichen Lohn erhalten ... Ich bin gekommen, um euch zu segnen, bevor ihr heimkehrt. Ihr sollt meinen Segen euren Frauen und euren Häusern bringen ... «

»Aber kommst du denn nicht mehr zu uns, Meister?«

»Ich werde wiederkommen ... aber nicht jetzt. Nach dem Paschafest ... «

»Oh, wenn du so lange fortbleibst, wirst du gewiß dein Versprechen vergessen ... «

»Habt keine Sorge. Eher wird die Sonne aufhören zu leuchten, als daß Jesus den vergißt, der auf ihn hofft.«

»Es wird eine lange Zeit sein ... !«

»Und eine traurige.«

»Wenn wir krank werden ... «

»Wenn wir in Not sind ... «

»Wenn der Tod unsere Häuser heimsucht . . . «

»Wer wird uns dann helfen?« sagen mehrere aus verschiedenen Orten.

»Gott. Er ist mit euch, wenn ihr in mir bleibt mit eurem Willen.«

»Und wir? Erst seit kurzem glauben wir an dich und bekennen es. Werden wir also keinen Beistand haben? Jetzt, da wir dich Wunder wirken sahen und im Tempel reden hörten, jetzt glauben wir an dich.«

»Und ich freue mich sehr darüber; denn daß meine Mitbürger auf dem Weg des Heiles wandeln, ist mein glühendstes Verlangen.«

»Liebst du uns so sehr? Aber wir haben dich doch so lange Zeit beleidigt und verlacht . . . !«

»Das ist vorbei. Das ist nicht mehr. Seid treu in Zukunft. In Wahrheit sage ich euch, sowohl auf Erden als auch im Himmel ist eure Vergangenheit getilgt.«

»Bleibst du noch eine Weile bei uns? Wir werden das Brot miteinander teilen, wie so oft in Nazaret, als wir noch alle gleich waren und uns an den Sabbaten in den Olivenhainen ausruhten, oder wie damals, als du nur Jesus warst und mit uns zu den Festen nach Jerusalem kamst . . . « Bedauern und Sehnsucht nach Vergangenen liegt in den Stimmen der Nazarener, die nun von ihm überzeugt sind.

»Ich wollte zu Josef und Simon gehen. Aber ich werde sie später aufsuchen. Ihr seid mir alle Brüder in Gott, und für mich hat der Geist und der Glaube mehr Wert als Fleisch und Blut, denn letztere gehen zugrunde, während erstere unsterblich sind.«

Während einige sich eilig Feuer anfachen, um Fleisch zu rösten, und einige Plätze des Ölgartens für das Mahl herrichten, drängen sich die ältesten und bedeutendsten Männer aller Orte von Galiläa um Jesus und fragen ihn, warum er am Morgen und am Tag zuvor nicht im Tempel war und ob er morgen, am letzten Tage des Festes, dorthin zurückkehren wird.

»Ich war anderswo . . . Aber morgen werde ich bestimmt dort sein.«

»Und wirst du dann sprechen?«

»Wenn ich kann ... «

Alphäus der Sara schaut sich um und flüstert mit leiser Stimme dem Meister zu: »Deine Brüder sind gegangen, um dir Hilfe in der Stadt zu sichern ... Ein gewisser Mann, dessen Frau mit einem vom Tempel verwandt ist, weiß viele Dinge ... Josef macht sich Sorgen um dich, weißt du ... Im Grunde ist er ein guter Mensch ... «

»Ich weiß es. Er wird immer besser werden, wenn er geistig gut ist.«

Noch mehr Galiläer kommen aus der Stadt. Die Zahl derer, die sich um Jesus scharen, mehrt sich zum großen Mißfallen der Kinder, die von den Erwachsenen zurückgeschoben werden und denen es nicht mehr gelingt, sich bis zu Jesus vorzudrängen, bis er schließlich die verdrießliche und unschuldige Schar bemerkt und lächelnd sagt: »Laßt meine Kinder zu mir kommen.«

Oh! Der Kreis öffnet sich und, nun wieder fröhlich wie ein Schwarm Vögel, eilen sie sogleich zu Jesus, der sie streichelt, während er weiter mit den Erwachsenen spricht. Seine schlanke, von der sommerlichen Sonne gebräunte Hand streicht wieder und wieder über die schwarzen und die kastanienbraunen Köpfe, unter denen sich auch hin und wieder ein goldener Schopf befindet. Sie drängen sich so nahe wie möglich an ihm, verstecken ihre Gesichtchen in seinem Gewand, unter seinem Mantel oder umarmen seine Knie und seine Hüften, haschen nach einer Liebkosung und sind selig darüber.

Dann essen sie im Kreise sitzend, nachdem Jesus die Speisen gesegnet und verteilt hat, in heiterer und freundschaftlicher Einheit der Herzen.

Die übrigen, die keine Anhänger Jesu sind, schauen von weitem zu, höhnisch und ungläubig. Aber niemand kümmert sich um sie ...

Die Mahlzeit ist beendet. Jesus erhebt sich als erster und ruft Jäirus, Alphäus, Daniel von Nain, Elija von Chorazin, Samuel (den früheren Krüppel von ich weiß nicht wo), dann einen gewissen Uri-

ja, einen der vielen Johannes, einen der vielen Simon, einen Levi, einen Isaak, Abel von Betlehem usw. usw. zu sich; einen von jeder Ortschaft. Mit Hilfe seiner Vettern macht er ebensoviele gleiche Teile aus zwei vollen Beuteln und gibt jedem der Gerufenen einen für die Armen ihrer Dörfer.

Nachdem ihm selbst kein Heller mehr geblieben ist, segnet er alle und verabschiedet sich. Er will in Richtung Getsemani gehen, um durch das Schaftor in die Stadt zurückzukehren. Aber fast alle folgen ihm, besonders die Kinder, die sein Gewand oder die Zipfel seines Mantels nicht loslassen und ihm nun sicher lästig sind. Doch er läßt sie gewähren . . .

Der Knabe von Magdala, Benjamin, der einmal ein klares Urteil über Judas von Kerijot ausgesprochen hat, zieht Jesus am Gewand, bis er sich niederbeugt, um ihn anzuhören.

»Hast du ihn noch immer bei dir, diesen Bösewicht?«

»Welchen Bösewicht? Bei mir sind keine . . . « sagt Jesus lächelnd.

»Doch, gewiß sind welche bei dir. Dieser große, schwarze Mann, der gelacht hat. Weißt du, der, von dem ich gesagt habe, daß er außen schön und innen häßlich ist . . . der ist böse.«

»Er spricht von Judas«, sagt Thaddäus, der hinter Jesus steht und es hört.

»Ich weiß«, antwortet Jesus und wendet sich ihm zu. Dann sagt er zu dem Knaben: »Gewiß ist dieser Mann bei mir. Er ist einer meiner Apostel. Aber jetzt ist er sehr gut . . . Warum schüttelst du den Kopf? Man darf nicht schlecht von seinen Mitmenschen denken, besonders von einem, den man nicht kennt.«

Das Kind läßt den Kopf hängen und schweigt.

»Antwortest du mir nicht?«

»Du willst nicht, daß ich lüge . . . ich habe dir versprochen, es nicht zu tun, und habe mein Versprechen gehalten. Aber wenn ich dir jetzt sage: „Ja, ich glaube es, daß er gut ist“, dann sage ich die Unwahrheit, weil ich denke, daß er böse ist. Ich kann meinen Mund halten, um dir zu gefallen, aber ich kann meinen Kopf nicht dazu zwingen, nicht zu denken.«

Die Antwort ist so direkt und logisch in ihrer noch kindlichen Einfalt, daß alle, die sie hören, lachen müssen. Alle außer Jesus, der seufzend sagt: »Nun gut, dann mußt du etwas tun, nämlich beten, damit er gut wird, wenn er dir wirklich böse zu sein scheint. Du mußt sein Engel sein. Wirst du das tun? Wenn er sich dann bessert, werde ich mich sehr darüber freuen. Wenn du also für ihn betest, betest du darum, daß ich glücklich werde.«

»Ich werde es tun. Aber wenn er böse ist und nicht gut wird bei dir, dann wird mein Gebet ihm nichts nützen.«

Jesus beendet das Gespräch damit, daß er stehenbleibt und sich niederbeugt, um die Kinder zu küssen. Dann befiehlt er allen zurückzukehren ...

Als schließlich Jesus und die beiden Vetter allein sind, sagt Judas des Alphäus nach einem kurzen Schweigen, als hätte er vorher mit sich selbst gesprochen ... »Er hat recht! In allem hat er recht. Und ich denke genau wie er.«

»Von wem sprichst du denn?« fragt ihn sein Bruder Jakobus, der in Gedanken versunken ein wenig vorausgegangen ist auf dem schmalen Pfad, auf dem man nur hintereinander gehen kann.

»Von Benjamin spreche ich, und von dem, was er gesagt hat. Und ... Du willst es nicht hören. Aber auch ich sage dir, daß Judas ... kein wahrer Apostel ist ... Er ist nicht aufrichtig. Er liebt dich nicht ... «

»Judas! Judas! Warum willst du mir wehtun?«

»Mein Bruder, weil ich dich liebe und mich vor Iskariot fürchte, mehr als vor einer Schlange ... «

»Du bist ungerecht. Ohne ihn wäre ich vielleicht schon gefangen-genommen worden.«

»Jesus hat recht. Judas hat viel getan. Er hat sich Haß und Hohn zugezogen, ohne auf sich selbst zu achten, und hat für Jesus gearbeitet, und er arbeitet immer noch für ihn«, sagt Jakobus.

»Ich kann nicht glauben, daß du töricht oder ein Lügner bist, und ich frage mich, warum du Judas in Schutz nimmst. Ich spreche nicht

so aus Eifersucht oder Haß. Ich rede, weil ich innerlich fühle, daß er schlecht ist, daß er unaufrichtig ist ... Alles, was ich aus Liebe zu dir glauben kann, ist, daß er verrückt ist; ein armer Irrer, der heute diesen Unsinn und morgen einen anderen macht. Aber gut ist er nicht, das nicht. Mißtraue ihm, Jesus! Mißtraue ihm ... Niemand von uns ist ganz gut. Aber schau uns in die Augen. Sie sind klar. Beobachte uns gut. Unser Benehmen ist immer gleich. Aber sagt dir die Tatsache nichts, daß ihm die Spötteleien über die Pharisäer gar nicht so übelgenommen werden? Daß die vom Tempel nicht auf seine Worte reagieren? Daß er immer Freunde unter denen hat, die er scheinbar beleidigt? Daß er immer Geld hat? Nicht nur wir zwei, sondern auch Natanaël, der reich ist, und Thomas, dem die Mittel nicht fehlen, haben nur das Notwendige. Er ... Oh! ... «

Jesus schweigt ...

Jakobus bemerkt: »Teilweise hat mein Bruder recht. Sicher ist, daß Judas immer Mittel und Wege findet, allein zu sein ... allein zu gehen. Aber ich will weder kritisieren noch urteilen. Du weißt ... «

»Ja, ich weiß und deswegen sage ich, daß ich keine Urteile will. Wenn ihr einst meine Stellvertreter in der Welt seid, werdet ihr Menschen begegnen, die noch viel eigenartiger sind als Judas. Was für Apostel wäret ihr, wenn ihr sie abweisen wolltet, weil sie seltsam sind? Gerade weil sie so sind, müßt ihr sie mit geduldiger Liebe lieben, um aus ihnen Lämmer des Herrn zu machen. Laßt uns nun zu Josef und Simon gehen. Ihr habt es gehört, nicht wahr? Sie arbeiten im geheimen für mich. Ihr werdet sagen: Liebe zur Familie. Ja, das ist wahr; aber es ist immerhin Liebe. Ihr seid das letzte Mal nicht als Freunde auseinandergegangen. Schließt jetzt Frieden. Sie und ihr habt recht und unrecht zugleich. Jeder erkenne sein eigenes Unrecht und betone nicht die Punkte, in denen er recht hat.«

»Er hat mich sehr beleidigt, indem er dich sehr schwer beleidigt hat«, sagt Jakobus.

»Du gleichst sehr Josef, meinem Vater, und dein Bruder Josef gleicht Alphäus, deinem Vater. Schau, Josef wurde oft von seinem

älteren Bruder kritisiert, aber er ertrug ihn und verzieh ihm immer. Denn mein Vater war ein großer Gerechter. Sei auch du so.«

»Aber wenn er mich zurechtweist, als wäre ich noch ein kleines Kind? Du weißt, wenn er aufgeregt ist, kann man nicht mehr mit ihm reden ... «

»Und du, schweige! Das ist das einzige Heilmittel, um den Zorn zu besänftigen. Schweige in Demut und Geduld, und wenn du merkst, daß du nicht mehr schweigen kannst und grob werden würdest, dann geh fort. Man muß zu schweigen und fortzugehen wissen! Nicht aus Feigheit, nicht aus Mangel an Worten, sondern aus Tugend, Klugheit, Liebe und Demut. Bei Streitigkeiten ist es so schwierig, gerecht zu bleiben und den Seelenfrieden zu bewahren. Immer dringt etwas ein, verändert unser Inneres, trübt es und stört die Ruhe. Und das Bild Gottes, das sich in jedem guten Geiste widerspiegelt, wird verdunkelt, entschwindet, und man kann sein Wort nicht mehr hören. Friede! Friede unter den Brüdern. Friede auch im Umgang mit den Feinden. Wenn sie unsere Feinde sind, sind sie Freunde des Teufels. Aber sollen auch wir Freunde Satans werden, indem wir den hassen, der uns haßt? Wie können wir sie zur Liebe führen, wenn wir selbst außerhalb der Liebe stehen? Ihr sagt mir: „Jesus, du hast es schon oft gesagt und handelst danach; aber man haßt dich dennoch!“ Ich werde es immer sagen. Wenn ich nicht mehr unter euch bin, werde ich euch diese Worte vom Himmel aus eingeben. Ebenso sage ich euch, zählt nicht die Niederlagen, sondern die Siege. Preisen wir den Herrn für sie! Es geht kein Monat vorüber, ohne daß einige Erfolge zu verzeichnen sind ... Das muß sich der Diener Gottes vor Augen halten und darüber im Herrn jubeln, ohne in Zorn zu geraten wie die Weltleute, wenn ihnen einer ihrer armseiligen Siege verloren geht. Wenn ihr so handelt ... «

»Der Friede sei mit dir, Meister. Kennst du mich nicht?« sagt ein Jüngling, der von der Stadt kommt und nach Getsemani hinaufgeht.

»Du? ... Du bist der Levit, der im vergangenen Jahr bei uns war, zusammen mit dem Priester.«

»Der bin ich. Wie hast du mich wiedererkannt, da du so viele Menschen um dich herum siehst?«

»Ich vergesse die Gesichter und die Seelen in ihrer Eigenart nicht.«

»Welche Eigenart hat denn mein Geist?«

»Er ist gut ... und unbefriedigt. Unbefriedigt bist du von deiner Umgebung. Dein Geist strebt nach Höherem, da du fühlst, daß es so etwas gibt. Du fühlst, daß die Stunde der Entscheidung für ein ewiges Gut gekommen ist, und daß es jenseits der Finsternis eine Sonne gibt, das Licht. Du willst das Licht.«

Der Jüngling wirft sich auf die Knie: »Meister, du hast es gesagt. Es ist wahr. Ich fühle dies in meinem Herzen. Und ich vermochte nicht, mich zu entscheiden. Der alte Priester Jonatan hat geglaubt, dann ist er gestorben. Er war alt. Ich bin jung. Aber ich habe dich im Tempel reden gehört ... Weise mich nicht ab, Herr, denn nicht alle dort hassen dich, und ich bin einer von denen, die dich lieben ... Sage mir, was ich tun muß, da ich ein Levit bin ... «

»Tue deine Pflicht bis zur neuen Zeit. Bedenke, daß du nicht einer irdischen Herrlichkeit entgegengestehst, wenn du mir folgst, sondern dem Schmerz. Wenn du ausharrst, wirst du Herrlichkeit im Himmel erlangen. Nimm meine Lehre an und bestärke dich in ihr ... «

»Wie?«

»Der Himmel selbst wird dich durch seine Zeichen bestärken. Bestärke dich mit Hilfe meiner Jünger. Erkenne und übe immer mehr alles, was ich gelehrt habe. Tue dies, und du wirst das ewige Leben haben.«

»Ich werde es tun, Herr. Aber ... darf ich noch dem Tempel dienen?«

»Ich habe es dir gesagt: Bis zur neuen Zeit.«

»Segne mich, Meister. Das wird für mich die neue Weihe sein.«

Jesus segnet und küßt ihn. Dann trennen sie sich.

»Seht ihr? So ist das Leben der Arbeiter des Herrn. Vor einem Jahr ist der Same in sein Herz gefallen. Es schien kein Sieg zu sein, denn er kam nicht sofort zu uns. Ein Jahr später, seht, da kommt er, um

die Worte zu bestätigen, die ich kurz zuvor gesagt habe. Ein Sieg. Ist es nicht dies, was den Tag schön für uns macht?«

»Du hast immer recht, mein Jesus ... Aber gib acht auf Judas! Ich bin töricht, daß ich etwas sage, ich weiß es. Aber ... weißt du, mein Herz wird von dem Gedanken gequält ... Ich sage es den anderen nicht, aber es ist so ... Und ich bin sicher, daß auch die anderen dieselbe Qual haben.«

Jesus erwidert nichts. Er sagt: »Ich bin froh, daß Josef und Nikodemus mir dieses Geld gegeben haben. So kann ich meinen Armen in Galiläa etwas helfen ... «

Sie sind am Tor angelangt, gehen hindurch und entschwinden in der Menge.

543 Am letzten großen Tag des Laubhüttenfestes

Der Tempel ist nun zum Bersten voll von Menschen. Doch fehlen Frauen und Kinder. Das anhaltend stürmische Wetter mit den vorzeitigen, zwar kurzen, aber heftigen Regenfällen, muß die Frauen mit ihren Kindern zur Abreise bewogen haben. Aber die Männer aus allen Gegenden Palästinas und die Proselyten der Diaspora drängen sich im wahrsten Sinne des Wortes im Tempel, um noch ihre letzten Gebete zu verrichten, die letzten Opfer darzubringen und die letzten Predigten der Schriftgelehrten anzuhören.

Die galiläischen Anhänger Jesu sind schon alle da, die wichtigsten von ihnen in der vordersten Reihe. In ihrer Mitte und sich ihrer Eigenschaft als Verwandte wohl bewußt, stehen Josef des Alphäus und sein Bruder Simon. Eine andere geschlossene und wartende Gruppe ist die der zweiundsiebzig Jünger. Ich meine die Jünger, die Jesus auserwählt hat, die Frohe Botschaft zu verkünden; Zahl und Gesichter haben sich geändert, da einige der älteren nicht mehr dabei sind seit ihrem Abfall nach der Predigt über das Brot des Himmels, während andere neue, wie Nikolaus von Antiochia, dazugekommen sind. Eine dritte Gruppe, ebenfalls sehr geschlossen und zahlreich,

ist die der Judäer, unter denen ich die Synagogenvorsteher von Emmaus, Hebron und Kerijot sehe. Aus Jutta ist der Mann der Sara und aus Bet-Zur sind die Verwandten der Elisa zugegen.

Sie stehen alle beim Schönen Tor, und ihre Absicht ist klar: Sie wollen sich um den Meister scharen, sobald er erscheint. Tatsächlich kann Jesus keinen Schritt innerhalb der Mauern tun, ohne daß diese drei Gruppen ihn umgeben, als wollten sie ihn von den Böswilligen oder auch den nur Neugierigen absondern.

Jesus begibt sich in den Vorhof der Israeliten zum Gebet, und die anderen folgen ihm geschlossen, soweit dies das Gedränge des Volkes gestattet, taub gegenüber den Protesten derer, die beiseite geschoben werden und den vielen Leuten Platz machen müssen, die Jesus umgeben. Er selbst geht zwischen seinen Vettern. Weder der Blick noch das Verhalten des Josef des Alphäus sind sanft und demütig wie bei Jesus. Vielmehr mustert er mit vielsagender Miene einige der Pharisäer . . .

Sie beten und kehren dann in den Vorhof der Heiden zurück. Jesus setzt sich demütig auf den Boden mit dem Rücken zur Mauer der Säulenhalle, vor sich einen immer dichter werdenden Halbkreis aus vielen Reihen von Leuten; sie setzen sich hinter den Reihen, die Jesus am nächsten sind, oder lehnen sich im Stehen irgendwo an. Alle Blicke sind auf ein einziges Antlitz gerichtet. Die Neugierigen, die Unwissenden, die von weither kommen, und die Übelgesinnten befinden sich hinter dieser Schranke von Getreuen und versuchen, etwas zu sehen, indem sie die Hälse recken und sich auf die Fußspitzen stellen.

Jesus hört inzwischen diesen und jenen an, der ihn um Rat fragt oder ihm etwas berichtet. So reden die Verwandten der Elisa von ihr und fragen, ob sie wohl kommen und dem Meister dienen darf. Er aber antwortet »Ich bleibe nicht hier. Später kann sie kommen.« Auch der Verwandte der Maria des Simon, der Mutter des Judas von Kerijot, spricht und sagt, daß er zurückbleiben würde, um die Besitzungen zu verwalten, während Maria fast immer bei der Mutter der

Johanna sei. Judas reißt erstaunt die Augen auf, sagt aber nichts. Der Gemahl der Sara erzählt, daß ihm bald noch ein Sohn geboren wird, und fragt, wie er ihn nennen soll. Jesus antwortet: »Johannes, wenn er männlichen Geschlechtes, Hanna, wenn es ein Mädchen ist.« Und der alte Synagogenvorsteher von Emmaus flüstert ihm eine Gewissensfrage zu, die Jesus leise beantwortet. Und so geht es weiter.

Indessen kommen immer mehr Leute. Jesus erhebt das Haupt und betrachtet die Menge. Da die Säulenhalle einige Stufen höher liegt, kann er, obwohl er auf dem Boden sitzt, einen guten Teil dieser Seite des Vorhofes überblicken und sieht Gesichter über Gesichter.

Nun steht er auf und sagt laut mit seiner volltönenden, starken Stimme: »Wer Durst hat, der komme zu mir und trinke! Den Herzen jener, die an mich glauben, werden Ströme lebendigen Wassers entspringen.«

Seine Stimme erfüllt den weiten Vorhof und die wunderschönen Säulenhallen. Gewiß erreicht sie auch die Leute jenseits des Hofes, verbreitet sich noch weiter und übertönt jede andere Stimme wie ein harmonischer Donner voller Versprechungen. Er spricht und schweigt dann einen Augenblick, als wolle er mit diesen Worten das Thema seiner Predigt ankündigen und danach den nicht Interessierten Zeit lassen, sich zu entfernen und die anderen später nicht mehr zu stören. Die Schriftgelehrten und Gesetzeslehrer schweigen, d. h. sie dämpfen ihre Stimmen zu einem sicher nicht wohlwollenden Gekuschel. Gamaliël sehe ich nicht.

Jesus tritt vor, durch den Halbkreis, der sich bei seinem Kommen öffnet und sich dann hinter ihm wieder schließt und so einen vollen Kreis bildet. Langsam und majestätisch schreitet er dahin und scheint fast zu schweben über dem bunten Marmor des Fußbodens. Sein langer Mantel bildet eine Art Schleppe hinter ihm. Er begibt sich an eine Ecke der Säulenhalle, auf die in den Vorhof hinausragenden Stufe, und bleibt dort stehen. So überblickt er zwei Seiten der ersten Umfassungsmauer. Schließlich erhebt er seinen rechten Arm, wie immer, wenn er zu sprechen beginnt, während er mit der Linken den Mantel auf der Brust zusammenhält.

Er wiederholt die anfangs gesprochenen Worte: »Wer Durst hat, der komme zu mir und trinke! Den Herzen jener, die an mich glauben, werden Ströme lebendigen Wassers entspringen!

Der die Theophanie des Herrn schaute, der große Ezechiel, der Priester und Prophet, sah zunächst prophetisch die unreinen Handlungen im entweihten Haus des Herrn. Er sah auch prophetisch, daß nur die mit dem Tau Gekennzeichneten im wahren Jerusalem leben würden, während die anderen eine Katastrophe nach der anderen, eine Verurteilung nach der anderen, eine Strafe nach der anderen erleben müßten ... Und die Zeit ist nahe, o ihr, die ihr mir zuhört, sie ist nahe, viel näher als ihr denkt. Daher ermahne ich euch als Meister und Erlöser, nicht länger zu zögern, euch mit dem rettenden Zeichen zu versehen, nicht länger zu zögern, in euch das Licht und die Weisheit aufleuchten zu lassen, Buße zu tun und über euch selbst und die anderen zu weinen, um gerettet zu werden. Nachdem Ezechiel all dies und anderes mehr gesehen hat, spricht er von einer erschreckenden Vision, jener der verdorrten Gebeine.

Der Tag wird kommen, da über einer toten Welt, unter einem erloschenen Firmament, auf die Trompetenstöße der Engel hin Totengebeine über Totengebeine erscheinen werden. Wie ein Leib, der sich öffnet, um zu gebären, so wird die Erde aus ihren Eingeweiden alle Gebeine der Menschen ausspeien, die gestorben sind und in ihr begraben liegen, von Adam bis zum letzten Menschen. Das wird die Auferstehung der Toten sein zum großen, letzten Gericht. Danach wird sich die Welt wie ein Sodomsapfel entleeren und zu Nichts werden, und das Firmament mit seinen Sternen wird erlöschen. Alles wird ein Ende haben, außer zwei ewigen Dingen, die unendlich fern voneinander liegen, gleich zwei unendlich tiefen Abgründen, und die einen vollkommenen Gegensatz zueinander bilden in ihrem Wesen, in ihrer Beschaffenheit und in der Art und Weise, in der sich für alle Ewigkeit die Macht Gottes äußern wird: Das Paradies – Licht, Freude, Friede und Liebe; die Hölle – Finsternis, Schmerz, Schrecken und Haß.

Aber glaubt ihr, weil die Welt noch nicht vergangen ist und die Trompeten der Engel noch nicht zusammenrufen, sei die verwüstete Erde nicht bedeckt mit leblosen, gänzlich verdorrten, reglosen, verstreuten und toten, toten, toten Gebeinen? Wahrlich, ich sage euch, es ist so. Unter denen, die noch zu den Lebenden zählen, weil sie atmen, sind Unzählige, die Leichnamen gleichen, verdorrten Gebeinen, wie Ezechiel sie geschaut hat. Von wem spreche ich? Von denen, die das Leben des Geistes nicht in sich haben.

Solche gibt es in Israel ebenso wie auf der ganzen Welt. Daß es unter den Heiden und Götzendienern, die darauf warten, vom wahren Leben zum Leben geführt zu werden, nur Tote gibt, ist natürlich und schmerzt nur die, die die wahre Weisheit besitzen; denn diese läßt sie begreifen, daß der Ewige die Geschöpfe für sich und nicht für den Götzendienst geschaffen hat und betrübt ist, so viele Tote sehen zu müssen. Aber wenn der Allerhöchste schon diesen Schmerz hat, und er ist groß, wie sehr muß er dann deretwegen leiden, die seinem Volke angehören und doch bleiches Gebein ohne Leben und ohne Geist sind?

Die Auserwählten, die Bevorzugten, die Beschützten, die Genährten, die von ihm selbst oder von seinen Propheten Unterwiesenen, warum sind sie aus eigener Schuld verdorrtes Gebein geworden, da doch gerade für sie immer das Wasser des Lebens vom Himmel floß und sie mit Leben und Wahrheit tränkte? Warum sind sie vertrocknet, obwohl eingepflanzt in das Land des Herrn? Warum ist ihr Geist tot, obwohl der Ewige ihnen einen so großen Schatz an Weisheit zur Verfügung gestellt hat, auf daß sie daraus schöpfen und leben? Durch welches Wunder können sie noch zum Leben gebracht werden, wenn sie den von Gott gegebenen Quellen, Weiden und Lichtern den Rücken gekehrt haben und in der Finsternis dahintaukeln, an unreinen Quellen trinken und sich mit unheiligen Speisen nähren?

Werden sie also nie mehr zum Leben zurückkehren? Doch. Im Namen des Allerhöchsten schwöre ich es. Viele werden auferstehen.

Gott hält das Wunder schon bereit, ja, es ist schon am Wirken, es ist in einigen schon geschehen und dürre Gebeine sind zu neuem Leben erstanden; denn der Allerhöchste, dem nichts unmöglich ist, hat sein Versprechen gehalten und hält es auch weiterhin und vervollständigt es immer mehr. Von der Höhe des Himmels ruft er diesen das Leben erwartenden Gebeinen zu: „Seht, ich werde euch den Geist eingießen, und ihr werdet leben.“ Und er hat seinen Geist berufen, der er selbst ist, hat ein Fleisch gebildet, um sein Wort damit zu bekleiden, und hat es zu diesen Toten gesandt, auf daß es zu ihnen spreche und das Leben wieder in sie einkehre.

Wie oft hat Israel im Laufe der Jahrhunderte gerufen: „Unsere Gebeine sind verdorrt, unsere Hoffnung ist erstorben, wir sind verworfen!“ Aber jedes Versprechen ist heilig, und jede Prophezeiung ist wahr. Seht, die Zeit ist gekommen, da der Messias Gottes die Gräber öffnet, um die Toten herauszuholen, sie zu beleben und mit sich zu führen ins wahre Israel, ins Reich des Herrn, ins Reich meines und eures Vaters.

Ich bin die Auferstehung und das Leben! Ich bin das Licht, das gekommen ist, zu erleuchten, was in der Finsternis lag! Ich bin die Quelle, aus der ewiges Leben hervorsprudelt.

Wer zu mir kommt, wird den Tod nicht kennen. Wer dürstet nach Leben, der komme und trinke. Wer das Leben, d. h. Gott, besitzen will, der glaube an mich, und aus seinem Herzen werden nicht nur Tropfen, sondern Ströme lebendigen Wassers hervorsprudeln. Denn wer an mich glaubt, wird mit mir den neuen Tempel bilden, aus dem die Wasser des Heiles quellen, von denen Ezechiel spricht.

Kommt zu mir, ihr Völker! Kommt zu mir, ihr Geschöpfe! Kommt und bildet einen einzigen Tempel; denn ich weise niemanden zurück, sondern ich will euch aus Liebe bei mir haben, bei meiner Arbeit, in meinen Verdiensten, in meiner Herrlichkeit.

„Und ich sah Wasser unter der Tempelschwelle hervorströmen nach Osten zu . . . Das Wasser floß unterhalb der rechten Seitenwand des Tempels hinab, südlich vom Altar.“

Dieser Tempel sind jene, die glauben an den Gesalbten des Herrn, an den Christus und an das neue Gesetz, an die Lehre der Zeit des Heils und des Friedens. Wie die Mauern dieses Tempels aus Steinen bestehen, so werden lebendige Seelen die mystischen Mauern des Tempels bilden, der in Ewigkeit nicht untergehen und sich, nach dem Kampf und der Prüfung, wie sein Gründer von der Erde zum Himmel erheben wird.

Dieser Altar, von dem die Wasser fließen, dieser Altar im Osten bin ich. Mein Wasser aber wird zur Rechten hervorströmen, denn die Rechte ist der Platz der Auserwählten im Reiche Gottes. Diese Wasser gehen aus von mir, um sich in meine Auserkorenen zu ergießen und sie reich an lebendigen Wassern zu machen, auf daß sie diese nach Norden und Süden, nach Osten und Westen tragen, sie weitergeben, und der Erde in ihren Völkern, die der Stunde des Lichtes harren, das Leben bringen; der Stunde, die kommen wird, die mit absoluter Gewißheit kommen wird für jeden Ort, bevor die Erde aufhört zu sein.

Mögen meine Wasser hervorsprudeln und sich verbreiten, zusammen mit jenen, die ich selbst meinen Nachfolgern gegeben habe und noch geben werde. Und obwohl sie zerstreut sein werden, um die Erde urbar zu machen, werden sie doch vereint sein in einem einzigen Strom der Gnade, der immer tiefer und immer breiter werden wird; der von Tag zu Tag stetig anwachsen wird durch die Wasser der neuen Gefolgschaft, bis er einem Meer gleichen wird, das alle Orte bespült, um die ganze Erde zu heiligen.

Gott will dies, Gott tut dies. Eine Sintflut hat die Erde überschwemmt und den Sündern den Tod gebracht. Eine neue Flut anderer Art, die kein Regen ist, wird die Welt reinwaschen und ihr das Leben geben.

Und durch einen geheimnisvollen Eingriff der Gnade können die Menschen Teil dieser heiligenden Flut werden, wenn sie ihren Willen mit dem meinen und ihre Mühen und ihre Leiden mit den meinen vereinigen. Und die Welt wird die Wahrheit erkennen und das Le-

ben haben. Und wer daran teilhaben will, wird es können. Nur wer nicht von den Wassern des Lebens trinken will, wird ein sumpfiger, stinkender Morast werden oder bleiben und die reichen Ernten der Früchte der Gnade, der Weisheit und des Heils nicht kennenlernen, die denen vorbehalten sind, die in mir leben.

Wahrlich, ich sage euch noch einmal: Wer Durst hat und zu mir kommt, wird trinken und keinen Durst mehr verspüren; denn meine Gnade wird in ihm Quellen und Ströme lebendigen Wassers hervorzulassen. Wer aber nicht an mich glaubt, wird verderben wie salziger Boden, auf dem kein Leben gedeihen kann.

Wahrlich, ich sage euch, nach mir wird der Quell nicht versiegen; denn ich werde nicht sterben sondern leben, und nachdem ich fortgegangen bin, nicht gestorben, sondern fortgegangen, um die Pforten des Himmels zu öffnen, wird ein anderer kommen, der mir gleich sein und mein Werk vollenden wird. Er wird euch verständlich machen, was ich euch gesagt habe, und euch entflammen, damit ihr zu „Lichtern“ werdet, vorausgesetzt, daß ihr das Licht aufgenommen habt.«

Jesus schweigt.

Die Menge, die bisher geschwiegen hat unter der majestätischen Gewalt der Worte, flüstert nun und macht allerlei Bemerkungen.

Der eine sagt: »Welche Worte! Er ist ein wahrer Prophet!«

Der andere: »Er ist der Christus, ich sage es euch. Nicht einmal Johannes sprach so, und kein Prophet ist so groß wie er.«

»Und er legt uns die Propheten aus, selbst Ezechiel, dessen Symbolik so schwer zu verstehen ist.«

»Habt ihr gehört? Die Wasser! Der Altar! Das ist klar!«

»Und die verdorrten Knochen?! Hast du gesehen, wie die Schriftgelehrten, die Pharisäer und die Priester verwirrt waren? Sie haben die Lektion verstanden!«

»Ja, und sie haben die Wachen geschickt. Aber die! ... Sie haben vergessen, ihn gefangenzunehmen und sind wie kleine Kinder, die Engel sehen, stehengeblieben. Schaut sie an da drüben. Sie scheinen wie betäubt zu sein.«

»Schau! Schau! Ein hoher Beamter ruft sie zurück und tadelt sie. Gehen wir zuzuhören!«

Inzwischen heilt Jesus Kranke, die zu ihm gebracht werden, und kümmert sich um nichts anderes, bis eine Gruppe von Priestern und Pharisäern sich durch das Volk drängt, angeführt von einem dreißig- bis fünfunddreißigjährigen Mann, dem alle mit Furcht, fast schon Schrecken, aus dem Weg gehen, und zu Jesus hintritt.

»Bist du immer noch hier? Geh! Im Namen des Hohenpriesters!«

Jesus erhebt sich – er hat sich gerade über einen Gelähmten gebeugt – und schaut sie ruhig und sanft an. Dann beugt er sich wieder nieder, um dem Kranken die Hände aufzulegen.

»Fort von hier! Hast du verstanden, du Verführer des Volkes? Sonst lassen wir dich gefangennehmen.«

»Geh hin und preise den Herrn durch ein heiliges Leben«, sagt Jesus dem Kranken, der sich geheilt erhebt. Dies ist seine einzige Antwort, während die, die ihm drohen, Gift schäumen und die Volksmenge mit ihren Hosannarufen sie mahnt, Jesus nichts zuleide zu tun.

Doch wenn Jesus auch sanft ist, so ist es doch Josef des Alphäus nicht. Er richtet sich kerzengerade auf, wirft seinen Kopf zurück, um größer zu erscheinen, und ruft aus: »Eleasar, der du mit deinesgleichen das Szepter des auserwählten Sohnes Gottes und Davids fällen willst, wisse, daß du damit jeglichen Baum fällst, den deinen, auf den du so stolz bist, als allerersten; denn die Ungerechtigkeit läßt über deinem Haupt das Schwert des Herrn schweben!« Er würde noch so manches andere sagen, doch Jesus legt ihm die Hand auf die Schulter mit den Worten: »Friede! Friede, mein Bruder!« Und Josef, rot vor Zorn, hüllt sich in Schweigen.

Sie gehen auf den Ausgang zu. Außerhalb der Mauern wird Jesus berichtet, die Häupter der Priester und Pharisäer hatten die Wachen getadelt, weil sie Jesus nicht gefangengenommen hatten, und diese hätten sich entschuldigt mit den Worten, niemand habe je so gesprochen wie Jesus. Eine Antwort, die die obersten der Priester und

Pharisäer, unter ihnen viele Synedristen, ganz rasend gemacht hatte. Um nun den Wachen zu beweisen, daß nur Toren sich durch einen Verrückten verführen lassen können, wollten sie selber kommen und ihn als einen Gotteslästerer gefangennehmen. Auch, um dem Volk zu zeigen, welches die Wahrheit ist. Aber Nikodemus, der zugegen war, hatte sich dem widersetzt mit den Worten: »Ihr könnt nicht gegen ihn vorgehen. Unser Gesetz verbietet es, einen Menschen zu verurteilen, bevor man ihn angehört und gesehen hat, was er tut. Wir haben ihn immer nur Dinge tun sehen und sagen gehört, die keineswegs verwerflich sind ... « Da hatte sich der Zorn der Feinde Jesu auf Nikodemus gerichtet, und sie hatten ihn mit Drohungen, Vorwürfen und Spott überhäuft, als ob er ein Tor und ein Sünder wäre. Eleasar Ben-Hannas war schließlich selbst mit den Zornigsten aufgebrochen, um Jesus zu vertreiben. Mehr wagten sie aus Furcht vor dem Volk nicht.

Josef des Alphäus ist furchtbar wütend. Jesus schaut ihn an und sagt: »Siehst du, mein Bruder?« Mehr sagt er nicht ... doch es liegt so viel in diesen Worten: die Mahnung, daß er recht hat, wenn er spricht oder schweigt; die Erinnerung an seine Worte; der Hinweis auf das, was Judäa in Gestalt seiner höchsten Kasten ist, was der Tempel ist, usw. ...

Josef senkt das Haupt und sagt: »Du hast recht ... « Er schweigt nachdenklich. Dann wirft er plötzlich die Arme um den Hals Jesu, weint an seiner Brust und sagt: »Mein armer Bruder! Arme Maria! Arme Mutter!« Ich glaube, daß Josef in diesem Augenblick klar das Schicksal Jesu erahnt ...

»Weine nicht! Tue auch du, wie ich, den Willen unseres Vaters!« tröstet ihn Jesus und küßt ihn.

Als Josef sich etwas beruhigt hat, machen sie sich auf den Weg zum Haus, in dem er zu Gast ist. Dort verabschieden sie sich mit einem Kuß, und Josef sagt zutiefst gerührt diese letzten Worte: »Geh in Frieden, Jesus! Alles was ich dir bei Nazaret gesagt habe, wiederhole ich dir, und zwar noch eindringlicher. Geh in Frieden. Kümme-

re dich nur um dein Werk. An alles übrige werde ich denken. Geh, und Gott möge dir beistehen.« Nochmals küßt er ihn mit väterlicher Miene und legt ihm wie zum Segen als Familienoberhaupt die Hand auf das Haupt. Dann verabschiedet sich Josef von den Brüdern. Er wechselt auch mit Simon einen Abschiedsgruß. Aber ich bemerke, daß Jakobus, ich weiß nicht warum, ihm gegenüber eher zurückhaltend ist, und umgekehrt ebenso. Simon gegenüber zeigt Josef mehr Herzlichkeit.

Zum Schluß sagt Josef noch zu Jakobus: »Soll ich also sagen, daß ich dich verloren habe?«

»Nein, Bruder. Du sollst sagen, daß du weißt, wo ich bin, und daß es daher an dir ist, mich zu finden. Ohne Groll. Bete vielmehr für dich, denn in den Dingen des Geistes soll man nicht gleichzeitig zwei Pfade einschlagen. Du weißt, was ich damit sagen will ... «

»Du siehst doch, daß ich ihn verteidige ... «

»Du verteidigst den Menschen und den Verwandten. Das genügt nicht, um die Ströme der Gnade zu empfangen, von denen er gesprochen hat. Verteidige den Sohn Gottes, ohne Furcht vor der Welt und ohne an eigene Interessen zu denken, und du wirst vollkommen sein. Leb wohl. Ich empfehle dir unsere Mutter und Maria des Josef ... «

Ich weiß nicht, ob Jesus sie gehört hat, denn er ist dabei, sich von den anderen Nazarenern und Galiläern zu verabschieden. Als er damit fertig ist, gebietet er: »Gehen wir auf den Ölberg. Von dort aus gehen wir dann irgendwohin weiter ... «

544 In Betanien • »Man kann auf viele Arten töten«

Ein Haus in Betanien, das immer trauriger wird, jedoch stets gastfreundlich ist ... Die Gegenwart von Freunden und Jüngern nimmt dem Haus nichts von seiner Traurigkeit. Da sind Josef, Nikodemus, Manaen, Elisa und Anastasica, die, so glaube ich, es nicht länger ausgehalten haben, fern von Jesus zu sein und sich entschuldigen, als

wären sie ungehorsam gewesen, die aber auch fest entschlossen sind, nicht fortzugehen. Elisa erklärt die triftigen Gründe dafür, nämlich: die Unmöglichkeit für die Schwestern des Lazarus, dem Meister zu folgen, um ihm und den Aposteln die mütterliche Sorge zukommen zu lassen, die eine Gruppe von alleinstehenden Männern nötig hat, zumal sie auch noch verfolgt wird.

»Nur wir können dafür sorgen; denn Marta und Maria können ihren Bruder nicht im Stich lassen; Johanna ist nicht da; Annalia ist zu jung, um mit uns zu kommen; und Nike bleibt besser, wo sie ist, um euch aufnehmen zu können. Meine weißen Haare schützen uns vor Gerede. Ich werde dir vorausgehen oder dich dort erwarten, wo du mich hinschickst. So wirst du immer eine Mutter in der Nähe haben, und ich werde das Gefühl haben, immer noch einen Sohn zu besitzen. Ich werde tun, was du willst, aber laß mich dir dienen.«

Jesus willigt ein, da er sieht, daß alle ihr beistimmen. Vielleicht möchte er auch, bei den großen Bitterkeiten, mit denen sein Herz sich abfinden muß, ein mütterliches Herz in der Nähe haben, in dem er einen Widerschein der Liebe seiner Mutter findet ...

Elisa jubelt vor Freude.

Jesus sagt: »Ich werde oft in Nob sein. Du wirst ins Haus des alten Johannes gehen, das er mir für meine Aufenthalte angeboten hat, und immer, wenn wir zurückkommen, werde ich dich dort finden ... «

»Willst du denn trotz des Regens aufbrechen?« fragt Josef von Arimathäa.

»Ja. Ich will noch nach Peräa gehen und im Haus des Salomon verweilen; dann werde ich mich nach Jericho und Samaria begeben. Oh, ich möchte noch so viele Orte aufsuchen ... !«

»Meister, entferne dich nicht zu weit von den bewachten Straßen und von den Städten, denen ein Zenturio vorsteht. Die Römer sind unsicher, und auch die anderen sind es. Zweierlei Befürchtungen, zweierlei Überwachung. Sie überwachen dich, überwachen sich aber auch gegenseitig. Doch glaube mir, für dich sind die Römer weniger gefährlich ... «

»Sie haben uns aufgegeben ...!« platzte Judas von Kerijot heraus.

»Glaubst du? Nein. Kannst du vielleicht unterscheiden, wer von den Heiden, die dem Meister zuhören, von Claudia oder von Pontius geschickt worden ist? Unter den Freigelassenen der ersteren und ihren Freundinnen sind nicht wenige, die im Bet-Hamidrasch reden könnten, wenn sie Israeliten wären. Vergiß nicht, daß es überall Gelehrte gibt, daß Rom die Welt beherrscht und daß die Patrizier gern die beste Beute für sich nehmen zum Schmuck ihrer Häuser. Wenn die Gymnasiarchen und die Veranstalter der Spiele im Zirkus sich alle die aussuchen, die ihnen Gewinn und Ruhm einbringen können, so suchen sich die Patrizier jene aus, die durch Bildung oder Schönheit ihnen selbst und ihren Häusern zur Zierde und Ehre gereichen ... Meister, diese Unterhaltung weckt eine Erinnerung in mir ... Erlaubst du mir, dir eine Frage zu stellen?«

»Sprich.«

»Diese Frau, die Griechin, die im vergangenen Jahr hier war ... und der Anlaß einer Anklage gegen dich, wo ist sie jetzt? Viele haben das zu erfahren versucht ... und nicht zu einem guten Zweck. Aber ich habe keine schlechten Absichten ... Nur ... daß sie in ihren Irrtum zurückgefallen ist, scheint mir unmöglich zu sein. Sie besaß eine große Intelligenz und eine aufrichtige Rechtschaffenheit. Aber sie ist nicht mehr zu sehen ... «

»An einem Ort der Erde hat sie, die Heidin, einem verfolgten Israeliten die Nächstenliebe zu schenken verstanden, die ihm von den Israeliten verweigert wurde.«

»Meinst du Johannes von En-Dor? Ist er bei ihr?«

»Er ist gestorben.«

»Gestorben?«

»Ja, und man hätte ihn an meiner Seite sterben lassen können ... man hätte nicht mehr lange warten müssen ... Die, und es sind viele, die darauf hingewirkt haben, ihn von mir zu entfernen, haben einen Mord begangen, wie wenn sie den Dolch gegen ihn erhoben hätten. Sie haben ihm das Herz gebrochen, und obwohl sie wissen,

daß er daran gestorben ist, fühlen sie sich nicht als Mörder, und keine Gewissensbisse quälen sie. Man kann auf verschiedene Art einen Bruder töten, mit einer Waffe, mit der Zunge oder auch durch eine böse Tat. Zum Beispiel, indem man den Verfolgern den Aufenthaltsort des Verfolgten verrät ... oder einem Unglücklichen eine Zufluchtsstätte des Trostes verwehrt ... Oh, auf wievielerlei Arten tötet man ... Aber der Mensch empfindet keine Gewissensbisse. Der Mensch, und das ist das Zeichen seiner geistigen Dekadenz, hat sein Gewissen getötet.«

Jesus ist so streng bei diesen Worten, daß niemand den Mut zu reden findet. Sie schauen sich gegenseitig an, lassen den Kopf hängen und sind verwirrt, auch die unschuldigsten und die besten unter ihnen.

Nach einem kurzen Schweigen sagt Jesus: »Niemand braucht meinen Feinden und denen des Verstorbenen berichten, was ich jetzt gesagt habe, damit sie noch in teuflischer Freude jubeln. Sollten sie euch jedoch nach ihm fragen, so sagt nur, daß Johannes im Frieden ist, daß sein Leib in einem fernen Grab ruht und sein Geist mich erwartet.«

»Herr, hat dir das viel Schmerz bereitet?« fragt Nikodemus.

»Was? Sein Tod?«

»Ja.«

»Nein, sein Tod hat mir Frieden gegeben, weil es sein Frieden gewesen ist. Schmerz, großen Schmerz, haben mir jene verursacht, die aus niedrigen Gefühlen dem Synedrium seine Anwesenheit unter den Jüngern verraten und so seine Abreise bewirkt haben. Aber jeder hat sein System, und nur ein starker guter Wille kann Instinkten und Systemen gebieten. Doch ich sage euch: „Wer verraten hat, wird weiterhin verraten. Wer einen Tod verursacht hat, wird weiterhin Tod verursachen.“ Doch wehe ihm! Er glaubt zu siegen und verliert. Und das Gericht Gottes erwartet ihn.«

»Warum schaust du mich so an, Meister?« fragt Johannes des Zebedäus, verwirrt und errötend, als wäre er der Schuldige.

»Wenn ich dich anschau, wird niemand denken, nicht einmal der Schlechteste, daß du einen deiner Brüder gehaßt haben könntest.«

»Es wird ein Pharisäer oder irgendein Römer gewesen sein ... Er hat ihnen ja Eier geliefert«, sagt Judas Iskariot.

»Ein Dämon ist es gewesen. Aber er hat ihm Gutes erwiesen, obwohl er ihm schaden wollte. Er hat seine vollständige Reinigung und die Ankunft seines Friedens beschleunigt.«

»Wie hast du das erfahren? Wer hat dir die Nachricht überbracht?« fragt Josef.

»Hat es der Meister vielleicht nötig, daß ihm jemand Nachrichten bringt? Sieht er nicht die Handlungen der Menschen? Ist er nicht hingegangen und hat Johanna gerufen, damit sie zu ihm komme und geheilt werde? Was ist bei Gott unmöglich?« fragt Maria Magdalena mit Heftigkeit.

»Es ist wahr, Frau. Doch nur wenige besitzen deinen Glauben ... und daher habe ich eine so törichte Frage gestellt.«

»Gut. Aber jetzt komm, Meister. Lazarus ist aufgewacht und erwartet dich ... «

Sie führt ihn einfach und entschieden mit sich fort und verhindert so jedes weitere Gespräch und jede weitere Frage.

545 Am Brunnen von En-Rogel

Jesus kehrt auf dem unteren Weg nach Betanien zurück (ich meine damit den längeren Weg, nicht den über den Ölberg, sondern den, der über den Vorort Tofet in die Stadt führt).

Zuerst hält er sich kurz auf, um einigen Aussätzigen zu helfen, die nichts anderes zu erbitten wissen als Brot, und geht dann direkt auf ein viereckiges Wasserbecken zu, das fast ganz bedeckt und nur auf einer Seite offen ist. Einen Brunnen, ein großer, bedeckter Brunnen, der größte, den ich je gesehen habe. Er ist noch größer als der der Samariterin und muß auch reicher an Wasser sein, denn der Boden ringsum läßt dies erkennen und ist sehr fruchtbar im Gegensatz

zum trockenen Hinnom-Tal, das man im Nordwesten teilweise sieht und das mit Grabmälern übersät ist. Nur eine Konstruktion aus massiven Steinen wie die des Brunnens mit ihrer Überdachung hat der Feuchtigkeit des Bodens widerstehen können; und die dunklen und mächtigen Steine, die selbst ein Unkundiger als sehr alt erkennen kann, bieten einen guten Schutz für das kostbare Wasser.

Trotz des düsteren Tages und der Nähe der Gräber der Aussätzigen, die der Umgebung stets einen Stempel der Traurigkeit aufdrücken, ist der Ort selbst heiter, sei es wegen seiner großen Fruchtbarkeit, sei es wegen der üppigen Gärten dahinter im Norden, mit ihrer Vielzahl verschiedenartiger Bäume, die ihre dicht belaubten Wipfel in den aschgrauen, tief über der Stadt hängenden Himmel erheben, sei es, weil sich davor im Süden das Kidrontal, das ein gutes Stück der Straße von Betanien nach Jericho folgt, sich erweitert und mit seinem nun größeren Wasserreichtum und der größeren Lichtfülle fröhlicher wirkt.

Ich sehe viel Volk: Frauen mit Krügen, Eselstreiber mit Wasserschläuchen und Karawanen, die kommen und gehen. Sie machen beim Brunnen halt und schöpfen Wasser. Der Boden ist in weitem Umkreis feucht, da beim Abfüllen von den Schläuchen in andere Gefäße immer Wasser verschüttet wird.

Ruhige, wohlklingende Frauenstimmen, trillernde Kinderstimmen, ernste, rauhe, starke Männerstimmen, schreiende Esel und knurrende Kamele, die unter ihren Lasten kauern und warten, bis die Kameltreiber mit dem Wasser zurückkehren. Es ist eine sehr charakteristische Szene, in einer trüben Dämmerung mit plötzlichen, sonderbaren und unnatürlich gelben Flecken am Himmel, die ein eigenartiges Licht auf alles werfen, während schwere bleierne Wolken sich ballen und nach Westen ziehen.

Die höchsten Teile der Stadt erscheinen geisterhaft in diesem eigenartigen Licht gegen einen bleiernen Horizont, der mit schwefelgelben Strichen durchzogen ist.

»Alles deutet auf Wasser und Wind ...« meint Petrus und fragt: »Wo gehen wir heute abend hin?«

»Zum Aufseher der Gärten. Morgen gehe ich in den Tempel hinauf und ... «

»Noch einmal? Gib acht, was du tust! Nimm lieber die Einladung der Libertiner an und geh in ihre Synagoge«, rät Simon der Zelote.

»Also, Synagoge ist gleich Synagoge. Es gibt auch noch andere, die gezeigt haben, daß er bei ihnen willkommen ist! Warum gerade sie?« sagt Judas von Kerijot.

»Weil sie am sichersten sind ... und den Grund weiß man, ohne daß ich ihn nenne«, erwidert der Zelote.

»Sicher! Was gibt dir diese Sicherheit?«

»Die Tatsache, daß sie treu geblieben sind trotz allem, was sie durchgemacht haben.«

»Streitet euch nicht darüber. Morgen gehe ich in den Tempel, wie ich gesagt habe. Jetzt bleiben wir noch ein wenig hier. Es ist auch dies ein Ort, an dem man gut die Frohe Botschaft verkünden kann.«

»Nicht besser als anderswo. Ich weiß nicht, weshalb du ihn vorziehst.«

»Warum, Judas? Aus vielen Gründen, die ich dem sagen werde, der sich mir anschließt, und aus einem Grund, den ich nur euch mitteile. An diesem Brunnen der Quelle von En-Rogel hielten die drei Weisen aus dem Morgenland unentschlossen und enttäuscht an; denn hier erlosch der Stern, der sie aus fernen Landen hierher geführt hatte. Jeder andere Mensch hätte das Vertrauen auf Gott und sein Selbstvertrauen verloren. Sie, die allein wachten, während die Diener schliefen, beteten bis zum Morgengrauen bei ihren müden Kamelen. Dann erhoben sie sich und gingen zu den Toren, ohne Rücksicht auf die Gefahr, daß man sie für Verrückte oder Volksaufwiegler halten könnte, und ohne sich um die Gefährdung ihres Lebens zu sorgen. Bedenkt, daß damals Herodes, dieser Blutrünstige, herrschte. Und es hätte weit weniger als der Satz, den die Weisen dem König sagen wollten, genügt, um sie zum Tode zu verurteilen. Sie aber suchten mich. Sie suchten weder Ehre, noch Reichtümer, noch Ruhm. Sie suchten mich, mich allein: ein Kind, ihren Messias,

ihren Gott. Da die Suche nach Gott gut ist, bringt sie immer die nötige Hilfe und den nötigen Mut mit sich. Befürchtungen, gemeine Dinge, sind das Erbe derer, die von niedrigen Dingen träumen. Jene verlangten danach, Gott zu huldigen, und waren stark in dieser ihrer Liebe. Nur wenige Stunden darauf wurde ihre Liebe belohnt, als der Stern in der mondhellen Nacht wieder vor ihren Augen erschien. Der Stern Gottes fehlt dem nie, der in Gerechtigkeit und Liebe Gott sucht. Die drei Weisen! Sie hätten sich ausruhen können bei den falschen Ehrenbezeugungen, die Herodes ihnen nach der Antwort der höchsten Priester und Schriftgelehrten erwies. Sie waren so müde! ... Aber sie hielten sich nicht einmal eine Nacht auf, und bevor die Stadttore geschlossen wurden, gingen sie hinaus und blieben bis Sonnenaufgang hier. Dann ... erlebten sie nicht den Sonnenaufgang, sondern den Aufgang Gottes, der ihnen wieder erschien, um den Weg mit seinem Silberschein zu beleuchten. Der Stern rief sie mit seinem Licht, und sie kamen zum Licht. Selig, selig sind sie, und selig jene, die sie nachzuahmen wissen!«

Die Apostel, Margziam und Isaak hören, wie immer wenn Jesus von seiner Geburt erzählt, mit strahlenden Gesichtern zu. Isaak nickt, seufzt und lächelt bei dieser Erinnerung ... mit verzücktem Gesicht, weit entfernt von Ort und Zeit. Im Geist kehrt er zurück zu jener Nacht vor dreißig Jahren, zu jenem Stern, den er gewiß bei seinen Schafen gesehen hat ...

Andere Leute haben sich zu ihnen gesellt und hören zu, denn viele kommen hier des Weges, und manch einer erinnert sich noch der großartigen Karawane und der Nachricht, die sie ihnen brachte ... und auch der Folgen.

»Dies ist von jeher eine Stätte gewesen, an der man sich zur Beratung zusammengefunden hat. Die Geschichte wiederholt sich immer. Dies war stets eine Stätte der Prüfung, für die Guten wie für die Bösen. Aber das ganze Leben des Menschen ist eine Prüfung im Glauben und in der Gerechtigkeit. Ich erinnere euch an die Treue des Huschai, des Zadok, des Abjatar, des Jonatan und des Ahimaaz,

die von diesem Ort aufbrachen, um ihren König zu retten, und von Gott beschützt wurden, weil sie gerecht handelten.

Ich erinnere euch an ein Ereignis, das mit diesem selben Ort zusammenhängt, aber zu keinem guten Ergebnis führte, weil es sich um eine Gewalttat handelte, die von Gott nicht gesegnet wurde. Bei dem Felsen von Sohelet, in der Nähe der Quelle von En-Rogel, schwor sich Adonija gegen den Willen seines Vaters und ließ sich von seinen Anhängern zum König ausrufen. Aber dieser Mißbrauch half ihm nichts, denn noch bevor das Bankett zu Ende war und Jonatan, der Sohn des Abjatar, gesprochen hatte, unterrichteten ihn die Hosannarufe vom Gihon darüber, daß Salomon König war und er, der den Thron an sich hatte reißen wollen, nur noch auf die Barmherzigkeit Salomons hoffen konnte.

Gar viele wiederholen diese Tat des Adonija und bekämpfen den wahren König oder verschwören sich gegen ihn, indem sie der Partei folgen, die ihnen die mächtigste zu sein scheint. Gar wenige von ihnen wissen danach, um Verzeihung zu bitten und zum Altar zu treten im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes.

Können wir nach der Betrachtung dieser drei Ereignisse, die sich an diesem Brunnen zugetragen haben, sagen, daß diese Stätte guten oder schlechten Einflüssen unterworfen ist? Nein. Nicht der Ort, nicht die Zeit oder das Ereignis, sondern der Wille des Menschen ist es, der den Menschen auf Abwege führt. En-Rogel hat die Treue der Knechte Davids und die Sünde des Adonija gesehen, ebenso die Treue der drei Weisen. Es ist derselbe Brunnen. Auf seine Steine haben sie sich gestützt, mit seinem Wasser haben sie ihren Durst gelöscht: Jonatan und Ahimaaz, ebenso wie Adonija und die Seinen, wie auch die drei Weisen. Aber dieselben Wasser und Steine haben drei verschiedene Dinge gesehen ... Treue zu König David, Verrat an König David und Treue zu Gott und dem König der Könige. Es ist immer der Wille des Menschen, der entweder Gutes oder Böses tun läßt. Und auf den Willen des Menschen wirft der Wille Gottes sein Licht und der Wille Satans seine giftigen Ausdünstungen. Am

Menschen liegt es, das Licht oder das Gift aufzunehmen und so ein Gerechter oder ein Sünder zu werden.

Bei diesem Brunnen steht ein Wächter, damit niemand das Wasser verunreinigt. Außer diesem Hüter sorgen Mauern und ein Dach dafür, daß der Wind keine Blätter und keinen Unrat hineinweht, die das kostbare Wasser beschmutzen könnten. Auch dem Menschen hat Gott einen Wächter gegeben: den intelligenten und bewußten Willen des Menschen; und Schutzmauern: die Gebote und die Ratschläge der Engel, auf daß der Geist des Menschen nicht wissentlich oder unwissentlich verdorben werde. Aber wenn der Mensch sein Gewissen und seinen Verstand verdirbt, die Eingebungen des Himmels überhört und das Gesetz mit Füßen tritt, dann ist er wie ein Wächter, der den Brunnen unbewacht läßt, und wie ein Törichter, der die Schutzmauern niederreißt. Er gibt das Feld den satanischen Feinden, den Begierlichkeiten der Welt und des Fleisches preis, den Versuchungen, die, auch wenn man ihnen nicht nachgibt, immer vorsichtig überwacht und zurückgewiesen werden müssen.

Ihr Söhne von Jerusalem, Hebräer, Proselyten, und Wanderer, die der Zufall hier vereint hat, die Stimme Gottes zu vernehmen, seid Weise der wahren Wissenschaft, die darin besteht, sich selbst vor Handlungen zu schützen, die den Menschen entehren.

Ich sehe hier auch viele Heiden. Ihnen sage ich, daß man nicht ausschließlich Reichtümer und Waren erwerben kann, sondern auch noch etwas anderes, nämlich das Leben für die eigene Seele; denn der Mensch hat eine Seele in seinem Inneren, etwas Unsichtbares. Und doch ist sie es, die den Menschen lebendig macht. Sie ist etwas Unsterbliches, das auch nach dem Tod des Leibes weiterlebt. Sie ist etwas, das ein Recht hat, sein wahres, ewiges Leben zu leben. Aber sie kann es nicht leben, wenn der Mensch sein wahres Ich durch schlechte Handlungen tötet.

Götzendienst und Heidentum sind nicht unüberwindlich. Der Weise denkt nach und sagt: „Warum soll ich den Götzen folgen und ohne Hoffnung auf ein besseres Leben leben, während ich ewige

Glückseligkeit erwerben kann, wenn ich zum wahren Gott komme?“ Der Mensch geizt mit seinen Tagen, und der Tod jagt ihm Schrecken ein. Je mehr ihn die Finsternis falscher Religionen oder des Unglaubens umgibt, um so mehr fürchtet er den Tod. Wer aber zum wahren Glauben kommt, verliert den Schrecken vor dem Tod, denn er weiß, daß es jenseits des Todes ein ewiges Leben gibt, wo die Geister sich wiederfinden und es keinen Schmerz und keine Trennung mehr gibt. Es ist nicht schwer, den Weg des Lebens zu gehen. Es genügt, an den einzigen wahren Gott zu glauben, den Nächsten zu lieben und Redlichkeit in allen Handlungen zu üben.

Ihr von Israel wißt, welches die Gebote und welches die Verbote sind. Aber ich sage denen, die mir zuhören und meine Worte mit sich in die Ferne tragen werden, welche es sind ... (und er nennt die Zehn Gebote).

Darin besteht die wahre Religion, nicht in vergeblichen und aufwendigen Opfern. Ihr müßt die Gebote einer vollkommenen Moral, einer makellosen Tugend befolgen, Barmherzigkeit üben, ihr müßt fliehen, was den Menschen entehrt, die Eitelkeiten ablegen, den Vergöttlichung des Irrtums, den lügnerischen Auguren und den Träumen der Bösen abschwören, und in Gerechtigkeit die Gaben Gottes benützen, die da sind: Gesundheit, Glück, Reichtum, Verstand und Macht; ihr dürft euch nicht dem Hochmut ergeben, der ein Zeichen der Torheit ist, da der Mensch nur lebendig, gesund, reich, weise und mächtig ist, solange Gott es ihm gewährt; ihr dürft keine maßlosen Wünsche hegen, die oft bis zum Verbrechen führen. Mit einem Wort: ihr sollt, auch aus Selbstachtung, als Menschen und nicht als Unmenschen leben.

Hinabsteigen ist leicht, aufsteigen ist schwer. Aber wer möchte in einem stinkenden Abgrund leben, nur weil er dort hineingefallen ist? Wer würde nicht versuchen herauszuklettern, um aufblühenden Höhen ins Licht der Sonne zu gelangen? Wahrlich, ich sage euch: Das Leben des Sünders spielt sich in einem Abgrund ab, und ebenso das Leben im Irrtum. Aber die das Wort der Wahrheit aufnehmen

und zur Wahrheit kommen, steigen auf zu den Höhen, dem Licht entgegen.

Geht nun alle eurer Wege und erinnert euch daran, daß euch die Quelle der Weisheit am Brunnen von En-Rogel ihr Wasser zu trinken gegeben hat, damit ihr weiterhin nach ihr dürstet und zu ihr zurückkehrt.«

Jesus macht sich auf zur Stadt und läßt das Volk mit seinen Bemerkungen, Fragen und Antworten zurück.

546 Jesus, die Pharisäer und die Ehebrecherin

Ich sehe die Umfassungsmauer des Tempels von innen, also einen der vielen Höfe, die von Säulenhallen umgeben sind. Ich sehe auch Jesus, der ganz in den Mantel gehüllt ist, den er über seinem Gewand trägt, das nicht weiß, sondern dunkelrot ist und aus einem schweren wollenen Gewebe zu sein scheint. Jesus spricht von viel Volk umgeben.

Ich würde sagen, daß es ein Wintertag ist, denn ich sehe alle in dicke Mäntel gehüllt. Es muß sehr kalt sein, denn anstatt stillzustehen, gehen alle rasch hin und her, als wollten sie sich auf diese Weise erwärmen. Es bläst auch ein starker Wind, der die Mäntel bewegt und den Staub in den Höfen aufwirbelt.

Die Gruppe, die sich um Jesus drängt und die als einzige stillsteht, während alle anderen, die sich um diesen oder jenen Meister scharren, hin- und hergehen, teilt sich nun, um einen kleinen Trupp heftig gestikulierender Schriftgelehrter und Pharisäer vorbeizulassen, die giftiger sind als je zuvor. Sie sprühen Gift aus ihren Augen, ihrer Gesichtsfarbe und ihrem Mund. Welche Vipern! Sie führen, oder vielmehr, sie schleifen eine Frau von etwa dreißig Jahren mit wüstem Haar und ungeordneter Kleidung mit sich, die aussieht, als sei sie mißhandelt worden, und die jetzt weint. Vor Jesus werfen sie sie zu Boden, als wäre sie ein Haufen Lumpen oder ein toter Balg. Dort bleibt sie zusammengekauert liegen, das Gesicht auf den Armen, die

es verbergen und gleichzeitig ein Kissen auf dem Boden bilden.

»Meister, diese wurde auf frischer Tat ertappt, als sie Ehebruch beging. Ihr Gemahl liebte sie und ließ es ihr an nichts fehlen. Sie war Königin in ihrem Haus, aber sie betrog ihn, weil sie eine undankbare, lasterhafte Sünderin ist, die ihr Haus entehrt. Eine Ehebrecherin ist sie, und als solche muß sie gesteinigt werden. Mose hat es befohlen. In seinem Gesetz gebietet er, daß Frauen, wie sie, wie unreine Tiere gesteinigt werden müssen. Und unrein sind sie, denn sie mißbrauchen das Vertrauen des Mannes, der sie liebt und für sie sorgt, und wie das immer durstige Erdreich sind sie unersättlich in ihrem Verlangen nach Wollust. Schlimmer als Huren sind sie, denn ohne durch die Not dazu gezwungen zu sein, geben sie sich hin, um ihre Begierde zu sättigen. Sie sind ansteckend in ihrer Verkommenheit und müssen zum Tode verurteilt werden. Mose hat es befohlen. Und du, Meister, was sagst du dazu?«

Jesus hat bei der stürmischen Ankunft der Pharisäer aufgehört zu sprechen. Er schaut die armselige Meute mit seinen durchdringenden Augen an, senkt dann den Blick auf die zu seinen Füßen liegende, gedemütigte Frau und schweigt.

Er beugt sich nieder, ohne sich von seinem Sitz zu erheben, und schreibt mit einem Finger auf den vom Wind mit Staub bedeckten Boden der Säulenhalle. Sie reden, und er schreibt.

»Meister, wir sprechen mit dir. Höre uns zu. Antworte uns. Hast du nicht verstanden? Diese Frau ist beim Ehebruch ertappt worden, in ihrem eigenen Haus, im Ehebett ihres Mannes. Sie hat es mit ihrer Unzucht beschmutzt.«

Jesus schreibt.

»Der Mann ist blöde! Seht ihr nicht, daß er nichts versteht und Zeichen in den Staub schreibt wie ein armer Irrer?«

»Meister, um deines guten Namens willen, sprich. Deine Weisheit antworte auf unsere Frage. Wir wiederholen dir: Dieser Frau hat es an nichts gefehlt. Sie hatte Kleider, Nahrung, Liebe, und sie hat ihren Mann betrogen ... «

Jesus schreibt.

»Sie hat ihren Mann belogen, der ihr vertraute. Mit lügnerischem Mund hat sie ihn begrüßt und mit einem Lächeln zur Türe begleitet, und dann hat sie die geheime Türe geöffnet und ihren Liebhaber eingelassen. Und während der Gatte abwesend war, um für sie zu arbeiten, hat sie sich wie ein unreines Tier in ihrer Wollust gewälzt.«

»Meister, sie hat das Gesetz entheiligt, nicht nur das Ehebett. Sie ist eine Rebellin, eine Schänderin, eine Gotteslästerin.«

Jesus schreibt. Er schreibt, verwischt das Geschriebene wieder mit seinen Sandalen und schreibt dann daneben weiter, während er sich langsam um sich selbst dreht, um noch mehr Platz zum Schreiben zu finden. Er gleicht einem spielenden Kind; doch das, was er nacheinander geschrieben hat, sind nicht die Worte eines Spiels. Er hat geschrieben: »Wucherer ... Lügner ... unehrerbietiger Sohn ... Ehebrecher ... Mörder ... Gesetzesschänder ... Usurpator ... Dieb ... Unzüchtiger ... unwürdiger Gatte und Vater ... Gotteslästerer ... Rebell gegen Gott ...« und immer neue Worte schreibt er, während immer neue Ankläger reden.

»Aber nun höre doch endlich, Meister! Gib ein Urteil ab. Die Frau muß gerichtet werden. Sie darf mit der Last ihrer Sünden nicht die Erde beflecken. Ihr Atem ist ein Gifthauch, der die Herzen verwirrt.«

Jesus erhebt sich. Barmherzigkeit! Welch ein Antlitz! Flammende Blitze, die auf die Ankläger fallen. Er scheint noch stattlicher als sonst, mit hoherhobenem Haupt. Er gleicht einem König auf seinem Thron, so streng und feierlich ist er. Sein Mantel ist ihm von einer Schulter geglitten und bildet eine kleine Schleppe hinter ihm. Aber er kümmert sich nicht darum.

Mit unbeweglichem Antlitz, ohne den leisesten Schatten eines Lächelns um Mund und Augen, richtet er seinen Blick auf die Menge, die zurückweicht wie vor zwei spitzen Klingen. Er schaut einen nach dem anderen fest an, mit prüfender Intensität, die Furcht einflößt. Die, die er so angesehen hat, versuchen sich in der Menge zu verbergen. So wird der Kreis immer größer und löst sich auf, wie von einer geheimen Kraft gesprengt.

Endlich spricht er: »Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie.« Seine Stimme gleicht dem Donner, begleitet von den noch lebhafteren Blitzen seiner Augen. Jesus, die Arme vor der Brust gekreuzt, steht aufrecht da wie ein Richter, der wartet. Sein Blick läßt ihnen keine Ruhe. Er forscht, durchdringt, klagt an.

Zuerst einer, dann zwei, dann fünf und schließlich in Grüppchen entfernen sich die Anwesenden mit gesenktem Haupt. Nicht nur die Schriftgelehrten und die Pharisäer, sondern auch die, die sich schon zuvor um Jesus geschart hatten, und andere, die nähergetreten waren, um seine Ansicht und die Verurteilung zu hören, und die zusammen mit den übrigen die Schuldige beschimpft und ihre Steinigung gefordert hatten.

Jesus bleibt allein mit Petrus und Johannes zurück. Die anderen Apostel sehe ich nicht.

Jesus hat wieder begonnen zu schreiben, während die Ankläger geflohen sind, und nun schreibt er: »Pharisäer ... Nattern ... Gräber voller Unrat ... Lügner ... Verräter ... Feinde Gottes ... Beleidiger seines Wortes ... «

Als der ganze Hof sich geleert hat und ein großes Schweigen eingetreten ist, hört man nur noch das Rauschen des Windes und das Plätschern eines Brunnleins in einer Ecke. Da erhebt Jesus sein Haupt und schaut sich um. Sein Antlitz ist nun ruhig, traurig, aber nicht mehr erzürnt. Er blickt Petrus kurz an, der sich etwas entfernt und an eine Säule gelehnt hat, und dann Johannes, der fast hinter ihm steht und ihn mit seinen liebevollen Augen anschaut. Der Schatten eines Lächelns gleitet über das Antlitz Jesu, als er Petrus ansieht, und als er den Blick auf Johannes richtet, wird es lebhafter. Zwei verschiedene Lächeln.

Dann betrachtet er die Frau, die immer noch weinend zu seinen Füßen liegt. Er beobachtet sie. Sie richtet sich auf und bringt ihr Gewand in Ordnung, als wolle sie sich auf den Weg machen. Jesus gibt den beiden Aposteln einen Wink, sich zum Ausgang zu begeben.

Als sie allein sind, ruft er die Frau: »Frau, höre mir zu. Schau

mich an.« Er wiederholt seinen Befehl, da sie nicht wagt, ihr Haupt zu erheben. »Frau, wir sind allein. Schau mich an.«

Die Unglückliche erhebt ihr Gesicht, auf das Tränen und Staub eine Maske der Demütigung gezeichnet haben.

»Frau, wo sind deine Ankläger?« Jesus spricht leise, mit mitleidigem Ernst. Sein Antlitz und sein Körper neigen sich leicht über dieses Elend auf dem Boden, und mit Augen voll des Erbarmens und der Aufmunterung fragt er: »Hat dich niemand verurteilt?«

Die Frau antwortet zwischen zwei Seufzern: »Niemand, Meister.«

»Auch ich verurteile dich nicht. Geh und sündige nicht mehr. Geh nach Hause und bitte Gott und den Betrogenen um Verzeihung. Mißbrauche nicht die Güte des Herrn. Geh.«

Er hilft der Frau aufzustehen, indem er ihre Hand nimmt. Aber er segnet sie nicht und sagt auch nicht den Friedensgruß. Er sieht sie fortgehen mit geneigtem Haupt und etwas wankend unter dem Gewicht ihrer Schande, und als sie verschwunden ist, geht auch er mit den beiden Jüngern.

547 »Der Schuldigen weise ich den Weg der Rettung«

Jesus spricht:

»Was mich verletzt hat, war der Mangel an Liebe und Aufrichtigkeit der Ankläger. Nicht daß ihre Anklage falsch gewesen wäre, die Frau war wirklich schuldig. Aber sie waren unaufrichtig und taten, als ob sie Ärgeris nähmen an einer Sünde, die sie selbst tausendmal begangen hatten und die nur wegen ihrer größeren Schlauheit und weil sie mehr Glück gehabt hatten, unbekannt geblieben war. Die Frau war bei ihrer ersten Sünde weniger schlau und hatte nicht viel Glück. Aber keiner ihrer Ankläger und Anklägerinnen – denn auch die Frauen, die zwar ihre Stimmen nicht zur Anklage erhoben, beschuldigten sie in ihrem Herzen – war frei von Schuld.

Ehebrecher ist, wer die Tat begeht, aber auch, wer mit seinem ganzen Sein danach verlangt. Unzucht begeht sowohl der, der sündigt,

als auch der, der zu sündigen begehrt. Es genügt nicht, das Böse nicht zu tun, man darf auch nicht danach begehren.

Erinnere dich, Maria, des ersten Wortes deines Meisters, als ich dir am Rande des Abgrundes, an dem du dich befandest, zurief: „Es genügt nicht, das Böse nicht zu tun. Man darf auch nicht danach verlangen, es zu tun.“

Wer sich sinnlichen Gedanken hingibt und sinnliche Gefühle durch Lektüre und durch vorsätzlich und aus ungesunder Gewohnheit gesuchte Schauspiele erregt, ist ebenso unrein wie der, der sich tatsächlich schuldig macht. Ich wage zu sagen: er ist noch schuldiger; denn er verstößt mit seinen Gedanken gegen die Natur, nicht nur gegen die Sittlichkeit. Ich spreche nicht von dem, der sogar wirklich naturwidrige Akte begeht. Die einzige Entschuldigung für einen solchen wäre eine organische oder psychische Krankheit. Wer aber diese Entschuldigung nicht hat, steht um zehn Stufen tiefer als das schmutzigste Tier. Damit einer gerecht urteilen kann, muß er selbst frei von Schuld sein.

Bezüglich der wichtigsten Voraussetzungen für einen Richter, verweise ich euch auf die früheren Diktate.

Mir waren die Herzen jener Pharisäer und Schriftgelehrten nicht unbekannt, ebenso wie die der anderen, die sich ihnen angeschlossen hatten, um gegen die Schuldige loszuziehen. Sünder gegen Gott und gegen den Nächsten waren sie, schuldig gegenüber der Religion, schuldig gegenüber den Eltern und den Nächsten, schuldig vor allem auch, und am häufigsten, gegenüber ihren Frauen. Wenn ich durch ein Wunder ihrem Blut befohlen hätte, ihre Sünden auf ihre Stirn zu schreiben, dann hätte unter den vielen Anklagen die des tatsächlichen oder gedanklichen Ehebrechers vorgeherrscht. Ich habe gesagt: „Was aus dem Herzen des Menschen kommt, ist es, was den Menschen befleckt.“ Abgesehen von mir selbst war dort niemand unter den Richtern, der ein reines Herz gehabt hätte.

Unaufrichtig und lieblos waren sie. Nicht einmal ihre eigene Ähnlichkeit mit ihr in Bezug auf die Begierlichkeit, konnte sie zur Barm-

herzigkeit bewegen. Ich, der ich als einziger Abscheu hätte empfinden müssen, übte Liebe gegenüber dieser gedemütigten Frau. Erinnert euch jedoch daran: Je besser einer ist, desto barmherziger ist er mit den Schuldigen. Nicht die Sünde selbst entschuldigt er, das nicht, aber er bedauert die Schwachen, die der Sünde nicht widerstehen konnten.

Der Mensch! Oh! Leichter als ein schwaches Rohr und eine feine Zaunwinde gibt er der Versuchung nach und klammert sich an Dinge, von denen er Trost und Stütze erhofft.

Oft kommt es ja gerade beim schwachen Geschlecht zur Sünde, weil man Trost zu finden sucht. Daher sage ich, wer es seiner Frau oder auch der eigenen Tochter an Liebe fehlen läßt, ist zu neunzig Prozent an der Sünde seiner Frau oder seiner Tochter schuld und wird an ihrer Stelle Rechenschaft dafür ablegen müssen. Sowohl die übertriebene Liebesbezeugung, die zur törichten Sklaverei eines Mannes gegenüber der Frau oder eines Vaters gegenüber einer Tochter führt, als auch die Vernachlässigung, oder schlimmer die Sünde der sinnlichen Lust, die den Mann zu fremder Liebe treibt und die Eltern zu anderen Interessen als die der Erziehung ihrer Kinder, sind der Ursprung der Hurerei und des Ehebruchs, und daher verurteile ich sie. Ihr seid vernunftbegabte Wesen, die von einem göttlichen Gesetz und von einem Sittengesetz geleitet werden. Sich zu einer wilden oder tierischen Lebensweise zu erniedrigen, müßte eurem großen Hochmut verabscheuenswert erscheinen. Aber den Stolz, der in diesem Falle sogar nützlich wäre, habt ihr nur für ganz andere Dinge.

Ich habe Petrus und Johannes auf verschiedene Art angeschaut, denn dem ersten, einem Mann, wollte ich sagen: „Petrus, fehle auch du nicht gegen die Liebe und die Aufrichtigkeit.“ Außerdem wollte ich ihm als meinem künftigen Hohenpriester sagen: „Erinnere dich dieser Stunde und urteile in Zukunft wie dein Meister.“ Dem anderen hingegen, einem Jüngling mit der Seele eines Kindes, wollte ich sagen: „Du kannst urteilen und urteilst nicht, weil du ein Herz wie

das meine hast. Danke, Geliebter, der du so sehr mein eigen bist, daß du mein zweites Ich geworden bist.“ Ich habe beide fortgeschickt, bevor ich die Frau rief, um ihre Demütigung nicht zu vermehren durch die Anwesenheit zweier Zeugen.

Lernt, ihr Menschen, ohne Barmherzigkeit: Wie schuldbeladen einer auch sein mag, soll er doch immer mit Achtung und Liebe behandelt werden. Freut euch nicht über seine Demütigung. Zieht nicht über ihn her, nicht einmal mit neugierigen Blicken. Erbarmen, Erbarmen für den, der gefallen ist!

Der Schuldigen weise ich den Weg der Rettung: Die Rückkehr nach Hause, das demütige Bitten um Verzeihung und das Erlangen der Verzeihung durch ein rechtschaffenes Leben. Sie soll nicht mehr den Versuchungen des Fleisches nachgeben und die Güte Gottes und der Menschen nicht mißbrauchen, um nicht durch eine zweifache oder vielfache Sünde noch schwerer büßen zu müssen als bisher. Gott verzeiht, und er verzeiht, weil er die Güte ist. Aber der Mensch weiß nicht zweimal zu verzeihen, obwohl ich gesagt habe: „Verzeih deinem Bruder siebenmal siebzimal.“

Ich gebe ihr nicht den Frieden und den Segen, weil ich bei ihr noch nicht die entschiedene Absage an die Sünde gefunden habe, die erforderlich ist, um Verzeihung zu erlangen. In ihrem Fleisch und leider auch in ihrem Herzen herrscht nicht der Abscheu vor der Sünde. Maria von Magdala hatte, als sie mein Wort begriff, Abscheu vor der Sünde und war zu mir gekommen mit dem unbeugsamen Willen, ein anderer Mensch zu werden. In dieser Frau jedoch schwankten die Stimmen des Fleisches und des Geistes noch. Sie konnte in der Verwirrung der Stunde noch nicht die Axt an den Wurzelstock des Fleisches legen und ihn ausreißen, um befreit von ihrer Last sehnsüchtig dem Reiche Gottes entgegenzugehen; befreit von dem, was zum Untergang führt, und bereichert mit dem, was Rettung bedeutet.

Willst du wissen, ob sie später gerettet wurde? Nicht für alle bin ich der Erlöser gewesen. Für alle wollte ich es sein, und doch war

ich es nicht, denn nicht alle sehnten sich danach, gerettet zu werden. Und das ist einer der furchtbarsten Pfeile gewesen, die mein Herz durchbohrten in der Agonie von Getsemani.

Du, geh hin in Frieden, Maria Marias, und habe den Willen, nicht mehr zu sündigen, auch nicht in den kleinsten Dingen. Unter dem Mantel Marias ist nur Reinheit. Erwinnere dich daran.

Eines Tages hat Maria, meine Mutter, dir gesagt: „Ich bitte meinen Sohn unter Tränen um euch.“ Und ein anderes Mal: „Ich überlasse meinem Jesus die Sorge, eure Liebe für mich zu gewinnen ... Wenn ihr mich liebt, komme ich, und mein Kommen ist Freude und Rettung.“

Die Mutter hat dich gewollt, und ich habe dich ihr geschenkt. Ja, ich habe dich zu ihr geführt, denn ich weiß: wozu ich euch mit meiner Autorität bringen kann, dazu bringt sie euch mit der Liebkosung ihrer Liebe, und sie kann es noch besser als ich. Ihre Berührung ist ein Siegel, vor dem Satan flieht. Nun hast du ihr Gewand, und wenn du die Gebete der beiden Orden (Franziskaner und Serviten) treu erfüllst, betrachtest du täglich das Leben unserer Mutter, ihre Freuden, ihre Schmerzen, also auch meine Freuden und meine Schmerzen; denn von dem Augenblick an, da ich, das Wort, Jesus wurde, habe ich mit ihr und aus denselben Gründen gejubelt und geweint.

Du siehst, daß „Maria lieben“ auch „Jesus lieben“ heißt. Und es heißt, ihn leichter lieben. Denn ich lasse dich das Kreuz tragen und gebe dir die Last des Kreuzes, während die Mutter dich stützt oder am Fuße des Kreuzes steht, um dich an ihr Herz zu drücken, das nichts als Liebe kennt. Auch in der Todesstunde ist der Schoß Marias süßer als eine Wiege. Wer seinen Geist in ihr aushaucht, vernimmt nur die Stimmen der englischen Chöre, die sich um Maria scharen. Er sieht keine Finsternis, wohl aber den sanften lichten Strahl des Morgensternes. Er kennt kein Weinen, wohl aber ihr Lächeln. Er fühlt keine Angst. Wer wagt es, uns, die wir es lieben, wer wagt es, eines ihrer Kinder den Armen Marias zu entreißen?

Sage nicht „Danke“ zu mir; sage es ihr, die sich an nichts anderes erinnern wollte, als an das wenige Gute, das du getan hast, und an die Liebe, die du mir bezeugst. Und deshalb wollte sie dich haben, um unter ihrem Fuß das zu zähmen, was dein guter Wille nicht zu zähmen vermochte. Rufe aus: „Es lebe Maria!“ Bleibe zu ihren Füßen am Fuße des Kreuzes, und du wirst dein Kleid schmücken mit den Rubinen meines Blutes und den Perlen ihrer Tränen. Du wirst ein königliches Kleid tragen beim Eintritt in mein Reich.

Geh in Frieden. Ich segne dich.«

548 Unterweisung der Apostel und Jünger

Jesus hat die zehn Apostel und die wichtigsten Jünger an den Hängen des Ölberges in der Nähe der Quelle von Schiloach getroffen. Als sie ihn eiligen Schrittes zwischen Petrus und Johannes kommen sehen, gehen sie ihm entgegen und begegnen ihm gerade bei der Quelle.

»Steigen wir zum Weg nach Betanien hinauf. Ich verlasse die Stadt für einige Zeit. Unterwegs werde ich euch sagen, was ihr tun sollt«, gebietet Jesus.

Unter den Jüngern befinden sich auch Manaen und Timoneus, die nun beruhigt sind und ihren Platz wieder eingenommen haben. Ich sehe auch Stephanus und Hermas, Nikolaus, Johannes von Ephesus und den Priester Johannes, mit einem Wort, alle die wegen ihrer Weisheit Angesehensten und auch die Einfachen, die aber durch die Gnade Gottes und ihren eigenen Willen zu den aktivsten Jüngern gehören.

»Du willst die Stadt verlassen? Ist dir etwas zugestoßen?« fragen viele.

»Nein, aber es gibt noch Orte, die auf mich warten ... «

»Was hast du heute morgen getan?«

»Ich habe gesprochen ... Die Propheten ... noch einmal. Aber sie hören nicht auf mich.«

»Kein Wunder, Herr?« fragt Matthäus.

»Keines. Eine Verzeihung und eine Verteidigung.«

»Wer war es? Wer hat angeklagt?«

»Die, die sich ohne Sünde dünken, haben eine Sünderin angeklagt. Ich habe sie vor ihnen gerettet.«

»Aber wenn sie eine Sünderin war, waren sie im Recht.«

»Ihr Fleisch war gewiß der Sünde verfallen, aber ihre Seele ... So vieles hätte ich zu sagen über die Seelen. Ich würde nicht nur jene Sünder nennen, deren Schuld offenkundig ist. Auch die begehen eine Sünde, die andere zur Sünde verführen, und eine viel listigere Sünde, denn sie sind zugleich Schlangen und Sünder.«

»Was hatte denn die Frau getan?«

»Ehebruch.«

»Ehebruch? Und du hast sie gerettet? Das hättest du nicht tun sollen!« ruft Iskariot aus.

Jesus schaut ihn scharf an und fragt: »Warum nicht?«

»Warum? Es kann dir schaden. Du weißt doch, wie sehr sie dich hassen und Anklagepunkte gegen dich suchen! Und gewiß ... Eine Ehebrecherin retten bedeutet gegen das Gesetz verstoßen.«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich sie gerettet habe. Ich habe nur gesagt, daß, wer ohne Sünde ist, sie steinigen solle. Doch niemand hat sie gesteinigt, weil keiner ohne Sünde war. Ich habe also das Gesetz bestätigt, das Ehebruch mit der Steinigung bestraft, aber ich habe auch die Frau gerettet, da sich keiner fand, der sie steinigen wollte.«

»Aber du ... «

»Meinst du, ich hätte sie steinigen sollen? Es wäre gerecht gewesen, denn ich hätte sie steinigen können. Aber es wäre nicht barmherzig gewesen.«

»Ah! Sie hat bereut! Sie hat dich angefleht, und du ... «

»Nein. Sie hat nicht einmal Reue gezeigt. Sie war gedemütigt und verängstigt.«

»Aber dann ... Warum? ... Ich verstehe dich nicht mehr! Früher konnte ich deine Verzeihung noch verstehen, bei Maria von Magdala, bei Johannes von En-Dor, bei ... nun, bei vielen Sü ... «

»Sag nur: bei Matthäus. Ich nehme dir das nicht übel. Im Gegenteil. Ich bin dir dankbar, wenn du mir hilfst, mich an die Dankbarkeit zu erinnern, die ich dem Meister schulde«, sagt Matthäus ruhig und würdevoll.

»Nun, ja, auch bei Matthäus ... Aber sie haben ihre Sünden, ihr liderliches Leben bereut. Diese hingegen! ... Ich verstehe dich nicht mehr. Und ich bin nicht der einzige, der dich nicht versteht ... «

»Ich weiß es, du verstehst mich nicht ... Du hast mich immer nur wenig verstanden. Und nicht nur du allein. Aber das ändert nicht meine Handlungsweise.«

»Verzeihung kann nur erhalten, wer darum bittet.«

»Oh, wenn Gott nur denen verzeihen würde, die ihn darum bitten, und alle unverzüglich bestrafen müßte, die auf die Sünde nicht sogleich die Reue folgen lassen! Hast du niemals gefühlt, daß dir verziehen wurde, bevor du Reue empfunden hast? Kannst du wirklich sagen, daß du bereut hast und daß dir deshalb verziehen wurde?«

»Meister, ich . . . «

»Hört mir alle zu, denn viele unter euch sind der Ansicht, daß ich gefehlt habe und daß Judas recht hat. Hier sind Petrus und Johannes. Sie haben gehört, was ich der Frau gesagt habe, und können es euch wiederholen. Ich habe nicht törichterweise verziehen. Ich habe nicht dasselbe gesagt, was ich anderen Seelen gesagt habe, denen ich verziehen habe, weil sie ganz Reue waren. Ich habe dieser Seele vielmehr Gelegenheit gegeben und Zeit gelassen, zur Reue und zur Heiligkeit zu gelangen, wenn sie diese erreichen will. erinnert euch daran für die Zeit, da ihr Lehrmeister der Seelen sein werdet.

Zwei Dinge sind wesentlich, um wahre und würdige Seelenführer zu sein. Das erste ist: ein strenges Leben führen, um urteilen zu können und nicht heuchlerisch bei anderen zu verurteilen, was man sich selbst verzeiht. Das zweite ist: geduldig Barmherzigkeit üben, um den Seelen Gelegenheit zu geben, zu gesunden und zu erstarren. Nicht alle Seelen gesunden sofort von ihren Wunden. Einigen gelingt es nur nach und nach, langsam, und mit Rückfällen. Sie zu verjagen, zu verurteilen oder zu verängstigen gehört nicht zur Kunst eines Seelenarztes.

Wenn ihr sie verjagt, werden sie sich zum Ausgleich in die Arme falscher Freunde und Meister werfen. Öffnet eure Arme und euer Herz, immer, allen kranken Seelen. Sie sollen in euch eine wahre und heilige Vertrauensperson finden, in deren Gegenwart sie sich nicht scheuen zu weinen. Wenn ihr sie verurteilt und sie der geistigen Hilfe beraubt, macht ihr sie nur noch kränker und schwächer.

Wenn ihr ihnen Schrecken vor euch und vor Gott einjagt, wie können sie dann noch die Augen zu euch und zu Gott erheben?

Der Mensch begegnet als erstem Richter dem Menschen. Nur ein im Geist lebendes Wesen weiß zuerst Gott zu begegnen. Aber das Geschöpf, das es erreicht hat, im Geist zu leben, fällt nicht in schwere Schuld. Sein Fleisch kann noch Schwächen haben, aber der starke Geist wacht, und so werden aus den Schwächen keine schweren Sünden. Wenn aber der Mensch noch sehr aus Fleisch und Blut besteht, sündigt er und begegnet dem Menschen. Wenn nun aber der Mensch, der ihn auf Gott hinweisen und seinen Geist formen soll, ihm Furcht einflößt, wie kann dann der Sünder sich ihm anvertrauen? Und wie kann er sagen: „Ich demütige mich, weil ich glaube, daß Gott gut ist und daß er verzeiht“, wenn er sieht, daß einer seinesgleichen nicht gut ist?

Ihr müßt als Vergleich dienen, als Maß dessen, was Gott ist, so wie eine kleine Münze einen Teil eines Talenten darstellt und seinen Wert erkennen läßt. Wenn ihr, die ihr nur ein Teilchen des Unendlichen und seine Stellvertreter seid, grausam mit den Seelen seid, welche unnachgiebige Strenge werden sie sich dann erst von Gott erwarten?

Judas, der du ein so strenger Richter bist, wenn ich dir jetzt sagen würde: „Ich werde dich beim Synedrium wegen magischer Praktiken anzeigen ...“«

»Herr! Das wirst du nicht tun! Das wäre ... das wäre ... Du weißt, daß es ...«

»Ich weiß es und weiß es nicht. Aber du siehst, wie du sofort um Erbarmen bittest ... und du weißt auch, daß sie dich nicht verurteilen würden, weil ...«

»Was willst du sagen, Meister? Warum sagst du das?« unterbricht Judas Jesus ganz außer sich.

Ganz ruhig, aber mit einem Blick, der das Herz des Judas durchbohrt und gleichzeitig seinen verwirrten Apostel zügelt, auf den die Blicke der anderen elf Apostel und vieler Jünger gerichtet sind, sagt Jesus: »Nun, weil sie dich lieben. Du hast gute Freunde unter ihnen. Du hast es ja selbst mehrmals gesagt.«

Mit einem Seufzer der Erleichterung wischt sich Judas den

Schweiß ab, der an diesem so kalten und windigen Tage seltsam erscheint. Dann sagt er: »Es ist wahr. Alte Freunde. Aber ich glaube nicht, daß sie, wenn ich sündigen würde . . . «

»Und würdest du dafür um Barmherzigkeit bitten?«

»Gewiß. Ich bin noch unvollkommen und möchte vollkommen werden.«

»Du sagst es. Auch dieses Geschöpf ist sehr unvollkommen, und ich habe ihm Zeit gegeben, gut zu werden, wenn es will.«

Judas entgegnet nichts mehr.

Sie sind nun auf dem Weg nach Betanien, schon weit von Jerusalem entfernt. Jesus bleibt stehen und sagt: »Und ihr, habt ihr den Armen gegeben, was ich euch für sie gegeben habe? Habt ihr alles getan, was ich euch gesagt habe?«

»Alles, Meister«, sagen die Apostel und Jünger.

»Dann hört. Ich werde euch jetzt segnen und entlassen. Ihr zerstreut euch wie immer über Palästina und kommt wieder zum Paschafest hier zusammen. Da dürft ihr nicht fehlen . . . und in diesen Monaten stärkt eure Herzen und die Herzen derer, die an mich glauben. Werdet immer gerechter, selbstloser und geduldiger. Seid, was ich euch zu sein gelehrt habe. Sucht Städte, Ortschaften und vereinzelte Gehöfte auf. Geht niemandem aus dem Weg. Ertragt alles. Nicht euch selbst dient ihr, so wie ich nicht mir selbst, Jesus von Nazaret, diene, sondern meinem Vater. Auch ihr dient eurem Vater, und daher müssen euch seine, nicht eure, Interessen heilig sein, auch wenn sie euch Leid einbringen und eure menschlichen Interessen beeinträchtigen. Habt den Geist der Selbstverleugnung und des Gehorsams. Es kann geschehen, daß ich euch rufe oder euch befehle, zu bleiben, wo ihr seid . . . kritisiert nicht meinen Befehl. Gehorcht, wie immer er auch lauten mag, und seid fest davon überzeugt, daß er gut ist und zu eurem Besten gegeben wird. Seid nicht neidisch aufeinander, wenn ich einige zu mir rufe und andere nicht . . . Ihr seht . . . einige haben sich von mir getrennt, und ich habe darunter gelitten. Es waren jene, die nach ihrem eigenen Gutdünken handeln

wollten. Der Stolz ist der Hebel, der die Geister zur Empörung führt, und der Magnet, der sie mir entreißt. Verflucht nicht die, die mich verlassen haben. Betet, daß sie zurückkehren. Meine Hirten sollen jeweils zu zweit in der unmittelbaren Nähe von Jerusalem bleiben. Isaak kommt vorerst mit mir, und auch Margziam. Liebt euch sehr. Helft euch gegenseitig, meine Freunde. Alles andere wird euch euer Geist sagen, wenn ihr euch meiner Lehre erinnert, und eure Engel werden es euch eingeben. Ich segne euch.«

Alle werfen sich nieder, während Jesus den mosaischen Segen spricht. Dann drängen sie sich heran, um sich von Jesus zu verabschieden. Endlich trennen sie sich von ihm, der mit den Zwölf, Isaak und Margziam den Weg nach Betanien einschlägt.

»Nun werden wir kurz anhalten, um Lazarus zu grüßen, und dann gehen wir weiter dem Jordan zu.«

»Gehen wir nach Jericho?« fragt Judas von Kerijot neugierig.

»Nein, nach Betabara.«

»Aber ... die Nacht ... «

»Es fehlt nicht an Ortschaften und Häusern von hier bis zum Fluß ... «

Niemand spricht mehr, und außer dem Rauschen der Ölbäume und dem Scharren der Schritte ist kein Geräusch zu hören.

549 Im Dorf und im Haus Salomons

Um von den Leuten nicht gesehen zu werden, betreten sie das Dorf dort, wo das Häuschen des Salomon steht, indem sie den Damm des Flusses hinaufgehen. Diese Vorsorge ist anscheinend unnötig, denn im November oder Ende Oktober bricht der Abend frühzeitig herein, und die Leute sind schon in ihren Häusern. Die Straße ist menschenleer, und würde man nicht da und dort ein Blöken hören, so könnte man glauben, sich in einem verlassenem Ort zu befinden.

Sie rütteln am Gittertor. Es ist verschlossen. Gut verschlossen ist der Eingang zu dem im Halbschatten sehr ordentlich daliegenden Gärtchen.

»Ruft ihn! Er ist in der Küche. Ein Lichtstrahl dringt durch die Fensterläden«, sagt Jesus.

Thomas übernimmt mit seiner mächtigen Stimme die Aufgabe, den Alten zu rufen, der sogleich die Tür öffnet und auf den Weg schaut. Aber im schwachen Licht draußen sieht er nicht viel, zumal er aus der Küche kommt, wo das Feuer flackert und eine Lampe brennt.

Als aber Jesus sagt: »Wird sind es«, erkennt der Alte sofort seine Stimme und ruft: »Der Meister!« Er kommt die einfache Stufe an der Schwelle herab und eilt herbei, um zu öffnen.

»Mein Herr, tritt ein! Tritt ein in dein Haus, und gesegnet sei dieser Tag, der mit deiner Ankunft endet«, sagt er, während er mit dem Torschloß hantiert. Dann erklärt er: »Ich bin allein und verschließe gut ... Die Diebe sind zu allem fähig, und es gibt einige, die bald hier, bald da Schaden anrichten. Sie kommen aus den Bergen Gileads ins Tal. Nicht, daß ich etwa um mein Leben fürchte; aber ich habe etwas für dich vorbereitet und ... So, Meister, komm. Der Abend ist feucht, deine Haare sind naß vom Tau ... «

»Und du bist emsiger als die Braut im Hohenlied, Vater. Bereitet es dir nicht zu viele Unannehmlichkeiten, den Pilger aufzunehmen?« fragt Jesus lächelnd.

»Unannehmlichkeiten? Wie lange ist mir diese Zeit vorgekommen! Ein Tag nach dem anderen, einer nach dem anderen. Ich hatte euren Samen ausgestreut und sah das Gemüse wachsen. Ich sagte mir: „Wenn er käme, würde es ihm sicher schmecken.“ Aber alles ist zur Reife gelangt, und du bist nicht gekommen ... Und ich habe gesehen, wie die Früchte auf den Bäumen sich färbten, und habe sie mit Wehmut gegessen, weil du nicht davon gegessen hast. Dieses Schaf hat mir ein ganz weißes Lämmlein geboren, und lange habe ich es aufbewahrt, um es mit dir zu essen. Ich hoffte, dich vor dem Laubhüttenfest zu sehen. Dann ... ein Lämmlein ganz für mich allein ... das ist zu viel! Ich habe es getauscht gegen ein junges Schaf, und sie waren gut zu mir und schauten nicht auf den Preisunterschied. Aber

von den Früchten und vom Käse habe ich so viel ich nur konnte für dich aufbewahrt; auch getrockneten Fisch, Hülsenfrüchte, einige Melonen und etwas Wein ... Ich trinke keinen, aber ich habe ihn für dich bereitet, für den Winter.«

Er spricht, während er den Tisch abwischt und das Geschirr daraufstellt, das Feuer schürt, mehr Wasser in den Kessel gießt und sich sonst noch zu schaffen macht. Er ist glücklich und scheint nicht mehr der arme Alte von vor wenigen Monaten zu sein.

Er geht hinaus, kehrt zurück mit Milch und entschuldigt sich: »Es ist wenig, denn nur ein Schaf gibt Milch. Aber bald werden es zwei sein. Für dich allerdings genügt es.«

Er ist wirklich väterlich, ergeben und väterlich zugleich. Er hat ihnen die feuchten Mäntel und die mit Schlamm bedeckten Sandalen abgenommen und sie in einen anderen Raum getragen. Und mit Äpfeln, Granatäpfeln, Weintrauben und einigen halbtrockneten Feigen ist er zurückgekehrt und erklärt: »Ich habe sie getrocknet, um sie dich einmal kosten zu lassen. Ich dachte ... ich erinnerte mich, daß sie meinem Hananias so sehr gut schmeckten ...!« Die vorher heitere Stimme wird tiefer vor Traurigkeit, während er diese Worte spricht, und er endet: »Ich dachte, sie müßten dir so schmecken, und während ich sie trocknete, hatte ich das Gefühl, es noch für den Sohn meines Sohnes zu tun.« Er schüttelt den Kopf und zwingt sich zu lächeln, während Tränen in seinen Augen glänzen.

Jesus, der am Tisch gesessen ist, erhebt sich, legt ihm einen Arm um die Schultern und zieht den kleinen Alten an sich mit den Worten: »Sie schmecken mir sehr. Es ist etwas, was mich an meine Kindheit erinnert ... und an meinen Vater. Aber du sollst nicht meinetwegen auf so viele Dinge verzichten. Den Alten tun sie gut. Du mußt gesund und stark bleiben, um mich immer aufnehmen zu können wie heute. Es ist so schön, ein solches Haus zu finden mit einem Vater, der uns erwartet. Nicht wahr, ihr, meine Freunde?«

»Gewiß ist es so! Und es ist so schön, daß man ganz träge wird, und Hananias nicht hilft«, sagt Petrus und erhebt sich mit den Wor-

ten: »Auf! Gehen wir und richten wir unsere Lagerstätten, während Jesus mit dem Mann spricht.«

»Oh, das braucht ihr nicht zu tun, sie sind immer bereit. Es ist alles sauber und in Ordnung ... Nur ... sie reichen nicht für alle! Ihr seid mehr als zwölf. Aber ich werde im Heu schlafen und ... «

»Das kommt nicht in Frage, Vater! Ich werde dort schlafen«, sagt Johannes.

»Nein, ich«, sagen Andreas und andere einstimmig.

»Das ist nicht nötig. Ich schlafe hier auf diesem Tisch. Er ist sicher nicht härter als der Boden meiner Barke. Und Margziam ... « sagt Petrus.

»Schläft bei mir«, unterbricht ihn Jesus.

»Oder bei mir, wenn du willst ... Wie der kleine Hananias es tat«, sagt der Alte mit bittenden Augen.

»Ja, Meister. Du hast mich auch später noch. Er ... ich schlafe bei ihm«, sagt Margziam.

Jesus liebkost ihn voller Verständnis für seine Geste.

»Man ist nach Pfingsten mehrmals gekommen und hat dich gesucht; danach aber nicht mehr«, sagt das Väterchen dann.

»Wer hat ihn gesucht?«

»Pharisäer! Und andere wie sie. Sie wollten dich ausfragen. Aber ich habe ihnen gesagt: „Geht in sein Dorf. Er ist nicht hier und ich weiß nicht, wann er kommen wird ...“ Das entsprach der Wahrheit. Schließlich haben sie es aufgegeben, hierher zu kommen. Aber sie suchten auch einen anderen, einen gewissen Johannes, von dem sie sagten, daß er bei dir sei, und vielleicht glaubten, daß er hier verborgen sei. Ich habe gesagt: „Aber das ist doch sein Apostel, und er wird bei ihm sein.“ Sie haben entgegnet: „Ist sein Apostel vielleicht einäugig? Ein alter, kranker Mann, der dem Tod nah ist?“ Ich habe verstanden, daß nicht du gemeint warst, und habe geantwortet: „Ich kenne nur den Apostel Johannes, einen Jüngling, liebevoller als ein Kind und gesund an Leib und Seele.“ Da haben sie mir gedroht. Aber was konnte ich anderes sagen? Dies ist die Wahrheit ... «

»Ja, es ist die Wahrheit. Sei immer aufrichtig, auch wenn es mir schaden könnte, Vater. Lüge nie!«

»Herr, meine Haare sind weiß geworden, während ich mich bemüht habe, immer dem Herrn zu gehorchen. Und zu seinen Geboten gehört auch, daß man nie die Unwahrheit sagen darf. Aber ... warum suchen sie dich denn, Herr? Ich war blind. Deshalb ging ich nicht nach Jerusalem. Jetzt bin ich wieder dort gewesen, nur zum Ritus; denn ich wollte hier sein, um dich zu erwarten ... Und ich habe dich von Haß und Liebe umgeben gesehen. Aber es kam mir vor, als gäbe es mehr Haß als Liebe unter den Vorstehern des Volkes. Ich war an jenem Morgen im Tempel, als sie dich angreifen wollten ... und ich, traurig, bin geflohen, um dich hier zu erwarten und zu weinen. Warum sind die Menschen so schlecht!?!«

»Weil sie ihren Geist getötet haben und mit ihm die Fähigkeit, Gewissensbisse wegen eigenen Unrechts zu empfinden.«

»Das ist wahr ... Und suchen sie dich, um dir Böses zuzufügen?«

»Ja.«

»Ja?! Israel will seinem König schaden? Schrecklich! Israel verurteilt sich selbst zu den prophezeiten Strafen! ... Oh, jetzt bin ich froh, daß mein Sohn gestorben ist ... Und auch ich möchte sterben, um die Sünde Israels nicht mehr erleben zu müssen ... «

Es entsteht eine große Stille. Nur das Holz im Feuer knistert weiter.

»Aber sprechen wir doch von etwas anderem! Immer wird nur von Tod, Haß und Verrat gesprochen! Genug, genug! Ich kann es nicht mehr hören!« sagt Iskariot nervös, finster, unruhig und aufgereggt, während er in der Küche herumläuft und alles an ihm in Bewegung ist, Beine, Arme, seine ganze Person.

»Judas hat recht«, sagen viele.

»Aber nichts hören wollen, nützt nichts. Nützlich ist nur, nicht zuzustimmen«, sagt Jesus und streckt in einer Geste der Ergebung seine nach oben geöffneten Hände über den rauhen Tisch.

»Was willst du damit sagen? Zustimmung? Wer könnte dem zustim-

men?« Judas fuchtelte mit den Händen vor Jesu Antlitz, über den Tisch gebeugt, um dem Meister näher zu sein.

»Wer? Alle, die schon davon träumen, mich in meinem Blute sterben zu sehen. Blut! Blut deines Messias! Blut über dich, du Erde, die du deinen Herrn nicht annehmen willst! Blut, leuchtender als diese Flammen! Blut, Feuer in der eisigen Kälte und Finsternis einer verbrecherischen Welt! Sie hoffen, das Licht zu töten, indem sie ihm das Blut nehmen. Aber Licht ist der Geist, Blut ist noch Materie. Die Materie beschwert den Geist. Blut auf einer Glimmerscheibe schwächt das Licht ab. Ist das etwa nicht wahr? Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wie dieses Holz nicht leuchtete, bis es zur Flamme wurde und sein Harz sich entzündete und in Glanz verwandelte, so wie sie nun ein glühendes Leuchten sind, ebenso wird mein Geist, wenn alles vollbracht ist und Fleisch und Blut im Opfer verzehrt sind, mehr denn je in der Welt als Feuer erstrahlen – so wie das Feuer dort, das nun alles in Licht verwandelt hat – und ich werde mehr denn je Licht sein. Ein Licht, das für immer die Hasser des Lichtes, seine Mörder, blenden wird. Ein so starkes Licht, daß die goldenen Pforten des Himmels, die der Menschheit seit so vielen Jahrhunderten verschlossen sind, schmelzen werden und der Himmel sich den Gerechten öffnen wird. Ein Licht, das die Felsblöcke, die das Gewölbe des Abgrundes bilden, durchdringen wird und das schreckliche Feuer der Hölle unter den Blitzen meiner Strahlen noch schrecklicher werden läßt. Wehe, wehe dann denen, die dem Licht nachgestellt haben! Blut und Licht! Diese beiden Dinge werden immer vor ihren Augen sein und sie zum Wahnsinn und zur Verzweiflung treiben. Dämonen!«

Jesus, der sich bei dem Wort „wahrlich“ erhoben und allen Furcht eingeflößt hat mit seiner stattlichen, von den Flammen erleuchteten Gestalt in der niedrigen Küche mit ihren dunklen Wänden, setzt sich wieder und schweigt.

Alle schauen sich gegenseitig an. Alle, mit Ausnahme des Judas, der wie hypnotisiert ins Feuer blickt ... hypnotisiert und entsetzt. Ein Entsetzen, das sein Gesicht in eine gräßliche Maske verwandelt,

auf deren grünlicher Blässe das rötliche Licht der Flammen spielt. Es erinnert mich an sein entsetzliches Gesicht am Karfreitag. Dann wendet er sich forsch um und schreit: »Aber hör doch auf! Schweige! Warum quälst du uns«, und geht hinaus und schlägt heftig die Türe zu ...

»Es ist seine Art, das ist wahr. Aber er liebt dich sehr ... Er leidet, wenn er gewisse Worte hört«, sagt Thomas und fügt hinzu: »Sie tun auch uns so weh! Aber wir sind weniger ... eigenartig, ja, sagen wir: eigenartig ... «

Niemand sagt ein Wort. Selbst Jesus schweigt ...

»Das Gemüse ist gar, und die Milch ist warm ... « flüstert der Alte, der ganz eingeschüchtert ist und nach diesem Zwischenfall kaum noch von so gewöhnlichen Dingen zu sprechen wagt ...

»Ruft Judas und laßt uns zu Abend essen«, befiehlt Jesus.

Johannes geht hinaus, um den Gefährten zu rufen. Sie kommen zurück ... Judas hat ein gequältes Aussehen. Es muß eine Qual sein, die ihm keinen Augenblick Frieden gewährt. Er setzt sich aber an den Tisch und erhebt sich wie die anderen, als Jesus opfert und segnet, und sieht verstohlen zu, wie Jesus die Stücke verteilt und für sich das letzte nimmt.

Alle möchten gern die im Raum herrschende Traurigkeit vertreiben. Niemandem gelingt es, bis Jesus selbst sich an den kleinen Alten wendet und sich erkundigt, ob die Leute im Dorfe und in den Nachbarorten das Wort des Herrn aufgenommen haben.

»Ja, ja, Meister, und sogar sehr gut. Ich würde sagen, besser als die am anderen Ufer. Weißt du ... hier ist das Andenken an den Täufer sehr lebendig, und seine Jünger, die nun die deinen sind, halten es wach, und auf der Grundlage seiner Worte sprechen sie von dir. Und dann ... hier ... in Peräa und in der Dekapolis sind nur wenige Pharisäer, und daher ... «

550 Jesus und Simon des Jona

Ich weiß nicht, wo sie sind; sicher nicht mehr im Jordantal, sondern schon in den Bergen, die es flankieren, denn ich sehe das grüne Tal und den schönen blauen Fluß tief unten, während hohe Bergkämme hinter der weiten Hochebene, die sich östlich des Jordans erstreckt, auftauchen.

Ich sehe Petrus, der allein auf einer kleinen Anhöhe scharf nach Nordosten schaut und traurig seufzt. Zu seinen Füßen liegen Holzstücke, die er wohl in den Wäldern auf diesen Hügeln gesammelt hat. Ein kleines Dorf ist ins Grün eingebettet. Petrus ist wirklich sehr niedergeschlagen. Schließlich setzt er sich auf sein Bündel und stützt den Kopf in die Hände, ganz zusammengekauert. Er sitzt da, vergißt die Zeit und alles andere und ist so in sich versunken, daß er nicht einmal aufwacht, als einige Kinder hinter ihren hüpfenden Ziegen vorüberkommen. Die Kinder betrachten ihn und laufen dann hinter den Ziegen her dem Dörflein zu. Die Sonne sinkt langsam nieder, und Petrus sitzt immer noch reglos da.

Auf dem Pfad, der vom Dörflein auf den Hügel führt, kommt Jesus herauf. Er geht vorsichtig, um Geräusche zu vermeiden. So erreicht er die Stelle, an der Petrus sitzt, stellt sich gerade vor ihn hin und ruft: »Simon!«

»Meister!« Petrus fährt auf und erhebt sein verstörtes Gesicht, während er es sagt.

»Was tust du hier, Simon? Deine Gefährten sind alle zurückgekehrt. Du allein bist nicht gekommen, und wir haben uns Gedanken gemacht. So sehr, daß dein Bruder und die Söhne des Zebedäus zusammen mit Thomas und Judas dich auf den Bergen gesucht haben, während meine Brüder mit Isaak und Margziam zur Ebene hinabgestiegen sind.

»Es tut mir leid ... Es tut mir leid, daß ich euch Sorge und Mühe bereitet habe.«

»Sie haben dich gern, deine Kameraden ... Es war gerade Judas,

der sich als erster Sorgen gemacht und Margziam getadelt hat, weil er dich allein hat gehen lassen.«

»Hm ... «

»Simon, was hast du?«

»Nichts, Meister.«

»Was hast du hier getan auf diesem Hügel, so allein, während der Abend hereinbricht?«

»Ich habe herumgeschaut ... «

»Du wirst herumgeschaut haben, Simon. Aber jetzt hast du nicht mehr geschaut ... Kinder sind bei dir vorübergekommen und haben fast Angst bekommen, daß du gestorben bist, so zusammengekauert warst du. Sie sind zur Hürde gelaufen, wo wir Unterschlupf gefunden haben, und haben es mir erzählt. Also bin ich gekommen ... Was hast du angeschaut, Simon?«

»Ich habe geschaut ... in Richtung Ramot-Gilead, Gerasa, Bozra, Arbela ... Die Reise vom vergangenen Jahr war so schön, so ... Die Mutter war bei uns! Die Jüngerinnen ... Johannes von En-Dor ... Der Kaufmann ... Selbst er war gut und hat uns zu einer guten Reise verholfen ... Wie vieles hat sich geändert! Wie verschieden ist alles ... Und wieviel Schmerz! Das ist es, was ich betrachtet habe: die Vergangenheit.«

»Und die Zukunft, mein Simon.« Jesus setzt sich an der Seite des Petrus auf das Bündel, legt ihm einen Arm um die Schultern und spricht zu ihm: »Du hast den Horizont angeschaut ... und die Traurigkeit hat ihn dir verdüstert. Die Gegenwart hat wie ein Wirbelwind furchterregende Wolken aufgehäuft, die heiteren Erinnerungen voller Versprechungen und Hoffnungen verhüllt und dir Furcht eingejagt. Simon, du durchlebst eine jener Stunden der Traurigkeit und des Verdrusses, denen unsere menschliche Natur auf ihrer Wandschaft begegnet. Kein Mensch ist davon ausgenommen. Denn der Urheber dieser Stunden ist der, der den Menschen haßt. Und je mehr der Mensch Gott dient, um so mehr versucht Satan, ihm Angst einzujagen und ihn zu ermüden, um ihn von seiner Aufgabe abzubringen.

Außerdem erliegst du einer Stunde der Müdigkeit ... Das ständige Hämmern der Verfolgung auf deinen Meister ermüdet dich. Und schließlich – du weißt nicht, daß nicht du es bist, der da spricht, sondern der Versucher – hörst du auf eine Stimme, die dir zuflüstert: „Und morgen? ... Was wird morgen sein? ...“«

»Herr, das ist wahr. Du liest in meinem Herzen. Aber du siehst auch, daß ich mich das frage, nicht weil ich für mich selbst fürchte, sondern weil ... Ich könnte es nicht mitansehen, wenn du gequält würdest ... Du sprichst oft von Verbrechen, von Verrat. Ich ... Oh, ich bin nicht der einzige! Wie viele, besonders von den Alten, haben dich gebeten, sterben zu dürfen, um nicht zu sehen, wie ihr König beleidigt wird! Und ich ... Du weißt es ... du bist alles für mich. Nichts, was nicht du bist, interessiert mich. Es ist nicht, wie Judas sagt, Heimweh nach dem Boot und der Frau ... Schau: Du siehst, ob ich die Wahrheit sage. Ich habe so darauf gedrungen, Margziam zu bekommen. Mein menschliches Gefühl wollte wenigstens einen Adoptivsohn haben anstelle der Kinder, die mir meine Frau nicht schenken konnte, was mich als Mann, der sich fortpflanzen wollte, beschämte. Aber jetzt, heute ... ich liebe ihn, ja. Doch wenn du ihn mir nehmen wolltest, würde ich keinen Widerstand leisten. Ich würde dir nur sagen ... Aber nein! Ich würde nichts sagen!«

»Du würdest mir nur sagen ...? Vollende.«

»Es ist nutzlos, Meister.«

»Sprich!«

»Ich würde sagen: „Gib ihn dem, der ihn besser als ich zu einem Gerechten erziehen kann.“ Mehr nicht! Und auch ... und das sage ich und weine über sein Schicksal, über mein eigenes, das meines Bruders, das des Johannes und des Jakobus ... auch über das der anderen ... aber wir, wir sind deine ersten gewesen ... « Petrus kniet nieder und lehnt sich an die Knie Jesu, die Hände erhoben, die Handflächen nach oben gewendet, flehend und mit Tränen auf den Wangen, die sich in seinem Bart verlieren ... »... Ich sage es unersetzlich: Laß uns sterben, nimm uns fort, bevor wir ... Oh! Ich habe

gedacht, ich denke seit Monaten immer daran, und du siehst, daß es ein Gedanke ist, der an mir nagt und mich altern läßt ... Es ist eine beständige Furcht, die mir keine Ruhe läßt, nicht einmal im Schlaf. Ich denke, wenn es wirklich so geschehen wird, wie du sagst, dann könnte auch ich der Verräter sein, oder Andreas, oder Johannes, oder Jakobus, oder Margziam ... Und wenn es auch nicht so weit käme, dann doch einer von denen, von denen du vor drei Tagen bei Hana-nias gesprochen hast; einer von denen, die soweit gehen, dein Blut zu fordern, oder auch einer von denen, die sich aus Feigheit nicht widersetzen wollen und dem Bösen zustimmen aus Furcht vor dem Bösen ... Ich ... Wenn ich auch nur durch Tatenlosigkeit und aus Furcht zustimmen würde ... Meister, oh! Mein Meister, dann würde ich mir das Leben nehmen, um mich zu strafen, oder ... ich würde deine Mörder töten, wenn ich ihnen begegnete. Ich ... Wenn du das nicht willst, laß mich vorher sterben, sofort, hier ... Das Leben ist nichts ... aber wegen die Liebe zu dir zu fehlen ... einer von denen zu sein ... zu sehen und nicht ...« Er ist so erregt, daß ihm sogar die Worte fehlen. Er legt sein Antlitz unter herben Tränen auf die Knie Jesu und weint, wie nur ein etwas rauher, alter und wenig an das Weinen gewöhnter Mann weinen kann, der von allzu vielen Gefühlen überwältigt wird.

Jesus legt ihm die Hände aufs Haupt, wie um diesen Schmerz zu mildern und die finsternen Gedanken zu zerstreuen, und tröstet: »Mein Freund, und du glaubst, daß der gerechte Herr, wenn du dich auch in jener Stunde nicht als vollkommen erweisen solltest, deine jetzige Liebe und dein jetziges Wollen nicht gegen deinen Fehler aufwiegen würde? Und fürchtest du, daß dieses goldene Lieben und Wollen weniger wiegen könnte als deine momentane Unvollkommenheit, daß es ungenügend wäre, um dir die Verzeihung Gottes zu erlangen und mit der Verzeihung alle Hilfe, um dich, meinen geliebten Petrus, wieder auf den rechten Weg zu bringen?«

»Laß mich sterben! Rette mich! Ich habe Angst!«

»Du bist mein Fels, Simon. Kann ich den Fels zerbröckeln, auf

dem ich gründen werde, was mich auf Erden verewigen soll?«

»Ich bin dessen unwürdig, ich fühle es. Ich bin ein armer unwissender Mensch, ein Sünder. Alle schlechten Neigungen sind in mir. Ich bin nicht würdig, ich bin nicht würdig! Ich werde ein Verruchter sein, ein Mörder, von allem das Schlimmste ... Laß mich sterben. Verstehe, daß wenn ich entdecken sollte, wer dich haßt ... «

»Es ist eine ganze Welt, die mich haßt, Simon. Man muß verzeihen ... «

»Ich spreche vom Hauptschuldigen. *Einen* Hauptschuldigen wird es geben und ... «

»Es wird viele dieser Art geben, und alle werden ihre vorrangige Aufgabe haben ... «

»Welche Aufgabe? Jene ... Oh! Laß es mich nicht aussprechen! Aber ich ... «

»Aber du mußt verzeihen wie ich und mit mir. Warum erregst du dich so und überlegst, was du tun könntest, um zu strafen? Überlaß dem Herrn diese Aufgabe. Du, liebe und verzeihe; habe Mitleid und verzeihe. Sie, alle die, die deinem Jesus gegenüber schuldig sein werden, bedürfen so sehr der Hilfe, um Verzeihung zu erlangen!«

»Es gibt keine Verzeihung für sie.«

»Oh! Wie streng bist du mit den Brüdern, Simon! Ja, es gibt Verzeihung auch für sie, wenn sie sich bessern. Wehe, wenn all denen, die mich beleidigen, nicht verziehen werden könnte! Auf, steh auf, Simon. Sicherlich machen sich deine Gefährten noch größere Sorgen, da sie sehen, daß auch ich nicht mehr in der Hürde bin. Doch auch wenn wir sie noch eine Weile leiden lassen, wollen wir beten, bevor wir zu ihnen zurückkehren. Beten wir zusammen. Es gibt kein anderes Mittel, um Frieden, geistige Kraft, Liebe und Barmherzigkeit wiederzufinden ... auch für uns selbst. Das Gebet vertreibt die Phantome Satans, läßt uns Gottes Nähe fühlen, und mit Gott an der Seite kann man alles in Gerechtigkeit und mit Verdienst bewältigen und ertragen. Beten wir also, ich und du zusammen, hier auf diesem Berg, von dem aus man einen so großen Teil unseres Vaterlandes

überblicken kann, so wie sich vor Mose auf dem Nebo das Gelobte Land ausbreitete. Wir sind glücklicher als er, denn wir können diesem Lande, das das Land des Gesalbten sein wird, das Wort und das Heil bringen. Ich zuerst, und dann du. Schau. Im letzten Licht des Abends sieht man noch die Berge von Judäa. Aber jenseits von ihnen liegt die Ebene, das Meer, dann andere Länder, die Welt ... Sie, sie alle warten auf dich, Petrus. Sie erwarten dich, um zu erfahren, daß es einen wahren Gott gibt: einen Gott, der den Seelen, die im Dunkel des Heidentums und des Götzendienstes umhertaumeln, das wahre Licht gibt. Schau, das irdische Licht schwindet. Wie können sich die Wanderer in einer Nacht ohne Licht orientieren? Sieh, dort ist der Polarstern. Er steigt schon herauf, um die Wanderer zu führen. Meine Religion wird der Stern sein, der die geistig Wandern den auf dem Weg zum Himmel führt. Und du wirst so eins sein mit ihr, daß du ein Licht mit mir und meiner Lehre sein wirst, o mein Petrus, o mein gesegneter Fels. Beten wir für die Stunde, in der die Menschen gerettet werden durch meinen Namen. „Vater unser, der du bist im Himmel ...“«

Er betet langsam das Vaterunser, während er Petrus an der Hand hält; und es scheint, als ob er ihn dem Vater empfehle, als er die Arme und die Hände erhebt und dabei in seiner Rechten die Linke des Petrus hält.

»Und nun steigen wir hinab und lassen die unnütze Traurigkeit und die unnützen Sorgen über die Zukunft hier zurück. Zusammen mit dem täglichen Brot wird uns der Vater morgen und alle Tage seine Hilfe erweisen. Bist du davon überzeugt, Simon?«

»Ja, Meister, ich glaube es«, sagt Petrus fest. Sein Antlitz ist jetzt nicht mehr verwirrt, sondern ernst, wie es seit wenigen Monaten immer ist, so daß er ein anderer zu sein scheint. Er ist nicht mehr der rauhe, widerspenstige Fischer, der er in den ersten zwei Jahren war.

Sie gehen hinunter, Jesus voran, Petrus mit seinem Bündel hinterher, und schon fast beim ersten Haus der Ortschaft treffen sie die aufgeregten Apostel.

»Aber wo bist du denn hingegangen?« rufen sie Petrus zu.

»Wir wären schon längst hier gewesen, aber ich habe mich mit ihm im Gespräch aufgehalten, während wir nach Gerasa blickten ... « antwortet Jesus für ihn.

Sie biegen rechts ab zu einem halb verfallenen Schafstall. Hinter einem ebenfalls halb eingefallenen und im übrigen wackeligen, morsche Bretterzaun steht ein schlecht gedecktes Schutzdach, das auf drei Seiten von einer groben Mauer getragen wird und auf der vierten mit einer Bretterwand nur mangelhaft verschlossen ist. Drinnen ist nichts als etwas Stroh am Boden und eine einfache Feuerstätte in einer Ecke.

Ich vermute, daß man sie im Dorf nicht aufgenommen hat und sie sich deshalb hierher geflüchtet haben.

551 Jesus spricht mit Thaddäus und Jakobus des Zebedäus

»Aber willst du wirklich diesen Weg einschlagen? Das scheint mir aus vielen Gründen unklug zu sein ... « wendet Iskariot ein.

»Warum? Sind sie nicht aus dieser Gegend bis nach Kafarnaum zu mir gekommen, um Heilung und Weisheit zu erlangen? Sind nicht auch sie Geschöpfe Gottes?«

»Ja ... aber ... es ist nicht ratsam für dich, so nahe an die Burg Machärus heranzukommen. Es ist ein für die Feinde des Herodes gefährliches Gebiet.«

»Machärus ist noch weit entfernt und ich habe keine Zeit, bis dorthin zu gehen. Ich möchte nach Petra und noch weiter ... Aber ich werde nur halb so weit kommen, oder noch weniger. Aber gehen wir auf jeden Fall ... «

»Josef hat dir geraten ... «

»Auf bewachten Straßen zu bleiben. Dies ist gerade der Weg von Transjordanien, den die Römer stark bewachen. Ich bin nicht feige, Judas, und auch nicht unklug.«

»Ich würde mich nicht hintrauen und mich auch nicht von Jerusalem entfernen. Ich ... «

»Aber laß ihn doch machen, den Meister. Er ist der Meister, und wir sind seine Jünger. Wann hat man je gesehen, daß der Schüler dem Meister einen Rat erteilt?« sagt Jakobus des Zebedäus.

»Wann? Es ist noch nicht lange her, daß dein Bruder dem Meister gesagt hat, nicht nach Achor zu gehen, und er hat ihm Gehör geschenkt. Jetzt möge er auch mich anhören.«

»Du bist eifersüchtig und anmaßend. Wenn mein Bruder gesprochen hat und angehört wurde, so ist das ein Zeichen dafür, daß seine Worte gerechtfertigt waren und es verdienten, angehört zu werden. Es genügte, Johannes damals anzusehen, um zu wissen, daß es richtig war, auf ihn zu hören.«

»Oh! Bei all seiner Weisheit war er nie imstande ihn zu verteidigen, und er wird es auch nie können. Hingegen ist es noch nicht lange her, daß ich es getan habe, als ich nach Jerusalem kam.«

»Da hast du nur deine Pflicht getan. Auch mein Bruder hätte es getan, und anders, denn er kann nicht einmal zu einem guten Zweck lügen, und darüber bin ich froh . . . «

»Du beleidigst mich! Du nennst mich einen Lügner.«

»Soll ich dich vielleicht aufrichtig nennen, weil du geschickt gelogen hast und ohne die Farbe zu wechseln?«

»Ich habe es getan . . . «

»Ja, ich weiß. Ich weiß! Um den Meister zu retten. Aber so etwas gilt bei mir nicht, und bei keinem von uns. Uns gefällt die einfache Antwort des Alten besser. Wir ziehen es vor, zu schweigen, töricht genannt und auch mißhandelt zu werden, als zu lügen; denn man beginnt damit zu einem guten Zweck und endet mit einem üblen Zweck.«

»Ein schlechter Mensch, ja. Ich nicht. Einer, der töricht ist. Ich nicht.«

»Nun ist's genug! Obwohl jeder recht hat, endet ihr damit, im Unrecht zu sein; auf andere Art, als ihr es euch gegenseitig vorwerft, denn euer Unrecht besteht darin, daß ihr gegen die Liebe fehlt . . . Was ich über die Aufrichtigkeit denke, wißt ihr alle. Was ich von

eurer Liebe fordere, wißt ihr auch. Gehen wir. Diese eure Streitereien sind mir unangenehmer als die Schmähungen der Feinde.«

Jesus, offensichtlich beunruhigt, beginnt schnell und allein vorauszugehen auf einer Straße, die man, auch ohne Archäologe zu sein, als von den Römern gebaut erkennt. Sie führt nach Süden, fast geradeaus, soweit das Auge reicht, zwischen zwei recht ansehnlichen Bergketten. Es ist eine eintönige und wegen der Wälder, die sie säumen und den Horizont verbergen, düstere Straße, aber sie ist in gutem Zustand. Von Zeit zu Zeit führt eine römische Brücke über Bergbäche oder Fließchen, die gewiß dem Jordan oder dem Toten Meer zu fließen. Ich kann es nicht genau sagen, denn die Berge hindern mich, nach Westen zu schauen, wo der Fluß und das Meer liegen müssen. Auf der Straße die eine oder andere Karawane, die vielleicht vom Roten Meer heraufkommt und wer weiß wohin zieht mit vielen Kamelen, Kameltreibern und Kaufleuten offensichtlich anderer Rasse als der hebräischen.

Jesus geht immer allein voraus. Hinter ihm, in zwei Gruppen, die Apostel, die sich miteinander unterhalten. Als erste die Galiläer, dahinter die Judäer mit Andreas, Johannes und zwei Jüngern, die sich ihnen angeschlossen haben. Von den beiden Gruppen versucht die eine Jakobus zu trösten, der ziemlich niedergeschlagen ist wegen des Tadels des Meisters. Die andere versucht Judas dazubringen, nicht immer so eigensinnig und angriffslustig zu sein. Und beide Gruppen sind sich darin einig, daß sie den beiden Getadelten raten, zum Meister zu gehen und Frieden mit ihm zu schließen.

»Ich? Ich gehe sofort. Ich weiß, daß ich recht habe. Ich weiß, was ich tue. Nicht ich war es, der etwas Böses angedeutet hat. Ich gehe«, sagt Iskariot. Keck, unverschämt, würde ich sagen. Er beschleunigt den Schritt, um Jesus einzuholen. Ich frage mich wieder einmal, ob er schon damals bereit war, Jesus zu verraten, und sich bereits mit seinen Feinden verschworen hatte ...

Jakobus hingegen, im Grund der weniger Schuldige, ist so niedergeschlagen darüber, dem Meister Schmerz bereitet zu haben, daß

er nicht den Mut hat, zu ihm nach vorne zu gehen. Er schaut ihn an, seinen Meister, der nun mit Judas spricht ... Er betrachtet ihn, und auf seinem Antlitz ist das Verlangen nach einem Wort der Verzeihung zu lesen. Aber gerade seine aufrichtige, beständige, starke Liebe läßt ihm seinen Fehler unverzeihlich erscheinen.

Jetzt haben sich die beiden Gruppen zusammengeschart, und auch Simon der Zelote, Andreas, Thomas und Jakobus sagen: »Aber geh doch! Als ob du ihn nicht kennen würdest! Er hat dir ja schon verziehen!« Und mit viel Scharfsinn legt der alte, weise Bartholomäus die Hand auf die Schulter des Jakobus und sagt: »Ich sage dir: um keinen neuen Sturm zu entfachen, hat er euch beide gleichermaßen getadelt. Aber in seinem Herzen hat er nur Judas gemeint.«

»So ist es, Tolmai! Mein Bruder bringt übermenschliche Geduld auf im Ertragen dieses Menschen, den er auf den rechten Weg zurückführen will, und er wird nie müde, uns überzeugen zu wollen, daß Judas so ist ... wie wir sind. Er ist der Meister, und ich ... bin ich ... Aber wenn ich er wäre, oh, dann wäre der Mann von Kerijot nicht bei uns«, sagt Thaddäus, und seine herrlichen Augen, die an die des Herrn erinnern, blitzen.

»Glaubst du? Hast du einen Verdacht? Welchen?« sagen mehrere.

»Nichts. Nichts Bestimmtes. Aber dieser Mann gefällt mir nicht.«

»Er hat dir nie gefallen, Bruder. Eine unbegründete Abneigung, die von der ersten Begegnung her stammt. Du hast es mir einmal gestanden. Das ist gegen die Liebe. Du solltest sie überwinden, wenn auch nur, um Jesus eine Freude zu bereiten«, sagt ruhig und überzeugend Jakobus des Alphäus.

»Du hast recht, aber ... es gelingt mir nicht. Komm, Jakobus, gehen wir zusammen zu meinem Bruder.« Und Judas des Alphäus nimmt Jakobus des Zebedäus energisch am Arm und zieht ihn mit sich.

Judas hört sie kommen, dreht sich um und sagt etwas zu Jesus. Jesus bleibt stehen und erwartet sie. Judas betrachtet den gedemütigten Apostel mit boshaftem Blick.

»Entschuldige, laß uns einen Augenblick allein. Ich muß mit meinem Bruder sprechen«, sagt Thaddäus höflich, aber in sehr trockenem Ton.

Iskariot lächelt ein wenig und entfernt sich dann mit einem Achselzucken, um sich den anderen anzuschließen.

»Jesus, wir sind Sünder ... « sagt Judas Thaddäus.

»Ich bin ein Sünder, nicht du«, murmelt Jakobus mit geneigtem Haupt.

»Wir sind Sünder, Jakobus, denn was du getan hast, habe ich gedacht und dir in meinem Herzen zugestimmt. Daher bin auch ich ein Sünder. Denn meinem Herzen entspringt das Urteil gegen Judas, das meine Liebe befleckt ... deshalb habe auch ich gesündigt ... Jesus, sagst du deinen Jüngern, die ihre Sünde bekennen, nichts?«

»Was soll ich sagen, was ihr nicht schon wißt? Ändern meine Worte etwa euer Benehmen gegenüber eurem Kameraden?«

»Nein, wie auch er sich nicht ändert durch die Worte, die du ihm sagst«, antwortet er aufrichtig für sich und im Namen der anderen seinem Vetter.

»Laß sein, Judas, laß sein! Ich habe gefehlt. Um mich geht es, und um mich muß ich mich kümmern, nicht um andere. Meister, beunruhige dich nicht meinetswegen ... «

»Jakobus, ich möchte von dir und von allen nur eines. Ich leide so viel wegen der Verständnislosigkeit, der ich begegne ... wegen so viel hartnäckigen Widerstandes. Ihr seht es ja ... Für jeden Ort, der mir Freude bereitet, stehen drei, die es nicht tun und mich wie einen Übeltäter vertreiben. Aber dieses Verständnis und diese Anhänglichkeit, die die anderen mir nicht entgegenbringen, möchte ich wenigstens von euch erfahren. Daß die Welt mich nicht liebt, daß ich das Gefühl habe zu ersticken bei all diesem Haß, dieser Abneigung, dieser Feindseligkeit und diesen Verdächtigungen, die mich umgeben, bei den Häßlichkeiten aller Art, der Selbstsucht und all dem, was nur meine unendliche Liebe zum Menschen mich ertragen läßt, ist schmerzlich; aber ich kann es noch mit Duldsamkeit ertragen.

Ich bin gekommen, dies zu erleiden von denen, die das Heil hassen. Aber ihr! Nein, das ertrage ich nicht! Daß ihr unfähig seid, einander zu lieben und mich zu verstehen. Daß ihr meinen Geist nicht annehmt und euch nicht bemüht zu tun, was ich tue.

Glaubt ihr denn, könnt ihr wirklich alle glauben, daß ich die Fehler des Judas nicht sehe, daß mir irgend etwas von ihm unbekannt ist? Oh! Seid überzeugt, daß es nicht so ist. Doch wenn ich im Geiste vollkommene Wesen um mich haben wollte, hätte ich die Engel Fleisch annehmen lassen und mich mit ihnen umgeben. Ich hätte es tun können. Wäre das aber wirklich gut gewesen? Nein. Es wäre Selbstsucht und Verachtung meinerseits gewesen. Ich wäre dem Schmerz entgangen, den mir eure Unvollkommenheiten bereiten, und ich hätte die Menschen verachtet, die mein Vater erschaffen und so sehr geliebt hat, daß er mich gesandt hat, um sie zu retten. Was die Menschen angeht, wäre es ein Schaden für die Zukunft gewesen. Wenn ich nach Vollendung meiner Sendung mit meinen Engeln wieder in den Himmel zurückgekehrt wäre, was und wer wäre dann auf Erden zurückgeblieben, um meine Mission fortzusetzen? Welcher Mensch hätte die Kraft besessen, das zu tun, was ich sage, wenn nur ein Gott und Engel das Beispiel eines neuen, vom Geiste geleiteten Lebens gegeben hätten? Es war notwendig, daß ich mich in Fleisch kleide, um den Menschen zu überzeugen, daß er, wenn er will, in jeder Weise keusch und heilig sein kann. Und ich mußte Menschen wählen, die mit ihrem Geist dem Aufruf meines Geistes Folge leisten, ohne Rücksicht darauf, ob sie nun reich oder arm, gelehrt oder unwissend, Städter oder Dorfbewohner waren. Ich mußte sie nehmen, so wie ich sie fand, und mit Hilfe meines und ihres Willens langsam Meister für andere Menschen aus ihnen machen.

Der Mensch kann dem Menschen glauben, dem Menschen, den er sieht. Denn für den Menschen, der so tief gefallen ist, ist es schwierig, einem Gott zu glauben, den er nicht sieht. Die Blitze auf dem Sinai hatten noch nicht aufgehört zu leuchten, und schon frönte man am

Fuße des Berges dem Götzendienst ... Mose, dessen Antlitz man nicht anzuschauen vermochte, war noch nicht gestorben, und schon sündigte man gegen das Gesetz. Aber wenn ihr einst, in Meister umgewandelt, als Beispiel, als Zeugnis, als Sauerteig unter den Menschen sein werdet, dann können sie nicht mehr sagen: „Das sind zu den Menschen herabgestiegene Wesen, und wir können sie nicht nachahmen.“ Sie werden sagen müssen: „Das sind Menschen wie wir. Sie unterliegen denselben Instinkten und Trieben wie wir, aber sie wissen diesen Instinkten und Trieben zu widerstehen und sie reagieren ganz anders als wir in unserer Roheit.“ Und sie werden sich überzeugen, daß der Mensch sich vergöttlichen kann, wenn er nur den Willen hat, auf den Wegen Gottes zu wandeln. Beobachtet die Heiden und die Götzendiener. Ihr ganzer Olymp und all ihre Götzen, machen sie sie etwa besser? Nein. Denn wenn sie ungläubig sind, sagen sie, daß ihre Götter Hirngespinnste sind, und wenn sie gläubig sind, denken sie: „Sie sind Götter, und wir sind Menschen! Und sie geben sich keine Mühe, sie nachzuahmen. Ihr aber sollt euch bemühen, so zu werden, wie ich bin. Habt keine Eile. Der Mensch entwickelt sich langsam vom vernunftbegabten Lebewesen zum geistigen Wesen. Habt Verständnis und Nachsicht füreinander! Niemand, außer Gott, ist vollkommen.

Nun ist alles vorbei, nicht wahr? Arbeitet mit festem Willen an euch und tut es Simon des Jona nach, der in weniger als einem Jahr Riesenfortschritte gemacht hat. Und doch ... Wer von euch war mehr Mensch als Simon mit allen Mängeln einer an das Irdische gebundenen Menschlichkeit?«

»Es ist wahr, Jesus. Dieser Mann ist Gegenstand meines beständigen Studiums und meiner Bewunderung«, bekennt Thaddäus.

»Ja, ich bin seit unserer Kindheit mit ihm zusammen. Ich kenne ihn, als ob er mein Bruder wäre. Aber jetzt habe ich einen ganz neuen Simon vor mir. Ich muß gestehen, daß ich damals, und nicht nur ich allein, als du ihn zu unserem Haupt ernannt hast, sehr verblüfft war. Er schien mir der am wenigsten Geeignete von allen zu sein. Si-

mon, im Vergleich zum anderen Simon und zu Natanaël! Simon, im Vergleich zu meinem Bruder und zu deinen Brüdern! Vor allem diese fünf. Er schien mir wirklich ein Fehlgriff zu sein . . . Jetzt bekenne ich, daß du recht gehabt hast.«

»Und ihr seht nur die Oberfläche des Simon, ich aber sehe in die Tiefe. Um vollkommen zu sein, hat er noch viel zu tun und zu leiden. Doch wie glücklich wäre ich, wenn ihr alle seinen guten Willen hättet, seine Einfachheit, seine Demut und seine Liebe . . . «

Jesus schaut vor sich hin. Er scheint irgend etwas zu sehen, wer weiß was. In Gedanken versunken lächelt er bei dem, was er sieht. Dann senkt er seinen Blick auf Jakobus und lächelt ihm zu.

»Also . . . Hast du mir verziehen?«

»Ich wollte, ich könnte allen so verzeihen wie dir . . . Schau, diese Stadt muß wohl Hesbon sein. Der Mann hat gesagt: „Nach der Brücke mit den drei Bögen kommt die Stadt.“ Warten wir auf die anderen, damit wir alle zusammen die Stadt betreten können.«

552 Jesus und der Mann aus Petra bei Hesbon

Ich sehe die Stadt Hesbon nicht. Jesus und die Seinen verlassen sie bereits, und in den Gesichtern der Apostel lese ich, daß es ein Mißerfolg gewesen ist. In einer Entfernung von einigen Metern folgt ihnen, oder vielmehr, werden sie verfolgt von einer schreienden, drohenden Schar . . .

»Diese Orte um das Salzmeer herum sind verflucht wie das Meer selbst«, sagt Petrus.

»Dieser Ort ist genauso wie zur Zeit des Mose, und du bist viel zu gut, um ihn zu bestrafen, wie es damals geschah. Aber hier wäre es am Platz. Man sollte sie durch die Mächte des Himmels und der Erde unterjochen, alle, bis zum letzten Mann und zum letzten Ort«, sagt Natanaël aufgeregt und mit einem Blitzen des Unmuts in seinen tiefliegenden Augen. Die jüdische Rasse macht sich stark bemerkbar bei dem hageren, alten Apostel in seinem heftigen Unwil-

len. In diesem Augenblick ähnelt er vielen der Rabbis und Pharisäer, die Jesus immer widersprechen.

Dieser wendet sich um und erhebt seine Hand mit den Worten: »Friede! Friede! Auch sie werden noch von der Wahrheit angezogen werden. Aber dazu gehört Friede. Mitleid muß man mit ihnen haben. Wir sind noch nie hierher gekommen, und sie kennen uns nicht. Auch andere Orte waren das erste Mal so und haben sich dann geändert.«

»Es kommt daher, daß es Orte sind wie Masada. Sie sind verkauft! Kehren wir zum Jordan zurück«, drängt Petrus.

Aber Jesus geht auf der Militärstraße, die sie nun wieder eingeschlagen haben, weiter nach Süden. Die am meisten gegen ihn Aufgebrachten verfolgen ihn immer noch und lenken die Aufmerksamkeit der Vorüberziehenden auf sich.

Ein reicher Kaufmann, oder doch wenigstens einer, der für einen Kaufmann arbeitet und eine lange, nach Norden ziehende Karawane anführt, beobachtet erstaunt die Szene und hält sein Kamel an. Und mit dem seinen bleiben auch alle anderen stehen. Er schaut Jesus an, schaut die Apostel an, die so wehrlos und gutartig aussehen, dann schaut er die schreienden, drohenden Menschen, die ihnen folgen, an und befragt die letzteren neugierig. Seine Worte höre ich nicht, aber das als Antwort geheulte: »Es ist der verfluchte Nazarener, der Verrückte, der Besessene. Wir wollen ihn nicht in unseren Mauern haben!«

Der Mann fragt nicht weiter, wendet sein Kamel um, ruft einem der Seinen, der ihm nahe gefolgt ist, etwas zu und treibt sein Tier an, das in wenigen Sätzen die Apostel erreicht. »Im Namen eures Gottes, wer von euch ist Jesus von Nazaret?« fragt er die Apostel Matthäus, Philippus, Simon den Zeloten und Isaak, die das letzte Grüppchen bilden.

»Warum fragst du das? Willst auch du ihn belästigen? Genügt es nicht, wenn es schon seine Landsleute tun? Willst auch du dich noch einmischen?« fragt Philippus ziemlich beunruhigt.

»Ich bin besser als sie. Und bitte um Gnade. Weist mich nicht ab. Ich bitte euch im Namen eures Gottes.«

Irgend etwas in der Stimme des Mannes überzeugt die vier, und Simon antwortet: »Der erste ganz vorne zwischen den beiden jüngeren Männern.«

Der Mann treibt erneut sein Tier an, denn Jesus, der vorher schon vorausgegangen ist, hat während des kurzen Gespräches, das er nicht gehört hat, wieder ein gutes Stück Weg zurückgelegt.

»Herr, höre einen Unglücklichen an . . . « sagt er, als er ihn erreicht hat.

Jesus, Johannes und Margziam wenden sich verwundert um.

»Was willst du?«

»Ich bin aus Petra, Herr. Und bringe für Rechnung anderer Waren, die vom Roten Meer kommen, nach Damaskus. Ich bin nicht arm, aber es ist mir, als wäre ich es. Ich habe zwei Kinder, Herr, die an einem Augenleiden erkrankt und nun erblindet sind. Eines, das erste, das erkrankte, ist vollständig blind, und das andere wird es auch bald sein, denn sein Augenlicht ist schon sehr schwach. Die Ärzte wirken keine Wunder, aber du wohl.«

»Woher weißt du das?«

»Ich kenne einen reichen Kaufmann, der dich kennt. Er macht immer bei mir halt. Manchmal arbeite ich auch für ihn. Als er meine Kinder sah, sagte er: „Nur Jesus von Nazaret könnte sie heilen. Suche ihn auf.“ Ich hätte dich gesucht, aber ich habe wenig Zeit und muß mich an die für die Transporte geeignetsten Wege halten.«

»Wann hast du Alexander gesehen?«

»Zwischen euren beiden Festen im Frühling. Seither habe ich noch zwei weitere Reisen unternommen, aber ich bin dir nie begegnet. Herr, habe Erbarmen mit mir!«

»Mann, ich kann nicht nach Petra gehen, und du kannst die Karawane nicht alleinlassen . . . «

»Doch, ich kann es. Arisa ist zuverlässig. Ich schicke ihn langsam voraus und eile selbst nach Petra. Mein Kamel ist schneller als der

Wüstenwind und geschmeidiger als eine Gazelle. Ich hole die Kinder und einen anderen treuen Diener und bin gleich wieder bei dir. Du heilst sie ... Oh, gib ihren schwarzen Augensternen, die nun von dichten Nebeln verdunkelt sind, das Licht wieder! Ich will dann Weiterreisen, während sie zur Mutter zurückkehren. Ich sehe, daß du weitergehst, Herr. Wohin führt dich deine Reise?«

»Ich bin auf dem Weg nach Dibon ... «

»Geh nicht dorthin. Es ist voll von ... von denen aus Machärus. Verfluchte Orte, Herr. Verweigere dich nicht den Unglücklichen, Herr, um dich den Verfluchten zu geben.«

»Genau das, was ich gesagt habe«, brummt Bartholomäus in seinen Bart, und viele geben ihm recht.

Sie haben sich nun alle um Jesus und den Mann aus Petra versammelt. Die Bewohner von Hesbon hingegen treten den Rückzug an, da sie sehen, daß die Karawane den Verfolgten wohlgesinnt ist. Die Karawane selbst steht still und wartet auf das Ergebnis der Unterredung und auf einen Befehl.

»Mann, wenn ich die Städte im Süden nicht besuchen kann, gehe ich wieder nach Norden. Und es ist nicht gesagt, daß ich dich erhöre.«

»Ich weiß, daß ich für euch von Israel ein Verworfener bin. Ich bin ein Unbeschnittener und verdiene keine Erhörung. Aber du bist der König der Welt, und in der Welt sind auch wir.«

»Das ist es nicht. Es ist ... wie kannst du glauben, daß mir gelingt, was den Ärzten nicht gelungen ist?«

»Weil du der Messias Gottes und sie nur Menschen sind. Du bist der Sohn Gottes. Misaze hat es mir gesagt, und ich glaube ihm ... Du kannst alles tun, auch für einen Armen wie ich es bin.« Aus seiner Antwort klingt volle Überzeugung, und der Mann bestätigt sie dadurch, daß er zu Boden gleitet, ohne das Kamel niederknien zu lassen, und sich vor Jesus in den Staub wirft.

»Dein Glaube ist größer als der Glaube vieler. Geh hin. Weißt du, wo der Berg Nebo ist?«

»Ja, Herr. Der Berg dort ist der Nebo. Auch wir kennen Mose. Er ist groß. Zu groß, um uns nicht bekannt zu sein. Aber du bist größer. Im Vergleich zu Mose bist du wie ein Berg gegenüber einem Felsen.«

»Geh nach Petra. Ich werde dich auf dem Nebo erwarten ... «

»Am Fuße des Berges ist ein Dorf für die Besucher des Nebo mit Herbergen ... In spätestens zehn Tagen kann ich dort sein. Ich werde das Tier zur Eile antreiben, und wenn der, der dich sendet, mich beschützt, werde ich nicht in einen Sturm geraten.«

»Geh und kehre so schnell als möglich zurück. Ich muß noch anderswohin gehen ... «

»Herr, ich ... bin nicht beschnitten. Mein Segen ist für dich eine Schmach, doch der eines Vaters ist es nie. Ich segne dich und gehe.«

Er nimmt ein silbernes Pfeifchen und pfeift dreimal. Der Mann an der Spitze der Karawane kommt im Galopp herbei. Sie sprechen miteinander und verabschieden sich. Dann kehrt der Mann zur Karawane zurück, die sich nun in Bewegung setzt. Der andere besteigt wieder sein Kamel und reitet im Galopp nach Süden. Jesus und die Seinen setzen ihren Weg fort.

»Gehen wir wirklich zum Nebo?«

»Ja. Wir werden statt der Städte die Hänge der Abarim-Berge aufsuchen. Dort sind viele Hirten. Sie werden uns den Weg zum Berg Nebo zeigen können, und wir weisen ihnen den Weg zum Berg Gottes. Dann bleiben wir dort einige Tage, wie wir es auf den Bergen von Arbela und beim Kerit gemacht haben.«

»Oh, das wird schön sein! Dort werden wir besser werden. Immer, wenn wir solche Orte verlassen haben, sind wir danach stärker und besser geworden«, sagt Johannes.

»Und du wirst uns von all dem erzählen, woran der Nebo erinnert. Bruder, weißt du noch, als wir noch Kinder waren und du eines Tages Mose spieltest, der vor seinem Tode Israel segnete?« sagt Judas des Alphäus.

»Ja, und deine Mutter erschrak, als sie dich auf dem Boden ausgestreckt sah wie einen Toten! Jetzt gehen wir wirklich zum Nebo«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Und du wirst Israel segnen, du, der wahre Führer des Gottesvolkes!« ruft Natanaël aus.

»Aber du stirbst uns nicht. Du wirst nie sterben, nicht wahr, Meister?« fragt Judas von Kerijot mit einem eigenartigen Lächeln.

»Ich werde sterben und auferstehen, wie es geschrieben steht. Viele Menschen werden tot sein an jenem Tag, ohne gestorben zu sein. Und während die Gerechten auferstehen werden, auch wenn sie schon seit Jahren tot sind, werden die nur im Fleische Lebenden, im Geiste aber an jenem Tag endgültig Toten, nicht auferstehen. Hüte dich davor, nicht zu diesen zu gehören.«

»Und du, hüte dich davor, andere hören zu lassen, daß du auferstehen wirst. Man hält es für eine Gotteslästerung«, erwidert Judas Iskariot.

»Es ist die Wahrheit. Und ich sage sie.«

»Was für einen Glauben hat jener Mann! Und dieser Misaze!« sagt der Zelote, um sie auf ein anderes Thema zu bringen.

»Aber wer ist denn Misaze?« fragen die, die im vergangenen Jahr nicht an der Reise nach Transjordanien teilgenommen haben. Dann entfernen sie sich im Gespräch über diese Dinge, während Jesus, Margziam und Johannes das zuvor unterbrochene Gespräch wieder aufnehmen.

553 Der Abstieg vom Berg Nebo

»Ich werde immer mit Sehnsucht an diesen Berg und diesen Frieden im Herrn denken«, sagt Petrus, während sie auf einer ziemlich unwegsamen Seite des Berges ins Tal hinabsteigen.

Sie befinden sich in einer sehr hohen Bergkette. Gegen Osten, jenseits des Tales und auch im Süden erheben sich weitere Berge, und im Norden noch höhere. Im Nordwesten sehe ich das grüne Tal des Jordan, der ins Tote Meer mündet. Im Westen zunächst das dunkle Meer, und dann die unfruchtbare Felswüste, nur von der herrlichen Oase En-Gedi unterbrochen, und die Berge von Judäa. Ein beein-

druckendes, weit ausgedehntes Panorama. Das Auge kann hinschauen, wo es will, und beim Anblick von so viel üppiger Vegetation, die man bewohnt weiß oder vermutet, den düsteren, selbst in der Sonne dunklen Asphaltsee, ohne Segel, ohne Leben, mit seiner traurigen flachen, langen Halbinsel, die sich vom Ostufer bis fast in die Mitte des Sees erstreckt vergessen. Aber was für Pfade führen ins Tal! Nur wilde Tiere können sich auf diesen Pfaden wohlfühlen. Und wenn man sich nicht an Ästen und Büschen festhalten könnte, wäre es unmöglich, vom Gipfel hinabzusteigen, was Iskariot zum Spotten veranlaßt.

»Und doch würde ich gerne wieder einmal hierher zurückkommen«, erwidert Petrus.

»Dann hast du einen besonderen Geschmack. Dieser Ort hier ist noch schlimmer als der erste und der zweite.«

»Aber nicht schlimmer als der Ort, an dem sich unser Meister auf die Verkündigung der Frohen Botschaft vorbereitet hat«, entgegnet Johannes.

»Ja, für dich ist immer alles schön ...!«

»Ja. Alles, was meinen Meister umgibt, ist schön und gut, und ich liebe es.«

»Paß auf, zu diesem Alles gehöre auch ich ... und oft sind zudem Pharisäer, Sadduzäer, Schriftgelehrte und Herodianer da ... Liebst du auch sie?«

»Er liebt sie.«

»Und du, ha, ha, ha! Du machst es wohl wie er? Doch er ist er, und du bist du. Ich weiß nicht, ob du immer lieben können wirst, du, der du schon bleich wirst, wenn du nur von Verrat und Tod reden hörst oder jemanden siehst, der so etwas tun will.«

»Ein Zeichen, daß ich noch sehr unvollkommen bin, wenn ich mich aufrege aus Angst um ihn und aus Unwillen über die Bösewichter.«

»Ah! Du regst dich also auch aus Unwillen auf? Das hätte ich nicht gedacht ... Wenn du nun eines Tages sehen müßtest, daß jemand

wirklich dem Meister schadet, was würdest du dann tun?«

»Ich? Das fragst du mich? Im Gesetz steht: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Meine Hände würden sich wie eine Zange um seinen Hals legen.«

»Oh, oh! Er sagt, man müsse verzeihen! Ist dies das Ergebnis deiner Betrachtung?«

»Laß mich in Ruhe, du Störenfried! Warum versuchst und verwirrst du mich? Was hast du in deinem Herzen? Ich wollte, ich könnte darin lesen . . . «

»Wer die Wasser des Toten Meeres erforscht, dem eröffnet sich nicht das Geheimnis ihrer Tiefen. Diese Wasser sind wie ein Grabstein über der Verwesung, die sie unter sich begraben haben«, sagt hinter ihrem Rücken Bartholomäus, der hinter allen anderen zurückgeblieben ist. Diese gehen mehr oder weniger voraus und haben nichts gehört. Bartholomäus hingegen hat sie gehört und mischt sich mit einem mahnenden Blick in das Gespräch der beiden ein.

»Oh, der weise Tolmai! Aber du willst doch wohl nicht sagen, daß ich dem Salzmeer gleiche?«

»Ich habe nicht mit dir, sondern mit Johannes gesprochen. Komm mit mir, Sohn des Zebedäus. Ich werde dich nicht verwirren«, und er nimmt Johannes am Arm, wie um Halt zu suchen, er, der Alte, bei dem behenden jungen Gefährten.

Judas bleibt allein zurück und macht hinter ihrem Rücken eine häßliche Gebärde des Zornes. Es scheint, als ob er sich selbst etwas schwöre oder drohe . . .

»Was wollte Judas sagen, und was wolltest du sagen?« fragt Johannes den schon alten Natanaël.

»Denke nicht daran, mein Freund. Denken wir lieber an all das, was uns der Meister in diesen Tagen erklärt hat. Wie gut wir nun Israel verstehen!«

»Das ist wahr. Aber ich begreife nicht, daß die Welt ihn nicht versteht.«

»Nicht einmal wir verstehen ihn vollständig, Johannes. Wir wollen

ihn nicht verstehen. Siehst du nicht, wie schwer wir uns tun, seine messianische Idee anzunehmen?«

»Ja, in allem glauben wir ihm blindlings, nur in diesem Punkt nicht. Du, der du gelehrt bist, kannst du mir den Grund dafür angeben? Wir, die wir die Rabbis für begriffsstutzig halten, was Christus betrifft, warum gelangen nicht einmal wir zu dieser vollkommenen Idee vom geistigen Königtum des Messias?«

»Ich habe es mich oft selbst gefragt; denn ich möchte zu dem gelangen, was du eine vollkommene Idee nennst. Und ich glaube mich damit zufriedengeben zu können, daß ich mir selbst sage, daß das, was sich in uns wehrt – die wir doch bereit sind, ihm nicht nur in Person und in seiner Lehre, sondern auch geistig zu folgen – diese Idee zu akzeptieren, all die Jahrhunderte sind, die wir hinter uns haben ... und die in uns stecken. In uns. Verstehst du? Schau nach Osten, Süden und Westen. Jeder Stein ist mit einer Erinnerung verbunden und hat einen Namen. Jeder Fels, jede Quelle, jeder Pfad, jedes Dorf oder Schloß, jede Stadt, jeder Fluß und jeder Berg, woran erinnern sie uns? Was wollen sie uns mitteilen? Das Versprechen eines Erlösers. Die Barmherzigkeit Gottes gegen sein Volk. Wie Öltropfen aus einem löchrigen Schlauch, so breitete sich mit Abraham die ursprünglich kleine Gruppe, der Kern des künftigen Volkes Israel über die Welt bis zum fernen Ägypten aus. Dann kehrte sie, immer zahlreicher geworden und mit dem Reichtum immer umfassenderer und sichererer Versprechen und Zeichen der Väterlichkeit Gottes, in das Land des Stammvaters Abraham zurück. Es wurde ein wahres Volk, denn es war ausgestattet mit einem Gesetz, heilig wie kein anderes. Aber was ist dann geschehen? Das, was mit dem Gipfel dort geschehen ist, der noch vor kurzem in der Sonne erglänzte. Schau ihn jetzt an. Er ist in Wolken gehüllt, die sein Aussehen völlig verändern. Wenn man nicht wüßte, daß es derselbe Gipfel ist und daß man sich nach ihm richten muß, um den rechten Weg zu finden, würden wir ihn noch erkennen, jetzt, da Wolken ihn umgeben, die Bergrücken und Jochen gleichen? In uns ist dasselbe

geschehen. Der Messias ist, was Gott unseren Vätern und den Patriarchen und Propheten gesagt hat. Unwandelbar. Aber das, was wir von dem Unsrigen hinzugefügt haben, um ... ihn uns zu erklären mit unserer armseligen menschlichen Weisheit, das ist es, was uns einen Messias, eine so falsche ideelle Gestalt des Messias, geschaffen hat, daß wir den wahren Messias nicht mehr erkennen. Wir, mit den Jahrhunderten und Geschlechtern, die uns vorausgegangen sind, glauben an einen Messias, den wir uns selbst geschaffen haben, an einen Rächer, einen menschlichen, sehr menschlichen König, und es gelingt uns nicht, obwohl wir behaupten zu glauben, den Messias und König zu verstehen, wie er wirklich ist, wie ihn Gott versteht und gewollt hat. Das ist es, mein Freund!«

»Aber wird es uns dann nie gelingen, uns, wenigstens uns, den wahren Messias zu sehen, an ihn zu glauben und ihn zu wollen?«

»Es wird uns gelingen. Wenn wir das nicht erreichen könnten, hätte er uns nicht erwählt. Und wenn die Menschheit es nie fertigbrächte, aus dem Kommen des Messias Nutzen zu ziehen, hätte ihn der Allerhöchste nicht gesandt.«

»Aber er wird die Schuld wiedergutmachen auch ohne die Hilfe der Menschheit. Durch sein alleiniges Verdienst.«

»Mein Freund, schon die Erlösung von der Erbschuld wäre großartig. Aber nicht komplett. Denn des Menschen Seele ist nicht nur von der Erbsünde, sondern auch von individuellen Sünden befleckt. Und diese bedürfen, um abgewaschen zu werden, eines Erlösers und des Glaubens dessen, der zu ihm seine Zuflucht nimmt als zu seinem Heiland. Ich denke mir, daß die Erlösung fort dauern wird bis ans Ende der Zeiten. Christus wird keinen Augenblick untätig sein, nachdem er der Erlöser geworden ist und der Menschheit das Leben gegeben hat, das in ihm ist ... so wie eine Quelle beständig jedem zu trinken gibt, der Durst hat, Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr, Jahrhundert für Jahrhundert. Und die Menschheit wird immer des Lebens bedürfen. Er kann nicht aufhören, es dem zu geben, der auf ihn hofft und an ihn glaubt mit Weisheit und Gerechtigkeit.«

»Du bist gelehrt, Natanaël. Ich bin ein armer ungebildeter Junge.«

»Du verwirklichst durch deinen geistigen Instinkt, was mir nur durch mühsame Gedankenarbeit gelingt: die Umwandlung von uns Israeliten in Christen. Aber du wirst schneller am Ziele sein, denn du liebst mehr als du nachdenkst, und es ist die Liebe, die dich führt und formt.

»Du bist gut, Natanaël. Wären wir doch alle wie du!« Johannes seufzt laut.

»Denk nicht daran, Johannes! Beten wir für Judas«, sagt der alte Apostel, der den Seufzer des Johannes verstanden hat . . .

»Oh! Auch ihr seid da! Wir haben euch kommen sehen. Was habt ihr so viel miteinander zu reden?« fragt Thomas lächelnd.

»Wir haben vom alten Israel gesprochen. Wo ist der Meister?«

»Er ist mit den Brüdern und Isaak vorausgegangen zu einem kranken Hirten. Er hat uns gesagt, wir sollen auf dieser Straße weitergehen bis zum Pfad, der auf den Gipfel führt.«

»Gehen wir also.«

Sie steigen nun auf einem weniger halbsbrecherischen Weg hinab zu einem Saumpfad, der auf den Nebo führt. Einige Häuser stehen im Wald verstreut. Etwas tiefer, fast im Tal, liegt ein wirkliches Dorf, strahlend weiß auf dem schon fast in die Ebene übergehenden Hang. Von dem Sträßchen, auf dem sie sich befinden, sehen sie Leute ins Dorf gehen.

»Sollen wir dort den Mann aus Petra erwarten?« fragt Petrus.

»Ja, das ist die Ortschaft. Hoffen wir, daß er schon angekommen ist. In diesem Fall setzen wir morgen den Weg zum Jordan fort. Ich weiß nicht, aber ich fühle mich hier gar nicht sicher«, sagt Matthäus.

»Der Meister hat gesagt, daß wir noch viel weiter gehen«, sagt Iskariot.

»Ja, aber ich hoffe, daß er sich vom Gegenteil überzeugen wird.«

»Aber wovor fürchtest du dich denn? Vor Herodes? Vor seinen Schergen?«

»Schergen gibt es nicht nur bei Herodes. Oh, da kommt der Mei-

ster! Die Hirten sind zahlreich und glücklich. Sie sind gewonnen. Es sind Nomaden. Sie werden hingehen und die gute Nachricht verbreiten, daß der Messias in seinem Lande ist«, sagt wiederum Matthäus.

Jesus ist mit einem Gefolge von Hirten und Herden bei ihnen angelangt.

»Gehen wir. Wir werden den Ort gerade noch im letzten Licht erreichen. Diese hier werden für Herberge sorgen. Sie sind bekannt.« Jesus ist glücklich, unter einfachen Menschen zu sein, die an den Herrn zu glauben wissen.

554 »Die Finsternis weist das Licht ab«

Es ist ein schöner Herbstmorgen. Abgesehen von den gelben und roten Blättern, die den Boden bedecken und an die Jahreszeit erinnern, ist das Gras so grün mit seinen Blümlein, die durch den Oktoberregen aus den wiedererwachten Wurzelstöcken hervorgesproßt sind, und die Luft, die durch die teils schon entlaubten Ästen zieht, ist so ruhig, daß man auf den Gedanken kommen könnte, der Frühling sei angebrochen. Um so mehr, als die immergrünen Bäume zwischen den anderen mit jährlich sich erneuernden Blättern, mit ihren jungen smaragdgrünen Blättchen an den Spitzen der Zweige eine fröhliche Note auch in die kahlen Äste der übrigen Bäume bringen und es aussieht, als ob diese die ersten Blättchen treiben würden. Die Schafe kommen aus ihren Hürden und machen sich blökend mit den Lämmlein des Herbstwurfes auf den Weg zu den Weiden. Das Wasser des Brunnens am Eingang des Dorfes glänzt wie flüssiger Diamant unter dem Kuß der Sonne und erzeugt bei seinem Fall in das dunkle Becken ein vielfarbiges Glitzern vor einer im Laufe der Zeit geschwärzten Hauswand.

Jesus setzt sich auf ein Mäuerchen, das auf der einen Seite den Weg begrenzt, und wartet. Die Seinen und die Bewohner des Dorfes stehen um ihn herum, während die Hirten mit ihren Herden, um sich nicht zu weit zu entfernen, anstatt weiter hinaufzugehen sich auf beiden Seiten des Weges der Ebene verteilen.

Auf dem Weg, der vom Tal zum Nebo führt, kommt im Augenblick niemand.

»Wird er auch wirklich kommen?« fragen die Apostel.

»Er wird kommen, und wir werden auf ihn warten. Ich will nicht eine erwachende Hoffnung enttäuschen und einen künftigen Glauben zerstören«, antwortet Jesus.

»Gefällt es euch nicht bei uns? Wir haben euch das Beste gegeben, was wir hatten«, sagt ein Alter, der sich in der Sonne wärmt.

»Besser als anderswo, Vater. Und eure Güte wird von Gott belohnt werden«, antwortet ihm Jesus.

»Dann sprich noch zu uns. Bisweilen kommen eifernde Pharisäer und hochmütige Schriftgelehrte hierher. Aber sie würdigen uns keines Wortes. Es ist recht so. Sie sind in ihrer Erhabenheit getrennt von ... allem, und sie sind weise. Aber wir ... Dürfen wir denn gar nichts wissen, weil das Schicksal uns hier hat zur Welt kommen lassen?«

»Im Haus meines Vaters gibt es weder Trennungen noch Unterschiede für jene, die zum Glauben an ihn gelangen und sein Gesetz befolgen. Dieses ist der Kodex seines Willens, damit der Mensch als Gerechter lebe und den ewigen Lohn in seinem Reich verdiene.

»Hört! Ein Vater hatte viele Söhne. Einige lebten in beständigem engem Kontakt mit ihm, andere lebten aus verschiedenen Gründen etwas weiter vom Vater entfernt. Da sie jedoch die Wünsche des Vaters kannten, konnten sie trotz der Entfernung, die sie von ihm trennte, so handeln, als wäre er zugegen. Wieder andere waren noch weiter entfernt und vom Tag ihrer Geburt an von Knechten, die andere Sprachen sprachen und andere Sitten hatten, aufgezogen worden; aber sie bemühten sich, dem Vater zu dienen, entsprechend dem Wenigen, das sie, mehr instinktiv als bewußt, als ihm wohlgefällig erachteten. Der Vater, der gar wohl wußte, daß seine Knechte sich trotz seiner Anordnungen nicht bemüht hatten, diesen entfernt lebenden Kindern seine Wünsche bekanntzumachen, da sie sie in ihrem Hochmut für minderwertig und ungeliebt hielten, nur weil sie

nicht beim Vater wohnten, wollte eines Tages seine ganze Nachkommenschaft um sich versammeln und rief sie zu sich. Glaubt ihr nun, daß er nach den Richtlinien des menschlichen Rechtes urteilte und seine Güter nur an die verteilte, die immer in seinem Haus gewesen waren oder doch wenigstens so nahe bei ihm gelebt hatten, daß die Entfernung sie nicht hinderte, seine Befehle und Wünsche kennenzulernen? Nein, er ging nach ganz anderen Grundsätzen vor und berücksichtigte die Taten derer, die aus Liebe zum Vater gerecht gewesen waren; dieses Vaters, den sie nur dem Namen nach kannten, den sie aber durch all ihre Handlungen geehrt hatten. Er ließ sie zu sich kommen und sprach: „Doppelt groß ist euer Verdienst, denn ihr seid einzig und allein durch euren guten Willen und ohne jegliche Hilfe gerecht gewesen. Kommt und scharft euch um mich: es ist euer gutes Recht! Die Ersteren haben mich immer bei sich gehabt, und jede ihrer Handlungen wurde geleitet von meinem Rat und belohnt mit meinem Lächeln. Ihr mußtet einzig im Glauben und in der Liebe handeln. Kommt, denn in meinem Haus ist euer Platz bereit. Seit langem ist er bereit, und in meinen Augen besteht kein Unterschied zwischen denen, die immer in meinem Haus waren, und denen, die weit entfernt lebten. Unterschiedlich sind nur die Handlungen meiner Söhne, ob nahe oder fern von mir.“

Dies ist das Gleichnis. Und die Auslegung ist folgende: Es könnte sein, daß die Schriftgelehrten und Pharisäer, die jetzt nahe beim Tempel leben, einst in der Ewigkeit nicht im Haus Gottes wohnen, und daß viele, die so weit entfernt leben, daß sie die Dinge Gottes nur in großen Zügen kennen, einst in seinem Schoße sein werden. Denn was das Reich erlangen läßt, ist der gute Wille des Menschen, der nach dem Gehorsam gegenüber Gott strebt, und nicht die Unzahl von Praktiken und Weisheiten.

Tut daher, was ich euch gestern gesagt habe. Tut es ohne übermäßige, lähmende Furcht, und tut es ohne den berechnenden Hintergedanken, daß ihr dadurch der Strafe entgeht. Tut alles nur aus Liebe zu Gott, der euch erschaffen hat, um euch zu lieben und von euch

geliebt zu werden; dann werdet ihr einen Platz im Haus des Vaters haben.«

»Oh, sprich noch weiter zu uns!«

»Was soll ich euch sagen?«

»Gestern hast du gesagt, daß es Opfer gibt, die Gott wohlgefälliger sind als die Lämmer und Widder, und daß es einen Aussatz gibt, der abscheulicher ist als der des Fleisches. Ich habe deine Gedanken nicht richtig verstanden«, sagt ein Hirte und schließt mit den Worten: »Weißt du, wie viele Opfer man bringen muß, bevor ein Lämmlein ein Jahr alt und das schönste der Herde ist, ohne Fehl und Makel, und weißt du, wie viele Versuchungen man überwinden muß, um es nicht zum Leithammel zu machen oder es als solchen zu verkaufen? Wenn man nun ein ganzes Jahr solchen Versuchungen widersteht, sich um das Tier sorgt und mit dem Herzen an dieser Perle der Herde hängt, weißt du, welches ein Opfer und wie schmerzlich es dann ist, es darzubringen, und überdies keinen direkten Nutzen davon zu haben? Kann man dem Herrn ein größeres Opfer darbringen?«

»Lieber Mann, ich sage dir: Das Opfer besteht nicht in dem geopfertem Tier, sondern in der Überwindung, die es dich gekostet hat, es aufzuziehen, um es zu opfern. Wahrlich, ich sage dir, der Tag wird kommen, an dem geschieht, was das eingegebene Wort verkündet, und Gott wird sagen: „Ich bedarf nicht der Opfer der Lämmer und der Böcke“, und er wird ein einziges und vollkommenes Opfer verlangen. Von jener Stunde an wird jedes Opfer geistiger Art sein. Aber schon seit Jahrhunderten sagt Gott, welches Opfer ihm am wohlgefälligsten ist. David ruft seufzend aus: „All die Opfer erfreuen dich nicht; wollte ich Brandopfer bringen, du nimmst sie nicht an. Mein Opfer, o Gott, ist ein reuiger Sinn (und ich füge hinzu: ein gehorsames und liebevolles Herz; denn man kann auch Opfer des Lobes, der Freude und der Liebe bringen, nicht nur Sühnopfer). Mein Opfer, o Gott, ist ein reuiger Sinn; ein Herz voll Demut und Reue wirst du, o Gott, nicht verschmähen.“ Nein, er verschmäht nicht einmal ein Herz, das gesündigt und bereut hat, dieser euer

Vater. Wie wird er dann erst das Opfer eines reinen und gerechten Herzens, das ihn liebt, annehmen. Dieses ist das ihm wohlgefälligste Opfer: das tägliche Opfer, das der menschliche Wille dem göttlichen darbringt, der sich kundgibt im Gesetz, in den Eingebungen und in den täglichen Ereignissen. So ist nicht der Aussatz des Fleisches der beschämendste, der den Kontakt mit Menschen und heiligen Orten ausschließt, sondern der Aussatz der Sünde. Es ist wahr, daß die Menschen diesen letzteren oft übersehen. Aber lebt ihr für die Menschen oder für den Herrn? Endet alles hier auf Erden oder geht es weiter nach dem Tode? Ihr wißt es. Seid also heilig, um nicht Aussätzig zu sein in den Augen Gottes, der in die Herzen der Menschen schaut, und bewahrt die Reinheit des Geistes, um dereinst zu leben in Ewigkeit.«

»Und wenn jemand schwer gesündigt hat?«

»Dann soll er es nicht wie Kain machen, oder wie Adam und Eva. Er eile vielmehr zu Füßen Gottes, und bitte ihn in aufrichtiger Reue um Verzeihung. Ein Kranker, ein Verwundeter begibt sich zum Arzt, um geheilt zu werden. Ein Sünder gehe zu Gott, um Verzeihung zu erlangen. Ich ... «

»Du hier, Meister?« ruft einer, der auf dem Weg heraufkommt und ganz in seinen Mantel gehüllt und von vielen anderen umgeben ist.

Jesus wendet sich um und schaut ihn an.

»Erkennst du mich nicht? Ich bin Rabbi Zadok. Hier und da begegnen wir uns.«

»Die Welt ist immer klein, wenn Gott die Menschen einander begegnen lassen will. Wir werden uns nochmals begegnen. Indes, der Friede sei mit dir.«

Der andere erwidert den Friedensgruß nicht, sondern fragt: »Was tust du hier?«

»Das, was du zu tun gedenkst, habe ich getan. Ist dir dieser Berg nicht heilig?

»Du sagst es. Und ich komme mit meinen Schülern hierher. Aber ich bin ein Schriftgelehrter.«

»Und ich bin ein Sohn des Gesetzes. Daher verehere ich Mose, wie du ihn verehrst.«

»Das ist eine Lüge. Du hebst sein Wort durch das deinige auf und verlangst, daß man deinem Wort gehorche und nicht mehr dem unseren.«

»Dem euren nicht; denn es ist euer Wort, und es ist unnötig.«

»Unnötig? Entsetzlich!«

»Nein. Ebenso unnötig wie die vielen wallenden Zizit, die dein Gewand zieren, überflüssig sind, um dich vor der Herbstluft zu schützen. Es ist nämlich das Gewand, das dich schützt. So nehme ich von den vielen Worten, die gelehrt werden, nur die notwendigen, heiligen, die mosaischen an und um die anderen kümmere ich mich nicht.«

»Samariter! Du glaubst nicht an die Propheten.«

»Die Propheten achtet ihr selbst nicht. Wenn ihr auf sie hören würdet, würdet ihr mich nicht einen Samariter nennen.«

»Aber laß ihn doch in Ruhe, Zadok. Willst du mit einem Dämon sprechen?« sagt einer der Pilger, der mit anderen Leuten hinzugekommen ist. Dann läßt er seinen strengen Blick über die Gruppe um Jesus schweifen, sieht Judas von Kerijot und grüßt ihn spöttisch.

Vielleicht wäre es zu einem unangenehmen Zwischenfall gekommen, denn die Dorfbewohner wollen Jesus verteidigen, doch da drängt sich, gefolgt von einem Diener, der Mann aus Petra schreiend durch die Menge. Sowohl er als auch sein Knecht haben ein Kind in den Armen. »Laßt mich durch! Herr, habe ich dich zu lange warten lassen?«

»Nein, Mann. Komm zu mir.«

Die Leute bilden eine Gasse, um ihn durchzulassen. Er kommt zu Jesus, kniet nieder und legt ein Mädchen auf die Erde, dessen Köpfchen in Linnen gehüllt ist. Der Diener tut das gleiche mit einem Knaben, der trübe Augen hat.

»Meine Kinder, Meister und Herr!« sagt er, und in diesen wenigen Worten liegt der ganze Schmerz und die ganze Hoffnung eines Vaters.

»Du hast einen großen Glauben, Mann. Und wenn ich dich enttäuscht hätte? Wenn du mich nicht gefunden hättest? Wenn ich dir sagen würde, daß ich sie nicht heilen kann?«

»Ich würde dir nicht glauben. Und ich würde mich auch nicht mit der Tatsache abfinden, dich nicht anzutreffen. Ich würde sagen, daß du dich verborgen hast, um meinen Glauben zu prüfen, und würde dich suchen, bis ich dich gefunden hätte.«

»Und die Karawane? Und dein Verdienst?«

»Oh, die! Was sind sie im Vergleich zu dir, der du meine Kinder heilen und mir einen starken Glauben an dich schenken kannst?«

»Enthülle das Antlitz des Mädchens«, gebietet Jesus.

»Ich halte es bedeckt, weil es sehr unter dem Licht leidet.«

»Es wird nur ein kurzer Schmerz sein«, sagt Jesus.

Aber die Kleine fängt an, ganz verzweifelt zu weinen und will nicht, daß man ihr die Binde abnimmt.

»Sie tut es, weil sie glaubt, daß du sie mit Feuer quälen willst wie die Ärzte«, erklärt der Vater, der sich bemüht, die Händchen des Kindes von den Binden zu nehmen.

»Oh, fürchte dich nicht, mein Kind. Wie heißt du?«

Die Kleine weint und antwortet nicht. Der Vater antwortet für sie: »Tamar, nach dem Ort ihrer Geburt; und der Junge Fara.«

»Weine nicht, Tamar. Ich tue dir nicht weh. Fühle meine Hände. Sie haben nichts in den Fingern. Komm auf meinen Schoß. Inzwischen will ich deinen Bruder heilen, und er wird dir sagen, was er empfunden hat. Komm hierher, Knabe.«

Der Diener schiebt ihm den kleinen Blinden vor die Füße. Jesus streichelt seinen Kopf und fragt ihn: »Weißt du, wer ich bin?«

»Jesus von Nazaret, der Rabbi von Israel, der Sohn Gottes.«

»Willst du an mich glauben?«

»Ja.«

Jesus legt ihm eine Hand auf die Augen und bedeckt so mehr als die Hälfte seines Gesichtes. Er sagt: »Ich will! Und das Licht der Pupillen möge den Weg zum Licht des Glaubens öffnen.« Dann nimmt er seine Hand weg.

Das Kind stößt einen Schrei aus, hebt die Hände zu den Augen und sagt dann: »Vater, ich sehe!« Aber es eilt nicht zum Vater. In seiner kindlichen Unbefangenheit hängt es sich an den Hals Jesu, küßt ihn auf die Wangen und bleibt so, an seinem Hals, das Köpfchen an die Schulter Jesu gelehnt, um die Augen langsam wieder an das Sonnenlicht zu gewöhnen.

Die Menge drückt ihr Staunen über das Wunder aus, während der Vater den Knaben vom Hals Jesu lösen möchte.

»Laß ihn nur. Er stört mich nicht. Nun, Fara, sage deiner Schwester, was ich dir getan habe.«

»Eine Liebkosung, Tamar. Es war, als wäre es die Hand der Mutter gewesen. Oh, werde auch du gesund, dann können wir wieder zusammen spielen!«

Das Mädchen läßt sich mit noch einigem Widerstreben auf die Knie Jesu setzen, der es heilen will, ohne auch nur die Binde zu berühren. Aber die Schriftgelehrten und ihre Begleiter schreien: »Das ist ein Betrug. Das Mädchen kann sehen. Es ist eine Verschwörung, um euren guten Glauben zu täuschen, Bewohner dieser Ortschaft.«

»Meine Tochter ist krank. Ich . . . «

»Laß sie nur! Du, Tamar, bist jetzt brav und läßt mich die Binden entfernen.«

Das Mädchen, nunmehr überzeugt, läßt ihn gewähren. Welch ein Anblick, als auch das letzte Linnentuch gefallen ist! Zwei rote, verkrustete und geschwollene Wunden anstelle der Augen, aus denen Tränen und Eiter tropfen. Durch das Volk geht ein Flüstern des Schauderns und des Mitleids, während das Kind seine Händchen vors Gesicht hält, um sich vor dem Licht zu schützen, unter dem es offensichtlich furchtbar leidet. Die roten Schläfen zeugen von frischen Brandwunden.

Jesus entfernt die Händchen, berührt sanft diese elenden Augen, legt eine Hand darauf und spricht dabei: »Vater, der du das Licht geschaffen hast zur Freude der Lebenden und selbst der Mücke Augen gegeben hast, gib diesem deinem Geschöpf das Augenlicht wieder,

damit es dich sehe und an dich glaube und aus dem Licht der Erde durch den Glauben eingehe in das Licht deines Reiches.« Dann nimmt er seine Hand weg . . .

»Oh!« rufen alle aus.

Es sind keine Wunden mehr zu sehen. Aber die Kleine hält die Augen noch geschlossen.

»Öffne sie, Tamar. Fürchte dich nicht. Das Licht wird dir nicht mehr wehtun.«

Das Kind gehorcht etwas ängstlich und hebt Lider über den lebhaften schwarzen Äuglein.

»Mein Vater! Ich sehe dich!« Und auch sie lehnt ihr Köpfchen an die Schulter Jesu, um sich langsam an das Licht zu gewöhnen.

Die Menge ist außer sich vor Begeisterung, während der Mann aus Petra sich vor Freude schluchzend zu Füßen Jesu wirft.

»Dein Glaube hat seinen Lohn erhalten. Von nun an möge deine Dankbarkeit deinen Glauben an den Menschensohn in die höchste Sphäre tragen: in die des wahren Gottes . . . Erhebe dich und laß uns gehen.«

Jesus stellt das Mädchen, das glücklich lächelt, auf den Boden, löst sich aus den Armen des Knaben und steht auf. Er liebkost die Kinder noch einmal und will durch den Kreis der Menschen gehen, die sich um ihn drängen, um die geheilten Augen zu sehen.

»Auch du solltest um Heilung für deine verschleierte Augen bitten«, sagt ein Jünger zu einem Alten, der an der Hand geführt wird, da er fast nichts mehr sieht.

»Ich?! Ich?! Ich will nicht das Licht von einem Dämon erhalten. Vielmehr rufe ich zu dir, o ewiger Gott! Höre mich! Vollständige Finsternis gib mir, damit ich nicht das Antlitz des Dämons, dieses Dämons, dieses Gotteslästerers, dieses Anmaßenden, Frevlers und Gottesmörders sehen muß. Möge die Finsternis für immer auf meine Augen herabsteigen. Die Finsternis, die Finsternis, um ihn niemals sehen zu müssen, niemals!« Er selbst scheint ein Dämon zu sein! In seiner Erregung schlägt er sich auf die Augen, als wolle er sie zerschlagen.

»Fürchte dich nicht! Du wirst mich nicht sehen. Die Finsternis scheut das Licht, und das Licht drängt sich dem, der es abweist, nicht auf. Ich gehe, alter Mann. Auf Erden wirst du mich nicht mehr sehen. Aber du wirst mich dennoch sehen, an einem anderen Ort.«

Und in großer Betrübniß, die der leicht nach vorne geneigte Gang sehr großer Leute noch betont, macht sich Jesus auf den Weg hinunter. So betrübt ist er, daß er schon dem Verurteilten gleicht, der, beladen mit dem Kreuz, den Morija hinabsteigt. Und das Gebrüll der Feinde, aufgestachelt von dem wütenden Alten, gleicht sehr dem Toben der Menschenmenge von Jerusalem am Karfreitag.

Der Mann aus Petra, das ängstlich weinende Kind in den Armen, flüstert bestürzt: »Wegen mir, Herr! Durch meine Schuld! So viel Gutes tust du mir! Und ich! Im Gepäck auf dem Kamel sind einige Sachen für dich. Aber was ist das im Verhältnis zu den Beleidigungen, die ich dir eingebracht habe. Ich schäme mich, zu dir gekommen zu sein ... «

»Nein, Mann. Das ist mein bitteres tägliches Brot, und du bist der Honig, der es versüßt. Das Brot ist immer reichlicher als der Honig. Aber ein Tropfen Honig genügt, um viel Brot zu versüßen.«

»Du bist gut ... Aber sage mir wenigstens: was muß ich tun, um diese Wunden zu lindern?«

»Bewahre den Glauben an mich. Für den Augenblick, wie und soweit du kannst. Bald ... Ja, bald werden meine Jünger bis Petra und noch weiter kommen. Dann befolge ihre Lehre, denn ich werde durch sie sprechen. Vorerst sprich du zu den Leuten von Petra von dem, was ich für dich getan habe, damit, wenn die Meinen, die mich jetzt umgeben, und andere in meinem Namen kommen, mein Name ihnen nicht unbekannt sei.«

Am Ende des Abstiegs, auf der römischen Straße, stehen drei Kamele. Eines nur mit einem Sattel, die anderen mit Baldachinen. Ein Diener bewacht sie. Der Mann holt unter einem Baldachin einige Bündel hervor: »Nimm«, sagt er und bietet sie Jesus an, »sie werden dir nützlich sein. Danke mir nicht. Ich kann dir nicht genügend ver-

gelten, was du mir gegeben hast. Wenn du es bei Unbeschnittenen tun kannst, segne mich und meine Kinder, o Herr!« Und er kniet mit seinen Kindern und den Dienern nieder.

Jesus breitet die Hände aus und betet leise mit zum Himmel erhobenen Augen: »Geh, sei ein Gerechter, und du wirst Gott auf deinem Weg finden und ihm folgen, ohne ihn je wieder zu verlieren. Lebe wohl, Tamar! Lebe wohl, Fara!« Er liebkost sie, bevor jedes zusammen mit einem Diener ein Kamel besteigt.

Die Tiere erheben sich auf das Krrr-Krrr der Kameltreiber hin, wenden sich um und beginnen in Richtung Süden zu traben. Zwei braune Händchen erscheinen zwischen den Vorhängen und zwei Stimmchen rufen: »Leb wohl, Herr Jesus! Auf Wiedersehen, Vater!«

Der Mann schickt sich an, seinerseits aufzusteigen. Er neigt sich zu Boden und küßt das Gewand Jesu. Dann steigt er in den Sattel und reitet nach Norden.

»Und nun, gehen wir«, sagt Jesus und schlägt ebenfalls den Weg nach Norden ein.

»Wie, gehst du nicht mehr, wohin du gehen wolltest?« fragen die Jünger.

»Nein, wir können nicht mehr hingehen. Die Stimmen der Welt hatten recht! ... Und dies, weil die Welt verschlagen ist und die Werke Satans kennt ... Wir gehen nach Jericho ...«

Wie traurig ist Jesus! ... Alle folgen ihm niedergeschlagen und wortlos, beladen mit den Bündeln, die ihnen der Mann gegeben hat ...

555 Jesus ermutigt seine Apostel

Soeben haben sie die Furt von Betabara durchwatet. Jenseits des blauen Flusses, der durch die vom herbstlichen Regen gespeisten Zuflüsse ziemlich angeschwollen ist, sieht man das andere Ufer, das Ostufer, mit vielen gestikulierenden Menschen. Am westlichen Ufer hingegen, wo sich Jesus mit den Seinen befindet, ist nur ein Hirte mit seiner im Grün des Ufers weidenden Herde.

Petrus setzt sich auf einen Mauerrest und trocknet sich nicht einmal die noch von der Furt nassen Beine ab. In dieser Gegend benützt man zwar Fähren; aber um sie in den seichten Gewässern nicht auf Grund laufen zu lassen, benützt man sie nur an den tiefsten Stellen und setzt die Reisenden ab, wenn der Bug des Bootes auf die von Wasser bedeckten Gräser auffährt. Also müssen die Übergesetzten jeweils ein Stück durch das Wasser waten.

»Was hast du? Fühlst du dich nicht gut?« fragen seine Gefährten.

»Nein. Aber ich kann nicht mehr. Auf dem Nebo dieser heftige Zusammenstoß, vorher in Hesbon, und in Jerusalem und in Kafarnaum, und nach dem Nebo in Callirrhoe und jetzt in Betabara ... Oh! ... « Er verbirgt den Kopf in seinen Händen und weint.

»Laß dich nicht entmutigen, Simon. Nimm mir nicht auch noch deinen und euren Mut!« sagt Jesus, während er zu ihm geht und eine Hand auf das schwere, graue Gewand des Apostels legt.

»Ich kann es nicht mehr mitansehen! Ich kann es nicht sehen, daß man dich so schlecht behandelt. Wenn du mich wenigstens eingreifen ließeest ... Vielleicht könnte ich ... Aber so ... Wenn ich mich zusammennehmen ... und die Beleidigungen mitansehen muß, und wie du leidest wie ein wehrloses Kind ... dann zerreißt es mir das Herz und ich fühle mich so elend ... Aber schaut ihn euch doch an. Er sieht aus wie ein Kranker, als hätte er Fieber ... wie ein verfolgter Verbrecher, der nicht einmal Zeit findet, auch nur einen Bissen Brot zu sich zu nehmen, einen Schluck zu trinken oder einen Stein zu suchen, um sich ein wenig auszuruhen! Diese Hyäne vom Nebo! Diese Schlangen von Callirrhoe! Und dieser Wahnsinnige, der immer noch dort steht (er zeigt auf das andere Ufer). Weniger teuflisch war der von Callirrhoe, obwohl es erst der zweite ist, von dem du gesagt hast, daß er von Beelzebul besessen sei. Ich fürchte mich vor Besessenen. Ich denke mir, wenn Satan sie so gefangenhält, müssen sie wohl sehr schlecht gewesen sein ... Aber ... der Mensch kann auch fallen ohne den ausdrücklichen Willen, Böses zu tun. Die, die ohne besessen zu sein, aus ganz freiem Willen so handeln! ... Oh! Wirst du sie nie-

mals besiegen, da du sie ja nicht bestrafen willst? ... Und sie ... sie werden dich besiegen? ... « Das Weinen des treuen Apostels, das in der Hitze des Unwillens etwas versiegt war, beginnt erneut ...

»Mein Petrus, glaubst du vielleicht, sie seien nicht besessen? Glaubst du, um besessen zu sein, müsse man sich benehmen wie der Mann von Callirhoe und andere, denen wir begegnet sind? Glaubst du, daß die Besessenheit sich nur äußert in wildem Geschrei, Sprüngen, Wutanfällen, in der Manie, in Höhlen zu hausen, in Stummheit, im Verlust der Beherrschung der Gliedmaßen oder in Umnebelung des Verstandes, so daß der Besessene nur unbewußt spricht und handelt? Nein. Es gibt auch eine Besessenheit feinerer und mächtigerer Art, die viel gefährlicher ist, weil sie den Verstand nicht stört und schwächt und ihn nicht hindert, Gutes zu tun, sondern ihn sogar entwickelt und stärkt, damit er dem, der ihn in Besitz genommen hat, besser dienen kann. Wenn Gott von einem Verstand Besitz ergreift und ihn für seine Zwecke benützt, dann ergießt er in ihn für die Zeit, in der er im Dienste Gottes steht, ein übernatürliches Erkenntnisvermögen, das die natürliche Intelligenz des Menschen um vieles übersteigt. Glaubt ihr z. B., daß wenn andere die Prophezeiungen aufgezeichnet und Jesaja, Ezechiel, Daniel und die übrigen Propheten sie hätten lesen und auslegen müssen, ihr Sinn für sie nicht genauso dunkel und unverständlich gewesen wäre wie für unsere Zeitgenossen? Und doch sage ich euch, daß sie sie, als sie ihnen eingegeben wurden, vollkommen verstanden ... Schau, Simon. Nehmen wir diese Blume, die zu deinen Füßen blüht. Was siehst du im Schatten, der auf ihrem Kelch liegt? Nichts. Du siehst einen tiefen Kelch und eine kleine Öffnung und weiter nichts. Aber sieh sie jetzt an, wenn ich sie pflücke und in die Sonne halte. Was siehst du jetzt?«

»Ich sehe Blütenstempel, Blütenstaub und eine kleine Krone aus Härchen, die die Stempel wie Wimpern umgeben. Ich sehe zarte, mit Härchen versehene Linien, die das große und die beiden kleineren Blütenblätter schmücken ... Ich sehe ein kleines Tautröpfchen im Innern des Kelches ... und ... oh! eine kleine Mücke, die hineinge-

schlüpft ist, um zu trinken, und im Gewirr der Härchen hängengeblieben ist und sich nicht mehr daraus befreien kann ... Aber laß mich genauer hinsehen. Oh, die Härchen sind ja wie mit Honig bestrichen, sie kleben ... Ich habe verstanden! Gott hat es so eingerichtet, entweder damit die Pflanze sich nährt oder damit die Vöglein die Mücken herauspicken können, oder aber damit auf diese Weise die Luft von ihnen gereinigt wird ... Welch ein Wunder!«

»Ohne das starke Sonnenlicht hättest du aber nichts gesehen.«

»Nein, wirklich nicht!«

»Ähnlich ist es bei der Inbesitznahme durch Gott. Das Geschöpf, das von sich aus nur seinen guten Willen einsetzt, um seinen Gott vollkommen und vorbehaltlos zu lieben, sich ganz seinem Willen überläßt, die Tugenden übt und die Leidenschaften beherrscht, geht so in Gott, im Licht, das Gott ist, und in der Weisheit, die Gott ist, auf, daß es alles sieht und versteht. Später, wenn die eigentliche Einwirkung des Übernatürlichen endet, geht das Geschöpf in einen Zustand über, in dem das Empfangene zur Norm für das Leben und die Heiligung wird, sich jedoch wieder verdunkelt, oder vielmehr: was vorher so klar war, erscheint nun in einem Dämmerlicht. Der Dämon, der immerwährende Affe Gottes, ruft bei den geistig Besessenen eine ähnliche Wirkung hervor, wenngleich sie begrenzt ist, da nur Gott unendlich ist. Denen, die sich ihm freiwillig ergeben, um zu triumphieren, gewährt er eine höhere Intelligenz, die aber einzig auf das Böse ausgerichtet ist, um Gott zu beleidigen und dem Menschen zu schaden. Die satanische Einwirkung, die, da sie in der Seele Zustimmung findet, kontinuierlich ist, führt stufenweise bis zur totalen Wissenschaft des Bösen. Das ist die schlimmste Art der Bessenheit. Da äußerlich nichts zu bemerken ist, werden diese Besessenen auch nicht gemieden; aber sie sind da. Wie ich schon mehrmals gesagt habe, wird der Menschensohn von den in dieser Weise Besessenen besiegt werden.«

»Aber könnte Gott nicht die Hölle besiegen?« fragt Philippus.

»Er könnte es, denn er ist der Stärkere.«

»Und warum tut er es nicht, um dich zu verteidigen?«

»Die Absichten Gottes werden erst im Himmel bekannt sein. Auf, gehen wir. Und laßt euch nicht entmutigen.«

Der Hirte, der zugehört hat, ohne es sich anmerken zu lassen, fragt: »Weißt du, wo du Unterkunft finden kannst? Wirst du erwartet?«

»Nein, Mann. Ich müßte über Jericho hinausgehen; aber ich werde nirgends erwartet.«

»Und bist du sehr müde, Rabbi?«

»Müde, ja. Man hat uns keinen Aufenthalt gegönnt und keine Unterkunft angeboten, seit wir den Berg Nebo verlassen haben.«

»Dann ... Ich wollte dir sagen ... Ich wohne in der Nähe von Alt Bet-Hogla ... Ich habe einen blinden Vater und kann nicht weit weggehen, um ihn nicht zu lange allein zu lassen. Aber das Herz und die Herde leiden darunter. Wenn du möchtest ... Ich könnte dir Unterkunft gewähren. Es ist nicht weit von hier. Der Alte glaubt fest an dich ... Josef, der Sohn des Josef, deines Jüngers, kennt ihn.«

»Gehen wir.«

Der Mann läßt sich das nicht zweimal sagen. Er sammelt die Herde und treibt sie der Ortschaft zu, die nordwestlich von ihrem jetzigen Standpunkt liegen muß. Jesus geht mit den Seinen hinter der Herde her.

»Meister«, sagt Iskariot nach einiger Zeit, »in Bet-Hogla gibt es sicher niemanden, der die Geschenke jenes Mannes erwerben könnte ... «

»Wenn wir nach Jericho gehen, um Nike zu besuchen, werden wir sie verkaufen.«

»Ich meine nur ... Der Mann ist arm, und wir werden ihm etwas geben müssen. Ich habe keinen Pfennig mehr.«

»Lebensmittel haben wir genug, auch für einige Bettler. Mehr brauchen wir jetzt nicht.«

»Wie du willst. Aber es wäre besser, du würdest mich vorausschicken. Ich könnte ... «

»Es ist nicht nötig.«

»Meister, das ist Mißtrauen! Warum schickst du uns nicht mehr wie früher zu zweien aus?«

»Weil ich euch liebe und an euer Wohl denke.«

»Es ist nicht gut, daß wir so unbekannt bleiben. Man wird denken, daß wir unwürdig und unfähig sind ... Früher hast du uns gehen lassen, und wir haben gepredigt, Wunder gewirkt und waren bekannt ... «

»Bedauerst du, es nicht mehr tun zu können? Hat es dir gefallen, ohne mich zu gehen? Du bist der einzige, der sich darüber beklagt, nicht allein gehen zu können ... Judas!«

»Meister, du weißt, daß ich dich liebe!« sagt Judas selbstsicher.

»Ich weiß es. Und damit dein Geist nicht verdorben wird, behalte ich dich bei mir. Du bist ja schon der, der sammelt und verteilt, der verkauft oder tauscht für die Armen. Das genügt. Ja, es ist schon zu viel. Betrachte deine Gefährten. Kein einziger bittet um das, was du verlangst.«

»Aber den Jüngern hast du es erlaubt ... Dieser Unterschied ist ungerecht.«

»Judas, du bist der einzige, der mich ungerecht nennt ... Aber ich verzeihe dir. Geh nach vorn und schicke mir Andreas.«

Und Jesus verlangsamt seinen Schritt, um auf Andreas zu warten und mit ihm allein zu sprechen. Ich weiß nicht, was er ihm sagt. Ich weiß, daß Andreas in seiner gewohnten Art sanft lächelt, sich verneigt, um die Hände des Meisters zu küssen, und dann wieder nach vorn geht.

Jesus bleibt allein hinter allen zurück ... Er geht mit tief geneigtem Haupt und wischt sich oft mit dem Zipfel seines Gewandes das Antlitz ab, als würde er schwitzen. Aber es sind Tränen und keine Schweißtropfen, die über seine hageren, bleichen Wangen rollen.

556 Die Frau des sadduzäischen Nekromanten

Immer noch wandert Jesus unermüdlich auf den Wegen Palästinas. Der Fluß ist noch zu seiner Rechten, und er folgt dem Lauf des schönen blauen Wassers, das unter dem Kuß der Sonne glitzert und an den Ufern das dunkle Laub der Bäume blaugrün widerspiegelt.

Jesus ist von seinen Jüngern umgeben. Ich höre, wie Bartholomäus ihn fragt: »Gehen wir jetzt wirklich nach Jericho? Fürchtest du keine Nachstellungen?«

»Nein. Ich werde zum Paschafest auf einem anderen Weg nach Jerusalem kommen, und sie werden enttäuscht sein und nicht mehr wissen, wo sie mich gefangen nehmen sollen, ohne bei der Menge zu großes Aufsehen zu erregen. Glaube mir, Bartholomäus, in einer volkreichen Stadt bin ich weniger in Gefahr als auf einsamen Pfaden. Das Volk ist gut und aufrichtig. Aber es kann auch heftig sein und würde sich gegen meine Festnahme auflehnen, solange ich unter ihm bin, um zu lehren und zu heilen. Die Schlangen arbeiten in der Einsamkeit und im Verborgenen. Außerdem ... habe ich noch heute, morgen und viele Tage zu arbeiten ... Dann ... wird die Stunde des Teufels kommen, und ihr werdet mich verlieren ... um mich kurz darauf wiederzufinden. Glaubt daran. Und glaubt auch dann daran, wenn die Ereignisse meinen Worten mehr denn je zu widersprechen scheinen.«

Die Apostel seufzen niedergeschlagen und schauen ihn mit liebevollen, schmerz erfüllten Blicken an. Johannes stößt einen Seufzer aus: »Nein!« Petrus legt seine kurzen, starken Arme um Jesus, als wolle er ihn beschützen, und sagt: »O mein Herr und Meister!« Mehr sagt er nicht. Aber es liegt so viel in diesen wenigen Worten.

»So ist es, Freunde. Dazu bin ich gekommen. Seid stark. Seht, wie sicher ich meinem Ziel entgegengehe; wie einer, der der Sonne entgegengeht und ihr, die ihn auf die Stirn küßt, zulächelt. Mein Opfer wird eine Sonne für die Welt sein. Das Licht der Gnade wird in die Herzen hinabsteigen, der Friede mit Gott wird sie fruchtbar machen,

und die Verdienste meines Martyriums werden die Menschen befähigen, sich den Himmel zu verdienen. Was will ich anderes als dies? Eure Hände will ich in die Hände des Ewigen, meines und eures Vaters, legen und sagen: „Sieh, ich führe dir diese deine Söhne wieder zu. Sieh, Vater, sie sind rein. Sie können zu dir zurückkehren.“ Ich will sehen, wie er euch umarmt, und sagen: „Liebt euch endlich, denn sowohl der Eine hat sich danach gesehnt als auch ihr anderen, und ihr habt stark darunter gelitten, daß ihr euch nicht lieben konntet.“ Seht, das ist meine Freude, und jeder Tag, der mich der Vollendung dieser Rückkehr, dieser Verzeihung, dieser Vereinigung näherbringt, vermehrt meine Sehnsucht, das Opfer zu vollbringen, um euch Gott und sein Reich zu schenken.«

Jesus ist feierlich und fast ekstatisch bei diesen Worten. Er wandelt aufrecht einher in seinem blauen Gewand und seinem etwas dunkleren Mantel, mit unbedecktem Haupt, in dieser noch frischen Morgenstunde. Er scheint irgendeiner Vision zuzulächeln, die seine Augen im Blau des heiteren Himmels schauen. Die Sonne, die seine linke Wange streichelt, läßt seinen strahlenden Blick noch stärker leuchten und goldene Funken in seinem vom Gehen und einem sanften Wind bewegten Haar aufblitzen. Sie betont noch das Rot der in einem Lächeln leicht geöffneten Lippen und scheint das ganze Antlitz in einer Freude aufleuchten zu lassen, die aber in Wirklichkeit aus dem Inneren seines anbetungswürdigen, in Liebe zu uns Menschen glühenden Herzens strömt.

»Meister, darf ich dir etwas sagen?« fragt Thomas.

»Was denn?«

»Vorgestern hast du gesagt, daß der Erlöser, also du, einen Verräter haben wird. Wie kann ein Mensch dich, den Sohn Gottes, verraten?«

»Ein Mensch könnte den Sohn Gottes, der Gott ist wie der Vater, tatsächlich nicht verraten. Aber jener wird kein Mensch sein. Er wird ein Dämon sein mit dem Leib eines Menschen. Es wird der am meisten besessene und rasendste aller Menschen sein. Maria von Magdala hatte sieben Dämonen, und der Besessene vor einigen Ta-

gen war beherrscht von Beelzebul. Aber in diesem wird Beelzebul sein mit seinem ganzen dämonischen Hof . . . O wahrlich, die Hölle wird in diesem Herzen sein, um ihm die Kühnheit zu verleihen, den Sohn Gottes seinen Feinden auszuliefern, wie ein Lamm dem Schlächter.«

»Hat Satan jetzt schon von diesem Menschen Besitz ergriffen?«

»Nein, Judas. Aber er neigt dazu, Satan zu folgen; und wer dazu neigt, setzt sich der Gefahr aus, ganz in Satans Gewalt zu geraten.«
(Jesus spricht mit Iskariot.)

»Und warum kommt er nicht zu dir, um sich von seiner Neigung heilen zu lassen? Weiß er, daß er sie hat oder weiß er es nicht?«

»Wenn er es nicht wüßte, wäre er nicht schuldig, wie er es ist; denn er weiß, daß er zum Bösen neigt und sich nicht an seine Vorsätze hält, sich davon zu befreien. Wenn er sich daran halten würde, käme er zu mir . . . Aber er kommt nicht . . . Das Gift dringt ein, und meine Nähe reinigt ihn nicht, weil sie nicht gewünscht ist, sondern gemieden wird . . . Das ist euer Fehler, o Menschen. Ihr flieht vor mir, wenn ihr meiner am meisten bedürft.« (Jesus hat Andreas geantwortet.)

»Aber ist er schon einmal zu dir gekommen? Kennst du ihn? Und wir, kennen wir ihn?«

»Matthäus, ich kenne die Menschen, noch bevor sie mich kennenlernen. Du weißt es, und ihr anderen wißt es auch. Ich bin es, der euch berufen hat, da ich euch kannte.«

»Aber kennen wir ihn?« drängt Matthäus.

»Kann euch einer unbekannt bleiben, der zu eurem Meister kommt? Ihr seid meine Freunde und teilt mit mir Brot, Ruhe und Mühen. Selbst mein Haus habe ich euch geöffnet, das Haus meiner heiligen Mutter. Ich bringe euch zu ihr, damit die heilige Atmosphäre des Hauses euch befähige, den Himmel mit seinen Stimmen und Geboten zu verstehen. Ich führe euch zu ihr, wie ein Arzt seine Kranken, die eben eine Reihe schwerer Krankheiten überwunden haben, zu einer Heilquelle bringt, um sie zu stärken und die Reste der Krankheiten zu beseitigen, die sich immer noch schädlich aus-

wirken können. Es bleibt euch also niemand von denen unbekannt, die zu mir kommen.«

»In welcher Stadt bist du ihm begegnet?«

»Petrus, Petrus!«

»Es ist wahr, Meister, ich bin schlimmer als eine geschwätziges Frau. Verzeih mir. Aber es ist Liebe, weißt du . . . «

»Ich weiß es, und deshalb sage ich dir, daß mir dein Fehler nicht zuwider ist. Aber befreie dich auch von ihm.«

»Ja, mein Herr.«

Der Pfad wird schmaler und verläuft zwischen einer Reihe von Bäumen und einem kleinen Wassergraben, und die Gruppe löst sich auf. Jesus spricht gerade mit Iskariot, dem er Anordnungen bezüglich der Käufe und Almosen gibt. Ihnen folgen, jeweils zu zweit, die anderen. Der letzte ist Petrus, allein und nachdenklich. Mit geneigtem Haupt geht er so in Gedanken vertieft, daß er gar nicht merkt, daß der Abstand zwischen ihm und den anderen immer größer wird.

»He du, Mann!« ruft ihm jemand zu, der zu Pferd vorbeikommt. »Gehörst du zum Nazarener?«

»Ja, warum?«

»Geht ihr nach Jericho?«

»Drängt es dich, das zu wissen? Ich weiß nichts. Ich gehe hinter dem Meister her und frage nicht. Wohin auch immer er geht, es ist mir recht. Der Weg führt zwar nach Jericho; aber wir könnten auch in die Dekapolis zurückkehren. Wer weiß! Wenn du mehr wissen willst, weiter vorn ist der Meister.«

Der Mann gibt dem Pferd die Sporen, und Petrus schneidet eine komische Grimasse und murmelt: »Ich traue dir nicht, mein schöner Herr. Ihr seid alle eine Rotte von Schurken! Ich will nicht der Verräter sein und schwöre mir selbst: „Dieser Mund wird verschlossen bleiben.“ Petrus macht ein Zeichen über die Lippen, als ob er sie mit einem Vorlegeschoß verschließen wollte.

Der Reiter hat Jesus erreicht und stellt ihm Fragen. So kommt es,

daß Petrus die anderen einholt. Als der Mann weiterreitet, grüßt er noch Iskariot. Niemand bemerkt es außer Petrus, der als letzter kommt und dem der Gruß nicht zu gefallen scheint. Er faßt Judas am Ärmel und fragt ihn: »Wer war das? Kennst du ihn? Woher?«

»Nur vom Sehen. Er ist ein reicher Mann aus Jerusalem.«

»Du hast Freundschaften in hochgestellten Kreisen! Gut ... vorausgesetzt, daß es zu etwas gut ist. Sag einmal: Ist dieses Fuchsgesicht, das dir so viele Dinge sagt ...?«

»Welche Dinge?«

»Nun, das, was du über den Meister zu wissen vorgibst.«

»Ich?«

»Ja, du! Erinnerst du dich nicht an den Abend im Regen und im Schlamm? Zur Zeit des Hochwassers ... «

»Ah! Nein, nein! Denkst du denn noch immer an Worte, die ich in einem Augenblick schlechter Laune gesagt habe?«

»Ich denke an alles, was Jesus schaden kann: Dinge, Personen, Freunde, Feinde ... Und ich bin immer bereit, die Versprechen zu halten, die ich denen gebe, die Jesus schaden wollen ... Leb wohl.«

Judas folgt ihm mit einem eigenartigen Blick. Staunen, Schmerz und Ärger, ich würde sogar sagen: Zorn liegen darin.

Petrus holt Jesus ein und ruft ihn.

»Oh, Petrus! Komm her!« Jesus legt ihm den Arm um die Schultern.

»Wer war dieser borstige Jude?«

»Borstig, Petrus? Er war doch ganz geschniegelt und parfümiert!«

»Aber er hatte ein borstiges Gewissen. Mißtraue ihm, Jesus!«

»Ich habe dir doch gesagt, daß meine Stunde noch nicht gekommen ist. Und wenn sie da ist, wird kein Mißtrauen mich retten ... wenn ich mich retten wollte. Selbst die Steine würden schreien und mich umringen, wenn ich mich retten wollte.«

»Mag sein ... Aber traue ihnen nicht ... Meister!«

»Petrus, was hast du?«

»Meister ... ich muß dir etwas sagen, denn ich habe eine Last auf dem Herzen.«

»Du mußt mir etwas sagen und hast eine Last?«

»Ja. Die Last ist eine Sünde. Das Etwas ist ein Rat.«

»Beginne mit der Sünde.«

»Meister ... ich ... ich hasse ... besser gesagt, ich empfinde Abscheu für einen unter uns, denn du willst ja nicht, daß wir hassen. Ich glaube in der Nähe einer Höhle zu sein, aus der Gestank brünstiger Schlangen dringt ... und ich möchte nicht, daß sie herauskommen und dir schaden. Dieser Mensch ist eine Schlangenhöhle, und er selbst ist in Brunst mit dem Teufel.«

»Wie kommst du darauf?«

»Bah! ... Ich weiß es nicht. Ich bin grob und ungebildet, aber dumm bin ich nicht. Ich bin gewohnt, aus Wind und Wolken zu lesen ... und nun habe ich auch einen Blick für die Herzen. Jesus ... Ich habe Angst.«

»Urteile nicht, Petrus, schöpfe keinen Verdacht, denn Verdacht schafft Hirngespinnste. Man sieht Dinge, die nicht existieren.«

»Der Ewige gebe, daß es nichts sei. Aber ich bin nicht sicher.«

»Wen meinst du, Petrus?«

»Judas von Kerijot. Er rühmt sich, Freundschaften in hochstehenden Kreisen zu haben, und gerade eben noch hat dieser häßliche Kerl ihn begrüßt, wie man einen guten Bekannten grüßt. Früher hatte er diese Bekanntschaften nicht.«

»Judas ist derjenige, der Gaben entgegennimmt und verteilt. Er hat Gelegenheit, sich den reichen Leuten zu nähern, und weiß mit ihnen umzugehen.«

»Ja, er weiß mit ihnen umzugehen ... Meister, sage mir die Wahrheit. Hast du keinen Verdacht?«

»Petrus, du bist mir so teuer wegen deines Herzens. Aber ich will dich vollkommen wissen. Nicht vollkommen ist einer, der nicht gehorcht. Ich habe dir gesagt: Urteile nicht und verdächtige niemanden.«

»Aber du sagst mir nicht ... «

»Bald werden wir in der Nähe von Jericho sein und haltmachen,

um auf eine Frau zu warten, die uns nicht in ihrem Haus empfangen kann . . . «

»Warum? Ist sie eine Sünderin?«

»Nein, sie ist eine Unglückliche. Dieser Reiter, der dich so sehr stört, ist gekommen, um mich zu bitten, dort auf sie zu warten. Ich werde es tun, obwohl ich weiß, daß ich nichts für sie tun kann. Weißt du, wer sie und den Reiter auf meine Spur gebracht hat? Judas. Du siehst, daß die Bekanntschaft mit diesem Juden gerechtfertigt ist.«

Petrus senkt den Kopf und schweigt beschämt. Vielleicht ist er nicht überzeugt und neugierig. Doch er schweigt.

Jesus bleibt vor der Stadtmauer stehen und setzt sich müde unter eine Baumgruppe, die einer Quelle Schatten spendet, in deren Nähe Tiere an Tränke stehen. Auch die Jünger setzen sich und warten. Es muß ein recht unbedeutender Stadtteil sein, denn außer diesen Pferden und Eseln, die gewiß reisenden Kaufleuten gehören, ist niemand zu sehen.

Eine ganz in einen schweren, dunklen Mantel gehüllte und verschleierte Frau tritt vor. Der dichte, dunkle Schleier bedeckt ihr Gesicht gut zur Hälfte. Neben ihr der Reiter von vorher, jetzt zu Fuß, und drei andere pompös gekleidete Männer.

»Wir grüßen dich, Meister.«

»Der Friede sei mit euch.«

»Dies ist die Frau. Höre sie an und erfülle ihren Wunsch.«

»Wenn es mir möglich ist.«

»Du kannst alles.«

»Glaubst du das als Sadduzäer?« Der Sadduzäer ist der, der vorher zu Pferd war.

»Ich glaube an das, was ich sehe.«

»Hast du gesehen, daß ich es kann?«

»Ich habe es gesehen.«

»Und warum ich es kann, weißt du das auch?« Schweigen. »Darf ich wissen, weshalb du glaubst, daß ich es kann?« Schweigen.

Jesus kümmert sich nicht mehr um ihn und um die anderen. Er spricht zu der Frau: »Was willst du?«

»Meister ... Meister ...«

»Sprich nur ohne Furcht.«

Die Frau wirft einen schiefen Blick auf ihre Begleiter, die ihn auf ihre Art auslegen.

»Die Frau hat einen kranken Mann und bittet dich, ihn zu heilen. Er ist eine einflußreiche Persönlichkeit am Hofe des Herodes, und es lohnt sich für dich, sie zu erhören.«

»Nicht weil er einflußreich ist, sondern weil sie unglücklich ist, werde ich sie erhören, wenn ich kann. Ich habe es schon gesagt. Was hat dein Gemahl? Und warum ist er nicht gekommen? Warum willst du nicht, daß ich zu ihm gehe?«

Wiederum Schweigen, und ein weiterer schiefer Blick.

»Willst du ohne Zeugen mit mir sprechen? Komm.« Sie entfernen sich einige Schritte. »Sprich.«

»Meister ... Ich glaube an dich. So sehr, daß ich sicher bin, daß du alles über ihn, über mich und über unser unglückliches Leben weißt ... Aber er glaubt nicht ... Er haßt dich sogar ... Und er ...«

»Aber er kann nicht geheilt werden, weil er nicht glaubt. Nicht nur an mich glaubt er nicht, sondern nicht einmal an den wahren Gott.«

»Ah! Du weißt es!« Die Frau weint verzweifelt. »Mein Haus ist eine Hölle. Eine Hölle! Du befreist die Besessenen. Du weißt daher, was ein Dämon ist. Aber kennst du auch diesen raffinierten, intelligenten, falschen und gebildeten Dämon? Weißt du, zu welcher Perversion er führt? Weißt du, zu welchen Sünden? Weißt du, welches Verderben er um sich herum verursacht? Mein Haus? Ist es ein Haus? Nein. Es ist die Schwelle der Hölle. Und mein Gemahl? Ist er mein Gemahl? Jetzt ist er krank und kümmert sich nicht um mich. Aber auch als er noch stark war und nach Liebe verlangte, war es da ein Mensch, der mich umarmte, der mich hielt, der mich besaß? Nein, ich war in den Klauen eines Dämons, ich spürte den Atem und die Schlüpfrigkeit eines Dämons. Ich habe ihn so sehr geliebt, und ich liebe ihn noch immer. Ich bin seine Frau, und er hat mir meine Jungfräulichkeit genommen, als ich noch fast ein Kind war.

Ich war kaum vierzehn Jahre alt. Aber auch wenn mich der Augenblick zurückführte zu jener ersten Stunde und mir die zarten Gefühle der ersten Umarmung, die mich zur Frau gemacht hatte, wiedergab, fühlte ich mich zunächst mit dem edelsten Teil meines Wesens und dann auch mit Fleisch und Blut abgestoßen; ich schauderte vor Entsetzen, wenn ich daran dachte, daß er sich mit der Beschwörung der Geister beschmutzt hatte. Es schien mir, daß nicht mein Mann, sondern die Toten, die er beschwor, sich meiner bemächtigt hatten und sich mit mir vergnügten . . . Selbst jetzt, jetzt, wenn ich nur sehe, wie er dahinstirbt und immer noch dieser Magie ergeben ist, empfinde ich Abscheu. Nicht ihn sehe ich . . . Satan sehe ich. Oh, welcher Schmerz! Nicht einmal in der Todesstunde werde ich bei ihm sein, denn das Gesetz verbietet es. Rette ihn, Meister. Ich bitte dich, heile ihn, damit er Zeit hat, sich zu bekehren.« Die Frau weint verzweifelt.

»Arme Frau! Ich *kann* ihn nicht heilen.«

»Warum nicht, Herr?«

»Weil er nicht will.«

»Doch. Er hat Angst vor dem Tode, und er will.«

»Er will nicht. Er ist kein Wahnsinniger und kein Besessener, der seinen eigenen Zustand nicht erkennt und nicht um Befreiung bittet, weil er keine Gedankenfreiheit besitzt. Sein Wille ist nicht behindert. Er ist einer, der so sein will. Er weiß, daß, was er tut, verboten ist. Er weiß, daß der Gott Israels ihn verflucht hat, und dennoch verharret er in seiner Sünde. Auch wenn ich ihn heilen und bei seiner Seele beginnen würde, würde er wieder zurückkehren zu seiner satanischen Ergötzung. Sein Wille ist verderbt. Er ist ein Widersacher. Ich kann nichts tun.«

Die Frau weint noch stärker. Ihre Begleiter nähern sich. »Wirst du sie nicht zufriedenstellen, Meister?«

»Ich kann nicht.«

»Habe ich es euch nicht gesagt? Und die Gründe?«

»Du, Sadduzäer, fragst mich? Denke an das Buch der Könige. Lies nach, was Samuel zu Saul und Elija zu Ahasja gesagt hat. Der Geist

des Propheten tadelt den König, da er ihn im Reich der Toten gestört hat. Es ist nicht erlaubt, dies zu tun. Lies das Buch Levitikus, wenn du dich nicht des Wortes Gottes, des Schöpfers und Herrn des Universums, des Beschützers der Lebendigen und der Toten, erinnerst. Lebendige und Tote sind in der Hand Gottes, und es ist nicht erlaubt, sie ihr zu entreißen. Weder aus eitler Neugierde, noch mit gotteslästerlicher Gewalt, noch aus verfluchtem Unglauben. Was wollt ihr wissen? Ob es eine ewige Zukunft gibt? Und ihr behauptet, daß ihr an Gott glaubt. Wenn es einen Gott gibt, wird er auch einen Hof haben. Und was für ein Hof kann das sein, wenn nicht einer, der ewig ist wie er, einer aus ewigen Geistern? Wenn ihr sagt, daß ihr an Gott glaubt, warum glaubt ihr dann nicht an sein Wort? Heißt es nicht: „Ihr dürft keine Wahrsagerei betreiben und nicht in den Träumen lesen“? Heißt es nicht: „Gegen jeden, der sich an Totenbeschwörer und Wahrsager wendet und mit ihnen Unzucht treibt, werde ich mein Angesicht richten und ihn aus der Mitte seines Volkes austilgen“? Heißt es nicht: „Ihr sollt euch kein geschnitztes Bildnis machen“? Und was seid ihr: Samariter und Verlorene oder Söhne Israels? Was seid ihr: Törichte oder vernunftbegabte Wesen? Und wenn ihr logisch denkt und die Unsterblichkeit der Seele leugnet, warum ruft ihr dann die Toten? Wenn sie nicht unsterblich sind, diese immateriellen Bestandteile, die den Körper beleben, was bleibt dann noch übrig von einem Menschen nach dem Tode? Verwestes Fleisch und Gebein, kalkhaltige Knochen in einem Haufen Würmer. Und wenn ihr nicht an Gott glaubt, sondern zu Götzen und Zeichen eure Zuflucht nehmt, um Heilung, Geld und Antworten zu erhalten, wie der, dessen Heilung ihr erbittet, warum macht ihr euch dann Götzenbilder und glaubt, daß sie euch Worte sagen können, die mehr Wahrheit enthalten, die heiliger und göttlicher sind als die Worte, die Gott euch sagt? Und nun gebe ich euch dieselbe Antwort, die Elija dem Ahasja gab: „Weil du Boten gesandt hast, um Beelzebul, den Gott von Ekron zu befragen, als ob es keinen Gott in Israel gäbe, den man befragen könnte; darum wirst du von dem Lager, das du bestiegen hast, nicht wieder

herabsteigen, sondern du sollst in deiner Sünde sterben.“«

»Du bist immer der, der beschimpft und uns angreift. Ich mache dich darauf aufmerksam. Wir kommen dir entgegen, um ... «

»Um mich in eine Falle zu locken. Aber ich lese in euren Herzen. Herunter mit der Maske, ihr an den Feind Israels verkauften Herodianer! Herunter mit der Maske, ihr falschen und grausamen Pharisäer! Herunter mit der Maske, ihr Sadduzäer, ihr wahren Samariter! Herunter mit der Maske, ihr Schriftgelehrten, deren Taten der Schrift entgegenstehen! Herunter mit der Maske ihr alle, die ihr das Gesetz Gottes brecht, ihr Feinde der Wahrheit und Helfer des Bösen! Nieder mit den Schändern des Hauses Gottes! Nieder mit euch, ihr Aufwiegler schwacher Gewissen! Fort, ihr Schakale, die ihr euer Opfer im Wind aufspürt, der es gestreift hat, und seiner Spur folgt, es belauert und die günstigste Gelegenheit abwartet, um es zu töten. Schon leckt ihr euch die Lippen im Vorgeschmack des Blutes und träumt von dieser Stunde! ... O ihr Betrüger und Ehebrecher, die ihr für weniger als eine Handvoll Linsen euer Erstgeburtsrecht unter den Völkern verkauft. Kein Segen ruht mehr auf euch, und andere Völker werden sich bekleiden mit dem Vlies des Gotteslammes; und die wahren Gesalbten werden erscheinen vor den Augen des Allerhöchsten, der den Wohlgeruch seines Christus an ihnen wahrnehmen und sagen wird: „Dies ist der Duft meines Sohnes, gleich dem Duft eines blühenden, von Gott gesegneten Ackers. Über euch sei der Tau des Himmels: die Gnade. Für euch die Fülle der Erde: die Frucht meines Blutes. Für euch der Überfluß an Korn und Wein: mein Leib und mein Blut, die ich für das Leben der Menschen und zum Andenken an mich hingeben werde. Euch sollen die Völker dienen, vor euch sich verneigen die Menschen, denn dort, wo das Zeichen meines göttlichen Lammes sein wird, wird auch der Himmel sein. Und die Erde ist dem Himmel untertan. Seid Herrscher über eure Brüder, denn die Nachfolger meines Christus werden die Könige des Geistes sein, da sie das Licht besitzen; und auf dieses Licht werden die anderen ihren Blick richten und von ihm werden

sie Hilfe erwarten. Es sollen sich vor euch die Söhne eurer Mutter, der Erde, verneigen. Ja, alle Erdensöhne werden sich einst vor meinem Zeichen verneigen. Verflucht sei, wer euch verflucht, und gesegnet, wer euch segnet; denn Segen und Fluch, die euch zuteil werden, gelten mir, eurem Vater und Gott.“ Dies wird er sagen. Dies, o ihr Ehebrecher, die ihr als geliebte Braut der Seele den wahren Glauben haben könntet und mit Satan und seinen falschen Lehren Unzucht treibt. Dies wird er sagen, ihr Mörder. Mörder der Gewissen und Mörder der Leiber.

Hier sind zwei eurer Opfer. Aber wenn auch zwei Herzen ermordet worden sind, einen Leib werdet ihr nicht länger als für die Zeit des Jona haben. Und dann wird *er*, verbunden mit seiner unsterblichen Wesenheit, euch richten.«

Jesus ist furchtbar bei dieser Anklagerede. Ich glaube, daß er am Tag des Jüngsten Gerichtes ungefähr so sein wird.

»Und wo sind die Ermordeten? Du phantasierst! Du lebst im Konkubinat mit Beelzebul. Du treibst Unzucht mit ihm und wirkst in seinem Namen Wunder. Aber in diesem Fall vermagst du es nicht, da wir die Freundschaft Gottes besitzen.«

»Satan vertreibt sich nicht selbst. Ich vertreibe die Dämonen. Im Namen wessen also?« ... Schweigen ... »Antwortet mir!«

»Es ist doch gar nicht der Mühe wert, sich mit diesem Besessenen abzugeben. Ich habe es euch ja gesagt, und ihr habt mir nicht geglaubt. Jetzt hört es von ihm selbst. Antworte, du verrückter Nazarener. Kennst du den Schemhamphorasch (der „unaussprechliche“ Name Gottes)?«

»Ich bedarf seiner nicht!«

»Hört ihr? Noch eine Frage. Bist du nicht in Ägypten gewesen?«

»Ja.«

»Seht ihr? Wer ist der Totenbeschwörer, der Satan? Schrecklich! Komm, Frau. Dein Mann ist ein Heiliger im Vergleich zu diesem hier. Komm! ... Du wirst dich reinigen müssen. Du hast Satan berührt! ...« Und sie gehen und schleppen die weinende Frau mit lebhaften Gesten des Abscheus mit sich.

Jesus steht mit verschränkten Armen da und verfolgt sie mit den Blitzen seiner Augen.

»Meister ... Meister ...« Die Apostel sind erschrocken sowohl über die Heftigkeit Jesu als auch über die Worte der Judäer.

Petrus fragt, und er steht bei diesen Worten sehr gebeugt da: »Was haben sie sagen wollen mit ihren letzten Fragen? Was war das?«

»Was meinst du? Der Schemhamphorasch?«

»Ja, was ist das?«

»Denke nicht daran. Sie verwechseln die Wahrheit mit der Lüge, Gott mit Satan, und in ihrem satanischen Hochmut glauben sie, daß Gott, damit er sich dem Willen der Menschen beugt, mit seinem Tetragrammaton beschworen werden muß. Der Sohn spricht mit dem Vater die wahre Sprache, und dadurch, durch die gegenseitige Liebe des Vaters und des Sohnes, kommen Wunder zustande.«

»Aber warum haben sie gefragt, ob du in Ägypten gewesen bist?«

»Weil der Böse sich der unschuldigsten Dinge bedient, um daraus eine Anklage gegen sein Opfer zu machen. Mein Aufenthalt in Ägypten als Kind wird einer der Anklagepunkte sein in der Stunde ihrer Rache. Ihr und eure Nachfolger sollt wissen, daß man dem verschlagenen Satan und seinen Helfershelfern gegenüber doppelt klug sein muß. Deshalb habe ich gesagt: „Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben.“ Dies, um den Dämonen nur so wenig Waffen als möglich in die Hände zu geben. Und doch nützt es nichts. Laßt uns gehen.«

»Wohin, Meister? Nach Jericho?«

»Nein. Wir werden ein Boot nehmen und den Jordan wieder an der Dekapolis vorbei bis Änon hinauffahren. Dort steigen wir aus und nehmen dann am Ufer des Sees von Gennesaret ein anderes Boot, mit dem wir nach Tiberias übersetzen. Von dort gehen wir nach Kana und Nazaret. Ich bedarf meiner Mutter, und auch ihr. Was Christus mit seinem Wort nicht erreicht, gelingt ihr mit ihrem Schweigen. Was meiner Macht nicht gelingt, vermag ihre Reinheit. Oh! Meine Mutter!«

»Weinst du, Meister? Du weinst? Oh nein! Wir werden dich verteidigen. Wir lieben dich!«

»Ich weine nicht aus Furcht vor denen, die mir Böses antun wollen. Ich weine, weil die Herzen härter sind als Jaspis und ich bei so vielen von ihnen nichts erreiche. Kommt, Freunde.«

Sie gehen zum Flußufer hinab und fahren mit dem Boot irgendeines Mannes stromaufwärts. So endet alles.

557 »Ein Gebet kann euch mit Gott verbinden, nicht eine magische Formel«

Jesus sagt: »Die Welt – und unter Welt verstehe ich nicht nur die Laien – leugnet das Übernatürliche; aber dann, wenn sie mit göttlichen Offenbarungen und Kundgebungen konfrontiert wird, ist sie schnell dabei, nicht das Übernatürliche, sondern das Okkulte aufs Tapet zu bringen. Man verwechselt das eine mit dem anderen. Und nun hört: Übernatürlich ist, was von Gott kommt. Okkult ist, was einer außerirdischen Quelle entspringt, nicht aber auf Gott zurückzuführen ist.

Wahrlich, ich sage euch, die Geister können zu euch kommen. Aber wie? Auf zweifache Art und Weise: Auf Befehl Gottes oder durch menschliche Gewalt. Auf Befehl Gottes kommen die Engel, die Seligen, die Geister, die bereits im Lichte Gottes sind. Durch den Eingriff des Menschen können Geister erscheinen, denen auch ein Mensch befehlen kann, weil sie in einem tieferen Schlamm stecken als die menschlichen Seelen, in denen noch eine Erinnerung an die Gnade lebt, wenn auch die Gnade nicht mehr wirksam ist. Erstere kommen spontan auf einen einzigen Befehl hin, den meinen, und bringen die Wahrheit mit sich, die ihr, weil ich es will, kennenlernen sollt. Die anderen kommen durch eine Kombination von Kräften, Kräften des Götzendienst treibenden Menschen und Kräften des Götzen Satan. Können sie auch Wahres vermitteln? Nein, nie, in keinem Fall! Kann eine Formel, auch wenn sie von Satan gelehrt wird,

Gott dem Willen des Menschen unterwerfen? Nein. Gott kommt immer freiwillig. Ein Gebet kann euch mit ihm verbinden, nicht eine magische Formel.

Und wenn jemand einwendet: „Samuel erschien dem Saul“, sage ich: „Nicht durch die Macht der Hexe, sondern durch meinen Willen und zu dem Zweck, den König aufzurütteln, der sich gegen mein Gesetz auflehnte.“ Einige werden sagen: „Und die Propheten?“ Die Propheten verkünden die Wahrheit aus einer Erkenntnis, die ihnen direkt eingegeben oder durch einen Engel vermittelt wird. Andere werden entgegnen: „Und die schreibende Hand beim Gastmahls des Königs Belschazzar?“ Diese mögen die Antwort Daniels lesen: „Auch du hast dich gegen den Herrn des Himmels erhoben ... du hast die Götter aus Silber, Bronze, Erz, Gold, Holz und Stein gepriesen, die nichts sehen und nichts hören und keinen Verstand haben; aber den Gott, in dessen Hand dein Atem ist und bei dem alle deine Wege sind, hast du nicht verehrt. Daher wurde von ihm die Hand gesandt, die diese Schrift geschrieben hat. (Er schickte sie von sich aus, während du, törichter König und törichter Mensch, nicht daran dachtest und nur darum besorgt warst, deinen Magen zu füllen und deinem Geist zu schmeicheln.)“

Bisweilen ermahnt euch Gott durch Kundgebungen, die ihr „medial“ nennt und die in Wirklichkeit Akte der Barmherzigkeit einer göttlichen Liebe sind, die euch retten will. Ihr dürft sie jedoch nicht selbst hervorzurufen suchen, denn die von euch hervorgerufenen sind nie echt und auch nie nützlich und bringen euch nichts Gutes. Macht euch nicht zu Sklaven dessen, was euch ins Verderben stürzt. Haltet euch nicht für intelligenter als die Demütigen, die sich der seit Jahrhunderten von meiner Kirche anerkannten Wahrheit beugen. Ihr seid nicht intelligenter, nur weil ihr hochmütig seid und in eurem Ungehorsam Freiheit für eure unerlaubten Gelüste sucht. Geht in euch und bleibt der seit vielen Jahrhunderten geltenden Lehre treu. Von Mose bis Christus, von Christus bis zu euch, und von euch bis zum letzten Tage ist dies die Lehre, und keine andere.

Kommt sie von euch, diese Lehre? Nein, die Wahrheit ist in mir und in meiner Lehre, und die Weisheit des Menschen besteht darin, mir zu gehorchen. Ist die Neugierde gefahrlos? Nein, sie steckt euch an, und ihr habt dann die Folgen zu tragen. Weg von Satan, wenn ihr Christus haben wollt. Ich bin der Gute. Ich und der Geist des Bösen, wir haben nichts gemeinsam. Entweder ich oder er. Wählt.«

»O mein „Sprachrohr“: Sage dies denen, die es angeht. Es ist das letzte Mal, daß ich zu ihnen spreche. Du aber und dein Seelenführer, seid vorsichtig. Die Beweise werden zu Gegenbeweisen in der Hand des Feindes und der Feinde meiner Freunde. Nehmt euch in acht. Geht hin in meinem Frieden.«

558 »Die, die mich lieben, gehen fort«

»Erhebt euch und laßt uns aufbrechen. Gehen wir wieder zum Fluß und suchen wir ein Boot. Geh du, Petrus, mit Jakobus. Man soll uns bis in die Nähe von Betabara bringen. Wir werden einen Tag bei Salomon bleiben und dann ... «

»Aber willst du denn nicht nach Nazaret gehen?«

»Nein. Heute nacht habe ich mich entschlossen. Es tut mir leid für euch, aber ich muß zurückkehren.«

»Ich bin glücklich darüber!« ruft Margziam. »So werde ich länger bei dir sein!«

»Ja; obgleich du, armer Junge, gar traurige Tage an meiner Seite verlebst!«

»Gerade deswegen möchte ich bei dir bleiben, um dich meine Liebe fühlen zu lassen. Das allein will ich, sonst verlange ich nichts.«

Jesus küßt ihn auf die Stirn.

»Gehen wir also wieder über Betabara?« fragt Matthäus.

»Nein. Wir überqueren den Fluß mit irgendeinem Fischerboot.«

Petrus kommt mit Jakobus zurück. »Bis heute abend, Meister, ist kein Boot zu haben ... Und ... soll ich es sagen?«

»Sage es.«

»Einige sind hier vorbeigekommen ... Sie müssen entweder gut bezahlt oder stark gedroht haben ... Ich glaube nicht, daß du

am Abend wirklich ein Boot finden wirst ... Sie sind erbarmungslos ... « seufzt Petrus.

»Das macht nichts. Gehen wir ... und der Herr wird uns helfen.«

Die Jahreszeit ist ungünstig, es regnet und der Weg ist aufgeweicht. Zum Regen kommt noch der Tau der Nacht, der auf dem Damm am Flußufer sehr reichlich fällt. Dennoch gehen sie auf diesem schmalen, erhöhten und der Straße entlang verlaufenden Weg, der weniger schlammig und weniger dem ununterbrochenen Geriesel des feinen Regens ausgesetzt ist durch eine Reihe von Pappeln, die einigermaßen Schutz gewähren, wenn nicht gerade ein Windstoß alle Tropfen auf einmal herschüttelt, die die Zweige zurückgehalten haben.

»Ja, es ist eben jetzt die Zeit«, sagt Thomas philosophisch, indem er den Kragen seines Gewandes hochklappt.

»Ja, es ist seine Zeit«, bestätigt Bartholomäus mit einem Seufzer.

»Wir werden schon irgendwo unsere Kleider trocknen können ... Es werden doch nicht alle gegen uns aufgebracht sein«, sagt Petrus.

»Es kann immer noch sein, daß wir ein Boot finden ... Wer weiß!« fügt Jakobus des Alphäus hinzu.

»Wenn wir viel Geld hätten, würden wir alles finden; aber er hat mich ja nicht nach Jericho gehen lassen, um die Sachen zu verkaufen!« sagt Judas von Kerijot.

»Schweig! Ich bitte dich. Der Meister ist so betrübt. Schweig!« fleht Johannes.

»Ich schweige. Ja, ich freue mich sogar über seinen Befehl. So kann man nicht sagen, daß ich diese Sadduzäer beigeschickt habe«, und er schaut dabei Petrus an. Aber Petrus ist in Gedanken versunken, sieht nichts und antwortet nichts.

Sie gehen weiter und weiter unter dem Regen, der so fein wie Nebel durch den grauen Tag rieselt. Von Zeit zu Zeit sprechen sie miteinander, aber es scheinen eher Selbstgespräche zu sein, so sehr gleichen ihre Worte Schlüssen aus einem Dialog mit einem unsichtbaren Gesprächspartner.

»Wir werden doch schließlich irgendwo anhalten müssen.«

»Alle Orte sind gleich, denn überall kommen sie hin.«

»Ob wir verfolgt werden oder nicht, besser ist es doch, in einer Stadt zu sein. Wenigstens wird man dort nicht naß.«

»Aber was wollen sie denn eigentlich erreichen?«

»Arme Maria! Wenn sie wüßte!«

»Großer Gott, beschütze deine Diener!« usw. ... Dann stecken sie alle die Köpfe zusammen und diskutieren leise miteinander.

Jesus geht voran, allein ... Allein! Bis Margziam ihn mit dem Zeloten einholt.

»Die anderen sind zum Ufer hinuntergestiegen, um zu sehen, ob ein Boot zu haben ist ... Dann würde es schneller gehen. Dürfen wir zu dir kommen?«

»Kommt! Worüber habt ihr vorhin gesprochen?«

»Über dein Leiden.«

»Und über den Haß der Menschen. Was können wir tun, um dein Leiden zu lindern und den Haß zu zügeln?« fragt der Zelote.

»Mein Schmerz wird durch eure Liebe gelindert ... Für den Haß ... gibt es nichts anderes, als ihn zu ertragen ... Das ist etwas, was mit dem Leben auf Erden aufhört, und dieser Gedanke gibt Geduld und Kraft, ihn zu ertragen. Margziam! Junge! Warum bist du so betrübt?«

»Weil mich das an Doras erinnert.«

»Du hast recht. Es wird Zeit, daß ich dich nach Hause schicke ... «

»Nein, Jesus! Nein! Warum willst du mich für etwas Böses bestrafen, das ich nicht getan habe?«

»Nicht zur Strafe, sondern um dich zu behüten ... Ich will nicht, daß du an Doras denkst. Was fühlst du bei dieser Erinnerung? Antworte mir ... «

Margziam weint mit gesenktem Kopf; dann erhebt er sein Gesicht und sagt: »Du hast recht. Mein Geist ist nicht imstande zu verstehen und zu verzeihen, noch nicht. Aber warum willst du mich fort-schicken? Wenn du leidest, habe ich einen Grund mehr, in deiner

Nähe zu sein. Du hast mich doch auch immer getröstet! Ich bin nicht mehr das törichte Kind, das dir im vergangenen Jahr gesagt hat: „Laß mich deinen Schmerz nicht schauen.“ Ich bin jetzt wirklich erwachsen. Laß mich bei dir bleiben, Herr ... Sag du es ihm, Simon.«

»Der Meister weiß, was gut für uns ist. Und vielleicht ... will er dir einen Auftrag geben ... Ich weiß nicht ... Es ist nur so ein Gedanke von mir.«

»Du hast recht. Ich hätte ihn gern bei mir behalten bis nach dem Lichterfest. Aber ... meine Mutter ist allein. Man redet so viel über den Haß meiner Feinde, und sie könnte Schlimmeres befürchten, als wirklich ist. Meine Mutter ist allein, und sicherlich weint sie. Du wirst zu ihr gehen und ihr ausrichten, daß ich sie grüßen lasse und sie nach dem Lichterfest erwarte. Sonst sollst du ihr nichts sagen, Margziam.«

»Aber wenn sie mich fragt?«

»Oh, du kannst sagen ohne zu lügen ... daß das Leben ihres Jesus wie dieser Himmel des Etanim ist: Wolken und Regen, teilweise Sturm. Aber es fehlen auch nicht die Sonnentage, wie gestern, wie vielleicht auch morgen. Schweigen ist nicht lügen. Du kannst ihr von den Wundern erzählen, die du gesehen hast. Du kannst ihr sagen, daß Elisa bei mir ist; daß Hananias mich wie ein Vater aufgenommen hat; daß ich in Nob im Haus eines guten Israeliten bin ... Über den Rest bewahre Schweigen. Dann gehst du zu Porphyria und bleibst dort, bis ich dich rufe.«

Margziam weint noch stärker.

»Warum weinst du so? Gehst du nicht gern zu Maria? Gestern warst du noch ... « sagt Simon.

»Ja, gestern, weil wir alle zusammen zu ihr gehen wollten. Ich weine auch aus Angst, dich nicht mehr zu sehen ... Oh, Herr! Herr! Nie mehr wird es für mich so glückliche Tage geben, wie es die letzten waren!«

»Wir werden uns noch wiedersehen, Margziam. Ich verspreche es dir.«

»Wann? Nicht vor dem Paschafest. Das ist eine lange Zeit.« Jesus schweigt. »Willst du mich wirklich nicht vor Pascha bei dir haben?«

Jesus legt einen Arm um seine noch schmalen Schultern und zieht ihn an sich. »Warum willst du die Zukunft kennen? Heute sind wir noch. Morgen sind wir nicht mehr. Auch der reichste und mächtigste Mann kann seinem Leben keinen Tag hinzufügen. Sein Leben und die ganze Zukunft liegt in der Hand Gottes ... «

»Aber zum Paschafest muß ich ja in den Tempel kommen. Ich bin Israelit. Du kannst mich nicht sündigen lassen!«

»Du wirst nicht sündigen. Und die erste Sünde, von der du mir versprechen mußt, daß du sie nie begehst, ist die des Ungehorsams. Du sollst gehorchen. Immer. Jetzt mir, und später dem, der in meinem Namen zu dir sprechen wird. Versprichst du mir das? Denk daran, daß ich, dein Meister und Gott, meinem Vater gehorcht habe und ihm gehorchen werde bis zum Ende meiner Tage.« Jesu Stimme wird feierlich bei diesen letzten Worten.

Margziam sagt fast mit Begeisterung: »Ich werde gehorchen. Ich schwöre es vor dir und dem ewigen Gott.«

Es folgt ein Schweigen.

Dann fragt der Zelote: »Geht er allein zu ihr?«

»Nein, gewiß nicht. Mit einigen Jüngern. Wir werden noch andere finden außer Isaak.«

»Schickst du auch Isaak nach Galiläa?«

»Ja, er wird mit meiner Mutter zurückkehren.«

Man ruft sie vom Fluß. Die drei überqueren den Weg und gehen ans Wasser hinunter.

»Schau, Meister, wir haben etwas gefunden. Und sie wollen keine Bezahlung. Es sind Verwandte eines wunderbar Geheilten. Sie bringen Sand zum Dorf, also müssen wir bis dorthin zu Fuß gehen. Dann nehmen sie uns mit.«

»Gott vergelte es ihnen. So können wir gegen Abend bei Hananias sein.«

Petrus kommt sehr zufrieden wieder zum Weg herauf und sieht

das traurige Gesicht des Margziam. »Was hast du? Was hat er getan?«

»Nichts Böses, Simon. Ich habe ihm gesagt, daß ich ihn nach Hause schicken werde, sobald wir irgendwo Jünger antreffen. Und deshalb ist er traurig.«

»Nach Hause ... Ja ... das ist richtig ... Die Jahreszeit ... « Petrus überlegt. Dann schaut er Jesus an und zieht ihn am Ärmel, damit er sich zu seinem Mund herunterneigt, und flüstert ihm ins Ohr: »Meister, aber warum schickst du ihn fort, ohne abzuwarten ... «

»Wegen der Jahreszeit, du hast es selbst gesagt.«

»Und außerdem?«

»Simon, ich will dir nichts vormachen. Auch, weil es nicht gut ist, daß Margziam sich das Herz vergiftet ... «

»Du hast recht, Meister. Vergiftung des Herzens ... Das ist es. Genau dazu würde es schließlich kommen.« Dann sagt er laut: »Der Meister hat wirklich recht. Du wirst gehen und ... wir sehen uns dann an Pascha wieder. Schließlich ist es ja nicht mehr lange bis dahin. Der Kislew ist vorüber ... Oh, bald kommt der schöne Nisan. Ja, gewiß, er hat recht ... « Die Stimme des Petrus wird unsicher. Er wiederholt behutsam und traurig: »Er hat recht ... « Und zu sich selbst sagt er: »Was wird wohl alles passieren bis zum Nisan?« Er schlägt verzweifelt mit der Hand auf die Stirn.

Weiter und weiter gehen sie in der Nässe des Tages. Es regnet nicht mehr, bis sie, an die Knie mit Schlamm bedeckt, in fünf kleine, feuchte, sandige Kähne steigen, die mit der Strömung flußabwärts fahren. Dann beginnt es wieder zu regnen. Die Tropfen klatschen auf das stille Wasser des Flusses, das den wolkenverhangenen Himmel widerspiegelt, und bilden sich immer wieder auflösende Kreise in einem Spiel von perlmutternen Facetten.

Es scheint eine ganz verlassene Gegend zu sein. An den Ufern, in den winzigen Dörfchen, ist keine Seele zu sehen. Wegen des Regens sind die Häuser verschlossen und die Wege verlassen, so daß sie bei der Landung in der beginnenden Abenddämmerung nahe dem

kleinen Dorf Salomons den Weg still und leer vorfinden und zum Haus gelangen, ohne von jemandem gesehen zu werden. Sie klopfen an. Sie rufen. Nichts. Nur das Gurren der Tauben, das Blöken der Schäflein und das Rauschen des Regens.

»Es ist niemand da. Was machen wir?«

»Geht zu den Häusern des Dorfes. Zuerst zu dem des kleinen Michael«, gebietet Jesus.

Während die jüngeren Apostel eilig weitergehen, bleiben Jesus und die älteren in der Nähe des Hauses und beobachten und besprechen die Lage.

»Alles ist verschlossen ... Auch das Gittertor ist gut zugebunden und gesichert. Schau! Da ist sogar ein großer Nagel. Die Fenster sind verschlossen wie bei Nacht. Wie traurig es aussieht! Und dann dieses Jammern der Schafe und Tauben! Ob er wohl krank ist? Was meinst du, Meister?«

Jesus schüttelt den Kopf. Er ist müde und traurig ...

Die Apostel kehren im Laufschrift zurück. Andreas kommt als erster bei ihnen an und ruft ihnen schon aus einigen Metern Entfernung zu: »Er ist tot ... Hananias ist gestorben ... Man darf nicht ins Haus, weil es noch nicht gereinigt ist ... Erst seit einigen Stunden ist er im Grab ... Wären wir doch gestern schon gekommen ... Gleich kommt die Frau, die Mutter Michaels.«

»Aber was verfolgt uns denn so?!« platzt Bartholomäus heraus.

»Armer Alter! Er war so glücklich! Es ging ihm so gut! Wie kam es denn? Wann ist er krank geworden?« Alle reden auf einmal.

Da kommt die Frau. Aus einer gewissen Entfernung sagt sie: »Herr, der Friede sei mit dir! Mein Haus steht dir offen. Aber ... ich weiß nicht, ob ... Ich habe den Toten hergerichtet. Deswegen nähere ich mich dir nicht. Doch kann ich dir die Häuser angeben, die euch aufnehmen werden.«

»Ja, Frau. Gott möge es dir vergelten und mit dir all jenen, die den Wanderern Barmherzigkeit erweisen. Aber wie ist der Mann denn gestorben?«

»Oh, ich weiß es nicht. Er war nicht krank. Vorgestern ging es ihm noch gut. Ja, gewiß, es ging ihm gut. Michael war am Morgen gekommen, um die beiden Schafe zu holen und sie zu den unsrigen zu bringen. So war es abgemacht. Ich hatte ihm um die sechste Stunde die Kleidungsstücke gebracht, die ich ihm gewaschen hatte. Er saß am Tisch und aß. Ganz gesund. Am Abend hatte Michael noch die Schafe zurückgebracht und zwei Krüge Wasser für ihn geholt. Er hatte ihm zwei Brötchen geschenkt, die er sich gemacht hatte. Gestern morgen kam mein Sohn wegen der Schafe. Alles war verschlossen wie jetzt, und niemand antwortete auf die Rufe des Knaben. Er versuchte die Gartentür aufzustoßen, aber es gelang ihm nicht, sie zu öffnen. Sie war verschlossen. Da erschrak Michael und kam zu mir gelaufen. Ich, mein Mann und andere liefen hin. Wir öffneten die Gartentür und klopfen an die Küchentür ... Dann brachen wir die Tür auf. Er saß noch neben der Feuerstätte mit über den Tisch geneigtem Haupt. Die Lampe stand noch in der Nähe; aber sie war erloschen wie er. Ein Messerchen lag zu seinen Füßen und ein halbgeschnittener Holzteller ... Der Tod hat ihn so überrascht ... Er lächelte ... Er war im Frieden ... Oh, welch schönes Antlitz eines Gerechten. Er schien noch schöner als sonst ... Ich ... Erst seit kurzem habe ich mich seiner angenommen ... Aber ich war ihm sehr zugetan ... und weine ...«

»Er ist im Frieden. Du selbst hast es gesagt. Weine nicht! Wo habt ihr ihn begraben?«

»Wir haben gewußt, daß du ihn sehr liebst, und daher haben wir ihn in das Grab gelegt, das Levi sich vor kurzem hat errichten lassen. Ein einzelnes Grab, denn Levi ist reich. Wir sind nicht reich. Dort hinten, jenseits des Weges. Wenn du willst, werden wir jetzt alles reinigen und ...«

»Ja. Nimm du die Schafe und die Tauben, und den Rest bewahrt für mich und die Meinen, damit ich mich dort manchmal aufhalten kann. Gott segne dich, Frau. Gehen wir zum Grab.«

»Willst du ihn auferwecken?« fragt Thomas erstaunt.

»Nein, das wäre keine Freude für ihn. Dort, wo er ist, ist er glücklicher. Er hat sich ja danach geseht ... «

Aber Jesus ist sehr niedergeschlagen. Es scheint, als ob alles sich verschworen hätte, seine Traurigkeit zu vermehren. Aus den Haustüren schauen Frauen, grüßen und machen ihre Bemerkungen.

Bald ist die Grabstätte erreicht: ein kleiner, erst kürzlich gebauter Würfel. Jesus bleibt in der Nähe stehen und betet. Dann wendet er sich um mit tränennassen Augen und spricht: »Gehen wir ... in die Häuser des Dorfes. In unserem Häuschen ist niemand mehr, der uns erwartet, um uns zu segnen ... Mein Vater! Einsamkeit umgibt deinen Sohn. Die Leere wird immer größer und trüber. Die mich lieben, gehen fort, und es bleiben die, die mich hassen ... Vater, dein Wille geschehe und sei gepriesen allezeit ... !«

Sie kehren ins Dorf zurück. Zwei hier, drei dort, betreten sie die Häuser derer, die den Toten nicht berührt haben, um Unterkunft und Erquickung zu finden.

559 Das Gleichnis vom ungerechten Richter

Jesus ist wieder in Jerusalem, in einem windigen, düsteren, winterlichen Jerusalem. Margziam ist noch bei Jesus, ebenso Isaak. Die Jünger sprechen miteinander, sie sind auf dem Weg zum Tempel.

Mit den Zwölf sind auch Josef und Nikodemus. Mehr als mit den anderen sprechen sie mit dem Zeloten und mit Thomas. Aber dann verlassen sie diese und gehen grüßend an Jesus vorüber, ohne sich bei ihm aufzuhalten.

»Sie wollen ihre Freundschaft mit dem Meister nicht offen bekennen. Das wäre gefährlich«, zischt Iskariot Andreas zu.

»Ich glaube, sie tun es aus einem vernünftigen Grund, nicht aus Feigheit«, verteidigt sie Andreas.

»Im übrigen sind sie ja keine Jünger und deshalb frei. Sie sind es nie gewesen«, sagt der Zelote.

»Nicht?! Mir schien es aber ... «

»Nicht einmal Lazarus ist ein Jünger, und nicht einmal . . . «

»Aber wenn du ausschließt und ausschließt, wer bleibt dann noch?«

»Wer? Die, die die Sendung eines Jüngers haben.«

»Und die anderen, was sind dann die?«

»Freunde, nicht mehr als Freunde. Verlassen sie etwa ihre Häuser, ihre Geschäfte, um Jesus zu folgen?«

»Nein. Aber sie hören ihn gern, helfen ihm und . . . «

»Wenn es nur das ist! Auch die Heiden tun das. Du siehst, daß wir auch bei Nike jemanden gefunden haben, der an ihn gedacht hatte. Und diese Frauen waren gewiß keine Jünger.«

»Erhitze dich nicht! Ich habe nur so gesagt. Legst du so viel Wert darauf, daß deine Freunde keine Jünger sind? Mir scheint, du solltest das Gegenteil wünschen.«

»Ich erhitze mich nicht und will auch gar nichts. Nicht einmal, daß du ihnen schadest, indem du sie als seine Jünger bezeichnest.«

»Aber wem sollte ich das denn sagen? Ich bin doch immer bei euch . . . «

Simon der Zelote sieht ihn so streng an, daß das Lächeln auf den Lippen des Judas erstirbt und dieser es für angebracht hält, das Thema zu wechseln und fragt: »Was wollten sie heute, daß sie mit euch beiden so viel geredet haben?«

»Sie haben das Haus für Nike gefunden, bei den Gärten, nahe am Stadttor. Josef kannte den Eigentümer und wußte, daß er es für einen guten Gewinn verkaufen würde. Wir werden es Nike mitteilen.«

»Wozu so das Geld hinauswerfen?«

»Sie hat es und kann damit tun, was sie will. Sie will in der Nähe des Meisters sein. Sie gehorcht damit dem Willen ihres Mannes und ihrem eigenen Herzen.«

»Nur meine Mutter ist fern . . . « seufzt Jakobus des Alphäus.

»Und meine«, sagt der andere Jakobus.

»Aber nur für kurze Zeit. Hast du gehört, was Jesus zu Isaak, Johannes und Matthias gesagt hat? „Wenn ihr zum Neumond des

Schebat zurückkehrt, dann bringt außer meiner Mutter auch die Jüngerinnen mit.“«

»Ich weiß nicht, weshalb er nicht will, daß Margziam mit ihnen kommt, denn er hat zu ihm gesagt: „Du wirst kommen, wenn ich dich rufe.“«

»Vielleicht, damit Porphyria nicht ohne Hilfe bleibt ... Wenn keiner fischen geht da oben, gibt es auch nichts zu essen. Wir tun es nicht, also muß Margziam gehen. Der Feigenbaum, der Bienenstock, die wenigen Ölbäume und die beiden Schafe reichen gewiß nicht aus, um eine Frau zu kleiden und zu ernähren ... « bemerkt Andreas.

Jesus, der vor der Umfassungsmauer des Tempels stehengeblieben ist, schaut sie an, während sie herankommen. Bei ihm sind Petrus, Margziam und Judas des Alphäus. Einige Arme erheben sich von ihren Steinlagern am Weg, der zum Tempel führt – der Weg von Zion zum Morija, nicht der von Ofel zum Tempel – und gehen Jesus jammernd und um Almosen bittend entgegen. Niemand bittet um Heilung. Jesus beauftragt Judas, ihnen Geldstücke zu geben. Dann betritt er den Tempel.

Es ist nicht viel Volk da. Nach dem großen Zustrom an den Festtagen kommen keine Pilger mehr. Nur wer wegen wichtiger Geschäfte gezwungen ist, nach Jerusalem zu kommen, oder wer in der Stadt selbst wohnt, geht zum Tempel hinauf. Daher sind die Vorhöfe und Säulengänge, wenn auch nicht ganz verlassen, so doch weniger belebt, und sie erscheinen viel geräumiger und heiliger, da weniger geräuschvoll. Auch die Wechsler und Verkäufer von Tauben und anderen Tieren sind weniger zahlreich. Sie lehnen sich an die von der Sonne beschienenen Mauern – einer blassen Sonne, die durch die grauen Wolken dringt.

Nach dem Gebet im Vorhof der Israeliten kehrt Jesus zurück und lehnt sich an eine Säule, so daß er beobachten kann ... aber auch beobachtet wird.

Er sieht einen Mann und eine Frau, die gewiß vom Vorhof der

Hebräer zurückkehren und zwar nicht offen weinen, deren Gesichter aber auch ohne Tränen einen großen Schmerz erkennen lassen. Der Mann versucht die Frau zu trösten, obwohl man sieht, daß auch er sehr betrübt ist.

Jesus verläßt die Säule und geht ihnen entgegen. »Was schmerzt euch?« fragt er sie mitleidig.

Der Mann schaut ihn an, erstaunt über diese Anteilnahme. Vielleicht kommt er ihm sogar aufdringlich vor. Aber der Blick Jesu ist so sanft, daß er ihn entwaffnet. Und bevor er ihm seinen Schmerz erzählt, fragt er: »Wie kommt es, daß ein Rabbi sich um das Leid eines einfachen Gläubigen kümmert?«

»Weil der Rabbi dein Bruder ist, o Mensch, dein Bruder im Herrn, und er liebt dich, wie das Gebot es vorschreibt.«

»Dein Bruder? Ich bin ein armer Bauer der Scharonebene bei Dora, du aber bist ein Rabbi.«

»Ein Rabbi fühlt den Schmerz wie alle anderen. Ich weiß, was Schmerz ist, und möchte dich trösten.«

Die Frau hebt ein wenig den Schleier, um Jesus anzuschauen, und flüstert ihrem Gatten zu: »Sag es ihm. Vielleicht kann er uns helfen ... «

»Rabbi, wir hatten eine Tochter, wir haben sie noch. Noch haben wir sie ... Und wir haben sie, wie es sich geziemt, einem jungen Mann zur Frau gegeben, von dem uns ein gemeinsamer Freund versichert hatte, daß es ein Ehemann würde. Sie sind seit sechs Jahren verheiratet und haben zwei Kinder; nur zwei ... denn danach schwand die Liebe, so daß der Gatte nunmehr die Scheidung verlangt. Unsere Tochter weint und verzehrt sich vor Gram; deshalb haben wir gesagt, daß wir sie noch haben. Denn bald wird sie vor Schmerz sterben. Wir haben alles versucht, ihren Gatten zu überreden. Und wir haben so inbrünstig zum Allerhöchsten gebetet. Aber keiner von beiden hat uns erhört. Daher haben wir eine Pilgerfahrt hierher unternommen und sind einen ganzen Monat lang hiergeblieben. Alle Tage sind wir in den Tempel gegangen, ich an meinen Platz,

die Frau an den ihren. Heute früh ist ein Diener meiner Tochter mit der Nachricht gekommen, daß der Gatte nach Cäsarea gegangen sei, um ihr von dort den Scheidebrief zu schicken. Das ist die Antwort, die unsere Gebete erhalten haben . . . «

»Sprich nicht so, Jakob«, fleht die Frau mit leiser Stimme. »Der Rabbi wird uns als Gotteslästerer verfluchen . . . Und Gott wird uns strafen. Dies ist unser Schmerz, und er kommt von Gott . . . und wenn er uns geschlagen hat, dann geschah es, weil wir es verdient haben«, schließt sie mit einem Schluchzen.

»Nein, Frau. Ich verfluche euch nicht, und Gott wird euch nicht bestrafen. Ich sage es euch, so wie ich euch auch sage, daß nicht Gott es ist, der euch diesen Schmerz bereitet, sondern der Mensch. Gott läßt es geschehen, um euch zu prüfen und um den Mann eurer Tochter zu prüfen. Verliert nicht das Vertrauen, und der Herr wird euch erhören.«

»Es ist zu spät. Unsere Tochter ist nun verstoßen und entehrt und wird sterben«, sagt der Mann.

»Es ist nie zu spät für den Allerhöchsten. In einem Augenblick und durch Ausdauer im Gebet kann er den Lauf der Ereignisse ändern. Zwischen dem Kelch und den Lippen bleibt dem Tod immer noch Zeit, mit seinem Dolch zuzustoßen und zu verhindern, daß der sich dem Mund nähernde Kelch getrunken werden muß. Und dies geschieht durch das Eingreifen Gottes. Ich sage es euch. Kehrt zurück zu euren Gebetsplätzen, verharret heute, morgen und übermorgen noch im Gebet. Habt Glauben und Vertrauen, und ihr werdet das Wunder erleben.«

»Rabbi, du willst uns trösten; aber in diesem Augenblick . . . Du weißt, daß man einen Scheidebrief, wenn er der Verstoßenen einmal übergeben worden ist, nicht mehr rückgängig machen kann«, sagt der Mann.

»Hab Vertrauen, sage ich dir. Es ist wahr, man kann ihn nicht rückgängig machen. Aber weißt du, ob deine Tochter ihn erhalten hat?«

»Von Dora nach Cäsarea ist kein weiter Weg. Während der Diener hierher kam, ist Jakob gewiß nach Hause zurückgekehrt und hat Maria verjagt.«

»Der Weg ist zwar nicht weit, aber bist du sicher, daß er ihn zurückgelegt hat? Sollte ein über dem Menschen stehender Wille einen Mann nicht aufhalten können, wenn Josua mit Gottes Hilfe die Sonne zum Stillstand brachte? Ist euer inständiges, vertrauensvolles Beten in guter Absicht nicht etwa ein heiliges Wollen, das sich dem bösen Willen des Menschen entgegenstellt? Und da ihr um etwas Gutes bittet, sollte euch da nicht Gott, der doch euer Vater ist, helfen, dem Wahnsinnigen Einhalt zu gebieten? Hat er euch vielleicht nicht schon geholfen? Selbst wenn der Mann noch darauf bestehen würde zu gehen, könnte er ihm nicht Einhalt gebieten, wenn ihr ebenso beständig den Vater um eine gerechte Sache bittet? Ich sage euch: Geht hin und betet heute, morgen und übermorgen, und ihr werdet das Wunder erleben.«

»Oh, gehen wir, Jakob! Der Rabbi muß es wissen. Und wenn er uns auffordert zu beten, ist dies ein Zeichen, daß es das Richtige ist. Hab Vertrauen, mein Gatte. Ich fühle in mir einen großen Frieden, eine große Hoffnung aufsteigen, während ich vorher so großen Schmerz empfand. Gott lohne es dir, o Rabbi, der du so gut bist, und er möge dich erhören. Bete auch du für uns. Komm, Jakob, komm.« Und es gelingt ihr, ihren Mann zu überzeugen, der ihr folgt, nachdem sie sich von Jesus mit dem üblichen hebräischen Gruß verabschiedet haben: »Der Friede sei mit dir«, den Jesus mit denselben Worten beantwortet.

»Warum hast du ihm nicht gesagt, wer du bist? Sie hätten dann mit größerem Frieden im Herzen gebetet«, sagen die Apostel, und Philippus fügt hinzu: »Ich gehe und sage es ihm.«

Aber Jesus hält ihn zurück mit den Worten: »Ich will es nicht. Er würde wirklich mit Frieden beten, aber mit weniger Verdienst. So wird ihr Glaube vollkommen sein und belohnt werden.«

»Wirklich?«

»Glaubt ihr vielleicht, daß ich lüge und zwei Unglückliche betrüge?«

Er schaut auf das Volk, das sich versammelt hat, an die hundert Menschen, und spricht: »Hört dieses Gleichnis, das euch den Wert des ausdauernden Gebetes erklären wird!

Ihr wißt, was das Deuteronomium über die Richter und Beamten sagt. Sie müssen gerecht und barmherzig sein und ohne Voreingenommenheit alle anhören, welche sich an sie wenden. Sie sollen deren Angelegenheiten so behandeln, als wären es ihre eigenen, keine Geschenke annehmen, nicht auf Drohungen achten, schuldig gewordene Freunde nicht begünstigen und solche, die mit den Freunden des Richters verfeindet sind, nicht benachteiligen. Und wenn auch die Worte des Gesetzes gerecht sind, so sind es doch die Menschen, die dem Gesetz nicht zu gehorchen wissen, nicht immer. Man sieht also, daß die menschliche Gerechtigkeit oft unvollkommen ist; denn selten sind die Richter, die sich nicht durch Bestechlichkeit beflecken, die barmherzig und geduldig sind sowohl mit den Reichen als auch mit den Armen, mit den Witwen und Waisen, wie auch mit denen, die dies nicht sind.

In einer Stadt lebte ein seines Amtes, das er nur durch mächtige Verwandte erlangt hatte, sehr unwürdiger Richter. Er war äußerst ungerecht in seinen Urteilen und immer geneigt, den Reichen und Mächtigen, den von Reichen und Mächtigen Empfohlenen, und auch denen, die ihn mit reichen Geschenken bestachen, recht zu geben. Er fürchtete Gott nicht und lachte über die Klagen der Armen und Schwachen, die keinen mächtigen Verteidiger hatten. Wenn er jemanden nicht anhören wollte, der so überzeugende Beweise gegen einen Reichen vorbrachte, daß er ihm in keiner Weise Unrecht geben konnte, ließ er ihn von sich jagen und drohte ihm mit Kerker. Die meisten ertrugen seine Gewaltakte stillschweigend, zogen sich geschlagen zurück und akzeptierten ihre Niederlage, noch bevor ihr Fall vor Gericht erörtert worden war.

In dieser Stadt lebte auch eine Witwe mit vielen Kindern, der ein

reicher, einflußreicher Herr eine große Summe für Arbeiten, die ihr verstorbener Gatte für diesen Mächtigen ausgeführt hatte, schuldig geblieben war. Getrieben von Not und mütterlicher Liebe hatte sie sich bemüht, die Summe zu erhalten, die es ihr ermöglicht hätte, ihre Kinder zu ernähren und sie für den kommenden Winter mit Kleidung zu versehen. Aber all ihr Drängen und Flehen war erfolglos geblieben, und so wandte sie sich an den Richter.

Der Richter war ein Freund dieses Reichen, und letzterer hatte zu ihm gesagt: „Wenn du mir recht gibst, gehört ein Drittel der Summe dir.“ Daher war der Richter taub gegenüber den Worten der Witwe, die ihn bat: „Schaffe mir Recht gegen meinen Widersacher. Du siehst, wie sehr ich des Geldes bedarf. Alle können dir bestätigen, daß ich ein Anrecht auf diese Summe habe.“ Der Richter aber blieb taub und ließ sie von seinen Dienern fortjagen. Doch die Frau kehrte ein-, zwei-, zehnmal zurück, am Morgen, zur sechsten und neunten Stunde, am Abend, unermüdlich. Sie lief ihm nach auf der Straße und rief ihm zu: „Schaffe mir Recht. Meine Kinder haben Hunger und frieren, und ich habe kein Geld, um Mehl und Kleider zu kaufen.“ Sie war an der Schwelle seines Hauses, wenn er heimkehrte, um sich mit seinen Kindern zu Tisch zu setzen. Und der Schrei der Witwe: „Schaffe mir Recht, denn ich leide zusammen mit meinen Kindern Hunger und Kälte“, drang bis ins Haus, bis in den Speisesaal und in das Schlafgemach während der Nacht, durchdringend wie das Geschrei eines Wiedehopfs: „Erweise mir Gerechtigkeit, wenn du nicht willst, daß Gott dich bestrafe! Erweise mir Gerechtigkeit! Bedenke, daß die Witwen und Waisen Gott heilig sind, und wehe dem, der sie bedrückt. Erweise mir Gerechtigkeit, wenn du nicht eines Tages erleiden willst, was wir jetzt leiden. Hunger leiden und frieren, wie wir jetzt, wirst du im anderen Leben, wenn du nicht Gerechtigkeit walten läßt, du Elender!“

Der Richter fürchtete weder Gott noch den Nächsten. Doch er hatte es satt, von der Hartnäckigkeit der Witwe beständig verfolgt und zum Gegenstand des Spottes und auch des Tadels der ganzen Stadt

zu werden. Daher sagte er eines Tages zu sich selbst: „Wenn ich auch weder Gott noch die Drohungen der Frau oder das Urteil der Mitbürger fürchte, so will ich doch all diesen Belästigungen ein Ende setzen und der Witwe Gehör schenken. Ich werde Gerechtigkeit walten lassen und den Reichen verpflichten zu zahlen, damit sie mich nicht mehr verfolgt und mich in Ruhe läßt.“ So rief er denn den reichen Freund zu sich und sagte ihm: „Mein Freund, es ist mir nicht länger möglich, dich zufriedenzustellen. Tue deine Pflicht und zahle, denn ich ertrage es nicht länger, deinetwegen belästigt zu werden.“ So mußte der Reiche die Summe zahlen, wie es die Gerechtigkeit wollte.

Das ist das Gleichnis. Nun ist es an euch, es anzuwenden.

Ihr habt die Worte eines Ungerechten gehört: „Um den vielen Belästigungen ein Ende zu setzen, will ich der Frau Gehör schenken.“ Er war ein Ungerechter! Sollte etwa Gott, der gütigste Vater, weniger gut sein als der schlechte Richter? Wird er nicht diesen seinen Kindern Gerechtigkeit erweisen, die ihn Tag und Nacht anrufen? Wird er sie so lange auf die Gnade warten lassen, bis ihr niedergeschlagenes Herz aufhört zu beten? Ich sage euch: Er wird ihnen unverzüglich Gerechtigkeit widerfahren lassen, damit ihre Seele nicht den Glauben verliere. Man muß aber auch zu beten wissen und nicht gleich nach den ersten Gebeten ermüden, und man muß um Gutes zu bitten wissen. Auch muß man sich Gott anvertrauen und sagen: „Es möge jedoch geschehen, was deine Weisheit für uns als das Beste erachtet.“

Habt Vertrauen! Wißt zu beten im Vertrauen auf das Gebet und auf Gott, euren Vater, und er wird euch Gerechtigkeit erweisen gegenüber euren Bedrückern, mögen sie nun Menschen oder Dämonen, Krankheiten oder andere Unglücksfälle sein. Das beharrliche Gebet öffnet den Himmel, und das Vertrauen rettet die Seele, in welcher Weise auch immer das Gebet gehört und erhört wird. Laßt uns gehen!«

Er geht auf den Ausgang zu. Und als er beim Hinausgehen sein

Haupt erhebt und sieht, wie wenige ihm folgen und wie viele ihm gleichgültig und feindselig von weitem nachschauen, ruft er traurig aus: »Wenn der Menschensohn wiederkehrt, wird er dann noch Glauben finden auf Erden?« Und seufzend hüllt er sich enger in seinen Mantel und begibt sich mit langen Schritten zur Vorstadt Ofel.

560 »Ich bin das Licht der Welt«

Jesus ist noch in Jerusalem, aber nicht in einem der Vorhöfe des Tempels. Er befindet sich in einem großen, schön geschmückten Raum, in einem der zahlreichen Räume innerhalb eines Bezirkes, der die Ausdehnung eines ganzen Dorfes hat.

Er ist gerade erst eingetreten und geht noch an der Seite dessen, der ihn eingeladen hat hereinzukommen, vielleicht um ihm Schutz zu bieten vor dem kalten Wind, der auf dem Morija weht. Die Apostel und einige Jünger folgen ihm. Ich sage einige, denn außer Isaak und Margziam sehe ich Jonatan, und unter dem Volk, das ebenfalls hinter dem Meister hereinkommt, ist der Levit Zacharias, der wenige Tage zuvor gesagt hatte, er wolle ein Jünger Jesu werden. Ferner sind noch zwei andere da, die ich schon unter den Jüngern gesehen habe, deren Namen ich aber nicht kenne. Neben diesen Gutgesinnten fehlen natürlich auch nicht die üblichen, unvermeidlichen, unverbesserlichen Pharisäer. Sie bleiben nahe der Tür stehen, als hielten sie sich zufällig dort auf, um Geschäfte zu besprechen; in Wirklichkeit aber sind sie da, um zu horchen. Die Anwesenden warten alle auf das Wort des Herrn.

Jesus schaut auf diese Versammlung von Menschen, die sichtlich aus verschiedenen Nationen stammen, nicht alle aus Palästina sind, wohl aber alle der jüdischen Religion angehören. Er betrachtet diese Leute, die vielleicht schon morgen in die verschiedenen Regionen zurückkehren, aus denen sie gekommen sind, und dort verkünden werden: »Wir haben den Mann gesehen, der unser Messias sein soll.« Und er spricht zu ihnen nicht von dem ihnen schon bekannten Ge-

setz, wie er es oft tut, wenn er sich vor unwissenden und im Glauben erschütterten Menschen befindet, sondern vielmehr von sich selbst, damit sie ihn kennenlernen.

Er sagt: »Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht im Finstern wandeln, sondern das Licht des Lebens haben.« Dann schweigt er, nachdem er das Thema angekündigt hat, wie er es gewöhnlich tut, wenn er eine große Predigt halten will. Er schweigt, um den Leuten Zeit zu lassen zu entscheiden, ob sie das Thema mehr oder weniger interessiert, und um auch denen, die an dem angekündigten Thema kein Interesse haben, Zeit zum Weggehen zu lassen. Aber niemand von den Anwesenden entfernt sich. Und die Pharisäer, die in ein vorgebliches und geflissentliches Gespräch vertieft an der Tür gestanden sind, beim ersten Wort Jesu sogleich geschwiegen und sich dem Inneren der Synagoge zugewandt haben, kommen nun sogar herein und machen sich mit ihrer immer gleichbleibenden Anmaßung breit.

Sobald der Lärm sich gelegt hat, wiederholt Jesus den eben gesagten Satz mit noch mächtigerer Stimme und fährt dann fort: »Ich bin das Licht der Welt, da ich der Sohn des Vaters bin, der da ist der Vater des Lichtes. Der Sohn gleicht immer dem Vater, der ihn gezeugt hat und dessen Natur er besitzt. Ebenso gleiche ich dem und besitze ich die Natur dessen, der mich gezeugt hat. Gott, der Allerhöchste, der vollkommene und unendliche Geist, ist Licht der Liebe, Licht der Weisheit, Licht der Macht, Licht der Güte, Licht der Schönheit. Er ist der Vater der Lichter, und wer aus ihm und in ihm lebt, sieht, denn er ist im Licht, so wie es auch das Verlangen Gottes ist, daß seine Geschöpfe sehen. Er hat den Menschen Verstand und Herz gegeben, damit sie das Licht, d. h. ihn selbst sehen, verstehen und lieben können; und er hat den Menschen Augen gegeben, damit sie das Schönste unter den geschaffenen Dingen sehen können, die Vollkommenheit der Elemente, durch die die Schöpfung sichtbar wird, die zu den ersten Werken des Schöpfer Gottes gehört und das sichtbarste Zeichen dessen trägt, der es geschaffen hat: das Licht,

das körperlose, leuchtende, beseligende und tröstende Licht, das so notwendig ist, wie es der Vater aller ist: der ewige und allerhöchste Gott.

Durch einen Befehl seines Gedankens schuf er das Firmament und die Erde, d. h. die Masse der Atmosphäre und die Masse des Staubes, das Körperlose und das Körperliche, das Leichte und das Schwere, aber beides noch arm und leer und formlos, da in Finsternis gehüllt, ohne Himmelskörper und ohne Leben. Und um der Erde und dem Firmament ihr wahres Aussehen zu geben und etwas Schönes, Nutzbringendes und zur Fortsetzung des Schöpfungswerkes Geeignetes aus ihnen zu machen, rief der Geist Gottes, der über den Wassern schwebte und eins war mit dem Schöpfer, der erschuf, und mit der schöpferischen Kraft, die zum Erschaffen trieb, um nicht nur sich selbst lieben zu können im Vater und im Sohne, sondern auch eine unendliche Zahl von Geschöpfen, die da genannt werden: Gestirne, Planeten, Gewässer, Meere, Wälder, Pflanzen, Blumen und Tiere, die fliegen, schnellen, schleichen, laufen, springen und klettern, und schließlich den Menschen, das vollkommenste unter den geschaffenen Dingen, vollkommener als die Sonne, da er aus Materie und Seele besteht, aus Instinkt und Verstand, aus Gesetzmäßigkeit und freiem Willen . . . den Menschen, der Gott ähnlich ist durch seinen Geist, dem Tier ähnlich durch seinen Körper, den Halbgott, der göttlich wird durch die Gnade Gottes und den eigenen Willen; das Menschenwesen, das durch sein Wollen zum Engel werden kann, das geliebteste der sinnlich wahrnehmbaren Geschöpfe, für das Gott trotz seiner Sündhaftigkeit vor dem Anfang der Zeiten den Erlöser, das Opfer, bereitet hat in der Person des von ihm unendlich geliebten Wesens, im Sohn, dem Wort, für das alles geschaffen wurde – um also, wie ich sagte, der Erde und dem Firmament ihr wahres Aussehen zu geben, rief der im Kosmos schwebende Geist Gottes aus, und hier manifestiert sich zum ersten Mal das *Wort*: „Es werde Licht“, und es ward Licht, gut, wohltuend und mächtig am Tag, mild in der Nacht, aber unvergänglich, solange die Zeit dauern wird. Dem Ozean der

Wunderdinge, der da ist der Thron Gottes, der Schoß Gottes, entnahm Gott die schönste Perle. Sie ist das Licht und geht dem vollkommensten Juwel, der Erschaffung des Menschen, voraus, in dem sich nicht nur ein Edelstein Gottes befindet, sondern Gott selbst, der dem Staub seinen Odem einhauchte, um daraus ein Fleisch und ein Leben zu bilden, seinen Erben im himmlischen Paradies, wo er die Gerechten, die Söhne erwartet, um sich an ihnen zu erfreuen und ihnen die Freude der Glückseligkeit in Gott zu schenken.

Wenn Gott zu Beginn der Schöpfung über seinen Werken das Licht wollte, wenn er sich des Wortes bediente, um das Licht zu erschaffen, wenn er denen, die er am meisten liebt, das schenkt, was ihm am ähnlichsten ist: das Licht, das irdische, freudige und körperlose, das geistige, weise und heiligende Licht, sollte er dann dem Sohn seiner Liebe versagt haben, was er selbst ist? Wahrlich, dem, in dem er sich von Ewigkeit her wohlgefällt, hat der Höchste alles gegeben; und von diesem Alles zuerst und vor allem das Licht, damit die Menschen nicht auf ihren Eintritt ins Himmelreich warten müssen, um das Wunder der Dreifaltigkeit zu erkennen, das die Himmel in seligen Chören besingen, besingen in der Harmonie der bewundernden Freude, die den Engeln aus der Anschauung des Lichtes, Gottes, erwächst, des Lichtes, das das Paradies erfüllt und beseligt in all seinen Bewohnern.

Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht im Finstern wandeln, sondern das Licht des Lebens haben! Wie das Licht auf der gestaltlosen Erde das Leben der Tiere und Pflanzen möglich machte, so macht mein Licht das ewige Leben für die Seelen möglich. Ich, das Licht, schaffe in euch das Leben, erhalte es und vermehre es; ich schaffe euch neu in ihm, forme euch um und bringe euch zur Wohnstatt Gottes auf den Wegen der Weisheit, der Liebe und der Heiligung. Wer das Licht in sich hat, hat Gott in sich; denn das Licht ist eins mit der Liebe, und wer die Liebe hat, hat Gott. Wer in sich das Licht hat, hat in sich das Leben; denn Gott ist dort, wo sein geliebter Sohn aufgenommen wird.«

»Du redest unvernünftig. Wer hat je gesehen, was Gott ist? Nicht einmal Mose hat Gott gesehen, denn sobald er auf dem Horeb erkannte, wer aus dem brennenden Dornbusch sprach, verhüllte er sein Antlitz; und auch die anderen Male konnte er ihn nicht sehen unter den blendenden Blitzen. Und du behauptest, gesehen zu haben? Auf dem Antlitz des Mose, der ihn nur sprechen hörte, blieb ein Glanz zurück. Aber du, wo ist das Licht auf deinem Gesicht? Du bist ein armer Galiläer mit einem bleichen Gesicht, wie die meisten von euch. Ein Kranker bist du, müde und mager. Wahrlich, wenn du Gott gesehen hättest und er dich lieben würde, sähest du nicht aus wie einer, der dem Tode nahe ist. Du willst das Leben geben, du, der du es nicht einmal für dich selbst hast?« Und sie schütteln die Köpfe mit mitleidiger Ironie.

»Gott ist Licht, und ich weiß, welches sein Licht ist, denn die Söhne kennen ihren Vater und jeder kennt sich selbst. Ich kenne meinen Vater und ich weiß, wer ich bin. Ich bin das Licht der Welt. Ich bin das Licht, weil mein Vater Licht ist, mich gezeugt und mir seine Natur gegeben hat. Das Wort ist den Gedanken nicht unähnlich, denn das Wort drückt aus, was der Verstand denkt. Und übrigens, kennt ihr die Propheten nicht mehr? Erinnert ihr euch nicht an Ezechiel und vor allem an Daniel? In seiner Beschreibung Gottes, den er in seiner Schau auf dem Wagen der vier Tiere sah, sagt der Erstere: „Auf dem Thron war einer, der das Aussehen eines Menschen hatte. Und ich sah etwas, wie den Anblick des Glanzes, wie das Aussehen des Feuers inwendig, und von seinen Lenden an aufwärts und abwärts sah ich etwas wie Feuer, das ringsum erstrahlte. Wie der Anblick des Bogens, der in den Wolken steht an einem Regentag, so war der Anblick des Glanzes ringsum.“ Und Daniel sagt: „Ich sah, wie Throne aufgestellt wurden, und ein Hochbetagter setzte sich. Sein Gewand war weiß wie Schnee, sein Haupthaar wie reine Wolle. Sein Thron war von Flammen und seine Räder von Feuerbränden. Ein Feuerstrom floß und ging von ihm aus.“ So ist Gott, und so werde ich sein, wenn ich komme, um euch zu richten.«

»Dein Zeugnis ist nicht gültig. Du legst Zeugnis von dir selbst ab. Welchen Wert kann daher dein Zeugnis haben? Für uns ist es nicht wahr.«

»Obwohl ich von mir selbst Zeugnis ablege, ist mein Zeugnis wahr; denn ich weiß, woher ich gekommen bin und wohin ich gehe. Ihr aber wißt weder woher ich komme, noch wohin ich gehe. Ihr kennt nur das, was ihr seht. Ich hingegen kenne alles, was dem Menschen unbekannt ist, und ich bin gekommen, damit auch ihr es wißt. Daher habe ich gesagt, daß ich das Licht bin; denn das Licht läßt erkennen, was im Schatten verborgen war. Im Himmel ist Licht, während auf Erden vielfach Finsternis herrscht und den Geistern die Wahrheit verbirgt; denn die Finsternis haßt die Menschenseelen und will nicht, daß sie die Wahrheit erkennen, durch die sie sich heiligen können. Deshalb bin ich gekommen, damit ihr das Licht habt und damit das Leben. Aber ihr wollt mich nicht aufnehmen. Ihr wollt beurteilen, was ihr nicht kennt, und ihr könnt darüber nicht urteilen, weil es so hoch über euch steht und dem unbegreiflich bleibt, der es nicht mit den Augen des Geistes betrachtet, mit demütigem und von Glauben genährtem Geist. Ihr urteilt nach dem Fleisch, daher könnt ihr nicht wahrheitsgemäß urteilen. Ich hingegen urteile über niemanden, wenn immer ich mich eines Urteils enthalten kann. Voll Mitleid schaue ich euch an und bete für euch, damit ihr euch dem Licht öffnet. Aber wenn ich urteilen muß, dann ist mein Urteil wahr, da ich nicht allein, sondern in meinem Vater bin, der mich gesandt hat, und er sieht von seiner Herrlichkeit aus ins Innere der Herzen. Und so wie er das eure sieht, sieht er auch das meine. Wenn er in meinem Herzen ein ungerechtes Urteil sehen würde, würde er mich aus Liebe zu mir und zur Ehre seiner Gerechtigkeit darauf hinweisen. Aber ich und der Vater, wir urteilen auf gleiche Weise, und daher sind wir zwei und nicht nur einer beim Urteilen und Zeugnisablegen. In eurem Gesetz steht geschrieben, daß das Zeugnis zweier Zeugen, die das Gleiche aussagen, als wahr und gültig angenommen werden muß. Ich lege also Zeugnis ab von meiner Natur, und mit mir be-

zeugt der Vater, der mich gesandt hat, dasselbe. Daher ist das, was ich sage, wahr.«

»Wir hören die Stimme des Allerhöchsten nicht. Du behauptest, daß er dein Vater ist ... «

»Er hat am Jordan von mir gesprochen ... «

»Nun gut. Aber du warst nicht allein am Jordan. Da war auch Johannes, und Gott kannte ihn, meinen ... Er war ein großer Prophet.«

»Mit euren eigenen Lippen verurteilt ihr euch. Sagt mir: Wer spricht durch den Mund der Propheten?«

»Der Geist Gottes.«

»Und war Johannes für euch ein Prophet?«

»Einer der Größten, wenn nicht der Größte.«

»Warum habt ihr dann seinen Worten nicht geglaubt? Und warum glaubt ihr nicht an sie? Er hat mich das Lamm Gottes genannt, das gekommen ist, die Sünden der Welt zu tilgen. Wer ihn fragte, ob er der Christus sei, dem antwortete er: „Ich bin nicht der Christus, sondern der, der ihm vorangeht. Und nach mir kommt einer, der mir in Wirklichkeit voraus ist, weil er vor mir war. Auch ich kannte ihn nicht. Aber der, der mich aus dem Schoß meiner Mutter geholt, mich in der Wüste berufen und mir befohlen hat zu taufen, hat zu mir gesagt: ‚Auf wen du den Geist herabsteigen siehst, dieser ist es, der mit dem Heiligen Geist und dem Feuer tauft.‘“
Erinnert ihr euch nicht daran? Und doch waren viele von euch zugegen ... Warum glaubt ihr also dem Propheten nicht, der auf mich hingewiesen hat, nachdem er die Worte des Himmels vernommen hatte? Soll ich meinem Vater sagen, daß sein Volk den Propheten nicht mehr glaubt?«

»Wo ist denn dein Vater? Josef, der Zimmermann, ruht seit Jahren im Grab. Du hast keinen Vater mehr.«

»Ihr kennt weder mich noch meinen Vater; aber wenn ihr mich erkennen wolltet, würdet ihr auch meinen wahren Vater kennen.«

»Du bist ein Besessener und ein Lügner. Du bist ein Gotteslästerer, da du behauptest, daß der Allerhöchste dein Vater ist. Du hättest es verdient, nach dem Gesetz abgeurteilt zu werden.«

Die Pharisäer und andere vom Tempel erheben drohend ihre Stimmen, während das Volk sie finster anblickt und bereit ist, Christus zu verteidigen.

Jesus schaut sie an, ohne ein Wort hinzuzufügen, und verläßt dann den Raum durch eine Seitentür, die zu einer Säulenhalle führt.

561 »Wir sind Nachkommen Abrahams«

Jesus betritt mit den Aposteln und den Jüngern wieder den Tempel. Einige Apostel, und nicht nur sie, geben ihm zu bedenken, daß dies nicht klug ist. Er aber antwortet: »Mit welchem Recht könnten sie mir den Eintritt verwehren? Bin ich etwa verurteilt worden? Nein, bis jetzt wenigstens noch nicht. Ich steige also zum Altar Gottes hinauf wie jeder gottesfürchtige Israelit.«

»Aber du hast die Absicht zu sprechen . . . «

»Ist dies etwa nicht der Ort, an dem die Rabbis sich versammeln, um zu sprechen? Es ist eher die Ausnahme, daß ein Rabbi außerhalb des Tempels spricht und lehrt, vielleicht dann, wenn er sich etwas Ruhe gönnen will, oder aus persönlichen Gründen. Aber der Ort, an dem jeder für gewöhnlich seinen Jüngern Unterricht erteilt, ist dieser hier. Seht ihr nicht, wie sich um die berühmten Rabbis Menschen aller Nationen scharen, um wenigstens einmal Gelegenheit zu haben, ihr Wort zu hören? Und wenn es nur darum ist, daß sie bei ihrer Rückkehr in die Heimat sagen können: „Wir haben einen Meister, einen Philosophen reden gehört nach der Art Israels.“ Meister nennen sie sie, wenn sie schon Juden sind oder es werden wollen, Philosophen sind sie für die eigentlichen wahren Heiden. Und die Rabbis halten es nicht für unter ihrer Würde, auch letztere als Zuhörer zu haben, weil sie hoffen, Proselyten aus ihnen machen zu können. Ohne diese Hoffnung, die ich, wenn sie demütig wäre, heilig nennen würde, würden sie sich nicht im Vorhof der Heiden aufhalten. Sie würden vielmehr verlangen, im Vorhof der Israeliten und, wenn möglich, sogar im Allerheiligsten reden zu dürfen; denn sie halten

sich für so heilig, daß nur Gott ihnen überlegen ist . . . Und ich, der Meister, spreche dort, wo die Meister sprechen. Aber fürchtet euch nicht! Ihre Stunde ist noch nicht gekommen. Wenn sie kommt, werde ich es euch sagen, um eure Herzen zu stärken.«

»Du wirst es uns nicht sagen«, entgegnet Iskariot.

»Warum?«

»Weil du es nicht wissen kannst. Kein Anzeichen wird es dich wissen lassen. Es gibt kein Anzeichen. Ich bin jetzt schon fast drei Jahre bei dir und habe dich immer bedroht und verfolgt gesehen. Anfangs warst du noch allein. Jetzt hast du das Volk hinter dir, das dich liebt und das die Pharisäer fürchten. Du bist also stärker. Woran willst du den Augenblick erkennen?«

»An dem, was ich in den Herzen der Menschen lese.«

Judas ist einen Augenblick sprachlos. Dann sagt er: »Und du wirst es auch nicht sagen, weil . . . Du wirst uns schonen, weil du an unserem Mut zweifelst.«

»Um uns nicht zu betrüben, wird er schweigen«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Auch das. Aber sicher wirst du es uns nicht sagen.«

»Ich werde es euch sagen, aber solange ich es euch nicht sagen mögen Haß und Wut um mich herum noch so heftig toben – laßt euch nicht schrecken. Dies wird keine Folgen haben. Geht jetzt voraus. Ich bleibe hier und warte auf Manaen und Margziam.«

Nur ungerne gehen die Zwölf und die anderen mit ihnen weiter.

Jesus begibt sich zum Tor, um die beiden zu erwarten, und er geht sogar auf die Straße hinaus und in Richtung der Burg Antonia.

Die Legionäre, die bei der Festung herumstehen, zeigen auf ihn und reden miteinander. Es scheint, daß sie etwas verschiedener Meinung sind, und schließlich sagt einer mit lauter Stimme: »Ich werde ihn fragen«, und geht auf Jesus zu.

»Salve, Meister! Sprichst du auch heute da drinnen?«

»Das Licht möge dich erleuchten. Ja, ich werde sprechen.«

»Dann nimm dich in acht. Einer, der es weiß, hat uns gewarnt, und

eine, die dich bewundert, hat uns befohlen, zu wachen. Wir werden beim Untergeschoß an der Ostseite sein. Kennst du den Eingang?«

»Ich kenne ihn. Aber er ist auf beiden Seiten verschlossen.«

»Meinst du?« Der Legionär lacht kurz und im Schatten seines Helmes blitzen Augen und Zähne auf und lassen ihn jünger erscheinen. Dann grüßt er stramm: »Salve, Meister. Erwinnere dich des Quintus Felix.«

»Ich werde mich deiner erinnern. Das Licht erleuchte dich.«

Jesus geht weiter, und der Legionär kehrt an seinen vorigen Platz zurück und spricht mit seinen Waffenbrüdern.

»Meister, haben wir zu lange gebraucht? Es waren so viele Aussätzigige da!« sagen gleichzeitig der einfach in Dunkelbraun gekleidete Manaen und Margziam.

»Nein, ihr seid schnell gewesen. Aber gehen wir, denn die anderen warten auf uns. Manaen, bist du es gewesen, der die Römer benachrichtigt hat?«

»Worüber, Herr? Ich habe mit niemandem gesprochen, und ich wüßte nicht ... Die Römerinnen sind nicht in Jerusalem.«

Sie sind wieder am Tor der Umfassungsmauer, und wie durch Zufall befindet sich dort der Levit Zacharias.

»Der Friede sei mit dir, Meister. Ich will dir sagen ... Ich werde mich bemühen, immer dort zu sein, wo du bist, solange du dich im Tempel aufhältst. Und du, verliere mich nicht aus den Augen. Wenn es einen Aufruhr gibt und du siehst, daß ich fortgehe, versuche mir immer zu folgen. Sie hassen dich so sehr! Mehr kann ich nicht tun ... Verstehe mich ... «

»Gott vergelte es dir und segne dich für deine Treue gegenüber seinem Wort. Ich werde tun, wie du sagst. Und sei nicht besorgt, daß jemand deine Liebe zu mir erkennen wird.«

Sie trennen sich.

»Vielleicht ist er es gewesen, der mit den Römern gesprochen hat. Vielleicht hat er drinnen etwas erfahren«, flüstert Manaen.

Sie gehen zum Gebet durch das Volk, das sie mit unterschiedli-

chen Gefühlen anschaut und sich dann hinter Jesus versammelt, als er nach Beendigung des Gebets in den Vorhof der Hebräer zurückkehrt.

Außerhalb der zweiten Umfassungsmauer will Jesus stehenbleiben, als ihn eine gemischte Gruppe aus Schriftgelehrten, Pharisäern und Priestern umringt. Einer der Vertreter des Tempels spricht für alle.

»Bist du noch immer hier? Verstehst du denn nicht, daß wir dich nicht haben wollen? Denkst du auch nicht an die Gefahr, die dir hier droht? Geh. Es ist schon viel, daß wir dich überhaupt zum Gebet hereinlassen, aber wir erlauben dir nicht, deine Lehren vorzutragen.«

»Ja, fort mit dir! Fort, du Gotteslästerer!«

»Ja, ich werde gehen, wie ihr wollt. Aber nicht nur diese Mauern werde ich verlassen. Ich bin schon im Begriff fortzugehen, viel weiter fort, dorthin, wo ihr mich nicht mehr erreichen könnt. Und es werden Stunden kommen, da auch ihr mich sucht, und nicht nur, um mich zu verfolgen, sondern aus abergläubischer Furcht vor einer Strafe dafür, daß ihr mich vertrieben habt; in dem abergläubischen und brennenden Wunsch, Verzeihung für eure Sünde und Barmherzigkeit zu erlangen. Aber ich sage euch: Dies ist die Stunde der Barmherzigkeit. Dies ist die Stunde, sich den Allerhöchsten zum Freund zu machen. Ist diese Gelegenheit vorüber, gibt es keine Abhilfe mehr. Ihr werdet mich nicht mehr bei euch haben und in euren Sünden sterben. Selbst wenn ihr die ganze Erde durcheilen würdet und zu den Sternen und Planeten gelangen könntet, nirgends würdet ihr mich mehr finden; denn wohin ich gehe, dahin könnt ihr mir nicht folgen. Ich habe es euch schon gesagt. Gott kommt und geht vorüber. Der Weise nimmt ihn bei seinem Vorübergehen auf mit seinen Gaben. Der Törichte läßt ihn vorüberziehen und findet ihn niemals wieder. Ihr seid von hier unten. Ich bin von dort oben. Ihr seid von dieser Welt. Ich bin nicht von dieser Welt. Wenn ich daher in die Wohnung meines Vaters außerhalb dieser eurer Welt zurückgekehrt bin, werdet ihr mich nicht mehr finden und in euren

Sünden sterben, denn ihr werdet mich nicht einmal im Geist durch den Glauben zu erreichen wissen.«

»Willst du dich selbst umbringen, du von Satan Besessener? Gewiß, in die Hölle, in die die Gewalttätigen hinabsteigen, werden wir dir nicht folgen können, denn die Hölle ist für die Verdammten, für die Verfluchten, und wir sind die gesegneten Söhne des Allerhöchsten«, sagen einige.

Andere stimmen zu mit den Worten: »Sicher will er sich umbringen, da er sagt, wohin er geht, dorthin könnten wir ihm nicht folgen. Er hat eingesehen, daß seine Pläne aufgedeckt sind, sein Versuch mißlungen ist und will sich selbst umbringen und nicht erst warten, bis ihn dasselbe Schicksal ereilt wie den anderen falschen Christus aus Galiläa.«

Wieder andere, die Jesus wohlgesinnt sind, wenden ein: »Wenn er aber doch der Christus ist und wirklich zu dem zurückkehrt, der ihn gesandt hat?«

»Wohin? In den Himmel? Abraham ist nicht dort, und du willst, daß er dorthin gehe? Vorher muß der Messias kommen.«

»Aber Elija wurde auf einem feurigen Wagen in den Himmel entrückt.«

»Auf einem Wagen, ja. Aber in den Himmel? ... Wer kann das beweisen?« und der Streit geht weiter, während Pharisäer, Schriftgelehrte, Beamte, Priester und den Priestern servil ergebene Judäer Christus durch die weiten Säulengänge hinausdrängen, wie eine Meute von Hunden ein aufgespürtes Wild bedrängt.

Aber einige, die Guten in dieser feindseligen Menge, bahnen sich, getrieben von ehrlichem Verlangen, einen Weg zu Jesus und stellen ihm die ängstliche Frage, die ihm schon so oft, sei es aus Liebe, sei es aus Haß, gestellt wurde: »Wer bist du? Sage es uns, damit wir uns danach richten können. Sage die Wahrheit im Namen des Allerhöchsten.«

»Ich bin die Wahrheit selbst und bediene mich nie der Lüge. Ich bin der, der ich immer erklärt habe zu sein, an allen Orten Palästinas

und vom ersten Tag an, da ich zum Volk gesprochen habe. Ich bin der, der ich erklärt habe zu sein, immer wieder, hier, ganz nahe beim Allerheiligsten, dessen strafende Blitze ich nicht fürchte, da ich die Wahrheit sage. Ich habe noch vieles zu sagen und über vieles zu urteilen an meinem Tag, was dieses Volk betrifft, und obwohl es scheinen mag, daß mein Abend schon herannaht, weiß ich, daß ich alles sagen und über alles urteilen werde, denn so hat es mir der versprochen, der mich gesandt hat und der wahrhaftig ist. In einer ewigen Umarmung der Liebe hat er zu mir gesprochen und mir alle seine Gedanken mitgeteilt, damit ich sie durch mein Wort der Welt mitteile, und ich kann nicht schweigen und niemand kann mich zum Schweigen bringen, bis ich der Welt alles verkündet habe, was ich von meinem Vater gehört habe.«

»Immer noch lästerst du Gott? Du fährst fort, dich Sohn Gottes zu nennen? Wer soll dir das denn glauben? Wer soll in dir den Sohn Gottes sehen?« schreien seine Feinde und fuchteln, außer sich vor Haß, mit ihren Fäusten beinahe vor seinem Gesicht herum.

Die Apostel, die Jünger und die Wohlgesinnten drängen sie zurück und bilden ein Schutzwall für den Meister. Der Levit Zacharias nähert sich Jesus, der von Manaen und den Söhnen des Alphäus umgeben ist, ganz sachte und mit vorsichtigen Bewegungen, um die Aufmerksamkeit der Wutschnaubenden nicht auf sich zu lenken.

Sie sind nun am Ende des Vorhofes der Heiden angelangt, denn man kommt bei den sich in die entgegengesetzte Richtung schiebenden Menschenströmen nur langsam vorwärts, und Jesus bleibt an der gewohnten Stelle, an der letzten Säule auf der Ostseite stehen. Von diesem Platz, an dem auch die Heiden verweilen dürfen, können sie keinen wahren Israeliten vertreiben, ohne das Volk zu erregen, und dies wollen diese Arglistigen ja vermeiden.

Von dort aus beginnt Jesus nun seinen Widersachern und auch allen anderen bei ihnen zu antworten: »Wenn ihr den Menschensohn erhöht habt . . . «

Da schreien die Pharisäer und die Schriftgelehrten: »Wer will dich

denn erhöhen? Arm wäre das Land, das einen törichten Schwätzer und einen Gott mißfälligen Gotteslästerer wie dich als König hätte. Niemand wird dich erhöhen, dessen kannst du sicher sein. Und der Rest an Verstand, der dir geblieben ist, hat dich das rechtzeitig erkennen lassen, als du versucht warst ... Du weißt, daß wir dich niemals zu unserem König machen können!«

»Ich weiß es. Ihr werdet mich nicht auf einen Thron erheben, und dennoch werdet ihr mich erhöhen. Ihr werdet glauben, mich zu erniedrigen, indem ihr mich erhöht. Aber gerade dann, wenn ihr glaubt, mich gedemütigt zu haben, werde ich erhöht werden. Nicht nur über Palästina, nicht nur über das über die ganze Welt zerstreute Israel, sondern über die ganze Welt, und sogar über die heidnischen Nationen und über die Gegenden, die den Gelehrten der Welt noch unbekannt sind. Und ich werde es nicht nur ein Menschenleben lang sein, sondern solange die Erde dauert. Und immer weiter wird sich der Schatten meines Thronhimmels über die Erde ausbreiten, bis sie ganz davon bedeckt ist. Dann erst werde ich wiederkommen, und ihr werdet mich sehen. Oh, ihr werdet mich sehen!«

»Aber hört doch, welch tolle Reden das sind: Wir werden ihn erhöhen, indem wir ihn erniedrigen, und wir werden ihn erniedrigen, indem wir ihn erhöhen! Ein Narr! Ein Verrückter! Und der Schatten seines Thrones soll die ganze Erde bedecken! Größer als Kyrus! Größer als Alexander! Größer als Cäsar! Was wirst du mit Cäsar tun? Glaubst du, er wird dir das römische Reich überlassen? Und er wird auf dem Thron sitzen, solange die Welt dauert! Ha, ha, ha!« Beißend ist ihr Spott, wie Geißelhiebe ihre Ironie!

Aber Jesus läßt sie reden. Dann erhebt er seine Stimme, um gehört zu werden im Geschrei derer, die ihn verlachen oder verteidigen und den Platz mit Lärm erfüllen wie ein tosendes Meer.

»Wenn ihr den Menschensohn erhöht habt, dann werdet ihr verstehen, wer ich bin und daß ich nichts aus mir selbst tue, sondern nur das sage, was mein Vater mich gelehrt hat, und nur das tue, was er will. Und er, der mich gesandt hat, läßt mich nicht allein, er ist

vielmehr bei mir; so wie der Schatten dem Körper folgt, so ist mein Vater hinter mir, wachsam und gegenwärtig, wenn auch unsichtbar. Er ist hinter mir, stärkt mich, hilft mir und entfernt sich nicht von mir, denn ich tue immer, was ihm wohlgefällig ist. Gott entfernt sich hingegen, wenn seine Söhne seinen Gesetzen und seinen Eingebungen nicht gehorchen. Dann geht er und läßt den Menschen allein. Deshalb sündigen so viele in Israel; denn der Mensch, der sich selbst überlassen ist, bleibt schwerlich gerecht und fällt leicht in die Fänge der Schlange. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wegen eures sündhaften Widerstandes gegen das Licht und die Barmherzigkeit Gottes entfernt sich Gott von euch und wird diesen Ort und eure Herzen leer zurücklassen. Was Jeremia beweint hat in seinen Prophezeiungen und Klageliedern, wird sich genau erfüllen. Denkt nach über diese prophetischen Worte, zittert und geht in euch in guter Gesinnung. Nicht Drohungen hört ihr, sondern die Güte des Vaters, der seine Söhne mahnt, solange es ihnen noch möglich ist, zu sühnen und sich zu retten. Erkennt Gott in den Worten und Tatsachen, und wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollt, weil ihr im alten Israel erstickt, so glaubt wenigstens dem alten Israel. In ihm verkünden die Propheten mit lauter Stimme die Gefahren und das Unheil, die über die heilige Stadt und unser ganzes Vaterland kommen werden, wenn es sich nicht zum Herrn, seinem Gott, bekehrt und dem Erlöser nicht folgt. Auf diesem Volk lastete die Hand Gottes schon in den vergangenen Jahrhunderten. Aber ein Nichts sind Vergangenheit und Gegenwart im Vergleich zu der furchtbaren Zukunft, die es erwartet, weil es den Gesandten Gottes nicht annehmen wollte. Weder hinsichtlich der Strenge noch hinsichtlich der Dauer ist das, was Israel erwartet, das den Gesalbten verstoßen hat, mit irgendetwas zu vergleichen. Ich sage es euch, da die kommenden Jahrhunderte offen vor meinen Blicken liegen: Wie einem entwurzelten und über einen reißenden Strom gestürzten Baum, so wird es dem vom göttlichen Bannstrahl getroffenen hebräischen Volk ergehen. Zähl wird es sich da und dort an die Ufer zu klammern suchen, und zahlreich

wie es ist, wird es Schößlinge hervorbringen und Wurzeln schlagen. Aber wenn es glaubt, eine neue Heimat gefunden zu haben, wird die Heftigkeit des Stromes es ergreifen und es wieder entwurzeln, wird sowohl seine Wurzeln als auch seine Sprosse zerbrechen, und es wird weitergetrieben werden, um zu leiden, Wurzel zu fassen und erneut entwurzelt und zerstreut zu werden. Und nichts wird ihm Frieden geben können, denn die Flut, die sich über Israel ergießt, wird der Zorn Gottes und die Verachtung der Völker sein. Nur wenn es sich in ein Meer lebendigen und heiligenden Blutes stürzen würde, könnte es Frieden finden. Aber es wird vor diesem Blut fliehen; denn obwohl es noch immer seine einladende Stimme vernimmt, wird es ihm scheinen, die Stimme des Blutes Abels zu hören, die es ruft: den Kain des himmlischen Abel.«

Wieder entsteht beträchtlicher Lärm auf dem großen Platz, wie das Tosen von Wellen. Aber in diesem Lärm fehlen die rauhen Stimmen der Pharisäer, der Schriftgelehrten und der ihnen ergebenden Juden.

Jesus will die Gelegenheit benützen und versucht den Ort zu verlassen. Aber einige, die in einer gewissen Entfernung von ihm gestanden sind, nähern sich und sagen: »Meister, höre uns zu. Wir sind nicht alle wie diese (und sie deuten auf die Feinde), aber es fällt uns schwer, dir zu folgen, auch weil deiner Stimme hundert und tausend Stimmen gegenüberstehen, die das Gegenteil von dem sagen, was du sagst. Und was sie sagen, das haben wir seit unserer Kindheit von unseren Vätern vernommen. Doch deine Worte führen uns zum Glauben. Aber was sollen wir tun, um vollständig glauben und das Leben besitzen zu können? Wir sind wie gebunden durch die Denkweise der Vergangenheit ... «

»Wenn ihr euch gefestigt habt in meinem Wort, als wäret ihr eben erneut geboren worden, werdet ihr auch vollständig glauben und meine Jünger werden. Aber ihr müßt eure Vergangenheit abstreifen und meine Lehre annehmen. Sie löscht nicht eure gesamte Vergangenheit aus. Im Gegenteil, sie erhält und stärkt, was

heilig und übernatürlich war in der Vergangenheit, und entfernt das Menschlich-Überflüssige, indem sie die Vollkommenheit meiner Lehre an die Stelle der immer unvollkommenen menschlichen Lehren setzt. Wenn ihr zu mir kommt, werdet ihr die Wahrheit kennenlernen, und die Wahrheit wird euch frei machen.«

»Meister, wir haben dir zwar gesagt, daß wir wie gebunden sind durch die Vergangenheit. Aber diese Bindung bedeutet weder Gefangenschaft noch Sklaverei. Wir sind Nachkommen Abrahams in den Dingen des Geistes. Denn Nachkommenschaft Abrahams bedeutet, wenn wir nicht irren, geistige Nachkommenschaft im Gegensatz zu jener der Hagar, die eine Nachkommenschaft von Sklaven ist. Wie kannst du also sagen, daß wir frei sein werden?«

»Ich möchte euch darauf aufmerksam machen, daß auch Ismael und seine Kinder zur Nachkommenschaft Abrahams gehören, denn Abraham war der Vater des Isaak und des Ismael.«

»Aber seine Nachkommenschaft ist unrein, denn er war der Sohn einer ägyptischen Sklavin.«

»Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es gibt nur eine Sklaverei: die der Sünde. Nur wer Sünden begeht, ist ein Sklave. Und es ist eine Sklaverei, aus der Geld nicht loskaufen kann und die an einen unbittlich grausamen Herrn kettet. Durch sie verliert man jegliches Recht auf die freie Souveränität des Himmelreiches. Der Sklave, der Mensch, der durch einen Krieg oder ein Unglück zum Sklaven geworden ist, kann auch der Besitz eines guten Herrn werden. Aber sein Schicksal ist immer ungewiß, da der Besitzer ihn an einen anderen grausamen Herrn verkaufen kann. Er ist eine Ware und nicht mehr. Bisweilen dient er auch als Ersatz für Geld, um eine Schuld zu tilgen. Und er hat nicht einmal das Recht zu weinen. Der Diener hingegen lebt im Haus des Herrn, solange ihn dieser nicht entläßt. Der Sohn aber bleibt immer im Haus des Vaters, und der Vater denkt nicht daran, ihn zu verjagen. Nur aus eigenem freien Willen könnte er es verlassen. Und darin besteht der Unterschied zwischen Sklaverei und Knechtschaft, zwischen Knechtschaft und Kindschaft. Die

Sklaverei legt den Menschen in Ketten. Die Knechtschaft stellt ihn in den Dienst eines Herrn. Die Kindschaft schenkt ihm für immer einen Platz im Haus des Vaters, in dem er lebt wie der Vater. Die Sklaverei vernichtet den Menschen, die Knechtschaft macht ihn zum Untergebenen, die Kindschaft aber macht ihn frei und glücklich. Die Sünde macht den Menschen zum Sklaven des grausamsten und unumschränktesten Herrn: Satan. Die Knechtschaft, in diesem Fall das alte Gesetz, flößt dem Menschen Furcht vor einem unduldsamen Gott ein. Die Kindschaft hingegen, d. h. der Weg zu Gott zusammen mit seinem Erstgeborenen, mit mir, macht den Menschen frei und glücklich, da er den Vater kennt und Vertrauen hat zu seiner Liebe. Die Annahme meiner Lehre ist ein Hingehen zu Gott zusammen mit mir, dem Erstgeborenen vieler geliebter Kinder. Ich werde eure Ketten zerreißen, wenn ihr nur zu mir kommt, damit ich sie zerreiße; und ihr werdet wahrhaft frei und zusammen mit mir Miterben des Himmelreiches sein. Ich weiß, daß ihr die Nachkommenschaft Abrahams seid. Wer unter euch mich aber zu töten versucht, ehrt nicht mehr Abraham, sondern Satan, und dient ihm als treuer Sklave. Warum? Weil er mein Wort zurückweist und es bei so vielen von euch nicht eindringen kann. Gott zwingt den Menschen nicht zu glauben. Er zwingt ihn nicht, mich anzunehmen. Aber er schickt mich, damit ich euch seinen Willen verkünde. Und ich sage euch das, was ich bei meinem Vater gesehen und gehört habe, und tue das, was er will. Diejenigen aber unter euch, die mich verfolgen, tun das, was sie von ihrem Vater gelernt haben und was er ihnen eingibt.«

Wie ein Paroxysmus, der einen Augenblick nachgelassen hat und nun wieder heftig wird, so bricht der Zorn der Juden, Pharisäer und Schriftgelehrten, der sich etwas beruhigt zu haben schien, erneut aus. Sie drängen sich wie ein Keil in den dichten Kreis um Jesus und versuchen, sich ihm zu nähern. Die Menge gleicht einem hin- und herwogenden Meer, entsprechend den gegensätzlichen Gefühlen der Herzen. Die Juden brüllen grün vor Zorn und Haß: »Unser Vater ist Abraham. Wir haben keinen anderen Vater.«

»Der Vater der Menschen ist Gott. Abraham selbst ist auch ein Sohn des universellen Vaters. Aber viele verschmähen den wahren Vater zugunsten eines, der nicht ihr Vater ist, den sie sich aber als solchen erwählen, weil er mächtiger zu sein scheint und bereit ist, ihre unmäßigen Wünsche zu erfüllen. Die Söhne tun die Werke, die sie ihren Vater tun sehen. Wenn ihr doch Söhne Abrahams seid, warum tut ihr dann nicht die Werke Abrahams? Kennt ihr sie nicht? Muß ich sie euch aufzählen in ihrer Natur und Symbolkraft? Abraham gehorchte und ging in das Land, das Gott ihm anwies. Er war das Vorbild des Menschen, der bereit sein muß, alles zu verlassen, um dorthin zu gehen, wohin Gott ihn schickt. Abraham war großmütig mit dem Sohn seines Bruders und ließ ihn die Gegend auswählen, die er wünschte; er war ein Vorbild des Respekts vor der Handlungsfreiheit des Nächsten und der Nächstenliebe. Abraham blieb demütig, auch nachdem Gott ihn auserwählt hatte, und er ehrte ihn in Mamre bei Hebron, da er sich stets als ein Nichts fühlte im Vergleich zum Allerhöchsten, der zu ihm gesprochen hatte. So war er auch ein Vorbild für die ehrfurchtsvolle Liebe, die der Mensch Gott gegenüber immer empfinden soll. Abraham glaubte und gehorchte Gott auch in den Dingen, die am schwersten zu glauben waren und deren Ausführung schmerzte. Und um sich sicher zu fühlen, hütete er sich vor der Selbstsucht und betete für Sodom. Abraham handelte nicht mit dem Herrn um den Lohn für seinen Gehorsam; vielmehr, um ihn bis zum letzten zu ehren, opferte er ihm sogar seinen vielgeliebten Sohn . . . «

»Er opferte ihn nicht.«

»Er opferte ihm den geliebten Sohn, da sein Herz ihn bereits auf dem Weg geopfert hatte durch seinen Willen zum Gehorsam. Als der Engel ihn zurückhielt, war das Herz des Vaters schon zerrissen, da er eben das Herz des Sohnes durchbohren wollte. Er wollte seinen Sohn töten, um Gott zu ehren. Ihr tötet den Sohn Gottes, um Satan zu ehren. Tut ihr also die Werke dessen, den ihr euren Vater nennt? Nein, das tut ihr nicht. Ihr sucht mich zu töten, weil ich euch

die Wahrheit sage, so wie ich sie von Gott gehört habe. Abraham handelte nicht wie ihr. Er versuchte nicht die Stimme zu ersticken, die vom Himmel kam, sondern gehorchte ihr. Nein, ihr tut nicht die Werke Abrahams, sondern die, die euch euer Vater angibt.«

»Wir sind nicht von einer Hure geboren. Bastarde sind wir nicht. Du hast gesagt, du selbst, daß der Vater der Menschen Gott ist, und wir sind außerdem das auserwählte Volk und gehören zu den auserwählten Kasten dieses Volkes. Daher haben wir Gott als einzigen Vater.«

»Wenn ihr Gott als Vater im Geist und in der Wahrheit anerkennen würdet, würdet ihr mich lieben, da ich von Gott komme; denn ich komme nicht von mir selbst, sondern er ist es, der mich gesandt hat. Wenn ihr daher wirklich den Vater kennen würdet, müßtet ihr auch mich kennen, seinen Sohn, euren Bruder und Erlöser. Sollten Brüder sich nicht gegenseitig erkennen? Sollten die Söhne eines Einzigen nicht die Sprache kennen, die im Haus des einzigen Vaters gesprochen wird? Warum also versteht ihr meine Sprache nicht und erträgt nicht meine Worte? Weil ich von Gott komme und ihr nicht. Ihr habt das Vaterhaus verlassen und die Sprache und das Antlitz dessen vergessen, der darin wohnt. Ihr seid freiwillig in die Fremde gegangen, in andere Wohnungen, wo ein anderer herrscht, der nicht Gott ist, und wo man eine andere Sprache spricht. Und der dort herrscht verlangt, daß man sein Sohn wird und ihm gehorcht, um eingelassen zu werden. Ihr habt es getan und tut es. Ihr habt dem Vater Gott abgeschworen und ihn verleugnet, um euch einen anderen Vater zu erwählen, und dieser ist Satan. Ihr habt den Teufel zum Vater und wollt tun, was er euch einflüstert. Die Wünsche des Teufels aber sind Sünde und Gewalttat, und ihr habt sie euch zu eigen gemacht. Von Anfang an war er ein Menschenmörder, und er beharrte nicht in der Wahrheit, da er, der sich gegen die Wahrheit empörte, nicht die Liebe zur Wahrheit in sich haben kann. Wenn er spricht, spricht er so, wie er ist, d. h. als Lügner und Geschöpf der Finsternis, denn er ist wahrhaft ein Lügner und hat die Sünde gezeugt und geboren,

nachdem er sie mit dem Hochmut befruchtet und mit der Auflehnung genährt hat. Alle Begierlichkeit ist in seinem Schoß, er speit sie aus und impft sie den Geschöpfen ein, um sie zu vergiften. Er ist das Wesen der Finsternis, der Spötter, die verfluchte schleichende Schlange, die Abscheulichkeit, die Schändlichkeit selbst. Seit Jahrhunderten quält er die Menschen mit seinen Machenschaften, deren Kennzeichen und Früchte den Menschen wohl bekannt sind. Und doch schenkt ihr dem Gehör, der lügt und zugrunderichtet, während ihr mir nicht glaubt und mich einen Sünder nennt, wenn ich spreche und euch die Wahrheit und das Gute verkünde. Aber wer von den vielen, die sich mir mit Haß oder Liebe genähert haben, kann sagen, daß er mich sündigen gesehen hat? Wer kann es in Wahrheit sagen? Wo sind die Beweise, die mich und jene, die an mich glauben, davon überzeugen können, daß ich ein Sünder bin? Gegen welches der Zehn Gebote habe ich je gesündigt? Wer kann vor dem Altar Gottes beschwören, daß er mich gegen das Gesetz und die Bräuche, die Vorschriften, die Überlieferungen, die Gebete verstoßen gesehen hätte? Wer unter allen Menschen wird mich beschämen können durch sichere Beweise, die mich der Sünde überführen? Niemand vermag es. Niemand unter den Menschen und niemand unter den Engeln. Gott ruft in den Herzen der Menschen: „Er ist unschuldig.“ Davon seid ihr alle überzeugt, und gerade ihr, die ihr mich anklagt, mehr als die anderen, die noch im Ungewissen darüber sind, wer von uns recht hat. Aber nur wer von Gott ist, hört auf die Worte Gottes. Ihr hört nicht auf sie, und wenn sie auch Tag und Nacht in euren Seelen widerhallen. Ihr hört nicht auf sie, da ihr nicht von Gott seid.«

»Wir, die wir für das Gesetz und unter genauester Beachtung der Vorschriften leben, um den Höchsten zu ehren, wir sind nicht von Gott? Und du wagst es, das zu sagen? Ah!« Sie scheinen zu ersticken vor Abscheu, als hätten sie einen Strick um den Hals. »Und da sollen wir nicht sagen, daß du ein Besessener und ein Samariter bist?«

»Ich bin weder das eine noch das andere, sondern ich ehre meinen Vater, auch wenn ihr es leugnet, um mich zu schmähen. Aber eure

Schmähungen schmerzen mich nicht. Ich suche nicht meine Ehre. Es ist einer, der sie sucht und richtet. Das sage ich euch, die ihr mich kränken wollt. Wer guten Willens ist, dem sage ich: Wer mein Wort aufnimmt oder es schon aufgenommen hat und es bewahrt, der wird in Ewigkeit den Tod nicht schauen.«

»Ah! Jetzt sehen wir klar, daß von deinen Lippen der Dämon redet, der dich in Besitz genommen hat! Du selbst hast es gesagt: „Er spricht als Lügner.“ Was du gesagt hast, sind Worte der Lüge, und daher die Worte eines Dämons. Abraham ist tot. Gestorben sind auch die Propheten, und du sagst, daß wer dein Wort bewahrt, in Ewigkeit den Tod nicht schauen wird. Du selbst wirst also auch nicht sterben?«

»Ich werde nur als Mensch sterben, um zur Zeit der Gnade wieder aufzuerstehen, aber als das Wort werde ich nicht sterben. Das Wort ist Leben und stirbt nicht, und wer das Wort in sich aufnimmt, der wird das Leben in sich haben und in Ewigkeit nicht sterben, sondern auferstehen in Gott, weil ich ihn auferwecken werde.«

»Gotteslästerer! Verrückter! Dämon! Bist du mehr als unser Vater Abraham, der gestorben ist, und mehr als die Propheten? Was bildest du dir ein zu sein?«

»Der Anfang, der zu euch spricht.«

Es entsteht ein Höllenlärm, in dessen Verlauf der Levit Zacharias mit Hilfe der Söhne des Alphäus und einiger anderer, die vielleicht gar nicht recht wissen, was sie tun, Jesus unauffällig in eine Ecke des Vorhofs schiebt.

Als Jesus die Mauer im Rücken und seine Getreuesten als Schutzwall vor sich hat und auch die Aufregung im Hof sich etwas legt, sagt er mit seiner eindrucksvollen und schönen, auch in den Augenblicken größter Verwirrung immer ruhigen Stimme: »Wenn ich mich selbst ehrte, wäre meine Ehre nichts. Jeder kann von sich sagen, was er will. Aber wer mich ehrt, ist mein Vater, von dem ihr sagt, daß er euer Gott sei, obwohl er so wenig euer ist, daß ihr ihn nicht kennt, nie gekannt habt und auch nicht durch mich kennenlernen wollt,

der ich zu euch von ihm spreche, da ich ihn kenne. Wenn ich sagen würde, daß ich ihn nicht kenne, um euren Haß gegen mich zu besänftigen, wäre ich ein Lügner wie ihr, die ihr behauptet, ihn zu kennen. Ich weiß, daß ich unter keinen Umständen lügen darf. Der Menschensohn darf nicht lügen, auch wenn die Wahrheit die Ursache seines Todes sein sollte. Denn wenn der Menschensohn lügen würde, wäre er wahrlich nicht mehr der Sohn der Wahrheit, und die Wahrheit würde ihn von sich stoßen. Ich kenne Gott, sowohl als Gott als auch als Mensch. Und als Gott und als Mensch bewahre ich sein Wort und befolge es. Israel, besinne dich: Hier erfüllt sich die Verheißung. In mir erfüllt sie sich. Erkenne mich als das, was ich bin. Abraham, euer Vater, sehnte sich danach, meinen Tag zu schauen. Er sah ihn mit prophetischem Blick durch die Gnade Gottes, und er jubelte darüber. Und ihr, die ihr ihn tatsächlich seht . . . «

»Schweige! Du bist noch keine fünfzig Jahre alt, und du willst sagen, daß Abraham dich gesehen hat und daß du ihn gesehen hast?« Und ihr höhnisches Gelächter verbreitet sich wie eine Giftwelle oder wie ätzende Säure.

»Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ehe Abraham geboren wurde, bin ich.«

»„Bin ich.“ Nur Gott kann das sagen, da er ewig ist. Du nicht, du Gotteslästerer! „Bin ich“! Anathema! Bist du etwa Gott? Du, der du so sprichst?« schreit ihn einer an, der eine einflußreiche Persönlichkeit sein muß; denn obwohl er erst gerade erschienen ist, ist er schon nahe bei Jesus, da alle bei seinem Kommen fast mit Schrecken zur Seite treten.

»Du sagst es«, entgegnet Jesus mit donnernder Stimme.

Alles wird zur Waffe in der Hand dessen, der von Haß erfüllt ist. Während der letzte, der den Meister befragt hat, alle Schattierungen von Empörung und Entsetzen in seinem Mienenspiel zur Schau stellt, sich die Kopfbedeckung vom Haupt reißt, Haupt- und Barthaar rauft und die Schnallen öffnet, die sein Gewand am Hals zusammenhalten, als sei er nahe daran, vor Abscheu die Sinne zu

verlieren, werfen die wütenden Menschen Erde und Steine – die die Verkäufer von Tauben und anderen Tieren benützen, um die Seile ihrer Einfriedungen straff zu halten, und die Wechsler . . . in vorausschauender Sorge um ihre Geldschreine, die sie mehr hüten als ihr Leben – auf den Meister. Sie fallen natürlich auf die Menge selbst, da Jesus zu weit hinten im Säulengang ist, um getroffen zu werden, und die Leute fluchen und jammern.

Zacharias, der Levit, gibt nun Jesus einen gewaltigen Stoß, das einzige Mittel, ihn zu einem niedrigen Türchen zu bringen, das in der Mauer des Säulenganges versteckt und nur angelehnt ist. Er drängt ihn zusammen mit den beiden Söhnen des Alphäus, Johannes, Manaen und Thomas hindurch. Die anderen bleiben draußen im Tumult, dessen Geräusch stark abgeschwächt in den unterirdischen Gang in den mächtigen Steinmauern dringt, deren architektonische Bezeichnung mir nicht bekannt ist. Die Steine sind so aneinandergesetzt, daß jeweils auf einen großen Stein ein kleiner folgt, und darüber auf den kleinen Steinen ein großer liegt und umgekehrt. Ich weiß nicht, ob ich das richtig erkläre. Dunkel, mächtig und nur grob behauen, sind sie im Halbdunkel kaum zu erkennen. Durch in regelmäßigen Abständen in der Decke angebrachte schmale Spalte dringt Luft und etwas Licht herein, da es sonst völlig dunkel wäre. Es ist ein schmaler Gang und ich weiß nicht, wozu er dient, aber ich habe den Eindruck, daß dieser Gang um den ganzen Vorhof herum verläuft. Vielleicht hat man ihn zum Schutz gebaut, als Zuflucht, oder um die Mauern doppelt und dadurch widerstandsfähiger zu machen, diese Mauern der Vorhöfe, die ebenso viele Ringmauern um den wahren und eigentlichen Tempel, um das Allerheiligste, darstellen. Ich weiß nicht. Ich sage, was ich sehe. Es riecht nach Feuchtigkeit, nach dieser Feuchtigkeit, von der man nicht sagen kann, ob sie kalt oder warm ist, wie in manchen Kellern.

»Was machen wir hier?« fragt Thomas.

»Schweige! Zacharias hat mir gesagt, daß er kommen wird und daß wir still sein sollen und hierbleiben«, antwortet Thaddäus.

»Aber ... kann man ihm trauen?«

»Ich hoffe es.«

»Fürchtet euch nicht. Der Mann ist gut«, versichert Jesus.

Draußen entfernt sich der Tumult. Einige Zeit vergeht. Dann dumpfe Schritte und ein kleines zitterndes Licht, das sich aus der finsternen Tiefe nähert. »Bist du dort, Meister?« fragt eine Stimme, die gehört werden will, aber auch fürchtet, gehört zu werden.

»Ja, Zacharias.«

»Gott sei Lob und Dank! Habe ich auf mich warten lassen? Ich mußte warten, bis alle zu den anderen Ausgängen gelaufen waren. Komm, Meister ... Deine Apostel ... Es ist mir gelungen, Simon zu sagen, daß sie alle nach Betesda gehen und dort warten sollen. Hier geht es hinunter ... Wenig Licht, aber der Weg ist sicher. Er wird nicht immer zu guten Zwecken gebraucht. Aber diesmal wohl ... und das heiligt ihn ... «

Sie steigen immer tiefer hinunter in der Dunkelheit, die nur von dem flackernden Flämmchen erhellt wird, bis weit vorne ein anderer heller Schein sichtbar wird ... und dahinter das Leuchten von fernem Grün ... Ein Gitter, fast eine Tür, so massiv und dick ist es, befindet sich am Ende des Tunnels.

»Meister, ich habe dich gerettet. Du kannst nun gehen. Aber höre mich an. Komm einige Zeit nicht hierher. Ich könnte dir nicht immer dienen, ohne bemerkt zu werden. Und ... vergiß; vergeßt alle diesen Weg und mich, der ich ihn euch gewiesen habe«, sagt Zacharias, während er einen Mechanismus in Bewegung setzt und das schwere Gitter so weit öffnet, daß ein Mensch hinausschlüpfen kann. Dann wiederholt er: »Vergeßt alles, mit Rücksicht auf mich.«

»Fürchte nichts. Keiner von uns wird darüber sprechen, und Gott sei mit dir für deine Liebe.« Jesus hebt die Hand und legt sie auf das geneigte Haupt des Jünglings.

Er tritt ins Freie, gefolgt von seinen Vettern und den übrigen. Sie befinden sich gegenüber dem Ölberg, auf einem von Brombeersträuchern umwucherten kleinen Platz, der kaum alle fassen kann.

Ein Ziegenpfad führt zwischen dem Dornengestrüpp hinunter zum Bach.

»Gehen wir. Wir werden wieder zum Schaftor hinaufsteigen, und ich gehe mit den Brüdern zu Josef, während ihr nach Betesda geht, die anderen holt und zu mir kommt. Morgen abend werden wir uns nach Sonnenuntergang nach Nob begeben.«

562 Im Haus des Josef von Sepphoris

Das Haus des Josef ist nicht das des Josef von Arimathäa, sondern das eines alten Galiläers von Sepphoris, eines Freundes der Söhne des Alphäus. Und er ist einer der ältesten, denn er war ein Freund, vielleicht auch ein entfernter Verwandter des alten und nun verstorbenen Alphäus. Und wenn ich nicht irre, unterhielt er auch eine enge Beziehung zu den Söhnen des Zebedäus wegen des Handels mit getrocknetem Fisch, der vom See Gennesaret in die Hauptstadt gebracht wird, zusammen mit anderen Erzeugnissen aus Galiläa, die den Galiläern, die sich in Jerusalem etwas fremd fühlen, lieb sind. Dergleichen erfahre ich aus den Gesprächen, die die beiden Söhne des Alphäus und Johannes mit Thomas führen.

Jesus hingegen ist mit Manaen etwas zurückgeblieben, dem er den Auftrag gibt, zu Josef von Arimathäa und zu Nikodemus zu gehen, um sie zu ihm einzuladen. Manaen macht sich sogleich auf den Weg. Jesus schließt sich noch einen Augenblick den dreien an und ermahnt sie, vorsichtig zu sein im Reden, »dem Leviten zuliebe, der sie gerettet hat«. Dann trennt er sich von ihnen und geht mit großen Schritten auf einem Landsträßchen weiter ...

Aber bald gesellt sich Johannes zu ihm.

»Warum bist du gekommen?«

»Wir konnten dich nicht so alleinlassen ... also bin ich gekommen.«

»Und glaubst du, du allein könntest mich gegen so viele verteidigen?«

»Das weiß ich nicht sicher. Aber ich würde wenigstens vor dir sterben, und das würde mir genügen.«

»Du wirst erst lange Zeit nach mir sterben, Johannes. Aber das soll dich nicht betrüben. Wenn der Allerhöchste dich noch in der Welt läßt, geschieht es, damit du ihm und seinem Wort dienst.«

»Aber danach . . . «

»Danach wirst du mir dienen. Wie lange müßtest du leben, um mir zu dienen, wie unsere beiden Herzen es sich wünschen. Aber auch nach deinem Tod wirst du mir noch dienen.«

»Wie werde ich das machen, mein Meister? Wenn ich bei dir im Himmel bin, werde ich dich anbeten. Aber ich werde dir nicht auf der Erde dienen können, wenn ich sie verlassen habe . . . «

»Glaubst du das wirklich? Nun gut, ich sage dir, daß du mir bis zu meiner erneuten und letzten Ankunft dienen wirst. Viele Dinge werden verdorren vor der Endzeit, wie die Flüsse, die austrocknen und sich von einem schönen blauen und wohltuenden Wasserlauf in ein staubiges und steiniges Flußbett verwandeln. Aber du wirst auch dann noch ein rauschender Fluß sein, in dem mein Wort widerhallt und sich mein Licht widerspiegelt. Du wirst das erhabene Licht sein, das bleibt, um an Christus zu erinnern; denn du wirst ein ganz geistiges Licht sein, und die Endzeit wird ein Kampf der Finsternis gegen das Licht und des Fleisches gegen den Geist sein. Wer dann im Glauben auszuharren versteht, wird Kraft, Hoffnung und Trost finden in dem, was du hinterlassen hast und was immer noch du selbst sein wirst . . . und was vor allem ich sein werde, weil wir, du und ich, uns lieben und weil ich bin, wo du bist, und du bist, wo ich bin. Ich habe Petrus versprochen, daß die Kirche, die meinen Fels als Grundlage und Oberhaupt hat, nicht von der Hölle und ihren wiederholten und immer stärker werdenden Angriffen überwältigt werden wird. Aber nun sage ich dir, daß das, was immer noch ich sein werde und was du als Licht zurücklassen wirst für den, der das Licht sucht, nicht zerstört werden wird, obwohl es die Hölle mit allen Mitteln zu vernichten suchen wird. Ja noch

mehr! Selbst die, deren Glauben an mich nur unvollkommen ist, da sie zwar mich aufnehmen, aber meinen Petrus nicht annehmen, werden sich immer zu deinem Leuchtturm flüchten wie Schifflin ohne Kapitän und ohne Kompaß, die inmitten ihrer Stürme auf ein Licht zusteuern, weil Licht immer auch Rettung bedeutet.«

»Aber was kann ich hinterlassen, mein Herr? Ich bin ... arm ... unwissend ... Ich habe nichts als Liebe ... «

»Das ist es: du wirst Liebe hinterlassen. Und die Liebe zu deinem Jesus wird dein Wort sein. Und viele, sehr viele, auch unter denen, die nicht zu meiner Kirche gehören, die zu keiner Kirche gehören, aber ein Licht und einen Trost suchen wegen des Stachels in ihrem unbefriedigten Geist und ein Bedürfnis nach Mitleid haben in ihrem Schmerz, werden zu dir kommen und mich finden.«

»Ich wünschte, die ersten, die zu dir finden, wären diese grausamen Juden, diese Pharisäer und Schriftgelehrten ... Aber ich bin zu so etwas nicht fähig ... «

»Dort, wo schon alles übertoll ist, kann nichts mehr eindringen. Aber du sollst dich nicht entmutigen lassen ... Sieh, wir sind schon bei Josef. Klopf an, und dann laß uns eintreten.«

Es ist ein schmales, hohes Haus mit einem niedrigen, vollgestopften Warenlager an einer Seite; daneben ein wegen der hohen Mauern, die ihn umgeben, finsterer Hof, ein Hof, der auch eine Herberge sein könnte, wie sie damals üblich waren: Säulenhallen für die Waren, Stallungen für die Lasttiere und Zimmerchen oder größere Räume für die Gäste. Dies hier ist ein schlecht gepflasterter Hof mit einer Tränke, zwei niedrigen, dunklen Ställen, einem einfachen Wetterdach, das den Vorhof ersetzt und sich an das Haus lehnt, und einem abgenützten Tor, das zum Warenlager führt. Daneben steht das bereits erwähnte alte, dunkle Haus mit einer schmalen, hohen Tür, zu der drei ausgetretene Stufen führen.

Johannes klopft an die Tür und wartet, bis sich ein Guckloch öffnet und eine runzlige Alte forschend aus dem Halbschatten hervorblickt. »Oh, Johannes, ich öffne sofort! Gott sei mit dir«, sagt der Mund,

der zu diesem runzligen Gesicht gehört, und die Tür öffnet sich, nachdem man sie mit viel Lärm entriegelt hat.

»Ich bin nicht allein, Maria; ich habe den Meister bei mir.«

»Der Friede sei auch mit ihm, der Ehre Galiläas, und selig der Tag, der den Heiligen in das Haus eines wahren Israeliten führt. Tritt ein, Herr. Ich werde Josef gleich benachrichtigen. Er erledigt gerade die letzten Auslieferungen, denn der Abend bricht im traurigen Etanim schnell herein . . . «

»Halte ihn nicht von seiner Arbeit ab, Frau. Wir bleiben bis morgen hier.«

»Das ist uns eine große Freude. Schon lange haben wir dich erwartet. Und vor einigen Tagen hat dein Bruder Josef jemanden geschickt, um Nachricht von dir zu erhalten. Aber mein Mann kann es dir besser erzählen. Sieh, hier kannst du bleiben . . . Und nun verlasse ich dich, Herr, damit ich mit dem Brot fertigwerde, denn vor Sonnenuntergang sollte es gebacken sein. Wenn du irgendetwas brauchst, weiß Johannes, wo ich bin.«

»Geh in Frieden. Wir brauchen nichts als eine Unterkunft.«

Sie bleiben geraume Zeit allein. Dann schaut plötzlich ein braunes Gesichtchen furchtsam und neugierig zugleich hinter einem Vorhang hervor, der das Zimmer vom Ausgang trennt.

»Wer ist dieser Junge«? fragt Jesus Johannes.

»Ich weiß es nicht, Herr. Er war sonst nicht hier. Allerdings seit ich bei dir bin, bin ich nie mehr im Auftrag meines Vaters hierher gekommen. Komm her, Junge.«

Das Kind kommt mit kleinen Schritten näher.

»Wer bist du?«

»Das sage ich dir nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich will nicht, daß man mir häßliche Worte sagt. Wenn du sie sagst, antworte ich dir, und Josef will es nicht.«

»Das ist etwas ganz Neues. Meister, was sagst du dazu?« und Johannes lacht über die Begründung des kleinen Mannes.

Auch Jesus lächelt, legt ihm aber eine Hand auf die Schulter und betrachtet ihn. Schließlich sagt er: »Und weißt du, wer ich bin ... ?«

»Ja, ich weiß es. Du bist der Messias, der die Welt sein eigen machen wird, und dann wird man keine schlechten Worte mehr zu den Kindern wie mir sagen.«

»Du bist kein Israelit, nicht wahr?«

»Ich bin beschnitten ... und das hat sehr wehgetan ... Aber auch der Hunger hat wehgetan ... und keine Mutter mehr zu haben ... niemand ... Aber es tut auch weh zu hören, daß man ... daß uns ... « Er weint, denn nun hat er seine ganze vorherige Kühnheit eingebüßt.

»Er muß ein fremdes Waisenkind sein, Johannes. Josef wird ihn wohl aus Erbarmen aufgenommen haben und hat ihn beschneiden lassen ... « erklärt Jesus Johannes, der über die Worte des Knaben und seine Tränen erstaunt ist. Jesus hebt den ziemlich schweren Jungen hoch und setzt ihn auf seine Knie.

»Sage mir, wie du heißt, Kind. Ich habe dich lieb. Jesus liebt alle Kinder, und besonders die Waisenkinder. Auch ich habe eines und sein Name ist Margziam ... «

»Auch mich ... auch mich ... denn ich bin ein Römer«, flüstert der Knabe mit kaum vernehmlicher Stimme.

»Ich habe es dir ja gesagt. Du bist ein Waisenkind, nicht wahr?«

»Ja ... An meinen Vater erinnere ich mich nicht, an meine Mutter wohl. Sie ist gestorben, als ich schon größer war ... und ich bin allein geblieben und niemand wollte mich haben. Von Cäsarea aus bin ich dann hinter Reisenden hergelaufen, als der Hausherr wieder in die Ferne gezogen war. So viel Hunger habe ich gelitten! Und wenn ich meinen Namen sagte, gab es Prügel ... Denn man hat aus dem Namen seine Schlüsse gezogen! Dann bin ich an einem Festtag hierher gekommen und hatte Hunger. Mit einer Karawane bin ich in die Stallungen geschlüpft und habe mich im Stroh versteckt, um den Hafer und das Johannisbrot der Esel zu essen. Ein Esel hat mich gebissen. Da habe ich geschrien, und man ist herbeigelaufen und

wollte mich schlagen. Aber Josef hat gesagt: „Nein. Er hat es getan, und er sagt, daß man tun soll, was er tut. Und ich werde den Jungen zu mir nehmen und einen Israeliten aus ihm machen.“ Dann hat er mich aufgenommen und gepflegt, zusammen mit Maria, und er hat mir einen anderen Namen gegeben, weil der meine ... Aber meine Mutter nannte mich Martial ... « Und die Tränen beginnen wieder zu fließen.

»Und ich werde dich Martial nennen wie die Mutter. Josef ist sehr gut zu dir gewesen, und du mußt ihn sehr liebhaben.«

»Ja, aber dich noch mehr. Er selbst sagt es. Er sagt immer: „Wenn du eines Tages Jesus von Nazaret, dem Messias, begegnest, dann liebe ihn von ganzem Herzen; denn du hast es ihm zu verdanken, wenn du vom Irrtum errettet worden bist.“ Maria hat drüben der Dienerin gesagt, daß der Messias im Haus ist, und so bin ich gekommen, um zu sehen, wer mich gerettet hat.«

»Ich hätte das Josef nicht zugebraut. Er war so ... geizig ... Nie hätte ich geglaubt, daß er ... Armer Josef! Geizig und von seinen Söhnen enttäuscht. Sie haben sein weißes Haar nicht geachtet.«

»Ich weiß es. Aber siehst du? Vielleicht lebt er an der Seite dieses Knaben wieder auf und vergißt. So vergilt ihm Gott das gute Werk, das er an dem Knaben getan hat. Wie heißt du denn jetzt?«

»Ich habe einen häßlichen Namen. Er gefällt mir nur, weil er beginnt wie der meine: Manasse heiße ich! ... Aber Maria versteht mich und nennt mich einfach „Man“.« Der Junge sagt das mit einem so trostlosen Gesichtchen, daß Jesus und Johannes sich eines Lächelns nicht enthalten können.

Um ihn zu trösten, erklärt ihm Jesus: »Manasse ist ein Name, der für uns eine schöne Bedeutung hat, nämlich: Der Herr läßt mich jeden Schmerz vergessen. Josef hat ihn dir gegeben, weil er damit sagen wollte, daß du ihn all seinen Schmerz vergessen lassen wirst. Und du wirst es tun, mein Kind, um dich ihm dankbar zu erweisen. Du selbst sollst dir durch deinen neuen Namen sagen lassen, daß der Herr dich so sehr geliebt hat, daß er dir einen neuen Vater, eine

neue Mutter und ein neues Zuhause gegeben hat. Ist es nicht so?«

»Ja. Wenn du es so erklärst, ja ... Aber Josef sagt, ich soll auch mein Haus vergessen. Ich will aber meine Mutter nicht vergessen!«

Jesus schaut Johannes an und Johannes den Meister, und über dem braunen Köpfchen findet ein ganzes Gespräch mit Blicken statt ...

»Eine Mutter kann man nicht vergessen, Kind. Josef hat sich nicht klar ausgedrückt, oder vielleicht hast du ihn nicht recht verstanden. Sicher wollte er dir sagen, daß du allen Schmerz der Vergangenheit vergessen sollst, weil du jetzt dieses Zuhause hast und darüber glücklich sein sollst.«

»O ja! Und Maria ist gut und macht mich glücklich. Auch jetzt macht sie mir Pfannkuchen. Ich gehe nachschauen, ob sie schon gebacken sind, und dann bringe ich dir davon.« Und er gleitet von den Knien Jesu und läuft aus dem Zimmer. Das Geräusch der nackten Füßchen verliert sich in dem langen Hausgang.

»Immer diese Neigung zur Härte, auch bei den Besten unter uns. Immer Unmögliches verlangen! Strenger als ihr Gott sind die Söhne seines Volkes! Armer Junge! Kann man denn verlangen, daß ein Kind seine Mutter vergißt, weil es jetzt beschnitten ist? Ich werde es Josef sagen.«

»Ich wußte nichts von der ganzen Geschichte. Mein Vater kommt, wie viele Galiläer, zu den Festtagen hierher. Er hat mir nie davon erzählt, als ob er nichts gewußt hätte ... Aber ich höre die Stimme Josefs.«

Jesus erhebt sich und Johannes ebenfalls, bereit, mit den geziemenden Ehrenbezeugungen den Hausherrn zu begrüßen, der nun eintritt, sich seinerseits tief verbeugt und schließlich zu Füßen Jesu niederkniet.

»Steh auf, Josef! Ich bin gekommen, wie du siehst.«

»Verzeih, wenn ich dich habe warten lassen. Der Freitag ist immer ein strenger Tag! Sei auch du begrüßt, Johannes. Hast du Nachrichten von Zebedäus?«

»Nein. Seit dem Laubhüttenfest habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

»Dann sollst du wissen, daß es ihm gut geht, und auch Salome. Ich habe neueste Nachrichten, die heute morgen mit der letzten Ladung Fische gekommen sind. Auch dir, Meister, kann ich sagen, daß es deinen Verwandten in Nazaret gut geht. Am Tag nach dem Sabbat wird der Überbringer wieder abreisen, und wenn ihr ihm Nachrichten mitgeben wollt ... Seid ihr allein?«

»Nein. Bald werden auch die anderen hier sein ... «

»Gut! Hier ist Platz für alle. Dies ist ein treues Haus. Es tut mir leid, daß Maria mit Brotbacken beschäftigt gewesen ist und ich mit den Verkäufen. Man hat euch ganz allein gelassen ... Wir haben dir nicht die nötige Ehre erwiesen und Gesellschaft geleistet, wie es sich für einen so hohen Gast geziemt.«

»Ein Kind Gottes, wie du, Josef und alle, die das Gesetz Gottes befolgen.«

»Aber nein! Du bist du! Ich bin nicht so töricht wie diese Judäer. Du bist der Messias!«

»Nach göttlichem Willen. Aber nach meinen Wünschen und Pflichten bin ich ein Sohn des Gesetzes wie du.«

»Die dich verleumden, sprechen und handeln nicht, wie du jetzt sprichst und handelst!«

»Du hingegen tust viel von dem, was ich lehre. Ich habe den Knaben gesehen, Josef ... «

»Ah! Du hast ihn gesehen? Er ist gekommen! Er weiß, daß ich das nicht will! Bei dir ... freut es mich. Aber es hätte ja auch jemand anders sein können ... «

»Und? Was wäre dann geschehen?«

»Es gefällt mir nicht, das ist es!«

»Warum, Josef? Um nicht dafür gelobt zu werden? Deine Absicht ist lobenswert. Aber der Knabe könnte denken, daß du dich schämst, ihn zu zeigen ... «

»Und es ist wahr.«

»Es ist wahr? Erkläre mir das.«

»Sieh, der Knabe ist kein Kind von Hebräern, nicht einmal von Proselyten oder von einer hebräischen Frau und einem heidnischen Mann, sondern der Sohn zweier römischer Freigelassener aus dem Haus eines Römers in Cäsarea am Meer. Der Knabe war dort, solange dieser dort war ... Nach seiner Abreise kümmerte sich niemand mehr um ihn, und er blieb allein. Die Hebräer nahmen ihn natürlich nicht auf ... Wie die Römer sind, weißt du ... und erst die Römer von Cäsarea! Der Knabe ging betteln.«

»Ja, ich weiß es. Er kam hierher, und du hast ihn aufgenommen. Gott hat diese Tat im Himmel aufgezeichnet.«

»Ich habe aus ihm einen Beschnittenen gemacht und ihm einen neuen Namen gegeben, da der seine heidnisch war, der Name eines Götzendieners. Aber ich will nicht, daß er sich sehen läßt und sich an seine Vergangenheit erinnert.«

»Warum, Josef?« fragt Jesus sanft und fährt fort: »Der Knabe leidet darunter. Er denkt an seine Mutter, und das ist begreiflich.«

»Begreiflich ist aber auch mein Wunsch, nicht kritisiert zu werden, weil ich einen aufgenommen habe ... «

»Einen Unschuldigen. Nicht mehr als das, Josef. Warum fürchtest du das Urteil der Menschen, wenn ein höheres Urteil, das göttliche, die Heiligkeit deiner Tat bestätigt? Warum schämst du dich aus menschlicher Rücksichtnahme oder aus Furcht vor Vergeltungsmaßnahmen einer guten Tat? Warum willst du dem Kind ein Beispiel von Unehrllichkeit geben, indem du es aus Furcht vor Schaden dazu zwingst, seinen Namen zu wechseln und seine Vergangenheit zu verheimlichen? Warum willst du dem Kind Verachtung gegenüber Vater und Mutter einflößen? Schau, Josef, du hast eine lobenswerte Tat vollbracht, aber du bedeckst sie mit Staub durch diese ... unvollkommenen Ideen. Du hast meine Handlungsweise nachgeahmt und meine Worte aufgenommen, und das ist gut. Aber warum vollendest du nicht meine Nachfolge, indem du deine Tat offen bekennst und sagst: „Ja, das Kind war ein Römer; aber ich habe keinen Abscheu empfunden, denn es ist ein Sohn des Schöpfers wie ihr alle. Ich

wollte nur, daß es nach unserem Gesetz lebe, und habe es daher beschneiden lassen.“ Wahrlich . . . die wahre Beschneidung wird noch kommen; sie wird an den Herzen der Menschen vorgenommen, und die würgende Fessel der dreifachen Begierlichkeit wird entfernt werden. Wenn daher der Knabe ein Unschuldiger geblieben wäre bis zu dieser Zeit . . . Aber ich will dir dafür keinen Vorwurf machen. Du, als Jude, hast gut daran getan, ihn zum Juden zu machen. Lasse ihm aber seinen Namen. Oh! Wie viele wird es in Zukunft geben, die den Namen Martial, Cajus, Felix, Kornelius oder Claudius tragen und dennoch Christus und dem Himmel gehören. Auch er kann einer von ihnen sein, dieser Knabe, der weder vom Judentum noch vom Heidentum etwas weiß. Er wird großjährig werden, wenn das wahre und neue Gesetz mit dem neuen Tempel und den neuen Priestern gegründet ist; und nicht so, wie du es dir vorstellst, sondern wie es von Gott geprüft und seines neuen Tempels würdig befunden wurde. Laß ihm den Namen, den ihm seine Mutter gegeben hat, er ist für ihn eine mütterliche Liebkosung. Ich verstehe, was du hast sagen wollen mit dem Namen Manasse. Aber laß ihm den Namen Martial. Wer dich fragt, dem antworte: „Ja, er heißt Martial. Fast wie der Jünger Christi, dem Maria diesen Namen gegeben hat.“ Habe Mut zum Guten, Josef, und du wirst groß, wirklich groß sein.«

»Meister . . . wie du willst. Ich will dir nicht mißfallen. Und glaubst du, daß ich auch als Mensch gut gehandelt habe?«

»Du hast gut gehandelt. Dein Schmerz hat dich gut gemacht; daher ist alles gut, was du getan hast, und auch diese Tat ist gut.«

Ein Klopfen an der Tür zur Straße unterbricht die Unterredung.

563 Der alte Priester Mattan (oder Natan)

Petrus tritt ein. Mit einer ebenso niedergeschlagenen Bewegung wie nach dem Durchwaten des Jordan bei Betabara wirft er sich erschöpft auf den ersten Stuhl, den er findet, und stützt den Kopf in die Hände. Die anderen sind zwar nicht so niedergeschlagen, aber

verärgert; bleich und verstört sind sie mehr oder weniger alle. Die Söhne des Alphäus, Jakobus des Zebedäus und Andreas erwidern kaum den Gruß des Josef von Sepphoris und seiner Frau, die mit einer alten Dienerin erscheint und warmes Brot und andere Speisen bringt.

Auf Margziams Gesicht sieht man noch Spuren von Tränen. Isaak eilt auf Jesus zu, ergreift seine Hand, streichelt sie und flüstert: »Wie in jener furchtbaren Nacht ... und wieder einmal, noch einmal, gut davongekommen. Oh, mein Herr, wie lange noch? Wie lange noch wirst du dich retten können?«

Das ist der Ausruf, der alle Zungen löst. Alle sprechen nun durcheinander und erzählen von den Mißhandlungen, Drohungen, der Angst ...

Erneut ein Klopfen an der Tür.

»O weh! Man wird uns doch nicht gefolgt sein?! Ich habe ihnen gesagt, sie sollen alle einzeln kommen!« sagt Iskariot.

»Ja, es wäre besser gewesen. Wir haben sie immer auf den Fersen. Aber nun ... « sagt Bartholomäus.

Wenn auch ungern, geht Josef persönlich durch das Guckloch nachschauen, während seine Frau sagt: »Von der Terrasse könnt ihr auf die Stallungen steigen und von dort in den hinteren Garten gelangen. Ich werde es euch zeigen ... « Aber als sie gerade gehen will, ruft ihr Gatte: »Josef vom Ältestenrat. Welche Ehre!« Und er öffnet die Tür, um Josef von Arimathäa einzulassen.

»Der Friede sei mit dir, Meister. Ich war dort und habe alles gesehen ... Manaen ist mir begegnet, als ich unendlich angewidert den Tempel verließ. Ach, nicht dazwischentreten zu können, nichts unternehmen zu können, um dir nützlicher zu sein ... Oh, bist auch du hier, Judas von Kerijot? Du, der du so viele Freunde hast, du könntest etwas tun! Fühlst du dich als sein Apostel nicht dazu verpflichtet?«

»Du bist sein Jünger ... «

»Nein. Wenn ich es wäre, würde ich zu seinem Gefolge gehören wie so manche andere. Ich bin sein Freund.«

»Das ist dasselbe.«

»Nein. Auch Lazarus ist sein Freund, aber du wirst doch nicht sagen wollen, daß er sein Jünger ist . . . «

»In der Seele doch.«

»Alle, die nicht zu Satan halten, sind Jünger seines Wortes, denn sie erkennen es als Wort der Weisheit.«

Der kleine Wortstreit zwischen Josef und Judas von Kerijot endet, während Josef von Sepphoris, der erst jetzt begreift, daß etwas Schlimmes vorgefallen ist, diesem und jenem mit Interesse und mit dem Ausdruck des Bedauerns Fragen stellt. »Das muß man Josef des Alphäus sagen. Man muß es sagen. Und ich werde den Auftrag geben . . . Was willst du von mir, Josef?« fragt er und wendet sich an den Ältesten, der ihm auf die Schulter tippt, als wolle er ihm eine Frage stellen.

»Nichts. Ich wollte dich nur beglückwünschen wegen deiner guten Verfassung. Das ist ein guter Israelit, treu und gerecht in allem. Ja, ich weiß es. Von ihm kann man sagen, daß Gott ihn geprüft und als gut erkannt hat . . . «

Ein erneutes Klopfen an der Tür. Die beiden Josefs begeben sich miteinander zum Tor um zu öffnen, und ich sehe, wie Josef von Arimathäa sich dem anderen zuneigt und ihm etwas ins Ohr flüstert, worauf dieser sich mit allen Anzeichen großer Überraschung umdreht und einen Augenblick die Apostel anschaut. Dann öffnet er die Tür.

Nikodemus und Manaen treten ein, gefolgt von allen Hirtenjüngern, die sich in Jerusalem aufhalten, also Jonatan und die früheren Jünger des Täufers. Bei ihnen sind auch der Priester Johannes mit einem anderen greisen Priester und Nikolaus. Den Schluß bilden Nike mit dem Mädchen, das Jesus ihr anvertraut hat, und Annalia mit ihrer Mutter. Sie heben die Schleier, die ihre Gesichter verhüllen, und scheinen sehr besorgt zu sein.

»Meister, was ist dir denn zugestoßen? Ich habe erfahren . . . Zuerst von den Leuten und dann von Manaen . . . Die ganze Stadt redet

und summt wie ein Bienenstock. Und wer dich liebt, läuft und sucht dich, wo er dich vermutet. Sicherlich sind sie auch zu deinem Haus gekommen, Josef ... Ich selbst bin zu den Häusern des Lazarus gegangen ... Es ist schlimm! Wie bist du denn davongekommen?»

»Die Vorsehung hat über mich gewacht. Die Jüngerinnen sollen nicht weinen, sondern den Ewigen preisen und sich ein Herz fassen. Euch allen möchte ich danken und euch meinen Segen geben. Die Liebe und die Gerechtigkeit sind in Israel noch nicht ganz erstorben, und das tröstet mich.«

»Ja, aber geh nicht mehr in den Tempel, Meister. Für längere Zeit, geh nicht mehr hin!« Die Anwesenden sind sich alle einig und ihr besorgtes: »Geh nicht hin« hallt warnend und flehend von den starken Mauern des alten Hauses wider.

Der kleine Martial, der sich irgendwo versteckt hatte, hört den Lärm, läuft neugierig herbei und steckt sein Köpfchen durch die Vorhänge. Als er Maria sieht, flüchtet er sich in ihre Arme aus Furcht vor dem Tadel des Josef von Sepphoris. Aber Josef ist zu aufgeregt und zu sehr damit beschäftigt, diesem und jenem zuzuhören, Ratschläge zu erteilen, zuzustimmen usw., als daß er auf ihn achten könnte. Er bemerkt den Knaben erst, als dieser, nachdem die alte Maria ihm etwas zugeflüstert hat, zu Jesus geht, ihn küßt und ihm die Arme um den Hals legt. Jesus zieht ihn mit einem Arm an sich, während er all denen antwortet, die ihm vorschlagen, was ihrer Meinung nach am besten zu tun sei.

»Nein, ich gehe nicht fort von hier. Geht ihr zu Lazarus, der mich erwartet, und sagt ihm, daß ich nicht kommen kann. Als Galiläer und langjähriger Freund der Familie bleibe ich bis zum morgigen Sonnenuntergang hier. Dann werde ich sehen, wo ich hingehel ... «

»Das sagst du immer, und dann kehrst du doch wieder dorthin zurück. Aber wir lassen dich nicht mehr hingehen. Ich wenigstens. Ich habe dich wirklich verloren geglaubt ... « sagt Petrus, und zwei Tränen bilden sich wieder in den Winkeln seiner vorstehenden Augen.

»Noch nie habe ich so etwas gesehen. Das genügt. Dies hat mich zu einem Entschluß gebracht. Wenn du mich nicht abweist ... Ich bin jetzt zu alt für den Altar, aber ich taue noch dazu, für dich zu sterben. Und ich bin bereit zu sterben, wenn es nötig ist, zwischen dem Vorhof und dem Altar, wie der weise Zacharias oder wie Onias, der Verteidiger des Tempels und des Schatzes. Ich werde außerhalb des heiligen Bezirks, dem ich mein Leben geweiht habe, sterben. Aber du wirst mir das Tor zu einem heiligeren Ort öffnen! Oh! Ich kann diesen Greuel nicht mehr mitansehen. Warum müssen meine alten Augen dies noch sehen? Der vom Prophet geschaute Greuel ist schon in den Mauern und schwillt an wie eine Wasserflut, die bei ihrem Ansteigen eine Stadt verschlingt. Sie steigt und steigt und überschwemmt Höfe und Säulengänge, überflutet die Stufen und breitet sich weiter aus. Sie steigt und hat schon das Allerheiligste erreicht. Die schlammigen Wellen bespülen bereits die Steine, mit denen der heilige Ort gepflastert ist, und verdunkeln ihre schönen Farben! Der Fuß des Priesters wird durch sie beschmutzt! Sein Gewand durch sie benetzt. Das Efod in den Schlamm getaucht. Die Steine des Brustschildes sind getrübt, und die Namen auf ihnen nicht mehr lesbar. Oh! Oh! Die Wellen des Greuels steigen bis zum Antlitz des Hohenpriesters und besudeln es. Eine Schmutzkruste bedeckt die Heiligkeit des Herrn, und die Tiara gleicht einem Tuch, das in einen schlammigen Tümpel gefallen ist. Schlamm! Schmutz! Dringt er von außen ein oder fließt er von der Höhe des Morija über die Stadt und über ganz Israel? Vater Abraham! Vater Abraham! Wolltest du nicht dort das Opferfeuer entzünden, damit das Ganzopfer des getreuen Herzens erstrahle? Nun sprudelt dort Schlamm hervor, wo heiliges Feuer sein sollte. Isaak ist unter uns, und das Volk opfert ihn. Aber selbst wenn das Opfer rein ist ... wenn es auch rein ist ... so sind doch die Opfernden unrein. Fluch über uns! Auf dem Berg wird der Herr den Greuel seines Volkes sehen! ... Ach!« Und der Greis, der mit dem Priester Johannes gekommen ist, sinkt zu Boden, bedeckt sein Gesicht mit den Händen und weint in der trostlosen Art der alten Leute.

»Ich habe ihn zu dir geführt ... Schon so lange wünschte er es. Aber heute, nachdem er das gesehen hat, konnte ihn niemand mehr zurückhalten ... Der alte Mattan (oder Natan) besitzt oft prophetischen Geist, und wenn sich die Pupillen seiner Augen auch mehr und mehr verschleiern, so sieht doch sein Geist um so klarer. Nimm meinen Freund an, Herr«, sagt der Priester Johannes.

»Ich weise niemanden zurück. Erhebe dich, Priester, und erhebe deinen Geist. In der Höhe gibt es keinen Schmutz, und der Schmutz berührt den nicht, der sich zu erheben weiß.«

Der Greis steht auf; doch zuvor ergreift er den äußersten Zipfel des Gewandes Jesu und küßt ihn ehrfurchtsvoll.

Die Frauen, besonders Annalia, weinen noch ergriffen hinter ihren Schleiern, und die Worte des Greises vermehren ihr Schluchzen. Jesus ruft die Frauen zu sich, und sie kommen mit geneigtem Haupt aus ihrem Winkel auf den Meister zu. Wenn es Nike und der Mutter der Annalia auch gelingt, ihr Weinen zu unterdrücken und fast zu verbergen, so schluchzt doch die jugendliche Jüngerin laut und ohne auf jene zu achten, die sie mit unterschiedlichen Gefühlen betrachten.

»Verzeih ihr, Meister! Sie verdankt dir ihr Leben und liebt dich. Sie kann es nicht verstehen, daß man dir Böses zufügen will. Und außerdem ist sie so ... allein ... und so traurig, seit ...« sagt die Mutter.

»Oh, das ist es nicht! Nein, das ist es nicht! Herr! Meister! Mein Erlöser! Ich ... ich ...« Annalia vermag nicht weiterzusprechen, teils wegen des Schluchzens, teils aus Schamgefühl oder aus sonst einem Grund.

»Sie hat Vergeltungsmaßnahmen befürchtet, weil sie eine Jüngerin ist. Sicher ist es deshalb. Viele gehen aus diesem Grund fort ...« sagt Iskariot.

»O nein! Aus diesem Grund am allerwenigsten! Du, Mann, verstehst überhaupt nichts oder unterschiebst anderen deine Gedanken. Aber du, o Herr, du weißt, warum ich weine. Ich hielt dich

für tot und glaubte, daß du dich deines Versprechens nicht erinnert hättest ... « Und sie seufzt, nachdem sie die ersten Worte mit Nachdruck gesagt hat, um sich gegen die Verdächtigung des Judas zu wehren.

Jesus antwortet ihr: »Nie vergesse ich ein Versprechen. Fürchte nicht. Geh beruhigt nach Hause und erwarte die Stunde meines Triumphes und deines Friedens. Geh hin. Der Tag neigt sich seinem Ende zu. Zieht euch nun zurück, ihr Frauen, und der Friede sei mit euch.«

»Herr, ich möchte dich nicht verlassen ... « sagt Nike.

»Gehorsam ist Liebe.«

»Das ist wahr, Meister. Aber warum darf ich nicht bleiben wie Elisa?«

»Weil du mir hier nützlich bist, wie sie in Nob. Geh nun, Nike, geh! Einige Männer sollen die Frauen begleiten, damit sie nicht belästigt werden.«

Manaen und Jonatan schicken sich an, der Aufforderung nachzukommen. Aber Jesus hält Jonatan zurück und fragt ihn: »Du kehrst also nach Galiläa zurück?«

»Ja, Meister, am Tag nach dem Sabbat. Der Gutsherr will es.«

»Hast du noch Platz auf dem Wagen?«

»Ich bin allein, Meister.«

»Dann wirst du Margziam und Isaak mitnehmen. Du, Isaak, weißt, was du tun mußt. Und auch du, Margziam ... «

»Ja, Meister«, antworten beide, Isaak mit seinem sanften Lächeln und Margziam mit weinerlicher Stimme und zitternden Lippen.

Jesus streichelt ihn, und Margziam, der nun jegliche Zurückhaltung vergißt, wirft sich an seine Brust und sagt: »Dich verlassen ... jetzt, da alle dich verfolgen! Oh, mein Meister! Ich werde dich nie mehr wiedersehen ... Du bist mein ganzes Glück gewesen. In dir habe ich alles gefunden ... ! Warum schickst du mich fort? Laß mich mit dir sterben! Was kümmert mich mein Leben noch, wenn ich dich nicht mehr habe?«

»Ich sage dir, was ich Nike gesagt habe: Gehorsam ist Liebe.«

»Ich gehe! Segne mich, Jesus!«

Jonatan geht mit Manaen, Nike und den anderen drei Frauen fort. Auch die übrigen Jünger entfernen sich in Grüppchen.

Erst als der zuvor überfüllte Raum fast leer ist, bemerkt man das Fehlen des Judas von Kerijot. Und viele sind erstaunt darüber, denn eben war er noch da und hat keinen Auftrag erhalten.

»Er wird wohl fortgegangen sein, um etwas für uns einzukaufen«, sagt Jesus, um Bemerkungen zu verhindern. Dann spricht er weiter mit Josef von Arimathäa und Nikodemus, die als einzige geblieben sind außer den elf Aposteln und Margziam, der neben Jesus sitzt und sich in diesen letzten Stunden noch an ihm erfreuen will. Jesus sitzt also zwischen Margziam, dem Jüngling, und Martial, dem Knaben, beide braun, schmal, gleich unglücklich in ihrer Kindheit und gleicherweise aufgenommen im Namen Jesu von zwei guten Israeliten.

Josef von Sepphoris und seine Frau haben sich klugerweise zurückgezogen, um dem Meister Freiheit zu lassen.

Nikodemus fragt: »Aber wer ist denn dieser Knabe?«

»Es ist Martial, ein Knabe, den Josef als Sohn in sein Haus aufgenommen hat.«

»Das wußte ich nicht.«

»Niemand, oder fast niemand weiß es.«

»Sehr demütig ist dieser Mann. Ein anderer hätte sich damit gebrüstet«, bemerkt Josef.

»Meinst du? . . . Geh, Martial, und zeige Margziam das Haus . . . « sagt Jesus. Als die beiden gegangen sind, fährt er fort: »Du täuschst dich, Josef. Wie schwierig ist es doch, gerecht zu urteilen!«

»Aber, Herr! Einen Waisenknaben zu sich zu nehmen – denn sicher ist er einer – und sich dessen nicht zu rühmen, ist zweifellos ein Akt der Demut.«

»Der Knabe ist, wie sein Name besagt, nicht aus Israel . . . «

»Ah! Jetzt verstehe ich! Dann ist es gut, wenn er ihn versteckt hält.«

»Er ist allerdings schon beschnitten ... «

»Das spielt keine Rolle. Du weißt ... auch Johannes von En-Dor war es, und dennoch wurdest du seinetwegen getadelt. Josef, der dazu noch ein Galiläer ist, könnte sich trotz der Beschneidung Unannehmlichkeiten zuziehen. Es gibt so viele Waisen auch in Israel ... Gewiß, mit diesem Namen ... und mit diesem Äußeren ... «

»Wie seid ihr doch alle „Israel“, auch die Besten! Selbst wenn ihr Gutes tut, versteht ihr nicht und wißt nicht vollkommen zu sein! Begreift ihr denn immer noch nicht, daß es nur *einen* Vater im Himmel gibt und daß jeder Mensch ein Kind Gottes ist? Versteht ihr immer noch nicht, daß der Mensch nur *einen* wahren Lohn oder *eine* wahre Strafe erhalten kann, die wirklich Lohn und Strafe sind? Warum macht ihr euch zu Sklaven der Menschenfurcht? Aber das ist die Frucht der Entstellung des göttlichen Gesetzes! Dieses ist so sehr bearbeitet und mit menschlichen Zusatzgeboten versehen worden, daß es selbst die Gedanken des Gerechten, der danach handelt, verdunkelt und trübt. Im mosaischen, also im göttlichen Gesetz, im vor-mosaischen und ausschließlich auf der Moral basierenden Gesetz, das ihr durch himmlische Eingebung erhalten habt, steht da etwa geschrieben, daß alle, die nicht Israel gehören, nicht zu Israeliten werden können? Steht nicht in der Genesis: „Mit acht Tagen soll alles Männliche bei euch beschnitten werden in euren Geschlechtern, sowohl der Hausgeborene als auch der um Geld von einem Fremden Erkaufte, der nicht von deinem Stamm ist.“ So steht es geschrieben, und jeder andere Zusatz stammt von euch. Ich habe es Josef gesagt, und auch euch sage ich es. Bald wird die althergebrachte Beschneidung keine übermäßige Bedeutung mehr haben. Eine neue und wahrhaftigere wird an ihre Stelle treten und einen erhabeneren Teil des Menschen betreffen. Aber solange der alte Brauch währt und ihr in der Treue zum Herrn die Beschneidung vornehmt an den aus euch geborenen oder von euch adoptierten Kindern, schämt euch nicht, sie auch am Fleisch von anderer Abstammung vorgenommen zu haben. Das Fleisch ist des Grabes, die Seele gehört Gott. Man be-

schneidet das Fleisch, da man nicht beschneiden kann, was geistig ist. Aber das heilige Zeichen erstrahlt über dem Geist, und der Geist ist vom Vater aller Menschen. Denkt darüber nach.«

Es folgt ein Schweigen. Dann erhebt sich Josef von Arimathäa und sagt: »Ich gehe, Meister. Komm morgen zu mir.«

»Nein, es ist besser, wenn ich nicht komme.«

»Dann komm in mein Haus am Weg zwischen dem Ölberg und Betanien. Dort herrscht Friede und ... «

»Auch nicht. Ich werde in den Ölgarten gehen, um zu beten. Denn mein Geist verlangt nach Einsamkeit. Entschuldigt mich.«

»Wie du willst, Meister. Und ... geh nicht zum Tempel. Der Friede sei mit dir.«

»Der Friede sei mit euch.«

Die beiden gehen ...

»Ich möchte wissen, wohin Judas gegangen ist!« ruft Jakobus des Zebedäus aus. »Ich würde sagen: zu den Armen; aber hier ist der Geldbeutel!«

»Macht euch keine Sorgen darüber ... Er wird kommen ... «

Maria des Josef kehrt mit Lampen zurück, denn das Tageslicht dringt nicht mehr durch die dicke Glimmerscheibe, die zur Erhellung des großen Raumes dient. Auch die beiden Knaben kommen wieder.

»Ich freue mich, dich bei jemandem zu lassen, der beinahe meinen Namen trägt. Wenn du ihn rufst, wirst du dich meiner erinnern«, sagt Margziam.

Jesus zieht ihn an sich.

Nun tritt auch Judas ein, dem die Dienerin geöffnet hat, kühn, lächelnd, unbefangen.

»Meister, ich wollte nachsehen ... Der Sturm hat sich gelegt. Und ich habe auch die Frauen begleitet ... Diese Jungfrau ist so furchtsam! Ich habe dir nichts gesagt, denn sonst hättest du mich zurückgehalten, und ich wollte sehen, ob Gefahr für dich besteht. Aber niemand denkt mehr daran. Am Sabbat sind die Straßen menschenleer.«

»Nun gut. Also können wir hier in Frieden verweilen, und morgen . . . «

»Du willst doch nicht etwa in den Tempel gehen!« schreien die Apostel erregt.

»Nein, in unsere Synagoge, als gute, treue Galiläer.«

564 Heilung des Blindgeborenen

Jesus verläßt mit seinen Aposteln und Josef von Sepphoris das Haus in Richtung der Synagoge. Der klare, heitere Tag erfreut die Herzen wie ein Frühlingsversprechen nach so vielen Tagen windigen Wetters mit winterlichen Wolken. Viele Bewohner Jerusalems sind daher auf den Straßen, die einen auf dem Weg zu den Synagogen, die anderen auf dem Rückweg von dort oder von anderen Orten. Wieder andere verlassen mit ihrer Familie die Stadt in der Absicht, die Sonne im Freien zu genießen. Durch das Herodestor, das man vom Haus des Josef von Sepphoris aus sieht, strömt das Volk zu fröhlichen Vergnügungen außerhalb der Stadtmauern. Ein Sprung ins Grüne und Weite, ins Freie, heraus aus den engen Straßen zwischen den hohen Häusern. Ich glaube, daß die Bürger, die die Sabbat-Vorschriften mit dem Verlangen nach Luft und Sonne auf den Wegen vereinbaren und sich nicht mit den Balkonen ihrer Häuser begnügen wollen, ganz spontan diesen ländlichen Gürtel um Jerusalem aufsuchen.

Jesus aber geht nicht zum Herodestor, sondern kehrt ihm vielmehr den Rücken und begibt sich ins Innere der Stadt. Aber kaum hat er einige Schritte zurückgelegt auf der breiteren Straße, in die der Weg mündet, an dem das Haus des Josef von Sepphoris liegt, lenkt Judas von Kerijot seine Aufmerksamkeit auf einen Jüngling, der auf sie zukommt und dabei mit nach oben gerichtetem Gesicht, in dem die Augen fehlen, die Mauer mit einem Stab abtastet in der für die Blinden typischen Haltung. Sein Gewand ist ärmlich, aber sauber. Er muß eine in Jerusalem bekannte Gestalt sein, denn mehr als einer zeigt auf ihn. Einige gehen sogar auf ihn zu mit den Worten: »Mann,

heute hast du den Weg verfehlt. Die Wege zum Morija liegen hinter dir. Du bist bereits in Bezeta.«

»Ich bitte heute nicht um ein Almosen in Geld«, entgegnet der Blinde mit einem Lächeln, entfernt sich immer noch lächelnd in nördlicher Richtung.

»Meister, schau ihn dir an. Seine Augenlider sind zugewachsen. Ich würde fast sagen, daß er gar keine hat. Die Stirn geht in die Wangen über ohne jegliche Vertiefung, und es scheint, als ob darunter keine Augäpfel wären. So ist er zur Welt gekommen, der Unglückliche, und so wird er sterben, ohne je das Licht der Sonne oder das Antlitz eines Menschen gesehen zu haben. Nun sage mir, Meister: wenn einer so sehr gestraft wurde, muß er sicherlich viel gesündigt haben. Aber wenn er blind geboren wurde, was sicher der Fall ist, wie kann er dann vor seiner Geburt gesündigt haben? Haben vielleicht seine Eltern gesündigt und Gott hat sie gestraft, indem er ihn in diesem Zustand zur Welt kommen ließ?«

Auch die anderen Apostel, Isaak und Margziam drängen sich heran, um Jesu Antwort zu hören. Und, wie angezogen von der Größe Jesu, der die Menge überragt, eilen zwei ordentlich aussehende Bürger von Jerusalem herbei, die in geringer Entfernung dem Blinden gefolgt sind. Ich sehe auch Josef von Arimathäa, der aber nicht näher kommt, sondern sich an ein durch zwei Stufen etwas erhöht liegendes Haustor lehnt, den Blick über die Gesichter schweifen läßt und alle beobachtet.

Jesus antwortet, und seine Worte sind deutlich zu hören in dem plötzlich eingetretenen Schweigen: »Weder er noch seine Eltern haben mehr gesündigt als jeder andere Mensch; vielleicht sogar weniger, denn Armut verhindert oft manche Sünden. Er ist so geboren, damit an ihm noch einmal die machtvollen Werke Gottes offenbar werden. Ich bin das Licht, das in die Welt gekommen ist, damit alle in der Welt, die Gott vergessen oder sein geistiges Ebenbild zerstört haben, sehen und sich erinnern, und damit alle, die Gott suchen oder schon die Seinen sind, in ihrem Glauben und in ihrer Liebe

gefestigt werden. Der Vater hat mich gesandt, damit ich in der Zeit, die Israel noch zugestanden wird, das Wissen um Gott in Israel und in der Welt vervollkomme. Seht, daher muß ich die Werke dessen tun, der mich gesandt hat, um Zeugnis davon abzulegen, daß ich vermag, was er vermag, da ich eins bin mit ihm. Die Welt soll wissen und sehen, daß der Sohn dem Vater nicht ungleich ist, und an mich glauben um dessentwillen, was ich bin. Danach wird die Nacht kommen, in der niemand mehr wirken kann, die Finsternis, und wer sich nicht mit meinem Zeichen bezeichnet und im Glauben an mich gefestigt hat, der wird es nicht mehr tun können in der Finsternis und der Verwirrung, im Schmerz, in der Trostlosigkeit und im Verderben, die über diese Orte kommen und die Seelen mit schrecklichen Ängsten erfüllen werden. Aber solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht und das Zeugnis, das Wort, der Weg und das Leben, die Weisheit, die Macht und die Barmherzigkeit. Geh daher hin, hole den Blindgeborenen und führe ihn zu mir.«

»Geh du, Andreas. Ich möchte hierbleiben und sehen, was der Meister tut«, antwortet Judas und weist auf Jesus, der zur staubigen Erde gebeugt, auf ein Erdhäufchen gespieen und mit dem Finger den Staub mit dem Speichel vermischt hat, um ein Schlammkügelchen zu bilden, während der immer gefällige Andreas geht und den Blinden holt, der gerade in das Sträßlein einbiegt, das zum Haus des Josef von Sepphoris führt. Jesus bestreicht sich beide Zeigefinger mit dem erdigen Speichel und hält die Hände dann so, wie der Priester sie bei der hl. Messe beim Evangelium oder bei der Epistel hält. Judas zieht sich von seinem Posten zurück und sagt zu Matthäus und Petrus: »Kommt hierher, ihr seid kleiner. So könnt ihr besser sehen.« Er stellt sich hinter alle anderen, fast versteckt hinter den Söhnen des Alphäus und Bartholomäus, die ziemlich groß sind.

Andreas kommt zurück mit dem Blinden an der Hand, der immer wieder sagt: »Ich will kein Geld. Laß mich gehen. Ich weiß, wo der ist, der Jesus genannt wird. Ich gehe, um ihn zu bitten . . . «

»Der jetzt vor dir steht, ist Jesus«, sagt Andreas und bleibt vor dem Meister stehen.

Gegen seine sonstige Gewohnheit stellt Jesus keine Fragen an den Mann. Er bestreicht sofort die geschlossenen Augenlider des Blinden mit dem Schlamm an seinen Zeigefingern und befiehlt: »Und jetzt geh, so schnell du kannst, zum Teich von Schiloach, ohne stehenzubleiben und ohne mit jemandem zu sprechen.«

Der Blinde bleibt mit seinem mit Schlamm beschmierten Gesicht einen Augenblick verwirrt stehen und öffnet die Lippen, um zu sprechen. Dann schließt er sie wieder und gehorcht. Die ersten Schritte sind langsam, wie die eines nachdenklichen oder enttäuschten Menschen. Dann aber beschleunigt er seinen Gang und berührt dabei die Mauer mit seinem Stab. Er läuft immer schneller, soweit ein Blinder dies vermag, und vielleicht auch, weil er sich geführt fühlt . . .

Die beiden Bürger von Jerusalem lachen höhnisch und gehen kopfschüttelnd weiter. Josef von Arimathäa folgt ihnen zu meinem Erstaunen, ohne den Meister auch nur zu grüßen. Er kehrt auf dem Weg zurück, auf dem er gekommen ist, und geht also auf den Tempel zu. So entfernen sich sowohl der Blinde als auch die beiden zuvor Erwähnten und Josef von Arimathäa in Richtung Süden, während Jesus nach Westen geht. Ich verliere ihn aus den Augen, denn der Wille des Herrn läßt mich dem Blinden folgen und denen, die ihm nachlaufen.

Nachdem sie Bezeta hinter sich gelassen haben, gehen sie alle in das Tal, das zwischen dem Morija und Zion liegt. Mir scheint, daß ich es andere Male Tyropöon nennen gehört habe. Sie durcheilen es bis zum Stadtteil Ofel, gehen an ihm vorüber und kommen auf die Straße, die zum Teich Schiloach hinunterführt, immer in derselben Reihenfolge: zuerst der Blinde, der in diesem Stadtteil des einfachen Volkes bekannt sein muß, dann die beiden Bürger von Jerusalem, und zuletzt, in einiger Entfernung, Josef von Arimathäa.

Josef bleibt bei einer armseligen Hütte stehen, die halb versteckt hinter einer Buchsbaumhecke liegt, die den Garten des kleinen Häuschens umgibt. Die beiden Erwähnten gehen direkt zum Teich und beobachten den Blinden, der sich vorsichtig dem großen Becken nä-

hert, die feuchte Mauer abtastet und eine Hand ins Wasser taucht. Mit einer Hand voll Wasser wäscht er sich dann ein-, zwei-, dreimal die Augen. Beim dritten Mal drückt er auch die andere Hand auf das Gesicht, läßt er seinen Stock fallen und stößt etwas wie einen Schmerzensschrei aus. Dann nimmt er behutsam die Hände vom Gesicht, und sein Schmerzensschrei verwandelt sich in jauchzende Freude: »Oh! Allerhöchster! Ich sehe!« Er wirft sich zu Boden wie überwältigt von innerer Erregung. Um seine Augen zu schützen und trotz des ihn blendenden Lichtes sehen zu können, preßt er die Hände an die Schläfen und wiederholt: »Ich sehe! Ich sehe! Das also ist die Erde! Das ist das Licht! Und das ist das Gras, das ich nur von seiner Frische her kannte.« Dann erhebt er sich und geht noch gebeugt, wie von einer Last niedergedrückt, von der Last der Freude, zu dem Bächlein, das das aus dem Becken überfließende Wasser bildet. Er sieht es fröhlich glitzernd dahinfließen und flüstert: »Und das ist das Wasser ... Ja, so habe ich es zwischen den Fingern gefühlt (er taucht eine Hand ein). Es war kalt und man konnte es nicht festhalten. Aber ich kannte es doch nicht ... Ach, wie schön, wie schön ist alles!« Er erhebt die Augen und sieht einen Baum ... Er geht an ihn heran, berührt ihn, streckt eine Hand aus und zieht ein Zweiglein an sich, schaut es an und lacht, lacht. Und die Hand über die Augen haltend schaut er zum Himmel, zur Sonne, und zwei Tränen fallen von den jungen Lidern, die sich geöffnet haben, um die Welt zu betrachten ... Dann senkt er den Blick wieder auf das Gras, wo eine Blume sich auf ihrem Stiel wiegt, und sieht sich selbst im Spiegel des Baches und betrachtet sich und sagt: »Und das bin ich!« Staunend beobachtet er eine Turteltaube, die in geringer Entfernung trinkt, eine Ziege, die die letzten Blätter eines wilden Rosenstrauches abreißt, und eine Frau, die mit ihrem Söhnlein an der Brust zum Teich kommt. Diese Frau erinnert ihn an seine Mutter, an seine Mutter, deren Antlitz er nie gesehen hat, und mit zum Himmel erhobenen Händen ruft er aus: »Sei gesegnet, du Allerhöchster, für das Licht, für die Mutter und für Jesus!« Dann läuft er fort, und läßt seinen nun nutzlosen Stab am Boden liegen ...

Die beiden Männer aus Jerusalem haben diese letzten Szenen nicht abgewartet. Sobald sie bemerkt haben, daß der Mann sehen kann, sind sie in die Stadt gelaufen.

Josef hingegen bleibt bis zum Ende, und als der von seiner Blindheit Geheilte nun an ihm vorbeieilt und im Wirrwarr der Gassen des volkreichen Ofel verschwindet, verläßt auch er den Ort und kehrt sehr nachdenklich in die Stadt zurück.

Der eigentlich immer recht geräuschvolle Vorort Ofel ist nun geradezu in Aufruhr. Alles rennt hin und her. Fragen, Antworten.

»Aber ihr werdet ihn mit einem anderen verwechselt haben . . . «

»Nein, ich sage es dir. Ich habe mit ihm gesprochen und gesagt: „Aber bist du wirklich Sidonias mit dem Beinamen Bartolmai?“ Und er hat mir geantwortet: „Ich bin es.“ Ich wollte ihn fragen, wie es sich ereignet hat, aber er ist fortgelaufen.«

»Wo ist er jetzt?«

»Sicher bei der Mutter.«

»Wer? Wer hat ihn gesehen?« fragen neu Hinzugekommene.

»Ich, ich«, geben verschiedene zur Antwort.

»Aber wie ist es geschehen?«

»Ich habe ihn daherrennen sehen, ohne Stock, mit zwei Augen im Gesicht, und habe gesagt: Schaut! So würde Bartolmai aussehen, wenn . . . «

»Ich sage dir: Ich zittere förmlich. Beim Eintreten hat er geschrien: „Mutter, ich sehe dich!“«

»Eine große Freude für die Eltern! Jetzt kann er seinem Vater helfen und sich selbst seinen Unterhalt verdienen . . . «

»Die arme Frau! Es ist ihr vor lauter Freude übel geworden. Oh, so etwas! So etwas! Ich war hingegangen, um mir etwas Salz zu holen, und . . . «

»Laufen wir zu ihm und hören wir ihn selbst . . . «

Josef von Arimathäa befindet sich mitten in diesem Trubel, und ich weiß nicht, ob aus Neugierde oder aus dem Instinkt der Nachahmung: er folgt dem Strom und gelangt in eine Sackgasse, die am

Kidron enden würde, wenn sie weiterführte. Dort drängt sich die Menge und übertönt mit ihrem Gerede das Rauschen des durch den Herbstregen angeschwollenen Baches.

Josef kommt gerade dort an, als aus einer anderen Gasse die beiden Männer aus Jerusalem von zuvor mit drei weiteren Männern auftauchen: einem Schriftgelehrten, einem Priester und einem dritten, den ich an seiner Kleidung nicht identifizieren kann. Anmaßend bahnen sie sich einen Weg und versuchen, in das mit Menschen überfüllte Haus zu gelangen. Das Haus besteht aus einer großen Küche, die schwarz ist wie Teer. In einem durch eine einfache Bretterwand abgeteilten Winkel, befindet sich ein Lager und eine Tür, durch die man in ein anderes Zimmer mit einem größeren Bett gelangt. Durch eine offene Tür in der gegenüberliegenden Wand sieht man einen nur wenige Quadratmeter großen Garten. Das ist alles.

Der geheilte Blinde spricht, an den Tisch gelehnt, und beantwortet die Fragen; alles arme Leute wie er selbst, niederes Volk von Jerusalem, aus diesem Stadtteil, der vielleicht der ärmste von allen ist. Seine Mutter steht neben ihm, schaut ihn an und weint und trocknet sich die Augen mit ihrem Schleier. Der Vater, ein von der Arbeit verbrauchter Mann, fährt sich mit der zitternden Hand durch den Bart.

In das Haus hineinzukommen, ist selbst der jüdischen und gelehrten Anmaßung unmöglich, und die fünf müssen sich die Worte des Geheilten von draußen anhören.

»Wie sie sich geöffnet haben? Der Mann, der sich Jesus nennt, hat meine Augen mit feuchter Erde bestrichen und mir gesagt: „Geh und wasche dich am Teich Schiloach.“ Und ich bin hingegangen, habe mich gewaschen, und meine Augen haben sich geöffnet, und ich konnte sehen.«

»Aber wie hast du es geschafft, den Rabbi zu finden? Du bist immer unglücklich darüber gewesen, daß er dir nie begegnet ist, nicht einmal damals, als er immer hier vorüberkam, um zu Jona nach Getsemani zu gehen. Und heute, da niemand weiß, wo er sich aufhält ... «

»Gestern abend kam einer seiner Jünger, gab mir zwei Münzen und sagte: „Warum versuchst du nicht, das Augenlicht zu erlangen?“ Ich habe ihm geantwortet: „Ich habe es versucht, aber ich finde diesen Jesus, der Wunder wirkt, nie. Ich suche ihn, seit er Annalia geheilt hat, die aus demselben Vorort stammt, aber wenn ich ihn hier suche, ist er dort ...“ Und er hat mir gesagt: „Ich bin einer seiner Apostel, und was ich will, das tut er. Komm morgen nach Bezeta und suche das Haus des Josef des Galiläers. Der, der getrockneten Fisch verkauft, Josef von Sepphoris. Es liegt beim Herodestor, nahe dem Bogen auf der Ostseite des Platzes, und du wirst sehen, daß er früher oder später dort vorbeigeht oder in das Haus geht. Ich werde dich dem Meister vorstellen.“ Ich habe gesagt: „Aber morgen ist Sabbat.“ Ich wollte damit sagen, daß er am Sabbat nichts tun würde. Er aber sprach zu mir: „Wenn du geheilt werden willst, ist das der Tag, denn danach verlassen wir die Stadt, und du weißt nicht, ob du ihm noch einmal begegnen wirst.“ Ich habe noch gesagt: „Ich weiß, daß sie ihn verfolgen. Ich habe es gehört an den Toren der Tempelmauer, wo ich zum Betteln hingehe. Und da sie ihn so verfolgen, will er jetzt wohl nicht mehr so verfolgt werden und wird am Sabbat nicht heilen.“ Er aber: „Tue, was ich dir sage, und du wirst am Sabbat die Sonne sehen.“ Darauf bin ich hingegangen. Wer wäre nicht gegangen? Wenn es einer seiner Apostel sagt! Er hat mir auch gesagt: „Ich bin der, auf den er am meisten hört, und ich komme absichtlich, weil ich Mitleid mit dir habe und weil ich will, daß seine Macht erstrahle, nachdem man ihn geschmäht hat. Du, der Blindgeborene, wirst sie erstrahlen lassen. Ich weiß, was ich sage. Komm, und du wirst sehen.“ Ich ging und war noch nicht beim Haus des Josef angelangt, als ein Mann zu mir kam und mich an der Hand nahm; doch der Stimme nach war es nicht der von gestern. Er sagte zu mir: „Komm mit mir, Bruder.“ Ich wollte ihm nicht folgen, denn ich glaubte, er wolle mir Brot und Geld geben, vielleicht auch Kleider. Ich sagte, er solle mich gehen lassen, weil ich erfahren hatte, wo ich den finden könnte, den sie Jesus nennen. Und der Mann hat mir geantwortet:

„Dieser hier ist Jesus, er steht vor dir.“ Aber ich habe nichts gesehen, weil ich blind war. Ich habe gefühlt, wie mich zwei mit feuchter Erde bedeckte Finger hier und hier berührt haben, und eine Stimme hat gesagt: „Geh sogleich zum Teich von Schiloach, wasche dich und sprich mit niemandem.“ Und ich habe es getan. Aber ich war traurig, weil ich gehofft hatte, sofort sehen zu können, und glaubte beinahe, es handle sich um einen herzlosen Bubenstreich. Fast wäre ich nicht zum Teich gegangen. Aber dann hörte ich so etwas wie eine innere Stimme: „Hoffe und gehorche.“ So bin ich zum Teich gelaufen, habe mich gewaschen und das Augenlicht erlangt.« Der Jüngling schweigt verzückt im Gedanken an die Freude des ersten Augenblicks, da er plötzlich sehen konnte . . .

»Laßt den Mann heraus! Wir wollen ihn befragen«, schreien die fünf.

Der Jüngling schafft sich Platz und kommt heraus auf die Schwelle.

»Wo ist der, der dich geheilt hat?«

»Ich weiß es nicht«, sagt der Jüngling, dem ein Freund zugeflüstert hat: »Es sind Schriftgelehrte und Priester.«

»Wieso weißt du das nicht? Du hast doch gerade gesagt, du wüßtest es. Belüge nicht die Gesetzeslehrer und Priester! Wehe dem, der versucht, die Vorsteher des Volkes zu betrügen!«

»Ich betrüge niemanden. Der Jünger hat mir gesagt: „Er ist in jenem Haus.“ Und es war wahr, denn ich war schon in der Nähe, als man mich anhielt und zu ihm führte. Aber wo er jetzt ist, weiß ich nicht. Der Jünger sagte mir, daß sie fortgehen würden. Er könnte also schon die Stadt verlassen haben.«

»Aber wohin ist er gegangen?«

»Wie soll ich das wissen? . . . Er wird nach Galiläa gegangen sein . . . nach dem, wie er hier behandelt wurde . . .!«

»Du törichter und ungezogener Mensch! Gib acht, wie du sprichst, du Auswurf des Volkes! Ich habe dich gefragt, welchen Weg er eingeschlagen hat.«

»Aber wie soll ich das wissen, da ich doch blind war? Kann ein Blinder sagen, wohin ein anderer geht?«

»Nun gut, folge uns!«

»Wohin wollt ihr mich bringen?«

»Zu den obersten der Pharisäer.«

»Warum? Was haben diese mit mir zu tun? Haben sie mich etwa geheilt, daß ich mich bei ihnen bedanken müßte? Als ich blind war und bettelte, hat meine Hand niemals eine Münze von ihnen empfangen. Aus ihrem Munde vernahm ich niemals Worte des Mitleids, und mein Herz hat niemals ihre Liebe gefühlt. Was soll ich ihnen sagen? Ich kenne nur einen, dem ich „Danke“ sagen muß, außer meinem Vater und meiner Mutter, die mich Unglücklichen so viele Jahre hindurch geliebt haben. Und es ist dieser Jesus, der mich geheilt hat, da er mich mit seinem Herzen liebte, wie meine Eltern mit dem ihrigen. Ich gehe nicht zu den Pharisäern. Ich bleibe bei meiner Mutter und meinem Vater und will mich daran erfreuen, ihr Antlitz zu sehen, so wie sie sich an meinen Augen erfreuen, die jetzt erst geboren wurden, so viele Jahre nachdem ich geboren wurde, aber das Licht nicht sah.«

»Mach nicht so viele Worte. Komm und folge uns!«

»Nein! Ich komme nicht! Habt ihr etwa jemals meiner über mein Unglück verzweifelten Mutter eine Träne abgewischt, oder meinem von der Arbeit erschöpften Vater den Schweiß? Jetzt, da es mein Anblick zu tun vermag, sollte ich sie alleinlassen und euch folgen?«

»Wir befehlen es dir. Nicht du hast zu befehlen, sondern der Tempel und die Führer des Volkes. Wenn der Stolz, geheilt zu sein, dir den Verstand umnebelt und dich vergessen läßt, daß wir hier befehlen, so erinnern wir dich daran. Vorwärts! Marsch!«

»Aber warum soll ich denn kommen? Was wollt ihr von mir?«

»Du sollst als Zeuge aussagen. Es ist Sabbat. Hier ist am Sabbat Arbeit getan worden. Das wird als Sünde aufgezeichnet. Als deine Sünde und als Sünde dieses Satans.«

»Ihr selbst seid die Teufel! Ihr selbst seid Sünder! Und ich sollte

Zeugnis ablegen gegen den, der mir Gutes getan hat? Ihr seid wohl betrunken! Zum Tempel werde ich gehen, um dem Herrn zu danken. Und sonst nichts. So viele Jahre habe ich im Dunkel der Blindheit gelebt. Aber die verschlossenen Lider haben mir nur die Augen verdunkelt. Der Verstand ist trotzdem durch die Gnade Gottes erleuchtet gewesen, und er sagt mir, daß ich dem einzigen Heiligen in Israel keinen Schaden zufügen darf.«

»Mann, jetzt ist es aber genug. Weißt du nicht, daß es Strafen gibt für die, die sich der Obrigkeit widersetzen?«

»Ich weiß nichts. Hier bin ich und hier bleibe ich. Und ich rate euch nicht, mir etwas anzutun. Seht ihr denn nicht, daß ganz Ofel auf meiner Seite steht?«

»Ja, ja! Laßt ihn in Ruhe, ihr Schakale! Er wird von Gott beschützt! Rührt ihn nicht an! Gott ist mit den Armen! Gott ist mit uns, ihr Blutsauger und Heuchler!« Das Volk schreit und droht in einer dieser spontanen Ausbrüche, die explosionsartig den Unwillen der Bedrückten gegenüber ihren Bedrückern oder die Liebe zu ihren Beschützern zum Ausdruck bringen. Die Leute rufen: »Wehe, wenn ihr unseren Retter angreift! Den Freund der Armen, den Messias, den dreimal Heiligen! Wehe euch! Wir haben weder den Zorn des Herodes noch den des Prokonsuls gefürchtet, wenn es nötig war. Wir fürchten auch den euren nicht, ihr alten zahnlosen Hyänen! Ihr Schakale mit beschnittenen Krallen! Ihr unfähigen Anmaßenden! Rom will keine Tumulte und belästigt den Rabbi nicht, da er der Friede ist. Aber sie kennt euch. Fort von hier! Verlaßt die Stadtteile derer, die ihr mit einem Zehnten bedrückt, der ihre Kräfte übersteigt, damit ihr Geld habt, um eure Gelüste zu stillen und dunkle Geschäfte zu betreiben. Ihr Abkömmlinge eines Jason, eines Simon! Ihr Peiniger eines wahren Eleasar, eines heiligen Onias. Ihr Widersacher der Propheten! Fort, fort!« Der Tumult entflammt sich immer mehr.

Josef von Arimathäa, der sich bislang als untätiger, wenn auch aufmerksamer Zuschauer an ein Mäuerchen gedrückt hat, springt mit einer für einen alten Mann unerwarteten Behendigkeit und noch

dazu in Mantel und Gewand gehüllt auf eben dieses Mäuerchen und ruft mit lauter Stimme: »Schweigt, ihr Bürger! Hört auf Josef vom Hohen Rat!«

Einer, zwei, zehn Köpfe blicken in Richtung des Rufes. Sie sehen Josef und rufen seinen Namen. Er muß sehr bekannt sein, der Herr von Arimathäa, und auch die Gunst des Volkes besitzen, denn die Schreie der Verachtung verwandeln sich in Zurufe der Freude: »Josef vom Synedrium! Er lebe hoch! Friede und langes Leben dem Gerechten! Friede und Segen dem Wohltäter der Elenden! Ruhe, denn Josef will sprechen! Ruhe!«

Nur langsam legt sich der Lärm, und für einige Minuten hört man das Rauschen des Kidron jenseits der Gasse. Alle Köpfe sind Josef zugewandt und alle haben vergessen, was sie zuvor in der entgegengesetzten Richtung beschäftigt hat: die fünf unglückseligen, unvorsichtigen Männer, die den Tumult heraufbeschworen haben.

»Bewohner von Jerusalem, Leute von Ofel, warum wollt ihr euch blenden lassen durch Verdacht und Zorn? Warum wollt ihr euch verfehlen gegen die Ehrfurcht und die guten Sitten, ihr, die ihr immer den Gesetzen der Väter so treu ergeben wart? Was befürchtet ihr denn? Daß der Tempel ein Moloch ist, der nicht zurückgibt, was er aufnimmt? Daß eure Richter lauter Blinde sind, blinder als euer Freund, blind im Herzen und taub gegenüber der Gerechtigkeit? Ist es nicht Brauch, daß ein wunderbares Geschehnis zu Protokoll gegeben, niedergeschrieben und aufbewahrt wird von denen, die den Auftrag haben, die Chronik Israels zu führen? Laßt daher zu, daß, auch zur Ehre des Rabbi, den ihr liebt, der wunderbar Geheilte hingehe und bezeuge, was Jesus an ihm getan hat. Zögert ihr noch? Nun gut, ich werde dafür bürgen, daß eurem Bartolmai nichts Böses zustößt. Ihr wißt, daß ich euch nicht betrüge. Wie einen mir teuren Sohn werde ich ihn dorthin geleiten, und ich werde ihn dann auch wieder zu euch zurückführen. Glaubt mir, und macht aus dem Sabbat nicht einen Tag der Sünde durch einen Aufstand gegen eure Oberhäupter.«

»Er hat recht! Das dürfen wir nicht. Ihm können wir glauben, denn er ist ein Gerechter. Wenn gute Entscheidungen im Synedrium gefällt werden, ist immer seine Stimme dabei.« Die Leute tauschen ihre Meinungen aus und rufen schließlich: »Dir ja! Dir können wir unseren Freund anvertrauen«, und dem Jüngling zugewandt: »Geh! Fürchte dich nicht. Bei Josef von Arimathäa bist du in Sicherheit, mehr als bei deinem Vater.« Und sie machen Platz, damit der Jüngling zu Josef gelangen kann, der von seinem improvisierten Rednerpult herabgestiegen ist, und rufen ihm im Vorbeigehen zu: »Keine Angst! Wir kommen mit.«

Josef, in seinem prächtigen Gewand aus wundervoller Wolle, legt dem Jüngling die Hand auf die Schulter und macht sich mit ihm auf den Weg. Die graue, abgetragene Tunika des Jünglings und sein kurzer Mantel streifen das faltenreiche, dunkelrote Gewand und den noch dunkleren, prunkvollen Mantel des alten Mitglieds des Hohen Rates. Hinter ihnen gehen die fünf, und dann noch viele, sehr viele Bewohner von Ofel . . .

Nun sind sie schon beim Tempel angekommen, nachdem sie die Straßen der Innenstadt überquert und die Aufmerksamkeit vieler auf sich gelenkt haben, die auf den Blindgeborenen zeigen und sagen: »Aber das ist doch der blindgeborene Bettler! Und jetzt hat er Augen! Vielleicht ist es einer, der ihm gleicht . . . Nein! Er ist es sicher, und sie führen ihn zum Tempel. Gehen wir, um zu hören«, und der Schwarm wird immer größer, bis die Tempelmauern sie alle miteinander aufnehmen.

Josef führt den Jüngling in einen Saal. Es ist nicht der Sitzungssaal des Synedriums, aber viele Pharisäer und Schriftgelehrte sind dort versammelt. Josef tritt ein, und mit ihm Bartolmai und die fünf. Die einfachen Leute von Ofel werden in den Vorhof zurückgedrängt.

»Hier ist der Mann. Ich selbst bringe ihn euch, denn ich habe, ohne bemerkt zu werden, die Begegnung mit dem Rabbi und seine Heilung miterlebt und kann euch bezeugen, daß das Zusammentreffen nicht von dem Rabbi geplant war. Der Mann, ihr werdet es selbst

hören, wurde von Judas von Kerijot, der euch bekannt ist, gebracht oder vielmehr aufgefördert, zur Wohnung des Rabbi zu kommen. Und ich habe gehört, ebenso wie diese beiden hier bei mir gehört haben, da sie dort waren, wie Judas Jesus von Nazaret veranlaßt hat, das Wunder zu wirken. Ich bezeuge hiermit, daß wenn jemand bestraft werden muß, dies weder der Blinde noch der Rabbi, sondern der Mann von Kerijot ist. Er ist – und Gott sieht, ob ich lüge, wenn ich sage, was ich denke – der alleinige Urheber der Sache, die er absichtlich und arglistig herbeigeführt hat. Ich habe gesprochen.«

»Deine Aussage befreit den Rabbi nicht von Schuld. Wenn auch einer seiner Jünger sündigt, so darf doch der Meister nicht sündigen. Und er hat gesündigt, weil er am Sabbat geheilt hat. Er hat knechtliche Arbeit getan.«

»Auf die Erde spucken ist keine knechtliche Arbeit. Die Augen eines anderen berühren, ist auch keine knechtliche Arbeit. Auch ich berühre den Mann und glaube nicht, dadurch zu sündigen.«

»Er hat am Sabbat ein Wunder gewirkt. Darin liegt die Sünde.«

»Die Ehrung des Sabbat durch ein Wunder ist Ausdruck der Gnade und der Güte Gottes. Der Sabbat ist der Tag des Herrn. Und kann der Allmächtige ihn nicht feiern durch ein Wunder, das seine Macht erstrahlen läßt?«

»Wir sind nicht hier, um dich anzuhören. Du bist nicht beschuldigt worden. Den Mann hier wollen wir befragen. Antworte du. Wie hast du das Augenlicht erhalten?«

»Ich habe es schon gesagt, und alle diese hier haben mich gehört. Der Jünger dieses Jesus hat mir gestern gesagt: „Komm, und ich werde dich heilen lassen.“ Da bin ich hingegangen. Ich habe gefühlt, daß mir feuchte Erde hier ins Gesicht gestrichen wurde, und eine Stimme hat mir befohlen, zum Teich von Schiloach zu gehen und mich zu waschen. Ich habe es getan, und jetzt sehe ich.«

»Aber weißt du, wer dich geheilt hat?«

»Gewiß weiß ich es! Jesus. Ich habe es euch schon gesagt.«

»Aber weißt du denn genau, wer Jesus ist?«

»Ich weiß überhaupt nichts. Ich bin arm und unwissend, und bis vor kurzem war ich blind. Das weiß ich. Und ich weiß, daß er mich geheilt hat. Und wenn er es tun konnte, ist Gott gewiß mit ihm.«

»Lästere nicht! Gott kann nicht mit dem sein, der das Sabbatgebot nicht beachtet«, brüllen einige.

Doch Josef und die Pharisäer Eleasar, Johannes und Joachim bemerken: »Ein Sünder kann aber auch nicht solche Wunder wirken.«

»Hat euch dieser Besessene etwa auch schon verführt?«

»Nein. Wir sind gerecht. Und wir sagen: Wenn Gott nicht mit dem sein kann, der am Sabbat arbeitet, so kann doch auch ein Mann nicht ohne Gott bewirken, daß ein Blindgeborener sehend wird«, sagt Eleasar ruhig. Und die anderen nicken zustimmend.

»Und den Teufel, wohin tut ihr den?« schreien aufgeregt die Übelwollenden.

»Ich kann nicht glauben, und auch ihr glaubt es nicht, daß der Teufel Werke tut, für die man den Herrn lobt«, sagt der Pharisäer Johannes.

»Und wer lobt ihn?«

»Der Jüngling, seine Eltern, ganz Ofel und ich mit ihnen, und mit mir alle, die gerecht sind und Gott in heiliger Weise Gott fürchten«, entgegnet Josef.

Die beschämten Bösen, die nicht mehr wissen, was sie entgegnen sollen, wenden sich nun an Sidonias, genannt Bartolmai: »Und du, was sagst du von dem, der dir die Augen geöffnet hat?«

»Für mich ist er ein Prophet. Und größer als Elija mit dem Sohn der Witwe von Sarepta. Denn Elija ließ nur die Seele in den Knaben zurückkehren. Dieser Jesus hingegen hat mir gegeben, was ich nie verloren habe, da ich es nie besessen habe: das Augenlicht. Und wenn er mir in so kurzer Zeit aus Nichts, außer mit ein wenig Erde, Augen gemacht hat, während meine Mutter sie mir in neun Monaten nicht mit ihrem Fleisch und Blut geben konnte, muß er groß sein wie Gott, der aus Erde den Menschen erschaffen hat.«

»Fort mit dir! Fort mit dir! Du Gotteslästerer! Du Lügner! Du Be-

stochener!« Und sie jagen den Mann hinaus, als wäre er ein Verdammter.

»Der Mann lügt. Das kann nicht wahr sein. Alle können bestätigen, daß ein Blindgeborener unheilbar ist. Es wird einer sein, der dem Bartolmai ähnlich sieht und den der Nazarener bezahlt hat ... oder ... Bartolmai ist niemals blind gewesen.«

Angesichts dieser überraschenden Behauptung fährt Josef von Arimathäa auf: »Daß der Haß verblindet, ist bekannt seit den Zeiten Kains. Aber daß er auch töricht macht, das ist neu. Könnt ihr euch denn vorstellen, daß sich einer bis zum Jünglingsalter blind stellt, um ein mögliches aufsehenerregendes Ereignis in ferner Zukunft abzuwarten. Oder daß die Eltern des Bartolmai ihren Sohn nicht kennen oder sich für eine solche Lüge hergeben?«

»Das Geld vermag alles. Und sie sind arm.«

»Der Nazarener ist noch ärmer als sie.«

»Du lügst. Der Reichtum eines Satrapen geht durch seine Hände.«

»Aber er bleibt dort keinen Augenblick. Diese Summen sind für die Armen. Sie werden für gute Zwecke verwendet, nicht für Betrug!«

»Wie sehr du ihn verteidigst! Und dabei gehörst du zum Hohen Rat.«

»Josef hat recht. Die Wahrheit muß gesagt werden, welches auch immer das Amt eines Mannes sei«, sagt Eleasar.

»Lauft und ruft den Blinden zurück. Bringt ihn wieder hierher. Andere sollen zu den Eltern gehen und sie herbringen«, schreit Hilkija und reißt die Tür auf. Und sein Mund ist fast ganz bedeckt von Geifer, so sehr hat ihn der Zorn gepackt.

Der eine läuft hierhin, der andere dorthin. Der erste, der zurückkehrt, ist der erstaunte und ärgerliche Sidonias, genannt Bartolmai. Sie stellen ihn in eine Ecke und beobachten ihn, wie eine Meute Hunde ein Wild umstellt.

Dann, nach einer guten Weile, kommen auch seine Eltern, umgeben von einer Menschenmenge.

»Kommt herein, ihr zwei. Und die anderen, hinaus!«

Die beiden treten erschrocken ein und sehen ihren Sohn dort hinten in der Ecke, gesund, aber wie einen Gefangenen. Die Mutter stöhnt: »Mein Sohn! Und das hätte doch ein Festtag für uns sein sollen!«

»Hört zu. Ist dieser Mann euer Sohn?« fragt ein Pharisäer grob.

»Gewiß ist er unser Sohn. Wer sonst sollte es denn sein?«

»Seid ihr dessen wirklich sicher?«

Vater und Mutter sind so erstaunt über diese Frage, daß sie einander zuerst einmal anschauen, bevor sie antworten.

»Antwortet!«

»Edler Pharisäer, kannst du dir vorstellen, daß ein Vater und eine Mutter ihr eigenes Kind mit einem anderen verwechseln könnten?« fragt der Vater bescheiden.

»Aber ... könnt ihr beschwören, daß ... Ja. Daß man nicht für Geld von euch verlangt hat, daß ihr diesen für euren Sohn ausgebt, während er vielleicht einer ist, der ihm ähnlich sieht?«

»Wer soll das von uns verlangt haben? Schwören? Tausendmal, sowohl beim Altar, als auch beim Namen Gottes, wenn du willst!« Und ihre Aussage ist so überzeugend, daß sie auch den Eigensinnigsten entwaffnen würde.

Doch die Pharisäer sind nicht entwaffnet. Sie fragen: »Ist euer Sohn denn nicht blind zur Welt gekommen?«

»Ja, so ist es. Mit verschlossenen Lidern ist er zur Welt gekommen, und darunter war nichts ... «

»Und wie kann er denn jetzt auf einmal sehen? Er hat Augen und darüber offene Lider. Ihr wollt doch nicht behaupten, daß die Augen wachsen können wie die Blumen im Frühling und daß die Lider sich öffnen wie der Kelch einer Blume ...!« sagt ein anderer Pharisäer mit sarkastischem Lachen.

»Wir wissen, daß dieser Mann seit fast dreißig Jahren wirklich unser Sohn ist und daß er blind geboren wurde. Aber wie er jetzt auf einmal sehen kann, das wissen wir nicht, noch wissen wir, wer

ihm die Augen geöffnet hat. Im übrigen fragt ihn doch selbst. Er ist kein Dummkopf und auch kein Kind mehr. Er ist alt genug, fragt ihn, und er wird euch antworten.«

»Ihr lügt! Er hat in eurem Haus erzählt, wie er geheilt wurde und von wem. Warum sagt ihr, daß ihr es nicht wißt?« schreit einer von den beiden, die dem Blinden die ganze Zeit gefolgt sind.

»Wir waren wie betäubt von der Überraschung, so daß wir ihn gar nicht gehört haben«, entschuldigen sich die beiden.

Die Pharisäer wenden sich nun an Sidonias, genannt Bartolmai: »Tritt vor und erweise Gott die gebührende Ehre, wenn es dir gelingt! Weißt du nicht, daß der, der deine Augen berührt hat, ein Sünder ist? Du weißt es nicht? Nun, dann sollst du es jetzt wissen. Wir, die wir es wissen, sagen es dir.«

»Bah! Mag sein, daß es ist, wie ihr sagt. Ob er ein Sünder ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich vorher blind war und jetzt sehe, und sehr klar.«

»Aber was hat er mit dir gemacht? Wie hat er dir die Augen geöffnet?«

»Ich habe es euch schon gesagt, und ihr habt mir zugehört. Jetzt wollt ihr es noch einmal hören? Warum? Wollt ihr vielleicht seine Jünger werden?«

»Du Dummkopf! Sei du nur ein Jünger dieses Mannes. Wir sind Jünger des Mose. Und über Mose wissen wir alles, auch daß Gott zu ihm gesprochen hat. Aber von diesem Menschen wissen wir nichts, weder woher er kommt, noch wer er ist, und kein Zeichen vom Himmel weist darauf hin, daß er ein Prophet ist.«

»Das ist ja gerade das Wunderbare! Ihr wißt nicht, woher er kommt und wer er ist, und ihr sagt, daß kein Zeichen vom Himmel darauf hinweist, daß er ein Gerechter ist. Aber er hat mir die Augen geöffnet, und keiner von uns in Israel hätte das fertiggebracht, nicht einmal die Liebe einer Mutter und die Opfer meines Vaters. Eines aber wissen wir alle, sowohl ich als auch ihr: Gott erhört nicht den Sünder, sondern den, der Gottesfurcht besitzt und seinen Willen tut.

Niemals hat man gehört, daß irgend jemand auf der Welt die Augen eines Blindgeborenen geöffnet hätte, aber dieser Jesus hat es getan. Wenn er nicht von Gott wäre, hätte er es nicht tun können.«

»Du bist ganz in der Sünde geboren, und dein Geist ist noch mißgestalteter als es dein Körper war, und du nimmst dir heraus, uns zu belehren? Fort mit dir, verfluchte Mißgeburt! Und werde ein Satan zusammen mit deinem Verführer. Fort! Fort, ihr alle, törichtes und sündhaftes Volk.« Und sie werfen den Sohn, den Vater und die Mutter hinaus, als wären sie drei Aussätzige.

Die drei eilen davon, gefolgt von ihren Freunden. Sobald sie außerhalb der Tempelmauer sind, dreht Sidonias sich um und spricht: »Bleibt, wo ihr seid, und sagt, was ihr wollt! Die Wahrheit ist, daß ich jetzt sehe und Gott dafür preise. Ihr seid wohl die Satane, und nicht der Gute, der mich geheilt hat.«

»Schweige, Sohn! Schweige! Daß man uns nur nichts Böses antut . . . « stöhnt die Mutter.

»Oh, meine Mutter! Die Luft jenes Raumes hat deine Seele vergiftet. In meinem Schmerz hast du mich gelehrt, Gott zu preisen, und jetzt, in der Freude, bist du nicht imstande, ihm zu danken, und hast Furcht vor den Menschen?«

»Der Sohn hat recht, Frau. Laßt uns in unsere Synagoge gehen und dort den Herrn preisen, da man uns aus dem Tempel vertrieben hat. Beeilen wir uns, bevor der Sabbat zu Ende ist . . . «

Und sie beschleunigen ihre Schritte und entschwinden auf dem Weg ins Tal.

565 In Nob • Judas von Kerijot lügt

Jesus befindet sich in Nob. Er kann noch nicht lange dort sein, denn er ist dabei, die Zwölf in drei Gruppen von je vier Personen aufzuteilen, um sie in den verschiedenen Häusern unterzubringen. Bei sich behält er Petrus, Johannes, Judas Iskariot und Simon den Zeloten, während Jakobus des Zebedäus die Gruppe mit Matthäus, Judas

des Alphäus und Philippus anführt. Der dritten Gruppe ist Bartholomäus vorgesetzt, und zu ihr gehören Jakobus des Alphäus, Andreas und Thomas.

»Geht nun in die Häuser, wo man sich angeboten hat, euch nach der Abendmahlzeit aufzunehmen. Morgen kehrt ihr hierher zurück, und dann werde ich euch sagen, was zu tun ist. Bei den Mahlzeiten werden wir beisammen sein. erinnert euch an das, was ich euch schon oft gesagt habe: Ihr sollt meine Lehre auch durch eure Lebensweise predigen, in eurem Umgang untereinander und mit denen, die euch aufgenommen haben. Seid daher einfach, geduldig und aufrichtig im Reden, im Handeln und in eurem ganzen Gebaren, so daß Gerechtigkeit von euch ausströmt wie ein Wohlgeruch. Ihr seht, daß die Augen der Welt stets auf uns gerichtet sind, um uns zu verleumden oder zu prüfen, aber auch um uns zu ehren. Aber die uns ehren sind in der Minderheit unter den vielen, die uns beobachten. Und gerade diesen wenigen müssen wir uns mit größter Sorgfalt widmen; denn auf ihren Glauben richtet sich das Augenmerk der Welt, um ihn zu erschüttern, und alles dient ihr als Waffe, um die Liebe der Guten zu mir und demzufolge auch zu euch zu zerstören. Helft also nicht der Welt durch eine unheilige Lebensweise und vermehrt nicht die Last derer, die ihren Glauben verteidigen müssen gegen die Nachstellungen meiner Gegner, indem ihr für sie zum Stein des Anstoßes werdet. Der Anstoß verwirrt die Seelen, er vertreibt und schwächt sie. Wehe dem Apostel, der bei den Seelen Anstoß erregt. Er sündigt gegen seinen Meister und gegen seinen Nächsten, gegen Gott und gegen die Herde Gottes. Ich verlasse mich auf euch. Fügt nicht ihr zu meinem schon so großen Schmerz noch einen neuen hinzu.«

»Sei unbesorgt, Meister. Von uns soll dir kein Schmerz kommen, es sei denn, Satan würde uns alle verführen«, sagt Bartholomäus.

Anastasia, die mit Elisa in der Küche gearbeitet hat, tritt ein und sagt: »Das Abendessen ist bereit, Meister. Geh hinunter, solange die Speisen noch warm sind. Das wird dich stärken.«

»Gehen wir.«

Jesus erhebt sich und geht hinter der Frau die Treppe hinunter, die vom oberen Raum, in dem schon die Nachtlager vorbereitet sind, zum Gärtchen führt, und gelangt von dort in die von einem flackernden Feuer erhellte Küche.

Der alte Johannes steht neben der Feuerstelle, während Elisa noch Speisen anrichtet. Sie wendet sich mit einem mütterlichen Lächeln dem eintretenden Jesus zu und beeilt sich, die in Milch gekochte Gerste oder den Weizen in eine große Schüssel zu schütten. Dasselbe Gericht hat Maria des Alphäus in Nazaret vor der Abreise des Johannes und der Syntyche bereitet.

»So! Ich habe mich immer daran erinnert, daß Maria des Klopas mir gesagt hat, daß dir dieses Gericht schmeckt. Und ich habe auch den besten Honig aufbewahrt, um es für Margziam zu kochen . . . Es tut mir leid, daß der Knabe nicht gekommen ist . . . «

»Nike und Isaak haben ihn bei sich behalten, da sie morgen sehr früh abreisen. Die Frau wird die Gelegenheit benützen und mit dem Wagen bis Jericho fahren, um dort den Auftrag auszuführen, den du kennst . . . «

»Was für ein Auftrag, Meister?« fragt Iskariot neugierig.

»Eine ganz frauliche Aufgabe: ein Kind aufzuziehen. Nur bedarf das Kind nicht der Milch, sondern des Glaubens, denn es ist ein Kind im Geist. Aber jede Frau ist Mutter und weiß, wie man solche Dinge angeht. Wenn sie einmal verstanden hat, worum es geht . . . dann ist sie dazu ebenso fähig wie ein Mann. Und überdies kann sie sich der Macht ihrer mütterlichen Sanftheit bedienen.«

»Du bist so gut zu uns, Meister!« sagt Elisa und liebkost ihn mit einem Lächeln.

»Ich sage nur die Wahrheit, Elisa. Wir in Israel, und nicht nur wir, sind es gewöhnt, die Frau als ein niedrigeres Wesen zu betrachten. Nein. Wenn sie auch dem Mann unterworfen ist, wie es recht und billig ist; wenn sie auch wegen der Sünde Evas unter einer größeren Strafe zu leiden hat; wenn sie auch dazu bestimmt ist, ihre Aufgaben

hinter Schleiern und im Halbschatten zu erfüllen, ohne große Worte und aufsehenerregende Taten; wenn sich auch all ihr Tun hinter einem Vorhang abspielt, so ist sie doch deshalb nicht weniger stark und weniger fähig als der Mann. Auch ohne an die großen Frauen Israels zu erinnern, sage ich euch, daß sich viel Kraft im Herzen der Frau findet. Im Herzen, wie bei uns Männern im Verstand. Ich sage euch, daß sich die Stellung der Frau hinsichtlich der Bräuche und auch sonst in vieler Beziehung ändern wird. Und es wird recht sein, denn so wie ich für alle Menschen, so wird eine Frau besonders für die Frauen Gnade und Erlösung erlangen.«

»Eine Frau? Und wie soll eine Frau erlösen?« fragt Judas von Kerijot lachend.

»Wahrlich, ich sage dir: Sie erlöst schon. Weißt du, was das heißt: Erlösen?«

»Gewiß weiß ich das! Es heißt, von der Sünde befreien.«

»Ja. Doch das Befreien von der Sünde würde nicht viel nützen, da der Feind ewig ist und neue Nachstellungen bereiten würde. Aus dem irdischen Paradies erklang eine Stimme, die Stimme Gottes: „Feindschaft will ich setzen zwischen dir und der Frau ... Sie wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihrer Ferse nachstellen.“ Nicht mehr als eine Nachstellung, denn die Frau wird in sich haben, was den Gegner besiegt. Und daher erlöst sie, seit sie ist. Eine tatsächliche, wenn auch verborgene Erlösung. Aber bald wird alle Welt sie erkennen, und die Frauen werden sich durch sie gestärkt fühlen.«

»Daß du erlösest ... gut. Aber daß eine Frau es vermag ... das anerkenne ich nicht, Meister.«

»Erinnerst du dich nicht an Tobias? An seinen Gesang?«

»Ja, aber er spricht von Jerusalem.«

»Hat Jerusalem etwa noch ein Zelt, in dem Gott wohnt? Kann Gott aus seiner Herrlichkeit herabblicken auf die Sünden, die in den Mauern des Tempels begangen werden? Ein anderes Zelt war nötig, ein heiliges, ein Stern, der die Irrenden zum Allerhöchsten zurückführt. Und dies habt ihr in der Miterlöserin, die sich durch alle Jahrhunder-

te hindurch freuen wird, die Mutter der Erlösten zu sein. „Du wirst in herrlichstem Licht erstrahlen. Alle Völker der Erde werden dir huldigen. Sie werden von ferne zu dir kommen, Geschenke bringen und in dir den Herrn anbeten ... Sie werden deinen erhabenen Namen anrufen ... Verflucht sei, wer dich haßt, gesegnet alle, die dich lieben in Ewigkeit. Dann freue dich und frohlocke über die Söhne der Gerechten, denn sie werden versammelt und preisen den Herrn.“ Das ist der wahre Hochgesang der Miterlöserin. Und die Engel im Himmel, die sehen, singen ihn schon ... Das neue, himmlische Jerusalem beginnt in ihr. O ja, das ist die Wahrheit! Die Welt kennt sie nicht, und auch die im Geist verfinsterten Rabbis von Israel kennen sie nicht ... « Jesus versenkt sich in seine Gedanken ...

»Aber von wem spricht er denn?« fragt Iskariot Philippus, der neben ihm steht.

Noch bevor dieser antworten kann, sagt Elisa, die gerade Käse und schwarze Oliven auf den Tisch stellt, mit einer gewissen Härte: »Von seiner Mutter spricht er. Begreifst du denn nicht?«

»Aber ich habe nicht gewußt, daß sie von den Propheten als Märtyrerin bezeichnet wird ... Man spricht nur von einem Erlöser, und ... «

»Glaubst du, es gäbe nur körperliche Qual? Weißt du nicht, daß diese nichts ist im Vergleich zur Qual einer Mutter, die ihren Sohn sterben sehen muß? Dein Verstand – ich spreche nicht von deinem Herzen, denn ich weiß nicht, wie es schlägt – sagt dir dein Verstand, dessen du dich so rühmst, denn nicht, daß sich eine Mutter hundertmal der Qual und selbst dem Tod überliefern würde, nur um nicht das Stöhnen ihres Sohnes hören zu müssen? Du bist ein Mann und hast Verstand. Ich kann nur Frau und Mutter sein. Aber ich sage dir, du bist viel unwissender als ich, weil du nicht einmal das Herz deiner Mutter kennst ... «

»Oh, du beleidigst mich!«

»Nein, ich bin eine alte Frau und gebe dir nur einen Rat. Laß dein Herz weise werden, und du wirst Tränen und Strafen vermeiden. Tue es, wenn du kannst.«

Die Apostel, besonders Judas des Alphäus, Jakobus des Zebedäus, Bartholomäus und der Zelote blinzeln einander heimlich zu. Sie neigen den Kopf, um das leichte Lächeln zu verbergen, das um ihre Lippen spielt wegen der aufrichtigen Worte Elisass an den Apostel, der sich immer so vollkommen glaubt. Jesus, der noch in seine Gedanken versunken ist, bemerkt nichts.

Elisa wendet sich an Anastasica und sagt: »Komm! Während sie die Mahlzeit beenden, richten wir noch zwei weitere Betten her, denn drei sind zu wenig«, und sie schickt sich an hinauszugehen.

»Elisa, ihr gebt doch nicht das eurige her!« ruft Petrus aus. »Das geht nicht. Ich und Johannes können auf den Brettern schlafen. Wir sind daran gewöhnt.«

»Nein, Simon. Wir haben noch Rohrflechtwerk und Strohmatte. Aber sie sind weggeräumt. Wir legen sie jetzt auf die Gestelle.« Dann geht sie mit der anderen Frau hinaus.

Die müden Apostel nicken in der Wärme der Küche etwas ein. Jesus denkt nach, den Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hand gestützt.

Da klopft es an die Tür, und Thomas, der ihr am nächsten ist, erhebt sich, um zu öffnen und ruft aus: »Du, Josef? Und mit Nikodemus? Tretet ein! Tretet ein!«

»Der Friede sei mit dir, Meister, und mit allen in diesem Haus. Wir gehen nach Rama, Meister. Nikodemus hat mich dorthin eingeladen. Beim Vorübergehen haben wir uns gesagt: „Machen wir kurz halt, um den Meister zu begrüßen.“ Wir wollten wissen, ob ... ob du wieder belästigt worden bist, da sie dich bei Josef gesucht haben. Sie haben dich überall gesucht, seit du den Blinden geheilt hast. Aus den Mauern der Stadt sind sie allerdings nicht gegangen. Keinen Stuhl haben sie verrückt, um den Sabbat nicht zu entheiligen, und halten sich deshalb für rein. Aber um dich zu suchen und Bartolmai zu folgen, oh, da haben sie weit mehr getan als erlaubt ist.«

»Und wie haben sie davon erfahren, da der Meister doch nichts getan hat auf der Straße?« fragt Matthäus.

»Ja, nicht einmal wir wußten, ob er geheilt worden war. Wir sind in die Synagoge gegangen, und dann haben wir Nike begrüßt und Isaak und Margziam, die bei ihr geblieben sind. Bei Sonnenuntergang sind wir schließlich schnell hierher gekommen«, sagt Petrus.

»Ihr habt es nicht gewußt; aber die Abgesandten der Pharisäer haben es gewußt. Ihr habt sie nicht gesehen, aber ich habe sie beobachtet. Zwei von ihnen waren zugegen, als der Meister die Augen des Blinden berührte. Stundenlang hatten sie auf ihn gewartet.«

»Wieso das?« fragt Judas von Kerijot mit unschuldiger Miene.

»Mich fragst du das?«

»Es ist doch seltsam, deshalb frage ich.«

»Noch eigentümlicher ist es, daß seit einiger Zeit immer gerade dort, wo sich der Meister befindet, Spione auftauchen.«

»Die Geier sind dort, wo es Beute gibt, und die Wölfe in der Nähe der Herde.«

»Und die Räuber sind dort, wo ihnen von einem Komplizen die Karawane gemeldet wird. Das hast du gut gesagt!«

»Was willst du andeuten?«

»Nichts. Ich vervollständige nur dein Sprichwort, indem ich es auf die Menschen anwende. Denn Jesus ist ein Mensch, und Menschen sind die, die ihm Nachstellungen bereiten.«

»Erzähle Josef, erzähle . . . « sagen viele.

»Wenn der Meister damit einverstanden ist . . . Ich bin gekommen, um es zu berichten.«

»Sprich!« sagt Jesus.

Josef erzählt nun in allen Einzelheiten, was er gesehen hat, verschweigt jedoch, daß es Judas gewesen ist, der dem Blinden den Aufenthaltsort Jesu mitgeteilt hat. Die Bemerkungen dazu sind zahlreich, voller Groll oder Bedauern, je nach der Gemütsverfassung des einzelnen. Judas von Kerijot ist anscheinend am meisten besorgt und erregt. Er ist gegen alle aufgebracht, besonders aber gegen den unklugen Blinden, der ausgerechnet am Sabbat den Weg Jesu gekreuzt hat, im Vertrauen auf die bekannte Güte des Meisters . . .

»Oh, du bist es doch gewesen, der den Meister auf ihn hingewiesen hat! Ich war doch neben dir und habe es gehört«, sagt Philippus erstaunt.

»Hinweisen bedeutet nicht, etwas zu tun befehlen.«

»Oh, ich glaube dir wohl, daß du nie gewagt hättest, dem Meister Befehle zu erteilen . . . « sagt Thaddäus.

»Ich? Aber ganz im Gegenteil. Ich habe ihn nur auf den Mann aufmerksam gemacht, weil ich einige Erklärungen haben wollte.«

»Ja. Aber ein Hinweis kann manchmal einer Versuchung gleichkommen, und das war hier der Fall«, erwidert Thaddäus.

»Das sagst du, aber es ist nicht so«, versichert Judas unverschämt.

»Ist es wirklich nicht so? Bist du dessen gewiß? Bist du absolut sicher, daß du dem Blinden nichts von Jesus gesagt hast, daß du ihn nicht aufgefordert hast, sich an Jesus zu wenden, und daß du ihn nicht sogar angespornt hast, es sofort zu tun, bevor Jesus die Stadt verläßt?« fragt Josef von Arimathäa.

»Ganz sicher! Wer hat überhaupt je mit diesem Mann gesprochen? Ich bestimmt nicht. Tag und Nacht bin ich beim Meister, und wenn ich nicht bei ihm bin, bin ich bei den Gefährten . . . «

»Ich dachte, du hättest es gestern getan, als du mit den Frauen fortgegangen bist«, sagt Bartholomäus.

»Gestern? Ich habe weniger Zeit dazu gebraucht, als eine Schwalbe gebraucht hätte, um hin- und zurückzufliegen. Wie hätte ich in so kurzer Zeit den Blinden suchen, finden und mit ihm sprechen können?«

»Du hättest ihm begegnen können . . . «

»Ich habe ihn nie gesehen.«

»Dann ist dieser Mann ein Lügner; denn er hat versichert, du hättest ihm gesagt, wohin er gehen und wie er es anstellen soll; und du hättest ihm sogar garantiert, daß Jesus dich erhören würde und . . . « sagt Josef von Arimathäa.

Judas unterbricht ihn heftig: »Schluß! Genug! Er verdient es, wieder blind zu werden für all die Lügen, die er gesagt hat. Ich – das

kann ich aufs Heiligtum beschwören – ich kenne ihn nur vom Sehen und habe nie mit ihm gesprochen.«

»Nun ist es wirklich genug. Ist deine Seele schon so weit, o Judas von Kerijot, daß du Gott nicht fürchtest und deine Handlungen für heilig hältst! Du ... Glücklicher, der du nichts fürchtest«, sagt Josef und blickt ihn streng und mit durchbohrenden Augen an.

»Ich fürchte nichts, nein, weil ich ohne Sünde bin.«

»Wir alle sündigen, Judas. Und es ist nur wenig, wenn wir nach den ersten Sünden bereuen können und uns nicht mit immer größerer und schlimmerer Schuld beladen«, sagt Nikodemus, der bisher geschwiegen hat. Dann wendet er sich an den Meister: »Es ist bedauerlich, daß man Josef von Sepphoris mit dem Ausschluß aus der Synagoge gedroht hat, falls er dich noch einmal aufnehmen sollte; und Bartolmai haben sie schon aus ihr verjagt. Er war mit dem Vater und der Mutter hingegangen, wurde aber von den Pharisäern in seiner Synagoge erwartet, und sie verwehrten ihm den Eintritt und verfluchten ihn.«

»Das ist zuviel! Wie lange soll das noch weitergehen, Herr?« rufen viele.

»Friede! Friede! Das ist nichts. Bartolmai ist auf dem Weg zum Reich Gottes. Was hat er also verloren? Er ist im Licht. Ist er also nicht noch mehr Sohn Gottes als zuvor? Oh! Verwechselt nicht die Werte! Friede! Friede! Wir werden auch nicht mehr zu Josef gehen. Es ist bedauerlich, daß Isaak nun meine Mutter und Maria des Alphäus dorthin bringt ... Aber es wäre doch nur für einige Stunden gewesen, denn es ist ja schon jemand da, der vorgesorgt hat.« Er wendet sich an Johannes von Nob: »Vater, fürchtest du dich vor dem Hohen Rat? Du siehst, wie teuer man dafür bezahlt, wenn man den Menschensohn aufnimmt ... Du bist alt. Du bist ein treuer Israelit. Du könntest noch an deinen letzten Sabbaten aus der Synagoge vertrieben werden. Würdest du das ertragen? Sage es ehrlich. Wenn du Angst hast, gehe ich fort. Es wird sich immer noch eine Höhle in den Bergen von Israel für den Menschensohn finden ... «

»Ich, Herr? Aber wen soll ich fürchten, wenn nicht Gott? Ich fürchte das offene Grab nicht. Ich betrachte es vielmehr als einen Freund. Sollte ich da die Zungen der Menschen fürchten? Ich würde nur das Gericht Gottes fürchten, wenn ich aus Menschenfurcht Jesus, den Gesalbten des Herrn, von mir jagen würde!«

»Gut. Du bist ein Gerechter ... Ich werde also hier bleiben ... wenn ich nicht Nachbarstädte aufsuche, wie ich es noch einmal tun möchte.«

»Komm zu mir nach Rama, Herr«, sagt Nikodemus.

»Und wenn dir das schadet?«

»Laden dich die Pharisäer nicht etwa in böser Absicht ein? Könnte ich nicht dasselbe tun, um deine Gesinnung besser kennenzulernen?«

»Ja, Meister, gehen wir nach Rama. Mein Vater wird sehr glücklich darüber sein, wenn er zu Hause ist. Und wenn er nicht dort sein sollte, wie es oft der Fall ist, wird er bei seiner Rückkehr deinen Segen vorfinden«, sagt Thomas flehentlich.

»Wir werden zuerst nach Rama gehen. Morgen ... «

»Meister, wir verlassen dich. Wir haben unsere Reittiere draußen und werden vor dem Ende der zweiten Nachtwache in Rama sein. Der Mond erhellt die Wege wie eine blasse Sonne. Leb wohl, Meister! Der Friede sei mit dir«, sagt Nikodemus.

»Der Friede sei mit dir, Meister ... und höre auf einen guten Rat des Ältesten Josef. Sei ein wenig schlau. Schau dich um. Halte die Augen offen und die Lippen verschlossen. Handle, und sage nie im voraus, was du vorhast ... komm für einige Zeit nicht nach Jerusalem, und wenn du kommst, halte dich nur die Zeit im Tempel auf, die du zum Beten brauchst. Verstehst du mich? Leb wohl, Meister. Der Friede sei mit dir.« Josef hat die letzten Sätze mit großem Nachdruck gesprochen und dabei Jesus fest angeschaut. Schon seine Blicke sind eine Warnung.

Sie treten in den mondhellen Garten hinaus und binden zwei kräftige Esel vom Stamm eines Nußbaumes los, steigen in den Sattel und

reiten davon auf der verlassenenen, mondhellen Straße. Jesus kehrt mit den Seinen in die Küche zurück.

»Was hat er eigentlich sagen wollen?«

»Und wie haben die das wohl erfahren?«

»Was werden sie Josef von Sepphoris noch antun?«

»Nichts. Worte. Nur leeres Gerede. Denkt nicht mehr daran. Das sind Dinge, die der Vergangenheit angehören und keine Folgen haben werden. Gehen wir. Laßt uns jetzt das Gebet sprechen, und dann trennen wir uns für heute Nacht. „Vater unser . . .“«

Er segnet sie und schaut ihnen nach, während sie fortgehen. Dann steigt er mit den vieren, die er bei sich behalten hat, in das Zimmer mit den Betten hinauf.

566 Jesus in den Ruinen eines zerstörten Dorfes

Ich weiß nicht, wo Jesus ist. Auf jeden Fall zwischen Bergen und in einem verlassenenen Ort, dessen Häuser durch eine Naturkatastrophe oder einen Krieg zerstört worden sind. Ich möchte das letztere annehmen, denn die Ruinen der Häuser weisen an den vor dem Regen geschützten Stellen und unter dem Wirrwarr von Dornen, Efeu und sonstigen Kletter- oder Schmarotzerpflanzen, die überall gewachsen sind, noch Spuren eines Brandes auf. Die langen, haarigen Blätter einer Pflanze, deren Namen ich nicht kenne, die ich aber auch in Italien schon gesehen habe, bedecken zur Gänze eine Ruine, die wie ein kleiner abschüssiger Hügel aussieht. Kapern und andere Gewächse überwuchern die Mauer dahinter, die allein noch stehengeblieben ist und traurig die Reste des eingestürzten Hauses zu betrachten scheint, und von der durchbrochenen Brustwehr einer einstigen Terrasse läßt eine Waldrebe ihre Ranken wie gelöstes Haar im Wind wehen. Ein anderes eingestürztes Haus, dessen Außenmauern jedoch noch stehen, sieht aus wie eine riesige Blumenvase, in der anstelle von Blumen Bäume stehen, die dort, wo früher die Zimmer waren, spontan gewachsen sind . . . Ein anderes, teilweise

und stufenartig stehengebliebenes Haus gleicht einem irgendeinen Ritus hergerichteten und ganz mit Grün geschmückten Altar. Ganz oben auf der Ruine steht eine Pappel, schlank und gerade wie ein Schwert, die den Himmel nach dem Warum dieses Unheils zu fragen scheint. Die hartnäckigen, verwilderten Obstbäume zwischen Häusern und Trümmern, die von der übrigen Vegetation überwuchert werden oder sie selbst überwuchern, gleichen einem verhexten Wald; denn diese Vegetation, die aus zu Boden gefallen Früchten entstanden ist, wächst nun krumm und gerade, kriecht und sprießt aus Mauerritzen und vertrockneten Brunnen. Tauben und andere Vögel fliegen aus den Mauerspalten und stürzen sich gierig auf die Nahrung im Feld, das früher gewiß gepflegtes Ackerland war und wo jetzt nur noch ein Gestrüpp von zähen Wicken zu finden ist. Sie sind ausgetrocknet von der Sonne und öffnen ihre Hülsen, um die Samen fallenzulassen und dann im Frühling als Unkraut wieder zu erwachen und aufzublühen. Die Tauben verjagen mit wildem Flügelschlag die kleineren Vögel, die ein Körnchen Hirse oder Hanf zu erhaschen suchen, das aus wer weiß woher gekommenem Samen gewachsen ist und sich Jahr um Jahr auf den brachliegenden Feldern selbst neu ausgesät hat. Jetzt rächen sich die kleinen Vögel, besonders die streitsüchtigen Spatzen, indem sie die seltenen und am wenigsten verkümmerten Ähren abreißen, um sie in ihr Nest zu tragen. Nur mühsam und ganz schief fliegen sie mit der Last dieser kleinen Kölbchen davon.

Jesus hat nicht nur die Apostel, sondern auch noch eine ansehnliche Gruppe von Jüngern um sich, unter ihnen Klopas und Hermas von Emmaus, die Söhne des alten Synagogenvorstehers Klopas, und Stephanus. Auch andere Männer und Frauen sind dabei. Es scheint, als wären sie aus irgendeinem Dorf gekommen, um Jesus zu sich einzuladen, oder als wären sie ihm gefolgt, nachdem er bei ihnen gewesen ist. Jesus geht durch den zerstörten Ort, bleibt oft stehen und schaut und macht schließlich endgültig halt, als er die höchste Stelle erreicht hat, von der aus man das ganze Gewirr von Trümmern

und Gestrüpp überblicken kann. Nur noch Tauben erinnern an das Leben, das diesen Ort einst erfüllte. Damals waren sie sicher sanft und zahm, während sie nun verwildert und angriffslustig sind. Jesus betrachtet alles mit über der Brust gekreuzten Armen und leicht geneigtem Haupt, und je länger er schaut, desto blasser und trauriger wird er.

»Warum bleibst du hier, Meister? Dieser Ort stimmt dich offensichtlich traurig. Bleib nicht stehen, um ihn zu betrachten. Ich bereue es nun, dich hierdurch geführt zu haben, aber es ist der kürzeste Weg«, sagt Klopas von Emmaus.

»Oh, ich sehe nicht das, was ihr seht!«

»Was dann, Herr? Vielleicht siehst du, was sich in der Vergangenheit hier abgespielt hat? Es war sicher furchtbar. Aber das ist nun einmal die Art der Römer . . . « sagt der andere von Emmaus.

»Und das sollte euch nachdenklich stimmen. Ihr seht es alle. Hier war einmal eine Stadt, nicht groß, aber schön. Sie bestand mehr aus herrschaftlichen Häusern als aus Hütten. Reichen also gehörte diese Gegend, die nun eine Wildnis ist. Reichen Menschen gehörten diese nun unfruchtbaren und von Brombeeren, Unkraut und Nesseln überwucherten Felder . . . Damals waren es üppige Obstgärten und Felder, die ansehnliche Ernten einbrachten. Die Häuser waren schön, umgeben von blumenreichen Gärten, mit Brunnen und Wasserbecken, in denen Tauben badeten und an denen Kinder spielten. Alle Bewohner dieses Ortes waren glücklich, aber das Glück machte sie nicht zu Gerechten. Sie vergaßen den Herrn und seine Worte . . . Und nun seht!

Keine Häuser mehr, keine Blumen, keine Brunnen, keine Ernten und keine Früchte. Nur die Tauben sind geblieben, aber auch sie sind nicht glücklich wie einst. Anstatt sich wie früher an blondem Weizen und an Kümmel gütlich zu tun, müssen sie sich nun um trockene Wicken und bittere Kräuter zanken. Es ist ein Fest für sie, wenn sie noch eine Gerstenähre unter den Dornen finden! . . . Und wenn ich um mich schaue, sehe ich nicht einmal mehr die Tauben . . .

sondern Gesichter und wieder Gesichter ... von denen viele noch nicht geboren sind ... und ich sehe Ruinen über Ruinen, Dornengestrüpp, wilden Wein und Waldreben, die die Erde meines Vaterlandes bedecken ... Und all das, weil man den Herrn nicht aufnehmen wollte. Ich höre das Jammern sterbender Kinder, die noch unglücklicher sind als diese Vögel, für die Gott immer noch sorgt mit einem Minimum an Nahrung, während diese Kleinen jegliche Hilfe entbehren, da auch sie die allgemeine Strafe trifft und sie an der vertrockneten Brust ihrer an Hunger, Schmerz und namenlosen Entsetzen sterbenden Mütter dahinwelken. Und ich höre die Klagen der Mütter über die auf ihrem Schoß verhungerten Kinder. Ich höre die Klagen der Bräute, die ihren Bräutigam verloren haben, die Klagen der gefangenen Jungfrauen, die der Lust der Sieger ausgeliefert sind, die Klagen der in Ketten fortgeführten Männer, die im Krieg jegliche Erniedrigung erlitten haben, und das Jammern der Alten, die leben mußten bis zur Erfüllung der Weissagung des Propheten Daniel. Ich höre die unermüdliche Stimme des Jesaja im Säuseln des Windes in den Ruinen, im Klagen der Tauben in den Trümmern: „In unverständlicher, fremder Sprache wird der Herr sprechen zu diesem Volk, zu dem er gesprochen hat: ‚Das ist die Ruhe: Gönnt Ruhe dem Müden. Und das ist die Erholung.‘“

Aber sie wollten nicht hören. Nein, sie haben nicht gewollt, und der Herr kann keine Ruhe bei seinem Volk finden. Er ist ermattet und müde, nachdem er durch das Land gewandert ist, um zu lehren, zu heilen, zu bekehren und zu trösten, und statt Erquickung zu finden, begegnet er Verfolgung, statt Erholung Hinterlist und Verrat. Ganz eins ist der Sohn mit dem Vater. Und wenn die Wahrheit euch gelehrt hat, daß selbst ein Glas Wasser, das ihr eurem Nächsten reicht, belohnt werden wird, da man jeden Akt der Barmherzigkeit, den man dem Bruder erweist, Gott selbst erweist, welche Strafe wird dann jene erwarten, die dem Menschensohn nicht einmal den Stein am Weg als Kopfkissen gönnen; die ihm den Bergquell streitig machen, der durch die Güte des Schöpfers entsprang, und die an dem

Ast vergessene oder verschmähete, unreife oder kranke Frucht, und die den Tauben genommene Ähre; die ihre Schlinge bereithalten, um ihm die Luft zum Atmen zu nehmen, und mit der Luft das Leben? Oh, elendes Israel, verloren hast du die Gerechtigkeit, verloren die Barmherzigkeit Gottes!

Seht, noch einmal ertönt die Stimme des Propheten Jesaja im Abendwind, furchtbarer als der Schrei des Todesvogels, furchtbar fast wie die Stimme, die im irdischen Paradiese ertönte und die beiden Sündigen verdammt. Und – oh, wie furchtbar – diese Stimme des Propheten ist nicht verbunden mit dem Versprechen der Verzeihung wie damals, wie damals! Nein. Es gibt keine Verzeihung für die Gotteslästerer, die da sagen: „Wir haben einen Bund mit dem Tod geschlossen, und mit der Hölle einen Vertrag gemacht. Saust die verwüstende Geißel heran, sie wird uns nicht treffen. Denn wir haben die Lüge zu unserer Burg gemacht und uns im Trug geborgen.“ Seht, Jesaja wiederholt, was er vom Herrn gehört hat: „Siehe, ich lege in Zion einen Grundstein, einen herrlichen Stein, einen kostbaren Eckstein . . . Ich mache zur Richtschnur das Recht und zum Senkblei die Gerechtigkeit. Hagel wird die Lügenburg vernichten und Wasser schwemmt den Zufluchtsort hinweg. Euer Bund mit dem Tod wird vernichtet und euer Vertrag mit der Unterwelt wird nicht halten. Wenn die geschwungene Geißel daherfährt, werdet ihr von ihr zermalmt werden. Sooft sie heransaust, wird sie euch treffen. Morgen für Morgen fährt sie heran, bei Tag und bei Nacht. Dann deutet mit Schaudern ihr die Offenbarung.“

Armes Israel! Wie diese Felder, auf denen nur trockene Wicken und bitteres Kraut Bestand haben, aber kein Weizen mehr wächst, so wird Israel sein, und die Erde, die den Herrn verschmähete, wird kein Brot mehr hervorbringen für ihre Kinder. Und die Söhne, die den Müden nicht aufnehmen wollten, werden geschlagen werden und verwahrlosen. Galeerensträflinge am Ruder werden sie sein und Sklaven derer, die sie jetzt als minderwertig verachten. Gott wird sein hochmütiges Volk wahrhaft zermalmen unter dem Gewicht sei-

ner Gerechtigkeit, und mit dem Mühlstein seines Urteils wird er es zerschmettern ...

All das sehe ich in diesen Ruinen. Ruinen! Überall Ruinen! Im Norden, im Süden, im Osten und im Westen, und vor allem im Zentrum, im Herzen, wo sich die schuldbeladene Stadt in eine Grube der Fäulnis verwandeln wird ... «

Langsam rollen Tränen über das bleiche Antlitz Jesu, der den Mantel hebt, um sein Antlitz zu verbergen, und nur die in dieser schmerzlichen Schauung weit geöffneten Augen freilässt.

Dann macht er sich wieder auf den Weg, während seine Begleiter kaum zu flüstern wagen und vor Schreck wie erstarrt sind ...

567 Jesus spricht zu Emmaus im Gebirge

Der Platz von Emmaus ist voll von Menschen, sehr voll. Mitten auf dem Platz steht Jesus, der sich kaum bewegen kann wegen der vielen Leute, die ihn umgeben, bedrängen und belagern. Er befindet sich zwischen dem Sohn des Synagogenvorstehers und dem anderen Jünger; und um ihn herum, wahrscheinlich in der Absicht ihn zu schützen, stehen die Apostel und die Jünger. Und zwischen ihnen sind Kinder und noch mehr Kinder, die überall durchschlüpfen, wie kleine Eidechsen durch das Gewirr einer dichten Hecke.

Es ist erstaunlich, welche Anziehungskraft Jesus auf die Kleinen ausübt! An allen Orten, mag er dort bekannt sein oder nicht, ist er sofort von Kindern umgeben, die glücklich sind, wenn sie sich an sein Gewand hängen können. Noch glücklicher sind sie, wenn seine Hand sie leicht berührt und voll Liebe streichelt, obwohl er vielleicht gleichzeitig den Erwachsenen eine strenge Rüge erteilt. Am glücklichsten sind sie natürlich, wenn er sich auf einen Stuhl, ein Mäuerchen, einen Stein, einen Baumstumpf oder gar ins Gras setzt, denn dann haben sie ihn auf ihrer eigenen Höhe, können ihn umarmen, ihre Köpfchen auf seine Schulter oder sein Knie legen oder sich unter seinem Mantel verstecken, um sich in seinen Armen wiederzufinden

wie Küchlein, die den liebevollsten und sichersten Schutz gefunden haben. Immer verteidigt Jesus sie gegenüber den Erwachsenen und gegen deren unvollkommene Hochachtung vor ihm, die sich, da sie aus so vielen und schwerwiegenderen Gründen so unvollkommen ist, eifrig zeigen will, in dem sie die Kleinen vom Meister fernhält.

Auch jetzt ertönen die gewohnten Worte Jesu zur Verteidigung seiner kleinen Freunde: »Laßt sie nur gewähren! Sie belästigen mich nicht. Nicht die Kinder sind es, die mir zur Last fallen und mir Schmerz bereiten!«

Jesus neigt sich über diese Kinder mit einem strahlenden Lächeln, das ihn verjüngt und ihm beinahe das Aussehen eines älteren Bruders, eines wohlwollenden Komplizen bei einer ihrer unschuldigen Vergnügungen gibt. Dann flüstert er: »Seid brav und ruhig, ganz still, dann schicken sie euch nicht fort, und wir können noch eine Weile zusammenbleiben.«

»Und erzählst du uns auch ein schönes Gleichnis?« fragt der Kühnste unter ihnen.

»Ja. Eines das ganz für euch ist. Danach spreche ich zu euren Eltern. Hört alle zu. Denn, was für die Kleinen gut ist, kann auch den Erwachsenen nützen.

Ein Mann wurde eines Tages von einem großen König zu sich gerufen, der zu ihm sagte: „Ich habe erfahren, daß du eine Belohnung verdienst, denn du bist weise und gereichst der ganzen Stadt zur Ehre mit deiner Arbeit und deinem Wissen. Nun, ich werde dir nicht irgendetwas geben, sondern dich in meine Schatzkammer führen; dort wirst du dir auswählen, was du haben willst, und ich werde es dir geben. Auf diese Weise kann ich auch beurteilen, ob du wirklich so bist, wie man sagt.“

Hierbei begab sich der König auf die Terrasse seiner Vorhalle. Er warf einen Blick auf den Platz vor seinem Palast und sah einen kleinen Knaben in ärmlichen Kleidern vorübergehen, gewiß das Kind einer sehr armen Familie, vielleicht auch eine Waise oder ein Bettelkind. Er wandte sich an seine Diener und sprach: „Geht zu diesem Knaben und bringt ihn zu mir.“

Die Diener gingen hinaus und kehrten mit dem Knäblein zurück, das erzitterte, als es sich vor dem König stehen sah. Die Würdenträger des Hofes forderten es auf: „Verneige dich und begrüße den König, sage: Ehre und Herrlichkeit sei dir, o mein König. Ich beuge mein Knie vor dir, du Mächtiger, den die Erde erhöht hat als ein Wesen, das seinesgleichen nicht hat.“ Aber der Knabe wollte sich weder verneigen noch diese Worte nachsagen. Darüber waren die Würdenträger verärgert, tadelten ihn heftig und sprachen: „O König, dieser Knabe ist ungezogen und schmutzig, er ist eine Schande für deinen Palast. Erlaube, daß wir ihn hinauswerfen auf die Straße. Wenn du an deiner Seite einen Knaben zu haben wünschst und wenn dich die unsrigen langweilen, werden wir dir einen auswählen unter den Reichen der Stadt und ihn dir bringen. Aber verjage diesen Schmutzfink, der nicht einmal imstande ist zu grüßen . . .“

Der reiche, weise Mann, der sich zuvor in unzähligen tiefen Verbeugungen gedemütigt hatte, als ob er vor einem Altar stünde, sagte: „Deine Würdenträger haben recht. Die Erhabenheit deiner Krone läßt es nicht zu, daß man deiner geheiligten Person die Ehre verweigert, die dir zusteht“, und während er dies sagte, warf er sich wiederum zu Boden und küßte sogar einen Fuß des Königs.

Doch der König erwiderte: „Nein. Ich will diesen Knaben bei mir haben. Und nicht nur das. Ich will auch ihn in meine Schatzkammer führen, damit er sich aussucht, was er will, und ich werde es ihm geben. Ist es mir etwa nicht erlaubt, einen armen Knaben glücklich zu machen, da ich doch König bin? Ist er nicht einer meiner Untertanen wie ihr alle? Ist es etwa seine Schuld, daß er unglücklich ist? Nein. Bei Gott, ich will, daß er wenigstens einmal in seinem Leben glücklich sei. Komm, Junge. Fürchte dich nicht vor mir.“ Und er reichte ihm die Hand, die der Knabe unbefangen ergriff und küßte. Der König lächelte. Zwischen zwei Reihen seiner Würdenträger, die sich ehrfurchtsvoll verneigten, schritt er auf Teppichen von Purpur und mit goldenen Blumen zur Schatzkammer, zu seiner Rechten den reichen, weisen Mann und zu seiner Linken den unwissenden, armen

Knaben. Der königliche Mantel bildete einen krassen Gegensatz zu dem ausgefransten Kleidchen und den nackten Füßen des armen Kindes.

Sie traten in die Schatzkammer, deren Tür zwei Große des Hofes geöffnet hatten, und erblickten einen hohen, runden Saal ohne Fenster. Doch viel Licht fiel durch die Decke, die aus einer einzigen großen Glimmerscheibe bestand. Ein mildes Licht, das aber dennoch die Goldbeschläge der Schatztruhen und die Purpurbänder der zahlreichen Buchrollen auf den hohen, geschmückten Pulten aufleuchten ließ. Es waren prunkvolle Rollen mit kostbaren Stäben und Verschlüssen, geschmückt mit strahlenden Edelsteinen: seltene Dinge, die nur ein König besitzen kann. Achtlos auf einem schmucklosen, dunklen, niedrigen Pult lag eine kleine Rolle. Sie war um ein weißes Hölzchen gerollt, mit einer groben Schnur zusammengebunden und verstaubt, als hätte man sie vergessen.

Der König sprach, während er auf die Wände wies: „Seht, hier findet ihr alle Schätze der Erde und andere, die noch größer als die irdischen sind. Denn hier sind alle Werke des menschlichen Geistes und auch solche, die aus übermenschlichen Quellen stammen. Geht und nehmt, was ihr wollt.“ Dann stellte er sich mit verschränkten Armen in die Mitte des Raumes und beobachtete.

Der reiche, gelehrte Mann ging zuerst zu den Schatztruhen. Er hob die Deckel mit immer wachsender Erregung. Gold in Stäben und goldene Geschmeide, Silber, Perlen, Saphire, Rubine, Smaragde, Opale ... es funkelte aus allen Truhen ... Rufe der Bewunderung bei jedem geöffneten Schrein ... Dann begab er sich zu den Pulten. Beim Lesen der Titel auf den Buchrollen, erneute Rufe der Bewunderung ... und schließlich wandte sich der Mann glühend vor Begeisterung an den König und sagte: „Du hast ja einen Schatz ohnegleichen. Die Edelsteine sind so wertvoll wie die Buchrollen, und die einen so wertvoll wie die anderen! Darf ich wirklich frei wählen?“

„Ich habe es dir gesagt. Tue, als ob alles dir gehörte.“

Der Mann warf sich mit dem Antlitz zu Boden und sprach: „Ich

bete dich an, o großer König!“ Dann erhob er sich und lief zuerst zu den Truhen und danach zu den Pulten, und nahm vom einen und vom anderen das Beste, was er fand.

Der König, der ein erstes Mal in seinen Bart hineingelächelt hatte, als er sah, mit welcher fieberhafter Aufregung der Mann von Truhe zu Truhe lief, und ein zweites Mal, als er sah, wie er sich huldigend zu Boden warf, lächelte nun zum dritten Mal, als er beobachten konnte, mit welcher Gier und mit welchem Kennerblick er Juwelen und Schriftrollen aussuchte. Dann wandte er sich dem Kind zu, das an seiner Seite stand, und sagte zu ihm: „Willst nicht auch du hingehen und dir schöne Steine und wertvolle Schriftrollen aussuchen?“

Das Kind schüttelte den Kopf.

„Und warum nicht?“

„Die Schriftrollen kann ich nicht lesen . . . und den Wert der Steine kenne ich nicht. Für mich sind sie nicht mehr als die Steinchen auf der Straße.“

„Aber sie würden dich reich machen . . .“

„Ich habe weder Vater noch Mutter noch Brüder. Was würde es mir nützen in meinem Schlupfwinkel, wenn ich einen Schatz im Schoß hätte?“

„Aber du könntest dir damit ein Haus kaufen.“

„Dann würde ich ganz allein darin wohnen.“

„Oder Kleider.“

„Ich würde trotzdem immer frieren, da mir die Liebe der Eltern fehlt.“

„Nahrung.“

„Ich könnte mich nicht an den Küssen der Mutter sättigen, noch sie um irgendeinen Preis kaufen.“

„Du könntest dir Lehrer nehmen und lesen lernen . . .“

„Das würde mir besser gefallen. Aber was soll ich dann lesen?“

„Die Werke der Dichter, der Philosophen, der Weisen . . . und alte Sprüche und die Geschichte der Völker.“

„Unnütze, eitle und vergangene Dinge . . . Ist nicht der Mühe wert.“

„Was für ein dummer Junge!“ rief der Mann aus, der seine Arme mit Schriftrollen beladen und den Gürtel und die Tunika über der Brust mit Edelsteinen vollgestopft hatte.

Der König lächelte wieder in seinen Bart. Dann nahm er den Knaben auf den Arm und trug ihn zu den Schatztruhen. Er griff mit der Hand in die Perlen, Rubine, Topase und Amethyste und ließ sie wie einen glitzernden Regen fallen, um ihn zu versuchen.

„Nein, o König! Davon will ich nichts. Ich möchte etwas anderes ...“

Der König brachte ihn zu den Pulten und las ihm Gedichte, Szenen aus Heldenepen und Beschreibungen von Ländern vor.

„Oh! Lesen ist viel schöner. Aber es ist nicht das, was ich gern hätte ...“

„Was willst du also? Sprich, und ich werde es dir geben, Kind.“

„Oh! Ich glaube nicht, o König, daß du das kannst, trotz deiner Macht. Es ist nicht etwas von dieser Erde ...“

„Ach, du willst Werke, die nicht von dieser Erde sind! Dann schau. Hier sind die Werke, die Gott seinen Knechten diktiert hat. Höre.“ Und er las vom Herrn eingegebene Schriften vor.

„Das ist viel schöner! Aber um das zu verstehen, muß man zuvor gut die Sprache Gottes lernen. Gibt es kein Buch, das sie lehrt, das uns begreifen läßt, was Gott ist?“

Der König machte eine Gebärde des Staunens und lachte nicht mehr, sondern drückte den Knaben an sein Herz.

Der Mann hingegen lachte spöttisch und sagte: „Nicht einmal die Weisesten wissen, was Gott ist, und du, unwissender Junge, willst es wissen? Willst du etwa damit reich werden ...?“

Der König schaute ihn streng an, während der Kleine antwortete: „Ich suche keine Reichtümer. Ich suche Liebe, und man sagte mir einmal, daß Gott die Liebe ist.“

Nun trug ihn der König zu dem schmucklosen Pult, auf dem die kleine Schriftrolle lag, die mit einer einfachen Schnur zusammengebunden und ganz verstaubt war. Er nahm sie, öffnete sie und las

die ersten Zeilen: „Wer klein ist, der komme zu mir, und ich, Gott, werde ihn die Wissenschaft der Liebe lehren . . . In diesem Buch ist sie, und ich . . .“

„Oh! Das will ich! So werde ich Gott kennenlernen, und wenn ich ihn habe, werde ich alles haben. Gib mir diese Buchrolle, o König, und ich werde glücklich sein.“

„Aber sie hat doch keinen Geldwert! Dieser Knabe ist wirklich töricht! Er kann nicht lesen und nimmt sich ein Buch! Er ist nicht gebildet und will sich nicht unterrichten lassen. Er ist arm und nimmt keine Schätze.“

„Ich werde mich bemühen, die Liebe zu besitzen, und dieses Buch wird mich darin unterweisen. Sei gesegnet, o König, denn du gibst mir etwas, womit ich mich nicht mehr als arme Waise fühle!“

„Dann bete den König wenigstens an, wie ich es getan habe, wenn du glaubst, daß du durch seine Hilfe glücklich geworden bist!“

„Ich bete keinen Menschen an, nur Gott, der ihn so gut gemacht hat.“

„Dieser Knabe ist der wahre Weise in meinem Reich. Du, Mann, der du zu Unrecht den Ruf eines Weisen erworben hast, bist trunken vor Hochmut und Habgier bis zu dem Punkt, daß du das Geschöpf statt den Schöpfer anbetest. Und dies, nur weil dir das Geschöpf Edelsteine und menschliche Werke angeboten hat. Du hast nie daran gedacht, daß die Edelsteine, die du nun hast und die ich hatte, von Gott erschaffen wurden, und daß die seltenen Bücher große Gedanken beinhalten, weil Gott dem Menschen den Verstand gegeben hat. Dieser Kleine, der Hunger und Kälte leidet, der verlassen ist und alles Leid dieser Welt kennt, er hätte einen entschuldbaren Grund gehabt, vor so vielen Reichtümern den Kopf zu verlieren. Doch siehe, er hat es verstanden, Gott gerechten Dank zu zollen dafür, daß er mein Herz gut gemacht hat, und er sucht nur das einzig Notwendige: Gott zu lieben und die Liebe kennenzulernen, um hier und im Jenseits die wahren Reichtümer zu besitzen. Mann, ich habe dir versprochen, daß ich dir geben würde, was du ausgewählt hast. Das

Wort des Königs ist heilig. Geh nun mit deinen Steinen und Schriftrollen, den bunten Kieseln und dem Stroh menschlicher Gedanken. Und lebe in Angst vor Dieben und Motten, den Feinden der Edelsteine und des Pergaments. Laß dich blenden vom täuschenden Glanz dieser Splitter und anwidern vom süßlichen Geschmack menschlicher Weisheit, die nur den Gaumen kitzelt, aber nicht nährt. Geh! Dieser Knabe bleibt an meiner Seite, und zusammen werden wir uns bemühen, das Buch zu lesen, das Liebe ist, also Gott. Wir werden uns weder mit dem täuschenden Glanz kalter Steine, noch mit dem süßlichen Strohgeschmack der Werke menschlichen Wissens begnügen, sondern das Feuer des ewigen Geistes wird uns schon hier auf Erden das Entzücken des Paradieses schenken, und wir werden die Weisheit besitzen, die stärker als Wein und nahrhafter als Honig ist. Komm, Knabe, der dir die Weisheit ihr wahres Antlitz gezeigt hat, auf daß du sie zu deiner Braut erwählst.“

Nachdem er den Mann weggeschickt hatte, nahm er den Knaben zu sich und unterrichtete ihn in der göttlichen Weisheit, auf daß er sowohl ein Gerechter als auch ein der heiligen Salbung auf Erden würdiger König werde, und ein Bürger des Reiches Gottes im anderen Leben.

Das ist das Gleichnis, das ich den Kindern versprochen und den Erwachsenen angeboten habe.

Erinnert ihr euch an Baruch? Er sagt: „Wie kommt es, Israel, daß du im Feindeslande weilst, daß du dahinsiechst in fremdem Land und daß du, wie Leichen, als unrein giltst? Denen beigezählt wirst, die ins Grab gesunken?“ Und antwortet: „Den Quell der Weisheit hast du verlassen. Wärest du gewandelt auf Gottes Wegen, du weiltest daheim in Frieden für immer.“

Oh, hört, ihr, die ihr euch zu oft beklagt, im Exil zu leben, obwohl ihr doch in eurem Vaterland seid, weil das Vaterland nicht mehr uns, sondern dem fremden Herrscher gehört. Ihr beklagt euch darüber und wißt nicht, daß dies im Vergleich zu dem, was euch in der Zukunft erwartet, wie ein Tropfen Galle im Vergleich zu dem betäu-

benden Kelch ist, den man den Verurteilten reicht und der, wie ihr wißt, bitter wie kein anderer Trank auf Erden ist. Das Volk Gottes leidet, weil es die Weisheit verlassen hat. Wie könnt ihr Klugheit, Stärke und Einsicht besitzen, wie könnt ihr überhaupt wissen, wo sie zu finden sind, um dann wenigstens die geringeren Dinge zu erfahren, wenn ihr euch nicht bemüht, an den Quellen der Weisheit zu schöpfen?

Sein Reich ist nicht von dieser Welt. Aber die Barmherzigkeit Gottes gewährt euch die Quelle. Sie ist in Gott. Sie ist Gott selbst. Aber Gott öffnet seinen Schoß, damit sie zu euch hinabsteige. Nun, hat Israel etwa noch seinen Schatz, den es besitzt oder besessen hat? In seinem törichten Hochmut über die Wunder, die es vergeudet hat, glaubt es ihn noch zu besitzen. Es hält sich noch für reich und verlangt daher Ehren, während es doch nur Mitleid und Spott erntet. Noch einmal: Besitzt Israel, das Reichtümer, Eroberungen und Ehren besitzt oder besessen hat, wenigstens noch seinen einzigen Schatz? Nein. Und es verliert auch die anderen, denn, wer die Weisheit verliert, verliert auch die Fähigkeit, groß zu sein. Wer die Weisheit nicht kennt, fällt von einem Irrtum in den anderen. Israel kennt gar viele Dinge, allzu viele, aber die Weisheit nicht mehr.

Mit Recht sagt daher Baruch: „Die Jungen dieses Volkes sahen das Licht, und wohnten auf Erden, doch auch sie erkannten nicht den Weg zur Weisheit, und wußten nichts von ihren Pfaden. Auch ihre Söhne nahmen sie nicht an, dem Weg zu ihr blieben sie fern.“

Weit weg von ihr! Die Söhne nahmen sie nicht an! Prophetische Worte! Ich bin die Weisheit, die zu euch spricht, und drei Viertel von Israel nimmt mich nicht auf. Die Weisheit entfernt sich und wird sich immer weiter entfernen, und Israel wird allein sein . . . Was werden dann jene tun, die sich für Riesen halten und daher glauben, den Herrn zwingen zu können, ihnen zu helfen und ihnen zu dienen? Sind diese Riesen Gott denn von Nutzen bei der Errichtung seines Reiches? Nein. Mit Baruch sage ich: „Um das wahre Reich Gottes zu gründen, wird sich Gott nicht die Stolzen erwählen. Er wird sie

vielmehr umkommen lassen in ihrer Torheit“, da sie seine Wege verfehlt haben. Denn um mit dem Geist zum Himmel aufzusteigen und die Lehren der Weisheit zu verstehen, braucht man einen demütigen und gehorsamen Geist und vor allem Liebe. Denn die Weisheit spricht ihre eigene Sprache, die Sprache der Liebe, da sie selbst Liebe ist. Um ihre Wege zu erkennen, ist ein klarer, ein demütiger Blick erforderlich, der frei ist von der dreifachen Begierlichkeit. Um die Weisheit zu besitzen, muß man sie mit lebenden Münzen erkaufen: den Tugenden.

Dies fehlt Israel, und ich bin gekommen, um die Weisheit zu lehren, euch ihre Wege zu weisen und in eure Herzen die Tugenden zu säen. Denn ich kenne alles, weiß alles, und bin gekommen, um es Jakob, meinen Knecht, und Israel, meine Geliebte, zu lehren. Ich bin auf die Welt gekommen, um mit den Menschen zu reden, ich, das Wort des Vaters, um die Menschensöhne an der Hand zu nehmen, ich, der Sohn Gottes und der Menschensohn, der Weg des Lebens. Ich bin gekommen, um euch in die Kammer der ewigen Schätze zu führen, ich, dem alles von meinem Vater übergeben wurde. Ich bin gekommen, ich, der ewig Liebende, um meine Braut zu holen, die Menschheit, die ich auf meinen Thron erheben und in mein Brautgemach führen will, damit sie bei mir sei im Himmel. Ich will sie in meinen Weinkeller führen, auf daß sie trunken werde vom wahren Weinstock, von dem die Reben ihr Leben empfangen. Aber Israel ist die träge Braut, die sich nicht vom Lager erhebt, um dem zu öffnen, der zu ihr kommt. Und so geht der Bräutigam fort. Er wird vorübergehen. Er ist schon im Begriff vorüberzugehen. Später wird Israel ihn vergebens suchen, und es wird nicht die barmherzige Liebe seines Erlösers finden, sondern die Streitwagen seiner Beherrscher; und es wird zerschmettert werden und Hochmut und Leben verlieren, nachdem es versucht hat, sich sogar den barmherzigen Willen Gottes zu unterwerfen.

O Israel, Israel! Du verlierst das wahre Leben, um dir eine trügerische Illusion von Macht zu bewahren! O Israel, du glaubst dich

zu retten und willst dich retten abseits von den Wegen der Weisheit und gehst zugrunde, da du dich der Lüge und dem Verbrechen verkaufst. Schiffbrüchiges Israel, du willst dich nicht am sicheren Ankertaufesthalten, das dir zu deiner Rettung zugeworfen wird, und klammerst dich an das Wrack deiner Vergangenheit. So trägt dich der Sturm fort, auf das weite, furchterregende, lichtlose Meer hinaus. O Israel, was nützt es dir, dein Leben zu retten oder es retten zu wollen für eine Stunde, ein Jahr, ein, zwei oder drei Jahrzehnte auf Kosten eines Verbrechens, wenn du dann für alle Ewigkeit zugrundegehst? Das Leben, der Ruhm, die Macht, was sind sie? Eine schmutzige Wasserblase an der Oberfläche eines Tümpels, der zum Wäschewaschen benützt wird und irisiert, nicht von Edelsteinen, sondern vom fettigen Schmutz, der mit dem Salpeter hohle Blasen bildet, die bald zerplatzen, so daß nichts mehr bleibt als ein Ring in dem von menschlichem Schweiß verschmutzten Wasser. Nur eines ist notwendig, o Israel: der Besitz der Weisheit. Sogar um den Preis des Lebens. Denn das Leben ist nicht das Kostbarste auf Erden. Und besser ist es, hundert Leben zu verlieren als die eigene Seele.«

Jesus hat in einem bewundernden Schweigen geendet. Er versucht, sich einen Weg zu bahnen und fortzugehen ... Aber die Kinder wollen noch einen Kuß von seinen Lippen, und die Erwachsenen seinen Segen. Erst danach, nachdem er noch Klopas und Hermas von Emmaus begrüßt hat, kann er gehen.

568 Jesus in Bet-Horon

Jesus ist noch in den Bergen. Außer den Aposteln und Jüngern folgt ihm viel Volk, und darunter befinden sich auch Jünger, die früher Hirten waren und die sie vielleicht in einem Dörflein, durch das sie gekommen sind, getroffen haben. Jesus steigt durch ein Tal zu einem Berg hinauf, auf einer Straße, die mit ihren Windungen dem Fuß des Hanges folgt und gewiß von den Römern gebaut wurde – den unverwechselbaren Steinplatten und dem guten Zustand nach zu schlie-

ßen, die man nur bei römischen Straßen vorfindet. Leute kommen und gehen, ins Tal hinunter oder vom Tal hinauf zu der Bergkette, deren Höhen von Dörfern und Städten gekrönt sind. Manch einer der Vorübergehenden sieht Jesus, fragt, wer er sei, und schließt sich an. Andere betrachten ihn nur, wieder andere schütteln den Kopf und grinsen.

Ein Trupp römischer Soldaten holt sie ein mit schwerem Schritt und Klirren von Waffen und Panzern. Sie wenden sich um und schauen Jesus an, der gerade die römische Straße verläßt und in einen ... jüdischen Weg einbiegt, der zu einem Dorf auf dem Bergkamm führt. Es ist ein holpriger, schlammiger Weg, denn es hat geregnet, und entweder gleitet der Fuß auf den Steinen aus oder er tritt in eine Pfütze. Die Soldaten, die wohl in die gleiche Stadt gehen wollen, setzen sich nach einem kurzen Halt wieder in Bewegung, und das Volk ist gezwungen, sich an den Rand des sehr schmalen Weges zu drücken, um den Trupp vorüberzulassen, der in strenger Formation marschiert. Die eine oder andere beleidigende Bemerkung wird laut, aber die Disziplin in der Kolonne verbietet es den Soldaten, entsprechend zu antworten.

Jetzt sind sie wieder in der Nähe Jesu, der etwas zur Seite gegangen ist, um sie vorübermarschieren zu lassen, und sie mit seinem sanften Blick anschaut, und das Leuchten seiner saphirblauen Augen scheint zu segnen und zu lieblosen. Die verschlossenen Gesichter der Soldaten hellen sich auf und ihr kaum merkliches Lächeln bringt nicht Hohn, sondern vielmehr einen respektvollen Gruß zum Ausdruck.

Sie gehen vorüber. Das Volk folgt wieder dem Rabbi, der allein vorausgeht. Ein Jüngling löst sich aus der Menge, holt den Meister ein und grüßt ihn ehrfurchtsvoll. Jesus erwidert den Gruß.

»Ich möchte dich etwas fragen, Meister.«

»Sprich.«

»Ich habe dir zufällig einmal – es war an einem Morgen nach dem Paschafest – bei den Schluchten von Kerit zugehört. Seitdem

habe ich mir gedacht ... daß auch ich einer von denen sein könnte, die du berufst. Aber zuvor wollte ich genau wissen, was man tun muß und was man nicht tun darf, und jedesmal, wenn ich deine Jünger getroffen habe, habe ich sie befragt. Der eine sagte dies, der andere das. Und ich war verwirrt, fast erschreckt, denn in einem stimmten sie alle mit mehr oder weniger Strenge überein, nämlich in der Verpflichtung, vollkommen zu werden ... Ich bin aber ein armer Mensch, Herr, und vollkommen ist nur Gott ... Ich habe dich ein zweites Mal gehört, und da hast du selbst gesagt: „Seid vollkommen.“ Das hat mich entmutigt. Ein drittes Mal habe ich dich vor wenigen Tagen im Tempel gehört. Und so streng du auch warst, schien es mir doch nicht mehr ganz unmöglich, vollkommen zu werden, denn ... Ich weiß nicht einmal warum, wie ich es mir erklären soll und wie ich es dir erklären soll. Aber ich dachte mir, wenn es unmöglich oder gar gefährlich wäre, es werden zu wollen, da es ja fast bedeutet, Gott gleichen zu wollen, dann hättest du, der du uns retten willst, es nicht von uns verlangt. Denn Anmaßung ist Sünde, und Gott gleich sein zu wollen, ist die Sünde Luzifers ... Aber vielleicht gibt es eine Art es zu werden, ohne dabei zu sündigen. Gewiß muß man dazu deine Lehre befolgen, die uns zum Heil gereicht. Ist das richtig?«

»Sehr richtig. Und dann?«

»Dann habe ich weiterhin diesen und jenen befragt, und als ich erfuhr, daß du in Rama bist, bin ich hingegangen. Seither bin ich dir, mit Erlaubnis meines Vaters, gefolgt. Sieh, ich würde dir gern immer weiter folgen ... «

»So komm. Was fürchtest du?«

»Ich weiß nicht ... Ich weiß es selbst nicht ... Ich frage und frage ... Aber immer wenn ich dich höre, scheint es mir leicht zu sein, und ich entschließe mich zu kommen; und wenn ich dann später über deine Worte nachdenke, oder noch schlimmer, wenn ich den einen oder anderen nach seiner Meinung frage, scheint es mir zu schwer zu sein.«

»Ich sage dir, woher das kommt: es ist eine Nachstellung des Teufels, der dich davon abhalten will, zu mir zu kommen. Er erschreckt dich mit Trugbildern und verwirrt dich. Er läßt dich Leute fragen, die selbst, wie du, des Lichtes bedürfen ... Warum bist du nicht direkt zu mir gekommen?«

»Weil ... ich hatte zwar keine Furcht, aber ... Unsere Priester und Rabbis sind so hart und hochmütig! Und du ... Ich wagte es nicht, mich dir zu nähern. Aber gestern in Emmaus! ... Oh, ich glaube verstanden zu haben, daß ich keine Angst zu haben brauche. Und jetzt bin ich hier, um dich zu fragen, was ich wissen will. Einer deiner Apostel hat mir kürzlich gesagt: „Geh und fürchte dich nicht. Er ist gut, auch zu den Sündern.“ Und ein anderer: „Mach ihn glücklich durch dein Vertrauen. Wer Vertrauen in ihn hat, der findet ihn sanfter als eine Mutter.“ Wieder ein anderer: „Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber ich glaube, daß er dir sagen wird, daß die Vollkommenheit in der Liebe ist.“ Sieh, so haben deine Apostel gesprochen, einige wenigstens, die sanftesten unter deinen Jüngern. Aber nicht alle; denn unter den Aposteln sind einige, die ein Echo deiner Stimme zu sein scheinen; aber es sind deren zu wenige ... Einige sind darunter, die einem armen Menschen wie mir Furcht einflößen. Einer hat mir mit einem unschönen Lächeln gesagt: „Du willst vollkommen werden? Nicht einmal wir, seine Apostel, sind es, und du willst es sein? Das ist unmöglich.“ Wenn ich nicht mit den anderen gesprochen hätte, wäre ich ganz entmutigt geflohen. Aber jetzt mache ich den letzten Versuch ... und wenn auch du mir sagst, daß es unmöglich ist, dann ... «

»Mein Sohn, kann ich gekommen sein, um den Menschen Unmögliches aufzutragen? Wer, glaubst du, hat in dein Herz dieses Verlangen nach Vollkommenheit gelegt? Dein eigenes Herz?«

»Nein, Herr. Ich denke, daß du es mit deinen Worten gewesen bist.«

»Du bist nicht weit von der Wahrheit entfernt. Aber antworte mir weiter. Was für Worte sind meine Worte für dich?«

»Gerechte Worte.«

»Nun gut. Aber ich will sagen: Waren es Menschenworte oder mehr als Menschenworte?«

»Oh, du sprichst wie die Weisheit selbst, und noch viel sanfter und klarer. Ich sage daher, daß deine Worte mehr sind als Menschenworte, und glaube mich nicht zu irren, wenn ich das richtig verstanden habe, was du im Tempel gesagt hast. Denn es schien mir, du hättest damals gesagt, daß du das Wort Gottes selbst bist und daß daher Gott aus dir spricht.«

»Du hast es richtig verstanden und gut gesagt. Nun also, wer hat dir das Verlangen nach Vollkommenheit ins Herz gelegt?«

»Gott hat es mir gegeben durch dich, sein Wort.«

»Also ist Gott es gewesen. Nun überlege: Wenn Gott, der die Fähigkeiten der Menschen kennt, euch sagt: „Kommt zu mir und seid vollkommen!“, so heißt das, daß der Mensch, wenn er will, es auch werden kann. Es ist ein uraltes Wort und erging zum ersten Mal an Abraham als eine Offenbarung, ein Befehl, eine Einladung: „Ich bin Gott, der Allmächtige. Wandle in meiner Gegenwart. Sei vollkommen.“ Gott offenbart sich, damit der Patriarch nicht zweifle an der Heiligkeit des Befehls und an der Echtheit der Einladung. Er befiehlt ihm, in seiner Gegenwart zu wandeln, denn wer in der Überzeugung lebt, im Angesicht Gottes zu wandeln, der begeht keine schlechte Tat und wird somit imstande sein, vollkommen zu werden, wie Gott es von ihm verlangt.«

»Das ist wahr! Das ist wirklich wahr! Wenn Gott es verlangt hat, so deshalb, weil man es tun kann. Oh, Meister! Wie ist doch alles so gut verständlich, wenn du sprichst! Warum aber malen uns dann deine Jünger und auch dieser Apostel ein so furchterregendes Bild von der Heiligkeit? Halten sie vielleicht diese Worte und auch die deinen nicht für wahr? Oder verstehen sie nicht in der Gegenwart Gottes zu wandeln?«

»Denke nicht an das was ist, und urteile nicht. Schau, mein Sohn! Gerade ihr Verlangen, vollkommen zu sein, und ihre Demut flößen

ihnen vielleicht bisweilen die Furcht ein, es nie werden zu können.«

»Aber sind denn das Verlangen nach Vollkommenheit und die Demut dem Streben nach Vollkommenheit hinderlich?«

»Nein, mein Sohn, das Verlangen danach und die Demut sind keine Hindernisse. Man muß sich vielmehr recht tief davon durchdringen lassen, aber in geordneter Weise. Und das ist dann der Fall, wenn es nicht verbunden ist mit unbesonnener Hast, mit unbegründeter Niedergeschlagenheit, Zweifeln und Mißtrauen, die uns z. B. glauben lassen, der Mensch sei angesichts seiner Unvollkommenheit nicht fähig, vollkommen zu werden. Alle Tugenden sind notwendig, insbesondere der lebhaft Wunsch, ein Gerechter zu werden.«

»Ja, das haben mir auch die gesagt, die ich befragt habe. Sie sagten mir, daß es notwendig sei, Tugenden zu besitzen. Jedoch bezeichnete mir der eine diese der andere jene als besonders notwendig. Alle betonten die absolute Notwendigkeit, die zu besitzen, die sie für die wichtigste hielten, um heilig zu werden. Und das hat mich verängstigt. Denn wie kann man alle Tugenden in vollkommener Weise besitzen, sie alle zusammen aufblühen lassen wie einen Strauß verschiedener Blumen? Dazu braucht es Zeit ... und das Leben ist so kurz. Meister, erkläre mir du, welche Tugend unentbehrlich ist.«

»Es ist die Liebe. Wenn du liebst, wirst du heilig sein, denn der Liebe zum Allerhöchsten und zum Nächsten entspringen alle Tugenden und guten Werke.«

»Ja? So erscheint mir alles viel leichter. Die Heiligkeit ist also Liebe. Wenn ich die Liebe habe, habe ich alles ... Darin besteht die Heiligkeit.«

»Aus dieser und aus den anderen Tugenden. Denn die Heiligkeit bedeutet nicht, nur demütig, nur klug oder nur keusch usw. zu sein, sondern man muß tugendhaft sein. Sieh, mein Sohn, wenn ein Reicher ein Gastmahl geben will, läßt er dann nur eine einzige Speise auftischen? Weiter: Wenn jemand einen Blumenstrauß binden will, um einen anderen zu ehren, nimmt er dann etwa nur eine einzige Blume? Nein, nicht wahr? Denn wenn er von derselben Speise auch

noch so viele Schüsseln auf die Tische stellen würde, würden die Geladenen ihn für einen unfähigen Gastgeber halten, der nur darum besorgt ist zu zeigen, daß er viel einkaufen kann, nicht aber das Taktgefühl besitzt, auf den unterschiedlichen Geschmack seiner Gäste einzugehen und sie nicht nur mit reichlicher Speise zu sättigen, sondern sie überdies zu erfreuen. Dasselbe gilt für den Blumenstrauß. Eine einzige Blume, und sei sie auch noch so groß, ist noch kein Blumenstrauß. Viele Blumen zusammen bilden ihn, und die verschiedenen Farben und Düfte ergötzen das Auge und den Geruchssinn und lassen uns den Herrn loben. Die Heiligkeit, die wir betrachten sollen als einen Blumenstrauß, den wir dem Herrn anbieten, muß aus allen Tugenden zusammengesetzt sein. In der einen Seele wird die Demut vorherrschen, in der anderen der Starkmut, wieder in einer anderen der Opfergeist oder die Bußgesinnung, alles Blumen, die im Schatten der königlichen, duftenden Pflanze der Liebe, deren Blüten stets im Strauß vorherrschen werden, aufgesprossen sind, aber alle Tugenden zusammen stellen erst die Heiligkeit dar.«

»Und welche Tugend muß mit besonderer Sorgfalt gepflegt werden?«

»Die Liebe. Ich habe es dir schon gesagt.«

»Und dann?«

»Es gibt keine besondere Methode, mein Sohn. Wenn du den Herrn liebst, wird er dir seine Gaben schenken, d. h. er wird sich dir mitteilen, und dann werden die Tugenden, in denen du dich zu festigen suchst, unter der Sonne der Gnade heranwachsen.«

»Mit anderen Worten: Es ist Gott, der in der liebenden Seele hauptsächlich wirkt?«

»Ja, mein Sohn. Gott ist es, der hauptsächlich wirkt und es dabei dem Menschen überläßt, seinerseits mit seinem freien Willen nach der Vollkommenheit zu streben und sich zu bemühen, den Versuchungen zu widerstehen, um seinem Vorsatz treu zu bleiben im Kampf gegen das Fleisch, die Welt und den Teufel, die ihn angreifen. Das geschieht, damit sein Sohn eigene Verdienste erwirbt auf dem Weg zur Heiligkeit.«

»Ah! Also ist es sehr richtig zu sagen, daß der Mensch geschaffen ist, um vollkommen zu sein, wie Gott es will. Danke, Meister. Jetzt weiß ich es, nun werde ich handeln. Du aber bete für mich.«

»Ich werde dich in meinem Herzen bewahren. Geh und fürchte nicht, daß Gott dich ohne Hilfe lassen könnte.«

Der Jüngling verabschiedet sich zufrieden von Jesus . . .

Sie sind nun in der Nähe der Ortschaft. Bartholomäus und Stephanus kommen zu Jesus, um ihm zu erzählen, daß während seines Gespräches mit dem Jüngling ein Mann von Bet-Horon, ein Verwandter des Pharisäers Hilkija, gekommen ist, um sie zu bitten, den Meister sofort zu seiner sterbenden Frau zu bringen.

»So laßt uns gehen. Ich werde dann später sprechen. Wißt ihr, wo sie wohnt?«

»Der Mann hat einen Diener bei uns zurückgelassen. Dieser folgt uns mit den anderen.«

»Geht ihn holen, und beeilen wir uns.«

Der Diener eilt herbei. Ein kräftiger, aber bestürzter Alter. Er grüßt und betrachtet Jesus dabei verstohlen; dieser lächelt ihm zu und fragt: »Woran stirbt deine Herrin?«

»An . . . Sie sollte ein Kind gebären. Aber es ist ihr im Schoß gestorben, und ihr Blut ist vergiftet. Sie redet irre und liegt im Sterben. Man hat ihr die Adern geöffnet, um das Fieber zu senken. Aber ihr Blut ist ganz vergiftet, und sie muß sterben. Man hat sie in den Brunnen hinabgelassen, um die Glut zu löschen. Das Fieber sinkt, wenn sie im kalten Wasser ist. Danach aber steigt es höher als zuvor. Sie hustet und hustet . . . und muß sterben.«

»Das glaube ich gern, bei solchen Kuren!« brummt Matthäus zwischen den Zähnen.

»Seit wann ist sie krank?«

Der Diener will gerade antworten, als der Führer der römischen Manipel den Hang heruntergelaufen kommt. Er bleibt vor Jesus stehen.

»Salve! Du bist der Nazarener?«

»Ich bin es. Was willst du von mir?«

Die Anhänger Jesu eilen herbei in der Annahme, es sei weiß Gott was geschehen . . .

»Eines Tages hatte eines unserer Pferde einen hebräischen Knaben getreten, und du hattest ihn geheilt, um zu verhindern, daß sich die Hebräer gegen uns auflehnten. Jetzt haben die Steine der Juden einen unserer Soldaten verletzt, und er liegt mit einem gebrochenen Bein da. Ich kann mich nicht aufhalten, denn ich bin im Dienst. Niemand im Dorf will ihn aufnehmen. Gehen kann er nicht, und ich kann ihn mit dem gebrochenen Bein nicht mitschleppen. Ich weiß, daß du uns nicht verachtest, wie alle anderen Juden es tun . . . «

»Du möchtest also, daß ich den Soldaten heile?«

»Ja. Du hast auch den Diener des Zenturio geheilt und das Kind der Valeria. Du hast Alexander geschützt vor dem Zorn deiner Landsleute. Diese Dinge sind überall bekannt.«

»Gehen wir zu dem Soldaten.«

»Und meine Herrin?« fragt der Knecht unzufrieden.

»Später.« Jesus folgt dem Offizier, der in größter Eile voranschreitet mit seinen langen nervigen Beinen, die nicht von lästigen Gewändern behindert werden.

Aber wemgleich er allen vorausseilt, findet er doch Gelegenheit, ein Wort an Jesus zu richten, der gleich hinter ihm geht: »Ich war früher einmal mit Alexander zusammen. Er . . . Er sprach von dir. Der Zufall hat mich in diesem Augenblick zu dir geführt.«

»Der Zufall? Warum sagst du nicht Gott, der wahre Gott?«

Der Soldat schweigt einen Augenblick. Dann sagt er leise, so daß nur Jesus ihn hören kann: »Der wahre Gott wäre der Gott der Hebräer . . . Aber es ist nicht leicht, ihn zu lieben, wenn er so ist wie die Hebräer! Nicht einmal mit einem Verwundeten haben sie Mitleid . . . «

»Der wahre Gott ist der Gott der Hebräer und der Römer, der Griechen, der Araber, der Parther, der Skythen, der Iberer, der Gallier, der Kelten, der Libyer und der Nordländer. Es gibt nur einen

Gott! Aber viele kennen ihn nicht, und andere kennen ihn nicht richtig. Wenn alle ihn gut kennen würden, wären sie untereinander wie Brüder, und es gäbe weder Gewalt noch Haß, noch Verleumdung, Rache, Ausschweifungen, Diebstähle, Morde, Ehebrüche und Lügen. Ich kenne den wahren Gott und bin gekommen, damit man ihn kennenlernt.«

»Man sagt ... Wir müssen immer die Ohren offenhalten und den Zenturionen Bericht erstatten, und diese dann dem Prokonsul. Man sagt, du seist Gott. Ist das wahr?« fragt der Soldat sehr unruhig, schaut Jesus aus dem Schatten seines Helmes an und scheint fast Angst zu haben.

»Ich bin es.«

»Beim Jupiter! So ist es also wahr, daß die Götter herabsteigen, um mit den Menschen zu sprechen? Ich habe unter den Feldzeichen die ganze Welt durchstreift, und nun, da ich schon alt bin, komme ich hierher und finde einen Gott!«

»Den Gott, den einzigen Gott, nicht einen Gott«, verbessert Jesus.

Aber der Soldat ist völlig außer Fassung bei dem Gedanken, vor einem Gott herzuschreiten ... Er spricht nicht mehr ... Er denkt nach. Er denkt nach, bis sie am Eingang des Dorfes den Trupp Soldaten stehen sehen, der den auf der Erde liegenden, klagenden Verwundeten umgibt.

»Sieh«, sagt der Offizier kurz und bündig.

Jesus schafft sich Platz und nähert sich. Das Bein ist mehrfach gebrochen, der Fuß ist nach innen gedreht und schon blau und geschwollen. Der Mann muß große Schmerzen haben, und als er sieht, daß Jesus die Hand ausstreckt, fleht er: »Tue mir nicht weh!«

Jesus lächelt, berührt mit den Fingerspitzen nur leicht die Stelle, an der ein bläulicher Kreis auf den Bruch hinweist, und sagt dann: »Erhebe dich!«

»Aber er hat einen zweiten Bruch, weiter oben, nahe der Hüfte«, erklärt der Offizier und will damit sicher sagen: »Berührst du nicht auch diese Stelle?«

In diesem Augenblick erscheint ein Bürger von Bet-Horon: »Meister, Meister, du verlierst Zeit mit den Heiden, und meine Frau stirbt!«

»Geh und bringe sie zu mir.«

»Das kann ich nicht. Sie ist nicht mehr bei Sinnen!«

»Geh und bringe sie zu mir, wenn du Vertrauen in mich hast.«

»Meister, man kann sie nicht bändigen. Sie ist nackt, und man kann sie nicht ankleiden. Sie ist wahnsinnig und zerreißt sich die Kleider. Sie liegt im Sterben und kann nicht gehen.«

»Geh und bringe sie zu mir, wenn dein Glaube nicht geringer ist als der dieser Heiden.«

Der Mann geht unzufrieden fort.

Jesus schaut auf den zu seinen Füßen liegenden Römer: »Und du, kannst du glauben?«

»Ich ja! Was soll ich tun?«

»Erhebe dich!«

»Gib acht, Camillus . . . « sagt sogleich der Offizier. Aber der Soldat steht schon auf den Füßen, munter und geheilt.

Die Israeliten rufen nicht Hosanna; der Geheilte ist ja kein Hebräer. Vielmehr scheinen sie unzufrieden zu sein, oder wenigstens machen sie Gesichter, die ihr Mißfallen über Jesu Handlungsweise zeigen. Ganz anders die Soldaten. Sie ziehen ihre kurzen, breiten Schwerter aus der Scheide und schwingen sie in der aschgrauen Luft, nachdem sie damit auf die Schilde geschlagen haben, als wollten sie einen festlichen Lärm erzeugen. Jesus befindet sich inmitten eines Kreises blanker Schwerter.

Der Offizier schaut ihn an. Er weißt nicht, was er sagen oder tun soll, er, der Mensch neben einem Gott, er, der Heide neben Gott . . . Er denkt nach und findet, daß er vor Gott wenigstens das tun mußt, was er vor Cäsar tun würde, und befiehlt den dem Kaiser gebührenden militärischen Gruß. (Wenigstens glaube ich, daß es das ist, denn ich höre ein mächtiges »Ave!«, während die mit gestrecktem Arm fast horizontal hochgehaltenen Klingen blitzen.) Noch nicht zufried-

den damit sagt der Offizier leise: »Geh ruhig deines Weges, auch zur Nachtzeit. Die Straßen sind alle bewacht. Zum Schutz gegen Diebe. Du kannst in Sicherheit gehen. Ich ...« Dann stockt er und weiß nicht mehr, was er sagen soll.

Jesus lächelt ihm zu und spricht: »Danke. Geh und sei gut. Sei auch menschlich gegenüber Dieben. Sei treu in deinem Dienst, aber nicht grausam. Es sind unglückliche Menschen, und sie werden vor Gott für ihre Taten Rechenschaft ablegen müssen.«

»Ich werde es sein. Salve! Ich würde dich gerne einmal wiedersehen ...«

Jesus schaut ihm tief in die Augen und sagt dann: »Wir werden uns wiedersehen. Auf einem anderen Berg.« Abermals wiederholt er: »Seid gut. Lebt wohl.«

Die Soldaten marschieren weiter. Jesus geht ins Dorf. Schon nach einigen Metern sehen er und seine Begleiter eine zahlreiche schreiende Menge auf sich zukommen. Aus der Gruppe lösen sich ein Mann und eine Frau – der Mann zuerst – und verneigen sich vor Jesus: die Frau fällt auf die Knie, während der Mann sich nur verbeugt.

»Richtet euch auf und preist den Herrn. Aber dir, o Mann, muß ich sagen, daß dein Gewissen nicht rein ist. Du hast dich aus Selbstsucht an mich gewandt und nicht aus Liebe zu mir und weil du an mich glaubst. Du hast an meinem Wort gezweifelt, obwohl du weißt, wer ich bin. Dann hast du böse Gedanken gehegt, weil ich mich aufgehalten habe, um einen Heiden zu heilen. Das ganze Dorf hat schlecht gehandelt, da es einen Verwundeten abgewiesen hat. Im Übermaß meiner Barmherzigkeit und um zu versuchen, dein Herz zum Guten zu wandeln, habe ich deine Frau geheilt, ohne zu dir zu kommen. Du hättest es nicht verdient, ich aber habe es getan, um dir zu zeigen, daß ich dazu nicht zu dir kommen muß. Mein Wille genügt. Aber in Wahrheit sage ich euch allen: die ihr verachtet, sind besser als ihr. Sie haben einen größeren Glauben an meine Macht als ihr. Erhebe dich, Frau. Du bist nicht schuldig, denn du konntest deinen Verstand nicht gebrauchen. Geh hin und wisse von nun an zu glauben aus Dankbarkeit gegenüber dem Herrn.«

Die Mienen der Dorfbewohner sind bei den Vorwürfen Jesu kalt und hochmütig geworden. Die Leute folgen ihm verdrossen bis zum Platz, wo er stehenbleibt um zu reden, da der Vorsteher ihn nicht einlädt, die Synagoge zu betreten, und kein Haus sich dem Meister öffnet.

»Wenn Gott mit den Menschen ist, vermögen die Menschen alles gegen das Unglück, wie immer es auch heißen mag. Wenn Gott jedoch nicht mit den Menschen ist, vermögen sie nichts gegen das Unglück. Die Geschichte dieser Stadt erinnert mehr als einmal an diese Tatsache. Gott war mit Josua, und Josua schlug die kananäischen Könige, und auf dieser Straße half Gott ihm, die Feinde Israels zu vernichten, „indem er vom Himmel gewaltige Hagelsteine auf sie warf, und mehr kamen von ihnen unter den Hagelsteinen als unter der Schärfe des Schwertes um“, wie es im Buch Josua heißt. Gott war mit Judas Makkabäus, der auf diesem Hügel mit seinem kleinen Heer erschien, um das mächtige Heer des Seron, des Befehlshabers der syrischen Streitmacht, zu beobachten. Und Gott bekräftigte die Worte des Führers Israels mit einem glänzenden Sieg. Aber die notwendige Bedingung, um Gott auf seiner Seite zu haben, ist immer, daß man für eine gerechte Sache kämpft. „Nicht von der Größe des Heeres hängt der Erfolg im Krieg ab, sondern von der Kraft, die vom Himmel kommt“, sagt der Makkabäer. In allen Angelegenheiten des Lebens hängt das Wohl nicht ab vom Geld, von der Macht oder sonst etwas, sondern vom Beistand, der vom Himmel kommt; und er kommt, weil er für eine gute Sache erbeten wird. Für unser Leben und für unsere Gesetze, sagt weiterhin der Makkabäer. Wo man sich aber an Gott wendet um eines schlechten oder unsauberen Zieles willen, da ruft man seine Hilfe vergebens an; dann antwortet Gott nicht, oder aber mit Züchtigungen anstatt mit Segnungen.

Diese Wahrheit hat man in Israel jetzt allzu sehr vergessen. Man will Gottes Hilfe und ruft ihn an für üble Zwecke. Die Tugenden werden nicht geübt und die Gebote nicht wahrhaft gehalten, d. h. man beachtet nur das, was von den Menschen gesehen und gelobt

werden kann. Aber hinter dem Schein sind oft ganz andere Dinge verborgen.

Ich komme euch zu sagen: Seid aufrichtig in eurem Handeln, denn Gott sieht alles, und vergeblich sind alle Opfer, unnützlich die Gebete, wenn man sie nur verrichtet, damit man gesehen wird, während das Herz voll Sünde ist, voll Haß und bösen Begierden.

Bet-Horon, tue nicht in deinen Bewohnern, was Obadja von Edom sagt. Edom glaubte sicher zu sein und nahm sich heraus, Jakob zu bedrücken und sich über seine Niederlage zu freuen. Nicht so, du Priesterstadt. Nimm und betrachte das Buch Obadja. Betrachte und ändere deine Wege. Folge der Gerechtigkeit, wenn du nicht Tage des Schreckens erleben willst. Es wird dich dann nicht retten, daß du auf dieser Höhe liegst, noch daß du scheinbar abseits des Kriegsschauplatzes liegst. Ich sehe viele in dir, die nicht mit Gott sind und von Gott nichts wissen wollen. Ihr murt? Ich sage euch die Wahrheit. Ich bin bis hierher heraufgestiegen, um es euch zu sagen. Um euch noch zu retten.

Hattet ihr nicht einen einzigen Namen? War nicht alles Israel? Weshalb ist es nun geteilt und hat zwei Namen? Oh, wahrlich, das erinnert mich an die Ehe des Hosea mit dem buhlerischen Weib und an die Söhne, die aus ihr hervorgingen, die gebuhlt hat. Was aber sagt der Prophet darüber: „Die Zahl der Kinder Israels wird sein wie Sand am Meer ... und anstatt ihnen zu sagen: ‚Ihr seid nicht mein Volk‘, wird man zu ihnen sagen: ‚Ihr seid Kinder des lebendigen Gottes‘, und dann werden sich die Söhne Judas und Israels zusammenschließen und über sich ein gemeinsames Oberhaupt setzen und aus dem Land ziehen. Denn groß ist der Tag Jesreels.“ Warum tadelt ihr den, der alles wiedervereinigen und ein einziges Volk schaffen soll, ein großes und einziges, wie Gott ein einziger ist, der alle Menschenkinder liebt, da alle Kinder Gottes sind; und der auch jene zu Söhnen des lebendigen Gottes machen soll, die jetzt tot zu sein scheinen? Könnt ihr denn meine Handlungen beurteilen, ihre und eure Herzen? Woher kommt euch das Licht? Das Licht kommt

von Gott. Aber wenn Gott mich schickt mit dem Auftrag, alle unter einem Szepter zu vereinen, wie könnt ihr dann ein Licht haben, das wahrhaft göttlich ist, da es euch die Dinge anders erscheinen läßt, als sie in den Augen Gottes sind? Und doch seht ihr sie ganz anders, als Gott sie sieht.

Murrt nicht. Das ist die Wahrheit. Ihr lebt nicht in Gerechtigkeit. Und viele unter euch gibt es, die euch zur Ungerechtigkeit verführen, und diese werden doppelt bestraft werden. Ihr klagt mich an, daß ich mit dem Feind, mit dem Beherrscher Unzucht treibe. Ich lese in euren Herzen. Aber ihr, treibt ihr nicht Unzucht mit Satan, da ihr denen folgt, die den Menschensohn bekämpfen, den Gesalbten Gottes? Seht, ihr haßt mich. Aber ich kenne das Antlitz dessen, der euch den Haß einträufelt. So wie es bei Hosea heißt, bin ich gekommen mit den Händen voller Geschenke und dem Herzen voller Liebe. Ich habe versucht, euch sanft an mich zu ziehen, um eure Liebe zu gewinnen. Ich habe zu meinem Volk gesprochen wie ein Bräutigam zu seiner Braut und habe ihm ewige Liebe, Friede, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit angeboten. Eine Stunde bleibt noch um zu verhindern, daß das Volk, das mich verwirft, daß seine Häupter, die es aufwiegeln – ich kenne sie – ohne König, Fürsten, Opfer und Altar gelassen wird. Aber in ihrer Höhle, wo der Haß am stärksten ist und die Strafe am schrecklichsten sein wird, seht, da wird gearbeitet, um die Gewissen zu erkaufen und sie auf den Weg des Verderbens zu führen ... Oh, in Wahrheit sage ich euch, daß jene, die vom rechten Weg abbringen und die Gewissen verderben, siebenmal siebenmal strenger bestraft werden als die von ihnen Verführten.

Gehen wir. Ich bin gekommen, habe ein Wunder gewirkt und euch die Wahrheit gepredigt, um euch davon zu überzeugen, wer ich bin. Nun gehe ich. Und wenn unter euch auch nur ein einziger Gerechter ist, so möge er mir folgen, denn traurig ist die Zukunft dieses Ortes, wo Schlangen der Verführung und des Verrates ihre Nester haben.«

Jesus wendet sich um und begibt sich wieder zu der Straße, auf der er gekommen ist.

»Meister, warum hast du so zu ihnen gesprochen? Sie werden dich nun hassen«, fragen die Apostel.

»Ich suche nicht durch Lüge und Schacher Liebe zu gewinnen.«

»Aber wäre es dann nicht besser gewesen, überhaupt nicht hinzugehen?«

»Nein. Es ist notwendig, ihnen keinerlei Zweifel zu lassen.«

»Und wen hast du überzeugt?«

»Niemanden. Vorerst niemanden. Aber bald wird einer sagen: „Wir können niemanden verfluchen, denn wir wurden gewarnt und haben nichts getan.“ Und wenn sie Gott vorwerfen, daß er sie geschlagen hat, so wird ihr Vorwurf wie eine Gotteslästerung sein.«

»Aber auf wen hast du angespielt mit den Worten ... «

»Fragt Judas von Kerijot. Er kennt viele aus diesem Ort, und er kennt auch ihre Verschlagenheit.«

Alle Apostel schauen Judas an.

»Ja. Dieser Ort ist Hilkija fast untertan ... aber ... ich glaube nicht, daß Hilkija ... « Die Worte ersterben auf den Lippen des Judas, als er seine Augen von seinem Gürtel erhebt, den er sich gerade zurecht gerückt hat, um Haltung zu bewahren, und dem Blick Jesu begegnet. Dieser Blick ist so flammend und durchdringend, daß er fast hypnotisiert. Judas senkt den Kopf und schließt mit den Worten: »Gewiß ist es ein stolzes und geiziges Dorf und verdient den, der es beherrscht. Jeder bekommt, was er verdient. Sie haben Hilkija. Wir haben Jesus. Der Meister hat gut daran getan, sehr gut sogar, sie wissen zu lassen, daß er Bescheid weiß.«

»Schlecht sind sie bestimmt! Habt ihr gesehen? Nicht einmal ein Gruß nach dem Wunder! Nicht einmal ein Almosen! Nichts!« bemerkt Philippus.

»Ich habe aber immer Angst, wenn der Meister sie so bloßstellt«, seufzt Andreas.

»Ob er es tut oder nicht, es ist dasselbe. Sie werden ihn gleichwohl hassen. Ich würde gern nach Galiläa zurückkehren«, sagt Johannes.

»Nach Galiläa, ja!« seufzt Petrus und senkt nachdenklich das Haupt.

Jene, die Jesus nicht verlassen haben und ihm weiterhin folgen, tauschen untereinander und mit den Jüngern ihre Gedanken aus.

569 Nach Gibeon

Nur kurze Zeit kann Jesus seinen Gedanken nachgehen. Johannes und sein Vetter Jakobus, zusammen mit Petrus und Simon dem Zeloten, holen ihn ein und lenken seine Aufmerksamkeit auf die Aussicht, die man von der Höhe des Hügels hat. Vielleicht um ihn zu zerstreuen, denn er ist sichtlich sehr traurig, rufen sie Ereignisse in Erinnerung, die sich in dieser Gegend, die vor ihnen liegt, zugetragen haben: die Reise nach Aschkelon ... das Haus der Bauern in der Scharonebene, wo Jesus dem alten Vater des Gamala und Jakob das Augenlicht wieder gegeben hat ... die Zurückgezogenheit Jesu und Jakobus auf dem Karmel ... Cäsarea am Meer und das Mädchen Aurea Galla ... die Begegnung mit Syntyche ... die Heiden von Joppe ... die Räuber bei Modeïn ... das Erntewunder im Haus des Josef von Arimathäa ... die alte Ährenleserin ... Ja, alles Ereignisse, die aufheitern sollten, mit denen sich aber auch für alle oder für ihn allein schmerzliche Erinnerungen verknüpfen. Die Apostel selbst bemerken es und flüstern »In allen Dingen dieser Welt findet sich ein Schmerz. Die Erde ist ein Ort der Sühne ... «

Auch Andreas, der sich zusammen mit Jakobus des Zebedäus der Gruppe angeschlossen hat, bemerkt richtig: »Dies ist ein gerechtes Gesetz für uns Sünder. Aber warum so viel Schmerz für ihn?«

Es entsteht eine wohlwollende Diskussion, und sie bleibt auch wohlwollend, als alle anderen, angezogen von den Stimmen der ersteren, sich der Gruppe anschließen. Alle außer Judas Iskariot, der sich wichtig macht bei den einfachen Menschen und sie belehrt, indem er den Meister nachahmt in seiner Stimme, seinen Gesten und seinen Worten. Aber es ist ein theatralisches, pompöses Nachäffen. Es fehlt ihm Jesu Wärme und Überzeugungskraft, und seine Zuhörer sagen es ihm auch ohne Umschweife. Judas regt sich auf und

schilt sie begriffsstutzig, weil sie ihn nicht verstehen. Zudem erklärt er, daß er sich nicht weiter mit ihnen abgibt, da er die Perlen der Weisheit nicht den Schweinen vorwerfen will. Dann aber bleibt er bei ihnen, weil die einfachen und gedemütigten Leute ihn bitten, Geduld mit ihnen zu haben, und bekennen, daß sie »ihm gegenüber so gering sind wie ein Tier gegenüber einem Menschen ...«

Jesus hört nicht auf das, was die elf Apostel um ihn herum sagen, um den Worten des Judas zu lauschen. Was er hört, erfreut ihn durchaus nicht ... Er seufzt und schweigt, bis ihn schließlich Bartholomäus direkt ins Gespräch zieht und ihm die verschiedenen Ansichten vorlegt über den Grund, weshalb er, auf dem keine Sündenschuld lastet, so viel leiden muß.

Bartholomäus sagt: »Ich bin der Ansicht, daß es so ist, weil der Mensch den haßt, der gut ist. Ich spreche von schuldbeladenen Menschen, also von der Mehrheit. Diese Menschen fühlen, daß ihre Schuld und Lasterhaftigkeit im Vergleich mit dem Schuldlosen noch klarer und deutlicher hervortreten, und aus Ärger darüber rächen sie sich, indem sie dem Guten Leid zufügen.«

»Ich hingegen bin der Meinung, daß du leidest unter dem Gegensatz zwischen deiner Vollkommenheit und unserer Schwäche. Auch wenn dich niemand kränken würde, würdest du dennoch leiden, denn deine Vollkommenheit muß schmerzlichen Abscheu vor den Sünden der Menschen empfinden«, sagt Judas Thaddäus.

»Ich hingegen vertrete die Ansicht, daß du, da du auch ein Mensch bist, unter der Mühe leidest, das Aufbegehren deiner menschlichen Natur gegen deine Feinde durch deine übermenschliche Natur zu beherrschen«, sagt Matthäus.

»Ich täusche mich gewiß, da ich ein törichter Mensch bin, aber ich glaube, daß du leidest, weil deine Liebe zurückgewiesen wird. Du leidest nicht, weil du nicht bestrafen kannst, wie es deine menschliche Natur wünschen könnte, sondern weil du nicht wohl tun kannst, wie du es gern tun würdest«, sagt Andreas.

»Ich schließlich glaube, daß du leidest, weil du alles Leid ertra-

gen muß, um uns von allem Leid zu erlösen. Da in dir nicht die eine oder andere Natur überwiegt, sondern beide Naturen in vollkommenem Gleichgewicht in dir sind, um das vollkommene Opfer zu bilden. Dieses Opfer ist so übernatürlich, daß es die Beleidigung Gottes durch den Menschen wiedergutmachen kann, und andererseits so menschlich, daß es die ganze Menschheit vertritt und sie zur Unversehrtheit des ersten Adam zurückführt, das Vergangene tilgt und eine neue Menschheit begründet. Eine neue Menschheit soll jetzt geschaffen werden, nach der Absicht Gottes, d. h. eine Menschheit, die wahrhaft ein Ebenbild und Gleichnis Gottes ist und die der Bestimmung des Menschen entgegengerichtet: der Besitz, die Möglichkeit des Strebens nach dem Besitz Gottes in seinem Reich. Du mußt auf übernatürliche Weise leiden, und du leidest wegen allem, was du siehst und was dich umgibt, ich würde sagen, unter der fortwährenden Beleidigung Gottes. Du mußt auf menschliche Weise leiden und leidest auch, um die Sinnenlust unseres von Satan vergifteten Fleisches zu ersticken. Mit dem Leiden deiner beiden vollkommenen Naturen wirst du die Beleidigung Gottes, die Schuld des Menschen in vollkommener Weise wiedergutmachen«, sagt der Zelote.

Die anderen schweigen, und Jesus fragt: »Und ihr sagt nichts? Welche ist eurer Meinung nach die treffendste Erklärung?«

Der eine sagt dies, der andere das. Nur Jakobus des Alphäus und Johannes schweigen.

»Und ihr zwei? Seid ihr mit keiner einverstanden?« spornet Jesus sie an.

»Nein. Wir erkennen in allen etwas Wahres oder sogar viel Wahres. Aber wir fühlen auch, daß die eigentliche Wahrheit noch fehlt.«

»Und ihr könnt sie nicht finden?«

»Vielleicht haben Johannes und ich sie gefunden. Aber es scheint uns fast eine Gotteslästerung, sie auszusprechen, denn . . . Wir sind gute Israeliten und fürchten Gott so sehr, daß wir kaum seinen Namen auszusprechen wagen. Wenn man nun bedenkt, daß ein Mensch aus dem auserwählten Volk, ein Sohn Gottes, den geprie-

senen Namen Gottes fast nicht aussprechen kann und ihn durch andere Worte ersetzt, um seinen Gott zu nennen, so scheint es doch ein gotteslästerlicher Gedanke zu sein, daß Satan es wagen könnte, Gott zu schaden. Und doch fühlen wir, daß der Schmerz dir keine Ruhe läßt, da du Gott bist und Satan dich haßt. Er haßt dich wie keinen anderen. Du begegnest Haß, mein Bruder, weil du Gott bist«, sagt Jakobus.

»Ja. Du findest Haß, weil du die Liebe bist. Es sind nicht die Pharisäer oder die Rabbis, es ist nicht der eine oder der andere, der dir aus diesem oder jenem Grund Schmerz bereitet. Es ist der Haß, der die Menschen durchdringt und sie gegen dich aufhetzt in blindem Haß, weil du mit deiner Liebe dem Haß zu große Beute entreißt«, sagt Johannes.

»Es fehlt noch etwas bei diesen zahlreichen Erklärungen. Sucht den eigentlichen Grund, um dessentwillen ich ... « sagt Jesus ermutigend.

Aber niemand findet ihn. Sie überlegen und überlegen. Schließlich geben sie auf und sagen: »Wir finden ihn nicht ... «

»Es ist so einfach. Ihr habt ihn immer vor euch. Er ist zu erkennen in den Worten unserer heiligen Bücher, in den Gestalten unserer Geschichte ... Auf, sucht! In all euren Erklärungen ist etwas Wahres, aber der wichtigste Grund fehlt. Sucht ihn nicht im Heute, sondern in der entferntesten Vergangenheit, noch vor den Propheten, den Patriarchen und vor der Erschaffung des Weltalls ... «

Die Apostel denken nach ... finden aber keine Antwort.

Jesus lächelt. Schließlich sagt er: »Und doch, wenn ihr euch an meine Worte erinnern würdet, müßtet ihr den Grund finden. Aber ihr könnt noch nicht alles behalten. Eines Tages werdet ihr es können. So hört. Gehen wir zurück durch die Jahrhunderte bis vor den Beginn der Zeit. Wer hat den Geist des Menschen verdorben? Ihr wißt es: Satan, die Schlange, der Widersacher, der Feind, der Haß. Nennt ihn, wie ihr wollt. Aber weshalb hat er ihn verdorben? Aus großem Neid. Weil der Mensch für den Himmel bestimmt war, aus dem er

selbst verstoßen worden war. So wünschte er auch dem Menschen die Verbannung, unter der er selbst litt. Weshalb verjagt? Weil er sich gegen Gott empörte, ihr wißt es. Aber wie? Durch seinen Ungehorsam. Am Anfang des Schmerzes steht der Ungehorsam. Ist es dann nicht notwendig und logisch, daß, um die Ordnung, die immer Freude ist, wiederherzustellen, vollkommener Gehorsam erforderlich ist? Gehorchen ist nicht leicht, vor allem in schwerwiegenden Dingen. Das Schwierige schmerzt den, der es vollbringt. Bedenkt nun, ob ich, den die Liebe gefragt hat, ob er den Gotteskindern die Freude wiederbringen will, nicht unendlich viel leiden muß, um den Gedanken Gottes Gehorsam zu leisten. Ich muß also leiden, um nicht nur eine oder tausend Sünden zu tilgen, zu besiegen, sondern die Sünde an sich und im wahrsten Sinn des Wortes, die im Geist Luzifers, des Engels, und im Geist, der Adam belebte, die Sünde des Ungehorsams gegen Gott war und es immer sein wird, bis zum letzten Menschen.

Ihr Menschen müßt nur beschränkt dem Wenigen gehorchen – er scheint euch viel zu sein, aber es ist nur so wenig – was Gott von euch verlangt. In seiner Gerechtigkeit verlangt er nur das, was ihr geben könnt. Ihr wißt von den Wünschen Gottes nur, was ihr erfüllen könnt. Aber ich kenne alle seine Pläne in den größten und kleinsten Dingen. Mir sind keine Grenzen im Erkennen und im Handeln gesetzt. Der voll Liebe Opfernde, der göttliche Abraham, verschont nicht sein Opferlamm, seinen eigenen Sohn. Die unbefriedigte, beleidigte Liebe verlangt nach Wiedergutmachung und Opfer. Und wenn ich tausend und abertausend Jahre leben würde, es wäre alles nichts, wenn ich nicht den *Menschen* bis zum Letzten überwinden würde. Ebenso wäre alles nichts, wenn ich nicht von Ewigkeit her dem Vater mein Ja gegeben hätte und bereit gewesen wäre zu gehorchen, sowohl als Gottessohn als auch als Mensch, zu dem von meinem Vater bestimmten richtigen Zeitpunkt. Der Gehorsam ist Schmerz und Herrlichkeit. Der Gehorsam, wie der Geist, stirbt nie. Wahrlich, ich sage euch, die wahrhaft Gehorsamen werden Götter sein, aber erst

nach einem ausdauernden Kampf gegen sich selbst, die Welt und Satan. Der Gehorsam ist Licht. Je gehorsamer man ist, um so klarer sieht man. Der Gehorsam ist Geduld. Je gehorsamer man ist, um so leichter erträgt man Dinge und Personen. Der Gehorsam ist Demut. Je gehorsamer man ist, um so demütiger ist man dem Nächsten gegenüber. Der Gehorsam ist Liebe, da er ein Akt der Liebe ist. Je gehorsamer man ist, um so zahlreicher und vollkommener sind unsere Akte der Liebe. Gehorsam ist Heldenhaftigkeit. Der Held des Geistes ist der Heilige, der Bürger des Himmels, der vergöttlichte Mensch. Wenn die Liebe die Tugend ist, in der man den einen und dreieinigen Gott wiederfindet, so ist der Gehorsam die Tugend, in der man mich findet, euren Meister. Sorgt dafür, daß die Welt euch als meine Jünger erkenne an eurem absoluten Gehorsam allem gegenüber, was heilig ist. Ruft Judas. Ich habe auch ihm etwas zu sagen . . . «

Judas eilt herbei. Jesus weist auf den Ausblick, der sich immer mehr verengt, je weiter sie hinabsteigen, und sagt: »Ein kleines Gleichnis für euch, die künftigen Geisteslehrer. Je weiter ihr auf dem steilen, mühevollen Weg der Vollkommenheit hinaufsteigt, um so mehr werdet ihr sehen. Wir haben zuerst die beiden Ebenen gesehen, die der Philister und die von Scharon mit den zahlreichen Dörfern, Feldern und Obstgärten, und sogar das ferne Blau des großen Meeres und den grünen Karmel im Hintergrund. Jetzt sehen wir nur noch wenig. Der Horizont hat sich verengt und wird sich immer mehr verengen, bis er im Talgrund gänzlich verschwindet. Dasselbe geschieht dem, der geistig absteigt anstatt emporzusteigen: immer geringer werden seine Tugend und seine Weisheit, immer beschränkter wird seine Urteilsfähigkeit, bis er sie völlig verliert. Dann ist ein Meister des Geistes seiner Sendung verlorengegangen. Er unterscheidet nicht mehr und kann nicht mehr Führer sein. Er ist ein Leichnam und kann nur verderben, so wie er selbst verdorben ist. Das Abgleiten erfolgt vielleicht unfreiwillig, sogar fast immer, denn seine Ursache ist die Befriedigung der Sinne. Auch wir steigen hinab ins Tal, um Ruhe und Nahrung zu finden. Aber wenn wir dies auch

für unseren Körper brauchen, so ist es deshalb noch lange nicht notwendig, der sinnlichen Begierlichkeit und der Trägheit des Geistes nachzugeben und in die Auen moralischer und seelischer Weichlichkeit hinabzusteigen. Nur ein einziges Tal darf man betreten, das Tal der Demut, und dies, weil Gott selbst in dieses Tal hinabsteigt, um den Geist des Demütigen an sich zu ziehen und ihn zu sich emporzuheben. Wer sich erniedrigt, wird erhöht werden. Jedes andere Tal ist tödlich, weil es vom Himmel entfernt.«

»Deswegen hast du mich gerufen, Meister?«

»Deswegen. Du hast viel mit denen gesprochen, die dich befragt haben.«

»Ja, und es war nicht der Mühe wert. Sie sind sturer als Maulesel.«

»Und ich wollte etwas zu denken geben, wo alles entschwunden ist. Damit du deinen Geist nähren kannst.«

Judas schaut ihn ganz verblüfft an. Er weiß nicht, ob es ein Lob oder ein Vorwurf ist. Die anderen, die die Gespräche des Iskariots mit den ihnen folgenden Leuten nicht gehört haben, begreifen nicht, daß Jesus Judas wegen seines Hochmuts tadelt.

Judas zieht es vor, das Gesprächsthema zu wechseln und fragt: »Meister, was meinst du? Können diese Römer oder der Mann von Petra jemals deine Lehre annehmen, da sie nur so wenig mit dir zusammengekommen sind? Und dieser Alexander? Er ist fortgegangen ... Wir werden ihn nie mehr zu Gesicht bekommen. Man könnte glauben, daß sie instinktiv die Wahrheit suchen, daß sie aber bis zum Hals in ihr Heidentum versunken sind. Werden sie es jemals zu etwas Gutem bringen?«

»Meinst du damit, ob sie jemals die Wahrheit finden werden?«

»Ja, Meister.«

»Und warum sollte es ihnen nicht gelingen?«

»Weil sie Sünder sind.«

»Sind nur sie allein Sünder? Sind unter uns denn keine?«

»Viele, das gebe ich zu. Aber gerade deshalb sage ich, daß wenn wir, die wir schon seit Jahrhunderten von der Weisheit und der Wahr-

heit genährt werden, Sünder sind und es uns nicht gelingt, gerecht und Nachfolger dieser Wahrheit zu werden, die du darstellst, wie können sie es dann schaffen, die so sehr von Unreinheit durchdrungen sind?«

»Jeder Mensch kann zur Wahrheit gelangen, sie erkennen und besitzen, und mit ihr Gott, von wo auch immer er aufbricht zu ihrer Erlangung. Wenn bei ihm nicht geistiger Hochmut und fleischliche Verderbtheit vorherrschen, sondern aufrichtiges Verlangen nach Wahrheit und Licht, Reinheit der Absicht und Sehnsucht nach Gott, dann ist ein Geschöpf ganz sicher auf dem Weg zu Gott.«

»Hochmut des Geistes ... Verderbtheit des Fleisches ... Meister ... dann ...«

»Vollende den Gedanken, er ist gut.«

Judas zögert erst und sagt dann: »Also können sie nicht zu Gott gelangen, weil sie verderbt sind.«

»Das ist es nicht, was du sagen wolltest, Judas. Warum hast du deine Gedanken und dein Gewissen geknebelt? Oh! Wie schwierig ist es für den Menschen, zu Gott emporzusteigen! Und das Haupthindernis steckt in ihm selbst, da er seine Fehler nicht bekennen und nicht über sich selbst nachdenken will. Wahrlich, auch Satan ist oft verleumdet worden, indem man ihm alle Schuld an der geistigen Verderbnis zugeschrieben hat. Noch mehr wird Gott selbst verleumdet, indem man ihm alle Ereignisse zuschreibt. Gott verletzt die Freiheit des Menschen nicht. Satan vermag nichts über einen im Guten gefestigten Willen. Wahrlich, ich sage euch: siebenzig von hundert Menschen sündigen aus eigenem freiem Willen. Und man bedenkt dies nicht, aber es ist so: Der Mensch erhebt sich nicht aus der Sünde, weil er der Selbstprüfung entgehen will, und auch wenn das Gewissen sich ganz unerwartet wehrt und ihm die Wahrheit zuschreit, über die er nicht nachdenken wollte, erstickt er diesen Aufschrei, verscheucht die strenge und trauernde Gestalt, die sich vor seinem Geist erhebt, verdrängt mit Gewalt den von der anschuldigenden Stimme erweckten Gedanken und will z. B. nicht zugeben: „Dann

können wir, ich, nicht zur Wahrheit gelangen, weil wir geistigen Stolz und fleischliche Verderbnis nähren.“ Wahrlich, wir sind nicht auf dem Weg zu Gott, weil geistiger Hochmut und Verderbnis des Fleisches unter uns herrschen. Ein Hochmut, der mit dem Satans wetteifert, so sehr, daß wir die Handlungen Gottes bemängeln und ihnen Hindernisse in den Weg legen, wenn sie den Interessen der Menschen und Parteien zuwider sind. Und diese Sünde macht aus vielen in Israel auf ewig Verdammte.«

»Wir sind aber nicht alle so.«

»Nein. Menschen guten Geistes gibt es noch, und in allen Schichten. Zahlreicher sind sie jedoch bei den Niedrigen des Volkes als bei den Gelehrten und Reichen. Aber es gibt sie. Doch wie viele sind es? Wie viele im Verhältnis zu diesem Volk von Palästina, das ich seit fast drei Jahren belehre und mit Wohltaten überhäufe und für das ich mich verzehre. Es gibt mehr Sterne an einem bewölkten Nachthimmel als Seelen in Israel, die gewillt sind, in mein Reich zu kommen.«

»Und die Heiden, diese Heiden, werden sie hineinkommen?«

»Nicht alle, aber viele. Auch unter meinen eigenen Jüngern werden nicht alle ausharren bis ans Ende. Aber sorgen wir uns nicht um die Früchte, die verfault vom Baum fallen. Versuchen wir, solange wir können, ihre Fäulnis zu verhindern durch Sanftheit und Festigkeit, durch Ermahnung und Verzeihung, durch Geduld und Liebe. Wenn sie dann „Nein“ sagen zu Gott und zu den Brüdern, die sie retten wollen, wenn sie sich in die Arme des Todes und Satans werfen und unbußfertig sterben, dann neigen wir das Haupt und opfern Gott unseren Schmerz auf, weil es uns nicht gelungen ist, ihn durch die Rettung dieser Seelen zu erfreuen. Jeder Lehrer kennt solche Niederlagen, und auch sie sind zu etwas gut. Sie können dazu dienen, den Hochmut des Seelenführers abzutöten und seine Beharrlichkeit im Dienst der Seelen zu prüfen. Die Niederlage darf jedoch nicht den Willen des geistigen Erziehers erlahmen lassen, sondern sie sollte ihn anspornen, in Zukunft mehr und besser zu arbeiten.«

»Warum hast du dem Dekurio gesagt, daß du ihn auf einem Berg wiedersehen würdest? Wie kannst du das wissen?«

Jesus schaut Judas mit einem eindringlichen, eigenartigen Blick an, gleichzeitig traurig und lächelnd, und sagt: »Er wird zugegen sein bei meiner Erhöhung und dem großen Lehrer Israels ein strenges Wort der Wahrheit sagen. Und von diesem Zeitpunkt an wird er sich auf dem sicheren Weg zum Licht befinden. Aber hier ist Gibeon. Petrus soll mit sieben anderen vorausgehen und mich ankündigen. Ich werde sogleich sprechen, damit ich die, die mir aus den benachbarten Dörfern gefolgt sind, entlassen kann. Die übrigen werden bis nach dem Sabbat bei mir bleiben. Du, Judas, bleibe bei Matthäus, Simon und Bartholomäus.«

(Bei der Kreuzigung habe ich keinen Soldaten entdeckt, der diesem Dekurio geglichen hätte. Ich muß aber auch sagen, daß ich wegen der aufmerksamen Betrachtung meines Jesus nicht sehr auf sie geachtet habe. Sie waren für mich einfach eine Gruppe diensttuender Soldaten. Mehr nicht. Und wenn ich sie auch besser hätte beobachten können als „alles vollbracht war“, so war das Licht doch so schwach, daß ich nur sehr bekannte Gesichter erkennen konnte. Ich glaube aber, daß es nach den Worten Jesu jener Soldat gewesen sein muß, der einige Worte zu Gamaliel sagte, deren ich mich jetzt nicht mehr entsinne, und die ich auch nicht nachsehen kann, da ich allein bin und mir niemand das Heft mit der Passion geben kann.)

570 In Gibeon

Im Frühling, Sommer und Herbst muß Gibeon eine angenehme und luftige Stadt sein mit einem herrlichen Ausblick. Sie liegt auf der Anhöhe eines einzelnen lieblichen, niedrigen Hügels in einer sehr fruchtbaren Ebene. Ihre weißen Häuser verstecken sich fast zwischen den immergrünen Bäumen jeglicher Art, unter die sich zu dieser Jahreszeit auch kahle Bäume mischen, die dann wohl im Frühling den Hügel in eine Wolke leichter Blütenblätter verwandeln und später in ein Füllhorn von Früchten. Jetzt, im Grau des Winters, zeigt er seine Hänge mit ihren Reihen kahler Weinstöcke und silbergrauer Ölbäume, und dazwischen die dunklen Stämme entlaubter Obstbäu-

me. Dennoch ist diese Anhöhe schön und luftig, und das Auge ruht sich aus beim Anblick der Hänge und der gepflügten Ebene.

Jesus begibt sich zu einer großen Zisterne oder einem Brunnen, der mich ein wenig an den der Samariterin, an En-Rogel und mehr noch an die Wasserbehälter von Hebron erinnert.

Viele Leute sind dort. Menschen, die noch schnell reichlich Wasser schöpfen für den nahenden Sabbat. Leute, die ihre letzten geschäftlichen Angelegenheiten erledigen oder sich nach vollendeter Arbeit schon der Sabbatruhe hingeben.

Mitten unter ihnen sind die acht Apostel, die den Meister ankündigen und schon einigen Erfolg gehabt haben, denn ich sehe, daß Kranke herbeigebracht werden, Bettler sich versammeln und auch andere Leute aus den Häusern kommen.

Als Jesus den Platz betritt, auf dem sich das Wasserbecken befindet, entsteht ein Flüstern, das schließlich in den einstimmigen Ruf übergeht: »Hosanna! Hosanna! Der Sohn Davids ist unter uns. Gesegnet sei die Weisheit, die dorthin kommt, wo sie angerufen wurde!«

»Gesegnet seid ihr, die ihr sie aufnehmt. Friede! Friede und Segen!« Dann begibt sich Jesus sogleich zu den Kranken, zu den durch Unglücksfälle oder Krankheiten Verkrüppelten und den nie fehlenden Blinden oder schon beinahe Blinden, und heilt sie.

Sehr schön ist die wunderbare Heilung eines stummen Kindes, das eine Mutter ihm weinend darreicht. Jesus heilt es mit einem Kuß auf den Mund, und das Kind gebraucht die ihm vom Wort verliehene Sprache dazu, die beiden schönsten Namen auszurufen: »Jesus! Mutter!« Aus den Armen der Mutter, die es hoch über die Menge gehalten hat, wirft sich das Knäblein in die Arme Jesu und hängt sich an seinen Hals, bis dieser es der glücklichen Mutter wiedergibt. Die Frau erklärt Jesus, wie ihr Erstgeborener in den Herzen der Eltern schon vor seiner Geburt zum Leviten bestimmt war und es nun werden kann, da er ohne Gebrechen ist. »Nicht für mich hatte ich zusammen mit meinem Mann Joachim seine Heilung vom Herrn er-

beten, sondern auf daß er dem Herrn diene. Nicht damit er mich Mutter nenne und mir sage, daß er mich liebt, habe ich für ihn die Sprache erbeten. Schon seine Augen und seine Küsse sagten mir das. Ich habe vielmehr darum gebeten, damit er als makellostes Lamm ganz dem Herrn dargebracht werden könne, um seinen Namen zu preisen.«

Darauf antwortet Jesus: »Der Herr hat das Wort deiner Seele vernommen, denn wie eine Mutter läßt er Gefühlen Worte und Taten folgen. Gut war dein Begehren, und der Allerhöchste hat dich erhört. Nun erziehe deinen Sohn zum vollkommenen Lob, damit er vollkommen werde im Dienst seines Herrn.«

»Ja, Rabbi. Aber sage du mir, was ich tun soll.«

»Sorge dafür, daß er den Herrn, seinen Gott, mit seinem ganzen Sein liebt; dann wird in seinem Herzen von selbst das vollkommene Lob erblühen, und vollkommen wird er sein im Dienst seines Herrn.«

»Das hast du gut gesagt, Rabbi. Die Weisheit ist auf deinen Lippen. Sprich zu uns allen, ich bitte dich darum«, sagt ein würdevoller Gibeoniter, der sich einen Weg zu Jesus gebahnt hat und ihn nun in die Synagoge einlädt. Es ist sicher der Synagogenvorsteher.

Jesus begibt sich dorthin, gefolgt von allen anderen. Und da unmöglich alle aus der Stadt und aus dem Gefolge Jesu darin Platz finden, geht Jesus auf den Vorschlag des Vorstehers ein, auf der Terrasse seines Hauses neben der Synagoge zu sprechen. Ein niedriges, breites Haus, das auf zwei Seiten vom dauerhaften Grün eines Jasmin-Spaliers bewachsen ist.

Die mächtige, harmonische Stimme Jesu ertönt in der ruhigen Luft des hereinbrechenden Abends über den Platz und die drei Wege, die dort münden, während ein kleines Meer von Köpfen mit erhobenen Gesichtern dasteht, um ihm zuzuhören.

»Die Frau aus eurer Stadt, die die Sprache für ihr Kind erbeten hat, nicht weil sie von den Lippen ihres Sohnes süße Worte hören wollte, sondern damit er zum Dienst Gottes befähigt sei, erinnert mich an

ein anderes früheres Wort aus dem Mund eines großen Mannes eben dieser Stadt. Auf dieses wie auf das Wort eurer Mitbürgerin hat Gott mit einem „Ja“ geantwortet, weil er in beiden eine Bitte der Gerechtigkeit sah; einer Gerechtigkeit, die in allen Bittgebeten vorhanden sein sollte, damit sie Aufnahme und Gnade bei Gott finden. Was ist nötig im Leben, um einst den ewigen Lohn zu empfangen, das wahre und ewige Leben in einer Glückseligkeit ohne Ende? Man muß Gott lieben mit seinem ganzen Wesen und den Nächsten wie sich selbst. Das ist das Allerwichtigste, um Gott zum Freund zu haben und von ihm Gnaden und Segen zu erlangen. Als Salomon nach dem Tode Davids König wurde, begab er sich in diese Stadt, wo er große Opfergaben darbrachte. Und in derselben Nacht erschien ihm der Höchste und sprach zu ihm: „Verlange, was ich dir geben soll!“ Ein Zeichen großer Güte Gottes, und eine große Prüfung für den Menschen. Denn jede Gabe bringt eine große Verantwortung für den Empfänger mit sich, eine um so größere Verantwortung, je größer Gottes Gabe ist. Und sie ist auch eine Prüfung für den Bildungsgrad des Geistes. Wenn eine von Gott begnadete Seele, anstatt sich zu vervollkommen, hinabsteigt zum Materiellen, dann hat sie die Prüfung nicht bestanden und beweist dadurch ihre fehlende oder mangelhafte Bildung. Zwei Dinge sind es, die den geistigen Wert des Menschen anzeigen: die Art, wie er sich in der Freude, und die Art, wie er sich im Schmerz verhält. Nur der in der Gerechtigkeit Fortgeschrittene wird demütig bleiben bei Ehrungen, treu in der Freude, dankbar und beständig, auch nachdem er sein Begehren erfüllt sieht und ihm nichts mehr zu wünschen übrigbleibt. Aber er versteht es auch, geduldig und beharrlich in der Liebe zu seinem Gott zu bleiben, wenn das Leid ihn erbarmungslos trifft, wenn er wirklich heilig ist.«

»Meister, darf ich dich etwas fragen?« sagt einer von Gibeon.

»Sprich.«

»Alles ist wahr, was du sagst. Und wenn ich es richtig verstanden habe, willst du sagen, daß Salomon seine Prüfung gut bestanden hat.

Aber später hat er doch gesündigt. Nun sage mir: Warum hat Gott ihm solche Wohltaten erwiesen, da er doch später sündigen sollte. Sicher kannte der Herr die künftige Sünde des Königs. Warum hat er dennoch zu ihm gesagt: „Verlange, was du willst.“ War das gut oder schlecht?«

»Es war auf jeden Fall gut, denn Gott tut nichts Schlechtes.«

»Aber du hast doch gesagt, daß jedes Geschenk eine Verantwortung mit sich bringt. Nun aber hatte Salomon um Weisheit gebeten und sie auch erlangt . . . «

»Er hatte die Verantwortung, weise zu sein, und er war es nicht, willst du sagen. Das ist wahr. Und ich sage dir, daß dieses Fehlen gegen die Weisheit bestraft wurde, und zurecht. Aber die Tatsache, daß Gott ihm die Weisheit gewährte, war gut, und gut war es auch, daß Salomon um Weisheit bat und nicht um andere Dinge. Da Gott Vater und zugleich auch Gerechtigkeit ist, hat er ihm im Augenblick seiner Verwirrung einen großen Teil seiner Fehler verziehen, da er bedachte, daß der Sünder früher einmal die Weisheit mehr geliebt hat als alles andere in der Welt. Das eine hat das andere abgeschwächt. Das Gute, das vor der Sünde vollbracht wurde, bleibt und fällt ins Gewicht bei der Verzeihung, wenn der Sünder seine Sünden bereut. Daher sage ich euch: Laßt die Gelegenheit, Gutes zu tun, nicht vorübergehen, damit es wie Münzen gegen eure Sünden aufgerechnet werden kann, wenn ihr euch mit der Gnade Gottes reumütig bekehrt.

Auch wenn die guten Taten der Vergangenheit anzugehören scheinen und man daher irrtümlich annehmen könnte, daß sie nicht mehr in uns wirken und keine neuen Anreize und Kräfte zum Guten erwecken, sind sie dennoch immer aktiv, und sei es nur durch die Erinnerung, die in der gefallenen Seele aufsteigt und eine schmerzliche Sehnsucht nach der Zeit, als man noch gut war, weckt. Und das Bedauern ist oft der erste Schritt auf dem Weg der Rückkehr zur Gerechtigkeit. Ich habe gesagt, daß auch ein Becher Wasser, den man mit Liebe dem Dürstenden reicht, nicht unbelohnt bleibt. Ein

Schluck Wasser ist nichts, wenn man nur den materiellen Wert betrachtet, aber etwas Großes macht aus ihm die Liebe, so daß er nicht ohne Belohnung bleibt. Bisweilen besteht der Lohn in der Rückkehr zum Guten durch die Erinnerung an diese Tat, an die Worte des durstenden Bruders und an die Gefühle des Herzens von damals, des Herzens, das im Namen Gottes und aus Liebe Wasser reichte. Und dann, als Folge einer Reihe von Erinnerungen, kehrt Gott zurück und leuchtet am Horizont eines armen Herzens, das ihn verloren hatte, wie die Sonne nach der finsternen Nacht erneut aufsteigt. Und der Mensch, bezaubert von seiner unaussprechlichen Gegenwart, demütigt sich und ruft: „Vater, ich habe gesündigt! Verzeihe mir! Ich liebe dich wieder.“

Die Liebe zu Gott ist Weisheit. Sie ist die Weisheit aller Weisheiten, denn wer liebt, kennt alles und besitzt alles. Da der Abend herniedersinkt und der Abendwind die Menschen in ihren Kleidern frösteln und die Fackeln, die ihr angezündet habt, flackern läßt, will ich nicht länger bleiben, um euch zu sagen, was ihr schon kennt: die Stellen im Buche der Weisheit, wo geschrieben steht, wie Salomon die Weisheit erwarb und welches Gebet er sprach, um sie zu erlangen. Aber zur Erinnerung an mich und damit ihr einen sicheren Weg und ein Licht, das euch führt, habt, fordere ich euch auf, mit eurem Synagogenvorsteher diese Seiten zu betrachten. Das Buch der Weisheit sollte ein Gesetzbuch des geistigen Lebens sein. Wie eine mütterliche Hand sollte es euch leiten und einführen in die vollkommene Erkenntnis der Tugenden und meiner Lehre. Denn die Weisheit bereitet mir die Wege und macht aus den kurzlebigen Menschen, die unfähig sind, Recht und Gesetz Gottes zu verstehen, Knechte und Söhne der Mägde Gottes, Götter des göttlichen Paradieses.

Sucht vor allem die Weisheit, um den Herrn zu ehren und um ihn am Tag der Ewigkeit sagen zu hören: „Weil du vor allem nach ihr gesucht hast und nicht nach Reichtümern, Gütern, Ehre, langem Leben und Sieg über deine Feinde, sei dir die Weisheit zugestanden.“, d. h. Gott selbst. Denn der Geist der Weisheit ist der Geist Gottes. Sucht

vor allem die heilige Weisheit, und ich sage euch, alles andere wird euch hinzugegeben werden, und so, wie kein Großer der Welt es erlangen kann. Liebt Gott! Bemüht euch nur darum, ihn zu lieben. Liebt euren Nächsten, um Gott zu ehren. Weiht euch dem Dienst Gottes, seinem Triumph in den Herzen. Bekehrt alle zum Herrn, die noch nicht Freunde Gottes sind. Seid heilig. Häuft heilige Werke an zu eurer Verteidigung gegen die möglichen Schwächen des Geschöpfes. Seid dem Herrn treu. Kritisiert weder die Lebenden noch die Toten. Bemüht euch vielmehr, die Guten nachzuahmen. Und nicht zu eurer irdischen Freude, sondern zur Freude Gottes bittet den Herrn um Gnaden, und sie werden euch gegeben werden.

Laßt uns gehen. Morgen werden wir zusammen beten, und Gott wird mit uns sein.«

Dann segnet sie Jesus und entläßt sie.

571 Zurück nach Jerusalem

Ein kalter, feuchter Wind weht über die Bäume des Hügels und treibt am Himmel graue Wolkenmassen vor sich her. Ganz in ihre schweren Mäntel gehüllt, steigen Jesus und die Zwölf mit Stephanus von Gibeon zu dem Weg hinab, der in die Ebene führt. Sie sprechen miteinander, während Jesus, wie so oft, schweigt und weit weg ist von allem, was ihn umgibt. Er schweigt, bis sie auf halber Höhe oder vielmehr schon fast am Fuß des Hügels an eine Wegkreuzung gelangen; dann sagt er: »Nehmen wir diesen Weg und gehen wir nach Nob.«

»Wie? Kehrst du nicht nach Jerusalem zurück?« fragt Iskariot.

»Nob und Jerusalem ist fast das Gleiche für den, der das viele Wandern gewohnt ist. Aber ich ziehe es vor, in Nob zu bleiben. Mißfällt dir das?«

»Oh, Meister! Hier oder dort, für mich ist es dasselbe ... Es mißfällt mir vielmehr, daß du in einem Ort, der dir so zugetan ist, so wenig Bedeutendes getan hast. In Bet-Horon hast du viel länger ge-

sprochen, obwohl es dir gewiß nicht gerade freundlich gesinnt war. Mir scheint, du solltest das Gegenteil tun. Du solltest versuchen, immer mehr die Städte an dich zu ziehen, die du dir gewogen weißt, und daraus ... Stützpunkte machen gegen die Städte, die von deinen Feinden beherrscht werden. Weißt du, wie wichtig es ist, die Städte in der Nähe Jerusalems auf deiner Seite zu haben? Schließlich ist ja Jerusalem nicht alles. Auch die anderen Orte können eine Bedeutung haben und einen entscheidenden Einfluß auf Jerusalem ausüben. Für gewöhnlich werden die Könige in den treuesten Städten ausgerufen, und die anderen fügen sich dann den Tatsachen ... «

»Wenn sie nicht rebellieren, denn dann gibt es einen Bürgerkrieg. Aber ich glaube nicht, daß der Messias sein Reich mit einem Bürgerkrieg beginnen will«, sagt Philippus.

»Ich möchte nur eins: daß mein Reich in euch mit einer klaren, richtigen Auffassung beginne. Wann werdet ihr mich endlich verstehen?«

Da Judas Iskariot merkt, daß wahrscheinlich ein Tadel im Anzug ist, fragt er weiter: »Warum hast du also hier in Gibeon nur so kurz gesprochen?«

»Ich habe es vorgezogen, zuzuhören und auszuruhen. Versteht ihr nicht, daß auch ich der Ruhe bedarf?«

»Wir hätten dort einige Zeit bleiben und sie glücklich machen können. Wenn du so müde bist, warum hast du dich dann wieder auf den Weg gemacht?« fragt Bartholomäus ganz betrübt.

»Meine Glieder sind nicht müde. Ich brauche keinen Aufenthalt, um ihnen Ruhe zu gönnen. Mein Herz ist es, das müde ist und Ruhe braucht; und Ruhe finde ich, wo ich Liebe finde. Glaubt ihr vielleicht, ich sei unempfindlich gegenüber so viel Haß, und die Abweisung würde mich nicht schmerzen? Glaubt ihr, daß die Verschwörungen gegen mich mir nicht eine Last sind? Daß ich den Verrat derer, die sich als Freunde ausgeben und in Wirklichkeit Späher meiner Feinde sind, die man mir geschickt hat ... «

»Da sei Gott vor, Herr! Du darfst nicht einmal einen solchen Ver-

dacht haben. Wenn du so sprichst, beleidigst du uns«, protestiert Iskariot und übertrifft mit seiner tief bekümmerten Entrüstung alle anderen, obgleich alle protestieren und sagen: »Meister, du betrübst uns mit diesen Worten. Du zweifelst an uns!« Jakobus des Zebedäus ruft impulsiv aus: »Ich verabschiede mich von dir, Meister, und kehre mit gebrochenem Herzen nach Kafarnaum zurück. Aber ich gehe fort, und wenn Kafarnaum nicht weit genug ist, fahre ich mit den Fischern von Tyrus und Sidon nach Citium. So weit fort, daß du unmöglich mehr denken kannst, daß ich dich verrate. Gib mir deinen Segen für die Reise!«

Jesus umarmt ihn mit den Worten: »Friede, mein Apostel. Es gibt so viele, die sich meine Freunde nennen, nicht nur ihr allein. Dich und euch alle schmerzen meine Worte, aber welchen Herzen soll ich meine Traurigkeit mitteilen und wo soll ich Trost suchen, wenn nicht bei meinen Aposteln und treuen Jüngern? Ich suche bei euch etwas von der Vereinigung mit meinem Vater im Himmel, den ich verlassen habe, um die Menschen zu vereinigen; und einen Tropfen der Liebe meiner Mutter, die ich aus Liebe zu den Menschen verlassen habe. Ich suche sie zu meiner Stärkung. Oh! Die bittere Welle, die unmenschliche Last überfluten und bedrücken mein Herz, das Herz des Menschensohnes! ... Meine Passion, meine Stunde rückt immer näher ... Helft mir, sie zu ertragen, sie zu erfüllen ... denn sie ist so schmerzlich.«

Die Apostel schauen sich an, zutiefst gerührt von dem tiefen Schmerz, der aus den Worten des Meisters spricht, und sie wissen nichts anderes zu tun, als sich an ihn zu hängen, ihn zu liebkosen und zu küssen ... Judas und Johannes küssen ihn gleichzeitig auf die rechte und die linke Wange, und Jesus senkt die Lider, um seine Augen zu verbergen, während Judas Iskariot und Johannes ihn küssen ...

Sie gehen wieder weiter, und Jesus kann seinen unterbrochenen Gedankengang vollenden: »In dieser großen Betrübnis sucht mein Herz nach Orten, wo es Liebe und Ruhe findet. Wo es nicht zu harten

Steinen, listigen Schlangen oder flatternden Schmetterlingen spricht, sondern die Worte anderer Herzen hören und in ihrer Aufrichtigkeit, Liebe und Gerechtigkeit Trost finden kann. Gibeon ist einer dieser Orte. Ich war bisher noch nie dort. Aber ich habe ein von guten Arbeitern Gottes gepflügtes und besätes Feld vorgefunden. Der Synagogenvorsteher! Er ist zum Licht gekommen, aber sein Geist war schon erleuchtet. Wieviel Gutes vermag ein guter Diener Gottes zu wirken! Auch Gibeon ist sicherlich den Machenschaften derer ausgesetzt, die mich hassen. Böse Andeutungen und Verderbnis werden auch dort einzudringen suchen. Aber im Ort ist ein Synagogenvorsteher, der ein Gerechter ist, und das Gift des Bösen verliert dort seine Wirkung. Glaubt ihr, es sei mir angenehm, immer verbessern, verbieten und sogar tadeln zu müssen? Viel lieber ist es mir, wenn ich sagen kann: „Du hast die Weisheit verstanden. Fahre fort auf deinem Weg und sei heilig“, wie ich es dem Vorsteher von Gibeon gesagt habe.«

»Werden wir also dorthin zurückkehren?«

»Wenn der Vater mich einen Ort des Friedens finden läßt, freue ich mich und preise meinen Vater. Aber ich bin nicht dazu gekommen. Ich bin gekommen, um die schuldbeladenen Orte zu bekehren, die fern vom Herrn sind. Ihr seht, ich könnte in Betanien sein, aber ich bin es nicht.«

»Auch um Lazarus nicht zu schaden?«

»Nein, Judas des Simon. Selbst die Steine wissen, daß Lazarus mein Freund ist. Es wäre also unnütz, wenn ich aus diesem Grund mein Verlangen nach Tröstung unterdrücken würde. Es ist vielmehr wegen ... «

»Wegen der Schwestern des Lazarus, besonders wegen Maria.«

»Auch das nicht, Judas des Simon. Selbst die Steine wissen, daß die Wollust des Fleisches mich nicht anficht. Bedenke, daß unter den zahlreichen Anklagen, die man gegen mich vorgebracht hat, die erste, die zusammen gebrochen ist, gerade diese war. Denn auch meine verbissensten Gegner haben begriffen, daß die Aufrechterhal-

tung dieser Anklage ihre Lügenhaftigkeit entlarvt hätte. Keiner unter den ehrenhaften Menschen hätte geglaubt, daß ich ein sinnlicher Mensch bin. Die Sinnlichkeit kann nur jene anziehen, die sich nicht vom Übernatürlichen nähren und vor dem Opfer zurückschrecken. Aber wie sollte eine Stunde des Genusses Anziehungskraft für den besitzen, der sich dem Opfer geweiht hat und selbst ein Opfer ist? Die Freude der Opferseelen liegt ausschließlich im Geist, und wenn sie auch ein Fleisch umkleidet, so bleibt dieses eben nur eine Bekleidung. Meinst du, daß die Gewänder, die wir tragen, Gefühle haben? Ebenso ist das Fleisch für die, die im Geist leben, ein Kleid und nichts weiter. Der geistige Mensch ist der wahre Übermensch, da er nicht Sklave der Sinne ist, während der rein auf die Materie ausgerichtete Mensch ein Un-Wert ist, was die wahre Würde des Menschen betrifft, da er mit dem unvernünftigen Tier gar zu viele Gelüste gemeinsam hat. Er steht sogar noch unter ihm und übertrifft es insofern, als er aus dem tierischen Instinkt ein erniedrigendes Laster macht.«

Judas beißt sich verwirrt auf die Lippen und sagt schließlich: »Ja, und außerdem könntest du Lazarus nicht mehr schaden. Bald wird ihn der Tod von jeglicher Gefahr eines Racheaktes befreien ... Warum also gehst du nicht häufiger nach Betanien?«

»Weil ich nicht gekommen bin, um das Leben zu genießen, sondern um zu bekehren. Ich habe es dir schon gesagt.«

»Aber ... du freust dich doch, wenn du deine Brüder bei dir hast.«

»Ja. Aber es ist auch wahr, daß ich nicht parteiisch bin, was sie betrifft. Wenn es heißt sich aufzuteilen, um in den Häusern Platz zu finden, bleiben sie gewöhnlich nicht bei mir, sondern ihr. Und dies, um euch zu zeigen, daß in den Augen und in den Gedanken dessen, der sich der Erlösung widmet, Fleisch und Blut nicht zählen, sondern nur die Bildung der Seelen und ihre Erlösung. Jetzt gehen wir nach Nob, und auch dort werden wir uns für die Nacht trennen und ich werde wieder dich bei mir behalten, und Matthäus, Philippus und Bartholomäus.«

»Sind wir vielleicht die am wenigsten Fortgeschrittenen? Besonders ich, da du mich immer bei dir haben willst?«

»Ja, so ist es, Judas des Simon.«

»Danke, Meister. Ich habe es mir gedacht«, sagt Iskariot mit schlecht verborgenem Zorn.

»Wenn du es dir gedacht hast, warum gibst du dir dann keine Mühe, dich zu bessern? Glaubst du etwa, ich würde lügen, um dir eine Demütigung zu ersparen? Übrigens sind wir unter Brüdern, und die Fehlerhaftigkeit von einem unter euch sollte weder der Gegenstand des Spottes noch der Niedergeschlagenheit sein, wenn jemand vor den anderen, die die Schwächen jedes einzelnen Bruders schon kennen, zurechtgewiesen wird. Niemand ist vollkommen, ich sage es euch. Aber die allseitigen Unvollkommenheiten, so peinlich sie auch anzusehen und zu ertragen sind, müssen ein Grund zur Besserung sein, damit sie nicht das gegenseitige Mißbehagen vermehren. Und glaube mir, Judas, auch wenn ich dich erkenne als das, was du bist: niemand, nicht einmal deine Mutter, liebt dich, wie ich dich liebe, und bemüht sich so sehr, dich gut zu machen, wie dein Jesus.«

»Und doch tadelst und demütigst du mich, selbst in Gegenwart eines Jüngers.«

»Ist es das erste Mal, daß ich dich zur Gerechtigkeit aufrufe?« Judas schweigt. »Antworte mir!« sagt Jesus gebieterisch.

»Nein.«

»Und wie oft habe ich es öffentlich getan? Kannst du behaupten, daß ich dich beschämt habe? Oder mußt du nicht zugeben, daß ich dich in Schutz genommen und verteidigt habe? Sprich!«

»Du hast mich verteidigt, das ist wahr. Aber jetzt . . . «

»Aber jetzt ist es zu deinem Besten. Wer einen schuldbeladenen Sohn liebkost, wird später seine Wunden verbinden müssen, sagt das Sprichwort; und ein anderes sagt, daß ein ungezähmtes Pferd unbrauchbar ist und der sich selbst überlassene Sohn auf Abwege gerät.«

»Aber bin ich denn dein Sohn?« fragt Judas, während sein Gesicht

sich entspannt und die Bosheit sich in Zerknirschung wandelt.

»Wenn ich dich gezeugt hätte, könntest du es nicht mehr sein. Und ich würde mir das Herz herausreißen lassen, um es dir zu geben und dich nach meinen Wünschen formen zu können . . . «

Judas hat nun wieder einen seiner Momente der Umkehr . . . Er wirft sich aufrichtig, wahrhaft aufrichtig in die Arme Jesu und ruft: »Oh, ich bin deiner nicht wert! Ich bin ein Dämon und bin deiner nicht würdig! Du bist zu gut! Rette mich, Jesus!« Er weint, weint wirklich in der Erregung eines von bösen Dingen aufgewühlten Herzens und auch aus Reue darüber, den betrübt zu haben, der ihn liebt.

572 Ich bin der gute Hirte

Jesus, der die Stadt durch das Herodestor betreten hat, durchquert sie nun in Richtung des Tyropöon und des Vorortes Ofel.

»Gehen wir zum Tempel?« fragt Iskariot.

»Ja.«

»Gib acht auf das, was du tust!« mahnen mehrere.

»Ich werde mich nur zum Gebet dort aufhalten.«

»Sie werden dich festnehmen.«

»Nein. Wir werden den Tempel durch die nördlichen Tore betreten und ihn durch die südlichen verlassen, und sie werden keine Zeit haben, sich zu organisieren, um mir zu schaden. Es sei denn, einer wäre beständig hinter mir her und würde mich anzeigen.«

Niemand erwidert etwas, und Jesus geht dem Tempel zu, der nun schon erscheint auf seinem Hügel, fast gespenstisch im grünlichgelben Licht des düsteren Wintermorgens, an dem die blasse aufgehende Sonne sich bemüht, die schweren Wolkenmassen zu durchdringen und ihren Platz zu behaupten. Vergebliche Mühe! Der heitere Glanz der Morgenröte beschränkt sich auf einen blassen Widerschein von unwirklichem Gelb, der auch nicht gleichmäßig, sondern mit grauen und grünlichen Tönen vermischt ist. In diesem Licht er-

scheinen Marmor und Gold des Tempels farblos und traurig, ich möchte fast sagen unheimlich, wie Ruinen über den Trümmern einer toten Stadt.

Jesus betrachtet ihn aufmerksam beim Aufstieg zur Umfassungsmauer. Er betrachtet auch die Gesichter der morgendlichen Wanderer. Zum größten Teil niedriges Volk: Gärtner, Hirten mit Schlachtvieh, Knechte oder Hausfrauen, die sich zum Markt begeben. Alle gehen sie schweigsam ihres Weges, in Mäntel gehüllt und etwas gebeugt, um sich gegen den Morgenwind zu schützen. Auch die Gesichter scheinen blasser zu sein, als sie es gewöhnlich bei den Menschen dieser Rasse sind. Es ist das eigenartige Licht, das sie so grünlich oder beinahe perlgrau erscheinen läßt, und die farbigen Mäntel mit ihrem Grün, ihrem leuchtenden Violett und ihrem grellen Gelb tragen sicher nicht dazu bei, den Gesichtern eine gesunde Hautfarbe zu verleihen. Der eine oder andere grüßt den Meister, bleibt jedoch nicht stehen. Die Stunde ist nicht günstig. Bettler sind noch keine da, die ihre jammernden Rufe an den Straßenkreuzungen und unter den großen Bögen, die sich hier und da über die Straßen wölben, ertönen lassen. Die Stunde und die Jahreszeit tragen das Ihrige dazu bei, daß Jesus ohne Hindernisse vorwärtskommt.

Als sie bei der Umfassungsmauer des Tempels ankommen, gehen sie in den Vorhof der Israeliten. Sie beten, während Trompetenstöße – ich würde sagen, silberne Trompeten der Klangfarbe nach – über den ganzen Hügel erschallen und ein sicher wichtiges Ereignis ankündigen, und Weihrauchduft jeden anderen weniger angenehmen Geruch vertreibt, der sich hier auf dem Morija bemerkbar machen könnte: also der ständige, fast schon natürliche Geruch der geschlachteten Tiere und ihres vom Feuer verzehrten Fleisches, des verbrannten Mehls und des brennenden Öls, der dort oben wegen der immerwährenden Brandopfer dauernd mehr oder weniger stark die Luft erfüllt.

Sie entfernen sich in eine andere Richtung, und allmählich werden die ersten Besucher des Tempels, einige, die zum Tempel gehören,

und die Wechsler und Händler, die ihre Bänke und Einfriedungen aufstellen, auf sie aufmerksam. Aber es sind noch zu wenige, und die Überraschung ist so groß, daß sie nicht wissen, was sie tun sollen. Sie wechseln einige erstaunte Worte: »Er ist wieder zurückgekehrt!«

»Er ist also nicht nach Galiläa gegangen, wie es geheißten hat.«

»Aber wo war er denn versteckt, daß man ihn nirgends gefunden hat?«

»Er will sie offensichtlich herausfordern.«

»Wie töricht!«

»Wie heilig!« usw., je nach der Gesinnung der einzelnen.

Jesus ist schon außerhalb des Tempels und steigt den Weg nach Ofel hinunter, als er an der Kreuzung mit Wegen, die zum Zion hinaufführen, dem Blindgeborenen begegnet, den er vor kurzem geheilt hat. Er ist mit Körben voll duftender Äpfel beladen, geht frohen Mutes dahin und scherzt mit gleichaltrigen Jünglingen, die ebenfalls schwer beladen sind und in die entgegengesetzte Richtung gehen.

Vielleicht würde der Jüngling nichtsahnend vorübergehen, da er ja weder das Antlitz Jesu noch das der Apostel kennt. Doch Jesus entgeht das Gesicht des wunderbar Geheilten nicht, und er ruft ihn. Sidonias, genannt Bartolmai, dreht sich um und schaut den trotz seiner einfachen Kleidung majestätischen Mann, der ihn beim Namen ruft und dabei auf ein kleines Gäßchen zugeht, fragend an.

»Komm hierher!« gebietet Jesus.

Der Jüngling nähert sich, ohne seine Bürde abzustellen. Er blickt Jesus an, und in der Meinung, dieser wolle seine Äpfel erwerben, sagt er: »Mein Herr hat diese schon verkauft, aber er hat noch andere, wenn du welche willst. Sie sind schön und gut. Gestern sind sie uns von den Obstgärten der Scharonebene gebracht worden. Und wenn du viele kaufst, bekommst du einen großen Preisnachlaß, denn ... «

Jesus lächelt, erhebt seine Rechte, um der Gesprächigkeit des Jünglings Einhalt zu gebieten, und sagt: »Ich habe dich nicht gerufen, um Äpfel zu kaufen, sondern um mich mit dir zu freuen und den Höchsten zu preisen, der dir Gnade erwiesen hat.«

»Ja! Ich tue es immerzu, sowohl für das Licht, das ich sehe, als auch für die Arbeit, die ich verrichten kann und durch die ich meinem Vater und meiner Mutter endlich helfen kann. Ich habe einen guten Herrn gefunden. Er ist kein Jude, aber er ist gut. Die Hebräer wollten mich nicht haben, weil ... sie wissen, daß ich aus der Synagoge ausgestoßen worden bin«, sagt der Jüngling, während er seine Körbe auf den Boden stellt.

»Sie haben dich ausgestoßen? Warum? Was hast du denn getan?«

»Nichts. Ich versichere es dir. Gott hat es getan. Er hat mich am Sabbat diesen Menschen finden lassen, von dem man sagt, daß er der Messias sei; und er hat mich geheilt, wie du siehst, und deshalb haben sie mich ausgestoßen.«

»Dann hat dir also der, der dich geheilt hat, nicht ausschließlich einen guten Dienst erwiesen«, sagt Jesus prüfend.

»Sage das nicht! Es gleicht einer Gotteslästerung! Er hat mir vor allem gezeigt, daß Gott mich liebt, und außerdem hat er mir das Augenlicht geschenkt ... Du weißt nicht, was das bedeutet, weil du immer gesehen hast. Aber einer, der noch nie gesehen hat! Oh! Es ist ... alles hat man, wenn man das Augenlicht besitzt. Ich sage dir, als ich zum ersten Mal gesehen habe, dort beim Schiloach-Teich, da habe ich gelacht und geweint, aber aus Freude. Verstehst du? Ich habe geweint, wie ich nie zuvor in meinem Unglück geweint habe, denn ich habe verstanden, wie wundervoll das Augenlicht und wie gut der Allerhöchste ist. Nun kann ich mir den Lebensunterhalt verdienen durch ehrenwerte Arbeit. Und außerdem – das ist mein größter Wunsch nach dem Wunder – hoffe ich, dem Menschen zu begegnen, der der Messias genannt wird, und dem Jünger, der mich ... «

»Und was würdest du dann tun?«

»Ich würde ihn lobpreisen, ihn und seinen Jünger. Und ich würde den Meister, der wirklich von Gott kommen muß, bitten, mich als seinen Diener anzunehmen.«

»Wie? Seinetwegen bist du verflucht worden, nur mit Mühe findest du Arbeit, du könntest auch noch schwerer bestraft werden,

und dennoch willst du ihm dienen? Weißt du nicht, daß alle verfolgt werden, die dem nachfolgen, der dich geheilt hat?«

»O ja, ich weiß es. Aber er ist der Sohn Gottes, so sagen wir unter uns. Obgleich die dort oben (er weist auf den Tempel) nicht wollen, daß man es sagt. Verdient er es nicht, daß man alles verläßt, um ihm zu dienen?«

»Glaubst du also an den Sohn Gottes und an seine Gegenwart in Palästina?«

»Ich glaube an ihn. Aber ich möchte ihn kennenlernen, um nicht nur in Gedanken an ihn zu glauben, sondern mit meinem ganzen Wesen. Wenn du ihn kennst und weißt, wo er ist, sage es mir, damit ich zu ihm gehen, ihn sehen, an ihn glauben, vollkommen glauben, und ihm dienen kann.«

»Du hast ihn schon gesehen und brauchst nicht zu ihm zu gehen. Der, den du vor dir siehst und der zu dir spricht, ist der Sohn Gottes.«

Ich könnte es nicht mit Sicherheit sagen, aber mir scheint, als sei Jesus bei diesen Worten für einen Augenblick fast verklärt gewesen und überaus schön, ja strahlend geworden. Ich würde sagen, um seinen demütigen Glauben zu belohnen und ihn in seinem Glauben zu bestärken, hat er dem Jüngling für die Dauer eines Blitzes die künftige Schönheit enthüllt, die er nach der Auferstehung besitzen und im Himmel bewahren wird, die Schönheit seiner verherrlichten menschlichen Natur, des verklärten Leibes, verbunden mit der unaussprechlichen Schönheit der ihm eigenen Vollkommenheit. Es war ein Augenblick, ein Blitz. Aber der halbdunkle Winkel unter dem Gewölbe des Gäßchens, in den sie sich zurückgezogen haben, um miteinander zu reden, wurde erhellt von einem eigenartigen, wunderschönen Licht, das von Jesus ausstrahlte.

Dann ist alles wieder wie zuvor. Nur der Jüngling liegt nun am Boden, das Gesicht im Staub und betet Jesus an mit den Worten: »Mein Herr und mein Gott, ich glaube!«

»Erhebe dich. Ich bin in die Welt gekommen, um das Licht und die

Erkenntnis Gottes zu bringen, um die Menschen zu prüfen und sie zu richten. Diese meine Zeit ist eine Zeit der Auslese, der Wahl und der Auswahl. Ich bin gekommen, damit alle, die reinen Herzens sind, die Aufrichtigen, die Demütigen und die Sanftmütigen, die Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Frieden lieben, damit alle, die weinen, und alle, die den verschiedenen Schätzen ihren wahren Wert beizumessen verstehen und die geistigen allen materiellen Reichtümern vorziehen, finden wonach ihr Geist sich sehnt; damit alle sehen, die blind waren, weil die Menschen dicke Mauern vor ihren Augen errichtet haben, um das Licht, d. h. die Erkenntnis Gottes, nicht zu ihnen dringen zu lassen; damit alle, die zu sehen glauben, blind werden . . . «

»Dann haßest du einen Großteil der Menschen und bist nicht so gut, wie du behauptest. Wenn du es wärest, würdest du dich darum bemühen, daß alle sehen und wer sehend ist, nicht blind werde«, unterbrechen ihn einige Pharisäer, die von der Hauptstraße gekommen sind und sich mit anderen vorsichtig von hinten der Gruppe der Apostel genähert haben.

Jesus wendet sich um und schaut sie an. Jetzt ist er ganz gewiß nicht mehr verklärt in sanfter Schönheit, sondern ein gar strenger Jesus, der seine Saphirblicke auf seine Verfolger richtet. Seine Stimme hat nicht mehr den goldenen Ton der Freude, sondern hart und schneidend wie Bronze klingt seine Antwort: »Nicht ich will, daß die, die sie gegenwärtig bekämpfen, die Wahrheit nicht sehen. Sie selbst schließen die Augen, um nicht zu sehen. Und sie sind blind aus eigenem freiem Willen. Denn der Vater hat mich gesandt, damit die Scheidung statffinde und sich zeige, wer zu den Kindern des Lichtes und wer zu den Kindern der Finsternis gehört, wer sehen will und wer blind sein will.«

»Sind vielleicht auch wir unter diesen Blinden?«

»Wenn ihr unter ihnen wäret und versuchen würdet zu sehen, wäret ihr nicht schuldig. Aber ihr sündigt, weil ihr sagt: „Wir sehen“, und dann wollt ihr doch nicht sehen. Eure Sünde bleibt bestehen, weil ihr in eurer Blindheit nicht zu sehen sucht.«

»Was müssen wir denn sehen?«

»Den Weg, die Wahrheit und das Leben. Ein Blindgeborener, wie dieser es war, kann mit seinem Stab immer die Tür seines Hauses finden und sich darin bewegen, weil er es kennt. Wenn man ihn aber an einen anderen Ort führen würde, könnte er nicht durch die Tür das neue Haus betreten, weil er nicht wüßte, wo er sich befindet, und er würde gegen die Mauer stoßen.

Die Zeit des neuen Gesetzes ist gekommen. Alles wird erneuert, und eine neue Welt, ein neues Volk und ein neues Reich erstehen. Die Menschen aus der vergangenen Zeit kennen all dies nicht. Sie kennen nur ihre Zeit. Sie sind wie Blinde, die man in eine neue Stadt führt, in der sich der Palast des Vaters befindet, dessen Standort sie aber nicht kennen.

Ich bin gekommen, um sie zu führen und hineinzuführen, und damit sie sehen. Aber ich selbst bin die Pforte, durch die man in das Vaterhaus, in das Reich Gottes, zum Licht, zum Weg, zur Wahrheit und zum Leben gelangt. Ich bin auch der, der gekommen ist, die führerlose Herde zu sammeln und sie in einen einzigen Schafstall zu führen: in den des Vaters. Ich bin das Tor des Schafstalles, denn ich bin zugleich das Tor und der Hirte. Ich gehe ein und aus, wie und wann ich will. Ich betrete ihn frei und durch das Tor, denn ich bin der wahre Hirte.

Wenn jemand kommt und den Schafen Gottes andere Weisungen gibt oder versucht sie irrezuleiten, sie auf andere Wege und an andere Orte zu führen, dann ist er kein guter, sondern ein götzendienerischer Hirte. Und wenn er den Schafstall nicht durch das Tor betritt, sondern versucht, anderswo einzudringen und über den Zaun zeigt, so ist er kein Hirte, sondern ein Dieb und ein Mörder, der dort erscheint in der Absicht zu rauben und auch zu morden, damit die geraubten Schafe durch ihr Schreien nicht die Aufmerksamkeit der Wächter und des Hirten auf sich lenken. Auch bei den Schafen der Herde Israels versuchen sich falsche Hirten einzuschleichen, um sie von den Weiden fortzuführen, fern vom wahren Hirten. Und sie sind

auch bereit, sie mit Gewalt aus der Herde zu holen und sie sogar auf mannigfache Weise zu töten und zu schlagen, damit sie den Hirten nicht auf die Tücke der falschen Hirten aufmerksam machen und nicht zu Gott um Schutz vor ihrem und ihres Hirten Feind rufen.

Ich bin der Gute Hirte und meine Schafe kennen mich, und es kennen mich jene, die in Ewigkeit die Wächter des wahren Schafstalles sind. Sie haben mich kennengelernt und meinen Namen verkündet, damit er in Israel bekannt werde. Sie haben über mich berichtet und meine Wege bereitet; und als meine Stimme erklungen ist, da hat der letzte von ihnen mir das Tor geöffnet. Er hat zu der Herde, die in Erwartung des wahren Hirten um seinen Stab versammelt war, gesagt: „Seht, das ist der, von dem ich gesagt habe, daß er nach mir kommen würde. Er ging mir voraus, denn er war schon vor mir, und ich kannte ihn nicht. Aber damit ihr bereit seid, ihn aufzunehmen, bin ich gekommen, um mit Wasser zu taufen, auf daß Israel ihn erkenne.“ Und die guten Schafe haben meine Stimme gehört, und als ich sie beim Namen rief, sind sie zu mir geeilt. Ich habe sie mit mir geführt wie ein guter Hirte, den die Schafe kennen und an der Stimme erkennen und dem sie folgen, wohin er auch immer geht. Wenn er sie alle vereinigt hat, geht er vor ihnen her, und sie folgen ihm, denn sie lieben die Stimme des Hirten. Einem Fremdling dagegen folgen sie nicht, sie fliehen ihn vielmehr, da sie ihn nicht kennen und ihn fürchten. Auch ich wandle vor den Schafen, um ihnen den Weg zu weisen, um als erster den Gefahren zu begegnen und die Herde zu warnen, denn ich will sie sicher in mein Reich führen.«

»Ist Israel etwa nicht mehr das Reich Gottes?«

»Israel ist der Ort, von dem sich das Volk Gottes zum wahren Jerusalem und zum Reich Gottes erheben muß.«

»Und der versprochene Messias? Dieser Messias, der du zu sein behauptest? Soll er denn Israel nicht zum Sieg führen und es zum glorreichen Herrn über die ganze Welt machen, der seinem Szepter alle Völker unterwirft und sich rächt, gewaltig rächt an all denen, die es unterjocht haben, seit es ein Volk ist? Ist also nichts wahr von all

dem? Leugnest du die Propheten? Du nennst unsere Rabbis töricht? Du ... «

»Das Reich des Messias ist nicht von dieser Welt. Es ist das Reich Gottes, das auf Liebe gegründet ist, und nichts anderes. Der Messias ist kein König der Völker und Heere, sondern ein König der Seelen. Aus dem auserwählten Volk wird der Messias hervorgehen, aus königlichem Geschlecht, und vor allem aus Gott, der ihn gezeugt und gesandt hat. Im Volk Israel hat die Gründung des Gottesreiches begonnen, die Verkündigung des Gesetzes der Liebe und die Verkündigung der Frohen Botschaft, von der der Prophet spricht. Aber der Messias wird der König der Welt sein, der König der Könige, und seinem Reich werden zeitlich und räumlich kein Ende und keine Grenzen gesetzt sein. Öffnet die Augen und nehmt die Wahrheit an.«

»Wir haben nichts verstanden von deinen irren Reden. Du sagst Worte, die keinen Sinn ergeben. Rede und antworte ohne Gleichnisse. Bist du der Messias oder bist du es nicht?«

»Habt ihr denn immer noch nicht verstanden? Ich habe euch gesagt, daß ich die Pforte und der Hirte bin. Bisher hat keiner in das Reich Gottes eingehen können, da es verschlossen und ohne Eingang war. Nun aber bin ich gekommen, und das Eingangstor ist da.«

»Oh! Schon andere haben gesagt, sie seien der Messias, und später wurden sie als Empörer und Diebe entlarvt, und menschliche Gerechtigkeit hat ihre Frechheit bestraft. Wer gibt uns die Gewißheit, daß du nicht einer von ihnen bist? Wir sind es müde zu leiden und das Volk die Strenge Roms verspüren zu lassen als Folge der Lügen derer, die sich zum König erklären und das Volk zum Aufstand aufwiegeln!«

»Nein, was ihr da sagt, ist ungenau. Ihr wollt nicht leiden, das ist wahr. Aber daß das Volk leidet, schmerzt euch nicht. Ihr geht sogar so weit, daß ihr zur Strenge eurer Beherrscher noch eure eigene Härte hinzufügt und mit eurem übertriebenen Zehnten und vielem anderen das niedere Volk bedrückt. Was gibt euch die Gewißheit, daß

ich kein Betrüger bin? Meine Handlungen. Nicht ich werde der Anlaß sein, daß Roms Hand schwerer auf euch lastet. Vielmehr, wenn überhaupt etwas, erleichtere ich eure Last, da ich den Herrschern und den Beherrschten zu Geduld und Menschlichkeit rate. Wenigstens dies.«

Inzwischen hat sich viel Volk angesammelt, das immer zahlreicher wird, so daß es den Verkehr auf der großen Straße behindert und alle in das Seitengäßchen ausweichen, unter dessen Gewölben die zustimmenden Rufe lautstark widerhallen: »Was du vom Zehnten gesagt hast, ist richtig! Es ist wahr, er empfiehlt uns Unterwerfung und den Römern Barmherzigkeit.«

Wie immer werden die Pharisäer durch die Zustimmung des Volkes nur noch giftiger und beißender im Ton, in dem sie sich an Christus wenden: »Antworte, ohne so viele Worte zu verlieren, und beweise uns, daß du der Messias bist.«

»Wahrlich, wahrlich ich sage euch, ich bin es. Ich, ich allein bin das Tor zum Schafstall der Himmel. Wer nicht durch mich hindurchgeht, kann nicht in das Himmelreich eingehen. Es ist wahr, daß falsche Messiasse gekommen sind, und andere werden noch kommen. Aber der einzige und wahre Messias bin ich. Alle, die bisher gekommen sind und sich so genannt haben, waren es nicht. Sie waren lediglich Diebe und Räuber. Und das gilt nicht nur für jene, die sich von wenigen Gleichgesinnten Messias nennen ließen, sondern auch für die, die ohne diesen Namen anzunehmen eine Anbetung verlangen, die nicht einmal dem wahren Messias zuteil wird. Wer Ohren hat zu hören, der höre. Aber nun gebt acht. Weder den falschen Messiasen noch den falschen Hirten und Meistern haben die Schafe Gehör geschenkt, denn die Seelen fühlten die Falschheit ihrer Stimmen, die sanft erscheinen wollten, in Wirklichkeit aber grausam waren. Nur die Böcke sind ihnen gefolgt, um bei ihren Schurkereien mitzuwirken. Wilde, ungezähmte Böcke, die nicht in den Schafstall Gottes, unter das Szepter des wahren Königs und Hirten kommen wollen. Denn dieser ist nunmehr in Israel. Und er, der König der Könige,

wird zum Hirten der Herde, während früher einmal einer, der der Hirte der Herden war, König wurde; und der eine wie der andere entspringen einer einzigen Wurzel, der Wurzel Isai, wie es geschrieben steht in den Verheißungen und Prophezeiungen. Die falschen Hirten sprachen weder aufrichtige Worte noch vollbrachten sie Werke des Trostes. Sie haben die Herde zerstreut und gequält, sie den Wölfen überlassen oder sie sogar getötet, sie ausgenützt und verkauft, um ihres eigenen Lebens sicher zu sein. Oder sie haben ihr die Weide entzogen, um daraus Stätten des Vergnügens und Götzehaine zu machen.

Wißt ihr, wer die Wölfe sind? Es sind die bösen Leidenschaften, die Laster, die die falschen Hirten die Herde gelehrt haben und denen sie als Erste frönt. Und wißt ihr, was ich mit den Götzehainen meine? Es ist die Eigensucht, die allzu viele mit Weihrauch beräuchern. Die anderen beiden Dinge bedürfen der Erklärung nicht, denn sie ergibt sich klar genug aus dem schon Gesagten. Aber daß die falschen Hirten so handeln ist logisch. Sie sind nichts als Räuber, die kommen um zu rauben, zu töten und zu zerstören, um die Schafe aus dem Stall auf trügerische Weiden oder in falsche Schafställe zu führen, die nichts anderes sind als Schlachthäuser. Die dagegen, die zu mir kommen, sind in Sicherheit. Sie können hinausgehen auf meine Weide oder wieder hereinkommen zu meinen Ruhestätten, um sich dort durch heilige und gesunde Nahrung zu stärken. Denn dazu bin ich gekommen. Meine Schafe, die bisher mager und betrübt waren, sollen nun das Leben haben, überreiches Leben, Leben des Friedens und der Freude. Und so sehr wünsche ich dies, daß ich gekommen bin, um mein eigenes Leben hinzugeben, auf daß meine Schafe das vollkommene, überreiche Leben der Kinder Gottes haben.

Ich bin der gute Hirte. Ein guter Hirte gibt sein Leben hin, um seine Herde gegen Wölfe und Räuber zu verteidigen, während der Mietling, der nicht die Schafe, sondern das Geld liebt, das er für seine Arbeit erhält, nur sich selbst und das Geld in seiner Tasche

retten will. Wenn er den Wolf oder den Räuber sieht, flieht er und bringt sich in Sicherheit; und erst später kehrt er zurück, um das eine oder andere Schaf, das der Wolf halbtot zurückgelassen hat oder das dem Räuber entgangen ist, an sich zu nehmen. Das erstere wird er schlachten, um es zu verzehren, während er das andere verkaufen wird, als ob es sein eigenes wäre. Damit erhöht er seinen Tagelohn und dem Besitzer wird er dann unter lügenhaften Tränen berichten, daß kein einziges der Schafe gerettet werden konnte. Was kümmert es den Mietling, wenn der Wolf die Schafe zerreißt und zerstreut oder der Räuber viele Tiere erbeutet, um sie zur Schlachtbank zu führen? Hat er etwa über sie gewacht, als sie heranwuchsen, und sich um sie bemüht, damit sie gesund und kräftig werden? Der Besitzer hingegen, der den Wert eines Schäfleins kennt und weiß, wie viele Mühen, Nachtwachen und Opfer es ihn gekostet hat, liebt seine Schafe und kümmert sich um sie, denn sie sind sein Reichtum. Aber ich bin mehr als ein Besitzer. Ich bin der Retter meiner Herde. Ich weiß, wieviel die Rettung selbst einer einzigen Seele kostet, und bin deshalb zu allem bereit, um eine Seele zu retten. Sie ist mir von meinem Vater anvertraut worden. Alle Seelen sind mir anvertraut worden mit dem Auftrag, sie in überaus großer Zahl zu retten. Je mehr Seelen ich dem Tod des Geistes zu entreißen vermag, um so größer wird der Ruhm meines Vaters sein. Daher kämpfe ich, um sie von allen ihren Feinden zu befreien, d. h. von ihrem Ich, der Welt, dem Fleisch, dem Teufel und von meinen Gegnern, die sie mir streitig machen wollen, um mir weh zu tun. Ich tue dies, weil ich die Gedanken meines Vaters kenne. Und mein Vater hat mich gesandt, dies zu tun, weil er meine Liebe zu ihm und zu den Seelen kennt. Auch die Schafe meiner Herde kennen mich und meine Liebe, und sie fühlen, daß ich bereit bin, mein Leben hinzugeben, um ihnen die Glückseligkeit zu schenken.

Ich habe noch andere Schafe, aber sie sind nicht aus diesem Schafstall. Daher erkennen sie mich nicht als das, was ich bin, und viele wissen nicht, daß ich bin und wer ich bin. Es sind Schafe, die vie-

len von uns schlimmer zu sein scheinen als wilde Ziegen, so daß sie nicht für würdig befunden werden, die Wahrheit kennenzulernen und das Leben und das Reich zu besitzen. Doch dem ist nicht so. Der Vater will auch diese, und daher muß ich auch zu ihnen gehen, mich ihnen zu erkennen geben, ihnen die Frohe Botschaft verkündigen, sie auf meine Weiden führen und sie dort versammeln. Auch sie werden auf meine Stimme hören und sie schließlich lieben. Und es wird nur eine Herde und einen Hirten geben, und das Reich Gottes wird errichtet auf Erden und bereit sein, in das Himmelreich aufgenommen zu werden unter meinem Szepter, meinem Zeichen und meinem wahren Namen.

Mein wahrer Name! Er ist nur mir bekannt. Aber wenn die Zahl der Auserwählten voll ist und sie unter Jubelhymnen an der großen Hochzeitstafel des Bräutigams und der Braut sitzen, dann wird mein Name allen meinen Auserwählten bekannt sein, die sich in Treue zu ihm geheiligt haben, obwohl sie nicht die ganze Weite und Tiefe dessen begriffen hatten, was es heißt, mit meinem Namen bezeichnet zu sein und für ihre Liebe zu ihm belohnt zu werden, noch was ihr Lohn sein würde ... Das will ich meinen treuen Schafen schenken: das, was meine eigene Freude ist ... «

Jesus läßt den unter Tränen der Verzückung leuchtenden Blick über die Anwesenden schweifen und ein Lächeln bebte auf seinen Lippen, ein so vergeistigtes Lächeln auf seinem vergeistigten Antlitz, daß die Menge von einem Schauer ergriffen wird. Sie ahnt die Verzückung Christi in einer beseligenden Schauung und sein Liebesverlangen, sie verwirklicht zu sehen. Dann faßt er sich wieder. Einen Augenblick schließt er die Augen und verhüllt das Geheimnis, das sein Geist schaut und sein Blick zu sehr verraten könnte, und fährt fort: »Dafür liebt mich der Vater, o mein Volk, o meine Herde! Denn für dich, für dein ewiges Glück gebe ich mein Leben hin. Später werde ich wieder ins Leben zurückkehren. Aber zuerst werde ich es hingeben, damit du das Leben habest und deinen Erlöser besitzest. Ich werde es hingeben auf eine Weise, daß du dich

davon nähren kannst, und werde mich vom Hirten in Weide und Quelle verwandeln, die dir Speise und Trank geben werden, nicht nur vierzig Jahre lang, wie den Hebräern in der Wüste, sondern für die ganze Zeit deines Exils in den Wüsteneien der Erde. Niemand nimmt mir in Wirklichkeit das Leben. Weder jene, die es ihrer großen Liebe wegen zu mir verdienen, daß ich mich für sie aufopfere, noch jene, die mich töten aus maßlosem Haß und törichter Furcht. Niemand könnte es mir nehmen, wenn ich nicht selbst zustimmen und mein Vater es nicht zulassen würde, da uns beide eine unaussprechliche Liebe für die schuldbeladene Menschheit erfüllt. Aus eigenem freien Willen gebe ich mein Leben hin. Und ich habe die Macht, es mir wieder zu nehmen, wann ich will, denn es geziemt sich nicht, daß der Tod über das Leben herrsche. Daher hat der Vater mir diese Macht verliehen. Ja, der Vater hat mir sogar diesen Auftrag gegeben. Und durch die Aufopferung meines Lebens werden die Völker ein Volk werden: das meinige, das himmlische Volk der Kinder Gottes. In den Völkern werden sich die Schafe von den Böcken scheiden, und die Schafe werden dem Hirten in das Reich des ewigen Lebens folgen.«

Jesus, der bis dahin laut gesprochen hat, wendet sich nun mit gedämpfter Stimme an Sidonias, genannt Bartolmai, der die ganze Zeit mit seinem Korb duftender Äpfel vor ihm gestanden hat, und sagt zu ihm: »Du hast meinetwegen alles andere vergessen. Jetzt wirst du gewiß bestraft werden und deine Arbeit verlieren. Siehst du? Ich mache dir immer Kummer. Meinetwegen bist du aus der Synagoge gejagt worden, und nun wirst du auch noch deinen Dienstherrn verlieren . . . «

»Was kümmert mich all das, wenn ich dich habe? Du allein bedeutest mir etwas. Gerne lasse ich alles zurück, um dir zu folgen, wenn du es mir erlaubst. Laß mich nur noch diese Früchte dem bringen, der sie gekauft hat, und dann bin ich bei dir.«

»Gehen wir zusammen. Danach gehen wir zu deinem Vater, denn du hast einen Vater und mußt ihn ehren und seinen Segen erbitten.«

»Ja, Herr. Alles was du willst. Doch du wirst mich vieles lehren müssen, denn ich weiß nichts, wirklich nichts. Ich kann nicht einmal lesen und schreiben, weil ich blind war.«

»Sorge dich nicht darum. Der gute Wille wird dein Lehrer sein.«

Dann macht er sich auf den Weg und kehrt auf die Hauptstraße zurück, während die Menge ihre Bemerkungen macht, diskutiert, sich sogar zankt und immer noch schwankt zwischen den beiden Ansichten, die nach wie vor dieselben sind: Ist Jesus von Nazaret ein Besessener oder ein Heiliger? Die Leute diskutieren und streiten weiter, als Jesus sich entfernt.

573 Auf dem Weg nach Betanien • Im Haus des Lazarus

Jesus entläßt die Jünger Levi, Josef, Matthias und Johannes, die er, ich weiß nicht wo, getroffen und denen er den neuen Jünger Sidonias, genannt Bartolmai, anvertraut hat. Das geschieht bei den ersten Häusern von Betanien. Die Hirten-Jünger gehen mit dem neu Angekommenen und sieben anderen Männern, die schon bei ihnen waren, weg. Jesus blickt ihnen nach, dann schaut er die Apostel an und sagt: »Und jetzt warten wir hier auf Judas des Simon ... «

»Ah! Du hast also bemerkt, daß er fortgegangen ist!« sagen die anderen erstaunt. »Wir dachten, du hättest es nicht beachtet, denn so viel Volk war da. Und du hast immer gesprochen, zuerst mit dem Jüngling und dann mit den Hirten ... «

»Ich habe sofort bemerkt, daß er sich entfernt hat. Nichts entgeht mir. Deshalb bin ich in die Häuser der Freunde gegangen und habe dort gesagt, man solle Judas nach Betanien schicken, wenn er nach mir fragt ... «

»Wollte Gott, daß er es nicht tut«, knurrt der andere Judas grantig.

Jesus blickt ihn an, scheint jedoch dem Satz keine Bedeutung beizumessen und spricht weiter zu allen, da er sieht, daß alle der Ansicht des Thaddäus sind – manchmal drücken Gesichter mehr aus als Worte –: »Diese Ruhe in Erwartung seiner Rückkehr wird gut

sein und uns bekommen. Dann werden wir nach Tekoa gehen. Es ist recht frisch, aber der Himmel heitert sich auf. Ich will in dieser Stadt die Frohe Botschaft verkünden, und danach werden wir wieder an Jericho vorbei hinaufsteigen und den Fluß überqueren. Die Hirten haben mir gesagt, daß viele Kranke mich suchen, und ich habe ihnen sagen lassen, daß sie nicht die Mühen der Reise auf sich nehmen, sondern mich in den Orten dort erwarten sollen.«

»Gehen wir also«, seufzt Petrus.

»Gehst du nicht gern zu Lazarus?« fragt Thomas.

»Doch, ich gehe gern.«

»Du sagst das in so eigenartigem Ton.«

»Nicht wegen Lazarus, sondern wegen Judas ... «

»Du bist ein Sünder, Petrus«, mahnt Jesus.

»Ich bin es. Aber er ... Judas von Kerijot, der einfach fortläuft, der unverschämt ist, eine Qual für uns alle, oder etwa nicht?« fährt der unruhige Petrus auf, der sich nicht mehr beherrschen kann.

»Es ist wahr. Aber wenn er es ist, sollst du es nicht auch sein. Keiner von uns soll so sein. erinnert euch daran, daß Gott einst Rechenschaft von uns fordern wird – ich sage *uns*, da der Vater diesen Menschen noch vor euch vor allem mir anvertraut hat – was wir zu seiner Rettung getan haben.«

»Und du hast Hoffnung auf Erfolg, Bruder? Ich kann es nicht glauben. Du, das glaube ich sicher, kennst die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. Daher kannst du dich nicht täuschen in deinem Urteil über diesen Menschen. Und ... Aber es ist besser, wenn ich den Rest nicht sage.«

»Wahrlich, schweigen zu können, ist eine große Tugend. Wisse jedoch, daß die mehr oder weniger genaue Kenntnis der Zukunft eines Herzens niemanden der Verpflichtung enthebt, sich bis zuletzt für seine Rettung einzusetzen. Verfall nicht auch du dem Fatalismus der Pharisäer, die die Ansicht vertreten, daß das, was bestimmt ist, sich erfüllen muß und nichts das Vorherbestimmte verhindern kann. Mit diesem Argument rechtfertigen sie selbst ihre Sünden,

und auch das letzte Werk ihres Hasses gegen mich werden sie damit rechtfertigen. Oft wartet Gott auf das Opfer eines Herzens, das seinen Abscheu und seinen Widerwillen, seine berechnete Abneigung überwindet, um eine Seele dem Sumpf zu entreißen, in dem sie versinkt. Ja, ich sage es euch. Oft wartet Gott, der Allmächtige, der alles ist, ab, ob ein Geschöpf, ein Nichts, ein Opfer bringt oder nicht, ein Gebet verrichtet oder nicht, um die Verdammung einer Seele zu besiegeln oder nicht. Es ist nie spät, nie zu spät, um zu hoffen und zu versuchen, eine Seele zu retten. Und ich werde euch Beweise dafür geben. Selbst an der Schwelle des Todes, wenn sowohl der Sünder als auch der um ihn besorgte Gerechte im Begriff sind, die Erde zu verlassen, um vor das erste Gericht Gottes zu treten, kann man immer noch retten oder gerettet werden. Zwischen dem Becher und den Lippen, sagt das Sprichwort, ist immer noch Raum für den Tod. Ich hingegen sage: Zwischen dem sich seinem Ende nähernden Todeskampf und dem Tod ist immer noch Zeit, Verzeihung zu erlangen für uns selbst oder für die, die wir retten wollen.«

Keiner hat etwas zu entgegnen.

Jesus ist nun an dem schweren Gartentor angelangt. Er ruft einen Diener herbei, um sich öffnen zu lassen, geht hinein und fragt nach Lazarus.

»O Herr! Siehst du? Ich habe gerade Lorbeerblätter, Kampfer, Beeren von Zypressen, andere Blätter und duftende Früchte gepflückt, um sie mit Wein und Harz zu kochen und ein Bad für den Hausherrn zu bereiten. Sein Fleisch verfällt, und der Gestank ist unausstehlich. Du bist gekommen, aber ich weiß nicht, ob man dich zu ihm hineinlassen wird ... « Aus Furcht, daß selbst die Luft Ohren haben könnte, flüstert der Diener ganz leise: »Jetzt, da es sich nicht mehr verheimlichen läßt, daß Wunden vorhanden sind, weisen die Herrinnen alle ab ... aus Furcht ... Du weißt ... Lazarus ist nur bei wenigen beliebt und viele würden sich aus mancherlei Gründen freuen, wenn ... Oh! Laß mich nicht an das denken, was die Angst des ganzen Hauses ist.«

»Sie tun gut daran. Aber fürchtet euch nicht. Dieses Unglück wird euch nicht treffen.«

»Aber ... kann er gesund werden? Durch ein Wunder von dir? ...«

»Er wird nicht geheilt werden. Aber dies wird zur Verherrlichung des Herrn dienen.«

Der Diener ist enttäuscht ... Jesus, der alle heilt, tut hier nichts! ... Aber er äußert seine Gedanken nur durch einen Seufzer. Dann sagt er: »Ich gehe zu den Herrinnen und kündige dich an.«

Die Apostel umgeben Jesus. Sie interessieren sich für das Befinden des Lazarus und sind niedergeschlagen, als Jesus sie aufklärt. Aber da kommen schon die beiden Schwestern. Ihre blühende und verschiedenartige Schönheit scheint beeinträchtigt durch den Schmerz und die Mühen der langen Nachtwachen. Bleich, niedergeschlagen, abgemagert, mit erloschenen Augen, die doch bei beiden einst wie Sterne glänzten, ohne Ringe und Armbänder und in dunkle, aschgraue Gewänder gekleidet, scheinen sie eher Dienerinnen als Herrinnen zu sein. Sie knien in einer gewissen Entfernung von Jesus nieder und bieten ihm als einzigen Gruß ihre Tränen an. Es ist ein ergebenes, stummes Weinen, das wie aus einer inneren Quelle aufsteigt, die nicht versiegen kann.

Jesus nähert sich ihnen, doch Marta streckt die Hände aus und flüstert: »Bleib stehen, Herr! Wir fürchten wahrhaftig, schon gegen das Gesetz über den Aussatz verstoßen zu haben. Aber wir können nicht, o Gott, wir können nicht zulassen, daß man mit Lazarus entsprechend den Vorschriften dieses Gesetzes verfährt. Du jedoch nähere dich nicht, denn wir sind unrein, da wir nur noch Wunden berühren. Wir allein. Alle anderen halten wir von ihm fern und alles, was wir brauchen, legt man uns auf die Schwelle, und wir nehmen es und wachen und verbrennen dann alles im Raum neben dem unseres Bruders. Siehst du unsere Hände? Sie sind verbrannt von dem ungelöschten Kalk, den wir für die Gefäße verwenden, die wir den Dienern zurückgeben. Dadurch glauben wir, weniger schuldig zu sein.« Und sie weint.

Maria von Magdala, die bisher geschwiegen hat, seufzt nun ihrerseits schwer: »Wir sollten den Priester rufen. Aber . . . Ich, ich bin die Schuldigere von beiden, denn ich will es nicht, weil ich glaube, daß es nicht die schreckliche, von Israel verfluchte Krankheit ist. Sie ist es nicht, nein! Aber so viele hassen uns, und sie würden es so nennen. Wegen viel weniger wurde Simon, dein Apostel, für aussätzig erklärt.«

»Du bist weder Priester noch Arzt«, schluchzt Marta.

»Ich bin es nicht. Aber du weißt, was ich getan habe, um sicher zu sein, was ich sage. Herr, ich bin durch das ganze Hinnom-Tal, ganz Schiloach, zu allen Gräbern bei En-Rogel gegangen, als Magd gekleidet, verschleiert, im ersten Licht des Morgens, mit Lebensmitteln, Arzneien, Verbänden und Kleidung bepackt. Und ich habe gegeben, gegeben . . . Ich sagte, es sei ein Gelübde für den, den ich liebe. Und es war wahr. Ich wollte nur die Wunden der Aussätzig sehen. Sie müssen mich für verrückt gehalten haben . . . Wer will denn schon etwas so Entsetzliches sehen?! Aber nachdem ich meine Gaben am Fuß des Hanges niedergelegt hatte, bat ich sie, ihre Wunden sehen zu dürfen. Und ich habe geschaut, sie oben, ich unten, sie voll Verwunderung, ich erfüllt von Ekel; und sie weinten und ich weinte, aber ich schaute, schaute, schaute. Ich schaute die Körper an mit ihren Schuppen, Krusten, Wunden, die zerfressenen Gesichter, die weißen, borstigen Haare, die verfaulten Löcher der Augen, die Wangen, durch die man die Zähne sah, die nackten Schädel auf lebendigen Körpern, die Klauenhände von Ungeheuern, die Füße wie knotige Äste, den Gestank, das Entsetzen, die Fäulnis. Oh! Wenn ich gesündigt habe durch die Anbetung des Fleisches, wenn ich mit Augen, Geruch, Gehör und Gefühl genossen habe, was schön, duftend, harmonisch weich und glatt ist, oh, ich versichere dir, meine Sinne sind nun geläutert durch das Grauen dieses Anblicks. Meine Augen haben beim Betrachten dieser Ungeheuer die verführerische Schönheit des Mannes vergessen, meine Ohren haben beim Hören dieser rauhen, schon nicht mehr menschlichen Stimmen für meine frühere

Freude an der Stimme des Mannes gebüßt, mein Fleisch hat geschau-
dert, mein Geruchssinn war angewidert ... und jeglicher Überrest
des Kultes meiner selbst ist erstorben; denn ich habe gesehen, was
wir nach dem Tod sind ... Doch ich habe nun die Gewißheit, daß
Lazarus nicht aussätzig ist. Seine Stimme ist nicht gebrochen, sein
Haar ist gesund und seine Wunden sind anders! Er ist nicht aussät-
zig! Nein! Aber Marta betrübt mich, weil sie mir nicht glaubt und
Lazarus nicht ermutigt, indem sie ihn überzeugt, daß er nicht unrein
ist. Siehst du? Er will dich nicht sehen, obwohl er weiß, daß du hier
bist, um dich nicht zu verunreinigen. Die törichten Befürchtungen
meiner Schwester berauben ihn auch deines Trostes ...!»

Ihre ungestüme Natur läßt sie zornig werden. Doch als sie sieht,
daß ihre Schwester in ein untröstliches Weinen ausbricht, beherrscht
sie sich sofort. Sie umarmt Marta und küßt sie mit den Worten: »Oh,
Marta, verzeih, verzeih mir! Es ist der Schmerz, der mich so unge-
recht werden läßt. Meine Liebe zu dir und zu Lazarus möchte euch
überzeugen. Meine arme Schwester! Was sind wir doch für arme
Frauen!«

»Auf! Weint nicht so! Ihr habt Frieden und gegenseitiges Vertrauen
nötig, für euch selbst und für ihn. Lazarus ist übrigens nicht aussät-
zig, ich sage es euch.«

»Oh, dann komm zu ihm, Herr. Wer kann es besser beurteilen als
du, ob er aussätzig ist?« fleht Marta.

»Habe ich dir nicht schon gesagt, daß er es nicht ist?«

»Aber wie kannst du das sagen, wenn du ihn nicht siehst?«

»Oh, Marta, Marta! Gott verzeiht dir, weil du leidest und fast von
Sinnen bist! Ich habe Mitleid mit dir und werde zu Lazarus gehen.
Ich werde seine Wunden aufdecken und ... «

»Und ihn heilen!« schreit Marta und springt auf.

»Ich habe dir schon andere Male gesagt, daß ich es nicht tun
kann ... Aber ich werde euch den Frieden geben zu wissen, daß
ihr nicht gegen das Gesetz über die Aussätzigigen verstoßen habt. Ge-
hen wir ... «

Und er geht als erster auf das Haus zu, wobei er den Aposteln ein Zeichen gibt, ihm nicht zu folgen.

Marta eilt voraus, öffnet eine Tür, läuft durch einen Korridor, öffnet eine zweite Tür zu einem kleinen inneren Hof, macht noch einige Schritte und betritt dann ein halbdunkles Zimmer voller Schüsseln, Gefäße, Krüge und Verbandzeug ... Ein Gemisch von duftenden Aromen und Verwesungsgeruch dringt in die Nase. Maria öffnet eine weitere Tür auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes und ruft mit einer Stimme, die hell und freudig klingen möchte: »Der Meister ist da! Er kommt, dir zu sagen, daß ich recht habe, mein Bruder. Auf! Freue dich, denn unsere Liebe und unser Friede kommt!« Und sie neigt sich über den Bruder, richtet ihn auf seinen Kissen auf und küßt ihn, ohne auf den Geruch zu achten, der ihr trotz aller Gegenmittel von diesem Körper voller Wunden entgegenströmt. Während sie noch über ihn gebeugt ist und ihn zurechtmacht, erklingt schon der liebevolle Gruß Jesu in dem dunklen Raum, der sich durch die Gegenwart des erhabenen Sohnes Gottes zu erhellen scheint.

»Meister, hast du keine Angst? Ich bin ...«

»Krank! Nicht mehr als das. Lazarus, die so umfassenden und strengen Vorschriften sind gegeben worden aus verständlicher Klugheit. Es ist besser, zu vorsichtig als zu unvorsichtig zu sein in gewissen Fällen, z. B. bei ansteckenden Krankheiten. Aber deine Krankheit ist nicht ansteckend, mein armer Freund. Du bist nicht unrein, so daß ich nicht gegen die Vorsicht im Interesse der Brüder fehle, wenn ich dich umarme und küsse.« Und er nimmt seinen abgemagerten Körper in die Arme und küßt ihn.

»Du bist wahrhaft der Friede! Aber du hast mich noch nicht gesehen. Maria, decke diesen Graus auf. Ich bin schon ein Toter, Herr. Ich weiß nicht, wie meine Schwestern dies ertragen können ...«

Auch ich könnte es nicht ertragen, so erschreckend und abstoßend sind die Wunden entlang den Krampfadern der Beine. Die herrlichen Hände Marias pflegen sie behutsam, während sie mit ih-

rer wunderbaren Stimme entgegnet: »Deine Wunden sind Rosen für deine Schwestern. Dornige Rosen, nur weil du unter ihnen leidest. Siehst du, Meister? Dies ist kein Aussatz!«

»Nein, es ist keiner. Es ist ein böses Übel, und es verzehrt dich, aber es stellt keine Gefahr dar. Glaube deinem Meister. Decke ihn wieder zu, Maria. Ich habe es gesehen.«

»Und ... berührst du ihn wirklich nicht?« seufzt Marta, die die Hoffnung nicht aufgibt.

»Besser nicht. Nicht aus Abscheu, sondern um die Wunden nicht zu reizen.«

Marta neigt sich, ohne weiter zu drängen, über ein Becken mit Wein oder wohlriechendem Essigwasser und taucht Tücher hinein, die sie dann ihrer Schwester reicht. Stumme Tränen fallen in die rötliche Flüssigkeit ...

Maria umwickelt die wunden Glieder und breitet wieder die Decken über die Füße, die schon steif und gelblich sind wie die eines Toten.

»Bist du allein?«

»Nein, alle sind bei mir mit Ausnahme des Judas von Kerijot, der in Jerusalem geblieben ist und noch kommen wird ... Wenn ich also schon fern sein sollte, so schickt ihn nach Betabara. Ich werde dort sein. Und er soll mich dort erwarten.«

»So gehst du gleich wieder fort ... «

»Und bald werde ich zurückkehren, denn bald ist das Tempelweihfest. Und an diesen Tagen werde ich bei dir sein.«

»Werde ich am Lichterfest nicht die Ehre haben, dich ... «

»An diesem Tag werde ich in Betlehem sein. Ich möchte die Stätte meiner Geburt wiedersehen ... «

»Du bist traurig ... Ich weiß es ... Oh! Nichts tun zu können!«

»Ich bin nicht traurig. Ich bin der Erlöser ... Aber du bist müde. Kämpfe nicht gegen den Schlaf an, mein Freund.«

»Ich habe es dir zu Ehren getan ... «

»Schlafe, schlafe. Wir werden uns noch sehen ... « Und Jesus zieht sich lautlos zurück.

»Hast du gesehen, Meister?« fragt Marta draußen im Hof.

»Ich habe gesehen. Meine armen Jüngerinnen ... Ich weine mit euch ... Aber in Wahrheit muß ich euch gestehen, daß mein Herz viel mehr verwundet ist als euer Bruder. Mein Herz wird von Schmerzen gemartert ... « Und er schaut sie mit einer so tiefen Traurigkeit an, daß die beiden ihren eigenen Schmerz vergessen, um an dem seinen Anteil zu nehmen. Da sie ihn als Frauen nicht umarmen können, küssen sie seine Hände und sein Gewand und dienen ihm wie liebevolle Schwestern. Sie bedienen ihn in einem kleinen Saal und umgeben ihn mit liebevoller Aufmerksamkeit.

Die kräftigen Stimmen der Apostel sind jenseits des Hofes zu hören ... alle, außer der des bösen Apostels. Jesus lauscht ihnen und seufzt ... Er seufzt und wartet geduldig auf den Flüchtigen.

574 Auf dem Weg nach Tekoa • Der alte Heli-Hanna

Sie sind noch immer zu elft, als sie sich wieder auf den Weg machen. Elf sinnende, traurige Gesichter umgeben Jesus, der sich von den Schwestern verabschiedet. Bevor er aber durch das Gittertor schreitet, befiehlt er nach kurzer Überlegung Simon dem Zeloten und Bartholomäus: »Ihr bleibt hier. Ihr könnt mich entweder in Tekoa bei Simon oder im Haus der Nike bei Jericho oder in Betabara erreichen, je nachdem, wann er kommt. Und ... übt Liebe an ihm. Habt ihr mich verstanden?«

»Sei beruhigt, Meister. Wir werden in keiner Weise gegen die Nächstenliebe fehlen«, versichert Bartholomäus.

»Um welche Stunde er auch kommen mag, ihr reist sofort ab.«

»Sofort, Meister. Und ... danke für das Vertrauen, das du in uns setzt«, sagt der Zelote.

Sie küssen sich, und während ein Diener das Gittertor schließt und Jesus sich entfernt, gehen die beiden Zurückgebliebenen mit den Schwestern wieder ins Haus.

Jesus geht allein voraus. Hinter ihm Petrus zwischen Matthäus

und Jakobus des Alphäus. Dahinter Philippus mit Andreas, Jakobus und Johannes des Zebedäus. Als letzte kommen, schweigend wie die anderen, Thomas und Judas Thaddäus. Aber ich habe mich schlecht ausgedrückt. Auch Petrus spricht nicht. Seine beiden Begleiter wechseln einige Worte, aber er, der zwischen ihnen geht, sagt nichts. Er schreitet schweigend und mit geneigtem Haupt voran und scheint ein stummes Gespräch mit den Steinen und den Gräsern unter seinen Füßen zu führen.

Auch die beiden Letzten verhalten sich fast ebenso. Thomas scheint in die Betrachtung eines Weidenzweiges vertieft zu sein, von dem er Blatt um Blatt abrupft und dabei jedes Blatt, das er abreißt, anschaut, so als ob er die grünliche Farbe auf der einen Seite, die silberne auf der anderen oder die Verzweigung der Blattadern studiere. Judas Thaddäus blickt starr geradeaus. Ich weiß nicht, ob er den Horizont betrachtet, der sich, nachdem sie über einen Höhenzug gewandert sind, vor ihnen auftut mit seinem hellen Dunst, der in der Morgenröte über der Ebene liegt, oder ob er einzig auf das blonde Haupt Jesu blickt, der seinen Mantel zurückgeschlagen hat, wie um die milde Dezembersonne zu genießen. Thomas beendet seine Beschäftigung im gleichen Augenblick wie Judas Thaddäus seine Betrachtung des Horizontes oder des Meisters. Dieser senkt seinen Blick und wendet sich seinem Gefährten zu, während Thomas, der nun einen blattlosen Stiel in der Hand hält, die Augen zu Thaddäus erhebt. Ein scharfer und zugleich gutmütiger und trauriger Blick begegnet einem ebensolchen.

»So ist es, Freund! Genau so!« sagt Thomas, als ob er ein Gespräch beende.

»Ja, so ist es. Mein Schmerz ist sehr groß ... Bei mir spielt auch noch die Verwandtenliebe mit ... «

»Ich verstehe ... dich quält dein Herz, das an ihm hängt. Aber mich? Mich quälen Gewissensbisse. Und das ist noch schlimmer.«

»Gewissensbisse? Du hast keinen Grund dazu. Du bist gut und treu. Jesus ist zufrieden mit dir, und du hast uns nie einen Grund

gegeben, Anstoß an dir zu nehmen. Wie kannst du also Gewissensbisse haben?«

»Wegen einer Erinnerung. Es ist die Erinnerung an jenen Tag, an dem ich mich entschlossen habe, dem neuen Rabbi zu folgen, der im Tempel erschienen war ... Ich und Judas waren in der Nähe, und wir bewunderten die Handlungen und die Worte des Meisters. Und wir waren entschlossen, ihn aufzusuchen ... Ich war noch entschlossener als Judas und habe ihn gewissermaßen mitgezogen. Er sagt das Gegenteil, aber so war es. Meine Gewissensbisse bestehen darin: Ich habe darauf bestanden, daß auch er kommt ... Und damit habe ich Jesus beständiges Leid verursacht. Aber Judas, das wußte ich, war bei vielen beliebt, und ich dachte, er könnte Jesus nützlich sein. Töricht wie alle, die nur an einen König von Israel denken, der noch größer als David und Salomon ist, aber auf jeden Fall ein König ... ein König, wie er es nach seinen eigenen Worten nie sein wird ... wollte ich unbedingt, daß dieser, der ihm nützen könnte, unter seinen Jüngern sei. Ich hoffte es wenigstens. Doch erst jetzt verstehe ich, immer besser verstehe ich, wie gerecht Jesus handelte, als er ihn nicht sofort annahm und ihm sogar verbot, ihn aufzusuchen ... Das sind Gewissensbisse, sage ich dir! Dieser Mann ist nicht gut.«

»Er ist nicht gut. Aber du brauchst dir deshalb keine Vorwürfe zu machen. Was du getan hast, hast du nicht in böser Absicht getan, und daher trifft dich keine Schuld. Ich sage es dir.«

»Bist du dessen gewiß oder sagst du es nur, um mich zu trösten?«

»Ich sage es, weil es die Wahrheit ist. Denke nicht mehr an die Vergangenheit, Thomas, denn du kannst sie dadurch nicht ungeschehen machen ... «

»Das ist richtig! Aber bedenke, wenn der Meister durch mich ins Unglück geriete ... Mein Herz ist voller Angst und Verdacht. Ich bin ein Sünder, weil ich über den Gefährten urteile, und nicht barmherzig urteile. Und ich bin ein Sünder, weil ich den Worten des Meisters Glauben schenken sollte ... Er entschuldigt Judas ... Du ... glaubst du deinem Bruder?«

»In allem, nur nicht in diesem Punkt. Aber sei nicht betrübt. Wir haben alle denselben Gedanken. Petrus, der sich verzehrt in dem Bemühen, gut von diesem Menschen zu denken, Andreas, der sanfter als ein Lämmlein ist, und auch Matthäus, der einzige unter uns, der keinen Sünder und keine Sünderin verabscheut. Selbst der so liebevolle, reine Johannes, der das Glück hat, weder das Böse noch das Laster fürchten zu müssen, da er so voll Liebe und Reinheit ist, daß bei ihm das andere keinen Platz findet, hegt diesen Gedanken. Dasselbe gilt für meinen Bruder, ich meine Jesus. Doch gewiß hat er auch andere Gedanken, Gedanken die ihm die Notwendigkeit anzeigen, Judas zu behalten ... bis alle Möglichkeiten, ihn zu bessern, erschöpft sind.«

»Ja, aber wie wird das alles enden? Er hat viele ... und er hat nicht ... Du verstehst, was ich meine. Wie weit wird er es treiben?«

»Ich weiß es nicht ... Vielleicht wird er sich von uns trennen ... Vielleicht bleibt er und wartet ab, um zu sehen, wer der Stärkere ist in diesem Kampf zwischen Jesus und der jüdischen Welt ... «

»Sonst nichts? Glaubst du nicht, daß er schon jetzt zwei Herren dient?«

»Das ist sicher.«

»Und fürchtest du nicht, daß er schließlich nur den Zahlreicheren dienen und dadurch dem Meister endgültig schaden könnte?«

»Nein. Ich mag ihn nicht ... Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß er ... Wenigstens jetzt nicht. Doch ich fürchte, daß es dazu kommen könnte, wenn der Meister eines Tages die Gunst des Volkes verlieren würde. Wenn hingegen das Volk Jesus zu seinem König und Führer erklären würde, dann – dessen bin ich sicher – würde Judas alle für ihn verlassen. Er ist ein Opportunist ... Gott möge ihn davor bewahren und Jesus und uns alle schützen ... !«

Die beiden bemerken, daß sie ihre Schritte verlangsamt haben und weit hinter den Kameraden zurückgeblieben sind. Ohne weiter zu reden, beschleunigen sie ihren Gang.

»Was habt ihr denn gemacht?« fragt Matthäus. »Der Meister wollte euch sprechen ... «

Thomas und Thaddäus beeilen sich, Jesus einzuholen.

»Worüber habt ihr gesprochen?« fragt Jesus und schaut ihnen ins Gesicht.

Die beiden sehen sich an. Sollen sie es sagen oder nicht? Schließlich siegt die Aufrichtigkeit: »Über Judas«, sagen sie gleichzeitig:

»Ich wußte es, aber ich wollte eure Ehrlichkeit auf die Probe stellen. Ihr hättet mich betrübt, wenn ihr nicht die Wahrheit gesagt hättet ... Aber sprecht nicht mehr über ihn, und erst recht nicht auf diese Weise. Es gibt so viele gute Dinge, über die man reden kann. Warum immer zu irdischen, allzu irdischen Dingen hinabsteigen? Jesaja sagt: „Sagt euch los von dem Menschen, in dessen Nase nur ein Hauch ist.“ Ich sage euch: Laßt ab davon, diesen Menschen zu analysieren, und kümmert euch um seine Seele. Das Tier, das Untier in ihm soll eure Blicke und Urteile nicht anziehen; laßt vielmehr Liebe walten, eine schmerzliche und tätige Liebe für seine Seele. Befreit ihn von dem Ungeheuer, das ihn fesselt. Ihr wißt nicht ... «

Dann wendet er sich, um die anderen sieben zu rufen: »Kommt alle her, denn es nützt allen, was ich sage; ihr habt ja alle dieselben Gedanken in euren Herzen ... Wißt ihr nicht, daß ihr durch Judas von Kerijot mehr lernt als durch jeden anderen Menschen? Viele Judasse werdet ihr antreffen und sehr wenige Jesus in eurem apostolischen Wirken. Die Jesus-Seelen werden sanft, gut, rein, treu, gehorsam, klug und ohne Habsucht sein. Es werden sehr wenige sein ... Aber wie viele, die dem Judas Iskariot gleichen, werdet ihr und eure Anhänger und Nachfolger auf den Wegen dieser Welt treffen! Und um Meister zu sein und zu verstehen, müßt ihr diese Schule durchmachen ... Er mit seinen Fehlern zeigt euch, wie der Mensch ist; ich zeige euch den Menschen, wie er sein sollte. Zwei gleich notwendige Vorbilder. Ihr, die ihr nun beide gut kennt, müßt danach trachten, den ersten nach dem zweiten umzugestalten ... Und meine Geduld soll eure Richtschnur sein.«

»Herr, ich bin ein großer Sünder gewesen und werde gewiß auch ein Beispiel abgeben. Aber ich möchte, daß Judas, der kein so großer

Sünder ist wie ich es war, sich bekehrt, wie ich es getan habe. Ist es Hochmut, das zu sagen?«

»Nein Matthäus, es ist kein Hochmut. Du ehrst mit deinen Worten zwei Wahrheiten. Die erste ist im Sprichwort enthalten: Der gute Wille des Menschen wirkt göttliche Wunder. Die zweite ist, daß Gott dich unendlich geliebt hat, schon bevor du an eine Bekehrung gedacht hast, und er hat es getan, weil er deine Fähigkeit zum Heldenmut kannte. Du bist die Frucht zweier Kräfte: deines guten Willens und der Liebe Gottes. Zuerst nenne ich deinen guten Willen, denn ohne diesen wäre die Liebe Gottes nutzlos gewesen, nutzlos und unwirksam ... «

»Aber könnte Gott uns nicht auch ohne unseren Willen bekehren?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Gewiß. Aber dann wäre doch immer noch der Wille des Menschen erforderlich, um in der wunderbar erlangten Bekehrung zu verharren.«

»Dann war und ist also in Judas dieser Wille nicht vorhanden, weder bevor er dich kannte, noch jetzt ... « sagt Philippus heftig. Einige lachen, andere seufzen.

Jesus allein verteidigt den abwesenden Apostel: »Sag das nicht! Er hat ihn gehabt und hat ihn immer noch. Aber das sündige Gesetz des Fleisches überwältigt ihn von Zeit zu Zeit. Er ist ein Kranker ... ein armer, kranker Bruder. In jeder Familie gibt es einen Schwachen, einen Kranken, einen, der die Last, die Trübsal und der Kummer der Familie ist. Und doch, ist nicht gerade das schwächlichste das von der Mutter am meisten geliebte Kind? Kümmern sich die Brüder nicht gerade am meisten um ein unglückliches Brüderchen? Gibt der Vater nicht gerade ihm den besten Bissen, den er auf dem Teller findet, um ihm eine Freude zu bereiten und um ihn nicht fühlen zu lassen, daß er eine Last ist und ihm dadurch sein Leiden noch schwerer zu machen?«

»Es ist wirklich wahr. So ist es. Meine Zwillingsschwester war kränklich in ihrem zarten Alter. Ich hatte ihr alle Kraft weggenom-

men. Aber die Liebe der ganzen Familie hat ihr so sehr geholfen, daß sie nun eine blühende Frau und Mutter geworden ist«, sagt Thomas.

»Nun also. Tut an eurem schwachen Bruder im Geist so, wie ihr an einem schwachen leiblichen Bruder tun würdet. Ich werde kein Wort des Tadels für ihn haben, und ihr seid nicht mehr als ich. Eure geduldige Liebe ist der stärkste Vorwurf, und er kann sich nicht gegen ihn wehren. In Tekoa werde ich Matthäus und Philippus zurücklassen, damit sie auf Judas warten ... Der erstere möge sich erinnern, daß er einst ein Sünder war, und der zweite, daß er Vater ist.«

»Ja, Meister, wir werden uns daran erinnern.«

»In Jericho werde ich, wenn Judas noch nicht bei uns sein sollte, Andreas und Johannes zurücklassen, und auch sie sollen sich daran erinnern, daß nicht alle in gleichem Maße die freien Gaben Gottes empfangen haben ... Aber geht jetzt zu dem alten Bettler, der dort auf der Straße daherwankt. Die Stadt ist nicht mehr weit, und mit dem Almosen kann er sich Brot kaufen.«

»Herr, es geht nicht. Judas hat die Börse bei sich ... « sagt Petrus, »und die Schwestern haben uns nichts gegeben.«

»Du hast recht, Simon. Sie sind wie betäubt durch den Schmerz, und wir mit ihnen. Aber es macht nichts. Wir haben noch etwas Brot, und wir sind jung und stark. Geben wir es dem Alten, damit er nicht auf dem Weg zusammenbricht.«

Sie suchen in den Taschen, sammeln einige Stücke Brot und geben sie dem alten Mann, der sie erstaunt anblickt.

»iß, iß!« ermutigt ihn Jesus und läßt ihn aus seiner Flasche trinken, während er ihn fragt, wohin er geht.

»Nach Tekoa. Morgen ist dort großer Markt ... Aber seit gestern habe ich nichts mehr gegessen.«

»Bist du allein?«

»Mehr als allein ... Mein Sohn hat mich verjagt ... « Seine greisenhafte Stimme hat wirklich einen herzerreißenden Klang.

»Gott wird dir die Pforten seines Reiches öffnen, wenn du an seine Barmherzigkeit glauben kannst.«

»Und an die seines Messias. Aber mein Sohn wird keinen Messias finden, er kann den Messias nicht finden, da er ihn so sehr haßt, daß er sogar seinen Vater haßt, weil er ihn liebt.«

»Hat er dich deshalb verjagt?«

»Deshalb, und um nicht die Freundschaft einiger Leute zu verlieren, die den Messias verfolgen. Er hat ihnen beweisen wollen, daß sein Haß den ihren übertrifft und ihn selbst die Stimme des Blutes überhören läßt.«

»Schrecklich!« sagen alle.

»Es wäre schlimmer, wenn ich dieselben Gedanken hätte wie mein Sohn«, sagt der kleine Alte heftig.

»Aber wer ist er? Wenn ich recht verstanden habe, muß er einer sein, der Macht und Einfluß hat ... « sagt Thomas.

»Mann, es gibt keinen Vater, der den Namen seines schuldigen Sohnes nennt, damit man ihn verachtet. Ich muß sagen, daß ich Hunger leide und friere, ich, der ich durch viel Arbeit den Wohlstand des Hauses vermehrt habe, um meinen Sohn glücklich zu machen. Mehr aber nicht. Denke, daß ich ein Judäer bin, wie auch er ein Judäer ist; daß wir also von gleicher Rasse, aber von verschiedener Gesinnung sind. Der Rest ist unwichtig.«

»Und bittest du Gott um nichts, du, der du ein Gerechter bist?« fragt Jesus sanft.

»Daß er das Herz meines Kindes rühre und es an das glauben lasse, was ich glaube.«

»Aber für dich, für dich selbst, bittest du um nichts?«

»Ich möchte dem begeben, der für mich der Sohn Gottes ist. Ich möchte ihm noch huldigen und dann sterben.«

»Aber wenn du stirbst, wirst du ihn nicht mehr sehen. Du wirst im Limbus sein ... «

»Für kurze Zeit. Du bist ein Rabbi, nicht wahr? Ich sehe nur sehr wenig ... Das Alter ... die vielen Tränen, und auch der Hunger ... Aber ich sehe die Quasten deines Gürtels ... Wenn du ein guter Rabbi bist, und es scheint mir so, dann mußt auch du fühlen, daß

die Zeit gekommen ist. Die Zeit, die Jesaja vorausgesagt hat, meine ich. Und die Stunde muß nahe sein, in der das Lamm alle Sünden der Welt auf sich nehmen wird; in der es all unsere Sünden und Schmerzen tragen und daher durchbohrt und geopfert werden wird, damit wir geheilt werden und mit dem Ewigen in Frieden seien. Und dann wird es auch für die Seelen Frieden geben ... Ich hoffe es im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes.«

»Hast du den Meister noch nie gesehen?«

»Nein. Ich habe ihn an den Festen im Tempel sprechen gehört. Aber ich bin klein von Gestalt und noch kleiner durch das Alter, und ich sehe auch wenig, wie ich schon gesagt habe. Wenn ich daher in einer Menschenmenge bin, sehe ich wenig wegen meiner Vordermänner, und wenn ich weit weg stehe, sehe ich nichts wegen der Entfernung. Oh, ich würde ihn gern sehen, wenigstens einmal!«

»Du wirst ihn sehen, Väterchen; Gott wird es dir gewähren. Weißt du schon, wohin du in Tekoa gehen kannst?«

»Nein. Ich werde in einem Säulengang oder unter einem Torbogen bleiben. Ich bin schon daran gewöhnt.«

»Komm mit mir. Ich kenne einen guten Israeliten. Er wird dich aufnehmen im Namen Jesu, des Meisters von Galiläa.«

»Auch du stammst aus Galiläa. Man erkennt es an deiner Aussprache.«

»Ja ... Bist du müde? Aber wir sind ja schon bei den ersten Häusern. Bald wirst du dich stärken und ausruhen können.«

Jesus neigt sich, um Petrus etwas zu sagen, und Petrus entfernt sich und teilt den anderen die Worte des Meisters mit. Ich verstehe sie nicht. Dann geht er mit den Söhnen des Alphäus und Johannes voraus in die Stadt. Jesus folgt ihm mit den anderen und paßt seinen Schritt dem des armen Alten an, der nicht mehr redet und so erschöpft ist, daß er schließlich mit Andreas und Matthäus zurückbleibt.

Die Stadt scheint verlassen zu sein. Es ist Mittag und viele sind in den Häusern, um Mahlzeit zu halten. Nach wenigen Metern er-

scheint Petrus: »Alles in Ordnung, Herr. Simon nimmt ihn auf, weil du ihn bringst, und er dankt dir dafür, daß du an ihn gedacht hast.«

»Preisen wir den Herrn! Es gibt doch noch Gerechte in Israel. Dieser Alte ist einer von ihnen, und Simon ein anderer. Ja, es gibt immer noch Gute, Barmherzige, Gott Ergebene. Und das entschädigt mich für so manche Bitterkeiten und läßt mich hoffen, daß die göttliche Gerechtigkeit um dieser Guten willen weniger streng sein wird.«

»Aber ... daß ein Sohn den Vater vertreiben kann, um nicht die Freundschaft einiger mächtiger Pharisäer zu verlieren!«

»So weit kann der Haß auf dich führen! Ich bin empört!« sagt Philippus.

»Oh, ihr werdet noch viel mehr erleben!«, entgegnet Jesus.

»Noch mehr? Was gibt es denn Schlimmeres, als daß ein Vater verjagt wird, nur weil er dich nicht haßt? Ungeheuerlich ist die Sünde dieses Menschen ...!«

»Noch viel ungeheuerlicher wird die Sünde des Volkes gegen seinen Gott sein ... Aber warten wir auf den Alten ... «

»Wer wird wohl dieser Sohn sein?«

»Ein Pharisäer!«

»Einer vom Hohen Rat!«

»Ein Rabbi!« Die Ansichten gehen auseinander.

»Ein Unglücksmensch. Forscht nicht nach. Heute hat er seinen Vater geschlagen. Morgen wird er mich schlagen. Ihr seht, daß die Sünde des Judas, der wie ein ungezogener Sohn fortgelaufen ist, nichts ist im Vergleich dazu. Und dennoch bete ich für diesen undankbaren Sohn, für diesen Hebräer, der Gott beleidigt, auf daß er sich besinne. Tut das gleiche ... Komm, Vater. Wie heißt du?«

»Heli-Hanna. Ich bin nie glücklich gewesen. Der Vater ist mir gestorben, bevor ich zur Welt gekommen bin, und die Mutter starb bei meiner Geburt. Die Mutter meiner Mutter, die mich aufgezogen hat, hat mir die beiden Namen des Vaters und der Mutter zusammen gegeben.«

»Wahrlich, du bist ein Heli, Mann, und dein Sohn gleicht jenem

Pinhas«, sagt Philippus, der sich nicht beruhigen kann wegen einer solchen Sünde.

»Gott verhüte das, Mann! Pinhas starb als Sünder, und er starb, als die Bundeslade geraubt wurde. Dies wäre ein großes Unglück für seine Seele und für ganz Israel«, antwortet der kleine Mann.

»Höre, dieses Haus ist mir freundlich gesinnt, und was ich vom Hausherrn erbitte, erhalte ich. Es gehört einem gewissen Simon, einem Gerechten vor Gott und den Menschen. Er wird dich aus Liebe zu mir aufnehmen, wenn dir das Haus recht ist«, sagt Jesus, bevor er an die Tür klopft.

»Könnte ich denn wählerisch sein? Ich werde die Segnungen des Himmels auf den herabrufen, der mir in seiner Barmherzigkeit Brot gibt und Unterkunft gewährt. Aber ich möchte arbeiten. Es ist keine Schande zu dienen. Eine Schande ist es nur, zu sündigen . . . «

»Wir werden es Simon sagen«, versichert Jesus und betrachtet mit einem mitleidigen Lächeln das alte Väterchen, das durch Entbehnung und seelischen Schmerz zu einem Nichts geworden ist.

Die Tür öffnet sich: »Tritt ein, Meister. Der Friede sei mit dir und mit deinen Begleitern. Wo ist denn dieser mein Bruder, den du mir bringst? Ich möchte ihm den Friedenskuß geben und ihn willkommen heißen«, sagt ein Mann von etwa fünfzig Jahren.

»Sieh, da ist er. Der Herr möge dir alles vergelten.«

»Das geschieht schon, denn ich habe dich zu Gast. Wer dich aufnimmt, hat Gott in seinem Haus. Ich habe dich nicht erwartet und kann dich daher nicht so ehren, wie ich es gerne möchte. Aber ich höre, daß du in einigen Tagen wiederzukommen beabsichtigst. Dann werde ich bereit sein und dich aufnehmen, wie es sich geziemt.«

Sie sind nun in einem Raum, in dem dampfende Becken für die Waschungen bereitstehen. Der alte Mann steht verschüchtert an der Tür, doch der Hausherr nimmt ihn bei der Hand, führt ihn zu einem Stuhl, will ihm mit eigener Hand die Schuhe ausziehen, ihn bedienen wie einen König und ihm dann neue Sandalen anlegen. Der Alte wehrt sich: »Warum? Aber warum? Ich bin gekommen, um zu dienen, und du bedienst mich? Das ist nicht recht.«

»Es ist recht, lieber Mann. Ich kann dem Rabbi nicht nachfolgen, da das Haus meine Gegenwart erfordert. Aber als letzter Jünger des heiligen Meisters befließige ich mich, seine Worte in die Tat umzusetzen.«

»Du kennst ihn also gut. Wahrlich, du kennst ihn, denn du bist gut. Viele sind in Israel, die ihn kennen. Aber wie? Mit ihren Augen und mit ihrem Haß. Daher kennen sie ihn nicht wirklich. Eine Frau kennt man nur dann, wenn einem nichts mehr von ihr unbekannt ist und man sie ganz besitzt. So ist es mit Jesus von Nazaret, dessen Antlitz ich nie gesehen habe, den ich aber besser als viele andere kenne, da ich glaube, daß in ihm die Weisheit ist. Du aber kennst ihn wirklich, sein Aussehen und seine Lehre.«

Der Mann schaut Jesus an, sagt aber nichts.

Der Alte fährt fort: »Ich habe zu diesem Rabbi gesagt, daß ich arbeiten will ... «

»Ja, ja. Wir werden schon eine Arbeit für dich finden. Jetzt aber komm zu Tisch. Meister, deine Jünger werden gleich hier sein. Wollen wir uns schon zu Tisch begeben, oder willst du lieber auf sie warten?«

»Ich möchte auf sie warten. Aber wenn du noch zu tun hast ... «

»Oh, Meister, du weißt, daß es für mich eine Freude ist, auch den geringsten deiner Wünsche zu erfüllen.«

Dem alten Männlein kommt in diesem Augenblick zum ersten Mal ein Verdacht über die Identität des Mannes, der ihm auf dem Weg beigestanden hat. Er schaut ihn an, schaut ihn wieder an und schaut dann seine Begleiter an ... Aufmerksam prüfend geht er um sie herum. Da treten die Söhne des Alphäus mit Johannes ein. Jesus ruft ihre Namen.

»Oh! Großer Gott! Ja, aber ... dann bist du es ja selbst!« ruft der Alte aus und wirft sich huldigend nieder.

Sein Staunen ist nicht geringer als das der anderen. Diese Art, den Meister zu erkennen, ist so seltsam, daß Petrus ihn fragt: »Was ist denn so besonderes an diesen in Israel so häufigen Namen, daß du an ihnen erkannt hast, den Messias vor dir zu haben?«

»Ich kenne Judas. Er kommt immer zu meinem Sohn und ...« Der Alte unterbricht sich plötzlich ganz verlegen, weil er seinen Sohn genannt hat.

»Aber ich habe dich niemals gesehen, lieber Mann«, sagt Thaddäus und stellt sich etwas gebeugt vor ihn hin, um ihm ins Gesicht zu sehen.

»Auch ich kenne dich nicht. Aber ein Jünger des Christus mit Namen Judas kommt oft zu meinem Sohn, und ich habe sie reden hören von einem Johannes, von einem Jakobus, von einem Simon, dem Freund des Lazarus von Betanien, und von vielen anderen Dingen ... Drei Namen zu hören von denen, die bekannt sind als die der engsten Freunde des Meisters! Und er selbst, der so gut ist! ... Ich habe begriffen! Aber wo ist der andere Judas?«

»Er ist nicht da. Aber es ist wahr. Du hast recht. Ich bin es. Der Herr ist gut. Vater. Du hast danach verlangt, mich zu sehen, und du hast mich gesehen. Preisen wir die Barmherzigkeit Gottes ... Entferne dich nicht, Heli-Hanna. Du warst an meiner Seite, als ich für dich ein Wanderer war und nichts weiter. Warum willst du dich jetzt von mir entfernen, da du weißt, daß ich das Ziel bin? Du weißt nicht, wie sehr dein Herz mich getröstet hat! Du kannst es nicht wissen. Ich bin es, der mehr empfangen hat, nicht du ... Wenn Dreiviertel von Israel und noch mehr mich hassen bis zum Verbrechen, wenn die Schwachen meinen Weg verlassen, wenn die Trübsal der Undankbarkeit, der Mißgunst und der Verleumdung mich von allen Seiten umgeben, wenn ich keine Erquickung finden kann in dem Gedanken, daß mein Opfer das Heil Israels sein wird ... dann ist die Begegnung mit einem wie du es bist, o Vater, ein Ausgleich für meinen Schmerz ... Du weißt es nicht ... Niemand kennt die immer größere Traurigkeit des Menschensohnes. Ich dürste nach Liebe ... Und gar zu viele Herzen sind ausgetrocknete Quellen, denen ich mich vergeblich näherte ... Aber gehen wir ...«

Den Alten an seiner Seite, betritt er den Raum, in dem die schon gedeckten Tische stehen ...

575 Jesus spricht in Tekoa

Der hintere Teil des Hauses des Simon ist nichts als ein großer Platz, dessen Seiten die beiden Flügel des U-förmigen Hauses bilden. Ich spreche von einem Platz, denn an Markttagen wie dem heutigen, wird an drei Stellen das stabile Gitter geöffnet, das den Hof von einem öffentlichen, noch viel größeren Platz abtrennt. Dann findet eine Invasion von Kaufleuten statt, die ihre Schaukästen in den Säulenhallen an den drei Seiten des Hauses aufstellen, deren finanziellen Nutzen ich nun erkenne; denn Simon geht als guter Hebräer zu jedem Kaufmann und verlangt von ihm eine Abgabe für die Benutzung des Platzes. Es zieht den kleinen Alten hinter sich her, der nun ein anständiges Gewand anhat, und stellt ihn allen mit den Worten vor: »Seht, ab heute werdet ihr diesem hier die festgesetzte Summe zahlen.« Nachdem er die Runde der Säulenhallen gemacht hat, sagt er zu Heli-Hanna: »Das ist also deine Arbeit. Hier, drinnen in der Herberge und in den Stallungen. Sie ist weder schwierig noch mühsam, zeigt dir jedoch, wie sehr ich dich schätze. Ich habe einen nach dem anderen von meinen drei Gehilfen entlassen müssen, weil sie nicht ehrlich waren. Aber du gefällst mir. Außerdem hat *er* dich hergebracht, und er kennt die Herzen. Gehen wir zu ihm und sagen wir ihm, daß jetzt der Zeitpunkt günstig ist, wenn er sprechen will.« Dann entfernt er sich, gefolgt von dem alten Männlein . . .

Immer mehr Volk füllt den Platz, und der Lärm wird immer größer. Frauen, die ihre Einkäufe machen; Viehhändler; Käufer von Pflugochsen und anderen Tieren; Bauern, gebeugt unter der Last ihrer Obstkörbe, die ihre Ware anpreisen; Messerschmiede, die alles, was schneidet, auf Matten ausgebreitet haben und mit höllischem Lärm Beile in Holzklötze schlagen, um die Festigkeit der Schneide zu beweisen, oder mit einem Hammer auf Sicheln klopfen, die an Gestellen aufgehängt sind, um die Härte der Klinge zu demonstrieren, oder Pflugscharen hochheben und sie dann mit beiden Händen in die Erde schlagen, um zu zeigen, daß ihren Pflugscharen

kein Erdreich widersteht; Kupferschmiede mit ihren Kannen und Eimern, Pfannen und Lampen, die einen betäubenden Lärm erzeugen, indem sie an das klingende Metall schlagen, um zu zeigen, wie massiv es ist, und aus voller Kehle schreiend ihre Laternen und ein- und mehrflammigen Leuchter für die kommenden Feste im Kislew anpreisen. Und alles übertönt das monotone, schrille Geschrei der Bettler, ähnlich dem Gekreisch der Nachtulen, die sich an den strategischen Punkten des Marktes postiert haben.

Jesus kommt zusammen mit Petrus und Jakobus des Zebedäus aus dem Haus. Die anderen sehe ich nicht. Ich glaube, daß sie durch die Stadt gehen und den Meister ankündigen, denn ich sehe, daß das Volk ihn sofort erkennt und viele herbeieilen, während Lärm und Geschrei langsam abnehmen. Jesus läßt einigen Bettlern Almosen geben und bleibt dann stehen, um zwei Männer zu begrüßen, die mit ihren Dienern nach den Einkäufen gerade den Marktplatz verlassen wollten. Jetzt bleiben auch sie stehen, um den Meister zu hören. Jesus beginnt zu sprechen und macht das, was er sieht, zum Gegenstand seiner Rede:

»Alles zu seiner Zeit, alles an seinem Platz. Man hält keinen Markt am Sabbat und treibt keinen Handel in der Synagoge. Auch arbeitet man nicht in der Nacht, sondern solange es noch Tag ist. Nur der Sünder handelt auch am Tag des Herrn, entheiligt die zum Gebet bestimmten Orte durch menschliche Geschäfte oder geht in der Nacht aus, um Diebstahl und Verbrechen zu begehen. Wer ehrlich handelt, bemüht sich auch, seinen Käufern die Güte seiner Lebensmittel oder die Haltbarkeit seiner Werkzeuge zu beweisen; und der Käufer geht zufrieden fort mit dem guten Kauf. Wenn es aber einem Kaufmann mit viel List gelingt, den Käufer zu betrügen, und es sich herausstellt, daß die Werkzeuge oder Lebensmittel nicht gut sind oder nicht dem bezahlten Preis entsprechen, wird sich dann der Käufer in Zukunft nicht schützen, indem er zumindest nichts mehr bei diesem Händler kauft oder gar zum Richter geht, um sein Geld zurückzuerhalten? So würde es geschehen, und es wäre recht.

Und doch, sehen wir nicht in Israel, wie das Volk getäuscht wird von jenen, die wertlose Ware als gute verkaufen und den anschwärzen, der wirklich gute Ware liefert, da er der Gerechte des Herrn ist? Ja, wir alle sehen es. Gestern abend sind viele von euch gekommen, um von den Kniffen der schlechten Kaufleute zu berichten, und ich habe ihnen gesagt: „Laßt sie nur machen. Seid standhaft, und Gott wird Vorsorgen.“ Wen beleidigen die, die schlechte Ware verkaufen? Euch? Mich? Nein, Gott selbst. Schuldig ist nicht der Betrogene, sondern der Betrüger. Es ist nicht so sehr eine Sünde gegen den Menschen als vielmehr gegen Gott, wenn jemand versucht, schlechte Ware zu verkaufen, damit der Käufer die gute Ware nicht bekommt. Ich sage nicht: Lehnt euch auf. Rächt euch. Solche Worte kommen nicht über meine Lippen. Ich sage nur: Hört auf den wahren Klang der Worte, beobachtet gut, in hellem Licht, die Handlungen dessen, der spricht, kostet den ersten Schluck, den ersten Bissen, der euch angeboten wird, und wenn ihr einen rauhen Klang vernehmt, wenn euch das Handeln des Anderen dunkel erscheint, wenn der Geschmack, der in eurem Herzen zurückbleibt, verwirrend wirkt, dann weist, was euch angeboten wird, als schlechte Ware ab. Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe sind niemals rauh oder verwirrend und lieben nicht die Dunkelheit.

Ich weiß, daß mir meine Jünger vorausgegangen sind, und ich werde euch zwei meiner Apostel hier zurücklassen. Zudem habe ich gestern abend, mehr durch meine Werke als durch meine Worte, Zeugnis davon gegeben, woher und mit welcher Sendung ich komme. Es sind daher keine langen Reden erforderlich, um euch auf meinen Weg zu führen. Denkt nach und bleibt immer auf diesem Weg. Ahmt die Gründer dieser Stadt am Rand der trockenen Wüste nach. Bedenkt immer, daß außerhalb meiner Lehre die Trockenheit der Wüste herrscht, während in meiner Lehre die Quellen des Lebens fließen. Was auch immer vorkommen mag, laßt euch nicht verwirren und nehmt keinen Anstoß daran. Erinnert euch der Worte des Herrn bei Jesaja. Meine Hand wird nie zu kurz sein, um denen

Wohltaten zu erweisen, die auf meinen Wegen wandeln, so wie die Hand des Allerhöchsten nie zu kurz sein wird, um jene zu strafen, die mich beleidigen und mir Schmerz zufügen; denn ich bin gekommen und habe nur wenige gefunden, die mich aufgenommen haben; ich habe gerufen, aber nur wenige haben mir geantwortet. Und so wie jeder, der mich ehrt, auch den Vater ehrt, der mich gesandt hat, so verachtet jeder, der mich verachtet, auch den, der mich gesandt hat. Und nach dem alten Gesetz der Vergeltung wird dem, der mich verstößt, Verstoßung zuteil werden.

Aber ihr, die ihr mein Wort aufgenommen habt: fürchtet nicht die Schmähungen der Menschen, zittert nicht vor ihren Beschimpfungen, die zuerst mich und dann euch treffen werden, weil ihr mich liebt. Obwohl es scheinen wird, daß man mich verfolgt und schlägt, werde ich euch trösten und beschützen. Habt keine Furcht, habt keine Furcht vor dem sterblichen Menschen, der heute ist und morgen nur noch eine Erinnerung und Staub sein wird. Fürchtet vielmehr den Herrn. Fürchtet ihn mit heiliger Liebe, nicht mit Angst. Fürchtet, ihn nicht so zu lieben, wie es seiner unendlichen Liebe gebührt. Ich sage euch nicht: Tut dies oder jenes. Was zu tun ist, wißt ihr. Ich sage euch: Liebt. Liebt Gott und seinen Gesalbten. Liebt euren Nächsten, wie ich es euch gelehrt habe, und ihr werdet alles richtig machen, wenn ihr zu lieben wißt.

Ich segne euch, ihr Bürger von Tekoa, der Stadt am Rand der Wüste, die aber eine Oase des Friedens für den verfolgten Menschensohn ist. Mein Segen sei in euren Herzen und in euren Häusern, jetzt und immer.«

»Bleibe, Meister! Bleibe bei uns. Die Wüste war immer gut für die Heiligen Israels!«

»Ich kann nicht. Ich habe noch andere, die auf mich warten. Ihr seid in mir, und ich bin in euch, weil wir uns lieben.«

Jesus bahnt sich nur mühsam einen Weg durch die Menge, die ihm folgt und ihre Geschäfte und alles andere vergißt. Geheilte Kranke preisen ihn immer wieder, getröstete Herzen danken ihm, Bettler

grüßen ihn: »Du lebendiges Manna Gottes . . . !« Das alte Männlein geht an seiner Seite und bleibt dort, bis sie den Stadtrand erreicht haben. Erst als Jesus Matthäus und Philippus, die in Tekoa bleiben, segnet, entschließt er sich, seinen Retter zu verlassen, und er tut es mit Küssen auf die nackten Füße des Meisters und unter Tränen und Worten der Dankbarkeit.

»Erhebe dich Heli-Hanna, daß ich dich küsse. Ein Kuß des Sohnes für den Vater, und er möge dir alles ersetzen. Auf dich wende ich die Worte des Propheten an: „Du, der du weinst, wirst nimmer weinen, da der Barmherzige Erbarmen mit dir gehabt hat.“ Der Herr wird dir spärliches Brot und wenig Wasser geben. Mehr kann ich nicht für dich tun. Denn du bist nur von einem verjagt worden, ich dagegen werde von den Mächtigen des ganzen Volkes gejagt, und es ist schon viel, wenn ich Nahrung und Unterkunft für mich und meine Apostel finde. Aber deine Augen haben den gesehen, den du ersehnt hast, und deine Ohren haben meine Worte vernommen, so wie dein Herz meine Liebe fühlen darf. Geh hin in Frieden, denn du bist ein Märtyrer der Gerechtigkeit, ein Vorläufer all derer, die um meinetwillen Verfolgung erleiden werden. Weine nicht, Vater!« Und er küßt ihn auf sein weißes Haupt.

Der Alte erwidert den Kuß Jesus auf die Wange und flüstert ihm ins Ohr: »Traue dem anderen Judas nicht, mein Herr. Ich will meine Zunge nicht beschmutzen . . . aber traue ihm nicht! Er kommt nicht mit guten Absichten zu meinem Sohn . . . «

»Ja. Aber denke nicht mehr an die Vergangenheit. Bald wird alles beendet sein, und niemand wird mir mehr schaden können. Leb wohl, Heli-Hanna. Der Herr sei mit dir.«

Sie trennen sich . . .

»Meister, was hat der Alte dir so leise ins Ohr gesagt?« fragt Petrus, der nur mit Mühe an der Seite Jesu geht, denn Jesus macht große Schritte mit seinen langen Beinen, was der kleine Petrus nicht kann.

»Armer Alter! Was soll er mir sagen, was ich nicht schon wüßte«,

antwortet Jesus, um einer genaueren Antwort auszuweichen.

»Er sprach wohl von seinem Sohn? Hat er dir gesagt, wer er ist?«

»Nein, Petrus. Ich versichere es dir. Er hat den Namen in seinem Herzen bewahrt.«

»Aber du kennst ihn?«

»Ich kenne ihn, aber ich werde ihn dir nicht sagen.«

Es folgt ein langes Schweigen. Dann rückt Petrus mit der erregten Frage und dem Bekenntnis heraus: »Aber warum, wozu geht Iskariot in das Haus eines so schlechten Menschen, wie es der Sohn des Heli-Hanna ist? Ich habe keine Angst, Meister! Judas hat keine guten Freunde. Er geht im Verborgenen dorthin und hat auch nicht die Kraft, dem Bösen zu widerstehen. Ich habe Angst, Meister. Warum? Warum geht Judas insgeheim zu diesem Menschen?« Das Gesicht des Petrus ist ein einziges, tief bekümmertes Fragezeichen.

Jesus schaut ihn an und antwortet nicht. Was sollte er auch antworten? Was sollte er sagen, ohne zu lügen oder den treuen Petrus gegen den untreuen Judas aufzubringen. Er zieht es vor, Petrus reden zu lassen.

»Antwortest du mir nicht? Seit gestern, seit der Alte glaubte, unter uns Judas zu erkennen, habe ich keinen Frieden mehr. Es ist wie an dem Tag, als du mit der Frau des Sadduzäers gesprochen hast. Erinnerst du dich daran? Erinnerst du dich an meinen Verdacht?«

»Ich erinnere mich. Und erinnerst du dich an meine Worte von damals?«

»Ja, Meister.«

»Mehr brauche ich nicht zu sagen, Petrus. Die Handlungen der Menschen erscheinen uns oft so, wie sie in Wirklichkeit nicht sind. Aber ich bin glücklich, für den Alten gesorgt zu haben. Es ist, als ob Hananias zurückgekehrt wäre. Und wahrlich, wenn Simon von Tekoa ihn nicht aufgenommen hätte, dann hätte ich ihn zum Haus des Salomon geführt, um dort einen Vater zu haben, der uns immer erwartet. Aber für Heli ist es besser so. Simon ist gut und hat viele Enkel. Heli liebt Kinder ... und Kinder lassen viele schmerzliche Dinge vergessen ... «

Wie er es immer versteht, die Aufmerksamkeit des Gesprächspartners auf andere Themen zu lenken, wenn er keine geeignete Antwort auf gefährliche Fragen findet, hat Jesus Petrus von seinen Gedanken abgelenkt. Nun spricht er weiter von den Kindern, die ihnen da und dort begegnet sind, bis er schließlich Margziam erwähnt, der vielleicht zu dieser Stunde nach einem Fischfang auf dem schönen See von Gennesaret die Netze einzieht.

Und Petrus, der nun in Gedanken weit entfernt von Heli und Judas ist, lächelt und fragt: »Aber nach dem Paschafest gehen wir dorthin, nicht wahr? Es ist so schön. Oh, viel schöner als hier. Wir Galiläer sind für die Leute in Judäa Sünder ... Aber hier zu leben! Oh, ewige Barmherzigkeit! Wenn wir gestraft werden sollen, dies hier ist gewiß keine Belohnung.«

Jesus ruft die anderen, die zurückgeblieben sind, und geht dann mit ihnen auf dem von der Dezembersonne erwärmten Weg weiter.

576 In Jericho

Jesus wird schon erwartet. Viel Volk wartet auf den Feldern vor der Stadt. Und als ein Wachtposten von einem hohen Nußbaum aus schreit: »Da kommt das Lamm Gottes!« erhebt sich die Menge und eilt Jesus entgegen, der im leichten Dunst der Abenddämmerung einherschreitet.

»Meister! Meister! Wir haben schon so lange auf dich gewartet! Unsere Kranken! Unsere Kinder! Dein Segen! Die Alten warten auf dich, um in Frieden entschlafen zu können. Wenn du uns segnest, Herr, dann werden wir vor jedem Unglück bewahrt sein.« Alle reden sie gleichzeitig, während Jesus mehrere Male die Hand zum Segen erhebt und immer wieder sagt: »Friede! Friede! Der Friede sei mit euch allen!« Die Apostel, die noch bei ihm sind, werden gleich in Anspruch genommen, von Jesus getrennt und verschwinden in der Menge, und die Leute, die sich liebevoll beklagen, daß sie so lange auf ihn warten mußten, lassen Jesus kaum vorankommen.

Der arme Zachäus kämpft verzweifelt, um zu Jesus vorzudringen, um von ihm gehört oder wenigstens gesehen zu werden. Aber da er so klein und weder sehr gewandt noch stark ist, wird er von immer neu hinzukommendem Volk zurückgedrängt. Seine Rufe verlieren sich im allgemeinen Geschrei, und er geht in dem Durcheinander von sich bewegenden Köpfen, Armen und Kleidern unter. Vergeblich fleht und schimpft er auch hin und wieder, aber niemand hat Mitleid mit ihm. Die Menge ist immer egoistisch, wenn es etwas Erfreuliches gibt, und geht dann oft grausam mit den Schwächeren um. Erschöpft und überzeugt von der Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen, verliert der arme Zachäus schließlich seinen Kampfeswillen und gibt betrübt auf. Wie sollte er auch Erfolg haben, da auf allen Wegen neues Volk herbeiströmt und die Wege Bächen gleichen, die sich alle in einen einzigen Fluß ergießen: die Straße, auf der Jesus dahinschreitet. Jeder neue Zustrom, jede neue Welle läßt die Menge noch dichter werden, so daß es schon fast gefährlich ist, mitten in diesem Gedränge zu stecken, und der arme Zachäus wird noch weiter nach hinten gestoßen.

Thaddäus sieht ihn und versucht sich durchzukämpfen, um ihn aus dem Winkel der Straße zu befreien, in den ihn die Menge gedrückt hat. Aber er wird von den Menschen, die von hinten drängen, mitgerissen, und der Versuch mißglückt. Thomas versucht es ebenfalls und macht von seiner kräftigen Gestalt Gebrauch, benützt seine Ellbogen und brüllt mit seiner mächtigen Stimme: »Macht Platz . . . !« Aber es ist alles zwecklos. Das Volk bildet eine Mauer, die fest wie ein Felsen und gleichzeitig geschmeidig wie Gummi ist. Sie gibt nach, aber sie bricht nicht. Es ist keine Umarmung mehr, sondern eine unlösliche Kette. Und auch Thomas gibt auf.

Zachäus verliert nun jegliche Hoffnung, denn Didymus ist der letzte der Apostel, der von dem Strom mitgerissen wird. Endlich ist dieser vorüber . . . Stoffetzen, Quasten, Fransen, Haarnadeln von Frauen und Kleiderschnallen bleiben am Boden liegen und zeugen von der Gewalt des Kampfes, der stattgefunden hat. Auch eine ganz

zertretene Kindersandale scheint traurig auf den kleinen Fuß zu warten, der sie verloren hat ... Zachäus folgt ganz am Ende, traurig wie das Schuhchen, das die Menge seinem kleinen Eigentümer entrissen hat.

Jesus sieht man nicht einmal mehr. Eine Biegung der Straße verbirgt ihn vor den Augen des armen Zachäus ... Doch als er als letzter den Platz erreicht, wo früher seine Zollbank stand, sieht er, daß das Volk schreiend, betend und flehend stehengeblieben ist. Und er sieht auch, daß Jesus, der auf die Stufen am Eingang eines Hauses gestiegen ist, mit Kopf und Armen verneinende Gebärden macht und etwas sagt, was sich im Getöse verliert. Schließlich sieht er, daß Jesus mit Mühe von seinem Piedestal heruntersteigt, weitergeht und sich in Richtung ... ja, in Richtung seines Hauses wendet. Zachäus nimmt alle seine Kräfte zusammen. Das Volk ist zahlreich, aber der Platz ist groß, und daher sind die Leute hier nicht so dicht gedrängt und man kann sich durchzwängen wie durch eine nicht allzu kompakte Hecke, wenn man den Mut dazu hat und keine Verletzungen fürchtet. Zachäus ist ein Keil, ein Katapult, ein Widder geworden. Er stößt, pufft, drängt, verteilt und erhält Faustschläge ins Gesicht, Ellbogenstöße in den Magen und Fußtritte ans Schienbein. Doch er schafft sich Platz und kommt voran ... Und schon ist er auf der anderen Seite ... Hier aber kommt er nicht weiter und stößt wieder auf eine undurchdringliche Mauer. Nur wenige Schritte trennen ihn noch von Jesus, der schon vor seinem Haus steht. Doch wenn Wüsten und Flüsse ihn von ihm trennen würden, könnte er mehr Hoffnung haben, ihn zu erreichen. Er regt sich auf, schimpft und drängt: »Ich muß zu meinem Haus! Laßt mich durch! Seht ihr nicht, daß er zu mir kommen will?«

Das hätte er nicht sagen dürfen! Das erweckt in den Leuten wieder den Wunsch, den Meister in den eigenen Häusern aufnehmen zu können. Der eine macht sich lustig über den armen Zachäus, der andere gibt ihm eine böse Antwort. Niemand hat Mitleid mit ihm. Sie fangen vielmehr an, noch mehr zu schreien und zu toben, damit

der Meister ihn nicht hört und sieht. Einige rufen: »Du hast schon zuviel von ihm gehabt, du alter Sünder!« Ich glaube, daß bei so viel Unmut auch die Erinnerung an seine frühere Steuereintreibung und Erpressung eine Rolle spielt. Auch der mehr zum Übernatürlichen neigende Mensch bewahrt in sich fast immer ein Eckchen, in dem die Liebe zum Geld und die Erinnerung an den, der ihm dieses Geld abgenommen hat, sehr lebendig ist . . .

Aber die Zeit der Prüfung ist nun für Zachäus vorüber, und Jesus belohnt ihn für seine Beständigkeit. Er ruft ihn mit der ganzen Kraft seiner Stimme: »Zachäus, komm zu mir! Laßt ihn durch, denn ich will in sein Haus einkehren.«

Der Menge bleibt nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Ein Gang öffnet sich, und Zachäus tritt vor, rot vor Anstrengung und vor Freude. Er versucht, seine zerzausten Haare, das aufgeknöpfte Gewand und den Gürtel, dessen Quasten nach hinten gerutscht sind, in Ordnung zu bringen. Er sucht den Mantel . . . Wer weiß, wo der geblieben ist . . . Macht nichts. Jetzt steht er vor Jesus und verbeugt sich ein wenig, um ihn zu begrüßen. Mehr kann er nicht tun, denn es ist kaum Platz, um sich zu verbeugen.

»Der Friede sei mit dir, Zachäus. Komm, daß ich dir den Friedenskuß gebe. Du hast ihn wohl verdient«, sagt Jesus mit einem heiteren, jugendlichen Lächeln, das ihn wahrhaft jünger erscheinen läßt.

»O ja, Herr. Ich habe es wohl verdient. Es ist so schwer, zu dir zu kommen, Herr«, sagt Zachäus und reckt sich so gut er kann, um die Höhe Jesu zu erreichen, der sich niederbeugt, um ihn zu küssen; und dabei sieht man sein Gesicht, das aus einem Kratzer auf der rechten Wange blutet und ein geschwollenes Auge von einem Ellbogenstoß aufweist.

Jesus küßt ihn und sagt dann: »Aber ich belohne dich nicht für diese Mühe, sondern für die anderen, geheimen Mühen, die vielen unbekannt sind, die ich aber kenne. Du hast recht: Es ist nicht leicht, zu mir zu kommen; und die Menge ist nicht das einzige und nicht einmal das größte Hindernis auf dem Weg zu mir.

O Volk, das du mich fast im Triumph getragen hast, das größte und hartnäckigste Hindernis, das immer von neuem auftaucht nach jedem Versuch, es zu zerbrechen und zu überwinden, ist das eigene Ich. Ihr habt geglaubt, ich sähe nichts, aber ich habe alles gesehen und alles bewertet. Und was habe ich gesehen? Ich habe den bekehrten Sünder gesehen, einen, der früher hartherzig war und Bequemlichkeiten liebte, der stolz, eitel, genußsüchtig und geizig war. Und ich habe gesehen, wie er sich seines alten Ichs entäußert hat, auch in den kleineren Dingen, und wie er seine Art und seine Vorlieben geändert hat, um zu seinem Retter zu eilen; wie er, um bei mir zu sein, gekämpft, demütig gefleht, geduldig Hohn und Vorwürfe ertragen, an seinem Körper die Schläge der Menge erlitten und auch in seinem Herzen gelitten hat, da er sich auf den letzten Platz zurückgedrängt sah und nicht einmal einen Blick von mir erhaschen konnte. Und ich habe noch andere Dinge in ihm gesehen, Dinge die auch ihr kennt, die ihr aber nicht berücksichtigen wollt, obwohl sie euch Erleichterung verschafft haben.

Ihr werdet sagen: „Woher weißt du das, da du doch nicht bei uns wohnst?“ Ich antworte euch: Wie ich in den Herzen der Menschen lese, so sind mir auch die Handlungen der Menschen nicht unbekannt, und ich weiß gerecht zu sein und zu belohnen im richtigen Verhältnis zu dem Weg, den einer zurücklegt, um zu mir gelangen; zu den Mühen, die er auf sich genommen hat, um den Urwald zu roden, der seinen Geist bedeckte, um ihn zu verschönern und alles zu entfernen, was nicht der Baum des Lebens ist, um diesen zum König des eigenen Ichs zu machen und ihn zu seiner Ehre mit den Pflanzen der Tugenden zu umgeben; zu dem Eifer, mit dem er darüber gewacht hat, daß kein unreines Getier, kein kriechendes, verdorbenes, schlüpfriges und müßiges Wesen – die verschiedenen bösen Leidenschaften – sich ins Gebüsch einschleiche, sondern nur das seinen Geist bewohne, was gut ist und Gott preist: nämlich die übernatürlichen Neigungen. Sie gleichen Singvögeln oder sanften Lämmern, die bereit sind, sich zu opfern, die bereit sind zum vollkommenen Lob aus Liebe zu Gott.

Und wie mir die Werke des Zachäus, seine Gedanken und Mühen, nicht unbekannt sind, so ist mir auch nicht unbekannt, daß in vielen Menschen dieser Stadt, die mir zugejubelt haben, mehr eine menschliche als eine geistige Liebe herrscht. Wenn ihr mich in rechter Weise lieben würdet, hättet ihr eurem Mitbürger Barmherzigkeit erwiesen. Ihr hättet ihn nicht gedemütigt mit dem Hinweis auf die Vergangenheit; diese Vergangenheit, die er vernichtet hat und an die Gott nicht mehr denkt, da er auf die einmal gewährte Verzeihung nur dann zurückkommt, wenn der Mensch wieder sündigt. Und er kommt darauf zurück, um ihn für die neue Sünde zu richten, nicht wegen der bereits verziehenen. Ich sage euch nun – und ihr sollt über meine Worte nachdenken bei euren nächtlichen Betrachtungen – daß die wahre Liebe zu mir nicht in begeisterten Zurufen besteht, sondern im Vollbringen dessen, was ich tue und was ich euch lehre, in der Übung der gegenseitigen Liebe, der Demut und der Barmherzigkeit. Bedenkt, daß ihr alle aus demselben Erdschlamm gebildet seid, was euer irdisches Sein angeht, und daß der Schlamm sich immer zum Sumpf hingezogen fühlt. Und wenn daher euer Geist, der euch bisher die Kraft gegeben hat, euch über dem Sumpf zu halten, noch keine Niederlage kennengelernt hat – und dies ist unmöglich, denn der Mensch ist ein Sünder und nur Gott ist ohne Sünde – so könnte dieser euer Geist schon morgen zahlreichere und schlimmere Niederlagen erleiden als die des früheren Sünders, der in der Gnade wiedergeboren und durch sie nun jugendlich und frisch geworden ist wie ein neugeborenes Kind. Denn er besitzt eine Demut, die der Erinnerung an sein früheres sündhaftes Leben entspringt, und außerdem den festen Willen, in den ihm noch verbleibenden Jahren so viel Gutes zu tun, wie man in einem ganzen langen, dem Guten gewidmeten Leben tun könnte, um in vollem Maße alles Böse, das er getan hat, wiedergutzumachen.

Morgen werde ich wieder zu euch sprechen. Für heute abend genügt es. Geht hin mit meiner Ermahnung und preist Gott, der euch den Arzt geschickt hat, der eure unter dem Schleier geistiger Ge-

sundheit verborgene Sinnlichkeit beschneidet, die wie verborgene Krankheiten unter dem Schleier scheinbarer Gesundheit am Leben zehren ... Komm, Zachäus.«

»Ja, mein Herr. Ich habe nur noch einen alten Diener, und öffne dir daher selbst meine Tür, und mit ihr mein zutiefst gerührtes Herz. Oh! Wie sehr hat mich deine unendliche Güte bewegt!«

Er öffnet das Gartentor und führt Jesus und die Apostel zum Haus durch den Garten, der zu einem Gemüsegarten geworden ist. Auch im Haus ist kein Überfluß mehr zu sehen. Zachäus zündet eine Lampe an und ruft den Diener.

»Sieh, der Meister ist da. Er und die Seinen werden hier schlafen und das Abendessen mit uns einnehmen. Hast du alles vorbereitet, wie ich es dir gesagt habe?«

»Ja. Abgesehen vom Gemüse, das ich jetzt in das kochende Wasser werfen werde, ist alles bereit.«

»Dann wechsele dein Gewand und sage denen, die du kennst, daß er hier ist und sie kommen sollen.«

»Ich gehe, Herr. Gepriesen seist du, Meister, der du mich glücklich sterben läßt!« Und er geht hinaus.

»Es ist der Diener meines Vaters, der bei mir geblieben ist. Die anderen habe ich alle entlassen. Er aber ist mir teuer, denn er war die Stimme, die niemals schwieg, wenn ich sündigte. Und dafür habe ich ihn oft mißhandelt. Jetzt ist er der, den ich nach dir am meisten liebe ... Kommt, Freunde. Dort ist Feuer und alles, was euren müden und erfrorenen Gliedern Erquickung schenken kann. Du, Meister, kommst in mein eigenes Zimmer ... « Und er führt ihn in einen Raum am Ende des Korridors.

Er tritt ein, schließt die Tür, gießt dampfendes Wasser in ein Becken, löst die Sandalen von Jesu Füßen und bedient ihn. Bevor er ihm die Sandalen wieder anlegt, küßt er den bloßen Fuß und legt ihn auf seinen Hals mit den Worten: »So! Zertritt den Rest des alten Zachäus!« Dann erhebt er sich und schaut Jesus mit einem zitternden Lächeln auf den Lippen, einem demütigen Lächeln, und Tränen

in den Augen an. Er weist mit der Hand auf die Umgebung und sagt: »Hier drinnen habe ich so viel gesündigt. Aber ich habe alles verändert, damit ich nichts mehr vor Augen habe, was mich daran erinnern könnte ... Die Erinnerungen ... Ich bin schwach ... Die leeren Wände und dieses harte Lager sollen mich nur an die Bekehrung erinnern ... Den Rest habe ich verkauft und zu Geld gemacht, denn ich hatte nichts mehr und wollte Gutes tun. Setze dich, Meister ... «

Jesus setzt sich auf einen hölzernen Hocker und Zachäus läßt sich zu seinen Füßen, halb sitzend, halb kniend auf dem Boden nieder. Er beginnt wieder zu reden.

»Ich weiß nicht, ob ich richtig gehandelt habe, ob du meine Handlungsweise billigen kannst. Vielleicht habe ich dort angefangen, wo ich hätte aufhören sollen. Aber auch sie sind da. Und nur ein alter Zöllner kann nicht Abscheu vor ihnen empfinden in Israel: Nein, falsch. Nicht nur ein alter Zöllner, sondern auch du, der du mich ja gelehrt hast, sie wahrhaft zu lieben. Früher waren sie meine Komplizen im Laster, aber ich liebte sie nicht. Jetzt halte ich sie davon ab, aber ich liebe sie. Du und ich. Der ganz Heilige und der bekehrte Sünder. Du, weil du nie gesündigt hast und uns die Freude geben willst, die du hast, die Freude des Menschen ohne Schuld; und ich, weil ich so viel gesündigt habe und weiß, wie süß der Friede ist, den die Verzeihung, die Erlösung, die Erneuerung schenkt! ... Ich wollte ihn auch für sie. Ich habe sie gesucht. Oh, es ist schwer gewesen am Anfang! Ich wollte sie gut machen und hatte doch genug an mir selbst zu arbeiten ... Welche Mühe! Ich mußte mich überwachen, weil ich fühlte, daß sie mich überwachten. Ein Nichts hätte genügt, und sie hätten sich von mir entfernt ... Und dann ... Viele sündigten aus Notwendigkeit, aus beruflichen Zwängen. Ich habe alles verkauft, um Geld zu haben und sie unterhalten zu können, bis sie eine Arbeit fanden, die zwar weniger einträglich und mühsamer, aber ehrbar war. Und es gibt immer noch einige, die zu mir kommen, teils aus Neugierde, teils in der Absicht, ein Mensch und nicht

mehr nur ein Tier zu sein. Und ich muß sie beherbergen, bis sie sich an das neue Joch gewöhnt haben. Viele haben sich beschneiden lassen. Der erste Schritt zum wahren Gott. Aber ich zwingen sie nicht dazu. Ich breite die Arme aus, um alles Elend zu umfassen, ich, der ich keinen Abscheu davor haben kann. Auch ich würde ihnen gerne geben, was du ihnen geben möchtest: die Freude, wenigstens ohne Gewissensbisse zu leben, da es nicht möglich ist, wie du ohne Schuld zu sein. Nun sage mir, mein Herr, habe ich zu viel gewagt?«

»Du hast gut gehandelt, Zachäus. Du gibst ihnen mehr, als du hoffst und glaubst, von dem, was ich den Menschen geben will. Nicht nur die Freude, Verzeihung zu erhalten und ohne Gewissensbisse zu leben, sondern auch die, bald Bürger meines himmlischen Reiches zu sein. Diese deine Werke waren mir nicht unbekannt. Ich bin dir auf deinem schweren, aber glorreichen Weg der Liebe gefolgt; denn es ist Liebe, die reinste Art der Liebe. Du hast das Wort vom Reich verstanden. Wenige haben es verstanden, denn in ihnen lebt noch die alte Auffassung und die Überzeugung, sie seien schon heilig und gelehrt. Du bist nach der Entlastung deines Herzens von der Vergangenheit leer gewesen und konntest, wolltest in dein Inneres die neuen Worte aufnehmen, das Künftige, das Ewige. Fahre fort auf diesem Weg, Zachäus, und du wirst der Steuereinnehmer des Herrn, deines Jesus Christus sein«, schließt Jesus lächelnd und legt seine Hand auf das Haupt des Zachäus.

»Billigst du mein Tun, Herr? In allem?«

»In allem, Zachäus. Ich habe es auch Nike gesagt, die mir von dir gesprochen hat. Nike versteht dich. Sie hat sich der allumfassenden Barmherzigkeit geöffnet.«

»Nike hat mir viel geholfen. Aber jetzt sehe ich sie nur an jedem Neumond ... Ich hätte ihr folgen wollen. Aber Jericho ist ein gutes Arbeitsfeld ... «

»Sie wird nicht lange in Jerusalem bleiben ... Du würdest unnötig den Wohnort wechseln. Später wird Nike hierher zurückkehren ... «

»Wann später, Herr?«

»Wenn mein Reich ausgerufen worden ist.«

»Dein Reich . . . Ich fürchte mich vor diesem Augenblick. Die, die sich heute deine Getreuen nennen, werden sie es auch dann sein? Denn es wird gewiß Aufruhr geben und Kämpfe zwischen denen, die dich lieben, und denen, die dich hassen . . . Du weißt, Herr, daß deine Feinde sogar Räuber besolden, den Abschaum des Volkes, um Anhänger zu gewinnen, die zu allem fähig sind. Ich habe es von einem meiner armen Brüder erfahren . . . Oh! Ist da vielleicht ein großer Unterschied zwischen dem, der gesetzlich raubt, der die Ehre raubt, und einem Wegelagerer? Auch ich habe gesetzlich geraubt, bis du mich gerettet hast. Aber nicht einmal damals hätte ich denen geholfen, die dich hassen . . . Der, von dem ich eben gesprochen habe, ist ein junger Mann. Ein Räuber. Ja, ein Räuber. Eines Abends war ich bis zum Adummim gegangen, um dort auf drei Männer meinesgleichen zu warten, die von Efraim mit Vieh kamen, das sie ganz billig erworben hatten. Ich fand ihn in einer Schlucht und sprach mit ihm . . . Ich habe nie eine Familie gehabt, und dennoch glaube ich, daß ich so zu meinem Sohn sprechen würde, wenn ich ihn dazu überreden wollte, sein Leben zu ändern. Er hat mir erklärt, wie und warum er ein Räuber geworden ist . . . Ach, wie oft sind die wahren Schuldigen jene, die scheinbar nichts Böses tun! . . . Ich habe ihm gesagt „Raube nicht mehr. Wenn du Hunger hast, werde ich auch für dich ein Brot haben. Ich werde dir eine ehrbare Arbeit finden. Bis jetzt bist du noch kein Mörder geworden. Kehre um! Rette dich!“ Und ich habe ihn überzeugt. Er hat mir gesagt, er sei allein geblieben, weil die anderen mit viel Geld von denen gekauft wurden, die dich hassen. Jetzt sind sie bereit, Aufruhr zu stiften und sagen überall, sie seien deine Jünger, um beim Volk Anstoß zu erregen. Sie halten sich in den Höhlen des Kidrontales verborgen, in den Gräbern beim Phasael, in den Höhlen im Norden der Stadt, zwischen den Gräbern der Könige und der Richter . . . Was haben sie vor, o Herr?«

»Josua konnte die Sonne zum Stillstand bringen; sie aber werden trotz aller Anstrengungen nichts gegen den Willen Gottes vermögen!«

»Sie haben Geld, Herr! Der Tempel ist reich. Für sie ist das dem Tempel gespendete Gold nicht Korbán, wenn es darum geht zu triumphieren.«

»Nichts haben sie. Mein ist die Macht. Ihr Gebäude wird einstürzen, als wäre es aus im Herbstwind vertrockneten Blättern, mit denen ein Kind ein Schloß gebaut hat. Fürchte dich nicht, Zachäus. Dein Jesus wird wahrhaft der Retter sein.«

»Gott möge es geben, Herr! ... Wir werden gerufen. Laß uns gehen.«

577 Predigt in Jericho

Der Morgen ist bereits fortgeschritten, als Jesus mit Zachäus, Petrus und Jakobus des Alphäus das Haus verläßt. Die anderen Apostel haben sich vielleicht auf dem Land zerstreut, um zu verkünden, daß der Messias in der Stadt ist.

Hinter der Gruppe mit Jesus, Zachäus und den Aposteln folgt eine weitere aus Leuten sehr verschiedenartigen Aussehens, sowohl was die Gesichter als auch das Alter und die Kleidung betrifft. Man kann wohl mit Sicherheit sagen, daß diese Menschen verschiedenen Rassen angehören, vielleicht sogar solchen, die einander nicht wohlgesinnt sind. Aber die Wechselfälle des Lebens haben sie in diese Stadt Palästinas geführt und sie zusammengeführt, damit sie aus ihrem Abgrund zum Licht emporsteigen. Meist sind es welche Gesichter von Menschen, die das Leben gelebt und es auch in mancherlei Weise mißbraucht haben, meist müde Augen. Bei anderen hat die lange gewohnheitsmäßige Beschäftigung mit ... der fiskalischen Ausbeutung oder die brutale Befehlsgewalt den Blick raubgierig und hart gemacht. Und hin und wieder erscheint dieser frühere Blick noch unter dem feinen Schleier der Besinnung, den ihr neues Leben über sie geworfen hat. Das geschieht besonders dann, wenn ein Bewohner von Jericho sie voll Verachtung anschaut oder ihnen irgendeine Unverschämtheit zuruft. Gleich darauf wird der Ausdruck ihrer Au-

gen wieder müde und demütig, während sie niedergeschlagen die Köpfe senken.

Jesus wendet sich zweimal um, um sie zu beobachten, und da er sieht, daß sie ihren Schritt verlangsamten, je näher sie dem Platz kommen, auf dem er sprechen will und der sich schon mit Menschen füllt, verlangsamt auch er den seinen, um auf sie zu warten, und sagt dann zu ihnen: »Geht mir nur voraus und fürchtet euch nicht. Ihr habt der Welt getrotzt, als ihr Böses tatet; so dürft ihr sie auch jetzt nicht fürchten, da ihr euch von eurer Vergangenheit gelöst habt. Was euch damals dazu gedient hat, sie zu bezwingen, die Gleichgültigkeit gegenüber dem Urteil der Welt, die einzige Waffe, die sie des Urteilens müde werden läßt, macht auch jetzt davon Gebrauch, und sie wird die Lust verlieren, sich mit euch zu beschäftigen. Sie wird euch akzeptieren, wenn auch nur langsam, und ihr werdet verschwinden in der großen anonymen Masse dieser elenden Welt, die sich wahrlich immer zu wichtig nimmt.«

Die Männer, es sind fünfzehn an der Zahl, gehorchen und gehen voraus.

»Meister, dort sind die Kranken vom Land«, sagt Jakobus des Zebedäus, der Jesus entgegenkommt und auf einen sonnenbeschiene- nen Winkel zeigt.

»Ich komme. Und wo sind die anderen?«

»Unter dem Volk. Aber sie haben dich schon gesehen und werden gleich hier sein. Bei ihnen sind auch Salomon, Josef von Emmaus, Johannes von Ephesus und Philippus von Arbela. Sie sind auf dem Weg zum Haus des letzteren und kommen von Joppe, Lydda und Modein. Sie haben Männer von der Küste und Frauen bei sich. Sie haben dich sogar gesucht, denn sie sind uneinig hinsichtlich der Verurteilung einer Frau. Aber sie werden selbst mit dir sprechen . . . «

Jesus ist in der Tat bald von den anderen Jüngern umgeben, die ihn ehrfurchtsvoll begrüßen. Hinter diesen sind neue Leute, die sich von der Lehre Jesu angezogen fühlen. Doch Johannes von Ephesus ist nicht da, und Jesus fragt nach dem Grund.

»Er hält sich mit einer Frau und deren Verwandten in einem Haus fern von der Menge auf. Man weiß nicht, ob die Frau besessen oder ob sie eine Prophetin ist. Die Leute ihres Dorfes behaupten, sie sage wunderbare Dinge. Aber die Schriftgelehrten, die sie gehört haben, halten sie für besessen. Die Verwandten haben mehrmals Exorzisten kommen lassen, aber diese konnten den aus ihr redenden Dämon nicht vertreiben. Einer sagte schließlich dem Vater der Frau – sie ist eine in der Familie lebende, noch jungfräuliche Witwe –: „Für deine Tochter brauchen wir Jesus, den Messias. Er wird ihre Worte verstehen und wissen, woher sie kommen. Ich habe versucht, dem Geist, der aus ihr spricht, zu befehlen, sie im Namen Jesu, der Christus genannt wird, zu verlassen; denn die Geister der Finsternis sind immer geflohen, wenn ich diesen Namen angerufen habe. Diesmal aber nicht. Daher sage ich: entweder ist es Beelzebul selbst, der da spricht und auch diesem Namen, den ich ausspreche, zu widerstehen vermag, oder es ist der Geist Gottes, und dieser fürchtet sich nicht, denn er ist eins mit Christus. Ich bin eher vom letzteren als vom ersteren überzeugt. Aber mit Sicherheit kann nur Jesus darüber urteilen. Er wird die Worte und ihren Ursprung verstehen. Und er wurde von den anwesenden Schriftgelehrten angegriffen, die erklärten, er sei ebenso besessen wie die Frau und wie du. Verzeih, wenn wir dir das sagen müssen . . . Die Schriftgelehrten haben uns seither nicht mehr in Ruhe gelassen. Sie bewachen die Frau, denn sie wollen sehen, ob ihr deine Ankunft mitgeteilt wird. Die Frau sagt nämlich, daß sie dein Antlitz und deine Stimme kennt und dich unter Tausenden und Abertausenden erkennen würde, während doch sicher ist, daß sie das Dorf nie verlassen hat; nicht einmal ihr Haus hat sie verlassen, seit ihr Bräutigam vor fünfzehn Jahren am Vorabend der Hochzeit gestorben ist. Es steht auch fest, daß du nie durch ihr Dorf gekommen bist, das Bet-Lehi heißt. Und die Schriftgelehrten warten nun auf diesen letzten Beweis, um sie als besessen bezeichnen zu können. Willst du sie sofort sehen?«

»Nein. Ich muß zum Volk sprechen. Es wäre eine allzu aufsehen-

erregende Begegnung hier, mitten unter den Volksmassen. Geh und sage Johannes von Ephesus, den Verwandten der Frau und auch den Schriftgelehrten, daß ich sie alle bei Beginn des Sonnenunterganges in den Wäldern am Fluß erwarte, auf dem Weg, der zur Furt führt. Geh nun.«

Nachdem Jesus Salomon, der für alle gesprochen hat, entlassen hat, geht er zu den Kranken, die um Heilung bitten, und heilt sie. Eine alte, durch Arthritis steif gewordene Frau, ein Gelähmter, ein blöder Jüngling, ein anscheinend schwindsüchtiges Mädchen und zwei Augenkranke.

Das Volk jubelt vor Freude.

Aber die Reihe der Kranken ist noch nicht zu Ende. Eine Mutter tritt vor, entstellt von Schmerz und gestützt von zwei Freundinnen oder Verwandten. Sie kniet nieder und spricht: »Ich habe einen sterbenden Sohn. Er kann nicht hierher gebracht werden . . . Hab Erbarmen mit mir!«

»Hast du einen unbegrenzten Glauben?«

»Ja, mein Herr.«

»Dann geh zurück nach Hause.«

»Nach Hause? . . . Ohne dich? . . .« Die Frau schaut ihn einen Augenblick traurig an. Dann geht ihr ein Licht auf. Ihr armes Gesicht verklärt sich, und sie ruft aus: »Ich gehe, Herr. Gepriesen seist du und der Allerhöchste, der dich geschickt hat!« Und sie läuft davon, schneller als ihre Begleiterinnen . . .

Jesus wendet sich an einen Mann von Jericho, an einen würdevollen Bürger der Stadt: »Ist diese Frau eine Jüdin?«

»Nein. Wenigstens nicht von Geburt. Sie kommt aus Milet. Doch ist sie mit einem der unseren verheiratet und hat unseren Glauben angenommen.«

»Sie hat mehr Glauben als viele Hebräer«, bemerkt Jesus.

Dann steigt er auf die höchste Stufe einer Haustreppe und breitet in seiner üblichen Geste die Arme aus, wie immer, wenn er sprechen will und Schweigen gebietet. Als Ruhe eingetreten ist, rafft er die Fal-

ten seines Mantels, der sich bei dieser Geste über der Brust geöffnet hat, und hält sie mit der Linken, während er die Rechte wie zum Schwur senkt mit den Worten: »Bürger von Jericho, hört die Gleichnisse des Herrn, und jeder betrachte sie dann in seinem Herzen und ziehe daraus die Lehre, um seinen Geist zu nähren. Ihr könnt es tun, denn nicht erst seit gestern, seit einem Monat oder auch seit dem letzten Winter kennt ihr das Wort Gottes. Bevor ich der Meister wurde, hat mein Vorläufer Johannes euch auf mein Kommen vorbereitet, und nachdem ich es geworden war, haben meine Jünger dieses Erdreich siebenmal und abermals siebenmal gepflügt, um allen Samen zu säen, den ich ihnen gegeben hatte. So könnt ihr also das Wort und das Gleichnis verstehen.

Womit soll ich die vergleichen, die sich bekehren, nachdem sie Sünder gewesen sind? Ich werde sie vergleichen mit geheilten Kranken, Womit soll ich die anderen vergleichen, die nicht öffentlich gesündigt haben oder sich – was seltener vorkommt als schwarze Perlen – niemals, nicht einmal im geheimen, schwer verfehlt haben? Ich werde sie vergleichen mit gesunden Personen.

Die Welt besteht aus diesen beiden Gruppen von Menschen, sei es im geistigen, sei es im körperlichen. Aber wenn man auch diesen Vergleich machen kann, so ist doch die Art, in der die Welt die im Fleisch geheilten Kranken behandelt, sehr verschieden von der Art, in der sie die bekehrten Sünder, deren Seele krank war und die zum Heil zurückkehren, behandelt.

Wir können es am Beispiel selbst eines Aussätzigen sehen, der an der gefährlichsten aller Krankheiten leidet und daher isoliert wird. Wenn er die Gnade der Heilung erlangt, wird er wieder in die Gemeinschaft aufgenommen, nachdem er vom Priester untersucht und gereinigt worden ist; die Bürger seiner Stadt feiern ihn sogar, weil er geheilt und dem Leben, der Familie und den Kindern zurückgegeben wurde. Ein großes Fest wird in der Familie und in der Stadt gefeiert, wenn ein Aussätziger die Gnade der Heilung erlangt. Und die Familienmitglieder und die Mitbürger wetteifern miteinander,

ihm dies und das zu bringen oder, wenn er allein ist und kein Haus und keine Möbel mehr besitzt, ihm ein Bett und anderen Hausrat anzubieten. Alle sagen: „Er ist ein von Gott Bevorzugter. Der Finger Gottes hat ihn geheilt. Erweisen wir ihm daher Ehre, denn so ehren wir auch den, der ihn erschaffen und nun neu erschaffen hat.“ Es ist gerecht, so zu handeln. Und wenn sich andererseits an jemand unglücklicherweise die ersten Anzeichen des Aussatzes zeigen, mit welcher ängstlicher Liebe überhäufen ihn dann Verwandte und Freunde mit Zärtlichkeiten, solange es noch möglich ist. Es scheint, als wollten sie ihm in der kurzen, noch verbleibenden Zeit den ganzen großen Schatz ihrer Zuneigung auf einmal geben, den er sonst im Laufe vieler Jahre erhalten hätte, damit er ihn mit in sein lebendiges Grab nehme.

Aber warum tut man nicht dasselbe, wenn es sich um die anderen Kranken handelt? Ein Mensch beginnt zu sündigen. Die Verwandten und besonders die Mitbürger, kümmern sie sich darum? Warum versuchen sie nicht, ihn mit Liebe der Sünde zu entreißen? Eine Mutter, ein Vater, eine Braut oder eine Schwester tun es vielleicht noch ... Aber es kommt schon sehr selten vor, daß es die Geschwister tun, ganz zu schweigen von den Vettern und den Kusinen. Die Mitbürger schließlich wissen nichts anderes zu tun als zu kritisieren, zu schmähen, zu verhöhnen, sich zu ärgern, die Sünden des Sünders zu übertreiben, mit Fingern auf ihn zu zeigen und sich von ihm fernzuhalten wie von einem Aussätzigen. So machen es die noch etwas Besseren, während die nicht Gerechten seine Komplizen werden, um von ihm zu profitieren. Aber nur sehr selten findet sich ein Mund und besonders ein Herz, das sich dem Unglücklichen mit Festigkeit und Geduld, mit Mitleid und übernatürlicher Liebe zuwendet und versucht, ihn von einem weiteren Abgleiten in die Sünde abzuhalten.

Und warum? Ist die Krankheit der Seele nicht gefährlich, viel gefährlicher und wahrhaft tödlich? Beraubt sie nicht, und für immer, des Reiches Gottes? Wäre es nicht die erste Aufgabe für einen, der

Gott und seinen Nächsten liebt, einen Sünder zu heilen zum Wohl seiner Seele und zur Ehre Gottes?

Und wenn ein Sünder sich bekehrt, wozu dann dieses eigensinnige Beharren auf dem Urteil über ihn, als ob man es fast bedaure, daß er zur Gesundheit der Seele zurückgefunden hat? Seht ihr eure Vorhersagen über die sichere Verdammung eines eurer Mitbürger Lügen gestraft? Ihr solltet glücklich darüber sein; denn der euch Lügen straft, ist der barmherzige Gott, der euch ein Zeichen seiner Güte gibt und euch ermutigt für den Fall, daß auch ihr mehr oder weniger große Schuld auf euch geladen habt.

Und warum darauf bestehen, etwas als schmutzig und verachtenswert zu betrachten und isolieren zu wollen, was Gott und der gute Wille eines Herzens in bewunderungswürdiger Weise gereinigt und wiederhergestellt haben, so daß es wirklich die Achtung und Bewunderung der Brüder verdient?

Ihr jubelt doch auch, wenn ein Ochse, ein Esel, ein Kamel, ein Schaf der Herde oder eine Lieblingstaube von einer Krankheit gesundet! Ihr jubelt, wenn ein Fremder, an dessen Namen ihr euch kaum erinnert und von dem ihr nur gehört habt, als er wegen seines Aussatzes fortgeschickt wurde, geheilt zurückkehrt. Warum also freut ihr euch nicht über diese Heilungen der Seelen, über die Siege Gottes? Der Himmel frohlockt, wenn ein Sünder sich bekehrt. Der Himmel: Gott und die reinsten Engel, die nicht wissen, was sündigen ist. Und ihr, ihr Menschen, wollt strenger sein als Gott?

Macht rechtschaffen euer Herz und erkennt die Gegenwart Gottes, nicht nur in den Weihrauchwolken und den Gesängen des Tempels, an dem Ort, wo die Heiligkeit des Herrn nur durch den Hohenpriester verehrt werden darf und der heilig sein sollte, wie sein Name besagt. Erkennt ihn auch in dem Wunder der Auferstehung dieser Seelen, dieser wiedergeweihten Altäre, auf die die Liebe Gottes herabsteigt mit ihrem Feuer, um das Opfer zu entzünden.«

Jesus wird unterbrochen durch die Mutter von vorher, die ihm unter Segensrufen huldigen will. Jesus hört sie an und segnet sie. Dann

schickt er sie nach Hause und nimmt seine unterbrochene Rede wieder auf.

»Und wenn ein Sünder, der euch früher zum Ärgernis gereichte, nun ein erbauliches Beispiel für alle ist, dann verhöhnt ihn nicht, sondern ahmt ihn nach. Denn niemand ist so vollkommen, daß er nichts mehr von einem anderen lernen könnte. Und das Gute ist immer eine Lehre, die man annehmen muß, auch wenn der, der es tut, früher Gegenstand der Mißbilligung gewesen ist. Ahmt ihn nach und helft ihm, denn dadurch verherrlicht ihr den Herrn und zeigt, daß ihr sein Wort verstanden habt. Seid nicht wie die, die ihr in euren Herzen verurteilt, weil ihre Handlungen ihren Worten nicht entsprechen. Bemüht euch vielmehr, daß jedes eurer guten Werke die Krönung eines guten Wortes sei. Dann wird euch der Allerhöchste wahrhaft mit Wohlwollen ansehen und anhören.

Und nun hört noch ein Gleichnis, damit ihr versteht, welches die Dinge sind, die in den Augen Gottes einen Wert haben. Es wird euch helfen, euch von einem unguuten Gedanken befreien, der viele Herzen beherrscht. Die meisten Menschen beurteilen sich selbst, und da unter tausend Menschen nur einer wahrhaft demütig ist, kommt es, daß der Mensch sich für vollkommen hält, während er beim Nächsten Hunderte von Fehlern sieht.

Eines Tages gingen zwei Männer, die auf einer Geschäftsreise nach Jerusalem gekommen waren, zum Tempel, wie es sich für jeden guten Israeliten geziemt, wenn er die heilige Stadt betritt. Der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der erste war gekommen, um die Miete für einige Warenlager einzuziehen und mit seinen Verwaltern abzurechnen, die in der Nähe der Stadt wohnten. Der andere war gekommen, um die Steuergelder abzugeben. Er wollte auch um Barmherzigkeit bitten für eine Witwe, die ihre Steuern für das Boot und die Netze nicht zahlen konnte, da der Fischfang ihres ältesten Sohnes kaum ausreichte, um die vielen anderen Kinder zu ernähren.

Bevor er zum Tempel ging, suchte der Pharisäer die Mieter seiner Geschäfte auf. Er warf einen Blick in die Läden und war sehr zu-

frieden mit sich selbst, da er sie voller Waren und Käufer sah. Dann rief er den ersten Mieter zu sich und sagte: „Ich sehe, daß deine Geschäfte gut gehen.“

„Ja, Gott sei Dank. Ich bin zufrieden mit meiner Arbeit. Ich habe meine Waren vermehrt und hoffe, es noch weiter tun zu können. Ich habe den Laden verschönert, und da ich im kommenden Jahr keine Ausgaben für Bänke und Gestelle mehr habe, wird der Gewinn größer sein.“

„Gut. Sehr gut. Das freut mich. Wieviel bezahlst du für dieses Geschäft?“

„Hundert Doppeldrachmen im Monat. Es ist teuer, aber die Lage ist gut . . .“

„Du hast es gesagt: die Lage ist gut. Daher verdopple ich die Miete.“

„Aber, Herr“, rief der Kaufmann aus, „auf diese Weise nimmst du mir jeden Verdienst.“

„Das ist nur recht und billig. Soll vielleicht ich dich bereichern? Und das auf meinem Boden? Schnell. Entweder du gibst mir zweitausendvierhundert Doppeldrachmen, und zwar sofort, oder ich jage dich fort und behalte die Ware. Der Laden gehört mir, und ich mache damit, was ich will.“

So machte er es mit dem ersten, mit dem zweiten und mit dem dritten Mieter. Allen verdoppelte er die Miete, taub gegen jede Bitte. Und da der dritte, der viele Kinder hatte, Widerstand leisten wollte, rief er die Ordnungshüter und ließ die Siegel der Beschlagnahme anbringen; den Unglücklichen aber jagte er fort.

Dann kehrte er in seinen Palast zurück, prüfte die Register der Verwalter, schimpfte sie Faulpelze und beschlagnahmte den Anteil, der ihnen von Rechts wegen zustand. Einer hatte einen Sohn, der im Sterben lag, und wegen der vielen Ausgaben hatte er einen Teil seines Öls verkaufen müssen, um die Arzneien bezahlen zu können. Er besaß daher nichts, was er seinem habgierigen Herrn hätte geben können.

„Hab Erbarmen mit mir, Herr. Mein armer Sohn liegt im Sterben, und ich werde später zusätzliche Arbeiten verrichten, um dir geben zu können, was du für richtig hältst. Aber jetzt, das wirst du verstehen, kann ich nicht.“

„Du kannst nicht? Ich werde dir zeigen, ob du kannst oder nicht.“ Und er ging mit dem armen Verwalter in die Vorratskammer und nahm ihm auch noch den Rest Öl, den der Mann aufbewahrt hatte für seine armselige Nahrung, und um die Lampe für die Nachtwachen bei seinem Sohn unterhalten zu können.

Der Zöllner hingegen ging zu seinem Vorgesetzten, und nachdem er die eingetriebenen Steuern abgegeben hatte, mußte er hören: „Aber da fehlen ja dreihundertsiebzig Asses. Wie kommt das?“

„Sieh, ich will es dir erklären. In der Stadt lebt eine Witwe mit sieben Kindern. Nur der Erstgeborene ist schon imstande zu arbeiten. Aber er kann sich noch nicht sehr weit vom Ufer entfernen mit dem Boot, denn seine Arme sind zu schwach für die Ruder und das Segel, und er kann auch keinen Schiffsjungen bezahlen. Da es in der Nähe des Ufers wenig Fische gibt und der Fang kaum ausreicht, um acht Unglückliche zu ernähren, habe ich es nicht übers Herz bringen können, die Steuern von ihr zu verlangen.“

„Ich verstehe. Aber Gesetz ist Gesetz. Wehe, wenn man erführe, daß es Mitleid hat. Alle würden Ausreden finden, um nicht zahlen zu müssen. Der Jüngling soll sich eine andere Arbeit suchen und das Boot verkaufen, wenn sie nicht bezahlen können!“

„Aber das Boot bedeutet für sie das tägliche Brot ... und ist ein Andenken an ihren Vater.“

„Ich verstehe. Aber man darf nicht nachgiebig sein.“

„Nun gut. Aber ich bringe es nicht fertig, acht Unglückliche ihres einzigen Gutes zu berauben. Dann werde ich die dreihundertsiebzig Asses bezahlen.“

Nachdem sie ihre Angelegenheiten erledigt hatten, stiegen die beiden zum Tempel hinauf, und als sie am Opferkasten vorüberkamen, zog der Pharisäer ostentativ einen großen Geldbeutel aus

seiner Brusttasche und schüttete den Inhalt bis zum letzten Heller in den Tempelschatz. In dieser Geldbörse waren vor allem die Geldstücke, die er den Kaufleuten abverlangt hatte, und der Erlös für das Öl, das er dem Verwalter abgenommen und sofort an einen Händler verkauft hatte. Der Zöllner hingegen warf eine Handvoll kleiner Münzen hinein und behielt so viel zurück, als er für die Rückreise in die Heimat benötigte. Der eine wie der andere gaben alles, was sie hatten. Scheinbar war sogar der Pharisäer der Großzügigere, da er alles bis zum letzten Heller hergab. Aber man muß bedenken, daß er in seinem Palast noch viel Geld hatte und außerdem Kredit bei reichen Geldwechslern.

Dann begaben sich beide vor den Herrn. Der Pharisäer ging nach vorn, bis zur Grenze des Atriums der Hebräer vor dem Heiligtum. Der Zöllner blieb hinten stehen, fast unter dem Gewölbe, das zum Vorhof der Frauen führt. Er stand da, gebeugt und niederschmettert bei dem Gedanken an sein Elend im Vergleich zur göttlichen Vollkommenheit. Beide beteten.

Der Pharisäer stand aufrecht, fast anmaßend da, als ob er der Hausherr wäre, der sich herabläßt, einen Besucher zu empfangen, und sprach: „Sieh, ich bin gekommen, um dich in dem Haus zu verehren, das unser Ruhm ist. Ich bin gekommen, obwohl ich fühle, daß du in mir bist, da ich ein Gerechter bin. Ich weiß, daß ich es bin. Und obwohl ich weiß, daß ich es nur durch mein Verdienst bin, danke ich dir, wie das Gesetz es verlangt, für das, was ich bin. Ich bin kein Räuber. Ich bin nicht ungerecht, kein Ehebrecher und kein Sünder wie jener Zöllner dort, der fast gleichzeitig mit mir eine Handvoll Kupfermünzen in den Schatz geworfen hat. Ich, du hast es gesehen, habe dir alles gegeben, was ich bei mir hatte. Dieser Geizhals dagegen hat zwei Teile gemacht und dir den kleineren gegeben. Den anderen Teil wird er wohl für Schwelgereien und für Frauen behalten haben. Ich bin rein. Ich beflecke mich nicht. Ich bin rein und gerecht, faste zweimal in der Woche und bezahle den Zehnten von allem, was ich besitze. Ja, ich bin rein, gerecht und gesegnet, weil ich heilig bin. Erinnerung dich daran, Herr.“

Der Zöllner in seinem entfernten Winkel wagte kaum, die Augen zu den kostbaren Pforten des Heiligtums zu erheben. Er schlug an seine Brust und betete so: „Herr, ich bin nicht würdig, an diesem Ort zu stehen. Aber du bist gerecht und heilig, und du gestattest es mir, weil du weißt, daß der Mensch ein Sünder ist und ein Teufel wird, wenn er nicht zu dir kommt. Oh, mein Herr, ich möchte dich ehren Tag und Nacht, aber ich bin so viele Stunden der Sklave meiner Arbeit. Es ist eine harte Arbeit, die mich demütigt, denn ich füge meinem unglücklichen Nächsten Schmerz zu. Aber ich muß meinen Vorgesetzten gehorchen, um mein tägliches Brot zu verdienen. Hilf mir, o mein Gott, daß ich das Pflichtgefühl gegenüber meinen Vorgesetzten immer mäßige durch die Liebe zu meinen armen Brüdern, damit meine Arbeit nicht zu meiner Verdammung führe. Jede Arbeit ist heilig, wenn sie mit Liebe getan wird. Laß deine Liebe stets in meinem Herzen gegenwärtig sein, damit ich, armselig wie ich bin, mit meinen Untergebenen Mitleid habe, wie du mit mir, dem großen Sünder, Mitleid hast. Ich hätte dich gerne mehr geehrt, o Herr, du weißt es. Aber ich hielt es für besser, mit dem für den Tempel bestimmten Geld acht unglückliche Herzen zu trösten als es in den Opferkasten zu werfen und dann acht unschuldige und unglückliche Menschen verzweifelt weinen zu lassen. Wenn ich jedoch gefehlt habe, laß es mich wissen, o Herr, und ich werde dir alles bis zum letzten Heller und sogar zu Fuß und um Brot bettelnd nach Hause zurückkehren. Laß mich deine Gerechtigkeit erkennen. Habe Erbarmen mit mir, o Herr, denn ich bin ein großer Sünder.“

Das ist das Gleichnis. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, während der Pharisäer den Tempel verließ, nachdem er noch eine Sünde zu den schon bevor er den Morija erstieg begangenen hinzugefügt hatte, ging der Zöllner gerechtfertigt hinaus, und der Segen Gottes begleitete ihn bis zu seinem Haus und ruhte darauf. Denn er war demütig und barmherzig, und seine Werke waren noch heiliger als seine Worte; der Pharisäer dagegen war nur mit Worten und nach außen hin gut, in seinem Inneren aber und mit seinem Hochmut und sei-

ner Hartherzigkeit vollbrachte er Werke des Teufels, weshalb er Gott verhaßt war.

Wer sich selbst erhöht, wird immer, früher oder später, erniedrigt werden; wenn nicht in diesem, dann im anderen Leben. Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden, besonders droben im Himmel, wo die Handlungen der Menschen in ihrem wahren Wert erscheinen.

Komm, Zachäus. Kommt ihr, die ihr mit ihm seid, und ihr, meine Apostel und Jünger. Ich werde noch allein mit euch sprechen.«

Er hüllt sich in seinen Mantel und kehrt in das Haus des Zachäus zurück.

578 Im Haus des Zachäus mit den Bekehrten

Sie sind alle in einem weiten, leeren Zimmer versammelt. Früher war es sicher schön. Jetzt ist es nur noch ein großer Raum. Sie haben Stühle und Betten aus dem Speisezimmer und den Schlafkammern gebracht und sitzen um den Meister herum, der in einem Sessel Platz genommen hat. Dieser, aus geschnitztem Holz und mit einem gewebten Teppich bedeckt, ist das prunkvollste Möbelstück des Hauses.

Zachäus spricht von einem Gutshof, den sie mit dem von ihnen allen zusammengelegten Geld erworben haben: »Wir mußten etwas unternehmen! Der Müßiggang ist keine gute Medizin gegen die Sünde. Es ist ein noch wenig fruchtbares Land, denn es wurde vernachlässigt, wie wir, und ist, wie wir, Ödland voller Steine und Unkraut. Nike hat uns ihre Bauern geschickt, damit sie uns zeigen, wie man die verschütteten Brunnen in Ordnung bringt, die Felder säubert, die wenigen Bäume beschneidet und neue anpflanzt. Wir kannten viele Dinge ... aber nicht die heiligen Werke des Menschen. Nun, bei dieser Arbeit, die so neu für uns ist, finden wir auch zu einem neuen Leben. Nichts um uns herum erinnert an die Vergangenheit. Nur das Gewissen erinnert uns noch daran. Und das ist gut ... Wir sind ja Sünder ... Wirst du dir das Landgut anschauen?«

»Wir werden zusammen von hier aufbrechen und zum Jordan gehen, und ich werde dort bei euch haltmachen. Du hast ja gesagt, daß es sich auf dem Weg zum Fluß befindet ... «

»Ja, Meister. Aber es ist nicht schön. Das Haus ist in einem sehr schlechten Zustand und ohne Möbel. Wir haben nicht Geld für alles gehabt ... nachdem wir, soweit es möglich war, unsere Vergehen am Nächsten wiedergutmacht hatten. Diese, Herr, haben sich aus Heu Lager bereitet, mit Ausnahme von Demetrios, Valens und Levi, die schon zu alt sind für solche Entbehrungen und hier schlafen.«

»Ich habe oft nicht einmal das. Auch ich werde auf dem Heu schlafen, Zachäus. Ich habe die ersten Stunden meines Lebens darauf verbracht, und es waren süße Stunden, denn die Liebe wachte über meinen Schlaf. Auch diesmal wird mein Schlaf erquickend und ruhig sein, denn ich befinde mich unter Menschen, in denen der gute Wille zu neuem Leben erstanden ist.«

Jesus liebkost diese Erstlinge der Erlösung aus allen Ländern mit seinem Blick. Und sie schauen ihn an ... Es sind keine Männer, die leicht weinen. Wer weiß, wie viele Tränen sie verschuldet haben? Ihre Gesichter sind ebenso viele Bücher, in denen ihre unglückliche Vergangenheit geschrieben steht, und wenn das neue Leben die Härte der darin geschriebenen Worte nun auch verschleiert, so sind sie doch immer noch deutlich genug, um zu verraten, aus welchen Abgründen diese Männer zum Licht emporgestiegen sind. Und doch hellen sich ihre Gesichter auf, ihre Blicke werden frei und erstrahlen in einer übernatürlichen Hoffnung und inneren Genugtuung, als der Meister sagt, daß ihr guter Wille zu neuem Leben erstanden ist.

Zachäus sagt: »Billigst du also alles, was ich getan habe? Schau, Meister, ich habe dir damals gesagt: „Ich will dir nachfolgen.“ Und ich wollte dir auch tatsächlich im wahrsten Sinne des Wortes folgen. Aber ausgerechnet an jenem Abend kam Demetrios zu mir wegen eines dieser ... wegen eines seiner schamlosen Geschäfte ... und brauchte Geld. Er kam aus Jerusalem ... diese Stadt wird zwar heilig genannt, aber alles Schamlose ist in ihr zu finden, und die ersten,

die diese Schamlosigkeiten wollen, sind gerade die, die uns dann wie Aussätzige mit Steinen bewerfen ... Aber ich muß ja unsere Sünden aufzählen, nicht die ihren. Ich hatte kein Geld mehr, denn ich hatte alles dir gegeben. Auch das, was ich noch im Haus hatte, war eigentlich schon vergeben, denn ich hatte es bereits aufgeteilt, um es denen zu geben, denen ich einst durch Wucher geschadet hatte. Also sagte ich zu ihm: „Ich habe kein Geld. Aber ich habe mehr als alle Schätze.“ Und ich habe ihm von meiner Bekehrung erzählt, von deinen Worten und dem inneren Frieden, den ich gefunden hatte ... Ich habe gesprochen, so lange, bis das Licht des neuen Tages hereinkam, uns ins Gesicht schien und die Lampen überflüssig wurden, und ich sprach immer noch. Was ich im einzelnen sagte, weiß ich nicht mehr; ich weiß nur, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug, an dem wir saßen, und ausrief: „Mercur hat einen Gefolgsman verloren und die Satyre einen Kameraden. Nimm auch dieses Geld, das nicht ausreicht für das Verbrechen, mit dem man aber Brot für einen Bettler kaufen kann, und laß mich mit dir kommen. Ich will einen Wohlgeruch kennenlernen nach so viel Gestank.“ Und er ist geblieben. Wir sind zusammen nach Jerusalem gegangen, ich, um Gegenstände zu verkaufen, er, um sich aus allen Verpflichtungen zu lösen. Und bei der Rückkehr habe ich gesagt – ich hatte im Tempel nach langer Zeit wieder mit dem reinen und friedvollen Herzen eines Kindes gebetet – ich habe mir also gesagt: „Heißt es nicht auch dem Meister nachfolgen, und vielleicht noch besser nachfolgen, wenn ich in Jericho bleibe, wo meine unglücklichen Freunde sind, die Zöllner, wie ich einer war, die Spielhölleninhaber, die Zuhälter und die Wucherer, die, nachdem sie als Aufseher von Galeerensträflingen, Gefangenen und Sklaven alle Elenden dieser Welt gequält haben, und als gesetz- und mitleidlose Soldaten, die, nachdem sie versucht haben, ihre Gewissensbisse in Schwelgerei und Trunkenheit zu ersticken, zu mir kommen, um ihre verfluchten Gelder anzulegen, mir Geschäfte vorzuschlagen oder mich zu Gastmählern und anderem elenden Schmutz einladen? Die Stadt verachtet mich. Die

Hebräer werden mich immer als einen Sünder betrachten. Sie aber nicht. Sie sind wie ich. Sie sind Unrat, aber sie können etwas in sich haben, was sie zum Guten drängt, und dann finden sie niemanden, der ihnen eine Hand reicht und ihnen hilft. Ich habe ihnen im Bösen geholfen. Vielleicht haben sie manchmal auch durch meine Ratschläge und meine Forderungen gesündigt. Ich habe die Pflicht, ihnen zum Guten zu verhelfen. So wie ich die entschädigt habe, die ich geschädigt hatte, so wie ich meinen Mitbürgern Wiedergutmachung gezahlt, ebenso habe ich auch bei ihnen etwas wiedergutzumachen.“ Also bin ich hiergeblieben. Bald der eine, bald der andere, sind sie von dieser oder jener Stadt gekommen, und ich habe mit ihnen gesprochen. Nicht alle waren wie Demetrios. Einige sind für immer verschwunden, nachdem sie mich verspottet hatten. Andere haben gezögert. Manche sind eine Weile bei mir geblieben, aber nach einiger Zeit sind sie dann wieder in ihre Hölle zurückgekehrt. Diese hier sind geblieben. Und nun fühle ich, daß ich dir auf diese Weise nachfolgen muß; daß wir dir nachfolgen müssen, indem wir mit uns selbst kämpfen und die Verachtung der Welt ertragen, die nicht verzeihen kann. Unsere Herzen vergießen viele Tränen, wenn wir sehen, daß die Welt nicht verzeihen will ... wenn die Erinnerungen wiederkehren ... und sie sind so zahlreich und schmerzlich ... In manchen von uns sind sie ... «

»Die schreckliche Nemesis, die uns unsere Verbrechen vorhält und mit der Rache nach dem Tod droht«, sagt einer.

»Es sind die Klagen jener, die völlig erschöpft waren und die ich geschlagen habe, um sie zur Arbeit anzutreiben.«

»Es sind die Verwünschungen derer, die ich zu Sklaven gemacht habe, nachdem ich ihnen durch Wucher alles genommen hatte.«

»Es sind die flehentlichen Bitten der Witwen und Waisen, die nicht bezahlen konnten und denen ich im Namen des Gesetzes die letzte Habe beschlagnahmt habe.«

»Es sind die Greuelthaten an unbewaffneten, durch die Niederlage verängstigten Menschen in den eroberten Ländern.«

»Es sind die Tränen meiner Mutter, meiner Frau und meiner Tochter, die an Entbehrungen gestorben sind, während ich alles bei festlichen Gelagen verpraßte.«

»Es sind ... Oh, mein Verbrechen ist unsagbar! Herr, an meinen Händen klebt kein Blut, ich habe kein Geld geraubt, ich habe keinen übermäßigen Zoll erhoben, keinen Wucherzins gefordert und keine Besiegten mißhandelt, aber ich habe alles Elend ausgenützt und mit den unschuldigen Mädchen der Besiegten und den Waisen, die ich wie Ware für ihr tägliches Brot verkauft habe, Geld verdient. Ich bin in der Welt umhergezogen und habe solche Gelegenheiten gesucht, hinter siegenden Heeren, dort, wo Hungersnot herrschte, wo eine Überschwemmung die Menschen der Nahrung beraubt oder ein Massensterben junge, schutzlose Leben übriggelassen hatte. Ich habe Menschen zur Ware, abscheulicher und doch unschuldiger Ware, gemacht! Abscheulich, weil sie mir Geld einbrachte, unschuldig, weil sie das Entsetzen noch nicht kannte. Herr, an meinen Händen klebt die verlorene Jungfräulichkeit entehrter Mädchen und die Ehre junger Frauen aus eroberten Städten. Meine Handelshäuser ... und meine Freudehäuser waren berühmt, Herr ... Verfluche mich nicht jetzt, da du weißt ... «

Die Apostel sind unwillkürlich von dem letzten Sprecher weggerückt. Jesus erhebt sich, geht zu ihm. Er legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt: »Es ist wahr. Dein Verbrechen ist groß. Du hast vieles wiedergutzumachen. Aber ich, der ich die Barmherzigkeit bin, sage dir: Auch wenn du der Dämon selbst wärest und alle Verbrechen der Erde auf dir lasten würden, kannst du alles wiedergutmachen, wenn du nur *willst*, und Gott, der wahre, große, väterliche Gott, wird dir verzeihen. Vereinige deinen Willen mit dem meinen. Auch ich will, daß dir verziehen wird. Vereinige dich mit mir. Gib mir deine arme, entehrte, verdorbene Seele, die voller Narben und Mutlosigkeit ist, nachdem du dich von der Sünde abgewendet hast. Ich lege sie in mein Herz, dorthin, wo ich die größten Sünder lege, und werde sie mit mir nehmen im Opfer der Erlösung. Das heiligste

Blut, das Blut meines Herzens, das letzte Blut des für die Menschen Dahingegebenen wird diese Trümmer besprengen und sie erneuern. Vorerst hege Hoffnung. Eine Hoffnung, größer als dein unermeßliches Verbrechen, Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes; denn sie ist grenzenlos, o Mensch, für den, der auf sie vertraut.«

Der Mann würde gerne die auf seiner Schulter ruhende Hand nehmen und sie küssen, diese bleiche, magere Hand auf dem braunen Gewand und der kräftigen Schulter. Aber er wagt es nicht. Jesus versteht ihn und reicht ihm die Hand mit den Worten: »Küsse die Handfläche, Mann. Ich werde diesen Kuß wiederfinden als Medizin für eine Wunde. Geküßte Hand, verwundete Hand. Geküßt aus Liebe, verwundet aus Liebe. Oh, wenn doch alle das große Sühnopfer küssen wollten und es in seinem Gewand aus Wunden sterben würde in dem Bewußtsein, daß auf jeder Wunde der Kuß und die Liebe jedes erlösten Menschen ruht!« Und er hält seine Handfläche auf die rasierten Lippen des Mannes, der allem Anschein nach ein Römer ist. Und er läßt sie dort, bis der Mann sich von ihr löst wie gesättigt, nachdem er die Glut seines bösen Gewissens gelöscht und die Barmherzigkeit des Herrn aus der Höhlung der göttlichen Hand getrunken hat.

Jesus kehrt an seinen Platz zurück und legt im Vorübergehen die Hand auf das krause Haar eines sehr jungen Mannes. Ich glaube, daß er kaum zwanzig Jahr alt und Jude ist. Er hat bisher noch nicht gesprochen. Jesus fragt ihn: »Und du, mein Sohn, sagst du nichts zu deinem Erlöser?«

Der Jüngling erhebt das Haupt und schaut ihn an ... Eine ganze Geschichte kann man aus diesem Blick herauslesen. Eine Geschichte des Schmerzes, des Hasses, der Reue und der Liebe.

Jesus neigt sich etwas über ihn, schaut ihm in die Augen, liest eine stumme Geschichte und sagt dann: »Deshalb nenne ich dich Sohn. Du bist nicht mehr allein. Verzeih *allen* deinen Verwandten und den Fremden, wie Gott dir verzeiht. Und liebe die Liebe, die dich gerettet hat. Komm einen Augenblick mit mir. Ich will mit dir allein sprechen.«

Der Jüngling erhebt sich und folgt ihm. Als sie allein sind, sagt Jesus: »Ich will dir folgendes sagen, mein Sohn. Der Herr hat dich sehr geliebt, obwohl es nicht so scheinen mag bei oberflächlicher Betrachtung. Das Leben hat dich sehr geprüft. Die Menschen haben dir sehr geschadet. Beides zusammen hätte aus dir ein nicht wiederherzustellendes Wrack machen können. Dahinter war Satan, der deine Seele begehrte. Aber über dir wachte das Auge Gottes. Und dieses gebenedeite Auge hat deine Feinde in Schach gehalten. Seine Liebe hat Zachäus auf deinen Lebensweg geführt. Und mit Zachäus mich, der ich zu dir spreche. Ich, der ich zu dir spreche, sage dir, daß du in dieser Liebe alles finden mußt, was du bisher nicht gehabt hast. Du mußt alles vergessen, was dich verbittert hat, und du mußt verzeihen. Verzeihe deiner Mutter, verzeihe dem schamlosen Herrn, verzeihe dir selbst. Hasse dich nicht in ungeziemender Weise. Hasse die Zeit deiner Sünde, aber nicht deinen Geist, der es verstanden hat, sich von der Sünde abzuwenden. Deine Gedanken seien gute Freunde deiner Seele, und zusammen mögen sie nach Vollkommenheit streben.«

»Ich vollkommen!«

»Hast du gehört, was ich diesem Mann gesagt habe? Und doch ist er in der Tiefe des Abgrundes gewesen! . . . Und ich danke dir, mein Sohn!«

»Wofür, mein Herr? Ich bin es, der dir danken muß . . . «

»Ich danke dir, daß du nicht zu denen gehen wolltest, die Männer kaufen, um mich zu verraten.«

»O Herr! Wie konnte ich das tun, da ich doch wußte, daß du nicht einmal uns Räuber verachtetest? Auch ich war unter denen, die dir das Lamm nach Kerit brachten. Und einer von uns, den die Römer jetzt gefangengenommen haben – wenigstens sagt man das; jedenfalls ist er seit dem Laubhüttenfest nicht mehr in den Schlupfwinkeln der Räuber gesehen worden – hat mir deine Worte in einem Tal bei Modeïn wiederholt . . . Denn ich war damals noch nicht bei den Räubern. Ich habe mich ihnen erst am Ende des letzten Adar

angeschlossen und habe sie zu Beginn des Etanim verlassen. Aber ich habe nichts getan, was deinen Dank rechtfertigt. Du warst gut. Und auch ich wollte gut sein und einen deiner Freunde warnen ... Kann ich Zachäus als solchen bezeichnen?«

»Ja, das kannst du. Alle, die mich lieben, sind meine Freunde. Auch du bist es.«

»Oh! ... Ich wollte ihn warnen, damit du dich vorsiehst. Aber eine Warnung verdient keinen Dank ... «

»Ich wiederhole dir: Weil du dich nicht verkauft hast gegen mich, danke ich dir. Das allein hat einen Wert.«

»Und die Warnung nicht?«

»Mein Sohn, nichts wird den Haß hindern können, sich über mich zu ergießen. Hast du schon einmal einen Fluß gesehen, der über die Ufer tritt?«

»Ja. Ich war bei Jabesch-Gilead und habe die Verwüstung gesehen, die der Fluß angerichtet hat vor seiner Mündung in den Jordan.«

»Und hat irgend etwas die Wasser aufhalten können?«

»Nein, sie haben alles überschwemmt und verwüstet. Selbst Häuser haben sie mitgerissen.«

»So ist der Haß. Aber er wird mich nicht vernichten. Ich werde überflutet, aber nicht zerstört werden. In der bittersten Stunde wird die Liebe derer, die den Unschuldigen nicht gehaßt haben, mein Trost sein, mein Licht in der Stunde der Finsternis, meine Süßigkeit im Kelch des mit Galle und Myrrhe gemischten Weines.«

»Du? ... Du sprichst von dir, wie wenn ... Für die Räuber ist dieser Kelch, für die zum Kreuz Verurteilten. Aber du bist kein Räuber! Du bist schuldlos. Du bist ... «

»Der Erlöser. Gib mir einen Kuß, mein Sohn.«

Jesus nimmt den Kopf des Jünglings in die Hände und küßt ihn auf die Stirn; dann beugt er sich nieder, um den Kuß des Jünglings zu empfangen: ein zaghafter Kuß, der kaum die magere Wange berührt ... Und dann wirft sich der Jüngling weinend an Jesu Brust.

»Weine nicht, mein Sohn! Ich werde von der Liebe geopfert, und

dies ist immer ein süßes Opfer, auch wenn es qualvoll für die menschliche Natur ist.«

Er hält ihn in seinen Armen, bis er sich beruhigt hat, und geht dann, den Jüngling an seiner Hand, an den Platz zurück, auf dem zuvor Petrus gesessen ist.

Er beginnt wieder zu reden: »Während wir die Mahlzeit eingenommen haben, hat einer von euch, kein Israelit, gesagt, er wolle mich um eine Erklärung bitten. Er soll es jetzt tun, denn wir werden bald zum Volk zurückkehren und uns dann trennen müssen.«

»Ich bin es gewesen. Aber viele möchten es wissen. Zachäus hat es uns nicht recht erklären können und auch sonst keiner unter uns von deinen Glaubensgenossen. Wir haben deine Jünger gefragt, als sie hier vorbeigekommen sind. Doch auch sie haben uns keine klare Antwort gegeben.«

»Was willst du denn wissen?«

»Wir wußten nicht einmal, daß wir eine Seele haben. Eigentlich ... hätten wir es wissen müssen, denn unsere Vorfahren ... Aber wir haben die Schriften der Alten nicht gelesen. Wir waren wie Tiere und wußten nicht mehr, was das ist, diese Seele. Auch jetzt wissen wir es noch nicht. Was ist die Seele? Vielleicht unser Verstand? Das glauben wir nicht, denn in diesem Fall hätte sie uns gefehlt, und wir haben gehört, daß es ohne Seele kein Leben gibt. Was also ist die Seele, von der man sagt, sie habe keinen Körper, von der man sagt, sie sei unsterblich, wenn nicht der Verstand? Der Verstand ist körperlos. Aber er ist nicht unsterblich, denn er vergeht mit unserem Leben. Auch der weiseste Mensch denkt nicht mehr nach dem Tod.«

»Die Seele ist nicht der Gedanke, Mann. Die Seele ist der Geist, ist das immaterielle Prinzip des Lebens. Das nicht fühlbare, aber wahre Prinzip, das den ganzen Menschen belebt und den Tod überlebt. Deshalb nennt man sie unsterblich. Sie ist etwas so Erhabenes, daß selbst der größte Gedanke ein Nichts ist im Vergleich zu ihr. Der Gedanke hat ein Ende, während die Seele zwar einen Anfang, aber kein Ende mehr hat. Ob selig oder verdammt, sie existiert weiter. Se-

lig jene, die sie rein bewahren oder sie wieder zu reinigen wissen, nachdem sie sie beschmutzt haben, um sie dem Schöpfer so wiederzugeben, wie er sie geschaffen hat, um den Leib zu beleben.«

»Aber ist sie in uns, oder über uns, wie das Auge Gottes?«

»In uns.«

»Also in uns gefangen bis zum Tod? Als Sklavin?«

»Nein, als Königin. Im Gedanken des Ewigen ist die Seele, der Geist das, was im geschaffenen Lebewesen, das Mensch genannt wird, herrscht. Sie stammt vom König und Vater aller Könige und Väter. Sie ist sein Hauch und sein Ebenbild, sein Geschenk und sein Eigentum und hat die Aufgabe, aus dem Geschöpf, das Mensch genannt wird, einen König des großen, ewigen Reiches zu machen, aus dem Geschöpf, das Mensch genannt wird, einen Gott im jenseitigen Leben, einen „Lebenden“ in der Wohnung des erhabenen, einzigen Gottes. Sie ist als König geschaffen, mit der Autorität und der Bestimmung einer Königin. Ihre Mägde sind die Tugenden und Fähigkeiten des Menschen, ihre Dienerin ist der gute Wille des Menschen. Und ihr Knecht ist der Gedanke, ihr Knecht und Schüler ist der Gedanke des Menschen. Aus dem Geist schöpft der Gedanke Kraft und Wahrheit, Gerechtigkeit und Weisheit, und so kann er zu königlicher Vollkommenheit heranwachsen. Ein Gedanke, der des Lichtes des Geistes entbehrt, wird immer mangelhaft und unklar sein und nie gewisse Wahrheiten begreifen, die für den, der von Gott getrennt ist und das Königtum der Seele verloren hat, unverständliche Geheimnisse bleiben. Der Gedanke des Menschen ist blind und töricht, wenn er des grundlegenden Werkzeugs entbehrt, das nötig ist, um zu verstehen, um sich über das irdische zu erheben und sich emporzuschwingen zur Höhe, zur allerhöchsten Intelligenz und Macht, mit einem Wort, zur Gottheit. Ich spreche so zu dir, Demetrios, weil du nicht immer nur ein Wechsler gewesen bist. Du kannst meine Worte verstehen und sie den anderen erklären.«

»Du bist wirklich ein Seher, Meister. Nein, ich bin nicht immer nur ein Wechsler gewesen . . . Das war vielmehr die letzte Stufe mei-

nes Abstiegs ... Sage mir, Meister: Wenn aber die Seele Königin ist, weshalb herrscht sie dann nicht über den bösen Gedanken und zwingt das böse Fleisch des Menschen?»

»Zwang würde weder Freiheit bedeuten noch Verdienst; es wäre Unterdrückung.«

»Aber der Gedanke und das Fleisch überwältigen oft die Seele – ich spreche von mir, von uns – und machen sie zu ihrer Sklavin. Daher sagte ich, daß in uns die Gestalt einer Sklavin angenommen habe. Wie kann Gott erlauben, daß sie, etwas so Erhabenes – du selbst hast sie den Hauch Gottes und sein Ebenbild genannt – von etwas niedrigerem gedemütigt wird?»

»Im Plan Gottes war nicht vorgesehen, daß die Seele zur Sklavin werde. Vergißt du den Feind Gottes und des Menschen? Die niedrigen Geister sind auch euch bekannt.«

»Ja, und sie haben alle grausame Gelüste. Ich kann sagen, wenn ich mich an meine Kindheit erinnere, daß der Mensch, der ich geworden und dann bis an die Schwelle meines Greisenalters geblieben bin, nur diesen niederen Geistern zuzuschreiben ist. Nun finde ich das arme, verwirrte Kind von damals wieder. Aber kann ich so sehr Kind werden, daß ich auch zur Reinheit von damals zurückfinde? Kann man in der Zeit zurückgehen?»

»Es ist nicht nötig, zurückzugehen. Du könntest es auch nicht. Die vergangene Zeit kehrt nicht wieder, man kann sie nicht wiederbringen und man kann in ihr nicht zurückgehen. Aber das ist auch nicht nötig.

Einige von euch kommen aus Gegenden, in denen die Theorie der pythagoreischen Schule bekannt ist. Die Seelen, deren Aufenthalt auf Erden beendet ist, kehren nie mehr auf die Erde zurück, in keinem Körper. Nicht als Tier, da es sich nicht ziemt, daß ein so übernatürliches Wesen in einem unvernünftigen Tier wohnt. Und auch nicht als Mensch, denn wie sollte der mit der Seele vereinte Leib beim Jüngsten Gericht seinen Lohn empfangen, wenn die Seele sich mit mehreren Körpern bekleidet hätte? Die Anhänger dieser Theorie

sagen, daß nur der letzte Körper sich der Belohnung erfreuen wird, da die Seele nach wiederholten Reinigungen in den verschiedenen Leben erst bei der letzten Inkarnation eine Vollkommenheit erreicht, die eines Lohnes würdig ist. Das ist Irrtum und Beleidigung. Irrtum und Beleidigung Gottes, da man behauptet, Gott könne nur eine beschränkte Zahl von Seelen erschaffen. Irrtum und Beleidigung des Menschen, da man ihn für so schlecht hält, daß man ihn nur schwerlich einer Belohnung würdig erachtet. Die Seele wird nicht sofort belohnt. Sie wird sich vielmehr in neunundneunzig von hundert Fällen im anderen Leben einer Reinigung unterziehen müssen. Aber diese Reinigung ist Vorbereitung auf die Freude. Denn wer sich reinigt, ist schon gerettet. Und wer gerettet ist, wird nach dem Jüngsten Tag zusammen mit seinem Körper in die Freude eingehen. Er kann nur einen Körper für seine Seele haben und ein Leben auf der Erde, und er wird sich mit dem Körper, den ihm seine Eltern geschenkt haben, und der Seele, die der Schöpfer für ihn geschaffen hat, um sein Fleisch zu beleben, der Belohnung erfreuen.

Eine neue Inkarnation gibt es nicht, wie es auch keine Rückkehr in der Zeit gibt. Aber eine Erneuerung mit Hilfe des freien Willens, das gibt es, und Gott segnet einen solchen Willen und steht ihm bei. Ihr alle habt diesen guten Willen gehabt. Der sündige, lasterhafte, schmutzige und verbrecherische Mensch, der Dieb, der Verführte und der Verführer, der Mörder, der Gotteslästerer und der Ehebrecher, sie alle können durch das Bad der Reue geistig wiedergeboren werden, das verdorbene Mark des alten Menschen vernichten und das noch verdorbenere geistige Ich vertilgen, als wäre der Wille, sich zu erneuern, eine Säure, die die ungesunde Hülle, unter der sich ein Schatz verbirgt, angreift und zerstört und dann den eigentlichen Geist zum Vorschein bringt, erneuert, geheilt und mit einer neuen Denkart umkleidet, mit einem neuen, guten, kindlichen Gewand. Oh, ein Gewand, das sich Gott nähern darf, das würdig die erneuerte Seele kleidet, das sie bewacht und ihr hilft bis zum Augenblick ihrer absoluten, überirdischen Erschaffung, der vollen-

deten und glorreichen Heiligkeit von morgen im Reich Gottes – ein, mit menschlichem Verstand und Zeitmaß gemessen, vielleicht noch weit entferntes Morgen, aber ein schon sehr nahes Morgen aus der Sicht der Ewigkeit.

Alle können, wenn sie wollen, wieder das reine Kind der Kindertage werden, das liebliche, demütige, offene, gute Kind, das die Mutter an ihr Herz drückte, auf das der Vater mit Stolz blickte, das der Engel Gottes liebte und das Gott selbst liebevoll betrachtete. Eure Mütter! Vielleicht waren es Frauen von großer Tugend . . . Gott wird ihre Tugenden nicht unbelohnt lassen. Strebt danach, ihnen ähnlich zu werden, um einst mit ihnen vereint zu sein, wenn es für alle Tugendhaften nur eines geben wird: das Reich Gottes für die Guten. Vielleicht waren sie nicht gut und haben zu eurem Verderben beigetragen. Aber wenn sie euch nicht geliebt haben, wenn ihr die Liebe nicht gekannt und dieser Mangel euch schlecht gemacht hat, dann seid jetzt, da eine göttliche Liebe euch aufgenommen hat, heilig, um einst in himmlischer Freude die Liebe zu genießen, die jede andere Liebe überragt.

Habt ihr noch andere Fragen?»

»Nein, Herr. Wir müssen noch vieles, alles lernen, aber im Augenblick haben wir keine anderen Fragen mehr . . . «

»Ich werde Johannes und Andreas einige Tage bei euch lassen. Später werde ich euch gute und weise Jünger schicken. Ich will, daß die wilden Füllen die Wege und die Weiden des Herrn ebenso kennenlernen wie die aus Israel; denn ich bin für alle gekommen und ich liebe alle in gleicher Weise. Erhebt euch und laßt uns gehen.«

Und er geht als erster hinaus in den veränderten Garten, auf den Fersen gefolgt von den Seinen, die sich sanft beklagen: »Meister, du hast zu diesen hier gesprochen, wie du nur selten zu deinen Auserwählten sprichst . . . «

»Und ihr empfindet das schmerzlich? Wißt ihr nicht, daß man es in der Welt ebenso macht, wenn man jemanden erobern will, den man liebt? Bei denen hingegen, von denen wir wissen, daß sie uns

von ganzem Herzen lieben und nun zu unserer Familie gehören, sind solche Eroberungskünste nicht nötig. Es genügt, daß man sich sieht, um einander in Freude und Leid verbunden zu sein!« sagt Jesus mit einem göttlichen Lächeln, ein wahrhaft göttliches Lächeln, das Freude um sich verbreitet. Und die Apostel beklagen sich nicht mehr, sondern schauen ihn selig an und verlieren sich in der Wonne der gegenseitigen Liebe.

579 Jesus urteilt über Sabäa von Bet-Lehi

Es ist ein gar ärmliches Besitztum, das die verschiedenartige Gesellschaft der Freunde des Zachäus ernährt. Besonders jetzt im Winter erwärmt es das Herz gewiß nicht. Und dennoch lieben sie es und zeigen es Jesus voller Stolz: die drei gepflügten, braunen Kornfelder, den Obstgarten mit den wenigen tragenden Bäumen und den anderen, die noch zu klein sind, als daß man auf einen Ertrag hoffen könnte, einige Reihen kümmerlicher Rebstöcke, den Gemüsegarten, einen kleinen Stall mit einer schwächtigen Kuh und einem Esel für die Wasserpumpe, ein Gehege mit wenigen Hühnern und fünf Taubenpaaren, sechs Schafe, eine elende Hütte mit einer Küche und drei Kammern, ein Wetterdach, das als Holzschuppen, Abstellraum und Scheune dient, einen Brunnen mit verborgenem Wasserrohr und eine Zisterne mit schlammigem Wasser. Das ist alles.

»Wenn uns das Wetter beisteht ... «

»Wenn die Tiere Junge werfen ... «

»Wenn die Bäume Wurzel fassen ... «

Alles Bedingungen ... Alles zweifelhafte Hoffnungen ...

Aber einer erinnert sich, in früheren Jahren von einer wunderbaren Ernte des Doras gehört zu haben, als der Meister seine Felder gesegnet hatte, damit Doras menschlicher zu seinen Bauern sei, und sagt: »Wenn du diesen Ort segnen würdest ... Auch Doras war ein Sünder ... «

»Du hast recht. Was ich damals getan habe, obwohl ich wußte, daß

er sein Herz nicht ändern würde, werde ich jetzt für euch tun, die ihr eure Herzen schon gewandelt habt.«

Und er breitet die Arme zum Segen aus mit den Worten: »Ich tue es sofort, um euch zu zeigen, daß ich euch liebe.«

Dann setzen sie den Weg zum Fluß fort, vorüber an gepflügten Äckern mit fetter, dunkler Erde und Obstgärten mit nun wegen der Jahreszeit kahlen Bäumen.

An einer Biegung des Weges kommen ihnen einige Schriftgelehrte entgegen. »Der Friede sei mit dir, Meister. Wir haben dich hier erwartet, um dich zu verehren.«

»Nein, um sicher zu sein, daß ich keinen Betrug begehe. Ihr habt recht getan. Überzeugt euch, daß ich keine Gelegenheit gehabt habe, die Frau zu sehen, noch irgendeinen von denen, die bei ihr sind. Ihr, du und du, habt Wache gehalten beim Haus des Zachäus, und ihr habt gesehen, daß keiner von uns hinausgegangen ist. Ihr seid mir auf dem Weg vorausgegangen und habt gesehen, daß keiner von uns vorausgegangen ist. Ihr wollt mir gewisse Bedingungen stellen für die Begegnung mit dieser Frau, und ich sage euch, daß ich sie annehme, noch bevor ihr mir sie stellt.«

»Aber ... du kennst sie ja nicht ... «

»Ist es vielleicht nicht wahr, daß ihr sie mir stellen wollt?«

»Es ist wahr.«

»Wie ich also von dieser eurer Absicht weiß, die euch allein bekannt ist, so weiß ich auch, was ihr mir sagen werdet. Und ich sage euch, daß ich annehme, was ihr mir vorschlagen wollt, da es dazu dient, die Wahrheit zu verherrlichen. Sprecht also.«

»Weißt du, wie die Dinge stehen?«

»Ich weiß, daß ihr die Frau für besessen haltet und daß bisher aber kein Exorzist ihren Dämon austreiben konnte. Und ich weiß auch, daß sie keine dämonischen Worte sagt. So sagen die, die sie sprechen gehört haben!«

»Kannst du schwören, sie nie gesehen zu haben?«

»Der Gerechte schwört nie, da er weiß, daß er ein Recht darauf

hat, daß man ihm auf sein Wort hin glaubt. Ich sage euch, daß ich sie nie gesehen habe und daß ich nie durch dieses Dorf gekommen bin. Das ganze Dorf kann dies bestätigen.«

»Aber sie behauptet, dein Antlitz und deine Stimme zu kennen.«

»Ihre Seele kennt mich tatsächlich durch göttliches Wollen.«

»Du sagst, durch göttliches Wollen. Aber wie kannst du das behaupten?«

»Man hat mir gesagt, daß sie über göttliche Dinge spricht.«

»Auch der Teufel spricht von Gott.«

»Aber kunstvoll mit Irrtümern vermischt, um die Menschen auf Irrwege zu führen.«

»Nun gut: Wir möchten, daß du uns die Frau auf die Probe stellen läßt.«

»In welcher Weise?«

»Kennst du sie wirklich nicht?«

»Ich habe es euch doch gesagt.«

»Nun also. Wir schicken einen voraus, der schreit: „Da ist der Herr! Da ist der Herr!“ und dann werden wir sehen, ob sie den grüßt, der bei ihm ist, als ob du es wärest.«

»Armselige Prüfung! Immerhin, ich nehme sie an. Wählt ihr unter meinen Begleitern, wen ihr vorausschicken wollt. Und ich werde euch mit den anderen folgen. Wenn die Frau jedoch spricht, dann müßt ihr sie reden lassen, damit ich ihre Worte beurteilen kann.«

»Das ist nur gerecht! Wir sind uns einig und werden uns treu daran halten.«

»So soll es sein, und möge es dazu dienen, eure Herzen zu rühren.«

»Meister, wir sind nicht alle deine Gegner. Einige von uns sind noch unentschieden ... und haben den aufrichtigen Willen, die Wahrheit zu erkennen, um dir zu folgen«, sagt ein Schriftgelehrter.

»Das ist wahr. Und sie werden von Gott geliebt werden.«

Die Schriftgelehrten prüfen die Apostel und sind erstaunt über die Abwesenheit vieler von ihnen, besonders des Iskariot. Dann wählen

sie Judas Thaddäus und Johannes. Sie nehmen auch den bekehrten jungen Räuber, der blaß und mager ist und dessen Haare ins Rötliche gehen. Die also, die vom Alter und der Physiognomie her einige Ähnlichkeit mit dem Meister aufweisen.

»Wir gehen mit diesen voraus. Bleibe du mit unseren und deinen Begleitern hier und folge uns nach einiger Zeit.«

Dies tun sie.

Die Wälder, die die Ufer des Flusses säumen, sind schon zu sehen. Eine untergehende Wintersonne vergoldet die Spitzen der Bäume und wirft ein gelbliches, helles Licht auf die Personen, die sich bei den Bäumen versammelt haben.

»Seht! Seht, der Messias! Erhebt euch! Geht ihm entgegen!« rufen die Schriftgelehrten, die vorausgegangen und auf einem Seitenweg zu einer gewaltigen Eiche gelangt sind, deren halb bloßliegende Wurzeln den Leuten, die sich um ihren Stamm versammelt haben, als Sitz dienen.

Die Menschengruppe dreht sich um, steht auf und löst sich auf, um den Ankömmlingen entgegenzueilen. Bei dem Baumstamm bleiben nur drei Schriftgelehrte, Johannes von Ephesus, ein schon älterer Mann mit einer Frau und eine andere Frau, die auf einer vorspringenden Wurzel sitzt, den Rücken an den Stamm gelehnt und das Haupt auf die Knie geneigt, die sie mit den Armen umschlungen hält. Ein Schleier von einem so dunklen Violett, daß er schwarz erscheint, bedeckt sie ganz. Die Frau kümmert sich nicht im geringsten um das Geschrei und scheint irgendwo weit weg zu sein.

Ein Schriftgelehrter klopfte ihr auf die Schulter: »Der Meister ist da, Sabäa! Steh auf und begrüße ihn.«

Die Frau antwortet nicht und bewegt sich nicht.

Die drei Schriftgelehrten schauen einander an, lächeln ironisch und geben denen, die ihnen entgegenkommen, ein Zeichen des Einverständnisses. Und da die Leute, die auf Jesus warten, diesen nicht kommen sehen und daher schweigen, schreien sie lauter denn je, sie und ihre Genossen, damit die Frau den Betrug nicht merkt.

»Frau«, sagt ein Schriftgelehrter zu der alten Mutter, die bei ihrer Tochter ist, »begrüße doch wenigstens du den Meister und sage deiner Tochter, daß sie es ebenfalls tun soll.«

Die Frau wirft sich mit ihrem Mann vor Thaddäus, Johannes und dem reumütigen Räuber nieder. Dann erhebt sie sich und sagt zu ihrer Tochter: »Sabäa, dein Herr ist da. Huldige ihm!«

Das Mädchen rührt sich nicht.

Das ironische Lächeln der Schriftgelehrten wird noch ausgeprägter, und einer von ihnen, recht mager und mit einer langen Nase, sagt mit seiner nasalen, schleppenden Stimme: »Diese Prüfung hast du nicht erwartet, nicht wahr? Und dein Herz zittert. Du fühlst, daß dein Ruf als Prophetin auf dem Spiel steht, und willst das Schicksal nicht herausfordern ... Mir scheint, daß dies genügt, um dich als Lügnerin abzustempeln ... «

Die Frau erhebt plötzlich das Haupt, wirft den Schleier zurück und schaut den Sprecher mit weit offen Augen an, während sie sagt: »Ich lüge nicht, Schriftgelehrter. Und ich fürchte mich nicht, da ich in der Wahrheit bin. Wo ist der Herr?«

»Wie? Du sagst, daß du ihn kennst und siehst ihn nicht? Du hast ihn vor dir.«

»Keiner von diesen ist der Herr. Deshalb habe ich mich nicht gerührt. Niemand von diesen.«

»Keiner von diesen? Ist dieser blonde Galiläer nicht der Herr? Ich kenne ihn nicht, aber ich weiß, daß er blond ist und himmelblaue Augen hat.«

»Er ist nicht der Herr.«

»Dann dieser große und strenge Mann. Schau, welche königliche Züge. Er ist es gewiß.«

»Er ist nicht der Herr. Unter diesen hier ist der Herr nicht.« Und die Frau neigt wieder das Haupt auf die Knie wie zuvor.

Einige Zeit vergeht. Dann erscheint Jesus. Die Schriftgelehrten haben den wenigen Anwesenden Schweigen auferlegt. Daher wird sein Kommen durch kein Hosanna verraten.

Jesus kommt heran, zwischen Petrus und seinem Vetter Jakobus. Er geht langsam ... schweigend ... Das dichte Gras dämpft das Geräusch der Schritte. Während die Alte sich mit ihrem Schleier die Tränen abtrocknet und ein Schriftgelehrter sie beleidigt mit den Worten: »Eure Tochter ist verrückt und lügt«, während der Vater seufzt und seiner Tochter sogar Vorwürfe macht, erreicht Jesus das Ende des Pfades und bleibt stehen.

Die Jungfrau, die nichts gesehen oder gehört haben kann, springt auf, wirft den Schleier ganz zurück, so daß ihr Kopf nun nicht mehr bedeckt ist, und streckt ihre Arme aus mit dem gewaltigen Schrei: »Seht, da ist er, mein Herr, der zu mir kommt! Dieser ist der Messias, o ihr Menschen, die ihr mich täuschen und demütigen wollt. Über ihm sehe ich das Licht Gottes, das ihn mir zeigt, und ihm huldige ich!« Und sie wirft sich an ihrem Platz, etwa zwei Meter von Jesus entfernt, zu Boden. Das Antlitz zur Erde geneigt, zwischen den Grashalmen, ruft sie aus: »Ich grüße dich, o König der Völker, du Wunderbarer, du Friedensfürst, Vater der Jahrhunderte ohne Ende, Führer des neuen Gottesvolkes!« Und sie bleibt niedergestreckt unter ihrem weiten dunklen Mantel, dessen fast schwarzes Violett der Farbe ihres Schleiers gleicht. Aber in dem Augenblick, da sie aufgestanden ist und ihren Schleier zurückgeworfen hat und mit ausgestreckten Armen wie eine Statue vor dem schwarzen Stamm stehengeblieben ist, habe ich gesehen, daß sie unter dem Mantel ein schweres, elfenbeinweißes, wollenes Kleid trägt, das am Hals und in der Taille von einer einfachen Schnur zusammengehalten wird. Und vor allem habe ich ihre reife Frauenschönheit bewundern können. Sie muß etwa dreißig Jahre alt sein. Und die Dreißigjährigen in Palästina gleichen mindestens Vierzigjährigen bei uns. Denn wenn auch die Allerseligste Jungfrau Maria eine Ausnahme von der Regel darstellt, so kommt doch für die anderen Frauen die Reife schnell, besonders für die mit braunem Haar und brauner Haut und ausgeprägten Formen, wie diese hier.

Sie ist der klassische Typ der hebräischen Frau. Ich glaube, so

müssen Rahel, Rut und Judit ausgesehen haben, die berühmt für ihre Schönheit waren. Sie ist groß, üppig, und doch schlank, hat eine glatte bräunlich-blasser Haut, einen kleinen Mund mit etwas aufgeworfenen Lippen von lebhaftem Rot, eine gerade lange, feine Nase, zwei dunkle, tiefgründige Augen unter den weit geschwungenen Bögen der dichten Augenbrauen und eine hohe, glatte, königliche Stirn. Das längliche Oval des Gesichts ist umrahmt von herrlichem ebenholzschwarzem Haupthaar, das einer Krone aus Onyx gleicht. Sie ist kein liebliches Schmuckstück, sondern vielmehr eine Statue, eine Königin.

Nun erhebt sie sich, wobei sie ihre wunderschönen langen, bräunlichen Hände auf den Boden stemmt, die mit einem zarten Handgelenk in den Arm übergehen. Sie steht jetzt wieder vor dem dunklen Baumstamm, schaut schweigend auf den Meister und schüttelt des Haupt, als einige Schriftgelehrte zu ihr sagen: »Du täuschst dich, o Sabäa. Nicht er ist der Messias, sondern der, den du zuerst gesehen hast, ohne ihn zu erkennen.«

Sie schüttelt energisch und sicher den Kopf und wendet ihren Blick nicht vom Herrn. Und dann verklärt sich ihr Gesicht in einem Ausdruck, von dem ich nicht sagen kann, ob er glühende Freude oder ekstatische Verzückung ist. Es ist sowohl vom einen als auch vom anderen etwas, denn sie scheint die Farbe verändert zu haben, wie jemand, der nahe daran ist, in Ohnmacht zu fallen, während das ganze Leben sich in den Augen konzentriert, die ein Licht der Freude, des Triumphes und der Liebe ausstrahlen . . . Ich weiß nicht. Lachen diese Augen? Nein, sie lachen nicht, wie auch der strenge Mund nicht lacht. Und doch ist ein Licht der Freude in ihnen, und immer stärker und beeindruckender wird die mächtige Intensität dieser Augen. Jesus blickt sie sanft und etwas traurig an.

»Siehst du, daß sie eine Wahnsinnige ist?« flüstert ihm ein Schriftgelehrter zu.

Jesus gibt keine Antwort. Während seine Linke an der Seite herabhängt, hält er mit der Rechten den Mantel über der Brust zusammen. Er schaut und schweigt.

Die Frau aber öffnet den Mund und streckt wieder die Arme aus wie zuvor. Sie gleicht einem riesigen Schmetterling mit violetten Flügeln und einem Körper aus altem Elfenbein. Wieder ertönt ein Schrei von ihren Lippen: »O Adonai, du bist groß! Du allein bist groß, o Adonai! Groß bist du im Himmel und auf Erden, in der Zeit, von Jahrhundert zu Jahrhundert, und jenseits aller Zeit, seit Ewigkeiten und in Ewigkeit, o Herr, Sohn des Herrn. Unter deinen Füßen liegen deine Feinde, und deinen Thron trägt die Liebe derer, die dich lieben.«

Ihre Stimme wird immer sicherer und kräftiger, während sie ihren Blick vom Antlitz Jesu löst und in die Ferne schaut, ein wenig über die Häupter derer hinweg, die sie aufmerksam umgeben und die sie mühelos beherrscht, da sie aufrecht vor dem Stamm der Eiche auf einer Erhöhung des Bodens wie auf einem kleinen Podest steht.

Nach einer Pause fährt sie fort: »Der Thron meines Herrn ist geschmückt mit den zwölf Steinen der zwölf Stämme der Gerechten. In der großen Perle, die der Thron ist, der weiße, kostbare, strahlende Thron des allerheiligsten Lammes, sind Topase mit Amethysten, Smaragde mit Saphiren, Rubine mit Sardonyxen, Achate, Chrysolithen, Berylle, Onyxen, Diamanten und Opale eingelassen. Die da glauben, hoffen und lieben, die Reumütigen, die leben und sterben in der Gerechtigkeit, die da leiden, die sich vom Irrtum lösen und zur Wahrheit kommen, die einst hartherzig waren und in seinem Namen sanft geworden sind, die Unschuldigen, die Büsser, die auf alles verzichten, um unbeschwert dem Herrn zu folgen, die Jungfrauen, deren Seelen strahlen wie die Morgenröte am Himmel Gottes ... Ehre sei dem Herrn! Ehre sei Adonai! Ehre sei dem König, der auf dem Thron sitzt!«

Ihre Stimme ist ein klingendes Schmettern. Die Anwesenden werden von einem heiligen Schauer ergriffen. Die Frau scheint wirklich zu sehen, was sie sagt, fast als ob die goldene Wolke, die am heiteren Himmel dahinzieht und die sie mit ihrem verzückten Blick verfolgt, für sie eine Linse sei, durch die sie die himmlischen Herrlichkeiten

schaut. Sie ruht sich aus, als sei sie ermüdet, aber ohne ihre Haltung zu ändern. Nur ihr Antlitz wird noch verklärter, die Haut blasser und die Augen leuchtender.

Dann beginnt sie wieder zu sprechen, während sie den Blick auf Jesus senkt, der aufmerksam zuhört, umgeben von Schriftgelehrten, die spöttisch und skeptisch den Kopf schütteln, und von den Aposteln und anderen Gläubigen, die bleich sind vor heiliger Erregung. Sie beginnt zu sprechen mit klarer, aber weniger lauter Stimme: »Ich sehe! Ich sehe in dem Menschen das, was durch sein Menschsein verhüllt ist. Heilig ist der Mensch, aber mein Knie beugt sich vor dem Heiligen der Heiligen, der im Menschen eingeschlossen ist.«

Die Stimme wird wieder laut und gebieterisch, wie ein Befehl: »Schau deinen König, o Volk Gottes! Erkenne sein Antlitz! Die Schönheit Gottes steht vor dir. Die Weisheit Gottes hat einen Mund erhalten, um dich zu unterrichten. Nicht mehr die Propheten, o Volk Israels, sprechen zu dir vom Unnennbaren. Er selbst ist es. Er, der das Geheimnis kennt, das Gott ist, spricht zu dir von Gott. Er, der die Gedanken Gottes kennt, drückt dich an sein Herz, o Volk, das du noch ein Kind bist nach so vielen Jahrhunderten, und nährt dich mit der Milch der Weisheit Gottes, um dich erwachsen werden zu lassen in Gott. Um dies zu tun, ist er in einem Mutterschoß Mensch geworden, im Schoß einer Frau Israels, die vor Gott und den Menschen größer ist als jede andere Frau. Sie hat das Herz Gottes geraubt mit einem einzigen Schlag ihres Herzens einer Taube. Die Schönheit ihrer Seele hat den Allerhöchsten verführt, und er hat in ihr seinen Thron aufgeschlagen. Maria vom Stamm Aarons sündigte, da die Sünde in ihr war. Debora erkannte, was zu tun war, aber sie handelte nicht danach. Jaël war stark, aber sie befleckte sich mit Blut. Judit war gerecht und fürchtete den Herrn, und Gott war in ihren Worten und erlaubte ihr die Tat, damit Israel gerettet werde. Aber aus Liebe zum Vaterland verübte sie einen Meuchelmord. Die Frau aber, die ihn geboren hat, überragt diese Frauen, denn sie ist die vollkommene Magd Gottes und dient ihm ohne zu sündigen. Ganz

rein, unschuldig und schön ist der prächtige Stern Gottes von seinem Aufgang bis zu seinem Untergang. Sie ist ganz schön, strahlend und rein, um Stern und Mond zu sein, Licht für die Menschen, auf daß sie den Herrn finden. Sie geht nicht voraus und folgt nicht der heiligen Lade wie Maria des Aaron, denn sie selbst ist die Lade. Auf den wilden Wellen dieser von der Sündenflut bedeckten Erde ist sie die rettende Arche, denn wer zu ihr kommt, findet den Herrn. Die makellose Taube fliegt aus und bringt den Ölzweig, den Zweig des Friedens für die Menschen, denn sie ist der herrliche Ölbaum. Sie schweigt, und in ihrem Schweigen spricht und tut sie mehr als Debora, Jaël und Judit. Sie ruft nicht auf zu Schlachten, sie stachelt nicht an zur Zerstörung, sie vergießt kein anderes Blut als das eigene, das auserwählte, das Blut, mit dem sie ihren Sohn gebildet hat. Arme Mutter! Erhabene Mutter! . . . Judit fürchtete den Herrn, aber ihre Blüte war die eines Menschen. Diese hat ihre unversehrte Blüte dem Allerhöchsten geschenkt. Und das Feuer ist hinabgestiegen in den sanften Kelch der Lilie, und der Schoß einer Frau hat die Macht, die Weisheit und die Liebe Gottes umschlossen und getragen. Ruhm und Ehre sei dieser Frau! Singt, ihr Frauen Israels, ihr Lob!«

Die Frau schweigt, als hätte ihr die Stimme versagt. Ich weiß wirklich nicht, wie sie es schafft, so lange mit dieser mächtigen Stimme zu sprechen.

Die Schriftgelehrten sagen: »Sie ist von Sinnen! Sie ist verrückt! Bringe sie zum Schweigen. Wahnsinnig oder besessen ist sie . . . Befiehl dem Geist, der sie gefangen hält, daß er von ihr weiche!«

»Das kann ich nicht. Hier ist nichts als der Geist Gottes, und Gott vertreibt sich nicht selbst.«

»Du tust es nicht, weil sie dich preist. Dich und deine Mutter, und das schmeichelt deinem Stolz.«

»Schriftgelehrter, denke nach über das, was du von mir weißt, und du wirst sehen, daß ich keinen Stolz kenne.«

»Und doch kann nur ein Dämon aus ihr reden, wenn sie eine Frau so preist. Die Frau! Was ist die Frau in Israel und für Israel? Was ist

sie anderes als Sünde in den Augen Gottes? Die Verführte und die Verführerin. Wenn es keinen Glauben gäbe, würde es schwerfallen zu glauben, daß sie eine Seele hat. Es ist ihr wegen ihrer Unreinheit untersagt, sich dem Heiligen zu nähern. Und diese sagt, daß Gott in sie hinabgestiegen sei ... « sagt ein anderer Schriftgelehrter empört, und seine Genossen pflichten ihm bei.

Jesus sagt, ohne jemandem ins Gesicht zu schauen, er scheint vielmehr mit sich selbst zu sprechen: »„Die Frau wird den Kopf der Schlange zertreten ... Die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, der Immanuel genannt werden wird ... Ein Reis geht hervor aus der Wurzel Isai, eine Blüte entsproßt seiner Wurzel, und auf ihr wird ruhen der Geist des Herrn!“ Diese Frau ist meine Mutter. Schriftgelehrter; deiner Weisheit zu ehren erinnere dich dieser Worte der Schrift und begreife sie.«

Die Schriftgelehrten wissen nicht, was sie antworten sollen. Diese Worte haben sie schon tausendmal gelesen und gutgeheißen. Können sie sie jetzt leugnen? Sie schweigen.

Einer befiehlt, Feuer zu machen, denn eine gewisse Kälte macht sich bemerkbar an den Ufern, über die der Abendwind weht. Man gehorcht, und brennende Zweige flackern rings um die geschlossene Gruppe auf.

Das tanzende Licht der Flammen scheint die Frau aufzurütteln, die mit geschlossenen Augen dagestanden ist, scheinbar ganz in sich gekehrt. Sie öffnet die Augen, bewegt sich, schaut Jesus wieder an und ruft erneut: »Adonai, Adonai! Du bist groß! Laßt uns dem Göttlichen ein neues Lied singen! Shalom! Shalom! Melech! ... Friede! Friede, o König, dem niemand widersteht ...!«

Die Frau schweigt plötzlich. Sie läßt zum ersten Mal, seit sie spricht, ihren Blick über jene schweifen, die Jesus umgeben, und schaut ganz besonders die Schriftgelehrten an, als ob sie sie zum ersten Mal sähe; und ohne einen erkenntlichen Grund füllen sich ihre großen Augen mit Tränen und ihr Gesicht wird traurig und trüb. Sie spricht jetzt langsam und mit tiefer Stimme, wie man über

schmerzliche Dinge spricht: »Nein. Da ist jemand, der dir widersteht. O Volk, höre! Erst seit der Zeit, da mich mein Schmerz getroffen hat, o Volk von Bet-Lehi, hast du mich sprechen gehört. Nach Jahren des Schweigens und des Schmerzes habe ich gehört und gesagt, was ich vernommen habe. Jetzt bin ich nicht mehr die jungfräuliche Witwe in den Wäldern von Bet-Lehi, die im Herrn ihren einzigen Frieden findet. Nicht nur meine Mitbürger sind um mich, denen ich sage: »Fürchten wir den Herrn, denn die Stunde ist gekommen, in der wir für seinen Ruf bereit sein müssen. Laßt uns das Gewand des Herzens schmücken, um nicht unwürdig vor seinem Angesicht zu erscheinen. Umgürten wir uns mit Stärke, denn die Stunde des Christus ist die Stunde der Prüfung. Reinigen wir uns als Hostien für den Altar, damit wir von dem angenommen werden können, der ihn gesandt hat. Wer gut ist, werde noch besser. Wer hochmütig ist, werde demütig. Wer an Wollust leidet, der bezähme sein Fleisch, um dem Lamm folgen zu können. Wer geizig ist, tue Gutes, damit Gott uns beschenke in seinem Messias. Und jeder übe Gerechtigkeit, um dem Volk des Gesegneten, der da kommt, angehören zu können.« Nun spreche ich vor ihm und vor denen, die an ihn glauben, und auch vor denen, die nicht glauben und den Heiligen und jene, die an seinen Namen und an ihn glauben und von ihm sprechen, verspotten. Aber ich habe keine Furcht. Ihr sagt, ich sei von Sinnen. Ihr sagt, aus mir spräche ein Dämon. Ich weiß, daß ihr mich steinigen lassen könntet als eine Gotteslästerin. Ich weiß, daß das, was ich sagen werde, für euch wie eine Beschimpfung und Gotteslästerung klingen wird und daß ihr mich hassen werdet. Aber ich fürchte mich nicht. Vielleicht als die letzte der Stimmen, die von ihm sprechen, bevor er sich offenbart, teile ich das Los so vieler anderer Stimmen, aber ich habe keine Furcht. Zu lange währt das Exil in der Kälte und in der Einsamkeit der Erde für den, der an den Schoß Abrahams denkt, an das Reich Gottes, das Christus uns öffnet und das heiliger ist als der heilige Schoß Abrahams. Sabäa vom Karmel aus dem Stamm Aarons fürchtet nicht den Tod, sondern den Herrn. Und sie spricht, wenn er

sie sprechen heißt, um nicht gegen seinen Willen zu handeln. Und sie spricht die Wahrheit, da sie von Gott spricht mit den Worten, die Gott ihr eingibt. Ich fürchte nicht den Tod. Auch wenn ihr mich einen Dämon nennt und mich steinigt wie einen Gotteslästerer, auch wenn der Vater und die Mutter und meine Brüder wegen dieser Unehre sterben, zittere ich nicht aus Furcht vor der Strafe. Ich weiß, daß der Dämon nicht in mir ist, denn in mir schweigt jeder Anreiz zur Sünde, und ganz Bet-Lehi weiß es. Ich weiß, daß die Steine nur eine kurze Unterbrechung meines Gesanges bedeuten, kürzer als ein Hauch, und danach wird mein Gesang in der Freiheit des Jenseits noch lauter ertönen. Ich weiß, daß Gott meine Angehörigen in ihrem Schmerz trösten wird; und dieser wird kurz sein, während ihre Freude als Märtyrer, als Verwandte einer Märtyrerin, ewig währen wird. Ich fürchte mich nicht vor dem Tod durch euch, wohl aber vor dem Tod, der mir von Gott kommen würde, wenn ich ihm nicht gehorchte. Also rede ich. Und sage das, was mir eingegeben wird. Höre, o Volk. Hört, ihr Schriftgelehrten Israels.«

Und nun erhebt sie wieder ihre bekümmerte Stimme und sagt: »Eine Stimme, eine Stimme kommt von der Höhe und ruft in meinem Herzen: „Das alte Gottesvolk vermag den neuen Gesang nicht anzustimmen, da es seinen Erlöser nicht liebt. Die Geretteten aller Nationen werden das neue Lied singen, die Geretteten des neuen Volkes des Herrn Jesus Christus, und nicht die, die mein Wort hasen“ ... Entsetzlich! (Sie stößt einen Schrei aus, der wahrhaft schauern macht.) Die Stimme gibt Licht. Das Licht gewährt die Schau! Entsetzlich! Ich sehe!« Der Schrei wird fast ein Heulen. Sie windet sich, als werde sie vor einem schrecklichen Schauspiel festgehalten, das ihr Herz quält und dem sie durch die Flucht ein Ende setzen wollte. Der Mantel rutscht ihr von den Schultern, und sie steht nun in ihrem weißen Gewand vor dem großen, schwarzen Stamm des Baumes. Das langsam schwächer werdende Licht, die Reflexe des Waldes und das rötliche Licht der tanzenden Flammen verleihen ihrem Antlitz einen Ausdruck gewaltiger Tragik. Schatten bilden sich

unter ihren Augen, um die Nase und unter den Lippen. Es scheint ein von Schmerz durchfurchtes Antlitz. Sie ringt die Hände und wiederholt leise: »Ich sehe! Ich sehe!« Sie schluckt ihre Tränen hinunter und fährt fort: »Ich sehe die Verbrechen dieses meines Volkes und ich bin nicht imstande, sie zu verhindern. Ich sehe die Herzen meiner Landsleute und kann sie nicht wandeln. Entsetzlich! Entsetzlich! Satan hat seine Wohnungen verlassen und ist gekommen, in ihren Herzen Aufenthalt zu nehmen.«

»Heiße sie schweigen!« befehlen die Schriftgelehrten Jesus.

»Ihr habt versprochen, sie sprechen zu lassen . . . « antwortet Jesus.

Die Frau fährt fort: »Das Gesicht zur Erde, in den Schlamm, o Israel, das du noch den Herrn zu lieben weißt. Bedecke dich mit Asche, bekleide dich mit dem Bußgewand! Für dich! Für sie! Jerusalem, Jerusalem, rette dich! Ich sehe eine Stadt im Tumult, die ein Verbrechen verlangt. Ich höre das Geschrei derer, die haßerfüllt ein Blut auf sich herabrufen. Ich sehe, wie das Opfer erhöht wird am Pascha des Blutes. Ich sehe dieses Blut fließen und höre es schreien, lauter als das Blut Abels, während die Himmel sich öffnen, die Erde erbebt und die Sonne sich verfinstert. Und dieses Blut schreit nicht nach Rache, sondern bittet um Erbarmen für das mörderische Volk, um Erbarmen für uns! Jerusalem! Bekehre dich! Dieses Blut! Dieses Blut! Ein Strom! Ein Strom, der die Welt wäscht, jedes Übel heilt, alle Schuld tilgt . . . Aber für uns, für uns in Israel ist dieses Blut ein Feuer. Für uns ist es ein Meißel, der die Söhne Jakobs mit dem Namen Gottesmörder und mit dem Fluch Gottes zeichnet. Jerusalem! Habe Erbarmen mit dir selbst und mit uns . . . !«

»Aber bringe sie doch zum Schweigen. Wir befahlen es dir!« schreien die Schriftgelehrten, während die Frau aufschluchzt und ihr Antlitz bedeckt.

»Ich vermag der Wahrheit kein Schweigen aufzuerlegen.«

»Wahrheit! Wahrheit! Sie ist eine Wahnsinnige, die irre redet. Was für ein Meister bist du, daß du die Worte einer Irrredenden für Wahrheit hältst?«

»Und was für ein Messias bist du, daß du eine Frau nicht zum Schweigen bringen kannst?«

»Und was für ein Prophet bist du, daß du den Dämon nicht zu verjagen vermagst? Andere Male hast du es doch getan!«

»Ja, früher hat er es getan. Aber jetzt ist es nicht angebracht. Das Ganze ist ein abgekartetes Spiel, mit dem der Menge Furcht eingejagt werden soll.«

»Und ihr meint, ich hätte diese Stunde, diesen Ort und diese handvoll Menschen ausgewählt, da ich es doch auch in Jericho hätte tun können oder bei anderen Gelegenheiten, als, wie schon des öfteren, fünftausend und mehr Menschen um mich waren und mir folgten und die Tempelmauern zu eng wurden, um sie alle aufzunehmen? Und kann etwa ein Dämon solche Worte der Weisheit sagen? Wer von euch kann mit reinem Gewissen behaupten, daß ein Irrtum über diese Lippen gekommen ist? Hallen von den Lippen dieser Frau nicht die furchtbaren Worte der Propheten wider? Erkennt ihr nicht die Klagen des Jeremia und das Weinen des Jesaja und der anderen Propheten? Hört ihr nicht die Stimme Gottes durch dieses Geschöpf, die Stimme, die um Gehör bittet zu eurem eigenen Wohl? Mich hört ihr nicht an. Ich spreche – denkt ihr vielleicht – zu meinen Gunsten. Aber diese, die mir unbekannt ist, welchen Vorteil sollte sie durch diese Worte zu erlangen hoffen? Was kann sie erwarten, wenn nicht eure Verachtung, eure Drohungen und vielleicht eure Rache? Nein, ich gebiete ihr nicht zu schweigen! Vielmehr, damit diese wenigen sie hören und auch ihr sie hört und euch bekehrt, befehle ich ihr: „Sprich! Sprich, sage ich dir, im Namen des Herrn!“«

Jetzt ist es Jesus, der Macht ausstrahlt. Es ist der machtvolle Christus der Stunden des Wunders mit seinen großen magnetischen Augen, deren blauer Sternenglanz durch die Flammen eines Feuers, das zwischen der Frau und ihm lodert, noch lebendiger wird.

Die Frau hingegen, vom Schmerz überwältigt, ist weniger königlich und steht mit geneigtem Haupt da, das Gesicht von ihren Händen und den schwarzen Haaren verhüllt, die aufgelöst um die Schul-

tern und nach vorne wallen: ein Trauerschleier über dem weißen Gewand.

»Sprich! Ich sage es dir. Sie sind nicht fruchtlos, deine schmerzlichen Worte. Sabäa vom Stamm Aarons, sprich!«

Die Frau gehorcht. Aber sie spricht leise, so daß alle näherrücken, um sie besser zu hören. Es scheint, als spreche sie zu sich selbst, während sie zum Fluß hinabblickt, der rauschend zu ihrer Rechten dahinfließt mit einem letzten Aufleuchten des Wassers im sterbenden Licht des Tages. Und es scheint, als spräche sie zum Fluß: »O Jordan, heiliger Fluß der Väter mit deinen gekräuselten, wächsernen Wellen, die dem kostbaren Byssus gleichen und in denen sich die reinen Sterne spiegeln und das weiße Licht des Mondes und mit denen du die Weiden deiner Ufer liebkost, du bist der Fluß des Friedens, und dennoch kennst du so viel Schmerz. O Jordan, der du in den Stunden des Sturmes auf deinen angeschwollenen, wilden Wellen den Sand und den Raub der tausend Bäche mit dir fortträgst und vielleicht auch einen jungen Baum mit einem Nest wirbelnd zum tödlichen Abgrund des Salzmeeres reißt und kein Mitleid hast mit dem Vogelpaar, das schmerzlich schreiend dem durch deine Raubgier zerstörten Nest folgt; ebenso wirst du, o heiliger Jordan, vom Zorn Gottes geschlagen, seinen Häusern und dem Altar entrissen, dem Ruin entgegen, sterbend im großen Meer des Todes, das Volk, das den Messias nicht aufnehmen wollte, dahintreiben sehen. Mein Volk, rette dich! Glaube an deinen Herrn! Folge deinem Messias! Erkenne ihn an als den, der er ist: nicht als den König der Völker und der Heere, sondern als den König der Seelen, deiner Seelen, aller Seelen. Er ist herabgestiegen, um die gerechten Seelen zu sammeln; und er wird zurückkehren und sie mit sich ins Reich der Ewigkeit führen. O ihr, die ihr noch lieben könnt, schart euch um ihn, den Heiligen! O ihr, denen das Schicksal des Vaterlandes am Herzen liegt, folgt dem Erlöser, damit der Same Abrahams nicht gänzlich zugrunde gehe! Flieht die falschen Propheten mit den Lügenmäulern und den räuberischen Herzen, die euch vom Heil abhalten wollen. Tre-

tet heraus aus der Finsternis, die euch umgibt. Hört auf die Stimme Gottes! Die Großen, die ihr heute fürchtet, sind schon Staub im Ratschluß Gottes. Nur einer ist der Lebendige. Die Orte, in denen sie herrschen und von denen aus sie das Volk bedrücken, liegen schon in Trümmern. Nur einer bleibt. Jerusalem! Wo sind die stolzen Söhne Zions, deren du dich rühmst? Wo sind die Rabbis und die Priester, mit denen du dich schmückst und in denen du dich selbst bewunderst? Sieh sie an! Unterjocht gehen sie über die Trümmer deiner Paläste in die Verbannung, im Gestank der durch Schwert und Hunger Getöteten. Über dir ist der Zorn Gottes, o Jerusalem, das du deinen Messias verstößt, ihm ins Gesicht schlägst und ihm das Herz durchbohrst. Alle Schönheit in dir ist zerstört. Alle Hoffnung ist für dich erstorben. Entheiligt sind Tempel und Altar ... «

»Heiße sie schweigen! Sie lästert! Heiße sie schweigen, sagen wir dir!« »... zerissen ist das Efod. Es dient zu nichts mehr ... « »Du wirst schuldig, wenn du ihr nicht zu schweigen gebietest!« »... denn es herrscht nicht mehr. Einen anderen, ewigen Hohenpriester gibt es, der heilig und von Gott eingesetzt ist: König und Priester auf ewig; eingesetzt von dem, der sich durch die Beleidigungen des Gesalbten selbst getroffen fühlt und Rache nimmt. Ein anderer Hoherpriester. Der wahre und heilige, der von Gott und durch sein Opfer gesalbt ist, und er tritt an die Stelle derer, auf deren Stirn die Tiara eine Schande ist, da sie schreckliche Gedanken bedeckt ... !«

»Schweige, du Verfluchte! Schweige, oder wir erschlagen dich!« Und die Schriftgelehrten schlagen wild auf sie ein. Aber sie scheint nichts zu spüren.

Das Volk lärmte: »Laßt sie reden, ihr, die ihr selbst so viel redet. Sie sagt die Wahrheit. So ist es. Es gibt keine Heiligkeit mehr bei euch. Nur einer ist heilig, und den bedrängt ihr.«

Die Schriftgelehrten halten es für klüger zu schweigen, und die Frau fährt fort mit müder und trauriger Stimme: »Er kam, um dir den Frieden zu bringen, und du hast ihm den Krieg erklärt ... Er wollte dir das Heil bringen, und du hast ihn verhöhnt ... Er hat dir

Liebe angeboten, und du hast ihn gehaßt . . . Er hat Wunder gewirkt, und du hast ihn einen Dämon genannt . . . Seine Hände haben deine Kranken geheilt, und du hast sie durchbohrt . . . Er hat dir das Licht gebracht, und du hast mit Speichel und Schmutz sein Angesicht bedeckt. Er hat dir das Leben gebracht, und du hast ihm den Tod gegeben. Israel, beweine deine Schuld und lästere nicht den Herrn, da du doch deinem Exil entgegengestehst, das kein Ende haben wird wie das Exil früherer Zeiten. Auf der ganzen Erde wirst du umherirren, Israel, aber als ein besiegt und verfluchtes Volk, verfolgt von der Stimme Gottes und denselben Worten, die er an Kain gerichtet hat. Und hierher wirst du erst zurückkehren können, um dir ein sicheres Nest zu bauen, wenn du mit den anderen Völkern anerkennst, daß dieser Jesus, der Gesalbte, ist, der Herr und Sohn des Herrn . . . « Die Stimme der Frau erstirbt vor Schmerz und Anstrengung. Sie klingt wie die Stimme einer Sterbenden.

Aber sie schweigt noch nicht. Vielmehr belebt sie sich wieder zu einem letzten Befehl: »Wirf dich nieder, Volk, das du noch zu lieben weißt. Streue Asche auf dein Haupt und lege ein Bußgewand an. Der Zorn des Herrn schwebt über uns, wie eine schwere Wolke voller Blitz und Hagel über einem verfluchten Feld.«

Die Frau sinkt auf die Knie, die Arme nach Jesus ausgestreckt, und ruft: »Friede, Friede, o König der Gerechtigkeit und des Friedens! Friede, o großer und mächtiger Adonai, dem nicht einmal der Vater widersteht! Erlange uns den Frieden durch deinen Namen, o Jesus, Erlöser und Messias, Retter, König und Gott, du dreimal Heiliger!« Und sie wirft sich zu Boden und schluchzt, das Gesicht im Gras verborgen.

Die Schriftgelehrten umgeben Jesus, ziehen ihn beiseite, halten alle anderen mit drohenden Blicken und Worten fern, und einer von ihnen sagt: »Das Mindeste, was du tun könntest, wäre sie zu heilen. Denn wenn du schon meinst, daß sie nicht von einem Dämon besessen ist, so kannst du doch nicht leugnen, daß sie krank ist. Frauen! . . . Vom Schicksal getroffene Frauen . . . Ihre Lebenskraft muß sich nach

irgendeiner Seite hin austoben ... Und sie phantasieren ... und sehen unwirkliche Dinge ... und vor allem sehen sie dich, der du jung und schön bist ... und ... «

»Schweige, du Schlangenmaul! Du glaubst doch selbst nicht an deine Worte«, erwidert Jesus in einem Ton, daß die Worte im Hals des mageren Schriftgelehrten mit der langen Nase steckenbleiben, derselbe, der gleich zu Anfang die Frau als falsche Prophetin verspottet hat.

»Wir wollen den Meister nicht beleidigen. Wir haben ihn zum Richter gewählt in diesem Fall, den wir nicht beurteilen können ... « sagt ein anderer Schriftgelehrter. Es ist der, der Jesus mit den anderen auf dem Weg entgegengegangen ist und ihm gesagt hat, daß nicht alle Schriftgelehrten seine Gegner sind, sondern daß einige noch beobachten und sich ein Urteil bilden wollen mit dem aufrichtigen Willen, ihm zu folgen, wenn sie ihn als Gott erkennen.

»Schweige, Joël, genannt Alemet, Sohn des Abija! Nur ein verkrüppelt Geborener wie du kann so etwas sagen«, fahren ihn die anderen an.

Der Schriftgelehrte wird rot vor Zorn über diese Beleidigung. Aber er beherrscht sich und antwortet würdevoll: »Wenn die Natur mich auch benachteiligt hat, was meinen Leib betrifft, so ist doch mein Verstand nicht verkrüppelt. Ja, da ich vielen Genüssen entsagen mußte, ist aus mir ein Mann der Weisheit geworden. Und wenn ihr heilig wäret, würdet ihr einen Menschen nicht beleidigen, sondern den Weisen achten.«

»Schon gut! Sprechen wir jetzt über wichtigere Dinge. Du hast die Pflicht, sie zu heilen, Meister, denn durch ihre Träume erschreckt sie das Volk und beleidigt die Priester, die Pharisäer und uns.«

»Wenn sie euch gelobt hätte, würdet ihr mir dann sagen, daß ich sie heilen soll?« fragt Jesus sanft.

»Nein, denn sie würde dazu beitragen, daß das Volk uns achtet, dieses Volk von Ziegen, das uns in seinem Herzen haßt und uns verspottet, wo es nur kann«, antwortet ein Schriftgelehrter, ohne zu bemerken, daß er in eine Falle geht.

»Dann wäre sie also keine Kranke mehr? Und ich hätte nicht die Pflicht, sie zu heilen?« fragt Jesus nochmals sanft.

Er scheint ein Schüler zu sein, der seinen Lehrer fragt, was er tun soll. Und die von Hochmut geblendeten Schriftgelehrten merken nicht, daß sie gerade ein Geständnis ablegen . . .

»In diesem Fall nicht. Im Gegenteil! In diesem Fall sollte man sie in ihrem Delirium lassen und alles nur mögliche tun, damit das Volk sie für eine Prophetin hält. Man müßte sie ehren und bekanntmachen . . . «

»Aber wenn es sich um Unwahrheiten handelte . . .?!«

»Oh, Meister! Abgesehen von den Punkten, in denen sie gegen uns spricht, könnte alles übrige sehr nützlich sein, um den Stolz Israels gegenüber Rom zu stärken und den Hochmut des Volkes uns gegenüber niederzuhalten!«

»Aber man könnte ihr doch nicht sagen: „Sage dies, aber sage das andere nicht“«, sagt Jesus streng.

»Und warum nicht?«

»Weil jemand, der von Sinnen ist, nicht weiß, was er sagt.«

»Oh, mit Geld und einigen Drohungen . . . könnte man alles erreichen. So wurden auch die Propheten gelenkt . . . «

»Davon weiß ich allerdings nichts . . . «

»Ja, weil du nicht zwischen den Zeilen zu lesen verstehst, und man hat auch nicht alles niederschreiben lassen.«

»Aber der prophetische Geist läßt sich nicht zwingen, o Schriftgelehrter. Er kommt von Gott, und Gott läßt sich nicht kaufen und erschrecken«, sagt Jesus in verändertem Ton. Es ist der Beginn seines Gegenangriffs.

»Aber diese ist keine Prophetin. Die Zeit der Propheten ist vorüber.«

»Ist die Zeit der Propheten vorüber? Warum?«

»Weil wir sie nicht verdienen. Wir sind zu sehr verdorben.«

»Wirklich? Und du sagst so etwas? Du, der du sie vor kurzem verurteilt hast, weil sie dasselbe sagte?«

Der Schriftgelehrte ist verwirrt. Ein anderer hilft ihm: »Die Zeit der Propheten hat mit Johannes geendet. Sie nützen nichts mehr.«

»Und warum?«

»Weil du jetzt da bist, um uns das Gesetz zu lehren und von Gott zu sprechen.«

»Auch zur Zeit der Propheten gab es das Gesetz, und die Weisheit sprach von Gott. Und doch waren auch sie da.«

»Aber was haben sie denn verkündet? Deine Ankunft. Nun bist du gekommen. Man braucht sie nicht mehr.«

»Wieder und wieder mußte ich die Frage von euch, den Priestern und den Pharisäern hören, ob ich Christus bin oder nicht, und weil ich es bejahte, nannte man mich einen Gotteslästerer und einen Verückten und hob Steine auf, um sie auf mich zu werfen. Bist du nicht Zadok, genannt der goldene Schriftgelehrte?« fragt Jesus und zeigt auf den Schriftgelehrten mit der langen Nase, der die Frau mißhandelt hat, nachdem er versucht hat, sie eines Irrtums zu überführen.

»Ich bin es. Und?«

»Nun, du, gerade du bist immer der erste gewesen, der das Zeichen zum Beginn des gewaltsamen Vorgehens gegen mich gab, in Gischala wie auch im Tempel. Aber ich verzeihe dir. Ich erinnere dich nur daran, daß du es tatest, indem du sagtest, daß ich nicht der Christus sein könne, während du es jetzt behauptest. Und ich erinnere dich auch an meine Herausforderung von Kedes. Bald wirst du sehen, daß ein Teil davon in Erfüllung geht. Wenn der Mond zu der Phase zurückkehrt, in der er jetzt am Himmel glänzt, werde ich dir den Beweis erbringen. Den ersten Beweis. Den anderen wirst du bekommen, wenn das Korn, das jetzt in der Erde schlummert, die noch grünen Ähren in der Brise des Nisan wiegt. Aber denen, die die Propheten für unnütz halten, antworte ich: „Wer kann dem höchsten Herrn Grenzen setzen?“ Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es wird immer Propheten geben, solange es Menschen gibt. Sie sind die Leuchte in der Finsternis der Welt. Sie sind das Feuer in der Kälte der Welt. Sie sind die Posaunenstöße, die die Schläfrigen auf-

wecken. Sie sind die Stimmen, die an Gott erinnern, an seine mit der Zeit in Vergessenheit geratenen und vernachlässigten Wahrheiten, die die an die Menschen gerichtete Stimme Gottes hörbar machen und Schauer der Erregung in den vergeßlichen, in den apathischen Kindern der Menschen hervorrufen. Sie werden andere Namen haben, aber ihre Aufgabe wird dieselbe sein, ebenso wie ihr menschlicher Schmerz und ihre übermenschliche Freude. Wehe, wenn es nicht solche Seelen gäbe, die die Welt haßt, die aber Gott über alles liebt! Wehe wenn es sie nicht gäbe, um zu leiden und zu verzeihen, zu lieben und zu handeln im Gehorsam gegen den Herrn! Die Welt würde untergehen in der Finsternis, in der Kälte, in einem tödlichen Schlaf, in der Trunkenheit und in einer wilden und tierischen Unwissenheit. Daher wird Gott sich solche Menschen erwecken, und es wird sie immer geben. Und wer wird Gott hindern können, es zu tun? Etwa du, Zadok? Oder du? Oder du? Wahrlich, ich sage euch, nicht einmal der Geist des Abraham, Jakob oder Mose, des Elija und Elischa könnte Gott diese Beschränkung auferlegen, und Gott allein weiß, wie heilig sie waren und welch große Lichter sie in der Ewigkeit sind.«

»So willst du also die Frau nicht heilen und nicht einmal verurteilen?«

»Nein.«

»Und du hältst sie für eine Prophetin?«

»Für inspiriert, ja.«

»Dann bist du ein Dämon wie sie. Gehen wir. Wir haben keine Zeit mit Dämonen zu verlieren«, sagt Zadok und versetzt Jesus einen Stoß wie ... ein Lastträger, um ihn beiseitezuschieben. Viele folgen ihm. Einige bleiben. Unter ihnen der, den sie Joël Alemet genannt haben.

»Und ihr folgt ihnen nicht?« fragt Jesus und zeigt auf die, die weggegangen sind.

»Nein, Meister. Wir werden gehen, weil es Nacht ist; aber wir wollen dir sagen, daß wir deinem Urteil Glauben schenken. Gott vermag

alles, das ist wahr. Und er kann für uns, die wir so viele Sünden begehen, Geister ins Leben rufen, die uns zur Gerechtigkeit ermahnen«, sagt ein sehr alter Schriftgelehrter.

»Das hast du gut gesagt. Und diese deine Demut ist in den Augen Gottes wertvoller als dein Wissen.«

»Dann gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.«

»Ja, Jakob.«

»Woher kennst du meinen Namen?«

Jesus lächelt, ohne zu antworten.

»Meister, erinnere dich auch an uns«, sagen die anderen drei. Und zum Schluß sagt Joël Alemet noch: »Laßt uns den Herrn preisen, der uns diese Stunde geschenkt hat.«

»Laßt uns den Herrn preisen«, entgegnet Jesus.

Sie grüßen sich und gehen auseinander.

Jesus begibt sich zu den Aposteln und geht mit ihnen zu der Frau, die wieder dieselbe Haltung eingenommen hat wie zu Beginn. Sie sitzt zusammengekauert auf der vorspringenden Wurzel.

Ihre Mutter und ihr Vater fragen den Meister besorgt: »Ist unsere Tochter also ein Dämon? Sie haben es gesagt, bevor sie fortgegangen sind.«

»Nein, sie ist es nicht. Beruhigt euch. Und liebt sie, denn ihr Los ist sehr schmerzlich, wie das Los aller, die ihr gleichen.«

»Aber sie haben gesagt, daß du sie verurteilt hast . . . «

»Sie haben gelogen. Ich lüge nicht. Beruhigt euch.«

Johannes von Ephesus tritt vor mit Salomon und den anderen Jüngern

»Jene oder diese?«

»Jene und diese. Ist es nicht so, ihr beiden?«

»Ja, sie haben zu mir und zur Mutter gesagt, daß es uns schlecht ergehen wird, wenn wir unsere Tochter nicht zum Schweigen bringen. Und zu Sabäa haben sie gesagt: „Wenn du wieder so sprichst, werden wir dich beim Synedrium anzeigen.“ Wir sehen schlimme Tage für uns kommen . . . Aber unser Herz ist in Frieden durch dei-

ne Worte ... Alles andere werden wir ertragen. Aber für sie ... Was sollen wir tun? Gib uns einen Rat, Herr.«

Jesus denkt nach und antwortet dann: »Habt ihr keine Verwandten fern von Bet-Lehi?«

»Nein, Meister.«

Jesus denkt wieder nach. Dann erhebt er sein Antlitz und schaut Josef, Johannes von Ephesus und Philippus von Arbela an. Er befiehlt: »Ihr geht mit diesen nach Bet-Lehi, und von dort mit der Frau und ihrer Ausstattung nach Aera. Sagt der Mutter des Timoneus, daß sie sie aufnehmen soll in meinem Namen. Sie weiß, was es bedeutet, einen verfolgten Sohn zu haben.«

»Wir werden es tun, Herr. Das ist eine gute Entscheidung. Aera ist weit entfernt und nicht leicht zu erreichen«, sagen die drei.

Der Vater und die Mutter Sabäa küssen die Hände des Meisters, danken ihm und preisen ihn.

Jesus neigt sich über die Frau, berührt ihr verschleiertes Haupt und sagt mit sanfter Stimme zu ihr: »Sabäa, höre mir zu.«

Die Frau hebt das Haupt, schaut ihn an und gleitet dann auf die Knie.

Jesus läßt die Hand auf ihrem Haupt: »Höre Sabäa. Du wirst gehen, wohin ich dich schicke. Zu einer Mutter. Ich hätte dich gerne zu meiner geschickt. Aber das ist mir nicht erlaubt. Fahre fort, dem Herrn zu dienen in Gerechtigkeit und in Gehorsam. Ich segne dich, Frau. Geh in Frieden.«

»Ja, mein Herr und Gott. Aber wenn ich sprechen muß, werde ich es tun können?«

»Der Geist, der dich liebt, wird dich führen je nach der Stunde. Zweifle nicht an seiner Liebe. Sei demütig, keusch, einfältig und aufrichtig; dann wird er dich nicht verlassen. Geh hin in Frieden.«

Er begibt sich wieder zu den Aposteln und dann zu Zachäus und den Seinen, die in einiger Entfernung stehengeblieben sind und auch andere Neugierige zurückgehalten haben.

»Gehen wir. Es ist Nacht. Ich weiß nicht, wie ihr nach Jericho zurückkommt, ihr, die ihr dorthin gehen müßt.«

»Vielmehr die Frau und ihre Eltern ... Aber wenn du einverstanden bist, werden wir draußen bleiben und du und sie, ihr könnt im Haus schlafen bis zum Morgen«, schlägt einer der Freunde des Zachäus vor.

»Ein guter Vorschlag. Geht und sagt Sabäa, sie soll euch mit den Ihren und den Jüngern folgen. Sie werden schlafen. Ich bleibe bei euch. Die Nacht ist windstill. Wir werden Feuer machen und zusammen auf das Morgenrauen warten. Ich werde euch belehren, und ihr werdet mir zuhören.«

Und sie machen sich langsam auf den Weg im ersten Schein des Mondes ...

580 In Betabara

»Der Friede sei mit dir, Meister!« grüßen die Hirten-Jünger, die vor einigen Tagen vorausgegangen sind und nun jenseits der Furt warten mit den Kranken, die sie zusammengerufen haben, und mit anderen, die den Meister hören wollen.

»Der Friede sei mit euch. Wartet ihr schon lange?«

»Seit drei Tagen.«

»Ich bin auf dem Weg aufgehalten worden. Gehen wir zu den Kranken.«

»Wir haben Zelte aufgestellt, um sie unterzubringen, ohne benachbarte Dörfer aufsuchen zu müssen. Milch für sie haben wir von befreundeten Hirten erhalten, die jetzt mit ihren Herden da sind und auf dich warten«, sagen die Jünger, während sie Jesus in einen dichten Wald führen, der selbst schon als schützendes Dach dienen könnte.

Dort befinden sich etwa zwanzig kleine Zeltplanen, die zwischen Pfählen oder von Baum zu Baum aufgespannt sind. Darunter wartet das traurige Volk der Kranken, die, als sie begreifen, wer da kommt, sofort zu schreien beginnen: »Jesus, Sohn Davids, erbarme dich unser!«

Jesus will sie nicht lange warten lassen und zeigt sich ihnen sofort. Gebeugt geht er von einem Zelt ins nächste, da ihm seine hohe Gestalt nicht erlaubt, aufrecht einzutreten. Er blickt unter jede Zeltplane, und sein Lächeln allein ist schon eine Gnade. Die Sonne hinter ihm wirft seinen Schatten auf die Lager, die abgemagerten Gesichter oder die steifen Glieder. Er sagt nur einen kurzen Satz: »Der Friede sei mit euch, die ihr glaubt«, und geht dann zum nächsten Zelt.

Und ein Freudengeschrei folgt ihm. Ein Geschrei, das sich wiederholt, sooft er seinen Segen wiederholt. Ein Jauchzen, das sich erhebt, nachdem er ein Zelt verlassen hat, als sei es nur das Echo des vorausgegangen: »Ich bin geheilt. Hosanna dem Sohne Davids!« Und das kleine Volk der Kranken, das vorher unter den dunklen Zeltplanen lag, kommt hervor und folgt dem Meister, ein kleines festliches Volk, das seine Stäbe und Krücken wegwirft, das sich in die Decken der eben verlassenen Tragbahren hüllt, das die nun unnötigen Binden entfernt und vor allem freudig jauchzt über die Heilung.

Nun sind alle geheilt, und Jesus wendet sich mit seinem liebevollen Lächeln um und spricht: »Der Herr hat euren Glauben belohnt. Preisen wir zusammen seine Güte.« Und er stimmt den Psalm an: »Jubelt dem Herrn alle Lande, in Freuden dienet dem Herrn, vor sein Angesicht kommet mit Jauchzen. Wisset, der Herr ist Gott. Er hat uns erschaffen, usw.«

Das Volk stimmt ein, so gut es kann. Einige, die vielleicht nicht von Israel sind, versuchen den Gesang nur mitzusummen. Aber ihr Herz singt, und das Licht in ihren Augen zeigt es. Gott nimmt dieses armselige Summen gewiß lieber an als den vollendeten, aber gefühllosen Gesang mancher Pharisäer.

Matthias sagt zu Jesus: »O Herr, wenn du zu diesen sprichst, die dein Wort erwarten, dann erinnere an unseren Johannes.«

»Ich dachte schon daran, es zu tun, denn dieser Ort erinnert mich noch lebhafter an die Gestalt des Täufers«, und vom Volk umgeben, besteigt er eine kleine, mit zartem Gras bewachsene Bodenwelle und beginnt zu reden: »Was zu suchen, seid ihr an diesen Ort ge-

kommen? Die Heilung des Körpers, o ihr Kranken, und sie wurde euch gegeben. Das Wort der Frohen Botschaft, und ihr habt es gefunden. Aber die Gesundheit des Körpers muß eine Vorbereitung sein auf der Suche nach der Gesundheit der Seele. So wie das Wort der Frohen Botschaft eine Vorbereitung sein muß auf euren Willen zur Gerechtigkeit. Wehe, wenn das körperliche Heil sich beschränken würde auf das Wohl von Fleisch und Blut und nicht auch mitwirken würde zum Heil der Seele!

Ich habe euch den Herrn preisen lassen, der euch durch die Heilung Gutes erwiesen hat. Aber wenn der Augenblick des Jubels vorüber ist, darf euer Dank an den Herrn nicht enden. Er soll sich äußern im guten Willen, ihn zu lieben.

Jedes noch so wunderbare Geschenk Gottes ist nichtig, wenn dem Menschen der Wille fehlt, dafür zu danken durch die Hingabe der eigenen Seele an Gott.

An diesem Ort hat auch Johannes gepredigt. Viele von euch haben ihn gewiß gehört. Viele in Israel haben ihn gehört, aber nicht in allen haben seine Worte die gleichen Wirkungen hervorgerufen, obwohl der Täufer jedem dieselben Worte gesagt hat. Weshalb also dieser Unterschied? Woher? Vom unterschiedlichen Willen der Menschen, die diese Worte gehört haben. Für manche waren sie eine wirksame Vorbereitung auf mein Kommen und folglich auf ihre Heiligkeit; aber für andere waren sie eine Vorbereitung auf ihr Wirken gegen mich und folglich auf ihre Ungerechtigkeit. Wie der Ruf einer Wache haben sie geklungen, und das Heer der Seelen hat sich geteilt, obgleich der Ruf ein einziger war. Ein Teil von ihnen hat sich gerüstet, ihrem Führer zu folgen; ein anderer Teil hat sich gewappnet und Pläne geschmiedet, um mich und meine Anhänger zu bekämpfen. Und deshalb wird Israel besiegt werden, denn ein in sich geteiltes Reich kann nicht stark sein, und die Fremden werden dies ausnützen und es unterjochen.

Ähnlich ist es bei den einzelnen Seelen. In jedem Menschen sind gute und ungute Kräfte. Die Weisheit spricht zu allen Menschen,

aber wenige haben den Willen, nur einen Teil ihrer selbst herrschen zu lassen, nämlich den guten. Die Kinder dieser Welt verstehen es besser, nur den einen Teil zu wählen und ihn zum König ihres Lebens zu machen. Sie verstehen es, durch und durch böse zu sein, wenn sie sich dafür entscheiden, und werfen das Gute, das in ihnen Widerstand leisten könnte, wie ein unnützes Kleidungsstück weg.

Den Menschen hingegen, die nicht nur für diese Welt leben und ein Verlangen nach dem Licht verspüren, fällt es schwer, die Kinder der Welt nachzuahmen und ihre schlechten Seiten, die auch Widerstand zu leisten versuchen, wie abgetragene Kleider abzulegen. Ich habe gesagt, wenn ein Auge zum Ärgernis wird, soll man es ausreißen, und wenn eine Hand zum Ärgernis wird, soll man sie abschlagen; denn es ist besser, verstümmelt in das ewige Leben einzugehen als mit beiden Augen und Händen in die ewige Finsternis.

Der Täufer war ein Mensch unserer Zeit. Viele von euch haben ihn gekannt. Ahmt sein heroisches Beispiel nach. Er hat aus Liebe zum Herrn und zu seiner Seele auf mehr als ein Auge und eine Hand verzichtet; er hat sein Leben hingegeben, um der Gerechtigkeit treu zu bleiben. Viele von euch sind vielleicht seine Jünger gewesen und sagen immer noch, daß sie ihn lieben. Aber bedenkt, daß die Liebe zu Gott und die Liebe zu einem Meister, der zu Gott führt, sich darin zeigt, daß man tut, was sie gelehrt haben, daß man ihre Werke der Gerechtigkeit nachahmt und Gott liebt mit allen seinen Kräften bis hin zum Heroismus. Seht, wenn man so handelt, dann liegen die Gaben der Gesundheit und der Weisheit, die Gott gewährt hat, nicht brach und führen nicht zur Verdammnis, sondern werden zu einer Leiter, auf der man zum Haus meines und eures Vaters hinaufsteigt, der alle in seinem Reich erwartet.

Sorgt dafür, daß das Opfer des Täufers, ein ganzes Leben des Opfers bis zur Vollendung im Martyrium, und auch mein Opfer, wiederum ein ganzes Leben des Opfers, das in einem hundert- und tausendmal größeren Martyrium enden wird als das meines Vorläufers, nicht umsonst sei für euch.

Seid gerecht, habt Glauben, seid dem Wort des Himmels gehorsam und erneuert euch im neuen Gesetz. Die gute Botschaft sei für euch wirklich gut, indem sie euch gut macht, damit ihr es verdient, euch der Güte selbst, also des höchsten Herrn, in einem ewigen Leben zu erfreuen. Wißt die wahren von den falschen Hirten zu unterscheiden und folgt denen, die euch die von mir gelernten Worte des Lebens bringen.

Das Lichterfest ist nahe, die Feier der Tempelweihe. Erinnerung euch daran, daß die Lichter der vielen Lampen zu Ehren des Festes und des Herrn nichtig sind, wenn euer Herz ohne Licht bleibt. Dieses Licht ist die Liebe, und der Leuchter ist der Wille, den Herrn mit guten Werken zu lieben. Sich der Einweihung des Tempels zu erinnern, ist gut; aber viel wichtiger und Gott angenehmer ist die Weihe der eigenen Seele. Weiht Gott aufs neue eure Seele durch die Liebe. Gerechte Seelen in gerechten Körpern sollt ihr haben; denn der Körper gleicht der Mauer, die den Altar umgibt, und der Geist ist der Altar, auf den die Herrlichkeit des Herrn herabsteigt. Gott kann nicht auf Altäre herabsteigen, die durch persönliche Sünden oder durch die Berührung mit wollüstigem Fleisch und bösen Gedanken entweiht sind.

Seid gut. Die Mühe, es zu sein in den beständigen Prüfungen des Lebens, wird euch überreich vergolten durch die ewige Belohnung und schon jetzt durch den Frieden, der die Herzen der Gerechten tröstet am Ende eines jeden Tages, wenn sie sich frei von Gewissensbissen zur Ruhe legen, den Gewissensbissen, die der Alptraum derer sind, die unerlaubten Vergnügungen nachgehen und dabei in friedloser Unruhe leben.

Benedet nicht die reichen Leute, haßt niemanden und verlangt nicht nach dem, was andere haben. Seid zufrieden mit eurem Stand und bedenkt, daß in der Erfüllung des göttlichen Willens in allen Dingen der Schlüssel liegt, der die Tore des ewigen Jerusalem öffnet.

Ich verlasse euch nun. Viele von euch werden mich nicht mehr wiedersehen, denn ich will nun hingehen und die Plätze meiner Jün-

ger bereiten ... Ich segne besonders eure Kinder und eure Frauen, die ich nicht mehr sehen werde. Und dann euch, ihr Männer ... Ja, ich will euch segnen. Mein Segen wird dazu dienen, daß die Starken nicht fallen und die Schwachen sich wieder erheben. Nur für die, die mich verraten, weil sie mich hassen, wird mein Segen nutzlos sein.«

Er segnet sie alle zusammen. Dann segnet er die Frauen, küßt die Kinder und kehrt langsam zur Furt zurück, gefolgt von den fünf Aposteln, die noch bei ihm sind, und den Jüngern, die früher Hirten waren.

581 Auf dem Rückweg nach Nob

Sie sind schon an den Hängen des Ölberges, und die drei Apostelpaare, die sie in Jericho, Tekoa und Betanien zurückgelassen haben, sind wieder mit dem Meister zusammen.

Judas von Kerijot fehlt immer noch, und die Apostel sprechen leise darüber ...

Jesus ist unendlich traurig ...

Die Apostel bemerken es und sagen: »Es ist sicher wegen Lazarus. Er ist wirklich am Ende ... und die Schwestern tun einem so leid ... Der Meister kann sich nicht einmal in ihrem Haus aufhalten, da ihn so viel Haß verfolgt. Es wäre ein Trost für den Kranken und die Schwestern, und auch für den Meister.«

»Ich kann nicht verstehen, weshalb er ihn nicht heilt!« ruft Thomas aus.

»Es wäre gerecht. Ein Freund ... der ihm so viel hilft ... Ein Gerechter ... « murmelt Bartholomäus.

»Ah! Was die Gerechtigkeit angeht, ist er wirklich ein Gerechter. Ich glaube, in diesen Tagen hast auch du dich davon überzeugen können ... « sagt der Zelote zu Bartholomäus.

»Ja, es ist wahr. Und was du andeutest, stimmt auch. Ich war bisher nicht so sehr von seiner Gerechtigkeit überzeugt ... Bei seiner Vertraulichkeit mit den Heiden, bei der Erziehung, die er von seinem

Vater erhalten hat und die sehr, sehr ... ich würde sagen, sehr nachsichtig gegenüber neuen Lebensweisen war, die mit den unseren so wenig übereinstimmen ... «

»Die Mutter war ein Engel«, sagt Simon der Zelote entschieden.

»Vielleicht sind sie deshalb Gerechte ... Sehen wir von der Vergangenheit der Maria ab. Nun hat sie bereut und gebüßt ... « sagt Philippus.

»Ja, aber alles das machte mich mißtrauisch. Jetzt bin ich wirklich überzeugt und wundere mich, daß der Meister ... «

»Mein Bruder kann den Wert der Geschöpfe beurteilen. Wir haben auch lange Zeit unter einer natürlichen menschlichen Eifersucht gelitten, da wir sahen, daß Außenstehende schneller erhört wurden als wir aus der Familie. Aber jetzt haben wir eingesehen, daß der Irrtum auf unserer Seite war und die Gerechtigkeit auf seiner. Wir haben sein Verhalten als Gleichgültigkeit oder auch als Unterschätzung und Verständnislosigkeit uns gegenüber gedeutet. Jetzt haben wir ihn verstanden. Er zieht es vor, die Mißgestalteten und die Elenden an sich zu ziehen. Er ... gewinnt mit seinen unermeßlichen Fähigkeiten die elendesten, entferntesten und gefährdetsten Seelen für sich. erinnert ihr euch an das Gleichnis vom verlorenen Schäflein? Die Wahrheit, der Schlüssel für seine Handlungsweise, ist in diesem Gleichnis zu finden. Wenn er sieht, daß seine getreuen Schäflein ihm folgen oder bleiben, wo er sie haben will, dann ist seine Seele ruhig; aber diese Ruhe benützt er, um die verirrtten Schäflein zu suchen. Er weiß, daß wir ihn lieben, daß Lazarus und seine Schwestern ihn lieben, daß die Jüngerinnen und die Hirten ihn lieben, und daher verliert er keine Zeit damit, uns besondere Liebesbeweise zu geben. Er liebt uns immer, und wir sind immer in seinem Herzen. Wir selbst wollen es nicht verlassen. Aber die anderen ... die Sünder, die Verirrten! ... Er muß hinter ihnen herlaufen, muß sie an sich ziehen mit Liebe und mit Wundern, mit seiner Macht. Und er tut es. Lazarus, Maria und Marta werden ihn weiterhin lieben, auch ohne Wunder ... « sagt Jakobus des Alphäus.

»Das ist wahr. Aber ... Was wollte er sagen mit seinem letzten Abschiedsgruß? Er sagte: „Die Liebe des Herrn wird sich an euch offenbaren entsprechend eurer Liebe. Und erinnert euch daran, daß die Liebe zwei Flügel hat, um vollkommen zu sein, zwei Flügel, die um so größer sind, je vollkommener der Glaube und die Hoffnung sind“«, sagt Andreas.

»Ja, was hat er damit sagen wollen?« fragen verschiedene.

Es folgt ein Schweigen. Dann schließt Thomas mit einem tiefen Seufzer ein Selbstgespräch: »Aber nicht immer gelingt es ihm, durch seine liebevolle Geduld zu retten. Auch ich habe manchmal unter der Vorliebe gelitten, die er für Judas von Kerijot hat ... «

»Vorliebe? Das glaube ich nicht. Er tadelt ihn wie jeden von uns ... « sagt Andreas.

»Aus Gerechtigkeit, ja. Aber bedenke, wieviel mehr Strenge dieser Mensch verdienen würde ... «

»Das ist wahr.«

»Nun, ich habe oft darunter gelitten. Aber jetzt verstehe ich, daß er es gewiß tut, weil er ... der am wenigsten Geformte von uns allen ist.«

»Der Schlechteste, solltest du sagen, Thomas! Der Schlechteste! Ihr glaubt (und er weist auf Jesus, der vorausgeht, versunken in seinen Kummer), daß die Krankheit des Lazarus und die Tränen seiner Schwestern der Grund für diese Traurigkeit sind. Ich sage euch, daß die Abwesenheit des Judas daran schuld ist. Er hoffte, daß er uns auf dem Weg nach Betabara treffen würde. Er hoffte, ihn wenigstens in Jericho zu finden, in Tekoa oder in Betanien auf dem Rückweg. Jetzt hofft er nicht mehr. Er hat die Sicherheit, daß Judas sich auf schlimme Wege begeben hat. Ich habe ihn immer beobachtet ... und ich habe gesehen, daß sein Gesicht absolute Trostlosigkeit ausdrückte, als Bartholomäus sagte: „Judas ist nicht gekommen“«, bemerkt Thaddäus.

»Aber er weiß doch die Dinge, bevor sie geschehen, dessen bin ich sicher!« ruft Johannes aus.

»Viele, aber nicht alle. Ich glaube, daß ihm sein Vater aus Barmherzigkeit einige verborgen hält«, sagt der Zelote.

Die Elf teilen sich in zwei Parteien. Die einen vertreten die eine, die anderen die andere Ansicht, und jeder bringt Argumente, um seine Ansicht zu verteidigen.

Johannes ruft aus: »Oh! Ich will weder den einen noch den anderen glauben, nicht einmal mir selbst! Wir sind alle arme Menschen und können die Dinge nicht richtig beurteilen. Ich gehe zu Jesus und frage ihn.«

»Tu das nicht. Er könnte gerade an etwas anderes denken und durch diese Frage an Judas erinnert werden und noch mehr leiden«, sagt Andreas.

»Aber nein. Ich werde ihm natürlich nicht sagen, daß wir von Judas gesprochen haben. Ich werde es so fragen, ohne jede Bezugnahme.«

»Geh, geh! Es wird helfen, ihn abzulenken. Seht ihr nicht, wie traurig er ist?« sagt Petrus und schiebt Johannes vorwärts.

»Ich gehe. Wer kommt mit mir?«

»Geh! Geh allein! Zu dir spricht er ohne Reserve. Und dann kannst du uns sagen . . . «

Johannes geht.

»Meister!«

»Johannes! Was willst du?« Und Jesus legt seinem Lieblingsjünger mit einem freudigen Lächeln einen Arm um die Schultern und hält ihn während des Gehens an sich gedrückt.

»Wir haben miteinander gesprochen und waren uns über etwas uneinig. Wir möchten wissen, ob du die ganze Zukunft kennst oder ob sie dir teilweise verborgen ist. Der eine sagte so, der andere so.«

»Und was hast du gesagt?«

»Ich habe gesagt, das Beste sei, dich zu fragen.«

»Und so bist du gekommen. Das hast du gut gemacht. Das gibt mir und dir wenigstens Gelegenheit, uns eines Augenblicks der Liebe zu erfreuen . . . Es ist nur noch so selten möglich, ein wenig Frieden zu haben . . . !«

»Das ist wahr! Wie waren die ersten Zeiten doch so schön . . . !«

»Ja, für die Menschen, die wir sind, waren sie schöner; aber für die Seelen in uns sind diese besser. Denn jetzt ist das Wort Gottes besser bekannt, und wir leiden mehr. Je mehr man leidet, desto mehr rettet und erlöst man, Johannes . . . Daher müssen wir trotz der Erinnerung an die ruhigen Zeiten diese mehr lieben, die uns mehr Schmerz bereiten und durch den Schmerz Seelen schenken. Aber ich will deine Frage beantworten. Hör zu. Als Gott ist mir nichts unbekannt. Und auch als Mensch ist mir nichts unbekannt. Ich kenne die zukünftigen Ereignisse, denn ich bin beim Vater seit aller Ewigkeit und sehe über die Zeit hinaus. Als Mensch ohne die Unvollkommenheiten und Beschränkungen, die mit der Erbschuld und den Sünden verbunden sind, habe ich die Gabe der Herzensschau. Diese Gabe ist nicht auf Christus beschränkt, sondern wird in verschiedenem Umfang all denen gewährt, die die Heiligkeit erlangt haben und so mit Gott vereint sind, daß man sagen könnte, sie wirken nicht aus sich selbst, sondern durch die Vollkommenheit, die in ihnen ist. Daher kann ich dir antworten, daß mir als Gott die Zukunft der Welt nicht unbekannt ist und daß mir als gerechtem Menschen der Zustand der Herzen nicht unbekannt ist.«

Johannes denkt nach und schweigt.

Jesus läßt ihn einige Zeit überlegen. Dann sagt er: »Jetzt, zum Beispiel, sehe ich in dir diese Gedanken: „Aber dann kennt mein Meister genau den Zustand des Herzens des Judas von Kerijot.“«

»Oh! Meister!«

»Ja, ich kenne ihn. Ich kenne ihn und fahre fort, sein Meister zu sein. Und ich möchte, daß ihr weiterhin seine Brüder seid.«

»Heiliger Meister . . . Aber weißt du wirklich immer alles? Schau, bisweilen sagen wir uns, daß es nicht so ist, denn du gehst an Orte, an denen dich Feinde erwarten. Bevor du hingehst, weißt du, daß du sie dort treffen wirst, und du gehst hin, um sie mit deiner Liebe zu bekämpfen, zu besiegen . . . Oder aber du weißt es nicht und siehst die Feinde erst, wenn du sie vor dir hast und in ihren Herzen liest . . .

Einmal hast du mir gesagt – du warst auch damals sehr traurig, und aus demselben Grund – du seist wie einer, der nicht sieht . . . «

»Ich habe auch dieses Martyrium des Menschen erfahren: voranschreiten zu müssen, ohne zu wissen, was einen erwartet, und sich ganz der Vorsehung anzuvertrauen. Ich muß alles Menschliche kennenlernen, außer der begangenen Sünde. Und das nicht, weil der Vater mich vor meinem Fleisch, der Welt und dem Dämon schützt, sondern weil ich mit meinem eigenen menschlichen Willen der Versuchung widerstehe. Ich bin wie ihr. Aber ich habe einen stärkeren Willen als ihr. Daher bin ich Versuchungen ausgesetzt, aber ich erliege ihnen nicht. Und darin besteht, genau wie bei euch, mein Verdienst.«

»Du, und Versuchungen? . . . Das scheint mir fast unmöglich . . . «

»Weil du nur wenigen ausgesetzt bist. Du bist rein und glaubst, daß ich, weil ich es noch mehr bin als du, keine Versuchungen kenne. In der Tat ist die fleischliche Versuchung meiner Keuschheit so schwach, daß ich sie niemals wirklich fühle. Es ist, wie wenn ein Blütenblatt auf massiven Granit fällt . . . Selbst der Teufel ist es müde, diesen Pfeil auf mich abzuschießen. Aber Johannes, denkst du nie daran, wie viele andere Versuchungen mich umgeben?«

»Dich? Du verlangst weder nach Reichtümern noch nach Ehren . . . Welche also?«

»Denkst du nie daran, daß ich ein Leben habe, Zuneigungen und auch Pflichten meiner Mutter gegenüber, und daß diese Dinge mich versuchen zur Flucht vor der Gefahr? Er, die Schlange, nennt es „Gefahr“. Aber der wahre Name dafür ist „Opfer“. Und glaubst du nicht, daß auch ich Gefühle habe? Die Empfindsamkeit fehlt auch mir nicht, und ich leide wegen der Beleidigungen, wegen des Spottes und der Doppelzüngigkeit. Oh, mein Johannes, fragst du dich nicht, wie abscheulich für mich die Lüge und der Lügner ist? Weißt du, wie oft der Teufel mich versucht, auf diese Dinge, die mich schmerzen, zu reagieren, die Sanftmut aufzugeben und hart und unnachgiebig zu werden? Und schließlich, denkst du nicht daran, wie oft der glü-

hende Hauch des Stolzes mir entgegenweht und spricht: „Rühme dich dieser oder jener Tat. Du bist groß. Die Welt bewundert dich. Die Elemente gehorchen dir!“ Es ist die Versuchung, sich darin zu gefallen, heilig zu sein! Die raffinierteste Versuchung! Wie viele verlieren die schon erlangte Heiligkeit durch diesen Stolz! Wodurch hat Satan Adam verdorben? Durch die Versuchung der Sinne, des Verstandes, des Geistes. Und bin ich nicht der Mensch, der den Menschen neu erschaffen soll? Von mir wird die neue Menschheit ausgehen. Und sieh, Satan sucht das Menschengeschlecht auf die gleiche Weise und für immer zu vernichten. Jetzt geh zu deinen Gefährten und wiederhole ihnen meine Worte. Und denke nicht daran, ob ich weiß oder nicht weiß, was Judas tut. Denke daran, daß ich dich liebe. Ist dieser Gedanke nicht hinreichend, ein Herz zu beschäftigen?« Er küßt und entläßt ihn.

Wieder allein geblieben, erhebt er den Blick zum Himmel, der durch das Laub der Ölbäume scheint, und seufzt: »Mein Vater, gib, daß ich wenigstens bis zur letzten Stunde das Verbrechen geheimhalten kann, um zu verhindern, daß diese meine Geliebten sich mit Blut beflecken. Hab Erbarmen mit ihnen, mein Vater! Sie sind zu schwach, als daß sie nicht auf diese Beleidigung reagieren würden! Möge kein Haß in ihren Herzen sein in der Stunde der vollkommenen Liebe!« Und er wischt sich Tränen ab, die nur Gott sieht . . .

582 In Nob • Judas Iskariot gehorcht nicht mehr

»Ja, Meister, Judas von Kerijot ist seit vielen Tagen hier. Er ist an einem Sabbatabend gekommen und schien müde und atemlos. Er sagte, er habe dich verloren in den Straßen von Jerusalem und sei dann gelaufen und hätte dich in allen Häusern gesucht, in denen du dich gewöhnlich aufhältst. Jeden Abend ist er hierhergekommen. Bald wird er da sein. Morgens geht er fort und sagt, er gehe in die Umgegend, um dich zu verkünden.«

»Gut, Elisa . . . Und du hast ihm geglaubt?«

»Meister, du weißt, daß ich diesen Menschen nicht liebe. Wenn meine Söhne so gewesen wären, hätte ich den Höchsten gebeten, sie mir zu nehmen. Nein, ich habe seinen Worten nicht geglaubt. Aber aus Liebe zu dir habe ich mein Urteil für mich behalten ... Und ich habe ihn sehr mütterlich behandelt. So habe ich wenigstens erreicht, daß er jeden Abend zurückgekehrt ist.«

»Das hast du gut gemacht.« Jesus schaut ihr fest in die Augen und fragt ganz unversehens: »Wo ist Anastasica?«

Elisa wird rot oder vielmehr violett, wie es bei alten Menschen der Fall ist, doch sie antwortet ehrlich: »In Bet-Zur.«

»Auch hierin hast du richtig gehandelt. Und ich bitte dich, habe Mitleid mit diesem Menschen.«

»Weil ich Mitleid mit ihm habe, wollte ich den Brand löschen, bevor er sich ausbreitet und Ärger erregt oder wenigstens, bevor er meine Tochter erschreckt.«

»Gott segne dich, du gerechte Frau ... «

»Leidest du viel, Meister?«

»Ich leide, es ist wahr. Einer Mutter kann ich es sagen.«

»Einer Mutter kannst du es sagen ... Wenn du nicht Jesus, der Herr wärest, würde ich dein müdes Haupt an meine Schulter legen und dein betrübtes Herz an meines drücken. Aber du bist so heilig, daß dich keine Frau, die nicht deine Mutter ist, berühren darf ... «

»Elisa, gute Freundin meiner Mutter und gute Mutter, dein Herr wird bald von viel weniger heiligen Händen als den deinen berührt werden, und er wird geküßt werden ... Oh! ... Und danach, andere Hände ... Elisa, wenn es dir erlaubt wäre, das Allerheiligste zu berühren, in welchem Geist würdest du es tun? Würdest du dich etwa weigern, wenn die Stimme Gottes unter Weihrauchwolken Liebe von dir fordern würde, um endlich eine Liebkosung zu erhalten nach so vielen Begegnungen mit Menschen, die sich ihm ohne Liebe nähern?«

»Mein Herr, wenn Gott es von mir fordern würde, würde ich auf den Knien hinrutschen und den heiligen Ort mit Küssen bedecken. Möge Gott durch meine Liebe getröstet werden!«

»Dann Elisa, gute Freundin meiner Mutter und getreue und gute Jüngerin deines betrübten Erlösers, laß mein Haupt an deinem Herzen ruhen, denn mein Herz ist betrübt bis in den Tod.«

Und Jesus, der ganz nahe bei Elisa sitzt, lehnt tatsächlich seine Stirn an die Brust der alten Jüngerin, und stille Tränen rollen am dunklen Gewand der Frau herunter, die sich nicht enthalten kann, die Hand auf das an ihrem Herzen liegende Haupt zu legen. Als sie merkt, daß Tränen auf ihre nackten, nur mit Sandalen bekleideten Füße fallen, neigt sie den Kopf, um das Haar Jesu zu küssen und weint ebenfalls still, die Augen in stummem Gebet zum Himmel erhoben. Sie scheint eine sehr alte Schmerzensmutter zu sein. Andere Worte und andere Gesten wagt sie nicht. Aber sie ist so sehr Mutter in dieser Haltung, daß sie es nicht mehr sein könnte.

Jesus erhebt sein Antlitz und schaut sie an. Mit einem blassen Lächeln sagt er: »Gott segne dich für dein Mitleid. Oh, man bedarf wirklich einer Mutter, wenn der Schmerz die menschlichen Kräfte übersteigt!«

Er steht auf, schaut noch einmal seine Jüngerin an und spricht: »Diese Stunde bleibe zwischen mir und dir, in allem. Ich bin aus diesem Grund allein vorausgegangen.«

»Ja, Meister. Aber du kannst nicht mehr allein bleiben. Laß deine Mutter kommen.«

»In zwei Monaten wird sie hier sein ... « Und er will noch etwas anderes sagen, als unten in der Küche die laute immer ein wenig dreiste und ironische Stimme des Judas von Kerijot zu hören ist: »Immer noch bei deiner Schnitzerei, Alter? Es ist kalt! Und hier brennt kein Feuer. Ich habe Hunger, und nichts ist vorbereitet. Schläft Elisa vielleicht? Sie wollte alles allein machen. Aber die Alten sind langsam und ihr Gedächtnis ist schwach. He! Sprichst du nicht? Bist du heute abend völlig taub?«

»Nein. Aber ich lasse dich reden, denn du bist ein Apostel, und es steht mir nicht zu, dir einen Vorwurf zu machen«, antwortet der Alte.

»Einen Vorwurf? Weshalb?«

»Suche in dir selbst, und du wirst es wissen.«

»Mein Gewissen meldet sich nicht . . . «

»Ein Zeichen, daß es verbildet ist oder daß du es geknebelt hast.«

»Ha, ha, ha!« Judas muß wohl aus der Küche hinausgehen, denn man hört zuerst eine Tür schlagen und dann Schritte auf der Treppe.

»Ich gehe hinunter und bereite das Abendessen, Meister.«

»Geh, Elisa.«

Elisa verläßt den oberen Raum und begegnet bald Judas, der dabei ist, die Terrasse zu betreten.

»Ich friere und habe Hunger.«

»Sonst nichts? Dann hast du noch sehr wenig, o Mann.«

»Was sollte ich sonst noch haben?«

»Oh, gar vieles . . . !« Die Stimme Elisas entfernt sich.

»Die Alten sind alle töricht. Uff . . . !« Er stößt die Tür auf und steht plötzlich vor Jesus. Vor Überraschung macht er einen Schritt zurück; dann faßt er sich und sagt: »Meister! Der Friede sei mit dir!«

»Der Friede sei mit dir, Judas.« Jesus erhält den Kuß des Apostels, aber er erwidert ihn nicht.

»Meister, hast du . . . Küßt du mich nicht?«

Jesus schaut ihn an und schweigt.

»Es ist wahr, ich habe gefehlt. Und mich nicht küssen, ist das Wenigste was du tun kannst. Aber sei nicht zu streng in deinem Urteil. An jenem Tag haben mich einige in ihre Mitte genommen, die . . . dich nicht lieben, und ich habe mit ihnen gestritten, bis ich heiser war. Danach . . . Ich habe gesagt: „Wer weiß, wohin er gegangen ist?“ und bin hierher zurückgekehrt, um auf dich zu warten. Ist das nun nicht dein Haus?«

»Solange sie es mir gestatten.«

»Du wirst doch deswegen keinen Groll gegen mich hegen?«

»Nein. Ich gebe dir nur zu erwägen, was für ein Beispiel du den anderen gegeben hast.«

»Ah, ich höre schon ihre Reden. Aber ich kann mich ihnen gegenüber rechtfertigen. Dir gegenüber tue ich es nicht einmal, denn ich weiß, daß du mir schon verziehen hast.«

»Ich habe dir schon verziehen. Es ist wahr.«

Man könnte von Judas einen Akt der Demut und der Liebe erwarten für so viel Güte. Aber das Gegenteil ist der Fall. Er wird ärgerlich und ruft aus: »Ist es denn nicht möglich, dich einmal erzürnt zu sehen!? Was bist du denn für ein Mann?«

Jesus schweigt. Und Judas schaut ihn an. Jesus sitzt mit geneigtem Haupt da, Judas steht vor ihm und schüttelt mit einem häßlichen Lächeln den Kopf. Der Zwischenfall ist für ihn erledigt. Er beginnt über dieses und jenes zu reden, als wäre alles in bester Ordnung.

Es wird Nacht, und von der Straße dringen keine Geräusche mehr herauf.

»Gehen wir hinunter«, befiehlt Jesus.

Sie betreten die Küche, in der das Feuer leuchtet und eine Lampe mit drei Schnäbeln brennt.

Jesus setzt sich müde beim Herd nieder und scheint in der Wärme einzuschlummern ...

Es klopft. Der Alte öffnet. Es sind die Apostel. Petrus, der als erster eintritt, sieht Judas und fährt ihn an: »Darf man wissen, wo du gewesen bist?«

»Hier. Ganz einfach hier. Es wäre töricht gewesen, hinter verschwundenen Leuten dahin und dorthin zu laufen. Ich bin hierher gekommen, da ich sicher wußte, daß ihr zurückkommen würdet.«

»Schöne Art zu handeln!«

»Der Meister hat mich nicht getadelt. Und im übrigen sollst du wissen, daß ich meine Zeit nicht verloren habe. Ich habe jeden Tag die Frohe Botschaft verkündet und auch Wunder gewirkt; und das ist etwas Gutes.«

»Und wer gibt dir das Recht, das zu tun?« fragt Bartholomäus streng.

»Niemand. Weder du noch sonst jemand. Aber es genügt, daß man ... Schließlich, das Volk wundert sich, kritisiert uns und lacht über uns, die Apostel, die nichts tun. Und ich, der ich das weiß, habe für alle gehandelt. Und noch mehr habe ich getan. Ich bin zu Hilikja

gegangen und habe ihm gezeigt, daß man nicht schlecht handelt, wenn man heilig ist. Es waren viele da, und ich habe sie überzeugt. Ihr werdet sehen, daß sie uns hier nicht mehr belästigen. Und jetzt bin ich zufrieden.«

Die Apostel schauen sich an. Sie schauen Jesus an. Sein Gesicht ist undurchdringlich. Es scheint verschleiert zu sein von einer großen körperlichen Müdigkeit. Das ist das einzige, was man sieht.

»Du hättest es aber mit Erlaubnis des Meisters tun sollen«, bemerkt Jakobus des Alphäus. »Wir sind immer in Sorge um dich gewesen.«

»Oh, schon gut. Jetzt könnt ihr beruhigt sein. Er hätte mir nie die Erlaubnis gegeben ... Er bevormundet uns zu sehr. Ja, im Volk flüstert man sogar, er sei eifersüchtig, er fürchte, daß wir mehr tun könnten als er, und er bestrafe uns. Das Volk hat eine scharfe Zunge. Die Wahrheit hingegen ist, daß er uns mehr liebt als seinen Augapfel, nicht wahr, Meister? Und er fürchtet, daß wir in Gefahr geraten oder ... einen schlechten Eindruck machen könnten. Und auch wir haben in unserem Inneren gedacht, daß wir von ihm bestraft werden und daß er eifersüchtig auf uns ist ... «

»Was fällt dir ein! Ich habe das niemals gedacht!« unterbricht ihn Thomas, und die anderen stimmen ihm alle zu, mit Ausnahme von Thaddäus, der seine klaren, herrlichen Augen auf die ebenfalls schönen, aber ausweichenden Augen des Judas richtet mit den Worten: »Und wie hast du denn Wunder wirken können? In wessen Namen?«

»Wie? In wessen Namen? Erinnerst du dich nicht, daß er uns diese Macht gegeben hat? Hat er sie uns vielleicht wieder genommen? Soviel ich weiß, nicht. Und deshalb ... «

»Und deshalb würde ich mir noch lange nicht erlauben, irgend etwas ohne seine Zustimmung und ohne seinen Befehl zu tun.«

»Nun, ich wollte es tun. Ich fürchtete schon, es nicht mehr zu können. Ich habe es getan, und jetzt bin ich glücklich!« Und er macht der Diskussion ein Ende, indem er einfach in den dunklen Garten hinausgeht.

Die Apostel schauen sich wieder an. Sie sind erstaunt über so viel Kühnheit. Aber keiner hat das Herz, etwas zu sagen, was ihren Meister mit seinem leidenden Gesicht noch mehr betrüben könnte.

Sie entledigen sich der Reisetaschen, die Johannes, Andreas und Thomas nach oben tragen. Bartholomäus bückt sich, um einen trockenen Zweig, der aus einem Reisigbündel gefallen ist, vom Boden aufzuheben, und flüstert Petrus zu: »Verhüte es Gott, daß ihm der Teufel geholfen hat!«

Petrus macht eine Handbewegung, wie um zu sagen: »Barmherzigkeit!«, antwortet aber kein Wort. Dann geht er zu Jesus, legt ihm eine Hand auf die Schulter und fragt: »Bist du sehr müde?«

»Sehr, Simon.«

»Es ist alles bereit, Meister. Komm zu Tisch. Oder besser, bleibe hier beim Feuer. Ich werde dir Milch und Brot bringen«, sagt Elisa. Sie stellt tatsächlich einen großen Napf mit dampfender Milch auf ein Tablett und legt ein mit Honig bestrichenes Brot dazu. Dann bringt sie es Jesus und wartet, während er stehend betet und die Speisen aufopfert. Und schließlich hockt sie sich auf den Boden, gültig, mütterlich und alt, ganz erfüllt von dem Wunsch, ihn zu trösten, und lädt ihn lächelnd ein zu essen. Und als Jesus sie sanft tadelt wegen des Honigs auf dem Brot, entgegnet sie: »Ich würde auch mein Blut geben, um dich zu kräftigen, mein Meister. Das ist nur der armselige Honig aus meinem Garten in Bet-Zur, und er kann nur deinen Körper stärken. Aber mein Herz ... «

Die anderen sitzen rings um den Tisch herum und essen mit dem starken Appetit von Menschen, die einen weiten Weg zurückgelegt haben. Judas ißt mit einer Ruhe, die fast frech erscheint, und er ist auch der einzige, der andauernd spricht ...

Er spricht immer noch, als Jesus anordnet: »Geht nun alle in die Häuser, die euch beherbergen. Geht. Der Friede sei mit euch.«

Bei ihm bleiben Judas, Bartholomäus, Petrus und Andreas. Und Jesus fordert sie auf, sich sofort zur Ruhe zu begeben. Er ist todmüde und hat nicht mehr die Kraft, zu reden oder Reden anzuhören, und

ich glaube, daß er auch nicht die Kraft hätte, sich Judas Iskariot gegenüber zu beherrschen.

583 Die folgenden Tage in Nob

Es sind kalte, heitere Wintertage. Auf der Höhe des Hügels, auf dem Nob erbaut ist, fehlt es fast nie an Wind. Dieser wird allerdings von den Sonnenstrahlen gemildert, die von der Morgenröte bis zur Dämmerung die Häuser und die Gärten mit ihrem Wintergemüse lieblosen. Es sind kleine Gärten hinter den Häusern mit Beeten voll grüner Kräuter und anderen, leeren Beeten von der Farbe guter Erde, die aber schon bereit sind, die Samen der Gemüse zu empfangen. Wenn das Auge umherschweift, begegnet es dort, wo nicht graugrüne Ölbäume oder die geschlängelten Skelette der kahlen Reben stehen, kleinen gepflügten Feldern, in denen gewiß schon das zukünftige Getreide schlummert und darauf wartet, in den ersten milden Tagen des zeitigen Frühlings von Palästina, der so reich an warmen Sonnentagen ist, zu keimen. Ich würde sagen, daß an heiteren Tagen wie dem heutigen schon eine laue, das Wachstum anregende Frühlingsluft weht und die Knospen der Mandelbäume bei den Häusern schwellen läßt, die noch wenige Tage zuvor ganz trocken zu sein schienen. Diese Perlen der Knospen bemerkt man kaum an den dunklen Zweigen, sie sind noch dunkel, aber sie kündigen schon das Leben an, das bald in dem starken Stamm erwachen wird.

Im kleinen Garten hinter dem Haus des Johannes ist ein Streifen bebauten Erdreiches, während ein Nußbaum die eine Seite bewacht. In dem Erdstreifen erhebt sich ein großer Mandelbaum, der vielleicht älter ist als sein Besitzer. Er steht so nah am Haus, daß ein gutes Stück seines Stammes seine Äste nur nach drei Seiten ausstrecken kann, da ihn die Mauer des Hauses auf der vierten Seite daran hindert. Aber weiter oben ist die Krone zerzaust und ein Durcheinander von Ästen, und wenn der Baum in Blüte steht, wird

er sicher eine leichte Wolke über der ärmlichen Terrasse schweben lassen, ein kostbares Zelt, das schöner ist als ein königlicher Baldachin.

Um nicht müßig zu sein, arbeiten Jesus und die Apostel im hellen Sonnenschein, der erfreut und wärmt. Mit aufgeschürzten Gewändern richten die, die sich auf das Schreiner- und Schlosserhandwerk verstehen, alte Werkzeuge wieder her oder machen neue und arbeiten an der Einfassung des Gartens. Andere hacken das Erdreich auf, häufeln Erde um die Gemüsesetzlinge, verstärken einen Zaun, der den Garten an zwei Seiten umgibt, mit trockenem Rohr und grünem Weißdorn, beschneiden den Mandelbaum und den Nußbaum und binden die Reben der Weinstöcke wieder auf, die ein Wintersturm losgerissen hat. Ich habe oft gesehen, daß man nie müßig ist, wo Jesus ist. Er preist als erster die Schönheit der Handarbeit, wenn die apostolische Arbeit unterbrochen wird! Auch heute richtet Jesus zusammen mit seinen Vettern eine Tür, deren unterer Teil vermoert ist und deren Riegel sich teilweise gelöst hat. Philippus und Bartholomäus hingegen arbeiten mit Schere und Sichel an den alten Obstbäumen, während die Fischer mit Seilen und alten Decken herumwirtschaften, die sie mit ziemlich groben Stichen in Ordnung bringen oder mit Ringen und Schienen versehen, vielleicht in der Absicht, ein im Sommer nützliches Schutzdach für die Terrasse herzustellen.

»Hier wirst du dich wohlfühlen, Elisa«, verspricht Petrus und lehnt sich zum Sprechen mit der alten Jüngerin, die vor der sonnenbeschienenen Mauer sitzt und Wolle spinnt, über das Mäuerchen der Terrasse.

»Ja, wenn der Rebstock aufgebunden und der Mandelbaum in Ordnung ist, wird es im Sommer ein schöner Platz sein«, nuschelt Philippus mit Binsen zwischen den Zähnen, die er dazu benützt, die Reben an die Stützen zu binden.

Jesus hebt das Haupt und schaut, und auch Elisa hebt das ihre, sieht den Meister an und sagt: »Wer weiß, ob wir im Sommer hier sein werden . . . «

»Warum sollten wir nicht hier sein, Frau?« fragt Andreas.

»Ach ... ich weiß nicht ... Ich versuche, nicht mehr in die Zukunft zu blicken, seit ... seit ich gesehen habe, daß meine Voraussagen nie eintreffen.«

»Aber ... da müßte schon der Meister sterben, damit wir nicht mehr hierher kommen. Der Meister hat doch diesen Platz jetzt als Wohnort gewählt. Ist es nicht so, Meister?« fragt Thomas.

»So ist es. Es ist aber auch wahr, was Elisa sagt ... « antwortet Jesus, der mit dem Hobel an der Tür arbeitet.

»Aber du bist ja noch jung. Und vor allem gesund!«

»Man stirbt nicht nur an Krankheiten«, sagt Jesus.

»Wer spricht von Tod? Du, Meister? Deinem Tod? ... Seit einiger Zeit scheint sich doch der Haß beruhigt zu haben. Schau, niemand belästigt uns mehr. Sie wissen, daß wir hier sind. Auch gestern sind sie uns begegnet, als wir mit unseren Einkäufen aus der Stadt zurückkehrten, und sie haben uns nicht belästigt«, sagt Bartholomäus.

»Ja. Auch uns hat niemand belästigt, als wir durch die Nachbardörfer gingen, um anzukündigen, daß du hier bist. Selbst Hilkiya und Simon, Zadok und Samuel sind uns begegnet, und auch Nahum und Doras. Sie haben uns sogar begrüßt. Nicht wahr, Jakobus?« sagt Johannes an seinen Bruder gewandt.

»Ja, man muß zugeben, daß Judas von Kerijot hier wirklich gute Arbeit geleistet hat, während wir ihn in unseren Herzen kritisiert haben. Seit wir hierher zurückgekehrt sind, hat uns niemand mehr belästigt. Die Tatsachen haben seine Worte bestätigt. Es scheint, als seien die guten Zeiten vom „Trügerischen Gewässer“ wiedergekehrt ... Die erste Zeit ... Oh! Wäre es nur wahr!« sagt Jakobus des Zebedäus.

»Wäre es wirklich wahr!« seufzt Petrus.

»Der Himmel ist nicht immer heiter, wenn der Donner gerade nicht grollt«, meint Elisa, die ihre Spindel dreht.

»Was willst du damit sagen?« fragt Petrus.

»Ich sage, daß manchmal der große Friede an stürmischen Or-

ten die Vorbereitung auf einen noch gefährlicheren Sturm ist. Als Fischer solltest du das wissen.«

»Ja, ich weiß es, Frau! Der See gleicht bisweilen einer riesigen Schüssel voll blauem Öl. Aber immer wenn das Segel herabhängt und das Wasser so ruhig wird, ist ein Sturm, manchmal einer der schlimmsten, im Anzug. Windstille ist oft eine sehr deutliche Warnung für den Seefahrer.«

»Hm, ja. Wenn ich an eurer Stelle wäre, würde ich daher diesem großen Frieden mißtrauen. Diesem allzu großen Frieden.«

»Nun, nun! Wenn Krieg ist, leidet man unter dem Krieg, und wenn Friede ist, leidet man, weil ein noch grausamerer Krieg bevorsteht. Wann soll man sich denn dann noch freuen?« fragt Thomas.

»Im anderen Leben. Hier, im irdischen Leben, erwartet uns ständig ein neuer Schmerz.«

»Oh! Du bist aber eine Schwarzseherin, Frau! Dann bin ich noch weit entfernt von der Zeit der Freude. Ich bin einer der Jüngsten. Freue dich, Bartholomäus! Du bist der Älteste und somit der Freude am nächsten. Du und der Zelote«, scherzt Jakobus des Zebedäus.

»Pessimistisch und schlagfertig, die Frau! Ja, die alten Frauen! Aber manchmal sehen sie die Zukunft voraus. Auch meine Mutter hat fast immer recht, wenn sie zu einem von uns sagt: „Paß auf, du bist auf dem Weg, in dieser oder jener Sache eine Dummheit zu begehen“«, sagt Thomas, der gebeugt dasteht und die Erde umhackt.

»Die Frauen sind boshafter und schlauer als die Füchse. Wir sind nichts im Vergleich zu ihnen, wenn es darum geht, gewisse Dinge zu begreifen, von denen sie nichts wissen sollten«, stellt Petrus fest.

»Schweige du. Du bist an eine Frau geraten, die dir auch glauben würde, wenn du sagtest, daß der Libanon aus Butter besteht. Was du sagst, ist für sie Gesetz. Sie hört zu, glaubt und schweigt«, sagt Andreas zu seinem Bruder.

»Ja ... Aber ihre Mutter ersetzt sie und hundert andere, diese Schlange!«

Alle lachen, auch Elisa und der Alte, der den Jungen mit der Hacke hilft.

Der Zelote, Matthäus und Judas Iskariot kommen zurück.

»Alles erledigt, Meister. Jetzt sind wir aber müde! Was für ein langer Weg. Morgen ruhe ich mich aus. Morgen seid ihr an der Reihe«, sagt Iskariot an jene gewandt, die das Erdreich hacken. Dann geht er zu ihnen, nimmt einen Spaten und beginnt zu arbeiten.

»Wenn du müde bist, warum arbeitest du dann?« fragt ihn Thomas.

»Weil ich Setzlinge pflanzen muß. Dieser Ort ist kahl wie der Schädel eines Alten, und es ist wirklich schade«, entgegnet er und treibt den Spaten mit einem energischen Fußtritt in den Boden.

»Er war nicht so in der guten Zeit! Aber dann ... Allzu vieles ist abgestorben, und für mich war es nicht der Mühe wert zu arbeiten, um es zu ersetzen. Ich war alt und, mehr noch, entmutigt«, antwortet der Alte.

»Was für Löcher machst du denn da? Die wären für Bäume geeignet, aber nicht für ein Pflänzlein, wie du sagst«, bemerkt Philippus, der herabkommt, nachdem er die Reben festgebunden hat.

»Solange ein Baum jung ist, ist er ein Pflänzlein. Die meinen sind es. Und es ist gerade die richtige Zeit zum Einpflanzen. Der, der sie mir gegeben hat, hat es mir versichert. Weißt du wer, Meister? Dieser Verwandte des Hilkija, der Gärtner ist. Er versteht etwas davon. Er hat einen Obstgarten! Er war gerade dabei, ein Stück seines Ölgartens zu erneuern und ich habe ihm gesagt: „Gib mir einige von diesen jungen Bäumchen.“ „Für wen?“ hat er gefragt. „Für einen Alten von Nob, der uns beherbergt. Sie werden helfen, daß mir alle Ärgernisse verziehen werden, die ich ihm gegeben habe.“«

»Nein, mein Sohn, nicht durch Bäume, sondern durch ein gutes Benehmen kannst du das erreichen. Und mit Gottes Hilfe. Ich ... sehe, bete und verzeihe. Doch meine Verzeihung ... Aber ich bin dir dankbar für die Bäume ... Obwohl ... Glaubst du, daß ich ihre Früchte noch essen werde?«

»Warum nicht? Man muß immer hoffen. Ja, man muß triumphieren wollen ... Dann triumphiert man auch.«

»Über das Alter kann man nicht triumphieren. Und ich will es auch nicht.«

»Auch über viele andere Dinge kann man nicht triumphieren. Wenn es genügen würde zu wollen, um etwas zu haben, dann hätte ich meine Söhne noch«, seufzt Elisa.

»Meister, die Worte Elisas erinnern mich an eine Frage, die uns heute einige Leute unterwegs gestellt haben. Es ist etwas geschehen in einem Dorf, und sie wollten wissen, ob es wahr ist, daß das Wunder, das einer wirkt, immer ein Beweis seiner Heiligkeit ist. Ich bejahte, aber sie widersprachen mir. Denn in diesem Ort an der Grenze von Samaria hatte jemand außerordentliche Dinge getan, und er war gewiß kein Gerechter. Ich habe sie zum Schweigen gebracht mit den Worten, daß der Mensch immer schlecht urteilt und daß der, den sie als nicht gerecht bezeichneten, vielleicht gerechter ist als sie selbst. Was sagst du dazu?« fragt Matthäus.

»Ich sage, daß ihr alle recht habt. Jeder auf seine Art. Du sagst, daß das Wunder immer ein Zeichen der Heiligkeit ist. Für gewöhnlich ist es so. Und du hast auch recht, wenn du sagst, daß man nicht urteilen soll, um nicht zu irren. Aber auch jene hatten recht, als sie vermuteten, daß außergewöhnliche Taten einen anderen Ursprung haben können.«

»Welchen Ursprung?« fragt Iskariot.

»Die Kräfte der Finsternis. Es gibt Geschöpfe, Anbeter des Teufels, die dem Hochmut ergeben sind und sich der Finsternis verkaufen, um sie zum Freund zu haben und sich über andere erheben zu können«, antwortet Jesus.

»Aber ist das denn möglich? Ist es nicht ein Aberglaube der heidnischen Länder, daß der Mensch Bündnisse mit dem Teufel oder den höllischen Geistern schließen kann?« fragt Johannes erstaunt.

»Man kann es. Nicht so, wie es in den Geschichten der Heiden erzählt wird. Nicht mit Geld und schriftlichen Verträgen, sondern indem man sich dem Bösen verschreibt, ihn erwählt, sich ihm ganz hingibt, nur um eine Stunde eines beliebigen Triumphes zu erleben.

In Wahrheit sage ich euch, daß diejenigen, die sich dem Verfluchten verkaufen, um in einem bestimmten Unternehmen Erfolg zu haben, zahlreicher sind als man glaubt.«

»Und gelingt es ihnen? Erhalten sie wirklich das, um was sie bitten?« fragt Andreas.

»Nicht immer und nicht alles. Aber etwas erhalten sie immer.«

»Wie ist das möglich? Ist der Teufel so mächtig, daß er Gott nachäffen kann?«

»So mächtig ... und andererseits völlig ohnmächtig, wenn der Mensch heilig wäre. Aber es geschieht vielfach, daß der Mensch von sich aus schon ein Teufel ist. Wir bekämpfen die offenkundige Besessenheit, die lärmende und sichtbare. Diese erkennen alle ... Sie ist unangenehm für die Familienmitglieder und die Mitbürger, und sie ist vor allem mit Äußerlichkeiten verbunden. Der Mensch läßt sich immer beeindrucken vom Auffälligen und Sinnfälligen. Was nicht greifbar ist und nur wahrgenommen wird mit dem nicht materiellen Teil des Menschen, dem Verstand und dem Geist, das bemerkt er nicht; und wenn er es bemerkt, kümmert er sich nicht viel darum, besonders wenn es ihm nicht schadet. Diese verborgene Besessenheit entgeht daher der Macht unserer Exorzisten! Und sie ist die schändlichste, weil sie im erlesensten Teil des Menschen und auf den erlesensten Teil anderer Menschen wirkt. Sie gleicht einer giftigen Ausdünstung, unfafßbar und unbemerkbar, solange nicht das Fieber von dem wahrgenommen wird, der davon befallen ist.«

»Und Satan hilft? Wirklich? Warum? Und warum läßt Gott es zu? Und wird es immer zulassen? Auch wenn du deine Herrschaft angetreten hast?« fragen alle.

»Satan hilft, um gänzlich zu versklaven. Und Gott läßt ihn gewähren, denn aus diesem Kampf zwischen dem Hohen und dem Niedrigen, zwischen dem Gutem und dem Bösen geht der Wert des Geschöpfes hervor. Der Wert und der Wille. Gott wird ihn immer gewähren lassen, auch nachdem ich aufgenommen bin. Jedoch wird es Satan dann mit einem viel stärkeren Feind zu tun haben, und der Mensch wird eine gar mächtige Freundin haben.«

»Wen? Wen?«

»Die Gnade.«

»Oh, gut! Dann wird es also für die Menschen unserer Zeit, der Zeit ohne Gnade, leichter sein, geknechtet zu werden, aber auch weniger schwerwiegend, zu sündigen«, sagt Iskariot, der immer noch mit dem Spaten arbeitet.

»Nein, Judas, das Gericht wird für alle das gleiche sein.«

»Das ist eine Ungerechtigkeit, denn wenn uns weniger geholfen wird, müssen wir folglich auch weniger streng beurteilt werden.«

»Du hast nicht ganz unrecht«, sagt Thomas.

»Er hat unrecht, Thomas. Denn wir in Israel haben schon so viel Glaube, Hoffnung, Liebe und so viel Licht der Weisheit, daß wir nicht die Entschuldigung der Unwissenheit haben. Und ihr, die ihr schon seit fast drei Jahren die Gnade als Meisterin habt, werdet gerichtet werden wie die Menschen der neuen Zeit«, sagt Jesus mit Nachdruck und sieht dabei Judas an, der den Kopf erhoben hat und sinnend ins Leere schaut.

Schließlich schüttelt Judas von Kerijot den Kopf, als hätte er einen inneren Gedankengang zu Ende geführt, und fragt, wobei er den Spaten wieder in die Erde stößt: »Und was wird aus dem, der sich so dem Teufel verkauft?«

»Ein Dämon.«

»Ein Dämon? Wenn ich z. B., um zu beweisen, daß der Kontakt mit dir eine übernatürliche Kraft vermittelt, Dinge tun würde, die du verurteilst, wäre ich dann ein Dämon . . . ?«

»Du sagst es.«

»Ich hoffe aber sehr, daß du solche Dinge nicht tust . . . « sagt Andreas fast erschrocken.

»Ich? Ha, ha! Ich pflanze die Bäumchen für unseren Alten.« Und er läuft zum anderen Ende des Gartens und kehrt mit fünf Pflänzchen zurück, die durch die Erde an ihren Wurzeln recht schwer sind.

»Und du bist von Bet-Horon gekommen mit dieser Last auf den Schultern?« fragt Petrus.

»Von jenseits von Gibeon! Dort liegt ein Teil der Obstgärten des Daniel. Welch herrlicher Boden! Schaut ...!« Und er zerbröselte die Erde, die die Wurzeln umgibt, zwischen den Fingern. Dann löst er die Schnur von den fünf Stämmchen, die schon so dick wie ein Arm sind. Nur zwei haben an der Spitze ein paar Blätter. Es sind Olivenblätter. »Seht. Dieser ist für Jesus und dieser für Maria, denn sie sind der Friede der Welt. Ich setze sie als erste ein, weil ich ein Mann des Friedens bin. Einen hier ... und einen hier.« Und er setzt sie an den beiden äußersten Enden des Erdstreifens ein. »Und hier habe ich einen Apfelbaum, jung und schön wie der von Eden, damit er dich daran erinnert, o Johannes, daß auch du von Adam abstammst und dich nicht wundern sollst ... wenn ich ein Sünder bin. Gib acht auf die Schlange ... Und hier ... Nein, hierher paßt er nicht. Dort, dort vorn bei der Mauer, dieser Feigenbaum. Wie ist es möglich, keinen Feigenbaum in seinem Garten zu haben, da sie hier doch wie Unkraut wachsen. Und hier in der Mitte pflanzen wir diesen jungen Mandelbaum. Er wird von dem hundertjährigen lernen, Frucht zu bringen. So, fertig! Dein Obstgarten wird in Zukunft schön sein ... Und wenn du ihn anschaust, wirst du dich meiner erinnern.«

»Ich würde mich auch so an dich erinnern, denn du bist mit dem Meister hier gewesen. Alles wird von dieser Zeit zu mir sprechen. Und wenn ich mich umschaue, werde ich sagen: „Wie ein Sohn wollte er mir das Haus herrichten.“ Aber wenn ich mir etwas anderes wünschen dürfte als das, was vielleicht schon im Himmel geschrieben steht, dann würde ich mir wünschen, daß ich mich nicht erinnern müßte an diese für mich so schöne Zeit, schöner noch als die Zeit, da diese Bäume, die nun alt sind, noch jung waren und auch ich noch jung war und meine Gattin; da meine kleine Tochter hier spielte ... Damals war es eine Lust, den Apfelbaum und den Granatapfelbaum, den Feigenbaum und den Weinstock zu pflegen, denn die Händchen meiner Tochter griffen begierig nach ihren Früchten, und schön war es, die Gattin im grünen Schatten der Bäume beim Spinnen oder beim Weben sitzen zu sehen ... Dann ist die

Tochter fortgegangen ... und hat mich vergessen ... Die Gattin ist krank geworden und gestorben ... Wozu und für wen das pflegen, was einmal schön war? Alle sind gestorben mit Ausnahme der beiden Alten, die sich meiner Kindheit noch erinnern ... Ich möchte sterben, bevor die Erinnerung wiederkehrt und solange hier noch eine gerechte Frau ist, die Lea gleicht. Ich danke dir für die Bäumchen, für die Arbeit, für alles. Ich danke allen. Aber ich bitte den Herrn, meinen eigenen alten Baum auszureißen, bevor diese Stunde des Friedens vergeht für den alten Johannes ... «

Jesus nähert sich ihm und legt ihm die Hand auf die Schulter, sanft und streng zugleich: »So viele Dinge hast du in deinem langen Leben zu tun verstanden. Eines aber fehlt dir noch: Die Stunde des Todes zu erwarten, ohne von Gott zu verlangen, daß er sie auch nur um eine Minute vorziehe oder verschiebe. Du hast dich mit so vielem abgefunden. Deshalb liebt dich Gott. Lerne nun auch, dich mit dem Schwersten abzufinden: zu leben, auch wenn es dein einziger Wunsch wäre zu sterben. Und nun gehen wir zurück ins Haus. Die Sonne verschwindet hinter den Bergen, und es wird sofort kalt. Der Sabbat beginnt, und wenn er vorbei ist, werden wir die Arbeiten beenden ... « Und er nimmt Säge, Hobel und Hammer und begibt sich ins Haus. Die anderen binden die abgeschnittenen Zweige in Bündel, gießen die eingesetzten Bäumchen und hängen die reparierte Tür wieder ein.

584 Jesus mit dem unzüchtigen Judas von Kerijot

Ganz Nob schläft noch. Der Tag bricht gerade an, und das ruhige Licht des winterlichen Morgenrauens erzeugt eine Pracht von beinahe unwirklichen Farben. Es ist nicht das grün-silberne Licht der Sommermorgen, das sich so schnell durchsetzt und in blasses Gold verwandelt und danach in ein immer flammenderes Rosa, sondern ein grüner Jade-Ton, der in ein zartes Graublau zerfließt und im Osten mit einem kleinen Halbkreis tief am Rand des Horizonts den

neuen Tag ankündigt. Ein verschleierter, matt leuchtender Punkt, wie eine blasse Schwefelflamme hinter einem weißlichen Rauchvorhang. Nur mühsam verbreitet sich das Licht am noch grauen, wolkenlosen Himmelsgewölbe, an dem die Sterne über der Welt flimmern. Nur mühsam verdrängt es die Dunkelheit, um für die herrlichen Farben von blassem Jade und reinem Kobalt des palästinensischen Himmels Platz zu schaffen. Zaghafte und fröstelnde scheint es über dem Hügel im Osten zu verweilen. Es zögert noch, kaum vergrößert es den Halbkreis seiner schwefelfarbenen Helligkeit, kaum verwandelt sich der Grünton in ein von einem Hauch Gelb durchzogenes Weiß, als alles einem plötzlichen Rosa weicht, das den Himmel von den letzten Schleiern der Nacht reinigt und ihn klar und kostbar wie einen Baldachin aus saphirfarbenem Atlas erstrahlen läßt. Ein Feuer entzündet sich im äußersten Osten, als wenn eine Wand eingestürzt und ein glühender Ofen zum Vorschein gekommen wäre. Aber ist es Feuer oder ist es ein Ofen von einem verborgenen Feuer entzündeter Rubin? Nein, es ist die Sonne, die aufgeht. Da ist sie. Kaum ist sie über die Linie des Horizonts gestiegen, ist es ihr auch schon gelungen, eine bauschige Wolke korallenrosa zu färben und die Tautropfen auf den Blättern der immergrünen Bäume in Diamanten zu verwandeln. Über den bronzenen Blättern an der Ostseite einer hohen Steineiche am Ende des Dorfes liegt ein diamantübersäter Schleier. Es scheinen ebenso viele glitzernde Sternchen in den Zweigen dieses Riesen zu sein, der seinen Wipfel ins Blau des Himmels taucht. Vielleicht sind in der Nacht ein paar Sterne zu weit herabgestiegen ins Dorf, um den Bewohnern von Nob himmlische Geheimnisse zuzuraunen oder um mit ihrem reinen Licht den Mann zu trösten, der schlaflos und schweigend da unten auf der Terrasse des Johannes wandelt.

Ja, während ganz Nob schläft, ist Jesus als einziger wach und geht langsam auf der Terrasse des Häuschens mit unter dem Mantel verschränkten Armen auf und ab. Er hat sich den dicken Mantel eng um den Körper geschlungen zum Schutz gegen die Kälte, und selbst

über den Kopf hat er ihn gezogen wie eine Art Kapuze. Jedesmal, wenn er den Rand der Terrasse erreicht, neigt er sich über die Mauer und schaut auf den Weg hinunter, der mitten durch das Dorf führt. Der Weg liegt noch im Halbdunkel, still und verlassen. Dann beginnt er wieder auf- und abzugehen, langsam und schweigend, meist mit geneigtem Haupt, sinnend, bisweilen den immer helleren Himmel und die wechselnden Farben des Morgengrauens und der Morgenröte betrachtend. Oder er verfolgt mit dem Blick den schwirrenden Flug des ersten Sperlings, den das Licht wieder geweckt hat und der die gastlichen Ziegel eines benachbarten Daches verläßt und hinunterfliegt, um sein Schnäbelchen am Fuß des alten Apfelbaumes des Johannes zu wetzen. Dann schwirrt er mit einem erschrockenen Zip-Zip wieder fort, da er Jesus gesehen hat, und weckt so andere Vöglein, die hier und dort geschlafen haben.

Aus einem Gehege dringt das Blöken eines Schafes und verliert sich zitternd in der Luft. Vom Weg kommt das Geräusch eiliger Schritte herauf.

Jesus neigt sich vor und schaut. Dann läuft er schnell die Treppe hinunter, geht in die dunkle Küche und schließt die Tür hinter sich.

Die Schritte nähern sich, haben nun den Gartenstreifen an der Seite des Hauses erreicht und machen vor dem Ausgang der Küche halt. Eine Hand sucht das Schloß und bemerkt, daß dort kein Schlüssel ist. Sie schiebt den Riegel zurück, der sich sowohl von außen als auch von innen öffnen läßt. Gleichzeitig sagt eine Stimme: »Sollte schon jemand auf den Beinen sein?« Dann öffnet die Hand vorsichtig die Tür, ohne daß sie quietscht. Der Kopf des Judas von Kerijot schaut durch den Spalt in die Küche ... Völlige Dunkelheit. Kälte. Schweigen.

»Sie haben vergessen, die Tür zu verschließen ... Und doch ... sie schien mir verschlossen zu sein ... Ach, es ist ja gleich ... Bei den Armen haben die Diebe nichts zu stehlen. Und wer ist denn ärmer als wir ... Aber hoffen wir, daß es nicht so bleibt ... Wo ist dieser verdammte Feuerstein ... Ich finde ihn nicht ... Wenn es mir

gelingt, Feuer zu machen ... denn es ist spät geworden, ja, wirklich zu spät ... Aber wo kann er sein? Zu viele Hände, die ihn gebrauchen. Auf dem Herd? Nein ... Auf dem Tisch? Nein. Auf den Bänken? Nein ... Auf der Konsole? Auch nicht ... Diese wurmstichige Haustür knarrt beim Öffnen ... Wurmstichiges Holz ... Verrostete Angeln. Alles ist alt, muffig, fürchterlich hier. Ach, armer Judas! Ich finde ihn einfach nicht ... und werde doch zu dem Alten gehen müssen ... « Während er spricht, geht er tastend wie ein Schatten im Dunkeln hin und her, vorsichtig wie ein Dieb oder ein Nachtvogel, um alle Hindernisse zu vermeiden und keinen Lärm zu machen ... Jetzt stößt er gegen einen Körper und stößt einen erstickten Schreckenschrei aus.

»Fürchte dich nicht. Ich bin es. Und der Feuerstein ist in meiner Hand. Da hast du ihn. Mache Licht«, sagt Jesus ganz ruhig.

»Du, Meister? Warum bist du hier, allein, im Dunkeln, in der Kälte? ... Heute kommen sicher viele Kranke, nach dem Sabbat und diesen zwei Regentagen. Aber sie werden nicht so bald hier sein. Sie kommen von den nahen Städten und werden erst jetzt oder später von dort aufbrechen, denn erst jetzt kann man erkennen, daß es heute nicht regnen wird. Der Nachtwind hat schon die Wege getrocknet.«

»Ich weiß es. Aber mache Licht. Es ziemt sich nicht für ehrliche Menschen, so in der Finsternis zu reden. Das tun nur Diebe, Lügner, Unzüchtige und Mörder. Komplizen im Bösen lieben die Finsternis, und ich bin niemand's Komplize.«

»Auch ich nicht, Meister. Ich wollte ein schönes Feuer machen. Deshalb bin ich als erster aufgestanden ... Was sagst du, Meister? Du hast etwas zwischen den Zähnen gemurmelt und ich habe nicht verstanden.«

»Mach also Licht.«

»Ja, so habe ich gesehen, daß der Himmel heiter ist; aber es ist auch kalt. Alle werden sich freuen, ein gutes Feuer vorzufinden ... Bist du aufgestanden, weil du mich gehört hast, oder wegen des

Alten, der ... Hat er noch Schmerzen? ... Sieh! Endlich! Zunder und Feuerstein scheinen mir feucht zu sein, da sie so lange keine Funken gegeben haben ... Sie sind ganz durchweicht ... «

Ein Flämmchen steigt auf vom Docht einer Lampe. Eine einzige Flamme, klein und zitternd ... aber sie genügt, um die beiden Gesichter erkennen zu lassen: das bleiche Antlitz Christi und das braune unerschrockene Gesicht des Judas.

»Jetzt zünde ich das Feuer an ... Du bist bleich wie der Tod. Du hast nicht geschlafen! Wohl wegen des Alten. Du bist zu gut.«

»Es ist wahr. Ich bin zu gut. Zu allen. Auch zu denen, die es nicht verdienen. Aber der Alte verdient es. Er ist ein redlicher Mensch mit einem treuen Herzen. Trotzdem habe ich nicht seinetwegen gewacht, sondern wegen eines anderen. Es ist wahr. Der Zunder und der Feuerstein waren feucht, aber nicht wegen einer umgefallenen Tasse oder einer anderen Flüssigkeit, die man versehentlich verschüttet hat, sondern wegen der Tränen, die ich darüber vergossen habe. Es ist wahr, der Himmel ist heiter, aber es ist kalt. Und der Wind hat die Straßen getrocknet, aber gegen Morgen ist Tau gefallen. Fühle meinen Mantel. Er ist naß davon ... Und dann ist das Morgengrauen gekommen und hat den heiteren Tag angezeigt, und das Licht ist gekommen und hat mir einen leeren Schlafplatz gezeigt, und die Sonne der Morgenröte ist gekommen und hat die Tautropfen auf den Blättern glänzen lassen und die Tränen auf den Wimpern. Es ist wahr. Heute werden viele Kranke kommen, aber ich habe nicht auf sie gewartet. Auf dich habe ich gewartet. Deshalb und deinetwegen habe ich die ganze Nacht gewacht. Deinetwegen, und da ich dich nicht hier in dem verschlossenen Raum erwarten konnte, bin ich auf die Terrasse gestiegen, um dem Wind meinen Ruf zu übergeben, um den Sternen meinen Schmerz und der Morgenröte meine Tränen zu zeigen. Nicht für den kranken Alten, sondern um den zügellosen Jüngling zu erwarten, den Jünger, der vor dem Meister flieht, den Apostel Gottes, der die Kloake dem Himmel vorzieht und die Lüge der Wahrheit, bin ich die ganze Nacht aufgeblieben. Und als ich dei-

ne Schritte gehört habe, bin ich in die Küche heruntergekommen ... um wiederum dich zu erwarten. Nicht mehr deine Person, die mir nun nahe war und wie ein Dieb in der dunklen Küche umherstrich, sondern dein Gefühl ... Ich habe ein Wort erwartet ... Und du hast nichts zu sagen gewußt, als du mich neben dir stehen sahst. Der, dem du deine Seele verkaufen willst, hat dich also nicht darauf aufmerksam gemacht, daß ich wußte? Nein. Er kann dich nicht aufmerksam machen noch dir das einzige Wort eingeben, das du sagen müßtest, wenn du ein Gerechter wärest. Er hat dir unangebrachte Lügen eingegeben, unnütze und kränkende Lügen, die mich noch mehr treffen als die nächtliche Flucht. Er hat sie dir grinsend einge-flüstert, zufrieden und erfreut, dich noch eine Stufe tiefer fallen zu sehen und mir einen weiteren Schmerz zufügen zu können. Es ist wahr, es werden viele Kranke kommen. Aber der Kränkste von allen wird nicht zu seinem Arzt kommen, und der Arzt selbst ist krank vor Schmerz über diesen Kranken, der nicht geheilt werden will. Es ist wahr. Alles ist wahr. Auch daß ich ein Wort gemurmelt habe, das du nicht verstanden hast. Kannst du es nicht erraten nach all dem, was ich dir gesagt habe?»

Jesus hat mit einer leisen, aber so schneidenden, schmerzerfüllten und gleichzeitig so strengen Stimme gesprochen, daß Judas, der bei den ersten Worten noch gelächelt hat und gerade und frech ganz nahe bei Jesus gestanden ist, sich allmählich zurückgezogen und sich geduckt hat, als wäre jedes Wort ein Schlag gewesen. Jesus hingegen hat sich immer mehr aufgerichtet, ein wahrer Richter und wirklich tragisch in seinem schmerzerfüllten Aussehen.

Judas, der nun zwischen einem Backtrog und einem Mauerwinkel eingeklemmt ist, flüstert: »Aber ... Ich wüßte nicht ... «

»Nicht? Nun gut, dann werde ich es dir sagen, denn ich fürchte mich nicht, die Wahrheit zu sagen. Lügner! Sieh, das ist es, was ich gesagt habe. Und wenn man bei einem Knaben die Lüge noch ertragen kann, da er die Bedeutung der Lüge nicht kennt und man ihm beibringen kann, nicht mehr zu lügen, so sind sie bei einem

Mann unerträglich und bei einem Apostel, einem Jünger der Wahrheit selbst, ekelhaft. Absolut ekelhaft. Das also ist der Grund, weshalb ich die ganze Nacht auf dich gewartet und mit meinen Tränen den Tisch benetzt habe, dort, wo der Feuerstahl lag. Im Licht der Sterne habe ich wachend geweint und dich aus ganzer Seele gerufen; darum bin ich von Tau benetzt wie der Liebende im Hohenlied. Aber vergeblich ist der Tau auf mein Haupt gefallen und sind meine Locken voll von den Tropfen der Nacht. Umsonst klopfe ich an die Tür deiner Seele und sage ihr: „Öffne mir, denn ich liebe dich, obwohl du nicht ohne Makel bist.“ Ja, gerade weil sie befleckt ist, will ich eintreten und sie reinigen. Und gerade weil sie krank ist, will ich eintreten und sie heilen. Gib acht, Judas! Gib acht, daß der Bräutigam sich nicht entfernt, und für immer, so daß du ihn nicht mehr finden kannst . . . Judas, sagst du mir nichts . . . ?«

»Es ist jetzt zu spät, um zu sprechen! Du hast es gesagt: Ich ekle dich an. Jage mich fort . . . !«

»Nein, auch die Aussätzigen ekeln mich an. Aber ich habe Mitleid mit ihnen. Und wenn sie mich rufen, eile ich zu ihnen und reinige sie. Willst du nicht gereinigt werden?«

»Es ist zu spät . . . und es ist unnütz. Ich kann nicht heilig sein. Jage mich fort, sage ich dir.«

»Ich bin nicht einer deiner pharisäischen Freunde, die unendlich viele Dinge unrein nennen und sie fliehen oder sie hartherzig fortschicken, während sie sie doch mit Liebe reinigen könnten. Ich bin der Erlöser und jage niemanden fort.«

Es folgt ein langes Schweigen. Judas steht in seinem Winkel. Jesus lehnt mit dem Rücken am Tisch und scheint sich daran zu stützen, müde und leidend . . . Judas hebt den Kopf. Er schaut ihn zögernd an und flüstert: »Und wenn ich dich verlasse, was würdest du dann tun?«

»Nichts. Ich würde deinen Willen achten und für dich beten. Aber meinerseits sage ich dir: selbst wenn du mich jetzt verlassen würdest, wäre es schon zu spät.«

»Wofür, Meister?«

»Wofür? Du weißt es ebenso wie ich. Zünde jetzt das Feuer an. Oben hört man schon Schritte. Ersticken wir das Ärgernis hier zwischen uns. Für die anderen haben wir nur kurz geschlafen ... und das Verlangen nach Wärme hat uns hier unten zusammengeführt ... Mein Vater ...!«

Und während Judas das Reisig anzündet, das schon auf dem Herd liegt, und bläst, damit die leichten Hobelspäne Feuer fangen, erhebt Jesus seine Hände über den Kopf und drückt sie dann fest auf seine Augen ...

585 Jesus und Valeria • Das Wunder an dem kleinen Levi zu Nob

Jesus ist mitten unter den Kranken und Pilgern, die aus vielen Teilen Palästinas zu ihm gekommen sind. Sogar ein Seefahrer aus Tyrus ist dabei, den ein Unglück auf dem Meer gelähmt hat und der von seinem Schicksal berichtet: Durch das Schwanken des Schiffes ist eine Ladung schwerer Waren umgestürzt und hat ihn am Rücken getroffen. Er ist nicht gestorben, aber es ist schlimmer, als wenn er gestorben wäre, denn durch seine Hilflosigkeit hält er seine Verwandten, die ihn pflegen müssen, von der Arbeit ab. Er sagt, er habe sich mit ihnen nach Kafarnaum und dann nach Nazaret begeben und dort von Maria erfahren, daß Jesus in Judäa sei, genauer gesagt in Jerusalem. »Sie hat mir die Namen der Freunde gegeben, bei denen du wohnen könntest. Und ein Galiläer von Sepphoris hat mir gesagt, daß du hier bist. Also bin ich gekommen. Ich weiß, daß du niemanden verachtetest, nicht einmal die Samariter. Und ich hoffe, daß du mich erhören wirst. Ich habe so viel Glauben.« Seine Frau spricht nicht. Zusammengekauert neben der Liege, auf die man den Kranken gebettet hat, schaut sie Jesus an mit Augen, die mehr flehen, als Worte es tun könnten.

»Wo hat es dich getroffen?«

»Unterhalb des Halses. Gerade dort habe ich den stärksten Stoß

erhalten, und ich habe ein Geräusch wie klingende Bronze im Kopf gehört, das sich dann in ein beständiges Getöse verwandelt hat, ähnlich dem des stürmischen Meeres, und Lichter, Lichter in allen Farben haben begonnen, vor meinen Augen zu tanzen ... Dann habe ich viele Tage lang nichts mehr gespürt. Wir sind in den Gewässern von Citium gesegelt, und ich habe mich zu Hause wiedergefunden, ohne zu wissen wie. Viele Tage habe ich wieder das Rauschen im Kopf gehört und die Lichter vor den Augen gesehen. Dann ist es vorübergegangen ... Aber die Arme sind nun tot und ebenso die Beine. Ein mit vierzig Jahren erledigter Mann. Und ich habe sieben Kinder, Herr.«

»Frau, richte deinen Mann auf und entblöße die Stelle, an der er getroffen wurde.«

Die Frau gehorcht, ohne ein Wort zu sagen. Mit geschickten und mütterlichen Bewegungen und mit Hilfe ihres Begleiters, der wohl ein Bruder oder Schwager ist, fährt sie mit einem Arm unter den Rücken des Gatten, während sie mit der anderen Hand den Kopf hält. Und mit der Zartheit, mit der man mit einem Neugeborenen umgehen würde, hebt sie den schweren Körper vom Lager. Eine noch rote Narbe bezeichnet die Stelle der größten Wunde.

Jesus beugt sich nieder. Alle recken die Häuse, um zu sehen. Jesus legt die Fingerspitzen auf die Narbe und sagt: »Ich will!«

Der Mann zuckt zusammen, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen, und schreit: »Welch ein Feuer!«

Jesus entfernt die Finger von den verletzten Wirbeln und sagt: »Steh auf!«

Der Mann läßt sich das nicht zweimal sagen. Er stützt seine seit Monaten kraftlosen Arme auf das Lager, schüttelt die beiden, die ihn halten, ab, stellt die Beine auf den Boden und steht auf. Das alles in weit weniger Zeit, als ich gebraucht habe, um die einzelnen Phasen des Wunders zu beschreiben.

Die Frau schreit auf, der Verwandte schreit auf. Der geheilte Mann erhebt stumm vor Freude die Arme zum Himmel. Einen Augenblick

nur dauert diese überraschte Freude. Dann dreht er sich um sich selbst, so sicher wie der beweglichste Mensch, und steht genau vor Jesus. Jetzt findet er die Stimme wieder und ruft: »Gepriesen seist du und der, der dich gesandt hat! Ich glaube an den Gott Israels und an dich, seinen Messias.« Und er wirft sich zu Boden und küßt die Füße Jesu, während die Menge jubelt.

Dann kommen die anderen Wunder, meist an Kindern, Frauen und Greisen.

Schließlich spricht Jesus: »Ihr habt die Wunder gesehen an gebrochenen Knochen, die wieder heil wurden, und an toten Gliedern, die wieder Leben erhielten. Dies zu sehen hat der Herr euch gewährt, um den Glauben zu stärken bei denen, die schon glaubten, und um ihn zu erwecken bei denen, die noch nicht glauben. Und an Menschen aus allen Gegenden habe ich Wunder gewirkt. An Menschen, die hierher gekommen sind auf der Suche nach Heilung, getrieben vom Glauben an meine heilende Kraft.

Hier sind Judäer und Galiläer, Libanesen und Syro-Phönizier, Bewohner des fernen Batanäa und der Küsten des Meeres. Und alle sind gekommen, ungeachtet der Jahreszeit und der Länge des Weges. Die Verwandten haben sie begleitet, ohne zu murren, ohne sich zu beklagen wegen der unterbrochenen Arbeiten oder der zurückgelassenen Geschäfte. Denn jedes Opfer war nichts im Vergleich zu dem, was sie sich holen wollten. Und so wie menschliche Selbstsucht und Unsicherheit gewichen sind, so haben auch die politischen und religiösen Anschauungen keine Rolle mehr gespielt, die sich früher wie eine Mauer erhoben und verhindert haben, daß alle sich als Brüder betrachten, die im Leben und im Leiden, in ihrem Wünschen und Hoffen auf Gesundheit und Trost gleich sind.

Und ich habe allen, die sich vereint haben in einer Hoffnung, die schon Glauben ist, Heil und Trost gespendet. Denn so ist es recht.

Ich bin der Hirte der ganzen Welt und muß alle Schäflein aufnehmen, die zu meiner Herde gehören wollen. Ich mache keinen Unterschied zwischen gesunden und kranken, schwachen und starken

Schafen; zwischen den Schafen, die mich kennen, da sie schon zur Herde Gottes gehören, und denen, die mich bisher nicht kannten und nicht einmal den wahren Gott kannten. Denn ich bin der Hirte der Menschheit und hole meine Schafe von allen Orten, wo sie sich befinden und von wo sie zu mir kommen. Sind es magere, schmutzige, gedemütigte, unwissende Schafe, die von ihren Hirten, die sie nicht liebten, geschlagen wurden, die von ihnen verstoßen wurden, da sie sie für unrein hielten? Es gibt keine Unreinheit, die nicht beseitigt werden könnte. Und es gibt keinen unreinen Menschen, der den Willen hat sich zu reinigen und um Hilfe bittet, den man abweisen darf unter dem Vorwand, daß er unrein ist.

Gott ist es, der die guten Wünsche erweckt. Und wenn er sie erweckt, so heißt das, daß er sie verwirklicht sehen möchte. Es ist der Geist Gottes selbst, der in unaussprechlichen Gebeten um das Aufgehen aller Menschen in der Liebe bittet; denn der Geist Gottes will sich ausgießen und bereichern. Sich ausgießen in Liebe über eine unbegrenzte Zahl von Menschen, die kaum ausreichen, der Unendlichkeit seiner Liebe Genüge zu tun, sich bereichern mit der Liebe einer endlosen Zahl von Wesen, die sich durch die Wonne seiner Wohlgerüche zu ihm hingezogen fühlen. Es ist daher nicht erlaubt, irgendeinen Menschen zu verachten und abzuweisen, der zur heiligen Herde gehören will.

Das sage ich denen von euch, die in ihrem Herzen vielleicht die Gedanken vieler in Israel hegen; es sind Unterscheidungen und Vorurteile, die Gott nicht liebt, da sie seinem Plan, aus allen Völkern ein einziges Volk zu machen, das den Namen des von ihm gesandten Messias trägt, entgegenstehen.

Aber nun spreche ich zu denen, die von außerhalb kommen, zu den bisher wilden Schafen, die aber das Verlangen verspüren, zur einen Herde des einzigen Hirten zu gehören. Und ich sage: Nichts soll sie abschrecken, nichts soll sie beschämen. Es gibt kein Heidentum und keinen Götzendienst, es gibt kein Leben, so sehr es auch meiner Lehre widersprechen mag, das nicht verleugnet und aufgege-

ben werden kann, um dem Geist zu erlauben, sich zu erneuern, frei zu werden von allem Bösen und so bereit zu sein, den neuen Samen aufzunehmen und sich mit dem neuen Gewand zu bekleiden.

Und dies, mehr noch als die Gesundung der Glieder, sollte die Völker dazu bewegen, zu mir zu kommen. So wie ihr zu mir kommt – und das gilt für die Hebräer aus Palästina wie für die Hebräer und Proselyten der Diaspora und auch für die Heiden – damit das Joch der Krankheit von eurem Fleisch genommen werde, so sollt ihr auch zu mir kommen, damit das Joch der Sünde oder des Heidentums von eurem Geist genommen werde. Ihr solltet alle als erstes von mir verlangen, und es ist mit eurem ganzen Sein wünschen, befreit zu werden von dem, was die Seelen zu Sklaven böser Kräfte macht, die sie beherrschen. Ihr solltet als erstes nach dieser Befreiung verlangen, nach dem Wunder des Reiches Gottes in euch. Denn wenn ihr dieses Reich in euch habt, wird euch auch alles andere gegeben werden, und in einer Weise, die die Gabe nicht zur Strafe werden läßt im anderen Leben.

Ihr habt weder Unwetter noch Mühen noch Ausgaben gescheut, um die Gesundheit der Glieder wiederzuerlangen, obwohl euch, wenn ihr auch heute geheilt seid, doch schon eines baldigen Tages der körperliche Tod ereilen könnte. Mit demselben Mut solltet ihr allem trotzen, um das Heil der Seele, das ewige Leben und den Besitz des Reiches Gottes zu erlangen. Spott und Drohungen der Verwandten, der Mitbürger oder der Machthaber, was sind sie im Vergleich zu dem, was ihr alle besitzen werdet, woher ihr auch immer stammt, wenn ihr zur Wahrheit und zum Leben kommt? Wer würde es unterlassen, dorthin zu gehen, wo ihn ein glückliches Leben erwartet, nur um einen Tag lang an einem Fest teilzunehmen, das bei Sonnenuntergang endet? Und dennoch machen es viele so. Und um sich kurze Zeit an den schalen und nutzlosen Freuden der Welt sättigen zu können, unterlassen sie es, dorthin zu eilen, wo sie für immer wahre Speise, wahres Heil und wahre Freude finden würden, ohne befürchten zu müssen, daß der Haß der Feinde sie ihnen rauben könnte.

Im Reich Gottes gibt es keinen Haß, keinen Krieg, keine Gewalt. Wer dort hineingelangt, kennt keinen Schmerz, keine Sehnsucht und keine bösen Übergriffe mehr, sondern besitzt den glückseligen Frieden, der von meinem Vater ausgeht.

Ich entlasse euch. Geht hin. Kehrt in eure Ortschaften zurück. Meine Jünger sind nun zahlreich und in allen Gegenden Palästinas. Hört ihnen zu, wenn ihr meine Lehren kennenlernen und bereit sein wollt für den Tag der Entscheidung, von dem das ewige Leben vieler Menschen abhängt. Ich gebe euch meinen Frieden, daß er euch begleite.«

Und nachdem Jesus das Volk gesegnet hat, geht er ins Haus zurück ... Die Apostel bleiben noch einige Zeit draußen. Dann kommen auch sie zur Mahlzeit, denn die Sonne, die hoch am Himmel steht, kündigt den Mittag an.

Sie setzen sich an den einfachen Tisch, und nachdem die Speisen gesegnet sind, die aus kleinen Käsen und gekochter, in Öl angemachter Zichorie bestehen, sprechen sie von den Ereignissen des Morgens und freuen sich über die nun so große Zahl der Jünger, die das Evangelium verkünden und den Meister entlasten, so daß er bei seiner derzeitigen Müdigkeit nicht mehr ständig sprechen muß.

Tatsächlich ist Jesus in letzter Zeit noch magerer geworden und seine Farbe, von Natur aus ein kräftiges Elfenbein mit einem kaum merklichen rosigen Hauch unter der bräunlichen Haut im oberen Teil der Wangen, ist nun ganz weiß und gleicht einem nicht mehr sehr frischen Magnolienblatt. Da ich lange in Mailand gelebt habe, kenne ich die zarte Farbe des Marmors von Candoglia, mit dem der prächtige Dom erbaut worden ist. Das Antlitz des Herrn scheint in diesen letzten schmerzvollen Monaten seines Erdenlebens die Farbe dieses Marmors angenommen zu haben, der nicht weiß, nicht rosa und auch nicht gelb ist, aber von all diesen Farben, und in den zartesten Nuancen, etwas hat. Die Augen liegen tiefer und scheinen dadurch dunkler, vielleicht auch, weil ein Schatten von Müdigkeit auf Lidern und Augenhöhlen liegt. Es sind die Augen eines Menschen, der wenig schläft, aber viel weint und leidet. Und die Hand

scheint länger zu sein, da sie mager und bleich geworden ist. Die liebe Hand meines Herrn, auf der sich schon die Sehnen und Adern abzeichnen und unter deren Magerkeit man die Knochen erkennen kann. Die heilige Märtyrerhand, die schon bereit ist für den Nagel, der sie durchbohren wird. Sie wird es den Henkersknechten leicht machen, die richtige Stelle für den Nagel zu finden, denn es ist nicht das geringste Fett an der asketischen Hand des Herrn. Jetzt liegt sie müde auf dem dunklen Holz des Tisches, während er sein Haupt schüttelt und den Aposteln zugewandt müde lächelt. Sie bemerken die unendliche Müdigkeit seiner Glieder, seiner Stimme und vor allem seines Herzens, das gar zu sehr betrübt ist und erschöpft von der Anstrengung, so viele verschiedenartige Herzen zusammenhalten, die Schande des unverbesserlichen Jüngers zu ertragen und verborgen zu halten . . .

Petrus meint: »Bis zum Tempelweihfest mußt du dich unbedingt ausruhen. An die, die kommen, werden wir denken. Du mußt . . . Jawohl! Ins Haus des Thomas mußt du gehen. So wirst du in der Nähe sein und Ruhe haben.«

Thomas befürwortet den Vorschlag des Petrus. Jesus aber schüttelt den Kopf. Nein, er will nicht gehen.

»Nun gut! Dann wirst du aber diese Tage nicht sprechen. Das können wir tun. Es werden keine erhabenen Worte sein, aber wir bleiben bei dem, was wir wissen. Und du wirst dich nur um die Kranken kümmern.«

»Auch das können wir tun«, sagt Iskariot.

»Hm! Was mich angeht, so verzichte ich darauf«, sagt Petrus.

»Du hast es aber doch schon getan!«

»Gewiß, als der Meister nicht bei uns war und wir ihn vertreten mußten, damit man ihn liebt. Aber jetzt ist er da, und er wirkt die Wunder. Er allein ist dessen würdig. Wir und Wunder? Wir haben es doch selbst nötig, daß Wunder an uns gewirkt werden zu unserer Erneuerung, denn wir allein, das habe ich schon gemerkt, werden es nie zu etwas Gutem bringen. Wir sind Elende, Sünder und Ignoranten.«

»Sprich du bitte für dich. Ich glaube durchaus nicht, ein Elender zu sein«, entgegnet Judas von Kerijot.

»Der Meister ist müde. Aber seine Müdigkeit ist mehr seelischer als körperlicher Art. Wenn wir ihn wirklich lieben, dann laßt uns Streitereien vermeiden. Das sind die Dinge, die ihn am meisten erschöpfen«, sagt der Zelote streng.

Jesus erhebt die Augen und blickt den alten Apostel an, der immer so weise ist, und streckt eine Hand über den Tisch, um ihn zu streicheln. Der Zelote nimmt die weiße Hand in seine dunklen Hände und küßt sie.

»Du hast recht. Aber auch ich, wenn ich sage, daß er unbedingt ausruhen muß. Er scheint krank zu sein . . . !« sagt Petrus hartnäckig.

Alle stimmen ihm zu, sogar der alte Johannes und Elisa, die sagt: »Seit langem sage ich das. Deshalb möchte ich . . . «

Man klopft an die Tür.

Andreas, der der Tür am nächsten sitzt, öffnet, geht hinaus und schließt die Tür hinter sich.

Bald darauf kehrt er zurück: »Meister, da ist eine Frau. Sie besteht darauf, dich zu sehen. Sie hat ein kleines Mädchen bei sich und muß vornehmer Herkunft sein, wenngleich sie bescheiden gekleidet ist. Mir scheint, daß weder sie noch ihr Kind krank ist. Ich weiß nicht warum, aber sie ist dicht verschleiert. Das Mädchen hat herrliche Blumen in den Armen.«

»Schick sie fort! Wir haben gerade gesagt, daß er sich ausruhen muß, und du läßt ihn nicht einmal fertig essen«, brummt Petrus.

»Ich habe es ihr gesagt. Aber sie hat geantwortet, daß sie den Meister nicht ermüden wird und daß er sich sicher freuen wird, sie zu sehen.«

»Sag ihr, sie soll morgen wiederkommen, zur gleichen Stunde wie alle anderen. Der Meister wird sich jetzt ausruhen.«

»Andreas, begleite sie in den oberen Raum. Ich komme sofort«, sagt Jesus.

»Siehst du! Ich wußte es! So schont er sich! Er tut genau das, was wir ihm gesagt haben«, sagt Petrus beunruhigt.

Jesus erhebt sich. Doch beim Hinausgehen bleibt er hinter Petrus stehen, legt ihm die Hände auf die Schultern, neigt sich ein wenig, um ihn auf das Haar zu küssen, und sagt: »Mein guter Simon! Wer mich liebt, nimmt mir die Müdigkeit besser als der Schlaf auf einem Lager.«

»Was weißt du, ob das eine ist, die dich liebt!«

»Oh! Simon! Die Unruhe läßt dich Worte sagen, die du schon be-reust, weil du fühlst, wie töricht sie sind! Gut! Gut! Eine Frau, die mit einem unschuldigen Kind kommt, die mir das unschuldige Kind mit Blumen in den Armen bringt, kann nur eine sein, die mich liebt und die mein Bedürfnis ahnt, ein wenig Liebe und Reinheit zu sehen bei so viel Haß und Unrat.« Dann geht er und steigt die Treppe zur Terrasse hinauf, während Andreas, der seinen Auftrag ausgeführt hat, in die Küche zurückkehrt.

Die Frau steht an der Tür der oberen Kammer. Sie ist groß und schlank unter dem schweren grauen Mantel, und ihr Antlitz ist von einem Schleier aus elfenbeinfarbenem Byssus verhüllt, der von der das Gesicht umrahmenden Kapuze herabfällt.

Das Mädchen, ein kleines Kind von höchstens drei Jahren, trägt ein weißes Wollkleidchen und einen ebenfalls weißen runden Mantel mit einer Kapuze. Aber die Kapuze ist auf den kastanienblonden Löckchen zurückgerutscht, da die Kleine zu der Frau hinaufschaut. Ihr Gesichtchen taucht dabei aus den Blumen auf, die sie fest in ihren Ärmchen hält. Herrliche Blumen, wie man sie im kalten Dezember nur in diesen Ländern finden kann: fleischfarbene Rosen und zarte weiße Blumen, die ich nicht kenne. Ich kenne mich in der Blumenzucht nicht sehr aus.

Kaum hat Jesus den Fuß auf die Terrasse gesetzt, als ihn schon das Stimmchen der Kleinen begrüßt, die von der Frau weg und ihm entgegenläuft: »Ave, Domine Jesu!«

Jesus neigt seine hohe Gestalt über seine kleine Verehrerin und legt eine Hand auf ihr Haar mit den Worten: »Der Friede sei mit dir.« Dann richtet er sich wieder auf und folgt dem Töchterlein, das

mit einem fröhlichen Lachen zu der Frau zurückkehrt, die sich tief verneigt hat, nachdem sie zur Seite gegangen ist, um den Meister vorbeizulassen.

Jesus begrüßt sie mit einer Kopfbewegung, tritt in die Kammer, setzt sich auf den ersten besten Schemel und schweigt wie in Erwartung. Er ist ganz König. Obwohl er nur auf einem ärmlichen hölzernen Schemel ohne Lehne sitzt, scheint er auf einem Thron zu sitzen, so erhaben ist er in seiner strengen Würde. Ohne Mantel, nur mit einem dunkelblauen Wollgewand bekleidet, das ohne Schmuck und Verzierungen und ein wenig verschossen ist auf den Schultern, wo Regen, Sonne, Staub und Schweiß die Farbe angegriffen haben, ein reines, aber ärmliches Gewand, scheint er doch durch die Majestät seiner Haltung in Purpur gekleidet. Gerade fast hieratisch, ist auch die Haltung des Kopfes, während die Hände mit nach oben gekehrter Handfläche auf den Knien ruhen. Seine nackten Füße stehen auf dem bloßen Boden aus alten Backsteinen und hinter ihm ist die leere, kaum gekalkte Wand. Über seinem Kopf ist weder eine Drapierung noch ein Baldachin, sondern ein Mehlsieb und an einem Strick hängen Bündel von Knoblauch und Zwiebeln. Und doch ist er beeindruckender, als wenn er einen kostbaren Boden unter den Füßen, eine goldene Wand hinter sich und einen mit Juwelen geschmückten Purpurschleier über dem Haupt hätte.

Er wartet. Und seine Majestät versetzt die Frau in ehrerbietiges Staunen. Auch das Kind schweigt und steht reglos neben der Frau, ein wenig verängstigt vielleicht. Aber Jesus lächelt und sagt: »Ich bin für euch da. Fürchtet euch nicht.«

Da weicht jede Furcht. Die Frau flüstert dem Kind etwas zu, und das Kind, gefolgt von der Frau, geht ganz nahe zu Jesus und legt ihm seine Blumen in den Schoß mit den Worten: »Die Rosen der Faustina für ihren Retter.« Sie sagt es langsam wie jemand, der wenig von der Sprache weiß, die nicht die seine ist. Inzwischen ist die Frau hinter dem Kind niedergekniet und hat ihren Schleier zurückgeschlagen. Es ist Valeria, die Mutter der Kleinen, die Jesus mit ihrem römischen Gruß anredet: »Salve, Meister.«

»Gott komme zu dir, o Frau. Wie kommt es, daß du hier bist? Und so allein?« fragt Jesus, während er die Kleine streichelt, die nun keine Angst mehr hat und sich nicht damit zufrieden gibt, die Blumen in den Schoß Jesu gelegt zu haben, sondern mit ihren Händchen in dem duftenden Strauß sucht und die Blumen auswählt, die ihrer Meinung nach die schönsten sind. Sie sagt: »Nimm! Nimm! Sie gehören dir, weißt du?« Und sie hält ihm einmal eine Rose entgegen und einmal eine von den buschigen weißen Blumen mit ihren wohlriechenden Blütensternchen. Jesus nimmt sie und legt sie dann wieder zu dem duftenden Strauß.

Inzwischen spricht Valeria. »Ich war in Tiberias, weil meine Tochter kränkelte und unser Arzt es mir geraten hatte . . . « Valeria macht eine lange Pause, wechselt die Farbe und sagt dann schnell: »Und ich habe in meinem Herzen so viel gelitten und habe mich nach dir gesehnt. Denn nur ein Arzt kann das Heilmittel für mein Leid finden: Du, Meister! Denn du hast für alle Dinge Worte der Gerechtigkeit . . . Daher wäre ich ohnehin gekommen, aus Egoismus, um getröstet zu werden und auch, um zu wissen, was ich tun soll, um . . . Ja, um mich dir und deinem Gott dankbar zu erweisen, die ihr mir gewährt habt, dieses mein Kind zu behalten . . . Aber wir wissen so viele Dinge, Meister. Berichte über die kleinsten Geschehnisse in der Provinz kommen täglich auf den Arbeitstisch des Pontius Pilatus, der sie zwar durchsieht, sich aber oft mit Claudia berät, bevor er die entsprechenden Entscheidungen trifft . . . Viele Berichte handeln von dir und von den Hebräern, die Unruhe im Land stiften, da sie dich einerseits zum Wahrzeichen des nationalen Aufstandes gemacht haben und andererseits den Haß gegen dich schüren. Claudia sieht es richtig, wenn sie ihrem Gemahl sagt, daß er einen einzigen in ganz Palästina nicht zu fürchten braucht als mögliche Ursache eines Unglücks für ihn: dich. Und Pontius schenkt ihr Tag für Tag Gehör . . . Bis jetzt ist Claudia noch die Stärkere. Aber wenn morgen jemand anders Pilatus beherrscht . . . Ich habe gewußt und gefühlt, daß meine unschuldige Kleine dir einen Trost sein würde . . . «

»Du hast ein mitleidiges und erleuchtetes Herz, Frau. Gott erleuchte dich immer mehr und wache auch über dieses Kind, jetzt und immer.«

»Danke, Herr. Ich brauche Gott ... « Tränen stürzen aus den Augen Valerias.

»Ja, du brauchst ihn. In Gott wirst du allen Trost finden und auch die Führung, um gerecht urteilen, verzeihen und weiterhin lieben zu können; und vor allem, um dieses Kind richtig zu erziehen, damit es das glückliche Leben der Kinder des wahren Gottes lebe.

Du siehst es. Der Gott, den du nicht kanntest, den du vielleicht verlacht hast, er und sein Gesetz, so verschieden von euren Göttern und euren Gesetzen und Religionen; er, den du gewiß beleidigt hast durch ein Leben, in dem die Tugend in so vielen Dingen vernachlässigt wurde, kleinen Dingen vielleicht, die aber zu größeren Verstößen gegen die Tugend und zu größeren Beleidigungen der Gottheit, die auch dich erschaffen hat, führen können; er hat dich so sehr geliebt, daß er dich durch den Schmerz, den du als Mensch und Mutter gefühlt hast – als Mutter, die nichts vom zukünftigen Leben wußte und daher auch nichts von der nur zeitweiligen Trennung von ihrem Kind – zu mir geführt hat. Er hat dich so sehr geliebt, daß er mich nach Cäsarea geführt hat, als du Todesangst littest wegen deines kleinen Kindes, das schon im Todeskampf zu erkalten schien. Er hat dich so sehr geliebt, daß er es dir wiedergegeben hat, damit du immer die Güte und Macht des wahren Gott vor Augen hast, damit du einen Zügel hast für die heidnische Zügellosigkeit und einen Trost in jedem Schmerz als verheiratete Frau. Gott hat dich so sehr geliebt, daß er durch einen weiteren Schmerz deinen Willen gestärkt hat, auf den Weg der Wahrheit und des Lebens zu kommen und zusammen mit deinem Kind auf ihm zu bleiben, damit wenigstens es von seiner ersten Kindheit an besitze, was Trost und Friede, Heil und Licht ist in den traurigen Tagen des Erdenlebens; damit es bewahrt werde vor allem, was dich leiden macht in deinem besten Teil und in deinem Gefühlsleben. Ersterer ist instinktiv gut und verabscheut den

dunklen Schlamm, in dem er zu leben gezwungen ist, das andere ist ungeordnet in seiner Güte.

Denn in deinen Gefühlen bist du heidnisch, Frau. Es ist nicht deine Schuld. Es ist die Schuld des Jahrhunderts, in dem du lebst, des Heidentums, in dem du aufgewachsen bist. Nur wer in der wahren Religion lebt, weiß den Gefühlen ihren wahren Wert beizumessen, sie zu zügeln und sie in der richtigen Weise zu äußern. Du, Mutter, die du nichts vom ewigen Leben wußtest, hast in ungeordneter Weise dein Kind geliebt, und da du es sterben sahst, hast du dich verzweifelt gegen diesen Verlust aufgelehnt, hast fast den Verstand verloren über den bevorstehenden Tod. Wie jemand, der sehen muß, wie sein liebstes Geschöpf von einem Irren gepackt und über einen Abgrund gehalten wird, aus dem es keine Rückkehr mehr gäbe, wenn es hineinfallen würde, aus dem man nicht einmal mehr die tote Hülle zu einem letzten Kuß der Liebe zurückbringen könnte, so sahst du deine Fausta schon über dem Abgrund des Nichts . . . Arme Mutter, die ihr Kind nicht mehr gehabt hätte, weder seinen Körper noch seine Seele. Das Nichts. Das Ende, das unerbittliche Ende, das der Tod für die bedeutet, die nicht an das Leben der Seele glauben.

Du, eine liebende, treue, heidnische Gattin, hast in deinem Gatten deinen irdischen Gott mit fleischlicher Liebe geliebt, deinen schönen Gott, der sich von dir anbeten ließ, deine der seinen gleiche Würde aber zu einer sklavischen Knechtschaft erniedrigte. Die Frau soll demütig, keusch und treu ihrem Mann ergeben sein. Ja, er, der Mann, ist das Haupt der Familie. Aber das Haupt sein heißt nicht, ein Despot sein. Das Haupt sein heißt nicht, ein launenhafter Herrscher sein, dem jede Laune erlaubt ist, nicht nur bezüglich des Leibes, sondern auch des besseren Teiles seiner Frau. Ihr sagt: „Ubi tu Caius, ibi ego Caia.“ Arme Frauen eines Landes, in dem Zügellosigkeit sogar in den Mythen eurer Götter herrscht; wie können die unter euch, die nicht scham- und zügellos sind, dort leben, wo eure Männer sind? Es ist unvermeidlich, daß alle, die nicht zügellos und verdorben sind, sich mit Abscheu abwenden und einen herz-

zerreißenden Schmerz empfinden; daß sie mit Bestürzung das Ende ihrer Verehrung für ihren immer als einen Gott betrachteten Mann erleben, wenn sie entdecken, daß dieser angebetete Gott ein elendes Wesen und von brutaler Sinnlichkeit beherrscht ist, daß er ein Ehebrecher, ein ausschweifender, rücksichtsloser und gleichgültiger Mensch ist, der die Gefühle und die Würde seiner Gattin verhöhnt.

Weine nicht. Ich weiß alles, auch ohne die Berichterstattung der Zenturionen. Weine nicht, Frau. Lerne vielmehr, in geordneter Weise deinen Gatten zu lieben.«

»Ich kann ihn nicht mehr lieben. Er verdient es nicht mehr. Ich verachte ihn. Ich werde mich nicht selbst erniedrigen und ihn nachahmen, aber ich kann ihn nicht mehr lieben. Zwischen uns ist alles zu Ende. Ich habe ihn gehen lassen ... ohne zu versuchen, ihn zurückzuhalten. Im Grunde bin ich ihm noch ein letztes Mal dankbar gewesen, weil er fortgegangen ist. Ich werde ihn nicht mehr aufsuchen. Im übrigen, wann ist er mir je ein echter Freund gewesen? Die Binde meiner Anbetung ist abgefallen. Jetzt erinnere ich mich seiner Handlungen und beurteile sie. Hat er etwa Mitleid mit mir gehabt, als ich weinte, weil ich ihm hierher folgen und eine kranke Mutter und das Vaterland verlassen mußte, noch dazu als junge Frau, die ein Kind erwartete? Er lachte wie ein Tor mit seinen Freunden über meine Tränen und meine Übelkeit und forderte mich nur auf, sein Gewand nicht zu beschmutzen. War er etwa an meiner Seite, wenn ich Heimweh nach meinem Land hatte? Nein, er war immer draußen bei den Freunden, bei Festgelagen, an denen teilzunehmen mein Zustand mir nicht erlaubte ... Hat er sich vielleicht mit mir über die Wiege des neugeborenen Kindleins geneigt? Er lachte, als man ihm die Tochter zeigte, und sagte: „Ich würde sie am liebsten aussetzen. Nicht um Mädchen zu haben, habe ich das Joch der Ehe auf mich genommen.“ Er nahm nicht Teil an der Reinigung, die er als sinnloses Theater bezeichnete. Und weil die Kleine weinte, sagte er beim Hinausgehen: „Gebt ihr den Namen Libitina und weihet sie der Göttin.“ Und als Fausta im Sterben lag, trauerte er da etwa mit mir? Wo war

er in der Nacht, bevor du kamst? Im Haus des Valerian bei einem Bankett. Aber ich liebte ihn. Er war, wie du richtig gesagt hast, mein Gott. Alles schien mir gut und recht an ihm. Er gestattete mir, ihn zu lieben. Und ich war ganz die Sklavin seiner Wünsche. Weißt du, weshalb er mich verstoßen hat?«

»Ich weiß es. Weil die Seele in deinem Körper erwacht ist, und du nicht mehr Weibchen, sondern Frau warst.«

»So ist es. Ich wollte aus meinem Haus ein tugendhaftes Haus machen ... Er ließ sich nach Antiochia zum Konsul versetzen und befahl mir, ihm nicht zu folgen. Aber seine Lieblingssklavinnen hat er mitgenommen. Oh! Ich werde ihm nicht folgen! Ich habe meine Tochter. Ich habe alles.«

»Nein, du hast nicht alles. Du hast einen Teil, einen kleinen Teil des Alles, nur so viel, als du brauchst, um tugendhaft zu sein. Das Alles ist Gott. Deine Tochter darf dir nicht Anlaß zur Ungerechtigkeit gegen das Alles sein, sondern zur Gerechtigkeit. Für sie und mit ihr hast du die Pflicht, tugendhaft zu sein.«

»Ich bin gekommen, um dich zu trösten, und du tröstest mich. Aber ich bin auch gekommen, um dich zu fragen, wie ich dieses Mädchen erziehen soll, damit es seines Retters würdig werde: Ich habe daran gedacht, Proselytin zu werden und sie zu einer solchen zu machen ... «

»Und dein Gatte?«

»Oh! Zwischen uns ist alles aus.«

»Nein. Jetzt beginnt alles. Du bist immer noch seine Gattin. Die Pflicht der guten Gattin besteht darin, auch den Gatten gut zu machen.«

»Er sagt, daß er sich scheiden lassen will. Und er wird es sicher tun. Daher ... «

»Er wird es tun. Aber er hat es noch nicht getan. Und solange er es noch nicht getan hat, bist du seine Gattin, auch nach eurem Gesetz. Und als solche hast du die Pflicht, als Gattin auf deinem Posten zu bleiben. Deine Aufgabe ist, die zweite nach dem Gatten

im Haus zu sein, für deine Tochter und vor den Dienern und der Welt. Du denkst: Er hat ein schlechtes Beispiel gegeben. Das ist wahr. Aber das enthebt dich nicht der Pflicht, deinerseits ein Beispiel der Tugend zu geben. Er ist fortgegangen, das ist wahr. Du aber nimm bei deiner Tochter und der Dienerschaft seinen Platz ein.

Nicht alles ist verabscheuungswürdig an euren Gewohnheiten. Als Rom weniger verkommen war, waren auch die Frauen keusch und arbeitsam und dienten der Gottheit mit einem Leben der Tugend und des Glaubens. Auch wenn ihr elender Zustand als Heideninnen sie falschen Göttern dienen ließ, so war doch die Absicht gut. Sie widmeten ihre Tugendhaftigkeit der Idee der Religion, dem Bedürfnis nach Hochachtung vor einer Religion, vor einer Gottheit, deren wahrer Name ihnen unbekannt war, deren Existenz sie aber fühlten; die größer war als der zügellose Olymp und die elenden Götter, die ihn nach den Sagen der Mythologie bevölkern. Ein Nichts ist euer Olymp. Ein Nichts sind eure Götter. Aber eure früheren Tugenden waren Früchte der echten Überzeugung, daß man tugendhaft sein muß, um von den Göttern mit Liebe angesehen zu werden. Sie waren die Früchte der Verpflichtung, die ihr gegenüber den von euch angebeteten Gottheiten zu haben fühltet. In den Augen der Welt, besonders unserer jüdischen, scheint ihr töricht zu sein wegen eurer Verehrung dessen, was nicht existiert. Aber für die ewige und wahre Gerechtigkeit, für den höchsten, einzigen und allmächtigen Gott, den Schöpfer aller Menschen und Dinge, waren diese Tugenden, diese Verehrung und diese Pflichterfüllung nicht vergebens! Das Gute ist immer gut. Der Glaube hat immer den Wert des Glaubens. Die Religion hat immer den Wert der Religion, wenn der, der ihr anhängt, sie befolgt und sie übt, überzeugt ist, in der Wahrheit zu sein.

Ich fordere dich auf, eure ehemaligen keuschen, arbeitsamen und treuen Frauen nachzuahmen und auf deinem Posten zu bleiben als Säule und Licht deines Hauses. Glaube nicht, daß die Diener in deinem Haus dir weniger Ehrfurcht entgegenbringen werden, weil du allein geblieben bist. Bisher haben sie dir gedient aus Furcht und

bisweilen mit verborgenem Haß und innerer Auflehnung. Von nun an werden sie dir mit Liebe dienen. Die Unglücklichen lieben die Unglücklichen. Deine Sklaven kennen den Schmerz. Deine Freude war für sie ein bitterer Stachel. Deine Leiden, die dich des kalten Lichtes der Herrin – im negativsten Sinn des Wortes – entkleiden, werden dich umkleiden mit dem warmen Licht des Mitleids. Du wirst geliebt werden, Valeria, sowohl von Gott als auch von deiner Tochter und deiner Dienerschaft. Und wenn du auch nicht mehr Gattin sein solltest, sondern eine geschiedene Frau, so erinnere dich daran (Jesus steht auf), daß die gesetzliche Trennung die Frau nicht der Pflicht enthebt, ihrem Brautschwur treu zu bleiben.

Du möchtest unsere Religion annehmen. Eine ihrer göttlichen Vorschriften ist, daß die Frau Fleisch vom Fleisch des Gatten ist und nichts und niemand trennen kann, was Gott zu einem einzigen Fleisch verbunden hat. Auch bei uns gibt es die Scheidung. Sie ist die böse Frucht der Wollust, der Erbsünde und der Verderbtheit der Menschen. Sie ist nicht direkt von Gott gekommen. Gott ändert sein Wort nicht. Und Gott sagte zu Adam, als dieser noch unschuldig war und eine noch nicht durch die Schuld verdunkelte Intelligenz besaß, daß die Gatten, wenn sie einmal verbunden sind, ein Fleisch sein müssen. Das Fleisch trennt sich nicht vom Fleisch, es sei denn durch das Unglück der Krankheit oder des Todes.

Die mosaische Scheidung, die zugestanden wurde, um schlimmere Sünden zu vermeiden, gibt der Frau nur eine armselige Freiheit. Die Geschiedene verliert immer an Achtung in den Augen der Menschen, sei es, daß sie es bleibt, sei es, daß sie eine zweite Ehe eingeht. Für Gott ist sie eine Unglückliche, wenn sie durch die Bosheit des Mannes verstoßen wird und eine Geschiedene bleibt; aber sie ist nichts als eine Sünderin, eine Ehebrecherin, wenn sie durch eigene schändliche Schuld geschieden ist und sich wieder verheiratet. Da du unseren Glauben annehmen willst, tust du es, um mir zu folgen. Und ich, das Wort Gottes, sage dir, da die Zeit der vollkommenen Religion angebrochen ist, was ich vielen anderen sage. Es ist dem

Menschen nicht erlaubt zu trennen, was Gott verbunden hat, und ein Ehebrecher ist, wer zu Lebzeiten des anderen Ehegatten eine neue Ehe eingeht.

Scheidung ist gesetzliche Prostitution. Sie gibt Mann und Frau Gelegenheit, Sünden der Wollust zu begehen. Die geschiedene Frau bleibt schwerlich die Witwe eines lebenden Mannes, die treue Witwe. Der geschiedene Mann bleibt nie seiner ersten Ehefrau treu. Beide steigen, wenn sie eine neue Verbindung eingehen, von der Stufe der Menschen auf die der vernunftlosen Tiere hinab, denen es gestattet ist, das Weibchen bei jedem Anruf der Sinne zu wechseln. Die legale Unzucht, die eine Gefahr für die Familie und das Vaterland darstellt, ist ein Verbrechen an den Unschuldigen. Die Kinder der Geschiedenen müssen ihre Eltern verurteilen. Ein strenges Urteil ist das der Kinder! Wenigstens ein Teil der Eltern wird von den Kindern verurteilt. Und die Kinder werden durch die Selbstsucht der Eltern zu einem verstümmelten Gefühlsleben verurteilt. Wenn nun zu den familiären Konsequenzen der Scheidung, die die unschuldigen Kinder des Vaters oder der Mutter beraubt, eine neue Ehe des Elternteils, dem die Kinder zugesprochen wurden, hinzukommt, so erleiden diese Kinder – die schon durch das Fehlen eines der Eltern eine gefühlsmäßige Verstümmelung erlitten haben – nun noch eine zweite Verstümmelung durch den mehr oder weniger gänzlichen Verlust der Zuneigung des ihnen verbliebenen Elternteils; denn dessen Gefühle sind nun geteilt, oder er widmet sich ganz der neuen Liebe und den Kindern des neuen Ehegatten.

Von Heirat zu sprechen, von Ehe im Fall einer neuen Verbindung des Geschiedenen oder der Geschiedenen bedeutet, Sinn und Wesen der Ehe zu profanieren. Nur der Tod eines der Gatten und die folgende Witwenschaft des anderen kann die zweite Ehe rechtfertigen. Obwohl ich der Meinung bin, daß es besser wäre, sich den immer gerechten Beschlüssen dessen zu fügen, der die Schicksale der Menschen bestimmt, sich in Keuschheit zu ergeben, wenn der Tod dem Ehestand ein Ende gesetzt hat, und sich ganz den Kindern

zu widmen und den ins andere Leben hinübergegangenen Gatten in seinen Kindern zu lieben. Das ist Liebe ohne Bindungen an das Irdische, heilige, echte Liebe!

Arme Kinder, die nach einem Todesfall oder dem Zusammenbruch der Familie die Härte eines zweiten Vaters oder einer zweiten Mutter und die Beklemmung kennenlernen, alle Liebkosungen mit anderen Kindern teilen zu müssen, die nicht ihre Geschwister sind!

Nein, in meiner Religion wird es keine Scheidung geben. Ehebrecher und Sünder wird der sein, der eine Zivilscheidung aussprechen läßt, um eine neue Ehe einzugehen. Das menschliche Gesetz wird nichts an meinem Gebot ändern. Die Ehe in meiner Religion wird nicht mehr ein bürgerlicher Vertrag sein, ein moralisches Versprechen, das man in Gegenwart der dazu bestimmten Zeugen, die es bestätigen, ablegt, sondern vielmehr ein unauflösliches Band, bestätigt, bekräftigt und geheiligt durch die heiligende Macht, die ich ihr dadurch verleihen werde, daß ich sie zum Sakrament erhebe. Damit du mich besser verstehst: zu einem heiligen Ritus. Diese Macht wird eine Hilfe sein, alle ehelichen Pflichten in heiliger Weise zu erfüllen; aber sie wird auch die Unauflöslichkeit des Bundes bestätigen.

Bisher war die Ehe ein gegenseitiger, natürlicher und sittlicher Vertrag zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes. Wenn mein Gesetz in Kraft tritt, wird dieser Vertrag ausgedehnt auf die Seelen der Eheleute. Sie wird daher auch ein geistiger, von Gott durch seine Diener geheiligter Vertrag sein. Du weißt aber, daß nichts größer ist als Gott. Was er daher verbunden hat, kann keine Autorität, kein Gesetz und keine Laune der Menschen mehr trennen.

Das „Ubi tu Caius, ibi ego Caia“ eures Ritus wird sich verewigen selbst über unseren, meinen Ritus hinaus, denn der Tod ist nicht das Ende, sondern nur die zeitliche Trennung des Gatten von der Gattin, und die Pflicht zu lieben dauert fort auch über den Tod hinaus. Daher sage ich, daß ich die Keuschheit der Verwitweten wünsche. Aber der Mensch kann nicht keusch sein. Daher sage ich auch, daß die Ehegatten die Pflicht haben, sich gegenseitig zu heiligen.

Schüttle nicht den Kopf. Das ist die Pflicht, und die Pflicht muß erfüllt werden, wenn man mir wahrhaft nachfolgen will.«

»Du bist heute hart, Meister.«

»Nein, ich bin der Meister. Und ich habe ein Geschöpf vor mir, das in der Gnade wachsen kann. Wenn du nicht wärest, was du bist, würde ich dir weniger auferlegen. Aber du hast eine gute Veranlagung, und das Leid läutert und härtet dein Metall immer mehr. Eines Tages wirst du dich meiner erinnern und mir danken, daß ich so gewesen bin.«

»Mein Mann wird nicht zurückkehren ... «

»Und du wirst vorwärtsschreiten. Das unschuldige Kind an der Hand, wirst du auf dem Weg der Gerechtigkeit wandeln, ohne Haß, ohne Rachedgedanken, und auch ohne nutzlose Erwartungen und ohne Trauer über das, was du verloren hast.«

»Du weißt also, daß ich ihn verloren habe!«

»Ich weiß es. Aber nicht du ... er hat dich verloren. Er hat dich nicht verdient. Nun höre ... Es ist hart. Ja. Du hast mir Rosen und unschuldiges Lächeln gebracht, um mich zu trösten ... Ich ... ich kann nichts anderes tun als dich vorzubereiten, den Dornenkranz der verlassenen Gattinnen zu tragen ... Aber überlege. Wenn die Zeit zurückkehren könnte, der Morgen, an dem Fausta im Sterben lag, und wenn dein Herz in die Lage versetzt würde, zwischen der Tochter und dem Gatten zu wählen und du einen von beiden verlieren müßtest, was würdest du dann wählen ... ?«

Die Frau denkt nach, bleich, aber stark in ihrem Schmerz nach den wenigen Tränen, die sie zu Beginn des Gespräches vergossen hat ... Dann neigt sie sich über die Kleine, die sich auf den Boden gesetzt hat und sich damit vergnügt, weiße Blumen rings um die Füße Jesu zu legen, nimmt sie in die Arme und ruft aus: »Diese würde ich wählen, denn ihr kann ich mein ganzes Herz schenken. Sie kann ich lehren, wie man zu leben hat. Mein Kind! Und auch im anderen Leben werden wir vereint sein. Immer werde ich deine Mutter sein, und du wirst immer mein Kind bleiben!« Und die Frau

bedeckt ihre Kleine mit Küssen, während diese sie liebevoll und lächelnd umarmt.

»Sage mir, oh, sage mir, Meister, der du die Menschen lehrst, als Helden zu leben: Wie soll ich sie erziehen, damit wir beide in dein Reich eingehen? Welche Worte, welche Handlungen muß ich sie lehren ... ?«

»Keine besonderen Worte und Handlungen sind nötig. Sei vollkommen, damit sie deine Vollkommenheit widerspiegelt. Liebe Gott und den Nächsten, damit sie lieben lernt. Lebe auf der Erde, aber schenke Gott dein Herz. Sie wird dich nachahmen. Für heute genügt dies. Später wird mein Vater, der euch in besonderer Weise geliebt hat, für eure geistlichen Bedürfnisse sorgen, und ihr werdet weise sein in dem Glauben, der meinen Namen tragen wird. Das ist alles, was zu tun ist. In der Liebe Gottes wirst du die Kraft finden, das Böse zu zügeln. In der Nächstenliebe wirst du Hilfe finden gegen die Trauer der Einsamkeit. Und lehre zu verzeihen, lehre es dich selbst und dein Kind. Verstehst du, was ich damit sagen will?«

»Ich verstehe ... Es ist gerecht ... Meister, ich verlasse dich. Segne eine arme Frau ... die ärmer ist als eine Bettlerin, die aber zumindest einen treuen Lebensgefährten hat ... «

»Wo hältst du dich jetzt auf? In Jerusalem?«

»Nein, in Bet-Ter. Johanna, die so gut ist, hat mich in ihr Schloß geschickt ... Ich litt zu sehr in Jerusalem ... Ich werde dort bleiben, bis Johanna nach Jerusalem kommt, und das wird schon bald sein. Sie geht nach Judäa mit deiner Mutter und den anderen Jüngerinnen, sobald es im Frühling etwas wärmer wird. Dann werde ich einige Zeit bei ihr bleiben. Danach kommen die anderen, und ich werde mit ihnen gehen. Die Zeit wird dann schon die Wunde geheilt haben.«

»Die Zeit und vor allem Gott und das Lächeln deines Kindes. Leb wohl, Valeria. Der wahre Gott, den du mit gutem Willen suchst, möge dich trösten und beschützen.« Jesus legt eine Hand auf das Haupt der Kleinen und segnet sie. Dann geht er zu der verschlossenen Tür und fragt: »Bist du allein gekommen?«

»Nein, mit einer Freigelassenen. Der Wagen erwartet mich im Wald vor dem Dorf. Werden wir uns wiedersehen, Meister?«

»Am Fest der Tempelweihe werde ich in Jerusalem im Tempel sein.«

»Ich werde dort sein, Meister. Ich bedarf deiner Worte für das neue Leben ... «

»Geh beruhigt. Gott läßt den nicht ohne Hilfe, der ihn sucht.«

»Ich glaube ... Oh! Wie trostlos ist doch unsere heidnische Welt!«

»Trostlosigkeit ist überall, wo nicht das wahre Leben in Gott ist. Auch in Israel weint man ... und man weint, weil man nicht mehr nach dem Gesetz Gottes lebt. Leb wohl. Der Friede sei mit dir.«

Die Frau verneigt sich tief und flüstert dem Kind etwas zu. Und die Kleine erhebt ihr Gesichtchen, streckt die Händchen aus und wiederholt mit dem Stimmlein einer Lerche: »Ave, Domine Jesu!«

Jesus neigt sich über sie und holt sich von dem Mündlein den unschuldigen Kuß, der dort schon auf ihn gewartet hat. Er segnet sie nochmals ... Dann kehrt er ins Zimmer zurück und setzt sich nachdenklich vor die am Boden zerstreuten Blumen.

So vergeht einige Zeit. Dann klopft jemand an die Tür.

»Herein.«

»Die Türe öffnet sich, und durch den Spalt schaut das ehrliche Gesicht des Petrus.«

»Du bist es? Komm ... «

»Nein, du solltest zu uns kommen. Es ist kalt hier. Welch schöne Blumen! Sie sind wertvoll!« Petrus betrachtet seinen Meister, während er spricht.

»Ja, wertvoll! Aber die Art und Weise, wie sie mir gebracht wurden, ist mehr wert als die Blumen. Das Kind der Valeria, der mit Claudia befreundeten Römerin, hat sie mir gebracht.«

»Ach so! Und warum?«

»Um mich zu trösten. Sie wissen, daß ich leide. Es war Valerias Idee. Sie dachte, daß die Blumen eines unschuldigen Kindes mich trösten könnten ... «

»Eine Römerin! ... Und wir in Israel bereiten dir nur Schmerz ... Judas hat richtig vermutet. Er sagt, daß er einen Wagen gesehen hat und daß die Frau sicher eine Römerin war ... und ... und er war ganz besorgt, Meister ... « Petrus ist voller Fragen.

Aber Jesus sagt nichts weiter als: »Wo ist Judas?«

»Draußen. Ich meine, auf dem Weg, beim Wald. Er will sehen, wer zu dir gekommen ist ... «

»Gehen wir hinunter.«

Judas ist schon wieder in der Küche. Als er Jesus eintreten sieht, dreht er sich um und sagt: »Auch wenn du es wolltest, könntest du nicht leugnen, daß diese Frau gekommen ist, um ... sich über irgend etwas zu beklagen! Haben sie schon wieder etwas zu berichten? Haben die denn nichts anderes zu tun, als dauernd herumzuspionieren und zu berichten und ... «

»Ich bin nicht verpflichtet, dir zu antworten. Aber ich tue es für alle. Simon Petrus weiß schon, wer es war, und euch allen sage ich, weshalb sie gekommen ist. Auch die anscheinend glücklichsten Menschen können ein Bedürfnis nach Trost und Rat verspüren ... Andreas, geh hinauf, sammle die Blumen, die das Kind gebracht hat, und bringe sie dem kleinen Levi.«

»Warum?«

»Weil er im Sterben liegt.«

»Er liegt im Sterben? Aber ich habe ihn doch um die dritte Stunde gesehen, und da war er noch gesund«, sagt Bartholomäus erstaunt.

»Er war gesund. Noch vor dem Abend wird er tot sein.«

»Wenn es ihm so schlecht geht, wird er keine Freude an den Blumen haben ... «

»Nein. Aber in dem bestürzten Haus werden die vom Erlöser gesandten Blumen ein erleuchtendes Wort sprechen.«

Jesus setzt sich, während alle von der Vergänglichkeit des Lebens reden und Elisa den Mantel umlegt mit den Worten: »Ich gehe mit Andreas ... Die arme Mutter ...!«

Andreas und Elisa entfernen sich mit den Blumen in den Händen ...

Jesus schweigt. Auch Judas schweigt. Er ist im Ungewissen. Jesus ist schweigsam, aber nicht streng ... Judas geht um ihn herum, geplagt von dem Verlangen, etwas zu erfahren, und von quälender Unruhe, denn er hat ein schlechtes Gewissen. Schließlich nimmt er Petrus beiseite, um ihn zu befragen. Er beruhigt sich, nachdem er mit Petrus gesprochen hat, und geht Matthäus necken, der friedlich an einer Ecke des Tisches sitzt und schreibt.

Andreas kommt im Laufschrift zurück. Erregt sagt er: »Meister, der Knabe liegt wirklich im Sterben ... ganz unversehens ... Die Angehörigen schienen alle von Sinnen zu sein. Doch als Elisa sagte: „Der Herr schickt sie“, und ich ... glaubte, sie hätten verstanden: „für das Sterbebett“, sagten Vater und Mutter gleichzeitig: „Oh, es ist wahr! Lauf und hole ihn. Er wird ihn heilen.“«

»Das Wort des Glaubens. Gehen wir.« Und Jesus verläßt in großer Eile die Küche. Natürlich folgen ihm alle, auch der alte Johannes, der als letzter hinter den anderen nachhinkt.

Das Haus liegt am Ausgang des Dorfes. Aber Jesus erreicht es bald und bahnt sich einen Weg durch das Volk, das die offene Tür umlagert. Er geht direkt in ein Zimmer am Ende des Ganges, denn es ist ein geräumiges Haus mit vielen Bewohnern, die vielleicht miteinander verwandt sind.

Im Zimmer stehen der Vater, die Mutter und Elisa über das improvisierte Lager gebeugt ... Sie bemerken Jesus erst, als er sagt: »Der Friede sei mit diesem Haus.«

Da verlassen die unglücklichen Eltern das Bett und werfen sich Jesus zu Füßen. Nur Elisa bleibt, wo sie ist, da sie gerade die Glieder des Kindes mit aromatischen Essenzen einreibt.

Der Kleine liegt wirklich schon in den letzten Zügen. Sein Körper weist bereits den Verfall und die Schwere des Todes auf. Das Gesichtchen ist bleich wie Wachs, die Nasenlöcher sind schwärzlich und die Lippen bläulich. Der Kleine atmet mit Mühe, seine kleine Brust verkrampft sich, und jeder Atemzug scheint der letzte zu sein, so groß sind die Abstände von einem zum anderen.

Die Mutter weint, das Gesicht auf den Füßen Jesu. Der Vater, auch er bis zur Erde gebeugt, sagt: »Hab Erbarmen! Hab Erbarmen!« Sonst weiß er nichts zu sagen.

Jesus spricht: »Levi, komm zu mir«, und streckt die Arme aus.

Der Kleine, ein Knäblein von etwa fünf Jahren, fährt zusammen, wie ein Schlafender, den man laut angerufen hat. Er setzt sich mühe-los auf, reibt sich mit den Fäustchen die Augen und schaut erstaunt um sich. Dann sieht er Jesus. Mit einem Lächeln springt er aus dem Bettlein und geht sicheren Schrittes in seinem Kleidchen auf den Heiland zu.

Die bis zu Erde gebeugten Eltern sehen nichts. Aber der Ruf der Elisa: »Ewige Güte!« und das erstaunte: »Oh!« der Apostel und der Neugierigen im Gang machen sie aufmerksam auf das, was geschieht, und sie erheben ihr Antlitz vom Boden und sehen ihr Söhnlein dort, gesund, als wäre es nie im Sterben gelegen . . .

Die Freude läßt lachen, weinen, schreien, oder schweigen, je nach dem Charakter des einzelnen Menschen. Diese beiden werden von einem stummen, fast ängstlichen Staunen erfaßt. Zu groß ist der Unterschied zwischen dem vorherigen und dem jetzigen Zustand, und die beiden zuvor vom Schmerz überwältigten Eltern können nun die Freude kaum fassen.

Aber schließlich gelingt es ihnen doch, während der Knabe schon in den Armen Jesu liegt, und nun folgt auf die Stummheit ein Redestrom, ein Gemisch von Freude und Segnungen, und es ist schwierig, diesem Wortschwall zu folgen, denn beide sprechen gleichzeitig und durcheinander. Ich kann ihm entnehmen, daß der Knabe, der im Garten spielte, um die sechste Stunde ins Haus zurückkehrte und über Leibschmerzen klagte. Als die Großmutter ihn in die Arme nahm und ihn zum Feuer brachte, schien es ihm besser zu gehen. Dann aber, um die neunte Stunde, begann er zu erbrechen und kurz darauf folgte der Todeskampf. Die klassische blitzartige Peritonitis.

Der Vater war bei den ersten Anzeichen des Übels nach Jerusalem gelaufen und mit einem Arzt zurückgekehrt, der nach der Unter-

suchung des Knaben, der inzwischen erbrochen hatte, erklärte: »Er wird nicht mehr lange leben«, und gleich darauf wegging ... Tatsächlich verschlechterte sich der Zustand des Knaben von Minute zu Minute. Er erkaltete bereits, und in ihrem Schrecken über das plötzliche Unglück kamen sie nicht auf den Gedanken, daß der Retter so nahe war. Erst als Andreas und Elisa mit den Blumen kamen und sagten: »Die schickt Jesus dem Levi«, kam ihnen die Erleuchtung und sie sagten: »Jesus wird ihn retten.«

»Und du hast ihn gerettet. Sei gepriesen in Ewigkeit! Deine Blumen! Die Hoffnung! Der Glaube! O ja! Der Glaube an deine Liebe zu uns! Aber woher hast du es gewußt, Gesegneter? Verlange von uns, was du willst! Befiehl uns, wir sind deine Sklaven. Wir schulden dir alles ...!«

Jesus hört sie an, während er das Kind noch immer in den Armen hält. Er läßt sie reden, bis sie müde werden, bis ihre so sehr angespannten Nerven sich beruhigen und abreagieren. Dann sagt er sanft: »Ich liebe die Kinder und die treuen Herzen. Ihr alle in Nob seid sehr gut zu mir. Wenn ich selbst zu denen gut bin, die mich hassen, was werde ich dann erst für die tun, die mich lieben? Ich wußte ... und ich wußte auch, daß der Schmerz euch die Quelle des Lebens vergessen ließ. Ich wollte euch den Weg zeigen ... «

»Aber warum bist du nicht gleich selbst gekommen, Herr? Hast du vielleicht gefürchtet, daß wir dich abweisen würden?!«

»Nein, ich wußte, daß ihr mich mit Liebe aufnehmen würdet. Aber unter denen, die hier umherstehen, war einer, der sich davon überzeugen mußte, daß mir nichts unbekannt ist von dem, was bei den Menschen und in ihren Herzen vorgeht. Und ich wollte auch, daß andere verstehen, daß Gott denen antwortet, die ihn mit Vertrauen anrufen. Nun seid in Frieden. Und wachst immer mehr im Glauben an die Barmherzigkeit Gottes. Der Friede sei mit euch allen. Leb wohl, Levi. Geh jetzt zu deiner Mama. Leb wohl, Frau. Weihe dem Herrn auch die, die du in deinem Schoß trägst, zur Erinnerung an die Güte, die der Herr dir erwiesen hat. Auch du, Mann, leb wohl. Bewahre deine Seele in der Gerechtigkeit.«

Er dreht sich um, um zu gehen, doch er kommt nur mit Mühe in der Menge der Verwandten voran, die sich im Gang drängen: Großeltern, Onkel und Vettern des wunderbar Geheilten, die alle mit Jesus sprechen, ihn preisen, von ihm gesegnet werden, sein Gewand und seine Hände küssen wollen ...

Und nach den zahlreichen Verwandten die Leute vom Dorf, die dasselbe tun wollen. Aber diese laufen hinaus auf den Weg und hinter Jesus her und überlassen die Angehörigen der beglückten Familie des Geheilten ihrer Freude. Auf den nun dunklen Straßen begleitet ganz Nob mit dem üblichen Festtagslärm Jesus zum Häuslein des Johannes. Und es bedarf der ganzen Autorität der Apostel, um die Bürger zu überreden, in ihre Häuser zurückzukehren und den Meister in Ruhe zu lassen. Und zusätzlich zur Autorität müssen sie noch energischere Mittel anwenden, um Erfolg zu haben: sie müssen damit drohen, daß sie morgen den Ort verlassen werden, wenn man den Meister nicht ausruhen läßt. Schließlich kann der Müde sich ausruhen ...

586 Jesus und die Sünderin, die ihn versuchen soll

Die Völker als ganze und auch die Menschen im einzelnen sind immer ein wenig wie die Kinder oder die Wilden, oder zumindest primitiv, und daher höchst interessiert, wenn es um eine Neuigkeit, etwas Außergewöhnliches geht oder wenn gefeiert werden kann.

Das Herannahen von Festtagen hat immer die Kraft, die Menschen zu begeistern, fast als ob die Festlichkeit alles auslöschen könnte, was bedrückt und ermüdet. Schon vor dem Beginn eines Festes erfaßt alle eine gewisse Lebhaftigkeit, eine leichte Erregung, beinahe wie es den Wilden mit dem Tam-Tam ergeht bei ihren heidnischen Festen oder ihren kriegerischen Unternehmungen.

Auch die Apostel befinden sich beim Herannahen des Lichterfestes in diesem euphorischen Gemütszustand. Redselig und heiter schmieden sie Pläne. Bei der Erinnerung an vergangene Feste taucht

etwas Nostalgie auf und in die Unterhaltung schleicht sich eine melancholische Note ein; doch die Feststimmung gewinnt gleich wieder die Oberhand und drängt sie, irgendetwas zu tun, damit alles schön ist am Fest.

Sind zu wenig Lampen im Haus des Johannes? Oh, das Haus des Thomas in Rama ist voll davon! Und Thomas macht sich auf den Weg nach Rama, um Lampen zu holen. Reicht das Öl nicht? Oh, Elisa hat viel Öl in Bet-Zur und bietet es an. Andreas und Johannes gehen nach Bet-Zur, um Öl zu holen. Braucht man ein sanftes Reisigfeuer, um Küchlein zu backen? Die beiden Jakobusse sind schon in den Wäldern, um es zu sammeln. Haben sie zu wenig Weizenmehl, Gerste und Honig im Haus für die rituellen Gerichte? Und wozu ist denn Nike in Jerusalem, die fast beleidigt ist, daß man sie nie um etwas bittet, wenn nicht, um ihnen ihren blonden Honig und die Gerste und das Weizenmehl von ihrer schönen Besitzung zu geben? Petrus und Simon der Zelote gehen zu Nike, während Judas des Alphäus Elisa hilft, das Haus zu verschönern. Selbst der alte Bartholomäus nimmt teil an der allgemeinen Heiterkeit und geht mit Philippus ans Werk, um der rauchgeschwärzten Küche einen frischen Kalkanstrich und ein fröhlicheres Aussehen zu geben.

Judas Iskariot hat sich den dekorativen Teil vorbehalten. Er bringt große Mengen von duftenden immergrünen Zweigen, die auch mit Beeren geschmückt sind, und verteilt sie mit Geschmack auf den Konsolen und um den Rauchfang der Feuerstelle.

Am Vorabend des Tempelweihfestes scheint das Häuslein bereit zu sein, eine Braut aufzunehmen, so sehr ist es verändert mit seinem glänzenden Kupfergeschirr, seinen Lampen, die leuchten wie die Sonne, den heiteren grünen Zweigen an den weißen Wänden und dem Duft von Brot und Kuchen, der sich mit dem Wohlgeruch der Zweige mischt.

Jesus läßt sie machen. Er scheint so fern von allem zu sein, sehr nachdenklich und auch traurig. Er antwortet denen, die ihn fragen, und mit der Frage um ein Lob für das, was sie getan haben, bet-

teln. Und gerade diese Fragen: »War es nicht ein guter Gedanke von mir, nach Hause zu gehen und Lampen zu holen?«; oder: »Ist es nicht gut, daß ich und Philippus alles gewußt haben? Jetzt sieht der Raum heller und freundlicher aus und scheint sogar größer zu sein«; oder: »Siehst du, Meister? Elisa ist glücklich. Sie hat das Gefühl, in ihrem eigenen Haus zu sein zu der Zeit, als sie noch ihre Söhne hatte. Heute sang sie, während sie Öl in die Lampen goß, und als sie ihren Honig unter das Mehl mischte und ihn in der Milch auflöste für die Gerste«; oder auch: »Hilkija kann sagen, was er will, aber ein wenig Grün ist hübsch. Und überhaupt . . . Wenn Gott das Gesträuch geschaffen hat, geschah es wohl, damit wir es benutzen, nicht wahr?« Diese Fragen geben mir Aufschluß darüber, was jeder getan hat. Aber wenn Jesus auch die Fragen beantwortet, die den Wunsch, gelobt zu werden, durchblicken lassen, so sind seine Gedanken doch anderswo. Das sieht man ganz genau.

Der Abend bricht herein. Nachdem die letzten Bürger, bevor sie sich in ihre Häuser zurückziehen, noch den Kopf in die Küche gesteckt haben, um den Meister zu begrüßen, wird es still in Nob. Es ist die Stunde der Abendmahlzeit. Und es ist Zeit für die Kinder und die Alten und auch für alle, die durch Alter oder Krankheit geschwächt sind, sich zur Ruhe zu legen.

Es muß wohl Brauch sein, daß man sich am Lichterfest etwas schenkt; denn kaum hat sich der alte Johannes in sein Zimmerchen neben der Küche zurückgezogen, machen sich Elisa und die Apostel daran, ein Gewand, nützliche holzgeschnittene Gegenstände und ein netzartiges Gewebe aus roten, grünen, gelben und indigoblauen Schnüren, eine spezielle Arbeit der Fischer, fertigzustellen.

Thomas, Matthäus, Bartholomäus und der Zelote stehen dabei und schauen zu.

»Schaut, ich bin fertig«, sagt Elisa, erhebt sich und schüttelt das Gewand, um etwaige Fäden zu entfernen.

»Das wird ihn warm halten, den armen Alten! Wir Männer sind ohne die Frauen wirklich arm dran. Ohne dich wüßte ich wahrlich

nicht, wie wir aussehen würden nach der monatelangen Abwesenheit von zuhause. Ich kann zwar dies hier machen, aber wenn ich mir eine Schnalle annähen muß ...!« sagt Petrus und befühlt den Stoff.

»Und du hast es auch schnell fertig gehabt! Du bist wie meine Frau«, sagt Bartholomäus.

»Auch ich bin jetzt fertig. Dieses Holz ist gut, weich und leicht zu bearbeiten und zugleich widerstandsfähig«, sagt Judas Thaddäus und stellt eine Dose, die man für Salz oder irgendein Gewürz verwenden könnte, auf den dunklen Tisch.

»Ich bin etwas zurückgeblieben. Hier ist eine harte Ader, die sich schlecht bearbeiten läßt. Vielleicht wird mir die Arbeit nicht gelingen. Es täte mir leid. Das Schöne daran ist die dunkle Maserung des hellen Holzes. Schau Jesus! Könnten das nicht auf das Holz gemalte Berggipfel sein?« sagt Jakobus des Alphäus und zeigt eine Art Topf, dessen Verwendungszweck mir nicht bekannt ist. Er hat eine sehr schöne Form und einen gewölbten Deckel, und beides ist fein gemasert. Aber gerade am Griff des Deckels, einem Knopf, läßt sich das Holz nicht schnitzen.

»Arbeite, arbeite weiter, und du wirst sehen, daß es dir gelingt. Erhitze das Eisen bis zur Rotglut, senge die Faser an, und es wird dir gelingen. Wenn du durch die erste Schicht gekommen bist ...« antwortet Jesus, der ihn beobachtet hat.

»Aber besteht nicht die Gefahr, daß der Deckel durch das Feuer beschädigt wird?« fragt Matthäus.

»Nein, nicht wenn man es geschickt macht. Übrigens, entweder so, oder alles wegwerfen.«

Jakobus macht die Messerspitze glühendheiß, dann berührt er den schwierigen Punkt. Geruch von verbranntem Holz erfüllt den Raum ...

»Genug! Jetzt arbeite wieder daran, und es wird dir gelingen«, sagt Jesus und hilft dem Vetter, indem er den Deckel so fest hält wie ein Schraubstock. Zweimal gleitet das Messer aus und streift die Finger Jesu.

»Nimm die Hand weg, Bruder. Ich möchte dich nicht verletzen ... « sagt Jakobus des Alphäus. Doch Jesus hält das Gefäß weiterhin fest.

Das dritte Mal trifft das scharfe Messer den Daumen Jesu, so daß er blutet.

»Da! Siehst du! Du hast dich verletzt! Laß mich sehen!«

»Das macht nichts! Zwei Tropfen Blut«, antwortet Jesus und schüttelt seinen Finger, um das Blut, das aus dem Schnitt tropft, abzuschütteln. »Wisch lieber den Deckel ab. Er hat ein paar Flecken«, fügt er hinzu.

»Nein, laßt ihn, wie er ist. Er ist so kostbarer. Trockne deinen Finger hier an meinem Schleier ab, Meister. Dein Blut ist gesegnetes Blut«, sagt Elisa und wickelt die Hand in das Linnen ihres Schleiers.

Der Deckel, die Ursache von so viel Weh, ist nun fertig. Die Form ist gelungen.

»Zuerst mußte es Schmerz bereiten«, bemerkt der Zelote.

»Ja, erst dann hat es sich überzeugen lassen, dieses widerspenstige Holz!« sagt Thomas.

»Mit Eisen, Feuer und Schmerz. Das scheint eine den Römern teure Phrase zu sein«, bemerkt Simon der Zelote.

»Mich erinnert es, ich weiß nicht warum, an gewisse Worte der Propheten. Auch wir sind widerspenstiges Holz ... Und sind nicht Eisen, Feuer und Schmerz nötig, um uns gut zu machen?« meint Bartholomäus.

»Wahrlich, sie werden nötig sein, doch sie werden nicht genügen. Ich arbeite mit Feuer und mit meinem Schmerz, aber nicht alle Herzen wissen dieses Holz nachzuahmen ... Schweigt! Draußen ist jemand ... Ich höre Schritte ... «

Sie horchen. Nichts rührt sich.

»Vielleicht war es der Wind, Meister. Es sind trockene Blätter im Garten ... «

»Nein, es waren Schritte ... «

»Irgend ein Nachttier. Ich höre nichts.«

»Ich auch nicht, ich auch nicht . . . «

Jesus horcht. Er scheint zu horchen. Dann erhebt er sein Antlitz und schaut Judas von Kerijot fest an, der ebenfalls sehr aufmerksam horcht. Mehr als die anderen. Er schaut ihn so eindringlich an, daß Judas fragt: »Warum schaust du mich so an, Meister?« Doch er erhält keine Antwort, denn eine Hand klopft an die Tür.

Von den vierzehn Gesichtern, die die Lampe erhellt, bleibt nur das Gesicht Jesu unverändert. Die anderen wechseln die Farbe.

»Öffnet! Öffne, Judas von Kerijot!«

»Ich nicht, ich öffne nicht! Es könnten Übeltäter sein, die absichtlich in der Nacht kommen. Ich will dir nicht schaden!«

»Öffne du, Simon des Jona.«

»Auf keinen Fall! Ich schiebe eher den Tisch vor die Tür«, sagt Petrus und will es auch schon tun.

»Öffne Johannes, und fürchte dich nicht!«

»Oh, wenn du wirklich jemand hereinlassen willst, dann gehe ich hinüber zu dem Alten. Ich will nichts sehen«, sagt Judas Iskariot. In vier großen Schritten nimmt er die Entfernung zwischen ihm und der Tür zum Zimmer des Alten und verschwindet darin.

Johannes steht an der Tür, die Hand bereits am Schlüssel. Er schaut Jesus erschrocken an und flüstert: »Herr . . . !«

»Öffne, und fürchte dich nicht!«

»Aber ja. Schließlich sind wir doch dreizehn starke Männer. Es wird nicht gleich ein ganzes Heer anrücken! Mit ein paar Fäusten und viel Geschrei – schrei du, Elisa, wenn es nötig ist – werden wir sie in die Flucht schlagen. Wir sind ja nicht in einer Wüste!« sagt Jakobus des Zebedäus. Er zieht das Gewand aus und krepelt die Ärmel der Tunika oder des Unterkleides auf, bereit, sich zu verteidigen. Petrus folgt seinem Beispiel.

Noch zögernd öffnet Johannes die Tür und schaut durch den Spalt. Er sieht nichts und ruft: »Wer ist der Störenfried?«

Eine weibliche Stimme antwortet leise, wie leidend: »Eine Frau. Ich will den Meister sehen.«

»Um diese Stunde kommt man nicht in die Häuser. Wenn du krank bist, warum bist du dann um diese Stunde noch auf der Straße? Wenn du aussätzig bist, wie kannst du dich dann in ein Dorf wagen? Wenn du betrübt bist, dann komm morgen zurück. Geh! Kehr dorthin zurück, woher du gekommen bist«, sagt Petrus, der sich hinter Johannes gestellt hat.

»Oh, hab Erbarmen! Ich bin allein unterwegs. Mir ist kalt und ich habe Hunger. Ich bin unglücklich. Ruft mir den Meister. Er hat Mitleid ... «

Die Apostel schauen Jesus stumm an. Jesus ist ernst, sehr ernst, und schweigt. Sie schließen die Tür wieder.

»Was sollen wir machen, Meister? Sollen wir ihr wenigstens ein Stück Brot geben? Platz haben wir nicht. Und mit einer Unbekannten in andere Häuser gehen ... « fragt Philippus.

»Warte, ich werde nachsehen«, sagt Bartholomäus und ergreift die Lampe.

»Es ist nicht nötig, daß du gehst. Die Frau leidet weder Kälte noch Hunger, und sie weiß gar wohl, wo sie hingehen kann. Sie hat keine Angst vor der Nacht. Aber sie ist eine Unglückselige, wenngleich sie weder krank noch aussätzig ist. Sie ist eine Dirne und kommt, um mich zu versuchen. Ich sage euch das, damit ihr wißt, daß ich es weiß; damit ihr euch überzeugt, daß ich es weiß. Auch sage ich euch, daß sie nicht aus eigener Laune kommt, sondern weil sie dafür bezahlt wird.« Jesus sagt das so laut, daß man ihn auch im Nebenzimmer hören kann, in dem Judas ist.

»Und wer sollte das getan haben? Zu welchem Zweck?« fragt derselbe Iskariot und erscheint wieder in der Küche. »Die Pharisäer sicher nicht, und auch die Schriftgelehrten und die Priester nicht, wenn sie eine Prostituierte ist. Auch glaube ich nicht, daß die Herodianer so ... gehässig sind, daß sie sich die Mühe machen zu ... Und wozu auch das Ganze?«

»Den Grund will ich dir sagen. Um mich als Sünder anklagen zu können, der Beziehungen zu öffentlichen Sünderinnen hat. Und du

weißt ebenso wie ich, daß es so ist. Und ich sage dir auch, daß ich weder sie noch die, die sie geschickt haben, verfluche. Ich bin noch und immer die Barmherzigkeit, und ich gehe zu ihr. Wenn du mit mir kommen willst, so komm. Ich gehe zu ihr, denn sie ist wirklich eine Unglückliche. Sie sagt, sie sei es, und glaubt dabei zu lügen, weil sie jung, schön und gut bezahlt ist, weil sie gesund und zufrieden mit ihrem schamlosen Leben ist. Aber sie ist ein unglücklicher Mensch. Das ist die einzige Wahrheit, die sie neben so vielen Lügen sagt. Geh mir voraus und nimm an unserem Gespräch teil.«

»Ich nicht. Ich will nicht dabei sein! Warum sollte ich auch?«

»Damit du Zeugnis ablegen kannst, wenn man dich fragt.«

»Und wer sollte mich fragen? Von den Unsrigen würde mich keiner fragen, und die anderen ... Ich sehe ja niemanden.«

»Gehorche und geh voraus.«

»Nein. Hierin will ich nicht gehorchen, und du kannst mich nicht zwingen, mich einer Hure zu nähern.«

»Hei! Was bist du denn? Der Hohepriester vielleicht? Ich komme mit, Meister, und fürchte nicht, mich zu beflecken«, sagt Petrus.

»Nein, ich gehe allein. Öffne.«

Jesus geht in den Garten hinaus. In der absoluten Schwärze der noch mondlosen Nacht sieht man die Hand vor den Augen nicht. Die Küchentür öffnet sich wieder, und Petrus kommt mit der Lampe heraus. »Nimm wenigstens dies, Meister, wenn du mich wirklich nicht bei dir haben willst«, sagt er laut; und dann fügt er leise hinzu: »Aber daß du es weißt, wir sind hinter der Tür. Wenn du uns brauchst, rufe nur ... «

»Ja, geh. Und streitet nicht miteinander.«

Jesus nimmt die Lampe und hebt sie empor, um zu sehen. Hinter dem großen Nußbaumstamm steht eine menschliche Gestalt. Jesus geht zwei Schritte auf sie zu und befiehlt: »Folge mir!« Dann begibt er sich zu der Steinbank an der Ostseite des Hauses.

Die Frau kommt näher, tief verschleiert und gebeugt. Jesus stellt die Lampe auf den Stein neben sich.

»Sprich!« befiehlt er in so strengem Ton – er ist dabei so sehr Gott – daß die Frau, anstatt zu ihm zu kommen und zu sprechen, zurückweicht, sich noch mehr verneigt und kein Wort sagt.

»Sprich, sage ich dir. Du hast nach mir verlangt. Ich bin gekommen. Nun sprich«, sagt Jesus mit einem etwas milderem Unterton in der Stimme.

Schweigen.

»Dann spreche ich. Ich frage dich: Warum haßt du mich so sehr, daß du dich denen zur Verfügung stellst, die mein Verderben wollen und es auf alle möglichen Arten und mit allen möglichen Begründungen herbeizuführen suchen? Antworte mir. Was habe ich dir Böses getan, o du Unglückselige? Was hat dir der Mensch Böses getan, der dich nicht einmal in seinem Herzen verabscheut wegen des unwürdigen Lebens, das du führst? Hat dich etwa der Mensch verdorben, der sich nicht einmal in seinem Herzen nach dir geseht hat, daß du ihn noch mehr hassen mußt als die, die dich zur Hure gemacht haben und die dich jedesmal schmähen, wenn sie zu dir kommen? Antworte! Was hat dir Jesus von Nazaret angetan, der Menschensohn, den du kaum vom Sehen kennst, da du ihm nur ein paarmal in den Straßen der Stadt begegnet bist, Jesus, dem dein Antlitz unbekannt ist und der sich um deine Reize nicht kümmert, da er nur das beschmutzte und verunstaltete Bild deiner Seele sucht, um es zu kennen und zu heilen? Sprich also!

Weißt du nicht, wer ich bin? Ja, einen Teil weißt du, oder sogar etwas mehr. Du weißt, daß ich ein junger Mann bin und daß ich dir gefalle. Das haben dir deine zügellosen Sinne gesagt. Und deine trunkene Zunge hat es denen gesagt, die dein Bekenntnis als Waffe benützen wollen, um mir zu schaden.

Du weißt auch, daß ich Jesus von Nazaret, der Gesalbte, bin. Das haben dir jene gesagt, die dein fleischliches Begehren ausgenützt und dich bezahlt haben, damit du hierher kommst und mich versuchst. Sie haben dir gesagt: „Er nennt sich Christus. Die Massen nennen ihn den Heiligen, den Messias. Er ist aber nichts weiter als

ein Betrüger. Wir müssen Beweise haben für seine menschliche Arm-seligkeit. Gib sie uns, und wir werden dich mit Gold überschütten.“ Und weil du mit einem Rest von Gerechtigkeit, mit einer Krume des Schatzes der Gerechtigkeit, den Gott zusammen mit der Seele in dein Fleisch gelegt hat und den du verloren und zerstreut hast, mir nicht schaden wolltest – denn du liebst mich auf deine Weise – haben sie dir gesagt: „Wir wollen ihm nichts Böses tun. Im Gegenteil, wir überlassen dir den Mann. Ja, wir werden es dir ermöglichen, ihn als König an deiner Seite leben zu lassen. Es genügt, uns sagen zu können, um unser Gewissen zu beruhigen: Er ist ein gewöhnlicher Mensch und wir haben den Beweis, daß wir im Recht sind, wenn wir nicht an ihn als den Messias glauben.“ Das haben sie gesagt, und du bist gekommen. Aber wenn ich der Verlockung erliegen würde, wäre es die Hölle für mich. Sie sind schon bereit, mich mit Schmutz zu überhäufen und mich gefangenzunehmen. Und du bist ihr Werkzeug.

Du siehst, ich frage dich nicht. Ich spreche, weil ich weiß, ohne fragen zu müssen. Aber wenn du auch diese beiden Dinge weißt, das dritte weißt du nicht. Du siehst den Menschen. Und die anderen sagen dir: „Er ist der Nazarener.“ Aber ich sage dir, wer ich bin. Ich bin der Erlöser. Um zu erlösen, muß ich ohne Sünde sein. Meine mögliche Sinnlichkeit als Mensch, sieh, wie ich sie mit Füßen getreten habe. Ebenso wie den ekelerregenden Wurm, der im Finsternen aus seinem Schmutz wegen seiner unzüchtigen Liebe in einen anderen Sumpf gekrochen ist. So habe ich die Sinnlichkeit immer zertreten, und so zertrete ich sie jetzt. Und daher bin ich auch bereit, dich von deiner Krankheit zu befreien und sie mit Füßen treten, um dich gesund und heilig zu machen. Denn ich bin der Erlöser. Das allein. Ich habe menschliche Gestalt angenommen, um euch zu retten, um die Sünde zu vernichten, und nicht um zu sündigen. Ich habe sie angenommen, um eure Sünden wegzunehmen, nicht um mit euch zu sündigen. Ich habe sie angenommen, um euch zu lieben, aber mit einer Liebe, die ihr Leben, ihr Blut, ihr Wort und alles hingibt, um

euch zum Himmel, zur Gerechtigkeit zu führen, und nicht, um euch zu lieben wie ein Tier. Und auch nicht wie ein Mensch, denn ich bin mehr als ein Mensch.

Weißt du genau, wer ich bin? Du weißt es nicht. Du weißt nicht einmal die Bedeutung dessen, was zu tun du gekommen bist. Und daher verzeihe ich dir, ohne daß du darum bittest. Du wußtest nicht. Aber deine Prostitution! Wie kannst du als Dirne leben? Du warst früher nicht so. Du warst gut. Oh, du Unglückliche! Erinnerst du dich nicht deiner Kindheit? Erinnerst du dich nicht der Küsse deiner Mutter? Und ihrer Worte? Und der Stunden des Gebetes? Der Worte der Weisheit, die dir dein Vater abends erklärte und die du am Sabbat in der Synagoge hörtest? Wer hat dich so blind, so trunken gemacht? Erinnerst du dich nicht? Bedauerst du es nicht? Sage mir: Bist du wahrhaft glücklich? Du antwortest nicht? Dann spreche ich für dich. Und ich sage dir: Nein, du bist nicht glücklich. Wenn du am Morgen erwachst, findest du auf dem Kissen deine Schande, die erste Qual deines Tages. Und die Stimme des Gewissens schleudert dir ihre Vorwürfe entgegen, während du dich zurechtmachst und parfümierst, um zu gefallen. Und du hast das Gefühl, daß die feinsten Essenzen einen abscheulichen Geruch verbreiten und die seltensten Speisen einen ekelhaften Geschmack haben. Und deine Geschmeide lasten auf dir wie Ketten. Das sind sie auch. Und während du lachst und verführst, seufzt doch etwas in dir. Und dann betrinkst du dich, um die Langeweile und den Ekel deines Lebens zu betäuben. Und du haßt alle, die du zu lieben vorgibst, um Geld zu verdienen. Und du verwünschst dich selbst, und deinen Schlaf beschweren Alpträume. Der Gedanke an deine Mutter ist ein Schwert in deinem Herzen. Und der Fluch deines Vaters läßt dir keinen Frieden. Und dann sind da noch die Beleidigungen derer, die dir begegnen, und die Grausamkeiten derer, die dich mitleidlos mißbrauchen. Denn du bist eine käufliche Ware. Du hast dich verkauft. Die bezahlte Ware gebraucht man nach Belieben. Man zerreißt und verzehrt sie, man tritt sie mit Füßen und bespeit sie. Es ist das Recht des Käufers. Und

du kannst dich nicht wehren ... Macht dich dieser Zustand glücklich? Nein. Du bist verzweifelt. Du bist angekettet. Du wirst gequält. Auf der Erde gleichst du einem schmutzigen Lappen, den jeder mit Füßen treten kann. Suchst du in den Stunden der Qual Trost und erhebst den Geist zu Gott, so fühlst du den Zorn Gottes über dir, der Prostituierten, und, mehr noch als Adam, scheint dir der Himmel verschlossen. Wenn du dich übel fühlst, erfüllt dich der Gedanke an den Tod mit Entsetzen, denn du kennst dein Schicksal. Der Abgrund ist dein Los.

Oh, Unglückliche! Genügt das noch nicht? Willst du der Reihe deiner Sünden auch noch die hinzufügen, das Verderben des Menschensohnes zu sein? Dessen, der dich liebt? Des einzigen, der dich liebt? Denn auch um deiner Seele willen hat er Fleisch angenommen. Ich könnte dich retten, wenn du es willst. Über den Abgrund deiner Verworfenheit neigt sich der Abgrund der barmherzigen Heiligkeit und wartet auf deinen Wunsch, gerettet zu werden, um dich aus dem Abgrund deiner Unreinheit herauszuziehen. In deinem Herzen hältst du es für unmöglich, daß Gott dir verzeiht. Und du glaubst es, weil du die Welt vor Augen hast, die dir nicht verzeiht, daß du eine Hure bist. Aber Gott ist nicht die Welt. Gott ist Güte. Gott ist Verzeihung. Gott ist Liebe.

Du bist zu mir gekommen und bezahlt worden, um mir zu schaden. Wahrlich, ich sage dir, daß der Schöpfer, um eines seiner Geschöpfe zu retten, auch das Böse zum Guten wenden kann. Und wenn du willst, wird aus deinem Kommen zu mir etwas Gutes. Schäme dich nicht vor deinem Erlöser. Schäme dich nicht, ihm dein Herz offen zu zeigen. Wenn du es auch verbergen wolltest, er sieht es dennoch und weint darüber. Weine, liebe, und schäme dich nicht der Reue! Sei kühn in der Reue, wie du kühn warst in der Schuld. Du bist nicht die erste Prostituierte, die zu meinen Füßen weint und die ich zur Gerechtigkeit zurückführe ... Nie habe ich ein Geschöpf verjagt, so schuldbeladen es auch war. Ich habe vielmehr versucht, es an mich zu ziehen und zu retten. Das ist meine Sendung.

Der Zustand eines Herzens schreckt mich nicht ab. Ich kenne Satan und seine Werke. Ich kenne die Menschen und ihre Schwächen. Ich kenne die Lage der Frau, die gerechterweise schwerer als der Mann an den Folgen der Schuld Evas zu tragen hat. Ich kann daher urteilen und mitfühlen. Und ich sage dir, daß ich weniger streng mit den gefallenen Frauen sein werde als mit denen, die sie zum Bösen verführt haben. Was dich Unglückliche angeht, so bin ich strenger gegen jene, die dich geschickt haben, als gegen dich, die du gekommen bist, ohne recht zu wissen, wozu du dich hergegeben hast. Ich hätte es lieber gesehen, wenn dich, wie andere deiner Schwestern, das Verlangen nach Erlösung zu mir geführt hätte. Aber wenn du den Wünschen Gottes entsprichst und dein böses Tun zum Eckstein deines neuen Lebens machst, dann werde ich dir das Wort des Friedens sagen ... «

Jesus, der zu Anfang sehr streng war und dann immer sanfter geworden und dabei doch so sehr Gott geblieben ist, daß jegliche Schwäche der Sinne und auch jeglicher Irrtum in der Wertung seiner Güte ausgeschlossen sind, schweigt jetzt. Er schaut die Frau an, die noch gebeugt, immer tiefer gebeugt, etwa zwei Meter vor ihm steht. Nach der ersten Hälfte seiner Rede hat sie das verschleierte Gesicht mit den Händen bedeckt; zwei schöne Hände, die sich von dem dunklen Mantel abheben und mit vielen Ringen geschmückt sind, während Armreife an den Handgelenken der bis zum Ellbogen nackten Arme glänzen.

Ich weiß nicht, ob die Frau weint oder nicht. Wenn ja, dann sehr leise, denn man hört kein Schluchzen und sieht auch kein Beben des Körpers. Sie gleicht einer Statue, so unbeweglich steht sie in ihren dunklen Gewändern da. Dann fällt sie plötzlich auf die Knie und weint nun wirklich ganz zusammengekauert, ohne sich zu bemühen, es zu verbergen. Als sie so wie ein Häufchen Elend auf der Erde liegt, sagt sie: »Es ist wahr. Du bist wahrhaft ein Prophet ... Alles ist wahr ... Man hat mich dafür bezahlt ... Aber man hat mir gesagt, es sei eine Wette ... Sie hätten dich überrascht in meinem Haus ... «

»Frau, ich will dich nur von deinen Sünden sprechen hören ... « unterbricht sie Jesus.

»Es ist wahr, ich habe kein Recht, andere anzuklagen, denn ich bin ein Misthaufen von Unreinheit. Alles ist wahr. Ich bin nicht glücklich ... Ich habe keine Freude an Reichtümern, Festgelagen und Liebschaften ... Ich erröte, wenn ich an meine Mutter denke ... Ich fürchte mich vor Gott und vor dem Tod ... Ich hasse die Menschen, die mich bezahlen. Alles, was du gesagt hast, ist wahr. Aber jage mich nicht fort, Herr. Niemand außer meiner Mutter hat je wie du zu mir gesprochen. Ja, du hast sogar noch sanfter zu mir gesprochen als meine Mutter, die in der letzten Zeit wegen meiner Lebensführung hart zu mir war. Um sie nicht mehr hören zu müssen, bin ich nach Jerusalem geflohen ... Aber du ... Und doch ist es, als wäre deine Milde wie Schnee auf dem Feuer, das mich verzehrt. Mein Feuer wird ruhiger, ja, es ist ein anderes Feuer. Es glühte, aber es gab kein Licht und keine Wärme. Ich war von Eis und in Finsternis. Oh, wieviel habe ich aus eigenem Willen gelitten! Wieviel unnützen und verfluchten Schmerz habe ich mir selbst zugefügt! Herr, ich habe dir durch die halbgeöffnete Tür gesagt, daß ich eine Unglückliche bin und habe um dein Mitleid gebeten. Es waren Lügen, die man mir beigebracht hatte, um dich in die Falle zu locken. Sie haben mir gesagt, daß meine Schönheit alles übrige tun würde ... Meine Schönheit. Meine Kleidung ... !«

Die Frau erhebt sich. Nun, da sie aufrecht steht, sehe ich, daß sie groß ist. Sie reißt sich den Schleier vom Kopf und den Mantel vom Leib und erscheint jetzt in ihrer wahren Schönheit mit dem kastanienbraunen Haar und der schneeweißen Haut. Die sehr schönen und großen, durch die schwarze Schminke noch größer wirkenden Augen haben einen Blick erstaunter Unschuld, den man bei einer solchen Frau nicht erwarten würde. Vielleicht haben die Tränen sie schon gewaschen. Die Frau zerreißt und zertritt den Stoff ihres Mantels und den Schleier, reißt die kostbaren Schnallen von beiden ab und wirft sie auf den Boden. Dann streift sie die Ringe und die Arm-

bänder ab und wirft sie zusammen mit dem Kopfschmuck weit von sich. Sie packt die gekräuselten Haarbüschel, reißt die glitzernden Spangen heraus und zerstört das Kunstwerk ihrer Frisur mit einer Opferwut, die fast erschreckend ist. Die Perlen der gewaltsam abgerissenen Halskette rollen über den Boden, und die mit zierlichen Sandalen bekleideten Füße zerstampfen sie. Der kostbare Gürtel teilt dasselbe Los, und ebenso die Schnalle, die kunstvoll den Stoff des Kleides über der Brust zusammenhält. All das, während sie mit leiser, erregter Stimme wiederholt: »Fort! Fort! Ihr verfluchten Dinge! Fort von mir, ihr und die, die sie mir geschenkt haben! Fort mit meiner Schönheit! Fort mit meinen Haaren. Fort mit meiner Jasminhaut!«

Nun hebt sie schnell einen spitzen Stein vom Boden auf und schlägt sich damit das Gesicht und den Mund blutig. Sie zerkratzt sich mit ihren gefärbten Nägeln, und Blut tropft aus den Wunden, während die Gesichtszüge unter den Schlägen anschwellen ... bis sich ihre Raserei legt und sie sich keuchend, erschöpft, entstellt und zerzaust in ihrem mit Blut und Erde beschmutzten Gewand Jesus zu Füßen wirft und stöhnt: »Und jetzt kannst du mir verzeihen, wenn du mein Herz siehst, denn jetzt ist nichts mehr von meiner Vergangenheit übrig, nichts mehr von ... Du hast gesiegt, o Herr, über deine Feinde und mein Fleisch ... Verzeih mir mein sündiges Leben und Tun ... !«

»Ich habe dir schon verziehen, als ich dir entgegengekommen bin. Erhebe dich und sündige nicht mehr.«

»Sage mir, was ich tun soll, um nicht mehr zu sündigen.«

»Entferne dich vom Ort deiner Sünde und von denen, die wissen, wer du bist. Deine Mutter ... «

»Oh, mein Herr! Sie wird mich nicht mehr aufnehmen. Sie haßt mich wegen meines Vaters, der meinerwegen gestorben ist und mich verflucht hat!«

»Wenn Gott selbst dich aufnimmt, weil er Vater ist, sollte dich da die Mutter nicht aufnehmen, die dich geboren hat und die Frau ist

wie du? Geh demütig zu ihr. Weine zu ihren Füßen, wie du es jetzt zu meinen Füßen tust. Bekenne ihr alles, wie du es mir bekannt hast. Sprich ihr von deinem Leid. Flehe sie an um Mitleid. Deine Mutter erwartet diesen Augenblick seit Jahren. Sie wartet auf ihn, um in Frieden sterben zu können. Ertrage ihre Worte liebevollen Vorwurfs, wie du die meinen ertragen hast. Ich war für dich der Fremde, und dennoch hast du mich angehört. Sie ist dir Mutter. Du hast daher die doppelte Pflicht, sie mit Ehrfurcht anzuhören.«

»Du bist der Messias. Du bist mehr als meine Mutter.«

»Jetzt sagst du es. Aber als du gekommen bist, um mich zu versuchen, hast du nicht gewußt, daß ich der Messias bin, und dennoch hast du meine Worte angehört.«

»Du warst so verschieden von den anderen Menschen, so ... Heilig bist du, o Jesus von Nazaret!«

»Deine Mutter ist heilig als Mutter und als Geschöpf. Durch ihre Gebete hast du Barmherzigkeit bei Gott gefunden. Sie ist immer heilig, die Mutter! Und Gott will, daß man sie ehrt.«

»Ich habe sie entehrt. Der ganze Ort weiß es.«

»Ein Grund mehr, zu ihr zu gehen und ihr zu sagen: „Mutter, verzeih mir!“; und ihr das Leben zu widmen, um die Qualen wieder gutzumachen, die sie um dich gelitten hat.«

»Ich werde es tun ... Aber ... Herr, schicke mich nicht zurück nach Jerusalem. Sie erwarten mich ... Und ich weiß nicht, ob ich ihren Drohungen zu widerstehen vermag ... Laß mich bis zum Morgenrauen hierbleiben, und dann ... «

»Warte einen Augenblick.«

Jesus erhebt sich, geht zur Küchentür, klopft an und läßt sich öffnen. Dann sagt er: »Elisa, komm heraus.«

Elisa gehorcht. Jesus führt sie zu der Frau, die, als sie eine andere, ältere Frau auf sich zukommen sieht, sich schämt und versucht, das Gesicht und das anstößige Kleid mit den Resten des zerrissenen Mantels und des Schleiers zu bedecken.

»Höre, Elisa. Ich verlasse sofort dieses Haus. Sage meinen Apo-

steln, daß sie mich im Morgenrot am Herodestor antreffen werden; alle, mit Ausnahme von Judas von Kerijot, der mit mir kommen muß. Laß diese Frau bei dir schlafen. Du kannst mein Bett benützen, denn ich werde für lange Zeit nicht nach Nob zurückkehren. Morgen, wenn Johannes erwacht, begleitet ihr beide sie an den Ort, den sie euch sagen wird. Gib ihr ein gewöhnliches Kleid und einen von deinen Mänteln. Und helft ihr in allem.«

»Gut, Herr. Es wird alles geschehen, wie du willst. Nur Johannes tut mir leid ... «

»Mir auch. Ich wollte ihm eine Freude machen, aber der Haß der Menschen erlaubt es dem Menschensohn nicht, dem Gerechten eine festliche Stunde zu schenken ... «

»Und dann, Herr?«

»Dann? Du kannst nach Bet-Zur zurückkehren und dort warten ... Leb wohl, Elisa. Mein Segen und mein Friede seien mit dir. Leb wohl, Frau. Ich vertraue dich einer Mutter und einem Gerechten an. Wenn du jedoch glaubst, zurückkehren zu müssen, um deine Sachen zu holen ... «

»Nein. Nein, ich will nichts mehr aus meiner Vergangenheit.«

»Aber Frau! Du kannst doch nicht einfach alles stehen- und liegenlassen! Hast du keine Diener, keine Verwandten?« sagt Elisa.

»Ich habe nur eine Dienerin ... und ... «

»Du wirst sie entlassen müssen, du mußt ... «

»Ich bitte dich, es nach deiner Rückkehr an meiner Stelle zu tun. Hilf mir, ganz zu gesunden, gute Frau!« Ihre Stimme klingt sehr ängstlich.

»Ja, meine Tochter! Ja. Habe keine Angst. Morgen werden wir an alles denken. Jetzt komm mit mir nach oben.« Und Elisa nimmt sie bei der Hand und führt sie die Treppe hinauf in eines der beiden oberen Zimmerchen. Dann kommt sie rasch wieder herab. »Ich denke mir, es wäre gut, wenn alle dich ohne sie sehen, Herr. Und wenn sie nicht wissen, wo sie ist ... Dieser Schmuck ... « Sie bückt sich, um die Ringe und die Armbänder, die Schnallen und die Klammern,

den Gürtel und alle Perlen der zerrissenen Halskette, die sie findet, aufzuheben: »Was machen wir damit, Herr?«

»Komm mit mir. Du hast recht. Es ist gut, wenn sie mich sehen.«

Sie betreten die Küche. Alle schauen Jesus fragend an. Auch der Alte ist wieder aufgestanden, vielleicht geweckt durch einen Streit.

»Elisa, gib Thomas die Schmuckstücke. Du, Thomas, wirst sie morgen irgendeinem Goldschmied verkaufen. Wir helfen damit den Armen. Ja, es sind Schmuckstücke einer Frau, dieser Frau. Und das ist die Antwort für den, der glaubt, den Menschensohn durch das Fleisch versuchen und von seiner Mission abbringen zu können. Und es zeigt auch denen, die mich hassen, daß alle Ränke vergeblich sind und ihnen kein Beweismaterial für eine Anklage verschaffen. Johannes, Elisa wird dir sagen, was du zu tun hast. Ich segne dich . . . «

»Du verläßt mich, Herr?« Der kleine Alte ist schmerzlich betroffen.

»Ich muß fort. Leb wohl. Der Friede sei mit dir.« Dann wendet er sich an die Apostel: »Geht zur Ruhe. Alle, mit Ausnahme von Judas von Kerijot, der mit mir kommt.«

»Wohin denn? Es ist doch Nacht!« wendet Judas ein.

»Wir gehen beten. Das wird dir nicht schaden. Oder fürchtest du die Nachtluft, wenn du sie mit mir atmest?«

Judas senkt den Kopf und nimmt unwillig seinen Mantel, während Jesus den seinen anlegt.

»Morgen bei Tagesanbruch sehen wir uns am Herodestor. Wir werden zum Tempel gehen und . . . «

»Nein!« Es ist ein einstimmiges Nein, doch das des Judas ist am stärksten.

»Wir werden zum Tempel gehen. Hast du nicht gesagt, daß du sie überredet hast, mich in Ruhe zu lassen?«

»Das ist wahr.«

»Dann werden wir zum Tempel gehen. Komm!« Und er schickt sich an hinauszugehen.

»Und so ist das Fest, das wir vorbereitet haben, schon zu Ende . . . « seufzt Petrus.

»Zu Ende, bevor es begonnen hat, mußt du sagen«, berichtet ihn Jakobus des Zebedäus.

Jesus steht schon auf der Schwelle der offenen Tür. Er dreht sich um und segnet sie. Dann verschwindet er in der Nacht.

In der Küche sind alle verstummt. Endlich fragt Matthäus Elisa: »Aber was ist denn eigentlich geschehen?«

»Ich weiß es auch nicht. Da stand eine weinende Frau, und er hat mir gesagt, was er auch euch gesagt hat. Wer sie ist, woher sie kommt und warum sie gekommen ist, weiß ich nicht . . . «

»Nun gut. Gehen wir . . . « Und außer Matthäus und Bartholomäus, die im Haus schlafen, gehen alle weg.

587 Jesus und Judas Iskariot auf dem Weg nach Jerusalem

Das Morgengrauen erhellt den Horizont. Der Olivenhain, der den Berg bedeckt, tritt langsam aus dem Halbdunkel hervor, und während die Stämme noch nicht zu sehen sind, glänzen die silbernen Kronen schon im ersten Licht. Es scheint, daß Nebel über dem Berg liegt, aber es ist das Grau des Laubwerks im diffusen Licht des Morgens.

Jesus ist allein unter den Ölbäumen. Es ist aber nicht der Garten von Getsemani, denn dieser liegt sozusagen parallel zum Morija, während hier der Morija frontal gegenüberliegt. Daher sind wir im Norden von Jerusalem, jenseits der Königsgräber. Jesus betet immer noch, und er hört auch nicht auf, als das erste Zwitschern der Vögel ihm den Tag ankündigt. Erst als der erste Strahl der Sonne, die nun aufgegangen ist, einen goldenen Punkt in dem bisher noch sanften Gold der Kuppeln des Tempels entzündet, erhebt er sich und schüttelt den Mantel, an dessen schwerem Stoff Erde und kleine trockene Blättchen hängengeblieben sind. Dann glättet er mit der Hand Bart und Haupthaar, ordnet Gewand und Gürtel, schaut nach den Schnallen der Sandalen, legt sich den Mantel wieder um und steigt den Berg hinab auf einem zwischen den Baumstämmen kaum sichtba-

ren Pfad. Vielleicht geht er auf das Häuslein auf halber Höhe des Hanges zu, von dessen Dach etwas Rauch aufsteigt. Aber nein. Er biegt zu einem etwas größeren Sträßchen ab, das zur Hauptstraße hinunterführt, die wiederum in die Stadt führt.

Hinter ihm stürzt Iskariot vom Berg herab. Ich sage: stürzt herab, denn er läuft wie ein Verrückter, um den Meister einzuholen. Als er in Hörweite kommt, ruft er ihn. Jesus bleibt stehen. Judas erreicht ihn keuchend: »Gut, daß ich daran gedacht habe, zu kommen und dich zu holen! Wärest du einfach fortgegangen ohne mich? Gestern abend hast du mir gesagt, ich solle dich im Haus erwarten, weil du sicher kommen würdest. Statt dessen ... «

»Habe ich nicht allen gesagt, daß ich euch im Morgenrot am Herodestor erwarte? Jetzt geht die Sonne auf. Und ich gehe zum Herodestor.«

»Ja, aber ... das war für die anderen. Wir zwei waren beisammen.«

»Beisammen?« Jesus ist sehr ernst.

»Aber ja, Meister. Wir sind zusammen weggegangen. Du hast es so gewollt. Dann hast du es vorgezogen, allein zu bleiben, um zu beten. Aber ich war bereit, mit dir zu kommen.«

»In Nob hast du deutlich gezeigt, daß es dir nicht angenehm ist, die Nacht mit deinem Meister im Gebet zuzubringen, und ich habe dir einen gewaltsamen Akt der Tugend erspart. Er hätte nichts genützt. Das Gute muß man freiwillig tun, damit es Gott wohlgefalle und Frucht bringe. Sonst ist es nur Theater oder gar noch schlimmer als das.«

»Aber ich ... Warum bist du so streng mit mir seit einiger Zeit? Liebst du mich nicht mehr?«

»Mit größerem Recht könnte ich dich fragen: Liebst du mich nicht mehr? Aber ich frage dich nicht. Denn auch diese Frage wäre nutzlos, und ich tue nie etwas Nutzloses.«

»O ja! Denn du weißt sehr gut, daß ich dich liebe!«

»Ich würde es nur zu gerne wissen, Judas von Kerijot. Und ich

würde gerne zu dir sagen können: Ich weiß, daß du mich liebst. Aber so wie ich nie etwas Nutzloses tue, sage ich auch nie etwas Unwahres. Daher sage ich dir nicht, daß ich weiß, daß du mich liebst.«

»Was redest du da, Meister? Ich liebe dich nicht? Arbeite ich nicht für dich? Kannst du daran zweifeln? Das schmerzt mich. Sobald ich merke, daß etwas dich schmerzt, tue ich es nicht mehr und gebe acht, daß es nicht geschieht. Schau, ich habe verstanden, daß es dir mißfällt, wenn ich ... in der Nacht ausgehe. Ich bin nicht mehr ausgegangen. Ich habe gemerkt, daß dir die Streitigkeiten mit deinen Gegnern außerordentlich zuwider sind. Ich bin gegangen – und Beleidigungen sind mir nicht erspart geblieben – und habe ihnen gesagt, daß sie damit aufhören sollen. Und du hast gesehen, daß man dich nicht mehr belästigt hat. Ich hoffe, daß du auch im Tempel nicht belästigt werden wirst. Du bist nicht gerecht, Meister, mit dem armen Judas!«

»Du bist der erste unter meinen Anhängern, der mir Ungerechtigkeit vorwirft ... «

»Oh, Verzeihung! Aber deine Worte, deine Strenge schmerzen mich so sehr, daß ich nicht mehr richtig denken kann. Ich bin ganz von Sinnen, glaube mir. Auf, mein Friede, schließen wir Frieden miteinander. Ich möchte mit dir zusammen sein, als wären wir ganz eins. Immer zusammen ... «

»Wir waren es einmal. Aber jetzt? Sage mir Judas: Wann sind wir es jetzt?«

»Immer noch wegen der Nacht damals? Oder vielleicht weil ich nicht mit dir in Betabara war? Aber du weißt doch, weshalb ich nicht gekommen bin. Zu deinem Nutzen ... Und jene Nacht ... Ich bin ein junger Mann, Herr! Aber abgesehen von diesen Augenblicken, in denen ich, ich bekenne es, gefehlt haben kann, oder vielmehr sicher gefehlt habe, bin ich doch immer in deiner Nähe.«

»Ich spreche nicht von der körperlichen Nähe, sondern von der geistigen, der Nähe der Gedanken und der Herzen. Du bist fern, Judas, von deinem Erlöser, und immer mehr entfernst du dich.«

»Siehst du! Vorwürfe, nichts als Vorwürfe für mich! Und doch siehst du, mit welcher Demut ich sie hinnehme. Ich habe dir gesagt: „Schicke mich fort.“ Und du hast mich zurückgehalten ... Was willst du denn von mir?«

»Was ich will?! Ich will nicht umsonst für dich Mensch geworden sein. Das will ich. Aber du bist schon von einem anderen Vater, von einem anderen Land, und du sprichst eine andere Sprache ... Oh, was soll ich tun, mein Vater, um den entheiligten Tempel dieses deines Sohnes und meines Bruders zu reinigen?« Jesus ist sehr blaß und weint, während er zu seinem Vater spricht.

Judas wird auch fahl und entfernt sich etwas, ohne ein Wort zu sagen. Jesus überholt ihn und geht mit geneigtem Haupt und ganz in Schmerz versunken einige Schritte voraus den Berg hinunter. Da macht Judas eine Geste der Verachtung, der Drohung, ich würde sagen eines grausamen Schwurs hinter dem Rücken des Unschuldigen. Sein Gesicht hat bisher die Maske einer geheuchelten Sanftmut und Demut getragen; nun wird es kantig, hart, häßlich, grausam, wahrhaft diabolisch. Abgrundtiefen Haß, aber nicht menschlichen Haß, drückt das Feuer seiner schwarzen Pupillen aus. Und dieses haßerfüllte Feuer konzentriert sich auf die hohe Gestalt Jesu. Dann beendet er mit einem Achselzucken und einem zornigen Fußtritt seine Gedankengänge und setzt gefaßt seinen Weg fort wie einer, der sich unwiderruflich für etwas entschieden hat.

Die Stadt mit ihren Mauern ist nun ganz nahe. Volk sammelt sich an den Toren. Fremde, Gärtner, Bewohner der naheliegenden Ortschaften. Unter diesen stehen an der Mauer auch die elf Apostel, die dem Herrn entgegengehen, als sie seiner ansichtig werden.

»Meister, während wir gewartet haben, ist ein Mann gekommen und hat dich gesucht. Er hat gesagt, daß Valeria dich bittet, zur Synagoge der römischen Libertiner zu gehen. Sie wird dort sein.«

»Gut. Wir werden hingehen. Aber vorher gehen wir zu Josef von Sepphoris, weil mein Gewand nicht rein ist.«

»Wo hast du geschlafen, Herr?« fragt Petrus.

»Nirgends, Simon. Ich habe auf dem Berg gebetet. Und die Erde war feucht und aufgeweicht, wie du siehst.«

»Warum betest du so unter freiem Himmel, Herr? Es könnte dir schaden ... «

»Die Elemente schaden dem Menschensohn nicht. Die Dinge Gottes sind gut ... Es sind die Menschen, die den Menschen hassen.«

Petrus seufzt ... Sie begeben sich zum Haus des Galiläers, gefolgt von den anderen ...

588 Jesus in der Synagoge der römischen Libertiner

Die Synagoge der Römer liegt genau dem Tempel gegenüber beim Hippikos. Leute warten davor auf Jesus. Und als er am Beginn der Straße erscheint, eilen ihm als erste Frauen entgegen. Jesus wird von Petrus und Thaddäus begleitet.

»Salve, Meister. Ich danke dir, daß du mich erhört hast. Kommst du jetzt gerade in die Stadt?«

»Nein, ich bin schon seit der ersten Stunde hier. Ich bin im Tempel gewesen.«

»Im Tempel? Und sie haben dich nicht belästigt?«

»Nein. Es war früh am Morgen, und niemand wußte von meinem Kommen.«

»Ich habe dich gerade deshalb rufen lassen ... und auch weil hier Heiden sind, die dich sprechen hören möchten. Seit Tagen sind sie in den Tempel gegangen und haben dich dort erwartet. Aber sie wurden ausgelacht und sogar bedroht. Gestern war auch ich dort und ich habe verstanden, daß man dich erwartet, um dich zu beschimpfen. Ich habe Männer an alle Tore geschickt. Mit Geld kann man alles erreichen ... «

»Ich danke dir. Aber als Rabbi von Israel kann ich nicht anders als in den Tempel hinaufgehen. Wer sind diese Frauen?«

»Es ist meine Freigelassene Thusnelda, eine zweifache Barbarin, Herr. Sie ist aus dem Teutoburger Wald, eine Beute dieser unklugen

Angriffe, die so viel Blut gekostet haben. Mein Vater hat sie meiner Mutter geschenkt. Und sie hat sie mir zu meiner Hochzeit gegeben. Von ihren Göttern zu den unseren, und von den unseren zu dir; denn sie tut, was ich tue. Sie ist so gut. Die anderen Frauen sind mit Heiden verheiratet, die auf dich warten. Von überall her. Die meisten sind leidend und mit den Schiffen ihrer Männer gekommen.«

»Gehen wir in die Synagoge . . . «

Der Vorsteher auf der Schwelle der Synagoge verneigt sich und stellt sich vor: »Mattatias Siculus, Meister. Dir sei Lob und Segen.«

»Der Friede sei mit dir.«

»Tritt ein. Ich schließe die Tür, damit wir unbehelligt bleiben. Der Haß ist so groß, daß die Ziegel Augen und die Feldsteine Ohren haben, um dich zu beobachten und zu verklagen, Meister. Vielleicht sind die besser, die uns in Ruhe lassen, solange wir ihren Interessen nicht schaden«, sagt der alte Synagogenvorsteher, der an der Seite Jesu geht und ihn durch einen kleinen Hof in einen weiten Raum führt, der als Synagoge dient.

»Heilen wir zuerst die Kranken, Mattatias. Ihr Glaube verdient Belohnung«, sagt Jesus. Und er geht von einer Frau zur anderen, um ihnen die Hand aufzulegen.

Einige sind gesund, haben aber ein kleines krankes Kind in den Armen, und Jesus heilt das Kind. Ein kleines vollständig gelähmtes Mädchen wird geheilt und ruft: »Sitare küßt dir die Hände, Herr!«

Jesus, der schon weitergegangen ist, dreht sich lächelnd um und fragt: »Bist du aus Syrien?«

Die Mutter erklärt! »Aus Phönizien, Herr. Jenseits von Sidon. Wir kommen von den Ufern des Tamyras. Und ich habe noch zehn Söhne und zwei weitere Töchter; eine heißt Syra und die andere Tamyra. Syra ist schon Witwe, obwohl sie kaum älter als ein Mädchen ist. Da sie frei ist, ist sie zu ihrem Bruder hier in der Stadt gezogen. Sie glaubt an dich und hat uns gesagt, daß du alles vermagst.«

»Ist sie nicht bei dir?«

»Doch, Herr. Sie ist dort, hinter den Frauen.«

»Komm nach vorne!« befiehlt ihr Jesus.

Die Frau macht ängstlich einige Schritte.

»Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten, wenn du mich liebst«, ermutigt sie Jesus.

»Ich liebe dich. Daher habe ich Alexandroskene verlassen. Denn ich dachte mir, daß ich dich noch einmal hören würde und ... lernen würde, mein Leid hinzunehmen ... « Sie weint.

»Seit wann bist du Witwe?«

»Seit dem Ende eures Adar ... Ach, wenn du da gewesen wärest, dann wäre Zenon nicht gestorben. Er sagte es, denn er hatte dich gehört und glaubte an dich.«

»Dann ist er nicht tot, Frau. Denn wer an mich glaubt, lebt. Diese Zeit, in der das Fleisch lebt, ist nicht das wahre Leben. Das wahre Leben ist jenes, das man erhält, wenn man dem Weg, der Wahrheit und dem Leben folgt und nach seinen Worten handelt. Auch wenn jemand nur kurze Zeit an mich geglaubt und mein Wort befolgt hat, auch wenn jemand mir nur kurze Zeit gefolgt ist, da ihn der leibliche Tod zu früh überrascht hat – und wäre es nur ein Tag oder eine Stunde gewesen – wahrlich, ich sage dir, dieser Mensch wird den Tod nicht mehr kennen. Denn für meinen Vater, der auch der Vater aller Menschen ist, ist nicht die Zeit von Bedeutung, in der ein Mensch nach meinem Gesetz und im Glauben an mich gelebt hat, sondern der Wille des Menschen, bis zum Tod nach diesem Gesetz und in diesem Glauben zu leben. Ich verspreche das ewige Leben jedem, der an mich glaubt und nach meinen Worten handelt, der den Erlöser liebt und diese Liebe verbreitet, und in der ihm gewährten Zeit meine Lehre befolgt. Arbeiter in meinem Weinberg sind alle, die kommen und sagen: „Herr, nimm mich auf unter deine Arbeiter“, und die in diesem Willen verharren, bis mein Vater das Ende ihrer Tage beschließt. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es wird Arbeiter geben, die nur eine Stunde, ihre letzte Stunde, gearbeitet haben, und sie werden mehr Lohn erhalten als jene, die von der ersten Stunde an gearbeitet haben, aber immer mit Lauheit und nur motiviert von

dem Gedanken, nicht die Hölle zu verdienen, also aus Furcht vor der Strafe. Dies ist nicht die Art zu arbeiten, die mein Vater mit unmittelbarer Herrlichkeit belohnt. Diesen berechnenden Egoisten, die sich nur aus diesem Grund bemühen, Gutes zu tun, und gerade nur so viel Gutes, daß sie der ewigen Strafe entgehen, wird der ewige Richter eine lange Sühne auferlegen. Sie werden auf eigene Kosten und durch eine lange Sühne lernen müssen, daß die Seele sich eifrig der Liebe hingeben muß, der wahren Liebe, die ganz auf die Verherrlichung Gottes ausgerichtet ist. Und ich will euch auch noch sagen, daß es in Zukunft viele geben wird, besonders unter den Heiden, die nur eine Stunde oder noch weniger Arbeiter gewesen sind, denen aber die Glorie in meinem Reich zuteil wird; denn in dieser einen Stunde, in der sie der Gnade entsprochen haben, die sie in den Weinberg Gottes berufen hat, haben sie die heroische Vollkommenheit der Liebe erlangt. Sei daher frohen Mutes, Frau. Dein Gatte ist nicht tot, er lebt. Er ist für dich nicht verloren, sondern nur für einige Zeit von dir getrennt. Nun mußt du dich wie eine Braut, die das Haus des Bräutigams noch nicht betreten hat, vorbereiten auf die wahre, unvergängliche Hochzeit mit dem, den du beweinst. O glückliche Hochzeit der Seelen, die sich geheiligt haben und die sich erneut und für ewig dort vereinen werden, wo es keine Trennung mehr gibt, keine Furcht vor dem Verlust der Liebe und keinen Schmerz; dort, wo die Seelen in der Liebe zu Gott und in gegenseitiger Liebe jubeln werden. Der Tod ist für die Gerechten das wahre Leben, denn nichts kann mehr das Leben des Geistes bedrohen, sein Verbleiben in der Gerechtigkeit. Weine also nicht und beweine nicht, was hinfällig ist, o Syra. Erhebe deinen Geist und betrachte die Dinge mit dem Auge der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Gott hat dich geliebt und deinen Gatten vor der Gefahr gerettet, durch die Werke der Welt den Glauben an mich zu verlieren.«

»Du hast mich getröstet, o Herr. Ich werde leben, wie du sagst. Sei gebenedeit und mit dir dein Vater in alle Ewigkeit.«

Während Jesus weiterschreitet, sagt der Synagogenvorsteher:

»Darf ich einen Einwand erheben, ohne dich damit beleidigen zu wollen?«

»Rede, denn ich bin hier als Meister, um denen, die mich darum bitten, die Weisheit zu bringen.«

»Du hast gesagt, daß einige sofort die Glorie des Himmelreiches erlangen werden. Ist der Himmel denn nicht verschlossen? Befinden sich die Gerechten nicht in der Vorhölle, in der Erwartung, in das Reich eingehen zu können?«

»So ist es. Der Himmel ist verschlossen, und er wird erst vom Erlöser geöffnet werden. Aber seine Stunde ist gekommen. Wahrlich, ich sage dir, der Morgen des Tages der Erlösung graut schon im Osten und bald wird es Tag sein. Wahrlich, ich sage dir, nach diesem Fest wird es kein anderes mehr geben vor jenem Tag. Wahrlich, ich sage dir, ich habe schon begonnen, die Pforten des Himmels aufzubrechen, da ich auf dem Gipfel des Berges des Opfers angelangt bin ... Mein Opfer drückt schon gegen die Pforten der Himmel, denn es hat bereits begonnen. Wenn es vollendet ist, erinnere dich daran, o Mensch, dann werden sich die heiligen Vorhänge und die himmlischen Pforten öffnen; denn die Herrlichkeit Jahwes wird nicht mehr gegenwärtig sein im Debir, und nutzlos wird es sein, einen Vorhang zwischen den Unfaßbaren und die Sterblichen zu hängen. Und die Menschheit, die uns vorausgegangen ist und gerecht war, wird an den Ort ihrer Bestimmung zurückkehren. Der Erstgeborene wird an ihrer Spitze gehen, schon vollendet in der Vereinigung von Fleisch und Geist, und seine Brüder in den Gewändern des Lichtes, die sie bekleiden, bis auch ihr Fleisch zur himmlischen Freude berufen wird.«

Jesus geht über in den singenden Ton der Synagogenvorsteher und Rabbis, wenn sie biblische Worte oder Psalmen wiederholen: »Und er sprach zu mir: „Verkündige diesen Gebeinen und sage ihnen: ‚Ihr dürren Gebeine, hört das Wort des Herrn ... Siehe! Ich will Lebensgeist in euch bringen, daß ihr lebendig werdet. Und ich will euch Nerven geben und euch mit Fleisch überkleiden, euch mit

Haut überziehen und Lebensgeist in euch legen; und ihr sollt lebendig werden und erkennen, daß ich der Herr bin . . . Siehe, ich öffne eure Gräber . . . und lasse euch aus euren Gräbern heraussteigen . . . Ich werde meinen Geist in euch legen, daß ihr wieder lebet, und will euch zur Ruhe bringen in eurem Land.’“«

Dann fährt er im gewöhnlichen Ton fort und senkt wieder die zuvor ausgestreckten Arme: »Zwei Arten der Auferstehung gibt es für das, was dürr und tot ist. Beide sind angedeutet in den Worten des Propheten. Die erste ist die Auferstehung zum Leben und im Leben, d. h. in der Gnade, die das Leben ist. Es ist die Auferstehung jener, die das Wort des Herrn annehmen, den aus dem Vater geborenen Geist, der Gott ist wie der Vater, dessen Sohn er ist, und der das Wort genannt wird, das Wort, das Leben ist und Leben spendet. Das Leben, dessen alle bedürfen und das weder Israel noch die Heiden besitzen. Denn wenn es für Israel, um das ewige Leben zu besitzen, bisher genügte, zu hoffen und das Leben, das vom Himmel kommt, zu erwarten, so muß Israel von nun an das Leben aufnehmen, um das Leben zu erlangen. Wahrlich, ich sage euch, diejenigen von meinem Volk, die mich, das Leben, nicht aufnehmen, werden das Leben auch nicht haben. Meine Ankunft wird für sie vielmehr den Tod bedeuten, da sie das Leben abgewiesen haben, das gekommen ist, um sich ihnen mitzuteilen. Die Stunde ist gekommen, in der Israel geteilt sein wird in Lebende und in Tote. Es ist Zeit zu wählen zwischen Leben und Tod. Das Wort hat gesprochen, hat seinen Ursprung und seine Macht kundgetan, hat geheilt, belehrt und auferweckt, und bald wird es seine Aufgabe beendet haben. Es gibt keine Entschuldigung mehr für die, die nicht zum Leben kommen. Der Herr geht vorüber. Ist er vorübergegangen, so kehrt er nicht mehr zurück. Er ist nicht nach Ägypten zurückgekehrt, um den Erstgeborenen der Ägypter das Leben wiederzugeben, die ihn in seinen Söhnen geschmäht und bedrückt haben. Auch diesmal wird er nicht zurückkehren, nachdem durch die Opferung des Lammes die Geschicke entschieden sind. Wer mich nicht aufnimmt bei meinem Vorüber-

gang, wer mich haßt oder hassen wird, über dessen Seele wird mein heiliges Blut nicht kommen, und er wird nicht leben; Gott wird nicht mit ihm sein für den Rest seiner Pilgerschaft auf Erden. Ohne das göttliche Manna, ohne die schützende und leuchtende Wolke, ohne das vom Himmel gekommene Wasser und ohne Gott, wird er in der weiten Wüste umherirren, die die Erde ist, die ganze Erde; eine große Wüste, wenn dem Wanderer die Verbundenheit mit dem Himmel fehlt, die Nähe des Vaters und des Freundes: Gottes. Und es gibt eine zweite Auferstehung, die allgemeine, in der die seit Jahrhunderten dürrer und zerstreuten Gebeine wieder frisch und mit Sehnen, Fleisch und Haut überzogen sein werden. Und dann findet das Gericht statt. Fleisch und Blut der Gerechten werden jubeln mit dem Geist im ewigen Reich; Fleisch und Blut der Verdammten aber werden mit dem Geist leiden in der ewigen Strafe. Ich liebe dich, o Israel; ich liebe euch, ihr heidnischen Völker; ich liebe dich, o Menschheit! Um dieser Liebe willen lade ich euch ein zum Leben und zur seligen Auferstehung.«

Die in dem weiten Saal Versammelten sind wie verzaubert. Es gibt keinen Unterschied zwischen dem Staunen der Hebräer und dem der Menschen aus anderen Ländern und anderen Religionen. Ich würde sogar sagen, daß gerade die Fremden am meisten staunen, ehrfürchtig staunen.

Einer, ein würdevoller, kleiner, alter Mann murmelt etwas vor sich hin.

»Was hast du gesagt?« fragt Jesus und wendet sich ihm zu.

»Ich habe gesagt, daß ... Ich habe die Worte wiederholt, die ich in meiner Jugend von meinem Lehrer gehört habe: „Es ist dem Menschen gegeben, durch die Tugend aufzusteigen zu göttlicher Vollenendung. Im Geschöpf ist der Abglanz des Schöpfers, der um so stärker in Erscheinung tritt, je mehr sich der Mensch durch die Tugend veredelt und die Materie sich gleichsam im Feuer der Tugend verzehrt. Und es ist dem Menschen gegeben, das Sein zu erkennen, das sich wenigstens einmal im Leben eines Menschen mit Strenge

oder mit väterlicher Liebe dem Geschöpf offenbart, damit es sich sagen kann: ‚Ich muß gut sein. Wehe mir Elendem, wenn ich es nicht bin; denn eine unermeßliche Macht ist vor mir aufgeleuchtet wie ein Blitz, um mir zu erkennen zu geben, daß die Tugend eine Pflicht und ein Zeichen der edlen Natur des Menschen ist.‘ Ihr werdet diesen Blitzstrahl der Gottheit vielleicht in der Schönheit der Natur finden, vielleicht im Wort des Sterbenden oder auch im Blick eines Unglücklichen, der euch anschaut und richtet, oder im Schweigen der geliebten Person, die schweigend eine eurer unredlichen Handlungen tadelt. Ihr werdet ihn finden im Schrecken eines Kindes angesichts eurer Gewalttätigkeit oder im Schweigen der Nacht, wenn ihr allein mit euch selbst seid und in der verschlossenen, einsamen Kammer ein anderes Ich wahrnehmt, das mächtiger ist als euer eigenes und lautlos zu euch spricht. Und das ist Gott, dieser Gott, der sein muß; dieser Gott, den die Schöpfung anbetet, vielleicht ohne es zu wissen; dieser Gott, der Einzige, der allein wahrhaft das Verlangen des tugendhaften Menschen befriedigen kann, der sich nicht gesättigt und getröstet fühlt durch unsere Zeremonien und unsere Lehren und auch nicht durch unsere leeren Altäre, die auch dann leer sind, wenn eine Statue darauf steht.“ Ich erinnere mich sehr gut an diese Worte, denn seit Jahrzehnten wiederhole ich sie mir als meine Regel und meine Hoffnung. Ich habe gelebt, gearbeitet, und auch gelitten und geweint. Alles habe ich ertragen – und hoffentlich auf die richtige Art – in der Hoffnung, vor dem Tod diesem Gott zu begegnen, dessen Erfahrung Hermogenes mir versprochen hat. Jetzt sage ich mir, daß ich ihn wahrhaft gesehen habe. Und nicht wie einen kurzen Blitz, nicht wie eine lautlose Stimme habe ich sein Wort vernommen. Vielmehr ist mir das Göttliche in einer strahlenden und wunderschönen Menschengestalt erschienen, und ich habe es gehört und bin erfüllt von heiligem Staunen! Die Seele, deren Existenz die wahren Menschen anerkennen, meine Seele nimmt dich auf, o Vollkommenheit, und sagt dir: „Lehre mich deinen Weg, dein Leben und deine Wahrheit, damit eines Tages ich, der einsame Mensch, mit dir vereint sei, du höchste Schönheit.“«

»Wir werden vereint sein. Und ich sage dir noch mehr. Später wirst du auch wieder mit Hermogenes vereint sein.«

»Aber er ist gestorben, ohne dich gekannt zu haben.«

»Die persönliche Bekanntschaft ist nicht die einzig mögliche und notwendige, um mich zu besitzen. Der Mensch, der es durch seine Tugend erreicht, den unbekanntem Gott wahrzunehmen und tugendhaft zu leben zu Ehren dieses Gottes, kann wohl sagen, daß er Gott gekannt hat; denn Gott hat sich ihm geoffenbart zum Lohn für sein tugendhaftes Leben. Oh, wenn es nötig wäre, mich persönlich zu kennen, dann hätte bald niemand mehr die Möglichkeit, sich mit mir zu vereinigen. Denn, ich sage es euch, bald wird der Lebende das Reich der Toten verlassen, um in das Reich des Lebens zurückzukehren, und bald werden die Menschen mich nur noch durch den Glauben und den Geist kennenlernen können. Aber anstatt aufzuhören, wird die Erkenntnis meiner Person sich verbreiten und vollkommen sein, da die Schwerfälligkeit der Sinne sie nicht mehr belastet. Gott wird sprechen, Gott wird wirken, Gott wird leben, Gott wird sich enthüllen in den Seelen seiner Getreuen in seiner unfaßlichen und vollkommenen Natur. Und die Menschen werden den Gottmenschen lieben, und der Gottmensch wird die Menschen lieben durch neue Mittel, überirdische Mittel, die er in seiner unendlichen Liebe auf Erden zurücklassen wird, bevor er zum Vater zurückkehrt, nachdem er alles vollbracht hat.«

»Oh, Herr! Herr! Sage uns doch, wie wir dich finden können und wie wir erkennen können, daß du es bist, der zu uns spricht. Sage uns, wo du sein wirst, wenn du fortgegangen bist«, rufen einige der Anwesenden aus. Und andere fahren fort: »Wir sind Heiden und kennen deine Gesetze nicht. Wir haben keine Zeit, hierzubleiben und dir zu folgen. Wie können wir die Tugend erlangen, die uns der Erkenntnis Gottes würdig macht?«

Jesus lächelt in strahlender Schönheit und Glück über diese Eroberungen unter den Heiden und erklärt sanft: »Seid nicht darum besorgt, viele Gesetze zu kennen. Diese werden kommen (und er

legt die Hände auf die Schultern des Petrus und des Thaddäus) und mein Gesetz in der Welt verbreiten. Aber bis sie kommen, nehmt als Gesetz und Norm folgende kurze Grundsätze mit, in denen mein ganzes Gesetz des Heils enthalten ist: Liebt Gott aus eurem ganzen Herzen. Liebt die Vorgesetzten, die Eltern, die Freunde, die Diener, das Volk und auch die Feinde, wie ihr euch selbst liebt. Und um sicher nicht zu sündigen, fragt euch vor jeder Handlung, sei es, daß sie euch aufgetragen wurde, sei es, daß ihr sie freiwillig vollbringt: „Würde es mir gefallen, wenn das, was ich jetzt diesem tue, mir getan würde?“ Und wenn ihr fühlt, daß es euch nicht gefallen würde, so tut es nicht.

Diese einfachen Richtlinien sind der Weg, auf dem Gott zu euch kommt und auf dem ihr zu Gott gelangt. Denn niemand möchte, daß ihm sein Sohn undankbar sei, daß jemand ihn töte, daß ein anderer ihn beraube, ihm die Braut wegnehme, seine Schwester oder seine Tochter entehre, oder sein Haus, seine Felder und seine treuen Knechte an sich reiße. Wenn ihr nach dieser Regel handelt, werdet ihr gute Kinder und gute Eltern sein, gute Eheleute, Brüder, Kaufleute und Freunde. Ihr werdet also tugendhaft sein, und Gott wird zu euch kommen.

Um mich sind nicht nur Hebräer und Proselyten, in denen keine Bosheit ist; ich will sagen, die nicht zu mir gekommen sind, um mich bei einem Fehltritt zu ertappen, wie die es tun, die euch aus dem Tempel verjagt haben, um euch nicht zum Leben gelangen zu lassen. Auch Heiden aus allen Teilen der Welt sind hier. Ich sehe Kreter und Phönizier, Bewohner von Pontus und Phrygien, und einer ist auch von den Gestaden des unbekanntes Meeres, auf dem man zu unbekanntes Ländern gelangt, wo man mich einst ebenfalls lieben wird. Ich sehe Griechen, Sikuler und Bewohner der Cyrenaika und Asiens. Und ich sage euch: Geht hin und sagt in euren Ländern, daß das Licht in der Welt ist, und daß alle zum Licht kommen sollen. Sagt, daß die Weisheit den Himmel verlassen hat, um Brot und Trank für die dürstende Menschheit zu werden. Sagt, daß das Leben

gekommen ist, um zu heilen und aufzuerwecken, was krank und tot ist. Und sagt ... sagt, daß die Zeit schnell vergeht, wie ein Blitz im Sommer. Wer Sehnsucht nach Gott hat, der komme. Sein Geist wird Gott erkennen. Wer nach Heilung verlangt, der komme. Solange meine Hand frei ist, wird sie allen Heilung gewähren, die mich gläubig anrufen.

Sagt ... Ja! Geht, und geht rasch und sagt, daß der Erlöser alle erwartet, die Hilfe von oben erhoffen, am Paschafest in der heiligen Stadt. Sagt es denen, die es nötig haben, und auch denen, die nur neugierig sind. Aus dem unreinen Verlangen der Neugierde kann für sie der Funke des Glaubens an mich springen, des Glaubens, der Rettung bringt. Geht! Jesus von Nazaret, der König von Israel, der König der Welt, ruft die Vertreter der ganzen Welt zur Versammlung, um ihnen die Schätze seiner Gnaden zu geben, und damit sie Zeugen seien seiner Erhöhung, die ihn zum Sieger, zum König der Könige, zum Herrn der Herren weihen wird für alle Jahrhunderte. Geht! Geht!

Im Morgengrauen meines irdischen Lebens kamen aus den verschiedenen Gegenden der Welt die Vertreter meines Volkes, um das Kind anzubeten, in dem der Unendliche sich verbarg. Der Wille eines Menschen, der sich mächtig glaubte und der doch nur ein Werkzeug des Willens Gottes war, hatte eine Volkszählung im Reich angeordnet. Einem unbekanntem und unumgänglichen Befehl gehorchend, wurde dieser Heide zum Herold Gottes. Denn Gott wollte, daß alle über die Erde zerstreuten Israeliten nach Betlehem-Efrata kämen, um sie mit den Zeichen vom Himmel beim ersten Wimmern eines Neugeborenen in Staunen zu versetzen. Und da dies noch nicht genügte, sprachen andere Zeichen zu den Heiden, und ihre Vertreter kamen und beteten den kleinen König der Könige an, den armen König, der keine irdische Krönung zu erwarten hatte, der aber schon König war im Angesicht der Engel.

Und nun ist die Stunde gekommen, da ich König sein werde angesichts der Völker. König, noch bevor ich dorthin zurückkehre, wo-

her ich gekommen hin. Am Abend meiner irdischen Tage, meines Lebens als Mensch, ist es recht, daß Menschen aller Völker hier seien und den sehen, der angebetet werden muß und in dem sich alle Barmherzigkeit verbirgt; daß sich die Guten, die Erstlinge der neuen Ernte, erquicken an dieser Barmherzigkeit, die sich wie eine Wolke des Nisan öffnen wird, um die Flüsse mit den Wassern des Heils zu füllen und die Bäume am Ufer Frucht tragen zu lassen, wie man bei Ezechiel liest.«

Jesus fährt nun fort, kranke Männer und Frauen zu heilen und hört sich ihre Namen an, denn jeder will jetzt den seinen sagen: »Ich heiße Zilla ... ich Sabdi ... ich Gail ... ich Andreas ... ich Theophanes ... in Salima ... ich Olynthos ... ich Philippus ... ich Elissa ... ich Berenike ... meine Tochter Gaia ... ich Argenide ... ich ... ich ... ich ...«

Jesus hat seinen Rundgang beendet und möchte gehen. Aber wie sehr bitten sie ihn, zu bleiben und noch zu sprechen!

Und einer – vielleicht ist er auf einem Auge blind, da er eine Binde darüber trägt – sagt, um ihn noch zurückzuhalten: »Ich bin von einem Mann geschlagen worden, der neidisch auf den guten Gang meiner Geschäfte war. Mit Mühe bin ich mit dem Leben davongekommen, aber ich habe damals durch den Schlag ein Auge verloren. Nun ist mein Rivale arm und schlecht angesehen und ist in ein Dorf bei Korinth geflohen. Ich bin aus Korinth. Wie soll ich mich dem gegenüber verhalten, der mich beinahe umgebracht hätte? Den anderen nicht zufügen, was man selbst nicht erleiden möchte, schön und gut. Aber er hat mir schon etwas angetan, etwas Schlimmes, etwas sehr Schlimmes ...« Und sein Gesicht drückt sehr deutlich den nicht ausgesprochenen Gedanken aus: »und deshalb sollte ich mich an ihm rächen ...«

Aber Jesus sieht ihn an mit dem Leuchten eines Lächelns in seinen saphirblauen Augen, ja, aber auch mit dem würdevollen Antlitz des Meisters, und sagt: »Und du, ein Grieche, fragst mich das? Haben nicht schon eure Großen gesagt, daß die Sterblichen Gott ähnlich

werden, wenn sie den beiden Gaben entsprechen, die ihnen Gott gewährt, um sie ihm ähnlich zu machen, nämlich: in der Wahrheit bleiben können und dem Nächsten Gutes tun?«

»Ah, ja! Pythagoras!«

»Und haben sie nicht gesagt, daß der Mensch sich nicht mit seiner Wissenschaft oder mit seiner Macht oder sonst etwas Gott nähert, sondern indem er Gutes tut?«

»Ah, ja! Demosthenes! Aber entschuldige, Meister, wenn ich dich frage ... Du bist doch ein Hebräer, und die Hebräer lieben unsere Philosophen nicht ... Woher weißt du diese Dinge?«

»Mann, ich bin die Weisheit, die den Geist jener erleuchtete, die diese Worte formulierten. Ich bin dort, wo das Gute aktiv ist. Du, Grieche, höre auf den Rat der Weisen, denn in diesem Rat hörst du auch meine Stimme. Tue Gutes dem, der dir Böses getan hat; dann wirst du heilig sein vor Gott. Jetzt aber laßt mich gehen. Es gibt noch andere, die auf mich warten. Leb wohl, Valeria, und fürchte nicht für mich. Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Wenn die Stunde gekommen ist, werden alle Heere Cäsars meine Gegner nicht aufhalten können.«

»Salve, Meister; und bete für mich.«

»Auf daß der Friede dich erfülle. Leb wohl. Der Friede sei mit dir, Vorsteher der Synagoge. Der Friede sei mit den Glaubenden und denen, die den Frieden suchen.«

Und mit einer Handbewegung, die Gruß und Segen bedeutet, verläßt Jesus den Saal, geht durch den Vorhof und auf die Straße hinaus ...

589 Judas und die Feinde Jesu

Ich sehe weder Jesus noch Judas des Alphäus, noch Thomas. Aber ich sehe die anderen neun Apostel in Richtung der Vorstadt Ofel wandern.

Auf den Straßen sind nicht die dichten Volksmassen der Tage vom

Paschafest, Pfingsten und dem Laubhüttenfest. Es sind fast nur Leute aus der Stadt. Man sieht, daß das Tempelweihfest nicht so wichtig ist und die Gegenwart der Hebräer in Jerusalem nicht vorschreibt. Nur die, die zufällig in der Stadt sind oder aus den benachbarten Dörfern nach Jerusalem gekommen sind, gehen zum Tempel hinauf. Die anderen bleiben, sei es wegen der Jahreszeit, sei es wegen der geringeren Bedeutung des Festes, in ihren Heimatstädten und in ihren Häusern.

Aber viele Jünger, die aus Liebe zum Meister Haus, Eltern, Geschäft und Arbeit verlassen haben, sind in Jerusalem und haben sich den Aposteln zugesellt. Ich sehe jedoch weder Isaak, noch Abel, noch Philippus; auch Nikolaus nicht, der fortgegangen ist, um Sabäa nach Aera zu begleiten. Sie sprechen freundlich miteinander und erzählen und hören, was sich seit der letzten Trennung zugetragen hat. Er scheint aber, daß sie den Meister schon gesehen haben, vielleicht im Tempel, denn sie sind nicht erstaunt über seine Abwesenheit. Sie gehen langsam und bleiben immer wieder stehen, so als würden sie auf jemand warten, schauen nach vorn und zurück und auf die Wege, die von Zion kommen und in diese Straße münden, die zu den Südtoren der Stadt führt.

Judas ist so ziemlich der Letzte und spricht zu einer Gruppe von Jüngern, die voll guten Willens, aber noch sehr unwissend sind. Zweimal wird er von einigen Judäern gerufen, die der Gruppe folgen, ohne sich jedoch unter sie zu mischen. Ich weiß nicht, welche Absichten oder welche Aufträge sie haben. Zweimal zuckt Judas die Achseln und dreht sich nicht einmal um. Das dritte Mal aber muß er es tun, denn einer der Judäer verläßt seine Gruppe, drängt sich gewalttätig durch den Kreis der Jünger, faßt Judas am Ärmel und zwingt ihn stehenzubleiben mit den Worten: »Komm einen Augenblick zu uns, wir müssen mit dir sprechen.«

»Ich habe keine Zeit. Ich kann jetzt nicht«, antwortet Iskariot entschieden.

»Geh nur. Wir warten auf dich. Solange Thomas nicht da ist, kön-

nen wir die Stadt sowieso nicht verlassen«, sagt Andreas, der ihm am nächsten ist.

»In Ordnung. Geht nur weiter, ich bin gleich bei euch«, sagt Judas, ohne offenbar große Lust zu haben, der Aufforderung des Judäers nachzukommen.

Allein geblieben, sagt er zu dem Lästigen: »Nun? Was willst du? Was wollt ihr? Habt ihr mich nicht schon genug behelligt?«

»Oh, oh! Was bildest du dir ein! Als wir dich riefen, um dir Geld zu geben, fandest du nicht, daß wir dich belästigten! Du bist übermütig, Mensch! Aber es gibt einen, der dich kleinkriegen kann ... Denk daran!«

»Ich bin ein freier Mann und ... «

»Nein, du bist nicht frei. Frei ist der, den wir in keiner Weise zum Sklaven machen können. Und du kennst seinen Namen. Du! ... Du bist der Sklave von allem und allen, und vor allem der Sklave deines Hochmuts. Machen wir es kurz. Wenn du nicht vor der sechsten Stunde in das Haus des Kajaphas kommst, dann wehe dir!« Ein wirklich drohendes „Wehe“!

»Schon gut! Ich werde kommen. Aber ihr würdet mich besser in Ruhe lassen, wenn ihr wollt ... «

»Was? Wie? Du Verkäufer von Versprechungen, du Nichtsnutz!« Judas befreit sich mit einem Stoß von dem, der ihn hält, und läuft davon mit den Worten: »Ich werde euch noch sagen, wann ich dort sein werde.«

Dann schließt er sich wieder seiner Gruppe an. Er ist nachdenklich geworden und schaut etwas finster drein. Andreas fragt ihn besorgt: »Schlechte Nachrichten? Nicht? Vielleicht etwas von deiner Mutter ... «

Judas, der ihn anfangs böse angeschaut hat und schon bereit war, eine giftige Antwort zu geben, wird menschlicher und sagt: »Ja. Keine guten Nachrichten ... Weißt du ... die Jahreszeit ... Da kommt mir ein Auftrag des Meisters in den Sinn. Wenn dieser Mann mich nicht angehalten hätte, hätte ich auch das vergessen ... Aber er hat

mir den Ort genannt, in dem er wohnt, und bei diesem Namen habe ich mich an den Auftrag erinnert, den Jesus mir gegeben hat. Nun gut, wenn ich das besorge, werde ich auch bei diesem Mann vorbeischauen und mehr erfahren ... «

Der einfache und ehrliche Andreas ist weit davon entfernt zu vermuten, daß sein Gefährte lügen könnte und sagt ganz besorgt: »Dann geh. Geh sofort. Ich werde es den anderen sagen. Geh, geh! Zu deiner eigenen Beruhigung ... «

»Nein. Ich muß auf Thomas warten wegen des Geldes. Ein paar Minuten früher oder später ... «

Die anderen, die stehengeblieben sind, um auf sie zu warten, blicken sie an.

»Judas hat traurige Nachrichten erhalten«, sagt Andreas besorgt.

»Ja ... aber nichts Genaueres. Ich werde mehr erfahren, wenn ich jetzt gehe und einen Auftrag erledige ... «

»Welchen denn?« fragt Bartholomäus.

»Seht, da kommt Thomas in großer Eile«, sagt gleichzeitig Johannes, so daß Judas nicht zu antworten braucht.

»Habe ich euch lange warten lassen? Das kommt daher, daß ich alles gut machen wollte ... und ich habe es gut gemacht. Schaut, die volle Börse! Gut für die Armen. Der Meister wird zufrieden sein.«

»Es war nötig. Wir hatten gar nichts mehr für die Bettler«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Gib sie mir«, sagt Iskariot und streckt die Hand nach der schweren Börse aus, die Thomas spielerisch von einer Hand in die andere wirft.

»Aber ... Jesus hat mich mit dem Verkauf beauftragt, und ich muß den Erlös in seine Hände legen.«

»Du wirst ihm sagen, wie hoch die Summe war. Jetzt gib sie mir, denn ich habe es eilig.«

»Nein, ich gebe sie dir nicht. Jesus hat mir gesagt, während wir durch den Xystos gingen: „Dann wirst du mir den Erlös geben“; und das tue ich.«

»Was fürchtest du denn? Daß ich sie erleichtere oder dir den Verdienst des Verkaufs nehme? In Jericho habe auch ich verkauft, und zwar gut. Außerdem bin ich seit Jahren derjenige, der sich um das Geld kümmert. Es ist mein Recht.«

»Oh, höre! Wenn es deswegen Streit geben soll, dann nimm sie. Ich habe meinen Auftrag erledigt, und alles andere interessiert mich nicht. Nimm, nimm. Es gibt so viele schönere Dinge als das ...!« Und Thomas übergibt Judas die Börse.

»Aber ... wenn der Meister gesagt hat ... « sagt Philippus.

»Lassen wir das Herumkritteln. Gehen wir lieber, jetzt, da wir alle beisammen sind. Der Meister hat gesagt, wir sollen vor der sechsten Stunde in Betanien sein. Wir werden es kaum noch schaffen«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Dann verlasse ich euch. Geht nur voraus, denn ich bin sofort zurück und werde euch einholen.«

»Nein, nein! Er hat ganz klar gesagt: „Bleibt alle beisammen“«, sagt Matthäus.

»Ihr bleibt alle beisammen; aber ich muß gehen, besonders jetzt, da ich Näheres über meine Mutter erfahren will ... «

»So kann man es auch verstehen. Wenn er Aufträge erhalten hat, von denen wir nichts wissen ... « beruhigt Johannes die übrigen.

Diese, mit Ausnahme von Andreas und Thomas, scheinen wenig geneigt zu sein, ihn gehen zu lassen. Aber schließlich sagen sie: »Nun gut, dann geh. Aber beeile dich und sei vorsichtig ... «

Und Judas verschwindet in einer Gasse, die zum Zionshügel führt, während die anderen weitergehen.

»Das war aber nicht richtig. Das haben wir nicht gut gemacht. Der Meister hat gesagt: „Bleibt immer beisammen und seid gut.“ Wir sind ungehorsam gegen den Meister gewesen. Das quält mich«, sagt nach einiger Zeit Simon der Zelote.

»Das habe ich auch gedacht ... « antwortet ihm Matthäus.

Die Apostel gehen alle in einer Gruppe, seit sie begonnen haben, über ihre Angelegenheiten zu diskutieren. Ich habe bemerkt, daß die

Jünger sich immer ehrfurchtsvoll fernhalten, sobald sie sehen, daß die Apostel eine Gruppe bilden, um über etwas zu beraten.

Bartholomäus sagt: »Machen wir folgendes. Entlassen wir alle, die mit uns gekommen sind. Gleich jetzt, ohne zu warten, bis wir auf der Straße nach Betanien sind. Dann teilen wir uns in zwei Gruppen und warten auf Judas, die eine Hälfte auf dem unteren Weg, die andere auf dem oberen. Die Flinkesten gehen zum unteren Weg, die anderen zum oberen. Wenn der Meister uns auch vorausgeht, so wird er uns doch zusammen kommen sehen, denn am Rand von Betanien wird eine Gruppe auf die andere warten.«

Der Vorschlag wird angenommen. Sie entlassen die Jünger und gehen dann alle zusammen bis zu der Stelle, von der aus man nach Getsemani abbiegen und den oberen Weg über den Ölberg nehmen kann, oder aber den unteren am Kidron entlang nach Betanien und Jericho ...

Judas läuft inzwischen wie ein Verfolgter. Er bleibt eine Zeitlang in dem engen Gäßlein, das in westlicher Richtung auf die Höhe des Zion führt; dann biegt er in eine noch schmälere Gasse ein, die nach Süden hinabführt. Er ist argwöhnisch und läuft. Von Zeit zu Zeit wendet er sich gleichsam erschrocken um. Offensichtlich hat er den Verdacht, daß man ihm folgt. Das Sträßchen schlängelt sich um die Ecken der planlos gebauten Häuser, und dahinter ist schon das offene Feld. Ein Hügel befindet sich jenseits des Tales außerhalb der Mauern, ein niedriger Hügel mit Ölbäumen, jenseits des trockenen Hinnom-Tales. Judas läuft nun eiligst weiter zwischen den Hecken, die die Gärten der letzten Häuser an der Stadtmauer umgeben, der armseligen Häuser der Armen von Jerusalem. Und er nimmt nicht das Zionstor, das in der Nähe liegt, um die Stadt zu verlassen, sondern eilt hinauf zu einem anderen Tor, das weiter westlich gelegen ist. Nun ist er außerhalb der Stadt. Er trabt wie ein Fohlen, damit es schneller geht, und läuft wie der Wind vorbei an einem Aquädukt und den tristen Höhlen der Aussätzigen im Hinnom-Tal, für deren

Klagen er kein Ohr hat. Es ist klar: er will Wege nehmen, die von den anderen gemieden werden. Dann geht er direkt auf den mit Ölbäumen bedeckten Hügel zu, der sich einsam im Süden der Stadt erhebt. Als er den Hang erreicht hat, atmet er erleichtert auf und verlangsamt den Schritt. Er bringt seine Kopfbedeckung, den Gürtel und das nach oben gerutschte Gewand in Ordnung, schirmt sich dann die Augen mit der Hand ab, weil ihm die Sonne ins Gesicht scheint, und schaut nach Osten, zur unteren Straße nach Betanien und Jericho. Aber nichts Besorgniserregendes ist zu bemerken. Ein Kamm des Hügel bildet sogar eine Schutzwand zwischen ihm und dem Weg. Judas lächelt. Er beginnt langsam, um wieder zu Atem zu kommen, den Hügel zu ersteigen und denkt nach. Und je mehr er nachdenkt, desto finsterner wird sein Gesicht. Gewiß spricht er mit sich selbst, aber ganz leise. An einem bestimmten Punkt bleibt er stehen, nimmt die Börse aus einer inneren Tasche des Gewandes, betrachtet sie und steckt sie wieder ein, aber erst nachdem er den Inhalt geteilt hat. Einen Teil steckt er in seine eigene Börse, vielleicht damit der Beutel, den er in seinem Gewand verborgen hat, nicht so dick erscheint.

Ein Haus taucht zwischen den Ölbäumen auf, ein schönes Haus, das schönste auf dem Hügel, denn die anderen Gebäude, die am Hang verstreut liegen – ich weiß nicht, ob darin zu dem schönen Haus gehörige Knechte oder selbständige Bauern leben – sind recht armselig. Judas gelangt auf einer Art mit Sand bestreuter Allee zwischen in Reihen gepflanzten Ölbäumen zu dem Haus, klopft an die Tür, gibt sich zu erkennen und tritt ein. Er geht sicheren Schrittes durch ein Atrium in einen viereckigen inneren Hof, an dessen Seiten viele Türen sind. Er öffnet eine von ihnen und gelangt in einen großen Raum, in dem verschiedene Personen versammelt sind. Ich erkenne das zugleich duckmäuserische und haßerfüllte Gesicht des Kajaphas, das ultrapharisäische des Hilkija, das Mardergesicht des Synedristen Felix und das vipernhafte des Simon. Weiter hinten ist Doras, der Sohn des Doras, dessen Züge immer mehr seinem Vater

ähneln. Bei ihm sitzen Kornelius und Tolmai. Außerdem sind da die anderen Schriftgelehrten Zadok und Hananja, alt an Jahren und ausgemergelt, aber jung an Bosheit; ferner Collascebona der Ältere, und Natanaël Ben-Faba, ein gewisser Doros, ein Simon, ein Josef und ein Joachim, die ich nicht kenne. Kajaphas nennt die Namen, und ich schreibe sie auf, während er mit den Worten schließt: »... hier versammelt, um dich zu richten.«

Judas macht ein eigenartiges Gesicht: Furcht, Ärger und Wildheit, all das zusammen drückt es aus. Aber er schweigt. Er gibt seinen Hochmut nicht zu erkennen. Die anderen umgeben ihn mit Spott, und keiner hält sich zurück.

»Nun? Was hast du mit unserem Geld gemacht? Was hast du uns zu sagen, du weiser Mann, der du alles so schnell und gut erledigst? Was ist daraus geworden? Du bist ein Lügner, ein Schwätzer, der zu nichts taugt. Wo ist die Frau? Nicht einmal die hast du mehr. So dienst du also ihm und nicht uns, was? Ist das deine Hilfe?«

Eine gehässig anklagende Versammlung, die droht, schreit und schimpft. Viele Worte entgehen mir.

Judas läßt sie zunächst einmal ausgiebig schimpfen. Erst als sie müde und außer Atem sind, sagt er: »Ich habe getan, was ich konnte. Was kann ich dafür, wenn er ein Mensch ist, den niemand zur Sünde verführen kann? Ihr wollt seine Tugend auf die Probe stellen, habt ihr gesagt. Ich habe euch den Beweis verschafft, daß er nicht sündigt. Daher habe ich getan, was ihr wolltet. Ist es euch, euch allen zusammen, etwa gelungen, einen Grund zu finden, um ihn anzuklagen? Aus allen euren Versuchen, ihn als Sünder bloßzustellen, ihn in eine Falle zu locken, ist er größer als zuvor hervorgegangen. Wenn es also euch mit all eurem Haß nicht gelungen ist, wie hätte es dann mir gelingen sollen, der ich ihn nicht hasse, sondern nur enttäuscht bin, weil ich einem armen Unschuldigen gefolgt bin, der viel zu heilig ist, um König sein zu können, ein König, der seine Feinde vernichtet? Was hat er mir angetan, daß ich es ihm mit Bösem vergelten könnte? Ich sage das, denn ich glaube, daß ihr ihn so sehr haßt, daß

ihr seinen Tod wollt. Ich kann nicht mehr glauben, daß ihr nur das Volk überzeugen wollt, daß er ein Verrückter ist; daß ihr mich, uns überzeugen wollt zu unserem Besten, und ihn selbst aus Mitleid mit ihm. Ihr seid zu großzügig mir gegenüber und zu zornig darüber, sehen zu müssen, daß er hoch über allem Bösen steht, als daß ich das glauben könnte. Ihr habt mich gefragt, was ich mit eurem Geld getan habe. Der Gebrauch, den ich davon gemacht habe, ist euch bekannt. Um die Frau für eure Sache zu gewinnen, mußte ich zahlen und wieder zahlen ... Und es ist mir nicht gelungen, gleich die erste zu überreden ... «

»Aber schweige doch! Nichts davon ist wahr. Sie war verrückt nach ihm und ist gewiß sofort gekommen. Im übrigen hast du es uns ja selbst versichert, als du sagtest, daß sie es dir bekannt hatte. Du bist ein Dieb. Wer weiß, wozu dir dieses Geld gedient hat!«

»Es hat dazu gedient, meine Seele zu verderben, ihr Seelenmörder! Es hat dazu gedient, aus mir einen heimtückischen Betrüger zu machen, der keinen Frieden mehr findet, der bei ihm und seinen Gefährten Mißtrauen erweckt. Denn, das sollt ihr wissen, er hat mich entlarvt ... Oh! Wenn er mich doch fortgejagt hätte! Aber er jagt mich nicht fort. Nein, er verjagt mich nicht. Er verteidigt mich, beschützt mich, liebt mich! ... Euer Geld! Warum habe ich den ersten Pfennig angenommen!?!«

»Weil du ein Elender bist. Inzwischen hast du unser Geld verpraßt, und jetzt weinst du, weil du es verpraßt hast. Du Betrüger! Und wir haben nichts erreicht, und die Menge um ihn herum wächst an Zahl und ist immer mehr begeistert von ihm. Unser Verderben naht, und das durch deine Schuld!«

»Durch meine Schuld? Und warum habt ihr nicht den Mut, ihn gefangenzunehmen und ihn anzuklagen, daß er sich zum König machen will? Ihr habt mir doch gesagt, daß ihr ihn versuchen wollt, obwohl ich euch gesagt hatte, es sei unnütz, da er durchaus kein Verlangen nach Macht hat. Warum habt ihr ihn nicht dazu verführt, gegen seine Sendung zu fehlen, wenn ihr so tüchtig seid?«

»Weil er uns entkommen ist. Er ist ein Dämon, der sich auflöst wie Rauch, wenn er will. Er ist wie eine Schlange: man steht wie gebannt und kann nichts tun, wenn er einen anschaut.«

»Wenn er seine Feinde, euch anschaut. Denn ich sehe es, wenn er die anschaut, die ihn nicht mit ihrem ganzen Wesen hassen wie ihr, dann macht sein Blick beweglich und regt zu guten Werken an. Oh, sein Blick! Oh! Warum schaut er mich so an und läßt mich gut werden, mich, der ich mir selbst wie ein Ungeheuer vorkomme, und auch euch, die ihr mich zu einem zehnmal schlimmeren Ungeheuer macht.«

»Wie viele Worte! Du hast uns versichert, daß du uns zum Wohl Israels helfen würdest. Aber verstehst du denn nicht, du Unglücksmensch, daß dieser Mann unser Ruin ist?«

»Unser? Wessen?«

»Nun, des ganzen Volkes! Die Römer . . . «

»Nein, er ist nur euer Ruin. Ihr fürchtet für euch. Ihr wißt, daß Rom seinetwegen nichts gegen uns unternehmen wird. Ihr wißt das ebenso gut wie ich und das Volk. Aber ihr zittert, da ihr wißt, fürchtet, daß er euch aus dem Tempel, aus dem Reich Israel werfen könnte. Und er würde gut daran tun. Er würde gut daran tun, seine Tenne zu reinigen von euch, ihr unreinen Hyänen und schmutzigen Nattern . . . « Judas ist außer sich vor Zorn.

Sie packen ihn, schütteln ihn und werfen ihn fast zu Boden, da sie nun ihrerseits ebenfalls rasend vor Zorn sind. Kajaphas schreit ihm ins Gesicht »Nun gut! So ist es! Aber wenn es so ist, haben wir auch das Recht, uns zu verteidigen. Und da er sich durch kleine Angriffe nicht dazu bewegen läßt, zu fliehen und das Feld zu räumen, werden wir die Sache selbst in die Hand nehmen und dich, feigen Knecht und Maulhelden, aus dem Spiel lassen. Aber nach ihm bist du an der Reihe! Dessen kannst du sicher sein . . . «

Hilkija fällt Kajaphas ins Wort und sagt mit seiner eisigen Ruhe einer Giftschlange: »Nein, so nicht. Du übertreibst, Kajaphas. Judas hat getan, was er konnte. Du darfst ihm nicht drohen. Hat er nicht im Grunde dieselben Interessen wie wir?«

»Aber bist du denn schwachsinnig, Hilkija? Ich sollte dieselben Interessen haben wie er? Ich will, daß der Nazarener vernichtet wird! Und Judas will, daß er triumphiert, um mit ihm zu triumphieren. Und du sagst ... « brüllt Simon.

»Friede! Friede! Ihr sagt immer, daß ich zu streng bin. Aber heute bin ich der einzige Gutmütige. Man muß Judas verstehen und mit ihm fühlen. Er hilft uns, so gut er kann. Er ist uns ein guter Freund; aber er ist natürlich auch ein Freund des Meisters. Sein Herz ist bekümmert ... Er möchte den Meister, sich selbst und Israel retten ... Wie kann man so gegensätzliche Dinge aber versöhnen? Lassen wir ihn sprechen.«

Die Meute beruhigt sich. Judas kann endlich reden, und er sagt: »Hilkija hat recht. Ich ... Was wollt ihr von mir? Ich weiß es noch gar nicht genau. Ich habe getan, was ich konnte. Mehr kann ich nicht tun. Er ist so viel größer als ich. Er liest in meinem Herzen ... Und er behandelt mich nie, wie ich es verdiene. Ich bin ein Sünder, und er weiß es und spricht mich frei. Wenn ich weniger gemein wäre, müßte ich ... Umbringen müßte ich mich, um es mir unmöglich zu machen, ihm zu schaden.« Judas setzt sich niedergeschlagen. Das Gesicht zwischen den Händen, die Augen weit aufgerissen und ins Leere gerichtet, leidet er sichtlich im Kampf mit seinen widersprüchlichen Neigungen ...

»Märchen! Was soll er denn wissen? Du handelst so, weil du bereust, so weit gegangen zu sein!« ruft jener aus, den sie Kornelius nennen.

»Und wenn es so wäre! Oh, wenn es so wäre! Wenn ich es wirklich bereuen würde und diese Reue von Dauer wäre ...!«

»Seht ihr? Habt ihr ihn gehört? Unser armes Geld!« krächzt Hanaanja.

»Wir haben es mit einem zu tun, der nicht weiß, was er will. Einen, der schlimmer ist als ein Schwachsinniger, haben wir uns ausgewählt!« fügt Felix hinzu.

»Ein Schwachsinniger? Ein Hampelmann mußt du sagen! Der Ga-

liläer zieht an einem Faden, und er geht zum Galiläer. Wir ziehen an einem Faden, und er kommt zu uns«, kreischt Zadok.

»Nun gut, wenn ihr es so viel besser könnt als ich, dann handelt allein. Von heute ab kümmere ich mich nicht mehr um die Angelegenheit. Erwartet keine Nachricht, kein Wort mehr von mir. Außerdem könnte ich euch sowieso nicht mehr informieren, denn er verdächtigt mich nun und überwacht mich . . . «

»Aber du hast doch gesagt, daß er dich losspricht!«

»Ja, er spricht mich los, aber gerade, weil er alles weiß. Alles weiß er! Alles, alles! Oh!« Judas schlägt die Hände vor sein Gesicht.

»Dann mach, daß du fortkommst, du Weib in Männerkleidern! Du Mißgeburt! Du Krüppel! Geh, geh! Wir werden selbst handeln. Aber hüte dich, ihm etwas davon zu verraten; du würdest es bitter bereuen!«

»Ich gehe! Ich gehe! Ach! Wäre ich nur nie gekommen! Aber denkt an das, was ich euch schon gesagt habe. Er ist deinem Vater begegnet, Simon, und deinem Schwager, Hilkiya. Ich glaube nicht, daß Daniel gesprochen hat. Ich war dabei, und ich habe sie nie allein miteinander sprechen sehen. Aber dein Vater! Er hat nichts verraten nach dem, was meine Mitjünger berichtet haben. Er hat nicht einmal deinen Namen genannt. Er hat sich darauf beschränkt zu sagen, daß sein Sohn ihn verjagt hat, weil er den Meister liebt und deine Aufführung nicht billigt. Aber er hat schon gesagt, daß wir uns sehen und daß ich in dein Haus komme . . . Er könnte auch den Rest sagen. Tekoa liegt nicht am Ende der Welt . . . Sagt also nicht, daß ich gesprochen habe, wenn eure Absichten schon vielen bekannt sind.«

»Mein Vater wird nicht mehr sprechen. Er ist tot«, sagt Simon langsam.

»Tot? Du hast ihn umgebracht? Schrecklich! Warum habe ich dir gesagt, wo er ist . . . ?!«

»Ich habe niemanden umgebracht. Ich habe Jerusalem nicht verlassen. Es gibt so viele Arten zu sterben. Wundert es dich, daß ein Alter, und ein Alter, der Geld eintreibt, totgeschlagen wird? Im üb-

rigen ... Es war seine eigene Schuld. Wäre er still gewesen, hätte er nicht Augen und Ohren und eine Zunge gehabt, um zu sehen, zu hören und mir Vorwürfe zu machen, dann würde er noch geehrt und bedient im Haus seines Sohnes ... « sagt mit einer widerlichen Langsamkeit Simon.

»Du hast ihn also töten lassen? Du Vaternörder!«

»Du bist verrückt. Der Alte ist geschlagen worden. Dabei ist er gefallen, hat den Kopf angestoßen und ist gestorben. Ein Unglück. Ein einfacher Unfall. Sein Pech, daß er Standgeld von einem Übeltäter fordern mußte ... «

»Ich kenne dich, Simon. Und ich kann nicht glauben ... Du bist ein Mörder ... « Judas ist bestürzt.

Der andere lacht ihm ins Gesicht und wiederholt: »Und du phantasierst. Du siehst ein Verbrechen, wo es nur ein Unglück gibt. Ich habe es erst gestern erfahren und habe vorgesorgt. Für die Rache und für die Ehre. Ich habe dem Leichnam die gebührende Ehre erwiesen, den Mörder dagegen konnte man noch nicht ergreifen. Gewiß war es irgendein Räuber, der von Adummim heruntergekommen ist, um auf den Märkten seine Beute abzusetzen ... Wer wird den noch ergreifen können?«

»Das glaube ich nicht ... Das glaube ich nicht ... Weg! Weg! Laßt mich gehen! ... Ihr seid schlimmer als Schakale ... Fort! Fort!« Und er nimmt seinen Mantel, der ihm entfallen ist, und will hinausgehen.

Aber Hananja packt ihn mit seiner Klaue: »Und die Frau? Wo ist die Frau? Was hat sie gesagt? Was hat sie getan? Weißt du es?«

»Nichts weiß ich ... Laßt mich gehen ... «

»Du lügst! Du bist ein Lügner!« brüllt Hananja.

»Ich weiß es nicht. Ich schwöre es. Sie ist gekommen, das ist sicher. Aber niemand hat sie gesehen. Ich nicht, da ich sofort mit dem Rabbi fortgehen mußte. Auch meine Gefährten haben sie nicht gesehen. Ich habe sie geschickt ausgefragt ... Ich habe den zerbrochenen Schmuck gesehen, den Elisa in die Küche gebracht hat ... Mehr weiß ich nicht. Ich schwöre es beim Altar und beim Bundeszelt!«

»Und wer kann dir glauben? Du bist ein elender Wicht. So wie du deinen Meister verrätst, kannst du auch uns verraten. Aber hüte dich!«

»Ich verrate euch nicht. Das schwöre ich beim Tempel Gottes!«

»Du bist ein Meineidiger! Dein Gesicht sagt es mir. Du dienst ihm und nicht uns ... «

»Nein! Ich schwöre es auf den Namen Gottes.«

»Nenne ihn, wenn du ihn zur Bekräftigung deines Schwures auszusprechen wagst!«

»Ich schwöre es bei Jahwe!« Judas wird totenblaß, als er so den Namen Gottes nennt. Er zittert, stottert und kann ihn nicht so sagen, wie man ihn gewöhnlich ausspricht. Er scheint ein schleppendes, gehauchtes J-a-w zu sagen, das sich etwa so anhört: Jeocweh. Sonderbar auf jeden Fall.

Eine, ich würde sagen furchterregende Stille entsteht im Saal. Sie weichen sogar vor Judas zurück ... Aber dann sagen Doras und ein anderer: »Wiederhole denselben Schwur, um zu bestätigen, daß du uns allein dienen wirst ... «

»O nein! Ihr Verfluchten! Das nicht! Ich schwöre euch, daß ich euch nicht verraten habe und daß ich euch nicht beim Meister verklagen werde. Und damit begehe ich schon eine Sünde! Aber meine Zukunft will ich nicht an euch binden. An euch, die ihr mir schon morgen unter Berufung auf meinen Schwur was auch immer auferlegen könntet ... sogar ein Verbrechen. Nein! Klagt mich an als Gotteslästerer beim Synedrium, klagt mich an als Mörder bei den Römern. Ich werde mich nicht verteidigen. Ich lasse mich umbringen ... und es wird gut sein für mich. Aber mehr schwöre ich nicht ... mehr nicht ... « Und er reißt sich gewaltsam los und entflieht schreiend: »Aber ihr sollt wissen, daß Rom euch überwacht, und daß Rom den Meister liebt ... « Ein gewaltiger Knall der Tür, der im ganzen Haus widerhallt, besagt, daß Judas diese Wolfshöhle verlassen hat.

Sie schauen sich gegenseitig an ... Die Wut und vielleicht auch die Angst läßt sie erleichen ... Und da sie ihren Zorn und ihre

Furcht an niemand anderem auslassen können, streiten sie miteinander. Jeder versucht, die Verantwortung für das Geschehene und die möglichen Folgen dem anderen in die Schuhe zu schieben. Einer macht diesen Vorwurf, der andere jenen; einer betreffend die Zukunft, der andere betreffend die Vergangenheit. Der eine schreit: »Du bist es gewesen, der Judas verführen wollte«; der andere sagt: »Es war ein Fehler, ihn schlecht zu behandeln. Ihr habt euch selbst verraten!« Einer schlägt vor: »Laufen wir ihm nach mit Geld und mit Entschuldigungen ... «

»Oh, das nicht!« kreischt Hilkija, dem die meisten Vorwürfe gegolten haben. »Laßt mich nur machen, und ihr werdet eingestehen müssen, daß ich weise bin. Judas wird ohne Geld ganz klein werden ... Oh! sanft wie ein Lamm!« Und er lacht hinterlistig. »Heute wird er fest bleiben, auch morgen, und vielleicht einen Monat lang ... Aber dann ... Er ist zu lasterhaft, als daß er in der Armut leben könnte, die ihm der Rabbi bietet ... Und er wird zu uns kommen ... Ha, ha, ha! Laßt mich machen! Laßt mich nur machen! Ich weiß ... «

»Ja ... Aber inzwischen ... Habt ihr gehört? Die Römer spionieren uns nach! Die Römer lieben ihn! Und es ist wahr. Auch heute morgen und gestern und vorgestern haben sie im Vorhof der Heiden auf ihn gewartet. Die Frauen der Antonia sind immer dort ... Sie kommen sogar aus Cäsarea, um ihn zu hören ... «

»Launen von Frauen! Das macht mir keine Sorgen. Der Mann ist schön. Er spricht gut. Sie sind ganz verrückt auf demagogische Schwätzer und Philosophen. Für sie ist der Galiläer einer von diesen, mehr nicht; und er hilft ihnen, die Langeweile in den Mußestunden zu vertreiben. Es braucht Geduld, um zum Ziel zu gelangen, Geduld und Verschlagenheit. Und auch Mut. Aber das habt ihr nicht. Ihr wollt handeln, aber dabei nicht in Erscheinung treten. Ich habe euch gesagt, was ich tun würde. Aber ihr wollt ja nicht ... «

»Ich für meinen Teil fürchte das Volk. Es liebt ihn zu sehr. Liebe hier, Liebe dort ... Wer kann ihn da angreifen? Wenn wir ihn vertreiben, vertreiben sie uns ... Man muß ... « sagt Kajaphas.

»Man darf sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Wie viele haben wir schon verloren! Bei der nächsten Gelegenheit, die sich bietet, müssen wir auf die Unentschiedenen unter uns Druck ausüben und dann handeln, auch mit den Römern.«

»Das ist leicht gesagt! Aber wann, wo haben wir Gelegenheit gehabt, es zu tun? Er sündigt nicht, er strebt nicht nach Macht, er ... «

»Wenn sich keine Gelegenheit bietet, schafft man sie ... Und jetzt, gehen wir. Vorläufig werden wir ihn morgen überwachen. Der Tempel gehört uns. Draußen befiehlt Rom, draußen ist das Volk, um ihn zu verteidigen. Aber im Tempel ... «

590 Die sieben geheilten Aussätzigen • Jesus zu den Aposteln, Marta und Maria

Jesus schreitet mit Petrus und Judas Thaddäus rasch in einer öden und felsigen Gegend am Rand der Stadt voran. Da ich den grünen Ölgarten nicht sehe, wohl aber das Hügelchen oder vielmehr die kleinen, kaum oder gar nicht grünen Hügel im Westen Jerusalems, unter denen auch der traurige Golgota ist, glaube ich, daß sie hier draußen auf der Westseite der Stadt sind.

»Wir werden ihnen etwas geben können bei all dem, was wir gekauft haben. Es muß schrecklich sein, zur Winterszeit in den Gräbern zu leben«, sagt Thaddäus, der ebenso wie Petrus mit Bündeln beladen ist.

»Ich bin froh, daß wir zu den Libertinern gegangen sind und dieses Geld für die Aussätzigen erhalten haben. Die armen, unglücklichen Menschen! In diesen Festtagen denkt niemand an sie. Alle freuen sich ... während sie sich ihrer verlorenen Häuser erinnern ... Ach! Wenn sie doch wenigstens an dich glauben würden! Werden sie es einmal tun?« sagt Petrus, der so sehr an seinem Jesus hängt, in seiner einfachen Art.

»Hoffen wir es, Simon. Hoffen wir es. Beten wir inzwischen ... « Und sie gehen betend weiter.

Das traurige Hinnom-Tal mit seinen Gräbern der Lebendigen wird sichtbar.

»Geht voraus und verteilt die Gaben«, sagt Jesus.

Die beiden entfernen sich und rufen laut. Gesichter von Aussätzigen erscheinen in den Öffnungen der Höhlen und Unterkünfte.

»Wir sind die Jünger des Rabbi Jesus. Er kommt gleich und hat uns vorausgeschickt, damit wir euch Hilfe bringen. Wie viele seid ihr?«

»Hier sind wir zu siebt. Drei auf der anderen Seite, jenseits En-Rogel«, sagt einer für alle.

Petrus öffnet sein Bündel. Thaddäus das seine. Sie machen zehn Teile aus Brot, Käse, Butter und Oliven. Aber wohin mit dem Öl, das sich in einem kleinen Krug befindet?

»Einer von euch soll ein Gefäß bringen und es dort auf den Felsen stellen. Ihr werdet das Öl miteinander teilen wie Brüder, die ihr seid, und im Namen des Meisters, der die Liebe zum Nächsten predigt«, sagt Petrus.

Ein Aussätziger steigt inzwischen hinkend zu ihnen herab und stellt einen beschädigten Krug auf den flachen Felsen, bei dem sie stehengeblieben sind. Er schaut sie an, während sie das Öl in den Krug gießen, und fragt erstaunt: »Habt ihr keine Angst, mir so nahe zu kommen?« Tatsächlich liegt zwischen den beiden Aposteln und dem Aussätzigen nur der Felsblock.

»Wir fürchten nur, gegen die Liebe zu fehlen. Er hat uns geschickt und uns befohlen euch zu helfen; denn wer Christus gehört, muß lieben, wie Christus liebt. Möge dieses Öl euch das Herz öffnen, möge es euch Licht geben, als wäre es schon entzündet in der Leuchte eures Herzens. Die Zeit der Gnade ist gekommen für jene, die auf den Herrn Jesus hoffen. Glaubt an ihn. Er ist der Messias und heilt die Körper und die Seelen. Er kann alles, da er der Immanuel ist«, sagt Thaddäus mit seiner Würde, die immer beeindruckt.

Der Aussätzige steht da mit seinem Krüglein in der Hand und schaut ihn wie bezaubert an. Dann sagt er: »Ich weiß, daß Israel

seinen Messias hat, denn die Pilger, die in die Stadt gehen, um ihn aufzusuchen, sprechen von ihm und wir hören ihre Gespräche. Aber ich habe ihn noch nie gesehen, denn ich bin erst seit kurzem hier. Und ihr sagt, daß er mich heilen würde? Unter uns sind einige, die ihm fluchen, und andere, die ihn segnen, und ich weiß nicht, wem ich glauben soll.«

»Sind die, die ihm fluchen, gut?«

»Nein. Sie sind grausam und mißhandeln uns. Sie wollen immer den besten Platz und den reichsten Anteil. Wir wissen deshalb auch nicht, ob wir hier bleiben können.«

»Du siehst also, daß nur wer die Hölle in sich trägt, den Messias haßt. Denn die Hölle fühlt sich schon von ihm besiegt und haßt ihn daher. Ich aber sage dir, daß man ihn lieben und an ihn glauben muß, wenn man hier und im Jenseits die Gnade des Allerhöchsten erlangen will«, sagt wiederum Thaddäus.

»Und ob ich Gnade erlangen möchte! Ich bin seit zwei Jahren verheiratet und habe ein Söhnchen, das mich nicht kennt. Ich bin erst seit wenigen Monaten aussätzig, ihr seht es.« Tatsächlich weist er nur wenige Anzeichen der Krankheit auf.

»Dann wende dich gläubig an den Meister. Schau, da kommt er. Benachrichtige deine Kameraden und kehre dann hierher zurück. Er wird vorübergehen und dich heilen.«

Der Mann läuft den Hang hinauf und ruft: »Urija, Joab, Adina! Und auch ihr, die ihr nicht glaubt! Der Herr kommt, um uns zu retten.«

Einer, zwei, drei Unglücksmenschen, von denen der eine schlimmer als der andere aussieht, erscheinen. Die Frau jedoch schaut nur ein wenig hervor. Sie ist ein lebendiges Schreckbild. Vielleicht weint sie, vielleicht spricht sie; es ist unmöglich, etwas zu verstehen, denn ihre Stimme ist nur ein Kreischen, das aus der Höhlung dringt, die einst ihr Mund war, der aber jetzt nur aus zwei halbnackten Kiefern mit entblößten Zähnen besteht. Furchtbar, abscheulich . . .

»Ja, ich sage dir, man hat mir befohlen, euch zu rufen. Denn er kommt, um uns zu heilen.«

»Mich nicht! Ich habe ihm die anderen Male nicht geglaubt ... und jetzt wird er mich nicht mehr anhören ... Und außerdem kann ich auch nicht mehr gehen«, sagt nun die Frau etwas deutlicher, wer weiß, mit welcher Mühe. Sie hilft sogar mit den Fingern nach und hält die Fetzen der Lippen fest, um sich verständlich zu machen.

»Wir tragen dich, Adina ... « sagen die beiden Männer und der mit dem Krug.

»Nein, nein ... ich habe zu viel gesündigt ... « und sie bricht zusammen, wo sie steht.

Drei andere laufen, so gut sie können, herbei. Sie sind anmaßend und sagen: »Gib uns das Öl, und dann geht zu Beelzebul, wenn ihr wollt.«

»Das Öl ist für alle!« sagt der mit dem Krug und versucht seinen Schatz zu verteidigen. Aber die drei Gewalttätigen und Grausamen überwältigen ihn und entreißen ihm den Krug.

»Schaut! So geht es immer! ... Nach so langer Zeit ein wenig Öl ... Aber der Meister kommt ... Gehen wir zu ihm. Kommst du wirklich nicht, Adina?«

»Ich wage es nicht.«

Die drei kommen zu dem Felsen herunter. Sie bleiben stehen, um Jesus zu erwarten, dem die beiden Apostel entgegengegangen sind. Und als er näher gekommen ist, rufen sie: »Hab Erbarmen mit uns, Jesus von Israel! Wir hoffen auf dich, o Herr!«

Jesus erhebt sein Haupt und richtet seinen unvergleichlichen Blick auf sie und fragt: »Weshalb wollt ihr gesund werden?«

»Für unsere Familien, für uns ... Es ist schrecklich, hier zu leben ... «

»Ihr besteht nicht nur aus Fleisch, Söhne. Ihr habt auch eine Seele, und sie ist mehr wert als das Fleisch. Um sie müßt ihr besorgt sein. Bittet daher nicht nur um Heilung für euch, für eure Familien, sondern um Zeit zu haben, das Wort Gottes kennenzulernen und so zu leben, daß ihr einst sein Reich verdient. Seid ihr Gerechte? Werdet noch gerechter. Seid ihr Sünder? Dann bittet, noch leben zu dürfen,

um Zeit zu haben, das begangene Böse wieder gutzumachen ... Wo ist die Frau? Warum kommt sie nicht? Wagt sie nicht, vor das Antlitz des Menschensohnes zu treten, wo sie sich doch nicht gefürchtet hat, vor das Angesicht Gottes treten zu müssen, als sie sündigte? Geht und sagt ihr, daß ihr viel vergeben worden ist wegen ihrer Reue und ihrer Ergebung und daß der Ewige mich geschickt hat, alle, die ihre Vergangenheit bereuen, von jeder Sünde freizusprechen.«

»Meister, Adina kann nicht mehr gehen ... «

»Geht hin und helft ihr, hier herunterzukommen. Und bringt ein anderes Gefäß. Wir werden euch nochmals Öl geben ... «

»Herr, es ist kaum noch etwas für die anderen da«, bemerkt Petrus flüsternd, während die Aussätzigen gehen, um die Frau zu holen.

»Es wird genügen für alle. Hab Glauben. Denn es ist viel leichter für dich, an dies zu glauben, als für diese Elenden zu glauben, daß ihr Körper wieder werden kann, wie er zuvor war.«

Inzwischen ist droben in den Höhlen zwischen den drei bösarigen Aussätzigen Streit über die Aufteilung der Nahrung entstanden ...

Die Frau wird auf den Armen herabgetragen. Sie stöhnt, soweit es ihr möglich ist: »Verzeihung für die Vergangenheit! Und dafür, daß ich die anderen Male nicht um Verzeihung gebeten habe! ... Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!«

Die Männer setzen sie vor den Felsblock auf den Boden. Und auf den Fels stellen sie eine Art sehr lädierten Kochtopf.

Jesus fragt: »Was sagt ihr? Was ist leichter: Öl in einem Gefäß zu vermehren oder dort Fleisch wachsen zu lassen, wo der Aussatz es zerstört hat?«

Es folgt ein Schweigen ... Dann sagt ausgerechnet die Frau: »Das Öl. Aber auch das Fleisch, denn du kannst alles. Du kannst mir auch die Seele meiner ersten Jahre wiedergeben. Ich glaube, Herr!«

Oh! Dieses göttliche Lächeln! Es ist wie ein Licht, das sich mild, heiter und sanft verbreitet! Und es liegt in den Augen, auf den Lippen und in der Stimme, während er sagt: »Um deines Glaubens wil-

len sei geheilt und sei dir verziehen. Das gilt auch für euch. Ihr sollt auch Öl und Speise haben, um euch zu erquicken. Geht hin und zeigt euch dem Priester, wie es Vorschrift ist. Im Morgengrauen werde ich mit Kleidern zurückkehren, dann könnt ihr gehen, anständig gekleidet, wie es sich geziemt. Auf! Lobt den Herrn. Ihr seid nicht mehr aussätzig!«

Und nun erst schauen sich die vier, die bisher die Augen auf den Herrn gerichtet hatten, an und schreien ihr Erstaunen hinaus. Die Frau möchte sich erheben, aber sie ist zu nackt, um es zu tun. Ihr Kleid hängt ihr in Fetzen vom Leib und es gibt mehr nackte als bedeckte Stellen an ihr. Halb verborgen steht sie hinter dem Felsblock und ihre Schamhaftigkeit gilt nicht nur Jesus, sondern auch seinen Begleitern. Ihr Antlitz, das wiederhergestellt ist in ihren Gesichtszügen, erscheint lediglich etwas mager wegen der erlittenen Entbehrungen. Sie weint und wiederholt immer wieder: »Gesegneter! Gesegneter! Gesegneter!« Und ihre Segnungen mischen sich unter die schrecklichen Flüche der drei bösen Aussätzigen, die beim Anblick der Geheilten in Wut geraten sind! Sie werfen mit Schmutz und Steinen um sich.

»Hier könnt ihr nicht bleiben. Kommt mit mir. Es wird euch nichts Böses geschehen. Schaut, der Weg ist verlassen. Um die sechste Stunde versammeln sich die Bürger in ihren Häusern. Ihr geht bis morgen zu den anderen Aussätzigen. Fürchtet euch nicht. Kommt hinter mir her. Hier, Frau«, und er gibt ihr seinen Mantel, damit sie sich bedecken kann.

Die vier, etwas furchtsam und erstaunt, folgen ihm wie vier Schäflein. Sie durchheilen den Rest des Hinnom-Tales, überqueren die Straße und gehen nach Schiloach, dem anderen traurigen Aufenthaltsort der Aussätzigen. Jesus bleibt am Fuß der felsigen Hänge stehen und befiehlt: »Steigt hinauf und sagt ihnen, daß ich morgen um die erste Stunde hier sein werde. Geht hin und feiert mit ihnen und verkündet den Meister der Frohen Botschaft.« Dann läßt er ihnen alle Nahrung geben, die sie noch haben, und segnet sie, bevor er sich verabschiedet ...

»Gehen wir jetzt. Die sechste Stunde ist schon vorüber«, sagt Jesus und wendet sich um, um auf den unteren Weg nach Betanien zurückzukehren.

Aber laute Rufe halten ihn zurück: »Jesus, Sohn Davids, erbarme dich auch unser!«

»Sie haben nicht auf das Morgengrauen gewartet, die dort ... « sagt Petrus.

»Gehen wir zu ihnen. So wenige sind die Stunden, in denen ich Gutes tun kann, ohne daß die, die mich hassen, den Frieden der Begnadeten stören«, antwortet Jesus und kehrt wieder auf demselben Weg zurück, während er mit hoherhobenem Haupt zu den drei Aussätzigen von Schiloach emporblickt, die auf dem oberen Teil des kleinen Hügels erschienen sind und ihren Ruf wiederholen. Die schon Geheilten, stehen hinter ihnen und helfen ihnen dabei.

Jesus streckt nur die Hände aus und spricht: »Es geschehe euch, wie ihr wünscht. Geht hin und lebt auf den Wegen des Herrn!« Er segnet sie, während der Aussatz von ihren Körpern verschwindet, wie eine leichte Schneedecke in der Sonne schmilzt. Dann eilt Jesus fort, gefolgt von den Segenswünschen der Begnadeten, die von ihrem hohen Standort aus die Hände ausstrecken wie zu einer Umarmung, zu einer echteren als einer wirklichen Umarmung.

Sie kehren zurück auf den Weg nach Betanien, der dem Lauf des Kidron folgt und einige hundert Schritte hinter Schiloach eine scharfe Biegung macht. Als die Biegung hinter ihnen liegt und man den anderen Teil des Weges in Richtung Betanien sehen kann, haben sie plötzlich Judas von Kerijot vor sich, der eilig und allein voranschreitet.

»Aber da ist ja Judas!« ruft Thaddäus aus, der ihn als erster sieht.

»Wieso hier? Allein?! Hei, Judas!« ruft Petrus.

Judas dreht sich blitzartig um. Er ist bleich, geradezu grünlich im Gesicht. Petrus sagt es ihm: »Hast du den Teufel gesehen, daß du so grün wie Feldsalat bist?«

»Was tust du hier, Judas? Warum hast du deine Kameraden verlassen?« fragt gleichzeitig Jesus.

Judas ist schon wieder Herr seiner selbst. Er sagt: »Ich war bei ihnen. Ich bin einem begegnet mit Nachrichten über meine Mutter. Schau ...« Er kramt in seinem Gürtel. Dann schlägt er sich mit der Hand auf die Stirn und sagt: »Ich habe ihn bei diesem Mann gelassen! Ich wollte dich den Brief lesen lassen ... Oder vielleicht habe ich ihn unterwegs verloren ... Es geht ihr nicht sehr gut ... Vielmehr, es ist ihr schlecht gegangen ... Aber schau, da sind die Kameraden ... Sie sind stehengeblieben. Sie haben dich gesehen ... Meister, ich bin ganz verwirrt ...«

»Ich sehe es.«

»Meister, da sind die Geldbeutel. Ich habe zwei daraus gemacht, damit es nicht so auffällt ... Ich war allein ...«

Die Apostel Bartholomäus, Philippus, Matthäus, Simon und Jakobus des Zebedäus sind ein wenig verlegen. Sie nähern sich Jesus liebevoll, aber doch auch etwas schuldbewußt.

Jesus schaut sie an und sagt: »Tut das nicht wieder. Es ist nie gut für euch, wenn ihr euch trennt. Wenn ich euch sage, es nicht zu tun, so deshalb, weil ich weiß, daß ihr euch gegenseitig helfen müßt. Ihr seid noch nicht stark genug, um selbständig handeln zu können. Vereint zügelt und stützt einer den anderen. Geteilt ...«

»Ich bin es gewesen, Meister, der den schlechten Rat gegeben hat; denn erst danach haben wir uns erinnert, daß du uns gesagt hattest, uns nicht zu trennen und alle zusammen nach Betanien zu gehen. Außerdem ist Judas aus einem guten Grund fortgegangen, und wir haben nicht daran gedacht, mit ihm zu gehen. Verzeih mir, Herr!« sagt demütig und ehrlich Bartholomäus.

»Ja, ich verzeihe euch. Aber ich wiederhole euch: Tut das nicht mehr. Bedenkt, daß der Gehorsam immer wenigstens vor einer Sünde rettet: nämlich vor der Sünde, daß man sich einbildet, alles allein zu können. Ihr wißt nicht, wie sehr der Teufel hinter euch her ist und jede Gelegenheit ergreift, euch zur Sünde zu verführen und euch dazubringen, eurem schon so verfolgten Meister Schaden zuzufügen. Die Zeiten werden immer schwieriger für mich und für

die Institution, die zu gründen ich gekommen bin. Folglich braucht es große Sorgfalt, damit sie nicht – ich will nicht sagen, schwer geschädigt oder zerstört wird, denn dies wird bis zum Ende der Zeit niemals geschehen – wohl aber, damit sie nicht mit Schmutz beworfen wird. Ihre Gegner beobachten euch aufmerksam und verlieren euch nie aus den Augen, so wie sie jede meiner Handlungen und jedes meiner Worte genau abwägen. Dies, da sie Material suchen, um anzuschwärzen und zu verleumden. Wenn ihr euch streitsüchtig, uneins oder irgendwie unvollkommen zeigt, auch in kleinen Dingen, so greifen sie danach und verdrehen eure Handlungsweise, um mir und auch meiner im Entstehen begriffenen Kirche Schlamm und Anklagen nachzuwerfen. Ihr seht es. Ich tadle euch nicht, ich rate es euch zu eurem Besten. Oh, ihr wißt nicht, meine Freunde, daß sie auch die besten Taten verdrehen und sie benützen werden, um mich anklagen zu können mit einem Anschein von Gerechtigkeit. Auf, also. Seid in Zukunft gehorsamer und klüger.«

Die Apostel sind alle gerührt über die Milde Jesu. Judas von Kerijot behält immer noch seine so veränderte Gesichtsfarbe. Er geht bescheiden ein wenig hinter den anderen, bis Petrus ihm sagt: »Was tust du dort? Du hast nicht mehr Unrecht getan als die anderen. Komm daher vor zu uns.« Und Judas kann nicht anders als gehorchen.

Sie gehen schnell, denn trotz der Sonne ermuntert eine kalte Brise zur Bewegung, damit man warm wird. Und sie sind schon ein gutes Stück gewandert, als Natanaël, den es friert und der es auch sagt, wobei er sich noch fester in seinen Mantel hüllt, bemerkt, daß Jesus nur sein Obergewand trägt: »Meister, was hast du mit deinem Mantel gemacht?«

»Ich habe ihn einer Aussätzigen gegeben. Wir haben sieben Aussätzige geheilt und getröstet.«

»Dann mußt du ja frieren! Nimm den meinen«, sagt der Zelote. Und er fügt hinzu: »Ich habe mich in den eisigen Gräbern an den winterlichen Sturmwind gewöhnt.«

»Nein, Simon. Schau! Da ist schon Betanien. Bald sind wir im Haus. Und mir ist wirklich nicht kalt. Ich habe heute sehr viel geistige Freude erlebt, und das ist erquickender als ein warmer Mantel.«

»Bruder, du schreibst uns Verdienste zu, die wir nicht haben. Nicht wir, sondern du hast geheilt und getröstet . . . « sagt Thaddäus.

»Ihr habt die Herzen aber zum Glauben an das Wunder vorbereitet. Daher habt ihr mit mir und wie ich geholfen zu heilen und zu trösten. Wenn ihr wüßtet, welche Freude es mir bereitet, euch an allen meinen Werken zu beteiligen! Erinnert ihr euch nicht der Worte des Johannes des Zacharias, meines Veters: „Er muß wachsen, und ich abnehmen“? Er sagte das mit Recht, denn jeder Mensch, so groß er auch sein mag, selbst wenn er ein Mose oder ein Elija wäre, würde sich verdunkeln wie ein von den Strahlen der Sonne getroffener Stern, sobald der erscheint, der vom Himmel kommt und der mehr ist als jeder Mensch, da er der ist, der vom heiligsten Vater kommt. Aber auch ich – der Gründer eines Organismus, der über alle Jahrhunderte hindurch fort dauern und heilig sein wird wie sein Gründer und Haupt; eines Organismus, der fort dauern wird, um mich zu vertreten, und der eins mit mir sein wird, so wie die Glieder und der Leib des Menschen eins sind mit dem Haupt, das sie überragt – auch ich muß sagen: „Nun muß dieser Leib in Erscheinung treten, und ich muß mich verdunkeln.“ Ihr müßt mein Werk fortsetzen. Ich werde bald nicht mehr hier unter euch, hier auf Erden, im Leib hier sein, um meine Apostel, Jünger und Anhänger zu leiten. Ich werde jedoch geistig bei euch sein, immer, und eure Seelen werden meinen Geist fühlen und durch mein Licht erleuchtet werden. Aber ihr werdet in vorderster Reihe stehen müssen, während ich dorthin zurückgekehrt sein werde, von wo ich gekommen bin. Daher bereite ich euch schrittweise vor auf dieses Erscheinen als Führer der Christenheit. Bisweilen bemerkt ihr: „In der ersten Zeit hast du uns häufiger ausgeschickt.“ Ihr müßtet bekannt werden. Jetzt, da ihr es seid, jetzt, da ihr für diesen kleinen Ort der Erde schon „die Apostel“ seid, behalte ich euch immer bei mir, damit ihr an jeder meiner Handlung

gen teilhabt und die Welt sagen kann: „Er läßt sie an seinen Werken mitwirken, denn sie werden nach ihm bleiben, um ihn fortzusetzen.“ Ja, meine Freunde, ihr müßt immer mehr hervortreten, müßt Licht ausstrahlen und mich fortsetzen, müßt ich sein, während ich mich zurückziehe wie eine Mutter, die ihr Söhnchen, das gehen gelernt hat, immer mehr sich selbst überläßt . . . Der Übergang von mir zu euch darf nicht abrupt sein. Die Kleinen der Herde, die demütigen Getreuen würden darüber erschrecken. Ich übergebe sie euch liebevoll und sanft, damit sie sich auch nicht einen Augenblick allein fühlen. Und ihr sollt sie lieben, so wie ich sie liebe. Liebt sie immer zur Erinnerung an mich, wie ich sie geliebt habe . . . «

Jesus schweigt und verliert sich in seinen Gedanken. Und er wird erst wieder aufmerksam, als sie kurz vor Betanien den übrigen Aposteln begegnen, die auf dem anderen Weg gekommen sind. Nun gehen sie zusammen zum Haus des Lazarus. Und Johannes sagt, daß sie schon erwartet werden, denn die Diener haben sie gesehen. Er sagt auch, daß es Lazarus sehr schlecht geht.

»Ich weiß es. Deshalb habe ich euch gesagt, daß wir im Haus des Simon bleiben werden. Aber ich wollte nicht fortgehen, ohne ihn nochmals zu grüßen.«

»Aber warum heilst du ihn nicht? Das wäre doch sehr gerecht. Deine besten Diener läßt du alle sterben. Ich verstehe das nicht . . . « sagt Iskariot, der auch in seinen besten Augenblicken kühn ist.

»Es ist nicht nötig, daß du schon im voraus verstehst.«

»Ja, es ist nicht nötig. Aber weißt du, was deine Feinde sagen? Daß du heilst, wenn du kannst, nicht wenn du willst; daß du beschützt, wenn du kannst . . . Weißt du nicht, daß jener Alte von Tekoa schon tot ist? Daß er ermordet worden ist?«

»Tot? Wer? Heli-Hanna? Wie?« fragen alle aufgeregt. Nur Petrus fragt: »Und du, woher weißt du das?«

»Ich habe es zufällig vor kurzem erfahren in dem Haus, in dem ich gewesen bin, und Gott weiß, ob ich lüge. Es scheint ein Räuber gewesen zu sein, der als Kaufmann verkleidet gekommen ist und, anstatt den Platz zu bezahlen, ihn getötet hat . . . «

»Armer Alter! Welch unglückliches Leben! Welch trauriger Tod! Sprichst du nicht, Meister?« sagen viele.

»Ich habe nichts dazu zu sagen, als daß der Alte Christus bis zum Tod gedient hat. Wären doch alle so!«

»Sag einmal, Sohn des Alphäus, wird es nicht so sein, wie du gesagt hast?« fragt Petrus Thaddäus.

»Das kann schon sein. Ein Sohn, der aus Haß, aus einem solchen Haß, seinen Vater vertreibt, ist zu allem fähig. Mein Bruder, deine Worte sind nur zu wahr: „Und der Bruder erhebt sich gegen seinen Bruder und der Vater gegen seine Söhne.“«

»Ja, und wer so handelt, wird noch glauben, Gott einen Dienst zu erweisen. Blinde Augen, verhärtete Herzen, Geister ohne Licht. Und dennoch werdet ihr sie lieben müssen«, sagt Jesus.

»Aber wie werden wir jene lieben können, die uns so behandeln? Es will schon etwas heißen, wenn wir nicht reagieren und mit Ergebung ihr Tun ertragen . . . « ruft Philippus aus.

»Ich werde euch zur rechten Zeit ein Beispiel geben, das euch belehrt. Und wenn ihr mich liebt, werdet ihr tun, was ich tun werde.«

»Seht, da sind Maximinus und Sara. Es muß Lazarus sehr schlecht gehen, wenn seine Schwestern dir nicht entgegenkommen!« bemerkt der Zelote.

Die beiden eilen herbei und werfen sich zu Boden. Auch ihre Gesichter und selbst die Gewänder haben das bedrückte Aussehen, das der Schmerz und die Mühen bei den Mitgliedern der Familien hinterlassen, in denen man mit dem Tod kämpft. Sie sagen nichts als: »Meister, komm . . . «; dies aber so betrübt, daß es mehr sagt als eine lange Rede. Sie führen Jesus sofort zur Tür des kleinen Zimmers von Lazarus, während andere Diener sich um die Apostel kümmern.

Auf das leichte Klopfen eilt Marta herbei, öffnet die Tür ein wenig und schaut mit ihrem abgemagerten und bleichen Antlitz durch den Spalt: »Meister! Oh, komm, Gesegneter!«

Jesus tritt ein, geht durch einen Vorraum und begibt sich in das Zimmer des Kranken. Lazarus schläft. Lazarus? Ein Skelett, eine

gelbgraue Mumie, die noch atmet ... Sein Gesicht ist schon fast ein Knochengesicht, und im Schlaf ist der Verfall noch deutlicher sichtbar, der es zum Totenkopf werden läßt. Die wächserne, gespannte Haut glänzt an den scharfen Kanten der Backenknochen und des Kiefers, auf der Stirn und um die so tiefen Augenhöhlen, daß keine Augen mehr darin zu sein scheinen. Die spitze Nase scheint übermäßig gewachsen durch das gänzliche Abmagern der Wangen. Die Lippen sind so blaß, daß sie fast nicht mehr zu erkennen sind, und es scheint, als könnten sie sich nicht mehr schließen über den beiden halb entblößten Zahnreihen des geöffneten Mundes ... Ein Bild des Todes.

Jesus beugt sich nieder und schaut ihn an. Dann richtet er sich wieder auf. Er blickt auf die beiden Schwestern, die ihn ihrerseits mit ihrer ganzen Seele in den Augen ansehen, der schmerzerfüllten Seele, der hoffnungsvollen Seele. Er gibt ihnen ein Zeichen und geht geräuschlos hinaus in den kleinen Hof, der vor den beiden Zimmern liegt. Marta und Maria folgen ihm und schließen die Tür hinter sich.

Sie sind allein, die drei zwischen den vier Mauern mit dem blauen Himmel über den Häuptern, und schauen sich an. Die Schwestern sind nicht mehr fähig, ihn um etwas zu bitten, sie bringen nicht einmal ein Wort heraus. Doch Jesus spricht: »Ihr wißt, wer ich bin. Ich weiß, wer ihr seid. Ihr wißt, daß ich euch liebe. Ich weiß, daß ihr mich liebt. Ihr kennt meine Macht. Ich kenne euren Glauben an mich. Ihr wißt auch, besonders du, Maria, daß man um so mehr erhält, je mehr man liebt. Es ist Liebe, wenn man über alle Maßen hoffen und glauben kann, und trotz einer Wirklichkeit, die den Glauben und die Hoffnung sinnlos erscheinen läßt. Nun, und aufgrund alles dessen sage ich euch: Wißt zu hoffen und zu glauben *trotz* des Widerspruchs der Wirklichkeit. Versteht ihr mich? Ich sage: Wißt zu hoffen und zu glauben *trotz* aller widersprechenden Wirklichkeit. Ich kann mich nur wenige Stunden aufhalten. Der Allerhöchste weiß, wie sehr ich als Mensch hierbleiben möchte, hier bei euch, um ihm beizustehen und ihn zu trösten, um euch beizustehen und euch zu

stärken. Aber als Sohn Gottes weiß ich um die Notwendigkeit, daß ich gehe ... Daß ich mich entferne ... um nicht hier zu sein, wenn ... ihr nach mir verlangen werdet, mehr als nach der Luft, die ihr atmet. Eines Tages, bald, werdet ihr die Gründe verstehen, die euch jetzt grausam erscheinen mögen. Es sind göttliche Gründe, schmerzlich für mich als Mensch, ebenso wie für euch. Schmerzlich jetzt, da ihr noch nicht ihre ganze Schönheit und Weisheit erfassen und betrachten könnt; noch ich sie euch enthüllen kann. Wenn alles erfüllt ist, werdet ihr verstehen und euch freuen ... Hört. Wenn Lazarus ... gestorben ist ... Weint nicht so! ... Dann laßt mich sofort rufen. Inzwischen bereitet ihr ein Begräbnis mit vielen Einladungen vor, wie es sich für Lazarus und euer Haus gebührt. Er ist ein großer Mann Judäas. Wenige schätzen ihn um dessentwillen, was er ist. Aber er überragt viele in den Augen Gottes ... Ich lasse euch wissen, wo ich bin, so daß ihr mich immer finden könnt.«

»Aber warum wirst du nicht wenigstens in jenem Augenblick hier sein? Wir ergeben uns, ja, in seinen Tod ... Aber du ... Aber du ... Aber du ...« Marta schluchzt, kann nicht mehr sprechen und erstickt ihr Weinen in ihrem Gewand ...

Maria hingegen schaut Jesus fest, sehr fest, wie hypnotisiert, an ... und weint nicht.

»Wißt zu gehorchen, wißt zu glauben, zu hoffen ... Wißt Gott gegenüber immer „Ja“ zu sagen ... Lazarus ruft euch ... Geht. Ich werde gleich kommen ... Und wenn ich keine Gelegenheit mehr haben sollte, mit euch allein zu sprechen, so erinnert euch an das, was ich euch gesagt habe.«

Und während die Frauen schnell ins Haus zurückkehren, setzt sich Jesus auf ein steinernes Bänkchen und betet.

591 Jesus am Tempelweihfest

Es ist unmöglich, an diesem kalten und windigen Morgen stillzustehen. Auf der Höhe des Morija bläst ein beißender Nordwestwind,

der die Kleider flattern läßt und die Gesichter rötet. Und dennoch gibt es Leute, die zum Tempel hinaufgehen, um zu beten. Dagegen fehlen die Rabbis mit ihren Schülergruppen vollständig, und der Säulenhof erscheint viel weiter und vor allem viel würdevoller ohne die schreiende und prahlerische Bande, die ihn gewöhnlich füllt.

Es muß sehr eigenartig sein, ihn so leer zu sehen, denn alle sind darüber erstaunt wie über etwas nie Gesehenes. Petrus schöpft sogar Verdacht. Aber Thomas, der noch kräftiger erscheint, weil er in seinen weiten schweren Mantel gehüllt ist, sagt: »Sie werden sich in irgendeinen Raum eingeschlossen haben aus Furcht, die Stimme zu verlieren. Bist du betrübt darüber?« Er lacht.

»Gewiß nicht! Ich wäre froh, wenn ich sie nie wieder sehen würde. Aber ich möchte nicht, daß ... « und er schaut Iskariot an, der nicht redet, aber den Blick des Petrus auffängt und sagt: »Sie haben wirklich versprochen, keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, es sei denn, daß der Meister sie ... reizt. Sicherlich werden sie wachsam sein. Aber da hier niemand sündigt oder sie beleidigt, werden sie sich nicht blicken lassen.«

»Besser so. Und Gott segne dich, Junge, wenn es dir gelungen ist, sie zur Vernunft zu bringen.«

Es ist noch früh. Wenig Volk ist im Tempel. Ich sage „wenig“, denn so sieht es aus, da es in Anbetracht seiner Größe enorme Mengen von Leuten braucht, damit er voll erscheint. Heute sind kaum zwei- oder dreihundert Personen in diesem Komplex von Höfen, Atrien, Säulenhallen und Gängen ...

Jesus, der einzige Lehrmeister in dem weiten Vorhof der Heiden, geht mit den Seinen und den Jüngern, die er im Tempelbezirk schon gefunden hat, auf und ab und spricht mit ihnen. Er antwortet auf ihre Einwände und Fragen und klärt Punkte, die sie sich selbst und anderen nicht erklären können.

Zwei Heiden kommen vorbei. Sie schauen ihn an und gehen weiter, ohne etwas zu sagen. Einige zum Tempel Gehörende gehen vorüber, schauen ihn an, aber nicht einmal sie sagen etwas. Der eine

oder andere Gläubige nähert sich, grüßt und hört zu; aber es sind nur wenige.

»Bleiben wir noch hier?« fragt Bartholomäus.

»Es ist kalt, und niemand kommt. Aber es ist angenehm, so in Frieden hier zu sein. Meister, heute bist du wahrhaft im Haus deines Vaters, und das als Hausherr«, sagt lächelnd Jakobus des Alphäus und fügt hinzu: »So war es wohl im Tempel zur Zeit des Nehemia und der weisen und frommen Könige.«

»Ich würde vorschlagen, wir gehen. Von da drüben spionieren sie schon ... « sagt Petrus.

»Wer denn? Pharisäer?«

»Nein, die, die vorher vorbeigegangen sind, und andere. Gehen wir, Meister ... «

»Ich warte auf Kranke. Man hat mich in die Stadt gehen sehen, und die Nachricht hat sich gewiß verbreitet. In den wärmeren Stunden werden sie kommen. Bleiben wir wenigstens bis zum ersten Drittel der sechsten Stunde hier«, sagt Jesus und beginnt wieder auf- und abzugehen, um bei dieser rauhen Witterung nicht stillzustehen.

Tatsächlich kommt bald darauf, da die Sonne beginnt, die Wirkung des kalten Windes zu mäßigen, eine Frau mit einem kleinen kranken Mädchen und bittet um Heilung. Jesus kommt ihrem Wunsch nach. Die Frau legt ihre Gabe zu Füßen Jesu nieder mit den Worten: »Das ist für andere leidende Kinder.« Iskariot nimmt die Münzen an sich.

Etwas später wird auf einer kleinen Bahre ein alter Mann gebracht, dessen Beine erkrankt sind. Und Jesus heilt ihn.

Als dritte erscheint eine Gruppe von Leuten und bittet Jesus, vor die Tempelmauern zu kommen, um den Teufel aus einem Mädchen zu vertreiben, dessen durchdringende Schreie man auch innen hört. Und Jesus folgt ihnen auf die Straße, die in die Stadt führt. Leute, unter denen auch Fremde sind, drängen sich um die, die das Mädchen festhalten, das schäumt, die Augen verdreht und sich losreißen will. Unflätige Worte aller Art dringen aus ihrem Mund, je

näher Jesus kommt, desto mehr. Auch sein um-sich-Schlagen wird immer wilder. Nur mit Mühe können vier starke junge Männer sie halten. Und den Schimpfwörtern folgen unter Schreien die Anerkennung Christi, und dann die flehentlichen Bitten des Geistes, der sie in Besitz genommen hat, nicht ausgetrieben zu werden; und sogar stereotyp wiederholte Wahrheiten: »Fort! Zwingt mich nicht, diesen Verfluchten zu sehen! Fort, fort, fort, Ursache unseres Verderbens. Ich weiß, wer du bist. Du bist ... Du bist der Christus. Du bist ... Kein anderes Öl hat dich gesalbt als das von oben. Die Macht des Himmels umgibt und beschützt dich! Ich hasse dich! Verfluchter! Verjage mich nicht! Warum verjagst du uns und willst uns nicht hierlassen, wo du doch eine ganze Legion von Dämonen in deiner Nähe hast in einem einzigen? Weißt du nicht, daß die ganze Hölle in dem einen ist? Ja, du weißt es ... Laß mich doch wenigstens hier bis zur Stunde des ... « Die Worte stocken bisweilen wie erstickt. Andere Male ändert sich der Tonfall oder sie werden abgebrochen oder unter zu unmenschlichen Schreien ausgedehnt. So, als sie ruft: »Laß mich wenigstens in ihn einfahren. Schicke mich nicht in den Abgrund! Warum haßt du uns, o Jesus, Sohn Gottes? Genügt dir nicht das, was du bist? Warum willst du auch noch über uns befehlen? Wir wollen keinen Befehl! Warum bist du gekommen, uns zu verfolgen, da wir doch von dir abgefallen sind? Geh deines Weges! Bringe nicht das Feuer des Himmels über uns. Deine Augen! Wenn sie erloschen sind, werden wir lachen ... Ach, nein! Auch dann nicht ... Du besiegst uns! Du besiegst uns! Seid verflucht, du und der Vater, der dich gesandt hat, und der, der von euch kommt und euch gleich ist ... Aaaaah!«

Der letzte Schrei ist wirklich furchtbar. Er gleicht dem eines Menschen, der ermordet wird, in den langsam das Eisen des Mörders eindringt. Was ihn verursacht, ist, daß Jesus, nachdem er durch einen geistigen Befehl viele Male die Worte der Besessenen abgeschnitten hat, ihnen nun ein Ende macht, indem er mit einem Finger die Stirn des Mädchens berührt. Und der Schrei endet in einer schrecklichen

Konvulsion, bis mit Getöse – einem Mittelding zwischen dem Gelächter und dem Schreien eines Tieres aus einem Alptraum – der Dämon sie heulend verläßt: »Aber ich gehe nicht weit fort ... Ha, ha, ha!« Es folgt ein kurzer Knall, wie durch einen Blitz hervorgerufen, obwohl der Himmel tiefblau ist.

Viele laufen erschrocken davon. Andere drängen sich noch näher heran, um das Mädchen zu betrachten, das sich plötzlich beruhigt und in die Arme derer sinkt, die sie festgehalten haben. Eine kleine Weile bleibt sie so und öffnet dann die Augen, lächelt und merkt, daß sie sich ohne Schleier um Gesicht und Kopf unter Leuten befindet. Sie senkt das Haupt und hält noch einen Arm vor ihr Gesicht, um es zu verbergen. Ihre Begleiter wollen, daß sie sich beim Meister bedankt. Aber dieser sagt: »Respektiert ihre Schamhaftigkeit. Führt sie nach Hause zu ihrer Mutter. Das ist ihr Platz als Mädchen ... « Und er kehrt der Menge den Rücken und geht wieder in den Tempel.

»Hast du gesehen, Herr, daß viele Judäer hinter uns gestanden sind? Einige von ihnen habe ich wiedererkannt ... Da sind sie! Es sind die, die schon vorher spioniert haben. Schau, wie sie miteinander streiten ... « sagt Petrus.

»Sie werden entscheiden wollen, in welchen von ihnen der Teufel gefahren ist. Da ist auch Nahum, der Vertrauensmann des Hannas. Das ist der richtige Typ ... « sagt Thomas.

»Ja. Und du hast nichts gesehen, weil du ihm den Rücken zugekehrt hast. Das Feuer hat sich förmlich über seinem Haupt entladen«, sagt Andreas fast zähneklappernd. »Ich stand nahe bei ihm und habe Angst gehabt ... !«

»In Wirklichkeit waren sie alle nahe beieinander. Aber ich habe gesehen, wie das Feuer über uns aufgeflammt ist, und glaubte, daran sterben zu müssen ... Ja, ich habe besonders für den Meister gezittert. Denn die Flammen schienen über seinem Haupt zu schweben«, sagt Matthäus.

»Aber nein. Ich habe das Feuer vielmehr aus dem Mädchen fahren

und an der Tempelmauer explodieren sehen«, widerspricht Levi, der Hirtenjünger.

»Streitet nicht. Das Feuer hat weder auf den einen noch auf den anderen hingewiesen. Es war nur ein Zeichen, daß der Dämon geflohen ist«, sagt Jesus.

»Aber er hat gesagt, daß er nicht weit fortgehen würde!« entgegnet Andreas.

»Teufelsworte . . . auf die man nicht hören soll. Loben wir vielmehr den Allerhöchsten wegen dieser drei Kinder Abrahams, die an Leib und Seele geheilt worden sind.«

Inzwischen nähern sich viele Juden, die von allen Seiten auftauchen – aber weder ein Pharisäer noch ein Schriftgelehrter oder Priester ist unter ihnen – drängen sich um Jesus, und einer tritt vor und spricht: »Große Dinge hast du an diesem Tag getan! Wahrhaft Werke eines Propheten, eines großen Propheten. Und die Geister des Abgrundes haben große Dinge von dir gesagt. Aber ihre Worte kann man nicht annehmen, wenn dein Wort sie nicht bestätigt. Wir sind voll Staunen über diese Worte. Aber wir fürchten auch einen großen Betrug, denn wir wissen, daß Beelzebul ein Lügengeist ist. Wir möchten uns nicht täuschen und nicht getäuscht werden. Sage uns daher, wer du bist, denn du hast Worte der Wahrheit und der Gerechtigkeit.«

»Habe ich euch denn nicht schon oft gesagt, wer ich bin? Seit fast drei Jahren sage ich es euch, und vor mir haben es euch Johannes am Jordan und die Stimme Gottes vom Himmel gesagt.«

»Das ist wahr. Aber wir waren damals nicht dabei . . . Du, der du ein Gerechter bist, mußst unsere Unruhe verstehen. Wir würden gerne an dich, als den Messias, glauben. Aber gar zu oft wurde das Volk Gottes schon von falschen Christussen getäuscht. Tröste unser Herz, das hofft und auf ein sicheres Wort wartet, und wir werden dir huldigen.«

Jesus blickt sie streng an. Seine Augen scheinen die Körper zu durchdringen und die Herzen bloßzulegen. Dann sagt er: »Wahrlich,

oft können die Menschen noch besser lügen als Satan selbst. Nein. Ihr werdet mir nicht huldigen. Nie! Was immer ich euch auch sage. Und selbst wenn ihr es tötet, wen würdet ihr dann anbeten?«

»Wen? Unseren Messias natürlich!«

»Dazu wäret ihr fähig? Wer ist denn für euch der Messias? Antwortet, damit ich weiß, was ihr wert seid.«

»Der Messias? Nun, der Messias ist der, der auf Geheiß Gottes das verstreute Volk Israels wieder sammelt und daraus ein triumphierendes Volk macht, das die ganze Welt beherrschen wird. Weißt du denn nicht, wer der Messias ist?«

»Ich weiß es, so wie ihr es nicht wißt. Für euch ist er also ein Mensch, größer als David, Salomon und Judas Makkabäus; einer, der Israel zum König der Welt machen wird?«

»Das ist es. Gott hat es versprochen. Alle Rache, aller Ruhm, alle Genugtuung wird von dem verheißenen Messias kommen.«

»Es steht geschrieben: „Den Herrn, deinen Gott, sollst du anbeten.“ Warum nun würdet ihr mich anbeten, wenn ihr in mir nur den menschlichen Messias sehen könntet?«

»Was sollen wir sonst in dir sehen?«

»Was? Und mit solchen Anschauungen kommt ihr mich fragen? Arglistiges und giftiges Viperngezücht und Gotteslästerer noch dazu! Denn wenn ihr in mir nichts anderes sehen könntet als den menschlichen Messias und mich anbeten würdet, wäret ihr Götzen diener. Nur Gott darf man anbeten. Und in Wahrheit sage ich euch noch einmal, daß der, der mit euch spricht, mehr ist als der Messias, den ihr euch vorstellt und mit anderen Aufgaben, Vollmachten und einer anderen Macht ausgestattet ist, als ihr euch einbildet. Der Messias kommt nicht, um seinem Volk ein Reich zu schaffen, wie ihr es glaubt. Er kommt nicht, um Rache zu üben an anderen Mächtigen. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, und seine Macht überragt alle begrenzte Macht dieser Welt.«

»Du demütigst uns, Meister. Wenn du der Meister bist und wir unwissend sind, warum willst du uns dann nicht unterweisen?«

»Seit drei Jahren tue ich es, aber ihr geratet in immer tiefere Finsternis, da ihr das Licht zurückweist.«

»Es ist wahr. Vielleicht ist es wahr. Aber was für die Vergangenheit galt, könnte sich in der Zukunft ändern. Oder etwa nicht? Du, der du mit Zöllnern und Dirnen Erbarmen hast und die Sünder freisprichst, willst kein Erbarmen mit uns haben, nur weil wir einen harten Schädel haben und nicht so schnell begreifen, wer du bist?«

»Es ist nicht, daß ihr Mühe habt zu begreifen; ihr *wollt* nicht verstehen. Mangelndes Begriffsvermögen wäre keine Schuld. Gott besitzt so viel Licht, daß er auch den schwächsten Geist erleuchten kann, wenn er voll guten Willens ist. Dieser aber fehlt auch. Euer Wille ist vielmehr das Gegenteil. Und daher versteht ihr nicht, wer ich bin.«

»Es wird so sein, wie du sagst. Du siehst, wie demütig wir sind. Aber wir bitten dich im Namen Gottes, antworte auf unsere Fragen. Laß uns nicht länger im Zweifel. Wie lange soll unser Geist noch im Ungewissen bleiben? Wenn du der Christ bist, dann sage es uns offen heraus.«

»Ich habe es euch gesagt. In den Häusern, auf den Plätzen, auf den Straßen, in den Dörfern, auf den Bergen, an den Flüssen, am Meer, in der Wüste, im Tempel, in den Synagogen und auf den Märkten habe ich es euch gesagt, und ihr glaubt nicht. Es gibt keinen Ort in Israel, der nicht meine Stimme gehört hätte. Selbst die Orte, die seit Jahrhunderten fälschlicherweise den Namen Israel tragen, die aber vom Tempel getrennt sind, selbst die Orte, die ihren Namen diesem unserem Land gegeben haben, die aber aus Herrschern zu Untertanen geworden sind und sich doch niemals vollständig befreit haben von ihren Irrtümern, um zur Wahrheit zu kommen, selbst Syro-Phönizien, das die Rabbis als ein Land der Sünde meiden, alle haben sie meine Stimme gehört und mein Wesen kennengelernt.

Ich habe es euch gesagt, und ihr glaubt meinen Worten nicht. Ich habe gewirkt, aber ihr habt meine Handlungen nicht mit gutem Willen, in gutem Geist betrachtet. Wenn ihr es getan hättet in der aufrichtigen Absicht, euch über mich zu vergewissern, dann wäret ihr

zum Glauben an mich gelangt; denn die Werke, die ich im Namen des Vaters vollbringe, legen Zeugnis von mir ab. Die Menschen guten Willens, die mir gefolgt sind, weil sie mich als Hirten erkannt haben, haben meinen Worten geglaubt und dem Zeugnis, das meine Werke ablegen.

Glaubt ihr vielleicht, daß das, was ich tue, nicht auch zu eurem Nutzen ist? Zum Nutzen jedes Menschen? Täuscht euch nicht. Denkt nicht, daß der Nutzen nur in der durch meine Macht wiedererlangten Gesundheit des Einzelnen besteht, oder in der Befreiung des einen oder anderen von der Besessenheit oder der Sünde. Das ist der auf ein Individuum beschränkte Nutzen. Und er wäre viel zu gering im Hinblick auf die Macht, die verströmt aus der übernatürlichen Quelle, der mehr als übernatürlichen, der göttlichen strömenden Quelle, als daß es der einzige Nutzen sein könnte. Eine viel allgemeinere nützliche Wirkung bezwecken meine Taten. Den Unsicheren wollen sie jeden Zweifel nehmen, die Widersetzlichen wollen sie überzeugen, die Glaubenden immer mehr im Glauben bestärken. Um dieses kollektiven Nutzens aller Menschen der Gegenwart und der Zukunft willen – denn meine Werke werden auch vor den zukünftigen Menschen von mir Zeugnis ablegen und sie von mir überzeugen – hat mir mein Vater die Macht gegeben, das zu tun, was ich tue. Nichts geschieht ohne einen guten Zweck in den Werken Gottes. Denkt immer daran. Betrachtet diese Wahrheit!«

Jesus hält eine Zeitlang inne. Er heftet seinen Blick auf einen Jünger, der mit geneigtem Haupt dasteht, und sagt dann: »Du, der du so sinnend dastehst, du in dem Gewand von der Farbe einer reifen Olive, du fragst dich, ob auch Satan zu einem guten Zweck da ist. Sei nicht so töricht, mich widerlegen und Irrtum in meinen Worten finden zu wollen. Ich antworte dir, daß Satan nicht das Werk Gottes ist, sondern das Werk des freien Willens des rebellischen Engels. Gott hatte ihn zu seinem glorreichen Diener gemacht, und so hatte er ihn zu einem guten Zweck erschaffen. Du sagst nun zu dir selbst: „Dann ist Gott töricht; denn er hat die Herrlichkeit einem künftigen

Rebellen verliehen und seinen Willen einem Ungehorsamen anvertraut.“ Ich antworte dir: „Gott ist nicht töricht, sondern vollkommen in seinem Denken und Tun. Er ist der Allervollkommenste. Die Geschöpfe sind unvollkommen, auch die vollkommensten. Immer ist in ihnen etwas Mangelhaftes im Vergleich zu Gott. Aber Gott, der sie liebt, hat ihnen den freien Willen gegeben, damit das Geschöpf mit seiner Hilfe in der Vollkommenheit wachse und dadurch Gott, seinem Vater, ähnlicher werde.“ Und weiter sage ich dir, du Spötter und listig nach Sünden in meinen Worten Suchender, daß Gott auch durch das Böse, das aus freiem Willen entstanden ist, etwas Gutes erreicht: Er gibt den Menschen die Möglichkeit, eine verdiente Herrlichkeit zu erwerben. Die Siege über das Böse sind die Krone der Auserwählten. Wenn das Böse nicht etwas Gutes in den Menschen guten Willens bewirken könnte, hätte Gott es vernichtet. Denn nichts von allem in der Schöpfung darf ganz ohne Beziehung zum Guten sein, sei es, daß es dazu anspornt oder daraus folgt.

Antwortest du nicht? Fällt es dir schwer, zugeben zu müssen, daß ich in deinem Herzen gelesen und die unrichtigen Schlußfolgerungen deiner gewundenen Gedankengänge widerlegt habe? Ich werde dich nicht zwingen, es zu tun. Im Angesicht so vieler lasse ich dir deinen Hochmut. Ich verlange nicht, daß du mich öffentlich Sieger nennst. Aber wenn du allein bist mit deinesgleichen und mit denen, die euch geschickt haben, dann bekenne, daß Jesus von Nazaret deine Gedanken gelesen und deine Einwände in der Kehle erstickt hat mit seiner einzigen Waffe: dem Wort der Wahrheit.

Aber lassen wir diese persönliche Auseinandersetzung und kehren wir zurück zu den vielen, die mir zuhören. Wenn auch nur ein einziger unter den vielen seinen Geist durch meine Worte dem Licht zuwenden würde, wäre meine Mühe, zu Steinen zu sprechen, ja zu Gräbern voller Vipern, belohnt.

Ich habe gesagt, daß jene, die mich lieben, mich an meinen Worten und meinen Werken als den Hirten erkannt haben. Aber ihr glaubt nicht, ihr *könnt* nicht glauben, weil ihr nicht zu meinen Schafen gehört.

Was seid ihr? Ich frage es euch. Fragt es euch selbst im Inneren eures Herzens. Ihr seid nicht töricht. Ihr könnt euch erkennen als das, was ihr seid. Ihr braucht nur auf die Stimme eurer Seele zu hören, die unruhig ist und den Sohn dessen, der sie geschaffen hat, nicht länger beleidigen will. Aber obwohl ihr erkennt, was ihr seid, werdet ihr es nicht sagen. Ihr seid weder demütig noch aufrichtig. Ich jedoch sage euch, was ihr seid. Ihr seid teils Wölfe, teils wilde Ziegen. Aber keiner von euch ist ein wahres Lamm trotz des Schafspelzes, den ihr tragt, um als Lämmer zu erscheinen. Unter dem weichen, weißen Fell habt ihr alle die harten Farben, die spitzen Hörner, Tatzen und Klauen von Böcken oder wilden Tieren; und ihr wollt so bleiben, weil es euch gefällt, so zu sein, und weil ihr von Gewalt und Auflehnung träumt. Deshalb könnt ihr mich nicht lieben, mir nicht folgen und mich nicht verstehen. Wenn ihr zur Herde kommt, ist es, um zu schaden, Schmerz zu bereiten oder Verwirrung zu stiften. Meine Schafe haben Angst vor euch. Wenn sie wären wie ihr, müßten sie euch hassen. Aber sie können nicht hassen. Sie sind Schäflein des Friedensfürsten, des Meisters der Liebe, des barmherzigen Hirten. Sie kennen keinen Haß, und sie werden euch nie hassen, wie auch ich euch nie hassen werde. Ich überlasse den Haß euch, denn er ist die böse Frucht der dreifachen Begierlichkeit im entfesselten Inneren des Menschentieres, das lebt und dabei vergißt, daß es auch eine Seele besitzt, und nicht nur den Körper. Ich behalte, was mein ist: die Liebe. Und sie gebe ich an meine Schäflein weiter und biete sie auch euch an, um euch gut zu machen.

Wenn ihr gut würdet, würdet ihr mich verstehen und zu meiner Herde kommen, gleich den anderen, die zu ihr gehören. Wir würden uns lieben. Ich und meine Schafe, wir lieben uns. Sie hören auf mich und kennen meine Stimme. Ihr versteht nicht, was es in Wahrheit bedeutet, meine Stimme zu kennen. Es bedeutet, keinen Zweifel zu haben an ihrem Ursprung und sie von den tausend anderen Stimmen der falschen Propheten als wahre Stimme vom Himmel unterscheiden zu können. Jetzt und immer wird es selbst unter denen,

die sich für Anhänger der Weisheit halten und es teilweise auch sind, viele geben, die meine Stimme nicht unterscheiden können von anderen Stimmen, die mit mehr oder weniger Gerechtigkeit von Gott sprechen, die aber alle geringwertiger sind als meine Stimme . . . «

»Du sagst immer, daß du bald fortgehst; und dann willst du behaupten, daß du immer sprechen wirst? Wenn du fortgegangen bist, wirst du nicht mehr sprechen?« entgegnet ihm ein Jude in dem verächtlichen Ton, in dem er wahrscheinlich mit einem Schwachsinnigen sprechen würde.

Jesus antwortet wieder in seinem geduldigen und betrübten Ton, der nur zu Anfang, als er zu den Juden gesprochen, und danach, als er auf die innerlichen Einwände des Juden geantwortet hat, streng geworden ist: »Ich werde immer sprechen, damit die Welt nicht ganz dem Götzendienst verfallt. Und ich werde zu den Meinen sprechen, die dazu erwählt sind, euch meine Worte zu wiederholen. Der Geist Gottes wird sprechen, und sie werden verstehen, was selbst die Gebildeten nicht verstehen können. Denn die Gelehrten werden das Wort, den Satz, die Art, den Ort, das Wie und das Werkzeug studieren, durch das das Wort spricht, während meine Auserwählten sich nicht in diesen unnützen Studien verlieren, sondern zuhören werden, verloren in meiner Liebe. Und sie werden verstehen, denn es wird die Liebe sein, die zu ihnen spricht. Sie werden die verzierten Blätter der Gelehrten und die Lügenblätter der falschen Propheten und der heuchlerischen Rabbis, die unreine Lehren verbreiten oder lehren, was sie selbst nicht praktizieren, zu unterscheiden wissen von den einfachen, wahren und tiefen Worten, die von mir kommen. Aber die Welt wird sie dafür hassen, denn die Welt haßt mich, das Licht, und sie haßt auch die Kinder des Lichtes; die finstere Welt liebt die Finsternis, die ihre Sünden begünstigt. Meine Schafe kennen mich und werden mich kennen, und sie werden mir immer folgen, auch auf den Wegen des Blutes und des Schmerzes, die ich als erster gehe und die sie nach mir gehen werden. Die Wege, die die Seelen zur Weisheit führen. Die Wege, die das Blut und die Tränen

der als Lehrer der Gerechtigkeit Verfolgten lichtvoll machen, da sie sie von dem finsternen Rauch der Welt und Satans befreien, damit sie seien wie Sternbahnen und alle führen, die den Weg, die Wahrheit und das Leben suchen und niemanden finden, der sie führt. Denn dies brauchen die Seelen: Einen, der sie zum Leben, zur Wahrheit und auf den richtigen Weg führt. Gott ist erbarmungsvoll mit den Seelen, die suchen und nicht finden, nicht aus eigener Schuld, sondern wegen der Trägheit ihrer götzendienerischen Hirten. Gott erbarmt sich der Seelen, die sich selbst überlassen, umherirren und aufgefangen werden von Dienern Luzifers, die immer bereit sind, die Verirrten zu sammeln und Anhänger ihrer Lehren aus ihnen zu machen. Gott erbarmt sich derer, die der Täuschung nur anheimfallen, weil die Rabbis Gottes, die sogenannten Rabbis Gottes, sich nicht um sie kümmern. Gott erbarmt sich all dieser, die der Mutlosigkeit, der Finsternis, dem Tod anheimfallen durch die Schuld der falschen Meister, die von Meistern nichts haben als das Gewand und den Stolz, so genannt zu werden. Und wie er für sein Volk die Propheten gesandt hat und wie er mich für die ganze Welt gesandt hat, so wird er später, nach mir, für diese armen Seelen Diener des Wortes, der Wahrheit und der Liebe senden, damit sie meine Worte wiederholen. Denn meine Worte sind es, die das Leben geben. So werden meine Schafe von heute und von morgen das Leben haben, das ich ihnen durch mein Wort gebe und das ewige Leben für den ist, der es aufnimmt; und sie werden nie umkommen, und niemand wird sie meinen Händen entreißen können.«

»Wir haben nie die Worte der wahren Propheten abgelehnt. Wir haben immer Johannes, den letzten Propheten, anerkannt«, antwortet zornig ein Jude, und seine Gefährten stimmen ihm zu.

»Er ist zu früh gestorben, um sich bei euch unbeliebt zu machen und auch von euch verfolgt zu werden. Wenn er noch unter den Lebenden wäre, würde er sein „Es ist dir nicht erlaubt“, das er angesichts der fleischlichen Blutschande sagte, auch euch entgegenschleudern, die ihr geistigen Ehebruch begeht, indem ihr mit Satan

und gegen Gott Unzucht treibt; und ihr würdet ihn töten, so wie ihr jetzt die Absicht habt, mich zu töten.«

Wutentbrannt toben die Juden, schon jetzt bereit zuzuschlagen. Sie sind es müde, Sanftmut vortäuschen zu müssen.

Aber Jesus kümmert sich nicht darum. Er erhebt die Stimme, um das allgemeine Geschrei zu übertönen, und ruft: »Habt ihr mich nicht gefragt, wer ich bin, ihr Heuchler? Habt ihr nicht gesagt, daß ihr es wissen wollt, um sicher zu sein? Und jetzt sagt ihr, daß Johannes der letzte Prophet gewesen ist? Ihr bezeugt euch selbst in zweifacher Weise der Lüge. Einmal, weil ihr sagt, ihr hättet nie die Worte der *wahren* Propheten abgelehnt; zum anderen, weil ihr, indem ihr sagt, daß Johannes der letzte Prophet gewesen sei und daß ihr an die wahren Propheten glaubt, ausschließt, daß auch ich ein Prophet, wenigstens ein Prophet, und ein wahrer bin. Ihr Lügner und trügerischen Herzen! Ja, wahrlich, wahrlich, hier im Haus meines Vaters erkläre ich, daß ich mehr bin als ein Prophet. Ich habe, was mein Vater mir gegeben hat. Und was mein Vater mir gegeben hat, ist kostbarer als alles auf der Welt, denn der Wille und die Macht der Menschen können nicht die räuberischen Hände danach ausstrecken. Ich besitze, was Gott mir gegeben hat, und obwohl es in mir ist, ist es immer in Gott. Und niemand kann es den Händen meines Vaters und mir entreißen, denn es ist die gleiche göttliche Natur. Ich und der Vater sind eins.«

»Oh! Entsetzlich! Gotteslästerung! Anathema!« Das Geschrei der Juden hallt im Tempel wider, und noch einmal sind die Steine, die die Wechsler und Viehhändler der besseren Ordnung halber für ihre Einfriedungen benutzen, das Arsenal für alle, die Waffen suchen, um ihn zu treffen.

Aber Jesus richtet sich mit über der Brust gekreuzten Armen auf. Er ist auf einen Steinsitz gestiegen, um höher zu stehen und besser gesehen zu werden, und von dort beherrscht er alle mit den Strahlen seiner saphirblauen Augen. Er beherrscht sie und durchbohrt sie. Seine gewaltige Majestät lähmt sie. Anstatt die Steine auf ihn

zu schleudern, werfen sie sie weg oder halten sie in den Händen, aber sie haben nicht mehr den Mut, sie auf ihn zu werfen. Auch das Geschrei legt sich und ein eigenartiges Staunen tritt an seine Stelle. Es ist wirklich Gott, der in Christus aufblitzt. Und wenn Gott seine Blitze schleudert, wird auch der verwegenste Mensch klein und furchtsam.

Ich denke daran, welch ein Geheimnis darin verborgen liegt, daß die Juden am Karfreitag so grausam sein konnten; daß diese beherrschende Macht Christi an jenem Tag abwesend war. Es war wahrhaft die Stunde der Finsternis, die Stunde Satans, und sie allein herrschten ... Die Gottheit, die Vaterschaft Gottes hatte ihren Christus verlassen, und er war nichts mehr als das Opfer ...

Jesus steht eine Weile so da. Dann beginnt er wieder zu sprechen zu dieser verkauften und niederträchtigen Menge, der alle Anmaßung vergangen ist, einzig und allein weil sie einen Blitzstrahl Gottes gesehen hat: »Nun? Was wollt ihr tun? Ihr habt mich gefragt, wer ich bin. Ich habe es euch gesagt, und ihr seid rasend geworden. Ich habe euch in Erinnerung gerufen, was ich alles getan habe; ich habe euch die vielen guten Werke sehen lassen und euch an sie erinnert, die von meinem Vater ausgehen und die ich mit der Macht vollbringe, die mir vom Vater kommt. Für welches dieser Werke wollt ihr mich steinigen? Weil ich euch die Gerechtigkeit gepredigt habe? Oder weil ich euch die Frohe Botschaft gebracht habe? Weil ich gekommen bin, euch in das Reich Gottes einzuladen? Weil ich eure Kranken geheilt habe? Weil ich den Blinden das Augenlicht, den Gelähmten die Beweglichkeit und den Stummen die Sprache gegeben habe? Weil ich die Besessenen befreit und die Toten auferweckt habe? Weil ich den Armen Wohltaten erwiesen, den Sündern verziehen und allen Liebe geschenkt habe, selbst denen, die mich hassen: euch und denen, die euch schicken? Für welches dieser Werke also wollt ihr mich steinigen?«

»Nicht wegen der guten Werke, die du getan hast, wollen wir dich steinigen, sondern wegen deiner Gotteslästerung, da du, obwohl du ein Mensch bist, dich zu Gott machst.«

»Steht denn nicht in eurem Gesetz geschrieben: „Ich sprach: Götter seid ihr und Söhne des Allerhöchsten.“ Wenn nun aber Gott jene Götter nannte, zu denen er sprach, und ihnen ein Gebot gab: so zu leben, daß die Ähnlichkeit und das Ebenbild Gottes, das sich im Menschen findet, offenbar würden und der Mensch weder ein Dämon noch ein unvernünftiges Tier sei; wenn die Menschen in der Heiligen Schrift, die doch ganz von Gott inspiriert ist und daher nicht nach den Wünschen und Interessen der Menschen abgeändert oder abgeschafft werden kann, Götter genannt werden, wie könnt ihr mir dann sagen, daß ich lästere, ich, den der Vater gesalbt und in die Welt gesandt hat, wenn ich sage: „Ich bin der Sohn Gottes“? Wenn ich nicht die Werke meines Vaters tun würde, dann hättet ihr Grund, nicht an mich zu glauben. Aber ich tue sie. Und ihr wollt nicht an mich glauben. Glaubt also wenigstens an diese Werke, die geschehen, damit ihr erkennt, daß der Vater in mir ist und ich im Vater bin.«

Geschrei und Tumult, ein ganzer Sturm bricht erneut los, und schlimmer als zuvor. Von einer der Terrassen des Tempels, auf der gewiß Priester, Schriftgelehrte und Pharisäer versteckt auf der Lauer liegen, krächzen eine Anzahl Stimmen: »Aber ergreift doch diesen Gotteslästerer! Seine Schuld ist nun ganz offenbar. Wir alle haben ihn gehört. Tod dem Gotteslästerer, der sich zum Gott erklärt! Straft ihn wie den Sohn der Schelomit, der Tochter Dibris! Er soll vor die Stadt gebracht und gesteinigt werden! Es ist unser Recht! Denn es steht geschrieben: „Der Gotteslästerer soll zu Tode gesteinigt werden.“«

Die Hetze der Vorsteher entflammt den Zorn der Juden noch mehr. Sie versuchen, sich Jesu zu bemächtigen, um ihn gebunden den obersten des Tempels auszuliefern, die gefolgt von der Tempelwache herbeieilen.

Aber schneller als sie sind wieder einmal die Legionäre, die auf der Burg Antonia Wache halten, den Aufruhr verfolgt haben und nun aus der Kaserne zum Schauplatz des Geschreis gerannt kom-

men. Und sie nehmen auf niemanden Rücksicht. Die Schäfte der Lanzen sausen auf Köpfe und Rücken nieder. Durch Hohn und Schimpfworte stacheln sie sich gegenseitig an, die Juden zu verprügeln: »Kuscht, ihr Hunde! Macht Platz! Licinus, gib es diesem rühdigen Kerl! Fort mit euch! Die Angst läßt euch mehr denn je stinken! Aber was eßt ihr denn eigentlich, ihr Rabengesindel, daß ihr so stinkt? Richtig, Bassus! Sie reinigen sich wohl, aber sie stinken erbärmlich. Schau da, den mit der langen Nase! An die Mauer! An die Mauer mit ihnen, damit wir ihre Namen aufnehmen können! Und ihr Nachtulen da oben, kommt herunter! Wir kennen euch. Einen netten Rapport wird der Zenturio für das Präsidium machen ... Nein! Den läßt in Ruhe! Das ist ein Apostel des Rabbi. Siehst du nicht, daß er wie ein Mensch aussieht und nicht wie ein Schakal? Schau! Schau, wie sie dort davonlaufen! Laß sie nur laufen. Um sie zur Vernunft zu bringen, müßte man sie alle auf die Lanzen speißen! Nur so könnte man sie bändigen! Vielleicht morgen! So, dich haben wir, dich lassen wir nicht mehr entschlüpfen. Ich habe dich gesehen, weißt du? Du hast den ersten Stein geworfen. Du wirst dich dafür verantworten müssen, daß du einen römischen Soldaten mit Steinen beworfen hast ... Auch dieser da! Er hat uns verwünscht und die Feldzeichen beschimpft. So? Wirklich? Komm, du wirst sie in unseren Kerkern lieben lernen ... « Auf diese Weise, schimpfend und schlagend, packen die Legionäre einige beim Schopf, schlagen andere in die Flucht und räumen den großen Vorhof.

Aber erst als die Juden sehen, daß wirklich zwei von ihnen festgenommen werden, entpuppen sie sich als das, was sie in Wirklichkeit sind: große Feiglinge. Entweder fliehen sie unter Geschrei wie ein Schwarm Hühner, der den Sperber zu Gesicht bekommt, oder sie werfen sich zu Füßen der Soldaten nieder und flehen um Erbarmen mit abstoßender Kriecherei und Schmeichelei.

Ein Offizier, an dessen Waden sich ein runzeliger Alter – einer der Gehässigsten gegen Jesus – geklammert hat, der ihn „hochherzig und gerecht“ nennt, befreit sich von diesem mit einem kräftigen

Stoß, der den Juden drei Schritte zurückrollen läßt, und schreit ihn an: »Weg mit dir, du räudiger Fuchs!« Dann wendet er sich an einen Kameraden, zeigt ihm seine Wade und sagt: »Sie haben Krallen wie Füchse und Geifer wie Schlangen! Sieh dir das an! Beim Jupiter Maximus, jetzt gehe ich sofort in die Thermen und wasche mir die Spuren dieses geifernden Alten ab.« Und er geht wirklich verärgert weg mit seiner zerkratzten Wade.

Ich habe Jesus aus den Augen verloren und könnte nicht sagen, wohin er gegangen ist und durch welches Tor er den Tempel verlassen hat. Ich habe nur einige Male die Gesichter der beiden Söhne des Alphäus und des Thomas in dem Durcheinander auftauchen und wieder verschwinden sehen, die versucht haben, sich durchzukämpfen, und einige Hirten-Jünger, die dasselbe tun wollten. Dann sind auch diese verschwunden, und nun bleibt nur noch Geschrei der letzten falschen Juden, die da- und dorthin laufen, um der Gefangennahme und der Identifizierung durch die Legionäre zu entgehen, für die es, wie mir scheint, ein Fest gewesen ist, die Hebräer ordentlich verprügeln zu können und den ganzen Haß zurückzuzahlen, mit dem sie sich von ihnen bedacht wissen.

592 Jesus begibt sich zur Geburtshöhle, um allein zu sein

Jesus ist an der Rückseite des Tempels, beim Herdentor vor der Stadt. Um ihn sind die Apostel und die Hirtenjünger, außer Levi. Sie sind erschrocken und auch aufgebracht. Ich sehe sonst keinen von den Jüngern, die zuvor mit ihm im Tempel waren. Sie diskutieren miteinander. Man könnte sogar sagen, sie disputieren miteinander und mit Jesus und besonders mit Judas von Kerijot. Diesem legen sie die Wutausbrüche der Juden zur Last, und sie tun das mit beißender Ironie. Judas läßt sie reden und wiederholt nur: »Ich habe mit den Pharisäern, den Schriftgelehrten und den Priestern gesprochen, und keiner von diesen war unter dem Volk.«

Sie tadeln Jesus, daß er die Diskussion nicht abgebrochen hat,

nachdem er sie einmal unterbrochen hatte. Jesus antwortet: »Ich mußte die Offenbarung meiner Gottheit und meiner Macht vollenden.«

Auch sind sie sich noch uneinig darüber, wohin sie jetzt gehen sollen, da der Sabbat naht und noch Festtage sind. Simon Petrus schlägt Josef von Arimathäa vor, zumal man nach Betanien nicht gehen kann und nur stören würde und zudem Jesus selbst erklärt hat, Betanien meiden zu wollen.

Thomas antwortet: »Josef ist nicht zu Hause, und auch Nikodemus nicht. Sie sind über die Festtage fort. Ich habe sie gestern begrüßt, als wir auf Judas warteten, und sie haben es mir gesagt.«

»Dann zu Nike«, schlägt Matthäus vor.

»Sie ist in Jericho während des Festes«, antwortet Philippus.

»Zu Josef von Sepphoris«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Hm! Wir würden ihm nicht willkommen sein. Er hat unseretwegen Unannehmlichkeiten gehabt und ... Aber ja, ich kann es schon sagen: Er verehrt den Meister, aber er will auch seine Ruhe haben. Er gleicht einer Barke, die von zwei entgegengesetzten Strömungen erfaßt wird ... und um sich über Wasser zu halten, versucht er sich von jedem Ballast zu befreien ... Auch von dem kleinen Martial ... Wie glücklich war er, ihn Josef von Arimathäa überlassen zu können«, sagt Petrus.

»Ah! Deswegen war er gestern bei ihm!?« ruft Andreas aus.

»Ja. Daher ist es besser, ihn in einem sicheren kleinen Hafen zur Ruhe kommen zu lassen ... Es fehlt ihm etwas an Mut! Vor dem Synedrium haben alle Angst«, sagt wiederum Petrus.

»Sprich, bitte sehr, für dich. Ich fürchte niemanden«, entgegnet Iskariot.

»Auch ich nicht. Um den Meister zu verteidigen, würde ich allen Legionen trotzen. Aber wir sind wir ... Die anderen ... Sie haben eben ihre Geschäfte, Häuser, Frauen und Töchter ... Sie müssen auch daran denken.«

»Auch wir haben sie«, bemerkt Bartholomäus.

»Aber wir sind die Apostel und . . . «

»Ihr seid wie die anderen. Kritisiert niemanden, denn die Prüfung ist noch nicht gekommen«, sagt Jesus.

»Sie ist noch nicht gekommen? Was soll denn noch kommen nach dem, was wir schon erlebt haben? Du hast ja gesehen, wie ich dich heute verteidigt habe. Alle haben wir dich verteidigt; aber ich mehr als alle anderen! Ich habe Platz geschaffen mit solchen Stößen, daß durch sie ein Boot vom Stapel gelaufen wäre . . . Ich habe eine Idee! Gehen wir nach Nob. Der Alte wird glücklich darüber sein!«

»Ja. Ja, gehen wir nach Nob!« Alle sind einverstanden.

»Johannes ist nicht dort. Ihr würdet den Weg umsonst machen. Nach Nob könnt ihr gehen, aber nicht zu Johannes.«

»Könnt ihr! Und du kannst nicht?«

»Ich will nicht, Simon des Jona. Ich weiß schon, wohin ich gehe, an diesen Abenden des Lichterfestes. Aber wenn ich nicht bei euch bin, werdet ihr überall in Ruhe gelassen. Daher sage ich euch: Geht, wohin ihr wollt. Ich gebe euch meinen Segen. Doch erinnere ich euch daran, daß ihr körperlich und geistig unter eurem Oberhaupt Petrus zusammenbleiben sollt; nicht wie unter einem Gebieter, sondern wie unter einem älteren Bruder. Sobald Levi mit meinem Reisesack zurückkommt, werden wir uns trennen.«

»Das geht nicht, mein Herr! Ich kann dich nicht allein gehen lassen!« ruft Petrus aus.

»Das geht immer, wenn ich es will, Simon des Jona. Aber mach dir keine Sorgen. Ich werde nicht in der Stadt sein. Keiner, der nicht ein Engel oder ein Dämon ist, wird meinen Zufluchtsort entdecken.«

»Aber das ist es ja gerade: es gibt so viele Dämonen, die dich hassen. Ich sage dir, daß du nicht allein gehen wirst!«

»Es gibt auch Engel, Simon. Und ich werde gehen.«

»Aber wohin denn? In welches Haus, wenn du die besten abgelehnt hast, aus eigenem Willen oder aufgrund der Umstände!? Du wirst doch in dieser Jahreszeit die Nächte nicht in irgendeiner Höhle auf den Bergen verbringen wollen.«

»Und wenn auch? Es wäre darin immer noch weniger kalt als in den Herzen der Menschen, die mich nicht lieben«, sagt Jesus fast zu sich selbst und senkt das Haupt, um das Glänzen der Tränen in seinen Augen zu verbergen.

»Da kommt Levi gerannt«, sagt Andreas, der vom Wegrand Ausschau hält.

»Also geben wir uns den Friedenskuß, und trennen wir uns. Wenn ihr nach Nob gehen wollt, werdet ihr dort kaum vor Sonnenuntergang ankommen.«

Levi kommt ganz außer Atem an: »Sie suchen dich überall, Meister ... Das haben mir die gesagt, die dich lieben ... Sie sind in vielen Häusern gewesen, besonders bei armen Leuten ... «

»Haben sie dich gesehen?« fragt Jakobus des Zebedäus.

»Gewiß. Man hat mich auch aufgehalten. Aber da ich schon Bescheid wußte, habe ich gesagt: „Ich gehe nach Gibeon.“ Dann habe ich die Stadt durch das Damaskustor verlassen und bin an der Mauer entlanggelaufen ... Ich habe nicht gelogen, Herr, denn ich und diese hier, wir gehen nach dem Sabbat nach Gibeon. Heute nacht bleiben wir auf den Feldern vor der Stadt Davids ... Es sind dies Tage der Erinnerung für uns ... « Und er schaut Jesus mit einem engelgleichen Lächeln auf dem männlichen, bärtigen Antlitz an, einem Lächeln, das in seinen Zügen das Kind der fernen Nacht wiederkehren läßt.

»Nun gut. Geht also. Und auch ihr. Ich werde ebenfalls gehen. Jeder seinen Weg. Ihr geht zum Dorf des Salomon voraus, wo ich in wenigen Tagen sein werde. Und bevor ich euch verlasse, wiederhole ich euch die Worte, die ich euch sagte, bevor ich euch zu zweit in die Städte schickte: „Geht, predigt und verkündet, daß das Himmelreich sehr nahe ist. Heilt die Kranken, reinigt die Aussätzigen und erweckt die leiblich und geistig Toten, indem ihr ihnen in meinem Namen die Auferstehung des Geistes, die Suche nach mir, der ich das Leben bin, oder die Auferstehung vom Tode gebietet. Und werdet nicht stolz auf eure Taten. Vermeidet Streitigkeiten unterein-

ander und mit denen, die mich nicht lieben. Verlangt nichts für das, was ihr tut. Geht lieber zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel als zu den Heiden und den Samaritern; und das nicht aus Verachtung, sondern weil ihr noch nicht so weit seid, sie bekehren zu können. Gebt, was ihr habt, und kümmert euch nicht um den nächsten Tag. Tut alles, was ihr mich tun gesehen habt, und im gleichen Geist, wie ich es getan habe. Seht, ich gebe euch die Macht zu tun, was ich tue und was ich nun von euch getan sehen möchte, damit Gott verherrlicht wird.“« Er haucht sie an und entläßt sie dann einen nach dem anderen mit dem Friedenskuß.

Alle gehen schweren Herzens und drehen sich mehrmals um. Jesus winkt ihnen noch mit der Hand, bis sie alle verschwunden sind. Dann geht er durch das Gebüsch zum Bett des Kidron und setzt sich am Ufer des gurgelnden Wassers auf einen Stein. Er trinkt dieses klare und sicher auch kalte Wasser und wäscht sich Gesicht, Hände und Füße. Nachdem er sein Gewand wieder in Ordnung gebracht hat, setzt er sich und denkt nach . . . Er bemerkt nicht, was um ihn geschieht, d. h., daß der Apostel Johannes, der mit seinen Begleitern schon ziemlich weit gegangen war, allein zurückkehrt und sich in einem dichten Strauch verbirgt.

Jesus bleibt einige Zeit auf dem Stein sitzen. Dann erhebt er sich, hängt die Reisetasche um und folgt dem Lauf des Kidron zwischen den Büschen, bis er zum Brunnen En-Rogel gelangt. Dort wendet er sich nach Südwesten und nimmt den Weg nach Betlehem. Johannes folgt ihm in einem Abstand von etwa hundert Schritten, ganz eingemummt in seinen Mantel, um nicht erkannt zu werden.

Weiter und weiter geht es auf den im Winter menschenleeren Wegen. Jesus kommt mit seinen großen Schritten schnell voran, und Johannes kann ihm nur mit Mühe folgen, auch weil er vorsichtig sein muß, um nicht bemerkt zu werden. Zweimal bleibt Jesus stehen und dreht sich um. Das erste Mal, als er an dem kleinen Hügel vorüberkommt, zu dem Judas gegangen ist, um mit Kajaphas und seinen Genossen zu sprechen. Das zweite Mal bei einem Brunnen,

an den er sich setzt, etwas Brot ißt und aus dem Krug eines Mannes trinkt. Dann setzt er seinen Weg fort, während die Sonne immer tiefer sinkt ... und die Abenddämmerung hereinbricht. Er kommt zum Grab der Rahel, als die letzte Röte des Sonnenunterganges in einem violetten Pinselstrich erlischt. Der Himmel im Westen gleicht einer Pergola aus Glyzinien in Blüte, während im Osten auf dem reinen Kobalt eines kalten, winterlichen Himmels am äußersten Rand des Horizontes schon die ersten Lichter der Sterne aufleuchten.

Jesus beschleunigt seine Schritte, um an Ort und Stelle zu sein, bevor es völlig dunkel wird. Aber als er auf einer Anhöhe ankommt, von der aus man das ganze Städtchen Betlehem überblicken kann, bleibt er stehen, schaut und seufzt ... Dann steigt er schnell hinunter. Er geht nicht in die Stadt hinein, sondern um die letzten Häuser herum und direkt zur Ruine des Hauses oder Turmes Davids, dorthin, wo er geboren wurde. Er überschreitet das Fließchen, das an der Höhle vorbeifließt, und betritt den kleinen offenen Platz, der nun von trockenen Blättern bedeckt ist ... Er blickt in die Ruine. Sie ist leer. Er geht hinein ...

Johannes bleibt vorsichtig in einer gewissen Entfernung stehen, um nicht gehört und gesehen zu werden. Mehr durch Tasten als mit den Augen findet er eine andere der eingestürzten Stallungen. Auch er geht hinein, macht in einem Winkel Licht und findet ein wenig Stroh und schmutzige Spreu, einige trockene Äste und etwas Heu in der Krippe.

Johannes ist zufrieden. Er redet mit sich selbst: »Wenigstens ... werde ich hören ... und ... entweder sterben wir zusammen oder ich rette ihn.« Dann seufzt er und sagt: »So ist er zur Welt gekommen! Und nun kommt er hierher, um seinen Schmerz auszuweinen ... Und ... Ah! Ewiger Gott! Rette deinen Gesalbten! Mein Herz zittert, o allerhöchster Gott! Denn er zieht sich immer zurück, bevor er große Werke vollbringt ... Und was kann er Großes tun, wenn nicht, sich als Messias-König offenbaren? Oh! Alle seine Worte sind hier in mir ... Ich bin ein törichter Junge und verstehe wenig! Wir

alle verstehen so wenig, o unser ewiger Vater! Aber ich habe Angst. Angst habe ich! Weil er vom Tod spricht, von einem schmerzlichen Tod, von Verrat und anderen schrecklichen Dingen ... Ich fürchte mich, fürchte mich, mein Gott! Stärke mein Herz, ewiger Herr! Stärke das Herz eines armen Jungen, wie du sicher auch das Herz deines Sohnes stärkst für die kommenden Schicksalsschläge ... Oh! Ich fühle es! Dazu ist er hierher gekommen. Um dich besser als sonst zu vernehmen und sich zu stärken in deiner Liebe. Ich ahme ihn nach, o heiligster Vater! Liebe mich und gib, daß ich dich liebe und die Kraft erlange, alles ohne Feigheit zu erleiden, zum Trost deines Sohnes.«

Johannes betet lange, stehend und mit erhobenen Armen, im zitternden Licht zweier brennender Äste, die er auf der einfachen Feuerstelle entzündet hat. Er betet, bis er sieht, daß das Feuer zu erlöschen beginnt. Dann steigt er in die große Krippe und kauert sich ins Heu. Er ist nun ein Schatten im Schatten, eingewickelt in seinen dunklen Mantel und in die Dunkelheit der Höhle gehüllt. Bis der erste Schimmer des Mondlichtes in den nach Osten offenen Stall dringt und anzeigt, daß die Nacht schon fortgeschritten ist. Und der müde Johannes schläft. Sein Atem und das leise Rauschen des Baches sind die einzigen Geräusche in dieser Dezembernacht.

Oben am Himmel, an dem leichte Wölkchen dahingleiten, gleich Schleiern, mit denen sich der Mond umhüllt, scheinen Engelsscharen vorüberzuziehen ... Aber ich höre keinen Gesang von Engeln. Von Zeit zu Zeit antworten die Nachtvögel in den Ruinen einander mit ihrem traurigen „kuku, kuku, kuku“, das bisweilen in dem Heulen des Käuzchens endet, und von weit her ertönt eine Klage, wie ein Heulen. Irgendein in eine Schafhürde gesperrter Hund, der gelangweilt den Mond anheult, oder ein Wolf, dem der Wind Beutegeruch zuträgt und der sich mit dem Schwanz die Flanken schlägt, seinen Hunger hinausheult und nicht wagt, sich den wohlbewachten Pferchen zu nähern.

Dann werden Stimmen und Schritte hörbar und ein rötlich flackerndes Licht erscheint zwischen den Ruinen. Und dann kom-

men, einer hinter dem anderen, die Hirten-Jünger, Matthias, Johannes, Levi, Josef, Daniel, Benjamin, Elija, Simeon. Matthias hält einen brennenden Zweig hoch, um den Weg zu erkennen. Doch es ist Levi, der allen voranläuft. Er steckt als erster den Kopf in die Höhle Jesu. Gleich darauf wendet er sich um, gibt den anderen ein Zeichen, stehenbleiben und zu schweigen, und schaut wieder hinein . . . und dann deutet er mit der nach hinten ausgestreckten rechten Hand den anderen an, näherzukommen und tritt mit dem Finger auf den Lippen zur Seite, um ihnen Platz zu machen. Sie schauen nacheinander hinein und ziehen sich gerührt zurück wie Levi . . .

»Was tun wir?« flüstert Elija.

»Wir bleiben hier und betrachten ihn«, sagt Josef.

»Nein, es ziemt sich nicht, geistige Geheimnisse der Seele zu verletzen. Ziehen wir uns zurück«, sagt Matthias . . .

»Du hast recht. Gehen wir in den Stall daneben. Dann sind wir trotzdem hier und in seiner Nähe«, sagt Levi.

»Gehen wir«, sagen sie. Aber bevor sie sich zurückziehen, schauen sie noch einmal schnell in die Höhle der Geburt. Erst dann entfernen sie sich gerührt, wobei sie versuchen, kein Geräusch zu verursachen.

Aber als sie zum Eingang des nächsten Stalles kommen, hören sie das Schnarchen des Johannes.

»Da ist jemand«, sagt Matthias und bleibt stehen.

»Was macht das? Gehen wir nur hinein. So wie hier irgendein Bettler einen Unterschlupf gesucht hat – denn gewiß ist es ein Bettler – so können auch wir uns hierher zurückziehen«, entgegnet Benjamin.

Sie treten ein und halten dabei den brennenden Ast in die Höhe. Johannes liegt ganz zusammengekauert auf seinem improvisierten und unbequemen Lager, das Gesicht halb von den Haaren, halb vom Mantel verdeckt, und schläft. Sie nähern sich ihm vorsichtig in der Absicht, sich auf das neben der Krippe liegende Stroh zu setzen. Indessen wirft Daniel einen genaueren Blick auf den Schlafenden und erkennt ihn. Er sagt: »Es ist der Apostel des Herrn, Johannes des Zebedäus. Sie haben sich zum Gebet hierher zurückgezogen, und

der Schlaf hat den Apostel übermannt . . . Gehen wir. Er könnte sich gedemütigt fühlen, wenn er sich schlafend überrascht sieht, anstatt zu beten . . . «

Sie gehen hinaus und betreten nur ungern den nächsten Stall. So beklagt sich Simeon: »Warum bleiben wir nicht an der Schwelle seiner Höhle, damit wir ihn ab und zu sehen können? Wir haben so viele Jahre unter dem Tau und dem Licht der Sterne unsere Lämmer bewacht. Und für das Lamm Gottes wollen wir das nicht tun? Wir haben ein Recht dazu, wir, die wir ihn in seinem ersten Schlaf angebetet haben!«

»Du hast recht als Mensch und als Anbeter des Gottmenschen. Aber was hast du gesehen, als du dort hineingeschaut hast? Den Menschen etwa? Nein. Wir haben, ohne es zu wollen, die unüberschreitbare Schwelle überschritten, nachdem wir den dreifachen Schleier, der das Geheimnis verbirgt, beiseitegeschoben hatten; und wir haben gesehen, was nicht einmal der Hohepriester sieht, wenn er das Allerheiligste betritt. Wir haben die unaussprechliche Liebe Gottes zu Gott gesehen. Es ist uns nicht erlaubt, noch einmal hineinzuspähen. Die Macht Gottes könnte unsere kühnen Augen bestrafen, die die Ekstase des Gottessohnes gesehen haben. Oh! Seien wir zufrieden mit dem, was wir bekommen haben. Wir wollten hierher kommen, um die Nacht im Gebet zu verbringen, bevor wir uns auf unsere Mission begeben . . . um zu beten und uns zu erinnern an jene ferne Nacht. Statt dessen haben wir die Liebe Gottes betrachtet. Oh, wie sehr hat uns doch der Ewige geliebt, daß er uns die Freude gewährte, das Kindlein zu betrachten, leiden zu dürfen für ihn und ihn in der Welt zu verkünden als Jünger des göttlichen Kindes und des Gottmenschen. Jetzt hat er uns auch noch dieses Geheimnis gezeigt . . . Preisen wir den Allerhöchsten und verlangen wir nicht noch mehr!« sagt Matthias, von dem ich den Eindruck habe, daß er die größte Autorität besitzt unter den Hirten wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeit.

»Du hast recht. Gott hat uns sehr geliebt. Wir dürfen nicht noch

mehr verlangen. Samuel, Josef und Matthias haben nur die Freude gehabt, das Kind anzubeten und für ihn zu leiden. Jona ist gestorben, ohne daß er ihm hätte folgen können. Selbst Isaak ist nicht hier und sieht nicht, was wir gesehen haben. Und wenn es einen gibt, der das verdienen würde, so ist es Isaak, der sich aufreißt, um ihn zu verkündigen«, sagt Johannes.

»Das ist wahr! Wie glücklich wäre Isaak gewesen, das zu sehen. Aber wir werden es ihm berichten«, sagt Daniel.

»Ja, bewahren wir alles in unseren Herzen, um es ihm zu erzählen«, sagt Elija.

»Und den anderen Jüngern und Gläubigen!« ruft Benjamin aus.

»Nein, den anderen nicht. Und nicht aus Egoismus, sondern aus Klugheit und Achtung vor dem Geheimnis. Wenn Gott es will, wird die Stunde kommen, da wir es berichten dürfen. Vorerst müssen wir schweigen können«, sagt wiederum Matthias, und zu Simeon gewandt: »Du bist mit mir zusammen ein Jünger des Johannes gewesen. Erinnerung dich, wie er uns unterrichtet hat über die Klugheit in heiligen Dingen: „Wenn Gott euch eines Tages, wie er es schon getan hat, mit noch mehr außerordentlichen Gaben beschenkt, so soll euch das nicht zu trunkenen Schwätzern machen. Bedenkt, daß Gott sich dem Geist offenbart, der im Fleisch eingeschlossen ist, weil er ein himmlischer Edelstein ist, der nicht dem Schmutz der Welt ausgesetzt werden darf. Seid heilig in den Gliedern und in den Sinnen, in den Augen wie in den Ohren, in der Zunge wie in den Händen, damit ihr alle fleischlichen Gelüste zügeln könnt. Seid heilig in Gedanken und wißt den Stolz zu zügeln, der bekanntmachen möchte, was ihr besitzt. Denn Sinne, Organe und Verstand müssen dienen und nicht herrschen. Sie müssen dem Geist dienen und dürfen nicht über ihn herrschen. Sie müssen den Geist schützen und dürfen ihn nicht verwirren. Legt daher an die Geheimnisse Gottes in euch – wenn er euch nicht einen ausdrücklichen Befehl erteilt hat – das Siegel eurer Klugheit, so wie der Geist das Siegel der zeitlichen Gefangenschaft im Fleisch trägt. Gänzlich unnütz, schlecht und gefährlich

wären Fleisch und Verstand, wenn sie nicht dazu dienen würden, Verdienste zu erwerben durch die Abtötung, die wir ihnen auferlegen als Antwort auf ihre Verlockungen, und wenn sie nicht ferner dazu dienen würden, Tempel zu sein für den Altar, über dem die Herrlichkeit Gottes schwebt: für unseren Geist.“
Erinnert ihr euch dieser Worte? Du, Johannes, und du, Simeon? Ich hoffe doch; denn wenn ihr euch nicht der Worte eures ersten Meisters erinnern würdet, so wäre er wirklich tot für euch. Ein Meister lebt, solange seine Lehre in den Jüngern fortlebt, auch wenn er dann durch einen größeren Meister ersetzt wird. Und den Jüngern Jesu, des Meisters aller Meister, ist es niemals erlaubt, die Worte des Ersteren zu vergessen, die sie vorbereitet haben, das Lamm Gottes mit Weisheit zu verstehen und zu lieben.«

»Das ist wahr. Du sprichst weise. Wir werden dir gehorchen.«

»Aber wie schwer, wie mühsam ist es, zu widerstehen und ihn nicht noch einmal anzuschauen, da wir ihm doch so nahe sind. Ob er noch so ist, wie er war?« fragt Simeon.

»Wer weiß? Wie leuchtete doch sein Antlitz!«

»Mehr als der Mond in einer sternklaren Nacht!«

»Auf seinem Mund lag ein göttliches Lächeln ... «

»Und aus seinen Augen quollen göttliche Tränen ... «

»Er sprach kein Wort. Aber alles an ihm war Gebet.«

»Was wird er wohl gesehen haben?«

»Seinen ewigen Vater. Zweifelst du daran? Nur diese Schauung kann ein solches Aussehen hervorrufen! Doch was sage ich? Er hat ihn nicht nur gesehen, er war bei ihm, in ihm! Das Wort und der Gedanke! Und sie liebten sich! ... Ah ... !« sagt Levi, der ebenfalls in Verzückerung geraten zu sein scheint.

»Eben deshalb habe ich gesagt, daß es uns nicht erlaubt ist, dort zu bleiben. Bedenkt, er wollte nicht einmal seinen Apostel bei sich haben.«

»Ja, das ist wahr! Heiliger Meister! Mehr als die ausgetrocknete Erde nach Wasser dürstet, verlangt seine Seele nach der Liebe Gottes! Denn so viel Haß umgibt ihn ... «

»Aber auch so viel Liebe. Ich möchte ... Ja, ich tue es. Der Allerhöchste ist hier zugegen. Ich biete mich ihm an und sage: „Herr, höchster Gott, Gott und Vater deines Volkes, der du weihest die Herzen und die Altäre und die dir wohlgefälligen Opfer annimmst, dein Wille möge herniedersteigen wie Feuer und mich verzehren als Opfer mit Christus, wie Christus und für Christus, deinen Sohn und deinen Messias, meinen Gott und Meister. Dir empfehle ich mich. Erhöre mein Gebet!“« Und Matthias, der stehend und mit erhobenen Händen gebetet hat, setzt sich nun wieder auf das Reisigbündel.

Der Mond scheint nicht mehr in die Höhle, da er nach Westen zieht. Sein reines Licht erhellt noch die Felder, dringt aber nicht mehr hier herein. Gesichter und Gegenstände verschwimmen im Schatten. Auch die Worte werden seltener und die Stimmen leiser, bis der Schlaf den guten Willen besiegt, und nur noch einzelne Worte fallen, die oft ohne Antwort bleiben ... Die Kälte, die gegen Morgen beißend wird, vertreibt den Schlaf. Sie stehen auf, zünden Äste an und wärmen die steifen Glieder.

»Was wird er wohl tun, da er gewiß nicht an ein Feuer denkt?« sagt Levi, der beinahe mit den Zähnen klappert.

»Und ob er wenigstens etwas zu essen hat?« fragt Elija, und er fügt hinzu: »Jetzt haben wir nichts mehr als unsere Liebe und etwas elende Nahrung ... und heute ist Sabbat ... «

»Weißt du was? Wir legen alles, was wir haben, an den Eingang der Höhle, und dann gehen wir. Wir können vor dem Abend immer noch etwas Brot bei Rahel oder bei Elischa finden. Und wir werden die Vorsehung der Vorsehung sein, des Sohnes dessen, der für uns alle sorgt«, schlägt Josef vor.

»Ja, ja. Machen wir ein schönes Feuer, um besser sehen und uns richtig aufwärmen zu können. Dann bringen wir alles dorthin und entfernen uns, bevor er und der Apostel im Morgengrauen herauskommen und uns sehen.«

Im Schein der Flammen öffnen sie ihre Säcke und holen Brot, trockenen Käse und einige Äpfel heraus. Dann nehmen sie etwas

Reisig und gehen vorsichtig hinaus, während Matthias mit einem aus dem Feuer gezogenen Ast für Licht sorgt. Sie legen alles vor den Eingang der Höhle: das Reisigbündel auf den Boden und darauf das Brot und die anderen Speisen. Dann ziehen sie sich zurück, überschreiten einer nach dem anderen den Bach und gehen im ersten Dämmerchein des schweigenden Morgens, durch den plötzlich das Krähen eines Hahns dringt, ihres Weges.

593 Jesus und Johannes des Zebedäus

Es ist ein heiterer, aber kalter Wintermorgen. Der Reif hat mit seinen mehligem Kristallen den Boden und die Gräser weiß überzogen und manchen trockenen Zweig am Boden in ein mit kleinen Perlen übersätes Kleinod verwandelt.

Johannes kommt aus seiner Höhle. Er sieht sehr blaß aus in seinem dunklen nußbraunen Gewand. Er muß auch sehr frieren oder krank sein, ich weiß es nicht. Ich sehe nur seine tödliche Blässe und seinen unsicheren Gang, so als ginge es ihm nicht gut. Er geht zum Bach, weiß aber nicht, ob er die Hände hineintauchen soll oder nicht. Dann entschließt er sich, hält sie aneinander und trinkt einen Schluck von dem klaren, aber sicher auch sehr kalten Wasser. Er schüttelt die Hände und trocknet sie schließlich am Zipfel seines Gewandes. Dann bleibt er wieder ungeschlüssig stehen ... Er schaut die Ruine an, in der sich Jesus befindet, und dann seine eigene, und kehrt langsam dorthin zurück. Aber als er an der Öffnung ankommt, durch die man hineingeht, wird ihm schwindlig und er wankt. Er würde fallen, wenn er sich nicht an der halb eingestürzten Mauer festhalten könnte. So steht er, den Kopf auf dem abgewinkelten Arm, und hält sich eine Weile an der Mauer. Dann hebt er den Kopf und schaut umher ... Er geht nicht mehr in seine Höhle, sondern legt die wenigen Schritte, die ihn vom Stall Jesu trennen, zurück, indem er sich leicht an die Mauer lehnt und sich an den rauhen Vorsprüngen der Steine, von denen aller Verputz abgefallen ist, festhält. Fast an

der Schwelle angelangt, wirft er sich auf die Knie und stöhnt: »Jesus, mein Herr, hab Erbarmen mit mir!«

Jesus erscheint sofort: »Johannes? Was machst du? Was hast du?«

»Oh, mein Herr. Ich habe Hunger! Seit fast zwei Tagen habe ich nichts mehr gegessen. Ich habe Hunger und friere ... « Er ist ganz bleich und klappert mit den Zähnen.

»Komm, komm herein«, sagt Jesus und hilft ihm, wieder aufzustehen.

Johannes stützt sich auf den Arm Jesu und weint, den Kopf an seiner Schulter: »Bestrafe mich nicht, Herr, wenn ich dir ungehorsam gewesen bin ... «

Jesus lächelt und antwortet: »Du bist schon bestraft. Du bist ja halbtot ... Setz dich hierher, auf diesen Stein. Ich mache jetzt Feuer und gebe dir zu essen ... « Jesus entzündet Äste mit etwas Zunder und macht ein schönes Feuer auf dem einfachen Herd bei der Tür. Geruch verbrannten Holzes und der fröhliche Schein der Flammen verbreiten sich in der elenden Höhle. Jesus spießt zwei Stücke Brot auf einen Stecken und hält sie ans Feuer, und als sie sich warm anfühlen, legt er das fette Innere der Käse, die die Hirten dagelassen haben, darauf. Der Käse wird weich und zerläuft auf dem Brot, das Jesus nun über die Flammen hält, als wäre es ein Teller.

»Iß nun und weine nicht«, sagt er lächelnd und reicht Johannes das Brot. Dieser weint lautlos wie ein erschöpftes Kind, und die Tränen hören auch nicht auf zu fließen, als er beginnt, gierig die kräftigende Speise zu verzehren.

Jesus geht zur Krippe, kommt mit Äpfeln zurück und legt sie in die Asche, die sich in der Hitze des Reisigs, das zwischen zwei Steinen brennt, erwärmt hat.

»Geht es jetzt besser?« fragt er und setzt sich neben seinen Apostel, der die Frage durch ein Kopfnicken bejaht, aber immer noch weint.

Jesus legt ihm einen Arm um die Schultern und zieht ihn an sich, was das Weinen des Johannes noch verstärkt. Er ist noch zu erschöpft und zu verstört, vielleicht weil er einen Vorwurf fürchtet,

oder aus Erregung über den Empfang, als daß er etwas anderes als weinen könnte.

Jesus hält ihn wortlos fest an sich gedrückt, bis Johannes gegessen hat. Dann sagt er: »Das genügt erst einmal. Die Äpfel bekommst du später. Ich würde dir gern etwas Wein geben, aber ich habe keinen. Ich habe vorgestern in der Frühe Reisig und Lebensmittel vor meinem Stall gefunden. Aber es war kein Wein dabei, und deshalb kann ich dir keinen geben. Wenn es schon später wäre, könnte ich vielleicht bei den Hirten, die ihre Herden jenseits des Baches weiden, etwas Milch holen. Aber solange der Reif nicht geschmolzen ist, werden die Herden nicht hinausgeführt ... «

»Es geht mir besser, Herr ... Mache dir meinerwegen keine Sorgen.«

»Und warum bist du noch so betrübt, wie ein Baum, dessen Reif an der Sonne schmilzt?« sagt Jesus, lächelt noch lebhafter und küßt ihn auf die Stirn.

»Weil ich voller Gewissensbisse bin, Herr ... und ... Ja, laß mich los. Ich muß auf den Knien mit dir sprechen und dich um Verzeihung bitten ... «

»Armer Johannes! Die deine Kräfte übersteigende Anstrengung hat auch deinen Verstand verwirrt. Glaubst du denn, ich bedürfe deiner Worte, um dich zu beurteilen und dich loszusprechen?«

»Ja, ja. Du weißt alles, ich weiß es. Aber ich werde keinen Frieden finden, bis ich dir nicht meine Sünde oder vielmehr meine Sünden bekannt habe. Laß mich los. Laß mich meine Schuld bekennen.«

»Nun gut. Sprich, wenn dir das den Frieden wiedergibt.«

Johannes rutscht auf die Knie, erhebt das tränenüberströmte Antlitz und sagt: »Ich habe durch Ungehorsam gesündigt, durch Anmaßung und durch ... ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke, wenn ich sage: durch Menschlichkeit. Aber sicher ist das meine letzte und schwerste Sünde, die mir den größten Schmerz bereitet und mir auch sagt, daß ich ein unnützer Knecht bin, ja noch mehr: ein Egoist, ein niedriger Mensch.«

Die Tränen waschen ihm förmlich das Gesicht, während das Antlitz Jesu in einem immer leuchtenderen Lächeln erstrahlt. Jesus neigt sich etwas über seinen weinenden Apostel, und das göttliche Lächeln ist eine wahre Liebkosung für den Schmerz des Johannes. Aber er ist so betrübt, daß nicht einmal dieses Lächeln ihn tröstet, und fährt fort: »Ich bin dir ungehorsam gewesen. Du hast gesagt, wir sollen uns nicht trennen, und ich habe mich sofort von den Kameraden getrennt und habe ihnen dadurch Ärgernis gegeben. Ich habe Judas Iskariot unfreundlich geantwortet, der mich auf meinen Fehler aufmerksam gemacht hat. Ich habe gesagt: „Du hast es gestern getan, und ich tue es heute. Du hast es getan, um Nachrichten über deine Mutter zu erhalten. Ich tue es, um beim Meister zu sein und über ihn zu wachen, um ihn zu verteidigen.“ Ich bin anmaßend gewesen, weil ich das tun wollte ... Ich armer, unfähiger Mensch, dich verteidigen zu wollen! Dann bin ich anmaßend gewesen, weil ich dich habe nachahmen wollen. Ich habe mir gesagt: „Sicherlich betet und fastet er. Ich will tun, was er tut, und in derselben Absicht wie er.“ Und statt dessen ...« Das Weinen wird zum Schluchzen, während das Bekenntnis des menschlichen Elends, des Elends der Materie, das den Willen des Geistes besiegt hat, über die Lippen des Johannes kommt: »Und statt dessen habe ich geschlafen. Ich bin sofort eingeschlafen. Und erst als es Tag war, bin ich erwacht und habe dich zum Bach gehen, dich waschen und hierher zurückkommen sehen, und ich habe verstanden, daß sie dich sogar hätten gefangennehmen können, und ich wäre nicht da gewesen, um dich zu verteidigen. Und dann wollte ich Buße tun und fasten und bin doch nicht dazu fähig gewesen. In ganz kleinen Stückchen, um fast nichts zu essen, habe ich am ersten Tag das wenige Brot verzehrt. Du weißt, daß ich sonst nichts hatte. Und ich war noch nicht satt, als ich alles verzehrt hatte. Und am folgenden Tag hatte ich noch mehr Hunger, und heute nacht ... Oh! Gestern nacht habe ich vor Hunger und Kälte wenig geschlafen, aber heute nacht habe ich gar nicht geschlafen ... und heute morgen konnte ich nicht mehr widerste-

hen ... Ich bin gekommen, weil ich Angst hatte, vor Hunger sterben zu müssen ... Und was mich am meisten bedrückt, ist, daß ich nicht wachen konnte, um zu beten und über dich zu wachen, daß ich aber wohl wachen konnte wegen des nagenden Hungers ... Ich bin ein törichter und feiger Knecht. Strafe mich, Jesus!«

»Armes Kind! Ich wollte, die ganze Welt hätte nur solche Fehler zu bekennen wie du! Aber jetzt höre, steh auf und höre zu, damit dein Herz den Frieden wiederfindet. Bist du auch Simon des Jona ungehorsam gewesen?«

»Nein, Meister. Das hätte ich nie getan, denn du hast gesagt, daß wir ihm gehorsam sein sollen wie einem älteren Bruder. Aber als ich ihm sagte: „Mein Herz ist unruhig, wenn ich ihn so allein weggehen sehe“, gab er mir zur Antwort: „Du hast recht. Aber ich kann nicht gehen, weil ich den Auftrag habe, euch alle zu führen. Geh du, und Gott sei mit dir.“ Die anderen haben ihre Stimmen erhoben, und Judas ganz besonders. Sie haben auf den Gehorsam hingewiesen und haben auch Simon Petrus getadelt.«

»Haben sie das? ... Sei aufrichtig, Johannes.«

»Es ist wahr, Meister. Judas war es, der Simon getadelt und mich beschimpft hat. Die übrigen haben nur gesagt: „Der Meister hat befohlen zusammenzubleiben.“ Mir, nicht unserem Oberhaupt, haben sie das gesagt. Aber Simon hat geantwortet: „Gott schaut auf den Zweck der Handlung und wird verzeihen, und der Meister wird verzeihen, weil dies Liebe ist.“ Und er hat mich gesegnet und geküßt und hat mich dir nachgeschickt wie an dem Tag, als du mit Chuza ans andere Ufer des Sees gegangen bist.«

»Dann werde ich dich von dieser Schuld nicht freisprechen ... «

»Weil sie zu groß ist?«

»Nein, weil sie nicht besteht. Komm an die Seite deines Meisters, Johannes, und höre meine Unterweisung. Man muß imstande sein, Befehle gerecht und vernünftig anzuwenden, indem man den Geist des Befehls zu verstehen sucht und nicht nur den Buchstaben folgt, aus denen er besteht. Ich habe gesagt: „Trennt euch nicht.“ Du hast

dich von ihnen getrennt, und somit hättest du eigentlich gesündigt. Aber zuvor hatte ich gesagt: „Seid äußerlich und geistig vereint und Petrus untertan.“ Mit diesen Worten habe ich ihn erwählt zu meinem rechtmäßigen Vertreter mit der vollen Gewalt, zu urteilen und euch zu befehlen. Was Petrus also getan hat oder tun wird in meiner Abwesenheit, wird gut getan sein. Denn da ich ihm die Vollmacht, euch zu führen, verliehen habe, wird der Geist des Herrn, der in mir ist, auch in ihm sein. Er wird ihn leiten, wenn er anordnet, was die Umstände erfordern und was die Weisheit dem Oberhaupt der Apostel zum Wohle aller eingibt. Hätte Petrus gesagt: „Geh nicht“, und du wärest trotzdem gegangen, so hätte selbst deine gute Absicht, mir aus Liebe zu folgen, mich zu verteidigen und in der Gefahr an meiner Seite sein zu wollen, nicht genügt, dich von Schuld zu befreien. Dann wäre meine Verzeihung nötig gewesen. Aber Petrus, dein Oberhaupt, hat dir gesagt: „Geh.“ Der Gehorsam ihm gegenüber rechtfertigt dich vollständig. Bist du davon überzeugt?«

»Ja, Meister.«

»Muß ich dich nun von der Schuld der Anmaßung lossprechen? Sage mir, ohne darüber nachzudenken, ob ich dir ins Herz schaue: Hast du dir aus Hochmut vorgenommen, mich nachzuahmen, um sagen zu können: „Durch meinen Willen habe ich die Bedürfnisse des Körpers besiegt, denn ich kann, was ich will“? Denke gut darüber nach ... «

Johannes denkt nach. Dann sagt er: »Nein, Herr. Nachdem ich mich eingehend geprüft habe, kann ich sagen, daß ich es nicht deshalb getan habe. Ich hoffte, es tun zu können, da ich verstanden habe, daß Buße zwar Leiden für das Fleisch bedeutet, daß sie aber zugleich auch das Licht des Geistes ist. Ich habe verstanden, daß sie ein Mittel ist, uns in unserer Schwachheit zu stärken und vieles von Gott zu erhalten. Du tust es aus diesem Grund. Ich wollte es auch aus diesem Grund tun. Ich glaube, nicht zu irren, wenn ich sage: Wenn du es tust, der du stark, mächtig und heilig bist, so müßten wir, ich, es fortwährend tun, wenn das möglich wäre, um weniger

schwach und weniger der Materie unterworfen zu sein. Aber ich habe es nicht fertiggebracht. Ich habe immer noch Hunger und so viel Schlaf . . . « Und die Tränen beginnen wieder langsam zu fließen als demütiges und wahres Geständnis der Begrenztheit der menschlichen Fähigkeiten.

»Und du glaubst, daß diese kleine Demütigung durch das Fleisch nutzlos gewesen ist? Oh, wie wirst du dich in Zukunft daran erinnern, wenn du versucht bist, zu streng und anspruchsvoll mit deinen Schülern und Gläubigen zu sein. Sie wird dir wieder in den Sinn kommen und dir sagen: „Erinnere dich, daß auch du der Müdigkeit und dem Hunger nachgegeben hast. Verlange von den anderen nicht, daß sie stärker seien als du. Sei ein Vater deiner Getreuen, wie dein Meister an jenem Morgen ein Vater für dich war.“ Du hättest sehr gut wachen können, ohne diesen großen Hunger zu verspüren. Aber der Herr hat zugelassen, daß du den Bedürfnissen des Fleisches unterliegst, um dich demütig zu machen, immer demütiger und immer mitfühlender mit deinesgleichen. Viele können nicht unterscheiden zwischen Versuchung und vollendeter Schuld. Erstere ist eine Prüfung, die Verdienste einbringt und die Gnade nicht raubt; die zweite ist eine Verfehlung, die Verdienst und Gnade raubt. Andere können nicht unterscheiden zwischen natürlichen Vorkommnissen und Sünde und befürchten, gesündigt zu haben, während – und das ist dein Fall – sie nur den natürlichen guten Gesetzen der Natur gehorcht haben . . . Ich unterscheide, wenn ich sage „den guten“, die natürlichen Gesetze von den zügellosen Instinkten. Denn nicht alles, was man heute „Naturgesetz“ nennt, ist ein solches und ein gutes. Gut waren alle Gesetze im Zusammenhang mit der menschlichen Natur, die Gott den Stammeltern gegeben hat: Das Bedürfnis nach Ruhe, Speise und Trank. Dann aber, mit der Sünde, haben sich animalische Instinkte, Unordnung und Sinnlichkeit aller Art eingeschlichen, haben sich mit den Naturgesetzen vermischt und sie durch Maßlosigkeit verunreinigt. Und Satan hat das Feuer, den Herd der Laster, durch seine Versuchungen geschürt. Du siehst also, daß es

keine Sünde ist, dem Verlangen nach Ruhe und Nahrung nachzugeben. Wohl aber sind Gefräßigkeit, Trunkenheit und Trägheit sündhaft. Auch das Bedürfnis zu heiraten und Kinder zu zeugen ist keine Sünde; vielmehr hat Gott es den Menschen aufgetragen, um die Erde mit Menschen zu bevölkern. Aber der eheliche Akt ist nicht mehr gut, wenn er ausschließlich dazu dient, die Sinne zu befriedigen. Bist du auch davon überzeugt?«

»Ja, Meister. Aber sage mir noch eines. Diejenigen, die keine Kinder zeugen wollen, sündigen sie gegen das Gebot Gottes? Du hast einmal gesagt, daß der jungfräuliche Stand gut ist.«

»Er ist der vollkommenste. So wie auch der am vollkommensten ist, der sich nicht damit begnügt, von seinen Reichtümern guten Gebrauch zu machen, sondern sich ihrer ganz entäußert. Es sind dies Vollkommenheiten, die ein Geschöpf erlangen kann. Und groß wird ihr Lohn sein. Drei Dinge stellen die größte Vollkommenheit dar: die freiwillige Armut, die ewige Keuschheit und der unbedingte Gehorsam in allem, was nicht Sünde ist. Diese drei Dinge machen den Menschen den Engeln gleich. Und am vollkommensten ist, wer das eigene Leben aus Liebe zu Gott und den Brüdern hingibt. Dadurch wird das Geschöpf mir ähnlich, denn dies ist das Tor zur grenzenlosen Liebe; und wer vollkommen liebt, ist Gott ähnlich, geht in Gott auf und verschmilzt mit ihm. Sei daher beruhigt, mein Geliebter. Es ist keine Schuld in dir. Ich sage es dir. Warum weinst du also immer noch mehr?«

»Weil es immer noch eine Schuld gibt: daß ich nur notgedrungen zu dir gekommen bin und aus Hunger, aber nicht aus Liebe gewacht habe. Das verzeihe ich mir nie. Es wird mir nicht mehr passieren. Ich will nie mehr schlafen, während du leidest. Ich werde dich nie mehr vergessen und schlafen, während du weinst.«

»Lege dich nicht fest für die Zukunft. Der Wille ist vorhanden. Aber dennoch könnte er wieder vom Fleisch besiegt werden. Und es wäre eine tiefe und nutzlose Demütigung für dich, wenn du dich dann an dieses dir selbst gegebene Versprechen erinnern würdest,

das du wegen der Schwäche deines Körpers nicht gehalten hast. Sieh. Ich sage dir, was du sagen sollst, um in Frieden zu sein, was immer auch vorkommen mag. Sprich mit mir: „Mit Gottes Hilfe nehme ich mir vor, soweit es mir möglich ist, der Last des Fleisches nicht mehr nachzugeben.“ Und bleibe diesem Vorsatz treu. Wenn dann eines Tages, ohne daß du es willst, der müde, gequälte Körper über deinen Willen siegt, nun, dann wirst du, wie jetzt, sagen: „Ich gebe zu, daß ich ein armer Mensch bin wie alle meine Brüder, und das dient dazu, meinen Hochmut in Schranken zu halten.“ Oh, Johannes! Johannes! Es ist nicht dein unschuldiger Schlaf, der mich schmerzt! Nimm. Dies wird dich vollends wiederherstellen. Wir teilen sie miteinander und wollen den segnen, der sie mir gebracht hat.« Dabei nimmt er die inzwischen gebratenen Äpfel und gibt drei davon Johannes, während er die übrigen drei für sich behält.

»Wer hat sie dir gegeben, Herr? Wer ist zu dir gekommen? Wer hat gewußt, daß du hier bist? Ich habe weder Stimmen noch Schritte gehört, und doch habe ich nach der ersten Nacht immer gewacht ... «

»Ich bin im ersten Morgenlicht hinausgegangen. Da lagen Reisigbündel vor dem Eingang und darauf Brot, Käse und Äpfel. Ich habe niemanden gesehen. Aber nur bestimmte Menschen konnten den Wunsch haben, eine Pilgerreise und eine Geste der Liebe zu wiederholen ... « sagt Jesus langsam.

»Es ist wahr! Die Hirten! Sie hatten gesagt: „Wir werden in das Land Davids gehen ... Es sind Tage der Erinnerung ...“ Aber warum sind sie nicht geblieben?«

»Weil ... Sie haben angebetet und ... «

»Und sie haben Mitleid gehabt. Sie haben dich angebetet und Mitleid mit mir gehabt ... Sie sind besser als wir, diese Männer.«

»Ja, sie haben einen guten, einen immer besseren Willen bewahrt. Ihnen hat die Gnade, die Gott ihnen gewährt hat, nicht zum Schaden gereicht ... « Jesus lächelt nicht mehr. Er denkt nach und wird traurig. Dann gibt er sich einen Ruck. Er sieht Johannes an, der ihn anschaut, und spricht: „Nun? Wollen wir gehen? Bist du nicht mehr erschöpft?«

»Nein, Meister. Ich denke, ich werde nicht sehr widerstandsfähig sein, denn die Glieder schmerzen mich. Aber ich glaube, daß ich gehen kann.«

»Dann gehen wir. Hole deine Reisetasche, während ich die Überreste in meine Tasche packe, und dann laßt uns gehen. Wir werden den Weg nehmen, der zum Jordan führt, um Jerusalem zu meiden.«

Als Johannes zurückkehrt, machen sie sich auf den Weg. Es ist der gleiche, auf dem sie gekommen sind, und ich sehe, wie sie sich über die Felder entfernen, die eine milde Dezembersonne erwärmt.

594 Jesus, Johannes und Manaen

Sie sind schon in einer Gegend, die die Nähe des Toten Meeres verrät. Weit ab von jeglicher Karawanenstraße gehen sie in nordöstlicher Richtung. Abgesehen von dem unwegsamen Gelände voll spitzer Steine, Salzkrusten und niedriger, stacheliger Gewächse, geht der Marsch gut und ruhig vonstatten. Kein Lebewesen ist weit und breit zu sehen. Die Temperatur ist mild und der Boden trocken.

Sie sprechen miteinander. Sie müssen in den vorangegangenen Tagen Hirten getroffen haben und bei ihnen geblieben sein, denn sie reden darüber. Sie sprechen auch von einem geheilten Knaben. Sanft und liebevoll. Auch wenn sie schweigen, sprechen ihre Herzen miteinander durch Blicke, in denen die Freude darüber zum Ausdruck kommt, mit einem geliebten Freund zusammenzusein. Dann setzen sie sich, um auszuruhen und etwas zu essen, und machen sich wieder auf den Weg, alles mit diesem Ausdruck des Friedens, der auch mein Herz mit Frieden erfüllt, wenn ich ihn nur sehe.

»Dort ist Gilgal«, sagt Jesus und zeigt nach vorne auf eine Gruppe von weißen Häusern, die in der Sonne leuchten und auf einem kleinen Berg gegen Nordosten liegen. »Wir sind nun nicht weit vom Fluß.«

»Werden wir die Nacht in Gilgal verbringen?«

»Nein, Johannes. Ich habe absichtlich jede Stadt gemieden, und

ich werde auch diese umgehen. Wenn wir einem anderen Hirten begegnen, gehen wir mit ihm. Wenn wir auf der Straße, die wir bald erreichen, eine Karawane finden, die dabei ist, für die Nacht anzuhalten, werden wir sie bitten, uns in ihre Zelte aufzunehmen. Die Nomaden der Wüste sind immer gastfreundlich. Und dies ist eine Zeit, in der man sie leicht antreffen kann. Wenn uns niemand aufnimmt, schlafen wir unter den Sternen, wir beide zusammen, in unsere Mäntel gehüllt, und die Engel werden uns bewachen.«

»O ja! Alles ist immer noch besser als die traurige Nacht, die letzte Nacht, die ich dort in Betlehem zugebracht habe.«

»Aber warum bist du nicht gleich zu mir gekommen?«

»Weil ich mich schuldig fühlte. Und dann sagte ich mir auch: Jesus ist so gut, daß er mich nicht ausschimpfen wird; vielmehr wird er mich trösten – wie du es dann auch getan hast. Aber wo wäre dann die Buße geblieben, die ich zu tun beabsichtigte?«

»Wir hätten sie zusammen getan, Johannes. Auch ich habe gefastet und kein Feuer angezündet, trotz der Speisen und des Holzes, die ich am Morgen gefunden hatte.«

»Ja, aber wenn ich bei dir gewesen wäre, wäre es keine Buße mehr gewesen. Wenn ich bei dir bin, leide ich nicht mehr. Ich schaue dich an. Ich höre dir zu. Und ich bin selig.«

»Das weiß ich. Und ich weiß auch, daß sich niemand meine Gedanken so gut einprägt wie mein Johannes. Und ich weiß auch, daß du verstehst und zu schweigen weißt, wenn es nötig ist. Ja, du verstehst mich, weil du mich liebst, Johannes, höre mir zu. Bald ... «

»Was, Herr?« unterbricht ihn Johannes sofort und faßt ihn am Arme. Er hält ihn an und blickt ihm mit forschenden, erschrockenen Augen und blassem Gesicht ins Antlitz.

»Bald sind es drei Jahre, daß ich die Frohe Botschaft verkünde. Alles, was ich der Menge zu sagen hatte, habe ich gesagt. Wer mich lieben und mir nachfolgen will, verfügt jetzt über alles Notwendige, um es ohne zu irren zu tun. Die anderen ... Manche werden sich durch die Tatsachen überzeugen lassen. Die meisten aber werden

auch diesen gegenüber taub bleiben. Aber ihnen habe ich noch einige wenige Worte zu sagen. Und ich werde sie sagen. Denn auch die Gerechtigkeit, nicht nur die Barmherzigkeit, muß zu ihrem Recht kommen. Bisher hat die Barmherzigkeit oft und zu vielem geschwiegen. Aber bevor er für immer schweigt, wird der Meister auch noch mit der Strenge des Richters sprechen. Doch ich wollte nicht davon reden. Ich wollte dir sagen, daß ich mich bald, da ich der Herde das Nötige gesagt habe, damit sie meine Herde wird, zurückziehen und mich intensiv dem Gebet und der Vorbereitung widmen werde. Und wenn ich nicht bete, werde ich mich euch widmen. So wie ich es am Anfang gemacht habe, werde ich es auch am Ende machen. Die Jüngerinnen werden kommen. Meine Mutter wird kommen. Und wir werden uns alle auf das Paschafest vorbereiten. Johannes, ich bitte dich schon jetzt, dich sehr der Jüngerinnen anzunehmen, ganz besonders meiner Mutter ... «

»Mein Herr! Aber was kann ich deiner Mutter geben, das sie nicht schon im Überfluß besitzt, in solchem Überfluß, daß sie jedem von uns davon geben kann?«

»Deine Liebe. Bedenke, daß du ihr wie ein zweiter Sohn bist. Sie liebt dich, und du liebst sie. Ihr habt eine einzige Liebe, die euch vereint: die Liebe zu mir. Ich, der Sohn ihres Fleisches und ihres Herzens, werde immer häufiger ... abwesend sein, in Anspruch genommen von meinen ... Beschäftigungen. Und sie wird leiden, weil sie weiß ... Sie weiß, was auf uns zukommt. Du mußt sie trösten, auch für mich. Sei ihr so sehr Freund, daß sie an deinem Herzen weinen kann und dort Trost findet. Meine Mutter ist dir nicht unbekannt. Du hast schon bei ihr gelebt. Aber die Mutter seines Meisters ehrfurchtsvoll als Jünger zu lieben, ist etwas anderes, als sie als Sohn zu lieben. Ich will, daß du ihr wie ein Sohn bist, damit sie etwas weniger leidet, wenn sie mich nicht mehr hat.«

»Herr, wirst du sterben? Du sprichst wie einer, der dem Tod entgegengeht. Das tut mir weh ... «

»Ich habe euch schon mehrmals gesagt, daß ich sterben *muß*. Aber

es ist, wie wenn ich zu zerstreuten oder begriffsstutzigen Kindern spräche. Ja, ich werde bald sterben. Ich werde es auch den anderen sagen, aber später. Dir sage ich es jetzt. Erinnerung dich daran, Johannes.«

»Ich bemühe mich, mich deiner Worte zu erinnern, immer ... Aber diese sind so schmerzhaft ... «

»Daß du alles tust, um sie wieder zu vergessen, willst du sagen? Armes Kind! Nicht du bist es, der vergißt, nicht du, der sich erinnert, du mit deinem Willen. Es ist deine Menschlichkeit selbst, die sich nicht an dieses bevorstehende Geschehen, das so viel größer ist als ihr Leidensvermögen, erinnern kann. Es ist allzu groß. Und du weißt nicht einmal richtig, wie gewaltig groß es sein wird; so ungeheuerlich, so groß, daß es dich betäubt wie eine Last, die von oben auf dein Haupt fällt. Und doch ist es so. Ich werde nun bald sterben. Und meine Mutter wird allein bleiben. Ich werde sterben mit einem Tropfen Süßigkeit im Ozean meiner Schmerzen, wenn ich dich als „Sohn“ meiner Mutter sehe.«

»Oh, mein Herr! Wenn ich nur fähig sein werde ... wenn es mir nicht gehen wird wie in Betlehem, ja, dann werde ich es tun. Ich werde wachen mit dem Herzen eines Sohnes. Aber was kann ich ihr geben, um sie zu trösten, wenn sie dich verliert? Was werde ich ihr geben können, wenn es mir selbst geht wie einem, der alles verloren hat und der vor Schmerz den Verstand verliert? Was werde ich tun, da ich doch nicht einmal jetzt, als alles ruhig war, wachen und leiden und eine Nacht lang ein bißchen Hunger ertragen konnte? Was werde ich tun?«

»Beruhige dich. Bete viel in dieser Zeit. Ich werde dich viel bei mir und meiner Mutter behalten. Johannes, du bist unser Friede, und du wirst es auch dann noch sein. Fürchte dich nicht, Johannes. Deine Liebe wird alles tun.«

»Oh! Ja, Herr, behalte mich viel bei dir. Mir, das weißt du, liegt nicht viel daran, draußen groß zu erscheinen und Wunder zu wirken. Ich will und kann nur lieben ... «

Jesus küßt ihn wieder in der Nähe der Schläfe auf die Stirn, wie in der Höhle ...

Der Weg, der zum Fluß führt, ist nun zu sehen. Und einige Pilger, die ihre Tiere anspornen oder die Schritte beschleunigen, um noch vor Einbruch der Nacht an die Orte ihrer Rast zu gelangen. Alle sind dick verhummt, da die Sonne untergegangen ist und die Luft sehr kalt wird, so daß niemand die beiden Wanderer, die eilig auf den Fluß zugehen, bemerkt.

Ein Reiter in scharfem Trab, fast im Galopp, holt sie ein, überholt sie und hält nach einigen Metern an, da eine Ansammlung von Eseln das Brückchen über einen stark angeschwollenen Bach blockiert, der sich den Anschein eines Wildbaches geben will und schäumend dem Jordan oder dem Toten Meer zueilt. Während er wartet, bis er an der Reihe ist, die Brücke zu passieren, dreht sich der Reiter um und macht eine überraschte Bewegung. Er steigt aus dem Sattel, führt das Pferd am Zügel und kehrt zurück zu Jesus und Johannes, die ihn nicht bemerkt haben.

»Meister, wieso bist du hier? Und nur mit Johannes?« fragt der Reiter und wirft die Zipfel seiner Kopfbedeckung zurück, die er sich wie eine Kapuze oder eher wie eine Maske um das Gesicht geschlungen hatte, um sich vor Staub und Wind zu schützen. Das braune, männliche Gesicht Manaens erscheint.

»Der Friede sei mit dir, Manaen. Ich gehe zum Fluß und hinüber. Aber ich bezweifle, daß mir das vor Anbruch der Nacht gelingen wird. Und du? Wo gehst du hin?«

»Nach Machärus, in die schmutzige Höhle. Weißt du nicht, wo du schlafen sollst? Komm mit mir. Ich habe mich beeilt, um eine Herberge an der Karawanenstraße zu erreichen. Aber wenn es dir lieber ist, schlage ich das Zelt unter den Bäumen am Fluß auf. Ich habe alles unter dem Sattel.«

»Das würde ich vorziehen. Aber du gehst wohl lieber in die Herberge.«

»Ich ziehe dich vor, mein Herr. Ich betrachte es als eine Gnade,

dir begegnet zu sein. Gehen wir also. Ich kenne die Ufer, als wären sie die Gänge meines Hauses. Am Fuß des Hügels von Gilgal ist ein vor den Winden geschützter Wald mit viel Gras für das Tier und viel Holz für die Feuer der Menschen. Dort werden wir uns wohlfühlen.«

Sie verlassen den Weg, der zur Furt oder nach Jericho führt und biegen scharf nach Osten ab. Bald haben sie den Rand eines dichten Waldes, der die Hänge des Hügels und die Ebene bis zum Fluß bedeckt, erreicht.

»Ich gehe zu dem Haus dort. Man kennt mich. Ich werde um Milch und Stroh für uns alle bitten«, sagt Manaen und entfernt sich auf seinem Pferd. Er kommt bald wieder zurück, gefolgt von zwei Männern mit Strohbindeln auf den Schultern und einem Bronzeeimerchen voll Milch.

Sie begeben sich unter die Bäume ohne zu sprechen. Manaen heißt sie das Stroh auf den Boden werfen und entläßt dann die beiden Männer. Aus den Satteltaschen holt er Zunder und Feuerstein und macht Feuer mit den vielen trockenen Ästen, die am Boden liegen. Das Feuer erfreut und wärmt. Das Eimerchen, das sie auf zwei von Johannes gebrachte Steine gestellt haben, wird ebenfalls warm. Inzwischen nimmt Manaen dem Pferd den Sattel ab, schlägt das Zelt aus weichem Kamelhaar vor dem dicken Stamm eines jahrhundertalten Baumes auf und befestigt es mit zwei Pflöcken am Boden. Im Gras breitet er ein Schaffell aus, das ebenfalls am Sattel befestigt war, legt den Sattel darauf und sagt: »Meister, komm. Eine Unterkunft der Reiter der Wüste. Aber sie schützt vor dem Tau und der Feuchtigkeit des Bodens. Uns genügt das Stroh. Und ich versichere dir, die kostbaren Teppiche, die Baldachine und die Sitze des königlichen Palastes erscheinen mir weniger, viel weniger schön als dieser dein Thron, als dieses Zelt und dieses Stroh; und die üppigen Speisen, die ich so oft gekostet habe, waren nie so schmackhaft wie das Brot und die Milch, die wir jetzt hier zusammen zu uns nehmen werden. Ich bin glücklich, Meister!«

»Ich auch, Manaen, und sicherlich auch Johannes. Die Vorsehung

hat uns heute Abend vereint zu unserer gegenseitigen Freude.«

»Heute abend, morgen und auch übermorgen, Meister, bis ich dich bei deinen Aposteln in Sicherheit weiß. Ich denke, daß du auf dem Weg zu ihnen bist . . . «

»Ja, ich gehe zu ihnen. Sie erwarten mich im Haus des Salomon.«

Manaen beobachtet ihn. Dann sagt er: »Ich bin über Jerusalem gekommen . . . Und habe Bescheid gewußt. Und über Betanien. Und habe verstanden, weshalb du dich dort nicht aufgehalten hast. Du tust gut daran, dich zurückziehen. Jerusalem ist ein Leib voller Gift und Fäulnis. Mehr als der des armen Lazarus . . . «

»Hast du ihn gesehen?«

»Ja. Er leidet sehr unter den Schmerzen des Körpers und auch denen des Herzens, deinetwegen. Er stirbt in großer Betrübnis . . . Aber auch ich möchte lieber sterben, als die Sünde meiner Landsleute mit-ansehen zu müssen.«

»Gab es Unruhen in der Stadt?« fragt Johannes, der das Feuer bewacht.

»Sehr große. Sie ist geteilt in zwei Parteien. Und eigenartigerweise haben die Römer Milde walten lassen gegenüber einigen Leuten, die sie am Tag zuvor wegen Aufruhrs gefangengenommen hatten. Man sagt im geheimen, dies sei geschehen, um den Zündstoff nicht noch zu vermehren. Man sagt auch, daß der Prokonsul bald nach Jerusalem kommen wird. Vor der üblichen Zeit. Ob das gut ist, weiß ich nicht. Ich weiß aber, daß Herodes es ihm gewiß nachtun wird. Für mich wird es auf jeden Fall gut sein, da ich dann in deiner Nähe sein kann. Mit einem guten Pferd – und in den Ställen des Antipas stehen schnelle Araber – kann man von der Stadt aus in kurzer Zeit den Fluß erreichen. Wenn du dort bleibst . . . «

»Ja, ich bleibe dort. Vorerst jedenfalls . . . «

Johannes bringt die warme Milch, in die jeder sein Brot taucht, nachdem Jesus es geopfert und gesegnet hat. Manaen bietet honigblonde Datteln an.

»Woher hast du alle diese Sachen?« fragt Johannes erstaunt.

»Der Sattel eines Reiters ist ein kleiner Markt, Johannes. Da gibt es alles für Mensch und Tier«, antwortet Manaen mit einem offenen Lächeln auf dem braunen Gesicht. Er denkt einen Augenblick nach und fragt dann: »Meister, ist es erlaubt, die Tiere zu lieben, die uns dienen, und oft mit größerer Treue als die Menschen?«

»Weshalb diese Frage?«

»Weil ich kürzlich von einigen verspottet und getadelt wurde, die sahen, wie ich mit der Decke, die uns jetzt als Zelt dient, mein vom Laufen schweißgebadetes Pferd bedeckte.«

»Haben sie dir sonst nichts gesagt?«

Manaen schaut Jesus sprachlos an und schweigt.

»Sprich aufrichtig. Es ist keine Kritik und keine Beleidigung für mich, wenn du wiederholst, was sie dir gesagt haben, um wieder einmal eine Handvoll Schmutz auf mich zu werfen.«

»Meister, du weißt alles! Du weißt wirklich alles, und es ist nutzlos, dir unsere Gedanken verheimlichen zu wollen oder die anderer. Ja, sie haben mir gesagt: „Man merkt, daß du ein Jünger dieses Samariters bist. Du bist ein Heide wie er, der selbst die Sabbate schändet, um sich durch Berührung unreiner Tiere zu verunreinigen.«

»Ach, das war sicher Ismael!« ruft Johannes aus.

»Ja, und andere mit ihm. Ich habe ihnen entgegnet: „Ich würde euch verstehen, wenn ihr mir sagen würdet, daß ich unrein bin, weil ich am Hof des Antipas lebe, aber nicht, weil ich für ein Tier Sorge, das von Gott geschaffen wurde.“ Sie haben mir geantwortet, da auch Herodianer in der Gruppe waren – was seit einiger Zeit häufig vorkommt und sehr erstaunlich ist, da die Zwistigkeiten zwischen ihnen bisher beträchtlich waren: „Wir richten nicht die Handlungen des Antipas, sondern die deinigen. Auch Johannes der Täufer war in Machärus und hatte Beziehungen zum König. Aber er blieb immer ein Gerechter. Du aber bist ein Götzendiener.“ Da sich Volk um uns sammelte, hielt ich mich zurück, um die Bürgerschaft nicht zu reizen. Seit einiger Zeit wird sie in Aufregung gehalten durch einige deiner falschen Anhänger, die sie zur Empörung gegen deine Fein-

de aufrufen, und durch andere, die sich Übergriffe erlauben und behaupten, sie seien von dir geschickte Jünger . . . «

»Das ist zuviel! Meister, wie weit werden sie es noch treiben?« fragt Johannes aufgeregt.

»Nicht weiter als bis zur Grenze, die ihnen gesetzt ist. Über diese Grenze hinaus werde ich allein gehen, und das Licht wird erstrahlen, und niemand wird mehr bezweifeln können, daß ich der Sohn Gottes war. Aber kommt hierher an meine Seite und hört. Zuvor legt noch etwas Holz aufs Feuer.«

Die beiden lassen sich glücklich auf dem dicken Schaffell auf dem Boden zu Füßen Jesu nieder. Jesus sitzt auf dem scharlachroten Sattel, dem Zeltinneren zugewandt, und lehnt sich an den Stamm des Baumes. Manaen ist fast ausgestreckt, den Ellbogen auf den Boden gestützt und den Kopf in der Hand, die Augen auf Jesu Augen gerichtet. Johannes setzt sich auf die Fersen, lehnt sein Haupt an die Brust Jesu, und umfängt ihn wie gewöhnlich mit einem Arm.

»Als der Schöpfer die Welt erschaffen hatte und ihr als König den Menschen gab, geschaffen nach seinem Bild und Gleichnis, zeigte er dem Menschen alle erschaffenen Kreaturen und wollte, daß der Mensch ihnen Namen gebe, um sie voneinander zu unterscheiden; in der Genesis steht zu lesen, daß jeder Name, den Adam den Tieren gab, gut war, der wirkliche Name war. Ferner steht in der Genesis, daß Gott bei der Erschaffung des Mannes und der Frau sagte: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bild und Gleichnis. Herrschen sollen sie über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über das Vieh und über alles Wild des Feldes und über alles Gewürm, das am Boden kriecht.“

Und nachdem er Adam eine Gefährtin gegeben hatte, die wie er nach seinem Bild und Gleichnis gemacht war, denn es war nicht angebracht, daß die lauende Versuchung noch heftiger über den nach dem Bild Gottes geschaffenen Mann käme und ihn verderbe, sprach Gott zu dem Mann und der Frau: „Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch untertan! Herrschet über

die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alles Getier, das sich auf Erden regt!“ Und er sagte weiter: „Seht, ich übergebe euch alles Kraut, das Samen hervorbringt auf der ganzen Erde, und alle Bäume, die samentragende Früchte hervorbringen; sie sollen euch zur Speise dienen. Allem Wild des Feldes, allen Vögeln des Himmels und allem, was sich auf Erden regt und Lebensodem in sich hat, gebe ich alles grüne Kraut zur Nahrung.“

Die Tiere und die Pflanzen und alles, was der Schöpfer geschaffen hat zum Nutzen des Menschen, stellen daher ein Geschenk der Liebe dar und ein zu verwaltes Erbgtut, das vom Vater auf die Kinder übergeht, damit sie es zu ihrem Nutzen und Dankbarkeit gegenüber dem Geber aller Güter der Vorsehung gebrauchen. Daher muß man sie lieben und mit gerechter Sorgfalt pflegen.

Was würdet ihr von einem Sohn sagen, dem der Vater Kleidung, Möbel, Geld, Felder und Häuser übergibt mit den Worten: „Ich gebe sie dir und deinen Nachfolgern, damit ihr etwas habt, um glücklich zu sein. Gebraucht all dies mit Liebe im Gedanken an meine Liebe, die es euch schenkt“, und der dann alles verkommen ließe oder das ganze Gut verschleudern würde? Ihr würdet sagen: Er hat dem Vater keine Ehre erwiesen, er hat seinen Vater und seine Gaben nicht geliebt. Ebenso muß der Mensch Sorge tragen für das, was ihm die fürsorgliche Vorsehung Gottes zur Verfügung gestellt hat.

Sorge tragen bedeutet nicht vergöttern, übermäßiges Hängen an Tieren und Pflanzen oder sonst etwas. Sorge tragen bedeutet, daß wir uns in Liebe und Dankbarkeit der kleineren Dinge annehmen, die uns dienen und die leben und daher ihre eigenen Empfindungen haben.

Die lebendige Seele der geringeren Geschöpfe, von denen die Genesis spricht, ist nicht eine Seele, wie der Mensch sie besitzt. Sie ist das Leben, einfach das Leben, also das für die gegenwärtigen Dinge empfindsame Wesen, seien sie nun materieller oder emotioneller Art. Wenn ein Tier verendet ist, fühlt es nichts mehr, denn mit dem Tod ist alles zu Ende. Es gibt keine Zukunft für das Tier. Aber solange es

lebt, leidet es unter Hunger, Kälte und Müdigkeit, ist es verwundbar und fähig, zu leiden, sich zu freuen, zu lieben und zu hassen, kann es krank werden und sterben. Und der Mensch muß im Gedenken an Gott, der ihm diese Hilfe gegeben hat, um ihm das Exil auf Erden weniger hart zu gestalten, menschlich mit seinen niederen Knechten, den Tieren, umgehen. Ist nicht im Buch Mose vorgeschrieben, daß man Menschlichkeit walten lassen soll gegenüber den Tieren, seien es Vögel oder Vierfüßler?

Wahrlich, ich sage euch, man muß die Werke Gottes mit Gerechtigkeit betrachten. Wenn man sie recht betrachtet, sieht man, daß sie „gut“ sind. Und das Gute wird immer geliebt. Man sieht, daß es Dinge sind, die zu einem guten Zweck gegeben sind und aus Liebe, und als solche können und müssen wir sie lieben, denn wir sehen in ihnen außer ihrem endlichen Wesen auch das unendliche Wesen, das sie für uns geschaffen hat. Man sieht, daß sie nützlich sind, und als nützliche Dinge müssen sie geliebt werden. Nichts, vergeßt das nie, ist ohne einen Zweck im Weltall geschaffen worden. Gott verschwendet seine vollkommene Macht nicht an nutzlose Dinge. Dieser Grashalm ist nicht weniger nützlich als dieser mächtige Baumstamm, an den sich unsere vorübergehende Herberge lehnt. Der Tautropfen, die kleine Perle des Reifs, sind nicht weniger nützlich als das gewaltige Meer, die kleine Mücke nicht weniger als der Elefant, der Wurm im Schlamm des Grabens nicht weniger als der Wal. Nichts Unnützes gibt es in der Schöpfung. Gott hat alles zu einem guten Zweck geschaffen, aus Liebe zu den Menschen. Der Mensch muß alles zum richtigen Zweck gebrauchen und in Liebe zu Gott, der ihm alles gegeben hat, was auf der Erde ist, auf daß es dem König der Schöpfung untertan sei.

Du hast gesagt, o Manaen, daß ein Tier dem Menschen oft treuer dient als ein Mensch, als die Menschen. Ich sage dir, daß alle Tiere, Pflanzen, Mineralien und Elemente den Menschen im Gehorsam übertreffen, indem sie passiv die Gesetze der Schöpfung befolgen oder aktiv den Instinkten folgen, die der Schöpfer in sie gelegt hat;

oder indem sie sich zähmen lassen zu dem Zweck, zu dem sie geschaffen wurden. Der Mensch, der die Perle der Schöpfung sein sollte, ist gar zu oft der Abschaum der Schöpfung. Er sollte vor allem anderen einstimmen in den Chor des Himmlischen zum Lobe Gottes; aber gar zu oft ist er der Mißklang, der flucht, lästert, sich auflehnt und mit seinem Gesang die Geschöpfe statt des Schöpfers lobt. Das ist Götzendienst, Beleidigung, Schändlichkeit, das ist Sünde.

Sei also beruhigt, Manaen. Dein Mitleid mit dem Pferd, das schweißgebadet war, weil es dir gedient hat, ist keine Sünde. Sünde sind die Tränen, die der Nächste unseretwegen vergießt, und die zügellosen Liebschaften, die Gott beleidigen, der der ganzen Liebe des Menschen würdig ist.«

»Aber sündige ich vielleicht dadurch, daß ich bei Antipas bin?«

»Zu welchem Zweck bist du dort? Etwa um dich zu ergötzen?«

»Nein, Meister, um über dich zu wachen. Du weißt es. Auch jetzt bin ich dazu auf dem Weg zu ihm. Denn ich weiß, daß sie Boten zu Herodes gesandt haben, um ihn gegen dich aufzubringen.«

»Dann sündigst du nicht. Würdest du nicht lieber bei mir sein, trotz meines ärmlichen Lebens?«

»Das fragst du mich? Ich habe es gleich zu Anfang gesagt. Die Nacht in diesem Zelt, die ärmliche Mahlzeit, die wir verkostet haben, sind mit nichts zu vergleichen. Oh, wenn man nicht, um das Zischen der Schlangen zu hören, in ihrer Höhle sein müßte, wäre ich bei dir! Ich habe die Wahrheit deiner Sendung begriffen. Ich habe einmal gefehlt. Aber es hat dazu gedient, mir die Augen zu öffnen, und ich werde nicht mehr von der Gerechtigkeit abweichen.«

»Du siehst also: nichts ist unnütz. Auch der Irrtum kann ein Mittel zum Guten sein für den, der das Gute erstrebt. Der Irrtum fällt ab wie die Hülle der Puppe, und der Schmetterling kommt hervor, der weder mißstaltet ist noch üblen Geruch verbreitet und der nicht mehr kriecht, sondern fliegt und die Blumenkelche und die Strahlen des Lichtes sucht. Auch den guten Seelen ergeht es so. Sie können versinken in Elend und tödlichen Bedrängnissen, doch nur für kurze

Zeit. Dann befreien sie sich und fliegen von Blume zu Blume, von Tugend zu Tugend, dem Licht, der Vollkommenheit entgegen. Loben wir den Herrn für seine immerwährenden Werke der Barmherzigkeit, die er auch ohne Wissen des Menschen in seinem Herzen und um ihn herum wirkt.«

Und Jesus betet. Er wirft sich auf die Knie, da das niedrige enge Zelt keine andere Stellung erlaubt. Dann nähren sie noch das Feuer vor dem Zelt, füttern das Pferd und bereiten sich auf die Ruhe vor, nachdem sie beschlossen haben, einander beim Bewachen des Feuers und des Tieres abzulösen. Diesem hat Manaen das schwere Fell übergeworfen zum Schutz gegen die nächtliche Kälte.

Jesus und Manaen legen sich auf die Strohbindel und hüllen sich zum Schlafen in ihre Mäntel. Johannes geht, aus Furcht vom Schlaf übermannt zu werden, vor dem Zelt auf und ab, schürt das Feuer und achtet auf das Pferd, das ihn mit intelligenten schwarzen Augen anschaut und rhythmisch mit den Hufen schlägt. Es schüttelt den Kopf, so daß die Silberketten des Zaumzeugs klingeln, und frißt die duftenden Stiele des wilden Fenchels am Fuß des Baumes, an den es gebunden ist. Und als Johannes ihm noch schönere anbietet, die weiter weg gewachsen sind, wiehert es glücklich und will mit den weichen rötlichen Nüstern den Hals des Apostels liebkoson. Aus der Ferne hört man im großen Schweigen der Nacht das ruhige Rauschen des Flusses.

Jesus sagt:

»Auch das dritte Jahr des öffentlichen Lebens hat ein Ende. Es kommt nun die Vorbereitungszeit auf die Passion, in der sich scheinbar alles auf wenige Handlungen und wenige Personen beschränkt. Meine Person und meine Mission scheinen an Bedeutung zu verlieren. In Wirklichkeit war der, der besiegt und in die Flucht geschlagen schien, der Held, der sich vorbereitete auf die Verherrlichung, und um ihn sammelten sich nicht die Menschen, sondern ballten sich die Leidenschaften der Menschen und erreichten ihren Höhepunkt.

Alles, was vorangegangen und vielleicht in gewissen Episoden den weniger gutwilligen oder oberflächlichen Lesern zwecklos erschienen ist, erscheint nun in seinem wahren düsteren oder strahlenden Licht. Vor allem die Hauptpersonen – die zu kennen viele nicht als nützlich anerkennen wollen – denn sie sind das Beispiel

für die heutigen Meister, die mehr denn je geschult werden müssen, um wahre Meister des Geistes zu werden. Wie ich Johannes und Manaen gesagt habe, ist nichts unnütz von dem, was Gott tut, nicht einmal der schwache Grashalm. So ist auch nichts überflüssig in dieser Arbeit, weder die glänzenden Gestalten noch die schwachen und düsteren Gestalten. Vielmehr sind für die Meister des Geistes die schwachen und düsteren Gestalten von größerem Nutzen als die guten und heroischen.

So wie man von der Höhe eines Berges, nahe dem Gipfel, die ganze Formation des Berges sieht und erkennt, wie man durch Wälder und über Bäche, Wiesen und Hänge von der Ebene zum Gipfel gelangen kann, wie man die ganze Schönheit des Panoramas sieht, so daß die Überzeugung sich verstärkt, daß die Werke des Schöpfers alle nützlich und erhaben sind und daß das eine dem anderen dient und es ergänzt und daß alle zusammen die Schönheit der Schöpfung ausmachen; ebenso vermitteln die unterschiedlichen Gestalten, Episoden und Lehren dieser drei Jahre evangelischen Lebens dem richtig eingestellten Menschen, der sie gleichsam vom Gipfel des Berges meines Werkes als Meister betrachtet, ein genaues Bild des ganzen politischen, religiösen, gesellschaftlichen und geistigen Komplexes, der selbstsüchtig war bis zum Verbrechen oder selbstlos bis zum größten Opfer und in dem ich Meister war und Erlöser wurde. Die Großartigkeit des Dramas erkennt man nicht an einer Szene, sondern an allen seinen Akten. Die Gestalt des Hauptdarstellers zeichnet sich immer klarer ab in der unterschiedlichen Beleuchtung durch die zweitrangigen Darsteller.

Nun, nahe beim Gipfel, sind alle verborgenen Winkel der Herzen und alle Machenschaften der Sekten enthüllt, und es bleibt nur zu tun, was der Wanderer nahe dem Gipfel tut: betrachten, alles und alle betrachten. Die hebräische Welt erkennen. Erkennen, was ich war: der Mensch, der über Sinnlichkeit, Egoismus, Haß und Groll erhaben war; der Mensch, der versucht werden mußte von der ganzen Welt, zur Rache und zum Machtstreben, zu den ehrbaren Freuden der Ehe und Häuslichkeit, der alles ertragen mußte, da er im Kontakt mit der Welt lebte und darunter zu leiden hatte; denn unendlich war der Abstand zwischen der Unvollkommenheit und der Sündhaftigkeit der Welt und meiner Vollkommenheit, durch die ich auf alle Stimmen, auf alle Verführungen und auf alle Widersprüche der Welt, Satans und des eigenen Ichs mit einem Nein zu antworten wußte und rein, sanft, treu, barmherzig, demütig und gehorsam blieb bis zum Tod am Kreuz.

Wird die Gesellschaft von heute, der ich diese Erkenntnis von mir gebe, um sie zu stärken gegen die immer heftiger werdenden Angriffe Satans und der Welt, all das verstehen?

Auch heute wie vor zwanzig Jahrhunderten werde ich auf den Widerspruch derer stoßen, für die ich mich offenbare. Noch einmal werde ich das Zeichen des Widerspruchs sein. Aber nicht ich, nicht mich betreffend, sondern hinsichtlich dessen, was ich in ihnen errege. Die Guten, jene, die guten Willens sind, werden positiv rea-

gieren wie die Hirten und die Demütigen. Die anderen werden negativ reagieren wie die Schriftgelehrten, die Pharisäer, die Sadduzäer und die Priester jener Zeit. Jeder gibt das, was er hat. Der Gute, der mit Bösen in Berührung kommt, entfesselt einen Ausbruch noch größerer Bosheit in ihnen. Gericht wird über die Menschen gehalten wie am Freitag des Rüsttages, je nachdem, wie sie den Meister beurteilt und angenommen haben und ihm gefolgt sind, der in seiner unendlichen Barmherzigkeit einen weiteren Versuch unternommen hat, sich zuerkennen zu geben.

Vielen werden die Augen aufgehen. Sie werden mich erkennen und sagen: „Er ist es. Deshalb brannte unser Herz in der Brust, als er mit uns sprach und uns die Schrift auslegte.“

Mein Friede sei mit diesen und mit dir, kleiner, getreuer, liebevoller Johannes.«

Vorbereitung auf die Passion

595 Die Juden im Haus des Lazarus

Eine zahlreiche Gruppe Juden zieht auf edlen Pferden mit großem Pomp in Betanien ein. Es sind Schriftgelehrte und Pharisäer, sowie einige Sadduzäer und Herodianer, die ich schon früher einmal gesehen habe, wenn ich nicht irre beim Festmahl im Haus des Chuza, als sie Jesus versuchen wollten, sich zum König ausrufen zu lassen. Diener folgen der Gruppe zu Fuß.

Die Reiter durchqueren langsam das Städtchen, und die auf dem harten Boden klappernden Hufe, das Klirren der Geschirre und die Stimmen der Männer locken die Bewohner aus ihren Häusern. Sie blicken sichtlich erstaunt auf die Vorbeireitenden, verneigen sich tief zum Gruß und richten sich dann wieder auf, um flüsternde Gruppen zu bilden.

»Habt ihr gesehen?«

»Alle Synedristen von Jerusalem!«

»Nein, Josef vom Ältestenrat, Nikodemus und andere waren nicht dabei!«

»Und die bekanntesten Pharisäer.«

»Und die Schriftgelehrten.«

»Und wer war jener auf dem Pferd?«

»Gewiß gehen sie zu Lazarus.«

»Er muß im Sterben liegen.«

»Ich kann nicht verstehen, warum der Meister nicht hier ist.«

»Was willst du, die von Jerusalem versuchen ihn doch umzubringen!«

»Du hast recht. Sicher kommen diese Schlangen, die gerade vorbeigeritten sind, nachsehen, ob der Rabbi dort ist.«

»Gott sei gepriesen, daß er nicht da ist!«

»Weißt du, was sie auf dem Markt von Jerusalem meinem Mann gesagt haben? Wir sollten uns bereithalten, da er sich bald zum König ausrufen lassen wird und wir ihm dann alle helfen müssen ... Wie haben sie gesagt? Ach! Ein Wort, das soviel bedeutet, als wenn

ich sagen würde, daß ich alle aus dem Haus jage und mich selbst zur Herrin mache ... «

»Ein Komplott ...? Eine Verschwörung ...? Ein Aufstand ...?« fragen und mutmaßen sie.

Ein Mann sagt: »Ja, das haben sie auch mir gesagt. Aber ich glaube nicht daran.«

»Immerhin, es sind Jünger des Rabbi, die das sagen ...!«

»Hm ... Daß der Rabbi Gewalt anwendet und den Tetrarchen absetzt, daß er einen Thron an sich reißt, der, ob rechtens oder nicht, den Herodianern gehört, das glaube ich nicht. Du tätest gut daran, Joachim zu sagen, daß er nicht alles glauben soll, was er hört ... «

»Aber weißt du, daß alle, die ihm helfen, auf Erden und im Himmel belohnt werden? Ich wäre sehr glücklich, wenn mein Mann unter ihnen wäre. Ich habe viele Kinder, und das Leben ist schwer. Wenn er ein Diener des Königs von Israel werden könnte ... «

»Höre, Rahel, ich halte es für besser, mich um meinen Garten und meine Datteln zu kümmern. Wenn er selbst es mir sagen würde ... oh, dann würde ich alles zurücklassen und ihm folgen. Aber solange es andere sagen ... «

»Aber es sind doch seine Jünger.«

»Ich habe sie nie bei ihm gesehen, und außerdem ... Nein. Sie spielen sich als Lämmer auf, haben aber Spitzbubengesichter, die mich gar nicht überzeugen.«

»Das ist wahr. Seit einiger Zeit geschehen eigenartige Dinge, und immer heißt es, daß es die Jünger des Rabbi seien, die da handeln. Am Vortag des vergangenen Sabbat mißhandelten einige von diesen eine Frau, die Eier auf den Markt brachte, und sagten zu ihr: „Wir wollen deine Eier im Namen des galiläischen Rabbi!“ «

»Und du glaubst, daß er so etwas verlangen könnte? Er, der nur gibt und nicht nimmt? Er, der unter den Reichen leben könnte und es vorzieht, bei den Armen zu sein? Er, der seinen Mantel hergibt, wie es die geheilte Aussätzige allen erzählt hat, der Jakobus begegnet ist?«

Ein anderer Mann, der sich zu der Gruppe gesellt und zugehört hat, sagt: »Du hast recht. Und diese andere Sache, die man auch noch erzählt? Daß der Rabbi großes Unheil über uns bringen wird, weil die Römer uns alle bestrafen werden wegen des Aufruhrs, den er unter den Leuten stiftet? Glaubt ihr daran? Ich sage – und ich irre mich sicher nicht, denn ich bin alt und kenne mich in der Welt aus – ich glaube, daß sowohl die, die uns armen Leuten weismachen wollen, daß der Rabbi mit Gewalt den Thron an sich reißen und dann auch die Römer verjagen will – ach, wenn es nur so wäre . . . ! wenn es möglich wäre, dies zu tun – als auch die, die in seinem Namen Gewalt anwenden und uns aufwiegelnd durch Versprechen künftigen Gewinns, ebenso wie die, die uns dazu bringen wollen, den Meister zu hassen als einen gefährlichen Menschen, der Unglück über uns bringen wird; ich meine, daß sie alle Feinde des Meisters sind, die ihm schaden wollen, um selbst herrschen zu können. Glaubt ihnen nicht! Glaubt nicht den falschen Freunden der armen Leute! Habt ihr gesehen, wie hochmütig sie vorübergeritten sind? Mich hätten sie beinahe verprügelt, weil ich Mühe hatte, die Schafe, die ihnen den Weg versperrten, in das Gehege zu treiben . . . Und diese sollen unsere Freunde sein? Niemals! Sie saugen uns das Blut aus und – Gott möge es verhüten – auch ihm.«

»Du wohnst doch bei den Feldern des Lazarus. Weißt du vielleicht, ob er schon gestorben ist?«

»Nein, er ist noch nicht gestorben. Er schwebt zwischen Leben und Tod . . . Ich habe mich bei Sara erkundigt, die Kräuter für die Waschungen gesammelt hat.«

»Aber weshalb sind sie dann gekommen?«

»Hm . . . Sie haben sich das Haus von allen Seiten angeschaut, von hinten, von der Seite, sind auch um das Haus des Aussätzigen herumgegangen und dann in Richtung Betlehem weitergeritten.«

»Ich habe es doch gesagt! Sie wollten sehen, ob der Rabbi da ist; um ihm Böses anzutun. Weißt du, was es für sie bedeutet, ihm etwas Böses antun zu können? Und noch dazu im Haus des Lazarus? Sag,

Natan ... Dieser Herodianer, war er nicht früher der Liebhaber von Maria des Theophilus?«

»Er war es. Vielleicht wollte er sich auf diese Weise an Maria rächen ...«

Ein Knabe kommt gerannt. Er schreit: »Wie viele Leute im Haus des Lazarus! Ich kam soeben mit Levi, Markus und Jesaja vom Bach, und wir haben sie gesehen. Die Diener haben ihnen das Tor geöffnet und die Reittiere abgenommen. Und Maximinus ist den Juden entgegengeeilt, und auch andere sind mit tiefen Verbeugungen herbeigelaufen. Dann sind Marta und Maria mit ihren Dienerinnen zur Begrüßung aus dem Haus gekommen. Wir hätten gern noch mehr gesehen, aber da haben sie das Tor geschlossen, und alle sind ins Haus gegangen ...«

Der Junge ist ganz erregt über die Nachricht, die er bringt, über das, was er gesehen hat ...

Die Leute machen ihre Bemerkungen.

596 Die Juden bei Marta und Maria

Wenngleich durch Schmerz und Anstrengung erschöpft, ist Marta doch immer die Frau, die es versteht, zu empfangen, zu bewirten und Ehre zu erweisen mit jener vollkommenen Vornehmheit einer wahren Dame. So erteilt sie jetzt, nachdem sie die Gesellschaft in einen der Säle geleitet hat, Anweisungen, damit den Gästen die üblichen Erfrischungen angeboten und sie mit allem versorgt werden, was ihnen zur Erquickung dienen kann.

Die Diener gehen umher, schenken warme Getränke oder vortrefflichen Wein ein und bieten herrliche Früchte an, gelbe Datteln wie Topase, getrocknete Weinbeeren von wundervollen, makellosen Trauben, die an unsere Rosinen erinnern, und flüssigen Honig, alles in Amphoren, Kelchen, Tellern und kostbaren Schüsseln. Und Marta wacht aufmerksam über alles, damit auch niemand vernachlässigt wird. Vielmehr läßt sie die Diener die Speisen entsprechend

dem Alter und vielleicht auch entsprechend den individuellen Wünschen jedes Einzelnen, die ihr wohl bekannt sind, anbieten. So hält sie einen Diener zurück, der sich soeben Hilkija mit einem gefüllten Weinkrug und einem Kelch nähert: »Tobias, keinen Wein, sondern Honigwasser und Dattelsaft.« Und zu einem anderen sagt sie: »Johannes zieht gewiß den Wein vor. Biete ihm den weißen von der Spätlese an.« Und ganz persönlich bringt sie dem alten Schriftgelehrten Hananja heiße Milch, die sie reichlich mit goldgelbem Honig süßt, während sie sagt: »Dies wird deinen Husten lindern! Du hast dir an diesem kalten Tag die Mühe gemacht, hierher zu kommen, obwohl du leidend bist. Ich bin gerührt, euch so eifrig zu sehen.«

»Es ist unsere Pflicht, Marta. Eucheria stammte aus unserem Geschlecht. Eine echte Jüdin, die uns allen Ehre machte.«

»Dein Gedenken an meine geliebte Mutter ehrt und rührt mich zutiefst. Ich werde Lazarus diese Worte wiederholen.«

»Aber wir wollen ihn selbst grüßen. Einen so guten Freund!« sagt falsch wie immer Hilkija, der hinzugekommen ist.

»Ihn grüßen? Das ist nicht möglich. Er ist zu sehr erschöpft.«

»Oh, wir werden ihn nicht stören. Nicht wahr, ihr alle? Es genügt uns ein Lebewohl von der Schwelle seines Zimmers aus ... « sagt Felix.

»Ich kann nicht, ich kann wirklich nicht. Nikomedes hat jede Anstrengung und Aufregung verboten.«

»Ein Blick auf den sterbenden Freund kann ihn nicht töten, Marta«, sagt Callascebona. »Zu sehr würde es uns schmerzen, ihn nicht begrüßt zu haben.«

Marta ist erregt und zögert. Sie schaut zur Tür, ob nicht vielleicht Maria ihr zu Hilfe kommt. Aber Maria ist nicht da.

Die Juden bemerken diese Erregung, und Zadok, der Schriftgelehrte, sagt zu Marta: »Man könnte meinen, daß unser Kommen dich beunruhigt hat, Frau ... «

»Nein, nein, gewiß nicht. Aber habt Verständnis für meinen Schmerz. Seit Monaten lebe ich an der Seite eines Sterbenden und ...

ich kann nicht ... Ich kann mich nicht mehr wie früher bei den Festen benehmen ... «

»Oh, dies ist kein Fest! Wir wollten nicht einmal, daß du uns mit solchen Ehren empfängst! Aber vielleicht ... vielleicht willst du uns etwas verbergen und läßt uns deshalb Lazarus nicht sehen, läßt uns nicht in sein Zimmer. Ja, ja, wer weiß! Aber hab keine Angst! Das Zimmer eines Kranken ist eine heilige Zufluchtsstätte für wen auch immer, glaube mir ... « sagt Hilkiya.

»Es gibt im Zimmer meines Bruders nichts zu verbergen. Nichts ist dort versteckt. Das Zimmer beherbergt nur einen Sterbenden, dem man aus Mitleid jede quälende Erinnerung ersparen sollte«, sagt mit ihrer herrlichen, dem Klang einer Orgel gleichenden Stimme Maria, die auf der Schwelle erscheint und den Purpurvorhang mit der Hand beiseite schiebt. »Und du, Hilkiya, und ihr alle seid quälende Erinnerungen für Lazarus!«

»Maria!« seufzt Marta bittend, um sie zum Schweigen zu bringen.

»Nichts, Schwester. Laß mich reden ... « Sie wendet sich den anderen zu: »Und um euch jeden Zweifel zu nehmen, soll einer von euch – so wird es nur *eine* schmerzvolle Erinnerung an die Vergangenheit, die zurückkehrt, sein – mit mir kommen, wenn der Anblick und der Geruch eines Sterbenden ihn nicht abstößt und der Gestank des verfallenden Fleisches ihm nicht Übelkeit bereitet.«

»Und du ... bist du nicht selbst eine schmerzliche Erinnerung?« fragt spöttisch der Herodianer, den ich schon einmal, ich weiß nicht wo, gesehen habe, wobei er aus seiner Ecke kommt und sich vor Maria stellt.

Marta stöhnt. Maria hat den Blick eines erregten Adlers. Ihre Augen blitzen. Sie richtet sich stolz auf, vergißt die Müdigkeit und den Schmerz, die sie gebeugt haben, und sagt mit dem Ausdruck einer gekränkten Königin: »Ja, auch ich bin eine Erinnerung. Aber keine schmerzliche, wie du sagst. Ich bin die Erinnerung an Gottes Barmherzigkeit ... Und bei meinem Anblick stirbt Lazarus in Frieden, denn er weiß, daß er seinen Geist in die Hände der unendlichen Barmherzigkeit zurückgibt.«

»Ha, ha, ha! So hast du nicht gesprochen in alten Zeiten! Deine Tugend! Die kannst du nur jemandem vor Augen stellen, der dich nicht kennt . . . «

»Aber nicht dir, nicht wahr? Gerade dir stelle ich sie vor Augen, um dir zu zeigen, daß man so wird wie die, mit denen man verkehrt. Früher bin ich zu meinem Unglück mit dir verkehrt und war so wie du. Nun verkehre ich mit dem Heiligen und werde ehrbar . . . «

»Trümmer kann man nicht wiederherstellen, Maria.«

»In der Tat, die Vergangenheit: du, ihr alle, ihr könnt sie nicht wiederherstellen. Ihr könnt nicht wiederherstellen, was ihr zerstört habt. Du nicht, den ich verabscheue. Ihr nicht, die ihr in der Zeit des Schmerzes meinen Bruder beleidigt habt und euch jetzt in übler Absicht als seine Freunde ausgeben.«

»Oh, du bist kühn, Frau! Der Rabbi mag dir viele Teufel ausgetrieben haben, aber sanftmütig hat er dich nicht gemacht!« sagt ein etwa Vierzigjähriger.

»Nein, Jonatan Ben-Hannas. Er hat mich nicht schwach gemacht, sondern stärker. Er hat mir die Kühnheit eines ehrbaren Menschen gegeben, der wieder ehrbar werden wollte und alle Bindungen an die Vergangenheit gelöst hat, um sich ein neues Leben aufzubauen. Auf! Wer kommt mit zu Lazarus?« Sie ist gebieterisch wie eine Königin und beherrscht sie alle mit ihrer Offenheit, die auch kein Selbstmitleid kennt. Marta hingegen ist verängstigt. Mit Tränen in den Augen blickt sie flehentlich Maria an, um sie zum Schweigen zu bringen.

»Ich werde kommen«, sagt mit dem Seufzer eines Opfers Hilikja, der immer falsch wie eine Schlange ist.

Sie gehen zusammen hinaus. Die anderen wenden sich Marta zu: »Deine Schwester . . . ! Immer derselbe Charakter. Sie sollte nicht so sein. Für so vieles müßte sie um Verzeihung bitten«, sagt Uriël, der Rabbi, den ich in Gischala gesehen habe und der dort Steine auf Jesus geworfen hat.

Martas Kräfte kehren bei dem Peitschenhieb dieser Worte zurück

und sie entgegnet: »Gott hat ihr verziehen, und jede andere Verzeihung hat nach der seinen keine Bedeutung mehr. Ihr jetziges Leben ist ein Beispiel für die Welt ... « Doch der Mut verläßt Marta gleich wieder, und sie schluchzt unter Tränen: »Ihr seid grausam! Gegen sie ... und gegen mich ... Ihr habt kein Mitleid, weder mit unserem vergangenen noch mit unserem gegenwärtigen Schmerz. Warum seid ihr gekommen? Um zu beleidigen und zu verletzen?«

»Nein, Frau. Nein. Einzig und allein, um den großen Juden zu grüßen, der im Sterben liegt. Aus keinem anderen Grund. Keinem anderen. Du darfst unsere guten Absichten nicht mißverstehen. Wir haben durch Josef und Nikodemus von der Verschlechterung seines Zustandes erfahren und sind gekommen ... wie sie, die beiden guten Freunde des Rabbi und des Lazarus. Warum wollt ihr uns anders behandeln, uns, die wir wie sie den Rabbi und Lazarus lieben? Ihr seid ungerecht. Willst du etwa behaupten, daß sie, und auch Johannes, Eleasar, Philippus, Josua und Joachim nicht gekommen sind, um sich nach Lazarus zu erkundigen, und daß auch Manaen nicht gekommen ist ... ?«

»Ich behaupte gar nichts. Ich staune nur, daß ihr alles so genau wißt. Ich dachte nicht, daß ihr auch das Innere der Häuser überwacht. Ich wußte nicht, daß es außer den sechshundertdreizehn Vorschriften noch eine neue gibt, die besagt, die privaten Angelegenheiten der Familien auszuforschen und auszuspionieren ... Oh, verzeiht! Ich beleidige euch. Der Schmerz beraubt mich der Sinne, und ihr vergrößert ihn noch.«

»Oh, wir verstehen dich, Frau! Und da wir angenommen haben, daß ihr wie von Sinnen seid, sind wir gekommen, um euch einen guten Rat zu geben. Laßt den Meister holen. Auch gestern sind wieder sieben Aussätzige gekommen, um den Herrn zu preisen, da der Rabbi sie geheilt hat. Ruft ihn doch auch für Lazarus!«

»Mein Bruder ist nicht aussätzig«, schreit Marta außer sich. »Deshalb wolltet ihr ihn sehen? Dazu seid ihr gekommen? Nein, er ist nicht aussätzig! Seht meine Hände an. Seit Jahren pflege ich ihn

und habe keinen Aussatz an mir. Meine Haut ist gerötet von den Essenzen, aber ich habe keinen Aussatz. Ich habe nicht ... «

»Friede! Beruhige dich, Frau. Wer behauptet denn, daß Lazarus aussätzig ist? Und wer verdächtigt euch einer so schrecklichen Sünde wie der, einen Aussätzigen zu verbergen? Glaubst du denn, daß wir euch ungeachtet eurer Macht nicht bestraft hätten, wenn ihr gesündigt hättet? Wir achten weder des Vaters noch der Mutter, weder der Gattin noch der Kinder, wenn es gilt, den Vorschriften Gehorsam zu verschaffen. Das versichere ich dir. Ich, Jonatan des Uziel.«

»Aber gewiß! So ist es! Und jetzt sagen wir dir, weil wir es gut mit dir meinen und weil wir deine Mutter geliebt haben und Lazarus lieben: Laßt den Meister rufen. Du schüttelst den Kopf? Willst du damit sagen, daß es schon zu spät ist? Wie? Hast du kein Vertrauen zu ihm, du, Marta, die treue Jüngerin? Das ist schlimm! Beginnst auch du schon an ihm zu zweifeln?« sagt Archelaos.

»Du lästerst, Schriftgelehrter! Ich glaube an den Meister als an den wahren Gott!«

»Warum willst du es dann nicht versuchen? Er hat Tote auferweckt ... Man sagt wenigstens so ... Vielleicht weißt du nicht, wo er ist? Wenn du willst, suchen wir ihn für dich, helfen wir dir ... « schlägt Felix vor.

»Aber nein! Im Haus des Lazarus weiß man gewiß, wo der Rabbi ist. Sage es offen, Frau, und wir brechen sofort auf, suchen ihn und bringen ihn zu dir. Und dann werden wir alle Zeugen des Wunders sein und uns mit dir, mit euch allen freuen«, sagt der Versucher Zadok.

Marta ist unsicher geworden und erliegt beinahe der Versuchung nachzugeben. Die anderen drängen, während sie sagt: »Wo er ist, weiß ich nicht ... wirklich nicht ... Er ist vor einigen Tagen aufgebrochen und hat sich verabschiedet wie einer, der für lange Zeit fortgeht. Es wäre mir ein großer Trost, wenn ich wüßte, wo er ist ... Wenn ich es wenigstens wüßte ... Aber ich weiß es wirklich nicht ... «

»Arme Frau! Aber wir werden dir helfen ... Wir werden ihn zu dir bringen«, sagt Kornelius.

»Nein, das ist nicht nötig! Der Meister ... Ihr sprecht doch von ihm, nicht wahr? Der Meister hat gesagt, wir sollen hoffen wider alle Hoffnung, und auf Gott allein. Und wir tun es ...« ruft Maria aus, die gerade mit Hilkija zurückkehrt. Dieser läßt sie sofort stehen und unterhält sich gebeugt mit drei Pharisäern.

»Aber er stirbt doch, wie ich höre!« sagt einer von ihnen, nämlich Doras.

»Und? Soll er sterben! Ich werde mich dem Beschluß Gottes nicht widersetzen und dem Rabbi gehorsam sein.«

»Worauf willst du nach dem Tod noch hoffen? Du bist völlig von Sinnen!« spottet der Herodianer.

»Worauf? Auf das Leben!« Die Stimme ist ein Schrei bedingungslosen Glaubens.

»Auf das Leben? Ha, ha! Sei ehrlich. Du weißt, daß vor einem echten Toten seine Macht nichtig ist, und in deiner törichten Liebe zu ihm willst du das verbergen.«

»Hinaus mit euch allen! Es wäre Martas Aufgabe, euch hinauszwerfen, aber sie fürchtet euch. Ich fürchte nur, Gott zu beleidigen, der mir verziehen hat. Daher tue ich es an Martas Stelle. Geht alle! Es ist kein Platz in diesem Haus für solche, die Jesus Christus hassen. Hinaus! Kehrt in eure finsternen Höhlen zurück! Alle hinaus! Oder ich lasse euch durch die Diener hinauswerfen wie einen Haufen schmutziger Landstreicher.«

Sie ist großartig in ihrem Zorn. Die Juden machen sich aus dem Staub, und ihre ganze Feigheit zeigt sich hier, vor dieser Frau. Dieser Frau, die aber auch wirklich einem zürnenden Erzengel gleicht ...

Der Saal leert sich, und der Blick Marias ist für jeden der an ihr Vorübergehenden ein caudinisches Joch²⁵, unter das sich der Hochmut der besiegten Juden beugen muß, während einer nach dem anderen die Schwelle überschreitet. Endlich ist der Saal leer.

²⁵321 vor Christus besiegten die Samniten die Römer bei der Stadt Caudium. Die Truppen Roms wurden durch das Joch, ein aus drei Lanzen gebildetes niedriges Tor, geschickt. Das bedeutete eine Entehrung.

Marta sinkt auf den Teppich und bricht in Tränen aus.

»Warum weinst du, Schwester? Ich sehe keinen Grund dazu ... «

»Oh, du hast sie beleidigt ... und sie haben dich ... sie haben uns beleidigt ... und jetzt werden sie sich rächen ... und ... «

»So schweig doch, du dummes Frauenzimmer! An wem sollen sie sich denn rächen? An Lazarus? Erst müssen sie sich beraten, und bevor sie etwas beschlossen haben ... Oh! An einem Gulal rächt man sich nicht! Und an uns? ... Haben wir denn ihr Brot zum Leben nötig? Unseren Besitz werden sie nicht anrühren. Rom hält seine Hand schützend darüber. Wie also? Und wenn sie es auch tun könnten, sind wir beide denn nicht jung und kräftig? Können wir nicht arbeiten? Ist Jesus vielleicht nicht arm? Ist unser Jesus denn nicht selbst ein Arbeiter gewesen? Würden wir ihm nicht ähnlicher sein, wenn wir arm wären und arbeiten würden? Freue dich doch, arm zu werden! Hoffe darauf! Bitte Gott darum!«

»Aber was sie zu dir gesagt haben ... «

»Ha, ha! Was sie zu mir gesagt haben, ist die reine Wahrheit. Ich selbst sage sie. Ich bin eine Unreine gewesen. Doch nun bin ich das Lamm des Hirten! Und die Vergangenheit ist tot. Auf, gehen wir zu Lazarus.«

597 Marta läßt den Meister benachrichtigen

Ich befinde mich noch im Haus des Lazarus und sehe, daß Marta und Maria einen schon etwas älteren Mann sehr würdevollen Aussehens in den Garten begleiten, der, ich würde sagen, kein Hebräer ist, da sein Gesicht glattrasiert ist wie bei den Römern.

In einiger Entfernung vom Haus fragt ihn Maria: »Nun, Nikomedes? Was sagst du zu unserem Bruder? Wir halten ihn für sehr ... krank ... Sprich.«

Der Mann breitet in einer Geste des Bedauerns die Arme aus, gleichsam als Bestätigung der Hoffnungslosigkeit des Falles, bleibt stehen und sagt: »Er ist schwer krank. Ich habe euch nie darüber im

unklaren gelassen, seit ich ihn in Behandlung genommen habe. Ich habe alles versucht, ihr wißt es, aber es hat nichts genützt. Ich habe gehofft ... ja, ich habe gehofft, daß er wenigstens am Leben bleiben und der Entkräftung durch die Krankheit widerstehen würde durch die gute Ernährung und die Herzmittel, die ich zubereitet habe. Ich habe es auch mit Giften versucht, die das Blut vor der Zersetzung bewahren und seine Kräfte erhalten sollten, entsprechend der alten Schule der großen Meister der Medizin. Aber das Übel ist stärker als die zu seiner Heilung zur Verfügung stehenden Mittel. Diese Krankheiten sind eine Art Zersetzung. Und wenn sie äußerlich sichtbar werden, ist das Knochenmark schon zerstört. Wie der Saft in einem Baum von der Wurzel bis zum Gipfel steigt, so hat sich hier die Krankheit von den Füßen aus in den ganzen Körper ausgebreitet.«

»Aber es sind doch nur seine Füße krank ... « jammert Marta.

»Ja, aber das Fieber zerstört dort, wo ihr glaubt, daß alles gesund sei. Seht dieses vom Baum gefallene Zweiglein. Es scheint nur an der Bruchstelle wurmstichig zu sein. Aber seht ... (Er zerbröselte es zwischen den Fingern.) Seht ihr? Unter der noch glatten Rinde ist die Fäulnis bis nach oben gedrunken, wo das Ästchen noch gesund zu sein scheint, weil Blätter daran sind. Lazarus ... liegt nun im Sterben, bedauernswerte Schwestern! Der Gott eurer Väter und die Halbgötter unserer Medizin konnten oder wollten nichts tun. Ich spreche von eurem Gott ... Und daher ... Ja, ich sehe, daß der Tod sich nähert, da auch das Fieber steigt, ein Symptom des Verfalls, der das Blut ergriffen hat; ich sehe es an den unregelmäßigen Herzschlägen und dem Fehlen jeglicher Reaktion des Kranken und seiner Organe auf irgendwelche Reize. Ihr seht ... Er kann nicht mehr essen. Er kann nicht mehr das Wenige behalten, das er zu sich nimmt, und was in seinem Magen bleibt, wird nicht verdaut. Es geht dem Ende zu ... Und – glaubt einem Arzt, der euch zu Dank verpflichtet ist im Gedenken an euren Vater – das Wünschenswerteste wäre nunmehr der Tod ... Es handelt sich um eine schreckliche Krankheit. Seit Tausenden von Jahren zerstört sie den Menschen, und der Mensch

ist nicht imstande, mit ihr fertigzuwerden. Nur die Götter könnten helfen, wenn ...« Er hält inne, sieht die Schwestern an und reibt sich mit den Fingern das rasierte Kinn. Er denkt nach. Dann sagt er: »Warum ruft ihr nicht den Galiläer? Er ist euer Freund. Er kann ... denn er vermag alles. Ich habe Leute untersucht, die unheilbar waren und nun gesund sind. Eine eigenartige Kraft geht von ihm aus. Ein geheimnisvolles Fluidum, das belebt, die ungeordneten Abläufe im Körper ordnet und sie zwingt, gesunden zu wollen ... Ich verstehe es nicht, aber ich weiß es ... denn ich bin ihm gefolgt, habe mich unter das Volk gemischt und wunderbare Dinge gesehen ... Ruft ihn. Ich bin ein Heide. Aber ich verehere den geheimnisvollen Wundertäter eures Volkes. Und ich wäre glücklich, wenn er zustande brächte, wozu ich nicht fähig gewesen bin.«

»Er ist Gott, Nikomedes. Daher kann er es. Die Kraft, die du Fluidum nennst, ist sein göttlicher Wille«, sagt Maria.

»Ich lache nicht über euren Glauben. Vielmehr will ich euch ermutigen, ihn ins Unendliche anwachsen zu lassen. Übrigens ... liest man, daß die Götter schon andere Male zur Erde herabgestiegen sind. Ich ... wollte das nie glauben. Aber nach bestem Wissen und Gewissen als Mensch und Arzt muß ich sagen, daß es so ist, denn der Galiläer wirkt Heilungen, die nur ein Gott wirken kann.«

»Nicht ein Gott, Nikomedes. Der wahre Gott«, berichtigt Maria.

»Gut, wie du willst. Ich will an ihn glauben und sein Jünger werden, wenn ich sehe, daß Lazarus aufersteht ... Denn nun muß man mehr von Auferstehung als von Heilung sprechen. Ruft ihn also, und schnellstens ... denn wenn ich mich nicht täusche, wird Lazarus spätestens am dritten Tag nach dem heutigen sterben. Ich habe gesagt „spätestens“ ... Es könnte aber auch früher geschehen, jetzt.«

»Oh, könnten wir doch! Aber wir wissen nicht, wo er ist ... « sagt Marta.

»Ich weiß es. Einer seiner Jünger hat es mir gesagt. Er war auf dem Weg zu ihm, zusammen mit einigen Kranken, von denen zwei zu meinen Patienten gehören. Er ist am anderen Ufer des Jordan, bei

der Furt. So hat er gesagt. Ihr kennt den Ort vielleicht besser.«

»Ah, er ist sicher im Haus des Salomon!« sagt Maria.

»Ist es sehr weit?«

»Nein, Nikomedes.«

»Dann schickt sofort einen Diener zu ihm und laßt ihm ausrichten, daß er kommen soll. Ich werde später wiederkommen und hierbleiben, um sein Wunder an Lazarus mitzuerleben. Salve, domine. Und vergeßt nicht, euch gegenseitig Mut zu machen.« Er verneigt sich vor ihnen und geht auf den Ausgang zu, wo ihn ein Diener mit seinem Pferd erwartet und ihm das Tor aufhält.

»Was sollen wir tun, Maria?« fragt Marta, nachdem sie den Arzt hat fortreiten sehen.

»Wir gehorchen dem Meister. Er hat befohlen, ihn nach dem Tod des Lazarus rufen zu lassen. Und das werden wir tun . . . «

»Aber wenn er tot ist . . . was nützt dann der Meister noch hier? Für unser Herz wird es ein Trost sein, das schon. Aber für Lazarus . . . ? Ich schicke einen Diener und lasse ihn rufen.«

»Nein, du würdest das Wunder vereiteln. Er hat gesagt, wir sollen hoffen und glauben, auch wenn die Situation hoffnungslos erscheint. Und wenn wir dies tun, werden wir das Wunder erleben, dessen bin ich sicher. Wenn wir aber nicht glauben können, dann wird Gott uns unserer Anmaßung, es besser machen zu wollen als er, überlassen und uns nichts gewähren.«

»Aber siehst du denn nicht, wie sehr Lazarus leidet? Hörst du denn nicht, wie er in den Augenblicken, in denen er bei Bewußtsein ist, nach dem Meister verlangt? Hast du denn kein Herz, daß du unserem armen Bruder eine letzte Freude versagen willst? Unser armer Bruder! Bald werden wir keinen Bruder mehr haben! Keinen Vater, keine Mutter und keinen Bruder mehr! Das Haus zerstört, und wir beide allein, wie zwei Palmen in der Wüste.« Marta wird vom Schmerz übermannt und gerät in eine, ich würde sagen, typisch orientalische Nervenkrise: sie wirft sich hin und her, schlägt sich ins Gesicht und rauft sich die Haare.

Maria packt sie und befiehlt ihr: »Schweig! Schweig, sage ich dir! Er kann es hören. Ich liebe ihn mehr als du und kann mich beherrschen. Du gleichst einer kranken Frau. Schweig, sage ich dir! Mit solchen Ausbrüchen ändert man das Schicksal nicht und rührt nicht einmal die Herzen. Und wenn du es tust, um meines umzustimmen, so hast du dich geirrt. Mir bricht das Herz im Gehorsam, aber ich harre in ihm aus.«

Marta ergibt sich der Kraft der Schwester und ihren Worten. Sie beruhigt sich einigermaßen und ruft aber in ihrem Schmerz nun jammernd nach der Mutter: »Mutter, o meine Mutter, tröste du mich! Kein Friede ist mehr in mir, seit du tot bist. Wenn du doch hier wärest, Mutter! Wenn die Schmerzen dich nicht getötet hätten! Wenn du hier wärest, dann würdest du uns sagen, was wir tun sollen, und wir würden dir gehorchen zum Wohl aller ... Oh ...!«

Maria wechselt die Gesichtsfarbe, weint lautlos mit angstvollem Gesicht und ringt schweigend die Hände.

Marta betrachtet sie und sagt: »Als unsere Mutter im Sterben lag, mußte ich ihr versprechen, daß ich zeitlebens für Lazarus eine Mutter sein würde. Wenn sie hier wäre ... «

»Dann würde sie dem Meister gehorchen, denn sie war eine gerechte Frau. Umsonst bemühst du dich, mich umzustimmen. Sage mir nur, daß ich die Mörderin meiner Mutter gewesen bin durch das Leid, das ich ihr zugefügt habe. Ich werde dir sagen: „Du hast recht.“ Aber wenn du mich dazu bringen willst zu sagen, daß du recht tust, den Meister zu rufen, so sage ich dir: „Nein.“ Und ich werde immer „Nein“ sagen. Ich bin sicher, daß die Mutter mir vom Schoß Abrahams aus recht gibt und mich segnet. Gehen wir ins Haus.«

»Ich sage nichts mehr! Ich sage nichts mehr!«

»Alles, alles sollst du sagen! Du hörst dem Meister zu und scheinst aufmerksam zu sein, während er spricht, aber dann erinnerst du dich nicht mehr an seine Worte. Hat er denn nicht immer gesagt, daß Lieben und Gehorchen uns zu Kindern Gottes und Erben sei-

nes Reiches macht? Wie kannst du dann sagen, daß uns nichts mehr bleibt, wenn wir Gott und sein Reich für unsere Treue besitzen werden? Oh! Wahrlich, man muß wie ich schrankenlos gewesen sein im Bösen, um es auch im Guten, im Gehorsam, in der Hoffnung, im Glauben und in der Liebe zu sein, es sein zu können und sein zu wollen ...!«

»Du läßt es zu, daß die Juden den Meister verspotten und anklagen. Hast du sie vorgestern nicht gehört?«

»Denkst du immer noch an das Gekrächze dieser Raben, an das Kreischen dieser Geier? Laß sie doch ausspucken, was in ihnen ist! Was kümmert dich die Welt? Was ist die Welt im Vergleich zu Gott? Schau: weniger als diese lästige Fliege, die erstarrt oder vergiftet ist, weil sie Schmutz gefressen hat, und die ich jetzt zertrete.« Und sie tritt energisch mit dem Absatz auf eine Bremse, die langsam über den Kies des Weges kriecht. Dann nimmt sie Marta beim Arm und sagt: »Auf. Komm ins Haus und ... «

»Lassen wir es den Meister doch wenigstens wissen. Schicken wir jemanden zu ihm, der ihm sagt, daß Lazarus im Sterben liegt, mehr nicht ... «

»Als ob er es nötig hätte, das von uns zu erfahren. Nein, habe ich gesagt. Es ist nutzlos. Er hat gesagt: „Wenn er tot ist, dann laßt es mich wissen.“ Das werden wir tun. Vorher nicht.«

»Niemand, aber auch gar niemand hat Mitleid mit meinem Schmerz! Du am allerwenigsten ... «

»Höre auf, so zu weinen. Ich kann es nicht ertragen ... « In ihrem Schmerz beißt sie sich in die Lippen, um der Schwester Mut zu machen und nicht selbst zu weinen.

Marcella kommt aus dem Haus gerannt, gefolgt von Maximinus. »Marta, Maria, lauft! Schnell! Lazarus geht es schlecht. Er antwortet nicht mehr ... «

Die beiden Schwestern eilen ins Haus ... und bald darauf hört man die laute Stimme Marias Anweisungen für die nötigen Hilfeleistungen geben. Diener laufen mit Herzmitteln und dampfenden

Kesseln mit kochendem Wasser vorbei, man hört sie flüstern und sieht ihre Gesten des Schmerzes . . .

Langsam kehrt nach so viel Aufregung die Ruhe wieder. Man sieht die Diener miteinander reden, nicht mehr so erregt, aber sichtlich ratlos und betrübt, wie ihren Gesprächen zu entnehmen ist. Die einen schütteln den Kopf. Andere heben den Blick zum Himmel und breiten die Arme aus, als wollten sie sagen: »So ist es nun einmal.« Andere weinen, und wieder andere hoffen immer noch auf ein Wunder.

Nun kommt Marta wieder, leichenblaß. Sie schaut hinter sich, um zu sehen, ob ihr jemand folgt. Sie blickt auf die Diener, die sie ängstlich umringen. Noch einmal dreht sie sich um, ob jemand aus dem Haus kommt und ihr folgt. Dann sagt sie zu einem der Diener: »Du, komm mit mir!«

Der Diener löst sich aus der Gruppe und folgt ihr in die Jasminlaube. Marta spricht, den Blick immer auf das Haus gerichtet, das man durch das dichte Geflecht der Zweige sehen kann. »Höre gut zu. Wenn alle Diener wieder hineingegangen sind und ich ihnen Anweisungen gegeben habe, damit sie im Haus beschäftigt sind, dann begib dich in den Stall, nimm eines der schnellsten Pferde und sattle es . . . Sollte dich jemand dabei beobachten, dann sage, daß du den Arzt holen mußt . . . Du lügst nicht, und ich lehre dich nicht zu lügen, denn ich schicke dich wahrlich zu dem gesegneten Arzt . . . Nimm Futter für das Tier und Nahrung für dich selbst mit. Hier hast du auch eine Börse für alles, was du vielleicht brauchst. Geh zum kleinen Tor hinaus und reite über die gepflügten Felder, damit man das Klappern der Hufe nicht hört. Dann schlage den Weg nach Jericho ein und reite im Galopp, ohne je anzuhalten, nicht einmal in der Nacht! Hast du verstanden? Ohne auch nur einen einzigen Halt! Der neue Mond wird dir den Weg erhellen, falls du noch nicht am Ziel bist, wenn es Nacht wird. Bedenke, daß das Leben deines Herrn in deinen Händen liegt und von deiner Schnelligkeit abhängt. Ich verlasse mich auf dich.«

»Herrin, ich will dir dienen wie ein treuer Sklave.«

»Geh zur Furt von Betabara. Überquere sie und reite zum Dorf hinter Betanien jenseits des Jordan. Weißt du, welches ich meine? Dort, wo Johannes anfangs getauft hat.«

»Ich weiß. Auch ich bin damals hingegangen, um mich zu reinigen.«

»In diesem Dorf ist der Meister. Alle werden dir das Haus zeigen können, in dem er sich aufhält. Aber wenn du statt der Hauptstraße dem Fluß folgst, ist es besser. Du wirst so weniger gesehen und kannst das Haus allein finden. Es ist das erste an der einzigen Straße des Ortes, die von den Feldern zum Fluß führt. Du kannst es nicht verfehlen. Ein niedriges Haus ohne Terrasse oder oberes Zimmer, mit einem Garten, der vom Fluß aus gesehen vor dem Haus liegt. Es ist ein Garten mit einem Gartentor aus Holz und einer Weißdornhecke, glaube ich ... auf jeden Fall mit einer Hecke. Hast du verstanden? Dann wiederhole.«

Der Diener wiederholt alles geduldig.

»So ist es recht. Du bittest, mit ihm sprechen zu dürfen, mit ihm allein, und sagst ihm, daß deine Herrinnen dich schicken, daß Lazarus sehr krank ist und im Sterben liegt, daß wir es nicht länger ertragen und daß Lazarus nach ihm verlangt. Er möge sofort kommen, sofort, um Gotteswillen! Hast du verstanden?«

»Ich habe verstanden, Herrin.«

»Danach kehrst du sogleich zurück, damit hier niemand deine Abwesenheit bemerkt. Nimm eine Fackel mit für die dunklen Stunden. Geh, lauf, galoppiere, gib dem Pferd die Sporen, aber komm bald mit der Antwort des Meisters zurück!«

»Ich werde es tun, Herrin.«

»Geh, geh! Siehst du? Sie sind schon alle im Haus. Geh sofort. Niemand wird dich bei den Vorbereitungen sehen. Ich selbst werde dir etwas zu essen bringen. Geh! Ich werde es auf die Schwelle des kleinen Tores legen. Geh! Und Gott sei mit dir ... Geh!«

Sie drängt ihn voller Unruhe und läuft dann eiligst, aber sehr vor-

sichtig ins Haus. Bald darauf verläßt sie es durch eine Hintertür an der Südseite mit einer kleinen Tasche in der Hand, geht an einer Hecke entlang bis zur ersten Öffnung, biegt dort ab und verschwindet ...

598 Der Tod des Lazarus

Alle Türen und Fenster im Zimmer des Lazarus stehen weit offen, um ihm das Atmen zu erleichtern. Um ihn herum, der im Koma liegt – einem tiefen Koma, das sich vom Tod nur durch die schwache Atembewegung unterscheidet – stehen die beiden Schwestern, Maximinus, Marcella und Noomi, und achten auf jede geringste Bewegung des Sterbenden.

Jedesmal, wenn ein Krampf den Mund verzieht und es aussieht, als ob er sprechen wolle, oder wenn die Lider sich einen Spalt öffnen, neigen sich die beiden Schwestern über ihn, um ein Wort oder einen Blick zu erhaschen ... Doch es ist vergebliche Mühe. Es sind nur unkontrollierte Bewegungen, unabhängig von Willen und Verstand, die beide nun erstorben sind; Bewegungen, die von den Schmerzen des Fleisches herrühren, ebenso wie der auf dem Antlitz des Sterbenden glänzende Schweiß und das Zittern, das von Zeit zu Zeit die abgemagerten Finger befällt und sie zu Krallen verkrampft. Die beiden Schwestern rufen ihn immer wieder beim Namen und legen ihre ganze Liebe in ihre Stimme. Aber der Name und die Liebe prallen ab an seinem Unvermögen, etwas wahrzunehmen, und Grabesstille ist die einzige Antwort auf ihr Rufen.

Noomi fährt unter Tränen fort, an die sicherlich eiskalten Füße in Wollstreifen gewickelte angewärmte Ziegelsteine zu legen. Marcella hält einen Becher in der Hand, dem sie ein feines Leinenstückchen entnimmt, das Marta benützt, um die trockenen Lippen des Bruders anzufeuchten. Maria trocknet mit einem anderen Linnen den starken Schweiß, der in Strömen über das abgemagerte Antlitz und die Hände des Sterbenden rinnt. Maximinus hat sich neben dem Bett an

einen hohen, dunklen Schrank gelehnt und betrachtet, hinter dem Rücken der über den Bruder gebeugten Maria stehend, den Sterbenden.

Sonst ist niemand anwesend. Tiefstes Schweigen herrscht, wie in einem leeren Haus oder an einem verlassenem Ort. Die Dienerinnen, die die heißen Ziegelsteine bringen, gehen barfuß und erzeugen auf dem Marmorboden keinerlei Geräusch. Sie gleichen Spukgestalten.

Plötzlich sagt Maria: »Mir scheint, die Hände werden wieder warm. Schau, Marta, seine Lippen sind nicht mehr so blutleer.«

»Ja, auch der Atem geht freier. Ich beobachte ihn schon eine Weile«, bemerkt Maximinus.

Marta neigt sich über den Bruder und ruft leise, aber mit Nachdruck: »Lazarus! Lazarus! Oh! Schau, Maria, er hat ein wenig gelächelt und die Lider bewegt. Es geht ihm besser, Maria! Es geht ihm besser! Wie spät ist es?«

»Die Vesper ist schon vorbei.«

»Ah!« Marta richtet sich auf, faltet die Hände über der Brust und hebt den Blick zum Himmel, eine Geste stillen, aber vertrauensvollen Gebetes. Ein Lächeln erhellt ihr Gesicht.

Die anderen schauen sie erstaunt an, und Maria sagt zu ihr: »Ich verstehe nicht, warum du so glücklich bist, daß die Vesper schon vorbei ist.« Dabei forscht sie argwöhnisch und ängstlich im Gesicht der Schwester.

Doch Marta antwortet nicht und nimmt wieder die vorige Stellung ein.

Eine Dienerin tritt ein mit Ziegelsteinen, die sie Noomi übergibt. Maria befiehlt ihr: »Bring zwei Lampen! Es wird dunkel, und ich will ihn sehen.« Die Dienerin geht leise hinaus und kehrt kurz darauf mit zwei brennenden Lampen zurück. Eine von ihnen stellt sie auf den Schrank, an den sich Maximinus gelehnt hat, und die andere auf ein Tischchen voller Binden und kleinen Krügen auf der anderen Seite des Bettes.

»Oh, Maria! Maria! Schau, er ist tatsächlich nicht mehr so bleich.«

»Er sieht auch nicht mehr so erschöpft aus. Er kommt wieder zu sich!« sagt Marcella.

»Gebt ihm noch ein paar Tropfen von dem Gewürzwein, den Sara zubereitet hat. Er hat ihm gutgetan«, schlägt Maximinus vor.

Maria nimmt von dem Schrank einen kleinen Schnabelkrug mit sehr schlankem Hals und träufelt vorsichtig einige Tropfen Wein zwischen die halbgeöffneten Lippen.

»Langsam, Maria, damit er nicht erstickt!« rät Noomi.

»Oh, er schluckt! Er verlangt danach! Schau, Marta! Schau! Er sucht mit der Zunge danach . . . «

Alle beugen sich über ihn, um besser sehen zu können, und Noomi ruft ihm zu: »Mein Kleinod! Sieh deine Amme an, heilige Seele!« und sie tritt näher, um ihn zu küssen.

»Schau! Schau, Noomi, er trinkt deine Tränen. Sie sind auf seine Lippen gefallen, und er hat sie gespürt und geschluckt.«

»Oh, du meine Freude! Hätte ich doch Milch wie einst! Ich würde sie dir Tropfen für Tropfen in den Mund träufeln, mein Lämmlein, und wenn ich mein Herz ausquetschen und dann sterben müßte.« Ich nehme an, daß Noomi, die Amme Marias, auch die Nährmutter des Lazarus gewesen ist.

»Herrinnen, Nikomedes ist zurückgekehrt«, sagt ein auf der Schwelle erscheinender Diener.

»Er soll hereinkommen! Er soll hereinkommen! Er wird uns helfen, ihm Linderung zu verschaffen.«

»Schaut! Schaut! Er öffnet die Augen und bewegt die Lippen«, sagt Maximinus.

»Er drückt meine Hand mit der seinen!« schreit Maria und beugt sich nieder und sagt: »Lazarus, hörst du mich? Wer bin ich?«

Lazarus öffnet tatsächlich die Augen und schaut. Es ist ein unsicherer, verschleierter Blick, aber immerhin ein Blick. Er bewegt auch mühsam die Lippen und sagt: »Mama!«

»Ich bin Maria. Maria, deine Schwester!«

»Mama!«

»Er erkennt dich nicht. Er ruft seine Mutter. Die Sterbenden tun es immer«, sagt Noomi mit tränenüberströmtem Antlitz.

»Aber er spricht! Nach so langer Zeit spricht er endlich. Das ist schon viel ... Bald wird es ihm besser gehen. Oh, mein Herr, belohne deine Dienerin!« sagt Marta, wiederum in der Haltung innigen und vertrauensvollen Gebetes.

»Aber was hast du denn? Hast du etwa den Meister gesehen? Ist er dir erschienen? Antworte mir, Marta! Nimm mir die Angst!« sagt Maria.

Das Eintreten des Nikomedes verhindert die Antwort. Alle wenden sich ihm zu und erzählen ihm, wie sich der Zustand des Lazarus nach seinem Weggang immer mehr verschlechterte bis zu dem Punkt, da sie ihn schon tot glaubten, und wie sie ihn dann mit allen möglichen Mitteln wenigstens wieder zum Atmen brachten. Und wie er seit kurzem, nachdem eine der Frauen einen Gewürzwein zubereitet hatte, wieder warm geworden sei und geschluckt und zu trinken versucht habe, wie er sogar die Augen geöffnet und gesprochen habe ...

Alle reden sie gleichzeitig in ihrer wieder auflebenden Hoffnung auf den Arzt ein, der sie mit skeptischer Ruhe und ohne ein Wort zu sagen reden läßt.

Endlich sind sie fertig, so daß er zu Wort kommt: »Nun gut. Laßt mich einmal sehen.« Und er geht um sie herum zu dem Lager, wobei er anordnet, daß die Lampen nähergebracht und die Fenster geschlossen werden, da er den Kranken aufdecken will. Er neigt sich über ihn, ruft ihn, stellt ihm Fragen und bewegt die Lampe hin und her vor dem Gesicht des Lazarus, der nun mit offenen Augen daliegt und anscheinend erstaunt um sich blickt; dann nimmt er die Decke weg, prüft den Atem, den Puls, die Temperatur und die Steifheit seiner Glieder ... Alle warten sehnsüchtig auf ein Wort von ihm. Nikomedes deckt den Kranken wieder zu, sieht ihn nochmals an und denkt nach. Dann wendet er sich um, schaut die Anwesenden an und sagt: »Man kann nicht leugnen, daß er wieder etwas zu Kräften

gekommen ist. Momentan geht es ihm besser als bei meinem letzten Besuch. Aber macht euch keine falschen Hoffnungen. Es ist nur die scheinbare Besserung vor dem Tod. Ich bin dessen ebenso sicher, wie ich sicher war, daß es dem Ende zugeht. Denn ihr seht, daß ich sofort wiedergekommen bin, nachdem ich meine anderen Pflichten erfüllt hatte, um ihm den Tod weniger schmerzlich zu machen, soweit dies in meiner Macht steht ... Oder um das Wunder zu sehen, wenn ... Habt ihr vorgesorgt?«

»Ja, ja, Nikomedes!« unterbricht ihn Marta. Und um ihn am Weiterreden zu hindern, sagt sie rasch: »Aber hast du nicht gesagt, daß er innerhalb von drei Tagen ... Ich ... « Sie weint.

»Ich habe es gesagt. Ich bin Arzt. Ich lebe zwischen Tod und Tränen. Aber der gewohnte Anblick des Schmerzes hat mein Herz noch nicht verhärtet. Und heute ... habe ich euch vorbereitet ... und euch eine ziemlich lange ... und Ungewisse Frist genannt. Aber meine Wissenschaft sagte mir, daß das Ende näher bevorstünde, und mein Herz ließ mich euch aus Mitleid täuschen ... Auf! Seid stark ... Geht hinaus ... Man kann nie wissen, wieviel die Sterbenden verstehen ... « Der Arzt schickt die tränenüberströmten Frauen hinaus und wiederholt: »Seid stark! Seid stark!«

Maximinus bleibt bei dem Sterbenden zurück. Auch der Arzt entfernt sich, um Arzneien zu bereiten, die den Todeskampf mildern sollen, der nach seinen Worten »sehr schmerzlich sein wird«.

»Erhalte ihn am Leben! Erhalte ihn am Leben, wenigstens bis morgen! Es ist schon fast Nacht, du siehst es, Nikomedes. Was ist es schon für deine Wissenschaft, ein Leben um weniger als einen Tag zu verlängern? Erhalte ihn am Leben!«

»Domina, ich tue, was ich kann. Aber wenn der Docht zu Ende ist, kann nichts mehr die Flamme erhalten!« antwortet der Arzt und geht.

Die beiden Schwestern umarmen sich und weinen untröstlich, und wer nun stärker weint, ist Maria. Die andere hat ihre Hoffnung im Herzen ... Die Stimme des Lazarus dringt aus dem Zimmer.

Sie ist kräftig, herrisch und erschreckt, denn sie kommt völlig unerwartet nach so viel Schwäche. Lazarus ruft: »Marta! Maria! Wo seid ihr? Ich will aufstehen! Mich anziehen! Ich will dem Meister sagen, daß ich gesund bin! Ich muß zum Meister gehen. Einen Wagen! Rasch! Und ein schnelles Pferd. Ganz gewiß ist er es, der mich geheilt hat.« Er spricht schnell und rhythmisch. Fieberglühend sitzt er im Bett und versucht herauszuspringen. Er wird von Maximinus daran gehindert, der zu den herbeieilenden Frauen sagt: »Er redet im Delirium.«

»Nein! Laß ihn gehen! Das Wunder! Das Wunder! Oh, ich bin glücklich, der Anlaß zu sein! Gleich nachdem Jesus es erfahren hat! Gott der Väter, sei gelobt und gepriesen für deine Macht und deinen Messias ...« Marta ist auf die Knie gesunken und trunken vor Freude ...

Lazarus, der immer heftiger fiebert – was aber Marta nicht als die Ursache der ganzen Szene erkennt – spricht inzwischen weiter: »Er ist so oft zu mir gekommen, während ich krank war. Es ist nur recht, daß ich zu ihm gehe und ihm sage: „Ich bin geheilt“ Ich bin geheilt! Ich habe keine Schmerzen mehr! Ich bin stark. Ich will aufstehen und gehen ... Gott wollte meine Ergebung prüfen. Man wird mich den neuen Ijob nennen!« Er spricht in feierlichem Ton und unterstreicht seine Worte mit ausladenden Gesten: »„Gott ließ sich rühren durch die Bußgesinnung des Ijob ... und gab ihm doppelt so viel von allem, was er besessen hatte. Und der Herr segnete die letzten Jahre des Ijob mehr als die ersten ... und er lebte bis zu ...“ Aber nein, ich bin nicht Ijob! Ich war in den Flammen, und er hat mich herausgeholt, ich war im Bauch des Ungeheuers und kehre ans Licht zurück. Also bin ich Jona, und die drei Jünglinge des Daniel ...«

Der von irgend jemandem gerufene Arzt erscheint. Er betrachtet ihn und sagt: »Das ist das Delirium. Ich habe es erwartet. Die Zersetzung des Blutes erhitzt das Gehirn.« Er drückt Lazarus wieder auf das Bett und ordnet an, daß man ihn festhalte. Dann geht er hinaus zu seinen Arzneien.

Lazarus ist etwas beunruhigt, weil man ihn festhält, und weint dann wieder ein bißchen wie ein Kind.

»Er ist wirklich im Delirium«, jammert Maria.

»Nein. Ihr versteht alle nichts. Ihr wißt nicht, was glauben heißt! Nun ja, ihr wißt eben nicht ... Um diese Stunde hat der Meister schon erfahren, daß Lazarus im Sterben liegt. Ja, Maria, ich habe es getan. Ich habe es getan und dir nichts davon gesagt ... «

»Oh, du Unselige! Das hast das Wunder verwirkt!« schreit Maria.

»Aber nein! Du siehst doch, sein Zustand begann sich in dem Augenblick zu bessern, als Jona beim Meister eintraf. Er redet irre ... sicher ... Er ist schwach, und sein Gehirn ist immer noch vom Tod, der schon von ihm Besitz ergriffen hatte, umnebelt. Aber er redet nicht so irre, wie der Arzt meint. Höre nur! Sind dies Worte eines Deliriums?«

Tatsächlich sagt Lazarus: »Ich habe mich dem Todesurteil gebeugt und erfahren, wie bitter das Sterben ist. Und seht. Gott war zufriedengestellt durch meine Ergebung und gibt mich dem Leben und den Schwestern zurück. Ich werde nun weiterhin dem Herrn dienen und mich mit Marta und Maria heiligen können ... Mit Maria! Was ist Maria? Maria ist das Geschenk Jesu an den armen Lazarus. Er hatte es mir gesagt ... Wie lange ist es schon her. „Eure Vergebung wird am meisten bewirken. Sie wird mir helfen.“ Er hatte es mir versprochen: „Sie wird deine Freude sein.“ Und an jenem Tag, als ich mich erregte, weil sie ihre Schande hierher, zum Heiligen, brachte, welche Worte, um sie zur Rückkehr einzuladen! Die Weisheit und die Liebe hatten sich verbündet, um ihr Herz zu rühren ... Und das andere Mal, als ich beschloß, mich für sie, für ihre Rettung als Opfer anzubieten? ... Ich will leben, um mich an ihr, der Geretteten, zu erfreuen! Ich will mit ihr den Herrn preisen!

Ströme von Tränen, Beleidigungen, Schande, Bitterkeit ... Alles habe ich ihretwegen ertragen, und es hat mein Leben zerstört. Das Feuer, das Feuer des Schmelzofens! Es kehrt zurück mit der Erinnerung ... Maria des Theophilus und der Eucheria, meine Schwester:

die Dirne! Königin hätte sie sein können und ist in den Schmutz hinabgestiegen, in dem sich die Schweine wälzen. Und meine Mutter ist darüber gestorben ... Und dann, nicht mehr unter die Leute gehen zu können, ohne ihrem Spott ausgesetzt zu sein. Ihretwegen! Wo bist du, Unselige! Hat dir etwa das Brot gefehlt, daß du dich verkaufen mußt, wie du es getan hast? Was hast du aus der Brust der Amme gesogen? Was hat dich deine Mutter gelehrt? Vielleicht Unzucht die eine und Sünde die andere? Fort mit dir, du Schande unseres Hauses!«

Die letzten Worte schreit er hinaus. Er scheint verrückt geworden. Marcella und Noomi beeilen sich, die Türen fest zu verschließen und die schweren Vorhänge zuzuziehen, um den Widerhall zu dämpfen, während der Arzt, der ins Zimmer zurückgekehrt ist, sich vergebens bemüht, das Delirium einzudämmen, das sich immer noch steigert.

Maria liegt völlig vernichtet am Boden und schluchzt unter den unbarmherzigen Anklagen des Sterbenden, der fortfährt: »Einen, zwei, zehn Liebhaber ... Die Schande Israels wanderte von Arm zu Arm ... Ihre Mutter starb ... Sie frönte weiter ihren schmutzigen Liebschaften. Bestie! Vampir! Du hast das Leben aus deiner Mutter gesogen! Du hast unsere Freude zerstört. Marta ist dein Opfer geworden. Niemand heiratet die Schwester einer Dirne. Ich ... Ach! Ich ... Der angesehene Lazarus, der Sohn des Theophilus ... Mich haben die Straßenjungen von Ofel bespioniert! „Seht den Komplizen einer Ehebrecherin und Schamlosen“, sagten die Schriftgelehrten und die Pharisäer und schüttelten ihre Kleider ab, um dadurch zu zeigen, daß sie nichts zu tun haben wollten mit der Sünde, die mich durch den Kontakt mit dir befleckte. „Seht den Sünder! Wer die Schuldige nicht bestrafen will, ist ebenso schuldig wie sie“, schrien die Rabbis, wenn ich zum Tempel hinaufging, und das Funkeln der Augen der Priester trieb mir den Schweiß aus allen Poren ... Das Feuer! Du! Du hast das Feuer ausgespien, das in dir brannte. Denn du bist ein Dämon, Maria! Unrat bist du! Ein Fluch! Dein Feuer hat alle erfaßt, denn dein Feuer bestand aus vielen Feuern für die Unzüchtigen, die

sich wie Fische in deinen Netzen verfangen, wenn du vorbeigingst ... Warum habe ich dich nicht umgebracht? Ich werde in der Gehenna brennen müssen, weil ich dich am Leben gelassen und so beigetragen habe, viele Familien zu verderben und Tausenden Ärgernis zu geben! Wer sagt: „Wehe dem Menschen, durch den das Ärgernis kommt“? Wer sagt dies? Ach, der Meister! Ich will den Meister! Ich will ihn, damit er mir verzeiht. Ich will ihm sagen, daß ich sie nicht töten konnte, weil ich sie liebte ... Maria war die Sonne unseres Hauses ... Ich will den Meister! Warum ist er nicht hier? Ich will nicht leben! Ich will nur seine Verzeihung für das Ärgernis, das ich gegeben habe, weil ich das Ärgernis habe leben lassen. Ich bin schon in den Flammen. Es ist das Feuer Marias! Es hat mich erfaßt, alle hat es erfaßt; um Wollust für sie zu entflammen und Haß auf uns, um mein Fleisch zu verbrennen. Weg mit diesen Decken! Fort mit allem! Ich bin im Feuer! Mein Fleisch und meinen Verstand hat es ergriffen. Ich bin ihretwegen verloren. Meister! Meister! Deine Verzeihung! Er kommt nicht! Er kann nicht in das Haus des Lazarus kommen. Es ist eine Mistgrube ihretwegen. Dann ... will ich vergessen. Alles. Ich bin nicht mehr Lazarus. Gebt mir Wein! Salomon sagt: „Gebt Wein denen, deren Herz zerrissen ist, daß sie trinken und ihr Elend vergessen und ihres Schmerzes nicht mehr gedenken.“ Ich will nicht mehr daran denken. Alle sagen: „Lazarus ist reich. Er ist der reichste Mann von Judäa.“ Das ist nicht wahr! Alles ist nur Stroh, nicht Gold. Und die Häuser? Sie sind Wolken. Und die Weinberge, die Oasen, die Gärten, die Olivenhaine? Nichts. Täuschungen. Ich bin Ijob. Ich besitze nichts mehr. Ich hatte eine Perle. Sie war schön und von unschätzbarem Wert. Sie war mein Stolz. Sie hieß Maria. Ich habe sie nicht mehr. Ich bin arm. Der Ärmste von allen. Der mehr als alle anderen Getäuschte ... Auch Jesus hat mich getäuscht, denn er hatte mir versprochen, daß er sie mir wiedergeben würde ... Doch sie ... Wo ist sie? Seht sie dort. Sie gleicht einer heidnischen Hetäre, die Frau aus Israel, die Tochter einer Heiligen! Halbnackt, betrunken, von Sinnen ... und umgeben von der Meute ihrer Liebhaber, die den

nackten Körper meiner Schwester mit den Augen verschlingen ... Und sie lacht darüber, so bewundert und verehrt zu werden. Ich will mein Verbrechen sühnen. Ich will durch Israel wandern und sagen: „Geht nicht zum Haus meiner Schwester. Ihr Haus ist der Weg zur Hölle und führt in die Abgründe des Todes.“ Und dann will ich zu ihr gehen und sie zertreten, denn es steht geschrieben: „Jede unzüchtige Frau soll wie Unrat auf dem Weg zertreten werden.“ Oh, hast du den Mut, vor mir zu erscheinen, der ich, durch dich vernichtet und entehrt, nun sterbe? Vor mir, der ich mein Leben als Opfer angeboten habe, um deine Seele zu retten, und ohne Erfolg? Wie ich dich gewollt hätte, fragst du? Wie ich dich gewollt hätte, um nicht so sterben zu müssen? So hätte ich dich gewünscht: Wie Susanna, die Keusche! Du sagst, sie hätten dich verführt? Hattest du nicht einen Bruder, um dich zu verteidigen? Susanna war allein, aber sie antwortete: „Es ist besser für mich, in eure Hände zu fallen, als vor dem Angesicht des Herrn zu sündigen.“ Und Gott ließ ihre Reinheit erstrahlen. Ich hätte mit deinen Verführern gesprochen und dich verteidigt. Aber du! Du bist davongelaufen. Judit war Witwe. Sie lebte abgeschieden, den Bußgürtel um die Hüften, und fastete; und sie stand in hohem Ansehen bei allen, denn sie fürchtete den Herrn. Von ihr wird gesungen: „Du bist der Ruhm Jerusalems, die Freude Israels, die Ehre unseres Volkes, denn du bist mannhaft und dein Herz ist stark, du hast die Keuschheit geliebt und nach deiner Ehe keinen anderen Mann mehr gekannt. Daher hat die Hand des Herrn dich stark gemacht, und du wirst in Ewigkeit gepriesen werden.“ Wäre Maria wie Judit gewesen, hätte der Herr mich geheilt. Aber er konnte es ihretwegen nicht. Deshalb bat ich auch nicht um Heilung. Wo sie ist, kann kein Wunder stattfinden ... Aber der Tod ... die Leiden bedeuten mir nichts. Zehnmal und hundertmal so viel will ich leiden und nicht nur einmal sterben, wenn sie dadurch gerettet wird. Oh, höchster Herr! Alle Todesarten! Alle Schmerzen! Aber rette Maria! Nur eine Stunde, nur eine einzige Stunde möchte ich mich an ihr erfreuen! An ihr, die wieder heilig geworden ist, rein wie in

der Kindheit! Eine Stunde nur diese Freude! Mich ihrer rühmen zu können, der goldenen Blume meines Hauses, der lieblichen Gazelle mit den sanften Augen, der Nachtigall am Abend, der liebevollen Taube ... Ich verlange nach dem Meister, um ihm zu sagen, daß ich dies will: Maria! Maria! Komm, Maria! Wie sehr muß dein Bruder leiden, Maria! Aber wenn du kommst, wenn du dich bekehrst, dann wird mein Schmerz süß werden. Sucht Maria! Ich bin am Ende! Ich sterbe! Maria! Macht Licht! Luft ... Ich ... erstickte! Oh, was fühle ich ...!«

Der Arzt macht eine Handbewegung und sagt: »Das ist das Ende. Nach dem Delirium folgt die Erschöpfung, und dann der Tod. Aber das Bewußtsein kann zurückkehren. Kommt näher. Besonders du. Er wird sich freuen.« Und nachdem er Lazarus, der nach so viel Erregung völlig erschöpft ist, zurückgebettet hat, geht er zu Maria, die bis jetzt am Boden geweint und gestöhnt hat: »Bringt ihn zum Schweigen!« Er richtet sie auf und führt sie an das Bett.

Lazarus hat die Augen geschlossen. Er scheint furchtbar zu leiden und ist von Zittern und Krämpfen befallen. Der Arzt versucht, ihm mit Arzneien Erleichterung zu verschaffen ... So vergeht einige Zeit.

Lazarus öffnet die Augen. Er scheint alles vergessen zu haben, was geschehen ist, doch er ist bei Bewußtsein. Er lächelt den Schwestern zu und sucht ihre Hände zu fassen und ihre Küsse zu erwidern. Dann wird er totenbleich. Er klagt: »Ich friere ... « und klappert mit den Zähnen, während er versucht, sich bis zum Mund zuzudecken. Dann stöhnt er: »Nikomedes, ich kann die Schmerzen nicht länger ertragen. Die Wölfe zerfleischen meine Beine und fressen mein Herz. Welch ein Schmerz! Und wenn der Todeskampf schon so ist, wie wird dann erst der Tod sein? Wie werde ich ihn ertragen? Oh, wenn der Meister hier wäre! Warum habt ihr ihn nicht rufen lassen? Ich wäre selig an seiner Brust gestorben ... « Lazarus weint.

Marta sieht Maria streng an. Maria versteht diesen Blick und, noch erschüttert vom Delirium des Bruders, wird sie von Gewissensbissen gepackt. Am Bett kniend neigt sie sich, um die Hand des Bruders

zu küssen, und schluchzt: »Ich bin die Schuldige. Marta wollte es schon vor zwei Tagen tun. Ich habe es nicht gewollt. Denn er hatte uns gesagt, wir sollten ihn erst nach deinem Tod benachrichtigen. Verzeih mir! An jedem Schmerz deines Lebens bin ich schuldig ... Und doch habe ich dich geliebt und liebe ich dich, Bruder! Nach dem Meister liebe ich dich am meisten ... Und Gott weiß, daß ich nicht lüge. Sage mir, daß du mir meine Vergangenheit verzeihst. Gib mir Frieden ... «

»Domina!« mahnt der Arzt. »Der Kranke kann keine Aufregungen brauchen.«

»Das ist wahr ... Sag nur, daß du mir verzeihst, Jesus von dir ferngehalten zu haben ... «

»Maria! Deinetwegen ist Jesus hierhergekommen ... und deinetwegen kommt er wieder, denn du verstehst zu lieben ... mehr als alle anderen. Mich hast du vor allen anderen geliebt ... Ein Leben ... der Freude hätte mir nicht ... hätte mir nicht ... die Freude gegeben ... die ich durch dich gehabt habe. Ich segne dich ... Ich sage dir ... daß du recht daran getan hast ... Jesus zu gehorchen ... Ich habe es nicht gewußt ... Nun weiß ich ... Ich sage ... es ist gut so ... Helft mir sterben! ... Noomi ... dir gelang es früher ... mich in den Schlaf zu wiegen ... Gesegnete Marta ... mein Friede ... Maximinus ... mit Jesus. Auch für mich ... Meinen Anteil ... den Armen ... Jesus ... für die Armen ... Und verzeiht ... allen ... Ach, welche Beklemmung ...! Luft ...! Licht! Alles zittert ... Ihr seid von einem Schein umgeben, der mich blendet ... wenn ich euch ansehe ... Sprecht ... laut ... « Er hat seine Linke auf das Haupt Marias gelegt und seine Rechte den Händen Martas überlassen. Er keucht ...

Sie richten ihn vorsichtig auf und schieben ihm noch einige Kissen unter, während Nikomedes ihm erneut ein paar Tropfen seiner Medizin einflößt. Das arme Haupt schwankt und sinkt zurück in einer tödlichen Ohnmacht. Das ganze Leben konzentriert sich auf den Atem. Doch er öffnet wiederum die Augen und blickt Maria an, die seinen Kopf stützt. Er lächelt ihr zu und sagt: »Die Mama! Sie ist zu-

rückgekehrt ... Mama! Sprich! Deine Stimme ... Du kennst ... das Geheimnis ... Gottes ... Habe ich ... dem Herrn gedient?«

Maria flüstert mit vor Schmerz brüchiger Stimme: »Der Herr sagt dir: „Komm mit mir, du guter und getreuer Knecht, denn du hast jedes meiner Worte befolgt und das Wort geliebt, das ich gesandt habe!“«

»Ich verstehe nicht ... Lauter ...!«

Maria wiederholt lauter ...

»Es ist wirklich die Mama!« sagt Lazarus glücklich und läßt sein Haupt an die Schulter der Schwester sinken ...

Dann sagt er nichts mehr. Nur noch Stöhnen und krampfhaftes Zittern, Schweiß und Röcheln ... Er empfindet nun die Welt nicht mehr, die Gefühle, und versinkt in der immer vollkommeneren Finsternis des Todes. Die Lider sinken über die glasigen Augen, in denen eine letzte Träne glänzt.

»Nikomedes! Er wird schwerer! Er wird kälter ...!« sagt Maria.

»Domina, der Tod ist eine Erlösung für ihn!«

»Erhalte ihn am Leben! Morgen wird Jesus hier sein. Er wird sofort aufgebrochen sein. Vielleicht hat er das Pferd des Dieners oder ein anderes Reittier genommen«, sagt Marta. Und zur Schwester gewandt: »Oh, hättest du mir erlaubt, ihn eher zu schicken!« Dann wieder verzweifelt zum Arzt: »Erhalte ihn am Leben!«

Der Arzt breitet die Arme aus. Er versucht es mit Herzmitteln. Doch Lazarus kann nicht mehr schlucken ... «

Das Röcheln nimmt zu ... Es ist herzerreißend.

»Oh, man kann es nicht mehr mitanhören!« stöhnt Noomi.

»Ja, er hat einen langen Todeskampf ... « bestätigt der Arzt.

Aber er hat noch nicht ausgedet, als Lazarus nach einem letzten Sich-aufbäumen seines ganzes Körpers zurücksinkt und sein Leben aushaucht.

Die Schwestern schreien auf, als sie diese letzte Todeszuckung sehen, und noch einmal beim Zurücksinken des Sterbenden. Maria ruft den Bruder und küßt ihn. Marta klammert sich an den Arzt,

der sich über den Toten beugt, und sagt: »Er ist verschieden. Nun ist es zu spät, auf ein Wunder zu warten. Es gibt kein Warten mehr. Es ist zu spät ...! Ich ziehe mich zurück, domine. Ich habe keinen Anlaß mehr, zu bleiben. Beeilt euch mit der Beisetzung, denn er geht schon in Verwesung über.« Der Arzt schließt dem Toten die Augen und sagt noch einmal: »Es tut mir leid, er war ein tugendhafter und kluger Mann. Er hätte nicht sterben dürfen!« Dann wendet er sich den Schwestern zu, verneigt sich, grüßt sie: »Domine! Salve!« und geht.

Die Klagen erfüllen den Raum. Maria verlassen nun die Kräfte. Sie wirft sich über den Leib des Bruders, ruft ihm ihre Reue zu und bittet um seine Vergebung. Marta weint in den Armen Noomis.

Dann ruft Maria aus: »Du hast keinen Glauben gehabt. Du bist nicht gehorsam gewesen. Ich habe ihn zuerst getötet, du jetzt! Ich mit meiner Sündhaftigkeit, du mit deinem Ungehorsam.« Sie ist wie von Sinnen. Marta hebt sie auf, umarmt sie, entschuldigt sich ... Maximinus, Noomi und Marcella bemühen sich, beide zur Vernunft und Ergebung zu bringen. Und es gelingt ihnen, indem sie an Jesus erinnern ... Die Schwestern fassen sich und werden hinausgeführt, um anderswo ihren Schmerz auszuweinen, während der Raum sich mit klagenden Dienern füllt und bald auch die eintreten, die den Leichnam für die Bestattung herrichten sollen.

Maximinus, der die Schwestern hinausführt, sagt: »Er ist am Ende der zweiten Nachtwache verschieden.«

Und Noomi sagt: »Und morgen muß er beigesetzt werden, und schnell, vor Sonnenuntergang, denn dann beginnt der Sabbat. Ihr habt gesagt, daß der Meister große Feierlichkeiten will ... «

»Ja, Maximinus. Kümmere du dich um alles. Ich bin ungeschickt«, sagt Marta.

»Ich werde Diener zu allen nahen und fernen Freunden schicken und alles andere anordnen«, sagt Maximinus und zieht sich zurück.

Die beiden Schwestern halten sich weinend in den Armen. Sie werfen sich gegenseitig nichts mehr vor. Sie weinen nur noch und versuchen, einander zu trösten.

Die Zeit vergeht. Der Tote wird in seinem Zimmer vorbereitet. Eine lange, in Binden gewickelte Gestalt unter dem Schweißstuch.

»Warum ist er denn schon so eingewickelt?« ruft Marta tadelnd aus.

»Herrin, er roch schon stark aus der Nase, und bei jeder Bewegung floß verdorbenes Blut aus seinem Mund«, entschuldigt sich ein alter Diener.

Die Schwestern weinen laut. Lazarus ist unter diesen Binden schon weit fort ... Ein Schritt mehr in die Ferne des Todes. Sie wachen und weinen bei ihm bis zum Morgengrauen, bis zur Rückkehr des Dieners von der anderen Seite des Jordan. Der Diener ist bestürzt, doch er berichtet von seinem eiligen Ritt, um die Antwort Jesu zu überbringen.

»Hat er gesagt, daß er kommen wird? Hat er mich nicht getadelt?« fragt Marta.

»Nein, Herrin. Er hat gesagt: „Ich werde kommen. Sage ihnen, daß ich kommen werde und daß sie Glauben haben sollen.“ Und zuvor hatte er gesagt: „Sage ihnen, sie sollen beruhigt sein. Dies ist keine Krankheit, die zum Tod führt. Es handelt sich um die Ehre Gottes, und seine Macht soll in seinem Sohn verherrlicht werden.“«

»Hat er das gesagt? Bist du dessen sicher?« fragt Maria.

»Herrin, auf dem ganzen Weg habe ich mir diese Worte wiederholt.«

»Geh, geh. Du bist müde. Du hast alles gut gemacht. Aber nun ist es zu spät ...!« seufzt Marta. Und sie bricht in lautes Wehklagen aus, sobald sie wieder mit der Schwester allein ist.

»Marta, warum?«

»Oh! Nach dem Tod nun auch die Enttäuschung! Maria! Maria! Merkst du nicht, daß sich der Meister diesmal geirrt hat? Schau dir Lazarus an. Er ist tot! Wir haben gegen alle Vernunft bis zuletzt gehofft, und es hat nichts genützt. Als ich nach ihm geschickt habe – ich werde damit wohl gefehlt haben – war er schon mehr tot als lebendig. Und unser Glaube war umsonst und ist nicht belohnt wor-

den. Nun läßt uns der Meister sagen, daß es keine Krankheit sei, die zum Tod führt. Ist der Meister also nicht mehr die Wahrheit? Er ist sie nicht mehr ... Oh! Alles, alles! Alles ist nun zu Ende!«

Maria ringt die Hände. Sie weiß nicht, was sie sagen soll. Die Wirklichkeit ist die Wirklichkeit ... Aber sie sagt nichts. Sie sagt kein Wort gegen ihren Jesus. Sie weint. Sie ist wirklich am Ende ihrer Kräfte.

Marta macht sich fortwährend den Vorwurf, zu lange gewartet zu haben. »Durch deine Schuld«, klagt sie an. »Er wollte unseren Glauben prüfen. Gehorchen sollten wir, ja. Aber auch im Glauben ungehorsam sein, um unsere Überzeugung zu beweisen, daß nur er das Wunder wirken kann und muß. Mein armer Bruder! Er hat so sehr nach ihm verlangt. Wenn er ihn wenigstens gesehen hätte! Unser armer Lazarus! Der Arme! Der Arme!« Und das Weinen verwandelt sich in lautes Klagen, in das nach orientalischem Brauch auch die Mägde und Diener hinter der Tür einstimmen.

599 Die Benachrichtigung Jesu

Es wird schon dunkel, als der von Marta gesandte Diener die bewaldete Böschung des Flusses heraufkommt und seinem vor Schweiß triefenden Pferd die Sporen gibt, um den Höhenunterschied zwischen dem Fluß und der Dorfstraße zu überwinden. Die Flanken des armen Tieres zittern nach dem langen, schnellen Ritt. Die dunkle Decke ist ganz von Schweiß durchtränkt, und der Schaum der Nüstern bedeckt seine Brust. Das Tier schnaubt, krümmt den Hals und schüttelt den Kopf.

Nun sind sie schon auf der Straße. Das Haus ist bald erreicht. Der Diener springt herunter, bindet das Pferd an die Hecke und ruft.

Petrus streckt seinen Kopf aus dem Haus und fragt mit seiner etwas rauhen Stimme: »Wer ruft da? Der Meister ist müde. Seit vielen Stunden läßt man ihn nicht in Ruhe. Es ist beinahe Nacht. Kommt morgen wieder.«

»Ich selbst will nichts vom Meister. Ich bin gesund und muß ihm nur eine Nachricht überbringen.«

Petrus kommt näher und fragt: »Und von wem, wenn ich fragen darf? Ohne ein sicheres Erkennungszeichen lasse ich niemanden herein, besonders, wenn er nach Jerusalem stinkt wie du.« Er hat sich langsam genähert, und mehr als der Mann erweckt die Schönheit des reich aufgeäumten Rappen sein Mißtrauen. Doch als sie sich gegenüberstehen, fragt er überrascht: »Du? ... Bist du denn nicht ein Diener des Lazarus?«

Der Diener weiß nicht, was er sagen soll. Die Herrin hat ihm aufgetragen, nur mit dem Meister zu reden. Aber der Apostel scheint fest entschlossen, ihn nicht weiterzulassen. Lazarus, das weiß er, ist bei den Aposteln hoch angesehen. So entschließt er sich zu sagen: »Ja, ich bin Jona, der Diener des Lazarus. Ich muß mit dem Meister sprechen.«

»Geht es Lazarus schlecht? Hat er dich gesandt?«

»Es geht ihm schlecht, ja. Aber laß mich keine Zeit verlieren. Ich muß so rasch als möglich zurückkehren.« Und um den letzten Widerstand des Petrus zu überwinden, sagt er: »Die Synedristen sind in Betanien gewesen ... «

»Die Synedristen! Komm herein! Komm herein!« Und Petrus öffnet das Tor mit den Worten: »Bring das Pferd herein. Wenn du willst, werden wir ihm Wasser und Heu geben.«

»Ich habe Futter. Aber ein wenig Heu wird ihm guttun. Das Wasser dann später; jetzt würde es ihm schaden.«

Sie gehen in den Raum, in dem die Lager stehen, und binden das Tier in einer Ecke an, um es vor Zugluft zu schützen. Der Diener bedeckt es mit einer Decke, die an den Sattel gebunden war, und gibt ihm Hafer und das Heu, das Petrus irgendwo hergeholt hat. Dann gehen sie wieder hinaus, und Petrus führt den Diener in die Küche und gibt ihm eine Schale heiße Milch aus einem Topf, der auf dem offenen Feuer steht, anstelle des Wassers, um das der Diener gebeten hatte. Während der Diener trinkt und sich am Feuer erholt,

sagt Petrus, der sich in heroischer Weise beherrscht und keine neugierigen Fragen stellt: »Die Milch ist besser als das Wasser, das du wolltest. Und wenn wir sie nun schon einmal haben! Bist du ohne Unterbrechung bis hierher geritten?«

»Ohne Unterbrechung. Und so werde ich es auch auf dem Rückweg machen.«

»Du wirst müde sein. Wird das Pferd es schaffen?«

»Ich hoffe. Und dann werde ich auf dem Rückweg nicht so galoppieren wie diesmal.«

»Aber bald bricht die Nacht herein. Der Mond geht schon auf ... Wie wirst du es am Fluß machen?«

»Ich hoffe, noch vor dem Untergang des Mondes dort zu sein. Sonst muß ich bis zum Morgengrauen im Wald warten ... Doch ich werde vorher ankommen!«

»Und dann? Der Weg vom Fluß nach Betanien ist lang. Und der Mond geht früh unter. Er steht im ersten Viertel.«

»Ich habe eine gute Lampe. Ich werde sie anzünden und langsam reiten. Auch wenn ich nur langsam vorankomme, nähere ich mich dem Haus.«

»Willst du Brot und Käse? Wir haben etwas da. Und auch Fisch. Ich habe ihn gefangen, denn heute bin ich dageblieben, Thomas und ich. Aber nun ist Thomas Brot holen gegangen bei einer Frau, die uns hilft.«

»Nein, ich möchte euch nichts wegnehmen. Ich habe unterwegs gegessen und hatte nur Durst und etwas Warmes nötig. Nun fühle ich mich besser. Aber willst du nicht zum Meister gehen? Ist er zu Hause?«

»Ja, ja! Wenn er nicht hier wäre, hätte ich es dir gleich gesagt. Er ist im anderen Zimmer und ruht sich aus, denn es kommen viele Menschen hierher ... Ich habe schon Angst, daß man zu viel darüber redet und die Pharisäer kommen und uns stören. Nimm doch noch etwas Milch. Du mußt sowieso das Pferd fressen lassen ... und auch ausruhen. Seine Flanken haben wie ein schlecht gespanntes Segel geflattert ... «

»Nein, die Milch habt ihr selber nötig. Ihr seid viele.«

»Ja. Aber mit Ausnahme des Meisters, der so viel redet, daß er davon todmüde und geschwächt ist, und der Älteren, essen wir, die Kräftigen, alle Dinge die den Zähnen etwas zu tun geben. Nimm. Es ist Milch von den Schafen, die der Alte hinterlassen hat. Wenn wir hier sind, bringt die Frau sie uns. Und wenn sie nicht reicht, dann geben uns auch alle anderen Milch. Sie haben uns gern hier und helfen uns. Und ... sag einmal: waren es viele Synedristen?«

»Oh, beinahe alle, und mit ihnen kamen noch andere: Sadduzäer, Schriftgelehrte, Pharisäer, Juden höheren Ranges, einige Herodianer ... «

»Und was haben diese Leute in Betanien zu suchen gehabt? War Josef auch dabei? Und Nikodemus, war er da?«

»Nein, die sind einige Tage früher gekommen. Auch Manaen war schon da. Die letzteren gehörten nicht zu denen, die den Herrn lieben.«

»Ja, das glaube ich! Es gibt so wenige im Synedrium, die ihn lieben. Aber was haben sie eigentlich gewollt?«

»Lazarus grüßen ... So sagten sie wenigstens beim Hineingehen ... «

»Hm, was für eine eigenartige Liebe! Sie haben ihn immer gemieden, aus vielerlei Gründen ...! Gut ...! Wir wollen ihnen glauben ... Sind sie lange geblieben?«

»Einige Zeit. Und sie sind aufgeregt weggegangen. Ich bin kein Hausdiener und habe daher nicht bei Tisch bedient. Aber die anderen, die drinnen bedient haben, sagen, daß sie mit den Herrinnen gesprochen haben und Lazarus sehen wollten. Dann ist Hilkija zu Lazarus gegangen und ... «

»Guter Gott ...!« murmelt Petrus in seinen Bart.

»Was hast du gesagt?«

»Nichts, nichts! Erzähle weiter. Und hat er mit Lazarus gesprochen?«

»Ich glaube schon. Er ist mit Maria zu ihm gegangen. Aber

dann . . . ich weiß nicht warum, ist Maria ungeduldig geworden, und die Diener, die in den angrenzenden Zimmern dienstbereit waren, sagen, daß sie die Besucher wie Hunde fortgejagt hat . . . «

»Hoch soll sie leben! So ist es richtig! Und sie haben dich geschickt, um dies zu berichten?«

»Laß mich nicht noch mehr Zeit verlieren, Simon des Jona.«

»Du hast recht. So komm.«

Petrus führt ihn an eine Tür. Er klopft an und sagt: »Meister, ein Diener des Lazarus ist hier. Er will mit dir sprechen.«

»Er soll hereinkommen«, sagt Jesus.

Petrus öffnet die Tür, läßt den Diener eintreten, macht sie wieder zu und zieht sich dann zurück ans Feuer, um Verdienste zu erwerben und seine Neugier abzutöten.

Jesus sitzt auf dem Rand seines Lagers in dem kleinen Raum, in dem gerade Platz für das Bett und den Bewohner ist. Gewiß war es zuvor eine Vorratskammer, denn an den Wänden sind noch Haken und Bretter auf Holzpflocken. Jesus sieht den Diener, der niederkniet ist, lächelnd an und grüßt ihn: »Der Friede sei mit dir.« Dann fügt er hinzu: »Was bringst du mir für Neuigkeiten? Steh auf und sprich.«

»Meine Herrinnen schicken mich, um dir zu sagen, daß du sofort zu ihnen kommen sollst, denn Lazarus ist sehr krank, und der Arzt meint, daß er im Sterben liegt. Marta und Maria flehen dich an und lassen dir durch mich ausrichten: „Komm, denn du allein kannst ihn gesund machen.“«

»Sage ihnen, sie sollen beruhigt sein. Das ist keine Krankheit, die zum Tod führt, sondern sie gereicht Gott zur Ehre, auf daß seine Macht in seinem Sohn verherrlicht werde.«

»Aber Lazarus ist schwer krank, Meister. Sein Fleisch wird brandig, und er kann nichts mehr essen. Ich habe dem Pferd die Sporen gegeben, um rascher hier zu sein . . . «

»Das war nicht nötig. Es ist so, wie ich sage.«

»Aber wirst du kommen?«

»Ich werde kommen. Sage ihnen, daß ich kommen werde und daß sie Glauben haben sollen. Daß sie Glauben haben sollen. Einen bedingungslosen Glauben! Hast du verstanden? Geh. Der Friede sei mit dir und mit denen, die dich gesandt haben. Ich wiederhole dir: Sie sollen einen bedingungslosen Glauben haben. Geh!«

Der Diener grüßt und zieht sich zurück. Petrus eilt ihm entgegen: »Du hast einen kurzen Bericht erstattet. Ich habe mit einer längeren Unterredung gerechnet . . . « Er schaut ihn an, lange . . . Der brennende Wunsch, etwas zu erfahren, steht ihm im Gesicht geschrieben. Aber er beherrscht sich . . .

»Ich gehe. Willst du mir Wasser für das Pferd geben? Dann breche ich auf.«

»Komm, hier ist Wasser! Wir können dir einen ganzen Fluß geben, außer unserem Brunnen«, und Petrus geht mit einer Lampe voran und holt das erbetene Wasser.

Sie lassen das Pferd trinken. Der Diener nimmt die Decke ab und untersucht die Hufeisen, den Gurt, die Zügel und die Steigbügel. Er erklärt: »Ich bin so schnell geritten. Aber es ist alles in Ordnung. Leb wohl, Simon Petrus, und bete für uns.«

Der Diener hält das Pferd am Zügel und führt es hinaus auf die Straße. Dann setzt er einen Fuß in den Steigbügel, um sich in den Sattel zu schwingen. Petrus hält ihn zurück, indem er ihm eine Hand auf den Arm legt und sagt: »Ich will nur eines wissen: Ist es gefährlich für den Meister, hier zu bleiben? Haben sie gedroht? Wollten sie von den Schwestern erfahren, wo wir uns aufhalten? Sag es in Gottes Namen!«

»Nein, Simon. Davon war nicht die Rede. Sie sind wegen Lazarus gekommen . . . Unter uns haben wir den Verdacht, daß sie sehen wollten, ob der Meister bei uns ist und ob Lazarus an Aussatz leidet, denn Marta hat laut geschrien, daß er nicht aussätzig ist, und dann geweint . . . Leb wohl, Simon. Der Friede sei mit dir!«

»Und mit dir und deinen Herrinnen. Gott möge dich auf dem Heimweg begleiten . . . « Petrus sieht dem Reiter nach, der bald am

Ende des Weges verschwindet, da er es wohl vorzieht, die vom Mondlicht erhellte Hauptstraße zu nehmen, statt des dunklen Waldwegs längs des Flusses. Dann schließt er nachdenklich das Tor und kehrt ins Haus zurück. Er geht zu Jesus, der immer noch auf seinem Bettrand sitzt, die Hände aufgestützt und in Gedanken versunken. Doch als er Petrus bemerkt, der ihn fragend anblickt, kehrt er aus seiner Versenkung zurück und lächelt ihm zu.

»Du lächelst, Meister?«

»Ich lächle dir zu, Simon des Jona. Setz dich hier an meine Seite. Sind die anderen schon zurück?«

»Nein, Meister. Nicht einmal Thomas. Er wird jemanden zum Plaudern gefunden haben.«

»Das ist gut.«

»Es ist gut, daß er plaudert und daß die anderen sich verspäten? Er redet immer zu viel. Er ist immer frohen Mutes! Und die anderen? Ich bin immer unruhig, bis sie wieder zurück sind. Ich habe immer Angst.«

»Wovor denn, mein Simon? Vorerst wird uns nichts Böses zustoßen, glaube mir. Beruhige dich und mache es wie Thomas, der immer heiter ist. Du dagegen bist seit einiger Zeit sehr traurig.«

»Ich mißtraue jedem, der sagt, daß er dich liebt. Ich bin schon alt und denke mehr nach als die Jungen. Auch sie lieben dich, aber sie sind jung und denken nicht so viel nach . . . Wenn du mich lieber heiter siehst, dann werde ich es sein . . . Ich werde mich bemühen, es zu sein. Aber gib mir wenigstens einen Anlaß, froh zu sein. Sag mir die Wahrheit, mein Herr, ich bitte dich auf den Knien (und Petrus rutscht tatsächlich auf die Knie): Was hat dir der Diener des Lazarus erzählt? Suchen sie dich? Wollen sie dir schaden? Wollen . . . ?«

Jesus legt seine Hand auf das Haupt des Petrus: »Aber nein, Simon! Nichts dergleichen. Er ist gekommen, um mir zu sagen, daß der Zustand des Lazarus sich sehr verschlechtert hat, und wir haben nur über Lazarus gesprochen.«

»Nur? Wirklich nur?«

»Wirklich nur, Simon. Und ich habe geantwortet, daß sie Glauben haben sollen.«

»Aber die vom Synedrium sind doch in Betanien gewesen! Weißt du das?«

»Das ist ganz natürlich. Das Haus des Lazarus ist ein großes Haus. Und unsere Sitte verlangt diese Ehrung eines Mächtigen, der im Sterben liegt. Rege dich nicht auf, Simon!«

»Aber glaubst du wirklich, daß sie dies nicht als Vorwand gebraucht haben, um ... «

»Um nachzusehen, ob ich dort bin? Nun gut, sie haben mich nicht gefunden. Auf, sei nicht so erschrocken, als ob sie mich schon gefangen genommen hätten. Komm wieder an meine Seite, armer Simon, der sich absolut nicht davon überzeugen lassen will, daß mir nichts Böses zustoßen kann bis zu dem von Gott bestimmten Augenblick, und daß mich dann ... nichts mehr vor dem Bösen wird bewahren können ... «

Petrus fällt Jesus um den Hals, verschließt ihm den Mund mit einem Kuß und sagt: »Schweig, schweig! Sag mir nicht solche Dinge! Ich will sie nicht hören!«

Jesus gelingt es, sich so weit zu befreien, daß er wenigstens sprechen kann, und er flüstert: »Du *willst* sie nicht hören! Das ist der Fehler! Aber ich habe Mitleid mit dir ... Höre, Simon. Da nur du hier gewesen bist, dürfen nur ich und du allein wissen, was vorgefallen ist. Verstehst du mich?«

»Ja, Meister. Ich werde mit keinem der Gefährten darüber reden!«

»Wie viele Opfer, nicht wahr, Simon?«

»Opfer? Welche? Hier geht es uns gut. Wir haben, was wir brauchen.«

»Die Opfer, keine Fragen zu stellen, nicht zu reden, Judas zu ertragen, weit weg von deinem See zu sein ... Aber alles wird Gott dir vergelten.«

»Oh, wenn du das meinst ... ! Anstelle des Sees habe ich den Fluß, und der genügt mir. Für Judas ... entschädigst du mich in vollem

Maß ... Und was die anderen Dinge betrifft ... Nichtigkeiten, die mir noch dazu helfen, etwas weniger grob und dir ähnlicher zu werden. Wie glücklich bin ich, hier bei dir sein zu dürfen. In deinen Armen! Der Palast des Cäsar käme mir nicht schöner vor als dieses Haus, wenn ich immer so in deinen Armen liegen könnte!«

»Was weißt du denn vom Palast des Cäsar? Hast du ihn je gesehen?«

»Nein, und ich werde ihn niemals sehen. Aber ich lege auch keinen Wert darauf. Ich stelle mir vor, daß er groß, schön und voll schöner Dinge ist ... und voller Unrat. Wie ganz Rom, denke ich. Ich würde dort nicht hingehen, und selbst wenn man mich mit Gold überhäufen wollte!«

»Wohin? In den Palast des Cäsar oder nach Rom?«

»An beide Orte! Verflucht seien sie!«

»Aber gerade weil sie so sind, müssen sie die Frohe Botschaft hören.«

»Was willst du in Rom tun?! Es ist ein großes Bordell! Da ist nichts zu machen, sofern du nicht selbst hingehst. Dann ja ...!«

»Ich werde hingehen. Rom ist das Haupt der Welt. Wenn Rom erobert ist, ist die ganze Welt erobert.«

»Gehen wir nach Rom? Du läßt dich zum König ausrufen, dort? Barmherzigkeit und Macht Gottes! Das ist ein Wunder!«

Petrus ist aufgestanden und steht mit erhobenen Armen vor Jesus, der lächelt und antwortet: »Ich werde in meinen Aposteln dorthin gehen. Ihr werdet es für mich erobern. Und ich werde mit euch sein. Aber drüben ist jemand. Laß uns gehen, Petrus.«

600 Beim Begräbnis des Lazarus

Die Nachricht vom Tod des Lazarus muß gewirkt haben wie ein Stöckchen, mit dem man in einem Bienenstock herumstochert. Ganz Jerusalem spricht davon. Die Vornehmen, die Händler, das einfache Volk, die Armen, die Bewohner der Stadt und der nahen Länderei-

en, Fremde, die auf der Durchreise, aber nicht ortsfremd sind, und solche, die zum ersten Mal da sind und sich erkundigen, wer der ist, dessen Tod so große Erregung verursacht; Römer, Legionäre, Verwaltungsangestellte, Leviten und Priester, alle versammeln und zerstreuen sich fortwährend und rennen da- und dorthin ... Grüppchen von Leuten, die mit den unterschiedlichsten Worten und Mienen über die Tatsache sprechen. Die einen loben, die anderen weinen, die einen fühlen sich nun noch ärmer, weil der Wohltäter tot ist, die anderen jammern: »Nie, niemals mehr werde ich einen so guten Herrn haben.« Einige zählen seine Verdienste auf, sprechen von seiner Abstammung, seiner Verwandtschaft, den Pflichten und Würden des Vaters, der Schönheit und dem Reichtum der Mutter und ihrer Geburt als »Königin«, und andere spielen leider auch auf Familienangelegenheiten an, über die man lieber den Schleier des Schweigens breiten sollte, besonders, da es sich um einen Toten handelt, der darunter gelitten hat ...

Die verschiedensten Nachrichten über die Ursache des Todes, den Ort des Begräbnisses und die Abwesenheit des Messias vom Haus seines guten Freundes und Beschützers gerade in seiner schwersten Stunde liefern den Grüppchen Redestoff. Und die vorherrschenden Meinungen sind zwei: Die einen behaupten, dies alles sei so gekommen durch die feindselige Haltung der Juden, der Synedristen, der Pharisäer und ihresgleichen gegenüber dem Meister. Die anderen sagen, daß der Meister sich angesichts dieser wirklich tödlichen Krankheit davongemacht habe, da er hier mit seinen Betrügereien ganz sicher keinen Erfolg gehabt hätte. Auch ohne besonderen Scharfsinn ist nicht schwer zu erraten, aus welcher Quelle diese Behauptung kommt, die viele ärgert und heftig erwidern läßt: »Bist auch du ein Pharisäer? Wenn du einer bist, dann gib acht, denn in unserer Anwesenheit lästert man den Heiligen nicht! Verfluchte Vipern, hervorgegangen aus der Verbindung von Hyänen mit dem Leviatan! Wer zahlt euch dafür, daß ihr den Messias lästert?« Streitereien, Beleidigungen, auch einige Püffe und gesalzene Schmähungen gegen die

verkommenen Pharisäer und Schriftgelehrten, die stolz wie Götter vorbeischreiten, ohne das Volk eines Blickes zu würdigen, das für und gegen sie redet, für und gegen den Meister, so daß es in den Straßen widerhallt. Und Anschuldigungen! Wie viele Anschuldigungen!

»Der dort sagt, der Meister sei ein Betrüger. Sicherlich hat er sich einen solchen Bauch zugelegt mit dem Geld dieser Schlangen, die gerade vorbeigekommen sind.«

»Mit ihrem Geld? Mit unserem Geld, mußt du sagen! Sie quetschen uns für diese schönen Zwecke aus! Aber wo ist er denn? Ich möchte sehen, ob er einer von denen ist, die gestern zu mir gesagt haben ... «

»Er ist davongelaufen. Aber, großer Gott! Wir müssen uns zusammenschließen und handeln. Sie sind zu schamlos!«

Eine andere Unterhaltung: »Ich habe dich gehört und ich kenne dich. Ich werde den Zuständigen sagen, wie du über das Höchste Gericht redest.«

»Ich gehöre Christus, und der Geifer der Dämonen schadet mir nicht. Du kannst es auch Hannas und Kajaphas sagen, wenn du willst, und möge es dazu dienen, sie gerechter zu machen!«

Und weiter vorn: »Mich klagst du an, ein Meineidiger und Gotteslästerer zu sein, weil ich dem lebendigen Gott folge? Du bist der Meineidige und Lästere, weil du ihn beleidigst und verfolgst. Ich kenne dich, weißt du! Ich habe dich gesehen und gehört. Spion! Verkäufer! Lauft und ergreift ihn ... « und er fängt an, ihm derartige Ohrfeigen zu verabreichen, daß das knöcherne, grünliche Gesicht des Juden ganz rot wird.

»Kornelius, Simeon, schaut, sie mißhandeln mich ... « sagt ein anderer weiter drüben zu einer Gruppe von Synedristen.

»Ertrage es für den Glauben und beschmutze nicht deine Lippen und deine Hände am Vortag eines Sabbat«, antwortet einer der Angesprochenen, ohne sich auch nur umzudrehen und den Elenden anzusehen, mit dem das Volk kurzen Prozeß macht ...

Die Frauen kreischen und bitten ihre Ehemänner, zurückzukommen und sich nicht zu kompromittieren.

Die Legionäre patrouillieren die Straßen, schaffen sich mit ihren Speerschäften Platz und drohen mit Strafen und Arrest.

Der Tod des Lazarus, das Hauptereignis, ist die Gelegenheit, sich noch über andere Dinge auszulassen und die schon lange bestehende innere Spannung abzureagieren.

Die Synedristen, die Ältesten, die Schriftgelehrten, die Sadduzäer, die mächtigen Juden, sie alle gehen gleichgültig und duckmäuserisch vorüber, als ob alle diese kleinen Ausbrüche von Haß, von persönlicher Rachsucht und Nervosität nicht auf sie zurückzuführen wären. Je mehr Zeit vergeht, desto mehr geraten sie in Wallung und erhitzen sich die Gemüter.

»Diese hier behaupten, hört nur, daß Christus die Kranken nicht heilen kann. Ich war aussätzig, und nun bin ich gesund. Kennt ihr die dort? Ich bin nicht aus Jerusalem, aber ich habe sie in den letzten zwei Jahren nie bei den Jüngern des Christus gesehen.«

»Die dort? Laß sehen, der in der Mitte! Dieser elende Schurke! Es ist der, der im vergangenen Monat zu mir gekommen ist und mir im Namen des Messias Geld angeboten hat. Er sagte, daß Jesus Männer anwerbe, um sich Palästinas zu bemächtigen. Und nun sagt er ... Aber warum hast du ihn entkommen lassen?«

»Ich habe verstanden! Was für Gauner! Und beinahe wäre ich auf sie hereingefallen. Mein Schwiegervater hatte recht. Da kommt Josef, der Älteste, mit Johannes und Josua. Wir wollen zu ihnen gehen und sie fragen, ob es wahr ist, daß der Meister ein Heer aufstellen will. Sie sind gerecht und müssen es wissen!« Eine große Menge läuft zu den drei Synedristen und stellt ihnen die Frage.

»Geht nach Hause, Männer! Auf der Straße sündigt man und schadet sich. Fragt nicht so viel. Beunruhigt euch nicht. Kümmert euch um eure Angelegenheiten und um eure Familien. Hört nicht auf die, die die Leichtgläubigen aufwiegeln, und laßt euch nicht täuschen. Der Meister ist ein Lehrer und kein Krieger. Ihr kennt ihn doch. Und

was er denkt, sagt er. Er hätte euch nicht andere Leute geschickt, um euch sagen zu lassen, daß ihr ihm als Krieger folgen sollt, wenn er dies gewollt hätte. Schadet ihm und auch euch selbst nicht. Schadet nicht dem Vaterland. Geht nach Hause, ihr Männer! Nach Hause! Sorgt dafür, daß dem jetzigen Unglück, dem Tod eines Gerechten, nicht noch mehr Unglück folgt. Geht nach Hause und betet für Lazarus, der allen nur Gutes getan hat«, sagt der von Arimathäa, der vom Volk offensichtlich sehr geliebt und geachtet wird, da es ihn als Gerechten erkennt.

Auch Johannes (der ehemals Eifersüchtige) sagt: »Er ist ein Mann des Friedens, nicht des Krieges. Hört nicht auf die falschen Jünger. Denkt daran, wie verschieden die anderen waren, die sich Messias nannten. Erinneret euch, überlegt und vergleicht, und euer Gerechtigkeitssinn wird euch sagen, daß dieser Aufruf zur Gewalt nicht von ihm stammen kann. Fort! Nach Hause! Geht zu den Frauen, die weinen, und zu den Kindern, die sich fürchten. Es steht geschrieben: Wehe den Gewalttätigen und jenen, die den Streit schüren.«

Eine Gruppe Frauen nähert sich weinend den drei Synedristen, und eine von ihnen sagt: »Die Schriftgelehrten haben meinen Mann bedroht. Ich habe Angst. Josef, sprich du mit ihnen.«

»Ich werde es tun. Aber dein Mann muß schweigen können. Glaubt ihr, mit diesem Aufruhr dem Meister zu nützen und dem Toten Ehre zu erweisen? Ihr irrt euch. Ihr schadet dem einen wie dem anderen«, antwortet Josef und verläßt sie, um Nikodemus entgegenzugehen, der, gefolgt von seinen Dienern, aus einer Seitenstraße kommt. »Ich habe nicht erwartet, dich hier zu sehen, Nikodemus. Ich selbst weiß nicht, wie ich es geschafft habe. Der Diener des Lazarus kam nach dem Hahnenschrei, um mir von dem Unglück zu berichten.«

»Zu mir kam er noch später. Ich bin sofort abgereist. Weißt du, ob der Meister in Betanien ist?«

»Nein, er ist nicht dort. Mein Verwalter von Bezeta war um die dritte Stunde dort und sagte mir, er habe ihn nicht angetroffen.«

»Ich verstehe nicht, weshalb ... Allen hat er ein Wunder geschenkt, und ihm nicht!« ruft Johannes aus.

»Vielleicht, weil er dem Haus schon mehr geschenkt hat als eine Heilung. Er hat Maria gerettet und dem Haus Frieden und Ehre wiedergegeben ... « sagt Josef.

»Frieden und Ehre! Das Gute den Guten ... Denn viele haben ihm keine Ehre erwiesen und tun es nicht einmal jetzt, da Maria ... Ihr wißt es nicht ... Vor drei Tagen waren Hilkiya und viele andere dort ... und haben ihm keine Ehre erwiesen. Maria hat sie davon gejagt. Sie erzählten es mir voll Zorn, und ich habe sie reden lassen, um mein Herz nicht zu entdecken ... « sagt Josua.

»Und nun gehen sie zum Begräbnis?« fragt Nikodemus.

»Sie sind benachrichtigt worden und haben sich im Tempel zu einer Besprechung eingefunden. Oh, die Diener haben heute morgen bei Sonnenaufgang viel laufen müssen!«

»Warum haben sie es so eilig mit dem Begräbnis? Gleich nach der sechsten Stunde!«

»Weil Lazarus schon in Verwesung übergegangen war, als er starb. Mein Verwalter sagt mir, daß trotz der Harze, die in den Zimmern verbrannt werden, und trotz der duftenden Essenzen, mit denen man den Toten besprengt, der Leichengeruch schon an der Tür des Hauses zu bemerken war. Und außerdem beginnt bei Sonnenuntergang der Sabbat. Es gab also keine andere Möglichkeit.«

»Du sagst, daß sie sich im Tempel versammelt haben? Warum?«

»Nun ... eigentlich war die Versammlung schon vorher geplant, um über Lazarus zu sprechen. Sie wollen behaupten, daß er aussätzig war ... « sagt Josua.

»Das niemals. Lazarus hätte sich als erster in Befolgung des Gesetzes abgesondert«, verteidigt Josef den Toten. Und er fügt hinzu: »Ich habe mit ihrem Arzt gesprochen. Er hat es absolut ausgeschlossen. Lazarus litt an faulenden Geschwüren!«

»Worüber haben sie dann diskutiert, da Lazarus doch schon gestorben war?« fragt Nikodemus.

»Ob sie zum Begräbnis gehen sollen oder nicht, nachdem Maria ihnen die Tür gewiesen hat. Die einen wollten, die anderen nicht. Aber die, die gehen wollten, waren in der Mehrzahl, und zwar aus drei Gründen. Sie wollten sehen, ob der Meister dort ist. Dies war der erste Grund, und alle waren damit einverstanden. Sie wollten auch sehen, ob er ein Wunder wirkt. Das ist der zweite Grund. Und der dritte: die Erinnerung an die Worte, die der Meister kürzlich am Jordan bei Jericho zu den Schriftgelehrten sagte«, erklärt wiederum Josua.

»Ein Wunder! Welches, wenn er nun tot ist?« fragt Johannes achselzuckend und schließt mit den Worten: »Immer dieselben ... Sie verlangen das Unmögliche!«

»Der Meister hat schon andere Tote erweckt«, bemerkt Josef.

»Das ist wahr. Aber wenn er gewollt hätte, daß er lebt, dann hätte er ihn nicht sterben lassen. Du hast vorher schon recht gehabt: Sie haben genug erhalten.«

»Ja. Aber Uziel und auch Zadok haben sich erinnert an eine Herausforderung vor vielen Monaten ... Christus sagte damals, er werde den Beweis erbringen, daß er auch einen schon verwesenen Leib auferstehen lassen könne. Und bei Lazarus ist dies der Fall. Und Zadok, der Schriftgelehrte, sagt weiter, daß der Rabbi am Jordan von sich aus behauptet habe, bei Neumond würde sich die Hälfte der Herausforderung erfüllen. Die von einem Toten, der wieder lebendig wird und weder Krankheit noch Auflösung mehr kennt. Sie haben gewonnen. Wenn dies geschieht, so sicher deshalb, weil der Meister da ist. Ferner: wenn dies geschieht, dann gibt es keinen Zweifel mehr an ihm.«

»Vorausgesetzt, daß es keine bösen Folgen hat ... « murmelt Josef.

»Böse Folgen? Warum? Die Schriftgelehrten und Pharisäer werden sich überzeugen ... «

»Oh, Johannes! Bist du denn ein Fremder, daß du so sprechen kannst? Kennst du deine Mitbürger so schlecht? Seit wann hat denn die Wahrheit sie zu Heiligen gemacht? Sagt es dir nichts, daß man

in mein Haus keine Einladung zu der Versammlung gebracht hat?«

»Auch in meines nicht. Sie mißtrauen uns und schließen uns oft aus«, sagt Nikodemus. Dann fragt er: »War Gamaliël dort?«

»Sein Sohn. Er wird auch anstelle seines Vaters kommen, der etwas krank in Gamala in Judäa ist.«

»Und was hat Simeon gesagt?«

»Nichts. Gar nichts. Er hat nur zugehört und ist dann fortgegangen. Vor kurzem ist er mit einigen Schülern seines Vaters auf dem Weg nach Betanien hier vorbeigekommen.«

Sie sind nun fast am Tor zur Straße nach Betanien. Und Johannes ruft aus: »Schaut, es ist bewacht! Warum wohl? Sie halten alle an, die hinausgehen.«

»Es ist Aufruhr in der Stadt ... «

»Oh! So groß ist er nicht ... «

Sie kommen zum Tor und werden wie alle anderen angehalten.

»Aus welchem Grund, Soldat? In der ganzen Antonia kennt man mich. Man kann mir nichts Schlechtes nachsagen. Ich achte euch und eure Gesetze«, sagt Josef von Arimathäa.

»Befehl des Zenturio. Der Prokurator kommt in die Stadt, und wir wollen wissen, wer zu den Toren hinausgeht, besonders zu dem, das auf die Straße nach Jericho führt. Wir kennen dich. Aber wir kennen auch eure Stimmung uns gegenüber. Du und deine Begleiter, ihr könnt gehen. Und wenn ihr beim Volk etwas zu sagen habt, dann erklärt ihm, daß es besser ist, sich ruhig zu verhalten. Pontius ändert nicht gerne seine Gewohnheiten wegen der Unruhe seiner Untergebenen ... und er könnte äußerst streng werden. Dies ist ein guter Rat für dich, der du gut bist.« Sie gehen weiter ...

»Habt ihr gehört? Ich sehe schwere Tage kommen ... Es wird nötiger sein, die anderen zu beraten als das Volk ... « sagt Josef.

Die Straße nach Betanien ist voller Menschen, die alle ein einziges Ziel haben: Betanien. Alles Leute, die zur Beisetzung gehen. Man sieht Synedristen und Pharisäer, Schriftgelehrte und Sadduzäer, und zwischen diesen Bauern, Diener und Verwalter der verschiedenen

Häuser und Güter, die Lazarus in der Stadt und auf dem Land besitzt. Und je näher man Betanien kommt, desto mehr Menschen strömen von allen Seitenwegen und Sträßchen auf die Hauptstraße.

Da ist nun Betanien. Betanien in Trauer um den vornehmsten seiner Bürger. Alle seine Bewohner haben in ihren besten Kleidern schon die Häuser verlassen, die nun verschlossen sind, als ob niemand darin wäre. Aber sie sind noch nicht im Haus des Toten. Die Neugier hält sie an der Straße vor dem Tor zurück. Sie beobachten, wer von den Eingeladenen kommt, und tauschen Namen und Eindrücke aus.

»Da ist Natanaël Ben-Faba. Oh, der alte Mattatias, der Verwandte des Jakob! Der Sohn des Hannas! Schau ihn dir an dort, zusammen mit Doras, Callascebona und Archelaos. Wie haben die Galiläer es nur fertiggebracht, rechtzeitig hier zu sein? Alle sind sie da. Schau: Eli, Johanan, Ismael, Urija, Joachim, Elija, Josef . . . Der alte Hananja mit Zadok und den Sadduzäern Zacharias und Johanan. Auch Simeon, der Sohn des Gamaliël, ist da. Allein. Aber der Rabbi fehlt. Dort sind Hilkiya und Nahum, Felix und der Schriftgelehrte Hannas, Zacharias und Jonatan des Uriël! Saul und Eleasar, Tryphon und Joazar. Die sind gut! Auch einer der Söhne des Hannas. Der Jüngste. Er spricht mit Simon Camit. Und dort Philippus mit Johannes, dem Antipatriden, Alexander, Isaak und Jona des Babaon. Und Zadok. Judas, der Nachkomme der Hasidäer. Und die Verwalter der verschiedenen Paläste. Ich sehe aber die treuen Freunde nicht. Wie viele Leute!«

Wirklich, viele Leute! Alle in würdevoller Haltung, teils mit einem den Umständen angepaßten Gesichtsausdruck, teils mit dem Ausdruck echten Schmerzes in den Zügen. Das weit offenstehende Tor verschluckt sie alle. Und ich sehe alle wieder, die ich bei anderen Gelegenheiten wohlwollend oder feindlich gesinnt in der Umgebung des Meisters gesehen habe. Alle, außer Gamaliël und dem Synedristen Simon. Aber ich sehe auch andere, die ich noch nie gesehen habe, oder die ich vielleicht bei Streitgesprächen über Jesus gesehen

habe, ohne ihre Namen zu kennen ... Rabbis mit ihren Schülern kommen vorbei und Schriftgelehrte in geschlossenen Gruppen. Es kommen Juden, deren Reichtümer aufgezählt werden ... Der Garten ist voller Menschen, die, nachdem sie den Schwestern ihre Anteilnahme ausgesprochen haben (diese sitzen, wohl nach dortigem Brauch, unter dem Portikus, also außerhalb des Hauses), sich in einem Kaleidoskop von Farben im Garten ergehen, wo das Begrüßen kein Ende nimmt.

Marta und Maria sind erschöpft. Sie halten sich an der Hand wie zwei Mädchen, die erschrocken sind über die Leere, die nun im Haus herrscht, über das Nichts, das ihren Tag füllt, seit Lazarus nicht mehr ihrer Pflege bedarf. Sie hören die Worte der Besucher an, weinen mit den wahren Freunden, mit den treuen Untergebenen, verneigen sich vor den kalten, stolzen, steifen Synedristen, die eher gekommen sind, um sich in Szene zu setzen, als um den Verstorbenen zu ehren, und antworten allen, die nach den letzten Augenblicken des Lazarus fragen, mit denselben müden Worten, die sie nun schon zum hundertsten Mal wiederholen müssen.

Josef und Nikodemus, die treuesten Freunde, stellen sich an die Seite der Schwestern, mit wenigen Worten, aber einer Freundschaft, die mehr zu trösten vermag als Worte es können.

Hilkija kommt wieder mit den Unversöhnlichsten, mit denen er lange gesprochen hat, und fragt: »Könnten wir den Toten nicht sehen?«

Marta fährt sich verzweifelt mit der Hand über die Stirn und fragt: »Seit wann ist so etwas Brauch in Israel? Er ist schon vorbereitet ... « und langsam rinnen Tränen über ihr Gesicht.

»Es ist nicht Sitte, das ist wahr. Aber wir wünschen es. Die treuesten Freunde haben wohl das Recht, ein letztes Mal das Antlitz des Freundes zu sehen.«

»Auch wir Schwestern hätten ein Recht darauf gehabt. Aber es war notwendig, ihn sofort einzubalsamieren ... Und als wir in das Zimmer des Lazarus zurückgekehrt sind, haben wir selbst nur die eingewickelte Gestalt gesehen.«

»Ihr hättet klare Anweisungen geben sollen. Könntet ihr nicht das Schweiß Tuch von seinem Antlitz entfernen?«

»Oh, er ist schon verwest . . . Und die Stunde des Begräbnisses ist gekommen.«

Josef vermittelt: »Hilkija, mir scheint, daß wir hier aus einem Übermaß an Liebe Schmerz bereiten. Lassen wir die Schwestern in Frieden . . . «

Simeon, der Sohn des Gamaliël, kommt näher und verhindert so die Antwort des Hilkija: »Mein Vater wird kommen, sobald er kann. Ich vertrete ihn. Er hat Lazarus sehr geschätzt. Und ich ebenso.«

Marta verneigt sich und antwortet: »Gott möge dem Rabbi die Ehre vergelten, die er unserem Bruder erwiesen hat.«

Da der Sohn des Gamaliël gekommen ist, entfernt sich Hilkija ohne weiter zu drängen. Er diskutiert mit den anderen, die ihn darauf aufmerksam machen: »Riechst du nicht den Gestank? Und du hast noch Zweifel? Wir werden ja sehen, ob sie das Grab verschließen. Ohne Luft kann man nicht leben.«

Eine weitere Gruppe von Pharisäern nähert sich den beiden Schwestern. Sie sind fast alle aus Galiläa. Marta kann, nachdem sie die Beileidsbezeugungen entgegengenommen hat, nicht umhin, ihr Erstaunen über ihre Anwesenheit zu bekunden.

»Frau, das Synedrium hat sich zu einer Versammlung von größter Wichtigkeit zusammengefunden, daher sind wir in der Stadt«, erklärt Simon von Kafarnaum und betrachtet Maria, an deren Bekehrung er sich zweifellos erinnert. Doch er beschränkt sich darauf, sie anzustarren.

Nun kommen Johanan, Doras, der Sohn des Doras, Ismael, Hananja, Zadok und andere, die ich nicht kenne. Ihre Wolfsgesichter sagen alles, noch bevor sie den Mund aufmachen. Aber sie warten, bis Josef und Nikodemus sich entfernt haben, um mit drei Juden zu reden, und schlagen dann zu.

Es ist der alte Hananja, der den Schwestern mit seiner glucksenden Greisenstimme den ersten Dolchstoß versetzt: »Was sagst du

dazu, Maria? Euer Meister ist der einzige von den vielen Freunden deines Bruders, der nicht hier ist. Seltsame Freundschaft! Viel Liebe, solange es Lazarus gut ging. Und Gleichgültigkeit, als die Zeit gekommen war, ihm Liebe zu erweisen! Für alle wirkt er Wunder. Aber hier geschieht kein Wunder. Was sagst du zu so etwas, Frau? Er hat dich sehr getäuscht, dieser schöne galiläische Meister. Ha, ha, ha! Hatte er nicht zu dir gesagt, du solltest hoffen wider alle Hoffnung? Hast du also nicht gehofft? Oder hat es keinen Sinn, auf ihn zu hoffen? Du hast auf das Leben gehofft, hast du gesagt. Ja ... er nennt sich das „Leben“. Ha, ha, ha! Aber da drinnen ist dein toter Bruder, und der Schlund des Grabes hat sich schon geöffnet. Und der Rabbi ist nicht da. Ha, ha, ha!«

»Er gibt den Tod, nicht das Leben«, sagt Doras grinsend.

Marta verbirgt das Gesicht in den Händen und weint. Dies ist wahrhaftig die Wirklichkeit. Ihre Hoffnung ist enttäuscht worden. Der Rabbi ist nicht da. Er ist nicht einmal gekommen, um sie zu trösten. Und er könnte doch jetzt schon hier sein. Marta weint. Sie kann nur weinen.

Auch Maria weint. Auch sie hat die Wirklichkeit vor Augen. Sie hat geglaubt und gehofft über alle Hoffnung hinaus ... Aber nichts hat sich ereignet, und die Diener haben den Stein von der Öffnung des Grabes entfernt, da die Sonne am Untergehen ist. Die Sonne geht im Winter schnell unter, und es ist Freitag, und alles muß rechtzeitig fertig sein, damit die Gäste nicht das Gesetz des Sabbats übertreten müssen, der bald beginnt. Sie hat so sehr gehofft, beständig gehofft, zu sehr gehofft. Sie hat ihre Kraft zu hoffen verbraucht, und nun ist sie enttäuscht.

Hananja gibt nicht nach: »Du antwortest mir nicht? Bist du nun davon überzeugt, daß er ein Schwindler ist, der euch ausgenützt und verhöhnt hat? Arme Frauen!« Und er schüttelt den Kopf. Die anderen tun es ihm nach und sagen ebenfalls: »Arme Frauen!«

Maximinus kommt herbei: »Es ist Zeit. Gebt die Anweisungen. Ihr müßt es tun.«

Marta sinkt zu Boden. Man eilt ihr zu Hilfe, und viele Arme tragen sie fort unter dem Wehklagen der Bediensteten, die verstanden haben, daß die Stunde der Beisetzung gekommen ist und sie die Totenklage anstimmen müssen.

Maria ringt die Hände und bittet: »Noch eine kleine Weile! Noch eine kleine Weile! Schickt Diener auf die Straße nach En-Schemesch und zum Brunnen, auf alle Wege. Diener zu Pferd. Sie sollen schauen, ob er kommt ... «

»Du Unglückselige, hoffst du denn immer noch? Was braucht es noch, um dich zu überzeugen, daß er euch verraten und enttäuscht hat? Gehaßt hat er euch und verspottet ... «

Das ist zuviel! Mit tränennassem Gesicht, gequält und dennoch treu, erklärt Maria im Halbkreis der Gäste, die sich versammelt haben und auf das Erscheinen des Leichnams warten: »Wenn Jesus von Nazaret so handelt, dann ist es gut, und seine Liebe zu uns allen in Betanien ist groß. Alles zur Ehre Gottes und zu seiner Ehre! Er hat gesagt, daß dies zur Ehre des Herrn reichen wird, denn die Macht seines Wortes wird vollkommen erstrahlen. Tue deine Pflicht, Maximinus. Das Grab ist kein Hindernis für die Macht Gottes ... «

Sie geht zur Seite, gestützt von Noomi, die herbeigeeilt ist, und gibt ein Zeichen ... Der Leichnam wird in seinen Binden aus dem Haus getragen, zwischen zwei Reihen von Menschen hindurch, die laut zu klagen beginnen. Maria möchte ihm folgen, doch sie wankt. Sie schließt sich an, als schon alle auf dem Weg zum Grab sind. Und sie kommt gerade rechtzeitig dort an, um die lange, reglose Gestalt im Dunkel des Grabes verschwinden zu sehen. Die von den Dienern in die Höhe gehaltenen Fackeln, die die Stufen für die Träger beleuchten, die mit dem Toten hinuntersteigen, tauchen alles in rötliches Licht. Denn das Grab des Lazarus ist unter der Erde, vielleicht, um die unterirdischen Gänge im Fels auszunützen.

Maria schreit ... Sie ist am Zusammenbrechen ... Sie schreit ... und mit dem Namen des Bruders auch den Namen Jesu. Es ist, als würde man ihr das Herz aus der Brust reißen. Aber sie ruft nur

diese beiden Namen und wiederholt sie, bis das dumpfe Geräusch des Steines, mit dem man das Grab verschließt, ihr sagt, daß nun nicht einmal mehr der Leib des Lazarus auf Erden weilt. Dann erst gibt sie auf und verliert das Bewußtsein. Sie fällt auf die, die sie stützen, und flüstert noch einmal, während sie in Bewußtlosigkeit versinkt: »Jesus, Jesus!« Man trägt sie fort.

Maximinus bleibt, um die Gäste zu verabschieden und ihnen im Namen der ganzen Verwandtschaft zu danken; um sich ihre Versicherungen anzuhören, daß sie täglich zur Beileidsbezeugung wiederkommen werden . . .

Langsam wird der Garten leerer. Die letzten, die gehen, sind Josef, Nikodemus, Eleasar, Johannes, Joachim und Josua. Am Tor treffen sie Zadok und Uriël, die gehässig lachen und sagen: »Seine Herausforderung! Und wir haben sie gefürchtet!«

»Oh, es besteht kein Zweifel, daß er tot ist. Wie er gestunken hat, trotz der Essenzen. Es gibt keinen Grund zu zweifeln. Es war nicht nötig, das Schweiß Tuch zu entfernen. Ich glaube, er ist schon voller Würmer.« Sie sind glücklich.

Josef schaut sie an, mit so strengem Blick, daß ihre Worte und ihr Gelächter verstummen.

Alle beeilen sich, zurück nach Hause zu kommen, um vor dem Ende des Sonnenunterganges in der Stadt zu sein.

601 »Laßt und zu unserem Freund Lazarus gehen, der schläft«

Das Licht im Hausgärtchen des Salomon ist schon sehr schwach, und die Umrisse der Bäume und der Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite und besonders am Ende der Straße, dort, wo diese an der Flußböschung verschwindet, verwischen sich immer stärker und verschmelzen mit den mehr oder weniger dunklen Schatten der stetig voranschreitenden Abenddämmerung. Die Dinge auf Erden sind jetzt mehr Laute als Farben. Kinderstimmen dringen aus den Häusern, Mütter rufen ihre Kleinen, Männer treiben

ihre Schafe oder Esel an, ein letztes Quietschen des Brunnenrades, das Rauschen der Blätter im Abendwind und das Knacken der trockenen Äste im Wald, als ob man Hölzchen zusammenschlagen würde. In der Höhe flimmern noch unsicher die ersten Sterne, denn ein schwacher Widerschein des Lichtes ist geblieben, und der Mond beginnt schon mit seinem phosphoreszierenden Schimmer den Himmel zu erhellen.

»Alles übrige könnt ihr morgen sagen. Nun ist es genug. Es ist Nacht. Geht alle nach Hause. Der Friede sei mit euch. Der Friede sei mit euch. Ja ... ja ... Morgen! Wie? Was sagst du? Du hast Bedenken? Schlafe bis morgen, und wenn sie dich dann immer noch quälen, kannst du ja wiederkommen. Das wäre noch schöner! Auch noch Bedenken, um ihn noch mehr zu ermüden! Und diese Geldgierigen da! Und die Schwiegermütter, die vernünftigeren Schwiegertöchter wollen, und die Schwiegertöchter, die weniger sauertöpfische Schwiegermütter möchten, während sowohl die einen wie auch die anderen es verdienen würden, daß man ihnen die Zunge ausreißt! Was gibt es noch? Du? Was hast du gesagt? Oh, das schon, du armer Kerl! Johannes, führe diesen Knaben zum Meister. Seine Mutter ist krank, und sie schickt ihn, um Jesus zu bitten, daß er für sie betet. Armes Kind. Es ist immer zurückgedrängt worden, weil es noch so klein ist. Und es kommt von weit her. Wie wird es nun nach Hause zurückkommen? Hallo! Ihr alle, anstatt hier herumzustehen und euch am Meister zu erfreuen, könntet ihr nicht in die Tat umsetzen, was er euch gesagt hat: daß ihr euch gegenseitig helfen sollt und daß die Stärkeren den Schwächeren behilflich sein sollen? Auf, wer bringt den Knaben nach Hause? Er könnte, was Gott verhüten möge, seine Mutter tot vorfinden ... Aber er soll sie wenigstens noch einmal sehen. Esel habt ihr ja ... Es ist schon Nacht, sagt ihr? Was gibt es Schöneres als die Nacht? Ich habe jahrelang beim Schein der Sterne geschuftet und bin gesund und kräftig. Du willst den Jungen nach Hause bringen? Gott segne dich, Ruben. Hier ist das Kind. Hat dich der Meister getröstet? Ja? Dann geh und freue dich. Aber

man wird ihm zu essen geben müssen. Vielleicht hat er seit heute morgen nichts mehr gegessen!«

»Der Meister hat ihm heiße Milch, Brot und Obst gegeben. Er hat sie unter der Tunika«, sagt Johannes.

»Dann geh mit diesem Mann. Er bringt dich auf seinem Esel nach Hause.«

Endlich sind die Leute alle weggegangen, und Petrus kann sich mit Jakobus, Judas, dem anderen Jakobus und Thomas ausruhen, die ihm geholfen haben, die Hartnäckigsten nach Hause zu schicken.

»Wir wollen zuschließen. Sonst überlegt es sich einer wieder anders und kommt zurück, wie die beiden dort. Auweh! Der Tag nach dem Sabbat ist ganz schön anstrengend!« sagt Petrus noch, während er die Küche betritt und die Türe schließt. »So, nun haben wir Ruhe.« Er blickt Jesus an, der am Tisch sitzt, einen Ellbogen aufgestützt und das Haupt in der Hand, nachdenklich, abwesend. Petrus geht zu ihm, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt: »Du bist müde, nicht? So viele Menschen! Von überall her kommen sie, trotz der Jahreszeit.«

»Man könnte meinen, sie hätten Angst, uns bald zu verlieren«, bemerkt Andreas, der gerade dabei ist, Fische auszunehmen. Die anderen sind damit beschäftigt, das Feuer zu schüren, auf dem die Fische geröstet werden sollen, oder in einem großen Kessel umzurühren, in dem Zichorie kocht. Ihre Schatten bewegen sich an der dunklen Wand, die mehr vom Feuer als von der Lampe erhellt wird.

Petrus sucht nach einer Tasse, um Jesus, der sehr müde zu sein scheint, Milch zu geben. Aber er findet die Milch nicht und zieht die anderen zur Rechenschaft.

»Das Kind hat die letzte Milch getrunken. Das übrige bekamen der alte Bettler und die Frau des kranken Mannes«, erklärt Bartholomäus.

»Und der Meister ist leer ausgegangen! Ihr hättet nicht alles weggeben dürfen.«

»Er selbst hat es so gewollt . . . «

»Oh, er möchte es immer so. Aber man darf ihn nicht machen lassen. Er gibt die Kleider weg, er gibt seine Milch her, er gibt sich selber hin und verzehrt sich . . . « Petrus ist unzufrieden.

»Schon gut, Petrus! Geben ist seliger als nehmen«, sagt Jesus ruhig und kehrt aus seiner Geistesabwesenheit zurück.

»Ja, und du gibst und gibst und verbrauchst dich. Und je großzügiger du dich zeigst, desto mehr wirst du von den Menschen ausgenützt.« Nebenbei fegt Petrus mit dünnen Blättern, die einen Duft von bitteren Mandeln und Chrysanthemen ausströmen, den Tisch, um ihn zu säubern und dann Brot und Wasser daraufzustellen. Dann stellt er einen Becher vor Jesus.

Jesus gießt sich sofort zu trinken ein, als ob er großen Durst hätte. Petrus stellt noch einen Becher auf die andere Seite des Tisches, neben einen Teller mit Oliven und wildem Fenchel. Er fügt auch eine Schüssel Salat hinzu, den Philippus schon angemacht hat, und holt mit den anderen einfache Hocker herbei, zusätzlich zu den vier Stühlen in der Küche, die zu wenig sind für dreizehn Personen. Andreas, der auf den über der Glut röstenden Fisch achtgegeben hat, legt diesen nun auf einen Teller und bringt ihn zusammen mit einigen Broten zum Tisch. Johannes holt die Lampe von ihrem Platz und stellt sie ebenfalls mitten darauf.

Während alle sich zu Tisch begeben, um das Abendessen einzunehmen, erhebt sich Jesus, betet mit lauter Stimme, opfert das Brot und segnet die Mahlzeit. Dann nimmt auch er wie die übrigen Platz und verteilt Brot und Fisch; d. h. er legt den Fisch auf die großen, flachen, teils frischen, teils schon altbackenen Brote, die jeder vor sich liegen hat. Dann nehmen die Apostel Salat und benutzen dazu die Holzgabel, die in der Schüssel steckt. Auch für das Gemüse dient die Brotscheibe als Teller. Nur Jesus hat einen großen, etwas verbeulten Metallteller vor sich und zerlegt darauf den Fisch, von dem er bald dem einen, bald dem anderen einen köstlichen Bissen gibt. Er gleicht einem Vater inmitten seiner Söhne, wenngleich Natanaël, Simon der Zelote und Philippus seine Väter und Matthäus und Petrus seine älteren Brüder sein könnten.

Sie essen und reden über die Vorkommnisse des Tages, und Johannes muß herzlich lachen über die Entrüstung des Petrus über einen Hirten aus den Bergen von Gilead. Dieser hatte verlangt, daß Jesus zu seiner Herde hinaufsteigt und sie segnet, damit er viel Geld mit ihr verdienen und seiner Tochter eine beträchtliche Mitgift geben kann.

»Da gibt es nichts zu lachen. Solange er noch sagte: „Ich habe kranke Schafe, und wenn sie eingehen, bin ich ruiniert“, hat er mir Leid getan. Das wäre genauso, wie wenn wir Fischer den Holzwurm im Boot hätten. Dann könnte man nicht mehr fischen und hätte nichts zu essen. Und alle haben ein Recht auf Nahrung. Aber als er dann sagte: „Ich will gesunde Schafe, damit ich reich werde und vor dem ganzen Dorf prahlen kann mit der Aussteuer, die meine Ester bekommt, und mit dem Haus, das ich mir bauen werde“, da hat mich die Wut gepackt, und ich habe ihm gesagt: „Deswegen hast du einen so weiten Weg zurückgelegt? Liegt dir nichts anderes am Herzen als die Mitgift, der Reichtum und die Schafe? Hast du denn keine Seele?“ Darauf hat er geantwortet: „Für die bleibt noch genug Zeit. Jetzt sind die Schafe und die Hochzeit wichtiger, denn er ist eine gute Partie, und Ester fängt an, alt zu werden.“ Wenn ich mir nicht die Lehre Jesu vor Augen gehalten hätte, daß man mit allen barmherzig sein soll, wäre es dem Mann gewiß schlecht ergangen! Aber ich habe mit ihm geredet, daß ihm Hören und Sehen verging . . . «

»Und es hat ausgesehen, als ob du nicht mehr aufhören wolltest. Du warst ganz außer Atem und deine Halsadern waren dick angeschwollen«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Der Schäfer war schon lange weggegangen, da hast du immer noch gepredigt. Und dann sagst du, du könntest nicht vor den Leuten reden!« fügt Thomas hinzu. Und er umarmt ihn mit den Worten: »Armer Simon, wie sehr bist du in Zorn geraten!«

»Hatte ich vielleicht nicht recht? Was ist der Meister? Der Glücksbringer für alle Dummköpfe Israels? Der Brautwerber für Heiratslustige?«

»Rege dich nicht auf, Simon. Der Fisch könnte dir schlecht bekommen, wenn du ihn zusammen mit dem Gift verschluckst«, neckt ihn Matthäus gutmütig.

»Du hast recht. Ich spüre in allem den Geschmack, den die Gastmähler in den Häusern der Pharisäer haben, wenn ich Brot mit Angst und Fleisch mit Zorn esse.«

Alle lachen. Jesus lächelt und schweigt.

Die Mahlzeit ist beendet. Satt und zufrieden sitzen sie in der wohlthuenden Wärme um den Tisch herum und werden müde. Sie reden immer weniger, und einige dösen vor sich hin. Thomas vergnügt sich damit, einen Blütenzweig mit dem Messer in die Tischplatte zu ritzen.

Die Stimme Jesu rüttelt sie auf. Er erhebt seine bisher verschränkten Arme von der Tischkante, breitet sie aus wie der Priester beim »Dominus vobiscum«, und sagt: »Und doch müssen wir gehen.«

»Wohin, Meister? Zu dem mit den Schafen?« fragt Petrus.

»Nein, Simon. Zu Lazarus. Wir kehren nach Judäa zurück.«

»Meister, vergiß nicht, daß die Juden dich hassen!« meint Petrus.

»Es ist nicht lange her, daß sie dich sogar steinigen wollten!« sagt Jakobus des Alphäus.

»Aber Meister, das ist unvorsichtig!« meint Matthäus.

»Denkst du nicht an uns?« fragt Iskariot.

»Oh, Meister und mein Bruder, ich beschwöre dich im Namen deiner Mutter und auch im Namen der Gottheit, die in dir wohnt: laß nicht zu, daß die Teufel sich deiner bemächtigen und dein Wort ersticken. Du bist allein, zu sehr allein gegen eine ganze Welt, die dich haßt und hier auf Erden mächtig ist«, sagt Thaddäus.

»Meister, schütze dein Leben! Was würde aus mir, aus uns allen werden, wenn wir dich nicht mehr hätten?« Johannes schaut ihn mit den weit aufgerissenen Augen eines erschrockenen und traurigen Kindes an.

Petrus hat sich nach dem ersten Ausruf umgedreht und redet aufgeregt mit den Älteren und mit Thomas und Jakobus des Zebedäus.

Alle sind der Meinung, daß Jesus nicht in die Umgebung Jerusalems zurückkehren darf; wenigstens nicht, bevor die Osterzeit einen Aufenthalt dort sicherer macht, da die Anwesenheit einer großen Anzahl von Jüngern, die zum Fest aus allen Teilen Palästinas kommen, einen Schutz für den Meister darstellt. Keiner von denen, die ihn hassen, wird es wagen, ihn anzurühren, wenn ein ganzes Volk ihn mit seiner Liebe umgibt . . . Und sie sagen es ihm, besorgt und beinahe rechthaberisch . . . Die Liebe läßt sie so sprechen.

»Ruhe! Friede! Hat denn der Tag nicht zwölf Stunden? Wenn einer am Tag wandert, strauchelt er nicht, denn er sieht das Licht dieser Welt. Wandert er aber in der Nacht, dann strauchelt er, denn er sieht nichts. Ich weiß, was ich tue, denn das Licht ist in mir. Laßt euch führen von dem, der sieht. Und außerdem müßt ihr wissen, daß, solange die Stunde der Finsternis nicht gekommen ist, nichts Finsteres geschehen kann. Wenn dann die Stunde gekommen ist, werden keine Entfernung und keine Macht, nicht einmal die Heere des Cäsar, mich vor den Juden erretten können. Denn was geschrieben steht, muß sich erfüllen, und die Mächte des Bösen arbeiten schon im verborgenen, um ihr Werk zu vollbringen. Daher laßt mich wirken . . . und Gutes tun, solange ich frei bin, es zu tun. Die Stunde wird kommen, da ich keinen Finger mehr rühren und kein Wort mehr sprechen kann, um Wunder zu wirken. Meine Kraft wird die Welt verlassen. Eine schreckliche Stunde der Strafe für den Menschen wird es sein. Nicht für mich. Für den Menschen, der mich nicht lieben wollte. Eine Stunde, die sich wiederholen wird durch den Willen des Menschen, der die Gottheit so weit von sich gewiesen hat, daß aus ihm ein von Gott Verlassener, ein Anhänger Satans und seines verfluchten Sohnes geworden ist.²⁶ Eine Stunde, die kommen wird, wenn das Ende der Welt bevorsteht. Der herrschende Unglaube wird meine Wunderkraft versiegen lassen. Nicht, weil ich sie verlieren könnte, sondern weil das Wunder dort nicht gewährt werden kann,

²⁶Gemeint ist der Sohn des Verderbens, der Lügenprophet, der Antichrist, der falsche Messias.

wo kein Glaube und kein Wille, es zu erlangen, vorhanden ist; dort, wo man das Wunder zum Gegenstand des Spottes und zum Werkzeug des Bösen machen und das erhaltene Gute dazu verwenden würde, noch größeres Unheil anzurichten. Noch kann ich Wunder wirken, und ich werde sie wirken zur höheren Ehre Gottes. Gehen wir also zu unserem Freund Lazarus, der schläft. Gehen wir, ihn aus diesem Schlaf zu erwecken, damit er wieder gesund und imstande sei, seinem Meister zu dienen.«

»Nun, wenn er schläft, ist es ja gut. Dann wird er gesund werden. Der Schlaf selbst ist schon ein Heilmittel. Warum ihn aufwecken?« fragen sie.

»Lazarus ist tot. Ich habe gewartet, bis er tot ist, um nach Betanien zu gehen; nicht seiner Schwestern und seinetwegen, sondern euret wegen, damit ihr glaubt. Damit ihr im Glauben wachst. Gehen wir zu Lazarus.«

»Nun gut! Gehen wir also! So werden wir alle sterben, wie er gestorben ist und wie du sterben willst«, sagt Thomas im Ton eines resignierten Fatalisten.

»Thomas, Thomas, und ihr alle, die ihr in eurem Inneren murrst und kritisiert! Wißt, wer mir nachfolgen will, darf sich um sein Leben nicht mehr sorgen, als der Vogel sich um die vorüberziehende Wolke sorgt. Er muß sie vorüberziehen lassen, wie auch immer der Wind wehen mag. Der Wind ist der Wille Gottes, der euch das Leben nach Gefallen geben oder nehmen kann, und ihr sollt euch nicht bekümmern, wie auch der Vogel sich nicht um die vorüberziehende Wolke kümmert, sondern fortfährt zu singen in der Gewißheit, daß der Himmel sich wieder aufheitern wird. Denn die Wolke ist ein Zwischenfall, der Himmel aber ist die Wirklichkeit. Der Himmel bleibt immer blau, auch wenn ihn die Wolken mit Grau zu überziehen scheinen. Er ist und bleibt blau über den Wolken. Und so ist es auch mit dem wahren Leben. Es ist und bleibt bestehen, auch wenn das menschliche Leben aufhört. Wer mir nachfolgen will, darf keine Angst vor dem Leben und um sein Leben haben. Ich werde

euch zeigen, wie man den Himmel erobert. Aber wie könnt ihr mich nachahmen, wenn ihr Angst habt, mit nach Judäa zu kommen, ihr, denen vorerst nichts Böses angetan werden wird? Fürchtet ihr euch, mit mir gesehen zu werden? Ihr seid frei, mich zu verlassen. Aber wenn ihr bleiben wollt, dann müßt ihr lernen, der Welt mit ihrer Kritik, ihrer Bosheit, ihrem Spott und ihrem Leiden zu trotzen, um mein Reich zu erobern. Wir werden also gehen und Lazarus, der schon seit zwei Tagen im Grab ruht, dem Tod entreißen. Denn er ist am gleichen Abend gestorben, an dem der Diener aus Betanien hierher kam. Morgen um die sechste Stunde, nachdem wir alle entlassen haben, die auf das Morgen warten, um von mir Hilfe und Belohnung für ihren Glauben zu erhalten, werden wir von hier fortgehen, den Fluß überqueren und im Haus der Nike übernachten. Bei Sonnenaufgang brechen wir dann auf und gehen auf der Straße über En-Schemesch nach Betanien. Vor der sechsten Stunde werden wir in Betanien sein. Viel Volk wird dort sein. Und die Herzen werden erschüttert werden. Ich habe es versprochen und ich halte mein Versprechen . . . «

»Wem hast du es versprochen, Herr?« fragt Jakobus des Alphäus beinahe ängstlich.

»Denen, die mich hassen, und denen, die mich lieben . . . Beiden auf unwiderrufliche Weise. erinnert ihr euch nicht mehr an den Streit mit den Schriftgelehrten in Kedes? Sie nannten mich noch immer einen Betrüger, weil ich nur ein eben verstorbene Mädchen und einen seit einem Tag toten Mann erweckt hatte. Sie sagten: „Bisher hast du noch keinen in Verwesung übergegangenen Menschen wieder lebendig gemacht.“ Tatsächlich kann nur Gott aus Staub einen Menschen bilden und aus der Verwesung einen gesunden, lebendigen Körper. Nun, ich werde es tun. Im Monat Kislew, am Ufer des Jordan, habe ich selbst die Schriftgelehrten an diese Herausforderung erinnert und gesagt: „Beim neuen Mond wird es sich erfüllen.“ Dies für jene, die mich hassen. Den Schwestern jedoch, die mich bedingungslos lieben, habe ich versprochen, ihren Glauben zu be-

lohnem, wenn sie trotz der scheinbaren Hoffnungslosigkeit weiter hoffen. Ich habe sie schwer geprüft und sehr betrübt, und ich allein weiß um die Leiden ihrer Herzen in diesen Tagen und um ihre vollkommene Liebe. Wahrlich, ich sage euch, sie verdienen eine große Belohnung, denn mehr noch als den Bruder nicht auferweckt zu sehen, fürchten sie, daß ich verspottet werden könnte. Ich kam euch abwesend, müde und traurig vor. Ich war bei ihnen im Geist, und ich hörte ihre Klagen und zählte ihre Tränen. Arme Schwestern! Nun brenne ich darauf, der Welt einen Gerechten, den Schwestern einen Bruder und den Jüngern einen Jünger wiederzugeben. Du weinst, Simon? Ja, du und ich, wir sind die besten Freunde des Lazarus, und deine Tränen drücken den Schmerz Martas und Marias und den Todeskampf des Freundes aus, aber auch die Freude, ihn bald unserer Liebe zurückgegeben zu wissen. Stehen wir auf, packen wir die Reisesäcke und gehen wir dann zur Ruhe, damit wir morgen bei Sonnenaufgang wach sind und hier alles aufräumen können ... da eine Rückkehr nicht gewiß ist. Wir müssen an die Armen verteilen, was wir haben, und den Eifrigsten sagen, daß sie die Pilger davon abhalten sollen, mich zu suchen, bevor ich nicht an einem anderen sicheren Ort bin. Sie sollen auch die Jünger benachrichtigen, daß sie mich bei Lazarus finden können. So viel ist zu tun. Und all dies muß getan sein, bevor die Pilger kommen ... Auf, löscht das Feuer und zündet die Lampen an. Jeder soll tun, was er zu tun hat, und dann zur Ruhe gehen. Der Friede sei mit euch allen.« Jesus erhebt sich, segnet sie und zieht sich in seine Kammer zurück ...

»Er ist schon seit mehreren Tagen tot!« sagt der Zelote.

»Das wird ein Wunder sein!« ruft Thomas aus.

»Ich möchte sehen, was sie dann erfinden werden, um an ihm zu zweifeln!« sagt Andreas.

»Aber wann ist denn der Diener hier gewesen?« will Iskariot wissen.

»Am Vorabend des Freitags«, antwortet Petrus.

»Ja? Und warum hast du es uns nicht gesagt?« fragt wiederum Iskariot.

»Weil der Meister mir aufgetragen hatte zu schweigen«, entgegnet Petrus.

»Also ... wenn wir dort ankommen ... wird er schon vier Tage im Grab liegen.«

»Sicher! Freitagabend ein Tag, Sabbatabend zwei Tage, heute abend drei Tage, morgen vier Tage ... Viereinhalb Tage also ... Allmächtiger! Er muß sich ja schon aufgelöst haben!« sagt Matthäus.

»Er muß sich schon aufgelöst haben ... Ich will auch dies sehen und dann ... «

»Was dann, Simon Petrus?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Wenn Israel sich dann nicht bekehrt, kann es nicht einmal Jahwe mit seinen Blitzen bekehren.«

Und während sie so reden, gehen sie auseinander.

602 Die Auferweckung des Lazarus

Jesus kommt von En-Schemesch nach Betanien. Sie müssen einen äußerst anstrengenden Weg zurückgelegt haben über die halsbrecherischen Pfade der Adummimberge. Die atemlosen Apostel haben Mühe, Jesus zu folgen, der so rasch dahinschreitet, als ob die Liebe ihn auf ihren feurigen Schwingen tragen würde. Ein strahlendes Lächeln liegt auf seinem Antlitz, während er allen mit erhobenem Haupt unter den Strahlen der warmen Mittagssonne vorangeht.

Noch bevor sie die ersten Häuser von Betanien erreicht haben, sieht ihn ein barfüßiger Junge, der mit einer leeren Kupferkanne zum Brunnen geht. Er schreit auf, stellt die Kanne auf den Boden und rennt davon, so schnell ihn die Beine tragen, hinein ins Dorf.

»Gewiß wird er ankündigen, daß du kommst«, bemerkt Judas Thaddäus, nachdem er wie die anderen über den energischen Entschluß des Jungen gelächelt hat, der sogar seinen Krug zurückläßt als Beute für den Nächstbesten, der vorbeikommt.

Vom Brunnen aus, der etwas erhöht liegt, sieht die Ortschaft ruhig und wie verlassen aus. Nur der graue Rauch, der aus den Kaminen

aufsteigt, zeigt an, daß in den Häusern die Frauen damit beschäftigt sind, das Mittagmahl zuzubereiten, und einige laute Männerstimmen, die aus den weiten, stillen Olivenhainen und Obstgärten dringen, lassen erkennen, daß die Männer bei der Arbeit sind. Dennoch zieht Jesus es vor, einen schmalen Weg einzuschlagen, der hinter dem Ort vorbeiführt, um das Haus des Lazarus zu erreichen, ohne die Aufmerksamkeit der Bewohner zu erregen.

Sie sind ungefähr auf halbem Weg, als sie hinter sich den Jungen von zuvor hören, der sie eilig überholt und sich dann in die Mitte der Straße stellt und Jesus nachdenklich ansieht.

»Der Friede sei mit dir, kleiner Markus. Hast du Angst vor mir gehabt, daß du geflüchtet bist?« fragt Jesus und streichelt ihn.

»Ich? Nein, Herr, ich habe keine Angst gehabt. Aber da Marta und Maria seit mehreren Tagen Diener auf die Straßen schicken, die Ausschau nach dir halten sollen, bin ich losgerannt, sowie ich dich gesehen habe, um ihnen zu sagen, daß du kommst . . . «

»Das hast du gut gemacht. Die Schwestern werden ihre Herzen auf meine Ankunft vorbereiten.«

»Nein, Herr. Die Schwestern werden sich nicht vorbereiten, denn sie wissen von nichts. Man hat mir nicht erlaubt, es ihnen zu sagen. Man hat mich beim Betreten des Gartens gepackt, als ich sagte: „Der Rabbi ist da.“ Und man hat mich hinausgejagt mit den Worten: „Du bist ein Lügner oder ein Dummkopf. Er kommt nicht mehr, denn jetzt ist es gewiß, daß er kein Wunder mehr wirken kann.“ Und weil ich gesagt habe, daß du es wirklich bist, haben sie mir zwei Ohrfeigen gegeben, wie ich noch nie welche bekommen habe . . . Sieh nur meine roten Backen. Sie brennen! Und sie haben mich hinausgeschoben und gesagt: „Dies ist zu deiner Reinigung, weil du einen Teufel gesehen hast.“ Und ich habe dich jetzt genau angeschaut, um zu sehen, ob du ein Teufel geworden bist. Aber ich merke nichts davon . . . Du bist immer noch mein Jesus und schön wie die Engel, von denen Mama mir erzählt.«

Jesus beugt sich nieder, um die geschlagenen Wangen zu küssen,

und sagt: »So vergeht das Brennen. Es tut mir leid, daß du meinetwegen leiden mußt.«

»Es macht nichts, Herr, denn die Ohrfeigen haben mir zwei Küsse von dir eingebracht.« Und der Junge hängt sich an Jesus in der Hoffnung auf weitere Liebkosungen.

»Sag einmal, Markus! Wer ist es, der dich fortgejagt hat? Die Leute des Lazarus?« fragt Thaddäus.

»Nein, die Juden. Sie kommen alle Tage, um ihr Beileid zu zeigen. Es sind so viele! Sie sind im Haus und im Garten, kommen früh und gehen spät und tun so, als ob sie die Herren des Hauses wären. Sie mißhandeln alle. Siehst du, niemand traut sich mehr auf die Straße. Die ersten Tage kamen die Leute und schauten ... aber dann ... Nun gehen nur noch wir Kinder hinaus, um ... Oh, mein Krug! Die Mama wartet auf das Wasser ... Nun wird auch sie mich schlagen ...!«

Alle lächeln über seine Sorge wegen der voraussichtlichen weiteren Ohrfeigen, und Jesus sagt: »Also, dann geh schnell ... «

»Aber ... ich wollte mit dir hineingehen und dich das Wunder wirken sehen ... « Und er fügt hinzu: »Ich wollte ihre Gesichter sehen ... um mich für die Ohrfeigen zu rächen ... «

»Das nicht. Du darfst nicht rachsüchtig sein. Du mußt brav sein und verzeihen können ... Aber die Mama wartet auf das Wasser ... «

»Ich werde an seiner Stelle gehen, Meister. Ich weiß, wo Markus wohnt, und ich werde der Mutter alles erklären und dann zurückkommen ... « sagt Jakobus des Zebedäus und läuft fort.

Sie setzen langsam ihren Weg fort, und Jesus hält den jubelnden Knaben an der Hand ...

Nun sind sie am Gitter des Gartens und gehen daran entlang. Viele Reittiere sind dort angebunden und werden von den Dienern der jeweiligen Eigentümer bewacht. Das Flüstern, das bei ihrer Ankunft einsetzt, zieht die Aufmerksamkeit einiger Juden auf sich. Und sie wenden sich genau in dem Augenblick dem geöffneten Tor zu, als Jesus den Garten betritt.

»Der Meister!« sagen die ersten, die ihn sehen, und das Wort eilt wie das Rauschen des Windes von Gruppe zu Gruppe und breitet sich aus wie eine Woge, die von weither kommt und am Ufer zerschellt, bis zu den Mauern des Hauses und dringt ins Innere. Gewiß überbringt es einer der vielen anwesenden Juden oder auch einer der da und dort herumstehenden Pharisäer, Rabbis, Schriftgelehrten und Sadduzäer.

Jesus geht sehr langsam weiter, während alle anderen, die von überall herbeieilen, den Weg säumen, auf dem er dahinschreitet. Und da ihn niemand grüßt, grüßt auch er niemanden, so als ob er nicht viele der dort Versammelten kennen würde. Diese betrachten ihn mit zorn- und haßerfüllten Blicken, mit Ausnahme der Wenigen, die heimliche Jünger oder wenigstens rechtschaffenen Herzens sind, auch wenn sie ihn nicht als Messias lieben, und ihn als einen Gerechten achten. Diese sind Josef, Nikodemus, Johannes, Eleasar, der andere Johannes, der Schriftgelehrte, den ich bei der Brotvermehrung gesehen habe, und ein dritter Johannes, der die Leute nach der Bergpredigt mit Nahrung versorgt hat; außerdem Gamaliël mit seinem Sohn, Josua, Joachim, Manaen, der Schriftgelehrte Joël des Abija, dem ich bei der Episode mit Sabäa am Jordan begegnet bin, Josef Barnabas, der Schüler des Gamaliël, und Chuza, der Jesus von weitem betrachtet, etwas schüchtern, da er ihn nun nach dem begangenen Fehler wiedersieht; oder vielleicht verbietet ihm auch die Achtung vor den anderen, sich Jesus als Freund zu nähern. Tatsache ist, daß weder die Freunde und wohlgesinnten Beobachter, noch die Feinde ihn grüßen. Und auch Jesus grüßt niemanden. Er hat sich darauf beschränkt, beim Betreten des Gartenweges eine allgemeine Verneigung zu machen. Dann ist er weitergegangen, als ob er der ganzen Menge, die ihn umgibt, fremd wäre. Der kleine Junge läuft in seinem bäuerlichen Gewand und mit den nackten Füßen eines armen Kindes neben ihm her. Doch sein Gesicht strahlt wie an einem Festtag und seine lebhaften, schwarzen Augen sehen alles ... und blicken alle herausfordernd an.

Marta kommt aus dem Haus inmitten einer Gruppe jüdischer Besucher, darunter Hilkija und Zadok. Sie beschattet mit der Hand ihre vom Weinen müden Augen, die das Licht schmerzt, und blickt sich nach Jesus um. Nun sieht sie ihn, verläßt ihre Begleiter und eilt auf den Meister zu, der sich bis auf einige Schritte dem Wasserbecken genähert hat, das im Sonnenlicht glitzert. Sie wirft sich nach einer ersten Verbeugung Jesus zu Füßen, küßt diese und sagt, während sie in Tränen ausbricht: »Der Friede sei mit dir, Meister.«

Auch Jesus sagt, sobald er sie erblickt hat: »Der Friede sei mit dir!« und erhebt die Hand, um sie zu segnen, wobei er die des Kindes losläßt. Bartholomäus nimmt nun das Kind bei der Hand und zieht es etwas nach hinten.

Marta fährt fort: »Für deine Dienerin gibt es keinen Frieden mehr!« Noch kniend erhebt sie das Antlitz zu Jesus und mit einem Schmerzensschrei, den man in dem entstandenen Schweigen sehr laut hört, ruft sie aus: »Lazarus ist tot! Wärest du hier gewesen, wäre er nicht gestorben. Warum bist du nicht früher gekommen, Meister?« In dieser Frage liegt ein ungewollter Vorwurf. Dann spricht sie weiter mit der matten Stimme eines Menschen, der keine Kraft mehr hat, Vorwürfe zu machen, und seinen einzigen Trost darin findet, sich an die letzten Augenblicke und Wünsche eines Angehörigen zu erinnern, dem man alle Wünsche zu erfüllen versucht hat, weshalb man sich auch keine Vorwürfe zu machen braucht: »Er hat so sehr nach dir verlangt, unser Bruder . . . ! Sieh! Nun leide ich, und Maria weint und kann keinen Frieden finden. Er ist nicht mehr unter uns. Und du weißt, wie sehr wir ihn geliebt haben! Wir hatten unsere ganze Hoffnung in dich gesetzt . . . !«

Ein Flüstern des Mitleids für die Frau und des Vorwurfs für Jesus, und Zustimmung zu dem unausgesprochenen Gedanken: »Du hättest uns erhören können, denn wir haben es verdient durch unsere Liebe zu dir, doch du hast uns enttäuscht!« läuft von einer Gruppe zur anderen, begleitet von Kopfschütteln und hämischen Blicken. Nur die wenigen geheimen Jünger in der Menge werfen Jesus, der

bleich und traurig der schmerzerfüllten Frau zuhört, mitleidvolle Blicke zu. Gamaliël steht ein wenig abseits inmitten einer Gruppe von Jünglingen, unter denen sich auch sein Sohn und Josef Barnabas befinden. Die Arme über der Brust gekreuzt, in seinem weiten, reichen Gewand aus feinsten Wolle mit blauen Fransen, schaut er Jesus fest an, ohne Haß und ohne Liebe.

Marta fährt fort, nachdem sie sich die Tränen abgetrocknet hat: »Aber auch jetzt hoffe ich noch, denn ich weiß, daß dir alles, was du vom Vater erbittest, gewährt wird.« Ein schmerzliches, heroisches Glaubensbekenntnis, das sie mit tränenerstickter Stimme ausspricht, während Angst in ihrem Blick zittert und die letzte Hoffnung ihr Herz erfüllt.

»Dein Bruder wird auferstehen. Erhebe dich, Marta!«

Marta steht auf, bleibt jedoch in verehrungsvoller, gebeugter Haltung vor Jesus stehen, dem sie antwortet: »Ich weiß, Meister. Er wird auferstehen am Jüngsten Tag.«

»Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er tot ist. Und wer glaubt und in mir lebt, wird in Ewigkeit nicht sterben! Glaubst du dies alles?« Jesus, der zuerst leise und nur zu Marta gesprochen hat, erhebt nun seine Stimme, um diese Worte zu sagen, mit denen er seine göttliche Macht bekundet, und der Wohlklang seiner Stimme hallt im weiten Garten wie der Schlag einer goldenen Glocke nach. Ein fast ängstlicher Schauder erfaßt die Umstehenden; dann aber fangen einige an, höhnisch zu lachen und die Köpfe zu schütteln.

Marta, der Jesus immer stärkere Hoffnung einflößen zu wollen scheint, indem er ihr eine Hand auf die Schulter legt, erhebt ihr Antlitz, das zu Boden geneigt war. Sie schaut zu Jesus auf, heftet ihren schmerzerfüllten Blick auf seine strahlenden Augen, preßt die Hände auf die Brust und antwortet nun in erneuter, aber anders gearteter Erregung: »Ja, Herr, ich glaube es. Ich glaube, daß du Christus, der Sohn des lebendigen Gottes bist, der in die Welt gekommen ist, und daß du alles kannst, was du willst. Ich glaube. Nun will ich

Maria verständigen.« Und sie entfernt sich rasch und verschwindet im Haus.

Jesus bleibt, wo er ist. Das heißt, er macht ein paar Schritte vorwärts und bleibt bei dem Beet stehen, das das Becken umgibt. Der Sprühregen des Wasserstrahles, den ein leichter Wind auf diese Seite neigt und der einem silbernen Federbusch gleicht, bedeckt Blätter und Blüten mit kleinen, funkelnden Tröpfchen. Es hat den Anschein, daß Jesus sich in die Betrachtung der unter dem Schleier dieses klaren Wassers schnellenden Fische verliert, die mit ihren Spielen dem von der Sonne bewegten wäßrigen Kristall silberne Punkte und goldene Reflexe aufsetzen.

Die Juden beobachten ihn. Sie haben sich unbewußt in zwei sehr verschiedene Gruppen geteilt. Auf einer Seite, Jesus gegenüber, stehen alle, die ihm feindlich gesinnt sind. Für gewöhnlich gespalten in ihrer sektiererischen Gesinnung, sind sie nun vereint, um Jesus zu bekämpfen. Auf seiner Seite, hinter den Aposteln, zu denen sich wieder Jakobus des Zebedäus gesellt hat, stehen Josef, Nikodemus und die anderen ihm Wohlgesinnten. Etwas weiter entfernt, immer am gleichen Platz und in derselben Haltung, sehe ich Gamaliël. Allein. Denn sein Sohn und seine Schüler haben ihn alleingelassen und sich auf die beiden großen Gruppen aufgeteilt, um näher bei Jesus zu sein.

Mit ihrem üblichen Ruf: »Rabbuni!« und ausgestreckten Armen eilt Maria aus dem Haus auf Jesus zu und wirft sich ihm zu Füßen. Sie küßt sie laut schluchzend, und einige Juden, die bei ihr im Haus waren und ihr gefolgt sind, vereinen ihre Klagen von zweifelhafter Aufrichtigkeit mit den ihren. Auch Maximinus, Marcella, Sara, Noomi und alle Diener sind Maria gefolgt, und ein lautes, schrilles Klagen erfüllt nun den Garten. Mir scheint, daß niemand mehr im Haus geblieben ist. Marta, die Maria so heftig weinen sieht, weint nun ebenso.

»Der Friede sei mit dir, Maria! Steh auf! Sieh mich an! Warum dieses trostlose Weinen, wie jemand, der keine Hoffnung hat?« Je-

sus beugt sich über sie, um leise diese Worte zu sagen, während er Maria in die Augen blickt. Sie hat sich, vor ihm kniend, auf die Fersen gesetzt, streckt ihm flehend die Hände entgegen und kann vor Schluchzen nicht sprechen. »Habe ich dir nicht gesagt, daß du hoffen sollst wider alle Hoffnung, um die Herrlichkeit Gottes zu sehen? Hat sich denn dein Meister geändert, daß du Grund zu solcher Verzweiflung hast?«

Aber Maria begreift die Worte nicht, die sie schon auf die große, zu große Freude vorbereiten wollen nach so viel Leid, und sie ruft, endlich wieder ihrer Stimme mächtig: »Oh, Herr! Warum bist du nicht früher gekommen? Warum bist du so weit fortgegangen? Du hast doch gewußt, daß Lazarus krank ist! Wenn du hier gewesen wärest, wäre mein Bruder nicht gestorben! Warum bist du nicht gekommen? Ich mußte ihm doch noch zeigen, daß ich ihn liebe. Und er hätte leben müssen. Ich mußte ihm doch noch beweisen, daß ich im Guten ausharre. Ich habe meinen Bruder so sehr gequält! Und nun? Nun, da ich ihn hätte glücklich machen können, ist er mir entrissen worden. Du hättest ihn mir lassen können. Du hättest der armen Maria die Freude machen können, ihn trösten zu dürfen, nachdem sie ihm so viel Schmerz bereitet hat. Oh, Jesus! Jesus! Mein Meister! Mein Erlöser! Meine Hoffnung!« Und sie läßt sich wieder zu Boden fallen, die Stirn auf den Füßen Jesu, die Marias Tränen noch einmal waschen, und klagt: »Warum hast du das getan, o Herr? Hast du nicht an jene gedacht, die dich hassen und sich nun über das Geschehene freuen . . . Warum hast du das getan, Jesus?« Aber es liegt kein Vorwurf in der Stimme Marias, wie es bei Marta der Fall war, nur der Schmerz der Schwester, die zudem noch die Not der Jüngerin erleidet, das Ansehen Jesu in den Herzen so vieler geschmälert zu sehen.

Jesus, der sich tief hinuntergebeugt hat, um diese Worte zu hören, die mit dem Gesicht zum Boden geflüstert worden sind, richtet sich nun auf und sagt laut: »Maria, weine nicht! Auch dein Meister ist betrübt, weil sein treuer Freund gestorben ist . . . weil er ihn sterben lassen *mußte* . . . «

Oh, welch ein Grinsen und welch gehässige Schadenfreude auf den Gesichtern der Feinde Jesu. Sie glauben ihn besiegt und freuen sich, während die Freunde immer trauriger werden.

Jesus sagt noch lauter: »Ich aber sage dir: Weine nicht! Steh auf! Sieh mich an! Glaubst du, daß ich, der ich dich so sehr geliebt habe, dies ohne guten Grund getan habe? Kannst du glauben, daß ich dir diesen Schmerz unnötig zugefügt habe? Komm, wir wollen zu Lazarus gehen. Wo habt ihr ihn hingelegt?«

Jesus fragt weniger Maria und Marta, die, von immer stärkerem Schluchzen überwältigt, nicht sprechen können, als alle anderen, besonders jene, die mit Maria aus dem Haus gekommen sind und am allertraurigsten zu sein scheinen. Vielleicht sind es ältere Verwandte, ich weiß es nicht. Sie antworten Jesus, der sichtlich betrübt ist: »Komm und sieh!« und gehen in Richtung des Grabes, das am Ende des Obstgartens liegt, dort, wo der Erdboden uneben wird und die Kalkfelsen hervortreten.

Marta geht an der Seite Jesu, der Maria zum Aufstehen gezwungen hat und sie nun führt, da das viele Weinen ihre Augen trübt. Sie weist Jesus mit der Hand die Stelle, an der Lazarus liegt. Und als sie angekommen sind, sagt sie noch: »Hier ist es, Meister, hier haben wir deinen Freund beigesetzt«, und zeigt auf einen Stein, der schräg vor dem Eingang der Gruft liegt.

Jesus ist auf dem Weg dorthin, von allen gefolgt, an Gamaliël vorübergegangen. Doch weder er noch Gamaliël hat begrüßt. Gamaliël hat sich dann zu den anderen gesellt und ist wie alle strengen Pharisäer einige Meter vom Grab entfernt stehengeblieben, während Jesus mit den Schwestern, Maximinus und denen, die anscheinend Verwandte sind, ganz nahe herangegangen ist. Jesus betrachtet den schweren Stein, der als Türe dient und ein ebenso schweres Hindernis bildet zwischen ihm und dem toten Freund. Er weint. Das Weinen der Schwestern und auch das der Nahestehenden und Angehörigen wird stärker.

»Entfernt diesen Stein!« ruft Jesus plötzlich, nachdem er seine Tränen getrocknet hat.

Eine Bewegung des Erstaunens und ein Flüstern geht durch die Menge, die sich noch um einige Bewohner Betaniens vergrößert hat, die in den Garten zu den übrigen Besuchern gekommen sind. Ich sehe einige Pharisäer, die sich an die Stirn greifen und den Kopf schütteln, als ob sie sagen wollten: »Er ist verrückt!«

Niemand befolgt den Befehl. Auch die Getreuesten schrecken zurück und zögern.

Jesus wiederholt seinen Befehl noch lauter und versetzt die Anwesenden in noch größere Bestürzung. Sie schwanken zwischen einander entgegengesetzten Gefühlen, einerseits dem Wunsch zu fliehen, und andererseits dem Wunsch, sich noch mehr zu nähern, um zu sehen, ungeachtet des Geruches, der aus dem Grab dringen wird, das Jesus zu öffnen gebietet.

»Meister, es ist nicht möglich«, sagt Marta, die sich bemüht, die Tränen zurückzuhalten, um sprechen zu können. »Seit vier Tagen ist er schon unter der Erde, und du weißt, an welcher Krankheit er gestorben ist! Nur unsere Liebe konnte ihn pflegen ... Nun riecht er gewiß schon viel stärker, trotz aller Salben ... Was willst du sehen? Seinen verwesenen Leib? ... Es geht nicht ... auch wegen der Verunreinigung durch die Zersetzung und ... «

»Habe ich dir nicht gesagt, daß du die Herrlichkeit Gottes sehen wirst, wenn du glaubst? Entfernt diesen Stein. Ich will es!«

Es ist eine laute Kundgebung göttlichen Willens ... Und ein unterdrücktes »Oh!« kommt aus den Mündern aller. Die Gesichter erbleichen. Einige zittern, als ob eisige Todeskälte sie umweht hätte.

Marta gibt Maximinus ein Zeichen, und dieser gebietet den Dienern, Werkzeuge zu holen, mit denen man den Stein entfernen kann.

Die Diener eilen fort und kommen mit Pickeln und starken Brecheisen zurück. Sie schlagen die glänzenden Spitzen der Pickel zwischen den Fels und die Grabplatte, nehmen dann statt der Pickel die Brecheisen, heben bedächtig den Stein, schieben ihn zur Seite und lehnen ihn vorsichtig an den Fels. Ein pestartiger Gestank dringt aus der dunklen Höhle und läßt alle zurückweichen.

Marta fragt leise: »Meister, willst du hinuntersteigen? Wenn ja, dann lasse ich Fackeln holen ...« Aber sie erbebt bei dem Gedanken, dies tun zu müssen.

Jesus antwortet ihr nicht. Er erhebt die Augen zum Himmel, breitet die Arme in Kreuzform aus und betet mit lauter Stimme, jedes Wort betonend: »Vater, ich danke dir, daß du mich erhört hast! Ich wußte ja, daß du mich immer erhörst. Aber wegen der hier Anwesenden, wegen des ringsum stehenden Volkes habe ich es gesagt, damit sie glauben an dich, an mich und daran, daß du mich gesandt hast!«

Jesus verweilt noch einige Zeit in derselben Haltung. Er scheint in Ekstase zu sein, so verklärt ist er, während er lautlos noch andere geheime Worte des Gebetes oder der Verehrung spricht, ich weiß es nicht. Was ich weiß, ist, daß Jesus so übermenschlich erscheint, daß einem das Herz in der Brust erzittert, wenn man ihn ansieht. Es sieht aus, als ob sein Körper sich in Licht verwandeln, vergeistigen, größer werden und über der Erde schweben würde. Obwohl die Farben der Haare, der Augen, der Haut und der Kleider sich nicht verändern wie bei der Verklärung auf dem Tabor, als alles zu blendendem Licht und Glanz wurde, scheint Jesus Licht auszustrahlen und selbst Licht zu werden. Das Licht scheint ihn ganz einzuhüllen, besonders das zum Himmel erhobene, gewiß durch die Schauung des Vaters verzückte Antlitz.

Jesus steht eine Weile so da, dann kommt er wieder zu sich: der Mensch, aber nun angetan mit Macht und Majestät. Er begibt sich zur Schwelle des Grabes und streckt die Arme, die er bisher in Kreuzform und mit zum Himmel gekehrten Handflächen gehalten hat, nach vorne. Die Hände sind jetzt schon in der Höhle des Grabes und heben sich hell von deren Dunkel ab. Aus den Augen Jesu sprüht bläuliches Feuer, dessen wundertätiger Schein heute, in dieser stummen Schwärze, unerträglich ist, und mit mächtiger Stimme, mit einem noch lauterem Ruf als dem, mit welchem er auf dem See dem Sturm befahl, mit einer Stimme, wie ich sie bei keinem anderen

Wunder gehört habe, ruft er: »Lazarus! Komm heraus!« Die Stimme hallt als Echo aus der Grabeshöhle wider und verbreitet sich dann durch den ganzen Garten, schallt von den Hügeln Betaniens zurück, und ich meine, sie erreicht sogar die Hänge jenseits der Felder und kehrt von dort vielstimmig und nur etwas gedämpft wieder, wie ein unwiderruflicher Befehl. Von vielen Seiten hört man das Echo: »Heraus! Heraus! Heraus!«

Alle erschauern zutiefst, und wenn auch die Neugierde sie an ihre Plätze bannt, so sind doch die Gesichter bleich, die Augen weit offen, und die Münder öffnen sich unbewußt, während aus den Kehlen Rufe des Staunens dringen.

Marta, die etwas weiter hinten seitlich steht, schaut Jesus verzückt an. Maria fällt auf die Knie, sie, die nie von der Seite ihres Meisters gewichen ist, fällt am Eingang des Grabes auf die Knie. Eine Hand preßt sie aufs Herz, um sein heftiges Schlagen zu beruhigen, mit der anderen hält sie unbewußt und krampfhaft einen Zipfel des Mantels Jesu, und man merkt, daß sie zittert, denn eine leichte Erschütterung überträgt sich von der Hand auf den Mantel.

Etwas Weißes scheint aus der dunklen Tiefe der Höhle zu kommen. Erst ist es nur eine schmale geschweifte Linie, dann wird es ein Oval, und schließlich fügen sich dem Oval breitere und längere, immer länger werdende Linien an. Und der Tote in seinen Binden kommt langsam vorwärts, immer besser erkennbar, geisterhaft, beeindruckend.

Jesus weicht zurück, weiter zurück, fast unmerklich, doch fortwährend, je weiter Lazarus herauskommt, und so bleibt die Entfernung zwischen beiden immer dieselbe.

Maria ist gezwungen, den Zipfel des Mantels loszulassen, aber sie rührt sich nicht von der Stelle. Die Freude, die Erregung, alles zusammen hält sie an ihrem Platz fest.

Ein immer deutlicheres »Oh!« dringt aus den zuvor in gespannter Erwartung wie zugeschnürten Kehlen, und aus dem kaum hörbaren Flüstern werden laute Stimmen, aus den Stimmen mächtige Schreie.

Lazarus hat nun die Schwelle erreicht und bleibt dort stehen, steif und stumm wie eine Gipsstatue, die eben aus der Form kommt . . . Ein unförmiges, langes Etwas, am Kopf und an den Beinen dünn, am Rumpf etwas breiter, grausig wie der Tod selbst, geisterhaft in den weißen Tüchern vor dem dunklen Hintergrund des Grabes. Im Licht der Sonne scheinen die Bandagen da und dort schon von Fäulnis durchtränkt.

Jesus ruft laut: »Befreit ihn von den Binden und laßt ihn gehen. Gebt ihm Kleider und zu essen!«

»Meister . . .!« sagt Marta, und sie würde vielleicht mehr sagen, aber Jesus sieht sie fest an, unterwirft sie mit seinem flammenden Blick und spricht: »Hier! Sofort! Bringt ein Gewand! Kleidet ihn in Gegenwart aller an und gebt ihm dann zu essen!« Jesus befiehlt und beachtet die neben und hinter ihm Stehenden nicht. Er blickt nur auf Lazarus, auf Maria, die neben dem Auferstandenen steht und sich nicht um den Ekel kümmert, den die fleckigen Binden bei allen hervorrufen, und auf Marta, die keucht, als ob ihr das Herz zerspringen wollte, und nicht weiß, ob sie vor Freude schreien oder weinen soll . . .

Die Diener beeilen sich, die Befehle Jesu auszuführen. Noomi eilt als erste fort und kommt auch als erste zurück mit den über den Arm geworfenen Gewändern. Einige lösen die Enden der Bandagen, nachdem sie sich die Ärmel aufgekrempt und die Gewänder geschürzt haben, damit sie nicht mit der durchsickernden Fäulnis in Berührung kommen. Marcella und Sara kommen mit Gefäßen voll wohlriechender Salben. Diener folgen ihnen mit dampfend heißem Wasser in Becken und Krügen, Bechern mit Milch und Wein, mit Obst und Honigkuchen.

Die schmalen, sehr langen Binden, mir scheint aus Linnen, mit Borten an beiden Seiten und sicher eigens für diesen Gebrauch gewoben, werden wie Bänder von einer großen Spule abgerollt und fallen schwer zu Boden, da sie von Essenzen und Fäulnis durchtränkt sind. Die Diener schieben sie mit Stöcken beiseite. Sie haben

am Kopf begonnen, und auch dort ist Fäulnis, die wohl aus Nase, Ohren und Mund kommt. Das über das Gesicht gebreitete Schweiß-tuch ist naß von diesem Ausfluß, und das Antlitz des Lazarus, mit der Salbe auf den geschlossenen Augen, mit den verklebten Haaren und dem spärlichen Bärtchen am Kinn ist ganz und gar nicht schön. Langsam fällt das Leichentuch, das Grabtuch, das um den Körper ge-wickelt war, so wie auch die Binden immer weiter fallen, allmählich den seit Tagen eng umwundenen Rumpf freigeben und dem, was bisher einer großen Larve ähnlich war, wieder menschliche Gestalt verleihen. Die knöchigen Schultern, die zum Skelett abgemagerten Arme, die kaum von Haut bedeckten Hüften und der eingefallene Leib kommen nach und nach zum Vorschein. Und so wie die Binden fallen, bemühen sich die Schwestern, Maximinus und die Diener, die dicke Schicht von Fäulnis und Salben zu entfernen. Und sie tun es so lange, mit immer wieder erneuertem Wasser, dessen reinigende Wirkung man durch hinzugefügte Essenzen verstärkt hat, bis die Haut vollkommen sauber ist.

Kaum ist sein Gesicht ausgewickelt und gereinigt, so daß er sehen kann, und noch bevor er die Schwestern ansieht, richtet Lazarus mit einem Lächeln der Liebe auf den blassen Lippen und einem feuchten Schimmer in den tiefliegenden Augen seinen Blick auf Jesus. Alles andere, was um ihn herum vorgeht, übersieht er und beachtet es nicht. Auch Jesus lächelt ihm zu, und Tränen glänzen in seinen Augen. Dann weist er wortlos zum Himmel, und Lazarus begreift und bewegt die Lippen in lautlosem Gebet.

Marta glaubt, daß Lazarus etwas sagen will, aber noch nicht dazu fähig ist, und fragt: »Was willst du mir sagen, mein Lazarus?«

»Nichts, Marta. Ich habe dem Allerhöchsten gedankt.« Seine Stimme ist klar und kräftig.

Das Volk stößt wieder ein erstauntes »Oh!« aus.

Nun haben sie Lazarus bis zu den Hüften ausgewickelt und gereinigt. Sie können ihm eine kurze Tunika überwerfen, eine Art Hemd, das über die Leisten hinabreicht und die Schenkel noch teilweise bedeckt.

Sie fordern ihn auf, sich zu setzen, um ihm die Beine auswickeln und waschen zu können. Als diese sichtbar werden, schreien Marta und Maria gleichzeitig auf und zeigen auf die Beine und die Binden. Auf den um die Beine gewickelten Binden und dem Linnen darunter sind die Absonderungen der Fäulnis so reichlich, daß sie kleine Rinnsale auf dem Stoff bilden, während die Beine vollkommen vernarbt zu sein scheinen. Nur die blaßroten Narben erinnern noch an die Geschwüre.

Alle Anwesenden schreien nun noch lauter vor Staunen. Jesus lächelt, und auch Lazarus, der einen Augenblick seine geheilten Beine betrachtet und sich dann wieder abwendet und Jesus ansieht, lächelt. Es scheint, als könne Lazarus sich nicht sattsehen an ihm. Die Juden, Pharisäer, Sadduzäer, Schriftgelehrten und Rabbis treten vor, aber sehr vorsichtig, um ihre Gewänder nicht zu verunreinigen. Sie betrachten Lazarus und auch Jesus aus allernächster Nähe. Doch weder Lazarus noch Jesus kümmern sich um sie. Sie blicken einander an, und alles andere ist bedeutungslos.

Nun legt man Lazarus die Sandalen an. Er steht gewandt und sicher auf, nimmt das Gewand, das Marta ihm reicht, wirft es sich selbst über, befestigt den Gürtel und ordnet die Falten. Da steht er, mager und bleich, doch ein Mensch wie alle anderen. Er wäscht sich nochmals die Hände und die Arme bis zu den Ellenbogen, nachdem er die Ärmel zurückgeschlagen hat. Dann, mit frischem Wasser, erneuert das Gesicht und den Kopf, bis er sich ganz sauber fühlt. Er trocknet das Haar und das Gesicht, gibt dem Diener das Handtuch zurück und geht geradewegs zu Jesus, um sich vor ihm niederzuwerfen und ihm die Füße zu küssen.

Jesus neigt sich zu ihm, richtet ihn auf, drückt ihn an sein Herz und sagt: »Willkommen, mein Freund! Der Friede und die Freude seien mit dir. Du sollst leben, und dein glückliches Los soll sich erfüllen. Erhebe dein Antlitz, damit ich dir den Willkommenskuß geben kann.« Und er küßt Lazarus auf die Wangen und Lazarus küßt ihn.

Erst nachdem Lazarus den Meister verehrt und geküßt hat, spricht er mit den Schwestern und küßt auch sie. Dann küßt er Maximinus und Noomi, die vor Freude weinen, und einige von denen, die ich für Verwandte oder intime Freunde halte. Schließlich küßt er auch Josef, Nikodemus, Simon den Zeloten und noch einige mehr.

Jesus geht persönlich zu einem Diener, der ein Tablett mit Speisen auf den Armen hält, und nimmt einen Honigkuchen, einen Apfel und einen Becher Wein, die er, nachdem er sie aufgeopfert und gesegnet hat, Lazarus anbietet, damit er sich stärken kann. Und Lazarus ißt mit dem gesunden Appetit eines Menschen, der sich wohlfühlt. Alle stoßen wiederum ein überraschtes »Oh!« aus.

Es scheint, als ob Jesus nur Lazarus sähe, doch in Wirklichkeit beobachtet er alles und alle. Und als er sieht, daß Zadok, Hilikija, Hananja, Felix, Doras, Kornelius und andere Miene machen, sich mit zornigen Gebärden zu entfernen, sagt er laut: »Warte einen Augenblick, Zadok! Ich muß dir etwas sagen. Dir und Deinesgleichen!«

Sie bleiben stehen und machen Gesichter wie ertappte Verbrecher.

Josef von Arimathäa ist sichtlich bestürzt und gibt dem Zeloten ein Zeichen, Jesus zurückzuhalten. Aber er geht schon auf die haßerfüllte Gruppe zu und sagt ebenso laut: »Genügt dir, was du gesehen hast, Zadok? Eines Tages hast du mir gesagt, um an mich glauben zu können, müßtest du – du und Deinesgleichen – sehen, wie ein schon verwester Toter wieder ganz und gesund wird. Hast du genug Verwesung gesehen? Bist du imstande zu bekennen, daß Lazarus tot war und nun lebendig ist, so lebendig und gesund, wie er es seit Jahren nicht mehr gewesen ist? Ich weiß, ihr seid gekommen, um diese hier zu versuchen und ihnen noch größeren Schmerz zu bereiten, ihre Zweifel noch zu verstärken. Ihr seid gekommen in der Hoffnung, mich im Zimmer des Sterbenden versteckt zu finden. Ihr seid gekommen, nicht aus dem Gefühl der Liebe und dem Wunsch, den Verstorbenen zu ehren, sondern um euch zu vergewissern, daß Lazarus wirklich tot war. Und ihr seid immer wieder gekommen und habt immer mehr gejubelt, je mehr Zeit vergangen ist. Wenn es

so gegangen wäre, wie ihr es euch erhofft habt, wie ihr nun glaubtet, daß es gehen würde, dann hättet ihr allen Grund zum Jubeln gehabt. Der Freund, der alle heilt, aber seinen Freund nicht heilt. Der Meister, der jegliches Vertrauen belohnt, aber nicht das seiner Freunde in Betanien. Der Meister, dessen Ohnmacht sich vor der Wirklichkeit des Todes offenbart. Das war es, worüber ihr gejubelt habt. Aber nun hat Gott euch geantwortet. Kein Prophet konnte je auferwecken, was nicht nur tot, sondern schon verwest war. Gott hat es getan. Hier ist das lebendige Zeugnis dafür, wer ich bin. Es gab einen Tag, da Gott Lehm nahm, einen Leib formte und ihm den Lebensodem einhauchte, und der Mensch war erschaffen. Und ich habe damals gesagt: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bild und Gleichnis.“ Denn ich bin das Wort des Vaters. Heute habe ich, das Wort, zu dem, was noch weniger war als Lehm, was Verwesung war, gesagt: „Lebe!“ und die Verwesung wurde wieder zu Fleisch, zu gesundem Fleisch, das lebt und pulsiert. Und es sieht euch an. Und dem Fleisch habe ich den Geist zurückgegeben, der schon seit Tagen in Abrahams Schoß ruhte. Ich habe ihn zurückgerufen durch meinen Willen. Denn ich vermag alles. Ich, der Lebendige, der König der Könige, dem alle Geschöpfe und Dinge unterworfen sind. Was habt ihr mir nun zu sagen?«

Jesus steht vor ihnen, hochgewachsen, in strahlender Majestät, wahrhaft Richter und Gott. Sie antworten nicht.

Jesus fährt fort: »Genügt euch das noch nicht, um zu glauben und das Unleugbare anzunehmen?«

»Du hast nur einen Teil deines Versprechens gehalten. Dies ist nicht das Zeichen des Jona . . . « sagt Zadok herb.

»Ihr werdet auch dieses bekommen. Ich habe es versprochen und werde es halten«, sagt der Herr. »Und auch ein anderer, der hier anwesend ist und auf ein Zeichen wartet, wird es erhalten. Und da er ein Gerechter ist, wird er es anerkennen. Ihr nicht. Ihr werdet immer bleiben, was ihr seid.«

Jesus dreht sich halb um und sieht den Synedristen Simon, den

Sohn des Heli-Hanna an. Er schaut ihm fest, sehr fest in die Augen, kehrt den vorigen den Rücken, und als sie sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, sagt er mit leiser, aber schneidender Stimme: »Dein Glück, daß Lazarus keine Erinnerung an seinen Aufenthalt unter den Toten hat! Was hast du mit deinem Vater gemacht, du Kain?«

Simon flieht mit einem Angstschrei, der dann in einem Fluch endet: »Sei verflucht, du Nazarener!« worauf Jesus antwortet: »Dein Fluch steigt zum Himmel, und vom Himmel des Allerhöchsten fällt er auf dich zurück. Du bist mit dem Mal gezeichnet, Unseliger!«

Jesus kehrt zu den verblüfften, beinahe erschrockenen Gruppen zurück und begegnet Gamaliel, der sich gerade zur Straße begibt. Er sieht ihn an und Gamaliel ihn. Ohne stehenzubleiben sagt Jesus: »Halte dich bereit, Rabbi. Das Zeichen wird bald erscheinen. Ich lüge nie.«

Der Garten leert sich langsam. Die Juden können es noch immer nicht fassen, doch die meisten glühen vor Zorn. Wenn ihre Blicke töten könnten, wäre Jesus längst tot. Sie reden und diskutieren im Fortgehen miteinander und sind so sehr durch die erlittene Niederlage verwirrt, daß sie es nicht mehr fertigbringen, den Zweck ihrer Anwesenheit hier hinter einer Maske der Freundschaft zu verbergen. Sie gehen, ohne Lazarus und die Schwestern zu grüßen.

Einige, die der Herr durch sein Wunder für sich gewonnen hat, bleiben noch da. Unter diesen ist Josef Barnabas, der sich vor Jesus niederwirft und ihm huldigt. Dasselbe tut der Schriftgelehrte Joël, der Sohn des Abija, bevor er seines Weges geht. Und noch andere, die ich nicht kenne, die aber einflußreiche Persönlichkeiten sein müssen.

Lazarus hat sich inzwischen, von seinen intimsten Freunden umringt, ins Haus zurückgezogen. Josef, Nikodemus und die anderen Guten verabschieden sich von Jesus und gehen. Mit tiefen Verbeugungen verabschieden sich die Juden, die Marta und Maria beigegeben haben. Die Diener schließen das Tor. Im Haus herrscht wieder Friede.

Jesus schaut um sich. Er sieht Feuerschein und Rauch am Rand des Gartens, dort, wo das Grab liegt. Allein auf einem Weg zurückgeblieben, sagt er: »Die Fäulnis, die vom Feuer vernichtet wird ... die Fäulnis des Todes ... Aber jene der Herzen ... *dieser* Herzen, kann kein Feuer vernichten ... Nicht einmal das Feuer der Hölle. Sie wird ewig währen ... Welch ein Greuel ...! Schlimmer als der Tod ... Schlimmer als die Verwesung ... Und ... Aber wer wird dich retten, o Menschheit, wenn du es so sehr liebst, verdorben zu sein? Du willst verdorben sein. Und ich ... Ich habe mit einem Wort einen Menschen dem Grab entrissen ... Und mit unzähligen Worten ... mit einem Meer von Schmerzen kann ich den Menschen, die Menschen, Millionen Menschen, nicht der Sünde entreißen.« Jesus setzt sich und bedeckt sein Gesicht mit den Händen; er ist zutiefst betrübt ...

Ein vorübergehender Diener sieht ihn. Er eilt ins Haus, und kurz darauf kommt Maria heraus. Sie geht zu Jesus mit lautlosen Schritten, als ob sie den Erdboden nicht berühre, nähert sich ihm und sagt leise: »Rabbuni, du bist müde ... Komm, mein Herr! Deine müden Apostel sind in das andere Haus gegangen, mit Ausnahme von Simon dem Zeloten. Du weinst, Meister? Warum ...?«

Sie kniet zu Füßen Jesu nieder ... und beobachtet ihn ... Jesus schaut sie an. Er antwortet nicht, steht auf und geht, von Maria gefolgt, ins Haus.

Sie betreten einen Saal. Weder Lazarus noch der Zelote sind da. Doch Marta ist da, glücklich und vor Freude strahlend. Sie wendet sich Jesus zu und erklärt: »Lazarus nimmt ein Bad, um sich nochmals zu reinigen. Oh, Meister! Meister! Was soll ich sagen!« Sie betet ihn an mit ihrem ganzen Wesen. Dann bemerkt sie die Traurigkeit Jesu und sagt: »Du bist traurig, Herr? Bist du nicht glücklich, daß Lazarus ... « Dann kommt ihr der Gedanke: »Oh, du bist meinetwegen so ernst! Ich habe gesündigt. Es ist wahr.«

»Wir haben gesündigt, Schwester«, sagt Maria.

»Nein, du nicht! Oh, Meister ... Maria hat nicht gesündigt. Ma-

ria hat zu gehorchen verstanden. Ich allein bin ungehorsam gewesen. Ich habe den Knecht gesandt, um dich rufen zu lassen, denn ... denn ich konnte es nicht mehr mitanhören, wie sie behaupteten, daß du nicht der Messias seiest, der Herr ... Und ich konnte dieses Leid nicht länger mitansehen ... Lazarus hat so sehr nach dir verlangt. Er hat so oft nach dir gerufen ... Verzeih mir, Herr.«

»Und du, Maria, sagst nichts?« fragt Jesus.

»Meister ... ich ... Ich habe nur als Frau gelitten. Ich habe gelitten, weil ... Marta schwöre, schwöre hier vor dem Meister, daß du nie, niemals mit Lazarus über sein Delirium sprechen wirst ... Mein Meister ... In den letzten Stunden des Lazarus habe ich dich in deiner ganzen Größe erkannt, o göttliche Barmherzigkeit. Oh, mein Gott! Wie sehr hast du mich geliebt, du, der du mir vergeben hast, du, Gott, du, der Reine, du ... wenn mein Bruder, der mich doch auch liebt, der aber ein Mensch, nur ein Mensch ist, mir im Grund seines Herzens nicht alles verziehen hat?! Nein, ich drücke mich schlecht aus. Meine Vergangenheit hat er nicht vergessen ... Und als die Schwäche des Todes seine Güte, die ich für das Vergessen der Vergangenheit hielt, überwältigt hatte, schrie er seinen Schmerz und seine Verachtung für mich hinaus ... Oh! ... « Maria weint.

»Weine nicht, Maria. Gott hat dir verziehen und hat vergessen. Die Seele des Lazarus hat auch verziehen und vergessen, wollte vergessen. Der Mensch konnte nicht alles vergessen. Und als das Fleisch in seinem letzten Aufbäumen den geschwächten Willen überwältigte, hat der Mensch gesprochen.«

»Ich bin ihm deshalb nicht böse, Herr. Es hat mir geholfen, dich noch mehr zu lieben und auch Lazarus noch mehr zu lieben. Von diesem Augenblick an aber habe auch ich nach dir verlangt ... denn die Angst, Lazarus würde meinetwegen nicht in Frieden sterben, war zu groß ... Und danach, danach, als ich sah, daß die Juden über dich spotteten ... als ich sah, daß du nicht einmal nach seinem Tod kamst, nicht einmal nachdem ich dir gehorcht und gehofft hatte über alle Hoffnung hinaus, nachdem ich gehofft hatte, bis das Grab geöffnet

wurde, um ihn aufzunehmen, da hat auch mein Geist gelitten. Herr, wenn ich zu sühnen hatte, und gewiß hatte ich dies, so habe ich gesühnt, Herr . . . «

»Arme Maria. Ich kenne dein Herz. Du hast das Wunder verdient, und dies möge dich im Glauben und in der Hoffnung festigen.«

»Mein Meister, ich werde nun immer glauben und hoffen. Ich werde nie mehr zweifeln, nie mehr, Herr. Ich werde im Glauben leben. Du hast mir die Fähigkeit gegeben, das Unglaubliche zu glauben.«

»Und du, Marta? Hast auch du es gelernt . . . ? Nein, noch nicht. Du bist meine Marta, aber noch nicht meine vollkommene Anbetlerin. Warum handelst du nur und betrachtest nicht? Das Betrachten ist heiliger. Siehst du? Deine Kraft, die sich zu sehr den irdischen Dingen zuwendet, hat dich im Stich gelassen angesichts der irdischen Tatsachen, für die es manchmal keine Hilfe zu geben scheint. Für die irdischen Probleme gibt es tatsächlich keine Hilfe, wenn Gott nicht eingreift. Das Geschöpf muß deshalb zu glauben und zu betrachten wissen. Es muß bis zum äußersten mit allen seinen menschlichen Kräften, mit den Gedanken, der Seele, dem Fleisch und dem Blut, zu lieben wissen. Ich wiederhole, mit allen Kräften, deren der Mensch fähig ist. Ich will dich stark, Marta. Ich will dich vollkommen. Du konntest nicht gehorchen, weil du es nicht verstanden hast, vollkommen zu glauben und zu hoffen; und du konntest nicht glauben und hoffen, weil du nicht vollkommen lieben konntest. Aber ich verzeihe dir. Ich spreche dich los, Marta. Ich habe heute Lazarus auferweckt. Nun gebe ich dir ein stärkeres Herz. Ihm habe ich das Leben wiedergegeben. Dir flöße ich die Kraft ein, in vollkommener Weise zu lieben, zu glauben und zu hoffen. Seid nun glücklich und im Frieden. Verzeiht allen, die euch in diesen Tagen gekränkt haben . . .

»Ja, Herr, hierin habe ich gefehlt. Vor kurzem sagte ich zu dem alten Hananja, der dich in den letzten Tagen verspottet hatte: „Wer hat nun gesiegt? Du oder Gott? Dein Spott oder mein Glaube? Christus ist der Lebendige und die Wahrheit. Ich wußte, daß seine Herrlich-

keit noch wunderbarer erstrahlen würde. Und du, Alter, bessere und erneuere deine Seele, wenn du nicht den Tod kennenlernen willst.“«

»Das hast du gut gesagt. Aber laß dich nicht mit den Bösewichtern ein, Maria. Verzeih, wenn du mich nachahmen willst . . . Da kommt Lazarus. Ich höre seine Stimme.«

In der Tat kommt Lazarus herein, in neuen Kleidern und die Wangen glatt rasiert, die Haare geordnet und duftend. Bei ihm sind Maximinus und der Zelote. »Meister!« Lazarus kniet wiederum in anbetender Haltung nieder.

Jesus legt ihm die Hand aufs Haupt und sagt lächelnd: »Die Prüfung ist bestanden, mein Freund. Für dich und die Schwestern. Seid nun glücklich und stark im Dienst des Herrn. An was erinnerst du dich von der Vergangenheit, mein Freund? Ich meine deine letzten Stunden . . . «

»Ich hatte großes Verlangen, dich zu sehen, und fand großen Frieden in der Liebe der Schwestern.«

»Und was hast du am meisten bedauert, auf Erden zurücklassen zu müssen?«

»Dich, Herr, und die Schwestern. Dich, weil ich dir nicht mehr dienen konnte, und sie, weil sie mir alles Glück geschenkt haben.«

»Oh, ich, Bruder!« seufzt Maria.

»Du mehr als Marta. Du hast mir Jesus geschenkt und den Maßstab für das, was Jesus ist. Und Jesus hat mir dich gegeben. Du bist ein Geschenk Gottes, Maria.«

»Das hast du auch im Sterben gesagt . . . « sagt Maria und betrachtet prüfend das Gesicht des Bruders.

»Es ist mein steter Gedanke!«

»Aber ich habe dir so viel Schmerz bereitet . . . «

»Auch die Krankheit hat Schmerzen bereitet. Doch dadurch hoffe ich, die Sünden des alten Lazarus gesühnt zu haben und zu einem neuen Leben, gereinigt und Gottes würdig, erstanden zu sein. Du und ich: die beiden, die auferstanden sind, um dem Herrn zu dienen . . . Und zwischen uns Marta, sie, die immer der Friede des Hauses gewesen ist.«

»Hörst du, Maria? Lazarus spricht Worte der Weisheit und der Wahrheit. Nun will ich mich zurückziehen und euch eurer Freude überlassen ... «

»Nein, Herr, du bleibst bei uns. Hier. Bleibe in Betanien und in meinem Haus. Es wird schön sein ... «

»Ich werde bleiben. Ich will dich für alles entschädigen, was du gelitten hast. Marta, sei nicht traurig. Marta glaubt, sie hätte mich betrübt. Aber ich leide nicht euret wegen, sondern vielmehr deret wegen, die sich nicht bekehren wollen. Sie hassen immer mehr. Sie haben Gift im Herzen ... Nun ... wir wollen ihnen verzeihen.«

»Wir wollen ihnen verzeihen, Herr«, sagt Lazarus mit seinem sanften Lächeln ... und mit diesen Worten ist alles zu Ende.

Jesus sagt: »Im Johannesevangelium, so wie man es jetzt seit Jahrhunderten liest, steht: „Jesus aber war noch nicht in das Dorf gekommen“ [Joh 11,30]. Um möglichen Einwänden zuvorzukommen, möchte ich bemerken, daß zwischen diesem Satz und dem des vorliegenden Werkes, in dem es heißt, daß ich Marta wenige Schritte vom Wasserbecken im Garten des Lazarus entfernt traf, kein wirklicher Widerspruch besteht, sondern lediglich Übersetzung und Beschreibung unterschiedlich sind.

Betanien gehörte zu drei Vierteln Lazarus, ebenso wie ein großer Teil Jerusalems ihm gehörte. Aber sprechen wir von Betanien. Da es ihm zu drei Vierteln gehörte, konnte man sagen: Betanien des Lazarus. Daher wäre der Text auch nicht falsch, selbst wenn ich Marta im Ort oder am Brunnen getroffen hätte, wie einige sagen wollen. Aber ich hatte tatsächlich das Dorf nicht betreten, um zu vermeiden, daß die Bewohner herbeieilen, die dem Synedrium alle feindlich gesinnt waren. Ich war hinten um das Dorf herumgegangen zum Haus des Lazarus, das genau am entgegengesetzten Ende liegt, wenn man von En-Schemesch nach Betanien kommt.

Und deshalb sagt Johannes, daß Jesus den Ort noch nicht betreten hatte. Ebenso richtig sagt der kleine Johannes, daß ich am Wasserbecken stehengeblieben war (dem Brunnen für die Hebräer), das schon im Garten des Lazarus liegt, aber noch sehr weit entfernt vom Haus.

Ferner ist zu bedenken, daß die Schwestern während der Zeit der Trauer und der Unreinheit (der siebte Tag nach dem Tod war noch nicht gekommen) das Haus nicht verließen. Daher fand die Begegnung im Bereich ihres Besitzes statt.

Beachtet auch, daß der kleine Johannes berichtet, die Bewohner von Betanien seien erst in den Garten gekommen, als ich schon anordnete, den Stein zu entfernen. Zuvor wußte man also in Betanien nicht, daß ich dort war, und erst als die Nachricht sich verbreitete, kamen sie zu Lazarus.«

603 Gedanken über die Auferweckung des Lazarus

Jesus sagt:

»Ich hätte rechtzeitig eingreifen können, um den Tod des Lazarus zu verhindern. Aber ich wollte es nicht. Ich wußte, daß diese Auferweckung ein zweischneidiges Schwert sein würde; daß die rechtschaffenen Juden sich bekehren und die Böswilligen noch verstockter werden würden; daß letztere mich wegen dieses endgültigen Beweises meiner Macht zum Tod verurteilen würden. Aber dazu war ich gekommen, und die Zeit war reif, daß sich alles erfüllte. Ich hätte auch sofort nach dem Tod kommen können. Doch ich wollte mit der Auferweckung eines schon weitgehend verwesenen Leichnams auch die hartnäckigsten Ungläubigen überzeugen. Schließlich brauchten auch meine Apostel, die dazu bestimmt waren, meinen Glauben in die Welt zu tragen, einen Glauben, der durch Wunder dieser Größenordnung gefestigt war.

In den Aposteln war so viel Menschliches, wie ich schon gesagt habe. Es war dies kein unüberwindliches Hindernis, sondern eine logische Folge ihrer Berufung im reifen Mannesalter. Man kann einen Charakter, eine Mentalität nicht von heute auf morgen ändern. Andererseits wollte ich in meiner Weisheit nicht Kinder erwählen und erziehen und sie in meinem Geist aufwachsen lassen, um dann aus ihnen meine Apostel zu machen. Ich hätte es tun können. Ich wollte es nicht tun, denn dann hätte man mir vorgeworfen, jene zu verachten, die nicht unschuldig sind, und hätte als Vorwand und Entschuldigung gebraucht, daß ich selbst durch meine Wahl zu erkennen gegeben habe, daß ein Erwachsener nicht mehr zu ändern ist.

Nein, alles kann man ändern, wenn man nur will. Und ich habe in der Tat aus Kleinmütigen, Zornmütigen, Wucherern, Lasterhaften und Ungläubigen Märtyrer und Heilige, Verkünder des Evangeliums, gemacht. Nur wer nicht will, ändert sich nicht. Ich habe geliebt und liebe immer noch die Kleinen und die Schwachen – du bist ein Beispiel dafür – vorausgesetzt, daß sie den Willen haben, mich

zu lieben und mir zu folgen. Aus diesen „Nichts“ mache ich meine Bevorzugten, meine Freunde und meine Vertreter. Immer noch bediene ich mich ihrer, und es ist ein fortwährendes Wunder, das ich wirke, um dadurch die anderen dazu zu bringen, an mich zu glauben und die Möglichkeit des Wunders nicht auszuschließen. Wie wird doch heute diese Möglichkeit so wenig in Betracht gezogen! Gleich der Lampe, der es an Öl fehlt, wird sie schwach und erlischt, da der Glaube an den Gott des Wunders schwach oder gar nicht vorhanden ist.

Es gibt zwei Arten, ein Wunder zu verlangen. In einem Fall gewährt es Gott mit Liebe, im anderen kehrt er unwillig den Rücken. Im ersten Fall bittet man, wie ich zu bitten gelehrt habe, unermüdlich und vertrauensvoll. Man wird nie zugeben, daß Gott einen nicht erhören könnte, da Gott gut ist und die Guten erhört, denn Gott ist mächtig und vermag alles. Dies ist Liebe, und Gott gewährt dem alles, der liebt. Der andere Fall ist die Anmaßung der Rebellen, die fordern, daß Gott ihnen diene, sich zu ihren Bosheiten herabläßt und ihnen gibt, was sie selbst ihm verweigern: Liebe und Gehorsam. Diese Art ist eine Beleidigung, die Gott mit dem Entzug seiner Gnade bestraft.

Ihr beklagt euch, daß ich keine Massenwunder mehr wirke. Wie könnte ich sie wirken? Wo sind die Massen, die an mich glauben? Wo die wahren Gläubigen? Wie viele wahre Gläubige gibt es in einer Menschenmenge? Wie einige überlebende Blumen in einem vom Feuer zerstörten Wald, sehe ich ab und zu eine gläubige Seele. Alle anderen hat Satan mit seinen Lehren verbrannt. Und immer mehr wird er verbrennen.

Ich bitte euch, als übernatürlichen Leitsatz meine Antwort an Thomas zu betrachten. Man kann nicht mein wahrer Jünger sein, wenn man dem menschlichen Leben nicht den Wert beimißt, den es verdient; es ist kein Endzweck in sich selbst, sondern ein Mittel, um das wahre Leben zu erwerben. Wer sein Leben in dieser Welt retten will, wird das ewige Leben verlieren. Ich habe dies bereits gesagt,

und ich wiederhole es. Was sind Prüfungen? Wolken, die vorüberziehen. Der Himmel bleibt und erwartet euch nach der Prüfung.

Ich habe durch meinen Heroismus für euch den Himmel erobert. Ihr müßt mich nachahmen. Der Heroismus ist nicht nur jenen vorbehalten, die ein Martyrium erleiden müssen. Das christliche Leben ist fortwährender Heroismus, denn es ist ein ständiger Kampf gegen die Welt, den Dämon und das Fleisch. Ich zwinge euch nicht, mir zu folgen. Ich lasse euch die Freiheit. Aber Scheinheilige will ich nicht. Entweder mit mir und wie ich oder gegen mich. Ihr könnt mich nicht betrügen. Ja, mich könnt ihr nicht betrügen. Und ich beteilige mich nicht an den Bündnissen mit dem Feind. Wenn ihr ihn mir vorzieht, dann dürft ihr nicht glauben, daß ihr mich gleichzeitig zum Freund habt. Entweder er oder ich. Wählt.

Der Schmerz Martas ist anders als der Marias, wegen der unterschiedlichen Psyche und dem dadurch unterschiedlichen Verhalten der beiden. Glücklich jene, die so leben, daß sie nie bereuen müssen, jemanden betrübt zu haben, der nun tot ist und den man nicht mehr trösten kann in seinem Schmerz. Aber noch glücklicher jene, die sich nicht anklagen müssen, ihren Gott, mich, Jesus, betrübt zu haben, und sich vor der Begegnung mit mir nicht fürchten, sondern danach verlangen als nach einer das ganze Leben ungeduldig erwarteten und endlich erreichten Freude.

Ich bin euer Vater, Bruder und Freund. Warum verletzt ihr mich so oft? Wißt ihr denn, wieviel Zeit zu leben euch noch bleibt? Zu leben, um wiedergutzumachen? Ihr wißt es nicht. Daher handelt recht, Stunde um Stunde, Tag für Tag, immer. So macht ihr mich immer glücklich. Und wenn euch Leid trifft – denn der Schmerz ist Heiligung, ist die Myrrhe, die vor der Verwesung der Fleischlichkeit bewahrt – werdet ihr immer die Gewißheit haben, daß ich euch liebe, daß ich euch auch in dieser leidvollen Stunde liebe, und ihr werdet auch den Frieden haben, der aus meiner Liebe kommt. Du, kleiner Johannes, weißt, daß ich auch im größten Leid tröste.

In meinem Gebet zum Vater habe ich wiederholt, was ich am An-

fang gesagt habe: Es war nötig, durch ein großes Wunder die Gleichgültigkeit der Juden und der ganzen Welt zu erschüttern. Und die Auferweckung eines seit vier Tagen begrabenen Menschen, der nach einer langen, chronischen, abstoßenden und bekannten Krankheit ins Grab gelegt worden war, konnte niemanden gleichgültig lassen und mußte alle Zweifel beseitigen. Hätte ich ihn geheilt, solange er noch lebte, oder ihm den Geist sofort nach seinem Tod zurückgegeben, hätte die Voreingenommenheit der Feinde Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Wunders aufkommen lassen können. Aber der Gestank der Leiche, die durch die Verbände gesickerte Fäulnis und das lange Verweilen im Grab ließen keine Zweifel zu. Zudem wollte ich – ein Wunder innerhalb des Wunders – daß Lazarus in Gegenwart aller von den Binden befreit und gesäubert würde, damit alle sehen, daß nicht nur das Leben, sondern auch die Gesundheit in die zuvor von Geschwüren bedeckten Glieder zurückgekehrt war, die das Blut mit Keimen des Todes verseucht hatten. Wenn ich Gnade schenke, schenke ich immer mehr, als ihr erbeten habt.

Ich habe am Grab des Lazarus geweint. Und diesen Tränen hat man viele Namen gegeben. Ihr müßt wissen, daß man Gnaden erhält, wenn man sein Leid mit einem festen Glauben an den Ewigen verbindet. Ich habe nicht so sehr über den Verlust des Freundes oder über den Schmerz der Schwestern geweint, als vielmehr, weil sich mir in jener Stunde lebhafter denn je drei Gedanken aufdrängten – wie ein aufgewirbelter Bodensatz der Seele – die schon immer wie drei Nägel ihre Spitzen in mein Herz gebohrt hatten.

Die Erkenntnis, welches Verderben Satan über den Menschen gebracht hat durch die Verführung zum Bösen. Ein Verderben, dessen irdische Strafe der Schmerz und der Tod ist. Der leibliche Tod, Sinnbild und Metapher des geistigen Todes, in den die Schuld die Seele führt; des geistigen Todes, der sie, die Königin, deren Bestimmung es ist, im Reich des Lichtes zu leben, in die Finsternis der Hölle stürzt.

Ferner die Gewißheit, daß nicht einmal dieses Wunder, sozusagen

die Krönung der drei Jahre öffentlichen Wirkens, die jüdische Welt von der Wahrheit, deren Überbringer ich war, überzeugen würde. Und daß es kein Wunder gab, das die kommende Welt sicher zu Christus bekehren würde. Oh, welch ein Schmerz, so bald sterben zu müssen für so wenige!

Endlich die innere Schau meines bevorstehenden Todes. Ich war Gott. Aber ich war auch Mensch. Und um Erlöser zu werden, mußte ich die Last der Sühne fühlen. Daher auch den Schrecken des Todes, eines solchen Todes. Ich war lebendig und gesund und sagte mir: „Bald werde ich tot sein und wie Lazarus in einem Grab liegen. Bald wird der furchtbarste Todeskampf mein Gefährte sein. Ich muß sterben.“ Die Güte Gottes erspart euch das Wissen um die Zukunft. Doch mir ist es nicht erspart geblieben. Oh, glaubt es, ihr, die ihr euch über euer Schicksal beklagt. Kein Los war trauriger als das meine, denn ich wußte immer im voraus, was mir geschehen würde, und mußte dies ertragen zusammen mit der Armut, den Entbehrungen und der Bitterkeit, die mich von der Geburt bis zum Tod begleiteten. Beklagt euch also nicht. Vertraut auf mich. Ich gebe euch meinen Frieden.«

604 In der Stadt Jerusalem und im Tempel nach der Auferstehung des Lazarus

Hatte die Nachricht vom Tod des Lazarus Jerusalem und einen großen Teil Judäas bewegt und erschüttert, so hat nun die Kunde von seiner Auferstehung auch alle jene erschüttert und beeindruckt, die die Nachricht von seinem Tod gleichgültig aufgenommen haben.

Vielleicht haben die wenigen Pharisäer und Schriftgelehrten, d. h. die Synedristen, die bei der Auferstehung anwesend waren, dem Volk nichts erzählt. Ganz gewiß aber haben die Juden darüber gesprochen, und die Nachricht hat sich blitzartig verbreitet. Von Haus zu Haus, von Terrasse zu Terrasse haben es die Frauen einander mitgeteilt, während die Armen unten es unter großem Jubel über den

Sieg des Christus und über Lazarus verkünden. Die Straßen sind wieder von Menschen bevölkert, die da- und dorthin eilen im Glauben, als erste die Nachricht zu überbringen, und dann enttäuscht sind, weil man sowohl in Ofel wie in Bezeta, auf dem Zion wie am Xystos schon davon erfahren hat. Man weiß es in den Synagogen und in den Geschäften, im Tempel und im Palast des Herodes. Man weiß es auch in der Burg Antonia, und von der Antonia, oder umgekehrt, gelangt die Nachricht zu den Wachtposten an den Toren. Sie erfüllt die Paläste wie die elenden Hütten: »Der Rabbi von Nazaret hat Lazarus von Betanien auferweckt, der am Vorabend des Freitags gestorben und vor dem Beginn des Sabbats ins Grab gelegt worden war. Heute, um die sechste Stunde, ist er wieder auferstanden.«

Die hebräischen Beifallskundgebungen für Christus und den Allerhöchsten mischen sich unter die verschiedenen: »Beim Jupiter! Beim Pollux! Bei Libitina!« usw. usw. der Römer.

Die einzigen, die ich nicht in der in den Straßen schwatzenden Menge sehe, sind die Sinedristen. Nicht einen einzigen sehe ich, während ich Manaen und Chuza aus einem vornehmen Palast kommen sehe und Chuza sagen höre: »Großartig! Großartig! Ich habe die Nachricht sofort Johanna überbringen lassen. Er ist wahrhaftig Gott!« Und Manaen antwortet ihm: »Herodes, der von Jericho gekommen ist, um den Statthalter Pontius Pilatus zu beehren, scheint in seiner Residenz verrückt geworden zu sein. Herodias ihrerseits ist außer sich und drängt ihn, den Befehl zur Festnahme des Christus zu geben. Sie zittert wegen seiner Macht. Er aus Schuldbewußtsein. Er klappert mit den Zähnen und bittet seine Vertrautesten, ihn zu verteidigen gegen die ... Geister. Er hat sich betrunken, um sich Mut zu machen, und der Wein verwirrt ihm den Kopf und läßt ihn Gespenster sehen. Er schreit, daß Christus auch den Täufer auferweckt habe, der nun ständig in seiner Nähe sei und ihm den Fluch Gottes verkünde. Ich bin aus dieser Hölle geflohen. Ich habe mich darauf beschränkt, ihm zu sagen: „Lazarus ist auferstanden durch Jesus den Nazarener. Hüte dich, ihn anzurühren, denn er ist Gott.“ Er

soll nur recht viel Angst haben, damit er nicht ihren mörderischen Gelüsten nachgibt.«

»Ich hingegen werde zu ihm gehen müssen. Ich muß zu ihm gehen. Doch zuerst wollte ich noch bei Eliël und Elkana vorbeischauchen. Sie leben zwar zurückgezogen, doch ihr Wort hat immer noch Geltung in Israel. Johanna sieht es gern, wenn ich sie ehre. Und ich ... «

»Sie sind ein guter Schutz für dich, das ist wahr. Doch kannst du ihn nicht mit der Liebe des Meisters vergleichen. Sie ist der einzige wirklich wirksame Schutz ... «

Chuza widerspricht ihm nicht. Er denkt nach ... Ich verliere sie aus den Augen.

Von Bezeta kommt nun Josef von Arimathäa. Er hat es sichtlich eilig, doch eine Gruppe von Bürgern, die noch unsicher ist, ob man der Nachricht Glauben schenken kann, hält ihn an und fragt ihn.

»Es ist wahr. Es ist wahr. Lazarus ist auferstanden und auch geheilt. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen.«

»Dann ... ist er also wirklich der Messias!«

»Seine Werke sprechen dafür. Sein Leben ist vollkommen. Die Zeit ist reif. Satan bekämpft ihn. Jeder möge in seinem Herzen erwägen, wer der Nazarener ist«, sagt Josef, vorsichtig und gleichzeitig gerecht. Dann grüßt er und geht.

Sie überlegen und kommen zu dem Schluß: »Er ist wirklich der Messias.«

Eine Gruppe von Legionären unterhält sich: »Wenn möglich, gehe ich morgen nach Betanien. Bei Venus und Mars, meinen Lieblingsgöttern! Ich kann die Erde von den glühenden Wüsten bis zu den eisigen germanischen Ländern bereisen, aber einem, der seit Tagen tot war und dann auferstanden ist, werde ich nicht mehr begegnen. Ich will sehen, wie einer aussieht, der von den Toten kommt. Der muß doch ganz schwarz sein von den Wellen der Flüsse des Jenseits ... «

»Wenn er tugendhaft war, wird er bläulich sein, da er von den blauen Wellen der Elysischen Gefilde getrunken hat. Es gibt dort nicht nur den Styx ... «

»Dann wird er uns sagen können, wie die Asphodelenwiesen des Hades sind ... Ich werde mit dir gehen ... «

»Wenn Pontius nichts dagegen hat ... «

»Oh, der hat nichts dagegen. Er hat sofort einen Boten zu Claudia gesandt, damit sie kommt. Claudia liebt diese Dinge. Ich habe sie schon mehr als einmal mit ihren Freundinnen und ihrer griechischen Freigelassenen über die Seele und die Unsterblichkeit diskutieren gehört.«

»Claudia glaubt an den Nazarener. Für sie ist er größer als jeder andere Mensch.«

»Ja. Aber für Valeria ist er mehr als ein Mensch. Für sie ist er Gott. Eine Art Jupiter und Apollo soll er sein in seiner Macht und Schönheit, und weiser als Minerva. Habt ihr ihn schon gesehen? Ich bin zum erstenmal mit Pontius hierher gekommen und weiß nicht ... «

»Ich glaube, du bist zur rechten Zeit gekommen, um viele Dinge zu sehen. Vor einer Weile hat Pontius mit Stentorstimme geschrien: „Hier muß alles anders werden. Sie müssen endlich begreifen, daß Rom befiehlt und sie *alle* nur Sklaven sind. Und je höher sie stehen, desto mehr müssen sie gehorchen, weil sie gefährlicher sind.“ Mir scheint, daß es wegen des Schreibtäfelchens war, das ihm der Diener des Hannas gebracht hatte ... «

»Ja, er will nicht auf sie hören ... Und er wechselt uns regelmäßig aus, denn er will keine Freundschaften zwischen uns und ihnen.«

»Zwischen uns und ihnen? Ha, ha, ha! Mit diesen Höckernasen? Pontius bekommt wohl das viele Schweinefleisch nicht, das er ißt. Wenn überhaupt, dann die Freundschaft mit einer Dame, die den Kuß rasierter Gesichter nicht verachtet ... « lacht einer spitzbübisch.

»Tatsache ist, daß er nach den Unruhen beim Laubhüttenfest den Austausch aller Soldaten verlangt und genehmigt erhalten hat und daß wir nun dran sind und gehen müssen ... «

»Das ist wahr. Von Cäsarea wurde schon die Ankunft der Galeere gemeldet, die Longinus und seine Zenturie bringt. Neue Offiziere, neue Soldaten ... und alles wegen dieser Reptilien im Tempel. Mir hat es hier gut gefallen.«

»Mir ist es in Brundisium besser gegangen . . . aber ich werde mich daran gewöhnen«, sagt einer, der erst vor kurzem in Palästina angekommen ist.

Sie entfernen sich.

Tempelwächter kommen nun vorbei mit Wachstäfelchen, und die Leute beobachten sie und sagen: »Das Synedrium hat eine dringende Versammlung einberufen. Was haben sie im Sinn?«

Einer antwortet: »Laßt uns zum Tempel hinaufgehen und sehen . . .« Sie schlagen den Weg ein, der zum Berg Moriija führt.

Die Sonne versinkt hinter den Häusern des Zion und den westlichen Bergen. Der Abend bricht herein, und bald sind die Straßen von Neugierigen leer. Die, die zum Tempel hinaufgegangen sind, kommen unruhig zurück, denn man hat sie sogar von den Toren verjagt, wo sie sich aufgestellt hatten, um die Synedristen vorbeigehen zu sehen.

Das Innere des Tempels ist menschenleer und verlassen. Im Mondlicht erscheint alles riesengroß. Die Synedristen versammeln sich allmählich im Saal des Hohen Rats. Alle sind sie da, wie bei der Verurteilung Jesu; es fehlen nur die, die damals als Schreiber tätig waren. Ich sehe nur Synedristen, teils an ihren üblichen Plätzen, teils in Gruppen an den Türen.

Kajaphas kommt herein, von Gesicht und Gestalt einer aufgeblasenen giftigen Kröte ähnlich, und begibt sich an seinen Platz.

Sie beginnen sofort über die Vorkommnisse zu diskutieren, und das Ganze erregt sie derart, daß die Sitzung bald sehr bewegt ist. Schließlich verlassen sie ihre Sitze und gehen gestikulierend und laut redend auf den freien Platz im Raum hinunter. Einige fordern zu Ruhe und Überlegung auf, bevor sie eine Entscheidung treffen.

Andere widersprechen: »Aber habt ihr nicht jene gehört, die nach der neunten Stunde gekommen sind? Wenn wir die einflußreichsten Juden verlieren, was nützt es uns dann, Anschuldigungen zu sammeln? Je länger er am Leben bleibt, desto weniger wird man unseren Beschuldigungen glauben.«

»Aber diese Tatsache können wir nicht leugnen. Wir können nicht zu der Volksmenge, die dort gewesen ist, sagen: „Ihr habt nicht recht gesehen. Es war alles Einbildung. Ihr wart betrunken.“ Der Tote war wirklich tot, verwest, aufgelöst. Er lag in einem verschlossenen Grab, und das Grab war gut zugemauert. Der Tote lag seit einigen Tagen unter Binden und Balsam. Er war eingewickelt, gebunden. Und doch hat er seinen Platz verlassen und ist allein, ohne gehen zu können, an die Öffnung des Grabes gekommen. Und als er befreit wurde, da war sein Körper nicht mehr tot. Er konnte atmen und die Fäulnis war verschwunden, während er als Lebender voller Geschwüre und als Toter schon ganz verwest war.«

»Habt ihr die einflußreichsten Juden gehört, die wir gedrängt hatten hinzugehen, um sie ganz für uns zu gewinnen? Sie sind gekommen, um uns zu sagen: „Für uns ist er der Messias.“ Fast alle sind sie gekommen! Und das Volk erst . . . !«

»Und diese verfluchten, abergläubischen Römer! Was sollen wir mit ihnen anfangen? Für sie ist er Jupiter Maximus. Und wenn sie bei dieser Ansicht bleiben! Sie haben ihre Geschichten unter uns bekannt gemacht, und diese sind uns zum Fluch geworden. Fluch über jene, die den Hellenismus bei uns einführen wollen und uns aus Schmeichelei durch Bräuche entweiht haben, die nicht die unseren sind! Aber dies dient auch dazu, uns die Augen zu öffnen. Wir wissen nun, daß der Römer schnell niederreißt, aber auch rasch wieder aufbaut durch Verschwörungen und Staatsstreiche. Wenn nun einer von diesen Verrückten hier sich für den Nazarener begeistert und ihn zum Cäsar ausruft . . . und damit zum Gott macht, wer kann ihn dann noch anrühren?«

»Aber nein! Wer sollte dies denn tun? Sie lachen über ihn und uns. Wie unglaublich seine Werke auch sein mögen, für sie ist er immer ein „Hebräer“. Also ein Minderwertiger. Die Angst läßt dich töricht werden, o Sohn des Hannas!«

»Die Angst! Hast du gehört, wie Pontius auf die Einladung meines Vaters geantwortet hat? Er ist erschüttert, sage ich dir. Er ist

beeindruckt von diesem letzten Ereignis und fürchtet den Nazarener. Wir sind zu bedauern! Dieser Mensch ist zu unserem Verderben gekommen!«

»Wären wir wenigstens nicht dorthin gegangen und hätten wir nur nicht den einflußreichsten Juden fast befohlen, auch hinzugehen! Wenn Lazarus wenigstens ohne Zeugen auferstanden wäre.«

»Nun und? Was hätte dies geändert? Wir hätten ihn doch nicht verschwinden lassen können, um glauben zu machen, daß er nach wie vor tot ist.«

»Das nicht. Aber wir hätten sagen können, daß es sich um einen Scheintod gehandelt hat. Bezahlte Zeugen für falsche Aussagen findet man immer.«

»Warum so viel Aufregung? Ich sehe keinen Grund dazu! Hat er etwa gegen das Synedrium und den Hohenpriester aufgewiegelt? Nein. Er hat sich darauf beschränkt, ein Wunder zu wirken.«

»Er hat sich darauf beschränkt?! Bist du denn töricht oder hast du dich ihm verkauft, Eleasar? Hat er nicht gegen das Synedrium und den Hohenpriester gehetzt? Auf was wartest du noch? Die Leute ... «

»Die Leute können sagen, was sie wollen, aber die Dinge stehen so, wie Eleasar gesagt hat. Der Nazarener hat nur ein Wunder gewirkt.«

»Noch einer, der ihn verteidigt! Du bist kein Gerechter mehr, Nikodemus! Dies ist ein Schlag gegen uns. Gegen uns, verstehst du? Nichts mehr wird das Volk überzeugen können. Oh, wir Unglücklichen! Ich bin heute von einigen Juden verspottet worden. Ich und verspottet! Ich!«

»Schweige, Doras! Du bist nur ein Mensch. Aber die Idee, unsere innersten Überzeugungen sind getroffen worden. Unsere Gesetze! Unsere Vorrechte!«

»Du hast recht, Simon. Wir müssen sie verteidigen.«

»Aber wie?«

»Indem wir seine Ideen bekämpfen und zunichte machen!«

»Das ist leicht gesagt, Zadok. Aber wie willst du sie vernichten,

wenn du nicht einmal fähig bist, eine tote Fliege wieder lebendig zu machen? Hier braucht es ein größeres Wunder als das seine. Aber keiner von uns kann es wirken, weil ... « Der, der gerade spricht, weiß nicht warum.

Josef von Arimathäa beendet seinen Satz: »Weil wir Menschen sind, nur Menschen.«

Alle stürzen sich auf ihn und fragen: »Und er, wer ist er denn?«

Josef antwortet bestimmt: »Er ist Gott. Wenn ich noch Zweifel gehabt hätte ... «

»Aber du hast keine Zweifel gehabt. Wir wissen es, Josef. Wir wissen es. Sage uns nur ganz offen, daß du ihn liebst!«

»Es ist nichts Schlimmes, wenn Josef ihn liebt. Ich selbst anerkenne ihn als den größten Rabbi Israels.«

»Du? Du, Gamaliël, sagst das?«

»Ich sage es. Und es ehrt mich, von ihm ... entthront worden zu sein. Denn bis jetzt habe ich die Tradition der großen Rabbis aufrechterhalten, deren letzter Hillel gewesen ist. Doch wußte ich nicht, wer nach mir die Weisheit der Jahrhunderte hätte fortsetzen können. Nun kann ich beruhigt gehen, denn ich weiß, daß die Weisheit nicht sterben wird; daß sie vielmehr zunehmen wird, vermehrt durch die seine, in der zweifellos der Geist Gottes gegenwärtig ist.«

»Was sagst du da, Gamaliël?«

»Die Wahrheit. Selbst wenn wir die Augen verschließen, können wir nicht verkennen, was wir in Wirklichkeit sind. Wir sind nicht mehr weise, denn der Anfang aller Weisheit ist die Furcht des Herrn. Und wir sind Sünder ohne Gottesfurcht. Wenn wir diese Furcht hätten, würden wir nicht den Gerechten unterdrücken und mit törichter Gier nach den Reichtümern der Welt verlangen. Gott gibt, und Gott nimmt, je nach den Verdiensten und den bösen Werken. Und wenn Gott uns jetzt nimmt, was er uns gegeben hatte, um es anderen zu geben, dann sei er gepriesen. Denn heilig ist der Herr, und heilig sind alle seine Werke.«

»Aber wir haben doch von den Wundern gesprochen und wollten

sagen, daß keiner von uns sie wirken kann, weil Satan nicht mit uns ist.«

»Nein, weil Gott nicht mit uns ist. Mose teilte die Wasser und ließ eine Quelle aus dem Fels entspringen. Josua ließ die Sonne stillstehen. Elija erweckte den Knaben und ließ Regen fallen. Aber mit ihnen war Gott. Ich möchte euch daran erinnern, daß es sechs Dinge gibt, die Gott verhaßt sind, und das siebte ist seinem Herzen ein Abscheu: stolze Augen, falsche Zunge, Hände, die unschuldiges Blut vergießen, ein Herz, das Böses sinnt, Füße, die zum Bösen eilen, der falsche Zeuge und jener, der unter den Brüdern Unfrieden stiftet. Wir tun alle diese Dinge. Wir, sage ich. Aber nur ihr allein tut sie. Denn ich enthalte mich, „Hosanna“ oder „Anathema“ zu rufen. Ich warte ab.«

»Das Zeichen! Ja, du wartest auf das Zeichen! Aber welches Zeichen erwartest du von einem armen Irren, wenn wir ihm wirklich alles verzeihen wollen?«

Gamaliël erhebt die Hände, und mit vor sich ausgestreckten Armen, geschlossenen Augen, leicht geneigtem Haupt und ehrfurchtgebietend wie nie zuvor spricht er langsam mit einer Stimme, die von sehr weit herzukommen scheint: »Ich habe den Herrn inständig gebeten, mir die Wahrheit kundzutun, und er hat mir die Worte Jesu, des Sohnes des Sirach, erklärt „Der Schöpfer aller Dinge sprach zu mir und gab mir seinen Befehl, und der mich schuf, ruhte in meinem Zelt und sagte zu mir: „In Jakob sollst du wohnen. In Israel soll sein dein Erbbesitz. Fasse Wurzel unter meinen Auserwählten . . .“ Und ferner hat er mir diese Worte erklärt, und ich habe sie verstanden: „Kommt her zu mir, die ihr mein begehrt, und an meinen Früchten sättigt euch, denn mein Geist ist süßer als Honig und mein Erbe süßer als Honigseim. Mein Andenken wird von Geschlecht zu Geschlecht durch die Jahrhunderte währen. Wer mich verkostet, der wird nach mir hungern, und wer mich trinkt, der wird nach mir dürsten. Wer auf mich hört, wird nicht zuschanden werden, und wer sich um mich bemüht, der sündigt nicht. Wer von mir

spricht, wird das ewige Leben haben.“ Und Licht Gottes erleuchtete meinen Geist, während meine Augen diese Worte lasen: „Dies alles enthält das Buch des Lebens, das Testament des Allerhöchsten, die Lehre der Wahrheit . . . Gott versprach David, aus seinem Geschlecht den mächtigen König hervorgehen zu lassen, der auf ewig auf dem Thron der Herrlichkeit sitzen wird. Er wird von Weisheit überfließen, wie der Pischon²⁷ und der Tigris in den Tagen der Erstlinge, wie der Euftrat strömt er von Bildung über und schwillt an wie der Jordan zur Zeit der Ernte. Er wird die Weisheit wie Licht ausstrahlen . . . Er hat sie als erster vollkommen erkannt.“ Das hat mich Gott begreifen lassen! Doch wehe, was sage ich! Die Weisheit, die unter uns weilt, ist zu groß, als daß man sie verstehen könnte, als daß man ihre Gedanken fassen könnte, die gewaltiger sind als die Meere, und ihren Rat, der tiefer ist als der große Abgrund. Und wir hören ihn rufen: „Ich bin wie ein wasserreicher Kanal aus dem Paradies geflutet und habe gesagt: ‚Ich will meinen Garten bewässern.‘ Da ward der Graben mir zum Fluß und der Fluß zum Meer. So will ich weiter meine Lehre leuchten lassen gleich dem Frühlicht, und will sie strahlen lassen bis in die Fernen. In die tiefsten Tiefen werde ich eindringen, meinen Blick auf die Schlafenden richten und jene, die auf den Herrn hoffen, erleuchten. Noch weiter will ich Belehrung wie Prophetenbotschaft ausschütten und sie denen hinterlassen, die die Weisheit suchen. Und ich werde nicht aufhören, sie zu verkünden bis zum heiligen Jahrhundert. So habe ich nicht für mich allein mich bemüht, sondern für alle, die die Wahrheit suchen.“ Dies hat mich Jahwe, der Allerhöchste, lesen lassen.« Gamaliel läßt die Arme sinken und erhebt das Haupt.

»Dann ist er also für dich der Messias?! Sage es!«

»Es ist nicht der Messias.«

»Er ist es nicht? Was ist er dann für dich? Ein Dämon ist er nicht . . . ein Engel auch nicht . . . der Messias auch nicht . . . «

»Er ist der, der ist.«

²⁷Einer der vier Flüsse, die aus dem Paradies strömen.

»Du phantasierst! Gott ist er? Gott ist dieser Verrückte für dich?«

»Er ist der, der ist. Gott weiß, wer er ist. Wir sehen seine Werke. Gott sieht auch seine Gedanken. Aber er ist nicht der Messias, denn für uns bedeutet Messias König. Er ist nicht und wird auch nicht König sein. Aber er ist heilig. Und seine Werke sind heilig. Und wir können nicht unsere Hand gegen den Unschuldigen erheben, ohne eine Sünde zu begehen. Ich werde der Sünde nicht zustimmen.«

»Aber mit deinen Worten hast du doch fast gesagt, daß er der Erwartete ist.«

»Ich habe es gesagt. Solange das Licht des Allerhöchsten leuchtete, sah ich ihn als den Erwarteten. Dann ... als mich die Hand des Herrn nicht mehr hoch oben in seinem Licht hielt, wurde ich wieder Mensch, der Mensch Israels, und die Worte waren nur noch Worte, denen der Mensch Israels, ich, ihr, die vor uns und – Gott möge es verhüten – die nach uns, ihren eigenen, unseren Sinn geben, und nicht den Sinn, den sie im ewigen Gedanken haben, der sie seinem Diener diktiert hat.«

»Wir reden, weichen vom Thema ab und verlieren Zeit. Und das Volk empört sich unterdessen«, krächzt Hananja.

»Du hast ganz recht! Wir müssen etwas beschließen und handeln, um uns zu retten und zu siegen.«

»Ihr habt gesagt, daß Pilatus uns nicht anhören wollte, als wir ihn um seine Hilfe gegen den Nazarener gebeten haben. Aber wenn wir ihn wissen ließen ... Ihr habt gerade gesagt, wenn sich die Soldaten für ihn begeistern, könnten sie ihn zum Cäsar ausrufen ... Hm, eine gute Idee. Laßt uns gehen und dem Prokonsul diese Gefahr vortragen. Wir werden dann als treue Diener Roms ausgezeichnet werden, und ... wenn er gegen ihn einschreitet, sind wir den Rabbi los. Gehen wir! Gehen wir! Du, Eleasar des Hannas, der du mehr als alle anderen mit ihm befreundet bist, führe uns an«, lacht Hilkiya falsch wie eine Schlange.

Zuerst zögern sie etwas, doch dann geht die Gruppe der Fanatischsten hinaus, um sich zur Burg Antonia zu begeben. Kajaphas bleibt bei den übrigen zurück.

»Um diese Zeit! Man wird sie nicht empfangen«, bemerkt jemand.

»Im Gegenteil! Das ist die beste Zeit. Pontius ist immer guter Laune, wenn er gegessen und getrunken hat, wie nur ein Heide essen und trinken kann ... «

Ich lasse sie bei ihren Diskussionen zurück und sehe die Szene in der Antonia.

Die kurze Strecke ist rasch und ohne Schwierigkeiten zurückgelegt, denn das Mondlicht wetteifert mit dem roten Licht der Lampen am Eingang zum Palast des Prätoriums.

Eleasar gelingt es, sich bei Pilatus anmelden zu lassen, und sie werden in einen großen, leeren, vollkommen leeren Saal geführt. Nur ein schwerer Sessel mit niedriger Lehne steht darin, der mit einem purpurroten Tuch bedeckt ist, das sich lebhaft von dem strahlenden Weiß des Saales abhebt. Die Synedristen stehen in einer Gruppe etwas ängstlich und fröstelnd auf dem herrlichen Marmorboden. Niemand kommt. Absolute Stille, die nur ab und zu von ferner Musik unterbrochen wird, herrscht im Saal.

»Pilatus ist bei Tisch. Gewiß mit Freunden. Diese Musik wird im Tricinium gespielt. Es wird Tänze zu Ehren der Gäste geben ... « sagt Eleasar des Hannas.

»Verkommenes Volk! Morgen werde ich mich reinigen. Die Unzucht dringt durch diese Wände ... « sagt Hilkiya mit Abscheu.

»Warum bist du dann gekommen? Du hast doch diesen Vorschlag gemacht!« entgegnet Eleasar.

»Zur Ehre Gottes und für das Wohl des Vaterlandes bin ich zu jedem Opfer bereit. Und dieses ist groß! Ich hatte mich eben gereinigt, weil ich mich Lazarus genähert hatte ... und nun ... Ein schrecklicher Tag heute ... !«

Pilatus kommt nicht. Die Zeit vergeht. Eleasar, der sich auskennt, geht zu den Türen. Sie sind alle verschlossen. Die Angst übermannt die Anwesenden. Schreckliche Geschichten tauchen in ihrer Erinnerung auf, und alle bedauern es, gekommen zu sein. Sie fühlen sich schon verloren.

Endlich! An der ihnen gegenüberliegenden Seite – denn sie sind nahe der Tür stehengeblieben, durch die sie hereingekommen sind – also dort, wo der einzige Sessel steht, öffnet sich eine Tür und Pilatus kommt herein in einem Gewand, das weiß ist wie der Saal. Dabei unterhält er sich mit den Gästen und lacht. Dann wendet er sich an den Sklaven, der den Vorhang an der Tür hält, und befiehlt ihm, Essenzen in ein Kohlebecken zu schütten und dann parfümiertes Wasser zum Händewaschen zu bringen. Auch ein Sklave mit Spiegel und Kämmen soll kommen. Um die Hebräer kümmert er sich nicht, so als ob sie nicht existierten. Diese ärgern sich, wagen jedoch nicht, sich bemerkbar zu machen.

Drüben bringt man inzwischen Kohlebecken, streut Harze auf die Glut und gießt duftendes Wasser über die Hände der Römer. Ein Sklave ordnet mit erfahrenen Händen die Haare, entsprechend der Mode der reichen Römer. Und die Hebräer ärgern sich . . .

Die Römer lachen, machen Scherze und sehen hin und wieder zu der kleinen Gruppe hinüber, die dort im Hintergrund wartet. Einer spricht mit Pilatus, der sie noch nicht einmal angesehen hat. Doch Pilatus zuckt nur die Achseln, macht eine gelangweilte Geste und klatscht in die Hände, um einen Sklaven herbeizurufen, dem er mit lauter Stimme befiehlt, Süßigkeiten zu bringen und die Tänzerinnen hereinzuschicken. Die Hebräer beben vor Zorn und Empörung. Man stelle sich vor, ein Hilikija ist gezwungen, Tänzerinnen zu sehen! Sein Gesicht ist ein Gedicht von Leiden und Haß.

Nun kommen die Sklaven mit Süßigkeiten in kostbaren Schalen, und hinter ihnen die blumenbekränzten Tänzerinnen, die kaum von den hauchfeinen schleierartigen Stoffen bedeckt sind. Die weißen Körper schimmern durch die feinen rosa und hellblauen Gewänder, wenn sie an den Kohlebecken und den vielen weiter hinten aufgestellten Lampen vorüberkommen. Die Römer bewundern die Anmut der Körper und der Bewegungen, und Pilatus verlangt die Wiederholung eines Tanzes, der ihm besonders gefallen hat. Hilikija und sein Anhang wenden sich voll Verachtung zur Wand, um nicht se-

hen zu müssen, wie die Tänzerinnen gleich Schmetterlingen in ihren wehenden, in Unordnung geratenen Gewändern vorbeihuschen.

Nach dem kurzen Tanz entläßt Pilatus die Tänzerinnen, wobei er jeder die mit Süßigkeiten gefüllte Schale reicht, in die er noch achtlos ein Armband wirft. Endlich läßt er sich dazu herab, sich den Hebräern zuzuwenden, sie zu betrachten, und sagt zu seinen Freunden: »Und nun muß ich vom Traum zur Wirklichkeit zurückkehren ... Von der Poesie zur ... Hypokrisie ... Von den anmutigen zu den belastenden Dingen des Lebens. Es ist ein Elend, Prokonsul zu sein ... ! Salve, meine Freunde. Habt Mitleid mit mir.«

Pilatus ist allein geblieben und nähert sich nun ganz langsam den Hebräern. Er setzt sich, betrachtet seine wohlgepflegten Hände und entdeckt etwas, was nicht in Ordnung ist unter einem Fingernagel. Er ist ganz damit beschäftigt, kümmert sich sofort darum und zieht ein dünnes goldenes Stäbchen aus dem Gewand, mit dem er das große Unglück eines unvollkommenen Fingernagels beseitigt ...

Dann wendet er in seiner Güte langsam das Haupt. Er grinst, als er die Hebräer noch immer in ihrer gebeugten servilen Haltung sieht, und sagt: »Ihr da! Kommt her! Faßt euch kurz! Ich kann meine Zeit nicht mit unnützen Dingen vergeuden.«

Die Hebräer nähern sich, noch immer in serviler Haltung, bis ein: »Halt, kommt mir nicht zu nahe!« sie am Boden festnagelt. »Sprecht! Und steht gerade, denn nur Tiere stehen auf allen Vieren«, und er lacht.

Die Hebräer richten sich bei diesem Spott auf und stehen kerzengerade.

»Nun? Sprecht! Ihr wolltet unbedingt kommen. Jetzt, da ihr hier seid, redet.«

»Wir wollten dir sagen ... Wir haben erfahren ... Wir sind treue Diener Roms ... «

»Ha, ha, ha! Treue Diener Roms! Ich werde es den göttlichen Cäsar wissen lassen, und er wird glücklich darüber sein! Wie glücklich er sein wird! Redet, ihr Narren. Aber rasch!«

Die Synedristen zittern vor Zorn, erwidern aber nichts. Hilkija ergreift nun im Namen aller das Wort: »Du mußt wissen, o Pontius, daß heute in Betanien ein Mensch vom Tod erweckt worden ist . . . «

»Ich weiß es! Seid ihr gekommen, um mir dies zu sagen? Ich weiß es schon seit vielen Stunden. Glückliche jener, der schon weiß, was der Tod ist und wie die andere Welt aussieht! Und was kann ich daran ändern, daß Lazarus des Theophilus vom Tod auferstanden ist? Hat er mir vielleicht eine Botschaft aus dem Hades mitgebracht?« spottet Pilatus.

»Nein. Aber seine Auferstehung ist eine Gefahr . . . «

»Für ihn? Gewiß! Er befindet sich nun in der Gefahr, noch einmal sterben zu müssen. Eine nicht gerade angenehme Beschäftigung. Nun, was kann ich da machen? Bin ich denn Jupiter?«

»Keine Gefahr für Lazarus . . . sondern für den Cäsar.«

»Für? . . . Domine! Vielleicht habe ich getrunken! Habt ihr gesagt: für den Cäsar? Wie könnte Lazarus dem Cäsar schaden? Vielleicht fürchtet ihr, daß der Gestank des Grabes die Luft verpesten könnte, die der Kaiser atmet? Beruhigt euch. Er ist zu weit weg!«

»Das nicht. Aber durch seine Auferstehung kann Lazarus den Kaiser entthronen.«

»Entthronen? Ha, ha, ha! Das ist das Tollste, was ich je gehört habe! Dann bin also nicht ich betrunken, sondern ihr seid es. Vielleicht hat der Schrecken euch um den Verstand gebracht. Jemanden auferstehen zu sehen . . . Ich glaube schon, daß so etwas verwirren kann. Geht, geht zu Bett. Angenehme Ruhe. Nehmt ein heißes Bad. Sehr heiß! Das ist gut gegen Fieberwahn.«

»Wir sprechen nicht im Wahn, Pontius. Wir möchten dir nur sagen, daß du schlimmen Zeiten entgegengestehst, wenn du nicht vorsorgst. Ganz gewiß wirst du bestraft, wenn dich der Usurpator nicht gar noch tötet. In Kürze wird der Nazarener zum König ausgerufen werden, zum König der Welt! Verstehst du? Deine eigenen Legionäre werden es tun. Sie sind vom Nazarener verführt, und das heutige Ereignis hat sie begeistert. Was bist du für ein Diener Roms, wenn du

dich nicht um den Frieden Roms kümmerst? Willst du erleben, wie das Imperium durch deine Untätigkeit erschüttert und geteilt wird? Willst du erleben, wie Rom besiegt, seine Insignien in den Schmutz getreten, der Kaiser getötet und alles zerstört wird?»

»Schluß! Jetzt rede ich. Und ich sage euch, ihr seid Idioten! Noch schlimmer, ihr seid Lügner. Bösewichter seid ihr! Ihr würdet den Tod verdienen. Hinaus mit euch, ihr infamen Diener eurer eigenen Interessen, eures Hasses, eurer Niederträchtigkeit! Knechte seid ihr. Ich nicht. Ich bin römischer Bürger, und römische Bürger sind niemandes Knechte. Ich bin kaiserlicher Beamter und ich arbeite für das Wohl des Vaterlandes. Ihr ... ihr seid die Untertanen. Ihr ... ihr seid die Unterworfenen. Ihr seid Galeerensträflinge, die an ihre Bänke gekettet sind, und euer Ärger ist nutzlos ... Die Peitsche des Aufsehers droht euch. Der Nazarener! ... Ihr hättet gerne, daß ich den Nazarener töte? Ihr möchtet, daß ich ihn ins Gefängnis werfe? Beim Jupiter! Wenn ich zum Wohl Roms und des göttlichen Kaisers alle gefährlichen Subjekte einsperren oder töten müßte, hier, wo ich Statthalter bin, dann dürfte ich nur den Nazarener und seine Gefährten, und nur diese, frei und am Leben lassen. Geht. Verschwindet und kommt mir nicht mehr unter die Augen. Ihr Aufrührer! Ihr Aufwiegler! Ihr Diebe und Hehler! Keine einzige eurer Machenschaften ist mir verborgen. Das sollt ihr wissen. Und ihr sollt auch wissen, daß frische Waffen und neue Legionäre schon hinter eure Schliche gekommen sind und eure Werkzeuge kennen. Ihr schreit wegen der römischen Steuer? Aber wie teuer sind euch Malkija von Gilead, Jona von Scythopolis, Philippus von Socho, Johannes von Bet-Awen, Josef von Ramot und all die anderen, die wir bald erwischen werden, zu stehen gekommen? Geht nur nicht zu den Höhlen im Tal, denn dort sind mehr Soldaten als Steine, und das Gesetz und die Galeeren sind für alle gleich. Für alle! Versteht ihr? Für alle. Ich hoffe, den Tag zu erleben, da ihr alle in Ketten liegen werdet, Sklaven unter Sklaven, unter dem Stiefel Roms. Hinaus! Geht und berichtet euren Gesinnungsgenossen. Auch du, Eleasar des Hannas, den ich

nicht mehr in meinem Haus zu sehen wünsche. Berichtet, daß die Zeit der Nachsicht zu Ende ist und daß ich der Prokonsul bin und ihr die Untertanen seid. Die Untertanen! Und ich befehle im Namen Roms. Hinaus! Ihr nächtlichen Schlangen! Vampire! Und der Nazarener will euch erlösen? Wenn er Gott wäre, müßte er euch mit einem Blitz erschlagen! Dann wäre die Welt vom größten Schandfleck befreit. Hinaus! Und wagt es nicht, Verschwörungen anzuzetteln, sonst lernt ihr Schwert und Geißel kennen.«

Pilatus steht auf, geht weg und schlägt die Tür vor den erschrockenen Synedristen zu. Sie haben nicht einmal die Zeit, zu sich zu kommen, denn ein bewaffneter Trupp kommt herein und jagt sie wie Hunde aus dem Saal und aus dem Palast.

Sie kehren in den Saal des Synedriums zurück und berichten. Die Erregung ist auf dem Höhepunkt. Die Nachricht von der Gefangennahme vieler Räuber und dem Gefecht in den Höhlen beunruhigt die Zurückgebliebenen aufs äußerste. Denn viele sind, des Wartens müde, schon nach Hause gegangen.

»Und doch können wir ihn nicht am Leben lassen!« schreien einige Priester.

»Wir können ihn nicht weitermachen lassen. Er handelt, und wir tun nichts und verlieren täglich mehr an Einfluß. Wenn wir ihn weiter in Freiheit lassen, wird er fortfahren, Wunder zu wirken, und alle werden an ihn glauben. Die Römer werden am Ende noch gegen uns einschreiten und uns ganz vernichten. Pontius sagt es ... Aber wenn die Volksmassen ihn zum König ausrufen würden, oh, dann hätte Pontius die Pflicht, uns alle zu bestrafen. Wir dürfen das nicht zulassen«, schreit Zadok.

»Nun gut, aber wie? Der römische Rechtsweg hat nicht zum Ziel geführt. Pontius ist des Nazareners sicher. Unser Rechtsweg ... ist unmöglich gemacht. Jesus sündigt nicht ... « bemerkt einer.

»Man erfindet eine Schuld, wenn keine Schuld vorliegt«, rät Kaja-phas.

»Aber das wäre Sünde! Meineid! Einen Unschuldigen verurteilen

lassen! Das geht zu weit!« sagen die meisten mit Abscheu. »Es ist ein Verbrechen, denn es wäre sein Tod!«

»Nun und? Erschreckt euch dies? Ihr seid töricht und versteht nichts. Nach dem, was vorgefallen ist, muß Jesus sterben. Begreift ihr denn nicht, daß es besser für uns ist, wenn ein Mensch stirbt, bevor viele Menschen sterben. Daher muß er sterben, damit sein Volk gerettet wird und nicht unsere ganze Nation zugrundegeht. Übrigens ... sagt er ja selbst, daß er der Erlöser ist. Also soll er sich opfern, um alle anderen zu retten«, sagt Kajaphas, abstoßend in seinem kalten, verschlagenen Haß.

»Aber Kajaphas! Überlege! Er ... «

»Ich habe gesprochen. Der Geist des Herrn ruht auf mir, dem Hohenpriester! Wehe denen, die den Hohenpriester Israels nicht achten! Die Blitze Gottes sollen sie treffen! Genug des Wartens! Genug der Ängste! Ich befehle und ordne an, daß jeder, der erfährt, wo sich der Nazarener aufhält, es uns sofort mitteilt. Verflucht sei, wer meinem Wort nicht gehorcht.«

»Aber Hannas ... « entgegen einige.

»Hannas hat zu mir gesagt: „Alles, was du tust, wird heilig sein.“ Wir wollen die Sitzung aufheben. Am Freitag zwischen der dritten und der sechsten Stunde treffen wir uns alle hier zur Beratung. Alle, habe ich gesagt! Laßt es die Abwesenden wissen. Ruft auch alle Oberhäupter der Familien und der Stände, alle Vornehmen Israels. Das Synedrium hat gesprochen. Geht.«

Und er zieht sich als erster dorthin zurück, von wo er gekommen ist, während die anderen nach allen Seiten auseinandergehen. Leise redend verlassen sie den Tempel und gehen nach Hause.

605 Jesus in Betanien

Schön ist es, sich auszuruhen, umgeben von der Liebe der Freunde und in der Nähe des Meisters, an diesen sonnigen Tagen, die schon das erste Lächeln des Vorfrühlings ankündigen. Schön ist es, die Fel-

der zu betrachten, aus deren Schollen das erste unschuldige Grün des Getreides sprießt; nach den Wiesen zu sehen, die das eintönige Grün des Winters mit den ersten vielfarbigen Blümchen besticken; die Hecken zu bewundern, die an sonnigen Stellen schon mit den ersten aufgebrochenen Knospen lächeln, und Mandelbäume zu entdecken, die am Gipfel eine Schaumkrone zarter Blüten tragen.

Jesus freut sich darüber, die Apostel genießen es, und ebenso die drei Freunde von Betanien. Das Leid, der Schmerz, die Traurigkeit, die Krankheit, der Tod, der Haß, der Neid, kurz alles, was schmerzt, quält und auf der Welt Sorge bereitet, scheint so fern zu sein.

Die Apostel sind ohne Ausnahme überglücklich und sagen es auch. Oh, mit welcher großer Gewißheit und Siegessicherheit bringen sie ihre Überzeugung zum Ausdruck, daß Jesus nun über alle Feinde triumphiert hat, daß er seine Aufgabe ungehindert erfüllen wird, und daß auch die hartnäckigsten Leugner ihn jetzt als Messias anerkennen werden. Sie reden, sind begeistert und wie verjüngt vor Glück, und sie machen Pläne für die Zukunft und träumen . . . träumen so viel . . . und allzu menschlich.

Der Übermütigste aufgrund seiner Veranlagung, die ihn immer zum Extremen treibt, ist Judas von Kerijot. Er beglückwünscht sich selbst, weil er es verstanden hat, abzuwarten und das Richtige zu tun, er beglückwünscht sich zu seinem standhaften Glauben an den Triumph des Meisters und weil er den Drohungen des Synedriums widerstanden hat . . . Er ist so begeistert, daß er am Ende sogar noch das sagt, was er bisher immer verborgen hat, sehr zur Verwunderung der Gefährten: »Ja, sie wollten mich bestechen. Sie wollten mich verführen mit Schmeicheleien, und als sie sahen, daß das nicht half, auch mit Drohungen. Wenn ihr wüßtet! Aber ich . . . ! Ich habe es ihnen mit gleicher Münze heimgezahlt. Ich habe ihnen Freundschaft vorgeschwindelt, so wie sie mir. Ich habe sie betrogen, wie sie mich betrogen haben, und ich habe sie verraten, wie sie mich verraten wollten . . . Denn das wollten sie. Sie wollten mich glauben machen, daß sie den Meister in guter Absicht auf die Probe stellen, um ihn

dann feierlich als den Heiligen Gottes auszurufen. Aber ich kenne sie! Ich kenne sie. Und alles, was sie vorhatten, habe ich so gelenkt, daß die Heiligkeit Jesu strahlender als die Mittagssonne am wolkenlosen Himmel leuchtete ... Es war ein gefährliches Spiel! Wenn sie es erkannt hätten! Doch ich war zu allem bereit, sogar zu sterben, um Gott in meinem Meister zu dienen. Und so habe ich alles erfahren ... Nun, manchmal muß ich euch verrückt, böse und widerspenstig vorgekommen sein. Wenn ihr gewußt hättet! Ich allein weiß, wie viele Nächte, wieviel Mühe es mich gekostet hat, Gutes zu tun, ohne dabei aufzufallen! Alle habt ihr mir ein wenig mißtraut. Ich weiß es. Aber ich bin euch deswegen nicht böse. Meine Art, mich zu benehmen ... ja ... sie konnte Mißtrauen erwecken. Doch der Zweck war gut, und ich dachte nur an diesen. Jesus weiß nichts davon. Das heißt, ich glaube, daß auch er mir mißtraut. Aber ich kann schweigen und erwarte kein Lob von ihm. Schweigt auch ihr. Einmal, in der ersten Zeit bei ihm – du, Simon Zelot, und du, Johannes des Zebedäus, ihr wart dabei – tadelte er mich, weil ich mich gerühmt hatte, einen praktischen Sinn zu besitzen. Seitdem ... habe ich diese Eigenschaft nie mehr herausgekehrt, sondern sie nur zu seinem Besten eingesetzt. Ich habe es gemacht wie eine Mutter mit ihrem unerfahrenen Kind. Sie räumt ihm alle Hindernisse aus dem Weg, biegt ihm den Zweig ohne Dornen zur Seite und nimmt den weg, der es verletzen könnte. Mit Umsicht veranlaßt sie es zu tun, was es tun muß, und das Schädliche zu meiden, ohne daß sich das Kind dessen bewußt wird. Und das Kind glaubt, alles allein erreicht zu haben, allein gehen zu können ohne zu stolpern, um die schöne Blume für die Mutter zu pflücken und spontan dies und das zu tun. Ich habe es beim Meister genauso gemacht. Denn die Heiligkeit genügt nicht in einer Welt der Menschen und des Satans. Wir müssen mit gleichen Waffen kämpfen, wenigstens als Menschen ... und manchmal ... ist es auch nicht schlecht, eine Prise höllischer Schlaueheit neben den anderen Waffen einzusetzen. Das ist meine Meinung. Aber Jesus will davon nichts hören ... Er ist zu gut ... Nun, ich

verstehe alles und alle und entschuldige alle, die eine schlechte Meinung von mir gehabt haben könnten. Nun wißt ihr es. Und nun wollen wir uns als gute Kameraden lieben, alles für seine Liebe und zu seiner Ehre!« Und Judas deutet auf Jesus, der weit weg auf einem sonnenbeschienenen Weg spazierengeht und mit Lazarus redet, der ihm mit einem verklärten Lächeln auf dem Gesicht zuhört.

Die Apostel entfernen sich in Richtung des Hauses des Simon. Jesus hingegen nähert sich mit dem Freund. Ich höre ihnen zu. Lazarus sagt: »Ja, ich hatte verstanden, daß es einem wichtigen Zweck diene, und gewiß einem guten, mich sterben zu lassen. Ich dachte, es sollte mir erspart bleiben mitanzusehen, wie man dich verfolgt. Und – du weißt, daß ich die Wahrheit sage – ich war glücklich, zu sterben, um dies nicht erleben zu müssen. Es verbittert und beunruhigt mich. Siehst du, Meister, ich habe denen, die die Führer unseres Volkes sind, so vieles verziehen ... Bis zum letzten Tag mußte ich verziehen ... Hilkiya ... Aber der Tod und die Auferweckung haben ausgelöscht, was vorher war. Wozu mich an ihre letzten Taten erinnern, mit denen sie mir Leid antun wollten? Ich habe Maria alles verziehen. Sie scheint daran zu zweifeln. Ich weiß nicht warum, aber seit ich auferstanden bin, zeigt sie mir gegenüber ein Verhalten ... ich weiß nicht, wie ich es nennen soll. Sie ist von einer Sanftmut und Unterwürfigkeit ... die so fremd bei meiner Maria sind. Nicht einmal in der ersten Zeit, als sie, durch dich erlöst, hierher zurückkehrte, war sie so ... Vielleicht weißt du etwas und kannst es mir erklären, denn Maria erzählt dir alles ... Vielleicht haben jene, die hier gewesen sind, sie zu sehr beleidigt. Ich habe immer die Erinnerung an ihre Vergangenheit zu mildern versucht, wenn ich sah, wie sie darüber nachdachte und darunter litt. Sie kann keine Ruhe finden. Sie scheint so ... über dem, was Demütigung ist, zu stehen. Und einige könnten sogar glauben, daß sie wenig bereut ... Doch ich verstehe ... Ich weiß. Alles tut sie, um zu sühnen ... Sie tut große Buße aller Art. Es würde mich nicht wundern, wenn sie unter dem Gewand einen Bußgürtel tragen und ihr Fleisch geißeln wür-

de ... Aber meine Bruderliebe, mit der ich ihr zu helfen versuche und den Schleier des Vergessens über die Vergangenheit breite, haben die anderen nicht ... Weißt du, ob sie vielleicht von jemandem gekränkt worden ist, der nicht verzeihen kann ... wo sie doch so sehr der Vergebung bedarf?«

»Ich weiß es nicht. Lazarus. Maria hat nicht davon gesprochen. Sie hat nur gesagt, daß sie sehr gelitten hat wegen der Behauptung der Pharisäer, ich sei nicht der Messias, weil ich dich nicht geheilt und nicht auferweckt habe.«

»Und hat sie dir nichts über mich gesagt? Weißt du ... ich habe so gelitten ... Ich erinnere mich, daß meine Mutter in ihren letzten Stunden Dinge geoffenbart hat, die weder ich noch Marta ahnten. Und bei den letzten Regungen ihres Herzens vor dem Tod war es, als ob der Grund ihrer Seele und ihrer Vergangenheit wieder an die Oberfläche käme. Ich möchte nicht ... Mein Herz hat so viel um Maria gelitten ... Und ich habe mich so bemüht, sie nie merken zu lassen, was ich für sie gelitten habe ... Ich möchte nicht, daß ich sie jetzt verletzt habe, wo sie gut ist, während ich sie früher, erst aus Bruderliebe und dann aus Liebe zu dir, nie gekränkt habe in der schlimmen Zeit, da sie unsere Schande war. Was hat sie dir von mir gesagt, Meister?«

»Sie sprach von ihrem Schmerz, zu wenig Zeit gehabt zu haben, um dir ihre heilige Liebe als Schwester und Jüngerin zu schenken. Als sie dich verlor, erkannte sie in ihrem ganzen Ausmaß die Schätze der Liebe, die sie einst mit Füßen getreten hatte ... Und nun ist sie glücklich, dir alle Liebe schenken zu können, die sie dir geben will, um dir zu zeigen, daß du für sie der heilige, geliebte Bruder bist.«

»So ist es also! Ich habe es geahnt! Und ich freue mich darüber. Ich fürchtete, sie beleidigt zu haben ... Seit gestern denke ich nach, immer wieder ... und bemühe mich, mich zu erinnern ... Doch es will mir nicht gelingen ... «

»Aber warum willst du dich erinnern? Du hast die Zukunft vor dir. Die Vergangenheit ist im Grab zurückgeblieben. Nein, nicht ein-

mal dort ist sie geblieben. Sie ist verbrannt worden mit den Leichenbinden. Aber wenn es dich beruhigt, wiederhole ich dir die letzten Worte, die du zu deinen Schwestern gesagt hast. Zu Maria insbesondere. Du hast gesagt, ich sei wegen Maria hierhergekommen und käme wieder, weil Maria mehr als alle anderen zu lieben versteht. Das ist wahr. Du hast gesagt, daß sie dich mehr als alle anderen geliebt hat. Auch das ist wahr, denn sie hat dich geliebt und sich aus Liebe zu Gott und zu dir geändert. Du hast richtig zu ihr gesagt, daß ein Leben voller Glück und Wonne dir nicht die Freude geschenkt hätte, die sie dir geschenkt hat. Und du hast sie gesegnet, wie ein Patriarch seine geliebten Kinder segnet. Du hast Marta ebenso gesegnet, die du deinen Frieden nanntest, wie Maria, die du deine Freude nanntest. Bist du nun beruhigt?«

»Jetzt schon, Meister. Jetzt bin ich beruhigt.«

»Und da der Friede barmherzig macht, verzeihe auch den Führern des Volkes, die mich verfolgen. Denn dies wolltest du sagen: daß du alles verzeihen kannst, nur nicht das Böse, das mir zugefügt wird.«

»So ist es, Meister.«

»Nein, Lazarus. Ich verzeihe ihnen. Und auch du *mußt* ihnen verzeihen, wenn du mir ähnlich sein willst.«

»Oh! Dir ähnlich sein! Das kann ich nicht. Ich bin ein einfacher Mensch.«

»Der Mensch ist dort unten geblieben. Der Mensch! Dein Geist . . . Du weißt, was beim Tod eines Menschen geschieht . . . «

»Nein, Herr. Ich kann mich an gar nichts erinnern, was mir geschehen ist«, unterbricht ihn Lazarus entschieden.

Jesus lächelt und fährt fort: »Ich meine nicht dein persönliches Wissen, deine persönliche Erfahrung. Ich spreche von dem, was jeder Gläubige weiß . . . von dem, was geschieht, wenn man stirbt.«

»Ach so, das besondere Gericht. Ich weiß und ich glaube es. Die Seele erscheint vor Gott, und Gott richtet sie.«

»So ist es. Und das Urteil Gottes ist gerecht und unumstößlich. Und hat einen unendlichen Wert. Wenn auf der gerichteten Seele

eine Todsünde lastet, wird sie verdammt. Wenn sie nur eine leichte Schuld befleckt, kommt sie ins Fegefeuer. Und wenn sie gerecht ist, kommt sie in den Frieden des Limbus und wartet darauf, daß ich die Pforten des Himmels öffne. Ich habe also deinen Geist zurückgerufen, nachdem er schon von Gott gerichtet war. Wärest du verdammt gewesen, hätte ich dich nicht ins Leben zurückrufen können, denn ich hätte dadurch das Urteil meines Vaters aufgehoben. Für die Verdammten gibt es keine Veränderung mehr. Sie sind auf ewig verurteilt. Also warst du bei denen, die nicht verdammt sind. Somit entweder bei der Gruppe der Seligen oder bei der Gruppe derer, die nach der Reinigung selig werden. Nun denke nach, mein Freund. Wenn der aufrichtige Wille zu bereuen, den der Mensch haben kann, solange er noch Mensch ist, also Leib und Seele, Reinigungswert hat; wenn der symbolische Ritus der Taufe im Wasser, vom Geist der Buße gewollt wegen der Verunreinigungen durch die Welt und das Fleisch, für uns Hebräer den Wert einer Reinigung hat; welchen Wert wird dann erst die Reue, die wahre und vollkommene, viel vollkommener Reue einer vom Leib getrennten Seele haben, die sich dessen bewußt ist, was Gott ist, die erleuchtet ist über die Schwere ihrer Fehler und die die Größe der Freude erkennt, derer sie sich für Stunden, Jahre oder Jahrhunderte beraubt hat: der Freude im Frieden des Limbus, die bald die Freude des Besitzes Gottes sein wird. Sie wird die doppelte und dreifache Reinigung der vollkommenen Reue sein, der vollkommenen Liebe, des Bades in der Glut der von der Liebe Gottes und der Liebe der Seele entzündeten Flamme, in der und durch die die Seelen von jeder Unreinheit befreit werden und aus der sie schön wie Serafim hervorgehen, gekrönt mit dem, was nicht einmal die Serafim krönt: ihr diesseitiges und jenseitiges Martyrium gegen die Leidenschaften und aus Liebe. Was wird also diese Reue sein? Sag es, mein Freund!«

»Ich ... ich weiß nicht ... Eine Vervollkommnung. Besser ... eine Wiedergeburt.«

»Das ist es. Du hast das richtige Wort gesagt. Die Seele ist wie neu-

geboren. Die Seele wird der eines kleinen Kindes ähnlich. Sie ist neu. Die ganze Vergangenheit existiert nicht mehr. Die Vergangenheit als Mensch. Und wenn die Schuld der Erbsünde getilgt ist, wird die von jedem Makel, jedem Schatten eines Makels befreite Seele erneuert und des Paradieses würdig. Ich habe deine Seele zurückgerufen, die sich schon erneuert hatte durch den Willen zum Guten, durch die Sühne der Leiden und des Todes, durch die vollkommene Reue und vollkommene Liebe, die du jenseits des Todes erlangt hast. Du hast somit die ganz unschuldige Seele eines neugeborenen, wenige Stunden alten Kindes. Und wenn du ein neugeborenes Kind bist, warum willst du dann diese geistige Kindheit mit den rauhen, schweren Gewändern des erwachsenen Menschen bekleiden? Die Kinder haben Flügel und keine Ketten an ihrer heiteren Seele. Sie ahmen mich mit Leichtigkeit nach, denn sie haben noch keinerlei Persönlichkeit entwickelt. Sie sind so, wie ich bin, denn in ihre noch nicht geprägten Seelen können sich meine Gestalt und meine Lehre klar und deutlich einprägen. Ihre Seelen sind unberührt von menschlichen Erinnerungen, Enttäuschungen und Vorurteilen. Nichts ist in ihnen. Und so kann ich dort sein, vollkommen und unbeschränkt, wie im Himmel. Du bist wie wiedergeboren, ein neu Geborener, denn in deinem alten Fleisch ist eine neue Antriebskraft ohne Vergangenheit, rein und ohne Spuren dessen, was war. Du bist zurückgekehrt, um mir zu dienen. Nur dazu. Daher mußt du sein, wie ich bin, mehr als alle anderen. Sieh mich an. Sieh mich gut an. Spiegle dich in mir und widerspiegle mich in dir. Zwei Spiegel, die einander betrachten und einer im anderen die Gestalt dessen widerspiegeln, den sie lieben. Du bist Mann und bist Kind. Du bist Mann durch das Alter und Kind durch die Reinheit des Herzens. Du hast vor den Kindern den Vorteil, das Gute und das Böse schon zu kennen. Ja, du wußtest schon vor der Taufe in den Flammen der Liebe das Gute zu wählen. Nun, ich sage dir, dir, dem Menschen mit der reinen Seele, dessen Reinigung schon vollzogen ist: „Sei vollkommen wie unser Vater im Himmel, und wie ich es bin. Sei vollkommen, also mir ähnlich, der

ich dich so sehr geliebt habe, daß ich entgegen allen Gesetzen des Lebens und des Todes, des Himmels und der Erde gehandelt habe, um auf Erden wieder einen Diener Gottes und wahren Freund und im Himmel einen Seligen, einen großen Seligen zu haben.“ Ich sage allen: „Seid vollkommen.“ Und sie, die meisten, haben nicht ein Herz wie deines, das eines Wunders würdig ist; und würdig auch, als Werkzeug zur Verherrlichung Gottes in seinem Sohn gebraucht zu werden. Und sie schulden Gott nicht so viel Liebe wie du . . . Ich kann es sagen. Ich kann es von dir fordern. Und als erstes verlange ich, daß du keine Rachegefühle hegst gegen die, die dich beleidigt haben und mich beleidigen. Verzeihe, verzeihe, Lazarus. Du warst eingetaucht in die von der Liebe entfachten Flammen. Du mußt „Liebe“ sein und darfst nichts anderes mehr kennen als die Umarmung Gottes.«

»Wenn ich das tue, werde ich dann die Mission erfüllen, für die du mich auferweckt hast?«

»Ja, dann wirst du sie erfüllen.«

»Das genügt mir, Herr. Mehr brauche ich nicht zu fragen und zu wissen. Dir dienen zu dürfen, danach habe ich mich immer gesehnt. Wenn ich dir auch mit dem Nichts gedient habe, das ein Kranker und ein Toter geben kann, und wenn ich dir werde dienen können mit dem vielen, das ein Geheilte tun kann, so ist mein Wunsch erfüllt und ich verlange nichts mehr. Sei gepriesen, Jesus, mein Herr und Meister! Und mit dir der, der dich gesandt hat.«

»Gepriesen sei in alle Ewigkeit der Herr, der allmächtige Gott.«

Sie gehen nun auf das Haus zu, bleiben dabei ab und zu stehen und betrachten das Wiedererwachen der Bäume, und Jesus, der groß ist, streckt einen Arm aus und pflückt einen blühenden Mandelzweig, der sich an der Südseite des Hauses in der Sonne wärmt.

Maria kommt aus dem Haus, sieht die beiden und nähert sich ihnen, um zu hören, was Jesus sagt: »Siehst du, Lazarus? Auch zu ihnen hat der Herr gesagt: „Kommt heraus.“ Und sie haben gehorcht, um dem Herrn zu dienen.«

»Welch ein Geheimnis ist doch das Keimen! Es scheint unmöglich, daß aus dem harten Stamm oder aus harten Samen so zarte Blüten und zerbrechliche Stengel hervorkommen und zu Früchten oder Bäumen werden. Ist es falsch zu sagen, Meister, daß der Saft oder der Keim die Seele der Pflanze oder des Samens ist?«

»Es ist nicht falsch, denn es ist der lebendige Teil. Bei ihnen zwar nicht ewig, doch geschaffen für jede Art am ersten Tag, da Bäume und Pflanzen waren. Beim Menschen ewig, seinem Schöpfer ähnlich, geschaffen von Mal zu Mal für jeden neuen Menschen, der empfangen wird. Erst durch die Seele lebt die Materie. Und daher sage ich, daß der Mensch nur für die Seele lebt. Nicht nur hier lebt er, auch im Jenseits. Um seiner Seele willen lebt er. Wir Hebräer schmücken unsere Gräber nicht mit Bildern, wie es die Heiden tun. Aber wenn wir etwas abbilden wollten, dann dürfte es keine erloschene Fackel, keine leere Sanduhr oder sonst ein Symbol für das Ende sein, sondern ein in die Furche gestreuter Same, der sich zur Ähre entwickelt hat. Denn der Tod des Fleisches ist es, der die Seele von der Schale befreit und sie Frucht tragen läßt in den Gärten Gottes. Der Same, der lebendige Funke, den Gott in unseren Staub gelegt hat und der zur Ähre wird, wenn wir es verstehen, durch den Willen und auch den Schmerz die Scholle fruchtbar zu machen, die ihn umgibt. Der Same, das Symbol des Lebens, das sich fortpflanzt . . . Aber Maximinus ruft dich . . . «

»Ich gehe, Meister. Es werden Verwalter gekommen sein. In den letzten Monaten ist vieles unerledigt geblieben, und nun beeilen sie sich, mir Rechenschaft abzulegen.«

»Und du heißt ihr Tun schon im voraus gut, weil du ein guter Herr bist.«

»Und weil sie gute Diener sind.«

»Ein guter Herr macht auch die Diener gut.«

»Dann werde ich gewiß ein guter Diener, denn ich habe in dir einen vollkommenen Herrn.« Und Lazarus entfernt sich lächelnd und leichtfüßig, ganz anders als der arme Lazarus, der er viele Jahre lang gewesen ist.

Maria bleibt bei Jesus.

»Und du, Maria, wirst du eine gute Dienerin deines Herrn werden?«

»Das kannst nur du wissen, Rabbuni. Ich . . . ich weiß nur, daß ich eine große Sünderin gewesen bin.«

Jesus lächelt: »Hast du Lazarus gesehen? Auch er war schwer krank, und meinst du nicht, daß er nun ganz gesund ist?«

»So ist es, Rabbuni. Du hast ihn geheilt. Und was du tust, tust du immer ganz. Lazarus ist nie zuvor so kräftig und so heiter gewesen wie jetzt, da er aus dem Grab gestiegen ist.«

»Du hast recht, Maria. Was ich tue, tue ich immer ganz. Daher bist auch du gänzlich vom Bösen befreit, denn ich habe diese Befreiung bewirkt.«

»Das ist wahr, mein geliebter Erretter, Erlöser, König und Gott. Das ist wahr. Und wenn du es willst, werde auch ich eine gute Dienerin meines Herrn sein. Ich meinerseits will es, Herr. Ich weiß jedoch nicht, ob auch du es willst.«

»Ich will es, Maria. Sei meine gute Dienerin. Heute mehr als gestern. Morgen mehr als heute. Bis ich zu dir sagen werde: „Genug, Maria. Nun ist die Stunde deiner Ruhe gekommen.“«

»So sei es, Herr. Und ich möchte, daß du mich dann rufst. So wie du meinen Bruder aus dem Grab gerufen hast. Oh, rufe mich dann aus dem Leben!«

»Nein, nicht aus dem Leben. Ich werde dich zum Leben, zum wahren Leben rufen. Ich werde dich aus dem Grab des Fleisches und der Erde rufen. Ich werde dich zur Hochzeit deiner Seele mit deinem Herrn rufen.«

»Meine Hochzeit! Du liebst die Jungfrauen, Herr . . . «

»Ich liebe jene, die mich lieben, Maria.«

»Du bist göttlich gut, Rabbuni! Deshalb konnte ich keinen Frieden finden, als ich hören mußte, wie man dich böse nannte, weil du nicht gekommen warst. Es war, als ob alles zusammenbrechen würde. Welche Mühe, mir selbst zu sagen: „Nein, nein, du darfst dieses

Offensichtliche nicht akzeptieren. Was dir offensichtlich erscheint, ist ein Traum. Die Wirklichkeit ist die Macht, die Güte, die Gottheit deines Herrn.“ Ach, was habe ich gelitten! Welcher Schmerz über den Tod des Lazarus und über seine Worte . . . Hat er dir nichts gesagt? Erinnert er sich nicht mehr? Sage mir die Wahrheit . . . «

»Ich lüge nie, Maria. Er fürchtete, gesprochen und gesagt zu haben, was der Schmerz seines Lebens gewesen ist. Aber ich habe ihn beruhigt, ohne zu lügen, und er ist nun ruhig.«

»Danke, Herr. Jene Worte . . . haben mir gut getan. Ja, so wie die Behandlung eines Arztes guttut, bei der die Wurzel des Übels freigelegt und ausgebrannt wird. Sie haben die alte Maria vollends vernichtet. Ich hatte immer noch eine zu gute Meinung von mir. Nun . . . ermesse ich den Abgrund meiner Verworfenheit und weiß, daß ich noch einen weiten Weg zurückzulegen habe, um wieder herauszukommen. Aber ich werde es schaffen, wenn du mir hilfst.«

»Ich werde dir helfen, Maria. Auch wenn ich nicht mehr unter den Menschen weile, werde ich dir helfen.«

»Wie, mein Herr?«

»Indem ich deine Liebe ins Unendliche vermehre. Für dich gibt es keinen anderen Weg als diesen.«

»Das wäre zu schön für mich, die noch so viel zu sühnen hat! Alle retten sich durch die Liebe. Alle erlangen damit den Himmel. Aber was für die Reinen, die Gerechten genügt, genügt nicht für die große Sünderin.«

»Es gibt keinen anderen Weg für dich, Maria. Welchen Weg du auch nehmen wirst, er wird immer Liebe sein. Liebe, wenn du in meinem Namen Gutes tust. Liebe, wenn du die Frohe Botschaft verkündest. Liebe, wenn du dich absonderst. Liebe, wenn du dich kasteiest. Liebe, wenn du dich martern läßt. Du kannst nichts als lieben, Maria. Das ist deine Natur. Flammen können nur brennen. Sei es, daß sie am Boden kriechen und die Streu verbrennen, sei es, daß sie in leuchtender Umarmung emporstreben an einem Baum, einem Haus oder von einem Altar, um den Himmel zu erstürmen. Jeder

entsprechend seiner Natur. Die Weisheit der Geisteslehrer besteht darin, auf den Neigungen des Menschen aufzubauen und ihn auf den Weg zu führen, auf dem er sich zum Guten entwickeln kann. Auch bei den Pflanzen und den Tieren gilt dieses Gesetz, und es wäre töricht zu verlangen, daß ein Obstbaum nur blüht oder Früchte trägt, die nicht seiner Art entsprechen; oder daß ein Tier eine Aufgabe erfüllt, für die ein anderes bestimmt ist. Könntest du von der Biene dort, deren Bestimmung es ist, Honig zu sammeln, verlangen, daß sie wie ein Vogel im Dickicht der Hecke singt? Oder könntest du verlangen, daß dieser blühende Mandelbaumzweig, den ich in der Hand halte, und der ganze Mandelbaum, von dem ich ihn gepflückt habe, dem Menschen anstelle der Mandeln duftendes Harz spendet? Die Biene arbeitet, der Vogel singt, der Mandelbaum trägt Früchte, ein anderer Baum spendet Wohlgeruch. Und alle erfüllen so ihre Aufgabe. Ebenso ist es bei den Seelen. Und deine Aufgabe ist es, zu lieben.«

»Dann entzünde mich, Herr. Ich bitte dich um diese Gnade.«

»Genügt dir nicht die Kraft der Liebe, die du schon besitzt?«

»Sie ist zu gering, Herr. Sie mag ausreichen, um die Menschen zu lieben, aber nicht für dich, der du der unendliche Herr bist.«

»Gerade weil ich es bin, wäre eine unendliche Liebe nötig . . . «

»Ja, mein Herr, diese will ich. Schenke mir eine unendliche Liebe.«

»Maria, der Allerhöchste, der weiß, was Liebe ist, hat dem Menschen gesagt: „Du sollst mich lieben mit allen deinen Kräften.“ Mehr verlangt er nicht. Denn er weiß, daß es schon ein Martyrium ist, mit allen seinen Kräften zu lieben.«

»Das macht nichts, mein Herr. Gib mir eine unendliche Liebe, damit ich dich lieben kann, wie man dich lieben muß und wie ich noch niemanden geliebt habe.«

»Du bittest mich um ein Leiden, das dem des Scheiterhaufens gleicht, der brennt und verzehrt. Auf dem man verbrennt und langsam von den Flammen verzehrt wird . . . Überlege es dir gut.«

»Schon lange denke ich daran, mein Herr. Aber ich habe nie ge-

wagt, dich darum zu bitten. Nun weiß ich, wie sehr du mich liebst. Erst jetzt kenne ich das ganze Ausmaß deiner Liebe und wage es, dich zu bitten. Gib mir diese unendliche Liebe, Herr!«

Jesus sieht sie an. Sie steht vor ihm, noch mager von den Nachtwachen und dem Schmerz, mit ihrem einfachen, bescheidenen Gewand und der schlichten Frisur, wie ein braves Mädchen. Mit ihrem blassen Antlitz, das sich vor Sehnsucht rötet, und ihren bittenden Augen, die vor Liebe leuchten, ist sie schon mehr ein Seraf als eine Frau. Sie ist wahrlich die Beschauliche, die das Martyrium der absoluten Kontemplation erfleht . . .

Jesus sagt ein einziges Wort, nachdem er sie lange angesehen hat, als wolle er ihren Willen abwägen: »Ja.«

»Ach, mein Herr! Welche Gnade, aus Liebe zu dir zu sterben!« Sie fällt auf die Knie und küßt die Füße Jesu.

»Steh auf, Maria. Nimm diese Blüten. Es sollen die Blumen deiner geistigen Vermählung sein. Sei sanft wie die Frucht des Mandelbaumes, rein wie seine Blüte, leuchtend wie das aus seiner Frucht gepreßte Öl, wenn es entzündet ist, und duftend wie dieses Öl, wenn es mit Essenzen gesättigt bei den Gastmählern versprüht oder auf die Häupter der Könige gegossen wird, duftend nach deinen Tugenden. Dann wirst du wahrlich über deinen Herrn den Balsam ausgießen, den er so unendlich liebt.«

Maria nimmt die Blumen, aber sie erhebt sich nicht, sondern schenkt schon im voraus den Balsam der Liebe mit ihren Küssen und den Tränen, die sie auf die Füße des Herrn vergießt.

Lazarus kommt ihnen entgegen: »Meister, eine Knabe ist da, der dich sprechen will. Er ist in das Haus des Simon gegangen, um dich dort zu suchen, und hat nur Johannes gefunden, der ihn hierher geführt hat. Aber er will nur mit dir reden.«

»Gut, bring ihn her. Ich werde in die Jasminlaube gehen.«

Maria kehrt mit Lazarus ins Haus zurück, und Jesus begibt sich zur Laube. Kurz darauf kommt Lazarus mit einem Knaben an der Hand, den ich im Haus des Josef von Sepphoris gesehen habe. Jesus

erkennt ihn sofort wieder und grüßt ihn: »Du, Martial? Der Friede sei mit dir. Warum bist du hier?«

»Sie haben mich geschickt, damit ich dir etwas sage . . . « Er schaut Lazarus an, der versteht und sich entfernen will.

»Bleibe, Lazarus. Dies ist mein Freund Lazarus. Du kannst vor ihm sprechen, Kind, denn ich habe keinen treueren Freund als ihn.«

Der Junge beruhigt sich und sagt: »Josef der Älteste schickt mich, denn nun bin ich bei ihm. Ich soll dir sagen, daß du gleich nach Betfage zum Haus des Kleon kommen sollst. Er muß sofort mir dir sprechen. Wirklich sofort. Und er hat gesagt, du sollst allein kommen, denn er muß mit dir ganz im geheimen reden.«

»Meister, was geht hier vor?« fragt Lazarus erregt.

»Ich weiß es nicht, Lazarus. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als zu gehen. Komm mit mir.«

»Sofort, Herr. Wir können mit dem Jungen gehen.«

»Nein, Herr. Ich gehe allein fort. Josef hat es mir aufgetragen. Er hat gesagt: „Wenn du es allein und gut machst, werde ich dich wie ein Vater lieben.“ Und ich will von Josef wie ein Sohn geliebt werden. Ich gehe sofort und laufe. Du kommst in einer Weile. Salve, Herr. Salve, Mann.«

»Der Friede sei mit dir, Martial.«

Das Kind schwirrt davon wie eine Schwalbe.

»Gehen wir, Lazarus. Bring mir den Mantel. Ich gehe voraus, denn wie du siehst, gelingt es dem Jungen nicht, das Tor zu öffnen, und er wird niemanden rufen wollen.«

Jesus geht rasch zum Tor, und Lazarus rasch ins Haus. Jesus öffnet die eisernen Schlösser, und der Knabe eilt fort. Lazarus bringt Jesus den Mantel und geht an seiner Seite den Weg nach Betfage.

»Was Josef nur will? Daß er dir so heimlich ein Kind schickt . . . «

»Ein Kind kann den Blicken der Spione entgehen«, antwortet Jesus.

»Du glaubst, daß . . . Du hast einen Verdacht, daß . . . Du fühlst dich in Gefahr, Herr?«

»Ich bin es ganz gewiß, Freund.«

»Wie, auch jetzt? Aber einen stärkeren Beweis hättest du doch nicht erbringen können?«

»Der Haß wächst unter dem Stachel der Wirklichkeit.«

»Oh, meinetwegen also! Ich habe dir geschadet . . . ! Mein Schmerz ist ohnegleichen«, sagt Lazarus zutiefst betrübt.

»Nicht deinetwegen. Quäle dich nicht grundlos. Du warst das Mittel; der Grund aber war die Notwendigkeit, verstehst du, die Notwendigkeit, der Welt den Beweis meiner göttlichen Natur zu erbringen. Wenn du es nicht gewesen wärest, dann wäre es ein anderer gewesen; denn ich mußte der Welt beweisen, daß ich als Gott, der ich bin, alles kann, was ich will. Und einen seit Tagen Toten, der schon verwest ist, zum Leben zu erwecken, kann nur das Werk Gottes sein.«

»Ach, du willst mich nur trösten. Aber meine Freude, meine ganze Freude ist dahin . . . Ich leide, Herr.«

Jesus macht eine Bewegung, als wollte er sagen: »Was kann ich da tun?«, dann schweigen beide.

Sie gehen schnell, und da die Entfernung von Betanien nach Betfage nicht groß ist, sind sie bald am Ziel. Josef geht am Eingang des Dorfes auf und ab. Er kehrt Jesus und Lazarus den Rücken, als die beiden auf einem hinter einer Hecke verborgenen Weg ankommen. Lazarus ruft ihn.

»Oh! Der Friede sei mit euch. Komm Meister. Ich habe dich hier erwartet, um dich gleich zu sehen; aber gehen wir in den Olivenhain. Ich will nicht, daß man uns sieht . . . «

Er führt sie hinter den Häusern in einen Ölgarten, der mit seinem dichten Laub den Abhang bedeckt und ein guter Unterschlupf ist, in dem man sich unbemerkt unterhalten kann.

»Meister, ich habe das Kind geschickt, das flink und gehorsam ist und mich sehr liebt, da ich mit dir sprechen muß und wir nicht zusammen gesehen werden dürfen. Ich habe den Kidron überquert, um hierher zu kommen . . . Meister, du mußt diese Gegend sofort

verlassen. Das Synedrium hat deine Gefangennahme beschlossen, und morgen wird dieser Beschluß in den Synagogen verkündet. Jeder, der weiß, wo du dich aufhältst, hat die Pflicht, dich anzuzeigen. Es erübrigt sich zu sagen, o Lazarus, daß dein Haus das erste sein wird, das man überwacht. Ich bin um die sechste Stunde aus dem Tempel gegangen und habe sofort gehandelt; denn während sie redeten, war mein Plan schon fertig. Ich ging nach Hause und holte das Kind. Dann ritt ich durch das Herodestor, so als würde ich die Stadt verlassen. Ich überquerte den Kidron und ritt an ihm entlang, ließ dann den Esel in Getsemani zurück und schickte den Jungen eilends zu dir. Er kannte den Weg, denn er war schon einmal mit mir in Betanien. Geh augenblicklich fort, Meister. Begib dich an einen sicheren Ort. Weißt du, wohin du gehen kannst? Wo man dich aufnimmt?«

»Würde es nicht genügen, wenn er von hier fortginge? Oder wenn er Judäa verließ?«

»Das genügt nicht, Lazarus. Sie sind wütend. Er muß an einen Ort gehen, an den sie nicht kommen ... «

»Aber sie kommen überallhin. Du willst doch nicht sagen, daß der Meister Palästina verlassen muß!« sagt Lazarus aufgeregt.

»Nun, was soll ich dir sagen ... Das Synedrium will es ... «

»Meinetwegen, nicht wahr? Sag es nur!«

»Nun ja, deinetwegen ... d. h., weil alle sich zu ihm bekehren ... und sie ... wollen das nicht.«

»Aber das ist ein Verbrechen! Das ist Gotteslästerung ... Das ist ... «

Jesus, bleich aber ruhig, erhebt die Hand, gebietet Schweigen und sagt: »Schweig, Lazarus. Jeder tut, was er muß. Alles steht geschrieben. Ich danke dir, Josef, und versichere dir, daß ich aufbrechen werde. Geh, geh, Josef, damit sie deine Abwesenheit nicht bemerken ... Gott segne dich. Durch Lazarus werde ich dich wissen lassen, wo ich mich aufhalte. Geh. Ich segne dich, Nikodemus und alle, die ein gerechtes Herz haben.« Er küßt ihn, und sie trennen sich. Jesus kehrt mir Lazarus durch den Ölgarten nach Betanien zurück, während Josef zur Stadt geht.

»Was wirst du tun, Meister?« fragt Lazarus besorgt.

»Ich weiß es nicht. In einigen Tagen kommen die Jüngerinnen mit meiner Mutter. Ich hätte gerne auf sie gewartet.«

»Wenn es nur das ist ... Ich könnte sie in deinem Namen aufnehmen und zu dir führen. Aber du, wohin gehst du inzwischen? Das Haus des Salomon scheint mir nicht geeignet ... Und auch die Häuser der bekannten Jünger nicht. Morgen ...! Du mußt sofort weggehen!«

»Ich wüßte einen Platz. Aber ich würde gerne auf meine Mutter warten. Ihre Angst würde zu früh beginnen, wenn sie mich nicht hier antrifft ... «

»Wohin willst du gehen, Meister?«

»Nach Efraim.«

»Nach Samaria?«

»Nach Samaria. Die Samariter sind weniger Samariter als viele andere, und sie lieben mich. Efraim liegt an der Grenze.«

»Oh, und um die Juden zu ärgern, werden sie dich ehren und verteidigen! Aber ... warte! Deine Mutter kann nur auf der Straße von Samaria oder den Jordan entlang kommen. Ich werde mit Dienern zur einen und Maximinus mit anderen Dienern zur anderen Straße gehen, und so wird der eine oder der andere ihr begegnen. Wir werden nur mit ihr zurückkehren. Du weißt, daß niemand aus dem Haus des Lazarus dich verraten würde. Du gehst indessen nach Efraim. Sofort. Ach, es war Schicksal, daß ich mich deiner nicht erfreuen durfte! Aber ich werde kommen. Über die Berge von Adummim. Nun bin ich ja gesund und kann tun, was ich will. Und ... Ja, ich werde den Anschein erwecken, daß ich mich über Samaria nach Ptolemaïs begeben, um dort ein Schiff nach Antiochia zu nehmen. Alle wissen, daß ich dort Ländereien habe ... Die Schwestern bleiben in Betanien ... Du ... Ja, nun lasse ich zwei Wagen anspannen, und ihr fahrt damit nach Jericho. Von dort aus könnt ihr morgen bei Sonnenaufgang zu Fuß weitergehen. Oh, Meister! Mein Meister! Rette dich! Rette dich!« Nach der ersten Aufregung wird Lazarus

traurig und weint. Jesus seufzt, sagt aber nichts. Was sollte er auch sagen ... ?

Nun sind sie beim Haus des Simon angelangt und trennen sich. Jesus geht ins Haus. Die Apostel, die sich schon gewundert haben, daß der Meister fortgegangen ist, ohne ein Wort zu sagen, umringen ihn und Jesus sagt: »Nehmt eure Kleider und packt eure Reisesäcke. Wir müssen sofort aufbrechen von hier. Beeilt euch und kommt dann ins Haus des Lazarus.«

»Auch die nassen Gewänder? Können wir die nicht auf dem Rückweg mitnehmen?« fragt Thomas.

»Wir kehren nicht zurück. Nehmt alles mit.«

Die Apostel entfernen sich und tauschen vielsagende Blicke aus. Jesus geht, um seine Sachen im Haus des Lazarus zu holen, und verabschiedet sich von den bestürzten Schwestern.

Die Wagen stehen bald bereit. Es sind schwere, bedeckte und von kräftigen Pferden gezogene Wagen. Jesus verabschiedet sich von Lazarus, Maximinus und den herbeigeeilten Dienern.

Sie besteigen die Wagen, die an einem Hinterausgang warten. Die Lenker treiben die Tiere an, und die Reise beginnt ... auf dem gleichen Weg, auf dem Jesus vor wenigen Tagen gekommen ist, um Lazarus zu erwecken.

606 Auf dem Weg nach Efraim

In dieser frischen, klaren Morgenstunde sind die Felder rings um das Haus der Nike ein einziges Grünes jungen, erst einige Zentimeter hohen Getreides, dessen zarte Tönung an einen sehr hellen Smaragd erinnert. Der kahle Obstgarten in der Nähe des Hauses erscheint noch dunkler und massiver im Gegensatz zu der Zartheit der Halme und dem durchsichtigen Himmel in seiner paradiesischen Heiterkeit. Taubenflug krönt das weiße Haus in der ersten Morgensonne.

Nike ist bereits aufgestanden und eifrig damit beschäftigt, alles

vorzubereiten, um es den Abreisenden unterwegs an nichts fehlen zu lassen. Sie entläßt zuerst die beiden Diener des Lazarus, die in ihrem Haus übernachtet haben. Nachdem sie sich gestärkt haben, fahren sie im Trab davon. Nike kehrt in die Küche zurück, wo Dienerinnen auf großen Feuern Milch und Speisen kochen. Sie gießt aus einem großen Gefäß Öl in zwei kleinere Krüge und füllt Wein in Lederbeutel. Sie treibt eine Dienerin an, die flache, fladenartige Brote formt, diese sofort in den schon vorgeheizten Backofen zu schieben. Sie wählt unter den auf großen Brettern in der Wärme der Küche trocknenden Käsen die schönsten aus und füllt Honig in kleine Flaschen mit sicherem Verschuß. Dann packt sie alle diese Lebensmittel ein. Eines der Pakete enthält ein ganzes Böcklein oder Lamm, das eine Dienerin von dem Spieß nimmt, an dem sie es geröstet hat. Ein anderes enthält korallenrote Äpfel, wieder ein anderes schon gebrauchsfertige Oliven, und ein drittes schon getrocknete Weintrauben. Auch ein Säckchen mit gereinigter Gerste ist dabei. Nike ist noch damit beschäftigt, dieses zu verschließen, als Jesus die Küche betritt und alle Anwesenden grüßt.

»Meister, der Friede sei mit dir. Du bist schon aufgestanden?«

»Ich hätte es schon früher tun sollen. Aber meine Jünger waren so müde, daß ich sie noch etwas schlafen lassen wollte. Was tust du da, Nike?«

»Ich bereite alles vor ... Sie werden nicht zu schwer sein; siehst du, zwölf Pakete ... und ich habe die Kraft derer, die sie tragen müssen, berücksichtigt.«

»Und ich?«

»Oh, Meister, du hast schon deine Last ... « und in Nikes Augen glänzen Tränen.

»Komm mit hinaus, Nike. Wir wollen ruhig miteinander sprechen.«

Sie gehen hinaus und entfernen sich vom Haus.

»Mein Herz weint, Meister ... «

»Ich weiß es. Aber man muß stark sein. Stark sein und daran denken, daß man mir keinen Schmerz zugefügt hat.«

»Oh, das möge niemals geschehen! Aber ich hatte geglaubt, ich könnte in deiner Nähe bleiben ... deshalb bin ich nach Jerusalem gekommen. Sonst wäre ich hiergeblieben, wo ich meine Ländereien habe ...«

»Auch Lazarus, Maria und Marta haben gehofft, mit mir Zusammensein zu können. Und du siehst!«

»Ich sehe. Ja, ich sehe. Nach Jerusalem gehe ich nun nicht mehr, da du nicht dort bist. Ich werde näher bei dir sein, wenn ich hier bleibe, und ich kann dir helfen.«

»Du hast schon viel gegeben ...«

»Nichts habe ich gegeben. Ich wollte, ich könnte dir überall, wohin du gehst, mein Haus nachtragen. Aber ich werde kommen, ganz gewiß werde ich kommen, um nachzusehen, was du brauchst. Nun werde ich erst einmal tun, was du mir aufgetragen hast. Ich werde hierbleiben, bis sie sich überzeugt haben, daß du nicht bei mir bist. Aber dann ...«

»Es ist ein langer und mühseliger Weg für eine Frau, und ein sehr unsicherer.«

»Oh, ich habe keine Angst. Ich bin zu alt, um als Frau noch zu gefallen, und ich habe keine Schätze bei mir, die mich als Beute begehrenswert machen könnten. Die Räuber sind besser als viele von denen, die sich für Heilige halten, während sie selbst Räuber sind, die dir den Frieden und die Freiheit rauben wollen ...«

»Du darfst sie nicht hassen, Nike.«

»Das fällt mir schwerer als alles andere. Aber ich will mich bemühen, aus Liebe zu dir nicht zu hassen ... Ich habe die ganze Nacht geweint, Herr!«

»Ich habe dich unermüdlich wie eine Biene kommen und gehen gehört. Und du schienst mir wie eine Mutter, die in Sorge um den verfolgten Sohn ist ... Weine nicht. Weinen sollten die Schuldigen, nicht du. Gott ist gut mit seinem Messias. In den traurigsten Stunden läßt er mich immer den Trost eines mütterlichen Herzens finden ...«

»Und wie wirst du es mit deiner Mutter machen? Du hast mir gesagt, daß sie bald gekommen wäre ...«

»Sie wird nach Efraim kommen ... Lazarus sorgt dafür, daß sie benachrichtigt wird. Da sind Simon des Jona und meine Brüder ... «

»Wissen sie Bescheid?«

»Noch nicht, Nike. Ich werde es ihnen sagen, wenn wir weit weg sind.«

»Und ich werde dir, wenn ich komme, berichten, was hier und in Jerusalem geschieht ... «

Sie gehen zu den Aposteln, die einer nach dem anderen aus dem Haus kommen, um Jesus zu suchen.

»Kommt, Brüder. Eßt noch etwas vor der Abreise. Es ist alles bereit.«

»Nike hat unseretwegen die ganze Nacht nicht geschlafen. Dankt der guten Jüngerin«, sagt Jesus beim Betreten der geräumigen Küche, in der auf einem Tisch, der so groß ist wie der Tisch eines Refektoriums, Schalen mit dampfender Milch stehen, und von dem der Duft der soeben aus dem Ofen gekommenen Brotfladen aufsteigt. Nike bestreicht sie großzügig mit Butter und Honig und erklärt, daß dies eine kräftigende Nahrung sei für alle, die in diesen noch frischen Morgenstunden einen weiten Weg zurücklegen müssen.

Die Mahlzeit ist bald beendet. Nike hat inzwischen die letzten Pakete gemacht mit dem knusprigen, frischen Brot, und jeder Apostel nimmt sein Bündel, das so gut zusammengeschnürt ist, daß man es bequem tragen kann.

Nun ist es Zeit zu gehen. Jesus grüßt und segnet. Die Apostel grüßen. Aber Nike will sie noch bis an die Grenze ihrer Felder begleiten; dann kehrt sie langsam zurück und weint in ihren Schleier, während Jesus sich mit den Seinen auf einer Nebenstraße entfernt, die Nike ihm gezeigt hat.

Die Gefilde sind noch verlassen. Der Weg führt über Felder mit jungem Getreide und durch kahle Weinberge. Daher fehlen auch die Hirten, denn sie führen ihre Herden nicht auf bearbeitetes Land. Die Sonne erwärmt ein wenig die Morgenluft. Die ersten Blümchen am Boden glitzern wie Juwelen unter dem Schleier des Taues, den die

Sonne entzündet. Die Vögel zwitschern ihre ersten Liebeslieder. Die schöne Jahreszeit bricht an. Alles wird schöner und erneuert sich, alles ist Liebe ... Und Jesus begibt sich in das Exil, das dem vom Haß gewollten Tod vorangeht.

Die Apostel reden nicht. Sie denken nach. Die rasche Abreise hat sie verwirrt. Sie waren so sicher, daß nun alles in Ordnung ist. Sie gehen gebeugter, als es unter dem relativ geringen Gewicht ihrer Reisesäcke und der Vorräte Nikes nötig wäre. Die Enttäuschung, die Erkenntnis dessen, was die Welt und die Menschen sind, drückt sie nieder.

Jesus hingegen lächelt zwar nicht, ist aber weder traurig noch niedergeschlagen. Er geht mit erhobenem Haupt allen voran, nicht gerade energisch, aber auch nicht ängstlich. Er geht wie einer, der weiß, wohin er gehen und was er tun muß. Er geht als der Starke, der Held, den nichts erschüttern und erschrecken kann.

Die Nebenstraße endet an der Hauptstraße. Jesus geht auf ihr in nördlicher Richtung weiter. Und die Apostel folgen ihm schweigend. Da es die Straße ist, die von Galiläa durch die Dekapolis und Samaria nach Judäa führt, sind schon Reisende unterwegs. Vor allem Karawanen von Kaufleuten.

Die Zeit vergeht, und die Sonne wärmt immer stärker. Da verläßt Jesus die Hauptstraße und schlägt wieder einen schmalen Weg ein, der durch Getreidefelder zu den ersten Hügeln führt.

Die Apostel sehen sich gegenseitig an. Vielleicht wird ihnen jetzt bewußt, daß sie nicht durch das Jordantal nach Galiläa gehen, sondern in Richtung Samaria. Aber sie sagen noch nichts.

Als sie bei den ersten Wäldern der Hügel angelangt sind, sagt Jesus: »Wir wollen anhalten, rasten und etwas essen. Die Sonne zeigt den Mittag an.«

Sie sind nun an einem Bach, der wenig Wasser führt, da es schon seit geraumer Zeit nicht mehr geregnet hat. Aber das spärliche Wasser fließt klar über den kiesbedeckten Boden, und am Ufer liegen große Steine, die als Tische und Sitze dienen können. Sie setzen sich,

nachdem Jesus das Mahl gesegnet und geopfert hat, und essen nachdenklich und schweigend.

Jesus rüttelt sie auf und sagt: »Fragt ihr mich nicht, wohin wir gehen? Hat die Sorge um den morgigen Tag eure Zungen gelähmt, oder habt ihr das Gefühl, daß ich nicht mehr euer Meister bin?«

Die Zwölf heben das Haupt. Zwölf betrübte oder zumindest verwirrte Gesichter wenden sich dem ruhigen Antlitz Jesu zu, und ein einziges »Oh!« kommt aus den zwölf Mündern. Diesem allgemeinen Ausruf folgt die Antwort des Petrus, der für alle spricht: »Meister, du weißt, daß du es immer für uns bist. Doch seit gestern ist es, als hätten wir einen schweren Schlag auf den Kopf erhalten. Und es scheint uns alles nur ein Traum zu sein. Und du . . . Wir sehen und wir wissen, daß du es bist . . . doch du scheinst uns schon . . . irgendwie fern zu sein. Dieses Gefühl haben wir schon, seit du mit deinem Vater gesprochen hast, vor der Auferweckung des Lazarus; und seit du ihn da herausgeholt hast, so in seine Binden gewickelt, und nur durch deinen Willen, und ihn lebendig gemacht hast, nur durch die Stärke deiner Macht. Das macht uns fast Angst. Ich spreche für mich . . . aber ich glaube, daß alle dasselbe empfunden haben . . . Und nun . . . Wir . . . diese Abreise . . . so rasch und so geheimnisvoll!«

»Habt ihr jetzt doppelt Angst? Spürt ihr die Gefahr näherrücken? Habt ihr oder fühlt ihr nicht die Kraft in euch, euch den letzten Prüfungen zu stellen und sie zu bestehen? Sagt es mir frei heraus. Wir sind noch in Judäa, und es ist nicht weit zu den ebenen Straßen nach Galiläa. Jeder kann gehen, wenn er will, und rechtzeitig gehen, um nicht den Haß des Synedriums zu erfahren . . . «

Die Apostel werden sehr erregt bei diesen Worten. Wer sich in das von der Sonne erwärmte Gras gelegt hat, setzt sich auf, und wer gesessen ist, springt auf die Füße.

Jesus fährt fort: »Denn ab heute bin ich der vom Gesetz Verfolgte. Das sollt ihr wissen. Zu dieser Stunde wird in den fünfhundert und mehr Synagogen Jerusalems und der anderen Städte, die den gestern um die sechste Stunde ausgesprochenen Bann erhalten haben,

verkündet, daß ich der große Sünder bin. Und jeder, der weiß, wo ich mich aufhalte, ist verpflichtet, mich beim Synedrium anzuzeigen, damit ich gefangengenommen werden kann.«

Die Apostel schreien auf, als ob sie ihn schon in Ketten sähen. Johannes wirft sich an Jesu Hals und klagt: »Ach, ich habe es schon immer vorausgesehen!« Und er schluchzt laut. Die einen beschimpfen das Synedrium, die anderen rufen die göttliche Gerechtigkeit an, einige weinen nur, und andere erstarren zur Statue.

»Schweigt und hört zu! Ich habe euch nie betrogen. Ich habe euch immer die Wahrheit gesagt. Wenn es mir möglich war, habe ich euch verteidigt und beschützt. Eure Nähe war mir lieb wie die von Söhnen. Ich habe euch auch meine letzte Stunde nicht verborgen ... die Gefahren für mich ... meine Leiden. Doch es waren meine Angelegenheiten, ausschließlich meine. Nun seid auch ihr in Gefahr, eure Sicherheit, eure Familien, und ihr müßt es euch überlegen. Ich bitte euch, es zu tun. Mit voller Freiheit. Seht dabei ab von eurer Liebe zu mir und von eurer Berufung durch mich. Ich entbinde euch jeglicher Verpflichtung gegen Gott und seinen Christus. Nehmt an, daß ihr mir hier und jetzt zum erstenmal begegnet seid und, nachdem ihr mich angehört habt, entscheiden müßt, ob es angebracht ist oder nicht, dem Unbekannten zu folgen, dessen Worte euch erschüttert haben. Nehmt an, ihr würdet mich zum erstenmal sehen und hören und ich würde euch sagen: „Nehmt euch in acht, denn ich werde verfolgt und gehaßt, und wer mich liebt und mir nachfolgt, wird verfolgt und gehaßt werden wie ich. Und er selbst, sein Besitz und seine Verwandten werden in Gefahr sein. Gebt acht, denn die Verfolgung kann auch zum Tod und zur Beschlagnahme des Familienbesitzes führen.“ Überlegt und entscheidet. Und ich werde euch noch ebenso lieben, auch wenn ihr mir sagen solltet: „Meister, ich kann nicht mehr mit dir gehen.“ Seid ihr nun traurig? Nein, das dürft ihr nicht sein. Wir sind gute Freunde, die in Frieden und Liebe überlegen, was zu tun ist, und Verständnis füreinander haben. Ich kann euch nicht der Zukunft entgegengehen lassen, ohne euch

Gelegenheit zum Nachdenken zu geben. Ich schätze euch nicht gering. Ich liebe euch alle. Aber ich bin der Meister. Und der Meister kennt natürlich seine Jünger. Ich bin der Hirte, und der Hirte kennt seine Schafe genau. Ich weiß, daß meine Jünger, wenn sie ohne genügende Vorbereitung vor eine Prüfung gestellt werden, versagen oder zumindest nicht siegreich aus ihr hervorgehen könnten, wie ein Athlet im Stadion. Und zu eurer Vorbereitung ist nicht nur die Weisheit nötig, die vom Meister kommt und daher gut und vollkommen ist, sondern auch die Überlegung, die von eurer Seite kommen muß. Sich prüfen und abwägen ist eine weise Regel, immer. In kleinen und großen Dingen. Ich, der Hirte, muß zu meinen Schafen sagen: „Seht, ich gehe nun in das Gebiet der Wölfe und Mörder ... Habt ihr die Kraft, mir dorthin zu folgen?“ Ich könnte euch auch schon sagen, wer nicht die Kraft haben wird, standzuhalten in der Prüfung, und euch diesbezüglich beruhigen und versichern, daß keiner von euch durch die Hand der Mörder fallen wird, die das Lamm Gottes schlachten werden. Meine Gefangennahme ist für sie von solchem Wert, daß sie sich damit begnügen werden ... Und doch sage ich euch: „Überlegt.“ Einmal sagte ich euch: „Fürchtet euch nicht vor denen, die töten.“ Ich sagte euch: „Wer die Hand an den Pflug gelegt hat und sich umwendet, um die Vergangenheit zu betrachten oder das, was er verlieren oder gewinnen könnte, ist für meine Mission nicht geeignet.“ Aber es waren Normen, um euch einen Maßstab zu geben für das, was ein Jünger ist. Normen für die kommenden Zeiten, wenn nicht mehr ich, sondern meine Getreuen Meister sein werden. Sie wurden gegeben, um eure Seelen stark zu machen. Aber auch die Stärke, die ihr unleugbar erlangt habt gegenüber dem Nichts, das ihr wart – ich spreche von eurem Geist – reicht nicht aus für die Schwere der Prüfung. Oh, denkt nicht in euren Herzen: „Der Meister nimmt Anstoß an uns.“ Ich nehme keinen Anstoß. Ja, ich sage euch vielmehr: Nicht einmal ihr dürft, jetzt und in der Zukunft, Anstoß nehmen an eurer Schwäche. In allen kommenden Zeiten wird es unter den Gliedern meiner Kirche, seien sie Schafe

oder Hirten, Menschen geben, die der Größe ihrer Aufgabe nicht entsprechen. Es werden Zeiten kommen, da es mehr falsche als echte Gläubige und mehr falsche als echte Hirten geben wird. Zeiten der Finsternis für den Geist des Glaubens in der Welt. Aber eine Finsternis ist nicht der Tod eines Gestirnes. Sie ist nur eine zeitweilige, mehr oder weniger teilweise Verdunkelung. Und danach erstrahlt seine Schönheit nur noch leuchtender. So wird es auch bei meiner Herde sein. Ich sage euch: „Überlegt.“ Und ich sage euch dies als Meister, Hirte und Freund. Ich lasse euch volle Freiheit, miteinander darüber zu sprechen. Ich gehe in den Wald dort und bete. Einer nach dem anderen könnt ihr dann zu mir kommen und mir eure Gedanken mitteilen. Und ich werde eure Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit segnen, zu welchem Schluß auch immer sie euch führen mag. Und ich werde euch lieben für alles, was ihr mir bisher schon gegeben habt. Lebt wohl.« Jesus erhebt sich und geht.

Die Apostel sind erschüttert, verwirrt, gerührt. Zuerst bringt keiner ein Wort heraus. Dann sagt Petrus als erster: »Die Hölle soll mich verschlingen, wenn ich ihn verlasse! Ich bin meiner sicher. Selbst wenn alle Dämonen der Gehenna mir mit dem Leviatan an der Spitze entgegenkämen, würde ich mich nicht aus Angst von ihm trennen!«

»Ich auch nicht! Sollte ich meinen Töchtern nachstehen?« sagt Philippus.

»Ich weiß genau, daß sie ihm nichts antun werden. Das Synedrium droht; aber es handelt nur deshalb so, weil es sich überzeugen will, daß es noch existiert. Sie wissen ganz genau, daß sie nichts tun können, wenn Rom nicht will. *Ihre* Verurteilung! Nur Rom kann verurteilen!« sagt Iskariot selbstsicher.

»Aber für religiöse Angelegenheiten ist immer noch das Synedrium zuständig«, bemerkt Andreas.

»Hast du etwa Angst, Bruder? Vergiß nicht, daß es in unserer Familie noch nie Feiglinge gegeben hat«, ermahnt Petrus drohend. In seinem Herzen beginnt sich ein kriegerischer Geist zu rühren.

»Ich habe keine Angst und hoffe es beweisen zu können. Ich möchte nur Judas meine Meinung sagen.«

»Du hast recht. Doch der Fehler des Synedriums liegt darin, daß es die Waffe der Politik gebrauchen will, da es nicht zugeben und auch nicht hören will, die Hand gegen den Christus erhoben zu haben. Ich weiß es gewiß. Sie möchten, oder vielmehr, sie hätten gerne den Christus zur Sünde verleitet, um ihn zum Gegenstand der Verachtung des Volkes zu machen. Aber ihn töten! Sie! O nein! Sie haben Angst! Eine menschlich nicht zu ermessende Angst, denn es ist eine Angst der Seele. Sie wissen ganz genau, daß er der Messias ist. Sie wissen es. Sie wissen es so gut, daß sie spüren, daß sie am Ende sind und eine neue Zeit anbricht. Und deshalb wollen sie ihn vernichten. Aber sie ihn vernichten?! Nein. Daher suchen sie einen politischen Grund, damit der Statthalter, damit Rom ihn vernichtet. Aber der Christus schadet Rom nicht, und Rom wird ihm nicht schaden. Und das Synedrium geifert vergebens.«

»Dann bleibst du also bei ihm?«

»Aber sicher. Sicherer als alle anderen!«

»Ich habe nichts zu gewinnen oder zu verlieren, ob ich nun bleibe oder gehe. Ich habe nur die Pflicht, ihn zu lieben. Und ich werde es tun«, sagt der Zelote.

»Ich erkenne ihn als den Messias an, und deshalb folge ich ihm«, sagt Natanaël.

»Auch ich. Ich habe an ihn geglaubt von dem Augenblick an, da Johannes der Täufer ihn mir als den Messias bezeichnet hat«, sagt Jakobus des Zebedäus.

»Wir sind seine Brüder. Zum Glauben fügen wir unsere Liebe als Verwandte hinzu. Nicht wahr, Jakobus?« sagt Thaddäus.

»Er ist seit Jahren meine Sonne. Ich folge ihrem Lauf. Wenn er in den von den Feinden gegrabenen Abgrund stürzt, dann werde ich ihm folgen«, antwortet Jakobus des Alphäus.

»Und ich? Könnte ich vergessen, daß er mich erlöst hat?« fragt Matthäus.

»Mein Vater würde mich siebenmal siebenmal verfluchen, wenn ich den Meister verlassen würde. Und im übrigen, selbst wenn es nur aus Liebe zu Maria wäre, ich würde mich nie von Jesus trennen«, sagt Thomas.

Johannes sagt nichts. Er steht traurig und mit geneigtem Haupt da. Die anderen fassen sein Verhalten als Schwäche auf, und mehrere fragen ihn: »Und du? Du allein willst ihn verlassen?«

Johannes erhebt sein in Ausdruck und Blick so reines Antlitz. Er sieht die Fragenden mit seinen klaren, blauen Augen an und sagt: »Ich habe für uns alle gebetet. Denn wir wollen handeln und entscheiden und verlassen uns auf uns selbst, und wir merken nicht, daß wir dadurch an den Worten des Meisters zweifeln. Wenn er uns unvorbereitet nennt, dann beweist dies, daß wir es sind. Wenn es uns in drei Jahren nicht gelungen ist uns vorzubereiten, werden wir es in wenigen Monaten erst recht nicht schaffen . . . «

»Was sagst du? In wenigen Monaten? Was weißt du denn? Bist du etwa ein Prophet?« Sie bestürmen ihn beinahe in tadelndem Ton.

»Ich bin nichts.«

»Was weißt du dann? Hat er dir vielleicht etwas gesagt? Du kennst ja immer seine Geheimnisse . . . « sagt Judas von Kerijot eifersüchtig.

»Hasse mich nicht, Freund, weil ich begreife, daß die glückliche Zeit vorüber ist. Wann es sein wird? Ich weiß es nicht. Ich weiß, daß es sein wird. Er selbst sagt es. Wie oft hat er es schon gesagt! Wir wollten es nur nicht glauben. Doch der Haß der anderen bestätigt seine Worte . . . Und daher bete ich. Denn man kann nichts anderes tun. Ich bitte Gott, daß er uns stärke. Hast du vergessen, Judas, daß er zum Vater betete, um Kraft in den Versuchungen zu erlangen? Alle Kraft kommt von Gott. Ich ahme meinen Meister nach, wie es sich gebührt . . . «

»Also, du bleibst?« fragt Petrus.

»Wo soll ich denn hingehen, wenn ich nicht bei ihm bleibe, der mein Leben und mein höchstes Gut ist? Aber da ich nur ein armer Junge bin, der geringste von allen, erbitte ich alles von Gott, dem Vater Jesu und unserem Vater.«

»Abgemacht, so bleiben wir also alle. Gehen wir zu ihm. Ganz gewiß ist er traurig. Unsere Treue wird ihn trösten«, sagt Petrus.

Jesus hat sich zum Gebet niedergeworfen. Das Gesicht im Gras, fleht er gewiß den Vater an. Doch beim Geräusch der sich nähernden Schritte steht er auf und blickt seine Zwölf an. Er betrachtet sie mit etwas traurigem Ernst.

»Freue dich, Meister. Keiner von uns wird dich verlassen«, sagt Petrus.

»Ihr habt euch zu rasch entschieden, und . . . «

»Stunden und Jahrhunderte werden unseren Beschluß nicht ändern«, sagt Petrus.

»Noch Drohungen unsere Liebe zu dir«, erklärt Iskariot.

Jesus betrachtet sie nun nicht mehr alle zusammen, sondern blickt einen nach dem anderen fest an. Lange Blicke, die alle ohne Furcht ertragen. Sein Blick verweilt besonders auf Iskariot, der ihn sicherer als alle anderen ansieht. Schließlich breitet er in einer ergebenen Geste die Arme aus und sagt: »Gehen wir. Ihr *alle* habt euer Schicksal besiegelt.« Er kehrt an seinen vorigen Platz zurück, nimmt seine Tasche und ordnet an: »Wir nehmen die Straße nach Efraim, die, die man uns bezeichnet hat.«

»Nach Samaria?!« Das Staunen ist groß.

»Nach Samaria. An die Grenze wenigstens. Auch Johannes ging an diese Orte und lebte dort bis zu der Stunde, da er Christus predigen sollte.«

»Aber er wurde trotzdem nicht gerettet!« entgegnet Jakobus des Zebedäus.

»Ich versuche nicht, mich zu retten, ich will retten. Und ich werde zur festgesetzten Stunde retten. Zu den unglücklichsten Schafen geht der verfolgte Hirte, damit sie, die Verlassenen, ihren Anteil an der Weisheit erhalten und auf die neue Zeit vorbereitet sind.«

Jesus schreitet nun schnell voran. Die Rast hat dazu gedient, Kräfte zu sammeln und das Sabbatgebot zu achten. Und er will am Ziel sein, bevor die Nacht das Weitergehen unmöglich macht.

Als sie den Bach erreichen, der von Efraim kommt und zum Jordan fließt, ruft Jesus Petrus und Natanaël zu sich, gibt ihnen eine Börse und sagt: »Geht voraus und sucht Maria des Jakob auf. Ich erinnere mich, daß Maleachi sie als die Ärmste des Ortes bezeichnet hat, trotz ihres großen Hauses, nun, da ihre Söhne und Töchter nicht mehr bei ihr sind. Wir werden bei ihr wohnen. Gebt ihr eine beträchtliche Summe, damit sie uns gleich aufnimmt, ohne mit tausend Leuten darüber zu reden. Ihr kennt das Haus. Das große, von vier Granatapfelbäumen beschattete, gleich bei der Brücke am Bergbach.«

»Wir kennen es, Meister. Wir werden tun, was du sagst.« Und sie entfernen sich eilends, während Jesus ihnen mit den anderen langsam folgt.

In der Mulde, die der Bach in zwei Halbkreise teilt, sieht man das weiße Dorf im letzten Tageslicht und im ersten Mondschein schimmern. Keine Seele ist mehr unterwegs, als sie zu dem schon ganz im Mondlicht getauchten Haus kommen. Nur das Rauschen des Baches ist in der abendlichen Stille zu hören. Dreht man sich um und betrachtet den Horizont, sieht man einen breiten Streifen sternbesäten Himmels sich über einer Landschaft wölben, die sich der verlassenen Ebene in Richtung dem Jordan zu senkt. Tiefer Friede liegt über dem Land.

Sie klopfen an die Tür. Petrus öffnet: »Alles erledigt, Herr. Die Alte hat geweint, als sie sah, daß ich ihr Geld gab. Sie hatte keinen Heller mehr. Ich sagte ihr: „Weine nicht, Frau. Wo Jesus von Nazaret ist, da gibt es kein Leid mehr.“ Sie hat geantwortet: „Ich weiß es. Ich habe mein ganzes Leben gelitten, und nun hatte ich wahrhaft die Grenze des Erträglichen erreicht. Aber der Himmel hat sich über meinem Abend geöffnet und bringt mir den Stern Jakobs, um mir Frieden zu schenken.“ Nun ist sie dort drüben und richtet die seit langem verschlossenen Zimmer her. Obwohl es da wenig zu richten gibt ... Aber die Frau scheint sehr gut zu sein. Da ist sie. Frau! Der Rabbi ist da!«

Eine dürre Greisin mit sanften, traurigen Augen nähert sich. Sie bleibt verwirrt und schüchtern einige Schritte vor Jesus stehen.

»Der Friede sei mit dir, Frau. Wir werden dich nicht viel stören.«

»Ich ... wollte, ich wollte, du würdest über mein Herz schreiten, um dir den Eintritt in mein armes Haus angenehmer zu machen. Tritt ein, Herr, und Gott möge mit dir einkehren.« Unter dem leuchtenden Blick Jesu sind wieder Leben und Kraft in die arme Alte zurückgekehrt.

Sie gehen alle ins Haus und schließen die Tür. Das Haus ist geräumig wie eine Herberge und leer wie ein verlassenes Gebäude. Nur die Küche wirkt freundlich durch das Feuer, das auf dem Herd in der Mitte des Raumes brennt. Bartholomäus, der das Feuer schürt, wendet sich lächelnd um und sagt: »Meister, tröste die Frau. Sie ist traurig, weil sie dir nicht mehr Ehre erweisen kann.«

»Mir genügt dein Herz, Frau. Sorge dich um nichts. Morgen werden wir vorsehen. Auch ich bin arm. Bringt die Vorräte. Unter Armen teilt man Brot und Salz, ohne sich zu schämen und mit brüderlicher Liebe. Für dich ist es die Liebe eines Sohnes, Frau, denn du könntest mir Mutter sein, und ich will dich als Mutter ehren ... «

Die betrübte alte Frau weint lautlose Tränen, trocknet die Augen mit dem Schleier und flüstert: »Ich habe drei Knaben und sieben Mädchen gehabt. Einen Knaben hat mir der Gießbach geraubt und einen das Fieber. Der dritte hat mich verlassen. Fünf Mädchen haben die Krankheit des Vaters geerbt und sind gestorben. Das sechste ist bei einer Geburt gestorben. Und das siebte ... Ach, was mir der Tod nicht genommen hat, das hat die Sünde mir genommen. In meinem Alter ehren mich meine Kinder nicht, und das macht mich so ... Im Dorf sind sie gut zu mir ... aber gut zu der armen Frau. Du bist gut zu der Mutter ... «

»Auch ich habe eine Mutter. Und in jeder Frau und Mutter ehre ich meine Mutter. Doch weine nicht. Gott ist gut. Habe Vertrauen. Die Kinder, die dir geblieben sind, können noch zu dir zurückkehren. Und die anderen sind im Frieden ... «

»Ich halte es aber für eine Strafe, weil ich von hier bin ... «

»Habe Vertrauen. Gott ist gerechter als die Menschen ... «

Die Apostel, die mit Petrus in die Zimmer gegangen sind, kommen nun zurück. Sie bringen die Vorräte, wärmen das geröstete Lamm Nikes über dem Feuer und bringen es dann zum Tisch. Jesus opfert und segnet und fordert die Alte auf, mit ihnen zu essen, anstatt in ihrem Winkel die mageren Wurzeln ihres Abendbrotes zu verzehren.

Das Exil an der Grenze Judäas hat begonnen.

607 Der erste Tag in Efraim

»Der Friede sei mit dir, Meister«, sagen Petrus und Jakobus des Zebedäus, die mit vollen Wasserkrügen ins Haus zurückkehren. »Der Friede sei mit euch. Woher kommt ihr?«

»Vom Bach. Wir haben Wasser geholt, und wir werden noch mehr holen, um uns zu waschen, da wir hier haltgemacht haben ... Es ist nicht recht, daß sich die Alte unsertwegen abmüht. Sie macht drüben schon ein Riesenfeuer, um das Wasser zu wärmen. Mein Bruder ist in den Wald gegangen und holt Holz. Da es schon lange nicht mehr geregnet hat, brennt das Holz wie Stroh«, erklärt Jakobus des Zebedäus.

»Ja, und man hat uns am Bach und im Wald schon gesehen, obwohl es eben erst Tag geworden ist. Wenn man bedenkt, daß ich extra zum Bach und nicht zum Brunnen gegangen bin ... « sagt Petrus.

»Und warum, Simon des Jona?«

»Weil am Brunnen immer Leute sind, die uns erkennen und vielleicht sofort hierher kommen ... «

Während sie so reden, haben die beiden Söhne des Alphäus, Judas von Kerijot und Thomas den langen Korridor betreten, der das Haus in zwei Teile teilt, so daß sie die letzten Worte des Petrus und die Antwort Jesu hören: »Nun, was nicht heute in den ersten Stun-

den des Tages geschieht, geschieht gewiß später. Spätestens morgen, denn wir bleiben hier ... «

»Hier ...? Aber ... Ich habe geglaubt, daß wir nur kurz bleiben ... « sagen mehrere.

»Es ist kein Aufenthalt, um uns nur auszuruhen. Wir bleiben ... und gehen hier erst wieder fort, wenn wir zum Osterfest nach Jerusalem zurückkehren.«

»Oh, ich dachte, als du von der Gegend der Wölfe und Räuber sprachst, daß du diese Gegend meintest und sie durchqueren wolltest, wie du es schon öfters getan hast, um anderswohin zu gelangen, ohne auf den von Juden und Pharisäern benutzten Straßen zu wandern«, sagt Philippus, der dazugekommen ist, und andere sagen: »Auch ich habe das geglaubt.«

»Dann habt ihr mich falsch verstanden. Dies hier ist nicht die Gegend der Wölfe und Räuber, obwohl es in den Bergen echte Wölfe gibt. Aber ich spreche nicht von den Tieren ... «

»Oh, das ist doch klar«, ruft Judas von Kerijot etwas ironisch aus. »Für dich, der du dich das „Lamm“ nennst, sind selbstverständlich die Menschen die Wölfe. Wir sind nicht ganz dumm.«

»Nein, das seid ihr nicht. Ihr seid nur in dem dumm, was ihr nicht begreifen wollt; also wenn es um mein wahres Wesen geht, um meine Aufgabe und den Schmerz, den ihr mir zufügt, weil ihr euch nicht eifrig bemüht, euch auf die Zukunft vorzubereiten. Zu eurem Wohl spreche ich zu euch und belehre euch durch Wort und Beispiel. Aber ihr lehnt ab, was den schwachen Menschen in euch beunruhigt, nämlich die Ankündigung von Schmerz und die Forderung, gegen euer Ich anzukämpfen. Hört mich an, bevor die Fremden kommen. Ich teile euch nun in zwei Gruppen von fünf, und ihr geht unter der Leitung des Führers jeder Gruppe in die Umgebung, wie in der ersten Zeit, als ich euch aussandte. Denkt an alles, was ich euch damals gesagt habe, und wendet es an. Der einzige Unterschied wird sein, daß ihr nun den Tag des Herrn als unmittelbar bevorstehend verkündet, auch den Samaritern, so daß auch sie bereit sind und ihr sie leichter

zum einzigen Gott bekehren könnt. Seid liebevoll und klug, ohne Vorurteile. Ihr werdet sehen und immer besser sehen, daß uns hier vieles gewährt wird, was man uns anderenorts verweigert. Daher seid gut zu diesen, die unschuldig für die Sünden ihrer Väter büßen. Petrus wird das Haupt der Gruppe sein, zu der Judas des Alphäus, Thomas, Philippus und Matthäus gehören. Jakobus des Alphäus wird Andreas, Bartholomäus, Simon den Zeloten und Jakobus des Zebedäus anführen. Judas von Kerijot und Johannes bleiben bei mir. Morgen beginnt ihr. Heute wollen wir uns ausruhen und tun, was uns auf die Zukunft vorbereitet. Den Sabbat werden wir gemeinsam verbringen. Sorgt also dafür, daß ihr vor dem Sabbat zurück seid und danach wieder abreisen könnt. Der Sabbat soll der Tag unserer gegenseitigen Liebe sein, nachdem wir den Nächsten in der Herde geliebt haben, die den väterlichen Schafstall verlassen hat. Geht nun alle an eure Arbeit.«

Jesus bleibt allein und zieht sich in einen Raum am Ende des Ganges zurück.

Das Haus hallt wider von Schritten und Stimmen, obgleich alle in ihren Zimmern sind und man niemand außer der alten Frau sieht, die mehrmals den Gang überquert bei ihrer Arbeit. Eine davon ist bestimmt das Brotbacken, denn ihre Haare sind mit Mehl bestäubt und ihre Hände voller Teig.

Nach einer Weile kommt Jesus aus seinem Zimmer und begibt sich auf die Terrasse des Hauses. Er geht nachdenklich dort oben auf und ab und schaut sich hin und wieder um.

Nun gesellen sich Petrus und Judas von Kerijot zu ihm, die nicht gerade glücklich aussehen. Vielleicht tut es Petrus leid, sich von Jesus trennen zu müssen. Judas Iskariot tut es wohl leid, dies nicht zu können, da er nicht weggehen und sich in der Stadt wichtigmachen kann. Auf jeden Fall sind beide sehr ernst, als sie zur Terrasse hinaufsteigen.

»Kommt her. Seht, was für eine schöne Aussicht.« Und Jesus weist auf den so abwechslungsreichen Horizont, der im Nordwesten ho-

he, waldige Berge aufweist, ein Kamm, der sich von Norden nach Süden zieht. Ein Berg direkt hinter Efraim ist wahrhaft ein grüner Riese, der alle anderen überragt. Im Nordosten und Südosten wellen sich sanfte Hügel. Das Dorf liegt in einer grünen, sich bis in weite Fernen erstreckenden Mulde zwischen den beiden Bergketten, der höheren und der niedrigeren, die wiederum von hier bis zur Jordanebene verlaufen. Durch einen Einschnitt in den niedrigeren Bergen kann man diese grüne Ebene und jenseits davon auch den blauen Jordan sehen. Mitten im Frühling muß es hier sehr schön sein, alles grün und fruchtbar. Doch jetzt unterbricht das dunkle Braun der Weinberge und Obstgärten noch das Grün der Getreidefelder, aus deren Schollen zarte Halme sprießen, und der fetten Weiden auf dem fruchtbaren Boden.

Wenn Johannes das, was hinter Efraim liegt, Wüste nennt, so heißt das, daß die Wüste Judäas doch sehr angenehm war, zumindest in dieser Gegend; oder vielleicht wird sie nur deshalb so genannt, weil dort keine Dörfer, sondern nur Wälder und Weiden zwischen heiteren Bächlein zu finden sind. Ganz anders als im Gebiet um das Tote Meer, das man zu recht Wüste nennt, da es trocken ist und keinerlei Vegetation aufweist, wenn man von den niedrigen, dornigen, verküppelten und salzbedeckten Sträuchern absieht, und den wenigen Wüstenbäumen, die zwischen den Felsen und dem salzigen Strand wachsen. Diese sanfte Wüste jenseits von Efraim hingegen zieren über weite Strecken Weinberge, Olivenhaine und Obstbäume, und um diese Zeit lächeln die Mandelbäume mit ihren rosa Blütenbüscheln der Sonne zu, während die Rebstöcke schon bald die Hügel mit den Girlanden ihres frischen Grüns schmücken werden.

»Es ist beinahe wie in meiner Stadt«, sagt Judas.

»Auch Jutta gleicht diesem Ort. Nur ist dort der Bach unten und die Stadt auf einer Anhöhe. Hier scheint es, als liege die Ortschaft in einer weiten Muschel, und der Fluß fließt in der Mitte. Wie viele Weinberge! Es muß sehr schön und nutzbringend für den Eigentümer sein, hier Land zu besitzen«, bemerkt Petrus.

»Es steht geschrieben: „Vom Herrn gesegnet sei sein Land mit dem Köstlichsten vom Himmel droben und den Quellen aus dem Abgrund, mit dem Köstlichsten, was die Sonne hervorbringt, und dem Köstlichsten, was die Monde sprießen lassen, mit dem Besten der uralten Berge und dem Köstlichsten der ewigen Hügel, dem Köstlichsten der Erde und ihrer Fülle.“ Und auf diese Worte des Pentateuch gründen sie ihren unerschütterlichen Stolz und ihren Glauben, den anderen überlegen zu sein. So ist es. Auch das Wort Gottes und seine Gaben werden zur Ursache des Verderbens, wenn sie hochmütigen Herzen zuteil werden. Sie selbst sind nicht schlecht, doch der Stolz verdirbt ihre guten Eigenschaften«, sagt Jesus.

»Eben. Die Nachkommen des gerechten Josef haben nur die Wut des Stieres und die Hartnäckigkeit des Nashorns geerbt. Ich mag nicht hier sein. Warum läßt du mich nicht mit den anderen gehen?« fragt Iskariot.

»Gefällt es dir nicht, bei mir zu sein?« fragt Jesus und betrachtet nun nicht mehr die Landschaft, sondern dreht sich um und sieht Judas an.

»Bei dir schon, aber nicht bei den Leuten von Efraim.«

»Eine schöne Antwort! Und wir, die wir nach Samaria oder in die Dekapolis gehen wollen, da wir in der Zeit zwischen dem einen und dem anderen Sabbat nicht weiter kommen, werden wir es etwa mit Heiligen zu tun haben?« sagt Petrus vorwurfsvoll zu Judas, der nicht antwortet.

»Was kümmert es dich, wer in deiner Nähe ist, wenn du durch mich alles zu lieben verstehst? Liebe mich in deinem Nächsten, dann wird jeder Ort gleich sein«, sagt Jesus ruhig.

Judas antwortet auch ihm nicht.

»Wenn ich bedenke, daß ich gehen muß ... Und ich würde so gerne hierbleiben. So gerne ... Ich bin doch so unfähig! Meister, ernenne wenigstens Philippus oder deinen Bruder zum Führer meiner Gruppe. Ich kann zwar sagen: „Tun wir dies oder jenes, laßt uns da-oder dorthin gehen“, aber wenn ich zum Volk sprechen soll ...! Ich werde alles verderben ... «

»Der Gehorsam wird dir helfen, alles gut zu machen. Und ich werde Wohlgefallen haben an dem, was du tust.«

»Nun, wenn es dir gefällt, gefällt es auch mir. Mir genügt es, dich glücklich zu machen. Aber schau! Ich habe es doch gesagt! Da kommt schon die halbe Stadt ... Sieh nur! Der Synagogenvorsteher ... die Vornehmen ... ihre Frauen ... die Kinder und das ganze Volk ...!«

»Gehen wir ihnen entgegen«, gebietet Jesus und geht eilends die Treppe hinunter. Er ruft auch die anderen Apostel, damit sie ihn vor das Haus begleiten.

Die Bewohner Efraims nähern sich mit größter Ehrerbietung. Nach der rituellen Begrüßung spricht einer, anscheinend der Synagogenvorsteher, für alle: »Gepriesen sei der Allerhöchste für diesen Tag. Und gepriesen sei sein Prophet, der zu uns gekommen ist, weil er alle Menschen im Namen des höchsten Gottes liebt. Gepriesen seist du, Meister und Herr, der du unser Herz und unsere Worte nicht vergessen hast und gekommen bist, um unter uns zu weilen. Wir öffnen dir unsere Herzen und unsere Häuser und bitten um dein Wort zu unserem Heil. Gepriesen sei dieser Tag, denn seinetwegen wird die Wüste blühen sehen, wer ihn im rechten Geist aufzunehmen weiß.«

»Das hast du gut gesagt, Maleachi. Wer den im rechten Geist aufzunehmen weiß, der im Namen Gottes gekommen ist, wird seine Wüste fruchtbar werden und die kräftigen, aber wilden Pflanzen sich veredeln sehen. Ich werde bei euch bleiben und ihr werdet zu mir kommen als gute Freunde. Und diese werden all jenen mein Wort bringen, die es aufzunehmen wissen ... «

»Wirst du uns nicht selbst belehren, Meister?« fragt Maleachi etwas enttäuscht.

»Ich bin hierher gekommen, um mich zu sammeln und zu beten. Um mich auf große, künftige Dinge vorzubereiten. Mißfällt es euch, daß ich eure Gegend für meine Ruhe gewählt habe?«

»O nein. Schon allein, dich beten zu sehen, wird uns weiser ma-

chen. Ich danke dir, daß du uns gewählt hast. Wir werden dich bei deinen Gebeten nicht stören und nicht zulassen, daß deine Feinde dich stören. Denn es ist uns schon bekannt, was in Judäa geschehen ist und geschieht. Wir werden wachen und uns mit einem Wort von dir begnügen, wenn du Zeit hast. Nimm nun die Gaben unserer Gastfreundschaft entgegen.«

»Ich bin Jesus und weise niemanden ab. Und ich nehme an, was ihr mir schenkt, um euch zu zeigen, daß ich euch nicht zurückweise. Aber wenn ihr mich lieben wollt, so gebt von nun an das, was ihr mir geben würdet, den Armen im Dorf oder denen, die vorüberkommen. Ich brauche nur Frieden und Liebe.«

»Wir wissen es. Wir wissen alles. Und wir sind zuversichtlich, daß wir dir geben können, was du brauchst, damit du ausrufst: „Das Land, das für mich Ägypten, also Schmerz sein sollte, wurde für mich, wie einst für Josef des Jakob, zum Land des Friedens und des Ruhmes.“«

»Wenn ihr mich liebt und mein Wort annehmt, werde ich dies sagen.«

Die Leute reichen den Aposteln ihre Gaben und ziehen sich zurück, mit Ausnahme von Maleachi und zwei anderen, die noch leise mit Jesus reden. Und auch die Kinder bleiben, wie immer, angezogen von dem Zauber, den Jesus auf die Kinder ausübt. Sie bleiben da und überhören die Stimmen der Mütter, die sie rufen; und sie gehen erst, als Jesus sie liebkost und gesegnet hat. Dann erst schwirren sie zwitschernd wie Schwalben davon. Die drei Männer folgen ihnen.

608 Wenn das Sabbatgebot auch wichtig ist, so ist doch das Gebot der Liebe das wichtigste

Die zehn Apostel kommen müde und verstaubt nach Hause. Als erstes fragen sie die Frau, die ihnen die Tür öffnet: »Wo ist der Meister?«

»Ich glaube, im Wald. Er wird wie immer beten. Heute morgen ist

er schon sehr früh weggegangen und nicht zurückgekehrt.«

»Und niemand ist ihn suchen gegangen? Was treiben denn die beiden?!« schreit Petrus ganz aufgeregt.

»Mache dir keine Sorgen, Mann. Bei uns ist er sicher wie im Haus seiner Mutter.«

»Sicher! Sicher! Erinnert ihr euch an den Täufer? War er etwa sicher?«

»Er war es nicht, weil er nicht in den Herzen jener zu lesen wußte, die mit ihm sprachen. Aber wenn der Allerhöchste dies auch beim Täufer zugelassen hat, so wird er es doch gewiß bei seinem Messias nicht erlauben. Du mußt dies glauben, mehr noch als ich, die ich Frau und Samariterin bin . . . «

»Maria hat recht. Aber wo genau ist er hingegangen?«

»Ich weiß es nicht. Einmal geht er dahin, ein andermal dorthin. Manchmal allein, manchmal mit den Kindern, die ihn so gern haben. Er lehrt sie beten und in allen Dingen Gott sehen. Aber wahrscheinlich ist er heute allein, da er nicht um die sechste Stunde heimgekommen ist. Wenn er die Kinder mitnimmt, kommt er, denn Kinder sind wie Vöglein, die zur rechten Zeit gefüttert werden wollen . . . « sagt die Alte lächelnd. Vielleicht denkt sie an ihre eigenen zehn Kinder, denn sie seufzt . . . Und es gibt ja in allen Erinnerungen des Lebens Freude und Leid.

»Und wo sind Judas und Johannes?«

»Judas ist beim Brunnen, und Johannes spaltet Holz. Beides ist mir ausgegangen, denn ich habe alle eure Kleider gewaschen, um sie euch bei eurer Abreise sauber übergeben zu können.«

»Gott möge es dir vergelten, Mutter. Du hast viel Arbeit unsertwegen . . . « sagt Thomas und legt eine Hand auf die magere, gebeugte Schulter, als wolle er sie liebkosen.

»Oh, das ist keine Mühe. Mir kommt es vor, als hätte ich meine Kinder wieder . . . « lächelt die Greisin, und ein feuchter Glanz stiehlt sich in ihre tiefliegenden Augen.

Johannes kommt mit einem großen Holzbündel herein, und es

scheint, als würde der ziemlich dunkle Gang heller bei seinem Eintreten. Ich habe immer dieses Hellerwerden bemerkt an Orten, an denen Johannes erscheint. Sein so sanftes und offenes Kinderlächeln, sein klares und lachendes Auge, das an einen schönen Aprilhimmel erinnert, seine fröhliche Stimme, wenn er liebevoll die Gefährten grüßt, alles an ihm ist wie ein Sonnenstrahl oder wie ein Regenbogen des Friedens. Alle lieben ihn, mit Ausnahme des Judas von Kerijot, von dem ich nicht weiß, ob er ihn liebt oder haßt; sicher ist, daß er ihn beneidet, sich öfters über ihn lustig macht und ihn auch manchmal beleidigt. Aber Judas ist jetzt nicht da.

Die Apostel helfen Johannes, seine Last abzulegen, und fragen ihn, wo Jesus sein könnte. Auch Johannes macht sich wegen der Verspätung Sorgen. Da er aber mehr Gottvertrauen hat als die anderen, sagt er: »Sein Vater wird ihn vor dem Bösen bewahren. Wir müssen dem Herrn vertrauen.« Und er fügt hinzu: »Doch kommt. Ihr seid müde und staubig. Wir haben euch ein Mahl und warmes Wasser bereitet. Kommt, kommt ... «

Nun kommt auch Judas mit seinen tropfenden Krügen. »Der Friede sei mit euch. Habt ihr eine gute Reise gehabt?« fragt er. Aber in seiner Stimme ist keine Güte. Sie klingt spöttisch und unzufrieden.

»Ja. Wir haben in der Dekapolis angefangen.«

»Aus Angst, gefangengenommen und gesteinigt zu werden oder euch zu verunreinigen?« fragt Iskariot ironisch.

»Weder das eine noch das andere. Nur aus Vorsicht, weil wir noch Anfänger sind. Und ich habe es vorgeschlagen, weil ich – und das soll kein Vorwurf für dich sein – über den Pergamenten ergraut bin ... « sagt Bartholomäus.

Judas entgegnet nichts. Er geht aus der Küche, in der sich die Angekommenen an den bereitgestellten Speisen stärken.

Petrus blickt dem sich entfernenden Judas nach und schüttelt den Kopf, sagt aber nichts. Thaddäus hingegen faßt Johannes am Ärmel und fragt ihn: »Wie hat er sich in diesen Tagen benommen? Ist er immer noch so unruhig? Sei aufrichtig ... «

»Ich bin immer aufrichtig, Thaddäus. Aber ich kann dir versichern, daß er niemandem wehgetan hat. Der Meister ist fast immer allein. Ich bleibe bei der alten Mutter, die so gut ist, und höre denen zu, die kommen, um mit dem Meister zu sprechen; dann berichte ich ihm. Judas dagegen geht immer ins Dorf. Er hat dort Freundschaften geschlossen ... Da kann man nichts machen. Er ist eben so ... Er kann nicht ruhig bleiben, wie wir ... «

»Meinetwegen soll er machen, was er will. Hauptsache, er stellt nichts an.«

»Nein, das nicht. Sicher langweilt er sich. Aber ... Da kommt der Meister! Ich höre seine Stimme. Er spricht mit jemandem ... «

Sie gehen rasch hinaus und sehen Jesus in der fallenden Dämmerung kommen. Er trägt zwei Kinder auf den Armen, und ein drittes hängt an seinem Gewand. Er tröstet sie, denn alle drei weinen.

»Gott segne dich, Meister! Woher kommst du denn so spät?«

Jesus betritt das Haus und antwortet: »Ich komme von den Räubern. Und auch ich habe Beute gemacht. Ich bin nach Sonnenuntergang noch unterwegs gewesen, doch der Vater wird mir verzeihen, denn ich habe ein Werk der Barmherzigkeit vollbracht ... Nimm, Johannes, und du, Simon ... Mir tun die Arme weh, und ich bin wirklich müde ... « Jesus setzt sich neben dem Kamin auf einen Hocker. Er lächelt, müde aber glücklich.

»Von den Räubern? Aber wo bist du denn gewesen? Wem gehören diese Kinder? Hast du schon etwas gegessen? Wo warst du? Es ist unvorsichtig, im Dunkeln draußen zu bleiben, und so weit weg. Wir sind in Sorge gewesen. Warst du nicht im Wald?« Alle reden durcheinander.

»Ich war nicht im Wald. Ich bin in Richtung Jericho gegangen ... «

»Wie unvorsichtig! Auf diesen Wegen könntest du denen begegnen, die dich hassen!« tadelt ihn Thaddäus.

»Ich habe den Pfad genommen, den man uns gezeigt hat. Seit einigen Tagen schon wollte ich hingehen ... Es sind Unglückliche dort, die ich retten mußte. Sie konnten mir nichts Böses antun. Und ich

bin für diese Kinder gerade noch rechtzeitig gekommen. Gebt ihnen zu essen. Sie müssen hungrig sein, denn sie hatten Angst vor den Räubern. Und ich hatte nichts zu essen bei mir. Hätte ich wenigstens einen Hirten gefunden . . . ! Doch da der Sabbat naht, waren alle Weiden schon verlassen . . . «

»Ja, nur wir beachten das Sabbatgebot seit einiger Zeit nicht mehr«, bemerkt Judas von Kerijot bissig.

»Wie redest du denn? Was willst du damit sagen?« fragen ihn die anderen.

»Ich will damit sagen, daß wir schon zweimal am Sabbat bis nach Sonnenuntergang gearbeitet haben.«

»Judas, du weißt, weshalb wir am letzten Sabbat wandern mußten. Die Sünde liegt nicht immer bei dem, der sie begeht, sondern auch bei dem, der dazu zwingt, sie zu begehen. Und heute . . . Ich weiß, du willst sagen, daß ich auch heute das Sabbatgebot übertreten habe. Ich antworte dir: Wenn das Gebot der Sabbatruhe auch wichtig ist, so ist doch das Gebot der Liebe das allerwichtigste. Ich bin nicht verpflichtet, mich vor dir zu rechtfertigen. Aber ich will es tun, um dich die Sanftmut, die Demut und die große Wahrheit zu lehren, daß man angesichts einer heiligen Notwendigkeit bei der Anwendung des Gesetzes geistig beweglich sein muß. In unserer Geschichte haben wir mehrere Beispiele dafür. Ich bin bei Sonnenaufgang zu den Adummim-Bergen gegangen, denn ich weiß, daß dort Unglückliche leben, denen das Verbrechen wie Aussatz auf der Seele liegt. Ich hoffte, ihnen zu begegnen, mit ihnen sprechen zu können und vor Einbruch der Dunkelheit zurückzukehren. Ich habe sie gefunden. Aber ich konnte nicht zu ihnen sprechen, wie es meine Absicht war, da es andere Dinge zu besprechen gab . . . Sie hatten diese drei kleinen Kinder weinend an der Schwelle eines armseligen Stalles in der Ebene gefunden, als sie in der Nacht vom Gebirge heruntergekommen waren, um die Lämmer zu stehlen und auch zu morden, wenn der Hirte sich zur Wehr setzen würde. Der Hunger ist grausam im Winter dort auf den Bergen . . . Und wenn grausame

Herzen Hunger leiden, können Menschen wilder als Wölfe werden. Diese Kinder waren also dort, zusammen mit einem Hirtenknaben, der nur wenig größer und ebenso verschreckt war wie sie. Der Vater der Kinder war in der Nacht gestorben, ich weiß nicht, woran . . . Vielleicht hatte ihn ein Tier gebissen, oder sein Herz hatte versagt . . . Es war kalt auf dem Stroh bei den Schafen. Der größere Junge, der neben seinem Vater geschlafen hatte, bemerkte es zuerst. Anstatt ein Blutbad anzurichten, fanden die Räuber also einen Toten und vier weinende Kinder. Sie ließen den Toten liegen und trieben die Schafe mit dem Hirtenjungen vor sich her. Und da selbst in den schlimmsten Menschen immer noch ein Rest Mitleid sein kann, nahmen sie auch die Kinder mit. Ich habe sie getroffen, als sie gerade überlegten, was sie mit ihnen anfangen sollten. Die Grausamsten wollten den zehnjährigen Hirtenjungen töten, da er ein gefährlicher Zeuge ihres Raubes ist und ihre Zufluchtsstätte kennt. Die weniger Hartherzigen wollten ihn unter Drohungen zurückschicken und die Herde behalten. Alle wollten sie aber auch die kleinen Kinder bei sich behalten.«

»Was wollten sie mit ihnen anfangen? Haben sie denn keine Familie?«

»Die Mutter der Kinder ist tot. Daher hatte der Vater sie auf die winterlichen Weiden mitgenommen, und er wollte gerade wieder über dieses Gebirge in sein verlassenes Haus gehen . . . Hätte ich die Kinder bei den Räubern lassen sollen, damit sie werden wie sie? Ich habe mit ihnen gesprochen . . . Wahrlich, ich sage euch, sie haben mich besser verstanden als viele andere. Sie haben mich so gut verstanden, daß sie mir die Kinder überlassen haben und morgen den Hirtenknaben auf den Weg nach Sichem begleiten werden. Denn in dieser Gegend leben die Brüder seiner Mutter. Die kleinen Kinder habe ich inzwischen zu mir genommen, und wir werden sie hier behalten, bis die Verwandten kommen.«

»Und du glaubst wirklich, daß die Räuber . . . « sagt Judas Iskariot und lacht . . .

»Ich bin gewiß, daß sie dem kleinen Hirten kein Haar krümmen werden. Es sind Unglückliche. Und wir sollen nicht urteilen, warum sie so sind. Wir müssen vielmehr versuchen, sie zu retten. Ein gutes Werk an ihnen kann der Anfang ihrer Rettung sein ...« Jesus neigt sein Haupt, in wer weiß welche Gedanken versunken.

Die Apostel und das alte Mütterchen reden miteinander. Sie haben Mitleid mit den verängstigten Kindern und geben sich alle Mühe, sie zu trösten und aufzumuntern ...

Jesus hebt das Haupt, als er den Kleinsten, ein dunkelhaariges, etwa drei Jahre altes Kind, weinen hört. Er sagt zu Jakobus, der sich erfolglos bemüht, dem Kind Milch zu geben: »Gib mir das Kind und geh meine Tasche holen.« Und Jesus lächelt, denn das Kind beruhigt sich auf seinen Knien und trinkt nun seine Milch so gierig, wie es sie zuvor zurückgewiesen hat. Die etwas größeren Kinder essen die Suppe, die man ihnen hingestellt hat, obwohl ihnen die Tränen die Wangen herunterrollen.

»Ach, wieviel Elend! Seht nur! Daß wir leiden ist gerecht. Aber die Unschuldigen ...!« sagt Petrus, der es nicht sehen kann, wenn Kinder leiden müssen.

»Du bist ein Sünder, Simon. Du machst Gott Vorwürfe«, bemerkt Judas Iskariot.

»Ich werde wohl ein Sünder sein. Aber ich mache Gott keine Vorwürfe. Ich sage nur ... Meister, warum müssen Kinder leiden? Sie haben doch keine Sünden.«

»Alle haben Sünden, zumindest die Erbsünde«, sagt Judas.

Petrus antwortet ihm nicht. Er wartet auf die Antwort Jesu. Und Jesus, der das nun satte und schläfrige Kind wiegt, antwortet: »Simon, der Schmerz ist die Folge der Sünde.«

»Nun gut. Dann ... Wenn du also die Schuld von uns genommen hast, werden die Kinder nicht mehr leiden müssen.«

»Sie werden immer noch leiden. Nimm keinen Anstoß daran, Simon. Schmerz und Tod wird es immer auf Erden geben. Auch die Reinsten leiden und werden leiden. Gerade sie werden es sein, die für alle anderen leiden. Die Sühneseelen des Herrn.«

»Aber warum? Ich verstehe das nicht ...«

»Es gibt viele Dinge, die man auf Erden nicht begreift. Glaubt wenigstens, daß es Dinge sind, die von der vollkommenen Liebe gewollt sind. Und wenn die den Menschen wiedergeschenkte Gnade die heiligsten unter ihnen zu Kennern der verborgenen Wahrheiten gemacht hat, dann wird sich zeigen, daß gerade die Heiligsten Opfer sein wollen, da sie die Macht des Leidens verstanden haben ... Das Kind ist nun eingeschlafen. Maria, willst du es zu dir nehmen?«

»Gewiß, Meister. Ein erschrecktes Kind, das nicht geschlafen und viel geweint hat, gleicht einem Vogel, der aus dem Nest gefallen ist, und braucht die Flügel der Mutter, sagt man bei uns. Mein Bett ist groß, da ich jetzt allein darin schlafe. Ich werde die Kinder zu mir nehmen und auf sie achtgeben. Im Schlaf werden auch sie ihren Schmerz vergessen. Kommt, wir wollen sie zu Bett bringen.«

Sie nimmt den Kleinsten vom Schoß Jesu und entfernt sich, gefolgt von Petrus und Philippus, während Jakobus des Zebedäus mit der Tasche Jesu kommt.

Jesus öffnet sie und sucht etwas, entnimmt ihr ein schweres Gewand, faltet es auseinander und prüft die Weite. Er ist nicht zufrieden und sucht den dunklen Mantel, der zum Gewand gehört. Dann legt er beides beiseite, macht die Tasche zu und gibt sie Jakobus zurück.

Petrus und Philippus kommen wieder. Die Greisin ist bei den drei Kindern geblieben, und Petrus sieht sofort die ausgebreiteten Kleidungsstücke liegen. Er sagt: »Meister, willst du dein Gewand wechseln? Müde wie du bist, würde dir ein warmes Bad guttun. Hier ist Wasser, und wir werden dir auch dein Gewand anwärmen. Dann wollen wir essen und zur Ruhe gehen. Diese Geschichte mit den armen Kindern hat mich sehr angegriffen ...«

Jesus lächelt, entgegnet aber nichts. Er sagt nur: »Preisen wir den Herrn, der mich rechtzeitig dorthin geführt hat, um die Unschuldigen zu retten.« Dann schweigt er. Er ist müde ...

Die Alte kommt mit den Kleidchen der Kinder herein. »Sie müß-

ten gewechselt werden . . . Sie sind zerrissen und schmutzig . . . Aber ich habe die Kleider meiner Kinder nicht mehr und kann sie nicht ersetzen. Morgen werde ich sie waschen . . . «

»Nein, Mutter. Wenn der Sabbat vorüber ist, dann nähst du aus diesen meinen Gewändern drei kleine Kleider . . . «

»Aber Herr, weißt du, daß du jetzt nur noch drei Gewänder hast? Wenn du eines weggibst, was bleibt dir dann? Hier ist kein Lazarus, wie damals, als du der Aussätzigen den Mantel gegeben hast«, sagt Petrus.

»Laß es gut sein. Zwei genügen und sind schon zu viel für den Menschensohn. Nimm, Maria. Morgen abend beginnst du mit deiner Arbeit, und der Verfolgte wird sich freuen, den Armen helfen zu können, denn er kennt ihre Nöte.«

609 Am anderen Tag

»Steht auf und laßt uns zum Bach gehen. Wie die Hebräer, die außerhalb ihres Vaterlandes und an Orten, an denen es keine Synagogen gibt, leben, werden auch wir den Sabbat unter uns feiern. Kommt, Kinder . . . « sagt Jesus zu den Aposteln, die müßig im Hausgarten umhersitzen, und streckt seine Hände den drei armen Kindern entgegen, die in einer Ecke stehen.

Mit schüchternen Freude auf den vorzeitig nachdenklichen Gesichtchen kommen die Kinder, die schon so viel Schweres mitgemacht haben, näher, und die beiden größeren geben Jesus ihre Händchen. Doch der Kleinste will von Jesus getragen werden. Jesus stellt ihn zufrieden und sagt zu dem Größten: »Du bleibst trotzdem an meiner Seite und hältst dich an meinem Gewand fest, so wie gestern. Isaak ist zu müde und zu klein, um allein gehen zu können . . . « Der Größere ist ganz glücklich über das Lächeln Jesu und bereit, wie ein kleiner Mann neben ihm herzugehen.

»Gib mir das Kind, Meister. Du mußt noch müde sein von gestern, und Ruben ist betrübt, weil er deine Hand nicht halten kann . . . «

sagt Bartholomäus und will ihm das Kind abnehmen, das sich an den Hals Jesu klammert.

»Es ist starrköpfig wie die ganze Rasse!« ruft Iskariot aus.

»Nein, es ist verängstigt. Du verstehst nichts von Kindern. Die Kleinen sind so. Wenn sie betrübt oder erschreckt sind, dann suchen sie Schutz beim ersten, der ihnen ein Lächeln und Trost geschenkt hat«, entgegnet Bartholomäus; und da er den Kleinen nicht auf den Arm nehmen kann, gibt er dem Größeren die Hand, nachdem er ihm den Kopf gestreichelt und ihm väterlich zugelächelt hat.

Sie verlassen das Haus, in dem nur die Frau zurückbleibt, und gehen am Bach jenseits des Dorfes entlang. Schön sind seine Ufer mit dem jungen Gras und den bunten Wiesenblumen. Das Wasser ist klar, wenn auch spärlich, und plätschert mit Harfenklang über die größeren Steine auf dem Kiesgrund; oder aber es rauscht durch das Gestrüpp einiger winziger, mit Schilfrohr bewachsener Inseln. Aus dem Röhricht am Ufer fliegen Vögel mit freudigem Trillern auf. Andere ruhen sich in der Sonne auf einem Ast aus und singen ihre ersten Frühlingslieder oder hüpfen anmutig und lebhaft umher, um Insekten und Würmer vom Boden aufzupicken und am Ufer Wasser zu nippen. Zwei wilde Turteltauben nehmen in einer Biegung ein Bad und schnäbeln gurrend miteinander. Dann fliegen sie auf und davon mit einem Wollbäuschchen im Schnabel, das irgendein Schaf an der Weißdornhecke hinterlassen hat, die oben gerade zu blühen beginnt.

»Sie tun das, um ein Nest zu bauen ... « sagt der größere Knabe. »Sie haben bestimmt Junge ... « Das Kind neigt das Köpfchen tief und tiefer, und während es sich bei den ersten Worten noch bemüht hat zu lächeln, weint es jetzt lautlos und wischt sich mit der Hand die Tränen ab.

Bartholomäus nimmt es auf den Arm, denn er versteht, welche Wunde die beiden Tauben wieder aufgerissen haben. Und Bartholomäus, der das gute Herz eines guten Familienvaters hat, seufzt. Das Kind weint an seiner Schulter, das andere, das zweite, das diese

Tränen sieht, fängt ebenfalls zu weinen an, gefolgt vom dritten, das eben erst sprechen gelernt hat und mit seinem zarten Stimmchen nach dem Vater ruft.

»Heute wird dies unsere Sabbat-Andacht sein! Wir hätten sie zu Hause lassen sollen! Eine Frau ist in solchen Fällen geeigneter als wir und ... « bemerkt Iskariot.

»Aber wenn doch auch sie nichts anderes tut, als dauernd weinen? Im übrigen hätte auch ich große Lust dazu ... denn es gibt Dinge ... die zum Weinen sind«, entgegnet Petrus und nimmt das zweite Kind auf den Arm.

»Ja, es gibt Dinge, die zum Weinen sind. Das ist wahr. Und Maria des Jakob, die arme, traurige Alte, ist nicht fähig zu trösten ... « bestätigt der Zelote.

»Es scheint, daß wir auch nicht viel Erfolg haben. Der einzige, der trösten könnte, ist der Meister. Und er hat es nicht getan.«

»Er hat es nicht getan? Was hätte er mehr tun sollen? Er hat die Räuber überredet, ist meilenweit mit den Kindern auf dem Arm gewandert und hat dafür gesorgt, daß die Verwandten benachrichtigt werden.«

»Alles nebensächliche Dinge. Er, der auch dem Tod gebietet, hätte zum Schafstall hinuntergehen können, vielmehr müssen, und den Hirten auferwecken. Er hat es bei Lazarus getan, der doch niemandem nützlich ist. Hier aber sind es ein Vater, der zudem noch Witwer war, und seine Kinder, die nun allein zurückbleiben ... Er hätte ihn unbedingt auferwecken müssen. Ich kann dich nicht verstehen, Meister ... «

»Und wir verstehen nicht, wie du so respektlos sein kannst ... «

»Friede! Friede! Judas versteht nicht. Er ist aber nicht der einzige, der die Absichten Gottes und die Folgen der Sünde nicht versteht. Auch du, Simon des Jona, kannst nicht begreifen, weshalb die Unschuldigen leiden müssen. Daher sollt ihr Judas des Simon nicht verurteilen, der nicht versteht, warum ich den Mann nicht auferweckt habe. Wenn Judas nachdenkt, wird er, der mich immer tadelt, weil

ich allein und weit weggehe, verstehen, daß ich mich nicht lang so weit entfernen konnte . . . Denn der Schafstall liegt in der Ebene von Jericho, aber auf der anderen Seite der Stadt, bei der Furt. Was hättet ihr gesagt, wenn ich drei Tage lang so weit weg gewesen wäre?»

»Dein Geist hätte dem Toten befehlen können, daß er aufersteht.«

»Bist du denn schlimmer als die Pharisäer und Schriftgelehrten, die die Auferstehung eines schon verwesenen Toten verlangt haben, um glauben zu können, daß ich wirklich Tote zum Leben erwecken kann?«

»Sie wollten es, weil sie dich hassen. Ich möchte es, weil ich dich liebe und sehen will, daß du alle deine Feinde vernichtest.«

»Dein altes Ansinnen und deine ungeordnete Liebe. Du hast es noch nicht fertiggebracht, die alten Pflanzen aus deinem Herzen auszureißen und durch neue zu ersetzen; ja, die alten haben sich von dem Licht genährt, dem du dich genähert hast, und sind noch kräftiger geworden. Du machst den gleichen Fehler wie so viele in der Gegenwart und Zukunft. Trotz der Hilfe Gottes ändern sie sich nicht, weil sie nicht mit heroischem Willen auf die Hilfe Gottes antworten.«

»Haben vielleicht diese, die wie ich deine Jünger sind, die alten Pflanzen ausgerissen?«

»Sie haben sie wenigstens beschnitten und veredelt. Du hast es nicht getan. Du hast dich nicht einmal aufmerksam geprüft, ob sie beschnitten, veredelt oder ausgerissen werden müssen. Du bist ein nachlässiger Gärtner, Judas.«

»Aber nur, was meine Seele betrifft. Sonst verstehe ich es recht gut, im Garten zu arbeiten.«

»Du verstehst es. Du verstehst mit allen irdischen Dingen umzugehen. Ich möchte aber, daß du in den Dingen des Himmels ebensolche Fähigkeiten entwickelst.«

»Dein Licht müßte doch von sich aus alle Wunder in uns wirken! Ist es denn kein gutes Licht? Wenn es das Schlechte in uns fördert und stärkt, dann ist es nicht gut, und es liegt an ihm, wenn wir nicht gut werden.«

»Rede für dich allein, Freund. Ich finde nicht, daß der Meister meine bösen Neigungen gestärkt hat«, sagt Thomas.

»Ich auch nicht.« »Und ich auch nicht«, sagen Andreas und Jakobus des Zebedäus.

»Mich hat erst seine Macht von dem Übel befreit und erneuert. Warum sprichst du so? Überlegst du dir denn nicht, was du sagst?« fragt Matthäus.

Petrus will etwas sagen. Doch dann zieht er es vor, schnell wegzugehen; das Kind am Hals, beginnt er das Auf und Ab eines Bootes nachzumachen, um es zum Lachen zu bringen. Und im Vorbeigehen packt er Thaddäus am Arm und ruft: »Auf, gehen wir auf die Insel dort! Sie gleicht einem Korb voller Blumen. Kommt auch ihr, Natanaël, Philippus, Simon, Johannes ... Ein Sprung, und man ist drüben. Der geteilte Bach besteht nur noch aus zwei kleinen Bächlein rechts und links der Insel ... « Petrus springt als erster auf die sandige Anschwemmung, die nur einige Meter breit ist. Sie ist wie eine Wiese mit Gras bewachsen und wie ein Teppich mit den ersten Frühlingsblumen übersät, und in ihrer Mitte steht eine einzige hohe, schlanke Pappel, die ihren Wipfel im leichten Wind wiegt. Die Gerufenen kommen langsam nach, und auch die übrigen, die näher bei Jesus waren, der zurückgeblieben ist und mit Iskariot spricht, folgen bald.

»Ist der denn immer noch nicht fertig?«, fragt Petrus seinen Bruder.

»Der Meister bearbeitet sein Herz«, antwortet Andreas.

»Eher werden Feigen aus diesem Gewächs sprießen, als daß Judas im Herzen gerecht wird.«

»Und in seinem Verstand erst«, fügt Andreas hinzu.

»Er ist nur töricht, weil er es sein will, und in den Dingen, in denen er es sein will«, sagt Thaddäus.

»Er leidet, weil er nicht ausgewählt wurde, das Evangelium zu verkünden. Ich weiß es«, erklärt Johannes.

»Oh, von mir aus ... Wenn er an meiner Stelle gehen will ... Ich

lege absolut keinen Wert darauf herumzulaufen!« ruft Petrus aus.

»Keiner von uns legt Wert darauf. Nur er. Doch mein Bruder will ihn nicht gehen lassen. Heute morgen habe ich mit ihm darüber gesprochen, denn ich habe die Stimmung des Judas und die Gründe dafür verstanden. Doch Jesus hat gesagt: „Gerade, weil er ein so krankes Herz hat, behalte ich ihn bei mir. Die Kranken und die Schwachen bedürfen des Arztes und der Stütze.“«

»So ist es ...! Genau so ...! Kommt, Kinder. Jetzt nehmen wir diese schönen Schilfrohre und machen Schiffchen daraus. Seht nur, wie schön! Und als Fischer setzen wir diese Blümchen hinein. Schaut, gleichen sie nicht Köpfchen mit einer weiß-roten Kopfbedeckung ...? Hier machen wir den Hafen und hierher setzen wir die Fischerhäuschen. Nun binden wir die Boote an diese feinen Gräser, und dann laßt ihr sie ins Wasser gleiten ... Und nach dem Fischfang zieht ihr sie wieder ans Ufer ... Ihr könnt auch um die Insel herumfahren ... aber gebt acht auf die Felsen ...!« Petrus ist bewundernswert in seiner Geduld. Er hat mit dem Messer aus Rohrstückchen kleine Boote gemacht, indem er sie von einem Knoten zum anderen auf einer Seite aufgeschnitten hat. Als Fischer hat er noch nicht ganz aufgeblühte Gänseblümchen hineingesetzt, in den Sand hat er einen winzig kleinen Hafen gegraben und aus feuchtem Sand kleine Häuser geformt. Und als er seinen Zweck erreicht hat, die Kinder durch ein Spiel abzulenken, setzt er sich zufrieden nieder und murmelt: »Arme Geschöpfe ...!«

Jesus betritt die Insel, als die Kinder gerade mit ihrem Spiel beginnen. Er liebkost sie und stellt den Kleinsten auf den Boden, der sich gleich am Spiel der beiden Brüderchen beteiligt.

»Nun habt ihr mich für euch, und wir können von Gott sprechen; denn von Gott sprechen und mit Gott sprechen heißt, sich auf die Mission vorbereiten. Nachdem wir gebetet haben, also mit Gott gesprochen haben, werden wir von Gott sprechen, der in allen Dingen gegenwärtig ist, um zum Guten anzuleiten. Auf, erhebt euch und laßt uns beten.« Jesus stimmt Psalmen in hebräischer Sprache an, und die Apostel stimmen mit ein.

Die Kinder, die sich mit ihren Schiffchen entfernt haben, hören auf zu zwitschern und zu spielen und kommen näher, als sie die Männer singen hören. Sie lauschen aufmerksam, die Augen auf Jesus gerichtet, der für sie alles ist, und nehmen dann mit dem Kindern eigenen Nachahmungstrieb dieselbe Stellung wie die Betenden ein. Sie versuchen auch mitzusingen, die Töne wenigstens, da sie die Worte der Psalmen nicht kennen. Jesus senkt seinen Blick und schaut sie mit einem Lächeln an, das die unschuldigen Stimmchen noch eifriger singen läßt. Sie fühlen sich gelobt und ermutigt . . .

Der Psalmengesang ist beendet. Jesus setzt sich ins Gras und beginnt zu sprechen: »Als die Könige Israels, der von Joram und der von Juda, sich zusammenschlossen, um den König von Moab zu bekämpfen, baten sie den Propheten Elischa um Rat. Dieser antwortete dem Gesandten der Könige: „Würde ich nicht Joschafat, den König von Juda, achten, dann hätte ich dich nicht einmal angesehen. Aber nun bringt mir einen Harfenspieler.“ Und während der Mann die Harfe spielte, sprach Gott zu seinem Propheten und befahl ihm, Graben an Graben in dem ausgetrockneten Flußbett ausheben zu lassen, damit sie sich mit Wasser füllten für Menschen und Tiere. Und zur Stunde des morgendlichen Opfers füllte sich der Fluß, ohne daß es Wind oder Regen gegeben hätte, wie der Herr es gesagt hatte. Welche Lehre ist eurer Meinung nach aus dieser Episode zu ziehen? Redet!«

Die Apostel beraten sich untereinander. Die einen sagen: »Wenn Unruhe im Herzen herrscht, spricht Gott nicht zu ihm. Elischa wollte den Unwillen besänftigen, der in ihm aufgestiegen war, als er den König Israels vor sich sah, um Gott hören zu können.« Die anderen sagen: »Es ist eine Lehre der Gerechtigkeit. Um den schuldlosen König von Juda nicht zu bestrafen, rettet Elischa auch den Schuldigen.« Wieder andere sind der Meinung: »Es ist eine Lehre des Gehorsams und des Glaubens. Sie machten Gräben, gehorchten damit dem anscheinend törichtem Befehl und warteten vertrauensvoll auf das Wasser, obgleich es windstill und der Himmel heiter war.«

»Ihr habt gut geantwortet, aber eure Antworten sind nicht vollständig. Wenn im Herzen Unruhe herrscht, spricht Gott nicht zu ihm, das ist wahr. Aber Harfenklänge sind nicht erforderlich, um das Herz zu beruhigen. Es genügt, Liebe zu haben; Liebe, die geistige Harfe, die paradiesische Klänge erzeugt. Wenn eine Seele in der Liebe lebt, hat sie ein ruhiges Herz und kann die Stimme Gottes hören und verstehen.«

»Dann hatte Elischa also keine Liebe, da er unruhig war.«

»Elischa gehört der Zeit der Gerechtigkeit an. Man muß die damaligen Ereignisse in die Zeit der Liebe übertragen. Nicht im Licht der Blitze, sondern in dem der Sterne muß man sie sehen. Ihr gehört der neuen Zeit an. Warum also seid ihr oft zorniger und verwirrter als jene der alten Zeiten? Löst euch von der Vergangenheit. Ich wiederhole dies, auch wenn Judas es nicht gerne hört. Reißt aus, beschneidet, veredelt und pflanzt neu. Erneuert euch, grabt die Gräben der Demut, des Gehorsams und des Glaubens. Jene Könige verstanden es zu tun, und sie waren, zwei gegen einen, nicht von Juda und konnten Gott nicht hören, sondern nur den Propheten Gottes, der den Willen des Allerhöchsten kundtat. Sie wären verdurstet in der Dürre, wenn sie nicht gehorcht hätten. Sie gehorchten, und das Wasser füllte die Gräben. Und sie wurden nicht nur vor dem Verdursten bewahrt, sondern besiegten auch die Feinde. Ich bin das Wasser des Lebens. Grabt Gräben in eure Herzen, um mich empfangen zu können. Und nun hört. Ich halte keine langen Reden. Ich gebe euch Richtlinien, damit ihr sie betrachtet. Ihr werdet immer wie diese Kinder sein, oder vielmehr weniger als sie, denn sie sind unschuldig, und ihr seid es nicht. Daher leuchtet das geistige Licht in euch nur schwach, wenn ihr euch nicht daran gewöhnt zu betrachten. Ihr hört immer zu, bewahrt aber nichts, denn euer Verstand schläft, anstatt zu arbeiten. Hört also. Als der Sohn der Schunemiterin gestorben war, wollte sie den Propheten aufsuchen, obgleich ihr Ehemann zu ihr sagte, daß nicht der Erste des Monats und nicht Sabbat sei; aber sie wußte, daß sie gehen mußte, denn gewisse Dinge lassen keinen

Aufschub zu. Und da sie den Geist der Dinge verstand, wurde ihr Sohn wiedererweckt. Was sagt ihr dazu?«

»Daß dies ein Tadel für mich ist, wegen des Sabbats«, sagt Iskariot.

»Du siehst, Judas, wenn du willst, dann verstehst du auch! Öffne also deinen Geist der Gerechtigkeit.«

»Ja ... aber du hast den Sabbat nicht geschändet, um den Mann aufzuerwecken.«

»Ich habe mehr getan. Ich habe das Verderben, den Tod dieser Kinder, ihren wahren Tod verhindert. Und ich habe die Räuber daran erinnert, daß ... «

»Oh, warte ab, bevor du dich damit tröstest, etwas erreicht zu haben! Ich glaube nicht, daß sie dir gehorcht haben ... «

»Wenn der Meister es sagt ... «

»Auch Elischa sagt im Bericht über die Schunemiterin: „Der Herr hat es mir verborgen.“ Also weiß man nicht immer alles, nicht einmal die Propheten«, erwidert Iskariot.

»Unser Bruder ist mehr als ein Prophet«, bemerkt Thaddäus.

»Ich weiß es. Er ist der Sohn Gottes. Aber er ist auch Mensch. Als solchem kann es ihm geschehen, zweitrangige Dinge, wie eine Bekehrung oder eine Rückkehr, nicht zu wissen ... Meister, weißt du wirklich immer, immer alles? Ich frage mich das so oft ... « fährt Judas Iskariot hartnäckig fort.

»Und in welchem Geist? Um dir Ruhe, Rat oder Beunruhigung zu verschaffen?« fragt Jesus.

»Aber ... ich wüßte nicht. Ich frage es mich nur und ... «

»Und du scheinst auch beim Fragen beunruhigt zu sein!« sagt Thomas.

»Ich? Natürlich beunruhigt die Ungewißheit immer.«

»Wieviel Spitzfindigkeit! Ich gebe mich damit nicht ab. Ich glaube und frage nicht und bin weder im Ungewissen noch beunruhigt. Aber lassen wir den Meister sprechen. Mir gefällt diese Belehrung nicht. Erzähle uns ein schönes Gleichnis, Meister. Das wird auch den Kindern gefallen«, sagt Petrus.

»Ich muß euch noch etwas fragen: Was bedeutet für euch das Mehl, das der Suppe der Söhne der Propheten ihre Bitterkeit nimmt?«

Ein tiefes Schweigen ist die Antwort auf diese Frage.

»Nun, könnt ihr mir nicht antworten?«

»Vielleicht sollte das Mehl die Bitterkeit aufsaugen ... « sagt Matthäus unsicher.

»Alles wäre bitter geworden, auch das Mehl.«

»Ein Wunder des Propheten, der den Diener nicht beschämen wollte«, schlägt Philippus vor.

»Auch. Aber nicht nur.«

»Der Herr wollte zeigen, daß sich die Macht des Propheten auch auf die gewöhnliche Materie erstreckte«, sagt der Zelote.

»Ja, aber dies ist noch nicht die richtige Auslegung. Das Leben der Propheten nimmt schon vorweg, was dann in der Fülle der Zeit sein wird, meiner Zeit. In Symbolen und Bildern spiegeln sie meine irdischen Tage wider. Also ... «

Alle schweigen und schauen sich an. Dann neigt Johannes das Haupt, wird rot und lächelt.

»Warum sagst du nicht, was du denkst, Johannes?« fragt ihn Jesus. »Es ist nicht Mangel an Liebe, wenn du sprichst, denn du tust es nicht, um jemanden zu beschämen.«

»Ich denke, es will dies besagen: In der Zeit des Hungers nach Wahrheit und des Mangels an Weisheit, in der Zeit, in der du gekommen bist, ist jeder Baum verwildert und trägt nur bittere, für die Menschenkinder ungenießbare und giftige Früchte, so daß sie sie vergeblich sammeln und zubereiten, um sich von ihnen zu ernähren. Doch die Güte des Ewigen sendet dich, das Mehl des auserlesenen Weizens, und du nimmst durch deine Vollkommenheit das Gift aus jeder Speise und heilst wieder die in Jahrhunderten entarteten Bäume der Schriften und den Geschmack der durch die Lasterhaftigkeit verdorbenen Menschen. In diesem Fall ist es dein Vater, der befiehlt, das Mehl zu bringen und es in den bitteren Kessel zu schütten, und

du bist das Mehl, das sich opfert, um sich zur Speise für alle Menschen zu machen. Und nach deinem Opfer wird nichts Bitteres mehr auf der Welt sein, denn du hast die Freundschaft mit Gott wiederhergestellt. Ich kann mich auch irren.«

»Du irrst nicht. Dies ist der Sinn . . . «

»Oh, wie bist du darauf gekommen?«, fragt Petrus erstaunt.

Jesus antwortet ihm: »Ich werde es dir mit deinen eigenen Worten von kurz zuvor sagen. Ein Sprung, und man ist auf der friedlichen, blumigen Insel des Geisteslebens. Aber man muß den Mut haben, den Sprung zu wagen und das Ufer, die Welt, zu verlassen; zu springen, ohne darauf zu achten, ob jemand über unseren ungeschickten Sprung lachen könnte oder uns auslacht wegen unserer Einfalt, weil wir eine kleine, einsame Insel der Welt vorziehen. Man muß springen, ohne Furcht sich zu verletzen, naß zu werden oder eine Enttäuschung zu erleben. Man muß alles zurücklassen und bei Gott Zuflucht suchen, sich auf die von der Welt isolierte Insel begeben und diese nur verlassen, um an die am Ufer Gebliebenen das reine Wasser und die Blumen zu verteilen, die man auf der Insel des Geistes gesammelt hat, auf der es nur einen einzigen Baum gibt, den Baum der Weisheit. In seiner Nähe, fern vom Lärm der Welt, begreift man jedes Wort und wird zum Lehrer, obwohl man weiß, daß man Schüler ist. Auch dies ist ein Symbol. Aber nun will ich ein schönes Gleichnis für die Kinder erzählen. Kommt und setzt euch nahe zu mir.«

Die drei Kinder kommen so nahe heran, daß sie sich gleich auf seine Beine setzen. Jesus umarmt sie und beginnt zu erzählen: »Eines Tages sagte der Herrgott: „Ich werde den Menschen erschaffen, und der Mensch wird im irdischen Paradies leben, durch das der große Fluß fließt, der sich dann in vier Hauptarme teilt, welche sind: der Pischon, der Gihon, der Euftrat und der Tigris, die über die Erde fließen. Und der Mensch wird glücklich sein, da er alle diese Schönheiten und Reichtümer der Schöpfung und meine Liebe zur Freude seines Geistes haben wird.“ Und so geschah es. Es war, als ob der

Mensch auf einer großen Insel lebte, noch reicher an Blumen als diese hier und an Pflanzen und Tieren jeder Art, und als ob über ihm die Liebe Gottes stünde als Sonne der Seele. Und die Stimme Gottes war in den Winden, wohlklingender als der Gesang der Vögel.

Aber eines Tages schlich sich auf dieser schönen, blumigen Insel eine Schlange unter die Tiere und die Pflanzen. Sie war anders als die von Gott geschaffenen Schlangen, die gut waren, kein Gift in den Zähnen hatten und keine Wildheit in den Windungen ihres elastischen Körpers. Auch diese Schlange kleidete sich in eine Haut in den Farben der Edelsteine wie die anderen; sie machte sich sogar noch schöner, so daß sie dem prachtvollen Geschmeide eines Königs glich, das zwischen den herrlichen Bäumen des Gartens hindurchschlüpfte. Sie wand sich um einen schönen freistehenden Baum mitten im Garten, der viel höher war als dieser hier und wunderbare Blätter und Früchte trug.

Und die Schlange sah aus wie ein um den Baum gewundenes Schmuckstück und glitzerte in der Sonne, und alle Tiere schauten sie an, denn keines konnte sich an ihre Erschaffung erinnern oder hatte sie je zuvor gesehen. Aber keines näherte sich ihr, sondern alle zogen sich von dem Baum zurück, nun da sich die Schlange um seinen Stamm gewunden hatte.

Nur der Mann und die Frau näherten sich ihm. Die Frau vor dem Mann, denn ihr gefiel dieses glänzende Ding, das in der Sonne leuchtete und den Kopf bewegte wie eine halbgeöffnete Blume. Und sie hörte auf das, was die Schlange sagte, wurde Gott ungehorsam und veranlaßte auch Adam zum Ungehorsam. Erst nachdem sie ungehorsam geworden waren, erkannten sie die Schlange als das, was sie war, und wurden sich ihrer Sünde bewußt, denn sie hatten nun die Unschuld des Herzens verloren. Sie versteckten sich vor Gott, der sie suchte, und belogen ihn dann, als er sie fragte.

Daraufhin stellte Gott Engel an die Grenzen des Gartens und verjagte die Menschen daraus. Es war, als würden die Menschen vom sicheren Ufer des Paradieses in die im Frühling Hochwasser führen-

den Flüsse der Erde geworfen. Doch Gott ließ im Herzen der Vertriebenen die Erinnerung an ihre ewige Bestimmung, also an den Übergang aus dem schönen Garten, in dem sie die Stimme Gottes vernahmen und seine Liebe fühlten, an den Himmel, in dem sie Gott vollkommen besessen hätten. Und mit der Erinnerung blieb in ihnen auch der heilige Wunsch, durch ein Leben der Gerechtigkeit wieder an den verlorenen Ort zurückzugelangen.

Aber, meine Kinder, ihr habt soeben gesehen: solange das Boot mit der Strömung flußabwärts treibt, geht alles leicht. Schwimmt es aber gegen den Strom, hat es Mühe, sich über Wasser zu halten, in den Wellen nicht zu kentern, und nicht auf dem Gras, dem Sand und den Steinen des Flusses Schiffbruch zu erleiden. Hätte Simon Petrus eure Schiffchen nicht an feine Binsen vom Ufer gebunden, hättet ihr sie alle verloren, so wie es Isaak gegangen ist, der seine Binse losgelassen hat.

Ebenso ergeht es den Menschen, die in die Ströme der Erde geworfen wurden. Sie müssen immer in der Hand Gottes bleiben und ihren Willen, der euren Binsen gleicht, den Händen des guten Vaters im Himmel anvertrauen. Denn er ist der Vater aller, besonders der Unschuldigen. Und sie müssen ein wachsames Auge haben auf Gräser und Binsen, Steine, Wirbel und Schlamm, die das Boot ihrer Seele aufhalten, zerschmettern oder verschlingen und den Faden abreißen könnten, der sie mit Gott verbindet. Denn die Schlange ist nun nicht mehr im Garten, sondern auf der Erde, und versucht, die Seelen zu verderben und sie nicht gegen die Strömung des Eufrat, des Tigris, des Gihon und des Pischon zum großen Fluß gelangen zu lassen. Er fließt durch das ewige Paradies und nährt die Bäume des Lebens und des Heiles, die immerwährende Früchte tragen und die all jene genießen werden, denen es gelingt, gegen den Strom zu schwimmen und sich mit Gott und seinen Engeln zu vereinigen und nie mehr leiden zu müssen.«

»So hat es auch die Mama erzählt«, sagt das größere der Kinder.

»Ja, sie hat es gesagt«, zwitschert der Kleinste.

»Du kannst es nicht wissen. Ich schon, denn ich bin groß. Aber wenn du Dinge sagst, die nicht wahr sind, dann kommst du nicht ins Paradies.«

»Der Vater hat aber gesagt, dies sei alles nicht wahr«, bemerkt der Mittlere.

»Weil er nicht an den Herrn der Mama glaubte.«

»War denn dein Vater kein Samariter?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Nein, er war aus einer anderen Gegend. Aber die Mama war es, und wir sind es ebenfalls, denn sie wollte, daß wir so werden wie sie. Sie hat uns vom Paradies erzählt und vom Garten, aber nicht so schön wie du. Ich hatte Angst vor der Schlange und vor dem Tod, weil die Mama immer sagte, daß sie der Teufel sei, und der Vater sagte, daß mit dem Tod alles zu Ende sei. Daher war ich so unglücklich, allein zu sein. Ich sagte mir auch, daß es nun nutzlos sei, gut zu sein; denn solange Vater und Mutter noch lebten, freuten sie sich darüber, während danach niemand mehr da war, der sich gefreut hätte, wenn wir brav sind. Doch nun weiß ich . . . und werde gut sein. Ich werde niemals meinen Faden aus der Hand Gottes reißen, damit ich nicht von den Gewässern der Erde fortgeschwemmt werde.«

»Aber ist die Mama hinauf- oder hinuntergeschwommen?« fragt der Zweite nachdenklich.

»Was meinst du damit, Kind?«, fragt Matthäus.

»Ich meine: wo ist sie jetzt? Ist sie zum Fluß des ewigen Paradieses gelangt?«

»Wir wollen es hoffen, Kind. Wenn sie gut war . . . «

»Sie war eine Samariterin . . . « sagt Iskariot verächtlich.

»Dann gibt es also kein Paradies für uns, weil wir Samariter sind? Werden wir Gott nicht besitzen? Aber er hat ihn doch den Vater aller genannt. Und da ich Waise bin, habe ich mich gefreut, doch noch einen Vater zu haben . . . Aber wenn er es für uns nicht ist . . . « Das Kind senkt traurig das Köpfchen.

»Gott ist der Vater aller Menschen, mein Kind. Habe ich dich etwa weniger geliebt, weil du ein Samariter bist? Ich habe dich vor

den Räubern bewahrt, und ich werde dich dem Teufel streitig machen, genauso wie ich den kleinen Sohn des Hohenpriesters im Tempel von Jerusalem bewahren würde, wenn dieser es nicht für eine Schmach halten würde, daß der Erlöser sein kleines Geschöpf rettet. Ja, ich werde dich noch mehr beschützen, weil du allein und unglücklich bist. Es gibt für mich keinen Unterschied zwischen der Seele eines Juden und der Seele eines Samariters. Und bald wird es keine Trennung mehr geben zwischen Samaria und Judäa, denn der Messias wird ein einziges Volk haben, das seinen Namen trägt und dem alle angehören, die ihn lieben.«

»Ich habe dich lieb, Herr. Aber bringst du mich zu meiner Mama?« fragt das größere der drei Kinder.

»Du weißt nicht, wo sie ist. Der Mann dort hat gesagt, daß wir nur hoffen können . . . « sagt der Zweitgeborene.

»Ich weiß es nicht, aber der Herr weiß es. Er hat auch gewußt, wo wir waren, während wir doch selbst nicht einmal wußten, wo wir waren.«

»Bei den Räubern . . . Sie wollten uns erschlagen . . . « Schrecken zeichnet sich wieder auf dem Gesichtchen des Zweitgeborenen ab.

»Die Räuber waren wie Teufel. Aber er hat uns gerettet, weil unsere Engel ihn gerufen haben.«

»Auch die Mama haben die Engel gerettet. Ich weiß es, denn ich träume immer von ihr.«

»Du lügst, Isaak. Du kannst nicht von ihr träumen, denn du kannst dich nicht mehr an sie erinnern.«

Der Kleinste weint und sagt: »Nein, nein. Ich träume von ihr. Ich träume von ihr . . . «

»Du darfst deinen Bruder nicht Lügner nennen, Ruben. Seine Seele kann die Mama schon sehen, denn der gute Vater im Himmel kann dem Waisenkind gewähren, daß es von ihr träumt und sie teilweise kennt, so wie er auch gewährt, daß man ihn selbst erkennt. Denn aus dieser begrenzten Erkenntnis entspringt der gute Wille zur vollkommenen Erkenntnis. Diese erlangt man dann, wenn man

immer gut ist. Nun wollen wir gehen. Wir haben von Gott gesprochen und den Sabbat geheiligt.« Jesus steht auf und stimmt weitere Psalmen an.

Leute von Efraim, die den Chor gehört haben, kommen herbei und warten ehrfurchtsvoll das Ende des Psalms ab, um Jesus zu grüßen. Dann fragen sie ihn: »Hast du es vorgezogen, hierher zu kommen, anstatt zu uns? Du liebst uns also nicht?«

»Keiner von euch hat mich eingeladen. Daher bin ich mit meinen Aposteln und den Kindern hierher gekommen.«

»Das ist wahr. Aber wir nahmen an, dein Jünger würde dir unseren Wunsch ausrichten.«

Jesus sieht Johannes und Judas an, und Judas antwortet: »Gestern habe ich vergessen, es dir zu sagen; und heute war ich wegen dieser Kinder zu zerstreut.«

Jesus verläßt die kleine Insel, springt über den schmalen Wasserarm und kommt zu den Leuten aus Efraim. Die Apostel folgen ihm, während die Kinder etwas zurückbleiben und die beiden übriggebliebenen Schilfboote losbinden. Dem Petrus, der sie antreibt, erklären sie: »Wir wollen sie behalten, um uns an die Lehre zu erinnern.«

»Und ich? Ich, ich habe meines verloren! Ich werde mich nicht daran erinnern. Und nicht ins Paradies kommen«, sagt der Kleinste weinend.

»Warte, weine nicht! Ich mache dir sofort ein kleines Boot. Sicher. Auch du mußt dir die Lehre merken. Ja, allen müßte man ein kleines Boot mit einem Binsenfaden am Bug machen, damit sie sich erinnern. Mehr noch uns Männern als euch Kindern. Bah!« Und Petrus schneidet und formt das Boot, versieht es mit seinem Binsenfaden, nimmt dann alle drei Kinder zusammen auf den Arm, macht einen Sprung über den Bach und geht zu Jesus.

»Sind es diese?« fragt Maleachi von Efraim.

»Sie sind es.«

»Sie sind von Sichem?«

»Der Hirtenknabe hat gesagt, daß die Verwandten vom Land dort wohnen.«

»Arme Kinder! Aber wenn die Verwandten nicht kommen sollten, was würdest du dann tun?«

»Ich würde sie bei mir behalten. Aber sie werden kommen.«

»Diese Räuber . . . Werden nicht auch sie kommen?«

»Sie werden nicht kommen. Aber fürchtet euch nicht ihretwegen. Auch wenn sie kämen . . . Sie würden meine Beute sein, und nicht ihr die ihre. Ich habe ihnen schon vierfache Beute abgenommen und hoffe, auch einen Teil ihrer Seele der Sünde entrissen zu haben, wenigstens bei dem einen oder anderen . . . «

»Wir werden dir mit diesen Kindern helfen. Das wirst du uns erlauben.«

»Ja. Nicht, weil sie aus eurer Gegend stammen, sondern weil sie unschuldig sind, und die Liebe zu den Unschuldigen ist der schnellste Weg zu Gott.«

»Aber nur du machst keinen Unterschied zwischen Unschuldigen von hier und dort. Kein Jude hätte diese kleinen Samariter aufgenommen, und nicht einmal ein Galiläer. Man liebt uns nicht. Und die Abneigung gegen uns übertragen sie auch auf diese hier, die noch nicht einmal wissen, was es heißt, Samariter oder Jude zu sein. Und das ist grausam.«

»Ja, aber das wird sich ändern, wenn man mein Gesetz befolgt. Siehst du, Maleachi? Sie sind in den Armen des Petrus, meines Bruders, und Simons des Zeloten. Keiner von ihnen ist Samariter oder Vater. Und dennoch drückst nicht einmal du mit solcher Liebe deine Kinder ans Herz, wie es meine Jünger mit den Waisen von Samaria tun. Das ist der messianische Gedanke: alle in Liebe zu vereinigen. Das ist die Wahrheit des messianischen Gedankens. Ein einziges Volk auf Erden unter dem Szepter des Messias. Ein einziges Volk im Himmel unter dem Blick des einen Gottes.«

Sie entfernen sich, während sie miteinander reden, in Richtung des Hauses der Maria des Jakob.

610 In der Nacht desselben Tages

Jesus ist allein in einem kleinen Zimmer. Er sitzt auf seinem Lager und denkt nach oder betet. Das gelbliche Flämmchen einer Öllampe zuckt auf einem Regal. Es muß Nacht sein, denn weder im Haus noch auf der Straße ist ein Geräusch zu vernehmen. Nur der Bach vor dem Haus scheint in der Stille der Nacht lauter als sonst zu rauschen.

Jesus hebt das Haupt und sieht zur Tür. Er horcht. Dann steht er auf und öffnet. Petrus steht vor der Tür. »Du? Komm herein. Was willst du, Simon? Bist du noch auf, nachdem du so viel gelaufen bist?« Er hat ihn an der Hand genommen und ins Zimmer gezogen und dann wieder lautlos die Tür geschlossen. Er läßt ihn neben sich auf dem Lager Platz nehmen.

»Ich wollte dir sagen, Meister . . . Ja, ich wollte dir sagen, du hast es auch heute wieder gesehen, was ich wert bin. Ich bin nur imstande, arme Kinder zu zerstreuen, eine alte Frau zu trösten und Frieden zwischen zwei Hirten zu stiften, die sich wegen eines Schafes streiten, das ein trockenes Euter hat. Ich bin ein armer Mensch. So arm, daß ich nicht einmal begreife, was du mir erklärst. Doch das ist etwas anderes. Ich wollte dir jetzt sagen, gerade deshalb, daß du mich hier bei dir behalten sollst. Ich lege keinen Wert darauf herumzuwandern, wenn du nicht dabei bist. Ich bringe nichts zuwege . . . Tu mir den Gefallen, Herr.« Petrus spricht mit Wärme, doch er heftet den Blick dabei immer auf die rauhen, etwas zerbröckelten Ziegel des Bodens.

»Schau mich an, Simon!« gebietet Jesus. Und da Petrus gehorcht, sieht ihn Jesus fest an und fragt: »Und das ist alles? Der einzige Grund deines Wachens? Der einzige Grund, weshalb ich dich hier behalten soll? Sei ehrlich, Simon. Du sprichst nicht schlecht über andere, wenn du deinem Meister den anderen Teil deiner Gedanken sagst. Man muß zu unterscheiden wissen zwischen müßigen und nützlichen Worten. Es sind müßige Worte, und für gewöhnlich ge-

deiht im Müßiggang die Sünde, wenn man von den Fehlern anderer spricht mit Menschen, die daran nichts ändern können. Dann ist es einfach Mangel an Nächstenliebe, selbst wenn das Gesagte wahr ist. Ebenso fehlt man gegen die Nächstenliebe, wenn man mehr oder weniger hart tadelt, ohne mit dem Tadel einen guten Rat zu verbinden. Und ich spreche von gerechtfertigtem Tadel. Aller andere Tadel ist ungerecht und eine Sünde gegen den Nächsten. Aber wenn einer seinen Nächsten sündigen sieht und darunter leidet, weil der Sünder Gott beleidigt und seiner eigenen Seele schadet, und wenn er feststellt, daß er weder imstande ist, das ganze Ausmaß der Sünde des anderen zu beurteilen, noch die Weisheit besitzt, die richtigen Worte zur Bekehrung des Sünders zu finden, und sich deshalb an einen Gerechten und Weisen wendet, um ihm seine Not anzuvertrauen, dann begeht er keine Sünde; denn er will mit seinen vertraulichen Mitteilungen nur Ärgernis verhindern und eine Seele retten. Er gleicht einem Mann, der einen Verwandten mit einer beschämenden Krankheit hat. Es ist natürlich, daß er den Menschen die Krankheit verschweigt, heimlich jedoch zum Arzt sagt: „Mein Verwandter hat meines Wissens diese und diese Krankheit, und ich kann ihm nicht raten oder helfen. Komm du oder sage mir wenigstens, was ich tun muß.“ Fehlt dieser etwa gegen die Liebe zu seinem Verwandten? Nein. Im Gegenteil! Er würde fehlen, wenn er aus einem falschen Gefühl der Vorsicht und Liebe vorgeben würde, von der Krankheit nichts zu wissen, und diese fortschreiten und vielleicht zum Tod führen würde. Eines Tages, es wird nicht mehr Jahre dauern, werdet ihr, du und deine Gefährten, die Bekenntnisse der Seelen anhören müssen. Nicht, wie ihr sie jetzt als Menschen anhört, sondern als Priester, als Ärzte, als Lehrer und Hirten der Seelen, so wie ich Arzt, Lehrer und Hirte bin. Ihr werdet sie anhören, entscheiden und Ratschläge geben müssen. Und euer Urteil wird denselben Wert haben, wie wenn Gott selbst gesprochen hätte . . . «

Petrus macht sich von Jesus los, der ihn eng an seiner Seite gehalten hat, steht auf und sagt: »Das ist nicht möglich, Herr. Das darfst

du uns niemals auferlegen. Wie sollen wir wie Gott richten können, wenn wir nicht einmal imstande sind, es als Menschen zu tun?«

»Ihr werdet es können, denn der Geist Gottes wird euch frei machen und euch mit seinem Licht erfüllen. Ihr werdet zu urteilen verstehen, wenn ihr die sieben Umstände der Tatsachen prüft, die euch vorgetragen werden, um Rat oder Vergebung zu erhalten. Höre gut zu und versuche, dich zu erinnern. Zu gegebener Zeit wird der Geist des Herrn dir meine Worte wiederholen. Aber versuche trotzdem, dich zu erinnern mit deinem Verstand, den Gott dir gegeben hat, damit du ihn gebrauchst. Gebrauche ihn ohne geistige Trägheit oder Anmaßung, die nur dazu verleiten, alles von Gott zu erwarten und zu verlangen. Wenn du an meiner Stelle Lehrer, Arzt und Hirte bist und ein Gläubiger kommt, um zu deinen Füßen die Verwirrung zu beweinen, die seine eigenen Taten oder die anderer Menschen in ihm erzeugt haben, dann mußt du immer an diese sieben Fragen denken.

Wer: Wer hat gesündigt?

Was: Worin besteht die Sünde?

Wo: An welchem Ort?

Wie: Unter welchen Umständen?

Womit oder mit wem: Welcher Gegenstand oder welche Person war das Mittel zur Sünde?

Warum: Welche Anreize haben die die Sünde begünstigenden Bedingungen geschaffen?

Wann: In welcher Verfassung befand sich der Mensch und wie hat er reagiert? War es unvorhergesehen oder ungesunde Gewohnheit?

Denn siehst du, Simon, die gleiche Sünde kann unendlich viele Schattierungen und Grade haben, je nach den Umständen, die dazu geführt haben, und den Personen, die sie begangen haben. Nehmen wir z. B. die beiden Sünden, die am weitesten verbreitet sind: die Begierlichkeit des Fleisches und die Gier nach Reichtum.

Ein Mensch hat durch Unkeuschheit gesündigt, oder er glaubt, durch Unkeuschheit gesündigt zu haben; denn manchmal verwech-

selt der Mensch die Sünde mit der Versuchung, oder er hält die künstlich durch einen ungesunden Appetit geschaffene Lust für gleichwertig mit den Gedanken, die durch ein Leiden oder eine Krankheit entstehen, oder als Folge einer gänzlich unerwarteten Reizung von Fleisch und Blut, gegen die sich der Geist nicht rechtzeitig zur Wehr setzen kann, um sie zu unterdrücken. Der Mensch kommt zu dir und bekennt: „Ich bin unkeusch gewesen.“ Ein unvollkommener Priester würde sagen: „Verflucht sollst du sein!“ Du aber, mein Petrus, darfst nicht so sprechen. Denn du bist Petrus des Jesus, du bist der Nachfolger der Barmherzigkeit. Und daher mußt du, bevor du verurteilst, alle Umstände erwägen und sanft und klug das Herz, das vor dir weint, prüfen, um alle Aspekte der Sünde oder der anscheinenden Sünde, der Skrupel, zu kennen. Ich habe gesagt: sanft und klug. Du darfst nie vergessen, daß du außer Lehrer und Hirte auch Arzt bist. Und der Arzt vergiftet die Wunden nicht. Er ist bereit, zu schneiden, wenn sich Wundbrand gebildet hat, aber er versteht es auch, freizulegen und mit leichter Hand zu behandeln, wenn es nur eine Wunde ist, bei der gesunde Teile verletzt sind, die wieder zusammengefügt werden können und nicht entfernt werden müssen. Und denke daran, daß du außer Arzt und Hirte auch Lehrer bist. Ein Lehrer paßt seine Worte dem Alter der Schüler an. Ein Ärgernis wäre der Erzieher, der Kindern animalische Vorgänge enthüllt, die dem Unschuldigen unbekannt sind, und der sie somit durch vorzeitige Erkenntnisse zum Bösen verführt. Auch im Umgang mit den Seelen braucht es Klugheit beim Befragen. Selbstrespekt und Respekt vor ihnen. Es wird dir leichtfallen, wenn du in jeder Seele einen Sohn siehst. Der Vater ist der natürliche Lehrer, Arzt und Führer seiner Kinder. Daher sollst du jeden Menschen, wer er auch immer sei, der mit irgendeiner Schuld beladen oder mit der Furcht, gesündigt zu haben, zu dir kommt, wie ein Vater lieben. So wirst du urteilen, ohne zu verletzen oder Ärgernis zu geben. Kannst du mir folgen?«

»Ja, Meister. Ich verstehe sehr gut. Ich muß vorsichtig und gedul-

dig sein und den Menschen veranlassen, seine Sünden aufzudecken, aber mich hüten, die Augen anderer darauf zu lenken, und nur wenn ich sehe, daß tatsächlich eine Wunde vorhanden ist, muß ich sagen: „Siehst du? Hier hast du dir aus diesem oder jenem Grund geschadet.“ Aber wenn ich sehe, daß der Mensch sich nur einbildet und fürchtet, verletzt zu sein, dann . . . blase ich die Nebel weg, ohne aus unnötigem Eifer Kenntnisse zu vermitteln, die zur Ursache wirklicher Sünden werden könnten. Ist das richtig?«

»Ganz richtig. Wenn also jemand zu dir sagt: „Ich bin unkeusch gewesen“, dann erwäge erst einmal, wen du vor dir hast. Gewiß, die Sünde ist in jedem Alter möglich. Aber es wird leichter sein, ihr bei einem Erwachsenen zu begegnen als bei einem Kind, und die Fragen und die Antworten müssen daher verschieden sein, je nachdem, ob es sich um einen Mann oder um ein Kind handelt. Nach der ersten kommt also die zweite Frage nach der Art der Sünde, dann die dritte nach dem Ort der Sünde, die vierte nach den Umständen der Sünde, die fünfte nach den Mitschuldigen, die sechste nach dem Warum und die siebte nach dem Wann und wie oft.

Du wirst feststellen, daß sich gewöhnlich bei einem Erwachsenen, einem in der Welt lebenden Erwachsenen, bei jeder Frage ein wirklich schuldhafter Umstand ergibt, während du bei einem kindlichen Geschöpf, kindlich dem Alter oder dem Geist nach, oft sagen muß: „Hier ist nur ein Nebel, aber keine wahrhafte Sünde.“ Ja, du wirst manchmal anstelle von Schmutz eine Lilie vorfinden, die zittert, sich mit Schmutz befleckt zu haben, und den Tautropfen, der in ihren Kelch gefallen ist, mit einem Schlammspritzer verwechselt. Es sind dies Seelen, die sich so sehr nach dem Himmel sehnen, daß sie selbst den Schatten einer Wolke, der auf sie fällt, wie einen Makel fürchten, obwohl diese sich nur für einen Augenblick zwischen die Seele und die Sonne schiebt und dann weiterzieht und keinerlei Spur auf dem reinen Blütenkelch hinterläßt. Seelen, die ganz unschuldig sind und es auch bleiben wollen und die Satan durch geistige Versuchungen oder den Stachel des Fleisches oder das Fleisch selbst erschreckt, in-

dem er sich echter körperlicher Krankheiten bedient. Diese Seelen müssen getröstet und aufgerichtet werden, denn sie sind keine Sünder mehr, sondern Märtyrer. Denke immer daran.

Und vergiß auch nicht, diejenigen, die durch die Gier nach dem Reichtum oder dem Eigentum anderer gesündigt haben, auf dieselbe Art zu beurteilen. Denn wenn es auch eine schwere Schuld darstellt, ohne Not und Mitleid habgierig zu sein, die Armen zu berauben und entgegen aller Gerechtigkeit die Bürger und die Knechte und die Völker zu quälen, so ist doch die Schuld geringer, sehr viel geringer, wenn einer, dem von seinem Nächsten ein Brot verweigert wurde, dieses dann stiehlt, um seinen eigenen und den Hunger seiner Kinder zu stillen. Erwähne dich, sowohl beim Dieb als auch beim Unkeuschen sollen für dein Urteil Zahl, Umstände und Schwere der Schuld maßgebend sein. Ferner sollst du bei deinem Urteil in Betracht ziehen, ob der Sünder in dem Augenblick, als er die Sünde beging, sich der Sündhaftigkeit seines Tuns bewußt war. Denn wer in voller Kenntnis handelt, sündigt schwerer als der, der in Unkenntnis handelt. Und wer aus freiem Willen sündigt, sündigt schwerer als einer, der zur Sünde gezwungen wird. Wahrlich, ich sage dir, es gibt manchmal Dinge, die Sünde zu sein scheinen und in Wirklichkeit ein Martyrium sind und das Verdienst eines erlittenen Martyriums haben. Und vergiß vor allem nie, daß du in allen Fällen, bevor du verurteilst, bedenken mußt, daß auch du ein Mensch bist und daß dein Meister, dem niemand eine Sünde nachsagen kann, niemals jemanden verurteilt hat, der bereute, gesündigt zu haben.

Verzeihe siebzimal siebenmal und auch siebzimal siebzimal die Sünden deiner Brüder und deiner Kinder. Denn einem Kranken die Tür des Heils zu verschließen, nur weil er wieder in die Krankheit zurückgefallen ist, bedeutet, ihn zum Tod verurteilen. Hast du verstanden?«

»Ich habe verstanden. Dies habe ich wirklich verstanden ... «

»So lege mir nun alle deine Gedanken dar.«

»Nun gut, ja! Ich will dir alles sagen, weil ich sehe, daß du wirk-

lich alles weißt, und verstehe, daß ich nicht schlecht über ihn rede, wenn ich dich bitte, Judas an meiner Stelle auszusenden, da er leidet, wenn er nicht gehen darf. Ich will dir damit nicht sagen, daß er eifersüchtig ist und daß ich an ihm Ärgernis nehme, ich will ihn nur zufriedenstellen ... damit auch du Frieden hast. Denn es muß sehr anstrengend für dich sein, immer diesen Gewittersturm in deiner Nähe zu haben ... «

»Hat sich Judas wieder beklagt?«

»O ja! Er hat gesagt, daß jedes deiner Worte ihm eine Wunde schlägt. Auch das, was du zu den Kindern gesagt hast. Er meint, du habest nur seinetwegen gesagt, daß Eva zu dem Baum ging, weil ihr dieses Ding gefiel, das wie ein königliches Geschmeide glitzerte. Ich habe darin wahrlich keinen Vergleich gesehen. Doch ich bin unwissend ... Bartholomäus und der Zelote haben gesagt, daß Judas am empfindlichsten Punkt getroffen wurde, da er wie verhext ist von allem, was glänzt und der Eitelkeit schmeichelt. Sie haben sicher recht, denn sie sind weise. Sei gut zu deinen armen Aposteln, Meister. Stelle Judas zufrieden, und mich mit ihm. Du siehst es ja selbst! Ich verstehe nur, die Kinder zum Lachen zu bringen ... und selbst ein Kind in deinen Armen zu sein«, und er umarmt seinen Jesus, den er wahrhaft mit allen seinen Kräften liebt.

»Nein. Ich kann dich nicht zufriedenstellen. Dränge nicht. Du – eben weil du bist, wie du bist – gehst die Frohe Botschaft verkünden. Er – eben weil er ist, wie er ist – bleibt hier. Auch mein Bruder hat schon mit mir gesprochen, und so sehr ich ihn auch liebe, ich mußte ihm mit einem „Nein“ antworten. Selbst wenn meine Mutter mich bitten würde, könnte ich nicht nachgeben. Es ist keine Strafe, sondern eine Medizin. Und Judas muß sie einnehmen. Und wenn sie seinem Geist auch nicht nützt, so wird sie doch mir nützen; denn ich werde mir nicht vorwerfen müssen, etwas unterlassen zu haben, um ihn zu heiligen.« Jesus ist streng und gebieterisch bei diesen Worten.

Petrus läßt die Arme sinken und neigt seufzend das Haupt.

»Sei nicht traurig darüber, Simon. Wir werden eine ganze Ewig-

keit haben, um vereint zu sein und uns zu lieben. Aber du wolltest mir noch etwas anderes sagen . . . «

»Es ist spät, Meister, und du mußt schlafen.«

»Du mehr als ich, Simon, denn bei Sonnenaufgang mußt du dich wieder auf den Weg machen . . . «

»Oh, was mich betrifft, so ruhe ich mich hier bei dir mehr aus als auf dem Lager.«

»Dann sprich. Du weißt, daß ich wenig schlafe . . . «

»Also, ich bin ein Dummkopf. Ich weiß es und sage es ohne Scham. Und wenn es nur mich angehe, so würde es mir gar nichts ausmachen, unwissend zu sein, denn ich meine, die größte Weisheit besteht darin, dich zu lieben, dir zu folgen und dir mit ganzem Herzen zu dienen. Doch du schickst mich da- und dorthin. Und die Leute fragen mich, und ich muß ihnen antworten. Ich meine, wonach ich dich frage, können die anderen mich fragen. Denn die Menschen haben dieselben Gedanken. Du hast gestern gesagt, daß die Unschuldigen und die Heiligen immer werden leiden müssen; mehr noch, daß gerade sie für alle leiden werden. Das fällt mir schwer zu verstehen, auch wenn du sagst, daß sie selbst es wünschen werden. Und ich glaube, wenn es mir schwerfällt, wird es anderen ebenso ergehen. Und wenn sie mich fragen, was soll ich ihnen antworten? Auf dieser ersten Reise hat eine Mutter zu mir gesagt: „Es war nicht recht, daß mein kleines Mädchen unter so großen Schmerzen sterben mußte, denn es war gut und unschuldig.“ Und da ich nicht wußte, was ich antworten sollte, habe ich die Worte des Ijob wiederholt: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen. Der Name des Herrn sei gepriesen.“ Aber ich war selbst nicht davon überzeugt. Und ich konnte auch sie nicht überzeugen. Nun möchte ich wissen, was ich das nächste Mal sagen soll.«

»Die Frage ist gerechtfertigt. Höre zu. Es scheint eine Ungerechtigkeit zu sein, und doch ist es durchaus gerecht, daß die Besten für alle leiden. Aber sage mir einmal, Simon, was ist die Erde? Die ganze Erde.«

»Die Erde? Ein großer, ein sehr großer Raum, der aus Staub, Wasser, Felsen, Pflanzen, Tieren und menschlichen Geschöpfen besteht.«

»Und was sonst noch?«

»Sonst gar nichts . . . Es sei denn, du willst, daß ich sage, daß sie der Ort der Strafe für den Menschen und ein Exil ist.«

»Die Welt ist ein Altar, Simon. Ein riesiger Altar. Sie sollte ein Altar des unaufhörlichen Lobes für ihren Schöpfer sein. Aber die Welt ist voller Sünde. Daher muß sie ein Altar der unablässigen Sühne sein, eine Opferstätte, auf der die Opfergaben brennen. Die Erde müßte, wie die anderen Welten im All, Gott, der sie erschaffen hat, Psalmen singen. Schau!« Jesus öffnet die Holzläden, und durch das offene Fenster dringen die Kühle der Nacht, das Rauschen des Baches und das Licht des Mondes herein und sieht man den gestirnten Himmel. »Siehst du diese Sterne? Sie singen mit ihrer Stimme aus Licht und Bewegung in den unendlichen Räumen des Firmaments das Lob Gottes. Tausende von Jahren währt schon ihr Gesang, der von den blauen Gefilden des Himmels zum Himmel Gottes aufsteigt. Wir können uns Gestirne und Planeten, Sterne und Kometen als siderische Geschöpfe vorstellen, die als siderische Priester, Leviten, Jungfrauen und Gläubige in einem grenzenlosen Tempel das Lob des Schöpfers singen. Lausche, Simon. Hörst du das Säuseln des Windes im Laub und das Rauschen des Wassers in der Nacht? Auch die Erde singt – wie der Himmel – mit den Winden und den Wassern, mit den Stimmen der Vögel und der übrigen Tiere. Aber wenn für das Firmament das leuchtende Lob der Sterne, die es bevölkern, genügt, so ist der Gesang des Windes, des Wassers und der Tiere für den Tempel, der die Erde ist, nicht ausreichend. Denn auf ihr gibt es nicht nur Luft, Wasser und Tiere, die unbewußten Sänger des Lobes Gottes, sondern auf ihr gibt es auch den Menschen: das vollkommene Geschöpf, das über allem steht, was lebt in der Zeit und in der Welt, und das aus Materie wie die Tiere, die Mineralien und die Pflanzen gemacht ist, und aus Geist wie die Engel des Himmels. Wie letztere ist auch er dazu bestimmt, wenn er seine Prüfung

besteht, Gott zu erkennen und zu besitzen, durch die Gnade zuerst, im Paradies später. Der Mensch, eine Synthese aller Seinsstufen, hat eine Aufgabe, die die anderen Geschöpfe nicht haben; und sie mußte für ihn, mehr als eine Pflicht, eine Freude sein: Gott zu lieben. Bewußt und freiwillig mußte er Gott liebend verehren und ihm die Liebe vergelten, die er dem Menschen erzeugte, als er ihm das Leben und über das Leben hinaus den Himmel schenkte.

Bewußt verehren und lieben. Überlege, Simon. Welchen Vorteil hat Gott durch die Schöpfung? Welchen Nutzen? Keinen. Die Schöpfung macht Gott nicht größer, heiliger oder reicher. Denn er ist unendlich. Er wäre es, auch wenn es nie eine Schöpfung gegeben hätte. Aber Gott, die Liebe, verlangte nach Liebe. Und er hat erschaffen, um Liebe zu finden. Liebe allein kann die Schöpfung Gott geben, und diese Liebe, die sich nur bei den Engeln und den Menschen bewußt und frei äußert, ist die Ehre Gottes, die Freude der Engel und die Religion der Menschen. Wenn eines Tages der große Altar der Erde seine Lobgesänge und sein Liebesflehen einstellen sollte, würde die Erde aufhören zu existieren. Denn wenn die Liebe erlischt, endet auch die Sühne, und der Zorn Gottes würde die zur Hölle gewordene Welt vernichten. Die Erde muß also lieben, um fortbestehen zu können. Und weiter: Die Erde muß der Tempel sein, der liebt und betet durch die Intelligenz der Menschen. Aber welche Opfer werden in einem Tempel, in jedem Tempel, dargebracht? Reine Opfer, ohne Fehl und Makel. Nur diese sind dem Herrn wohlgefällig. Sie und die Erstlinge. Denn dem Familienvater muß man das Beste geben, und Gott, dem Vater der Menschheitsfamilie, müssen die Erstlinge aller Dinge, die erlesensten Dinge gegeben werden.

Aber ich habe gesagt, daß die Erde die Pflicht des zweifachen Opfers hat: die des Lob- und die des Sühnopfers; denn die Menschheit, die schon in den ersten Menschen gesündigt hat, sündigt fortwährend weiter und fügt der Sünde der Gleichgültigkeit gegenüber Gott tausend andere Sünden der Anhänglichkeit an die Stimmen der Welt, des Fleisches und Satans hinzu. Schuldbeladene, schuld-

beladene Menschheit, die trotz ihrer Ähnlichkeit mit Gott, trotz des eigenen Verstandes und der göttlichen Hilfe immer sündigt und immer mehr sündigt. Die Sterne gehorchen, die Pflanzen gehorchen, die Elemente gehorchen, die Tiere gehorchen, und sie alle preisen auf ihre Art den Herrn. Die Menschen gehorchen dem Herrn nicht und preisen ihn nicht genug. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit der Opferseelen, die für alle lieben und sühnen. Es sind die Kinder, die unschuldig und unwissend die bittere Strafe des Schmerzes ertragen müssen für jene, die nichts anderes zu tun wissen als zu sündigen. Es sind die Heiligen, die sich freiwillig für alle opfern.

In Kürze – ein Jahr oder ein Jahrhundert ist immer „wenig“ im Vergleich zur Ewigkeit – werden keine anderen Opfergaben mehr auf dem Altar des großen Tempels der Welt dargebracht werden als diese Opferseelen, die sich in beständiger Selbstaufopferung verzehren: Hostien, vereint mit der vollkommenen Hostie. Keine Angst, Petrus. Ich sage nicht, daß ich einen Kult ähnlich dem des Moloch, des Baal oder der Astarte errichten werde. Die Menschen selbst werden uns opfern. Verstehst du? Sie werden uns opfern, und wir werden freudig in den Tod gehen, um für alle zu sühnen und zu lieben. Dann werden Zeiten kommen, in denen die Menschen nicht mehr Menschen opfern. Doch immer wird es die reinen Opferseelen geben, die die Liebe zusammen mit dem großen Opferlamm im fortwährenden Opfer verzehrt. Ich spreche von der Liebe Gottes und der Liebe zu Gott. Wahrlich, sie werden die Hostien der Zukunft und des zukünftigen Tempels sein. Nicht Lämmer und Böcke, Kälber und Tauben, sondern Opfer des Herzens sind Gott wohlgefällig. David hat es vorausgesagt. Und in der neuen Zeit, der Zeit des Geistes und der Liebe, wird Gott nur dieses Opfer angenehm sein.

Überlege, Simon. Wenn ein Gott Mensch werden mußte, um der göttlichen Gerechtigkeit Genüge zu tun für die große Sünde, für die vielen Sünden der Menschen, dann können in der Zeit der Wahrheit nur die Opfer der Menschenseelen den Herrn besänftigen. Du denkst: „Aber warum hat dann er, der Allerhöchste, angeordnet,

ihm die Jungen der Tiere und die Früchte der Pflanzen zu opfern?“ Ich will es dir sagen. Vor meiner Ankunft war der Mensch eine befleckte Opfergabe, und die Liebe war nicht bekannt. Nun wird sie bekannt werden. Und der Mensch, der die Liebe kennenlernt – denn ich werde ihm die Gnade wiedergeben, durch die er die Liebe erkennt – wird aus seiner Lethargie erwachen, sich erinnern, verstehen, leben und selbst an die Stelle der Böcklein und der Lämmer treten. Hostie der Liebe und der Sühne, in Nachahmung des Gotteslammes, seines Meisters und Erlösers, wird er sein. Der Schmerz, bisher eine Strafe, wird sich in vollkommene Liebe verwandeln, und selig jene, die ihn aus vollkommener Liebe auf sich nehmen.«

»Aber die Kinder . . . «

»Du meinst die, die sich noch nicht aufzuopfern wissen . . . Weißt du denn, wann Gott in ihnen spricht? Die Sprache Gottes ist eine geistige Sprache. Die Seele versteht sie und die Seele hat kein Alter. Vielmehr sage ich dir, daß die Kinderseele, weil ohne Bosheit, in ihrer Fähigkeit, Gott zu verstehen, erwachsener ist als die Seele eines greisen Sünders. Ich sage dir, Simon: du wirst lange genug leben, um zu sehen, wie viele Kinder die Erwachsenen und auch dich selbst die Weisheit der heroischen Liebe lehren werden. In jenen Kindern aber, die aus natürlichen Gründen sterben, wirkt Gott direkt aus Gründen einer so hohen Liebe, daß ich sie dir nicht erklären kann. Sie gehören zu der Weisheit, die in den Büchern des Lebens geschrieben steht, die nur von den Seligen im Himmel gelesen werden. Gelesen, habe ich gesagt; aber in Wahrheit wird es genügen, Gott anzuschauen, um nicht allein Gott zu erkennen, sondern auch seine unendliche Weisheit . . . Nun haben wir den Mond untergehen lassen, Simon . . . Bald bricht der Tag an, und du hast nicht geschlafen . . . «

»Das macht nichts, Meister. Ich habe wenige Stunden Schlaf verloren und so viel Wissen erworben. Und ich war mit dir zusammen. Aber wenn du es erlaubst, gehe ich jetzt. Nicht um zu schlafen, sondern um über deine Worte nachzudenken.«

Petrus ist schon auf der Schwelle und will hinausgehen, als er

nachdenklich stehenbleibt und sagt: »Noch etwas, Meister. Ist es richtig, wenn ich jemandem, der leidet, sage, daß der Schmerz keine Strafe, sondern eine ... Gnade, etwas wie ... wie unsere Berufung ist, etwas Schönes, wenn auch Mühevoll, etwas Schönes, wenngleich es denen, die nicht darum wissen, hart und traurig erscheint?«

»Du kannst es sagen, Simon. Es ist die Wahrheit. Der Schmerz ist keine Strafe, wenn man ihn im rechten Geist annimmt und nutzt. Der Schmerz ist wie ein Priestertum, Simon. Ein allen zugängliches Priestertum. Ein Priestertum, das große Macht über das Herz Gottes verleiht. Er ist ein großes Verdienst. Mit der Sünde geboren, besänftigt er die Gerechtigkeit. Denn Gott kann auch zum Guten gebrauchen, was der Haß geschaffen hat, um Schmerz zu bereiten. Ich habe kein anderes Mittel gewollt, um die Schuld zu tilgen, denn es gibt kein mächtigeres Mittel als dieses.«

611 An einem Sabbat in Efraim

Es muß wieder Sabbat sein, denn die Apostel sind erneut im Haus der Maria des Jakob versammelt. Die Kinder sind noch bei ihnen, nahe bei Jesus, an der Feuerstelle. Und das veranlaßt Judas Iskariot zu sagen: »Nun ist schon eine Woche vergangen, und die Verwandten sind nicht gekommen«, und er lacht dabei und schüttelt den Kopf.

Jesus antwortet ihm nicht. Er liebkost den Zweitgeborenen. Judas fragt Petrus und Jakobus des Alphäus: »Und ihr sagt, daß ihr beide Wege gegangen seid, die nach Sichem führen?«

»Ja. Aber es war nutzlos, und wir hätten es uns denken können. Natürlich benützen die Räuber diese belebten Straßen nicht, besonders jetzt, da Trupps von römischen Soldaten dort ständig patrouillieren«, antwortet Jakobus des Alphäus.

»Und warum habt ihr es dann getan?« setzt ihm Judas zu.

»Nun ja ... Es kommt für uns auf das gleiche heraus, ob wir dahin oder dorthin gehen. Also sind wir diese Wege gegangen.«

»Und niemand konnte euch etwas sagen?«

»Wir haben niemanden gefragt.«

»Und wie wollt ihr dann wissen, ob sie vorbeigekommen sind oder nicht? Tragen sie vielleicht Schilder mit sich herum, oder hinterlassen Menschen, die auf einer Straße gehen, Spuren? Ich glaube nicht. Denn sonst hätten uns wenigstens schon die Freunde gefunden. Doch kein einziger ist gekommen, seit wir hier sind.« Judas lacht sarkastisch.

»Wir wissen nicht, warum niemand hierher gekommen ist. Der Meister weiß es. Wir wissen es nicht. Wenn man keine Spuren hinterläßt und sich wie wir an einen den Leuten unbekanntem Ort zurückzieht, können sie nicht kommen, wenn man ihnen unseren Zufluchtsort nicht bekanntgibt. Und wir wissen nicht, ob unser Bruder ihn den Freunden genannt hat«, sagt Jakobus des Alphäus geduldig.

»Oh, du willst mir doch nicht weismachen, daß er ihn nicht wenigstens Lazarus oder Nike mitgeteilt hat?«

Jesus sagt nichts. Er nimmt ein Kind bei der Hand und geht hinaus.

»Ich will dir gar nichts weismachen. Aber selbst wenn es so ist, wie du sagst, kannst du nicht, kann keiner von uns die Gründe für die Abwesenheit der Freunde beurteilen.«

»Sie sind leicht zu verstehen, diese Gründe! Keiner will Unannehmlichkeiten mit dem Synedrium bekommen, um so weniger einer, der reich und mächtig ist. Das ist alles! Nur wir verstehen es bestens, uns Gefahren auszusetzen.«

»Sei gerecht, Judas! Der Meister hat keinen von uns gezwungen, bei ihm zu bleiben. Warum bist du geblieben, wenn du das Synedrium fürchtest?« bemerkt Jakobus des Alphäus.

»Du kannst immer noch jederzeit gehen, wenn du willst. Du bist nicht angekettet . . . « unterbricht der andere Jakobus, der Sohn des Zebedäus.

»Nein, das nicht! Das kommt nicht in Frage! Hier sind wir und hier bleiben wir. Alle. Wer gehen wollte, hätte es früher tun sollen. Jetzt nicht mehr. *Ich* werde mich widersetzen, wenn der Meister sich

nicht widersetzt«, sagt Petrus langsam aber bestimmt und schlägt mit der Faust auf den Tisch.

»Und weshalb? Wer bist du denn, daß du an Stelle des Meisters Befehle erteilst?« fragt Iskariot heftig.

»Ich bin ein Mensch, der nicht wie Gott, wie er, denkt, sondern wie ein Mensch.«

»Du mißtraust mir? Du hältst mich für einen Verräter?« sagt Judas erregt.

»Du hast es gesagt. Nicht, daß ich dich dafür halten will . . . Aber du bist so gedankenlos und so wankelmütig, Judas! Und du hast zu viele Freunde. Und du tust zu gerne groß, in allem. Du, oh! Du könntest nicht schweigen! Um einem niederträchtigen Menschen zu antworten oder um zu zeigen, daß du ein Apostel bist, würdest du plaudern. Daher bist und bleibst du hier. So kannst du nicht schaden und brauchst dir keine Vorwürfe zu machen.«

»Gott läßt dem Menschen die Freiheit, und du willst sie mir nehmen?«

»Ich will es. Aber sage mir doch: Regnet es dir etwa auf den Kopf? Fehlt es dir an Brot? Schadet dir die Luft? Beleidigen dich die Leute? Nichts von alledem. Das Haus ist solide, wenn auch nicht reich. Die Luft ist gut, an Essen hat es dir niemals gefehlt, und die Bevölkerung achtet dich. Warum bist du also so unruhig, wie wenn du auf einer Galeere wärest?«

»„Zwei Völkerschaften verabscheut meine Seele, und die dritte mir verhaßte ist kein Volk: die Bewohner von Seir, die Philister und das törichte Volk, das in Sichem wohnt.“ Ich antworte dir mit den Worten des Weisen. Und ich habe allen Grund, so zu denken. Sage mir selbst, ob diese Völker uns lieben!«

»Mhm . . . Eigentlich scheint mir, daß auch die anderen, dein Volk und mein Volk, nicht viel besser sind. Man hat in Judäa und in Galiläa mit Steinen nach uns geworfen, und in Judäa noch mehr als in Galiläa, im Tempel von Judäa mehr als an allen anderen Orten. Ich finde nicht, daß wir im Land der Philister, oder hier oder anderswo mißhandelt worden sind . . . «

»Wo anderswo? Wir sind glücklicherweise sonst nirgends hingegangen. Aber selbst wenn wir anderswohin gegangen wären, wäre ich nicht mitgekommen, und auch in Zukunft werde ich nicht mitkommen. Ich will mich nicht noch mehr beflecken.«

»Dich beflecken? Das ist es nicht, was dich stört, Judas des Simon. Du willst dich nicht mit denen vom Tempel verfeinden. Das ist deine große Sorge«, sagt mit ruhiger Stimme Simon der Zelote, der mit Petrus, Jakobus des Alphäus und Philippus in der Küche geblieben ist. Die anderen sind hinausgegangen, einer nach dem anderen, um sich mit den beiden Kindern zum Meister zu gesellen. Eine verdienstvolle Flucht, denn sie ist erfolgt, um nicht gegen das Gebot der Liebe zu verstoßen.

»Nein, das stimmt nicht. Es paßt mir einfach nicht, meine Zeit zu vergeuden und Dummköpfe mit Weisheit zu füttern. Schau! Was hat es genützt, Ermastheus zu uns zu nehmen? Er ist fortgegangen und nicht wiedergekommen. Josef sagte, daß er sich von ihm getrennt habe und zum Laubhüttenfest zurückkommen wollte. Hast du ihn etwa gesehen? Ein Abtrünniger ... «

»Ich weiß nicht, warum er nicht zurückgekehrt ist, und urteile nicht. Doch möchte ich dich fragen: Ist er etwa der einzige, der den Meister verlassen hat und vielleicht sogar sein Feind geworden ist? Gibt es unter uns Juden und Galiläern denn keine Abtrünnigen? Kannst du das behaupten?«

»Nein, das ist wahr. Aber ich fühle mich eben nicht wohl hier. Wenn man erfahren würde, daß wir hier sind! Wenn man wüßte, daß wir uns mit Samaritern abgeben und am Sabbat sogar in ihre Synagogen gehen! Er will es tun ... Wehe, wenn man es erführe! Die Anklage wäre dann gerechtfertigt ... «

»Und der Meister würde verurteilt werden, willst du sagen. Er ist es ja schon. Er ist es schon, noch bevor man es erfährt. Er ist verurteilt worden, nachdem er einen Juden in Judäa auferweckt hat. Er wird gehaßt, und man klagt ihn an, ein Samariter und ein Freund von Zöllnern und Dirnen zu sein. Er ist es ... von jeher. Und du weißt besser als wir alle, daß er es nicht ist!«

»Was willst du damit sagen, Natanaël? Was meinst du damit? Was habe ich damit zu tun? Was kann ich besser wissen als ihr?« Judas ist äußerst erregt.

»Du kommst mir vor wie eine von Feinden umringte Maus, mein Junge. Aber du bist keine Maus, und wir sind nicht mit Stöcken bewaffnet, um dich zu fangen und zu töten. Warum gerätst du so in Erregung? Wenn dein Gewissen in Ordnung ist, warum versetzen dich dann unschuldige Worte in solche Unruhe? Was hat Bartholomäus gesagt, daß du so außer dir bist? Ist es vielleicht nicht wahr, daß niemand besser als wir, seine Apostel, die wir mit ihm wohnen und neben ihm schlafen, wissen und bezeugen können, daß er nicht den Samariter, den Zöllner, den Sünder oder die Dirne als solche liebt, sondern ihre Seelen? Nur um diese ist er besorgt, und nur um ihrer Seelen willen gibt er sich mit Samaritern, Zöllnern und Dirnen ab. Und nur der Allerhöchste weiß, wie schwer es dem Reinsten fällt, sich dem zu nähern, was wir Menschen und Sünder „Schmutz“ nennen. Du verstehst und kennst Jesus noch nicht, mein Junge! Du kennst und verstehst ihn weniger als selbst die Samariter, die Philister, die Phönizier und viele andere mehr«, sagt Petrus, und eine gewisse Traurigkeit klingt in den letzten Worten mit.

Judas sagt nichts mehr, und auch die anderen schweigen.

Die alte Frau kommt herein und sagt: »Die Leute aus der Stadt sind auf dem Weg. Sie sagen, es sei die Stunde des Sabbatgebets und der Meister habe versprochen, zu reden . . . «

»Ich will gehen und es ihm sagen, Frau. Und du, sage den Leuten von Efraim, daß wir gleich kommen«, antwortet Petrus und geht in den Garten hinaus, um Jesus zu benachrichtigen.

»Und du, was machst du? Kommst du? Wenn du nicht kommen willst, dann geh, geh hinaus, bevor ihn deine Ablehnung kränkt«, sagt der Zelote zu Judas.

»Ich komme mit euch. Mit euch kann man nicht reden! Man könnte meinen, ich sei der größte Sünder. Jedes meiner Worte wird falsch verstanden.«

Jesus, der nun die Küche wieder betritt, verhindert weitere Worte. Sie gehen auf die Straße zu den Leuten aus Efraim, betreten mit ihnen die Stadt und bleiben erst vor der Synagoge stehen, an deren Portal Maleachi sie begrüßt und sie einlädt hereinzukommen.

Ich bemerke keinerlei Unterschied zwischen den Gebetsstätten der Samariter und denen, die ich anderenorts gesehen habe. Immer dieselben Lampen, dieselben Pulte, dieselben Regale mit den Schriftrollen und der Platz des Synagogenvorstehers oder seines Stellvertreters. Nur gibt es hier viel weniger Schriftrollen als in den anderen Synagogen.²⁸

»Wir haben unsere Gebete schon verrichtet, während wir auf dich gewartet haben. Wenn du sprechen willst ... Welche Rolle wünschst du, Meister?«

»Ich brauche keine. Und außerdem hättest du die nicht, aus der ich etwas auslegen will«, antwortet Jesus, wendet sich dem Volk zu und beginnt seine Rede: »Als die Hebräer von Kyrus, dem Perserkönig, in die Heimat zurückgeschickt wurden, um den fünfzig Jahre zuvor zerstörten Tempel Salomons wieder aufzubauen, wurde der Altar auf seinem alten Fundament neu errichtet und darauf morgens und abends das tägliche Brandopfer dargebracht. Auch das außergewöhnliche Opfer an jedem Monatsersten und an den sonstigen, dem Herrn geweihten Feiertagen sowie die individuellen Opfergaben wurden darauf verbrannt. Nachdem die ersten unentbehrlichen und wesentlichen Kulthandlungen gesichert waren, begannen sie im zweiten Jahr nach der Rückkehr mit dem, was man den Rahmen des Kultes nennen könnte, das Äußerliche. Zwar kein schuldhaftes Unternehmen, denn es geschah, um den Ewigen zu ehren, aber auch kein unbedingt notwendiges. Denn der Gottesdienst ist Liebe zu Gott, und die Liebe fühlt und übt man im Herzen, nicht vermittelt behauener Steine und mit kostbarem Holz, Gold und Weihrauch. Alle diese Dinge sind Äußerlichkeiten und dienen mehr dazu, dem ei-

²⁸Die Samariter anerkennen als Heilige Schriften nur die fünf Bücher Moses, den Pentateuch: Genesis, Exodus, Levitikus, Numeri, Deuteronomium.

genen nationalen oder bürgerlichen Stolz genutzet, als den Herrn zu ehren.

Gott verlangt einen Tempel des Geistes. Er begnügt sich nicht mit einem gemauerten, marmornen Tempel, in dem der Geist der Liebe fehlt. Wahrlich, ich sage euch, der Tempel des reinen und liebenden Herzens ist der einzige Tempel, den Gott liebt und in dem er Wohnung nimmt mit seinem Licht. Und töricht ist der Wettstreit, den Gebiete und Städte hinsichtlich der Schönheit der einzelnen Gebetsstätten miteinander austragen. Warum denn wetteifern mit Reichtum und Ausstattung der Häuser, in denen man Gott anruft? Könnte denn das Endliche je dem Unendlichen gerecht werden, selbst wenn das Endliche zehnmal schöner als der Tempel Salomons und alle Königspaläste zusammen wäre? Gott, der Unendliche, der von keinem Raum umschlossen und durch keine materielle Zier geehrt werden kann, findet den einzigen Ort, der seiner würdig ist, und er kann, vielmehr will sich im Herzen des Menschen niederlassen; denn der Geist des Gerechten ist ein Tempel, über dem der Geist Gottes im Duft der Liebe schwebt, und bald wird er ein Tempel sein, in dem der Herr, als der Eine und Dreieine wie im Himmel, seine wirkliche Wohnung aufschlägt.

Und es steht geschrieben, daß, nachdem die Maurer das Fundament des Tempels gelegt hatten, die Priester in ihrem Schmuck und mit ihren Trompeten und die Leviten mit ihren Zimbeln gemäß der Vorschrift Davids hingingen. Und sie sangen: „Gott sei gepriesen, denn er ist gut, und ewig währt seine Barmherzigkeit.“

Und das Volk jubelte. Doch viele Priester, Vorsteher, Leviten und Ältesten weinten bitterlich, als sie an den Tempel dachten, wie er zuvor gewesen war; aber in dem Durcheinander konnte man den freudigen Jubel von den Klagen nicht unterscheiden. Und man liest weiter, daß die Nachbarvölker die Erbauer des Tempels störten, denn sie wollten sich rächen, weil man sie abgewiesen hatte, als sie sich erboten, beim Bau zu helfen; denn auch sie suchten den Gott Israels, den einen und wahren Gott. Und diese Störungen unterbrachen den

Gang der Arbeiten so lange, bis es Gott gefiel, sie fortsetzen zu lassen. So steht es im Buch Esra geschrieben.

Wie viele und welche Lehren enthält dieser Abschnitt?

Die bereits genannte, daß der wahre Gottesdienst in den Herzen stattfinden muß und ihm nicht durch Steine und Hölzer oder Gewänder, Zimbeln und Gesänge, denen der Geist fehlt, Ausdruck verliehen werden kann. Daß der Mangel an gegenseitiger Liebe immer Anlaß zu Verzögerungen und Störungen ist, auch wenn man einen an und für sich guten Zweck vor Augen hat. Gott kann nicht dort sein, wo die Liebe fehlt. Nutzlos ist es, Gott zu suchen, wenn man vorher nicht die notwendigen Voraussetzungen schafft, um ihn finden zu können. Gott findet man in der Liebe. Derjenige oder diejenigen, die sich in der Liebe festigen, finden Gott, ohne ihn lange und mühsam suchen zu müssen. Und wer Gott an seiner Seite hat, dem gelingt alles, was er unternimmt.

In dem dem Herzen eines Weisen entsprungenen Psalm, nach der Betrachtung der schmerzlichen Ereignisse beim Wiederaufbau des Tempels und der Mauern, heißt es: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, mühen die Bauleute sich umsonst. Wenn der Herr die Stadt nicht bewacht, späht der Wächter umsonst.“

Aber wie kann Gott das Haus bauen, wenn er weiß, daß seine Bewohner ihn nicht im Herzen haben, da sie ihre Nachbarn nicht lieben? Und wie kann er die Städte beschützen und ihren Verteidigern Kraft verleihen, wenn er nicht in ihnen wohnen kann, da ihr Haß gegen die Nachbarvölker sie gottlos macht? Hat es euch einen Vorteil gebracht, ihr Völker, durch die Schranken des Hasses getrennt zu sein? Hat euch dieser Haß mächtiger, reicher und glücklicher gemacht? Niemals kann Haß oder Rachsucht nützen, niemals kann stark sein, wer allein ist, niemals wird geliebt, wer selbst nicht liebt. Und vergeblich ist es, sich vor Tagesgrauen zu erheben, wie der Psalm sagt, um mächtig, reich und glücklich zu werden. Ein jeder möge sich die nötige Ruhe gönnen als Trost für die Trübsal des Lebens; denn der Schlaf ist eine Gabe Gottes, wie das Licht und alles

andere, an dem sich der Mensch erfreut. Ein jeder möge sich seine Ruhe gönnen; doch soll er im Schlaf und im Wachen die Liebe als Genossin haben, und seine Werke werden gedeihen und seine Familie und seine Geschäfte werden blühen. Und vor allem wird sein Geist erblühen und die königliche Krone der Kinder des Allerhöchsten und Erben seines Reiches erwerben.

Ja, es steht geschrieben, daß während das Volk jubelte, einige bitterlich weinten, da sie an die Vergangenheit dachten und um sie trauerten. Aber man konnte die verschiedenen Stimmen nicht unterscheiden im allgemeinen Lärm.

Söhne von Samaria! Und ihr, meine Apostel, Söhne von Judäa und Galiläa! Auch heute gibt es solche, die jubeln, und solche, die weinen, während der neue Tempel des Herrn auf ewigen Fundamenten ersteht. Auch heute gibt es solche, die die Arbeit verzögern und Gott dort suchen, wo er nicht ist. Auch heute gibt es solche, die gemäß dem Befehl des Kyrus und nicht gemäß dem Befehl des Herrn aufbauen wollen; die also auf den Befehl der Welt und nicht auf die Stimme des Geistes hören. Auch heute noch gibt es solche, die törricht und menschlich einer schlechteren Vergangenheit nachtrauern, einer Vergangenheit, die weder gut noch weise war und den Zorn Gottes erregte. Auch heute noch gibt es alle diese Dinge, als ob wir noch immer im Nebel der vergangenen Zeiten und nicht im Licht der Zeit des Lichtes lebten.

Öffnet eure Herzen dem Licht. Füllt sie mit Licht, damit wenigstens ihr, zu denen ich, das Licht, spreche, seht. Die neue Zeit hat begonnen. Alles wird in ihr erneuert. Und wehe denen, die sich dagegen sträuben und jene behindern, die den Tempel des neuen Glaubens errichten, dessen Eckstein ich bin. Mich selbst werde ich hingeben für diesen Tempel, um seine Steine zusammenzuhalten, damit das Gebäude heilig und stark gedeihe, bewundernswert über die Jahrhunderte und groß wie die Welt, die es mit seinem Licht erleuchten wird. Ich sage Licht und nicht Schatten, denn mein Tempel wird aus Geist und nicht aus lichtlosen Steinen bestehen. Stein

dieses Tempels werde ich mit meinem ewigen Geist sein, und Steine werden alle jene sein, die meine Worte und die neue Lehre befolgen. Schwerelose Steine, flammende Steine, heilige Steine. Und das Licht wird sich über die Erde verbreiten, das Licht des neuen Tempels, und Weisheit und Heiligkeit über sie ausgießen. Draußen bleiben werden nur jene, die mit unreinen Tränen der Vergangenheit nachtrauern und sie beweinen, da sie für sie die Quelle des Nutzens und rein irdischer Ehren war.

Öffnet euch der neuen Zeit und dem neuen Tempel, ihr Menschen von Samaria! In ihnen ist alles neu, und die alten materiellen, gedanklichen und geistigen Trennungen und Grenzen existieren nicht mehr. Frohlockt, denn das Exil außerhalb der Stadt Gottes nähert sich seinem Ende. Oder freut es euch etwa, für die anderen in Israel Ausgestoßene oder Aussätzige zu sein? Leidet ihr nicht darunter, euch wie aus dem Schoß Gottes Vertriebene zu fühlen? Denn dies ist es, was ihr fühlt; eure Seelen fühlen es, eure armen, in diesen euren Körpern gefangenen Seelen. Und ihr unterdrückt sie mit euren hochmütigen Gedanken, die anderen Menschen gegenüber nicht zugeben wollen: „Wir haben gefehlt. Doch wie verlorene Schafe kehren wir nun in den Schafstall zurück.“ Daß ihr es den anderen nicht gestehen wollt, ist schlimm. Aber sagt es wenigstens Gott. Auch wenn ihr den Schrei eurer Seele unterdrückt, hört Gott den Seufzer eurer Seele, die betrübt darüber ist, vom Haus des allerheiligsten Vaters aller Menschen ausgeschlossen zu sein.

Hört die Worte des Graduale.²⁹ Auch ihr seid Pilger, die seit Jahrhunderten auf dem Weg zur Oberen Stadt, zum wahren himmlischen Jerusalem sind. Von dort, vom Himmel sind eure Seelen herabgekommen, um ein Fleisch zu beleben, und nun sehnen sie sich danach, dorthin zurückzukehren. Warum wollt ihr eure Seelen opfern, ihnen den Eintritt in das Reich Gottes verwehren? Welche Schuld haben sie, in ein in Samaria gezeugtes Fleisch herabgekommen zu

²⁹Bezieht sich auf Psalm 121 aus den Wallfahrtspsalmen, die die Pilger sangen, während sie zum Tempel in Jerusalem hinaufstiegen.

sein? Sie kommen alle von einem einzigen Vater. Sie haben alle denselben Schöpfer wie die Seelen von Judäa und Galiläa, von Phönizien und der Dekapolis. Gott ist das Ziel jeder Seele. Jede Seele strebt nach diesem Gott, auch wenn Götzendienst aller Art oder verhängnisvolle Häresien, Schismen oder Unglaube sie in Unkenntnis des wahren Gottes halten, die absolut wäre, wenn die Seele nicht den Keim einer unauslöschlichen Erinnerung an die Wahrheit und eine Sehnsucht nach ihr in sich trüge. Oh, laßt diese Erinnerung und diese Sehnsucht in euch wachsen. Öffnet die Tore eurer Seele! Laßt das Licht hinein! Laßt das Leben hinein! Laßt die Wahrheit hinein! Öffnet den Weg! Laßt alles gleich einem leuchtenden, lebendigen Strom hereinfluten, wie die Sonnenstrahlen, die Wellen und die Winde der Tag-und-Nacht-Gleiche, damit der Keim zum Baum werde, der zu den Höhen strebt, um seinem Herrn immer näherzukommen.

Verlaßt das Exil! Singt mit mir: „Wenn der Herr die Seele aus der Knechtschaft befreit, dann glaubt sie vor Freude, es geschehe im Traum. Da ward von Lachen erfüllt unser Mund und unsere Zunge von Jubel. Nun wird man sagen: ‚Der Herr hat Großes an uns getan.‘“ Ja, der Herr hat Großes an euch getan, und ihr werdet von Freude erfüllt sein.

Oh! Mein Vater! Für sie bitte ich dich, wie für alle. Gib, daß diese unsere Gefangenen zurückkehren, o Herr, diese Gefangenen, die in deinen und meinen Augen in den Ketten des verstockten Irrtums liegen. Führe sie zurück, o Vater, wie der Bach sich in den großen Fluß ergießt, in das große Meer deiner Barmherzigkeit und deines Friedens. Ich und meine Diener säen unter Tränen deine Wahrheit in sie! Vater, gib daß zur Zeit der großen Ernte wir, alle deine Diener, die Verkünder deiner Wahrheit, auf diesen Schollen, die jetzt nur wenige Dornen und giftige Kräuter zu tragen scheinen, freudig den edlen Weizen für deine Scheunen mähen können. Vater! Vater! Um unserer Mühen und Tränen und Schmerzen willen, um des Schweißes und des Todes willen, die unsere ständigen Begleiter bei der Aussaat waren und sein werden, gewähre uns, vor dich zu treten

und dir die Schar der Erstlinge dieses Volkes darzubringen, die zu deiner Ehre zur Gerechtigkeit und Wahrheit wiedergeborenen Seelen. Amen.«

In dem sehr eindrucksvollen, da absoluten Schweigen dieser so großen Menge, die die Synagoge und den Platz davor füllt, entsteht nun ein Flüstern. Es nimmt zu, aus dem Flüstern wird leises Reden, aus dem Reden lautes Stimmengewirr, und aus dem Stimmengewirr ein allgemeines Hosanna. Die Leute gestikulieren, kommentieren und jubeln Jesus zu . . .

Welch ein Unterschied zu dem Nachspiel der Predigten im Tempel! Maleachi sagt im Namen aller: »Nur du weißt so die Wahrheit zu sagen, ohne zu beleidigen oder zu beschämen! Du bist wahrhaft der Heilige Gottes! Bete für unseren Frieden. Wir sind seit Jahrhunderten verhärtet in unseren Ansichten und durch jahrhundertelange Beleidigungen. Und wir müssen diese harte Schale zerbrechen. Habe Mitleid mit uns.«

»Mehr noch, ich liebe euch. Seid guten Willens, und die Schale wird von selbst zerbrechen. Das Licht möge euch erleuchten.«

Jesus bahnt sich einen Weg durch die Menge und geht hinaus; die Apostel folgen ihm.

612 Die Verwandten der Kinder und die Leute von Sichem

Jesus befindet sich allein auf der kleinen Insel im Bach. Die Kinder spielen am Ufer und sprechen ganz leise, als ob sie Jesus in seiner Betrachtung nicht stören wollten. Ab und zu stößt der Kleinste einen Freudenschrei aus, wenn er ein Steinchen von schöner Farbe oder ein neues Blümchen entdeckt. Die anderen zischeln sofort: »Sei still! Jesus betet . . . « Und das Flüstern beginnt wieder, während die braunen Händchen aus Sand Blöcke und Kegel formen, die in der kindlichen Vorstellung Häuser und Berge sein sollen.

Oben strahlt die Sonne, die Knospen der Bäume schwellen, und auf der Wiese öffnen die Blumen ihre Kelche. Die graugrünen Blätt-

chen der Pappel zittern, und die Vögel in ihrem Wipfel tragen ihre Liebeshändel und Rivalitäten aus, die einmal in freudigem Singen, das andere Mal in einem Schmerzensruf enden.

Jesus betet. Er sitzt in Betrachtung versunken im Gras, und ein Büschel Schilf verbirgt ihn vor den Blicken vom Ufer. Ab und zu erhebt er die Augen, um nach den auf der Wiese spielenden Kindern zu sehen; dann senkt er sie wieder und vertieft sich erneut in seine Gedanken.

Eilige Schritte im Ufergrün und das Erscheinen des Johannes auf dem Inselchen schlagen die Vögel in die Flucht, die aus dem Wipfel der Pappel davonschwirren, und ihr Treiben dort mit ängstlichen Schreien beenden.

Johannes sieht Jesus, der hinter den Binsen verborgen ist, nicht sofort und ruft deshalb etwas erschrocken: »Wo bist du, Meister?«

Jesus steht auf, während die Kinder von der anderen Seite her rufen: »Dort ist er! Hinter dem hohen Gras.«

Doch Johannes hat Jesus schon gesehen. Er geht zu ihm und sagt: »Meister, die Verwandten sind gekommen. Die Verwandten der Kinder. Und viele Leute von Sichem mit ihnen. Sie sind zu Maleachi gegangen, und Maleachi hat sie zu unserem Haus gebracht. Ich bin gekommen, um dich zu holen.«

»Und wo ist Judas?«

»Ich weiß es nicht, Meister. Gleich nachdem du hierher gekommen bist, ist er fortgegangen und bisher nicht zurückgekehrt. Er wird in der Stadt sein. Willst du, daß ich ihn suche?«

»Nein, das ist nicht nötig. Bleib hier bei den Kindern. Ich will zuerst mit den Verwandten sprechen.«

»Wie du willst, Meister.«

Jesus geht, und Johannes begibt sich zu den Kindern, um ihnen bei einem großen Unternehmen zu helfen: dem Bau einer Brücke über einen gedachten Bach, der aus langen Schilfblättern besteht, die auf dem Boden liegen und das Wasser darstellen . . .

Jesus betritt das Haus der Maria des Jakob, die ihn schon an der

Tür erwartet hat und ihm sagt: »Sie sind nach oben gegangen, auf die Terrasse. Ich habe sie hinaufgeführt, damit sie sich ausruhen. Doch da kommt Judas aus dem Dorf zurück. Ich werde auf ihn warten und dann eine Erfrischung für die Besucher bereiten. Sie sind sehr müde.«

Auch Jesus wartet auf Judas in dem im Vergleich zur Helligkeit draußen etwas dunklen Hausgang. Und Judas, der Jesus beim Betreten des Hauses nicht sofort sieht, sagt in anmaßendem Ton zu der Greisin: »Wo sind die Leute aus Sichem? Etwa schon wieder fortgegangen? Und der Meister? Hat ihn niemand gerufen? Johannes ... « Da bemerkt er Jesus und ändert seinen Ton: »Meister! Ich bin gelaufen, als ich zufällig erfuhr ... Warst du denn im Haus?«

»Johannes war da. Und er hat mich geholt.«

»Ich ... auch ich wäre hier gewesen. Doch am Brunnen haben mich einige Leute gebeten, ihnen etwas zu erklären ... «

Jesus entgegnet nichts. Er öffnet erst wieder den Mund, um die Wartenden zu begrüßen, die teils auf der Brüstung der Terrasse sitzen, teils in dem Zimmer, das sich zur Terrasse hin öffnet, und die sich alle ehrerbietig erheben, als sie Jesus erblicken.

Jesus wendet sich nach einem allgemeinen Gruß an Einzelne und nennt ihre Namen, und diese fragen mit freudigem Staunen: »Du erinnerst dich noch an unsere Namen?« Es müssen Bewohner von Sichem sein.

Jesus antwortet: »Ich erinnere mich an eure Namen, eure Gesichter und eure Seelen. Habt ihr die Verwandten der Kinder hierher begleitet? Sind es diese?«

»Diese sind es. Sie sind gekommen, um die Kinder abzuholen, und wir sind mit ihnen gegangen, um dir für die Barmherzigkeit zu danken, die du den Kindern einer Frau von Samaria erwiesen hast. Du allein tust solche Dinge ... ! Du bist stets der Heilige, der nur heilige Dinge tut. Auch wir haben immer an dich gedacht. Und da wir erfahren haben, daß du hier bist, sind wir gekommen, um dich zu sehen und dir dafür zu danken, daß du unser Land als deinen

Zufluchtsort erwählt hast und uns in den Kindern unseres Blutes liebst. Doch nun höre die Verwandten an.«

Jesus, gefolgt von Judas, begibt sich zu diesen, grüßt sie noch einmal und fordert sie auf zu sprechen.

»Wir sind, ich weiß nicht, ob es dir bekannt ist, die Brüder der Mutter der Kinder. Wir waren sehr zornig auf sie, weil sie dumm und gegen unseren Willen auf dieser Heirat bestanden hatte. Unser Vater war schwach gegenüber der einzigen Tochter in seiner großen Kinderschar, so daß wir auch mit ihm in Streit gerieten und viele Jahre nicht mehr miteinander sprachen und uns nicht mehr sahen. Als wir dann hörten, daß die Hand Gottes schwer auf der Frau lastete und Not in ihrem Haus herrschte – denn eine unreine Verbindung schützt der Segen Gottes nicht – nahmen wir den alten Vater wieder zu uns ins Haus, damit er wenigstens nur unter dem Unglück seiner Tochter zu leiden habe. Schließlich ist sie gestorben, und wir haben es erfahren. Du warst kurz zuvor bei uns, und wir sprachen von dir ... So geschah es, daß wir unseren Unwillen unterdrückten und dem Mann durch diesen und diesen hier (zwei Männer aus Sichem) anboten, die Kinder aufzunehmen. Sie sind ja zur Hälfte von unserem Blut. Er ließ uns antworten, daß sie lieber alle eines elenden Todes sterben sollten, als von unserem Brot zu leben. Weder die Kinder noch den Leichnam unserer Schwester sollten wir bekommen; nicht einmal diesen, um ihm ein Grab entsprechend unserem Brauch zu geben. Daraufhin schworen wir ihm und seinen Kindern Haß, und unser Haß traf ihn wie ein Fluch, so daß er vom freien Mann zum Knecht wurde, um dann wie ein Schakal in einer stinkenden Höhle zu sterben. Wir hätten nie davon erfahren, denn wir hatten schon lange jede Verbindung zu ihm abgebrochen. Und wir fürchteten uns nicht wenig, dies wohl, als wir vor nun acht Nächten die Räuber auf unserem Hof erscheinen sahen. Als wir erfuhren, warum sie gekommen waren, nagte die Entrüstung, nicht der Schmerz, wie Gift an uns, und wir hatten es eilig, die Räuber fortzuschicken und boten ihnen eine gute Belohnung an, um sie zu Freunden zu haben. Wie

staunten wir, als sie sagten, sie hätten ihre Belohnung schon erhalten und wollten nichts weiter.«

Judas unterbricht das aufmerksame Schweigen aller mit ironischem Lachen und schreit: »Ihre Bekehrung! Ihre vollkommene Bekehrung! Wahrlich!«

Jesus schaut ihn streng an, die anderen schauen ihn erstaunt an, und der Sprecher fährt fort: »Was hätte man mehr von ihnen erwarten können? Ist es nicht schon bemerkenswert, daß sie den Hirtenjungen zu uns begleitet haben, ohne der Gefahren zu achten, und daß sie keinen Lohn angenommen haben? Ein unglückliches Leben zieht unglückliche Sitten nach sich. Gewiß haben sie bei dem umherirrenden und nun toten Dummkopf keine große Beute gemacht. Nur geringe Beute und sicher kaum ausreichend für Leute, die mindestens zehn Tage lang ihre Raubzüge unterbrechen müssen. Und ihre Ehrlichkeit verwunderte uns so sehr, daß wir sie fragten, welche Stimme sie zu dieser frommen Tat bewogen habe. So erfuhren wir, daß ein Rabbi zu ihnen gesprochen hatte ... Ein Rabbi! Du allein konntest es gewesen sein. Denn kein anderer Rabbi Israels könnte tun, was du tust. Und nachdem sie weggegangen waren, befragten wir den erschreckten Hirtenknaben und erfuhren so Genaueres. Als erstes erfuhren wir nur, daß der Mann unserer Schwester tot war und daß die Kinder in Efraim bei einem Gerechten waren, und daß dieser Gerechte ein Rabbi war und mit ihnen gesprochen hatte. Wir dachten gleich, daß du es sein mußt. Und als wir am nächsten Morgen nach Sichem kamen, sprachen wir mit den Leuten dort, denn wir waren noch nicht sicher, ob wir die Kinder aufnehmen sollten. Doch sie sagten uns: „Wie? Wollt ihr, daß der Meister von Nazaret sich vergebens liebevoll der Kinder angenommen hat? Denn er ist es ganz gewiß, zweifelt nicht. Gehen wir vielmehr alle zu ihm, denn seine Güte mit den Söhnen von Samaria ist groß.“ Und so sind wir aufgebrochen, nachdem wir unsere Angelegenheiten geregelt hatten. Wo sind die Kinder jetzt?«

»Am Bach. Judas, geh und sage ihnen, daß sie kommen sollen.«

Judas entfernt sich.

»Meister, es ist eine schwere Begegnung für uns. Sie werden uns an all unseren Ärger erinnern, und wir wissen noch nicht, ob wir sie aufnehmen sollen. Sie sind die Söhne des schlimmsten Feindes, den wir je gehabt haben ... «

»Sie sind Kinder Gottes. Unschuldige sind sie. Der Tod löscht das Vergangene, und durch Sühne erlangt man Verzeihung, auch die Verzeihung Gottes. Wollt ihr strenger sein als Gott? Und grausamer als die Räuber? Und verstockter als sie? Die Räuber wollten vorsichtshalber den Hirtenknaben töten und die Kinder aus menschlichem Mitleid mit den Hilflosen behalten. Der Rabbi hat gesprochen, und sie haben nicht getötet und sind sogar bereit gewesen, den kleinen Hirten bis zu euch zu begleiten. Sollte ich in gerechten Seelen auf Widerstand stoßen, nachdem ich das Verbrechen besiegt habe ...?«

»Weißt du ... Wir sind vier Brüder und haben schon siebenunddreißig Kinder in unserem Haus ... «

»Wo schon siebenunddreißig Spatzen Nahrung finden, weil der Vater im Himmel sie Körnlein finden läßt, können da nicht auch vierzig satt werden? Kann die Macht des Vaters nicht noch Nahrung für weitere drei, oder auch vier seiner Kinder verschaffen? Hat denn die göttliche Vorsehung Grenzen? Wird der Unendliche sich weigern, die Fruchtbarkeit eurer Saat, eurer Pflanzen und eurer Schafe zu mehren, damit immer genügend Brot, Öl, Wein, Wolle und Fleisch für eure Kinder und weitere vier arme Kinder, die allein geblieben sind, vorhanden ist?«

»Es sind drei, Meister!«

»Es sind vier. Auch der Hirtenknabe ist eine Waise. Könntet ihr, wenn Gott hier vor euch erscheinen würde, behaupten, daß euer Brot so knapp bemessen ist, daß ihr kein Waisenkind mehr ernähren könnt? Der Pentateuch gebietet Barmherzigkeit mit den Waisen ... «

»Nein, wir könnten es nicht, Herr, das ist wahr. Wir wollen nicht schlechter sein als die Räuber. Wir werden auch dem Hirtenknaben Brot, Kleidung und Obdach gewähren. Aus Liebe zu dir.«

»Aus Liebe. Aus alles umfassender Liebe, zu Gott, seinem Messias, eurer Schwester und eurem Nächsten. Dies ist die Ehrung und die Vergebung, die ihr eurem Blut schuldig seid. Nicht ein kaltes Grab für ihre Asche. Verzeihung ist Friede. Friede für die Seele des Menschen, der gesündigt hat. Doch wäre es nur eine geheuchelte Verzeihung, nur Äußerlichkeit, und kein Friede für die Seele der Toten, die eure Schwester und die Mutter der Kinder war, wenn zu der gerechten, von Gott auferlegten Sühne noch die schmerzliche Qual des Bewußtseins käme, daß die Kinder, die ja unschuldig sind, für ihre Sünde büßen müssen. Die Barmherzigkeit Gottes ist unendlich. Aber fügt ihr die eure hinzu, um der Toten zum Frieden zu verhelfen.«

»Oh, wir werden es tun! Wir werden es tun! Niemandem hätte sich unser Herz gebeugt; nur dir, o Rabbi, der du eines Tages unter uns geweilt und einen Samen gesät hast, der nicht gestorben ist und nicht sterben wird.«

»Amen! Hier sind die Kinder . . . « Jesus deutet auf sie, die gerade vom Ufer des Baches kommen, und ruft sie.

Und die Kinder lassen die Hände der Apostel los, laufen herbei und rufen: »Jesus! Jesus!« Sie kommen ins Haus, steigen die Treppe hinauf, sind nun auf der Terrasse und bleiben furchtsam vor den vielen Fremden stehen, die sie betrachten.

»Komm, Ruben, und auch du, Elischa, und du, Isaak. Dies hier sind die Brüder eurer Mutter. Sie sind gekommen, um euch mitzunehmen und euch zu ihren eigenen Kindern zu führen. Seht ihr, wie gut der Herr ist? Genau wie die Taube der Maria des Jakob, der wir vorgestern zugeschaut haben, als sie auch das Junge der anderen, toten Taube gefüttert hat. Gott hat euch aufgenommen und gibt euch nun diese Menschen, damit sie für euch sorgen und ihr keine Waisen mehr seid. Auf! Begrüßt eure Verwandten.«

»Der Herr sei mit euch, ihr Herren«, sagt der größere Knabe schüchtern und sieht dabei zu Boden. Und die beiden kleineren machen es ihm nach.

»Dieser hier sieht der Mutter sehr ähnlich, und auch dieser; aber der dort (der größere) ist ganz der Vater«, bemerkt einer der Verwandten.

»Mein Freund, ich hoffe, daß du nicht so ungerecht bist, Unterschiede zu machen in deiner Zuneigung wegen der Ähnlichkeit eines Gesichtes«, sagt Jesus.

»O nein! Das nicht. Ich habe ihn nur betrachtet . . . und gedacht . . . Hoffentlich hat er nicht auch das Herz des Vaters.«

»Er ist noch ein Kind. Und aus seinen einfachen Worten kann man entnehmen, daß er seine Mutter mehr als jeden anderen Menschen geliebt hat.«

»Sie hat besser für sie gesorgt, als wir dachten. Sie sind ordentlich gekleidet und haben anständige Schuhe. Vielleicht ist sie zu Geld gekommen.«

»Ich und meine Brüder haben neue Kleider, weil Jesus sie uns gegeben hat. Wir hatten weder Schuhe noch Mäntel und glichen in allem dem Hirtenjungen«, sagt der Zweitgeborene, der nicht so schüchtern wie der größere ist.

»Wir werden dir alles vergüten, Meister«, sagt einer der Verwandten und fügt hinzu: »Joachim von Sichem hat die Spenden der Stadt. Aber wir werden noch Geld dazulegen . . . «

»Nein. Ich will kein Geld. Ich will ein Versprechen. Euer Versprechen, daß ihr diese Kinder, die ich den Räubern entrissen habe, lieben werdet. Die Spenden . . . Maleachi, nimm sie für die Armen, die du kennst, und gib einen Teil davon der Maria des Jakob, denn in ihrem Haus herrscht großes Elend.«

»Wie du willst. Wenn sie brav sind, werden wir sie lieben.«

»Wir werden brav sein, Herr. Wir wissen, daß wir brav sein müssen, um unsere Mutter wiederzufinden und flußaufwärts zu fahren bis zum Schoß Abrahams; und daß wir den Faden unseres Bootes nicht aus der Hand Gottes reißen dürfen, damit wir nicht vom Strom des Bösen fortgetragen werden«, sagt Ruben in einem Atemzug.

»Aber was redet das Kind denn da?«

»Es ist ein Gleichnis, das sie von mir gehört haben. Ich habe es erzählt, um ihr Herz zu trösten und ihrem Geist eine Führung zu geben. Und die Kinder haben es sich gemerkt und wenden es bei all ihrem Tun an. Macht euch mit ihnen vertraut, während ich mit den Leuten von Sichem spreche.«

»Meister, noch ein Wort. Was uns bei den Räubern ganz besonders überrascht hat, war die Bitte, dem Meister, der die Kinder bei sich hat, auszurichten, er möge ihnen verzeihen; sie seien erst jetzt gekommen, da sie nicht alle Straßen benützen könnten und die Anwesenheit eines Kindes sie gehindert habe, lange Märsche durch wilde Schluchten zu machen.«

»Hörst du es, Judas?« sagt Jesus zu Iskariot, der nichts erwidert.

Dann begibt sich Jesus zu den Leuten von Sichem, die ihm das Versprechen abnehmen, sie vor der Sommerhitze wenigstens noch kurz zu besuchen. Und sie erzählen ihm Dinge aus der Stadt und wie die an Seele oder Leib Geheilten immer an ihn denken.

Inzwischen bemühen sich Judas und Johannes, die Kinder mit ihren Verwandten anzufreunden.

613 Die geheime Unterweisung

Jesus geht auf einer einsamen Straße, vor ihm die Verwandten der Kinder und an seiner Seite die Leute von Sichem. Sie befinden sich in einer verlassenem Gegend. Keine Ortschaft weit und breit. Die Kinder hat man in die Sättel einiger Esel gesetzt, und einer der Verwandten hält jeweils den Zügel und gibt acht auf das Kind. Die Leute von Sichem haben es vorgezogen, zu Fuß zu gehen, um bei Jesus zu sein. So laufen die übrigen Esel ohne ihre Reiter in einem Grüppchen der Gruppe der Männer voraus und iahen und hüpfen immer wieder erfreut, daß sie so ohne eine Last in den Stall zurückkehren können. Es ist ein herrlicher Tag, und frisches Gras säumt den Weg. Und die Esel stecken ab und zu ihre Nüstern hinein, um ein Maulvoll zu probieren. Dazwischen traben sie mit lustigen Sprüngen zu ihren

beladenen Artgenossen, was den Kindern sichtlich Spaß macht.

Jesus spricht zu den Leuten von Sichem oder hört ihnen bei ihren Unterhaltungen zu. Man sieht, daß die Samariter stolz sind, den Meister bei sich zu haben, und mehr träumen, als angebracht ist. So sagen sie zu Jesus, wobei sie auf die hohen Berge deuten, die sich links befinden, wenn man nach Norden geht: »Siehst du? Der Ebal und der Garizim haben einen schlechten Ruf. Doch sie sind, für dich wenigstens, viel besser als der Zion. Und sie wären vollkommen gut, wenn du es wolltest, wenn du sie zu deinem Wohnsitz machen würdest. Zion ist immer noch eine Jebusiterhöhle. Und die heutigen sind dir noch feindlicher gesinnt als die früheren David. Dieser hat die Festung mit Gewalt genommen; aber du, der du keine Gewalt anwendest, wirst dort nicht herrschen. Niemals. Bleibe bei uns, Herr, und wir werden dich ehren.«

Jesus antwortet: »Sagt mir: Hättet ihr mich geliebt, wenn ich euch mit Gewalt hätte gewinnen wollen?«

»Ehrlich gesagt ... nein. Wir lieben dich gerade, weil du ganz Liebe bist.«

»Daher also, der Liebe wegen, herrsche ich in euren Herzen?«

»So ist es, Meister. Aber nur, weil wir deine Liebe angenommen haben. Jene, die von Jerusalem, lieben dich nicht.«

»Das ist wahr. Sie lieben mich nicht. Aber ihr, die ihr in Geschäften so erfahren seid, sagt mir: Wenn ihr etwas verkaufen, kaufen oder verdienen wollt, verliert ihr da gleich den Mut, wenn man euch an manchen Orten nicht liebt? Oder geht ihr nicht trotzdem euren Geschäften nach und seid nur darauf bedacht, vorteilhaft einzukaufen oder zu verkaufen, ohne euch darum zu kümmern, ob mit dem Geld, das ihr verdient, die Liebe des Käufers oder Verkäufers verbunden ist?«

»Wir kümmern uns nur um das Geschäft. Es interessiert uns wenig, ob dem, der mit uns handelt, die Liebe fehlt. Wenn das Geschäft abgeschlossen ist, dann hört auch jede Verbindung auf. Der Verdienst bleibt, der Rest ist ... belanglos.«

»Nun, auch ich bin gekommen, um die Interessen meines Vaters wahrzunehmen, und ich habe mich nur um sie zu kümmern. Ob ich dort, wo ich arbeite, auf Liebe, Verachtung oder Ablehnung stoße, kümmert mich wenig. In einer Handelsstadt macht man nicht mit allen Geschäfte, und nicht immer Gewinne. Aber wenn man nur einen einzigen findet, mit dem man ein gutes Geschäft machen kann, so sagt man sich, daß die Reise nicht umsonst gewesen ist, und man wird immer wieder dorthin zurückkehren. Denn das, was man beim ersten Mal nur mit einem erreicht hat, gelingt beim zweiten Mal schon mit dreien, beim vierten Mal mit sieben und danach mit zehn und nochmals zehn. Ist es nicht so? Auch ich mache es bei meinen Eroberungen für den Himmel wie ihr bei eurem Handel. Ich lasse nicht ab und bin hartnäckig und halte auch das zahlenmäßig Kleine für groß; denn selbst eine einzige gerettete Seele ist etwas Großes, ist ein großer Lohn für meine Mühe. Jedesmal, wenn ich hingehe und meine eventuellen menschlichen Reaktionen überwinde, um als König des Geistes auch nur einen einzigen Untertan zu gewinnen, kann ich mir sagen, daß mein Weg, meine Mühen und Leiden nicht umsonst gewesen sind. Ja, ich preise die Verachtung, die Beleidigungen, die Anklagen heilig, liebenswert und wünschenswert. Ich wäre kein guter Eroberer, wenn ich vor dem Hindernis der granitenen Festungen haltmachen würde.«

»Aber du würdest Jahrhunderte brauchen, um sie zu besiegen. Du ... bist ein Mensch. Und du wirst nicht Jahrhunderte leben. Warum willst du also deine Zeit dort vergeuden, wo man dich nicht will?«

»Ich werde viel kürzer leben. Sehr bald schon werde ich nicht mehr unter euch weilen und nicht mehr die Sonnenauf- und -untergänge wie Meilensteine der anbrechenden und zu Ende gehenden Tage sehen; ich werde sie nur als Schönheiten der Schöpfung betrachten und den Schöpfer, der sie schuf und der mein Vater ist, preisen; ich werde weder die Blumen blühen und das Getreide reifen sehen, noch die Früchte der Erde benötigen, um mich am Leben

zu erhalten, denn wenn ich einmal in mein Reich zurückgekehrt bin, wird mich die Liebe sättigen. Und dennoch werde ich die vielen Festungen, die die Herzen der Menschen sind, besiegen. Seht den Felsen dort, unterhalb der Quelle, an der Seite des Berges. Der Wasserstrahl ist sehr fein; ich würde sagen, er fließt nicht einmal, er tröpfelt nur: Tropfen, die vielleicht seit Jahrhunderten auf den aus der Flanke des Berges vorspringenden Fels fallen. Und der Fels ist hart. Es ist nicht brüchiger Kalk oder weicher Alabaster, es ist härtester Basalt. Und doch, seht, wie sich in der Mitte des Steines, trotz seiner Wölbung, ein winziger Wasserspiegel gebildet hat, nicht größer als der Kelch einer Seerose, aber groß genug, um das Blau des Himmels widerzuspiegeln und die Vöglein zu tränken. Ist diese Höhlung in dem gewölbten Fels etwa das Werk eines Menschen, der einen blauen Edelstein auf dem dunklen Fels anbringen und eine erfrischende Schale für die Vögel schaffen wollte? Nein, der Mensch hat damit nichts zu tun. Vielleicht sind in den vielen Jahrhunderten, seit die Menschen an diesem Felsen vorübergehen und die Tropfen, wiederum seit Jahrhunderten, in unermüdlicher und gleichmäßiger Arbeit den Stein aushöhlen, wir die ersten, die diesen schwarzen Basalt mit seinem flüssigen Türkis in der Mitte betrachten, seine Schönheit bewundern und den Ewigen preisen, der dies gewollt hat zur Freude unserer Augen und zur Erfrischung der Vögel, die in der Nähe nisten. Aber sagt mir: Hat vielleicht schon der erste Tropfen, der unter dem Basaltvorsprung über dem Fels hervorgequollen und von der Höhe auf den Stein gefallen ist, diese Schale ausgehöhlt, die den Himmel, die Sonne, die Wolken und die Sterne spiegelt? Nein. Millionen und Abermillionen von Tropfen, einer nach dem anderen, sind aufeinander gefolgt. Wie Tränen sind sie dort oben hervorgequollen und glitzernd heruntergefallen, um mit einem Harfenton auf dem Felsen aufzuprallen und im Sterben ein unmeßbar winziges Teilchen der harten Materie auszuwaschen. Und dies über Jahrhunderte, wie der Sand durch eine Sanduhr rinnt und die Zeit angibt: so viele Tropfen in der Stunde, so viele im Verlauf einer Nachtwache,

so viele zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang und in der Nacht bis zur Morgenröte, so viele am Tag, so viele von Sabbat zu Sabbat, so viele von Neumond zu Neumond, von Nisan zu Nisan, und von Jahrhundert zu Jahrhundert. Der Stein ist widerstandsfähig, die Tropfen ausdauernd. Der Mensch, der stolz und daher ungeduldig und bequem ist, hätte Meißel und Hammer schon nach den ersten Schlägen weggeworfen und gesagt: „Den kann man nicht aushöhlen.“ Der Tropfen hat ihn ausgehöhlt. Das war es, was er zu tun hatte, wofür er geschaffen wurde. Und er hat gearbeitet, Tropfen um Tropfen, jahrhundertlang, um den Fels auszuhöhlen. Er hat nie aufgehört und gesagt: „Nun überlasse ich es dem Himmel, das Becken, das ich gegraben habe, mit Regen und Tau, Reif und Schnee zu füllen.“ Er ist weiterhin heruntergefallen und füllt die kleine Schale in der Hitze des Sommers und in der Kälte des Winters ganz allein, während der Regen, ob stark oder schwach, zwar den Wasserspiegel kräuselt, ihn aber nicht verschönern, verbreitern oder vertiefen kann, denn er ist schon voll, nützlich und schön. Die Quelle weiß, daß ihre Töchter, die Tropfen, in das kleine Becken fallen, um dort zu sterben; aber sie hält sie nicht zurück. Sie drängt sie vielmehr zu ihrem Opfer, und damit sie nicht allein bleiben und in Traurigkeit verfallen, schickt sie ihnen immer neue Schwestern nach, so daß sie nicht einsam sterben müssen und sich in anderen verewigt sehen. Auf dieselbe Weise werde auch ich als erster hundert- und tausendmal an die harten Festungen der harten Herzen schlagen und dann mein Werk von meinen Nachfolgern fortsetzen lassen, die ich bis ans Ende der Zeiten senden werde. Und so werde ich mir Wege bahnen, und mein Gesetz wird wie eine Sonne überall leuchten, wo es Geschöpfe gibt. Sollten diese dann das Licht abweisen und die Wege sperren, die die unermüdliche Arbeit bereitet hat, wird mich und meine Nachfolger in den Augen unseres Vaters keine Schuld treffen. Hätte diese Quelle sich in Anbetracht der Härte des Felsens einen anderen Weg gesucht und ihr Wasser wäre weiter drüben auf den grasbedeckten Boden gefallen, sagt mir, hätten wir dann diesen

leuchtenden Edelstein und die Vöglein diese klare Erfrischung?«

»Man würde nichts von der Quelle sehen, Meister.«

»Höchstens ... hätte ein auch im Hochsommer üppigeres Grasstückchen den Ort angezeigt, an dem das Quellwasser aus dem Fels sickert.«

»Oder vielleicht hätte es auch weniger Gras als anderswo gegeben, da die Wurzeln wegen der ständigen Feuchtigkeit verfault wären.«

»Schlamm wäre das Ergebnis gewesen. Mehr nicht. Ein überflüssiges Tropfen also.«

»Ihr habt es gesagt. Ein überflüssiges oder zumindest müßiges Tropfen. Auch ich würde unvollkommene Arbeit leisten, wenn ich nur die Orte aufsuchte, an denen die Herzen bereit sind, mich aus Gerechtigkeit oder Sympathie aufzunehmen. Denn dann würde ich zwar arbeiten, gewiß, aber ohne Mühen, vielmehr mit großer Selbstzufriedenheit. Ja, es wäre ein angenehmer Kompromiß zwischen Pflicht und Vergnügen. Es ist nicht schwer, dort zu arbeiten, wo man von Liebe umgeben ist und die Liebe die zu bearbeitenden Seelen willfährig macht. Aber wo keine Mühe ist, ist auch kein Verdienst und nicht viel Gewinn; denn man wird nur wenige Eroberungen machen, wenn man sich auf die beschränkt, die schon in der Gerechtigkeit leben. Ich wäre nicht ich, wenn ich nicht versuchte, alle Menschen zuerst zur Wahrheit und dann zur Gnade zu führen.«

»Und glaubst du, daß es dir gelingen wird? Was könntest du noch tun, was du nicht schon getan hast, um deine Widersacher von deinem Wort zu überzeugen? Was? Wenn nicht einmal die Auferweckung des Mannes von Betanien genügt hat, um die Juden zu überzeugen, daß du der Messias Gottes bist?«

»Ich habe noch etwas zu tun, das größer, viel größer ist als alles bisher Getane.«

»Wann, Herr?«

»Wenn der Mond des Nisan voll sein wird. Dann gebt acht.«

»Wird dann am Himmel ein Zeichen erscheinen? Man sagt, als du geboren wurdest, hätte der Himmel gesprochen durch Lichter, Gesänge und seltsame Sterne.«

»Das ist wahr ... Um damit zu zeigen, daß das Licht auf die Erde gekommen war. Im Nisan werden Zeichen am Himmel und auf Erden erscheinen, und man wird glauben, das Ende der Welt sei gekommen wegen der Finsternis und der Erschütterungen, des Dröhens der Blitze am Firmament und des Bebens in den geöffneten Eingeweiden der Erde. Aber es wird nicht das Ende sein, sondern vielmehr der Anfang. Zuvor, bei meiner Ankunft, hat der Himmel den Menschen den Erlöser geboren, und da dies ein Werk Gottes war, wurde das Ereignis von Frieden begleitet. Im Nisan wird es die Erde sein, die aus eigenem Willen ihren Erlöser gebiert, und da dies ein Werk der Menschen ist, wird das Ereignis nicht von Frieden begleitet sein. Eine furchtbare Erschütterung wird es geben. Und in dieser furchtbaren Stunde des Jahrhunderts und der Hölle wird die Erde ihren Leib unter den feurigen Blitzen des Zornes Gottes winden und ihren Willen hinausbrüllen, zu berauscht, um die Bedeutung des Ereignisses zu verstehen, zu sehr von Satan besessen, um es zu verhindern. Wie eine irre Gebärende wird sie glauben, die verfluchte Frucht zu vernichten, und sie wird nicht begreifen, daß sie sie damit zu Orten erhebt, wo kein Schmerz und keine Arglist sie mehr erreichen kann. Der Baum, der neue Baum, wird von da an seine Zweige über die ganze Erde ausbreiten, über alle Jahrhunderte, und der zu euch spricht, wird dann mit Liebe oder mit Haß erkannt werden als der wahre Sohn Gottes und der Gesalbte des Herrn. Und wehe denen, die ihn erkennen, ohne ihn zu bekennen und sich zu mir zu bekehren.«

»Wo wird dies geschehen, Herr?«

»In Jerusalem, denn das ist die Stadt des Herrn.«

»Dann werden wir nicht dort sein, denn im Nisan hält das Osterfest uns hier zurück. Wir bleiben unserem Tempel treu.«

»Besser wäre es, ihr würdet dem lebendigen Tempel treu sein, der weder auf dem Morija, noch auf dem Garizim, sondern göttlich, also weltumfassend ist. Doch ich weiß eure Stunde abzuwarten, die Stunde, in der ihr Gott und seinen Messias im Geist und in der Wahrheit lieben werdet.«

»Wir glauben, daß du der Christus bist. Und deshalb lieben wir dich.«

»Lieben heißt, der Vergangenheit den Rücken kehren, um in meine Gegenwart einzugehen. Ihr liebt mich noch nicht vollkommen.«

Die Samariter sehen einander schweigend und heimlich an. Dann sagt einer: »Für dich, um zu dir zu kommen, werden wir es tun. Aber selbst wenn wir es wollten, könnten wir nicht hingehen, wo die Juden sind. Du weißt es. Sie würden uns nicht wollen ... «

»Auch ihr wollt die Juden nicht. Doch seid beruhigt. Bald wird es nicht mehr zwei Regionen, zwei Tempel, zwei gegensätzliche Meinungen geben, sondern ein einziges Volk, einen einzigen Tempel und einen einzigen Glauben für alle, die nach der Wahrheit verlangen. Aber jetzt verlasse ich euch. Die Kinder sind nun getröstet und abgelenkt, und mein Weg zurück nach Efraim ist lang, wenn ich vor Einbruch der Dunkelheit dort eintreffen will. Macht nicht viel Aufhebens. Denn das könnte die Aufmerksamkeit der Kinder auf sich ziehen, und es ist besser, wenn sie mein Weggehen nicht bemerken. Geht weiter, ich bleibe hier. Der Herr möge euch auf den Pfaden der Erde und auf seinen Wegen führen. Geht.«

Jesus stellt sich an den Hang des Berges und wartet, bis die Leute sich entfernt haben. Das letzte Lebenszeichen der Karawane, die nach Sichem zurückkehrt, ist das frohe Lachen eines Kindes, das in der Stille des Gebirges wiederhallt.

614 Was in der Dekapolis und in Judäa geschieht

Es muß sich herumgesprochen haben, daß Jesus sich in Efraim aufhält. Ob die Bürger sich damit gebrüstet haben oder ob man es auf anderen Wegen erfahren hat, weiß ich nicht. Auf jeden Fall suchen viele Menschen Jesus auf, meist Kranke, aber auch solche, die nur betrübt sind oder ihn einfach sehen wollen. Ich entnehme das den Worten, mit denen Judas sich an eine Gruppe von Pilgern aus der Dekapolis wendet: »Der Meister ist nicht da. Aber ich und Johannes

sind da, und das ist das gleiche. Sagt also, was ihr wollt, und wir werden euch zufriedenstellen.«

»Aber ihr könnt doch niemals lehren, was er lehrt«, entgegnet einer.

»Wir sind andere Er, Mann. Merke dir das ein für allemal. Doch wenn du unbedingt den Meister selbst hören willst, dann komm vor dem Sabbat und gehe danach wieder fort. Der Meister ist nun ein wahrer Meister. Er spricht nicht mehr auf allen Wegen, in den Wäldern oder auf den Felsen wie ein Wanderprediger und zu allen Stunden wie ein Knecht. Er spricht hier und nur am Sabbat, wie es sich für ihn gehört. Und er hat recht! Was hat es ihm genützt, sich zu mühen und sich in Liebe aufzureiben?«

»Aber es ist doch nicht unsere Schuld, wenn die Juden ... «

»Alle! Alle! Ob Juden oder Nichtjuden! Alle seid ihr gleich und werdet es auch bleiben. Er tut alles für euch, und ihr tut nichts für ihn. Er gibt, und ihr gebt nichts, nicht einmal das Almosen, das man einem Bettler gibt.«

»Aber wir haben eine Gabe mitgebracht für ihn. Sieh her, wenn du es nicht glaubst.«

Johannes, der bisher geschwiegen und sichtlich gelitten und dabei immer wieder flehende und tadelnde, oder vielmehr vorwurfsvolle Blicke auf Judas geworfen hat, kann sich nun nicht mehr beherrschen. Und während Judas schon die Hand ausstreckt, um die Spende entgegenzunehmen, legt er eine Hand auf seinen Arm, um ihn zurückzuhalten, und sagt: »Nein, Judas. Das nicht. Du kennst die Weisung des Meisters.« Dann wendet er sich an die Pilger und sagt: »Judas hat sich schlecht ausgedrückt, und ihr habt ihn nicht richtig verstanden. Dies ist es nicht, was mein Gefährte sagen wollte. Nur das Geschenk des aufrichtigen Glaubens und der treuen Liebe schulden wir, ich, meine Gefährten, ihr, alle, dem Meister für das Viele, das er uns gibt. Als wir durch Palästina pilgerten, nahm er eure Gaben an, denn wir brauchten sie für uns selbst auf unseren Wanderungen und begegneten außerdem vielen Bettlern auf unserem

Weg und erfahren von viel verborgenem Elend. Jetzt, hier, brauchen wir nichts – die Vorsehung sei dafür gepriesen – und Bettler kommen auch keine zu uns. Nehmt, nehmt eure Gabe wieder zurück und verteilt sie im Namen Jesu an die Unglücklichen. Das ist der Wunsch unseres Herrn und Meisters und die Anordnung für die unsrigen, die predigend in die verschiedenen Städte ziehen. Wenn ihr Kranke bei euch habt oder jemand dringend mit dem Meister sprechen muß, dann sagt es. Ich werde ihn dann dort holen, wohin er sich zum Gebet zurückzieht, da sein Geist ein großes Bedürfnis hat, sich im Herrn zu sammeln.«

Judas murmelt etwas zwischen den Zähnen, widerspricht aber nicht offen. Er setzt sich neben den warmen Herd und tut so, als ob ihn die Sache weiter nicht interessiere.

»Wahrlich ... es muß nicht unbedingt sein. Wir hatten erfahren, daß der Meister hier ist, und so haben wir den Fluß überquert, um ihn zu sehen. Wenn wir jedoch schlecht gehandelt haben ... «

»Nein, Brüder. Es ist nicht schlecht, ihn zu lieben und zu suchen und sogar Mühen und Unbequemlichkeiten auf sich zu nehmen. Und euer guter Wille wird belohnt werden. Ich gehe und teile dem Herrn eure Ankunft mit, und er wird ganz sicher kommen. Sollte er jedoch nicht kommen, werde ich euch seinen Segen bringen.« Und Johannes geht in den Garten hinaus, um den Meister zu suchen.

»Laß das, ich werde gehen«, sagt Judas herrisch, steht auf und eilt davon.

Johannes sieht ihm nach und entgegnet nichts. Er geht wieder in die Küche zu den Pilgern, die dort in einem Häufchen stehen. Und fast sofort macht er ihnen den Vorschlag: »Wollen wir dem Meister entgegengehen?«

»Aber wenn es ihm nicht recht wäre ... «

»Oh, nehmt ein Mißverständnis nicht wichtig, ich bitte euch. Ihr kennt gewiß die Gründe, weswegen wir hier sind. Es sind die anderen, die den Meister zu dieser Zurückhaltung zwingen. Es ist nicht der Wille seines Herzens. Er hat immer die gleiche Liebe für euch alle.«

»Wir wissen es. In den ersten Tagen nach der Verkündigung des Bannes suchten ihn alle jenseits des Jordan und an den Orten, an denen man ihn vermuten konnte. In Betabara wie in Betanien, in Pella, in Ramot-Gilead und noch weiter weg. Und wir wissen, daß es auch in Judäa und in Galiläa so war. Die Häuser seiner Freunde wurden genau überwacht, denn ... wenn er auch viele Freunde und Jünger hat, so sind ihm doch nicht wenige feindlich gesinnt, und sie glauben dem Allerhöchsten einen Dienst zu erweisen, wenn sie den Meister verfolgen. Dann hat man plötzlich aufgehört zu suchen, und es hat sich die Nachricht verbreitet, daß er hier ist.«

»Aber ihr, von wem habt ihr es erfahren?«

»Von seinen Jüngern.«

»Von meinen Gefährten? Wo?«

»Nein, es war keiner von diesen. Es waren andere, wohl neue, denn wir haben sie nie mit dem Meister gesehen und auch nicht mit den alten Jüngern. Wir waren eigentlich erstaunt, daß er uns durch Unbekannte sagen ließ, wo er sich aufhält; doch dann dachten wir, er habe es getan, weil die Neuen den Juden nicht als Jünger bekannt waren.«

»Ich weiß nicht, was euch der Meister sagen wird. Doch ich würde euch von mir aus raten, daß ihr von nun an nur noch den bekannten Jüngern Glauben schenkt. Seid vorsichtig. Jeder aus unserem Volk weiß, wie es dem Täufer ergangen ist ... «

»Du glaubst, daß ... «

»Wenn Johannes, den nur eine einzige gehaßt hat, gefangengenommen und getötet wurde, was wird dann erst mit Jesus geschehen, der von vielen aus dem Palast und vom Tempel gleicherweise gehaßt wird, von Pharisäern, Schriftgelehrten, Priestern und Herodianern. Seid also wachsam, damit ihr dann nichts zu bereuen habt ... Aber da kommt Jesus. Gehen wir ihm entgegen.«

Es ist tiefe Nacht. Eine mondlose, aber sternenklare Nacht. Ich weiß nicht, wieviel Uhr es ist, da ich den Mond und seine Phase

nicht sehen kann. Ich sehe nur, daß es eine klare Nacht ist. Ganz Efraim ist in den dunklen Mantel der Nacht gehüllt. Vom Bach ist nur das Rauschen geblieben. Sein Gischt und seine Reflexe verschwinden ganz unter dem grünen Gewölbe der Ufergewächse, die auch das Licht der Sterne, das eigentlich kein Licht ist, fernhalten.

Ein Nachtvogel klagt irgendwo. Dann verstummt er, als ein Rascheln von Zweigen und das Geräusch brechenden Schilfrohrs von der Bergseite her und am Bach entlang sich dem Haus nähert. Dann erscheint eine hohe, kräftige Gestalt auf dem Pfad, der vom Ufer zum Haus hinaufführt. Sie bleibt kurz stehen, wie um sich zu orientieren, und tastet sich dann mit den Händen an der Mauer entlang weiter. Sie findet die Tür. Dann biegt sie, weiter tastend, um die Haussecke und gelangt an den Eingang des Gartens. Sie probiert, öffnet, schiebt das Tor auf und geht hinein. Sie streift die Hausmauer zum Garten, verweilt unschlüssig an der Küchentür, geht dann weiter bis zur Außentreppe, steigt wiederum tastend hinauf und setzt sich auf die oberste Stufe, ein dunkler Schatten in der Dunkelheit.

Aber dort, im Osten, beginnt der Nachthimmel – ein Zelt, das nur an seiner Sternenstickerei zu erkennen ist – sich zu verändern bzw. eine Tönung anzunehmen, die das Auge als Farbe empfindet: ein Schiefergrau, das dichtem, rauchigem Nebel gleicht und nichts anderes bedeutet als den Beginn des Morgengrauens; das langsame, täglich neue Wunder des wiederkehrenden Lichtes.

Die Gestalt, die sich auf den Boden gekauert hat, ein Knäuel in einem dunklen Mantel, bewegt sich nun, reckt sich, hebt das Haupt und wirft den Mantel etwas zurück. Es ist Manaen. Er trägt, wie ein gewöhnlicher Mann aus dem Volk, ein schweres, braunes Gewand und einen ebensolchen Mantel. Ein rauher Stoff, wie ihn die Arbeiter oder Pilger benützen, ohne Fransen, Schnallen und Gürtel. Eine wollene gedrehte Kordel hält das Gewand in der Taille. Er steht auf, streckt sich und schaut auf zum Himmel, der immer heller wird und schon die Umgebung erkennen läßt. Unten öffnet sich quietschend eine Tür. Manaen beugt sich lautlos vor, um zu sehen, wer das Haus

verläßt. Es ist Jesus, der vorsichtig die Tür wieder schließt und sich der Treppe nähert. Manaen macht einen Schritt zurück und räuspert sich, um die Aufmerksamkeit Jesu auf sich zu lenken. Dieser hebt den Kopf und bleibt auf halber Treppe stehen.

»Ich bin es, Meister. Ich bin Manaen. Komm schnell, ich muß mit dir sprechen. Ich habe auf dich gewartet . . .«, flüstert Manaen und verneigt sich grüßend.

Jesus steigt die letzten Stufen hinauf. »Der Friede sei mit dir. Wann bist du gekommen? Wie? Warum?« fragt er.

»Ich glaube, daß ich gleich nach dem Hahnenschrei hier angekommen bin. Doch im Gebüsch, dort hinten, war ich seit gestern, seit der zweiten Wache.«

»Die ganze Nacht im Freien!«

»Es gab keine andere Möglichkeit. Ich mußte mit dir allein sprechen. Ich mußte den Weg hierher finden, das Haus, ohne gesehen zu werden. Daher bin ich bei Tag gekommen und habe mich dort unten verborgen. Ich habe gesehen, wie es still geworden ist im Ort. Ich habe Judas und Johannes nach Hause zurückkehren sehen. Johannes ging dabei ganz nahe an mir vorbei mit seinem Holzbündel. Aber er hat mich nicht gesehen, denn ich war zu gut im dichten Gebüsch verborgen. Ich habe gesehen, solange es hell genug war um etwas zu sehen, wie eine alte Frau ein- und ausging, wie das Feuer in der Küche brannte, wie du von der Terrasse herabkamst, als die Dämmerung schon weit fortgeschritten war, und schließlich das Haus verschlossen wurde. Dann kam ich im Licht des neuen Mondes heraus und prägte mir den Weg ein. Ich ging auch in den Garten. Das Gartentor ist so nutzlos, wie wenn es gar nicht existierte. Ich hörte eure Stimmen, aber ich mußte mit dir allein sprechen. Also ging ich wieder zurück, um nach der dritten Nachtwache wiederzukommen und hier zu warten. Ich weiß, daß du dich gewöhnlich vor Tagesanbruch erhebst, um zu beten. Und ich hoffte, daß du es auch heute tun würdest. Ich preise den Allerhöchsten, daß es so gewesen ist.«

»Aber aus welchem Grund mußt du so viele Beschwerlichkeiten auf dich nehmen, um mich zu sehen?«

»Meister, Josef und Nikodemus wollen mit dir sprechen und haben sich etwas ausgedacht, um alle ihre Bewacher zu überlisten. Sie haben es schon mehrfach versucht, doch Beelzebul muß ein guter Helfer deiner Feinde sein. Sie mußten es immer wieder aufgeben, herzukommen, denn ihr Haus und auch das der Nike werden ständig überwacht. Die Frau sollte sogar schon vor mir kommen. Sie ist eine starke Frau und hatte sich allein auf den Weg nach dem Adummim gemacht. Doch man folgte ihr und hielt sie bei der „Blutigen Steige“ auf. Um deinen Aufenthaltsort nicht zu verraten und die Nahrungsmittel, die sie am Sattel hatte, zu rechtfertigen, sagte sie: „Ich gehe zu einem meiner Brüder, der auf den Bergen in einer Höhle lebt. Wenn ihr kommen wollt, ihr, die ihr das Wort Gottes lehrt, so tut ihr ein gutes Werk, denn mein Bruder ist krank und braucht Gott.“ Und mit dieser Kühnheit hat sie sie überzeugt und sie sind wieder gegangen. Doch wagte sie dann nicht mehr, hierher zu kommen und ging wirklich zu einem Mann, der in einer Höhle lebt und den du ihr, wie sie sagt, anvertraut hast.«

»Das ist wahr. Aber wie hat es Nike dann die anderen wissen lassen?«

»Sie ist nach Betanien gegangen. Lazarus war nicht da, aber die Schwestern. Maria war da. Und ist Maria etwa eine Frau, die sich durch irgend etwas Angst einjagen läßt? Sie hat sich angezogen, schöner als Judit vielleicht als sie zum König ging. Und sie ist öffentlich zum Tempel gegangen, zusammen mit Sara und Noomi, und dann zu ihrem Palast in Zion. Von dort hat sie Noomi zu Josef gesandt, mit allem, was zu sagen war. Und während alle Maria als Herrin in ihrem Haus sehen konnten und die Juden sie scheinheilig besuchten oder nach ihr fragen ließen ... um sie zu ehren, ging die alte Noomi in ihrem bescheidenen Gewand nach Bezeta zu dem Ältesten. Wir haben dann beschlossen, daß ich, der Nomade, der keinen Verdacht erregt, wenn man ihn eiligst von der einen zur anderen Residenz des Herodes reiten sieht, hierher kommen würde, um dir zu sagen, daß in der Nacht von Freitag auf Samstag Josef

und Nikodemus, der eine von Arimathäa und der andere von Rama kommend, sich in Gophna treffen und dich dort erwarten werden. Ich kenne den Ort und den Weg und werde am Abend hier sein, um dich hinzuführen. Du kannst dich mir anvertrauen. Aber traue nur mir allein, Meister. Josef besteht darauf, daß niemand etwas von dieser unserer Begegnung erfährt, zum Besten aller ... «

»Auch zu deinem, Manaen?«

»Herr ... Ich bin ich. Aber ich habe keine Güter und Familieninteressen zu hüten wie Josef.«

»Und dies bestätigt meine Worte, daß materieller Reichtum immer eine Last ist ... Aber du kannst Josef sagen, daß niemand etwas von unserem Treffen erfahren wird.«

»Dann kann ich gehen, Meister. Die Sonne ist aufgegangen, und deine Jünger könnten aufstehen.«

»Geh nur, und Gott sei mit dir. Ich werde mit dir kommen und dir die Stelle zeigen, an der wir uns in der Nacht des Sabbats treffen ... «

Sie gehen geräuschlos hinunter, verlassen den Garten und gehen sofort weiter zum Ufer des Baches.

615 Was in Judäa und besonders in Jerusalem geschieht

Manaen hat einen beschwerlichen Weg gewählt, um Jesus an den Ort zu führen, an dem man ihn erwartet. Alles Gebirgspfade, schmal und steinig, zwischen Lichtungen und Wäldern. Der helle Schein des Mondes, der im ersten Viertel ist, dringt kaum durch das dicke Gewirr der Zweige und verschwindet manchmal ganz, so daß Manaen ihn ersetzen muß durch schon vorbereitete Fackeln, die er mitgebracht und unter dem Mantel wie eine Waffe umgehängt hat. Er geht voraus und Jesus folgt, schweigend in der großen Stille der Nacht. Zwei- oder dreimal verursacht irgendein wildes Tier, das durch das Gebüsch schleicht, ein Geräusch wie von Schritten, und Manaen bleibt mißtrauisch stehen. Sonst aber gibt es keine Störung auf diesem schon so mühsamen Weg.

»Schau, Meister. Dort ist Gophna. Nun biegen wir hier ab. Ich zähle noch dreihundert Schritte, dann sind wir bei den Höhlen, wo sie seit Einbruch der Dämmerung warten. Ist dir der Weg lang vorgekommen? Und doch haben wir Abkürzungen genommen und, ich glaube, die vorgeschriebene Entfernung nicht überschritten.«

Jesus macht eine Geste, als wolle er sagen: »Es ging nicht anders.«

Manaen schweigt nun, da er mit dem Zählen der Schritte beschäftigt ist. Sie sind jetzt in einem nackten, felsigen Gang, einer Art aufwärts führendem Spalt zwischen den Felswänden, die sich beinahe berühren. Man könnte meinen, der Spalt sei durch eine Naturkatastrophe entstanden, so seltsam erscheint er. Darüber, ganz oben, über den senkrechten Wänden, über dem bewegten Laubwerk der am Rand dieses riesigen Einschnitts gewachsenen Bäume, leuchten die Sterne. Doch das Mondlicht dringt nicht bis in diesen Abgrund. Das rauchende Licht der Fackeln hat Raubvögel geweckt, die nun flügelschlagend auf dem Rand ihrer Nester in den Felsspalten sitzen und kreischen.

Manaen sagt: »Da sind wir«, und stößt vor einem Spalt in der Felswand einen Schrei aus, der dem Klageruf einer großen Eule gleicht.

Aus der Tiefe nähert sich durch einen anderen Gang im Fels, der jedoch oben wie ein Hausflur ein Dach hat, rötliches Licht. Josef erscheint. »Und der Meister?« fragt er, da er Jesus nicht sieht, der etwas weiter hinten steht.

»Ich bin hier, Josef. Der Friede sei mit dir.«

»Der Friede sei mit dir. Komm! Kommt. Wir haben Feuer gemacht, um die Schlangen und Skorpione zu sehen und uns gegen die Kälte zu schützen. Ich werde euch vorangehen.«

Er dreht sich um und führt sie auf einem unebenen Pfad durch das Innere des Berges zu einer von den Flammen erleuchteten Stelle. Dort, am Feuer ist Nikodemus und wirft Wacholder und Zweige hinein.

»Der Friede sei auch mit dir, Nikodemus. Nun bin ich bei euch. So redet.«

»Meister, hat niemand bemerkt, daß du hierher gekommen bist?«

»Aber wer denn, Nikodemus?«

»Sind denn deine Jünger nicht bei dir?«

»Bei mir sind Johannes und Judas des Simon. Die anderen verkündigen das Evangelium vom Tag nach dem Sabbat bis zum Sonnenuntergang des Freitags. Doch ich habe das Haus vor der sechsten Stunde verlassen und gesagt, daß sie mich nicht vor dem Sonnenaufgang des Tages nach dem Sabbat erwarten sollen. Sie sind so daran gewöhnt, daß ich oft stundenlang weg bin, daß niemand Verdacht schöpfen wird. Seid also beruhigt. Wir haben genügend Zeit, um uns zu unterhalten, ohne befürchten zu müssen, überrascht zu werden. Dies ist ein geeigneter Ort.«

»Ja, Höhlen für Schlangen, Geier ... und Räuber, in der guten Jahreszeit, wenn die Berge voller Herden sind. Jetzt bevorzugen sie andere Gegenden, wo sie Schafställe und Karawanen leichter überfallen können. Es tut uns leid, dich hierher geschleppt zu haben. Aber von hier aus können wir in verschiedene Richtungen aufbrechen, ohne daß uns jemand sieht. Denn die Aufmerksamkeit des Synedriums richtet sich auf die Orte, die man der Liebe zu dir verdächtigt.«

»Nun, hierin möchte ich Josef widersprechen. Mir scheint, daß wir es sind, die nun Schatten sehen, wo keine sind. Und mir scheint auch, daß sich die Sache seit einigen Tagen ziemlich beruhigt hat ... « sagt Nikodemus.

»Du irrst, Freund. Ich sage es dir. Es ist ruhiger geworden, weil nun kein Anlaß mehr vorhanden ist, den Meister zu suchen; denn sie wissen jetzt, wo er ist. Daher wird er und nicht wir überwacht. Aus diesem Grund habe ich ihn auch gebeten, niemandem zu sagen, daß wir uns treffen würden. Es könnte sein, daß irgend jemand zu allem bereit ist ... « sagt Josef.

»Ich glaube nicht, daß die Leute von Efraim ... « bemerkt Manaen.

»Nicht die von Efraim und auch sonst niemand von Samaria. Und wenn es nur wäre, um das Gegenteil von dem zu tun, was wir auf der anderen Seite tun ... «

»Nein, Josef, nicht deshalb. Sondern weil in ihrem Herzen nicht die giftige Schlange haust, die ihr in euch habt. Sie fürchten nicht, irgendein Vorrecht zu verlieren. Sie haben keine sektiererischen und Kasteninteressen zu verteidigen. Nichts haben sie, außer einem instinktiven Bedürfnis nach der Verzeihung und Liebe dessen, den ihre Vorfahren beleidigt haben und den auch sie weiterhin beleidigen, da sie der vollkommenen Religion fernbleiben. Fern, denn sie sind stolz, wie auch ihr stolz seid, und so können beide Seiten den Groll, der sie trennt, nicht vergessen und sich nicht im Namen des einen Vaters die Hand reichen. Selbst wenn der beste Wille bei ihnen vorhanden wäre, ihr würdet ihn abwürgen. Denn ihr könnt nicht verzeihen. Ihr könnt euch nicht von euren Torheiten abwenden und sagen: „Die Vergangenheit ist tot, denn der Fürst künftiger Zeiten ist aufgestanden, der uns alle in seinem Zeichen vereinigt.“ Ich bin in der Tat gekommen, und ich vereinige. Aber ihr? Oh, für euch sind viele von denen ein Fluch, die ich für würdig erachtet habe, aufgenommen zu werden.«

»Du bist sehr streng mit uns, Meister.«

»Ich bin gerecht. Wollt ihr etwa behaupten, daß ihr mich in euren Herzen nicht tadelt wegen gewisser Werke? Könnt ihr sagen, daß ihr meine Barmherzigkeit gutheißt, die ich den Juden und Galiläern ebenso wie den Samaritern und Heiden zuteil werden lasse? Ja, letzteren und den großen Sündern sogar noch mehr, da gerade sie sie am nötigsten brauchen ... Könnt ihr sagen, daß ihr von mir nicht Taten majestätischer Gewalt erwartet, damit ich so meine übernatürliche Herkunft bestätige und vor allem, gebt wohl acht, und vor allem meine Mission als Messias nach eurer Vorstellung vom Messias? Sagt die Wahrheit: Ganz abgesehen von der Freude eures Herzens über die Auferstehung des Freundes, wäre es euch nicht lieber gewesen, wenn ich stattdessen prächtig und grausam in Betanien aufgetreten wäre, wie unsere Vorfahren gegenüber den Leuten von Ai und Jericho; oder besser noch: wenn meine Stimme die Felsen und Mauern zum Einsturz über meinen Feinden gebracht hätte,

wie die Posaunen des Josua die Mauern von Jericho; oder wenn ich vom Himmel große Steine auf die Feinde hätte hageln lassen, wie es an der Steige von Bet-Horon noch zu den Zeiten des Josua geschah? Oder vielleicht hätte ich, wie in späteren Zeiten, himmlische Reiter rufen sollen, die aus der Luft dahergefahren wären, mit goldenen Gewändern bekleidet, mit Lanzen bewaffnet wie Kohorten, wie Reitergeschwader in Schlachtordnung, die von beiden Seiten Angriff und Abwehr üben und Schilde schwingen; Heere mit Helm und gezogenem Schwert, die Pfeile abschießen, um meine Feinde zu erschrecken? Ja, das hätte euch besser gefallen; denn obwohl ihr mich sehr liebt, ist doch eure Liebe noch nicht rein, und ihr nährt sie mit euren israelitischen Ideen, euren althergebrachten Gedanken, da ihr unheilige Wünsche hegt. So ist es bei Gamaliël wie beim Geringsten in Israel, beim Hohenpriester, beim Tetrarchen, beim Bauern, beim Hirten, beim Nomaden und beim Menschen in der Diaspora. Die fixe Idee vom Messias als Eroberer. Der Alptraum jener, die fürchten, von ihm vernichtet zu werden. Die Hoffnung derer, die das Vaterland lieben mit leidenschaftlicher, menschlicher Liebe. Die Sehnsucht aller, die von anderen Mächten in anderen Ländern unterdrückt werden. Es ist nicht eure Schuld. Die reine, euch von Gott gegebene Vorstellung von dem, was ich bin, ist im Laufe der Jahrhunderte unter sinnveränderndem Beiwerk verschwunden. Und wenige nur verstehen es, unter Schmerzen die messianische Idee zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Und nun, da die Zeit nahe ist, daß das Zeichen gegeben wird, das Gamaliël und mit ihm ganz Israel erwartet, nun, da die Zeit meiner vollkommenen Offenbarung gekommen ist, arbeitet Satan, um eure Liebe zu schwächen und eure Gedanken zu verwirren. Seine Stunde kommt. Ich sage es euch. Und in dieser Stunde der Finsternis werden auch die, die sonst wachsam oder doch ziemlich sehend sind, vollkommen blind werden. Wenige, sehr wenige werden in dem geschlagenen Menschen den Messias erkennen. Ganz wenige nur werden ihn als den wahren Messias erkennen, eben weil er so erniedrigt werden wird, wie es die

Propheten geschaut haben. Ich wünsche zum Wohl meiner Freunde, daß sie mich, solange es noch Tag ist, sehen und erkennen ... damit sie mich dann auch in der Finsternis der Stunde der Welt und in der Entstellung sehen und erkennen ... Doch nun sagt mir, was ihr mir zu sagen habt. Die Zeit vergeht rasch, und bald bricht der Tag an. Ich sage das euretwegen, denn ich fürchte keine gefährlichen Begegnungen.«

»Also, wir wollten dir sagen, daß irgend jemand deinen Aufenthaltsort verraten haben muß, und daß dieser Jemand mit Sicherheit weder ich, noch Nikodemus, weder Manaen, noch Lazarus und die Schwestern, und auch nicht Nike gewesen ist. Mit wem sonst hast du über den von dir als Zuflucht gewählten Ort gesprochen?«

»Mit niemandem, Josef.«

»Bist du dessen sicher?«

»Ganz sicher.«

»Und hast du auch deinen Jüngern geboten, nicht darüber zu sprechen?«

»Vor der Abreise habe ich ihnen den Ort nicht genannt. Erst bei der Ankunft in Efraim habe ich ihnen befohlen, zu predigen und in meinem Namen zu wirken. Und ich bin ihres Gehorsams sicher.«

»Und bist du in Efraim allein?«

»Nein, Johannes und Judas des Simon sind bei mir. Ich habe es schon gesagt. Und er, Judas – denn ich lese deine Gedanken – kann mir mit seiner Unüberlegtheit nicht geschadet haben, da er die Stadt nie verlassen hat und zu dieser Zeit auch keine Pilger aus anderen Gegenden hierher kommen.«

»Also ... dann muß es Beelzebul verraten haben. Denn im Synedrium weiß man, daß du hier bist.«

»Und? Wie reagieren sie dort auf meinen Entschluß?«

»Unterschiedlich, Meister. Sehr unterschiedlich. Die einen sagen, es sei verständlich. Nachdem sie dich von den heiligen Stätten verbannt haben, bliebe dir ja nichts anderes übrig, als nach Samaria zu fliehen. Andere hingegen sagen, das würde zeigen, wer du wirklich

bist: ein Samariter, mehr noch der Seele als der Rasse nach. Und das würde genügen, um dich zu verurteilen. Alle freuen sich, daß sie dich zum Schweigen gebracht haben und dich vor den Volksscharen einen engen Freund der Samariter nennen können. Sie sagen: „Wir haben die Schlacht schon gewonnen. Der Rest ist ein Kinderspiel.“ Aber wir bitten dich, Sorge dafür, daß das nicht wahr wird.«

»Es wird nicht wahr werden. Laßt sie nur reden. Wer mich liebt, wird sich durch den Anschein nicht beirren lassen. Wartet, bis der Sturm sich legt. Es ist ein Sturm der Erde. Dann wird der Wind des Himmels kommen und der Vorhang sich öffnen und die Herrlichkeit Gottes wird erscheinen. Was habt ihr mir sonst noch zu sagen?«

»Nichts, was dich betrifft. Sei wachsam, sei vorsichtig. Entferne dich nicht von wo du bist. Und wir wollen dir noch einmal sagen, daß wir dich benachrichtigen werden . . . «

»Nein, das ist nicht nötig. Bleibt, wo ihr seid. Bald werde ich die Jüngerinnen bei mir haben und, ja, das könnt ihr Nike und Elisa ausrichten, wenn sie wollen, können sie sich den anderen anschließen. Sagt es auch den beiden Schwestern. Da mein Aufenthaltsort nun bekannt ist, können die, die das Synedrium nicht fürchten, kommen und sich gegenseitig Trost spenden.«

»Die beiden Schwestern können nicht kommen, bevor Lazarus zurückgekehrt ist. Er ist mit großem Pomp abgereist, und ganz Jerusalem hat erfahren, daß er sich zu seinen entfernten Besitzungen begeben hat. Wann er aber zurückkommen wird, weiß niemand. Doch sein Diener ist schon von Nazaret zurückgekehrt und hat gesagt, das sollen wir dir noch ausrichten, deine Mutter wird mit den anderen zum Ende dieses Monats hier sein. Es geht ihr gut, und auch Maria des Alphäus geht es gut. Der Diener hat sie gesehen. Sie verzögern die Abreise noch ein wenig, weil Johanna mit ihnen kommen will, was ihr aber erst Ende des Monats möglich ist. Und dann . . . wenn du erlaubst, möchten wir dir helfen . . . als getreue Freunde . . . auch wenn wir unvollkommen sind, wie du sagst.«

»Nein. Die Jünger, die predigend umherziehen, bringen an jedem

Sabbat-Vorabend alles mit, was sie und wir hier in Efraim brauchen. Mehr ist nicht nötig. Der Arbeiter lebt von seinem Lohn. Das ist auch richtig. Alles andere wäre überflüssig. Gebt es irgendeinem Unglücklichen. Dasselbe habe ich auch den Leuten von Efraim und meinen Aposteln gesagt. Ich verlange von den Aposteln, daß sie bei ihrer Rückkehr auch nicht den geringsten Vorrat angesammelt und das ganze Almosen verteilt haben, so daß uns gerade so viel bleibt, wie wir zu unserer äußerst einfachen Verpflegung in der folgenden Woche brauchen.«

»Aber warum, Meister?«

»Um sie zu lehren, sich von allem Reichtum zu lösen und den Geist höher zu werten als die Sorgen von morgen. Und aus diesem und auch aus anderen guten Gründen möchte ich euch als Meister bitten, nicht weiter darauf zu bestehen.«

»Wie du willst. Aber wir bedauern, dir nicht dienen zu können.«

»Die Stunde wird kommen, da ihr es tun könnt ... Ist das nicht schon das erste Tageslicht?« sagt Jesus, wendet sich nach Osten – von der entgegengesetzten Seite ist er vorher gekommen – und zeigt auf einen fahlen Schein, der in der weit entfernten Öffnung sichtbar wird.

»Ja, wir müssen uns trennen. Ich gehe nach Gophna zurück, wo ich das Reittier gelassen habe, und Nikodemus wird auf dieser Seite nach Beerot hinunter und von dort nach Rama gehen, sobald der Sabbat zu Ende ist.«

»Und du, Manaen?«

»Oh, ich werde ganz offen nach Jericho reiten, wo sich Herodes zur Zeit aufhält. Ich habe mein Pferd in einem Haus armer Leute gelassen, die sich für ein Almosen vor nichts ekeln, nicht einmal vor dem Samariter, für den sie mich halten. Aber vorerst bleibe ich bei dir. Ich habe in der Tasche Verpflegung für uns beide.«

»Dann wollen wir uns verabschieden. An Ostern werden wir uns wiedersehen.«

»Nein, du wirst dich doch nicht dieser Gefahr aussetzen wollen!« sagen Josef und Nikodemus. »Tue es nicht, Meister!«

»Ihr seid wahrlich schlechte Freunde, denn ihr wollt mich zur Sünde und zur Feigheit verführen. Könntet ihr mich noch lieben, wenn ich darauf einginge? Sagt es. Seid aufrichtig. Wo sollte ich denn sonst hingehen, um an Ostern meinen Herrn anzubeten? Etwa auf den Berg Garizim? Oder sollte ich nicht vielmehr im Tempel von Jerusalem vor dem Herrn erscheinen, wie es die Pflicht eines jeden männlichen Israeliten ist an den drei Hauptfesten des Jahres? Habt ihr vergessen, daß man mich schon beschuldigt, den Sabbat nicht zu heiligen, obgleich ich – und Manaen kann es bezeugen – um eurem Wunsch zu entsprechen, auch heute abend einen Weg genommen habe, der sowohl eurem Wunsch als auch den Vorschriften des Sabbats gerecht wird?«

»Wir haben aus diesem Grund in Gophna haltgemacht ... Und wir werden ein Opfer darbringen, um für die unfreiwillige Überschreitung aus einem unumgänglichen Grund zu sühnen. Aber du, Meister ...! Man wird dich sofort sehen ... «

»Selbst wenn sie mich nicht sehen sollten, werde ich dafür sorgen, daß man mich sieht.«

»Willst du dich zugrunderichten! Das käme einem Selbstmord gleich ... «

»Nein. Euer Verstand ist verdunkelt. Es wäre nicht Selbstmord, sondern Gehorsam gegenüber der Stimme meines Vaters, die mir sagt: „Geh, es ist Zeit.“ Ich habe mich immer bemüht, das Gesetz mit den Notwendigkeiten des Lebens zu versöhnen, auch an dem Tag, an dem ich von Betanien nach Efraim flüchten mußte; denn die Zeit meiner Gefangennahme war noch nicht gekommen. Das Lamm des Heiles kann erst am Paschafest geopfert werden. Und wollt ihr, daß ich meinem Vater den Gehorsam verweigere, mit dem ich das Gesetz befolgt habe? Geht, geht! Und seid nicht so betrübt. Wozu bin ich denn auf die Welt gekommen, wenn nicht, um zum König aller Menschen erklärt zu werden? Denn Messias bedeutet doch gerade dies, nicht wahr? Ja, so ist es. Und es bedeutet auch soviel wie Erlöser. Nur stimmt die wahre Bedeutung dieser beiden Worte nicht mit

dem überein, was ihr euch vorstellt. Doch ich segne euch und bitte Gott inständig, ein himmlischer Strahl möge zusammen mit meinem Segen in euer Inneres herabkommen; denn ich liebe euch und ihr liebt mich; denn ich möchte, daß eure Gerechtigkeit strahlend sei; denn ihr seid nicht böse, doch noch immer „Altes Israel“, und ihr habt nicht den heroischen Willen, die Vergangenheit hinter euch zu lassen und euch zu erneuern. Leb wohl, Josef. Sei gerecht. Gerecht wie jener, der viele Jahre mein Pflegevater und zu jeglicher Erneuerung fähig war, um dem Herrn, seinem Gott, zu dienen. Wenn er hier unter uns wäre, oh, dann würde er euch lehren, Gott vollkommen zu dienen und gerecht, gerecht, gerecht zu sein! Aber es ist gut, daß er schon in Abrahams Schoß weilt, damit er die Ungerechtigkeit Israels nicht sehen muß. Der heilige Diener Gottes ...! Dieser neue Abraham hätte mir – mit durchbohrtem Herzen, doch vollkommenem gutem Willen – nicht zur Feigheit geraten, sondern hätte gesagt, wie er es immer tat, wenn Schweres auf uns lastete: „Wir wollen unseren Geist erheben. So werden wir dem Blick Gottes begegnen und vergessen, daß uns die Menschen kränken. Wir wollen alles, was uns schwerfällt, so tun, als ob Gott es uns aufgetragen hätte. Auf diese Art heiligen wir auch die kleinsten Dinge, und Gott wird uns lieben.“ Ja, so würde er sagen, um mich zu ermutigen, selbst die größten Schmerzen auf mich zu nehmen. Er würde uns trösten und stärken ... Oh! Meine Mutter ...!«

Jesus läßt Josef los, den er umarmt hatte, und neigt schweigend das Haupt. Sicher sieht er sein bevorstehendes Martyrium und das seiner armen Mutter ... Dann hebt er das Haupt und umarmt Nikodemus mit den Worten: »Als du zum erstenmal als geheimer Jünger zu mir kamst, sagte ich dir, daß ihr, um in das Himmelreich einzugehen und das Reich Gottes zu besitzen, geistig wiedergeboren werden und das Licht lieben müßt, mehr als die Welt es liebt. Heute ist es vielleicht das letzte Mal, daß wir uns im geheimen treffen, und ich wiederhole dir dieselben Worte. Werde wiedergeboren im Geist, Nikodemus, damit du das Licht lieben kannst, das Licht, das ich bin,

und damit ich in dir lebe als König und Erlöser. Geht. Gott sei mit euch.«

Die beiden Synedristen entfernen sich, nicht in die Richtung, aus der Jesus gekommen ist, sondern in die entgegengesetzte. Als das Geräusch ihrer Schritte verhallt ist, kommt Manaen, der sie bis zum Ausgang der Höhle begleitet und ihnen nachgesehen hat, zurück und bemerkt mit vielsagendem Gesicht: »Diesmal sind sie es, die das Sabbatgebot übertreten. Und sie werden keine Ruhe finden, bis sie ihre Schuld beim Ewigen durch das Opfer eines Tieres getilgt haben. Wäre es nicht besser für sie, wenn sie ihre Ruhe opfern und sich offen zu dir bekennen würden? Wäre dies dem Allerhöchsten nicht wohlgefälliger?«

»Das wäre es gewiß. Aber verurteile sie nicht. Sie gleichen einem Teig, der langsam aufgeht. Doch im rechten Augenblick, wenn viele, die sich besser dünken als sie, abfallen, werden gerade sie sich gegen eine ganze Welt erheben.«

»Sagst du dies meinetwegen, Herr? Dann nimm mir das Leben, aber lasse nicht zu, daß ich dich verleugne.«

»Du wirst mich nicht verleugnen. Doch in dir sind schon andere Elemente als in ihnen, die dir helfen werden, treu zu sein.«

»Ja. Ich bin . . . der Herodianer. Das heißt, ich war der Herodianer. Denn so wie ich mich vom Rat getrennt habe, so habe ich mich auch von der Partei getrennt, als ich gesehen habe, wie schlecht und ungerecht sie dich behandeln, genau wie die anderen. Ein Herodianer sein . . . ! Für die anderen heißt dies beinahe, ein Heide sein. Ich sage nicht, daß wir Heilige sind. Es ist wahr, aus unlauteren Gründen haben wir unlauter gehandelt. Ich rede so, als wäre ich noch der Herodianer, der ich war, bevor ich dein wurde. Wir sind nach menschlichem Urteil doppelt unrein: einmal, weil wir uns mit den Römern verbündet haben, und weil wir dies zu unserem Vorteil getan haben. Aber sage mir, Meister, der du immer die Wahrheit sagst und nicht schweigst aus Furcht, einen Freund zu verlieren: Wer von uns ist unreiner, wir, die wir uns um vergänglicher persönlicher Triumphe

willen mit Rom verbündet haben, oder die Pharisäer, die Hohenpriester, die Schriftgelehrten und die Sadduzäer, die sich mit Satan verbündet haben, um dich zu vernichten? Siehst du? Als ich gesehen habe, daß die Partei der Herodianer sich gegen dich wandte, habe ich sie verlassen. Ich sage es nicht, um von dir gelobt zu werden, sondern um dir meine Gedanken darzulegen. Und sie, ich spreche von den Pharisäern und den Priestern, den Schriftgelehrten und den Sadduzäern, glauben, sie hätten einen Nutzen von diesem unvorhergesehenen Bündnis der Herodianer mit ihnen. Die Unglückseligen! Sie verstehen nicht, daß die Herodianer es nur tun, um sich bei den Römern beliebt zu machen und dadurch größeren Schutz zu genießen; und danach ... sobald die Sache bereinigt und beendet ist und damit die Beweggründe für das jetzige Bündnis nicht mehr bestehen, werden sie die, deren sie sich nun als Verbündete bedienen, niederwerfen. Auf beiden Seiten dasselbe Spiel. Alles ist auf Betrug aufgebaut. Und dies stößt mich so sehr ab, daß ich mich völlig unabhängig gemacht habe. Du, du bist ein großes Schreckgespenst. Für alle! Du bist auch der Vorwand für das verwegene Interessenspiel der verschiedenen Parteien. Ein religiöser Beweggrund? Der heilige Abscheu vor dem „Gotteslästerer“, wie sie dich nennen? Alles Lügen! Der einzige Grund ist nicht die Verteidigung der Religion, nicht der heilige Eifer für den Allerhöchsten, sondern ihre gierige, unersättliche Habsucht. Sie ekeln mich an, wie stinkender Unrat. Ich wünschte ... Ja, ich wünschte, die wenigen, die nicht unrein sind, wären viel kühner. Ach, mich belastet dieses doppelte Leben, das ich führe! Ich würde gerne dir allein folgen. Aber ich bin dir so nützlicher, als wenn ich dir folgen würde. Es bedrückt mich ... Aber du sagst, daß es bald sein wird ... Wie ... Wirst du denn wirklich wie ein Lamm geopfert werden? Ist dies nicht nur bildlich gesprochen? Das Leben Israels ist voll von Symbolen und Bildern ... «

»Und du wolltest, es wäre auch für mich so ... Aber es ist nicht nur bildlich gemeint bei mir.«

»Wirklich nicht? Bist du dessen sicher? Ich könnte ... Viele von

uns wären bereit, große Taten der Vergangenheit zu wiederholen und dich als Messias salben zu lassen und zu verteidigen. Ein Wort würde genügen, und zu Tausenden und Abertausenden würden die Verteidiger des wahren heiligen und weisen Oberhirten sich erheben. Ich spreche nicht mehr von einem irdischen König, nun, da ich weiß, daß dein Reich ein rein geistiges Reich ist. Da wir jedoch nach menschlichem Ermessen nie mehr stark und frei sein werden, so lasse wenigstens zu, daß deine Heiligkeit das verdorbene Israel regiert und heilt. Niemand, du weißt es selbst, liebt die gegenwärtige Priesterschaft und die, die sie unterstützen. Willst du, Herr? Befiehl, und ich werde handeln.«

»Du hast schon große Fortschritte gemacht, Manaen. Aber du bist noch so weit vom Ziel wie die Erde von der Sonne. Ich werde Priester sein in Ewigkeit. Unsterblicher Hoherpriester in einem Organismus, den ich beleben werde bis ans Ende der Zeiten. Doch ich werde nicht mit dem Öl der Freude gesalbt werden, noch von einer Handvoll Getreuen ausgerufen und mit Gewalt verteidigt werden, um das Vaterland in ein noch größeres Schisma zu stürzen und es mehr denn je zum Sklaven zu machen. Und meinst du, daß Menschenhand den Christus salben könnte? In Wahrheit sage ich dir, daß dem nicht so ist. Die wahre Autorität, die mich zum Oberhaupt und Messias salben wird, ist der, der mich gesandt hat. Kein anderer als Gott kann Gott zum König der Könige und Herrn der Herren für alle Ewigkeit salben.«

»Dann ist also nichts, gar nichts zu machen? Oh, welch ein Schmerz für mich!«

»Alles ... Mich lieben! Darin ist alles enthalten! Nicht das Geschöpf lieben, das den Namen Jesus trägt, sondern das, was Jesus ist. Mich lieben mit Leib und Seele, so wie ich euch im Geist und als Mensch liebe, um über das Menschsein hinaus mit mir zu sein. Sieh, welch ein schöner Sonnenaufgang. Der sanfte Schein der Sterne ist nicht hier hereingedrungen. Das triumphierende Sonnenlicht schon! So wird es den Herzen derer ergehen, denen es gelingt, mich mit

Gerechtigkeit zu lieben. Komm heraus in die Stille des Berges, die noch keine bei der Verteidigung irdischer Belange rauh gewordene, menschliche Stimme stört. Schau, dort, die Adler, wie sie mit ausgespannten Schwingen auf der Suche nach Beute fortfliegen. Können wir ihre Beute sehen? Nein. Aber sie sehen sie. Denn das Auge des Adlers ist schärfer als das unsere. Und von dort oben haben sie einen weiten Ausblick, und sie wissen zu wählen. Auch ich. Ich kann sehen, was ihr nicht seht, und von oben, wo mein Geist schwebt, meine süße Beute erwählen. Nicht um sie zu zerfetzen, wie es die Geier und Adler tun, sondern um sie mit mir zu nehmen. Wir werden so glücklich sein im Reich meines Vaters, wir, die wir uns geliebt haben ...!«

Und Jesus, der bei diesen Worten hinausgegangen ist, setzt sich am Eingang der Höhle in die Sonne, umarmt Manaen, der sich neben ihm niedergelassen hat, schweigt und lächelt über wer weiß welche Vision ...

616 Der Soferim Samuel, ehemaliger Jünger des Jonatan Ben-Uziel und dann Jünger Jesu

Jesus ist allein und wieder in der Höhle. Ein Feuer brennt und spendet Licht und Wärme, und ein starker Duft von Harz und Laubwerk verbreitet sich in der Höhle. Das Holz knistert und sprüht Funken. Jesus hat sich nach hinten zurückgezogen, in eine Vertiefung, in der trockene Zweige liegen, und denkt nach. Die Flammen flackern ab und zu auf, werden kleiner und beleben sich dann wieder durch Windstöße, die aus dem Wald kommen und heulend in die Höhle dringen, wo sie wie Trompetenstöße widerhallen. Es ist kein beständiger Wind. Einmal fällt er, dann erhebt er sich wieder, wie die Wogen des Meeres zur Zeit der langen Wellen. Wenn er laut pfeift, wirbelt er Asche und trockene Blätter in den schmalen Gang im Fels, durch den Jesus in die größere Höhle gekommen ist, und die Flammen ducken sich und lecken seitlich am Boden entlang; dann, sobald

der Wind sich gelegt hat, richten sie sich noch flackernd auf und brennen wieder gerade. Jesus kümmert sich nicht darum. Er denkt nach. Dann mischt sich in das Pfeifen des Windes das Geräusch des Regens, der zuerst nur leicht, dann aber immer stärker auf das Laub der Bäume und Sträucher klatscht. Ein wahrer Wolkenbruch verwandelt in kurzer Zeit die Bergpfade in schäumende Bäche. Nun herrscht die Stimme des Wassers vor, denn der Wind hat sich langsam gelegt. Das spärliche Licht der stürmischen Dämmerung und das Feuer, das nur noch glimmt, da die Zweige verbrannt sind, erhellen die Höhle nur sehr schwach, und in den Winkeln herrscht schon völlige Dunkelheit. Jesus, der ein dunkles Gewand trägt, ist nicht mehr zu erkennen. Nur wenn er das Antlitz von den angezogenen Knien erhebt, sieht man mit Mühe etwas Weißes vor der dunklen Wand.

Draußen vor der Höhle auf dem Weg hört man plötzlich Schritte und keuchende Worte, wie von jemandem, der müde und abgehetzt ist. Dann erscheint ein dunkler, von Wasser triefender Schatten am Eingang. Der Mann – denn es ist ein Mann mit einem dichten, schwarzen Bart – stößt ein »Oh!« der Erleichterung aus, wirft seine klatschnasse Kopfbedeckung auf den Boden, schüttelt seinen Mantel aus und sagt vor sich hin: »Hm! Du kannst ihn lange ausschütteln, Samuel. Er scheint in den Graben eines Walkmüllers gefallen zu sein. Und die Sandalen? Boote! Boote auf dem Grund des Flusses! Bis auf die Haut bin ich naß! Und die Bäche aus den Haaren! Ich komme mir vor wie eine alte Dachtraufe, die Wasser aus hundert Löchern verliert. Das fängt schon gut an! Ob er Beelzebul auf seiner Seite hat, der ihm hilft? Hm, der Einsatz ist groß ... aber ... « Er läßt sich auf einen großen Stein, nahe bei dem nun fast erloschenen Feuer nieder, dessen glimmende Reste als letztes Lebenszeichen des verbrannten Holzes in eigenartigen roten Mustern leuchten. Durch Blasen versucht er, es wieder anzufachen. Dann legt er die Sandalen ab und versucht, seine schmutzbedeckten Füße mit einem Zipfel des Mantels abzutrocknen, der nicht ganz so naß ist. Aber er trocknet sich mit

Wasser ab. Das Ergebnis ist, daß der Schlamm von den Füßen nun am Mantel klebt. Der Mann setzt sein Selbstgespräch fort: »Verflucht sollen sie sein, er und sie alle! Ich habe auch die Börse verloren. Natürlich! Wenigstens habe ich nicht auch das Leben verloren ... Es ist der sicherste Weg, haben sie gesagt. Natürlich. Aber sie selbst gehen ihn nie! Wenn ich dieses Feuer nicht gesehen hätte! Wer hat es wohl angezündet? Irgendein Unglücklicher wie ich. Wo mag er jetzt wohl sein? Dort ist ein Loch ... Vielleicht noch eine Höhle ... Es werden doch keine Räuber sein? Ach, ich Dummkopf! Was sollten sie mir denn nehmen, da ich keinen Pfennig besitze ...! Aber egal. Dieses Feuer ist mehr wert als ein Schatz. Hätte ich nur etwas trockenes Holz, um es wieder anzufachen! Dann würde ich mich ausziehen und meine Kleider trocknen. Aber was rede ich denn! Ich habe ja nur die, bis ich zurückkehre ... «

»Wenn du Zweige willst, Freund, hier sind einige«, sagt Jesus, ohne sich von seinem Platz zu rühren.

Der Mann, der Jesus den Rücken zukehrt, erschrickt, als er so unerwartet eine Stimme hört, springt auf und dreht sich um. Er scheint Angst zu haben. »Wer bist du?« fragt er und kneift die Augen zusammen, um etwas zu sehen.

»Ein Wanderer wie du. Ich habe das Feuer angezündet, und es freut mich, daß es dir ein Wegweiser gewesen ist.« Jesus kommt mit einem Reisigbündel auf dem Arm näher, wirft es neben dem Feuer auf den Boden und fordert den Mann auf: »Fache es wieder an, bevor die Asche alles erstickt. Ich habe weder Feuerstein noch Zunder, denn der, der sie mir geliehen hat, ist nach Sonnenuntergang fortgegangen.« Jesus spricht freundlich, tritt aber nicht so weit vor, daß der Schein des Feuers auf ihn fällt. Vielmehr kehrt er jetzt in seinen Winkel zurück und hüllt sich noch fester in seinen Mantel.

Der Mann beugt sich inzwischen nieder und bläst in die Blätter, die er auf die Glut geworfen hat. Und er bemüht sich so lange, bis die Flamme wieder aufflackert. Er lacht und wirft immer größere Äste hinein, die die Flammen noch höher werden lassen.

Jesus hat sich wieder an seinen Platz gesetzt und beobachtet ihn.

»Nun müßte ich mich ausziehen, um mein Gewand zu trocknen. Ich bin lieber nackt, als so durchnäßt. Aber nicht einmal das kann ich tun. Ein Hang ist ins Rutschen geraten und ich wurde mit Erde und Wasser überschüttet. Da haben wir die Bescherung! Schau, mein Gewand ist zerrissen. Verfluchte Reise! Hätte ich doch gegen das Sabbatgebot verstoßen! Aber nein. Bis zur Dämmerung habe ich gewartet. Und dann ... Was mache ich jetzt? Um mich zu retten, habe ich die Reisetasche losgelassen, und sie wird ins Tal gerollt oder an einem Strauch hängengeblieben sein ... wer weiß, wo ... «

»Hier hast du mein Gewand. Es ist trocken und warm. Mir genügt der Mantel. Nimm es, ich bin gesund. Fürchte nichts.«

»Du bist gut. Ein guter Freund. Wie soll ich dir danken?«

»Indem du mich wie einen Bruder liebst.«

»Dich wie einen Bruder lieben? Aber du weißt doch gar nicht, wer ich bin? Und wenn ich ein Übeltäter wäre? Würdest du auch dann meine Liebe wollen?«

»Ich würde sie wollen, um dich gut zu machen.«

Der Mann, der noch jung ist und etwa dasselbe Alter wie Jesus hat, neigt das Haupt und denkt nach. Er hält das Gewand Jesu in seinen Händen, aber er sieht es nicht. Er denkt nach. Und mechanisch streift er das Gewand über die bloße Haut, denn er hat sich ganz entkleidet und selbst das Untergewand abgelegt.

Jesus, der in seinen Winkel zurückgekehrt ist, fragt nun: »Wann hast du gegessen?«

»Zur sechsten Stunde. Bei der Ankunft im Tal hätte ich im Dorf etwas gegessen. Doch dann habe ich mich verirrt und die Tasche und das Geld verloren ... «

»Hier, ich habe noch einige Reste von der Mahlzeit. Ich wollte sie morgen essen. Aber nimm sie nur. Das Fasten macht mir nichts aus.«

»Aber ... wenn du wandern mußt, wirst du deine Kräfte brauchen ... «

»Oh, ich gehe nicht weit. Nur nach Efraim ... «

»Nach Efraim? Bist du ein Samariter?«

»Du verachtetest sie? Ich bin kein Samariter.«

»In der Tat ... du hast einen galiläischen Akzent. Wer bist du? Warum verbirgst du mir dein Gesicht? Mußt du dich verbergen, weil du eine Schuld auf dich geladen hast? Ich werde dich nicht anzeigen.«

»Ich bin ein Wanderer, ich habe es dir schon gesagt. Mein Name würde dir nichts sagen, oder zu viel. Und überhaupt, was ist der Name? Wenn ich dir ein Gewand reiche für deine frierenden Glieder, ein Brot gebe für deinen Hunger und vor allem meine Liebe schenke für dein Herz, mußt du dann, um die Wohltat der trockenen Kleidung, der Nahrung und der Liebe zu spüren, auch meinen Namen wissen? Aber wenn du mir einen Namen geben willst, dann nenne mich „Barmherzigkeit“. Ich habe nichts Beschämendes getan, das mich zwingen würde, mich zu verbergen. Aber du würdest mich trotzdem anzeigen, denn das Denken und Trachten deines Herzens ist nicht gut. Und böse Gedanken führen zu bösen Taten.«

Der Mann springt auf und nähert sich Jesus. Aber von Jesus sieht man nur die Augen, und auch diese sind von den gesenkten Lidern verschleiert.

»Iß nur. Iß, Freund. Anderes ist nicht zu tun.«

Der Mann kehrt zum Feuer zurück und ißt nach und nach, ohne ein Wort zu sagen. Er ist nachdenklich geworden. Jesus hat sich in seinem Winkel ganz zusammengekauert. Der Mann erholt sich langsam. Die Wärme des Feuers, das Brot und das gebratene Fleisch, das Jesus ihm gegeben hat, stimmen ihn froh. Er steht auf, reckt sich und spannt die Kordel, die ihm als Gürtel gedient hat, zwischen einen Felsvorsprung und einen rostigen Nagel, der von wer weiß wem und wann dort eingeschlagen wurde. Dann hängt er das Gewand, den Mantel und die Kopfbedeckung zum Trocknen auf. Die Sandalen stellt er, nachdem er sie ausgeschüttelt hat, direkt ans Feuer und legt auch reichlich Reisig nach.

Jesus scheint zu schlummern. Der Mann setzt sich nun ebenfalls

und denkt nach. Dann wendet er sich um und betrachtet den Unbekannten. Er fragt: »Schläfst du?«

Jesus antwortet: »Nein. Ich denke nach und bete.«

»Für wen?«

»Für alle Unglücklichen aller Art. Es gibt ihrer so viele!«

»Bist du ein Büsser?«

»Ich bin ein Büsser. Die Erde braucht viel Buße, damit die Schwachen Kraft erhalten, Satan zu widerstehen.«

»Das hast du gut gesagt. Du sprichst wie ein Rabbi. Ich verstehe etwas davon, denn ich bin ein Soferim.³⁰ Ich bin bei Rabbi Jonatan Ben-Uziel. Sein liebster Schüler. Und wenn der Allerhöchste mir beisteht, werde ich ihm bald noch lieber sein. Mein Name wird in ganz Israel gepriesen werden.«

Jesus entgegnet nichts.

Der andere steht nach einer Weile auf und setzt sich neben Jesus. Er sagt, wobei er sich durch die Haare fährt, die fast schon trocken sind, und auch den Bart glättet: »Höre. Du hast gesagt, daß du nach Efraim gehst. Gehst du nur zufällig dorthin, oder wohnst du dort?«

»Ich wohne in Efraim.«

»Aber du hast doch gesagt, daß du kein Samariter bist!«

»Ich wiederhole dir, ich bin kein Samariter.«

»Aber wer kann denn dort wohnen, wenn nicht ... Höre. Man sagt, daß der Rabbi von Nazaret, der mit dem Bann Belegte, der Verfluchte, sich nach Efraim zurückgezogen hat. Ist das wahr?«

»Es ist wahr. Jesus, der Gesalbte des Herrn, ist dort.«

»Er ist nicht der Gesalbte des Herrn! Er ist ein Betrüger! Er ist ein Gotteslästerer! Er ist ein Dämon! Er ist die Ursache all unserer Übel. Und kein Rächer steht auf im Volk, um ihn zu vernichten!« ruft der Mann in seinem fanatischen Haß aus.

»Hat er dir denn Böses getan, daß du von ihm mit solchem Haß in der Stimme sprichst?«

³⁰Soferim = Schriftgelehrter, Gesetzeslehrer

»Mir nicht. Ich habe ihn nur einmal kurz beim Laubhüttenfest gesehen, und in einem solchen Tumult, daß es mir jetzt schwerfallen würde, ihn wiederzuerkennen. Denn ... wenn ich auch ein Schüler des großen Rabbi Jonatan Ben-Uziel bin, so bin ich doch erst seit kurzem endgültig vom Tempel. Vorher ... war es nicht möglich aus verschiedenen Gründen, und nur, wenn der Rabbi in seinem Haus war, ließ ich mich zu seinen Füßen nieder, um Gerechtigkeit und Bildung von ihm zu lernen. Aber du ... Du hast mich gefragt, ob ich ihn hasse, und ich habe einen verborgenen Vorwurf in deinen Worten gehört. Bist du vielleicht ein Jünger des Nazareners?«

»Das bin ich nicht. Ab jeder, der gerecht ist, muß den Haß verurteilen.«

»Der Haß ist heilig, wenn er einem Feind Gottes und des Vaterlandes gilt. Der Rabbi von Nazaret ist beides. Und heilig ist es, ihn zu bekämpfen und zu hassen.«

»Willst du den Menschen bekämpfen oder die Idee, die er vertritt, und die Lehre, die er verbreitet?«

»Alles! Alles! Man kann nicht eines bekämpfen, wenn man das andere verschont. Der Mensch verkörpert seine Lehre und seine Idee. Entweder man bekämpft alles, oder es ist nutzlos. Wenn man sich zu einer Idee bekennt, bekennt man sich zu dem Menschen, der sie verkörpert, und zu seiner Lehre. Ich weiß es, denn ich habe mit meinem Meister diese Erfahrung gemacht. Seine Ideen sind die meinen, und seine Wünsche sind mir Gesetz.«

»Ein guter Jünger handelt so. Doch muß man beurteilen können, ob der Meister gut ist. Und nur dem guten Meister darf man nachfolgen. Denn es ist nicht erlaubt, aus Liebe zu einem Menschen seine Seele zu verlieren.«

»Jonatan Ben-Uziel ist gut.«

»Nein, er ist es nicht.«

»Was sagst du da?! Mir sagst du das? Während wir hier allein sind, könnte ich dich töten, um meinen Meister zu rächen! Ich bin stark, weißt du?«

»Ich habe keine Angst. Ich fürchte keine Gewalt. Ich habe keine Angst und werde mich auch nicht wehren, wenn du mich schlagen solltest.«

»Ach, jetzt verstehe ich! Du bist ein Jünger des Meisters, ein „Apostel“. So nennt er seine getreuesten Jünger. Und du bist wohl auf dem Weg zu ihm. Vielleicht war der, der hier bei dir gewesen ist, auch so einer. Und womöglich erwartest du noch einen von den Euren?«

»Ich erwarte jemanden, ja.«

»Vielleicht gar den Rabbi?«

»Ich brauche nicht auf ihn zu warten. Er braucht mein Wort nicht, um von einem Übel geheilt zu werden. Er hat keine kranke Seele und auch keinen kranken Körper. Ich erwarte eine arme Seele, die vergiftet und verwirrt ist, um sie zu heilen.«

»Dann bist du ein Apostel! Es ist bekannt, daß er sie aussendet, damit sie seine Lehre verkünden, da er Angst hat, selbst zu gehen, seit er vom Synedrium verurteilt wurde. Daher vertrittst du also seine Lehren! Nicht reagieren, wenn man beleidigt wird, das ist eine seiner Lehren.«

»Es ist eine seiner Lehren, denn er lehrt die Liebe, die Verzeihung, die Gerechtigkeit und die Sanftmut. Er liebt die Feinde wie die Freunde, denn er sieht alles in Gott.«

»Oh! Wenn er mir begegnen würde, wenn ich ihm, wie ich hoffe, begegnen werde, glaube ich kaum, daß er mich lieben würde. Er wäre ein Dummkopf! Aber ich kann nicht mit dir, seinem Apostel, reden. Und ich bedauere, daß ich gesagt habe, was ich gesagt habe. Du wirst es ihm berichten.«

»Das ist nicht nötig. Doch in Wahrheit sage ich dir, daß er dich lieben wird, vielmehr, daß er dich liebt, obwohl du nach Efraim gehst, um ihn in eine Falle zu locken und dem Synedrium auszuliefern. Denn wer dies tut, wird eine große Belohnung erhalten.«

»Bist du ein Prophet oder ein Hellseher? Hat er dir seine Macht übertragen? Bist also auch du ein Verfluchter? Und ich habe dein

Brot, dein Gewand und deine Freundschaft angenommen?! Es steht geschrieben: „Du sollst deine Hand nicht gegen deinen Wohltäter erheben.“ Du hast mir Wohltaten erwiesen! Vielleicht, weil du wußtest, daß ich ... Vielleicht, um mich daran zu hindern, zu handeln. Aber wenn ich auch dich verschone, weil du mir Brot, Salz, Feuer und dein Gewand gegeben hast, und ich gegen die Gerechtigkeit fehlen würde, wenn ich dir etwas antäte, so werde ich doch deinen Rabbi nicht verschonen. Denn diesen kenne ich nicht, und er hat mir nicht Gutes, sondern Böses getan!«

»Oh, Unglücklicher! Merkst du denn nicht, daß du irre redest? Wie kann dir jemand, den du nicht kennst, etwas Böses angetan haben? Wie kannst du den Sabbat heiligen, wenn du das Gebot: „Du sollst nicht töten“ nicht befolgst?«

»Ich töte nicht.«

»Nicht direkt. Aber es gibt keinen Unterschied zwischen dem Mörder und dem, der das Opfer dem Mörder überliefert. Du achtest das Wort eines Menschen, der sagt, daß du dem nicht schaden sollst, der dir Gutes getan hat, aber du befolgst nicht das Gebot Gottes. Und arglistig, für eine Handvoll Geld und für ein wenig Ehre, die schmutzige Ehre, einen Unschuldigen verraten zu haben, gibst du dich zu einem Verbrechen her ...!«

»Ich tue es nicht allein wegen des Geldes und der Ehre, sondern um eine Jahwe wohlgefällige und dem Vaterland heilsame Tat zu vollbringen. Ich tue nur, was Jaël und Judit getan haben.« Er ist fanatischer denn je.

»Sisera und Holofernes waren Feinde unseres Vaterlandes. Sie waren Invasoren. Aber was ist der Rabbi von Nazaret? Wen überfällt er? Wen unterdrückt er? Er ist arm und will keine Reichtümer. Er ist demütig und sucht keine Ehre. Er ist gut, zu allen. Tausenden hat er Wohltaten erwiesen. Warum haßt ihr ihn? Warum haßt du ihn? Es ist dir nicht erlaubt, deinem Nächsten zu schaden. Du dienst dem Synedrium. Aber wird das Synedrium dich im anderen Leben richten, oder Gott? Und wie wird er dich richten? Ich sage nicht: wie wird

er dich als Mörder des Christus richten, sondern ich sage: wie wird er dich als Mörder eines Unschuldigen richten? Du glaubst nicht, daß der Rabbi von Nazaret der Christus ist, und weil du das nicht glaubst, wird er dich dieses Verbrechens nicht beschuldigen. Gott ist gerecht und bestraft nicht eine Schuld, eine Tat, die nicht ganz bewußt begangen wurde. Er wird dich daher nicht verurteilen, weil du Christus getötet hast, denn für dich ist Jesus von Nazaret nicht der Christus. Aber Gott wird dich anklagen, einen Unschuldigen getötet zu haben. Denn du weißt, daß er unschuldig ist. Man hat dich vergiftet, trunken gemacht mit Worten des Hasses. Aber nicht so sehr, daß du nicht mehr begreifen kannst, daß er unschuldig ist. Seine Werke sprechen für ihn. In eurer Angst – mehr die Angst der Lehrer als die der Schüler – fürchtet und seht ihr, was nicht ist. Es ist die Angst derer, die fürchten, von ihm verdrängt zu werden. Fürchtet euch nicht. Er öffnet euch die Arme und sagt: „Brüder!“ Er sendet keine Bewaffneten gegen euch aus. Er verflucht euch nicht. Er möchte euch nur retten. Euch, die Großen und die Schüler der Großen, so wie er auch den Geringsten in Israel retten will. Euch mehr als den Geringsten in Israel, mehr als das Kind, das noch nicht weiß, was Haß und Liebe ist. Denn ihr habt es nötiger als die Unwissenden und die Kinder, da ihr wißt und wissend sündigt. Wenn du dein Gewissen als Mensch reinigst von den Ideen, mit denen sie dich gefüttert haben, wenn du es reinigst von dem Gift, das dich betäubt, wird es dir dann noch bestätigen, daß er schuldig ist? Sage es mir! Sei ehrlich. Hast du ihn vielleicht einmal das Gesetz übertreten sehen, oder hast du gesehen, wie er jemandem angeraten hat, das Gesetz zu übertreten? Hast du ihn jemals streitsüchtig, habgierig, lasterhaft, verleumderisch, hartherzig gesehen? Sprich! Hast du ihn vielleicht unehrerbietig gegenüber dem Synedrium gesehen? Er ist gleich einem Verbannten, um dem Spruch des Synedriums zu gehorchen. Er könnte einen Aufruf ergehen lassen, und ganz Palästina würde ihm folgen und gegen die wenigen, die ihn hassen, marschieren. Doch stattdessen rät er seinen Jüngern zu Frieden und Verzeihung. Er könnte – so wie er den Toten

das Leben, den Blinden das Augenlicht, den Lahmen die Beweglichkeit, den Tauben das Gehör wiedergibt und die Besessenen von den Dämonen befreit, da weder Himmel noch Hölle seinem Willen widerstehen – er könnte euch mit dem göttlichen Blitz erschlagen und sich so von seinen Feinden befreien. Doch stattdessen betet er für euch und heilt eure Verwandten, heilt eure Herzen, gibt euch Brot, Kleidung und Feuer. Denn ich bin Jesus von Nazaret, der Christus, der, den du suchst, um das demjenigen, der ihn dem Synedrium ausliefert, versprochene Kopfgeld zu erhalten und als Befreier Israels gefeiert zu werden. Ich bin Jesus von Nazaret, der Christus. Hier bin ich. Nimm mich also fest. Als Meister und als Sohn Gottes befreie ich dich von der Verpflichtung, die Hand nicht gegen den zu erheben, der dir Gutes getan hat, und spreche dich los von der Sünde, es getan zu haben.« Jesus ist aufgestanden und hat dabei den Mantel vom Kopf gleiten lassen. Er streckt nun die Arme aus, um sich festnehmen und fesseln zu lassen. Aber so, hochgewachsen und gerade – und er scheint noch schlanker, nur in seinem kurzen, eng anliegenden Untergewand und dem dunklen Mantel, der ihm von den Schultern hängt – die Augen fest auf seinen Verfolger gerichtet, während die tanzenden Flammen helle Lichter in seinem wallenden Haar entzünden und seine großen Pupillen im saphirenen Rund der Iris glänzen lassen; so majestätisch, treu und furchtlos flößt er mehr Respekt ein, als wenn ein ganzes Heer ihn zu seinem Schutz umgäbe.

Der Mann ist fasziniert, gelähmt vor Staunen. Erst nach einer Weile gelingt es ihm zu flüstern: »Du! Du! Du!« Er scheint kein anderes Wort herauszubringen.

Jesus besteht darauf: »Nimm mich also fest. Löse den unnützen Strick, den du dort gespannt hast, um ein zerrissenes, schmutziges Gewand aufzuhängen, und fessele meine Hände. Ich werde dir folgen, wie ein Lamm seinem Schlächter folgt. Und ich werde dich nicht hassen, weil du mich zum Tod führst. Ich habe es dir schon gesagt. Der Zweck rechtfertigt die Tat und ändert ihr Wesen. Für dich

bin ich der Ruin Israels, und du glaubst Israel zu retten, wenn du mich tötest. Für dich bin ich jeglichen Verbrechens schuldig, und du dienst daher der Gerechtigkeit, wenn du einen Übeltäter unschädlich machst. Du bist also nicht schuldiger als ein Henker, der einen erhaltenen Befehl ausführt. Willst du mich gleich hier opfern? Hier, zu meinen Füßen liegt das Messer, mit dem ich dir das Brot und das Fleisch geschnitten habe. Nimm es. Die Klinge, die der Nächstenliebe gedient hat, wird sich in ein Opferrmesser verwandeln. Mein Fleisch ist nicht härter als das Fleisch des gebratenen Lammes, das mein Freund für meinen Hunger hier gelassen hat und das ich dir, meinem Feind, gegeben habe, damit du deinen Hunger stillen konntest. Aber du fürchtest die römischen Patrouillen. Sie nehmen die Mörder Unschuldiger fest. Sie erlauben nicht, daß wir Recht sprechen. Denn wir sind die Unterworfenen und sie die Beherrscher. Daher wagst du nicht, mich zu töten und zu denen zu gehen, die dich geschickt haben, das geschlachtete Lamm auf den Schultern gleich einer Ware, mit der man Geld verdient. Laß also meinen Leichnam hier und benachrichtige deine Auftraggeber. Denn du bist kein Schüler, sondern ein Sklave; du hast auf die königliche Freiheit des Geistes und des Willens verzichtet, die selbst Gott den Menschen läßt, und dienst, sklavisch dienst du deinen Auftraggebern. Bis zum Verbrechen dienst du ihnen. Doch du bist nicht schuldig. Du bist „vergiftet“. Du bist die vergiftete Seele, auf die ich gewartet habe. Auf, also! Die Nacht und der Ort sind für das Verbrechen geeignet. Ich müßte richtig sagen: für die Erlösung Israels. Oh! Armer Junge! Du sprichst prophetische Worte, ohne es zu wissen! Wahrlich, mein Tod wird Erlösung sein, und nicht allein für Israel, sondern für die ganze Menschheit. Ich bin gekommen, um geopfert zu werden. Ich brenne darauf, geopfert zu werden, um der Erlöser zu sein. Für alle. Du, Soferim des gelehrten Jonatan Ben-Uziel, kennst gewiß Jesaja. Sieh, der Mann der Schmerzen steht vor dir. Und wenn ich ihm nicht gleiche, wenn ich dem nicht gleiche, den auch David gesehen hat, mit den entblößten und zerschlagenen Gebeinen, wenn ich

nicht der Aussätzige bin, den Jesaja gesehen hat, dann nur, weil ihr mein Herz nicht seht. Ich bin eine einzige Wunde. Eure Lieblosigkeit, euer Haß, eure Härte und Ungerechtigkeit haben mich verwundet und gemartert. Habe ich nicht das Antlitz verborgen, als du mich geschmäht hast als den, der ich wahrhaftig bin: das Wort Gottes, der Christus? Aber ich bin der Mensch, der ans Leiden gewöhnt ist! Haltet ihr mich denn nicht für einen von Gott Geschlagenen? Opfere ich mich nicht, weil ich mich opfern will, um durch mein Opfer euch zu heilen? Auf! Schlag zu! Schau, ich fürchte mich nicht, und auch du sollst dich nicht fürchten. Denn ich bin der Unschuldige und fürchte das Gericht Gottes nicht; und wenn ich meinen Hals deinem Messer darbiere, erfülle ich damit den Willen Gottes und ziehe nur meine Stunde etwas vor, zu eurem Wohl. Auch die Stunde meiner Geburt habe ich aus Liebe zu euch vorverlegt, um euch früher die Zeit des Friedens zu schenken. Aber ihr macht aus dieser meiner liebenden Sorge eine Waffe der Verneinung . . . Keine Angst! Ich rufe weder die Strafe Kains noch die Blitze Gottes auf dich herab. Ich bete für dich. Ich liebe dich. Sonst nichts. Bin ich zu groß für deine Menschenhand? Ja, so ist es! Der Mensch könnte Gott nicht schlagen, wenn Gott sich nicht freiwillig in die Hände des Menschen geben würde. So werde ich also vor dir niederknien. Der Menschensohn kniet zu deinen Füßen. Töte ihn also!«

Jesus ist tatsächlich niedergekniet und reicht seinem Verfolger das Messer, das er an der Klinge hält. Doch der Mann weicht zurück und murmelt: »Nein! Nein!«

»Auf! Nur einen Augenblick des Mutes . . . und du wirst bekannter sein als Jaël und Judit. Sieh, ich bete für dich. Jesaja sagt es: „. . . und er betete für die Sünder.“ Du kommst noch nicht? Warum weichst du zurück? Ah! Vielleicht fürchtest du, nicht zu sehen, wie ein Gott stirbt. Nun, ich komme zum Feuer. Das Feuer fehlt bei einem Opfer nie. Es gehört dazu. Nun siehst du mich gut.« Jesus ist beim Feuer niedergekniet.

»Schau mich nicht an! Schau mich nicht an! Oh! Wohin soll ich

fliehen, um deinen Blick nicht sehen zu müssen?« schreit der Mann.

»Wen? Wen und was willst du nicht sehen?«

»Dich . . . und mein Verbrechen. Wahrlich, meine Schuld steht mir vor Augen! Wohin, wohin soll ich fliehen?« Der Mann ist außer sich vor Entsetzen.

»An mein Herz, Sohn! Hier, in diesen Armen, hören die Schrecken und Ängste auf. Hier ist Frieden. Komm! Komm! Mache mich glücklich!« Jesus ist aufgestanden und streckt ihm die Arme entgegen. Zwischen beiden ist das Feuer. Jesus erstrahlt im Widerschein der Flammen.

Der Mann fällt auf die Knie, bedeckt sein Antlitz und schreit: »Habe Mitleid mit mir, o Gott! Erbarme dich meiner! Tilge meine Sünde! Ich wollte deinen Christus töten! Barmherzigkeit! Ach, es kann keine Barmherzigkeit geben für ein solches Verbrechen! Ich bin verflucht!« Er weint, das Gesicht am Boden, von Schluchzen geschüttelt, und stöhnt: »Barmherzigkeit!« und verwünscht: »Verfluchte!«

Jesus geht um das Feuer herum, neigt sich zu ihm, berührt seinen Kopf und sagt: »Verfluche sie nicht, die dich auf Abwege geführt haben, denn sie haben dir die größte Wohltat verschafft: Daß ich zu dir spreche. Siehst du. Daß ich dich nun so in meinen Armen halte.«

Jesus hat den Mann an den Schultern gefaßt, ihn aufgerichtet, sich selbst auf den Boden gesetzt und ihn an sein Herz gezogen. Das Weinen des Mannes ist nun weniger verzweifelt, aber so reinigend! Jesus streichelt ihm das dunkle Haar und wartet, bis er sich beruhigt.

Schließlich hebt der Mann den Kopf und stöhnt: »Verzeihe mir!« Sein Antlitz ist wie verwandelt.

Jesus neigt sich zu ihm und küßt ihn auf die Stirn. Der Mann wirft ihm die Arme um den Hals, legt seinen Kopf auf die Schulter Jesu, weint und will erzählen. Er will berichten, wie man ihm das Verbrechen suggeriert hat. Aber Jesus verbietet es ihm mit den Worten: »Schweige! Schweige! Ich weiß alles. Als du hereingekommen bist, habe ich dich als den erkannt, der du bist, und wußte, was du im Begriff warst zu tun. Ich hätte weggehen und dir entfliehen kön-

nen. Doch ich bin geblieben, um dich zu retten. Du bist gerettet. Die Vergangenheit ist tot. Denk nicht mehr daran.«

»Und . . . du traust mir? Und wenn ich wieder sündigen würde?«

»Nein, du wirst nicht mehr sündigen. Ich weiß es. Du bist geheilt.«

»Ja, ich bin es. Doch die anderen sind so verschlagen. Schicke mich nicht zu ihnen zurück.«

»Wohin willst du gehen, wo sie nicht sind?«

»Mit dir. Nach Efraim. Wenn du in meinem Herzen liest, wirst du sehen, daß es keine Falle ist, die ich dir stelle, sondern nur die Bitte um Schutz.

»Ich weiß es. Komm. Doch ich mache dich darauf aufmerksam, daß Judas von Kerijot dort ist, der sich an das Synedrium verkauft hat und der Verräter des Christus ist.«

»Göttliche Barmherzigkeit! Auch das weißt du?« Die Überraschung hat ihren Höhepunkt erreicht.

»Ich weiß alles. Er meint, ich wüßte nichts. Aber ich weiß alles. Und ich weiß auch, daß du ganz bekehrt bist und nicht mit Judas oder einem anderen wie ihm sprechen wirst. Aber bedenke: Wenn Judas seinen Meister verraten kann, was wird er dann nicht erst tun, um dir zu schaden?«

Der Mann denkt lange nach. Dann sagt er: »Das macht nichts! Wenn du mich nicht fortschickst, bleibe ich bei dir. Wenigstens einige Zeit. Bis Pascha. Bis du dich mit deinen Jüngern triffst. Dann werde ich mich ihnen anschließen. Oh, wenn es wahr ist, daß du mir verzeihen hast, dann schicke mich nicht fort!«

»Ich schicke dich nicht fort. Nun wollen wir zu dem Blätterhaufen dort gehen und den Morgen abwarten. Bei Sonnenaufgang gehen wir nach Efraim. Wir werden sagen, daß der Zufall uns zusammengeführt hat und daß du nun zu uns gehörst. Das ist die Wahrheit.«

»Ja, es ist die Wahrheit. Am Morgen werden meine Kleider trocken sein, und ich werde dir dein Gewand zurückgeben.«

»Nein . . . Laß die Kleider hier. Sie sind ein Symbol. Der Mann, der seine Vergangenheit ablegt und das neue Gewand anlegt. In der

alten Zeit sang die Mutter des Samuel in ihrer Freude: „Der Herr macht tot und lebendig, er führt ins Totenreich hinab und herauf.“ Du bist gestorben und zu neuem Leben erstanden. Du kommst vom Reich der Toten zum wahren Leben. Laß die Kleider, die die Gräber voller Unrat berührt haben. Und lebe! Lebe für deine wahre Ehre: Gott in Gerechtigkeit zu dienen und ihn auf ewig zu besitzen.«

Sie setzen sich in die Nische, in der die Blätter aufgehäuft sind, und bald wird es still. Denn der Mann schläft ein, den müden Kopf an den Arm Jesu gelehnt; und dieser betet wieder.

... Ein schöner Frühlingstag ist angebrochen, als sie auf dem Weg entlang dem Bach vor dem Haus der Maria des Jakob ankommen. Der Bach wird nach dem Wolkenbruch nun wieder klar und das angestiegene Wasser läßt ihn viel lauter rauschen. Er glitzert in der Sonne zwischen den noch regennassen Ufern.

Petrus, der an der Tür steht, schreit auf und läuft ihnen entgegen. Er stürzt sich auf Jesus, der sich ganz in seinen Mantel gehüllt hat, um ihn zu umarmen, und sagt: »Oh, mein gesegneter Meister! Welch traurigen Sabbat hast du mich verbringen lassen! Ich konnte mich nicht entschließen, wieder aufzubrechen, ohne dich vorher gesehen zu haben. Es wäre mir die ganze Woche nichts Rechtes eingefallen, wenn ich mit der Ungewißheit im Herzen und ohne deinen Abschiedsgruß hätte gehen müssen.«

Jesus küßt ihn, ohne den Mantel abzulegen. Petrus ist so in die Betrachtung seines Meisters vertieft, daß er den Fremden, der ihn begleitet, gar nicht bemerkt. Doch inzwischen sind auch die anderen herbeigelaufen, und Judas von Kerijot schreit: »Du, Samuel!«

»Ich. Das Reich Gottes steht allen in Israel offen. Ich habe es betreten«, sagt der Mann bestimmt.

Judas lacht, ein sonderbares Lachen, sagt aber nichts.

Die Aufmerksamkeit aller wendet sich nun dem Neuankömmling zu, und Petrus will wissen: »Wer ist das?«

»Ein neuer Jünger. Wir sind uns zufällig begegnet, das heißt, Gott

hat uns zusammentreffen lassen, und ich habe ihn als einen von meinem Vater Gesandten aufgenommen. Und ihr sollt es ebenso machen. Und da es eine große Freude ist, wenn jemand Anteil am großen Reich des Himmels erhält, legt Taschen und Mäntel ab, ihr, die ihr zur Abreise bereit seid. Wir wollen bis morgen beisammen bleiben. Nun laß mich gehen, Simon; denn ich habe ihm mein Gewand gegeben, und die Morgenluft ist beißend kalt, wenn ich hier stehenbleibe.«

»Ach, es ist mir gleich so vorgekommen! Du wirst krank werden, Meister, wenn du solche Sachen machst!«

»Ich wollte nicht, aber er wollte«, entschuldigt sich der Mann.

»Ja, er wurde von einem Erdrutsch erfaßt und konnte sich durch seinen Willen retten. Damit die Erinnerung an den schrecklichen Augenblick ihn nicht weiter belastet und er ohne Unreinheit zu uns kommt, habe ich darauf bestanden, daß er seine schmutzigen, zerrissenen Kleider dort zurückläßt, wo wir uns begegnet sind, und habe ihn mit meinem Gewand bekleidet«, sagt Jesus und schaut Judas Iskariot an, der wieder so eigenartig lacht wie am Anfang und als Jesus sagte, daß es eine große Freude sei, wenn jemand Anteil am Himmelreich erhält. Dann geht Jesus rasch ins Haus, um sich umzukleiden.

Die anderen umringen den Neankömmling und heißen ihn mit dem Friedensgruß willkommen.

617 Was in Galiläa und besonders in Nazaret geschieht

»Und ich sage euch, ihr seid alle töricht, solche Dinge zu glauben. Töricht seid ihr und unwissender als die Eunuchen, die nicht einmal die Regeln des Instinktes kennen, verstümmelt wie sie sind. Durch die Stadt laufen Männer, die dem Meister fluchen, und andere bringen Befehle, die unmöglich, weiß Gott, unmöglich von ihm stammen können! Ihr kennt ihn nicht. Aber ich kenne ihn. Und ich kann nicht glauben, daß er sich so verändert hat. Sollen sie herumlaufen! Ihr

sagt, sie seien seine Jünger? Wer hat sie denn jemals bei ihm gesehen? Ihr sagt, die Rabbis und die Pharisäer hätten seine Sünden aufgezählt? Und wer hat sie gesehen, seine Sünden? Habt ihr ihn je über schmutzige Dinge reden gehört, ihn? Habt ihr ihn je bei einer Sünde ertappt? Also! Und glaubt ihr, daß Gott ihn so große Werke vollbringen ließe, wenn er ein Sünder wäre? Dumm, sage ich, dumm seid ihr, schwer von Begriff und töricht wie Bauern, die zum erstenmal einen Komödianten auf dem Marktplatz sehen und alles für wahr halten, was er ihnen vorspielt! So seid ihr. Seht ob die, die weise sind und einen wachen Verstand haben, sich von den Worten der falschen Jünger verführen lassen, von den wahren Feinden des Unschuldigen, unseres Jesus, den ihr nicht als Sohn der Stadt verdient! Seht, ob Johanna des Chuza – he! aber was sage ich! – die Frau des Verwalters des Herodes, die Prinzessin Johanna, sich von Maria abwendet! Seht, ob . . . Ist es überhaupt gut, daß ich es euch sage? Aber ja! Es ist gut, denn ich sage es nicht, um nur zu reden, sondern um euch alle zu überzeugen. Habt ihr im vergangenen Monat den prächtigen Wagen gesehen, der ins Dorf gekommen ist und vor dem Haus Marias gehalten hat? Könnt ihr euch noch daran erinnern? Der Wagen, der einen Vorhang hatte, so schön wie ein Palast . . . Und wißt ihr, wer darin saß und dann ausgestiegen ist, um sich vor Maria niederzuwerfen? Lazarus, der Sohn des Theophilus, Lazarus von Betanien, versteht ihr? Der Sohn der höchsten Amtsperson von Syrien, des vornehmen Theophilus, der mit Eucheria vom Stamm Juda aus dem Geschlecht Davids vermählt war! Der gute Freund Jesu. Lazarus, der reichste und gelehrteste Mann in Israel, sowohl was unsere Geschichte betrifft, als auch die der ganzen Welt. Der Freund der Römer. Der Wohltäter aller Armen. Und endlich der Mann, der von den Toten auferweckt wurde, nachdem er vier Tage im Grab gelegen hatte. Hat Lazarus sich vielleicht von Jesus abgewandt und dem Synedrium recht gegeben? Ihr sagt, daß er ihm treu geblieben ist, weil Jesus ihn auferweckt hat. O nein, nicht deshalb, sondern weil er genau weiß, wer Christus, wer Jesus ist. Und wißt ihr, was er zu

Maria gesagt hat? Daß sie sich bereit halten solle, denn er würde sie nach Judäa begleiten. Versteht ihr? Er! Lazarus! Als ob er der Diener Marias wäre! Ich weiß es, denn ich war dort, als er hereinkam und sich zu ihren Füßen niederwarf, auf die einfachen Ziegelsteine des Kämmerchens. Er, gekleidet wie Salomon, an Teppiche gewöhnt, dort am Boden, um den Saum des Kleides unserer Frau zu küssen und ihr zu sagen: „Ich grüße dich, o Maria, Mutter meines Herrn. Ich, dein Diener, der letzte der Diener deines Sohnes, komme, um dir von ihm zu erzählen und deinen Befehlen zu gehorchen.“ Versteht ihr? Ich ... ich war so gerührt ... und als er auch mich grüßte und mich „Bruder im Herrn“ nannte, da hat es mir die Sprache verschlagen. Kein Wort habe ich mehr herausgebracht. Doch Lazarus hat verstanden, denn er ist intelligent. Er hat im Bett des Josef geschlafen und die Diener nach Sepphoris vorausgeschickt, damit sie ihn dort erwarten. Denn er war auf dem Weg zu seinen Besitzungen in Antiochia. Und er forderte die Frauen auf, sich bereitzuhalten, da er am Ende des Monats wieder vorbeikommen und sie mitnehmen würde, um ihnen die Mühen der Reise zu ersparen. Und Johanna wird sich mit ihrem Wagen der Karawane anschließen, um die Jüngerinnen von Kafarnaum und Betsaida mitzunehmen. Und all dies sagt euch nichts?«

Endlich holt der gute Alphäus der Sara wieder Luft. Er steht mitten auf dem Platz und ist von einer Gruppe umringt. Ascher und Ismael, sowie die beiden Vettern Jesu, Simon und Josef – Simon offener und Josef zurückhaltender – helfen ihm und stimmen ihm in allem zu.

Josef sagt: »Jesus ist kein Bastard. Wenn er etwas mitteilen will, so hat er hier genügend Verwandte, die bereit sind, seine Botschafter zu sein. Er hat getreue und einflußreiche Jünger wie Lazarus. Lazarus hat nichts von dem gesagt, was die anderen erzählen.«

»Und er hat auch uns. Zuerst waren wir Eselstreiber und sogar Esel, wie unsere Vierbeiner. Aber nun sind wir seine Jünger, und auch wir sind imstande zu sagen: „Tut dies oder jenes“«, bemerkt Ismael.

»Aber die Verurteilung, die dort an der Türe der Synagoge angeschlagen ist, wurde von einem Boten des Synedriums gebracht, und sie trägt den Stempel des Tempels«, wenden manche ein.

»Das ist wahr. Aber was macht das? Wir sind in ganz Israel dafür bekannt, daß wir das Synedrium als das kennen, was es wirklich ist, und wir werden dafür verachtet, als ob nicht viel Gutes an uns wäre. Sollen wir ausgerechnet hierin den Tempel für weise halten? Kennen wir denn die Schriftgelehrten, die Pharisäer und die Oberhäupter der Priesterschaft nicht mehr?« entgegnet Alphäus.

»Das ist wahr. Alphäus hat recht. Ich habe beschlossen, nach Jerusalem zu gehen, um von den wahren Freunden zu erfahren, wie die Dinge stehen. Gleich morgen werde ich aufbrechen«, sagt Josef des Alphäus.

»Und wirst du dort bleiben?«

»Nein, ich werde zurückkommen, und dann an Pascha wieder hinaufgehen. Ich kann nicht lange von zu Hause fortbleiben. Es ist eine Mühe, die ich auf mich nehme. Ich bin das Haupt der Familie, und ich bin auch dafür verantwortlich, daß Jesus in Judäa war. Ich habe darauf bestanden, daß er hingeht. Der Mensch kann in seinem Urteil irren. Ich habe geglaubt, es wäre gut für ihn. Stattdessen . . . Gott möge mir verzeihen! Aber ich muß wenigstens aus der Nähe die Folgen meines Rates beobachten, um meinem Bruder zu helfen«, sagt in seiner langsamen und würdevollen Sprechweise Josef des Alphäus.

»Früher hast du nicht so geredet. Aber auch dich hat die Freundschaft der Großen verführt. Dein Blick ist umnebelt«, sagt ein Nazarener.

»Nicht die Freundschaft der Großen verführt mich, Eljakim. Es ist das Verhalten meines Bruders, das mich überzeugt. Wenn ich gefehlt habe und jetzt mein Unrecht einsehe, so zeige ich damit, daß ich ein gerechter Mensch bin. Denn irren ist menschlich, aber Starrsinn ist tierisch.«

»Und du meinst, daß Lazarus wirklich kommen wird? Oh, wir

wollen ihn sehen! Wie ist einer, der von den Toten zurückkehrt? Er wird verträumt sein, wie erschreckt. Was sagt er von seinem Aufenthalt bei den Toten?« wird Alphäus der Sara von mehreren Seiten gefragt.

»Er ist wie ich und ihr! Heiter, lebhaft, ruhig ... Er spricht nicht vom Jenseits. Es ist, als ob er sich nicht erinnern würde. Aber er erinnert sich an seinen Todeskampf.«

»Warum hast du es uns denn nicht wissen lassen, daß er im Dorf war?«

»Nun, ihr hättet sicher das Haus überfallen. Auch ich habe mich zurückgezogen. Etwas Anstand ist immer angebracht, nicht wahr?«

»Aber wenn er zurückkommt, werden wir ihn doch sehen können? Sage uns Bescheid. Du wirst ja, wie üblich, der Hüter des Hauses Marias sein.«

»Gewiß! Ich habe das Glück, in ihrer Nähe zu sein. Aber ich werde niemandem Bescheid sagen. Kümmert euch selbst darum. Den Wagen sieht man ja, und Nazaret ist nicht Antiochia und nicht einmal Jerusalem, daß ein so großes Gefährt unbemerkt bleiben könnte. Stellt eine Wache auf ... helft euch selbst. Aber das ist nicht wichtig. Sorgt vielmehr dafür, daß wenigstens seine Stadt nicht als töricht angesehen wird, weil sie den Worten der Feinde unseres Jesus glaubt. Glaubt ihnen nicht, glaubt nicht! Keinem, der ihn einen Satan nennt, und keinem, der euch in seinem Namen aufwiegelt. Eines Tages würdet ihr es bereuen. Wenn dann das übrige Galiläa in die Falle geht und die Unwahrheiten glaubt, dann ist das seine Sache. Lebt wohl. Ich gehe jetzt, denn es wird Abend ... « Und er geht zufrieden fort, weil er Jesus verteidigt hat.

Die anderen bleiben und diskutieren weiter. Und obgleich sie in zwei Lager geteilt sind und das größere leider das der Leichtgläubigen ist, gelingt es den wenigen Freunden des Christus doch, ihren Vorschlag durchzusetzen man wird abwarten, nichts unternehmen, die Verleumdung erst dann glauben und die Aufforderung zur Rebellion erst dann annehmen, wenn auch die anderen Städte in Gali-

läa es tun. »Denn diese, schlauer als Nazaret, lachen dem falschen Boten ins Gesicht«, sagt der Jünger Ascher.

618 Was in Samaria und bei den Römerinnen geschieht

Das junge Grün der Bäume, die in doppelter Reihe entlang den Hausmauern die vier Seiten des Hauptplatzes von Sichem säumen und eine Art Galerie bilden, sorgt für eine frühlingshafte Note. Die Sonne spielt mit den zarten Blättern der Platanen und zeichnet eine Stickerei von Licht und Schatten auf den Boden. Der Brunnen in der Mitte des Platzes gleicht einer Silberplatte im Sonnenschein.

Leute stehen hier und da in Gruppen herum und besprechen ihre Angelegenheiten. Nun betreten einige Männer, allem Anschein nach Fremde, den Platz, blicken um sich und gehen dann auf die am nächsten stehende Gruppe zu. Alle fragen sich, wer diese Männer wohl sind. Sie grüßen und werden begrüßt ... mit Verwunderung. Doch als sie sagen: »Wir sind Jünger des Meisters von Nazaret«, verfliegt jedes Mißtrauen, und einige entfernen sich, um den anderen Gruppen Bescheid zu geben, während die Dagebliebenen fragen: »Ist er es, der euch schickt?«

»Er ist es. Eine sehr geheime Mission. Der Rabbi ist in großer Gefahr. Niemand liebt ihn mehr in Israel, und er, der so gut ist, bittet, daß wenigstens ihr ihm treu bleibt.«

»Aber das wollen wir ja! Was sollen wir tun? Was will er von uns?«

»Oh, er will nur Liebe. Denn er vertraut zu sehr auf den Schutz Gottes. Und das bei all dem, was man in Israel sagt! Wißt ihr denn nicht, daß man ihn anklagt, mit dem Teufel im Bund zu stehen und einen Aufstand vorzubereiten? Wißt ihr, was das bedeutet? Repressalien der Römer, gegen uns alle. Wir, die wir schon so unglücklich sind, sollen noch mehr geschlagen werden! Und gleichzeitig werden wir von den Heiligen unseres Tempels verurteilt! Gewiß werden die Römer ... Auch zu eurem Besten solltet ihr handeln, ihn überzeugen, daß er sich verteidigen muß; ihr müßt ihn verteidigen und es

beinahe, nein, nicht nur beinahe, unmöglich machen, daß er gefangenommen wird und uns schadet, ohne es zu wollen. Ihr müßt ihn überreden, sich auf den Garizim zurückzuziehen. Dort, wo er sich jetzt befindet, ist er noch zu sehr im Licht der Öffentlichkeit und kann weder den Zorn des Synedriums noch den Argwohn der Römer besänftigen. Der Garizim bietet Asyl. Es ist sinnlos, wenn wir es ihm sagen. Wenn wir es ihm sagen, wird er uns fluchen, weil wir ihm zur Feigheit raten. Aber es ist nicht so. Es ist nur Liebe und Klugheit. Wir können nicht sprechen. Aber ihr könnt es! Er liebt euch. Er hat schon eure Gegend allen anderen vorgezogen. Bereitet euch also darauf vor, ihn aufzunehmen. Dann werdet ihr wenigstens mit Sicherheit wissen, ob er euch liebt oder nicht. Sollte er eure Hilfe ablehnen, wäre das ein Zeichen dafür, daß er euch nicht liebt, und dann wäre es auch besser, wenn er anderswo hinginge; denn, glaubt uns – wir sagen es mit Schmerzen, da wir ihn lieben: seine Anwesenheit ist eine Gefahr für jene, die ihm Gastfreundschaft gewähren. Ihr seid die Besten von allen und achtet der Gefahren nicht. Aber es ist nur gerecht, daß ihr das Risiko römischer Repressalien erst dann auf euch nehmt, wenn ihr eure Liebe erwidert seht. Wir geben euch diese Ratschläge zum Wohl aller.«

»Ihr habt recht. Wir werden tun, was ihr sagt. Wir werden zu ihm gehen ... «

»Oh, seid vorsichtig! Er darf nicht merken, daß wir euch überredet haben!«

»Keine Sorge! Fürchtet nicht. Wir wissen schon, wie wir es anstellen werden. Sicher! Wir werden beweisen, daß die verachteten Samariter hundert, ja tausend Juden und Galiläer aufwiegen, wenn es darum geht, Christus zu verteidigen. Kommt in unsere Häuser, ihr Boten des Herrn. Es wird sein, wie wenn er selbst käme! Schon so lange sehnt sich Samaria danach, von den Dienern Gottes geliebt zu werden!«

Sie entfernen sich. In ihrer Mitte führen sie wie im Triumph die Männer – ich irre mich sicher nicht, wenn ich glaube, daß sie vom

Synedrium geschickt sind – und sagen: »Wir sehen, daß er uns liebt, denn es ist in wenigen Tagen schon die zweite Gruppe von Jüngern, die er uns schickt. Wir haben gut daran getan, zu der ersten freundlich zu sein. Und es ist auch recht, ihn zu lieben, wegen der kleinen Kinder der toten Frau! Er kennt uns jetzt . . . «

Sie gehen glücklich fort.

Ganz Efraim ist auf den Straßen, um dem ungewöhnlichen Schauspiel einer Kolonne römischer Wagen, die durch das Land zieht, beizuwohnen. Es sind viele Wagen und von Sklaven begleitete geschlossene Sänften, denen Legionäre vorausgehen und nachfolgen. Die Leute verständigen sich durch Zeichen und flüstern miteinander. Der Zug, der nun die Straße erreicht hat, die nach Bet-El und Rama abzweigt, teilt sich in zwei Teile. Ein Wagen und eine Sänfte bleiben mit einer Eskorte von Bewaffneten zurück, während die übrigen weiterziehen. Die Vorhänge der Sänfte öffnen sich einen Augenblick, und eine weiße, juwelengeschmückte Frauenhand gibt dem Aufseher der Sklaven ein Zeichen heranzukommen. Der Mann gehorcht schweigend und hört zu. Dann nähert er sich einer Gruppe neugieriger Frauen und fragt: »Wo ist der Rabbi von Nazaret?«

»In dem Haus dort. Aber um diese Zeit ist er gewöhnlich am Bach. Dort bei den Weiden, wo die Pappel steht, ist eine kleine Insel. Auf dieser verbringt er oft ganze Tage im Gebet . . . «

Der Mann kommt zurück und berichtet. Die Sänfte setzt sich wieder in Bewegung. Der Wagen hingegen bleibt stehen. Die Soldaten folgen der Sänfte bis ans Ufer des Baches und sperren den Pfad ab. Nur die Sänfte setzt ihren Weg fort am Wasser entlang bis zur Höhe des Inselchens, das mit fortschreitender Jahreszeit immer dichter bewachsen ist: ein undurchdringliches grünes Gestrüpp, das von der silbernen Baumkrone der Pappel überragt wird. Ein Befehl, und die Sänfte bewegt sich über den kleinen Bach, den die Träger mit hochgehaltenen Kleidern durchwaten. Claudia Procula steigt mit einer jungen Freigelassenen heraus und gibt einem schwarzen Sklaven, der

die Sänfte begleitet, ein Zeichen, ihr zu folgen. Die anderen kehren ans Ufer zurück.

Claudia geht nun mit den beiden über das Inselchen und direkt zu der Pappel, die dort in der Mitte zum Himmel ragt. Das hohe Gras schluckt das Geräusch der Schritte. So erreicht sie die Stelle, an der Jesus in Gedanken versunken am Fuß des Baumes sitzt. Nachdem sie mit einer gebieterischen Geste den beiden Getreuen befohlen hat stehenzubleiben, ruft sie Jesus und geht allein auf ihn zu.

Jesus hebt den Kopf und steht sofort auf, als er die Frau sieht. Er grüßt sie, bleibt aber vor dem Stamm der Pappel stehen, und scheint weder überrascht noch verärgert zu sein über die Störung.

Nach der Begrüßung beginnt Claudia ohne Umschweife: »Meister, es sind einige Leute zu mir gekommen ... besser gesagt, zu Pontius. Ich will keine langen Reden halten. Aber da ich dich bewundere, spreche ich zu dir, wie ich zu Sokrates gesprochen hätte, wenn ich zu seiner Zeit gelebt hätte, oder zu einem anderen Tugendhaften, der ungerecht verfolgt wird: „Ich kann nicht viel tun, aber was ich tun kann, werde ich tun!“ Vorläufig werde ich die nötigen Briefe schreiben, um dich zu schützen und auch, um dich mächtig zu machen. Auf Thronen und anderen hohen Posten gibt es so viele Unwürdige ... «

»Domina, ich habe dich nicht um Ehren und Schutz gebeten. Der wahre Gott möge dir deine guten Absichten vergelten. Aber laß die Ehrungen und deinen Schutz denen zuteil werden, die sie sehnsüchtig erstreben. Ich habe kein Verlangen danach.«

»Ah! Das ist es, was ich erhofft habe! Du bist also wahrhaft der Gerechte. Ich habe es geahnt! Und die anderen sind deine unwürdigen Verleumder! Sie sind zu uns gekommen und ... «

»Es ist nicht nötig, daß du sprichst, Domina. Ich weiß alles.«

»Weißt du auch, daß man sagt, du hättest deiner Sünden wegen alle Macht verloren und müßtest deshalb wie ein Ausgestoßener hier leben?«

»Auch das weiß ich. Und ich weiß auch, daß es dir leichter gefallen

ist, letztere Lüge zu glauben. Denn dein heidnischer Verstand hat die Fähigkeit, die menschliche Macht oder die menschliche Gemeinheit zu erkennen, aber er kann noch nicht begreifen, was die Macht des Geistes ist. Du bist ... enttäuscht von deinen Göttern, die in euren Religionen in fortwährendem Streit miteinander liegen und deren so unbeständige Macht den Widersprüchen und Gegensätzlichkeiten zwischen ihnen unterworfen ist. Und du meinst, beim wahren Gott wäre es ebenso. Doch es ist nicht so. Ich bin immer noch derselbe wie damals, als du mich das erste Mal einen Aussätzigen heilen sahst. Und ich werde derselbe sein, wenn es den Anschein hat, daß ich endgültig vernichtet bin. Dieser dort ist dein stummer Sklave, nicht wahr?«

»Ja, Meister.«

»Laß ihn näherkommen.«

Claudia stößt einen Ruf aus, und der Mann nähert sich und wirft sich zwischen Jesus und seiner Herrin zu Boden. Sein armes Herz eines Wilden weiß nicht, wen es mehr verehren soll. Er fürchtet, daß er bestraft wird, wenn er den Christus mehr als die Herrin verehrt. Doch ungeachtet dessen wiederholt er die Geste von Cäsarea, nachdem er zuerst Claudia einen bittenden Blick zugeworfen hat: er nimmt den bloßen Fuß Jesu in seine großen, schwarzen Hände, wirft sich mit dem Gesicht zu Boden, und stellt ihn auf seinen Kopf.

»Domina, höre. Ist es deiner Meinung nach leichter, ein Reich zu erobern oder einem Menschen einen Körperteil, der nicht mehr vorhanden ist, zurückzugeben?«

»Ein Reich zu erobern, Meister. Das Glück hilft den Kühnen. Aber niemand – außer dir allein – kann einen Toten wiedererwecken und einem Blinden neue Augen schenken.«

»Und warum?«

»Weil ... weil Gott alles vermag.«

»Dann bin ich also Gott für dich?«

»Ja ... oder wenigstens ... Gott ist mit dir.«

»Kann Gott mit einem Übeltäter sein? Ich spreche vom wahren

Gott, nicht von euren Götzen, die nur in der Einbildung dessen existieren, der etwas sucht, dessen Existenz er zwar fühlt, von dem er aber nicht weiß, was es ist, und der sich deshalb Gespenster schafft, um seine Seele zu beruhigen ... «

»Nein ... ich würde sagen, nein. Das ist nicht möglich. Auch unsere Priester verlieren ihre Macht, wenn sie schuldig werden.«

»Welche Macht?«

»Nun ... die Macht, in den Sternen zu lesen und die Antworten der Opfer, den Flug und den Gesang der Vögel auszulegen. Du weißt, die Wahrsager, die Haruspizes ... «

»Ich weiß. Ich weiß. Nun also? Schau her. Und du, Mann, erhebe dein Haupt und öffne den Mund, den eine grausame menschliche Macht einer Gabe Gottes beraubt hat. Durch den Willen des wahren und einzigen Gottes, des Schöpfers vollkommener Körper, sollst du wiederhaben, was der Mensch dir genommen hat.«

Jesus hat seinen weißen Finger in den Mund des Stummen gelegt. Die neugierig gewordene Freigelassene kann sich nicht länger zurückhalten und kommt näher und schaut. Claudia neigt sich weit vor und beobachtet. Jesus nimmt den Finger heraus und ruft: »Sprich, und benütze die wiedergeborene Zunge, um den wahren Gott zu loben.«

Und plötzlich, wie ein Trompetenstoß aus einem bis dahin stummen Instrument, antwortet ihm ein gutturaler, aber deutlicher Schrei: »Jesus!« Und der Mohr fällt zu Boden und weint vor Freude. Er leckt, ja, er leckt wahrhaftig die bloßen Füße Jesu ab, wie es ein dankbarer Hund machen würde.

»Habe ich meine Macht verloren, Domina? Wer das behauptet, dem kannst du diese Antwort geben. Und du, steh auf und sei gut, und denke immer daran, wie sehr ich dich geliebt habe. Du bist immer in meinem Herzen gewesen, seit dem Tag in Cäsarea. Und mit dir alle deinesgleichen, die als eine Ware und geringer als wilde Tiere angesehen werden, obwohl sie Menschen sind und dem Cäsar durch ihre Empfängnis gleich ... Und vielleicht sind sie durch den

guten Willen ihres Herzens sogar besser ... Du kannst dich zurückziehen, Domina. Es ist nichts weiter zu sagen.«

»Oh, doch! Ich habe noch etwas zu sagen. Nämlich, daß ich gezweifelt habe ... daß ich schmerzerfüllt beinahe an das geglaubt habe, was man über dich sagte. Und nicht ich allein. Verzeih uns allen, außer Valeria, die immer der gleichen Überzeugung war und darin beständige Fortschritte macht. Und dann ist hier noch meine Gabe, die du annehmen mußt: den Mann, der mir nun nicht mehr dienen kann, da ihm die Sprache wiedergegeben ist, und mein Geld.«

»Nein, weder das eine, noch das andere.«

»Du verzeihst mir also nicht?«

»Ich verzeihe auch jenen aus meinem Volk, die doppelt schuldig sind, weil sie mich nicht als den anerkennen, der ich bin. Und da sollte ich euch nicht verzeihen, die ihr nichts wißt von einer Gotteserkenntnis? Nun gut. Ich habe gesagt, daß ich weder den Mann noch das Geld will. Nun nehme ich beides und kaufe mit dem einen die Freiheit des anderen. Ich gebe dir dein Geld zurück, denn ich kaufe damit diesen Mann. Und ich kaufe ihn frei, um ihm die Freiheit zu schenken. Er soll in sein Vaterland zurückkehren und dort verkünden, daß nun der auf Erden weilt, der alle Menschen liebt, und sie um so mehr liebt, je unglücklicher sie sind. Hier hast du deine Börse.«

»Nein, Meister, sie gehört dir. Der Mann ist trotzdem frei. Er gehört mir, und ich habe ihn dir geschenkt. Du läßt ihn frei. Dazu braucht es kein Geld.«

»Nun gut ... Hast du einen Namen?« fragt Jesus den Mann.

»Sie haben ihn zum Spott Calixtus³¹ genannt. Doch als er Sklave wurde ... «

»Das ist nicht wichtig. Behalte den Namen und mache ihn wahr dadurch, daß deine Seele wunderschön wird. Geh nun und sei glücklich, denn Gott hat dich gerettet.«

³¹Calixtus = griechisch »der Schönste«

Gehen! Der Mohr wird nicht müde, die Füße Jesu zu küssen und immer wieder zu sagen: »Jesus, Jesus.« Dann stellt er noch einmal den Fuß Jesu auf seinen Kopf mit den Worten: »Du. Mein einziger Herr.«

»Ich. Dein wahrer Vater. Domina, du wirst dafür sorgen, daß er in seine Heimat zurückkehrt. Verwende das Geld dafür, und den Rest soll er erhalten. Leb wohl, Domina. Und höre nie auf die Stimmen der Finsternis. Sei gerecht und versuche, mich zu erkennen. Leb wohl, Calixtus. Leb wohl, Frau.«

Jesus beendet die Unterredung, indem er mit einem einzigen Sprung über den Bach setzt und auf dem der Sänfte gegenüberliegenden Ufer zwischen Büschen, Weiden und Schilf verschwindet.

Claudia ruft die Sänfenträger herbei und besteigt nachdenklich die Sänfte. Und wenn sie auch schweigt, so reden doch die Freigelassene und der freige kaufte Mohr für zehn, und selbst die Legionäre vergessen ihre steife Disziplin vor dem Wunder einer wiedergeborenen Zunge. Claudia ist zu nachdenklich, um Schweigen zu gebieten. Halb liegend, den Ellbogen in die Kissen und den Kopf in die Hand gestützt, hört sie nichts. Sie ist in Gedanken versunken und merkt nicht einmal, daß die Freigelassene nicht bei ihr ist, sondern wie eine Elster mit den Sänfenträgern schwätzt, während Calixtus mit den Legionären redet, die zwar in Reihen marschieren, aber das dienstliche Schweigen nicht einhalten. Zu groß ist die Erregung, um dies fertigzubringen!

Nun haben sie die Abzweigung nach Bet-El und Rama erreicht, und die Sänfte verläßt Efraim, um sich wieder dem Wagenzug anzuschließen.

619 Jesus und der Mann von Jamnia

Es müssen viele Tage vergangen sein. Ich sage dies, weil das Korn, das bei den letzten Visionen noch kaum eine Spanne hoch war, nach dem Regen und dem darauffolgenden schönen Sonnenschein sehr

gewachsen ist und bereits Ähren bildet. Ein leichter Wind läßt die Stiele der noch zarten Halme wogen. Die Brise spielt auch mit dem neuen Laub der frühen Obstbäume, deren Blüten kaum ganz abgefallen sind und noch wie Schmetterlinge zu Boden flattern, und die nun ihre zarten, hellglänzenden smaragdfarbenen Blättchen entfalten. Schön, wie alles, was rein und neu ist! Etwas zurückhaltender sind die noch nackten, knotigen Weinstöcke. Aber an den gewundenen, zwischen den Stöcken ineinander verschlungenen Reben, haben die Knospen schon die sie umgebende dunkle Hülle gesprengt und zeigen, obgleich noch geschlossen, den silbergrauen Flaum, der das Nestchen der zukünftigen Blätter und neuen Schößlinge bildet. Die holzigen, schlangengleichen Girlanden der Weinstöcke scheinen geschmeidiger und von einer neuen Anmut. Die schon warme Sonne beginnt ihre Arbeit als Färberin und Herstellerin pflanzlicher Düfte, und während sie alles mit lebhafteren Farben bemalt, was erst gestern noch bleich war, wärmt sie und entlockt den Schollen, den blühenden Wiesen, den Getreidefeldern, den Gemüse- und Obstgärten, den Wäldern, den Mauern und der zum Trocknen aufgehängten Wäsche die verschiedensten Düfte und vereinigt sie zu einer einzigen Geruchssymphonie. Diese wird den ganzen Sommer dauern, um dann im gewaltigen Duft des Mostes in den Fässern zu enden, wenn die gepreßten Trauben sich in Wein verwandeln. Überall in den Zweigen singen die Vögel, während die Hammel und Widder in den Herden sehnsüchtig blöken. Und das Singen der Männer an den Hängen. Und lachende Kinderstimmen. Und das Lächeln der Frauen. Es ist Frühling. Die Natur liebt. Und der Mensch freut sich über die Liebe in der Natur, die ihn morgen reicher macht; und er genießt diese Liebe, die in diesem heiteren Erwachen stärker und stärker wird. Und liebenswerter erscheint ihm seine Frau, fürsorglicher erscheint der Gattin der Mann, und teurer erscheinen beiden die Kinder, die ihnen heute Freude und Mühe bedeuten und ihnen morgen, in ihrem Alter, noch immer Freude sein werden, aber auch Schutz und Hilfe der Betagten, deren Kräfte nachlassen.

Jesus wandert durch die Felder, die ansteigen oder abfallen, je nach der Beschaffenheit des Geländes. Da er sein letztes wollenes Gewand Samuel gegeben hat, ist er in Linnen gekleidet. Doch er hat einen leichten Mantel von lebhafter blauer Farbe über eine Schulter geworfen, ihn locker um den Körper gewickelt, und hält ihn mit einem Arm über der Brust zusammen. Der über den Arm gelegte Mantelzipfel flattert leicht im sanften Wind, der über die Erde streift und in den Haaren seines unbedeckten Hauptes spielt, die in der Sonne glänzen. Jesus geht weiter, und wenn er Kindern begegnet, neigt er sich zu ihnen, um ihre unschuldigen Köpfchen zu streicheln, ihre kleinen Vertraulichkeiten anzuhören und zu bewundern, was sie ihm zeigen, als ob es ein Schatz wäre.

Ein kleines Mädchen, das beim Laufen immer wieder strauchelt – so klein ist es noch – und über sein zu langes Kleidchen stolpert, das es vielleicht von einem vor ihm geborenen Geschwisterchen geerbt hat, kommt mit einem seligen Lächeln, das die Augen leuchten macht und die winzigen Zähnchen zwischen den rosa Lippen zeigt. Es bringt einen Strauß Margeriten, einen großen Strauß, den es mit beiden Händen hält, so viele Blumen, als so zarte und kleine Händchen nur halten können, und reicht sie Jesus mit den Worten: »Nimm. Für dich. Für die Mama später. Ein Kuß, hier!« Und dabei schlägt das Kind mit den Händchen, die nun frei sind, da Jesus ihm mit Worten der Bewunderung und des Dankes den Strauß abgenommen hat, auf sein Mündchen und reckt sich, mit zurückgelegtem Kopf, auf seinen nackten Füßchen, bis es fast das Gleichgewicht verliert, in dem vergeblichen Versuch, mit seinem winzigen Persönchen so das Antlitz Jesu zu erreichen. Dieser nimmt es lächelnd auf den Arm und geht mit dem Kind, das wie ein Vöglein auf einem hohen Baum sitzt, zu einer Gruppe von Frauen, die neue Leinwand ins klare Wasser eines Baches tauchen, um sie dann zum Bleichen in der Sonne auszubreiten.

Die über das Wasser gebeugten Frauen stehen grüßend auf, und eine von ihnen sagt lächelnd: »Tamar hat dich belästigt ... Aber schon

den ganzen Morgen pflückt sie Blumen in der geheimen Hoffnung, dich vorübergehen zu sehen. Keine einzige hat sie mir geschenkt, weil sie sie zuerst dir geben wollte.«

»Ich liebe diese Blumen mehr als alle Schätze der Könige; denn sie sind unschuldig wie die Kinder und noch dazu von einem Kind, das ebenso unschuldig ist wie die Blumen.« Jesus küßt das Mädchen, stellt es auf den Boden und segnet es: »Die Gnade Gottes komme auf dich herab.« Er grüßt die Frauen und setzt seinen Weg fort, wobei er die Grüße der Bauern und Hirten auf den Äckern und Weiden erwidert.

Er scheint in Richtung der Ebene zu gehen, auf die Seite, die nach Jericho führt. Doch dann dreht er um und schlägt einen Feldweg ein, der wieder zu den Bergen nördlich von Efraim führt. Hier ist der günstig gelegene und vor den Nordwinden geschützte Boden noch ertragreicher. Der Weg zwischen zwei Äckern ist auf der einen Seite von Obstbäumen in regelmäßigen Abständen gesäumt, und die Ansätze der zukünftigen Früchte gleichen Perlen an den Ästen.

Eine von Norden nach Süden herunterführende Straße kreuzt den Feldweg. Es muß eine ziemlich wichtige Straße sein, denn an der Kreuzung befindet sich ein Meilenstein, wie die Römer sie verwenden, mit der Inschrift auf der Nordseite: »Neapolis«; und unter diesem Namen – der in lapidaren, großen lateinischen Lettern, stark wie die Römer selbst, eingemeißelt ist – steht sehr viel kleiner und kaum in den Granit geritzt: »Sichem«; auf der westlichen Seite steht: »Schilo–Jerusalem«, und auf der südlichen: »Jericho«. Auf der Ostseite steht kein Name. Aber man könnte sagen, wenn auch kein Name einer Stadt dort steht, so steht doch ein Name menschlichen Unglücks dort. Denn am Boden, zwischen dem Meilenstein und dem Graben, der wie bei allen römischen Straßen neben der Straße verläuft, um in Regenzeiten das Wasser abzuleiten, liegt ein Mann; ein Häuflein Lumpen und Knochen, vielleicht tot.

Jesus neigt sich über ihn, als er ihn in dem durch den Frühjahrsregen hoch aufgeschossenen Gras des Rains entdeckt, berührt ihn und ruft ihn: »Mann, was hast du?«

Ein Stöhnen ist die Antwort. Doch das Bündel bewegt sich, dreht sich um, und ein eingefallenes, leichenblasses Gesicht kommt zum Vorschein. Zwei müde, leidende und sehnsüchtige Augen schauen erstaunt auf den, der sich über sein Elend geneigt hat. Der Mann versucht, sich aufzusetzen, indem er seine abgemagerten Hände auf den Erdboden stemmt; doch er ist so schwach, daß er es ohne die Hilfe Jesu nicht schaffen würde.

Jesus hilft ihm und lehnt ihn mit dem Rücken an den Meilenstein. Dann fragt er: »Was hast du? Bist du krank?«

»Ja.« Ein ganz schwaches Ja.

»Aber wie kannst du dich in einem solchen Zustand allein auf eine Reise begeben? Hast du denn niemanden?«

Der Mann nickt. Aber er ist zu schwach, um zu antworten.

Jesus blickt umher. Es ist niemand auf den Feldern. Die Gegend ist ganz verlassen. Im Norden, fast auf dem Rücken eines Hügels, eine Handvoll Häuser; im Westen, zwischen dem Grün der Abhänge, das auf anderen Hügeln von Feldern in Wiesen und Wälder übergeht, einige Hirten mit einer Herde unruhiger Ziegen. Jesus senkt seinen Blick auf den Mann. Er fragt: »Glaubst du, bis zum Dorf gehen zu können, wenn ich dich stütze?«

Der Mann schüttelt den Kopf, und zwei Tränen rollen über seine Wangen, die so eingefallen und faltig sind wie die eines alten Mannes, während der rabenschwarze Bart erkennen läßt, daß er noch jung ist. Der Mann nimmt seine letzten Kräfte zusammen und sagt: »Sie haben mich fortgejagt ... aus Angst vor dem Aussatz ... Ich bin aber nicht ... und muß sterben ... vor Hunger.« Er röchelt vor Schwäche. Dann steckt er einen Finger in den Mund und nimmt einen grünlichen Brei heraus: »Schau ... ich habe Getreide gekaut ... Aber es ist noch Gras.«

»Ich werde zu dem Hirten dort gehen und dir lauwarmer Milch bringen. Ich werde mich beeilen.« Und fast im Laufschrift begibt sich Jesus zu der etwa zweihundert Meter höher gelegenen Weide.

Er erreicht den Schäfer, spricht mit ihm und zeigt in die Richtung,

wo der Mann sich befindet. Der Hirte dreht sich um und schaut. Er scheint unentschieden, ob er dem Wunsch Jesu nachkommen soll. Dann entschließt er sich, nimmt das Holzschälchen, das wie bei allen Hirten an seinem Gürtel hängt, und geht daran, eine Ziege zu melken. Schließlich reicht er Jesus die volle Schale, und dieser trägt sie vorsichtig den Hang hinunter, gefolgt von einem Hirtenbuben.

Nun ist er schon wieder bei dem Verhungernden. Er kniet neben ihm nieder, legt einen Arm um seine Schultern, um ihn zu stützen, und hält die Tasse mit der noch schäumenden Milch an seine Lippen. Er läßt ihn nur kleine Schlücke trinken. Dann stellt er das Milchnäpfchen auf den Boden und sagt: »Für den Augenblick ist es genug. Alles auf einmal würde dir schaden. Dein Magen muß sich erst an die Milch gewöhnen, die ich dir gegeben habe.«

Der Mann widerspricht nicht. Er schließt die Augen und schweigt. Das Kind schaut ihn verwundert an.

Nach einiger Zeit reicht ihm Jesus wieder die Schale. Diesmal für einen größeren Schluck. Und so fährt er fort, mit immer kürzeren Pausen, bis die Milch zu Ende ist. Jesus gibt dem Kind die Schale zurück und schickt es fort.

Langsam kehrt Leben in den Mann zurück. Mit noch unsicheren Bewegungen versucht er, sich etwas in Ordnung zu bringen, während er mit dankbarem Lächeln Jesus anblickt, der sich in seiner Nähe ins Gras gesetzt hat. Er entschuldigt sich: »Ich stehle dir deine Zeit.«

»Das soll dich nicht beunruhigen. Den Bruder zu lieben, kann niemals verlorene Zeit sein. Wenn du dich besser fühlst, wollen wir miteinander sprechen.«

»Es geht mir besser. In meine Glieder kehrt Wärme zurück, und die Augen ... Ich habe schon befürchtet, hier zu sterben ... Meine armen Kinder! Ich hatte alle Hoffnung verloren ... Und dabei hatte ich bis zuletzt so sehr gehofft ... ! Wenn du nicht gekommen wärest, wäre ich gestorben ... so ... am Wegrand ... «

»Das wäre sehr traurig gewesen. Doch der Allerhöchste hat seinen

Sohn gesehen und ist ihm zu Hilfe gekommen. Ruhe dich nun etwas aus.«

Der Mann gehorcht. Nach einer Weile öffnet er die Augen wieder und sagt: »Nun fühle ich mich neu belebt. Oh, könnte ich doch nach Efraim gehen!«

»Warum? Ist dort jemand, der auf dich wartet? Bist du von dort?«

»Nein. Ich bin aus der Gegend von Jamnia am Großen Meer. Doch ich bin am Ufer entlang nach Galiläa gegangen, bis Cäsarea. Von dort weiter nach Nazaret. Denn ich bin hier (er deutet auf den Magen) krank. Es ist eine Krankheit, die niemand heilen kann und die mir die Kraft nimmt, den Boden zu bearbeiten. Ich bin Witwer und habe fünf Kinder. Einer aus unserer Gegend – denn ich bin in Gaza geboren als Sohn eines Philisters und einer Syro-Phönizierin – einer der Unseren also, ein Jünger des Rabbi von Galiläa, kam mit einem anderen zu uns, um uns von diesem Rabbi zu erzählen. Auch ich habe ihn gehört. Und als ich so krank wurde, sagte ich mir: „Ich bin Syrer und Philister. Für Israel Unrat. Doch Ermastheus hat gesagt, daß der Rabbi von Galiläa ebenso gut wie mächtig ist. Und ich glaube es. Ich werde zu ihm gehen.“ Und als die bessere Jahreszeit kam, ließ ich die Kinder bei der Mutter meiner Frau, nahm meine wenigen Ersparnisse – denn viele waren schon durch die Krankheit aufgebraucht – und ging den Rabbi suchen. Doch das Geld schrumpft auf einer Reise schnell zusammen, besonders, wenn man nicht alles essen kann ... und in Herbergen bleiben muß wegen der Schmerzen, die einen am Weitergehen hindern. In Sepphoris habe ich den Esel verkauft, denn ich hatte kein Geld mehr für mich selbst und um den Rabbi zu bezahlen. Ich dachte, wenn ich gesund bin, werde ich unterwegs wieder alles essen können und rasch nach Hause zurückkehren. Dort werde ich mit der Arbeit auf den eigenen und fremden Feldern Geld verdienen ... Aber der Rabbi ist weder in Nazaret noch in Kafarnaum. Seine Mutter hat es mir gesagt. Sie sagte: „Er ist in Judäa. Suche ihn bei Josef von Sepphoris in Bezeta oder in Getsemani. Dort werden sie dir sagen können, wo er ist.“

Also bin ich zu Fuß zurückgegangen. Und das Übel wurde schlimmer ... und das Geld immer weniger. In Jerusalem, dort, wo man mich hingeschickt hatte, habe ich die Männer getroffen, aber nicht den Rabbi. Sie sagten mir: „Oh, man hat ihn schon lange verjagt. Das Synedrium hat ihn verflucht. Er ist geflohen, und wir wissen nicht, wohin.“ Ich fühlte mich sterbenskrank, so wie heute. Schlimmer noch als heute. Hundertmal habe ich nach ihm gefragt, in der Stadt und auf dem Land. Niemand wußte etwas. Einige haben mit mir geweint. Viele haben mich geschlagen. Dann, eines Tages, als ich gerade vor der Tempelmauer bettelte, hörte ich zwei Pharisäer sagen: „Nun, da man weiß, daß Jesus von Nazaret in Efraim ist ...“ Ich verlor keine Zeit und kam, so schwach ich auch war, um Brot bettelnd, immer zerlumpter und von immer elenderem Aussehen, bis hierher. Und da ich hier fremd bin, habe ich zuletzt noch den Weg verfehlt ... Heute bin ich von dort gekommen, von dem Dorf. Seit zwei Tagen lutsche ich nur an wildem Fenchel, kaue Wurzeln und grünes Getreide. Sie haben mich meiner Blässe wegen für einen Aussätzigen gehalten und mit Steinwürfen vertrieben. Ich habe nur um Brot gebeten und daß man mir den Weg nach Efraim weist. Und hier bin ich zusammengebrochen ... Aber ich möchte nach Efraim gehen. Ich bin nun so nahe am Ziel! Kann es denn möglich sein, daß ich es nicht erreiche? Ich glaube an den Rabbi. Ich bin kein Israelit; aber auch Ermastheus war es nicht, und der Rabbi hat ihn trotzdem geliebt. Ist es möglich, daß der Gott Israels mich so bestraft, um sich für die Sünden derer zu rächen, die mich gezeugt haben?«

»Der wahre Gott ist Vater aller Menschen. Er ist gerecht, aber gut. Und er belohnt alle, die glauben, und läßt Unschuldige nicht fremde Schuld bezahlen. Aber warum hast du gesagt, du hättest dich noch schlechter gefühlt als heute, als du hörtest, daß der Aufenthalt des Rabbi unbekannt sei?«

»Ja, weil ich mir gesagt habe: „Ich habe ihn verloren, bevor ich ihn gefunden habe.“«

»Ach, deiner Gesundheit wegen.«

»Nein, nicht allein deswegen. Ermastheus hatte gewisse Dinge von ihm erzählt, und mir schien es, daß ich kein Unrat mehr gewesen wäre, wenn ich den Rabbi gekannt hätte.«

»Du glaubst also, daß er der Messias ist?«

»Ich glaube es. Ich weiß nicht recht, was der Messias ist, aber ich glaube, daß der Rabbi von Nazaret der Sohn Gottes ist.«

Jesus lächelt verklärt, während er fragt: »Und du bist sicher, daß er, der Sohn Gottes, dich erhören wird, obwohl du unbeschnitten bist?«

»Oh, ich bin sicher, denn Ermastheus hat es gesagt. Er sagte: „Er ist der Erlöser aller. Für ihn gibt es weder Hebräer noch Götzen diener, sondern nur Geschöpfe, die er erlösen will; denn dazu hat Gott der Herr ihn gesandt.“ Viele haben darüber gelacht. Ich habe geglaubt. Wenn ich nur zu ihm sagen könnte: „Jesus, erbarme dich meiner.“ Er würde mich erhören. Oh, wenn du von Efraim bist, führe mich zu ihm. Vielleicht bist du einer seiner Jünger ... «

Jesus lächelt immer mehr und gibt ihm den Rat: »Versuche es, mich zu bitten, daß ich dich heile ... «

»Du bist gut, Mann. In deiner Nähe empfinde ich einen großen Frieden. Ja, du bist gut wie ... wie der Rabbi selbst, und ganz gewiß hat er dir die Macht verliehen, Wunder zu wirken; denn um so gut zu sein, wie du es bist, muß man sein Jünger sein. Alle, die mir sagten, daß sie seine Jünger seien, waren gut zu mir. Aber sei nicht gekränkt, wenn ich dir sage, daß du vielleicht den Leib heilen kannst, aber nicht die Seele. Und ich möchte auch an der Seele geheilt werden ... so wie Ermastheus. Ein Gerechter werden. Und dies kann nur der Rabbi bewirken. Ich bin nicht nur krank, sondern auch ein Sünder. Und ich will nicht am Körper gesund werden, um dann eines Tages zusammen mit meiner Seele zu sterben. Ich will leben. Ermastheus hat gesagt, daß der Rabbi das Leben der Seele ist, und daß die Seele, die an ihn glaubt, auf ewig im Reich Gottes leben wird. Führe mich zum Rabbi. Sei gut! Warum lächelst du? Vielleicht denkst du, daß es kühn von mir ist, Heilung zu verlangen, ohne

einen Pfennig dafür geben zu können? Aber wenn ich geheilt bin, kann ich wieder das Land bearbeiten. Ich habe herrliches Obst. Der Rabbi soll kommen, wenn das Obst reif ist, und ich werde ihn mit meiner Gastfreundschaft belohnen, so lange er nur will.«

»Wer hat dir denn gesagt, daß der Rabbi Geld verlangt? Erma-
stheus?«

»Nein. Er sagte vielmehr, daß der Rabbi Mitleid mit den Armen hat und ihnen als erster zu Hilfe kommt. Aber es ist schließlich bei allen Ärzten so Brauch ... bei allen ...«

»Aber nicht bei ihm. Das versichere ich dir. Und ich sage dir, wenn es dir gelingt, einen so starken Glauben zu haben, daß du hier um das Wunder bittest, so wirst du es erlangen.«

»Sagst du die Wahrheit ...? Bist du dessen sicher? Nun, da du einer seiner Jünger bist, kannst du nicht lügen und auch nicht irren. Und obgleich es mir leid tut, den Rabbi nicht kennenzulernen ... will ich dir gehorchen ... Vielleicht will er nicht gesehen werden, da er doch verfolgt wird und niemandem trauen kann. Er hat recht. Aber nicht wir sind es, die ihm schaden werden. Es sind die wahren Hebräer ... Doch sieh ... Ich sage (er gelangt mit Mühe auf die Knie): „Jesus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner!“«

»Es geschehe dir, wie dein Glaube es verdient«, sagt Jesus mit der Geste, mit der er den Krankheiten gebietet.

Dem Mann scheint blitzartig ein Licht aufzugehen. Er begreift – ich weiß nicht, ob durch Erleuchtung des Verstandes, durch ein körperliches Gefühl, oder durch beides zusammen – wer der ist, der vor ihm steht, und er stößt einen so schrillen Schrei aus, daß der Hirte, der auf die Straße heruntergekommen ist, vielleicht um etwas zu sehen, seinen Schritt beschleunigt.

Der Mann liegt auf dem Boden, das Gesicht im Gras. Und der Hirte zeigt mit seinem Stab auf ihn und sagt: »Ist er tot? Da braucht es schon etwas mehr als Milch, wenn einer am Ende ist«, und er schüttelt den Kopf.

Der Mann hört seine Worte und springt auf die Füße. Er ist kräftig

und gesund und schreit: »Tot? Geheilt bin ich! Auferstanden bin ich! Er hat es an mir getan! Ich leide nicht mehr unter dem Hunger oder den Krämpfen der Krankheit. Ich fühle mich wie am Tag meiner Hochzeit! Oh, gepriesener Jesus! Warum habe ich dich nicht eher erkannt?! Deine Barmherzigkeit hätte mir deinen Namen nennen müssen! Welchen Frieden habe ich in deiner Nähe verspürt! Dumm bin ich gewesen. Verzeih deinem armen Diener!« Und er wirft sich wieder zu Boden, um ihm zu huldigen.

Der Hirte läßt seine Ziegen im Stich und eilt in großen Sprüngen zum Dorf.

Jesus setzt sich zu dem Geheilten und sagt: »Du hast von Ermasstheus wie von einem Toten gesprochen. Du kennst also sein Ende. Ich will nur eines von dir. Du sollst mit mir nach Efraim kommen und denen, die bei mir sind, von seinem Ende berichten. Dann werde ich dich nach Jericho schicken, zu einer Jüngerin, die dir alles Nötige für die Rückreise geben wird.«

»Wenn du es willst, werde ich zu ihr gehen. Aber jetzt, da ich gesund bin, habe ich keine Angst mehr, unterwegs zu sterben. Auch das Gras kann mich ernähren, und es ist keine Schande, die Hand bittend auszustrecken, denn nicht für Schwelgereien, sondern für einen guten Zweck habe ich mein ganzes Geld ausgegeben.«

»Ich will es. Du wirst ihr sagen, daß du mich gesehen hast und daß ich sie hier erwarte. Daß sie nun kommen kann und von niemandem belästigt werden wird. Wirst du dies ausrichten können?«

»Ich werde es können. Ach, warum hassen sie dich, der du so gut bist?«

»Weil viele Menschen von einem bösen Geist besessen sind. Gehen wir.«

Jesus macht sich auf den Weg nach Efraim, und der Mann folgt ihm sicheren Schrittes. Nur die große Magerkeit ist geblieben und erinnert an die Krankheit und die durchgestandenen Entbehrungen.

Vom Dorf kommen inzwischen schreiend und gestikulierend viele Menschen herunter. Sie rufen Jesus und bitten ihn, stehenzubleiben.

Jesus hört nicht auf sie, sondern beschleunigt vielmehr seine Schritte. Die anderen folgen ihm . . .

Nun sind sie in der Nähe von Efraim. Die Landarbeiter, die sich auf den Heimweg machen, da die Dämmerung anbricht, grüßen Jesus und betrachten den Mann, der bei ihm ist.

Auf einem Nebenweg erscheint Judas von Kerijot. Er zuckt überrascht zusammen, als er den Meister sieht. Doch Jesus zeigt keine Überraschung. Er wendet sich nur dem Mann zu und sagt: »Dies ist einer meiner Jünger. Erzähle ihm von Ermastheus.«

»Nun, das ist bald gesagt. Er war unermüdlich im Predigen des Christus, auch nachdem er sich von seinem Gefährten getrennt hatte, da er bei uns bleiben wollte. Er sagte, wir hätten es nötiger als alle anderen, dich kennenzulernen, o Rabbi, und er wollte seinem Vaterland dieses Geschenk zuteil werden lassen. Er sagte auch, er würde erst zu dir zurückkehren, wenn selbst in den kleinsten Dörfern dein Name bekannt sei. Er lebte wie ein Büsser. Wenn Mitleidige ihm Brot gaben, segnete er sie in deinem Namen. Wenn jemand mit Steinen nach ihm warf, segnete er ihn ebenfalls und ernährte sich von wilden Früchten und Muscheln, die er von den Felsen löste oder aus dem Sand ausgrub. Viele hielten ihn für einen Verrückten, aber niemand haßte ihn eigentlich. Allenfalls verjagten sie ihn, als brächte er Unglück. Eines Tages fand man ihn dann tot, ganz in der Nähe meines Hauses, auf der Straße, die nach Judäa führt, beinahe an der Grenze. Niemand hat je erfahren, wie er gestorben ist. Aber man munkelt, daß er von einem umgebracht wurde, der nicht wollte, daß er den Messias predigt. Er hatte eine große Wunde am Kopf. Einige sagen, er sei von einem Pferdehuf getroffen worden. Aber ich glaube es nicht. Er lächelte noch, als er so im Staub ausgestreckt lag. Ja, es schien wirklich, als lächle er den letzten Sternen einer ruhigen Nacht des Elul und dem ersten Sonnenstrahl des Morgens zu. Gärtner haben ihn gefunden, die in den ersten Morgenstunden mit ihrem Gemüse in die Stadt gingen, und sie sagten es mir, als sie bei mir vorbeikamen, um meine Gurken abzuholen. Ich bin gelaufen, um nachzusehen. Er war ganz im Frieden.«

»Hast Du gehört?« fragt Jesus Judas.

»Ich habe gehört. Aber hattest du ihm nicht gesagt, daß er dir dienen und ein langes Leben haben würde?«

»Genau so habe ich es nicht gesagt. Die Zeit, die vergangen ist, hat deine Erinnerung getrübt. Aber hat er mir denn nicht gedient an den Orten, an denen er gepredigt hat, und hat er nun nicht ein langes Leben? Gibt es ein längeres Leben als jenes, das einer erwirbt, der im Dienst Gottes stirbt? Lang und ruhmvoll.«

Judas lacht auf die eigentümliche Art, die mich so abstößt, und entgegnet nichts.

Inzwischen sind die Leute aus dem Dorf mit vielen aus Efraim zusammengetroffen und reden mit ihnen, wobei sie auf Jesus deuten.

Jesus befiehlt Judas: »Begleite den Mann ins Haus und Sorge dafür, daß er sich vollends erholt. Er wird nach dem Sabbat, der schon beginnt, abreisen.«

Judas gehorcht, und Jesus bleibt allein zurück. Er geht langsam weiter, neigt sich immer wieder über die Getreidehalme, die schon anfangen, Ähren zu bilden, und betrachtet sie.

Männer aus Efraim bemerken: »Schön, dieses Getreide, nicht wahr?«

»Schön, aber nicht anders als an anderen Orten.«

»Gewiß, Meister. Auch dort ist es nur Getreide und muß demnach gleich sein.«

»Meint ihr? Also ist das Getreide besser als die Menschen, denn es genügt, daß es richtig gesät wird, damit es die gleiche Frucht hervorbringt, hier wie in Judäa oder in Galiläa oder, sagen wir, in den Ebenen längs des Großen Meeres. Die Menschen bringen jedoch nicht dieselben Früchte. Und auch die Erde ist besser als die Menschen. Denn wenn der Erde ein Samenkorn anvertraut wird, ist sie gut zu ihm und kümmert sich nicht darum, ob der Same aus Samaria oder aus Judäa stammt.«

»So ist es. Aber warum sagst du, daß die Erde und das Getreide besser als die Menschen sind?«

»Warum . . . ? Vor kurzem bat ein Mann an den Türen eines Dorfes um das Brot des Mitleids. Und man jagte ihn fort, weil die Leute des Dorfes ihn für einen Juden hielten. Sie verjagten ihn mit Steinwürfen und nannten ihn einen Aussätzigen, und er glaubte, dies sei auf sein elendes Aussehen zurückzuführen. In Wirklichkeit aber war es wegen seiner Abstammung. Und dieser Mann lag am Weg und war dem Hungertod nahe. Daher sind die Leute dieses Dorfes – diese dort, die euch geschickt haben, um mich zu befragen, und die nun gerne mit zu dem Haus kommen würden, in dem ich wohne, um den Mann zu sehen, an dem das Wunder geschehen ist – daher also sind sie schlechter als das Korn auf dem Feld. Denn sie haben, obwohl sie mich schon länger kennen und ich sie bearbeitet habe, nicht dieselbe Frucht gebracht wie dieser Mann, der weder Jude noch Samariter ist und mich nie zuvor gesehen oder reden gehört hat. Aber er hat die Worte eines meiner Jünger vernommen und an mich geglaubt, ohne mich zu kennen. Deshalb sind sie schlechter als die Erdschollen, denn sie haben den Mann abgewiesen, weil er anderer Abstammung ist. Nun möchten sie kommen, um den Hunger ihrer Neugier zu stillen, sie, die nicht imstande waren, den Hunger eines Verhungerten zu stillen. Sagt diesen Leuten, daß der Meister solch nutzlose Neugier nicht befriedigen wird. Und lernt alle das große Gebot der Liebe, ohne die ihr niemals meine Anhänger sein könnt. Es ist nicht die Liebe zu mir, nicht sie allein, die eure Seelen retten wird, sondern die Liebe zu meiner Lehre. Und meine Lehre lehrt die Nächstenliebe, ohne Unterscheidung der Rasse oder der Abstammung. Sie sollen also gehen, diese Hartherzigen, die mein Herz betrübt haben, und bereuen, wenn sie wollen, daß ich sie liebe. Denn, denkt alle daran: ich bin zwar gut, aber ich bin auch gerecht; und wenn ich keinen Unterschied mache und euch liebe wie die anderen in Galiläa und Judäa, dann dürft ihr nicht in törichtem Stolz glauben, daß ihr die Bevorzugten seid und die Freiheit habt, Böses zu tun, ohne meine Tadel fürchten zu müssen. Ich lobe oder tadle, wie es die Gerechtigkeit verlangt, meine Verwandten und die Apo-

stel genauso wie jedes andere Geschöpf. Und in meinem Tadel ist Liebe; denn ich will, daß Gerechtigkeit in den Herzen herrscht, um dann eines Tages alle belohnen zu können, die sie geübt haben. Geht und berichtet. Möge diese Unterweisung in euch allen Frucht bringen.«

Jesus hüllt sich in seinen Mantel, geht eilends auf Efraim zu und läßt die Männer stehen, die sich ziemlich niedergeschlagen zu den Leuten des Dorfes begeben, die kein Mitleid hatten, um ihnen die Worte des Meisters zu wiederholen.

620 Jesus, Samuel, Judas und Johannes

Jesus ist wieder allein und geht langsam und nachdenklich in den dichten Wald, der im Westen von Efraim liegt. Vom Bach dringt das Rauschen des Wassers herauf, und in den Bäumen singen die Vögel. Das Sonnenlicht des Frühlings dringt lebhaft und zugleich sanft durch das Gewirr der Zweige, und die Schritte verursachen auf dem üppigen Rasenteppich kein Geräusch. Die Sonnenstrahlen zeichnen goldene Kreise und Linien auf das grüne Gras, und einige noch taubedeckte Blumen, die von einem Strahl getroffen werden, während ringsum Schatten herrscht, glänzen, als ob ihre Blütenblätter wertvolle Steine wären.

Jesus steigt zu einem Vorsprung hinauf, der wie ein Balkon ins Leere ragt. Ein Balkon, auf dem ein riesiger Eichbaum steht und von dem die biegsamen Ranken von wilden Brombeeren oder Heckenrosen, von Efeu und Waldreben wie eine zerzauste, aufgelöste Mähne herunterhängen, in der Hoffnung, sich an irgend etwas festklammern zu können; denn sie finden weder genügend Platz noch einen Halt an ihrem für ihre überschäumende Vitalität viel zu engen Standort.

Jesus hat den Vorsprung erreicht. Er geht durch das dichte Gestrüpp auf den äußersten Rand zu. Ein Schwarm Vögel flüchtet mit großem Geflatter und ängstlichem Gezwitzsch. Jesus bleibt stehen

und betrachtet einen Mann, der ihm hier zuvorgekommen ist und mit aufgestützten Ellbogen, das Gesicht in den Händen, auf dem Bauch im Gras liegt, fast am Rand der Felsplatte, und hinausschaut in die Weite, in Richtung Jerusalem. Der Mann ist Samuel, der ehemalige Schüler des Jonatan Ben-Uziel. Er ist in Gedanken verloren, seufzt, schüttelt das Haupt ...

Jesus bewegt einen Zweig, um die Aufmerksamkeit des Mannes auf sich zu lenken, und da dieser nicht reagiert, nimmt er einen Stein aus dem Gras und läßt ihn den Pfad hinunterrollen. Das Geräusch des aufschlagenden Steines läßt den Jüngling aufhorchen. Er wendet sich überrascht um und fragt: »Wer ist da?«

»Ich, Samuel. Du bist mir zuvorgekommen. Dies ist einer der Orte, an denen ich am liebsten bete«, sagt Jesus und tritt hinter dem dicken Stamm der Eiche hervor, die am Ende des Pfades steht. Und er tut so, als ob er soeben angekommen wäre.

»Oh, Meister! Es tut mir leid ... aber ich überlasse dir sofort den Platz«, sagt der Jüngling. Er steht eiligst auf und nimmt den Mantel, den er ausgezogen hatte und auf dem er gelegen ist.

»Nein. Warum? Es ist Platz für zwei. Die Stelle ist so schön! So abseits und einsam gelegen, über der Tiefe, mit so viel Licht und einem so weiten Horizont. Warum willst du gehen?«

»Nun, damit du ungestört bist beim Beten.«

»Können wir es nicht zusammen tun, und auch betrachten, indem wir miteinander reden und den Geist zu Gott erheben ... die Menschen und ihre Fehler vergessen und an Gott, unseren Vater, denken, den guten Vater all jener, die ihn mit gutem Willen suchen und lieben?«

Samuel scheint überrascht zu sein, als Jesus sagt: »Die Menschen und ihre Fehler ... « doch er sagt nichts und setzt sich wieder.

Jesus setzt sich neben ihm ins Gras und sagt: »Setz dich hierher zu mir. Sieh nur, wie klar der Horizont heute ist. Wenn wir Adleraugen hätten, könnten wir die weißen Dörfer auf den Bergen, die Jerusalem wie eine Krone umgeben, sehen. Und, wer weiß, vielleicht

könnten wir einen leuchtenden Punkt sehen, gleich einem Edelstein in der klaren Luft, der unser Herz höher schlagen ließe: die goldenen Kuppeln des Hauses Gottes . . . Schau, dort ist Bet-El. Man kann die Häuser sehen, und dort, hinter Bet-El liegt Beerot. Wie schlau waren doch die einstigen Bewohner dieses Ortes und der benachbarten. Doch es ist gut ausgegangen, obwohl Betrug niemals eine gute Waffe ist. Es ist gut ausgegangen, weil sie schließlich dem wahren Gott dienten. Es lohnt sich immer, menschliche Ehren zu verlieren, um die Nähe des Göttlichen zu gewinnen. Auch wenn die menschlichen Ehren zahlreich und von Wert waren und das Leben in der Nähe Gottes einfach und unbekannt ist. Nicht wahr?«

»Ja, Meister. Du sagst es gut. So ist es mir ergangen.«

»Aber du bist traurig, obwohl der Wechsel dich beglücken sollte. Du bist traurig. Du leidest und sonderst dich ab. Du hältst Ausschau nach den Orten, die du verlassen hast. Du gleichst einem gefangenen Vogel, der hinter dem Gitter seines Käfigs sitzt und sehnsüchtig nach dem Ort seiner Liebe Ausschau hält. Ich sage nicht, daß du dies nicht tun sollst. Du bist frei, du kannst gehen und . . . «

»Herr, hat Judas vielleicht schlecht über mich gesprochen, daß du das sagst?«

»Nein, Judas hat nichts gesagt. Zu mir hat er nichts gesagt. Aber zu dir. Und deshalb bist du traurig und sonderst dich ab und bist beunruhigt.«

»Herr, wenn du diese Dinge weißt, ohne daß sie dir jemand gesagt hat, dann mußt du auch wissen, daß ich nicht den Wunsch habe, dich zu verlassen und es nicht bereue, mich bekehrt zu haben. Ich sehne mich nicht nach der Vergangenheit . . . und bin nicht traurig aus Furcht vor den Menschen oder vor der Strafe, mit der man mir droht. Ich habe geschaut, nach Jerusalem geschaut, das ist wahr. Aber nicht aus Sehnsucht, dorthin zurückzukehren; zurückzukehren als der, der ich einst war. Dorthin zurückzukehren als Israelit, der es liebt, ins Haus Gottes einzutreten und den Allerhöchsten anzubeten; dieses Verlangen ist in mir wie in uns allen, und ich glaube nicht, daß du mich dafür tadelst.«

»Ich in meiner zweifachen Natur habe als erster ein Verlangen nach jenem Altar und möchte ihn mit Heiligkeit umgeben sehen, wie es sich gebührt. Als Sohn Gottes empfinde ich alles, was ihm zur Ehre dient, als eine Freude, und als Menschensohn, als Israelit, und daher als Sohn des Gesetzes, sind Tempel und Altar für mich der heiligste Ort Israels, der Ort, an dem unsere Menschheit sich dem Göttlichen nähern und sich am Duft, der den Thron Gottes umgibt, erfreuen kann. Ich hebe das Gesetz nicht auf, Samuel. Es ist mir heilig, denn mein Vater hat es gegeben. Ich vervollkomme es nur und füge neue Teile hinzu. Als Sohn Gottes kann ich dies tun. Dazu hat mich der Vater gesandt. Ich bin gekommen, den geistigen Tempel meiner Kirche zu gründen, den Tempel, den weder Menschen noch Dämonen überwältigen werden. Doch die Gesetzestafeln werden einen Ehrenplatz darin haben. Denn sie sind ewig, vollkommen, unantastbar. Das in den Tafeln enthaltene: „Du sollst diese oder jene Sünde nicht begehen“, beinhaltet in seiner lapidaren Kürze alles Notwendige, um in den Augen Gottes gerecht zu sein, und wird durch meine Worte nicht aufgehoben. Im Gegenteil. Auch ich nenne euch diese Zehn Gebote. Nur sage ich dazu, daß ihr sie in vollkommener Weise befolgen sollt; also nicht aus Furcht vor dem Zorn Gottes gegenüber denen, die seine Gebote übertreten, sondern aus Liebe zu eurem Gott, der ein Vater ist. Ich komme, um eure Kinderhand in die Hand eures Vaters zu legen. Seit wie vielen Jahrhunderten schon sind diese Hände auseinandergerissen! Die Strafe hat sie auseinandergerissen. Und die Schuld hat sie auseinandergerissen. Durch die Ankunft des Erlösers wird die Sünde getilgt, die Schranken fallen, und ihr seid erneut Kinder Gottes.«

»Das ist wahr. Du bist gut und tröstest immer. Und du weißt alles. Deshalb werde ich nicht über meine Nöte sprechen. Aber ich frage dich: Warum sind die Menschen so schlecht, wahnsinnig, töricht? Welche Künste wenden sie an, um uns so diabolisch zum Bösen zu überreden? Und wir, wie können wir so blind sein, die Wirklichkeit nicht zu sehen und den Lügen zu glauben? Und wie können wir

selbst solche Dämonen werden und dir in deiner Nähe widerstehen? Ich habe dort hinübergeschaut und nachgedacht . . . Ja, ich habe darüber nachgedacht, wie viele giftige Bäche von dort ausgehen, um die Kinder Israels zu verwirren. Ich habe darüber nachgedacht, wie sich in die Gelehrtheit der Rabbis so viel Bosheit mischen kann, daß die Tatsachen verdreht und die Menschen getäuscht werden. Ich habe dies vor allem gedacht, weil . . . « Samuel, der mit Eifer gesprochen hat, unterbricht sich und senkt das Haupt.

Jesus beendet den Satz: » . . . weil Judas, mein Apostel, ist wie er ist, und allen Schmerz bereitet; mir und allen, die zu mir gehören oder zu mir kommen, wie auch du gekommen bist. Ich weiß es. Judas versucht, dich von hier zu vertreiben. Er macht Anspielungen und verachtet dich . . . «

»Nicht nur mich allein. Ja, er verdirbt mir die Freude, zur Gerechtigkeit gelangt zu sein. Er versteht es so gut, sie mir zu verderben, daß ich mir hier wie ein Verräter vorkomme; wie ein Verräter, der sich selbst und dich verrät. Mich selbst, weil ich mir einbilde, besser geworden zu sein, während ich die Ursache deines Verderbens sein könnte. Ich kenne mich noch nicht . . . und könnte, wenn ich denen vom Tempel begegnen würde, meinem Vorsatz untreu werden und . . . Oh, hätte ich es damals getan, dann hätte ich wenigstens die Entschuldigung gehabt, daß ich dich nicht als den kannte, der du bist. Denn von dir wußte ich damals nur das, was man mir gesagt hatte, um aus mir einen Verfluchten zu machen. Aber wenn ich es jetzt tun würde! Welch ein Fluch würde den Verräter des Sohnes Gottes treffen! Ich war hier . . . nachdenklich, ja . . . Ich überlegte, wohin ich fliehen könnte, um vor mir selbst und ihnen sicher zu sein. Ich wollte an einen weit entfernten Ort fliehen, zu den Leuten in der Diaspora . . . Fort, nur fort, um den Dämon zu hindern, mich zur Sünde zu verführen . . . Er hat recht, dein Apostel, wenn er mir mißtraut. Er kennt mich, denn da er die Führenden kennt, kennt er uns alle . . . Er zweifelt mit Recht an mir. Wenn er sagt: „Aber weißt du nicht, daß er uns sagt, daß wir schwach sein werden? Bedenke:

Wir, seine Apostel, die wir ihn schon so lange kennen! Und du, der du das Gift des alten Israel in dir hast und erst jetzt gekommen bist, zu einer Zeit, die uns selbst erzittern läßt, du glaubst, die Kraft zu haben, gerecht zu bleiben?“ Er hat ja so recht ... « Der Mann neigt entmutigt das Haupt.

»Wieviel Kummer bereiten sich doch die Menschenkinder! Wahrlich, Satan versteht es, ihre Neigungen auszunützen, um sie zu quälen und sie der Freude zu berauben, die ihnen entgegengeht, um sie zu erlösen. Denn die Traurigkeit des Geistes, die Angst vor dem Morgen und alle Sorgen sind immer Waffen, die der Mensch seinem Widersacher in die Hand gibt. Dieser quält ihn dann mit eben den Gespenstern, die der Mensch sich schafft. Und es gibt andere Menschen, die sich wahrlich mit Satan verbünden, um ihm zu helfen, die Brüder zu ängstigen. Aber, mein Sohn, gibt es denn nicht einen Vater im Himmel? Und dieser Vater, der dem Grashälmchen hier einen Spalt im Fels gibt – einen Spalt voll Erde, in den die Feuchtigkeit des Taus über den glatten Stein rinnt und sich in der schmalen Ritze sammelt, damit das Hälmchen leben und dieses winzige Blümchen hervorbringen kann, dessen Schönheit nicht weniger bewundernswert ist als die strahlende Sonne dort oben, denn beide sind ein vollkommenes Werk des Schöpfers – dieser Vater, der sich um ein Grashälmchen auf einem Felsen kümmert, sollte er nicht für seinen Sohn sorgen, der den festen Willen hat, ihm zu dienen? Oh, wahrlich, Gott enttäuscht die „guten“ Wünsche des Menschen nicht. Denn er selbst ist es, der sie in euren Herzen erweckt. Er ist es, der in seiner vorsorgenden Weisheit die Umstände schafft, die nicht nur den Wünschen seiner Kinder förderlich sind, sondern die den noch unvollkommenen Wegen folgenden Wunsch, ihn zu ehren, verbessern und vervollkommen und ihn auf vollkommene Wege führen. Dies trifft für dich zu. Du glaubtest, gedachtest, warst überzeugt, Gott zu ehren, indem du mich verfolgtest. Der Vater hat gesehen, daß in deinem Herzen nicht Haß gegen Gott war, sondern das Verlangen, Gott Ehre zu erweisen, indem du den aus der Welt entfernst,

von dem sie dir gesagt hatten, daß er ein Feind Gottes und ein Verderber der Seelen sei. Und Gott hat die Umstände so gelenkt, daß dein Wunsch, deinem Herrn Ehre zu erweisen, erfüllt wurde. Nun bist du unter uns. Und kannst du glauben, daß Gott dich jetzt verlassen will, da er dich hierher geführt hat? Nur wenn du ihn verläßt, kann die Kraft des Bösen dich umschlingen.«

»Aber ich will es doch nicht! Das ist mein aufrichtiger Wille!« erklärt der Mann.

»Worüber machst du dir dann Sorgen? Über die Worte eines Menschen? Laß ihn reden. Er denkt auf seine Art. Die Gedanken der Menschen sind immer unvollkommen. Doch ich werde Vorsorgen.«

»Ich möchte nicht, daß du ihn tadelst. Es genügt mir, wenn du mir versicherst, daß ich nicht sündigen werde.«

»Ich versichere es dir. Es wird nicht geschehen, denn du willst nicht, daß es geschieht. Denn sieh, mein Sohn, es würde dir nichts nützen, in die Diaspora oder auch bis an die Grenzen der Erde zu gehen, um deine Seele vor dem Haß gegen Christus und vor der Strafe für diesen Haß zu bewahren. Viele in Israel werden sich nicht direkt mit dem Verbrechen beflecken; doch sie werden nicht weniger schuldig sein als jene, die mich verurteilen und das Urteil vollstrecken. Mit dir kann ich über diese Dinge sprechen, denn du weißt, daß alles schon vorbereitet ist. Du kennst die Namen und die Gedanken meiner ärgsten Widersacher. Du hast es gesagt: „Judas kennt uns alle, denn er kennt alle Führenden.“ Aber wenn er euch kennt, auch euch, die geringeren, die ihr Sternen zweiter Ordnung in der Nähe der großen Planeten gleicht, so wißt auch ihr, was man arbeitet, wie gearbeitet wird und wer arbeitet, welche Komplotte geschmiedet werden und welche Mittel man in Betracht zieht ... Deshalb kann ich mit dir sprechen. Ich könnte es nicht mit den anderen tun ... Denn was ich leiden und mitleiden kann, können die anderen nicht ... «

»Meister, aber wie kannst du, da du alles weißt, so sein ... Wer kommt den Pfad herauf?« Samuel steht auf, um nachzusehen. Er ruft aus: „Judas!“

»Ja, ich bin es. Sie haben mir gesagt, der Meister sei hierher gekommen, und statt ihm finde ich nun dich. Ich gehe wieder und überlasse dich deinen Gedanken.« Und Judas lacht einmal mehr sein kurzes, unaufrichtiges Lachen, das unheimlicher ist als das Klagen eines Käuzchens.

»Ich bin auch da. Verlangt man nach mir im Dorf?« fragt Jesus, der hinter Samuel auftaucht.

»Oh! Du? Dann warst du ja in guter Gesellschaft, Samuel! Und auch du, Meister . . . «

»O ja, die Gesellschaft eines Menschen, der nach Gerechtigkeit strebt, ist immer gut. Du hast mich gesucht, um bei mir sein zu können. Komm also. Es ist Platz für dich und auch für Johannes, wenn er bei dir sein sollte.«

»Er ist unten. Er hat mit Pilgern zu tun.«

»Wenn Pilger gekommen sind, muß ich gehen.«

»Nein, sie bleiben alle bis morgen. Johannes bereitet eben unsere Betten für ihren Aufenthalt vor. Er ist glücklich, es tun zu können. Alles macht ihn halt immer glücklich. Ihr beiden ähnelt euch wirklich. Ich kann nicht verstehen, wie ihr es fertigbringt, immer glücklich zu sein, auch über die . . . schmerzhaftesten Dinge.«

»Die gleiche Frage wollte ich gerade stellen, als du gekommen bist«, ruft Samuel aus.

»Tatsächlich? Dann bist also auch du nicht glücklich und wunderst dich, wie andere, die sich in noch schwierigeren Situationen befinden, glücklich sein können.«

»Ich bin nicht unglücklich. Ich spreche nicht von mir. Ich frage mich, aus welchen Quellen der Friede des Meisters kommt, der über seine Zukunft nicht im unklaren ist und sich trotzdem durch nichts erschüttern läßt.«

»Nun, aus den himmlischen Quellen! Das ist doch klar! Er ist Gott. Zweifelst du vielleicht daran? Kann ein Gott leiden? Er steht über dem Schmerz. Die Liebe des Vaters ist für ihn wie . . . wie berauscher Wein. Und berauscher Wein ist für ihn die Über-

zeugung, daß seine Handlungen ... das Heil der Welt bedeuten. Und dann ... Kann er dieselben physischen Reaktionen haben wie wir einfachen Menschen? Das widerspricht dem gesunden Menschenverstand. Wenn Adam, als er noch unschuldig war, keinerlei Schmerz kannte und ihn auch nie kennengelernt hätte, wenn er unschuldig geblieben wäre, wie kann dann Jesus, der ... absolut Unschuldige, das Geschöpf ... ich weiß nicht, ob ich ihn ungeschaffen nennen soll, da er Gott ist, oder geschaffen, da er Eltern hat ... Oh, wie viele „Warum“, die auch für die zukünftigen Menschen unbeantwortet bleiben werden, mein Meister! Wenn also Adam durch die Unschuld frei von Schmerz war, ist es dann denkbar, daß Jesus leiden muß?«

Jesus hat sich wieder ins Gras gesetzt und das Haupt gesenkt. Die Haare fallen wie ein Schleier über sein Gesicht. Daher kann ich seinen Gesichtsausdruck nicht sehen.

Samuel, der Judas gegenübersteht, entgegnet: »Aber wenn er der Erlöser sein soll, dann muß er wirklich leiden. Erinnerst du dich nicht an David und Jesaja?«

»Ich erinnere mich! Ich erinnere mich! Doch sie, die die Gestalt des Erlösers sahen, wußten nichts von der überirdischen Hilfe, die dem Erlöser zuteil werden würde, um ... gemartert zu werden, ohne Schmerzen zu empfinden.«

»Und welche Hilfe? Ein Geschöpf kann den Schmerz lieben und ihn geduldig ertragen, je nach der Vollkommenheit seiner Gerechtigkeit. Aber es wird den Schmerz immer empfinden. Sonst ... wenn es ihn nicht fühlen würde ... wäre es ja kein Schmerz.«

»Jesus ist der Sohn Gottes.«

»Aber er ist kein Gespenst! Er ist aus Fleisch und Blut! Und das Fleisch leidet, wenn es gequält wird. Er ist ein wahrer Mensch! Und die Seele des Menschen leidet, wenn er beleidigt und gekränkt wird.«

»Seine Vereinigung mit Gott schließt bei ihm diese menschlichen Reaktionen aus.«

Jesus hebt das Haupt und sagt: »Wahrlich, ich sage dir, o Judas, daß ich leide und leiden werde wie jeder andere Mensch, und mehr als jeder andere Mensch. Aber ich kann trotzdem glücklich sein in dem heiligen und geistigen Glücksgefühl jener, die sich mit dem Willen Gottes als ihrer einzigen Braut vermählt haben und dadurch von der irdischen Traurigkeit befreit sind. Ich kann es, weil ich die menschliche Auffassung von Glück überwunden habe, die Unruhe des Glücks, so wie es sich die Menschen vorstellen. Ich verfolge nicht das, was für den Menschen das Glück bedeutet, sondern finde meine Freude gerade im Gegenteil dessen, was der Mensch dafür hält. Die Dinge, die der Mensch flieht und verachtet, weil er sie als Last und Schmerz empfindet, sind für mich die süßesten. Ich betrachte nicht die Stunde. Ich betrachte die Folgen, die die Stunde für die Ewigkeit haben kann. Meine Zeit geht zu Ende, doch die Frucht dieser Zeit bleibt. Mein Schmerz wird ein Ende haben, aber der Wert dieses Schmerzes ist unendlich. Was nützt mir eine sogenannte „glückliche Stunde“ auf dieser Erde, eine Stunde, die ich nach Jahren und Jahrzehnten, nach langem Sehnen erreicht habe, wenn ich diese Stunde dann nicht als Freude mit mir in die Ewigkeit nehmen könnte, wenn ich sie allein genießen müßte, ohne sie mit denen zu teilen, die ich liebe?«

»Ja, aber wenn du triumphieren würdest, dann hätten wir, deine Jünger, teil an deiner Freude!« ruft Judas aus.

»Ihr? Wer seid denn ihr, im Vergleich zur Vielzahl der gewesenen, der gegenwärtigen und der zukünftigen Menschen, für die mein Schmerz Freude bedeuten wird? Ich blicke über das irdische Glück hinaus. Mein Blick reicht weiter, zum Übernatürlichen. Ich sehe meinen Schmerz sich in ewige Freude verwandeln für eine Vielzahl von Geschöpfen. Ich nehme den Schmerz an als die größte Kraft, das vollkommene Glück zu erreichen, das darin besteht, den Nächsten zu lieben, zu leiden, um ihm die Freude zu erlangen, und sogar für ihn zu sterben.«

»Ich verstehe dieses Glück nicht«, erklärt Judas.

»Du bist noch nicht weise. Sonst würdest du es begreifen.«

»Und Johannes ist es? Er ist unwissender als ich!«

»Menschlich gesehen schon. Aber er besitzt die Weisheit der Liebe.«

»Nun gut, aber ich glaube nicht, daß die Liebe die Prügel hindert, Prügel zu sein, und die Steine, Steine zu sein, und das Fleisch zu verwunden, das sie treffen. Du sagst immer, daß du den Schmerz liebst, da er für dich Liebe bedeutet. Aber wenn du wirklich gefangengenommen und gemartert werden solltest ... wenn so etwas möglich ist ... dann weiß ich nicht, ob du noch derselben Meinung sein wirst. Denke daran, solange du noch dem Schmerz entgehen kannst. Er wird schrecklich sein, weißt du? Wenn es den Menschen gelingt, dich gefangenzunehmen ... oh, dann würden sie keine Rücksicht nehmen!«

Jesus schaut ihn an. Er ist totenbleich. Seine weitgeöffneten Augen scheinen außer dem Gesicht des Judas alle Qualen und Martern, die ihn erwarten, zu sehen; doch in ihrer Trauer bleiben sie sanft und gütig und vor allem ruhig: zwei reine Augen eines Unschuldigen im Frieden. Er antwortet »Ich weiß es. Ich weiß auch das, was du nicht weißt. Aber ich vertraue auf die Barmherzigkeit Gottes. Er, der den Sündern barmherzig ist, wird auch mir Barmherzigkeit erweisen. Ich bitte ihn nicht darum, nicht leiden zu müssen, sondern darum, auf die richtige Art zu leiden. Und nun wollen wir gehen. Samuel, geh etwas voraus und sage Johannes, daß ich bald im Dorf sein werde.«

Samuel verneigt sich und eilt davon.

Jesus beginnt ebenfalls hinabzusteigen. Der Pfad ist so schmal, daß einer hinter dem anderen gehen muß. Dies hindert jedoch Judas nicht daran zu reden: »Du traust diesem Mann zu sehr, Meister. Ich habe dir gesagt, wer er ist. Er ist der schwärmerischste und am leichtesten erregbare Schüler des Jonatan. Nun, jetzt ist es zu spät. Du hast dich seinen Händen ausgeliefert. Er ist ein Spion an deiner Seite. Und du hast mehr als einmal gedacht, und häufiger noch die anderen als du, daß ich es bin. Ich bin kein Spion.«

Jesus bleibt stehen und wendet sich um. Schmerz und Majestät vereinen sich auf seinem Antlitz und in seinem Blick, der den Apostel durchbohrt. Er sagt: »Nein, kein Spion. Du bist ein Dämon! Du hast der Schlange das Vorrecht der Verführung und des Betrugs geraubt, um von Gott zu trennen. Dein Betragen ist weder ein Stein noch ein Prügel. Aber es verwundet mich mehr als Steine und Prügel. Oh, in meinem furchtbaren Leiden wird nichts das Martyrium übertreffen, das mir dein Betragen bereitet.« Jesus bedeckt sein Antlitz mit den Händen, wie um das Furchtbare zu verbergen, und geht dann rasch den Pfad hinunter.

Judas schreit hinter ihm her: »Meister! Meister! Warum betrübst du mich so? Dieser Falsche hat mich wahrscheinlich verleumdet . . . Höre mich an, Meister!«

Jesus hört nicht. Er eilt, er fliegt den Abhang hinab. Vorbei an den Waldarbeitern und den Hirten, die ihn grüßen. Er läuft vorbei, erwidert die Grüße, bleibt aber nicht stehen. Judas fügt sich und schweigt . . .

Sie sind fast unten, als sie Johannes begegnen, der ihnen mit seinem reinen, von einem sanften Lächeln erhellten Gesicht entgegenkommt. Er führt einen zwitschernden kleinen Knaben an der Hand, der an einer Honigwabe saugt.

»Meister, hier bin ich! Es sind Leute aus Cäsarea Philippi. Sie haben erfahren, daß du hier bist und sind gekommen. Aber es ist eigenartig! Niemand hat etwas gesagt, und doch wissen alle, wo du bist! Sie ruhen sich nun aus. Sie sind sehr müde. Ich habe gerade bei Dina Milch und Honig geholt, denn sie haben auch einen Kranken bei sich. Ich habe ihn auf mein Lager gebettet. Ich habe keine Angst. Und der kleine Hannas wollte mit mir kommen. Faß ihn nicht an, Meister, er ist ganz mit Honig beschmiert«, und der gute Johannes, dessen Gewand schon ganz voller Honig und klebriger Fingerabdrücke ist, lacht. Er lacht und hält das Kind zurück, das Jesus seine halb ausgelutschte Honigwabe geben möchte und ruft: »Komm. Es gibt noch viele für dich.«

»Ja. Sie holen dort bei Dina gerade die Waben heraus. Ich habe es gewußt. Ihre Bienen haben erst vor kurzem geschwärmt«, erklärt Johannes.

Sie setzen ihren Weg fort und erreichen das erste Haus, wo immer noch das Tamtam ertönt, das die Imker machen; wozu, weiß ich nicht genau. Trauben von Bienen – sie gleichen großen Trauben eines fremdartigen Weinstockes – hängen von einigen Zweigen herunter und Männer nehmen sie ab, um sie in neuen Bienenstöcken unterzubringen. In einiger Entfernung summen und arbeiten die unermüdlichen Bienen schon in neuen Stöcken.

Die Männer grüßen, und eine Frau kommt mit schönen Waben herbei und bietet sie Jesus an.

»Warum willst du sie hergeben? Du hast Johannes schon einige gegeben.«

»Oh, meine Bienen haben dieses Jahr viel Honig gesammelt. Ich kann gut etwas davon abgeben. Aber segne du die neuen Schwärme. Schau, nun nehmen sie den letzten Schwarm ab. Dieses Jahr haben sich die Bienenvölker verdoppelt.«

Jesus geht zu den kleinen Bienenstädten, erhebt die Hand und segnet eine nach der anderen unter dem Gesumme der Arbeitsbienen, die sich bei ihrer Arbeit nicht stören lassen.

»Alle sind voller Freude und in Bewegung ... Ein neues Heim ... « sagt ein Mann.

»Und neue Hochzeiten. Sie gleichen wahrhaft Frauen, die eine Hochzeit vorbereiten«, sagt ein anderer.

»Ja, aber die Frauen schwatzen mehr als sie arbeiten. Diese hier arbeiten schweigend, und sie arbeiten selbst an den festlichen Tagen der Hochzeit. Sie arbeiten immer, um sich ihr Reich und ihre Schätze zu schaffen«, antwortet ein Dritter.

»Immer in Tugendhaftigkeit zu arbeiten ist erlaubt, es ist sogar eine Pflicht. Immer nur für den Gewinn zu arbeiten jedoch nicht. Das tun nur jene, die nicht wissen, daß sie einen Gott haben, der an seinem Tag geehrt werden muß. Schweigend zu arbeiten ist eine

Tugend, die alle von den Bienen lernen sollten. Denn im Schweigen macht man alle Arbeiten heiligmäßig. Eure Gerechtigkeit soll wie eure Bienen sein. Unermüdlich und schweigsam. Gott sieht. Und Gott belohnt. Der Friede sei mit euch«, sagt Jesus. Und als er mit seinen beiden Aposteln wieder allein ist, sagt er: »Und besonders den Arbeitern des Herrn gebe ich die Bienen zum Vorbild. Sie speichern im verborgenen des Bienenstocks den in ihrem Inneren in unermüdlicher Arbeit an gesunden Blütenkronen entstandenen Honig. Ihre Mühe scheint keine Mühe zu sein, so groß ist der gute Wille, mit dem sie es tun, wenn sie wie goldene Punkte von Blume zu Blume fliegen und dann mit Nektar beladen in ihre Zellen zurückkehren, um in dieser Abgeschlossenheit ihren Honig zu bereiten. Man müßte es verstehen, sie nachzuahmen. Man müßte gesunde Lehren und Freundschaften wählen, die den Nektar wahrer Tugend schenken können; und sich dann absondern, um das eifrig Gesammelte zu Tugend und Gerechtigkeit zu verarbeiten, die wie der Honig aus vielen guten Elementen zusammengesetzt sind, nicht zuletzt dem guten Willen, ohne den die da und dort gesammelten Säfte wertlos wären. Im Innern des Herzens müßte man demütig über das nachdenken, was man Gutes gesehen und gehört hat, und man dürfte keine Eifersucht empfinden, weil es neben den Arbeitsbienen auch Königinnen gibt, weil es also solche gibt, die gerechter als der Nachdenkende sind. Alle Bienen eines Volkes sind nötig, Arbeitsbienen und Königinnen. Wehe, wenn alle Königinnen wären; wehe, wenn alle Arbeiterinnen wären. Sowohl die einen als auch die anderen würden sterben; denn die Königinnen hätten keine Nahrung, um sich zu vermehren, wenn es keine Arbeitsbienen gäbe, und es würde keine Arbeitsbienen geben, wenn die Königinnen nicht für Nachkommenschaft sorgten. Benedet die Königinnen nicht. Auch sie haben ihre Mühe und ihre Buße. Sie sehen die Sonne nur ein einziges Mal, bei ihrem einzigen Hochzeitsflug. Zuvor und danach gibt es für sie nur die immerwährende Klausur innerhalb der ambrafarbenen Wände des Bienenstockes. Jeder hat seine Aufgabe, jede Aufgabe ist eine

Erwählung, und jede Erwählung ist eine Pflicht und eine Ehre. Und die Arbeitsbienen verlieren keine Zeit mit unnützen oder gefährlichen Flügen auf kranke und giftige Blüten. Sie stürzen sich nicht in Abenteuer. Sie werden ihrer Aufgabe nicht untreu und lehnen sich nicht auf gegen den Zweck, für den sie erschaffen wurden. Oh, ihr bewundernswerten kleinen Wesen! Wieviel könnt ihr die Menschen lehren . . . !«

Jesus schweigt und verliert sich in eine seiner Betrachtungen. Judas erinnert sich plötzlich, daß er wer weiß wohin gehen muß, und entfernt sich in größter Eile. So bleiben Jesus und Johannes allein. Johannes beobachtet Jesus unbemerkt. Ein aufmerksamer Blick voll liebender Sorge. Jesus hebt das Haupt, wendet sich etwas zur Seite und begegnet dem Blick des Lieblingsjüngers, der ihn studiert. Das Antlitz Jesu erhellt sich, während er Johannes an sich zieht.

So umarmt gehen sie weiter und Johannes fragt: »Nicht wahr, Judas hat dich wieder gekränkt? Er muß auch Samuel beunruhigt haben.«

»Warum? Hat er mit dir darüber gesprochen?«

»Nein. Aber ich habe verstanden. Er hat nur gesagt: „Normalerweise wird man gut, wenn man mit einem wahrhaft Guten zusammenlebt. Aber Judas ist nicht gut, obgleich er schon drei Jahre mit dem Meister zusammenlebt. Er ist durch und durch verdorben und die Güte des Christus kann nicht in ihn eindringen, da er voller Bosheit ist.“ Ich wußte nicht, was ich sagen sollte . . . denn es ist wahr . . . Warum ist Judas nur so? Ist es denn möglich, daß er sich nie ändert? Und doch . . . Wir haben alle die gleichen Unterweisungen erhalten . . . und als er zu uns kam, war er auch nicht schlechter als wir.«

»Mein Johannes! Mein guter Junge!« Jesus küßt ihn auf die so reine, offene Stirn und flüstert in die weichen blonden Haare: »Es gibt Geschöpfe, die anscheinend nur dazu leben, um das Gute in sich zu zerstören. Du bist Fischer und weißt, wie ein Segel reagiert, wenn es von einem Sturmwind erfaßt wird. Es legt sich so sehr auf das

Wasser, daß das Boot zu kentern droht; es wird zur Gefahr und man muß es einziehen und auf den Flügel, der zum Nest trägt, verzichten. Denn das vom Sturm erfaßte Segel ist nicht mehr Flügel, sondern Ballast, der auf den Grund zieht und zum Tod führt, anstatt zur Rettung. Wenn aber der heftige Atem des Sturmes sich beruhigt, vielleicht nur für wenige Augenblicke, dann wird das Segel sofort zum Flügel und treibt das Boot eilends dem rettenden Hafen zu. So ist es bei vielen Seelen. Es genügt, daß der Sturm der Leidenschaft sich legt, und die gebeugte Seele, die fast überflutet wird von ... dem, was nicht gut ist, richtet sich auf und strebt erneut dem Guten zu.«

»Ja, Meister ... Aber sage mir ... wird Judas je deinen Hafen erreichen?«

»Oh, laß mich nicht in die Zukunft eines meiner Teuersten schauen. Ich habe die Zukunft von Millionen Seelen vor Augen, für die meine Leiden umsonst sein werden ... ! Ich habe alle Schlechtigkeiten der Welt vor Augen ... Der Ekel würgt mich. Der Ekel, den ich beim Anblick dieser gärenden Abscheulichkeiten empfinde, die wie ein Sturm die Erde überschwemmen und sie in verschiedenartiger, aber für die Vollkommenheit immer auf schreckliche Art überschwemmen werden. Laß mich diese Dinge nicht schauen! Laß, daß ich mich erquicke und stärke an einer Quelle, die von Verderbtheit nichts weiß; daß ich die Wurmstichigkeit so vieler vergesse und nur dich, meinen Frieden, betrachte!« Und Jesus blickt in die klaren Augen seines jungfräulichen, liebenden Jüngers und küßt ihn noch einmal auf die Stirn ...

Sie gehen ins Haus. In der Küche ist Samuel und spaltet Holz, um der alten Frau die Mühe des Feuermachens zu ersparen. Jesus wendet sich der Frau zu: »Schlafen die Pilger?«

»Ich glaube schon. Man hört keinen Laut. Nun bringe ich den Reittieren, die unten im Holzschuppen sind, dieses Wasser ... «

»Laß mich es tun, Mutter. Geh lieber zu Rahel. Sie hat mir frischen Käse versprochen. Sage ihr, daß ich ihn am Sabbat bezahlen werde«,

sagt Johannes und nimmt die beiden randvollen Wassereimer.

Jesus und Samuel bleiben allein zurück. Jesus geht zu dem Mann, der über die Feuerstelle gebeugt ist und bläst, um die Flammen zu beleben, und legt ihm eine Hand auf die Schulter mit den Worten: »Judas hat uns dort oben unterbrochen ... Ich möchte dir noch sagen, daß ich dich am Tag nach dem Sabbat mit meinen Aposteln aussenden werde. Vielleicht ziehst du das vor ... «

»Danke, Meister. Es tut mir leid, nicht in deiner Nähe bleiben zu können. Doch in deinen Aposteln finde ich dich wieder. Es ist mir lieber, weit weg von Judas zu sein. Ich hatte nicht den Mut, dich darum zu bitten ... «

»Gut, es ist also abgemacht. Und habe Mitleid mit ihm, wie auch ich es habe. Sprich weder mit Petrus noch mit sonst jemandem darüber ... «

»Ich kann schweigen, Meister.«

»Später werden die Jünger kommen. Unter ihnen sind Hermas, Stephanus und Isaak, zwei Gelehrte und ein Gerechter, und viele andere. Du wirst dich wohlfühlen, wie unter wahren Brüdern.«

»Ja, Meister. Du verstehst und hilfst. Du bist wahrlich der gute Meister«, und Samuel neigt sich, um Jesu Hand zu küssen.

621 Die Ankunft der Mutter und der Jüngerinnen in Efraim

Im Haus der Maria des Jakob sind schon alle auf den Beinen, obwohl es gerade erst Tag wird. Es muß ein Sabbat sein, denn ich sehe auch die Apostel, die die Woche über auf Mission sind. Feuer werden angefacht, um Wasser zu wärmen, und Maria läßt sich beim Sieben des Mehls und beim Kneten des Teigs für das Brot helfen. Das alte Frauchen ist sehr aufgeregt, aufgeregt wie ein kleines Mädchen, während sie bei ihrer emsigen Arbeit immer wieder diesen oder jenen fragt: »Wird es gewiß heute sein? Sind die anderen Räume bereit? Seid ihr sicher, daß es nicht mehr als sieben sein werden?«

Petrus, der ein Lamm häutet und es zum Braten vorbereitet, antwortet für alle: »Sie sollten schon vor dem Sabbat hier sein; aber vielleicht waren die Frauen noch nicht fertig und haben sich deshalb verspätet. Doch heute werden sie ganz sicher kommen. Oh, wie glücklich ich bin! Ist der Meister hinausgegangen? Vielleicht geht er ihnen entgegen ... «

»Ja, er ist mit Johannes und Samuel hinaus und in Richtung der Straße gegangen, die in das Innere von Samaria führt«, antwortet Bartholomäus und verläßt dann mit einem Krug kochenden Wassers die Küche.

»Dann können wir sicher sein, daß sie kommen. Jesus weiß immer alles«, versichert Andreas.

»Ich möchte nur wissen, warum du so lachst? Was gibt es zu lachen, wenn mein Bruder spricht?« fragt Petrus, der das spöttische Lachen des müßig in einer Ecke sitzenden Judas bemerkt hat.

»Ich lache nicht über deinen Bruder. Ihr seid alle so glücklich; also kann doch auch ich es sein und ohne einen besonderen Grund lachen.«

Petrus betrachtet ihn mit vielsagender Miene, wendet sich dann aber wieder seiner Arbeit zu.

»Schaut nur! Es ist mir gelungen, einen blühenden Zweig zu finden. Er ist zwar nicht von einem Mandelbaum, wie ich es wollte; aber sie hat nach der Mandelblüte auch immer andere Zweige im Haus und wird mit meinem zufrieden sein«, sagt Thaddäus, der gerade hereinkommt und von Tau tropft, als wäre er im Wald gewesen. Er bringt einen Bund blühender Zweige, ein Wunder taubedeckter Reinheit, das die Küche zu erhellen und zu verschönern scheint.

»Oh, wie schön! Wo hast du sie gefunden?«

»Bei Noomi. Ich wußte, daß ihre Obstbäume immer später blühen, weil sie den Nordwinden ausgesetzt sind. Also bin ich dort hinaufgestiegen.«

»Deshalb siehst du auch wie Gewächs des Waldes aus! Die Tropfen glänzen in deinen Haaren und haben dein Gewand ganz naß gemacht.«

»Der Weg war so naß wie nach einem Regen. Das ist schon der reichliche Tau der schönsten Monate.« Thaddäus geht mit seinen Blüten, doch schon bald ruft er seinen Bruder, der ihm bei der Anordnung der Zweige helfen soll.

»Ich komme. Ich verstehe etwas davon. Frau, hast du nicht eine Amphore mit schlankem Hals, möglichst aus rotem Ton?« sagt Thomas.

»Ich habe, was du suchst, und auch noch andere Vasen ... Ich habe sie immer an den Festtagen gebraucht ... bei den Hochzeiten meiner Kinder oder anderen wichtigen Anlässen. Wenn du warten kannst, bis ich diese Fladen in den Ofen geschoben habe ... einen Augenblick nur ... dann öffne ich dir die Truhe, in der ich die schöneren Sachen aufbewahrt habe ... Ach! Wenige sind es jetzt, nach so viel Unglück. Aber einige habe ich behalten ... Sie sind ein Andenken ... und auch ein Schmerz, denn wenn sie auch freudige Erinnerungen beinhalten, so machen sie mich nun traurig, da sie mich an das erinnern, was nicht wiederkehrt.«

»Dann wäre es besser, wenn dich niemand darum gebeten hätte. Hoffen wir nur, daß es uns nicht so ergeht wie in Nob. Viel Aufwand für nichts ... « bemerkt Iskariot.

»Wenn ich dir doch sage, daß uns eine Gruppe von Jüngern benachrichtigt hat?! Glaubst du, sie haben geträumt? Sie haben mit Lazarus gesprochen und er hat sie absichtlich vorausgeschickt. Und sie haben uns berichtet, daß die Mutter noch vor dem Sabbat mit dem Wagen des Lazarus hier sein wird, und daß Lazarus und die Jüngerinnen ... «

»Sie sind aber nicht gekommen ... «

»Ihr, die ihr diesen Mann gesehen habt, sagt einmal: Macht er nicht Angst?« fragt die Alte und trocknet sich die Hände an der Schürze ab. Ihre Fladen hat sie Jakobus des Zebedäus und Andreas anvertraut, die sie zum Backofen bringen.

»Angst? Warum?«

»Nun, er ist doch ein Mensch, der von den Toten zurückgekehrt ist.« Sie ist zutiefst bewegt.

»Du kannst beruhigt sein, Mutter. Er ist in allem genau wie wir«, versichert ihr Jakobus des Alphäus.

»Paß vielmehr auf und schwätze nicht zu viel mit den anderen Frauen, sonst haben wir am Ende ganz Efraim hier drinnen, um uns zu belästigen«, sagt Iskariot gebieterisch.

»Ich habe noch nie unklug dahergeredet, seit ihr hier seid. Weder zu den Leuten aus der Stadt, noch zu den Pilgern. Ich wollte lieber für dumm gehalten werden, als mich für gescheit auszugeben und den Meister zu stören und ihm zu schaden. Und ich werde auch heute schweigen können. Komm mit, Thomas.« Und sie geht hinaus, um ihre verborgenen Schätze hervorzuholen.

»Die Frau fürchtet sich bei dem Gedanken, einen von den Toten Auferstandenen zu sehen«, sagt Iskariot und lacht ironisch.

»Sie ist nicht die einzige. Die Jünger haben mir erzählt, daß in Nazaret und ebenso in Kana und in Tiberias große Aufregung herrschte. Einen Menschen, der wieder lebendig wird, nachdem er schon vier Tage im Grab gelegen hat, findet man nicht so leicht wie eine Margerite im Frühling. Auch wir waren ziemlich blaß, als er aus dem Grab kam. Aber könntest du denn nicht etwas arbeiten, anstatt hier unnötig zu schwatzen? Wir arbeiten alle, und es gibt noch so viel zu tun ... Geh auf den Markt und kaufe, was nötig ist. Heute kannst du es ja tun. Was wir gekauft haben, wird nicht ausreichen, jetzt, da sie kommen. Und wir konnten nicht mehr in die Stadt zurückkehren, da uns sonst der Einbruch der Dunkelheit dort überrascht hätte.«

Judas ruft Matthäus, als dieser ordentlich gekleidet in die Küche zurückkommt, und die beiden gehen zusammen weg.

Auch der Zelote kommt wieder in die Küche, ebenfalls ordentlich gekleidet, und sagt: »Dieser Thomas! Er ist wahrlich ein Künstler. Mit nichts hat er den Raum wie für ein Hochzeitsmahl hergerichtet. Geht nur und seht ihn euch an.«

Alle außer Petrus, der noch mit seinem Lamm beschäftigt ist, gehen um zu schauen. Petrus sagt: »Ich kann es kaum mehr erwarten. Vielleicht wird auch Margziam dabei sein. In einem Monat ist

Pascha. Sicher ist er schon von Kafarnaum oder Betsaida aufgebrochen.«

»Es freut mich, daß Maria kommt. Besonders für den Meister. Sie wird ihn mehr als alle anderen trösten. Und er hat das sehr nötig«, antwortet der Zelote.

»So sehr! Aber hast du bemerkt, daß auch Johannes traurig ist? Ich habe ihn gefragt. Jedoch ohne Erfolg. In seiner Sanftmut ist er standhafter als wir alle, und wenn er etwas nicht sagen will, dann kann ihn nichts zum Reden bringen. Trotzdem bin ich sicher, daß er etwas weiß. Er ist wie der Schatten des Meisters. Er folgt ihm überallhin und betrachtet ihn immer. Und wenn er sich unbeobachtet glaubt – denn wenn er es merkt, begegnet er deinem Blick mit seinem Lächeln, das auch einen Tiger sanftmütig machen würde – wenn er sich also unbeobachtet glaubt, dann sieht sein Gesicht sehr traurig aus. Versuche doch du einmal, ihn zu fragen. Er hat dich sehr lieb und weiß, daß du vorsichtiger bist als ich ... «

»Oh, das stimmt nicht. Du bist für uns alle ein Beispiel der Klugheit geworden. Und man erkennt in dir den alten Simon nicht wieder. Du bist wirklich der Fels, der mit seiner robusten und verständigen Festigkeit uns alle stützt.«

»Ach was! Sag doch so etwas nicht! Ich bin ein armer Mensch. Natürlich ... wenn man so viele Jahre mit ihm zusammen ist, wird man ein wenig wie er. Ein wenig ... sehr wenig, aber doch ganz anders, als man vorher war. Alle sind wir ... nein, leider nicht alle ... Judas ist immer der gleiche, hier wie beim Trügerischen Gewässer.«

»Gebe Gott, daß er immer der gleiche bleibt!«

»Was willst du damit sagen?«

»Nichts und alles, Simon des Jona. Wenn der Meister mich hören würde, würde er sagen: „Urteile nicht.“ Aber dies ist kein Urteil, sondern Furcht. Ich fürchte, Judas ist jetzt noch schlimmer als beim Trügerischen Gewässer.«

»Gewiß ist er das, auch wenn er noch so ist wie damals. Er ist es, denn er müßte sich doch sehr geändert haben, müßte gerechter

geworden sein; stattdessen ist er immer der gleiche. Und so hat er nun die Sünde geistiger Trägheit auf sich geladen, was damals nicht der Fall war. Denn zu Anfang war er . . . zwar schon etwas seltsam . . . aber noch voll guten Willens. Sag einmal: Gibt es dir nicht zu denken, daß der Meister beschlossen hat, Samuel mit uns auszuschicken und alle Jünger, so viele als möglich, beim Neumond des Nisan in Jericho zu versammeln? Zuvor hatte er gesagt, daß der Mann hierbleiben würde . . . Und er hatte uns zuerst auch verboten zu sagen, wo er sich aufhält. Ich habe den Verdacht . . . «

»Nein, mir kommt alles klar und logisch vor. Ganz Palästina kennt nun den Aufenthaltsort des Meisters, man weiß nicht, wie und durch wen. Du siehst, es sind Pilger und Jünger aus der Gegend von Kedes bis En-Gedi, von Joppe bis Bozra gekommen. Also ist es unnötig, das Geheimnis weiterhin zu bewahren. Zudem nähert sich das Paschafest, und ganz gewiß möchte der Meister seine Jünger um sich haben bei der Rückkehr nach Jerusalem. Das Synedrium behauptet, du hast es gehört, er sei besiegt und habe alle seine Jünger verloren. Und Jesus wird ihnen antworten, indem er an ihrer Spitze in Jerusalem einzieht . . . «

»Ich habe Angst, Simon! Große Angst . . . Hast du schon gehört? Alle, auch die Herodianer, haben sich gegen ihn zusammengeschlossen . . . «

»Ach ja. Gott helfe uns . . . !«

»Und warum schickt er Samuel mit uns?«

»Sicher, um ihn auf seine Aufgabe vorzubereiten. Ich sehe keinen Grund zur Aufregung . . . Es klopft! Gewiß sind es die Jüngerinnen . . . !«

Petrus wirft seine blutbefleckte Schürze auf einen Stuhl und läuft hinter dem Zeloten her, der an die Haustür stürzt. Aus den verschiedenen Türen kommen alle anderen, die sich im Haus befinden, und rufen: »Sie sind da! Sie sind da!«

Doch als die Türe offen ist, stehen alle so sichtlich enttäuscht vor Elisa und Nike, daß die beiden Jüngerinnen fragen: »Ist irgend etwas passiert?«

»Nein, nein. Aber ... wir dachten ... es seien die Mutter und die Jüngerinnen aus Galiläa ... « sagt Petrus.

»Ach so. Und nun seid ihr betrübt. Wir hingegen freuen uns sehr, euch zu sehen und zu erfahren, daß Maria bald kommt«, sagt Elisa.

»Betrübt nicht ... nur etwas enttäuscht. Doch kommt, kommt herein! Der Friede sei mit den guten Schwestern«, grüßt sie Thaddäus im Namen aller.

»Und auch mit euch. Ist der Meister nicht da?«

»Er ist mit Johannes Maria entgegengegangen. Wir wissen, daß sie mit dem Wagen des Lazarus von Sichem kommt«, erklärt der Zelote.

Sie gehen ins Haus, während Andreas sich um den Esel Elisas kümmert. Nike ist zu Fuß gekommen. Sie reden über alles, was in Jerusalem geschieht, fragen nach den Freunden und den Jüngern ... nach Annalia, Maria und Marta, nach dem alten Johannes von Nob, nach Josef, Nikodemus und vielen anderen. Die Abwesenheit des Judas Iskariot läßt sie in Ruhe und offen miteinander reden.

Elisa, die alte, erfahrene Frau, die Judas schon in Nob begegnet ist, ihn nun recht gut kennt und ihn auch nur „Gott zuliebe“ liebt, wie sie ganz offen zugibt, will wissen, ob er im Haus ist. Sie hat bisher aus irgendeiner Laune heraus an den Gesprächen der anderen nicht teilgenommen, und erst, als sie erfährt, daß er einkaufen gegangen ist, sagt sie, was sie weiß: »In Jerusalem *scheint* sich alles beruhigt zu haben, und nicht einmal die bekannten Jünger werden mehr verhört. Man munkelt, dies sei so, weil Pilatus die Herren vom Synedrium ordentlich abgekanzelt und darauf aufmerksam gemacht hat, daß er allein in Palästina Recht spricht und sie deshalb Ruhe geben sollten.«

»Man sagt aber auch«, bemerkt Nike, »– und es ist gerade Manaen, der dies sagt, und auch andere, denn Valeria sagt es ebenfalls – daß Pilatus wirklich genug habe von diesem Aufruhr, der das ganze Land in Unruhe versetzt und ihm Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Pilatus sei auch beeindruckt von der Hartnäckigkeit, mit der die Juden ihm einreden wollen, daß Jesus danach trachtet, sich als König ausrufen zu lassen; und wenn nicht die gleichlautend positi-

ven Berichte der Zenturionen wären, und vor allem der Einfluß seiner Gattin, könnte es dazu kommen, daß er Jesus bestraft, vielleicht mit dem Exil.«

»Das hätte uns gerade noch gefehlt! Pilatus wäre imstande, es zu tun! Durchaus imstande! Es ist die leichteste römische Strafe und die am meisten angewandte nach der Geißelung. Stellt euch vor: Jesus allein, wer weiß wo, und wir da- und dorthin zerstreut ... « sagt der Zelote.

»Ja, zerstreut! Das sagst du ... Mich wird niemand zerstreuen. Ich laufe dem Meister nach ... « sagt Petrus.

»Oh, Simon, bildest du dir ein, daß sie dir das erlauben würden? Sie fesseln dich wie einen Galeerensträfling und bringen dich, wohin es ihnen gefällt, vielleicht auf die Galeeren oder in eines ihrer Gefängnisse; dann kannst du deinem Meister nicht mehr nachlaufen«, sagt Bartholomäus zu Petrus. Dieser zerzaust sich ratlos und mutlos das Haar.

»Wir werden es Lazarus sagen. Lazarus wird offen zu Pilatus gehen. Und dieser wird ihn sicher gerne empfangen, denn die Heiden lieben es, außergewöhnliche Wesen zu sehen ... « sagt der Zelote.

»Lazarus wird vor seiner Abreise schon dort gewesen sein, und Pilatus wird ihn nicht noch einmal sehen wollen!« sagt Petrus bedrückt.

»Dann wird er als Sohn des Theophilus zu ihm gehen. Oder er wird seine Schwester Maria zu den Damen begleiten. Sie waren ja sehr befreundet, als ... nun ja, als Maria noch eine Sünderin war ... «

»Wißt ihr schon, daß Valeria, nachdem ihr Mann sich von ihr hat scheiden lassen, Proselytin geworden ist? Sie macht Ernst mit ihren Vorsätzen. Sie führt das Leben einer Gerechten und ist für viele von uns ein Beispiel. Sie hat ihre Sklaven freigelassen und unterrichtet nun alle im wahren Glauben. Sie hatte sich ein Haus auf dem Zion gemietet. Aber nun, da Claudia gekommen ist, ist sie zu ihr zurückgekehrt ... «

»Also ...!«

»Nein. Sie hat zu mir gesagt: „Sobald Johanna kommt, gehe ich zu ihr. Aber vorläufig will ich Claudia überzeugen.“ Es scheint, daß es Claudia nicht gelingt, in ihrem begrenzten Glauben an Christus Fortschritte zu machen. Für sie ist er ein Weiser ... nicht mehr. Es scheint sogar, daß sie sich vor ihrer Rückkehr in die Stadt durch das Gerede hat beeinflussen lassen und sich skeptisch geäußert hat: „Nun ja, er ist ein Mann wie unsere Philosophen, und nicht gerade einer der Besten; denn seine Worte stimmen nicht mit seinem Leben überein.“ Und sie soll ... nun ja, sie soll sich Dinge erlaubt haben, die sie seit einiger Zeit aufgegeben hatte«, sagt Nike.

Was nicht anders zu erwarten war. Heidnische Seelen! Eine gute mag darunter sein ... aber die anderen! Nichts als Unrat! Unrat!« urteilt Bartholomäus.

»Und Josef?« fragt Thaddäus.

»Welcher Josef? Der von Sepphoris? Der hat eine Angst ...! Ah! Euer Bruder Josef ist dagewesen. Er ist gekommen und sofort wieder abgereist, aber über Betanien, um den Schwestern zu sagen, daß sie den Meister unter allen Umständen daran hindern sollen, in die Stadt zu gehen und sich dort aufzuhalten. Ich bin dabeigewesen und habe es gehört. So habe ich auch erfahren, daß Josef von Sepphoris sehr belästigt wurde und nun große Angst hat. Euer Bruder hat ihn beauftragt, ihn auf dem laufenden zu halten über das, was man im Tempel ausheckt. Der von Sepphoris kann es erfahren durch den Verwandten, der mit seiner Schwester oder der Tochter der Schwester seiner Frau verheiratet ist, ich weiß es nicht genau, und der ein Amt im Tempel innehat«, sagt Elisa.

»Wieviel Angst! Wenn wir jetzt nach Jerusalem gehen, will ich meinen Bruder zu Hannas schicken. Ich könnte selbst hingehen, denn auch ich kenne diesen alten Fuchs sehr gut. Doch Johannes ist besser geeignet. Und Hannas mochte ihn sehr gern, damals, als wir noch den Worten dieses alten Wolfs lauschten und glaubten, daß er ein Lamm sei. Ich werde Johannes schicken, denn er bringt es fer-

tig, Schmähungen ohne Widerrede über sich ergehen zu lassen. Ich hingegen ... wenn er vor mir Flüche gegen den Meister ausstoßen würde, oder auch nur gegen mich, weil ich ihm folge, ich würde ihn am Kragen packen, würde ihn vermöbeln und zerquetschen, diesen alten Wanst, wie man ein Netz auswindet. Ich würde ihm seine niederträchtige Seele aus dem Leib prügeln, und selbst wenn er alle Soldaten des Tempels und alle Priester um sich hätte!«

»Wenn der Meister dich so reden hören würde!« sagt Andreas entsetzt.

»Gerade weil er nicht da ist, sage ich es!«

»Du hast recht! Du bist nicht der einzige, der solche Gelüste hat. Auch ich habe sie!« sagt Petrus.

»Ich auch, und nicht nur Hannas betreffend!« sagt Thaddäus.

»Oh, was das angeht ... auch ich möchte einige bedienen. Ich habe eine lange Liste. Diese drei Gerippe von Kafarnaum – ich schließe den Pharisäer Simon aus, denn er scheint mir noch einigermaßen gut zu sein – die beiden Wölfe von Jesreel und das alte Knochengestüst von Hananja. Und dann ... ein Massaker, ich sage es euch, ein Massaker in Jerusalem, und allen voran Hilkija. Ich halte es einfach nicht mehr länger aus mit all diesen hinterhältigen Schlangen!« tobt Petrus.

Thaddäus sagt ganz ruhig – und diese eisige Ruhe macht mehr Eindruck als das Toben des Petrus: »Und ich würde dir dabei helfen. Aber vielleicht würde ich damit anfangen, die Schlangen in unserer Nähe auszuheben.«

»Wen meinst du? Samuel?«

»Nein, nein. Wir haben nicht nur Samuel in unserer Nähe. Es gibt so viele, die ein bestimmtes Gesicht zeigen, deren Seele aber ganz anders ist als ihr Gesicht. Ich lasse sie nicht aus den Augen. Niemals. Ich will ganz sicher sein, bevor ich etwas unternehme. Aber sobald ich sicher bin! Das Blut Davids ist heiß! Und heiß ist auch das Blut der Galiläer. Ich habe beides in mir, von väterlicher und mütterlicher Seite.«

»Sage mir, wenn es soweit ist. Ich werde dir helfen ...« sagt Petrus.

»Nein. Blutrache ist eine Pflicht der Familie. Das ist meine Angelegenheit.«

»Aber Kinder, Kinder! Sprecht doch nicht so. Ist es das, was der Meister lehrt? Ihr gleicht zornigen jungen Löwen, anstatt Lämmern des Lammes. Legt eure Rachsucht ab. Die Zeiten Davids sind schon lange vorüber. Das Gesetz des Blutes und der Vergeltung ist durch Christus aufgehoben. Er läßt die Zehn Gebote unverändert; aber die anderen harten mosaischen Gesetze hebt er auf. Von Mose bleiben die Gebote der Barmherzigkeit, der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, die unser Jesus zusammenfaßt und vervollkommnet in seinem größten Gebot: „Du sollst Gott lieben mit deinem ganzen Gemüte; du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, denen verzeihen, die dich beleidigen, und lieben, die dich hassen.“ Oh, verzeiht mir, wenn ich als Frau mir erlaubt habe, meine Brüder zu belehren. Es ist so viel größer als ich. Doch ich bin eine alte Mutter. Und eine Mutter darf immer sprechen. Wenn ihr selbst Satan zu euch ruft durch euren Haß gegen die Feinde und den Wunsch nach Rache, dann wird er kommen und euch verderben. Satan ist nicht Stärke. Glaubt mir. Gott ist Stärke, Satan aber Schwäche, Bürde und Abstumpfung. Ihr könntet, wenn Haß und Rache euch erst einmal in Ketten gelegt hätten, keinen Finger mehr rühren; gegen eure Feinde nicht, und nicht einmal, um unseren betäubten Jesus zu liebkosten. Auf, meine Kinder! Alle seid ihr Kinder! Auch ihr, die ihr in meinem Alter oder vielleicht noch älter seid. Alle seid ihr Kinder für eine Frau, die euch liebt; für eine Mutter, die die Freude wiedergefunden hat, Mutter zu sein, indem sie euch alle wie Söhne liebt. Erfüllt mich nicht mit der Angst, noch einmal meine teuren Kinder verloren zu haben, und diesmal für immer. Denn wenn ihr in eurem Haß oder bei einem Verbrechen sterbt, dann seid ihr auf ewig tot, und wir könnten uns nicht mehr dort oben im Jubel um unsere gemeinsame Liebe versammeln um Jesus. Versprecht mir hier und

sofort, mir, die ich euch anflehe, versprecht einer armen Frau, einer armen Mutter, daß ihr nie wieder solche Gedanken hegen werdet. Oh, sie entstellen sogar euer Antlitz. Ich erkenne euch nicht wieder, so verändert seid ihr. Wie häßlich macht euch die Rachsucht! Und ihr wart doch so sanft. Was ist denn mit euch los? Hört mir zu! Maria würde euch das gleiche sagen, nur mit etwas mehr Macht, denn sie ist Maria; aber es ist besser, wenn sie nicht den ganzen Schmerz kennt ... Oh, arme Mutter! Was geschieht nur? Ich muß wahrhaftig annehmen, daß die Stunde der Finsternis angebrochen ist. Die Stunde, die alle verschlingen wird. Die Stunde, in der Satan in allen König sein wird, nur nicht in dem Heiligen, und alle versuchen wird, auch die Heiligen, auch euch. Die Stunde, da er euch feige, meineidig und grausam macht, wie er selbst es ist! Oh, bis jetzt habe ich immer Hoffnung gehabt und gesagt: „Die Menschen werden Christus nichts anhaben können.“ Aber nun? Nun habe ich Angst und zittere zum ersten Mal! An diesem klaren Himmel des Adar sehe ich die große Finsternis sich ausbreiten und überhandnehmen; die Finsternis, die den Namen Luzifer trägt und euch alle verdunkeln wird; die Finsternis, die Gifte auf euch regnen lassen und euch krank machen wird. Oh, ich habe Angst!« Elisa, die schon eine Weile lautlos geweint hat, läßt nun das Haupt auf den Tisch sinken, an dem sie sitzt, und schluchzt verzweifelt.

Die Apostel sehen einander an. Sie sind traurig geworden und versuchen, Elisa zu trösten; aber sie weist den Trost zurück und sagt: »Eines, eines nur will ich von euch: euer Versprechen. Zu eurem Besten. Damit Jesus in seinem Schmerz nicht auch noch den größten Schmerz erleiden muß: euch verdammt zu sehen, euch, seine Auserwählten!«

»Aber ja, Elisa. Wenn es das ist, was du willst! Weine nicht, Frau! Wir versprechen es. Höre. Wir werden gegen niemanden auch nur einen Finger erheben. Wir werden nicht einmal schauen, um nicht zu sehen. Weine nicht! Weine nicht! Wir werden denen verzeihen, die uns beleidigen! Wir werden lieben, die uns hassen! Auf, weine nicht mehr.«

Elisa hebt das faltige, tränennasse Gesicht und sagt: »Denkt daran. Ihr habt es mir versprochen! Wiederholt es noch einmal!«

»Wir versprechen es dir, Frau.«

»Meine lieben Söhne, nun gefällt ihr mir wieder. So erkenne ich euch wieder als meine guten Söhne. Und nun, da sich meine Angst gelegt hat und ihr wieder rein seid von der bitteren Hefe, wollen wir alles für die Ankunft Marias vorbereiten. Was ist noch zu tun?« sagt Elisa und wischt sich die letzten Tränen aus den Augen.

»Eigentlich ... haben wir schon alles vorbereitet. Wir Männer. Aber Maria des Jakob hat uns dabei geholfen. Sie ist eine Samariterin, aber eine herzengute Seele. Du wirst sie gleich sehen. Sie ist beim Backofen, um auf das Brot achtzugeben. Sie ist allein, denn ihre Kinder sind tot oder haben sie vergessen, und der Reichtum ist dahin ... doch sie kennt keinen Groll ... «

»Ach, seht ihr? Seht ihr, daß es jemanden gibt, der verzeihen kann, auch bei den Heiden, den Samaritern. Und es muß schrecklich sein, wißt ihr, einem Sohn verzeihen zu müssen ...! Besser tot als ein Sünder! Sagt, seid ihr sicher, daß Judas nicht da ist?«

»Wenn er nicht ein Vogel geworden ist, kann er nicht da sein, da zwar die Fenster offen, aber alle Türen, mit Ausnahme von dieser hier, verschlossen sind.«

»Also ... Maria des Simon ist mit ihrem Verwandten in Jerusalem gewesen. Sie ist zum Tempel gegangen, um dort Opfer darzubringen, und hat uns dann besucht. Sie gleicht einer Märtyrerin, so betrübt ist sie! Sie hat mich gefragt, alle hat sie gefragt, ob wir nicht etwas von ihrem Sohn wüßten. Ob er beim Meister sei ... ob er immer bei ihm gewesen sei ... «

»Was hat denn diese Frau?« fragt Andreas erstaunt.

»Sie hat ihren Sohn. Meinst du nicht, daß das genügt?« fragt Thaddäus.

»Ich habe sie getröstet. Sie wollte noch einmal mit uns in den Tempel. Wir gingen alle zusammen und haben gebetet. Dann ist sie abgereist, immer mit ihrer Angst. Ich sagte ihr: „Wenn du hierbleibst,

kannst du bald mit uns zum Meister gehen. Dort wirst du deinen Sohn finden.“ Sie wußte schon, daß Jesus hier ist. Man wußte es schon bis an die Grenzen Palästinas. Doch sie wollte nicht: „Nein, nein. Der Meister hat mir gesagt, ich solle im Frühjahr nicht in Jerusalem sein. Und ich gehorche. Doch da ich Gott sehr nötig habe, wollte ich, bevor er zurückkommt, zum Tempel hinaufgehen.“ Und dann hat sie noch etwas Eigenartiges gesagt: „Ich bin unschuldig. Aber die Hölle ist in mir, und ich bin in ihr, so sehr werde ich gepeinigt.“ Wir haben ihr viele Fragen gestellt, aber sie wollte nichts weiter sagen; weder über ihre Qualen, noch über die Gründe für das Verbot Jesu. Sie hat uns nur gebeten, Jesus und Judas nichts zu sagen.«

»Arme Frau! So wird sie also an Pascha nicht in Jerusalem sein?« fragt Thomas.

»Sie wird nicht dort sein.«

»Nun, wenn Jesus ihr das geboten hat, wird er wohl einen Grund haben. Habt ihr gehört? Überall weiß man, daß Jesus hier ist!« sagt Petrus.

»Ja. Und die, die es verkündet haben, haben auch in seinem Namen aufgerufen, sich zu sammeln zum Aufstand „gegen die Tyrannen“, haben einige behauptet. Und andere, er würde sich hier aufhalten, weil man ihn entlarvt hat . . . «

»Immer die gleichen Gründe! Die müssen wahrhaft das ganze Gold des Tempels ausgegeben haben, um diese . . . ihre Knechte in alle Himmelsrichtungen zu schicken!« bemerkt Andreas.

Es klopft an der Haustür.

»Sie sind da!« Alle eilen hinaus, um zu öffnen.

Es ist jedoch nur Judas mit seinen Einkäufen. Matthäus folgt ihm. Judas sieht Elisa und Nike, grüßt sie und fragt: »Seid ihr allein?«

»Ja. Maria ist noch nicht da.«

»Maria kommt nicht aus südlicher Richtung, daher kann sie nicht bei euch sein. Ich meinte, ob Anastasica nicht da ist?«

»Nein, sie ist in Bet-Zur geblieben.«

»Warum? Auch sie ist eine Jüngerin. Weißt du denn nicht, daß wir von hier aus zum Paschafest nach Jerusalem aufbrechen werden? Sie hätte kommen sollen. Wenn nicht einmal die Jüngerinnen und die Getreuen vollkommen sind, wer soll es dann sein? Wer wird dann im Gefolge Jesu sein, um das Geschwätz Lügen zu strafen, daß alle ihn verlassen haben?«

»Oh, wenn es nur das ist! Eine arme Frau wird die Lücken nicht füllen. Die Rosen wachsen zwischen Dornen und in verschlossenen Gärten. Ich vertrete Mutterstelle an ihr und habe es so angeordnet.«

»Dann wird sie also an Pascha nicht dort sein?«

»Sie wird nicht dort sein.«

»Und so sind es schon zwei!« ruft Petrus aus.

»Was sagst du? Wer: zwei?« fragt der stets mißtrauische Judas.

»Nichts, nichts! Es war nur eine Rechnung von mir. Man kann viele Dinge zählen, oder nicht? Auch die ... Fliegen zum Beispiel, die sich auf meinem gehäuteten Lamm dort niederlassen.«

Maria des Jakob kommt herein. Samuel und Johannes folgen ihr und bringen die frischgebackenen Brote. Elisa und Nike grüßen die Frau. Und Elisa fügt mit sanfter Stimme hinzu, um ihr Vertrauen einzuflößen: »Du bist in deinem Schmerz unter Schwestern, Maria. Ich bin allein, denn ich habe Mann und Söhne verloren, und diese dort ist eine Witwe. Daher werden wir uns lieben, denn nur wer Tränen vergossen hat, kann verstehen ... «

Unterdessen sagt Petrus zu Johannes: »Warum bist du hier? Wo ist der Meister?«

»Auf dem Wagen. Mit seiner Mutter.«

»Und du sagst nichts?!«

»Du hast mir keine Zeit dazu gelassen. Es sind alle gekommen. Aber ihr werdet sehen, wie schlecht Maria von Nazaret aussieht. Sie scheint um Jahre gealtert zu sein. Lazarus sagt, sie habe sich sehr geängstigt, als er ihr mitteilte, daß Jesus hierher geflüchtet sei.«

»Warum hat ihr dieser Dummkopf das denn gesagt? Bevor er gestorben ist, war er doch so intelligent. Aber vielleicht ist sein Gehirn

im Grab weich geworden und hat sich nicht mehr erholt. Man stirbt nicht ungestraft . . . « sagt Judas ironisch und verächtlich.

»Nichts dergleichen! Warte ab, bevor du redest. Lazarus von Betanien hat es Maria erst unterwegs gesagt, als sie sich über den Weg wunderte, den Lazarus einschlug«, sagt Samuel streng.

»Ja, bei seiner ersten Durchreise durch Nazaret sagte er nur: „In einem Monat werde ich dich zu deinem Sohn bringen.“ Und er sagte nicht einmal: „Wir fahren nach Efraim“, als sie schon im Aufbruch begriffen waren, sondern . . . « sagt Johannes.

»Alle wissen, daß Jesus hier ist. Nur sie soll es nicht gewußt haben?« fragt Judas grob und unterbricht damit Johannes.

»Maria wußte es, sie hatte es gehört. Da jedoch eine Flut von schmutzigen Lügen Palästina überschwemmt, wollte sie keiner dieser Nachrichten Glauben schenken. Sie hat schweigend gelitten und gebetet. Doch als sie unterwegs waren und Lazarus den Weg längs des Flusses einschlug, um die Nazarener und alle aus Kana, Sepphoris und Betlehem in Galiläa irrezuführen . . . «

»Ah, kommt auch Noomi mit Myrta und Aurea?« fragt Thomas.

»Nein. Jesus hat es ihnen verboten. Isaak hat ihnen das Verbot überbracht, als er nach Galiläa zurückgekehrt ist.«

»Dann . . . werden also auch diese Frauen nicht bei uns sein, wie letztes Jahr.«

»Sie werden nicht bei uns sein.«

»Wieder drei!«

»Auch unsere Frauen und Töchter werden nicht kommen. Der Meister selbst hat es ihnen geboten, bevor er Galiläa verlassen hat. Das heißt, er hat es wiederholt; denn meine Tochter Marianna sagte, Jesus habe es schon letztes Jahr an Pascha so angeordnet.«

»Also . . . sehr gut! Kommen wenigstens Johanna, Salome und Maria des Alphäus?«

»Ja. Auch Susanna.«

»Ganz gewiß auch Margziam . . . Doch was ist das für ein Lärm?«

»Die Wagen! Die Wagen! Und alle Nazarener, die sich nicht ge-

schlagen gegeben haben und Lazarus gefolgt sind. Auch die von Kana . . . « antwortet Johannes und eilt mit den anderen davon.

Durch die offene Tür sieht man ein wildes Durcheinander. Außer Maria, die mit Jesus und den Jüngerinnen in einem Wagen sitzt, und Lazarus und Johanna, die zusammen mit Maria, Matthias, Ester, weiteren Dienerinnen und dem getreuen Jonatan in einem zweiten Wagen gefahren sind, ist eine große Volksmenge da. Bekannte Gesichter und unbekannte Gesichter aus Nazaret, Kana, Tiberias, Naïn und En-Dor. Und Samariter aus allen Dörfern, durch die sie auf der Fahrt gekommen sind, und aus den Nachbardörfern. Sie drängen sich um die Wagen, versperren den Weg und hindern alle daran, auszusteigen oder einzusteigen.

»Was wollen die denn? Warum sind sie gekommen? Wie haben sie es erfahren?«

»Nun, die Nazarener haben sich auf die Lauer gelegt. Und als Lazarus am Abend ankam, um am nächsten Morgen gleich wieder abzureisen, sind sie in die nahen Ortschaften geeilt. Und ebenso die von Kana, denn Lazarus ist dort durchgefahren, um Susanna abzuholen und sich mit Johanna zu treffen. Dann sind sie ihm gefolgt oder vorausgeeilt, um Jesus zu sehen und Lazarus zu sehen. Die Leute in Samaria haben davon erfahren und sich ihnen angeschlossen. Und da sind sie nun alle . . . « erklärt Johannes.

»Du, du hattest Angst, daß der Meister kein Gefolge haben würde, sag, scheint dir das nun genug?« fragt Philippus Iskariot.

»Nun, die sind wegen Lazarus gekommen . . . «

»Nachdem sie ihn gesehen hatten, hätten sie doch wieder gehen können. Aber sie sind bis hierher gefolgt. Ein Zeichen, daß es auch solche gibt, die wegen des Meisters gekommen sind.«

»Gut. Wir wollen keine unnützen Worte verlieren. Schaffen wir zunächst Platz, damit sie hereinkommen können. Los, ihr Jungen! Damit wir in Übung bleiben. Wir haben schon lange nicht mehr unsere Ellbogen gebraucht, um Jesus einen Weg zu bahnen!« Und Petrus arbeitet sich als erster wie ein Keil durch die hosannarufen-

de, neugierige, ehrerbietige und geschwätzige Menge. Und als es ihm mit Hilfe anderer und vieler Jünger in der Menge gelungen ist, etwas Platz zu schaffen, können sich die Frauen endlich ins Haus flüchten, und ebenso Jesus und Lazarus. Petrus zieht sich als letzter zurück, verrammelt die Tür mit Schlössern und Riegeln und schickt andere zum Gartentor, um auch dieses zu verschließen. »Oh, endlich! Der Friede sei mit dir, Maria, du Gesegnete! Endlich sehe ich dich wieder! Nun ist alles schön, weil du bei uns bist!« grüßt Petrus und verneigt sich bis zum Boden vor Maria. Eine Maria mit so traurigem, bleichem und müdem Gesicht, daß es schon dem Gesicht der Schmerzensmutter gleicht.

»Ja, nun ist alles weniger schmerzlich, da ich hier in seiner Nähe bin.«

»Ich habe dir doch versichert, daß es die Wahrheit ist«, sagt Lazarus.

»Du hast recht . . . Doch als ich erfuhr, daß mein Sohn hier ist, hat sich für mich die Sonne verdunkelt und jeder Friede war dahin . . . Ich habe verstanden . . . Oh!« Immer neue Tränen rinnen über die bleichen Wangen.

»Weine nicht, meine Mutter! Weine nicht! Ich war hier bei diesen guten Menschen, bei einer anderen Maria, die ebenfalls Mutter ist . . .« Jesus begleitet Maria in einen Raum, der zum ruhigen Garten hin gelegen ist. Alle folgen ihm.

Lazarus entschuldigt sich: »Ich mußte es ihr sagen, denn sie kannte die Straße und konnte nicht verstehen, warum ich diese nahm. Sie glaubte dich bei mir in Betanien . . . Doch als dann in Sichem ein Mann rief: „Auch wir gehen zum Meister nach Efraim“, konnte ich es nicht mehr verheimlichen . . . Ich hoffte auch, diesen Leuten dadurch zu entgehen, daß ich bei Nacht aufbrach und wenig benützte Straßen nahm. Aber es war nichts zu machen! In jeder Ortschaft hatten sie Wachen aufgestellt, und während uns eine Schar folgte, gingen andere bereits voraus, um uns anzukündigen.«

Maria des Jakob bringt Milch, Honig, Butter und frisches Brot und

bietet alles zuerst Maria an. Dabei schaut sie Lazarus von unten bis oben an, halb neugierig und halb ängstlich, und ihre Hand zittert, als sie Lazarus Milch gibt und dabei seine Hand streift. Als sie sieht, daß er wie alle anderen von ihren Fladen ißt, kann sie ein »Oh!« nicht zurückhalten.

Lazarus lacht als erster und sagt liebenswürdig, vornehm und sicher, wie alle Menschen edler Herkunft: »Ja, Frau. Ich esse genau wie du, und dein Brot und deine Milch schmecken mir sehr gut. Gewiß wird mir auch dein Bett gefallen, denn ich spüre die Müdigkeit ebenso wie den Hunger.« Dann wendet er sich den anderen zu und sagt: »Viele fassen mich unter irgendeinem Vorwand an, um zu sehen, ob ich wirklich aus Fleisch und Bein bin, ob ich warm bin und atme. Es ist etwas anstrengend. Sobald meine Mission beendet ist, werde ich mich nach Betanien zurückziehen. In deiner Nähe, Meister, lenke ich die Leute zu sehr ab. Bis Syrien habe ich geleuchtet, habe ich Zeugnis von deiner Macht abgelegt. Nun verdunkle ich mich. Du allein sollst am Himmel des Wunders leuchten, am Himmel Gottes und vor den Menschen.«

Maria sagt indessen zu der Greisin: »Mein Sohn hat mir gesagt, wie gut du zu ihm gewesen bist. Laß mich dich küssen, um dir damit zu sagen, daß ich dankbar bin. Ich habe nichts, womit ich dich belohnen könnte, außer meiner Liebe. Auch ich bin arm ... und auch ich kann sagen, daß ich keinen Sohn mehr habe, denn er gehört Gott und seiner Mission ... Und so soll es immer sein, denn heilig und gerecht ist alles, was Gott will.«

Maria ist sanft, doch wie gebrochen vor Kummer ... Alle Apostel betrachten sie mit so viel Mitleid, daß sie darüber den Tumult draußen vergessen; und sie vergessen sogar, nach den fernen Angehörigen zu fragen.

Doch Jesus sagt: »Ich gehe auf die Terrasse, um die Leute zu segnen und zu entlassen.«

Das rüttelt Petrus auf und er sagt: »Aber wo bleibt denn Margiziam? Ich habe alle Jünger gesehen, nur ihn nicht.«

»Margziam ist nicht da«, antwortet Salome, die Mutter des Jakobus und des Johannes.

»Was, Margziam ist nicht da? Warum nicht? Ist er krank?«

»Nein, es geht ihm gut. Auch deiner Frau geht es gut. Aber Margziam ist nicht da, weil Porphyria ihn nicht gehen lassen wollte.«

»Dummes Frauenzimmer! In einem Monat ist Pascha, und da muß er doch sowieso kommen! Also hätte sie ihn gleich mit euch schicken können, um dem Sohn und mir eine Freude zu machen. Aber sie ist langsamer und schwerer von Begriff als ein Schaf . . . «

»Johannes und Simon des Jona, Lazarus, und du, Simon Zelot, kommt mit mir. Die anderen bleiben, wo sie sind, bis ich die Leute entlassen und die Jünger ausgesondert habe«, befiehlt Jesus, geht mit den vier Männern hinaus und schließt die Tür.

Er geht durch den Hausgang in die Küche und dann in den Garten, gefolgt von Petrus, der etwas in seinen Bart brummt, und den anderen. Doch bevor Jesus die Terrasse betritt, bleibt er auf der Treppe stehen, dreht sich um und legt eine Hand auf die Schulter des Petrus, der ihn unzufrieden anschaut. »Höre mir gut zu, Simon Petrus, und höre auf, Porphyria zu beschuldigen und zu schelten. Sie ist unschuldig. Sie gehorcht nur meinem Befehl. Ich bin es, der ihr vor dem Laubhüttenfest geboten hat, Margziam nicht nach Judäa kommen zu lassen . . . «

»Aber das Paschafest, Herr!«

»Ich bin der Herr, du sagst es. Und als Herr kann ich alles befehlen, denn meine Befehle sind immer gerecht. Quäle dich daher nicht mit unnötigen Skrupeln. Erinnerst du dich, was in Numeri geschrieben steht? „Wenn jemand von euch an einer Leiche unrein geworden ist oder sich auf einer weiten Reise befindet, so soll er das Pascha des Herrn am 14. Tage des zweiten Monats gegen Abend halten.“«

»Aber Margziam ist doch nicht unrein. Ich hoffe wenigstens, daß Porphyria nicht gerade jetzt die Absicht hat zu sterben. Und er ist auch nicht auf Reisen . . . « entgegnet Petrus.

»Das macht nichts. Ich will es so. Es gibt Dinge, die noch unrei-

ner machen können als ein Toter. Ich möchte nicht, daß Margziam Schaden leidet. Laß mich nur gewähren, Petrus. Ich weiß, was ich tue. Versuche zu gehorchen, wie deine Frau und auch Margziam es tun. Wir werden mit ihm das zweite Paschafest feiern, am 14. Tag des zweiten Monats. Und wir werden dann sehr glücklich sein. Ich verspreche es dir.«

Petrus macht eine Miene, als wollte er sagen: »Finden wir uns eben damit ab«, doch er widerspricht nicht.

Der Zelote bemerkt: »Es ist schon eine Weile, daß du nicht mehr ausrechnest, wie viele an Ostern nicht in der Stadt sein werden ... «

»Ich habe keine Lust mehr, sie zu zählen. All dies erfüllt mich mit einem seltsamen Gefühl ... Ein Schauer ... Dürfen es die anderen wissen?«

»Nein. Ich habe euch eigens beiseite genommen.«

»Dann habe auch ich Lazarus etwas Vertrauliches zu sagen.«

»Sprich nur. Wenn ich kann, will ich gerne antworten«, sagt Lazarus.

»Oh, auch wenn du mir nicht antwortest, macht es nichts. Es genügt mir, wenn du zu Pilatus gehst – die Idee stammt von deinem Freund Simon – und im Gespräch mit ihm so nebenbei herauskommst, was er mit Jesus im Sinn hat, im Guten oder Bösen ... Weißt du ... mit Geschick ... Denn es wird so viel geredet ...!«

»Ich werde es tun, gleich nach meiner Ankunft in Jerusalem. Ich werde über Bet-El und Rama anstatt über Jericho nach Betanien fahren, eine Zeitlang im Palast von Zion verweilen und dann zu Pilatus gehen. Du kannst dich darauf verlassen, Petrus. Ich werde klug und aufrichtig sein.«

»Du wirst nur deine Zeit vergeuden, Freund. Denn Pilatus – du weißt es als Mensch, ich weiß es als Gott – ist nur ein Schilfrohr, das sich je nach dem Wind in die eine oder andere Richtung neigt und auszuweichen versucht. Er ist niemals unaufrichtig; denn er ist immer davon überzeugt, daß er tun wird, und er tut in diesem Augenblick auch, was er sagt. Aber einen Augenblick später, wenn der

Wind von einer anderen Seite heult, vergißt er – oh! nicht daß er sein Versprechen nicht halten oder sein Wille schwanken würde – einfach alles, was er vorher wollte. Er vergißt, weil das Heulen eines Willens, der stärker ist als der seine, ihm das Gedächtnis nimmt, alle Gedanken fortbläst, die ein anderer Sturm ihm eingegeben hatte, und ihm neue in den Kopf weht. Und die tausend Stimmen des Sturms über-tönt die Stimme seiner Frau, die ihm mit Scheidung droht, wenn er nicht tut, was sie will ... Und von ihr getrennt, wäre es aus mit seiner Macht, würde er die Gunst des „göttlichen“ Cäsar verlieren, wie sie sagen, obwohl sie davon überzeugt sind, daß dieser Cäsar verwerflicher ist als sie selbst ... Denn sie sehen in der Person die Idee; die Idee läßt sogar den Menschen, der sie repräsentiert, unbedeutend werden. Und man kann nicht sagen, daß diese Idee ungebührlich wäre. Denn jeder Staatsbürger liebt sein Vaterland, und es ist auch richtig, daß er es liebt, daß er seinen Triumph wünscht ... Der Cäsar ist das Vaterland ... und so ... ist er, selbst wenn er ein Elender ist, groß um dessentwillen, was er repräsentiert. Aber ich wollte nicht vom Cäsar sprechen, sondern von Pilatus. Ich sagte also, daß stärker als alle Stimmen, als die seiner Frau und die der Menge, die Stimme – und was für eine Stimme! – des eigenen Ich sich Gehör verschafft. Das kleine Ich des kleinen Mannes, das gierige Ich des gierigen Mannes, das stolze Ich des stolzen Mannes. Diese Kleinheit, dieser Stolz und diese Gier wollen herrschen, um mächtig zu sein, wollen herrschen, um viel Geld und einen Haufen kriechende Untergebene zu haben. Der Haß brütet im Verborgenen, aber der kleine Cäsar, Pilatus genannt, unser kleiner Cäsar, sieht ihn nicht ... Er sieht nur die gebeugten Rücken, die Verehrung und Furcht vortäuschen oder sie manchmal auch wirklich ausdrücken. Und für diese stürmische Stimme des eigenen Ich ist er zu allem bereit. Ich sage: zu allem. Hauptsache, er kann weiterhin Pontius Pilatus, der Prokonsul, der Diener des Cäsar, der Beherrscher einer der vielen Regionen des Imperiums bleiben. Und deshalb wird er – auch wenn er mich heute verteidigt – morgen mein Richter sein, mein erbarmungsloser

Richter. Die Gedanken der Menschen sind immer unstet, und ganz besonders, wenn der Mensch Pontius Pilatus heißt. Aber du kannst Petrus zufriedenstellen, Lazarus ... Wenn ihm das ein Trost ist ... «

»Ein Trost nicht ... aber eine Beruhigung ... «

»Dann stelle unseren guten Petrus zufrieden und geh zu Pilatus.«

»Ich werde es tun, Meister. Aber du hast den Prokonsul dargestellt, wie es kein Geschichtsschreiber oder Philosoph hätte tun können. Ausgezeichnet!«

»Genauso könnte ich den wahren Charakter eines jeden Menschen darstellen. Aber gehen wir nun zu den Leuten, die draußen lärmen.«

Jesus steigt die letzten Stufen hinauf und zeigt sich der Menge. Er hebt die Arme und sagt mit lauter Stimme: »Leute von Galiläa und Samaria, Jünger und Nachfolger. Eure Liebe, der Wunsch, mir Ehre zu erweisen und meine Mutter und meinen Freund zu ehren, hat euch dem Wagen folgen lassen und mir gezeigt, wie ihr über mich denkt. Ich kann euch für diese Gesinnung nur segnen. Doch nun kehrt nach Hause und zu euren Geschäften zurück. Ihr von Galiläa, geht und sagt den Daheimgebliebenen, daß Jesus von Nazaret sie segnet. Männer von Galiläa, wir werden uns an Pascha in Jerusalem wiedersehen, wo ich am Tag nach dem Sabbat vor dem Paschafest eintreffen werde. Männer von Samaria, geht auch ihr. Und beschränkt eure Liebe zu mir nicht darauf, mich nur auf den irdischen Wegen zu suchen, sondern auch auf denen des Geistes. Geht und laßt das Licht in euch leuchten. Jünger des Meisters, trennt euch von den anderen Getreuen und bleibt in Efraim, damit ich euch meine Unterweisungen geben kann. Geht und gehorcht.«

»Er hat recht! Wir stören ihn. Er will mit seiner Mutter allein sein!« schreien die Jünger und die Nazarener.

»Wir gehen. Doch zuvor wollen wir ein Versprechen: daß er vor dem Paschafest nach Sichem kommt. Nach Sichem! Nach Sichem!«

»Ich werde kommen. Geht nun. Ich werde kommen, bevor ich zum Paschafest nach Jerusalem gehe.«

»Geh nicht nach Jerusalem! Geh nicht! Bleibe bei uns! Bei uns!

Wir werden dich verteidigen. Wir werden dich zu unserem König und Herrscher erheben! Sie hassen dich! Wir lieben dich! Nieder mit den Juden! Es lebe Jesus!«

»Ruhe! Macht keinen Lärm! Meine Mutter leidet unter diesen Rufen, die mir mehr schaden können als ein Wort des Fluches. Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Geht also. Ich werde durch Sichem kommen. Doch entfernt aus euren Herzen den Gedanken, daß ich aus niedriger menschlicher Feigheit und in sakrilegischer Auflehnung gegen den Willen meines Vaters meine Pflicht als Israelit vernachlässigen könnte, den wahren Gott in dem einzigen Tempel, in dem er angebetet werden darf, anzubeten. Ich werde nur in Jerusalem die Krone als Messias erhalten und zum König der ganzen Welt gesalbt werden, entsprechend den Worten und der von den großen Propheten geschauten Wahrheit.«

»Höre auf damit! Es gibt keine anderen Propheten nach Mose! Du machst dir falsche Hoffnungen.«

»Ihr auch. Seid ihr vielleicht frei? Nein. Wie heißt Sichem jetzt? Was ist der neue Name? Und was für Sichem gilt, gilt auch für viele andere Städte von Samaria, Judäa und Galiläa; denn der römische Schmelztiegel macht uns alle gleich. Heißt eure Stadt vielleicht Sichem? Nein, Neapolis heißt sie. So wie Bet-Schean Scythopolis heißt und viele andere Städte, die, sei es auf Befehl der Römer, sei es aus kriecherischer Untertänigkeit, den von den Herren oder von der Schmeichelei auferlegten Namen angenommen haben. Und ihr allein wollt stärker sein als eine ganze Stadt, als eure Bezwingen, als Gott? Nein, nichts kann das Schicksal dessen ändern, der zur Rettung aller bestimmt ist. Ich folge dem geraden Weg. Folgt mir nach, wenn ihr mit mir in das ewige Reich eingehen wollt.«

Jesus will sich zurückziehen. Aber das Volk aus Samaria lärmt so sehr, daß die Galiläer reagieren. Gleichzeitig eilen alle im Haus durch den Garten und die Treppe zur Terrasse hinauf. Als erstes erscheint das bleiche, traurige und verängstigte Gesicht Marias hinter Jesus. Die Mutter umarmt ihren Sohn und drückt ihn an sich, als

wolle sie ihn vor den Schmähungen schützen, die von unten heraufgeschrien werden: »Du hast uns verraten! Du bist zu uns geflüchtet und hast uns glauben gemacht, daß du uns liebst, während du uns doch nur verachtest! Nun wird man uns durch deine Schuld noch mehr verachten!« und so weiter.

Auch die Jüngerinnen, die Apostel und als letzte die erschrockene Maria des Jakob drängen sich nun um Jesus. Das Geschrei von unten läßt die Ursache des Aufruhrs klar erkennen: »Warum hast du dann deine Jünger gesandt, um uns zu sagen, daß man dich verfolgt?«

»Ich habe niemanden gesandt. Seht dort die Leute von Sichem. Tretet vor. Was habe ich eines Tages auf dem Berg zu euch gesagt?«

»Es ist wahr. Er hat uns gesagt, daß er Gott nur im Tempel anbeten kann, solange nicht der neue Tempel für alle errichtet ist. Meister, es ist nicht unsere Schuld, glaube uns! Diese sind von falschen Boten betrogen und getäuscht worden«, sagen die Sichemiten, die vor einiger Zeit die drei Kinder abgeholt haben, die Jesus den Räubern abgenommen hat.

»Ich weiß es. Doch nun geht. Ich werde trotzdem nach Sichem kommen. Ich fürchte niemanden. Aber geht jetzt, um nicht euch selbst und denen eures Blutes zu schaden. Seht ihr dort auf der Straße die Harnische der Legionäre glänzen? Sie sind euch gewiß in einiger Entfernung gefolgt, da sie so viel Volk gesehen haben, und sind dann abwartend im Wald geblieben. Nun sind sie durch euren Lärm angelockt worden. Geht. Ich sage es zu eurem Wohl.«

Tatsächlich sieht man in der Ferne auf der Hauptstraße, die ins Gebirge führt, wo Jesus den Verhungernden gefunden hat, ein vielfaches Aufblitzen, das sich vorwärtsbewegt. Die Leute gehen langsam auseinander. Nur die von Efraim, die Galiläer und die Jünger bleiben.

»Geht auch ihr in eure Häuser, ihr Leute von Efraim. Und ihr von Galiläa, macht euch auf den Heimweg. Gehorcht dem, der euch liebt!«

Auch diese gehen. Es bleiben nur die Jünger, und Jesus gebietet,

sie ins Haus und in den Garten zu lassen. Petrus geht mit anderen hinunter, um das Tor zu öffnen.

Judas von Kerijot geht nicht hinunter. Er lacht! Er lacht und sagt: »Nun wirst du sehen, wie die „guten Samariter“ dich hassen! Du zerstreust die Steine zum Bau deines Reiches. Und die zerstreuten Steine eines Baus werden zur Waffe, mit der man zuschlägt. Du hast sie verachtet. Sie werden das nicht vergessen.«

»Sollen sie mich hassen. Ich werde nicht meine Pflicht vergessen aus Furcht vor ihrem Haß. Komm, Mutter. Wir wollen gehen und den Jüngern sagen, was sie zu tun haben, bevor wir sie entlassen.« Jesus geht zwischen Maria und Lazarus die Treppe hinunter und ins Haus, in dem sich bereits die nach Efraim gekommenen Jünger drängen. Er gibt ihnen die Anweisung, überall hinzugehen und den Gefährten auszurichten, daß sie am Neumond des Nisan in Jericho sein und ihn dort erwarten sollen. Den Bewohnern der Orte, durch die sie kommen, sollen sie sagen, daß er Efraim verläßt und sie ihn am Paschafest in Jerusalem finden werden.

Dann teilt Jesus die Jünger in Dreiergruppen auf und vertraut Isaak, Hermas und Stephanus den neuen Jünger Samuel an, den Stephanus so begrüßt: »Die Freude, dich im Licht zu sehen, lindert meinen Schmerz darüber, daß sich alles zum Schlechten für den Meister wendet.«

Hermas grüßt ihn so: »Du hast einen Menschen für einen Gott verlassen. Und Gott ist nun wahrlich mit dir.«

Der scheue und demütige Isaak sagt nur: »Der Friede sei mit dir, Bruder.«

Nachdem die Leute aus Efraim, um ihren guten Willen zu zeigen, Brot und Milch angeboten haben, gehen auch die Jünger fort, und endlich kehrt Ruhe ein . . . Doch während das Lamm zubereitet wird, hat Jesus noch zu tun. Er nähert sich Lazarus und sagt zu ihm: »Komm mit mir zum Bach.«

Lazarus gehorcht wie üblich sofort. Sie entfernen sich ungefähr zweihundert Meter vom Haus. Lazarus schweigt und wartet, daß

Jesus spricht. Und Jesus sagt: »Ich wollte dir sagen: Meine Mutter ist sehr niedergeschlagen. Du hast es gesehen. Schicke deine Schwestern hierher. Ich werde mich wirklich mit allen Aposteln und den Jüngerinnen nach Sichem begeben. Doch dann will ich sie nach Betanien vorausschicken, während ich noch eine Weile in Jericho bleibe. Hier in Samaria kann ich es noch wagen, Frauen bei mir zu haben. Anderswo geht es nicht mehr ... «

»Meister, fürchtest du wirklich ... Oh, wenn es so ist, warum hast du mich ins Leben zurückgerufen?«

»Damit ich einen Freund habe.«

»Oh, wenn es deshalb geschehen ist ... Hier bin ich. Wenn ich dich mit meiner Freundschaft trösten kann, dann bedeutet mir kein Schmerz mehr etwas.«

»Das weiß ich. Deswegen brauche ich dich und werde ich dich noch brauchen als meinen besten Freund.«

»Soll ich denn wirklich zu Pilatus gehen?«

»Wenn du meinst. Aber nur wegen Petrus, nicht meinetwegen.«

»Meister, ich werde dich benachrichtigen lassen ... Wann wirst du diesen Ort verlassen?«

»In acht Tagen. Die Zeit reicht gerade noch, um hinzugehen, wo ich hingehen möchte, und dann vor dem Paschafest bei dir zu sein. Ich werde mich in Betanien, der Oase des Friedens, ausruhen, bevor ich mich in den Tumult von Jerusalem stürze.«

»Meister, weißt du, daß das Synedrium beschlossen hat, Anklagen zu erfinden, da es keine echten gibt, um dich zu zwingen, für immer das Land zu verlassen? Ich weiß es vom Synedristen Johannes, den ich zufällig in Ptolemaïs getroffen habe und der sehr glücklich ist über das Kind, dessen Geburt bevorsteht. Er hat zu mir gesagt: „Es schmerzt mich sehr, daß das Synedrium dies beschlossen hat. Ich hätte gerne den Meister bei der Beschneidung meines Kindes, das hoffentlich ein Junge wird, dabei gehabt. Es müßte in den ersten Tagen des Tammus zur Welt kommen. Aber wird der Meister um diese Zeit noch bei uns sein? Ich würde mich freuen, wenn er den kleinen

Immanuel – und dieser Name wird dir zeigen, wie ich denke – bei seinem ersten Auftreten in der Welt segnen könnte. Denn mein Sohn, der glückliche, wird nicht kämpfen müssen, um glauben zu können, so wie wir es mußten. Er wird in der messianischen Zeit aufwachsen, und es wird ihm leichtfallen, den Gedanken zu akzeptieren.“ Johannes ist nun überzeugt, daß du der Verheißene bist.«

»Und dieser eine entschädigt mich für das, was viele andere nicht tun. Lazarus, wir wollen uns hier in Ruhe verabschieden. Ich danke dir für alles, mein Freund. Du bist ein wahrer Freund. Mit zehn deinesgleichen wäre es noch schön gewesen, inmitten all dieses Hasses zu leben . . . «

»Nun hast du deine Mutter, mein Herr. Sie ist zehn und hundert Lazarusse wert. Doch vergiß nicht, was immer du brauchst, werde ich dir beschaffen, wenn es in meiner Macht liegt. Befiehl, und ich werde dein Diener sein, in allem. Ich bin vielleicht nicht weise und heilig wie andere, die dich lieben; aber einen, der treuer ist als ich, wirst du – Johannes ausgenommen – nicht finden. Ich glaube nicht, hochmütig zu sein, wenn ich das sage. Und nun, da wir von dir gesprochen haben, möchte ich dir noch von Syntyche berichten. Ich habe sie gesehen. Sie ist aktiv und klug, wie nur eine Griechin es sein kann, die deine Jüngerin werden durfte. Sie leidet darunter, fern von dir zu sein. Aber sie sagt, daß sie sich freut, deinen Weg bereiten zu dürfen. Sie hofft, dich noch vor ihrem Tod zu sehen.«

»Sie wird mich gewiß sehen. Ich enttäusche nicht die Hoffnung der Gerechten.«

»Sie hat eine kleine Schule, die von Mädchen aus allen umliegenden Orten besucht wird. Und am Abend holt sie einige arme Mädchen gemischter Abstammung, die deshalb keine Religion haben, zu sich und unterrichtet sie in deiner Lehre. Ich habe ihr gesagt: „Warum wirst du nicht Proselytin? Es würde dir viel helfen.“ Und sie hat mir zur Antwort gegeben: „Ich will mich nicht Israel widmen, sondern den leeren Altären, die auf einen Gott warten. Ich bereite sie vor, meinen Gott zu empfangen. Danach, wenn sein Reich errichtet

ist, werde ich in meine Heimat zurückkehren und dort unter dem Himmel von Hellas den Rest meines Lebens damit verbringen, die Herzen für den Meister vorzubereiten. Das ist mein Traum. Doch sollte ich vorher durch Krankheit oder Verfolgung umkommen, so werde ich trotzdem glücklich scheiden; denn es wird ein Zeichen dafür sein, daß ich meine Arbeit getan habe und er seine Dienerin zu sich ruft. Er, den ich von der ersten Begegnung an geliebt habe.“«

»Das ist wahr. Syntyche hat mich wirklich von der ersten Begegnung an geliebt.«

»Ich wollte ihr verschweigen, daß du verfolgt wirst. Doch in Antiochia hallen wie in einer Muschel alle Stimmen des großen römischen Imperiums wider, und daher auch das, was hier geschieht. Und Syntyche kennt deine Leiden. Aber mehr noch schmerzt es sie, so weit entfernt von dir zu sein. Sie wollte mir Geld geben, aber ich habe es abgelehnt und gesagt, sie solle es für ihre Mädchen verwenden. Und ich habe nur eine Kopfbedeckung aus zwei verschiedenen Arten Byssus angenommen, die sie selbst gewebt hat. Deine Mutter hat sie. Syntyche wollte mit dem Faden deine, ihre und die Geschichte des Johannes von En-Dor aufzeichnen. Und weißt du wie? Sie hat um das Quadrat herum eine Bordüre gewoben, die ein Lamm darstellt, das zwei Tauben gegen eine Meute Hyänen verteidigt. Eine Taube hat gebrochene Flügel, und die andere hat die Kette zerbrochen, mit der sie gefesselt war. Und die Geschichte geht weiter, bis die Taube mit den gebrochenen Flügeln ihren Höhenflug antritt und die andere sich freiwillig in Gefangenschaft zu Füßen des Lammes begibt. Es scheint eine jener Geschichten zu sein, die die Griechen in die Marmorgirlanden ihrer Tempel und in die Grabsäulen ihrer Toten meißeln und ihre Maler auf die Krüge malen. Sie wollte sie dir durch meine Diener schicken. Ich habe sie selbst mitgenommen.«

»Ich werde die Kopfbedeckung tragen, denn sie kommt von einer guten Jüngerin. Gehen wir zum Haus. Wann gedenkst du abzureisen?«

»Morgen bei Sonnenaufgang. Die Pferde brauchen Ruhe. Dann

werde ich bis Jerusalem nicht mehr anhalten und gleich zu Pilatus gehen. Wenn ich ihn sprechen kann, werde ich dich durch Maria seine Antwort wissen lassen.«

Sie gehen langsam ins Haus und unterhalten sich dabei über Kleinigkeiten.

622 Judas von Kerijot ist ein Dieb

Jesus befindet sich mit den Jüngerinnen und den beiden Aposteln auf einer der ersten Erhebungen des Berges hinter Efraim. Johanna hat weder die Kinder noch Ester bei sich. Ich denke, daß sie sie bereits mit Jonatan nach Jerusalem geschickt hat. Es sind also außer der Mutter Jesu nur Maria des Klopas, Maria Salome, Johanna, Elisa, Nike und Susanna anwesend. Die beiden Schwestern des Lazarus sind noch nicht da.

Elisa und Nike falten Kleider zusammen, die sie offenbar an dem Fließchen, das man unten schimmern sieht, gewaschen oder vom Bach hierher gebracht und dann an diesem sonnigen Plätzchen zum Trocknen aufgehängt haben. Und nachdem Nike eines dieser Kleider betrachtet hat, gibt sie es Maria des Klopas und sagt: »Auch an diesem hier hat dein Sohn den Saum heruntergerissen.«

Maria des Alphäus nimmt das Gewand und legt es zu den anderen, die neben ihr im Gras liegen.

Alle Jüngerinnen sind dabei, zu nähen und die Schäden auszubessern, die in den vielen Monaten entstanden sind, die die Apostel auf sich selbst angewiesen waren.

Elisa kommt mit anderen getrockneten Kleidern an und sagt: »Man sieht, daß ihr drei Monate lang keine erfahrene Frau bei euch gehabt habt. Kein einziges Gewand ist in Ordnung, ausgenommen das des Meisters, der noch dazu nur zwei besitzt. Das, das er trägt, und das andere, das heute gewaschen worden ist.«

»Er hat sie alle weggegeben. Es sah so aus, als hätte ihn der Wahn gepackt, nichts mehr besitzen zu wollen. Seit vielen Tagen schon trägt er nur das Leinenkleid«, sagt Judas.

»Zum Glück hat deine Mutter daran gedacht, dir neue mitzubringen. Diese Purpurfarbe ist wirklich sehr schön. Du hattest es nötig, Jesus, obwohl dir das Linnengewand auch gut steht. Du gleichst darin einer Lilie«, sagt Maria des Alphäus.

»Einer sehr großen Lilie, Maria!« spottet Judas.

»Aber einer reinen, was du ganz gewiß nicht bist; und nicht einmal Johannes ist so rein. Du bist zwar auch in Leinwand gekleidet, aber glaube mir, einer Lilie gleichst du wirklich nicht«, erwidert Maria des Alphäus offen.

»Ich habe dunkle Haare und eine dunkle Hautfarbe, deshalb bin ich anders.«

»Nein, das hat nichts damit zu tun. Vielmehr bist du zwar äußerlich rein, Jesus aber ist es innerlich; und seine Reinheit strahlt aus seinem Blick, aus seinem Lächeln und aus seinen Worten. Das ist es. Ach, wie gut geht es uns hier bei meinem Jesus ... « und die gute Maria legt eine ihrer mageren, abgearbeiteten und greisen Hände auf das Knie Jesu, der diese ehrbare Hand streichelt.

Marie Salome, die gerade ein Gewand prüft, ruft entsetzt aus: »Aber das ist ja schlimmer als ein Lumpen! Oh, mein Sohn! Wer hat dir denn das Loch so geflickt?« und empört zeigt sie den Gefährtinnen eine Art ... gekräuselten Nabel, einen erhöhten Kreis auf dem Stoff; ein Loch, das mit einigen Riesenstichen zusammengezogen ist, die eine Frau erschauern lassen. Diese sonderbare Flickarbeit ist der Ausgangspunkt zahlreicher Falten, die sich sternförmig über den Rücken des Gewandes verbreiten. Alle lachen. Johannes, der Urheber dieser Stopfstelle, am meisten. Er erklärt: »Da ich mit dem Loch nicht herumlaufen konnte ... habe ich es eben zugemacht.«

»Ich sehe es! Ach du meine Güte! Ich sehe es! Aber hättest du es dir nicht von Maria des Jakob flicken lassen können?«

»Sie ist beinahe blind, die arme Frau! Und dann ... das Schlimme ist, daß es nicht nur ein Riß, sondern ein richtiges Loch war. Das Kleid hat sich in einem Holzbündel verhängt, das ich auf dem Rücken trug, und als ich das Bündel absetzte, ging auch ein Stück Stoff mit. Da habe ich es eben so repariert.«

»Da hast du es eben so ruiniert, mein Sohn. Nun müßte ich ... «
Sie betrachtet das Kleid, schüttelt den Kopf und sagt: »Ich habe gehofft, den Saum verwenden zu können. Aber der ist schon weg ... «

»Den habe ich in Nob entfernt, weil er zerrissen war. Aber ich habe das abgetrennte Stück deinem Sohn gegeben ... « erklärt Elisa.

»Ja ... und ich habe daraus Bänder für meine Tasche gemacht ... «

»Arme Kinder! Wie nötig habt ihr es, daß wir in eurer Nähe sind!«
sagt die heiligste Mutter Maria, die gerade ein Kleid von ich weiß nicht wem flickt.

»Hier ist Stoff nötig. Schaut her. Die Stiche haben um das Loch herum das Gewebe vollends zerstört, und aus einem schon großen Schaden ist ein nicht wiedergutzumachender Schaden geworden. Außer ... ich finde etwas, um den fehlenden Stoff zu ersetzen. Dann würde man es zwar noch sehen ... aber es wäre wenigstens anständig.«

»Du hast mir den Anstoß zu einem Gleichnis gegeben ... « sagt Jesus, und Judas sagt gleichzeitig: »Ich meine, daß ich in meiner Tasche ein Stück Stoff von dieser Farbe habe. Es ist der Rest eines Gewandes, das ich einem Männchen geschenkt habe, weil es schon zu ausgebleicht war und man es nicht mehr tragen konnte. Der Mann war so viel kleiner als ich, daß wir es fast um zwei Handbreiten kürzen mußten. Ich werde dir den Stoff holen, wenn du etwas warten kannst; denn zuerst möchte ich das Gleichnis hören.«

»Gott segne dich. Höre nur zu. Ich wechsele unterdessen die Schnüre am Gewand des Jakobus aus. Sie sind alle so abgenützt.«

»Sprich, Meister. Nachher werde ich Maria Salome zufriedenstellen.«

»Also rede ich. Ich vergleiche die Seele mit einem Stoff. Wenn die Seele eingehaucht wird, ist sie neu und ohne Risse. Die Erbsünde ist zwar vorhanden, aber sonst ist ihr Gewebe ohne Schäden, Flecken oder abgenützte Stellen. Mit der Zeit und durch das Laster verschleißt sie dann aber manchmal so sehr, daß sie brüchig wird, durch Unachtsamkeiten bekommt sie Flecken und durch die Unord-

nung Risse. Wenn sie nun zerrissen ist, darf man keine schlechte Flickarbeit machen, die dann wieder zu unzähligen neuen Rissen führt, sondern muß eine geduldige, sorgfältige Arbeit leisten, um den Schaden, so gut man kann, zu beheben. Und wenn der Stoff zu zerrissen ist, wenn vielleicht gar ein Stück herausgerissen ist, dann darf man nicht stolz sein und glauben, den Schaden selbst beheben zu können, sondern muß zu dem gehen, von dem man weiß, daß er die Seele wiederherstellen kann, da ihm nichts unmöglich ist und er alles kann. Ich spreche von Gott, meinem Vater, und dem Erlöser, der ich bin. Doch der Mensch ist so stolz, daß er, je größer der Schaden an seiner Seele ist, um so mehr versucht, ihn mit mangelhaftem Flickwerk auszubessern, das das Übel nur noch vergrößert. Ihr könntet mir entgegen, daß man einen Riß immer erkennt. Auch Salome hat es gesagt. Ja, man wird immer die Wunden sehen, die eine Seele erlitten hat. Doch die Seele kämpft ihren Kampf, und demzufolge wird sie verwundet. Sie ist von so vielen Feinden umgeben. Aber niemand wird beim Anblick eines von Narben bedeckten Mannes – der Beweis für ebenso viele ruhmreiche Wunden im Kampf um den Sieg – sagen: „Dieser Mann ist unrein.“ Im Gegenteil, man wird sagen: „Er ist ein Held! Seht nur die purpurroten Narben seiner mutigen Kämpfe.“ Niemals wird man sehen, daß ein Soldat sich weigert, sich behandeln zu lassen, da er sich einer ruhmvollen Verwundung schämt. Er wird vielmehr zum Arzt gehen und mit heiligem Stolz sagen: „Ich habe gekämpft und gesiegt. Ich habe mich nicht geschont. Du siehst es. Nun flicke mich wieder zusammen, damit ich zu neuen Schlachten und Siegen bereit bin.“ Jener hingegen, der die Wunden unreiner Krankheiten mit sich herumträgt, die unwürdige Laster hervorgerufen haben, schämt sich seiner Wunden vor den Angehörigen und den Freunden und auch vor den Ärzten, und oft ist er so töricht, daß er sie verbirgt, bis ihr Gestank ihn verrät. Dann ist es jedoch für eine Heilung zu spät. Die Demütigen sind immer aufrichtig. Sie sind auch immer tapfer und brauchen sich der Wunden, die sie im Kampf davongetragen haben, nicht zu schämen. Die

Hochmütigen sind immer verlogen und feige, und durch ihren Stolz geraten sie in Todesgefahr; denn sie wollen nicht zu dem gehen, der sie heilen könnte, und ihm sagen: „Vater, ich habe gesündigt, aber wenn du willst, kannst du mich heilen.“ Es gibt viele Seelen, die aus Stolz, um eine erste Sünde nicht bekennen zu müssen, den Tod finden. Und dann ist es auch für sie zu spät. Sie denken nicht daran, daß die göttliche Barmherzigkeit mächtiger und größer ist als jeder Wundbrand, so stark und ausgedehnt er auch sein mag, und daß sie alles zu heilen vermag. Aber sie, die Seelen der Stolzen, wenn sie erkennen, daß sie jegliches Heil verschmäht haben, fallen der Verzweiflung anheim, denn sie sind ohne Gott. Sie sagen dann: „Es ist zu spät“, und geben sich den letzten Tod: die Verdammung. Nun kannst du gehen, Judas, und deinen Stoff holen . . . «

»Ich gehe. Aber dieses Gleichnis gefällt mir nicht. Ich habe es nicht verstanden.«

»Aber es ist doch so klar! Ich habe es verstanden, und ich bin nur eine einfache Frau«, sagt Maria Salome.

»Ich nicht. Früher hast du uns schönere Gleichnisse erzählt. Nun . . . die Bienen . . . die Stoffe . . . die Städte, die ihren Namen ändern . . . die Seelen-Boote . . . Das ist alles so armselig und so verwirrend, daß ich nichts damit anfangen kann und es mir auch nicht gefällt. Doch jetzt will ich gehen und den Stoff holen. Man kann ihn ja verwenden, aber das Gewand wird trotzdem immer schadhaf sein.« Judas steht auf und entfernt sich.

Maria hat den Kopf immer tiefer auf ihre Arbeit sinken lassen, während Judas gesprochen hat. Johanna hingegen hat ihn erhoben und den Törichten mit herrischer Entrüstung angeblickt. Auch Elisa hat anfangs aufgeschaut, es dann aber wie Maria gemacht, und Nike ebenso. Susanna hat verwundert ihre großen Augen aufgerissen und statt des Apostels Jesus angesehen, so als frage sie sich, warum er nicht reagiert. Aber niemand hat etwas gesagt oder irgendeine Gebärde gemacht. Nur Maria Salome und Maria des Alphäus, die etwas volksnäher sind, haben sich angesehen und den Kopf ge-

schüttelt, und kaum ist Judas weggegangen, sagt Salome: »Er ist es, dessen Kopf schadhaf ist.«

»Ja, und deshalb versteht er nichts, und ich weiß wirklich nicht, ob du ihn wieder in Ordnung bringen kannst. Wenn er mein Sohn wäre, würde ich ihm den Kopf einschlagen. Jawohl, so wie ich ihn ihm gemacht habe, damit es der Kopf eines Gerechten sei, ebenso würde ich ihn ihm einschlagen. Es ist immer noch besser, mit einem verunstalteten Kopf herumzulaufen als mit einem verunstalteten Herzen«, sagt Maria des Alphäus.

»Sei nachsichtig, Maria. Du kannst ihn doch nicht mit deinen Söhnen vergleichen, die in einer ehrbaren Familie aufgewachsen sind und in einer Stadt wie Nazaret«, sagt Jesus.

»Seine Mutter ist gut. Und sein Vater war nicht böse, hat man mir gesagt«, entgegnet Maria des Alphäus.

»Ja, aber sein Herz war nicht frei von Stolz. Deshalb hat er den Sohn zu früh seiner Mutter weggenommen und dazu beigetragen, das moralische Erbe, das er ihm mitgegeben hatte, zu fördern, als er ihn nach Jerusalem schickte. Es ist sehr schmerzlich, dies sagen zu müssen, aber der Tempel ist wirklich nicht der richtige Platz, um ererbten Hochmut zu mäßigen . . . « sagt Jesus.

»Kein Platz in Jerusalem, der einen Ehrenplatz darstellt, ist geeignet, den Stolz oder andere Fehler zu mäßigen«, seufzt Johanna, und sie fügt hinzu: »Überhaupt kein Ehrenplatz ist dazu geeignet, sei er in Jericho, in Cäsarea Philippi, in Tiberias oder im anderen Cäsarea . . . « Sie näht eilig weiter und hält den Kopf tiefer als nötig über die Arbeit gebeugt.

»Maria des Lazarus ist gebieterisch, aber nicht stolz«, bemerkt Nike.

»Jetzt. Aber früher war sie sehr hochmütig, im Gegensatz zu ihren Eltern, die es niemals gewesen sind«, antwortet Johanna.

»Wann werden sie kommen?«

»Bald, wenn wir in drei Tagen abreisen sollen.«

»Wir müssen schneller arbeiten. Wir werden kaum mit allem fertig werden«, treibt Maria des Alphäus die anderen an.

»Wir sind wegen Lazarus später gekommen. Aber es war gut so, denn so ist Maria eine große Mühe erspart geblieben«, sagt Susanna.

»Aber wirst du denn einen so weiten Weg zurücklegen können? Du bist so bleich und müde, Maria!« fragt Maria des Alphäus, legt eine Hand auf den Schoß Marias und schaut sie dabei besorgt an.

»Ich bin nicht krank, Maria, und werde gewiß gehen können.«

»Krank nicht, aber sehr betrübt, Mutter. Ich würde zehn und mehr Jahre meines Lebens geben und alle nur erdenklichen Schmerzen auf mich nehmen, wenn ich dich wieder so sehen könnte, wie du warst, als ich dich zum erstenmal sah«, sagt Johannes, der sie mitleidig betrachtet.

»Deine Liebe ist schon Arznei, Johannes. Mein Herz beruhigt sich, wenn ich sehe, wie ihr meinen Sohn liebt. Denn er ist die alleinige Ursache meiner Schmerzen. Ich leide nur, wenn ich ihn nicht geliebt sehe. Hier in seiner Nähe und unter euch, die ihr ihm so treu seid, blühe ich wieder auf. Aber natürlich ... diese Monate ... allein in Nazaret, nachdem ich ihn schon so bedrückt habe fortgehen sehen, so verfolgt ... Und alle diese Stimmen, die ich hören mußte. Oh, welch ein Schmerz! Wenn ich ihn in meiner Nähe habe, ihn sehe, sage ich mir: „Mein Jesus hat wenigstens seine Mutter, die ihn tröstet, die ihm Worte sagt, die andere Worte vergessen lassen“, und ich sehe auch, daß nicht alle Liebe in Israel erstorben ist. So finde ich Frieden. Ein wenig Frieden. Nicht viel ... denn ... « Maria spricht nicht weiter. Sie neigt ihr Antlitz, das sie beim Sprechen zu Johannes erhoben hatte, und man sieht nur noch den oberen Teil der Stirn, die eine stumme Gemütsbewegung erröten läßt ... Und dann glänzen zwei Tränen auf dem dunklen Gewand, das sie gerade flickt.

Jesus seufzt, erhebt sich von seinem Platz und geht, um sich vor ihr zu ihren Füßen niederzusetzen. Er läßt sein Haupt auf ihre Knie sinken, küßt die Hand, die den Stoff hält, und verweilt dann in dieser Haltung wie ein Kind, das sich ausruht. Maria nimmt die Nadel aus dem Stoff, um den Sohn nicht zu verletzen, legt dann die Rechte auf den auf ihren Knien ruhenden Kopf, erhebt den Blick zum Him-

mel und betet gewiß, obgleich sie die Lippen nicht bewegt; doch ihr ganzer Ausdruck zeigt, daß sie betet. Dann neigt sie sich über ihren Sohn und küßt ihn bei der Schläfe aufs Haar.

Die anderen reden nicht, bis Salome sagt: »Wie lange braucht denn Judas noch? Die Sonne geht bald unter, und dann werde ich nichts mehr sehen.«

»Vielleicht ist er durch jemanden aufgehalten worden«, antwortet Johannes und fragt dann seine Mutter: »Willst du, daß ich nach ihm sehe?«

»Das wäre gut. Falls er den Stoff nicht gefunden hat, werde ich die Ärmel kürzen. Es ist ja bald Sommer, und für den Herbst mache ich dir ein neues Gewand, denn dieses hier wird nicht mehr taugen. Vorläufig bessere ich es mit einem Stück vom Ärmel aus, und es ist dann immer noch gut genug, um damit zum Fischfang zu gehen. Denn nach Pfingsten werdet ihr doch wohl nach Galiläa zurückkehren ... «

»Also, ich gehe«, sagt Johannes, und in seiner immer freundlichen Art fragt er die anderen Frauen: »Habt ihr schon Kleider fertig, die ich mit in unsere Häuser nehmen kann? Wenn ja, gebt sie mir. Ihr habt dann auf dem Heimweg nicht so viel zu tragen.«

Die Frauen legen alles, was sie schon geflickt haben, zusammen und geben es Johannes, der sich umdreht und gehen will; aber er bleibt stehen, als er sieht, daß Maria des Jakob eiligen Schrittes auf sie zukommt.

Die gute Alte läuft, so schnell sie in ihrem hohen Alter noch laufen kann, und ruft Johannes zu: »Ist der Meister da?«

»Ja, Mutter. Was willst du?«

Die Frau antwortet im Laufen: »Ada geht es sehr schlecht ... Und der Mann möchte sie trösten und Jesus zu ihr rufen ... Aber nachdem die Samariter dort so böse waren, getraut er sich nicht ... Ich habe gesagt: „Du kennst ihn noch nicht. Ich werde gehen, und er wird mir nicht „nein“ sagen ... « Die Alte keucht vom Laufen und wegen der Steigung.

»Lauf nicht weiter. Ich komme mit dir. Vielmehr, ich werde dir vorausgehen, und du kannst langsam nachkommen. Du bist schon zu alt, Mutter, um so zu laufen«, sagt Jesus. Und zur Mutter und den Jüngerinnen gewandt: »Ich werde im Dorf bleiben. Der Friede sei mit euch.«

Jesus ergreift Johannes am Arm und geht mit ihm rasch hinunter. Die Alte, die wieder zu Atem gekommen ist, möchte ihm gleich folgen, nachdem sie die Fragen der Frauen beantwortet hat: »Ach, nur der Rabbi kann sie retten. Sonst wird sie wie Rahel sterben. Sie erkaltet schon und wird immer schwächer. Sie windet sich unter den Schmerzen.«

Doch die Frauen halten sie zurück mit den Worten: »Habt ihr nicht versucht, ihr warme Ziegel auf die Nieren zu legen?«

»Nein, es ist besser, sie in mit Würzwein getränkte Wolltücher zu wickeln. So heiß es nur geht.«

»Mir haben die Einreibungen mit Öl und die heißen Ziegelsteine, die mir Jakob auflegte, sehr geholfen.«

»Gebt ihr viel zu trinken.«

»Wenn sie aufstehen und einige Schritte gehen könnte und ihr jemand gleichzeitig das Kreuz massieren würde!«

Die Frauen, die Mütter sind, also alle außer Nike und Susanna, sowie Maria, die die Schmerzen der Frauen bei der Geburt ihres Sohnes nicht erleiden mußte, raten dieses und jenes.

»Alles, alles hat man versucht. Aber ihr Schoß ist zu erschöpft. Es ist das elfte Kind! Ich gehe jetzt, ich habe mich erholt. Betet für die Mutter! Möge der Allerhöchste sie so lange am Leben erhalten, bis der Rabbi bei ihr eintrifft.« Und die arme, gute, einsame Alte tritt davon.

Jesus geht indessen rasch in die von der Sonne erwärmte Stadt hinab. Er betritt die Stadt von der ihrem Haus entgegengesetzten Seite, also im Nordwesten von Efraim, während das Haus der Maria des Jakob im Südosten liegt. Er geht schnell, läßt sich auch nicht aufhalten von den Leuten, die mit ihm reden wollen, sondern grüßt und geht weiter.

Ein Mann bemerkt: »Er ist böse auf uns. Die Bewohner anderer Orte haben ihn gekränkt. Er hat recht.«

»Nein. Er geht zu Janoach, dessen Frau im Sterben liegt. Es ist die elfte Geburt.«

»Arme Kinder! Und der Rabbi geht zu ihr? Er ist dreifach gut. Er vergilt Beleidigungen mit Wohltaten.«

»Janoach hat ihn nicht beleidigt. Keiner von uns hat ihn beleidigt!«

»Aber Männer von Samaria haben es getan.«

»Der Rabbi ist gerecht und kann unterscheiden. Laßt uns gehen und das Wunder sehen.«

»Sie werden uns nicht hineinlassen. Es ist eine Frau bei der Geburt.«

»Aber wir werden wenigstens das Neugeborene hören, wenn es weint, und das wird uns das Wunder anzeigen.«

Sie laufen los, um Jesus einzuholen. Auch andere schließen sich ihnen an, um zu sehen.

Jesus kommt zu dem Haus, in dem große Trübsal herrscht wegen des bevorstehenden Unglücks. Die zehn Kinder – das größte ist ein in Tränen aufgelöstes Mädchen, das von den kleineren weinenden Geschwisterchen umringt wird – haben sich in einem Winkel des Hauseingangs zusammengedrängt, nahe bei der weit geöffneten Tür. Frauen kommen und gehen. Stimmen, die flüstern, und bloße Füße, die eilig über den Ziegelboden huschen.

Eine Frau sieht Jesus und schreit auf: »Janoach! Habe Hoffnung! Er ist gekommen!« Und sie entfernt sich eiligst mit einem dampfenden Krug.

Ein Mann kommt herbei und wirft sich zu Boden. Er macht nur eine Geste und sagt: »Ich glaube. Erbarmen. Ihretwegen«, und er zeigt dabei auf die Kinder.

»Steh auf und habe Mut. Der Allerhöchste hilft denen, die glauben, und erbarmt sich seiner betäubten Kinder.«

»Oh, komm, Meister! Komm! Sie ist schon ganz schwarz. Sie erstickt an ihren Krämpfen. Sie atmet kaum mehr. Komm!« Der Mann

hat den Kopf verloren und verliert ihn vollends ganz, als eine Verwandte ruft: »Janoach, komm schnell! Ada stirbt!« Er schiebt und zieht Jesus, damit dieser nur ja schnell, ganz schnell ins Zimmer der Sterbenden geht, und ist taub gegenüber den Worten Jesu, der sagt: »Geh und habe Vertrauen!«

Vertrauen hat der Mann schon, doch was ihm fehlt ist die Fähigkeit, den Sinn dieser Worte zu verstehen, den verborgenen Sinn, der schon die Gewißheit des Wunders beinhaltet. Und Jesus, geschoben und gezogen, steigt die Treppe hinauf, um in den oberen Raum zu gelangen, in dem die Frau liegt. Doch er bleibt auf dem Treppenabsatz stehen, ungefähr drei Meter vor der geöffneten Tür, von wo man ein blutleeres, fast bläuliches und in der Agonie verzerrtes Gesicht sehen kann. Die Frauen wagen es nicht mehr, noch etwas zu tun. Sie haben die Leidende bis ans Kinn zugedeckt und schauen nur. Sie sind wie versteinert in Erwartung des Verschheidens.

Jesus breitet die Arme aus und ruft: »Ich will!« Dann wendet er sich um und will gehen.

Der Ehemann, die Frauen und die Neugierigen, die ihn umringt haben, sind enttäuscht; sie haben wohl gehofft, Jesus würde etwas viel Außergewöhnlicheres tun und das Kind käme sofort auf die Welt. Aber Jesus bahnt sich einen Weg, schaut ihnen ins Gesicht, während er an ihnen vorbeigeht, und sagt: »Zweifelt nicht. Noch etwas Vertrauen. Einen Augenblick. Die Frau muß den bitteren Preis des Gebärens bezahlen, aber sie ist gerettet.« Er geht die Treppe hinunter und läßt die Leute sprachlos stehen. Doch als er beim Verlassen des Hauses zu den zehn verängstigten Kindern sagt: »Habt keine Angst, die Mama ist gerettet«, und dabei mit der Hand die erschrockenen Gesichtlein streichelt, ertönt im Haus ein lauter Schrei, den man auch auf der Straße noch hört. Und Maria des Jakob, die gerade ankommt, ruft aus: »Barmherzigkeit!« in der Meinung, daß der Schrei den Tod anzeigt.

»Keine Angst, Maria! Geh rasch, dann wirst du den Kleinen zur Welt kommen sehen. Die Kräfte und die Wehen sind wiedergekehrt. Doch bald wird Freude herrschen.«

Jesus geht mit Johannes fort. Niemand folgt ihnen, denn alle wollen sehen, ob das Wunder geschieht; und sogar noch andere eilen zu dem Haus, denn es hat sich herumgesprochen, daß der Rabbi zu Ada gegangen ist, um sie zu retten. So kann Jesus ohne Hindernisse durch eine Seitenstraße zu einem Haus gehen. Er betritt es und ruft: »Judas, Judas!« Niemand antwortet.

»Er ist dort hinaufgegangen, Meister. Nun können auch wir heimgehen. Die Kleider von Judas, Simon und deinem Bruder Jakobus lege ich hierher, und die anderen von Simon Petrus, Andreas, Thomas und Philippus werde ich im Haus der Hanna lassen.«

So geschieht es, und ich verstehe, daß sich die Apostel, um für die Jüngerinnen Platz zu machen, auf andere Häuser verteilt haben; wenn nicht alle, so doch ein Teil von ihnen.

Da sie die Kleider nun los sind, gehen sie, während sie sich miteinander unterhalten, zum Haus der Maria des Jakob und betreten es durch die nur angelehnte Gartentür. Das Haus ist still und leer. Johannes sieht einen mit Wasser gefüllten Krug auf dem Boden stehen, und da er vielleicht glaubt, die Alte habe ihn dort gelassen, als sie gerufen wurde um der Frau zu helfen, nimmt er ihn und begibt sich zu einem geschlossenen Zimmer. Jesus bleibt noch im Hausflur, um seinen Mantel abzulegen und wie immer sorgfältig zu falten, bevor er ihn auf der Truhe läßt. Johannes öffnet die Zimmertür und stößt ein »Ach!« des Schreckens aus. Er läßt den Krug fallen, bedeckt seine Augen mit beiden Händen und duckt sich, als wolle er sich ganz klein machen, verschwinden, nichts sehen. Aus dem Zimmer dringt das Geräusch von auf den Boden fallenden Münzen.

Jesus ist schon an der Tür. Ich habe mehr Zeit gebraucht, um dies zu sagen, als er, um heranzukommen. Er schiebt den stöhnenden Johannes beiseite: »Fort! Geh fort!« Dann öffnet er weit die nur halb offene Tür und geht hinein. Es ist der Raum, in dem sie die Mahlzeiten einnehmen, seit die Frauen da sind. Zwei alte, eisenbeschlagene Truhen stehen darin, und vor einer von ihnen, genau gegenüber der Tür, steht Judas. Er ist totenblaß, in seinen Augen mischen sich Zorn

und Schrecken, und in den Händen hält er einen Beutel Geld . . . Die Truhe ist aufgebrochen . . . Auf dem Boden liegen Münzen, und weitere fallen hinunter, gleiten aus dem Beutel, der offen vom Rand der Truhe hängt. Alles läßt ohne jede Möglichkeit eines Zweifels erkennen, was hier geschieht. Judas ist ins Haus gegangen, hat die Truhe aufgebrochen und ist im Begriff zu stehlen.

Keiner spricht. Keiner rührt sich. Aber das ist schlimmer, als wenn alle schreien und aufeinander losgehen würden. Drei Statuen: Judas, der Teufel; Jesus, der Richter; Johannes, erschüttert über die Niedertracht des Gefährten.

Die Hand des Judas, die seine Börse hält, zittert, und die Münzen darin klingeln leise.

Johannes zittert am ganzen Leib, und obgleich er die Hände vor den Mund hält, klappert er mit den Zähnen, während die erschrockenen Augen mehr auf Jesus als auf Judas schauen.

Jesus zeigt keinerlei Erschütterung. Gerade und eisig, ausgesprochen eisig und starr steht er da. Endlich macht er einen Schritt, eine Geste und sagt ein Wort. Einen Schritt auf Judas zu, eine Geste: das Zeichen für Johannes, sich zurückzuziehen, ein Wort: »Geh!«

Aber Johannes hat Angst und stöhnt: »Nein! Nein! Schick mich nicht fort. Laß mich hierbleiben. Ich werde nichts sagen . . . Aber laß mich hierbleiben, bei dir.«

»Geh fort! Fürchte nicht! Schließe alle Türen . . . und wenn jemand kommt . . . wer auch immer . . . selbst wenn es meine Mutter sein sollte . . . laß ihn nicht hierher kommen. Geh und gehorche!«

»Herr . . .!« Es sieht beinahe aus, als ob Johannes der Schuldige wäre, so sehr fleht er und so zerknirscht ist er.

»Geh, sage ich dir. Es wird nichts passieren. Geh!« Jesus mildert die Strenge des Befehls, indem er seine Hand zärtlich auf den Kopf des Lieblingsjüngers legt. Ich sehe, daß diese Hand nun zittert. Johannes spürt das Zittern, nimmt die Hand und küßt sie mit einem Schluchzen, das so vieles sagt. Dann geht er hinaus. Jesus schließt die Tür und legt den Riegel vor. Nun dreht er sich um und schaut

Judas an, der ziemlich am Boden zerstört sein muß, da er, der doch sonst so frech ist, kein Wort und keine Geste wagt.

Jesus geht um den Tisch in der Mitte des Zimmers herum und bleibt direkt vor ihm stehen. Ich kann nicht sagen, ob er rasch oder langsam gegangen ist. Ich bin zu erschrocken über seinen Gesichtsausdruck, um ein Zeitgefühl zu haben. Ich sehe seine Augen und habe Angst, wie Johannes. Sogar Judas hat Angst. Er weicht zurück zwischen die Truhe und ein offenes Fenster, durch das der rote Schein des Sonnenunterganges sich über Jesus ergießt.

Was hat Jesus für Augen! Er sagt kein Wort. Doch als er sieht, daß hinter dem Gürtel am Gewand des Judas eine Art Dietrich hervorschaut, braust er in furchterregender Weise auf, erhebt einen Arm mit geballter Faust, als wolle er auf den Dieb einschlagen, und sein Mund beginnt das Wort: »Verfluchter!« oder »Verflucht seist du!« Aber er beherrscht sich, hält den Arm zurück, der schon im Fallen war, und bricht das Wort nach den ersten drei Buchstaben ab. Er beschränkt sich darauf, mit einem Aufwand an Beherrschung, der ihn erzittern läßt, die geschlossene Faust zu öffnen und den Arm bis zur Höhe der Börse zu senken, die Judas noch in der Hand hält. Er entreißt sie ihm, schleudert sie auf den Boden und sagt mit erstickter Stimme: »Weg damit! Unrat des Satans! Verfluchtes Gold! Auswurf der Hölle! Schlangengift! Weg damit!« Und dabei zertritt er die Börse und zerstreut die Münzen in schrecklichem, aber beherrschtem Zorn.

Judas, der einen unterdrückten Schrei ausstößt, als er sieht, daß Jesus nahe daran ist, ihn zu verfluchen, reagiert nicht mehr. Aber hinter der verschlossenen Tür ertönt ein zweiter Schrei, als Jesus die Börse auf den Boden wirft. Und dieser Aufschrei des Johannes läßt den Dieb außer sich geraten. Er gibt ihm seine dämonische Kühnheit wieder und läßt ihn rasend werden. Beinahe stürzt er sich auf Jesus und schreit: »Du hast mich ausspionieren lassen, um mich zu entehren. Ausspionieren von einem törichten Jungen, der nicht einmal schweigen kann und der mich vor allen beschämen wird! Aber

das wolltest du ja. Und im übrigen . . . Ja, auch ich wollte es! Ich will es! Ich will dich dazu bringen, mich fortzujagen! Dich dazu bringen, mich zu verfluchen! Zu verfluchen! Zu verfluchen! Alles habe ich versucht, damit ich fortgejagt werde.« Er ist heiser vor Zorn und häßlich wie ein Dämon. Er keucht, als ob ihn etwas würgen würde.

Jesus wiederholt mit gedämpfter, aber zugleich schrecklicher Stimme: »Dieb! Dieb! Dieb!« und endet mit den Worten: »Heute Dieb. Morgen Mörder. Wie Barabbas. Schlimmer als er.« Bei jedem Satz des Judas sagt er ihm leise diese Worte ins Gesicht, denn nun stehen sie ganz nahe beieinander.

Judas, der wieder Atem geholt hat, entgegnet ihm: »Ja, Dieb. Und durch deine Schuld. An allem Bösen, das ich tue, bist du schuld, und du wirst es nicht müde, mich zu verderben. Du rettetest alle und schenkst allen Liebe und Ehren. Du nimmst die Sünder auf, und die Dirnen ekeln dich nicht an. Die Diebe, die Wucherer und die Kuppler wie Zachäus behandelst du wie Freunde und den Spion des Tempels empfängst du, als ob er der Messias sei. Wie töricht bist du doch! Du machst einen Ignoranten zu unserem Oberhaupt, einen Zöllner zu unserem Schatzmeister und einen Dummkopf zu deinem Vertrauten. Und mir zählst du die kleinsten Münzen ab, läßt mir kein Geld, kettest mich an dich, wie man einen Galeerensträfling an die Ruderbank kettet, und willst auch nicht, daß wir – ich sage wir, aber ich bin es, ich allein, der kein Almosen von den Pilgern annehmen darf. Und nur damit ich kein Geld mehr in den Händen habe, hast du angeordnet, daß wir von niemandem mehr Geld annehmen dürfen. Denn du haßt mich. Nun gut, auch ich hasse dich! Gerade eben bist du nicht einmal fähig gewesen, mich zu schlagen und mich zu verfluchen. Dein Fluch hätte mich vernichtet. Warum hast du es nicht getan? Es wäre mir lieber gewesen, als dich so unfähig, so machtlos sehen zu müssen, einen erledigten Mann, einen besiegten Mann . . . «

»Schweig!«

»Nein! Hast du Angst, daß Johannes mich hören könnte? Hast

du Angst, daß er endlich begreifen könnte, wer du bist, und dich dann verläßt? Diese Angst hast du also, du, der du immer den Helden spielst! Natürlich hast du sie! Und du hast auch Angst vor mir. Du hast Angst! Deshalb kannst du mich nicht verfluchen. Deshalb schwindelst du mir Liebe vor, während du mich haßt. Um mir zu schmeicheln. Damit ich stillhalte. Du weißt, daß ich eine Macht bin! Du weißt, daß ich die Macht bin. Die Macht, die dich haßt und dich besiegen wird! Ich habe dir versprochen, daß ich dir bis zum Tod folge und dir alles opfere, und ich habe dir alles geopfert, und ich werde in deiner Nähe bleiben bis zu deiner Stunde und meiner Stunde. Großartiger König, der du nicht verfluchen und nicht verjagen kannst! Wolkenkönig! König der Einbildung! König der Dummheit! Lügner! Verräter deines eigenen Schicksals! Du hast mich immer verachtet, seit unserer ersten Begegnung. Du hast meine Liebe nie erwidert. Du glaubtest, weise zu sein. Du bist ein Dummkopf. Ich habe dir den rechten Weg gewiesen. Aber du ... Oh! Du bist der Reine! Du bist das Geschöpf, das Mensch ist, aber auch Gott, und du verschmähst die Ratschläge des Klugen. Vom ersten Augenblick an hast du dich geirrt, und du fährst fort, dich zu irren. Du ... du bist ... Ah!«

Der Wortschwall endet ganz plötzlich, und es folgt ein unheimliches Schweigen nach so viel Geschrei und eine seltsame Unbeweglichkeit nach so vielen wilden Gebärden. Denn während ich geschrieben habe, ohne sagen zu können, was vor sich geht, hat sich Judas geduckt – wie ein, ja wirklich, wie ein wütender Hund, der die Beute belauert und zum Sprung ansetzt – und ist Jesus immer näher gekommen, mit einem Gesicht, das man nicht ansehen konnte, die Hände geballt und die Ellbogen an den Körper gepreßt, als wolle er Jesus tatsächlich angreifen. Doch dieser zeigt nicht die geringste Furcht. Er dreht dem Apostel, der ihn anfallen und ihn am Hals packen könnte, es aber nicht tut, sogar den Rücken zu, um die Tür zu öffnen und in den Flur zu sehen, ob Johannes auch wirklich fortgegangen ist. Der Hausflur ist leer und halbdunkel, weil Johannes

die Tür zum Garten geschlossen hat, nachdem er hinausgegangen ist. Jesus schließt und verriegelt wieder die Tür, lehnt sich an sie und wartet, ohne ein Wort zu sagen oder eine Bewegung zu machen, daß die Wut sich legt.

Es steht mir nicht zu, zu urteilen. Aber ich glaube, nicht zu irren, wenn ich sage, daß Satan selbst durch den Mund des Judas gesprochen hat; daß dies ein Augenblick ist, in dem der verdorbene Apostel ganz offensichtlich vom Satan besessen ist und bereits an der Schwelle des Verbrechens steht, schon verdammt aus eigenem Willen. Die Art, wie der Wortschwall endet und einer scheinbaren Verwirrung des Apostels Platz macht, erinnert mich an andere Szenen von Besessenheit, die ich in den drei Jahren des öffentlichen Lebens Jesu gesehen habe.

Jesus, schneeweiß vor dem dunklen Holz der Tür, an die er sich immer noch lehnt, macht nicht die geringste Bewegung. Nur seine von Schmerz und Liebe erfüllten Augen schauen den Apostel an. Wenn man sagen könnte, daß Augen beten, dann würde ich sagen, daß die Augen Jesu beten, während er den Unglücklichen anblickt. Denn es ist nicht nur Beherrschung, die aus den so betrübten Augen spricht, sondern auch inbrünstiges Gebet. Dann, als Judas die letzten Worte sagt, breitet Jesus die bisher gerade herunterhängenden Arme aus. Aber er öffnet sie nicht, um Judas zu berühren, eine abwehrende Geste zu machen oder sie zum Himmel zu erheben. Er breitet sie vielmehr waagrecht aus, nimmt die Haltung des Gekreuzigten ein, dort, vor dem dunklen Holz und der rötlichen Wand. Und im gleichen Augenblick kommen die letzten Worte nur noch zögernd aus dem Mund des Judas, und er stößt das »Ah!« aus, das seine Rede beendet.

Jesus verharrt in seiner Haltung mit ausgebreiteten Armen und schaut den Apostel weiterhin mit dem Blick des Schmerzes und des Gebetes an. Und wie einer, der aus einem Delirium erwacht, fährt sich Judas mit der Hand über die Stirn, über das schweißbedeckte Gesicht . . . Er denkt nach, erinnert sich an alles und sinkt zu Boden.

Ich weiß nicht, ob er weint oder nicht. Jedenfalls sinkt er zu Boden, als ob ihn die Kräfte verlassen hätten.

Jesus senkt den Blick und die Arme und sagt mit leiser, aber klarer Stimme: »Nun? Hasse ich dich? Ich könnte dich mit Füßen treten, dich zertreten und dich „Wurm“ nennen. Ich könnte dich verfluchen, so wie ich dich von der Macht befreit habe, die dich hat irreden lassen. Du nennst meine Unfähigkeit, dich zu verfluchen, Schwäche. Oh, es ist keine Schwäche! Aber ich bin der Erlöser. Und der Erlöser kann nicht verfluchen. Er kann nur retten. Er will retten . . . Du hast gesagt: „Ich bin die Macht. Die Macht, die dich haßt und dich besiegen wird.“ Auch ich bin die Macht, ja, ich bin die einzige Macht. Meine Kraft ist nicht der Haß, sondern die Liebe. Und die Liebe haßt nicht und verflucht nicht, niemals. Die Macht könnte auch die einzelnen Schlachten – wie die zwischen mir und dir, zwischen mir und Satan, der in dir ist – gewinnen und dich deinem Herrn entreißen, für immer; wie ich es soeben getan habe, als ich mich in das Zeichen, das rettet, verwandelt habe, in das Tau, das Luzifer nicht sehen kann. Ich könnte diese einzelnen Schlachten gewinnen, wie ich den bevorstehenden Kampf gegen das ungläubige und mordgierige Israel gewinnen werde, gegen die Welt und gegen Satan, der durch die Erlösung besiegt wird. Ich könnte diese einzelnen Schlachten gewinnen, wie ich die letzte Schlacht gewinnen werde, die fern ist für jene, die nach Jahrhunderten rechnen, und nahe für jene, die die Zeit mit dem Maß der Ewigkeit messen. Aber was würde es nützen, die vollkommenen Gesetze meines Vaters zu übertreten? Wäre es Gerechtigkeit? Wäre es ein Verdienst? Nein. Es wäre weder Gerechtigkeit noch Verdienst. Es wäre nicht gerecht gegenüber den anderen schuldigen Menschen, denen die Freiheit zu sündigen nicht genommen wird, und die mich am Jüngsten Tag fragen und tadeln könnten wegen des Urteils und der mit dir allein gemachten Ausnahme. Es werden zehntausend und hunderttausend sein, siebenmal zehntausend und hunderttausend, die die gleichen Sünden begehen wie du und aus eigenem Willen Satan angehören werden; die Gott beleidigen, Vater

und Mutter quälen, morden, stehlen, lügen, die Ehe brechen, Unzucht treiben, Gott lästern und zuletzt Gottesmörder sein werden, indem sie Christus an einem nicht mehr fernen Tag wirklich töten und ihn in künftigen Zeiten in ihren Herzen umbringen. Und sie alle könnten mir Vorwürfe machen, wenn ich kommen werde, um die Schafe von den Böcken zu scheiden, um die ersten zu segnen und die zweiten zu verfluchen; ja, um die zweiten zu verfluchen, zu verfluchen, denn dann wird es keine Rettung mehr geben, sondern nur Herrlichkeit oder Verdammung; um sie noch einmal zu verdammen, nachdem ich sie schon einzeln beim ersten Tod und beim individuellen Gericht verurteilt habe. Denn der Mensch – du weißt es, da du es mich hast hundert- und tausendmal sagen hören – der Mensch kann sich retten, solange er lebt, selbst wenn er in den letzten Zügen liegt. Ein Augenblick, eine tausendstel Minute genügt, um alles zwischen der Seele und Gott zu regeln, um Verzeihung zu erbitten und Lossprechung zu erlangen ... Alle, habe ich gesagt, alle könnten mir vorwerfen: „Warum hast du uns nicht an das Gute gebunden, wie du es mit Judas getan hast?“ und sie hätten recht. Denn jeder Mensch wird mit denselben natürlichen und übernatürlichen Gaben geboren: einem Körper und einer Seele. Und während der Körper, da er von Menschen gezeugt ist, bei der Geburt mehr oder weniger kräftig sein kann, ist die Seele, die von Gott kommt, bei allen mit denselben Eigenschaften und denselben Gaben Gottes ausgestattet. Zwischen der Seele des Johannes, ich meine den Täufer, und deiner Seele war kein Unterschied, als sie in die Körper eingehaucht wurden. Und doch sage ich dir, selbst wenn Johannes nicht durch die Gnade im voraus geheiligt worden wäre, damit der Herold des Christus ohne Makel sei – wie es alle sein sollten, die mich verkündigen, wenigstens was die derzeitigen Sünden betrifft – seine Seele wäre auf jeden Fall anders als die deine gewesen und geworden. Vielmehr, die deine wäre anders geworden als die seine. Denn der Täufer hätte seine Seele in der Frische der Unschuld bewahrt, hätte sie mit immer mehr Gerechtigkeit geschmückt, dem Willen Gottes

folgend, der euch gerecht will, der will, daß ihr die erhaltenen Gaben mit ständig wachsendem Heroismus entwickelt. Du hingegen . . . hast deine Seele zerstört und die ihr von Gott geschenkten Gaben vergeudet. Was hast du aus deiner Entscheidungsfreiheit gemacht? Was aus deinem Verstand? Hast du deinem Geist die Freiheit bewahrt, die ihm gehörte? Hast du die Fähigkeiten deines Geistes mit Verstand gebraucht? Nein. Du, der du mir nicht gehorchen willst – ich meine nicht nur mir als Mensch, sondern auch als Gott – du hast Satan gehorcht. Du hast deinen Verstand und die Freiheit deines Geistes dazu verwendet, die Finsternis zu erfassen. Freiwillig. Das Gute und das Böse wurden dir vor Augen gestellt. Du hast das Böse gewählt. Vielmehr, nur das Gute hast du vor Augen gehabt: mich. Der ewige Schöpfer, der die Entwicklung deiner Seele verfolgt, der diese Entwicklung schon kannte, da dem ewigen Geist nichts unbekannt ist von dem, was sich in der Zeit bewegt, hat dir das Gute, und nur das Gute gezeigt, denn er weiß, daß du schwächer bist als eine Alge im Wassergraben. Du hast mir vorgeworfen, daß ich dich hasse. Nun, da ich eins mit dem Vater und mit der Liebe bin, eins hier und eins im Himmel, eins mit dem Vater und dem Heiligen Geist – denn wenn in mir auch die beiden Naturen sind und Christus wegen seiner menschlichen Natur und bis ihn der Sieg von den menschlichen Beschränkungen befreit in Efraim ist und in diesem Augenblick nicht anderswo sein kann, so bin ich doch als Gott, als das Wort Gottes, sowohl im Himmel als auch auf Erden, da meine Gottheit allgegenwärtig ist – hast du mit deiner Anschuldigung Gott, den Einen und Dreieinen getroffen. Gott den Vater, der dich aus Liebe erschaffen hat, Gott den Sohn, der aus Liebe Mensch geworden ist, um dich zu erlösen, und Gott den Heiligen Geist, der so oft aus Liebe zu dir gesprochen hat, um dir gute Wünsche einzugeben. Diesen Einen und Dreieinen Gott, der dich so sehr geliebt hat, der dich auf meinen Weg geführt, dich blind für die Welt gemacht hat, um dir Zeit zu geben, mich zu sehen, und taub für die Stimmen der Welt, um dir die Möglichkeit zu geben, mich zu hören. Und du . . . !

Du ... ! Nachdem du mich gesehen und gehört hast, nachdem du freiwillig zum Guten gekommen bist und mit deinem Verstand erfaßt hast, daß dies der einzige Weg zur wahren Herrlichkeit ist, hast du das Gute zurückgewiesen und dich freiwillig dem Bösen übergeben. Aber wenn du dies in freier Willensentscheidung gewollt hast; wenn du meine Hand immer schroffer zurückgewiesen hast, die sich dir angeboten hatte, um dich dem Abgrund zu entreißen; wenn du dich immer mehr vom Hafen entfernt hast, um im wilden Meer der Leidenschaften und des Bösen zu versinken, kannst du dann sagen, mir und dem, von dem ich komme, der mich als Mensch erschaffen hat, um dein Heil zu wirken, daß wir dich gehaßt haben? Du hast mir vorgeworfen, daß ich dein Verderben will ... Auch das kranke Kind beklagt sich beim Arzt und bei der Mutter über die bittere Arznei, die sie ihm zu trinken geben, und wegen der Dinge, die es haben will und die sie ihm zu seinem Besten verweigern. Satan hat dich schon so blind und töricht gemacht, daß du nicht mehr die wahre Natur der Vorsorge erkennst, die ich für dich getroffen habe; daß du so weit gekommen bist, Böswilligkeit und den Wunsch, dir zu schaden, in dem zu sehen, was weise Voraussicht deines Meisters, deines Erlösers, deines Freundes ist und zu deiner Heilung dienen soll. Ich habe dich in meiner Nähe behalten. Ich habe das Geld aus deinen Händen genommen. Ich habe dich daran gehindert, mit diesem verfluchten Metall, das dich verrückt macht, in Berührung zu kommen ... Weißt du denn nicht, spürst du denn nicht, daß es einem dieser magischen Getränke gleicht, die einen unstillbaren Durst verursachen und das Blut erhitzen, es in eine Wallung bringen, die zum Tod führt? Du, ich lese deine Gedanken, wirfst mir vor: „Und warum hast du mich dann so lange das Geld verwalten lassen?“ Warum? Nun, wenn ich dir schon früher verboten hätte, mit Geld umzugehen, hättest du dich schon früher verkauft und wärest schon früher zum Dieb geworden. Du hast dich trotzdem verkauft, da du nur wenig stehlen konntest ... Aber ich mußte versuchen, es zu verhindern, ohne dir deine Freiheit zu nehmen. Das Gold ist dein

Verderben. Des Goldes wegen bist du lasterhaft und zum Verräter geworden . . . «

»Siehst du! Du hast also den Worten des Samuel geglaubt! Ich bin nicht . . . «

Jesus, der immer lebhafter gesprochen hat, ohne jedoch heftig zu werden oder in strafenden Ton zu verfallen, stößt einen gebieterischen, ich würde sagen, zornigen Schrei aus. Seine Blicke durchbohren Judas, der das Gesicht erhoben hat, und sein einziges Wort: »Schweig!« gleicht einem Blitzstrahl.

Judas wird wieder zahm und sagt kein Wort mehr.

Es folgt ein Schweigen, in dem Jesus mit sichtlicher Anstrengung seine menschlichen Gefühle bezwingt: eine Beherrschung, die so gewaltig ist, daß sie allein schon von der ihm innewohnenden Göttlichkeit zeugt. Dann fährt er mit seiner üblichen warmen, bei aller Strenge sanften, überzeugenden und einnehmenden Stimme fort . . . Nur Dämonen können einer solchen Stimme widerstehen.

»Ich habe weder Samuel noch sonst jemanden nötig, um von deinen Taten zu erfahren. O Unglücklicher! Weißt du, wen du vor dir hast? Es ist wahr. Du verstehst meine Gleichnisse nicht mehr. Du verstehst meine Worte nicht mehr. Armer Unglücklicher! Du verstehst nicht einmal mehr dich selbst. Du weißt nicht mehr, was gut und böse ist. Satan, dem du dich auf vielerlei Art verschrieben hast, Satan, dem du in allen Versuchungen nachgegeben hast, hat dich töricht gemacht. Und doch hat es eine Zeit gegeben, da du mich verstanden und geglaubt hast, daß ich der bin, der ich bin. Und diese Erinnerung ist nicht erloschen. Kannst du denn glauben, der Sohn Gottes, Gott selbst, hätte die Worte eines Menschen nötig, um die Gedanken und die Werke eines anderen Menschen zu kennen? Du bist noch nicht so tief gesunken, daß du nicht mehr glaubst, daß ich Gott bin, und darin liegt deine größte Schuld. Daß du mich als Gott erkennst, zeigt die große Furcht, die du vor meinem Zorn hast. Du fühlst, daß du nicht gegen einen Menschen, sondern gegen Gott selbst kämpfst, und zitterst. Du zitterst, weil du ein Kain bist und dir Gott nur als

Rächer vorstellen kannst, als Rächer in eigener Sache und der Unschuldigen. Du fürchtest, es könnte dir ergehen wie Korach, Daten und Abiram und ihren Anhängern. Und obwohl du weißt, wer ich bin, kämpfst du dennoch gegen mich. Ich müßte dir sagen: „Sei verflucht!“ Aber dann wäre ich nicht mehr der Erlöser . . . Du möchtest, daß ich dich fortjage. Du sagst, daß du alles tust, um dies zu erreichen. Das rechtfertigt deine Taten nicht. Es ist nicht nötig zu sündigen, um sich von mir zu trennen. Du kannst es tun, sage ich dir. Seit Nob sage ich es dir, als du zu mir zurückkamst an einem klaren Morgen, beschmutzt von Lügen und Unzucht, als ob du der Hölle entkommen wärest, um in den Schmutz der Schweine zu fallen oder auf das Lager der lüsternen Affen, und ich mich beherrschen mußte, um dich nicht mit der Spitze der Sandale wie ekelerregenden Unrat beiseite zu stoßen und den Abscheu zu überwinden, der nicht nur meinen Geist, sondern auch meine Eingeweide erfaßt hatte. Ich habe es dir immer gesagt. Schon bevor ich dich angenommen habe. Und auch bevor wir hierher gekommen sind. Damals habe ich nur für dich, für dich allein gesprochen. Aber du wolltest immer bleiben. Zu deinem Verderben. Du! Mein größter Schmerz! Aber du – Stammvater so vieler Ketzer, die noch kommen werden – denkst und sagst ja, daß ich über dem Schmerz stehe. Nein. Nur über der Sünde stehe ich. Nur über der Unwissenheit stehe ich. Über der ersten, weil ich Gott bin. Über der zweiten, weil in einer Seele, die nicht den Makel der Erbsünde trägt, keine Unwissenheit sein kann. Aber ich rede zu dir als Mensch, als der Mensch, als der erlösende Adam, der gekommen ist, um die Sünde des sündigen Adam wiedergutzumachen und zu zeigen, was der Mensch sein könnte, wenn er so geblieben wäre, wie er geschaffen wurde: unschuldig. Gehörte zu den Gaben Gottes für jenen Adam nicht eine ungeschmälerte Intelligenz und eine übergroße Weisheit, da die Vereinigung mit Gott dem gesegneten Sohn das Licht des allmächtigen Vaters einflößte? Ich, der neue Adam, stehe über der Sünde, aus eigenem Willen . . . Eines Tages, lange ist es her, hast du dich gewundert, daß ich ver-

sucht wurde, und hast mich gefragt, ob ich nie nachgegeben hätte. Erinnerst du dich? Und ich habe dir geantwortet. Ja. Wie hätte ich dir antworten sollen ... Denn du warst schon damals so ... ein verdorbener Mensch, daß es nutzlos gewesen wäre, deinen Augen die kostbaren Perlen der Tugenden des Christus zu enthüllen. Du hättest ihren Wert nicht begriffen und hättest sie ... mit Kieselsteinen verwechselt ... da sie von so außergewöhnlicher Größe waren. Auch in der Wüste habe ich dir geantwortet und die Worte wiederholt, den Sinn der Worte, die ich dir an jenem Abend auf dem Weg nach Getsemani gesagt hatte. Wenn Johannes oder auch Simon der Zelote mir diese Frage gestellt hätte, dann hätte ich auf andere Art geantwortet; denn Johannes ist rein und hätte nicht mit der Bosheit gefragt, die in deinen Worten steckte, da du voller Bosheit bist ... und Simon ist ein weiser Greis, und obwohl er das Leben kennt, wie Johannes es nicht kennt, hat er eine Weisheit erlangt, die ihn alle Ereignisse betrachten läßt, ohne daß er im Inneren davon beunruhigt wird. Aber diese beiden haben mich nie gefragt, ob ich je den Versuchungen erlegen bin, den üblichen Versuchungen oder dieser Versuchung. In der unberührten Reinheit des ersteren ist keine Erinnerung an die Unzucht und in dem betrachtenden Geist des anderen ist so viel Licht, daß er meine strahlende Reinheit erkennt.

Du hast gefragt ... und ich habe dir geantwortet, wie ich konnte. Mit jener Klugheit, die niemals zur Unaufrichtigkeit verführen darf, da Klugheit und Aufrichtigkeit in den Augen Gottes heilig sind. Jener Klugheit, die gleich dem dreifachen Vorhang zwischen dem Heiligen und dem Volk hängt, um das Geheimnis des Königs zu verhüllen. Jener Klugheit, die die Wahl der Worte bestimmt, je nach dem Zuhörer, seiner Verstandeskraft, seiner geistigen Reinheit und seiner Gerechtigkeit. Denn gewisse Wahrheiten, die man den Unreinen sagt, werden für diese zum Gegenstand des Gelächters, nicht der Verehrung ... Ich weiß nicht, ob du dich an alle diese Worte erinnerst. Und ich wiederhole sie dir in dieser Stunde, da wir beide am Rand des Abgrunds stehen. Denn ... Aber es ist nicht nötig, dies

zu sagen. Ich habe in der Wüste auf deine Frage geantwortet, da meine erste Erklärung dich nicht zufriedengestellt hatte: „Der Meister hat sich niemals dem Menschen überlegen gefühlt, weil er der ‚Messias‘ ist; vielmehr, da er Mensch ist, wollte er es in allem sein, außer der Sünde. Um Lehrer sein zu können, muß man erst Schüler gewesen sein. Als Gott wußte ich alles. Meine göttliche Intelligenz konnte mich durch meine Verstandesmacht auch die Kämpfe des Menschen begreifen lassen. Aber eines Tages hätte dann irgendein armer Freund zu mir sagen können: ‚Du weißt nicht, was es heißt, Mensch zu sein und Gefühle und Leidenschaften zu haben.‘ Das wäre ein gerechter Vorwurf gewesen. Ich bin hierhergekommen, um mich nicht allein auf die Mission, sondern auch auf die Versuchung, auf die satanische Versuchung vorzubereiten; denn der Mensch hätte keine Macht über mich gehabt. Satan ist gekommen, als in der Einsamkeit meine fühlbare Vereinigung mit Gott aufgehört hatte und ich fühlte, daß ich ein Mensch mit wahren Fleisch bin, das den Schwächen des Fleisches unterworfen ist: dem Hunger, der Müdigkeit, dem Durst und der Kälte. Ich habe die Materie gespürt mit ihren Forderungen, und die Gefühle mit ihren Leidenschaften. Und durch meinen Willen habe ich die schlechten Leidenschaften schon bei ihrem Aufkommen unterdrückt und die heiligen Leidenschaften gedeihen lassen.“ Erinnerst du dich dieser Worte? Und weiter habe ich beim ersten Mal zu dir gesagt, zu dir allein: „Das Leben ist ein heiliges Geschenk und muß daher heiligmäßig geliebt werden. Das Leben ist ein Mittel zum Zweck, um das ewige Leben zu erlangen.“ Ich habe gesagt: „Geben wir also dem Leben, was es braucht, um zu bestehen und dem Geist zu dienen in seinem Bestreben: Enthaltbarkeit in den Gelüsten des Fleisches, Enthaltbarkeit in den Wünschen des Verstandes, Enthaltbarkeit in allen menschlichen Leidenschaften des Herzens, und unbegrenzte Energie in den Leidenschaften, die zum Himmel führen: die Liebe zu Gott und dem Nächsten, den Willen, Gott und dem Nächsten zu dienen, den Gehorsam gegenüber der Stimme Gottes und den Heroismus im Guten und in der

Tugend.“ Und du hast mir damals gesagt, ich könnte dies fertigbringen, weil ich heilig bin, während es für dich unmöglich sei, weil du ein junger Mensch voller Lebenskraft bist. Als ob jung und kraftvoll zu sein eine Entschuldigung für das Laster wäre und nur die Alten oder die Kranken, die wegen ihres Alters oder ihrer Schwäche nicht fähig sind zu dem, woran du in der Glut deiner unzüchtigen Begierden dachtest, frei von Versuchungen der Sinne wären! Ich hätte dir damals schon vieles entgegen können. Aber du warst nicht imstande, es zu verstehen. Nicht einmal jetzt bist du es; doch jetzt kannst du wenigstens nicht mehr ungläubig lächeln, wenn ich dir sage, daß der gesunde Mensch keusch sein kann, wenn er nicht von sich aus für die Verführungen Satans und der Sinne zugänglich ist. Keuschheit ist eine geistige Neigung, eine Regung, die sich auf das Fleisch überträgt und es durchdringt, erhebt, mit Duft erfüllt und bewahrt. In dem, der von Keuschheit erfüllt ist, ist für andere ungute Regungen kein Platz. Das Verderben kann nicht in ihn eindringen. Es ist kein Platz dafür vorhanden. Und überdies! Das Verderben dringt nicht von außen ein. Die Regung dringt nicht von außen ins Innere. Es ist eine Regung, die aus dem Inneren, dem Herzen, den Gedanken kommt und dann in die Hülle, das Fleisch, vordringt und es durchdringt. Deshalb habe ich gesagt, daß das Verderben aus dem Herzen kommt. Jeder Ehebruch, jede Unzucht, jede Sünde der Sinne hat ihren Ursprung nicht in Äußerem, sondern entspringt den verdorbenen Gedanken, die alles aufreizend erscheinen lassen, was man sieht. Alle Menschen haben Augen, um zu sehen. Wie kommt es dann, daß eine Frau, die zehn Männer gleichgültig läßt, weil sie in ihr ein ihnen ähnliches Geschöpf sehen oder sie als ein schönes Werk der Schöpfung betrachten, das aber keine obszönen Gefühle und Phantasien in ihnen hervorruft, den elften betört und zu unwürdigen Begierden verleitet? Es kommt daher, daß dieser elfte ein verdorbenes Herz und unreine Gedanken hat und dort, wo zehn die Schwester sehen, das Weib sieht. Dies habe ich dir damals zwar nicht gesagt, aber ich habe dir gesagt, daß ich eigens für die Menschen

und nicht für die Engel gekommen bin. Ich bin gekommen, um den Menschen die königliche Würde der Kinder Gottes wiederzugeben, indem ich sie lehre, gottähnlich zu leben. Gott kennt keine Unzucht, o Judas. Und ich wollte euch zeigen, daß auch der Mensch rein sein kann. Ich wollte euch zeigen, daß man leben kann, wie ich es lehre. Um euch dies zu zeigen, mußte ich wahres Fleisch annehmen, um die Versuchungen der Menschen erleiden und dann den Menschen, nachdem ich sie belehrt habe, sagen zu können: „Macht es wie ich.“ Und du hast mich gefragt, ob ich in der Versuchung gesündigt habe. Erinnerst du dich? Ich habe dir geantwortet, denn ich sah, daß du nicht begreifen konntest, daß ich versucht werden könnte ohne zu fallen, da dir die Versuchung des Wortes unwahrscheinlich erschien und du glaubtest, daß es für den Menschen unmöglich sei, nicht zu sündigen; deshalb habe ich dir geantwortet, daß alle versucht werden können, doch nur jene Sünder werden, die es sein wollen. Dein Erstaunen war groß, und ungläubig hast du weiter gefragt: „Hast du noch nie gesündigt?“ Damals konntest du ungläubig sein. Wir kannten uns erst seit kurzem. Und Palästina ist voll von Rabbis, die das Gegenteil von dem lehren, was sie leben. Aber nun weißt du, daß ich nicht gesündigt habe und nicht sündige. Du weißt, daß die Versuchung, auch die heftigste, die den gesunden, mannhaften Menschen bedrängt, der unter Menschen lebt und von ihnen und von Satan umgarnt wird, mich nicht so verwirren kann, daß ich sündige. Vielmehr war jede Versuchung, auch wenn der Widerstand sie nur noch heftiger werden ließ, da der Dämon sie noch verstärkte, um mich zu unterwerfen, ein immer größerer Sieg. Und nicht nur über die Unkeuschheit, die mich wie ein Sturmwind umbrauste und die dennoch meinen Willen nicht erschüttern und nicht beeinträchtigen konnte. Wo keine Zustimmung in der Versuchung ist, gibt es keine Sünde, Judas. Es ist schon Sünde, wenn man, auch ohne die Tat auszuführen, der Versuchung soweit nachgibt, daß man sie betrachtet. Es ist eine läßliche Sünde, aber es ist schon der Weg zur Todsünde und bereitet sie vor. Denn, die Versuchung wirken zu lassen und

in Gedanken bei ihr zu verweilen, im Geist die Phasen einer Sünde zu verfolgen, bedeutet, sich selbst zu schwächen. Satan weiß dies, und daher greift er mit immer neuen Flammen an in der Hoffnung, daß eine von ihnen eindringt und wirkt. Danach ist es leicht zu erreichen, daß aus dem Versuchten ein Sünder wird. Du hast mich damals nicht verstanden. Du konntest mich nicht verstehen. Nun kannst du es. Du verdienst es jetzt viel weniger als damals, zu verstehen, und doch wiederhole ich die Worte, die ich dir, für dich, gesagt habe, da du, nicht ich, derjenige bist, in dem die abgewiesene Versuchung keine Ruhe gibt ... Sie gibt keine Ruhe, weil du sie nicht gänzlich zurückweist. Du begehst die Tat nicht, aber du denkst ständig an sie. Heute so, und morgen ... morgen begehst du die eigentliche Sünde. Daher habe ich dich schon damals gelehrt, den Vater um Hilfe zu bitten gegen die Versuchung. Ich habe dich gelehrt, den Vater zu bitten, dich nicht in Versuchung zu führen. Ich, der Sohn Gottes, ich, der ich den Satan schon besiegt habe, habe den Vater um Hilfe gebeten, denn ich bin demütig. Du nicht. Du hast Gott nicht um Schutz und Rettung gebeten, denn du bist stolz. Und deshalb sinkst du immer tiefer ... Erinnerst du dich jetzt an all das? Dann kannst du nun auch verstehen, was es für mich bedeutet, der ich wahrer Mensch mit allen menschlichen Regungen und wahrer Gott mit allen göttlichen Regungen bin, dich so sehen zu müssen: als Unzüchtigen, Lügner, Dieb, Verräter und Mörder. Weißt du, welche Anstrengung es für mich bedeutet, dich in meiner Nähe zu ertragen? Weißt du, welche Mühe es mich kostet, mich zu beherrschen, wie eben jetzt, um bis zuletzt meine Mission an dir zu erfüllen? Jeder andere Mensch hätte dich am Kragen gepackt, wenn er dich als Dieb und Einbrecher mit der Absicht, Geld zu stehlen, ertappt hätte, wenn er wüßte, daß du ein Verräter bist und mehr noch als ein Verräter ... Ich habe zu dir gesprochen. Noch bin ich barmherzig. Schau. Es ist nicht Sommer und durch das Fenster dringt die kühle Abendluft in den Raum. Und doch treibt es mir den Schweiß aus allen Poren, als ob ich härteste Arbeit verrichtet hätte. Merkst

du denn nicht, wieviel du mich kostest? Was du bist? Du willst, daß ich dich fortjage? Nein. Niemals. Wenn einer am Ertrinken ist, dann wird der zum Mörder, der ihn losläßt. Du stehst zwischen zwei Kräften, die dich anziehen. Ich und Satan. Aber wenn ich dich gehen lasse, bleibt nur er. Und wie wirst du dich dann retten? Und doch würdest du mich verlassen ... Du hast mich im Geist schon verlassen ... Nun gut: Ich werde trotzdem die Hülle des Judas bei mir behalten. Deinen Körper, der nicht den Willen hat, mich zu lieben, deinen Körper, der dem Guten unzugänglich ist. Ich behalte ihn bei mir, bis du dieses Nichts, deine äußere Hülle, von mir verlangst, um sie mit deinem Geist zu vereinen und mit deinem ganzen Selbst zu sündigen ... Judas ... ! Hast du mir nichts zu sagen? Judas! Hast du kein Wort für deinen Meister? Willst du mich um nichts bitten? Ich verlange nicht, daß du mir sagst: „Verzeih mir!“ Ich habe dir zu oft umsonst verziehen. Ich weiß, daß dieses Wort nur von deinen Lippen kommt und von keiner Regung der reuigen Seele begleitet ist. Ich möchte eine Regung deines Herzens. Bist du denn schon so tot, daß du keinen Wunsch mehr hast? Sprich! Hast du Angst vor mir? Oh, könntest du mich nur fürchten! Wenigstens das! Aber du hast keine Furcht vor mir. Wenn du mich fürchten würdest, würde ich dir die Worte wiederholen, die ich an jenem längst vergangenen Tag sagte, als wir von der Versuchung und der Sünde sprachen: „Ich sage dir, auch nach dem größten Verbrechen würde Gott dem Schuldigen verzeihen, wenn dieser sich mit wahrer Reue zu seinen Füßen niederwerfen, weinend um Verzeihung bitten und voll Vertrauen und Hoffnung die Sühne auf sich nehmen würde. Durch die Sühne könnte der Schuldige seine Seele noch retten.“ Judas! Aber wenn du mich auch nicht fürchtest, so liebe ich dich doch noch. Willst du in dieser Stunde meine unendliche Liebe um nichts bitten?«

»Nein. Das heißt, nur um eines will ich dich bitten: daß du Johannes gebietest zu schweigen. Wie, glaubst du, soll ich mich bessern, wenn ich der Schandfleck unter euch bin?« Er sagt das in hochmütigem Ton.

Und Jesus antwortet ihm: »Und das sagst du in diesem Ton? Johannes wird schweigen. Aber du, und das bitte ich dich, Sorge dafür, daß man deine Verderbtheit nicht bemerkt. Hebe die Münzen auf und lege sie in die Börse der Johanna zurück. Ich will versuchen, die Truhe wieder zu verschließen ... mit dem Eisen, das du zum Aufbrechen benützt hast ... «

Und während Judas unwillig die überall verstreuten Münzen sammelt, lehnt sich Jesus an die offene Truhe, als ob er müde wäre. Das Licht im Raum hat abgenommen, doch ist es noch hell genug um zu sehen, wie Jesus lautlos weint, während er seinen Apostel betrachtet, der gebückt das zerstreute Geld sammelt.

Judas ist fertig und geht zur Truhe. Er nimmt die große schwere Börse der Johanna, wirft die Münzen hinein, verschließt sie und sagt: »Hier!« Dann geht er zur Seite.

Jesus nimmt den einfachen Dietrich, den Judas angefertigt hat. Mit zitternden Händen läßt er das Schloß einschnappen und schließt die Truhe. Dann legt er das Eisen über sein Knie und verbiegt es, tritt mit dem Fuß darauf, um es vollends unbrauchbar zu machen, hebt es wieder auf und verbirgt es an der Brust. Während er dies tut, fallen Tränen auf das Linnen seines Gewandes.

Endlich rührt sich etwas im Gewissen des Judas. Er bedeckt sein Gesicht mit den Händen, bricht in Tränen aus und sagt: »Ich Verfluchter! Ich bin der Abschaum der Erde!«

»Du bist der ewig Unglückselige! Und wenn man bedenkt, daß du noch glücklich sein könntest, wenn du nur wolltest!«

»Schwöre mir! Schwöre mir, daß niemand etwas erfährt ... ! Dann schwöre ich dir, daß ich mich erlösen werde!« schreit Judas.

»Sag nicht: „Ich werde mich erlösen.“ Nicht du kannst es. Ich allein kann dich erlösen. Der zuvor von deinen Lippen sprach, nur ich kann ihn besiegen. Sage mir das Wort der Demut: „Herr, rette mich!“ und ich werde dich befreien von dem, der dich beherrscht. Verstehst du denn nicht, daß ich dieses Wort von dir sehnlicher erwarte als den Kuß meiner Mutter?«

Judas weint und weint, aber das Wort sagt er nicht.

»Geh. Verlasse den Raum. Geh auf die Terrasse. Geh, wohin du willst, aber mache keine lauten Szenen. Geh. Geh. Keiner wird dich entdecken, denn ich werde achtgeben. Ab morgen wirst du das Geld verwahren. Es ist nun alles nutzlos.«

Judas geht ohne Widerrede. Jesus sinkt, nachdem er allein geblieben ist, auf einen Stuhl beim Tisch und weint bitterlich, das Haupt auf den auf dem Tisch gekreuzten Armen.

Nach einigen Minuten kommt Johannes leise herein. Er verweilt einen Augenblick totenbleich auf der Schwelle, dann eilt er zu Jesus und umarmt ihn flehend: »Weine nicht, Meister! Weine nicht! Ich will dich auch für diesen Unglücklichen lieben ...« Er richtet ihn auf, küßt ihn, trinkt die Tränen seines Gottes und weint mit ihm. Jesus umarmt ihn, und die beiden blonden Köpfe tauschen Tränen und Küsse aus.

Jesus beherrscht sich bald und sagt: »Johannes, vergiß das alles aus Liebe zu mir. Ich will es.«

»Ja, mein Herr. Ich will versuchen, es zu tun. Aber du sollst nicht mehr leiden ... Ach, Welch ein Schmerz! Und er hat mich sündigen gemacht, mein Herr. Ich habe gelogen. Ich mußte lügen, denn die Jüngerinnen sind zurückgekommen. Nein, zuerst die Leute der Frau. Sie wollten dir danken, denn ein Junge ist glücklich zur Welt gekommen. Ich habe gesagt, du seist wieder auf den Berg gegangen ... Dann sind die Frauen gekommen, und ich habe wieder gelogen und gesagt, daß du fort bist, vielleicht dort, wo das Kind geboren wurde ... Mir ist nichts anderes eingefallen. Ich war so bestürzt! Deine Mutter hat bemerkt, daß ich geweint hatte, und hat mich gefragt: „Was hast du, Johannes?“ Sie war besorgt ... Es schien mir, als ob sie alles wüßte. Ich habe zum drittenmal gelogen und gesagt: „Ich bin erschüttert wegen dieser Frau.“ So weit kann die Berührung mit dem Sünder führen! Zur Lüge ... Sprich mich los, mein Jesus.«

»Sei beruhigt. Lösche jede Erinnerung an diese Stunde. Nichts, nichts ist vorgefallen ... Es war ein Traum ... «

»Aber dein Schmerz! Oh, wie hast du dich verändert, Meister! Sage mir, sage mir nur das eine: Hat Judas wenigstens bereut?«

»Wer kann Judas verstehen, mein Sohn?«

»Keiner von uns. Aber du schon.«

Jesus antwortet nicht. Nur neue Tränen rinnen lautlos über das müde Gesicht.

»Ah! Er hat also nicht bereut . . . !« Johannes ist entsetzt.

»Wo ist er jetzt? Hast du ihn gesehen?«

»Ja. Er hat von der Terrasse heruntergeschaut, um zu sehen, ob jemand da ist, und da er nur mich gesehen hat, der ich in meiner Angst unter dem Feigenbaum saß, ist er heruntergerannt und zum Gartentor hinausgegangen. Dann bin ich gekommen . . . «

»Du hast es gut gemacht. Wir wollen hier alles in Ordnung bringen, die Stühle wieder an ihren Platz stellen und den Krug forttragen, damit keine Spuren zurückbleiben . . . «

»Hat er dich angegriffen?«

»Nein, Johannes. Nein.«

»Du bist zu sehr betrübt, Meister, um hierbleiben zu können. Deine Mutter würde sofort verstehen . . . und darunter leiden.«

»Das ist wahr. Gehen wir hinaus . . . Du wirst den Schlüssel zur Nachbarin bringen. Ich gehe dir am Ufer in Richtung zum Berg voraus.«

Jesus geht hinaus. Johannes bleibt zurück, um alles in Ordnung zu bringen. Dann geht auch er hinaus. Er bringt den Schlüssel zu einer Frau, deren Haus sich in der Nähe befindet, und verschwindet dann schnell im Gebüsch am Ufer, um von niemandem gesehen zu werden.

Etwa hundert Meter vom Haus entfernt sitzt Jesus auf einem Stein. Er wendet sich um, als er die Schritte des Apostels hört. Sein Gesicht leuchtet weiß im Abendlicht. Johannes läßt sich neben ihm auf den Boden nieder und legt seinen Kopf in den Schoß Jesu, erhebt sein Antlitz und schaut ihn an. Er sieht, daß immer noch Tränen die Wangen Jesu benetzen.

»Oh, leide nicht mehr! Leide nicht mehr, Meister! Ich kann dich nicht leiden sehen!«

»Wie sollte ich nicht leiden! Dies ist mein größter Schmerz. Erinnerung dich, Johannes: Dies wird in Ewigkeit mein größter Schmerz sein! Du kannst noch nicht alles begreifen ... Mein größter Schmerz ... « Jesus ist sehr niedergeschlagen. Johannes hält ihn fest umarmt. Er ist tieftraurig, da er ihn nicht trösten kann.

Jesus erhebt das Haupt, öffnet die Augen, die er geschlossen hatte, um die Tränen zurückzuhalten, und sagt: »Denk daran, nur wir drei wissen es: der Schuldige, ich und du. Und sonst darf es niemand wissen.«

»Niemand wird es aus meinem Mund erfahren. Aber wie konnte er nur? Solange er nur Geld aus der gemeinsamen Börse nahm ... Aber nun das ...! Ich glaubte, verrückt geworden zu sein, als ich es sah ... Wie schrecklich!«

»Ich habe dir gesagt, du sollst vergessen ... «

»Ich will mich bemühen, Meister! Aber es ist zu schrecklich ... «

»Es ist schrecklich. Ja. Oh, Johannes! Johannes!« Und Jesus umarmt den Lieblingsjünger, legt den Kopf auf seine Schulter und weint seinen ganzen Schmerz aus. Die Schatten, die rasch auf das Dickicht fallen, hüllen die beiden in Dunkelheit.

623 Die Reise durch Samaria vor dem Paschafest • Von Efraim nach Schilo

»Erlaube, daß wir dir folgen, Meister. Wir werden dir nicht zur Last fallen«, betteln viele Bewohner von Efraim, die sich vor dem Haus der Maria des Jakob versammelt haben. Diese lehnt an einem Pfosten der weitgeöffneten Tür und weint herzerbrechend.

Jesus ist von seinen zwölf Aposteln umgeben; weiter drüben bilden Johanna, Nike, Susanna, Elisa, Marta, Maria, Salome und Maria des Alphäus eine Gruppe um seine Mutter. Alle, Männer wie Frauen, sind reisefertig, die Kleider gegürtet und in der Taille leicht ge-

schürzt, um die Füße frei zu haben. Sie tragen neue Sandalen, deren geflochtene Lederriemen nicht nur um die Knöchel, sondern auch um die Waden geschnürt sind, so wie man es macht, wenn man unwegsame Pfade gehen muß. Die Männer sind auch mit den Reisesäcken der Jüngerinnen bepackt.

Die Leute erbetteln von Jesus die Erlaubnis, ihm folgen zu dürfen, während die Kinder mit erhobenen Gesichtlein und ausgestreckten Ärmchen schreien: »Einen Kuß! Nimm mich auf den Arm! Komm zurück, Jesus! Komm bald wieder und erzähle uns viele schöne Gleichnisse! Ich werde dir die Rosen aus meinem Garten aufbewahren! Ich werde kein Obst essen und es für dich aufheben! Komm zurück, Jesus! Mein Schaf bekommt ein Junges, und ich möchte dir das Lämmlein schenken; aus seiner Wolle kannst du dir ein Gewand wie das meine machen ... Wenn du bald kommst, schenke ich dir die Fladen, die mir die Mama aus dem ersten Getreide macht ...« Sie piepsen wie Vöglein um ihren guten Freund, zupfen an seinem Gewand, hängen sich an seinen Gürtel und versuchen, an seinen Armen hinaufzuklettern, so liebevoll despotisch, daß es Jesus unmöglich ist, den Erwachsenen zu antworten, da er immer wieder ein neues Gesichtlein küssen muß.

»Jetzt aber weg mit euch! Genug! Laßt den Meister in Ruhe! Frauen! Nehmt eure Kinder zu euch!« schreien die Apostel, die ihre Reise unbedingt in diesen ersten Stunden des Tages beginnen wollen. Sie verpassen auch einigen allzu aufdringlichen Kindern einen gutmütigen Klaps.

»Nein, laßt sie nur. Ihre kindliche Frische ist mir mehr wert als die Morgenkühle. Laßt sie und mich nur machen. Laßt mich Trost finden in dieser Liebe ohne Berechnung und Verwirrung«, sagt Jesus in Verteidigung seiner kleinen Freunde, und als er die Arme ausbreitet, bedeckt sein weiter Mantel die Kinder wie schützende blaue Flügel. Die Kleinen drängen sich in der sanften Wärme im blauen Halbschatten zusammen und sind ganz still, wie Küchlein unter den Flügeln der Gluckhenne.

Jesus kann endlich zu den Erwachsenen sprechen: »Kommt also mit, wenn ihr glaubt, es tun zu können.«

»Wer soll uns daran hindern? Es ist unser Gebiet!«

»Das Korn, die Weinstöcke und die Obstbäume brauchen eure Arbeit, und die Schafe müssen geschoren werden und paaren sich, und die, die sich schon in der vorigen Saison gepaart haben, bekommen bald Junge. Und es ist Zeit für die Heuernte.«

»Das macht nichts, Meister. Für die Schafschur und die Paarung der Tiere genügen die Alten, und die Kinder und die Frauen können sich um die Lämmer und das Heu kümmern. Die Obstbäume und die Äcker können warten. Auch wenn das Korn in der Ähre hart wird, ist es für die Sichel immer noch früh genug, und die Weinberge, die Olivenhaine und die Obstgärten brauchen nur die Früchte ihrer vielfachen Hochzeiten in der Sonne anschwellen zu lassen. Wir können nichts dazu tun bis zur Ernte, so wie auch die Familienmutter nichts weiter mit dem Brot tun kann, bis die Hefe im Teig aufgegangen ist. Die Sonne ist die Hefe der Früchte. Sie tut nun ihre Arbeit, so wie zuvor der Wind die seine getan hat bei der Vermählung der Blüten an den Zweigen. Und dann ... Selbst wenn wir einige Weintrauben oder einige Früchte weniger ernten und Winden und anderes Unkraut einige Ähren ersticken, so ist das immer noch ein sehr kleiner Schaden im Vergleich zu dem, was wir verlieren würden, wenn wir deine Worte nicht hören könnten«, sagt ein Greis, dem man im Ort immer große Hochachtung erweist, wie ich gesehen habe.

»Das hast du gut gesagt. Dann wollen wir also gehen. Maria des Jakob, in danke dir und segne dich dafür, daß du mir eine so gute Mutter gewesen bist. Weine nicht! Wer ein gutes Werk getan hat, braucht nicht zu weinen.«

»Ach, ich werde dich verlieren und nie mehr wiedersehen!«

»Wir werden uns ganz sicher wiedersehen.«

»Kommst du hierher zurück, Herr?« fragt die Frau und lächelt unter Tränen. »Wann?«

»Hierher werde ich nicht mehr kommen, so wie jetzt ... «

»Wo werden wir uns dann wiedersehen, da ich, arm und alt wie ich bin, nicht auf die Straßen der Welt gehen und dich suchen kann?«

»Im Himmel, Maria. Im Haus unseres Vaters. Dort, wo ein Platz für Juden und Samariter ist; wo ein Platz ist für alle, die mich im Geist und in der Wahrheit lieben. Du tust es schon, denn du glaubst an mich als an den Sohn des wahren Gottes ... «

»Oh! Und ob ich glaube! Aber für uns gibt es keine Hoffnung, denn nur du liebst uns, ohne einen Unterschied zu machen.«

»Wenn ich fortgegangen bin, dann werden diese (er weist auf die Apostel) an meiner Stelle kommen. Und im Gedenken an mich werden sie nicht fragen, wer jene sind, die in die Herde des wahren und einzigen Hirten aufgenommen werden wollen.«

»Ich bin alt, Herr. Ich werde nicht mehr lange genug leben, um dies zu erleben. Du bist jung und kräftig, und deine Mutter wird dich noch lange haben, und auch die, die dich lieben und deinem Volk angehören ... Warum weinst du, Mutter des Gesegneten?« fragt sie erstaunt, da sie Tränen in den Augen der Jungfrau-Mutter sieht.

»Nichts habe ich, außer meinem Schmerz ... Leb wohl, Maria. Gott segne dich für alles, was du meinem Sohn getan hast. Und vergiß nicht: wenn dein Schmerz auch groß ist, einen größeren als den meinen gibt es nicht und wird es niemals auf Erden geben. Niemals! Denk an die schmerzreiche Maria von Nazaret ... Leb wohl!« und Maria geht, nachdem sie das alte Frauchen an der Tür geküßt hat, und macht sich mit den Frauen und Johannes an ihrer Seite auf den Weg.

Johannes, der in seiner üblichen, etwas gebeugten Haltung mit nach oben gewendetem Gesicht geht, um die zu sehen, zu der er spricht, sagt »Weine nicht so, Maria. Wenn auch viele deinen Jesus hassen, so gibt es doch auch viele, die ihn lieben. Erhebe deinen Geist, o Mutter, und sieh auf jene, die jetzt und in künftigen Zeiten

deinen Sohn lieben werden mit ihrem ganzen Sein.« Und er endet leise, beinahe flüsternd, zu Maria allein, die er am Ellbogen hält und führt und stützt, damit sie nicht über die Steine des Feldweges stolpert, da die Tränen ihren Blick trüben: »Nicht alle Mütter können ihre Kinder geliebt sehen . . . Es wird solche geben, die entsetzt ausrufen: „Warum habe ich ihn geboren?“«

Jesus holt Maria und Johannes ein, die allein etwas hinter den Jüngerinnen zurückgeblieben sind. Bei Jesus ist Jakobus des Alphäus. Die anderen folgen in einer Gruppe, nachdenklich und traurig, wie auch die Jüngerinnen, die allen vorausgehen. Den Schluß bildet eine beträchtliche Anzahl Männer aus Efraim, die miteinander reden.

»Abschied nehmen ist immer traurig, Mutter. Vor allem, wenn man nicht weiß, daß das Ende der Beginn von etwas weit Vollkommenerem ist. Der Abschied ist eine traurige Folge der Sünde, und sie wird auch nach der Vergebung fortbestehen. Doch die Menschen werden sie mit größerer Bereitschaft ertragen, da sie Gott zum Freund haben.«

»Du hast recht, Jesus. Aber es gibt einen Schmerz, den Gott verkosten läßt, obgleich er der väterlichste Freund ist, den es geben kann. Für mich ist er es. Oh, Gott ist gut! So gut! Ich möchte nicht, daß Jakobus und Johannes oder sonst jemand Ärgernis an meinen Tränen nimmt. Gott ist gut. Er ist immer gut zu seiner armen Maria gewesen. Das habe ich mir jeden Tag gesagt, seit ich denken kann. Und nun . . . nun sage ich es jede Stunde, jeden Augenblick. Immer öfter sage ich es mir, je mehr mich der Schmerz bedrückt . . . Gott ist gut. Er hat dich mir gegeben: den liebenden und heiligen Sohn, der schon als Geschöpf jeglichen Schmerz einer Frau aufwiegt . . . Er hat dich mir gegeben, dem armen Mädchen, das er zur Mutter seines fleischgewordenen Wortes erhoben hat . . . Und diese Freude, dich „Sohn“ nennen zu können, o mein angebeteter Herr, ist so groß, daß kein Martyrium meinen Augen eine Träne entlocken dürfte, wenn ich so vollkommen wäre, wie du uns zu sein lehrst. Doch ich bin eine arme Frau, mein Sohn! Du bist mein Geschöpf . . . und welche

Mutter würde nicht weinen, wenn ihr Kind gehaßt wird, und sie wüßte ... Mein Sohn, hilf deiner Dienerin! Gewiß war noch Stolz in mir, als ich glaubte, stark zu sein ... Aber damals ... war die Zeit noch fern ... Nun ist sie gekommen ... Ich fühle es ... Hilf mir, Jesus, mein Gott! Wenn Gott mich so leiden läßt, dann geschieht es sicher aus Güte. Denn wenn er wollte, könnte er mein Leid auf das beschränken, was geschieht ... Er hat dich so in meinem Schoß gebildet ... Wie ... Man kann es nicht in Worten ausdrücken, wie er dich geschaffen hat ... Aber Gott will, daß ich leide ... und er sei dafür gepriesen ... immer. Aber du, Jesus, hilf mir. Helft mir alle ... alle ... denn das Meer, an dem ich meinen Durst lösche, ist so bitter ... «

»Wir wollen beten. Wir vier zusammen. Wir, die wir dich aus ganzem Herzen lieben, Mutter. Ich, dein Sohn, und Johannes und Jakobus, die dich wie ihre eigene Mutter lieben ... Vater unser, der du bist im Himmel ... « Und Jesus spricht zusammen mit der Mutter und den beiden Aposteln, die leise mitbeten, das ganze Gebet des Herrn, wobei er einige Sätze wie: »Dein Wille geschehe« oder »und führe uns nicht in Versuchung« besonders betont. Dann sagt er: »Nun, der Vater wird uns helfen, seinen Willen zu tun, auch wenn er so ist, daß wir in unserer menschlichen Schwäche fürchten, ihn nicht erfüllen zu können; und er wird uns nicht in die Versuchung führen, daß wir ihn für weniger götig halten, denn während wir den bitteren Kelch trinken, wird er uns seinen Engel schicken, der die Bitterkeit mit himmlischem Trost von unseren Lippen nimmt.« Jesus hält die Hand seiner Mutter, die mutig gegen die Tränen ankämpft und sie auf den Grund ihres Herzens verbannt hat. Die beiden Apostel an ihrer Seite, Johannes neben Maria und Jakobus des Alphäus neben Jesus, schauen sie ergriffen an.

Die Jüngerinnen drehen sich mehrmals um, als sie das Schluchzen Marias und das Gebet der Vier hören. Aber sie halten es für besser, nicht zu ihnen zu kommen. Hinten fragen sich die Apostel: »Aber warum weint denn Maria so sehr?« Ich habe gesagt, die Apostel,

aber ich will sagen, alle mit Ausnahme des Judas von Kerijot, der sehr nachdenklich, fast finster, etwas hinter ihnen dreingehet, so daß es Thomas auffällt und er zu den anderen sagt: »Was hat denn Judas, daß er so ist? Er gleicht einem, der zum Schafott geht.«

»Hm ... Er wird Angst haben, nach Judäa zurückzukehren«, antwortet Matthäus.

»Ich ... Was hat dir der Meister wegen des Geldes gesagt?« fragt der Zelote.

»Nichts Besonderes. Er hat mir gesagt: „Wir wollen es nun wieder machen wie früher: Judas ist der Schatzmeister, und ihr verteilt die Almosen. Was unsere eigenen Ausgaben betrifft, so wollen die Jüngerinnen uns helfen.“ Ich konnte es kaum glauben, denn ich habe so viel mit Geld zu tun gehabt, daß ich es nun hasse.«

»Und die Jüngerinnen sorgen gut für uns. In diesen Sandalen geht man so sicher. Man spürt nicht einmal, daß wir im Gebirge gehen. Wer weiß, wieviel sie kosten!« sagt Petrus und betrachtet seine Füße mit den neuen Sandalen, die Ferse und Zehen schützen und die Knöchel mit feinen Lederriemen stützen.

»Marta hat daran gedacht. Man erkennt ihre fürsorgliche Hand und ihren Reichtum. Wir haben sie früher auch so gebunden, aber die Schnüre waren eine Qual. Man hat zwar nicht die Sohlen, dafür aber die Haut an den Beinen verloren ... « sagt Andreas.

»Und man hat sich Zehen und Fersen verletzt ... Deswegen hat der da hinten schon immer solche getragen ... « sagt Petrus und deutet auf Judas von Kerijot.

Die Straße steigt und steigt zum Gipfel des Berges. Schaut man zurück, sieht man Efraim ganz weiß in der Sonne liegen, schon sehr weit unten, von hier aus.

Nun holen die Apostel auf und helfen den Jüngerinnen, den hier sehr steilen Weg zu bewältigen, und Bartholomäus, der zurückgeblieben ist, sagt zu den Leuten von Efraim: »Da habt ihr aber einen beschwerlichen Weg ausgesucht, Freunde.«

»Ja, aber gleich hinter dem Wald kommt eine gute Straße, auf der

man in kurzer Zeit Schilo erreicht. Ihr könnt dort dann länger ausruhen, als wenn ihr erst bei Dunkelheit auf anderen Straßen ankommen würdet«, antwortet einer.

»Du hast recht, der mühseligste Weg führt immer am schnellsten zum Ziel.«

»Dein Meister weiß es. Daher schont er sich nicht. Ach, wir werden ihn niemals vergessen . . . ! Vor allem, weil er uns in diesen letzten Tagen so viel Gutes getan hat, obgleich Leute aus unserer Gegend ihn so ungerecht beschimpft haben. Er allein ist gut, und daher ist er auch gut zu denen, die ihn hassen.«

»Ihr habt ihn aber nicht gehaßt.«

»Wir nicht. Aber wir hassen auch so viele andere nicht und werden trotzdem grundlos gehaßt.«

»Ihr müßt es machen wie er, ohne Furcht, und ihr werdet sehen, daß . . . «

»Und ihr, weshalb macht ihr es nicht so? Dasselbe gilt doch für euch. Wir hier, ihr dort, und in der Mitte ein Berg: der Berg der gemeinsamen Irrtümer. Droben der gemeinsame Gott. Warum sind wir dann nicht beide, wir und ihr, darauf bedacht, uns dort oben zu Füßen Gottes gemeinsam wiederzufinden?«

Bartholomäus versteht den gerechten Tadel ganz genau, denn er bildet sich trotz seiner unleugbaren Tugend etwas darauf ein, ein Israelit zu sein, und verhält sich sehr ablehnend gegen alles, was nicht Israel ist. Daher weicht er aus, antwortet nicht direkt und sagt: »Es ist nicht nötig hinaufzusteigen. Gott ist zu uns herabgestiegen. Es genügt, wenn wir ihm folgen.«

»Ihm folgen. Ja, das möchten wir wohl. Aber wenn wir ihm nach Judäa folgen würden, würden wir ihm dann nicht schaden? Auch du weißt, wessen man ihn beschuldigt und wessen man uns beschuldigt: daß wir Samariter sind, was soviel bedeutet wie Dämonen.«

Bartholomäus seufzt. Dann läßt er ihn plötzlich stehen und sagt: »Man gibt mir ein Zeichen zu kommen . . . « und er beschleunigt seinen Schritt.

Die von Efraim blicken ihm nach, und einer meint: »Dieser ist nicht wie er. Was verlieren wir schon, wenn er weggeht!« Und er macht eine traurige Geste.

»Weißt du, Elija, daß er gestern abend dem Synagogenvorsteher eine große Summe übergeben hat, damit er sie Maria des Jakob bringt und sie nicht mehr Hunger leidet!«

»Ich wußte es nicht. Und warum hat nicht er sie ihr gegeben?«

»Er wollte keinen Dank von der alten Frau. Sie weiß es noch nicht. Ich weiß es, denn der Synagogenvorsteher hat es mir gesagt, um zu beraten, ob es besser wäre, die Grundstücke des Johannes zu kaufen, die sein Bruder verkaufen will, oder ob man ihr das Geld nach und nach geben soll. Ich habe ihm geraten, das Land des Johannes zu kaufen. Maria hätte dann genügend Korn, Öl und Wein zum Leben und müßte nicht mehr hungern. Während das Geld . . . «

»Dann ist es also wirklich eine große Summe!« sagt ein dritter.

»Ja. Unser Synagogenvorsteher hat viel bekommen, auch für andere Arme in der Stadt und auf dem Land; „damit auch sie das Paschafest feiern und die neue Zeit begrüßen können“, wie der Meister gesagt hat.«

»Er wird gesagt haben, „das neue Jahr“.«

»Nein, er sagte: „die neue Zeit“, so daß der Synagogenvorsteher das Geld nicht vor dem Fest der ungesäuerten Brote verwenden wird.«

»Oh, was wollte er wohl damit sagen?« fragen viele.

»Was er damit sagen wollte? Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Nicht einmal Johannes, sein Lieblingsjünger, oder Simon des Jona, der das Oberhaupt der Jünger ist. Ich habe sie gefragt, und der erste ist blaß geworden, und der zweite hat nachgedacht, wie einer, der etwas zu erraten sucht.«

»Und Judas von Kerijot? Er bedeutet doch etwas unter den Jüngern, vielleicht mehr als die beiden anderen. Er weiß alles, sagt er. Also wird er auch das wissen. Wir wollen gehen und ihn fragen. Er sagt gerne, was er weiß.«

Die Männer holen Judas ein, der immer noch getrennt von den anderen geht und jetzt allein auf dem Weg ist, während die übrigen hinter einer Wegbiegung und im dichten Grün des Hanges verschwunden sind.

»Judas, hör zu. Der Meister sagt, er will, daß man ein großes Fest feiert an Pascha, um die neue Zeit zu begrüßen. Was meint er damit?«

»Das weiß ich nicht. Kann ich etwa die Gedanken des Meisters lesen? Fragt ihn doch selbst, da er euch so liebt«, und er beschleunigt seinen Schritt und läßt sie enttäuscht zurück.

»Auch dieser ist nicht wie der Meister. Keiner ist so barmherzig wie er . . . « sagen sie und schütteln den Kopf.

»Nun, folgen wir denn ihnen? Ihm folgen wir! Und wir tun gut daran. Gehen wir. Wer weiß, ob wir nicht von ihm selbst erfahren können, was er damit sagen wollte, bevor er nach Judäa geht.«

Sie gehen nun rascher und holen die anderen ein, die bereits in einem Wald hundertjähriger Eichen sitzen und ausruhen und von dort einen Ausblick auf eine der schönsten Gegenden Palästinas haben.

624 In Schilo • Die schlecht Beratenen

Jesus spricht auf einem von Bäumen beschatteten Platz. Die untergehende Sonne verklärt alles mit einem gelbgrünen Licht, das durch die jungen Blätter der riesigen Platanen dringt. Es scheint, als sei über den Platz ein feiner, kostbarer Schleier gespannt, der das Sonnenlicht filtert, ohne ihm ein Hindernis zu sein.

Jesus sagt: »Hört. Ein großer König sandte einmal seinen Lieblingssohn in ein Gebiet seines Reiches, dessen Gerechtigkeit er prüfen wollte, und sagte zu ihm: „Geh, gehe in jeden Ort, tue in meinem Namen Gutes, unterrichte die Menschen über mich, Sorge dafür, daß ich bekannt und geliebt werde. Ich gebe dir alle Macht, und alles, was du tust, wird wohl getan sein.“

Der Sohn des Königs machte sich, nachdem er den väterlichen Segen erhalten hatte, auf den Weg. Mit einigen Freunden und Schildknappen durchzog er unermüdlich jenes Gebiet des Reiches seines Vaters. Nun hatte sich diese Gegend durch eine Reihe unglücklicher Ereignisse in zwei feindliche Lager gespalten, die, jedes für sich, ein großes Geschrei erhoben und dem König dringende Bittschriften sandten, sie allein seien die Besseren, die Treueren, und die Nachbarn die Bösen, die eine Strafe verdienten. So sah sich der Sohn des Königs Bürgern gegenüber, deren Stimmung unterschiedlich war, je nach der Stadt, zu der sie gehörten, die aber zwei Dinge gemeinsam hatten: erstens wollte jede Stadt besser als die andere sein, und zweitens wollte sie der feindlichen Nachbarstadt schaden und sie in den Augen des Königs herabsetzen. Gerecht und weise wie er war, versuchte der Sohn des Königs nun, alle Gegenden dieser Region mit großer Barmherzigkeit über die Gerechtigkeit zu belehren, damit alle Freunde seines Vaters seien und von ihm geliebt würden. Und da der Sohn gut war, gelang es ihm, wenn auch nur langsam; denn wie immer befolgten nur diejenigen aus den verschiedenen Provinzen der Region seine Ratschläge, die gerechten Herzens waren. Und es war sogar so, daß er in dem Teil, dem man voll Verachtung weniger Weisheit und guten Willen nachsagte, mehr Gehör und Verlangen nach Wahrheit fand. Da sagten die von den benachbarten Provinzen: „Wenn wir nichts unternehmen, wird der König seine ganze Huld denen, die wir verachten, schenken. Laßt uns also gehen und sie, die wir hassen, täuschen. Wir wollen so tun, als ob auch wir uns bekehrt hätten und bereit wären, auf unseren Haß zu verzichten, um den Sohn des Königs zu ehren.“

Und sie gingen. Als Freunde verkleidet zogen sie durch die Städte der feindlichen Provinzen und rieten mit geheuchelter Güte, was zu tun sei, um den Sohn des Königs und damit auch seinen Vater, den König, immer mehr und immer besser zu ehren. Denn die Ehre, die dem Sohn zuteil wird, der vom Vater gesandt ist, ist auch die Ehre dessen, der ihn gesandt hat. Doch sie ehrten den Sohn des Königs

nicht. Sie haßten ihn vielmehr so sehr, daß sie ihn bei den Untertanen und selbst beim König verhaßt machen wollten. So listig waren sie in ihrer Scheinheiligkeit, so gut verstanden sie es, ihre Ratschläge als die besten darzustellen, daß viele aus der benachbarten Gegend sie annahmen, als gut ansahen, was schlecht war, und den rechten Weg verließen, um auf falschen Wegen zu wandeln. Und der Sohn des Königs mußte feststellen, daß er bei vielen das Ziel seiner Mission nicht erreicht hatte.

Nun sagt mir: Welche waren die größeren Sünder in den Augen des Königs? Welches die Sünde derer, die den Rat gegeben haben, und derer, die den Rat befolgt haben? Und ich frage euch weiter: Mit welchen ist der gute König wohl strenger ins Gericht gegangen? Könnt ihr mir nicht antworten? Dann werde ich es euch sagen.

Der größte Sünder in den Augen des Königs war jener, der den Nächsten zum Bösen aufgestachelt hatte, aus Haß gegen ihn, um ihn in eine noch tiefere Finsternis der Unwissenheit zurückzustoßen; aus Haß gegen den Sohn des Königs, dessen Mission er zum Scheitern bringen und den er in den Augen des Königs und seiner Untertanen als unfähig erscheinen lassen wollte; und schließlich aus Haß gegen den König selbst, denn wenn die dem Sohn geschenkte Liebe auch dem Vater geschenkte Liebe ist, so gilt der dem Sohn entgebrachte Haß ebenfalls dem Vater.

Also ist die Sünde derer, die Schlechtes geraten haben, in vollem Bewußtsein des schlechten Rates, eine Sünde des Hasses und außerdem der Lüge, eine Sünde vorsätzlichen Hasses; die Sünde derer aber, die dem Rat gefolgt sind, da sie ihn für gut hielten, ist nur eine Sünde der Torheit. Aber ihr wißt sehr wohl, daß der Vernunftbegabte für seine Handlungen verantwortlich ist, während einer, der aus Krankheits- oder anderen Gründen töricht ist, nicht für sich selbst verantwortlich ist; vielmehr sind es die Angehörigen für ihn. Daher ist ein Kind vor seiner Volljährigkeit nicht verantwortlich, sondern der Vater trägt die Verantwortung für die Taten des Sohnes. Deshalb bestrafte der König, der gut war, die schlechten intelligenten Ratge-

ber streng, während er zu den von ihnen Betrogenen gütig war. Er machte letzteren nur den Vorwurf, diesem oder jenem Untertanen geglaubt und nicht zuvor den Sohn des Königs selbst befragt zu haben, um von ihm zu erfahren, was wirklich getan werden sollte. Denn nur der Sohn kennt wahrhaft den Willen seines Vaters.

Dies ist das Gleichnis, ihr Leute von Schilo; von diesem Schilo, das so oft im Laufe der Jahrhunderte durch Gott, durch die Menschen oder durch Satan Ratschläge verschiedenster Art erhalten hat, die gute Früchte brachten, wenn sie als gute Ratschläge befolgt wurden, oder wenn sie als schlechte Ratschläge zurückgewiesen wurden. Und sie gereichten zum Bösen, wenn gute, heilige Ratschläge nicht angenommen oder schlechte befolgt wurden.

Denn der Mensch hat diese herrliche Freiheit des Willens und kann frei zwischen dem Guten und dem Bösen wählen. Und er hat die andere herrliche Gabe, den Verstand, um das Gute vom Bösen unterscheiden zu können; und daher bringt eigentlich nicht so sehr der Rat selbst, sondern die Art, wie dieser aufgenommen wird, Lohn oder Strafe. So wie niemand den Bösen verbieten kann, den Nächsten zu versuchen, um ihn zu verderben, so kann niemand die Guten daran hindern, die Versuchung abzuweisen und dem Guten treu zu bleiben.

Der gleiche Rat kann für zehn schädlich und für andere zehn nützlich sein. Denn wenn einer, der ihn befolgt, sich selbst schadet, so hat der, der ihn nicht befolgt, einen Nutzen für seine Seele. Deshalb soll niemand sagen: „Sie haben uns gesagt, daß wir dies tun sollen“, sondern jeder soll aufrichtig sagen: „Ich wollte es tun.“ So könnt ihr wenigstens auf die Verzeihung hoffen, die den Aufrichtigen gewährt wird. Und wenn ihr unsicher seid wegen eines Rates, den man euch gegeben hat, denkt nach, bevor ihr ihn annehmt und befolgt. Denkt nach und ruft den Allerhöchsten an, der niemals sein Licht den Seelen guten Willens versagt. Und wenn euer von Gott erleuchtetes Gewissen euch nur das Geringste erkennen läßt, so klein und unbedeutend es auch sei, das sich nicht mit einem Werk der Gerech-

tigkeit vereinbaren läßt, dann sagt: „Ich werde es nicht tun, denn es wäre nicht vollkommen gerecht.“

Oh, wahrlich, ich sage euch, wer seinen Verstand und seine Entscheidungsfreiheit richtig gebraucht und den Herrn anruft, um die Wahrheit der Dinge zu erkennen, dem wird die Versuchung nicht zum Verderben gereichen, denn der Vater im Himmel wird ihm helfen, trotz aller Arglist der Welt und des Satans, das Gute zu tun.

Denkt an Hanna des Elkana und denkt an die Söhne des Eli. Der leuchtende Engel der ersteren hatte Hanna geraten, ein Gelübde abzulegen, wenn der Herr sie fruchtbar machen würde. Der Priester Eli gab seinen Söhnen den Rat, wieder gerecht zu werden und nicht weiter gegen den Herrn zu sündigen. Und obwohl es der Schwerfälligkeit des Menschen leichter fällt, die Stimme eines anderen Menschen zu verstehen, als die geistige und mit den Sinnen nicht wahrnehmbare Eingebung des Engels des Herrn, der zur Seele spricht, befolgte Hanna des Elkana den Rat, denn sie war gut und stand gerade vor dem Angesicht Gottes, und sie gebar einen Propheten; während die Söhne Elis, die böse und fern von Gott waren, den Rat des Vaters in den Wind schlugen, von Gott gestraft wurden und eines gewaltsamen Todes starben.

Die Ratschläge haben zweifachen Wert: den der Quelle, aus der sie kommen, und dieser Wert ist schon sehr groß, denn er kann unübersehbare Folgen haben, und den des Herzens, dem sie gegeben werden. Der Wert, den ihnen das Herz verleiht, das sie empfangen hat, ist nicht nur unvorhersehbar, sondern auch unveränderlich. Denn ist das Herz gut und befolgt den guten Rat, dann gibt es dem Rat den Wert einer guten Tat; befolgt es ihn aber nicht, so nimmt es ihm den zweiten Wert, er bleibt nur Rat, wird also nicht zur Tat und ist folglich nur für den, der ihn gegeben hat, verdienstvoll. Und wenn der schlechte Rat vom guten Herzen nicht angenommen wird, das er vergebens durch Schmeicheleien oder Drohungen zum Handeln gedrängt hat, dann gewinnt er den Wert eines Sieges über das Böse und des Martyriums aus Treue zum Guten und verschafft so einen großen Schatz im Himmel.

Wenn also euer Herz von anderen versucht wird, denkt nach im Licht Gottes, ob es ein gutes Wort sein könnte, und wenn ihr mit Gottes Hilfe, der zwar Versuchungen zuläßt, aber nicht euer Verderben will, seht, daß es nicht gut ist, dann sagt euch selbst und dem, der euch versucht: „Nein. Ich bleibe meinem Herrn treu; und möge er mich um dieser Treue willen lossprechen von meinen vergangenen Sünden und mich in sein Reich aufnehmen, damit ich nicht vor den Toren stehen muß; denn auch für mich hat der Allerhöchste seinen Sohn gesandt, auf daß er mich zum ewigen Heile führe.“

Geht nun. Und wenn einer von euch mich braucht, dann wißt ihr, wo ich mich in der Nacht ausruhe. Der Herr möge euch erleuchten.«

625 In Lebona • Die schlecht Beratenen • Noch einmal über den Wert der Ratschläge

Sie haben gerade Lebona erreicht, eine Stadt, die mir nicht sehr wichtig oder schön vorkommt, in der es dafür aber von Volk wimmelt, jetzt, da schon viele Karawanen von Galiläa, Ituräa, der Gaulanitis, Trachonitis, Auranitis und der Dekapolis nach Jerusalem hinabziehen. Ich glaube, daß Lebona an einer Karawanenstraße liegt, vielleicht ein Knotenpunkt von Karawanenstraßen ist, die von den genannten Regionen kommen, vom Mittelmeer bis zu den Bergen im Osten von Palästina und auch vom Norden, um dann an diesem Ort, an der großen Straße, die nach Jerusalem führt, zusammenzutreffen. Die Vorliebe der Leute für diese Straße rührt wahrscheinlich daher, daß sie von den Römern stark bewacht wird und das Volk sich deshalb sicherer fühlt vor der Gefahr einer unliebsamen Begegnung mit Räubern. So scheint es mir. Aber vielleicht hat diese Vorliebe auch andere Gründe. Vielleicht ist sie mit irgendeiner geschichtlichen oder heiligen Erinnerung verbunden. Ich weiß es nicht.

Zu dieser frühen Stunde – ich schätze, daß es nach dem Stand der Sonne ungefähr acht Uhr morgens ist – setzen sich die Karawanen unter lautem Rufen, Kreischen, Eselgeschrei, Geklingel und Räder-

rollen in Bewegung. Frauen rufen nach ihren Kindern, Männer treiben ihre Tiere an, samaritanische Händler machen Geschäfte mit denen, die nicht so ganz . . . sture Hebräer sind, die aus der Dekapolis und anderen Gebieten stammen, wo man den heidnischen Elementen nähersteht und weniger unnachsichtig ist. Denn jedesmal, wenn ein unglücklicher Verkäufer aus Samaria sich einem Musterexemplar des Judentums nähert, um ihm seine Waren anzubieten, erfolgt eine zutiefst verachtungsvolle Ablehnung, bis hin zur Beschimpfung, und beginnt der Angesprochene so wild zu schreien und zu fluchen, als wäre er mit dem Teufel in Berührung gekommen. Das fordert lebhaftere Reaktionen der beleidigten Samariter heraus, und man kann sich vorstellen, was für Schlägereien es geben würde, wenn die römischen Soldaten nicht Wache hielten.

Jesus geht ungeachtet dieses Durcheinanders weiter. Um ihn herum die Apostel, dahinter die Jüngerinnen und hinter diesen der ganze Haufen der Efraimiten, der durch die Leute von Schilo Verstärkung erhalten hat.

Ein leises Flüstern geht dem Meister voraus. Es breitet sich von denen, die ihn sehen, aus zu denen, die ihn noch nicht sehen, weil sie zu weit entfernt sind. Ein viel lauterer Flüstern folgt ihm nach. Viele verschieben ihre Abreise, um zu sehen, was geschieht.

Sie fragen sich: »Wie? Geht er denn immer weiter von Judäa weg? Predigt er nun in Samaria?«

Eine singende Stimme aus Galiläa antwortet: »Da die Heiligen ihn abgelehnt haben, wendet er sich nun den Unheiligen zu, um sie zu heiligen, zur Schande der Juden.«

Eine weitere beißende Antwort, ätzender als die giftigste Säure: »Er hat sein Nest wiedergefunden und jene, die seine dämonischen Worte verstehen.«

Eine andere Stimme: »Schweigt, ihr Mörder des Gerechten! Dieser Verfolgung wegen werdet ihr in den kommenden Jahrhunderten den schlimmsten Namen tragen. Ihr seid dreimal verdorbener als wir aus der Dekapolis!«

Eine alte, schneidende Stimme: »Er ist so gerecht, daß er den Tempel meidet am Fest der Feste! Hi, hi, hi!«

Einer aus Efraim schreit, rot vor Zorn: »Das ist nicht wahr. Du lügst, alte Schlange! Er ist auf dem Weg zu seinem Pascha.«

Ein bärtiger Schriftgelehrter sagt verächtlich: »Und da geht er in Richtung Garizim?«

»Nein, in Richtung Morija. Er ist gekommen, um uns zu segnen, denn er weiß zu lieben. Dann geht er zu eurem Haß hinauf, ihr Verfluchten!«

»Schweig, Samariter!«

»Schweig du, Dämon!«

»Wer Unruhen verursacht, wird zu den Galeeren verurteilt! Pontius Pilatus hat es so angeordnet. Denkt daran. Geht auseinander«, befiehlt ein römischer Offizier und läßt durch seine Soldaten die Leute auseinandertreiben, die schon im Begriff sind, in einer der vielen regionalen und religiösen Streitigkeiten aneinanderzugeraten, die zur Zeit Christi in Palästina an der Tagesordnung sind.

Die Leute gehen auseinander. Doch niemand denkt mehr ans Abreisen. Die Esel werden wieder in die Stallungen gebracht oder dorthin geführt, wo Jesus sich befindet. Frauen und Kinder steigen aus den Sätteln und folgen den Vätern und Ehegatten oder bilden schwätzende Gruppen, wenn die eheherrliche oder väterliche Anordnung entsprechend lautet: »Damit sie die Worte des Dämons nicht hören.« Die Männer, ob nun Freunde, Feinde oder einfach Neugierige, laufen eilends an den Ort, an den Jesus sich begeben hat. Und im Laufen schauen sie einander böse an, ermutigen sich gegenseitig wegen dieser unverhofften Freude oder stellen Fragen, je nachdem, ob es Freunde und Feinde, nur Freunde oder Neugierige sind.

Jesus ist auf einem Platz an dem von einigen Bäumen beschatteten unvermeidlichen Brunnen stehengeblieben. Er steht da vor der feuchten Wand des Brunnens, der sich hier in einer kleinen, nur nach einer Seite hin offenen Art Säulenhalle befindet. Vielleicht ist es eher ein Ziehbrunnen als eine Quelle. Er gleicht dem Brunnen von En-Rogel.

Er spricht mit einer Frau, die ihm ihren kleinen Sohn zeigt, den sie in den Armen hält. Ich sehe, wie Jesus ihr zustimmt und dann eine Hand auf den Kopf des Kindes legt. Und gleich danach sehe ich, wie die Mutter das Kind in die Höhe hält und ruft: »Maleachi! Maleachi, wo bist du? Unser Junge ist kein Krüppel mehr!« Die Frau jubelt, und die Leute stimmen in ihr Hosanna ein, während ein Mann sich einen Weg durch die Menschenmenge bahnt, zu Jesus eilt und sich vor ihm niederwirft.

Die Leute machen ihre Kommentare. Die Frauen, meist Mütter, freuen sich mit der Frau, die diese Gnade erhalten hat. Die weiter entfernt Stehenden recken die Hälse und fragen: »Was ist denn geschehen?« nachdem sie mit den anderen, die es wissen, schon Hosanna gerufen haben.

»Ein buckliges Kind, so verkrüppelt, daß es nur mit Mühe auf den Beinen stehen konnte. Es war nur so groß, sage ich euch, wirklich nur so, so gebeugt war es. Es sah aus wie ein dreijähriges Kind, obwohl es schon sieben Jahre alt ist. Nun, seht es euch an! Es ist so groß wie alle anderen seines Alters und rank und schlank wie eine Palme. Seht dort, wie es auf das Mäuerchen des Brunnens klettert, um gesehen zu werden und selbst zu sehen. Und wie glücklich es lacht!«

Ein Galiläer wendet sich an einen Mann, der wegen der langen Fransen an seinem Gürtel vermutlich ein Rabbi ist, und fragt ihn: »Was sagst du nun? Ist auch dies ein Werk des Teufels? Wenn der Teufel wirklich solche Dinge tut, dem Elend Hilfe schafft und die Menschen glücklich macht, so daß sie Gott preisen, dann müßte man sagen, daß er der beste Diener Gottes ist!«

»Du Gotteslästerer, schweige!«

»Ich lästere Gott nicht, Rabbi. Ich spreche über das, was ich gesehen habe. Denn eure Heiligkeit legt nur Lasten und Unglück auf unsere Schultern und Flüche auf unsere Lippen und läßt in uns Gedanken des Mißtrauens gegen den Allerhöchsten aufkommen, während die Werke des Rabbi von Nazaret uns Frieden schenken und die Gewißheit, daß Gott gut ist.«

Der Rabbi antwortet nicht. Er geht beiseite und spricht mit einigen Freunden. Und einer von diesen bahnt sich kurz darauf einen Weg durch die Menge, stellt sich vor Jesus und fragt ihn, ohne ihn vorher zu grüßen: »Was hast du vor?«

»Ich will zu diesen Menschen hier sprechen, die nach meinen Worten verlangen«, antwortet Jesus und schaut ihm dabei fest in die Augen, ohne Verachtung, aber auch ohne Furcht.

»Das ist dir nicht erlaubt. Das Synedrium will es nicht.«

»Der Allererhöchste, dessen Diener das Synedrium sein müßte, will es.«

»Du bist verurteilt worden. Du weißt es. Schweige, sonst ... «

»Mein Name ist Wort. Und das Wort spricht.«

»Zu den Samaritern. Wenn du wirklich der wärest, der du zu sein behauptest, dann würdest du nicht zu den Samaritern sprechen.«

»Ich spreche und werde immer sprechen, zu Galiläern wie zu Juden und Samaritern; denn in den Augen Jesu besteht kein Unterschied.«

»Versuche nur, in Judäa zu reden, wenn du es wagst ... !«

»Ich werde sprechen. Wartet auf mich. Bist du nicht Eleasar Ben-Parta? Ja? Dann wirst du gewiß noch vor mir Gamaliel sehen. Richte ihm in meinem Namen aus, daß ich auch ihm nach einundzwanzig Jahren die Antwort geben werde, auf die er wartet. Hast du verstanden? Merke dir diese Worte gut: Auch ihm werde ich die Antwort geben, auf die er seit einundzwanzig Jahren wartet. Leb wohl.«

»Wo? Wo willst du sprechen? Wo willst du dem großen Gamaliel die Antwort geben? Er hat sicher Gamala in Judäa schon verlassen, um nach Jerusalem zu gehen. Aber selbst wenn er noch in Gamala wäre, könntest du nicht mit ihm reden.«

»Wo? Wo versammeln sich die Schriftgelehrten und Rabbis von Israel?«

»Im Tempel? Du, im Tempel? Du würdest es wagen? Aber weißt du denn nicht ... «

»Daß ihr mich haßt? Ich weiß es. Mir genügt es, wenn mein Va-

ter mich nicht haßt. Bald wird der Tempel wegen meines Wortes erzittern.« Und ohne sich weiter um seinen Gesprächspartner zu kümmern, breitet Jesus die Arme aus, um der Menge, in der sich gegensätzliche Parteien gebildet haben und die die Störenfriede beschimpft, Schweigen zu gebieten.

Sofort tritt Ruhe ein, und in die Stille spricht Jesus: »In Schilo habe ich von den bösen Ratgebern gesprochen und darüber, wie man einen Rat gut oder schlecht anwenden kann. Ich trage nun euch, die ihr nicht nur aus Lebona, sondern aus allen Teilen Palästinas seid, das folgende Gleichnis vor. Wir wollen es das Gleichnis der schlecht Beratenen nennen.

Hört. Es war einmal eine außerordentlich zahlreiche Familie, so zahlreich, daß sie einem Volksstamm glich. Zahlreiche Kinder hatten geheiratet und neben der ursprünglichen Familie eigene Familien gebildet, deren zahlreiche Kinder ihrerseits geheiratet und neue Familien gegründet hatten. So war der alte Vater gewissermaßen zum Oberhaupt, zum König eines kleinen Reiches geworden. Wie es immer in den Familien ist, waren die Charaktere der vielen Kinder und Kindeskinde sehr verschieden. Die einen waren gut und gerecht, die anderen anmaßend und ungerecht; die einen waren mit ihrem Los zufrieden, die anderen eifersüchtig auf einen Bruder oder einen Verwandten, dem gegenüber sie sich benachteiligt fühlten. Und so gab es neben dem Besten auch den Schlechtesten von allen. Und dieser Gute wurde, was nur natürlich ist, vom Vater der großen Familie am meisten geliebt. Und, wie es immer geschieht, wurden der Schlechteste und die ihm Ähnlichen von Haß gegen den Guten erfüllt, weil dieser am meisten geliebt wurde, und sie bedachten nicht, daß auch sie geliebt würden, wenn sie so gut wie jener wären. Den Guten, dem der Vater seine Gedanken anvertraute, damit er sie allen mitteile, ahmten die anderen Guten nach. Und so war die große Familie nach vielen Jahren in drei Parteien geteilt. Die Partei der Guten und die Partei der Bösen. Und zwischen diesen beiden die dritte Partei, die der Unschlüssigen, die sich zwar zu dem guten

Sohn hingezogen fühlten, die aber auch den bösen Sohn und seine Anhänger fürchteten. Diese dritte Partei schwankte zwischen den beiden anderen Parteien hin und her und konnte sich weder für die eine, noch für die andere endgültig entscheiden. Da sagte der alte Vater, der diese Unentschlossenheit sah, zu seinem Lieblingssohn: „Bis jetzt hast du dein Wort immer besonders an die gerichtet, die es lieben, und auch an die, die es nicht lieben. Denn die ersteren bitten dich darum, damit sie mich immer mehr und immer besser lieben können, und die anderen sind töricht und müssen zur Gerechtigkeit aufgerufen werden. Aber du siehst, daß die Törichten nicht nur dein Wort nicht annehmen und so bleiben, wie sie sind, sondern ihrer ersten Ungerechtigkeit, dir, dem Überbringer meiner Wünsche, noch die zweite hinzufügen, daß sie mit schlechtem Rat jene verderben, die noch nicht den festen Willen haben, den besseren Weg zu wählen. Geh daher zu diesen und sage ihnen, wer ich bin und wer du bist, und was sie tun müssen, um eins mit dir und mit mir zu sein.“

Der immer gehorsame Sohn ging und tat, wie der Vater ihm befohlen hatte. Und so gelang es ihm, jeden Tag einige Herzen zu gewinnen. Nun erkannte der Vater klar die wirklich rebellischen Söhne und betrachtete sie mit strengem Blick, ohne sie jedoch zu tadeln, denn er war ihr Vater und wollte sie mit Geduld, Liebe und dem Beispiel der Guten an sich ziehen.

Aber die Bösen sagten, als sie sich allein sahen: „Nun erkennt man allzuklar, daß wir die Rebellen sind. Früher konnten wir uns unter denen verbergen, die weder gut noch böse waren. Jetzt hingegen . . . Seht nur, wie sie alle dem auserwählten Sohn folgen. Wir müssen etwas unternehmen, um sein Werk zu zerstören. Wir wollen so tun, als hätten wir uns gebessert, uns unter die gerade erst Bekehrten mischen und auch zu den Einfältigeren von den Guten gehen und die Kunde verbreiten, daß der auserwählte Sohn nur vorgibt, dem Vater zu dienen, in Wirklichkeit aber eine Gefolgschaft sammelt, um sich eines Tages gegen ihn zu erheben. Wir können auch sagen, daß der Vater die Absicht hat, seinen Sohn und dessen Anhänger zu

vernichten, da sie zu viele Triumphe feiern und seine Herrlichkeit als Vater und König verdunkeln, und daß wir deshalb den geliebten und verratenen Sohn bei uns zurückhalten müssen, fern von seinem Vaterhaus, wo ihn nur Verrat erwartet.“

Und sie gingen, und mit so viel Schlaueit und Arglist streuten sie Gerüchte aus und verbreiteten Ratschläge, daß viele in die Falle gingen, besonders jene, die noch nicht lange bekehrt waren und denen die bösen Ratgeber diesen schlechten Rat gaben: „Seht ihr, wie er euch geliebt hat? Er hat es vorgezogen, zu euch zu kommen, anstatt beim Vater oder wenigstens bei den guten Brüdern zu bleiben. So viel hat er für euch getan, daß er euch vor den Augen der Welt aus eurer Erniedrigung emporgehoben hat, der Erniedrigung von Geschöpfen, die nicht wußten, was sie wollten, und daher zum Gespött aller wurden. Wegen dieser seiner Vorliebe für euch habt ihr die Pflicht, ihn zu verteidigen. Ja, ihr müßt ihn zurückhalten, selbst mit Gewalt, wenn eure Worte nicht genügen, um ihn zu überzeugen, daß er auf eurem Gebiet bleiben muß. Oder aber erhebt euch, macht ihn zu eurem Anführer und König und marschirt gegen den bösen Vater und seine ebenso bösen Söhne.“ Weiter sagten sie zu den Zögernden, die bemerkten: „Aber er will, er wollte doch, daß wir mit ihm gehen und den Vater ehren, denn er hat bei ihm für uns Segen und Verzeihung erlangt“, zu diesen also sagten sie: „Glaubt das nicht. Er hat euch nicht die ganze Wahrheit gesagt, und er hat euch auch nicht die ganze Wahrheit über den Vater erkennen lassen. Er hat dies getan, weil er merkt, daß der Vater im Begriff ist, ihn zu verraten, und weil er eure Herzen prüfen wollte, um zu wissen, wo er Schutz und Zuflucht findet. Aber vielleicht ... Er ist ja so gut! Vielleicht wird er dann bereuen, am Vater gezweifelt zu haben, und zu ihm zurückkehren wollen. Erlaubt es ihm nicht.“ Und viele versprachen: „Wir werden es ihm nicht erlauben.“ Und sie schmiedeten Pläne, wie sie den geliebten Sohn zurückhalten könnten, und bemerkten nicht, daß die Augen der schlechten Ratgeber, die sagten: „Wir werden euch helfen, den Gesegneten zu retten“, voller Lüge

und Grausamkeit waren und sie sich jedesmal, wenn jemand ihren arglistigen Worten Gehör schenkte, zuzwinkerten, die Hände rieben und dabei flüsterten: „Jetzt gehen sie in die Falle! Wir werden siegen!“ Dann gingen die bösen Ratgeber fort. Sie gingen und verbreiteten an anderen Orten das Gerücht, daß nun bald der Verrat des Lieblingssohnes offenbar würde; daß er das Land des Vaters nur verlassen habe, um ein eigenes Reich zu errichten, ein dem Vater feindliches Reich, zusammen mit all denen, die den Vater haßten oder ihn zumindest nicht wirklich liebten. Und die vom bösen Rat Beeinflußten schmiedeten inzwischen Pläne, wie sie den Lieblingssohn zur Sünde der Rebellion verleiten könnten, durch die er zum Ärgernis der ganzen Welt werden würde.

Nur die Weisesten unter ihnen, in die die Worte des Gerechten am tiefsten eingedrungen waren, in denen sie Wurzel geschlagen hatten, da sie auf gutes, aufnahmebereites Erdreich gefallen waren, sagten, nachdem sie überlegt hatten: „Nein, es ist nicht gut, dies zu tun. Wir würden niederträchtig handeln am Vater, am Sohn, und auch an uns selbst. Wir kennen die Gerechtigkeit und Weisheit des einen und des anderen. Wir kennen sie, auch wenn wir leider nicht immer danach gehandelt haben. Und wir dürfen nicht glauben, daß der Rat jener, die immer offen gegen den Vater und die Gerechtigkeit gewesen sind und auch gegen den geliebten Sohn des Vaters, gerechter sein kann als die Ratschläge, die uns der gesegnete Sohn selbst gegeben hat.“ Und sie folgten ihnen nicht. Voll Liebe und Schmerz ließen sie vielmehr den Sohn gehen, wohin er gehen mußte, und beschränkten sich darauf, ihn unter Liebesbezeugungen bis an die Grenze ihrer Felder zu begleiten und ihm beim Abschied zu versprechen: „Du gehst, und wir bleiben. Aber deine Worte bleiben in uns, und von nun an werden wir tun, was der Vater will. Geh beruhigt. Du hast uns für immer über das erhoben, was wir bei deiner Ankunft waren. Nun, da wir auf dem rechten Weg sind, werden wir auf ihm fortschreiten, bis wir das Vaterhaus erreicht haben und der Vater uns segnen kann.“

Es gab aber auch solche, die auf den schlechten Rat hörten und sündigten, indem sie den Lieblingssohn zur Sünde verführen wollten und ihn als töricht verspotteten, da er darauf bestand, seine Pflicht zu tun.

Nun frage ich euch: Warum hat ein und derselbe Rat auf so unterschiedliche Weise gewirkt? Ihr antwortet nicht? Ich werde es euch sagen, wie ich es schon in Schilo gesagt habe: Die Ratschläge werden wertvoll oder wertlos, je nachdem, ob sie befolgt werden oder nicht. Es ist nutzlos, einen Menschen mit schlechtem Rat zu versuchen. Wenn er nicht sündigen will, wird er nicht sündigen. Und er wird nicht dafür bestraft werden, daß er die Einflüsterungen der Bösen anhören mußte. Er wird nicht bestraft werden, denn Gott ist gerecht und bestraft nicht für nicht begangene Sünden. Er wird nur bestraft werden, wenn er dem Bösen, der ihn versuchen wollte, zugehört hat und es dann unterläßt, seinen Verstand zu gebrauchen, um die Art und den Ursprung des Rates zu erwägen, und ihn in die Tat umsetzt. Er wird sich dann nicht entschuldigen und sagen können: „Ich hielt ihn für gut.“ Gut ist, was Gott wohlgefällig ist. Und kann Gott den Ungehorsam und das, was zum Ungehorsam verführt, billigen und Gefallen daran finden? Kann Gott etwas segnen, das seinen Geboten, also seinem Wort, widerspricht? Wahrlich, ich sage euch, er kann es nicht. Und wahrlich, ich sage euch noch, daß man bereit sein sollte, eher zu sterben als das Gesetz Gottes zu übertreten. In Sichern werde ich noch einmal reden, um euch zu lehren, wie man den erhaltenen Rat in Gerechtigkeit annimmt oder ablehnt. Nun geht.«

Die Leute gehen und machen ihre Bemerkungen.

»Hast du gehört? Er weiß alles, was sie zu uns gesagt haben! Und er hat uns an die Gerechtigkeit des Wollens erinnert«, sagt ein Samariter.

»Ja. Und hast du gesehen, wie die anwesenden Juden und die Schriftgelehrten unruhig geworden sind?«

»Sie haben nicht einmal bis zum Schluß gewartet und sind schon vorher gegangen.«

»Böse Nattern! Jedoch ... er sagt, was er tun will. Das ist nicht gut. Er könnte dadurch Schwierigkeiten bekommen. Die vom Ebal und vom Garizim waren ziemlich aufgebracht!«

»Ich ... ich habe mich nie täuschen lassen. Der Rabbi ist der Rabbi. Und das sagt alles. Kann der Rabbi sündigen, wenn er nicht nach Jerusalem zum Tempel hinaufgeht?«

»Er wird den Tod finden. Du wirst sehen ...! Und dann ist alles zu Ende ...!«

»Für wen? Für ihn? Für uns? Oder ... für die Juden?«

»Für ihn. Wenn er stirbt!«

»Du bist dumm, o Mann. Ich bin aus Efraim. Ich kenne ihn gut, denn ich bin mehr als zwei Monate in seiner Nähe gewesen. Er hat immer mit uns gesprochen. Es wird ein Schmerz sein ... aber kein Ende. Weder für ihn, noch für uns. Er kann nicht sterben und hat kein Ende, der Heilige der Heiligen. Und auch für uns wird es kein Ende geben. Ich ... ich bin unwissend, aber ich fühle, daß das Reich kommen wird, wenn die Juden glauben, alles sei zu Ende ... Sie sind es, die am Ende sein werden ... «

»Glaubst du, daß die Jünger den Meister rächen werden? Daß es einen Aufstand, ein Blutbad geben wird? Und die Römer ... «

»Ah, es braucht keine Jünger, keine menschliche Rache, kein Blutbad. Der Allerhöchste selbst wird sie besiegen. Wie sehr hat er uns bestraft, jahrhundertlang, und für viel weniger! Meinst du, daß er sie nicht für ihre Sünde bestrafen wird, da sie den Christus so quälen?«

»Ach, sie besiegt zu sehen!«

»Du hast ein Herz, das dem Meister nicht gefallen würde. Er betet für seine Feinde ... «

»Ich werde ihm morgen folgen. Ich möchte hören, was er in Sichechem sagt.«

»Ich auch.«

»Und ich auch.«

Viele aus Lebona haben die gleiche Absicht. Sie schließen mit de-

nen aus Efraim und Schilo Freundschaft und gehen, um alles für die Abreise am folgenden Tag vorzubereiten.

626 In Sichem

Da ist das schöne, geschmückte Sichem. Voller Menschen aus Samaria, die zum Tempel der Samariter gehen. Voller Pilger aus allen Gegenden auf dem Weg zum Tempel in Jerusalem. Die Sonne überflutet mit ihrem Licht die am Osthang des Garizim liegende Stadt, der im Westen hoch über sie emporragt, und läßt den Berg ebenso lebhaft grün wie die Häuser strahlend weiß leuchten. Im Nordosten scheint der noch wildere Ebal Schutz vor den Nordwinden zu bieten. Die Fruchtbarkeit des Ortes ist überwältigend. Reich an Wasser, das von den Bergen kommt und in zwei fröhlichen Fließchen, die von hundert Bächlein gespeist werden, zum Jordan fließt, quillt sie über die Mauern der Hausgärten und über die Hecken der Obstpflanzungen. Jedes Haus schmückt sich mit grünen Girlanden aus Blumen und Zweigen mit schwellenden Früchten, und soweit der Blick reicht – und er reicht weit in dieser Landschaft – sieht man nichts als das Grün der Ölbäume, der Weinstöcke und der Obstbäume und die schon etwas blonden Getreidefelder. Das Blaugrün der Halme wandelt sich langsam in das zarte Strohgelb reifer Ähren, die im Wind wogen und unter den Strahlen der Sonne fast weißem Gold gleichen. Das Getreide wird wirklich »blond«, wie Jesus sagt. Es ist nun blond, nachdem es beim Keimen weißlich und dann beim Wachsen und beim Ansetzen der Ähren grün wie ein kostbarer Edelstein war. Nun bereitet die Sonne das Getreide auf das Sterben vor, nachdem sie es zuvor auf das Leben vorbereitet hatte. Und man weiß nicht, ob sie mehr Lob verdient, nun da sie es zum Opfer führt, oder damals, als sie die Scholle mütterlich wärmte, um die Keime ins Leben zu rufen, und die kaum der Erde entsprossenen blassen Hähnchen mit schönem kraft- und verheißungsvollem Grün bemalte.

Jesus, der beim Betreten der Stadt über diese Dinge gesprochen und auf den Ort der Begegnung mit der Samariterin und auf die weit zurückliegende Unterhaltung mit ihr hingewiesen hat, sagt nun zu seinen Aposteln, zu allen, mit Ausnahme des Johannes, der schon seinen Platz als Tröster bei der so sehr betäubten Maria eingenommen hat: »Geht jetzt nicht in Erfüllung, was ich damals gesagt habe? Wir kamen als Unbekannte und allein hierher. Wir haben gesät. Nun schaut! Eine große Ernte hat dieser Samen hervorgebracht. Und sie wird noch größer werden, und ihr werdet sie einbringen. Und andere werden noch mehr ernten als ihr ... «

»Und du nicht, Herr?« fragt Philippus.

»Ich habe dort geerntet, wo mein Vorläufer gesät hat. Dann habe ich gesät, damit ihr ernten könnt und wieder sät mit dem Samen, den ich euch gegeben habe. Aber so wie Johannes die Frucht seiner Saat nicht geerntet hat, so werde auch ich diese Ernte nicht einbringen. Wir sind ... «

»Was, Herr? ... « fragt Judas des Alphäus beunruhigt.

»Die Opfer, mein Bruder. Es braucht Schweiß, um die Felder fruchtbar zu machen. Aber es braucht Opfer, um die Herzen fruchtbar zu machen. Wir kommen auf die Welt, arbeiten und sterben. Andere werden unsere Stelle einnehmen, nach uns kommen, arbeiten und sterben. Und jemand wird ernten, was durch unseren Tod Frucht brachte.«

»O nein! Sag das nicht, mein Herr!« ruft Jakobus des Zebedäus aus.

»Du, der du ein Jünger des Täufers gewesen bist, bevor du der meine wurdest, sagst dies? Erinnerst du dich nicht mehr an die Worte deines ersten Meisters: „Er muß wachsen, ich muß abnehmen“? Er hat die Schönheit und die Notwendigkeit des Sterbens erkannt, um andere gerecht zu machen. Ich werde ihm nicht nachstehen.«

»Aber du, Meister, bist du: Gott! Er war nur ein Mensch!«

»Ich bin der Erlöser. Als Gott muß ich vollkommener sein als der Mensch. Wenn Johannes, der ein Mensch war, es verstanden hat, ab-

zunehmen, auf daß die wahre Sonne aufgehe, dann darf ich nicht das Licht meiner Sonne durch den Nebel der Feigheit verdunkeln. Ich muß euch diese leuchtende Erinnerung an mich hinterlassen. Damit ihr weitermacht; damit die Welt in der christlichen Lehre wächst. Christus wird fortgehen, dorthin zurückkehren, von wo er gekommen ist, und von dort aus wird er euch lieben und euch in eurer Arbeit beistehen. Er wird euch den Platz bereiten, der euer Lohn sein wird. Doch das Christentum wird bleiben. Es wird wachsen durch meinen Weggang ... und durch den Weggang all jener, die nicht an der Welt und am irdischen Leben hängen und wie Johannes und wie Jesus fortzugehen und zu sterben verstehen, um Leben zu spenden.«

»Dann findest du es also richtig, daß du dem Tod überliefert wirst?« fragt beinahe atemlos Iskariot.

»Ich finde es nicht richtig, daß man mich töten wird. Ich finde es richtig zu sterben, wegen der Frucht, die mein Opfer bringen wird. Der Mord ist immer ein Mord für den, der ihn begeht, auch wenn sein Wert und die Gesichtspunkte andere sind für den, der getötet wird.«

»Was willst du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß dem, der auf Befehl und gezwungenermaßen tötet, wie ein Soldat in der Schlacht, ein Henker, der dem Richter gehorchen muß, oder einer, der sich gegen einen Räuber wehrt, nicht das Verbrechen des Mordes an seinesgleichen auf der Seele lastet, während jener, der ohne Befehl und ohne Notwendigkeit einen Unschuldigen tötet oder an seiner Tötung mitwirkt, vor Gott mit dem entsetzlichen Antlitz des Kain erscheinen wird.«

»Aber können wir denn nicht von etwas anderem reden? Der Meister leidet darunter; du hast die Augen eines Gemarterten, wir glauben zu sterben, und die Mutter weint, wenn sie es hört. Sie weint schon jetzt hinter ihrem Schleier. Es gibt so viel, über das man reden kann ...! Oh, da kommen die Vornehmen! Das wird euch zum Schweigen bringen. Der Friede sei mit euch! Der Friede sei

mit euch!« Petrus, der etwas vorausgegangen war und sich umgewandt hatte, um zu sprechen, verneigt sich grüßend vor einer Gruppe prunk- und würdevoller Schemiten, die Jesus entgegenkommen.

»Der Friede sei mit dir, Meister. Die Häuser, die dich das letzte Mal beherbergt haben, sind bereit, dich zu empfangen. Und viele weitere stehen deinen Jüngerinnen und deinen Begleitern offen. Es werden alle kommen, denen du kürzlich und beim ersten Mal Gutes getan hast. Eine nur wird fehlen, denn sie hat den Ort verlassen, um ein Leben der Buße zu führen. So hat sie gesagt, und ich glaube es, denn wenn eine Frau alles verläßt, was sie geliebt hat, der Sünde entsagt und ihren Besitz den Armen schenkt, so ist das ein Zeichen dafür, daß sie ein neues Leben beginnen will. Aber ich kann dir nicht sagen, wo sie ist. Niemand hat sie mehr gesehen, seit sie Schem verlassen hat. Einer von uns glaubt, sie in der Kleidung einer Magd in einem Dorf am Phiala-See gesehen zu haben. Ein anderer schwört, sie in Beerscheba in einer ärmlich gekleideten Frau erkannt zu haben. Aber was sie sagen, ist nicht sicher. Sie antwortete nicht, als man sie bei ihrem Namen rief, und sie wurde in dem einen Ort Johanna und im anderen Hagar genannt.«

»Es ist nicht nötig, mehr zu wissen, als daß sie sich bekehrt hat. Alles andere ist unwichtig, und jedes Nachforschen ist indiskrete Neugier. Laßt eure Mitbürgerin in ihrem geheimen Frieden und freut euch, daß sie kein Ärgernis mehr gibt. Die Engel des Herrn wissen, wo sie ist, und bringen ihr die einzige Hilfe, die sie braucht, die einzige, die ihrer Seele nicht schaden kann ... Seid so gut und führt die Frauen, die müde sind, in ihre Unterkünfte. Morgen werde ich zu euch sprechen. Heute will ich euch alle anhören und mich der Kranken annehmen.«

»Wirst du nicht lange bei uns bleiben? Wirst du den Sabbat nicht hier feiern?«

»Nein, den Sabbat werde ich anderswo im Gebet verbringen.«

»Wir haben gehofft, dich lange bei uns zu haben ... «

»Ich habe kaum Zeit, zu den Festen nach Judäa zurückzukehren.

Ich werde die Apostel und die Frauen bis zum Abend des Sabbats bei euch lassen, wenn sie bleiben wollen. Seht mich nicht so an. Ihr wißt, daß ich mehr als jeder andere den Herrn, unseren Gott, ehren muß; denn das, was ich bin, entbindet mich nicht von der Pflicht, das Gesetz des Allerhöchsten zu befolgen.«

Sie begeben sich zu den Häusern, in denen jeweils zwei Jüngerinnen und ein Apostel Unterkunft finden: Maria des Alphäus und Susanna mit Jakobus des Alphäus. Marta und Maria mit dem Zeloten, Elisa und Nike mit Bartholomäus, Salome und Johanna mit Jakobus des Zebedäus. Dann gehen Thomas, Philippus, Judas von Kerijot und Matthäus zusammen in ein Haus, und Petrus und Andreas in ein anderes. Jesus begibt sich mit Judas des Alphäus, Johannes und seiner Mutter Maria in das Haus des Mannes, der im Namen aller Bürger gesprochen hat. Die Jünger, die Leute von Efraim, Schilo und Lebona und einige Pilger, die auf dem Weg nach Jerusalem waren, sich Jesus angeschlossen und ihre Reise unterbrochen haben, zerstreuen sich auf der Suche nach einer Unterkunft.

627 Der Wert, den der Gerechte den Ratschlägen gibt

Auf dem Hauptplatz von Sichem haben sich unglaublich viele Menschen versammelt. Ich glaube, die ganze Stadt befindet sich dort, und es müssen auch Leute vom Land und von den umliegenden Ortschaften gekommen sein. Die Bewohner von Sichem müssen schon am Nachmittag des Vortages überall hingegangen sein und alle benachrichtigt haben, denn alle sind herbeigeeilt: Gesunde und Kranke, Sünder und Unschuldige. Der Platz ist überfüllt, die Terrassen auf den Dächern brechend voll, und einige sind sogar auf die Bäume gestiegen, die den Platz beschatten.

In der ersten Reihe, bei dem für Jesus freigehaltenen Platz vor einem höher gelegenen Haus, zu dem vier Stufen hinaufführen, warten zusammen mit ihren Angehörigen die drei Kinder, die Jesus den Räubern abgenommen hat. Wie sehnen sich die drei Kleinen

danach, ihren Retter wiederzusehen! Jeder Ruf veranlaßt sie, sich umzuschauen und ihn zu suchen. Und als sich die Tür des Hauses öffnet und Jesus herauskommt, fliegen sie ihm mit dem Ruf: »Jesus, Jesus, Jesus!« entgegen und laufen die hohen Stufen hinauf, ohne abzuwarten, daß Jesus zu ihnen herunterkommt, um sie zu umarmen. Jesus beugt sich über sie, umarmt sie und hebt sie dann hoch: ein lebendiger Strauß unschuldiger Blumen. Er küßt ihre Gesichtlein, und sie erwidern die Küsse.

Die Leute flüstern gerührt, und jemand sagt: »Nur er kann unsere Unschuldigen so küssen.« Andere sagen: »Seht ihr, wie er sie liebt? Er hat sie vor den Räubern gerettet, hat ihnen ein Haus gegeben, nachdem er ihren Hunger gestillt und sie gekleidet hatte, und nun küßt er sie, als ob sie seine eigenen Kinder wären.«

Jesus, der die Kinder neben sich auf die oberste Stufe gestellt hat, antwortet allen, indem er auf diese letzten Worte eines Unbekannten Bezug nimmt: »Wahrlich, mehr als eigene leibliche Kinder sind sie für mich, denn ich bin der Vater ihrer Seelen, und sie gehören mir nicht nur für die Zeit, die vergeht, sondern für die Ewigkeit, die bleibt. Könnte ich dies doch von jedem Menschen sagen, würde doch jeder aus mir, dem Leben, Leben schöpfen, um seinem Tod zu entgehen! Ich habe euch dazu eingeladen, als ich zum erstenmal zu euch kam, und ihr glaubtet, daß euch viel Zeit bliebe, um euch zu entscheiden. Eine allein war darauf bedacht, dem Ruf zu folgen und den Weg des Lebens einzuschlagen: das sündhafteste Geschöpf unter euch. Vielleicht gerade, weil sie sich tot fühlte, sich als tot erkannte in der Fäulnis ihrer Sünde, hatte sie es eilig, dem Tod zu entrinnen. Ihr fühlt und erkennt euch nicht als Tote und habt es daher nicht so eilig wie sie. Aber wo ist der Kranke, der wartet, bis er tot ist, um die lebenspendende Arznei zu nehmen? Der Tote braucht nur noch das Leinentuch, den Balsam und ein Grab, um darin zu ruhen und zum Staub zurückzukehren, nachdem er verwest ist. Und wenn die Verwesung des Lazarus, den ihr jetzt mit großen Augen voll Furcht und Staunen betrachtet, vom Ewigen in seiner Weisheit aus bestimmten

Gründen in Gesundheit verwandelt wurde, so darf euch dies nicht dazu verleiten, den geistigen Tod abzuwarten und euch zu sagen: „Der Allerhöchste wird mir das Leben der Seele wiederschenken.“ Versucht nicht den Herrn, euren Gott. Ihr müßt zum Leben kommen. Ihr habt nicht mehr Zeit zu warten. Die Traube ist bereit, geerntet und gepreßt zu werden. Bereitet euren Geist für den Wein der Gnade, der euch bald gegeben werden wird. Macht ihr es nicht ebenso, wenn ihr an einem großen Gastmahl teilnehmen sollt? Bereitet ihr euch dann nicht körperlich auf die Speisen und auserlesenen Weine vor, indem ihr dem Bankett ein kurzes Fasten vorausgehen laßt, das den Geschmackssinn verfeinert und den Magen stärkt, damit ihr Speisen und Getränke mit größerem Appetit genießen könnt? Und tut nicht der Weingärtner dasselbe, wenn er den neuen Wein kosten will? Er verdirbt nicht seinen Geschmackssinn an dem Tag, an dem er die Weinprobe machen will. Er tut es nicht, damit er die Vorzüge und Mängel genau feststellen, erstere verbessern und letztere anpreisen und seine Ware gut verkaufen kann. Wenn aber der zu einem Gastmahl Geladene dies tut, um Speisen und Getränke besser genießen zu können, und der Winzer, um seinen Wein besser verkaufen zu können oder den verkäuflich zu machen, den der Käufer wegen seiner Mängel ablehnen würde, sollte es dann nicht auch der Mensch tun für seine Seele, um den Himmel zu genießen, um den Schatz zu gewinnen, der ihm den Himmel öffnet?

Hört meinen Rat an. Ja, hört auf ihn. Es ist der gerechte Rat des Gerechten, dem man vergeblich zum Bösen rät und der euch vor den Folgen des schlechten Rates bewahren will, den man euch gegeben hat. Seid gerecht, wie ich es bin. Und bewertet den Rat richtig, den man euch gibt. Wenn ihr es versteht, gerecht zu werden, werdet ihr allem den richtigen Wert beimessen.

Hört ein Gleichnis. Es beschließt den Zyklus der Gleichnisse, die ich in Schilo und Lebona erzählt habe, und sie alle handeln von gegebenen und erhaltenen Ratschlägen.

Ein König schickte seinen geliebten Sohn, sein Reich zu besuchen.

Das Reich dieses Königs war in viele Provinzen eingeteilt, denn es war sehr groß. Diese Provinzen hatten unterschiedliche Kenntnis von ihrem König. Einige kannten ihn so gut, daß sie sich für seine Bevorzugten hielten und deshalb hochmütig wurden. Sie glaubten, als einzige vollkommen zu sein und den König und seinen Willen zu kennen. Andere kannten ihn, aber sie hielten sich trotzdem nicht für weise und bemühten sich, ihn immer besser kennenzulernen. Wieder andere kannten den König, doch sie liebten ihn auf ihre Art und hatten eigene Vorschriften, die nicht mit dem wahren Gesetz des Königs übereinstimmten. Vom wahren Gesetz hatten sie genommen, was ihnen gefiel und soweit es ihnen gefiel, und hatten dann auch noch dieses Wenige verfälscht und es mit sonstigen Gesetzen vermischt, die sie von anderen Reichen übernommen oder sich selbst gegeben hatten und die nicht gut waren. Nein, nicht gut. Andere wußten noch viel weniger über ihren König, und einige wußten nur, daß es einen König gab. Nicht mehr als dies. Doch auch dieses Wenige hielten sie für ein Märchen.

Der Sohn des Königs ging nun und besuchte das Reich seines Vaters, um allen Gegenden eine genaue Kenntnis des Königs zu vermitteln, um hier die Stolzen zu bessern und dort die Betrübten aufzurichten, hier die falschen Vorstellungen zu berichtigen und die Leute zu bewegen, die unreinen Elemente aus dem reinen Gesetz zu entfernen, und dort belehrend die Lücken zu füllen, auf daß jeder ein Mindestmaß an Kenntnis und Glauben an diesen großen König erlange, dessen Untertanen sie alle waren. Der Sohn des Königs dachte auch, die beste Lehre für alle sei das Beispiel eines gerechten Lebens im Einklang mit dem Gesetz, sowohl in wichtigen als auch in weniger wichtigen Dingen. Und deshalb war er vollkommen. So sehr, daß die Menschen guten Willens sich besserten; denn sie ahmten seine Taten nach und hörten auf die Worte des Königssohnes, da seine Worte mit seinen Taten eins waren und es keine Widersprüche zwischen ihnen gab.

Jene aus den Provinzen aber, die sich für vollkommen hielten, nur

weil sie das Gesetz Wort für Wort auswendig konnten, sahen, daß bei der Betrachtung der Werke des Königssohnes und dessen, was er zu tun auftrag, allzu deutlich wurde, daß sie zwar dem Buchstaben des Gesetzes, nicht aber dem Geist des Gesetzes des Königs folgten und ihre Heuchelei somit entlarvt wurde.

Daher gedachten sie den aus dem Weg zu räumen, der sie als das erkennen ließ, was sie wirklich waren. Und um dies zu erreichen, gingen sie auf zweifache Weise vor, gegen den Sohn des Königs und gegen seine Anhänger. Den ersten berieten sie schlecht und verfolgten ihn; die anderen berieten sie ebenfalls schlecht und drohten ihnen. So viele schlechte Ratschläge gibt es. Ein schlechter Rat ist es, zu sagen: „Tu dies nicht, es könnte dir schaden“ und dabei Wohlwollen zu heucheln. Und es ist auch ein schlechter Rat, jemanden zu verfolgen, um ihn dazu zu bringen, vom rechten Weg abzuweichen und seine Mission aufzugeben. Es ist ein schlechter Rat, wenn man seinen Anhängern sagt: „Verteidigt mit allen Mitteln und um jeden Preis den verfolgten Gerechten“, und ebenso ist es ein schlechter Rat, den Anhängern zu sagen: „Wenn ihr ihn beschützt, werden wir euch verachten.“

Aber ich spreche hier nicht von den Ratschlägen, die den Anhängern gegeben wurden. Ich spreche von den Ratschlägen, die man dem Sohn des Königs gab und geben ließ, mit vorgetäuschem Wohlwollen, mit unbändigem Haß oder durch den Mund unwissender Instrumente, die vorgeschoben wurden, um zu schaden, während sie glaubten zu nützen.

Der Sohn des Königs hörte alle diese Ratschläge an. Er hatte Ohren, Augen, Verstand und Herz. Er konnte daher nicht umhin, zu hören, zu sehen, zu verstehen und zu beurteilen. Aber der Königssohn hatte vor allem den gerechten Geist des wahren Gerechten, und auf jeden Rat, der ihm bewußt oder unbewußt gegeben wurde, um ihn zur Sünde zu verleiten und so den Untertanen seines Vaters ein schlechtes Beispiel zu geben und dem Vater selbst unendlichen Schmerz zu bereiten, antwortete er: „Nein. Ich tue, was mein Vater

will. Ich folge seinen Gesetzen. Daß ich der Sohn des Königs bin, entbindet mich nicht davon, in der Befolgung des Gesetzes der getreueste seiner Untertanen zu sein. Ihr, die ihr mich haßt und mir Furcht einjagen wollt, wißt, daß nichts mich dazu bringen kann, das Gesetz zu übertreten. Ihr, die ihr mich liebt und mich retten wollt, wißt, daß ich euch für diese gute Absicht segne; aber wißt auch, daß eure Liebe und meine Liebe zu euch – denn ihr seid mir treuer als jene, die sich *weise* nennen – mich nicht meine Pflicht gegen die größte Liebe vergessen lassen darf, gegen die Liebe, die ich meinem Vater schulde.“

Dies ist das Gleichnis, meine Kinder. Und es ist so einfach, daß jeder von euch es verstehen kann. Und aus den ehrlichen Seelen kann nur eine Stimme kommen: „Er ist wahrlich der Gerechte, denn kein menschlicher Rat kann ihn auf den Weg des Irrtums führen.“

Ja, Kinder von Sichem, mich kann nichts zum Irrtum verleiten. Wehe, wenn ich dem Irrtum verfallen würde! Wehe mir und wehe euch! Anstatt euer Erlöser zu sein, wäre ich euer Verräter, und ihr hättet recht, mich zu hassen. Aber ich werde es nicht tun. Ich tadle euch nicht, weil ihr Ratschläge angenommen und Pläne geschmiedet habt, die gegen die Gerechtigkeit fehlen. Ihr seid nicht schuldig, da ihr dies im Geist der Liebe getan habt. Vielmehr sage ich euch, was ich am Anfang und am Ende gesagt habe: Ich liebe euch mehr, als ich meine leiblichen Kinder lieben würde, denn ihr seid die Kinder meines Geistes. Ich habe euren Geist zum Leben geführt und werde es noch mehr tun. Wißt, und dies soll das Andenken an mich sein, wißt, daß ich euch segne für die Gedanken eures Herzens. Doch wachst in der Gerechtigkeit, seid nur darauf bedacht zu tun, was dem wahren Gott zur Ehre gereicht; dem wahren Gott, dem eure ganze Liebe gebührt, viel mehr als jedem anderen. Kommt zu dieser vollkommenen Gerechtigkeit, für die ich euch ein Beispiel gewesen bin; der Gerechtigkeit, die den Egoismus des eigenen Wohlergehens, die Furcht vor dem Feind und dem Tod, die alles überwinden läßt, um den Willen Gottes zu tun.

Bereitet eure Seele vor. Der Morgen der Gnade bricht an. Das Festmahl der Gnade steht bevor. Eure Seelen, die Seelen jener, die zur Wahrheit kommen wollen, stehen am Vorabend ihrer Hochzeit, ihrer Befreiung, ihrer Erlösung. Bereitet euch in Gerechtigkeit auf das Fest der Gerechtigkeit vor.«

Jesus gibt den Verwandten der Kinder, die ganz in seiner Nähe sind, ein Zeichen, mit ihm ins Haus zu kommen, und zieht sich zurück, nachdem er die drei Kinder in die Arme genommen hat wie zu Anfang.

Auf dem Platz folgen nun die Bemerkungen. Sehr unterschiedlich sind sie. Die Besten sagen: »Er hat recht. Wir wurden von den falschen Boten verraten.«

Die weniger Guten sagen: »Aber dann hätte er uns nicht schmeicheln dürfen. Nun macht er uns noch mehr verhaßt. Er hat uns einen schlechten Streich gespielt. Er ist ein echter Jude.«

»Das könnt ihr nicht sagen. Unsere Armen haben seine Hilfe erfahren. Unsere Kranken seine Macht. Unsere Waisen seine Güte. Wir können nicht verlangen, daß er sündigt, um uns zufriedenzustellen.«

»Er hat schon gesündigt, denn er hat uns gehaßt, da er den Haß gegen uns geschürt hat.«

»Bei wem?«

»Bei allen. Er hat sich über uns lustig gemacht. Ja, er hat seinen Spott mit uns getrieben.«

Die verschiedensten Ansichten sind auf dem Platz zu hören. Doch sie dringen nicht in das Innere des Hauses, in dem sich Jesus mit den Vornehmen, den Kindern und ihren Angehörigen aufhält.

Einmal mehr bewahrheitet sich das prophetische Wort: »Er wird zum Stein des Anstoßes werden.«

628 Jesus geht nach Änon

Jesus ist allein. Er sitzt meditierend unter einer riesigen Steineiche auf einem Ausläufer des Berges, der Sichem überragt. Die unter den ersten Strahlen der Sonne rötlichweiß schimmernde Stadt liegt unten, auf den niedrigeren Hängen des Berges. Von oben gesehen gleicht sie einer Handvoll großer, weißer Würfel, die ein großes Kind auf einer grünen, sanft abfallenden Wiese verstreut hat. Die beiden Wasserläufe, in deren Nähe sie sich erhebt, bilden einen silberblauen Halbkreis um die Stadt. Dann fließt einer von ihnen durch den Ort und singt und glitzert zwischen den weißen Häusern, um ihn dann wieder zu verlassen und im Grün der Olivenhaine und üppigen Obstgärten da und dort zu verschwinden und wieder aufzutreten und dem Jordan zuzustreben. Der andere ist bescheidener und fließt an der Stadtmauer entlang, leckt fast an ihr. Er bewässert die fruchtbaren Gärten und tränkt dann die Herden weißer Schafe, die auf den Wiesen weiden, die die Kleeblüten mit ihren roten Köpfchen wie mit Blut besprengen. Vor Jesus dehnt sich ein weiter Horizont. Hinter den immer niedriger werdenden Wellen der Hügel sieht man klein und weit entfernt das grüne Tal des Jordan, und hinter diesem die Gebirge auf der anderen Seite des Jordan, die im Nordosten in den charakteristischen Gipfeln des Hauran enden. Die Sonne, die hinter diesen aufgegangen ist, beleuchtet drei eigenartige Wolken, die wie drei Bänder aus leichter Gaze vor dem Schleier des Firmaments schweben; und die leichte Gaze der drei langen, schmalen Wolken hat eine Farbe zwischen orange und rosa angenommen, ähnlich gewissen kostbaren Korallen. Der Himmel scheint durch dieses luftige, wunderschöne Tor versperrt zu sein. Jesus betrachtet es. Das heißt, er schaut gedankenvoll in diese Richtung. Vielleicht sieht er die Schönheit der Natur nicht. Er hat den Ellbogen auf das Knie gestützt und das Kinn in die Hand und schaut, denkt nach, betrachtet. Über ihm lärmten die Vögel und zwitschern und fliegen fröhlich um die Wette.

Jesus senkt den Blick auf Sichem, das in der Morgensonne immer mehr erwacht. Nun kommen zu den Hirten und den Herden, die zuerst allein das Panorama belebten, die Pilgergruppen, und in das Gemimmel der Herdenglöckchen mischen sich die Klänge der Schellen der Lasttiere, und Stimmen, das Scharren von Schritten, und Worte. Der Wind trägt in Wellen die Geräusche der erwachenden Stadt und der Leute, die sich von ihrer Nachtruhe erheben, zu Jesus.

Jesus steht auf. Mit einem Seufzer verläßt er den ruhigen Ort und geht rasch auf einer Abkürzung zur Stadt hinunter. Er betritt sie zwischen Karawanen von Gärtnern und Pilgern, von denen erstere sich beeilen, ihre Erzeugnisse abzuladen, während letztere vor der Weiterreise noch rasch etwas einkaufen. In einer Ecke des Marktplatzes warten schon in einer Gruppe die Apostel und die Jüngerinnen. Sie sind umringt von den Leuten aus Efraim, Schilo, Lebona und von vielen aus Sichem.

Jesus geht zu ihnen und grüßt sie. Dann sagt er zu denen aus Samaria: »Und nun wollen wir uns trennen. Kehrt in eure Häuser zurück und denkt an meine Worte. Wachst in der Gerechtigkeit.« Er wendet sich an Judas von Kerijot: »Hast du an die Armen aller Orte Almosen verteilt, wie ich es dir gesagt habe?«

»Ja. Nur an die von Efraim nicht, denn sie haben schon etwas bekommen.«

»Dann geht also. Sorgt dafür, daß jeder Arme Hilfe erhält.«

»Wir danken dir in ihrem Namen.«

»Dankt den Jüngerinnen, sie haben mir das Geld gegeben. Geht. Der Friede sei mit euch.«

Die Leute entfernen sich zögernd und mit Bedauern. Aber sie gehorchen.

Jesus bleibt mit den Aposteln und Jüngerinnen zurück. Er sagt zu ihnen: »Ich gehe nach Änon. Ich möchte den Ort des Täufers grüßen. Dann will ich zur Straße im Tal hinuntergehen. Sie ist für die Frauen bequemer.«

»Wäre es nicht besser, die Straße von Samaria zu nehmen?« fragt Iskariot.

»Wir brauchen die Räuber nicht zu fürchten, auch wenn wir auf dem Weg an ihren Höhlen vorbeikommen. Wer will, soll mit mir kommen. Wer nicht nach Änon mitkommen will, soll bis zum Tag nach dem Sabbat hierbleiben. An diesem Tag werde ich mich nach Tirza begeben, und wer hiergeblieben ist, kann dort mit mir zusammentreffen.«

»Ich, wirklich ... ich würde lieber hierbleiben. Ich fühle mich nicht ganz gesund ... Ich bin müde ... « sagt Iskariot.

»Man sieht es. Du siehst krank aus, mit deinem finsternen Blick, deiner schlechten Laune und deiner dunklen Hautfarbe. Ich beobachte dich schon einige Zeit ... « sagt Petrus.

»Aber niemand fragt mich, ob ich leide ... «

»Wäre dir das recht gewesen? Ich weiß nie, was du willst. Aber wenn es dich freut, frage ich dich jetzt und bin auch bereit, bei dir zu bleiben, um dich zu pflegen«, antwortet ihm Petrus geduldig.

»Nein, nein. Es ist nur etwas Müdigkeit. Geh, geh nur. Ich bleibe hier.«

»Auch ich bleibe. Ich bin alt. Ich werde mich ausruhen und dir Mutter sein ... « sagt Elisa plötzlich.

»Du willst hierbleiben? Du hast doch gesagt ... « unterbricht sie Salome.

»Wenn alle gegangen wären, wäre auch ich mitgekommen, um nicht allein zurückzubleiben. Aber da Judas hierbleibt ... «

»Dann komme auch ich mit. Ich will nicht, daß du dich für mich opferst, Frau. Sicher willst du gerne die Zufluchtsstätte des Täufers sehen ... «

»Ich bin von Bet-Zur und habe nie das Bedürfnis gehabt, nach Betlehem zu gehen und die Höhle zu sehen, in der der Meister geboren wurde. Das werde ich tun, wenn ich den Meister nicht mehr habe. Warum sollte ich also darauf brennen, zu sehen, wo Johannes lebte ... Ich ziehe es vor, Liebe zu üben, und bin überzeugt, daß sie mehr wert ist als eine Pilgerreise.«

»Du tadelst den Meister. Merkst du das nicht?«

»Ich spreche für mich. Er geht dorthin und tut das Richtige. Er ist der Meister. Ich bin eine alte Frau, der der Schmerz jegliche Neugier genommen hat und die aus Liebe zu Christus nur noch von dem Wunsch beseelt ist, ihm zu dienen.«

»Du dienst ihm also, indem du mich ausspionierst.«

»Tust du denn tadelnswerte Dinge? Man überwacht die, die Böses tun. Aber ich habe noch nie jemanden ausspioniert, Mann. Ich gehöre nicht zur Familie der Schlangen. Und ich übe keinen Verrat.«

»Ich auch nicht.«

»Gott gebe es, zu deinem Besten. Aber ich kann nicht verstehen, warum du etwas dagegen hast, daß ich hier bei dir bleibe und mich ausruhe . . . «

Jesus, der bisher schweigend zugehört hat inmitten der anderen, die erstaunt über diesen Wortwechsel sind, hebt nun das zuvor etwas gesenkte Haupt und sagt: »Genug. Den Wunsch, den du hast, kann mit mehr Berechtigung auch eine Frau haben, die noch dazu alt ist. Ihr bleibt bis zum Morgengrauen nach dem Sabbat hier. Dann trifft ihr wieder mit mir zusammen. Geh du inzwischen einkaufen, was wir für diese Tage nötig haben. Geh und sei bald zurück.«

Judas geht widerwillig, um die Lebensmittel einzukaufen. Andreas will ihm folgen, doch Jesus hält ihn am Arm und sagt: »Bleibe. Er kann es allein tun.« Jesus ist sehr streng.

Elisa schaut ihn an. Dann kommt sie zu ihm und sagt: »Verzeih, Meister, wenn ich dir mißfallen habe.«

»Ich habe dir nichts zu verzeihen, Frau. Verzeih vielmehr du diesem Mann, wie wenn er dein Sohn wäre.«

»In diesem Sinn bleibe ich bei ihm . . . auch wenn er das Gegenteil glaubt . . . Du verstehst mich . . . «

»Ja. Und ich segne dich. Du hast recht, wenn du sagst, daß die Wallfahrten zu meinen Orten erst später notwendig sein werden, wenn ich nicht mehr bei euch bin. Sie werden nötig sein, um euren Geist zu trösten. Vorerst sollt ihr nur den Wünschen eures Jesus entsprechen. Und du hast meinen Wunsch verstanden; denn du opferst dich, um einen unklugen Geist zu beschützen . . . «

Die Apostel sehen sich an ... Auch die Jüngerinnen. Nur Maria steht ganz verschleiert da und hebt nicht einmal den Kopf, um mit jemandem einen Blick zu tauschen. Maria von Magdala, die gerade und aufrecht wie eine richtende Königin dasteht, hat Judas, der zwischen den Händlern umhergeht, nie aus den Augen verloren, und in ihrem Blick liegt Groll und auf ihren zusammengepreßten Lippen Verachtung. Ihr Ausdruck sagt mehr, als Worte sagen könnten.

Judas kommt zurück. Er gibt den Gefährten, was er eingekauft hat. Dann bringt er seinen Mantel in Ordnung, den er benützt hat, um die Einkäufe darin zu tragen, und will Jesus die Börse geben.

Jesus weist sie mit der Hand zurück: »Nicht nötig. Für die Almosen ist noch Maria da. Kümmere dich darum, hier Gutes zu tun. Es gibt viele Bettler. In diesen Tagen kommen sie hier aus allen Richtungen auf dem Weg nach Jerusalem vorbei. Gib ohne Ausnahme und mit Liebe und vergiß nicht, daß wir alle Bettler sind vor Gott, was die Barmherzigkeit und das Brot betrifft ... Leb wohl. Leb wohl, Elisa. Der Friede sei mit euch.« Jesus wendet sich rasch um und entfernt sich sofort auf einer Straße, die dort in der Nähe vorüberführt, ohne Judas Gelegenheit zu geben, ihn zu grüßen ...

Alle folgen ihm schweigend. Sie verlassen die Stadt in Richtung Nordosten und durchqueren eine wunderschöne Gegend ...

629 In Änon • Der Jüngling Benjamin

Änon, eine Handvoll Häuser, liegt etwas weiter oben im Norden. Hier ist der Ort, an dem der Täufer sich aufgehalten hat: eine Höhle, umgeben von üppiger Vegetation und rieselnden Quellen, die sich zu einem wasserreichen Bach vereinigen und zum Jordan fließen.

Jesus sitzt vor der Höhle, dort, wo er einst den Vetter begrüßt hat. Er ist allein. Der Sonnenaufgang bemalt kaum den Osten mit einem schwachen Rosaton, und der Wald belebt sich mit dem Gezwitscher der erwachenden Vögel. Aus den Ställen von Änon ertönt das Blöken der Schafe, und der Schrei eines Esels dringt durch die stille

Luft. Dann das Trappeln von Schrittchen auf dem Weg. Eine kleine Ziegenherde kommt vorbei mit einem Hirtenknaben, der einen Augenblick stillsteht, um Jesus anzusehen. Dann geht er weiter. Doch gleich darauf kommt er zurück, weil eine kleine Ziege es sich in den Kopf gesetzt hat, stehenzubleiben und den Mann zu betrachten, den sie noch nie an diesem Ort gesehen hat und der seine schlanke Hand ausstreckt, ihr einen Stengel Majoran reicht und ihren Kopf mit den klugen Augen krault. Der Hirtenjunge ist verblüfft. Er weiß nicht, soll er das Tier rufen oder soll er Jesus es weiterhin streicheln lassen, der sich zu freuen scheint, daß die Ziege sich so furchtlos zu seinen Füßen niedergelassen und ihren Kopf auf seine Knie gelegt hat. Auch die anderen Ziegen kommen zurück und fressen das blumige Gras.

Der Hirtenjunge fragt: »Möchtest du Milch haben? Ich habe zwei widerspenstige Ziegen noch nicht gemolken, da sie jeden mit den Hörnern stoßen, der es versucht, solange sie sich nicht vollgefressen haben. Genau wie ihr Besitzer, der uns schlägt, wenn seine Börse nicht voll ist.«

»Bist du ein dienender Hirte?«

»Ich bin Waise. Ich bin allein und bin Knecht. Er ist mein Verwandter, denn er ist der Mann der Schwester der Mutter meiner Mutter. Solange Rahel lebte ... Aber sie ist nun schon seit vielen Monaten tot ... Und ich bin sehr unglücklich ... Nimm mich mit! Ich bin gewohnt, von nichts zu leben ... Ich werde dir dienen. Ein wenig Brot genügt mir als Lohn. Auch hier habe ich nichts ... Wenn er mich bezahlen würde, würde ich fortgehen. Aber er sagt: „Dein Geld? Das behalte ich, denn ich kleide dich und gebe dir zu essen.“ Er kleidet mich ...! Du siehst es. Er gibt mir zu essen ...! Schau mich an ... Und das sind die Schläge ... Mein Brot von gestern, dies hier ...« Er zeigt die blauen Flecken auf den mageren Armen und Schultern.

»Was hast du denn getan?«

»Nichts. Deine Gefährten, ich meine die Jünger, haben vom Himmelreich gesprochen, und ich habe ihnen zugehört ... Es war ja

Sabbat. Auch wenn ich nicht gearbeitet habe, weil Sabbat war, so bin ich doch nicht müßig gewesen. Da hat er mich so geschlagen, daß ich nicht mehr bei ihm bleiben will. Nimm mich mit, oder ich laufe davon ... Ich bin heute morgen eigens hierher gekommen. Zuerst hatte ich Angst, mit dir zu reden. Doch du bist gut. Und so habe ich gesprochen.«

»Und die Herde? Du willst doch nicht mit der Herde davonlaufen ... «

»Ich werde sie in den Stall zurückbringen ... Der Mann wird bald in den Wald gehen, um Holz zu sägen ... Ich werde die Herde zurückbringen und dann fliehen. Oh, nimm mich mit!«

»Aber weißt du denn, wer ich bin?«

»Du bist der Christus, der König des Himmelreiches. Wer dir nachfolgt, wird im anderen Leben glücklich sein. Hier habe ich noch nie eine Freude erlebt ... Weise mich nicht ab ... damit ich wenigstens dort glücklich sein kann ... « Der Junge weint, neben der Ziege zu Füßen Jesu kniend.

»Woher kennst du mich denn so gut? Hast du mich vielleicht schon reden gehört?«

»Nein ... Erst seit gestern weiß ich, daß du hier bist, wo einst der Täufer gewesen ist. Aber deine Jünger von Änon sind manchmal hierhergekommen. Ich habe sie gehört. Sie heißen Matthias, Johannes und Simeon, und sie waren oft hier, weil der Täufer ihr Meister gewesen ist, bevor du es geworden bist. Und dann Isaak ... In Isaak habe ich Vater und Mutter wiedergefunden. Isaak wollte mich von meinem Herrn wegholen und gab ihm auch Geld. Aber er! Er nahm das Geld, ja, das Geld; aber dann ließ er mich nicht gehen und verspottete deinen Jünger.«

»Du weißt viel. Aber weißt du auch, wohin ich gehe?«

»Nach Jerusalem. Aber es steht nicht auf meiner Stirne geschrieben, daß ich aus Änon bin.«

»Ich gehe viel weiter fort. Bald schon gehe ich fort. Ich kann dich nicht mitnehmen.«

»Nimm mich mit, auch wenn es nur für kurze Zeit ist.«

»Und dann?«

»Und dann ... werde ich weinen und mit denen gehen, die bei Johannes waren; denn diese haben als erste zu mir armem Knaben gesagt, daß Gott die Freude, die die Menschen auf Erden nicht geben, denen im Himmel schenkt, die guten Willens gewesen sind. Um sie zu erlangen, habe ich so viele Schläge und so viel Hunger ertragen und Gott um diesen Frieden gebeten ... Du siehst, ich bin guten Willens gewesen ... Aber wenn du mich jetzt abweist, werde ich alle Hoffnung verlieren ... « Der Junge weint leise und fleht Jesus mehr mit den Tränen seiner Augen als mit Worten an.

»Ich habe kein Geld, um dich loszukaufen. Und ich weiß auch nicht, ob dein Herr damit einverstanden wäre.«

»Aber ich bin schon losgekauft worden. Dafür gibt es Zeugen. Eli, Levi und Jona haben es gesehen und den Mann getadelt. Und sie sind die Angesehensten von Änon, weißt du!«

»Wenn es so ist, dann wollen wir gehen. Steh auf und komm.«

»Wohin?«

»Zu deinem Herrn.«

»Ich habe Angst! Geh du allein. Er ist dort auf dem Berg zwischen den Bäumen und sägt Holz. Ich warte hier.«

»Hab keine Angst. Schau, da kommen meine Jünger. Wir werden viele gegen einen sein, und er wird dir nichts antun können. Steh auf. Wir wollen nun nach Änon gehen, die drei Zeugen holen, und alle zusammen zu deinem Herrn gehen. Gib mir deine Hand. Später werde ich dich den Jüngern anvertrauen, die du schon kennst. Wie heißt du denn?«

»Benjamin.«

»Ich habe schon zwei andere kleine Freunde, die so heißen. Du wirst der dritte sein.«

»Freund? Das ist zuviel! Dein Knecht bin ich.«

»Du bist der Knecht des Allerhöchsten Herrn. Für Jesus von Nazaret bist du ein Freund. Komm. Sammle deine Herde und laß uns gehen.«

Jesus erhebt sich, und während der Hirtenknabe die störrischen Ziegen sammelt und auf den Weg treibt, gibt er den Aposteln, die auf dem Pfad daherkommen und nach ihm Ausschau halten, ein Zeichen, sich zu beeilen. Sie beschleunigen ihre Schritte. Aber die Herde ist schon auf dem Weg, und Jesus geht ihnen, den kleinen Hirten an der Hand, entgegen ...

»Herr! Bist du ein Ziegenhirt geworden? Wahrlich, Samaria kann man eine Ziege nennen, aber du ... «

»Ich bin der gute Hirte. Und ich verwandle auch die Böcklein in Lämmer. Die Kinder sind alle Lämmer, und dieser Junge ist noch ein halbes Kind.«

»Ist das nicht der Junge, der gestern von dem wütenden Mann fortgeführt wurde?« fragt Matthäus und betrachtet den Knaben.

»Ich glaube, daß er es ist. Bist du es?«

»Ich bin es.«

»Oh, armer Junge! Dein Vater liebt dich wirklich nicht!« sagt Petrus.

»Er ist mein Herr. Ich habe keinen anderen Vater als Gott.«

»Ja. Die Jünger des Täufers haben seine Unwissenheit belehrt und sein Herz getröstet, und zur rechten Zeit hat der Vater aller uns zusammengeführt. Wir wollen nach Änon, drei Zeugen holen und dann zu seinem Herrn gehen ... « sagt Jesus.

»Damit er uns den Jungen gibt? Und wo ist das Geld dafür? Maria hat das letzte Geld, das sie hatte, weggegeben ... « bemerkt Petrus.

»Geld ist nicht erforderlich, denn er ist kein Sklave. Und zudem hat sein Herr schon Geld erhalten. Isaak hat es ihm gegeben, da ihm der Junge leid tat.«

»Und warum hat Isaak ihn nicht bekommen?«

»Weil jene, die Gottes und der Menschen spotten, zahlreich sind. Aber dort ist meine Mutter mit den Frauen. Lauft und sagt ihnen, daß sie nicht weitergehen sollen.«

Jakobus des Zebedäus und Andreas eilen wie zwei Gazellen davon. Jesus geht rasch der Mutter und den Jüngerinnen entgegen

und trifft mit ihnen zusammen, als sie schon alles erfahren haben und mitleidig den Knaben betrachten.

Zusammen gehen sie eilig nach Änon zurück und betreten die Stadt. Von dem Knaben geführt, gelangen sie zum Haus des Eli, einem im Alter erblindeten Greis, der aber sonst noch recht rüstig ist. Als junger Mann muß er stark wie die Eichen dieser Gegend gewesen sein.

»Eli, der Rabbi von Nazaret will mich mit sich nehmen, wenn . . . «

»Er nimmt dich mit? Eine größere Wohltat könnte er dir nicht erweisen. Du würdest ein Bösewicht werden, wenn du hier bleibst. Das Herz wird hart, wenn die Ungerechtigkeit zu lange dauert. Und sie ist zu groß. Du hast ihn gefunden? Der Allerhöchste hat also deine Tränen erhört, obwohl du nur ein kleiner Samariter bist. Glücklicherweise bist du, denn in deinem Alter bist du durch nichts mehr gebunden und kannst der Wahrheit folgen, ohne daß dich etwas daran hindert, nicht einmal der Wille eines Vaters oder einer Mutter. Nun erscheint das als Vorsehung, was so viele Jahre eine Strafe zu sein schien. Gott ist gut. Aber was willst du von mir? Weshalb bist du gekommen? Willst du meinen Segen? Den gebe ich dir gern als Ältester des Ortes.«

»Deinen Segen erbitte ich, denn du bist gut. Ich möchte dich aber auch bitten, mit Levi und Jona und mit dem Rabbi zu meinem Herrn zu gehen, damit er nicht noch einmal Geld verlangt.«

»Aber wo ist denn der Rabbi? Ich bin alt und sehe nur wenig. Und ich erkenne nur die, die ich sehr gut kenne. Den Rabbi kenne ich nicht.«

»Hier ist er. Er steht vor dir.«

»Hier?! Ewige Macht!« Der Greis steht auf, verneigt sich vor Jesus und sagt: »Vergib dem Alten mit den trüben Augen. Ich grüße dich, denn einer nur ist gerecht in ganz Israel, und du bist es. Gehen wir. Levi arbeitet in seinem Garten an einem Faß, und Jona ist mit seinem Käse beschäftigt.« Der Greis richtet sich wieder auf – er ist so hochgewachsen wie Jesus, obgleich vom Alter gebeugt – und geht an der

Mauer entlang, wobei er mit Hilfe seines Stockes den Hindernissen auf dem Weg ausweicht.

Jesus, der ihn mit seinem Friedensgruß begrüßt hat, kommt ihm zu Hilfe an einer Stelle, an der drei primitive Stufen eine Gefahr beim Gehen für einen Halbblinden darstellen könnten. Bevor sie aufgebrochen sind, hat Jesus den Jüngerinnen aufgetragen, ihn dort zu erwarten. Benjamin geht indessen zu seinem Schafstall.

Der Alte sagt: »Du bist gut. Aber Alexander ist ein Raubtier. Ein Wolf ist er. Ich weiß nicht, ob ... Aber ich bin reich genug, um dir Geld für Benjamin geben zu können, falls Alexander nochmals etwas verlangt. Meine Kinder brauchen mein Geld nicht. Ich bin fast hundert Jahre alt, und Geld hat im anderen Leben keinen Wert. Eine Tat der Menschlichkeit, ja, die hat einen Wert ... «

»Warum hast du das nicht schon eher getan?«

»Tadle mich nicht, Meister. Ich habe dem Knaben zu essen gegeben und habe ihn getröstet, damit er nicht ein Übeltäter wird. Alexander ist imstande, eine Turteltaube rasend zu machen. Aber ich konnte ihm den Jungen nicht wegnehmen. Niemand konnte das. Du ... gehst weit fort von hier. Aber wir ... Wir bleiben hier. Und seine Rache wird allgemein gefürchtet. Eines Tages hatte einer von Anon es gewagt, dazwischenzutreten, als er im Rausch den Knaben beinahe zu Tode prügelte, und Alexander vergiftete ihm, ich weiß nicht, wie er es fertigbrachte, die ganze Herde.«

»Ist dies nicht nur ein Verdacht?«

»Nein. Er wartete viele Monate. Es war im Winter, wenn die Schafe eingesperrt sind. Da vergiftete er das Wasser in der Tränke. Sie tranken, bekamen aufgeblähte Bäuche und gingen ein. Alle. Wir sind hier alle Hirten und kennen uns aus. Um sicher zu sein, hat man einen Hund von dem Schaffleisch fressen lassen, und der Hund ist krepirt. Außerdem hat jemand Alexander heimlich in den Stall schleichen sehen ... Oh, er ist ein Bösewicht! Wir haben alle Angst vor ihm ... Er hatte kein Mitleid mit seinen Angehörigen. Nun, da sie alle tot sind, quält er den Jungen.«

»Du brauchst nicht mitzukommen, wenn . . . «

»O nein! Ich komme mit. Die Wahrheit muß gesagt werden. Da, ich höre den Hammer. Das ist Levi.« Er ruft mit lauter Stimme an einer Hecke: »Levi! Levi!«

Ein nicht ganz so alter Mann wie Eli kommt heraus. Sein Gewand ist geschürzt, und in der Hand hält er eine Axt. Er grüßt Eli und fragt: »Was willst du, Freund?«

»Der Mann neben mir ist der Rabbi von Galiläa. Er ist gekommen, um Benjamin mitzunehmen. Komm mit in den Wald zu Alexander. Um zu bezeugen, daß er für den Knaben damals schon Geld von dem Jünger bekommen hat.«

»Ich komme. Man hat mir immer gesagt, daß der Rabbi gut ist. Nun glaube ich es. Der Friede sei mit dir!« Levi legt die Axt weg, ruft ich weiß nicht wem zu, auf ihn zu warten, und folgt dann Eli und Jesus.

Bald sind sie beim Schafstall des Jona. Sie rufen ihn, erklären ihm alles.

»Ich komme. Du«, gebietet er einem Jungen, »fahre mit der Arbeit fort.« Jona trocknet sich die Hände an einem Lappen ab, den er dann an einen Pfosten hängt, und folgt Jesus, nachdem er ihn begrüßt hat, zusammen mit Levi und Eli.

Jesus spricht inzwischen mit dem Alten. Er sagt zu ihm: »Du bist ein Gerechter. Gott wird dir Frieden schenken.«

»Ich hoffe es. Der Herr ist gerecht! Es ist nicht meine Schuld, daß ich in Samaria geboren wurde . . . «

»Es ist nicht deine Schuld. Im anderen Leben gibt es keine Grenzen für die Gerechten. Nur die Sünde errichtet Grenzen zwischen dem Himmel und dem Abgrund.«

»Das ist wahr. Wir gerne würde ich dich doch sehen! Deine Stimme ist sanft, und auch deine Hand ist sanft, wenn du den blinden Alten führst. Sanft und kräftig zugleich. Sie gleicht der meines Lieblingssohnes: Eli heißt er, wie ich, und ist der Sohn meines Sohnes Josef. Wenn dein Aussehen so ist wie deine Hand, dann selig der, der dich sieht.«

»Es ist besser, mich zu hören, als mich zu sehen. Das heiligt die Seele mehr.«

»Das ist wahr. Ich höre denen zu, die von dir berichten. Doch sie kommen nur selten vorbei . . . Hört man da nicht Axtschläge?«

»So ist es.«

»Dann ist Alexander nicht weit . . . Rufe ihn.«

»Ja. Ihr bleibt hier. Wenn ich es allein schaffe, rufe ich euch nicht. Zeigt euch nicht, wenn ich euch nicht rufe.« Jesus geht weiter und ruft laut.

»Wer ruft mich? Wer bist du?« sagt ein alter, äußerst kräftiger Mann mit hartem Gesichtsausdruck und dem Rumpf und den Gliedern eines Ringers. Ein Schlag dieser Hände muß wie ein Keulenschlag sein: furchtbar.

»Ich bin es. Ein Unbekannter, der dich kennt. Ich bin gekommen, um zu holen, was mir gehört.«

»Dir? Ha, ha, ha! Was kann dir denn in meinem Wald gehören?«

»Im Wald nichts. In deinem Haus gehört mir Benjamin.«

»Du bist wohl verrückt! Benjamin ist mein Knecht.«

»Er ist mit dir verwandt, und du bist sein Folterknecht. Und einer meiner Boten hat dir das Geld gegeben, das du verlangt hast, um den Knaben freizugeben. Du hast das Geld genommen und den Knaben behalten. Mein Bote, ein Mann des Friedens, hat sich nicht gewehrt. Ich bin gekommen, um Gerechtigkeit zu fordern.«

»Dein Bote wird dein Geld vertrunken haben. Ich habe nichts bekommen und behalte Benjamin. Ich habe ihn lieb.«

»Nein, du haßt ihn. Du liebst den Lohn, den du ihm vorenthältst. Lüge nicht. Gott bestraft die Lügner.«

»Ich habe kein Geld bekommen. Wenn du mit meinem Knecht gesprochen hast, dann sollst du wissen, daß er ein ausgekochter Lügner ist. Und ich werde ihn verprügeln, weil er mich verleumdet. Leb wohl!« Er kehrt ihm den Rücken und will gehen.

»Gib acht, Alexander! Gott ist gegenwärtig. Fordere ihn in seiner Güte nicht heraus.«

»Gott? Ist er denn der Hüter meiner Interessen, Gott? Ich allein muß mich um sie kümmern und kümmere mich um sie.«

»Gib acht!«

»Wer bist du denn, du erbärmlicher Galiläer? Wie kannst du dir erlauben, mich zu tadeln? Ich kenne dich nicht.«

»Du kennst mich. Ich bin der Rabbi von Galiläa und ... «

»Ach so! Und du glaubst, du könntest mir Angst einjagen? Ich fürchte weder Gott noch Beelzebul. Und da willst du, daß ich dich fürchte? Einen Verrückten? Geh, geh! Störe mich nicht bei der Arbeit. Geh, sage ich dir. Schau mich nicht so an. Meinst du, deine Augen könnten mir Angst einjagen? Was willst du denn sehen?«

»Deine Verbrechen nicht, denn die sind mir alle bekannt. Alle. Auch jene, von denen niemand weiß. Aber ich möchte sehen, ob du nicht einmal begreifst, daß dies die letzte Stunde ist, die die göttliche Barmherzigkeit dir schenkt, damit du bereust. Ich möchte sehen, ob nicht Reue in dir aufkommt und dein steinernes Herz zerbricht, wenn ... «

Der Mann, der noch die Axt in der Hand hält, wirft diese plötzlich auf Jesus, der sich jedoch rasch bückt. Die Axt fliegt in hohem Bogen über seinen Kopf und trifft den Stamm einer jungen Eiche, schlägt ihn glatt durch, und der Baum fällt unter großem Blättergeraschel und dem Angstgeschrei der erschrockenen Vögel zu Boden.

Die drei, die sich ganz in der Nähe versteckt haben, springen schreiend hervor, aus Furcht, auch Jesus könne getroffen sein, und der blinde Alte ruft: »Oh, könnte ich doch sehen! Könnte ich doch sehen, ob er wirklich nicht verletzt ist! Nur dazu möchte ich das Augenlicht wiederhaben, o ewiger Gott!« Und taub gegen alle Versicherungen der anderen, geht er wankend vorwärts, da er den Stock verloren hat, will Jesus betasten, um zu fühlen, ob er nicht irgendwo am Körper blutet, und stöhnt: »Nur einen einzigen Strahl hellen Lichtes, dann wieder die Finsternis. Aber sehen, sehen können, ohne diesen Schleier, der mir kaum erlaubt, die Hindernisse zu erraten ... «

»Es ist mir nichts passiert, Vater. Du kannst es fühlen«, sagt Jesus, berührt den Greis und läßt sich von ihm anfassen.

Inzwischen werfen die beiden anderen mit harten Worten dem Gewalttätigen seine Schandtaten und Lügen vor. Doch dieser zieht ein Messer, da er nun keine Axt mehr hat, und springt auf sie los. Er lästert dabei Gott, beleidigt den Blinden, droht den anderen und gleicht wirklich einem rasenden wilden Tier. Doch dann schwankt er plötzlich, bleibt stehen, läßt den Dolch fallen, reibt sich die Augen, öffnet sie und schließt sie wieder und stößt einen fürchterlichen Schrei aus: »Ich kann nicht mehr sehen! Hilfe! Meine Augen ... Die Finsternis ... Wer hilft mir?«

Auch die anderen schreien. Vor Staunen. Sie verspotten ihn auch und sagen: »Gott hat dich erhört.«

Eine der Gotteslästerungen war tatsächlich: »Gott soll mich erblinden lassen, wenn ich lüge und gesündigt habe. Und ich will lieber blind sein, als einen verrückten Nazarener anbeten! Aber an euch werde ich mich rächen, und Benjamin werde ich wie diesen Baum zerbrechen ... «

Sie verspotten ihn auch mit den Worten: »Nun kannst du dich rächen ... «

»Seid nicht wie er. Haßt nicht!« mahnt Jesus und liebkost den Alten, der sich um nichts anderes kümmert, als um die Unversehrtheit Jesu. Um ihn zu beruhigen, sagt er: »Erhebe dein Antlitz! Schau!«

Das Wunder geschieht. Wie dort dem Gewalttätigen die Finsternis, so wird hier dem Gerechten das Licht zuteil. Und dann ein Schrei; ein anderer, glücklicher, der über die hohen Bäume aufsteigt: »Ich sehe! Meine Augen! Das Licht! Sei gepriesen!« Der Alte betrachtet Jesus mit Augen, in denen neues Leben leuchtet, und wirft sich dann zu Boden, um ihm die Füße zu küssen.

»Gehen wir beide. Ihr anderen, begleitet diesen Unglücklichen nach Änon. Habt Mitleid mit ihm, denn Gott hat ihn schon bestraft. Und Gott genügt. Der Mensch soll zu jedem Elenden gut sein.«

»Nimm den Knaben, die Schafe, den Wald, das Haus, das Geld!

Aber gib mir das Augenlicht wieder. Ich kann nicht so bleiben ... «

»Ich kann nicht. Ich lasse dir all das, wofür du zum Sünder geworden bist. Ich nehme nur den Unschuldigen, denn er hat schon das Martyrium erlitten. Möge sich deine Seele im Dunkeln dem Licht öffnen.«

Jesus grüßt Levi und Jona und geht dann rasch mit dem Greis hinunter, der jünger geworden zu sein scheint und schon bei den ersten Häusern seine Freude verkündet ... Ganz Änon fühlt mit ihm ...

Jesus bahnt sich einen Weg, geht zu dem Hirtenknaben, der bei den Aposteln steht, und sagt: »Komm. Wir müssen gehen, denn in Tirza wartet man auf uns.«

»Frei? Ich bin frei? Ich darf mit dir gehen? Oh! Das hätte ich nie geglaubt! Ich will mich von Eli verabschieden. Und die anderen?« Der Junge ist sehr aufgeregt ...

Eli küßt und segnet ihn und sagt: »Und verzeihe dem Unglücklichen!«

»Warum? Ich verzeihe ihm schon. Aber warum ist er unglücklich?«

»Weil er Gott gelästert hat und nun das Licht seiner Augen erloschen ist. Keiner von uns braucht ihn mehr zu fürchten. Er ist im Dunkeln und krank. Furchtbare Macht Gottes!« Der Alte gleicht einem inspirierten Propheten, während er, die Arme und den Blick zum Himmel erhoben, betrachtet, was er gesehen hat.

Jesus verabschiedet sich von ihm und bahnt sich wieder einen Weg durch die kleine, aufgeregte Volksmenge. Er geht, und hinter ihm gehen die Apostel und die Jüngerinnen; auch Benjamin geht, den die Frauen noch besonders verabschieden, da sie dem Bevorzugten des Herrn ein Pfand ihrer Liebe geben möchten: eine Frucht, eine Geldbörse, ein Brot, ein Gewand, eben das, was sie gerade dabe haben. Und er, ganz glücklich, grüßt sie, bedankt sich und sagt: »Ihr seid immer so gut zu mir! Ich werde es nicht vergessen. Ich werde für euch beten. Schickt eure Kinder zum Herrn. Es ist schön, bei ihm zu sein. Er ist das Leben. Lebt wohl! Lebt wohl ...!«

Sie haben Änon hinter sich gelassen und gehen nun zum Jordan hinab, zur Ebene des Jordantales, neuen, noch unbekanntem Ereignissen entgegen . . .

Der Junge schaut sich nicht mehr um. Er sagt nichts. Er denkt nichts. Er seufzt nicht. Er lächelt nur. Er schaut auf Jesus, den guten Hirten, der dort allen vorangeht, gefolgt von seiner Herde. Dieser Herde, zu der nun auch er gehört, er, der arme Knabe . . . Und auf einmal fängt er an zu singen. Mit lauter Stimme . . .

Die Apostel lächeln und sagen: »Der Knabe ist glücklich.«

Die Frauen lächeln und sagen: »Das gefangene Vögelchen hat seine Freiheit wiedererlangt und auch ein Nest gefunden.«

Jesus lächelt und wendet sich um. Er betrachtet den Knaben, und sein Lächeln verklärt wie immer alles. Dann ruft er ihn zu sich: »Komm her, Lämmlein Gottes. Ich will dich einen schönen Gesang lehren.« Und Jesus stimmt, gefolgt von den anderen, den Psalm an: »Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir mangeln. Er weidet mich auf grüner Weide« usw. Die herrliche Stimme Jesu breitet sich aus über die ganze Landschaft. Sie übertönt alle anderen, auch die besten Stimmen, so mächtig ist sie in ihrer Freude.

»Maria, dein Sohn ist glücklich«, sagt Maria des Alphäus.

»Ja, er ist glücklich. Er hat noch etwas, worüber er sich freuen kann . . .«

»Keine Reise ist erfolglos. Er geht vorüber und teilt Gnaden aus, und immer gibt es einen, der wirklich dem Erlöser begegnet. Erinnerst du dich an den Abend zu Betlehem in Galiläa?« fragt Maria von Magdala.

»Ja. Aber ich möchte nicht an die Aussätzigen und den Blinden erinnert werden . . .«

»Du würdest immer verzeihen. Du bist so gut! Aber auch Gerechtigkeit muß sein«, bemerkt Maria Salome.

»Sie ist nötig. Aber zu unserem Glück ist die Barmherzigkeit größer«, sagt Maria Magdalena noch.

»Das kannst du wohl sagen. Aber Maria . . .« antwortet Johanna.

»Maria will nur Verzeihung, auch wenn sie selbst sie nicht nötig hat. Nicht wahr, Maria?« sagt Susanna.

»Ich will nur Verzeihung. Ja, nur dies. Böse zu sein, muß schon ein schreckliches Leiden sein ... « Sie seufzt bei diesen Worten.

»Würdest du allen verzeihen? Wirklich allen? Wäre es denn gerecht, dies zu tun? Es gibt doch auch solche, die hartnäckig im Bösen verharren, die jede Vergebung verachten und als Schwäche verachten«, sagt Marta.

»Ich würde verzeihen. Was mich betrifft, würde ich allen verzeihen. Nicht aus Torheit, sondern weil ich jede Seele als ein mehr oder weniger gutes Kind ansehe. Wie einen Sohn ... Eine Mutter verzeiht immer ... auch wenn sie sagt: „Gerechtigkeit verlangt eine gerechte Strafe.“ Oh, wenn eine Mutter sterben könnte, um für den bösen Sohn ein neues, gutes Herz zu gebären, glaubt ihr, sie würde es nicht tun? Aber man kann es nicht. Und es gibt Seelen, die keine Hilfe annehmen wollen ... Ich denke, auch diesen muß die Barmherzigkeit verzeihen. Denn so groß ist schon die Last auf ihrer Seele: ihre Schuld, die Strenge Gottes ... Oh, verzeihen wir, verzeihen wir den Schuldigen. Und möge Gott unsere vollständige Verzeihung annehmen, um ihre Schuld zu verringern ... «

»Aber warum weinst du immer, Maria? Auch jetzt, da doch dein Sohn eine Stunde der Freude erlebt hat!« beklagt sich Maria des Alphäus.

»Es war keine reine Freude, weil der Schuldige nicht bereut hat. Jesus hat nur dann eine vollkommene Freude, wenn er erlösen kann.«

Wer weiß, weshalb Nike, die bisher geschwiegen hat, unvermittelt sagt: »Bald werden wir wieder mit Judas von Kerijot zusammen sein.«

Die Frauen sehen sich an, als ob dieser einfache Satz etwas Außergewöhnliches wäre, als ob sich dahinter weiß Gott welche wichtige Angelegenheit verbergen würde. Aber niemand sagt ein Wort.

Jesus hat in einem wunderschönen Olivenhain haltgemacht. Die anderen folgen seinem Beispiel. Jesus segnet, zerteilt und verteilt die Speisen.

Benjamin betrachtet und ordnet seine Geschenke: zu lange oder zu weite Kleider, Sandalen, die für seine Füße nicht passen, unreife Mandeln, die noch in der samtigen Schale stecken, Nüsse vom Vorjahr, ein kleiner Käse, einige runzlige Äpfel, ein Messerchen. Er ist glücklich mit seinen Schätzen. Er bietet die eßbaren Dinge an, faltet dann die Kleider wieder zusammen und sagt: »Am Paschafest werde ich das schönste anziehen.«

Maria des Alphäus verspricht: »In Betanien werde ich alles in Ordnung bringen. Laß zunächst dieses Gewand draußen. In Tirza wird es Wasser geben, um es zu waschen, und außerdem Faden, um es zu kürzen. Was die Sandalen betrifft ... so weiß ich wirklich nicht, was du damit anfangen kannst.«

»Wir werden sie dem ersten Armen geben, dem wir begegnen und der den richtigen Fuß dafür hat. Und in Tirza kaufen wir dann ein neues Paar für dich«, sagt Maria von Magdala ruhig.

»Mit welchem Geld, Schwester?« fragt Marta.

»Ach, du hast recht! Wir haben rein nichts mehr ... Aber Judas hat Geld ... So kann Benjamin keinen weiten Weg zurücklegen. Und dann, armer Junge! Seine Seele hat die große Freude erlebt, aber auch als Mensch soll er lächeln ... Gewisse Dinge machen doch Freude.«

Die noch junge und fröhliche Susanna lacht und sagt: »Du redest, als ob du aus Erfahrung wüßtest, daß ein Paar neue Sandalen eine Freude sind für jemand, der niemals welche besessen hat!«

»Das ist wahr. Aber ich weiß wirklich, wie gut ein trockenes Gewand tut, wenn man ganz durchnäßt ist, und ein sauberes, wenn man nur eines besitzt. Ich erinnere mich ... « Und sie legt den Kopf auf die Schulter der allerheiligsten Gottesmutter und sagt: »Weißt du noch, o Mutter?« Dann küßt sie sie zärtlich.

Jesus ordnet den Aufbruch an, damit sie vor dem Abend noch Tirza erreichen. »Die beiden werden in Sorge sein, weil sie nicht wissen ... «

»Willst du, daß jemand vorausgeht und ihnen sagt, daß du kommst?« schlägt Jakobus des Alphäus vor.

»Ja. Geht alle, außer Johannes, Jakobus und meinem Bruder Judas. Tirza ist jetzt nicht mehr weit ... Geht also. Sucht Judas und Elisa und bereitet auch schon die Unterkünfte für uns vor, denn wir haben uns verspätet, und da die Frauen bei uns sind, ist es besser, wenn wir die Nacht dort verbringen ... Wir kommen euch nach. Erwartet uns bei den ersten Häusern ... «

Die acht Apostel gehen eilends fort, und Jesus folgt ihnen etwas langsamer.

630 Jesus wird von den Samaritern abgelehnt

Tirza verschwindet so völlig inmitten üppiger Olivenhaine, daß man schon ganz in seine Nähe kommen muß, um die Stadt zu bemerken. Ein Gürtel von äußerst fruchtbaren Gärten bildet den letzten Windschutz für die Häuser. In den Gärten gehen die verschiedenen Grüntöne von Rüben, Salat, Hülsenfrüchten und jungen Kürbispflanzen ineinander über, und Obstbäume und Weinlauben schlingen ihre fruchtverheißenden Blüten und die kleinen, schon große Genüsse versprechenden Früchte ineinander. Die kleinen Blüten der Reben und die frühen Olivenblüten regnen beim leichtesten Windhauch herab und bedecken den Boden mit einem grünlichweißen Schnee.

Hinter einem Gebüsch aus Schilfrohr und Weiden an einem leeren, aber noch feuchten Mühlgraben tauchen, als die Schritte der Ankommenden hörbar werden, die acht Apostel auf, die vorausgeschickt worden waren. Sie sind sichtlich betrübt und unruhig und geben den anderen ein Zeichen, stehenzubleiben, während sie ihnen entgegeneilen. Als sie so nahe gekommen sind, daß man sie hören kann, ohne daß sie schreien müssen, sagen sie: »Fort! Fort! Zurück in die Felder. Ihr könnt nicht in die Stadt hineingehen. Sie hätten uns fast gesteinigt. Kommt, fort. Dort, in dem Dickicht werden wir euch alles erklären ... « Sie drängen alle in den trockenen Mühlgraben und dann zurück, Jesus, die drei Apostel, den Knaben und die Frauen, in dem Bemühen, fortzukommen ohne gesehen zu werden,

und sagen: »Daß sie uns nur nicht sehen. Gehen wir! Gehen wir!«

Vergeblich versuchen Jesus, Judas und die beiden Söhne des Zebedäus zu erfahren, was vorgefallen ist. Vergeblich fragen sie: »Und Judas des Simon? Und Elisa?«

Die acht sind unerbittlich. Sie gehen durch das Gewirr von langen Stengeln und Wasserpflanzen. Sumpfbinsen verletzen sie an den Füßen. Weiden und Schilfrohr schlagen ihnen ins Gesicht. Auf dem Schlamm im Grund gleiten sie aus, halten sich an den Halmen fest, stützen sich am Rand des Grabens ab, werden gründlich schmutzig und entfernen sich so, immer gedrängt und gestoßen von den acht Aposteln, die fast ständig mit nach hinten gedrehten Köpfen gehen, um zu sehen, ob von Tirza jemand kommt und sie verfolgt. Aber auf dem Weg sieht man nur die untergehende Sonne und einen mageren streunenden Hund.

Endlich sind sie bei den dichten Brombeersträuchern angekommen, die einen Besitz umgeben. Hinter dem Gestrüpp wiegen sich die hohen Stengel eines großen Flachsfeldes im Wind, an denen sich schon die ersten himmelblauen Blüten öffnen.

»Hierher. Hier herein. Wenn wir uns setzen, kann uns niemand sehen. Und sobald es Abend wird, gehen wir weiter . . . « sagt Petrus und wischt sich den Schweiß von der Stirn . . .

»Wohin?« fragt Judas des Alphäus. »Wir haben die Frauen bei uns.«

»Irgendwohin. Übrigens liegt auf den Feldern viel Heu. Das wäre auch ein Bett. Für die Frauen machen wir Zelte aus unseren Mänteln, und wir halten Wache.«

»Ja, es genügt, nicht gesehen zu werden und dann im Morgenrauen zum Jordan hinunterzugehen. Du hast recht gehabt, Meister, die Straße von Samaria nicht gehen zu wollen. Für uns Arme sind die Räuber besser als die Samariter!« sagt Bartholomäus noch ganz atemlos.

»Aber was ist denn eigentlich passiert? Hat Judas etwas angestellt . . . ?« fragt Thaddäus.

Thomas unterbricht ihn: »Judas hat sicher Prügel bekommen. Es tut mir leid für Elisa ... «

»Hast du Judas gesehen?«

»Ich? Nein. Aber es ist leicht, hier den Propheten zu spielen. Wenn er sich als dein Apostel zu erkennen gegeben hat, ist er sicher geschlagen worden. Meister, sie wollen dich nicht haben.«

»Ja, sie sind alle gegen dich aufgebracht.«

»Sie sind eben wahre Samariter.«

Alle reden gleichzeitig. Jesus gebietet allen Schweigen und sagt: »Nur einer soll sprechen. Du, Simon Zelot, denn du bist der Gelassenste.«

»Herr, das ist bald gesagt. Wir gingen in die Stadt und niemand tat uns etwas zuleide, solange sie nicht wußten, wer wir waren, solange sie uns für Pilger auf der Durchreise hielten. Als wir dann aber fragten – und wir mußten es ja tun – ob ein junger, großer, dunkelhaariger Mann mit rotem Gewand und weiß-rot gestreiftem Talit und eine alte magere Frau mit mehr weißem als schwarzem Haar und einem dunkelgrauen Kleid in die Stadt gekommen seien und den Meister von Galiläa und seine Begleiter gesucht hätten, wurden sie sofort aufgeregt. Wir hätten vielleicht nichts von dir sagen sollen. Wir haben da gewiß einen Fehler gemacht. Aber in den anderen Orten sind wir immer so gut aufgenommen worden ... Ich weiß wirklich nicht, was geschehen ist ... ! Sie gleichen Vipern ... Dieselben Menschen, die noch vor drei Tagen so ehrerbietig dir gegenüber waren ... «

Thaddäus unterbricht ihn: »Die Arbeit der Juden ... «

»Ich glaube nicht. Ich glaube es nicht, wegen der Vorwürfe, die sie uns gemacht haben, und wegen ihrer Drohungen. Ich glaube ... oder vielmehr, ich bin, wir sind sicher, der Grund des Zornes der Samariter ist, daß Jesus ihr Angebot, ihn zu schützen, abgelehnt hat. Sie haben geschrien: „Fort! Fort mit euch! Mit euch und eurem Meister! Er will auf den Berg Morija gehen, um dort zu beten. Er soll nur gehen und umkommen, mit allen, die zu ihm gehören. Es gibt

keinen Platz bei uns für jene, die uns nicht als Freunde, sondern nur als Diener betrachten. Wir wollen nicht noch mehr Schwierigkeiten, wenn es uns keinen praktischen Nutzen bringt. Steine, und kein Brot mehr für den Galiläer. Wir wollen ihm nicht mehr unsere Häuser öffnen, sondern die Hunde auf ihn hetzen.“ Das und ähnliches haben sie gesagt. Und da wir darauf bestanden zu erfahren, ob Judas dagewesen ist, haben sie Steine aufgehoben, um sie auf uns zu werfen, und haben tatsächlich ihre Hunde auf uns gehetzt. Sie riefen sich zu: „Wir wollen alle Eingänge bewachen. Wenn er kommt, werden wir uns rächen.“ Da sind wir geflohen. Eine Frau – es gibt auch unter den Bösen immer einige Gute – schob uns in ihren Garten und führte uns von dort auf einem schmalen Weg zwischen den Gärten zu dem Mühlgraben, in dem gerade kein Wasser ist, weil man vor dem Sabbat die Felder bewässert hat. Dort hat sie uns versteckt und versprochen, daß sie uns wegen Judas Bescheid geben würde. Aber sie ist nicht mehr zurückgekommen. Wir wollen trotzdem hier auf sie warten, denn sie hat gesagt, daß sie hierher kommt, wenn sie uns im Mühlgraben nicht mehr vorfindet.«

Sie machen allerhand Bemerkungen. Die einen fahren fort, die Juden anzuklagen. Andere machen Jesus einen leichten Vorwurf, einen versteckten Vorwurf, mit den Worten: »Du hast in Sichem zu offen geredet und bist dann weggegangen. In diesen drei Tagen haben sie entschieden, daß es nutzlos ist, sich Illusionen zu machen und sich selbst zu schaden für einen, der sie nicht zufriedenstellt ... Und so verjagen sie dich jetzt ... «

Jesus antwortet: »Es reut mich nicht, die Wahrheit gesagt zu haben und meine Pflicht zu tun. Jetzt verstehen sie noch nicht. Bald aber werden sie meine Gerechtigkeit verstehen und mich mehr verehren, als wenn ich nicht an ihr festgehalten hätte; das ist wichtiger als meine Liebe zu ihnen.«

»Endlich! Dort kommt die Frau auf der Straße. Sie hat den Mut, sich hier zu zeigen ... « sagt Andreas.

»Sie wird uns doch nicht verraten?« sagt Bartholomäus mißtrauisch.

»Sie ist allein!«

»Es könnten ihr Leute folgen, die sich im Mühlgraben versteckt halten ... «

Aber die Frau, die sich mit einem Korb auf dem Kopf nähert, geht über die Flachsfelder hinaus, in denen Jesus und die Apostel warten. Dann schlägt sie einen schmalen Pfad ein und entschwindet ihren Blicken ... um unerwartet hinter dem Rücken der Wartenden wieder aufzutauchen, die sich fast erschrocken umdrehen, als sie die Stengel knistern hören.

Die Frau sagt zu den acht Aposteln, die sie kennt: »Hier bin ich. Verzeiht, daß ich euch so lange habe warten lassen ... Ich wollte vermeiden, daß mir jemand folgt, und habe gesagt, daß ich zu meiner Mutter gehe ... Und hier habe ich Verpflegung für euch gebracht. Der Meister ... Welcher ist es? Ich möchte ihn verehren!«

»Dieser ist der Meister.«

Die Frau, die ihren Korb abgestellt hat, kniet nieder und sagt: »Verzeih die Schuld meiner Mitbürger. Wenn sie nicht aufgehetzt worden wären ... Aber nach deiner Ablehnung haben viele gegen dich gearbeitet ... «

»Ich hege keinen Groll gegen sie, Frau. Steh auf und sprich. Weißt du etwas von meinem Apostel und der Frau, die bei ihm war?«

»Ja. Man hat sie wie Hunde verjagt, und sie sind nun auf der anderen Seite der Stadt und warten dort auf die Nacht. Sie wollten zurückkehren nach Änon und dich suchen. Dann wollten sie hierherkommen, als sie erfuhren, daß ihre Gefährten hier sind. Ich habe ihnen davon abgeraten und gesagt, sie sollten sich ruhig verhalten, ich würde euch zu ihnen führen. Das werde ich auch tun, sobald es dunkel wird. Zum Glück ist mein Mann auswärts und ich bin frei, das Haus zu verlassen. Ich werde euch zu einer meiner Schwestern bringen, die in der Ebene verheiratet ist. Ihr könnt dort schlafen, ohne zu sagen, wer ihr seid; nicht wegen Merod, sondern wegen der Männer, die bei ihr sind. Sie sind keine Samariter, sondern Leute aus der Dekapolis, die sich hier niedergelassen haben. Aber es ist immer besser ... «

»Gott möge es dir vergelten. Sind die beiden Jünger verletzt worden?«

»Nur der Mann ein wenig. Die Frau nicht. Gewiß hat der Allmächtige sie beschützt, denn sie hat sich mutig vor ihren Sohn gestellt, als die Bürger Steine aufhoben. Oh, was für eine starke Frau! Sie hat gerufen: „So behandelt ihr einen, der euch nichts getan hat? Und ihr achtet nicht einmal mich, die ich ihn verteidige und eine Mutter bin? Habt ihr denn alle keine Mütter, daß ihr keine Ehrfurcht habt vor einer Frau, die geboren hat? Seid ihr denn von einer Wölfin geboren, oder seid ihr aus Erde und Lehm entstanden?“ Sie schaute den Angreifern ins Gesicht und breitete ihren Mantel weit aus, um den Mann zu schützen. Und dabei ging sie rückwärts und schob ihn so zur Stadt hinaus . . . Auch jetzt tröstet sie ihn noch und sagt: „Möge der Allerhöchste, o mein Judas, dieses Blut, das du für den Meister vergossen hast, Balsam für deine Seele werden lassen.“ Aber die Verletzung ist sehr gering. Wahrscheinlich ist der Schrecken des Mannes größer als der Schmerz. Doch nun nehmt und eßt. Hier ist frischgemolkene Milch für die Frauen, und Brot, Käse und Obst. Ich konnte kein Fleisch braten. Das hätte zu lange gedauert. Hier ist Wein für die Männer. Eßt, während es dämmt. Dann werden wir auf sicheren Wegen zu den beiden gehen, und danach zu Merod.«

»Gott möge es dir noch einmal vergelten«, sagt Jesus. Er opfert die Speisen auf und verteilt sie dann, wobei er etwas für die beiden Abwesenden zur Seite legt.

»Nein, nein. An die beiden habe ich schon gedacht. Ich habe Brot und Eier in meinem Gewand verborgen, und auch etwas Wein und Öl für die Wunden. Dies ist alles für euch. Eßt. Ich beobachte solange die Straße . . . «

Sie essen. Aber die Empörung läßt den Männern keine Ruhe und die Niedergeschlagenheit nimmt den Frauen den Appetit; allen, mit Ausnahme von Maria von Magdala, auf die das, was die anderen verängstigt und kränkt, immer wie ein die Nerven und den Mut stärkendes und anregendes Getränk wirkt. Ihre Augen blitzen in

Richtung der feindseligen Stadt. Und nur die Gegenwart Jesu, der schon gesagt hat, daß er keinen Groll empfindet, hält sie davon ab, heftige Worte zu gebrauchen. Und da sie nicht reden und nichts unternehmen kann, läßt sie ihren Zorn an dem unschuldigen Brot aus, in das sie auf eine so bezeichnende Weise hineinbeißt, daß der Zelote sich nicht enthalten kann, lächelnd zu sagen: »Gut für die Leute von Tirza, daß sie nicht in deine Hände fallen können! Du gleichst einem Raubtier in Ketten, Maria!«

»Ich bin es. Das siehst du ganz richtig. Und vor Gott hat es größeren Wert, daß ich mich beherrsche und nicht dort hineingehe, wie sie es verdienen, als alles, was ich bisher an Sühne geleistet habe.«

»Sei gut, Maria! Gott hat dir größere Sünden vergeben als die Sünden dieser dort.«

»Das ist wahr. Sie haben dich, meinen Gott, nur einmal beleidigt und sind von anderen dazu verleitet worden. Ich viele Male . . . und aus eigenem Willen . . . und ich habe kein Recht, streng und stolz zu sein . . . « Maria senkt ihren Blick, und zwei große Tränen fallen auf ihr Brot.

Marta legt ihre Hand in den Schoß der Schwester und sagt leise: »Gott hat dir verziehen. Sei nicht mehr traurig . . . Denk daran, was du dafür bekommen hast: unseren Lazarus . . . «

»Ich bin nicht traurig, sondern dankbar. Ich bin gerührt . . . Und ich muß auch feststellen, daß mir immer noch die Barmherzigkeit fehlt, die ich selbst in so reichem Maß empfangen habe . . . Verzeih mir, Rabbuni!« sagt sie und erhebt ihre herrlichen Augen, die die Demut wieder sanft macht.

»Die Vergebung wird niemals denen verweigert, die demütigen Herzens sind, Maria.«

Der Abend sinkt hernieder und verleiht der Atmosphäre eine zartviolette Tönung. Die etwas entfernten Dinge sind nicht mehr zu unterscheiden. Die Halme des Flachses, die man zuvor in ihrer ganzen Grazie erkennen konnte, verschwimmen nun zu einer dunklen Masse. Die Vöglein in den Zweigen schweigen. Der erste Stern blitzt auf. Die erste Grille zirpt im Gras. Es ist Abend.

»Wir können gehen. Hier, in den Feldern, sieht uns niemand. Kommt. Ich verrate euch nicht. Ich tue es nicht um einen Lohn. Ich erbitte nur Erbarmen vom Himmel, denn alle brauchen wir dieses Erbarmen«, sagt die Frau seufzend.

Alle stehen auf und folgen ihr. Sie machen einen Bogen um Tirza, zwischen halbdunklen Feldern und Gärten, aber der Bogen ist nicht so groß, als daß sie nicht Männer an den Ausgängen der Stadt sehen würden, die um Feuer herumsitzen . . .

»Sie lauern uns auf . . . « sagt Matthäus.

»Die Verfluchten!« zischt Philippus zwischen den Zähnen.

Petrus sagt nichts. Er erhebt nur die Arme zum Himmel und schüttelt sie, eine stumme Bitte oder ein Protest.

Aber Jakobus und Johannes des Zebedäus, die den anderen etwas vorausgegangen sind und eifrig miteinander geredet haben, kehren nun zurück und sagen: »Meister, wenn du in deiner vollkommenen Liebe nicht strafen willst, sollen wir es dann an deiner Stelle tun? Willst du, daß wir Feuer vom Himmel herabrufen, damit es diese Sünder vernichtet? Du hast uns gesagt, daß wir alles vermögen, wenn wir mit Glauben darum bitten, und . . . «

Jesus, der etwas gebeugt gegangen ist, so als wäre er müde, richtet sich mit einem Ruck auf und blitzt sie mit zwei Augen an, die im Mondschein aufflammen. Die beiden verstummen und weichen schweigend und furchtsam vor diesem Blick zurück. Jesus, der sie immer noch so anschaut, sagt: »Ihr wißt nicht, wessen Geistes Kinder ihr seid! Der Menschensohn ist nicht gekommen, um die Seelen zu richten, sondern um sie zu retten. erinnert ihr euch nicht mehr meiner Worte? Ich habe im Gleichnis vom Weizen und vom Unkraut gesagt: „Laßt den Weizen und das Unkraut zusammen wachsen. Denn wolltet ihr sie jetzt trennen, könntet ihr mit dem Unkraut auch den Weizen ausreißen. Laßt sie daher bis zur Ernte zusammen wachsen. Zur Zeit der Ernte will ich den Schnittern sagen: Sammelt nun das Unkraut und bindet es in Bündel, um es zu verbrennen. Den Weizen aber bringt in meine Scheune.“« Jesus hat seinen Unmut über

die beiden schon gemäßigt, die in ihrem Zorn aus Liebe zu ihm darum bitten, Tirza bestrafen zu dürfen, und nun mit gesenktem Haupt vor ihm stehen. Er nimmt sie, den einen rechts, den anderen links, beim Ellbogen und setzt seinen Weg fort, wobei er sie so führt und zu allen spricht, die sich um ihn gesammelt haben, als er stehen geblieben ist: »Wahrlich, ich sage euch, die Zeit der Ernte ist nahe. Meine erste Ernte. Und für viele wird es keine zweite geben. Doch preisen wir den Allerhöchsten, denn einige, die zu meiner Zeit nicht zur guten Ähre geworden sind, werden nach der Reinigung durch das österliche Opfer mit einer neuen Seele wiedergeboren werden ... Bis zu jenem Tag werde ich niemanden strafen ... Danach wird die Gerechtigkeit walten ... «

»Nach dem Paschafest?« fragt Petrus.

»Nein, nach der Zeit. Ich spreche nicht von diesen Menschen, von heute. Ich schaue in die künftigen Jahrhunderte. Der Mensch erneuert sich immer, wie das Getreide auf den Feldern. Und die Ernten wiederholen sich. Ich werde das Nötige hinterlassen, damit die Menschen der Zukunft guter Weizen werden können. Wenn sie es nicht wollen, dann werden am Ende der Welt meine Engel das Unkraut vom Weizen trennen. Das wird der ewige Tag sein, der Gott allein gehört. Jetzt ist auf der Welt der Tag Gottes und des Satans. Der erste sät den guten Samen aus, der zweite wirft sein verfluchtes Unkraut unter den Samen Gottes, sein Ärgernis, seine Bosheit, seinen Samen, der Bosheit und Ärgernisse hervorruft. Denn es wird immer solche geben, die gegen Gott aufwiegeln, so wie hier, mit diesen, die in Wahrheit weniger schuldig sind als jene, die sie zum Bösen angereizt haben.«

»Meister, jedes Jahr reinigen wir uns am Paschafest, und doch bleiben wir immer so, wie wir sind. Wird es vielleicht dieses Jahr anders sein?« fragt Matthäus.

»Ganz anders.«

»Warum? Erkläre es uns.«

»Morgen ... Morgen, oder wenn wir unterwegs sind und auch Judas des Simon bei uns ist, werde ich es euch sagen ... «

»O ja, du wirst es uns sagen, und wir werden uns bessern ... Verzeih uns inzwischen, Jesus«, sagt Johannes.

»Ich habe euch durchaus den richtigen Namen gegeben. Aber der Donner schadet nicht. Der Blitz kann töten. Doch kündigt der Donner oft den Blitz an. So geschieht es dem, der nicht alle Unordnung gegen die Liebe aus seinem Geist entfernt. Heute bittet er darum, bestrafen zu dürfen. Morgen bestraft er, ohne vorher zu fragen. Übermorgen bestraft er auch ohne Grund. Der Abstieg ist leicht ... Deshalb sage ich euch, vermeidet jede Härte eurem Nächsten gegenüber. Handelt so wie ich, und ihr werdet sicher sein, niemals fehlzugehen. Habt ihr jemals gesehen, daß ich mich an denen gerächt habe, die mir Schmerz zugefügt haben?«

»Nein, Meister. Du ... «

»Meister! Meister! Wir sind hier. Ich und Elisa. Oh Meister, wieviel Aufregung deinetwegen! Und wieviel Angst vor dem Tod!« ruft Judas von Kerijot, der hinter einer Reihe Weinstöcke hervorkommt und auf Jesus zueilt. Um die Stirne trägt er eine Binde. Elisa folgt ihm mit mehr Ruhe.

»Hast du gelitten? Hast du Angst gehabt zu sterben? Liebst du das Leben so sehr?« fragt Jesus und befreit sich von Judas, der ihn umarmt hat und weint.

»Nicht das Leben ... Ich habe mich vor Gott gefürchtet. Ohne deine Verzeihung sterben zu müssen ... Ich beleidige dich immer. Alle beleidige ich. Auch diese hier ... Und sie hat es mir vergolten, indem sie mir Mutter war. Ich habe mich schuldig gefühlt und habe Angst vor dem Tod gehabt ... «

»Oh, heilsame Angst, wenn sie dich heilig machen kann! Aber ich verzeihe dir immer, das weißt du, wenn du nur den Willen hast zu bereuen. Und du, Elisa? Hast du verziehen?«

»Er ist ein großes unbändiges Kind. Ich kann ihn verstehen.«

»Du bist stark gewesen, Elisa. Ich weiß es.«

»Wenn sie nicht gewesen wäre! Ich weiß nicht, ob ich dich wiedergesehen hätte, Meister!«

»Du siehst also ein, daß sie nicht aus Haß, sondern aus Liebe an deiner Seite geblieben ist ... Bist du nicht verletzt worden, Elisa?«

»Nein, Meister. Die Steine flogen um mich herum, ohne mich zu treffen. Aber mein Herz hat viel gelitten, während ich an dich dachte ... «

»Alles ist nun zu Ende. Wir wollen der Frau folgen, die uns in ein sicheres Haus führen wird.«

Sie gehen weiter auf einer kleinen mondbeschienenen Straße, die nach Osten führt.

Jesus hat Iskariot am Arm genommen und geht mit ihm voraus. Sanft spricht er zu ihm und versucht, sein Herz zu erreichen, das die Furcht vor dem Gericht Gottes erschüttert hat. »Du siehst, Judas, wie leicht man sterben kann. Der Tod lauert immer auf uns. Du siehst, daß das, was uns von geringer Bedeutung erscheint, solange wir voller Leben sind, wichtig, erschreckend wichtig wird, wenn der Tod uns streift. Aber warum diese Angst haben wollen, warum sie heraufbeschwören, um ihr im Augenblick des Todes gegenüberzustehen, wenn man durch ein heiliges Leben den Schrecken des bevorstehenden Gerichtes Gottes vermeiden kann? Meinst du nicht, daß es der Mühe wert ist, als Gerechter zu leben, um dann in Frieden sterben zu können? Judas, mein Freund, die göttliche, väterliche Barmherzigkeit hat diesen Zwischenfall zugelassen, damit er deinem Herzen eine Warnung sei. Noch hast du Zeit, Judas ... Warum willst du deinem Meister, der im Begriff ist zu sterben, nicht die große, sehr große Freude machen, dich zum Guten bekehrt zu wissen?«

»Aber kannst du mir denn noch verzeihen, Jesus?«

»Würde ich so zu dir sprechen, wenn ich es nicht könnte? Wie wenig kennst du mich doch! Ich kenne dich. Ich weiß, daß du wie von einem gigantischen Polypen umschlungen bist. Aber wenn du nur wolltest, könntest du dich noch von ihm befreien. Oh, du würdest leiden, gewiß. Es würde sehr weh tun, dir die Ketten, die dich verwunden und vergiften, vom Leib zu reißen. Aber danach, wieviel

Freude, Judas! Fürchtest du, keine Kraft mehr zu haben, um dich gegen deine Verführer zu wehren? Ich kann dich im voraus von der Sünde der Übertretung des Paschagebotes freisprechen ... Du bist krank. Und für die Kranken ist das Paschafest nicht verpflichtend. Niemand ist kränker als du. Du bist wie ein Aussätziger. Die Aussätzigen gehen nicht nach Jerusalem hinauf, solange sie unrein sind. Glaube mir, Judas, es ist keine Verehrung, sondern eine Beleidigung des Herrn, wenn man vor ihm erscheint mit einem so unreinen Geist wie deinem. Man muß sich zuvor ... «

»Warum machst du mich nicht rein und gesund?« fragt Judas schon wieder hart und widerspenstig.

»Ich werde dich nicht heilen. Wenn jemand krank ist, sucht er von sich aus Heilung. Außer er ist ein Kind oder geistesschwach, denn diese haben keinen Willen ... «

»Behandle mich doch wie sie ... Behandle mich, wie wenn ich törricht wäre, und Sorge du vor, ohne mein Wissen ... «

»Das wäre nicht gerecht, denn du kannst wollen. Du weißt, was gut oder schlecht für dich ist. Und es würde dir nichts nützen, wenn ich dich heile ohne deinen Willen, geheilt zu bleiben.«

»Gib mir auch diesen.«

»Ich soll ihn dir geben? Dir also einen guten Willen aufzwingen? Und deine Entscheidungsfreiheit? Was würde aus ihr werden? Was würde aus deinem Ich als Mensch, als freies Geschöpf werden? Ein Sklave?«

»So wie ich jetzt ein Sklave Satans bin, könnte ich auch ein Sklave Gottes sein.«

»Wie verletzt du mich, Judas! Wie durchbohrst du mein Herz! Aber ich verzeihe dir, was du mir antust ... Sklave Satans, hast du gesagt. Ich hätte so etwas Schreckliches nicht gesagt ... «

»Aber du hast es gedacht, weil es wahr ist und weil du es weißt, wenn es wahr ist, daß du in den Herzen der Menschen liest. Wenn es so ist, dann weißt du auch, daß ich nicht mehr Herr meiner selbst bin ... Er hat mich schon gepackt und ... «

»Nein, er hat sich an dich herangeschlichen, dich versucht, dich geprüft, und du hast ihn eingelassen. Es gibt keine Besessenheit, wenn nicht von Anfang an eine gewisse Zustimmung zu irgendeiner satanischen Versuchung gegeben ist. Die Schlange streckt ihren Kopf durch den engmaschigen Zaun, der das Herz zu seinem Schutz umgibt; aber sie könnte nicht eindringen, wenn der Mensch nicht selbst die Öffnung vergrößern würde, um ihren verführerischen Schein zu bewundern, ihr zuzuhören und ihr zu folgen ... Dann erst wird der Mensch hörig, besessen, aber weil er es will. Auch Gott sendet vom Himmel das sanfte Licht seiner väterlichen Liebe, und dieses Licht dringt in uns ein. Besser: Gott, dem alles möglich ist, steigt herab in das Herz der Menschen. Es ist sein Recht. Warum also kann der Mensch, der fähig ist, Sklave, Untertan des Schrecklichen zu sein, nicht auch ein Diener Gottes, ein Kind Gottes werden? Warum weist er seinen heiligsten Vater ab? Du antwortest mir nicht? Du sagst mir nicht, warum du Satan gewollt und ihn Gott vorgezogen hast? Und doch hättest du noch Zeit, dich zu retten. Du weißt, daß ich zum Sterben gehe. Niemand weiß es besser als du ... Ich weigere mich nicht zu sterben ... Ich gehe. Ich gehe in den Tod, denn mein Tod wird zum Leben für so viele werden. Warum willst du nicht unter diesen sein? Soll denn nur für dich, mein Freund, mein armer, kranker Freund, mein Tod vergeblich sein?«

»Er wird für viele vergeblich sein, täusche dich nicht. Du würdest besser daran tun, zu fliehen und weit weg von hier das Leben zu genießen und deine Lehre zu predigen, denn sie ist gut, als dich zu opfern.«

»Meine Lehre predigen! Aber was könnte ich denn noch Wahres lehren, wenn ich das Gegenteil von dem tun würde, was ich lehre? Was wäre ich denn für ein Meister, wenn ich den Gehorsam gegenüber dem Willen Gottes nur lehren und nicht üben würde; wenn ich die Liebe zu den Menschen predigen und sie nicht selbst lieben würde; wenn ich die Verleugnung des Fleisches und der Welt predigen und dann mein Fleisch und die Ehren der Welt lieben würde;

wenn ich die Menschen auffordern würde, kein Ärgernis zu geben, und dann selbst nicht nur für die Menschen, sondern auch für die Engel zum Ärgernis würde, und so weiter? Aus dir spricht Satan in diesem Augenblick. So wie er in Efraim aus dir gesprochen hat, wie er so viele Male durch dich gesprochen und gehandelt hat, um mich zu quälen. Ich habe alle diese Werke des Satans erkannt und habe dich nicht gehaßt. Ich bin deiner nicht müde geworden, sondern habe nur gelitten, unsagbar gelitten. Wie eine Mutter, die das Fortschreiten eines Übels beobachtet, das zum Tod des Kindes führt. Ich habe das Fortschreiten des Übels in dir beobachtet wie ein Vater, der zu allem bereit ist, um die Arznei für seinen kranken Sohn zu finden. Nichts war mir zu viel, um dich zu retten. Ich habe Widerwillen, Verachtung, Verbitterung und Entmutigung überwunden ... Wie ein untröstlicher Vater und eine Mutter, die die Vergeblichkeit aller menschlichen Bemühungen erkannt haben und sich an den Himmel wenden, um das Leben ihres Kindes zu erhalten, so habe ich ge-seufzt und seufze ich und erlebe ein Wunder, damit du dich rettetest, dich rettetest, dich rettetest vom Rand des Abgrunds, der sich schon unter deinen Füßen auftut. Judas, schau mich an. Bald wird mein Blut vergossen werden für die Sünden der Welt. Kein Tropfen meines Blutes wird mir bleiben. Die Erde, die Steine, die Gräser, die Kleider meiner Verfolger und meine ... das Holz, das Eisen, die Stricke, die Dornen des Nabaq³² werden es trinken ... und trinken werden es auch die Seelen, die das Heil erwarten ... Du allein willst nicht trinken? Ich würde für dich allein mein ganzes Blut geben. Du bist mein Freund. Wie gern stirbt man für einen Freund! Um ihn zu retten! Man sagt: „Ich sterbe, aber ich werde im Freund weiterleben, dem ich das Leben gerettet habe.“ So wie eine Mutter und ein Vater auch nach ihrem Tod in ihren Kindern weiterleben. Judas, ich flehe dich an! Ich bitte dich um nichts anderes an diesem Vorabend meines Todes. Selbst die Richter und die Feinde gewähren dem Verurteilten eine letzte Gnade, erfüllen ihm einen letzten Wunsch. Ich bitte dich,

³²Nabaq = eine im Vorderen Orient heimische Art des Christudorn

verdamme dich nicht selbst. Ich bitte nicht so sehr den Himmel darum als dich, deinen guten Willen . . . Denke an deine Mutter, Judas. Was wird aus deiner Mutter werden? Was aus dem Namen deiner Familie? Ich appelliere an deinen Stolz, der größer ist denn je. Verteidige deine Ehre. Entehre dich nicht, Judas. Denke nach, Jahre und Jahrhunderte werden vergehen, Reiche und Regierungen werden fallen, die Sterne werden verblassen und die Oberfläche der Erde wird sich verändern, und du wirst immer Judas sein, so wie Kain immer Kain ist, wenn du in deiner Sünde verharrst. Die Jahrhunderte werden ein Ende haben. Nur Himmel und Hölle werden bleiben. Und im Himmel oder in der Hölle werden auf ewig und mit Leib und Seele die auferstandenen Menschen sein, dort, wohin die Gerechtigkeit sie schickt. Und du wirst immer Judas, der Verfluchte, sein, der größte Sünder, wenn du nicht umkehrst. Ich werde hinabsteigen und die Seelen aus dem Limbus befreien. Ich werde die Scharen aus dem Fegefeuer herausführen. Und dich, dich werde ich nicht mitnehmen können . . . Judas, ich gehe dem Tod entgegen, glücklich gehe ich ihm entgegen, denn die Stunde ist gekommen, auf die ich seit Jahrtausenden gewartet habe: die Stunde der Vereinigung der Menschen mit ihrem Vater. Viele werde ich nicht mit dem Vater vereinigen können. Aber im Sterben wird mir der Anblick der großen Zahl der Geretteten ein Trost sein in meinem unendlichen Schmerz, für so viele vergeblich gestorben zu sein. Und ich sage dir, es wird schrecklich sein, dich unter diesen sehen zu müssen, dich, meinen Apostel und Freund. Bereite mir nicht diesen unmenschlichen Schmerz . . . ! Ich will dich retten, Judas. Retten. Schau. Wir gehen zum Fluß hinab. Morgen früh, wenn alle noch schlafen, werden wir beide ihn überqueren, und du gehst nach Bozra, nach Arbela oder nach Aera, wohin du willst. Du kennst die Häuser der Jünger. In Bozra kannst du Joachim und Maria, die von mir geheilte Aussätzige, aufsuchen. Ich werde dir einen Brief für sie mitgeben. Ich werde schreiben, daß du aus Gesundheitsgründen Ruhe und eine Luftveränderung brauchst. Das ist die Wahrheit, denn du bist an der Seele krank, und die Luft

Jerusalems wäre für dich tödlich. Aber sie werden glauben, du seist körperlich krank. Du kannst bleiben, bis ich dich hole. Um deine Gefährten kümmere ich mich ... aber komm nicht nach Jerusalem. Siehst du, ich wollte keine Frauen bei mir haben, mit Ausnahme der Starkmütigsten und derer, die als Mütter das Recht haben, bei ihren Söhnen zu sein.«

»Auch meine?«

»Nein. Maria wird nicht in Jerusalem sein ... «

»Sie ist doch auch die Mutter eines Apostels und hat dich immer verehrt.«

»Ja, und sie hätte wie die anderen das Recht, in meiner Nähe zu sein, da sie mich aufrichtig liebt. Aber gerade deshalb wird sie nicht dabei sein. Ich habe ihr befohlen, nicht hinzugehen, und sie weiß zu gehorchen.«

»Warum darf sie nicht dort sein? Was ist denn bei ihr anders als bei der Mutter deiner Brüder und der Söhne des Zebedäus?«

»Du. Und du weißt, warum ich das sage. Aber wenn du auf mich hörst und nach Bozra gehst, dann werde ich deine Mutter benachrichtigen und zu dir begleiten lassen, damit sie, die so gut ist, dir hilft, gesund zu werden. Oh, glaube mir, nur wir lieben dich so, über alle Maßen. Drei sind es im Himmel, die dich lieben: der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, die dich betrachten und darauf warten, daß dein guter Wille siegt, um aus dir die Perle der Erlösung zu machen, die reichste dem Abgrund entrissene Beute. Und drei sind es auf Erden: ich, deine Mutter und meine Mutter. Schenke uns dieses Glück, Judas! Uns im Himmel und uns auf Erden, die wir dich mit wahrer Liebe lieben.«

»Du sagst es: Nur drei sind es, die mich lieben; die anderen ... nicht.«

»Nicht so wie wir. Aber sie lieben dich sehr. Elisa hat dich verteidigt. Die anderen sind alle in Sorge um dich gewesen. Wenn du fern von uns bist, bist du in den Herzen aller, und dein Name ist auf ihren Lippen. Du weißt nicht, wieviel Liebe dich umgibt. Dein Un-

terdrücker verbirgt es dir. Aber meinem Wort kannst du glauben.«

»Ich glaube dir und ich will versuchen, dich zufriedenzustellen. Aber ich will es allein schaffen. Ich habe allein gefehlt, und ich muß mich selbst von meinem Übel heilen.«

»Gott allein kann aus eigener Kraft handeln. Dein Gedanke ist Ausdruck deines Stolzes, und im Stolz ist wieder Satan. Sei demütig, Judas. Ergreife die Hand, die ich dir als Freund anbiete. Flüchte dich an dieses Herz, das sich dir schützend öffnet. Hier bei mir kann Satan dir nichts anhaben.«

»Ich habe versucht, bei dir zu bleiben ... und doch bin ich immer tiefer gesunken ... Es ist nutzlos!«

»Sage das nicht! Sage das nicht! Weise die Mutlosigkeit von dir. Gott kann alles. Halte dich fest an Gott. Judas! Judas!«

»Schweige, damit die anderen dich nicht hören ... «

»Du denkst an die anderen und nicht an deine Seele? Armer Judas ... !«

Jesus sagt nichts mehr. Aber er bleibt an der Seite des Apostels, bis die Frau, die einige Meter vorausgegangen ist, ein Haus zwischen dichten Ölbäumen betritt. Da sagt Jesus zu seinem Jünger: »Ich werde heute Nacht nicht schlafen. Ich werde für dich beten und auf dich warten ... Möge Gott zu deinem Herzen sprechen. Und du, höre auf ihn ... Ich werde bis zum Morgengrauen hierbleiben, wo ich jetzt bin, und beten ... Denk daran.«

Judas gibt keine Antwort. Die anderen und die Frauen sind nun auch angekommen, und alle warten auf die Rückkehr der Samariterin. Es dauert nicht lange, bis sie mit einer Frau wiederkommt, die ihr sehr gleicht und die zu ihnen sagt: »Ich habe nicht viele Räume, denn die Holzfäller, die an den Ölbäumen arbeiten, sind schon da. Aber ich habe eine große Scheune, und es liegt viel Stroh darin. Für die Frauen habe ich Platz. Kommt.«

»Geht nur. Ich werde hierbleiben und beten. Der Friede sei mit euch allen«, sagt Jesus. Und während die anderen sich entfernen, hält er seine Mutter zurück und sagt: »Ich bleibe und bete für Judas, meine Mutter. Hilf auch du mir ... «

»Ich werde dir helfen, mein Sohn. Kehrt vielleicht in Judas der gute Wille zurück?«

»Nein, Mama. Aber wir müssen so tun, als ob ... Der Himmel kann alles, Mama!«

»Ja, und ich kann mich immer noch täuschen. Du nicht, mein Sohn. Du weißt. Mein heiliger Sohn! Aber ich werde immer tun, was du tust. Geh beruhigt, mein Liebster. Auch wenn du nicht mehr mit ihm sprechen kannst, da er dich fliehen wird, werde ich versuchen, ihn dir zurückzubringen. Wenn nur der allerheiligste Vater meinen Schmerz erhört ... Kann ich bei dir bleiben, Jesus? Wir beten zusammen ... Und ich werde dich einige Stunden für mich allein haben ... «

»Bleibe, Mama. Ich erwarte dich hier.«

Maria geht und kommt bald wieder. Sie setzen sich auf ihre Taschen am Fuß eines Ölbaumes. In der tiefen Stille hört man das Rauschen des nahen Flusses, und laut ertönt das Zirpen der Grillen im großen Schweigen der Nacht. Dann beginnen die Nachtigallen zu schlagen. Und ein Käuzchen lacht, und eine Eule weint. Und langsam ziehen die Sterne über das Firmament, Könige nun, da das Licht des schon untergegangenen Mondes nicht mehr über sie herrscht. Ein heller Hahnenschrei dringt durch die ruhige Luft. In der Ferne, kaum hörbar, antwortet ein anderer Hahn. Dann unterbricht der Harfenton der vom Dach auf die das Haus umgebenden Steine fallenden Tropfen die Stille. Dann ein Rascheln im Laub der Bäume, als wolle es den Tau der Nacht abschütteln, und hier und da der leise Ruf eines erwachenden Vogels; und gleichzeitig verändert sich der Himmel, erwacht auch das Licht. Der Morgen bricht an. Und Judas ist nicht gekommen ...

Jesus sieht die Mutter an, die weiß wie eine Lilie vor dem dunklen Stamm des Ölbaumes sitzt, und sagt zu ihr: »Wir haben gebetet, Mutter. Gott wird Verwendung finden für unser Gebet ... «

»Ja, mein Sohn. Du bist bleich wie der Tod. Du hast heute Nacht wirklich deine ganze Kraft erschöpft, um das Tor des Himmels zu öffnen und die Beschlüsse Gottes zu beeinflussen.«

»Auch du bist bleich, Mutter. Groß ist deine Müdigkeit.«

»Groß ist mein Schmerz über deinen Schmerz.«

Die Haustür wird vorsichtig geöffnet ... Jesus fährt zusammen. Aber es ist nur die Frau, die sie begleitet hat und die nun geräuschlos das Haus verläßt. Jesus seufzt: »Ich habe gehofft, daß ich mich getäuscht haben könnte.«

Die Frau kommt mit dem leeren Korb heran. Sie bemerkt Jesus, grüßt ihn und will weitergehen. Doch er ruft sie und sagt zu ihr: »Der Herr möge dir alles vergelten. Auch ich möchte es tun, doch ich habe nichts bei mir.«

»Ich verlange nichts, Rabbi. Keinen Lohn. Nur eines möchte ich, wenn ich auch kein Geld will. Und das kannst du mir geben!«

»Was, Frau?«

»... daß sich das Herz meines Mannes wandelt. Und das kannst du bewirken, denn du bist wahrhaft der Heilige Gottes.«

»Geh in Frieden. Du wirst erhalten, um was du bittest. Leb wohl.«

Die Frau geht rasch in Richtung ihres offensichtlich sehr traurigen Hauses. Maria bemerkt: »Noch eine Unglückliche. Deshalb ist sie so gut ...!«

An der Scheunentür erscheint der zerzauste Kopf des Petrus, und hinter diesem das strahlende Antlitz des Johannes; dann das strenge Profil des Thaddäus, das dunkle Gesicht des Zeloten und das schmale Gesicht des Knaben Benjamin ... Alle sind sie wach. Aus dem Haus kommt als erste Maria von Magdala, hinter ihr Nike, und dann die anderen. Als alle beisammen sind und die Frau, die sie aufgenommen hat, einen Eimer schäumender Milch gebracht hat, erscheint auch Iskariot. Er hat den Verband abgenommen, aber ein blutunterlaufener Fleck bedeckt die halbe Stirn, während das Auge mit dem violetten Ring noch finstere blickt. Jesus sieht ihn an. Judas sieht Jesus an und wendet dann den Kopf zu Seite.

Jesus sagt zu ihm: »Kaufe von der Frau soviel sie uns geben kann. Wir gehen voraus. Du kannst uns nachkommen.«

Nachdem Jesus sich von der Frau verabschiedet hat, macht er sich auch wirklich auf den Weg. Alle folgen ihm.

631 Die Begegnung mit dem reichen Jüngling

Wieder ein sehr schöner Aprilmorgen. Erde und Himmel entfalten ihre ganze frühlingshafte Pracht. Alles atmet Licht, Gesang, Duft, und die Luft ist voller Licht, festlichen Stimmen, Liebe und Wohlgeruch. Ein kurzer Regen muß in der Nacht gefallen sein, denn die Straßen sind dunkel und staubfrei, aber nicht schlammig. Er hat die Halme und Blätter gewaschen, die nun, strahlend vor Sauberkeit, in einer sanften Brise erzittern, die von den Bergen über die fruchtbare Ebene vor Jericho weht. Von den Ufern des Jordan steigen ständig Leute herauf, die von der anderen Seite übersetzt haben oder auf dem Weg am Fluß entlang gekommen sind und nun auf der Straße weiterwandern, die direkt nach Jericho und Dok führt, wie die Wegweiser anzeigen. Und unter den vielen Hebräern, die sich von allen Seiten nach Jerusalem zum Fest begeben, befinden sich auch Händler aus anderen Regionen und Hirten mit den blökenden, nichtsahnenden Opferlämmern.

Viele erkennen und grüßen Jesus. Es sind dies Hebräer aus Peräa, der Dekapolis und noch weiter entfernten Orten. Auch eine Gruppe von Cäsarea Paneas ist dabei. Und Hirten, die, da sie mit ihren Herden ein nomadenähnliches Dasein führen, den Meister kennen, ihm schon irgendwo einmal begegnet sind oder durch die Jünger von ihm gehört haben.

Einer verbeugt sich vor Jesus und sagt: »Darf ich dir das Lamm schenken?«

»Du sollst das Lamm nicht verschenken, Mann. Es ist dein Verdienst.«

»Oh, es ist meine Dankbarkeit. Du erinnerst dich nicht an mich. Aber ich mich an dich. Ich bin einer von den vielen, die du geheilt hast. Du hast meinen Hüftknochen, der mir sehr zu schaffen machte, wiederhergestellt, was keinem anderen gelungen war. Ich gebe dir das Lamm sehr gerne. Das schönste, das ich habe. Dieses hier. Für das Freudenmahl. Ich weiß, daß du für das Opfer eines kaufen mußst.

Aber für das Freudenmahl. Du hast mir so viel gegeben. Nimm es, Meister.«

»Ja, nimm es doch. Es ist gespartes Geld. Oder vielmehr: auf diese Weise können wir wenigstens essen; denn mit all dieser Verschwendung habe ich kein Geld mehr«, sagt Iskariot.

»Verschwendung? Aber wir haben doch seit Sichem nicht das Geringste mehr ausgegeben!« sagt Matthäus.

»Auf jeden Fall habe ich kein Geld mehr. Das letzte habe ich Merod gegeben.«

»Hör zu, Mann«, sagt Jesus zu dem Hirten, um Judas zum Schweigen zu bringen, »ich gehe jetzt nicht nach Jerusalem und kann das Lamm nicht mitnehmen. Sonst würde ich es gerne annehmen, um dir zu zeigen, daß ich dein Geschenk schätze.«

»Aber später wirst du in die Stadt gehen und an den Festtagen wirst du dort sein. Du wirst eine Unterkunft haben. Sage mir, wo sie sich befindet, und ich werde das Lamm deinen Freunden übergeben ... «

»Ich habe nichts dergleichen ... Aber in Nob habe ich einen alten, armen Freund. Höre mir gut zu: Am Tag nach dem Ostersabbat wirst du in der Frühe nach Nob gehen und Johannes, dem Ältesten von Nob – alle kennen ihn – sagen: „Dieses Lamm schickt dir Jesus von Nazaret, dein Freund, damit du diesen Tag mit einem Freudenmahl feiern kannst; denn eine größere Freude als die heutige gibt es für die wahren Freunde des Christus nicht.“ Wirst du das tun?«

»Wenn du es willst, werde ich es tun.«

»Du wirst mir damit eine Freude machen. Nicht vor dem Tag nach dem Sabbat, vergiß es nicht. Und erinnere dich der Worte, die ich dir gesagt habe. Geh nun. Der Friede sei mit dir. Und bewahre dein Herz in diesem Frieden in künftigen Tagen. Vergiß auch dies nicht und glaube weiterhin an meine Wahrheit. Leb wohl.«

Menschen sind herbeigekommen, um das Gespräch mitanzuhören, und sie gehen erst auseinander, als der Hirte seine Herde antreibt und sie so zwingt, sich zu zerstreuen. Jesus folgt im Kielwasser der Herde.

Die Leute flüstern: »Also geht er wirklich nach Jerusalem? Aber weiß er denn nicht, daß er mit dem Bann belegt ist?«

»Nun, niemand kann einem Sohn des Gesetzes verbieten, am Paschafest vor dem Herrn zu erscheinen. Ist er eines öffentlichen Vergehens schuldig? Nein. Denn, wenn er es wäre, hätte ihn der Statthalter gefangennehmen lassen, wie den Barabbas.«

Und andere: »Hast du das gehört? Er hat weder Unterkunft noch Freunde in Jerusalem. Sollten ihn denn alle verlassen haben? Auch der von den Toten Erweckte? Das ist aber eine schöne Dankbarkeit!«

»Schweige! Die beiden dort sind die Schwestern des Lazarus. Ich bin aus der Gegend von Magdala und kenne sie gut. Wenn die Schwestern bei ihm sind, beweist das, daß die Familie des Lazarus ihm treu geblieben ist.«

»Vielleicht wird er es nicht wagen, in die Stadt hineinzugehen.«

»Da hat er recht.«

»Gott wird es ihm verzeihen, wenn er draußen bleibt.«

»Es ist nicht seine Schuld, wenn er nicht zum Tempel hinaufgehen kann.«

»Er ist klug und weise. Wenn er gefangengenommen würde, wäre alles zu Ende, bevor seine Stunde gekommen ist.«

»Gewiß ist er noch nicht bereit, zu unserem König ausgerufen zu werden, und will daher nicht in Gefangenschaft geraten.«

»Man sagt, daß er, während man ihn in Efraim vermutete, viele Orte und sogar die Nomadenstämme aufgesucht habe, um seine Anhänger und Truppen vorzubereiten und sich die Hilfe mächtiger Leute zu sichern.«

»Wer hat dir denn das erzählt?«

»Das sind die üblichen Lügen. Er ist der heilige König und kein König, der ein Heer anführt.«

»Vielleicht wird er das zusätzliche Paschafest feiern. Da ist es leichter, unbemerkt zu bleiben. Das Synedrium wird nach den Festtagen aufgelöst, und die Synedristen gehen nach Hause, um bei der Ernte dabeizusein. Bis Pfingsten werden sie sich dann nicht wieder versammeln.«

»Und wenn die Synedristen fort sind, wer soll ihm dann noch schaden? Sie sind die wahren Schakale!«

»Hm ... Ob er so vorsichtig sein wird? Das wäre zu menschlich. Er ist mehr als ein Mensch, und seine Klugheit wird ihn nicht feige werden lassen.«

»Feige? Warum? Man kann doch jemandem nicht Feigheit nachsagen, nur weil er sich für seine Mission schont.«

»Es wäre trotzdem Feigheit, denn Gott ist wichtiger als jede Mission, und der Dienst Gottes hat Vorrang vor allen anderen Dingen.«

Dies sind die Gespräche, die geführt werden. Jesus tut, als ob er nichts hören würde.

Judas des Alphäus bleibt stehen, um auf die Frauen zu warten, die mit dem Knaben etwa dreißig Schritte zurückgeblieben sind, und sagt, als sie ihn eingeholt haben, zu Nike: »Ihr habt aber viel verschenkt, nachdem wir Sichem verlassen haben.«

»Warum?«

»Judas hat keinen Pfennig mehr. Deine neuen Sandalen, Benjamin, können wir vergessen. Es ist halt Schicksal. Nach Tirza konnten wir nicht hineingehen, und selbst wenn wir es gekonnt hätten, wäre kein Geld dagewesen, um etwas zu kaufen ... Du wirst eben so nach Jerusalem gehen müssen ... «

»Zuerst kommt Betanien«, sagt Marta lächelnd.

»Und vorher kommt Jericho und mein Haus«, sagt Nike ebenfalls lächelnd.

»Und zuallererst komme ich. Ich habe es ihm versprochen und ich werde mein Versprechen halten. Das ist eine Reise der Erfahrungen! Nun weiß ich, was es heißt, keine Doppeldrachme mehr zu besitzen. Nun werde ich erfahren, was es heißt, aus Not etwas verkaufen zu müssen«, sagt Maria von Magdala.

»Aber was willst du denn verkaufen, Maria, da du doch keinen Schmuck mehr trägst?« fragt Marta verwundert.

»Meine großen silbernen Haarnadeln. Es sind viele. Aber um diese unnütze Last zu halten, genügen auch Nadeln aus Eisen. Ich wer-

de sie verkaufen. Jericho ist voll von Leuten, die solche Dinge kaufen. Heute ist Markttag, und auch morgen, wie immer bei solchen Anlässen!«

»Aber Schwester!«

»Was? Du nimmst Ärgeris daran, daß man mich für arm genug halten könnte, die silbernen Haarnadeln verkaufen zu müssen? Oh, hätte ich dir immer nur diese Art von Ärgeris gegeben! Es war doch viel schlimmer, als ich mich, ohne in Not zu sein, an mein eigenes und das Laster anderer verkauft habe.«

»Schweig doch! Da ist ein Knabe, der nichts davon weiß.«

»Er weiß noch nichts davon. Vielleicht weiß er noch nicht, daß ich einst die Sünderin war. Morgen aber würde er es von denen erfahren, die mich hassen, weil ich nicht mehr die von früher bin. Und vielleicht würden sie ihm auch Dinge erzählen, die ich – so groß meine Sünde auch gewesen sein mag – nicht getan habe. Es ist daher besser, er erfährt von mir, was der Herr vermag, der ihn aufgenommen hat: Er hat aus einer Sünderin eine Büßerin gemacht und aus einer Toten eine Auferstandene. Aus mir, der im Geist Toten, und aus Lazarus, dem körperlich Toten, hat er zwei Lebende gemacht. Denn das haben wir dem Rabbi zu verdanken, o Benjamin! Denke immer daran und liebe ihn von ganzem Herzen, denn er ist wahrlich der Sohn Gottes.«

Ein Stau auf der Straße hat Jesus aufgehalten, und so holen ihn die Apostel und die Frauen ein. Jesus sagt: »Geht ihr schon voraus nach Jericho. Wenn ihr wollt, könnt ihr auch in die Stadt hineingehen. Ich gehe nach Dok mit diesem hier. Am Abend werde ich wieder bei euch sein.«

»Ach, warum schickst du uns weg? Wir sind nicht müde«, protestieren alle.

»Weil ich möchte, daß ihr, oder wenigstens einige von euch, die Jünger benachrichtigen, daß ich morgen bei Nike sein werde.«

»Wenn es so ist, Herr, werden wir gehen. Kommt, Elisa, und du, Johanna, du, Susanna und Marta. Wir werden alles vorbereiten«, sagt Nike.

»Und ich und das Kind werden einkaufen gehen. Segne uns, Meister, und komm bald wieder. Und du, Mutter, bleibst du?«

»Ja, ich bleibe bei meinem Sohn.«

Sie trennen sich. Bei Jesus bleiben nur die drei Marien: seine Mutter, deren Schwägerin Maria des Klopas und Maria Salome.

Jesus verläßt die Straße nach Jericho und nimmt einen Seitenweg, der nach Dok führt. Kurz darauf stoßen sie auf eine Karawane, die ich weiß nicht woher kommt, eine reiche Karawane, die gewiß von sehr weit her kommt, denn die Frauen reiten auf Kamelen in schwankenden Aufbauten oder Sänften auf den Höckern der Tiere, während die Männer auf feurigen Pferden oder anderen Kamelen reiten. Ein junger Mann löst sich aus der Gruppe. Er läßt sein Kamel niederknien, gleitet aus dem Sattel und geht auf Jesus zu. Ein rasch herbeigeeilter Diener hält das Kamel am Zaum.

Der Jüngling wirft sich vor Jesus auf die Knie, verneigt sich tief und sagt: »Ich bin Philippus des Kanatha und Sohn wahrer Israeliten, und ich bin ein wahrer Israelit geblieben. Bis zum Tod meines Vaters war ich ein Jünger des Gamaliël; dann mußte ich das Geschäft übernehmen. Mehr als einmal habe ich dir zugehört. Ich kenne deine Werke. Ich strebe ein besseres Leben an, um das ewige Leben zu erwerben, das du denen verheißten hast, die dein Reich in ihrem Innern errichten. Sage mir also, guter Meister: was muß ich tun, um das ewige Leben zu haben?«

»Warum nennst du mich gut? Gott allein ist gut.«

»Du bist der Sohn Gottes und gut wie dein Vater. Oh, sage mir, was ich tun muß.«

»Um in das ewige Leben einzugehen, mußt du die Gebote halten.«

»Welche, mein Herr? Die alten oder deine Gebote?«

»In den alten sind meine Gebote enthalten. Meine Gebote ändern nichts an den alten. Es sind immer dieselben: Du sollst mit wahrer Liebe den einen, wahren Gott anbeten und die Vorschriften des Kultes befolgen; du sollst nicht töten, nicht stehlen, nicht Ehebruch begehen, kein falsches Zeugnis ablegen, Vater und Mutter ehren und

dem Nächsten nicht schaden, sondern ihn lieben wie dich selbst. Wenn du dies tust, wirst du das ewige Leben erwerben.«

»Meister, alle diese Dinge habe ich von Kindheit an befolgt.«

Jesus schaut ihn liebevoll an und fragt sanft: »Und es scheint dir noch nicht genug zu sein?«

»Nein, Meister. Das Reich Gottes in uns und im anderen Leben ist etwas Großes. Eine unendliche Gabe ist Gott, der sich uns schenkt. Ich fühle, daß alles, was Pflicht ist, zu wenig ist im Vergleich zum Allumfassenden, Unendlichen, Vollkommenen, der sich uns schenkt, und ich glaube, daß wir ihn verdienen müssen durch Größeres als das, was verlangt wird, um nicht verdammt zu werden und ihm wohlgefällig zu sein.«

»Du hast recht. Um vollkommen zu sein, fehlt dir noch eines. Wenn du vollkommen sein willst, wie unser Vater im Himmel es wünscht, geh hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen; dann wirst du einen Schatz im Himmel haben und vom Vater geliebt werden, der seinen Schatz für die Armen auf Erden hingegeben hat. Dann komm und folge mir nach.«

Der Jüngling wird traurig und nachdenklich. Dann steht er auf und sagt: »Ich werde deinen Rat bedenken . . . « und er entfernt sich betrübt.

Judas lächelt spöttisch und murmelt: »Also bin ich nicht der einzige, der das Geld liebt!«

Jesus wendet sich um und schaut ihn an . . . Dann schaut er die anderen elf Gesichter an, die ihn umgeben, und seufzt: »Wie schwer ist es für einen Reichen, ins Himmelreich einzugehen, denn sein Tor ist schmal und der Weg dorthin beschwerlich, und wer beladen ist mit der großen Last der Reichtümer kann ihn nicht gehen noch das Tor durchschreiten. Um dort einzugehen, darf man nur geistige Schätze der Tugend sammeln und muß sich von aller Anhänglichkeit an irdische und eitle Dinge befreien.« Jesus ist sehr traurig . . .

Die Apostel schauen einander heimlich an . . .

Jesus fährt fort, während er der Karawane des reichen Jünglings,

die sich entfernt, nachblickt: »Wahrlich, ich sage euch, leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel.«

»Aber wer kann dann gerettet werden? Durch das Elend wird man oft zum Sünder, aus Neid oder mangelnder Achtung vor dem Eigentum anderer, oder aus Zweifel an der Vorsehung. Der Reichtum ist ein Hindernis für die Vollkommenheit . . . Wer also kann dann noch gerettet werden?«

Jesus schaut sie an und sagt: »Was für die Menschen unmöglich ist, ist für Gott möglich, denn für ihn ist alles möglich. Es genügt, daß der Mensch ihm, seinem Herrn, mit gutem Willen hilft. Guten Willen haben heißt, den erhaltenen Rat annehmen und sich bemühen, den Reichtümern entsagen zu lernen und frei zu werden. Frei von allen irdischen Banden, um Gott nachfolgen zu können. Denn die wahre Freiheit hat der Mensch erlangt, wenn er der Stimme Gottes folgt, die ihre Befehle leise seinem Herzen eingibt, wenn er weder der Sklave seiner selbst, noch der Welt, und daher auch nicht der Sklave Satans ist. Der Mensch soll die herrliche Willensfreiheit gebrauchen, die Gott ihm geschenkt hat, um frei und ausschließlich das Gute zu wollen und so das ewig strahlende, freie, selige Leben zu erlangen. Auch der Sklave des eigenen Lebens soll man nicht sein, wenn man sich, um es zu erhalten, dem Willen Gottes widersetzt. Ich habe es euch gesagt: „Wer sein Leben verliert aus Liebe zu mir und um Gott zu dienen, wird es für alle Ewigkeit gewinnen.“«

»Schau! Wir haben alles verlassen, um dir zu folgen, auch die erlaubten Dinge. Was werden wir dafür erhalten? Werden wir in dein Reich eingehen?« fragt Petrus.

»Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, alle, die mir auf diese Weise nachgefolgt sind und auch in Zukunft nachfolgen werden – denn man hat immer Zeit, um die bisher begangenen Fehler und Sünden wiedergutzumachen, man hat immer Zeit, solange man auf Erden weilt und Tage bleiben, in denen man für das begangene Böse Sühne leisten kann – sie werden mit mir in meinem Reich sein. Wahrlich, ich sage euch, ihr, die ihr mir nachgefolgt seid und wiedergeboren

wurdet, werdet auf Thronen sitzen und die Stämme der Erde richten, zusammen mit dem Menschensohn, der auf dem Thron seiner Herrlichkeit sitzen wird. Wahrlich, ich sage euch noch, jeder, der aus Liebe zu meinem Namen Haus, Felder, Vater, Mutter, Brüder, Frau, Kinder und Schwestern verläßt, um die Frohe Botschaft zu verbreiten und mein Nachfolger in dieser Welt zu sein, wird das Hundertfache in dieser Zeit und das ewige Leben in der kommenden Zeit haben.«

»Aber wenn wir alles verlieren, wie können wir dann unseren Besitz hundertfach vermehren?« fragt Judas von Kerijot.

»Ich wiederhole euch: Was den Menschen unmöglich ist, das ist Gott möglich. Und Gott wird denen das Hundertfache an geistiger Freude geben, die es als Menschen in dieser Welt verstanden haben, Kinder Gottes zu sein, also geistige Menschen. Sie werden wahre Freude hier und im Jenseits erleben. Und weiter sage ich euch, nicht alle, die scheinbar die Ersten sind und es auch sein müßten, da sie mehr als alle anderen empfangen haben, sind wirklich die Ersten. Und nicht alle, die scheinbar die Letzten sind, und weniger als die Letzten, da sie scheinbar nicht zu meinen Jüngern und nicht einmal zum auserwählten Volk gehören, werden die Letzten sein. Wahrlich, viele der Ersten werden die Letzten sein, und viele der Letzten, Allergeringsten, werden die Ersten sein . . . Aber dort ist schon Dok. Geht alle voraus, mit Ausnahme des Judas von Kerijot und des Zeloten. Geht und kündigt mich denen an, die mich brauchen.«

Und Jesus wartet mit den beiden zurückgebliebenen Aposteln auf die drei Marien, die in einigem Abstand folgen.

632 Dritte Ankündigung des Leidens • Die Mutter der Söhne des Zebedäus

Das Morgengrauen erhellt kaum den Himmel und macht das Gehen noch schwierig, als Jesus das stille Dok verläßt. Gewiß hört niemand das Geräusch der Schritte, denn sie gehen vorsichtig, und die Leute

schlafen noch in den verschlossenen Häusern. Keiner spricht, bis sie außerhalb der Stadt auf den Feldern sind, die langsam im spärlichen Licht in ihrem taufrischen Glanz erwachen.

Dann sagt Iskariot: »Den Weg haben wir umsonst gemacht. Man hat uns um die Nachtruhe gebracht. Es wäre besser gewesen, nicht hierher zu kommen.«

»Die wenigen, die wir angetroffen haben, haben uns nicht schlecht behandelt. Sie haben die Nacht geopfert, um uns anzuhören und um in die benachbarten Ortschaften zu gehen und die Kranken zu holen. Es war sogar sehr gut, daß wir gekommen sind. Denn die, die aus Krankheits- oder anderen Gründen nicht hoffen konnten, den Herrn in Jerusalem zu sehen, haben ihn hier gesehen und sind mit der Heilung oder mit anderen Gnaden getröstet worden. Die übrigen, das wissen wir, sind schon nach Jerusalem aufgebrochen. Es ist ja Sitte bei uns, daß alle, die nur irgendwie können, bereits einige Tage vor dem Fest dort eintreffen«, sagt Jakobus des Alphäus sanft; er ist immer sanft, ganz im Gegensatz zu Judas von Kerijot, der auch in guten Stunden heftig und herrisch ist.

»Eben weil auch wir nach Jerusalem gehen, war es unnötig, hierher zu kommen. Sie hätten uns dort gehört und gesehen . . . «

»Die Frauen und die Kranken aber nicht . . . « unterbricht ihn Bartholomäus und kommt damit Jakobus zu Hilfe.

Judas tut, als hätte er nichts gehört, und fährt fort: »Wenigstens glaube ich, daß wir nach Jerusalem gehen, denn nach dem Gespräch mit dem Hirten bin ich nicht mehr sicher . . . «

»Und wohin sollen wir denn gehen, wenn nicht dorthin?« fragt Petrus.

»Bah! Ich weiß es nicht. Es ist alles so unwirklich, was wir seit einigen Monaten tun, alles so unvorhergesehen, so unvernünftig, sogar so ungerecht, daß . . . «

»He du! Ich habe dich in Dok Milch trinken sehen, aber jetzt redest du wie ein Betrunkener! Wo siehst du denn die Ungerechtigkeiten?« fragt Jakobus des Zebedäus mit nichts Gutes verheißenden Augen.

Und er fügt hinzu: »Genug des Tadels an dem Gerechten! Hast du verstanden? Es reicht. Du hast nicht das Recht, ihn zu tadeln. Niemand hat das Recht dazu, denn der Meister ist vollkommen, und wir . . . Keiner von uns ist es, und du am allerwenigsten.«

»Aber ja! Wenn du krank bist, dann laß dich heilen, aber ärgere uns nicht mit deinem Genörgel. Wenn du Launen hast, dort ist der Meister. Laß dich heilen und sei still!« sagt Thomas, der die Geduld verliert.

Jesus ist mit Judas des Alphäus und Johannes zurückgeblieben, um den Frauen behilflich zu sein, für die es ungewohnt und mühevoll ist, im Halbdunkel auf einem schlechten Weg zu gehen, der noch finsterer ist als die Felder, da er durch einen dichten Olivenhain führt. Jesus spricht eifrig mit den Frauen, ohne auf das zu achten, was vorne geschieht und was alle, die ihn umgeben, hören können. Denn wenn man die Worte auch nicht versteht, so merkt man doch am Tonfall, daß es keine sanften Worte sind, sondern daß es sich eher um einen Streit handelt. Die beiden Apostel Thaddäus und Johannes schauen sich an, sagen jedoch nichts. Sie schauen Jesus und Maria an. Aber Maria hat sich so in ihren Mantel gehüllt, daß man kaum ihr Gesicht sieht, und Jesus hört anscheinend nichts. Doch als ihre Unterhaltung beendet ist – sie haben von Benjamin und seiner Zukunft gesprochen und von der Witwe Sara von Afek, die sich in Kafarnaum niedergelassen hat und eine liebevolle Mutter geworden ist, nicht nur für das Kind aus Gischala, sondern auch für die kleinen Söhne der Frau aus Kafarnaum, die nach ihrer Wiederverheiratung die Kinder aus ihrer ersten Ehe nicht mehr liebte und dann starb, »so elendiglich, daß man wahrhaft die Hand Gottes bei ihrem Tod erkennen konnte«, wie Salome sagt – geht Jesus mit Judas Thaddäus schneller weiter, um die Apostel einzuholen, nachdem er noch gesagt hat: »Bleib nur, Johannes, wenn du willst. Ich gehe und antworte dem Unruhigen und stifte Frieden.«

Doch da der Weg nun offener und heller wird, eilt auch Johannes, der noch ein kleines Stück mit den Frauen gegangen ist, nach

vorn und erreicht die anderen gerade in dem Augenblick, als Jesus sagt: »Sei also beruhigt, Judas. Wir werden nichts Unvernünftiges tun, wie wir es auch bisher nicht getan haben. Und auch jetzt tun wir nichts Unvorhersehbares. Denn zum jetzigen Zeitpunkt ist vorhersehbar, daß jeder wahre Israelit, der nicht durch Krankheit oder andere schwerwiegende Gründe verhindert ist, zum Tempel hinaufgeht. Und auch wir gehen zum Tempel.«

»Aber nicht alle. Wie ich gehört habe, wird Margziam nicht dabei sein. Ist er vielleicht krank? Warum kommt er nicht mit? Glaubst du etwa, daß ihn der Samariter ersetzen kann?« Der Ton des Judas ist unerträglich . . .

Petrus knurrt: »O Klugheit, fessele meine Zunge, denn ich bin nur ein Mensch!« Und er preßt die Lippen fest aufeinander, um nichts mehr zu sagen. Seine großen Augen haben einen rührenden Ausdruck und lassen die Anstrengung erkennen, die es den Mann kostet, seine Verachtung und seine Betrübniß darüber zu verbergen, Judas so sprechen zu hören.

Die Gegenwart Jesu gebietet allen Schweigen. Er allein spricht und sagt mit wahrhaft göttlicher Ruhe: »Kommt etwas näher, damit die Frauen uns nicht hören. Seit einigen Tagen schon habe ich euch etwas zu sagen. Ich habe es euch in den Feldern bei Tirza versprochen. Aber ich wollte, daß ihr alle da seid und es hört. Ihr alle. Die Frauen nicht. Lassen wir sie in ihrem einfachen Frieden . . . Aus dem, was ich euch zu sagen habe, geht auch hervor, weshalb weder Margziam bei uns sein wird, noch deine Mutter, Judas von Kerijot, und auch nicht deine Töchter, Philippus, und die Jüngerinnen von Betlehem in Galiläa mit dem Mädchen. Es gibt Dinge, die nicht alle ertragen können. Ich, der Meister, weiß wohl, was für meine Jünger gut ist und wieviel sie ertragen oder nicht ertragen können. Nicht einmal ihr seid stark genug, um die Prüfung ertragen zu können. Und es wäre eine Gnade für euch, wenn ihr nicht dabei sein müßtet. Aber ihr müßt ja mein Werk fortsetzen und wissen, wie schwach ihr seid, um in Zukunft barmherzig mit den Schwachen zu sein. Da-

her könnt ihr nicht ausgeschlossen werden von dieser schrecklichen Prüfung, die euch zeigen wird, was ihr seid, was ihr geblieben seid nach drei Jahren des Zusammenseins mit mir, und was ihr nach diesen drei Jahren bei mir geworden seid. Ihr seid zwölf. Und ihr seid fast gleichzeitig zu mir gekommen. Die wenigen Tage, die zwischen meiner Begegnung mit Jakobus, Johannes und Andreas und dem Tag liegen, an dem auch du, Judas von Kerijot, als einer der Unseren angenommen wurdest; die Tage, die vergangen sind, bis ihr, Jakobus, mein Bruder, und du, Matthäus, mir gefolgt seid, können einen so großen Unterschied in eurer Formation nicht rechtfertigen. Ihr wart alle, auch du, gelehrter Bartholomäus, auch ihr, meine Brüder, sehr unwissend, absolut unwissend, was euer Wissen über meine Lehre betrifft. Vielmehr erschwerte es euch eure Bildung in den Lehren des alten Israel, die besser war als die anderer euresgleichen, euch auf meine Art zu bilden. Und keiner von euch hat die ausreichende Wegstrecke zurückgelegt, die euch alle an ein einziges Ziel gebracht hätte. Einer hat es fast erreicht, andere haben sich ihm genähert, andere sind weiter entfernt, wieder andere sind noch weit zurück, und einige ... ja, ich muß auch dies sagen, einige sind rückwärts anstatt vorwärts gegangen. Seht einander nicht so an. Sucht nicht zu wissen, wer von euch der Erste und wer der Letzte ist. Wer vielleicht glaubt, der Erste zu sein, und auch von den anderen dafür gehalten wird, hat noch viel zu lernen. Und wer glaubt, der Letzte zu sein, ist im Begriff, wie ein Stern am Himmel zu erstrahlen. Daher sage ich euch noch einmal: Urteilt nicht. Die Tatsachen werden für sich selbst sprechen. Jetzt versteht ihr noch nicht. Aber bald, sehr bald werdet ihr an meine Worte denken und sie verstehen.«

»Wann wird dies sein? Du hast versprochen, uns zu sagen und auch zu erklären, warum die Reinigung am Paschafest dieses Jahr anders sein wird. Doch du sagst es uns nie ... « beklagt sich Andreas.

»Gerade darüber wollte ich mit euch sprechen. Sowohl über das eine, wie über das andere, denn es ist dasselbe, und nur eines liegt

beidem zugrunde. Wir gehen nun zum Paschafest nach Jerusalem. Und dort wird sich alles erfüllen, was durch die Propheten vom Menschensohn geschrieben steht. Wahrlich, genauso wie es die Propheten gesehen haben, wie es im Befehl an die Hebräer in Ägypten zum Ausdruck kam, wie es Mose in der Wüste geboten wurde, so wird das Lamm Gottes nun geopfert werden. Und bald wird sein Blut die Schwellen der Herzen benetzen, und der Engel Gottes wird vorüberziehen und die nicht schlagen, die voll Liebe das Blut des geopferten Lammes an sich tragen; des Lammes, das nun wie die Schlange aus kostbarem Erz am Kreuz erhöht werden wird, zum Zeichen für die von der höllischen Schlange Verwundeten, zum Heil derer, die es mit Liebe betrachten. Der Menschensohn, euer Meister Jesus, wird nun bald in die Hände der Oberhäupter der Priesterschaft, der Schriftgelehrten und der Ältesten gegeben werden, die ihn zum Tod verurteilen und den Heiden überliefern werden, damit sie ihn verhöhnen. Und er wird Backenstrieche und Stockschläge erhalten und angespien und in verächtlichster Weise durch die Straßen geschleift werden, und die Heiden werden ihn, nachdem er gegeißelt und mit Dornen gekrönt wurde, wie einen Verbrecher zum Tod am Kreuz verurteilen, nachdem das in Jerusalem versammelte hebräische Volk seinen Tod dem Tod eines Räubers vorgezogen hat. Er wird also getötet werden. Aber wie es bei den Propheten heißt, wird er nach drei Tagen wieder auferstehen. Dies ist die Prüfung, die euch erwartet. Und bei dieser Prüfung wird sich zeigen, wie weit ihr auf dem Weg zur Vollkommenheit vorangeschritten seid. Wahrlich, ich sage euch, euch allen, die ihr euch so vollkommen glaubt, daß ihr jene verachtet, die nicht aus Israel sind, und sogar viele aus unserem eigenen Volk ... wahrlich, ich sage euch, ihr, der auserwählte Teil meiner Herde, werdet, sobald euch euer Hirte genommen ist, von Angst gejagt fliehen und euch zerstreuen, wie wenn die Wölfe, die mich von allen Seiten hetzen, auch hinter euch her wären. Doch ich sage euch, fürchtet euch nicht. Kein Haar wird euch gekrümmt werden. Ich werde genügen, um die wütenden Wölfe zu sättigen ... «

Je länger Jesus spricht, desto mehr gleichen die Apostel Geschöpfen, die in einen Steinhagel geraten sind. Sie sinken immer tiefer in sich zusammen während der Rede Jesu, und als er schließlich sagt: »Und was ich euch sage, steht nun unmittelbar bevor. Es ist nicht wie bisher, da noch Zeit blieb bis zu meiner Stunde. Jetzt ist die Stunde gekommen. Ich gehe, um meinen Feinden überliefert und zum Heil aller geopfert zu werden. Und diese Knospe wird, nachdem sie geblüht hat, noch nicht alle ihre Blütenblätter verloren haben, da werde ich schon tot sein«, da bedecken die einen ihr Gesicht mit den Händen, und die anderen stöhnen, als wären sie verwundet. Iskariot ist totenblaß, fast blau im Gesicht ...

Der erste, der sich faßt, ist Thomas, und er erklärt: »Das wird dir nicht geschehen, denn wir werden dich verteidigen oder zusammen mit dir sterben. Damit werden wir beweisen, daß wir dir ähnlich geworden sind an Vollkommenheit und daß unsere Liebe zu dir vollkommen ist.«

Jesus sieht ihn wortlos an.

Bartholomäus sagt nach einem langen, nachdenklichen Schweigen: »Du hast gesagt, daß man dich überliefert wird ... Aber wer ...? Wer kann dich den Händen deiner Feinde überliefern? Das steht nicht in den Prophezeiungen ... Nein ... Das steht nicht darin. Es wäre zu schrecklich, wenn einer deiner Freunde, einer deiner Jünger, einer deiner Anhänger, selbst der Geringste von allen, dich jenen überliefern würde, die dich hassen. Nein! Wer dich mit Liebe angehört hat, und sei es auch nur ein einziges Mal, der kann dieses Verbrechen nicht begehen. Es sind doch Menschen und keine Raubtiere oder Dämonen ... Nein, mein Herr. Und nicht einmal die, die dich hassen, können es ... Sie fürchten das Volk, und das ganze Volk wird sich um dich scharen!«

Jesus sieht auch Natanaël an und sagt nichts.

Petrus und der Zelote reden sehr hitzig miteinander. Jakobus des Zebedäus fährt seinen Bruder an, da er ihn so ruhig sieht, und Johannes antwortet: »Weil ich es schon seit drei Monaten weiß ...« und dabei rinnen Tränen über sein Gesicht.

Die Söhne des Alphäus reden mit Matthäus, der betrübt sein Haupt schüttelt.

Andreas wendet sich an Iskariot: »Du hast doch so viele Freunde im Tempel ... «

»Johannes kennt Hannas ebenfalls«, entgegnet Judas und fügt hinzu: »Was kann man da machen? Was glaubst du, was ein Menschenwort vermag, wenn es so bestimmt ist?«

»Glaubst du das wirklich?« fragen Thomas und Andreas gleichzeitig.

»Nein. Ich glaube gar nichts. Es ist blinder Alarm. Bartholomäus hat recht. Das ganze Volk wird sich um Jesus scharen. Man sieht das doch schon an denen, denen wir begegnen. Es wird ein Triumph werden. Ihr werdet schon sehen, daß es so sein wird«, sagt Judas von Kerijot.

»Aber warum sagt er dann ... « meint Andreas und deutet auf Jesus, der stehengeblieben ist, um auf die Frauen zu warten.

»Warum er es sagt? Weil er unruhig ist ... und weil er uns prüfen will. Aber es wird nichts geschehen. Im übrigen will ich gehen ... «

»O ja! Geh, vielleicht hörst du etwas!« bettelt Andreas.

Alle schweigen, denn Jesus folgt ihnen wieder, seine Mutter und Maria des Alphäus zur Seite.

Maria lächelt schwach, als ihre Schwägerin ihr Samen zeigt, die sie, ich weiß nicht wo, gefunden hat und die sie nach dem Paschafest in Nazaret säen will, gleich bei der Grotte, die Maria so sehr liebt: »Als du noch ein kleines Mädchen warst, hattest du, ich erinnere mich, immer diese Blumen in den Händchen. Du nanntest sie die Blumen deiner Ankunft. Tatsächlich war der Garten, als du geboren wurdest, voll von diesen Blüten; und an jenem Abend, als ganz Nazaret herbeieilte, um die Tochter des Joachim zu sehen, ließen die Tropfen vom Himmel und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Büschel dieser Sterne wie Diamanten aufleuchten. Und da du „Stern“ genannt wurdest, sagten alle, die die vielen kleinen strahlenden Blütensterne sahen: „Die Blumen haben sich geschmückt, um

die Blume des Joachim zu feiern, und die Sterne haben den Himmel verlassen, um zum Stern zu kommen.“ Und alle lächelten und waren glücklich und freuten sich über dieses Zeichen und über die Freude deines Vaters. Und Josef, der Bruder meines Mannes, sagte: „Sterne und Tropfen. Es ist wirklich Maria!“ Wer hätte ihm damals gesagt, daß du einmal sein Stern werden würdest. Als er aus Jerusalem als dein erwählter Bräutigam zurückkehrte, wollte ganz Nazaret ihn feiern. Denn die ihm vom Himmel zuteil gewordene Ehre war groß, und groß die Ehre der Hochzeit mit dir, der Tochter des Joachim und der Anna. Alle wollten ihn feiern. Doch er lehnte sanft, aber entschieden jegliches Fest ab und überraschte alle damit; denn welcher Mann, dem eine ehrenvolle Hochzeit bevorsteht und der noch dazu ein solches Zeichen des Allerhöchsten erhalten hat, feiert nicht die Freude der Seele, des Fleisches und des Blutes? Aber er sagte nur: „Eine große Berufung braucht eine große Vorbereitung.“ Und mit großer Enthaltbarkeit selbst im Sprechen und Essen – denn jede andere Enthaltbarkeit hatte er schon immer geübt – verbrachte er betend und arbeitend die Zeit. Denn ich glaube, jeder Schlag seines Hammers und jeder Stoß seines Meißels wurde zum Gebet, wenn man Arbeit als Gebet ansehen kann. Sein Gesicht war wie verklärt. Ich ging öfters hin, um das Haus in Ordnung zu bringen und die Leintücher und andere von deiner Mutter hinterlassene Wäschestücke zu bleichen, die mit der Zeit gelb geworden waren, und ich betrachtete ihn, während er im Garten und im Haus arbeitete, um beide wieder so schön herzurichten, als ob sie nie vernachlässigt worden wären. Ich habe auch mit ihm gesprochen. Doch er war immer wie geistesabwesend. Er lächelte. Aber das Lächeln galt nicht mir oder anderen, sondern einem Gedanken, der nicht der Gedanke eines Mannes vor der Hochzeit war; denn dies ist ein Lächeln spitzbübischer, sinnlicher Freude ... Er, Josef, schien unsichtbaren Engeln Gottes zuzulächeln, mit ihnen zu reden und sich mit ihnen zu beraten ... Oh, ich bin sicher, daß die Engel Josef unterwiesen haben, wie er dich zu behandeln hätte. Denn danach, eine weitere

Überraschung für Nazaret und beinahe ein Ärgernis für meinen Alphäus, schob er die Hochzeit so lange als möglich auf, und niemand verstand, warum er sich dann so plötzlich vor der festgesetzten Zeit entschloß. Auch als man erfuhr, daß du Mutter geworden warst, wie staunte da ganz Nazaret über seine selbstvergessene Freude ...! Aber auch mein Jakobus gleicht ihm ein wenig. Und er gleicht ihm immer mehr. Nun, da ich ihn genau betrachte ... Ich weiß nicht weshalb, aber seit wir nach Efraim gegangen sind, scheint er mir ganz verändert zu sein. Ich erkenne in ihm ... Josef wieder. Schau ihn dir an, Maria, nun, da er sich wieder umdreht und uns ansieht. Hat er nicht denselben gesammelten Ausdruck, den Josef, dein Mann, immer hatte? Und das Lächeln, von dem ich nicht weiß, ob ich es traurig oder abwesend nennen soll. Schau nur, er blickt in die Ferne, über uns hinweg, so wie es Josef oft getan hat. Erinnerst du dich, wie Alphäus ihn geneckt hat, wie er zu ihm sagte: „Bruder, siehst du immer noch die Pyramiden?“ und wie Josef wortlos das Haupt schüttelte, geduldig und geheimnisvoll in seine Gedanken vertieft. Er hat immer nur sehr wenig gesprochen. Aber nachdem du von Hebron zurückgekehrt bist! Da kam er nicht einmal mehr wie früher und wie alle anderen zum Brunnen. Er war immer bei dir oder bei der Arbeit. Außer am Sabbat, wenn er in die Synagoge ging, oder wenn er auswärts geschäftlich zu tun hatte, kann niemand sagen, Josef in diesen Monaten unterwegs gesehen zu haben. Dann müßtet ihr abreisen ... Welche Angst haben wir ausgestanden, als wir nach dem Kindermord nichts über euch in Erfahrung bringen konnten! Alphäus ging bis nach Betlehem. „Sie sind abgereist“, sagte man ihm. Aber wie konnte man den Leuten glauben, da man euch in dieser Stadt so sehr haßte, wo das unschuldige Blut noch alles rötete und die Ruinen noch rauchten, und wo man euch die Schuld für dieses Blutvergießen gab? Er ging nach Hebron, und dann in den Tempel, denn Zacharias war an der Reihe. Elisabet konnte ihm nur Tränen geben, und Zacharias hatte nur Worte des Trostes. Beide hatten sie Angst um Johannes. Sie fürchteten neue Gewalttaten, hiel-

ten ihn deshalb versteckt und zitterten um ihn. Von euch wußten sie überhaupt nichts, und Zacharias sagte zu Alphäus: „Wenn sie tot sind, dann ist ihr Blut über mir, denn ich habe sie veranlaßt, in Betlehem zu bleiben.“ Meine Maria! Mein Jesus, der so schön war am Paschafest nach seiner Geburt! Und man wußte nichts ... so lange Zeit! Warum habt ihr uns niemals eine Nachricht zukommen lassen?«

»Weil es besser war zu schweigen. Dort, wo wir uns aufhielten, gab es viele, die Maria und Josef hießen, und es war besser, für irgendein Ehepaar unter vielen gehalten zu werden«, antwortet Maria ruhig, und sie seufzt: »Es waren trotz ihrer Traurigkeit noch glückliche Tage. Das Böse war noch so fern! Wenn wir als Menschen auch viel entbehren mußten, der Geist nährte sich von der Freude, dich zu besitzen, mein Sohn!«

»Auch jetzt hast du ihn, deinen Sohn, Maria. Josef fehlt, das ist wahr. Aber Jesus ist hier mit seiner ganzen Liebe als Erwachsener«, bemerkt Maria des Alphäus.

Maria erhebt das Haupt, um ihren Sohn zu betrachten. Und großer Schmerz liegt in ihrem Blick, obgleich der Mund etwas lächelt. Doch sie sagt kein Wort.

Die Apostel sind stehengeblieben, um auf sie zu warten, und sind nun wieder alle beisammen; auch Jakobus und Johannes, die mit ihrer Mutter weit zurückgeblieben waren. Während sie sich vom langen Gehen ausruhen und einige etwas Brot essen, nähert sich die Mutter des Jakobus und des Johannes Jesus und wirft sich vor ihm nieder. Jesus hat sich nicht einmal gesetzt und hat es eilig, sich wieder auf den Weg zu machen.

Da sie ihn offensichtlich um etwas bitten will, fragt Jesus sie: »Was willst du, Frau? Sprich.«

»Gewähre mir eine Gnade, bevor du fortgehst, wie du sagst.«

»Und welche?«

»Sage, daß diese meine Söhne, die alles für dich verlassen haben, einer zu deiner Rechten und der andere zu deiner Linken sitzen

sollen, wenn du in deiner Herrlichkeit in deinem Reich auf dem Thron sitzen wirst.«

Jesus schaut die Frau und dann die beiden Apostel an und sagt: »Ihr habt eure Mutter auf diesen Gedanken gebracht und also meine Verheißungen von gestern völlig falsch verstanden. Das Hundertfache dessen, was ihr verlassen habt, werdet ihr nicht in einem Reich auf dieser Welt erhalten. Seid nun auch ihr gierig und töricht geworden? Nein, es ist nicht eure Schuld. Die trübe Dämmerung der Finsternis breitet sich schon aus, und die verpestete Luft des nahen Jerusalem verdirbt und blendet euch . . . Ich sage euch, ihr wißt nicht, um was ihr mich bittet! Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?«

»Wir können es, Herr.«

»Wie könnt ihr dies sagen, da ihr nicht einmal verstanden habt, wie bitter mein Kelch sein wird? Es wird nicht nur die Bitterkeit sein, die ich euch gestern geschildert habe, meine Bitterkeit als Mann aller Schmerzen. Es werden auch Qualen sein, die ihr nicht begreifen könntet, selbst wenn ich sie euch beschreiben würde . . . Und doch, obwohl ihr noch zwei Kindern gleicht, die nicht wissen, worum sie bitten, so seid ihr doch auch zwei ehrliche und mich liebende Seelen und werdet von meinem Kelch trinken. Aber das Sitzen zu meiner Rechten und zu meiner Linken, das habe nicht ich zu vergeben, sondern es wird denen zuteil werden, denen mein Vater es vorbehalten hat.«

Während Jesus noch redet, empören sich die anderen Apostel über die Bitte der Söhne des Zebedäus und ihrer Mutter. Petrus sagt zu Johannes: »Auch du! Ich erkenne dich nicht wieder als den, der du immer gewesen bist!«

Und Iskariot sagt mit seinem hämischen Lächeln: »Wahrlich, die Ersten werden die Letzten sein! Welch eine Zeit der Erkenntnisse und der Überraschungen . . . « Und er wird ganz grün vor Hohn.

»Sind wir etwa der Ehren wegen dem Meister gefolgt?« rügt Philippus.

Thomas wendet sich an Maria Salome anstatt an die beiden und sagt: »Warum beschämst du deine Söhne? Wenn sie nicht nachgedacht haben, dann hättest du es tun sollen, um dies zu vermeiden.«

»Das ist wahr. Unsere Mutter hätte nicht so gehandelt«, sagt Thaddäus.

Bartholomäus spricht nicht, aber sein Gesicht drückt seine ganze Mißbilligung aus.

Simon der Zelote sagt, um die Entrüsteten zu beruhigen: »Alle können wir Fehler machen . . . «

Matthäus, Andreas und Jakobus des Alphäus schweigen und leiden sichtlich unter dem Vorfall, der auf die schöne Vollkommenheit des Johannes einen Schatten wirft.

Jesus gebietet Schweigen durch eine Geste und sagt: »Sollen nun aus einem Fehler viele werden? Ihr, die ihr entrüstet tadelt, merkt ihr denn nicht, daß ihr selbst sündigt? Laßt eure Brüder in Ruhe. Mein Tadel genügt. Ihre Beschämung ist offensichtlich, und ihre Reue demütig und aufrichtig. Ihr müßt euch gegenseitig lieben und helfen. Denn wahrlich, keiner von euch ist schon vollkommen. Ihr dürft die Welt und die Menschen in ihr nicht nachahmen. Ihr wißt, daß in der Welt die Herrscher der Völker sie unterjochen und die Großen in ihrem Namen Gewalt an ihnen verüben. Aber bei euch soll es nicht so sein. Ihr sollt nicht danach trachten, die Menschen oder eure Gefährten zu beherrschen. Wer unter euch der Größte sein will, soll euer Diener sein, und wer unter euch der Erste sein will, soll euer Knecht sein. So wie es euch euer Meister gezeigt hat. Bin ich etwa gekommen, um euch zu unterdrücken und zu beherrschen? Oder um mich bedienen zu lassen? Nein. Wahrlich, nein. Ich bin gekommen, um zu dienen. Und so, wie der Menschensohn nicht gekommen ist, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben zur Rettung vieler hinzugeben, so sollt auch ihr handeln, wenn ihr sein wollt, wie ich bin und wo ich bin. Nun geht. Und bleibt in Frieden untereinander, wie ich es mit euch bin.«

Jesus sagt mir:

»Ich weise ausdrücklich darauf hin: „... ihr werdet *von* meinem Kelch trinken.“ In den Übersetzungen steht: „meinen Kelch“. Ich habe gesagt: „von meinem“, nicht „meinen“. Kein Mensch hätte meinen Kelch trinken können. Nur ich, der Erlöser, mußte meinen ganzen Kelch austrinken. Gewiß, meinen Jüngern, denen, die mich nachahmen und lieben, ist es gewährt, von dem Kelch zu trinken, den ich getrunken habe, den Tropfen, den Schluck oder die Schlücke, den die Auserwählung durch Gott ihnen zu trinken gewährt. Aber niemals wird irgend jemand den ganzen Kelch trinken, wie ich ihn getrunken habe. Daher ist es richtig zu sagen: „von meinem Kelch“ und nicht „meinen Kelch“.«³³

633 In Jericho vor dem Besuch in Betanien

Schon zeichnen sich die weißen Mauern der Häuser von Jericho mit ihren Palmen gegen den tiefblauen Himmel ab, ein Blau wie Keramik oder Emaille, als bei einem Wäldchen aus zerzausten Tamarinden, zarten Mimosen, Weißdorn mit seinen langen Dornen und anderen, meist stacheligen Gewächsen, die der rauhe Berg hinter Jericho dort ausgestreut haben könnte, Jesus einer großen, von Manaen angeführten Schar Jünger begegnet. Sie scheinen auf ihn gewartet zu haben, bestätigen dies auch, nachdem sie den Meister begrüßt haben, und fügen hinzu, daß einige andere Wege gegangen sind, um etwas über ihn zu erfahren, da die um eine ganze Nacht verspätete Ankunft in Jericho sie beunruhigt hat.

»Ich bin mit diesen hierher gekommen. Und ich werde dich nicht mehr verlassen, bis ich dich bei Lazarus in Sicherheit weiß«, sagt Manaen.

»Warum? Besteht eine Gefahr ... ?« fragt Judas Thaddäus.

»Ihr seid in Judäa ... Ihr kennt das Dekret. Und auch den Haß. Es ist also alles zu befürchten«, antwortet Manaen, und zu Jesus gewandt erklärt er: »Ich habe die stärksten Männer mitgebracht, denn es war anzunehmen, daß du hier vorüberkommen würdest, wenn sie dich noch nicht gefangengenommen haben. Und durch unser

³³Im Aramäischen, der Sprache Jesu, gibt es keinen Unterschied zwischen Dativ und Akkusativ; Jesus kann also sehr wohl „von meinem Kelch“ gesagt haben.

Ansehen als Jünger und Männer haben wir gehofft, die Bösewichter genügend zu beeindrucken, daß sie dich respektieren.«

Tatsächlich sind bei ihm die früheren Schüler Gamaliëls, der Priester Johannes, Nikolaus von Antiochia, Johannes von Ephesus und andere kräftige Männer in den besten Jahren und besonders vornehmen Aussehens, deren Namen ich jedoch nicht kenne. Einige von ihnen stellt Manaen eiligst vor, andere nicht. Männer aus allen Gegenden Palästinas, darunter zwei vom Hof des Herodes Philippus. Namen der ältesten Familien Israels sind zu hören auf der Straße bei dem zerzausten Wäldchen, in dem der Wind die Blättchen der Mimosen erzittern macht und die neuen Triebe des Weißdorns wiegt.

»Gehen wir. Ist niemand mit den Frauen bei Nike?« fragt Jesus.

»Die Hirten. Alle außer Jonatan, der Johanna im Palast von Jerusalem erwartet. Aber deine Jünger sind außerordentlich zahlreich geworden. Gestern haben annähernd Fünfhundert in Jericho auf deine Ankunft gewartet. Die Diener des Herodes waren so beunruhigt darüber, daß sie es ihrem Herrn mitteilten. Und Herodes wußte nicht, ob er sich fürchten oder ob er einschreiten sollte. Doch die Erinnerung an Johannes sitzt ihm noch zu sehr in den Gliedern, und er getraut sich nicht mehr, seine Hand gegen einen Propheten zu erheben . . . «

»Gut! Dieser wird dir nicht mehr schaden!« ruft Petrus aus und reibt sich zufrieden die Hände.

»Er ist aber auch der, der am wenigsten gilt. Er ist ja nur ein Götze, den jeder nach Gefallen herumschiebt, und jene, die ihn in der Hand haben, verstehen es, ihn zu manipulieren.«

»Wer hat ihn denn in der Hand? Pilatus vielleicht?« fragt Bartholomäus.

»Pilatus braucht Herodes nicht, um handeln zu können. Herodes ist ein Diener, und die Mächtigen befragen ihre Diener nicht«, antwortet Manaen.

»Wer ist es dann?« fragt Bartholomäus.

»Der Tempel!« sagt einer der Männer, die bei Manaen sind, entschieden.

»Aber für den Tempel ist Herodes ein Verfluchter. Sein Verbrechen ...«

»Du bist sehr naiv, trotz deines Wissens und deiner Jahre, Bartholomäus. Du weißt also nicht, daß der Tempel viele, viel zu viele Dinge übersehen kann, wenn er nur sein Ziel erreicht? Und deshalb ist er nicht mehr würdig fortzubestehen«, sagt mit einer Geste gestrenger Verachtung Manaen.

»Du bist ein Israelit und darfst nicht so reden. Der Tempel ist immer noch der Tempel für uns«, mahnt Bartholomäus.

»Nein, er ist nur noch der Kadaver dessen, was er einst war. Und ein Kadaver verwandelt sich in unreines Aas, wenn der Tod schon vor längerer Zeit eingetreten ist. Deshalb hat Gott den lebenden Tempel gesandt, damit wir vor dem Herrn niederknien können, ohne daß es zu einer schmutzigen Komödie wird.«

»Schweig!« flüstert jemand in seiner Nähe Manaen zu, denn dieser spricht zu deutlich. Es ist einer von denen, die nicht vorgestellt worden sind, und er ist ganz verhüllt.

»Warum sollte ich schweigen, wenn mein Herz so spricht? Meinst du, meine Reden könnten dem Meister schaden? Wenn es so ist, werde ich schweigen. Aus keinem anderen Grund. Auch wenn sie mich verurteilen würden, wüßte ich noch zu sagen: „So denke ich. Daher bestraft mich und nicht andere.“«

»Manaen hat recht. Wir haben lange genug ängstlich geschwiegen. Nun ist die Zeit gekommen, da jeder seinen Standort beziehen und sagen muß, wie er fühlt, ob er nun dafür oder dagegen ist. Ich denke wie du, Bruder in Jesus. Und wenn uns dies den Tod bringt, dann werden wir mit dem Bekenntnis der Wahrheit auf den Lippen sterben«, sagt Stephanus mit Nachdruck.

»Seid vorsichtig! Seid klug!« mahnt Bartholomäus. »Der Tempel ist immer noch der Tempel. Er geht seinem Ende entgegen, er ist gewiß nicht vollkommen, aber noch besteht er! Nach Gott gibt es keinen größeren Menschen und keine höhere Macht als den Hohenpriester und das Synedrium. Sie repräsentieren Gott. Und wir müs-

sen in ihnen das sehen, was sie repräsentieren, nicht das, was sie sind. Irre ich mich vielleicht, Meister?«

»Du irrst dich nicht. In jeder Institution muß man ihren Ursprung sehen. In diesem Fall den ewigen Vater, der den Tempel und die Hierarchien begründet hat, die Riten und die Autorität der Menschen, die bestimmt sind, ihn zu vertreten. Man muß dem Vater das Urteil überlassen. Er weiß, wann und wie er einschreiten muß, wie er Vorsorge treffen muß, damit die sich ausbreitende Korruption nicht alle Menschen verdirbt und sie an Gott zweifeln läßt . . . Das hat Manaen richtig erkannt, als er auf den Grund meines Kommens in dieser Stunde hingewiesen hat. Du mußt endlich mit dem Geist der Erneuerung Manaens deine Unbeweglichkeit überwinden, Bartholomäus, damit das Maß gerecht wird und das Gefühl stimmt. Jede Übertreibung ist immer gefährlich. Für den, der übertreibt, für den, der darunter leidet, und für den, der daran Anstoß nimmt und, wenn er nicht aufrichtigen Herzens ist, davon Gebrauch macht, um seine Brüder anzuklagen. Aber das ist die Tat eines Kain. Und die Kinder des Lichtes werden ein solches Werk der Finsternis nicht tun.«

Der ganz in seinen Mantel gehüllte Mann, von dem man kaum die schwarzen lebhaften Augen sieht und der Manaen gemahnt hat, nicht zu viel zu reden, kniet nun nieder, ergreift die Hand Jesu und sagt: »Du bist gut, Meister. Zu spät habe ich dich kennengelernt, o Wort Gottes! Aber noch rechtzeitig, um dich zu lieben, wie du es verdienst, wenn ich dir auch nicht mehr so lange dienen kann wie ich möchte, wie ich es jetzt gerne tun würde.«

»Es ist nie zu spät für die Stunde Gottes. Sie kommt zur rechten Zeit. Sie gewährt genügend Zeit, um der Wahrheit zu dienen, wenn der Wille vorhanden ist.«

»Aber wer ist denn das?« flüstern die Aposteln untereinander und fragen die Jünger. Es nützt nichts. Niemand weiß, wer er ist, oder wer es weiß, will es nicht sagen.

»Wer ist das, Meister?« fragt Petrus, als es ihm gelungen ist, sich

Jesus zu nähern, der mitten in der Gruppe geht, hinter sich die Frauen, vor sich die Jünger, an den Seiten die Vettern und rings herum die Apostel.

»Eine Seele, Simon. Nichts weiter als das.«

»Aber ... traust du ihm denn, obwohl du nicht weißt, wer es ist?«

»Ich weiß, wer es ist, und ich kenne sein Herz.«

»Ach so! Ich habe verstanden! Es ist genauso wie bei der Verschleierte vom „Trügerischen Gewässer“ ... Ich werde keine Fragen mehr stellen ... « Und Petrus ist glücklich, denn Jesus läßt Jakobus gehen und nimmt ihn an seine Seite.

Sie haben Jericho nun erreicht. Aus dem Tor strömen die Menschen mit Hosanna-Rufen, und Jesus kommt nur mit Mühe voran und durch die Stadt zum Haus Nikes, das auf der anderen Seite von Jericho außerhalb der Stadt liegt. Man bittet ihn zu reden. Kinder werden in die Höhe gehalten und bilden eine beinahe unüberwindliche, lebendige Mauer; denn viele verlassen sich auf die Liebe Jesu zu den Kindern. Rufe werden laut: »Du kannst sprechen. Der dort ... ist schon nach Jerusalem geflohen ... « und man deutet bei diesen Worten auf den herrlichen und verschlossenen Palast des Herodes.

Manaen bestätigt: »Es ist wahr. Er ist in der Nacht heimlich aufgebrochen. Er hat Angst.«

Doch nichts kann Jesus aufhalten. Er geht weiter und sagt: »Friede! Friede! Wer Leid oder Schmerzen hat, soll zu Nike kommen. Wer mich hören will, soll nach Jerusalem gehen. Ich bin nur als Pilger hier, so wie ihr alle. Im Haus des Vaters werde ich sprechen. Friede! Friede und Segen! Friede!«

Es ist schon ein kleiner Triumph, ein Vorspiel des Einzugs in Jerusalem, der nun so nahe bevorsteht.

Ich wundere mich über die Abwesenheit des Zachäus, bis ich ihn am Rand von Nikes Besitz inmitten seiner Freunde, der Hirten und der Jüngerinnen stehen sehe. Alle eilen Jesus entgegen, werfen sich vor ihm nieder und folgen ihm dann, während er segnend durch den Obstgarten und auf das gastliche Haus zugeht.

634 Jesus spricht zu unbekanntem Jüngern

Eine große Menschenschar hat sich bei Nike auf den Wiesen, wo das Heu in der Sonne trocknet, versammelt. Zwei schwere, bedeckte Wagen warten in der Nähe der Wiesen. Ich verstehe den Grund dieses Wartens, als ich sehe, daß alle Jüngerinnen sich zu den Wagen begeben und einsteigen, nachdem der Meister sie entlassen und gesegnet hat. Auch Maria, die allerseligste Jungfrau, und der Knabe von Anon gehen mit den Jüngerinnen; und viele Jünger umgeben die Gefährte und begleiten sie, als die Ochsen sich langsam in Bewegung setzen. Auf den Wiesen bleiben die Apostel, Zachäus und seine Freunde, und eine kleine Gruppe ganz in ihre Mäntel gehüllter Leute, so als wollten sie nicht erkannt werden.

Jesus geht langsam in die Mitte der Wiese zurück und setzt sich auf einen schon halb trockenen Heuhaufen, den man nun bald in den Heustadel bringen wird. Er ist in eine Betrachtung vertieft, und alle achten seine innere Sammlung und warten in drei getrennten Gruppen und in einiger Entfernung von ihm.

Die Betrachtung dauert an, und so auch das Warten. Die Sonne scheint immer stärker und sticht auf die Wiese, die stark nach den trocknenden Halmen riecht. Die Wartenden flüchten sich an ihren Rand, denn dort spenden die Bäume des Obstgartens erfrischenden Schatten.

Jesus bleibt allein zurück. Allein unter der schon heißen Sonne, in seinem weißen Linnengewand und mit der leichten Kopfbedeckung aus Byssus, die sich in der Brise bewegt. Vielleicht ist es das Tuch, das Syntyche gewoben hat. Aus einem nahen Stall dringt ein langgezogenes, klagendes Muhen, und das Piepsen der Nestlinge ertönt aus dem Gezweig der Obstbäume und von den Tennen. Nackte Vögelchen und eindringlich schreiende Küken. Das Leben, das sich jeden Frühling erneuert. Die Tauben kreisen in der Luft, bevor sie mit sicherem, geradem Flug in den Schlag unter dem Dach zurückkehren. Ich weiß nicht, ob in Nikes Haus oder auf einem nahen Feld,

singt eine Frauenstimme ein sanftes Wiegenlied, und das Kinderstimmchen, zuerst laut und zitternd wie das Klagen eines Lämmleins, wird leiser und verstummt schließlich ...

Jesus denkt nach. Er denkt noch immer nach und scheint unempfindlich gegen die Sonne zu sein. Ich habe oft die außergewöhnliche Widerstandsfähigkeit Jesu gegen die Witterung der Jahreszeiten bemerkt und mich gefragt, ob er die Kälte oder Wärme besonders spürt und sie im Geist der Abtötung klaglos erträgt, oder ob er extremer Hitze und Kälte gebietet, wie er es bei den entfesselten Elementen getan hat. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß er bei Wolkenbrüchen bis auf die Haut naß wird und bei großer Hitze in Schweiß ausbricht, aber ich habe nie bemerkt, daß er unter Hitze und Kälte leidet, noch habe ich gesehen, daß er sich davor zu schützen versucht, wie es die Menschen gegen die Extreme des Sommers oder Winters gewöhnlich tun.

Man hat mich einmal darauf aufmerksam gemacht, daß in Palästina niemand mit unbedecktem Haupt umhergeht und daß es deshalb falsch ist, wenn ich schreibe, Jesu blondes Haupt habe unbedeckt in der Sonne geleuchtet. Es ist gut möglich, daß man in Palästina nicht mit unbedecktem Haupt umhergehen kann. Ich bin nie dort gewesen und kann dazu nichts sagen. Ich weiß nur, daß Jesus gewöhnlich unbedeckten Hauptes wandert. Und wenn er zu Beginn einer Wanderung das Haupt bedeckt hat, so nimmt er die Kopfbedeckung doch bald ab, so als ob sie ihn störe, und benützt das Tuch hauptsächlich, um sich damit Staub und Schweiß vom Antlitz zu wischen. Wenn es regnet, schlägt er einen Zipfel des Mantels über den Kopf. Und wenn die Sonne scheint, vor allem unterwegs, sucht er den Schatten der Bäume auf, soweit es ihn gibt, um sich vor der Sonne zu schützen. Doch nur ganz selten hat er, so wie heute, einen leichten Schleier auf dem Haupt.

Diese Anmerkung mag manchem unnütz erscheinen. Aber auch dies gehört zu dem, was ich sehe und höre ...

Jesus denkt immer noch nach.

»Es wird ihm schaden, wenn er noch lange dort bleibt ...« meint einer aus der Gruppe, die nicht die Gruppe der Apostel und nicht die des Zachäus ist.

»Wir wollen seine Jünger darauf aufmerksam machen ... Außer-

dem ... ich möchte ... ich möchte mich nicht zu sehr verspäten«, sagt ein anderer.

»Ja, ja. Und der Weg über die Adummimberge ist bei Nacht unsicher ... « Die Männer gehen zu den Aposteln und reden mit ihnen.

»In Ordnung. Ich werde ihm sagen, daß ihr gehen wollt«, sagt Iskariot.

»Nein. Nicht so. Wir möchten nur vor Einbruch der Nacht wenigstens in En-Schemesch sein.«

Judas entfernt sich spöttisch lächelnd. Er neigt sich über den Meister und sagt zu ihm: »Sie sagen, daß dir die Sonne schaden könnte. Die Wahrheit ist, daß es ihnen schaden könnte, von zu vielen Leuten gesehen zu werden ... Nun, die Juden möchten sich verabschieden.«

»Ich komme ... Ich dachte nach ... Sie haben recht«, sagt Jesus und steht auf.

»Alle, nur ich nicht ... « murrte Iskariot.

Jesus sieht ihn an und schweigt. Sie gehen zusammen zu den Männern, die Judas Juden genannt hat.

»Ich habe doch schon alle entlassen und gestern gesagt, daß ich erst in Jerusalem sprechen werde.«

»Das ist wahr. Aber wir möchten mit dir reden ... Können wir mit dir allein sprechen?«

»Stelle sie zufrieden. Sie haben Angst vor uns, oder besser gesagt, vor mir«, sagt Judas von Kerijot wiederum mit dem Lächeln einer Schlange.

»Wir haben vor niemandem Angst. Wenn wir gewollt hätten, hätten wir schon gewußt, wie wir unsere Ruhe schützen. Aber noch sind nicht alle in Palästina feige. Wir sind Nachkommen der Helden Davids, und du hast es unseren Geschlechtern zu verdanken, daß du noch kein Sklave und Geächteter bist. Wir waren die ersten an der Seite des heiligen Königs, wir waren die ersten an der Seite der Makkabäer, und auch heute sind wir wieder die ersten, wenn es gilt, dem Sohn Davids Ehre zu erweisen und Rat zu erteilen. Denn er ist groß. Aber jedes Geschöpf, so groß es auch sein mag, kann in den

entscheidenden Stunden des Lebens einen Freund nötig haben«, antwortet heftig ein Mann, dessen Kleidung ganz aus Linnen ist, auch der Mantel und das Kopftuch, das nur wenig von dem strengen Gesicht sehen läßt.

»Wir sind seine Freunde. Und dies schon seit drei Jahren, seit ihr ...«

»Wir kannten ihn nicht. Zu oft sind wir getäuscht worden von einem falschen Messias, um jeder Behauptung gleich Glauben schenken zu können. Doch die letzten Ereignisse haben uns erleuchtet. Seine Werke sind Werke Gottes, und für uns ist er der Sohn Gottes.«

»Und ihr meint, er hätte euch nötig?«

»Als Sohn Gottes nicht. Als Mensch aber schon. Er ist gekommen, um *der Mensch* zu sein. Und ein Mensch braucht immer Menschen als Brüder. Im übrigen: Was fürchtest du? Warum willst du nicht, daß wir mit ihm sprechen? Wir fragen dich.«

»Ich? Redet! Redet nur! Die Sünder werden eher angehört als die Gerechten.«

»Judas! Ich habe geglaubt, solche Worte müßten dir wie Feuer auf den Lippen brennen! Wie wagst du zu richten, wo dein Meister nicht richtet? Es steht geschrieben: „Wenn eure Sünden rot wären wie Scharlach, sie würden weiß werden wie Schnee; wenn sie rot wären wie Purpur, sie würden weiß werden wie Wolle.“«

»Aber weißt du denn nicht, daß unter diesen ...«

»Schweig! Sprecht ihr.«

»Herr, wir wissen es. Die Anklage gegen dich ist bereit. Man beschuldigt dich, das Gesetz und den Sabbat zu mißachten, die Samariter mehr zu lieben als uns, Zöllner und Dirnen zu verteidigen, die Hilfe Beelzebuls und anderer finsterner Mächte in Anspruch zu nehmen, die Schwarze Kunst auszuüben, den Tempel zu hassen und seine Zerstörung zu wünschen, und ...«

»Genug! Jeder kann anklagen. Beweise für die Anklagen zu finden, ist schon schwieriger.«

»Aber sie haben genügend Helfershelfer. Glaubst du denn, daß es dort drinnen Gerechte gibt?«

»Ich antworte euch mit den Worten Ijobs, dem Sinnbild des Gedul-
digen, der ich bin: „Fern sei von mir, euch allen recht zu geben. Ich
gebe meine Unschuld bis zum Tode nimmer preis. Ich halte fest an
meinem Recht und laß es nicht. Mein Herz schämt sich nicht eines
meiner Tage.“ Ganz Israel kann bezeugen – denn ich will mich nicht
selbst rechtfertigen mit Worten, die auch ein Lügner sagen kann –
ganz Israel kann bezeugen, daß ich immer die Ehrfurcht vor dem
Gesetz gelehrt habe; mehr noch: daß ich den Gehorsam gegenüber
dem Gesetz vervollkommnet und den Sabbat nie mißachtet habe . . .
Was willst du sagen? Sprich! Du wolltest etwas sagen und hast dich
dann zurückgehalten. Sprich!«

Einer aus der geheimnisvollen Gruppe sagt: »Herr, bei der letzten
Sitzung des Synedriums wurde eine Anklage gegen dich verlesen.
Sie kam aus Samaria, aus Efraim, wo du dich aufgehalten hast, und
darin wurde behauptet, daß es mehrfach bewiesen sei, daß du das
Sabbatgebot mißachtetest . . . «

»Und wieder antworte ich dir mit Ijob: „Denn was ist die Hoff-
nung des Gottlosen, wenn er aus Habgier raubte und Gott seine
Seele fordert?“ Dieser Unglückliche, der ein scheinheiliges Gesicht
zeigt und ein ganz anderes Herz hat, der den großen Raub aus Neid
auf mein Gut begehen will, ist schon auf dem Weg zur Hölle; und
vergeblich wird er Geld besitzen und Ehren erhoffen und davon träu-
men, zu erreichen, was ich nicht erreichen wollte, um den heiligen
Plan nicht zu verraten. Aber beachten wir ihn etwa, außer um für
ihn zu beten?«

»Das Synedrium hat dich aber verlacht und gesagt: „Das ist die
Liebe der Samariter! Sie klagen ihn an, um unsere Gunst zu gewin-
nen.“«

»Seid ihr sicher, daß es die Hand eines Samariters war, die diese
Worte geschrieben hat?«

»Nein. Aber in Samaria ist man in diesen Tagen hart zu dir gewe-
sen . . . «

»Weil die Boten des Synedriums Samaria aufgewiegelt, mit üblem

Rat erregt und so falsche Hoffnungen geweckt haben, die ich zu-
nicht machen mußte. Und im übrigen steht sowohl von Efraim als
auch von Juda geschrieben, und das gleiche kann man von allen Or-
ten sagen, denn das Herz der Menschen ist wankelmütig, vergißt
die Wohltaten und beugt sich den Drohungen: „Eure Liebe gleicht
ja dem morgendlichen Gewölk, sie gleicht dem Tau, der schnell ver-
geht.“ Aber das beweist noch nicht, daß die Samariter die Ankläger
des Unschuldigen sind. Eine falsche Liebe hat sie gegen mich aufge-
bracht, aber es war eine Liebe, die von Sinnen war. Welchen anderen
Beweis gibt es noch? Welchen Beweis für die Anklage, daß ich die
Samariter bevorzuge?«

»Man beschuldigt dich, sie so sehr zu lieben, daß du immer sagst:
„Höre, Israel“, anstatt zu sagen: „Höre, Juda.“ Und daß du Juda nicht
tadeln kannst . . . «

»Ist das wahr? Verläßt die Weisheit hier die Rabbis? Bin ich denn
nicht das Reis der Gerechtigkeit, das aus David entsprossen ist und
durch das, wie Jeremia sagt, Juda gerettet werden wird? Damals
sah der Prophet voraus, daß Juda, ja vor allem Juda, des Heils be-
dürftig sein würde. Und dieses Reis, sagt der Prophet noch, wird
genannt werden: „Der Herr, unsere Gerechtigkeit“, denn, so spricht
der Herr: „Nie soll es David an einem Nachkommen fehlen, der auf
dem Thron des Hauses Israel sitzt.“ Und? Hat der Prophet sich ge-
irrt? War er vielleicht trunken? Wovon? Gewiß von der Buße, und
von nichts anderem. Denn um mich anzuklagen, wird niemand be-
haupten wollen, daß Jeremia ein Prasser gewesen sei. Und doch sagt
er, daß das Reis aus David Juda retten und auf dem Thron Israels
sitzen wird. Demnach müßte man sagen, daß nach den Erleuchtun-
gen des Propheten Israel vor Juda erwählt sein wird, daß der König
nach Israel geht und es schon eine Gnade sein wird, wenn Juda nur
gerettet wird. Wird das Reich also das Reich Israel genannt werden?
Nein. Es wird das Reich Christi genannt werden. Das Reich dessen,
der die zerstreuten Teile sammeln und sie im Herrn wiedervereini-
gen wird, nachdem er – nach den Worten des anderen Propheten

– in einem Monat, was sage ich, in weniger als einem Tag die drei falschen Hirten gerichtet und verurteilt und ihnen sein Herz verschlossen hat, da auch sie ihm ihr Herz verschlossen und ihn zwar ersehnt, aber dann nicht in seiner wahren Natur geliebt haben. Nun wird der, der mich gesandt und mir die beiden Stäbe gegeben hat, den einen wie den anderen zerbrechen; denn für die Grausamen soll es keine Gnade mehr geben, und die Strafe wird nicht mehr vom Himmel, sondern von der Welt kommen. Und nichts ist schlimmer als die Geißeln, die Menschen über die Menschen bringen. So wird es sein. Genau so! Ich werde geschlagen, und die Schafe werden zu zwei Dritteln zerstreut werden. Nur ein Drittel wird sich retten und bis ans Ende ausharren. Und dieses Drittel, immer nur ein Drittel, wird durch das Feuer gehen, durch das ich als erster gehe. Es wird wie Silber und Gold geläutert und geprüft werden, und es wird zu ihm gesagt werden: „Du bist mein Volk“, worauf es zu mir sagen wird: „Du bist mein Herr.“ Und es wird geschehen, daß für dreißig Silberlinge, dem Preis der schrecklichen Tat, der schändliche Handel abgeschlossen wird. Und dorthin, von wo sie hergekommen sind, werden sie nicht mehr zurückkehren können; denn selbst die Steine würden aufschreien vor Entsetzen, wenn sie diese Münzen sehen müßten, befleckt vom Blut des Unschuldigen und vom Schweiß des von der schrecklichsten Verzweiflung Verfolgten. Und sie werden dazu dienen, wie es geschrieben steht, um von den Sklaven von Babylon den Acker für die Fremden zu kaufen. Oh, der Acker für die Fremden! Wißt ihr, wer sie sind? Jene von Juda und Israel. Jene, die schon bald für lange Jahrhunderte kein Vaterland mehr haben werden. Und nicht einmal der Boden ihrer früheren Heimat wird sie aufnehmen wollen. Er wird sie ausspeien, selbst noch als Tote, weil sie das Leben abgelehnt haben. Unendlicher Schrecken . . . !«

Jesus schweigt, wie bedrückt, und neigt das Haupt. Dann erhebt er es wieder, blickt um sich und sieht die Anwesenden: die Apostel, die geheimen Jünger, Zachäus mit den Seinen. Er seufzt wie einer, der aus einem Alptraum erwacht, und sagt: »Was habt ihr sonst

noch gesagt? Ach ja, daß man mich beschuldigt, Zöllner und Dirnen zu lieben. Das ist wahr. Sie sind die Kranken, die Sterbenden. Ich, das Leben, schenke mich ihnen als Leben. Kommt, ihr Erlösten meiner Herde«, gebietet er Zachäus und den Seinen. »Kommt und hört meinen Befehl. Zu vielen, die weißer sind als ihr, habe ich gesagt: „Kommt nicht nach Jerusalem.“ Zu euch sage ich: „Kommt.“ Es mag wie eine Ungerechtigkeit aussehen . . . «

»Es ist eine«, unterbricht ihn Judas.

Jesus scheint ihn nicht gehört zu haben und spricht weiter zu Zachäus und seinen Gefährten: »Aber ich sage euch: Kommt. Gerade weil ihr Pflanzen seid, die den Tau mehr brauchen als andere, damit euer guter Wille vom Mächtigen gestärkt werde und ihr dann frei in der Gnade wachsen könnt. Was das übrige betrifft . . . so wird der Himmel selbst mit unmißverständlichen Zeichen antworten. In Wahrheit wird der lebendige Tempel zerstört und in drei Tagen wieder aufgerichtet werden: für ewig. Aber der tote Tempel, der nur beben und glauben wird, gesiegt zu haben, wird zerstört werden, um nicht wieder aufzuerstehen. Geht! Und fürchtet euch nicht. Erwartet büßend meinen Tag, und seine Morgenröte wird euch endgültig zum Licht führen«, sagt Jesus zu den Verhüllten. Und dann zu Zachäus: »Geht auch ihr. Aber nicht jetzt. Seid am Morgen des Tages nach dem Sabbat in Jerusalem. An der Seite der Gerechten will ich die Auferweckten, denn im Reich Christi gibt es unendlich viele Plätze. So viele wie Menschen guten Willens.« Jesus begibt sich durch den dichten, schattigen Obstgarten zum Haus Nikes.

Ein schmaler Pfad verläuft wie ein gelbliches Band durch das Grün des Bodens, und eine gackernde Glucke überquert ihn, gefolgt von ihren goldfarbenen Küchlein. Die Henne plustert sich ängstlich auf vor so vielen Unbekannten, breitet schützend die Flügel aus und gackert noch lauter, da sie einen Angriff auf ihre Brut befürchtet. Und diese läuft piepsend herbei, versteckt sich unter den mütterlichen Federn, das Piepsen verstummt und die Küken scheint es nicht mehr zu geben.

Jesus bleibt stehen, um die Szene zu betrachten ... und Tränen fließen über seine Wangen.

»Er weint! Warum weint er? Er weint!« flüstern alle, die Apostel, die Jünger und die erlösten Sünder. Und Petrus sagt zu Johannes: »Frag ihn doch, warum er weint ... «

Johannes, in seiner üblichen, etwas gebeugten Haltung der Ehrerbietung, den Blick zu Jesus erhoben, fragt: »Warum weinst du, mein Herr? Vielleicht über das, was man dir soeben gesagt hat und was du geantwortet hast?«

Jesus erwacht aus seinen Gedanken, lächelt traurig und sagt, wobei er auf die Gluckhenne zeigt, die weiterhin liebevoll ihre Brut beschützt: »Auch ich, eins mit dem Vater, sah Jerusalem, so wie es bei Ezechiel geschrieben steht: nackt und voller Schande. Und ich sah es und ging an ihr vorüber, und da die Zeit gekommen war, die Zeit meiner Liebe, breitete ich meinen Mantel aus und bedeckte ihre Blöße. Ich wollte sie zur Königin machen, nachdem ich ihr Vater gewesen war, und sie beschützen, wie diese Henne ihre Küchlein ... Doch während die kleinen Küchlein der Henne dankbar sind für ihre Sorge und sich unter ihre Flügel flüchten, weist Jerusalem meinen Mantel ab ... Aber ich werde meiner liebenden Absicht treu bleiben ... Ich ... Mein Vater wird dann nach seinem Willen handeln.« Und Jesus geht im Gras weiter, um die Henne nicht zu ängstigen, und immer noch fließen Tränen über sein betrübtes, bleiches Gesicht.

Alle machen es ihm nach und folgen ihm flüsternd bis zum Haus Nikes. Dort angekommen, betritt es Jesus, während die anderen ihre eigenen Wege gehen ...

635 Die beiden Blinden von Jericho

Ein strahlend klares Morgengrauen geht eben in die erste Morgenröte über. Die Stille der frischen Felder wird immer häufiger unterbrochen und schmückt sich mit dem Zwitschern der erwachenden Vögel.

Jesus verläßt als erster das Haus der Nike, schließt leise die Tür und begibt sich zum grünen Obstgarten, aus dem die klaren Noten des Schwarzköpfchens und der flötende Gesang der Amseln ertönen.

Er ist noch nicht dort angekommen, als vier Personen auf ihn zukommen. Es sind vier aus der Gruppe der Unbekannten, die gestern nie ihr Gesicht gezeigt haben. Sie verneigen sich bis zur Erde. Auf den Befehl und die Frage Jesu, nachdem er sie mit dem Friedensgruß begrüßt hat: »Steht auf! Was wollt ihr von mir?« erheben sie sich und schlagen die Mäntel und die leinenen Kopfbedeckungen zurück, mit denen sie wie Beduinen ihre Gesichter verhüllt hatten.

Ich erkenne das bleiche, hagere Gesicht des Schriftgelehrten Joël des Abija, den ich in der Vision von Sabäa gesehen habe. Von den anderen weiß ich erst, wer sie sind, nachdem sie sich vorgestellt haben: »Ich bin Judas von Bet-Horon, der letzte der wahren Hasidäer und Freunde des Mattatias Hasmonäus.« »Und ich bin Eliël, und das ist mein Bruder Elkana von Betlehem in Judäa. Wir sind Brüder der Johanna, deiner Jüngerin, und es gibt für uns keine größere Ehre als diese. Wir waren abwesend, als du stark warst, und sind nun anwesend, da du verfolgt wirst.« »Ich bin Joël des Abija. Ich war lange Zeit blind, doch nun haben sich meine Augen dem Licht geöffnet.«

»Ich hatte euch schon verabschiedet. Was wollt ihr von mir?«

»Wir wollen dir sagen, daß ... wir uns nicht deinetwegen verhüllt haben, sondern ... « sagt Eliël.

»Vorwärts! Sprecht!«

»Aber ... Aber sprich du, Joël, denn du bist der, der mehr als alle anderen weiß ... «

»Herr ... Das, was ich weiß, ist so ... schrecklich ... Ich wollte, nicht einmal die Erde wüßte, müßte hören, was ich zu sagen habe ... «

»Die Erde wird in der Tat erschauern. Ich nicht. Denn ich weiß, was du sagen willst. Doch sprich trotzdem ... «

»Wenn du es weißt ... dann erspare es mir, mit bebenden Lippen

von diesen schrecklichen Dingen sprechen zu müssen. Ich glaube nicht etwa, daß du lügst, wenn du sagst, daß du es weißt, und nur willst, daß ich es sage, um es zu erfahren, sondern weil . . . «

»Ja, weil es etwas ist, das zum Himmel schreit. Aber ich werde es euch sagen, um alle zu überzeugen, daß ich die Herzen der Menschen kenne. Du, Mitglied des Synedriums und für die Wahrheit gewonnen, hast etwas entdeckt, was du allein nicht ertragen kannst; denn es ist zu erschütternd. Und du bist zu diesen wahren Juden gegangen, die nur von gutem Geist erfüllt sind, um dich mit ihnen zu beraten. Du hast recht gehandelt, obwohl was du getan hast, nichts am Gang der Ereignisse ändern wird. Der letzte der Hasidäer wäre bereit, die Tat seiner Väter zu wiederholen, um dem wahren Befreier zu dienen. Und er ist nicht der einzige. Auch sein Verwandter Barsillai würde es tun, und viele andere mit ihm. Die Brüder Johannes würden ihm aus Liebe zu mir, zu ihrer Schwester und zum Vaterland zur Seite stehen. Aber ich werde nicht mit Lanzen und Schwertern triumphieren. Versteht die Wahrheit ganz. Ich werde mit himmlischer Herrlichkeit triumphieren. Du weißt – und es läßt dich noch blasser und hagerer erscheinen, als du es sonst bist – wer die Texte der Anklage gegen mich aufgesetzt hat; die Texte, deren Sinn und Geist zwar falsch sind, die aber wahr sind in der direkten Bedeutung ihrer Worte; denn ich habe tatsächlich das Sabbatgebot übertreten, als ich fliehen mußte, da meine Stunde noch nicht gekommen war; und auch, als ich drei Unschuldige den Räubern entriß. Ich könnte sagen, daß die Not die Tat rechtfertigt, so wie die Not David rechtfertigte, als er mit Schaubrot seinen Hunger stillte. Es ist wahr, ich bin nach Samaria geflohen; aber ich habe, als meine Stunde gekommen war und die Samariter mir anboten, als Hoherpriester bei ihnen zu bleiben, Ehren und Sicherheit abgelehnt, um dem Gesetz treu zu bleiben, auch wenn das bedeutet, daß ich mich den Feinden ausliefern. Es ist auch wahr, daß ich die Sünder und die Sünderinnen liebe, um sie der Sünde zu entreißen. Es ist wahr, daß ich die Zerstörung des Tempels voraussage, auch wenn diese meine Worte nur die Be-

stätigung des Messias für die Worte seiner Propheten sind. Der diese und andere Anklagen vorbringt und auch die Wunder in Punkte der Anklage verkehrt, der sich aller Mittel der Erde bedient hat, um mich zur Sünde zu verleiten und so zu den ersten Anschuldigungen noch weitere hinzufügen zu können, ist einer meiner Freunde. Auch dies ist vorhergesagt worden von dem prophetischen König, von dem ich mütterlicherseits abstamme: „Der mein Brot ißt, hat seine Ferse gegen mich erhoben.“ Ich weiß es. Ich würde zweimal sterben, wenn ich ... verhindern könnte, daß er das Verbrechen begeht – aber sein Wille hat sich nun dem Tod hingegeben, und Gott tut der Freiheit des Menschen keine Gewalt an – oder doch wenigstens ... oh, wenigstens bewirken könnte, daß er sich, von tiefem Schmerz über das begangene Verbrechen erfaßt, reuig Gott zu Füßen wirft ... Deshalb hast du, Judas von Bet-Horon, gestern Manaen zum Schweigen ermahnt. Denn die Schlange war anwesend und hätte außer dem Meister auch noch dem Jünger schaden können. Nein, nur der Meister wird getroffen werden. Habt keine Furcht. Meinetwegen soll kein Leid und kein Unglück über euch kommen. Aber wegen des Verbrechens eines ganzen Volkes wird euch alle alles treffen, was die Propheten vorhergesagt haben. Mein armes, armes Vaterland! Armes Land, das du die Strafe Gottes kennenlernen wirst! Arme Bewohner dieses Landes und arme Kinder, die ich jetzt segne und retten möchte und die, obgleich unschuldig, als Erwachsene das größte Unglück erleiden werden. Betrachtet dieses euer blühendes, schönes, von Grün und Blumen gleich einem wunderbaren Teppich bedecktes Land in seiner paradiesischen Fruchtbarkeit ... Prägt diese Schönheit euren Herzen ein, und dann ... wenn ich dorthin zurückgekehrt sein werde, von wo ich gekommen bin ... flieht. Flieht, solange es noch möglich ist, bevor, gleich der Raubgier der Hölle, die Trübsal der Verwüstung über dieses Land hereinbricht und alles vernichtet, zerstört, in Ödnis verwandelt und verbrennt, schlimmer als in Sodom und Gomorra. Ja, schlimmer als dort, denn dort war es ein rascher Tod. Hier ... Joël, erinnerst du dich an Sabäa? Sie hat

ein letztes Mal die Zukunft des Volkes Gottes, das den Sohn Gottes von sich stößt, vorhergesagt.«

Die vier Männer sind zu Tode erschrocken. Die Furcht vor dem Kommenden lähmt ihre Zungen. Endlich sagt Eliël: »Du gibst uns diesen Rat ... ?«

»Ja, geht. Nichts wird mehr sein, was die Söhne des Volkes Abrahams hier zurückhalten könnte. Und übrigens würde man gerade euch, die Vornehmen, nicht in Frieden lassen ... Die Mächtigen, die gefangengenommen werden, vermehren den Ruhm des Siegers. Der neue und unvergängliche Tempel wird die ganze Erde umfassen, und jeder, der mich sucht, wird mich finden, denn ich werde überall sein, wo ein Herz mich liebt. Geht. Nehmt eure Frauen mit euch, die Kinder und die Greise ... Ihr bietet mir Rettung und Hilfe an. Ich gebe euch den Rat zu eurer Rettung und helfe euch mit diesem Rat ... Verschmäht ihn nicht.«

»Aber nun ... womit kann Rom uns denn noch schaden? Wir werden beherrscht. Aber selbst wenn das Gesetz hart ist, so muß man doch auch sagen, daß Rom Häuser und Städte wiederaufgebaut hat und ... «

»In Wahrheit sollt ihr wissen, daß kein Stein Jerusalems auf dem anderen bleiben wird. Feuer, Mauerbrecher, Katapulte und Speere werden jedes Haus dem Erdboden gleich machen, und die heilige Stadt wird zu einer finsternen Höhle werden, und nicht nur sie allein ... Dieses unser Vaterland wird zu einer Höhle werden, zur Weide für die wilden Esel und Schakale, wie die Propheten sagen. Und nicht nur für ein Jahr oder mehrere Jahre oder Jahrhunderte ... Nein, für immer! Die Wüste, die Dürre, die Unfruchtbarkeit ... Das ist das Schicksal dieses Landes! Schlachtfeld, Ort der Qualen, durch unwiderrufliches Urteil für immer vereitelter Traum der Wiedererrichtung des Reiches, Versuche einer Auferstehung, die schon im Keim erstickt werden. Das ist das Los des Landes, das den Erlöser von sich gestoßen und nach einem Tau verlangt hat, der für die Schuldigen zum Feuer geworden ist.«

»Dann ... dann wird es also nie, niemals mehr ein Reich Israel geben? Werden wir nie mehr das sein, wovon wir geträumt haben?« fragen die drei vornehmen Juden mit angstvoller Stimme. Der Schriftgelehrte Joël weint ...

»Habt ihr noch nie einen morschen Baum gesehen, dessen Mark eine Krankheit zerstört hat? Jahrelang vegetiert er noch dahin, so kümmerlich, daß er weder blüht noch Früchte trägt. Nur einige seltene Blätter an den dürren Zweigen deuten darauf hin, daß noch ein wenig Lebenssaft durch den Stamm aufsteigt ... Dann, in einem Frühjahr, beginnt er plötzlich wunderbarerweise zu blühen und bedeckt sich mit zahlreichen Blättern, und der Besitzer, der ihn viele Jahre erfolglos gepflegt hat, freut sich bei dem Gedanken, daß der Baum nun gesund ist und wieder üppig werden wird nach so viel Dürre ... Oh, welch eine Täuschung! Nach einem so vielversprechenden Wiedererstehen des Lebens folgt der plötzliche Tod. Die Blüten, die Blätter und die Fruchtsätze an den Zweigen, die schon eine reiche Ernte versprochen, fallen ab und auf einmal bricht der an der Wurzel verfaulte Baum krachend zusammen. So wird es Israel ergehen. Nach jahrhundertlangem, fruchtlosem und kümmerlichem Vegetieren wird es sich auf dem alten Stamm vereinigen und anscheinend einen Wiederaufbau erleben. Das zerstreute Volk wird schließlich versammelt sein, und es wird ihm verziehen werden. Ja, Gott wird diese Stunde abwarten, um die Jahrhunderte zu beenden. Keine Jahrhunderte wird es mehr geben, sondern nur noch Ewigkeit. Selig jene, denen vergeben wurde und die zur flüchtigen Blüte des letzten Israel beitragen werden; des Israel, das nach so vielen Jahrhunderten Christus angehört und erlöst sterben kann, zusammen mit allen Völkern der Erde, selig mit jenen, die nicht nur von meiner Existenz gewußt, sondern mein Gesetz als Gesetz des Heiles und des Lebens angenommen haben. Ich höre die Stimmen meiner Apostel. Geht, bevor sie kommen ... «

»Nicht aus Feigheit möchten wir unerkant bleiben, Herr, sondern um dir zu dienen. Um dir dienen zu können. Wenn man erfahren

würde, daß wir – vor allem ich – zu dir gekommen sind, würde man uns von den Entscheidungen ausschließen ... « sagt Joël.

»Ich verstehe euch. Aber gebt acht, die Schlange ist heimtückisch. Besonders du mußt vorsichtig sein, Joël ... «

»Oh, wenn sie mich töten würden! Ich würde gerne an deiner Stelle sterben, um nicht die Tage erleben zu müssen, von denen du gesprochen hast. Segne mich, Herr, um mich stark zu machen ... «

»Ich segne euch alle im Namen Gottes, des Einen und Dreieinen, und im Namen des Wortes, das Fleisch geworden ist zur Rettung der Menschen guten Willens.« Jesus segnet sie alle zusammen mit einer ausladenden Geste und legt dann seine Hand auf jedes der vier zu seinen Füßen geneigten Häupter.

Die Männer stehen auf, verhüllen wieder ihre Gesichter und verschwinden zwischen den Obstbäumen und den Brombeerhecken, die die Apfelbäume von den Birnbäumen trennen und diese wiederum von anderen Bäumen. Es ist höchste Zeit, denn die zwölf Apostel kommen gerade gemeinsam aus dem Haus und suchen den Meister, um aufbrechen zu können.

Petrus sagt: »Vor dem Haus, der Stadt zu, wartet eine Volksmenge, die wir nur mit Mühe zurückhalten konnten, damit du nicht beim Gebet gestört würdest. Sie wollen dir alle folgen. Keiner von denen, die du entlassen hast, ist fortgegangen, und viele sind noch hinzugekommen. Wir haben sie gescholten ... «

»Warum? Sie sollen mir folgen! Wenn es nur alle tun würden! Laßt uns gehen!« Jesus hüllt sich in seinen Mantel, den Johannes ihm reicht, geht zum Haus und seitlich daran vorbei auf die Straße nach Betanien und beginnt mit lauter Stimme einen Psalm ...

Das Volk, eine große Schar, voran die Männer und hinter ihnen die Frauen mit den Kindern, folgt ihm und singt mit ihm ...

Die Stadt mit ihrem grünen Gürtel liegt immer weiter hinter ihnen. Die Straße ist voller Pilger. An den Straßenrändern klagen viele Bettler, um Mitleid zu erregen und reichlich Almosen zu erhalten. Lahme, Krüppel, Blinde ... Das übliche Elend, das sich immer und

überall auf der Welt dort versammelt, wo ein Fest viele Menschen zusammenführt.

Und wenn auch die Blinden nicht sehen können, wer vorübergeht, so sehen doch die anderen, und da sie die Güte des Meisters mit den Armen kennen, schreien sie noch lauter als sonst, um die Aufmerksamkeit Jesu auf sich zu lenken. Aber sie bitten nicht um ein Wunder. Sie wollen nur Almosen. Und Judas gibt es ihnen.

Eine Frau bürgerlicher Herkunft hält den Esel an, auf dem sie sitzt, und wartet bei einem großen Baum, der eine Weggabelung beschattet, auf Jesus. Als er näherkommt, gleitet sie aus dem Sattel und kniet mühsam nieder, da sie ein völlig regloses Kind in den Armen hält. Wortlos hält sie es hoch. Die Augen in dem schmerz erfüllten Gesicht flehen. Doch Jesus ist von vielen Menschen umringt und sieht die arme, am Straßenrand kniende Mutter nicht. Ein Mann und eine Frau, anscheinend die Begleiter der traurigen Mutter, sprechen mit ihr. »Hier ist nichts für uns«, sagt kopfschüttelnd der Mann, und die Frau: »Herrin, er hat dich nicht gesehen. Rufe ihn vertrauensvoll und gläubig an, und er wird dich erhören.«

Die Frau folgt ihrem Rat und ruft so laut sie kann, um den Lärm der Stimmen und der Schritte zu übertönen: »Herr, erbarme dich meiner!«

Jesus, der schon einige Meter weitergegangen ist, bleibt stehen und schaut sich suchend um, und die Dienerin sagt: »Herrin, er sucht dich. Steh auf und geh zu ihm, und Fabia wird geheilt werden.« Und sie hilft ihrer Herrin beim Aufstehen und führt sie zu Jesus, der sagt: »Wer mich angerufen hat, soll zu mir kommen. Die Zeit der Barmherzigkeit ist gekommen für jene, die auf sie vertrauen.«

Die beiden Frauen drängen sich durch die Menge, voran die Dienerin, um der Mutter einen Weg zu bahnen. Sie sind fast bei Jesus angelangt, als eine Stimme ruft: »Mein abgestorbener Arm! Seht! Gepriesen sei der Sohn Davids! Unser wahrer Messias ist immer mächtig und heilig!«

Es entsteht ein Durcheinander, denn viele drehen sich um, und Wellen von Menschen wirbeln in verschiedene Richtungen um Jesus herum. Alle wollen wissen und sehen, was geschehen ist. Sie fragen einen Greis, der seinen rechten Arm wie eine Fahne in der Luft schwenkt, und dieser antwortet: »Er ist stehengeblieben, und es ist mir gelungen, einen Zipfel seines Mantels zu fassen und mich damit zu bedecken. Da lief es wie Feuer und Leben durch meinen abgestorbenen Arm, und nun, seht her: der rechte Arm ist wie der linke, durch die einfache Berührung seines Gewandes geheilt.«

Jesus fragt indessen die Frau: »Was willst du?«

Die Frau hält ihm das Kind entgegen und sagt: »Auch sie hat ein Recht zu leben. Sie ist unschuldig. Sie hat sich den Ort ihrer Geburt oder ihre Eltern nicht ausgesucht. Ich bin schuldig. Ich muß bestraft werden, nicht sie.«

»Hoffst du, daß die Barmherzigkeit Gottes größer ist als die der Menschen?«

»Ich hoffe es, Herr. Ich glaube es. Für mich und für mein Kind, dem du, wie ich hoffe, den Verstand und die Beweglichkeit wiedergeben wirst. Man sagt, daß du das Leben bist . . . « und sie weint.

»Ich bin das Leben, und wer an mich glaubt, wird das Leben des Geistes und der Glieder haben. Ich will!« Jesus hat diese Worte mit lauter Stimme ausgerufen; und nun legt er seine Hand auf das reglose Geschöpf, und dieses zittert, lächelt und sagt: »Mama!«

»Sie bewegt sich! Sie lächelt! Sie hat gesprochen! Fabius! Herrin!« Die beiden Frauen haben die Phasen des Wunders verfolgt und sie laut verkündet. Sie haben nach dem Vater gerufen, der sich einen Weg durch die Menge bahnt und zu den Frauen gelangt, als diese schon vor Jesus knien und weinen. Die Dienerin sagt: »Ich habe es dir doch gesagt, daß er mit allen Mitleid hat.« Und die Mutter sagt: »Und nun verzeihe mir auch meine Sünde.«

»Zeigt dir denn der Himmel durch die gewährte Gnade nicht, daß dir dein Fehler verziehen ist? Steh auf und geh den neuen Weg mit deiner Tochter und dem Mann, den du erwählt hast. Geh. Der Friede

sei mit dir. Und auch mit dir, kleines Mädchen. Und mit dir, treue Israelitin. Viel Frieden dir für deine Treue zu Gott und der Tochter der Familie, der du dienst und die durch dein Herz dem Gesetz immer nahegestanden hat. Und Friede auch dir, Mann, der du dem Menschensohn mehr Ehrerbietung entgegengebracht hast als viele andere in Israel.«

Er verabschiedet sich, während das Volk sich von dem Alten abwendet und sich nun für das neue Wunder an dem gelähmten und stummen Mädchen interessiert, das vielleicht an den Folgen einer Hirnhautentzündung gelitten hat und jetzt fröhlich umherhüpft und die wenigen Worte wiederholt, die es vielleicht noch aus der Zeit vor seiner Erkrankung im Gedächtnis behalten hat: »Vater, Mama, Elisa. Die schöne Sonne! Die Blumen . . . !«

Jesus will gehen, aber von der schon etwas zurückliegenden Weggabelung, an der die Leute, denen das Wunder gewährt wurde, ihre Esel gelassen haben, sind zwei klagende Hilferufe in dem so typischen hebräischen Tonfall zu hören: »Jesus, Herr! Sohn Davids, erbarme dich meiner!« Und dann, um das Geschrei der Menge zu übertönen, die sagt: »Schweigt. Laßt den Meister gehen. Der Weg ist weit, und die Sonne brennt immer stärker. Laßt ihn vor der größten Hitze die Hügel erreichen«, rufen sie noch einmal lauter: »Jesus, Herr! Sohn Davids, erbarme dich meiner!«

Jesus bleibt wieder stehen und sagt: »Geht und holt sie, die mich rufen, und führt sie zu mir.«

Einige Gutwillige gehen. Als sie zu den beiden Blinden kommen, sagen sie: »Kommt, er hat Erbarmen mit euch. Steht auf, denn er will euch erhören. Er hat uns geschickt, um euch in seinem Namen zu holen.« Und sie versuchen, die beiden Blinden durch die Menge zu führen.

Einer der beiden läßt sich führen; der andere, der jüngere und vielleicht gläubigere, kommt der Aufforderung der Helfer zuvor und geht allein, mit seinem vor sich ausgestreckten Stock und dem charakteristischen Lächeln und Ausdruck der Blinden auf dem nach

oben, zum Licht gewandten Gesicht . . . Und es scheint, daß sein Engel ihn leitet, so rasch und sicher geht er. Wenn seine Augen nicht weiß wären, könnte man kaum glauben, daß er blind ist. Er kommt als erster bei Jesus an, der ihn anhält und sagt: »Was soll ich für dich tun?«

»Ich möchte sehen, Meister. Gewähre, o Herr, daß meine Augen und die Augen meines Gefährten sich öffnen.« Der andere Blinde ist nun auch da, und man fordert ihn auf, neben seinem Gefährten niederzuknien.

Jesus legt seine Hände auf die zu ihm erhobenen Gesichter und sagt: »Eure Bitte sei euch gewährt. Geht. Euer Glaube hat euch gerettet!«

Er nimmt die Hände weg, und zwei Ausrufe ertönen von den Lippen der Blinden: »Ich kann sehen, Uriël!« »Ich kann sehen, Bartimäus!« Und dann beide zusammen: »Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Gepriesen sei, der dich gesandt hat! Ehre sei Gott! Hosanna dem Sohne Davids!« Nun verneigen sie sich bis zur Erde, um die Füße Jesu zu küssen. Dann stehen die beiden jetzt nicht mehr Blinden auf, und der Uriël genannte sagt: »Ich gehe und zeige mich meinen Verwandten, und dann komme ich zurück und folge dir, o Herr.« Bartimäus indessen sagt: »Ich verlasse dich nicht mehr. Ich werde die Meinen benachrichtigen lassen. Es wird auch so eine große Freude für sie sein. Aber von dir weggehen? Nein! Du hast mir das Augenlicht geschenkt, und ich weihe dir mein Leben. Erbarme dich des Wunsches deines geringen Knechtes.«

»Komm und folge mir. Der gute Wille macht alle Menschen gleich, und nur der ist groß, der am besten dem Herrn zu dienen versteht.«

Jesus setzt seinen Weg fort, begleitet von den Hosanna-Rufen des Volkes, und Bartimäus schließt sich diesem an, ruft mit den anderen Hosanna und sagt: »Ich bin gekommen, um ein Stück Brot zu erbiten, und ich habe den Herrn gefunden. Ich war arm, und nun bin ich ein Diener des heiligen Königs. Ehre sei dem Herrn und seinem Messias!«

636 Jesus kommt nach Betanien

Sie müssen auf halbem Weg zwischen Jericho und Betanien gerastet haben, denn als sie die ersten Häuser Betaniens erreichen, trocknet gerade der letzte Tau auf den Blättern und den Gräsern der Wiesen, und die Sonne steht hoch am Himmel.

Die Landarbeiter in der Umgebung werfen ihre Geräte weg und eilen zu Jesus, der im Vorübergehen Menschen und Pflanzen segnet, da ihn die Arbeiter inständig bitten. Frauen und Kinder laufen herbei mit den ersten Mandeln, die noch in ihrer feinen silbergrauen Plüschhülle stecken, und mit den letzten Blütenzweigen spätblühender Obstbäume. Ich stelle fest, daß hier in der Gegend von Jerusalem – vielleicht bedingt durch die Höhenlage oder durch die Winde, die von den höchsten Gipfeln Judäas kommen, oder wer weiß aus welchem anderen Grund, vielleicht auch wegen der Verschiedenartigkeit der Bäume – noch viele Obstbäume in Blüte stehen und leichten weißen bis rosaroten, über dem Grün der Wiesen schwebenden Wolken gleichen. Unter den hohen Stämmen zittern leise die zarten Blätter der Weinstöcke, wie große Schmetterlinge aus kostbarem Smaragd, die mit einem Faden an die rauhen Zweige gebunden sind.

Während Jesus am Brunnen ausruht, wo die Felder enden und das Städtchen beginnt, und fast ganz Betanien ihn begrüßt, eilt Lazarus mit den Schwestern herbei, um sich vor dem Herrn niederzuwerfen. Und obwohl erst wenig mehr als zwei Tage vergangen sind, seit Maria ihren Meister verlassen hat, scheinen es Jahre zu sein, seit sie ihn gesehen hat; denn sie wird nicht müde, die staubigen Füße in den Sandalen zu küssen.

»Komm, mein Herr. Das Haus erwartet dich, um sich deiner Gegenwart zu erfreuen«, sagt Lazarus und begibt sich an die Seite Jesu. Sie machen sich langsam auf den Weg, soweit die Leute es zulassen, die sie umringen, und die Kinder, die sich an das Gewand Jesu hängen, vor ihm herlaufen und dabei nach hinten und hinauf schauen,

wobei sie stolpern und auch andere zum Stolpern bringen, so daß Jesus als erster und dann Lazarus und die Apostel die Kleinsten auf den Arm nehmen, um rascher voranzukommen.

An der Stelle, wo ein kleiner Weg zum Haus Simons des Zeloten führt, warten Maria und ihre Schwägerin, Maria Salome, und Susanna. Jesus bleibt stehen, um die Mutter zu begrüßen, und geht dann weiter bis zu dem großen, weitgeöffneten Tor, wo Maximinus, Sara, Marcella und hinter diesen die zahlreichen Bediensteten, angefangen von denen des Hauses bis zu den Landarbeitern, stehen. Alle geordnet, alle glücklich und aufgeregt in ihrer Freude, die sich in einem Hosanna Luft macht, und im Schwenken von Kopfbedeckungen und Schleiern und Werfen von Blumen und Myrten- und Lorbeerzweigen, von Rosen und Jasmin, deren prächtige Blüten in der Sonne glänzen oder sich wie strahlende Sterne vom braunen Erdboden abheben. Ein Duft von Blütenblättern und zertretenen aromatischen Blättern steigt von der sonnenerwärmten Erde auf, und Jesus schreitet über diesen duftenden Teppich.

Maria von Magdala, die ihm mit gesenktem Blick folgt und sich bei jedem seiner Schritte bückt, gleicht einer Ährenleserin, die dem Garbenbinder folgt und jeden Zweig, jede Blüte und sogar jedes Blütenblatt aufhebt, auf das die Füße Jesu getreten sind.

Maximinus gibt Anweisung, die schon vorbereiteten Süßigkeiten an die Kinder zu verteilen, um das Tor schließen zu können und den Gästen etwas Ruhe zu verschaffen. Übrigens eine praktische Art, die Kinder vom Herrn abzulenken und sie fortzuschicken, ohne daß sich jammernde und weinende Chöre bilden. Die Diener gehorchen und tragen Körbe voller Küchlein mit weißbraunen Mandeln hinaus auf die Straße.

Und während die Kleinen sich dort zusammendrängen, schicken andere Diener die Erwachsenen fort, unter denen sich auch Zachäus und die vier von Jericho befinden, also Joël, Judas, Eliël und Elkana, zusammen mit anderen, die ich nicht erkenne, auch weil sie alle das Gesicht verhüllt haben, da ein ziemlich heftiger Wind den Staub der Straße aufwirbelt und die Sonne schon stark brennt.

Doch Jesus, der schon ein gutes Stück gegangen ist, wendet sich um und sagt: »Wartet. Ich muß noch jemandem etwas sagen.« Er begibt sich zu den Brüdern Johannas, nimmt sie beiseite und sagt: »Ich bitte euch, geht zu Johanna und richtet ihr aus, daß sie zu mir kommen soll mit allen Frauen, die bei ihr sind, und mit Annalia, der Jüngerin von Ofel. Sie soll morgen kommen. Denn morgen abend beginnt der Sabbat, und ich möchte ihn mit den Freunden von Betanien verbringen. In Frieden.«

»Wir werden es ihr ausrichten, Herr, und Johanna wird kommen.«

Jesus entläßt sie und wendet sich an Joël: »Teile Nikodemus und Josef mit, daß ich angekommen bin und am Tag nach dem Sabbat in die Stadt gehen werde.«

»Oh, sei vorsichtig, Herr!« sagt der gute Schriftgelehrte besorgt.

»Geh und sei stark! Wer gerecht handelt und an meine Wahrheit glaubt, darf keine Furcht haben; er muß sich vielmehr freuen, denn die alte Verheißung geht in Erfüllung.«

»Oh, ich werde aus Jerusalem fliehen, Herr. Ich bin ein Mensch mit schwacher Gesundheit; du siehst es und du weißt, daß ich deshalb auch verspottet werde. Ich könnte es nicht mitansehen, wenn sie . . . «

»Dein Engel wird dich leiten. Geh in Frieden.«

»Werde ich dich noch einmal sehen, Herr?«

»Gewiß wirst du mich noch einmal sehen. Aber solange du mich nicht wieder siehst, denke daran, daß deine Liebe mir sehr viel Freude bereitet hat in den Stunden der Schmerzen.«

Joël ergreift die Hand, die Jesus ihm auf die Schulter gelegt hat, und drückt sie an seine Lippen und küßt sie; durch den dünnen Schleier der Kopfbedeckung fallen Tränen auf die Hand Jesu. Dann entfernt sich Joël, und Jesus geht zu Zachäus: »Wo sind die Deinen?«

»Sie sind am Brunnen geblieben, Herr. Ich habe ihnen gesagt, daß sie dort bleiben sollen.«

»Begib dich zu ihnen und geh mit ihnen nach Betfage, wo meine ältesten und getreuesten Jünger sind. Sage Isaak, ihrem Oberhaupt, daß sie sich in der Stadt verteilen sollen, um alle Gruppen

von Jüngern zu benachrichtigen, daß ich am Morgen nach dem Sabbat um die dritte Stunde von Betfage kommend in Jerusalem einziehen und feierlich zum Tempel hinaufreiten werde. Sage Isaak, daß diese Nachricht nur für die Jünger ist. Er wird verstehen, was ich damit meine.«

»Auch ich verstehe es, Meister. Du willst die Juden überraschen, damit sie deinen Einzug nicht verhindern können.«

»So ist es. Tue also, wie ich dir sage, und denke daran, daß es ein vertraulicher Auftrag ist. Ich bediene mich deiner und nicht des Lazarus.«

»Und das beweist mir, daß deine Güte mir gegenüber ohne Maß ist. Ich danke dir, Herr.« Er küßt die Hand des Meisters und geht.

Jesus will zu seinen Gastgebern zurückkehren. Doch vom Tor her, durch das die letzte Gruppe von den Dienern eben hinausgeschoben wird, kommt ein Jüngling gelaufen. Er wirft sich Jesus zu Füßen und ruft aus: »Segne mich, Meister! Erkennst du mich wieder?« Und er erhebt das Antlitz, das nicht verhüllt ist.

»Ja, du bist Josef, genannt Barnabas, der Schüler des Gamaliël. Du bist mir bei Gischala begegnet.«

»Und ich folge dir schon seit vielen Tagen. Ich war in Schilo, als ich von Gischala kam, wohin ich mit dem Rabbi gegangen war in der Zeit, in der du nicht da warst. Ich bin dortgeblieben und habe bis zum Mond des Nisan die Schriftrollen studiert. Ich war in Schilo, als du dort gesprochen hast, und ich bin dir nach Lebona und nach Sichem gefolgt. Dann habe ich in Jericho auf dich gewartet, denn ich hatte erfahren, daß du ... « Er unterbricht sich plötzlich, als sei ihm bewußt geworden, daß er im Begriff war, etwas zu sagen, was er verschweigen muß.

Jesus lächelt sanft und sagt: »Die Wahrheit drängt sich gewaltsam auf wahrheitsliebende Lippen und durchbricht oft die Schranken, die die Klugheit vor den Lippen errichtet. Aber ich werde deinen Gedanken zu Ende führen: „denn du hattest von Judas Iskariot, der in Sichem geblieben war, erfahren, daß ich nach Jericho gehen wür-

de, um meine Jünger zu treffen und ihnen Anweisungen zu geben.“ Und du bist dorthin gegangen, um mich zu erwarten, ohne dich darum zu kümmern, daß man dich sehen könnte, daß du Zeit verlieren und an der Seite deines Meisters Gamaliël fehlen würdest.«

»Er wird mich nicht tadeln, wenn er erfährt, daß ich mich verspätet habe, weil ich dir gefolgt bin. Ich werde ihm deine Worte als Geschenk überbringen.«

»Oh, der Rabbi Gamaliël braucht keine Worte. Er ist der weise Rabbi Israels!«

»Ja, kein anderer Rabbi kann ihn belehren über Vergangenes, keiner, denn er weiß alles Frühere. Nur du weißt mehr, denn du hast neue Worte voll des frischen Lebens, des Neuen. Deine Worte sind wie der Lebenssaft im Frühling. Und es ist Rabbi Gamaliël, der dies gesagt und hinzugefügt hat, daß die nun vom Staub der Jahrhunderte bedeckten Weisheiten, die trocken und matt geworden sind, lebendig und strahlend werden, wenn dein Wort sie erklärt. Oh, ich werde ihm deine Worte überbringen.«

»Und meinen Gruß. Sage ihm, er möge sein Herz, seinen Verstand, seine Augen und seine Ohren öffnen, denn seine mehr als zwanzig Jahre alte Frage wird beantwortet werden. Geh nun. Gott sei mit dir.«

Der Jüngling verneigt sich nochmals, um die Füße des Meisters zu küssen, und geht dann.

Nun können die Diener endlich das Tor schließen, und Jesus kann sich zu seinen Freunden begeben.

»Ich habe mir erlaubt, für morgen die Jüngerinnen hierher einzuladen«, sagt Jesus, stellt sich neben Lazarus und legt ihm einen Arm um die Schultern.

»Das hast du gut gemacht, Herr. Mein Haus ist dein Haus, du weißt es. Deine Mutter hat es vorgezogen, im Haus des Simon zu wohnen, und ich achte ihren Wunsch. Doch hoffe ich, daß du unter meinem Dach bleiben wirst.«

»Ja ... Obwohl auch das andere dein Dach ist. Einer der ersten

Beweise deiner Großzügigkeit mir und meinen Freunden gegenüber. Wieviel hast du mir schon geholfen, mein Freund!«

»Und ich hoffe, dir noch lange nützlich sein zu können. Doch deine Worte entsprechen nicht ganz der Wahrheit, weiser Meister. Nicht ich habe mich dir gegenüber großzügig erwiesen, sondern du dich mir gegenüber. Ich bin dein Schuldner. Und wenn ich dir einen kleinen Teil meiner Schulden zurückerstatte, was ist diese elende Gabe schon im Vergleich zu den Schätzen, die ich von dir empfangen habe? „Gebt, und es wird euch gegeben werden“, hast du gesagt. „Ein gerütteltes, übervolles Maß wird euch in den Schoß gelegt werden, und ihr werdet das Hundertfache erhalten von dem, was ihr gegeben habt“, sagst du. Ich habe schon hundertmal das Hundertfache erhalten, bevor ich etwas gegeben habe. Oh, ich erinnere mich unserer ersten Begegnung! Du, der Herr und Gott, dem zu nahen die Serafim nicht würdig sind, bist zu mir gekommen, der ich einsam und betrübt war ... und mich mit meiner Traurigkeit hierher zurückgezogen hatte ... Du bist zu Lazarus gekommen, dem Menschen, der von allen gemieden wurde mit Ausnahme von Josef, Nikodemus und meinem treuen Freund Simon, der selbst als lebendig Begrabener nicht aufgehört hat, mich zu lieben ... Du wolltest nicht, daß meine Freude, dich zu sehen, getrübt würde durch die gehässige Verachtung der Welt ... Unsere erste Begegnung! Ich könnte dir jedes deiner Worte von damals wiederholen ... Was hatte ich dir damals schon gegeben, da ich dich nie zuvor gesehen hatte, um von dir sofort das Hundertfache des Hundertfachen zu erhalten?«

»Deine Gebete zum Allerhöchsten, zu unserem Vater. Unserem Vater, Lazarus. Meinem und deinem. Meinem als Wort und Mensch. Deinem als Mensch. Als du mit so viel Vertrauen betetest, hast du dich mir da nicht schon ganz gegeben? Du siehst also, daß ich dir, wie es gerecht ist, das Hundertfache von dem gegeben habe, was du mir gegeben hattest.«

»Deine Güte ist unendlich, Meister und Herr. Du belohnst mit göttlicher Großzügigkeit schon im voraus, sobald du einen als deinen

Diener erkennst, selbst wenn dieser sich dessen noch nicht bewußt ist.«

»Meinen Freund, nicht meinen Diener. Denn wahrlich, jene, die den Willen meines Vaters tun und der Wahrheit folgen, die er gesandt hat, sind meine Freunde und nicht mehr meine Diener. Sie sind noch mehr: sie sind meine Brüder, da ich als erster den Willen meines Vaters tue. Wer also tut, was ich tue, ist mein Freund; denn nur der Freund tut spontan, was sein Freund tut.«

»So soll es immer bleiben zwischen dir und mir, Herr. Wann wirst du in die Stadt gehen?«

»Am Morgen nach dem Sabbat.«

»Ich werde mitkommen.«

»Nein, du wirst nicht mit mir kommen. Ich werde dir später erklären warum. Ich möchte dich um etwas anderes bitten . . . «

»Ich bin dir immer zu Diensten, Meister. Auch ich möchte etwas mit dir besprechen . . . «

»Wir werden später miteinander reden.«

»Möchtest du, daß wir den Sabbat unter uns feiern, oder soll ich die üblichen Freunde einladen?«

»Ich würde dich bitten, es nicht zu tun. Ich habe den lebhaften Wunsch, diese Stunden allein mit euch, den klugen und friedfertigen Freunden zu verbringen, ohne mir inneren oder äußeren Zwang antun zu müssen; in der süßen Freiheit dessen, der unter so lieben Freunden weilt, daß er sich bei ihnen wie zu Hause fühlt.«

»Wie du willst, Herr. Ja . . . eigentlich habe ich mir gerade das gewünscht. Aber es schien mir Egoismus meinen Freunden gegenüber zu sein; denn wenn sie auch nicht mir dir, dem wahren Freund, gleichzusetzen sind, so habe ich sie doch lieb. Aber da du es so haben willst . . . Bist du müde, Herr? Oder besorgt . . . ?« Lazarus fragt mehr mit Blicken als mit Worten seinen Freund und Meister, der ihm nur mit einem Aufleuchten seiner etwas traurigen, etwas abwesend dreinschauenden Augen und dem schwachen Lächeln seines Mundes antwortet.

Jesus und Lazarus sind allein an dem Becken zurückgeblieben, in dem der Wasserstrahl ruhig vor sich hinplätschert. Die anderen sind alle ins Haus gegangen, und man hört Stimmen und das Klirren von Eßgeschirr . . .

Maria von Magdala streckt zwei- oder dreimal ihren blonden Kopf zur Türe heraus, die mit einem schweren, sich leicht im Wind bewegenden Vorhang verhangen ist. Der Wind wird stärker, und der Himmel bedeckt sich mit immer dunkleren Wolkenfetzen.

Lazarus schaut hinauf und prüft den Himmel. »Vielleicht gibt es ein Gewitter«, sagt er. Und fügt hinzu: »Es würde dazu beitragen, daß die widerspenstigen Knospen sich öffnen, die dieses Jahr so lange brauchen . . . Vielleicht waren es die späten Fröste, die das Wachstum verzögert haben. Auch meine Mandelbäume haben darunter gelitten, und ein Teil der Ernte ist verlorengegangen. Josef sagte mir, daß einer seiner Obstgärten vor dem Gerichtstor dieses Jahr vollkommen unfruchtbar zu sein scheint. Die Bäume halten ihre Knospen zurück, als seien sie verhext. Und er ist am überlegen, ob er sie stehenlassen oder als Holz verkaufen soll. Nicht eine einzige Blüte. Wie sie im Tebet waren, so sind sie bis heute geblieben. Harte, verschlossene Knospen, die einfach nicht größer werden. Allerdings weht ein starker Nordwind in dieser Gegend; und diesen Winter haben wir oft Nordwind gehabt. Auch meinen Garten auf der anderen Seite des Kidron hat er geschädigt. Aber das Phänomen im Garten des Josef ist so eigenartig, daß viele hingehen, um den Ort zu besichtigen, der sich nicht zum Frühling bekennen will.«

Jesus lächelt . . .

»Du lächelst? Warum?«

»Über die Kindlichkeit dieser ewigen Kinder, der Menschen. Alles was eigenartig ist, fasziniert sie . . . Aber der Obstgarten wird blühen, zu seiner Zeit.«

»Die Zeit ist schon vorbei, Herr. Wann hat man je gesehen, daß beim Mond des Nisan so viele Bäume am selben Ort noch nicht geblüht haben? Wie lange muß denn dieser Ort noch warten, bis die richtige Zeit gekommen ist?«

»So lange, bis er mit seinen Blüten Gott verherrlichen kann.«

»Ach so! Ich verstehe! Du wirst hingehen und den Ort segnen, aus Liebe zu Josef, und der Obstgarten wird erblühen und Gott und seinen Messias durch ein neues Wunder verherrlichen. So ist es! Du gehst hin ... Darf ich es Josef schon sagen, wenn ich ihn sehe?«

»Wenn du glaubst, es ihm sagen zu müssen ... Ja, ich werde hingehen ... «

»An welchem Tag, Herr? Ich möchte auch dabei sein.«

»Bist denn auch du ein ewiges Kind?« Jesus lächelt noch mehr und schüttelt gutmütig das Haupt über die Neugier des Freundes, der ausruft: »Oh, wie bin ich glücklich, dich erheitert zu haben, Herr. Ich sehe dein Antlitz wieder strahlend lächeln, wie ich es schon lange nicht mehr gesehen habe! Also ... darf ich kommen?«

»Nein, Lazarus. Am Rüsttag vor dem Paschafest brauche ich dich hier.«

»Aber am Rüsttag bereitet man sich doch ausschließlich auf das Paschafest vor! Und du ... Meister, warum willst du etwas tun, weswegen man dich tadeln wird? Geh doch an einem anderen Tag dorthin ... «

»Ich werde gerade am Rüsttag hingehen müssen. Aber ich werde nicht der einzige sein, der Dinge tut, die nichts mit der Vorbereitung auf das alte Paschafest zu tun haben. Auch die Strenggläubigsten in Israel, wie Hilikija, Doras, Simon, Zadok und Ismael, und sogar Hannas und Kajaphas werden ganz neuartige Dinge tun ... «

»Wird denn ganz Israel von Sinnen sein?!«

»Du sagst es.«

»Aber du ... Oh, es regnet schon. Gehen wir ins Haus, Meister ... Ich ... ich bin in Sorge ... Wirst du mir nicht erklären ... ?«

»Ja, bevor ich dich verlasse, werde ich dir alles erklären ... Da kommt deine Schwester und bringt ein schweres Tuch. Sie fürchtet, daß wir naß werden. Oh, Marta! Du bist immer fürsorglich und rüh- rig. Aber es regnet nicht viel.«

»Meine gute Schwester! Besser: meine Schwestern. Nur sind beide

wie zwei kleine Mädchen, die keine Bosheit kennen; Maria ebenso wie Marta. Als Maria vorgestern von Jericho kam, glich sie wahrhaft einem Mädchen. Die Zöpfe hingen ihr herunter, weil sie die Haarnadeln verkauft hatte, um Sandalen für einen kleinen Jungen zu kaufen, und die dünnen Nadeln aus Eisen ihr schweres Haar nicht halten konnten. Sie lachte, als sie beim Aussteigen aus dem Wagen zu mir sagte: „Bruder, nun weiß ich, was es heißt, etwas verkaufen zu müssen, um etwas kaufen zu können, und wie schwierig für einen Armen selbst die einfachsten Dinge sind, wie zum Beispiel die Haare mit Nadeln zusammenzuhalten, von denen man zwanzig für eine Doppeldrachme erhält. Ich werde es mir merken und in Zukunft noch barmherziger mit den Armen sein.“ Wie hast du sie doch verändert, Herr!«

Sie, von der Jesus und Lazarus beim Betreten des Hauses gesprochen haben, wartet bereits mit Krügen und Schüsseln, um ihren Herrn zu bedienen. Sie will niemandem die Ehre abtreten, ihm zu dienen. Und sie gibt sich nicht zufrieden, bis sie nicht für jede nur mögliche Erquickung für Leib und Seele ihres Meisters gesorgt hat und ihn mit neuen Sandalen in den für ihn bestimmten Raum gehen sieht, wo ihn schon die Mutter mit einem frischen, nach Sonne duftenden Linnengewand erwartet . . .

637 Der Freitag vor dem Einzug in Jerusalem • I. Jesus und Judas von Kerijot

»Ihr könnt gehen, wohin ihr wollt. Ich werde heute mit Judas und Jakobus hierbleiben. Ich erwarte die Jüngerinnen«, sagt Jesus zu seinen Aposteln, die sich im Laubengang des Hauses versammelt haben. Und er fügt hinzu: »Sorgt aber dafür, daß ihr alle vor Sonnenuntergang zurück seid. Und seid vorsichtig. Versucht unbemerkt zu bleiben, um Repressalien zu vermeiden.«

»Oh, ich bleibe hier. Was soll ich in Jerusalem?« sagt Petrus.

»Ich hingegen werde gehen. Mein Vater erwartet mich ganz sicher.

Er möchte uns den Wein schenken. Ein altes Versprechen, das er wie immer halten wird, denn mein Vater ist redlich. Beim Paschamahl werdet ihr sehen. Was für ein Wein! Die Weinberge meines Vaters in Rama sind in der ganzen Umgebung bekannt!« sagt Thomas.

»Auch Lazarus hat herrliche Weine. Ich erinnere mich noch an das Mahl des Lichterfestes . . . « sagt Matthäus genüßlich.

»Dann wird also morgen mehr denn je deine Erinnerung aufgefrischt, denn ich glaube, Lazarus plant für morgen abend ein großes Gastmahl. Ich habe schon gewisse Vorbereitungen gesehen . . . « sagt Jakobus des Zebedäus.

»Ja? Werden denn auch noch andere kommen?« möchte Andreas wissen.

»Nein. Ich habe Maximinus gefragt, und er hat mir gesagt, daß sonst niemand eingeladen ist.«

»Ach . . . Sonst hätte ich das neue Gewand angezogen, das mir meine Frau geschickt hat«, sagt Philippus.

»Ich werde es tun. Ich wollte es am Paschafest anziehen. Aber ich ziehe es morgen an, denn morgen haben wir sicher mehr Ruhe als in einigen Tagen . . . « sagt Bartholomäus nachdenklich.

»Ich werde mich ganz neu einkleiden für den Einzug in die Stadt. Und du, Meister?« fragt Johannes.

»Ich auch. Ich werde das Purpurgewand anziehen.«

»Dann wirst du einem König gleichen!« sagt der Lieblingsjünger bewundernd, der ihn in Gedanken schon in dem herrlichen Gewand sieht . . .

»Ja, wenn ich nicht daran gedacht hätte! Den Purpur habe ich schon vor Jahren besorgt . . . « prahlt Iskariot.

»Wirklich? Oh, wer hätte das gedacht . . . Der Meister ist immer so bescheiden.«

»Zu bescheiden! Nun ist es aber an der Zeit, daß er König wird. Genug des Wartens! Wenn er nicht ein König auf dem Thron sein will, dann soll er wenigstens seiner Würde entsprechend gekleidet sein. Ich denke an alles.«

»Du hast recht, Judas. Du kennst dich aus in der Welt. Wir sind nur arme Fischer ...« sagen jene vom See demütig ... Wie so oft im Licht der Welt, im trügerischen Zwielflicht der Welt, erscheint das minderwertige Metall eines Judas edler als das rohe, aber reine, ehrliche und aufrichtige Gold der galiläischen Herzen ...

Jesus, der mit dem Zeloten und den Söhnen des Alphäus gesprochen hat, wendet sich um und betrachtet Iskariot und dann die ehrlichen und demütigen Männer, die sich schämen, weil sie im Vergleich zu Judas so ... mangelhaft sind ... und er schüttelt den Kopf, ohne etwas zu sagen. Doch als er sieht, daß Iskariot sich die Sandalen schnürt und seinen Mantel umlegt, so als wolle er fortgehen, fragt er: »Wohin gehst du?«

»In die Stadt.«

»Ich habe doch gesagt, daß ich dich mit Jakobus hierbehalte.«

»Ach so! Ich dachte, du hättest Judas, deinen Bruder, gemeint. Dann ... bin ich also praktisch ein Gefangener ... Ha, ha, ha!« Er lacht böseartig.

»Ich glaube, in Betanien gibt es weder Ketten noch Gitter. Es gibt nur den Wunsch deines Meisters. Und ich wäre glücklich, sein Gefangener zu sein«, bemerkt der Zelote.

»Oh, gewiß! Es war nur ein Scherz ... Nur ... Ich hätte eben gerne Nachrichten von meiner Mutter gehabt. Sicher sind auch von Kerijot Pilger nach Jerusalem gekommen, und ... «

»Nein. In zwei Tagen werden wir alle in Jerusalem sein. Jetzt bleibst du hier!« sagt Jesus entschieden.

Judas besteht nicht darauf. Er legt den Mantel ab und sagt: »Also? Wer geht in die Stadt? Es wäre gut zu wissen, wie die allgemeine Stimmung ist ... Was die Jünger tun ... Ich wollte mich auch bei Freunden erkundigen ... Ich hatte es Petrus versprochen ... «

»Das ist jetzt nicht wichtig. Du bleibst hier. Nichts von alledem, was du sagst, ist nötig, wirklich nötig ... «

»Aber wenn Thomas geht ... «

»Meister, auch ich möchte gehen, denn ich habe es ebenfalls versprochen. Ich habe Freunde im Haus des Hannas und ... «

»Dort würdest du hingehen, mein Sohn? Und wenn sie dich gefangennehmen?« fragt Salome, die nähergekommen ist.

»Wenn sie mich gefangennehmen? Was habe ich Böses getan? Nichts. Ich brauche den Herrn nicht zu fürchten. Daher werde ich auch nicht zittern, wenn sie mich gefangennehmen sollten . . . «

»Oh, der tapfere Löwe! Du wirst nicht zittern? Aber weißt du denn nicht, wie sehr sie uns hassen? Es bedeutet den Tod, wenn sie uns gefangennehmen . . . « will ihn Iskariot erschrecken.

»Und du, warum willst du dann gehen? Hast du vielleicht Straffreiheit? Was hast du getan, um sie zu haben? Sage es mir, dann mache ich es ebenso.«

Judas macht eine Geste der Angst und des Zornes, aber das Gesicht des Johannes ist so unschuldig, daß sich der Verräter sofort beruhigt. Er begreift, daß weder Bosheit noch Argwohn in diesen Worten liegen, und sagt: »Nichts habe ich getan. Ich habe nur einige gute Freunde beim Prokonsul und daher . . . «

»Also, wer kommen will, soll kommen, denn es regnet nicht mehr. Hier verlieren wir nur Zeit, und um die sechste Stunde regnet es dann vielleicht schon wieder. Wer kommen will, soll sich fertig machen«, mahnt Thomas.

»Soll ich gehen, Meister?« fragt Johannes.

»Geh.«

»Da seht ihr es wieder! Immer dasselbe! Er kann gehen, die anderen auch. Ich nicht. Immer nur ich nicht.«

»Ich werde mich bemühen, etwas über deine Mutter zu erfahren«, sagt Johannes, um ihn zu beruhigen.

»Auch ich. Ich komme mit dir und Thomas«, sagt der Zelote und fügt noch hinzu: »Mein Alter wird die Jugend zügeln, Meister. Und außerdem kenne ich die Leute von Kerijot gut. Wenn ich jemanden sehe, gehe ich zu ihm. Ich werde dir Nachricht von deiner Mutter bringen, Judas. Sei brav! Sei beruhigt! Es ist Pascha, Judas. Alle fühlen wir den Frieden dieses Festes, die Freude dieses Feiertages. Warum willst nur du immer so unruhig, so finster, so mißmutig und so

friedlos sein? Pascha ist der Vorübergang des Herrn ... Pascha ist das Fest der Befreiung für uns Hebräer, der Befreiung von einem harten Joch. Gott der Allmächtige hat es von uns genommen. Nun, da sich das Ereignis der alten Zeit nicht wiederholen kann, bleibt das Symbol, die Befreiung des Einzelnen ... Pascha: Befreiung der Herzen, Reinigung, Taufe, wenn du willst, mit dem Blut des Lammes, damit die feindlichen Mächte denen nicht mehr schaden können, die damit gezeichnet sind. Es ist so schön, das neue Jahr mit diesem Fest der Reinigung, der Befreiung, der Anbetung unseres Erlösergottes zu beginnen ... « Oh, entschuldige, Meister! Ich habe geredet, da ich hätte schweigen sollen, denn es ist deine Sache, unsere Herzen zu belehren ... «

»Dasselbe habe auch ich gedacht, Simon. Genau dasselbe: daß ich nun zwei Meister anstelle von einem habe. Und das scheint mir zu viel!« sagt Iskariot zornig.

Petrus ... Oh! Petrus kann sich diesmal nicht beherrschen und platzt heraus: »Und wenn du nicht gleich aufhörst, dann wirst du sehr bald einen dritten Meister haben, und der bin ich. Und ich versichere dir, ich werde überzeugendere Argumente gebrauchen als nur Worte ... «

»Würdest du die Hand gegen einen Gefährten erheben? Nach all deinen Bemühungen, den alten Galiläer in dir auszumerzen, kommt deine wahre Natur nun wieder zum Vorschein?«

»Sie kommt nicht zum Vorschein. Sie ist immer deutlich sichtbar gewesen. Ich verstelle mich nicht. Aber um einen Wildesel wie dich zu zähmen, gibt es nur ein Mittel: Prügel! Schäme dich, die Güte des Meisters und unsere Geduld zu mißbrauchen! Komm, Simon! Komm Johannes! Komm Thomas! Leb wohl, Meister. Auch ich werde gehen, denn wenn ich hierbleibe ... nein, weiß Gott, dann beherrsche ich mich nicht mehr.« Und Petrus nimmt seinen Mantel, der auf einem Stuhl liegt, und wirft ihn sich in großer Hast und voller Zorn über. Aber er ist so aufgeregt, so verärgert, daß er ihn versehentlich verkehrt umlegt und Johannes ihn darauf aufmerksam machen und

ihm helfen muß, sich ordentlich anzuziehen. Dann stürzt er davon und stampft dabei auf den Boden, um auf diese Weise etwas von seinem Zorn loszuwerden. Er gleicht einem wildgewordenen jungen Stier.

Die anderen . . . Oh, die Gesichter der anderen sind offene Bücher, in denen man nur allzu deutlich lesen kann. Der alte Bartholomäus erhebt sein scharfes Profil zum immer noch gewittrigen Himmel, und es scheint, als wolle er die Winde prüfen, um nicht in die Gesichter sehen zu müssen; denn das Gesicht Jesu ist zu traurig und das Gesicht des Judas zu heimtückisch. Matthäus und Philippus schauen Thaddäus an, in dessen Augen, die so sehr den Augen Jesu gleichen, Zorn glüht, und beide haben denselben Gedanken: sie nehmen ihn in ihre Mitte, schieben ihn auf den Weg, der zum Haus des Simon führt, und sagen: »Deine Mutter braucht uns für eine Arbeit. Komm auch du, Jakobus des Zebedäus.« Und sie nehmen auch den Sohn der Salome mit. Andreas sieht Jakobus des Alphäus an, und Jakobus sieht ihn an: zwei Gesichter, die denselben beherrschten Schmerz ausdrücken. Und da sie nicht wissen, was sie sagen sollen, fassen sie einander wie zwei Kinder an den Händen und entfernen sich traurig. Von den Jüngerinnen ist nur Salome da, die es nicht wagt, sich zu rühren oder etwas zu sagen, sich aber auch nicht zum Gehen entschließen kann. Es scheint, als wolle sie durch ihre Gegenwart den unwürdigen Apostel am Reden hindern. Zum Glück ist niemand von der Familie des Lazarus anwesend. Auch Maria, die Mutter des Herrn, ist nicht da.

Judas ist nun allein mit Jesus und Salome. Er will nicht mit ihnen zusammen sein, kehrt ihnen den Rücken und geht zur Jasminlaube.

Jesus blickt ihm nach, beobachtet ihn. Er sieht, daß Judas – nachdem er so getan hat, als würde er sich setzen – hinten wieder hinausgleicht, zwischen den Hecken aus Rosen, Lorbeer und Buchsbaum hindurch, die den eigentlichen Garten von den Kräuterbeeten trennen, wo die Bienenstöcke stehen. Von dort aus kann man durch eine Seitentür in der Mauer des großen Gartens hinausgelangen. Dieser

Garten ist ein wahrer Park, der auf zwei Seiten von sehr hohen, doppelten Hecken umgeben ist, die eine Art Allee bilden, nur hier und da unterbrochen von Gittertoren, durch die man auf die Wiesen und Felder und in die Olivenhaine gelangen kann, und auch zum Haus des Simon; somit geht also der Garten in die Güter über, und die Hecken verbinden und trennen sie gleichzeitig. Auf den anderen beiden Seiten ist der Garten durch mächtige Mauern abgeschlossen, durch die man auf zwei Straßen gelangt: eine Hauptstraße und eine Nebenstraße, die in die Hauptstraße mündet, und diese führt durch Betanien nach Betlehem.

Die Augen Jesu, der sich auf die Zehenspitzen stellt und einige Schritte zur Seite geht, um zu sehen, was Iskariot macht, sprühen Flammen.

Maria Salome bemerkt es, ahnt – obgleich sie ihrer kleinen Statur wegen nicht viel sehen kann – was am Ende des Parkes vor sich geht, und murmelt: »Der Herr sei uns gnädig!«

Jesus hört diesen Seufzer, wendet sich einen Augenblick um und sieht die gute, einfältige Jüngerin an, die zwar eine Anwendung mütterlichen Stolzes gehabt haben mag, als sie einen Ehrenplatz für ihre Söhne erbat – die aber immerhin gute Apostel sind – dann aber demütig den Tadel Jesu angenommen hat, ohne gekränkt zu sein oder ihn zu verlassen. Sie ist vielmehr noch demütiger, noch dienstefriger dem Meister gegenüber geworden, folgt ihm wie ein Schatten, soweit es ihr irgend möglich ist, studiert selbst die kleinste Regung seines Gesichtes und bemüht sich, seinen Wünschen zuvorzukommen und ihm Freude zu bereiten. Auch jetzt versucht die gute, demütige Salome den Meister zu trösten, den Verdacht, unter dem er leidet, zu zerstreuen, und sagt: »Siehst du, er geht nicht weit. Er hat seinen Mantel dort hingeworfen und nicht wieder geholt. Er wird nur über die Wiesen gehen, um seine Laune auszutoben ... Judas würde nie in die Stadt gehen, ohne korrekt gekleidet zu sein.«

»Er würde auch nackt gehen, wenn er gehen wollte. Und tatsächlich ... Schau! Komm hierher!«

»Oh, er versucht das Tor zu öffnen! Aber es ist geschlossen! Er ruft einen Knecht, der bei den Bienenstöcken arbeitet.«

Jesus ruft laut: »Judas, warte auf mich! Ich muß mit dir sprechen«, und will gehen.

»Um Gotteswillen! Herr! Ich werde Lazarus rufen ... deine Mutter ... Geh nicht allein!«

Obwohl Jesus rasch geht, dreht er sich halb um und sagt: »Ich befehle dir, es nicht zu tun! Schweige vielmehr! Allen gegenüber. Wenn sie nach mir fragen, mache ich mit Judas einen kleinen Spaziergang. Wenn die Jüngerinnen kommen, sollen sie warten. Ich werde bald zurück sein.«

Salome regt sich nicht, wie auch Iskariot nicht reagiert; die eine am Haus, der andere am Gitter. Sie bleiben stehen, wo der Wille Jesu sie festhält. Die eine sieht ihn gehen, der andere sieht ihn kommen.

»Öffne das Tor, Jona. Ich möchte mit meinem Jünger ein wenig hinausgehen. Und wenn du in der Nähe bleibst, brauchst du es hinter uns nicht wieder abzuschließen. Ich werde bald zurück sein«, sagt Jesus gütig zu dem Landarbeiter, der mit dem großen Schlüssel in der Hand sprachlos dasteht. Das kleine Tor aus schwerem Eisen quietscht, als er es öffnet, und auch der Schlüssel knirscht beim Umdrehen.

»Ein Tor, das selten geöffnet wird«, sagt der Diener lächelnd. »Ja, du bist eingerostet! Wenn man müßig ist, wird man rostig ... Der Rost, der Staub, die Lausbuben ... Es ist wie bei uns Menschen ... Wenn wir nicht immer an unserer Seele arbeiten!«

»Gut, Jona! Das ist ein weiser Gedanke, um den dich viele Rabbis beneiden würden.«

»Oh, es sind meine Bienen, die mich auf diese Gedanken bringen ... und deine Worte. Ganz besonders deine Worte. Aber auch die Bienen belehren mich, denn nichts ist stumm, wenn man nur zu hören versteht. Und ich sage mir: Wenn sie, die Bienen, den Befehlen dessen gehorchen, der sie erschaffen hat, obgleich sie nur Tierchen sind und ich mir nicht vorstellen kann, wo sie ein Hirn und ein

Herz haben könnten, wie könnte dann ich, der ich Hirn, Herz und Verstand habe, nicht tun, was sie tun, und fortwährend, unermüdlich arbeiten in Befolgung dessen, was der Meister uns lehrt, damit meine Seele immer schöner wird und rein von Rost, Staub, Schmutz, Stroh, Steinen und anderen Bosheiten, mit denen der höllische Feind sie bedroht.«

»Das hast du sehr schön gesagt. Mache es wie deine Bienen, und deine Seele wird ein reicher Bienenstock voll kostbarer Tugenden werden, und Gott wird kommen und sich daran erfreuen. Leb wohl, Jona. Der Friede sei mit dir.«

Jesus legt seine Hand auf das graue Haupt des Dieners, der gebeugt vor ihm steht, und geht dann auf die Straße hinaus in Richtung der roten Kleefelder, die wie schöne dichte, weiche Teppiche daliegen und auf denen die Bienen gleich Fünkchen summend von Blüte zu Blüte fliegen.

Als sie sich so weit von der Mauer entfernt haben, daß niemand im Garten des Lazarus etwas hören kann, sagt Jesus: »Hast du gehört, was dieser Knecht gesagt hat? Er ist nur ein Landarbeiter. Wenn er ein paar Worte lesen kann, ist es schon viel ... Und doch ... Seine Worte könnten von meinen Lippen gekommen sein, ohne daß man mich als Meister für töricht halten würde. Er fühlt, daß man wachsam sein muß, damit die Feinde der Seele den Geist nicht zugrunderichten ... Deshalb behalte ich dich bei mir, und du haßt mich dafür. Ich will dich vor ihnen schützen und vor dir selbst, und du haßt mich. Ich sage es dir noch einmal: Geh fort, Judas. Geh weit fort. Geh nicht nach Jerusalem hinein. Du bist krank. Es ist keine Lüge zu sagen, daß du zu krank bist, um am Paschafest teilnehmen zu können. Du wirst das nachträgliche Fest feiern. Das Gesetz erlaubt es, das Paschafest später zu feiern, wenn man durch Krankheit oder andere schwerwiegende Gründe verhindert ist, am eigentlichen, feierlichen Paschafest teilzunehmen. Ich werde Lazarus bitten – er ist ein kluger Freund und wird keine Fragen stellen – dich heute noch auf die andere Seite des Jordan zu begleiten.«

»Nein. Ich habe dir schon oft gesagt, daß du mich fortschicken sollst, aber du hast nicht gewollt. Jetzt bin ich es, der nicht will.«

»Du willst nicht? Du willst dich nicht retten? Hast du kein Mitleid mit dir selbst? Auch nicht mit deiner Mutter?«

»Du solltest sagen: „Hast du kein Mitleid mit mir?“ Das wäre aufrichtiger.«

»Judas, mein unglücklicher Freund, meinetwegen bitte ich dich nicht. Deinetwegen, deinetwegen bitte ich dich. Schau, wir sind allein. Ich und du, allein. Du weißt, wer ich bin, und ich weiß, wer du bist. Es ist der letzte Augenblick der Gnade, der uns noch gewährt wird, um dein Verderben zu verhindern ... Oh, grinse nicht so teuflisch, mein Freund! Verlauche mich nicht, als ob ich ein Verrückter wäre, weil ich sage: „dein Verderben“ und nicht meines. Für mich ist es kein Verderben. Aber für dich ... Wir sind allein, ich und du, und über uns ist Gott ... Gott, der dich noch nicht haßt. Gott, der diesen letzten Kampf zwischen Gut und Böse, die um deine Seele ringen, sieht. Über uns ist der Himmel, der uns beobachtet. Dieser Himmel, der sich bald mit Heiligen bevölkern wird. Schon frohlocken sie dort am Ort ihres Wartens, denn sie fühlen, daß die Freude naht ... Judas, unter diesen ist auch dein Vater ... «

»Er war ein Sünder. Er ist nicht unter ihnen.«

»Er war ein Sünder, aber er ist nicht verdammt. Daher naht auch für ihn die Freude. Warum willst du ihm in seiner Freude einen Schmerz bereiten?«

»Er fühlt keinen Schmerz mehr. Er ist tot.«

»Nein, er steht nicht über dem Schmerz, dich schuldig zu wissen, dich als ... Oh, laß mich dieses schreckliche Wort nicht aussprechen ...!«

»Aber ja, ja! Sprich es aus! Ich sage es mir seit Monaten. Ich bin verdammt. Ich weiß es. Und daran ist nichts mehr zu ändern!«

»Alles! Judas, ich weine. Willst du die letzten Tränen des Menschensohnes verschulden ...? Judas, ich bitte dich ... Bedenke, Freund: Der Himmel erfüllt meine Bitten, und du, und du ... Wirst

du mich vergebens bitten lassen? Bedenke, wer bittend vor dir steht: der Messias Israels, der Sohn des Vaters ... Judas, höre mich an! Halte ein, solange du noch kannst ...!«

»Nein!«

Jesus bedeckt sein Antlitz mit den Händen und läßt sich am Rand der Wiese zu Boden fallen. Er weint lautlos, aber heftig, und seine Schultern werden von Schluchzen geschüttelt ...

Judas betrachtet ihn, dort zu seinen Füßen, verzweifelt und weinend und von dem Wunsch erfüllt, ihn zu retten ... und empfindet ein plötzliches Mitleid. Er sagt, nun nicht mehr in dem harten Ton eines wahren Satans, in dem er zuvor gesprochen hat: »Ich kann nicht fortgehen ... Ich habe mein Wort gegeben ... «

Jesus erhebt sein betrübtetes Gesicht und unterbricht ihn: »Wem? Wem? Armen Menschen! Und du fürchtest, bei ihnen als ehrlos zu gelten? Hast du dich nicht vor drei Jahren mir übergeben? Und nun denkst du an die Meinung einer Handvoll Übeltäter und nicht an das Gericht Gottes? Oh! Was muß ich tun, Vater, um in ihm den Willen zu erwecken, nicht mehr zu sündigen?« Jesus senkt, von Schmerz überwältigt, das Haupt. Er gleicht schon dem leidenden Jesus in der Todesangst im Getsemani.

Judas hat Mitleid mit ihm und sagt: »Ich bleibe. Leide nicht so! Ich bleibe ... Hilf mir zu bleiben! Verteidige mich!«

»Immer! Immer, wenn du nur willst. Komm. Es gibt keine Schuld, die ich nicht verstehe und nicht verzeihe. Sage: „Ich will“, und ich werde dich erlösen ... «

Jesus ist aufgestanden und hat Judas umarmt. Aber obwohl die Tränen des Gottmenschen auf das Haupt des Judas fallen, bleibt der Mund des Judas verschlossen. Er sagt nicht das verlangte Wort. Er sagt nicht einmal »Verzeihung«, als Jesus in sein Haar flüstert: »Fühlst du nicht, daß ich dich liebe? Ich hätte dich tadeln müssen! Ich küsse dich. Ich hätte das Recht, dir zu sagen: „Bitte deinen Gott um Verzeihung“, und ich verlange von dir nur den Willen, daß dir verziehen wird. Du bist so krank! Man kann von einem Schwerkran-

ken nicht viel verlangen. Von allen Sündern, die zu mir gekommen sind, habe ich eine vollkommene Reue verlangt, um verzeihen zu können. Von dir, mein Freund, verlange ich nur den Willen, zu bereuen, und dann ... alles übrige werde ich tun.«

Judas schweigt ...

Jesus läßt ihn los und sagt nur: »Bleib wenigstens hier bis zum Tag nach dem Sabbat.«

»Ich werde bleiben ... Gehen wir zum Haus zurück. Sie werden unsere Abwesenheit bemerken. Vielleicht warten die Frauen auf dich. Sie sind besser als ich, und du darfst sie nicht meinetwegen vernachlässigen.«

»Erinnerst du dich nicht mehr an das Gleichnis vom verlorenen Schaf? Du bist es ... Sie, die Frauen, sind die guten Schafe im Schafstall. Sie sind nicht in Gefahr, auch wenn ich den ganzen Tag deine Seele suche, um sie in den Schafstall zurückzuführen ... «

»Aber ja! Aber ja! Ich kehre schon in den Schafstall zurück! Ich werde mich in die Bibliothek des Lazarus einschließen und lesen. Ich will nicht gestört werden. Ich will nichts sehen und nichts wissen. So ... wirst du mir nicht immer mißtrauen. Und wenn etwas von dem, was geschieht, dem Synedrium zugetragen wird, dann wirst du die Schlangen unter deinen Lieblingen suchen müssen. Leb wohl! Ich werde durch das Haupttor hineingehen. Hab keine Angst, ich werde nicht fliehen. Du kannst kommen und nachsehen, wenn du willst.« Judas wendet ihm den Rücken und geht mit großen Schritten davon.

Jesus, eine hohe Gestalt im weißen Leinengewand, steht am Rand des grünroten Kleefeldes. Er erhebt die Arme zum heiteren Himmel empor, erhebt das tieftraurige Antlitz, erhebt die Seele zu seinem Vater und klagt: »Oh, mein Vater! Kannst du mir vorwerfen, daß ich etwas unterlassen habe, um ihn zu retten? Du weißt, ich kämpfe um seine Seele, nicht um mein Leben, ich kämpfe, um sein Verbrechen zu verhindern ... Vater! Mein Vater! Ich flehe dich an! Beschleunige die Stunde der Finsternis, die Stunde des Opfers, denn allzu furcht-

bar ist es für mich, an der Seite des Freundes leben zu müssen, der nicht erlöst werden will ... Ein unsagbarer Schmerz ist es!« Und Jesus setzt sich in den dichten, hohen, schönen Klee, umfaßt seine Knie, legt das Haupt darauf und weint.

Oh, ich kann dieses Weinen nicht sehen! Zu sehr gleicht es schon dem Weinen im Getsemani in seiner Trostlosigkeit, Einsamkeit und in der Überzeugung, daß der Himmel nichts tun wird, um ihn zu trösten und diesen Schmerz von ihm zu nehmen. Es tut mir zu weh ...

Jesus weint lange an diesem einsamen, stillen Ort. Zeugen seiner Tränen sind die goldenen Bienen, der duftende Klee, der sich leise im Wind des aufziehenden Gewitters wiegt, und die Wolken, die am frühen Morgen noch wie ein zartes Netz den blauen Himmel überzogen haben und sich nun verdichten, zusammenballen, schwarz werden und erneuten Regen ankündigen.

Schließlich weint Jesus nicht mehr und erhebt lauschend das Haupt ... Räderrollen und Schellengeklingel tönen von der Hauptstraße herüber; dann hört das Geräusch der Räder auf, aber nicht das Klingen der Schellen. Jesus sagt: »Ich muß gehen! Die Jüngerinnen ... Sie sind treu ... Mein Vater, dein Wille geschehe! Ich opfere dir diesen meinen Wunsch als Erlöser und Freund auf. Es steht geschrieben! Er hat es gewollt. Es ist wahr. Gewähre mir aber, o mein Vater, daß ich mein Wirken für ihn fortsetze, bis alles vollbracht ist. Und schon jetzt bitte ich dich: Vater, wenn ich bald, ein ohnmächtiges Opfer, selbst nicht mehr wirken kann und für die Sünder beten werde, dann nimm du mein Leiden und übe damit Macht aus über die Seele des Judas. Ich weiß, daß ich dich um etwas bitte, was die Gerechtigkeit nicht gewähren kann. Doch von dir ist die Barmherzigkeit, von dir die Liebe gekommen, und du liebst sie, die von dir kommen und eins mit dir sind, dem einen und dreieinen Gott, dem Heiligen und Gepriesenen. Ich werde mich selbst meinen Auserwählten zur Speise und zum Trank geben. Vater, sollen denn mein Fleisch und mein Blut für einen von ihnen zum Fluch werden? Vater, hilf mir! Nur eine Spur von Reue in dieses Herz ...! Vater, Vater,

warum ziehst du dich zurück? Schon entfernst du dich von deinem Wort, das betet? Vater, die Stunde ist gekommen, ich weiß es. Dein heiliger Wille geschehe. Aber lasse deinem Sohn, deinem Christus, dessen Fähigkeit, die Zukunft klar zu erkennen, durch deinen unergründlichen Ratschluß in dieser Stunde nachläßt – und ich weiß, daß dies nicht aus Grausamkeit geschieht, sondern aus Barmherzigkeit – lasse mir die Hoffnung, daß ich ihn noch retten kann. Oh, mein Vater. Ich weiß es. Ich habe es gewußt, seit ich bin. Ich weiß es, seit ich nicht mehr nur das Wort, sondern auch der Mensch bin, der auf die Erde gekommen ist. Ich weiß es, seit ich diesem Mann im Tempel begegnet bin ... Ich habe es immer gewußt ... Aber jetzt ... Oh, wie erscheint es mir jetzt, barmherzigster, heiligster Vater! Es scheint mir alles nur ein furchtbarer Traum zu sein, den sein Verhalten hervorruft, aber nicht etwas Unabwendbares ... es scheint mir, daß ich noch hoffen kann, immer noch, immer, denn mein Schmerz ist unendlich, und unendlich wird das Opfer sein. Möge es auch für ihn nicht vergebens sein ... Ach, ich träume! Es ist der Mensch in mir, der dies hoffen will! Der Gott, der im Menschen ist, der Gott, der Mensch geworden ist, kann sich nicht irren. Es schwinden die leichten Nebel, die mir für einen Augenblick den Abgrund verborgen haben, den Abgrund, der sich schon geöffnet hat, um den zu verschlingen, der die Finsternis dem Licht vorzieht ... Deine Barmherzigkeit hat ihn mir verborgen! Und deine Barmherzigkeit hat ihn mich erst jetzt schauen lassen, da du mich getröstet hast. Ja, Vater, auch dies! Alles! Und ich werde Barmherzigkeit sein bis zum Ende, denn dies ist mein Wesen.«

Jesus betet noch immer still, mit in Kreuzesform ausgebreiteten Armen, und das von Schmerz gezeichnete Gesicht nimmt immer mehr den Ausdruck erhabenen Friedens an. Es strahlt das Licht einer innerlichen Freude aus, obgleich der geschlossene Mund nicht lächelt. Es ist die Freude seines mit dem Vater vereinigten Geistes, die durch die Hülle des Fleisches leuchtet und alle Spuren löscht, die der Schmerz eingegraben hat auf diesem Antlitz, das immer mage-

rer und vergeistigter wird, je mehr sich der Meister seinem Schmerz hingibt und das Opfer sich nähert. Es ist schon kein irdisches Antlitz mehr, das Antlitz Christi, in diesen letzten Tagen seines Erdenlebens. Und kein Künstler wird je imstande sein – selbst wenn der Erlöser sich ihm zeigen würde – dieses von der Vollkommenheit der Liebe und dem Abgrund allen Schmerzes gezeichnete, überirdisch schöne Antlitz des Gottmenschen darzustellen.

Jesus ist wieder an der Tür der Umfassungsmauer. Er geht hinein, schließt ab und begibt sich zum Haus. Der Diener von zuvor sieht ihn und eilt herbei, um ihm den großen Schlüssel, den er in der Hand hält, abzunehmen.

Er geht weiter und begegnet Lazarus: »Meister, die Frauen sind angekommen. Ich habe sie in den weißen Saal führen lassen, denn in der Bibliothek ist Judas, der liest und leidend ist.«

»Ich weiß es. Ich danke dir im Namen der Frauen. Sind es viele?«

»Johanna, Nike, Elisa und Valeria mit Plautina. Dann noch eine, eine Freundin oder Freigelassene, ich weiß es nicht, die Marcella heißt, eine alte Frau, Hanna von Meron, die sagt, daß sie dich kennt, und Annalia mit einem Mädchen namens Sara. Sie sind bei den Jüngerinnen, mit deiner Mutter und meinen Schwestern.«

»Und diese Kinderstimmen?«

»Hanna hat die Kinder ihres Sohnes mitgebracht, Johanna die ihren, und Valeria ihre Tochter. Ich habe sie in den Innenhof geführt ... «

638 Der Freitag vor dem Einzug in Jerusalem • II. Jesus und die Jüngerinnen

Der schöne Saal – der als Bankettsaal dient und dessen Wände und Decke weiß sind, wie auch die schweren Vorhänge, die über die Sitze gebreiteten Teppiche, die Fensterscheiben aus Glimmer- oder Alabasterplatten und die Leuchter – ist voll schwatzender Frauen. Fünfzehn Frauen, die miteinander reden, das will etwas heißen. Doch

kaum schiebt Jesus den schweren Vorhang zur Seite und erscheint auf der Schwelle, entsteht absolutes Schweigen, alle erheben sich und verneigen sich mit größter Ehrerbietung.

»Der Friede sei mit euch allen«, sagt Jesus mit einem sanften Lächeln ... Von den soeben durchgestandenen Leiden ist keine Spur mehr auf seinem Antlitz zurückgeblieben, das heiter, leuchtend und friedlich erscheint, als ob nichts Schmerzliches vorgefallen wäre oder bevorstehen würde. Und er ist sich dessen bewußt.

»Der Friede sei mit dir, Meister. Wir sind gekommen. Du hast uns sagen lassen: „mit allen Frauen, die bei Johanna sind“; und ich habe dir gehorcht. Elisa war bei mir. Sie wird auch in diesen Tagen bei mir bleiben. Und auch diese hier war bei mir, die sich deine Jüngerin nennt. Sie war gekommen, um dich zu suchen, denn es ist bekannt, daß ich deine glückliche Jüngerin bin. Auch Valeria ist bei mir im Haus, seit ich in meinem Palast bin. Valeria hatte Plautina bei sich, die gekommen war, um sie zu besuchen. Und die beiden haben diese hier mitgebracht. Valeria wird dir sagen, wer sie ist. Später ist dann noch Annalia gekommen, der man deinen Wunsch mitgeteilt hat, und dieses junge Mädchen; ihre Verwandte, glaube ich. Wir haben uns verabredet, um hierher zu kommen, und haben auch Nike nicht vergessen. Es ist so schön, sich als Schwestern im gemeinsamen Glauben an dich zu fühlen ... Und zu hoffen, daß auch die, die zur Zeit noch eine nur natürliche Liebe an den Meister bindet, Fortschritte machen, so wie Valeria es getan hat«, sagt Johanna, wobei sie mit einem Seitenblick Plautina ansieht, die über die natürliche Liebe noch nicht hinausgekommen ist.

»Diamanten entstehen langsam, Johanna. Es braucht Jahrhunderte unterirdischen Feuers ... Man darf niemals Eile haben ... und sich auch nicht entmutigen lassen, Johanna ... «

»Und wenn ein Diamant ... wieder zu Asche wird?«

»Dann ist es ein Zeichen, daß es noch kein vollkommener Diamant war. Es braucht wiederum Geduld und Feuer. Man muß von vorne anfangen und auf den Herrn vertrauen; denn das, was nach einem

ersten Versuch wie ein Mißerfolg aussieht, verwandelt sich oft bei einem zweiten in Triumph.«

»Oder beim dritten oder vierten oder noch mehreren. Ich war oft ein Mißerfolg, doch zuletzt hast du gesiegt, Rabbuni!« sagt Maria von Magdala mit ihrer volltönenden Stimme im Hintergrund des Saales.

»Maria ist immer glücklich, wenn sie sich mit der Erinnerung an ihre Vergangenheit demütigen kann ... « seufzt Marta, der es lieber wäre, wenn diese Erinnerung aus allen Herzen gelöscht würde.

»Wahrlich, so ist es, Schwester! Ich bin glücklich, wenn ich an die Vergangenheit denke. Aber ich tue es nicht, um mich zu demütigen, wie du sagst, sondern um in der Gerechtigkeit zu wachsen durch die Erinnerung an das begangene Böse und aus Dankbarkeit gegenüber dem, der mich gerettet hat. Und auch, damit alle, die an ihrer Rettung oder an der eines geliebten Menschen zweifeln, Mut fassen und jenen Glauben finden, von dem der Meister sagt, daß er Berge versetzen kann.«

»Und du Glückliche hast diesen Glauben! Du kennst keine Furcht ... « seufzt Johanna, die im Vergleich zu Magdalena noch sanfter und schüchterner als gewöhnlich wirkt.

»Furcht kenne ich nicht. Meine menschliche Natur hat sich nie gefürchtet. Und nun, seit ich meinem Retter angehöre, kennt auch meine geistige Natur keine Furcht mehr. Alles hat dazu beigetragen, meinen Glauben zu vermehren. Kann jemand, der auferstanden ist wie ich und den Bruder auferstehen gesehen hat, noch an etwas zweifeln? Nein, nichts wird in mir Zweifel aufkommen lassen.«

»Solange Gott mit dir ist, das heißt, solange der Rabbi mit dir ist ... Aber er sagt, daß er uns bald verlassen wird. Was wird dann aus unserem Glauben? Oder aus eurem Glauben, da ich über die menschlichen Grenzen noch nicht hinausgekommen bin ... « sagt Plautina.

»Seine körperliche Anwesenheit oder Abwesenheit wird keinen Einfluß auf meinen Glauben haben. Ich werde mich nicht fürchten.

Und das ist nicht Stolz. Ich kenne mich nur selbst. Auch wenn die Drohungen des Synedriums sich erfüllen sollten ... werde ich mich nicht fürchten ... «

»Was wirst du nicht fürchten? Daß der Gerechte nicht gerecht sei? Diese Befürchtung werde auch ich nicht haben. Wir glauben es von so vielen Weisen, deren Weisheit wir verkosten oder vielmehr, von deren lebendigen Gedanken wir uns noch viele Jahrhunderte nach ihrem Tod nähren. Aber wenn du ... « drängt Plautina.

»Ich fürchte mich nicht einmal, wenn er stirbt. Das Leben kann nicht sterben. Lazarus ist auferstanden, obgleich er nur ein armseliger Mensch war ... «

»Er ist nicht aus sich selbst auferstanden, sondern weil der Meister seine Seele aus dem Jenseits zurückgerufen hat. Ein Werk, das nur der Meister vollbringen kann. Aber wer wird die Seele des Meisters zurückrufen, wenn man den Meister getötet hat?«

»Wer? Er. Also Gott. Gott ist aus sich selbst und kann aus sich selbst auferstehen.«

»Gott ... ja ... Nach eurem Glauben ist er aus sich selbst geworden. Es ist schon schwer für uns, dies zu glauben, da wir wissen, daß ein Gott vom anderen abstammt, daß sie aus göttlichen Liebschaften hervorgegangen sind.«

»Aus schmutzigen, irrealen Liebschaften, mußt du sagen«, unterbricht sie Maria Magdalena ungestüm.

»Wie du willst ... « lenkt Plautina ein und will ihren Satz beenden, doch Maria Magdalena kommt ihr zuvor und sagt: »Aber der Mensch, willst du sagen, kann nicht aus sich selbst auferstehen. Doch er, so wie er aus sich selbst Mensch geworden ist – denn nichts ist dem Heiligen der Heiligen unmöglich – ebenso wird er aus eigenem Willen auferstehen. Du kannst dies nicht verstehen. Du kennst nicht die Gestalten unserer Geschichte Israels. Er und seine Wunder sind in ihnen enthalten. Und alles wird geschehen, wie es vorhergesagt wurde. Ich glaube schon im voraus, Herr. Alles glaube ich. Ich glaube, daß du der Sohn Gottes und der Sohn der Jungfrau bist;

daß du das Lamm des Heiles, der Allerheiligste, der Messias, der Befreier und der König aller bist; daß dein Reich kein Ende und keine Grenzen haben wird; und endlich, daß der Tod keine Macht über dich hat, denn Gott hat das Leben und den Tod geschaffen, und sie sind ihm unterworfen wie alle anderen Dinge. Ich glaube. Und wenn auch mein Schmerz, dich verkannt und verachtet zu sehen, groß sein wird, so wird mein Glaube an dein ewiges Sein doch immer größer sein. Ich glaube an alles, was von dir gesagt worden ist. Ich glaube. An alles, was du sagst, glaube ich. Ich habe auch bei Lazarus geglaubt. Ich war die einzige, die gehorcht und geglaubt hat; die einzige, die sich den Menschen und den Dingen, die sie zum Unglauben verleiten wollten, widersetzt hat. Nur am Ende, gegen Ende der Prüfung, war ich etwas verwirrt ... Doch die Prüfung dauerte schon so lange ... und ich dachte, daß nicht einmal mehr du, gepriester Meister, dich dem Leichnam so viele Tage nach seinem Tod nähern könntest ... Nun ... nun würde ich selbst dann nicht mehr zweifeln, wenn ein Grab sich erst nach Monaten anstatt Tagen öffnen müßte, um seine Beute wieder herauszugeben. Oh, mein Herr! Ich weiß, wer du bist! Der Schmutz hat den Stern nicht erkannt.« Maria ist zu seinen Füßen auf den Marmorboden niedergekniet, nun nicht mehr heftig, sondern sanft und anbetend und mit zu Jesus erhobenen Gesicht.

»Wer bin ich?«

»Der, der ist. Der bist du. Das andere, die menschliche Person, ist nur das Gewand, das über deine Herrlichkeit und deine Heiligkeit gestreifte notwendige Gewand, damit sie zu unserer Rettung zu uns kommen konnte. Aber du bist Gott, mein Gott.« Und sie wirft sich nieder, um die Füße Jesu zu küssen, und es scheint, als könnte sie ihre Lippen nicht mehr von den unter dem Leinengewand hervorschauenden Fußspitzen lösen.

»Steh auf, Maria. Halte immer an diesem Glauben fest. Und halte ihn empor wie einen Stern in stürmischen Stunden, damit die Herzen zu ihm aufschauen und hoffen können; dies wenigstens ... «

Dann wendet er sich an alle und sagt: »Ich habe euch rufen lassen, denn in den kommenden Tagen werden wir uns kaum in Ruhe sehen können. Die Welt wird um uns sein. Und die Geheimnisse der Herzen sind schamhafter als die der Körper. Ich bin heute nicht der Meister, sondern der Freund. Nicht alle von euch haben mir Hoffnungen oder Ängste mitzuteilen. Doch alle wolltet ihr noch einmal in Ruhe mit mir Zusammensein. Und ich habe euch gerufen, euch, die Blüte Israels und des neuen Reiches, und euch, die Blüte der Heiden, die den Ort der Schatten verlassen, um in das Leben einzugehen. Bewahrt dies in euren Herzen für die künftigen Tage: eure Verehrung für den verfolgten König Israels, den unschuldig Angeklagten, den nicht angehörten Meister, mildert meinen Schmerz.

Ich bitte euch, fest zusammenzuhalten, ihr aus Israel, ihr, die ihr nach Israel gekommen seid, und ihr, die ihr auf dem Weg nach Israel seid. Die einen mögen den anderen helfen. Die starken Herzens sind, sollen denen helfen, die schwächer sind. Die Wissenden denen, die wenig oder gar nichts wissen und nur von dem Wunsch nach neuer Weisheit erfüllt sind, damit sich ihr noch rein menschlicher Wunsch durch die Sorge ihrer fortgeschritteneren Schwestern in den übernatürlichen Wunsch nach Wahrheit verwandle. Seid barmherzig zueinander. Jene, die das göttliche Gesetz jahrhundertlang zur Gerechtigkeit erzogen hat, mögen Nachsicht üben mit denen, die das Heidentum ... anders sein läßt. Die moralischen Gepflogenheiten ändern sich nicht von heute auf morgen, abgesehen von außergewöhnlichen Fällen, in denen die göttliche Macht eingreift und die Veränderung bewirkt, um einem besonders guten Willen zu helfen. Wundert euch nicht, wenn ihr bei denen, die zuvor einer anderen Religion angehört haben, nur einen langsamen oder stockenden Fortschritt seht, oder vielleicht sogar Rückfälle in alte Gewohnheiten. Denkt an das Verhalten Israels mir gegenüber und erwartet nicht von den Heiden die Willigkeit und die Tugenden, die Israel dem Meister nicht schenken konnte und wollte.

Fühlt euch als Schwestern. Als Schwestern, die das Schicksal um

mich versammelt hat in diesen letzten Tagen meines sterblichen Lebens ... Weint nicht! Und es hat euch zusammengeführt aus verschiedenen Regionen. Daher erschweren auch die unterschiedlichen Sprachen und Gebräuche euer gegenseitiges Verständnis als Menschen. Doch die Liebe kennt wahrlich nur eine Sprache, und es ist diese: das zu tun, was der Geliebte lehrt, und es zu tun, um ihn damit zu ehren und zu erfreuen. Darin könnt ihr euch alle verstehen, und die, die es besser können, sollen den anderen helfen zu verstehen. Dann ... in der Zukunft, in einer mehr oder weniger fernen Zukunft und unter verschiedenen Umständen, werdet ihr euch wieder trennen und euch in alle Richtungen der Erde zerstreuen. Einige werden in das Land ihrer Geburt zurückkehren, andere in ein Exil gehen, das aber nicht schwer auf ihnen lasten wird; denn die es erleiden müssen, werden in der Wahrheit schon eine Vollkommenheit erlangt haben, die sie verstehen läßt, daß die Verbannung aus dem wahren Vaterland nicht darin besteht, hier- oder dorthin geschickt zu werden. Die wahre Heimat ist der Himmel. Und wer in der Wahrheit ist, ist in Gott und hat Gott in sich. Er ist also schon im Reich Gottes, und das Reich Gottes kennt keine Grenzen. Und er verläßt dieses Reich auch nicht, wenn man ihn von Jerusalem z. B. nach Iberien, Pannonien, Gallien oder Illyrien schickt. Ihr werdet immer in diesem Reich sein, wenn ihr in Jesus bleibt oder zu Jesus kommt. Ich bin gekommen, um alle Schafe zu sammeln. Die der Herde des Vaters, die aus anderen Herden, und auch die verwilderten Schafe ohne Hirten, die vielmehr nicht nur verwildert, sondern wild und von der finstersten Finsternis umgeben sind, so daß sie nicht nur kein Jota vom göttlichen Gesetz kennen, sondern auch nichts von einem moralischen Gesetz wissen. Unbekannte Völker, die darauf warten, bekannt zu werden in der Stunde, die Gott bestimmt hat, um ein Teil der Herde Christi zu werden. Wann? Oh, Jahre und Jahrhunderte sind nichts im Vergleich zur Ewigkeit. Aber ihr seid die Vorgängerinnen jener, die mit den künftigen Hirten gehen werden, um in christlicher Liebe die wilden Schafe und Lämmer auf die göttlichen Weiden zu führen.

Euer erstes Übungsfeld soll diese Gegend hier sein. Das Schwälbchen, das die Flügel zum ersten Flug ausbreitet, stürzt sich nicht sofort in große Abenteuer. Es versucht erst einmal, vom Nest bis zur Rebe, die die Terrasse beschattet, zu fliegen. Dann kehrt es ins Nest zurück. Daraufhin fliegt es über die eigene Terrasse hinaus auf die nächstgelegene und wieder zurück. Es fliegt immer etwas weiter, bis es sich stark genug fühlt und ein sicheres Orientierungsvermögen entwickelt hat. Erst dann spielt es mit den Winden und dem Raum, kommt und geht zwitschernd, verfolgt Insekten, streicht über das Wasser und fliegt der Sonne entgegen, bis es zur rechten Zeit die Flügel zum langen Flug in wärmere Gegenden, die reich an neuer Nahrung sind, ausbreitet und sich nicht fürchtet, auch das Meer zu überfliegen.

Die so kleine Schwalbe, ein Pünktchen glänzenden Stahles, verloren in der blauen Unendlichkeit von Himmel und Meer, ein Pünktchen, das furchtlos dahinfliegt, obwohl es doch eben noch den kurzen Flug vom Nest zur Rebe gefürchtet hat; ein vollkommener, nerviger Körper durchschneidet nun die Luft wie ein Pfeil, und man weiß nicht, ob es die Luft ist, die diesen kleinen König der Lüfte liebevoll fortträgt, oder ob er es ist, der kleine König der Lüfte, der liebevoll sein Herrschaftsgebiet durchstreift. Wer denkt bei der Betrachtung ihres sicheren Fluges, der sich Winde und atmosphärische Bedingungen zunutze macht, um schneller ans Ziel zu kommen, noch an ihren ersten ungeschickten, flatternden, ängstlichen Flug?

So wird es auch bei euch sein. So soll es auch bei euch sein. Bei euch und allen Seelen, die euch nachahmen werden. Alles will gelernt sein. Laßt euch nicht entmutigen durch die ersten Mißerfolge. Werdet aber auch nicht stolz nach den ersten Siegen. Die ersten Mißerfolge sollen euch lehren, es beim nächsten Mal besser zu machen. Die ersten Siege sollen euch als Ansporn dienen, es in Zukunft noch besser zu machen, und sie sollen euch überzeugen, daß Gott den Menschen guten Willens beisteht.

Seid immer den Hirten untertan und gehorcht ihrem Rat und ih-

ren Befehlen. Seid ihnen immer Schwestern, helft ihnen in ihrer Mission und seid ihnen Stütze in allen ihren Mühen. Sagt dies auch denen, die heute nicht anwesend sind. Sagt es jenen, die später kommen werden.

Und jetzt und immer sollt ihr Töchter meiner Mutter sein. Sie wird euch in allem führen. Sie kann Mädchen und Witwen ebenso führen wie Ehefrauen und Mütter, da sie jeden Stand aus eigener Erfahrung und durch ihre übernatürliche Weisheit kennt. Liebt einander und liebt mich in Maria. Dann werdet ihr niemals fehlen, denn sie ist der Baum des Lebens, die lebendige Arche Gottes und das Ebenbild Gottes, in dem die Weisheit sich niedergelassen und die Gnade Fleisch angenommen hat.

Nun, da ich allgemein zu euch gesprochen und euch gesehen habe, möchte ich meine Jüngerinnen, jene, die die Hoffnung der künftigen Jüngerinnen sind, anhören. Geht. Ich bleibe hier. Wer von euch mit mir sprechen will, soll kommen. Denn wir werden nie mehr Augenblicke traulichen Friedens wie diese erleben.«

Die Frauen beraten sich. Elisa geht mit Maria und Maria des Klopas hinaus. Maria des Lazarus hört Plautina zu, die sie von etwas überzeugen will. Doch es scheint, daß Maria nicht derselben Meinung ist, denn sie schüttelt entschieden den Kopf, läßt ihre Gesprächspartnerin einfach stehen und geht hinaus. Im Vorübergehen nimmt sie ihre Schwester und Susanna mit und sagt: »Wir werden immer noch Zeit haben, mit ihm zu sprechen. Lassen wir diese, die wieder fortgehen müssen, hier bei ihm.«

»Komm, Sara. Wir werden als letzte kommen«, sagt Annalia.

Sie gehen alle langsam hinaus, mit Ausnahme von Maria Salome, die ungeschlüssig auf der Schwelle stehenbleibt.

»Komm her, Maria. Schließe die Tür und komm her. Was fürchtest du?« sagt Jesus zu ihr.

»Es ist ... Ich bin immer bei dir. Hast du Maria des Lazarus gehört?«

»Ich habe sie gehört. Doch komm hierher. Du bist die Mutter meiner ersten Apostel. Was willst du mir sagen?«

Die Frau nähert sich langsam und feierlich, wie jemand, der um etwas Großes bitten muß und nicht weiß, ob er es tun darf.

Jesus ermutigt sie durch ein Lächeln und mit den Worten: »Nun? Willst du mich vielleicht um einen dritten Platz für Zebedäus bitten? Aber er ist weise. Er hat dich gewiß nicht hergeschickt, damit du mir das sagst. Sprich also ... «

»Oh, Herr! Gerade wegen dieses Platzes wollte ich mit dir reden. Du ... sprichst in einer Art ... als ob du uns verlassen wolltest. Und ich möchte, daß du mir zuvor noch sagst, ob du mir wirklich verziehen hast. Ich finde keinen Frieden, wenn ich daran denke, daß ich dir mißfallen habe.«

»Du denkst immer noch daran? Siehst du nicht, daß ich dich wie zuvor liebe und sogar noch mehr als zuvor?«

»Oh! Das schon, Herr. Aber sage mir noch einmal das Wort der Verzeihung. Damit ich meinem Mann sagen kann, wie gut du zu mir gewesen bist.«

»Es ist nicht nötig, daß du ihm von einem schon verziehenen Fehler erzählst, Frau.«

»Doch, ich werde ihm davon erzählen. Weißt du, warum? Wenn Zebedäus sieht, wie du seine Söhne liebst, könnte er dieselbe Sünde wie ich begehen ... Und wenn du uns verläßt, wer würde ihn dann lossprechen? Ich möchte, daß wir alle in dein Reich kommen, auch mein Mann. Und ich glaube, das zu wollen ist kein Unrecht. Ich bin eine arme Frau und ungebildet. Aber wenn deine Mutter uns Frauen aus der Schrift vorliest oder zitiert, dann spricht sie oft von den ausgewählten Frauen Israels und von den Stellen, die von uns handeln. Und in den Sprüchen, die mir so sehr gefallen, steht geschrieben, daß das Herz des Mannes auf die starke Frau vertraut. Ich finde es richtig, daß der Mann auch in bezug auf himmlische Dinge seiner Frau vertrauen kann. Wenn ich meinem Mann einen sicheren Platz im Himmel verschaffe, indem ich ihn daran hindere zu sündigen, so glaube ich, damit etwas Gutes zu tun.«

»Ja, Salome. Aus deinem Mund spricht nun wahrlich die Weisheit,

und das Gesetz der Güte spricht mit deiner Zunge. Geh in Frieden. Du hast mehr als meine Verzeihung. Deine Söhne werden dich, dem Buch gemäß, das dir so gut gefällt, glücklich preisen, und dein Mann wird dich in der Heimat der Gerechten loben. Geh beruhigt. Geh in Frieden. Sei glücklich.« Er segnet und entläßt sie.

Salome geht ganz selig hinaus.

Nun kommt die alte Hanna vom Haus am Meronsee herein. Sie führt zwei Knaben an der Hand, und hinter ihnen kommt ein schüchternes, blasses Mädchen mit gesenktem Kopf, schon eine kleine Mutter, da es ein Kind an der Hand führt, das noch kaum richtig gehen kann.

»Oh! Hanna! Auch du willst also mit mir sprechen? Und dein Mann?«

»Er ist krank, Herr. Schwer krank! Ich werde ihn vielleicht nicht mehr lebend antreffen ... « Tränen rinnen über das alte, faltige Gesicht.

»Und du bist hier?«

»Ich bin hier. Er hat gesagt: „Ich kann nicht. Geh du zum Paschafest und Sorge dafür, daß unsere Söhne ... “ « Das Weinen wird stärker und läßt sie nicht weitersprechen.

»Warum weinst du so, Frau? Dein Mann hat recht gesprochen: „Sorge dafür, daß unsere Söhne sich Christus nicht widersetzen, damit sie den ewigen Frieden erwerben.“ Judas ist ein Gerechter. Mehr als um sein Leben und den Trost, den ihm deine Pflege hätte geben können, ist er um das Wohl seiner Söhne besorgt. Die Schleier heben sich in den Stunden, die dem Tod des Gerechten vorangehen, und die Augen des Geistes sehen die Wahrheit. Aber deine Söhne hören nicht auf dich, Frau. Und was kann ich tun, wenn sie mich ablehnen?«

»Hasse sie nicht, Herr.«

»Und warum sollte ich sie hassen? Ich werde für sie beten. Und diesen hier, die unschuldig sind, werde ich die Hände auflegen, um den todbringenden Haß von ihnen fernzuhalten. Kommt her zu mir. Wer bist du?«

»Judas, wie der Vater meines Vaters«, sagt der größere Junge, und der Kleinste, den die Schwester an der Hand hält, hüpfte und schreit: »Ich, ich, Judas!«

»Ja, sie haben den Vater geehrt, indem sie den Kindern seinen Namen gegeben haben. Aber nicht in anderen Dingen . . . « sagt die Alte.

»Seine Tugenden werden in diesen wieder aufleben. Komm auch du, Mädchen. Sei gut und klug wie jene, die dich hierher gebracht hat.«

»Oh, Maria ist gut und klug! Um nicht allein zu sein, werde ich sie nach Galiläa mitnehmen.«

Jesus segnet die Kinder und läßt seine Hand auf dem Köpfchen des guten Mädchens ruhen. Dann fragt er: »Und für dich selbst erbittest du nichts, Hanna?«

»Daß ich meinen Judas noch lebend antreffe und die Kraft habe, zu lügen und zu sagen, daß seine Söhne . . . «

»Nein, nicht lügen. Niemals. Nicht einmal, um einen Sterbenden in Frieden hinscheiden zu lassen. Du sollst Judas sagen: „Der Meister hat gesagt, daß er dich segnet und mit dir segnet er auch dein Blut.“ Denn auch dieses unschuldige Mädchen ist von seinem Blut, und ich habe es gesegnet.«

»Aber wenn er fragt, ob unsere Söhne . . . «

»Dann wirst du sagen: „Der Meister hat für sie gebetet.“ Und Judas wird beruhigt sein in der Gewißheit, daß mein Gebet mächtig ist, und du hast die Wahrheit gesagt, ohne einen Sterbenden zu beunruhigen. Denn ich werde auch für deine Söhne beten. Geh nun in Frieden, Hanna. Wann verläßt du die Stadt?«

»Am Tag nach dem Sabbat, damit ich unterwegs nicht vom Sabbat aufgehalten werde.«

»Das ist gut so. Es freut mich, daß du am Tag nach dem Sabbat noch hier sein wirst. Halte dich an Elisa und Nike. Geh nun. Und sei stark und treu.«

Die Frau ist schon beinahe an der Tür, als Jesus sie zurückruft: »Höre, deine Enkel sind oft bei dir, nicht wahr?«

»Immer, wenn ich in der Stadt bin.«

»In diesen Tagen ... laß sie zu Hause, wenn du ausgehst, um mir zu folgen.«

»Warum, Herr? Fürchtest du Verfolgung?«

»Ja. Und es ist gut, wenn die Unschuld davon nichts hört und sieht ... «

»Aber ... was glaubst du, was geschehen könnte?«

»Geh, Hanna. Geh.«

»Herr, wenn ... wenn sie dir antun, was man sagt, dann werden meine Söhne sicher ... Und dann wird das Haus schlimmer sein als die Straße ... «

»Weine nicht. Gott wird Vorsorgen. Der Friede sei mit dir.«

Die Greisin geht weinend fort.

Eine Weile erscheint niemand. Dann kommen Johanna und Valeria zusammen herein. Sie sind erregt. Besonders Johanna. Die andere ist bleich und seufzt, beherrscht sich aber besser.

»Meister, Hanna hat uns erschreckt. Du hast ihr gesagt ... Oh! Aber es ist doch nicht wahr! Chuza mag ein Zweifler sein ... ein kalter Rechner. Aber ein Lügner ist er nicht. Er hat mir versichert, daß Herodes keinerlei Gelüste hat, dir zu schaden ... Ich weiß nicht, ob Pontius ... « Bei den letzten Worten schaut sie Valeria an, die schweigt. Dann fährt sie fort: »Ich habe gehofft, etwas von Plautina zu erfahren, aber ich habe nicht viel verstanden ... «

»Nichts, mußt du sagen, außer daß sie keinen Schritt vorwärts getan hat und geblieben ist, was sie war. Auch mir hat sie nichts gesagt. Aber wenn ich richtig verstanden habe, dann hat die römische Gleichgültigkeit, die immer sehr groß ist, wenn irgend etwas keine Auswirkung auf das Vaterland oder auf die eigene Person hat, den Geist derer abgestumpft, die zuvor bereit schienen, sich aufrüteln zu lassen. Mehr als die Tatsache, daß ich mich der Synagoge angenähert habe, trennt uns wie eine Kluft, die das zuvor zusammenhängende Erdreich spaltet, diese Gleichgültigkeit, diese geistige Trägheit ... durch die sie sich nun so sehr von mir unterscheiden.

Aber sie sind glücklich. Auf ihre Art sind sie glücklich ... Und das menschliche Glück trägt nicht dazu bei, das Denken anzuregen.«

»Es trägt nicht dazu bei, den Geist wachzurütteln, Valeria«, sagt Jesus.

»So ist es, Meister. Ich ... das ist etwas anderes ... Hast du die Frau gesehen, die bei uns war? Sie gehört zu meiner Familie. Sie ist Witwe und allein und wurde von unseren Verwandten geschickt, um mich zu überzeugen, nach Italien zurückzukehren. Oh! Wie viele Versprechen zukünftiger Freuden! Es sind Freuden, die ich nicht mehr schätze, da sie für mich keine Freuden mehr sind, und ich verachte sie. Ich werde nicht nach Italien gehen. Hier habe ich dich und mein Kind, das du mir gerettet hast, dessen Seele zu lieben du mich gelehrt hast. Ich werde diese Orte nicht verlassen. Marcella ... ich habe sie mitgebracht, damit sie dich sieht und begreift, daß ich nicht wegen einer unwürdigen Liebe zu einem Hebräer – für uns wäre sie unwürdig – hierbleiben will, sondern weil ich bei dir Trost gefunden habe in meinem Schmerz als verstoßene Gattin. Marcella ist nicht böse. Sie hat gelitten und sie hat Verständnis. Doch sie ist noch nicht imstande, meine neue Religion zu verstehen. Und ein wenig macht sie mir Vorwürfe, da sie mich für eine Träumerin hält ... Aber das macht nichts. Wenn sie will, wird auch sie dorthin gelangen, wo ich jetzt bin. Wenn nicht, werde ich mit Thusnelda hierbleiben. Ich bin frei, ich bin reich. Ich kann tun, was ich will. Und da ich nichts Böses tue, werde ich tun, was ich will.«

»Und wenn der Meister nicht mehr hier ist?«

»Dann bleiben immer noch seine Jünger. Plautina, Lydia und selbst Claudia, die nach mir diejenige ist, die am meisten deine Lehre befolgt und dich am meisten verehrt, haben noch nicht begriffen, daß ich nicht mehr die Frau bin, die sie gekannt haben und glauben, immer noch zu kennen. Aber ich bin nun sicher, mich selbst zu kennen. So sicher, daß ich sage: Selbst wenn ich sehr viel verliere, selbst wenn ich den Meister verliere, verliere ich nicht alles, denn der Glaube wird bleiben. Und ich werde bleiben, wo mein Glaube geboren

ist. Ich will Fausta nicht irgendwohin bringen, wo nichts mehr von dir spricht. Hier ... spricht alles von dir, und du wirst uns gewiß nicht ohne Führung lassen, uns, die wir dir folgen wollen. Warum muß ich, die Heidin, es sein, die so denkt, während viele von euch, auch du, wie verloren erscheinen, wenn sie an den Tag denken, da der Meister nicht mehr unter uns sein wird?«

»Weil sie an Jahrhunderte der Unveränderlichkeit gewöhnt sind, Valeria. Sie denken, daß der Allerhöchste dort in seinem Haus ist, über dem unsichtbaren Altar, den nur der Hohepriester bei feierlichen Anlässen sieht. Das hat ihnen geholfen, zu mir zu kommen. Nun konnten endlich auch sie sich dem Herrn nähern. Aber nun fürchten sie sich davor, weder den Allerhöchsten in seiner Herrlichkeit, noch das Wort des Vaters unter sich zu haben. Man muß sie verstehen ... und die Seele erheben, Johanna. Ich werde in euch sein. Denk daran. Ich werde fortgehen. Aber ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen. Ich werde euch mein Haus zurücklassen: meine Kirche. Und mein Wort: die Frohe Botschaft. Meine Liebe wird in euren Herzen wohnen. Und endlich werde ich euch ein noch größeres Geschenk hinterlassen, das euch mit mir nähren und bewirken wird, daß ich nicht nur geistig unter euch und in euch bin. Dies werde ich tun, um euch Trost und Kraft zu schenken. Aber nun ... Hanna ist sehr in Sorge wegen der Kinder ... «

»Ja, sie hat voller Angst davon gesprochen ... «

»Ich habe ihr gesagt, sie von den Menschen fernzuhalten. Dasselbe sage ich dir, Johanna, und dir, Valeria.«

»Ich werde Fausta noch vor der geplanten Zeit mit Thusnelda nach Bet-Ter schicken. Sie sollten eigentlich erst nach dem Fest dorthin gehen.«

»Ich will mich nicht von den Kindern trennen. Ich werde sie im Haus behalten. Und ich werde Hanna sagen, daß sie die ihren ebenfalls dorthin bringen soll. Diese Frau hat böse Söhne; aber sie werden sich durch meine Einladung geehrt fühlen und der Mutter nicht widersprechen. Und ich ... «

»Ich möchte ... «

»Was, Meister?«

»Ich möchte, daß ihr in diesen Tagen alle eng beisammenbleibt. Ich werde die Schwester meiner Mutter, Salome, Susanna und die Schwestern des Lazarus bei mir behalten. Aber euch möchte ich beisammen wissen, sehr nahe beisammen.«

»Aber können wir nicht hingehen, wo du bist?«

»Ich werde dem Blitz gleichen, der aufleuchtet und verschwindet, in diesen Tagen. Ich werde am Morgen zum Tempel hinaufgehen und dann die Stadt verlassen. Außer jeden Morgen im Tempel könntet ihr mich nicht finden.«

»Letztes Jahr bist du bei mir gewesen ... «

»Dieses Jahr werde ich in keinem Haus sein. Ich werde ein Blitz sein, der enteilt ... «

»Aber das Paschafest ... «

»Ich möchte es mit meinen Aposteln verbringen, Johanna. Wenn dein Meister es so will, hat er gewiß seine Gründe.«

»Das ist wahr ... Dann werde ich also allein sein ... denn meine Brüder haben mir gesagt, daß sie in diesen Tagen frei sein wollen, und Chuza ... «

»Meister, ich ziehe mich zurück. Es regnet stark. Ich gehe zu den Kindern, die sich, wie ich höre, unter dem Vordach aufhalten«, sagt Valeria und zieht sich diskret zurück.

»Auch in deinem Herzen regnet es stark, Johanna.«

»Das ist wahr, Meister. Chuza ist so ... sonderbar. Ich verstehe ihn nicht mehr. Ein dauernder Widerspruch. Vielleicht hat er Freunde, die seine Gedanken beeinflussen ... oder vielleicht hat ihm jemand gedroht, und er fürchtet für seine Zukunft.«

»Er ist nicht der einzige. Ich kann dir sagen, daß es nur wenige und sehr vereinzelt hier und dort sind, die wie ich keine Angst vor der Zukunft haben. Und es werden bald immer weniger sein. Sei sehr sanft und geduldig mit ihm. Er ist nur ein Mensch ... «

»Aber er hat so viel von Gott, von dir erhalten, er müßte ... «

»Ja, er müßte! Aber wer in Israel hat nichts von mir erhalten! Ich habe Freunden und Feinden Gutes getan. Ich habe verziehen, geheilt, getröstet und belehrt . . . Du siehst, und du wirst immer besser erkennen, daß nur Gott unveränderlich ist, während die Menschen unterschiedlich reagieren; und wer am meisten bekommen hat, ist oft der erste, der seinen Wohltäter schlägt. Man wird wahrlich sagen können: „Der mein Brot ißt, hat seine Ferse gegen mich erhoben.“«

»Ich werde es nicht tun, Meister.«

»Du nicht, aber viele andere.«

»Ist mein Mann etwa unter ihnen? Wenn es so wäre, dann würde ich heute abend nicht mehr nach Hause zurückkehren.«

»Nein. Er ist nicht unter ihnen an diesem Abend. Aber selbst wenn er unter ihnen wäre, dein Platz ist immer dort. Denn wenn er sündigt, darfst nicht auch du sündigen. Wenn er wankt, mußt du ihm Stütze sein. Wenn er dich schlägt, mußt du ihm verzeihen.«

»Oh, schlagen . . . Nein! Er liebt mich. Aber ich wünschte, er wäre sicherer. Er hat großen Einfluß auf Herodes. Und ich möchte, daß er dem Tetrarchen ein Versprechen für dich abnimmt. So wie Claudia versucht, Pilatus eines abzunehmen. Aber Chuza hat mir nur vage Worte von Herodes überbracht . . . und mir versichert, daß Herodes nur den Wunsch hat, dich ein Wunder wirken zu sehen, und dich nicht verfolgen wird . . . Er hofft, dadurch seine Gewissensbisse wegen Johannes zum Schweigen zu bringen. Chuza sagt: „Mein König sagt immer: ‚Selbst wenn der Himmel es mir gebieten würde, ich würde die Hand nicht erheben. Ich habe zu große Angst.‘“«

»Er sagt die Wahrheit. Er wird die Hand nicht gegen mich erheben. Viele in Israel werden es nicht tun, da sie Angst haben, mich offen zu verurteilen. Aber sie werden verlangen, daß andere es tun. Als ob es in den Augen Gottes einen Unterschied gäbe zwischen dem, der unter dem Druck des Volkswillens verurteilt, und dem, der diese Verurteilung herbeiführt.«

»Oh! Das Volk liebt dich aber! Man bereitet große Feiern für dich vor. Doch Pilatus liebt keine Tumulte. Er hat die Wachen in den

letzten Tagen verstärken lassen. Ich hoffe sehr, daß . . . Ich weiß nicht, was ich hoffe, Herr. Ich hoffe und verzweifle. Meine Gedanken sind so veränderlich wie diese Tage, da Sonne mit Regen abwechselt . . . «

»Bete, Johanna, und sei im Frieden. Denke immer daran, daß du deinen Meister nie betrübt hast, und daß er sich daran erinnert. Geh.«

Johanna, die in wenigen Tagen blaß und mager geworden ist, geht nachdenklich hinaus.

Nun zeigt sich das liebeliche Gesicht Annalias.

»Komm näher. Wo hast du deine Gefährtin gelassen?«

»Dort drüben, Herr. Sie will nach Hause; alle sind am Aufbrechen. Marta hat meinen Wunsch verstanden und wird mich bis morgen abend hierbehalten. Sara kehrt nach Hause zurück, um dort zu sagen, daß ich noch bleibe. Sie möchte deinen Segen, weil . . . Doch das werde ich dir nachher sagen.«

»Sie soll kommen. Ich werde sie segnen.«

Das Mädchen geht und kommt mit der Freundin zurück, die vor dem Herrn niederkniet.

»Der Friede sei mit dir, und die Gnade des Herrn möge dich auf den Wegen geleiten, auf die dich jene geführt hat, die dir vorgegangen ist. Sei liebevoll zu ihrer Mutter und danke dem Himmel, der dir Bindungen und Schmerzen erspart hat, um dich ganz zu besitzen. Eines Tages wirst du noch glücklicher als heute darüber sein, daß du aus freiem Willen unfruchtbar geblieben bist. Geh nun!«

Das Mädchen geht sichtlich bewegt hinaus.

»Du hast ihr alles gesagt, was sie erhofft hat. Diese Worte waren ihr Traum. Sara hat immer gesagt: „Mir gefällt dein Los, obgleich es so neu in Israel ist. Und ich möchte dasselbe. Da ich keinen Vater mehr habe und meine Mutter sanft wie eine Taube ist, fürchte ich nicht, der Berufung nicht folgen zu können. Aber um sicher zu sein, daß ich ihr entsprechen kann und daß sie für mich heilig ist, wie sie es für dich ist, möchte ich es aus seinem Mund hören.“ Nun hast du es ihr gesagt. Und auch ich bin glücklich, denn ich hatte schon be-

fürchtet, einem Herzen falsche Hoffnungen gemacht zu haben ... «

»Seit wann ist sie bei dir?«

»Seit ... Als das Synedrium den Bann verkündet hat, sagte ich mir: „Die Stunde des Herrn ist gekommen, und ich muß mich auf den Tod vorbereiten.“ Denn ich hatte dich darum gebeten, Herr ... Heute erinnere ich dich daran ... Wenn du zum Opfer gehst, gehe ich, die Hostie, mit dir.«

»Hast du immer noch den festen Willen?«

»Ja, Meister. Ich könnte nicht leben in einer Welt, in der du nicht bist ... und ich könnte deine Marter nicht überleben. Ich habe so große Angst deinetwegen! Viele von uns machen sich Illusionen ... Ich nicht! Ich fühle, daß die Stunde gekommen ist. Der Haß ist zu groß. Ich hoffe, daß du mein Opfer annimmst. Ich habe nichts als mein Leben, denn ich bin arm, du weißt es. Mein Leben und meine Reinheit. Deshalb habe ich meine Mutter überredet, ihre Schwester zu sich zu rufen, damit sie nicht allein bleibt ... Sara wird ihr Tochter sein an meiner Stelle, und die Mutter Saras wird sie trösten. Enttäusche mein Herz nicht, Herr. Die Welt hat keine Anziehungskraft für mich. Sie ist für mich ein Kerker, in dem mich vieles stark abstößt. Vielleicht deshalb, weil ich an der Schwelle des Todes gestanden und verstanden habe, daß die Freuden dieser Welt nur Leere sind, die nicht befriedigt. Ich wünsche nichts anderes als das Opfer ... und daß ich dir vorausgehen darf ... um nicht sehen zu müssen, wie der Haß der Welt meinen Herrn wie ein Marterwerkzeug quält ... und um dir im Schmerz ähnlich zu sein ... «

»Dann werden wir die gebrochene Lilie auf den Altar legen, auf dem das Lamm geopfert wird. Und sie wird sich röten vom erlösenden Blut. Und nur die Engel werden wissen, daß die Lilie der Opferpriester die eines ganz weißen Lammes war, und sie werden den Namen des ersten Opfers der Liebe, der ersten Nachfolgerin Christi aufzeichnen.«

»Wann, Herr?«

»Halte die Lampe bereit und warte im Hochzeitsgewand. Der

Bräutigam naht. Du wirst seinen Triumph, nicht seinen Tod schauen; und du wirst mit ihm triumphieren beim Einzug in sein Reich.«

»Oh, ich bin die glücklichste Frau Israels! Ich bin die mit deinem Brautkranz gekrönte Königin! Darf ich dich als solche um eine Gnade bitten?«

»Welche?«

»Ich habe einen Mann geliebt, du weißt es. Ich habe ihn nicht als Gatten geliebt, denn eine größere Liebe hat von meinem Herzen Besitz ergriffen, und er hat mich dann nicht mehr geliebt, weil ... Aber ich will nicht an seine Vergangenheit denken. Ich bitte dich, dieses Herz zu erlösen. Darf ich das? Es ist doch keine Sünde, wenn ich an der Schwelle des Lebens an den denke, den ich geliebt habe, und ihm das ewige Leben schenken möchte, nicht wahr?«

»Es ist keine Sünde. Du führst die Liebe zu einem heiligen Ende durch das Opfer, zum Wohl des Geliebten.«

»Segne mich also, Meister. Sprich mich los von jeder Sünde. Bereite mich vor auf die Hochzeit und dein Kommen. Denn du bist es, mein Gott, der da kommt, um seine arme Dienerin aufzunehmen und sie zu seiner Braut zu machen.«

Das Mädchen, strahlend vor Freude und Gesundheit, neigt sich zu Boden, um die Füße des Meisters zu küssen, während Jesus es segnet und über ihm betet. Und der lilienweiße Saal bildet wahrlich eine würdige Umgebung für diese Zeremonie und paßt zu den beiden jungen, schönen, weißgekleideten Menschen, die in engelgleicher, göttlicher Liebe erstrahlen.

Jesus verläßt das in seiner Freude ganz entrückte Mädchen und geht leise hinaus, um die Kinder zu segnen, die mit Freudenschreien zu dem Wagen eilen und zusammen mit den Frauen, die abreisen, einsteigen. Elisa und Nike bleiben noch, um am folgenden Tag Analia in die Stadt zurückzubringen. Es hat aufgehört zu regnen, das Blau des Himmels leuchtet durch die aufgerissenen Wolken, und die Sonne sendet ihre Strahlen und läßt die Regentropfen blitzen. Ein schwacher Regenbogen spannt sich von Betanien nach Jerusa-

lem. Der Wagen fährt quietschend durch das Tor und verschwindet.

Lazarus, der am Rand der Säulenhalle neben Jesus steht, fragt: »Haben dir die Jüngerinnen Freude bereitet?« und dabei beobachtet er den Meister.

»Nein, Lazarus. Sie haben mir alle, mit einer einzigen Ausnahme, ihre Schmerzen mitgeteilt, und sie hätten mich auch enttäuscht – wenn ich mich hätte täuschen können.«

»Willst du damit sagen, daß dich die Römerinnen enttäuscht haben? Haben sie von Pilatus gesprochen?«

»Nein.«

»Dann muß ich es tun. Ich habe gehofft, daß sie von ihm sprechen würden, und deshalb habe ich gewartet. Gehen wir in dieses ruhige Zimmer hier. Die Frauen haben sich mit Marta an ihre Arbeit begeben. Maria ist im anderen Haus bei deiner Mutter. Deine Mutter ist lange mit Judas zusammen gewesen und hat ihn nun mit sich genommen ... Setz dich, Meister ... Ich bin beim Prokonsul gewesen. Ich hatte es versprochen und habe es gehalten. Aber Simon des Jona würde mit dem Ergebnis meiner Mission nicht sehr zufrieden sein ... Glücklicherweise denkt Simon nicht mehr daran. Der Prokonsul hat mich angehört und dann geantwortet: „Ich? Ich soll mich darum kümmern? Ich denke nicht im geringsten daran, das zu tun! Ich sage dir nur: Nicht wegen des Mannes – also wegen dir, Meister – sondern wegen all des Ärgers, den ich seinetwegen habe, bin ich fest entschlossen, mich nicht mehr um die Angelegenheit zu kümmern, weder im Guten noch im Bösen. Ich wasche mir die Hände in Unschuld. Ich werde die Wachen verstärken, denn ich will keine Unordnung. Auf diese Weise wird der Cäsar zufrieden sein, und auch meine Frau und ich selbst. Die einzigen also, denen ich verpflichtet bin. Und im übrigen rühre ich keinen Finger. Das sind doch nur Zwistigkeiten dieser ewig Unzufriedenen. Sie schaffen sie sich selbst, sie sollen sie auch genießen. Den Mann, ich kenne ihn nicht als Übeltäter, ich kenne ihn nicht als Tugendhaften, ich kenne ihn nicht als Weisen. Und ich will ihn gar nicht kennen, will ihn auch

in Zukunft nicht kennen. Trotzdem, obwohl ich es nicht will, gelingt es mir nur schlecht, denn die Führer Israels klagen ihn bei mir an, Claudia lobt ihn, und die Jünger des Galiläers beschwerten sich über das Synedrium. Wäre nicht Claudia, würde ich ihn gefangennehmen lassen und ihn ihnen übergeben, damit sie die Angelegenheit unter sich ausmachen und ich nichts mehr von ihm höre. Dieser Mann ist der ruhigste Untertan des ganzen Imperiums. Aber dennoch habe ich seinetwegen so viel Ärger gehabt, daß ich eine Lösung finden möchte ...“ Bei dieser Stimmung, Meister ...«

»Du willst sagen, daß es keine Gewißheit gibt. Bei den Menschen ist man nie sicher ...«

»Mir scheint aber doch, daß das Synedrium ruhiger ist. Der Bann ist nicht in Erinnerung gebracht worden, und man hat die Jünger nicht belästigt. Bald kommen sie aus der Stadt zurück. Dann werden wir hören ... Man wird dir immer widersprechen. Aber etwas unternehmen? ... Das Volk liebt dich zu sehr, und es wäre unklug, es jetzt herauszufordern.«

»Wollen wir auf die Straße gehen und den Zurückkehrenden entgegengehen?« schlägt Jesus vor.

»Gehen wir.«

Sie gehen in den Garten und sind auf halbem Weg, als Lazarus fragt: »Aber wann hast du denn etwas gegessen? Und wo?«

»Um die erste Stunde.«

»Es ist fast Abend. Kehren wir zurück.«

»Nein. Ich habe nicht das Bedürfnis und ziehe es vor zu gehen. Ich sehe ein armes Kind, das sich dort an das Tor klammert. Vielleicht hat es Hunger. Es hat zerrissene Kleider und ist sehr mager. Ich beobachte es seit einer ganzen Weile. Es stand schon dort, als der Wagen hinausfuhr, und ist weggelaufen, um nicht gesehen und fortgejagt zu werden. Dann ist es zurückgekommen, und nun schaut es immer zum Haus und zu uns herüber.«

»Wenn es Hunger hat, dann wird es gut sein, wenn ich etwas zu essen hole. Geh weiter, Meister. Ich komme gleich nach.« Lazarus

eilt zurück, während Jesus seine Schritte in Richtung auf das Tor beschleunigt.

Das Kind mit seinem eingefallenen und unregelmäßigen Gesicht, in dem nur zwei schöne, lebhaftige Augen strahlen, schaut ihn an.

Jesus lächelt ihm zu und sagt sanft, während er sich mit dem Schloß beschäftigt: »Wen suchst du, Kind?«

»Bist du der Herr Jesus?«

»Der bin ich.«

»Ich suche dich.«

»Wer schickt dich?«

»Niemand. Aber ich möchte mit dir reden. So viele kommen, um mit dir zu reden. Auch ich. So viele erhörst du. Erhöre auch mich.«

Jesus läßt das Schloß aufspringen und bittet das Kind, das Gitter loszulassen, das seine mageren Hände noch immer halten, um das Tor öffnen zu können. Das Kind tritt zur Seite, und durch diese Bewegung verschiebt sich das verwaschene, ärmliche Kleid auf dem schiefgewachsenen Körperchen, und man erkennt, daß es ein armes rachitisches Kind ist mit einem tief zwischen den Schultern sitzenden Kopf und einem beginnenden Buckel, das nur unsicher gehen kann und nun mit gespreizten Beinen dasteht. Wirklich ein kleiner Unglücklicher. Vielleicht ist er älter, als es den Anschein hat, denn die Statur ist die eines etwa Sechsjährigen, aber das Gesicht schon das eines Mannes, etwas verwelkt und mit einem spitzen Kinn, fast ein Greisenantlitz.

Jesus beugt sich über den Jungen, um ihn zu streicheln, und sagt: »Sage mir also, was du willst. Ich bin dein Freund. Ich bin der Freund aller Kinder.« Mit welcher liebevoller Zartheit nimmt Jesus das magere Gesichtlein in seine Hände und küßt es auf die Stirn!

»Ich weiß es. Deshalb bin ich gekommen. Siehst du, wie ich aussehe? Ich möchte sterben, um nicht mehr leiden zu müssen . . . und um niemandem mehr anzugehören. Du, der du so viele heilst und die Toten zum Leben erweckst, laß mich sterben, denn niemand liebt mich, und ich werde nie arbeiten können.«

»Hast du keine Eltern? Bist du eine Waise?«

»Ich habe einen Vater. Aber er liebt mich nicht, weil ich so bin. Er hat die Mama fortgejagt, ihr einen Scheidebrief gegeben, und mich hat er mit ihr fortgejagt. Die Mama ist gestorben. Durch meine Schuld, weil ich ein solcher Krüppel bin.«

»Aber bei wem wohnst du denn?«

»Als die Mutter gestorben ist, haben mich die Diener zum Vater zurückgebracht. Aber er, der wieder geheiratet und schöne Kinder hat, hat mich fortgeschickt. Er hat mich seinen Landarbeitern übergeben. Aber diese machen es wie ihr Herr, um sich seines Wohlwollens zu versichern . . . und sie quälen mich.«

»Schlagen sie dich?«

»Nein, aber sie behandeln die Tiere besser als mich und verspotten mich; und da ich oft krank bin, bin ich ihnen lästig. Ich werde immer krummer, und ihre Kinder äffen mich nach und stellen mir ein Bein. Niemand liebt mich. Und diesen Winter, als ich starken Husten hatte und Arznei brauchte, wollte mein Vater kein Geld ausgeben und sagte, das einzig richtige, was ich tun könne, sei bald zu sterben. Seitdem warte ich auf dich, um dich zu bitten: „Laß mich sterben.“«

Jesus nimmt das Kind in seine Arme, ohne auf dessen Worte zu achten: »Meine Füße sind schmutzig, und auch mein Kleid ist schmutzig, weil ich mich auf die Straße gesetzt habe.«

»Kommst du von weit her?«

»Von einem Hof in der Nähe der Stadt. Der, bei dem ich jetzt bin, wohnt dort. Ich habe deine Apostel vorbeigehen sehen. Ich weiß, daß sie es waren, denn die Landarbeiter haben gesagt: „Seht, da kommen die Jünger des Rabbi von Galiläa. Aber er ist nicht dabei.“ Also bin ich gekommen.«

»Du bist ganz naß, Kind. Armer Junge! Du wirst wieder krank werden.«

»Wenn du mich nicht erhörst, wird mich wenigstens die Krankheit töten! Wohin bringst du mich denn?«

»Ins Haus. So kannst du nicht bleiben!«

Jesus betritt mit dem verkrüppelten Kind in den Armen den Garten und ruft Lazarus zu, der soeben zurückkommt: »Schließe du das Tor. Ich trage dieses ganz durchnäßte Kind ins Haus.«

»Wer ist es denn, Meister?«

»Ich weiß es nicht. Nicht einmal seinen Namen weiß ich.«

»Den werde ich dir auch nicht sagen. Ich will nicht erkannt werden. Ich will das, worum ich dich gebeten habe. Die Mama hat zu mir gesagt: „Mein Kind, mein armes Kind. Ich sterbe. Und ich wollte, du würdest mit mir sterben, denn im Jenseits wärest du nicht mehr verkrüppelt und müßtest nicht mehr an Leib und Seele leiden. Dort bekommen die, die unglücklich geboren werden, keinen Spottnamen. Denn Gott ist gut zu den Unschuldigen und den Unglücklichen.“ Schickst du mich zu Gott?«

»Das Kind möchte sterben. Es ist eine traurige Geschichte ... «

Lazarus schaut den Knaben näher an und sagt auf einmal: »Bist du denn nicht der Sohn des Sohnes Nahums? Bist du nicht der, der in der Sonne an der Sykomore am Rand der Ölgärten Nahums sitzt? Und hat dich dein Vater nicht seinem Landarbeiter Joschija anvertraut?«

»Ich bin es. Aber warum hast du es gesagt?«

»Armes Kind. Nicht, um dich zu verspotten. Glaube mir, Meister, das Los eines Hundes in Israel ist nicht so traurig wie das Schicksal dieses Kindes. Wenn es nicht mehr in das Haus, aus dem es gekommen ist, zurückkehren würde, würde niemand nach ihm suchen. Weder die Knechte noch die Herren. Hyänen mit harten Herzen! Josef kennt die Geschichte nur zu gut ... Sie hat seinerzeit großes Aufsehen erregt. Aber ich war damals so sehr betrübt wegen Maria ... Nach dem Tod der unglücklichen Frau kam der Junge zu Joschija. Ich habe ihn manchmal gesehen ... vergessen in der Sonne oder im Wind auf dem Feld; denn er hat erst spät gehen gelernt ... und konnte auch nie weit gehen. Ich weiß nicht, wie er es heute geschafft hat, hierher zu kommen. Wer weiß, wie lange er schon unterwegs ist!«

»Seit Petrus dort vorbeigekommen ist.«

»Und jetzt? Was machen wir mit ihm?«

»Nach Hause gehe ich nicht mehr zurück. Ich will sterben. Ich will fortgehen. Gnade und Erbarmen für mich, Herr!«

Sie sind ins Haus gegangen, und Lazarus befiehlt einem Diener, eine Decke zu bringen und Noomi zu holen, die sich um das in seinen nassen Kleidern vor Kälte zitternde Kind kümmern soll.

»Er ist der Sohn eines deiner ärgsten Feinde, eines der Schlimmsten in Israel! Wie alt bist du, Kind?«

»Zehn.«

»Zehn! Zehn Jahre des Leidens!«

»Das ist genug!« sagt Jesus laut und stellt den Jungen auf den Boden.

Er ist wirklich schief gewachsen. Die rechte Schulter ist höher als die linke, die Brust ist zu stark gewölbt, der dünne Hals verschwindet zwischen den hohen Schlüsselbeinknochen, und die Beine sind krumm . . .

Jesus schaut ihn mitleidig an, während Noomi ihn entkleidet und abtrocknet, bevor sie ihn in eine warme Decke hüllt. Lazarus schaut ihn ebenfalls mitleidig an.

»Ich werde ihn in mein Bett legen, Herr, nachdem ich ihm heiße Milch gegeben habe«, sagt Noomi.

»Aber läßt du mich nicht sterben? Hab Erbarmen! Warum soll ich weiterleben, wenn ich so bin und so viel leiden muß?« Und er fügt hinzu: »Ich habe so sehr auf dich gehofft, Herr!« Ein Tadel, eine Enttäuschung liegt in seiner Stimme.

»Sei lieb. Gehorche, und der Himmel wird dich trösten«, sagt Jesus und neigt sich zu ihm, um ihn noch einmal zu liebkosen, indem er mit der Hand über die armen verkrüppelten Glieder streicht.

»Bringe ihn zu Bett und wache bei ihm. Das weitere . . . wird sich ergeben.«

Das Kind wird weinend fortgetragen.

»Und solche Leute halten sich für heilig!« ruft Lazarus aus, als er an Nahum denkt . . .

Die Stimme des Petrus ruft den Meister . . .

»Oh, Meister! Hier bist du? Alles ist in Ordnung, keine Belästigung. Alles ist sogar sehr ruhig. Im Tempel hat uns niemand gestört. Johannes hat gute Nachrichten. Man hat die Jünger in Ruhe gelassen. Die Leute erwarten dich in festlicher Stimmung. Ich bin glücklich. Und du, was hast du getan, Meister?«

Sie unterhalten sich weiter, während sie sich entfernen und Lazarus sich zu Maximinus begibt, der ihn gerufen hat.

639 Der Sabbat vor dem Einzug in Jerusalem • I. Das Wunder an Methusalem oder Schalem

Das Wetter ist nun nach den Regenfällen der letzten Tage wieder schön geworden, der Himmel wunderbar klar, und die Sonne strahlt. Die Erde ist durch den Regen so sauber wie die Luft. Sie scheint erst vor wenigen Stunden erschaffen worden zu sein, so frisch und rein ist sie. Alles glänzt und singt an diesem herrlichen Morgen.

Jesus geht langsam auf abseits gelegenen Wegen des Gartens spazieren. Nur einige Diener, die Gärtner, sehen ihm bei diesem einsamen Spaziergang in den ersten Morgenstunden zu. Doch keiner stört den Meister. Sie ziehen sich vielmehr leise zurück, um ihm seinen Frieden zu lassen.

Außerdem ist ja Sabbat, Ruhetag, und die Gärtner sind nicht bei der Arbeit. Aus lebenslanger Gewohnheit halten sie sich im Freien auf und beobachten die Pflanzen, die Bienenstöcke und die Blumen, für die es keinen Sabbat gibt, die duften, im Aprillüftchen rauschen und in der Sonne summen. Dann belebt der Garten sich langsam. Zuerst kommen die Diener des Hauses und die Mägde, dann die Apostel und die Jüngerinnen, und zuletzt Lazarus. Jesus geht zu ihnen und begrüßt sie.

»Seit wann bist du hier, Meister?« fragt Lazarus und streift dabei Tautropfen aus dem Haar Jesu.

»Seit Sonnenaufgang. Die Vöglein haben mich gerufen, Gott zu loben. Also bin ich hier herausgekommen. Gott in der Schönheit des Erschaffenen betrachten bedeutet, ihn ehren und ihn mit bewegtem Herzen anbeten. Die Erde ist schön. Und in diesen frühen Stunden des Tages, an einem Tag wie heute, erscheint sie uns frisch wie in den ersten Tagen der Schöpfung.«

»Es ist wirklich Paschawetter. Und es wird anhalten, da es sich in der ersten Mondphase eingestellt hat und der Wind günstig ist«, bemerkt Petrus.

»Darüber bin ich sehr froh, denn ein regnerisches Paschafest ist traurig.«

»Mehr noch: Es schadet der Ernte. Das Korn braucht Sonne, nun da es bald gemäht wird«, sagt Bartholomäus.

»Ich bin glücklich, daß ich hier meine Ruhe habe. Heute ist Sabbat, und niemand wird kommen. Kein Fremder wird bei uns sein«, sagt Andreas.

»Da irrst du dich. Wir haben einen Gast, einen kleinen Gast. Er schläft noch, Meister. Ein weiches Bett und ein voller Magen sorgen für einen langen Schlaf. Ich habe nachgesehen. Noomi wacht bei ihm«, sagt Lazarus.

»Wer ist es denn? Wann ist er gekommen? Wer hat ihn gebracht? Denn du sprichst so, als wäre es ein Kind«, fragen Frauen und Männer gleichzeitig.

»Es ist ein Kind, ein armes Kind. Sein Leid hat es hierher gebracht. Es stand am Gitter des Tores und schaute zum Haus. Der Meister hat es aufgenommen.«

»Wir haben nichts davon gewußt . . . Warum das?«

»Weil das Kind Ruhe nötig hatte«, antwortet Jesus, und sein Gesicht nimmt einen nachdenklichen Ausdruck an, während er hinzufügt: »Im Haus des Lazarus versteht man zu schweigen.«

Ein Diener kommt, um Marta etwas zu sagen, zieht sich dann

zurück und kehrt mit anderen wieder, die Servierbretter mit Milchkrügen, Tassen, Brot, Butter und Honig bringen. Alle bedienen sich und setzen sich auf die überall vorhandenen Sitzgelegenheiten. Aber dann rücken sie näher zum Meister heran und bitten ihn, ein Gleichnis zu erzählen, »ein schönes Gleichnis«, sagen sie, »so schön wie dieser Tag des Nisan«.

»Nicht nur eines, sondern zwei werde ich euch erzählen. Hört zu.

Ein Mann wollte eines Tages zwei Lampen entzünden, um den Herrn an einem seiner Festtage zu ehren. Er nahm also zwei Gefäße von gleicher Größe, füllte Öl in gleicher Menge und Qualität in jedes, versah sie mit zwei gleichen Dochten und zündete sie zur selben Stunde an, damit die beiden Lampen für ihn beteten, während er arbeitete, wie es erlaubt war. Nach einiger Zeit kam der Mann zurück und sah, daß eine Lampe mit großer Flamme brannte, während das Flämmchen der anderen nur ganz klein und unscheinbar war, kaum ein Lichtpünktchen in der Ecke, in der die Lampen standen. Der Mann gab dem Docht die Schuld. Er schaute nach. Aber der Docht war in Ordnung. Er wollte jedoch nicht so fröhlich brennen wie die andere Lampe, deren Flamme züngelte und etwas sagen zu wollen schien; und so fröhlich tanzte und loderte sie, daß sie wirklich leise flüsterte.

„Diese Lampe singt wahrlich das Lob des allerhöchsten Herrn!“ sagte der Mann zu sich selbst. „Während diese hier aussieht – schau sie dir nur an, meine Seele – als falle es ihr schwer, den Herrn preisen zu müssen, so wenig Eifer zeigt sie!“ Darauf kehrte der Mann wieder zu seiner Arbeit zurück.

Nach einiger Zeit kam er wieder. Die eine Flamme war noch größer geworden, während die andere noch kleiner geworden war und um so ruhiger brannte, je stärker die erste leuchtend flackerte. Der Mann kam noch ein zweites Mal, doch nichts hatte sich geändert; er kam ein drittes Mal, und es war dasselbe. Als er zum vierten Mal wiederkam, war das Zimmer voll von schwarzem, übelriechendem Qualm, und nur ein einziges Flämmchen leuchtete durch die dicken

Rauchwolken. Der Mann ging an das Wandbrett, auf dem die Lampen standen, und stellte fest, daß die Lampe, die vorher so stark gebrannt hatte, nun ausgebrannt und schwarz war und ihre züngelnde Flamme sogar die weiße Wand beschmutzt hatte. Die andere Lampe brannte immer noch gleichmäßig zur Ehre Gottes.

Der Mann wollte alles in Ordnung bringen. Da hörte er in seiner Nähe eine Stimme: „Laß die Dinge so, wie sie sind. Denke darüber nach, denn sie sind ein Symbol. Ich bin der Herr.“

Der Mann warf sich anbetend zu Boden und wagte zitternd zu sagen: „Ich bin unwissend. Erkläre mir, o Weisheit, das Symbol der Lampen, von denen die eine, die dich mit größerem Eifer zu ehren schien, Schaden verursacht hat, während die andere immer noch gleichmäßig brennt.“

„Ja, ich werde es dir erklären. So wie bei diesen Lampen ist es auch bei den Herzen der Menschen. Es gibt solche, die anfangs brennen und leuchten und von den Menschen bewundert werden, da ihre Flamme vollkommen und beständig zu sein scheint. Und es gibt solche, die nur ein sanftes Licht verbreiten, das die Aufmerksamkeit nicht auf sich zieht und als Lauheit im Dienst des Herrn erscheinen kann. Aber nach dem ersten Aufflammen, oder dem zweiten, oder dem dritten, zwischen dem dritten und dem vierten, richten die ersten Schaden an und erlöschen dann für immer, denn ihr Licht war unzuverlässig. Sie wollten mehr für die Menschen leuchten als für den Herrn, und der Stolz hat sie in kurzer Zeit verbraucht und einen schwarzen, schweren Rauch erzeugt, der auch die Luft trübt. Die anderen hatten nur den einen, ausdauernden Willen, Gott allein zu ehren, und es kümmerte sie nicht, ob sie von den Menschen gelobt würden. Sie haben sich selbst verzehrt in einer steten, reinen Flamme, ohne Rauch und üblen Geruch. Wisse das ausdauernde Licht nachzuahmen, denn nur dieses ist Gott wohlgefällig.“

Der Mann hob das Haupt . . . Der Rauch hatte sich verzogen, und der Stern der getreuen Lampe leuchtete nun allein, rein und ruhig zur Ehre Gottes und ließ das Metall so schimmern, daß es wie pures

Gold glänzte. Und er sah die Lampe Stunde um Stunde gleichmäßig leuchten, bis ihr Licht sanft, ohne Rauch und üblen Geruch und ohne sein Gewand zu beschmutzen, in einem letzten Aufflammen erlosch, als wolle sie sich zum Himmel erheben, zu den Sternen aufsteigen, nachdem sie den Herrn bis zum letzten Tropfen und bis zur letzten Faser würdig geehrt hatte.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, viele gibt es, die zu Anfang mit großer Flamme brennen und die Bewunderung der Welt, die nur die Oberfläche der menschlichen Werke sieht, hervorrufen, die aber dann sterben, verkohlen und alles mit ihrem beißenden Rauch erfüllen. Und wahrlich, ich sage euch, Gott schenkt ihrer Flamme keine Beachtung, denn er sieht, daß sie nur aus menschlichen Gründen so stolz brennt.

Selig jene, die es der zweiten Lampe nachtun und nicht verkohlen, sondern sich mit dem letzten Herzschlag ihrer beständigen Liebe zum Himmel erheben.«

»Welch eigenartiges Gleichnis! Aber es ist wahr! Schön! Es gefällt mir. Ich würde gerne wissen, ob wir Flammen sind, die zum Himmel aufsteigen.« Die Apostel tauschen ihre Eindrücke aus.

Judas findet auch hier Gelegenheit, bissig zu werden. Sein Angriff gilt Maria von Magdala und Johannes des Zebedäus: »Seid vorsichtig, Maria, und du, Johannes. Ihr seid unter uns die lodernden Flammen ... Daß dies nur keine bösen Folgen hat!«

Maria von Magdala will antworten, aber sie preßt die Lippen zusammen, um die Worte nicht auszusprechen, die aus ihrem Herzen aufsteigen. Sie schaut Judas an. Sie beschränkt sich darauf, ihn anzuschauen. Doch dieser Blick ist so glühend, daß Judas das Lachen vergeht und er die Augen senkt.

Johannes, sanftmütig von Herzen, obgleich brennend vor Liebe, antwortet ruhig: »Was meine geringen Fähigkeiten betrifft, könnte es mir schon passieren. Doch ich vertraue auf die Hilfe des Herrn und hoffe, mich bis zum letzten Tropfen und bis zur letzten Faser zur Ehre unseres Herrn verzehren zu können.«

»Und das andere Gleichnis? Du hast uns zwei versprochen«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Hier ist mein zweites Gleichnis. Da kommt gerade . . .« und er zeigt auf die Tür des Hauses, die mit einem Vorhang verhangen ist, der leicht im Wind weht und den soeben die Hand eines Dieners beiseite schiebt, um die alte Noomi durchzulassen. Diese wirft sich Jesus zu Füßen und ruft aus: »Das Kind ist gesund! Es ist nicht mehr verkrüppelt! Du hast es über Nacht geheilt. Der Junge war gerade aufgewacht, und ich bereitete das Bad vor, um ihn zu waschen und ihm dann die Tunika und das Kleid anzuziehen, die ich während der Nacht aus einem abgelegten Gewand des Lazarus genäht hatte. Aber als ich zu ihm sagte: „Komm Junge“, und die Decken zurückzog, sah ich, daß sein kleiner Körper, der gestern noch so verkrüppelt war, nun ganz gesund ist. Ich schrie auf. Sara und Marcella, die nicht einmal von dem Kind wußten, das in meinem Bett schlief, liefen herbei; und ich ließ sie stehen und rannte fort, um dir zu berichten . . .«

Alle sind neugierig. Sie stellen Fragen und wollen sehen. Jesus beruhigt die Aufgeregten mit einer Geste. Er befiehlt Noomi: »Geh zu dem Kind, wasche es, kleide es an und bringe es hierher zu mir.«

Dann wendet er sich seinen Jüngern zu: »Und nun das zweite Gleichnis, das man mit den Worten zusammenfassen kann: „Die wahre Gerechtigkeit macht keine Unterschiede und kennt keine Rache.“

Ein Mensch, vielmehr: Der Mensch, der Menschensohn, hat Freunde und Feinde. Wenige Freunde und viele Feinde; und Feinde, deren Haß und deren Gedanken ihm nicht unbekannt sind und deren Willen und Absichten er kennt. Er weiß, daß sie vor keiner Tat zurückschrecken, so furchtbar sie auch sein mag. Sie sind in dieser Hinsicht stärker als seine Freunde, deren Stärke durch Schrecken oder Enttäuschung, oder auch durch übermäßige Zuversicht wie durch zerstörerische Mauerbrecher gelitten hat. Dieser Menschensohn mit den vielen Feinden, den man vieler unwahrer Dinge beschuldigt, ist

gestern einem armen Kind begegnet, dem traurigsten der Kinder, dem Sohn eines Feindes. Und das Kind war verkrüppelt und hinkte und bat um eine sonderbare Gnade: sterben zu dürfen. Alle erbitten Ehren und Freuden vom Menschensohn, erbitten Gesundheit, erbitten Leben. Dieses arme Kind hat darum gebeten, sterben zu dürfen, um nicht mehr leiden zu müssen. Es hat alle erdenklichen körperlichen und seelischen Schmerzen ausgestanden, denn sein Vater, der einen grundlosen Haß gegen mich hegt, haßt auch das unglückliche, unschuldige Kind, das er gezeugt hat. Ich habe es geheilt, damit es nicht mehr leidet, damit es über die physische Gesundheit hinaus die geistige Gesundheit erlangt. Auch seine kleine Seele ist krank. Der Haß des Vaters und die Verachtung der Menschen haben es verwundet und ihm die Liebe geraubt. Nur der Glaube ist ihm geblieben, an den Himmel und an den Menschensohn, von dem, vielmehr, von denen es erbat, sterben zu dürfen. Da ist das Kind. Nun wird es euch selbst erzählen.«

Das Kind kommt nun ordentlich und sauber und mit dem weißen Wollgewand bekleidet, das Noomi ihm eiligst über Nacht genäht hat, an der Hand der alten Amme auf sie zu. Es ist klein, obgleich es, da nicht mehr verkrüppelt und gebeugt, größer als gestern aussieht. Es hat ein unregelmäßiges und etwas welkes Gesichtlein, das durch den Schmerz schon vorzeitig den Ausdruck eines Erwachsenen angenommen hat. Aber es ist nicht mehr verkrüppelt. Die nackten Füßchen treten nun sicher auf, und sein Schritt ist nicht mehr das Humpeln der Hüftlahmen. Und die mageren Schultern sind bei aller Magerheit gerade. Der dünne Hals scheint im Vergleich zu gestern, als er zwischen den ungleichen Schultern steckte, lang zu sein.

»Aber ... das ist doch der Sohn der Hanna des Nahum! Was für ein verschwendetes Wunder! Meinst du, sein Vater und Nahum würden dadurch deine Freunde? Sie werden dich nur noch mehr hassen. Denn sie erhofften sich den Tod dieses Kindes, der Frucht einer unglücklichen Ehe«, ruft Judas von Kerijot aus.

»Ich wirke keine Wunder, um dadurch Freunde zu gewinnen, son-

dern aus Mitleid mit den Geschöpfen und um meinen Vater zu ehren. Ich mache keine Unterschiede und bin nicht berechnend, wenn ich mich mitleidig über ein armseliges menschliches Geschöpf neige. Und ich räche mich nicht an denen, die mich verfolgen . . . «

»Nahum wird deine Tat als Rache ansehen.«

»Ich wußte nicht einmal etwas von diesem Kind. Ich kenne noch immer nicht seinen Namen.«

»Metuschelach oder Methusalem wird es genannt, im Spott.«

»Die Mama hat mich Schalem genannt. Die Mama hat mich gern gehabt. Sie war nicht böse, wie du es bist und die, die mich hassen«, sagt das Kind mit einem Glimmen in den Augen, dem Glimmen des ohnmächtigen Zornes aller Menschen und Tiere, die man lange Zeit gequält hat.

»Komm her, Schalem. Hierher, zu mir. Bist du glücklich, daß du nun gesund bist?«

»Ja . . . aber ich wäre lieber gestorben. Man wird mich trotzdem nicht lieben. Wenn die Mama noch leben würde, dann wäre es schön gewesen. Aber so . . . ich werde immer unglücklich sein.«

»Er hat recht. Gestern haben wir dieses Kind getroffen. Es hat uns gefragt, ob du in Betanien bei Lazarus bist. Wir wollten ihm ein Almosen geben, denn wir hielten es für einen Bettler. Doch es wollte nichts annehmen. Es war am Rand eines Feldes . . . « sagt der Zelote.

»Nicht einmal du hast ihn gekannt? Seltsam«, sagt Judas von Kerijot.

»Viel seltsamer erscheint mir, daß du so viel über diese Dinge weißt. Du vergißt, daß ich bei den Verfolgten und dann bei den Aussätzigen war, bevor ich zum Meister kam.«

»Und du vergißt, daß ich ein Freund von Nahum bin, der der Vertraute des Hannas ist. Ich habe euch dies nie verheimlicht.«

»Schon gut. Das ist nicht so wichtig. Wichtig ist, daß wir nun überlegen, was wir mit diesem Kind anfangen. Sein Vater liebt es nicht, das ist wahr. Aber er hat trotzdem ein Anrecht auf ihn. Wir können ihm den Sohn nicht ohne sein Wissen wegnehmen. Wir müssen vor-

sichtig vorgehen und dürfen ihn nicht reizen, gerade jetzt, wo sie sich etwas gebessert zu haben scheinen«, sagt Natanaël.

Judas lacht laut und höhnisch, ohne eine Erklärung für sein Gelächter zu geben.

Jesus, der das Kind zwischen seine Knie genommen hat, sagt langsam: »Ich werde Nahum zur Rede stellen . . . Ich werde deshalb nicht noch mehr gehaßt werden. Sein Haß kann nicht größer werden, das ist unmöglich. Er hat schon das absolute Höchstmaß erreicht.«

Annalia, die bisher ganz in einen Gedanken versunken, der sie beseligt, geschwiegen hat, öffnet nun den Mund und sagt: »Wenn ich dableiben würde, hätte ich das Kind gern zu mir genommen. Ich bin jung, aber ich habe ein mütterliches Herz.«

»Gehst du denn fort? Wann?« fragen die Frauen.

»Bald.«

»Für immer? Wohin gehst du? Verläßt du Judäa?«

»Ja, ich gehe weit fort. Sehr weit fort und für immer. Und ich bin so glücklich.«

»Was du nicht tun kannst, können andere tun, wenn der Vater es erlaubt.«

»Ich werde es Nahum sagen, wenn euch so viel daran liegt. Seine Meinung ist maßgebend, mehr als die des eigentlichen Vaters. Morgen werde ich es ihm sagen«, verspricht Judas von Kerijot.

»Wenn nicht Sabbat wäre, würde ich zu diesem Joschija gehen, dem das Kind übergeben wurde«, sagt Andreas.

»Um zu sehen, ob sie traurig sind, weil sie es verloren haben?« fragt Matthäus.

»Ich glaube, wenn eine ihrer Bienen sich verirren würde, wäre das für sie ein viel größerer Kummer . . . « brummt Maximinus, der sich vor einer Weile zu ihnen gesellt hat.

Das Kind sagt nichts. Es schmiegt sich an Jesus und studiert die Gesichter ringsum mit dem durchdringenden Blick, den kränkliche und schmerzgeplagte Geschöpfe oft haben. Es scheint, daß es mehr die Seelen als die Gesichter studiert, und als Petrus fragt: »Was

denkst du von uns?«, antwortet das Kind und legt seine Hand in die des Petrus: »Du bist gut.« Dann verbessert es sich: »Alle seid ihr gut. Aber ... ich wäre lieber unerkannt geblieben. Ich habe Angst ... « und es schaut dabei Judas von Kerijot an.

»Vor mir, nicht wahr? Du hast Angst, daß ich mit deinem Vater spreche? Gewiß muß ich es tun, wenn ich ihn fragen soll, ob du bei uns bleiben kannst. Doch er wird dich nicht holen.«

»Das weiß ich. Ich meine etwas anderes ... Ich würde gerne weit, weit fortgehen, wie diese Frau ... Ins Land meiner Mutter. Dort gibt es ein blaues Meer inmitten grüner Berge. Man kann es unten sehen, mit weißen Segeln, die darüber hinfliegen, und schönen Städten ringsherum. Und in den Bergen sind viele Höhlen, in denen die wilden Bienen süßen, süßen Honig machen. Ich habe keinen Honig mehr gegessen, seit meine Mama gestorben ist und man mich zu Joschija gebracht hat. Philippus, Josef, Elisa und die anderen Kinder, die haben Honig gegessen. Aber ich nicht. Wenn sie den Honigtopf unten aufbewahrt hätten, hätte ich ihn gestohlen, denn ich hatte so große Lust darauf. Aber sie haben ihn immer auf die höchsten Regale gestellt, und ich konnte nicht auf die Tische klettern wie Philippus. Ich möchte so gerne Honig essen!«

»Armes Kind! Ich gehe und hole dir, so viel du willst«, sagt Marta gerührt und entfernt sich eilends.

»Aber woher war denn seine Mutter?« fragt Petrus.

»Sie hatte Häuser und Besitz bei Sefed. Sie war das einzige Kind, Waise und Erbin. Schon alt, häßlich und ein wenig hinkend. Aber sehr reich. Der alte Zadok vermittelte die Ehe, und der Sohn des Lieblings von Hannas bekam sie zur Frau ... Ein Vertrag, der ein wahrlich unwürdiger Handel war, alles nur Berechnung, keine Liebe. Nachdem der Besitz der Frau verkauft worden war, angeblich weil er zu weit entfernt lag von hier – mit Ausnahme eines Häuschens, das dem Verwalter gehörte, der es vom vorigen Herrn auf Lebenszeit für sich selbst und seine Kinder bis in die vierte Generation erhalten hatte – ging das ganze Geld bei unglücklichen Spekulationen

nen verloren ... Aber ich glaube das nicht. Denn ich weiß, daß er schöne Ländereien am Ufer besitzt ... die er vorher nicht hatte ... Dann, einige Jahre nach der Hochzeit, die Frau war schon recht alt, kam dieses Kind zur Welt ... Und der Mann nahm es zum Anlaß, die Frau zu verstoßen und eine andere aus der Ebene von Scharon zu heiraten, die jung, schön und reich war ... Die Geschiedene flüchtete zu dem alten Verwalter und ist dort gestorben. Ich weiß nicht, weshalb sie dieses Kind nicht behalten haben. Der Vater hielt es für tot«, erklärt Iskariot.

»Weil Johannes und auch Maria gestorben sind, und ihre Söhne als Knechte anderswo arbeiten. Wer sollte mich denn zu sich nehmen, da ich weder jemandes Sohn noch zur Arbeit zu gebrauchen war? Sie waren gut, Michael und Isaak, und auch Ester und Judit waren gut. Sie sind gut. Wenn sie zu den Festen kommen, bringen sie mir immer etwas mit; aber Joschija nimmt es mir weg und gibt es seinen eigenen Kindern.«

»Aber sie wollen dich nicht zu sich nehmen«, erwidert Judas.

»Nun, da ich aufrecht gehe und stark bin, werden sie mich schon haben wollen. Sie sind Knechte, wie ich schon sagte, und konnten nicht zu ihrem Herrn sagen: „Nimm diesen kranken Krüppel zu dir.“ Aber jetzt können sie es ... «

»Aber wenn du von Joschija weggelaufen bist, wie können sie dich dann finden?« gibt Bartholomäus zu bedenken.

Das Kind ist betroffen durch diese so richtige Bemerkung und denkt nach. Die Krankheit hat es frühreif im Denken gemacht, ebenso wie sein Gesicht zu früh erwachsen wirkt. Es sagt traurig: »Das ist wahr! Daran hatte ich nicht gedacht.«

»Kehre zu Joschija zurück. In einigen Tagen werden sie kommen ... «

»Dorthin? Nein. Dort gehe ich nicht mehr hin. Ich will nicht mehr dorthin. Eher bringe ich mich um!« Sein Gesicht ist wild und von Zorn entstellt; aber dann wird es von Tränen überwältigt, legt den Kopf auf die Knie Jesu und schluchzt: »Warum hast du mich nicht sterben lassen?«

Marta, die mit einem Honigtopf zurückkommt, ist erstaunt über diese Trostlosigkeit, und Bartholomäus, der sie verursacht hat, ist betrübt und entschuldigt sich: »Ich war der Meinung, einen guten Rat zu geben. Gut für alle. Für das Kind, für dich, Meister, für Lazarus . . . Keiner von euch und von uns kann noch mehr Haß brauchen . . . «

»Das ist wahr! Eine wirklich schwierige Situation!« ruft Petrus aus. Er denkt über den Fall nach, trifft innerlich Entscheidungen und beschließt sie mit dem typischen Pfiff, der seinem Gemütszustand Ausdruck verleiht, wenn er Probleme vor sich hat, die schwer zu lösen sind.

Der eine schlägt dies, der andere das vor. Zu Nahum gehen. Zu Joschija gehen und ihm sagen, er solle Michael und Isaak zu Lazarus schicken oder anderswohin, wo sie das Kind abholen können; denn es ist angebracht, Lazarus nicht noch verhaßter zu machen, als er es durch seine Freundschaft mit Jesus schon ist. Wieder andere meinen, man solle niemandem etwas sagen und das Kind verschwinden lassen, indem man es einem vertrauenswürdigen Jünger übergibt.

Judas von Kerijot sagt nichts. Es scheint, als interessiere ihn die Diskussion nicht. Er spielt mit den Fransen seines Gewandes, kämmt sie mit den Fingern und verwirrt sie dann wieder.

Auch Jesus sagt nichts. Er liebkost und beruhigt das Kind, richtet seinen Kopf auf und gibt ihm das Honigtöpfchen in die Hände.

Schalem ist ein Kind, ein armes zehnjähriges Kind, das immer gelitten hat; aber er ist trotzdem noch ein Kind, auch wenn er durch den Schmerz reifer geworden ist. Und vor einem solchen Schatz wie dem Honig hier gehen die letzten Tränen in verzücktes Staunen über. Er blickt auf. Die großen braunen, intelligenten Augen, das einzige Schöne in seinem Gesicht, schauen abwechselnd Jesus und Marta an, während er fragt: »Wieviel darf ich nehmen? Einen oder zwei Löffel?« Dabei zeigt er auf den runden Silberlöffel, der langsam in dem blonden Honig versinkt.

»So viel du willst, Kind. So viel du magst. Den Rest kannst du morgen essen oder später. Es gehört alles dir«, sagt Marta und liebkost ihn.

»Alles mir?! Oh! So viel Honig habe ich noch nie bekommen. Alles für mich! Oh!« Und er drückt ehrfürchtig den Honigtopf an seine Brust, als ob es ein Schatz wäre.

Doch dann merkt er, daß wertvoller als der Honig die Liebe ist, die ihm den Honig geschenkt hat; und er stellt das Töpfchen auf die Knie Jesu, fällt der über ihn gebeugten Marta um den Hals und gibt ihr einen Kuß. Das ist alles, was seine Dankbarkeit vermag, alles, was er, das verlassene Kind, das nichts zu verschenken hat, geben kann.

Die anderen unterbrechen ihre Überlegungen und betrachten die Szene. Petrus sagt: »Dieses Kind ist noch unglücklicher als Margziam, der doch wenigstens die Liebe des Großvaters und der anderen Landarbeiter besaß. Es ist wahr, es gibt immer noch größeres Elend als das, was wir für groß gehalten haben.«

»Ja, den Abgrund des menschlichen Elends hat niemand jemals ausgelotet. Wer weiß, was sich da noch alles verbirgt ... Und was in den künftigen Jahrhunderten zum Vorschein kommen wird«, sagt Bartholomäus nachdenklich.

»Du hast also kein Vertrauen in die Frohe Botschaft? Du glaubst nicht daran, daß sie die Welt verändern wird? Bei den Propheten steht es geschrieben. Und der Meister wiederholt es. Du bist ein Ungläubiger, Bartholomäus«, sagt Iskariot mit leichter Ironie.

Der Zelote antwortet ihm: »Ich sehe nicht, worin der Unglaube von Bartholomäus besteht. Die Lehre des Meisters wird ein Trost in allem Unglück sein und auch die Härte der Sitten und Gebräuche mildern; doch den Schmerz wird sie nicht aus der Welt schaffen. Sie wird ihn erträglich machen durch ihre göttlichen Verheißungen künftiger Freuden. Um den Schmerz aus der Welt zu schaffen, oder wenigstens einen großen Teil davon, denn es wird immer Krankheiten, Tod und Naturkatastrophen geben, wäre es nötig, daß alle ein Herz wie Christus hätten; aber ... «

Iskariot unterbricht ihn: »So muß es auch werden. Was hätte es sonst für einen Sinn, daß der Messias auf die Welt gekommen ist?«

»Sagen wir: so sollte es werden. Aber sage mir, Judas: Ist es bei uns so geworden? Wir sind zwölf und leben seit drei Jahren mit ihm zusammen. Wir nehmen seine Lehre in uns auf wie die Luft, die wir atmen. Und? Sind wir zwölf alle heilig? Was machen wir anders als Lazarus, Stephanus, Nikolaus, Isaak, Manaen, Josef, Nikodemus, die Frauen und die Kinder? Ich spreche von den Gerechten unserer Heimat. Sie alle, ob sie nun gelehrt und reich oder unwissend und arm sind, tun, was auch wir tun: ein wenig Gutes und ein wenig Böses, aber ohne sich völlig zu erneuern. Ja, ich muß sogar sagen, daß viele, sehr viele, uns übertreffen. Viele Jünger übertreffen uns, die Apostel . . . und du verlangst, daß alle auf der Welt ein Herz bekommen, wie Christus, wenn nicht einmal wir, die Apostel, dazu fähig sind? Wir haben uns mehr oder weniger gebessert . . . Jedenfalls hoffen wir, daß es so ist; denn es ist schwer für den Menschen, sich selbst und den Bruder, der an seiner Seite lebt, zu kennen. Zu undurchsichtig und dicht ist der Schleier des Fleisches; und zu sehr ist der Mensch darauf bedacht, nicht durchschaut zu werden, als daß der Mensch den Menschen verstehen könnte. Ob man sich selbst oder andere betrachtet, man bleibt immer an der Oberfläche. Prüfen wir uns selbst, wollen wir uns nicht erkennen, damit unser Stolz nicht leidet oder wir uns nicht etwa genötigt sehen, uns zu ändern. Prüfen wir andere, so macht uns unser Stolz als Prüfer zu ungerechten Richtern, und der Stolz der Geprüften läßt diese ihr Innerstes verschließen wie eine Auster ihre Schale«, sagt der Zelote.

»Gut gesagt, Simon. Du hast wirklich weise gesprochen«, lobt Judas Thaddäus, und die anderen pflichten ihm bei.

»Wozu ist er dann gekommen, wenn sich nichts ändern wird?« erwidert Iskariot.

Jesus ergreift das Wort: »Vieles wird sich ändern. Nicht alles; denn was schon heute meine Lehre bekämpft, wird es auch in Zukunft tun: der Haß jener, die das Licht nicht lieben. Der Macht meiner Nachfolger wird die Macht der Anhänger Satans gegenüberstehen. Und wie viele werden es sein! Mit vielerlei Gesichtern! Meiner un-

veränderlichen, weil vollkommenen Lehre werden immer wieder neue Irrlehren gegenübergestellt werden. Wieviel Leid wird daraus erwachsen! Ihr kennt die Zukunft nicht! Ihr meint, der Schmerz, der jetzt in der Welt ist, sei groß ... Aber der Wissende sieht Schreckliches, das ihr nicht verstehen könntet, selbst wenn ich es euch erklären würde ... Wehe, wenn ich nicht gekommen wäre! Gekommen, um den späteren Menschen ein Gesetz zu geben, das die Instinkte bei den Besten zügelt, und das Versprechen zukünftigen Friedens! Wehe, wenn der Mensch nicht durch mein Kommen die geistigen Hilfsmittel, die das Leben seines Geistes „lebendig“ erhalten, und die Gewißheit einer Belohnung erlangt hätte ...! Wenn ich nicht gekommen wäre, dann wäre aus der ganzen Welt im Laufe der Jahrhunderte ein großes irdisches Inferno geworden, und die menschliche Rasse hätte sich gegenseitig zerfleischt und wäre, ihrem Schöpfer fluchend, untergegangen.«

»Der Allerhöchste hat versprochen, daß er keine universalen Strafen wie die Sündflut mehr schicken wird. Und Gott bricht ein gegebenes Versprechen nie«, sagt Judas.

»Ja, Judas des Simon, das ist wahr. Der Allerhöchste wird keine universalen Geißeln wie die Sündflut mehr schicken. Doch die Menschen werden selbst immer grausamere Geißeln ersinnen, und im Vergleich zu diesen waren die Sündflut und der Feuerregen, der Sodom und Gomorra zerstörte, noch milde Strafen. Oh ...!«

Jesus steht auf mit einer Geste besorgten Mitleids für die Menschen der Zukunft.

»Nun gut, du weißt ... Aber was machen wir inzwischen mit diesem hier?« fragt Judas und zeigt auf das Kind, das seinen Honig in kleinen Portionen genießt und selig ist.

»Jeder Tag hat seine Plage. Morgen sieht man weiter. Es nützt nichts, sich um den morgigen Tag zu sorgen, wenn wir nicht einmal wissen, wer morgen noch am Leben ist.«

»Ich denke nicht wie du. Und ich meine, wir sollten wissen, wo wir wohnen und wo wir das Abendmahl einnehmen werden. So

vieles. Wenn wir warten und warten, wird die Stadt überfüllt sein. Wohin gehen wir dann? Nach Getsemani? Nein. Zu Josef von Sepphoris nicht, zu Johanna nicht, zu Nike nicht, zu Lazarus nicht. Also wohin dann?«

»Dorthin, wo der Vater seinem Wort eine Zuflucht bereiten wird.«

»Du glaubst vielleicht, ich will es wissen, um Bericht zu erstatten?«

»Das sagst du. Ich habe nichts gesagt. Komm, Schalem. Meine Mutter weiß von dir, hat dich aber noch nicht gesehen. Komm, ich führe dich zu ihr.«

»Ist deine Mutter denn krank?« fragt Thomas.

»Nein, sie betet. Sie hat das Bedürfnis, viel zu beten.«

»Ja. Sie leidet viel. Sie weint viel. Und Maria findet nur Trost im Gebet. Ich habe sie immer viel beten gesehen. In den Augenblicken größten Leidens lebt sie vom Gebet, könnte man sagen ... « erklärt Maria des Alphäus, während Jesus sich entfernt. Er führt das Kind an der Hand und auf der anderen Seite geht Annalia, die er aufgefordert hat, ihn zur Mutter zu begleiten.

640 Der Sabbat vor dem Einzug in Jerusalem • II. Pilger und Juden in Betanien

Liebe und Mißgunst treiben viele der in Jerusalem versammelten Pilger und selbst Bürger von Jerusalem nach Betanien. Sie warten nicht einmal das Ende des Sonnenunterganges ab. Vielmehr hat der Sonnenuntergang eben erst begonnen, als schon die ersten beim Haus des Lazarus ankommen. Und Lazarus, den die Diener herbeigerufen haben, wundert sich über diese Übertretung des Sabbatgebotes, da die ersten gerade zu denen unter den Juden gehören, die als die Unnachichtigsten bekannt sind. Doch diese geben die wahrhaft pharisäische Antwort: »Vom Herdentor aus konnte man die Sonnenscheibe nicht mehr sehen, und so haben wir uns auf den Weg gemacht, da wir dachten, daß wir die vorgeschriebene Strecke gewiß nicht

überschreiten würden, bevor die Sonnenscheibe hinter den Kuppeln des Tempels untergegangen ist.«

Lazarus antwortet mit einem spöttischen Lächeln auf dem mageren Antlitz; denn er ist gesund und sieht gut aus, aber dick ist er ganz sicher nicht. Er sagt liebenswürdig, wenn auch mit leichtem Sarkasmus: »Und was wollt ihr sehen? Der Meister ehrt seinen Sabbat. Er ruht sich aus. Er begnügt sich nicht damit, den Sonnenball verschwinden zu sehen, um die Ruhezeit für beendet zu halten. Er wartet, bis der letzte Sonnenstrahl erloschen ist, bevor er sagt: „Der Sabbat ist zu Ende.“«

»Wir wissen, daß er vollkommen ist. Wir wissen es! Aber wenn wir gefehlt haben, haben wir um so mehr Grund, ihn zu sehen. Nur kurz, nur bis er uns von unserer Schuld losgesprochen hat.«

»Es tut mir leid, aber ich kann nicht. Der Meister ist müde und ruht. Ich werde ihn nicht stören.«

Immer mehr Leute kommen. Es sind Pilger aus allen möglichen Gebieten, die bitten und betteln, Jesus sehen zu dürfen. Mit den Hebräern sind auch Heiden und Proselyten gekommen. Sie betrachten und bestaunen Lazarus wie ein unwirkliches Wesen. Und Lazarus erträgt die Last seiner unfreiwilligen Berühmtheit und beantwortet geduldig alle Fragen. Aber er gibt den Dienern keine Anweisung, das Tor zu öffnen.

»Bist du der von den Toten zurückgekehrte Mann?« fragt einer, der dem Aussehen nach ein Mischling ist, denn von den Hebräern hat er nur die große, etwas herabhängende Nase, während der Akzent und die Kleidung auf einen Ausländer schließen lassen.

»Ich bin es, zur Ehre Gottes, der mich dem Tod entrissen hat, um mich zum Diener seines Messias zu machen.«

»Aber bist du denn wirklich tot gewesen?« fragen andere.

»Fragt doch diese ehrenwerten Juden hier. Sie waren bei meinem Begräbnis, und viele waren auch bei meiner Auferweckung zugegen.«

»Aber was hast du denn gespürt? Wo warst du? An was erinnerst

du dich? Was ist in dir vorgegangen, als du wieder lebendig wurdest? Wie hat er dich auferweckt . . . ? Kann man das Grab sehen, in dem du gelegen hast? Woran bist du gestorben? Geht es dir jetzt wirklich gut? Nicht einmal die Narben der Wunden hast du mehr?«

Lazarus ist bemüht, allen geduldig zu antworten. Es fällt ihm nicht schwer zu bestätigen, daß es ihm jetzt sehr gut geht, und daß auch die Narben der Wunden in den Monaten seit der Auferweckung verschwunden sind; aber er kann nicht sagen, was er empfunden hat und wie er auferweckt wurde. Er antwortet: »Ich weiß es nicht. Ich befand mich auf einmal lebend in meinem Garten, zwischen den Dienern und den Schwestern. Nachdem man das Schweiß Tuch entfernt hatte, sah ich die Sonne, das Licht, hatte Hunger, aß, erfreute mich des Lebens und der großen Liebe des Meisters zu mir. Alles übrige wissen jene, die dabei gewesen sind, besser als ich. Zum Beispiel die drei, die dort miteinander reden, oder die beiden, die gerade kommen.« (Letztere sind die Synedristen Johannes und Eleasar, während die drei, die miteinander reden, zwei Schriftgelehrte und ein Pharisäer sind, die ich bei der Auferweckung des Lazarus gesehen habe, deren Namen ich aber nicht mehr weiß.)

»Die sprechen doch nicht mit uns Heiden! Geht ihr sie fragen, ihr seid Juden; du aber, zeige uns das Grab, in dem du gelegen hast.«

Sie betteln so sehr, daß Lazarus sich entschließt. Er sagt etwas zu den Dienern und wendet sich dann wieder an die Leute: »Geht auf die Straße zwischen diesem und meinem anderen Haus. Ich komme euch entgegen und führe euch zum Grab, obwohl es nichts zu sehen gibt als ein offenes Loch in einer Felswand.«

»Das macht nichts! Gehen wir! Gehen wir!«

»Lazarus! Warte! Können auch wir mitkommen? Oder verweigerst du uns, was du den Fremden gewährst?« sagt ein Schriftgelehrter.

»Nein, Archelaos. Komm nur, wenn du dich durch die Nähe des Grabes nicht verunreinigt fühlst.«

»Es ist keine Verunreinigung zu befürchten, denn es liegt kein Toter darin.«

»Aber es war vier Tage lang ein Toter darin. Gewöhnlich genügt viel weniger, um als unrein zu gelten in Israel. Wenn jemand nur mit seinem Gewand eine Person streift, die mit einem Toten in Berührung gekommen ist, bezeichnet ihr ihn als unrein. Und aus meinem Grab steigt immer noch Leichengeruch auf, obwohl es schon so lange offen steht.«

»Das macht nichts. Wir werden uns reinigen.«

Lazarus sieht die beiden Pharisäer Johannes und Eleasar an und sagt zu ihnen: »Kommt ihr auch mit?«

»Ja, wir kommen.«

Lazarus geht rasch an die Seite des Gartens mit den Hecken, die so hoch und dicht wie Mauern sind. Er öffnet ein Tor, das sich in einer dieser Hecken befindet, schaut hinaus auf die Straße, die zum Haus des Simon führt, gibt den Wartenden ein Zeichen zu kommen und geht dann mit ihnen zum Grab. Ein blühender Rosenstock rankt sich um den Eingang, ohne ihm aber den Schrecken nehmen zu können, der von einem offenen Grab ausgeht. Auf dem schrägen Felsen unter dem blühenden Bogen, stehen die Worte: »Lazarus, komm heraus!«

Die Übelwollenden sehen es als erste und sagen sofort: »Warum hast du diese Worte einmeißeln lassen? Das hättest du nicht tun dürfen!«

»Warum? In meinem Haus kann ich tun, was ich will, und niemand kann mich einer Sünde beschuldigen, wenn ich die Worte des göttlichen Befehls, die mich dem Leben wiedergeschenkt haben, unauslöschlich und für immer in den Felsen eingraben ließ. Wenn ich einmal dort drinnen liege und die barmherzige Macht des Rabbi nicht mehr preisen kann, dann soll die Sonne sie noch auf dem Stein lesen, die Bäume sollen sie von den Winden vernehmen, die Vögel und die Blumen sollen sie lieblosen und an meiner Stelle fortfahren, den Befehl des Christus zu preisen, der mich dem Tod entrissen hat.«

»Du bist ein Heide! Du bist ein Gotteslästerer! Du lästerst unseren Gott. Du preist die Zauberei des Sohnes Beelzebuls! Nimm dich in acht, Lazarus!«

»Ich erinnere euch daran, daß ich in meinem Haus bin und ihr in meinem Haus seid; ungerufen und aus unwürdigen Gründen seid ihr gekommen. Ihr seid schlechter als diese hier, die Heiden sind, und doch in meinem Erwecker einen Gott erkennen.«

»Anathema! Wie der Meister, so der Jünger! Schrecklich! Gehen wir! Weg von dieser Kloake. Du Verderber Israels, das Synedrium wird sich deiner Worte erinnern.«

»Und Rom sich eurer Verschwörungen. Hinaus!«

Der sonst so sanfte Lazarus erinnert sich, daß er der Sohn des Theophilus ist, und vertreibt sie wie Hunde. Zurück bleiben die Pilger aus allen möglichen Ländern, stellen Fragen, schauen umher und betteln, Christus sehen zu dürfen.

»Ihr werdet ihn in der Stadt sehen. Jetzt nicht. Ich kann nicht.«

»Ach, wird er denn in die Stadt kommen? Wirklich? Sagst du auch nicht die Unwahrheit? Kommt er, obwohl sie ihn so sehr hassen?«

»Er kommt. Geht nun beruhigt. Seht ihr, wie still es im Haus ist? Man sieht und hört niemanden. Ihr habt gesehen, was ihr sehen wolltet: den Auferweckten und den Ort seines Begräbnisses. Nun geht. Aber sorgt dafür, daß eure Neugier nicht unfruchtbar bleibe. Möge der Anblick des lebendigen Beweises der Macht Jesu Christi, des Lammes Gottes und allerheiligsten Messias euch alle auf seinen Weg führen. Eine Hoffnung macht mich glücklich, auferweckt worden zu sein: denn ich hoffe, daß das Wunder die Zweifelnden aufrüttelt, die Heiden bekehrt und alle davon überzeugt, daß nur einer der wahre Gott und nur einer der wahre Messias ist: Jesus von Nazaret, der heilige Meister.«

Die Leute zerstreuen sich nur ungern, und für einen der geht, erscheinen zehn neue, denn immer mehr Leute kommen. Aber Lazarus gelingt es mit Hilfe einiger Diener, alle hinauszuschieben und die Tore zu schließen.

Er will sich schon zurückziehen und ordnet an: »Gebt acht, daß sie die Tore nicht aufbrechen oder darübersteigen; bald bricht die Nacht herein, und sie werden zu ihren Unterkünften zurückkehren«, als er

hinter einem Myrtengebüsch Johannes und Eleasar hervorkommen sieht.

»Wie? Ich hatte euch nicht mehr gesehen und glaubte ... «

»Schicke uns nicht fort. Wir haben uns in diesen Büschen versteckt, um nicht gesehen zu werden. Wir müssen mit dem Meister sprechen. Wir sind gekommen, da man uns weniger verdächtigt als Josef und Nikodemus. Aber wir wollen von niemandem gesehen werden, mit Ausnahme von dir und dem Meister. Ist auf deine Diener Verlaß?«

»Im Haus des Lazarus ist es üblich, daß man nur sieht und hört, was der Hausherr will, und Fremden gegenüber nichts weiß. Aber kommt. Gehen wir diesen Weg zwischen den beiden grünen Wänden, die undurchdringlicher sind als eine Mauer.« Er führt sie auf den Weg zwischen den dichten Lorbeer- und Buchsbaumhecken. »Wartet hier. Ich werde Jesus holen.«

»Daß aber niemand etwas bemerkt ... !«

»Habt keine Angst.«

Sie müssen nicht lange warten, denn bald erscheint Jesus auf dem durch das Gewirr der Zweige halb dunklen Weg, ganz weiß in seinem Linnengewand. Lazarus bleibt am Beginn des Weges stehen, wie um Wache zu halten oder aus Diskretion. Doch Eleasar gibt ihm ein Zeichen und sagt: »Komm her.«

Lazarus kommt näher, während Jesus die beiden, die sich tief verneigen, begrüßt.

»Meister, und auch du, Lazarus, hört zu. Kaum hatte sich die Nachricht verbreitet, daß du angekommen bist und dich hier aufhältst, hat sich das Synedrium im Haus des Kajaphas versammelt. Alles, was geschieht, ist gesetzwidrig ... Man hat beschlossen ... Laß dich nicht täuschen, Meister! Sei wachsam, Lazarus! Laßt euch nicht täuschen durch den falschen Frieden, durch das scheinbare Desinteresse des Synedriums. Es ist nur eine Falle, Meister, um dich anzulocken und dich, ohne Aufsehen zu erregen, gefangenzunehmen, und ohne daß das Volk sich vorbereiten und dich verteidigen kann. Dein Schicksal ist besiegelt und das Dekret wird nicht geän-

dert. Ob morgen oder in einem Jahr, es wird vollstreckt werden. Das Synedrium vergißt niemals seine Rache. Es wartet, es kann die passende Gelegenheit abwarten, aber dann ...! Und auch du, Lazarus. Sie wollen dich aus dem Weg schaffen, dich gefangennehmen, dich beseitigen; denn deinetwegen werden zu viele dem Synedrium untreu und folgen dem Meister. Du selbst hast ganz richtig gesagt, daß du der Beweis seiner Macht bist. Und sie wollen diesen Beweis vernichten. Das Volk vergißt rasch, sie wissen es. Wenn ihr, der Meister und du, nicht mehr existiert, werden viele Flammen erlöschen.«

»Nein, Eleasar! Sie werden erst recht aufflammen!« sagt Jesus.

»Oh Meister! Aber was wird geschehen, wenn du tot bist? Was nützt es, wenn der Glaube an dich aufflammt – selbst wenn es so ist – du aber nicht mehr unter uns bist? Ich hatte gehofft, dir nur eine freudige Nachricht überbringen und dich einladen zu können, denn meine Frau wird bald das Kind gebären, das wir deiner Gerechtigkeit verdanken, die unseren entzweiten Herzen den Frieden wiedergeschenkt hat. Es wird an Pfingsten zur Welt kommen. Ich wollte dich bitten, bei uns zu sein und es zu segnen. Wenn du unter mein Dach kommst, wird für immer jedes Unheil von uns fernbleiben«, sagt der Pharisäer Johannes.

»Ich gebe dir schon jetzt meinen Segen ... «

»Ach, du willst nicht zu mir kommen! Du traust mir nicht! Ich bin dir treu, Meister! Gott sieht mich!«

»Ich weiß es. Nur ... Ich werde an Pfingsten nicht mehr unter euch sein.«

»Aber das Kind wird im Landhaus zur Welt kommen ... «

»Ich weiß es. Aber ich werde nicht mehr da sein. Doch du, deine Frau, das ungeborene Kind und die Kinder, die du schon hast, ihr alle habt meinen Segen. Ich danke euch, daß ihr gekommen seid. Nun geht. Begleite sie auf dem Weg bis hinter das Haus des Simon, damit sie nicht gesehen werden ... Ich kehre ins Haus zurück. Der Friede sei mit euch ... «

641 Der Sabbat vor dem Einzug in Jerusalem • III. Das Gastmahl in Betanien

Das Gastmahl ist in dem ganz weißen Saal vorbereitet, in dem Jesus mit den Jüngerinnen gesprochen hat. Alles glänzt in Weiß und Silber, was etwas kalt wirken könnte, wenn nicht Apfel-, Birn- oder andere Obstbaumzweige diesen Eindruck mildern würden. Ihre makellosen Blüten schimmern in einem so leichten Hauch von Rosa, daß sie an Schnee erinnern, den der Kuß einer fernen Morgenröte streift. Die Zweige stecken in bauchigen Vasen oder schlanken silbernen Amphoren auf den Tischen, Kästen und Anrichten entlang den Wänden, und ihre Blüten erfüllen den Saal mit dem typischen Duft von Obstbaumblüten, Frische und Herbheit des reinen Frühlings . . .

Lazarus betritt an der Seite Jesu den Saal. Hinter ihnen kommen zu zweit oder in größeren Grüppchen die Apostel. Zuletzt die beiden Schwestern des Lazarus mit Maximinus.

Ich sehe die Jüngerinnen nicht, und nicht einmal Maria. Vielleicht haben sie es vorgezogen, zusammen mit der betrübten Mutter im Haus des Simon zu bleiben.

Der Tag neigt sich seinem Ende zu. Aber die letzten Strahlen der Sonne fallen noch auf die rauschenden Wipfel einiger Palmen, die nur wenige Meter vom Saal entfernt beisammen stehen, und die Krone eines gigantischen Lorbeerbaumes, in dem die Spatzen streiten, bevor sie schlafen gehen. Hinter den Palmen und dem Lorbeerbaum, den Rosen- und Jasminhecken, den Beeten mit Maiglöckchen, sonstigen Blumen und duftenden Pflänzchen leuchtet ein schneeweißer, mit dem zarten Grün der ersten Blättchen gesprenkelter Fleck: einige spätblühende Apfel- oder Birnbäume im Obstgarten. Es sieht aus, als sei eine Wolke in den Zweigen hängengeblieben.

Jesus bemerkt, als er an einem Krug mit blühenden Zweigen vorübergeht »Sie haben schon kleine Früchte, seht nur. Oben sind noch Blüten, weiter unten aber sind sie bereits abgefallen, und der Fruchtknoten beginnt anzuschwellen.«

»Es war Maria, die sie pflücken wollte. Sie hat auch deiner Mutter einige Sträuße gebracht. Sie ist schon bei Sonnenaufgang aufgestanden, da sie befürchtete, daß ein weiterer Sonnentag die empfindlichen Blüten vernichten könnte. Ich habe jetzt erst von dieser Verwüstung erfahren. Aber ich habe mich nicht darüber empört wie die Landarbeiter. Ich habe vielmehr gedacht, es ist nur recht und billig, dir, dem König aller Dinge, alle Schönheiten der Schöpfung zu schenken.«

Jesus setzt sich lächelnd an seinen Platz und betrachtet Maria, die sich mit ihrer Schwester anschickt, wie eine Magd zu dienen. Sie bietet die Gefäße für die Reinigung und die Handtücher an, gießt dann den Wein in die Kelche und stellt nach und nach die Platten mit den Speisen auf die Tische, sowie sie die Diener aus der Küche bringen oder sie von den Anrichten herüberreichen, auf denen sie sie aufgeschnitten haben.

Obwohl die beiden Schwestern alle Geladenen zuvorkommend bedienen, konzentriert sich ihre Aufmerksamkeit natürlich auf die beiden, die ihnen am teuersten sind: Jesus und Lazarus.

Auf einmal sagt Petrus, der herzhaft zugreift: »Sieh einer an! Erst jetzt bemerke ich, daß alle Gerichte so zubereitet sind wie in Galiläa. Ich fühle mich . . . Ja, ich fühle mich wie bei einem Hochzeitsmahl. Doch hier fehlt es nicht an Wein, wie damals in Kana.«

Maria mischt dem Apostel lächelnd einen neuen Kelch mit bernsteinfarbenem, klarem Wein. Aber sie sagt nichts.

Es ist wieder Lazarus, der erklärt: »Es war auch wirklich die Absicht meiner Schwestern, besonders Marias, ein Mahl zu bereiten, bei dem sich der Meister wie in Galiläa fühlen würde; wie in seinem Galiläa, das, wenngleich auch nicht vollkommen, so doch besser, viel besser als diese Gegend hier ist . . . «

»Damit er sich wie zu Hause fühlt, müßte Maria mit am Tisch sein. In Kana war sie dabei. Und ihretwegen hat der Meister das Wunder gewirkt«, bemerkte Jakobus des Alphäus.

»Es muß ein großartiger Wein gewesen sein!«

»Der Wein ist das Sinnbild des Frohsinns und müßte auch das der Fruchtbarkeit sein, da er der Saft der fruchtbaren Rebe ist. Aber mir scheint nicht, daß er viel genützt hat. Susanna ist immer noch kinderlos«, bemerkt Iskariot.

»Oh, und ob es ein guter Wein war! Er hat unseren Geist befruchtet ...« sagt Johannes etwas träumerisch, wie immer, wenn er im Geist die von Gott gewirkten Wunder betrachtet. Und er fügt hinzu: »Für eine Jungfrau wurde das Wunder gewirkt ... Und wer davon getrunken hat, hat die Wirkung der Reinheit gefühlt.«

»Hältst du Susanna denn für eine Jungfrau?« fragt Iskariot lachend.

»Das habe ich nicht gesagt. Die Mutter des Herrn ist Jungfrau, und Jungfräulichkeit strahlt aus allem, was für sie getan wird. Ich habe immer das Gefühl, daß alles, was man für Maria tut, jungfräulich ist ...« und Johannes träumt wieder und lächelt wer weiß welcher Vision zu.

»Selig dieser Jüngling! Ich glaube, er ist sich im Augenblick gar nicht bewußt, daß er auf der Welt ist. Seht ihn euch nur an«, sagt Petrus und zeigt auf Johannes, der auf seinem Lager liegt, gedankenverloren mit Brotstückchen spielt und ganz vergißt zu essen.

Auch Jesus dreht sich etwas um und schaut Johannes an, der sich an einer Seite der in U-Form angeordneten Tische befindet und daher hinter dem Rücken des Meisters. Dieser liegt in der Mitte am mittleren Tisch, seinen Vetter Jakobus zur Linken und Lazarus zur Rechten. Nach Lazarus kommen der Zelote und Maximinus, neben Jakobus der andere Jakobus und Petrus. Johannes befindet sich zwischen Andreas und Bartholomäus. Dann kommt Thomas, und gegenüber sind Judas, Philippus, Matthäus und Thaddäus, letzterer an der Ecke, wo der lange mittlere Tisch beginnt.

Maria des Lazarus verläßt den Saal, während Marta Tablett auf die Tische stellt mit den schönsten ersten Feigen, grünen Fenchelstengeln, frischen geschälten Mandeln, goldenen Orangen und Erdbeeren oder Himbeeren – ich weiß es nicht – die noch röter leuchten

neben dem blassen Smaragdgrün des Fenchels und der Blumen und dem milchigen Weiß der Mandeln und der kleinen Melonen, oder einem ähnlichen Obst ... es scheinen die kleinen grünen Melonen aus Unteritalien zu sein.

»Gibt es denn schon solche Früchte? Ich habe noch nirgends reife gesehen«, sagt Petrus, der die Augen weit aufreißt, als er die Erdbeeren und die Melonen sieht.

»Sie sind zum Teil vom Küstengebiet jenseits von Gaza, wo ich einen Garten mit diesen Früchten habe, zum Teil von den Sonnenterrassen über dem Haus, den Gewächshäusern für die empfindlicheren Pflanzen, die vor dem Frost geschützt werden müssen. Ein römischer Freund hat mir gezeigt, wie man sie anbaut ... Es war das einzige Gute, das er mich gelehrt hat ...« Sein Gesicht verfinstert sich. Marta seufzt ... Doch Lazarus wird sofort wieder der perfekte Gastgeber, der seine Gäste nicht traurig stimmen möchte. »Auf den Landgütern um Baiae und Syrakus und am weiten Golf von Sybaris pflegt man diese Köstlichkeiten so anzubauen, um sie vor der Zeit genießen zu können. Eßt: die letzten Früchte der Orangenbäume Libyens, die ersten der sonnigen Melonenfelder Ägyptens und der Gärten Latiums, die weißen Mandeln unserer Heimat, die zarten Bohnen, die verdauungsfördernden Stengel, die nach Anis schmecken ... Marta, hast du an das Kind gedacht?«

»Ich habe an alles gedacht. Maria war ganz gerührt bei der Erinnerung an Ägypten.«

»Wir hatten einige Pflanzen in dem armseligen Garten. Bei der großen Hitze war es ein Fest, wenn man die Melonen in den tiefen, kühlen Brunnen des Nachbarn hängen konnte, um sie dann am Abend zu essen ... Ich erinnere mich noch daran ... Und ich hatte eine naschhafte Ziege, auf die man achtgeben mußte, denn sie hatte eine Vorliebe für zarte Pflanzen und Früchte ...« Jesus, der bis dahin mit leicht geneigtem Haupt gesprochen hat, hebt nun den Kopf und betrachtet die Palmen, die im leichten Abendwind rauschen. »Wenn ich diese Palmen sehe ... Immer wenn ich Palmen sehe, sehe ich

Ägypten wieder, seinen gelben, sandigen Boden, den der Wind so leicht davontrug. Und in der Ferne flimmerten die Pyramiden in der dünnen Luft ... und die hohen, schlanken Stämme der Palmen ... und das Haus, in dem ... Aber es ist besser, nicht davon zu reden. Jede Zeit hat ihre Plage. Und mit der Plage auch ihre Freude ... Lazarus, würdest du mir einige dieser Früchte geben? Ich möchte sie Maria und Matthias bringen. Ich glaube nicht, daß Johanna solche hat.«

»Nein, sie hat keine. Sie hat es gestern gesagt und sich vorgenommen, sie in Bet-Ter anzupflanzen, wenn die Gewächshäuser errichtet sind. Aber ich kann sie dir jetzt noch nicht geben. Ich habe alle gepflückt, die es gab, und die anderen werden erst in einigen Tagen reif sein. Dann schicke ich sie dir, oder du kannst sie bis Donnerstag abholen lassen. Wir werden einen hübschen Korb für die Kinder vorbereiten, nicht wahr, Marta?«

»Ja, mein Bruder. Und wir werden die kleinen Lilien der Maiglöckchen dazulegen, die Johanna so sehr liebt.«

Maria Magdalena kommt wieder herein. Sie bringt eine Amphore mit schlankem Hals, der in einem Schnabel endet und elegant wie eine Vogelkehle geschwungen ist. Der wertvolle gelbliche Alabaster hat einen leichten Rosaton, wie die Haut mancher Blondinen. Die Apostel sehen sie an, vielleicht in Erwartung einer besonderen Leckerei. Aber Maria geht nicht in die Mitte des U, das die Tische bilden und wo ihre Schwester sich befindet. Sie geht hinten an den Liegen vorbei und bleibt zwischen Jesus und Lazarus auf der einen und den beiden Jakobus auf der anderen Seite stehen.

Sie öffnet das Alabastergefäß und hält die Hand unter den Schnabel, um einige Tropfen einer dicken Flüssigkeit aufzufangen, die langsam aus dem geöffneten Krug quillt. Der intensive Geruch von Tuberosen und anderen Essenzen, ein herrlicher Duft, verbreitet sich im Saal. Doch Maria ist nicht zufrieden mit dem wenigen, das her austropft. Sie bückt sich und schlägt den Hals der Amphore kurz und fest gegen die Lehne des Ruhebettes Jesu. Der dünne Hals fällt

zu Boden und bespritzt den Marmor mit duftenden Tropfen. Nun hat die Amphore eine größere Öffnung und das zähflüssige Öl läuft heraus.

Maria stellt sich hinter Jesus und träufelt das dicke Öl auf das Haupt ihres Meisters, befeuchtet damit alle Locken, reibt sie ein und bringt sie dann wieder in Ordnung mit einem Kamm, den sie aus ihrem Haar zieht. Das angebetete Haupt ihres Jesus! Sein rotblondes Haar glänzt und leuchtet wie dunkles Gold nach dieser Salbung. Das Licht des Leuchters, den die Diener angezündet haben, spiegelt sich auf dem blonden Haupt wie auf einem herrlich verzierten Bronzehelm. Der Duft ist betäubend. Er dringt in die Nase, steigt in den Kopf und reizt fast wie Nießpulver, so stark ist er, da das Öl im Übermaß verwendet wird.

Lazarus, der hinter sich schaut, lächelt, als er sieht, mit welcher Sorgfalt Maria die Haare Jesu salbt und dann kämmt, damit alles wieder schön in Ordnung ist nach dieser duftenden Einreibung. Sie achtet nicht darauf, daß ihre Zöpfe immer weiter auf den Hals und bald schon auf den Rücken herabgleiten, da nun der Kamm fehlt, der sie zuvor zusammen mit den Nadeln gehalten hat. Auch Marta schaut zu und lächelt. Die anderen unterhalten sich leise und mit unterschiedlichem Gesichtsausdruck.

Aber Maria ist noch nicht zufrieden. Es ist noch viel Öl in dem Gefäß mit dem abgebrochenen Hals, und das dichte Haar Jesu ist schon genug gesalbt. Da wiederholt Maria die Liebesgeste eines fernen Abends. Sie kniet vor dem Ruhebett nieder, löst die Schnallen der Sandalen Jesu und zieht sie ihm aus. Dann taucht sie die Finger ihrer schönen schlanken Hand in das Gefäß, entnimmt ihm so viel Salbe als möglich und reibt damit die nackten Füße ein, Zehe um Zehe, dann die Fußsohle, die Ferse und den Knöchel, nachdem sie den Saum des Leinenkleides zurückgestreift hat, und schließlich den Rist. Sie verweilt an der Stelle, wo die furchtbaren Nägel ihn durchbohren werden. Als sie keinen Balsam mehr findet in dem Gefäß, zerbricht sie es auf dem Boden. Und da ihre Hände nun frei

sind, zieht sie die großen Haarnadeln aus dem Haar, löst die schweren Zöpfe auf und wischt mit diesen goldenen, lebenden, weichen, fließenden Strähnen das überflüssige Öl von den Füßen Jesu.

Judas – der bisher geschwiegen und mit lüsternen, neidvollen Blicken die schöne Frau und den Meister, dessen Kopf und Füße sie salbt, betrachtet hat – spricht jetzt laut. Es ist die einzige Stimme lauten Tadels; denn die anderen, nicht alle, nur einige, haben ihrem erstaunten Unmut nur durch Gesten oder leiser Worte Luft gemacht. Judas hingegen, der sogar aufgestanden ist, um die Salbung der Füße Christi besser sehen zu können, sagt unfreundlich: »Was für eine unnütze, heidnische Verschwendung! Mußte das sein? Und dann sollen die Vorsteher des Synedriums nicht von Sünde sprechen! Das sind Handlungen einer unzüchtigen Kurtisane, und sie passen nicht zu dem neuen Leben, das du jetzt führst, o Frau. Sie erinnern zu sehr an deine Vergangenheit!«

Die Beschimpfung ist so unverschämt, daß alle bestürzt sind. Keiner bleibt ruhig. Einige setzen sich auf ihren Lagern auf, andere springen auf die Füße, und alle starren Judas an, als ob er plötzlich den Verstand verloren hätte.

Marta wird rot, und Lazarus springt auf, schlägt mit der Faust auf den Tisch und ruft: »In meinem Haus . . . « Doch dann schaut er Jesus an und beherrscht sich.

»Ja, ihr schaut mich an. Alle habt ihr in euren Herzen gemurrt. Aber nun, da ich es ausgesprochen habe, da ich offen gesagt habe, was ihr denkt, seid ihr sofort bereit, mir Unrecht zu geben. Ich wiederhole, was ich gesagt habe. Ich will nicht sagen, daß Maria die Geliebte des Meisters ist. Aber ich möchte betonen, daß gewisse Handlungen sich weder für sie noch für ihn geziemen. Maria hat unklug und auch ungerecht gehandelt. Ja! Warum diese Verschwendung? Wenn sie die Erinnerung an ihre Vergangenheit tilgen wollte, hätte sie das Gefäß und das Öl mir geben können. Es war mindestens ein Pfund reinstes Nardenöl. Und sehr wertvoll. Ich hätte es für wenigstens dreihundert Denare verkauft, denn Nardenöl dieser

Art kostet so viel. Und ich hätte auch das Gefäß verkaufen können, denn es war sehr schön und kostbar. Das Geld hätte ich den Armen gegeben, die uns immer umlagern. Es reicht ja nie für alle. Und morgen in Jerusalem werden uns unzählige um Almosen bitten.«

»Das ist wahr«, stimmen die anderen bei. »Sie hätte etwas für den Meister verwenden können und das übrige . . . «

Maria von Magdala scheint taub zu sein. Sie trocknet immer noch die Füße Jesu mit ihren aufgelösten Haaren, die nun unten schon schwer von Öl und dunkler als oben auf dem Kopf sind. Die Füße Jesu, von der Farbe alten Elfenbeins, sind so glatt und weich, als hätten sie eine neue Haut bekommen. Maria legt Jesus wieder die Sandalen an und küßt jeden Fuß vorher und nachher noch einmal. Sie ist taub für alles, was nicht ihre Liebe zu Jesus ist.

Jesus verteidigt sie, legt eine Hand auf das zum letzten Kuß über seinen Fuß gebeugte Haupt und sagt: »Laßt sie. Warum betrübt und kränkt ihr sie? Ihr wißt nicht, was sie getan hat. Maria hat nicht unziemlich gehandelt, sondern ein gutes Werk an mir vollbracht. Die Armen werdet ihr immer unter euch haben. Ich aber verlasse euch bald. Sie werdet ihr immer haben, mich aber habt ihr nicht immer. Den Armen werdet ihr immer Almosen geben können. Mir, dem Menschensohn unter den Menschen, könnt ihr bald keinerlei Ehre mehr erweisen, weil die Menschen es so wollen und weil die Stunde gekommen ist. Die Liebe ist für Maria Erleuchtung. Sie fühlt, daß meine letzte Stunde naht, und da sie dieses Salböl über meinen Leib ausgegossen hat, hat sie es für mein Begräbnis getan. Wahrlich, ich sage euch, wo immer die Frohe Botschaft verkündet wird, da wird auch dieser Tat ihrer prophetischen Liebe gedacht werden. Auf der ganzen Welt und zu allen Zeiten. Wollte Gott, daß aus jedem Geschöpf eine andere Maria würde, die den Wert der irdischen Dinge nicht berechnet, keine Anhänglichkeit an sie nährt und nicht die geringste Erinnerung an die Vergangenheit bewahrt, sondern alles vernichtet und mit Füßen tritt, was fleischlich und weltlich ist, die sich selbst vernichtet und sich verausgabt, wie sie es mit dem Narden-

öl und dem Alabaster getan hat, aus Liebe zu ihrem Herrn. Weine nicht, Maria. Ich wiederhole dir in diesem Augenblick die Worte, die ich zu Simon, dem Pharisäer, und zu Marta, deiner Schwester, gesagt habe: „Alles ist dir verziehen, denn du hast vollkommen geliebt.“ Du hast den besseren Teil erwählt, und er wird dir nicht genommen werden. Geh in Frieden, mein sanftes, wiedergefundenes Lamm. Geh in Frieden. Die Weideplätze der Liebe werden auf ewig deine Nahrung sein. Steh auf. Küsse auch meine Hände, die dich gesegnet und losgesprochen haben . . . Wie viele haben meine Hände losgesprochen, gesegnet und geheilt, wie vielen haben sie Wohltaten erwiesen! Und doch sage ich euch, das Volk, dem ich Wohltaten erwiesen habe, ist schon bereit, diese Hände zu durchbohren . . . «

Ein beklemmendes Schweigen erfüllt die schwere, stark duftende Luft. Maria, deren offenes Haar wie ein Mantel über ihre Schultern fällt und ihr Gesicht verschleiert, küßt die rechte Hand, die Jesus ihr reicht, und kann ihre Lippen nicht mehr von ihr lösen . . .

Marta ist gerührt. Sie kommt herbei, nimmt das offene Haar, flicht es unter Liebkosungen in Zöpfe und versucht, die Tränen auf den Wangen damit zu trocknen.

Niemand hat mehr Lust zu essen . . . Die Worte Jesu stimmen nachdenklich. Der erste, der sich erhebt, ist Judas des Alphäus. Er bittet um Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen. Jakobus, sein Bruder, folgt ihm, und ebenso Andreas und Johannes. Die anderen bleiben, haben sich aber erhoben und waschen sich die Hände in den silbernen Becken, die ihnen die Diener reichen. Maria und Marta bedienen Jesus und Lazarus.

Ein Diener kommt herein und beugt sich zu Maximinus, um mit ihm zu sprechen. Dieser sagt, nachdem er ihn angehört hat: »Meister, es sind Leute da, die dich sehen möchten. Sie sagen, daß sie von weither kommen. Was sollen wir tun?«

Jesus ruft Philippus, Jakobus des Zebedäus und Thomas und ordnet an: »Geht, predigt und heilt in meinem Namen. Verkündet allen, daß ich morgen zum Tempel hinaufgehen werde.«

»Ist es gut, dies zu sagen, Herr?« fragt Simon der Zelote.

»Es verschweigen zu wollen, würde nichts nützen; denn die Feinde haben diese Nachricht in der heiligen Stadt schon mehr als die Freunde verbreitet. Geht.«

»Nun, solange es die Freunde wissen . . . Diese verraten nichts. Ich verstehe nicht, von wem es die anderen erfahren haben.«

»Unter vielen Freunden gibt es immer einen Feind, Simon des Jona. Es sind nun schon zu viele . . . Freunde, und sie werden zu leicht als solche akzeptiert. Wenn ich daran denke, wieviel ich beten und warten mußte . . .! Aber es war in der ersten Zeit, und da war man noch vorsichtig. Dann kamen die Siege und machten blind, und man wurde unvorsichtig. Das war ein Fehler. Aber so ergeht es allen Siegern. Die Siege trüben den Blick und verleiten zu weniger umsichtigem Handeln. Ich spreche natürlich von uns Jüngern. Nicht vom Meister. Er ist vollkommen. Wären wir zwölf allein geblieben, bräuchten wir keinen Verrat zu befürchten«, lügt Judas von Kerijot schamlos.

Der Blick, den Jesus dem verräterischen Apostel zuwirft, ist unbeschreiblich. Ein mahnender Blick, voll unsäglichem Leid. Aber Judas achtet nicht darauf. Er geht an dem Tisch vorbei und will den Raum verlassen. Jesus folgt ihm mit den Augen, und als er sieht, daß er wirklich hinausgehen will, fragt er: »Wohin gehst du?«

»Hinaus«, antwortet Judas ausweichend.

»Aus diesem Raum oder aus dem Haus?«

»Hinaus . . . Nur so . . . um mich ein wenig zu bewegen.«

»Geh nicht, Judas. Bleib bei mir, bei uns . . . «

»Deine Brüder und auch Johannes und Andreas sind gegangen. Warum soll ich nicht gehen?«

»Du willst nicht gehen, um dich auszuruhen, wie sie . . . «

Judas antwortet nicht, sondern geht eigensinnig hinaus. Niemand spricht mehr im Saal. Die Gastgeber und die vier zurückgebliebenen Apostel, Petrus, Simon, Matthäus und Bartholomäus, schauen sich an.

Jesus schaut hinaus. Er ist aufgestanden und an ein Fenster gegangen, um die Bewegungen des Judas zu verfolgen. Als er sieht, daß Judas, den Mantel um die Schultern, das Haus verläßt und sich zum Tor begibt, das man von hier aus nicht sieht, ruft er ihn laut: »Judas, warte auf mich. Ich muß dir etwas sagen.« Dann wehrt er sanft Lazarus ab, der ihm einen Arm um die Taille gelegt hat, da er ahnt, daß Jesus leidet, verläßt den Saal und holt Judas ein, der zwar etwas langsamer gegangen, aber nicht stehengeblieben ist. Er erreicht ihn, als dieser gut ein Drittel der Entfernung zwischen dem Haus und der Umzäunung zurückgelegt hat und sich bei einem Gebüsch aus dichtbelaubten Gewächsen befindet; diese haben fette Blätter, die dunkelgrüner Keramik gleichen, und unzählige Büschel kleiner Blüten. Jede Blüte ist ein Kreuzchen aus dicken, wächsernen, leicht gelblichen und stark duftenden Blütenblättern. Ihren Namen kenne ich nicht.

Jesus zieht Judas hinter dieses Gebüsch und hält ihn am Arm fest. Er fragt noch einmal: »Wohin gehst du, Judas? Ich bitte dich, bleibe hier!«

»Warum fragst du, da du doch alles weißt? Wenn du in den Herzen der Menschen lesen kannst, dann brauchst du doch nicht zu fragen. Du weißt, daß ich zu meinen Freunden gehe. Du erlaubst mir nicht, zu ihnen zu gehen. Sie drängen mich zu kommen, und ich gehe.«

»Deine Freunde? Deine Verderber, mußt du sagen! Du gehst ins Verderben. Du gehst zu deinen Mördern. Geh nicht, Judas! Geh nicht! Du gehst, um ein Verbrechen zu begehen ... Du ... «

»Ah, du hast Angst?! Du hast endlich Angst?! Du fühlst dich endlich Mensch! Du bist ein Mensch! Nichts als ein Mensch! Denn nur der Mensch hat Angst vor dem Tod. Gott weiß, daß er nicht sterben kann. Wenn du Gott wärest, wüßtest du, daß du nicht sterben kannst und hättest keine Angst. Du aber hast jetzt, jetzt, da du den Tod nahen fühlst, diese Angst, die alle Menschen haben. Und du versuchst mit allen Mitteln, sie zu vertreiben und siehst in allem und überall

nur Gefahr. Wo ist denn dein schöner Mut? Wo sind die überzeugenden Beteuerungen, daß du glücklich bist, daß du danach dürstest, das Opfer zu vollbringen? Nicht einmal ein Echo davon ist dir im Herzen geblieben! Du hast geglaubt, diese Stunde würde niemals kommen, hast den Starken gespielt, den Großmütigen, und feierliche Worte gesprochen. Geh! Du bist nicht anders als die, die du scheinheilig nennst! Du hast uns geschmeichelt und uns verraten. Und wir, wir haben alles für dich verlassen! Wir, die wir jetzt deinetwegen gehaßt werden! Du bist die Ursache unseres Verderbens . . . «

»Genug. Geh! Geh! Es sind noch nicht viele Stunden vergangen, seit du mir gesagt hast: „Hilf mir zu bleiben! Verteidige mich!“ Ich habe es getan. Und was hat es genützt? Sage mir nur noch eines und überlege, bevor du mir antwortest. Ist es dein eigener freier Wille, daß du zu deinen Freunden gehst und sie mir vorziehst?«

»Ja, das ist es. Ich brauche nicht erst nachzudenken, denn schon lange will ich nur dies.«

»Dann geh. Gott zwingt den Willen des Menschen nicht.«

Jesus kehrt ihm den Rücken und geht langsam zum Haus zurück. Als er schon fast angekommen ist, hebt er den Kopf, da er den auf ihn gerichteten Blick des Lazarus, der noch an derselben Stelle steht, fühlt. Es ist ein sehr blaßes Gesicht, das sich nun bemüht, dem treuen Freund zuzulächeln.

Jesus kehrt in den Saal zurück, in dem die vier Apostel mit Maximinus sprechen, während Maria und Marta die Arbeit der Diener überwachen, die den Saal wieder in Ordnung bringen und das Geschirr und die Tischwäsche abräumen, die man beim Mahl gebraucht hat.

Lazarus ist auf der Schwelle erschienen, hat Jesus wieder einen Arm um die Hüfte gelegt und im Vorbeigehen einem Diener befohlen: »Bringe mir die Schriftrolle, die auf dem Tisch in meinem Arbeitszimmer liegt.«

Lazarus geleitet Jesus zu einem der bequemen Sitze in den Fensternischen und bittet ihn, Platz zu nehmen. Doch Jesus bleibt stehen

und gibt sich Mühe, Lazarus zuzuhören . . . Aber man sieht deutlich, daß seine Gedanken anderswo sind und daß sein Herz sehr betrübt ist; und als er merkt, daß seine Apostel ihn beobachten und nähergekommen sind, lächelt er, um den Verdacht der ihn Umgebenden zu zerstreuen, die mit ihren Nachbarn flüstern, einander vielsagende Blicke zuwerfen und auf den Meister zeigen.

Der Diener kehrt mit der Schriftrolle zurück, und Petrus, der sieht, daß der Inhalt dieses Pergaments seinen Verstand übersteigt, zieht sich zurück mit den Worten: »Die Fische beißen bei gewissen Ködern nicht an. Es ist besser, wenn ich mit Maximinus über Pflanzen und Kulturen rede.«

Marta setzt ihre Arbeit fort, während Maria schweigend Lazarus zuhört, der den Meister auf einige Stellen in den Pergamentrollen aufmerksam macht und sagt: »Hat dieser Heide nicht eine außergewöhnliche Fähigkeit, die Dinge vorauszusehen? Mehr als viele von uns. Vielleicht . . . wenn er hier gelebt hätte, jetzt, da du unser Meister bist, wäre er einer deiner Jünger geworden, und einer der besten. Er hätte dich verstanden wie wenige von uns. Und welches Epos hätte sein Genie aus der Bewunderung für dich gemacht! Deine Worte, gesammelt und bewahrt von einem trotz seines Heidentums erleuchteten Geist. Dein Leben, beschrieben von diesem offenen und klaren Geist! Wir haben keine Dichter und Schriftsteller mehr. Du bist zu spät auf die Welt gekommen. Wie haben doch der Egoismus des Lebens und der religiös-soziale Verfall alle Poesie und alle Genialität in uns zum Erlöschen gebracht! Was unsere Weisen und Propheten von dir geschrieben haben ohne dich zu kennen, hat in keiner der lebenden Stimmen deiner Jünger ein Echo gefunden. Deine Bevorzugten, deine Getreuen sind zum großen Teil ungebildete Leute. Und die anderen . . . Nein, wir haben keine Kohelets mehr, um den Menschen deine Weisheit und deine Gestalt zu überliefern. Wir haben sie nicht mehr, denn es fehlt mehr der Geist und der Wille als die Fähigkeit, es zu tun. Der aus menschlicher Sicht gehobenere Teil Israels ist taub und stumm wie ein Fisch und kann nicht mehr die

Herrlichkeit und die Wunder Gottes besingen. Ich fürchte, daß man alles vergessen oder verfälschen wird, teils aus Unfähigkeit, teils aus bösem Willen ... «

»Das wird nicht geschehen. Wenn der Geist des Herrn sich in den Herzen niedergelassen hat, wird er meine Worte wiederholen und ihren Sinn erklären. Der Geist Gottes ist es, der durch den Mund des Christus spricht ... Später wird er direkt zu den Seelen sprechen und sie an meine Worte erinnern.«

»Oh, wenn dies nur bald geschehen würde! Bald, denn nur wenige hören deine Worte an und noch weniger verstehen sie. Ich glaube, daß das Brausen des Geistes Gottes mächtig, gleich dem Brausen lodender Feuer, sein wird, um den Seelen mit Gewalt einzubrennen, was sie nicht annehmen wollten, als es süß und sanft war. Ich denke, daß der flammende Geist mit seinem Feuer die lauen und gleichgültigen Gewissen verbrennen und ihnen deine Worte einprägen wird. Die Welt wird dich lieben müssen. Der Allerhöchste will es! Aber wann wird dies geschehen?«

»Wenn ich mich im Opfer der Liebe verzehrt habe, wird die Liebe kommen. Sie wird wie eine schöne Flamme sein, die von dem dargebrachten Opfer aufsteigt. Und diese Flamme wird nicht erlöschen, denn das Opfer wird kein Ende haben. So wie es begonnen hat, wird es bestehen, solange die Welt besteht.«

»Aber dann ... mußt du wirklich geopfert werden, damit dies geschieht?«

»So ist es.« Jesus macht die übliche Bewegung, mit der er seine Ergebung in sein Schicksal ausdrückt. Er breitet die Arme aus, mit nach außen gekehrten Händen, und neigt das Haupt. Dann erhebt er es wieder, lächelt dem betäubten Lazarus zu und sagt: »Die unkörperliche Stimme des Geistes der Liebe wird nicht wie ein gewaltiges Brausen sein, sondern sanft wie die Liebe, die zart wie der Wind des Nisan und doch auch stark wie der Tod ist. Das unergründliche Wirken der Liebe! Die Ergänzung, die Vervollständigung meiner Sendung ... Ich fürchte nicht, so wie du, daß etwas von dem, was ich

gegeben habe, verlorengehen wird. Vielmehr sage ich dir, wahrlich, Lichtstrahlen werden auf meine Worte fallen, und ihr werdet ihren Geist erkennen. Ich gehe beruhigt, denn ich vertraue meine Lehre dem Heiligen Geist an und meinen Geist dem Vater.«

Jesus neigt nachdenklich das Haupt. Dann legt er die Schriftrolle, der Anlaß des Gespräches, auf eine Art Anrichte oder Truhe aus Ebenholz oder einem anderen dunklen Holz, die ganz mit gelblichem Elfenbein eingelegt ist und die vier Diener aus dem anliegenden Zimmer hereingetragen haben, um nach den Anweisungen Martas das wertvolle Geschirr darin aufzubewahren. Er sagt zu Lazarus: »Komm mit mir hinaus. Ich muß mit dir sprechen.«

»Sofort, Herr.« Lazarus erhebt sich von dem Stuhl, auf den er sich gesetzt hat, und folgt Jesus in den Garten, der schon fast im Dunkeln liegt, da am Himmel das letzte Tageslicht erlischt und der erste schwache Schein des Mondes sich noch kaum bemerkbar macht.

Die Passion

642 Verschiedene Einführungen: I. »Der Sohn Gottes und der Frau ohne Makel war wie ein Wurm geworden«

Jesus sagt:

»Und nun komm. Auch wenn du heute abend einer Sterbenden gleichst, komm, daß ich dich in meine Leiden einführe. Es wird ein weiter Weg sein, den wir zusammen gehen müssen, denn kein Schmerz ist mir erspart geblieben. Kein Schmerz des Fleisches, des Geistes, des Herzens, der Seele. Alle habe ich sie verkostet, von allen habe ich mich genährt, an allen meinen Durst gestillt, bis ich an ihnen gestorben bin.

Könntest du den Mund an meine Lippen legen, würdest du noch immer die Bitterkeit dieser vielen Schmerzen bemerken. Könntest du meine Menschheit in meinem nun so strahlenden Gewand sehen, würdest du auch sehen, daß diese Strahlen aus den tausend und abertausend Wunden hervorgehen, die meine aus Liebe zu euch zerrissenen, ausgebluteten, zerschlagenen und durchbohrten Glieder mit einem Mantel lebenden Purpurs bedeckten.

Nun erstrahlt meine Menschheit. Aber es gab einen Tag, da glich sie der eines Aussätzigen, so zerschlagen und gedemütigt war sie. Der Gottmensch, der als Sohn Gottes und der Frau ohne Makel alle Schönheit des Leibes in Vollkommenheit besaß, war damals in den Augen jener, die ihn liebevoll, neugierig oder verächtlich betrachteten, abscheulich: ein „Wurm“, wie David sagt, der Leute Spott und der Verachtetste des Volkes.

Die Liebe zum Vater und zu den Geschöpfen des Vaters hat mich dazu getrieben, meinen Körper denen zu überlassen, die mich schlügen, mein Antlitz denen darzubieten, die mir Backenstreiche gaben und mich bespion und die glaubten, verdienstvoll zu handeln, als sie mir die Haare ausrissen, mich am Bart zerrten und mein Haupt mit Dornen durchbohrten. Selbst die Erde, und was von ihr kommt, haben sie zum Komplizen der ihrem Retter zugefügten Qualen gemacht, denn sie haben meine Glieder verrenkt, meine Knochen bloß-

gelegt, mir meine Kleider vom Leib gerissen und so meiner Reinheit die größte Qual zugefügt. Sie haben mich an das Holz geschlagen, mich wie ein am Haken des Schlächters verblutendes Lamm aufgehängt, sie haben meinen Todeskampf mit geiferndem Hohn verfolgt – ein Rudel gieriger Wölfe, das der Blutgeruch noch rasender macht.

Angeklagt, verurteilt, getötet. Verraten, verleugnet, verkauft. Selbst von Gott verlassen, denn auf mir lagen die Verbrechen, die ich auf mich genommen hatte. Ich war ärmer als ein unter die Räuber gefallener Bettler, denn man hat mir nicht einmal das Kleid gelassen, um meine gemarterte, zerschlagene Blöße zu bedecken. Es wurde mir nicht einmal die Schmach erspart, noch über den Tod hinaus verletzt und von den Feinden verleumdet zu werden. Vom Schmutz all eurer Sünden bedeckt, in die tiefste Nacht des Schmerzes gestürzt, ohne daß das Licht des Himmels meinem sterbenden Blick begegnet wäre oder eine göttliche Stimme meinem letzten Flehen geantwortet hätte.

Jesaja nennt den Grund so vieler Schmerzen: „Wahrlich, er hat all unsere Leiden auf sich genommen, unsere Schmerzen hat er getragen.“

Unsere Schmerzen! Ja, für euch habe ich sie getragen! Um eure Schmerzen zu lindern, zu besänftigen, zu beenden, wenn ihr mir nur treu gewesen wäret. Aber ihr wolltet es nicht sein. Und was habe ich dafür bekommen? Ihr habt mich wie einen Aussätzigen, einen von Gott Geschlagenen betrachtet. Ja, der Aussatz eurer unendlich vielen Sünden war auf mir wie ein Bußgewand, wie ein Bußgürtel; aber warum habt ihr nicht durch das Gewand, in das er seine Heiligkeit für euch kleidete, Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit gesehen?

„Durchbohrt um eurer Sünden willen, zerschlagen für eure Missetaten“, sagt Jesaja, der mit seinem prophetischen Blick den Menschensohn als eine einzige Wunde gesehen hat, zur Heilung der Wunden der Menschen. Und wenn nur mein Körper verwundet gewesen wäre!

Aber was ihr mir noch viel mehr verwundet habt, war mein Gefühl und mein Geist. Das eine wie das andere habt ihr zur Zielscheibe eures Spottes gemacht, und ihr habt meine Freundschaft, die ich euch geschenkt hatte, durch Judas mit Füßen getreten. Die Treue, die ich von euch erhofft hatte, habt ihr durch die Verleugnung des Petrus gebrochen. Ihr habt mich getroffen durch die Undankbarkeit jener, die mir zuriefen: „Stirb!“, nachdem ich sie von so vielen Übeln befreit hatte. Ihr habt mich in der Liebe verletzt durch das meiner Mutter zugefügte Leid, und in der Religion, als ihr mich Gotteslästerer nanntet; mich, der ich mich aus Eifer für die Sache Gottes den Händen der Menschen überliefert habe, indem ich Mensch geworden bin, ein Leben lang gelitten und mich der menschlichen Grausamkeit überlassen habe, ohne ein Wort zu sagen oder zu klagen.

Ein Blick meiner Augen hätte genügt, um die Kläger, Richter und Henker zu vernichten. Aber ich war freiwillig gekommen, um das Opfer zu vollbringen, und als Lamm; denn ich war das Lamm Gottes, und ich bin es auf ewig. Ich habe mich fortführen lassen, um meiner Kleider beraubt und getötet zu werden, damit aus meinem Fleisch Leben für euch werde.

Als ich erhöht wurde, war ich schon verzehrt von namenlosen Schmerzen, von Schmerzen aller Namen. Schon in Betlehem habe ich zu Sterben angefangen, als ich das Licht der Welt erblickte, das so erschreckend andersartig für mich war, der ich der Lebende des Himmels war. Ich bin auch gestorben in der Armut, in der Verbannung, bei der Flucht, bei der Arbeit, bei all meinen Mühen, dem Unverständnis, dem Verrat, den verletzten Gefühlen, den Qualen, Lügen und Gotteslästerungen. Dies alles hat der Mensch mir zugefügt, mir, der ich gekommen war, um ihn wieder mit Gott zu versöhnen.

Maria, schau deinen Erlöser an. Er trägt kein weißes Gewand und hat kein blondes Haupt. Er hat nicht den saphirfarbenen Blick, den du kennst. Sein Gewand ist rot von Blut. Es ist zerrissen und mit Schmutz und Speichel bedeckt. Sein Gesicht ist geschwollen und entstellt und sein Blick von Blut und Tränen verschleiert, und er

blickt dich an durch diese Kruste aus Blut, Tränen und Staub, die seine Lider bedecken. Meine Hände, siehst du, sind schon voller Wunden und warten auf die letzte Wunde.

Schau mich an, kleiner Johannes, so wie mich dein Bruder Johannes angeschaut hat. Meine Schritte hinterlassen blutige Spuren. Der Schweiß wäscht das Blut ab, das aus den Wunden der Geißelhiebe tropft, und das Blut, das mich noch bedeckt von der Todesangst im Ölgarten. Die ausgetrockneten, zerschlagenen Lippen sprechen dieses Wort in der Bedrängnis, im Kummer eines unter namenlosen Qualen schon sterbenden Herzens.

Von nun an wirst du mich oft so sehen. Ich bin der König der Schmerzen und werde in diesem königlichen Gewand kommen, um dir von meinen Schmerzen zu sprechen. Folge mir, trotz deiner Todesangst. Ich werde, da ich der Barmherzige bin, deine von meinem Schmerz bitteren Lippen auch mit dem duftenden Honig der friedvollsten Betrachtungen erquicken. Aber du mußt die blutigen vorziehen, denn durch sie erhältst du das Leben und wirst auch andere zum Leben führen. Küsse meine blutende Hand und wache in der Betrachtung über mich, den Erlöser.«

Ich sehe Jesus so, wie er sich beschreibt. Heute abend, seit 19 Uhr, ringe ich wirklich mit dem Tod.

Jesus sagt heute morgen, den 11. Februar, um 7.30 Uhr, zu mir:

»Gestern abend wollte ich nur von mir als dem Leidenden sprechen, denn die Beschreibung und die Vision meiner Schmerzen haben begonnen. Gestern abend war die Einführung. Und du warst so erschöpft, meine Freundin! Doch bevor die Agonie zurückkehrt, muß ich dir eine sanfte Rüge erteilen.

Gestern früh bist du egoistisch gewesen. Du hast zum Pater gesagt: „Hoffentlich halte ich durch, denn meine Mühen sind die allergrößten.“ Nein. Seine Mühen sind die größten, denn sie ermüden und werden nicht ausgeglichen durch die Seligkeit, Jesus zu sehen und bei sich zu haben, wie du ihn auch in seiner heiligen Menschheit hast. Man darf niemals egoistisch sein, auch nicht in den kleinsten Dingen. Eine Jüngerin, ein kleiner Johannes, muß über alle Maßen demütig und liebevoll sein, wie ihr Jesus.

Und nun komm zu mir. „Die Blumen sind erschienen ... die Zeit des Beschneidens ist gekommen ... der Ruf der Turteltaube erschallt auf dem Land ...“ Und es sind die Blumen, die den Blutlachen deines Christus entspringen sind. Und jener,

der wie der Zweig beschnitten wird, ist der Erlöser. Und die Stimme der Turteltaube, die die Braut zu ihrem schmerzhaften und heiligen Hochzeitsmahl ruft, ist die meine, die dich liebt.

Steh auf und komm, wie in der heiligen Messe heute gesagt wird. Komm, um zu betrachten und zu leiden. Das ist das Geschenk für meine Auserwählten.«

643 Verschiedene Einführungen: II. »Man braucht nur die Wahrheit zu sagen, um gehaßt zu werden«

Jesus sagt:

»Mein Blick hat im Herzen des Judas Iskariot gelesen. Niemand soll glauben, die Weisheit Gottes sei nicht imstande gewesen, dieses Herz zu verstehen. Aber wie ich zu meiner Mutter sagte, ist es notwendig gewesen. Wehe ihm, daß er zum Verräter wurde! Aber es mußte einen Verräter geben. Doppelzünftig, hinterhältig, geizig, lasterhaft, diebisch, intelligent, und zudem gebildeter als der Durchschnitt, hat er es verstanden, auf alle Eindrücke zu machen. Mit großer Kühnheit ebnete er mir den Weg, auch wenn es schwierig war. Es gefiel ihm vor allem, als meine Vertrauensperson zu gelten und dies noch hervorzuheben. Er war nicht von Natur aus und aus Liebe hilfsbereit, sondern einzig und allein, weil er einer von denen war, die ihr „Wichtigtuere“ nennt. Das machte es ihm auch möglich, das Geld zu verwalten und sich den Frauen zu nähern. Zwei Dinge, die er neben dem dritten, dem Ansehen bei den Menschen, grenzenlos liebte.

Die Reine, die Demütige, die von allen Reichtümern der Welt Losgelöste konnte nicht anders als Abscheu vor dieser Schlange empfinden. Auch ich empfand Abscheu. Und nur ich allein, der Vater und der Geist wissen, welche Überwindung es mich gekostet hat, ihn in meiner Nähe zu ertragen. Doch dies werde ich dir zu gegebener Zeit erklären.

Ebenso war mir die Feindseligkeit der Priester, Pharisäer, Schriftgelehrten und Sadduzäer nicht unbekannt. Sie waren schlaue Füchse, die versuchten, mich in ihre Höhle zu locken, um mich dort zu

zerreißen. Sie dürsteten nach meinem Blut. Und sie versuchten, mir überall Fallen zu stellen, um mich gefangennehmen zu können, um eine Waffe der Anklage zu haben und mich aus der Welt zu schaffen. Drei Jahre hat diese Bosheit gedauert, und sie fand erst ein Ende, als sie wußten, daß ich tot war. An jenem Abend erst konnten sie ruhig schlafen. Die Stimme ihres Anklägers war für immer verstummt. So glaubten sie. Aber nein, sie ist nicht verstummt. Sie wird niemals verstummen. Wie Donner ertönt sie und verflucht alle, die heute gleich ihnen sind. Wieviel Leid mußte meine Mutter durch ihre Schuld ertragen! Und ich werde dieses Leid nie vergessen.

Daß die Menge wankelmütig ist, war nichts Neues für mich. Sie ist das wilde Tier, das dem Bändiger die Hand leckt, wenn dieser mit der Peitsche kommt oder ihm ein Stück Fleisch für seinen Hunger reicht. Doch es genügt, daß er fällt und seine Peitsche nicht mehr gebrauchen kann, oder daß er kein Futter mehr hat, und das Tier fällt ihn an und zerreißt ihn. Es genügt, die Wahrheit zu sagen und zu den Guten zu gehören, um von der Masse gehaßt zu werden, wenn die erste Begeisterung verflogen ist. Die Wahrheit ist Mahnung und Rüge. Die Güte beraubt der Peitsche und führt dazu, daß die Bösen keine Furcht mehr haben. Daher das „Kreuzige ihn“ nach dem „Hosanna“. In meinem ganzen Leben als Meister haben mich diese beiden Rufe begleitet. Und der letzte war „Kreuzige ihn“! Das „Hosanna“ ist wie das tiefe Atemholen des Sängers, damit er genügend Luft für den hohen Ton hat. Maria hat am Abend des Karfreitag in ihrem Inneren alle diese verlogenen „Hosanna“ noch einmal gehört, die für ihren Sohn zu Todesurteilen geworden sind. Und sie haben ihr Herz durchbohrt. Auch das vergesse ich nicht.

Die Menschlichkeit der Apostel! Wieviel Menschlichkeit! Schwere Steine, die sich von der Erde angezogen fühlten, habe ich auf meinen Armen getragen, um sie zum Himmel emporzuheben. Auch jene, die sich nicht wie Judas Iskariot als Diener eines irdischen Königs sahen, die nicht wie er damit rechneten, bei nächster Gelegenheit an meiner Statt den Thron zu besteigen, waren trotzdem alle zu sehr

auf Ruhm bedacht. Es kam der Tag, an dem selbst mein Johannes und sein Bruder dieses Verlangen nach Ruhm verspürten, das euch sogar in himmlischen Dingen wie eine Fata Morgana irreführt. Es ist nicht das heilige Verlangen nach dem Paradies, das ihr meinem Willen gemäß haben sollt, es ist vielmehr der menschliche Wunsch, daß eure Heiligkeit bekannt werde. Und nicht nur das; es ist euer Profitdenken in der Art der Wechsler und Wucherer, mit dem ihr für ein wenig Liebe, die ihr dem gebt, dem ihr nach meinen Worten alles, euch selbst, geben müßt, einen Platz zu seiner Rechten im Himmel verlangt.

Nein, Kinder. Nein! Zuerst muß man den ganzen Kelch austrinken, den ich getrunken habe. Den ganzen Kelch, indem man mit Liebe auf Haß antwortet, mit Reinheit auf die Stimmen der Sinne, mit Heldentum auf die Prüfungen, und sich aus Liebe zu Gott und den Brüdern selbst zum Opfer bringt. Dann, wenn ihr alle eure Pflichten erfüllt habt, sollt ihr noch sagen: „Wir sind unnütze Knechte“ und warten, bis mein und euer Vater euch in seiner Güte einen Platz in seinem Reich gewährt. Man muß sich allem Menschlichen entäußern, wie du mich im Prätorium entkleidet gesehen hast, und nur das unumgänglich Notwendige behalten aus Achtung vor dem Leben, dem Geschenk Gottes, und vor den Brüdern, denen wir vom Himmel aus mehr nützen können als auf Erden. Überlaßt es Gott allein, euch mit dem im Blut des Lammes gewaschenen Gewand der Unsterblichkeit zu bekleiden.«

644 Verschiedene Einführungen: III. »Ich habe darunter gelitten, meine Mutter leiden zu sehen«

Jesus sagt:

»Auch diese Schmerzen meiner Mutter Maria habe ich nicht vergessen: daß ich ihr durch das Warten auf mein Leiden so große Qualen bereiten mußte, daß ich sie weinen sehen mußte. Und deshalb schlage ich ihr nichts ab. Sie hat mir alles gegeben, und ich gebe ihr

alles. Sie hat alle Schmerzen erlitten. Ich gebe ihr alle Freuden.

Ich möchte, daß ihr, wenn ihr an Maria denkt, ihre dreiunddreißig Jahre dauernde Todesangst betrachtet, die ihren Höhepunkt am Fuß des Kreuzes erreicht hat. Sie hat sie euretwegen erlitten. Euretwegen wurde sie von der Menge verlacht und Mutter eines Verrückten genannt. Euretwegen der Tadel der Verwandten und der angesehenen Personen. Euretwegen meine anscheinende Verleugnung: „Meine Mutter und meine Brüder sind jene, die den Willen Gottes tun.“

Wer hat mehr als sie den Willen Gottes getan, und welcher furchtbaren Willen, der ihr die Qual auferlegte, ihren Sohn gemartert zu sehen?

Euretwegen die Mühe, mir da- und dorthin nachzufolgen. Euretwegen die Opfer: angefangen von dem, ihr kleines Haus zu verlassen und sich unter das Volk zu begeben, bis zu dem Opfer, ihr kleines Vaterland zu verlassen wegen des Tumultes in Jerusalem. Euretwegen mußte sie mit dem Menschen in Berührung kommen, der in seinem Herzen auf Verrat sann. Euretwegen der Schmerz, mich der satanischen Besessenheit und der Häresie angeklagt zu sehen. Alles, alles euretwegen.

Ihr wißt nicht, wie sehr ich meine Mutter geliebt habe. Ihr denkt nicht daran, wie empfänglich das Herz des Sohnes Marias für ihre Liebe war. Und ihr glaubt, daß meine Marter nur aus körperlichen Schmerzen bestand und fügt höchstens noch die geistige Qual hinzu, am Ende meiner Leiden vom Vater verlassen worden zu sein.

Nein, meine Kinder! Auch die Gefühle des Menschen habe ich kennengelernt. Ich habe darunter gelitten, meine Mutter leiden zu sehen; sie wie ein geduldiges Lamm zum Opfer führen zu müssen; sie quälen zu müssen mit meinem wiederholten Abschied, in Nazaret vor dem Beginn des öffentlichen Lebens; mit dem Abschied, den ich euch gezeigt habe und der meinem bevorstehenden Leiden vorausgeht; dem Abschied vor dem Abendmahl, als Iskariot schon im Begriff war, mich zu verraten, und mit dem anderen furchtbaren auf dem Kalvarienberg.

Ich habe gelitten, als ich verspottet, gehaßt, verleumdet und von ungesunder Neugier, die nicht zum Guten, sondern nur zum Bösen führte, umgeben war. Ich habe bei allen Lügen, die ich hören mußte oder in meiner Nähe wirksam sah, gelitten; bei denen der scheinheiligen Pharisäer, die mich Meister nannten und die mir Fragen stellten, nicht weil sie an meine Weisheit glaubten, sondern um mir Fallen zu stellen; bei den Lügen der Menschen, denen ich Gutes getan hatte und die dann beim Synedrium und im Prätorium als Ankläger gegen mich auftraten; bei der lange bedachten, schlaun und fein gesponnenen Lüge des Judas, der mich verkauft und sich weiterhin als Jünger ausgegeben hat, der mich dann mit dem Zeichen der Liebe dem Henker ausgeliefert hat. Ich habe gelitten wegen der Lüge des Petrus, den die Angst vor den Menschen gepackt hatte.

Wie viele Lügen, und wie abstoßend für mich, der ich die Wahrheit bin! Wie viele Lügen auch jetzt noch mir gegenüber! Ihr sagt, daß ihr mich liebt, doch ihr liebt mich nicht. Ihr habt meinen Namen auf den Lippen und betet im Herzen den Satan an und befolgt ein Gesetz, das meinem widerspricht.

Ich habe gelitten bei dem Gedanken, daß in Anbetracht des unendlichen Wertes meines Opfers, dem Opfer eines Gottes, viel zu wenige gerettet werden würden. Alle, ich will sagen, alle jene, die in den Jahrhunderten der irdischen Zeit den Tod dem ewigen Leben vorziehen und so mein Opfer nutzlos machen würden, sie alle habe ich vor Augen gehabt. Und mit diesem Wissen bin ich dem Tod entgegengegangen.

Siehst du, kleiner Johannes, daß dein Jesus und seine Mutter in ihrer Seele sehr gelitten haben? Und lange. Geduld also, wenn du wirst leiden müssen. „Kein Jünger ist mehr als der Meister“, habe ich gesagt.

Morgen werde ich über die geistigen Leiden sprechen. Nun ruhe dich aus. Der Friede sei mit dir.«

Dann sagt Maria und antwortet damit auf ein Gebet, das aus meinem Herzen aufgestiegen ist, nachdem ich das andere gebetet habe, das unter dem Bild des Unbefleckten Herzens geschrieben steht: »Unsere liebevollste Mutter, enthülle uns

die Geheimnisse deines Unbefleckten Herzens. Gib, daß ein süßer und reiner Strahl von dir unser Herz durchdringe und es umwandle und vorbereite auf die göttliche Einkehr des Heiligen Geistes.« Ich hatte hinzugefügt: »Ja, Mutter Jesu und meine Mutter, enthülle mir die Geheimnisse deines Herzens und bereite mein Herz mit deinem Licht vor.«

Und sie: »Ich habe dich in mein Herz versenkt, dessen Freuden und Leiden ich dir gezeigt habe. Ich habe dein Herz mit dem Strahl meiner Liebe durchbohrt, damit du die Stimme meines Sohnes und die Erleuchtungen des göttlichen Geistes verstehst; denn ohne die Erleuchtungen des Paraklet bleibt es dunkel und still in den Herzen. Es ist immer der Geist, dessen Braut ich bin, der euch die Wahrheit begreifen läßt und euch für Gott heiligt. Der Vater, der Sohn und der Heilige Geist müssen in euren Herzen wohnen, damit ihr die Geheimnisse Gottes und die dreifache Offenbarung seiner Macht, seiner Erlösung und seiner Liebe verstehen könnt. Der Vater mit seiner Güte ist in seinen wahren Kindern immer gegenwärtig, der Sohn mit seiner Lehre, und der Geist mit seinem Licht, denn niemals fehlt er dort, wo sich ein Mensch heiligt; und das Wort meines Jesus ist die vom euch liebenden Vater gewollte und gewährte Heiligung.«

645 Verschiedene Einführungen: IV. »Ich war und ich bin der Sohn Gottes. Aber ich war auch der Menschensohn.«

Jesus sagt:

»Das Leiden meiner geistigen Agonie hast du am Abend des Donnerstags betrachtet. Du hast deinen Jesus zusammensinken sehen wie einen zu Tode Getroffenen, der sein Leben durch seine blutenden Wunden entfliehen fühlt, oder wie ein von einem seelischen und seine Kräfte übersteigenden Trauma überwältigtes Geschöpf. Du hast die immer heftigeren Phasen dieses Traumas gesehen, das im Blutschwitzen gipfelte und hervorgerufen wurde durch Störungen des Blutkreislaufs als Folge der Anstrengung, mich zu beherrschen und die Last zu ertragen, die sich auf mich gesenkt hatte.

Ich war, ich bin der Sohn Gottes, des Allerhöchsten. Aber ich war auch der Menschensohn. Ich will, daß aus diesen Seiten meine doppelte, in beiden Teilen vollkommene Natur klar hervorgehe.

Von meiner Göttlichkeit zeugt mein Wort, das Akzente setzt, wie nur Gott sie setzen kann. Von meiner Menschheit zeugen die Bedürf-

nisse, die Leidenschaften und die Schmerzen, die ich euch gezeigt und in meinem Fleisch als wahrer Mensch erlitten habe, als Vorbild für euer Menschsein, so wie ich euren Geist in meiner Lehre als wahrer Gott unterweise.

Das Bild sowohl meiner allerheiligsten Gottheit als auch meiner vollkommenen Menschheit hat im Laufe der Jahrhunderte durch die zersetzende Wirkung eurer unvollkommenen Menschlichkeit Minderungen und Verzerrungen erfahren. Ihr habt meine Menschheit unwirklich, ihr habt sie unmenschlich gemacht, ebenso wie ihr mich als Gott verkleinert, herabgemindert und sogar geaugnet habt in vielem, was anzuerkennen euch unbequem war oder was ihr mit eurem durch die Krankheit der Laster, des Atheismus, des Humanismus und des Rationalismus geschwächten Geist nicht mehr erkennen konntet.

Ich komme in dieser tragischen Stunde, der Vorboten universellen Unglücks; ich komme, um eurem Geist meine doppelte Natur als Gott und Mensch in Erinnerung zu rufen, damit ihr sie erkennt, wie sie ist, damit ihr sie wiedererkennt nach so viel Obskurantismus, mit dem ihr sie vor eurem Geist verborgen habt; damit ihr sie liebt und zu ihr zurückkehrt, damit ihr euch durch sie rettet. Es ist euer Erlöser, und wer ihn kennt und liebt, wird sich retten.

In diesen Tagen hast du meine physischen Leiden kennengelernt. Sie haben meine Menschheit gequält. Du hast meine moralischen Leiden kennengelernt, die mit denen meiner Mutter verbunden, verknüpft, verschmolzen waren, wie die unentwirrbaren Lianen der tropischen Urwälder, die man nicht trennen kann, um eine einzelne abzuschneiden, sondern die man mit einem einzigen Axthieb alle zusammen abschlagen muß, um sich einen Weg zu bahnen; wie die Adern des Körpers, von denen man nicht eine allein blutleer machen kann, da sie von einer einzigen Quelle gespeist werden; so, oder besser noch, so wie ein Geschöpf im Mutterleib, das den Tod findet, wenn die Mutter stirbt – denn es sind das Leben, die Wärme, die Nahrung, das Blut der Mutter, die im Rhythmus des mütterlichen

Herzschlags durch die inneren Membranen zu dem Ungeborenen gelangen und es für das Leben vollenden.

Sie, oh! Sie, meine reine Mutter, hat mich nicht nur die neun Monate getragen, wie jede menschliche Frau die menschliche Frucht trägt, sondern das ganze Leben. Unsere Herzen waren durch geistige Fasern verbunden und haben immer zusammen geschlagen. Sie weinte keine mütterliche Träne, deren Salz nicht auf mein Herz gefallen wäre, und jede meiner lautlosen inneren Klagen fand bei ihr Widerhall und schmerzte sie.

Ihr habt Mitleid mit einer Mutter, deren Sohn durch eine unheilbare Krankheit zum Tod verurteilt ist; mit der Mutter eines von der Strenge der menschlichen Gerichtsbarkeit zur Hinrichtung Verurteilten. Aber denkt an meine Mutter, die vom Augenblick meiner Empfängnis an gezittert hat im Gedanken daran, daß ich der Verurteilte sein würde. Denkt an diese Mutter, die beim ersten Kuß auf die weichen rosigen Wangen des Neugeborenen schon die künftigen Wunden ihres Geschöpfes gefühlt hat. Denkt an diese Mutter, die zehnmal, hundertmal, tausendmal ihr Leben gegeben hätte, um mich daran zu hindern, Mensch zu werden und den Augenblick der Opferung zu erreichen. Denkt an diese Mutter, die die schreckliche Stunde kannte und herbeiwünschen mußte, um dem Willen des Herrn zu entsprechen, zur Ehre Gottes und aus Liebe zur Menschheit. Nein, es hat keinen Todeskampf gegeben, der länger gedauert und mit einem größeren Schmerz geendet hätte, als der meiner Mutter.

Und kein Schmerz ist je größer und vollständiger gewesen als der meine. Ich war eins mit dem Vater. Er hatte mich von Ewigkeit geliebt, wie nur Gott lieben kann. Er hatte sein Wohlgefallen an mir und in mir seine göttliche Freude gefunden. Und ich hatte ihn geliebt, wie nur ein Gott lieben kann, und in der Vereinigung mit ihm meine göttliche Freude gefunden. Die unaussprechliche Verbindung, die seit Ewigkeiten zwischen dem Vater und dem Sohn besteht, kann euch nicht einmal durch mein Wort erklärt werden,

denn sie ist vollkommen, und eure Intelligenz ist es nicht, und ihr könnt nicht verstehen und erkennen, was Gott ist, bis ihr bei ihm im Himmel seid.

Und ich habe, wie steigendes Wasser gegen einen Deich drückt, Stunde um Stunde die Strenge des Vaters mir gegenüber zunehmen gefühlt. Um der Beschränktheit der Menschen, die nicht verstehen wollten, zu bezeugen, wer ich war, hat Gott während der Zeit meines öffentlichen Lebens dreimal den Himmel geöffnet: am Jordan, auf dem Tabor und in Jerusalem am Vorabend der Passion. Aber er hat dies für die Menschen getan, nicht um mir Erleichterung zu verschaffen. Ich war bereits der Sühnende.

Viele Male, Maria, läßt Gott für die Menschen einen seiner Diener erkennen, damit sie durch ihn erschüttert werden und zu Gott finden; aber dies geschieht auch durch die Leiden des Dieners. Denn dieser bezahlt für die Tröstungen und die Rettung der Brüder, indem er das bittere Brot der Strenge Gottes ißt. Ist es nicht so? Die Sühnopfer kennen die Strenge Gottes. Danach kommt die Herrlichkeit. Aber erst, wenn die Gerechtigkeit befriedigt ist. Es ist nicht wie bei meiner Liebe, die ihren Opfern Küsse gibt. Ich bin Jesus, ich bin der Erlöser, ich bin der, der gelitten hat und aus eigener Erfahrung weiß, wie sehr es schmerzt, den Blick Gottes in all seiner Strenge auf sich zu fühlen und von ihm verlassen zu werden. Und ich bin niemals streng, und ich verlasse nie. Ich verzehre ebenfalls, aber in einem Feuer der Liebe.

Je näher die Stunde der Sühne rückte, desto mehr fühlte ich, wie der Vater sich von mir entfernte. Und je größer die Entfernung, desto weniger war die Göttlichkeit Gottes meiner Menschheit eine Stütze. Ich litt auf die verschiedenste Art darunter.

Die Trennung von Gott bringt Angst mit sich, bringt Anhänglichkeit an das Leben mit sich, bringt Schwäche, Müdigkeit und Lauheit mit sich. Je größer sie ist, um so stärker sind diese ihre Folgen. Ist sie vollständig, führt sie zur Verzweiflung. Und je mehr einer, durch Zulassung Gottes und ohne sie verdient zu haben, diese Trennung

fühlt, desto mehr leidet er, denn der lebendige Geist erfährt die Trennung von Gott so, wie lebendiges Fleisch die Amputation eines Gliedes. Es ist ein schmerzlicher, niederschmetternder Schrecken, den jemand, der ihn nicht erlebt hat, nicht verstehen kann. Ich habe ihn erlitten. Alles mußte ich kennenlernen, um für euch beim Vater in allem fürbitten zu können. Oh, ich habe erfahren, was es heißt, sich sagen zu müssen: „Ich bin allein. Alle haben mich verraten und verlassen. Auch der Vater, auch Gott hilft mir nicht mehr.“

Und daher wirke ich geheimnisvolle Wunder der Gnade in den armen Herzen, die die Verzweiflung erdrückt, und verlange von meinen Lieblingen, daß sie meinen so bitteren Kelch der Erfahrung austrinken, damit jene, die im Meer der Verzweiflung Schiffbruch erleiden, das Kreuz nicht ablehnen, das ich ihnen als Anker und zur Rettung anbiete, sondern sich daran klammern und ich sie zum seligen Ufer, an dem nur Friede herrscht, bringen kann.

Nur ich allein weiß, wie nötig ich am Abend des Donnerstags den Vater gehabt hätte. Mein Geist rang schon mit dem Tod durch die Anstrengung, die beiden größten Schmerzen eines Menschen bewältigen zu müssen: den Abschied von der geliebten Mutter und die Nähe des untreuen Freundes. Es waren zwei Wunden, die in meinem Herzen brannten: die eine mit ihren Tränen, die andere mit ihrem Haß.

Ich mußte mein Brot mit meinem Kain brechen. Ich mußte mit ihm wie mit einem Freund sprechen, um ihn vor den anderen nicht bloßzustellen, denn ich war mir nicht sicher, ob sie nicht gewalttätig reagieren würden; und ich wollte ein Verbrechen verhindern, das andererseits auch nutzlos gewesen wäre, da alles bereits im großen Buch des Lebens aufgezeichnet war: mein heiliger Tod und der Selbstmord des Judas. Keine weiteren, von Gott verworfenen Toten. Kein anderes Blut als das meine sollte vergossen werden, und kein anderes ist vergossen worden. Der Strang beendete dieses Leben und verschloß in der unreinen Hülle des Körpers des Verräters sein unreines, an Satan verkaufes Blut, das Blut, das nicht zur Erde fallen und

sich mit dem reinsten Blut des Unschuldigen vermischen durfte.

Diese beiden Wunden hätten genügt, um mich in meinem Inneren mit dem Tod ringen zu lassen. Aber ich war der Sühnende, das Opfer, das Lamm. Das Lamm lernt, bevor es geopfert wird, das Brandmal kennen, es lernt die Schläge, die Entblößung und den Verkauf an den Schlächter kennen. Und erst zuletzt lernt es die Kälte des Messers kennen, das in die Kehle dringt, die Adern durchtrennt und tötet. Zuerst muß es alles verlassen: die Weide, auf der es groß geworden ist; die Mutter, die es genährt und gewärmt hat; die Gefährten, mit denen es gelebt hat. Alles. Ich habe all dies kennengelernt, ich, das Lamm Gottes.

Daher ist Satan gekommen, während sich der Vater in die Himmel zurückzog. Er war schon am Anfang meiner Mission gekommen, um mich zu versuchen und mich von ihr abzubringen. Nun kehrte er zurück. Seine Stunde war gekommen. Die Stunde, in der die Hölle losgelassen war.

Scharen und immer neue Scharen von Dämonen waren in jener Nacht auf der Erde, um die Versuchung in den Herzen zu Ende zu führen und sie darauf vorzubereiten, am nächsten Tag den Tod des Erlösers zu fordern. Jeder Synedrist hatte seinen Dämon, Herodes den seinen, Pilatus den seinen und jeder einzelne Jude, der dann mein Blut auf sich herabrufen würde, den seinen. Auch an der Seite der Apostel waren die Versucher, die sie einschläferten, während ich litt, und sie auf die Feigheit vorbereiteten. Sieh, wie groß die Macht der Reinheit ist! Johannes, der Reine, befreite sich als erster von allen aus den Klauen der Dämonen und kehrte sofort zu seinem Jesus zurück. Er verstand seinen unausgesprochenen Wunsch und führte Maria zu mir.

Aber Judas hatte Luzifer, und ich hatte Luzifer. Er im Herzen, ich an meiner Seite. Wir waren die beiden Hauptpersonen der Tragödie, und Satan bemühte sich persönlich um uns. Nachdem er Judas so weit gebracht hatte, daß es für diesen kein Zurück mehr gab, wandte er sich mir zu.

Mit seiner perfekten Verschlagenheit stellte er mir die Qualen des Fleisches in unübertrefflich realistischer Weise vor Augen. Auch in der Wüste hatte er beim Fleisch angefangen. Betend habe ich ihn besiegt. Der Geist beherrscht die Angst des Fleisches.

Dann versuchte er, mich von der Nutzlosigkeit meines Sterbens zu überzeugen, und daß es viel sinnvoller sei, für mich selbst zu leben, ohne mich um die undankbaren Menschen zu kümmern: reich, glücklich und geliebt zu leben. Für meine Mutter zu leben, damit sie nicht mehr leiden müsse. Zu leben, um Gott durch ein langes Apostolat viele Menschen zuzuführen, die mich, wenn ich tot wäre, doch nur vergessen würden, während sie, wenn ich nicht nur drei Jahre, sondern jahrzehntelang ihr Meister wäre, sich meine Lehren zu eigen machen würden. Seine Engel würden mir dabei helfen, die Menschen zu verführen. Sah ich denn nicht, daß die Engel Gottes nichts unternahmen, um mir zu helfen? Gott würde mir später verzeihen, wenn er die Ernte der Gläubigen, die ich ihm bringe, sähe. Auch in der Wüste wollte Satan mich dazu bewegen, Gott durch Unklugheit zu versuchen. Ich habe ihn durch Gebet besiegt. Der Geist beherrscht die moralische Versuchung.

Satan stellte mir die Gottverlassenheit vor Augen. Er, der Vater, würde mich nicht mehr lieben. Ich sei beladen mit den Sünden der Welt. Ich würde ihn anekeln. Er hätte sich zurückgezogen, würde mich alleinlassen. Er würde mich der Willkür einer grausamen Menge überlassen und mir auch seinen göttlichen Trost versagen. Allein, allein, allein. In jener Stunde war nur Satan bei Christus. Gott und die Menschen, die ihn nicht liebten, die ihn haßten oder denen sein Schicksal gleichgültig war, waren weit weg. Ich betete, um durch mein Gebet die Worte Satans zu verdrängen. Doch das Gebet stieg nicht mehr auf zu Gott. Es fiel auf mich zurück wie die Steine einer Steinigung und zermalmte mich unter seinem Gewicht. Das Gebet, das für mich immer eine dem Vater geschenkte Liebkosung war, eine emporsteigende Stimme, der die Liebkosung und das Wort des Vaters antworteten, war nun tot und schwer, und vergebens sandte ich es zum verschlossenen Himmel.

Nun erfuhr ich die Bitterkeit auf dem Grund des Kelches. Ich lerne den Geschmack der Verzweiflung kennen. Und das hatte Satan gewollt. Mich zur Verzweiflung treiben, um mich zu seinem Sklaven zu machen. Ich habe die Verzweiflung besiegt, und ich habe sie aus eigener Kraft besiegt, weil ich sie besiegen wollte. Nur mit meinen menschlichen Kräften. Denn ich war nur noch der Mensch. Und ich war nur noch ein Mensch, dem Gott seine Hilfe verweigert.

Wenn Gott hilft, ist es leicht, selbst die Welt hochzuheben und sie wie ein Kinderspielzeug zu halten. Aber wenn Gott nicht mehr hilft, kann auch das Gewicht einer Blume uns ermüden.

Ich habe die Verzweiflung und Satan, ihren Urheber, besiegt um Gott und euch zu dienen und euch das Leben zu schenken. Aber ich habe den Tod kennengelernt. Nicht den physischen Tod am Kreuz – dieser war weniger schrecklich – sondern den absoluten, bewußten Tod des Kämpfers, der fällt, nachdem er mit gebrochenem Herzen gesiegt und Blut vergossen hat in dem Trauma einer seine Kräfte übersteigenden Anstrengung. Ich habe Blut geschwitzt. Ich habe Blut geschwitzt, um dem Willen Gottes treu zu sein.

Daher hat mich der Engel meines Schmerzes zur Linderung meiner Todesqualen auf die Hoffnung all derer hingewiesen, die durch mein Opfer gerettet würden. Eure Namen! Jeder war für mich wie ein Tropfen Medizin, der durch meine Adern floß und mich neu belebte und stärkte, jeder war für mich wiederkehrendes Leben, wiederkehrendes Licht, wiederkehrende Kraft. In den unmenschlichen Qualen habe ich mir eure Namen wiederholt, um nicht meinen menschlichen Schmerz hinauszuschreien und an Gott zu verzweifeln, um ihm nicht zu große Strenge und Ungerechtigkeit mit seinem Opfer vorzuwerfen. Ich habe euch gesehen und habe euch schon damals gesegnet. Seit damals trage ich euch im Herzen. Und wenn für euch die Stunde eures Erscheinens auf der Erde naht, neige ich mich vom Himmel, um eure Ankunft zu begleiten, und juble bei dem Gedanken, daß eine neue Blume der Liebe in der Welt geboren wurde, die für mich leben würde.

Oh, meine Gesegneten! Trost des sterbenden Christus! Die Mutter, der Jünger und die frommen Frauen waren bei mir, als ich starb, aber auch ihr wart bei mir. Meine brechenden Augen sahen, zusammen mit dem schmerzerfüllten Antlitz meiner Mutter, eure liebevollen Gesichter und schlossen sich so, schlossen sich glücklich, denn ich hatte euch gerettet, euch, die ihr das Opfer eines Gottes verdient.«

646 Verschiedene Einführungen: V. »Ihr denkt nie daran, wieviel ihr mich gekostet habt«

Jesus sagt:

»Du hast alle Schmerzen kennengelernt, die der eigentlichen Passion vorausgegangen sind. Nun werde ich dir die Schmerzen zeigen, die ich während der Passion erduldet habe. Jene Schmerzen, die euren Geist immer tiefer ergreifen, je mehr ihr sie betrachtet. Aber ihr betrachtet sie nur wenig. Zu wenig. Ihr denkt nicht daran, wieviel ihr mich gekostet habt und welche Qual mir eure Erlösung bereitet hat.

Ihr, die ihr euch über eine kleine Hautschürfung beklagt, über Kopfschmerzen oder wenn ihr euch an einer scharfen Kante stoßt, ihr denkt nie daran, daß ich eine einzige Wunde war; daß diese Wunden von vielen Dingen vergiftet wurden; daß gerade diese Dinge dazu dienten, ihrem Schöpfer Leiden zu bereiten; denn sie quälten den schon gequälten Gottessohn ohne Ehrfurcht vor dem, der sie als Vater der Schöpfung gemacht hatte.

Aber die Dinge waren nicht schuldig. Einzig und allein der Mensch war der Schuldige. Der Schuldige von dem Tag an, da er Satan im irdischen Paradies Gehör schenkte. Bis dahin hatten die Dinge der Schöpfung weder Dornen noch Gift, noch Wildheit für den Menschen, das auserwählte Geschöpf. Gott hatte diesen Menschen zum König gemacht, nach seinem Bild und Gleichnis, und er hatte in seiner väterlichen Liebe nicht gewollt, daß die Dinge dem Menschen schaden könnten. Satan brachte das Unheil, zuerst in das

Herz des Menschen. Dann entsprangen daraus für den Menschen, mit der Strafe für die Sünde, Plagen und Dornen.

Und so mußte ich, der Mensch, nicht nur durch die Menschen, sondern auch wegen der Dinge und durch die Dinge leiden. Jene beschimpften und quälten mich; diese wurden dabei zur Waffe.

Die Hand, die Gott dem Menschen gegeben hatte, um ihn von den Tieren zu unterscheiden, die Hand, die zu gebrauchen Gott die Menschen gelehrt hatte, die Hand, die Gott in Beziehung zum Geist gebracht hatte, damit sie die Befehle des Geistes ausführe, dieser so vollkommene Teil von euch; die den Sohn Gottes nur hätte liebkosn dürfen, von dem sie nur Liebkosungen erhalten hatte, und Heilung, wenn sie krank war; diese Hand erhob sich gegen den Sohn Gottes, gab ihm Backenstrieche und Faustschläge, ergriff die Geißel, wurde zur Zange, um ihm Haar und Bart auszureißen, und nahm den Hammer, um die Nägel einzuschlagen.

Die Füße des Menschen, die einzig und allein zu mir hätten eilen müssen, um den Sohn Gottes anzubeten, liefen, um mich gefangen-zunehmen, mich durch die Straßen zu treiben und zu zerren, meinen Henkern entgegen, und mir Fußstritte zu geben, wie man dies nicht einmal bei einem störrischen Maulesel tut.

Der Mund des Menschen, der das Wort hätte gebrauchen sollen – das Wort, das eine unter allen Lebewesen nur dem Menschen verliehene Gabe ist – um den Sohn Gottes zu loben und zu preisen, füllte sich mit Flüchen und Lügen und bespie mich mit diesen und mit seinem Geifer.

Der Verstand des Menschen, der Beweis seiner himmlischen Herkunft, ermüdete beim Ersinnen von Qualen von ausgesuchter Furchtbarkeit. Der Mensch gebrauchte alles, sein ganzes Selbst und alle seine Teile, um den Sohn Gottes zu quälen.

Und er rief die Erde und alles auf ihr zu Hilfe, um zu quälen. Er machte aus den Steinen der Bäche Wurfgeschosse, um mich zu verwunden. Aus den Zweigen der Bäume Ruten, um mich zu schlagen. Aus dem gedrehten Hanf Seile, die mir ins Fleisch schnitten, um

mich hinter sich herzuziehen, aus den Dornen eine Krone stechenden Feuers für mein müdes Haupt, aus den Mineralien eine noch furchtbarere Geißel, aus dem Rohr ein Marterwerkzeug, aus den Steinen der Straße ein Hindernis für den wankenden Fuß dessen, der sterbend hinaufstieg, um gekreuzigt zu werden.

Und zu den Dingen der Erde gesellten sich auch die des Himmels. Die Kälte des Morgens, die meinen schon durch die Todesangst im Garten erschöpften Körper erzittern ließ; der Wind, der die Schmerzen der Wunden verschlimmerte; die Sonne, die den brennenden Durst und das Fieber verstärkte und Fliegen und Staub brachte, die die müden Augen reizten, ohne daß die gefesselten Hände etwas dagegen tun konnten.

Und zu den Dingen des Himmels kamen die Stoffe, die es dem Menschen erlauben, seine Blöße zu bedecken: das Leder wurde zur Peitsche, die Wolle der Kleider blieb an den offenen Wunden der Geißelhiebe kleben und verursachte mir bei jeder Bewegung durch ihr Reiben und erneutes Aufreißen der Wunden Qualen.

Alles, alles, alles hat dazu beigetragen, den Sohn Gottes zu quälen. Ihm, um dessentwillen alle Dinge geschaffen worden waren, wurden in der Stunde, da er die Gott dargebrachte Opfergabe war, alle Dinge zum Feind. Dein Jesus, Maria, hat nichts gehabt, was ihm Erleichterung verschafft hätte. Alles, was ist, wandte sich gleich zornigen Vipern gegen mich, um mein Fleisch zu zerreißen und meine Leiden zu vermehren.

An all dies solltet ihr denken, wenn ihr leidet. Wenn ihr eure Unvollkommenheit mit meiner Vollkommenheit vergleicht und meinen Schmerz mit dem eurigen, werdet ihr erkennen, daß der Vater euch mehr liebt, als er mich in jener Stunde geliebt hat; und daher sollt ihr ihn mit eurem ganzen Sein lieben, wie ich ihn trotz seiner Strenge geliebt habe.«

647 Der Abschied von Lazarus

Jesus ist in Betanien. Es ist Abend. Ein friedlicher Aprilabend. Durch die großen Fenster des Speisesaals sieht man den Garten des Lazarus in voller Blüte und dahinter den Obstgarten, der einer Wolke leichter Blütenblätter gleicht. Ein Duft von frischem Grün, von herb-süßen Obstbaumblüten, von Rosen und anderen Blumen dringt mit dem sanften Abendwind, der leise die Türvorhänge bewegt und die Flämmchen des Leuchters an der Zimmerdecke erzittern läßt, in den Raum und vermischt sich mit dem starken Duft einer Mischung seltener Essenzen aus Tuberosen, Maiglöckchen und Jasmin, der noch übriggeblieben ist von dem Balsam, mit dem Maria Magdalena ihren Jesus parfümiert hat. Seine Haare sind noch dunkel von der Salbung.

Im Saal sind außerdem Simon, Petrus, Matthäus und Bartholomäus. Die anderen fehlen; wahrscheinlich machen sie Besorgungen.

Jesus hat sich von der Tafel erhoben und betrachtet eine Pergamentrolle, die Lazarus ihm gezeigt hat. Maria von Magdala geht im Saal umher ... Sie gleicht einem vom Licht angezogenen Schmetterling. Sie kann nur um ihren Jesus herumflattern. Marta überwacht die Diener, die das kostbare, überall auf dem Tisch stehende Geschirr abräumen.

Jesus legt die Schriftrolle auf eine mit Elfenbein eingelegte hohe Anrichte aus schwarzem, glänzendem Holz und sagt: »Lazarus, komm mit mir hinaus. Ich muß mit dir sprechen.«

»Sofort, Herr«, und Lazarus erhebt sich von seinem Sitz am Fenster und folgt Jesus in den Garten, wo sich das letzte Licht des Tages mit dem ersten hellen Schein des Mondes vermischt.

Jesus durchquert den Garten und begibt sich zu dem Grab, in dem Lazarus gelegen ist und dessen leere Öffnung nun eine große Menge blühender Rosen umrahmen. Darüber sind die Worte in den leicht schrägen Fels eingemeißelt: »Lazarus, komm heraus!« Jesus bleibt stehen. Das Haus kann man nicht mehr sehen, da es hinter Bäumen

und Hecken verborgen ist. Es herrscht vollkommene Stille, und sie sind ganz allein.

»Lazarus, mein Freund«, fragt Jesus, stellt sich vor seinen Freund und betrachtet ihn mit dem Anflug eines Lächelns auf seinem sehr schmal gewordenen Gesicht, das bleicher ist als sonst. »Lazarus, mein Freund, weißt du, wer ich bin?«

»Du? Du bist Jesus von Nazaret, mein lieber Jesus, mein heiliger Jesus, mein mächtiger Jesus!«

»Das bin ich für dich. Aber wer bin ich für die Welt?«

»Du bist der Messias Israels.«

»Und sonst?«

»Du bist der Verheißene, der Erwartete . . . Aber warum fragst du mich das? Zweifelst du an meinem Glauben?«

»Nein, Lazarus. Aber ich möchte dir eine Wahrheit anvertrauen. Niemand außer meiner Mutter und einem von den Meinen kennt sie. Meine Mutter, da ihr nichts unbekannt ist. Einer, da er an dieser Sache beteiligt ist. Den anderen habe ich sie in diesen drei Jahren, seit sie bei mir sind, wieder und wieder gesagt. Aber ihre Liebe läßt sie in einem Glashaus leben und schirmt sie ab vor der angekündigten Wahrheit. Sie können nicht alles begreifen . . . Und es ist gut, daß sie nicht begriffen haben, denn sonst hätten sie, um ein Verbrechen zu verhindern, ein anderes begangen. Und umsonst. Denn was geschehen muß, würde trotz allem Mord und Totschlag geschehen. Aber dir will ich es sagen.«

»Glaubst du, daß ich dich weniger liebe als sie? Von welchem Verbrechen sprichst du? Welches Verbrechen *muß* geschehen? Sprich, im Namen Gottes!« Lazarus ist sehr erregt.

»Ich spreche, ja. Ich zweifle nicht an deiner Liebe. So wenig zweifle ich an ihr, daß ich dir nun meinen Willen anvertraue . . . «

»Oh, mein Jesus! Aber das tut doch nur einer, der dem Tod nahe ist! Ich habe es getan, als ich begriff, daß du nicht kommen würdest und ich sterben würde.«

»Und ich muß sterben.«

»Nein!« Lazarus stöhnt laut auf.

»Schrei nicht. Niemand darf uns hören. Ich muß mit dir allein sprechen. Lazarus, mein Freund, weißt du, was jetzt gerade geschieht, da du mir nahe bist mit deiner treuen Freundschaft, die du mir vom ersten Augenblick an geschenkt hast und die nie aus irgendeinem Grund getrübt wurde? Ein Mensch handelt soeben mit anderen Menschen den Preis für das Lamm aus. Kennst du den Namen des Lammes? Sein Name ist: Jesus von Nazaret.«

»Nein! Feinde hast du, das ist wahr. Aber es kann dich keiner verkaufen! Wer? Wer ist es?«

»Einer der Meinen. Es konnte nur einer von denen sein, die ich am meisten enttäuscht habe, und der sich nun, des Wartens müde, von dem befreien will, der nur noch eine persönliche Gefahr für ihn darstellt. Er glaubt, sich neues Ansehen zu verschaffen bei den Großen der Welt. So denkt er. Stattdessen wird er jedoch von den Guten wie von den Bösen verachtet werden. Er ist meiner müde geworden, er ist des Wartens auf das müde geworden, was er mit allen Mitteln zu erreichen versuchte: irdische Größe. Zuerst hat er es im Tempel versucht, dann hat er seine Hoffnungen auf den König von Israel gesetzt, und nun versucht er es wieder im Tempel und bei den Römern ... Er hofft ... Aber wenn auch Rom seine treuen Diener zu belohnen versteht ... so straft es doch die feigen Verräter mit tödlicher Verachtung. Er ist meiner müde, müde des Wartens und der Last, gut sein zu müssen. Für einen, der schlecht ist, ist Gutsein oder Gutsein vortäuschen zu müssen eine erdrückende Last. Man kann sie eine Zeitlang ertragen ... aber dann ... geht es nicht mehr, und man befreit sich von ihr, um wieder frei zu sein. Frei? So meinen die Bösen. So meint auch er. Aber es ist keine Freiheit. Gott zu gehören ist Freiheit. Gegen Gott sein bedeutet eine Gefangenschaft mit Fesseln und Ketten, mit Gewichten und Peitschenhieben, wie kein Galeerensträfling am Ruder und kein Sklave an den Bauwerken unter der Peitsche des Aufsehers sie zu ertragen hat.«

»Wer ist es? Sage es mir. Wer ist es?«

»Es würde nichts nützen.«

»Sicher würde es etwas nützen ... Oh! Es kann niemand anderes sein als er: der Mensch, der immer ein Schandfleck in deiner Schar gewesen ist. Der Mensch, der erst vor kurzem meine Schwester beleidigt hat. Es ist Judas von Kerijot!«

»Nein. Es ist Satan. Gott hat in mir, Jesus, Fleisch angenommen. Satan hat in ihm, Judas von Kerijot, Fleisch angenommen. Eines Tages ... es ist lange her ... habe ich hier in deinem Garten einen Weinenden getröstet und einen in den Schmutz gefallenen Geist entschuldigt. Ich habe gesagt, daß die Besessenheit eine Ansteckung durch Satan ist, der dem Menschen seine Säfte einflößt und ihn damit völlig durchdringt. Ich habe gesagt, daß sie das Bündnis einer Seele mit Satan und dem Tierischen ist. Aber die Besessenheit ist noch etwas Geringfügiges im Vergleich zur Inkarnation. Meine Heiligen werden von mir Besitz ergreifen, und ich werde von ihnen Besitz ergreifen. Aber nur in Jesus Christus ist Gott, so wie er im Himmel ist, denn ich bin der fleischgewordene Gott. Es gibt nur eine göttliche Inkarnation. Ebenso wird nun Satan, Luzifer, nur in einem einzigen sein, so wie er in seinem Reich ist; denn nur im Mörder des Sohnes Gottes ist Satan Fleisch geworden. Während ich hier mit dir rede, steht er vor dem Synedrium, verhandelt und verpflichtet sich, mich auszuliefern. Aber es ist nicht er: es ist Satan! Nun höre, Lazarus, mein treuer Freund. Ich bitte dich um einige Gefälligkeiten. Du hast mir nie etwas verweigert. Deine Liebe ist so groß, daß sie, ohne jemals gegen den Respekt zu verstoßen, mir immer zur Seite stand mit vielen vorausschauenden Hilfeleistungen und mit klugen Ratschlägen, die ich immer angenommen habe, da ich sah, daß dir mein Wohl wirklich am Herzen lag.«

»Oh, mein Herr! Aber es war mir doch eine Freude, mich deiner anzunehmen! Was werde ich nun tun, wenn ich mich nicht mehr um meinen Herrn und Meister kümmern kann? Viel zu wenig hast du mich für dich tun lassen. Meine Schuld dir gegenüber, der du Maria meiner Liebe und der Ehre wiedergeschenkt, der du mich dem

Leben wiedergegeben hast, ist so groß, daß ... Oh, warum hast du mich dem Tod entrissen, um mich diese Stunde erleben zu lassen? Ich hatte nun den ganzen Schrecken vor dem Tod, die ganze Beklemmung der Seele, mit denen Satan mich versuchte und ängstigte im Augenblick meines Erscheinens vor dem ewigen Richter, überwunden und es war dunkel! Was hast du, Jesus? Warum zitterst du und wirst noch bleicher, als du es schon bist? Dein Antlitz ist weißer als der Schnee dieser Rose, die im Mondlicht dahinwelkt. Oh, Meister! Es scheint, als ob Blut und Leben dich verlassen würden ... «

»Ich bin tatsächlich wie einer, der mit aufgeschnittenen Adern stirbt. Ganz Jerusalem, und ich meine damit „alle Feinde unter den Mächtigen Israels“, verfolgt mich mit gierigem Rachen und saugt aus mir Leben und Blut. Sie wollen die Stimme zum Schweigen bringen, die sie, obwohl sie sie geliebt hat, drei Jahre lang gequält hat; ... denn jedes meiner Worte, auch wenn es ein Wort der Liebe war, war ein Anstoß, der ihre Seele ermahnte aufzuwachen, und sie wollten von ihrer Seele nichts wissen, nachdem sie sie mit ihrer dreifachen Sinnlichkeit gefesselt hatten. Und nicht nur die Großen ... Alle, ganz Jerusalem ist dabei, gegen den Unschuldigen in Raserei zu geraten und seinen Tod zu fordern ... Und mit Jerusalem Judäa ... und mit Judäa Peräa, Idumäa, die Dekapolis, Galiläa und Syro-Phönizien ... alle, ganz Israel ist auf dem Zion zusammengekommen, um beim „Übergang“ des Christus vom Leben zum Tod dabei zu sein ... Lazarus, der du tot gewesen und auferstanden bist, sage mir, was ist das Sterben? Was hast du gefühlt? Woran erinnerst du dich?«

»Das Sterben? ... Ich erinnere mich nicht genau, wie es war. Nach dem großen Leiden kam eine große Schwäche ... Mir kam es vor, als hätte ich keine Schmerzen mehr, als überkäme mich eine große Müdigkeit ... Licht und Geräusche wurden immer schwächer und entfernter ... Die Schwestern und Maximinus sagen, allen Anzeichen nach hätte ich sehr gelitten ... Ich erinnere mich jedoch nicht mehr daran ... «

»Ja, die Barmherzigkeit des Vaters verdunkelt den Sterbenden das Bewußtsein, so daß sie nur körperlich leiden, um das Fleisch durch dieses Vorfegefeuer, den Todeskampf, zu reinigen. Aber ich ... Welche Erinnerung an den Tod ist dir geblieben?«

»Keine, Meister. Da ist eine dunkle Stelle in meinem Geist. Ein leerer Raum. Eine Unterbrechung im Verlauf meines Lebens, die ich nicht ausfüllen kann. Ich habe keine Erinnerung. Wenn ich in dieses schwarze Loch hinunterschauen würde, in dem ich vier Tage lang gelegen bin, würde ich, obwohl es Nacht ist und dunkel darin, aus seiner Tiefe die feuchte Kälte aufsteigen und mir ins Gesicht wehen fühlen, wenn ich auch nichts sehen könnte. Das wäre ein Gefühl! Aber wenn ich an die vier Tage denke, erinnere ich mich an nichts. An gar nichts. Mein Wort darauf.«

»Ja, jene, die zurückkommen, können nichts sagen ... Das Geheimnis enthüllt sich dem Sterbenden Schritt für Schritt. Aber ich, Lazarus, weiß, was ich leiden werde. Ich weiß, was ich bei vollem Bewußtsein leiden werde. Es wird keinen lindernden Trank und keine Betäubung geben, um meinen Todeskampf weniger bitter zu machen. Ich werde fühlen, wie ich sterbe. Schon jetzt fühle ich es ... Schon jetzt sterbe ich, Lazarus. Wie ein an einer unheilbaren Krankheit Leidender sterbe ich seit dreiunddreißig Jahren. Und immer mehr hat sich das Sterben beschleunigt, je näher diese Stunde gerückt ist. Zuerst war dieses Sterben das Wissen darum, daß ich auf die Welt gekommen war, um der Erlöser zu sein. Dann war es das Sterben dessen, der sieht, daß er bekämpft, angeklagt, verspottet, verfolgt und behindert wird ... welche Müdigkeit! Dann ... das Sterben, den Verräter an meiner Seite zu haben, immer näher, bis er sich an mich klammerte wie ein Polyp an einen Schiffbrüchigen. Welcher Ekel! Nun sterbe ich an der Qual, meinen liebsten Freunden und meiner Mutter „Lebewohl“ sagen zu müssen ... «

»Oh, Meister, du weinst!? Ich weiß, daß du auch an meinem Grab geweint hast, da du mich liebst. Aber jetzt ... Du weinst wieder. Du bist eiskalt. Deine Hände sind so kalt wie die eines Toten. Du leidest ... Zu sehr leidest du ... !«

»Ich bin Mensch, Lazarus. Ich bin nicht nur Gott. Vom Menschen habe ich die Empfindsamkeit und die Gefühle. Mein Herz ist zutiefst betrübt, wenn ich an die Mutter denke . . . Und doch, ich sage dir, am furchtbarsten ist die Qual geworden, die Nähe des Verräters ertragen zu müssen, den satanischen Haß einer ganzen Welt, die Taubheit jener, die mich zwar nicht hassen, die aber auch nicht aktiv lieben können; denn aktiv lieben heißt, so werden, wie es der Geliebte will und lehrt. Hier hingegen! Ja, viele lieben mich. Aber sie sind sie selbst geblieben. Sie haben sich nicht aus Liebe zu mir geändert. Weißt du, wer von den mir am nächsten Stehenden es verstanden hat, sich selbst zu verleugnen, um Christus so anzugehören, wie Christus es will? Eine allein: deine Schwester Maria. Ausgehend von größter animalischer Lasterhaftigkeit, ist sie zu engelgleicher Vergeistigung gelangt. Und dies nur durch die Kraft der Liebe.«

»Du hast sie erlöst.«

»Alle habe ich durch das Wort erlöst. Aber nur sie hat sich total geändert durch die aktive Liebe. Aber ich sagte: Ich leide so furchtbar unter diesen Dingen, daß ich nichts sehnlicher erwarte, als daß alles vollbracht sei. Meine Kräfte lassen nach . . . Das Kreuz wird weniger schwer sein als diese Qualen des Geistes und des Gefühls . . . «

»Das Kreuz?! Nein! Oh! Nein! Das ist zu schrecklich! Das ist zu schändlich! Nein!« Lazarus, der vor seinem Meister gestanden ist und eine Zeitlang die eiskalten Hände Jesu in den seinen gehalten hat, läßt sie nun los und sinkt auf die steinerne Bank neben ihnen, schlägt die Hände vor sein Gesicht und weint verzweifelt.

Jesus geht zu ihm, legt ihm die Hand auf die von Schluchzen geschüttelte Schulter und sagt: »Wie? Muß ich, der Sterbende, dich, den Lebenden, trösten? Freund, ich brauche Kraft und Hilfe. Und ich bitte dich darum. Ich habe nur dich, der sie mir geben kann. Es ist besser, wenn die anderen nicht davon wissen. Denn wenn sie es wüßten . . . würde Blut fließen. Und ich will nicht, daß aus Lämmern Wölfe werden, auch nicht aus Liebe zu dem Unschuldigen. Die Mutter . . . oh, welche Qual, von ihr zu sprechen! . . . Die Mutter leidet

schon Todesängste! Auch sie ist eine erschöpfte Sterbende ... Auch sie stirbt seit dreiunddreißig Jahren und ist nun eine einzige Wunde, wie das Opfer einer grausamen Tortur. Ich schwöre es dir, Geist und Herz, Liebe und Vernunft haben in mir um die Entscheidung gekämpft, ob es nicht besser wäre, sie fernzuhalten und nach Hause zu schicken, wo sie immer noch von der Liebe träumt, die sie Mutter werden ließ, wo sie immer noch den Geschmack ihres Feuerkusses verkostet, bei dieser Erinnerung in Ekstase gerät und mit den Augen der Seele das Wehen der im Leuchten der Engelserscheinung bewegten Luft schaut. In Galiläa wird die Nachricht meines Todes etwa zur gleichen Zeit ankommen, da ich zu ihr werde sagen können: „Mutter, ich bin der Sieger!“ Aber ich kann nicht, nein, ich kann es nicht tun. Der arme, mit den Sünden der Welt beladene Jesus braucht einen Trost. Und die Mutter wird ihn mir geben. Die noch ärmere Welt braucht zwei Opfer. Denn der Mann sündigt, und die Frau sündigt; und die Frau muß erlösen, wie der Mann erlöst. Aber solange die Stunde noch nicht geschlagen hat, werde ich der Mutter ein beruhigendes Lächeln schenken ... Sie zittert ... Ich weiß es. Sie spürt die Qual auf sich zukommen. Ich weiß es. Und ihrer Natur und ihrer heiligen Liebe schaudert davor, so wie mir vor dem Tod schaudert, weil ich ein „Lebender“ bin, der sterben muß. Wehe, wenn sie wüßte, daß in fünf Tagen ... Sie würde diese Stunde nicht erleben, und ich will sie lebend haben, um von ihren Lippen Kraft zu empfangen, wie ich von ihrem Leib das Leben empfang. Gott will sie auf meinem Kalvarienberg, um das Wasser der jungfräulichen Tränen mit dem Wein des göttlichen Blutes zu vermischen und das erste Meßopfer zu feiern. Weißt du, was das Meßopfer sein wird? Du weißt es nicht. Du kannst es nicht wissen. Es wird mein Tod, mein ewig erneuerter Tod für das lebende oder büßende Menschengeschlecht sein. Weine nicht, Lazarus. Sie ist stark und weint nicht. Sie hat ihr ganzes Leben als Mutter geweint. Nun weint sie nicht mehr. Sie hat sich das Kreuz ihres Lächelns auferlegt ... Hast du gesehen, wie ihr Gesicht sich in letzter Zeit verändert hat? Sie trägt das Kreuz ihres

Lächelns, um mich zu trösten. Ich bitte dich, meine Mutter nachzuahmen. Ich konnte mein Geheimnis nicht mehr für mich behalten. Ich habe mich umgesehen und einen aufrichtigen und verlässlichen Freund gesucht. Ich bin deinem treuen Blick begegnet. Ich habe gesagt: „Ich werde Lazarus einweihen.“ Als du eine große Last auf dem Herzen hattest, habe ich dein Geheimnis respektiert und es vor aller, selbst der natürlichen, teilnehmenden Neugier geschützt. Nun bitte ich dich, mit meinem das gleiche zu tun. Später, nach meinem Tod wirst du reden. Du wirst von diesem Gespräch berichten, damit man erfährt, daß Jesus bewußt dem Tod entgegengegangen ist und zu den bekannten Qualen auch noch die hinzugefügt hat, daß ihm nichts unbekannt war, weder was die Personen noch was sein Los betraf. Man soll erfahren, daß Jesus, als er sich noch retten konnte, dies nicht tun wollte, da seine unendliche Liebe zu den Menschen nur danach brannte, das Opfer für sie zu vollbringen.«

»Oh, rette dich, Meister! Rette dich! Ich kann dir zur Flucht verhelfen. Noch heute nacht. Du bist schon einmal nach Ägypten geflohen. Flieh auch jetzt. Komm, laß uns gehen. Nehmen wir Maria und die Schwestern mit uns, und gehen wir. Meine Reichtümer bedeuten mir nichts, du weißt es. Für mich, Maria und Marta bist du der einzige Reichtum. Gehen wir.«

»Lazarus, damals bin ich geflohen, weil meine Stunde noch nicht gekommen war. Nun ist die Stunde gekommen, und ich bleibe.«

»Dann komme ich mit dir. Ich lasse dich nicht allein.«

»Nein, du bleibst hier. Da es eine Vorschrift gibt, die es erlaubt, das Lamm im eigenen Haus zu essen, wenn man nicht weiter als die am Sabbat erlaubte Wegstrecke entfernt wohnt, wirst du dein Lamm wie immer hier essen. Aber laß deine Schwestern mitkommen ... meiner Mutter wegen ... Oh, was verbergen dir, o Märtyrer, die Rosen der göttlichen Liebe! Den Abgrund! Den Abgrund! Und aus diesem steigen jetzt die Flammen des Hasses auf und breiten sich aus, um dein Herz zu zerreißen! Die Schwestern, ja. Sie sind stark und rührig ... und die Mama wird gleichsam mit dem Tod

ringen, während sie sich über meinen Leichnam beugt. Johannes genügt nicht. Johannes ist die Liebe. Aber er ist noch nicht reif. Oh, er wird zum Mann heranreifen in der Qual der nächsten Tage. Aber die Frau braucht Frauen für ihre schrecklichen Wunden. Wirst du es mir gewähren?«

»Alles, alles habe ich dir immer mit Freuden gegeben, und es hat mich nur geschmerzt, daß du so wenig verlangt hast . . . !«

»Du siehst es. Von niemandem habe ich so viel angenommen, wie von den Freunden in Betanien. Dies hat mir der Ungerechte mehr als einmal vorgeworfen. Aber hier, bei euch, habe ich als Mensch so viel Trost gefunden, für alle Bitterkeit des Menschen. In Nazaret war es Gott, der Trost fand in der einzigen Freude Gottes. Hier fand der Mensch Trost. Und bevor ich zum Tod hinaufsteige, möchte ich dir danken, treuer, liebevoller, hochherziger, fürsorglicher, verschwiegener, gelehrter, diskreter und großmütiger Freund. Für alles danke ich dir. Mein Vater wird dich belohnen . . . «

»Ich habe schon alles erhalten mit deiner Liebe und der Erlösung Marias.«

»O nein! Viel sollst du noch erhalten. Und du wirst es erhalten. Höre. Sei nicht so verzweifelt. Hilf mir mit deiner Intelligenz, damit ich dir sagen kann, worum ich dich noch bitte. Du wirst hierbleiben und warten . . . «

»Nein, das auf keinen Fall! Warum Maria und Marta, und ich nicht?«

»Weil ich nicht will, daß du verdorben wirst, wie alle Männer verdorben werden. Jerusalem wird in den kommenden Tagen verdorben sein wie die Luft in der Umgebung eines stinkenden Kadavers, der durch den unbedachten Fußtritt eines Vorübergehenden auseinanderbirst, stinkend und krankmachend. Durch seine giftigen Dünste werden auch die weniger Grausamen von Sinnen sein. Sogar meine eigenen Jünger. Sie werden fliehen. Und wohin werden sie in ihrer Verwirrung eilen? Zu Lazarus. Wie oft sind sie in diesen drei Jahren hierher gekommen, um Brot, Bett, Schutz und Unterkunft und

den Meister zu finden! . . . Nun werden sie wieder kommen. Wie versprengte Schafe, denen der Wolf den Hirten geraubt hat, werden sie zu einem Schafstall flüchten. Sammle sie. Ermutige sie. Sage ihnen, daß ich ihnen verzeihe. Ich vertraue dir meine Vergebung für sie an. Sie werden keine Ruhe finden, weil sie geflohen sind. Sage ihnen, sie sollen nicht in noch größere Sünde fallen, indem sie an meiner Vergebung verzweifeln.«

»Werden alle fliehen?«

»Alle, außer Johannes.«

»Meister, du wirst mich doch nicht darum bitten, Judas aufzunehmen? Laß mich qualvoll sterben, aber verlange dies nicht von mir. Oft hat meine Hand auf dem Schwertknauf gezittert und war versucht, die Schande der Familie auszulöschen. Ich habe es nie getan, denn ich bin kein gewalttätiger Mensch. Ich war nur versucht, es zu tun. Aber ich schwöre dir, wenn ich Judas wiedersehe, werde ich ihn umbringen, wie man dem Sündenbock die Kehle durchschneidet.«

»Du wirst ihn nie mehr wiedersehen. Ich schwöre es dir.«

»Wird er fliehen? Das macht nichts. Ich habe gesagt: „Wenn ich ihn wiedersehe.“ Nun sage ich: „Wenn ich ihn erwische, und sei es am Ende der Welt, werde ich ihn töten.“«

»Das darfst du nicht wünschen.«

»Ich werde es tun.«

»Du wirst es nicht tun, denn dort, wo er sein wird, kannst du nicht hingehen.«

»Im Synedrium? Im Heiligtum? Auch dort werde ich ihn erreichen und ihn umbringen!«

»Er wird nicht dort sein.«

»Bei Herodes? Man wird mich töten. Doch zuvor werde ich ihn töten.«

»Er wird bei Satan sein. Und du wirst niemals bei Satan sein. Aber vergiß sofort diese Mordabsichten, sonst verlasse ich dich.«

»Oh! Oh! . . . Aber . . . Ja, deinetwegen . . . Oh, Meister! Meister! Meister!«

»Ja, dein Meister ... Du wirst die Jünger aufnehmen, sie trösten und ihnen den Frieden wiedergeben. Ich bin der Friede. Und auch danach ... danach wirst du ihnen helfen. Betanien wird immer Betanien sein, solange der Haß nicht diesen Feuerherd der Liebe auseinanderreißt in dem Glauben, die Flammen würden sich dann verlieren. Stattdessen werden sie sich über die Welt zerstreuen und alles entzünden. Ich segne dich, Lazarus, für alles, was du getan hast und noch tun wirst.«

»Nichts, nichts. Du hast mich dem Tod entrissen und willst mir nicht erlauben, dich zu verteidigen. Was habe ich also getan?«

»Du hast mir deine Häuser gegeben. Siehst du? Es war Bestimmung. Die erste Unterkunft in Zion, auf einem Boden, der dein Eigentum ist. Die letzte wieder in einem deiner Häuser. Es war bestimmt, daß ich dein Gast sein sollte. Aber vor dem Tod könntest du mich nicht bewahren. Ich habe dich zu Beginn dieser Unterredung gefragt: „Weißt du, wer ich bin?“ Nun antworte ich: „Ich bin der Erlöser.“ Der Erlöser muß das Opfer bis zum Ende vollbringen. Glaube mir. Er, der am Kreuz erhöht und den Blicken und dem Spott der Welt ausgesetzt sein wird, wird kein Lebender sein, sondern ein Toter. Ich bin jetzt schon tot. Getötet mehr und zuerst vom Mangel an Liebe als von der Marter. Und noch etwas, Freund. Morgen bei Tagesanbruch gehe ich nach Jerusalem. Und du wirst hören, daß Zion seinem sanften König, der auf einem Eselsfüllen in die Stadt reitet, wie einem Sieger zugejubelt hat. Laß dich von diesem Triumph nicht täuschen und glaube nicht, daß die Weisheit, die zu dir spricht, an jenem friedlichen Abend unwissend war. Rascher als ein Stern, der am Himmel dahineilt und in unbekanntem Räumen entschwindet, wird die Gunst des Volkes sich wandeln; und fünf Abende später, zu dieser selben Stunde, wird meine Marter mit einem Kuß der Lüge beginnen. Und die Mäuler, die mir morgen ihr Hosanna zurufen, werden sich zu einem Chor wilder Lästerungen und grausamer Verurteilungen öffnen.

Ja, du wirst nun endlich, o Stadt Zion, o Volk Israel, das Oster-

lamm haben! Du wirst es an diesem bevorstehenden Fest haben. Hier ist es. Es ist die seit Jahrhunderten vorbereitete Opfergabe. Die Liebe hat sie geschaffen, als sie sich als Wohnstatt einen Leib ohne Makel bereitet hatte. Und die Liebe verzehrt sie nun. Siehe, es ist das bewußte Opferlamm. Nicht wie das Lamm, das, während der Schlächter schon das Messer wetzt, um es zu töten, noch das Gras auf der Weide nascht oder mit seinem rosigen Mäulchen ahnungslos an das runde Euter der Mutter stößt. Ich bin das Lamm, das sich bewußt verabschiedet vom Leben, von der Mutter, von den Freunden, und zum Opferpriester geht und sagt: „Hier bin ich.“ Ich bin die Speise des Menschen. Satan hat einen Hunger gebracht, der nie gestillt wurde und der nicht gestillt werden kann. Nur eine Speise kann es und stillt diesen Hunger. Und diese Speise: hier ist sie. O Mensch, hier ist dein Brot. Hier ist dein Wein. Verzehre dein Ostermahl, o Menschheit! Geh durch dein Meer, das gerötet ist von den Flammen Satans. Von meinem Blute gefärbt wirst du, o Menschengeschlecht, es durchschreiten und verschont bleiben vom höllischen Feuer. Die Himmel öffnen schon, von meinem sehnlichen Wunsch bedrängt, die ewigen Pforten. Seht, o Geister der Toten! Seht, o lebende Menschen! Seht, o Seelen der zukünftigen Menschen dieser Erde!³⁴ Seht, ihr Engel des Paradieses! Seht, ihr Dämonen der Hölle! Sieh, o Vater! Sieh, o Paraklet! Das Opfer lächelt. Es weint nicht mehr . . .

Alles ist gesagt. Leb wohl, Freund. Auch dich werde ich vor dem Tod nicht wiedersehen. Geben wir uns den Abschiedskuß. Laß keine Zweifel in dir aufkommen. Sie werden dir sagen: „Er war ein Verrückter! Er war ein Dämon! Ein Lügner! Er ist gestorben, obwohl er gesagt hat, er sei das Leben.“ Ihnen, und im besonderen dir selbst, sollst du antworten: „Er war und ist die Wahrheit und das Leben. Er ist der Sieger über den Tod. Ich weiß es. Und er kann nicht der ewig Tote sein. Ich erwarte ihn. Und das Öl der Lampe, die der Freund bereithält, um der zur Hochzeit des Siegers geladenen Welt Licht zu

³⁴Die seit Ewigkeiten im Gedanken Gottes lebenden Menschen.

spenden, wird noch nicht verbraucht sein, da wird er, der Bräutigam, schon zurückkehren. Und das Licht wird nun nie mehr erlöschen!“ Glaube daran, Lazarus. Gehorche meinem Wunsch. Hörst du die Nachtigall, wie sie singt, nachdem dein Schluchzen sie verstummen ließ? Mache auch du es so. Nach den unvermeidlichen Tränen über den Getöteten soll deine Seele den siegessicheren Hymnus deines Glaubens singen. Sei gesegnet. Vom Vater, vom Sohn und vom Heiligen Geist.«

Wie habe ich gelitten! Die ganze Nacht des Donnerstags, des 1. März, bis 5 Uhr früh am Freitag. Ich habe Jesus in einer Todesangst geschaut, die der im Ölgarten kaum nachstand, besonders, wenn er von der Mutter und von dem Verräter sprach und seinen Widerwillen gegen den Tod erkennen ließ. Ich habe Jesus gehorcht und dies in ein eigenes Heft geschrieben, um die Passion ausführlicher zu schildern. Sie haben heute morgen mein Gesicht gesehen ... ein schwaches Abbild der erlittenen Qualen ... Und ich sage nichts weiter, denn es gibt unüberwindliche Schamgefühle.

648 Judas geht zu den Vorstehern des Synedriums

Judas kommt beim Landhaus des Kajaphas an, als es bereits dunkel ist. Der Mond macht sich zum Komplizen des Mörders und erhellt ihm den Weg. Judas muß sicher sein, hier in dem Haus vor der Stadtmauer den anzutreffen, den er sucht, denn ich denke, er hätte sonst wohl versucht, in die Stadt zu kommen und wäre zum Tempel gegangen. Stattdessen geht er mit sicheren Schritten durch den Olivenhain auf dem kleinen Hügel. Er fühlt sich sicherer als das letzte Mal, denn es ist jetzt Nacht, und die Dunkelheit und die späte Stunde bewahren ihn vor einer möglichen Überraschung. Die Landstraßen sind nun verlassen, nachdem sie den ganzen Tag über von Pilgerscharen, die zum Osterfest nach Jerusalem ziehen, belebt waren. Selbst die armen Aussätzigen sind in ihren Höhlen und vergessen im Schlaf für einige Stunden ihr Unglück.

Nun ist Judas bei dem im Mondlicht weiß leuchtenden Haus angekommen. Er klopft an. Drei Schläge, ein Schlag, drei Schläge, zwei

Schläge ... Sogar das übliche Klopfzeichen kann er bestens.

Und es muß ein unfehlbares Signal sein, denn das Tor öffnet sich einen Spalt, ohne daß der Pförtner erst durch den kleinen Spion in der Tür geschaut hätte.

Judas schlüpft hinein und fragt den Pförtner, der sich verbeugt: »Sind alle versammelt?«

»Ja, Judas von Kerijot. Vollzählig, würde ich sagen.«

»Führe mich zu ihnen. Ich habe Wichtiges zu berichten. Schnell!«

Der Mann verschließt die Tür mit allen Riegeln, geht ihm durch den halbdunklen Gang voraus und bleibt vor einer schweren Tür stehen, an die er klopft. Das Stimmengewirr in dem abgeschlossenen Raum verstummt. Dafür hört man das Geräusch des Schlosses und das Knarren der Tür, die sich öffnet. Ein Lichtkegel fällt in den dunklen Korridor.

»Du bist es? Komm herein!« sagt der Mann, der die Tür geöffnet hat und den ich nicht kenne.

Judas betritt den Saal, während jener, der geöffnet hat, die Tür wieder mit dem Schlüssel verschließt.

Staunen, oder besser, eine gewisse Erregung macht sich im Saal bemerkbar, als Judas erscheint. Doch sie begrüßen ihn im Chor: »Der Friede sei mit dir, Judas des Simon.«

»Der Friede sei mit euch, Mitglieder des heiligen Synedriums«, grüßt Judas.

»Tritt vor. Was willst du?« fragen sie ihn.

»Berichten, euch von Christus berichten. Es kann unmöglich so weitergehen. Ich kann euch nicht mehr helfen, wenn ihr euch nicht entschließt, eine endgültige Entscheidung zu treffen. Der Mann schöpft nun Verdacht.«

»Hast du, Dummkopf, dich verraten?« unterbrechen sie ihn.

»Nein, aber ihr Dummköpfe, ihr habt in eurer törichten Eile falsche Schritte getan. Ihr wußtet doch sehr wohl, daß ich euch dienen würde. Ihr habt mir nicht getraut.«

»Du hast ein schwaches Gedächtnis, Judas des Simon! Erinnerst

du dich nicht mehr daran, wie du uns das letzte Mal verlassen hast? Wer hätte noch glauben können, daß du uns treu bleiben würdest, nachdem du auf diese Art erklärt hattest, daß du ihn nicht verraten könntest?» sagt Hilkija ironisch, mehr Schlange denn je.

»Glaubt ihr, es falle leicht, einen Freund zu betrügen, den Einzigen, der mich wahrhaft liebt, einen Unschuldigen? Glaubt ihr, es sei leicht, zum Verbrecher zu werden?« Judas ist schon erregt.

Sie versuchen, ihn zu beruhigen und umschmeicheln ihn. Sie verführen ihn, oder versuchen es wenigstens, indem sie bemerken, daß es sich bei ihm nicht um ein Verbrechen handelt, sondern »um ein heiliges Werk für das Vaterland, das er vor Repressalien der Herrschenden bewahrt; denn diese lassen schon Anzeichen der Ungeduld erkennen über die ständigen Unruhen und Spaltungen der Parteien und der Volksmassen. Ein heiliges Werk auch für die Menschheit, wenn er tatsächlich überzeugt ist von der göttlichen Natur des Messias und seiner geistigen Mission.«

»Wenn es wahr ist, was er sagt – was wir aber unmöglich glauben können – wirst du dann nicht an der Erlösung mitgewirkt haben? Dein Name wird in allen Jahrhunderten mit seinem Namen verbunden sein, und das Vaterland wird dich zu seinen Helden zählen und dich mit höchsten Ämtern ehren. Ein Sitz unter uns für dich ist schon bereit. Du wirst aufsteigen, Judas. Du wirst Israel Gesetze geben. Oh, wir werden nicht vergessen, was du zum Wohl des heiligen Tempels, des heiligen Priestertums, zur Verteidigung des allerheiligsten Gesetzes und zum Wohl der ganzen Nation getan hast! Hilf uns nur, dann, das schwöre ich dir im Namen meines mächtigen Vaters und des Kajaphas, der das Efod trägt, wirst du der größte Mann in Israel sein. Größer als die Tetrarchen, größer selbst als mein Vater, der nun sein Amt als Hoherpriester abgegeben hat. Wie ein König, wie ein Prophet wirst du bedient und angehört werden. Wenn aber Jesus von Nazaret nichts als ein falscher Messias ist, wenn er auch nicht des Todes schuldig wäre, da seine Taten nicht die eines Räubers, sondern eines Geisteskranken sind, dann erinnern wir dich an

die erleuchteten Worte des Hohenpriesters Kajaphas – du weißt, daß die Rede dessen, der das Efod und das Rationale trägt, von Gott eingegeben ist, und daß er das Gute und das zum Guten Notwendige prophezeit. Kajaphas, erinnerst du dich? Kajaphas hat gesagt: „Es ist besser, daß ein Mensch für das Volk stirbt, als daß das ganze Volk zugrunde geht.“ Dies ist ein prophetisches Wort.«

»Wahrlich, das ist es. Der Allerhöchste hat durch den Mund des Hohenpriesters gesprochen. Ihm muß gehorcht werden!« rufen sie theatralisch im Chor und gleichen dabei Automaten, die vorgegebene Gesten machen müssen – diese ekelhaften Marionetten, die Mitglieder des Hohen Rates des Synedriums sind.

Judas ist beeindruckt, verführt . . . Aber ein klein wenig gesunder Menschenverstand oder Güte ist noch in ihm und läßt ihn die fatalen Worte nicht aussprechen.

Sie umringen ihn mit Ehrerbietung, mit geheuchelter Liebenswürdigkeit und drängen: »Glaubst du uns nicht? Sieh, wir sind die Häupter der einundzwanzig priesterlichen Familien, die Ältesten des Volkes, die Schriftgelehrten, die größten Pharisäer Israels, die weisen Rabbis und die Vertreter des Tempels. Die Elite Israels ist hier, umgibt dich. Sie ist bereit, dich zu beglückwünschen und sagt einstimmig: „Tu es, denn es ist eine heilige Tat.“«

»Und wo ist Gamaliël? Und Josef und Nikodemus, wo sind sie? Und wo ist Eleasar, der Freund des Josef, und wo Johannes von Gaasch? Ich sehe sie nicht.«

»Gamaliël tut große Buße, Johannes ist bei seiner schwangeren Frau, der es heute abend nicht gut geht. Von Eleasar wissen wir nicht, warum er nicht gekommen ist. Aber ein Unwohlsein kann jeden unversehens befallen, meinst du nicht auch? Was Josef und Nikodemus betrifft . . . Nun, wir haben diese beiden nicht von der heutigen geheimen Sitzung benachrichtigt, dir zuliebe, um deine Ehre nicht aufs Spiel zu setzen . . . Denn sollte die Sache unglücklicherweise mißlingen, so wird der Meister wenigstens nichts erfahren . . . Wir schützen deinen guten Ruf. Wir lieben dich, Judas, neuer Makabäer und Retter des Vaterlandes.«

»Der Makkabäer hat einen guten Kampf gekämpft. Ich begehe ... einen Verrat!«

»Betrachte nicht die Einzelheiten der Tat, sondern die Gerechtigkeit des Zweckes. Sprich du, o Zadok, goldener Schriftgelehrter. Aus deinem Mund fließen goldene Worte. Wenn Gamaliël gelehrt ist, so bist du weise, denn mit deinen Lippen spricht die Weisheit Gottes. Sprich du zu ihm, da er noch zögert.«

Und die gute Haut von Zadok tritt vor und mit ihm auch der altersschwache Hananja. Ein zum Skelett abgemagerter, sterbender Fuchs an der Seite eines heimtückischen, kräftigen, reißenden Schalks.

»Hör zu, Mann Gottes!« beginnt Zadok pompös und nimmt die Haltung eines erleuchteten Redners ein, streckt den rechten Arm wie ein Cicero vor sich aus und rafft mit der Linken den ganzen Wust von Falten seines Schriftgelehrtenengewandes. Dann aber hebt er auch den linken Arm, so daß das ganze Kleidungsmonument auseinanderfällt und in Unordnung gerät; und so, Gesicht und Arme zur Decke des Raumes erhoben, donnert er: »Ich sage es dir! Ich sage es dir in Gegenwart des Allerhöchsten!«

»Marána tha!« antworten alle und verneigen sich, als ob ein göttlicher Windstoß sie dazu zwingen würde; dann richten sie sich wieder mit über der Brust gekreuzten Armen auf.

»Ich sage es dir. Es steht in den Seiten unserer Geschichte und unseres Geschickes geschrieben! Es steht in den Zeichen und Symbolen der zurückliegenden Jahrhunderte! Es steht in dem Ritus, der kein Ende gehabt hat seit der Schicksalsnacht der Ägypter! Es steht in der Gestalt des Isaak! Es steht in der Gestalt des Abel! Und was geschrieben steht, soll geschehen.«

»Marána tha!« sagen die anderen in einem tiefen, unheimlichen, suggestiven Chor, mit den Gebärden von zuvor und bizarren Lichtspielen auf den Gesichtern. Denn die Lampen an den beiden Enden des Raumes mit ihren blaßvioletten Glimmerschirmen verbreiten ein gespenstisches Licht. Wirklich, diese Versammlung fast ausschließ-

lich weiß gekleideter Männer mit den blassen oder olivfarbenen Gesichtern ihrer Rasse, die durch die diffuse Beleuchtung noch blasser und grüner erscheinen, läßt mich an eine Versammlung von Gespenstern denken.

»Das Wort Gottes ist auf die Lippen des Propheten herabgekommen, um diesen Beschluß zu bekräftigen. Er muß sterben! Es steht geschrieben!«

»So steht es geschrieben! Marána tha!«

»Er muß sterben, sein Schicksal ist besiegelt!«

»Er muß sterben, Marána tha!«

»Bis in die kleinsten Einzelheiten ist sein unabwendbares Schicksal beschrieben. Und das Schicksal ändert man nicht.«

»Marána tha!«

»Sogar der symbolische Preis, der dem bezahlt wird, der sich zum Werkzeug Gottes macht, um die Vorhersagen zu erfüllen, ist bestimmt.«

»Er ist bestimmt! Marána tha!«

»Ob Erlöser oder falscher Prophet, er muß sterben!«

»Er muß sterben! Marána tha!«

»Die Stunde ist gekommen! Jahwe will es! Ich höre seine Stimme! Sie ruft: „Es muß sich erfüllen!“«

»Der Allerhöchste hat gesprochen! Es muß sich erfüllen. Es muß sich erfüllen! Marána tha!«

»Der Himmel möge dich stärken, wie er Jaël und Judit stärkte, die Frauen waren und es verstanden, Heldinnen zu sein; wie er Jiftach stärkte, den Vater, der dem Vaterland seine Tochter opferte; wie er David stärkte im Kampf gegen Goliath, so daß er die Tat vollbringen konnte, die den Namen Israels auf ewig in das Gedächtnis der Völker einschreiben wird.«

»Der Himmel möge dir Kraft geben, Marána tha!«

»Werde ein Sieger!«

»Werde Sieger! Marána tha!«

Die heisere Greisenstimme des Hananja erhebt sich: »Wer zaudert

bei der Ausführung des heiligen Befehls, ist zur Entehrung und zum Tod verurteilt.«

»Er ist verurteilt. Marána tha!«

»Wenn du die Stimme des Herrn, deines Gottes, nicht hören willst und seinen Befehl und was er dir durch unseren Mund gebietet nicht ausführst, sollen alle Verwünschungen über dich kommen!«

»Alle Verwünschungen! Marána tha!«

»Es schlage dich der Herr mit allen mosaischen Verwünschungen und liefere dich den Heiden aus! Marána tha!«

»Er schlage dich und liefere dich aus. Marána tha!«

Ein tödliches Schweigen folgt dieser beeindruckenden Szene ... Alles verharrt in furchterregender Unbeweglichkeit.

Endlich spricht Judas, und es fällt mir schwer, ihn wiederzuerkennen, so sehr hat er sich verändert: »Ja, ich werde es tun. Ich muß es tun. Und ich werde es tun. Der letzte Teil der mosaischen Verwünschungen trifft mich schon, und ich muß mich davon befreien, denn zu lange habe ich gewartet. Und ich verliere den Verstand, da ich weder Rast noch Ruhe finde. Mein Herz ist voller Angst, meine Augen sind matt, meine Seele versinkt in Traurigkeit. Ich zittere davor, entdeckt zu werden und von ihm für mein doppeltes Spiel vernichtet zu werden; denn ich weiß nicht, ich weiß nicht, inwieweit er meine Gedanken kennt. Ich sehe mein Leben an einem Faden hängen, und vom Morgen bis zum Abend bin ich nur von dem einen verzweifelten Wunsch erfüllt: daß diese Stunde vorübergehe, wegen des Schreckens, der mein Herz verwirrt. Wegen der schrecklichen Tat, die ich vollbringen muß. Oh, beschleunigt diese Stunde! Befreit mich von diesen Ängsten. Alles soll sich erfüllen. Sofort! Jetzt! Und ich werde frei sein! Gehen wir!«

Die Stimme des Judas ist beim Sprechen immer fester und immer lauter geworden. Die Gesten, zuerst automatisch und unsicher wie die eines Schlafwandlers, sind nun frei und spontan. Er reckt sich zu voller Größe, satanisch schön, und schreit: »Die Bande einer unsinnigen Furcht sollen fallen! Ich habe mich endlich von der ängstlichen

Untertänigkeit befreit. Christus! Ich fürchte dich nicht mehr und liefere dich deinen Feinden aus! Gehen wir!« Es ist der Schrei eines sieghaften Dämons, und Judas geht tatsächlich entschlossen auf die Tür zu.

Aber man hält ihn zurück: »Langsam! Antworte uns: Wo ist Jesus von Nazaret jetzt?«

»Im Haus des Lazarus. In Betanien.«

»In dieses Haus, das voll ist von treuen Dienern, können wir nicht eindringen. Außerdem ist es das Haus eines Günstlings der Römer. Wir würden uns mit Sicherheit Unannehmlichkeiten einhandeln.«

»Im Morgengrauen gehen wir in die Stadt. Stellt Wachen an die Straße von Betfage, organisiert einen Tumult und laßt ihn gefangennehmen!«

»Woher weißt du, daß er diese Straße nimmt? Er könnte auch auf der anderen kommen . . . «

»Nein, er hat zu den Jüngern gesagt, daß er auf dieser in die Stadt kommt, durch das Tor von Efraim. Sie sollen ihn bei En-Rogel erwarten. Wenn ihr ihn vorher gefangennehmt . . . «

»Wir können nicht. Wir müßten mit ihm an den Wachen vorbei in die Stadt gehen, und außerdem ist jede Straße, die zu den Toren führt, und jede Straße in der Stadt von früh bis abends voller Menschen. Es würde einen Tumult geben. Das darf nicht geschehen.«

»Er wird zum Tempel hinaufgehen. Ruft ihn in einen Saal, um ihn zu befragen. Ruft ihn im Namen des Hohenpriesters. Er wird kommen, denn er achtet euch mehr als sein eigenes Leben. Wenn er dann mit euch allein ist . . . wird es euch nicht schwerfallen, ihn an einen sicheren Ort zu bringen und zu gegebener Zeit zu verurteilen.«

»Es würde trotzdem einen Tumult geben. Du solltest bemerkt haben, daß die Leute fanatisch an ihm hängen. Und nicht nur das Volk, auch die Großen und die Hoffnung Israels. Gamaliël verliert seine Schüler, Jonatan Ben-Uziel und andere von uns ebenfalls. Alle lassen sich von ihm verführen und verlassen uns. Selbst die Heiden verehren ihn oder fürchten ihn, was einer Verehrung gleichkommt. Und

sie sind bereit zu revoltieren, wenn wir ihm Gewalt antun. Unter anderem sind einige der Räuber, die wir angeworben haben, damit sie als falsche Jünger auftreten und Streit anzetteln, gefangengenommen worden. Sie haben gesprochen in der Hoffnung auf Milderung der Strafe. Und der Prätor weiß ... Die ganze Welt läuft ihm nach, während wir nichts zustande bringen ... Aber wir müssen klug vorgehen, damit das Volk nichts merkt.«

»Ja, so müssen wir es machen. Auch Hannas hat es uns empfohlen. Er sagt: „Daß ja nichts während des Festes passiert und kein Tumult unter dem fanatischen Volk entsteht!“ Dies hat er befohlen, und er hat auch befohlen, daß man ihm im Tempel und auch sonst respektvoll begegnet und ihn nicht belästigt, um ihn so zu täuschen.«

»Aber was wollt ihr dann tun? Ich war heute Nacht bereit, doch ihr zögert ... « sagt Judas.

»Nun, du müßtest uns zu ihm führen, wenn er allein ist. Du kennst seine Gewohnheiten. Du hast uns geschrieben, daß er dich mehr als die anderen in seiner Nähe behält. Daher mußt du wissen, was er vorhat. Wir werden immer bereit sein. Wenn du Ort und Zeit für günstig hältst, dann komm, und wir werden eingreifen.«

»Abgemacht. Und was bekomme ich dafür?« Judas redet nun ganz kalt, als handle es sich um irgendein alltägliches Geschäft.

»Das, was die Propheten gesagt haben, um den erleuchteten Worten treu zu bleiben: dreißig Denare ... «

»Dreißig Denare für das Leben eines Menschen, und dieses Menschen?! Das ist der Preis eines gewöhnlichen Lammes während dieser Feiertage! Seid ihr von Sinnen? Nicht, daß ich Geld brauche. Ich habe genug. Glaubt daher nicht, daß ihr mich überzeugt, weil ich geldgierig bin. Aber es ist zu wenig für meinen Schmerz, den verraten zu müssen, der mich immer geliebt hat.«

»Wir haben dir doch gesagt, was wir für dich tun werden. Ehre und Ruhm sollst du haben. Also das, was du von ihm erwartet und nicht erhalten hast. Wir werden deine Enttäuschung wiedergutmachen. Aber der Preis ist von den Propheten festgesetzt. Oh, es ist

nur eine Formalität, ein Symbol, sonst nichts. Das andere kommt danach ... «

»Und das Geld, wann bekomme ich das?«

»In dem Augenblick, da du uns sagst: „Nun kommt“. Nicht früher. Niemand bezahlt, bevor er die Ware in Händen hat. Scheint dir das vielleicht nicht richtig?«

»Es ist richtig. Aber verdreifacht wenigstens die Summe ... «

»Nein, so haben es die Propheten gesagt und so muß es geschehen! Oh, wir wissen den Propheten zu gehorchen! Wir werden kein Jota übersehen von dem, was sie über ihn geschrieben haben. Ha, ha, ha! Wir halten uns an das eingegebene Wort! Ha, ha, ha!« lacht dieses abstoßende Skelett Hananja. Viele stimmen in das unheimliche, falsche, tiefe Lachen ein. Ein wahrhaft dämonisches Gelächter, denn die Dämonen können nur hohnlachen. Das Lachen aber kommt aus einem frohen, liebenden Herzen, das Hohnlachen dagegen aus einem verstörten Herzen voller Mißgunst.

»Es ist alles besprochen. Du kannst gehen. Wir erwarten den Sonnenaufgang, um auf verschiedenen Wegen in die Stadt zu gehen. Leb wohl. Der Friede sei mit dir, verlorenes Schaf, das du in den Schoß Abrahams zurückkehrst. Der Friede sei mit dir! Der Friede sei mit dir! Der Dank Israels ist dir gewiß! Du kannst auf uns zählen! Dein Wunsch ist uns Befehl. Gott sei mit dir, wie er immer mit allen seinen treuen Dienern gewesen ist. Aller Segen komme über dich!«

Sie begleiten ihn unter Umarmungen und Liebesbezeugungen bis zur Tür ... schauen ihm nach, während er im halbdunklen Gang verschwindet ... und hören das Geräusch der Riegel an der Tür, die sich öffnet und schließt ...

Dann kehren sie jubelnd an ihre Plätze zurück.

Nur zwei oder drei Stimmen werden laut, die der weniger dämonischen: »Und nun? Was werden wir mit Judas des Simon anfangen? Wir wissen genau, daß wir ihm nicht geben können, was wir ihm versprochen haben, außer diesen armseligen dreißig Silberlingen! ...

Was wird er sagen, wenn er sich von uns betrogen sieht? Werden wir nicht einen noch größeren Schaden angerichtet haben? Wird er nicht umhergehen und dem Volk sagen, was wir getan haben? Wir wissen doch, daß er ein wankelmütiger Mensch ist.«

»Ihr seid recht naiv und töricht, so zu denken und euch solche Sorgen zu machen! Es ist schon beschlossen, was wir mit Judas tun werden. Beschlossen seit dem letzten Mal. Habt ihr es vergessen? Wir werden unseren Beschluß nicht ändern. Wenn die ganze Geschichte mit dem Christus zu Ende ist, wird Judas sterben. Auch dies steht geschrieben.«

»Aber wenn er vorher spricht?«

»Zu wem? Zu den Jüngern oder zum Volk, um gesteinigt zu werden? Er wird nichts sagen. Das Entsetzen über seine Tat wird ihm den Mund stopfen.«

»Aber es könnte ihn in der Zukunft reuen, er könnte schwere Gewissensbisse bekommen und den Kopf verlieren . . . «

»Er wird keine Zeit dazu haben. Wir werden schon Vorsorgen. Alles zu seiner Zeit. Zuerst der Nazarener, und dann der, der ihn verraten hat . . . « sagt langsam und furchtbar Hilkiija.

»Ja, und gebt acht! Kein Wort zu den Abwesenden. Zu viel wissen sie schon von unserem Plan. Ich traue Josef und Nikodemus nicht, und auch den anderen nur wenig.«

»Zweifelst du an Gamaliël?«

»Er meidet uns schon seit Monaten. Ohne ausdrücklichen Befehl des Hohenpriesters wird er an unseren Sitzungen nicht teilnehmen. Er sagt, daß er mit Hilfe seines Sohnes an seinem Werk schreibt. Aber ich spreche von Eleasar und Johannes.«

»Oh, sie haben uns noch nie widersprochen«, sagt rasch ein Synedrist, den ich schon öfters mit Josef von Arimathäa gesehen habe, an dessen Namen ich mich jedoch nicht erinnern kann.

»Eben! Sie haben uns sogar zu wenig widersprochen. Ha, ha, ha! Und wir werden auf sie aufpassen müssen! Viele Schlangen haben sich im Synedrium eingenistet, glaube ich . . . Ha, ha, ha! Aber wir

werden sie ausheben . . . Ha, ha, ha!« sagt Hananja und geht gebeugt und zittrig, auf seinen Stock gestützt, zu den niedrigen breiten, mit schweren Teppichen bedeckten Sitzen an den Wänden des Saals, um sich einen bequemen Platz zu suchen. Zufrieden läßt er sich nieder und schläft auch bald, mit offenem Mund – ein häßlicher, böser Alter.

Die anderen betrachten ihn. Und Doras, der Sohn des Doras, sagt: »Er hat die Genugtuung, diesen Tag erleben zu dürfen. Mein Vater hat ihn ersehnt, aber er hat ihn nicht mehr erlebt. Ich werde jedoch seinen Geist im Herzen tragen, damit er dabei ist am Tag der Rache am Nazarener und seine Freude hat . . . «

»Vergeßt nicht, daß wir abwechslungsweise, und immer zu mehreren, ununterbrochen im Tempel sein müssen.«

»Wir werden es sein.«

»Wir müssen Anweisung geben, daß Judas des Simon jederzeit zum Hohenpriester geführt wird.«

»Wir werden es tun.«

»Und nun wollen wir unser Herz vorbereiten auf die letzte Aufgabe.«

»Es ist schon bereit! Es ist schon bereit!«

»Mit Schlauheit.«

»Mit Schlauheit.«

»Mit Raffiniertheit.«

»Mit Raffiniertheit.«

»Um jeden Verdacht zu zerstreuen.«

»Um jedes Herz zu verführen.«

»Was er auch sagt oder tut, wir reagieren nicht. Wenn die Stunde gekommen ist, werden wir uns für alles auf einmal rächen.«

»Das werden wir tun. Und es wird eine furchtbare Rache sein.«

»Eine vollkommene!«

»Eine entsetzliche!«

Sie setzen sich und versuchen sich auszuruhen in Erwartung des Morgens.

649 Von Betanien nach Jerusalem

Jesus geht durch die blühenden Obstgärten und Olivenhaine. Selbst die silbernen Blättchen der Ölbäume gleichen Blüten mit ihren Taupearlen, die unter den ersten Strahlen der Morgenröte und sanft gewiegt von einem leichten duftenden Wind überall aufblitzen. Jeder Ast ist eine Goldschmiedearbeit, und das Auge betrachtet bewundernd seine Schönheit. Die Mandelbäume, schon ganz mit Grün bedeckt, erheben sich über die Masse der anderen weißen und rosaroten Obstbäume, und unten zeigen die Reben die Ansätze ihrer ersten zarten Blättchen, so glänzend und seidig, daß sie hauchfeinen Smaragdschuppen oder Stückchen kostbarer Seide gleichen. Darüber wölbt sich ein Himmel von tiefem, makellosem, friedvollem und feierlichem Türkis. Überall Vogelgezwitscher und Blumendüfte. Ein frisches Lüftchen erquickt und erfreut. Es ist wahrlich die Fröhlichkeit des April, die aus allem lacht.

Jesus ist von seinen Aposteln umgeben, allen zwölfen, und spricht: »Ich habe die Frauen vorausgeschickt, denn ich möchte mit euch allein reden. In der ersten Zeit mit euch habe ich denen, die damals bei mir waren, gesagt: „Betrübt die Mutter nicht durch Berichte über böse Unternehmungen, die gegen den Sohn gerichtet sind.“ Es schienen so schlimme Unternehmungen zu sein . . . Ihr drei – Johannes, Simon und Judas von Kerijot – ihr seid Zeugen dieser Dinge gewesen, die den Anfang einer Kette bildeten, an der der Menschensohn zum Tod geführt werden wird; und ihr könnt nun sehen, daß es herabrieselnde Sandkörner waren im Vergleich zu dem Felsblock, den Felsblöcken, die man heute auf mich wirft. Aber damals wart ihr, war ich, war auch die Mutter nicht vorbereitet auf die menschliche Bosheit. Weder im Guten noch im Bösen erreicht der Mensch ganz plötzlich den Gipfel. Er steigt stufenweise auf oder ab. So ist es auch beim Schmerz. Ihr seid gut, ihr habt im Guten Fortschritte gemacht und könnt nun, ohne Anstoß von früher daran zu nehmen, feststellen, bis zu welchem Grad der Verderbtheit ein Mensch absinken kann, der

sich mit Satan verbündet. Ebenso können wir, ich und die Mutter, nun den ganzen Schmerz ertragen, den uns die Menschen zufügen, ohne daran zu sterben. Wir haben unsere Seelen abgehärtet. Alle. Im Guten, im Bösen oder im Leiden. Und doch haben wir den Gipfel noch nicht erreicht . . . Wir haben den Gipfel noch nicht erreicht. Oh, wenn ihr wüßtet, wie hoch der Gipfel des Guten, des Bösen und des Schmerzes ist! Ich wiederhole euch nun die Worte von damals. Sagt der Mutter nichts von dem, was der Menschensohn euch nun sagen wird. Es würde sie zu sehr schmerzen. Einer, der getötet werden soll, trinkt den barmherzigen betäubenden Trank, um die Stunde des Leidens ohne beständiges Zittern und Beben abwarten zu können. Euer Schweigen wird der barmherzige Trank für sie, die Mutter des Erlösers, sein! Nun möchte ich, damit euch nichts verborgen bleibt, den Sinn der Prophezeiungen erklären. Und ich bitte euch, viel, sehr viel bei mir zu sein. Tagsüber werde ich allen gehören. In der Nacht bitte ich euch, bei mir zu bleiben, denn ich möchte bei euch sein. Ich habe das Bedürfnis, nicht allein zu sein . . . «

Jesus ist tieftraurig. Die Apostel sehen es und sind betrübt. Sie drängen sich um ihn. Auch Judas versteht es, sich an Jesus heranzumachen, als ob er der liebevollste der Jünger wäre.

Jesus liebkost sie und fährt fort: »Ich möchte in dieser Stunde, die mir noch gegeben ist, eures Wissen über den Christus vervollkommen. Zu Beginn habe ich Johannes, Simon und Judas die Wahrheit der Prophezeiungen über meine Geburt gezeigt. Die Prophezeiungen haben mich von meinem Aufgang bis zu meinem Untergang so gut dargestellt, wie der beste Maler es nicht fertiggebracht hätte. Gerade der Morgen und der Abend meines Lebens sind die zwei von den Propheten am besten beschriebenen Phasen. Nun soll der vom Himmel herabgekommene Christus, der Gerechte, den die Wolken vom Himmel regnen ließen, das edle Reis, getötet werden, wie eine Zeder vom Blitz gespalten wird. Sprechen wir also von seinem Tod. Seufzt nicht und schüttelt nicht den Kopf. Murt nicht in euren Herzen und verflucht die Menschen nicht. Es hat keinen Wert. Wir

gehen nach Jerusalem hinauf. Das Paschafest ist nun nahe.

„Dieser Monat soll euch der erste Monat des Jahres sein.“ Dieser Monat wird für die Welt der Beginn einer neuen Zeit sein, die niemals aufhören wird. Vergeblich wird der Mensch von Zeit zu Zeit versuchen, eine neue Zeit einzuführen. Jene, die eine neue Zeit einführen und ihr den Namen ihres Idols, ihrer selbst, geben wollen, werden geschlagen und getötet werden. Es ist nur ein Gott im Himmel und ein Messias auf Erden: der Sohn Gottes, Jesus von Nazaret. Da er sich ganz gibt, kann er alles verlangen, und er drückt sein königliches Siegel nicht dem auf, was Fleisch und Schmutz ist, sondern dem, was Zeit und Geist ist.

„Am zehnten Tag dieses Monats soll jeder ein Lamm für jede Familie und für jedes Haus nehmen. Wenn aber eine Familie zu klein ist für ein ganzes Tier, so nehme er eines zusammen mit seinem nächsten Nachbarn, um das ganze Lamm verzehren zu können.“ Denn das Opfer und die Hostie müssen vollständig verzehrt werden. Es darf kein Rest übrigbleiben. Es wird nichts übrigbleiben. Zu viele sind es, die sich an dem Lamm sättigen werden. Eine unzählbare Schar für ein Gastmahl ohne Ende. Und es braucht kein Feuer, um das Übriggebliebene zu verbrennen, denn es wird nichts übrigbleiben. Die Teile, die dem Haß angeboten und von ihm verschmäht werden, wird das Feuer des Opfers, seine Liebe, verzehren. Ich liebe euch, ihr Männer. Euch zwölf, meine Freunde, die ich selbst erwählt habe; euch, in denen die zwölf Stämme Israels vertreten sind und die dreizehn Adern der Menschheit. Alles habe ich in euch versammelt, und alles sehe ich in euch . . . Alles.«

»Aber unter den Adern des Leibes Adams ist auch die des Kain. Keiner von uns hat die Hand gegen einen seiner Gefährten erhoben. Wo ist also Abel?« fragt Iskariot.

»Du sagst es. Unter den Adern des Leibes Adams ist auch die des Kain. Und der Abel bin ich, der sanfte Abel, der Hirte der Herden, der dem Herrn wohlgefällig war, da er ihm seine Erstlinge und alles, was fehlerlos war, opferte, als erstes sich selbst. Ich liebe euch, o

Menschen. Auch wenn ihr mich nicht liebt, ich liebe euch. Die Liebe beschleunigt und vollendet das Werk der Opfernden.

„Das Lamm soll fehlerlos, männlich und einjährig sein.“ Für das Lamm Gottes existiert die Zeit nicht. Es ist. Es ist am letzten Tag wie am ersten Tag dieser Welt. Er, der ist wie der Vater, kennt in seiner göttlichen Natur kein Altern. Nur ein Altern, eine Müdigkeit kennt er: die Enttäuschung, für allzu viele vergebens gekommen zu sein. Wenn ihr wißt, wie man mich getötet hat – und die Augen, die ihren Herrn in einen von Wunden bedeckten Aussätzigen verwandelt sehen werden, glänzen nun naß an meiner Seite und sehen diese lachenden Hügel nicht mehr, da die Tränen ihren Blick trüben – dann sagt: „Nicht daran ist er gestorben, sondern weil er von denen, die ihm die Liebsten waren, verkannt und von zu vielen Menschen zurückgewiesen wurde.“ Aber wenn auch der Sohn Gottes kein Alter kennt und sich darin vom Opferlamm unterscheidet, so ist er ihm doch gleich, da er makellos und männlich und so dem Herrn heilig ist. Ja, vergeblich werden die Henker, jene, die mich mit Waffen, durch ihren Willen oder durch Verrat töten, sich zu entschuldigen versuchen, indem sie sagen: „Er war schuldig.“ Keiner, der aufrichtig und ehrlich ist, kann mich der Sünde beschuldigen. Könnt ihr es?

Wir stehen dem Tod gegenüber. Ich stehe ihm gegenüber. Und auch andere. Wer? Du willst wissen, wer, Petrus? Alle. Der Tod rückt näher, Stunde um Stunde, und rafft jene dahin, die es am wenigsten erwarten. Aber auch die anderen, die noch lange zu leben haben, rücken mit jeder Stunde dem Tod näher; denn die Zeit ist nur ein Augenblick im Vergleich zur Ewigkeit. Und in der Todesstunde war auch das längste Leben nur ein Hauch. Alle Handlungen so vieler Jahrzehnte, von frühester Kindheit an, kehren wieder und sagen: „Siehe: gestern hast du dies getan!“ Gestern! Beim Sterben ist alles gestern geschehen. Und Ehren und Gold, nach denen der Mensch strebte, sind nur Staub! Und die Frucht, nach der er gierte, hat jeden Geschmack verloren! Die Frau? Die Börse? Die Macht?

Die Wissenschaft? Was bleibt? Nichts! Nur das Gewissen und das Gericht Gottes, vor dem das Gewissen ohne menschliche Protektion und irdischen Überfluß erscheinen muß, einzig mit seinen Werken beladen.

„Von dem Blut aber sollen sie nehmen und es an die beiden Türpfosten und an die Oberschwelle streichen, und der Engel wird beim Vorübergehen die Häuser verschonen, an denen das Zeichen des Blutes ist.“ Nehmt mein Blut. Bestreicht damit nicht die toten Steine, sondern das tote Herz. Dies ist die neue Beschneidung. Ich lasse mich für die ganze Welt beschneiden. Und ich opfere nicht einen überflüssigen Teil, sondern gebe meine herrliche, gesunde, reine Männlichkeit dahin, opfere sie vollständig, und aus den verwundeten Gliedern, den geöffneten Adern nehme ich mein Blut und zeichne um die Menschheit rettende Ringe, Bande ewiger Vermählung mit dem Gott, der im Himmel ist, mit dem Vater, der wartet. Und ich sage: „Siehe, nun kannst du sie nicht mehr abweisen, denn du würdest dein eigenes Blut abweisen.“

„Und Mose sagte: . . . Nehmt ein Ysopbüschel, taucht es in das Blut und bestreicht damit die Türpfosten . . .“ Genügt das Blut also nicht? Nein, es genügt nicht. Zu meinem Blut müßt ihr eure Reue hinzufügen. Ohne die bittere und heilsame Reue würde ich vergebens für euch gestorben sein.

Dies ist das erste Wort, das in der Heiligen Schrift vom erlösenden Lamm spricht. Aber das Buch ist voll solcher Worte. So wie bei jedem neuen Sonnenaufgang die Blüten an diesen Zweigen sich vermehren, ebenso vermehren sich mit jedem vergangenen und neuen Jahr die Hinweise auf den Erlöser, je näher wir der Zeit der Erlösung kommen.

Und nun sage ich euch mit Zacharias, euch anstelle von Jerusalem: „Siehe, dein König kommt zu dir, sanftmütig und reitend auf einer Eselin und auf einem Füllen. Er ist arm.“ Aber er wird die Mächtigen, die den Menschen unterdrücken, vernichten. Er ist sanftmütig, und doch wird sein zum Segen erhobener Arm den Dämon und den

Tod besiegen. „Er wird den Frieden verkünden, denn er ist der Friedensfürst.“ Er wird, obwohl er an das Kreuz genagelt ist, sein Reich von Meer zu Meer ausdehnen. „Er wird nicht schreien und nicht lärmern. Das geknickte Rohr bricht er nicht ab, und den glimmenden Docht löscht er nicht aus; den, der nicht stark ist, sondern schwach, den, der allen Tadel verdient; er wird das Recht auf Erden begründen in der Wahrheit.“ Dein Messias, o Stadt Zion, dein Messias, o Volk des Herrn, dein Messias, o Volk der Erde.

„Er wird nicht ermatten oder Gewalt üben“. Ihr findet in mir weder die trostlose Niedergeschlagenheit des Besiegten noch die mißgünstige Niedergeschlagenheit des Verderbten, sondern nur den Ernst dessen, der sieht, wie weit das Ergriffensein von Satan den Menschen bringen kann; und ihr seht, wie ich, dessen Wille in einem Augenblick alles zerstören und zerstreuen könnte, drei Jahre lang allen und unaufhörlich meine Hände in einer Einladung der Liebe entgegengestreckt habe. Und auch jetzt noch werde ich diese meine Hände ausstrecken, und sie werden verwundet werden! „Ohne zu ermatten oder Gewalt zu üben, werde ich mein Reich begründen.“ Dieses Reich des Christus, das die Rettung der Welt ist.

Mein Vater, der ewige Herr, sagt zu mir: „Ich habe dich berufen, ich habe deine Hand erfaßt, ich habe dich zum Bunde zwischen den Völkern und Gott gemacht, zum Licht für die Heiden.“ Und ich bin Licht gewesen. Licht, um die Augen der Blinden zu öffnen; Wort, um den Stummen die Sprache zu geben; Schlüssel, um die unterirdischen Kerker zu öffnen, jener, die in der Finsternis des Irrtums lebten.

Und nun gehe ich, der ich dies alles bin, zum Sterben. Ich trete ein in das Dunkel des Todes. Des Todes, versteht ihr? . . .

Die ersten vorhergesagten Dinge, die sich nun erfüllen, sage ich euch mit den Worten des Propheten. Die anderen werde ich euch sagen, bevor uns der Dämon trennen wird.

Seht Zion, dort am Horizont. Geht und holt die Eselin und das Eselsfüllen. Sagt zu dem Mann: „Der Rabbi Jesus bedarf ihrer.“ Und

sagt der Mutter, daß ich komme. Sie ist dort auf der Anhöhe mit den beiden Marien. Sie erwartet mich. Dies wird mein menschlicher Triumph sein ... Möge es ihr Triumph sein. Seid immer vereint! Oh, vereint ...!

Und wem gehört das Herz, das Herz einer Hyäne, das mit einem Hieb seiner krallenbewehrten Tatze das Herz des mütterlichen Herzens niederstreckt: mich, ihren Sohn? Einem Menschen? Nein. Jeder Mensch wird von einer Frau geboren. Und instinktiv und aus moralischen Gründen kann er eine Mutter nicht so verletzen, da er an die seine denkt. Ein Mensch ist er also nicht. Wer dann? Ein Dämon. Aber kann ein Dämon die Siegerin kränken? Um sie zu kränken, muß er sie antasten. Und Satan erträgt das jungfräuliche Licht der Rose Gottes nicht. Also? Wer, meint ihr, ist es wohl? Ihr sagt nichts? Dann will ich es euch sagen.

Der verschlagenste der Dämonen ist eins geworden mit dem verderbtesten der Menschen; und wie das Gift in den Zähnen der Viper verborgen ist, ebenso hat er sich verborgen in ihm, der sich der Frau nähern und sie heimtückisch beißen kann. Verflucht sei dieses hybride Scheusal aus Satan und Mensch! Verfluche ich es? Nein. Das ist kein Wort des Erlösers. Und daher sage ich zu der Seele dieser Mißgeburt, was ich zu Jerusalem, der abscheulichen Stadt Gottes und Satans, gesagt habe: „Oh, wenn es dir doch gegeben wäre, in dieser Stunde, die dir noch bleibt, zu deinem Erlöser zu kommen!“ Es gibt keine größere Liebe als die meine! Und es gibt keine größere Macht. Auch der Vater stimmt zu, wenn ich sage: „Ich will.“ Und so habe ich nur Worte des Erbarmens für jene, die gefallen sind und aus ihrem Abgrund die Arme nach mir ausstrecken. Seele des größten aller Sünder, an der Schwelle des Todes neigt sich dein Erlöser über deinen Abgrund und lädt dich ein, seine Hand zu ergreifen. Mein Tod wird nicht verhindert werden ... Aber du ... aber du ... wärest gerettet, du, den ich immer noch liebe, und die Seele deines Freundes würde nicht vor Entsetzen erbeben bei dem Gedanken, daß der Tod, dieser furchtbare Tod, den er erleiden muß, das Werk des Freundes ist ... «

Jesus schweigt ... bedrückt ...

Die Apostel flüstern miteinander und fragen sich gegenseitig: »Aber von wem spricht er denn? Wer ist es?«

Und Judas lügt unverschämt: »Es ist gewiß einer dieser falschen Pharisäer ... Ich denke an Josef oder Nikodemus oder auch an Chuza und Manaen ... Alle hängen an ihrem Leben und an ihrem Besitz ... Ich weiß, daß Herodes ... Ich weiß, daß das Synedrium ... Er hat ihnen zu viel Vertrauen geschenkt! Ihr habt doch gesehen, daß sie auch gestern nicht da waren! Sie haben nicht den Mut, ihm gegenüberzutreten ... «

Jesus hört diese Worte nicht. Er hat seine Mutter eingeholt, die mit den Marien und mit Marta und Susanna auf ihn wartet. Nur Johanna des Chuza fehlt in der Gruppe der frommen Frauen.

650 Der Einzug Jesu in Jerusalem

Jesus legt seinen Arm um die Schultern seiner Mutter, die aufgestanden ist, als Johannes und Jakobus des Alphäus sie erreicht und ihr gesagt haben: »Dein Sohn kommt.« Sie sind dann zu ihren Gefährten zurückgekehrt, die nur langsam weitergehen und miteinander reden, während Thomas und Andreas nach Betfage gelaufen sind, um die Eselin und das Füllen zu holen und sie Jesus zu bringen.

Jesus spricht inzwischen zu den Frauen: »Wir sind nun in der Nähe der Stadt. Ich würde euch raten weiterzugehen. Geht beruhigt weiter. Geht vor mir in die Stadt hinein. Bei En-Rogel sind alle Hirten und die zuverlässigsten Jünger. Sie haben den Auftrag, euch zu begleiten und zu beschützen.«

»Weißt du ... Wir haben mit Ascher von Nazaret und Abel von Betlehem in Galiläa und auch mit Salomon gesprochen. Sie sind hierher gekommen, um deine Ankunft rechtzeitig zu wissen. Das Volk bereitet ein großes Fest vor. Und wir würden es gerne sehen ... Siehst du, wie die Wipfel der Olivenbäume sich bewegen? Es ist nicht der Wind, der sie so schüttelt. Es sind die Menschen, die Zwei-

ge abbrechen, um sie auf die Straße zu legen und dich damit vor der Sonne zu schützen. Und dort!? Schau, dort holen sie die Fächerblätter von den Palmen. Sie sehen wie Trauben aus, aber es sind Männer, die an den Stämmen hinaufgeklettert sind ... Und an den Abhängen sieht man die Kinder sich bücken, um Blumen zu pflücken. Und gewiß holen auch die Frauen Blüten und duftende Kräuter aus den Gärten, um deinen Weg mit Blumen zu bestreuen. Wir möchten dabei sein ... und es machen wie Maria des Lazarus, die alle Blumen, die dein Fuß im Garten des Lazarus berührte, eingesammelt hat ... « bittet Maria des Klopas, auch im Namen der anderen.

Jesus streichelt die Wange seiner alten Verwandten, die einem kleinen Mädchen gleicht, das gern einem Schauspiel beiwohnen möchte, und sagt zu ihr: »Bei all den Leuten würdest du nichts sehen. Geht voraus. Zu dem Haus des Lazarus, dessen Hüter Matthias ist. Ich werde dort vorüberkommen, und ihr könnt mich von der Terrasse aus sehen.«

»Mein Sohn ... du gehst allein? Darf ich nicht in deiner Nähe sein?« sagt Maria, hebt dabei ihr so trauriges Gesicht und richtet ihre himmlischen Augen auf das Antlitz ihres lieben Sohnes.

»Ich möchte dich bitten, dich verborgen zu halten. Wie die Taube in der Felsspalte. Mehr als deine Anwesenheit brauche ich dein Gebet, geliebte Mutter!«

»Wenn es so ist, mein Sohn, werden wir nur beten. Alle. Für dich.«

»Ja, wenn ihr den Einzug gesehen habt, dann kommt ihr mit uns in meinen Palast in Zion. Ich werde Diener zum Tempel und hinter dem Meister herschicken, damit sie uns seine Weisungen und Nachrichten von ihm bringen«, entscheidet Maria des Lazarus, die immer am schnellsten versteht, was am besten zu tun ist, und es auch unverzüglich ausführt.

»Du hast recht, Schwester. Obwohl es mir leid tut, nicht mit ihm gehen zu können, verstehe ich die Richtigkeit der Anordnung. Im übrigen hat Lazarus uns befohlen, dem Meister in nichts zu widersprechen, sondern ihm auch in den kleinsten Dingen zu gehorchen. Und das werden wir tun.«

»Dann geht also. Seht ihr? Die Straßen beleben sich. Die Apostel werden auch gleich hier sein. Geht. Der Friede sei mit euch. Ich werde euch kommen lassen, wenn ich es für richtig halte. Mutter, leb wohl. Sei beruhigt, Gott ist mit uns.« Er küßt sie und verabschiedet sich von ihr. Und die gehorsamen Jüngerinnen entfernen sich rasch.

Die zehn Apostel sind nun bei Jesus angelangt. »Hast du sie vorausgeschickt?«

»Ja, sie werden meinen Einzug von einem Haus aus sehen.«

»Von welchem Haus?« fragt Judas von Kerijot.

»Ja, es gibt nun so viele befreundete Häuser!« sagt Philippus.

»Gehen sie nicht zu Annalia?« drängt Iskariot.

Jesus antwortet verneinend und geht Betfage zu, das nicht mehr weit entfernt ist.

Sie sind fast dort angelangt, als die beiden, die er weggeschickt hat, um die Eselin und das Füllen zu holen, zurückkommen. Sie rufen: »Wir haben alles gefunden, wie du gesagt hast, und wir hätten dir die Tiere gleich gebracht. Aber ihr Besitzer will sie erst striegeln und mit dem schönsten Zaumzeug schmücken, um dich zu ehren. Und die Jünger und alle, die zu deiner Ehre die Nacht auf den Straßen um Betanien verbracht haben, wollten die Ehre haben, dir die Tiere zuzuführen. Wir haben uns einverstanden erklärt, denn wir glauben, daß ihre Liebe eine Belohnung verdient.«

»Das war richtig. Gehen wir unterdessen weiter.«

»Sind es viele Jünger?« fragt Bartholomäus.

»Oh, eine Unmenge! Es ist unmöglich, durch die Straßen von Betfage zu kommen. Deshalb habe ich Isaak aufgetragen, die Esel zu Kleon, dem Käsemacher, zu bringen«, antwortet Thomas.

»Das hast du gut gemacht. Wir wollen bis zu dem Hügelvorsprung dort gehen und im Schatten der Bäume warten.«

Sie begeben sich an die von Jesus genannte Stelle.

»Aber so entfernen wir uns ja! Du gehst ja hinten um Betfage herum!« ruft Iskariot aus.

»Und wenn ich das tun will, wer kann es mir verbieten? Bin ich

denn schon ein Gefangener, daß es mir nicht mehr erlaubt ist, zu gehen, wohin ich will? Oder hat man es vielleicht eilig damit und fürchtet, daß ich meiner Gefangennahme entgehen könnte? Wenn ich es für richtig hielte, mich an weiter entfernte, sichere Orte zu begeben, wer könnte mich daran hindern?« Jesus richtet seine blitzenden Augen auf den Verräter, der den Mund nicht mehr aufmacht und die Achseln zuckt, als ob er sagen wollte: »Tu, was du willst.«

Sie gehen hinten um den Ort herum. Ich würde sagen, daß es fast ein Vorort der Stadt ist, denn auf der Westseite grenzt er an die Hänge des Ölberges. Unten, zwischen den Abhängen und der Stadt, glänzt der Kidron in der Aprilsonne.

Jesus setzt sich in das stille Grün und vertieft sich in seine Gedanken. Dann steht er auf und geht bis zum äußersten Rand des Vorsprungs.

»Hier füge die Vision vom 31. Juli 1944 ein: Jesus weint über Jerusalem, beginnend mit dem Satz, den ich am Anfang der Vision gesagt habe.«

Dann fährt er fort, mir die Phasen seines triumphalen Einzuges zu zeigen.

30. Juli.

Ich weiß nicht, ob ich es schaffen werde, weiterzuschreiben, denn ich habe starke Herzschmerzen und kann nur mit Mühe sitzen. Aber ich muß schreiben, was ich sehe.

Von einem Hügel bei Jerusalem schaut Jesus auf die zu seinen Füßen liegende Stadt.

Es ist kein sehr hoher Hügel. Höchstens so hoch wie der Platz des heiligen Miniatus auf dem Berg bei Florenz, aber hoch genug, daß das Auge ganz Jerusalem überblickt mit seinen kleinen Bodenerhebungen, seinen Häusern und seinen hinauf- und hinunterführenden Straßen. Dieser Hügel ist auf alle Fälle sehr viel höher als der Kalvarienberg, wenn man vom niedrigsten Punkt der Stadt ausgeht, aber er liegt näher an der Stadtmauer. Er beginnt gleich an der Mauer und steigt auf dieser Seite steil an, auf der anderen dagegen fällt er

sanft ab und geht in eine grüne Ebene über, die sich nach Osten erstreckt. Wenigstens glaube ich, daß es Osten ist, wenn ich den Stand der Sonne richtig beurteile.

Jesus und die Seinen sitzen im Schatten einer Baumgruppe. Sie ruhen sich vom Weg aus. Dann steht Jesus auf, verläßt den baumbestandenen Platz und geht bis an den Rand des Hügelvorsprungs.

Seine hohe Gestalt zeichnet sich scharf ab von der Leere, die ihn umgibt. Er sieht noch größer aus als sonst, so aufrecht und allein. Er kreuzt die Arme über der Brust, über dem blauen Mantel, und schaut ernst, sehr ernst hinunter.

Die Apostel beobachten ihn. Aber sie lassen ihn in Ruhe und regen sich nicht, sprechen auch nicht. Sie glauben wohl, daß er sich abgesondert hat, um zu beten.

Aber Jesus betet nicht. Nachdem er lange die Stadt betrachtet hat, alle ihre Viertel, alle ihre Hügel, alle ihre Besonderheiten, vielleicht auch mit den Blicken länger auf diesem oder jenem Punkt verweilt ist, und auf einem anderen nur kurz, beginnt Jesus zu weinen. Reglos und lautlos. Die Tränen füllen seine Augen, fließen über auf die Wangen und fallen ... Große, stille und so traurige Tränen. Tränen eines Menschen, der weiß, daß er allein und ohne Hoffnung auf den Trost und das Verständnis anderer weinen muß, daß niemand seinen Schmerz von ihm nehmen kann, daß er ihn bis zum Ende durchleiden muß.

Der Bruder des Johannes bemerkt von seinem Platz aus als erster dieses Weinen und sagt es den anderen, die sich erschrocken ansehen.

»Keiner von uns hat etwas Schlechtes getan«, sagt einer; und ein anderer: »Auch die Leute haben ihn nicht beleidigt. Es war unter ihnen kein einziger Feind.«

»Warum weint er dann?« fragt der älteste von ihnen.

Petrus und Johannes stehen gleichzeitig auf und nähern sich dem Meister. Sie sind der Meinung, das einzige, was man tun könne, sei, ihn fühlen zu lassen, daß man ihn liebt, und ihn zu fragen, warum er weint.

»Meister, du weinst?« sagt Johannes und legt sein blondes Haupt auf die Schulter Jesu, der einen ganzen Kopf größer ist als er.

Petrus legt ihm die Hand um die Taille, umarmt ihn fast, zieht ihn an sich und fragt: »Was betrübt dich, Jesus? Sage es uns, die wir dich lieben.«

Jesus legt seine Wange an den blonden Kopf des Johannes, öffnet die verschränkten Arme und legt seinerseits einen Arm um die Schultern des Petrus. So umarmt bleiben sie alle drei in einer von Liebe zeugenden Haltung stehen. Doch die Tränen rinnen immer noch.

Johannes, der seine Haare naß werden fühlt, fragt noch einmal: »Warum weinst du, mein Meister? Haben wir dich vielleicht gekränkt?«

Die anderen Apostel haben sich der liebenden Gruppe genähert und erwarten besorgt eine Antwort.

»Nein«, sagt Jesus. »Ihr nicht. Ihr seid meine Freunde, und wenn eine Freundschaft aufrichtig ist, dann ist sie Balsam und Lächeln, niemals Tränen. Ich möchte, daß ihr immer meine Freunde bleibt, auch jetzt, da wir in die Verderbnis gehen, die alle in Gärung bringt und zerstört, die nicht den festen Willen haben, redlich zu bleiben.«

»Wohin gehen wir, Meister? Nicht nach Jerusalem? Die Volksmenge hat dich schon freudig begrüßt. Willst du sie enttäuschen? Gehen wir etwa nach Samaria aus irgendeinem besonderen Grund? Ausgerechnet jetzt, vor dem Paschafest?«

Die Fragen kommen gleichzeitig von mehreren.

Jesus hebt die Hände und gebietet Schweigen. Dann zeigt er mit der Rechten auf die Stadt. Eine ausladende Geste, wie die eines Sämanns, der vor sich aussät. Er sagt: »Dies ist die Verderbnis. Wir gehen nach Jerusalem. Dorthin. Und nur der Allerhöchste weiß, wie sehr ich mich sehne, es zu heiligen, ihm die Heiligkeit zu bringen, die vom Himmel kommt. *Wieder* heiligen möchte ich Jerusalem, das die heilige Stadt sein sollte. Doch ich kann nichts tun. Sie ist verderbt und wird verderbt bleiben. Die Ströme der Heiligkeit, die aus dem

lebendigen Tempel fließen und in den nächsten Tagen immer mächtiger fließen werden, bis er selbst leer und ohne Leben sein wird, werden nicht ausreichen, sie zu erlösen. Samaria und die heidnische Welt werden zum Heiligen kommen. Über den Lügentempeln werden die Tempel des wahren Gottes erstehen. Die Herzen der Heiden werden Christus anbeten. Aber dieses Volk, diese Stadt, werden ihm immer feind sein, und ihr Haß wird sie zur größten Sünde führen. So muß es kommen. Aber wehe jenen, die die Werkzeuge dieses Verbrechens sind. Wehe ... !«

Jesus schaut Judas, der ihm beinahe gegenübersteht, fest in die Augen.

»Das wird uns niemals passieren. Wir sind deine Apostel und glauben an dich. Wir sind bereit, für dich zu sterben.« Judas lügt unverschämt und hält dem Blick Jesu unbefangen stand.

Auch die anderen stimmen diesen Beteuerungen zu.

Jesus antwortet allen, ohne direkt auf die Worte des Judas einzugehen: »Gebe der Himmel, daß ihr so seid. Doch viel Schwäche ist noch in euch. Die Versuchung könnte euch denen ähnlich werden lassen, die mich hassen. Betet viel und seid wachsam. Satan weiß, daß seine Niederlage bevorsteht, und er versucht sich zu rächen, indem er euch mir entreißt. Satan ist uns allen nahe. Mir, um mich daran zu hindern, den Willen des Vaters zu tun und meine Mission zu erfüllen. Euch, um euch zu seinen Dienern zu machen. Seid wachsam. In diesen Mauern wird Satan den ergreifen, der nicht stark sein kann. Den, dessen Fluch es sein wird, daß er erwählt wurde, da er seine Berufung zu menschlichen Zwecken mißbrauchte. Ich habe euch für das Himmelreich und nicht für ein Reich in dieser Welt erwählt. Denkt daran.

Und du, Stadt, die du deinen Untergang willst und über die ich weine, wisse, daß dein Christus für deine Erlösung betet. Oh, wenn doch auch du an diesem deinem Tag, der dir noch bleibt, erkennen würdest, was dir zum Frieden dient! Wenn du doch wenigstens in dieser Stunde die Liebe, die vorübergeht, erkennen und deinen Haß

ablegen würdest, der dich blind und von Sinnen macht, grausam gegen dich selbst und gegen dein eigenes Wohl! Aber der Tag wird kommen, an dem du dich dieser Stunde erinnerst. Dann wird es zu spät sein, zu weinen und zu bereuen! Die Liebe wird vorübergegangen und von deinen Straßen verschwunden sein, und bleiben wird der Haß, den du vorgezogen hast. Der Haß wird sich gegen dich richten, gegen deine Kinder; denn man erhält das, was man gewollt hat, und Haß wird mit Haß vergolten. Es wird dann nicht der Haß der Starken gegen den Schwachen sein, sondern Haß gegen Haß und daher Krieg und Tod. Eingeschlossen von Wällen und Bewaffneten wirst du schmachten, bevor du zerstört wirst. Du wirst deine Kinder durch Waffen und Hunger sterben und die Übriggebliebenen in Gefangenschaft und verachtet und verspottet sehen. Du wirst um Erbarmen flehen und kein Erbarmen mehr finden, denn du wolltest nicht erkennen, was dir zum Heil dient.

Ich weine, Freunde, denn ich habe ein menschliches Herz, und die Zerstörung der Heimat läßt meine Tränen fließen. Aber es ist gerecht, daß dies geschehe, denn die Verderbtheit in diesen Mauern ist grenzenlos und zieht die Strafe Gottes herab. Wehe den Bürgern, die am Elend des Vaterlandes Schuld haben! Wehe den Vorstehern, denn sie tragen die Hauptschuld! Wehe denen, die heilig sein und die anderen zur Ehrbarkeit führen sollten, und statt dessen das Haus ihres Dienstes und sich selbst entweihen! Kommt, was ich tue, wird nichts nützen. Aber lassen wir das Licht noch einmal in der Finsternis leuchten.«

Jesus geht hinab, gefolgt von den Seinen. Er schreitet rasch mit ernstem, fast finsternem Gesicht auf dem Weg voran und sagt nichts mehr. Er betritt ein kleines Haus am Fuß des Hügels, und ich sehe nichts mehr.

Jesus sagt:

»Die von Lukas berichtete Szene erscheint zusammenhanglos, beinahe unlogisch. Beweine ich das Unglück einer schuldigen Stadt und kann nicht Nachsicht üben hinsichtlich der Gewohnheiten dieser Stadt?

Nein, ich kann es nicht, ich kann nicht nachsichtig sein, denn gerade diese Gewohnheiten sind die Ursache des Unheils, und dies sehen zu müssen, schmerzt mich noch mehr. Mein Zorn über die Tempelschänder ist die logische Folge meiner Betrachtung über den kommenden Untergang Jerusalems.

Es sind immer die Profanierungen des Gottesdienstes, der Gebote Gottes, die die Strafen Gottes herausfordern. Diese unwürdigen Priester und diese unwürdigen Gläubigen, die es nur dem Namen nach sind, haben aus dem Haus Gottes eine Räuberhöhle gemacht und auf das ganze Volk Fluch und Tod herabgerufen. Es nützt nichts, dem Übel, unter dem ein ganzes Volk leidet, diesen oder jenen Namen zu geben. Nennt es: Bestrafung für eine tierische Lebensweise. Gott zieht sich zurück und das Übel schreitet voran. Dies ist die Frucht des Lebens einer Nation, die nicht würdig ist, den Namen „christlich“ zu tragen.

Wie damals, so habe ich auch jetzt, in diesem ausgehenden Jahrhundert, nicht versäumt, durch Wunder zu erschüttern und zu mahnen. Aber wie damals habe ich für mich und meine Werkzeuge nur Verachtung, Gleichgültigkeit und Haß geerntet. Die einzelnen Menschen und die Nationen sollten jedoch daran denken, daß ihre Tränen nutzlos sind, da sie ihr Heil vorher nicht erkennen wollten. Vergebens werden sie mich anrufen, wenn sie mich in der Stunde, da ich bei ihnen weilte, in einem sakrilegischen Krieg verjagt haben; einem Krieg, der von den einzelnen, dem Bösen ergebenen Seelen, auf die ganze Nation übergegriffen hat. Die Länder können sich nicht so sehr durch Waffen retten als durch eine Lebensweise, die die Hilfe des Himmels herabrufft.

Ruhe dich aus, kleiner Johannes. Sei deiner Berufung immer treu. Geh in Frieden.«

Welche Mühe! Ich kann nicht mehr . . .

Jesus hat gerade das Haus betreten, dessen Bewohner er segnet, als draußen heiteres Schellengeläut und fröhliche Stimmen hörbar werden. Bald darauf erscheint das hagere, blasse Gesicht Isaaks im Türspalt. Der getreue Hirte kommt herein und kniet vor seinem Herrn Jesus nieder.

Durch die nun offene Tür kann man eine Unzahl von Köpfen sehen, und hinter ihnen noch mehr . . . Man stößt sich, drängelt, will sich durchzwängen . . . Frauen rufen, Kinder, die mitten ins Gedränge geraten sind, weinen. Begrüßungen, festlicher Lärm: »Glücklich dieser Tag, der dich wieder zu uns bringt! Der Friede sei mit dir, Herr! Willkommen, Meister, der du unsere Treue belohnst!«

Jesus steht auf und gibt ein Zeichen, daß er reden will. Alle schweigen, und klar erklingt die Stimme Jesu.

»Der Friede sei mit euch! Drängelt nicht so. Wir gehen jetzt miteinander zum Tempel hinauf. Ich bin gekommen, um mit euch zusammen zu sein. Friede! Friede! Tut euch nicht weh. Macht Platz, meine Lieben! Laßt mich hinaus und folgt mir, denn wir wollen zusammen in die heilige Stadt einziehen.«

Die Leute gehorchen wohl oder übel und gehen etwas zur Seite, so daß Jesus herauskommen und das Eselsfüllen besteigen kann. Denn er wählt das Füllen, auf dem noch nie jemand geritten ist, als sein Reittier. Einige reiche Pilger in der Menge haben ihre prächtigen Mäntel über den Rücken des Tierchens gebreitet, und einer der Männer setzt ein Knie auf den Boden und bietet dem Herrn das andere als Steigbügel an. Er steigt auf das Füllen, und der Zug setzt sich in Bewegung. Auf der einen Seite des Meisters geht Petrus, Isaak auf der anderen. Dieser hält die Zügel des nicht zugerittenen Tieres, das jedoch friedlich dahintrottet, als hätte es nie etwas anderes getan, und auch nicht erschrickt über die Blumen, die man Jesus zuwirft und die oft das weiche Maul und die Augen des Eselchens treffen. Es scheut auch nicht vor den Oliven- und Palmzweigen, die man ringsum und vor ihm schwenkt oder auf den Boden wirft, um einen Blumentepich zu bilden; noch vor den immer lauter werdenden Rufen »Hosanna dem Sohne Davids!«, die zum heiteren Himmel aufsteigen, während die Menge immer dichter und zahlreicher wird durch die neu Hinzukommenden.

Es ist nicht leicht, durch die engen, gewundenen Gäßlein von Betfage zu kommen. Die Mütter müssen ihre Kinder auf den Arm nehmen und die Männer ihre Frauen vor zu heftigen Stößen schützen. Manche Väter lassen den kleinen Sohn auf den Schultern reiten oder halten ihn über die Köpfe der Menschen, während die Kinderstimmen sich wie das Blöken der Lämmer oder das Gezwitscher der Schwalben anhören und ihre Händchen Blumen und Olivenblätter streuen, die die Mütter ihnen reichen. Viele werfen dem gütigen Jesus Kußhändchen zu . . .

Als er die Enge der kleinen Ortschaft verlassen hat, ordnet sich der

Zug und lockert sich auf, und viele Freiwillige begeben sich an die Spitze, um die Straße freizumachen, und andere folgen ihnen und streuen Zweige auf den Boden. Einer breitet als erster seinen Mantel als Teppich aus, dann ein anderer, dann tun es ihnen vier, zehn, hundert, tausend nach. In der Mitte der Straße liegt nun das bunte Band der ausgebreiteten Mäntel, und nachdem Jesus vorübergeritten ist, hebt man sie wieder auf und trägt sie, zusammen mit immer neu Hinzukommenden, voraus. Und Blumen, Zweige, Palmblätter werden geschwenkt und geworfen, und immer lautere Rufe ertönen zu Ehren des Königs von Israel, des Sohnes Davids und seines Reiches.

Die Wachsoldaten am Tor kommen heraus, um nachzusehen, was geschieht. Aber es ist kein Aufruhr, und so bleiben sie, auf ihre Lanzen gestützt, an den Seiten des Tores stehen und betrachten erstaunt oder spöttisch lächelnd das eigenartige Gefolge dieses Königs, der auf einem Eselsfüllen daherreitet, schön wie ein Gott und demütig wie der ärmste der Menschen, sanftmütig und Segen spendend ... umgeben von Frauen, Kindern und unbewaffneten Männern, die »Friede, Friede!« rufen; dieses Königs, der vor seinem Einzug in die Stadt einen Augenblick auf der Höhe der Gräber der Aussätzigen von Hinnom und Schiloach verweilt (ich hoffe, daß ich die Namen dieser Orte, an denen ich Jesus schon mehrmals Wunder an Aussätzigen habe wirken sehen, richtig schreibe) und sich etwas aufrichtet in dem einen Steigbügel, in dem er einen Fuß hat, da er nicht rittlings, sondern seitlich auf dem Eselchen sitzt. Er richtet sich auf, öffnet die Arme weit und ruft in die Richtung dieser schrecklichen Hänge, an denen sich furchterregende Gesichter und Körper zeigen. Sie sehen Jesus an und lassen den klagenden Ruf der Aussätzigen erschallen: »Unrein, unrein«, um Unvorsichtige abzuschrecken, die sogar auf die verseuchten, verpesteten Felsen steigen würden, um Jesus besser zu sehen. »Wer an mich glaubt, rufe meinen Namen an, und er wird durch ihn geheilt werden!« Dann segnet Jesus sie, setzt seinen Weg fort und gebietet Judas von Kerijot: »Du wirst Lebensmittel für die Aussätzigen kaufen und sie ihnen vor dem Abend zusammen mit Simon bringen.«

Als der Zug durch das Tor von Schiloach zieht und sich wie ein Strom durch den Vorort Ofel in die Stadt ergießt, gleicht jede Terrasse einem kleinen, in der Luft schwebenden Platz voller Menschen, die Blumen werfen und duftende Essenzen auf die Straße hinunterschütten und versuchen, den Meister damit zu treffen. Die Luft ist erfüllt vom Duft der unter den Füßen des Volkes sterbenden Blüten und der Essenzen, die ihren Wohlgeruch verbreiten, bevor sie in den Staub der Straße fallen. Das Geschrei der Volksmenge scheint lauter zu werden und es hört sich an, als ob jeder in ein Horn blase, denn die zahlreichen Gewölbe von Jerusalem verstärken die Rufe durch ihren Widerhall.

Ich höre Rufe und mir scheint, es ist das: »Schalom, Schalom, Melech!« das sich auch bei den Evangelisten findet. Das Geschrei nimmt kein Ende und gleicht dem Brausen einer stürmischen See. Das Tosen einer Sturzwelle, die den Strand und die Klippen peitscht, ist noch nicht vorüber, da folgt schon die nächste Welle, setzt es fort und verstärkt das Getöse, pausenlos. Ich bin halb taub davon.

Düfte, Gerüche, Rufe, Schwenken von Zweigen und Kleidungsstücken, Schreie . . . Es ist eine betäubende Vision.

Ich sehe die Menschenmenge ständig in Bewegung. Bekannte Gesichter tauchen auf und verschwinden wieder. Alle Jünger aus allen Orten Palästinas, alle Anhänger . . . Einen Augenblick sehe ich Jäirus; ich sehe Jaia, den Jüngling aus Pella, wie mir scheint, der blind war wie seine Mutter und den Jesus geheilt hat. Ich sehe Joachim von Bozra und den Landmann aus der Ebene von Scharon mit seinen Brüdern; ich sehe den alten und einsamen Matthias vom Ostufer des Jordan, bei dem Jesus Unterkunft gefunden hat, als alles überschwemmt war; ich sehe Zachäus mit seinen bekehrten Freunden; ich sehe den alten Johannes von Nob und fast alle dortigen Bürger; ich sehe den Gatten der Sara aus Jutta . . . Aber wie soll ich alle Gesichter und Namen aufzählen bei diesem Kaleidoskop unbekannter und bekannter Gesichter, die ich schon mehrmals oder auch nur einmal gesehen habe? . . . Da ist nun das Gesicht des Hirtenknaben, den

sie von Änon mitgenommen haben. In seiner Nähe ist der Jünger aus Chorazin, der das Begräbnis seines Vaters anderen überlassen hat, um Jesus nachzufolgen; neben ihm sehe ich einen Augenblick den Vater und die Mutter des Benjamin von Kafarnaum mit ihrem Söhnchen, das beinahe unter die Hufe des Esels gerät, als es sich vordrängt, um eine Liebkosung Jesu zu erhaschen. Und leider auch Gesichter, die grün und blau vor Zorn sind über diesen Triumph, von Pharisäern und Schriftgelehrten, die mit Gewalt den Ring der Liebe durchbrechen, der sich um Jesus gebildet hat, und dem Meister zuschreien: »Bring diese Verrückten zum Schweigen! Rufe sie zur Vernunft! Nur Gott darf man Hosanna zurufen. Gebiete ihnen zu schweigen!«

Worauf Jesus sanftmütig antwortet: »Auch wenn ich ihnen Schweigen gebiete und sie gehorchen, werden die Steine die Wunder des Wortes Gottes verkünden.«

Denn die Leute rufen nicht nur: »Hosanna, Hosanna, dem Sohne Davids! Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna ihm und seinem Reich! Gott ist mit uns! Der Emanuel ist gekommen! Gekommen ist das Reich Christi des Herrn! Hosanna! Hosanna von der Erde bis hinauf in die Himmelshöhen! Friede! Friede, mein König! Friede und Segen dir, heiliger König! Friede und Ehre im Himmel und auf Erden! Lob sei Gott für seinen Christus! Friede den Menschen, die ihn aufnehmen. Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind, und Ehre Gott in der Höhe, denn die Stunde des Herrn ist gekommen.« Dieser letzte Ruf kommt von dem kompakten Grüppchen der Hirten, die den Ruf der Nacht der Geburt wiederholen. Außer diesen ständigen Zurufen erzählen die Leute aus Palästina den Pilgern aus der Diaspora von den Wundern, die sie gesehen haben; und allen, die nicht wissen, was hier geschieht, da sie Fremde und nur zufällig in der Stadt sind und fragen: »Wer ist denn dieser? Was geht hier vor?« erklären sie: »Es ist Jesus! Jesus, der Meister von Nazaret in Galiläa! Der Prophet! Der Messias des Herrn! Der Verheißene! Der Heilige!«

In einem Haustor, an dem sie soeben vorbeigekommen sind – das Vorwärtstreten ist bei diesem Durcheinander nur sehr langsam möglich – erscheint eine Gruppe kräftiger Jünglinge, die Gefäße mit glühenden Kohlen und Weihrauch in die Höhe halten und Wolken duftenden Rauchs verbreiten. Diese Geste wird sofort aufgegriffen und nachgeahmt, und viele eilen voraus oder zurück, um in den Häusern Feuer und duftendes Harz zu holen und es zu Ehren des Christus zu verbrennen.

Das Haus Annalias ist nun zu sehen. Reben umranken seine Terrasse, und die jungen Blättchen zittern im sanften Aprilwind. Auf der Straßenseite wartet eine ganze Reihe junger Frauen in weißen Kleidern und mit weißen Schleiern, in ihrer Mitte Annalia, mit Körben voller Rosenblätter und Maiglöckchen, die schon durch die Luft flattern.

»Die Jungfrauen Israels grüßen dich, Herr!« sagt Johannes, der sich einen Weg gebahnt hat, nun an der Seite Jesu geht und dessen Aufmerksamkeit auf die Girlande der Reinheit lenkt, die sich lächelnd über die Brüstung beugt und die Straße mit blutroten Rosenblättern und perlweißen Maiglöckchen bestreut.

Jesus zügelt einen Augenblick den Esel und hält ihn an. Er erhebt das Antlitz und die Hand, um diese Jungfräulichkeit zu segnen, die ihn so sehr liebt, daß sie auf jede andere irdische Liebe zu verzichten bereit ist.

Annalia beugt sich vor und ruft: »Deinen Triumph habe ich gesehen, o mein Herr! Nimm nun mein Leben zu deiner Verherrlichung vor der ganzen Welt!« Und mit einem lauten Aufschrei grüßt sie ihn: »Jesus!«, während er unten an ihrem Haus vorbei- und weiterreitet.

Und ein anderer, verschiedenartiger Aufschrei übertönt den Lärm der Menge. Doch die Leute halten nicht an, obwohl sie ihn hören. Es ist ein Strom der Begeisterung, ein Strom ekstatischer Leute, der nicht anhalten kann. Und während die letzten Wellen dieses Stromes noch außerhalb des Stadttors sind, haben die ersten schon die Straßen erreicht, die zum Tempel hinaufführen.

»Deine Mutter!« schreit Petrus und deutet auf ein Haus, das fast an der Ecke einer Straße steht, die zum Morija hinaufführt und in die der Zug nun einbiegt. Jesus hebt das Antlitz, um seiner Mutter zuzulächeln, die dort oben mit den treuen Frauen steht.

Eine zahlreiche Karawane kommt ihnen entgegen und hält den Zug wenige Meter nach dem Haus auf, an dem er schon vorbei ist. Während Jesus mit den anderen wartet und dabei die Kinder liebkost, die ihm die Mütter entgegenhalten, drängt sich ein Mann schreiend durch die Menge: »Laßt mich durch! Eine Frau ist gestorben. Ein Mädchen. Ganz plötzlich. Ihre Mutter ruft nach dem Meister. Laßt mich durch! Er hat sie schon einmal gerettet!«

Die Leute machen Platz, und der Mann eilt zu Jesus: »Meister, die Tochter Elisais ist gestorben. Sie hat dich mit diesem Ruf begrüßt, dann hat sie sich umgedreht und gesagt: „Ich bin glücklich“, und ist gestorben. Ihr Herz ist zersprungen in dem großen Jubel, dich triumphieren zu sehen. Ihre Mutter hat mich auf der Terrasse neben ihrem Haus gesehen und mich zu dir geschickt. Komm, Meister!«

»Tot! Annalia ist tot! Aber sie war doch gestern noch gesund und blühend und glücklich!« Die Apostel kommen aufgereggt herbei, ebenso die Hirten. Alle haben sie gestern noch bei bester Gesundheit gesehen. Soeben noch haben sie Annalia rosig und lächelnd gesehen . . . Sie können das Unglück nicht fassen . . . Sie fragen, wollen Einzelheiten erfahren . . .

»Ich weiß nicht. Ihr habt alle ihre Worte gehört. Sie hat klar und laut gesprochen. Dann habe ich sie nach rückwärts fallen sehen, mit weißerem Gesicht als ihr Kleid, und habe den Schrei der Mutter gehört . . . Mehr weiß ich nicht.«

»Regt euch nicht auf. Sie ist nicht tot. Eine Blüte ist abgefallen, und die Engel Gottes haben sie aufgehoben, um sie in den Schoß Abrahams zu tragen. Bald wird diese Lilie der Erde sich glücklich öffnen im Paradies und für immer die Schrecken der Welt vergessen. Mann, sage Elisa, sie soll das Los ihrer Tochter nicht beweinen. Sage ihr, daß Gott ihr eine große Gnade erwiesen hat. In sechs Tagen wird

sie begreifen, welche Gnade Gott ihrer Tochter geschenkt hat. Weint nicht. Niemand soll weinen. Ihr Triumph ist noch größer als der meine, denn die Jungfrauen werden von den Engeln in den Frieden der Gerechten geleitet. Es ist ein ewiger Triumph, der noch zunimmt, niemals abnimmt. Wahrlich, ich sage euch, über euch, nicht über Annalia habt ihr Grund zu weinen. Gehen wir.« Jesus wiederholt den Aposteln und jenen, die sie umgeben: »Eine Blüte ist abgefallen. Sie hat sich zur Ruhe gelegt, und die Engel haben sie aufgehoben. Selig, die reinen Leibes und Herzens ist, denn bald wird sie Gott schauen.«

»Aber wie, woran ist sie denn gestorben, Herr?« fragt Petrus, der noch immer nicht begreift.

»Aus Liebe. In Ekstase. Aus unendlicher Freude! Ein seliger Tod!«

Wer weit vorn oder weit hinten ist, hat nichts bemerkt. Daher fahren sie fort, »Hosanna« zu rufen, während hier, um Jesus herum, schmerzliches Schweigen eingekehrt ist.

Es ist Johannes, der das Schweigen bricht: »Oh, ich wollte, dieses Los wäre auch das meine vor den kommenden Stunden!«

»Ich auch«, sagt Isaak. »Ich würde gern das Antlitz des Mädchens sehen, das aus Liebe zu dir gestorben ist ... «

»Ich bitte euch, mir euren Wunsch zu opfern. Ich brauche eure Nähe ... «

»Wir werden dich nicht verlassen, Herr. Aber gibt es für diese Mutter keinen Trost?« fragt Natanaël.

»Ich werde für sie sorgen ... «

Sie sind nun am Tor der Tempelmauer angelangt. Jesus steigt vom Esel, den jemand aus Betfage übernimmt.

Ich muß noch hinzufügen, daß Jesus nicht beim ersten Tor des Tempels abgestiegen, sondern an der Umfassungsmauer entlanggeritten ist und erst auf der Nordseite, nahe der Antonia angehalten hat. Dort steigt er ab und geht in den Tempel, als wolle er zu erkennen geben, daß er sich nicht vor der herrschenden Macht versteckt, da er sich in allen seinen Handlungen unschuldig fühlt.

Im ersten Vorhof des Tempels herrscht der übliche Spektakel von Geldwechslern und Händlern mit ihren Tauben, Sperlingen und Lämmern. Nur haben die Händler jetzt nichts zu tun, da alle herbeigeeilt sind, um Jesus zu sehen.

Jesus geht hinein. Er wirkt sehr feierlich in seinem Purpurgewand und läßt den Blick über diesen Markt schweifen und über eine Gruppe von Pharisäern und Schriftgelehrten, die in einem Säulengang stehen und ihn beobachten. Sein Blick flammt vor Unwillen. Mit einem Sprung ist er in der Mitte des Hofes. Ein unvorhergesehener Sprung, der einem Flug gleicht; dem Flug einer Flamme, denn sein Gewand ist eine Flamme im Sonnenlicht, das den Hof überflutet. Er donnert mit mächtiger Stimme: »Hinaus aus dem Haus meines Vaters! Hier ist kein Ort des Wuchers und des Handels! Es steht geschrieben: „Mein Haus soll ein Bethaus sein.“ Warum habt ihr also dieses Haus, in dem der Name des Herrn angerufen wird, zu einer Räuberhöhle gemacht? Hinaus! Reinigt mein Haus. Damit ich euch nicht anstatt mit der Peitsche mit dem Blitz des himmlischen Zornes treffe. Hinaus! Weg von hier, ihr Diebe, Krämer, Schamlosen und Mörder, ihr Gotteslästerer und Götzendiener des schlimmsten Götzendienstes: des eigenen stolzen Ich, ihr Verderber und Lügner! Hinaus! Hinaus! Oh, ich sage euch, Gott der Allerhöchste wird diesen Ort für immer ausfegen und seine Rache an einem ganzen Volk nehmen!« Er gebraucht nicht die Peitsche wie beim ersten Mal, doch als er sieht, daß die Händler und Geldwechsler sich Zeit lassen zu gehorchen, geht er zum nächsten Tisch und stürzt ihn um, so daß Waagen und Münzen zu Boden fallen.

Die Händler und Wechsler beeilen sich nun, nach diesem ersten Beispiel, den Befehl Jesu zu befolgen. Und Jesus ruft ihnen nach: »Wie oft muß ich euch noch sagen, daß dies kein Ort der Unreinheit, sondern ein Ort des Gebetes ist?« und er schaut die vom Tempel an, die, entsprechend dem Befehl des Hohenpriesters, keinerlei Einwände erheben.

Nachdem der Hof nun gereinigt ist, geht Jesus zu den Säulengän-

gen, wo Blinde, Lahme, Stumme, Krüppel und andere Kranke mit lauter Stimme nach ihm rufen.

»Was wollt ihr, daß ich euch tun soll?«

»Ich möchte sehen, Herr! Die Glieder! Daß mein Kind spricht. Daß meine Frau gesund wird. Wir glauben an dich, Sohn Gottes!«

»Gott möge euch erhören. Steht auf und preist den Herrn!«

Jesus heilt nicht einen nach dem anderen, sondern macht eine weite Bewegung mit der Hand, und Gnade und Heilung kommen auf die Unglücklichen herab.

Sie erheben sich mit Freudenschreien, die sich mit denen der vielen Kinder vermischen, die sich um Jesus scharen und immer wiederholen: »Ehre, Ehre dem Sohn Davids! Hosanna Jesus von Nazaret, dem König der Könige, dem Herrn der Herren!«

Einige Pharisäer rufen ihm mit scheinheiliger Ehrerbietung zu: »Meister, hörst du sie? Diese Kinder sagen Dinge, die man nicht sagen darf. Tadle sie. Sie sollen schweigen!«

»Warum? Hat der königliche Prophet, der König meines Geschlechtes, nicht gesagt: „Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge hast du dir vollkommenes Lob bereitet, zu beschämen die Feinde.“ Habt ihr diese Worte des Psalmisten nicht gelesen? Laßt die Kinder mein Lob singen. Ihre Engel haben es ihnen eingegeben, denn sie schauen allezeit meinen Vater, kennen seine Geheimnisse und teilen sie diesen Unschuldigen mit. Laßt mich nun alle gehen und den Herrn anbeten!« und Jesus begibt sich, vorbei an den Leuten, in den Vorhof der Israeliten, um zu beten . . .

Dann geht er zu einem anderen Tor hinaus, vorbei am Probatica-Teich, und verläßt die Stadt, um zu den Hügeln des Ölberges zurückzukehren.

Die Apostel sind begeistert . . . Der Triumph hat ihnen Sicherheit gegeben und sie alle Schrecken vergessen lassen, vollständig vergessen lassen, die die Worte des Meisters in ihnen hervorgerufen hatten . . . Sie reden über die Ereignisse . . . Sie brennen darauf, von Annalia zu hören. Nur mit Mühe hindert Jesus sie daran, zu ihrem

Haus zu gehen, indem er ihnen versichert, daß er schon weiß, was er tut ... Sie sind alle taub, taub, taub für jeden göttlichen Hinweis ... Menschen, Menschen, Menschen, die ein Hosanna-Ruf alles vergessen läßt.

Jesus spricht mit den Dienern der Maria von Magdala, die im Tempel zu ihm gekommen sind, und entläßt sie dann ...

»Wo gehen wir jetzt hin?« möchte Philippus wissen.

»Zum Haus des Markus des Jona?« fragt Johannes.

»Nein, zum Lager der Galiläer. Vielleicht sind meine Brüder dort, und ich würde sie gern begrüßen«, sagt Jesus.

»Das könntest du morgen tun«, bemerkt Thaddäus.

»Es ist gut, etwas zu tun, solange man es tun kann. Gehen wir zu den Galiläern. Sie werden sich freuen, uns zu sehen. Ihr werdet erfahren, wie es euren Angehörigen geht, und ich werde die Kinder sehen ... «

»Und heute abend? Wo werden wir schlafen? In der Stadt? In welchem Haus? Vielleicht dort, wo deine Mutter ist? Oder bei Johanna?« fragt Judas Iskariot.

»Ich weiß es nicht. Gewiß nicht in der Stadt. Vielleicht in einem galiläischen Zelt ... «

»Aber warum denn?«

»Weil ich Galiläer bin und meine Heimat liebe. Gehen wir.«

Sie machen sich wieder auf den Weg und gehen zum Lager der Galiläer hinauf, das sich auf dem Ölberg in Richtung Betanien befindet und dessen Zelte weiß glänzen in der heiteren Aprilsonne.

651 Der Abend des Palmsonntags

Jesus ist mit den Seinen im Frieden des Ölgartens. Es ist Abend. Ein lauer Vollmondabend. Sie haben sich auf den natürlichen Sitzgelegenheiten niedergelassen, den ersten steilen Hängen des Ölgartens, der an diesem kleinen, von der Natur gebildeten Platz, einer Lichtung, beginnt. Der Kidron rauscht über die Steine und scheint mit

sich selbst zu reden. Einige Nachtigallen schlagen. Ein leichtes Lüftchen weht. Sonst nichts.

Jesus spricht:

»Nach dem Triumph von heute morgen ist euer Geisteszustand sehr verändert. Was soll ich sagen? Daß er gehoben ist? O ja! Nach menschlichen Maßstäben ist er gehoben. Ihr seid in die Stadt hineingegangen und habt wegen meiner Worte gezittert. Es schien, daß jeder von euch fürchtete, die Wachen von jenseits der Mauer würden über ihn herfallen und ihn gefangennehmen.

In jedem Menschen steckt ein anderer Mensch, der sich in den schwierigsten Stunden offenbart. Da ist der Held, der in den Stunden größter Gefahr in Erscheinung tritt bei einem sonst Sanftmütigen, den die Welt immer als unbedeutend angesehen hat, der Held, der im Kampf sagt: „Hier bin ich“, und dem Feind, dem Anmaßenden sagt: „Mit mir mußt du dich messen.“ Und dann gibt es den Heiligen, der sagt: „Nehmt mich als Geisel und Opfer. Ich zahle für alle“, während die anderen entsetzt flüchten vor den Gewalttätigen, die nach Opfern dürsten. Dann gibt es den Zyniker, der bei dem allgemeinen Elend noch auf seinen Profit bedacht ist und über die Leichen der Opfer lacht. Es gibt den Verräter, der einen ihm eigenen Mut hat: Den Mut zum Bösen. Der Verräter, eine Verbindung des Zynikers mit dem Feigen, ist doch auch ein Menschentyp, der in schwerwiegenden Stunden zum Vorschein kommt. Denn zynisch schlägt er Profit aus einer Katastrophe, und feige geht er zur stärkeren Partei über. Und er wagt es um seines Nutzens willen, der Verachtung der Feinde und den Flüchen der Verlassenen zu trotzen. Dann gibt es endlich, und das ist der vorherrschende Typ, den Feigling, der in der Stunde der Gefahr nur bedauern kann, sich zu einer Partei oder zu einem Menschen bekannt zu haben, auf denen nun das Anathema liegt, und die fliehen müssen . . . Dieser Feigling ist kein Verbrecher wie der Zyniker und auch nicht abstoßend wie der Verräter. Doch auch er läßt die Unvollkommenheit seiner geistigen Verfassung erkennen.

Ihr seid von dieser Art. Sagt nicht nein. Ich lese in den Herzen. Heute früh habt ihr gedacht: „Was wird geschehen? Gehen auch wir dem Tod entgegen?“ Und das Niedrigste in euch stöhnte: „Wir erst recht ...!“

Ja, aber habe ich euch jemals getäuscht? Von meinen ersten Worten an habe ich zu euch von Verfolgung und Tod gesprochen. Und wenn einer von euch, aus einem Übermaß an Bewunderung, mich als König sehen und vorstellen wollte, als einen der armen Könige der Erde, die immer arm sind, selbst wenn sie als König das Königreich Israel wiederhergestellt hätten, habe ich seinen Irrtum sofort berichtet und gesagt: „König des Geistes bin ich. Ich biete euch Entbehrungen und Opfer und Leiden. Ich habe nichts anderes. Hier auf Erden habe ich nichts anderes. Aber nach meinem, nach eurem Tod in meinem Glauben werde ich euch ein ewiges Reich geben: das Himmelreich.“ Habe ich vielleicht etwas anderes gesagt? Nein. Ihr sagt nein.

Und ihr habt damals gesagt: „Wir wollen nur dies. Mit dir, wie du und für dich wollen wir sein und leiden, wie dir soll es uns ergehen.“ Ja, das habt ihr gesagt. Und ihr wart auch aufrichtig. Aber das kam daher, daß ihr wie Kinder gedacht, wie unbesonnene Kinder gesprochen habt. Ihr dachtet, es sei leicht, mir nachzufolgen, und ihr wart so durchdrungen von eurer dreifachen Sinnlichkeit, daß ihr nicht zugeben konntet, das, was ich angedeutet hatte, könnte wahr sein. Ihr dachtet: „Er ist der Sohn Gottes. Er sagt dies, um unsere Liebe auf die Probe zu stellen. Aber er kann nicht von den Menschen geschlagen werden. Er, der Wunder wirkt, wird auch zu seinen eigenen Gunsten ein großes Wunder zu wirken wissen.“ Und jeder fügte noch hinzu: „Ich kann nicht glauben, daß er verraten, gefangengenommen und getötet werden wird.“ Euer menschlicher Glaube an meine Macht war so stark, daß ihr schließlich keinen Glauben mehr an meine Worte gehabt habt, keinen wahren, geistigen, heiligen und heiligmachenden Glauben.

„Er, der Wunder wirken kann, wird wohl eines zu seinen Gunsten

wirken“, habt ihr gesagt. Nicht nur eines, sondern viele werde ich noch wirken. Und zwei werden so sein, daß kein menschlicher Verstand sie sich ausdenken kann.³⁵ Es werden Wunder sein, die nur jene, die an den Herrn glauben, erkennen können. Alle anderen werden zu allen Zeiten sagen: „Unmöglich.“ Auch nach meinem Tod werde ich Gegenstand des Widerspruchs für viele sein.

An einem schönen Frühlingsmorgen habe ich auf einem Berg die verschiedenen Seligkeiten genannt. Es gibt noch eine: „Selig jene, die glauben und nicht sehen.“ Ich habe auf den Wegen Palästinas schon gesagt: „Selig, die das Wort Gottes hören und es befolgen.“ Und weiter: „Selig, die den Willen Gottes tun.“ Und anderes, vieles mehr habe ich euch gesagt, denn im Haus meines Vaters gibt es zahlreiche Freuden, die die Heiligen erwarten. Aber auch diese gibt es: Oh, selig jene, die glauben werden, ohne mit den leiblichen Augen gesehen zu haben! Viele Heilige wird es geben, die schon auf Erden Gott sehen, den verborgenen Gott im Mysterium der Liebe.

Aber ihr, ihr habt nach drei Jahren, in denen ihr bei mir seid, diesen Glauben noch nicht erlangt. Ihr glaubt nur an das, was ihr seht. Deshalb sagt ihr seit heute früh, nach dem Triumph: „Es ist so, wie wir gesagt haben. Er wird siegen und wir mit ihm.“ Wie die Vögelin, denen neue Flügel gewachsen sind, nachdem ein grausamer Mensch sie ihnen ausgerissen hatte, erhebt ihr euch zum Flug, trunken vor Freude, sicher und befreit von der Bedrückung, die meine Worte in euren Herzen zurückgelassen hatten.

Ist somit euer Geist nun auch freier? Nein, er ist sogar weniger frei. Denn ihr seid jetzt noch weniger vorbereitet auf die Stunde, die anbricht. Ihr habt die Hosanna wie starken, wohltuenden Wein getrunken, und ihr seid trunken davon. Ist ein Betrunkener jemals stark? Ein Kinderhändchen genügt, um ihn ins Wanken und zu Fall zu bringen. So seid ihr. Und das Erscheinen der Häscher wird ausreichen, um euch in die Flucht zu schlagen wie scheue Gazellen, die

³⁵Anspielung auf die beiden größten Wunder: die Eucharistie und die glorreiche Auferstehung.

die spitze Schnauze des Schakals hinter einem Felsen des Berges auftauchen sehen und wie der Wind in der Einsamkeit der Wüste verschwinden.

Oh, hütet euch, an schrecklichem Durst zu sterben in der trockenen Wüste der Welt ohne Gott! Sagt nicht, sagt nicht, o meine Freunde, was Jesaja sagt, wenn er auf diesen euren falschen und gefährlichen Geisteszustand hinweist. Sagt nicht: „Dieser redet nur von Verschwörungen. Aber es gibt nichts zu fürchten, nichts zu erschrecken. Wir brauchen nicht zu fürchten, was er uns prophezeit. Israel liebt ihn. Wir haben es gesehen.“ Wie oft tritt der nackte, zarte Fuß eines Kindes auf die blühenden Gräser einer Wiese, um Blumen zu pflücken und sie der Mama zu bringen, in der Meinung, es gäbe nur Gräser und Blumen; indessen setzt es seine Ferse auf eine Schlange, wird gebissen und stirbt! Die Blumen hatten die Schlange verborgen.

Auch heute morgen ... auch heute morgen ist es so gewesen. Ich bin der mit Rosen bekränzte Verurteilte. Die Rosen! ... Wie lange halten Rosen? Was bleibt von ihnen, wenn ihre Blüte sich entblättert hat und ihre Blütenblätter duftender Schnee geworden sind? Nur Dornen.

Ja, Jesaja hat es gesagt, ich werde für euch Heiligung sein, und ich sage, nicht nur für euch, sondern für die ganze Welt. Aber auch der Stein des Anstoßes werde ich sein, der Stein des Ärgernisses, Schlinge und Ruin für Israel und die Welt. Ich werde alle heiligen, die guten Willens sind, und ich werde alle fallen und zerschellen lassen, die bösen Willens sind.

Die Engel lügen nicht, und ihre Worte haben nicht nur kurze Gültigkeit. Sie kommen von Gott, der die Wahrheit und ewig ist, und was sie sagen, ist Wahrheit und unveränderliches Wort. Sie haben gesagt: „Friede den Menschen, die guten Willens sind.“ Damals wurde, o Erde, dein Erlöser geboren. Nun geht dein Erlöser in den Tod. Aber um Frieden bei Gott zu haben, also Heiligung und Ehre, ist es erforderlich, „guten Willens“ zu sein. Vergebens meine Geburt, ver-

gebens mein Tod für jene, denen dieser gute Wille fehlt. Mein erstes Wimmern und mein letztes Röcheln, der erste Schritt und der letzte, die Wunde der Beschneidung und die der Erfüllung, alles wird vergebens gewesen sein, wenn ihr, wenn die Menschen nicht den guten Willen haben, sich zu erlösen und zu heiligen.

Und ich sage euch: Sehr viele werden an mir anstoßen, der ich als Säule und Stütze, und nicht als Falle für den Menschen gesandt bin. Sie werden fallen, weil sie trunken von Hochmut, Unzucht und Geiz sind, und sie werden im Netz ihrer Sünden gefangen und Satan gegeben werden. Senkt diese Worte in eure Herzen und versiegelt sie für die künftigen Jünger.

Gehen wir. Der Stein erhebt sich³⁶. Ein weiterer Schritt voran. Auf den Berg. Er muß auf dem Gipfel leuchten, denn er ist Sonne, er ist Licht, er ist Aufgang. Und die Sonne strahlt auf den Gipfeln. Er muß auf dem Berg sein, denn der wahre Tempel muß von der ganzen Welt gesehen werden. Ich selbst errichte ihn mit dem lebendigen Stein meines geopfertem Fleisches. Ich werde die Teile verbinden mit dem Kalk aus Schweiß und Blut. Auf meinem Thron werde ich in einen Mantel aus lebendigem Purpur gehüllt sein, mit einer neuen Krone gekrönt, und jene, die fern sind, werden zu mir kommen und in meinem Tempel arbeiten und in seinem Umkreis. Ich bin der Grundstein und der Gipfel. Aber ringsherum wird sich das Haus Gottes immer weiter ausdehnen. Ich selbst werde meine Steine und meine Bauleute bearbeiten. So wie ich vom Vater, von der Liebe, vom Menschen und vom Haß mit dem Meißel bearbeitet wurde, ebenso werde ich sie bearbeiten. Und nachdem an einem einzigen Tag die Ungerechtigkeit von der Erde genommen sein wird, werden auf dem Stein des ewigen Priesters die sieben Augen ruhen, um Gott zu sehen, und die sieben Quellen entspringen, um das Feuer Satans zu besiegen.

Satan ... Judas, wir wollen gehen. Vergiß nicht, daß die Zeit drängt und das Lamm für den Donnerstagabend ausgeliefert sein muß.«

³⁶Sach 3,9

652 Der Montag nach dem Einzug in Jerusalem: I. Der Tag

Jesus verläßt rasch das Zelt eines Galiläers, dort auf dem Plateau des Ölberges, wo viele Galiläer sich anlässlich der Feste versammeln. Das Lager schläft unter dem Schein des Mondes, der langsam untergeht und die Zelte, die Bäume, die Hügel und die in der Tiefe ruhende Stadt in sein reines, silbernes Licht taucht.

Jesus geht sicher und geräuschlos zwischen den Zelten hindurch. Nachdem er das Lager verlassen hat, eilt er den steilen Weg nach Getsemani hinunter, läßt diesen hinter sich, überquert die kleine Brücke des Kidron – ein silbernes Band, das im Mondschein glitzert – und kommt zu dem von Legionären bewachten Tor. Es ist dies wohl eine Vorsichtsmaßnahme des Prokonsuls, bei Nacht Wachen an die geschlossenen Tore zu stellen. Die Soldaten, es sind vier, sitzen auf großen Steinen, die als Bänke dienen, an der mächtigen Mauer. Sie unterhalten sich und wärmen sich an einem Reisigfeuerchen, das einen rötlichen Lichtschein auf die glänzenden Harnische und die gestrengen Helme wirft, unter denen Gesichter zu sehen sind, deren italienische Physiognomie so verschieden von der hebräischen ist.

»Wer geht da?« fragt der erste, der die hohe Gestalt Jesu an der Ecke eines kleinen Hauses nahe beim Tor erscheinen sieht. Er ergreift den Speer mit der scharfen Spitze, den er an die Mauer gelehnt hatte, nimmt die vorgeschriebene Haltung an, und die anderen tun dergleichen. Ohne Jesus Zeit zu einer Antwort zu lassen, sagt er gleich darauf: »Wir können dich nicht hineinlassen. Weißt du nicht, daß die zweite Nachtwache sich schon ihrem Ende nähert?«

»Ich bin Jesus von Nazaret. Meine Mutter ist in der Stadt. Ich gehe zu ihr.«

»Oh, der Mann, der den Toten von Betanien auferweckt hat! Beim Jupiter! Nun sehe ich ihn endlich!« Und er geht zu ihm hin und betrachtet ihn neugierig von allen Seiten, wie um sich zu vergewissern, daß es sich nicht um etwas Unwirkliches, um etwas Sonderbares handelt, sondern um einen Menschen wie alle anderen. Schließlich

sagt er: »O ihr Götter! Er ist schön wie Apollo, aber sonst genau wie wir. Und er hat weder einen Stab noch eine Mütze noch sonst ein Zeichen seiner Macht!« Der Soldat ist ganz perplex. Jesus schaut ihn geduldig an und lächelt ihm freundlich zu.

Die anderen, die weniger neugierig zu sein scheinen, weil sie Jesus vielleicht schon öfter gesehen haben, sagen: »Es wäre gut gewesen, wenn er um die Mitte der ersten Nachtwache hier gewesen wäre, als das schöne Mädchen zu Grab getragen wurde, das heute früh gestorben ist. Wir hätten sie dann auferstehen sehen . . . «

Jesus wiederholt sanft: »Kann ich zu meiner Mutter gehen?«

Die vier Soldaten halten Rat. Dann sagt der älteste: »Die Vorschrift verbietet uns eigentlich, um diese Stunde jemanden passieren zu lassen. Doch du würdest sowieso hineinkommen. Für einen, der die Pforten des Hades bezwingt, sind auch die verschlossenen Tore einer Stadt kein Hindernis. Zudem bist du nicht einer, der Aufruhr anzettelt. Also gilt das Verbot nicht für dich. Laß dich aber nicht von den Wachen in der Stadt erwischen. Mach auf, Marcus Gratus. Und du, versuche kein Geräusch zu machen. Wir sind Soldaten und müssen gehorchen . . . «

»Keine Angst, eure Güte wird euch keine Strafe einbringen.«

Einer der Legionäre öffnet vorsichtig die kleine Tür in dem riesigen Tor und sagt: »Beeile dich. Gleich ist die zweite Nachtwache zu Ende und wir werden von den anderen abgelöst.«

»Der Friede sei mit euch.«

»Wir sind Krieger . . . «

»Auch im Krieg bleibt der Friede, den ich euch gebe; denn es ist der Friede der Seele.«

Jesus taucht im Dunkel des Mauerbogens unter und geht leise an der Wachstube vorbei, aus deren Tür das flackernde Licht einer Öllampe dringt; einer einfachen Lampe, die an einem Haken von der niedrigen Decke hängt und die Körper schlafender Soldaten auf am Boden ausgebreiteten Matten erkennen läßt, alle in ihre Mäntel eingehüllt und die Waffen an der Seite.

Jesus ist nun in der Stadt . . . und ich verliere ihn aus den Augen, während ich zwei Soldaten von zuvor beobachte, die wieder herein kommen und nachsehen, ob er verschwunden ist, bevor sie in die Wachstube gehen, um die Schlafenden zu wecken und sich ablösen zu lassen.

»Man sieht ihn schon nicht mehr . . . Was wollte er wohl mit diesen Worten sagen? Das würde ich gerne wissen«, sagt der jüngere.

»Du hättest ihn fragen sollen. Er verachtet uns nicht. Er ist der einzige Hebräer, der uns nicht verachtet und uns in keiner Weise beleidigt«, antwortet der andere, der schon im besten Mannesalter ist.

»Ich habe es nicht gewagt. Ich bin nur ein Bauer aus Beneventum und soll mit einem reden, von dem man sagt, er sei ein Gott?«

»Ein Gott auf einem Esel? Ha, ha! Wenn er betrunken wie Bacchus wäre, könnte er ein Gott sein. Aber er ist nicht betrunken. Ich glaube, er trinkt nicht einmal Mulsum³⁷. Siehst du nicht, wie blaß und mager er ist?«

»Aber die Hebräer . . . «

»Die trinken schon, obwohl sie so tun, als täten sie es nicht. Und betrunken vom starken Wein und dem Most dieser Gegend, haben sie Gott in einem Menschen gesehen. Glaube mir. Die Götter sind Hirngespinnste. Der Olymp ist leer, und auch auf der Erde gibt es keine.«

»Wenn sie dich hören würden . . . !«

»Du bist noch so ein Kind, daß du nicht mitreden kannst und nicht weißt, daß selbst der Cäsar, die Auguren, die Haruspizes, die Arvales und die Vestalinnen nicht an die Götter glauben, noch sonst irgend jemand.«

»Aber warum dann . . . «

»Warum die Riten? Nun, weil sie dem Volk gefallen, den Priestern nützen und dem Cäsar dazu dienen, sich Gehorsam zu verschaffen,

³⁷Mulsum = mit Honig gemischter Wein

als wäre er ein irdischer Gott, den die olympischen Götter an der Hand führen. Doch die ersten, die nicht daran glauben, sind die, die wir als Diener der Götter ehren. Ich bin Pyrrhonianer und habe die Welt bereist. Ich habe viele Erfahrungen gesammelt. Meine Haare sind schon ergraut an den Schläfen, und mein Denken ist gereift. Mein persönlicher Kodex besteht aus drei Grundregeln: Rom, die einzige Göttin und einzige Gewißheit, lieben bis zum Opfer des Lebens. Nichts glauben, denn alles, was uns umgibt, ist nur Erscheinungsform, mit Ausnahme des heiligen, unsterblichen Vaterlandes. Sogar an uns selbst müssen wir zweifeln, denn es ist auch ungewiß, ob wir wirklich leben. Verstand und Sinne genügen nicht, um uns die Sicherheit zu geben, daß wir zur Wahrheit gelangen können. Leben und Sterben haben den gleichen Wert, denn wir wissen nicht, was Leben ist, und wir wissen nicht, was Sterben ist«, sagt er und trägt dabei die Überlegenheit des philosophischen Skeptizismus zur Schau.

Der andere schaut ihn unsicher an. Dann sagt er: »Ich hingegen glaube. Ich würde gerne wissen ... Ich würde gerne den Mann fragen, der soeben vorbeigekommen ist. Er kennt gewiß die Wahrheit. Etwas Eigenartiges geht von ihm aus. Es ist wie ein Licht, das ins Innere dringt!«

»Äskulap möge dich retten! Du bist krank! Du bist erst vor kurzem aus dem Tal zur Stadt heraufgekommen, und wer eine solche Reise unternimmt, wird leicht von Fieber befallen. Du bist noch nicht an diese Gegend gewöhnt. Du fieberst. Komm, das einzig sichere Mittel, um durch Schwitzen das Gift des jordanischen Fiebers aus den Poren zu treiben, ist der heiße Würzwein«, und er drängt ihn zur Wachstube.

Doch der andere befreit sich und sagt: »Ich bin nicht krank. Ich will keinen heißen Würzwein. Ich will hier außen an der Mauer wachen (dabei zeigt er auf die Innenseite der Bastion) und auf den Mann warten, der sich Jesus nennt.«

»Wenn es dir Spaß macht, zu warten ... Ich gehe die Ablösung wecken. Leb wohl ... «

Er betritt geräuschvoll die Wachstube, weckt die Kameraden und ruft: »Es ist Zeit. Auf, ihr lahmen Faulpelze! Ich bin müde . . . « dann gähnt er vernehmlich und flucht, denn sie haben das Feuer ausgehen lassen und den ganzen heißen Wein getrunken, »der so nötig ist, um diesen palästinensischen Tau zu trocknen . . . «

Der andere, der junge Legionär, lehnt sich an die vom sinkenden Mond beschienene Mauer und wartet darauf, daß Jesus zurückkommt. Die Sterne wachen über seiner Hoffnung . . .

Jesus ist inzwischen am Haus des Lazarus auf dem Berg Zion angelangt und klopft. Levi öffnet ihm.

»Du, Meister?! Die Herrinnen schlafen noch. Warum hast du nicht einen Diener geschickt, wenn du etwas brauchst?«

»Sie hätten ihn nicht durchgelassen.«

»Ah, ja, das stimmt. Aber wie bist du hereingekommen?«

»Ich bin Jesus von Nazaret. Und die Legionäre haben mich passieren lassen. Aber darüber soll man nicht reden, Levi.«

»Ich werde nichts sagen . . . Sie sind besser als viele von uns.«

»Führe mich dorthin, wo meine Mutter schläft, und wecke sonst niemanden im Haus.«

»Wie du willst, Herr. Der Befehl des Lazarus an alle seine Hausverwalter lautet, dir in allem zu gehorchen, ohne Widerrede und Verzug. Die Sonne war kaum aufgegangen, als ein Bote, viele Boten, ihn in alle Häuser brachten. Gehorchen und schweigen. Wir werden es tun. Du hast uns unseren Herrn wiedergegeben . . . «

Der Mann tritt voraus durch die weiten Korridore, die wie Galerien den herrlichen Palast des Lazarus auf dem Berg Zion durchziehen. Die Lampe, die er in der Hand hält, erzeugt fantastische Lichtspiele auf den Möbeln und Wandteppichen, die diese weiten Gänge schmücken. Schließlich bleibt er vor einer verschlossenen Tür stehen.

»Hier ist deine Mutter.«

»Geh nur.«

»Und die Lampe? Willst du sie nicht haben? Ich kann im Dunkeln zurückgehen. Ich kenne mich im Haus aus. Ich bin hier geboren.«

»Laß sie hier und zieh den Schlüssel nicht von der Tür ab. Ich gehe gleich wieder.«

»Du weißt, wo du mich findest. Ich werde die Tür vorsichtshalber abschließen, aber ich werde bereit sein, sie bei deinem Kommen sofort zu öffnen.«

Jesus bleibt allein. Er klopft leise an. Es ist ein so leises Klopfen, daß nur einer, der ganz wach ist, es hören kann.

Ein Geräusch im Zimmer, wie das Verrücken eines Stuhls. Dann leise Schritte und eine gedämpfte Stimme: »Wer klopft?«

»Ich, Mama, öffne mir.«

Die Tür öffnet sich sofort. Nur der Mondschein erhellt den stillen Raum und wirft seine Strahlen auf das unbenutzte Bett. Ein Stuhl steht am Fenster, das weit offen ist für das Geheimnis der Nacht.

»Du hast noch nicht geschlafen? Es ist schon spät!«

»Ich habe gebetet . . . Komm, mein Sohn. Setz dich hierher, wo ich gegessen bin.« Maria zeigt auf den Stuhl am Fenster.

»Ich kann nicht bleiben. Ich bin gekommen, um dich zu holen, damit du mit mir nach Ofel zu Elisa gehst. Annalia ist gestorben. Habt ihr es noch nicht erfahren?«

»Nein, niemand . . . Wann, Jesus?«

»Nachdem ich vorübergeritten war.«

»Nachdem du vorübergeritten warst! So warst du also für sie der Engel der Befreiung?! Diese Erde war für sie nur ein Gefängnis. Die Glückliche! Ich möchte an ihrer Stelle sein! Ist sie . . . eines natürlichen Todes gestorben? Ich meine, nicht durch ein Unglück?«

»Sie ist aus Liebesfreude gestorben. Sie wußte, daß ich im Begriff war, zum Tempel hinaufzusteigen. Komm mit mir, Mama. Wir fürchten nicht, uns zu verunreinigen, wenn wir eine Mutter trösten, die in ihren Armen die Tochter gehalten hat, die aus übernatürlicher Freude gestorben ist . . . Unsere erste Jungfrau! Jene, die zu dir nach Nazaret gekommen ist, um mich zu suchen und diese Freude von mir zu erbitten . . . Ferne, frohe Tage.«

»Vorgestern hat sie noch wie eine verliebte Mönchsgrasmücke ge-

zwitchert, mich geküßt und gesagt: „Ich bin glücklich!“ Sie war begierig, alles über dich zu erfahren. Wie Gott dich gebildet hat. Wie er mich erwählt hat, und welches meine ersten Gefühle als geweihte Jungfrau waren ... Nun verstehe ich ... Ich bin bereit, Sohn.«

Maria hat sich beim Sprechen die Zöpfe aufgesteckt, die ihr über die Schultern gehangen sind und ihr das Aussehen eines so jungen Mädchens geben, und den Schleier und den Mantel umgelegt.

Sie gehen hinaus, so leise als möglich. Levi ist schon an der Tür. Er erklärt: »Ich habe es vorgezogen ... wegen meiner Frau ... Die Frauen sind neugierig. Sie hätte mir hundert Fragen gestellt. So weiß sie nichts ...

Er öffnet und will schon wieder schließen, als Jesus sagt: »Noch innerhalb dieser Nachtwache werde ich meine Mutter zurückbringen.«

»Ich werde hier in der Nähe warten. Hab keine Sorge.«

»Der Friede sei mit dir.«

Sie gehen durch stille, verlassene Straßen, aus denen sich der Mondschein langsam zurückzieht, um auf den hohen Häusern des Zion-Berges zu verweilen. Heller ist es im Vorort Ofel wegen der bescheidenen, niedrigen Häuser.

Da ist nun das Haus Annalias. Verschlossen, dunkel und schweigend. Verwelkte Blumen liegen noch auf den Stufen des Hauses. Vielleicht sind es jene, die die Jungfrau vor ihrem Tod gestreut hat, oder sie sind von der Totenbahre heruntergefallen ...

Jesus klopft an die Tür. Er klopft noch einmal ...

Das Geräusch eines Fensterladens, den man oben öffnet, und eine traurige Stimme: »Wer klopft?«

»Maria und Jesus von Nazaret«, antwortet Maria.

»Oh! Ich komme ... !«

Nach Kurzem wird der Riegel zurückgeschoben. Die Tür öffnet sich und es erscheint das verstörte Gesicht Elisass, die sich mit Mühe auf den Beinen hält und sich an den Türpfosten stützt. Und als Maria beim Eintreten die Arme öffnet, wirft sie sich an ihre Brust, mit

dem schwachen Schluchzen eines Menschen, der schon viele Tränen vergossen und keine Kraft mehr hat, laut zu weinen.

Jesus schließt die Tür und wartet geduldig, bis seine Mutter diesen Schmerz beruhigt hat. Ein Raum ist neben der Tür. Dort hinein gehen sie. Jesus trägt die Lampe, die Elisa am Eingang auf den Boden gestellt hat, um die Tür zu öffnen.

Das Weinen der Frau scheint kein Ende nehmen zu wollen. Unter heiserem Schluchzen spricht sie mit Maria. Die Mutter spricht zur Mutter. Jesus steht an der Wand und schweigt ... Elisa kann diesen Tod, der so plötzlich eingetreten ist, nicht begreifen ... In ihrem Gram gibt sie dem ungetreuen Bräutigam Samuel die Schuld: »Er hat ihr das Herz gebrochen, dieser Verfluchte! Sie hat es nicht gesagt, aber wer weiß, wie sehr sie darunter gelitten hat! In ihrer Freude, in dem Aufschrei, hat ihr Herz versagt. Er sei auf ewig verflucht.«

»Nein, meine Liebe. Nein. Verfluche ihn nicht. Es ist nicht so. Gott hat sie so sehr geliebt, daß er sie im Frieden wollte. Aber selbst wenn sie wegen Samuel gestorben wäre – sie ist es nicht, wir wollen dies nur für einen Augenblick annehmen – so denke daran, welcher freudiger Tod der ihre war, und sage dir, daß diese böse Tat ihr einen so glücklichen Tod brachte.«

»Ich habe sie nicht mehr! Sie ist gestorben! Sie ist gestorben! Du weißt nicht, was es heißt, eine Tochter zu verlieren! Ich habe zweimal diesen Schmerz verkostet, denn ich hatte sie schon als Tote beweint, als dein Sohn sie mir geheilt hat. Aber nun, aber nun ... Er ist nicht wiedergekommen. Er hat kein Mitleid gehabt ... Ich habe sie verloren! Verloren! Mein Kind ist schon im Grab! Weißt du, was es heißt, ein Kind sterben zu sehen? Zu wissen, daß es sterben muß? Es tot zu sehen, wenn man es gesund und kräftig glaubte? Du weißt es nicht! Du kannst nicht reden ... Sie war schön wie eine Rose, die sich unter den ersten Strahlen der Sonne öffnet, als sie sich heute morgen schmückte. Sie wollte sich mit dem Kleid schmücken, das ich ihr für die Hochzeit gemacht hatte. Sie wollte sich wie eine Braut bekränzen. Dann hat sie den schon fertigen Kranz wieder aufgelöst,

um die Blütenblätter deinem Sohn zuzuwerfen, und dabei hat sie gesungen! Sie hat gesungen! Ihre Stimme hat das ganze Haus erfüllt. Sie war lieblich wie der Frühling. Die Freude ließ ihre Augen wie Sterne leuchten, die geöffneten Lippen über den schneeweißen Zähnen waren purpurrot wie das Fruchtfleisch eines Granatapfels, und die Wangen waren frisch und rot wie junge taugeschmückte Rosen. Dann wurde sie weiß wie eine eben erblühte Lilie und fiel an meine Brust wie ein geknickter Blütenstiel ... Kein Wort mehr! Kein Seufzer mehr! Keine Farbe mehr! Kein Blick mehr! Friedlich, schön wie ein Engel Gottes, aber ohne Leben. Du weißt nicht, was mein Schmerz ist, denn du freust dich über den Triumph deines Sohnes, der gesund und kräftig ist. Warum ist er nicht zurückgekommen? Worin hat sie ihm mißfallen, und ich mit ihr, daß er kein Mitleid mit meiner Bitte gehabt hat?«

»Elisa, Elisa, sage so etwas nicht ... Der Schmerz macht dich blind und taub ... Elisa, du kennst meine Leiden nicht, und du kennst nicht das tiefe Meer, das mein Leiden sein wird. Du hast sie ruhig, schön und in Frieden erkalten sehen, in deinen Armen. Ich ... ich betrachte seit mehr als drei Jahrzehnten mein Geschöpf, und über das glatte, reine Fleisch hinaus, das ich betrachte und lieblose, sehe ich die Wunden des Mannes der Schmerzen, der mein Sohn sein wird. Du, du sagst, daß ich nicht verstehen kann, was es heißt, ein Kind zweimal sterben und dann im Frieden zu sehen, weißt du, was es für eine Mutter bedeutet, dreißig Jahre lang diese Vision zu haben? Mein Sohn! Er ist schon rot gekleidet, als ob er aus einem blutigen Bad steigen würde. Und bald, sehr bald, bevor noch das Antlitz deiner Tochter im Grab dunkel wird, werde ich ihn mit dem Purpur seines unschuldigen Blutes bekleidet sehen. Mit dem Blut, das ich ihm gegeben habe. Du konntest deine Tochter in deine Arme nehmen ... Begreifst du, was für ein Schmerz es für mich sein wird, meinen Sohn wie einen Missetäter am Holz sterben zu sehen? Sieh ihn an, den Erlöser aller! Im Geist und im Fleisch. Denn das Fleisch der von ihm Erlösten wird unverwest und selig in seinem Reich le-

ben. Sieh mich an. Sieh diese Mutter an, die Stunde um Stunde den Sohn zum Opfer begleitet und führt – oh! denn ich würde ihn nie zurückhalten. Ich kann dich verstehen, arme Mutter. Aber du sollst auch mein Herz verstehen! Hasse meinen Sohn nicht. Annalia hätte den Todeskampf ihres Herrn nicht ertragen. Und ihr Herr hat ihr die Seligkeit geschenkt in einer Stunde der Freude.«

Elisa hat bei dieser Offenbarung zu weinen aufgehört. Sie betrachtet Maria, ihr bleiches, von lautlosen Tränen überströmtes Märtyrergesicht, und dann Jesus, der sie mitleidsvoll anschaut ... Und sie gleitet zu Boden zu Füßen Christi und stöhnt: »Aber sie ist gestorben! Sie ist gestorben, Herr! Wie eine Lilie, eine geknickte Lilie! Von dir sagen die Dichter, daß es dir gefällt, unter Lilien zu weilen! Oh, wahrlich, du, der aus der Lilie Maria Geborene, gehst oft hinunter zu den blühenden Beeten, machst aus purpurnen Rosen weiße Lilien und pflückst sie, indem du sie aus der Welt nimmst. Warum? Warum Herr?! Ist es nicht recht, daß eine Mutter sich der von ihr geborenen Rose erfreut? Warum den Purpur im kalten Tod der weißen Lilie auslöschen?«

»Die Lilien, sie werden das Symbol jener sein, die mich lieben, wie meine Mutter Gott geliebt hat. Das weiße Blumenbeet des göttlichen Königs.«

»Aber wir Mütter werden weinen. Wir Mütter haben ein Recht auf unsere Kinder. Warum sie aus dem Leben nehmen?«

»Ich meine es nicht so, Frau. Sie werden eure Töchter bleiben, aber dem König geweiht sein, wie die Jungfrauen in den Palästen Salomons. Denke an das Hohelied ... Sie werden geliebte Bräute sein, auf Erden wie im Himmel.«

»Aber mein Kind ist tot! Tot!« Das herzerbrechende Weinen beginnt erneut.

»Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt; und wahrlich, ich sage dir, er wird in Ewigkeit nicht sterben. Deine Tochter lebt. Sie wird ewig leben, denn sie hat an das Leben geglaubt. Mein Tod wird ihr Leben vollenden.

Sie hat die Freude gekannt, in mir zu leben, bevor sie den Schmerz kannte, mich dem Leben entrissen zu sehen. Dein Schmerz macht dich blind und taub. Meine Mutter hat die Wahrheit gesagt. Aber bald wirst du die Worte wiederholen, die ich dir heute morgen habe sagen lassen: „Wahrlich, ihr Tod war eine Gnade Gottes.“ Glaube es, Frau. Das Furchtbare wartet schon in dieser Stadt. Der Tag wird kommen, da die wie du getroffenen Mütter sagen werden: „Gott sei gepriesen, weil er unseren Kindern diese Tage erspart hat.“ Die nicht getroffenen Mütter werden zum Himmel schreien: „Warum, o Gott, hast du unsere Kinder nicht vor dieser Stunde sterben lassen?“ Glaube es, Frau. Glaube meinen Worten. Errichte zwischen dir und Annalia nicht die tatsächlich trennende Schranke: die des Unterschiedes im Glauben. Siehst du, ich hätte auch wegbleiben können. Du weißt, wie sehr man mich haßt. Laß dich nicht durch den Triumph einer Stunde täuschen! ... Jeder Winkel kann eine Gefahr für mich bergen. Aber ich bin allein und in der Nacht gekommen, um dich zu trösten und dir diese Worte zu sagen. Ich habe Mitleid mit dem Schmerz einer Mutter. Und ich bin gekommen, um dir diese Worte um deines Seelenfriedens willen zu sagen. Der Friede sei mit dir, der Friede.«

»Schenke du ihn mir, Herr! Ich kann nicht! Ich kann in meinem Schmerz keinen Frieden finden. Aber du, der du den Toten das Leben wiedergibst und den Sterbenden die Gesundheit, gib dem Herzen einer gequälten Mutter den Frieden.«

»So sei es, Frau! Der Friede sei mit dir.« Er legt ihr die Hände auf, segnet sie und betet schweigend über ihr. Maria ist neben Elisa niedergekniet und hat einen Arm um sie gelegt.

»Leb wohl, Elisa. Ich gehe ... «

»Werden wir uns nicht wiedersehen, Herr? Ich werde nun viele Tage das Haus nicht verlassen, und du wirst nach dem Osterfest fortgehen. Du ... bist noch ein wenig ein Teil meiner Tochter ... denn Annalia ... denn Annalia lebte in dir und für dich.« Sie weint, ruhiger, aber wie sehr weint sie.

Jesus schaut sie an ... Er streichelt das graue Haupt und sagt: »Du wirst mich wiedersehen.«

»Wann?«

»In acht Tagen.«

»Und du wirst mich noch einmal trösten? Mich segnen, um mir Kraft zu geben?«

»Mein Herz wird dich segnen mit der ganzen Fülle meiner Liebe für jene, die mich lieben. Komm, Mutter.«

»Mein Sohn, wenn du erlaubst, möchte ich noch bei dieser Mutter bleiben. Der Schmerz ist eine Sturmflut, die wiederkehrt, wenn der gegangen ist, der sie beruhigen kann ... Ich werde um die erste Stunde nach Hause zurückkehren. Ich fürchte mich nicht, allein zu gehen. Du weißt es. Und du weißt auch, daß ich durch ein ganzes feindliches Heer gehen würde, um einen Bruder in Gott zu trösten.«

»Es sei, wie du willst. Ich gehe. Gott sei mit euch.«

Geräuschlos geht er hinaus, schließt hinter sich die Tür des Zimmers und dann die des Hauses. Er begibt sich zur Stadtmauer, zum Tor von Efraim oder zum Stercoraria- oder Misttor. Ich habe diese nahe beieinanderliegenden Tore oft mit diesen drei Namen nennen gehört, vielleicht, weil eines auf die Straße nach Jericho, also auch nach Efraim hinausführt, und das andere in der Nähe des Hinnom-Tals liegt, wo man die Abfälle der Stadt verbrennt. Die beiden Tore sind sich zum Verwechseln ähnlich.

Der Himmel hellt sich am östlichen Horizont schon auf, obgleich er noch voller Sterne ist. Die Straßen sind in ein Halbdunkel gehüllt, in dem man noch weniger sieht als im vom Mondlicht durchfluteten Dunkel der Nacht.

Doch der römische Soldat hat gute Augen, und als er Jesus auf das Tor zukommen sieht, geht er ihm entgegen.

»Salve. Ich habe auf dich gewartet ... « Er hält zögernd inne.

»Sprich ohne Furcht. Was willst du von mir?«

»Ich möchte etwas wissen. Du hast gesagt: „Der Friede, den ich gebe, bleibt auch im Krieg, denn es ist der Friede der Seele.“ Ich

möchte wissen, was das für ein Friede ist und was die Seele ist. Wie kann ein Mensch, der sich im Krieg befindet, im Frieden sein? Wenn der Tempel des Janus geöffnet wird, schließt man den Tempel des Friedens. Beides kann es nicht gleichzeitig geben auf der Welt.« Er spricht, an das grünliche Mäuerchen eines Gartens gelehnt, in einem Gäßchen zwischen ärmlichen Häusern, so schmal wie ein Fußpfad durch die Felder. Es ist hier feucht, düster und dunkel. Abgesehen von einem schwachen Schimmer auf dem glänzenden Helm ist von den beiden, die miteinander sprechen, nichts zu sehen. Gesichter und Gestalten lösen sich auf in der Schwärze der Nacht.

Die Stimme Jesu klingt klar und hell in der Freude, einen Samen des Lichtes in den Heiden säen zu können. »Wahrlich, in der Welt können Friede und Krieg nicht nebeneinander bestehen. Das eine schließt das andere aus. Aber im Krieger kann Friede sein, auch wenn er dem Befehl folgt und Schlachten schlägt. Mein Friede kann in ihm sein. Denn mein Friede kommt vom Himmel, und Kriegsgeräusche und heftige Kämpfe können ihm nichts anhaben. Er ist von Gott und erfüllt das Göttliche im Menschen, das Seele genannt wird.«

»Das Göttliche? In mir? Der Cäsar ist göttlich. Ich bin nur ein Bauernsohn. Nun bin ich ein Legionär ohne Rang. Und wenn ich tapfer bin, kann ich vielleicht Zenturio werden. Aber göttlich nie.«

»Es ist etwas Göttliches in dir. Es ist die Seele, die von Gott kommt. Vom wahren Gott. Daher ist sie göttlich, dieser lebendige Edelstein im Menschen, und von Göttlichem nährt sie sich und lebt sie: dem Glauben, dem Frieden und der Wahrheit. Der Krieg kann sie nicht beunruhigen, die Verfolgung sie nicht verletzen, der Tod sie nicht töten. Nur das Böse, die böse Tat verletzt und tötet sie und raubt ihr auch den Frieden, den ich gebe. Denn das Böse trennt den Menschen von Gott.«

»Und was ist das Böse?«

»Im Heidentum zu verharren und die falschen Götter anzubeten, nachdem die Güte des wahren Gottes die Seele erkennen läßt, daß es einen wahren Gott gibt; Vater und Mutter, die Brüder und den

Nächsten nicht lieben; stehlen, töten, Unzucht treiben und lügen, das ist das Böse.«

»Ach, dann kann ich deinen Frieden nicht haben! Ich bin Soldat und habe den Befehl zu töten. Für uns gibt es also keine Rettung?!«

»Sei gerecht im Krieg wie im Frieden. Erfülle deine Pflicht ohne Übertreibung und Grausamkeit. Während du kämpfst und erobert, denke daran, daß der Feind ein Mensch ist wie du, und daß in jeder Stadt Mütter und Mädchen sind wie deine Mutter und deine Schwestern. Sei daher tapfer, ohne ein Unmensch zu sein. So wirst du die Wege der Gerechtigkeit und des Friedens nicht verlassen, und mein Friede wird in dir bleiben.«

»Und dann?«

»Und dann? Was meinst du damit?«

»Nach dem Tod? Was wird aus dem Guten, das ich getan habe, und was geschieht mit der Seele, die, wie du sagst, nicht stirbt, wenn man nichts Böses tut?«

»Sie lebt. Sie lebt, geschmückt mit ihren guten Werken, in einem jubelnden Frieden, der größer ist als jener, den man auf der Erde genießt.«

»Dann hat also in Palästina nur einer Gutes getan! Ich verstehe.«

»Wer?«

»Lazarus von Betanien. Seine Seele ist nicht gestorben!«

»Wahrlich, er ist ein Gerechter. Doch viele sind wie er und sterben und stehen nicht wieder auf; aber ihre Seele lebt weiter im wahren Gott. Denn die Seele hat eine andere Wohnung im Reich Gottes. Und wer an mich glaubt, wird in dieses Reich eingehen.«

»Auch ich, ein Römer?«

»Auch du, wenn du an die Wahrheit glaubst.«

»Was ist die Wahrheit?«

»Ich bin die Wahrheit und der Weg, auf dem man zur Wahrheit gelangt, und ich bin das Leben und gebe das Leben, denn wer die Wahrheit aufnimmt, nimmt das Leben auf.«

Der junge Soldat denkt nach ... schweigt ... Dann schaut er auf.

Ein noch reines Jünglingsantlitz mit einem offenen, heiteren Lächeln. Er sagt: »Ich werde versuchen, mich an diese Worte zu erinnern und noch mehr zu erfahren. Sie gefallen mir . . . «

»Wie heißt du?«

»Vitalis. Ich stamme aus der Gegend um Beneventum, vom Land.«

»Ich werde mich deines Namens erinnern. Auch deine Seele wird vital sein, wenn du sie mit der Wahrheit nährst. Leb wohl. Das Tor wird geöffnet. Ich verlasse die Stadt.«

»Ave.«

Jesus geht rasch zum Tor und eilt den Weg entlang, der zum Kidron, nach Getsemani und von dort zum Lager der Galiläer führt. Unter den Ölbäumen auf dem Berg holt er Judas von Kerijot ein, der ebenfalls zum Lager hinaufeilt, das nun in Sicht kommt.

Judas erschrickt, als er sich Jesus gegenüber sieht. Jesus schaut ihn fest an, ohne ein Wort zu sagen.

»Ich habe den Aussätzigen Lebensmittel gebracht. Aber . . . ich habe nur zwei in Hinnom und fünf bei Schiloach gefunden. Die anderen sind alle geheilt. Sie sind noch dort, aber sie sind schon so sehr geheilt, daß sie mich gebeten haben, den Priester zu benachrichtigen. Ich bin im ersten Tageslicht hinuntergegangen, um danach frei zu sein. Die Sache wird viel Aufsehen erregen. Eine so große Anzahl von Aussätzigen, die alle gleichzeitig gesund geworden sind, nachdem du sie vor den Augen so vieler gesegnet hast!«

Jesus sagt nichts. Er läßt ihn reden . . . Er sagt weder: »Das hast du gut gemacht«, noch sonst etwas über die Handlungsweise des Judas oder das Wunder, sondern bleibt plötzlich stehen, schaut den Apostel fest an und fragt ihn: »Nun? Hat sich etwas geändert, seit ich dir Freiheit und das Geld gelassen habe?«

»Was willst du damit sagen?«

»Dies: Ich frage dich, ob du dich geheiligt hast, seit ich dir Freiheit und Geld gelassen habe. Du verstehst mich schon . . . Ach! Judas! Denke daran! Denke immer daran: du bist der gewesen, den ich mehr als alle anderen geliebt habe und der mir weniger Liebe

als alle anderen geschenkt hat. Sogar der Haß, den du gegen mich hegst, ist größer als der Haß des gehässigsten Pharisäers, da er gegen einen gerichtet ist, der dich als seinen Freund betrachtet. Und denke auch daran: Nicht einmal jetzt hasse ich dich, sondern ich verzeihe dir, soweit es in der Macht des Menschensohnes steht. Geh nun. Es gibt nichts mehr zu sagen zwischen dir und mir. Alles ist schon getan . . . «

Judas möchte etwas sagen, doch Jesus gibt ihm mit einer gebieterischen Geste zu verstehen, daß er weitergehen soll . . . Judas neigt das Haupt wie ein Besiegter und geht weiter . . .

Am Rand des Lagers der Galiläer warten schon die Apostel und die beiden Diener des Lazarus.

»Wo bist du gewesen, Meister? Und du, Judas? Seid ihr beisammen gewesen?«

Jesus kommt der Antwort des Judas zuvor: »Ich hatte einigen Herzen etwas zu sagen. Judas ist zu den Aussätzigen gegangen . . . Aber alle bis auf sieben sind geheilt.«

»Oh, warum bist du gegangen? Ich wollte doch mitkommen!« sagt der Zelote.

»Um frei zu sein, jetzt mit uns zu gehen. Gehen wir. Wir werden die Stadt durch das Herdentor betreten. Beeilen wir uns«, sagt wiederum Jesus.

Er geht allen voran durch die Ölgärten. Sie reichen vom Lager, das beinahe auf halbem Weg zwischen Betanien und Jerusalem liegt, bis zum anderen Brückchen über den Kidron beim Herdentor.

Bauernhäuser liegen an den Hängen verstreut, und fast ganz unten am Fluß neigt sich ein zerzauster Feigenbaum über das Wasser. Jesus begibt sich zu diesem und schaut, ob unter den breiten, üppigen Blättern reife Feigen hängen. Doch der Baum hat nur viele unnütze Blätter an den Ästen, und keine einzige Frucht. »Du bist wie viele Herzen in Israel. Du hast keine Süßigkeit für den Menschensohn und kein Erbarmen. In Ewigkeit wirst du keine Frucht mehr tragen, und niemand wird mehr von dir essen«, sagt Jesus.

Die Apostel sehen einander an. Der Zorn Jesu über den unfruchtbaren, vielleicht wilden Baum, verwundert alle. Aber sie sagen nichts. Erst etwas später, als sie den Kidron überschritten haben, fragt Petrus: »Wo hast du gegessen?«

»Nirgendwo.«

»Oh, dann hast du Hunger! Sieh, dort ist ein Hirte mit einigen weidenden Ziegen. Ich werde gehen und ihn um Milch für dich bitten. Ich bin gleich wieder da.« Petrus eilt mit großen Schritten davon und kehrt bald darauf vorsichtig mit einer Schüssel voll Milch zurück.

Jesus trinkt und gibt dann dem Hirtenjungen, der Petrus begleitet hat, die Schüssel mit einer Liebkosung zurück . . .

Sie betreten die Stadt und gehen zum Tempel hinauf. Nachdem Jesus den Herrn angebetet hat, geht er in den Hof, in dem die Rabbis ihren Unterricht erteilen.

Die Leute umdrängen ihn, und eine Mutter, die aus Citium gekommen ist, zeigt ihm ein Kind, das, wie ich glaube, durch eine Krankheit erblindet sein muß. Seine Augen sind weiß wie bei einem grauen Star oder etwas Ähnlichem.

Jesus heilt das Kind, indem er ihm mit den Fingern über die Augen streicht. Dann beginnt er sofort zu reden: »Ein Mann kaufte Land und legte einen Weinberg an. Er baute ein Haus für die Weingärtner, einen Turm für die Wächter, Keller und eine Kelter zum Pressen der Trauben und übergab alles den Pächtern, denen er vertraute. Dann reiste er weit fort.

Als die Zeit kam, da die Weingärten Frucht tragen sollten, da die Reben genügend gewachsen waren, sandte der Herr des Weinberges seine Diener zu den Weingärtnern, um den Ertrag der Ernte abzuholen. Aber die Winzer überfielen diese Diener, verprügelten die einen und steinigten die anderen mit großen Steinen. Viele wurden verletzt und einige sogar getötet. Jene, die lebend zu ihrem Herrn zurückkehren konnten, erzählten ihm, was geschehen war. Der Herr ließ ihre Wunden behandeln und tröstete sie. Dann schickte er noch einmal eine größere Anzahl. Und die Winzer machten es mit diesen genauso wie mit den ersten.

Darauf sagte der Herr des Weinberges: „Nun werde ich meinen Sohn zu ihnen senden. Vor meinem Erben werden sie doch Achtung haben.“

Aber als die Weingärtner ihn kommen sahen und erfuhren, daß er der Erbe war, riefen sie einander zu und sagten: „Kommt, wir wollen uns zusammentun, um viele zu sein. Schleppen wir ihn hinaus an einen weit entfernten Ort und töten wir ihn. Dann gehört sein Erbe uns.“ Sie empfingen ihn mit vorgetäuschten Ehren, umringten ihn, als ob sie ihn feiern wollten, fesselten ihn, nachdem sie ihn geküßt hatten, schlugen ihn und schleppten ihn spottend zur Richtstätte, wo sie ihn töteten.

Nun sagt mir: Was wird der Vater und Herr tun, wenn er eines Tages bemerkt, daß sein Sohn, der Erbe seines Besitzes, nicht zurückkehrt? Wenn er entdeckt, daß seine Winzer zu Mördern seines Sohnes geworden sind? Die Winzer, denen er sein fruchtbares Land überlassen hat, damit sie es in seinem Namen bestellen, in den Genuß seines Ertrages gelangen und ihrem Herrn den gerechten Anteil davon abgeben.« Jesus blitzt mit seinen wie Sonnen flammenden Saphiraugen die um ihn Versammelten an, und besonders die Gruppen der einflußreicheren Juden, der Pharisäer und der Schriftgelehrten in der Menge. Niemand spricht.

»Antwortet! Wenigstens ihr, Lehrer Israels, sagt ein Wort der Gerechtigkeit, damit sich das Volk von der Gerechtigkeit überzeugt. Ich würde eurer Meinung nach nicht das richtige Wort sagen. So redet also ihr, damit das Volk nicht im Irrtum bleibt.«

Die Schriftgelehrten antworten nun gezwungenermaßen so: »Er wird die Frevler schwer bestrafen, sie auf grausame Art töten und den Weinberg anderen Winzern geben, die ihn gewissenhaft verwalten und dem Eigentümer seinen Anteil abliefern.«

»Ihr habt gut gesprochen. So steht es in der Schrift: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Durch den Herrn ist dies geschehen: ein Wunder vor unseren Augen.“ Weil dies geschrieben steht und ihr es wißt und für gerecht haltet, daß

die Mörder des Sohnes und Erben streng bestraft werden und der Weinberg anderen Winzern übergeben wird, die ihn gewissenhaft bebauen, sage ich euch: „Das Reich Gottes wird euch genommen und einem Volk gegeben werden, das seine Früchte bringt. Und jeder, der gegen diesen Stein fällt, wird zerschmettert werden; auf wen er aber fällt, den wird er zermalmen.“«

Die Oberen der Priester, die Pharisäer und die Schriftgelehrten reagieren mit heroischer Selbstbeherrschung. Soviel bringt der Wille, einen Zweck zu erreichen, fertig! Um geringer Dinge willen haben sie ihn oft angefeindet, und heute, da ihnen der Herr Jesus offen sagt, daß ihnen die Macht genommen werden wird, schmähen sie ihn nicht, greifen ihn nicht an, bedrohen ihn nicht, sondern spielen die geduldigen Lämmer und verbergen ihr unverbesserliches Wolfsherz scheinheilig unter dem Pelz der Sanftmut.

Sie beschränken sich darauf, immer in seiner Nähe zu bleiben, denn er geht nun wieder auf und ab und hört diesen und jenen unter den vielen Pilgern an, die sich in dem großen Hof versammelt haben. Viele bitten ihn um Rat in Dingen der Seele, in familiären oder zwischenmenschlichen Angelegenheiten, und andere warten darauf, mit ihm sprechen zu können. Sie hören ihm zu, wie er in einer schwierigen Erbschaftsfrage urteilt, die Haß und Zwietracht unter den verschiedenen Erben stiftet. Denn der Vater hatte mit einer Magd des Hauses einen später adoptierten Sohn, aber die ehelichen Söhne wollen ihn weder bei sich haben noch als Miterben bei der Teilung der Häuser und Grundstücke. Vielmehr wollen sie mit dem Bastard nichts mehr zu tun haben und wissen nun nicht, wie das Problem zu lösen ist. Der Vater hat sie nämlich vor seinem Tod schwören lassen, daß sie, so wie er immer das Brot zwischen den ehelichen Söhnen und dem unehelichen geteilt hat, das Erbe gleichmäßig mit ihm teilen werden.

Jesus sagt zu dem Mann, der ihn im Namen der anderen Brüder fragt: »Verzichtet alle auf ein Stück Land und verkauft es, so daß es den Geldwert eines Fünftels der ganzen Erbschaft ergibt. Gebt

es dem Unehelichen mit den Worten: „Hier ist dein Teil. Du bist nicht um das deine gekommen, und wir haben den Willen unseres Vaters erfüllt. Geh, und Gott sei mit dir.“ Seid großzügig im Geben, gebt eher mehr als den genauen Wert seines Anteils. Und tut es vor gerechten Zeugen, dann wird niemand auf Erden und im Jenseits euch tadeln und Ärgernis nehmen können; dann werdet ihr Frieden in euch und untereinander haben, denn ihr werdet euch nicht vorwerfen müssen, dem Vater ungehorsam gewesen zu sein, und ihr werdet den nicht mehr unter euch haben, der, obwohl unschuldig, euch stärker beunruhigt als ein Dieb.«

Der Mann sagt: »Der Bastard hat wahrlich unserer Familie den Frieden und unserer Mutter die Gesundheit geraubt, so daß sie vor Leid gestorben ist. Er hat einen Platz eingenommen, der ihm nicht zusteht.«

»Nicht er ist der Schuldige, sondern der, der ihn gezeugt hat. Er hat nicht danach verlangt, geboren zu werden und das Mal eines Bastards zu tragen. Die Gier eures Vaters hat ihn gezeugt und ihm und euch Schmerz bereitet. Seid deshalb gerecht mit dem Unschuldigen, der schon schwer genug für eine Schuld bezahlt, die nicht die seine ist. Verflucht nicht die Seele eures Vaters. Gott hat ihn gerichtet. Die Blitze eurer Verwünschungen sind nicht nötig. Ehrt den Vater immer, auch wenn er schuldig ist. Nicht seinetwegen, sondern weil er auf Erden euren Gott vertritt. Er hat euch gezeugt nach der Weisung Gottes, und er ist der Herr eures Hauses. Die Eltern kommen gleich nach Gott. Denke an die Zehn Gebote. Und sündige nicht. Geh in Frieden.«

Die Priester und die Schriftgelehrten treten nun zu Jesus hin, um ihn zu befragen: »Wir haben dich gehört. Du hast recht gesprochen. Einen weiseren Rat hätte nicht einmal Salomon geben können. Aber nun sage uns, du, der du Wunder wirkst und Urteile fällst, wie nur der weise König es hätte tun können, mit welcher Vollmacht tust du dies? Woher kommt dir diese Macht?«

Jesus schaut sie fest an. Er ist weder aggressiv noch verächtlich,

doch sehr hoheitsvoll. Er sagt: »Auch ich will euch eine Frage vorlegen, und wenn ihr sie mir beantwortet, werde ich euch sagen, wer mir – dem Menschen ohne die Vollmacht eines Amtes und ohne Reichtum, denn das wollt ihr doch andeuten – die Vollmacht gibt, solche Dinge zu tun. Sagt mir: Woher kam die Taufe des Johannes? Vom Himmel oder vom Menschen, der sie spendete? Antwortet mir. Mit welcher Vollmacht hat Johannes sie gespendet als reinigenden Ritus, um euch auf das Kommen des Messias vorzubereiten, da er doch noch ärmer und ungebildeter war als ich und kein entsprechendes Amt innehatte, denn er hatte seit seiner Kindheit in der Wüste gelebt?«

Die Schriftgelehrten und Priester beraten sich. Das Volk drängt sich heran mit weit offenen Augen und Ohren, um zu protestieren, sollten die Schriftgelehrten den Täufer herabsetzen und den Meister beleidigen, oder um Beifall zu spenden, falls sie durch die göttliche Weisheit in der Frage des Rabbi von Nazaret aus der Fassung gebracht würden. Das absolute Schweigen dieser Menge in Erwartung der Antwort ist beeindruckend. Es ist so tief, daß man den Atem und das Flüstern der Priester und Schriftgelehrten hört, die fast stimmlos miteinander sprechen und dabei auf das Volk schielen, dessen explosive Stimmung sie fühlen. Endlich entschließen sie sich zu einer Antwort. Sie wenden sich Christus zu, der mit über der Brust gekreuzten Armen an einer Säule lehnt und sie nicht aus den Augen läßt, und sagen: »Meister, wir wissen nicht, mit welcher Vollmacht Johannes dies getan hat und woher seine Taufe kam. Niemand hat daran gedacht, den Täufer zu fragen, solange er lebte, und er selbst hat es auch nie gesagt.«

»Dann sage auch ich euch nicht, mit welcher Vollmacht ich dies tue.« Er kehrt ihnen den Rücken, ruft die Zwölf zu sich, teilt die Beifall spendende Menge und verläßt den Tempel.

Als sie schon draußen, jenseits des Probatica-Teichs sind – denn auf dieser Seite sind sie hinausgegangen – sagt Bartholomäus: »Deine Gegner sind sehr vorsichtig geworden. Vielleicht sind sie im Be-

griff, sich zum Herrn zu bekehren, der dich gesandt hat, und werden dich bald als den heiligen Messias anerkennen.«

»Es ist wahr. Sie haben weder deine Frage noch deine Antwort angegriffen ... « sagt Matthäus.

»So ist es. Es ist schön, daß Jerusalem sich zum Herrn, seinem Gott, bekehrt«, sagt Bartholomäus noch.

»Macht euch keine Illusionen. Dieser Teil Jerusalems wird sich niemals bekehren. Sie haben nur nicht anders geantwortet, weil sie das Volk fürchten. Ich habe zwar ihre geflüsterten Worte nicht verstanden, aber ich habe ihre Gedanken gelesen.«

»Und was haben sie gesagt?« fragt Petrus.

»Dies haben sie gesagt. Ich wünsche, daß ihr es wißt, damit ihr sie gründlich kennenlernt und den künftigen Menschen eine genaue Beschreibung der Herzen der Menschen meiner Zeit geben könnt. Sie haben nicht geantwortet, nicht weil sie sich zum Herrn bekehren, sondern weil sie entschieden hatten: Wenn wir sagen: „Die Taufe des Johannes kam vom Himmel“, wird der Rabbi uns antworten: „Warum habt ihr dann nicht an das geglaubt, was vom Himmel kam und die Vorbereitung auf die messianische Zeit bedeutete?“ Sagen wir aber: „Vom Menschen“, wird das Volk sich auflehnen und sagen: „Und warum glaubt ihr dann nicht, was Johannes, unser Prophet, über Jesus von Nazaret gesagt hat?“ Es ist deshalb besser zu antworten: „Wir wissen es nicht.“ Das ist es, was sie sagten. Nicht, weil sie sich zu Gott bekehrt haben, sondern aus niedriger Berechnung und um nicht bekennen zu müssen, daß ich der Christus bin und tue, was ich tue, weil ich das Lamm Gottes bin, von dem der Vorläufer gesprochen hat. Also wollte auch ich nicht sagen, mit welcher Vollmacht ich tue, was ich tue. Schon oft habe ich es in diesen Mauern und in ganz Palästina gesagt, und meine Wunder sprechen noch mehr als meine Worte. Nun werde ich es nicht mehr mit Worten sagen. Ich werde die Propheten und meinen Vater sprechen lassen und die Zeichen des Himmels. Denn die Zeit ist gekommen, in der alle Zeichen gegeben werden. Jene, von denen die Propheten

gesprochen haben und die in den Symbolen unserer Geschichte ausgedrückt sind, und das Zeichen, das ich genannt habe: das Zeichen des Jona. erinnert ihr euch des Tages in Kedes? Es ist das Zeichen, auf das Gamaliel wartet. Du, Stephanus, du, Hermas, und du, Barnabas, der du heute deine Gefährten verlassen hast, um mir zu folgen, ihr habt den Rabbi gewiß oft über dieses Zeichen reden gehört. Nun, dieses Zeichen wird bald gegeben werden.«

Jesus entfernt sich durch die Ölgärten auf dem Berg, gefolgt von den Seinen, vielen Jüngern (aus den zweiundsiebzig) und anderen, wie Josef Barnabas, die ihn noch sprechen hören wollen.

653 Der Montag vor dem Paschafest: II. Die Nacht in Getsemani

Jesus ist am Abend noch im Ölgärten. Er ist mit seinen Aposteln dort und spricht wieder.

»Wieder ist ein Tag vergangen. Nun kommt die Nacht, dann der Morgen, und dann noch ein Morgen, und dann das Paschamahl.«

»Wo werden wir es halten, mein Herr? Dieses Jahr sind auch die Frauen bei uns«, fragt Philippus.

»Und noch haben wir nichts vorbereitet, und die Stadt ist überfüllt. Es scheint, als wäre dieses Jahr ganz Israel, bis zum entferntesten Proselyten, zum Fest herbeigeeilt«, sagt Bartholomäus.

Jesus betrachtet ihn und sagt, als ob er einen Psalm aufsagen würde: »Sammelt euch, beeilt euch, eilt herbei, schart euch von allen Seiten um das Opfer, das ich euch bereiten will; um das große, auf den Bergen Israels dargebrachte Opfer, um sein Fleisch zu essen und sein Blut zu trinken.«

»Aber welches Opfer? Welches? Du gleichst einem, den eine fixe Idee beherrscht. Du sprichst nur vom Tod . . . Und du betrübst uns«, sagt Bartholomäus heftig.

Jesus wendet seinen Blick von Simon ab, der sich über Jakobus des Alphäus und über Petrus beugt und mit ihnen redet, schaut ihn lange an und sagt dann: »Wie? Du fragst mich das? Du gehörst

doch nicht zu den Kleinen, die, um verstehen zu können, erst das siebenfache Licht empfangen müssen. Du warst in der Schrift schon bewandert, bevor ich dich durch Philippus an jenem linden Frühlingmorgen rief. Am Morgen meines Frühlings. Und du fragst noch, welches das Opfer ist, das auf dem Berg dargebracht wird und zu dem alle kommen werden, um sich daran zu laben? Und du sagst, ich leide an einer fixen Idee, weil ich vom Tod rede? Oh, Bartholomäus! Wie den Ruf der Wächter habe ich in eure Finsternis, die sich nie dem Licht geöffnet hat, einmal, zweimal, dreimal, die Ankündigung gerufen. Aber ihr wolltet nie verstehen. Ihr habt einen Augenblick darunter gelitten, und dann . . . Wie Kinder habt ihr schnell die Worte des Todes vergessen und seid fröhlich zu eurer Arbeit zurückgekehrt, eurer selbst sicher und in der Hoffnung, daß meine und eure Worte die Welt immer mehr überzeugen würden, ihrem Erlöser zu folgen und ihn zu lieben.

Nein. Erst nachdem dieses Land gegen mich gesündigt hat – und denkt daran, es sind die Worte des Herrn zu seinen Propheten – erst dann, danach, wird das Volk, und nicht nur dieses Volk allein, sondern das große Volk Adams, zu seufzen beginnen: „Laßt uns zum Herrn gehen. Er, der uns geschlagen hat, wird uns auch heilen.“ Und die Welt der Erlösten wird sagen: „Nach zwei Tagen, also nach zwei Zeiten der Ewigkeit, in denen er uns der Gewalt des Feindes überläßt, der uns mit allen Waffen schlagen und töten wird, mit denen wir den Heiligen geschlagen und getötet haben – und wir schlagen und töten ihn noch, denn es wird immer Nachkommen Kains geben, die den Sohn Gottes, den Erlöser, töten durch Gotteslästerung und böse Werke; die tödliche Pfeile nicht auf ihn, den in Ewigkeit Verherrlichten, sondern auf ihre eigenen, von ihm losgekauften Seelen schleudern und sie töten, und mit ihrer Seele auch ihn – erst nach diesen zwei Zeiten wird der dritte Tag kommen, und wir werden vor seinem Angesicht im Reich des Christus auf Erden auferstehen und vor ihm leben im Triumph des Geistes. Wir werden ihn kennen. Wir werden lernen, den Herrn zu erkennen, um durch die wahre

Erkenntnis Gottes bereit zu sein, die letzte Schlacht Luzifers zu bestehen, die er den Menschen liefern wird vor dem Posaunenstoß des siebten Engels. Und dieser wird den seligen Chor der Heiligen Gottes in ewig vollständiger Zahl eröffnen – weder der kleinste Säugling noch der älteste Greis kann dieser Zahl jemals noch hinzugefügt werden. Der Chor wird singen: „Zu Ende ist das arme Reich der Erde. Die Welt mit all ihren Bewohnern ist vorübergezogen vor dem prüfenden Auge des siegreichen Richters. Und die Erwählten sind nun in der Hand unseres Herrn und seines Christus, und er ist unser König auf ewig. Lob sei dem Herrn, dem allmächtigen Gott, der ist, der war und der sein wird, denn er hat seine große Macht ergriffen und die Herrschaft angetreten.“

Oh, wer von euch wird sich der Worte dieser Prophezeiung erinnern, die schon verschleiert in den Worten Daniels anklingt und nun ertönt durch die Stimme des Weisen vor einer betroffenen Welt und vor euch, die ihr noch betroffener seid als die Welt?

„Die Ankunft des Königs – wird die Welt seufzend fortfahren, über ihre Wunden klagend, eingeschlossen in ihrem Grab, weder tot noch lebendig, gefangen in ihrem siebenfachen Laster und ihren unendlichen Häresien, mit dem sterbenden Geist der verfinsterten Welt und unter den letzten Anstrengungen ihres aussätzigen, an allen seinen Irrtümern abgestorbenen Leibes – die Ankunft des Königs ist sicher wie die Morgenröte, und er kommt zu uns wie der Frühlings- und Herbstregen.“

Die Nacht geht dem Sonnenaufgang voraus und bereitet ihn vor. Dies ist die Nacht. Die *jetzige* Nacht. Was soll ich dir tun, Efraim, was soll ich dir tun, Juda? ... Simon, Bartholomäus, Judas und ihr Vettern, die ihr die Schrift studiert habt, kennt ihr diese Worte? Nicht von einem verwirrten Geist, sondern von einem, der die Weisheit und die Wissenschaft kennt, stammen sie. Wie ein König, der seine Schatzkammer öffnet und sicher weiß, wo das gesuchte Juwel ist, da er es eigenhändig dort hineingelegt hat, zitiere ich die Propheten. Ich bin das Wort. Jahrhundertlang habe ich durch menschliche

Lippen gesprochen. Und jahrhundertlang werde ich durch menschliche Lippen sprechen. Aber alles, was an Übernatürlichem gesagt wird, ist mein Wort. Der Mensch, selbst der heiligste und gelehrteste, könnte nicht von sich aus als ein Adler der Seele über die Grenzen der blinden Welt aufsteigen, um die ewigen Geheimnisse zu erfassen und sie auszusprechen.

Die Zukunft ist Gegenwart nur im Geist Gottes. Töricht sind alle, die glauben, prophezeien und offenbaren zu können, ohne durch unseren Willen erhoben zu sein. Und bald straft Gott sie Lügen und bestraft sie, denn nur einer kann sagen: „Ich bin“ und „Ich sehe“ und „Ich weiß“. Aber wenn ein Wille, den man nicht ermessen und nicht beurteilen kann, sondern mit gesenktem Haupt und den Worten: „Hier bin ich“ ohne Widerrede annehmen muß, sagt: „Komm, steige herauf, höre, sieh und wiederhole“, dann sieht und zittert die Seele, versenkt in die ewige Gegenwart ihres Gottes. Sie sieht und weint, sieht und jubiliert, vom Herrn dazu berufen, „Stimme“ zu sein. Dann hört die vom Herrn berufene Seele, „Wort“ zu sein, und spricht in Ekstase oder von Todesschweiß bedeckt die furchtbaren Worte des ewigen Gottes. Denn jedes Wort Gottes ist furchtbar, da es von dem kommt, dessen Urteil unveränderlich und dessen Gerechtigkeit unwiderruflich ist, und da es an die Menschen gerichtet ist, von denen allzu viele nicht Liebe und Segen, sondern Blitz und Verurteilung verdienen. Und wird dieses Wort, das gegeben und mißachtet wird, nicht zur Ursache einer schrecklichen Schuld und Strafe für jene, die es gehört und abgelehnt haben? So wird es sein.

Was hätte ich noch tun sollen, was ich nicht schon getan habe, o Efraim, o Juda, o Welt? Ich bin gekommen, o mein Land, dich zu lieben, und mein Wort ist zum Schwert geworden, das dich tötet, weil du es verachtet hast. O Welt, die du deinen Erlöser tötetest in dem Glauben, ein gerechtes Werk zu tun, du bist so satanisch besessen, daß du nicht einmal mehr begreifst, welches Opfer Gott verlangt; das Opfer der eigenen Sünde, und nicht das eines Tieres, das geopfert und verzehrt wird mit unreiner Seele. Was habe ich dir denn in

diesen drei Jahren gesagt? Was habe ich gepredigt? Ich habe gesagt; „Erkennt Gott in seinen Geboten und in seiner Natur.“ Ich habe euch die lebenswichtige Kenntnis des Gesetzes Gottes eingegossen und bin nun trocken wie ein poröses tönernes Gefäß in der Sonne. Und du hast weiterhin Brandopfer dargebracht, ohne jemals das einzig Notwendige darzubringen: Das Opfer deines bösen Willens an den wahren Gott!

Nun sagt der ewige Gott zu dir, sündige Stadt, treuloses Volk – und in der Stunde des Gerichtes wirst du geschlagen werden, wie weder Rom noch Athen geschlagen werden, weil sie jetzt töricht sind und das Wort und die Wissenschaft nicht kennen. Aber wenn sie, die ewigen, von ihrer Amme schlecht gepflegten und in ihren Fähigkeiten zurückgebliebenen Kinder, einmal in die Arme meiner heiligen Kirche gelangen, meiner einzigen wunderbaren Braut, die Christus unzählige und seiner würdige Kinder gebären wird, dann werden auch sie erwachsen und fähig werden und mir Reiche und Heere schenken, Tempel und Heilige, die den Himmel gleich Sternen bevölkern werden – nun sagt der ewige Gott zu dir: „Ich habe kein Wohlgefallen mehr an euch und nehme keine Gaben mehr an aus eurer Hand. Sie sind für mich wie Mist, und ich schleudere ihn euch ins Angesicht, und er wird an euch hängenbleiben. Eure Feste, die nur Äußerlichkeit sind, widern mich an. Ich löse den Bund mit dem Geschlecht Aarons und schließe ihn mit den Kindern Levis; denn dieser ist mein Levi, und mit ihm habe ich einen ewigen Bund des Lebens und des Friedens geschlossen, und er war mir treu von Ewigkeit zu Ewigkeit, bis zum Opfer. Er kannte die heilige Furcht vor dem Vater und zitterte vor seinem beleidigten Zorn, zitterte schon beim Klang meines beleidigten Namens. Das Gesetz der Wahrheit war in seinem Mund, und auf seinen Lippen war keine Ungerechtigkeit. Er wandelte mit mir in Frieden und Gleichmut und entriß viele der Sünde. Die Zeit ist gekommen, da an jedem Ort, und nicht mehr auf dem einzigen Altar in Zion, da ihr unwürdig seid sie zu opfern, meinem Namen die reine, makellose und dem Herrn wohlgefällige Hostie dargebracht werden wird.“

Erkennt ihr die ewigen Worte?«

»Wir erkennen sie, o unser Herr. Und glaube uns, wir sind zu tiefst betrübt und völlig niedergeschmettert. Ist es denn nicht möglich, dem Schicksal zu entgehen?«

»Du nennst es Schicksal, Bartholomäus?«

»Ich wüßte keinen anderen Namen . . . «

»Wiedergutmachung ist sein Name. Man beleidigt den Herrn nicht, ohne daß die Beleidigung wiedergutmacht werden müßte. Und der Schöpfergott wurde vom ersten Geschöpf beleidigt. Seither hat die Zahl der Beleidigungen beständig zugenommen. Weder die Wasser der großen Flut noch das Feuer auf Sodom und Gomorra halfen, den Menschen heilig zu machen. Weder das Wasser noch das Feuer. Die Erde ist ein grenzenloses Sodom, das Luzifer frei und ungehindert durchstreift. Daher muß eine Dreiheit kommen, um sie zu reinigen: Das Feuer der Liebe, das Wasser des Schmerzes und das Blut des Opfers. Hier, o Erde, ist mein Geschenk. Ich bin gekommen, es dir zu geben. Und nun sollte ich vor der Vollendung fliehen? Es ist Pascha. Man kann nicht fliehen.«

»Warum gehst du nicht zu Lazarus? Das wäre keine Flucht. Aber bei ihm würde dir niemand etwas antun.«

»Simon hat recht. Ich bitte dich, Herr, tue es!« ruft Judas Iskariot und wirft sich Jesus zu Füßen.

Johannes beginnt daraufhin heftig zu weinen, und auch die Vetter und Jakobus und Andreas weinen, wenngleich etwas verhalten in ihrem Schmerz.

»Du glaubst an mich als den „Herrn“? Schau mich an!« und Jesus prüft mit scharfen Augen das verängstigte Gesicht des Iskariot. Er ist wirklich verängstigt und tut nicht nur so. Vielleicht ist es der letzte Kampf seiner Seele mit Satan, und er weiß nicht, wie er siegen soll. Jesus studiert ihn und verfolgt den Kampf, wie ein Wissenschaftler die Krise eines Kranken studieren könnte. Dann steht er plötzlich mit einem Ruck auf, so plötzlich, daß Judas, der sich an seine Knie lehnt, zurückgestoßen wird und auf dem Boden sitzt. Jesus

weicht sogar mit betrübtem Gesicht einige Schritte zurück und sagt: »Damit auch Lazarus gefangenengenommen wird? Damit es doppelte Beute und damit eine doppelte Freude gibt? Nein. Lazarus bewahrt sich für den zukünftigen Christus, den triumphierenden Christus. Nur einer wird aus dem Leben scheiden und nicht zurückkehren. Ich werde wiederkommen. Aber er wird nicht wiederkommen. Lazarus bleibt. Du weißt so vieles, du weißt auch dies. Doch jene, die auf doppelten Gewinn hoffen und den Adler zusammen mit dem Jungen mühelos im Nest fangen wollen, können sicher sein, daß der Adler Augen für alles hat und sich aus Liebe zu seinem Jungen vom Nest entfernen wird, um allein gefangen zu werden und das Junge zu retten. Ich werde vom Haß getötet, und doch liebe ich weiterhin. Geht. Ich bleibe, um zu beten. Niemals habe ich es so nötig gehabt wie in dieser Stunde, meine Seele zum Himmel zu erheben.«

»Laß mich bei dir bleiben, Herr«, bittet Johannes.

»Nein, ihr alle habt Ruhe nötig. Geh.«

»Bleibst du allein? Und wenn sie dir etwas Böses tun? Du scheinst auch krank zu sein ... Ich bleibe«, sagt Petrus.

»Du gehst mit den anderen. Laßt mich für eine Stunde die Menschen vergessen. Laßt mich mit den Engeln meines Vaters Zusammensein! Sie werden mir die Mutter ersetzen, die sich im Gebet und unter Tränen quält und die ich nicht noch mehr belasten kann mit meinem untröstlichen Leid. Geht.«

»Gibst du uns nicht den Frieden?« fragt der Vetter Judas.

»Du hast recht. Der Friede des Herrn komme über alle, die in seinen Augen kein Abscheu sind. Lebt wohl.« Jesus geht einen Hang hinauf und zieht sich ins Dickicht der Ölbäume zurück.

»Und doch ... was er sagt, steht wirklich in der Schrift! Und wenn man es von ihm hört, dann versteht man auch, warum und für wen es gesagt wurde«, murmelt Bartholomäus.

»Ich habe es Petrus im Herbst des ersten Jahres gesagt ... « sagt Simon.

»Das ist wahr ... Aber ... Nein! Solange ich lebe, lasse ich es nicht

zu, daß er gefangengenommen wird. Morgen ... « sagt Petrus.

»Was wirst du morgen tun?« fragt Iskariot.

»Was ich tun werde? Ich rede nur mit mir selbst. Es ist die Zeit des Verrats. Nicht einmal der Luft würde ich meine Gedanken anvertrauen. Und du, du hast so oft gesagt, wie einflußreich du bist, warum versuchst du nicht, Schutz für Jesus zu erlangen?«

»Ich werde es tun, Petrus. Ich werde es tun. Wundert euch nicht, wenn ich manchmal abwesend sein werde. Ich arbeite für ihn. Sagt es ihm aber nicht.«

»Sei beruhigt. Und sei gesegnet. Manchmal habe ich dir nicht getraut, aber ich bitte dich dafür um Entschuldigung. Ich sehe, daß du zur rechten Zeit besser bist als wir. Du tust etwas ... Ich hingegen kann nur reden«, sagt Petrus demütig und aufrichtig.

Und Judas lacht, als ob er erfreut wäre über das Lob. Sie verlassen Getsemani und gehen auf die Straße, die nach Jerusalem führt.

654 Der Dienstag vor dem Paschafest: I. Der Tag

Sie sind auf dem Weg in die Stadt. Es ist wieder die kleine Nebenstraße, die sie auch am Morgen zuvor genommen haben. Es scheint, als wolle Jesus nicht von wartenden Menschen umgeben sein, bevor er im Tempel angekommen ist, den man bald erreicht, wenn man die Stadt durch das Herdentor nahe dem Probatica-Teich betritt. Aber heute warten schon viele der zweiundsiebzig Jünger auf der anderen Seite des Kidron, vor der Brücke. Und kaum sehen sie ihn in seinem purpurroten Gewand zwischen den grüngrauen Ölbäumen kommen, gehen sie ihm entgegen.

Sie vereinigen sich mit der Gruppe der Apostel und gehen dann zusammen zur Stadt weiter. Petrus, der den Hang vor ihnen hinunterschaut und achtgibt, da er ständig den Verdacht hat, es könnte jemand in böser Absicht erscheinen, sieht zwischen dem frischen Grün ganz unten einen Busch welcher, schlaffer Blätter, der über dem Wasser des Kidron hängt. Die eingerollten, sterbenden, stellenweise

wie rostfleckigen Blätter sehen aus, als wären sie von Feuer versengt. Ab und zu löst der Wind ein Blatt und weht es ins Wasser des Baches.

»Aber das ist ja der Feigenbaum von gestern! Der Feigenbaum, den du verflucht hast!« ruft Petrus, zeigt mit der Hand auf den dürreren Baum und wendet den Kopf, um mit dem Meister zu reden.

Alle eilen herbei, außer Jesus, der in seinem üblichen Tempo weitergeht.

Die Apostel erzählen den Jüngern die Vorgeschichte dessen, was sie sehen, und alle zusammen machen sie ihre Bemerkungen und schauen Jesus verblüfft an. Sie haben Tausende von Wundern an Menschen und Elementen gesehen. Aber dieses berührt sie mehr als alle anderen.

Jesus, der sie eingeholt hat, lächelt, als er die erstaunten und furchtsamen Gesichter bemerkt und sagt: »Nun? Wundert ihr euch so sehr darüber, daß auf mein Wort hin ein Feigenbaum vertrocknet ist? Habt ihr mich nicht die Toten auferwecken, die Aussätzigen heilen, die Blinden sehend machen, das Brot vermehren, den Sturm beruhigen und das Feuer löschen sehen? Und ihr wundert euch, daß ein Feigenbaum vertrocknet?«

»Es ist nicht wegen des Feigenbaumes. Es ist nur, weil er gestern voller Leben war, als du ihn verflucht hast, und nun ist er verdorrt. Schau, er ist brüchig wie trockenes Stroh. Seine Zweige haben kein Mark mehr. Schau, sie werden zu Staub«, und Bartholomäus zerreibt die Zweige zwischen den Fingern, die er mit Leichtigkeit abgebrochen hat.

»Sie haben kein Mark mehr. Du hast es gesagt. Und wenn kein Mark mehr da ist, dann bedeutet das den Tod, sei es nun bei einem Gewächs, einer Nation oder einer Religion; denn dann gibt es nur noch harte Rinde und unnütze Blätter: Härte und scheinheilige Äußerlichkeit. Das weiche innere Mark voller Lebenskraft gleicht der Heiligkeit, der Geistigkeit; die harte Rinde und das nutzlose Blattwerk ist die Menschheit ohne geistiges Leben und Gerechtig-

keit. Wehe den Religionen, die weltlich werden, weil der Geist ihrer Priester und ihrer Gläubigen nicht mehr lebt. Wehe den Nationen, deren Häupter nur kalte, hochtönende Schwätzer sind ohne fruchtbare Ideen! Wehe den Menschen, denen das geistige Leben fehlt!«

»Wenn du dies den Großen von Israel sagen würdest, wärest du nicht klug, obgleich deine Worte der Wahrheit entsprechen. Laß dich nicht dadurch täuschen, daß sie dich bis jetzt haben reden lassen. Du selbst sagst ja, daß dies nicht eine Bekehrung der Herzen, sondern Berechnung ist. Also solltest auch du den Wert und die Folgen deiner Worte bedenken, denn es gibt eine Weisheit der Welt neben der Weisheit des Geistes. Und wir müssen sie zu unserem Vorteil gebrauchen, da wir noch auf der Welt und nicht im Reich des Himmels sind«, sagt Iskariot zwar ohne Schärfe, aber in beherrschendem Ton.

»Der wahrhaft Weise ist, wer die Dinge sieht, ohne daß die Schatten der eigenen Gefühle und der Widerschein der Berechnung sie verändern. Ich werde immer die Wahrheit sagen über das, was ich sehe.«

»Aber dieser Feigenbaum ist doch tot, weil du ihn verflucht hast . . . Oder ist es ein . . . Fall von . . . ein Zeichen . . . ich weiß es nicht?« fragt Philippus.

»Es ist all das, was du sagst. Aber was ich getan habe, könnt auch ihr tun, wenn ihr zum vollkommenen Glauben gelangt. Glaubt an den allerhöchsten Herrn. Wenn ihr diesen Glauben habt, wahrlich, das sage ich euch, könnt ihr dies und noch mehr tun. Wahrlich, ich sage euch, wenn einer vollkommen vertraut in die Kraft des Gebetes und in die Güte des Herrn, kann er zu diesem Berg sagen: „Hebe dich weg und stürze dich ins Meer“, und wenn er, während er dies sagt, in seinem Herzen nicht zweifelt, sondern glaubt, daß was er gebietet möglich ist, so wird es geschehen.«

»Dann hält man uns für Zauberer, und wir werden gesteinigt, wie es den Zauberern ergeht. Es wäre ein gar törichtes Wunder und zu unserem Schaden!« sagt Iskariot und schüttelt den Kopf.

»Du bist töricht, weil du das Gleichnis nicht verstehst!« entgegnet ihm der andere Judas.

Jesus spricht nicht zu Judas, sondern zu allen: »Ich sage euch, und es ist eine alte Lehre, die ich in dieser Stunde wiederhole: Was immer ihr im Gebet erbittet, glaubt, daß ihr es erhalten werdet, und ihr werdet es erhalten. Wenn ihr aber, bevor ihr betet, etwas gegen jemanden habt, so verzeiht zuerst und schließt Frieden, damit ihr den Vater zum Freund habt, der im Himmel ist und euch vieles, so vieles verzeiht und euch von Morgen bis Abend, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nur Gutes tut.«

Sie betreten den Tempel. Die Soldaten der Antonia beobachten sie, wie sie vorübergehen.

Sie gehen und beten den Herrn an und kehren dann in den Hof zurück, in dem die Rabbis lehren.

Noch bevor die Leute herbeieilen, um sich um Jesus zu scharen, nähern sich ihm Soferim, Lehrer Israels und Herodianer und sagen, nachdem sie ihn begrüßt haben, mit verlogener Ehrerbietung: »Meister, wir wissen, daß du weise und wahrhaftig bist, daß du die Wege Gottes lehrst und nach nichts und niemandem fragst, außer nach Wahrheit und Gerechtigkeit; daß dich das Urteil der anderen über dich wenig kümmert und du nur darauf bedacht bist, die Menschen zum Guten zu führen. Sage uns also: Ist es erlaubt, dem Cäsar eine Steuer zu zahlen oder nicht? Was meinst du?«

Jesus sieht sie mit einem seiner Blicke von durchdringender, feierlicher Schärfe an und antwortet: »Was versucht ihr mich, ihr Heuchler? Ihr wißt doch, daß man mich mit scheinheiligen Ehren nicht täuschen kann! Doch zeigt mir ein Geldstück, eine Steuermünze.«

Sie zeigen ihm eine Münze.

Er betrachtet sie von beiden Seiten, legt sie auf die linke flache Hand, zeigt mit dem Zeigefinger der Rechten darauf und sagt: »Wessen Bild ist das? Was sagt die Aufschrift?«

»Es ist das Bild des Cäsar, und die Aufschrift ist sein Name: Cajus Tiberius Cäsar, der Name des derzeitigen Kaisers von Rom.«

»Dann gebt also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.« Und er wendet ihnen den Rücken zu, nachdem er die Münze zurückgegeben hat.

Er hört einen um den anderen der vielen Pilger an, die ihn um Rat bitten, tröstet, spricht los und heilt.

So vergehen mehrere Stunden.

Er verläßt den Tempel, um vielleicht außerhalb des Tores die Mahlzeit einzunehmen, die ihm die Diener des Lazarus in dessen Auftrag bringen.

Am Nachmittag kehrt er in den Tempel zurück. Er ist unermüdet. Gnaden entströmen seinen Händen, die er den Kranken auflegt, und Weisheit fließt von seinen Lippen in den Ratschlägen, die er den vielen erteilt, die sich ihm nähern. Es scheint, als wolle er alle trösten und heilen, bevor ihm dies nicht mehr möglich ist.

Es ist schon beinahe Abend, und die müden Apostel sitzen auf dem Boden unter dem Säulengang und sind verwundert über dieses ununterbrochene Kommen und Gehen der Menge in den Höfen des Tempels so kurz vor dem Osterfest, als sich dem Unermüdeten reiche Männer nähern. Den prunkvollen Gewändern nach zu schließen, müssen es wohl Reiche sein.

Matthäus, der nur mit einem Auge schlummert, steht auf und weckt die anderen. Er sagt: »Sadduzäer gehen zum Meister. Wir wollen ihn nicht allein lassen, damit sie ihn nicht wieder beleidigen oder versuchen, ihm zu schaden und ihn zu verhöhnen.«

Alle stehen sofort auf, gehen zum Meister und umringen ihn. Ich glaube zu verstehen, daß es Schwierigkeiten gegeben hat beim Verlassen des Tempels oder bei der Rückkehr um die sechste Stunde.

Die Sadduzäer, die Jesus durch übertriebene Verbeugungen ehren, sagen zu ihm: »Meister, du hast den Herodianern so klug geantwortet, daß in uns das Verlangen nach einem Strahl deines Lichtes geweckt wurde. Höre. Mose hat gesagt: „Wenn jemand kinderlos stirbt, so soll sein Bruder die Witwe heiraten und dem Bruder Nachkommenschaft sichern.“ Nun waren bei uns sieben Brüder. Der erste nahm eine Jungfrau zur Frau und starb, ohne Kinder zu haben, und so hinterließ er seine Frau seinem Bruder. Auch der zweite Bruder starb, ohne Kinder zu hinterlassen, und ebenso der dritte, der die

Witwe seiner beiden Vorgänger geheiratet hatte, und so weiter bis zum siebten Bruder. Zuletzt, nachdem die Frau die sieben Brüder hintereinander geheiratet hatte, starb auch sie selbst. Sage uns nun: Bei der Auferstehung der Leiber – wenn es wirklich wahr ist, daß die Menschen auferstehen, daß unsere Seele uns überlebt und sich am Jüngsten Tag wieder mit dem Leib vereinigt und so die Lebenden wiederherstellt – welchem von den sieben Brüdern wird dann die Frau angehören, da sie ja auf Erden allen sieben angehört hat?«

»Ihr irrt. Ihr versteht weder die Schrift noch die Macht Gottes. Ganz anders als in diesem wird es im anderen Leben sein. Im ewigen Reich wird es keine Bedürfnisse des Fleisches geben, wie in diesem Leben. Denn wahrlich, nach dem letzten Gericht wird das Fleisch auferstehen, sich mit der unsterblichen Seele vereinigen und wieder ein Ganzes bilden; es wird leben, und besser leben als ich und ihr heute, aber es wird nicht mehr den Gesetzen, und vor allem nicht mehr den Reizen und Mißbräuchen unterworfen sein, die jetzt noch gelten. Bei der Auferstehung werden Männer und Frauen nicht mehr heiraten und nicht mehr geheiratet werden, sondern sie werden sein wie die Engel im Himmel, die nicht heiraten und nicht geheiratet werden und doch in vollkommener Liebe leben, der göttlichen und geistigen Liebe. Und was die Auferstehung der Toten betrifft: Habt ihr nicht gelesen, wie Gott zu Mose aus dem Dornbusch gesprochen hat? Was hat der Allerhöchste damals gesagt? „Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs.“ Er sagte nicht: „Ich war . . .“ um damit zu verstehen zu geben, daß Abraham, Isaak und Jakob gewesen waren, aber nicht mehr waren. Er sagte: „Ich bin.“ Denn Abraham, Isaak und Jakob sind. Unsterblich. Wie der unsterbliche Teil aller Menschen, solange die Jahrhunderte andauern, und dann auch mit dem für die Ewigkeit auferstandenen Fleisch. Sie sind, ebenso wie Mose, wie die Propheten und die Gerechten, wie leider auch Kain und die Menschen der Sündflut, die Sodomiter und alle in der Todsünde Verstorbenen. Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden.«

»Auch du wirst sterben und dann leben?« Sie versuchen Jesus. Sie sind es schon müde, sanft zu sein. Ihr Groll ist so heftig, daß sie sich nicht beherrschen können.

»Ich bin der Lebendige, und mein Fleisch wird die Verwesung nicht schauen. Die Bundeslade hat man uns genommen, und selbst das Symbol der jetzigen wird uns genommen werden. Das heilige Zelt wurde uns genommen und es wird zerstört werden. Doch der wahre Tempel Gottes kann nicht weggenommen und nicht zerstört werden. Wenn seine Gegner glauben, es geschafft zu haben, dann ist die Zeit gekommen, daß er im wahren Jerusalem in seiner ganzen Herrlichkeit errichtet wird. Lebt wohl.«

Jesus beeilt sich, zum Vorhof der Israeliten zu gelangen, denn die silbernen Trompeten rufen zum Abendopfer.

Jesus sagt mir:

»So wie ich dich angewiesen habe, den Satz „von meinem Kelch“ zu unterstreichen bei der Vision, in der die Mutter des Johannes und des Jakobus um einen Platz für ihre Söhne bat, ebenso sollst du bei der Vision von gestern die Stelle unterstreichen: „Wer gegen diesen Stein fällt, wird zerschmettert werden.“ In den Übersetzungen wird immer „auf“ gebraucht. Ich habe gesagt „gegen“, und nicht „auf“. Es ist eine Prophezeiung gegen die Feinde meiner Kirche. Alle, die sie anfeinden und sich auf sie stürzen, werden zerschmettert, denn sie ist der Eckstein. Die Geschichte der Welt bestätigt seit zweitausend Jahren meine Aussagen. Die Verfolger der Kirche werden zerschmettert, wenn sie sich auf den Eckstein stürzen.

Aber, und das sollen sich auch jene vor Augen halten, die glauben, vor dem göttlichen Strafgericht sicher zu sein, weil sie zur Kirche gehören: Der, auf den das Gewicht der Verurteilung durch das Haupt und den Bräutigam dieser meiner Braut, dieses meines mystischen Leibes fällt, wird zermalmt werden.

Um einem Einwand der immer vorhandenen Schriftgelehrten und Sadduzäer zuvorzukommen, die meinen Dienern schlecht gesinnt sind, sage ich: Wenn bei den letzten Visionen Sätze zu lesen sind, die nicht im Evangelium stehen, wie die am Ende der heutigen Vision und an der Stelle, wo ich vom verdorrten Feigenbaum gesprochen habe, und auch anderswo, so sollen sie sich daran erinnern, daß die Evangelisten aus diesem Volk stammten und in einer Zeit lebten, in der jeder zu große Schock starke und schädliche Auswirkungen auf die Neubekehrten haben konnte.

Sie sollen die Apostelgeschichte nachlesen und sie werden sehen, daß die Verschmelzung so vieler unterschiedlicher Gedanken nicht auf friedliche Weise vor

sich gehen konnte; denn wenn sie sich auch gegenseitig bewunderten und einer des anderen Verdienste anerkannte, so fehlte es zwischen ihnen doch nicht an Meinungsverschiedenheiten; denn die Gedanken der Menschen sind verschieden und immer unvollkommen. Und um tiefgehende Brüche zwischen den verschiedenen Denkweisen zu vermeiden, unterließen es die vom Heiligen Geist erleuchteten Apostel bewußt, in ihren Schriften gewisse Dinge zu erwähnen, die die übermäßige Empfindlichkeit der Hebräer schockiert und den Heiden zum Ärgernis gereicht hätten. Denn diese mußten die Hebräer, den Kern der Kirche, noch für vollkommen halten, um sich nicht abzuwenden mit der Bemerkung: „Sie sind wie wir.“

Sie sollten von den Verfolgungen Christi erfahren, ja, aber nicht von den geistigen Krankheiten des Volkes Israel, das besonders in den oberen Schichten verdorben war. Das wäre nicht gut gewesen, und so wurde so viel wie möglich davon verschleiert. Es ist zu beachten, daß die Evangelisten immer deutlicher werden, bis zum klaren Evangelium meines Johannes, je länger sie schreiben nach meiner Rückkehr zum Vater. Nur Johannes berichtet zur Gänze auch die schmerzlichsten Fehler selbst des Kerns der Apostel und nennt Judas offen einen Dieb. Nur er berichtet alles über die Niedertracht der Juden (ihren vergeblichen Willen, mich zum König zu machen, die Streitgespräche im Tempel, die Abwendung vieler von mir nach der Rede über das Brot vom Himmel, den Unglauben des Thomas). Als letzter Überlebender, der die Kirche schon erstarkt sah, lüftete er die Schleier, die die anderen nicht zu lüften gewagt hatten.

Aber nun will der Geist Gottes, daß auch diese Worte bekannt werden. Preisen wir den Herrn dafür, denn es sind viele Lichter und Anleitungen für die gerechten Herzen.«

655 Der Dienstag vor dem Paschafest: II. Die Nacht

»Ihr habt heute Heiden und Juden reden gehört. Ihr habt gesehen, wie die ersten sich vor mir verneigt und die zweiten mich fast verprügelt haben. Du, Petrus, hast beinahe die Hand erhoben, als du gesehen hast, daß man absichtlich Lämmer, Böcke und Kälber in meine Richtung gejagt hat, damit sie mich zu Boden in ihren Mist stoßen. Auch du, der sonst so kluge und vorsichtige Simon, hast den Mund geöffnet und die niederträchtigen Mitglieder des Synedrums beleidigt, die mich grob stießen und sagten: „Hebe dich hinweg, Dämon, die Gesandten Gottes gehen vorüber.“ Du, mein Vetter Judas, und du, Johannes, mein Lieblingsjünger, ihr habt ge-

schrien, rasch eingegriffen und mich davor bewahrt, niedergefahren zu werden. Der eine hat das Pferd an den Zügeln gepackt, der andere hat sich vor mich gestellt, um den Stoß der auf mich gerichteten Deichsel abzufangen, als Zadok hohnlachend seinen schweren Wagen absichtlich und in voller Fahrt auf mich zulenkte. Ich danke euch für eure Liebe, die euch den Mut gibt, gegen die Angreifer des Wehrlosen aufzustehen. Aber ihr werdet noch ganz andere Beleidigungen und Grausamkeiten sehen. Wenn dieser Mond nach dem heutigen Abend zum zweiten Mal am Himmel lacht, dann werden die bisher nur mündlichen oder unbedeutenden tätlichen Angriffe massiv, und sie werden zunehmen wie die Blüten an den Obstbäumen, die in ihrem Eifer zu blühen immer noch dichter werden. Ihr habt einen verdorrten Feigenbaum und einen ganzen Obstgarten ohne Blüten gesehen und wundert euch darüber. Der Feigenbaum hat dem Menschensohn, wie Israel, Erquickung verweigert und ist in seiner Sünde gestorben. Der Obstgarten erwartet, wie die Heiden, die Stunde, von der ich heute gesprochen habe, um zu blühen und die letzte Erinnerung an die menschliche Grausamkeit auszulöschen durch die Zartheit der über das Haupt und unter die Füße des Siegers gestreuten Blüten.«

»Welche Stunde, Meister?« fragt Matthäus. »Du hast heute so viel und über so viele Dinge geredet. Ich kann mich nicht mehr richtig erinnern. Ich möchte mich aber an alles erinnern. Vielleicht die Stunde der Rückkehr des Christus? Auch da hast du von Zweigen gesprochen, die saftig werden und Blätter treiben.«

»Aber nein!« ruft Thomas aus. »Der Meister spricht, als ob dieser Verrat, den er erwartet, nahe bevorstünde. Wie kann dann alles, was seiner Rückkehr vorausgehen soll, in so kurzer Zeit geschehen? Krieg, Zerstörungen, Sklaverei, Verfolgungen, in der ganzen Welt gepredigtes Evangelium, der Greuel der Verwüstung im Haus Gottes, und dann Erdbeben, Pest, falsche Propheten, Zeichen an Sonne und Sternen . . . Da braucht es doch Jahrhunderte, damit das alles geschehen kann. Der Besitzer der Apfelbäume müßte lange warten, um die Stunde der Blüte zu erleben.«

»Er würde seine Äpfel nicht mehr essen können, denn ich sage dir, es wird dann das Ende der Welt sein«, bemerkt Bartholomäus.

»Um das Ende der Welt herbeizuführen, würde ein Gedanke Gottes genügen, und alles würde ins Nichts zurückkehren. Deshalb könnte dieser Obstgarten nicht lange warten müssen. Aber wie ich gesagt habe, wird es geschehen. Und daher werden Jahrhunderte zwischen dem einen und dem anderen vergehen, also bis zum endgültigen Sieg und der Rückkehr des Christus«, erklärt Jesus.

»Also, zu welcher Stunde?«

»Oh, ich kenne sie, die Stunde!« weint Johannes. »Ich kenne sie. Es wird nach deinem Tod und nach deiner Auferstehung sein! ... « Johannes umarmt Jesus fest.

»Warum weinst du denn, wenn er doch wieder aufersteht?« spöttelt Judas Iskariot.

»Ich weine, weil er zuerst sterben muß. Verspötte mich nicht, Dämon. Ich verstehe. Und ich darf nicht an diese Stunde denken.«

»Meister, er hat mich Dämon genannt. Er hat gegen seinen Gefährten gefehlt.«

»Judas, bist du sicher, diesen Namen nicht zu verdienen? Wenn dem so ist, dann rechne es ihm nicht an. Auch mich hat man Dämon genannt, und ich werde noch öfters so genannt werden.«

»Aber du hast doch gesagt, wer den Bruder beleidigt, ist schul ... «

»Ruhe. Im Angesicht des Todes hören diese häßlichen Anschuldigungen, Streitereien und Lügen endlich auf. Betrübts nicht den, der stirbt.«

»Verzeih mir, Jesus«, flüstert Johannes. »Bei seinem Gelächter hat sich in mir etwas empört ... und ich habe mich nicht beherrschen können.« Johannes hat Jesus eng umarmt, Brust an Brust, und weint an seinem Herzen.

»Weine nicht. Ich verstehe dich. Laß mich reden.«

Aber Johannes läßt Jesus nicht los, selbst dann nicht, als dieser sich auf eine hervorstehende Wurzel setzt. Einen Arm um seinen Rücken, den anderen um seine Brust gelegt, und den Kopf auf seiner

Schulter, weint er lautlos. Im Mondschein glänzen nur die Tränen, die auf das purpurfarbene Gewand Jesu fallen und Rubinen, blassen, im Licht schimmernden Blutstropfen gleichen.

»Ihr habt heute Juden und Heiden sprechen gehört. Es darf euch also nicht wundern, wenn ich sage: „Aus meinem Mund ist immer das Wort der Gerechtigkeit gekommen. Und es wird nicht widerrufen werden“; ich sage mit Jesaja, und spreche von den Heiden, die zu mir kommen werden, nachdem ich von der Erde erhöht worden bin: „Vor mir wird jedes Knie sich beugen, und jede Zunge wird bei mir schwören.“ Und wenn ihr gesehen habt, wie es den Juden ergeht, werdet ihr nicht mehr bezweifeln, daß man leicht und ohne Furcht vor einem Irrtum sagen kann, daß vor mir alle beschämt erscheinen werden, die sich mir widersetzen.

Mein Vater hat mich nicht nur zu seinem Diener gemacht, um die Stämme Jakobs zu neuem Leben zu führen, um zu bekehren, was von Israel übrig ist: die Reste; sondern er hat mich den Nationen als Licht geschenkt, auf daß ich der Erlöser der ganzen Welt sei. Daher habe ich in diesen dreiunddreißig Jahren des Exils vom Himmel und vom Schoß des Vaters beständig zugenommen an Gnade und Weisheit vor Gott und den Menschen. Ich habe das vollkommene Alter erreicht; und nachdem ich in diesen letzten drei Jahren meine Seele und meinen Geist im Feuer der Liebe zum Glühen gebracht und sie durch das Eis der Buße gehärtet habe, habe ich „meinen Mund zu einem scharfen Schwert“ gemacht.

Mein und euer heiliger Vater hat mich bis jetzt unter dem Schatten seiner Hand geschützt, denn noch war die Zeit der Sühne nicht gekommen. Nun läßt er mich gehen. Der auserwählte Pfeil, der Pfeil aus seinem göttlichen Köcher, der verwundet hat, um zu heilen, der die Menschen verwundet hat, um eine Bresche zu schlagen für das Wort und das Licht Gottes, findet nun rasch und sicher seinen Weg und verwundet die zweite Person, den Sühnenden, den anstelle des ganzen ungehorsamen Geschlechtes Adams Gehorsamen ... Und wie ein getroffener Krieger werde ich fallen und für allzu viele sa-

gen: „Vergebens und grundlos habe ich mich bemüht und nichts erreicht. Ich habe meine Kräfte für nichts verzehrt.“

Aber nein! Nein, bei dem ewigen Herrn, der niemals etwas ohne Zweck tut! Weiche, Satan, der du mich durch Mutlosigkeit beugen und zum Ungehorsam verleiten willst! Am Alpha meiner Mission bist du gekommen, und du kommst auch am Omega wieder. Nun, ich erhebe mich zum Kampf. (Und er steht tatsächlich auf.) Ich messe mich mit dir, und ich schwöre mir selbst: ich werde dich besiegen! Dies zu sagen ist nicht Hochmut. Es ist Wahrheit. Der Menschensohn wird in seinem Fleisch besiegt werden vom Menschen, dem armseligen Wurm, der aus seinem stinkenden Schmutz beißt und vergiftet. Aber der Sohn Gottes, die zweite Person der unaussprechlichen Dreierheit, wird nicht von Satan besiegt werden. Du bist der Haß. Und dein Haß und deine Versuchungen sind mächtig. Aber mir wird eine Kraft beistehen, die dich flieht, denn du kannst sie nicht erreichen und kannst sie nicht festhalten. Die Liebe ist mit mir!

Ich weiß um die niemandem bekannte Marter, die mich erwartet. Nicht die, von der ich morgen sprechen werde, damit ihr wißt, daß nichts von dem, was meinetwegen oder in meiner Umgebung getan und verhandelt wird, nichts, was in euren Herzen geschieht, mir unbekannt ist; ich meine eine andere Marter ... Nicht die Marter des Menschensohnes durch Lanzen und Stöcke, durch Spott und Schläge, sondern die Marter, die von Gott selbst kommt und nur von wenigen erkannt werden wird in ihrer ganzen Grausamkeit, und die noch weniger überhaupt für erträglich halten werden. Aber in dieser Marter, deren hauptsächliche Urheber zwei sein werden: Gott durch seine Abwesenheit, und du, Satan, durch deine Gegenwart, wird dem Opfer die Liebe beistehen. Die lebendige Liebe im Opfer selbst, als die größte Kraft seines Widerstandes in der Prüfung, und die Liebe im geistigen Tröster, der schon seine goldenen Flügel regt, voll Sehnsucht, herniederzusteigen und meinen Schweiß zu trocknen; der alle Tränen der Engel im himmlischen Kelch sammelt und sie mit dem Honig der Namen der von mir Erlösten und

mich Liebenden versüßt, um mit diesem Getränk den großen Durst des Gemarterten und seine grenzenlose Bitterkeit zu mildern.

Du wirst besiegt sein, Dämon. Einmal, beim Verlassen eines Besessenen, hast du mir gesagt: „Ich warte nur darauf, dich zu besiegen, wenn du ein Klumpen blutendes Fleisch geworden bist.“ Aber ich antworte dir: „Du wirst mich nicht haben. Ich werde siegen. Meine Mühe war heilig, meine Sache wird von meinem Vater vertreten. Er verteidigt das Werk seines Sohnes und wird nicht erlauben, daß mein Geist von seinem Vorhaben abläßt.“

Vater, ich sage dir, schon jetzt sage ich dir für diese schreckliche Stunde: „In deine Hände empfehle ich meinen Geist.“

Johannes, verlaß mich nicht . . . Ihr könnt gehen. Der Friede des Herrn sei überall, wo Satan nicht Gast ist. Lebt wohl.«

Alles ist zu Ende.

656 Der Mittwoch vor dem Paschafest: I. Der Tag

Jesus geht in den Tempel, in dem heute noch mehr Menschen als an den vorhergehenden Tagen sind. Er ist ganz in weiß und trägt ein Leinengewand. Es ist ein schwüler Tag.

Er geht, um im Vorhof der Israeliten anzubeten, und ein Schwarm Leute folgt ihm, während andere schon die besten Plätze in den Säulengängen eingenommen haben; es sind hauptsächlich Heiden, die nicht weiter als in den ersten Vorhof, den Vorhof der Heiden, gehen dürfen und die die Gelegenheit wahrgenommen haben, sich die guten Plätze auszusuchen, während die Hebräer Christus gefolgt sind.

Aber eine zahlreiche Gruppe von Pharisäern treibt sie auseinander. Sie sind immer so arrogant und drängen sich anmaßend vor, um zu Jesus zu gelangen, der sich über einen Kranken beugt. Sie warten, bis dieser geheilt ist, und schicken dann einen Schriftgelehrten zu Jesus, damit er ihn befrage.

Zuvor hat es unter ihnen einen kurzen Streit gegeben, denn Joël,

genannt Alemet, will gehen und den Meister befragen. Aber ein Pharisäer widersetzt sich, und die anderen unterstützen ihn mit den Worten: »Nein. Wir wissen, daß du für den Rabbi Partei ergreifst, auch wenn du es nur heimlich tust. Laß Urija gehen ... «

»Urija nicht«, sagt ein anderer junger Schriftgelehrter, den ich noch nicht kenne. »Die Redeweise des Urija ist zu grob. Er würde die Leute verärgern. Ich gehe.«

Ohne auf die Proteste der anderen zu hören, geht er selbst zum Meister, gerade in dem Augenblick, als Jesus den Kranken entläßt und zu ihm sagt: »Habe Vertrauen. Du bist geheilt. Das Fieber und die Schmerzen werden nicht mehr wiederkehren.«

»Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetz?«

Jesus, der ihn im Rücken hat, wendet sich um und schaut ihn an. Das sanfte Licht eines Lächelns erhellt sein Antlitz. Dann erhebt er das Haupt, das er gesenkt hatte – denn der Schriftgelehrte ist klein und hat sich zudem ehrerbietig verneigt – läßt den Blick über die Menge schweifen, richtet ihn auf die Gruppe der Pharisäer und Lehrer, entdeckt das blasse Gesicht Joëls halb verborgen hinter einem dicken, schwammigen Pharisäer und lächelt noch mehr. Das Lächeln ist ein Licht, das den ehrlichen Schriftgelehrten liebkost. Dann senkt er das Haupt wieder, sieht sein Gegenüber an, und antwortet ihm: »Das größte der Gebote ist: „Höre, Israel: der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr. Du sollst den Herrn deinen Gott lieben mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit allen deinen Kräften.“ Dies ist das erste und höchste Gebot. Das zweite aber ist diesem gleich: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Es gibt keine größeren Gebote als diese. An ihnen hängt das ganze Gesetz und die Propheten.«

»Meister, du hast weise und wahr geantwortet. So ist es. Gott ist ein Einziger, und es gibt keinen anderen Gott außer ihm. Ihn zu lieben aus ganzem Herzen, aus ganzem Verstand, aus ganzer Seele und mit allen Kräften, und den Nächsten zu lieben wie sich selbst, das ist weit mehr als jedes Brandopfer und andere Opfer. Ich denke oft

daran, wenn ich die Worte Davids betrachte: „Brandopfer gefallen dir nicht; das Gott wohlgefällige Opfer ist ein reuiger Sinn.“«

»Du bist nicht fern vom Reich Gottes, denn du hast begriffen, welches das Gott wohlgefällige Brandopfer ist.«

»Aber welches ist das vollkommenste Opfer?« fragt der Schriftgelehrte rasch und mit leiser Stimme, als würde er ein Geheimnis aussprechen.

Jesus strahlt vor Liebe und läßt diese Perle in das Herz dessen fallen, der für seine Lehre aufgeschlossen ist, für die Lehre des Reiches Gottes; über ihn geneigt sagt er: »Das vollkommenste Opfer ist: jene, die uns verfolgen, wie uns selbst zu lieben und nicht auf Rache zu sinnen. Wer dies tut, wird den Frieden besitzen. Es steht geschrieben: „Die Sanftmütigen werden die Erde besitzen, und sie genießen die Fülle des Friedens.“ Wahrlich, ich sage dir, wer seine Feinde liebt, erreicht die Vollkommenheit und besitzt Gott.«

Der Schriftgelehrte grüßt ihn ehrerbietig und kehrt dann zu seiner Gruppe zurück, die ihn flüsternd tadelt, weil er den Meister gelobt hat. Und voll Zorn fragen sie: »Was hast du ihn im geheimen gefragt? Bist vielleicht auch du von ihm verführt?«

»Ich habe den Geist Gottes durch seinen Mund sprechen gehört.«

»Du bist ein Dummkopf. Glaubst du etwa, daß er der Christus ist?«

»Ich glaube es.«

»Wahrlich, in Bälde werden keine Schriftgelehrten mehr in unseren Schulen sein, sie laufen alle diesem Menschen nach! Aber wieso siehst du in ihm den Christus?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich fühle, daß er es ist.«

»Verrückter!« Sie drehen ihm beunruhigt den Rücken zu.

Jesus hat das Gespräch beobachtet, und als die Pharisäer in einer geschlossenen Gruppe an ihm vorbeigehen, um sich wütend zu entfernen, ruft er sie und sagt: »Hört mich an. Ich möchte euch etwas fragen. Was haltet ihr von Christus? Wessen Sohn ist er?«

»Er wird der Sohn Davids sein«, antworten sie ihm und betonen

das »wird«, denn sie wollen ihm zu verstehen geben, daß er für sie nicht der Christus ist.

»Und warum nennt ihn dann David im Geist „Herr“, wenn er sagt: „Der Herr sprach zu meinem Herrn: ‚Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde als Schemel dir zu Füßen lege‘“? Wenn also David den Christus „Herr“ nennt, wie kann dann Christus sein Sohn sein?«

Da sie nicht wissen, was sie ihm antworten sollen, entfernen sie sich und schlucken ihr Gift hinunter.

Jesus verläßt die Stelle, an der er bisher gestanden ist und die nun ganz von Sonnenschein überflutet wird. Er begibt sich weiter zu den Eingängen der Schatzkammer, neben dem Raum mit dem Opferkasten. Diese noch schattige Seite des Hofes ist von den Rabbis besetzt, die mit vielen und großen Gesten ihre hebräischen Zuhörer belehren, die im Verlauf der Stunden immer mehr werden, wie auch immer mehr Leute in den Tempel kommen.

Die Rabbis bemühen sich, in ihren Reden die Lehren Jesu der vergangenen Tage oder von heute früh zu widerlegen. Sie erheben die Stimme immer mehr, je größer die Zahl der Zuhörer wird. Der riesige Platz wimmelt von Menschen, die aus allen Richtungen kommen und in alle Richtungen gehen . . .

Jesus sagt zu mir: »Füge hier die Vision des Scherfleins der Witwe ein. Dann setze die Vision fort.«

Zuerst sehe ich nur Säulengänge und Vorhöfe, die ich als zum Tempel gehörig erkenne, und Jesus, der einem Herrscher gleicht – so feierlich ist er in seinem leuchtend roten Gewand und dem etwas dunkleren Mantel – und an einer riesigen viereckigen Säule lehnt, die einen Bogen der Säulengänge stützt.

Er schaut mich fest an. Ich verliere mich in seiner Betrachtung und beselige mich an seinem Anblick, da ich ihn seit zwei Tagen nicht gesehen und gehört habe. Diese Vision dauert lange. Und solange sie dauert, schreibe ich nicht, denn sie erfüllt mich

mit Freude. Aber nun, da die Szene sich belebt, verstehe ich, daß etwas geschieht, und schreibe.

Der Platz füllt sich mit Menschen, die aus allen Richtungen kommen. Es sind Priester und Gläubige, Männer, Frauen und Kinder. Die einen gehen spazieren, andere bleiben stehen, um den Lehrern zuzuhören, wieder andere ziehen Lämmer hinter sich her oder tragen Tauben irgendwohin, vielleicht Opfertiere.

Jesus steht an seine Säule gelehnt und schaut. Er sagt nichts. Zweimal schon hat er auf Fragen seiner Apostel nur mit einem Kopfschütteln geantwortet, ohne ein Wort zu sagen. Er beobachtet sehr aufmerksam. Aus seinem Ausdruck schließe ich, daß er ein Urteil fällt über das, was er sieht. Seine Augen und sein Antlitz erinnern mich an die Vision des Paradieses, als er beim besonderen Gericht die Seelen richtete. Nun ist er natürlich Jesus, der Mensch; dort oben war er der verherrlichte Jesus und deshalb noch beeindruckender. Aber der Gesichtsausdruck ist ähnlich. Er ist ernst, prüfend, manchmal so streng, daß auch der Frechste erzittern muß, und manchmal so sanft, von einer lächelnden Traurigkeit, die mit Blicken zu lieblosen scheint.

Anscheinend hört er nichts. Aber er muß wohl alles genau hören, denn als sich aus einer Gruppe, die einige Meter entfernt um einen Lehrer versammelt ist, eine näselnde Stimme erhebt und erklärt: »Wichtiger als jedes andere Gebot ist dieses: Was für den Tempel ist, soll dem Tempel gegeben werden. Der Tempel steht über dem Vater und der Mutter, und wenn jemand dem Herrn zu Ehren alles geben will, was er übrig hat, so soll er es tun, und er wird gesegnet sein, denn kein Blut und keine Liebe steht über dem Tempel«, da wendet Jesus sein Haupt in diese Richtung und schaut mit einem Blick . . . den ich nicht auf mich gerichtet sehen wollte.

Er scheint jetzt nur allgemein umherzuschauen. Doch als ein zitternder Greis sich bemüht, die fünf Stufen zu einer Art Terrasse hinaufzusteigen, die sich in der Nähe Jesu befindet und wohl zu einem anderen, weiter innen liegenden Vorhof führt, und beim Auf-

setzen des Stockes, der sich in den Kleidern verfängt, beinahe fällt, streckt Jesus seinen Arm aus und fängt ihn auf. Er stützt ihn und läßt ihn nicht los, bis er wieder sicher auf den Beinen steht. Das alte Männchen erhebt sein graues Haupt, sieht seinen hochgewachsenen Retter an und flüstert ein Wort des Segens. Jesus lächelt ihm zu und liebkost seinen halb kahlen Kopf. Dann lehnt er sich wieder an seine Säule, verläßt sie aber noch einmal, um ein Kind aufzurichten, das sich von der Hand der Mutter losgemacht hat, gerade vor seinen Füßen gegen die erste Stufe gefallen ist und weint. Er hebt es auf, liebkost es, tröstet es. Die verwirrte Mutter dankt ihm, und Jesus lächelt auch ihr zu und gibt ihr das Kind zurück.

Aber er lächelt nicht mehr, als ein aufgeblasener Pharisäer vorübergeht, und auch nicht, als eine Gruppe von Schriftgelehrten und anderen Männern – ich weiß nicht, wer sie sind – vorbeikommt. Diese Gruppe grüßt ihn mit großen Gesten und tiefen Verbeugungen. Jesus schaut sie so fest an, als wolle er sie mit seinem Blick durchbohren, und grüßt sie trocken. Er ist streng. Auch einen Priester, der vorbeikommt und ein hohes Tier sein muß, da die Leute den Weg freigeben und ihn grüßen, während er selbst wie ein Pfau vorbeistolziert, sieht Jesus lange an. Mit einem Blick, der diesen trotz seines Hochmuts den Kopf senken läßt. Er grüßt nicht. Aber er kann dem Blick Jesu nicht standhalten.

Jesus wendet die Augen von ihm ab und beobachtet ein armes, dunkelbraun gekleidetes Frauchen, das verschämt die Stufen hinaufsteigt zu einer Wand, an der sich etwas wie Löwen- oder ähnliche Tierköpfe mit offenen Mäulern befinden. Viele gehen dorthin. Doch Jesus scheint bisher nicht darauf geachtet zu haben. Nun blickt er aufmerksam diesem Weiblein nach. Sein Auge drückt Mitleid aus und wird liebevoll, als er sieht, wie die Frau eine Hand ausstreckt, um etwas in das steinerne Maul eines dieser Löwen zu werfen. Als die Frau zurückkommt und nahe an ihm vorbeigeht, sagt er: »Der Friede sei mit dir, Frau.«

Diese erhebt erstaunt den Kopf und ist sprachlos.

»Der Friede sei mit dir«, wiederholt Jesus. »Geh, der Allerhöchste segnet dich.« Die arme Frau kann es gar nicht fassen. Dann flüstert sie einen Gruß und geht.

»Sie ist glücklich in ihrem Unglück«, sagt Jesus und bricht endlich sein Schweigen. »Nun ist sie glücklich, denn der Segen Gottes begleitet sie. Hört, Freunde, und ihr, die ihr mich umgibt. Seht ihr diese Frau? Sie hat nur zwei kleine Münzen gegeben, nicht einmal genug, um dafür Futter für einen Sperling im Käfig zu kaufen, und doch hat sie mehr gegeben als alle anderen, die ihren Beitrag in den Tempelschatz geworfen haben, seit der Tempel bei Sonnenaufgang geöffnet wurde.

Hört. Ich habe eine große Anzahl reicher Leute beobachtet, die in die Mäuler dort Geldmengen geworfen haben, die ausreichen würden, diese Arme ein Jahr lang zu ernähren und ihre Armut zu kleiden, die nur deshalb anständig aussieht, weil sie sauber ist. Ich habe gesehen, wie Reiche mit sichtlicher Genugtuung Summen dort hineingelegt haben, die ausgereicht hätten, die Armen der Heiligen Stadt einen oder mehrere Tage satt zu machen und Gott preisen zu lassen. Aber wahrlich, ich sage euch, niemand hat mehr gegeben als sie. Ihr Almosen ist Liebe, das der anderen nicht. Ihres ist Großmut, das der anderen nicht. Ihres ist Opfer, das der anderen nicht. Heute wird die Frau nichts essen, denn sie hat nichts mehr. Sie muß erst wieder um Lohn arbeiten, um ihren Hunger mit Brot stillen zu können. Sie hat keine Reichtümer und sie hat keine Verwandten, die für sie verdienen. Sie ist allein. Gott hat ihr die Eltern, den Mann und die Kinder genommen, er hat ihr das wenige genommen, was diese ihr hinterlassen hatten, und mehr als Gott haben es ihr die Menschen genommen; diese Menschen, die nun, ihr seht es, weiterhin mit großmütiger Geste von ihrem Überfluß dort hineinwerfen, den sie zu einem guten Teil durch Wucher den armen Händen der Schwachen und Hungernden entrissen haben. Sie sagen, es gibt kein Blut und keine Liebe, die höher stehen als der Tempel, und so lehren sie, den Nächsten nicht zu lieben. Ich sage euch, über dem Tempel

steht die Liebe. Das Gesetz Gottes ist die Liebe, und wer kein Mitleid mit dem Nächsten hat, liebt nicht. Das überflüssige Geld, das von Wucher, Habgier, Härte und Heuchelei beschmutzte Geld singt nicht das Lob des Herrn und zieht auf seinen Spender den himmlischen Segen nicht herab. Gott lehnt es ab. Es füllt diese Kasse. Aber es taugt nicht für den Weihrauch. Es ist Schlamm, in dem ihr versinkt, ihr Diener, die ihr nicht Gott, sondern den eigenen Interessen dient. Es ist ein Strick, der euch erdrosselt, ihr Lehrer, die ihr eure eigene Lehre lehrt. Es ist Gift, das euch den Rest der Seele verdirbt, ihr Pharisäer, der euch noch geblieben ist. Gott will nicht, was übrig bleibt. Ihr seid nicht Kain. Gott will nicht, was Frucht der Hartherzigkeit ist. Gott will nicht, was mit tränenerstickter Stimme schreit: „Ich hätte einen Hungernden sättigen sollen, aber man hat mich ihm verweigert, um hier zu prahlen. Ich hätte einem alten Vater, einer hilflosen Mutter helfen sollen, und man hat es nicht gestattet, da diese Hilfe vor der Welt verborgen geblieben wäre. Ich muß meine Glocke ertönen lassen, damit die Welt den Geber erkennt.“ Nein, Rabbi, der du lehrst, daß der Überfluß Gott gegeben werden soll, und daß es erlaubt ist, dem Vater oder der Mutter etwas vorzuenthalten, um es Gott zu geben. Das erste Gebot ist: „Liebe Gott mit deinem ganzen Herzen, deiner ganzen Seele, deinem ganzen Verstand und deinen ganzen Kräften.“ Daher muß man ihm nicht den Überfluß, sondern das eigene Blut geben, und man soll es lieben, für ihn zu leiden. Leiden. Nicht leiden machen. Und wenn es schwerfällt, viel zu geben, weil man sich nicht gerne von seinem Reichtum trennt, weil die Schätze der Mittelpunkt des von Natur aus lasterhaften Menschenherzens sind, dann muß man sich von ihnen trennen, gerade weil es schwerfällt. Aus Gerechtigkeit: denn alles, was man besitzt, besitzt man durch die Güte Gottes. Aus Liebe: denn es ist ein Beweis der Liebe, das Opfer zu lieben, um dem Freude zu schenken, den man liebt. Man soll leiden, um schenken zu können. Aber selbst leiden! Nicht leiden machen, ich wiederhole es. Denn das zweite Gebot heißt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Das Gesetz erklärt, daß nach

Gott die Eltern die Nächsten sind, denen man verpflichtet ist, Ehre und Hilfe zu erweisen. Daher sage ich euch, diese arme Frau hat das Gesetz wahrhaft besser verstanden als die Weisen und ist mehr als alle anderen gerechtfertigt und gesegnet; denn in ihrer Armut hat sie Gott alles gegeben, während ihr gebt, was übrig bleibt, und es nur gebt, um in der Achtung der Menschen zu steigen. Ich weiß, daß ihr mich haßt, weil ich so spreche. Aber solange dieser Mund sprechen kann, wird er solche Worte sprechen. Vereinigt euren Haß auf mich mit der Verachtung für die Arme, die ich lobe. Aber glaubt nicht, daß ihr aus diesen beiden Steinen ein doppeltes Postament für euren Hochmut errichten könnt. Sie werden die Mühlsteine sein, die euch zermalmen.

Gehen wir. Lassen wir die Vipern einander beißen, um ihr Gift zu vermehren. Wer rein, gut, demütig und zerknirscht ist und das wahre Antlitz Gottes kennenlernen will, soll mir folgen.«

Jesus sagt:

»Und du, die du nichts mehr hast, weil du mir alles gegeben hast, gib mir diese beiden letzten Geldstückchen. Gegenüber dem Vielen, das du gegeben hast, erscheinen sie Außenstehenden als ein Nichts. Aber für dich, die du nichts mehr hast als sie, sind sie alles. Lege sie in die Hand deines Herrn und weine nicht. Weine wenigstens nicht allein. Weine mit mir, denn ich bin der einzige, der dich verstehen kann, und der dich versteht ohne die Nebel des Menschlichen, die Interessen, die immer das Wahre verschleiern.«

Apostel, Jünger und Volk folgen ihm, als Jesus wieder zur ersten Umfassungsmauer zurückkehrt, die beinahe an der Tempelmauer liegt, denn dort ist es etwas kühler an diesem drückend heißen Tag. Dort ist der Boden aufgewühlt von den Hufen der Tiere und von Steinen bedeckt, die die Händler und Geldwechsler benutzen, um ihre Umzäunungen und Zelte zu befestigen. Aber die Rabbis von Israel sind dort nicht, denn sie haben zwar erlaubt, daß im Tempel Handel getrieben wird, aber sie muten es den Sohlen ihrer Sandalen nicht zu, dorthin zu gehen, wo noch die Spuren der Vierfüßler zu sehen sind, die man erst vor einigen Tagen vertrieben hat ...

Jesus empfindet keinen Ekel und flüchtet sich an diesen Ort, umgeben von zahlreichen Zuhörern. Doch bevor er zu reden beginnt, ruft er seine Apostel zu sich und sagt: »Kommt und hört gut zu. Gestern wolltet ihr vieles wissen, was ich nun sagen werde, während ich es gestern nur andeuten konnte, als wir uns im Garten des Josef ausgeruht haben. Seid also aufmerksam, denn es sind wichtige Lehren für alle, und besonders für euch, meine Stellvertreter und Nachfolger.

Hört. Auf den Lehrstuhl des Mose setzten sich zur rechten Zeit Schriftgelehrte und Pharisäer. Es waren traurige Zeiten für das Vaterland. Nachdem das Exil in Babylon zu Ende und die Nation dank der Großmut des Cyrus wieder aufgebaut war, erkannten die Führer des Volkes die Notwendigkeit, auch den Kult und die Kenntnis des Gesetzes wiederherzustellen. Denn wehe dem Volk, dem sie nicht zu seiner Verteidigung, Leitung und Stütze zur Verfügung stehen gegen die mächtigsten Feinde einer Nation, nämlich die Unmoral der Bürger, die Auflehnung gegen die Oberhäupter, die Zwietracht zwischen den verschiedenen Klassen und Parteien, die Sünden wider Gott und den Nächsten und die Religionslosigkeit, alles an sich schon zersetzende Elemente, die auch noch die Strafe des Himmels herausfordern!

So machten sich die Schriftgelehrten oder Gesetzeskundigen daran, das Volk zu belehren, das sich noch der chaldäischen Sprache aus der Zeit des harten Exils bediente und die in reinem Hebräisch geschriebenen Schriften nicht mehr verstand. Die Priester kamen ihnen zu Hilfe, obwohl auch ihre Zahl nicht groß genug war, um die Aufgabe zu meistern, das Volk zu unterweisen. Somit war das zusätzliche Vorhandensein gebildeter Laien gerechtfertigt, die sich der Ehre Gottes widmeten, Kenntnis von ihm zu den Menschen und die Menschen zu ihm brachten und hierdurch viel Gutes bewirkten. Denn, merkt es euch alle, selbst Dinge, die durch die menschliche Schwäche später einen Niedergang erleben, wie es hier im Laufe der Jahrhunderte geschah, haben immer auch etwas Gutes an sich

und zumindest anfänglich ihren Daseinsgrund. Und daher läßt der Allerhöchste zu, daß sie entstehen und fortbestehen, und er zerstört sie nicht, bis das Maß ihrer Verkommenheit voll ist.

Aus einer Umwandlung der Hasidäer ging dann die andere Sekte, die der Pharisäer, hervor. Sie sahen ihre Aufgabe darin, durch strengste Moral und striktesten Gehorsam das Gesetz des Mose hochzuhalten und den freiheitlichen Geist des Volkes zu stärken. Denn in der Zeit des Antiochus Epiphanes hatte sich, unter Druck und durch Verführung, die hellenistische Partei gebildet. Diese Verführung ging aber bald über in die Verfolgung all derer, die dem Druck dieses Listigen nicht nachgaben, der mehr auf den Verlust des Glaubens in den Herzen als auf seine Waffen vertraute, um uns zu Knechten zu machen und unser Vaterland zu unterwerfen.

Vergeßt auch das nie: Fürchtet mehr die leichtfertigen Bündnisse und die Schmeicheleien eines Fremden als dessen Legionen. Denn wenn ihr den Gesetzen Gottes und des Vaterlandes treu seid, werdet ihr siegen, auch wenn ihr von mächtigen Heeren eingeschlossen seid. Wenn euch aber das Gift verdorben hat, das euch der Fremde wie berauschenden Honig in geheimer Absicht einträufelt, wird Gott euch um eurer Sünden willen verlassen, und ihr werdet besiegt und unterworfen werden, auch ohne daß der falsche Kampfgenosse sich mit dem Blut eurer Heere befleckt. Wehe dem, der nicht gleich einem aufmerksamen Wachposten auf der Hut ist und sich gegen die raffinierte Bosheit eines verschlagenen und falschen Nachbarn oder Bundesgenossen oder Herrschers zur Wehr setzt. Denn dessen Herrschaft beginnt bei den Einzelnen; er betört ihre Herzen und verdirbt sie durch fremde, unheilige Sitten und Gebräuche, so daß ihnen der Herr sein Wohlwollen entzieht. Wehe! Denkt alle an die Folgen, die es für das Vaterland hatte, daß einige seiner Söhne Sitten und Gebräuche des Fremden annahmen, um sich bei ihm einzuschmeicheln und angenehm zu leben. Die Liebe zu allen ist etwas Gutes, auch zu Völkern, die nicht unseres Glaubens sind, unsere Bräuche nicht haben und uns jahrhundertlang geschadet haben. Aber die Liebe zu

diesen Völkern, die trotz allem unsere Nächsten sind, darf niemals dazu führen, daß wir das Gesetz Gottes und das Vaterland verleugnen, um so einen Vorteil von ihnen zu erlangen. Nein, die Fremden verachten sogar jene, die sklavisch sind bis zur Verleugnung der heiligsten Dinge des Vaterlandes. Nicht durch Verleugnung von Vater und Mutter, von Gott und Vaterland, erlangt man Achtung und Freiheit.

Es war also gut, daß zur rechten Zeit die Pharisäer mit ihrem Werk begannen, einen Deich aufzurichten gegen die schmutzige Flut fremder Sitten und Bräuche. Ich wiederhole: Jede Sache, die entsteht und fort dauert, hat ihren Daseinsgrund. Sie muß geachtet werden um dessentwillen, was sie getan hat, wenn schon nicht um dessentwillen, was sie tut. Denn wenn sie nun auch schuldig ist, so steht es den Menschen doch nicht zu, sie zu beleidigen, und noch weniger, sie zu strafen. Das darf nur einer: Gott und der, den er gesandt hat und der das Recht und die Pflicht hat, seinen Mund zu öffnen und eure Augen zu öffnen, damit ihr die Gedanken des Allerhöchsten erkennt und danach handelt. Ich und kein anderer. Ich, denn ich spreche im Auftrag Gottes. Ich, denn ich darf sprechen. Denn in mir sind nicht die Sünden, an denen ihr bei Schriftgelehrten und Pharisäern Anstoß nehmt, die ihr aber selbst begeht, wenn ihr Gelegenheit dazu habt.«

Jesus hat langsam zu sprechen begonnen und seine Stimme nach und nach erhoben. Bei diesen letzten Worten ist sie mächtig wie ein Trompetenstoß.

Hebräer und Heiden hören gespannt und aufmerksam zu. Wenn die ersteren Beifall spenden, als Jesus vom Vaterland spricht und offen die Fremden beim Namen nennt, von denen sie unterworfen wurden und unter denen sie zu leiden hatten, so bewundern die anderen seine Redekunst und beglückwünschen sich, bei diesem Vortrag anwesend zu sein, der eines großen Redners würdig ist, wie sie sagen.

Jesus senkt nun wieder die Stimme und fährt fort: »Dies habe ich

euch gesagt, um euch daran zu erinnern, weshalb es Schriftgelehrte und Pharisäer gibt, wie und weshalb sie sich auf den Lehrstuhl des Mose gesetzt haben, und wie und warum sie reden und ihre Worte nicht wertlos sind. Tut also, was sie euch sagen. Aber ahmt ihre Werke nicht nach. Denn sie sagen, daß man sich auf eine bestimmte Art verhalten soll, tun dann aber selbst nicht, was man tun muß. In der Tat, sie lehren die Gesetze der Menschlichkeit des Pentateuch, aber dannbürden sie anderen schwere, untragbare, unmenschliche Lasten auf, während sie selbst keinen Finger rühren, um diese Lasten anzufassen, geschweige denn, sie zu tragen.

Ihre Lebensregel ist, so zu handeln, daß sie gesehen und zur Kenntnis genommen werden und für ihre Werke Beifall erhalten; und sie tun sie so, daß sie dabei bemerkt und gelobt werden. Sie fehlen gegen das Gesetz der Liebe, denn sie ziehen es vor, sich abzusondern und verachten jene, die nicht zu ihrer Sekte gehören; sie nehmen den Titel eines Meisters für sich in Anspruch und verlangen eine Verehrung von ihren Schülern, wie sie sie nicht einmal Gott erweisen. Für Götter halten sie sich in ihrer Weisheit und Macht, wollen in den Herzen ihrer Schüler mehr gelten als Vater und Mutter, betrachten ihre Lehre als der Lehre Gottes überlegen und verlangen deren buchstabengetreue Ausführung; und dies auch, wenn es sich dabei um eine Verfälschung des wahren Gesetzes handelt, dem das ihre um so vieles unterlegen ist wie dieser Berg hier dem Großen Hermon, der ganz Palästina überragt. Und sie sind Häretiker, und wie die Heiden glauben manche von ihnen an die Seelenwanderung und an die Vorherbestimmung, während die anderen bestreiten, was die einen sagen; und so leugnen sie eigentlich, wenn auch nicht ausdrücklich das, was Gott zu glauben verlangt; der einzige Gott, dem Verehrung gebührt, und der Vater und Mutter an die zweite Stelle nach ihm gesetzt hat, denen man somit mehr Gehorsam schuldet als einem Meister, der nicht Gott ist. Wenn ich euch nun sage: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist nicht würdig, in das Reich Gottes einzugehen“, so heißt dies nicht, daß ihr die Eltern

nicht lieben sollt. Ihr schuldet ihnen Achtung und Hilfe und dürft ihnen nicht die Unterstützung verweigern, indem ihr sagt: „Das Geld gehört dem Tempel“, oder die Wohnung, indem ihr sagt: „Mein Amt verbietet mir dies“, oder das Leben, indem ihr sagt: „Ich töte dich, weil du den Meister liebst“, sondern es heißt, daß ihr die richtige Liebe zu den Eltern haben sollt, also eine geduldige und in der Duldsamkeit starke Liebe, die zu wählen versteht zwischen meinem Gebot und dem familiären Egoismus, der familiären Bindung; eine Liebe, die sich nicht in Haß verwandelt, wenn die Eltern sündigen und Schmerz bereiten, da sie euch nicht auf dem Weg des Lebens, meinem Weg, folgen. Liebt die Eltern und gehorcht ihnen in allem, was heilig ist. Aber seid bereit zu sterben, nicht zu töten, sondern zu sterben, wenn sie euch dazu bringen wollen, eure Berufung durch Gott zu Bürgern des Reiches Gottes, das zu gründen ich gekommen bin, zu verraten.

Ahmt nicht die Schriftgelehrten und Pharisäer nach, die untereinander uneins sind und nur so tun, als seien sie einig. Ihr, Jünger des Christus, sollt wirklich eins sein. Die Vorgesetzten seien gut zu den Untergebenen und die Untergebenen gut zu ihren Herren, eins in der Liebe und im Ziel eurer Einigkeit: mein Reich zu erwerben und zu meiner Rechten zu stehen beim letzten Gericht. Denkt daran, daß ein geteiltes Reich kein Reich mehr ist und nicht bestehen kann. Seid daher einig untereinander in der Liebe zu mir und meiner Lehre. Merkmale des Christen – denn das wird der Name meiner Untergebenen sein – seien Liebe und Einigkeit, Gleichförmigkeit in der Kleidung, gemeinsamer Besitz und Brüderlichkeit in den Herzen. Alle für einen, einer für alle.

Wer hat, soll demütig geben. Wer nichts hat, soll demütig nehmen und demütig seine Bedürfnisse den Brüdern mitteilen. Die Brüder sollen liebevoll die Bedürfnisse der Brüder anhören und sich wirklich als Brüder fühlen. Erinnerung euch, daß euer Meister oft Hunger, Kälte und tausend andere Nöte und Unannehmlichkeiten erleiden mußte und sie demütig den Menschen genannt hat, er, das Wort

Gottes. Erinnert euch, daß der Barmherzige belohnt wird, sogar für einen Schluck Wasser. Erinnert euch, geben ist seliger denn nehmen. In diesen drei Erinnerungen soll der Arme die Kraft finden, zu bitten, ohne sich gedemütigt zu fühlen, da er weiß, daß ich es vor ihm getan habe; und zu verzeihen, wenn er abgewiesen wird, da er weiß, daß dem Menschensohn oft der Platz und die Speise verweigert wurden, die man dem Wachhund der Herde gibt. Der Reiche soll großmütig werden und seine Reichtümer verschenken, wenn er daran denkt, daß das schnöde Geld, der verabscheuenswerte, ihm von Satan eingeflüsterte Mammon, der die Ursache von neun Zehnteln allen Unglücks in der Welt ist, sich in eine unsterbliche Perle des Paradieses wandelt, wenn er mit Liebe gegeben wird.

Bekleidet euch mit euren Tugenden. Sie sollen groß, aber nur Gott allein bekannt sein. Macht es nicht wie die Pharisäer. Sie machen ihre Gebetsriemen breit und ihre Mantelquasten lang. Sie lieben die ersten Sitze in den Synagogen und die Begrüßungen auf den Marktplätzen und daß sie von den Leuten Rabbi genannt werden. Einer nur ist der Meister: Christus. Ihr, die ihr die neuen Lehrer der Zukunft sein werdet ... ich meine euch, meine Apostel und Jünger – denkt daran, daß ich allein euer Meister bin. Ich werde es sein, auch wenn ich nicht mehr unter euch bin, denn nur die Weisheit kann belehren. Laßt euch daher nicht Meister nennen, denn ihr selbst werdet immer Schüler sein.

Verlangt nicht und gebt nicht den Namen Vater irgend jemandem auf der Welt, denn nur einer ist der Vater aller: euer Vater, der im Himmel ist. Diese Wahrheit soll euch weise machen, so daß ihr euch wahrhaft als Brüder fühlt, sowohl jene, die führen, als auch jene, die geführt werden, und euch als gute Brüder liebt. Auch soll sich keiner von den Führenden Lehrer nennen lassen, denn ihr habt nur einen, der euch alle lehrt: Christus. Der Größte unter euch soll euer Diener sein. Es ist keine Demütigung, Diener der Diener Gottes zu sein, sondern es bedeutet mich nachzuahmen, der ich sanft und demütig war und immer bereit, meine Brüder im Fleisch Adams zu lieben

und ihnen mit meiner Macht als Gott zu helfen. Ich habe das Göttliche nicht gedemütigt, weil ich den Menschen gedient habe. Denn der wahre König ist, wer nicht so sehr die Menschen, sondern vielmehr die Leidenschaften der Menschen beherrscht, vor allem den törichten Stolz. Denkt daran: Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden, und wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden.

Die Frau, von der der Herr in der Genesis spricht, die Jungfrau, von der Jesaja spricht, die Jungfrau – die Jungfrau-Mutter des Immanuel – hat diese Wahrheit der neuen Zeit prophezeit und gesungen: „Der Herr hat die Mächtigen vom Thron gestürzt und die Niedrigen erhöht.“ Die Weisheit Gottes sprach durch den Mund jener, die die Mutter der Gnade und der Sitz der Weisheit war. Und ich wiederhole die inspirierten Worte, die mich mit dem Vater und dem Heiligen Geist in unseren wunderbaren Werken priesen, als ich, der Mensch, mich im Schoß der unversehrten Jungfrau bildete, ohne dabei aufzuhören, Gott zu sein. Sie sollen Norm für alle sein, die Christus in ihren Herzen tragen und ins Himmelreich gelangen wollen. Es wird keinen Jesus und Erlöser, keinen Christus und Herrn und kein Reich des Himmels für jene geben, die stolz, unzüchtig und Götzendiener sind und sich selbst und ihren Willen anbeten.

Daher wehe euch, ihr Schriftgelehrten und heuchlerischen Pharisäer! Ihr glaubt, mit euren unmöglich zu befolgenden Vorschriften – die tatsächlich ein unüberwindliches Hindernis für die meisten Menschen wären, wenn sie von Gott bestätigt würden – ihr glaubt, das Reich des Himmels vor den Menschen verschließen zu können, die ihren Geist zu ihm erheben, um in ihren leidvollen irdischen Tagen Kraft zu finden! Wehe euch, die ihr nicht hineinkommt, nicht hineinkommen wollt, da ihr das Gesetz des himmlischen Reiches nicht annehmt und die anderen nicht hineinlaßt, die vor der Türe stehen, die ihr unnachsichtig mit Schlössern verschließt, die Gott nicht angebracht hat.

Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und heuchlerischen Pharisäer! Ihr zehrt die Habe der Witwen auf und verrichtet zum Schein lange Gebete. Dafür erwartet euch ein strenges Gericht!

Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und heuchlerischen Pharisäer! Denn ihr reist über Meer und Land und verbraucht fremden Besitz, um einen einzigen Proselyten zu machen, und wenn er es geworden ist, dann macht ihr aus ihm einen Sohn der Hölle, doppelt wie ihr.

Wehe euch, blinde Führer, die ihr sagt: „Wenn einer beim Tempel schwört, dann gilt sein Eid nicht, aber wenn er auf das Gold des Tempels schwört, dann ist er durch seinen Schwur gebunden.“ Ihr Toren und Blinden! Was ist denn größer? Das Gold oder der Tempel, der das Gold heiligt? Was heißt: „Wenn einer beim Altar schwört, dann hat sein Eid keinen Wert, aber wenn er auf die Gabe schwört, die auf dem Altar liegt, dann ist sein Eid gültig und er ist seinem Eid verpflichtet.“ Ihr Blinden! Was ist denn größer? Die Gabe oder der Altar, der die Gabe heiligt? Wer also beim Altar schwört, der schwört bei ihm und allem, was darauf liegt, und wer beim Tempel schwört, der schwört bei ihm und bei dem, der darin wohnt. Und wer beim Himmel schwört, schwört beim Thron Gottes und bei dem, der darauf sitzt.

Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und heuchlerischen Pharisäer! Ihr gebt den Zehnten von Minze und Raute, von Anis und Kümmel, aber die wichtigsten Vorschriften des Gesetzes schiebt ihr beiseite: die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit und die Treue. Das sind die Tugenden, die man haben muß, ohne die anderen kleinen Dinge zu vernachlässigen! Ihr blinden Führer, ihr seht die Getränke aus Furcht euch anzustecken, wenn ihr eine kleine ertrunkene Mücke verschluckt, und dann verschlingt ihr ein Kamel, ohne euch deswegen unrein zu fühlen. Wehe euch, Schriftgelehrte und heuchlerische Pharisäer! Ihr reinigt das Äußere von Becher und Schüssel, innen aber seid ihr voll Raub und Unmäßigkeit. Blinder Pharisäer, reinige zuerst, was im Becher und in der Schüssel ist, damit auch das Äußere rein werde.

Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und heuchlerischen Pharisäer! Wie Nachtvögel benutzt ihr die Finsternis für eure sündigen Werke, und im Dunkeln paktiert ihr mit Heiden, Räubern und Verrätern,

um dann am Morgen, nachdem ihr die Spuren eurer verborgenen Machenschaften getilgt habt, in schönen Gewändern zum Tempel hinaufzugehen.

Wehe euch, die ihr die Gebote der Liebe und der Gerechtigkeit lehrt, die im Levitikus enthalten sind, und dann gierig, räuberisch, verlogen, verleumderisch, ungerecht, rachsüchtig und gehässig seid und sogar tötet, wenn euch jemand stört, selbst wenn es euer eigenes Blut ist; ihr verstoßt die Jungfrau, die eure Frau geworden ist, und die Kinder, die sie euch geschenkt hat, weil sie unglücklich sind. Ihr klagt eure Frau des Ehebruchs oder einer unreinen Krankheit an, weil sie euch nicht mehr gefällt und ihr euch ihrer entledigen wollt, ihr, deren unzüchtige Herzen unrein sind, auch wenn es vor den Menschen, die eure Werke nicht kennen, nicht so zu sein scheint. Ihr gleicht getünchten Gräbern, die außen schön, innen aber voll sind von Totengebein und aller Unreinheit. So auch ihr. Ja. So! Äußerlich scheint ihr gerecht, aber innerlich seid ihr übertoll von Heuchelei und Ungerechtigkeit.

Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und heuchlerischen Pharisäer! Ihr baut den Propheten prachtvolle Gräber und schmückt die Grabmäler der Gerechten und sagt: „Hätten wir in den Tagen unserer Väter gelebt, wir hätten uns nicht schuldig gemacht am Blut der Propheten.“ Und so stellt ihr euch selbst das Zeugnis aus, daß ihr Söhne der Prophetenmörder seid. Und im übrigen macht ihr das Maß eurer Väter voll ... Ihr Schlangen, ihr Natterngezücht, wie wollt ihr dem Gericht der Hölle entrinnen?

Daher sage ich, das Wort Gottes, euch: Ich, Gott, werde euch neue Propheten, Weise und Schriftgelehrte schicken. Einige von ihnen werdet ihr töten, einige kreuzigen, einige in euren Gerichtshöfen und euren Synagogen und außerhalb eurer Mauern geißeln, und einige werdet ihr von Stadt zu Stadt verfolgen, damit nicht über euch alle das gerechte Blut komme, das auf die Erde ausgegossen wurde, vom Blut Abels, des Gerechten, bis zum Blut des Zacharias, des Sohnes des Barachias, den ihr getötet habt zwischen dem Vorhof und

dem Altar, weil er euch aus Liebe zu euch eure Sünden vorgehalten hat, damit ihr sie bereut und zum Herrn zurückkehrt.

So ist es. Ihr haßt jene, die euer Bestes wollen und euch liebevoll auf die Wege Gottes zurückrufen.

Wahrlich, ich sage euch, alles wird so kommen. Sowohl das Verbrechen als auch die Folgen. Wahrlich, ich sage euch, dies alles wird über dieses Geschlecht kommen.

O Jerusalem! Jerusalem! Jerusalem, du steinigst, die zu dir gesandt sind, und tötest deine Propheten! Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt; aber du hast nicht gewollt!

So höre, o Jerusalem! So hört, ihr alle, die ihr mich haßt und alles haßt, was von Gott kommt. So hört, ihr, die ihr mich liebt und auch mit von der Strafe betroffen sein werdet, die für die Verfolger des Messias Gottes bestimmt ist. Hört auch ihr, die ihr nicht aus diesem Volk seid, mir aber trotzdem zuhört, hört, damit ihr wißt, wer der ist, der zu euch spricht und weissagt, ohne erst den Flug und den Gesang der Vögel, die Zeichen des Himmels oder die Eingeweide geopferter Tiere, die Flamme und den Rauch der Brandopfer befragen zu müssen; denn die Zukunft ist für den, der zu euch spricht, Gegenwart. „Euer Haus wird euch verödet überlassen werden. Ich sage euch, spricht der Herr, von nun an werdet ihr mich nicht mehr sehen, bis auch ihr ruft: ‚Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn.‘“«

Jesus ist sichtlich müde und erhitzt. Sowohl von der Anstrengung der so langen und lauten Rede, als auch von der durch kein Lüftchen gekühlten Schwüle des Tages. Die Menge drückt ihn an die Mauer, Tausende von Augen durchbohren ihn, und er fühlt den ganzen Haß, der ihm unter den Säulengängen des Vorhofs der Heiden zuhört, und die ganze Liebe oder wenigstens Bewunderung, die ihn umgibt trotz der Sonne, die auf die Rücken und die roten, verschwitzten Gesichter brennt; er scheint wirklich erschöpft und ruhebedürftig. Und er sucht Ruhe, denn er sagt zu seinen Aposteln und den Zwei-

undsiebzig, die sich langsam durch die Menge gedrängt haben, nun ganz vorne stehen und eine Schranke treuer Liebe um ihn bilden: »Wir wollen den Tempel verlassen und ins Freie unter die Bäume gehen. Ich brauche Schatten, Ruhe und Kühle. Wahrlich, dieser Ort scheint schon zu brennen im Feuer des himmlischen Zorns.«

Sie bahnen ihm mit Mühe einen Weg und gehen durch das nächstgelegene Tor hinaus. Dort versucht Jesus vergeblich, viele zu entlassen. Sie wollen ihm um jeden Preis folgen.

Die Jünger betrachten unterdessen den in der Mittagssonne strahlenden Würfel des Tempels, und Johannes von Ephesus macht den Meister auf den mächtigen Bau aufmerksam: »Sieh, was für Steine und was für Bauten!«

»Und doch wird kein Stein davon auf dem anderen bleiben«, antwortet Jesus.

»Nein? Wann? Wie?« fragen viele, aber Jesus antwortet nicht.

Er geht den Morija hinunter und durch Ofel, verläßt rasch die Stadt durch das Tor von Efraim oder des Mists und flüchtet sich in die üppigen Gärten der früheren Könige, bis alle, die darauf bestanden haben, ihm zu folgen und die weder Apostel noch Jünger sind, langsam fortgehen, als Manaen, der die schweren Tore hat öffnen lassen, sich gebieterisch vor sie stellt und zu allen sagt: »Geht. Hier kommen nur die herein, die ich will.«

Schatten und Stille, Düfte von Blumen, Kampfer, Nelken, Zimt, Speik und tausend anderen wohlriechenden Pflanzen, Blattlauben mit plätschernden Bächlein, die gewiß von den nahen Brunnen und Zisternen gespeist werden, und Vogelgezwitscher machen aus dem Garten einen Ort paradiesischer Ruhe. Die Stadt scheint meilenweit entfernt zu sein mit ihren engen, von Gewölben überspannten oder aber in der grellen, blendenden Sonne brütenden Gassen, mit ihren Gerüchen und dem Kloakengestank der nicht immer sauberen Straßen und besonders Nebenstraßen, durch die zu viele Tiere gehen, als daß sie immer sauber sein könnten.

Der Hüter des Gartens muß Jesus sehr gut kennen, denn er be-

grüßt ihn respektvoll und zugleich ungezwungen. Jesus fragt ihn nach seinen Söhnen und der Frau.

Der Mann möchte Jesus sein Haus als Aufenthalt anbieten, doch der Meister zieht den kühlen, geruhsamen Frieden des großen Königsgartens, eine wahre Erquickung, vor. Bevor die beiden unermüdeten und getreuen Diener des Lazarus gehen, um den Korb mit den Speisen zu holen, sagt Jesus zu ihnen: »Sagt euren Herrinnen, daß sie kommen sollen. Wir werden uns hier einige Stunden mit der Mutter und den getreuen Jüngerinnen aufhalten. Und es wird so schön sein ... «

»Du bist sehr müde, Meister! Man sieht es an deinem Gesicht«, bemerkt Manaen.

»Ja, so sehr, daß ich keine Kraft mehr hatte, weiterzugehen.«

»Aber ich habe dir diese Gärten schon oft in diesen Tagen angeboten. Du weißt, daß ich glücklich bin, dir Frieden und Erholung schenken zu können!«

»Ich weiß es, Manaen.«

»Und gestern wolltest du an den traurigen Ort dort gehen! Mit seiner trostlosen Umgebung und seiner dieses Jahr so eigenartig nackten Vegetation! Und so nahe bei diesem traurigen Tor.«

»Ich wollte meine Apostel zufriedenstellen. Sie sind im Grund wie Kinder. Wie große Kinder. Sieh sie dir an, wie sie sich dort glücklich erholen! ... Sie vergessen sofort, was man jenseits dieser Mauern gegen mich unternimmt ... «

»Und sie vergessen auch gleich, daß du so traurig bist ... Aber ich glaube, es gibt keinen Grund, sich große Sorgen zu machen. Der Ort schien mir andere Male schon gefährlicher.«

Jesus schaut ihn an und schweigt. Wie oft sehe ich Jesus in diesen letzten Tagen so schauen und schweigen.

Dann betrachtet Jesus die Apostel und die Jünger, die ihre Kopfbedeckungen, Mäntel und Sandalen abgelegt haben und sich Gesicht, Hände und Füße in den kühlen Bächlein erfrischen, und denen es viele der zweiundsiebzig Jünger nachmachen. Eigentlich sind es viel

mehr, glaube ich, die sich nun, alle brüderlich verbunden durch die gleichen Ideale, da und dort zur Ruhe legen, ein wenig abseits, um Jesus nicht zu stören.

Auch Manaen zieht sich zurück und läßt Jesus in Frieden. Alle achten die Ruhe des Meisters, der sich erschöpft in eine dichte blühende Jasmin-Pergola zurückzieht, die einer Hütte gleicht und von Wasser umgeben ist, das murmelnd durch einen kleinen Kanal fließt, über den sich Kräuter und Blumen neigen. Ein richtiger Zufluchtsort des Friedens, zu dem man über ein zwei Spannen breites und vier Spannen langes Brückchen gelangt, dessen Geländer mit Girlanden von Jasminblüten geschmückt ist.

Die Diener kehren zusammen mit anderen zurück, denn Marta will für alle Jünger des Herrn sorgen, und sie richten aus, daß die Frauen bald kommen werden.

Jesus läßt Petrus rufen und sagt zu ihm: »Du wirst zusammen mit Jakobus, meinem Bruder, das Mahl segnen, aufopfern und verteilen, so wie ich es immer mache.«

»Verteilen, ja, aber nicht segnen, Herr! Es steht nur dir zu, zu opfern und zu segnen.«

»Als du als Oberhaupt mit den Gefährten fern von mir warst, hast du es da nicht auch getan?«

»Ja, aber damals ... mußte ich es tun. Nun aber bist du bei uns, und du mußt segnen. Es schmeckt mir alles besser, wenn du es für uns aufopferst und verteilst ... « Und der treue Simon umarmt seinen Jesus, der müde im Schatten sitzt, legt seinen Kopf auf die Schulter des Meisters und ist selig, ihn so umarmen und küssen zu können ...

Jesus erhebt sich und stellt ihn zufrieden. Er geht zu den Jüngern, opfert, segnet und verteilt die Nahrung, schaut ihnen zu, wie sie glücklich essen, und sagt: »Danach schlaft und ruht euch aus, solange noch Zeit ist, damit ihr wachen und beten könnt, wenn es nötig sein wird, und Mühen und Müdigkeit euch nicht Augen und Geist mit Schlaf beschweren, wenn ihr bereit und wach sein müßt.«

»Bleibst du denn nicht bei uns? Willst du nicht essen?«

»Laßt mich ausruhen. Ich brauche nur dies. Eßt nur, eßt!« Jesus liebkost im Vorbeigehen einige Jünger und kehrt an seinen Platz zurück . . .

Die Mutter kommt nun sanft und liebevoll zu ihrem Sohn. Maria nähert sich zielbewußt, denn Manaen, der nicht so müde ist wie die übrigen, hat am Tor Wache gehalten und ihr gezeigt, wo Jesus sich befindet.

Die anderen – alle hebräischen Jüngerinnen und Valeria als einzige Römerin – warten einige Zeit schweigend, um die Jünger nicht zu stören, die im Schatten der dichten Bäume schlafen und Schafen gleichen, die um die sechste Stunde im Gras liegen.

Maria geht in die Jasmin-Pergola und achtet darauf, daß die kleine Holzbrücke nicht knarrt und der Kies unter ihren Füßen nicht knirscht. Noch vorsichtiger nähert sie sich dem Sohn, der von Müdigkeit überwältigt eingeschlafen ist und den Kopf auf die Steinplatte des Tisches gelegt hat. Sein linker Arm dient ihm als Kissen, und die Haare sind über sein Gesicht gefallen. Maria setzt sich geduldig zu ihrem müden Sohn. Sie betrachtet ihn . . . lange, mit einem schmerzlichen, liebevollen Lächeln um die Lippen, während lautlose Tränen in ihren Schoß fallen. Aber wenn auch die Lippen verschlossen und stumm bleiben, so betet doch ihr Herz mit allen ihr zur Verfügung stehenden Kräften. Die Kraft und Intensität dieses Gebetes verrät sich in der Haltung ihrer Hände, die sie im Schoß zusammenkrampft, damit sie nicht zittern, die aber trotzdem leicht zucken. Hände, die sich nur voneinander lösen, um eine eigensinnige Fliege zu verscheuchen, die sich auf dem Schlafenden niederlassen will und ihn wecken könnte.

Es ist die Mutter, die über ihren Sohn wacht; über den letzten Schlaf des Sohnes, den sie bewachen kann. Und wenn auch das Antlitz der Mutter an diesem Mittwoch vor Ostern anders ist als das der Mutter bei der Geburt des Herrn, da der Schmerz es bleich und eingefallen erscheinen läßt, so ist doch die liebevolle Reinheit des

Blickes und die bange Sorge die gleiche, mit der sie sich auch über die Krippe von Betlehem neigte, als ihre Liebe den ersten sorglosen Schlaf ihres Kindes behütete.

Jesus bewegt sich, und Maria trocknet sich rasch die Augen, um ihre Tränen vor dem Sohn zu verbergen. Aber Jesus ist nicht aufgewacht. Er hat nur den Kopf und das Gesicht auf die andere Seite gelegt. Maria sitzt wieder reglos da und wacht.

Aber plötzlich durchbohrt es ihr das Herz. Sie hört, daß ihr Jesus im Schlaf weint, und aus seinem unklaren Flüstern – denn er schläft mit dem Arm und den Ärmel vor dem Mund – hört sie den Namen des Judas heraus.

Maria steht auf, nähert sich dem Sohn, beugt sich über ihn und horcht auf dieses undeutliche Flüstern, die Hände auf das Herz gepreßt; denn wenn man auch nicht alles versteht, so doch genügend, um den Worten Jesu entnehmen zu können, daß er von der Gegenwart und von der Vergangenheit träumt und dann auch von der Zukunft, bis er mit einem Ruck erwacht, wie um etwas Furchtbarem zu entfliehen. Aber er findet die Brust seiner Mutter, die Arme seiner Mutter, das Lächeln seiner Mutter, die süße Stimme seiner Mutter, ihren Kuß, ihre Liebkosungen und die leichte Berührung ihres Schleiers, mit dem sie Tränen und Schweiß von seinem Antlitz wischt, während sie sagt: »Du sitzt unbequem und hast geträumt . . . Du bist schweißgebadet und sehr müde, mein Sohn.« Sie bringt sein Haar wieder in Ordnung, trocknet sein Gesicht und küßt es, umschlingt ihn mit einem Arm und drückt ihn an ihr Herz; denn sie kann ihn ja nicht mehr auf den Schoß nehmen wie damals, als er noch klein war.

Jesus lächelt ihr zu und sagt: »Du bist immer die Mama, die tröstet. Die Mama, die alles wieder gutmacht. Meine Mama!« Er fordert sie auf, sich neben ihn zu setzen und legt die Hand an ihren Schoß. Und Maria nimmt die schlanke, vornehme und doch so kräftige Hand des Handwerkers in ihre kleinen Hände, streichelt die Finger und den Handrücken und glättet die Adern, die durch das Herunterhängen

im Schlaf angeschwollen sind. Sie versucht, Jesus zu zerstreuen . . .

»Wir sind gekommen. Wir sind alle da. Auch Valeria. Die anderen sind in der Antonia. Claudia hat es so gewollt, „denn sie ist sehr betrübt“, hat die Freigelassene gesagt. Sie sagt, sie habe, ich weiß nicht warum, eine Vorahnung vieler Tränen. Alles Aberglauben! Nur Gott kennt die Dinge . . . «

»Wo sind die Jüngerinnen?«

»Dort am Beginn der Gärten. Marta wollte Speisen und erfrischende, erquickende Getränke vorbereiten für dein Erwachen. Aber ich, schau: das hast du immer gern gehabt, und ich habe es dir gebracht. Das ist mein Beitrag, und er ist besser, denn er ist von deiner Mama.« Sie zeigt ihm ein Honigtöpfchen und einen kleinen Brotfladen, auf den sie den Honig streicht und den sie dann ihrem Sohn gibt mit den Worten: »Wie in Nazaret, wenn du dich in der heißesten Stunde ausgeruht hast, erhitzt erwacht bist, und ich dann von der kühlen Grotte mit dieser Stärkung kam . . . « Sie unterbricht sich, denn ihre Stimme zittert.

Ihr Sohn schaut sie an und sagt dann: »Als Josef noch lebte, brachtest du die Stärkung für zwei und das kühle Wasser in dem tönernen Krug, den du unter das fließende Wasser gestellt hattest, damit es noch frischer würde und in das du wilde Minze gegeben hattest. Wieviel Minze gab es doch dort unter den Ölbäumen! Und wie viele Bienen auf den Blüten der Minze! Unser Honig schmeckte immer ein wenig danach . . . « Er denkt zurück . . . erinnert sich . . .

»Weißt du, daß wir Alphäus gesehen haben? Josef hat sich verspätet, da eines der Kinder ein wenig krank war. Aber morgen wird er gewiß hier sein, zusammen mit Simon. Salome des Simon gibt auf unser Haus acht und auf das Marias.«

»Mama, wenn du einmal allein bist, bei wem wirst du dann bleiben?«

»Bei dem, den du mir nennst, mein Sohn. Ich habe dir gehorcht, bevor du zur Welt gekommen bist. Ich werde dir weiterhin gehorchen, nachdem du mich verlassen hast.« Ihre Stimme zittert, aber auf den Lippen ist ein heroisches Lächeln.

»Du verstehst zu gehorchen. Welch ein Frieden, bei dir zu sein! Denn siehst du, Mama, die Welt kann es nicht verstehen, aber ich finde Ruhe bei den Gehorsamen . . . Ja, Gott ruht sich bei den Gehorsamen aus. Gott hätte nicht leiden, sich nicht mühen müssen, wenn der Ungehorsam nicht in die Welt gekommen wäre. Alles passiert, weil man nicht gehorchen will. Daher der Schmerz auf der Welt . . . Daher unser Schmerz!«

»Aber auch unser Friede, Jesus, denn wir wissen, daß unser Gehorsam den Ewigen tröstet. Oh, besonders für mich ist das ein außerordentlicher Gedanke! Es ist mir, dem Geschöpf, vergönnt, den Schöpfer zu trösten!«

»Oh, Freude Gottes! Du weißt nicht, o unsere Freude, was dein Wort für uns bedeutet! Mehr als die Harmonie der himmlischen Chöre . . . Gesegnet seist du! Gesegnet, die du mich den letzten Gehorsam lehrst und ihn mir so wünschenswert machst bei diesem Gedanken!«

»Du hast es nicht nötig, daß ich dich belehre, mein Jesus. Ich habe alles von dir gelernt.«

»Alles hat Jesus der Maria von Nazaret, der Mensch, von dir gelernt.«

»Es war dein Licht, das aus mir strömte. Das Licht, das du bist, das ewige Licht, das sich in einem menschlichen Leib erniedrigt hat . . . Die Brüder der Johanna haben mir von deiner Rede erzählt. Sie waren hingerissen vor Bewunderung. Du bist streng mit den Pharisäern gewesen . . . «

»Es ist die Stunde der höchsten Wahrheiten, Mama. Für sie bleiben sie tote Wahrheiten. Aber für die anderen werden sie lebendige Wahrheiten sein. Mit Liebe und Strenge muß ich die letzte Schlacht wagen, um sie dem Bösen zu entreißen.«

»Das ist wahr. Man hat mir berichtet, daß Gamaliël, der mit anderen in einem der Säle der Vorhöfe war, am Ende der Rede sagte, als viele sehr unruhig geworden waren: „Wenn man die Rüge nicht will, handelt man als Gerechter . . .“ Nach dieser Bemerkung ist er weggegangen.«

»Ich freue mich, daß der Rabbi mich gehört hat. Wer hat es dir gesagt?«

»Lazarus. Und ihm hat es Eleasar gesagt, der mit den anderen im Saal war. Lazarus ist um die sechste Stunde gekommen. Er hat begrüßt und ist wieder gegangen, ohne auf die Schwestern zu hören, die ihn bis Sonnenuntergang zurückhalten wollten. Er hat gebeten, Johannes oder jemand anderen zu schicken, um die Früchte und Blumen abzuholen, die nun gerade reif oder aufgeblüht sind.«

»Morgen werde ich Johannes schicken.«

»Lazarus kommt jeden Tag. Aber Maria ist beunruhigt, denn sie sagt, daß er einer Erscheinung gleicht. Er steigt zum Tempel hinauf, kommt, gibt Anweisungen und geht wieder.«

»Auch Lazarus weiß zu gehorchen. Ich habe es ihm so befohlen, denn auch er ist in Gefahr. Aber sage den Schwestern nichts. Es wird ihm nichts geschehen . . . Und nun gehen wir zu den Jüngerinnen.«

»Bemühe dich nicht. Ich rufe sie. Die Jünger schlafen alle . . . «

»Und wir wollen sie schlafen lassen. Sie schlafen nachts sehr wenig, denn ich unterweise sie in der Stille des Getsemani.«

Maria geht und kommt mit den Frauen zurück, die schwerelos zu sein scheinen, so leicht sind ihre Schritte.

Sie grüßen ihn mit einer tiefen Verneigung, nur Maria des Klopas etwas vertraulicher. Marta zieht aus einer geräumigen Tasche eine kleine feuchte Amphore, während Maria aus einem tönernen Gefäß frische Früchte aus Betanien hervorholt und sie auf den Tisch legt neben die von ihrer Schwester schon hergerichtete, über dem Feuer gebratene Taube, die sehr knusprig und appetitlich aussieht. Sie bittet Jesus, sich zu bedienen und sagt: »Iß, das Fleisch wird dich stärken. Ich habe es selbst zubereitet.«

Johanna hat roten Essig gebracht. Sie erklärt: »Er ist sehr erfrischend bei dieser Hitze. Auch mein Mann benützt ihn, wenn er müde ist von einem langen Ritt.«

»Wir haben nichts«, entschuldigen sich Maria Salome, Maria des Klopas, Susanna und Elisa. Und Nike und Valeria ihrerseits sagen:

»Auch wir haben nichts. Wir wußten nicht, daß wir kommen sollten.«

»Ihr habt mir euer ganzes Herz gegeben. Das genügt mir. Und ihr werdet mir noch mehr geben ... «

Er ißt. Aber mehr noch trinkt er das kühle Honigwasser, das Marta aus der Amphore mischt, und genießt das frische Obst, das eine Erquickung für den Müden ist.

Die Jüngerinnen reden nicht viel. Sie sehen ihm zu, wie er sich erfrischt. Ihre Augen drücken Liebe und Sorge aus. Plötzlich fängt Elisa an zu weinen und entschuldigt sich: »Ich weiß nicht, mein Herz ist schwer und traurig ... «

»Unser aller Herz ist schwer. Selbst Claudia leidet in ihrem Palast ... « sagt Valeria.

»Ich wollte, es wäre schon Pfingsten ... « flüstert Salome.

»Ich hingegen wollte, die Zeit bliebe jetzt stehen«, sagt Maria von Magdala.

»Dann wärest du egoistisch, Maria«, antwortet Jesus.

»Warum, Rabbuni?«

»Weil du die Freude deiner Erlösung für dich allein haben wolltest. Tausende, Millionen von Menschen erwarten diese Stunde, werden durch diese Stunde erlöst.«

»Das ist wahr. Daran habe ich nicht gedacht ... « Sie neigt das Haupt und beißt sich auf die Lippen, um nicht die Tränen in ihren Augen und das Zittern ihrer Lippen zu zeigen. Aber sie ist immer die starke Kämpferin und sagt: »Wenn du morgen kommst, kannst du das Gewand wieder anziehen, das du geschickt hast. Es ist nun frisch und rein und des Ostermahles würdig.«

»Ich werde kommen ... Habt ihr mir nichts zu sagen? Ihr seid stumm und betrübt. Bin ich denn nicht mehr euer Jesus?« und er lächelt den Frauen einladend zu.

»Oh, du bist es. Aber du bist so groß in diesen Tagen, daß ich in dir nicht mehr das Kindlein sehen kann, das ich auf meinen Armen getragen habe!« ruft Maria des Alphäus aus.

»Und ich den einfachen Rabbi, der in meine Küche gekommen ist und Johannes und Jakobus gesucht hat«, sagt Salome.

»Ich habe dich immer so gekannt: Als den König meiner Seele!« erklärt Maria von Magdala.

Und Johanna sanft und gütig: »Ich auch: göttlich, wie im Traum, in dem du der Sterbenden erschienen bist, um mich ins Leben zurückzurufen.«

»Du hast uns alles gegeben, o Herr. Alles!« seufzt Elisa, die sich beruhigt hat.

»Und auch ihr habt mir alles gegeben.«

»Viel zu wenig«, sagen alle.

»Das Geben hört nicht auf nach dieser Stunde. Es wird erst enden, wenn ihr mit mir in meinem Reich seid. Meine treuen Jüngerinnen. Ihr werdet nicht an meiner Seite sitzen, auf den zwölf Thronen, um die zwölf Stämme Israels zu richten, aber ihr werdet zusammen mit den Engeln das Hosanna singen und den Ehrenchor meiner Mutter bilden, und dann wird das Herz Christi so wie heute seine Freude daran finden, euch zu betrachten.«

»Ich bin jung. Und es wird noch lange dauern, bis ich zu deinem Reich aufsteigen kann. Glückliche Annalia!« sagt Susanna.

»Ich bin alt, und ich bin glücklich, es zu sein. Ich hoffe, daß der Tod nahe ist«, sagt Elisa.

»Ich habe die Söhne ... Ich möchte ihnen dienen, diesen Dienern Gottes«, seufzt Maria des Klopas.

»Vergiß uns nicht, Herr!« sagt Maria Magdalena mit verhaltener Angst, ich würde sagen, mit einem Aufschrei der Seele; denn in ihrer Stimme, die zwar leise ist, um die Schlafenden nicht zu wecken, schwingt mehr Intensität als in einem Schrei.

»Ich werde euch nie vergessen. Ich werde kommen. Du, Johanna, weißt, daß ich kommen kann, auch wenn ich weit weg bin ... Die anderen müssen es glauben. Und ich werde euch etwas ... ein Geheimnis hinterlassen, das mich in euch und euch in mir erhalten wird, bis wir, ich und ihr, im Reich Gottes vereint sind. Geht nun.

Ihr werdet sagen, es wäre nicht nötig gewesen, euch kommen zu lassen für das wenige, das ich euch gesagt habe. Aber ich habe danach verlangt, von Herzen umgeben zu sein, die mich ohne Berechnung lieben. Die mich um meiner selbst willen lieben, weil ich Jesus bin, und nicht, weil sie immer den zukünftigen erträumten König von Israel in mir sehen. Geht nun. Und seid noch einmal gesegnet. Auch die anderen, die nicht hier sind, die aber mit Liebe an mich denken: Hanna, Myrta, Anastasica, Noomi und die ferne Syntyche, Photinai, Aglaia und Sara, Marcella, die Töchter des Philippus, Mirjam des Jäirus, die Jungfrauen, die Erlösten, die Gattinen, die Mütter, die zu mir gekommen sind, die mir Schwestern und Mütter gewesen sind, besser, o viel besser als selbst die besten Männer! ... Alle, alle! Ich segne sie alle. Die Gnade beginnt schon herabzusteigen, die Gnade und die Verzeihung, auf die Frau, durch diesen meinen Segen. Geht ... « Er entläßt sie und hält die Mutter zurück: »Vor dem Abend werde ich im Palast des Lazarus sein. Ich muß dich noch einmal sehen. Johannes wird mit mir kommen. Aber ich will nur dich, Mutter, und die anderen Marien, Marta und Susanna. Ich bin so müde ... «

»Wir werden allein sein. Leb wohl, Sohn ... «

Sie küssen sich und trennen sich ... Maria entfernt sich langsam. Bevor sie hinausgeht, dreht sie sich noch einmal um. Sie dreht sich um, als sie auf der kleinen Brücke steht, sie dreht sich immer wieder um, solange sie Jesus sehen kann ... Es scheint, als könne sie Jesus nicht verlassen ...

Jesus ist wieder allein. Er steht auf und geht hinaus. Er ruft Johannes, der wie ein Kind auf dem Bauch in den Blumen liegt und schläft, und gibt ihm die kleine Amphore mit dem roten Essig, die Johanna gebracht hat. Dabei sagt er: »Heute abend gehen wir zu meiner Mutter. Aber nur wir beide allein.«

»Ich habe verstanden. Sind sie gekommen?«

»Ja. Ich wollte euch nicht wecken ... «

»Das war richtig. Deine Freude wird größer gewesen sein. Sie ver-

stehen es besser als wir, dich zu lieben ... « sagt Johannes untröstlich.

»Komm mit mir.«

Johannes folgt ihm.

»Was hast du?« fragt ihn Jesus, als sie wieder im grünen Halbdunkel der Pergola sind, wo noch die Reste der Mahlzeit liegen.

»Meister, wir sind sehr schlecht. Alle. Wir haben keinen Gehorsam ... und kein Verlangen, bei dir zu sein. Auch Petrus und Simon sind fortgegangen. Ich weiß nicht wohin. Und Judas hat diese Gelegenheit benützt, um einen Streit zu beginnen.«

»Ist denn auch Judas fortgegangen?«

»Nein, Herr. Er ist nicht fortgegangen. Er sagt, es sei nicht nötig, er hätte keine Komplizen für unsere Machenschaften, durch die wir Schutz für dich suchen. Aber wenn ich zu Hannas gegangen bin, und wenn andere zu den hier wohnenden Galiläern gegangen sind, so war es gewiß nicht, um Böses zu tun! ... Und ich kann nicht glauben, daß Simon des Jona und Simon der Zelote Männer sind, die zu heimtückischen Ränken fähig wären ... «

»Achte nicht darauf. Judas hat in der Tat keinen Grund fortzugehen, während ihr euch ausruht. Er weiß, wann und wo er hingehen muß, um alles das zu besorgen, was er zu tun hat.«

»Und warum spricht er denn so? Das ist doch nicht schön, so vor den Jüngern!«

»Es ist nicht schön. Aber es ist so. Beruhige dich, mein Lamm.«

»Ich, dein Lamm? Das Lamm bist nur du allein!«

»Ja, du. Ich das Lamm Gottes und du das Lamm des Lammes Gottes.«

»Oh! Schon einmal, in den ersten Tagen, als ich bei dir war, hast du diese Worte zu mir gesagt. Wir beide waren ganz allein, wie jetzt, im Grünen, wie jetzt, und es war die schöne Jahreszeit.« Johannes ist ganz glücklich bei dieser wiederkehrenden Erinnerung. Er flüstert: »Ich bin immer noch das Lamm des Lammes Gottes ... «

Jesus liebkost ihn. Und er reicht ihm ein Stück des gebratenen

Täubchens, das auf dem Pergament, in das es gewickelt war, auf dem Tisch liegt. Dann öffnet er saftige Feigen, gibt sie ihm und freut sich, ihn essen zu sehen. Jesus hat sich schräg an das Ende des Tischchens gesetzt und betrachtet Johannes so eingehend, daß dieser fragt: »Warum schaust du mich so an? Weil ich so gierig esse?«

»Nein, weil du wie ein Kind bist . . . O mein Geliebter! Wie sehr liebe ich dich um deines Herzens willen!« Und Jesus neigt sich, um den Apostel auf das blonde Haar zu küssen und sagt zu ihm: »Bleibe so, immer so, mit deinem Herzen ohne Stolz und Groll. Bleibe so auch in den Stunden entfesselter Gewalt. Ahme nicht jene nach, die sündigen, Kind.«

Johannes hat seinen Kummer überwunden und sagt: »Aber ich kann nicht glauben, daß Simon und Petrus . . . «

»Du würdest dich wahrlich irren, wenn du glaubtest, daß sie Sünder sind. Trink. Dieses Getränk ist gut und frisch. Marta hat es zubereitet . . . Nun bist du gestärkt. Ich bin sicher, daß du deine Mahlzeit nicht beendet hattest . . . «

»Das ist wahr. Ich konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Denn wenn die Welt uns haßt, ist das verständlich. Aber daß einer von uns dabei mitmachen könnte . . . «

»Denke nicht mehr daran. Ich und du, wir wissen, daß Simon und der Zelote zwei ehrbare Männer sind. Das genügt. Und du weißt auch, leider, daß Judas ein Sünder ist. Doch schweige. Wenn viele, viele Jahre vergangen sind und es Zeit ist, die ganze Größe meines Schmerzes zu beschreiben, dann wirst du auch das sagen, was ich wegen der Taten dieses Menschen, außer denen des Apostels, gelitten habe. Gehen wir. Es ist Zeit, diesen Ort zu verlassen und zum Lager der Galiläer zu gehen . . . «

»Werden wir auch diese Nacht dort verbringen? Und gehen wir zuvor nach Getsemani? Judas wollte es wissen. Er sagt, er sei es leid, die Nächte unter dem Tau des Himmels zu verbringen und sich nur wenig und unbequem auszuruhen.«

»Es wird bald ein Ende haben. Aber ich werde Judas meine Absichten nicht mitteilen . . . «

»Das brauchst du auch nicht. Du bist es, der uns führen muß, und nicht wir dich.« Johannes ist so weit entfernt von jeglichem Verrat, daß er nicht einmal versteht, warum Jesus seit einigen Tagen vorsichtshalber nicht mehr sagt, was er zu tun gedenkt.

Nun stehen sie mitten unter den Schlafenden und rufen sie. Sie erwachen. Auch Manaen, der seine Pflicht erfüllt hat und sich nun beim Meister entschuldigt, daß er nicht bleiben kann und auch morgen nicht bei ihm im Tempel sein wird, da er im Palast bleiben muß. Während er dies sagt, sieht er Petrus und Simon fest an, die in der Zwischenzeit zurückgekommen sind. Petrus macht ein rasches Zeichen mit dem Kopf, wie um zu sagen: »Ich habe verstanden.«

Sie verlassen die Gärten. Es ist immer noch heiß, denn die Sonne scheint noch. Doch der Abendwind kühlt die Luft langsam ab und treibt einige Wölkchen am klaren Himmel dahin.

Sie gehen hinauf nach Schiloach, vermeiden aber den Ort mit den Aussätzigen, zu denen sich Simon der Zelote begibt, um die Reste ihrer Mahlzeit den wenigen Übriggebliebenen zu bringen, die nicht an Jesus glauben konnten.

Matthias, der frühere Hirte, nähert sich Jesus und fragt: »Mein Herr und mein Meister. Ich habe mit den Gefährten viel über deine Worte nachgedacht, bis die Müdigkeit uns übermannt hat und wir eingeschlafen sind, ohne zu einem Ergebnis gekommen zu sein in der Frage, die wir uns gestellt hatten. Nun begreifen wir weniger als zuvor. Wenn wir deine Reden dieser Tage richtig verstanden haben, hast du vorhergesagt, daß viele Dinge sich ändern werden, das Gesetz aber unverändert bleiben wird. Daß man einen neuen Tempel erbauen muß, mit neuen Propheten, Weisen und Schriftgelehrten, und daß dieser Tempel bekämpft, aber nie vernichtet werden wird, während diesem hier, wenn wir recht verstanden haben, das Ende bestimmt ist.«

»Das Ende ist ihm bestimmt. Denke an die Prophezeiung des Daniel . . . «

»Aber wir, wir sind arm und nur wenige, wie können wir ihn neu erbauen, wenn die Könige schon Mühe hatten, diesen zu errichten? Wo werden wir ihn erbauen? Nicht hier, denn du sagst, daß dieser Ort verlassen bleiben wird, solange sie dich nicht als den Gesandten Gottes segnen.«

»So ist es.«

»In deinem Reich auch nicht. Denn wir sind überzeugt, daß dein Reich ein geistiges Reich ist. Wie und wo werden wir ihn also errichten? Du hast gestern gesagt, daß der wahre Tempel – und ist dies nicht der wahre Tempel? – daß der wahre Tempel, gerade wenn sie glauben, ihn zerstört zu haben, triumphierend zum wahren Jerusalem emporsteigen wird. Wo ist dies? Wir sind ganz verwirrt.«

»So ist es. Die Feinde werden auch den wahren Tempel zerstören. In drei Tagen werde ich ihn wieder aufbauen und dann wird er nicht mehr angegriffen werden, da er dort hinaufsteigen wird, wo der Mensch ihm nicht mehr schaden kann.

Was das Reich Gottes betrifft, so ist es in euch und überall dort, wo Menschen sind, die an mich glauben. Noch ist es zerstreut, doch wird es sich im Laufe der Jahrhunderte über die Welt ausbreiten und dann im Himmel ewig, vereint und vollkommen sein. Dort, im Reich Gottes, wird der neue Tempel erbaut werden, also dort, wo es Seelen gibt, die meine Lehre annehmen, die Lehre des Reiches Gottes, und die ihre Vorschriften halten. Wie er errichtet werden wird, da ihr arm und nur wenige seid? Oh, wahrlich, Geld und Macht braucht ihr nicht, um den Bau der neuen Wohnung Gottes zu errichten, weder den gemeinsamen noch den des Einzelnen. Das Reich Gottes ist in euch. Und die Vereinigung all jener, die das Reich Gottes in sich tragen, die Gott in sich haben – Gott: die Gnade, Gott: das Leben, Gott: das Licht, Gott: die Liebe – wird das große Reich Gottes auf Erden bilden. Das neue Jerusalem, das sich bis an die Grenzen der Erde erstrecken und vollständig und vollkommen, ohne Makel und Schatten, im Himmel ewig wahren wird.

Wie werdet ihr den Tempel und die Stadt erbauen? Oh, nicht ihr,

sondern Gott wird diese neuen Orte erbauen. Ihr müßt ihm nur euren guten Willen schenken. Guter Wille heißt, in mir zu bleiben. Meine Lehre zu leben, ist guter Wille. Einig zu sein, ist guter Wille. Eins mit mir zu sein, um einen einzigen Leib zu bilden, dessen einzelne Teile und Teilchen eine einzige Kraft nährt. Ein einziges Bauwerk, das auf einem einzigen Fundament ruht und das eine mystische Bindekraft zusammenhält. Ohne die Hilfe des Vaters aber, zu dem ich euch zu beten gelehrt habe und zu dem ich vor meinem Tod für euch beten werde, könnt ihr nicht in der Liebe, in der Wahrheit und im Leben bleiben, also auch nicht in mir, und mit mir in Gott dem Vater, dem Gott der Liebe – denn wir sind eine einzige Gottheit. Daher sage ich euch, daß ihr Gott in euch haben müßt, um der Tempel sein zu können, der niemals ein Ende haben wird. Allein könnt ihr es nicht schaffen. Wenn Gott nicht baut, und er kann nicht bauen, wo er nicht wohnen kann, bemühen sich die Menschen vergebens zu bauen oder wieder aufzubauen. Der neue Tempel, meine Kirche, wird nur erstehen, wenn euer Herz Gott beherbergt und er mit euch, den lebendigen Steinen, seine Kirche erbaut.«

»Aber hast du nicht gesagt, daß Simon des Jona das Haupt ist, der Stein, auf dem du deine Kirche bauen wirst? Und hast du nicht auch gesagt, daß du der Eckstein bist? Wer ist also das Haupt? Gibt es diese Kirche oder gibt es sie nicht?« unterbricht ihn Iskariot.

»Ich bin das mystische Haupt und Petrus ist das sichtbare Haupt. Denn ich kehre zum Vater zurück und lasse euch das Leben, das Licht und die Gnade durch mein Wort, durch meine Leiden und durch den Paraklet, den Freund aller, die mir treu gewesen sind. Ich bin eins mit meiner Kirche, meinem geistigen Leib, dessen Haupt ich bin. Das Haupt enthält das Gehirn, den Verstand. Der Verstand ist der Sitz des Wissens. Das Gehirn steuert die Bewegung der Glieder durch seine unsichtbaren Befehle, die mehr vermögen, um die Glieder zu bewegen, als jeder andere Reiz. Betrachtet einen Toten, dessen Gehirn abgestorben ist. Bewegen sich seine Glieder etwa noch? Betrachtet einen vollständigen Idioten. Ist er nicht so träge, daß er

nicht einmal mehr die grundlegendsten, instinktiven Bewegungen macht, die selbst das niedrigste Tier noch macht, der Wurm, den wir im Vorübergehen zertreten? Betrachtet einen Menschen, bei dem eine Lähmung die Verbindung des Gehirns mit einem oder mehreren Gliedern unterbrochen hat. Ist der Körperteil, dessen lebenswichtige Verbindung mit dem Kopf fehlt, etwa noch beweglich? Ist es aber der Verstand, der durch seine unsichtbaren Befehle steuert, so sind es die anderen Organe – Augen, Ohren, Nase, Zunge, Haut – die dem Verstand ihre Empfindungen mitteilen, und es sind die übrigen Teile des Körpers, die ausführen oder ausführen lassen, was der von den Organen – den im Gegensatz zum unsichtbaren Verstand sichtbaren und greifbaren Organen – benachrichtigte Verstand befiehlt. Könnte ich, ohne euch zu sagen: setzt euch, erreichen, daß ihr euch an diesen Berghang setzt? Wenn ich nur denke, daß ihr euch setzen sollt, dann könnt ihr es nicht wissen, bevor ich nicht meinen Gedanken in Worte fasse und diese ausspreche, indem ich Zunge und Lippen bewege. Könnte ich selbst mich setzen, wenn ich es nur denken würde, weil ich die Müdigkeit meiner Beine fühle, diese sich aber weigern würden, sich zu beugen, damit ich mich setzen kann?

Das Gehirn braucht die Organe und die Glieder, um auszuführen und ausführen zu lassen, was der Gedanke denkt. So ist es auch beim geistigen Leib, der meine Kirche ist. Ich werde der Verstand, also der Kopf, der Sitz des Verstandes sein. Petrus und seine Mitarbeiter hingegen werden es sein, die die Reaktionen beobachten und die Empfindungen wahrnehmen, und sie dem Verstand mitteilen, damit er sie erleuchte und gebiete, was zum Wohl des ganzen Leibes zu tun ist. Von meinem Befehl erleuchtet und geführt, werden sie zu den anderen Teilen des Leibes sprechen und sie anleiten. Die Hand, die den Gegenstand beiseiteschafft, der den Körper verletzen könnte, oder entfernt, was verdorben ist und daher auch anderes verderben könnte; der Fuß, der das Hindernis übersteigt, ohne anzustoßen, zu fallen oder sich zu verletzen, sie haben einen Befehl von dem Teil, der gebietet, erhalten. Das Kind, oder auch der Mann,

der vor einer Gefahr bewahrt wird oder einen Gewinn irgendeiner Art erzielt – Wissen, gute Geschäfte, eine Ehe, eine durch einen guten Rat oder ein Wort zustandgekommene Verbindung – er ist aufgrund dieses Rates oder dieses Wortes nicht zu Schaden gekommen oder hat einen Nutzen gehabt. So wird es in meiner Kirche sein. Das Haupt und die Vorsteher, vom Gedanken Gottes geleitet, erleuchtet vom göttlichen Licht und belehrt durch das ewige Wort, werden Rat geben und Befehle erteilen, und die Glieder werden sie ausführen und geistige Gesundheit und geistigen Gewinn erzielen.

Meine Kirche besteht schon, denn sie hat ihr übernatürliches und göttliches Haupt, und sie hat ihre Glieder, die Jünger. Noch ist sie klein: ein Keim, vollkommen einzig und allein im Haupt, das sie leitet, unvollkommen in allen anderen Teilen, die noch Zeit brauchen, um zu wachsen, und an die Gott noch Hand anlegen muß zu ihrer Vervollkommnung. In Wahrheit sage ich euch: die Kirche besteht schon, und sie ist heilig durch den, der das Haupt ist, und durch den guten Willen der Gerechten, aus denen sie besteht. Sie ist heilig und unbesiegbar. Einmal und tausendmal wird die Hölle sie durch ihre Dämonen und Menschen-Dämonen in tausend verschiedenen Schlachten bekämpfen, sie aber nicht besiegen. Der Bau kann nicht einstürzen.

Das Bauwerk besteht aber nicht aus einem einzigen Stein. Schaut den Tempel dort an, so groß und schön im Schein der sinkenden Sonne. Besteht er etwa aus einem einzigen Stein? Es sind viele Steine, die ein einziges harmonisches Ganzes ergeben. Man nennt es den Tempel. Das heißt, eine Einheit. Aber diese Einheit besteht aus vielen Steinen, aus denen sie sich zusammensetzt und die ihr Form geben. Es wäre nutzlos gewesen, Fundamente zu legen, wenn sie dann nicht die Mauern und das Dach tragen müßten, wenn man auf ihnen keine Mauern errichten würde. Und es wäre unmöglich gewesen, Mauern zu errichten, die das Dach tragen, wenn nicht zuvor solide und dieser großen Belastung angemessene Fundamente gelegt worden wären.

Durch diese Abhängigkeit der Teile voneinander wird der neue Tempel entstehen. Im Laufe der Jahrhunderte werdet ihr ihn errichten auf den von mir gelegten und für seine Größe vollkommenen Fundamenten. Unter der Führung Gottes werdet ihr ihn errichten, und aus dem verwendeten guten Material: Seelen, in denen Gott wohnt. Gott in euren Herzen, um sie in glatte, unbeschädigte Steine für den neuen Tempel zu verwandeln. Sein durch seine Gesetze in euren Seelen errichtetes Reich. Denn sonst wäret ihr schlecht gebrannte Ziegel, wurmstichiges Holz, gesplitterte, brüchige Steine, die nicht tragen und die der Baumeister verwirft, wenn er sie bemerkt, oder die zerbröckeln und nachgeben und einen Teil des Baues zum Einsturz bringen, wenn der oder die vom Vater bestimmten Baumeister in ihrer Selbstgefälligkeit Götzen dienen, nämlich sich selbst, anstatt sich zu bemühen und auf den Bau und auf das verwendete Material zu achten. Götzendiener die Baumeister, Götzendiener die Verwalter, Götzendiener die Aufseher, Götzendiener und Diebe! Diebe des Vertrauens Gottes, Diebe der Achtung der Menschen, Diebe und Hochmütige, die sich über die Gelegenheit freuen, Gewinn zu erzielen und Material aufzuhäufen, und nicht achtgeben, ob es gut ist oder minderwertig und Ursache des Verfalls!

Ihr, meine neuen Priester und Schriftgelehrten des neuen Tempels, hört gut zu. Wehe euch und denen nach euch, die ihr eigener Götze sind und nicht wachen, die nicht sich selbst und die anderen, die Gläubigen, überwachen, die die Güte der Steine und des Holzes nicht prüfen und dem Schein vertrauen, die es zulassen, daß schlechtes oder sogar schädliches Material zum Bau des Tempels verwendet wird, so daß es zu Ärgernis und Verfall kommt. Wehe euch, wenn ihr Risse und unsicheres, schiefes, einsturzgefährdetes Mauerwerk entstehen laßt, das dem soliden und vollkommenen Fundament nicht entspricht. Nicht von Gott, dem Gründer der Kirche, sondern von euch käme dann das Unheil und ihr wäret vor dem Herrn und vor den Menschen verantwortlich. Fleiß, Wachsamkeit, Unterscheidungsvermögen und Klugheit sind erforderlich. Der Stein, der

Ziegel oder der schwache Balken, der in einer Hauptmauer eine Gefahr darstellen würde, kann für weniger wichtige Teile noch dienen, und gut dienen. So müßt ihr zu wählen verstehen. Mit Liebe, um die schwachen Teile nicht zu kränken, mit Festigkeit, um Gott nicht zu kränken und seinen Bau nicht zu gefährden. Wenn ihr bemerkt, daß ein Stein, der schon gesetzt ist, um eine besonders wichtige Ecke zu tragen, nicht gut und im Gleichgewicht ist, dann seid mutig, kühn, und entfernt ihn von dieser Stelle, demütigt ihn und bearbeitet ihn mit dem Meißel eines heiligen Eifers. Es macht nichts, wenn er vor Schmerz schreit. Er wird euch in der Ewigkeit dafür segnen, denn ihr werdet ihn gerettet haben. Versetzt ihn und gebt ihm ein anderes Amt. Habt auch keine Furcht, ihn ganz zu entfernen, wenn ihr seht, daß er Gegenstand des Ärgernisses und der Zerstörung ist und sich eurer Arbeit widersetzt. Besser nur wenige Steine als viel Ballast. Habt keine Eile. Gott hat niemals Eile, denn was er schafft ist ewig, da wohlüberlegt vor der Ausführung. Wenn nicht ewig, so doch für alle Jahrhunderte. Betrachtet das Universum. Seit Jahrhunderten, seit Tausenden von Jahrhunderten ist es, wie Gott es nach und nach gemacht hat. Ahmt den Herrn nach. Seid vollkommen wie euer Vater. Tragt sein Gesetz, sein Reich in euch. Dann könnt ihr nicht scheitern.

Wenn ihr aber nicht so seid, dann stürzt der Bau ein, und vergebens habt ihr euch bemüht, ihn zu errichten. Er stürzt ein, und der Eckstein und das Fundament allein bleiben . . . So wie es bei diesem Bau sein wird! . . . Wahrlich, ich sage euch, so wird es geschehen. Ebenso wird es dem euren ergehen, wenn ihr ihn aus dem errichtet, was in diesem ist: die kranken Teile des Stolzes, der Gier, der Sünde und der Unzucht. So wie ein Windhauch dieses schöne Wolkengebilde aufgelöst hat, das sich auf dem Gipfel des Berges dort niederlassen zu wollen schien, ebenso würden im Sturm einer übernatürlichen und menschlichen Strafe die Gebäude einstürzen, die nur dem Namen nach heilig sind . . . «

Jesus schweigt nachdenklich. Dann sagt er: »Setzen wir uns, um uns ein wenig auszuruhen.«

Sie setzen sich an einen Abhang des Ölberges gegenüber dem Tempel, den die sinkende Sonne küßt. Jesus schaut ihn lange und traurig an. Die anderen betrachten voll Stolz seine Schönheit, doch ihr Stolz wird überschattet von der Sorge, die die Worte des Meisters hinterlassen haben. Sollte diese Pracht wirklich dem Untergang geweiht sein! ...

Petrus und Johannes reden miteinander. Dann flüstern sie Jakobus des Alphäus und Andreas, die in ihrer Nähe sind, etwas zu, und diese nicken. Petrus wendet sich nun an den Meister und sagt: »Komm mit uns beiseite und erkläre uns, wann deine Prophezeiungen über die Zerstörung des Tempels sich erfüllen werden. Daniel spricht davon. Aber wenn es so gehen würde, wie er sagt und wie auch du sagst, dann würde der Tempel nur noch wenige Stunden bestehen. Wir sehen aber keine Heere oder Kriegsvorbereitungen. Wann wird es also geschehen? Welches wird das Zeichen dafür sein? Du bist gekommen. Du, sagst du, bist im Begriff, uns zu verlassen. Doch weiß man, daß es erst geschehen wird, wenn du unter den Menschen weilst. Wirst du also zurückkommen? Wann findet diese Rückkehr statt? Erkläre es uns, damit wir wissen ... «

»Es ist nicht nötig beiseitezugehen. Du siehst, die getreuesten Jünger sind geblieben, jene, die euch zwölfen eine große Hilfe sein werden. Sie dürfen die Worte hören, die ich euch sage. Kommt alle her!« ruft Jesus zum Schluß, um sie um sich zu versammeln.

Die am Hang verstreuten Jünger kommen näher, bilden eine geschlossene Gruppe um Jesus und seine Apostel und hören zu.

»Seht zu, daß euch niemand irreführt in der Zukunft. Ich bin Christus, und es wird keinen anderen Christus geben. Wenn deshalb viele kommen und sagen: „Ich bin Christus“ und viele verführen, so glaubt diesen Worten nicht, auch wenn sie von Wundern begleitet sind. Satan, der Vater der Lüge und der Beschützer der Lügner, hilft seinen Dienern und Anhängern mit falschen Wundern, die man jedoch als solche erkennen kann, da sie immer mit Angst, Unruhe und Lügen verbunden sind. Die Wunder Gottes kennt ihr: Sie schenken

heiligen Frieden, Freude, Heil und Vertrauen und führen zu heiligen Wünschen und Werken. Die anderen nicht. Achtet daher auf die Art und die Folgen der Wunder, die ihr in Zukunft sehen werdet als Werk der falschen Christusse und all derer, die sich in das Gewand eines Erlösers der Völker hüllen und stattdessen Raubtiere sind, die die Völker verderben.

Ihr werdet von Kriegen und Kriegsgerüchten hören, ihr werdet Kriege auch sehen, und man wird euch sagen: „Das sind die Zeichen des Endes.“ Erschreckt nicht. Es ist noch nicht das Ende. Dies alles muß vor dem Ende kommen, aber es ist noch nicht das Ende. Volk wird sich gegen Volk erheben und Reich gegen Reich, Nation gegen Nation, Kontinent gegen Kontinent, und Seuchen, Hungersnöte und Erdbeben werden kommen da und dort. Aber dies alles ist erst der Anfang der Wehen. Dann werden sie euch der Drangsal überliefern, euch töten und euch die Schuld an ihren Leiden geben in der Hoffnung, von diesen befreit zu werden, wenn sie meine Diener verfolgen und vernichten. Die Menschen beschuldigen immer die Unschuldigen, die Ursache der Übel zu sein, die sie, die Sünder, heraufbeschworen haben. Selbst Gott, die vollkommene Unschuld und höchste Güte, klagen sie an, die Ursache ihrer Leiden zu sein. Ebenso werden sie es mit euch machen, und ihr werdet um meines Namens willen gehaßt werden. Es ist Satan, der sie aufstachelt. Und dann werden viele zu Fall kommen und einander überliefern und einander hassen. Und es ist wieder Satan, der sie aufstachelt. Und falsche Propheten werden aufstehen und viele irreführen. Und wieder wird Satan der wahre Urheber von so viel Übel sein. Und weil die Gesetzlosigkeit überhandnimmt, wird die Liebe bei vielen erkalten. Wer aber ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet werden. Zuerst muß die Frohe Botschaft vom Reich Gottes in der ganzen Welt verkündet werden zum Zeugnis für alle Völker. Und dann wird das Ende kommen. Die Rückkehr Israels zum Messias, das ihn annehmen wird, und die Verkündigung meiner Liebe auf der ganzen Welt.

Dann ein anderes Zeichen. Ein Zeichen für das Ende des Tempels und für das Ende der Welt. Wenn ihr nun den Greuel der Verwüstung seht, von dem der Prophet Daniel spricht – wer mich hört, verstehe mich recht, und wer den Propheten liest, lese zwischen den Zeilen – dann fliehe in die Berge, wer in Judäa ist. Wer auf dem Dache ist, steige nicht herab um zu holen, was im Haus ist, und wer auf dem Feld ist, kehre nicht zurück, um seinen Mantel zu holen. Sondern er fliehe, ohne sich umzuwenden, denn er könnte sonst vielleicht nicht mehr fliehen; und er schaue auch nicht zurück auf der Flucht, damit er in seinem Herzen nicht die Erinnerung an das schreckliche Schauspiel bewahrt und dadurch wahnsinnig wird. Wehe aber den hoffenden und stillenden Müttern in jenen Tagen! Und wehe, wenn die Flucht auf einen Sabbat fällt! Die Flucht würde nicht genügen, um sich zu retten, ohne zu sündigen. Betet also, damit es nicht in den Winter oder auf einen Sabbat falle, denn es wird eine Drangsal sein, wie noch keine gewesen ist vom Anbeginn der Welt bis heute und auch keine mehr sein wird, denn es wird das Ende sein. Würden jene Tage nicht um der Auserwählten willen abgekürzt, so würde kein Mensch gerettet werden; denn die Menschen-Satane werden sich mit der Hölle verbünden, um die Menschen zu quälen.

Und dann werden, um die dem Herrn treu Gebliebenen zu versuchen und vom rechten Weg abzubringen, Leute auftreten, die sagen: „Christus ist hier, Christus ist dort. Seht, dort ist er.“ Glaubt ihnen nicht. Niemand soll ihnen glauben, denn es werden falsche Christusse und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder tun, um womöglich auch die Auserwählten irrezuführen. Sie werden scheinbar tröstliche und gute Lehren verbreiten, die auch die Besten verführen könnten, wenn der Geist des Herrn nicht mit ihnen wäre, der sie über die Wahrheit und den satanischen Ursprung dieser Wunder und Lehren erleuchten wird. Ich sage es euch. Ich sage es euch, damit ihr euch darauf vorbereiten könnt. Aber fürchtet nicht zu fallen. Wenn ihr im Herrn bleibt, werdet ihr nicht in Versuchung

und ins Verderben geführt werden. Denkt an das, was ich euch gesagt habe: „Ich habe euch die Macht gegeben, über Schlangen und Skorpione zu gehen, und alle Macht des Feindes wird euch nicht schaden, denn alles wird euch Untertan sein.“ Vergeßt aber nicht, daß ihr Gott in euch haben müßt, um dies zu erlangen, und freut euch, nicht weil ihr die Macht des Bösen und die schädlichen Dinge beherrscht, sondern weil euer Name im Himmel geschrieben steht.

Bleibt im Herrn und in seiner Wahrheit. Ich bin die Wahrheit, und ich lehre die Wahrheit. Daher wiederhole ich euch noch einmal: Was sie auch über mich sagen mögen, glaubt es nicht. Ich allein habe die Wahrheit gesagt. Ich allein sage euch, daß Christus kommen wird, aber erst am Ende. Wenn sie euch daher sagen: „Er ist in der Wüste“, so geht nicht hinaus. Wenn sie euch sagen: „Er ist in diesem Haus“, so glaubt ihnen nicht. Denn bei seiner zweiten Ankunft wird der Menschensohn gleich dem Blitz, der von Osten ausfährt und bis zum Westen leuchtet, in weniger als einem Augenblick, über den großen, mit einemmal zur Leiche gewordenen Leib der Erde dahineilen, gefolgt von seinen strahlenden Engeln; und er wird richten. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler.

Sogleich aber nach der Drangsal jener letzten Tage, von der ihr gehört habt – ich spreche jetzt vom Ende der Zeiten und der Welt und der Auferstehung der Gebeine, von der auch die Propheten sprechen – wird die Sonne sich verfinstern, der Mond wird seinen Schein nicht mehr geben und die Sterne des Himmels werden herabfallen, wie ein Windstoß die Beeren einer überreifen Traube abschüttelt, und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Dann wird am verdunkelten Firmament das strahlende Zeichen des Menschensohnes erscheinen, und alle Völker der Erde werden wehklagen. Und die Menschen werden den Menschensohn auf den Wolken des Himmels kommen sehen mit großer Macht und Herrlichkeit. Er wird seinen Engeln gebieten, zu ernten und Weinlese zu halten, den Weizen von der Spreu zu trennen und die Trauben in die Kufe zu werfen, denn dann wird die Zeit der großen Ernte des Samens

Adams gekommen sein. Und es wird nicht mehr nötig sein, Vorräte oder Saat aufzubewahren, da das Menschengeschlecht auf der toten Erde nicht fortbestehen wird. Er wird seine Engel aussenden mit lautem Posaunenschall, und sie werden seine Auserwählten sammeln aus den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum anderen, und sie werden an der Seite des göttlichen Richters sitzen und mit ihm die letzten Lebenden und die Auferstandenen richten.

Vom Feigenbaum aber lernt das Gleichnis: Wenn ihr seht, daß seine Zweige schon saftig werden und Blätter hervortreiben, dann wißt ihr, daß der Sommer nahe ist. So sollt auch ihr, wenn ihr dies alles seht, erkennen: Christus steht nahe vor der Tür. Wahrlich, ich sage euch: Dieses Geschlecht, das mich nicht gewollt hat, wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Mein Wort wird nicht ungültig. Was ich euch gesagt habe, wird geschehen. Das Herz und die Gedanken der Menschen können sich ändern, aber mein Wort ändert sich nicht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Jenen Tag aber oder die Stunde kennt niemand, auch nicht die Engel des Herrn, sondern nur der Vater. Wie in den Tagen Noahs, so wird es auch bei der Ankunft des Menschensohnes sein. In den Tagen vor der Sündflut aßen die Menschen, sie tranken, freiten und ließen sich freien, ohne auf das Zeichen zu achten bis zu dem Tag, da Noah in die Arche ging, die Schleusen des Himmels sich öffneten und alles Lebende und alle Dinge in den Fluten versanken. So wird es auch bei der Ankunft des Menschensohnes sein. Dann werden zwei Männer auf dem Feld sein: Der eine wird aufgenommen, der andere zurückgelassen. Zwei Frauen werden an der Mühle mahlen. Die eine wird aufgenommen, die andere zurückgelassen; von den Feinden im Vaterland und mehr noch von den Engeln, die den guten Samen von der Spreu trennen; und sie werden keine Zeit haben, sich auf das Gericht Christi vorzubereiten.

Wacht also, denn ihr wißt nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommt. Denkt über diese Worte nach: Wenn der Hausvater wüß-

te, zu welcher Stunde der Dieb kommt, dann würde er wachen und nicht in sein Haus einbrechen lassen. Daher wacht und betet. Seid immer für mein Kommen bereit. Laßt eure Herzen nicht abstumpfen durch Mißbräuche und Unmäßigkeit aller Art, laßt euren Geist nicht ablenken oder unempfänglich machen für die Dinge des Himmels durch übermäßige Sorge um die irdischen Dinge, damit ihr nicht überraschend und unvorbereitet dem Tod anheimfallt. Denn denkt daran, alle müßt ihr sterben. Alle Menschen, die geboren wurden, müssen sterben, und dieser Tod ist die Ankunft Christi für den Einzelnen und das damit verbundene Gericht, das sich dann für die ganze Welt wiederholt bei der feierlichen Ankunft des Menschensohnes.

Was wird mit dem treuen und klugen Knecht geschehen, den der Hausherr über sein Gesinde gesetzt hat, um ihnen in seiner Abwesenheit Speise zu geben? Selig wird er sein, wenn der Herr unvorhergesehen zurückkommt und ihn antrifft, während er eifrig, gerecht und liebevoll seine Pflicht tut. Wahrlich, ich sage euch, er wird zu ihm sagen: „Komm, du guter und getreuer Knecht. Du hast die Belohnung verdient. Nimm sie und verwalte alle meine Güter.“ Wenn er aber nur gut und treu zu sein scheint und es nicht ist, wenn sein Inneres so böse ist wie sein Äußeres heuchlerisch, wenn er in seinem Herzen spricht, nachdem der Herr abgereist ist: „Der Herr kommt noch lange nicht. Machen wir uns ein angenehmes Leben“, wenn er anfängt, seine Mitknechte zu schlagen und zu mißhandeln und ihnen Nahrung und anderes vorenthält, um mehr Geld mit den Schlemmern und Trinkern vergeuden zu können, was wird dann geschehen? Der Herr wird überraschend zurückkehren, wenn der Knecht am wenigstens daran denkt, wird den Übeltäter ertappen, ihm Amt und Geld wegnehmen und ihn verbannen, wohin die Gerechtigkeit es verlangt. Und dort wird er bleiben.

Ebenso wird es dem unbußfertigen Sünder ergehen, der nicht daran denkt, wie nahe der Tod und das Gericht sein können, der schwelgt und Mißbrauch treibt und dabei sagt: „Später werde ich

bereuen.“ Wahrlich, ich sage euch, er wird keine Zeit mehr dazu haben und wird verdammt werden, auf ewig an dem furchtbaren Ort zu weilen, wo es nur Gotteslästerung, Tränen und Qual gibt. Und er wird ihn nur verlassen beim Jüngsten Gericht, wenn er sich wieder mit seinem auferstandenen Fleisch bekleidet, um in seiner Ganzheit vor dem Endgericht zu erscheinen, so wie er in seiner Ganzheit zur Zeit seines Erdenlebens gesündigt hat; und mit Leib und Seele wird er vor seinen Richter Jesus treten, den er nicht als seinen Erlöser wollte.

Alle werden vor dem Menschensohn versammelt sein. Eine unendliche Zahl von Leibern, die Erde und Meer wieder herausgeben und die auferstehen, nachdem sie so lange Staub waren. Und die Seelen in den Leibern. Zu jedem wieder von seinem Fleisch umhüllten Gebein kehrt die Seele zurück, die es einmal belebt hat. Sie werden vor dem Menschensohn stehen, der in der Glorie seiner göttlichen Majestät auf dem von Engeln getragenen Thron seiner Herrlichkeit sitzen wird.

Er wird die Menschen von den Menschen scheiden und auf die eine Seite die Guten und auf die andere die Bösen stellen, so wie ein Hirte die Schafe von den Böcken trennt. Und er wird die Schafe zu seiner Rechten, die Böcke aber zu seiner Linken stellen. Und mit sanfter Stimme und gütigem Ausdruck wird er denen sagen, die ihn friedvoll, in der wunderbaren Schönheit und im Glanz ihrer heiligen Leiber mit der ganzen Liebe ihrer Herzen ansehen: „Kommt, ihr Gesegneten meines Vaters, und nehmt das Reich in Besitz, das für euch bereitet ist seit Anbeginn der Welt. Denn ich war hungrig und ihr habt mich gespeist. Ich war durstig, und ihr habt mich getränkt. Ich war ein Pilger und ihr habt mich beherbergt. Ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet. Ich war krank, und ihr habt mich besucht. Ich war gefangen, und ihr habt mich getröstet.“ Und die Gerechten werden fragen: „Wann, Herr, haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben, durstig, und dir zu trinken gegeben? Wann haben wir dich als Pilger gesehen und dich aufgenommen? Wann

haben wir dich nackt gesehen und dich bekleidet? Wann haben wir dich krank und gefangen gesehen und sind gekommen, um dich zu besuchen?“ Und der König der Könige wird zu ihnen sagen: „Wahrlich, ich sage euch: Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

Dann wird er sich jenen zuwenden, die zu seiner Linken stehen. Sein Antlitz wird streng sein, seine Augen werden Blitze schleudern, die die Schuldigen vernichten, und aus seiner donnernden Stimme wird der Zorn Gottes sprechen: „Weichet von hier! Weichet von mir, ihr Verfluchten! In das ewige Feuer, das der Zorn Gottes dem Teufel und den Engeln der Finsternis bereitet hat und denen, die den Stimmen ihres dreifachen, schamlosen Lasters gefolgt sind. Denn ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeist. Ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränkt. Ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich kam als Pilger, und ihr habt mich nicht beherbergt. Ich war krank und gefangen, und ihr habt mich nicht besucht. Denn ihr hattet nur ein Gesetz: Euer eigenes Vergnügen.“ Sie werden fragen: „Wann haben wir dich hungrig, durstig, nackt, als Pilger, krank und gefangen gesehen? Wahrlich, wir haben dich nicht gekannt. Wir haben nicht gelebt, als du auf Erden weiltest.“ Und er wird ihnen antworten: „Das ist wahr. Ihr habt mich nicht gekannt, denn ihr habt noch nicht gelebt, als ich auf der Erde weilte. Aber ihr habt mein Wort gekannt und Arme, Hungrige, Durstige, Nackte, Kranke und Gefangene unter euch gehabt. Warum habt ihr diesen nicht getan, was ihr vielleicht mir getan hättet? Denn es ist nicht gesagt, daß jene, bei denen ich geweilt habe, barmherzig mit dem Menschensohn gewesen sind. Wißt ihr denn nicht, daß ich in meinen Brüdern bin und dort, wo einer von ihnen leidet, und daß ihr das, was ihr dem geringsten meiner Brüder nicht getan habt, mir, dem Erstgeborenen der Menschen, verweigert habt? Geht und brennt in eurem Egoismus. Geht, Finsternis und Kälte sollen euch umfassen, denn Finsternis und Kälte seid ihr gewesen, obwohl ihr wußtet, wo das Feuer und das Licht der Liebe waren.“ Diese werden der ewigen

Strafe anheimfallen, die Gerechten aber in das ewige Leben eingehen.

Das sind die zukünftigen Dinge ... Nun geht. Und bleibt beisammen. Ich gehe mit Johannes und werde um die Mitte der ersten Nachtwache bei euch sein, zur Abendmahlzeit und um euch weiter zu unterweisen.«

»Auch heute abend? Werden wir es nun jeden Abend so machen? Ich bin ganz krank von der Feuchtigkeit. Wäre es nicht besser, nun endlich in einem gastlichen Haus einzukehren? Immer in den Zelten! Und immer wachen in diesen Nächten, die kühl und feucht sind ... « beklagt sich Judas.

»Es ist die letzte Nacht. Morgen ... wird es anders sein.«

»Ah! Ich habe schon geglaubt, du wolltest jede Nacht nach Getsemani gehen. Aber wenn es die letzte ist ... «

»Das habe ich nicht gesagt, Judas. Ich habe gesagt, daß es die letzte Nacht ist, die wir alle zusammen im Lager der Galiläer verbringen. Morgen werden wir das Pascha vorbereiten und das Lamm essen und dann werde ich allein in den Ölgarten gehen, um zu beten. Und ihr könnt tun, was ihr wollt.«

»Aber wir werden mit dir kommen, Herr! Wie könnten wir dich je verlassen wollen?« sagt Petrus.

»Du sei nur still, du bist nicht unschuldig. Du und der Zelote, ihr schwirrt ständig da und dort herum, sobald der Meister euch nicht sieht ... Ich behalte euch im Auge. Im Tempel ... während des Tages ... und dort oben bei den Zelten ... « sagt Iskariot und freut sich, sie anklagen zu können.

»Genug! Wenn sie dies tun, so ist es recht. Doch ihr dürft mich nicht alleinlassen ... Ich bitte euch darum ... «

»Herr, wir tun nichts Böses. Glaube uns. Gott kennt unsere Werke, und sein Auge wendet sich nicht mit Abscheu von ihnen ab«, sagt der Zelote.

»Ich weiß es. Aber es ist nutzlos. Und was nutzlos ist, kann immer schädlich sein. Bleibt soviel als möglich beisammen.« Dann wen-

det er sich an Matthäus: »Du, mein guter Chronist, wirst ihnen das Gleichnis von den zehn klugen und den zehn törichten Jungfrauen wiederholen und das von dem Herrn, der seinen drei Dienern Talente gibt, damit sie diese nutzbringend anlegen, und zwei das Doppelte dazuverdienen, während der Faule es vergräbt. Erinnerst du dich?«

»Ja, mein Herr, ganz genau.«

»Dann wiederhole sie den Jüngern hier. Nicht alle kennen sie. Auch die, die sie kennen, werden sie gerne noch einmal hören. So vertreibt ihr euch die Zeit bis zu meiner Rückkehr mit lehrreichen Reden. Seid wachsam! Seid wachsam! Haltet euren Geist wach! Diese Gleichnisse passen auch zu dem, was ich euch gesagt habe. Lebt wohl. Der Friede sei mit euch.«

Jesus nimmt Johannes bei der Hand und entfernt sich mit ihm in Richtung Stadt. Die anderen begeben sich zum Lager der Galiläer.

657 Der Mittwoch vor dem Paschafest: II. Die Nacht

»Ich habe euch gesagt: „Wacht und betet, damit ihr nicht schläfrig angetroffen werdet.“ Aber ich sehe, daß eure müden Augen versuchen, sich zu schließen, und eure Körper, ohne es zu wollen, eine Ruhestellung suchen. Ihr habt recht, meine armen Freunde! Euer Meister hat in diesen Tagen viel von euch verlangt, und ihr seid sehr müde. Aber in wenigen Stunden, nunmehr wenigen Stunden, werdet ihr froh sein, auch nicht einen Augenblick meiner Gegenwart versäumt zu haben. Ihr werdet froh sein, daß ihr eurem Jesus nichts verweigert habt. Es ist übrigens das letzte Mal, daß ich euch von diesen traurigen Dingen spreche. Morgen werde ich zu euch von der Liebe sprechen und ein Wunder wirken, das ganz Liebe ist. Bereitet euch durch eine große Reinigung vor, es zu empfangen. Oh, wieviel mehr entspricht es meinem Wesen, von Liebe zu sprechen als von Strafe! Wie süß ist es für mich zu sagen: „Ich liebe euch. Kommt, mein ganzes Leben habe ich von dieser Stunde geträumt!“ Aber es ist auch

Liebe, vom Tod zu reden. Es ist Liebe insofern, als der Tod für jene, die uns lieben, die schwerste Prüfung der Liebe ist. Es ist Liebe, die treuen Freunde auf das Unglück vorzubereiten, vorausschauende Liebe, die sie in jener Stunde bereit und nicht bestürzt will. Es ist Liebe, denn wenn man jemandem ein Geheimnis anvertraut, beweist man damit, daß man den schätzt, dem man es mitteilt. Ich weiß, daß ihr Johannes mit Fragen bestürmt habt, um zu erfahren, worüber ich mit ihm gesprochen habe, als wir allein waren. Ihr habt ihm nicht geglaubt, daß wir uns nichts gesagt haben. Aber so ist es. Es genügte mir, einen Menschen in meiner Nähe zu haben . . . «

»Warum ihn und nicht einen anderen?« fragt Iskariot mit entrüstetem Hochmut.

Auch Petrus, Thomas und Philippus fragen: »Ja, warum ihn und nicht die anderen?«

Jesus antwortet Iskariot: »Hättest du es sein wollen? Konntest du so etwas verlangen? . . .

Es war ein kühler und heiterer Morgen im Adar . . . Ich war ein unbekannter Wanderer auf dem Weg am Fluß . . . Müde, verstaubt, blaß vom Fasten, mit ungepflegtem Bart und zerrissenen Sandalen, glich ich einem Bettler auf den Straßen der Welt . . . Er sah mich . . . und erkannte mich als den, auf den die Taube des ewigen Feuers herabgekommen war. Bei dieser meiner ersten Verklärung muß sich ihm ein Fünkchen meines göttlichen Glanzes geoffenbart haben. Die durch die Buße geöffneten Augen des Täufers und die von engelgleicher Reinheit bewahrten Augen sahen, was die anderen nicht sahen. Und die reinen Augen trugen diese Vision in den Tabernakel des Herzens und verschlossen sie dort, wie eine Perle im Schrein . . . Als sie sich fast zwei Monate später zu dem müden Wanderer erhoben, erkannte mich seine Seele . . . Ich war seine Liebe. Seine erste und einzige Liebe. Die erste und einzige Liebe vergißt man nicht. Die Seele fühlt sie kommen, auch wenn sie weit entfernt ist, und wird von Freude erfüllt. Sie weckt den Verstand und dieser das Fleisch, damit alle am Mahl der Freude, sich wiederzusehen und sich zu lieben, teil-

nehmen. Und die bebenden Lippen sagten zu mir: „Ich grüße dich, Lamm Gottes.“ Oh, Glaube der Reinen, wie groß bist du! Wie überwindest du alle Hindernisse! Er kannte meinen Namen nicht. Wer war ich? Woher kam ich? Was tat ich? War ich reich? Oder war ich arm? War ich weise? War ich töricht? Was braucht der Glaube dies alles zu wissen? Wird er größer oder kleiner, wenn er weiß? Er glaubte an das, was der Vorläufer ihm gesagt hatte. Wie der Stern, der der Schöpfungsordnung gemäß von einem Teil des Himmels in einen anderen wandert, so verließ er seinen Himmel, seine Konstellation – den Täufer – und kam zu seinem neuen Himmel: dem Christus, in die Konstellation des Lammes. Er ist zwar nicht der größte, doch der reinste und schönste Stern der Konstellation der Liebe.

Drei Jahre sind seither vergangen. Sterne und Sternlein haben sich zu meiner Konstellation gesellt und haben sie wieder verlassen. Einige sind gefallen und erloschen. Andere sind geschwärzt von schweren Dämpfen. Er hingegen ist mit seinem reinen Licht immer bei seinem Polarstern geblieben. Laßt mich sein Licht betrachten. Zwei Lichter wird es in der Finsternis des Christus geben: Maria und Johannes. Aber ich werde sie vor Schmerz kaum sehen können. Laßt mich meinen Augen diese vier Pupillen einprägen, dieses Stück Himmel zwischen blonden Wimpern, damit ich dorthin, wohin niemand mir folgen kann, das Andenken ihrer Reinheit mitnehme. Die ganze Sündenlast! Alles auf den Schultern des Menschen! Oh! Oh, dieser Tropfen Reinheit! ... Meine Mutter! Johannes! Und ich! ... Die drei Schiffbrüchigen, die beim Schiffbruch einer ganzen Menschheit im Meer der Sünde nicht untergehen!

Es wird die Stunde sein, in der ich, das Reis aus dem Geschlecht Davids, wie ehemals David seufzen werde: „Mein Gott, wende dich mir zu. Warum hast du mich verlassen? Der Schrei der Verbrechen, die ich für alle auf mich genommen habe, entfernt mich von dir ... Ich bin ein Wurm und kein Mensch, der Leute Spott und des Volkes Verachtung.“ Und hört Jesaja: „Meinen Rücken bot ich denen dar, die mich schlugen, und meine Wangen denen, die mir den Bart

rauffen; mein Angesicht verbarg ich nicht vor denen, die mich beleidigten und bespüren.“ Hört noch einmal David: „Mich umgeben viele Stiere, viele Büffel schließen mich ein. Ihr Rachen tut sich auf wider mich, um mich zu zerreißen wie reißende, brüllende Löwen. Hingegossen bin ich wie Wasser.“ Und Jesaja vervollständigt: „Selbst habe ich mir meine Kleider gefärbt.“ Oh, meine Kleider werde ich selbst färben, nicht mit meinem Zorn, sondern mit meinem Schmerz und mit meiner Liebe zu euch. Wie die beiden Steine der Kelter zermalmen sie mich und pressen mein Blut heraus. Ich unterscheide mich nicht von der gekelterten Traube, die schön in die Kelter geworfen wird und deren ausgepreßte Reste ohne Saft und Schönheit sind.

Und mein Herz, sage ich mit David, „wird wie Wachs und zerfließt in meiner Brust“. Oh, vollkommenes Herz des Menschensohnes, was wirst du nun werden? Jenem gleich, das ein langes, ausschweifendes Leben lahm und kraftlos macht. Meine ganze Kraft vertrocknet. Meine Zunge klebt mir im Fieber des Todeskampfes am Gaumen. Der Tod nähert sich mit seinem Staub, der erstickt und blendet.

Und noch gibt es kein Mitleid! „Denn mich umlauert die Meute der Hunde und beißt mich. In die Wunden beißen sie, auf die Wunden fallen die Schläge. Kein Fleck an mir ist frei von Schmerzen. Meine ausgerenkten Gebeine knirschen unter der schändlichen Tortur. Ich weiß nicht mehr, wo ich meinen Leib anlehnen kann. Die furchtbare Krone ist ein Feuerring, der mein Haupt durchdringt. Ich hänge an den durchbohrten Händen und Füßen. Hoch erhoben zeige ich der Welt meinen Leib, und alle können meine Gebeine zählen ...“«

»Oh, schweige! Schweige!« schluchzt Johannes.

»Sprich nicht weiter! Wir ertragen es nicht«, flehen ihn die Vettern an.

Andreas sagt nichts, aber den Kopf zwischen den Knien weint er lautlos. Simon ist totenblaß. Petrus und Jakobus des Zebedäus gleichen Gefolterten. Philippus, Thomas und Bartholomäus scheinen drei steinerne Statuen, Darstellungen der Qual.

Judas Iskariot ist eine makabere, satanische Maske. Er gleicht einem Verdammten, der endlich begreift, was er getan hat. Mit offenem Mund, einem Schrei in seinem Inneren, der ihm in der Kehle erstickt, den weit aufgerissenen, angstvollen Augen eines Irren, den unter dem schwärzlichen Schatten seines rasierten Bartes erdfahlen Wangen, den wirren Haaren, in denen er immer wieder mit den Händen wühlt, und in kalten Schweiß gebadet, scheint er einer Ohnmacht nahe.

Matthäus, der seinen Blick vom Boden erhebt, um sich in seiner Qual nach Hilfe umzusehen, sieht ihn und sagt: »Judas, fühlst du dich nicht wohl? ... Meister, Judas leidet!«

»Ich auch«, sagt Christus. »Aber ich leide in Frieden. Werdet Geist, um die Stunde ertragen zu können. Einer der „Fleisch“ ist, kann sie nicht ertragen, ohne wahnsinnig zu werden ...

Und wiederum sagt David, der die Qual seines Christus sieht: „Immer noch sind sie nicht zufrieden. Sie starren zu mir empork, brechen in Jubel aus, teilen meine Kleider unter sich und werfen über mein Gewand das Los. Ich bin der Missetäter. Sie haben ein Recht darauf.“

Oh, Erde, sieh deinen Christus! Erkenne ihn wieder, obwohl so verunstaltet. Höre, gedenke der Worte des Jesaja und verstehe das große Warum, warum er so geworden ist und der Mensch ihn in diesen Zustand versetzen und ihn töten konnte, ihn, das Wort des Vaters. „Er besaß weder Schönheit noch Glanz. Wir schauten, und es war kein Anblick, daß wir sein begeherten. Verachtet war er und von den Menschen gemieden, ein Mann der Schmerzen, leidend; wie einer, vor dem man sein Angesicht verhüllt, verabscheut, von niemand beachtet.“ Es war seine Schönheit als Erlöser, diese Maske des Gepeinigten. Aber du, törichte Erde, hast sein heiteres Antlitz vorgezogen. „Wahrlich, unsere Krankheiten hat er auf sich genommen, und unsere Schmerzen hat er getragen. Wir hielten ihn für einen Geschlagenen, den Gott verflucht und geächtet hat. Doch er ward durchbohrt um unserer Sünden willen. Auf ihm lag die uns zugedachte Strafe, die Strafe, die uns den Frieden mit Gott wie-

derschenkt. Durch seine Schmerzen sind wir geheilt. Wir alle irrten umher wie die Schafe, jeder ging seine eigenen Wege. Aber der Herr ließ ihn treffen die Schuld von uns allen.“ Wer glaubt, sich selbst und Israel einen Dienst erwiesen zu haben, erwache aus seinem Irrtum; ebenso wer glaubt, stärker als Gott gewesen zu sein, und wer glaubt, keine Rechenschaft über diese Sünde ablegen zu müssen, nur weil ich mich gutwillig töten lasse. Ich tue meine heilige Pflicht im vollkommenen Gehorsam gegenüber dem Vater. Das entschuldigt aber nicht ihren Gehorsam gegenüber Satan und ihre ruchlose Tat. Ja. Er ist geopfert worden, weil er es gewollt hat, o Erde, dein Erlöser. „Er öffnet nicht seinen Mund und bittet nicht um Schonung, er verflucht nicht seine Mörder. Wie ein Lamm, das man zur Schlachtbank führt; wie ein Schaf vor dem Scherer verstummt.“

„Nach der Gefangennahme und der Verurteilung wurde er erhöht. Er wird keine Nachkommen haben. Wie ein Baum wurde er aus der Erde der Lebendigen gerissen. Gott hat ihn für die Sünden seines Volkes geschlagen. Wird nicht einer von seinem Geschlecht, seinem Land, Mitleid mit ihm haben? Wird der aus der Erde Gerissene keine Kinder haben?“

Oh, ich antworte dir, Prophet deines Christus. Wenn mein Volk kein Mitleid hat mit dem schuldlos Getöteten, dann werden die Engel des himmlischen Volkes ihn beweinen. Wenn seine Männlichkeit keine irdischen Söhne hat, weil seine Natur keine Verbindung mit sterblichem Fleisch eingehen konnte, so wird er doch Kinder haben; nicht aus der Materie, aus Fleisch und Blut gezeugte Kinder, sondern von der Liebe, vom göttlichen Blut, vom Geist gezeugte Kinder, und diese Nachkommenschaft wird ewig sein.

Und weiter erkläre ich dir, o Welt, die du den Propheten nicht verstehst, wer die Gottlosen an seinem Grab und der Reiche bei seinem Tod sind. Sieh, o Welt, ob ein einziger seiner Mörder Frieden und langes Leben hatte! Er, der Lebende, wird bald den Tod überwinden. Aber wie die Blätter, die der Herbstwind eines nach dem anderen in die Furche weht, nachdem er sie durch wiederholte Böen

von den Ästen gerissen hat, ebenso werden sie bald in das schimpfliche Grab sinken, das ihm bestimmt war. Und einer, der nur für das Gold gelebt hat, könnte – wenn es zulässig wäre, den Unreinen hinzulegen, wo der Heilige gelegen ist – an dem Ort begraben werden, der noch feucht ist von den unzähligen Wunden des auf dem Berg Geopferten.

Angeklagt ohne Schuld, wird Gott ihn rächen, denn niemals war Lüge in seinem Mund und Unrecht in seinem Herzen. Er wird von seinen Leiden verzehrt werden. Doch nachdem alles vollbracht und sein Leben als Sühnopfer dargebracht ist, wird seine Herrlichkeit bei den Zukünftigen beginnen. Alle Wünsche und die heiligen Ratschlüsse Gottes werden durch ihn in Erfüllung gehen. Um der Leiden seiner Seele willen wird er die Blüte des wahren Volkes Gottes sehen und sich an ihm erfreuen. Seine himmlische Lehre, die er mit seinem Blut besiegelt, wird die Rechtfertigung vieler der Besten sein, und von den Sündern wird er die Ungerechtigkeit nehmen. Daher, o Erde, wird dieser verkannte König, den die Bösen verspottet haben und die Besten nicht verstehen konnten, eine große Gefolgschaft haben. Und mit den Seinen wird er die Güter der Besiegten teilen. Er wird die Beute der Starken verteilen, als einziger Richter der drei Provinzen und des Königreiches.

Er hat alles verdient, denn er hat alles gegeben. Alles wird ihm übergeben werden, denn er hat sein Leben dem Tod übergeben und wurde zu den Missetätern gezählt, er, der ohne Sünde war. Ohne andere Schuld als seine vollkommene Liebe, seine unendliche Güte. Eine Schuld, die die Welt nicht verzeiht. Eine Liebe und eine Güte, die ihn dazu getrieben haben, die Sünden vieler, der ganzen Welt, auf sich zu nehmen und für die Sünder zu beten. Für alle Sünder. Auch für die, die ihn getötet haben.

Ich bin fertig. Ich habe nichts weiter zu sagen. Alles ist gesagt, was ich euch über die messianischen Prophezeiungen sagen wollte. Von der Geburt bis zum Tod habe ich sie euch alle erklärt, damit ihr mich erkennt und keine Zweifel und auch keine Entschuldigung für eure Sünde habt.

Nun wollen wir zusammen beten. Es ist der letzte Abend, an dem wir zusammen beten können, vereint wie die Beeren einer Traube. Kommt. Beten wir: „Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name. Zu uns komme dein Reich. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Amen.“

„Geheiligt werde dein Name.“ Vater, ich habe ihn geheiligt. Erbarme dich deines Sohnes.

„Zu uns komme dein Reich.“ Um es zu gründen, sterbe ich. Erbarme dich meiner.

„Dein Wille geschehe.“ Komm meiner Schwachheit zu Hilfe, der du das Fleisch des Menschen geschaffen und mit ihm dein Wort bekleidet hast, damit ich dir hier unten gehorche, wie ich dir immer im Himmel gehorcht habe. Erbarme dich des Menschensohnes.

„Gib uns unser Brot . . .“ Ein Brot für die Seele. Ein Brot, das nicht von dieser Erde ist. Ich bitte nicht für mich. Ich brauche nur deinen geistigen Trost. Aber für sie bitte ich, strecke ich bittend die Hand nach dir aus. Bald wird sie durchbohrt und angenagelt sein und diese Geste der Liebe nicht mehr machen können. Aber jetzt kann sie es noch. Vater, gewähre mir, ihnen das Brot zu geben, das täglich die Schwachheit der armen Kinder Adams stärken wird. Sie sind schwach, o Vater, sie sind gering, weil sie das Brot nicht haben, das stärkt; das Brot der Engel, das den Menschen vergeistigt und ihn dazu führt, in uns vergöttlicht zu werden.

„Vergib uns unsere Schuld . . .“«

Jesus, der stehend und mit ausgebreiteten Armen gebetet hat, kniet nun nieder und erhebt Arme und Antlitz zum Himmel. Ein durch die Eindringlichkeit des Flehens und den Kuß des Mondes bleiches, von lautlosen Tränen überflossenes Gesicht.

»Verzeih deinem Sohn, o Vater, wenn er in irgendeiner Weise gefehlt hat. Deiner Vollkommenheit kann ich noch unvollkommen er-

scheinen, ich, dein Christus, den das Fleisch beschwert. Den Menschen ... nicht. Mein Bewußtsein versichert mir, daß ich alles für sie getan habe. Aber du, verzeih deinem Jesus ... Auch ich verzeihe. Weil du mir verzeihst, verzeihe ich. Wieviel habe ich zu verzeihen! Wieviel! ... Und doch verzeihe ich. Den Anwesenden, den abwesenden Jüngern, denen tauben Herzens, den Feinden, den Spöttern, den Verrätern, den Mördern, den Gottesmördern ... Sieh, nun habe ich der ganzen Menschheit verziehen. Soweit es an mir ist, o Vater, betrachte ich jegliche Schuld des Menschen gegenüber dem Menschensohn als gelöscht. Um allen dein Reich zu schenken, sterbe ich, und ich will nicht, daß ihre Sünde gegen die fleischgewordene Liebe ihnen zu ihrer Verurteilung gereiche. Nein? Du sagst nein? Das tut mir weh. Dieses „Nein“ ist der erste Schluck des bitteren Kelches in meinem Herzen. Aber, Vater, dem ich immer gehorcht habe, ich sage dir: „Dein Wille geschehe.“

„Führe uns nicht in Versuchung.“ Oh, wenn du willst, kannst du Satan von uns fernhalten. Er ist die Versuchung, die das Fleisch, den Geist, das Herz aufstacheln. Er ist der Verführer. Entferne ihn, Vater! Sende uns deinen Erzengel zu Hilfe. Damit er ihn in die Flucht schlägt, der uns von der Geburt bis zum Tod nachstellt! ... O heiliger Vater, Erbarmen mit deinen Kindern!

„Erlöse uns, erlöse uns von dem Übel!“ Du kannst es. Wir weinen hier ... Der Himmel ist so schön und wir fürchten, ihn zu verlieren. Du sagst: „Mein Heiliger kann ihn nicht verlieren.“ Aber ich will, daß du in mir den Menschen, den Erstgeborenen der Menschen siehst. Ich bin ihr Bruder. Ich bete für sie und mit ihnen. Vater, erbarme dich! Oh, Erbarmen ... !«

Jesus neigt sich bis zur Erde. Dann erhebt er sich: »Gehen wir. Wir wollen uns heute abend verabschieden. Morgen abend werden wir keine Gelegenheit mehr dazu haben. Wir werden zu unruhig sein. Und wo Unruhe ist, kann keine Liebe mehr sein. Geben wir uns den Friedenskuß. Morgen ... morgen wird jeder für sich allein sein ... Heute abend können wir noch einer für alle und alle für einen sein.«

Jesus küßt sie, einen nach dem anderen, bei Petrus beginnend, dann Matthäus, Simon, Thomas, Philippus, Bartholomäus, Iskariot, die beiden Vetter, Jakobus des Zebedäus, Andreas und zuletzt Johannes, auf den er sich stützt, als sie Getsemani verlassen.

658 Der Donnerstag vor dem Paschafest: Der Tag

Ein neuer Morgen. So friedlich und so festlich. Nicht einmal die vereinzelt Wolken, die gestern im Kobalt des Himmels schwammen, sind mehr da. Auch die gestern so drückende Schwüle hat aufgehört. Eine sanfte Brise fächelt um die Gesichter. Sie duftet nach Blumen, nach Heu, nach Frische, und sachte bewegt sie das Laub der Ölbäume – eine Aufforderung, das schimmernde Silber der lanzettförmigen Blättchen zu bewundern. Sie scheint kleine, weiße, duftende Blüten auf den Weg und das blonde Haupt Jesu streuen zu wollen, damit sie ihn küssen und erfrischen, denn jeder winzige Kelch hat seinen eigenen Tautropfen. Damit sie ihn küssen und erfrischen, und dann sterben und den bevorstehenden Schrecken nicht sehen müssen. Und die Kräuter der Hänge verneigen sich und schütteln ihre Glöckchen, ihre Rispen und ihre tausend Blüten. Sterne mit goldenen Herzen, die großen Margeriten, richten sich auf ihren Stielen auf, um die Hand zu küssen, die durchbohrt werden wird, und die Gänseblümchen und Kamillen küssen die selbstlosen Füße, die erst aufhören werden, zum Wohl der Menschen zu gehen, wenn sie sich annageln lassen, um ein noch größeres Heil zu schenken. Die Heckenrosen duften, und der schon verblühte Weißdorn bewegt seine gezahnten Blätter und scheint zu sagen: »Nein, nein«, zu denen, die ihn gebrauchen werden, um den Erlöser zu quälen. Und »Nein« sagt auch das Schilfrohr am Kidron, das nicht schlagen will, das als kleines Geschöpf auch seinen Willen hat und dem Herrn nicht wehtun will. Und vielleicht sind sogar die Steine an den Hängen froh, außerhalb der Stadt auf dem Ölberg zu liegen, denn so werden sie den Märtyrer nicht verletzen. Und es weinen die zarten, rosafarben-

nen Winden, die Jesus so sehr liebt, und die Dolden der Akazien – Trauben weißer Schmetterlinge an einem Stiel – und denken wohl: »Wir werden ihn nicht wiedersehen.« Und die so zarten und reinen Vergißmeinnicht lassen ihre Blüten fallen, wenn sie das Purpurgewand berühren, das Jesus wieder trägt. Es muß schön sein, zu sterben und dabei etwas von Jesus zu berühren. Alle Blumen, auch ein vereinzelt Maiglöckchen, das vielleicht zufällig hier zu Boden gefallen und zwischen den vorspringenden Wurzeln eines Ölbaumes angewachsen ist, sind glücklich, zu vergehen, von Thomas gepflückt und dem Herrn gereicht zu werden . . . Glücklich sind auch die tausend Vögel in den Bäumen, Jesus mit freudigem Singen zu grüßen. Oh, sie lästern ihn nicht, die Vöglein, die er immer geliebt hat! Sogar ein Häufchen Schafe scheint ihn grüßen zu wollen, trotz ihrer Trauer um die Jungen, die man ihnen genommen und als Paschaopfer verkauft hat. Und blökend klagen die Muttertiere, rufen ihre Lämmchen, die nicht mehr zurückkehren werden, reiben ihren Kopf an Jesus und schauen ihn mit ihren sanften Augen an.

Der Anblick der Tiere erinnert die Apostel an das Fest, und sie fragen Jesus, als sie beinahe in Getsemani sind: »Wo werden wir das Paschamahl halten? Welchen Ort wählst du? Sage es uns, und wir werden hingehen und alles vorbereiten«, sagen sie.

Und Judas von Kerijot: »Gib mir Anweisungen, und ich werde gehen.«

»Petrus, Johannes, hört mir zu.«

Die beiden, die etwas vorausgegangen sind, kommen zu Jesus.

»Geht uns voraus und durch das Misttor in die Stadt. Sobald ihr sie betretet, werdet ihr einem Mann begegnen, der von En-Rogel zurückkommt mit einem Krug dieses guten Wassers. Folgt ihm, bis er in ein Haus geht. Sagt zu dem, der darin wohnt: „Der Meister läßt sagen: ‚Wo ist das Gemach, in dem ich mit meinen Jüngern das Paschamahl halten kann?‘“ Er wird euch einen großen Speisesaal zeigen. Darin bereitet alles vor. Geht rasch und kommt dann zu uns in den Tempel.«

Die beiden eilen fort. Jesus dagegen geht langsam weiter. Es ist ja noch so früh am Morgen, auf den Straßen zeigen sich kaum die ersten Pilger. Sie gehen über die kleine Kidronbrücke bei Getsemani und betreten dann die Stadt. Die Tore sind jetzt nicht mehr von Legionären bewacht, vielleicht ein neuer Befehl des Pilatus, der nun beruhigt ist, da die Streitigkeiten um Jesus aufgehört haben. Wirklich herrscht auch überall größte Ruhe.

Oh, man soll ja nicht sagen, daß die Juden sich nicht beherrschen können. Niemand hat den Meister oder seine Jünger belästigt. Höflich, wenn auch nicht liebevoll, haben sie Jesus begrüßt, selbst die Schlimmsten des Synedriums. Auch bei der gestrigen Anklagerede haben sie eine nicht zu übertreffende Selbstbeherrschung gezeigt.

Und gerade jetzt – das Landhaus des Kajaphas liegt nahe bei diesem Tor – gerade jetzt kommt von dort eine große Gruppe Pharisäer und Schriftgelehrte, unter ihnen der Sohn des Hannas, und Hilkija mit Doras und Zadok. Sie beugen die Rücken unter den weiten Mänteln und grüßen ehrfürchtig, umwallt von Kleidern, Fransen und umfangreichen Kopfbedeckungen. Jesus grüßt und geht vorüber wie ein König in seinem roten Wollgewand und dem etwas dunkleren Mantel von derselben Farbe, in der Hand die Kopfbedeckung Syntyches. Sein kupferrotes Haar leuchtet in der Sonne wie eine goldene Krone, und wie ein schimmernder Schleier fällt es auf seine Schultern. Die Rücken richten sich wieder auf, nachdem er vorbeigegangen ist, und die Gesichter kommen zum Vorschein: Tollwütige Hyänen.

Judas von Kerijot, der ständig herumgeschickt hat mit seinem Verätergesicht, geht nun an den Straßenrand unter dem Vorwand, eine Sandale neu schnüren zu müssen und, ich sehe es gut, er gibt den auf ihn Wartenden ein Zeichen ... Er macht sich an der Schnalle seiner Sandale zu schaffen, um sich einen Anschein zu geben, und läßt die Gruppe Jesu und der Jünger vorausgehen. Dann nähert er sich rasch den Wartenden und flüstert: »Bei der Schönen. Um die sechste Stunde. Einer von Euch.« Schon ist er wieder bei seinen Gefährten. Frech, schamlos frech! ...

Sie gehen zum Tempel hinauf. Es sind erst wenige Hebräer da, aber viele Heiden. Jesus geht, den Herrn anzubeten. Dann kommt er zurück und gebietet Simon und Bartholomäus, das Lamm zu kaufen und sich von Judas von Kerijot das Geld dafür geben zu lassen.

»Aber das hätte ich doch tun können!« sagt dieser.

»Du wirst anderes zu tun haben. Du weißt es. Da ist die Witwe, der du das Almosen der Maria des Lazarus bringen und sagen mußt, daß sie nach dem Fest nach Betanien zu Lazarus gehen soll. Weißt du, wo sie wohnt? Hast du verstanden?«

»Ich weiß, ich weiß! Zacharias, der sie gut kennt, hat es mir gezeigt.« Er fügt hinzu: »Ich freue mich, dort hingehen zu können. Das mache ich noch lieber, als das Lamm kaufen. Wann soll ich gehen?«

»Später. Ich werde mich hier nicht lange aufhalten. Heute ruhe ich mich aus, damit ich am Abend und bei meinem nächtlichen Gebet stark bin.«

»Gut.«

Ich frage mich: Warum sagt Jesus, der in den letzten Tagen immer über seine Absichten geschwiegen hat, um Judas keine Einzelheiten wissen zu lassen, nun wiederholt das, was er in der Nacht tun wird? Hat die Passion schon begonnen mit der Unfähigkeit, das Kommende vorherzusehen, oder hat diese Fähigkeit im Gegenteil so zugenommen, daß er in den Büchern des Himmels liest, daß dies »die Nacht« ist, und daß er es deshalb den wissen lassen muß, der darauf wartet, ihn den Feinden auszuliefern? Oder hat er schon immer gewußt, daß in dieser Nacht sein Opfer beginnen muß? Ich weiß die Antwort nicht. Jesus gibt mir keine Antwort. Und ich bleibe bei meinem Warum, während ich Jesus betrachte, der die letzten Kranken heilt. Die letzten ... Morgen, in einigen Stunden, wird er es nicht mehr tun können ... Der mächtige Arzt des Leibes wird der Erde genommen sein. Das Opfer wird jedoch auf seiner Richtstätte die nun zwanzig Jahrhunderte dauernden Heilungen des Geistes beginnen.

Heute betrachte ich mehr, als daß ich beschreibe. Der Herr läßt mein geistiges Auge von dem, was ich am letzten Tag der Freiheit Christi geschehen sehe, über die Jahrhunderte schweifen. Heute betrachte ich mehr die Gefühle, die Gedanken des Meisters, als die Ereignisse um ihn herum. Ich habe schon eine schmerzliche Ahnung seiner Qualen in Getsemani ...

Jesus ist wie gewöhnlich von der nun schon größer gewordenen

Menge umgeben. Sie besteht inzwischen in der Mehrzahl aus Hebräern, die ganz vergessen, zur Opferstätte der Lämmer zu eilen und stattdessen zu Jesus kommen, dem Lamm Gottes, das bald geopfert werden wird. Immer noch stellen sie Fragen und verlangen Erklärungen. Viele sind aus der Diaspora gekommene Hebräer, die von Christus, dem galiläischen Propheten, dem Rabbi aus Nazaret gehört haben und nun neugierig sind, ihn reden zu hören, oder darauf brennen, jeden möglichen Zweifel zu beseitigen. Diese drängen sich vor und bitten die Leute aus Palästina: »Ihr habt ihn immer. Ihr wißt, wer er ist. Ihr könnt ihn hören, wann ihr wollt. Wir sind von weither gekommen und reisen gleich wieder ab, wenn wir die Vorschriften erfüllt haben. Laßt uns zu ihm!«

Die Menge geht mit Mühe auseinander, um den Platz an sie abzutreten. Sie nähern sich Jesus, beobachten ihn neugierig, reden in Gruppen miteinander, und auch Jesus beobachtet sie, obwohl er gleichzeitig Leute aus Peräa anhört. Dann, nachdem er diese entlassen hat, die ihm wie viele andere Almosen für die Armen geben, und nachdem er, wie immer, das Geld Judas übergeben hat, beginnt er zu reden.

»Einig in der Religion, doch verschiedener Herkunft, fragen sich viele der Anwesenden: „Wer ist der, den man den Nazarener nennt?“ Sie schwanken zwischen Hoffnung und Zweifel.

Hört. Es steht von mir geschrieben: „Ein Reis sproßt aus der Wurzel Isai, eine Blüte kommt aus dieser Wurzel. Auf ihm wird ruhen der Geist des Herrn. Nicht richtet er nach dem Augenschein, noch fällt er sein Urteil nach dem Hörensagen. Sondern er richtet die Armen in Gerechtigkeit und entscheidet nach Billigkeit über die Demütigen. Das Reis aus der Wurzel Isai, zum Feldzeichen den Völkern gesetzt, suchen die Heiden auf, und seine Ruhestätte wird herrlich sein. Er pflanzt ein Panier für die Völker auf, sammelt die Vertriebenen Israels und bringt die Zerstreuten Judas von den vier Enden der Erde zusammen.“ Es steht auch geschrieben: „Seht, der Herr kommt mit Macht und sein Arm unterwirft ihm alles. Mit ihm kommt sein

Siegeslohn, und seine Siegeszeichen gehen vor ihm her. Wie ein Hirte weidet er seine Herde.“ Es steht von mir geschrieben: „Seht meinen Knecht, den ich stütze, an dem ich mein Wohlgefallen habe. Auf ihn sende ich meinen Geist. Er wird den Völkern das Recht bringen. Er wird nicht schreien; das geknickte Rohr zerbricht er nicht, den glimmenden Docht löscht er nicht aus. In Treuen trägt er das Recht hinaus. Er läßt nicht nach und verzagt nicht, bis er das Recht auf Erden begründet, denn die Inseln harren auf seine Lehre.“ Es steht von mir geschrieben: „Ich, der Herr, habe dich in Gerechtigkeit berufen; ich habe deine Hand erfaßt und dich behütet. Ich habe dich zum Bunde für das Volk gemacht und zum Lichte für die Heiden, daß du die Augen der Blinden öffnest, die Gefangenen aus dem Gefängnis befreist und aus dem Kerker, die im Finstern sitzen.“ Es steht von mir geschrieben: „Der Geist des Herrn ruht auf mir, denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, den Armen die Frohe Botschaft zu bringen und zu heilen, die gebrochenen Herzens sind, den Gefangenen Befreiung und den Gefesselten Erlösung anzukündigen und ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen.“ Es steht von mir geschrieben: „Er ist der Starke. Er wird die Herde weiden in der Kraft des Herrn, in der Hoheit des Namens seines Gottes. Sie werden sich zu ihm bekehren, denn von nun an wird er gepriesen werden bis an die Grenzen der Erde.“ Es steht von mir geschrieben: „Ich selbst will meine Schafe suchen. Das Verlorene will ich suchen, das Versprengte zurückführen, das Gebrochene verbinden, das Kranke stärken, das Fette aber und das Kräftige will ich schützen und weiden, wie es recht ist.“ Es steht geschrieben: „Er ist der Friedensfürst und wird der Friede sein.“ Es steht geschrieben: „Siehe, dein König, der Gerechte, der Retter, kommt zu dir. Er ist arm und reitet auf dem Füllen einer Eselin. Er gebietet Frieden den Völkern und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer, bis an die Grenzen der Erde.“ Es steht geschrieben: „Siebzig Wochen sind für dein Volk und deine heilige Stadt bestimmt, bis dem Frevel ein Ende gemacht, die Sünde versiegelt und die Schuld gesühnt wird; bis ewige Gerechtigkeit

herbeigeführt, Gesicht und Prophetie erfüllt und das Allerheiligste gesalbt wird. Nach sieben und zweiundsiebzig Wochen wird der Gesalbte kommen. Nach zweiundsechzig Wochen wird er getötet. Nach einer Woche schließt er einen Bund, und in der Mitte der Woche macht er den Schlacht- und Speiseopfern ein Ende; und der Greuel der Verwüstung wird über den Tempel kommen und bis zum Ende der Zeiten dauern.“

Werden also die Schlachtopfer in diesen Tagen fehlen? Wird der Altar kein Opfer haben? Er wird das große Opfer haben. Seht, der Prophet schaut es: „Wer ist dieser, der in roten Kleidern kommt? Er prangt in seinem Gewand und schreitet in der Größe seiner Macht einher.“

Warum ist sein Kleid rot, da er arm ist? Der Prophet sagt es: „Meinen Rücken bot ich denen, die mich schlugen, und meine Wangen denen, die mir den Bart rauften, mein Angesicht verbarg ich nicht vor denen, die mich bespion. Keine Gestalt besaß ich, noch Schönheit, und die Menschen liebten mich nicht mehr. Verachtet werde ich von den Menschen und den Letzten gleichgestellt! Ein Mann der Schmerzen bin ich, das Haupt verhüllt und verhöhnt, und sie betrachten mich wie einen Aussätzigen, während ich für alle verwundet werde und sterbe. Hier ist das Opfer. Fürchte nicht, o Israel, fürchte nicht! Das Osterlamm wird nicht fehlen. Fürchte nicht, o Welt! Hier ist der Retter. Wie ein Schaf wird er zur Schlachtbank geführt, denn er hat es gewollt, und er wird den Mund nicht auftun, um jene zu verfluchen, die ihn töten. Nach der Verurteilung wird er erhöht und von Qualen verzehrt werden, die Glieder ausgerenkt, die Gebeine entblößt und Hände und Füße durchbohrt. Aber nach der Mühsal, durch die er viele rechtfertigen wird, wird er die Völker besitzen; denn nachdem er sein Leben in den Tod dahingegeben hat für das Heil der Welt, wird er auferstehen und die Welt regieren und die Völker nähren mit den Wassern, die Ezechiel gesehen hat, die aus dem wahren Tempel strömen, der, obgleich niedergerissen, aus eigener Kraft wiederersteht; mit dem Wein, der auch das weiße

Gewand des makellosen Lammes rot gefärbt hat, und mit dem vom Himmel herabgekommenen Brot.“

Wohlan, ihr Dürstenden, kommt zum Wasser. Ihr Hungernden, sättigt euch. Ihr Entkräfteten und ihr Kranken, trinkt meinen Wein! Kommt, ihr, die ihr kein Geld habt, ihr, die ihr nicht gesund seid, kommt! Und ihr, die ihr in der Finsternis seid! Und ihr, die ihr tot seid, kommt! Ich bin der Reichtum und das Heil. Ich bin das Licht und das Leben. Kommt, ihr, die ihr den Weg sucht! Kommt, ihr, die ihr die Wahrheit sucht! Ich bin der Weg und die Wahrheit. Fürchtet nicht, das Osterlamm nicht essen zu können, weil in diesem geschändeten Tempel die wahrhaft heiligen Schlachtopfer fehlen. Ihr werdet alle essen von dem Lamm Gottes, das gekommen ist, die Sünden der Welt hinwegzunehmen, wie der letzte der Propheten meines Volkes von mir gesagt hat.

Desselben Volkes, das ich frage: „Mein Volk, was hab ich dir getan? Womit habe ich dich betrübt? Was hätte ich dir noch mehr tun sollen und habe es nicht getan? Ich habe dich gelehrt, deine Kranken geheilt, deinen Armen Wohltaten erwiesen, deine Volksscharen gespeist und dich in deinen Kindern geliebt; ich habe dir verziehen und für dich gebetet. Und wie dankst du es deinem Herrn? Eine Stunde, die letzte, ist dir gegeben, o mein Volk, o meine heilige und königliche Stadt. Bekehre dich in dieser Stunde zum Herrn, deinem Gott.“«

»Er hat wahre Worte gesprochen.«

»So steht es geschrieben. Und er tut wahrhaft, was geschrieben steht.«

»Wie ein Hirte hat er für alle gesorgt.«

»So als wären wir die zerstreuten Schafe, krank und in der Finsternis, ist er gekommen, um uns auf den rechten Weg zu führen, uns an Seele und Leib zu heilen und uns zu erleuchten.«

»Wahrlich, alle Völker kommen zu ihm. Seht die Heiden dort, wie sie ihn bewundern.«

»Er hat Frieden gepredigt.«

»Er hat Liebe geschenkt.«

»Ich verstehe nicht, was er vom Opfer sagt. Er spricht, als ob man ihn töten wollte.«

»So ist es, wenn er der Mensch ist, den die Propheten gesehen haben, der Erlöser.«

»Er redet, als ob das ganze Volk ihn schlagen wollte. Das wird niemals geschehen. Das Volk, und wir sind das Volk, liebt ihn.«

»Er ist unser Freund. Wir werden ihn verteidigen.«

»Er ist Galiläer, und wir aus Galiläa würden unser Leben für ihn geben.«

»Er ist aus dem Geschlecht Davids, und wir werden nur die Hand erheben, um ihn zu verteidigen, wir aus Judäa.«

»Und wir, die er uns ebenso liebt wie er euch liebt, wir aus der Auranitis, aus Peräa und der Dekapolis, können wir ihn vergessen? Alle, alle werden wir ihn verteidigen.«

Das sind Stimmen aus dem nun sehr zahlreichen Volk. O Unbeständigkeit der menschlichen Absichten! Nach dem Stand der Sonne zu schließen, ist es ungefähr neun Uhr vormittags unserer Zeit. Vierundzwanzig Stunden später wird dieses Volk schon seit vielen Stunden den Märtyrer umgeben, um ihn mit Haß und Schlägen zu quälen und schreiend seinen Tod zu fordern. Wenige, sehr wenige, zu wenige unter den Tausenden Menschen, die aus allen Gegenden Palästinas und von noch weiter her zusammengeströmt sind und die Licht, Gesundheit, Wissen und Vergebung von Christus erhalten haben, werden nicht nur nicht versuchen, ihn seinen Feinden zu entreißen, da ihre kleine Zahl im Gegensatz zu den Übelwollenden dies nicht zuläßt, sondern sie werden ihn nicht einmal trösten, indem sie ihm, als Beweis ihrer Liebe, als mitfühlende Freunde folgen.

Die Lobreden, die Zustimmung und die bewundernden Bemerkungen breiten sich in dem weiten Vorhof aus wie Wellen, die von der hohen See kommen und am Ufer verebben.

Schriftgelehrte, Juden und Pharisäer versuchen die Begeisterung des Volkes einzudämmen, und auch den gärenden Zorn des Volkes

gegen die Feinde des Christus, indem sie sagen: »Er phantasiert. Er ist sehr müde und fängt an, irre zu reden. Er sieht Verfolgungen, wo nur Ehren sind. Seine Reden enthalten wie immer viel Weisheit, lassen aber auch seinen Wahn erkennen. Niemand will ihm etwas Böses zufügen. Wir haben verstanden, wer er ist . . . «

Aber die Leute trauen einem solchen Stimmungswechsel nicht. Einer sagt aufbegehrend: »Er hat meinen schwachsinnigen Sohn geheilt. Ich weiß daher, was Wahnsinn ist. So spricht keiner, der den Verstand verloren hat.«

Und ein anderer: »Laßt sie reden. Es sind Vipern, die fürchten, daß die Prügel des Volkes sie zu Brei schlagen könnten. Sie singen das süße Lied der Nachtigall, um uns zu täuschen. Aber wenn du gut zuhörst, wirst du auch das Zischen der Schlange vernehmen.«

Und wieder ein anderer: »Ihr Angehörigen des Volkes Christi, gebt acht! Wenn der Feind schmeichelt, dann hat er das Messer im Ärmel verborgen und streckt die Hand aus, um zuzustechen. Haltet die Augen offen und das Herz bereit! Die Schakale können nicht zahme Lämmer werden.«

»Du sagst es gut: Die Eule lockt und verführt die harmlosen Vögelin durch ihre Reglosigkeit und die lügenhafte Fröhlichkeit ihres Grußes. Sie lacht und lockt mit ihrem Ruf, ist aber schon bereit, die ahnungslose Beute zu verschlingen.«

Und so weiter, von Gruppe zu Gruppe.

Aber da sind auch die Heiden. Diese Heiden, die dem Meister in immer größerer Zahl zuhören an diesen Feiertagen. Immer am Rand der Volksmenge, denn die hebräisch-palästinensische Exklusivität ist groß, schiebt sie beiseite und beansprucht die vordersten Plätze um den Rabbi, obwohl sie gerne näherkommen und mit ihm sprechen würden. Eine große Gruppe dieser Heiden entdeckt Philippus, den die Volksmenge in einen Winkel gedrängt hat. Sie gehen zu ihm und sagen: »Herr, wir möchten deinen Meister Jesus aus der Nähe sehen und wenigstens einmal mit ihm reden.«

Philippus stellt sich auf die Fußspitzen, um zu sehen, ob er irgend-

einen Apostel in der Nähe des Herrn entdeckt. Er sieht Andreas und schreit, nachdem er ihn mit Namen gerufen hat: »Hier sind Heiden, die den Meister grüßen möchten. Frage ihn, ob er für sie Zeit hat.«

Andreas, der sich einige Meter von Jesus in der Menge befindet, drängt sich energisch, unter großzügigem Einsatz der Ellbogen, durch und schreit: »Macht Platz! Macht Platz, sage ich euch. Ich muß zum Meister.«

Schließlich schafft er es und teilt ihm den Wunsch der Heiden mit.

»Führe sie in die Ecke dort. Ich komme zu ihnen.«

Und als Jesus versucht, sich durch die Leute zu drängen, helfen ihm Johannes, der mit Petrus zurückgekommen ist, Petrus selbst, Judas Thaddäus, Jakobus des Zebedäus und Thomas, der seine Verwandten in der Menge gefunden hat und sie nun verläßt.

Nun ist Jesus bei den Heiden, die ihm huldigen.

»Der Friede sei mit euch. Was wollt ihr von mir?«

»Wir wollen dich sehen, dich sprechen. Deine Worte haben uns beunruhigt. Wir wollten schon lange mit dir sprechen, um dir zu sagen, daß deine Worte uns sehr beeindruckten. Aber wir wollten einen geeigneten Moment abwarten. Heute ... Du sprichst von Tod ... Wir fürchten, dich nicht mehr sprechen zu können, wenn wir es nicht sofort tun. Aber ist es denn möglich, daß die Hebräer ihren besten Sohn töten? Wir sind Heiden, und deine Hand hat uns nicht Gutes getan. Dein Wort war uns unbekannt. Wir hatten nur Unbestimmtes über dich gehört. Wir haben dich nie gesehen, waren nie in deiner Nähe. Und doch, du siehst es! Wir verehren dich. Die ganze Welt ehrt dich mit uns.«

»Ja, die Stunde ist gekommen, da der Menschensohn verherrlicht werden muß, von den Menschen und den Seelen.«

Nun drängen sich die Leute wieder um Jesus. Aber mit dem Unterschied, daß in der ersten Reihe die Heiden sind und dahinter die anderen.

»Aber wenn dies die Stunde deiner Verherrlichung ist, dann wirst du nicht sterben, wie du sagst, oder wie wir es verstanden ha-

ben. Denn auf diese Art zu sterben, ist keine Verherrlichung. Wie kannst du die Welt unter deinem Szepter vereinigen, wenn du vorher stirbst? Wenn dein Arm im Tod erstarbt, wie kann er dann triumphieren und die Völker versammeln?«

»Indem ich sterbe, gebe ich Leben. Indem ich sterbe, baue ich auf. Indem ich sterbe, schaffe ich das neue Volk. Im Opfer erringt man den Sieg. Wahrlich, ich sage euch, wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es unfruchtbar. Wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht. Wer sein Leben liebt, wird es verlieren. Wer sein Leben in dieser Welt haßt, wird es für das ewige Leben bewahren. Daher muß ich sterben, um allen, die mir nachfolgen und der Wahrheit dienen, dieses ewige Leben zu schenken. Wer mir dienen will, komme: Die Plätze in meinem Reich sind nicht diesem oder jenem Volk vorbehalten. Jeder, der mir dienen will, komme und folge mir. Und wo ich bin, wird auch mein Diener sein. Und wer mir dient, wird meinen Vater ehren, den einen, wahren Gott, den Herrn des Himmels und der Erde, den Schöpfer alles dessen, was ist; er ist Geist, Wort, Liebe, Leben, Weg, Wahrheit, Vater, Sohn und Heiliger Geist, der Eine und doch Dreieine, der Dreieine und doch Eine, der einzige, wahre Gott. Doch nun ist meine Seele erschüttert. Soll ich vielleicht sagen: „Vater, errette mich vor dieser Stunde“? Nein. Denn dazu bin ich gekommen: diese Stunde zu erleben. Und daher sage ich: „Vater, verherrliche deinen Namen.“«

Jesus breitet die Arme in Kreuzform aus, ein purpurrotes Kreuz vor dem weißen Marmor des Portikus, erhebt das Antlitz, opfert sich betend auf und erhebt seine Seele zum Vater.

Und eine Stimme, mächtiger als der Donner, eine unwirkliche Stimme insofern, daß sie keiner menschlichen Stimme gleicht und doch von allen gut verstanden wird, erfüllt den ganzen heiteren Himmel dieses herrlichen Apriltages, tönt gewaltiger als die Akkorde einer riesigen, wunderbar klingenden Orgel und verkündet: »Ich habe ihn verherrlicht, und ich werde ihn wieder verherrlichen.«

Die Leute haben Angst bekommen. Diese so mächtige Stimme,

die die Erde und alles auf ihr erzittern läßt, diese geheimnisvolle Stimme unbekanntem Ursprungs, die so verschieden ist von allen anderen, diese Stimme, die alles erfüllt, von Norden bis Süden, von Osten bis Westen, erschreckt die Hebräer und versetzt die Heiden in Staunen. Erstere werfen sich, so weit sie können, zu Boden und flüstern zitternd: »Nun werden wir sterben. Wir haben die Stimme des Himmels vernommen. Ein Engel hat zu ihm gesprochen.« Und sie schlagen sich an die Brust in Erwartung des Todes. Die anderen rufen: »Ein Donnern! Ein Tosen! Fliehen wir! Die Erde grollt! Sie hat gebebt!« Aber die Flucht ist unmöglich bei dem Andrang derer, die außerhalb der Tempelmauer gewesen sind und nun herein wollen und schreien: »Erbarmen! Schnell. Dies ist ein heiliger Ort. Der Berg, auf dem der Altar Gottes steht, wird nicht bersten.« Jeder bleibt deshalb, wo er ist, wo ihn die Menge und der Schrecken festhält.

Priester, Schriftgelehrte, Pharisäer, Leviten und die Tempelwachen, die irgendwo im Labyrinth des Tempels waren, eilen auf die Terrassen. Sie sind erregt und verstört, aber keiner von ihnen geht zu den Leuten in die Vorhöfe, außer Gamaliël und sein Sohn. Jesus sieht ihn vorübergehen in seinem ganz weißen, in der Sonne leuchtenden Leinengewand.

Jesus sieht Gamaliël an und sagt mit lauter Stimme, so als spreche er zu allen: »Nicht meinetwegen, sondern euretwegen ist diese Stimme vom Himmel gekommen.«

Gamaliël bleibt stehen, wendet sich um, und der Blick seiner tiefen kohlschwarzen Augen – die die Gewohnheit, ein verehrter Meister, ein Halb-gott zu sein, unwillkürlich hart wie Raubtieraugen hat werden lassen – begegnet dem klaren, saphirblauen, sanften und doch majestätischen Blick Jesu . . .

Und Jesus fährt fort: »Nun ist das Gericht über diese Welt. Nun wird der Fürst der Finsternis hinausgeworfen werden. Und ich werde, wenn ich von der Erde erhöht bin, alle an mich ziehen, denn so wird der Menschensohn erlösen.«

»Wir haben aus den Gesetzesbüchern gelernt, daß der Christus

in Ewigkeit leben wird. Du nennst dich Christus und sagst, daß du sterben mußt. Weiter sagst du, daß du der Menschensohn bist und erlösen wirst, wenn du erhöht bist. Wer bist du also? Der Menschensohn oder der Christus? Wer ist der Menschensohn?« sagt die Volksmenge, die sich nun wieder sicherer fühlt.

»Ich bin beides in einer Person. Öffnet eure Augen dem Licht. Noch eine kleine Weile ist das Licht bei euch. Geht der Wahrheit entgegen, solange ihr das Licht noch unter euch habt, damit die Finsternis euch nicht überrasche. Die im Dunkeln wandeln, wissen nicht, wohin sie gehen. Glaubt an das Licht, solange ihr es unter euch habt, damit ihr Kinder des Lichtes werdet.« Er schweigt.

Die Leute sind unentschlossen und verschiedener Ansicht. Die einen schütteln den Kopf und gehen fort. Die anderen beobachten das Verhalten der Würdenträger, der Pharisäer, der obersten Priester, der Schriftgelehrten ... und besonders des Gamaliel und richten sich danach. Wieder andere stimmen mit einem Kopfnicken zu, verneigen sich vor Jesus, und bringen dadurch deutlich zum Ausdruck: »Wir glauben! Wir verehren dich als den, der du bist.« Aber sie wagen es nicht, sich offen zu ihm zu bekennen. Sie fürchten die aufmerksamen Augen der Feinde Christi, die Mächtigen, die von den Terrassen über den herrlichen Säulenhallen, die die Höfe des Tempels umgeben, alles beobachten und überwachen.

Auch Gamaliel, der einige Minuten nachdenklich stehengeblieben ist und den Marmor des Bodens zu befragen scheint, um von ihm eine Antwort auf seine inneren Fragen zu erhalten, begibt sich nun zum Ausgang, nachdem er anscheinend enttäuscht oder verächtlich den Kopf geschüttelt und die Achseln gezuckt hat ... Er geht gerade an Jesus vorbei und sieht ihn nicht mehr an.

Jesus dagegen betrachtet ihn mitleidig ... und erhebt noch einmal laut seine Stimme – sie klingt wie eine bronzene Glocke – um allen Lärm zu übertönen und von dem großen Schriftgelehrten gehört zu werden. Es scheint, daß er für alle spricht, aber es ist offensichtlich, daß er nur für ihn allein spricht. Er sagt mit sehr lauter Stimme:

»Wer an mich glaubt, glaubt in Wahrheit nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat, und wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat. Und dieser ist der Gott Israels! Denn es gibt keinen Gott außer ihm. Deshalb sage ich: Wenn ihr nicht an mich glauben könnt als an den, der genannt wird Sohn des Josef des David und Sohn der Maria aus dem Geschlecht Davids, der von dem Propheten geschauten Jungfrau; der geboren ist zu Betlehem, wie es bei dem Propheten geschrieben steht, dessen Vorläufer der Täufer war, wie es ebenfalls seit Jahrhunderten geschrieben steht, dann glaubt wenigstens der Stimme eures Gottes, der vom Himmel zu euch gesprochen hat. Glaubt an mich als den Sohn dieses Gottes Israels. Wenn ihr dem nicht glaubt, der vom Himmel zu euch gesprochen hat, dann beleidigt ihr nicht mich, sondern euren Gott, dessen Sohn ich bin.

Bleibt nicht in der Finsternis. Ich bin als Licht in die Welt gekommen, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibe. Schafft euch nicht Gewissensbisse, die ihr nicht wiedergutmachen könnt, wenn ich dorthin zurückgekehrt sein werde, von wo ich gekommen bin. Es wäre eine harte Strafe Gottes für euren Starrsinn. Ich bin bereit zu verzeihen, solange ich bei euch bin. Solange das Urteil noch nicht gefällt ist und soweit es an mir liegt, habe ich den Wunsch zu verzeihen. Aber die Gedanken meines Vaters sind anders. Denn ich bin die Barmherzigkeit, er aber ist die Gerechtigkeit.

Wahrlich, ich sage euch, wer meine Worte nicht hört und sie nicht bewahrt, den richte ich nicht. Denn ich bin nicht gekommen, die Welt zu richten, sondern die Welt zu retten. Aber wenn ich auch nicht richte, so sage ich euch in Wahrheit, daß es einen gibt, der euch für eure Werke richtet. Mein Vater, der mich gesandt hat, richtet alle, die sein Wort abweisen. Ja, wer mich verachtet und das Wort Gottes nicht anerkennt und die Worte des Wortes nicht aufnimmt, der hat schon einen, der ihn richtet: dasselbe Wort, das ich verkündet habe, wird euch am Jüngsten Tag richten.

Gott läßt seiner nicht spotten. Und der verspottete Gott wird

furchtbar sein für alle, die ihn einen Irren und Lügner genannt haben.

Denkt alle daran, daß die Worte, die ihr von mir gehört habt, von Gott kommen. Denn ich habe nicht aus mir selbst gesprochen, sondern der Vater, der mich gesandt hat, er selbst hat mir aufgetragen, was ich sagen und was ich sprechen muß. Und ich gehorche seinem Befehl, denn ich weiß, daß sein Befehl gerecht ist. Jedes Gebot Gottes bedeutet ewiges Leben. Und ich, euer Meister, gebe euch ein Beispiel des Gehorsams allen Geboten Gottes gegenüber. Seid daher gewiß, daß ich die Dinge, die ich euch gesagt habe und euch sage, so gesagt habe und so sage, wie mein Vater mir aufgetragen hat, sie euch zu sagen. Und mein Vater ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott des Mose, der Patriarchen und der Propheten, der Gott Israels, euer Gott.«

Worte des Lichtes, die in das Dunkel fallen, das sich schon in den Herzen ausbreitet!

Gamaliël, der noch einmal gesenkten Hauptes stehengeblieben ist, geht wieder weiter ... Andere folgen ihm kopfschüttelnd oder hämisch lächelnd.

Auch Jesus geht ... Zuerst aber sagt er zu Judas von Kerijot: »Geh, wohin du gehen muß« und zu den anderen: »Jeder ist frei zu gehen, wohin er gehen muß oder gehen will. Die Hirtenjünger sollen bei mir bleiben.«

»Oh, nimm auch mich mit dir, Herr!« sagt Stephanus.

»Komm ... «

Sie trennen sich. Ich weiß nicht, wohin Jesus geht. Aber ich weiß, wohin Judas von Kerijot geht. Er geht zu der Schönen Pforte, steigt die vielen Stufen vom Vorhof der Heiden zu dem der Frauen hinauf, durchquert diesen und schaut, nachdem er auf der anderen Seite weitere Stufen hinaufgestiegen ist, in den Vorhof der Hebräer. Nun stampft er zornig mit dem Fuß auf den Boden, weil er den, den er sucht, nicht findet. Er kehrt zurück und sieht eine von den Tempelwachen. Er ruft sie zu sich und befiehlt mit seiner üblichen Arro-

ganz: »Geh zu Eleasar Ben-Hannas. Er soll sofort zum Schönen Tor kommen. Judas des Simon erwartet ihn dort aus schwerwiegenden Gründen.«

Er lehnt sich an eine Säule und wartet. Nicht lange, denn Eleasar, der Sohn des Hannas, Hilkija, Simon, Doras, Kornelius, Zadok, Nahum und andere eilen bald mit wehenden Gewändern herbei.

Judas spricht leise aber erregt: »Heute abend! Nach der Abendmahlzeit. In Getsemani. Kommt und ergreift ihn. Gebt mir das Geld.«

»Nein. Wir werden es dir heute abend geben, wenn du uns holen kommst. Wir trauen dir nicht! Wir wollen, daß du auf unserer Seite bist. Man kann nie wissen!« grinst Hilkija. Die anderen stimmen im Chor zu.

Judas glüht vor Zorn über diese Unterstellung. Er schwört: »Ich schwöre bei Jahwe, daß ich die Wahrheit sage.«

Zadok antwortet ihm: »Gut. Aber es ist besser so. Wenn es Zeit ist, kommst du, nimmst die für die Gefangennahme vorgesehenen Häsher und gehst mit ihnen, damit die törichten Wachen nicht etwa Lazarus festnehmen und wir Unannehmlichkeiten bekommen. Du wirst ihnen durch ein Zeichen den Mann zu erkennen geben ... Du mußt verstehen: Es ist Nacht ... es wird wenig Licht geben ... die Wachen werden müde sein, schläfrig ... Aber wenn du sie führst! ... Was meint ihr?« Der heimtückische Zadok wendet sich an die Gefährten und sagt: »Ich würde als Zeichen einen Kuß vorschlagen. Einen Kuß! Das beste Zeichen, um den verratenen Freund zu bezeichnen. Ha, ha, ha!«

Alle lachen. Ein Chor hohnlachender Dämonen.

Judas ist wütend. Aber er kann nicht mehr zurück. Er kann nicht mehr. Er leidet unter ihrem Spott, nicht dessentwegen, was er zu tun im Begriff ist. Er sagt: »Aber vergeßt nicht, daß ich die abgezählten Münzen in der Börse will, bevor ich mit den Wachen hier hinausgehe.«

»Du wirst sie bekommen. Du wirst sie bekommen! Auch die Börse

werden wir dir geben, damit du die Münzen wie Reliquien deiner Liebe aufbewahren kannst. Ha, ha, ha! Leb wohl, Schlange!«

Judas ist grün vor Zorn. Er ist schon grün im Gesicht. Und er wird diese Farbe und diesen Ausdruck verzweifelten Schreckens nun nicht mehr verlieren. Dieser Ausdruck wird vielmehr von Stunde zu Stunde immer ausgeprägter werden, bis er nicht mehr anzusehen sein wird, wenn er am Baum hängt ... Er flieht davon ...

Jesus hat sich in den Garten eines befreundeten Hauses geflüchtet. Ein ruhiger Garten bei den ersten Häusern von Zion. Hohe alte Mauern umgeben ihn. Es ist still und frisch. Die Zweige der alten Bäume bewegen sich leicht. Eine Frauenstimme in der Nähe singt ein sanftes Wiegenlied.

Es müssen Stunden vergangen sein, denn die Diener des Lazarus, die, ich weiß nicht woher, zurückkehren, sagen: »Deine Jünger sind schon in dem Haus, in dem das Abendmahl bereitet wird. Johannes, der mit uns den Kindern der Johanna des Chuza das Obst gebracht hat, ist gegangen, um die Frauen abzuholen. Er begleitet sie zu Josef des Alphäus, der erst heute gekommen ist, als seine Mutter schon nicht mehr damit rechnete, ihn zu sehen, und dann von dort zum Haus des Abendmahls, denn es ist schon Abend.«

»Auch wir werden gehen. Die Stunde des Abendmahls ist gekommen ... « Jesus erhebt sich und legt seinen Mantel um.

»Meister, draußen sind Leute. Leute vom Zensus. Sie möchten dich sprechen, ohne von den Pharisäern gesehen zu werden«, sagt ein Diener.

»Laß sie hereinkommen. Ester wird nichts dagegen haben. Nicht wahr, Frau?« fragt Jesus und wendet sich an eine reife Frau, die gerade herbeieilt, um ihn zu begrüßen.

»Nein, Meister. Mein Haus ist dein Haus, du weißt es. Du hast viel zu wenig Gebrauch davon gemacht.«

»Genug, um mir sagen zu können: es war das Haus von Freunden.« Er gebietet dem Diener: »Führe die Wartenden herein.«

Ungefähr dreißig Personen vornehmen Aussehens kommen her-

ein. Sie grüßen und einer spricht für alle: »Meister, deine Worte haben uns erschüttert. Wir haben in dir die Stimme Gottes erkannt. Aber sie nennen uns Verrückte, weil wir an dich glauben. Was sollen wir also tun?«

»Wer an mich glaubt, glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat und dessen allerheiligste Stimme ihr heute gehört habt. Wer mich sieht, sieht nicht mich, sondern den, der mich gesandt hat, denn ich bin eins mit meinem Vater. Daher sage ich euch, daß ihr glauben müßt, um Gott nicht zu beleidigen, der mein und euer Vater ist und euch so sehr liebt, daß er sogar seinen Eingeborenen für euch opfert. Wenn es auch in den Herzen Zweifel darüber gibt, ob ich Christus bin, so gibt es doch keinen Zweifel, daß Gott im Himmel ist. Und die Stimme Gottes, den ich heute im Tempel Vater genannt habe und den ich gebeten habe, seinen Namen zu verherrlichen, hat dem geantwortet, der ihn Vater nannte, und hat mich nicht als Lügner oder Gotteslästerer bezeichnet, wie es viele tun. Gott hat bestätigt, wer ich bin. Sein Licht. Ich bin das Licht, das in die Welt gekommen ist, damit alle, die an mich glauben, nicht im Finstern bleiben. Wer meine Worte hört und sie nicht bewahrt, den richte ich nicht. Ich bin nicht gekommen, die Welt zu richten, sondern sie zu retten. Wer mich verachtet und meine Worte nicht aufnimmt, hat einen, der ihn richtet. Das von mir verkündete Wort wird euch am Jüngsten Tag richten. Denn es war weise, vollkommen, sanft und einfach, so wie Gott ist. Denn dieses Wort ist Gott. Nicht ich habe gesprochen, Jesus von Nazaret, genannt der Sohn des Zimmermanns Josef aus dem Geschlecht Davids und Sohn der Maria, der dem Josef angetrauten Jungfrau aus dem Geschlecht Davids. Nein, ich habe nicht aus mir selbst gesprochen. Sondern mein Vater, der im Himmel ist und Jahwe genannt wird, er ist es, der heute gesprochen hat und der mir aufgetragen hat, was ich sagen soll und wovon ich sprechen muß. Ich weiß, daß sein Gebot ewiges Leben bedeutet. Die Worte, die ich sage, sage ich so, wie der Vater sie mir gesagt hat, und in ihnen ist das Leben. Daher sage ich euch:

Hört sie an und befolgt sie, dann werdet ihr das Leben haben. Denn mein Wort ist Leben. Wer es annimmt, nimmt mit mir zusammen den Vater im Himmel an, der mich gesandt hat, um euch das Leben zu schenken. Wer Gott in sich hat, hat das Leben in sich. Geht. Der Friede komme über euch und bleibe bei euch.«

Er segnet und entläßt sie. Er segnet auch die Jünger und hält nur Isaak und Stephanus zurück. Die anderen küßt und entläßt er. Als sie gegangen sind, macht er sich als letzter zusammen mit den beiden auf den Weg und geht durch die einsamsten und schon finsternen Gäßchen zum Haus des Abendmahls. Dort angekommen, umarmt und segnet er Isaak und Stephanus besonders liebevoll, küßt sie, segnet sie noch einmal und schaut ihnen nach, wie sie fortgehen. Dann klopft er an und betritt das Haus ...

659 Beschreibung des Abendmahlsaales • Abschied von der Mutter vor dem letzten Abendmahl

Ich sehe den Abendmahlsaal, in dem das Paschamahl gehalten werden soll. Ich sehe ihn sehr genau. Ich könnte alle Risse in den Wänden und die Sprünge im Boden zählen. Es ist ein nicht ganz quadratischer, aber auch nicht ganz rechteckiger Saal. Es besteht ein Unterschied von höchstens etwa einem Meter oder etwas mehr zwischen der Längs- und der Querseite. Die Decke ist niedrig. Vielleicht sieht es auch wegen seiner Größe so aus, der die Höhe nicht entspricht. Die Decke ist leicht gewölbt, so daß die beiden kürzeren Seiten nicht im rechten Winkel zur Decke enden, sondern in einer Rundung.

An diesen beiden kürzeren Seiten sind zwei breite, niedrige, einander gegenüberliegende Fenster. Ich kann nicht sehen, ob sie auf einen Hof oder auf eine Straße schauen, denn zu dieser Stunde sind die Läden geschlossen. Ich habe gesagt: Läden. Ich weiß nicht, ob diese Bezeichnung richtig ist. Es sind Bretter, die durch eine darübergelegte Eisenstange befestigt sind. Der Fußboden besteht aus großen viereckigen Terrakotta-Ziegeln, die im Lauf der Zeit matt geworden

sind. Von der Mitte der Decke hängt eine mehrarmige Öllampe. Eine der beiden längeren Wände ist ohne Öffnung. In der anderen ist eine kleine Tür, ganz in der Ecke, zu der man sechs Stufen ohne Geländer hinaufsteigt. Sie enden in einer kleinen Plattform von einem Quadratmeter Größe, auf der sich an der Wand eine weitere Stufe in gleicher Höhe mit der Tür befindet. Ich weiß nicht, ob ich das richtig erklärt habe.

Die Wände sind einfach weiß gestrichen, ohne Verzierungen oder Muster. In der Mitte des Saales, parallel zu den längeren Wänden, steht ein großer, rechteckiger, im Verhältnis zu seiner Breite sehr langer Tisch aus einfachstem Holz. An den längeren Wänden stehen die Sitze, an den kürzeren Wänden befindet sich auf einer Seite unter einem Fenster eine Art Truhe, und darauf Schüsseln und Krüge, und unter dem anderen Fenster eine niedrige, lange Anrichte, auf der noch nichts steht.

Das ist die Beschreibung des Saales, in dem das Ostermahl gehalten werden wird.

Den ganzen Tag sehe ich schon alles so genau, daß ich sogar die Stufen gezählt und alle Einzelheiten betrachtet habe. Nun, da die Nacht hereinbricht, läßt mich mein Jesus auch alles übrige sehen.

Ich sehe, daß man von dem Saal über die sechs Stufen in einen dunklen Gang gelangt, der links durch eine breite, niedrige und sehr massive, mit Eisenbeschlägen versehene Tür auf die Straße führt. Gegenüber dem Türchen, das vom Abendmahlsaal in den Gang führt, ist eine weitere Tür, die in einen anderen, nicht so großen Raum führt. Ich würde sagen, daß der Abendmahlsaal teilweise ausgeschachtet wurde aus einem Höhenunterschied zwischen dem Erdboden und dem Rest des Hauses und der Straße. Er liegt zur Hälfte unter dem Niveau des Bodens, wie ein besserer, hergerichteter Keller, immerhin gut einen Meter niedriger als das Gelände, vielleicht um ihn höher und proportionierter erscheinen zu lassen im Vergleich zu seiner Größe.

In dem Raum, den ich nun sehe, ist Maria mit anderen Frauen. Ich erkenne Magdalena und Maria, die Mutter des Jakobus, Judas und Simon. Es scheint, als seien sie soeben in Begleitung von Johannes angekommen, denn sie ziehen die Mäntel aus und legen sie gefaltet auf die da und dort im Saal stehenden Hocker, während sie den Apostel, der wieder geht, grüßen, und auch einen Mann und eine Frau, die bei ihrer Ankunft herbeigeeilt sind und von denen ich glaube, daß sie die Besitzer des Hauses und Jünger oder zumindest dem Nazarener wohlgesinnt sind. Denn sie bemühen sich respektvoll und doch vertraulich um Maria.

Diese ist in Dunkelblau gekleidet, ein sehr dunkles Indigo. Auf dem Kopf hat sie einen weißen Schleier, den man erst sieht, als sie den Mantel ablegt, der auch ihr Haupt bedeckt. Ihr Gesicht ist sehr mager geworden. Sie scheint gealtert und sehr traurig, obgleich sie sanft lächelt. Sie ist sehr bleich. Auch die Bewegungen sind müde und unsicher, wie die eines in Gedanken versunkenen Menschen.

Durch die halbgeöffnete Tür sehe ich den Besitzer des Hauses, der hin-und hergeht im Gang und im Abendmahlsaal, diesen hell erleuchtet und alle Arme des Leuchters anzündet. Dann geht er an die Tür zur Straße und öffnet sie. Jesus und die Apostel kommen herein. Ich sehe, daß es Abend ist, denn die Schatten der Nacht sinken schon hernieder in der engen Gasse zwischen den hohen Häusern. Alle Apostel sind bei ihm.

Jesus grüßt den Eigentümer mit seinem üblichen Gruß: »Der Friede sei mit diesem Haus«, und während die Apostel in den Abendmahlsaal hinuntergehen, betritt er den Raum, in dem sich Maria befindet.

Die frommen Frauen grüßen mit tiefer Ehrerbietung, gehen hinaus und schließen die Tür, um Mutter und Sohn allein zu lassen.

Jesus umarmt seine Mutter und küßt sie auf die Stirn. Maria küßt zuerst die Hand ihres Sohnes und dann seine rechte Wange. Jesus fordert Maria auf, sich zu setzen und setzt sich dann neben sie auf einen Hocker. Er fordert sie auf, sich zu setzen und hält dabei ihre

Hand; und er läßt sie auch nicht los, als Maria sich gesetzt hat.

Auch Jesus ist gedankenverloren, traurig und nachdenklich, obwohl er sich bemüht zu lächeln. Maria beobachtet ihn angstvoll. Arme Mama, die durch die Gnade Gottes und durch die Liebe die Bedeutung dieser Stunde erfaßt. Ihr Gesicht verkrampft sich vor Schmerz, und ihre Augen weiten sich in einer inneren angstvollen Schau. Aber sie macht keine Szene. Sie ist majestätisch wie ihr Sohn. Er spricht zu ihr. Er grüßt sie und empfiehlt sich ihrem Gebet.

»Mama, ich bin gekommen, um Kraft und Trost bei dir zu holen. Ich bin wie ein kleines Kind, Mama, das das Herz der Mutter für seinen Schmerz braucht und den Schoß der Mutter, um Kraft zu schöpfen. Ich bin in dieser Stunde wieder dein kleiner Jesus von einst. Ich bin nicht der Meister, Mama. Ich bin nur dein Sohn, wie in Nazaret, als ich noch klein war, wie in Nazaret vor dem Ende des verborgenen Lebens. Ich habe nur dich. Die Menschen sind in diesem Augenblick keine Freunde deines Jesus und nicht treu. Sie haben nicht einmal den Mut zum Guten. Nur die Bösen sind ausdauernd und stark in ihren bösen Werken. Aber du bist mir treu und bist in dieser Stunde meine Stärke, Mama. Hilf mir mit deiner Liebe und deinem Gebet. Von all denen, die mich mehr oder weniger lieben, weißt nur du in dieser Stunde zu beten. Zu beten und zu verstehen. Die anderen feiern und sind ganz von festlichen Gedanken oder verbrecherischen Plänen erfüllt, während ich aus so vielen Gründen leide. Viele Dinge werden nach dieser Stunde sterben. Unter anderem der schwache Mensch in ihnen. Dann werden sie meiner würdig sein, alle, bis auf den, der verloren ist und den keine Macht wenigstens zur Reue zurückzuführen vermag. Aber jetzt sind sie noch schwerfällige Menschen, die nicht fühlen, daß ich sterbe, während sie jubeln und glauben, daß mein Triumph näher denn je bevorsteht. Die Hosanna von vor wenigen Tagen haben sie trunken gemacht. Mama, für diese Stunde bin ich gekommen, und aus der Sicht des Übernatürlichen gehe ich ihr freudig entgegen. Aber mein Inneres fürchtet sie auch, denn dieser Kelch heißt: Verrat, Ver-

leugnung, Gewalt, Lästerung und Verlassenheit. Steh mir bei, Mama. Wie damals, als dein Gebet den Heiligen Geist auf dich herabgerufen hat und du dadurch der Welt den von den Völkern Erwarteten geschenkt hast. Ziehe nun auf deinen Sohn die Kraft herab, die mir hilft, das Werk zu vollbringen, um dessentwillen ich gekommen bin. Mama, leb wohl. Segne mich, Mama; auch anstelle des Vaters. Und verzeihe allen. Wir wollen miteinander verzeihen. Schon jetzt wollen wir unseren Peinigern verzeihen.«

Jesus ist, während er gesprochen hat, zu Füßen seiner Mutter auf die Knie gesunken, schaut sie an und umarmt sie.

Maria weint lautlos, das Antlitz leicht erhoben in einem stillen Gebet zu Gott. Die Tränen rinnen über die bleichen Wangen und fallen in ihren Schoß und auf das Haupt Jesu, das an ihrem Herzen ruht. Maria legt ihre Hand auf das Haupt Jesu, wie um es zu segnen, und beugt sich dann hinab, um sein Haar zu küssen. Sie streichelt sein Haar, seine Schultern und seine Arme, nimmt dann sein Antlitz in die Hände, wendet es zu sich und drückt es an ihr Herz. Sie küßt ihn nochmals unter Tränen auf die Stirn, die Wangen und die schmerzerfüllten Augen und wiegt das arme, müde Haupt, als ob er ein Kind wäre, so wie ich sie in der Höhle das göttliche Kind habe in den Schlaf wiegen sehen. Aber diesmal singt sie nicht. Sie sagt nur mit herzerreißender Stimme: »Sohn! Sohn! Jesus! Mein Jesus!«

Schließlich erhebt sich Jesus wieder. Er bringt seinen Mantel in Ordnung, bleibt vor Maria stehen, die immer noch weint, und segnet sie seinerseits. Dann geht er zur Tür. Vor dem Hinausgehen sagt er: »Mama, ich werde noch einmal kommen, bevor ich *mein* Pascha feiere. Warte auf mich und bete.« Und er geht hinaus.

660 Das Paschamahl

Es beginnt das Leiden des Gründonnerstag.

Die Apostel, zehn von ihnen, sind eifrig mit der Vorbereitung des Abendmahlsaales beschäftigt. Judas ist auf den Tisch geklettert

und sieht nach, ob alle Behälter des großen Leuchters mit Öl gefüllt sind. Der Leuchter gleicht einer doppelten Fuchsienblüte, denn fünf Lämpchen in Form von Blütenblättern sitzen rings um einen Stiel. Darunter ist eine zweite Reihe, ein Krönchen aus kleinen Flammen, und ganz unten schließlich hängen an Ketten drei noch kleinere Lämpchen, die die Staubgefäße der leuchtenden Blume bilden. Dann springt Judas mit einem Satz herunter und hilft Andreas, das Geschirr künstlerisch auf dem Tisch zu verteilen, nachdem sie zuvor eine kostbare Tischdecke ausgebreitet haben. Ich höre Andreas sagen: »Was für eine herrliche Leinwand.«

Und Iskariot: »Eine der besten des Lazarus. Marta wollte sie unbedingt bringen.«

»Und diese Kelche, und diese Amphoren!« bemerkt Thomas, der den Wein in die kostbaren Krüge geschüttet hat und sie nun betrachtet, sich in den schlanken Rundungen spiegelt und die ziselierten Griffe mit Kennerblick liebkost.

»Wer weiß, wieviel sie wert sind«, bemerkt Judas Iskariot.

»Sie sind gehämmert. Mein Vater wäre begeistert. Silber und Gold in Folien lassen sich leicht biegen, wenn sie heiß sind. Aber wenn man sie so verarbeitet ... In einem Augenblick kann man alles zerstören. Ein ungeschickter Schlag genügt. Da braucht es Kraft und Gewandtheit zugleich. Siehst du die Griffe? Herausgearbeitet. Nicht angelötet. Etwas für Reiche ... Von der groben Vorarbeit und dem Feilen ist keine Spur mehr zu sehen. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst.«

»Und ob ich dich verstehe! Es ist wie bei einem Bildhauer.«

»Genau so.«

Alle bewundern die Amphore. Dann kehren sie zu ihrer Arbeit zurück. Die einen stellen die Stühle auf, die anderen bereiten die Anrichten vor.

Petrus und Simon kommen gleichzeitig herein.

»Oh, da seid ihr endlich! Wo wart ihr denn schon wieder? Nachdem wir mit dem Meister hier angekommen sind, seid ihr noch einmal verschwunden«, sagt Iskariot.

»Noch eine Obliegenheit vor dem Mahl«, antwortet Simon kurz.

»Hast du Kummer?«

»Ich glaube, daß wir bei dem, was wir in diesen Tagen gehört haben, und aus dem Mund, der nie lügt, allen Grund dazu haben.«

»Und bei dem Gestank von . . . Petrus, rei dich zusammen«, murmelt Petrus zwischen den Zähnen.

»Auch du . . . ! Du scheinst mir seit einigen Tagen von Sinnen zu sein. Du hast das Gesicht eines Feldhasen, der hinter sich den Schalk spürt«, antwortet Judas Iskariot.

»Und du siehst aus wie ein scheuer Fuchs. Auch du bist seit einigen Tagen nicht besonders schön. Du schaust so eigenartig drein. Du schielst direkt . . . Wen erwartest du oder wen hoffst du zu sehen? Du scheinst selbstsicher, willst selbstsicher erscheinen, aber du gleichst einem, der Angst hat«, entgegnet Petrus.

»Oh, was die Angst betrifft: Auch du bist gewiß kein Held!«

»Keiner von uns ist es, Judas. Du trägst den Namen des Makka-bers, aber du bist kein Held. Mein Name bedeutet: „Gott erweist Gnade“, aber ich schwöre dir, innerlich zittere ich wie einer, der das Unglück mit sich herumträgt und der vor allem bei Gott in Ungnade gefallen ist. Simon des Jona, der den Namen „der Fels“ erhalten hat, ist nun weich geworden wie Wachs über dem Feuer. Und sein Wille reicht nicht aus, daß er sich wieder faßt. Und wer hat ihn je ängstlich gesehen beim schlimmsten Sturm? Matthäus, Bartholomäus und Philippus gleichen Schlafwandlern. Mein Bruder und Andreas seufzen nur noch. Schau dir die beiden Vettern an, sie leiden nicht nur aus Liebe zum Meister, sondern auch als Verwandte. Sie gleichen schon alten Männern. Thomas hat seinen ganzen Frohsinn verloren. Simon scheint wieder der Aussätzige von vor drei Jahren zu sein, so sehr hat ihn der Schmerz angegriffen, ich würde sagen, ausgehöhlt, entmutigt«, antwortet ihm Johannes.

»Ja, *er* hat uns alle angesteckt mit seiner Melancholie«, bemerkt Iskariot.

»Mein Vetter Jesus, mein und euer Meister und Herr, ist und

ist auch wieder nicht melancholisch. Wenn du damit meinst, daß er traurig ist über den allzu großen Schmerz, den ihm ganz Israel zufügt und den wir sehen, und über den anderen verborgenen Schmerz, den nur er kennt, dann sage ich dir: „Du hast recht.“ Aber wenn du mit diesem Wort sagen willst, daß er verrückt ist, dann verbiete ich dir das«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Ist eine melancholische fixe Idee nicht Verrücktheit? Ich habe auch die weltlichen Wissenschaften studiert und kenne mich aus. Er hat zu viel gegeben. Nun ist sein Geist müde.«

»Das heißt wohl, daß er schwachsinnig geworden ist, nicht wahr?« fragt der andere Vetter Judas anscheinend ganz ruhig.

»Genau das! Dein Vater, der Gerechte seligen Angedenkens, dem du so sehr gleichst in deiner Gerechtigkeit und Weisheit, hat es richtig gesehen. Jesus – und das ist das traurige Schicksal vornehmer, aber zu alter und auch geistig altersschwacher Familien – hat immer zu dieser Krankheit geneigt. Zuerst hat sie sich nur wenig bemerkbar gemacht, dann immer stärker. Du hast ja gesehen, wie er Pharisäer und Schriftgelehrte, Sadduzäer und Herodianer angegriffen hat. Er macht sich selbst das Leben schwer und wirft sich Prügel in den Weg. Er selbst tut es. Wir ... wir haben ihn so sehr geliebt, daß uns die Liebe blind gemacht hat. Aber die, die ihn nicht so abgöttisch liebten: dein Vater, dein Bruder Josef und vor allen anderen Simon, haben richtig gesehen ... Die Augen hätten uns aufgehen sollen bei ihren Worten. Dagegen haben wir uns vom sanften Zauber eines Kranken verführen lassen. Und nun ... Au!«

Judas Thaddäus, der so groß ist wie Iskariot, ihm genau gegenübersteht und ihm anscheinend ruhig zuhört, fährt plötzlich auf und schleudert Judas mit einer gewaltigen Ohrfeige rücklings auf einen der Sitze. Dann beugt er sich über den Feigling, der sich nicht wehrt, da er vielleicht fürchtet, Thaddäus könnte sein Verbrechen kennen, und zischt ihm ins Gesicht: »Das ist für den Schwachsinn, du Schlange! Nur weil Pascha ist und er nebenan, schlage ich dich nicht in Stücke! Aber merke es dir, merke es dir gut! Wenn ihm

etwas zustößt und er nicht mehr da ist, um mich in Schach zu halten, dann kann dir niemand mehr helfen. Es ist, als hätte man dir schon die Schlinge um den Hals gelegt, und meine ehrlichen und starken Handwerkerhände eines Galiläers und Abkömmlings des Siegers über Goliath werden sie zuziehen! Steh auf, du schamloser Feigling! Und richte dich danach!«

Judas steht auf, ganz grün im Gesicht, aber ohne die geringste Reaktion. Und was mich am meisten verwundert, keiner protestiert gegen das ungewohnte Benehmen des Thaddäus. Im Gegenteil ... Es ist offensichtlich, daß alle damit einverstanden sind.

Kaum ist die Ruhe wiederhergestellt, kommt Jesus herein. Er erscheint auf der Schwelle der kleinen Tür, die für ihn fast nicht hoch genug ist, betritt die kleine Plattform, breitet die Arme aus und sagt mit seinem sanften, traurigen Lächeln: »Der Friede sei mit euch!« Seine Stimme ist müde, wie die eines Menschen, der seelisch und körperlich leidet.

Er steigt die sechs Stufen hinunter und streichelt das blonde Haupt des Johannes, der ihm entgegengeeilt ist. Er lächelt, als ob er von nichts wüßte, seinem Vetter Judas zu und sagt zu dem anderen Vetter: »Deine Mutter läßt dich bitten, sanftmütig mit Josef zu sein. Er hat die Frauen nach mir und nach dir gefragt. Es tut mir leid, daß ich ihn nicht begrüßen konnte.«

»Das kannst du morgen noch tun.«

»Morgen? ... Aber es wird noch Zeit sein, ihn zu sehen ... Oh, Petrus! Endlich können wir etwas beisammen sein. Seit gestern kommst du mir wie ein Irrlicht vor. Ich sehe dich, dann sehe ich dich wieder nicht. Heute kann ich fast sagen, dich verloren zu haben. Auch dich, Simon.«

»Unsere mehr weißen als schwarzen Haare können dir die Sicherheit geben, daß wir uns nicht aus fleischlichem Hunger entfernt haben«, sagt Simon ernst.

»Was das betrifft ... kann man diesen Hunger in jedem Alter haben ... Die Alten sind oft schlimmer als die Jungen ... « sagt Iskariot in beleidigendem Ton.

Simon schaut ihn an und will etwas entgegnen. Aber auch Jesus schaut ihn an und sagt: »Hast du Zahnschmerzen? Deine rechte Wange ist rot und geschwollen.«

»Ja, ich habe Schmerzen. Aber es ist nicht der Rede wert.«

Die anderen sagen nichts, und die Sache ist beendet.

»Habt ihr alles erledigt, was zu tun war? Du, Matthäus? Und du, Andreas? Und du, Judas, hast du an das Opfer für den Tempel gedacht?«

Sowohl die beiden ersteren als auch Iskariot antworten: »Wir haben alles getan, was du uns für heute aufgetragen hast. Sei beruhigt.«

»Ich habe die ersten Früchte des Lazarus zu Johanna des Chuza gebracht. Für die Kinder. Sie haben mir gesagt: „Aber die Äpfel damals waren besser.“ Sicher, sie hatten den Geschmack des Hungers. Und es waren deine Äpfel!« sagt Johannes lächelnd und verträumt.

Auch Jesus lächelt bei der Erinnerung ...

»Ich habe Nikodemus und Josef gesehen«, sagt Thomas.

»Du hast sie gesehen? Du hast mit ihnen gesprochen?« fragt Iskariot mit übertriebenem Interesse.

»Ja. Was ist daran sonderbar? Josef ist ein guter Kunde meines Vaters.«

»Du hast das vorher nicht gesagt ... Deshalb war ich erstaunt ...!« Judas versucht die merkwürdige Angst zu vertuschen, die ihm die Begegnung von Josef und Nikodemus mit Thomas eingejagt hat.

»Es wundert mich, daß sie nicht hergekommen sind, um dir zu huldigen. Sie nicht, Chuza nicht, Manaen nicht ... Keiner von ... «

Doch Iskariot unterbricht Bartholomäus mit einem falschen Lachen und sagt: »Das Krokodil zieht sich rechtzeitig in seinen Schlupfwinkel zurück.«

»Was willst du damit sagen? Worauf spielst du an?« fragt Simon so aggressiv wie nie zuvor.

»Friede! Friede! Was habt ihr denn? Es ist der Abend des Paschafe-

stes. Noch nie haben wir das Lamm in einem so würdigen Rahmen verzehrt. Nehmen wir also das Abendmahl im Geist des Friedens ein. Ich sehe, daß ich euch mit meinen Unterweisungen der letzten Abende sehr beunruhigt habe. Aber wie ihr seht, habe ich sie beendet. Nun werde ich euch nicht mehr beunruhigen. Es ist zwar noch nicht alles gesagt, was sich auf mich bezieht. Nur das Wesentliche. Das übrige werdet ihr später verstehen. Es wird euch gesagt werden ... Ja, es wird einer kommen, der es euch sagt. Johannes, geh mit Judas und einigen anderen und hole die Becken für die Reinigung. Dann wollen wir uns zu Tisch setzen.« Jesus ist von einer ergreifenden Sanftmut.

Johannes, Andreas, Judas Thaddäus und Jakobus bringen das große Becken, gießen Wasser hinein und reichen Jesus und den Gefährten die Handtücher. Danach machen sie es umgekehrt und stellen dann das metallene Becken in eine Ecke.

»Und nun jeder an seinen Platz. Ich hier, Johannes zu meiner Rechten, auf der anderen Seite mein getreuer Jakobus – die beiden ersten Jünger. Nach Johannes mein starker Fels, und nach Jakobus jener, der der Luft gleicht. Man bemerkt ihn nicht, aber er ist immer da und spendet Trost: Andreas. Neben ihm mein Vetter Jakobus. Du bist nicht betrübt, mein lieber Bruder, wenn ich die ersten Plätze den ersten Jüngern gebe? Du bist der Neffe des Gerechten, dessen Geist über mir schwebt und der mir in dieser Stunde näher ist denn je. Sei im Frieden, du Vater des schwachen Kindes, du Eiche, in deren Schatten Mutter und Sohn Erquickung fanden! Sei im Frieden ...! Nach Petrus, Simon ... Simon, komm einen Augenblick hierher. Ich will dein treues Gesicht betrachten. Später werde ich dich nur schlecht sehen können, denn andere werden mir dein ehrliches Gesicht verdecken. Danke, Simon, für alles«, und Jesus küßt ihn.

Als er ihn losläßt, geht Simon an seinen Platz und schlägt einen Augenblick, von Trauer überwältigt, die Hände vors Gesicht.

»Simon gegenüber, mein Bartholomäus. Zwei Rechtschaffene und

zwei Weise, die sich ineinander spiegeln. Sie passen gut zusammen. Daneben du, mein Bruder Judas. So kann ich dich sehen ... und glaube, in Nazaret zu sein ... als die Feste uns alle an einem Tisch vereinten ... Auch zu Kana ... Erinnerst du dich? Wir waren beisammen. Ein Fest ... ein Hochzeitsfest ... das erste Wunder ... das in Wein verwandelte Wasser ... Auch heute ein Fest ... Und auch heute wird es ein Wunder geben ... Der Wein wird sich verwandeln ... und wird zu ... «

Jesus versinkt in Gedanken. Mit seinem gebeugten Haupt scheint er allein zu sein in seiner verborgenen Welt. Die anderen sehen ihn an und sagen nichts.

Dann erhebt er das Haupt wieder und sieht Judas Iskariot fest an und sagt: »Du wirst mir gegenüber sitzen.«

»So sehr liebst du mich? Mehr als Simon, da du mich immer vor Augen haben willst?«

»So sehr, du hast es gesagt.«

»Warum, Meister?«

»Weil du derjenige bist, der mehr als alle anderen zu dieser Stunde beigetragen hat.«

Judas schaut den Meister und die Gefährten mit Blicken sehr verschiedener Art an. Den Meister mit etwas ironischem Mitleid, die anderen mit sieghafter Miene.

»Und neben dir auf der einen Seite Matthäus und auf der anderen Thomas.«

»Also dann Matthäus zu meiner Linken und Thomas zu meiner Rechten.«

»Wie du willst, wie du willst«, sagt Matthäus. »Es genügt mir, wenn ich meinen Erlöser vor mir habe.«

»Zuletzt Philippus. So, seht ihr? Wer nicht die Ehre hat, an meiner Seite zu sitzen, der hat die Ehre, mir gegenüber zu sitzen.«

Jesus, der sehr gerade an seinem Platz sitzt, gießt Wein in den großen Kelch, der vor ihm steht. Alle haben hohe Kelche vor sich, aber der Kelch Jesu ist sehr viel größer als die übrigen: es muß wohl

der rituelle Kelch sein. Er erhebt den Kelch, opfert ihn und stellt ihn wieder auf den Tisch.

Alle fragen nun miteinander in psalmodierendem Ton: »Warum diese Zeremonie?« Eine formelle Frage, die zum Ritus gehört, versteht sich.

Worauf Jesus als Familienoberhaupt antwortet: »Dieser Tag erinnert uns an die Befreiung aus Ägypten. Jahwe sei gepriesen, der die Früchte des Weinstocks geschaffen hat.« Er trinkt einen Schluck von diesem aufgeopferten Wein und reicht den Kelch den anderen. Dann opfert er das Brot, bricht es und verteilt es, ebenso die Kräuter, die er in eine rötliche Sauce taucht, die sich in vier Schüsselchen befindet.

Nach Beendigung dieses Teils des Mahles singen alle im Chor Psalmen. Dann bringt man von der Anrichte die große Platte mit dem gebratenen Lamm und stellt sie vor Jesus.

Petrus, der . . . sozusagen die Hauptrolle im Chor spielt, fragt nun: »Warum dieses Lamm?«

»Zum Andenken daran, daß Israel durch das geschlachtete Lamm gerettet wurde. Kein Erstgeborener wurde getötet, wo das Blut an Türpfosten und Türsturz glänzte. Und danach, als ganz Ägypten, vom Palast bis in die elendeste Hütte, die tote Erstgeburt beweinte, zogen die Hebräer, geführt von Mose, zum Land der Freiheit und der Verheißung. Die Lenden gegürtet, Schuhe an den Füßen und den Wanderstab in den Händen, machte sich das Volk Abrahams unter Hymnen der Freude auf den Weg.«

Alle erheben sich nun und stimmen an: »Als Israel zog aus Ägypten, Jakobs Stamm aus dem fremden Volk: Zum Heiligtum ward Juda« usw. usw.

Nun zerlegt Jesus das Lamm, füllt nochmals den Kelch und reicht ihn, nachdem er getrunken hat, weiter. Sie singen jetzt: »Ihr Diener des Herrn, lobsinget dem Namen des Herrn! Der Name des Herrn sei gepriesen, jetzt und in Ewigkeit. Vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang: der Name des Herrn sei gepriesen« usw.

Jesus teilt aus und achtet darauf, daß jeder seinen Teil erhält; wie

ein Familienvater unter seinen Kindern, die er alle liebt. Er ist feierlich, ein wenig traurig, während er sagt: »Sehnlichst habe ich danach verlangt, dieses Ostermahl mit euch zu essen. Es war mein größter Wunsch seit aller Ewigkeit, da ich „der Erlöser“ war. Ich wußte, daß diese Stunde der anderen vorausgehen würde, und die Freude, mich hinzugeben, bedeutete schon im voraus Linderung meiner Leiden . . . Sehnlichst habe ich danach verlangt, mit euch dieses Ostermahl zu essen, denn nie mehr werde ich von der Frucht des Rebstocks kosten, bis das Reich Gottes gekommen ist. Dann werde ich mich erneut mit den Auserwählten zum Mahl des Lammes setzen, bei der Hochzeit der Lebenden mit dem Lebenden. Aber daran werden nur teilnehmen, die demütig und reinen Herzens gewesen sind, wie ich es bin.«

»Meister, vor kurzem hast du gesagt, wer nicht die Ehre hat, an deiner Seite zu sitzen, der hat die Ehre, dir gegenüber zu sitzen. Wie können wir also wissen, wer der erste unter uns ist?« fragt Bartholomäus.

»Alle und keiner. Einmal . . . kamen wir müde zurück . . . und waren angewidert vom Haß der Pharisäer. Aber ihr wart nicht zu müde, um darüber zu streiten, wer der größte unter euch sei . . . Ein Kind kam zu mir . . . ein kleiner Freund . . . und seine Unschuld besänftigte meinen Widerwillen gegen so vieles. Nicht zuletzt gegen eure menschliche Starrköpfigkeit. Wo bist du nun, kleiner Benjamin, mit deiner weisen Antwort, die dir vom Himmel eingegeben wurde, weil du ein Engel warst und der Geist zu dir sprach? Ich habe euch damals gesagt: „Wer der erste sein will, soll der letzte Diener aller sein.“ Und ich habe euch das weise Kind als Beispiel vor Augen gestellt. Nun sage ich euch: „Die Könige der Völker herrschen über sie. Und die unterdrückten Völker jubeln ihnen zu, obwohl sie sie hassen. Und die Könige lassen sich ‚Wohltäter‘ und ‚Vater des Vaterlandes‘ nennen, aber der Haß schwelt unter der falschen Ehrerbietung.“ Bei euch aber soll es nicht so sein, sondern der Größte unter euch werde wie der Geringste, und der Führer wie der Diener.

Denn wer ist größer? Der zu Tische sitzt oder der bedient? Der zu Tische sitzt. Und doch diene ich euch. Und bald werde ich euch noch mehr dienen. Ihr seid die, die mit mir ausgeharrt haben in meinen Prüfungen. Und ich bestimme euch einen Platz in meinem Reich, so wie ich darin König sein werde, wie es mir mein Vater bestimmt hat. Ihr sollt essen und trinken an meinem ewigen Tisch und auf Thronen sitzen, zu richten die zwölf Stämme Israels. Ihr habt mit mir ausgeharrt in meinen Prüfungen ... Nur dies macht euch groß in den Augen des Vaters.«

»Und die noch kommen werden? Werden sie keinen Platz im Reich erhalten? Nur wir allein?«

»Oh, wie viele Fürsten wird es in meinem Haus geben! Alle, die in den Prüfungen des Lebens Christus treu geblieben sind, werden Fürsten in meinem Reich sein. Denn alle, die bis zum Ende im Martyrium des irdischen Lebens ausgeharrt haben, werden euch gleich sein, die ihr mit mir in meinen Prüfungen ausgeharrt habt. Ich identifiziere mich mit meinen Gläubigen. Der Schmerz, den ich für euch und für alle Menschen auf mich nehme, ist eine Lehre für die besonders Erwählten. Wer mir im Leid treu ist, wird wie ihr, meine Erwählten, selig werden und euch gleich.«

»Wir haben bis zum Ende ausgeharrt.«

»Glaubst du, Petrus? Ich sage dir, die Stunde der Prüfung steht noch bevor. Simon, Simon des Jona, siehe, Satan hat verlangt, euch zu sieben wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebetet, auf daß dein Glaube nicht wanke. Du aber, stärke deine Brüder nach deiner Umkehr.«

»Ich weiß, daß ich ein Sünder bin. Aber ich werde dir bis zum Tod treu bleiben. Diese Sünde habe ich nicht begangen. Nie werde ich sie begehen.«

»Sei nicht überheblich, mein Petrus. Diese Stunde wird viele Dinge ändern, die zuvor so waren und nun anders sein werden. Wie viele! ... Sie bringen neue Notwendigkeiten und ziehen sie nach sich. Ihr wißt es. Ich habe euch immer gesagt, auch wenn wir durch

einsame Gegenden gingen, wo es Räuber gab: „Fürchtet euch nicht. Es wird euch nichts Böses geschehen, denn die Engel des Herrn sind bei uns. Bekümmert euch um nichts.“ Erinnert ihr euch noch daran, als ich zu euch sagte: „Sorgt euch nicht, was ihr essen oder womit ihr euch bekleiden sollt. Der Vater kennt unsere Bedürfnisse?“ Ich habe euch auch gesagt: „Der Mensch ist viel mehr als ein Sperling oder eine Blume, die heute Gras und morgen Heu ist. Und doch sorgt der Vater auch für die Blume und den Vogel. Könnt ihr also daran zweifeln, daß er für euch sorgt?“ Ich habe gesagt: „Gebt allen, die euch um etwas bitten, und dem, der euch schlägt, haltet auch die andere Wange hin.“ Ich habe gesagt: „Nehmt weder Tasche noch Stab.“ Denn ich habe euch Liebe und Vertrauen gelehrt. Aber nun . . . Nun ist eine andere Zeit. Nun frage ich euch: „Hat euch bis jetzt jemals etwas gefehlt? Seid ihr je beleidigt worden?“«

»Nichts, Meister. Und nur du bist beleidigt worden.«

»Seht ihr also, daß mein Wort Wahrheit ist? Aber nun hat der Herr alle seine Engel zurückgerufen. Nun ist die Stunde der Dämonen . . . Die Engel des Herrn bedecken ihre Augen mit ihren goldenen Flügeln. Sie verhüllen sich und bedauern, daß ihre Flügel nicht die Farbe der Trauer haben, denn dies ist die Stunde der Trauer, der grausamen Trauer, des Sakrilegs . . . Heute abend sind keine Engel auf der Erde. Sie sind am Thron Gottes, um mit ihren Gesängen die Flüche der gottesmörderischen Welt und die Klagen der Unschuldigen zu übertönen. Wir sind allein . . . Ich und ihr: allein. Und die Dämonen sind die Herren der Stunde. Daher werden wir das Äußere und die Maßstäbe der armen Menschen, die nicht lieben und mißtrauen, annehmen. Wer nun eine Tasche hat, der nehme noch einen Sack, und wer kein Schwert hat, verkaufe seinen Mantel und kaufe eines. Denn auch dies steht in der Schrift über mich geschrieben und muß sich erfüllen: „Unter die Übeltäter ward er gezählt.“ Wahrlich, ich sage euch, alles was mir bestimmt ist, kommt jetzt zu Ende.«

Simon, der sich erhoben hat und zu der Truhe gegangen ist, auf der er seinen prächtigen Mantel abgelegt hat – denn heute abend tra-

gen sie alle ihre besten Kleider und auch Dolche, verzierte, sehr kurze Dolche, eher Messer als Dolche, an den schönen Gürteln – nimmt zwei Schwerter, zwei wirkliche, lange, leicht gekrümmte Schwerter, und bringt sie Jesus: »Ich und Petrus, wir haben uns heute abend bewaffnet. Wir haben dies hier. Aber die anderen haben nur ihre kurzen Dolche.«

Jesus nimmt die Schwerter und betrachtet sie, zieht eines aus der Scheide und prüft die Klinge mit dem Fingernagel. Es ist ein sonderbarer Anblick und ein noch sonderbarer Eindruck, diese grausame Waffe in den Händen Jesu zu sehen.

»Wer hat sie euch gegeben?« fragt Iskariot, während Jesus ihn betrachtet und schweigt. Judas scheint auf glühenden Kohlen zu sitzen ...

»Wer? Erinnere dich, daß mein Vater vornehm und mächtig war.«

»Aber Petrus ... «

»Nun und? Seit wann muß ich Rechenschaft ablegen über die Geschenke, die ich meinen Freunden machen will?«

Jesus hebt das Haupt, nachdem er die Waffe wieder in die Scheide gesteckt hat. Er gibt sie dem Zeloten zurück.

»Es ist gut. Sie genügen. Du hast gut daran getan, sie mitzubringen. Aber nun, bevor wir den dritten Kelch trinken, wartet einen Augenblick. Ich habe euch gesagt, daß der Größte dem Geringsten gleich ist, und daß ich an diesem Tisch das Gewand des Dieners trage und euch noch mehr dienen werde. Bisher habe ich euch Speise gegeben und damit dem Leib gedient. Nun will ich euch eine Nahrung für die Seele geben. Es ist kein Gericht des alten Ritus. Es gehört zum neuen Ritus. Ich wollte mich taufen lassen, bevor ich der „Meister“ wurde. Um das Wort zu verkünden, genügte diese Taufe. Nun wird das Blut vergossen werden. Und auch für euch ist noch eine Waschung nötig, obwohl ihr euch schon seinerzeit beim Täufer und auch heute im Tempel gereinigt habt. Aber das genügt nicht. Unterbrecht das Mahl. Es gibt etwas Höheres und Notwendigeres als die Speise, die nur den Bauch füllt, auch wenn es eine heilige

Speise ist wie das Ostermahl. Und es ist ein reiner Geist, der bereit ist, die Gabe des Himmels zu empfangen, die schon herniedersteigt, um ihren Thron in euch zu errichten und euch das Leben zu geben; um den Reinen das Leben zu geben.«

Jesus steht auf, heißt auch Johannes aufstehen, um besser seinen Platz verlassen zu können, geht zu einer Truhe, zieht das rote Gewand aus und legt es auf den schon zusammengefalteten Mantel, bindet sich ein großes Handtuch um die Lenden und geht dann zu einem leeren und noch unbenutzten Becken. Er gießt Wasser hinein, trägt es in die Mitte des Saales und stellt es auf einen Schemel. Die Apostel schauen verwundert zu.

»Ihr fragt mich nicht, was ich tue?«

»Wir wissen es nicht. Aber ich sage dir, wir sind schon gereinigt«, antwortet Petrus.

»Und ich wiederhole dir, das spielt keine Rolle. Meine Reinigung wird jene, die schon rein sind, noch reiner machen.«

Er kniet nieder, löst Iskariot die Sandalen und wäscht ihm die Füße, einen nach dem anderen. Das ist nicht schwierig, denn die Liegen stehen so, daß die Füße nach außen zeigen. Judas ist erstaunt, sagt aber nichts. Nur als Jesus, bevor er die linke Sandale wieder anlegt und aufsteht, den rechten, schon bekleideten Fuß küssen will, zieht Judas ihn so heftig zurück, daß er mit der Sohle den göttlichen Mund trifft. Er tut es, ohne es zu wollen, und es ist kein starker Stoß. Aber er schmerzt mich sehr. Jesus lächelt und zu dem Apostel, der ihn fragt: »Habe ich dir wehgetan? Das habe ich nicht gewollt . . . Verzeih!«, sagt er: »Nein, Freund, du hast es ohne böse Absicht getan, und das tut nicht weh.« Judas sieht ihn an. Es ist ein unruhiger, ausweichender Blick . . .

Jesus geht nun zu Thomas, dann zu Philippus . . . Nun geht er um die Schmalseite des Tisches herum und kommt zu seinem Vetter Jakobus. Er wäscht ihn und küßt ihn dann beim Aufstehen auf die Stirn. Er kommt zu Andreas, der rot vor Scham ist und gegen die Tränen ankämpft. Er wäscht und liebkost ihn wie ein Kind. Dann

ist Jakobus des Zebedäus an der Reihe, der nur ständig murmelt: »Oh, Meister! Meister! Meister! So demütigt sich mein höchster Meister!« Johannes hat schon seine Sandalen gelöst, und während Jesus sich bückt, um seine Füße abzutrocknen, küßt Johannes ihn auf den Scheitel. Aber Petrus! ... Es ist nicht leicht, ihn von der Notwendigkeit dieses Ritus zu überzeugen.

»Du mir die Füße waschen? Gar nicht daran zu denken! Solange ich lebe, werde ich dies nie erlauben! Ich bin ein Wurm, und du bist Gott. Jeder an seinem Platz.«

»Was ich jetzt tue, kannst du noch nicht verstehen. Aber später wirst du es verstehen. Laß mich nur gewähren.«

»Alles, was du willst. Meister. Willst du mir den Hals abschneiden, dann tue es. Aber die Füße wäschst du mir nicht.«

»Oh, mein Simon, weißt du nicht, daß du keinen Anteil an meinem Reich haben wirst, wenn ich dich nicht wasche?! Simon, Simon! Du hast dieses Wasser nötig für deine Seele und den weiten Weg, den du gehen mußt. Willst du nicht mit mir kommen? Wenn ich dich nicht wasche, kommst du nicht in mein Reich.«

»Oh, mein gepriesener Herr! Dann wasche mich nur ganz! Füße, Hände und Haupt!«

»Wer, wie ihr, ein Bad genommen hat, braucht nur noch die Füße zu waschen. Dann ist er vollkommen rein. Die Füße ... Der Mensch geht mit den Füßen durch den Schmutz. Aber das wäre noch wenig, denn ich habe euch bereits gesagt: nicht das, was mit der Nahrung hinein- und herauskommt, verunreinigt, und nicht der Staub der Straße an den Füßen befleckt den Menschen, sondern was in seinem Herzen gärt und reift und dort herauskommt verunreinigt seine Werke und seine Glieder. Die Füße des Menschen mit unreinem Herzen gehen zur Prasserei, zur Unzucht, zu unerlaubten Geschäften, zum Verbrechen ... Daher sind es von allen Gliedern des Leibes die Füße, die am meisten der Reinigung bedürfen ... zusammen mit den Augen, dem Mund ... Oh, Mensch! Mensch! Einst ein vollkommenes Geschöpf! Am ersten Tag. Und dann durch den Verführer so verdor-

ben! Keine Bosheit war in dir, o Mensch, und keine Sünde! . . . Und nun? Du bist ganz Bosheit und Sünde, und es ist kein Teil an dir, der nicht sündigt!«

Jesus hat Petrus die Füße gewaschen und geküßt, und der Apostel weint und ergreift mit seinen großen Händen die beiden Hände Jesu, legt sie auf seine Augen und küßt sie dann.

Auch Simon hat seine Sandalen ausgezogen und läßt sich wortlos die Füße waschen. Aber dann, als Jesus zu Bartholomäus gehen will, kniet Simon nieder und küßt seine Füße mit den Worten: »Reinige mich vom Aussatz der Sünde, wie du mich vom Aussatz des Leibes gereinigt hast, damit ich in der Stunde des Gerichtes nicht beschämt werde, mein Erlöser!«

»Fürchte nicht, Simon. Du wirst in die himmlische Stadt eingehen, so rein und weiß wie der Schnee der Berge.«

»Und ich, Herr? Was sagst du deinem alten Bartholomäus? Du hast mich im Schatten des Feigenbaumes gesehen und in meinem Herzen gelesen. Und nun, was siehst du, und wo siehst du mich? Beruhige einen armen Greis, der fürchtet, keine Kraft und Zeit mehr zu haben, um so zu werden, wie du uns haben willst!« Bartholomäus ist zutiefst erschüttert.

»Auch du, fürchte nicht. Ich habe damals gesagt: „Siehe, ein wahrer Israelit, an dem kein Falsch ist.“ Nun sage ich: „Siehe, ein wahrer Christ, der Christi würdig ist.“ Wo ich dich sehe? Auf einem ewigen Thron, mit Purpur bekleidet. Ich werde immer mit dir sein.«

Nun ist Judas Thaddäus an der Reihe. Als er Jesus zu seinen Füßen sieht, kann er sich nicht mehr beherrschen. Er neigt das Haupt auf seinen auf den Tisch gestützten Arm und weint.

»Weine nicht, mein lieber Bruder. Nun gleichst du einem, der die Abtrennung eines Gliedes erliden muß und glaubt, es nicht ertragen zu können. Aber es wird nur ein kurzer Schmerz sein. Dann . . . oh, dann wirst du glücklich sein, denn du liebst mich. Du heißt Judas und du bist wie unser großer Judas: ein Riese. Du bist der, der beschützt. Deine Taten sind die eines brüllenden Löwen und Lö-

wenigen. Du wirst die Gottlosen beschämen, die vor dir zurückweichen werden, und die Ungerechten werden vor dir zuschanden werden. Ich weiß es. Sei stark! Eine ewige Vereinigung wird unsere Verwandtschaft im Himmel noch enger und vollkommener werden lassen.« Jesus küßt ihn, wie den anderen Vetter, auf die Stirn.

»Ich bin ein Sünder, Meister. Mir nicht . . .«

»Du *warst* ein Sünder, Matthäus. Nun bist du der Apostel. Du bist eine meiner „Stimmen“. Ich segne dich. Diese Füße, welche weiten Weg sind sie gegangen, vorwärts, zu Gott . . . Die Seele hat sie geführt, und sie haben jeglichen Weg verlassen, der nicht mein Weg war. Gehe weiter. Weißt du, wo der Weg endet? Am Herzen meines und deines Vaters.«

Jesus ist fertig. Er nimmt das Handtuch ab, wäscht sich in sauberem Wasser die Hände, legt das Oberkleid wieder an, kehrt an seinen Platz zurück, setzt sich und sagt: »Nun seid ihr rein. Aber nicht alle. Nur die, die den Willen haben, es zu sein.«

Jesus schaut Judas Iskariot fest an, der vorgibt, nichts zu hören, und gerade Matthäus erklärt, wie sein Vater beschloß, ihn nach Jerusalem zu schicken. Ein unnützes Gespräch, mit dem Judas nur bezweckt, sich Haltung zu geben, denn er muß sich sehr unwohl fühlen, trotz aller Frechheit.

Jesus füllt zum dritten Mal den gemeinsamen Kelch. Er trinkt daraus und gibt ihn weiter. Dann stimmt er den Psalm an und die anderen fallen ein: »Ich liebe den Herrn, denn er hörte die Stimme meines Flehens. Er neigte sein Ohr mir zu. Alle Tage meines Lebens rufe ich ihn an. Mich umwanden die Stricke des Todes«, usw. Ein Augenblick Pause. Dann fängt Jesus wieder zu singen an: »Ich war voll Vertrauen, auch wenn ich sagte: Gar tief bin ich niedergebeugt. Ich sprach in meiner Bestürzung: Die Menschen alle, sie trügen!« Er schaut Judas fest an. Die heute abend müde Stimme meines Jesus wird kräftiger, als er nun ausruft: »Gar kostbar in den Augen des Herrn ist der Tod seiner Heiligen. Du hast gelöst meine Fessel. Dir will ich weihen das Opfer des Lobes, und anrufen will ich den Na-

men des Herrn« usw. usw. Nach einer weiteren kurzen Pause fährt er fort: »Lobet den Herrn, ihr Nationen, ihr Völker alle, lobpreiset ihn! Denn mächtig waltet über uns seine Gnade, und seine Wahrheit währet ewiglich.« Noch eine kurze Pause, dann ein langer Lobgesang: »Danket dem Herrn, denn er ist gut und ewig währet sein Erbarmen . . . «

Judas Iskariot singt so falsch, daß Thomas ihm zweimal mit seinem mächtigen Bariton den Ton angibt und ihn dabei fest anschaut. Auch die anderen schauen ihn an, denn im allgemeinen singt er immer richtig, und ich habe bemerkt, daß er sich ebenso etwas auf seine Stimme zugute tut wie auf vieles andere. Aber heute abend! Manche Sätze bringen ihn so aus der Fassung, daß er völlig falsch singt, und ebenso einige Blicke Jesu, die diese Sätze noch unterstreichen. Einer davon ist: »Besser, seine Zuflucht nehmen zum Herrn, als zu bauen auf Menschen.« Ein anderer ist: »Gestoßen ward ich, ich sollte fallen; der Herr aber stand mir bei.« Noch ein anderer ist: »Ich werde nicht sterben, ich lebe, und künden will ich die Taten des Herrn.« Und endlich die beiden, bei denen dem Verräter die Stimme gänzlich im Hals steckenbleibt: »Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, er ist zum Eckstein geworden« und »Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn.«

Als der Psalm zu Ende ist und Jesus noch einmal Stücke von dem Lamm abschneidet und verteilt, fragt Matthäus Judas Iskariot: »Geht es dir nicht gut?«

»Nein. Laß mich in Ruhe. Kümmere dich nicht um mich.«

Matthäus zuckt die Achseln.

Johannes, der zugehört hat, sagt: »Auch dem Meister geht es nicht gut. Was hast du, mein Jesus? Deine Stimme ist schwach. Wie die eines Kranken oder eines Menschen, der viel geweint hat«, und er umarmt ihn und legt sein Haupt an Jesu Brust.

»Er hat nur viel geredet, und ich bin viel gelaufen und habe mich erkältet«, sagt Judas nervös.

Ohne darauf einzugehen, sagt Jesus zu Johannes: »Du kennst mich nun . . . und du weißt, was mich müde macht . . . «

Das Lamm ist beinahe aufgegessen. Jesus, der nur sehr wenig gegessen und von jedem Kelch nur einen Schluck Wein genommen hat, stattdessen aber viel Wasser trinkt, als ob er Fieber hätte, beginnt nun wieder zu reden: »Ich will, daß ihr meine Geste von zuvor versteht. Ich habe euch gesagt, daß der Erste wie der Letzte ist, und daß ich euch eine Speise geben werde, die nicht für den Leib ist. Eine Speise der Demut habe ich euch gegeben. Für eure Seele. Ihr nennt mich: Meister und Herr. Ihr habt recht, denn ich bin es. Wenn ich euch nun die Füße gewaschen habe, so müßt auch ihr einander die Füße waschen. Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr tut wie ich. Wahrlich, ich sage euch: Der Knecht ist nicht mehr als sein Herr und der Apostel nicht mehr als der, der ihn zum Apostel gemacht hat. Versucht, diese Dinge zu verstehen. Wenn ihr sie versteht und danach handelt, werdet ihr selig sein. Aber nicht alle werdet ihr selig sein. Ich kenne euch. Ich weiß, wen ich erwählt habe. Nicht von euch allen spreche ich. Aber ich sage die Wahrheit. Andererseits muß sich erfüllen, was über mich geschrieben steht: „Der mein Brot ißt, hat seine Ferse wider mich erhoben.“ Alles sage ich euch, ehe es eintritt, damit ihr nicht an mir zweifelt. Wenn alles erfüllt ist, wird euer Glaube, daß ich bin, der ich bin, noch stärker sein. Wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat: den heiligen Vater, der im Himmel ist. Wer einen aufnimmt, den ich sende, der nimmt mich auf. Denn ich bin im Vater, und ihr seid in mir ... Aber nun wollen wir den Ritus beenden.«

Er gießt wieder Wein in den großen Kelch. Bevor er aber trinkt und den anderen den Kelch reicht, steht er auf – alle folgen seinem Beispiel – und singt noch einmal einen der Psalmen von zuvor: »Ich war voll Vertrauen, auch wenn ich sagte ... « und dann einen, der endlos zu sein scheint. Er ist schön, aber endlos! Ich glaube ihn als den Psalm 118 zu erkennen, wegen seiner Anfangsworte und seiner Länge. Einen Teil singen sie alle zusammen. Dann singt einer ein Distichon und die anderen ein Stück im Wechsel, und so bis zum Ende. Ich wundere mich nicht, daß sie am Ende Durst haben!

Jesus setzt sich. Er streckt sich nicht aus, sondern setzt sich so wie wir und sagt: »Nun, da der alte Ritus beendet ist, feiere ich den neuen Ritus. Ich habe euch ein Wunder der Liebe versprochen. Nun ist die Stunde, es zu wirken. Deshalb habe ich dieses Paschafest herbeigesehnt. Von nun an ist dies die Opfertgabe, die in einem ewigen Ritus der Liebe dargebracht werden wird. Ich habe euch mein ganzes irdisches Leben lang geliebt, meine Freunde. Ich habe euch seit aller Ewigkeit geliebt, meine Kinder. Ich will euch lieben bis ans Ende. Es gibt nichts Größeres als dies. Denkt daran. Ich gehe von euch. Doch durch das Wunder, das ich nun wirke, werden wir für immer vereint bleiben.«

Jesus nimmt ein noch ganzes Brot und legt es auf den vollen Kelch. Er segnet und opfert beides, bricht dann das Brot in dreizehn Stücke, gibt jedem Apostel eines und sagt: »Nehmet und esset. Das ist mein Leib. Tut dies zu meinem Gedächtnis, denn ich verlasse euch.«

Dann reicht er ihnen den Kelch und sagt: »Nehmet und trinket. Das ist mein Blut. Das ist der Kelch des neuen Bundes in meinem Blut und durch mein Blut, das für euch zur Vergebung eurer Sünden vergossen wird. Tut dies zu meinem Gedächtnis.«

Jesus ist todtraurig. Jegliche Spur eines Lächelns, aller Glanz und alle Farbe sind aus seinem Gesicht gewichen. Es ist schon von Todesangst gezeichnet. Die Apostel betrachten ihn bange.

Jesus erhebt sich und sagt: »Bleibt sitzen. Ich komme sofort zurück.« Er nimmt das dreizehnte Brotstückchen und den Kelch und verläßt den Saal.

»Er geht zur Mutter«, flüstert Johannes.

Judas Thaddäus seufzt: »Arme Frau!«

Petrus fragt leise: »Glaubst du, sie weiß es?«

»Sie weiß alles. Sie hat immer alles gewußt.«

Alle sprechen sie so leise, als ob ein Toter im Raum wäre.

»Aber glaubt ihr, daß er wirklich . . . « fragt Thomas, der es immer noch nicht fassen kann.

»Du zweifelst noch daran? Es ist seine Stunde«, antwortet ihm Jakobus des Zebedäus.

»Gott möge uns die Kraft geben, ihm treu zu bleiben«, sagt der Zelote.

»Oh, ich ... « will Petrus eben sagen. Aber Johannes, der achtgibt, sagt: »Pst! Er kommt.«

Jesus kommt wieder herein. Er hat den leeren Kelch in der Hand. Auf seinem Grund ist noch eine Spur Wein zurückgeblieben und im Schein der Lampe sieht er wirklich wie Blut aus.

Judas Iskariot, der den Kelch vor sich hat, schaut ihn wie gebannt an und wendet dann den Blick ab. Jesus bemerkt es, und ein Schauer läuft über seinen Körper, den Johannes, der sich wieder an seine Brust gelehnt hat, spürt. »Aber, du zitterst ja ... « ruft er aus.

»Nein, ich zittere nicht im Fieber ... Ich habe euch alles gesagt und alles gegeben. Mehr konnte ich euch nicht geben. Mich selbst habe ich euch gegeben.«

Er macht die sanfte Bewegung seiner Hände, bei der er sie zuerst faltet, dann öffnet und etwas ausstreckt, während er das Haupt senkt, als wollte er sagen: »Verzeiht, wenn ich nicht mehr kann. So ist es.«

»Alles habe ich euch gesagt, und alles habe ich euch gegeben. Ich wiederhole euch, der neue Ritus ist erfüllt. Tut dies zu meinem Gedächtnis. Ich habe euch die Füße gewaschen, um euch zu lehren, rein und demütig zu sein wie euer Meister. Denn wahrlich, ich sage euch, wie der Meister ist, so sollen auch die Jünger sein. Denkt daran, denkt daran. Auch wenn ihr oben sein werdet, denkt daran. Kein Jünger ist mehr als der Meister. Wie ich euch gewaschen habe, so tut es auch gegenseitig. Das heißt, liebt einander wie Brüder, hilft einander, achtet euch gegenseitig und gebt einander ein gutes Beispiel. Seid rein. Um würdig das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist, zu essen, damit ihr durch dieses Brot die Kraft erhaltet, meine Jünger zu sein in einer feindlichen Welt, die euch um meines Namens willen hassen wird. Aber einer von euch ist nicht rein. Einer von euch wird mich verraten. Daher ist meine Seele erschüttert ... Die Hand meines Verräters ist mit mir auf dem Tisch, und weder

meine Liebe, noch mein Fleisch und Blut, noch mein Wort können ihn ändern und zur Reue bewegen. Ich würde ihm verzeihen und auch für ihn in den Tod gehen.«

Die Jünger sehen sich entsetzt an. Sie prüfen sich gegenseitig mißtrauisch. Petrus durchbohrt Judas mit Blicken und erinnert sich an alle seine Zweifel. Judas Thaddäus springt auf die Füße und schaut Iskariot über Matthäus hinweg an.

Aber Judas gibt sich so sicher. Er sieht nun seinerseits Matthäus an, so als würde er ihn verdächtigen. Dann schaut er Jesus lächelnd an und fragt: »Bin ich es etwa?« Es scheint, daß er seiner eigenen Redlichkeit am allersichersten ist und dies nur sagt, damit die Unterhaltung nicht ins Stocken gerät.

Jesus wiederholt seine Geste von zuvor und sagt: »Du sagst es, Judas des Simon. Nicht ich. Du sagst es. Ich habe dich nicht genannt. Warum klagst du dich an? Frage deinen inneren Warner, dein Gewissen als Mensch, das Gott der Vater dir gegeben hat, damit du dich wie ein Mensch benimmst, und höre, ob es dich anklagt. Du wirst es vor allen anderen wissen. Aber wenn es dich beruhigt, warum sagst du dann ein Wort und denkst an eine Tatsache, die auszusprechen oder zu denken selbst im Scherz schon Gotteslästerung ist?«

Jesus spricht ganz ruhig. Er scheint die aufgestellte These auszuführen, wie es etwa ein Gelehrter vor seinen Schülern tut. Die Aufregung ist groß. Doch durch die Ruhe Jesu legt sie sich.

Aber Petrus, der Judas am meisten mißtraut – vielleicht Thaddäus ebenso, obwohl es weniger den Anschein hat, denn die Frechheit des Iskariot hat ihn entwaffnet – zieht Johannes, der sich an Jesus geschmiegt hat, als von Verrat die Rede war, am Ärmel. Und als Johannes sich umdreht, flüstert er ihm zu: »Frage ihn, wer es ist.«

Johannes nimmt seine vorige Stellung wieder ein, hebt nur leicht das Haupt, als wolle er Jesus küssen, und flüstert ihm dabei ins Ohr: »Meister, wer ist es?«

Jesus antwortet ganz leise und küßt Johannes auf den Scheitel: »Der ist es, dem ich den Bissen Brot eintauchen und reichen werde.«

Er nimmt ein noch ganzes Brot, nicht den Rest des für die Eucharistie verwendeten, und bricht einen großen Bissen ab, taucht ihn in den Saft des Lammes in der Schüssel, streckt seinen Arm über den Tisch und sagt: »Nimm, Judas. Du magst dies gern.«

»Danke, Meister. Ja, ich mag das gern.« In Unkenntnis darüber, was dieser Bissen bedeutet, ißt er ihn. Johannes schließt entsetzt die Augen, um das gräßliche Lachen des Iskariot nicht sehen zu müssen, während dieser mit seinen kräftigen Zähnen in das anklagende Brot beißt.

»Gut. Nun, da du zufrieden bist, geh«, sagt Jesus zu Judas. »Alles ist *hier* (er betont dieses Wort ganz besonders) vollbracht. Was anderswo noch zu tun ist, das tue bald, Judas des Simon.«

»Ich gehorche dir sofort, Meister. Später treffe ich dich in Getsemani. Du gehst doch dorthin, nicht wahr? Wie immer?«

»Ich gehe dorthin . . . wie immer . . . ja.«

»Was hast du zu tun?« fragt Petrus. »Gehst du allein?«

»Ich bin doch kein Kind«, spöttelt Judas, der bereits seinen Mantel anlegt.

»Laß ihn gehen. Er und ich wissen, was zu tun ist«, sagt Jesus.

»Ja, Meister.« Petrus schweigt. Vielleicht glaubt er, daß er mit seinem Verdacht gegen den Gefährten gesündigt hat. Er legt die Hand an die Stirn und denkt nach.

Jesus drückt Johannes ans Herz und flüstert ihm nochmals ins Haar: »Sage Petrus noch nichts. Es wäre ein unnötiges Ärgernis.«

»Leb wohl, Meister. Lebt wohl, Freunde.« Judas verabschiedet sich.

»Leb wohl«, sagt Jesus.

Und Petrus: »Leb wohl, Junge.«

Johannes, das Haupt beinahe im Schoß Jesu, murmelt: »Satan!« Jesus allein hört es und seufzt.

Hier hört alles auf. Jesus sagt: »Ich unterbreche aus Mitleid mit dir die Vision. Zu gebener Zeit lasse ich dich das Ende des Abendmahles schauen.«

Einige Minuten herrscht absolutes Schweigen. Jesus hält das Haupt gesenkt und streichelt mechanisch das blonde Haar des Johannes.

Dann gibt er sich einen Ruck, hebt das Haupt, läßt den Blick über die Apostel schweifen und tröstet sie durch ein Lächeln. Er sagt: »Wir wollen den Tisch verlassen und uns nahe zusammensetzen, wie Kinder um ihren Vater.«

Sie nehmen die Liegen, die hinter dem Tisch stehen (die von Jesus, Johannes, Jakobus, Petrus, Simon, Andreas und dem Vetter Jakobus), und tragen sie auf die andere Seite.

Jesus setzt sich auf die seine, wiederum zwischen Johannes und Jakobus. Als er aber sieht, daß Andreas sich auf den von Iskariot verlassenen Platz setzen will, ruft er aus: »Nein, nicht dorthin!« Ein impulsiver Ausruf, den selbst seine große Klugheit nicht verhindern kann. Dann verbessert er: »Wir brauchen nicht so viel Platz. Wenn wir uns setzen, genügen diese Liegen. Ich möchte euch ganz nahe bei mir haben.«

Nun sitzen sie alle auf den in U-Form aufgestellten Liegen und Jesus ihnen gegenüber in der Mitte am Tisch, auf dem nun keine Speisen mehr stehen.

Jakobus des Zebedäus ruft Petrus: »Setze dich hierher. Ich setze mich auf diesen Schemel zu Füßen Jesu.«

»Gott segne dich, Jakobus! Das habe ich mir so sehr gewünscht!« sagt Petrus und setzt sich dicht neben seinen Meister, der sich nun zwischen Johannes und Petrus eingezwängt befindet, mit Jakobus zu seinen Füßen.

Jesus lächelt: »Ich sehe, daß meine vor kurzem gesprochenen Worte schon zu wirken beginnen. Die guten Brüder lieben sich. Auch ich sage dir, Jakobus: „Gott segne dich.“ Und der Ewige wird diese deine Tat nicht vergessen, und du wirst dort oben den Lohn dafür empfangen.

Ich vermag alles, worum ich bitte. Ihr habt es gesehen. Mein Wunsch hat genügt, und der Vater hat dem Sohn erlaubt, sich den

Menschen als Speise zu geben. Durch das, was jetzt geschehen ist, ist der Menschensohn verherrlicht; denn das Wunder, das nur den Freunden Gottes möglich ist, beweist seine Macht. Je größer das Wunder, desto gewisser und tiefer ist diese Freundschaft Gottes. Es ist dies ein Wunder, das in seiner Art, Dauer und Natur, und durch seine Bedeutung und seine Tragweite nicht größer sein könnte. Ich sage euch: Es ist so gewaltig, so übernatürlich und so unfassbar für den Hochmut des Menschen, daß nur sehr wenige es verstehen werden, wie es verstanden werden muß, und viele werden es leugnen. Was werde ich dann sagen? Fluch über sie? Nein. Ich werde sagen: Erbarmen!

Aber je größer das Wunder ist, desto größer ist die Ehre dessen, der es wirkt. Es ist Gott selbst, der sagt: „Seht, dieser mein Auserwählter hat es gewollt und hat es erhalten. Ich habe es ihm gewährt, denn er findet große Gnade vor meinen Augen.“ Und hier sagt er: „Er findet unendliche Gnade, so wie das von ihm gewirkte Wunder unendlich ist.“ Und ebenso, wie die Herrlichkeit von Gott auf den Urheber des Wunders herabkommt, steigt die Herrlichkeit von ihm zum Vater auf. Denn alle übernatürliche Herrlichkeit kehrt, da sie von Gott kommt, zu ihrer Quelle zurück. Und die Herrlichkeit Gottes, obwohl sie unendlich ist, wird noch vermehrt und noch strahlender durch die Herrlichkeit seiner Heiligen. Daher sage ich: Wie der Menschensohn durch Gott verherrlicht ist, so ist Gott durch den Menschensohn verherrlicht. Ich habe Gott in mir verherrlicht. Gott wird seinerseits seinen Sohn in sich verherrlichen. Sehr bald wird er ihn verherrlichen.

Frohlocke, o geistiger Wesenskern der zweiten Person, der du nun zu deinem Thron zurückkehrst! Frohlocke, o Fleisch, das du aufsteigst nach so langem Exil im Staub. Nicht mehr das Paradies des Adam, sondern das erhabene Paradies des Vaters wird dir zur Wohnstatt gegeben werden! Wenn geschrieben steht, daß die Sonne stillstand aus Verwunderung über einen Befehl Gottes, der durch den Mund eines Menschen erging, was wird dann erst mit den Ster-

nen geschehen, wenn sie das Wunder am Fleisch des Menschen sehen, das auffährt und sich in der Vollkommenheit der verherrlichten Materie zur Rechten des Vaters setzt? Meine Kinder, nur noch eine kleine Weile bin ich bei euch. Dann werdet ihr mich suchen, wie Waisen ihren toten Vater suchen. Weinend werdet ihr umherirren und von ihm sprechen, und vergeblich werdet ihr an das stumme Grab pochen und dann an die blauen Pforten des Himmels und bittend eure Seelen erheben auf der Suche nach Liebe und sagen: „Wo ist unser Jesus? Wir wollen ihn bei uns haben. Ohne ihn ist kein Licht mehr in der Welt, keine Freude, keine Liebe! Oh, gebt ihn uns wieder oder laßt uns hinein. Wir wollen sein, wo er ist.“ Aber vorerst könnt ihr nicht kommen, wohin ich gehe. Ich habe es auch zu den Juden gesagt: „Dann werdet ihr mich suchen, aber wo ich hingehe, dorthin könnt ihr mir nicht folgen.“ Ich sage es auch zu euch.

Denkt an die Mutter . . . Selbst sie kann nicht kommen, wohin ich gehe. Und doch habe ich den Vater verlassen, um zu ihr zu kommen und in ihrem unbefleckten Schoß Jesus zu werden. Und doch bin ich aus der Unversehrten gekommen, in der strahlenden Ekstase meiner Geburt. Von ihrer zu Milch gewordenen Liebe habe ich mich genährt. Ich bin aus Reinheit und Liebe hervorgegangen, denn Maria hat mich genährt mit ihrer von der vollkommenen Liebe, die im Himmel lebt, befruchteten Jungfräulichkeit. Durch sie bin ich herangewachsen und habe sie Mühen und Tränen gekostet . . . Und doch verlange ich einen bisher nie erreichten Heroismus von ihr, im Vergleich zu dem Judit und Jaël nur die Heldentaten armer Frauen, die einer Rivalin am Dorfbrunnen gegenübertreten, vollbracht haben. Und doch liebt mich niemand wie sie. Und trotzdem verlasse ich sie und gehe dorthin, wohin sie erst nach langer Zeit kommen kann. Das Gebot, das ich euch gebe, gilt nicht für sie: „Heiligt euch Jahr für Jahr, Monat für Monat, Tag für Tag, Stunde um Stunde, damit ihr zu mir kommen könnt, wenn eure Stunde schlägt.“ In ihr ist alle Gnade und Heiligkeit. Sie ist das Geschöpf, das alles erhalten und alles gegeben hat. Nichts ist hinzuzufügen oder wegzunehmen. Sie ist der heiligste Beweis dessen, was Gott kann.

Aber um sicher zu sein, daß ihr fähig sein werdet, zu mir zu kommen und den Schmerz und die Trauer der Trennung von eurem Jesus zu überwinden, gebe ich euch ein neues Gebot. Es ist das Gebot, daß ihr einander lieben sollt. Liebt einander, wie ich euch geliebt habe. Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid. Wenn ein Vater viele Söhne hat, woran erkennt man diese? Nicht so sehr am Aussehen – denn es gibt Menschen, die anderen gleichen und doch nicht zur gleichen Familie und nicht einmal zum gleichen Volk gehören – als vielmehr an der gemeinsamen Liebe zur Familie, zu ihrem Vater und zueinander. Und auch nach dem Tod des Vaters löst sich die gute Familie nicht auf; denn alle sind eines Blutes und in allen fließt das Blut des Vaters und schafft Bindungen, die nicht einmal der Tod löst; denn die Liebe ist stärker als der Tod. Wenn ihr einander nun liebt, auch nachdem ich euch verlassen habe, werden alle erkennen, daß ihr meine Kinder seid, daß ihr meine Jünger seid, und untereinander Brüder, da ihr nur einen Vater habt.«

»Herr, Jesus, aber wohin gehst du denn?« fragt Petrus.

»Ich gehe, wohin du jetzt noch nicht folgen kannst. Doch später wirst du mir folgen.«

»Und warum nicht jetzt? Ich bin dir immer gefolgt, seit du mir gesagt hast: „Folge mir.“ Alles habe ich ohne Bedauern verlassen . . . Wenn du jetzt fortgehst ohne deinen armen Simon und mich ohne dich, mein Alles, zurückläßt, nachdem ich für dich mein voriges geringes Gut verlassen habe, so ist das nicht gerecht und nicht schön von dir. Du gehst in den Tod? Nun gut. Auch ich gehe mit. Wir gehen zusammen in die andere Welt. Aber erst, nachdem ich dich verteidigt habe. Ich bin bereit, mein Leben für dich hinzugeben.«

»Dein Leben willst du für mich hingeben? Jetzt? *Jetzt* nicht. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, noch ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen. Nun ist noch die erste Nachtwache, dann kommt die zweite . . . und dann die dritte. Vor dem Hahnenschrei wirst du deinen Herrn dreimal verleugnet haben.«

»Unmöglich, Meister! Ich glaube alles, was du sagst. Aber dies glaube ich nicht. Ich bin meiner sicher.«

»Jetzt, in diesem Augenblick, bist du deiner sicher, denn jetzt hast du mich noch. Du hast Gott bei dir. Bald wird der menschgewordene Gott gefangengenommen werden, und ihr werdet ihn nicht mehr haben. Nachdem Satan euch gelähmt hat – gerade deine Selbstsicherheit ist eine List Satans, Ballast, um dich zu beschweren – wird er euch Furcht einflößen. Er wird euch einreden: „Gott ist nicht. Ich bin.“ Und da ihr, obgleich starr vor Schrecken, noch vernünftig denken könnt, werdet ihr verstehen: Wenn Satan Herr der Stunde ist, stirbt das Gute und herrscht das Böse, unterliegt der Geist und gewinnt das Menschliche die Oberhand. Dann werdet ihr führerlos, vom Feind verfolgten Kriegern gleichen, und mit der Kopflosigkeit von Besiegten werdet ihr euren Rücken vor dem Sieger beugen und den gefallenen Helden verleugnen, damit man euch nicht tötet. Aber ich bitte euch, euer Herz erschrecke nicht. Glaubt an Gott und glaubt an mich. Gegen allen Anschein, glaubt an mich. Glaubt an meine Barmherzigkeit und an die des Vaters, sowohl der, der bleibt, als auch der, der flieht. Sowohl der, der schweigt, als auch der, der den Mund öffnet und sagt: „Ich kenne ihn nicht.“ Und glaubt ebenso an meine Verzeihung. Glaubt, was immer ihr in Zukunft tut, an das Gute und an meine Lehre, an meine Kirche also. So werdet ihr einen Platz im Himmel haben. Im Haus meines Vaters sind viele Wohnungen. Wäre es nicht so, hätte ich es euch gesagt. Ich gehe voraus, um euch einen Platz zu bereiten. Machen es die guten Väter nicht so, wenn sie mit ihren Kindern die Wohnung wechseln? Sie gehen voraus, richten das Haus her, stellen die Möbel auf und sorgen für Vorräte. Dann kehren sie zurück und holen ihre lieben Kinder. Sie tun es aus Liebe. Damit es den Kleinen an nichts fehlt und sie sich in der neuen Umgebung wohlfühlen. Ich mache es ebenso. Und aus demselben Grund. Nun gehe ich. Wenn ich für jeden den Platz im himmlischen Jerusalem bereitet habe, komme ich wieder und nehme euch mit mir, damit ihr seid, wo ich bin und wo es keinen Tod und keine Trauer, noch Tränen, Jammer, Hunger, Schmerz, Finsternis oder Betrübnis gibt, sondern nur Licht, Frieden, Seligkeit und

Gesänge. Oh, Himmelsklänge, wenn die zwölf Auserwählten mit den zwölf Patriarchen der Stämme Israels auf den Thronen sitzen und im Feuerbrand der geistigen Liebe und im Meer der Seligkeiten das ewige Lied singen werden, begleitet von den Harfenklängen des ewigen Halleluja der Heerscharen der Engel ... Ich will, daß auch ihr seid, wo ich sein werde. Und ihr wißt, wohin ich gehe, und kennt den Weg.«

»Aber Herr! Wir wissen nichts. Du sagst uns nicht, wohin du gehst. Wie können wir wissen, welchen Weg wir nehmen müssen, um zu dir zu kommen und die Wartezeit zu verkürzen?« fragt Thomas.

»Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ihr habt es mich oft sagen und erklären gehört, und wahrlich, einige, die nicht einmal wußten, daß es einen Gott gibt, haben sich auf meinen Weg gemacht und sind euch schon vorausgegangen. Oh, wo bist du, verlorenes Schaf Gottes, das ich in den Schafstall zurückgeführt habe? Und wo bist du, auferstandene Seele?«

»Wer? Von wem sprichst du? Von Maria des Lazarus? Sie ist drüben, bei deiner Mutter. Willst du, daß wir sie rufen? Oder Johanna? Sie ist sicher in ihrem Palast. Aber wenn du willst, holen wir sie ... «

»Nein, nicht diese ... Ich denke an jene, die erst im Himmel entschleiert wird ... und an Photinai ... Sie haben mich gefunden. Sie haben meinen Weg nicht mehr verlassen. Der einen habe ich den Vater als wahren Gott gezeigt und den Geist als Leviten zu ihrer besonderen Verehrung. Der anderen, die nicht einmal wußte, daß sie eine Seele hat, habe ich gesagt: „Mein Name ist ‚Erlöser‘. Ich rette, die den guten Willen haben, gerettet zu werden. Ich bin der, der die Verlorenen sucht, der das Leben, die Wahrheit und die Reinheit gibt. Wer mich sucht, findet mich.“ Und beide haben Gott gefunden ... Ich segne euch, schwache Evas, die ihr stärker als Judit geworden seid ... Ich komme dorthin, wo ihr seid, ich komme ... Ihr tröstet mich ... Seid gesegnet ... «

»Zeige uns den Vater, Herr, und wir werden diesen gleich sein«, sagt Philippus.

»Schon so lange bin ich bei euch, und du, Philippus, kennst mich noch nicht? Wer mich sieht, sieht meinen Vater. Wie kannst du also sagen: „Zeige uns den Vater“? Kannst du glauben, daß ich im Vater bin und der Vater in mir ist? Die Worte, die ich zu euch rede, sage ich nicht aus mir selbst. Der Vater, der in mir lebt, tut alle meine Werke. Ihr glaubt nicht, daß ich im Vater bin und er in mir ist? Was muß ich sagen, damit ihr glaubt? Wenn ihr den Worten nicht glaubt, dann glaubt wenigstens den Werken. Ich sage euch, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, wird die Werke tun, die ich tue, und er wird noch größere tun, denn ich gehe zum Vater. Und alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, werde ich tun, damit der Vater in seinem Sohn verherrlicht werde. Und um was ihr mich in meinem Namen bitten werdet, das werde ich tun. Mein wirklicher Name ist nur mir allein, dem Vater, der mich gezeugt hat, und dem Heiligen Geist, der aus unserer Liebe hervorgeht, bekannt. Und in diesem Namen ist alles möglich. Wer mit Liebe an meinen Namen denkt, liebt mich und wird erhalten, um was er bittet. Aber es genügt nicht, mich zu lieben. Es ist nötig, meine Gebote zu halten, um die wahre Liebe zu haben. Es sind die Werke, die die Gefühle bezeugen. Um dieser Liebe willen werde ich den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Tröster senden, der immer bei euch bleibt. Einen, dem Satan und die Welt nichts anhaben können, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen und gegen den sie nichts ausrichten kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt. Sie wird ihn verlachen. Aber er ist so erhaben, daß der Spott ihn nicht trifft, während er, der über alle Maßen barmherzig ist, immer mit denen sein wird, die ihn lieben, selbst wenn sie arm und schwach sind. Ihr werdet ihn kennenlernen, denn er ist schon bei euch, und bald wird er in euch sein. Ich lasse euch nicht als Waisen zurück. Ich habe euch schon gesagt: „Ich werde zu euch zurückkehren.“ Aber schon vor der Stunde, da ich euch holen und in mein Reich führen werde, komme ich. Zu euch komme ich. Noch eine kleine Weile, und die Welt sieht mich nicht mehr. Aber ihr seht mich und werdet mich

sehen. Denn ich lebe, und auch ihr lebt. Denn ich werde leben, und auch ihr werdet leben. An jenem Tag werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch. Denn wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt. Wer aber mich liebt, den wird mein Vater lieben, und er wird Gott besitzen. Und ich werde ihn lieben, da ich Gott in ihm sehe, und ich werde mich ihm offenbaren in den Geheimnissen meiner Liebe, meiner Weisheit und meiner fleischgewordenen Gottheit. Das wird meine Rückkehr zu den Menschenkindern sein, die ich liebe, obwohl sie schwach sind und sogar meine Feinde. Aber diese werden nur schwach sein; und ich werde sie stärken und zu ihnen sagen: „Steh auf!“, ich werde sagen: „Komm heraus!“, ich werde sagen: „Folge mir!“, ich werde sagen: „Höre!“, ich werde sagen: „Schreibe!“. Und ihr werdet unter ihnen sein.«

»Warum, Herr, offenbarst du dich uns und nicht der Welt?« fragt Judas Thaddäus.

»Weil ihr mich liebt und meine Worte bewahrt. Wer dies tut, den wird der Vater lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm, in ihm, nehmen. Wer mich aber nicht liebt, bewahrt meine Worte nicht und gehorcht dem Fleisch und der Welt. Wißt, was ich euch sage, sind nicht die Worte Jesu, des Nazareners, sondern die Worte des Vaters; denn ich bin das Wort des Vaters, der mich gesandt hat. Ich habe euch diese Dinge gesagt, während ich unter euch weile, weil ich euch auf den vollkommenen Besitz der Wahrheit und der Weisheit vorbereiten will. Aber jetzt könnt ihr sie weder verstehen noch sie in eurem Gedächtnis bewahren. Doch wenn der Tröster kommt, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, dann werdet ihr verstehen. Er wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.

Meinen Frieden hinterlasse ich euch. Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch. Und auch nicht, wie ich ihn bisher gegeben habe: den gesegneten Gruß des Gesegneten für die Gesegneten. Tiefer ist der Friede, den ich euch jetzt gebe.

Bei diesem Lebewohl teile ich euch mich selbst, meinen Geist des Friedens, mit, so wie ich euch mein Fleisch und Blut gegeben habe, um euch für die bevorstehende Schlacht zu stärken. Satan und die Welt entfesseln einen Krieg gegen euren Jesus. Es ist ihre Stunde. Habt in euch Frieden, meinen Geist, der ein Geist des Friedens ist, da ich selbst der König des Friedens bin. Habt diesen Frieden in euch, damit ihr euch nicht zu verlassen fühlt. Wer im Frieden Gottes leidet, leidet, aber er lästert und verzweifelt nicht.

Weint nicht. Ihr habt doch gehört, daß ich gesagt habe: „Ich gehe zum Vater und komme wieder.“ Wenn ihr mich über das Fleisch hinaus liebtet, würdet ihr euch freuen, daß ich nach einem so langen Exil zum Vater gehe . . . Ich gehe zu dem, der größer ist als ich und der mich liebt. Nun habe ich es euch gesagt, ehe es eintritt, so wie ich euch alle Leiden des Erlösers gesagt habe, bevor er sie auf sich nimmt, damit ihr immer mehr an mich glaubt, wenn es eintritt. Seid nicht so bange! Verzagt nicht! Euer Herz hat Gleichmut nötig . . . Ich werde nicht mehr lange zu euch sprechen . . . und ich hätte euch noch so vieles zu sagen! Nun bin ich am Ende meiner Verkündigung angekommen, und es scheint mir, als hätte ich noch nichts gesagt und als bliebe noch viel, viel, so viel zu tun. Euer Zustand verstärkt diesen meinen Eindruck. Was soll ich also sagen? Daß ich meine Pflicht vernachlässigt habe? Oder, daß eure Herzen so verhärtet sind, daß alles umsonst war? Soll ich zweifeln? Nein. Ich vertraue mich Gott an, und ihm vertraue ich auch euch, meine Auserwählten, an. Er wird das Werk seines Wortes vollenden. Ich bin nicht wie ein Vater, der stirbt und kein anderes Licht hat als das irdische. Ich hoffe auf Gott. Und obwohl ich euch noch so viele Ratschläge geben müßte, die ihr offensichtlich nötig habt, und obwohl ich die Zeit fliehen fühle, gehe ich ruhig meinem Schicksal entgegen. Ich weiß, daß auf die in euch gesäten Samen der Tau herniederfällt, der alle zum Keimen bringt. Dann wird die Sonne des Paraklet erscheinen, und sie werden zu mächtigen Bäumen heranwachsen. Der Fürst dieser Welt ist im Kommen, er, mit dem ich nichts zu tun habe. Und wenn

es nicht der Erlösung diene, würde er nichts über mich vermögen. Doch dies geschieht, damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, daß ich ihn im Gehorsam bis zum Tod liebe und daher tue, was er mir befohlen hat.

Es ist Zeit zu gehen. Steht auf. Hört die letzten Worte. Ich bin der wahre Weinstock. Der Vater ist der Weingärtner. Jede Rebe, die keine Frucht bringt, entfernt er, und jede, die Frucht bringt, reinigt er, damit sie noch mehr Frucht bringe. Ihr seid schon rein durch mein Wort. Bleibt in mir und ich in euch, damit ihr rein bleibt. Die vom Weinstock getrennte Rebe kann keine Frucht bringen. So auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, und ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt, wird viele Frucht bringen. Wer sich jedoch von mir trennt, verdorrt wie der Rebzweig und wird ins Feuer geworfen und verbrennt. Denn ohne die Vereinigung mit mir, könnt ihr nichts tun. Bleibt also in mir und bewahrt meine Worte in euch; dann bittet um was ihr wollt, und es wird euch gegeben werden. Mein Vater wird immer mehr verherrlicht, je mehr ihr Frucht bringt und meine Jünger seid.

Wie mich der Vater geliebt hat, so liebe ich euch. Bleibt in meiner erlösenden Liebe. Wenn ihr mich liebt, werdet ihr mir gehorchen, und der Gehorsam wird die gegenseitige Liebe vermehren. Sagt nicht, daß ich mich wiederhole. Ich kenne eure Schwäche. Und ich will, daß ihr gerettet werdet. Das habe ich zu euch geredet, damit die Freude, die ich euch geben wollte, in euch sei, und eure Freude vollkommen werde. Liebt einander! Liebt einander! Das ist mein neues Gebot. Liebt euch gegenseitig mehr, als jeder sich selbst liebt. Es gibt keine größere Liebe als die Liebe dessen, der sein Leben hingibt für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde, und ich gebe mein Leben für euch hin. Tut also, was ich euch lehre und gebiete. Ich nenne euch nicht mehr Knechte, denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut; ihr aber wißt, was ich tue. Ihr wißt alles von mir. Ich habe euch nicht nur mich selbst zu erkennen gegeben, sondern auch den Vater und den Paraklet und alles, was ich von Gott gehört

habe. Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und euch dazu bestimmt, daß ihr zu den Völkern geht und Frucht in euch und in den Herzen der Bekehrten bringt, und daß eure Frucht bleibe und der Vater euch gebe, was immer ihr von ihm in meinem Namen erbittet.

Sagt nicht: „Wenn du uns erwählt hast, warum hast du dann auch einen Verräter erwählt? Wenn du alles weißt, warum hast du das getan?“ Fragt euch auch nicht, wer er ist. Er ist kein Mensch. Er ist Satan. Ich habe es dem treuen Freund gesagt, und ich habe es den Lieblingssohn aussprechen lassen. Er ist Satan. Wenn Satan – der ewige Affe Gottes – nicht Fleisch angenommen hätte in einer sterblichen Hülle, wäre dieser Besessene der Macht Jesu nicht entkommen. Ich habe gesagt: „Besessene“. Nein, er ist viel mehr: er ist ein in Satan Ausgelöschter.«

»Aber du hast doch Dämonen ausgetrieben. Warum hast du dann ihn nicht befreit?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Fragst du das aus Selbstliebe, weil du fürchtest, jener zu sein? Hab keine Angst.«

»Ich vielleicht?«

»Ich?«

»Oder ich?«

»Schweigt. Ich werde den Namen nicht nennen. Ich übe Barmherzigkeit, und ihr sollt ebenso tun.«

»Aber warum hast du ihn nicht besiegt? Konntest du es nicht?«

»Ich hätte es gekonnt. Aber um zu verhindern, daß Satan Fleisch annimmt, um mich zu töten, hätte ich das ganze Menschengeschlecht vor der Erlösung ausrotten müssen. Was hätte ich dann noch erlöst?«

»Sage es mir, Herr! Sage es mir!« Petrus ist auf die Knie gesunken und schüttelt Jesus heftig, als ob er von Fieber befallen wäre. »Bin ich es? Bin ich es? Ich prüfe mich. Ich glaube es nicht. Aber du ... Du hast gesagt, daß ich dich verleugnen werde ... Und ich zittere. Oh, wie entsetzlich, wenn ich es wäre ...!«

»Nein, Simon des Jona, du nicht.«

»Warum nennst du mich nicht mehr „Fels“? Bin ich nun wieder Simon? Siehst du! Du sagst es! ... Ich bin es! Aber wie konnte ich das? Sagt es mir ... Sagt ihr es mir ... Wann und wie konnte ich zum Verräter werden? ... Simon? ... Johannes? ... So redet doch! ... «

»Petrus, Petrus, Petrus! Ich nenne dich Simon, weil ich an unsere erste Begegnung denke, als du noch Simon warst. Ich denke auch daran, wie du von Anfang an immer treu gewesen bist. Du bist es nicht. Ich, die Wahrheit, sage es dir.«

»Wer dann?«

»Es ist doch Judas von Kerijot! Hast du das noch nicht begriffen?« schreit Thaddäus, der sich nicht mehr beherrschen kann.

»Warum hast du mir das nicht gleich gesagt? Warum?« schreit nun auch Petrus.

»Ruhe. Er ist Satan. Er hat keinen anderen Namen. Wo gehst du hin, Petrus?«

»Ihn suchen.«

»Lege sofort den Mantel und die Waffe ab. Oder muß ich dich fortjagen und verfluchen?«

»Nein, nein! Oh, mein Herr! Aber ich ... aber ich ... bin ich vielleicht fieberkrank?« Petrus weint am Boden zu Füßen Jesu.

»Ich gebe euch das Gebot, zu lieben und zu verzeihen. Habt ihr verstanden? Wenn in der Welt auch Haß ist, in euch soll nur Liebe sein. Zu allen. Wie viele Verräter werdet ihr auf eurem Weg finden! Aber ihr dürft sie nicht hassen und ihnen Böses mit Bösem vergelten. Sonst wird der Vater euch hassen. Vor euch haben sie mich gehaßt und verraten. Und doch, ihr seht es, ich hasse nicht. Die Welt kann nicht lieben, was anders ist als sie. Daher wird sie euch nicht lieben. Wenn ihr von der Welt wäret, würde sie euch lieben; aber ihr seid nicht von der Welt, da ich euch von der Welt auserwählt habe. Deshalb werdet ihr gehaßt.

Ich habe euch gesagt: Der Knecht ist nicht mehr als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen. Haben sie

mein Wort gehalten, so werden sie auch das eure halten. Aber all das werden sie euch antun um meines Namens willen, weil sie den nicht kennen, nicht kennen wollen, der mich gesandt hat. Wäre ich nicht gekommen und hätte ich nicht zu ihnen geredet, so wären sie ohne Sünde. Nun aber haben sie keine Entschuldigung für ihre Sünde. Sie haben meine Werke gesehen, meine Worte gehört, und doch haben sie mich gehaßt, und mit mir den Vater; denn ich und der Vater bilden eine Einheit mit der Liebe. Es steht geschrieben: „Sie hassen mich grundlos.“ Wenn aber der Tröster, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, kommt, wird er Zeugnis von mir geben. Auch ihr werdet von mir Zeugnis geben, denn ihr seid von Anfang an bei mir gewesen. Dies sage ich euch, damit ihr, wenn die Stunde gekommen ist, nicht irre werdet und Anstoß nehmt. Die Zeit wird kommen, da man euch aus den Synagogen ausstößt und jeder, der euch tötet, Gott damit einen Dienst zu erweisen glaubt. Sie haben weder mich noch den Vater kennengelernt. Das ist ihre Entschuldigung. Früher habe ich euch diese Dinge nicht so ausführlich gesagt, denn ihr wart wie neugeborene Kinder. Aber nun verläßt euch die Mutter. Ich gehe. Ihr müßt euch an andere Nahrung gewöhnen. Ich will, daß ihr es wißt.

Keiner fragt mich mehr: „Wohin gehst du?“ Die Traurigkeit macht euch stumm. Und doch ist es auch für euch gut, daß ich gehe. Denn sonst würde der Tröster nicht kommen. Ich werde ihn euch senden. Wenn er gekommen ist, wird er durch die Weisheit und das Wort, die Werke und den Heroismus, die er euch einflößt, die Welt von ihrer Sünde des Gottesmordes überzeugen und meiner Heiligkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Menschheit wird sich spalten in Verworfenen, die Feinde Gottes, und in Gläubigen. Letztere werden mehr oder weniger heilig sein, je nach ihrem Willen. Aber das Gericht über den Fürsten der Welt und seine Diener wird stattfinden. Mehr kann ich euch nicht sagen, denn ihr könnt es noch nicht verstehen. Aber er, der göttliche Paraklet, wird euch die ganze Wahrheit lehren, denn er wird nicht aus sich selbst reden, sondern alles sagen,

was er von den Gedanken Gottes hört, und er wird euch die Zukunft verkünden. Er wird von dem Meinigen nehmen, das heißt, von dem, was der Vater hat, und wird es euch sagen.

Noch eine kleine Weile sehen wir uns. Dann seht ihr mich nicht mehr. Und wiederum eine kleine Weile, und ihr seht mich wieder.

Ihr murt untereinander und in euren Herzen. Hört ein Gleichnis. Das letzte eures Meisters. Wenn eine Frau empfangen hat und die Stunde der Geburt naht, hat sie Trauer, denn sie leidet und stöhnt. Hat sie aber das Kind geboren und drückt es an ihr Herz, hört aller Schmerz auf, und die Trauer wandelt sich in Freude, denn ein Mensch ist zur Welt gekommen.

So wird es auch euch ergehen. Ihr werdet weinen, und die Welt wird euch verspotten. Aber dann wird eure Trauer sich in Freude wandeln. Eine Freude, die die Welt nicht kennt. Jetzt seid ihr traurig. Aber wenn ihr mich wiederseht, wird euer Herz voll einer Freude sein, die euch niemand mehr nehmen kann. Eine so große Freude wird es sein, daß sie jedes Bedürfnis des Geistes, des Herzens und des Fleisches in den Schatten stellt. Ihr werdet euch ganz der Freude, mich wiederzusehen, hingeben und alles andere vergessen. Aber gerade von da an könnt ihr alles in meinem Namen erbitten, und es wird euch vom Vater gegeben werden, damit eure Freude noch zunehme. Bittet, bittet und ihr werdet empfangen.

Es kommt die Stunde, da ich offen zu euch vom Vater sprechen werde; denn ihr werdet treu gewesen sein in der Prüfung, und alles wird überstanden sein. Daher wird eure Liebe vollkommen sein, denn sie hat euch Kraft in der Prüfung verliehen. Und was euch fehlt, das werde ich ergänzen. Ich werde es von meinen unendlichen Schätzen nehmen und sagen: „Vater, sieh. Sie haben mich geliebt und haben geglaubt, daß ich von dir komme.“ Ich bin in die Welt herabgekommen und verlasse euch nun. Ich gehe zum Vater und bitte für euch.«

»Oh, nun sprichst du klar! Nun verstehen wir, was du sagen willst, und daß du alles weißt und antwortest, bevor man dich fragt. Wahrlich, du kommst von Gott!«

»Nun glaubt ihr? In der letzten Stunde? Seit drei Jahren spreche ich zu euch! Aber in euch wirkt schon das Brot, das Gott ist, und der Wein, der Blut ist und nicht vom Menschen stammt. Sie verleihen euch den ersten Schauer der Vergöttlichung. Wenn ihr ausdauernd in meiner Liebe seid und mich immer besitzt, werdet ihr zu Göttern. Nicht wie Satan es Adam und Eva versprach, sondern wie ich es euch sage. Es ist dies die wahre Frucht vom Baum des Guten und des Lebens. Das Böse ist besiegt in dem, der sich davon nährt, und der Tod ist überwunden. Wer davon ißt, wird ewig leben und „Gott“ im Reich Gottes werden. Ihr werdet Götter sein, wenn ihr in mir bleibt. Und doch ... obwohl ihr dieses Brot und dieses Blut in euch habt – denn die Stunde naht, da ihr zerstreut werdet – werdet ihr eures Weges gehen und mich alleinlassen ... Aber ich bin nicht allein. Ich habe den Vater bei mir. Vater! Vater! Verlaß mich nicht! Ich habe euch alles gesagt ... Um euch den Frieden zu geben. Meinen Frieden. Noch werdet ihr betrübt sein. Doch glaubt mir. Ich habe die Welt überwunden.«

Jesus erhebt sich, öffnet weit die Arme und spricht mit leuchtendem Antlitz das erhabene, an den Vater gerichtete Gebet. Johannes gibt es uns wortwörtlich wieder.

Die Apostel weinen mehr oder weniger laut und offen. Zuletzt singen sie ein Loblied.

Jesus segnet sie. Dann gebietet er: »Wir wollen jetzt die Mäntel anlegen und gehen. Andreas, sage dem Hausherrn, daß er alles so lassen soll. Das ist mein Wille. Morgen ... werdet ihr euch freuen, diesen Ort wiederzusehen.« Jesus betrachtet ihn. Er scheint die Wände, die Möbel, alles zu segnen. Dann hüllt er sich in seinen Mantel und geht, gefolgt von den Aposteln und Johannes an seiner Seite, auf den er sich stützt.

»Grüßt du deine Mutter nicht?« fragt ihn der Sohn des Zebedäus.

»Nein. Es ist schon alles geschehen. Macht keinen Lärm.«

Simon, der eine Fackel an der Lampe entzündet hat, leuchtet voran im weiten Korridor, der zur Tür führt. Petrus öffnet vorsichtig

das Haustor. Sie gehen auf die Straße hinaus und riegeln durch eine Vorrichtung von außen zu. Dann machen sie sich auf den Weg.

661 Betrachtungen über das letzte Abendmahl

Jesus sagt:

»Aus der Episode des Abendmahls sind, außer der Betrachtung der Liebe eines Gottes, der sich den Menschen zur Speise gibt, vier hauptsächliche Lehren zu entnehmen:

1. *Die Pflicht aller Kinder Gottes, dem Gesetz zu gehorchen.*

Das Gesetz gebot, am Paschafest das Osterlamm zu verzehren mit dem Ritual, das der Allerhöchste dem Mose vorgeschrieben hatte; und ich, der wahre Sohn des wahren Gottes, fühlte mich durch meine Gottheit nicht über dieses Gesetz erhaben. Ich war auf der Erde: Mensch unter Menschen und Meister der Menschen. Ich mußte daher meine Pflicht als Mensch gegen Gott wie die anderen und besser als sie erfüllen. Die Gnaden Gottes entbinden nicht vom Gehorsam und von der Bemühung, eine immer vollkommeneren Heiligkeit zu erreichen. Wenn ihr die höchste Heiligkeit mit der göttlichen Vollkommenheit vergleicht, werdet ihr sie noch immer voller Mängel finden, und sie ist deshalb gezwungen sich zu bemühen, diese Mängel auszumerzen und einen Grad der Vollkommenheit zu erreichen, der sich so weit als möglich der Vollkommenheit Gottes annähert.

2. *Die Macht des Gebetes Marias.*

Ich war fleischgewordener Gott. Ein Fleisch, das, weil ohne Makel, die geistige Kraft besaß, das Fleisch zu beherrschen. Dennoch habe ich die Hilfe der Gnadenvollen nicht verschmäht, sondern vielmehr darum gebeten; denn wenn sie auch in dieser Stunde der Sühne den Himmel über sich verschlossen fand, so doch nicht so vollständig, daß es ihr, der Königin der Engel, nicht gelungen wäre, dem Himmel einen Engel abzurufen als Trost für ihren Sohn. Oh, nicht für sich selbst, die arme Mama! Auch sie hat die Bitterkeit verkostet, vom Vater verlassen zu sein; aber dieser für die Erlösung aufgeop-

ferte Schmerz hat mir die Kraft erlangt, die Todesangst im Ölgarten zu überwinden und die Passion durchzustehen in der Vielfalt ihrer Schmerzen, von denen jeder dazu diente, eine bestimmte Art und Weise der Sünde zu tilgen.

3. *Sich selbst zu beherrschen und Beleidigungen zu erdulden – was der höchste Grad der Liebe ist – gelingt nur denen, die das Gebot der Liebe zum Leitsatz ihres Lebens machen.* Das Gebot der Liebe, das ich nicht nur gelehrt, sondern auch in die Tat umgesetzt habe.

Ihr könnt euch nicht vorstellen, was es für mich bedeutet hat, den Verräter an meinem Tisch zu haben, mich ihm geben zu müssen, mich vor ihm demütigen zu müssen, mit ihm aus dem Kelch des Rituals trinken zu müssen, meine Lippen an die Stelle zu legen, von der er getrunken hatte, und auch meine Mutter dort trinken zu lassen. Eure Ärzte haben oft über meinen so rasch eingetretenen Tod diskutiert und tun es immer noch. Sie nehmen als Ursache eine Verletzung des Herzens bei der Geißelung an. Ja, auch dadurch wurde mein Herz krank. Aber es war schon beim Abendmahl krank. Gebrochen, gebrochen von der Anstrengung, den Verräter an meiner Seite ertragen zu müssen. Es war schon der Anfang meines körperlichen Sterbens. Alles übrige war nur eine Steigerung dieses Todeskampfes. Was ich tun konnte, habe ich getan, denn ich war die Liebe. Auch in der Stunde, da der Gott der Liebe sich von mir zurückzog, war ich noch Liebe, denn ich hatte alle meine dreiunddreißig Jahre von Liebe gelebt. Man kann nicht die Vollkommenheit erreichen, die nötig ist, um den, der uns beleidigt, zu ertragen und ihm zu verzeihen, wenn die Liebe nicht zur Gewohnheit geworden ist. Ich hatte diese Gewohnheit und konnte verzeihen und diesen Meister der Beleidigung, der Judas war, ertragen.

4. *Das Sakrament ist um so wirksamer, je würdiger man ist, es zu empfangen. Man wird seiner würdig durch einen ausdauernden Willen, der das Fleisch vernichtet und den Geist zum Herrscher erhebt, der die Leidenschaften besiegt, das ganze Sein den Tugenden unterwirft und es auf die Vervollkommnung dieser Tugenden und vor allem der Liebe ausrichtet.*

Denn wer liebt, versucht, den Geliebten zu erfreuen. Bei Johannes, der mich liebte wie kein anderer und der rein war, bewirkte das Sakrament die größte Transformation. Von diesem Augenblick an begann er der Adler zu sein, der sich in den Himmelshöhen Gottes zu Hause fühlt, dem es leichtfällt, aufzusteigen und die ewige Sonne zu schauen. Aber wehe dem, der das Sakrament durchaus unwürdig empfängt, der sogar seine immer gegebene menschliche Unwürdigkeit noch durch Todsünden vergrößert. Dann wird es nicht zum Mittel der Bewahrung, des Schutzes und des Lebens, sondern es führt zum Verderben und zum Tod. Zum Tod des Geistes und zur Fäulnis des Fleisches, das bersten wird, wie Petrus vom Fleisch des Judas sagt. Ein solcher vergießt nicht den lebendigen, schönen Purpur seines Blutes, sondern die von allen Begierden schwarz gewordenen Eingeweide; die Fäulnis quillt aus seinem verdorbenen Fleisch, wie aus dem Aas eines unreinen, bei den Vorübergehenden Abscheu erregenden Tieres. Wer das Sakrament entweicht, stirbt immer den Tod der Verzweiflung. Er kennt nicht den sanften Übergang eines Menschen im Stand der Gnade, noch den heroischen Übergang des Opfers, das unter schweren Leiden, aber mit zum Himmel gerichtetem Blick stirbt und dessen Seele des Friedens gewiß ist. Der Tod des Verzweifelten ist furchtbar und voller Schrecken. Er ist ein entsetzlicher Krampf der Seele, die sich schon in den Klauen Satans windet, der sie würgt, um sie aus dem Leib zu reißen, und sie mit seinem Pesthauch erstickt. Das ist der Unterschied zwischen einem Menschen, der ins andere Leben hinübergeht, nachdem er sich in diesem von Liebe, Glauben, Hoffnung und jeder anderen Tugend, von der himmlischen Lehre und dem Brot der Engel genährt hat, dessen Früchte, oder besser noch, dessen wirkliche Gegenwart ihn auch auf der letzten Reise begleitet, und dem Menschen, der nach einem lasterhaften Leben den Tod des Verworfenen stirbt, den die Gnade und das Sakrament nicht trösten. Ersteres ist das sanfte Ende des Heiligen, dem der Tod das ewige Reich öffnet. Das andere ist der furchtbare Fall des Verdammten, der sich in den ewigen Tod stürzen sieht und in

einem Augenblick erkennt, was er aus eigenem Willen verloren hat, und daß er nun nichts mehr wiedergutmachen kann. Für den einen ein Gewinn, für den anderen ein Verlust. Für den einen Freude, für den anderen Schrecken.

Das ist es, was ihr euch selbst erwerbt, je nachdem, ob ihr meine Gabe liebt und an sie glaubt oder über sie lacht und nicht an sie glaubt. Das ist die Lehre, die ihr aus dieser Betrachtung ziehen sollt.

662 Die Todesangst und die Gefangennahme in Getsemani

Die Straße ist ruhig und verlassen. Nur das Plätschern eines Brunnens, dessen Wasser sich in ein steinernes Becken ergießt, erfüllt die tiefe Stille. Entlang den Hausmauern auf der Ostseite ist es noch dunkel, während der Mond schon die Dächer auf der anderen Seite aufleuchten läßt; und dort, wo die Straße in einen kleinen Platz mündet, steigt der milchige Silberschein hinunter und verschönt auch die Steine und den Staub der Straße. Aber unter den zahlreichen Gewölben, die ein Haus mit dem anderen verbinden, gleich Zugbrücken oder Streben zwischen diesen alten Häusern mit ihren wenigen Öffnungen zur Straße, die nun alle verschlossen und finster sind, so als wären die Häuser verlassen, ist es vollkommen dunkel. Dort leuchtet die rötliche Fackel Simons besonders lebhaft und ist wohl auch besonders nützlich. In ihrem roten, flackernden Licht zeichnen sich die Gesichter scharf ab, und jedes verrät einen anderen Seelenzustand.

Das feierlichste und ruhigste ist das Gesicht Jesu. Die Müdigkeit macht es älter und gräbt sonst nicht vorhandene Linien darauf ein, die schon das zukünftige Bild seines Antlitzes im Tod erkennen lassen.

Johannes an seiner Seite betrachtet alles mit erstauntem, leidendem Blick. Er gleicht einem durch eine Erzählung oder eine furchterregende Ankündigung verschreckten Kind, das hilfesuchend nach jemandem Umschau hält, der mehr weiß als er. Aber wer kann ihm schon helfen?

Simon, der auf der anderen Seite Jesu geht, macht ein verschlossenes, düsteres Gesicht und scheint über schrecklichen Gedanken zu brüten. Dabei ist er noch der einzige nach Jesus, der ein würdiges Aussehen hat.

Die anderen, die zwei sich fortwährend verändernde Gruppen bilden, sind ganz Unruhe. Ab und zu erhebt sich die rauhe Stimme des Petrus oder der Bariton des Thomas und erzeugt einen eigenartigen Widerhall. Dann werden sie wieder leise, so als hätten sie Angst vor dem, was sie sagen. Sie diskutieren darüber, was zu tun ist, und schlagen dies und das vor. Doch alle Vorschläge werden verworfen, denn nun beginnt wahrlich die Stunde der Finsternis, und das menschliche Urteil ist verdunkelt und verworren.

»Man hätte es mir vorher sagen sollen«, murrte Petrus.

»Aber nicht einer hat etwas gesagt. Weder der Meister ... «

»Doch! Gerade er hat es dir gesagt. Aber Bruder! Mir scheint, du kennst ihn immer noch nicht ... «

»Ich habe etwas Schlimmes vermutet und gesagt: „Wir wollen mit ihm sterben.“ Erinnert ihr euch? Aber bei unserem allerhöchsten Gott, hätte ich gewußt, daß es Judas des Simon ist ...!« donnert Thomas drohend.

»Und was hättest du getan?« fragt Bartholomäus.

»Ich? Ich würde es auch jetzt noch tun, wenn ihr mir helfen würdet!«

»Was? Würdest du gehen und ihn umbringen? Und wohin?«

»Nein. Ich würde den Meister wegbringen. Das wäre leichter.«

»Er würde nicht mitgehen.«

»Ich würde ihn nicht erst fragen, ob er mitkommen will. Ich würde ihn entführen, wie man eine Frau entführt.«

»Das wäre keine schlechte Idee!« sagt Petrus, macht sofort kehrt und geht zur Gruppe der beiden Söhne des Alphäus, die leise wie Verschwörer mit Matthäus und Jakobus tuscheln.

»Hört. Thomas meint, wir sollten Jesus wegbringen. Alle zusammen. Wir könnten ... von Getsemani über Betfage nach Betanien,

und von dort . . . irgendwohin. Sollen wir es tun? Wenn er in Sicherheit gebracht ist, kommen wir zurück und rechnen mit Judas ab.«

»Es wäre sinnlos. Israel ist eine einzige Falle«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Und sie ist dabei, zuzuschnappen. Es war vorauszusehen. Zu viel Haß!«

»Aber Matthäus, du machst mich wütend! Du hattest mehr Mut, als du noch ein Sünder warst! Was meinst du, Philippus?«

Philippus, der ganz allein geht und ein Selbstgespräch zu führen scheint, hebt den Kopf und bleibt stehen. Petrus kommt zu ihm, und sie flüstern miteinander. Dann kehren sie zur ersten Gruppe zurück. »Ich meine, der beste Ort ist immer noch der Tempel«, sagt Philippus.

»Bist du von Sinnen?« rufen die Vettern, Matthäus und Jakobus. »Aber die dort wollen ihn doch töten!«

»Ssss . . . Schreit nicht so. Ich weiß, was ich sage. Sie werden ihn überall suchen. Aber nicht dort. Du und Johannes, ihr habt gute Freunde unter den Dienern des Hannas. Wir geben ihnen einen Batzen Geld . . . und alles ist erledigt. Glaubt mir, der beste Platz, um einen Gesuchten zu verstecken, ist das Haus der Gefangenewärter.«

»Ich tue es nicht«, sagt Jakobus des Zebedäus. »Aber frage auch die anderen. Zuerst Johannes. Und wenn sie ihn dann gefangen nehmen? Ich will nicht, daß man sagt, ich sei ein Verräter . . . «

»Daran habe ich nicht gedacht. Was dann?« Petrus ist am Boden zerstört.

»Ich will euch sagen, was wir aus Barmherzigkeit tun sollten. Das einzige, was wir tun können. Die Mutter wegbringen . . . « sagt Judas der Alphäus.

»Schon . . . Aber wer geht zu ihr? Und was sollen wir ihr sagen? Geh du, du bist ein Verwandter.«

»Ich bleibe bei Jesus. Das ist mein Recht. Geh du.«

»Ich? Ich habe mich mit einem Schwert bewaffnet, um wie Eleasar

Awaran zu sterben. Ich werde mich durch Legionen hindurchkämpfen, um meinen Jesus zu verteidigen, und rücksichtslos zuschlagen. Wenn dann die Übermacht mich überwältigt, so macht das nichts. Ich werde ihn wenigstens verteidigt haben«, erklärt Petrus.

»Bist du wirklich sicher, daß es Iskariot ist?« fragt Philippus Thaddäus.

»Ich bin ganz sicher. Keiner von uns hat das Herz einer Schlange. Nur er ... Matthäus, geh du zu Maria und sage ihr ... «

»Ich? Sie belügen? Sie an meiner Seite ahnungslos sehen und dann? ... O nein! Ich bin bereit zu sterben, aber nicht, diese Taube zu verraten ... «

Die Stimmen verlieren sich in einem Flüstern.

»Hörst du, Meister. Wir lieben dich«, sagt Simon.

»Ich weiß es. Aber es braucht nicht solche Worte, damit ich es weiß. Wenn sie auch dem Herzen Christi Frieden schenken, so verletzen sie doch seine Seele.«

»Warum mein Herr? Es sind Worte der Liebe.«

»Ganz menschlicher Liebe. Wahrlich, in diesen drei Jahren habe ich nichts erreicht, denn ihr seid noch mehr Mensch, als ihr es in der ersten Stunde gewesen seid. Heute abend gärt in euch alle schmutzige Hefe. Aber es ist nicht eure Schuld.«

»Rette dich, Jesus!« fleht Johannes.

»Ich rette mich.«

»Ja? Oh! Mein Gott, ich danke dir!« Johannes gleicht einer von der Hitze der Sonne versengten Blume, die sich wieder auf ihrem Stengel aufrichtet. »Ich werde es den anderen sagen. Wohin gehen wir?«

»Ich in den Tod. Ihr zum Glauben.«

»Aber hast du nicht gerade gesagt, daß du dich retten wirst?« Der Lieblingsjünger ist erneut niedergeschlagen.

»Ich werde mich retten. Ja, ich rette mich. Wenn ich dem Vater nicht gehorchen würde, wäre ich verloren. Aber ich gehorche, und daher rette ich mich. Aber weine doch nicht so! Du bist weniger

tapfer als die Schüler dieses griechischen Philosophen, von dem ich dir einmal erzählt habe. Sie sind bei ihrem Meister geblieben, der am Schierling gestorben ist, und haben ihn durch ihren mannhaften Schmerz getröstet. Du ... du gleichst einem Kind, das seinen Vater verloren hat.«

»Ist es etwa nicht so? Mehr als den Vater werde ich verlieren! Ich verliere dich ... «

»Du verlierst mich nicht. Denn du wirst mich weiterhin lieben. Nur der ist verloren, der von uns getrennt ist durch das Vergessen auf Erden und durch das Gericht Gottes im Jenseits. Aber wir werden nicht getrennt sein. Niemals! Weder durch das eine noch durch das andere.«

Aber Johannes will keine Vernunft annehmen.

Simon kommt noch näher zu Jesus und vertraut ihm heimlich an: »Meister ... ich ... ich und Simon Petrus, wir hofften, etwas Gutes zu tun ... Aber ... du, der du alles weißt, sage mir: In wie vielen Stunden, glaubst du, wird man dich gefangennehmen?«

»Wenn der Mond seinen höchsten Stand erreicht hat.«

Mit einer Geste von Traurigkeit und Ungeduld, um nicht zu sagen Ärger, antwortet Simon: »Dann ist alles umsonst gewesen ... Meister, laß mich dir erklären. Du hast Simon Petrus und mich beinahe gescholten, weil wir dich so allein gelassen haben die letzten Tage ... Aber wir sind deinetwegen weggewesen ... Aus Liebe zu dir. Petrus ist in der Nacht des Montag sehr betrübt über deine Worte zu mir gekommen, hat mich geweckt und gesagt: „Ich und du – denn dir vertraue ich – wir müssen etwas für Jesus tun. Auch Judas hat gesagt, daß er sich darum kümmern wird.“ Ach, warum haben wir es nicht sofort begriffen? Warum hast du uns nichts gesagt? Aber sage mir: Hast du es niemandem gesagt? Wirklich niemandem? Vielleicht weißt du es selbst erst seit einigen Stunden?«

»Ich habe es immer gewußt. Schon bevor er zu den Jüngern gehörte. Und damit sein Verbrechen nicht vollkommen werde, sowohl in göttlicher als auch in menschlicher Hinsicht, habe ich mit allen

Mitteln versucht, ihn von mir zu entfernen. Jene, die meinen Tod wollen, sind die Henker Gottes. Dieser mein Jünger und Freund ist auch der Verräter, der Henker des Menschen. Mein erster Henker, denn die Mühe, ihn an meiner Seite, an meinem Tisch ertragen zu müssen, ihn vor euch in Schutz nehmen zu müssen, hat mich schon umgebracht.«

»Und niemand weiß es?«

»Nur Johannes. Ich habe es ihm am Ende des Abendmahls gesagt. Aber was habt ihr getan?«

»Und Lazarus? Weiß Lazarus wirklich nichts? Heute sind wir bei ihm gewesen, denn er ist am frühen Morgen gekommen, hat sein Opfer dargebracht und ist dann, ohne sich auch nur in seinem Palast aufzuhalten oder im Prätorium vorbeizuschauen, wieder fortgegangen. Sonst geht er immer dorthin. Diese Gewohnheit hat er von seinem Vater übernommen . . . Und Pilatus ist doch in diesen Tagen in der Stadt, das weißt du . . . «

»Ja, alle sind da. Rom ist da, das neue Zion, in der Person des Pilatus. Israel ist da, mit Kajaphas und Herodes. Ganz Israel ist da, denn das Paschafest hat die Kinder dieses Volkes am Fuß des Altares Gottes versammelt . . . Hast du Gamaliël gesehen?«

»Ja. Warum diese Frage? Ich werde ihn auch morgen wieder sehen . . . «

»Gamaliël ist heute abend in Betfage. Ich weiß es. Wenn wir Getsemani erreicht haben, wirst du zu Gamaliël gehen und ihm sagen: „Bald wirst du das Zeichen erhalten, auf das du seit einundzwanzig Jahren wartest.“ Sonst nichts. Dann kommst du zu den Gefährten zurück.«

»Aber woher weißt du das? Oh, mein Meister, mein armer Meister, du hast nicht einmal den Trost, nicht um die Werke der anderen zu wissen.«

»Du hast recht. Den Trost, nicht zu wissen! Armer Meister! Denn es gibt mehr böse Taten als gute Werke. Aber ich sehe auch die guten Werke und freue mich darüber.«

»Dann weißt du auch, daß ... «

»Simon, es ist die Stunde meiner Passion. Um sie vollkommener zu machen, nimmt der Vater das Licht von mir, je näher sie rückt. Bald wird nur noch Finsternis um mich sein und die Betrachtung dessen, was Finsternis ist: alle Sünden der Menschen. Du kannst, ihr könnt dies nicht verstehen. Keiner, mit Ausnahme dessen, der von Gott als besondere Aufgabe dazu berufen wird, wird diese Passion in der großen Passion begreifen; und da der Mensch stofflich ist, auch im Lieben und Betrachten, wird es viele geben, die weinen und leiden wegen der Schläge und Qualen des Erlösers, die aber die geistigen Qualen niemals ermessen können. Und diese, glaubt es mir, ihr, die ihr mich hört, werden die furchtbarsten sein ... Sprich nun, Simon. Führe mich die Wege, die deine Freundschaft für mich gegangen ist, denn ich bin arm und geblendet und sehe Gespenster, aber nicht wirkliche Dinge ... «

Johannes drückt Jesus an sich und fragt: »Wie? Siehst du deinen Johannes nicht mehr?«

»Ich sehe dich. Aber die Gespenster tauchen aus dem Nebel Satans auf. Visionen des Schreckens und der Schmerzen. Alle sind wir heute abend von diesen Dünsten der Hölle umgeben. In mir versuchen sie, Feigheit, Ungehorsam und Schmerz zu erzeugen. In euch werden sie Enttäuschung und Angst erzeugen. Andere, die weder ängstlich noch verbrecherisch sind, werden sie zu Feiglingen und Verbrechern machen. In anderen, die schon Satan angehören, werden sie übernatürliche Verderbtheit auslösen. Ich sage so, da ihre Vollkommenheit im Bösen alle menschlichen Möglichkeiten übersteigen wird; und eine Vollkommenheit zu erreichen, ist immer etwas Überirdisches. Sprich, Simon.«

»Ja. Seit Dienstag tun wir nichts anderes als herumlaufen, um etwas zu erfahren, vorzubeugen und Hilfe zu suchen.«

»Und was habt ihr erreicht?«

»Nichts. Oder doch nur recht wenig.«

»Und das Wenige wird sich in Nichts auflösen, wenn die Angst die Herzen lähmt.«

»Ich habe mich auch mit Lazarus gestritten ... Es ist das erste Mal, daß mir dies passiert ... Gestritten, weil es mir schien, daß er teilnahmslos zusieht ... Er könnte etwas tun. Er ist ein Freund des Statthalters. Er ist immerhin der Sohn des Theophilus! Aber Lazarus hat alle meine Vorschläge abgelehnt. Ich habe ihn stehengelassen und geschrien: „Ich glaube, der Freund, von dem der Meister spricht, bist du. Ich verabscheue dich!“ Und ich wollte nicht mehr zu ihm zurückkehren ... Doch heute morgen hat er mich gerufen und gesagt: „Bist du immer noch der Meinung, daß ich der Verräter bin?“ Ich hatte schon Gamaliël, Josef und Chuza, Nikodemus und Manaen und endlich deinen Bruder Josef gesehen ... und konnte so etwas nicht mehr glauben. Also sagte ich zu ihm: „Verzeih, Lazarus. Mein Geist ist so verwirrt, mehr als damals, als ich selbst verurteilt war.“ Und so ist es, Meister ... Ich bin nicht mehr ich selbst ... Aber warum lächelst du?«

»Weil du bestätigst, was ich dir zuvor gesagt habe. Der Nebel Satans umgibt und verwirrt dich. Was hat Lazarus geantwortet?«

»Er hat gesagt: „Ich verstehe dich. Komm heute mit Nikodemus. Ich muß dich sehen.“ Also bin ich zu ihm gegangen, während Simon Petrus zu den Galiläern gegangen ist. Denn dein Bruder – obwohl er von weither gekommen ist – weiß mehr als wir. Er sagt, er habe es zufällig im Gespräch mit einem alten Galiläer erfahren, einem Freund des Alphäus und des Josef, der in der Nähe des Marktes wohnt.«

»Ah! ... ja ... Ein guter Freund des Hauses ... «

»Er ist dort, mit Simon und den Frauen. Auch die Familie von Kana ist dort.«

»Ich habe Simon gesehen.«

»Nun, Josef hat von diesem Freund, der auch mit jemandem im Tempel befreundet ist, der durch Heirat mit ihm verwandt ist, erfahren, daß deine Gefangennahme beschlossen wurde, und er hat dem Petrus gesagt: „Ich war nie mit ihm einverstanden. Aber aus Liebe zu ihm und solange er noch stark war. Nun, da er wie ein Kind die

Beute seiner Feinde ist, bin ich, sein Verwandter, der ihn immer geliebt hat, mit ihm. Es ist eine Pflicht des Blutes und des Herzens.“«

Jesus lächelt und sein Antlitz leuchtet einen Augenblick, wie in den Stunden der Freude.

»Und Josef hat zu Petrus gesagt: „Die Pharisäer von Galiläa sind Vipern, wie alle Pharisäer. Aber in Galiläa gibt es nicht nur Pharisäer. Und hier sind viele Galiläer, die ihn lieben. Wir gehen zu ihnen und fordern sie auf, sich zusammenzuschließen und ihn zu verteidigen. Wir haben nichts als Messer. Aber auch Prügel sind Waffen, wenn man sie zu gebrauchen versteht. Und wenn das römische Militär nicht eingreift, werden wir leicht mit diesem feigen Gesindel, den Häschern des Tempels, fertig.“ Petrus ist mit ihm gegangen. Ich bin indessen mit Nikodemus zu Lazarus gegangen. Wir hatten beschlossen, Lazarus zu überreden, mit uns zu kommen und sein Haus zu öffnen, um in deiner Nähe zu sein. Er aber hat gesagt: „Ich muß Jesus gehorchen und hierbleiben. Und doppelt leiden ...“ Ist das wahr?«

»Es ist wahr. Ich habe ihm diesen Befehl gegeben.«

»Aber er hat mir die Schwerter gegeben. Sie gehören ihm. Eines für mich und das andere für Petrus. Auch Chuza wollte mir Schwerter geben. Aber ... was sind schon zwei Stück Eisen gegen eine ganze Welt? Chuza kann nicht glauben, daß deine Worte wahr sind. Er schwört, daß er von nichts weiß und daß man am Hof nur daran denkt, das Fest zu genießen ... Eine Prasserei, wie üblich. Deshalb hat er Johanna geraten, sich in eines ihrer Häuser in Judäa zurückzuziehen. Aber Johanna will hierbleiben. Eingeschlossen in ihren Palast, so als ob sie nicht hier wäre. Und sie geht nicht fort. Bei ihr sind Plautina, Hanna, Nike und zwei römische Damen aus dem Haus der Claudia. Sie weinen, sie beten und lassen die unschuldigen Kinder beten. Aber jetzt ist es nicht Zeit zu beten. Es ist Zeit, Blut zu vergießen. Ich fühle den „Zeloten“ in mir zum Leben erwachen und brenne darauf, zu töten, um zu rächen ... !«

»Simon! Wenn du verflucht sterben solltest, hätte ich dich nicht aus der Trostlosigkeit befreit!« Jesus ist äußerst streng.

»Oh, verzeih, Meister ... Verzeih! Ich bin wie betrunken, wie im Delirium.«

»Und Manaen, was sagt er?«

»Manaen sagt, es könne nicht wahr sein, und wenn, dann würde er dir nachfolgen, auch in den Tod.«

»Wie seid ihr eurer selbst alle so sicher! ... Wieviel Stolz ist im Menschen! Und Nikodemus und Josef? Was wissen sie?«

»Nicht mehr als ich. Vor einiger Zeit hat sich Josef bei einer Versammlung mit dem Synedrium angelegt, denn er hat sie Mörder genannt, die einen Unschuldigen töten wollen, und hat gesagt: „Hier drinnen ist alles gesetzwidrig.“ Er hat recht: Der Greuel ist im Haus des Herrn. Dieser Altar muß zerstört werden, denn man hat ihn geschändet. Sie haben ihn nicht gesteinigt, weil er Josef ist. Aber von da an haben sie ihn über alles im dunkeln gelassen. Nur Gamaliël und Nikodemus sind seine Freunde geblieben. Aber ersterer spricht nicht. Und der andere ... Weder er noch Josef sind mehr zu den Versammlungen des Synedriums gerufen worden, in denen es um Entscheidungen ging. Das Synedrium versammelt sich entgegen der Vorschrift da und dort, zu verschiedenen Stunden, aus Angst vor ihnen und vor Rom. Ach! ... Beinahe hätte ich es vergessen ... Die Hirten. Auch sie sind bei den Galiläern. Aber wir sind nur wenige! Wenn Lazarus auf uns gehört hätte und zum Prätor gegangen wäre! Aber er wollte nicht auf uns hören ... Dies haben wir getan ... Viel ... und nichts ... Und ich bin so niedergeschlagen, daß ich in die Felder laufen und wie ein Schakal heulen möchte, daß ich mich in einer Orgie betäuben und wie ein Räuber töten möchte, nur um von dem Gedanken loszukommen, daß alles „nutzlos“ ist, wie Lazarus gesagt hat, wie auch Josef und Chuza und Manaen und Gamaliël gesagt haben ... « Der Zelote scheint nicht mehr er selbst zu sein.

»Was hat der Rabbi gesagt?«

»Er hat gesagt: „Ich kenne die Absichten des Kajaphas nicht genau. Aber ich sage euch, nur für den Christus ist prophezeit, was ihr sagt. Und da ich diesen Propheten nicht für den Christus halte, finde ich,

daß kein Grund zur Aufregung besteht. Ein Mensch wird getötet werden. Ein guter Mensch. Ein Freund Gottes. Aber von wie vielen seinesgleichen hat Zion nicht schon das Blut getrunken?!“ Und da wir auf deiner göttlichen Natur bestanden, hat er hartnäckig wiederholt: „Wenn ich das Zeichen sehe, werde ich glauben.“ Er hat versprochen, daß er an der Abstimmung über dein Todesurteil nicht teilnehmen wird und vielmehr, wenn möglich, versuchen wird, die anderen zu überzeugen, dich nicht zu verurteilen. Das ist alles. Er glaubt nicht! Er glaubt nicht! Wenn wir nur bis morgen Zeit hätten . . . Aber du sagst nein. Oh, was werden wir tun?«

»Du wirst zu Lazarus gehen und versuchen, so viele als möglich mitzunehmen. Nicht nur die Apostel. Auch die auf den Feldwegen herumirrenden Jünger. Versuche, die Hirten zu treffen, und bringe ihnen diese Anordnung. Das Haus von Betanien ist mehr denn je das Haus von Betanien: das Haus der guten Gastlichkeit. Wer nicht den Mut hat, dem Haß eines ganzen Volkes zu begegnen, soll sich dorthin zurückziehen. Und warten . . . «

»Aber wir werden dich nicht verlassen.«

»Trennt euch nicht . . . Getrennt würdet ihr ein Nichts sein. Vereint seid ihr immer noch eine Kraft. Simon, versprich mir dies. Du bist ruhig und verlässlich, und auch Petrus hört auf dein Wort. Du schuldest mir sehr viel. Ich erinnere dich zum ersten Mal daran, um dich zum Gehorsam zu verpflichten. Schau, wir sind am Kidron. Von dort bist du als Aussätziger zu mir gekommen, und rein hast du diesen Ort verlassen. Um dessentwillen, was ich für dich getan habe, gib mir. Gib dem Menschen, was ich dem Menschen gegeben habe. Nun bin ich der Aussätzige . . . «

»Nein! Sage so etwas nicht!« stöhnen die beiden Jünger gleichzeitig.

»So ist es! Petrus, meine Brüder werden sich am schlimmsten fühlen. Wie ein Verbrecher wird sich mein ehrlicher Petrus fühlen und keinen Frieden finden. Und die Brüder . . . sie werden nicht das Herz haben, zu ihrer und meiner Mutter aufzuschauen . . . Ich empfehle sie dir . . . «

»Und ich, Herr? Wer wird sich meiner annehmen? An mich denkst du nicht?«

»O mein Junge! Du bist deiner Liebe anvertraut. Sie ist stark und wird dich wie eine Mutter leiten. Ich gebe dir weder Befehl noch Führer. Ich lasse dich auf den Wassern der Liebe, dem starken und tiefen Strom in dir, der keine Zweifel an deinem Morgen gestattet. Simon, hast du gehört? Versprich mir, versprich mir!« Es ist schmerzlich, Jesus so angstvoll zu sehen . . . Er fährt fort: »Bevor die anderen kommen! Oh! Danke! Sei gesegnet.«

Die ganze Gruppe ist nun beisammen.

»Wir wollen uns nun trennen. Ich gehe hinauf und bete. Petrus, Johannes und Jakobus nehme ich mit. Ihr bleibt hier. Wenn man euch Gewalt antut, ruft. Habt keine Angst. Es wird euch kein Haar gekrümmt werden. Betet für mich. Legt Haß und Angst ab. Es wird nur ein Augenblick sein . . . und dann wird die Freude vollkommen sein. Lächelt, damit ich euer Lächeln im Herzen habe. Und noch einmal Dank für alles, Freunde. Lebt wohl. Der Herr möge euch nicht verlassen . . . «

Jesus trennt sich von den Aposteln und geht voraus, während Petrus sich von Simon die Fackel geben läßt, nachdem dieser harzige Reiser an ihr entzündet hat, die nun prasselnd am Rand des Olivenhaines brennen und den Duft von Wacholder verbreiten.

Thaddäus tut mir leid. Er schaut Jesus mit so eindringlichen, schmerz erfüllten Blicken nach, daß dieser sich umdreht um zu sehen, wer ihn anschaut. Doch Thaddäus verbirgt sich hinter Bartholomäus und beißt sich auf die Lippen, um sich zu beherrschen.

Jesus macht eine Handbewegung zwischen Segen und Gruß und geht dann weiter. Das Licht des nun schon hoch am Himmel stehenden Mondes fließt um seine hohe Gestalt und läßt sie noch größer, vergeistigter erscheinen; das Rot des Kleides ist heller und das Gold der Haare bleicher. Hinter Jesus beschleunigen Petrus mit der Fackel und die beiden Söhne des Zebedäus ihre Schritte.

Sie gehen bis an den ersten steilen Hang des Amphitheaters, das

der Ölgarten bildet. Man betritt es über einen kleinen, unregelmäßigen Platz, von dem aus die Hänge in Stufen voller Ölbäume bis zum höchsten Punkt des Berges aufsteigen. Jesus sagt: »Bleibt hier und wartet auf mich, während ich bete. Aber schlaft nicht. Ich könnte euch brauchen. Und ich bitte euch von ganzem Herzen: betet! Euer Meister ist *sehr* betrübt.«

Er ist wahrhaft von tiefster Mattigkeit gezeichnet. Eine schwere Last scheint ihn zu Boden zu drücken. Wo ist der männliche Jesus, der zu den Massen sprach, der schöne, starke Jesus mit dem Blick eines Herrschers, dem friedvollen Lächeln und der wohlklingenden, schönen Stimme? Er scheint keuchend zu atmen wie einer, der rasch gelaufen ist oder geweint hat. Seine Stimme ist müde und bekümmert. Er ist traurig, traurig, so traurig ...

Petrus antwortet für alle: »Sei beruhigt, Meister. Wir werden wachen und beten. Du brauchst uns nur zu rufen, und wir kommen.«

Jesus verläßt sie, während die drei sich bücken, um Laub und Reiser zu sammeln und damit ein Feuerchen zu machen, das sie wachhalten und auch vor der Feuchtigkeit schützen soll, denn der Tau fällt schon reichlich.

Er läßt sie zurück und geht in östlicher Richtung weiter. Der Mond scheint ihm ins Gesicht. Ich sehe, daß sich seine Augen durch den großen Schmerz noch geweitet haben; vielleicht sind es auch von der Müdigkeit herrührende dunkle Ringe, die sie vergrößern, oder der Schatten der Brauen. Ich weiß es nicht. Ich sehe nur, daß seine Augen weiter offen sind und tiefer liegen. Er steigt hinauf mit geneigtem Haupt, nur hie und da erhebt er es mit einem Seufzer, als hätte er Mühe und müßte um Atem ringen. Dann schweift sein so trauriger Blick über den friedlichen Olivenhain. Er steigt noch einige Meter höher und geht dann um eine Stufe herum, die somit zwischen ihm und den drei weiter unten liegt.

Die zuerst nur wenige Zentimeter hohe Stufe steigt an und ist schon bald über zwei Meter hoch, so daß Jesus völlig vor allen mehr oder weniger diskreten und freundschaftlichen Blicken verborgen

ist. Jesus geht bis zu einem großen Steinblock, der an einer Stelle den Pfad versperrt. Vielleicht hat man ihn dort als Stütze für den Hang angebracht, der nach unten baumlos und noch steiler abfällt zu einer öden Stelle vor den Mauern Jerusalems, und nach oben in Stufen mit Ölbäumen weiter aufsteigt. Genau oberhalb dieses Blocks wächst ein knorriger, krummer Ölbaum – er gleicht einem bizarren Fragezeichen, das die Natur hierhergesetzt hat in der Frage nach irgendeinem Warum. Die dichten Zweige des Wipfels geben der Frage seines Stammes eine Antwort, sagen »ja«, wenn sie sich zur Erde neigen, und »nein«, wenn sie sich nach rechts und links bewegen im leichten Wind, der immer wieder durch die Blätter weht und einmal nur nach Erde riecht, ein anderes Mal den etwas bitteren Geruch der Ölbäume und dann wieder den Duft von Rosen und Maiglöckchen bringt, von dem ich nicht weiß, woher er kommen könnte. Jenseits des Pfades, weiter unten, stehen noch mehr Ölbäume. Und einer, genau unterhalb des Felsblocks – ein Blitz muß ihn gespalten haben, und doch hat er überlebt, oder er ist aus sonst einem Grund auseinandergebrochen – wächst nun statt mit seinem ursprünglichen Stamm mit zwei Stämmen weiter, wie die zwei Hälften eines V in Blockschrift. Und die beiden Wipfel erheben sich nun zu beiden Seiten des Felsens, so als ob sie zusehen und gleichzeitig wachen wollten, oder als ob sie diesem Fels als friedfertige, silbergraue Unterlagen dienen wollten.

Dort bleibt Jesus stehen. Er sieht die Stadt nicht an, die im Mondlicht unten leuchtet. Er kehrt ihr vielmehr den Rücken und betet mit zum Kreuz geöffneten Armen und zum Himmel erhobenem Antlitz. Ich sehe sein Gesicht nicht, denn es ist im Schatten. Und wenn auch der Mond gerade über ihm steht, so dringt doch nur wenig Licht durch das dichte Laub eines Ölbaumes zwischen ihm und dem Mond, und die durch die Blätter gefilterten Strahlen zeichnen sich ständig verändernde Punkte und Striche. Ein langes, inbrünstiges Gebet. Ab und zu höre ich einen Seufzer oder ein deutlicheres Wort. Es ist kein Psalm und auch kein Vaterunser. Es ist ein Gebet, das

seiner Liebe und seiner Not entspringt. Eine wahre Ansprache an seinen Vater.

Ich erkenne dies aus den wenigen Worten, die ich verstehe: »Du weißt es ... Ich bin dein Sohn ... Alles, doch hilf mir ... Die Stunde ist gekommen ... Ich gehöre nicht mehr der Welt. Dein Wort braucht keine Hilfe mehr ... Gib, daß der Mensch dich als Erlöser zufriedenstellt, so wie das Wort dir gehorsam gewesen ist ... Dein Wille geschehe ... Für sie bitte ich um Erbarmen ... Werde ich sie retten? Darum bitte ich dich. Ich möchte, daß sie vor der Welt, dem Fleisch und Satan gerettet werden ... Darf ich noch bitten? Es ist eine gerechte Bitte, mein Vater. Nicht für mich. Für den Menschen, der dein Geschöpf ist und der sogar auch seine Seele in Schmutz verwandeln wollte. Ich nehme diesen Schmutz in mein Leiden und in mein Blut, damit das unverderbliche Wesen des Geistes wieder zu deinem Wohlgefallen erstrahle ... Er ist überall. Er ist heute abend König. Im Palast und in den Häusern. Bei den Soldaten und im Tempel ... Die Stadt ist in seiner Gewalt und wird morgen eine Hölle sein ... «

Jesus wendet sich um, lehnt sich mit dem Rücken an den Stein und kreuzt die Arme. Er betrachtet Jerusalem. Das Antlitz Jesu wird immer trauriger. Er flüstert: »Es gleicht dem Schnee ... und ist ganz Sünde. Wie viele habe ich auch dort geheilt! Wieviel habe ich gesprochen! ... Wo sind sie nun, die mir treu zu sein schienen ... ?«

Jesus neigt das Haupt und starrt auf den mit kurzem, tauglänzendem Gras bewachsenen Boden. Obwohl er sein Haupt gesenkt hält, verstehe ich, daß er weint, denn leuchtende Tropfen fallen von seinem Gesicht zur Erde. Dann erhebt er das Haupt, löst die Arme, faltet die Hände über dem Haupt und ringt sie so.

Schließlich kehrt er zu den drei Aposteln zurück, die um ihr Reisig-feuerchen sitzen. Und findet sie halb schlafend. Petrus lehnt an einem Baumstamm mit über der Brust verschränkten Armen und läßt vom Schlaf überwältigt immer wieder den Kopf sinken. Jakobus und sein Bruder sitzen auf einer vorstehenden Wurzel. Um die Kno-

ten nicht zu sehr zu spüren, haben sie ihre Mäntel daraufgelegt und sind – obgleich sie es noch weniger bequem als Petrus haben – schon fast eingeschlummert. Jakobus hat seinen Kopf auf die Schulter des Johannes gelegt und dieser lehnt den Kopf an die Schulter des Jakobus. Es sieht aus, als seien sie im Halbschlaf in dieser Haltung erstarrt.

»Schlaft ihr? Konntet ihr nicht einmal eine Stunde mit mir wachen? Ich habe euren Trost und eure Gebete so nötig.«

Die drei springen verwirrt auf. Sie reiben sich die Augen, murmeln eine Entschuldigung und führen ihre Schläfrigkeit hauptsächlich auf die Mahlzeit zurück: »Es ist der Wein ... das Essen ... Aber nun ist es vorbei. Es war nur ein Augenblick. Wir hatten keine Lust zu reden, und so sind wir eingeschlafen. Doch nun werden wir laut beten, damit das nicht mehr passiert.«

»Ja, betet und wacht. Auch für euch selbst habt ihr es nötig.«

»Ja, Meister, wir werden dir gehorchen.«

Jesus entfernt sich wieder. Der Mond scheint ihm ins Gesicht, und sein silbernes Licht ist so hell, daß das rote Gewand immer blasser wirkt, so als wäre es von weißem, leuchtendem Staub bedeckt. Der Mond läßt mich sein trauriges, schmerz erfülltes, gealtertes Antlitz erkennen. Die Augen sind immer noch weit offen, aber sie scheinen jetzt getrübt. Um den Mund legt sich eine müde Falte.

Er kehrt zu seinem Stein zurück, langsamer und gebeugter. Er kniet nieder und stützt seine Arme auf den Fels, der nicht ganz glatt ist, sondern auf halber Höhe eine Art Sims hat, fast als hätte man ihn absichtlich so geformt. Und auf diesem kleinen Sims ist ein Pflänzchen gewachsen. Es scheinen mir die kleinen, Lilien ähnlichen Blümchen zu sein, die ich auch in Italien schon gesehen habe, mit winzigen runden, am Rand gezackten fleischigen Blättchen und ebenso winzigen Blüten an den hauchfeinen Stielen. Sie gleichen über das Grau des Felsens und das Dunkelgrün der Blättchen gestreuten Schneeflöckchen. Jesus stützt seine Hände neben ihnen auf, und die Blümchen lieblosen seine Wange, denn er legt den Kopf

auf die zum Gebet gefalteten Hände. Nach einer Weile fühlt er die Kühle der kleinen Blüten und hebt das Haupt. Er sieht sie an, streichelt sie, spricht zu ihnen: »Ihr seid rein! ... Ihr tröstet mich! Auch in der Grotte meiner Mutter gab es solche Blümchen ... und meine Mutter liebte sie, denn sie sagte: „Als ich klein war, sagte mein Vater: ‚Du bist so eine kleine Lilie und voll vom Tau des Himmels ... ‘“ Die Mama! Oh, meine Mama!« Jesus bricht in Tränen aus. Den Kopf auf den gefalteten Händen und auf die Fersen zurückgesunken, höre und sehe ich ihn weinen und die Hände ringen. Ein Finger quält den anderen. Ich höre, wie er sagt: »Auch in Betlehem ... und ich habe sie dir gebracht, Mama. Aber diese hier, wer wird sie dir bringen ...?«

Dann betet und betrachtet er wieder. Seine Betrachtung muß sehr traurig sein, mehr angsterfüllt als traurig, denn um ihr zu entfliehen, steht er auf, geht vorwärts und rückwärts und murmelt Worte, die ich nicht verstehe, erhebt das Antlitz, senkt es wieder, macht verschiedene Gesten und fährt sich mit mechanischen, aufgeregten Bewegungen mit den Händen über Augen, Wangen und Haar, wie einer, der in großer Angst ist. Dies zu sagen ist nichts. Es ist unmöglich, es zu beschreiben. Es sehen heißt, seine Angst mitfühlen.

Er macht eine Geste in Richtung Jerusalem. Dann erhebt er wieder die Arme zum Himmel, wie um von dort Hilfe zu erbitten. Er legt den Mantel ab, als ob er ihm zu warm wäre, und schaut ihn an ... Aber was sieht er? Seine Augen sehen nichts als seine Qual, und alles wird ihm zur Qual und vermehrt sie noch. Auch der von der Mutter gewebte Mantel. Er küßt ihn und sagt: »Verzeihung, Mama, Verzeihung!« Es scheint, als bitte er das von der Mutterliebe gesponnene und gewebte Tuch um Verzeihung ... Er legt den Mantel wieder an. Der Schmerz zerreißt ihm das Herz. Er will beten, um ihn zu überwinden. Aber mit dem Gebet kehren die Erinnerungen, die Ängste, die Zweifel, das Bedauern wieder ... Eine Lawine von Namen ... Städten ... Personen ... Ereignissen ... Ich kann nicht folgen, denn es geht zu rasch und sprunghaft. Es ist sein ganzes evangelisches Le-

ben, das an ihm vorüberzieht . . . und ihm Judas, den Verräter, zeigt. Sein Schmerz ist so groß, daß er, um ihn zu beherrschen, die Namen Petrus und Johannes hinausschreit. Und er sagt: »Nun werden sie kommen. Sie sind treu!« Aber »sie« kommen nicht. Er ruft noch einmal und scheint so entsetzt, als ob er Gott weiß was sähe. Dann flieht er zu der Stelle, an der er Petrus und die beiden Brüder gelassen hat. Er findet sie in bequemerer Stellung und in tiefem Schlaf an der schwachen Glut, die am Erlöschen ist und nur noch da und dort unter der grauen Asche glimmt.

»Petrus! Schon dreimal habe ich euch gerufen! Was tut ihr? Ihr schlaft wieder? Fühlt ihr denn nicht, wie sehr ich leide? Betet, damit das Fleisch nicht siegt, euch nicht besiegt. Keinen von euch. Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach. Helft mir . . . «

Die drei wachen nur langsam auf. Doch endlich kommen sie zu sich und entschuldigen sich mit noch ganz verschlafenen Augen. Sie richten sich auf und setzen sich zuerst. Dann stehen sie auf.

»Also nein!«, murmelt Petrus, »das ist uns noch nie passiert! Es muß der Wein gewesen sein. Er war stark. Und dann diese Kühle. Wir haben uns zugedeckt, um nicht zu frieren (sie hatten sich tatsächlich die Mäntel über die Köpfe gezogen); und so haben wir das Feuer nicht mehr gesehen und die Kälte nicht mehr gefühlt, und der Schlaf hat uns übermannt. Du sagst, daß du uns gerufen hast? Und doch habe ich nicht geglaubt, so tief zu schlafen . . . Auf, Johannes, gehen wir Zweige suchen, bewegen wir uns, damit der Schlaf vergeht. Sei versichert, Meister, von jetzt an! . . . Wir bleiben auf den Füßen . . . « und er wirft eine Handvoll trockene Blätter auf die Asche und bläst, bis die Flammen wieder aufflackern. Dann legt er Brombeergestrüpp darauf, das Johannes herbeibringt, während Jakobus einen großen Wacholderzweig oder etwas Ähnliches aus dem nahen Gebüsch schlägt und zum übrigen wirft.

Die Flammen flackern hoch und fröhlich auf und beleuchten das arme Antlitz Jesu. Ein so unendlich trauriges Antlitz, daß man es nicht ansehen kann, ohne zu weinen. Jeglicher Glanz ist aus diesem

Antlitz gewichen in der tödlichen Ermattung. Jesus sagt: »Ich leide Qualen, die mich umbringen. O ja! Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Freunde! ... Freunde! Freunde!« Aber selbst wenn er dies nicht sagen würde, könnte man an seinem Aussehen erkennen, daß er wirklich einem Sterbenden, einem in furchtbarer und trostloser Verlassenheit Sterbenden ähnlich ist. Jedes Wort scheint ein Aufschluchzen zu sein ...

Aber die drei sind zu müde. Fast wie Betrunkene wanken sie mit halbgeschlossenen Augen umher ... Jesus schaut sie an ... Er demütigt sie nicht durch Tadel. Er schüttelt nur das Haupt, seufzt und kehrt an die vorige Stelle zurück.

Er betet wieder stehend, mit zum Kreuz ausgebreiteten Armen. Dann kniet er nieder wie zuvor, neigt das Gesicht über die kleinen Blümchen, denkt ... schweigt. Dann beginnt er laut zu seufzen und zu schluchzen. Fast liegt er am Boden, so weit neigt er sich zurück, und ruft den Vater. Immer flehender, immer angstvoller ...

»Oh!« sagt er. »Zu bitter ist dieser Kelch! Ich kann nicht! Ich kann nicht! Es geht über meine Kräfte. Alles konnte ich! Aber dies nicht ... Nimm ihn von mir, Vater, von deinem Sohn! Erbarme dich meiner! ... Was habe ich getan? Womit habe ich dies verdient?« Dann beruhigt er sich und sagt: »Mein Vater, höre nicht auf meine Worte, wenn sie erbitten, was gegen deinen Willen ist. Denke nicht daran, daß ich dein Sohn bin, sondern nur daran, daß ich dein Diener bin. Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.«

Einige Zeit bleibt er so. Dann stößt er einen gedämpften Schrei aus und erhebt sein von Schmerz zerwühltes Gesicht. Nur einen Augenblick, dann fällt er zu Boden, das Gesicht zur Erde, und bleibt so liegen. Ein Bild des Elends, der Mensch, auf dem die Sünden der ganzen Welt lasten, den die ganze Gerechtigkeit des Vaters trifft, auf den sich die Finsternis herabsenkt, die Trostlosigkeit, die Bitterkeit, und das Furchtbare, Furchtbare, Allerfurchtbarste, das Verlassensein von Gott, während Satan quält ... Es ist das Ersticken der Seele, das lebendig Begrabensein in diesem Kerker, der die Welt ist, wenn man

die Verbindung zwischen Gott und uns nicht mehr fühlt. Man fühlt sich in Ketten, geknebelt, gesteinigt sogar von den eigenen Gebeten, die scharf und sengend auf uns zurückfallen. Man stößt an den verschlossenen Himmel, den weder die Stimme noch die Blicke unserer Angst durchdringen, man fühlt sich als »Waise« Gottes. Es ist Wahnsinn, Todesangst, der Zweifel, sich bisher getäuscht zu haben, es ist die Überzeugung, von Gott verworfen zu sein, verdammt zu sein. Es ist die Hölle! ...

Oh, ich weiß! Ich kann die Ängste und Schmerzen meines Christus nicht mitansehen, ich kann es nicht, da ich doch weiß, daß sie millionenfach schrecklicher sind als jene, die ich letztes Jahr empfunden habe. Die Erinnerung daran erschüttert mich jedesmal.

Jesus stöhnt unter Röcheln und Todesseufzern: »Nichts! ... Nichts! ... Fort! ... Der Wille des Vaters! Dieser! Nur dieser allein! ... Dein Wille, Vater, dein Wille, nicht meiner ... Es ist nutzlos! Ich habe nur einen Herrn: den allerheiligsten Gott. Nur ein Gesetz: den Gehorsam. Nur eine Liebe: die Erlösung ... Nein. Ich habe keine Mutter mehr. Ich habe kein Leben mehr. Ich habe keine Göttlichkeit mehr. Ich habe keine Aufgabe mehr. Vergeblich versuchst du mich, Dämon, mit der Mutter, mit dem Leben, mit meiner Göttlichkeit und meiner Mission. Meine Mutter ist die Menschheit, und ich liebe sie so sehr, daß ich für sie sterben werde. Das Leben gebe ich dem zurück, der es mir gegeben hat und es nun von mir verlangt, dem höchsten Herrn alles Lebenden. Die Göttlichkeit bestätige ich, da ich zu dieser Sühne fähig bin. Die Mission vollende ich durch meinen Tod. Nichts habe ich mehr. Ich kann nur noch den Willen des Herrn, meines Gottes, tun. Weiche Satan! Ich habe es das erste und das zweite Mal gesagt. Ich sage es zum dritten Mal: „Vater, wenn es möglich ist, laß diesen Kelch an mir vorübergehen. Doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe.“ Weiche, Satan! Ich gehöre Gott!«

Dann sagt er nur noch keuchend: »Gott! Gott! Gott!« Bei jedem Schlag seines Herzens ruft er ihn, und es scheint, als quelle bei jedem

dieser Schläge Blut hervor. Der über den Schultern gespannte Stoff seines Gewandes wird naß und ist nun wieder dunkel, trotz des Mondes, der alles in sein helles Licht taucht.

Da erscheint eine noch größere Helligkeit über seinem Haupt, etwa einen Meter über ihm, eine so lebhaftige Helligkeit, daß auch der Darniederliegende sie durch die Wellen seines schon blutgetränkten Haares und durch den Schleier des Blutes vor seinen Augen bemerkt. Er hebt den Kopf . . . Der Mond beleuchtet sein armes Antlitz, und stärker noch leuchtet das dem bläulichen Diamanten, der Venus ähnliche Licht des Engels. Und nun erkennt man die ganze furchtbare Todesangst an dem Blut, das aus allen Poren dringt. Brauen, Haar, Bart sind voll Blut, getränkt von Blut. Blut fließt von den Schläfen, Blut dringt aus den Adern am Hals, Blut tropft von den Händen, und als er die Hände dem Engelslicht entgegenstreckt und die weiten Ärmel bis zum Ellenbogen zurückgleiten, sind auch die Unterarme Christi voll Blut. In seinem Gesicht hinterlassen die Tränen zwei helle Bahnen auf der roten Maske.

Jesus legt den Mantel ab und trocknet Hände, Antlitz, Hals und Arme. Aber er fährt fort, Blut zu schwitzen. Immer wieder drückt er das Tuch auf sein Antlitz, hält es eine Weile darauf, und jedesmal, wenn er eine andere Stelle nimmt, sieht man deutlich die Spuren auf dem dunkelroten Stoff, denn da sie naß sind, erscheinen sie schwarz. Das Gras am Boden ist von Blut gerötet.

Jesus ist einer Ohnmacht nahe. Er öffnet das Gewand am Hals, als wäre er am Ersticken. Er führt die Hand zum Herzen und dann zum Haupt und bewegt sie vor seinem Antlitz, als wolle er sich Luft zufächeln; sein Mund ist leicht geöffnet. Er kriecht zu dem Fels, mehr dem Rand des Hanges zu, und lehnt sich mit dem Rücken an den Stein. Seine Arme hängen herunter, und das Haupt hängt auf die Brust, fast als wäre er schon tot. Er rührt sich nicht mehr.

Das Licht des Engels nimmt ganz langsam ab. Dann scheint es sich im Mondschein aufzulösen. Jesus öffnet die Augen wieder. Mit Mühe hebt er das Haupt und blickt um sich. Er ist allein. Aber er

leidet jetzt weniger. Er streckt eine Hand aus, zieht den Mantel an sich, der im Gras liegengeblieben ist, und trocknet sich wieder das Antlitz, die Hände, den Hals, den Bart und die Haare. Er nimmt ein großes, ganz taunasses Blatt, das gerade dort am Rand des Hanges wächst, säubert sich damit, wäscht sich Gesicht und Hände und trocknet sie. Das wiederholt er mehrmals mit anderen Blättern, bis alle Spuren seines furchtbaren Schweißes getilgt sind. Nur das Gewand ist noch befleckt, besonders an den Schultern, in den Beugen der Ellbogen, am Hals, am Gürtel und an den Knien. Er betrachtet es und schüttelt den Kopf. Dann schaut er auch den Mantel an und da er sieht, daß er zu sehr befleckt ist, faltet er ihn und legt ihn auf den Stein, dort auf den Sims, neben die Blümchen.

In seiner Schwäche dreht er sich mit Mühe um, kniet nieder und betet, das Haupt auf den Mantel gelegt, auf dem bereits die Hände ruhen. Dann stützt er sich auf den Stein und steht auf. Leicht wankend begibt er sich zu den Jüngern. Sein Antlitz ist totenbleich, aber nicht mehr verstört. Es ist ein Antlitz voll göttlicher Schönheit, obwohl blutleer und trauriger denn je.

Die drei schlafen tief. Ganz in ihre Mäntel gehüllt, haben sie sich an dem erloschenen Feuer ausgestreckt, und man hört sie tief atmen und beinahe schon laut schnarchen. Jesus ruft sie. Vergebens. Er muß sich bücken und Petrus kräftig schütteln.

»Was gibt es? Wer will mich gefangennehmen?« sagt dieser und schlägt verwirrt und erschrocken seinen dunkelgrünen Mantel zurück.

»Niemand. Ich bin es, der dich ruft.«

»Ist es schon Tag?«

»Nein, die zweite Nachtwache ist fast zu Ende.«

Petrus ist ganz benommen, Jesus schüttelt Johannes, der einen Schreckenschrei ausstößt, da er über sich das Antlitz eines Gespenstes zu sehen glaubt, so marmorweiß ist Jesus. »Oh! Du siehst wie ein Toter aus.«

Er schüttelt Jakobus und dieser, der glaubt, sein Bruder würde ihn

rufen, sagt: »Haben sie den Meister gefangengenommen?«

»Noch nicht, Jakobus«, antwortet Jesus. »Aber steht nun auf, und gehen wir. Mein Verräter naht.«

Die drei, noch ganz verwirrt, erheben sich. Sie schauen um sich . . . Ölbäume, Mond, Nachtigallen, ein leichter Wind, Friede . . . sonst nichts. Doch sie folgen Jesus, ohne ein Wort zu sagen. Auch die anderen acht sind um das erloschene Feuer herum mehr oder weniger eingeschlafen.

»Steht auf!« ruft Jesus laut. »Während Satan kommt, zeigt dem Schlaflosen und seinen Söhnen, daß die Kinder Gottes nicht schlafen.«

»Ja, Meister.«

»Wo ist er, Meister?«

»Jesus, ich . . . «

»Aber was ist denn los?«

Zwischen sich überstürzenden Fragen und Antworten legen sie ihre Mäntel an . . .

Gerade noch rechtzeitig, um ordentlich vor der bewaffneten Bande zu erscheinen, die von Judas angeführt den friedlichen Platz überschwemmt und ihn mit vielen brennenden Fackeln grell erleuchtet. Eine Horde als Soldaten verkleideter Banditen, in teuflischem Grinsen verzerrte Galgengesichter. Auch der eine oder andere Kämpfe vom Tempel ist dabei.

Die Apostel springen alle in einen Winkel. Petrus vorne, die anderen in einer Gruppe hinter ihm. Jesus bleibt, wo er ist.

Judas nähert sich ihm und hält seinem Blick stand, der nun wieder strahlend ist wie in den besten Tagen. Doch Judas senkt den Kopf nicht. Er geht vielmehr mit dem Grinsen einer Hyäne auf Jesus zu und küßt ihn auf die rechte Wange.

»Freund, wozu bist du gekommen? Mit einem Kuß verrätst du mich?«

Judas senkt einen Moment den Kopf, dann hebt er ihn wieder . . . Er ist nun taub gegenüber jedem Vorwurf und jeder Aufforderung zur Reue.

Nach den ersten Worten, die er noch mit der Würde des Meisters gesprochen hat, erkennt man am traurigen Ton der Stimme Jesu, daß er sich in sein Schicksal ergeben hat.

Die Häscherbande nähert sich schreiend mit Stricken und Stöcken und versucht, sich Jesu und auch der Apostel zu bemächtigen; natürlich mit Ausnahme des Judas Iskariot.

»Wen sucht ihr?« fragt Jesus ruhig und feierlich.

»Jesus von Nazaret.«

»Ich bin es.« Die Stimme gleicht dem Donner. Vor der mörderischen und vor der unschuldigen Welt, vor der Natur und vor den Sternen legt Jesus von sich selbst Zeugnis ab, offen, ehrlich und sicher; ich würde sagen, er freut sich sogar, es tun zu können.

Wäre ein Blitz von ihm ausgegangen, er hätte nicht mehr bewirkt. Wie eine Garbe gemähter Halme fallen alle zu Boden. Stehen bleiben nur Judas, Jesus und die Apostel, die angesichts der niedergeworfenen Soldaten wieder Mut fassen. So sehr, daß sie sich Jesus nähern und Drohungen ausstoßen, die so deutlich Judas gelten, daß dieser einen Sprung zur Seite macht, gerade noch rechtzeitig, um dem gekonnten Schwertstreich des Simon auszuweichen. Die übrigen Apostel, die keine Schwerter haben, werfen ihm Steine und Prügel nach, aber vergeblich. Und Judas flieht über den Kidron und verschwindet auf einem Feldweg in der Dunkelheit.

»Steht auf. Wen sucht ihr? Ich frage euch noch einmal.«

»Jesus von Nazaret.«

»Ich habe euch gesagt, daß ich es bin«, sagt Jesus sanft. »Laßt diese also gehen. Ich komme mit euch. Legt die Schwerter und die Prügel weg. Ich bin kein Räuber. Ich bin immer unter euch gewesen. Warum habt ihr mich damals nicht festgenommen? Aber dies ist eure Stunde und die Stunde Satans ... «

Doch während Jesus spricht, nähert sich Petrus dem Mann, der schon die Stricke vorbereitet, um den Meister zu fesseln, und schlägt ungeschickt mit dem Schwert auf ihn ein. Hätte er mit der Spitze zugestoßen, hätte er ihn wie einen Hammel abgestochen. So aber

schlägt er ihm nur das Ohr fast ganz ab, das nun stark blutend herunterhängt. Der Mann schreit, als wäre er tödlich verletzt. Ein großer Tumult entsteht, denn die einen wollen vorwärtsstürzen und die anderen bekommen Angst, als sie Schwerter und Dolche blitzen sehen.

»Steckt die Waffen in die Scheide. Ich befehle es. Wenn ich wollte, würden die Engel des Vaters mich verteidigen. Und du, sei heil. Zuerst an der Seele, wenn du kannst.« Und bevor Jesus seine Hände fesseln läßt, berührt er das Ohr und heilt es.

Die Apostel schreien unerhörte Dinge ... Ja, ich bedauere, es sagen zu müssen, aber es ist so. Der eine schreit dies, der andere das. Einer ruft: »Du hast uns verraten!« Einer: »Aber er ist verrückt!« und einer schreit: »Wer kann dir noch glauben?« Wer nicht schreit, flieht ...

Und Jesus bleibt allein ... Er und die Schergen ... Und der Weg beginnt ...

663 Die verschiedenen Prozesse

Es beginnt der schmerzvolle Weg auf dem steinigen Sträßchen, das vom Platz der Gefangennahme Jesu zum Kidron führt und von dort auf einem weiteren Sträßchen zur Stadt. Und gleichzeitig beginnen Spott und Mißhandlungen.

Jesus ist an den Händen gefesselt, und man hat ihm sogar einen Strick um den Leib gebunden, als wäre er ein gefährlicher Geisteskranker. Die Strickenden halten zwei haßerfüllte Rohlinge, die ihn hin- und herzerren, wie ein Rudel wütender Hunde einen alten Lappen. Aber wenn es Hunde wären, die sich so benehmen, könnte man sie noch entschuldigen. Diese hingegen nennen sich Menschen, obwohl sie von Menschen nur das Aussehen haben. Um ihm noch mehr wehzutun, haben sie sich eine Fesselung mit zwei entgegengesetzten Stricken ausgedacht. Mit einem sind nur die Handgelenke zusammengebunden, aber der sehr straffe, rauhe Strick kratzt und

schneidet tief ins Fleisch ein. Der andere, um die Taille gebundene, preßt die Ellenbogen an den Körper und drückt auf die Magengegend, die Leber und das Kreuz, wo sich ein riesiger Knoten befindet. Von Zeit zu Zeit schlagen die Männer, die die Strickenden halten, damit auf ihn ein und schreien: »Hü! Hott! Lauf, Esel!« und geben dem Gequälten Fußtritte in die Kniekehlen, so daß er wankt und nur deshalb nicht fällt, weil die Stricke ihn auf den Füßen halten. Das hindert aber nicht, daß Jesus an Mäuerchen und Baumstämme stößt und dann durch einen noch kräftigeren Ruck hart gegen das Geländer der Brücke fällt, als er über den Kidron geht; denn der eine reißt ihn an dem Strick um die Handgelenke nach rechts, der andere an dem Strick um die Taille nach links. Sein verletzter Mund blutet. Jesus hebt die gefesselten Hände, um das Blut, das in seinen Bart tropft, abzuwischen und sagt kein Wort. Er ist wahrhaft das Lamm, das sich nicht gegen seine Peiniger auflehnt.

Inzwischen sind Leute zum Kidron hinuntergelaufen, um Kies und Steine im Bachbett zu holen, und nun hagelt es von unten Steine auf das leicht zutreffende Ziel. Denn auf dem schmalen, unsicheren Brückchen, auf dem sich die Leute stauen und sich gegenseitig behindern, geht es nur langsam voran, und die Steine treffen Jesus am Kopf, an den Schultern und am Rücken; und nicht nur Jesus. Seine Schergen reagieren darauf, indem sie nun selbst Stöcke und die gleichen Steine werfen. Alles dient nur dazu, daß Jesus noch häufiger an Kopf und Hals getroffen wird. Aber schließlich sind sie am Ende der Brücke, und nun wirft ein enges Gäßchen seine Schatten auf das Gewühl, denn der Mond beginnt unterzugehen und scheint nicht mehr in diesen krummen Durchgang. Auch sind viele Fackeln im allgemeinen Durcheinander erloschen.

Aber der Haß dient als Leuchte und läßt sie den armen Märtyrer erkennen, für den selbst seine hohe Gestalt zur Qual wird. Er ist der größte von allen. So ist es leicht, ihn zu schlagen, ihn an den Haaren zu packen und sein Haupt gewaltsam nach hinten zu reißen, um ihm eine Handvoll Kot ins Gesicht zu werfen, der ihn in Mund und Augen trifft und ihm gewiß Schmerz und Ekel bereitet.

Nun durchqueren sie den Vorort Ofel, den Vorort, in dem Jesus so viel Gutes getan und so viele Liebkosungen ausgeteilt hat. Der lärmende Haufe ruft Schläfer auf die Schwellen der Häuser, und wengleich die Frauen schmerzerfüllt aufschreien und entsetzt fliehen, als sie sehen, was geschieht, so senken doch die Männer – die Männer, denen er ja auch Heilungen, Hilfe und Freundesworte geschenkt hat – gleichgültig die Köpfe, scheinen zumindest teilnahmslos, oder ihre Neugierde verwandelt sich in Haß, in Hohnlachen, in eine Drohung. Und viele schließen sich dem Zug an, um die Qualen noch zu vermehren. Satan ist schon am Werk . . .

Ein Mann, ein Ehemann, der ihm folgen will, um ihn zu beleidigen, wird von seiner schreienden Frau zurückgehalten, die ihm zuruft: »Du Feigling! Wenn du noch lebst, so hast du es nur ihm zu verdanken, du schmutziger, schlechter Kerl. Denk daran!« Doch der Mann überwältigt die Frau, schlägt wild auf sie ein, wirft sie zu Boden und läuft davon, um den Märtyrer einzuholen und ihm einen Stein an den Kopf zu werfen.

Eine andere alte Frau versucht, sich ihrem Sohn in den Weg zu stellen, der mit dem Gesicht einer Hyäne und einem Stock herbeieilt, um Jesus zu schlagen. Sie ruft ihm zu: »Solange ich lebe, wirst du nicht der Mörder deines Erlösers sein!« Doch ein brutaler Fußtritt des Sohnes trifft die Arme am Unterleib, und sie bricht schreiend zusammen: »Gottesmörder und Mörder deiner Mutter! Um des Leibes willen, den du zum zweitenmal zerreißt, und um des Messias willen, den du schlägst, sollst du verflucht sein!«

Die Szenen werden immer grausamer, je näher sie zur Stadt kommen.

Bevor sie die Stadtmauern erreichen – die Tore sind schon geöffnet, und die römischen Soldaten halten ihre Waffen bereit und beobachten den Verlauf des Tumults, und wohin er sich wendet, um sofort eingreifen zu können, falls das Ansehen Roms verletzt würde – erscheinen Johannes und Petrus. Ich nehme an, daß sie auf einer Abkürzung oberhalb der Brücke über den Kidron gelangt und

der Menge vorausgeeilt sind, die nur sehr langsam vorankommt, da sie sich gegenseitig behindert. Sie befinden sich im Halbschatten eines Hausflures, an einem kleinen Platz vor der Mauer. Sie haben die Mäntel über den Kopf gezogen, um ihre Gesichter zu verbergen. Doch als Jesus dort ankommt, läßt Johannes seinen Mantel fallen und zeigt offen sein blasses, verstörtes Gesicht im Licht des Mondes, der hier noch scheint, bevor er jenseits der Mauer hinter dem Hügel, den ich die Schergen Tofet nennen höre, verschwindet. Petrus wagt es nicht, sein Gesicht zu zeigen, kommt aber etwas näher, um gesehen zu werden ... Jesus schaut sie an ... und lächelt ihnen unendlich gütig zu. Petrus dreht sich um, kehrt in seinen finsternen Winkel zurück und bedeckt die Augen mit den Händen – ein gebeugter, gealterter, gebrochener Mensch ... Johannes bleibt mutig an seinem Platz, und erst, als die schreiende Menge vorbeigezogen ist, geht er zu Petrus, nimmt ihn am Ellbogen und führt ihn, wie ein Junge seinen blinden Vater, hinter dem lärmenden Volk in die Stadt.

Ich höre die erstaunten, spöttischen und bedauernden Ausrufe der römischen Soldaten. Einer von ihnen flucht, weil man ihn aus dem Bett geworfen hat wegen dieses »dummen Hammels«. Ein anderer verspottet die Juden, die imstande sind, »ein halbes Weib gefangenzunehmen«. Wieder ein anderer bemitleidet das Opfer, das ihm »immer gut« erschienen war. Und einer sagt sogar: »Ich wäre lieber gestorben, als ihn in diesen Händen zu sehen. Er ist ein Großer. Meine Verehrung gilt zwei Dingen in der Welt: Ihm und Rom.«

»Beim Jupiter«, ruft der Ranghöchste aus. »Ich will keine Unannehmlichkeiten. Ich gehe jetzt zum Offizier. Er soll benachrichtigen, wen es angeht. Ich will nicht abkommandiert werden und gegen die Germanen kämpfen. Diese Hebräer stinken zwar und sind Schlangen, die Scherereien machen. Aber man ist hier seines Lebens sicher. Meine Zeit geht bald zu Ende, und bei Pompeji wartet ein Mädchen auf mich ... «

Den Rest höre ich nicht, da ich Jesus folge, der weitergeht auf der Straße, die in einem Bogen zum Tempel hinaufführt. Aber ich

sehe und verstehe, daß das Haus des Hannas, in das sie ihn bringen wollen, zu dem Labyrinth des Tempels gehört, der den ganzen Berg Zion einnimmt, und doch auch wieder nicht. Denn es liegt an seinem äußersten Rand, in der Nähe einiger Mauern, die an dieser Stelle anscheinend die Stadtgrenze bilden und sich dann von dort mit Gewölben und Höfen den Berg hinauf bis zum eigentlichen Tempelbezirk hinziehen, in den sich die Israeliten zu ihren verschiedenen Kulthandlungen begeben. Ein hohes, eisenbeschlagenes Tor befindet sich in der Mauer. Dorthin eilen die eifrigen Hyänen und klopfen kräftig an. Kaum hat sich das Tor einen Spalt geöffnet, stürmen sie hinein, und beinahe werfen sie die alte Dienerin um und zertrampeln sie, die ihnen geöffnet hat. Sie reißen das Tor weit auf, damit die lärmende Menge mit dem Gefangenen in ihrer Mitte hereinkommen kann. Kaum sind sie drinnen, schließen und verriegeln sie das Tor wieder, vielleicht aus Furcht vor den Römern oder den Anhängern des Nazareners.

Vor seinen Anhängern? Wo sind sie denn? ...

Nun gehen sie durch die Vorhalle, dann über einen weiten Innenhof und durch einen Gang, eine weitere Säulenhalle und noch einen Hof. Danach schleppen sie Jesus drei Stufen hinauf und fast im Laufschrift durch eine etwas höher als der Hof gelegene Säulenhalle, um möglichst schnell zu einem prächtigen Saal zu gelangen, in dem schon ein alter Mann in Priestergewändern wartet.

»Gott tröste dich, Hannas«, sagt einer, der anscheinend der Offizier ist, wenn man den Halunken, der diese Räuberbande kommandiert, Offizier nennen kann. »Hier hast du den Schuldigen. Deiner Heiligkeit vertraue ich ihn an, damit Israel von der Sünde gereinigt wird.«

»Gott möge dich für deine Klugheit und deinen Glauben segnen.«

Schöne Klugheit! Die Stimme Jesu genügt, um ihn in Getsemani zu Boden zu werfen.

»Wer bist du?«

»Jesus von Nazaret, der Rabbi, der Christus. Du kennst mich. Ich habe nicht in der Finsternis gewirkt.«

»In der Finsternis nicht. Aber du hast das Volk mit Lehren der Finsternis verwirrt. Und der Tempel hat das Recht und die Pflicht, für das Wohl der Seelen der Kinder Abrahams zu sorgen.«

»Die Seelen! Priester Israels, kannst du behaupten, daß du je für die Seele des Geringsten oder des Größten dieses Volkes gelitten hast?«

»Und du? Was hast du getan, was man Leiden nennen könnte?«

»Was ich getan habe? Warum fragst du mich? Ganz Israel spricht davon. Von der heiligen Stadt bis zum ärmsten Dorf reden auch die Steine von dem, was ich getan habe. Ich habe die Blinden sehend gemacht: sehend mit den Augen und mit dem Herzen. Ich habe die Ohren der Tauben geöffnet: für die Stimmen der Erde und die Worte des Himmels. Ich habe die Lahmen und die Krüppel gehen gemacht, damit sie den Weg zu Gott beginnen, zuerst mit dem Leib und dann mit der Seele. Ich habe die Aussätzigen rein gemacht: von dem Aussatz, von dem das Gesetz des Mose spricht, und von dem, der in den Augen Gottes unrein macht, den Sünden. Ich habe die Toten erweckt. Ich nenne es nicht groß, das Fleisch zum Leben wiederzuerwecken, sondern es ist groß, einen Sünder zu erlösen; und ich habe es getan. Ich habe den Armen geholfen und die geizigen und reichen Hebräer das heilige Gebot der Liebe zum Nächsten gelehrt. Ich bin arm geblieben trotz des Goldstromes, der durch meine Hände geflossen ist, und habe allein mehr Tränen getrocknet, als ihr alle zusammen, die ihr Reichtümer besitzt. Schließlich habe ich einen Reichtum geschenkt, der keinen Namen hat: die Kenntnis des Gesetzes, die Kenntnis Gottes, die Gewißheit, daß wir alle gleich sind, und daß in den heiligen Augen des Vaters auch die Tränen oder die Verbrechen gleich sind, ob nun die des Tetrarchen oder des Hohenpriesters, oder die des Bettlers oder des Aussätzigen, der am Weg stirbt. Das habe ich getan. Sonst nichts.«

»Weißt du, daß du dich selbst beschuldigst? Du sagst: der Aussatz, der in den Augen Gottes unrein macht, und dieser wurde nicht von Mose genannt. Du beleidigst Mose und unterstellst, daß in seinem Gesetz Lücken sind ... «

»Nicht sein, vielmehr Gottes Gesetz. Das ist es. Ich sage, schlimmer als der Aussatz, das Verhängnis des Fleisches, das einmal endet, ist die Sünde, das Verhängnis der Seele, das niemals endet.«

»Du wagst zu sagen, daß du Sünden vergeben kannst. Wie machst du das?«

»Wenn es erlaubt und glaubhaft ist, daß man durch ein wenig reinigendes Wasser und das Opfer eines Widders von seinen Sünden rein wird und sie tilgt und sühnt, wie sollten es dann meine Tränen, mein Blut und mein Wille nicht vermögen?«

»Aber du bist nicht tot. Wo ist also das Blut?«

»Noch bin ich nicht tot. Aber ich werde es sein, denn so steht es geschrieben. Im Himmel stand es schon geschrieben, als Zion noch nicht war, als Mose noch nicht war, noch Jakob und Abraham, seit der Biß des Fürsten des Bösen das Herz des Menschen und seiner Nachkommen vergiftet hat. Auf Erden steht es geschrieben in dem Buch, das die Stimmen der Propheten enthält. Es steht geschrieben in den Herzen. In deinem, in dem des Kajaphas und der Synedristen, die mir nicht verzeihen, nein, diese Herzen verzeihen mir nicht, daß ich gut bin. Ich habe schon losgesprochen, bevor Blut geflossen ist. Nun vollende ich die Lossprechung durch die Waschung im Blut.«

»Du nennst uns habgierig und des Gebotes der Liebe unkundig ... «

»Ist dem etwa nicht so? Warum tötet ihr mich? Weil ihr fürchtet, ich könnte euch entthronen. Oh, fürchtet nicht. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Ich lasse euch die Herrschaft und alle Gewalt. Der Ewige weiß, wann er das „genug“ sagen und euch mit seinem Blitz zerschmettern wird ... «

»Wie Doras, nicht wahr?«

»Er starb an seinem Zorn. Nicht durch den Blitz des Himmels. Gott hat ihn im Jenseits erwartet, um ihn zu zerschmettern.«

»Und das sagst du mir, seinem Verwandten? Du wagst es?«

»Ich bin die Wahrheit. Die Wahrheit ist niemals feige.«

»Du Hochmütiger und Irrsinniger!«

»Nein: Aufrichtiger. Du beschuldigst mich, euch zu beleidigen. Aber haßt ihr denn nicht alle? Einer haßt den anderen. Nun vereint euch der Haß gegen mich. Aber morgen, wenn ihr mich getötet habt, wird der Haß noch unbarmherziger zu euch zurückkehren, und ihr werdet verfolgt von dieser Hyäne und mit dieser Schlange im Herzen leben. Ich habe die Liebe gelehrt, aus Mitleid mit der Welt. Ich habe gelehrt, nicht habgierig zu sein und Barmherzigkeit zu üben. Wessen beschuldigst du mich?«

»Daß du eine neue Lehre eingeführt hast.«

»O Priester! In Israel wimmelt es von neuen Lehren. Die Essener haben die ihre, die Zadokiden die ihre, die Pharisäer die ihre, alle haben sie ihre geheime Lehre; für den einen ist es die Lust, für den anderen das Gold, für den dritten die Macht, und jeder hat seinen Götzen. Ich nicht. Ich habe das mit Füßen getretene Gesetz meines Vaters, des ewigen Gottes, erneut aufgegriffen und habe einfach wieder die Zehn Gebote des Dekalogs gepredigt. Ich habe mir keine Ruhe gegönnt, um sie in den Herzen zu verankern, die sie nicht mehr kannten.«

»Furchtbar! Gotteslästerung! Mir, dem Priester, sagst du das? Hat denn Israel keinen Tempel? Sind wir die von Babylon Heimgesuchten? Antworte.«

»Das seid ihr. Und noch schlimmer. Es gibt einen Tempel, ja. Ein Gebäude. Aber Gott ist nicht mehr darin. Er ist geflohen vor dem Greuel in seinem Haus. Aber warum fragst du mich so vieles, da doch mein Tod beschlossen ist?«

»Wir sind keine Mörder. Wir töten nur, wenn wir aufgrund erwiesener Schuld ein Recht dazu haben. Aber ich will dich retten. Antworte mir, und ich werde dich retten. Wo sind deine Jünger? Wenn du sie mir auslieferst, lasse ich dich frei. Ich will die Namen aller, und mehr noch die der geheimen als die der bekannten. Sage, gehört Nikodemus zu dir? Gehört Josef von Arimathäa zu dir? Und Gamaliël? Und Eleasar? Und ... Nun, von diesem weiß ich es ... Es ist nicht nötig. Also sprich, sprich. Du weißt es, ich kann töten oder retten. Ich bin mächtig.«

»Du bist Schlamm. Ich lasse dem Schlamm das Handwerk des Spions. Ich bin das Licht.«

Ein Henkersknecht versetzt ihm einen Faustschlag.

»Ich bin das Licht. Das Licht und die Wahrheit. Ich habe offen zur Welt gesprochen. Ich habe in den Synagogen und im Tempel gelehrt, wo sich die Juden versammeln, und ich habe nichts im Verborgenen gesagt. Ich wiederhole es. Warum fragst du mich? Frage die, die gehört haben, was ich geredet habe. Sie wissen es.«

Ein anderer Scherge gibt ihm einen Backenstreich und schreit: »Antwortest du so dem Hohenpriester?«

»Ich rede mit Hannas. Der Hohepriester ist Kajaphas. Ich spreche mit dem gebührenden Respekt zu dem Greis. Wenn du glaubst, daß ich ungehörig gesprochen habe, beweise es mir. Wenn nicht, warum schlägst du mich?«

»Laß ihn in Ruhe. Ich gehe zu Kajaphas. Ihr behaltet ihn hier, bis ich weiteres befehle. Und sorgt dafür, daß er mit niemandem spricht.« Hannas geht hinaus.

Nein, Jesus spricht nicht. Nicht einmal mit Johannes, der sich trotz des Häscheresindels bis zur Tür gewagt hat. Aber Jesus muß Johannes ohne Worte einen Befehl gegeben haben, denn dieser geht nach einem letzten traurigen Blick fort, und ich verliere ihn aus den Augen.

Jesus bleibt mit seinen Peinigern allein, die ihn mit Stricken schlagen, ihn anspeien, ihn verhöhnen, ihm Fußtritte geben und ihn an den Haaren ziehen. Das ist, was ihm bleibt, bis ein Diener mit dem Befehl kommt, den Gefangenen in das Haus des Kajaphas zu bringen.

Jesus wird, immer noch gebunden, unter Mißhandlungen wieder in die Säulenhalle gezerrt. Er durchquert sie und gelangt in einen Gang und dann durch einen Hof, in dem sich viele Leute an einem Feuer wärmen, denn die Nacht ist windig und kalt geworden in diesen ersten Stunden des Freitags. Auch Johannes und Petrus befinden sich in der feindseligen Menge. Sie müssen schon recht mutig

sein, um dort zu bleiben ... Jesus schaut sie an, und die Spur eines Lächelns zeigt sich um seinen von den erhaltenen Schlägen schon geschwollenen Mund.

Es folgt ein langer Weg durch Hallen, Höfe und Gänge. Was für Häuser hatten diese Leute vom Tempel!

Zum Bereich des Hohenpriesters hat das Volk keinen Zutritt. Es wird in das Atrium des Hannas zurückgedrängt. Jesus geht allein weiter zwischen Henkersknechten und Priestern. Er betritt einen großen Saal, der seine rechteckige Form zu verlieren scheint durch die vielen Bänke auf Eisenböcken, die an drei Seiten aufgestellt sind und in der Mitte einen freien Raum lassen. Gegenüber stehen zwei oder drei erhöhte Sitze auf Podien.

Als Jesus gerade den Saal betreten will, erscheint der Rabbi Gamaliël neben ihm, und die Wachen geben dem Gefangenen einen Stoß, damit er dem Rabbi von Israel den Vortritt läßt. Doch dieser, steif wie eine Statue und hieratisch, verlangsamt seinen Schritt und fragt, wobei er kaum die Lippen bewegt und niemanden anschaut: »Wer bist du? Sage es mir.« Jesus antwortet sanft: »Lies die Prophe- ten, und du wirst die Antwort finden. Das erste Zeichen ist in ihren Schriften enthalten. Das andere wird folgen.«

Gamaliël rafft seinen Mantel und geht hinein. Hinter ihm betritt Jesus den Saal. Während Gamaliël zu einer Bank geht, wird Jesus in die Mitte des Saales geschleppt vor den Hohenpriester: ein wahres, wirkliches Verbrechergesicht. Man wartet noch, bis alle Mitglieder des Synedriums versammelt sind. Dann wird die Sitzung eröffnet. Doch Kajaphas sieht zwei oder drei leere Plätze und fragt: »Wo ist Eleasar? Wo ist Johannes?«

Ein junger Schriftgelehrter – glaube ich – steht auf, verneigt sich und sagt: »Sie weigern sich zu kommen. Hier ist das Schreiben.«

»Man bewahre das Schreiben auf. Sie werden Rechenschaft darüber ablegen müssen. Was haben die heiligen Mitglieder dieses Rates über diesen hier zu sagen?«

»Ich spreche. Er hat in meinem Haus den Sabbat geschändet. Gott

ist mein Zeuge, ob ich lüge. Ismael Ben-Fabi lügt niemals.«

»Ist es wahr, Angeklagter?«

Jesus schweigt.

»Ich habe ihn mit bekannten Dirnen zusammenleben gesehen. Er gab sich als Prophet aus und hat aus seinem Schlupfwinkel ein Bordell gemacht, und dazu noch mit heidnischen Frauen. Mit mir zusammen waren Zadok, Callascebona und Nahum, der Vertrauensmann des Hannas. Sage ich die Wahrheit, Zadok und Callascebona? Widersprecht mir, wenn ich es verdiene.«

»Es ist wahr! Es ist wahr!«

»Was sagst du dazu?«

Jesus schweigt.

»Er hat keine Gelegenheit ausgelassen, uns zu verspotten und uns zum Gespött des Volkes zu machen. Das Volk liebt uns seinetwegen nicht mehr.«

»Hörst du? Du hast die heiligen Mitglieder des Synedriums entehrt.«

Jesus schweigt.

»Dieser Mensch ist besessen. Aus Ägypten zurückgekehrt, betreibt er schwarze Magie.«

»Wie kannst du das beweisen?«

»Ich schwöre es auf meinen Glauben und die Gesetzestafeln.«

»Eine schwerwiegende Anschuldigung. Verteidige dich.«

Jesus schweigt.

»Gesetzwidrig ist das Amt, das du dir angemäßt hast, du weißt es. Darauf steht der Tod. Sprich!«

»Gesetzwidrig ist diese unsere Sitzung. Steh auf, Simeon, wir gehen«, sagt Gamaliël.

»Aber Rabbi, hast du den Verstand verloren?«

»Ich halte mich an die Regeln. Es ist nicht erlaubt, so vorzugehen, wie wir es tun. Ich werde öffentliche Anklage erheben.« Und der Rabbi Gamaliël geht steif wie eine Statue hinaus, gefolgt von einem etwa fünfunddreißigjährigen Mann, der ihm sehr ähnlich sieht.

Es entsteht ein kleiner Tumult, den Nikodemus und Josef benutzen, um zugunsten des Märtyrers zu sprechen.

»Gamaliel hat recht. Gesetzwidrig ist die Stunde und der Ort, und die Anklagen sind nicht stichhaltig. Kann ihn jemand einer allgemein bekannten Mißachtung des Gesetzes bezichtigen? Ich bin sein Freund, und ich schwöre, daß ich ihn immer das Gesetz achten gesehen habe«, sagt Nikodemus.

»Und auch ich. Um nicht an einem Verbrechen teilzunehmen, bedecke ich mein Haupt, nicht seinetwegen, sondern unseretwegen, und gehe.« Josef schickt sich an, von seinem Sitz herabzusteigen und hinauszugehen.

Aber Kajaphas keift: »Ach, so meint ihr! Laßt die geschworenen Zeugen herein. Hört sie euch an, dann könnt ihr gehen.«

Zwei Sträflingsgesichter kommen herein. Ausweichende Blicke, grausames Grinsen, arglistiges Gebaren . . .

»Redet.«

»Es ist nicht erlaubt, sie zusammen zu verhören«, ruft Josef.

»Ich bin der Hohepriester. Ich gebiete hier. Ruhe!«

Josef schlägt mit der Faust auf einen Tisch und sagt: »Das Feuer des Himmels falle herab auf dich! Wisse, daß der Ratsherr Josef von nun an ein Feind des Synedriums und ein Freund des Christus ist. Und daher gehe ich jetzt zum Prätor und melde ihm, daß hier ohne Rücksicht auf die römischen Gesetze getötet wird.« Er geht zornig hinaus und versetzt dabei einem mageren, jungen Schriftgelehrten, der ihn zurückhalten will, einen Stoß.

Der ruhigere Nikodemus verläßt schweigend den Saal. Im Hinausgehen kommt er an Jesus vorüber und sieht ihn an . . .

Ein neuer Tumult. Man fürchtet Rom. Jesus ist wiederum der Sündenbock.

»Deinetwegen, du siehst es, geschieht all dies. Du Verderber der besten Juden! Du hast sie verführt.«

Jesus schweigt.

»Die Zeugen sollen reden«, schreit Kajaphas.

»Ja, er hat das ... das ... benützt. Wir wußten es ... Wie heißt es doch gleich?«

»Vielleicht das Tetragrammaton?«

»Das ist es! Er hat die Toten beschworen. Er hat gelehrt, daß man sich gegen das Sabbatgebot auflehnen und die Altäre schänden soll. Wir schwören es. Er hat gesagt, daß er den Tempel niederreißen und mit Hilfe der Dämonen in drei Tagen wieder aufbauen wird.«

»Nein. Er hat gesagt: „Es wird nicht Menschenwerk sein.“«

Kajaphas steigt von seinem Sitz herab und kommt zu Jesus. Er ist klein, dick und häßlich und gleicht einer riesigen Kröte neben einer Blume. Denn Jesus, obgleich verletzt, zerschlagen, schmutzig und mit wirrem Haar, ist immer noch so schön und majestätisch.

»Du antwortest nicht? Hörst du, welche Anklagen sie gegen dich erheben? Furchtbare Anklagen! Sprich, um dich von dieser Schmach zu reinigen!«

Aber Jesus schweigt. Er sieht ihn an und schweigt.

»Antworte wenigstens mir. Ich bin dein Hoherpriester. Im Namen des lebendigen Gottes beschwöre ich dich. Sage mir: Bist du der Messias, der Sohn Gottes?«

»Du sagst es. Ich bin es. Ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Kraft des Vaters sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen. Aber weshalb fragst du mich? Drei Jahre habe ich öffentlich gesprochen. Ich habe nichts im verborgenen gesagt. Frage die, die mich gehört haben. Sie werden dir sagen, was ich gesagt und getan habe.«

Einer der Soldaten, die Jesus halten, schlägt ihn auf den Mund, so daß dieser wieder zu bluten beginnt, und schreit: »So antwortest du, o Satan, dem Hohenpriester?«

Und Jesus entgegnet diesem wie dem vorigen sanft: »Wenn ich recht geredet habe, warum schlägst du mich? Wenn ich unrecht geredet habe, warum sagst du mir nicht, worin ich gefehlt habe? Ich wiederhole: Ich bin der Christus, der Sohn Gottes. Ich kann nicht lügen. Der Hohepriester, der Ewige Priester, bin ich. Ich allein trage

das wahre Brustschild, auf dem geschrieben steht: Lehre und Wahrheit. Diesen bin ich treu. Bis zum Tod, dem schändlichen Tod in den Augen der Welt, dem heiligen Tod in den Augen Gottes, bis zur seligen Auferstehung. Ich bin der Gesalbte. Der Hohepriester und König bin ich. Ich bin im Begriff, mein Szepter zu ergreifen und damit, wie mit einer Wurfschaufel, die Tenne zu reinigen. Dieser Tempel wird zerstört werden und neu und heilig wiedererstehen. Denn dieser hier ist verdorben, und Gott überläßt ihn seinem Schicksal.«

»Du Gotteslästerer!« schreien alle im Chor.

»In drei Tagen willst du ihn wieder aufbauen, du Verrückter, Bessener?«

»Nicht dieser, sondern meiner wird errichtet werden, der Tempel des wahren Gottes, des lebendigen und dreimal heiligen Gottes.«

»Anathema!« schreien sie wieder im Chor.

Kajaphas erhebt seine heisere Stimme, zerreißt seine linnenen Gewänder in einer einstudierten Geste des Entsetzens und sagt: »Was brauchen wir noch Zeugen? Die Gotteslästerung ist ausgesprochen. Was tun wir nun?«

Und alle im Chor: »Er ist des Todes schuldig!«

Mit Gesten des Abscheus und der Entrüstung verlassen sie den Saal und überlassen Jesus der Gnade seiner Schergen und dem Spott der falschen Zeugen, dieses Pöbels, der ihm Backenstrieche gibt, ihn mit Fäusten schlägt, ihn anspeit, ihm mit einem Lappen die Augen verbindet und ihn heftig an den Haaren reißt. Sie stoßen ihn mit seinen gefesselten Händen hierhin und dorthin, so daß er an Tische, Kästen und Wände stößt, und dabei fragen sie ihn: »Wer hat dich geschlagen? Rate?« Mehrere Male stellen sie ihm ein Bein, so daß er der Länge nach zu Boden aufs Gesicht fällt, und dann lachen sie unmäßig, wenn sie sehen, wie er sich mit gebundenen Händen bemüht, wieder aufzustehen.

So vergehen die Stunden, und die ermüdeten Henkersknechte beschließen endlich, sich etwas auszuruhen. Sie bringen Jesus in einen kleinen Nebenraum, wozu sie ihn viele Höfe durchqueren lassen

und ihn dem Spott der im Bereich der priesterlichen Häuser schon zahlreichen Menge aussetzen. Jesus kommt nun in den Hof, in dem Petrus an einem Feuer steht. Er sieht ihn an, aber Petrus weicht seinem Blick aus. Johannes ist nicht mehr da. Ich sehe ihn jedenfalls nicht. Vielleicht ist er mit Nikodemus fortgegangen ...

Eine grünliche Morgendämmerung bricht langsam an. Ein Befehl wird gegeben: Der Gefangene soll in den Saal des Rates zurückgeführt werden und einen ordnungsgemäßen Prozeß erhalten. Gerade da leugnet Petrus zum dritten Mal, Christus zu kennen, als dieser, schon von der Qual gezeichnet, vorüberkommt. In dem fahlen Licht der Dämmerung erscheinen die blauen Flecken auf dem totenblassen Antlitz noch viel furchtbarer, die Augen noch tiefliegender und glasiger. Ein von allem Schmerz der Welt gezeichneter Jesus ... Das spöttische, sarkastische, höhnische Krähen eines Hahnes ertönt durch die kaum bewegte Luft des Morgens. Und in dem Augenblick großer Stille, die dem Erscheinen Jesu folgt, hört man nur die rauhe Stimme des Petrus sagen: »Ich schwöre es, Frau. Ich kenne ihn nicht.« Eine sichere, entschiedene Behauptung, auf die wie ein nachäffendes Gelächter sofort das unverschämte Kikeriki des Hahnes antwortet.

Petrus schrickt zusammen. Er dreht sich um, um zu fliehen, und findet sich Jesus gegenüber, der ihn mit unendlichem Erbarmen ansieht, mit einem so traurigen und tiefen Schmerz, daß es mir das Herz zerreißt; so als ob mir mein Jesus nach diesem Vorfall für immer entschwinden würde. Petrus weint laut auf und geht schwankend wie ein Betrunkener fort. Hinter zwei Dienern, die auf die Straße hinausgehen, flieht er und verschwindet auf der noch halbdunklen Straße.

Jesus wird in den Saal zurückgebracht. Sie wiederholen ihm noch einmal im Chor die verfängliche Frage: »Im Namen des wahren Gottes, sage uns: Bist du der Messias?« Nachdem sie dieselbe Antwort wie zuvor erhalten haben, verurteilen sie ihn zum Tod und geben den Befehl, ihn zu Pilatus zu bringen.

Jesus geht hinaus in Begleitung aller seiner Feinde, mit Ausnahme des Hannas und des Kajaphas, und durchquert noch einmal alle die Höfe des Tempels, in denen er so oft geredet, Wohltaten gespendet und geheilt hat. Er läßt die zinnengekrönte Außenmauer hinter sich und steigt, mehr geschleppt als geführt, durch die Straßen in die Stadt hinunter, die die sich ankündigende Morgenröte mit einem rosaroten Schimmer übergießt.

Ich glaube, daß sie Jesus, nur um ihn länger zu quälen, einen langen, mühsamen Weg durch Jerusalem machen lassen und absichtlich an den Märkten, Stallungen und Herbergen vorbeigehen, die wegen des Paschafestes überfüllt sind. Sowohl das weggeworfene Gemüse auf den Märkten, als auch der Kot der Tiere in den Stallungen wird zu Wurfgeschossen, so daß das Antlitz des Unschuldigen immer mehr blaue Flecken und kleine blutende Verletzungen aufweist und von all dem Schmutz bedeckt ist, den man auf ihn wirft. Sein Haar hängt schwer und glatter als sonst, naß von Schweiß und Blut, wirr und voll Stroh und Schmutz, über seine Augen, denn sie zerzausen es, um sein Gesicht zu bedecken.

Die Leute auf den Märkten, Händler wie Käufer, lassen alles im Stich, um dem Unglücklichen zu folgen, allerdings nicht aus Liebe. Die Stallburschen und Herbergsdiener kommen in Scharen herbeigelaufen und sind taub für alle Rufe und Befehle ihrer Herrinnen. Denn diese, um die Wahrheit zu sagen, sind, wie fast alle anderen Frauen, entweder mit den Beleidigungen nicht einverstanden oder zumindest gleichgültig dem Tumult gegenüber und ziehen sich murrend zurück, da sie sich nun allein um so viele Gäste kümmern müssen.

Der schreiende Schwarm wächst von Minute zu Minute, und es scheint, daß eine plötzlich aufgetretene Seuche die Herzen und die Gesichter verwandelt. Die ersteren werden zu Verbrecherherzen, die zweiten zu Masken rasender Wut auf den Gesichtern, die grün vor Haß und rot vor Zorn sind. Die Hände werden zu Krallen, die Mäuler zu heulenden Wolfsmäulern, die blutunterlaufenen, schielenden

Augen bekommen den irren Blick von Verrückten. Nur Jesus ist immer der gleiche, obwohl er nun von oben bis unten voll Schmutz und voll blauer Flecken und Schwellungen ist.

Bei einem Gewölbe, das die Straße wie ein Ring verengt, staut und verlangsamt sich alles und ein Schrei durchdringt die Luft: »Jesus!« Es ist Elija, der Hirte, der, einen schweren Stock schwingend, versucht, sich einen Weg zu bahnen. Dem kräftigen, starken und drohenden Alten gelingt es, fast bis zum Meister durchzukommen. Aber das von dem unerwarteten Angriff überraschte Volk drängt sich nun wieder zusammen und trennt sie, schiebt ihn fort, und er geht als einzelner in der Masse unter.

»Meister!« schreit er, während der Strudel der Menge ihn fortreißt und schiebt.

»Geh! ... Die Mutter ... Ich segne dich ... «

Der Zug hat nun die schmale Stelle hinter sich. Und wie das Wasser sich nach einer Talenge wieder in sein breites Bett ergießt, so strömt er nun im Tumult in eine große, etwas erhöht liegende Straße über einer Niederung zwischen zwei Hügeln, an deren Ende sich die herrlichen Paläste großer Herren befinden.

Ich sehe wieder den Tempel auf der Höhe seines Hügels und verstehe, daß der nutzlose Umweg, den der Verurteilte machen mußte, um ihn vor der ganzen Stadt an den Pranger zu stellen und es allen zu ermöglichen, ihn zu beleidigen – wobei die Beleidiger bei jedem Schritt mehr wurden – nun bald zu Ende geht und wieder zum Ausgangspunkt zurückführt.

Aus einem der Paläste kommt im Galopp ein Reiter. Die Purpurschabracke seines edlen arabischen Pferdes, sein beeindruckendes Äußere und das gezückte Schwert, dessen Schneide und Breitseite er auf blutende Rücken und Köpfe sausen läßt, lassen ihn wie einen Erzengel erscheinen. Als das Pferd tänzelt, steigt und sich aufbäumt, seine Hufe zur Verteidigung seiner selbst und seines Herrn gebraucht – das beste Mittel, um die Menge auseinanderzutreiben und sich einen Weg zu bahnen – fällt der golddurchwirkte und von

einem Goldreif gehaltene Purpurschleier des Reiters, und ich erkenne Manaen.

»Zurück!« schreit er. »Was erlaubt ihr euch, die Ruhe des Tetrarchen zu stören?« Aber das ist nur ein Vorwand, um sein Eingreifen zu rechtfertigen und zu Jesus durchzukommen. »Dieser Mensch ... Laßt mich ihn sehen ... Halt, oder ich rufe die Wachen ... «

Das Volk teilt sich in Anbetracht der Schwertstreiche, Hufschläge und Drohungen des Reiters, und Manaen erreicht Jesus und die Tempelwächter, die ihn festhalten.

»Fort mit euch! Der Tetrarch ist mehr als ihr, ihr feigen Knechte. Zurück! Ich will mit ihm sprechen.« Und er hat Erfolg, nachdem er mit seinem Schwert den verbissensten der Schergen angegriffen hat.

»Meister ...!«

»Danke. Doch geh! Gott tröste dich!« Jesus segnet ihn so gut er kann mit den gebundenen Händen.

Die Menge pfeift von weitem, und kaum sieht sie, daß Manaen sich zurückzieht, rächt sie sich durch einen Hagel von Steinen und Schmutz auf den Verurteilten dafür, daß man sie verjagt hat ...

Auf der ansteigenden, schon von der Sonne erwärmten Straße geht es nun zum Turm der Antonia hinauf, dessen gewaltige Mauern man bereits in der Ferne sieht.

Der schrille Schrei einer Frau: »Oh, mein Erlöser! Mein Leben für sein Leben, o Ewiger!« durchdringt die Luft.

Jesus wendet das Haupt und sieht auf der blumengeschmückten Loggia eines sehr schönen Hauses Johanna des Chuza mit Knechten und Mägden und den Kindern Maria und Matthias an ihrer Seite, die die Arme zum Himmel erhebt.

Aber der Himmel erhört heute keine Gebete! Jesus hebt die Hände in einer Geste des Segens und des Grußes.

»Tod! Tod dem Gotteslästerer, dem Verderber, dem Dämon. Tod seinen Freunden!« Pfiffe ertönen, und Steine fliegen auf die hohe Terrasse. Ich weiß nicht, ob jemand verletzt ist. Ich höre nur einen durchdringenden Schrei und sehe dann, wie sich die Gruppe auflöst und verschwindet.

Weiter, immer weiter hinauf ... Jerusalem zeigt seine leeren, in der Sonne liegenden Häuser. Geleert von einem Haß, der eine ganze Stadt mit ihren Bewohnern und den zum Paschafest gekommenen Fremden gegen einen Wehrlosen hetzt.

Römische Soldaten, ein ganzer Manipel, kommen im Laufschrift mit eingelegten Lanzen aus der Antonia, und der Pöbel zerstreut sich schreiend. Auf der Straße bleiben nur Jesus und die Wächter und die Oberhäupter der Priester, Schriftgelehrten und Ältesten des Volkes.

»Dieser Mann? Dieser Aufruhr? Dafür werdet ihr euch vor Rom verantworten«, sagt ein Zenturio hochmütig.

»Nach unserem Gesetz ist er des Todes schuldig.«

»Und seit wann ist euch das jus gladii et sanguinis³⁸ wiedergegeben?« fragt der älteste der Zenturionen – ein strenges, echt römisches Gesicht mit einer tiefen Narbe auf der Wange. Und er spricht mit so viel Abscheu und Verachtung, wie er etwa zu verlausten Galearensträflingen sprechen würde.

»Wir wissen, daß wir dieses Recht nicht haben. Wir sind getreue Untertanen Roms ... «

»Ha, ha, ha! Hörst du sie, Longinus? Getreu! Untertanen! Aas seid ihr. Die Pfeile meiner Bogenschützen möchte ich euch zur Belohnung geben.«

»Viel zu vornehm, ein solcher Tod! Die Rücken der Maulesel brauchen nur die Peitsche!« entgegnet mit ironischer Lässigkeit Longinus.

Die Oberhäupter der Priester, Schriftgelehrten und Ältesten schäumen vor Zorn. Aber sie wollen ihr Ziel erreichen und schweigen, schlucken die Beleidigung hinunter, lassen sich nicht anmerken, daß sie sie verstanden haben, verneigen sich vor den beiden Zenturionen und bitten, Jesus vor Pontius Pilatus zu bringen, damit er ihn »richte und verurteile mit der wohlbekanntenen und angemessenen Gerechtigkeit Roms«.

³⁸Das Recht des Schwertes und des Blutes.

»Ha, ha, ha! Höre sie dir nur an. Wir sind weiser als Minerva geworden ... Hier! Gebt ihn her und geht voraus. Man kann nie wissen. Ihr seid stinkende Schakale. Euch im Rücken zu haben ist gefährlich. Vorwärts.«

»Wir können nicht.«

»Und warum? Wenn einer anklagt, muß er zusammen mit dem Angeklagten vor dem Richter erscheinen. Das ist die römische Vorschrift.«

»Das Haus eines Heiden ist unrein in unseren Augen, und wir haben uns schon für das Paschafest gereinigt.«

»Oh, die Ärmsten! Sie verunreinigen sich, wenn sie hereinkommen ... Und die Tötung des einzigen Hebräers, der ein Mensch ist und kein Schakal und Reptil wie ihr, die beschmutzt euch nicht? Nun gut. Dann bleibt also, wo ihr seid. Keinen Schritt weiter, sonst werdet ihr auf die Lanzen gespießt. Eine Dekurie um den Angeklagten. Die anderen gegen dieses stinkende Pack mit seinen ungewaschenen Mäulern.«

Jesus betritt inmitten der zehn Bewaffneten das Prätorium. Die Soldaten bilden mit ihren Hellebarden ein Quadrat um ihn. Die beiden Zenturionen gehen weiter. Während Jesus in einem weiten Atrium wartet, durch das man in einen Hof gelangt, der hinter einem im Wind wehenden Vorhang zu sehen ist, verschwinden sie durch eine Tür. Sie kommen wieder mit dem Statthalter, der in eine schneeweiße Toga und einen Purpurmantel gekleidet ist. Vielleicht war das die Amtstracht, wenn man Rom offiziell vertreten mußte.

Er kommt nachlässig herein, mit einem skeptischen Lächeln auf dem bartlosen Gesicht, zerreibt etwas Zitronenkraut zwischen den Fingern und riecht genüßlich daran. Dann geht er zu einer Sonnenuhr, dreht sich um, nachdem er die Zeit gesehen hat, und wirft Weihrauchkörner in das Kohlebecken zu Füßen einer Gottheit. Er läßt sich Zitronenwasser bringen, gurgelt damit, betrachtet noch einmal seine schön gewellte Frisur in einem glänzenden Metallspiegel. Es scheint, als habe er den Verurteilten vergessen, der seine Zustim-

mung erwartet, um getötet zu werden. Selbst der Allergleichgültigste könnte zornig werden.

Das Atrium ist an der Vorderseite ganz offen und liegt noch um drei große Stufen höher als die Vorhalle, von der wiederum drei Stufen zur Straße hinunterführen. Daher können die Hebräer alles beobachten und toben innerlich. Aber sie wagen nicht aufzubegehen aus Furcht vor den Speeren.

Endlich, nachdem er in dem weiten Atrium wieder und wieder hierhin und dorthin gegangen ist, kommt Pilatus auf Jesus zu, sieht ihn an und fragt die beiden Zenturionen: »Dieser?«

»Ja, dieser.«

»Seine Ankläger sollen vortreten«, und er geht und setzt sich auf den Stuhl, den man auf ein Podest gestellt hat. Über seinem Haupt befinden sich die Insignien Roms mit ihren goldenen Adlern und der Inschrift seiner Macht.³⁹

»Sie können nicht kommen. Sie verunreinigen sich.«

»Ach so?! Um so besser. Dann ersparen wir uns Ströme von Essenzen, um ihren Bocksgestank von hier wieder zu vertreiben. Sie sollen wenigstens näherkommen. Bis hier unten. Und sorgt dafür, daß sie nicht hereinkommen, nachdem sie es schon nicht wollen. Dieser Mann hier könnte ein Vorwand für einen Aufstand sein.«

Ein Soldat geht, um den Befehl des römischen Prokurators zu überbringen. Die anderen stellen sich in regelmäßigen Abständen vor das Atrium. Sie sind schön wie neun Heroenstatuen anzusehen.

Die Obersten der Priester, Schriftgelehrten und Ältesten treten näher, grüßen mit kriecherischen Verbeugungen und bleiben auf dem Platz vor dem Prätorium unterhalb der drei Stufen der Vorhalle stehen.

»Redet und faßt euch kurz. Ihr seid schon schuldig, weil ihr die Nachtruhe gestört und mit Gewalt die Öffnung der Tore erzwungen habt. Ich werde die Sache überprüfen lassen, und sowohl die

³⁹SPQR – S(enatus) P(opulus) Q(ue) R(omanus) = Senat und Volk von Rom

Auftraggeber als auch die Ausführenden werden sich wegen ihres Ungehorsams gegen die Vorschrift verantworten müssen.«

»Wir kommen, um Rom, dessen göttlichen Kaiser du hier vertrittst, unser Urteil über diesen hier zu unterbreiten.«

»Welche Anklage bringt ihr gegen ihn vor? Er scheint mir harmlos zu sein.«

»Wenn er kein Übeltäter wäre, hätten wir ihn dir nicht gebracht.« In ihrer Begierde anzuklagen, treten sie näher.

»Jagt dieses Gesindel zurück! Sechs Schritte hinter die drei Stufen zum Platz. Die beiden Zenturien an die Waffen!«

Die Soldaten gehorchen sofort. Hundert stellen sich auf die oberste der drei äußeren Stufen mit dem Rücken zur Vorhalle und weitere hundert auf den kleinen Platz vor dem Eingangstor zum Palast des Pilatus. Ich habe gesagt: Eingangstor, doch ich müßte eigentlich sagen: Portal oder Triumphbogen, denn es ist eine riesige Öffnung mit einem nun weit offenen Gitter, von dem aus man durch die mindestens sechs Meter breite Vorhalle in das Atrium gelangt. Man sieht also sehr gut, was in dem höher liegenden Atrium geschieht. Von der anderen Seite der großen Vorhalle schauen die grausamen Gesichter der Juden teuflisch drohend herein. Sie schauen durch den bewaffneten Wall der wie bei einer Parade dicht nebeneinanderstehenden Soldaten, die zweihundert Speerspitzen auf die mörderischen und zugleich feigen Hasen richten.

»Welche Anklage bringt ihr gegen diesen hier vor, frage ich nochmals.«

»Er hat ein Verbrechen gegen das Gesetz unserer Väter begangen.«

»Und deshalb kommt ihr und belästigt mich? Nehmt ihn und verurteilt ihn nach euren Gesetzen.«

»Wir dürfen niemanden zum Tod verurteilen. Wir sind nicht gelehrt. Das hebräische Recht ist ein zurückgebliebenes Kind im Vergleich zum vollkommenen römischen Recht. Als Unwissende und Untertanen der Meisterin Rom brauchen wir ... «

»Seit wann seid ihr Honig und Butter? . . . Aber ihr habt eine Wahrheit gesagt, ihr Meister der Verstellung! Ihr braucht Rom! Ja. Um den loszuwerden, der euch lästig ist. Ich habe verstanden.« Pilatus lacht und betrachtet den heiteren Himmel, eine rechteckige Platte aus dunklem Türkis, die die weißen Marmorwände des Atriums umrahmen.

»Sagt, worin hat er gegen eure Gesetze verstoßen?«

»Wir haben festgestellt, daß dieser hier Unordnung in unserem Volk hervorruft und es hindert, den Tribut an den Cäsar zu entrichten, indem er sich als Messias und König der Juden ausgibt.«

Pilatus geht wieder zu Jesus, den die Soldaten zwar gefesselt, aber sonst unbewacht in der Mitte des Atriums gelassen haben, denn seine Sanftmut ist offensichtlich. Er fragt: »Bist du der König der Juden?«

»Fragst du dies aus dir selbst, oder haben es dir andere gesagt?«

»Meinst du, mich würde dein Reich interessieren? Bin ich denn ein Jude? Dein Volk und seine Häupter haben dich mir überliefert, damit ich dich richte. Was hast du getan? Ich kenne dich als rechtschaffenen Menschen. Sprich. Ist es wahr, daß du die Herrschaft anstrebst?«

»Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre es von dieser Welt, so hätten meine Diener und Soldaten gekämpft, und die Juden hätten mich nicht gefangengenommen. Aber mein Reich ist nicht von dieser Welt. Und du weißt, daß ich nicht nach Macht strebe.«

»Das ist wahr. Ich weiß es. Es ist mir gesagt worden. Doch du leugnest nicht, daß du ein König bist?«

»Du sagst es. Ich bin ein König. Dazu bin ich in die Welt gekommen: daß ich für die Wahrheit Zeugnis ablege. Wer die Wahrheit liebt, hört auf meine Stimme.«

»Was ist Wahrheit? Bist du ein Philosoph? Das hilft nicht angesichts des Todes. Sokrates ist trotzdem gestorben.«

»Aber es hat ihm geholfen im Leben. Es hat ihm geholfen, gut zu leben. Und auch gut zu sterben und in das zweite Leben einzugehen ohne den Namen: Verräter der bürgerlichen Tugenden.«

»Beim Jupiter!« Pilatus schaut ihn einige Augenblicke bewundernd an. Dann ergreift sein sarkastischer Skeptizismus wieder von ihm Besitz. Er macht eine gelangweilte Geste, kehrt ihm den Rücken und wendet sich wieder den Juden zu.

»Ich finde keine Schuld an ihm.«

Die Menge tobt, da sie befürchtet, ihre Beute zu verlieren und auf das Schauspiel der Hinrichtung verzichten zu müssen. Sie schreit: »Er ist ein Rebell!« »Ein Gotteslästerer!« »Er fördert die Unzucht!« »Er ruft zum Aufstand auf!« »Er verweigert dem Cäsar die gebührende Achtung!« »Er gibt sich als Prophet aus, ohne es zu sein!« »Er treibt Zauberei!« »Er ist ein Satan!« »Er wiegelt das Volk auf durch seine Lehren und lehrt nicht nur in Galiläa, von wo er gekommen ist, sondern auch in Judäa!« »Tod für ihn! Tod!«

»Ein Galiläer ist er? Bist du ein Galiläer?« Pilatus wendet sich Jesus zu. »Hörst du, wessen sie dich anklagen? Verteidige dich!«

Aber Jesus schweigt. Pilatus denkt nach ... Er beschließt: »Eine Zenturie. Und dann bringt diesen Mann zu Herodes. Er soll ihn richten. Er ist sein Untertan. Ich anerkenne das Recht des Tetrarchen, und sein Urteil unterschreibe ich im voraus. Sagt ihm das. Und nun geht.«

Von hundert Soldaten umgeben, wird Jesus wieder wie ein Verbrecher durch die Stadt geschleppt und begegnet noch einmal Judas Iskariot, den er schon einmal in der Nähe eines Marktes gesehen hat. Ich habe vergessen, es zu sagen, da ich mich zu sehr über die Gemeinheiten des Volkes aufgeregt habe. Jesus wirft wieder einen erbarmungsvollen Blick auf den Verräter ...

Nun ist es schwieriger, ihn mit Fußtritten und Stockschlägen zu treffen, aber die Steine und der Unrat fehlen nicht ... Die Steine prallen zwar krachend an den Helmen und Harnischen der Römer ab, ohne diese zu verletzen, hinterlassen jedoch bei Jesus, der nur mit dem Gewand bekleidet ist, da er seinen Mantel in Getsemani gelassen hat, deutliche Spuren.

Als er den prunkvollen Palast des Herodes betritt, sieht er Chuza ... der ihn nicht anzuschauen wagt, sich den Mantel über

den Kopf zieht und flieht, um ihn nicht sehen zu müssen in diesem Zustand.

Nun ist er im Saal und vor Herodes. Und hinter ihm kommen die Schriftgelehrten und Pharisäer, die sich hier als falsche Ankläger wohlfühlen. Nur der Zenturio und vier Soldaten führen ihn vor den Tetrarchen.

Dieser verläßt seinen Sitz und geht um Jesus herum, während er die Anklage seiner Feinde anhört. Er lächelt und spottet. Dann heuchelt er Mitleid und Achtung, was jedoch den Märtyrer ebenso wenig berührt wie zuvor der Spott.

»Du bist groß. Ich weiß es. Ich habe dich beobachtet und habe mich darüber gefreut, daß Chuza dein Freund und Manaen dein Jünger geworden ist. Ich ... die Staatsangelegenheiten ... Aber wie groß war mein Wunsch dir zu sagen, daß du groß bist. Dich um Verzeihung zu bitten ... Die Augen des Johannes ... und seine Stimme klagen mich an und verfolgen mich. Du bist der Heilige, der die Sünden der Welt vergibt. Sprich mich los, o Christus!«

Jesus schweigt.

»Ich habe gehört, daß du angeklagt bist, dich gegen Rom aufgelehnt zu haben. Aber bist du nicht die verheißene Rute, die Assur schlagen wird?«

Jesus schweigt.

»Man hat mir gesagt, daß du das Ende des Tempels und Jerusalems prophezeist. Aber ist denn der geistige Tempel nicht ewig, da ihn der Ewige will?«

Jesus schweigt.

»Bist du verrückt? Hast du deine Macht verloren? Hat Satan dir das Wort genommen? Hat er dich im Stich gelassen?«

Herodes lacht jetzt. Doch dann gibt er einen Befehl. Und einige Diener eilen herbei und bringen einen kläglich heulenden Windhund mit gebrochenem Bein und einen schwachsinnigen, sabbernden Stallknecht mit einem Wasserkopf, eine Mißgeburt, mit der sich die Diener die Zeit vertreiben.

Die Schriftgelehrten und die Priester weichen zurück und schrei-

en: »Sakrileg!« als sie die Bahre mit dem Hund erblicken.

Herodes erklärt falsch und spöttisch: »Es ist der Lieblingshund der Herodias. Ein Geschenk von Rom. Er hat sich gestern ein Bein gebrochen, und sie weint. Befiehl, daß er geheilt wird. Wirke ein Wunder an ihm.«

Jesus sieht ihn streng an und schweigt.

»Habe ich dich beleidigt? Dann diesen hier. Er ist ein Mensch, wenn er auch nur wenig mehr als ein wildes Tier ist. Gib ihm den Verstand, du, Geist des Vaters ... Sagst du nicht so?« Er lacht beleidigend.

Ein noch strengerer Blick Jesu, und Schweigen.

»Dieser Mensch ist zu enthaltsam, und nun ist er betäubt von all den Schmähungen. Bringt Wein und Weiber! Und bindet ihn los.«

Sie binden ihn los. Und während ein Heer von Dienern Krüge und Becher bringt, kommen Tänzerinnen herein ... praktisch hüllenlos. Die einzige Bekleidung ist eine bunte, um Taille und Hüfte ihrer schlanken Körper geschlungene Leinenschärpe. Sonst nichts. Es sind bronzehäutige Afrikanerinnen. Gewandt wie junge Gazellen beginnen sie einen lautlosen und unzüchtigen Tanz.

Jesus weist die Becher zurück und schließt schweigend die Augen. Die Höflinge des Herodes lachen über seinen Abscheu.

»Nimm die, die du willst. Lebe! Lerne zu leben! ... « fordert Herodes ihn auf.

Jesus gleicht einer Statue. Mit verschränkten Armen und geschlossenen Augen steht er da und rührt sich auch nicht, als die schamlosen Tänzerinnen ihn mit ihren nackten Körpern streifen.

»Genug. Ich habe dich als Gott behandelt, und du hast nicht als Gott gehandelt. Ich habe dich als Mensch behandelt, und du hast nicht als Mensch gehandelt. Du bist verrückt. Legt ihm ein weißes Gewand an, damit Pontius Pilatus weiß, daß der Tetrarch seinen Untergebenen für verrückt hält. Zenturio, melde dem Prokonsul, daß Herodes ihm seine Hochachtung bezeigt und Rom seine Verehrung.⁴⁰«

⁴⁰Der Prätor oder Prokonsul war der Gouverneur einer Provinz des römischen

Jesus wird erneut gefesselt und hinausgeführt, mit einer bis an die Knie reichenden Leinen-Tunika über dem roten Wollgewand.

Sie kehren zu Pilatus zurück.

Als nun die Soldaten die Menge mit Mühe zurückgedrängt haben, die es nicht müde geworden ist, vor dem Palast des Prokonsuls zu warten – es ist befremdend, so viele Menschen an diesem Ort und in dieser Umgebung zu sehen, während der Rest der Stadt wie ausgestorben scheint – sieht Jesus die Hirten, alle beisammen in einer Gruppe: Isaak, Jonatan, Levi, Josef, Elija, Matthias, Johannes, Simeon, Benjamin und Daniel; und neben ihnen ein Häufchen Galiläer, von denen ich Alphäus und Josef des Alphäus wiedererkenne. Auch zwei andere, die ich nicht kenne, sind dabei, die ich aber nach ihrem Äußeren zu schließen für Judäer halte. Etwas weiter drüben, schon in der Vorhalle und halb hinter einer Säule verborgen, sieht er Johannes zusammen mit einem Römer, der wohl ein Diener ist. Er lächelt ihm und den anderen zu ... seinen Freunden ... Aber was sind diese wenigen und Johanna, Manaen und Chuza in einem Meer brodelnden Hasses? ...

Der Zenturio grüßt Pontius Pilatus und erstattet Bericht.

»Wieder hier?! Puh! Diese verfluchte Rasse! Laßt den Pöbel näher kommen und bringt den Angeklagten hierher. Ach je, wie lästig!«

Er geht der Menge entgegen, bleibt aber in der Mitte der Vorhalle stehen.

Reiches mit militärischer, ziviler und richterlicher Gewalt. Er war demnach der Oberkommandierende des Heeres, das aus fünf Kohorten (etwa 3000 Soldaten) bestand, von denen eine in Jerusalem stationiert war. Er erhob die Steuern durch die Zöllner, er übte die richterliche Gewalt aus und besaß das dem Synedrium verwehrte Recht, zum Tod zu verurteilen (jus gladii). Die Residenz eines solchen Gouverneurs, die auch der Sitz des Gerichtes war, wurde Prätorium genannt. Pilatus war Prokurator von Judäa, Idumäa und Samaria von 26 bis 36 nach Christus. Der Tetrarch hingegen, in den Evangelien auch volkstümlich König genannt, war das Oberhaupt einer der (ursprünglich vier) Regionen, in die eine Provinz des römischen Imperiums eingeteilt wurde. Herodes Antipas, der Sohn des Herodes des Großen, war Tetrarch von Galiläa und Peräa von 4 vor Christus bis 39 nach Christus.

»Hebräer, hört! Ihr habt diesen Menschen zu mir gebracht und behauptet, er wiege das Volk auf. Vor euren Augen habe ich ihn geprüft und habe ihn keines der Vergehen schuldig befunden, deren ihr ihn anklagt. Auch Herodes hat nicht mehr als ich gefunden und ihn zu mir zurückgesandt. Er verdient den Tod nicht. Rom hat gesprochen. Um euch jedoch nicht ungefällig zu sein und euch nicht um euer Schauspiel zu bringen, gebe ich euch an seiner Statt Barabbas. Diesen hier werde ich mit vierzig Peitschenhieben bestrafen lassen. Das ist genug.«

»Nein, nein! Nicht Barabbas! Nicht Barabbas! Jesus muß sterben! Eines schrecklichen Todes. Gib Barabbas frei und verurteile den Nazarener!«

»Aber hört! Ich habe die Auspeitschung angeordnet. Genügt das nicht? Dann lasse ich ihn geißeln! Das ist furchtbar, ihr wißt es. Man kann daran sterben. Was hat er Böses getan? Ich finde keine Schuld an ihm und werde ihn freilassen.«

»Kreuzige ihn! Kreuzige ihn! Er muß sterben! Du schützt die Verbrecher! Heide! Auch du bist ein Teufel!«

Die Menge kommt näher, und die erste Reihe der Soldaten wankt unter dem Aufprall und kann die Lanzen nicht gebrauchen. Doch die zweite Reihe kommt eine Stufe herunter, legt die Speere ein und befreit die Gefährten.

»Er soll gegeißelt werden«, befiehlt Pilatus einem der Zenturionen.

»Wann?«

»Wann du willst . . . damit es ein Ende hat. Ich bin sehr verärgert. Geh!«

Jesus wird von vier Soldaten in den Hof hinter dem Atrium geführt, der einen Boden aus buntem Marmor hat und in dessen Mitte eine hohe Säule steht, ähnlich denen des Portikus. Daran befindet sich etwa drei Meter über dem Boden eine eiserne Querstange, die in einem Ring endet. An diesen wird Jesus mit über den Kopf erhobenen Händen gebunden, nachdem er sich entkleidet hat. Er hat

jetzt nur noch eine kurze Leinenhose und Sandalen an. Die an den Gelenken zusammengebundenen Hände werden hinaufgezogen bis zu dem Ring, so daß er trotz seiner Größe den Boden nur noch mit den Fußspitzen berührt ... Schon diese Stellung muß eine Tortur sein.

Ich habe irgendwo gelesen, daß die Säule niedrig gewesen sei und Jesus gebückt stehen mußte. Mag sein. Ich sehe es so und sage es so.

Hinter Jesus stellt sich einer mit einem Henkergesicht reinsten hebräischen Profils. Vor Jesus ein anderer mit demselben Aussehen. Sie haben eine Geißel aus sieben Lederriemen, die an einem Griff befestigt sind und in einem Hämmerchen aus Blei enden. Rhythmisch, als wäre es eine Übung, fangen sie an zu schlagen. Der eine von vorne, der andere von hinten, so daß der Körper Jesu ringsum von Schlägen getroffen wird. Die vier Soldaten, denen man ihn übergeben hat, machen gleichgültig mit drei anderen Soldaten, die noch dazugekommen sind, ein Würfelspiel.

Die Stimmen der Spieler vermischen sich mit dem Geräusch der Geißeln, die wie Schlangen zischen und sich dann anhören wie Steine, die auf das straff gespannte Leder einer Trommel fallen, wenn sie den armen schlanken Körper von der Farbe alten Elfenbeins treffen. Zuerst hinterlassen sie rosarote Streifen, die immer dunkler und schließlich violett werden, dann bilden sich dunkelblaue, blutgefüllte Schwellungen, die aufreißen und am ganzen Körper Blut fließen lassen. Sie schlagen hauptsächlich auf den Oberkörper und den Unterleib, aber auch Beine, Arme und sogar den Kopf lassen sie nicht aus, damit kein schmerzfreies Fleckchen Haut übrigbleibt.

Und keine Klage ... Wenn der Strick ihn nicht halten würde, würde er zu Boden fallen. Aber er fällt nicht und er stöhnt nicht. Nur der Kopf sinkt ihm auf die Brust nach so vielen Schlägen, so als wenn er ohnmächtig geworden wäre.

»Halt! Hört auf! Er muß noch lebendig hingerichtet werden!« höhnt ein Soldat.

Die beiden Henker halten ein und trocknen sich den Schweiß ab.

»Wir sind völlig erledigt«, sagen sie. »Gebt uns den Lohn, damit wir trinken und uns erholen können.«

»Hängen sollte man euch! Doch nehmt . . . « und ein Dekurio wirft jedem der beiden eine große Münze zu.

»Ihr habt eure Pflicht getan. Er gleicht einem Mosaik. Titus, sag, war dieser Mensch wirklich die Liebe des Alexander? Dann wollen wir ihn benachrichtigen, damit er Trauer tragen kann. Binden wir ihn jetzt los.«

Sie binden Jesus los, und dieser sinkt wie tot zu Boden. Sie lassen ihn liegen und stoßen ihn nur ab und zu mit den Stiefeln an, um zu sehen, ob er klagt.

Aber er schweigt.

»Ob er tot ist? Wäre es möglich? Er ist jung und ein Handwerker, hat man mir gesagt . . . aber er gleicht einer zarten Dame . . . «

»Laß mich nur machen«, sagt ein Soldat. Er setzt ihn auf und lehnt ihn mit dem Rücken an die Säule. Wo er gelegen ist, sind Blutlachen . . . Dann geht der Soldat zu einem Brunnen, der unter dem Tor plätschert, füllt einen Eimer mit Wasser und schüttet es über den Kopf und den Körper Jesu. »So, den Blumen tut das Wasser gut.«

Jesus seufzt tief und will aufstehen, aber noch bleibt er mit geschlossenen Augen sitzen.

»Oh! Gut! Auf, Schöner! Eine Dame wartet auf dich! . . . «

Aber vergebens stemmt Jesus die Hände auf den Boden, um aufzustehen.

»Los, rasch! Bist du schwach? Hier ist eine Erfrischung«, grinst ein anderer Soldat. Mit dem Schaft seiner Hellebarde versetzt er Jesus einen Schlag ins Gesicht und trifft ihn zwischen dem rechten Jochbogen und der Nase, die zu bluten beginnt.

Jesus öffnet die Augen und blickt um sich. Ein verschleierter Blick. Er schaut den Soldaten an, der ihn geschlagen hat, wischt sich mit der Hand das Blut ab und stellt sich dann mit großer Mühe auf die Füße.

»Zieh dich an. Es ist nicht anständig, so herumzustehen, Schamloser!« Alle umringen Jesus und lachen.

Jesus gehorcht wortlos. Aber während er sich bückt – und nur er weiß, was er dabei leidet, zerschlagen wie er ist und mit Wunden, die sich durch die Anspannung der Haut noch weiter öffnen, und blutgefüllten Schwellungen, die aufbrechen – gibt ein Soldat den Kleidern einen Tritt und zerstreut sie. Und jedesmal, wenn Jesus sich nach ihnen bücken will, nachdem er sie wankend erreicht hat, stößt oder wirft ein Soldat sie in eine andere Richtung. Jesus, der furchtbar leidet, sagt nichts und versucht sie zu holen, während die Soldaten obszöne Späße über ihn machen.

Endlich kann er sich wieder anziehen. Er legt auch das weiße Gewand wieder an, das in einer Ecke gelegen und sauber geblieben ist. Es sieht aus, als wolle er sein armes rotes Gewand verbergen, das gestern noch so schön war und heute von Unrat beschmutzt und von dem in Getsemani geschwitzten Blut befleckt ist. Bevor er die kurze Tunika anzieht, wischt er sich damit sogar das nasse Antlitz ab und reinigt es von Staub und Speichel. Und das arme, heilige Antlitz erscheint rein und nur von kleinen bläulichen Wunden gezeichnet. Jesus streicht seine zerzausten Haare und seinen Bart glatt, in einem angeborenen Bedürfnis, ordentlich auszusehen.

Dann kauert er sich in der Sonne zusammen, denn er zittert, mein Jesus . . . Das Fieber beginnt, und damit auch der Schüttelfrost. Auch die Schwäche nach dem Blutverlust, dem Fasten und dem vielen Gehen macht sich bemerkbar.

Sie binden ihm erneut die Hände. Der Strick schneidet dort ein, wo schon ein roter Streifen abgeschürfter Haut ist.

»Und nun? Was tun wir mit ihm? Mir ist langweilig.«

»Warte. Die Juden wollen einen König. Nun, wir geben ihnen einen. Diesen da . . . « sagt ein Soldat.

Er eilt hinaus, gewiß in einen weiter hinten liegenden Hof, von wo er mit einem Bündel Weißdorn zurückkommt. Jetzt, im Frühling, sind die Zweige noch relativ weich und biegsam, die langen, spitzen

Dornen aber sehr hart. Mit ihren Dolchen entfernen sie Blätter und Blüten, biegen die Zweige zu einem Kranz und drücken ihn auf das arme Haupt. Aber die barbarische Krone fällt auf den Hals.

»Sie paßt nicht. Wir müssen sie kleiner machen. Nimm sie wieder weg.«

Sie nehmen die Krone herunter, zerkratzen ihm dabei die Wangen, stechen ihm beinahe die Augen aus und reißen ihm auch Haare aus. Sie machen sie kleiner. Aber nun ist sie zu klein, und soviel sie auch drücken und dadurch die Dornen in Jesu Kopf treiben, droht sie doch herunterzufallen. Wieder nehmen sie sie herunter und reißen noch mehr Haare aus. Sie verändern sie noch einmal, und nun paßt sie. Vorne ist ein dreifacher Dornenreif. Hinten, wo die Enden der drei Zweige ineinandergeschlungen sind, ist ein richtiger Knoten aus Dornen, die Jesus in den Nacken dringen.

»Siehst du, wie gut sie dir steht? Naturbronze und echte Rubine. Spiegle dich in meinem Harnisch, o König!« spottet der Erfinder dieser Qual.

»Eine Krone allein genügt nicht, um einen König zu machen. Er braucht auch Purpur und ein Szepter. Im Stall ist ein Rohr, und auf dem Abfall liegt ein roter Mantel. Hole sie, Kornelius.«

Bald darauf legen sie Jesus den schmutzigen roten Fetzen um die Schultern, und bevor sie ihm das Rohr in die Hände geben, schlagen sie ihn damit auf das Haupt, verneigen sich und grüßen: »Ave, König der Juden!« Dabei schütteln sie sich vor Lachen.

Jesus läßt sie gewähren. Er läßt sich auf einen »Thron« setzen, eine umgestülpte Wanne, die sonst wohl als Pferdetränke dient; er läßt sich schlagen und verspotten, ohne jemals etwas zu sagen. Er schaut sie nur an ... und sein Blick ist so voll Güte, aber auch so voll des furchtbarsten Schmerzes, daß ich ihn nicht ertragen kann, ohne mein Herz dadurch verwundet zu fühlen.

Die Soldaten hören erst auf zu spotten, als ihnen die rauhe Stimme eines Vorgesetzten gebietet, den Schuldigen wieder vor Pilatus zu bringen.

Schuldig? Wessen?

Jesus wird in das Atrium zurückgeführt, das nun durch einen kostbaren Vorhang vor der Sonne geschützt ist. Jesus hat noch die Krone, den Umhang und das Rohr.

»Komm nach vorne, damit ich dich dem Volk zeigen kann.«

Obwohl er schon völlig gebrochen ist, richtet sich Jesus doch würdevoll auf. Oh, er ist wirklich ein König!

»Hört, Hebräer! Hier ist der Mensch. Ich habe ihn bestraft. Aber nun laßt ihn gehen.«

»Nein, nein! Wir wollen ihn sehen! Heraus mit ihm! Wir wollen den Gotteslästerer sehen!«

»Führt ihn hinaus und gebt acht, daß man sich nicht seiner bemächtigt!«

Während Jesus in die Vorhalle hinausgeht und sich im Viereck der Soldaten dem Volk zeigt, weist Pontius Pilatus mit der Hand auf ihn und sagt: »Seht, welch ein Mensch! Euer König! Ist es noch nicht genug?«

Die Sonne eines schwülen Tages, die nun fast im Zenit steht, denn es ist schon zwischen der dritten und der sechsten Stunde, entzündet und akzentuiert noch die Blicke und die Gesichter. Sind das noch Menschen? Nein. Es sind tollwütige Hyänen. Sie heulen, schütteln die Fäuste und fordern den Tod . . .

Jesus steht aufrecht da, und ich kann versichern: Niemals war er so erhaben wie jetzt. Nicht einmal, als er die größten Wunder vollbrachte. Der Adel des Schmerzes! Aber so göttlich, daß er schon allein deshalb als Gott anerkannt werden mußte. Doch um diesen Namen sagen zu können, muß man wenigstens ein Mensch sein. In Jerusalem gibt es heute aber keine Menschen, sondern nur Dämonen.

Jesus läßt seine Blicke über die Menge schweifen, sucht und findet im Meer der haßerfüllten Gesichter die Gesichter der Freunde. Wie viele? Weniger als zwanzig unter Tausenden von Feinden . . . Er neigt das Haupt in Trauer über diese Verlassenheit. Eine Träne

fällt ... noch eine ... und noch eine ... Der Anblick seiner Tränen erzeugt kein Mitleid, sondern noch wilderen Haß.

Er wird in das Atrium zurückgebracht.

»Nun? Laßt ihn gehen. Es ist gerecht.«

»Nein. Zum Tod. Kreuzige ihn.«

»Ich gebe euch Barabbas.«

»Nein, den Messias!«

»So nehmt ihr ihn. Kreuzigt ihn selbst, denn ich finde keine Schuld an ihm.«

»Er hat sich Sohn Gottes genannt. Unser Gesetz sieht die Todesstrafe für den vor, der einer solchen Gotteslästerung schuldig ist.«

Pilatus wird nachdenklich. Er geht wieder hinein und setzt sich auf seinen Thron. Er führt eine Hand an die Stirn, stützt den Ellbogen auf sein Knie und schaut Jesus prüfend an.

»Komm näher«, sagt er.

Jesus begibt sich zu dem Podest.

»Ist das wahr? Antworte.«

Jesus schweigt.

»Woher kommst du? Wer ist Gott?«

»Er ist das Alles!«

»Ja und? Was heißt, das Alles? Was ist das Alles für den, der stirbt? Du bist verrückt ... Gott ist nicht. Ich bin.«

Jesus schweigt. Er hat ein großes Wort gesprochen und hüllt sich nun in Schweigen.

»Pontius, die Freigelassene der Claudia Procula bittet, eintreten zu dürfen. Sie hat ein Schreiben für dich.«

»Domine! Auch noch die Frauen jetzt! Sie soll kommen.«

Eine Römerin kommt herein, kniet nieder und reicht ihm ein Wachstäfelchen. Es muß das Täfelchen sein, auf dem Procula den Gatten bittet, Jesus nicht zu verurteilen. Die Frau zieht sich rückwärts gehend zurück, während Pilatus liest.

»Man rät mir, deinen Tod zu vermeiden. Ist es wahr, daß du mehr als ein Haruspex bist? Du machst mir Angst.«

Jesus schweigt.

»Weißt du denn nicht, daß ich Macht habe, dich freizugeben oder dich zu kreuzigen?«

»Du hättest keine Macht, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre. Deshalb hat der, der mich dir überliefert hat, eine größere Schuld als du.«

»Wer ist es? Dein Gott? Ich habe Angst ... «

Jesus schweigt.

Pilatus sitzt auf Kohlen. Er möchte und möchte nicht. Er fürchtet die Strafe Gottes, fürchtet Rom, fürchtet die Rache der Juden. Einen Augenblick siegt die Furcht vor Gott. Er geht nach vorne im Atrium und ruft laut: »Er ist nicht schuldig!«

»Wenn du das sagst, bist du ein Feind des Cäsar. Wer sich zum König macht, ist sein Feind. Du willst den Nazarener freigeben. Wir werden es den Cäsar wissen lassen.«

Pilatus wird von Menschenfurcht ergriffen.

»Ihr wollt also seinen Tod? Es sei denn. Aber das Blut dieses Gerechten sei nicht an meinen Händen.« Pilatus läßt sich ein Becken bringen und wäscht sich die Hände im Beisein des Volkes, das in Raserei gerät und schreit: »Über uns, über uns komme sein Blut. Über uns und unsere Kinder komme es. Wir fürchten ihn nicht. Ans Kreuz! Ans Kreuz!«

Pontius Pilatus geht zu seinem Thron zurück und ruft den Zenturio Longinus und einen Sklaven zu sich. Von dem Sklaven läßt er sich einen Tisch und ein Schild bringen, auf das er schreiben läßt: »Jesus von Nazaret, der König der Juden.« Dann zeigt er es dem Volk.

»Nein, nicht so. Nicht König der Juden. Schreibe, daß er behauptet hat, der König der Juden zu sein.«

»Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben!« sagt Pilatus hart. Er steht sehr gerade, streckt die Hand aus mit nach vorne gekehrter und nach unten zeigender Handfläche und befiehlt: »Dann soll er ans Kreuz! Soldat, geh. Bereite das Kreuz vor.« (Ibis ad cru-

cem! I, miles, expedi crucem.) Er steigt von seinem Podest herab und verläßt das Atrium, ohne sich auch nur zu der lärmenden Menge oder dem bleichen Verurteilten umzudrehen.

Jesus bleibt unter Aufsicht der Soldaten in der Mitte des Atriums stehen, in Erwartung des Kreuzes.

Wem kann ich beschreiben, was ich leide? Keinem auf dieser Erde, denn es ist kein Leiden der Erde und würde nicht verstanden werden. Es ist ein Leiden, das Süßigkeit ist, und eine Süßigkeit, die Leiden ist. Ich möchte zehnmal, hundertmal so viel leiden. Um nichts auf der Welt möchte ich diese Leiden missen. Das ändert aber nichts daran, daß ich leide, wie einer, dem der Hals zugeschnürt, der in einen Schraubstock gepreßt, in einem Ofen verbrannt oder dem das Herz durchbohrt wird.

Wäre es mir möglich, mich zu rühren, mich von allen abzusondern und in der Bewegung und im Gesang meinen Gefühlen freien Lauf zu lassen – denn es ist ein Schmerz des Gefühls – würde mir dies Erleichterung verschaffen. Aber ich bin wie Jesus am Kreuz. Es ist mir weder gewährt, mich zu bewegen noch mich zu isolieren, und ich muß die Lippen zusammenpressen, um den Neugierigen meine süße Agonie nicht preiszugeben. Es ist nicht nur Redensart: die Lippen zusammenpressen. Ich muß mich sehr bemühen, den Impuls zu beherrschen, meinem Schrei der Freude und des übernatürlichen Schmerzes Luft zu machen, denn er bewegt mein Innerstes und steigt mit der Macht einer Flamme oder eines starken Wasserstrahls auf.

Die von Schmerz getrüben Augen Jesu: Ecce Homo, ziehen mich an wie ein Magnet. Er steht vor mir und sieht mich an, aufrecht steht er auf den Stufen des Prätoriaums, mit gekröntem Haupt und den gebundenen Händen über dem weißen Gewand eines Geistesgestörten, mit dem sie ihn verspotten wollten, während sie ihn doch in das des Unschuldigen würdige Weiß gekleidet haben. Er spricht nicht. Aber alles an ihm spricht, ruft mich, bittet mich.

Was erbittet er? Daß ich ihn liebe. Das weiß ich, und das gebe ich ihm, bis ich mich sterben fühle, so als hätte ich ein Messer in der Brust. Er bittet mich aber noch um etwas, das ich nicht verstehe. Ich würde es gern verstehen. Das quält mich. Ich möchte ihm alles geben, was er will, selbst wenn ich daran sterben sollte. Und es gelingt mir nicht.

Sein schmerzerfülltes Antlitz zieht mich an und entzückt mich. Er ist schön, wenn er der Meister oder der auferstandene Christus ist. Aber dieser Anblick macht mir nur Freude. Der jetzige hingegen flößt mir eine so tiefe Liebe ein, daß die Liebe einer Mutter zu ihrem kranken Kind nicht größer sein kann.

Ja, ich verstehe. Die mitleidende Liebe ist die Kreuzigung des Geschöpfes, das dem Meister bis zur letzten Qual folgt. Es ist eine despotische Liebe, die jeglichen

anderen Gedanken ausschließt, der sich nicht auf *seinen* Schmerz bezieht. Man gehört sich selbst nicht mehr. Man lebt, um ihn in seiner Qual zu trösten, und seine Qual ist unser Schmerz, der uns tötet, nicht nur im übertragenen Sinn. Und doch ist jede durch diesen Schmerz vergossene Träne für uns wertvoller als eine Perle, und jeder Schmerz, der dem seinen ähnlich erscheint, ist uns erwünschter und begehrenswerter als ein Schatz.

Pater, ich habe mich bemüht zu sagen, was ich empfinde, Aber es ist zwecklos. Von allen Ekstasen, die Gott mir schenken kann, wird die seines Leidens immer jene sein, die meine Seele in den siebten Himmel trägt. Aus Liebe zu sterben in der Betrachtung meines leidenden Jesus scheint mir der schönste Tod zu sein.

664 Anmerkungen über das Verhalten des Pilatus Jesus gegenüber

Jesus sagt:

»Ich will dich über meine Begegnungen mit Pilatus nachdenken lassen.

Johannes, der fast immer anwesend oder doch in der Nähe war, ist der genaueste Zeuge und Berichterstatter. Er erzählt, daß ich, nachdem ich das Haus des Kajaphas verlassen hatte, zum Prätorium geführt wurde. Und er gibt an, daß dies am frühen Morgen geschah. Du hast gesehen, daß der Tag gerade angebrochen war. Er berichtet auch: „Sie (die Juden) gingen nicht hinein, um sich nicht zu verunreinigen und das Paschamahl essen zu können.“ Heuchlerisch wie immer, sahen sie eine Gefahr sich zu verunreinigen, wenn sie in den Staub des Hauses eines Heiden treten würden, während sie die Ermordung eines Unschuldigen nicht als Sünde betrachteten und in der Genugtuung über das vollendete Verbrechen das Paschafest noch besser genießen konnten.

Sie haben auch heute noch ihresgleichen. All jene, die insgeheim schlecht handeln und nach außen vorgeben, die Religion zu achten und Gott zu lieben, sind wie sie. Floskeln, Phrasen, aber keine wahre Religion! Sie stoßen mich ab, ich verachte sie.

Da die Juden nicht zu Pilatus hineingingen, kam Pilatus zu ihnen heraus, um zu hören, was die schreiende Menge wollte, und da er in

der Verwaltung und Rechtspflege erfahren war, verstand er auf den ersten Blick, daß der Schuldige nicht ich, sondern dieses von Haß trunkene Volk war. Die Begegnung unserer Blicke war ein gegenseitiges Erkennen unserer Herzen. Ich beurteilte den Mann als den, der er war. Er beurteilte mich als den, der ich war. Ich bekam Mitleid mit ihm, denn er war ein schwacher Mann. Er empfand Mitleid für mich, weil ich unschuldig war. Er versuchte vom ersten Augenblick an, mich zu retten. Da allein Rom das Recht hatte, die Todesstrafe über einen Übeltäter zu verhängen, versuchte er mich zu retten, indem er sagte: „Richtet ihn nach eurem Gesetz.“

Als Heuchler, nun zum zweiten Mal, wollten die Juden die Verurteilung nicht aussprechen. Es ist wahr, daß Rom die oberste Gerichtsbarkeit innehatte. Als aber beispielsweise Stephanus gesteinigt wurde, herrschte Rom noch immer über Jerusalem. Und trotzdem beschlossen und sprachen die Juden das Urteil aus und vollzogen die Hinrichtung, ohne sich im geringsten um Rom zu kümmern. Mit mir, den sie nicht liebten, sondern haßten und fürchteten – denn sie wollten nicht an mich als an den Messias glauben, sie wollten mich aber auch nicht töten, falls ich es etwa doch wäre – verfuhrten sie auf andere Art. Sie klagten mich an als Aufwiegler gegen die Macht Roms, ihr würdet sagen, als Rebell, um zu erreichen, daß Rom mich verurteilt. In ihren schändlichen Versammlungen, und dies mehrmals in den drei Jahren meines öffentlichen Wirkens, hatten sie mich als Gotteslästerer und falschen Propheten angeklagt. Als solchen hätten sie mich steinigen oder auf irgendeine Art töten müssen. Aber nun, um das Verbrechen nicht direkt zu begehen, denn sie wissen instinktiv, daß es bestraft werden wird, lassen sie es Rom ausführen, indem sie mich als Missetäter und Rebell anklagen. Wenn das Volk verderbt ist und die Vorsteher besessen sind, ist nichts leichter, als einen Unschuldigen anzuklagen, um die eigenen Zornesgelüste an ihm auszulassen und jemanden aus der Welt zu schaffen, der ein Hindernis darstellt und als Richter empfunden wird.

Wir befinden uns heute wieder in einer ähnlichen Zeit wie damals.

Immer wieder einmal erfolgt in der Welt, nachdem sie perverse Ideen ausgebrütet hat, ein Ausbruch, eine Kundgebung von Verderbtheit. Wie eine riesige Schwangere gebiert die Menge ein Ungeheuer, das sie zuvor in ihrem Busen mit den Lehren einer reißenden Bestie genährt hat, auf daß es verschlinge. Und es verschlingt, zuerst die Guten, dann sich selbst.

Pilatus kommt in das Prätorium zurück und ruft mich zu sich. Und er verhört mich. Er hatte schon von mir gehört. Unter seinen Zenturionen waren einige, die meinen Namen mit dankbarer Liebe, mit Tränen in den Augen und einem Lächeln im Herzen wiederholten und von mir als von einem Wohltäter sprachen. In ihren Berichten an den Prätor, der sie über diesen Propheten befragte, der die Mengen um sich sammelte und eine neue Lehre predigte, in der von einem merkwürdigen Reich die Rede war, das für einen heidnischen Verstand unbegreiflich ist, hatten sie immer bestätigt, daß ich gut und sanftmütig war und die Ehren dieser Welt nicht suchte, sondern Achtung und Gehorsam gegenüber der Autorität lehrte und auch übte. Aufrichtiger als die Israeliten, sahen und berichteten sie die Wahrheit. Am Sonntag zuvor hatte Pilatus, vom Lärm und Beifall des Volkes angezogen, auf die Straße hinausgeschaut und einen waffenlosen Mann auf einem Eselchen vorbeireiten sehen, der segnete und von Frauen und Kindern umgeben war. Es war ihm klar, daß dieser Mann keine Gefahr für Rom bedeuten konnte. Also wollte er wissen, ob ich ein König bin. In seinem ironischen, heidnischen Skeptizismus wollte er ein wenig über diesen König lachen, der auf einem Esel geritten kommt und dessen Hofstaat barfüßige Kinder, lächelnde Frauen und Männer aus dem Volk sind; über diesen König, der seit drei Jahren predigt, daß er sich weder von Reichtum noch von Macht angezogen fühlt und der von keiner anderen Eroberung spricht als der des Geistes und der Seele. Was ist schon die Seele für einen Heiden? Nicht einmal seine Götter haben eine Seele. Und da soll der Mensch eine Seele haben? Und auch jetzt wiederholt dieser König ohne Krone, ohne Reich, ohne Hofstaat und ohne Soldaten,

daß sein Reich nicht von dieser Welt ist. So mußte es sein, denn kein Beamter und kein Militär greift ein, um seinen König zu verteidigen und ihn seinen Feinden zu entreißen. Pilatus setzt sich und schaut mich fragend an, denn ich bin ihm ein Rätsel. Würde er seine Seele befreien von irdischen Belangen, vom Hochmut seines Amtes, vom Irrtum des Heidentums, dann würde er sofort verstehen, wer ich bin. Aber wie kann das Licht dort eindringen, wo allzu viele Dinge ihm den Eintritt verwehren?

Es ist immer so, meine Kinder. Auch heute noch. Wie können Gott und sein Licht hereinkommen, wo kein Platz mehr für sie ist und Türen und Fenster verrammelt sind und Hochmut, allzu Menschliches, Laster und Wucher sie verteidigen – viele, so viele Wächter im Dienst Satans und gegen Gott?

Pilatus kann nicht begreifen, was mein Reich ist. Und was besonders schmerzlich ist, er bittet nicht darum, daß ich es ihm erkläre. Auf meine Einladung, die Wahrheit kennenzulernen, antwortet der unverbesserliche Heide: „Was ist Wahrheit?“ und läßt die Frage mit einem Achselzucken fallen.

Oh, Kinder, meine Kinder! Oh, meine Pilatusse von heute! Auch ihr schüttelt, wie Pontius Pilatus, mit einem Achselzucken die lebenswichtigsten Fragen ab. Sie scheinen euch unnütze, überholte Dinge. Was ist Wahrheit? Geld? Nein. Frauen? Nein. Macht? Nein. Ein gesunder Körper? Nein. Menschliche Ehre? Nein. Also ist es besser, die Sache zu vergessen. Es lohnt sich nicht, einer Schimäre nachzulaufen. Frauen, Geld, Macht, Gesundheit, Bequemlichkeit und Ehren, das sind konkrete, nützliche Dinge, begehrens- und erstrebenswert um jeden Preis. So argumentiert ihr. Schlimmer als Esau verschleudert ihr die ewigen Güter für ein schlechtes Gericht, das der Gesundheit des Leibes und der Seele schadet. Warum besteht ihr nicht darauf, zu erfahren, was Wahrheit ist? Sie, die Wahrheit, wartet nur darauf, sich zu erkennen zu geben und euch zu belehren. Sie steht vor euch wie vor Pilatus und sieht euch mit liebevollen Augen bittend an: „Frage mich, ich werde dich unterweisen.“ Siehst du, wie

ich Pilatus anschau? Genauso schau ich euch alle an. Und wenn ich mit Blicken freudvoller Liebe auf alle schau, die mich lieben und um mein Wort bitten, so schau ich mit Blicken trauriger Liebe auf die anderen, die mich nicht lieben, mich nicht suchen und nicht auf mich hören. Liebe und immer nur Liebe habe ich für alle, denn mein ganzes Wesen ist Liebe.

Pilatus läßt mich stehen, ohne mich weiter zu fragen, und geht zu den Böswilligen, die eine lautere Stimme haben und sich durch ihre Gewalttätigkeit durchsetzen. Auf sie hört er, dieser Unglückliche, der mich nicht anhört und mit einem Achselzucken meine Einladung zur Erkenntnis der Wahrheit ablehnt. Er hört auf die Lüge. Der Götzendiener, welcher Art er auch sei, neigt immer dazu, jedwede Lüge zu verehren und zu glauben. Und die Lüge, die ein Schwacher glaubt, führt den Schwachen zum Verbrechen. Und doch versucht Pilatus, schon an der Schwelle zum Verbrechen, mich noch ein- oder zweimal zu retten. Und daher schickt er mich zu Herodes. Er weiß nur zu gut, daß dieser gerissene König, der zwischen Rom und seinem Volk laviert, so handeln wird, daß er Rom nicht beleidigt und das hebräische Volk nicht verstimmt. Wie alle Schwächlinge verschiebt er die Entscheidung, die er nicht zu treffen wagt, um eine Stunde, in der Hoffnung, daß das aufgeregte Volk sich beruhigt.

Ich habe gesagt: „Eure Rede sei: ja, ja; nein, nein.“ Aber er hat es nicht gehört, und wenn jemand es ihm wiederholt hat, dann hat er wie üblich die Achseln gezuckt. Um in der Welt zu siegen, um Ehren und Gewinn zu erlangen, muß man es verstehen, aus einem „Ja“ ein „Nein“ oder aus einem „Nein“ ein „Ja“ zu machen, je nachdem, wie der Verstand (lies: der menschliche Verstand) es rät. Wie viele, wie viele Pilatusse hat das zwanzigste Jahrhundert! Wo sind die Helden des Christentums, die „Ja“ sagen, immer „Ja“ zur Wahrheit und um der Wahrheit willen, und „Nein“, immer „Nein“ zur Lüge? Wo sind die Helden, die der Gefahr und den Ereignissen mit vollendetem Starkmut und heiterer Bereitschaft begegnen und nicht zögern, das Gute sofort zu tun und das Böse sofort zu fliehen, ohne „wenn“ und „aber“?

Bei meiner Rückkehr von Herodes folgt nun das neue Unternehmen des Pilatus: die Geißelung. Was erhoffte er sich davon? Wußte er nicht, daß das Volk die wilde Bestie ist, die noch wilder wird, wenn sie Blut riecht? Aber ich mußte zerfleischt werden, um eure Fleischessünden zu sühnen. Und immer noch werde ich zerfleischt. Es gibt an meinem Körper keine Stelle mehr, die nicht zerschlagen ist. Ich bin der Mensch, von dem Jesaja spricht. Zu der befohlenen Marter kommt die nicht befohlene, aber von der menschlichen Grausamkeit erdachte: die Dornenkrönung.

Ihr seht ihn, o Menschen, euren Erlöser, euren König, mit Schmerzen gekrönt, um eure Köpfe von so vielen Sünden zu befreien, die in euch gären. Denkt ihr denn nicht daran, welche Schmerzen mein unschuldiges Haupt erduldet hat, um für euch, für eure immer schlimmeren Gedankensünden, die oft zur Tat werden, zu bezahlen? Ihr, die ihr beleidigt seid, auch wenn ihr keinen Grund dazu habt, betrachtet den beleidigten König, der Gott ist, mit seinem Spottmantel aus zerrissenem Purpur, dem Rohr als Szepter und der Dornenkrone. Er ist schon am Sterben, und immer noch schlagen sie ihn mit ihren Händen und ihrem Spott. Aber ihr habt kein Mitleid. Wie die Juden schüttelt ihr unaufhörlich die Fäuste und schreit: „Fort, fort, wir haben keinen Gott als den Cäsar.“ Oh, ihr Götzendiener, die ihr nicht Gott, sondern euch selbst anbetet und den, der unter euch der Überheblichste ist. Ihr wollt den Sohn Gottes nicht. Er hilft euch nicht bei euren Verbrechen. Satan ist diensteifriger. Daher wollt ihr Satan. Vor dem Sohn Gottes habt ihr Angst. Wie Pilatus. Und wenn ihr seine Macht in euch am Werk fühlt, die euch aufrütteln will durch die Stimme des Gewissens, dann fragt ihr wie Pilatus: „Wer bist du?“

Ihr wißt, wer ich bin. Auch die, die mich leugnen, wissen, daß ich bin und wer ich bin. Lügt nicht. Zwanzig Jahrhunderte sprechen für mich, zeigen euch, wer ich bin, und belehren euch über meine Wunder. Pilatus ist eher zu verzeihen. Nicht euch, die ihr zweitausend Jahre Christentum hinter euch habt, die euren Glauben stützen oder euch zum Glauben führen müßten. Aber ihr wollt davon nichts

wissen. Trotzdem war ich mit Pilatus strenger als mit euch. Ich habe ihm nicht geantwortet. Mit euch spreche ich. Und doch gelingt es mir nicht, euch zu überzeugen, daß ich es bin, daß ihr mir Anbetung und Gehorsam schuldet. Auch jetzt beschuldigt ihr mich, daß ich mich selbst zerstöre in euch, weil ich euch nicht erhöere. Ihr sagt, daß ihr deshalb den Glauben verliert. Oh, ihr Lügner! Wo ist euer Glaube? Wo ist eure Liebe? Wann betet ihr denn und lebt mit Liebe und Glauben? Seid ihr angesehen? Vergeßt nicht, daß ihr es seid, weil ich es erlaube. Seid ihr Namenlose in der Menge? Denkt daran, daß es keinen Gott gibt als mich. Niemand ist größer als ich und niemand hat Vorrang vor mir. Gebt mir daher die Liebe, die mir zusteht, und ich werde euch erhöeren, denn ihr werdet nicht mehr Bastarde sein, sondern Kinder Gottes.

Pilatus unternimmt nun noch einen letzten Versuch, mein Leben zu retten, sofern es nach der mitleidlosen und langen Geißelung noch zu retten gewesen wäre. Er stellt mich dem Volk vor: „Seht, welch ein Mensch!“ Er hat menschliches Mitleid mit mir. Er hofft auf das allgemeine Mitleid. Aber angesichts der Härte, die ihm widersteht, und der zunehmenden Drohung bringt er es nicht fertig, mit übernatürlicher Gerechtigkeit und daher gut zu handeln und zu sagen: „Ich lasse ihn frei, denn er ist unschuldig. Ihr seid die Schuldigen, und wenn ihr euch nicht zerstreut, werdet ihr die ganze Strenge Roms kennenlernen.“ Das hätte er sagen müssen, wenn er ein Gerechter gewesen wäre, der nicht an die späteren Schwierigkeiten denkt, die ihm daraus entstehen würden.

Pilatus ist nicht wirklich gut. Gut ist Longinus, der, obwohl nicht so mächtig wie der Prätor und weniger geschützt, mitten auf dem Weg, von nur wenigen Soldaten, aber von einer großen feindseligen Menge umgeben, es wagt, mich zu verteidigen. Er hilft mir, gestattet mir eine Ruhepause, gönnt mir den Trost der frommen Frauen, läßt mir durch den Zyrenäer helfen und erlaubt schließlich meiner Mutter, am Fuß des Kreuzes bei mir zu stehen. Er war ein Held der Gerechtigkeit und wurde deshalb ein Held des Christus.

Wißt, o Menschen, die ihr euch einzig und allein um euer materielles Wohl sorgt, daß Gott euch auch hier zu Hilfe kommt, wenn er sieht, daß ihr in der Gerechtigkeit verharret, die ein Ausfluß Gottes ist. Ich belohne immer den, der rechtschaffen handelt. Ich verteidige den, der mich verteidigt. Ich liebe ihn und helfe ihm. Ich bin immer noch der, der gesagt hat: „Wer einen Becher Wasser in meinem Namen reicht, wird seinen Lohn erhalten.“ Wer mir Liebe schenkt, Wasser, das meinen Durst als göttlicher Märtyrer stillt, dem gebe ich mich selbst, also Schutz und Segen.«

665 Judas von Kerijot nach seinem Verrat

31. März 1944, Karfreitag, 2 Uhr früh.

Hier ist die schmerzliche Vision dieser ersten Stunden des Karfreitags, die ich gehabt habe, als ich die Stunde der Schmerzensmutter hielt. Ich hatte mir gedacht, die beste Vorbereitung auf die Ablegung des Gelübdes bestehe darin, die Nacht in Gesellschaft der Jungfrau der Sieben Schmerzen zu verbringen.

Ich sehe Judas. Er ist allein. Er trägt ein hellgelbes Gewand mit einer roten Kordel als Gürtel. Meine innere Stimme sagt mir, daß Jesus kurz zuvor gefangengenommen wurde und daß Judas, der gleich nach der Gefangennahme geflohen ist, sich nun in einem inneren Zwiespalt befindet. Tatsächlich gleicht Judas einem rasenden, von einer Meute Bluthunde verfolgten wilden Tier. Jedes Seufzen des Windes in den Zweigen, jedes geringste Geräusch auf den Wegen und selbst das Plätschern eines Brunnleins läßt ihn aufhorchen und sich mißtrauisch und erschrocken umwenden, so als wäre ihm der Scharfrichter schon auf den Fersen. Er dreht den gesenkten Kopf auf dem eingezogenen Hals nach allen Seiten, schaut in alle Richtungen wie einer, der sehen will und sich doch fürchtet zu sehen, und wenn das Spiel des Mondlichts einen menschenähnlichen Schatten erzeugt, bedeckt er die Augen, macht einen Sprung zurück, wird noch bleicher als er schon ist, bleibt einen Augenblick stehen und flieht dann überstürzt zurück und schlägt einen anderen Weg ein,

bis ein neues Geräusch, ein neues Lichtspiel ihn schreckt und ihn wieder in eine andere Richtung fliehen läßt.

Bei diesem irren Hin und Her gelangt er ins Stadttinnere. Aber das Lärmen einer Volksmenge läßt ihn erkennen, daß er nahe beim Haus des Kajaphas ist. Da faßt er sich mit den Händen an den Kopf, duckt sich, als ob diese Schreie ebenso viele Steine wären, die ihn treffen, und flieht, flieht. Auf der Flucht gerät er in ein Gäßchen, das geradewegs zu dem Haus führt, in dem sie das Abendmahl gehalten haben. Er bemerkt es, als er davorsteht, denn ein Brunnlein plätschert an dieser Stelle der Straße. Das Weinen des tropfenden Wassers, das in das kleine Steinbecken fällt, und das leise Pfeifen des Windes, der durch die enge Gasse weht, hören sich an wie eine gedämpfte Klage, müssen ihm vorkommen wie das Weinen des Verurteilten und die Klagen des Gemarterten. Judas hält sich die Ohren zu, um nichts zu hören, und hetzt mit geschlossenen Augen weiter, um die Tür nicht zu sehen, durch die er erst vor einigen Stunden mit dem Meister gegangen ist und durch die er sich auch entfernt hat, um die Bewaffneten für seine Gefangennahme zu holen.

Als er so blindlings weiterläuft, stößt er mit einem streunenden Hund zusammen – der erste Hund, den ich sehe, seit ich die Visionen habe. Es ist ein großer, grauer, struppiger Hund, der knurrend ausweicht und dann überlegt, ob er sich auf den Ruhestörer stürzen soll. Judas öffnet die Augen und sieht sich diesen phosphoreszierenden Augen gegenüber, die ihn anschauen. Er sieht das Weiß der Zähne, die ihn teuflisch anzugrinsen scheinen. Er stößt einen Schrei aus. Der Hund, der das vielleicht für eine Drohung hält, greift ihn an, und die beiden wälzen sich im Staub: Judas, den die Angst lähmt, unten, der Hund oben. Als das Tier seine Beute losläßt, die ihm wohl eines Kampfes unwürdig erscheint, blutet Judas aus einigen Wunden und in seinem Mantel sind große Risse.

Ein Biß hat seine Wange verletzt, genau an der Stelle, wo er Jesus geküßt hat. Die Wange blutet, und das Blut befleckt das gelbliche Gewand des Judas am Hals. Es bildet sozusagen ein blutiges Halsband,

da es die rote Kordel trinkt, die das Gewand am Hals zusammenhält, und sie noch röter macht. Judas legt eine Hand auf die Wange, schaut dem Hund nach, der davongetrottet, aber unter einem Torbogen stehengeblieben ist und ihn beobachtet, und murmelt: »Beelzebul!« Dann flieht er mit einem erneuten Schrei, und der Hund folgt ihm noch eine Weile. Er folgt ihm bis zum Brückchen beim Getsemani. Hier, vielleicht weil er müde ist, vielleicht weil er wasserscheu ist und das Wasser ihn verscheucht, gibt der Hund die Verfolgung auf und macht knurrend kehrt. Judas, der in den Bach gesprungen ist, um Steine zu holen und den Hund damit zu vertreiben, sieht, daß der Hund sich entfernt, blickt um sich und findet sich bis zu halber Wadenhöhe im Wasser. Ohne sich um das Gewand zu kümmern, das sich immer mehr vollsaugt, beugt er sich zum Wasser hinunter und trinkt gierig wie im Fieber und wäscht sich die blutende Wange, die ihn schmerzen muß. Beim ersten Morgengrauen steigt er aus dem Bachbett, auf der entgegengesetzten Seite, so als hätte er Angst vor dem Hund und getraue sich nicht in die Stadt zurück.

Er geht einige Meter und befindet sich am Eingang des Ölgartens. »Nein, nein!« schreit er, als er den Platz wiedererkennt. Aber dann, und ich weiß nicht, welche unwiderstehliche Kraft oder welcher teuflische Sadismus ihn zieht, geht er weiter. Er sucht den Ort der Gefangennahme. Die von vielen Füßen aufgewühlte Erde des Pfades, das zertretene Gras an einer bestimmten Stelle und die Blutspuren auf dem Boden, vielleicht von Malchus, zeigen ihm an, daß er hier den Unschuldigen seinen Schergen übergeben hat.

Er schaut und schaut ... dann stößt er einen heiseren Schrei aus und springt zurück. Er schreit: »Dieses Blut, dieses Blut ...!« und zeigt es ... – wem? – mit ausgestrecktem Arm und Zeigefinger. Im zunehmenden Licht erscheint sein Gesicht fahl und gespenstisch. Er gleicht einem Verrückten. Seine Augen sind aufgerissen und glänzend, wie im Delirium. Die vom Laufen und vom Schrecken zerzausten Haare scheinen sich ihm zu sträuben, und die Wange, die langsam anschwillt, verzieht seinen Mund zu einem Grinsen. In sei-

nem zerrissenen, blutbesudelten, nassen und schmutzigen Gewand – denn der Staub hat sich durch die Nässe in Schlamm verwandelt – gleicht er einem Bettler. Der ebenfalls schmutzige und zerrissene Mantel hängt ihm in Fetzen von den Schultern, und er stolpert darüber, während er immer noch schreit: »Dieses Blut, dieses Blut!« Er weicht zurück, als würde das Blut zum Meer, dessen Flut steigt und in dem er ertrinkt. Judas fällt rückwärts und verletzt sich den Kopf, den Hinterkopf, an einem Stein. Er stöhnt vor Schmerz und Angst. »Wer ist da?« schreit er. Er muß glauben, jemand habe ihn umgestoßen, um ihn zu verletzen. Er dreht sich voll Entsetzen um. Niemand. Er steht auf. Nun tropft das Blut auch auf den Nacken. Der rote Kreis breitet sich auf dem Gewand aus. Das Blut fällt nicht zur Erde, denn es ist wenig und wird von seinem Gewand aufgesaugt. Nun scheint sich die rote Schlinge schon um seinen Hals zu legen.

Er geht weiter und findet die Reste des kleinen Feuers, das Petrus am Fuß eines Ölbaums entzündet hat. Aber er weiß nicht, daß es Petrus war und glaubt, Jesus sei hier gewesen. Er schreit: »Fort, fort!« und streckt beide Arme aus, als wolle er ein Gespenst, das ihn quält, abwehren. Er läuft davon und kommt genau an den Fels der Todesangst.

Nun ist der Tag bereits angebrochen, und man kann alles sofort und genau erkennen. Judas sieht den Mantel Jesu zusammengefaltet auf dem Felsen liegen. Er erkennt ihn. Er will ihn anfassen, hat aber Angst. Er streckt die Hand aus und zieht sie wieder zurück. Er will, will nicht. Dieser Mantel fasziniert ihn. Er stöhnt: »Nein, nein.« Dann sagt er: »Ja, zum Teufel! Ja, ich will ihn berühren. Ich habe keine Angst. Ich habe keine Angst!« Er sagt, er hat keine Angst, aber seine Zähne klappern vor Schrecken, und als über seinem Kopf ein Ast eines Ölbaumes im Wind gegen einen Stamm schlägt, schreit er wieder auf. Dennoch zwingt er sich und ergreift den Mantel. Und lacht. Er lacht wie ein Irrer, ein Dämon. Ein hysterisches, stoßweises finsternes Lachen, das kein Ende nimmt, denn er hat seine Angst überwunden. Und er sagt es: »Du machst mir keine Angst mehr,

Christus, nicht mehr. Ich hatte so große Angst vor dir, da ich an dich als einen Gott, einen starken Gott, glaubte. Nun machst du mir keine Angst mehr, denn du bist kein Gott. Du bist ein armer Irrer, ein Schwächling. Du konntest dich nicht verteidigen. Du hast mich nicht zerschmettert, wie du auch den Verrat in meinem Herzen nicht gelesen hast. Meine Ängste! ... Ich Dummkopf! Noch gestern abend, als du sprachst, glaubte ich, du wüßtest alles. Nichts hast du gewußt. Es war meine Angst, die deinen gewöhnlichen Worten das Gewicht von Prophezeiungen verlieh. Du bist ein Nichts. Du hast dich verkaufen, anzeigen und wie eine Maus in ihrem Loch fangen lassen. Deine Macht! Deine Herkunft! Ha, ha, ha, du Narr! Satan ist der Mächtige! Stärker als du! Er hat dich besiegt! Ha, ha, ha! Der Prophet! Der Messias! Der König Israels! Und drei Jahre hast du mich unterjocht! Immer mit der Angst im Herzen! Ich mußte lügen, um dich geschickt zu täuschen, wo ich doch das Leben genießen wollte! Aber selbst wenn ich ohne all die angewendete List gestohlen und Unzucht getrieben hätte, du hättest mir nichts tun können. Du Schwächling! Du Narr! Du Feigling! So! So! So! Ich hätte mit dir tun sollen, was ich nun mit deinem Mantel tue, um mich für die Zeit zu rächen, die du mich als einen Sklaven der Angst gehalten hast. Angst vor einem Hasen! ... So! So! So!«

Bei jedem »So!« beißt Judas in den Mantel Jesu und versucht, ihn zu zerreißen. Er zerdrückt ihn in den Händen. Aber dabei faltet er ihn etwas auseinander und die nassen Flecken kommen zur Vorschein. Judas hält in seinem Wüten inne. Er starrt auf die Flecken, berührt sie, riecht an ihnen. Es ist Blut ... Er faltet den Mantel ganz auseinander. Der Abdruck der beiden blutigen Hände, mit denen Jesus den Stoff auf sein Gesicht gedrückt hat, ist deutlich zu sehen.

»Ach ... Blut! Blut! Sein Blut! ... Nein!« Judas läßt den Mantel fallen und schaut sich um. Auch auf dem Felsen, an den Jesus sich mit dem Rücken gelehnt hatte, als der Engel ihn tröstete, ist ein dunkler Fleck trockenen Blutes. »Dort! ... Dort! ... Blut! Blut! ...« Er senkt den Blick, um nichts zu sehen, und sieht das ganz von Blut

gerötete Gras. Dieses Blut, das durch den Tau noch naß ist, scheint eben erst heruntergetropft zu sein. Es ist rot und glänzt im ersten Sonnenschein. »Nein! Nein! Nein! Ich will es nicht sehen! Ich kann dieses Blut nicht sehen! Hilfe!« Er fährt sich mit den Händen an den Hals und keucht, als ob er in einem Meer von Blut ersticken würde. »Zurück! Zurück! Laß mich! Laß mich, Verfluchter! Aber dieses Blut ist ein Meer! Es bedeckt die ganze Erde! Die ganze Erde! Die ganze Erde! Auf der Welt ist kein Platz mehr für mich, denn ich kann dieses Blut nicht sehen, das sie bedeckt! Ich bin der Kain des Unschuldigen!« Ich glaube, daß der Gedanke an Selbstmord ihm in diesem Augenblick gekommen ist.

Das Gesicht des Judas ist furchterregend. Er springt den Hang hinunter, flieht wie ein von wilden Bestien Verfolgter aus dem Ölgarten, auf einem anderen Weg als dem, auf dem er gekommen ist, und kehrt in die Stadt zurück. So gut es geht wickelt er sich in seinen Mantel, versucht, die Verletzung und sein Gesicht einigermaßen zu bedecken, und läuft zum Tempel hinauf. Aber als er sich dem Gewölbe nähert, stößt er auf den Pöbel, der Jesus zu Pilatus schleppt. Ausweichen kann er nicht mehr, denn eine andere Menschenmenge, die hinter ihm herbeiläuft, um etwas zu sehen, keilt ihn ein. Und da er groß ist, größer als die meisten, kann er nicht umhin zu sehen. Und begegnet dem Blick Christi . . .

Einen Augenblick schauen sie sich an. Dann geht Jesus weiter, gefesselt und geschlagen. Judas fällt wie ohnmächtig auf den Rücken. Die Leute treten ihn erbarmungslos, und er wehrt sich nicht. Er scheint es vorzuziehen, von allen getreten zu werden, als diesen Blick ertragen zu müssen.

Nachdem die gottesmörderische Meute mit dem Märtyrer vorübergezogen und die Straße wieder leer ist, steht er auf und eilt zum Tempel. Am Tor des Tempelbezirks stößt er mit einem Wächter zusammen und wirft ihn beinahe um. Andere Wachen eilen herbei, um dem Rasenden den Eintritt zu verwehren. Aber wie ein wütender Stier schlägt er sie alle in die Flucht. Einen, der ihn umklammert

und ihn hindern will, den Saal des Synedriums zu betreten, in dem noch alle versammelt sind und diskutieren, packt er am Hals, würgt ihn und schleudert ihn, wenn nicht tot, so doch sicher sterbend, drei Stufen hinunter.

»Euer Geld, ihr Verfluchten, will ich nicht!« schreit Judas und steht dabei mitten im Saal, genau an der Stelle, wo noch vor kurzem Jesus gestanden ist. Er gleicht einem Dämon der Hölle. Blutig, rasend, mit wirrem Haar, Schaum vor dem Mund und Händen wie Klauen schreit er, bellt fast, so rauh, heiser und heulend ist seine Stimme. »Euer Geld, ihr Verfluchten, will ich nicht. Ihr seid mein Verderben. Ihr habt mich die größte Sünde begehen lassen. Wie ihr, wie ihr bin ich nun verflucht. Ich habe unschuldiges Blut verraten. Dieses Blut und mein Tod mögen über euch kommen. Über euch . . . Nein! Ach! . . . « Judas sieht den blutbefleckten Boden. »Auch hier, auch hier Blut! Überall Blut! Überall sein Blut! Ach, wieviel Blut hat das Lamm Gottes, daß es ohne zu sterben die Erde damit bedecken kann. Und ich habe es vergossen! Ihr habt mich dazu angestiftet! Ihr Verfluchten! Ihr Verfluchten! Ihr auf ewig Verfluchten! Verflucht seien diese Mauern! Verflucht dieser geschändete Tempel! Verflucht der gottesmörderische Hohepriester! Verflucht seien die unwürdigen Priester, die falschen Gelehrten, die heuchlerischen Pharisäer, die grausamen Juden, die arglistigen Schriftgelehrten! Fluch auch über mich! Über mich Fluch! Über mich! Nehmt euer Geld, und möge es euch die Seele im Leib erwürgen wie mich der Strick!« Judas wirft Kajaphas den Beutel ins Gesicht und läuft heulend fort, während die Münzen klingend über den Boden springen, nachdem sie den Mund des Hohenpriesters blutig geschlagen haben.

Niemand wagt es, ihn aufzuhalten. Er läuft hinaus, irrt durch die Straßen. Und das Schicksal will es, daß er Jesus noch zweimal begegnet, der von Herodes kommt und zu Herodes geführt wird. Schließlich verläßt er die Stadtmitte und verliert sich in ärmlichen Gassen, bis er plötzlich wieder vor dem Haus des Abendmahles steht, das ganz verschlossen ist und völlig verlassen erscheint.

Judas bleibt stehen und schaut es an. »Die Mutter!« flüstert er. »Die Mutter ...!« und bleibt unschlüssig stehen ... »Auch ich habe eine Mutter! Und ich habe den Sohn einer Mutter getötet! ... Und doch ... Ich will hineingehen ... den Raum noch einmal sehen. Dort ist kein Blut ...« Er klopft an die Tür. Noch einmal ... und noch einmal ... Die Hausfrau kommt und öffnet die Tür ein Stückchen. Einen Spalt ... Doch als sie den verstörten, unkenntlichen Mann sieht, schreit sie auf und versucht die Tür wieder zu schließen. Aber Judas stößt die Tür mit der Schulter auf, schiebt die bestürzte Frau beiseite und betritt das Haus.

Er eilt zu dem Pfortchen, das in den Abendmahlsaal führt, öffnet es und geht hinein. Eine herrliche Sonne dringt durch die offenen Fenster. Judas atmet erleichtert auf und geht etwas weiter. Hier ist alles ruhig und schweigsam. Das Geschirr steht noch auf dem Tisch, wie sie es stehengelassen haben. Man sieht, daß sich bis jetzt niemand darum gekümmert hat. Man könnte meinen, daß man im Begriff ist, sich zu Tisch zu setzen.

Judas geht zum Tisch. Er sieht nach, ob noch Wein in den Krügen ist. Es ist noch ein wenig darin. Er trinkt gierig gleich aus dem Krug, den er mit beiden Händen hochhebt. Dann läßt er sich auf einen Sitz sinken und legt den Kopf auf die auf dem Tisch gekreuzten Arme. Er bemerkt nicht, daß er an dem Platz Jesu sitzt und daß vor ihm der für die Eucharistie benützte Kelch steht. Einige Zeit bleibt er so sitzen, bis sich sein vom Laufen keuchender Atem beruhigt. Dann hebt er den Kopf und sieht den Kelch. Und merkt, wohin er sich gesetzt hat.

Wie besessen springt er auf. Doch der Kelch fasziniert ihn. Ein wenig Rotwein ist noch auf dem Grund, und die Sonnenstrahlen, die das silberglänzende Metall treffen, entzünden diese Flüssigkeit. »Blut! Blut! Auch hier Blut! Sein Blut! Sein Blut! ... „Tut dies zu meinem Gedächtnis! ... Nehmt und trinkt ... Dies ist mein Blut ... Das Blut des neuen Bundes, das für euch vergossen wird ...“ Ach, ich Verfluchter! Für mich kann es nicht mehr vergossen werden zur

Vergebung meiner Sünde. Ich bitte nicht um Vergebung, denn er kann mir nicht verzeihen. Fort! Fort! Es gibt keinen Ort mehr, wo der Kain Gottes Ruhe finden könnte. Der Tod! Nur der Tod . . . !«

Judas geht hinaus und sieht sich Maria gegenüber, die aufrecht an der Tür des Raumes steht, in dem Jesus sich von ihr verabschiedet hat. Sie hat ein Geräusch gehört und herausgeschaut, vielleicht in der Hoffnung, Johannes zu sehen, der seit so vielen Stunden abwesend ist. Sie ist so blaß, als wäre sie völlig ausgeblutet. Der Schmerz verleiht ihren Augen noch mehr Ähnlichkeit mit denen ihres Sohnes. Judas begegnet dem Blick dieser Augen, die ihn anschauen mit derselben wissenden und betrübten Kenntnis, mit der Jesus ihn auf dem Weg angeschaut hat. Mit einem ängstlichen »Oh!« weicht er an die Mauer zurück.

»Judas« sagt Maria, »Judas, wozu bist du gekommen?« Dieselben Worte, die Jesus gesagt, und mit schmerzereffüllter Liebe gesagt hat. Judas erinnert sich daran und schreit auf.

»Judas«, fährt Maria fort, »was hast du getan? Auf so viel Liebe hast du mit Verrat geantwortet.« Die Stimme Marias ist eine zitternde Liebkosung.

Judas will fliehen. Maria ruft ihn mit einer Stimme, die einen Dämon bekehren würde. »Judas! Judas! Bleib! Warte! Höre! Ich sage dir in seinem Namen: Bereue, Judas! Er verzeiht . . . « Judas ist fortgelaufen. Die Stimme Marias und ihr Anblick sind der Anruf der Gnade, die ihm zur Ungnade wird, da er ihr widersteht.

Er stürzt davon und begegnet Johannes, der gerade zum Haus eilt, um Maria abzuholen. Das Urteil ist gesprochen. Jesus ist im Begriff, den Kalvarienberg hinaufzusteigen. Es ist Zeit, daß die Mutter zu ihrem Sohn geführt wird. Johannes erkennt Judas, obgleich von dem schönen Judas von früher wenig übriggeblieben ist. »Du hier?« fragt Johannes mit offensichtlichem Abscheu. »Du hier? Fluch über dich, du Mörder des Sohnes Gottes! Der Meister ist verurteilt worden. Freue dich, wenn du kannst. Aber gib den Weg frei. Ich gehe und hole die Mutter, und sie, dein zweites Opfer, soll dir, du Schlange, nicht begegnen.«

Judas flieht. Er hat seinen Kopf in die Fetzen seines Mantels gehüllt und nur für die Augen einen Spalt freigelassen. Die Leute, die wenigen Leute, die nicht beim Prätorium sind, weichen ihm wie einem Irren aus. Und er gleicht auch einem Irren.

Er irrt über die Felder. Ab und zu trägt ihm der Wind ein Echo der lärmenden Menge zu, die Jesus unter Verwünschungen folgt. Jedesmal, wenn Judas ein solches Echo hört, heult er auf wie ein Schakal.

Ich nehme an, daß er wirklich den Verstand verloren hat, denn er schlägt den Kopf rhythmisch gegen die Steinmauern. Oder er ist tollwütig geworden; denn jedesmal, wenn er eine Flüssigkeit sieht, sei es nun Wasser oder Milch, die ein Kind in einem Gefäß trägt, oder Öl, das aus einem Schlauch tropft, dann schreit er, schreit und brüllt: »Blut! Blut! Sein Blut!«

Er will an den Bächlein und Brunnen trinken. Aber er kann nicht, denn das Wasser scheint ihm Blut zu sein, und er sagt es auch: »Es ist Blut! Es ist Blut! Es ertränkt mich! Es verbrennt mich! Ich habe Feuer in mir! Sein Blut, das er mir gestern gegeben hat, ist in mir zu Feuer geworden! Fluch über mich und über dich!«

Er geht die Hügel hinauf und hinunter, die Jerusalem umgeben. Sein Blick wird unwiderstehlich von Golgota angezogen. Zweimal sieht er von weitem den Zug, der sich den Hang hinaufbewegt. Er schaut und schreit.

Nun ist er auf dem Gipfel angekommen. Auch Judas ist oben auf einem kleinen Hügel voller Ölbäume. Er hat ein rustikales Pförtchen geöffnet, um dorthin zu gelangen, so als ob er der Besitzer des Gartens wäre oder sich zumindest gut auskennen würde. Ich hatte schon früher den Eindruck, daß Judas fremdes Eigentum sehr wenig achtet. Steif steht er unter einem Ölbaum am Rand eines Steilhanges und schaut nach Golgota hinüber. Er sieht, wie die Kreuze aufgerichtet werden und begreift, daß Jesus nun gekreuzigt ist. Er kann es nicht sehen und nicht hören. Aber das Delirium oder ein Zauber Satans lassen ihn alles sehen und hören, als wäre er auf dem Gipfel des Kalvarienbergs.

Er schaut, schaut als hätte er eine Halluzination. Er schlägt um sich: »Nein! Nein! Sieh mich nicht an! Sprich nicht zu mir! Ich ertrage es nicht! Stirb, stirb, du Verfluchter! Möge der Tod dir die Augen verschließen, die mir Furcht einflößen, und diesen Mund, der mich verflucht! Aber auch ich verfluche dich. Weil du mich nicht gerettet hast.«

Sein Gesicht ist so verwüstet, daß man es nicht mehr ansehen kann. Speichel rinnt ihm aus dem schreienden Mund. Die verletzte Wange ist blau und geschwollen und verzerrt das Gesicht. Das verklebte Haar und der sehr dunkle, in diesen Stunden gewachsene Bart umschatten düster Wangen und Kinn. Und die Augen! . . . Sie rollen, verdrehen sich und sprühen – ein wahrer Dämon! Er reißt die dreimal herumgewickelte Kordel aus dicker roter Wolle von seiner Taille und prüft ihre Festigkeit, indem er sie um einen Ölbaum schlingt und mit aller Kraft daran zieht. Sie hält stand, ist stark. Er wählt einen für sein Vorhaben geeigneten Ölbaum. Dieser hier, dessen zerzauste Krone über den Hang hinaushängt, ist der richtige. Er steigt auf den Baum und befestigt ein Ende des Strickes am stärksten, ins Leere ragenden Ast. Die Schlinge hat er schon gemacht. Ein letztes Mal schaut er nach Golgota, dann steckt er den Kopf in die Schlinge. Nun scheint er zwei rote Halsbänder an der Halswurzel zu haben. Er setzt sich auf den Vorsprung. Und plötzlich läßt er sich ins Leere fallen.

Die Schlinge zieht sich zusammen und würgt ihn. Eine Weile schlägt er um sich, dann verdreht er die Augen, wird schwarz im Gesicht, erstickt, öffnet den Mund. Die Adern am Hals schwellen an und werden schwarz. In seinen letzten Zuckungen tritt er noch vierfünfmal in die Luft. Dann öffnet sich der Mund, die dunkle, schleimige Zunge hängt heraus und die offenen, blutunterlaufenen Augen quellen hervor. Die Iris verschwindet nach oben. Er ist tot. Der starke Wind, der sich vor dem Sturm erhoben hat, schaukelt das makabere Pendel und läßt es kreisen, wie eine scheußliche Spinne am Faden ihres Netzes.

Die Vision endet so. Und ich hoffe, daß ich all dies bald vergessen werde, denn ich versichere Ihnen, es war eine schreckliche Vision.

666 »Wenn Judas sich der Mutter zu Füßen geworfen und um Erbarmen gefleht hätte, dann hätte die Barmherzige ihn wie einen Verwundeten aufgehoben«

Jesus sagt:

»Schrecklich, aber nicht unnütz. Zu viele glauben, Judas habe nichts besonders Schlimmes getan. Einige gehen sogar so weit zu sagen, er habe sich Verdienste erworben, denn ohne ihn sei die Erlösung nicht möglich gewesen und daher sei er vor Gott gerechtfertigt.

In Wahrheit sage ich euch, hätte es die Hölle noch nicht gegeben, wäre sie nicht vollendet gewesen mit allen ihren Qualen, so wäre sie für Judas noch furchtbarer und ewig geschaffen worden; denn von allen Sündern und Verdammten ist er der größte Sünder und der am tiefsten Verdammte, und für ihn wird es in Ewigkeit keine Milderung der Strafe geben.⁴¹

Die Gewissensbisse hätten ihn sogar retten können, wenn aus den Gewissensbissen Reue geworden wäre. Aber er wollte nicht bereuen, und zum ersten Verbrechen, dem Verrat – den ich in meiner Barmherzigkeit, die meine liebevolle Schwäche ist, noch verziehen hätte – kamen Gotteslästerung und Widerstand gegen die Stimme der Gnade, die zu ihm sprechen wollte durch die Erinnerungen, die

⁴¹»Und für ihn wird es in Ewigkeit keine Milderung der Strafe geben« bezieht sich direkt und ausdrücklich nur auf Judas, den Verräter des göttlichen Meisters. Das Werk spricht sich nicht klar hinsichtlich aller anderen Verdammten in der Hölle aus. Aber selbst wenn es zu verstehen geben wollte, daß die ewigen Leiden der übrigen Verdammten oder mancher Verdammter aus irgendwelchen Gründen oder unter irgendwelchen Umständen durch die Barmherzigkeit Gottes gemildert werden, könnte man es nicht der Häresie beschuldigen. Wenn auch bis heute viele bedeutende Theologen der Auffassung von einer Milderung der Leiden der Verdammten ablehnend gegenüberstehen, fehlt es doch auch nicht an anderen, die sie befürworten.

Schrecken, durch mein Blut und meinen Mantel, durch die Überreste der Einsetzung der Eucharistie, durch die Worte meiner Mutter. Er hat allem widerstanden. Er *wollte* widerstehen. Wie er auch ver-raten *wollte*. Wie er verfluchen *wollte*. Wie er Selbstmord begehen *wollte*. Und es ist der Wille, der bei allem zählt, im Guten wie im Bösen.

Wenn einer fällt, ohne den Willen zu fallen, verzeihe ich ihm. Petrus ist ein Beispiel. Er hat mich verleugnet. Warum? Er wußte es selbst nicht genau. War Petrus feige? Nein, mein Petrus war kein Feigling. In Gegenwart der Kohorte und der Tempelwachen hat er es gewagt, Malchus zu verletzen, um mich zu verteidigen, und sich so der Gefahr ausgesetzt, dafür umgebracht zu werden. Er ist dann geflohen, ohne es zu wollen. Danach hat er mich verleugnet, ohne es zu wollen. Später aber hat er es sehr wohl fertiggebracht, auf dem blutigen Weg des Kreuzes, meinem Weg, zu bleiben und fortzuschreiten, bis zu seinem Kreuzestod. Und sehr gut hat er es verstanden, Zeugnis von mir abzulegen, bis man ihn wegen seines unerschrockenen Glaubensbekenntnisses tötete. Ich verteidige meinen Petrus. Die Verleugnung seines Herrn ist die letzte Verwirrung seiner Menschlichkeit gewesen. Doch der Wille des Geistes war in diesem Augenblick nicht gegeben. Abgestumpft durch die Last des Menschlichen schlief er. Als er wieder erwachte, wollte er nicht länger in der Sünde verharren, sondern vollkommen werden. Ich habe ihm sofort verziehen.

Judas wollte nicht. Du sagst, daß er wahnsinnig und tollwütig zu sein schien. Er war es in seiner satanischen Wut. Sein Schrecken beim Anblick des Hundes, ein sehr seltenes Tier, besonders in Jerusalem, rührte daher, daß man seit undenklichen Zeiten glaubte, der Teufel würde den Menschen in dieser Gestalt erscheinen. In den Büchern über Zauberei heißt es noch heute, daß Satan den Menschen vorzugsweise in Gestalt eines geheimnisvollen Hundes, einer Katze oder eines Bockes erscheint. Judas, den schon das Entsetzen über sein Verbrechen gepackt hatte und der glaubte, wegen dieses Verbrechens dem Satan anzugehören, sah in dem streunenden Hund Satan.

Wer schuldig ist, sieht überall furchterregende Schatten. Satan benützt diese Schatten, die das Herz noch zur Reue führen könnten, und verwandelt sie in Schreckgespenster, die zur Verzweiflung treiben. Und die Verzweiflung führt zum letzten Verbrechen: zum Selbstmord. Warum den Preis des Verrats wegwerfen, wenn diese Entäußerung nur eine Frucht des Zornes und nicht mit einem redlichen Willen zur Reue verbunden ist? Nur dann ist es verdienstvoll, sich der Früchte des Bösen zu entäußern. So wie er es gemacht hat nicht, so war es ein unnützes Opfer.

Meine Mutter – und sie war die Gnade, die sprach, und meine Schatzmeisterin, die in meinem Namen Vergebung schenkte – sagte es ihm: „Bereue, Judas. Er verzeiht ...“ Oh, und ob ich ihm verziehen hätte! Wenn er sich der Mutter zu Füßen geworfen und gefleht hätte: „Erbarmen“, hätte sie, die Barmherzige, ihn wie einen Verwundeten aufgehoben und seine satanischen Wunden, durch die der Feind ihm das Verbrechen eingepfht hatte, mit ihren rettenden Tränen gewaschen; sie hätte ihn zu mir an den Fuß des Kreuzes gebracht, sie hätte ihn an der Hand gehalten, damit Satan ihn nicht packen und die Jünger ihn nicht erschlagen könnten, sie hätte ihn gebracht, und mein Blut wäre zuerst auf ihn, auf den größten aller Sünder gefallen. Und sie wäre die wunderbare Priesterin an ihrem Altar zwischen der Reinheit und der Schuld gewesen; denn sie ist die Mutter der Jungfräulichen und der Heiligen, aber auch die Mutter der Sünder.

Aber er wollte nicht. Denkt nach über die Macht eures Willens, dessen unumschränkter Herr ihr seid. Durch ihn könnt ihr in den Himmel oder in die Hölle kommen. Denkt darüber nach, was es heißt, in der Sünde zu verharren.

Der Gekreuzigte, der mit ausgebreiteten Armen angenagelt ist, um euch zu sagen, daß er euch liebt, und der euch nicht schlagen will, nicht schlagen kann, weil er euch liebt; der es sich lieber versagt, euch zu umarmen – der einzige Schmerz der Annagelung – als daß er die Freiheit behält, euch zu strafen; der Gekreuzigte, der Gegen-

stand göttlicher Hoffnung für alle, die bereuen, die sich von der Sünde lossagen wollen, wird für die Unbußfertigen zum Gegenstand so großen Schreckens, daß sie Gott lästern und sich selbst Gewalt antun. Sie töten ihren Geist und ihren Leib, weil sie in der Schuld verharren. Und der Sanftmütige, der sich, in der Hoffnung sie zu retten, geopfert hat, erscheint ihnen wie ein Schreckgespenst.

Maria, du hast dich über diese Vision beklagt. Aber es ist Karfreitag, Tochter. Du mußt leiden. Zu den Leiden wegen meiner und Marias Leiden mußt du deine Bitterkeit, deinen Schmerz über den Anblick der Sünder, die Sünder bleiben wollen, hinzufügen. Dies war unser Schmerz. Es muß auch der deine sein. Deshalb hat Maria gelitten und leidet sie noch immer, ebenso wie wegen meiner Qualen. Und deshalb mußt auch du das ertragen. Nun ruhe dich aus. In drei Stunden wirst du ganz mir und Maria angehören. Ich segne dich, Veilchen meiner Passion und Passionsblume Marias.«

667 »Maria muß Eva annullieren«

Jesus sagt:

»Das Paar Jesus-Maria ist das Gegenstück zu dem Paar Adam-Eva und dazu bestimmt, das von Adam und Eva Angerichtete zu annullieren und die Menschheit zu dem Zustand zurückzuführen, in dem sie sich bei der Erschaffung befand. Die Menschheit hat eine totale Erneuerung erfahren durch das Werk des Paares Jesus-Maria, die so die neuen Stammeltern der Menschheit wurden. Die gesamte vorhergehende Zeit ist nun gegenstandslos. Die Zeit und die Geschichte des Menschen zählt man von dem Augenblick an, in dem die neue Eva durch eine Ausnahme in der Schöpfungsordnung, einen direkten Eingriff Gottes des Herrn, aus ihrem unversehrten Schoß den neuen Adam gebiert.

Aber um die Werke der ersten Menschen zu tilgen, die Ursache tödlicher Krankheit, immerwährender Verstümmelung, Verarmung, mehr noch, geistigen Elends waren – denn nach der Sünde waren Adam und Eva bar alles dessen, was ihnen der heiligste Vater gegeben hatte, all der unendlichen Reichtümer – mußten diese beiden

Zweiten in allem und durch alles das Gegenteil von dem tun, was die beiden Ersten getan hatten. Sie mußten also den Gehorsam üben bis zur Vollkommenheit, die sich selbst vernichtet und Fleisch, Gefühle, Gedanken und Willen opfert, um alles anzunehmen, was Gott will. Deshalb mußte ihre Reinheit eine absolute Keuschheit sein, für die das Fleisch ... Was war das Fleisch für uns zwei Reine? Ein Wasserschleier über dem siegreichen Geist; Liebkosungen des Windes für den Geist, den König; ein Kristall, der den Geist und Herrn einschließt, aber ihn nicht verdirbt, ein Impuls, der emporträgt und nicht durch sein Gewicht zu Boden drückt. Das war das Fleisch für uns. Leichter und weniger spürbar als ein Linnengewand! Die leichte Substanz zwischen der Welt und dem Glanz des übermenschlichen Selbst, das Mittel, um tun zu können, was Gott wollte. Nichts anderes.

Haben wir die Liebe besessen? Ja, die vollkommene Liebe. Ihr Menschen, der Hunger der Sinne, der euch treibt, euch gierig an einem Fleisch zu sättigen, ist nicht Liebe. Es ist Wollust. Nicht mehr. Das ist sehr wahr, denn obwohl ihr euch so liebt – ihr glaubt, es sei Liebe – könnt ihr nicht miteinander fühlen, einander nicht helfen und nicht verzeihen. Was ist also eure Liebe? Sie ist Haß. Einzig und allein ein irrer Wahn, der euch treibt, den Geschmack verdorbener Speisen der gesunden, kraftspendenden Nahrung der erhabenen Gefühle vorzuziehen. Wir hatten die „vollkommene Liebe“. Wir, die vollkommen Keuschen. Diese Liebe umfaßte Gott im Himmel, und vereint mit ihm, wie die Zweige mit dem Stamm, der sie nährt, breitete sie sich aus und stieg, Ruhe, Schutz, Nahrung und Trost schenkend, auf die Erde und ihre Bewohner herab. Niemand war von dieser Liebe ausgeschlossen. Nicht unseresgleichen, nicht die niedrigen Geschöpfe, nicht die pflanzliche Natur, nicht die Wasser und die Sterne. Nicht einmal die Bösen waren von unserer Liebe ausgeschlossen; denn auch sie, obgleich tote Glieder, waren dennoch Glieder des großen Leibes der Schöpfung, und deshalb sahen wir in ihnen, wenn auch entstellt und von Bosheit verunstaltet, das heilige

Abbild des Herrn, der sie nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen hatte.

Wir haben uns mit den Guten gefreut, und wir haben geweint über die nicht Guten; wir haben gebetet (tätige Liebe, die sich äußert im Erbitten und Erlangen von Schutz für jene, die man liebt), wir haben gebetet für die Guten, damit sie immer besser werden und sich immer mehr der Vollkommenheit des Guten annähern, der Vollkommenheit des Vaters, der uns vom Himmel aus liebt; wir haben gebetet für die zwischen Gut und Böse Schwankenden, um sie zu stärken, damit die Güte zu ihrem Geist spreche, sie vielleicht sogar durch den Blitz ihrer Macht niederwerfe und sie zum Herrn, ihrem Gott, bekehre. Wir haben geliebt, wie kein anderer je geliebt hat! Wir haben den Gipfel der Vollkommenheit in der Liebe erreicht, um mit unserem Ozean der Liebe den Abgrund zu füllen, den der Mangel an Liebe der Ersten geöffnet hatte, die sich selbst mehr liebten als Gott und die mehr haben wollten als erlaubt, um mehr zu sein als Gott. Deshalb mußten wir Reinheit, Gehorsam und Loslösung von allen Reichtümern der Erde – Fleisch, Macht und Geld, die Dreiheit Satans, die der Dreiheit Gottes, Glaube, Hoffnung und Liebe gegenübersteht; und Haß, Wollust, Zorn und Hochmut, die vier verderbten Gegensätze zu den vier heiligen Tugenden: Stärke, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Klugheit – mit der fortwährenden Übung alles dessen verbinden, was das Gegenteil der Handlungsweise Adams und Evas darstellte.

Und wenn uns dank unseres grenzenlosen guten Willens auch vieles leichtfiel, so weiß der Ewige doch, welch heroische Anstrengung uns diese Übung in gewissen Momenten und gewissen Fällen kostete. Ich möchte hier nur von einem Fall sprechen. Und von meiner Mutter, nicht von mir. Von der neuen Eva, die schon von frühester Jugend an die Blendwerke zurückgewiesen hatte, die Satan gebrauchte, um sie dazu zu verführen, in die Frucht zu beißen und den Geschmack zu verspüren, der die Gefährtin des Adam den Kopf verlieren ließ; von der neuen Eva, die sich nicht darauf beschränk-

te, Satan abzuweisen, sondern ihn auch zertrat durch ihren Willen zum Gehorsam, zur Liebe und zu einer umfassenden Keuschheit, so daß er, der Verfluchte, besiegt und gebändigt wurde. Nein, unter der Ferse meiner Jungfrau-Mutter kann Satan sich nicht erheben. Er geifert und schäumt, brüllt und lästert. Aber sein Geifer fließt hinunter, und sein Geschrei berührt nicht die Atmosphäre, die meine Heilige umgibt. Sie bemerkt nicht den Gestank, hört nicht das unmäßige Lachen, sieht nicht, sieht nicht einmal den ekelerregenden Geifer der ewigen Schlange, denn die himmlischen Harmonien und die himmlischen Düfte tanzen ihren verliebten Reigen um die Schöne, die Heilige. Und ihr Auge, reiner als die Lilie und verliebter als die gurrende Turteltaube, schaut nur ihren ewigen Herrn, dessen Tochter, Mutter und Braut sie ist.

Als Kain den Abel getötet hatte, sprach der Mund der Mutter die Flüche, die ihr von Gott getrennter Geist ihr eingegeben hatte, gegen den ihr am nächsten Stehenden aus: den Sohn ihres von Satan geschändeten und durch ungeordnete Wünsche entstellten Leibes. Und diese Flüche wurden zum Makel im Reich der menschlichen Moral, wie das Verbrechen des Kain zum Makel im Reich des animalischen Menschen wurde. Blut auf der Erde, von der Hand des Bruders je vergossen. Das erste Blut, das wie ein mächtiger Magnet alles Blut anzog, das Menschenhand je vergossen hat, das aus den Adern von Menschen fließt. Fluch über der Erde aus Menschenmund. Als wäre die Erde noch nicht genügend verflucht durch die Rebellion des Menschen gegen seinen Gott, als konnte sie nicht schon die Plagen, die Dornen und die Härte der Scholle, die Dürre, den Hagel, den Frost, die sengende Hitze – sie, die vollkommen und mit vollkommenen Elementen erschaffen worden war, um eine angenehme und schöne Wohnstatt für den Menschen, ihren König, zu sein.

Maria muß Eva auslöschen. Maria sieht den zweiten Kain: Judas. Maria weiß, daß er der Kain ihres Jesus ist: des zweiten Abel. Sie weiß, daß das Blut des zweiten Abel von diesem Kain verkauft wurde und vergossen wird. Aber sie verflucht nicht. Sie liebt und verzeiht. Sie liebt und ruft zur Umkehr auf.

Oh, Mutterschaft der Märtyrerin Maria! Oh, Mutterschaft, so erhaben, wie deine Jungfräulichkeit göttlich ist! Diese Jungfräulichkeit wurde dir von Gott geschenkt. Aber erstere hast du, heilige Mutter, Miterlöserin, dir selbst geschenkt; denn du, du allein konntest in jener Stunde solche Worte zu Judas sprechen, obwohl die Geißelhiebe, die mein Fleisch zerrissen, auch dein Herz verwundeten. Du, du allein konntest lieben und verzeihen, als du das Kreuz schon dein Herz zerreißen fühltest.

Maria: die neue Eva. Sie lehrt euch die neue Religion, die die Liebe dazu treibt, auch dem zu verzeihen, der einen Sohn tötet. Seid nicht wie Judas, der sein Herz dieser Meisterin der Gnade verschließt, verzweifelt und sagt: „Er kann mir nicht verzeihen“; der an den Worten der Mutter der Wahrheit zweifelt und damit an den Worten, die ich immer wiederholt habe: daß ich gekommen bin, um zu retten, und nicht um zu richten. Um allen zu verzeihen, die reuig zu mir kommen.

Auch Maria, die neue Eva, hat von Gott einen neuen Sohn erhalten „anstelle des Abel, der von Kain getötet worden war“. Aber sie hat ihn nicht in einer Stunde brutalen Genusses empfangen, der den Schmerz in den Nebeln der Sinnenlust und in der Müdigkeit der Befriedigung verbirgt. Sie empfing ihn in einer Stunde des absoluten Schmerzes, am Fuß des Kreuzes, unter dem Röcheln des Sterbenden, der ihr Sohn war, unter den Schmähungen eines gottesmörderischen Volkes, und einer unverdienten und vollkommenen Trostlosigkeit, da auch Gott ihr seinen Trost versagte.

Das neue Leben beginnt für die Menschheit und die einzelnen Menschen mit Maria. Ihre Tugenden und ihre Lebensweise sind eure Schule. Und in ihrem Schmerz, der alle Gesichter hatte, auch das der Vergebung für den Mörder ihres Sohnes, liegt euer Heil.«

Jesus sagt:

»Eines Tages werde ich auf Kain und die Stammeltern zurückkommen. Es gibt viel über sie zu sagen, und man sollte oft über sie nachdenken.«

Jesus sagt:

»In der Genesis steht geschrieben: „Dann gab Adam seinem Weib den Namen Eva, denn sie wurde die Mutter aller Lebendigen.“

O ja! Die Frau war aus der „Virago“ hervorgegangen, die Gott aus einer Rippe des Adam gebildet und ihm zur Gefährtin gegeben hatte. Sie war mit ihrem schmerzhaften Los geboren worden, weil sie geboren werden wollte. Sie *wollte* kennenlernen, was Gott ihr verborgen hatte, da er sich die Freude vorbehalten wollte, ihr die Freude einer Nachkommenschaft zu schenken ohne Erniedrigung durch die Sinne. Die Gefährtin des Adam wollte das Gute kennenlernen, das sich im Bösen verbirgt, und vor allem das Böse, das sich im Guten, im scheinbar Guten verbirgt. Da sie von Luzifer verführt worden war, verlangte sie nach Erkenntnissen, die nur Gott gefahrlos besitzen konnte, und wurde zur Schöpferin. Aber da sie diese Kraft des Guten unwürdig gebrauchte, wurde sie durch einen Akt des Bösen erniedrigt, denn Ungehorsam gegen Gott ist Bosheit und Gier des Fleisches.

Nun war sie die „Mutter“. Unendliche Klage der Dinge, die die Unschuld der entwürdigten Königin umgaben! Untröstlicher Jammer der Königin über ihre Entwürdigung, deren ganzes Ausmaß und die Unmöglichkeit, sie rückgängig zu machen, sie erkannte! Wenn Finsternis und Naturkatastrophen den Tod des Unschuldigen begleiteten, so begleiteten Finsternis und Sturm ebenso den Tod der Unschuld und der Gnade in den Herzen der Stammeltern. So kam der Schmerz in die Welt. Und die Vorsehung Gottes, die ihn nicht ewig wahren lassen wollte, schenkt euch die Möglichkeit, nach Jahren der Tränen und des Schmerzes in die Freude einzugehen, wenn ihr es versteht, rechtschaffen zu leben. Wehe dem Menschen, wenn er nur mit menschlichen Mitteln Herr des Lebens hätte werden müssen; wenn er mit der Erinnerung an seine Verbrechen hätte leben müssen, die ständig zahlreicher werden; denn ohne Sünde zu leben, ist euch unmöglicher als zu leben ohne zu atmen, ihr Geschöpfe, die ihr erschaffen wurdet, um das Licht kennenzulernen, die aber die Finsternis vergiftet und zu ihren Opfern gemacht hat.

Die Finsternis! Sie umgibt euch immerdar. Sie umhüllt euch und läßt in euch Wiederaufleben, was das Sakrament gelöscht hat. Und da ihr sie nicht bekämpft mit dem Willen, Gott zu gehören, gelingt es ihr, euch erneut zu verderben mit dem Gift, das die Taufe unschädlich gemacht hatte.

Gott Vater verjagte den Menschen, dessen Ungehorsam offenkundig war, von dem Ort der paradiesischen Freuden, damit er nicht noch einmal und schlimmer sündige und die diebische Hand nach dem Baum des Lebens ausstrecke. Der Vater konnte seinen Kindern kein Vertrauen mehr schenken und sich in seinem irdischen Paradies nicht sicher fühlen. Satan war einmal eingedrungen, um den geliebten Geschöpfen nachzustellen, und da es ihm gelungen war, sie zur Sünde zu verleiten, als sie noch unschuldig waren, hätte er es nun noch viel leichter gehabt, da sie nicht mehr unschuldig waren.

Der Mensch wollte alles besitzen und Gott nicht den Schatz lassen, der Zeugende zu sein. So mußte er mit seinem gewaltsam erworbenen Reichtum das Paradies verlassen und ihn mit in sein Exil auf der Erde nehmen, damit er den gedemütigten und seiner Gaben beraubten König immer an seine Sünde erinnere. Das paradiesische Geschöpf war zu einem irdischen Geschöpf geworden. Jahrhunderte der Leiden mußten vergehen, bis der einzige, der die Hand nach der Frucht des Lebens ausstrecken durfte, kommen und für die ganze Menschheit diese Frucht pflücken konnte. Er pflückte sie mit seinen durchbohrten Händen und gab sie den Menschen, damit sie wieder zu Miterben des Himmels und Besitzern des Lebens würden, das in Ewigkeit nicht stirbt.

Weiter sagt die Genesis: „Adam erkannte sein Weib Eva.“

Sie wollten die Geheimnisse des Guten und des Bösen kennen. Daher war es gerecht, daß sie auch den Schmerz kennenlernten, sich selbst im Fleisch fortzupflanzen. Und die einzige direkte Hilfe Gottes bestand darin, daß er hinzufügte, was der Mensch nicht schaffen kann: die Seele; den Funken, der von Gott ausgeht, den Hauch, der von Gott eingegeben wird, das Siegel, das dem Fleisch das Zei-

chen des ewigen Schöpfers aufdrückt. Und Eva gebar Kain. Eva war schuldbeladen.

Ich möchte hier eure Aufmerksamkeit auf eine Tatsache lenken, die den meisten entgeht. Eva war schuldbeladen. Sie hatte noch nicht genügend Schmerzen erlitten, um dadurch ihre Schuld zu vermindern. Als vergiftetes Geschöpf hatte sie dem Sohn übertragen, was in ihr brodelte. Und Kain, der erste Sohn Evas, war hart, eifersüchtig, zornig, wollüstig und verderbt, nur wenig anders als die Raubtiere hinsichtlich seiner Instinkte und viel schlimmer als sie hinsichtlich des Übernatürlichen. Denn sein wildes Wesen verweigerte Gott die Ehrfurcht, betrachtete ihn als seinen Feind und hielt sich für berechtigt, ihm keine aufrichtige Verehrung zu erweisen. Satan stachelte ihn an, Gott zu verhöhnen. Und wer Gott verhöhnt, achtet niemanden auf der Welt. Daher kennen alle, die mit den Spöttern des Ewigen in Verbindung stehen, die Bitterkeit der Tränen, denn sie haben keine Hoffnung auf die ehrerbietige Liebe ihrer Kinder. Sie sind sich der treuen Liebe ihres Gatten nicht sicher, noch der aufrichtigen Freundschaft ihrer Freunde.

Tränen über Tränen fürchten das Antlitz und das Herz Evas wegen der Härte des Sohnes und legten in ihr Herz den Keim der Reue. Tränen über Tränen erlangten ihr eine Verminderung der Schuld, denn Gott verzeiht dem, der bereut. Und die Seele des Zweitgeborenen war gewaschen von den Tränen der Mutter. Er war sanft und ehrerbietig gegen die Eltern und seinem Gott ergeben, dessen Allmacht er vom Himmel herabstrahlen sah. Er war die Freude der Gefallenen.

Doch der Leidensweg Evas mußte lang und schmerzhaft sein, entsprechend dem Weg ihrer sündigen Erfahrungen. Hier ein Freudenrausch. Dort ein Schauer des Schmerzes. Hier Küsse. Dort Blut. Hier ein Sohn. Dort der Tod eines Sohnes, des wegen seiner Güte bevorzugten Sohnes. Abel wurde zum Instrument der Reinigung für die Schuldige. Aber welche schmerzhafteste Reinigung! Sie erfüllte mit ihrem Wehklagen die über den Brudermord bestürzte Erde und ver-

mischte die Tränen einer Mutter mit dem Blut eines Sohnes, während der, der es in seinem Zorn auf Gott und den von Gott geliebten Bruder vergossen hatte, von seiner Reue verfolgt, floh.

Der Herr sprach zu Kain: „Warum bist du zornig?“ Warum bist du zornig, weil ich dich nicht gütig ansehe, da du doch gegen mich fehlst?

Wie viele Kaine gibt es auf der Erde! Sie erweisen mir eine lächerliche, heuchlerische Verehrung oder überhaupt keine und wollen, daß ich sie mit Liebe ansehe und sie mit Glück überhäufe. Gott ist euer König, nicht euer Diener. Gott ist euer Vater. Aber ein Vater ist niemals ein Diener, wenn man es gerecht betrachtet. Gott ist gerecht. Ihr seid es nicht. Aber er ist es. Und da er euch mit Gaben überhäuft, wenn ihr ihn nur ein wenig liebt, muß er euch auch strafen, wenn ihr ihn so sehr verhöhnt. Die Gerechtigkeit kennt nicht zwei Wege. Einer nur ist ihr Weg. Was ihr tut, wird euch zuteil werden. Seid ihr gut, erhaltet ihr Gutes. Seid ihr schlecht, erhaltet ihr Schlechtes. Und, glaubt mir, ihr erhaltet immer noch sehr viel mehr Gutes im Vergleich zu dem Schlechten, das ihr erhalten solltet wegen eurer Lebensweise und Auflehnung gegen das Gesetz Gottes.

Gott hat gesagt: „Ist es nicht wahr, daß du Gutes erhältst, wenn du recht handelst, und ist nicht die Sünde sofort an deiner Tür, wenn du nicht recht handelst?“ Tatsächlich führt das Gute zu einer beständigen geistigen Erhebung und vergrößert die Fähigkeit, immer mehr Gutes zu tun und bis zur Vollkommenheit und Heiligkeit zu gelangen, während es genügt, Böses zu tun, um sich zu entwürdigen und sich von der Vollkommenheit zu entfernen, um die Herrschaft der Sünde kennenzulernen, die ins Herz einkehrt und es nach und nach in immer größere Schuld verstrickt.

„Aber“, sagt wiederum Gott, „sie wird nach dir verlangen, und du wirst über sie herrschen.“ Ja, Gott hat euch nicht zu Sklaven der Sünde gemacht. Die Leidenschaften sind unter euch, nicht über euch. Gott hat euch Verstand und Kraft gegeben, damit ihr euch beherrscht. Auch den ersten Menschen, die die Strenge Gottes zu

spüren bekamen, hat er Intelligenz und moralische Kraft gelassen. Nun, seit der Erlöser sein Opfer für euch vollbracht hat, kommen der Intelligenz und moralischen Kraft die Ströme der Gnade zu Hilfe, und ihr könnt, ihr müßt die Neigung zum Bösen beherrschen. Durch euren durch die Gnade gestärkten Willen müßt ihr dies tun. Deshalb sangen die Engel bei meiner Geburt auf Erden: „Friede den Menschen, die guten Willens sind.“ Ich bin gekommen, um euch die Gnade wiederzubringen, und durch die Verbindung von ihr und eurem guten Willen würde für die Menschen der Frieden kommen. Der Frieden: die Herrlichkeit des Himmels Gottes.

Kain sagte zu seinem Bruder: „Gehen wir hinaus.“ Lüge, die hinter einem Lächeln den todbringenden Verrat verbirgt. Der Verbrecher ist immer ein Lügner. Er lügt seine Opfer und die Welt an, die er zu täuschen versucht, und er möchte auch Gott betrügen. Aber Gott liest in den Herzen. „Gehen wir hinaus.“

Viele Jahrhunderte später sagte einer: „Salve, Meister“, und küßte ihn. Die beiden Kaine verbargen das Verbrechen hinter einem harmlosen Anschein und tobten ihre Eifersucht, ihren Zorn, ihre Überheblichkeit und alle bösen Eigenschaften an dem Opfer aus, denn sie konnten sich nicht beherrschen und hatten ihren Geist zum Sklaven ihres verdorbenen Ichs gemacht.

Eva steigt auf durch die Sühne. Kain steigt hinab zur Hölle; die Verzweiflung packt ihn und läßt ihn immer tiefer sinken. Und mit der Verzweiflung, dem letzten tödlichen Schlag gegen den schon wegen seines Verbrechens dahinsiechenden Geist, kommt die feige Angst vor der irdischen, körperlichen Strafe. Ein Mensch mit einer toten Seele kann sich nicht mehr an den Himmel erinnern. Er ist wie ein Tier, das um sein animalisches Leben zittert. Der Tod, bei dessen Anblick die Gerechten lächeln, da sie durch ihn in die Freude des Besitzes Gottes eingehen, ist der Schrecken derer, die wissen, daß das Sterben der Übergang von der Hölle des Herzens in die ewige Hölle Satans bedeutet. Und wie ein an Halluzinationen Leidender sehen sie überall Rache, die bereit ist, sie zu treffen.

Aber ihr sollt wissen – ich spreche zu den Gerechten – wenn die Gewissensbisse und die Finsternis eines schuldbeladenen Herzens auch zu Wahnvorstellungen des Sünders führen und sie fördern, so ist es doch niemandem erlaubt, sich zum Richter des Bruders zu erheben, und noch viel weniger, das Urteil zu vollstrecken. Einer allein ist Richter: Gott. Und wenn die menschliche Gerechtigkeit ihre Gerichte geschaffen hat, so sind diese verpflichtet, ihre Aufgabe wahrzunehmen und Recht zu sprechen. Und wehe denen, die diesen Namen mißbrauchen und das Urteil als Deckmantel für die eigenen Leidenschaften gebrauchen oder dem Druck von seiten anderer nachgeben. Verflucht sei, wer sich selbst zum Richter von Seinesgleichen macht! Aber noch mehr verflucht soll sein, wer nicht aus impulsiver Empörung, sondern aus kalter menschlicher Berechnung ungerecht zum Tod oder zur Unehre des Kerkers verurteilt. Wenn den, der den Mörder tötet, eine siebenfache Strafe erwartet – wie es nach den Worten des Herrn dem Mörder Kains geschehen wäre – so wird den Menschen, der dem Satan hörig ist und der im Gewand menschlicher Überlegenheit zu Unrecht verurteilt, die Strafe Gottes siebenundsiebzigfach treffen. Das sollte man sich immer vor Augen halten, besonders in dieser Zeit, o ihr Menschen, die ihr euch gegenseitig tötet, um aus den Gefallenen den Grundstein eures eigenen Erfolges zu erbauen, und nicht wißt, daß ihr unter euren Füßen die Grube grabt, in die ihr von Gott und den Menschen Verfluchten selbst stürzen werdet. Denn ich habe gesagt: „Du sollst nicht töten.“

Eva steigt empor auf ihrem Weg der Sühne. Die Reue wächst in ihr angesichts der Folgen ihrer Sünde. Sie wollte das Gute und das Böse kennenlernen. Die Erinnerung an das verlorene Gute ist für sie wie die Erinnerung an die Sonne für einen plötzlich Erblindeten; und das Böse ist gegenwärtig vor ihr im Leichnam des getöteten Sohnes und rings um sie durch die Leere, die ihr flüchtiger Sohn, der Mörder, hinterlassen hat.

Dann wurde Set geboren, und von ihm stammt Enosch ab, der erste Priester. Ihr stopft eure Köpfe voll mit Unmengen eurer Wissen-

schaft und redet von Evolution als Beweis eurer Zufallsentstehung. Der Tier-Mensch wird sich zum Übermenschen entwickeln. So sagt ihr. Ja, so ist es. Aber auf meine Art. Und auf meinem Gebiet. Nicht auf eurem. Nicht durch die Entwicklung vom Vierfüßler zum Menschen, sondern durch die Entwicklung vom Menschen zum vergeistigten Menschen. Je geistiger ihr werdet, desto weiter entwickelt ihr euch.

Ihr redet von Drüsen und nehmt den Mund voll, indem ihr von Hypophyse und Zirbeldrüse redet und den Sitz des Lebens in sie verlegt, nicht nur für die Zeit, da ihr lebt, sondern für die Zeiten, die eurem derzeitigen Leben vorangegangen sind und ihm folgen werden. Wißt, eure wahre Drüse, die euch zu Besitzern des ewigen Lebens macht, ist eure Seele. Je stärker sie entwickelt ist, um so mehr werdet ihr das göttliche Licht erkennen und euch aus Menschen zu Göttern entwickeln, zu unsterblichen Göttern. Und so werdet ihr, ohne dem Wunsch Gottes und seinem Befehl im Hinblick auf den Baum des Lebens zuwiderzuhandeln, dieses Leben erlangen und es so besitzen, wie Gott es will. Denn er hat es ewig und strahlend für euch geschaffen, die selige Umarmung mit seiner Ewigkeit, die euch in sich aufnimmt und euch an ihrem Eigentum teilhaben läßt.

Je mehr der Geist sich entwickeln wird, desto mehr werdet ihr Gott erkennen. Gott erkennen heißt, ihn lieben, ihm dienen, fähig sein, ihn anzurufen für sich selbst und für die anderen, und so zu Priestern zu werden, die auf Erden für ihre Brüder beten. Denn der Geweihte ist Priester; aber auch der überzeugte, liebende, treue Gläubige ist es; vor allem die Sühneseele, die sich aus Liebe selbst opfert. Gott schaut nicht auf das Kleid, sondern auf die Seele. In Wahrheit sage ich euch, vor meinen Augen erscheinen viele Tonsurträger, die vom Priester nur die Tonsur haben, und viele Laien, bei denen die Liebe, die sie besitzen und die sie verzehrt, das Salböl ist, das sie zu meinen Priestern macht; der Welt unbekannt, aber mir, der ich sie segne, bekannten Priestern.«

668 Johannes geht und holt die Mutter

10.30 Uhr am Karfreitag 1944, die Stunde, in der, wie meine innere Stimme mir sagt, Johannes zu Maria geht.

Ich sehe den Lieblingsjünger noch bleicher, als er zuvor im Hof des Kajaphas, zusammen mit Petrus, schon war. Vielleicht hat der warme Schein des Feuers dort seinen Wangen etwas Farbe verliehen. Nun sind sie eingefallen wie bei einer schweren Krankheit und blutleer, und sein Gesicht über der violetten Tunika gleicht dem eines Ertrunkenen, so groß ist die fahle Blässe. Auch die Augen sind umschattet, die Haare glanzlos und zerzaust. Der Bart, der in diesen Stunden gewachsen ist, legt einen hellen Schimmer über Wangen und Kinn und läßt sie, da er hellblond ist, noch blasser erscheinen. Der Lieblingsjünger hat nichts mehr von dem sanften, heiteren Johannes und auch nichts mehr von dem erregten Johannes, der sich noch vor kurzem mit Zornesröte im Gesicht nur mit Mühe zurückhalten konnte, Judas anzugreifen.

Johannes klopft an die Tür des Hauses und sagt sofort: »Ich bin es, Johannes«, so als ob jemand im Innern des Hauses aus Furcht, Judas vor sich zu haben, fragen würde, wer geklopft hat. Die Tür öffnet sich, und Johannes tritt ein.

Auch er geht sofort in den Abendmahlssaal, ohne der Hausfrau zu antworten, die ihn fragt: »Aber was ist denn in der Stadt los?«

Er schließt sich ein, fällt auf die Knie vor dem Ruhebett, auf dem Jesus gelegen ist, weint und ruft ihn schmerzerfüllt. Er küßt das Tischtuch an der Stelle, die Jesu gefaltete Hände berührt haben, liebkost den Kelch, den er in seinen Händen gehalten hat ... Dann sagt er: »Oh! Allmächtiger Gott, hilf mir! Hilf mir, es der Mutter zu sagen! Ich habe nicht den Mut dazu! ... Und doch muß ich es ihr sagen. Ich muß es sagen, denn nur ich bin geblieben!«

Er steht auf und denkt nach. Dann berührt er noch einmal den Kelch, gleichsam um Kraft zu schöpfen aus diesem Gegenstand, den der Meister berührt hat, und schaut umher ... Er sieht, noch in der

Ecke, in die Jesus es gelegt hat, das Handtuch, mit dem der Meister sich die Hände getrocknet hat nach der Fußwaschung, und das andere, das er um die Lenden geschlungen hatte. Er nimmt sie, faltet sie, liebkost und küßt sie. Nun bleibt er unentschlossen in der Mitte des leeren Saales stehen. Er sagt: »Ich muß gehen!« Aber er begibt sich nicht zur Tür, sondern kehrt zum Tisch zurück und ergreift den Kelch und das an einem Ende angebrochene Brot, von dem Jesus Judas den eingetauchten Bissen gegeben hat. Er küßt das Brot und den Kelch und drückt sie mit den beiden Tüchern an sein Herz wie eine Reliquie. Schließlich wiederholt er: »Ich muß gehen!« und seufzt. Er begibt sich mit gebeugtem Rücken und zögernden, schleppenden Schritten zu den Stufen, steigt hinauf, öffnet die Tür und geht hinaus.

»Johannes, bist du gekommen?« Maria erscheint wieder an der Tür ihres Zimmers und hält sich am Rahmen fest, als hätte sie nicht die Kraft, ohne diese Stütze aufrecht zu stehen.

Johannes hebt das Haupt und schaut sie an. Er will reden und öffnet den Mund. Aber er bringt kein Wort heraus. Zwei dicke Tränen fließen über seine Wangen. Er senkt, beschämt über seine Schwäche, den Kopf.

»Komm her, Johannes. Weine nicht. Du darfst nicht weinen. Du hast ihn immer geliebt und glücklich gemacht. Das möge dir zum Trost dienen.«

Diese Worte öffnen den Tränen des Johannes alle Schleusen, und sein Weinen wird nun so heftig und laut, daß die Hauswirtin, Maria Magdalena, die Frau des Zebedäus und andere Frauen ihre Köpfe aus ihrem Zimmer strecken.

»Komm zu mir, Johannes.« Maria löst sich vom Türrahmen, nimmt den Jünger bei der Hand, zieht ihn ins Zimmer wie ein Kind, und schließt leise die Tür, um mit ihm allein zu sein.

Johannes reagiert nicht. Doch als er die zitternde Hand Marias auf seinem Haupt fühlt, sinkt er in die Knie, legt die Gegenstände, die er ans Herz gedrückt hatte, auf den Boden, preßt den Saum des

Gewandes Marias auf sein schmerzverzerrtes Gesicht und schluchzt:
»Verzeihung! Verzeihung! Mutter, verzeih!«

Maria, die aufrecht und bekümmert dasteht, eine Hand auf dem Herzen, während die andere an ihrer Seite herabhängt, sagt mit herzerreißender Stimme: »Was soll ich dir verzeihen, armer Sohn? Was? Gerade dir!«

Johannes hebt das Antlitz, zeigt es so, wie es ist, ohne jegliche Spur männlichen Stolzes: das Gesicht eines armen, weinenden Kindes, und ruft: »Daß ich ihn verlassen habe! Daß ich geflohen bin! Daß ich ihn nicht verteidigt habe! Oh, mein Meister! O Meister, verzeih mir! Ich hätte eher sterben sollen, als dich verlassen! Mutter, Mutter, wer wird mich von diesen Gewissensbissen befreien?«

»Friede, Johannes! Er verzeiht dir, er hat dir schon verziehen. Er hat dir deine Verwirrung nicht angerechnet. Er liebt dich.« Maria spricht mit kurzen Unterbrechungen zwischen den kurzen Sätzen, wie von Atemnot befallen, eine Hand auf dem Haupt des Johannes und die andere auf dem armen, angstvoll klopfenden Herzen.

»Aber ich habe ihn nicht einmal gestern abend verstanden ... und bin eingeschlafen, obwohl er uns um den Trost gebeten hatte, mit ihm zu wachen. Ich habe ihn allein gelassen, meinen Jesus! Und dann bin ich weggelaufen, als der Verfluchte mit den Henkersknechten gekommen ist ... «

»Johannes, du sollst nicht verfluchen. Und nicht hassen, Johannes. Überlasse dem Vater das Gericht. Höre ... wo ist er jetzt?«

Johannes neigt sein Haupt wieder bis zum Boden und weint noch heftiger.

»Antworte, Johannes. Wo ist mein Sohn?«

»Mutter ... ich ... Mutter ... er ist ... Mutter ... «

»Er ist verurteilt worden, ich weiß es. Ich frage dich, wo ist er in diesem Augenblick?«

»Ich habe alles irgend mögliche getan, um von ihm gesehen zu werden ... Ich habe versucht, Erbarmen zu erbetteln bei den Mächtigen, damit er ... damit er weniger leiden muß. Sie haben ihn nicht sehr gequält ... «

»Du sollst nicht lügen, Johannes. Nicht einmal aus Mitleid mit einer Mutter. Es würde außerdem nichts nützen. Ich weiß. Seit gestern abend folge ich ihm in seinem Leiden. Du kannst es nicht sehen, aber dieselben Geißelhiebe haben mein Fleisch zerschlagen, die Dornen durchbohren meine Stirn, ich habe die Schläge gefühlt ... alles. Aber nun ... sehe ich ihn nicht mehr. Nun weiß ich nicht, wo sich mein zum Kreuz verurteilter Sohn befindet ... Zum Kreuz! Zum Kreuz! ... O Gott, gib mir Kraft! Er *muß* mich sehen. Ich darf nicht auf meinen Schmerz achten, solange er seinen Schmerz ertragen muß. Wenn alles zu Ende ist, dann, o Gott, laß mich sterben, wenn du willst. Jetzt nicht. Seinetwegen nicht. Damit er mich sieht. Gehen wir, Johannes. Wo ist Jesus?«

»Er verläßt gerade das Haus des Pilatus. Diesen Lärm macht das Volk, das um ihn herum tobt, während er gefesselt auf den Stufen des Prätoriaums steht, in Erwartung des Kreuzes ... Vielleicht ist er auch schon auf dem Weg nach Golgota.«

»Gib deiner Mutter Bescheid, Johannes, und den anderen Frauen. Und gehen wir. Nimm den Kelch, das Brot und das Linnen ... Lege sie hierher. Sie werden uns später ein Trost sein ... Und nun gehen wir.«

Johannes hebt die auf dem Boden liegenden Gegenstände auf und geht dann hinaus, um die Frauen zu rufen. Während sie auf ihn wartet, fährt sie sich mit dem Linnen über das Gesicht, wie um in ihm die liebkosende Hand des Sohnes wiederzufinden. Sie küßt den Kelch und das Brot und legt alles auf ein Regal. Dann hüllt sie sich fest in ihren Mantel, zieht ihn herab bis zu den Augen, über den Schleier, der ihr Haupt bedeckt und den sie um den Hals gebunden hat. Sie weint nicht, aber sie zittert. Es scheint, als ringe sie nach Atem, so sehr keucht sie mit offenem Mund. Johannes kommt mit den weinenden Frauen zurück.

»Töchter, schweig! Helft mir, daß ich nicht weinen muß! Gehen wir.« Und sie stützt sich auf Johannes, der sie wie eine Blinde führt und hält.

Die Vision endet so. Nun ist es 12.30 Uhr, also 11.30 Uhr nach der Sonnenzeit.

Danach, von 13 bis 16 Uhr (Sonnenzeit), bin ich sehr niedergeschlagen gewesen. Ich habe nicht geschlafen, aber ich war derart erschöpft, daß ich weder reden noch mich rühren oder die Augen öffnen konnte. Ich konnte nur leiden. Und ohne etwas zu sehen, betrachtete ich unaufhörlich die Agonie Jesu. Gegen 16 Uhr, als ich an die durchbohrten Hände dachte, sah ich plötzlich Jesus in dem Augenblick, in dem er stirbt. Nur das. Eine letzte Muskelkontraktion, durch die sich der Kopf nach links drehte. Ein letzter tiefer Atemzug und dann der Versuch, noch etwas zu sagen, die Unmöglichkeit, es auszusprechen, eine laute Klage, die in einem Seufzer endete, dann Stille, der Tod. So blieb er. Mit geschlossenen Augen, halb offenem Mund, einen Augenblick noch mit erhobener Haupt – wohl durch einen heftigen Krampf im Hals – dann fiel es auf die Brust, nach rechts.

Danach habe ich mich etwas erholt, doch nur recht wenig, bis gegen 19 Uhr (Sonnenzeit), und war bis nach Mitternacht wieder in einer schrecklichen Verfassung. Ich habe nicht den Trost einer Vision. Ich bin allein, wie Maria nach dem Begräbnis. Ich sehe nichts und kann nicht reden und leide sehr darunter. Um ein wenig Trost zu finden, beschreibe ich Ihnen, wie gut ich Jesus gestern abend gesehen habe, als ich noch einmal den Abschied von Maria vor dem Abendmahl sehen durfte.

Jesus kniete schon zu Füßen der Mutter, hielt sie umfassen und legte abwechselungsweise das Haupt auf ihre Knie und erhob es wieder, um sie anzublicken. Das Licht eines dreiflämmigen Öllämpchens, das an der Ecke des Tisches neben Maria stand, erhellte das Gesicht meines Jesus, während das der Mutter mehr im Schatten blieb, da sie das Licht im Rücken hatte. Aber Jesus war ganz im Licht.

Und ich verlor mich darin, das Antlitz zu betrachten, bis in die kleinsten Einzelheiten. Ich wiederhole sie noch einmal. Die in der Mitte gescheitelten Haare fallen in langen Locken auf die Schultern. Eine gute Handbreite sind sie gewellt und enden dann in richtigen Locken. Glänzend, fein, wohlgeordnet, von einem leuchtenden Blond, das besonders am Ende bei den Locken in einen deutlichen Kupferon übergeht. Eine leichte Vertiefung an den Schläfen, auf die die bläulichen, durch die weiße Haut schimmernden Adern schwache, indigoblaue Schatten zeichnen. Die Haut hat das besondere Weiß mancher rotblonder Menschen, milchweiß mit einem Hauch von Elfenbein und einer kaum merklichen bläulichen Nuance. Eine zarte Haut, die dem Blütenblatt einer weißen Kamelie gleicht und so zart ist, daß das feinste Äderchen durchschimmert und jede Gemütsbewegung sich in einer tiefen Blässe oder lebhaften Röte äußert.

Aber ich habe Jesus immer bleich gesehen in den drei Jahren seiner Pilgerschaft durch Palästina, höchstens ein wenig gebräunt von der Sonne. Maria ist noch blässer, denn sie lebt mehr zurückgezogen, im Haus; ihre Haut ist von einem rosigen Weiß. Jesu Haut ist elfenbeinweiß mit eben diesem bläulichen Schimmer. Seine Nase ist lang und gerade, höchstens ganz oben eine Spur gewölbt. Eine schmale,

wohlgeformte Nase. Wunderschön die tiefen Augen von der Farbe, die ich schon so oft beschrieben habe: einem sehr dunklen Saphirblau. Wimpern und Brauen sind dicht, aber nicht zu dicht, lang, schön, glänzend und dunkelbraun mit einem mikroskopischen Funken Gold an der Spitze jedes Härchens. Die Wimpern und Brauen Marias sind hellbraun, feiner und spärlicher. Vielleicht sieht es nur so aus, weil sie so viel heller sind, beinahe blond. Der regelmäßige, eher kleine und schön geformte Mund Jesu gleicht sehr dem Mund seiner Mutter, mit Lippen, die gerade die richtige Breite haben; nicht so schmal, daß sie nur einen Strich bilden, aber auch nicht zu voll. In der Mitte sind sie schön gewölbt und geschwungen, an den Seiten werden sie sehr schmal und lassen den schönen Mund kleiner erscheinen. Er ist von einem gesunden Rot und öffnet sich über einem regelmäßigen, kräftigen Gebiß mit länglichen, schneeweißen Zähnen. Die Zähne der Mutter sind ebenso regelmäßig, aber kleiner.

Die Wangen sind schmal, aber nicht hager, und bilden zusammen mit den weder zu breiten noch zu schmalen Backenknochen ein langes, sehr schönes Oval. Der Bart, der am Kinn dicht und in zwei krause Spitzen geteilt ist, umrahmt den Mund bis zur Unterlippe, bedeckt sie aber nicht und wird dann den Wangen zu immer kürzer. Auf der Höhe der Mundwinkel ist er so kurz, daß er nur noch einem Hauch Kupferstaub auf den blassen Wangen gleicht. An den dichten Stellen hat er die Farbe dunkler Bronze: ein dunkles Rotblond. Auch der nicht sehr dichte Oberlippenbart ist kurz gehalten, so daß er kaum den Zwischenraum zwischen Nase und Oberlippe bedeckt und nur um die Mundwinkel etwas länger ist. Die kleinen, wohlgeformten Ohren liegen dicht am Kopf an. Sie stehen fast überhaupt nicht ab.

Wenn ich daran denke, wie schön Jesus gestern abend war und wie entstellt das Antlitz war, das ich während der Passion und auch danach viele Male gesehen habe, so wird meine mitleidvolle Liebe für den Leidenden noch größer. Als ich sah, wie er sich neigte und seinen Kopf an die Brust der Mutter legte, wie ein liebebedürftiges Kind, habe ich mich einmal mehr gefragt, wie es die Menschen fertigbringen konnten, so mit ihm umzugehen, mit ihm, der doch so sanft und gut in all seinem Tun gewesen war und allein schon durch sein Aussehen die Herzen gewinnen mußte. Ich sah die schönen, langen, blassen Hände die Seiten Marias, die Taille Marias, die Arme Marias umarmen, und ich sagte mir: »Bald werden sie von Nägeln durchbohrt sein!« und litt. Auch weniger Aufmerksame müssen das bemerkt haben.

Heute habe ich sehr nach Ihnen verlangt, Pater, denn ich hatte das Gefühl, daß mein Herz zerspringen müsse oder zu schlagen aufhören würde. Es scheint mir eine Ewigkeit vergangen zu sein, seit ich Jesus das letzte Mal empfangen habe. Zum Glück ist es schon zwei Uhr morgens und Samstag: Die Stunde der heiligen Kommunion naht. Aber ich bin allein. Jesus schweigt, Maria schweigt. Auch Johannes schweigt. Ich hatte wenigstens ihn erwartet. Nichts. Absolutes Schweigen und absolute Dunkelheit. Es ist wahrhaft zum Verzweifeln . . .

669 Vom Prätorium zum Kalvarienberg

Es vergeht einige Zeit, nicht mehr als eine halbe Stunde, vielleicht auch weniger. Dann gibt Longinus, der mit der Aufsicht über die Hinrichtung beauftragt ist, seine Befehle.

Doch bevor Jesus auf die Straße hinausgeführt wird, um das Kreuz auf sich zu nehmen und sich auf den Weg zu begeben, hat Longinus ihn zwei- oder dreimal neugierig und dann mitleidig angesehen mit dem geübten Auge eines Menschen, der kein Neuling mehr ist in gewissen Dingen. Er kommt nun mit einem Soldaten zu Jesus und bietet ihm eine Erfrischung an. Wein, nehme ich an, denn er gießt aus einer richtigen Feldflasche eine hellrote Flüssigkeit in einen Becher. »Das wird dir guttun. Du mußt Durst haben. Draußen scheint die Sonne, und der Weg ist lang.«

Doch Jesus antwortet: »Gott möge dir dein Mitleid vergelten. Aber behalte es für dich.«

»Ich bin gesund und kräftig ... Du ... Ich entbehre nichts ... und außerdem ... tue ich es gern, wenn ich dir damit ein wenig helfen kann ... Nimm wenigstens einen Schluck ... um mir zu zeigen, daß du die Heiden nicht verachtest.«

Jesus weigert sich nicht länger und trinkt einen Schluck von dem Getränk. Seine Hände sind nicht mehr gefesselt, und er hat auch kein Rohr mehr in der Hand und keinen Mantel, so daß er es selbst tun kann. Mehr will er nicht, obwohl das gute kühle Getränk eine große Erfrischung wäre bei dem Fieber, das sich schon durch rote Streifen auf den bleichen Wangen und den trockenen, rissigen Lippen bemerkbar macht.

»Nimm, nimm. Es ist Honigwasser. Es stärkt und löscht den Durst ... Du tust mir leid ... ja ... leid ... Von allen Hebräern bist nicht du es, der getötet werden sollte ... Aber ... Ich hasse dich nicht ... und ich will alles tun, damit du nicht mehr als nötig leiden mußt.«

Doch Jesus trinkt nicht mehr ... Er hat großen Durst ... Den

schrecklichen Durst des Ausgebluteten und Fiebernden ... Er weiß, daß es kein betäubendes Getränk ist und würde gerne trinken. Aber er will nicht weniger leiden. Ich verstehe, eine innere Erleuchtung sagt mir, daß das Mitleid des Römers eine größere Labung für ihn ist als das Honigwasser.

»Gott vergelte dir diesen Trost mit seinem Segen«, sagt er und lächelt dabei ... Ein herzzerreißendes Lächeln mit geschwollenen, verwundeten Lippen, die er nur mühsam bewegen kann, denn zwischen der Nase und dem rechten Jochbogen schwillt die nach der Geißelung durch einen Stockhieb verursachte Quetschung nun stark an.

Es kommen jetzt auch die zwei Räuber hinzu, jeder von einer Dekurie Bewaffneter bewacht. Es ist an der Zeit aufzubrechen, und Longinus erteilt die letzten Befehle.

Eine Zenturie stellt sich in zwei Reihen in etwa drei Meter Abstand voneinander auf und geht auf den Platz hinaus, auf dem bereits eine andere Zenturie ein Viereck gebildet hat, um das Volk zurückzudrängen und für den Zug Platz zu schaffen. Auch Berittene sind auf dem Platz: eine Dekurie Kavallerie mit den Feldzeichen und befehligt von einem jungen Offizier. Ein Fußsoldat hält den Rappen des Zenturio am Zügel. Longinus steigt in den Sattel und begibt sich an seinen Platz, etwa zwei Meter vor den elf Berittenen.

Nun werden die Kreuze gebracht. Die der beiden Räuber sind kürzer, das Kreuz Jesu viel länger. Der Längsbalken ist mindestens vier Meter lang, würde ich sagen. Ich sehe, daß man das Kreuz schon fertig bringt.

Ich habe darüber gelesen, als ich noch lesen konnte ... also schon vor Jahren, daß man das Kreuz erst auf der Höhe des Golgota zusammengefügt hätte, und daß die Verurteilten nur die beiden Balken zusammengebunden auf den Schultern getragen hätten. Das ist schon möglich, aber ich sehe ein richtiges Kreuz, massiv und an der Verbindungsstelle der beiden Balken mit Nägeln und Bolzen verstärkt. Und wirklich, wenn man bedenkt, daß das Kreuz dazu bestimmt war, ein beachtliches Gewicht wie den Körper eines Erwachsenen zu tragen und den Krämpfen der Sterbenden standzuhalten, dann wird man verstehen, daß es nicht erst auf dem engen und unbequemen Gipfel des Kalvarienberges zusammengefügt werden konnte.

Bevor sie Jesus das Kreuz geben, hängen sie ihm die Tafel mit der Inschrift: »Jesus von Nazaret, der König der Juden« um den Hals, und die Schnur, an der die Tafel hängt, verfängt sich in der Krone, die sich verschiebt und kratzt, wo noch keine Kratzer sind, wieder an anderen Stellen in den Kopf eindringt und neue Blutungen und neuen Schmerz bereitet. Die Leute lachen in sadistischer Freude, höhnen und fluchen.

Nun sind sie bereit. Longinus gibt den Befehl zum Abmarsch. »Zuerst der Nazarener, und hinter ihm die beiden Räuber; eine Dekurie rings um jeden, die anderen sieben Dekurien an den Seiten zur Verstärkung. Der Soldat, der es zuläßt, daß einer der Verurteilten tödlich verletzt wird, wird sich dafür verantworten müssen.«

Jesus geht die drei Stufen von der Vorhalle zum Platz hinunter. Auf einmal ist deutlich zu sehen, daß er sehr geschwächt ist. Er wankt, als er die Stufen hinuntersteigt, denn das Kreuz, das auf der wunden Schulter liegt, behindert ihn beim Gehen, ebenso die Tafel mit der Inschrift, die hin- und herpendelt und am Hals scheuert, und die Erschütterungen, die das Aufschlagen des Längsbalkens auf den Stufen und den Unebenheiten des Bodens verursacht.

Die Juden lachen, als sie bemerken, daß Jesus wie ein Betrunkener wankt, und rufen den Soldaten zu: »Stoß ihn an, bring ihn zu Fall. In den Staub mit dem Gotteslästerer!«

Aber die Soldaten tun nur, was ihre Pflicht ist, das heißt, sie befehlen dem Verurteilten, sich in die Mitte der Straße zu begeben und zu gehen. Longinus gibt dem Pferd die Sporen, und der Zug setzt sich langsam in Bewegung.

Longinus würde sich gerne beeilen und den kürzesten Weg nach Golgota einschlagen, da er an der körperlichen Widerstandskraft des Verurteilten zweifelt. Aber der entfesselte Pöbel – und Pöbel ist noch gelinde gesagt – will es nicht so. Einige der Schluaren sind bereits vorausgeeilt zur Weggabelung, wo die Straße auf der einen Seite zur Mauer und auf der anderen in die Stadt führt. Sie schreien und lärmern, als sie sehen, daß Longinus an der Mauer entlang gehen

will. »Das darfst du nicht! Das darfst du nicht! Das Gesetz schreibt vor, daß die Verurteilten von der Stadt gesehen werden müssen, in der sie gesündigt haben.« Die Juden am Ende des Zuges verstehen, daß man dort vorne versucht, sie um ihr Recht zu betrügen, und vereinigen ihr Geschrei mit dem der Genossen.

Um des lieben Friedens willen biegt Longinus in die Straße ein, die in die Stadt führt, und reitet ein Stück auf ihr weiter. Gleichzeitig aber gibt er einem Dekurio ein Zeichen, zu ihm zu kommen (ich sage Dekurio, denn es ist der Offizier; aber vielleicht ist er, was wir einen Ordonnanzoffizier nennen würden) und sagt leise etwas zu ihm. Dieser reitet im Trab nach hinten und übermittelt dem Anführer jeder Dekurie den Befehl. Dann teilt er Longinus mit, daß es ausgeführt ist, und begibt sich wieder an seinen vorigen Platz in der Reihe hinter Longinus.

Jesus geht keuchend weiter. Jedes Loch in der Straße ist eine Falle für seinen unsicheren Fuß und eine Tortur für seine verwundete Schulter und sein dornengekröntes Haupt, auf das eine ungewöhnlich heiße Sonne senkrecht herunterbrennt, die sich zwar ab und zu hinter einer bleiernen Wolkenwand verbirgt, aber auch dann nicht weniger brennt. Jesus glüht vor Anstrengung, Fieber und Hitze. Ich glaube, daß auch das grelle Licht und der Lärm ihm Qualen bereiten. Da er sich nicht die Ohren verstopfen kann, um dieses durchdringende Geschrei nicht zu hören, schließt er die Augen halb, um die in der Sonne blendende Straße nicht zu sehen ... Aber er muß sie immer wieder öffnen, da er über Steine und Löcher stolpert; und jedes Stolpern ist ein neuer Schmerz, denn durch den Ruck stößt das Kreuz an die Krone, verschiebt sich auf der wunden Schulter, vergrößert die Wunde und vermehrt den Schmerz.

Die Juden können Jesus nicht mehr direkt schlagen. Trotzdem treffen ihn immer noch Steine und Stockschläge. Steine besonders auf den kleinen, von Menschen wimmelnden Plätzen. Stockhiebe an den Biegungen der engen, wegen der ständigen Höhenunterschiede der Stadt einmal eine, dann wieder drei oder mehr Stufen hinauf- oder

hinunterführenden Gassen. An solchen Stellen kommt der Zug nur langsam voran, und es gibt immer wieder einen Eifrigen, der den römischen Lanzen trotzt und das Meisterwerk der Tortur, zu dem Jesus geworden ist, mit einem Stoß nachbessern will.

Die Soldaten verteidigen ihn, so gut sie können. Aber weil sie ihn verteidigen, quälen sie ihn auch wieder; denn mit den langen Schäften der auf so engem Raum geschwungenen Lanzen stoßen sie ihn und machen ihn straucheln. An einer bestimmten Stelle jedoch führen die Soldaten ein tadelloses Manöver durch, und trotz des Geschreis und der Drohungen schwenkt der Zug in eine Straße ein, die abwärts und direkt zur Mauer führt und den Weg zur Stätte der Hinrichtung stark abkürzt.

Jesus keucht immer mehr. Der Schweiß furcht sein Antlitz zusammen mit dem Blut, das aus den Wunden der Dornenkrone fließt. Der Staub bleibt an dem nassen Antlitz kleben und sprengt es mit eigenartigen Flecken; denn nun ist es auch windig. Windstöße in regelmäßigen, langen Abständen, in denen der zuvor aufgewirbelte Staub wieder zu Boden sinkt, wehen ihm Schmutz in Augen und Mund.

Am Gerichtstor wartet bereits eine große Menschenmenge. Einige besonders Vorsorgliche haben sich längst Plätze gesichert, von denen aus sie alles überblicken können. Doch kurz bevor Jesus das Tor erreicht, sieht es schon so aus, als ob er stürzen würde. Nur das rasche Eingreifen eines Soldaten, auf den er beinahe gefallen wäre, verhindert, daß Jesus zusammenbricht. Der Mob schreit und brüllt: »Laß ihn doch! Er hat zu allen gesagt: „Erhebt euch.“ Nun soll er selbst aufstehen ...«

Jenseits der Tores ist ein Bach mit einer kleinen Brücke. Eine neue Mühe für Jesus, über diese wackligen Bretter zu gehen, an denen der lange Balken des Kreuzes immer wieder und noch stärker aufschlägt. Und er wird wieder zur Zielscheibe für die Wurfgeschosse der Juden. Die Steine aus dem Bach fliegen durch die Luft und treffen den armen Märtyrer ...

Nun beginnt der Aufstieg zum Kalvarienberg. Eine öde Straße ohne eine Spur von Schatten und voll herumliegender Steine führt direkt hinauf.

Hierüber habe ich gelesen, als ich noch lesen konnte, daß der Kalvarienberg nur einige Meter hoch gewesen sein soll. Mag sein. Gewiß, er ist kein Berg, aber immerhin ein Hügel, und bestimmt nicht niedriger als der Kreuzberg in Florenz, auf dem die Kirche S. Miniato steht, im Vergleich zu den Straßen am Arno. Mancher wird sagen: »Oh, der ist ja nicht hoch.« Ja, für jemanden, der gesund und kräftig ist, ist es eine Kleinigkeit, dort hinaufzusteigen. Aber man braucht nur ein schwaches Herz zu haben, um zu spüren, ob es eine Kleinigkeit ist oder nicht ... Ich weiß, daß ich nach meiner noch relativ geringfügigen Herzerkrankung diesen Weg nicht mehr ohne große Mühe und ohne immer wieder stehenzubleiben gehen konnte, obwohl ich keine Last auf den Schultern zu tragen hatte. Ich bin überzeugt, daß Jesus ein sehr schwaches Herz hatte nach der Geißelung und dem Blutschweiß ... abgesehen von allem anderen.

Jesus leidet daher beim Aufstieg furchtbar unter der Last des Kreuzes, das so groß ist und so schwer sein muß ...

Er kommt zu einem herausragenden Stein, und da er keine Kraft mehr hat, den Fuß hoch genug zu heben, stolpert er und fällt auf das rechte Knie. Es gelingt ihm jedoch, sich mit der linken Hand abzustützen. Die Menge schreit vor Freude ... Jesus steht wieder auf und geht weiter. Immer gebeugter, keuchender, glühender und fiebriger ...

Die Tafel mit der Aufschrift schaukelt vor ihm hin und her und hindert ihn am Sehen; das lange Kleid schleift nun, da er so gebeugt geht, vor ihm auf dem Weg und hindert ihn am Gehen. Er stolpert wieder, fällt auf beide Knie und verletzt sich noch einmal da, wo er schon verletzt ist. Das Kreuz entgleitet seinen Händen und fällt, nachdem es zuvor hart auf seinen Rücken aufgeschlagen ist, auf den Boden, so daß er sich bücken, es wieder aufheben und mühsam auf seine Schulter laden muß. Während er dies tut, sieht man deutlich die durch das Scheuern des Kreuzes auf der rechten Schulter erzeugte Wunde. Es hat die vielen Wunden der Geißelung erneut aufgerissen und eine einzige daraus gemacht, aus der nun Se-

kret und Blut fließen, so daß auf der weißen Tunika an dieser Stelle ein großer Fleck ist. Die Leute klatschen sogar und freuen sich, daß er so schlimm gefallen ist . . .

Longinus treibt zur Eile an, und die Soldaten zwingen den armen Jesus durch Schläge mit der Breitseite ihrer Klingen zum Weitergehen. Der Zug kommt aber immer langsamer voran, trotz aller Bemühungen.

Jesus sieht wirklich aus wie ein Betrunkener, da er so sehr schwankt und einmal an die rechte, dann wieder an die linke Reihe der Soldaten stößt, obwohl er die ganze Breite der Straße für sich hat. Und die Leute sehen es und schreien: »Ihm ist seine Lehre zu Kopf gestiegen. Seht nur, wie er schwankt!« Und andere, nicht gewöhnliches Volk, sondern Priester und Schriftgelehrte höhnen: »Nein. Das sind die Folgen der Feste im Haus des Lazarus. Waren sie schön? Nun wirst du unsere Speise zu dir nehmen . . . « und ähnliches mehr.

Longinus, der sich ab und zu umwendet, fühlt Mitleid und gebietet eine kurze Rast. Er wird so sehr vom Pöbel beschimpft, daß er den Soldaten befiehlt, anzugreifen. Die feige Menge weicht schreiend vor den aufblitzenden drohenden Lanzen zurück und zerstreut sich über den Berg.

Und nun sehe ich unter den wenigen Zurückgebliebenen hinter einem Steinhafen, vielleicht einer eingefallenen Mauer, die Gruppe der Hirten erscheinen. Untröstlich und verwirrt, staubig und mit zerrissenen Gewändern ziehen sie mit ihren Blicken den Blick des Meisters an. Jesus wendet das Haupt und sieht sie . . . Er schaut sie an, als wären es die Gesichter von Engeln, scheint ihre Tränen zu trinken und Kraft aus ihnen zu schöpfen und lächelt . . . Der Befehl zum Weitergehen wird gegeben, und Jesus kommt direkt an ihnen vorbei und hört ihr klagendes Weinen. Mühevoll wendet er sein Haupt unter dem Joch des Kreuzes und lächelt noch einmal . . .

Sein Trost . . . Zehn Gesichter, eine Pause in der brennenden Sonne . . .

Und gleich darauf der Schmerz des dritten und gänzlichen Falles.

Dieses Mal stürzt Jesus nicht, weil er gestolpert ist, sondern weil seine Kräfte ihn verlassen, weil er erschöpft ist. Er fällt der Länge nach vornüber mit dem Gesicht auf die Steine und bleibt im Staub liegen, unter dem Kreuz. Die Soldaten versuchen, ihn wieder aufzurichten. Doch da er wie tot daliegt, gehen sie und erstatten dem Zenturio Bericht. Als sie zurückkehren, ist Jesus wieder zu sich gekommen. Mit Hilfe zweier Soldaten, von denen der eine das Kreuz aufhebt und der andere den Verurteilten beim Aufstehen stützt, nimmt er langsam wieder seinen Platz ein. Aber er ist völlig am Ende.

»Sorgt dafür, daß er erst am Kreuz stirbt!« schreit die Menge.

»Wenn ihr ihn vorher sterben laßt, werdet ihr euch beim Prokonsul verantworten müssen. Denkt daran, der Schuldige muß lebend die Richtstätte erreichen«, sagen die Häupter der Schriftgelehrten zu den Soldaten.

Diese werfen ihnen bitterböse Blicke zu, sagen aber nichts, wie es die militärische Disziplin vorschreibt.

Longinus jedoch fürchtet ebenso wie die Juden, daß Christus unterwegs sterben könnte, und er will keine Unannehmlichkeiten. Ohne daß ihn jemand daran erinnern mußte, weiß er als Verantwortlicher für die Hinrichtung, was er zu tun hat, und ergreift die nötigen Maßnahmen. Er sorgt vor, sehr zur Verwirrung der Juden, die schon vorausgeeilt und von allen Seiten des Berges zusammengelaufen sind und schwitzend und zerkratzt von dem kümmerlichen Dornestrüpp dieses kahlen, sonnenverbrannten Berges über die vielen herumliegenden Steine fallen – es sieht aus wie die Schutthalde Jerusalems. Aber ihre einzige Sorge ist es, weder einen Seufzer, noch einen schmerz erfüllten Blick, noch eine vielleicht unbewußte Geste des Leidens zu verpassen, und ihre einzige Angst ist es, daß es ihnen nicht gelingen könnte, einen guten Platz zu bekommen. Longinus befiehlt also, den längeren Weg einzuschlagen, der wie eine Spirale den Berg hinaufführt und daher viel weniger steil ist.

Dieser Pfad ist durch die häufige Benutzung zu einem anscheinend ziemlich bequemen Weg geworden. Die beiden Wege kreuzen

sich etwa auf halber Höhe des Berges zum ersten Mal. Aber ich sehe, daß der direkte Weg sich weiter oben noch viermal mit dem anderen kreuzt, der sehr viel weniger steil, aber dafür viel länger ist. Und auf diesem steigen Leute hinauf, die sich nicht beteiligen an dem unwürdigen Spektakel der Besessenen, die Jesus folgen, um sich an seinem Schmerz zu weiden. Es sind hauptsächlich verschleierte weinende Frauen und ein wirklich sehr spärliches Grüppchen Männer, die aber den Frauen weit vorausgehen und dann den Blicken entschwinden, als der Weg in einer Biegung um den Berg führt. An dieser Stelle hat der sonderbar geformte Kalvarienberg – dessen eine Seite sich etwas nach außen wölbt, während die andere steil abfällt – eine Art Spitze. Die Männer verschwinden hinter dieser Felsspitze, und ich verliere sie aus den Augen.

Die Leute, die Jesus gefolgt sind, erheben ein zorniges Geschrei. Für sie war es viel schöner, ihn fallen zu sehen. Unter obszönen Beschimpfungen des Verurteilten und seiner Begleiter folgt ein Teil von ihnen weiterhin dem Zug, die übrigen gehen, laufen fast den Rest des steilen Weges hinauf, um die erlittene Enttäuschung durch einen besonders guten Platz auf dem Gipfel wettzumachen.

Die Frauen, die weinend weitergegangen sind, drehen sich um, als sie das Geschrei hören, und sehen, daß der Zug auf sie zukommt. Sie bleiben auf der Bergseite stehen aus Furcht, von den wütenden Juden den Abhang hinuntergestoßen zu werden, und ziehen ihre Schleier noch tiefer über das Gesicht. Eine ist dabei, die das Gesicht wie eine Muselmanin verhüllt hat und nur die rabenschwarzen Augen sehen läßt. Sie sind sehr reich gekleidet und haben zu ihrem Schutz einen robusten alten Mann bei sich, den ich nicht erkennen kann, da auch er ganz in seinen Mantel gehüllt ist. Ich sehe nur den langen, mehr weißen als schwarzen Bart auf dem dunklen Mantel.

Als Jesus bei ihnen ankommt, weinen sie lauter und verneigen sich tief zum Gruß. Dann gehen sie mutig auf ihn zu. Die Soldaten wollen sie mit ihren Speeren zurückdrängen. Aber die wie eine Muselmanin Verhüllte lüftet einen Augenblick den Schleier vor dem

Offizier, der sofort herbeigeritten ist um zu sehen, was es denn nun schon wieder für ein Hindernis gibt, und dieser erteilt den Befehl, sie durchzulassen. Ich kann weder das Gesicht noch das Kleid erkennen, denn das Aufheben des Schleiers ist blitzartig erfolgt, und das Kleid ist verborgen unter einem schweren, bodenlangen, von oben bis unten mit mehreren Spangen geschlossenen Mantel. Die Hand, die hervorkommt, um den Schleier zu lüften, ist weiß und schön. Sie und die tiefschwarzen Augen sind das einzige, was man von dieser hochgewachsenen Dame sieht, die gewiß einflußreich ist, da ihr der Adjutant des Longinus so prompt gehorcht.

Weinend nähern sie sich Jesus und knien zu seinen Füßen nieder, während er keuchend stehenbleibt ... und trotzdem lächelt er den barmherzigen Frauen und dem alten Mann zu, der nun sein Gesicht zeigt, so daß ich Jonatan erkenne. Ihn lassen die Wachen jedoch nicht passieren, nur die Frauen. Eine von ihnen ist Johanna des Chuza. Es geht ihr viel schlechter als damals, da sie dem Sterben nahe war. Rot sind nur die Spuren der Tränen, sonst ist ihr Antlitz schneeweiß, und die sanften schwarzen Augen sind so getrübt, daß sie manchen sehr dunkelvioletten Blumen gleichen. In den Händen hält sie eine silberne Amphore und bietet sie Jesus an. Aber er lehnt ab. Zudem keucht er so sehr, daß er nicht einmal trinken könnte. Mit der linken Hand wischt er sich den Schweiß und das Blut von den Augen, das ihm aus den von den mühsamen Schlägen seines Herzens angeschwollenen Adern über die bläulichen Wangen und den Hals rinnt und das Kleid an der Brust durchtränkt.

Eine andere Frau hat eine junge Dienerin dabei, die ein Kästchen trägt. Sie öffnet es, nimmt ein feines viereckiges Leinentuch heraus und reicht es dem Erlöser. Das nimmt er an. Da er es mit nur einer Hand nicht auf sein Gesicht drücken kann, hilft ihm die Mitleidige und achtet darauf, die Dornenkrone nicht zu berühren. Jesus drückt das frische Linnen eine ganze Weile auf sein armes Antlitz, als ob es eine große Wohltat für ihn wäre. Dann gibt er das Tuch zurück und sagt: »Danke, Johanna, danke Nike, Sara ... Marcella ... Elisa ...

Lydia ... Hanna ... Valeria ... und du ... Aber weint nicht ... über mich ... Töchter Jerusalems ... sondern über eure Sünden ... und die Sünden eurer Stadt ... Sei glücklich ... Johanna ... daß du keine ... Kinder mehr haben wirst ... Siehst du ... es ist Barmherzigkeit Gottes ... keine Kinder zu haben ... damit sie nicht ... unter diesem hier ... leiden müssen ... Auch du ... Elisa ... Besser so ... als unter den Gottesmördern ... Und ihr, Mütter ... weint über ... eure Kinder ... denn diese Stunde ... wird nicht unbestraft ... vorübergehen ... Und was für eine Strafe ... da der Unschuldige ... solches hat erleiden müssen ... Dann werdet ihr weinen ... daß ihr empfangen habt ... Wahrlich, ich sage euch ... glücklich jene ... die dann ... als erste ... unter den Trümmern ... fallen ... Ich segne euch ... Geht nach Hause ... Betet ... für mich. Leb wohl, Jonathan ... führe sie weg ... «

Begleitet von dem lauten Klagen der weinenden Frauen und den Verwünschungen der Juden, geht Jesus weiter.

Jesus ist wieder schweißgebadet. Auch die Soldaten und die beiden anderen Verurteilten schwitzen, denn die Sonne dieses gewitterschwülen Tages brennt wie Feuer, und das glühend heiße Gestein des Berges verstärkt noch die Sonnenhitze. Was diese Sonne auf dem Wollkleid Jesu über den Wunden der Geißelung sein muß, kann man sich vorstellen. Es muß furchtbar sein ... Aber er klagt nicht. Nur, obwohl der Weg viel weniger steil ist und hier auch nicht, wie auf dem anderen, die für seine nur noch schleifenden Füße so gefährlichen losen Steine herumliegen, schwankt Jesus immer mehr, stößt wieder gegen die Reihen der Soldaten auf beiden Seiten und geht immer tiefer gebeugt.

Sie versuchen ihm zu helfen, binden ihm einen Strick um die Mitte und halten die beiden Enden wie einen Zügel. Ja, das hält ihn auf den Füßen. Aber es erleichtert ihm nicht die Last. Im Gegenteil, der Strick zieht das Kreuz auf der Schulter hin und her, und es stößt an die Dornenkrone, die nun aus der Stirn Jesu eine blutende Tätowierung gemacht hat. Außerdem scheuert der Strick am Gürtel, wo so

viele Wunden sind, die nun sicher wieder aufbrechen, denn die weiße Tunika färbt sich blaßrot. Obwohl sie ihm helfen wollen, bereiten sie ihm nur noch größere Schmerzen.

Der Weg führt weiter, um den Berg herum und beinahe wieder bis zu der steilen Straße vorn. Dort steht Maria mit Johannes. Wahrscheinlich hat Johannes Maria an diese schattige Stelle hinter dem Berghang geführt, um sie ein wenig zu Kräften kommen zu lassen. Es ist der steilere Teil des Berges, und nur dieser Weg führt hier um ihn herum. Sonst steigt der Hang steil an und fällt ebenso steil ab. Deshalb haben die Grausamen ihn auch gemieden. Dort ist es schattig, denn es ist wohl die Nordseite, und Maria, die sich an den Berg lehnt, ist vor der Sonne geschützt. Sie steht zwar, stützt sich aber auf das Erdreich und ist völlig erschöpft. Auch sie keucht und ist blaß wie der Tod in ihrem dunkelblauen, fast schwarzen Gewand.

Johannes betrachtet sie mit untröstlichem Mitleid. Auch er hat wie ein Kranker jede Spur von Farbe verloren und ist erdfahl, mit zwei müden, verstörten Augen, ungekämmt und mit eingefallenen Wangen. Die anderen Frauen, Maria und Marta des Lazarus, Maria des Alphäus und Maria des Zebedäus, Susanna von Kana, die Hauswirtin und andere, die ich nicht kenne, stehen alle mitten auf der Straße und halten nach dem Erlöser Ausschau. Als sie Longinus kommen sehen, eilen sie zu Maria, um es ihr mitzuteilen. Maria, von Johannes an einem Ellbogen gestützt, verläßt – majestätisch in ihrem Schmerz – die Bergwand und begibt sich entschlossen in die Mitte der Straße. Beim Herannahen des Longinus tritt sie ein wenig zur Seite. Dieser blickt von seinem Rappen herab auf die bleiche Frau und ihren blonden Begleiter, der dieselben sanften himmelblauen Augen hat wie sie, und schüttelt den Kopf im Vorüberreiten, gefolgt von den elf Berittenen.

Maria versucht, zwischen den zu Fuß gehenden Soldaten durchzukommen. Aber diese sind erhitzt und haben es eilig und versuchen, sie mit den Speerschäften abzuhalten, um so mehr, als Steine heranschwirren als Protest gegen so viel Mitleid. Es sind die Juden, die

noch über den durch die frommen Frauen verursachten Aufenthalt verärgert sind und sagen: »Schnell! Morgen ist Pascha. Alles muß vor dem Abend zu Ende sein! Ihr Komplizen! Ihr Verächter unseres Gesetzes! Ihr Unterdrücker! Tod den Invasoren und ihrem Christus! Sie lieben ihn! Und wie sie ihn lieben! Aber nehmt ihn euch nur! Bringt ihn in eure verfluchte Stadt! Wir lassen ihn euch! Wir wollen ihn nicht! Das Aas dem Aas! Der Aussatz den Aussätzigen!«

Longinus hat genug von dieser schimpfenden Meute und gibt dem Pferd die Sporen, gefolgt von den zehn Lanzenreitern, so daß die Leute zum zweiten Mal fliehen. Während er dies tut, bemerkt er einen Karren, der wohl von den Gärten am Fuß des Berges heraufgekommen ist und mit seiner Ladung Salat wartet, bis die Menge vorüber und der Weg zur Stadt frei ist. Mir scheint, daß auch etwas Neugier den Zyrenäer und seine beiden Söhne dort hinaufgeführt hat, denn eigentlich hätten sie diesen Weg nicht zu nehmen brauchen. Die beiden Söhne, die sich auf das Grünzeug gelegt haben, schauen den fliehenden Juden lachend nach. Der Mann, ein sehr kräftiger, etwa fünfundvierzigjähriger Mann, steht neben seinem erschrockenen Eselchen, das zurückzuweichen versucht, und betrachtet aufmerksam den Zug.

Longinus mustert ihn, denkt, daß er ihm gerade recht kommt und befiehlt: »Mann, komm her!« Der Zyrenäer tut, als habe er nichts gehört. Aber mit Longinus ist nicht zu spaßen. Er wiederholt den Befehl in einem Ton, daß der Mann einem seiner Söhne die Zügel zuwirft und dem Zenturio entgegengeht.

»Siehst du den Mann dort?« fragt er. Und während er es sagt, dreht er sich um, zeigt auf Jesus und sieht, wie Maria die Soldaten anfleht, sie durchzulassen. Er hat Mitleid mit ihr und ruft: »Laßt die Frau passieren!« Dann sagt er wieder zu dem Zyrenäer: »Er kann so beladen nicht weitergehen. Du bist kräftig. Nimm das Kreuz und trage es ihm bis zum Gipfel.«

»Ich kann nicht ... Ich habe den Esel ... Er ist bockig ... Die Jungen können ihn nicht halten ... «

Aber Longinus entgegnet: »Geh, wenn du nicht den Esel verlieren und zwanzig Stockschläge Strafe bekommen willst.«

Der Zyrenäer wagt es nicht, sich weiterhin zu weigern. Er ruft den Jungen zu: »Geht rasch nach Hause und sagt, daß ich bald nachkomme«, und geht zu Jesus.

Er erreicht ihn, als Jesus sich gerade der Mutter zuwendet, die er erst jetzt auf sich zukommen sieht, da er tief gebeugt und mit fast geschlossenen Augen geht und daher kaum etwas sieht, und ruft: »Mama!«

Es ist das erste Wort seit Beginn seiner Tortur, das sein unendliches Leiden zum Ausdruck bringt. Denn dieser Aufschrei enthält seinen ganzen furchtbaren geistigen, seelischen und körperlichen Schmerz. Es ist der gequälte, herzzerreißende Schrei eines Kindes, das allein sterben muß, unter Leiden und schlimmsten Martern ... und das sich schließlich sogar vor seinen eigenen Atemzügen fürchtet. Es ist die Klage eines fiebernden, von bösen Alpträumen gequälten Kindes ... Und es verlangt nach der Mutter, der Mama, denn nur ihre kühlenden Küsse lindern die Hitze des Fiebers, nur ihre Stimme verjagt die Gespenster, und nur ihre Umarmung läßt den Tod weniger furchtbar erscheinen ...

Maria greift mit der Hand ans Herz, als ob es von einem Dolch durchbohrt worden wäre, und wankt leicht. Doch dann erholt sie sich, beschleunigt ihren Schritt und ruft, während sie mit ausgestreckten Armen zu ihrem gequälten Jesus eilt: »Sohn!« Sie sagt es so, daß es jedem das Herz zerreißt, der nicht das Herz einer Hyäne hat.

Ich sehe, daß sich auch unter den Römern Mitleid regt ... und dabei sind es doch Soldaten, denen das Töten nicht fremd ist und die von Narben bedeckt sind ... Aber die Worte: »Mama!«, und: »Sohn!«, sind immer dieselben und werden von allen, die nicht schlimmer als Hyänen sind, gesprochen und verstanden. Und sie erwecken daher überall Mitleid.

Auch der Zyrenäer empfindet dieses Mitleid ... und als er sieht,

daß Maria ihren Sohn nicht umarmen kann, da das Kreuz sie daran hindert, und daß sie die ausgestreckten Arme in Anbetracht dieser Unmöglichkeit wieder sinken läßt – sie sieht ihn nur an und will ihm zulächeln mit ihrem Märtyrerlächeln, um ihm Mut zu machen, während ihre bebenden Lippen ihre Tränen trinken; und er wendet ihr das Haupt unter dem Joch des Kreuzes zu und versucht ebenfalls, sie anzulächeln und ihr einen Kuß seiner armen, wunden, zerschlagenen und durch das Fieber aufgesprungenen Lippen zu schicken – da beeilt sich der Zyrenäer, ihm das Kreuz abzunehmen, und er tut es mit der Umsicht eines Vaters, um nicht an die Dornenkrone zu stoßen oder die Wunden zu berühren.

Aber Maria kann ihren Sohn nicht küssen . . . Schon die geringste Berührung wäre eine Tortur für den gemarterten Körper, und sie verzichtet darauf. Und zudem . . . die heiligsten Gefühle haben eine tiefe Scham. Sie verlangen Ehrfurcht oder zumindest Mitleid. Hier sind sie von Neugier und Verachtung umgeben. So küssen sich nur die beiden angstvollen Seelen.

Der Zug setzt sich wieder in Bewegung unter dem Druck des wütenden Volkes, das von hinten drängt und die Mutter von ihrem Sohn trennt. Sie wird an den Berg gedrückt und ist dem Spott eines ganzen Volkes ausgesetzt . . . Nun geht hinter Jesus der Zyrenäer mit dem Kreuz. Jesus fällt das Gehen jetzt, da er von dieser Last befreit ist, leichter. Er keucht zwar stark und legt oft die Hand aufs Herz, als hätte er einen großen Schmerz, eine Wunde dort in der Herzgegend, aber er kann nun, da seine Hände nicht mehr gebunden sind, die ins Gesicht hängenden, von Schweiß und Blut verklebten Haare hinter die Ohren zurückstreichen, um die Luft in seinem blutleeren Gesicht zu spüren, und die Kordel am Hals lösen, um leichter zu atmen. Er kann besser gehen.

Maria hat sich mit den Frauen zurückgezogen. Sie schließt sich dem Zug an, als dieser vorüber ist, erreicht über eine Abkürzung den Gipfel des Berges und trotz allen Schmähungen des kannibalschen Pöbels. Nun, da Jesus frei ist, geht es rascher mit der letzten

Wegstrecke um den Berg, und der Gipfel voll lärmender Leute ist schon nahe.

Longinus hält sein Pferd an und befiehlt, daß alle, ohne Ausnahme, weiter nach unten zurückgedrängt werden sollen, damit der Gipfel, der Ort der Hinrichtung, frei wird. Eine halbe Zenturie führt den Befehl aus, eilt auf den Platz und verjagt mitleidlos alle, die sich dort befinden, unter Zuhilfenahme der Schwerter und Lanzen. Unter dem Hagel der Hiebe und Schläge fliehen die Juden vom Gipfel und würden nun gerne auf dem ebenen Platz weiter unten stehenbleiben. Aber die, die dort zuerst waren, lassen das nicht zu. So entstehen wilde Raufereien unter dem Volk, das sich wie irrsinnig gebärdet.

Wie schon einmal gesagt, hat der Gipfel des Kalvarienberges die Form eines ungleichen Trapezes, das auf der einen Seite etwas höher ist und von wo der Berg über die Hälfte seiner Höhe steil abfällt. Auf diesem kleinen Platz sind schon die drei tiefen Löcher vorbereitet und mit Ziegeln oder Schiefer ausgekleidet, eben eigens zu diesem Zweck hergerichtet. Daneben liegen Steine und Erde, um damit den Kreuzen Halt zu geben. Andere Löcher hat man voller Steine gelassen. Man versteht, daß diese von Fall zu Fall ausgeräumt werden, je nach der notwendigen Anzahl.

Unter dem trapezförmigen Gipfel befindet sich auf der Seite, wo der Berg nicht so steil ist, eine leicht abfallende Terrasse, die einen zweiten kleinen Platz bildet. Von diesem führen zwei breite Wege um den Gipfel, so daß dieser isoliert und auf allen Seiten ungefähr zwei Meter höher liegt.

Die Soldaten, die die Menschenmenge vom Gipfel vertrieben haben, legen die Streitigkeiten durch die Überzeugungskraft ihrer Lanzenschäfte bei und schaffen Platz, damit der Zug das letzte Stück Weg ohne Hindernisse zurücklegen kann; und sie bilden einen Schutzwall, während die drei Verurteilten, umgeben von den Reitern und gefolgt von der anderen halben Zenturie an die Stelle gelangen, wo alle stehenbleiben müssen: am Fuß der natürlichen erhöhten Bühne, die der Gipfel des Golgota ist.

Während dies geschieht, bemerke ich die Marien und etwas hinter ihnen Johanna des Chuza mit vier der Frauen von zuvor. Die übrigen haben sich zurückgezogen. Sie müssen es allein getan haben, denn Jonatan steht hinter seiner Herrin. Die, die wir Veronika nennen und die Jesus Nike genannt hat, ist nicht mehr da, und auch ihre Dienerin nicht. Auch die ganz Verschleierte, der die Soldaten gehorcht haben, ist nicht mehr da. Ich sehe Johanna, die alte Elisa, Hanna und zwei, die ich nicht genau erkennen kann. Hinter diesen Frauen und den Marien sehe ich Josef und Simon des Alphäus und Alphäus der Sara mit der Gruppe der Hirten. Sie haben sich gegen alle verteidigt, die sie unter Beschimpfungen vertreiben wollten, und die durch die Liebe und den Schmerz vervielfachten Kräfte dieser Männer und die angewendete Gewalt haben gesiegt. So bilden sie nun einen Halbkreis, und die feigen Juden beschränken sich darauf, ihnen schreiend zu drohen und die Fäuste zu schütteln. Mehr nicht, denn die Stöcke der Hirten sind knotig und schwer, und an Kraft und Zielgenauigkeit fehlt es diesen mutigen Männern auch nicht. Und was ich sage, ist nicht übertrieben. Es braucht schon wirklichen Mut, damit so wenige, die noch dazu als Galiläer oder Anhänger des Galiläers bekannt sind, sich gegen eine ganze feindselige Volksmenge behaupten. Die einzige Stelle auf dem ganzen Kalvarienberg, wo man Christus nicht lästert!

Der Berg gleicht auf den drei Seiten, die nicht so steil abfallen, einem Ameisenhaufen. Den gelben, nackten Boden kann man nicht mehr sehen. In der Sonne, die einmal scheint und dann wieder verschwindet, sieht es aus wie eine Wiese voll bunter Blumen, so dicht drängen sich die farbigen Kopfbedeckungen und Mäntel dieser Sadisten. Auf der anderen Seite des Baches, auf der Straße noch eine Volksmenge; hinter der Mauer und auf den Terrassen in der Nähe ebenfalls überall Menschen. Die übrige Stadt leer ... verlassen ... schweigend. Alles ist hier. Die ganze Liebe und der ganze Haß, das ganze Schweigen, das liebt und verzeiht, und der ganze Lärm, der haßt und beschimpft.

Während die mit der Hinrichtung beauftragten Männer ihr Werkzeug vorbereiten und die Löcher vollends entleeren, während die Verurteilten in der Mitte ihres Vierecks warten, beschimpfen die Juden, die sich auf die entgegengesetzte Seite geflüchtet haben, die Marien. Auch die Mutter beleidigen sie: »Tod den Galiläern! Tod! Galiläer! Galiläer! Verfluchte! Tod dem galiläischen Gotteslästerer! Schlagt auch den Leib, der ihn getragen hat, ans Kreuz! Weg mit den Schlangen, die Dämonen gebären! Zum Tod! Reinigt Israel von den Frauen, die sich mit dem Bock vereinigt haben . . . !«

Longinus, der vom Pferd gestiegen ist, wendet sich um und sieht die Mutter. Er befiehlt, diese Pöbeleien zu beenden . . . Die halbe Zenturie hinter den Verurteilten geht auf das Gesindel los und macht auch den zweiten Platz frei, während die Juden über den Berg fliehen und sich dabei gegenseitig stoßen und treten. Auch die anderen Soldaten steigen vom Pferd, und einer nimmt die elf Pferde und das des Zenturio und führt sie in den Schatten.

Der Zenturio begibt sich zum Gipfel. Johanna des Chuza tritt vor und hält ihn an. Sie gibt ihm die Amphore und eine Börse. Dann zieht sie sich weinend zurück und geht mit den anderen an den äußersten Rand des Berges.

Oben ist alles bereit. Die Verurteilten werden hinaufgeführt. Jesus kommt noch einmal an der Mutter vorbei, die aufstöhnt, es jedoch zu verbergen versucht und sich den Mantel vor den Mund hält. Die Juden sehen es und lachen und spotten darüber.

Johannes, der sanfte Johannes, der einen Arm um Maria gelegt hat, um sie zu stützen, dreht sich mit zornblitzenden Blicken um. Seine Augen sprühen Feuer, und ich glaube, wenn er nicht die Frauen zu beschützen hätte, würde er einen der Feiglinge an der Kehle packen.

Kaum sind die Verurteilten auf dem Platz der Hinrichtung angekommen, umgeben die Soldaten den Ort von drei Seiten. Nur die Seite, wo der Fels steil abfällt, bleibt frei.

Der Zenturio befiehlt dem Zyrenäer, sich zu entfernen. Dieser geht nun schweren Herzens, ich würde sagen, nicht aus Sadismus, son-

dern aus Liebe. Deshalb bleibt er bei den Galiläern stehen und teilt mit ihnen die Schmähungen, mit denen das Volk die wenigen Getreuen des Christus überschüttet.

Die beiden Räuber werfen fluchend ihre Kreuze zu Boden. Jesus schweigt.

Die via dolorosa ist zu Ende.

670 Die Kreuzigung

Vier muskulöse Männer, dem Aussehen nach Juden, und des Kreuzes würdigere Juden als die Verurteilten, gewiß von der gleichen Sorte wie die Geißler, springen von einem Pfad zur Hinrichtungsstätte hinauf. Sie tragen kurze ärmellose Tuniken und haben Nägel, Hämmer und Stricke in den Händen, die sie den drei Verurteilten grinsend zeigen. Durch die Menge geht eine Bewegung grausamer Begeisterung.

Der Zenturio bietet Jesus den Krug an, damit er den schmerzlindernden Myrrhenwein zu sich nimmt. Doch Jesus lehnt ab. Die beiden Räuber hingegen trinken viel davon. Dann stellt man die weit-halsige Amphore neben einen großen Stein, fast an den äußersten Rand des Gipfels.

Den Verurteilten wird nun befohlen, sich zu entkleiden. Die beiden Räuber tun dies ohne die geringste Scham. Sie vergnügen sich sogar damit, obszöne Gesten in Richtung der Menge und besonders der Priester in ihren weißen Leinengewändern zu machen, die ganz langsam auf den unteren kleinen Platz zurückgekehrt sind und ihr Ansehen ausgenützt haben, um sich dorthin vorzudrängen. Zu den Priestern sind zwei oder drei Pharisäer gekommen und andere anmaßende Gestalten, die der Haß zu Freunden macht. Ich sehe bekannte Personen, wie die Pharisäer Johanan und Ismael, den Schriftgelehrten Zadok, Eli von Kafarnaum . . .

Die Henker reichen den Verurteilten drei Lappen, damit sie sie um ihre Lenden binden. Die Räuber nehmen sie unter schrecklichen

Flüchen. Jesus, der sich langsam entkleidet wegen der schmerzenden Wunden, lehnt ab. Vielleicht will er die kurzen Beinkleider anbehalten, die er auch bei der Geißelung getragen hat. Als ihm aber gesagt wird, daß er auch diese ablegen muß, streckt er die Hand aus, um vom Henker den Lappen zu erbitten und damit seine Blöße zu bedecken. Er ist nun wirklich der Erniedrigte, der selbst von Verbrechern einen Fetzen Stoff erbitten muß.

Doch Maria hat die Szene beobachtet und den langen weißen Schleier abgenommen, der ihr Haupt unter dem dunklen Mantel bedeckt und in den sie schon so viele Tränen geweint hat. Sie nimmt den Schleier ab, ohne daß der Mantel fällt, und gibt ihn Johannes, damit dieser ihn Longinus für den Sohn reiche. Der Zenturio nimmt den Schleier widerspruchslos, und als er sieht, daß Jesus sich vollends entkleidet, wobei er sich vom Volk abwendet, so daß man seinen Rücken voll blauer Flecken und Blasen, offener blutender Wunden oder dunkler Blutkrusten sieht, übergibt er ihm das Tuch der Mutter. Jesus erkennt es. Er wickelt es mehrmals um die Hüften und befestigt es gut, damit es nicht rutscht ... Und auf das bisher nur von Tränen benetzte Leinen fallen die ersten Blutstropfen, denn die vielen, kaum von Schorf bedeckten Wunden öffnen sich wieder, als er sich bückt, um Kleider und Sandalen abzulegen, und das Blut beginnt erneut zu fließen.

Nun wendet sich Jesus dem Volk zu. Und man sieht, daß auch die Brust, die Arme und die Beine voller Geißelhiebe sind. In der Lebergend ist ein großer, blutunterlaufener Fleck, und unter dem linken Rippenbogen sind sieben geschwollene Striemen, die in einem violetten Kreis kleiner blutender Wunden enden ... ein grausamer Geißelhieb in die so empfindliche Zwerchfellgend. Die Knie sind durch die zahlreichen Stürze gleich nach der Gefangennahme und bis hinauf zum Kalvarienberg von schwarzen Blutergüssen bedeckt und an den Kniescheiben aufgeschlagen. Vor allem das rechte ist eine einzige blutige Wunde.

Das Volk verhöhnt ihn im Chor: »Oh, Schöner! Der Schönste un-

ter den Menschenkindern! Die Töchter Jerusalems beten dich an . . . « und sie stimmen im Ton der Psalmen an: »Mein Geliebter ist weiß und rot, und er ragt hervor aus Zehntausenden. Sein Haupt ist feines Gold; wie Dattelerispen sind seine Locken, seidig wie das Gefieder der Raben. Seine Augen sind zwei Tauben am Wasser eines Baches, die sich baden in Milch, in der Milch seiner Augäpfel. Seine Wangen sind wie balsamische Beete. Wie Lilien sind seine Purpurlippen, sie träufeln flüssige Myrrhe. Es sind wie von Gold gedreht seine Hände, mit rosenroten Hyazinthen besetzt. Sein Leib ist wie Elfenbein, geschmückt mit Saphir. Seine Beine sind Marmorsäulen auf Sockeln von Feingold. Dem Libanon gleicht seine Majestät, den hohen Zedern sein Wuchs. Sein Mund ist voll Süße, alles ist Liebreiz an ihm.« Und sie lachen und schreien weiter: »Der Aussätzige, der Aussätzige! Hast du vielleicht mit einem Götzen Unzucht getrieben, daß Gott dich so sehr straft? Hast du dich gegen die Heiligen Israels aufgelehnt, wie Maria des Mose, daß du so gezüchtigt wirst? Oh! Oh, der Vollkommene! Du bist der Sohn Gottes? Aber nein! Die Mißgeburt Satans bist du! Aber er, Mammon, ist wenigstens mächtig und stark. Du . . . bist nur ein ohnmächtiges, schmutziges Nichts.«

Die Räuber werden an die Kreuze gebunden und an ihre Plätze getragen, einer rechts und der andere links von dem für Jesus bestimmten Platz. Sie schreien, verwünschen und fluchen, besonders als man die Kreuze zu den Löchern trägt und die Stricke durch die Erschütterung in die Gelenke einschneiden. Ihre Flüche gegen Gott, gegen das Gesetz, gegen die Römer und gegen die Juden sind höllisch.

Nun ist Jesus an der Reihe. Er legt sich ohne Widerstand zu leisten auf das Holz. Die beiden Räuber waren so rebellisch, daß die vier Henker allein mit ihnen nicht fertig wurden und Soldaten zu Hilfe rufen mußten, um sie festzuhalten, damit sie nicht beim Anbinden der Handgelenke Fußstritte bekämen. Bei Jesus braucht es keine Hilfe. Er legt sich nieder, legt das Haupt an die bezeichnete Stelle. Er öffnet die Arme, wie sie ihm zu tun gebieten, und streckt die Beine aus, wie

es befohlen wird. Er sorgt nur dafür, daß das Tuch richtig sitzt.

Nun hebt sich sein schlanker, weißer Körper von dem dunklen Holz und dem gelben Erdboden ab. Zwei Henker setzen sich auf seinen Oberkörper, um ihn festzuhalten. Ich denke darüber nach, welche Beklemmung und welchen Schmerz ihm dieses Gewicht verursachen muß. Ein dritter nimmt den rechten Arm und hält mit einer Hand den Unterarm und mit der anderen die Finger fest. Der vierte, der schon den langen, spitzen viereckigen Nagel mit dem großen, flachen, runden Kopf in der Hand hat, prüft, ob das bereits in das Holz gebohrte Loch sich an der dem Handgelenk entsprechenden Stelle, wo Elle und Speiche zusammen treffen, befindet. Es paßt. Der Henker setzt den Nagel an den Puls, hebt den Hammer und führt den ersten Schlag.

Jesus, der die Augen geschlossen hatte, schreit bei diesem Schmerz auf, zuckt zusammen und öffnet weit die in Tränen schwimmenden Augen. Es muß ein schrecklicher Schmerz sein, den er fühlt ... Der Nagel dringt ein, zerreißt Muskeln, Adern und Nerven und zerbricht die Knochen ...

Maria antwortet auf den Schrei ihres gequälten Sohnes mit einem Stöhnen, das dem Klagen eines geschlachteten Lammes gleicht. Sie krümmt sich vor Schmerz und faßt sich mit den Händen an den Kopf. Jesus gibt nun keinen Laut mehr von sich, um sie nicht zu quälen. Aber die Schläge sind regelmäßig und hart, Eisen auf Eisen ... und darunter ist ein lebendiges Glied, das sie empfängt.

Die rechte Hand ist angenagelt. Nun kommt die linke. Das Loch entspricht nicht dem Gelenk. Also nehmen sie einen Strick, binden ihn an das linke Gelenk und ziehen daran, bis die Knochen ausgerenkt und die Sehnen und Muskeln und die schon von den Stricken der Gefangennahme wunde Haut zerrissen sind. Auch die andere Hand leidet natürlich darunter, denn durch das Zerren vergrößert sich die Nagelwunde. Nun liegt das Loch gerade zwischen Handfläche und Handgelenk. Sie finden sich damit ab und schlagen den Nagel ein, wo sie können, zwischen dem Daumen und den anderen

Fingern, genau in der Mitte der Handfläche. Hier dringt er leichter ein, ist jedoch schmerzhafter, denn er durchtrennt wohl wichtige Nerven, so daß die Finger nun unbeweglich sind, während die Finger der rechten Hand zittern und zucken als Beweis ihrer Beweglichkeit. Doch Jesus schreit nicht mehr. Er stöhnt nur noch heiser mit aufeinandergepreßten Lippen, und Tränen des Schmerzes rinnen zur Erde, nachdem sie zuerst auf das Holz getropft sind.

Nun sind die Füße an der Reihe. Ungefähr zwei Meter oder mehr vom Ende des Kreuzes entfernt ist ein kleiner Keil, kaum ausreichend für einen Fuß. Auf dieses Holz legen sie die Füße, um zu sehen, ob das Maß stimmt. Da es etwas zu weit unten ist und die Füße nicht ganz bis zu dem Keil reichen, ziehen sie den armen Märtyrer an den Knöcheln. Das rauhe Holz des Kreuzes scheuert an den Wunden, verrückt die Dornenkrone, die noch mehr Haare ausreißt und herunterzufallen droht ... Ein Henker drückt sie ihm durch einen Schlag mit der Hand wieder auf das Haupt.

Nun rücken die Männer, die auf der Brust Jesu gesessen sind, auf die Knie hinunter, denn Jesus zieht unwillkürlich die Beine an, als er in der Sonne den langen Nagel glänzen sieht, der doppelt so lang und doppelt so dick wie die Nägel für die Hände ist. Sie setzen sich auf seine zerschundenen Knie und drücken auf die armen zerschlagenen Schienbeine, während die beiden anderen das viel schwierigere Unternehmen, einen Fuß über dem anderen anzunageln, beginnen. Dabei sollen auch die Gelenke an der Fußwurzel aufeinanderliegen.

Aber so sehr sie auch achtgeben und die Füße am Knöchel und an den Zehen gegen den Keil drücken, verschiebt sich doch der untere Fuß wegen der Erschütterung durch den Nagel, und sie müssen diesen wieder fast ganz herausziehen. Denn nachdem er durch die weicheren Teile gedrungen ist, muß er nun etwas weiter in der Mitte eingeschlagen werden. Und er ist beim Durchbohren des rechten Fußes schon stumpf geworden. Sie hämmern und hämmern und hämmern ... Man hört nichts als den schrecklichen Klang des Ham-

mers auf dem Kopf des Nagels, denn alle auf dem Kalvarienberg sind ganz Auge und Ohr und verfolgen gespannt jede Bewegung und jeden Laut, um sich daran zu ergötzen . . .

Die leise Klage einer Taube begleitet das harte Klingen des Eisens: das heisere Stöhnen Marias, die sich bei jedem Hammerschlag mehr zusammenkrümmt, als ob der Hammer auf sie, die Mutter-Märtyrerin, niedersausen würde. Und sie ist zu recht von dieser Tortur zutiefst erschüttert. Die Kreuzigung ist furchtbar. Wenn auch die großen Schmerzen denen der Geißelung gleichen, so ist sie doch schrecklicher anzusehen, denn man sieht den Nagel in das lebendige Fleisch eindringen. Aber dafür dauert sie nur kurz, während die Geißelung durch ihre Länge erschöpft hat.

Für mich sind die Todesangst am Ölberg, die Geißelung und die Kreuzigung die furchtbarsten Augenblicke. Sie enthüllen mir die ganze Qual des Christus. Der Tod ist für mich eine Erleichterung, denn ich sage mir: »Es ist vollbracht.« Doch diese Qualen sind nicht das Ende, sondern der Beginn neuer Leiden.

Nun schleifen sie das Kreuz zu dem Loch; es hüpfte auf dem unebenen Boden und schüttelt den armen Gekreuzigten. Beim Aufrichten entgleitet es zweimal ihren Händen und fällt einmal auf die Rückseite, das andere Mal auf die rechte Seite, was Jesus neue schreckliche Schmerzen bereitet, denn die plötzlichen Erschütterungen zerren an den verletzten Gliedern. Als sie aber dann das Kreuz in sein Loch fallen lassen, schwankt es, bevor sie es mit Steinen und Erde befestigen, samt dem an drei Nägeln daran hängenden armen Körper in alle Richtungen, und das Leiden muß unaussprechlich sein.

Das ganze Gewicht des Körpers hängt nach vorn und nach unten, und die Löcher der Wunden erweitern sich, besonders das der linken Hand. Auch die Wunden der Füße werden größer und das Blut fließt stärker. Während das Blut der Füße von den Zehen zu Boden tropft und am Balken des Kreuzes entlangrinnt, rinnt das Blut von den Händen, die sich in größerer Höhe befinden als die Schultern, über den Unterarm zu den Achseln und an den Rippen hinunter bis zum Gürtel. Die Dornenkrone verschiebt sich, als das Kreuz

schwankt, bevor man es befestigt; denn das Haupt fällt nach hinten, und der Nacken schlägt mit dem dicken dornigen Knoten am Ende der stacheligen Krone auf das Holz. Dann rutscht sie wieder auf die Stirn zurück und kratzt und kratzt erbarmungslos.

Endlich ist das Kreuz befestigt, und es bleibt nur noch der Schmerz, angenagelt zu sein. Man richtet auch die Räuber auf, die, kaum daß sie sich in der Vertikalen befinden, brüllen, als ob sie lebendig gekocht würden, denn die Stricke, die in die Gelenke einschneiden, die Adern dick anschwellen und die Hände schwarz werden lassen, bereiten große Schmerzen. Jesus schweigt. Das Volk aber schweigt nicht mehr, sondern schreit noch teuflischer.

Nun hat der Gipfel des Golgota sein Siegeszeichen und seine Ehrenwache. An der höchsten Erhebung das Kreuz Jesu. Zu beiden Seiten die Schächer. Die halbe Zenturie der Soldaten mit ihren Waffen unten rings um den Gipfel, und in diesem Kreis von Bewaffneten die zehn Fußsoldaten, die mit Würfeln um die Kleider der Verurteilten spielen. Zwischen dem Kreuz Jesu und dem rechten Schächer steht Longinus. Es scheint, als würde er dem Märtyrer-König die Ehrenwache halten. Die andere halbe Zenturie ist in Ruhestellung und wartet auf dem Feldweg links und auf dem unteren Platz auf einen Befehl des Adjutanten des Longinus, falls sie zu etwas gebraucht würden. Die Soldaten zeigen fast völlige Teilnahmslosigkeit. Nur ab und zu schaut einer zu den Gekreuzigten empor.

Longinus hingegen betrachtet alles neugierig und interessiert, vergleicht und zieht seine Schlüsse. Er betrachtet die Gekreuzigten, besonders Christus, und die Zuschauer. Seinem forschenden Auge entgeht nicht die geringste Einzelheit. Um besser sehen zu können, beschattet er die Augen mit der Hand, da ihn die Sonne sicher stört.

Es ist wirklich eine eigenartige Sonne, rot und gelb wie das Feuer eines Brandes. Dann scheint es, als ob das Feuer plötzlich erlöschen würde, denn eine pechschwarze Wolke steigt hinter den Bergen Judäas auf, zieht mit großer Geschwindigkeit über den Himmel und verschwindet hinter einem anderen Gebirge. Als die Sonne nun wie-

der erscheint, ist sie so grell, daß das Auge sie kaum erträgt.

Als er um sich schaut, sieht er direkt unterhalb des höchsten Punktes Maria, die ihr schmerzgequältes Gesicht zu ihrem Sohn erhebt. Er ruft einen der würfelnden Soldaten und sagt: »Wenn die Mutter und ihr Sohn, der sie begleitet, heraufkommen wollen, sollen sie es tun. Begleite sie und hilf ihr.«

Maria steigt mit Johannes, dem vermeintlichen Sohn, die in den Tuffstein gehauenen Stufen empor, geht durch die Absperrung der Soldaten und an den Fuß des Kreuzes. Aber sie bleibt in geringer Entfernung davon stehen, damit sie von Jesus gesehen wird und ihn auch selbst sieht. Das Volk überhäuft sie sofort mit den schmutzigsten Schmähungen und schließt sie in die Lästerungen gegen ihren Sohn mit ein. Aber sie, mit bebenden und blutleeren Lippen, versucht nur, ihn zu trösten durch ein schmerzliches Lächeln, das Tränen überströmen, die kein noch so starker Wille in den Augen zurückhalten kann.

Das Volk, angefangen von den Priestern, den Schriftgelehrten, den Pharisäern, den Sadduzäern, den Herodianern und ähnlichen, hat seinen Spaß daran, wie bei einem Karussell den steilen Weg hinaufzusteigen, entlang der höchsten Erhebung zu gehen und dann auf der anderen Seite wieder hinunter, oder umgekehrt. Jedesmal, wenn sie am Fuß des Gipfels vorüberkommen, versäumen sie es nicht, dem Sterbenden zu Ehren lästerliche Worte hinaufzuschreien. Die ganze Schändlichkeit und Grausamkeit, der ganze Haß und Wahnsinn, deren die Zunge des Menschen fähig ist, wird hier ausgiebig von diesen höllischen Mäulern demonstriert. Die Erbarmungslosesten sind die Angehörigen des Tempels, unterstützt von den Pharisäern.

»Nun? Du Erlöser des Menschengeschlechtes, warum rettest du dich nicht? Hat dein König Beelzebul dich verlassen? Hat er dich verleugnet?« schreien drei Priester.

Und ein Schwarm Juden: »Du, der du vor kaum fünf Tagen mit Hilfe Satans den Vater hast sagen lassen ... ha, ha, ha, daß er dich

verherrlichen würde, warum erinnerst du ihn nicht daran, daß er sein Versprechen hält?«

Drei Pharisäer: »Gotteslästerer! Er sagt, er habe die anderen mit Gottes Hilfe gerettet. Und sich selbst kann er nicht retten! Du willst, daß man dir glaubt? So wirke doch ein Wunder! Du kannst es wohl nicht mehr? Nun haben wir dir die Hände angenagelt und dich entblößt.«

Einige Sadduzäer und Herodianer zu den Soldaten: »Vorsicht mit dem Zauber, ihr, die ihr seine Kleider genommen habt! Ein Zeichen der Hölle ist daran.«

Eine Volksmenge schreit: »Steige vom Kreuz, und wir werden dir glauben. Du, du willst den Tempel zerstören . . . Verrückter! . . . Sieh ihn dir an, den herrlichen und heiligen Tempel Israels. Er ist unzerstörbar, du Schänder! Und du stirbst.«

Andere Priester sagen: »Gotteslästerer! Du willst der Sohn Gottes sein? Dann steige doch von dort herab! Zerschmettere uns, wenn du Gott bist. Wir fürchten dich nicht und spucken auf dich.«

Andere gehen vorüber und schütteln die Köpfe: »Er kann nur weinen! Rette dich doch, wenn es wahr ist, daß du der Erwählte bist!«

Die Soldaten: »So rette dich doch. Laß Feuer auf diesen Abschaum des Abschaums fallen! Ja, der Abschaum des Reiches seid ihr, jüdische Kanailen! Tue es, und Rom wird dich auf das Kapitol erheben und dich wie einen Gott verehren!«

Die Priester mit ihrem Gefolge: »Die Arme der Frauen waren zarter als die des Kreuzes, nicht wahr? Aber schau, sie sind schon zu deinem Empfang bereit, deine . . . (und sie sagen ein häßliches Wort). Ganz Jerusalem steht dir zur Verfügung als Brautjungfer«, und sie pfeifen wie Fuhrleute.

Andere werfen Steine: »Verwandle sie in Brot, du Brotvermehrer!«

Wieder andere äffen die Hosannarufe des Palmsonntags nach, werfen Zweige und schreien: »Verflucht sei, der da kommt im Namen des Teufels! Verflucht sei sein Reich! Ehre sei Zion, das die Lebenden von ihm befreit!«

Ein Pharisäer stellt sich vor das Kreuz, erhebt die Faust, macht ein Horn, um Unheil abzuwenden, und sagt: »„Ich übergebe dich dem Gott des Sinai“, hast du einst gesagt. Nun bereitet dir der Gott des Sinai das höllische Feuer. Warum rufst du nicht Jona, daß er dir den guten Dienst vergilt?«

Ein anderer: »Beschädige das Kreuz nicht mit den Schlägen deines Kopfes. Wir brauchen es noch für deine Jünger. Eine ganze Legion von ihnen wird noch an deinem Holz sterben, das schwöre ich dir bei Jahwe! Als erster kommt Lazarus. Wir werden sehen, ob du ihn jetzt noch vor dem Tod rettest!«

»Ja! Ja! Gehen wir zu Lazarus! Nageln wir ihn an die andere Seite des Kreuzes!« Wie Papageien machen sie die langsame Redeweise Jesu nach und sagen: »Lazarus, mein Freund, komm heraus! Befreit ihn von den Binden und laßt ihn gehen.«

»Nein! Er hat zu Marta und Maria, seinen Weibern, gesagt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ Ha, ha, ha! Die Auferstehung kann den Tod nicht verjagen, und das Leben stirbt!«

»Dort sind Maria und Marta. Fragen wir sie, wo Lazarus ist, und dann gehen wir und holen ihn.« Sie gehen auf die Frauen zu und fragen sie frech: »Wo ist Lazarus? Im Palast?«

Maria Magdalena tritt auf sie zu, während die anderen entsetzt hinter die Hirten flüchten. In ihrem Schmerz kehrt die alte Dreistigkeit aus der Zeit ihrer Sünde wieder und sie ruft: »Geht nur! Ihr werdet im Palast römische Soldaten und fünfhundert Bewaffnete von meinen Feldern antreffen, die euch kastrieren werden wie alte Böcke, die zur Mahlzeit für die Sklaven an den Mühlen bestimmt sind.«

»Unverschämte! So redest du mit den Priestern?«

»Gotteslästerer! Schamlose! Verfluchte! Dreht euch um! Hinter euch, ich sehe es, lodern schon die Flammen des höllischen Feuers auf!«

Die Feiglinge wenden sich tatsächlich erschrocken um, denn Maria sagt dies mit so großer Sicherheit. Und wenn hinter ihnen auch

keine Flammen sind, so doch die sehr spitzen Lanzen der Römer. Denn Longinus hat einen Befehl erteilt, und die halbe Zenturie, die bisher inaktiv war, tut nun Dienst, indem sie die ersten, die ihr in den Weg geraten, in die Hinterbacken sticht. Diese fliehen schreiend auseinander, und die halbe Zenturie bleibt, um die beiden Wege abzuriegeln und einen Wall um den Platz zu bilden. Die Juden fluchen, aber Rom ist stärker.

Magdalena läßt ihren Schleier, den sie zurückgeschlagen hatte, um den Beleidigern zu entgegnen, wieder herunter und kehrt an ihren Platz zurück. Auch die anderen Frauen kommen zu ihr zurück.

Doch der Räuber zur Linken setzt von seinem Kreuz aus die Beleidigungen fort. Es scheint, als wären alle Flüche der anderen in ihm angestaut, und er speit sie nun aus und fügt noch hinzu: »Rette dich und rette uns, wenn du willst, daß man dir glaubt. Du willst der Christus sein? Ein Irrer bist du! Die Welt gehört den Schlaunen, und es gibt keinen Gott. Ich bin da. Das ist sicher, und mir ist alles erlaubt! Gott? ... Märchen! Das redet man uns ein, damit wir brav sind. Es lebe unser Ich! Unser Ich allein ist König und Gott!«

Der andere Räuber zur Rechten schaut Maria, die fast zu seinen Füßen steht, wohl noch mehr an als Jesus, weint seit einer Weile und flüstert: »Die Mutter!« Dann sagt er: »Schweig! Fürchtest du nicht einmal jetzt Gott, da du diese Strafe erleidest? Warum beleidigst du ihn, der gut ist? Er leidet noch mehr als wir, und er hat nichts Böses getan.«

Doch der Räuber fährt fort mit seinen Flüchen.

Jesus schweigt. Erschöpft durch seine Position, durch das Fieber und den Zustand seines Herzens und seiner Atmung als Folge der so heftigen Geißelung und der großen Todesangst, die ihn hat Blut schwitzen lassen, sucht er Erleichterung darin zu finden, daß er sich stärker an die Hände hängt, die Arme anspannt und so etwas Gewicht von den Füßen nimmt. Vielleicht tut er dies auch, um einen Krampf ein wenig abzuschwächen, der schon seine Füße befallen

hat und sich in einem Zittern der Muskeln äußert. Aber dasselbe Zittern hat auch die Muskeln der Arme befallen, die in dieser Stellung übermäßig beansprucht sind. Die Hände müssen eiskalt sein, da sie am weitesten oben und nicht mehr durchblutet sind. Das Blut gelangt nur mit Mühe bis zu den Handgelenken, tropft dann aus den Löchern der Nägel und zirkuliert nicht mehr in den Fingern. Besonders die der linken Hand sind schon leichenblaß, reglos und nach innen gekrümmt. Auch die Zehen der Füße lassen ihre Qual erkennen – besonders die großen, deren Nerv vielleicht weniger verletzt ist – da sie sich heben und senken und sich spreizen.

Das ganze Leiden des Rumpfes zeigt sich in dem raschen, aber nicht tiefen Atem, der nur ermüdet und keine Erleichterung schafft. Der an sich schon breite und gewölbte Brustkasten – denn der Bau dieses Körpers ist vollkommen – ist nun über die Maßen ausgedehnt durch die Stellung des Körpers und das Lungenödem, das sich gewiß schon gebildet hat. Doch trägt dies nicht dazu bei, die mühevollle Atmung zu erleichtern, und der ganze Unterleib unterstützt sie durch die Bewegungen des Zwerchfells, die jedoch immer schwächer werden. Die Kongestion und die Erstickung nehmen von Minute zu Minute zu, wie man an der zyanotischen Farbe erkennt, die die Fieberröte der Lippen noch betont, und an den blauviolettten Streifen am Hals, entlang den geschwellenen Adern, die sich bis über die Wangen und in Richtung der Ohren und Schläfen ziehen. Die Nase ist spitz und blutleer, die Augen sind eingesunken und umgeben von einem bläulichen Ring – soweit das herabtropfende Blut der Dornenkrone ihn nicht bedeckt.

Unter dem linken Rippenbogen sieht man das unregelmäßige, aber heftige Schlagen der Herzspitze, und hie und da das durch einen inneren Krampf ausgelöste starke Zittern des Zwerchfells, das sich in der äußersten Ausdehnung der Haut zeigt, soweit sie sich noch ausdehnen kann an diesem armen verletzten, sterbenden Körper.

Das Antlitz hat schon den Ausdruck, den wir von den Fotografien

des Grabtuchs kennen, mit der verunstalteten und auf einer Seite geschwollenen Nase. Auch das wegen der Schwellung auf dieser Seite fast geschlossene rechte Auge vergrößert die Ähnlichkeit noch. Der Mund hingegen ist geöffnet und die Verletzung an der Oberlippe nun von einer Kruste bedeckt.

Der durch den Blutverlust, das Fieber und die Sonne verursachte Durst muß sehr groß sein, denn Jesus trinkt mit mechanischen Bewegungen die Tropfen seines Schweißes und seiner Tränen und auch die Blutstropfen, die von der Stirn in den Schnurrbart rinnen, und benetzt damit seine Zunge ... Die Dornenkrone erlaubt ihm nicht, das Haupt an das Kreuz anzulehnen, um mit den Armen mehr Kraft anzuwenden und die Füße zu entlasten. Die Nierengegend und das ganze Rückgrat wölben sich nach außen und sind vom Becken an aufwärts losgelöst vom Stamm des Kreuzes, entsprechend dem Trägheitsgesetz, das einen auf diese Weise aufgehängten Körper nach vorne fallen läßt.

Die von dem kleinen Platz vertriebenen Juden hören nicht auf zu beschimpfen, und der unbußfertige Räuber macht mit. Der andere, der nun mit immer größerem Mitleid die Mutter betrachtet und weint, rügt ihn hart, als er hört, daß auch Maria beschimpft wird.

»Schweig! Erwinnere dich, daß eine Frau dich geboren hat. Und vergiß nicht, daß unsere Mütter um ihre Söhne geweint haben. Es waren Tränen der Scham ... weil wir Verbrecher sind. Unsere Mütter sind tot ... Ich wünschte, ich könnte die meine um Verzeihung bitten ... Aber könnte ich das? Sie war eine Heilige ... Ich habe sie getötet durch den Schmerz, den ich ihr zugefügt habe ... Ich bin ein Sünder ... Wer verzeiht mir? Mutter, im Namen deines sterbenden Sohnes, bitte für mich!«

Die Mutter erhebt einen Augenblick ihr schmerzgequältes Gesicht und sieht diesen Unglücklichen an, der durch die Erinnerung an seine Mutter und die Betrachtung der Mutter Jesu zur Reue gelangt; und es scheint, als liebe sie ihn mit ihrem Taubenblick.

Dismas weint nun stärker. Dies läßt den Hohn der Menge und des

Gefährten noch zunehmen. Erstere schreit: »Bravo! Nimm dir die zur Mutter. Dann hat sie zwei Verbrecher als Söhne!« Und der andere ist noch schlimmer: »Sie liebt dich, weil du eine kleinere Ausgabe ihres Vielgeliebten bist.«

Jesus spricht nun zum ersten Mal: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!«

Dieses Gebet besiegt die letzte Angst des Dismas. Er wagt es nun, Jesus anzusehen, und sagt: »Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst. Es ist gerecht, daß ich leide. Aber gewähre mir Barmherzigkeit und Frieden im anderen Leben. Einmal habe ich dich reden gehört, und töricht wie ich war, habe ich dein Wort abgelehnt. Nun bereue ich es. Ich bereue auch meine Sünden vor dir, Sohn des Allerhöchsten. Ich glaube, daß du von Gott kommst. Ich glaube an deine Macht. Ich glaube an deine Barmherzigkeit. Christus, verzeih mir im Namen deiner Mutter und deines heiligsten Vaters!«

Jesus wendet sich um, schaut ihn mit tiefem Mitleid an und hat ein immer noch wunderschönes Lächeln auf seinem armen, gequälten Mund. Er antwortet ihm: »Ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.«

Der reuige Schächer beruhigt sich, und da er die Gebete seiner Kinderzeit vergessen hat, wiederholt er wie ein Stoßgebet: »Jesus von Nazaret, König der Juden, erbarme dich meiner. Jesus von Nazaret, König der Juden, ich hoffe auf dich. Jesus von Nazaret, König der Juden, ich glaube an deine Gottheit.«

Der andere flucht weiter.

Der Himmel wird immer dunkler. Nun reißen die Wolken nur noch selten auf, um die Sonne scheinen zu lassen. Sie häufen sich in immer dickeren, bleiernen, weißen und grünlichen Schichten, schieben sich übereinander und verteilen sich dann wieder, je nach dem Verhalten eines kalten Windes, der von Zeit zu Zeit über den Himmel fegt, danach über die Erde, und sich dann wieder legt. Und die Atmosphäre ist fast noch unheimlicher, drückender und lebloser wenn er schweigt, als wenn er stark und schneidend weht und pfeift.

Das zuerst überaus grelle Licht wird nun ganz fahl. Die Gesichter bekommen ein sonderbares Aussehen. In dem grünlichen Licht unter dem aschgrauen Himmel erscheinen die Profile der Soldaten in ihren zuvor glänzenden und nun matt gewordenen Helmen und Panzern wie aus Stein gemeißelt. Die Juden, in der Mehrzahl braunhäutig mit braunem Haar und Bart, gleichen Ertrinkenden, so fahl sind ihre Gesichter. Die Frauen werden zu Statuen aus bläulich schimmerndem Schnee, denn das Licht verstärkt noch ihre große Blässe.

Auch Jesus scheint auf seltsame Weise bläulich zu werden, als würde die Auflösung schon beginnen, fast als wäre er schon gestorben. Das Haupt beginnt auf die Brust herabzuhängen. Die Kräfte lassen rasch nach. Er zittert trotz des Fiebers, das in ihm brennt. In seiner Schwäche flüstert er den Namen, den er bisher nur in seinem Herzen gesprochen hat: »Mama! Mama!« Er flüstert ihn so leise wie einen Seufzer, als würde ein leichtes Delirium es ihm schon unmöglich machen, das zurückzuhalten, was der Wille nicht preisgeben möchte. Maria streckt jedesmal spontan die Arme aus, als wolle sie ihm zu Hilfe eilen.

Das grausame Volk lacht über diese Qualen des Sterbenden und der leidenden Mutter. Die Priester und Schriftgelehrten steigen wieder zu den Hirten hinauf, die sich auf dem unteren Platz befinden. Und da die Soldaten sie zurückdrängen wollen, wehren sie sich und sagen: »Diese Galiläer bleiben hier? Dann bleiben auch wir hier, denn wir müssen uns vergewissern, daß bis zum Ende Gerechtigkeit geübt wird. Und aus der Ferne können wir bei dem eigenartigen Licht nichts erkennen.«

Viele fangen nun tatsächlich an, sich über das Licht zu wundern, das die Welt einhüllt, und einige haben Angst. Auch die Soldaten zeigen zum Himmel und auf eine Art Kegel, der aus Schiefer zu sein scheint und sich wie eine Pinie hinter einem Gipfel erhebt. Es scheint eine Wasserhose zu sein. Sie steigt immer höher, und es sieht aus, als ob sie immer schwärzere Wolken hervorbringen würde, fast wie ein Vulkan, der Rauch und Lava speit.

In diesem beängstigenden Dämmerlicht übergibt Jesus seine Mutter Johannes und Johannes seiner Mutter. Er neigt das Haupt, denn Maria ist direkt unter das Kreuz getreten, um ihn besser zu sehen, und sagt: »Frau, siehe da deinen Sohn. Sohn, siehe da deine Mutter.«

Marias Gesicht ist noch betrübter nach diesen Worten, die das Testament ihres Jesus sind, ihres Jesus, der seiner Mutter nichts geben kann als einen Menschen, er, der ihr aus Liebe zu den Menschen den aus ihr geborenen Gottmenschen nimmt. Doch die arme Mutter versucht, nur stumm zu weinen . . . denn sie bringt es nicht fertig, nicht zu weinen. Die Tränen fließen trotz aller Bemühungen, sie zurückzuhalten, auch wenn der Mund dabei unter Qualen lächelt, immer lächelt für ihn, um ihn zu trösten . . .

Die Leiden werden immer größer, während das Licht immer mehr abnimmt.

In diesem bläulichen Licht kommen plötzlich hinter den Juden Nikodemus und Josef hervor und sagen: »Macht Platz!«

»Das geht nicht. Was wollt ihr?« entgegnen die Soldaten.

»Wir wollen durch. Wir sind Freunde des Christus.«

Die Köpfe der Priester fahren herum. »Wer wagt es hier, sich als Freund des Rebellen zu bekennen?« fragen sie entrüstet.

Josef erwidert energisch: »Ich, ein erlauchtes Mitglied des Hohen Rates, Josef von Arimathäa, der Älteste, und bei mir ist Nikodemus, Vorsteher der Juden.«

»Wer zu dem Rebellen hält, ist selbst ein Rebell.«

»Und wer zu den Mördern hält, ist selbst ein Mörder, Eleasar des Hannas. Ich habe als Gerechter gelebt. Nun bin ich alt und dem Tod nahe. Ich will nicht ungerecht werden, während schon der Himmel auf mich herabkommt und mit ihm der ewige Richter.«

»Und du, Nikodemus! Ich wundere mich!«

»Ich auch. Und nur über eines: daß Israel so verdorben ist, daß es Gott nicht mehr erkennt.«

»Du ekelst mich an.«

»Dann tritt zur Seite und laß mich durch. Ich verlange nur das.«

»Um dich noch mehr zu verunreinigen?«

»Wenn ich dadurch nicht unrein geworden bin, daß ich in eurer Nähe war, dann kann mich nichts mehr verunreinigen. Soldat, hier ist der Passierschein und eine Börse für dich.« Und er gibt dem am nächsten stehenden Dekurio einen Beutel und eine Wachstafel.

Der Dekurio prüft sie und sagt zu den Soldaten: »Laßt die beiden durch.«

Josef und Nikodemus gehen zu den Hirten. Ich weiß nicht, ob Jesus sie in dieser immer größeren Dunkelheit mit den sich im Totenkampf trübenden Augen noch sehen kann. Aber sie sehen ihn und weinen, ohne sich vor den Menschen zu schämen, obgleich sich nun die Schmähungen der Priester über sie ergießen.

Die Leiden werden immer stärker. Der Körper krümmt sich in den ersten Anzeichen des Wundstarrkrampfes, und jedes neue Geschrei der Menge verschlimmert dies noch. Der Tod der Nerven und der Muskeln in den gemarterten Gliedern greift nun über auf den Rumpf, und die Atmung wird immer schwieriger, die Kontraktionen des Zwerchfells immer schwächer und die Herztätigkeit immer unregelmäßiger. Das Antlitz Jesu wechselt zwischen flammender Röte und der grünlichen Blässe eines an Ausblutung Sterbenden. Der Mund bewegt sich immer mühsamer, denn die überbeanspruchten Nerven und Muskeln des Halses und des Kopfes, die so viele Male als Hebel für den ganzen Körper dienen und sich gegen den Querbalken des Kreuzes stemmen mußten, übertragen nun den Krampf auf den Kiefer. Die von dem angestauten Blut in den Schlagadern geschwollene Kehle muß schmerzen und ihr Ödem auch auf die Zunge übertragen. Sie erscheint verdickt und bewegt sich nur langsam. Die Wirbelsäule wölbt sich immer stärker nach vorne – auch dann, wenn die Kontraktionen des Starrkrampfes sie nicht zu einem vollständigen Bogen vom Hals bis zu den Hüften spannen, wobei dann nur noch diese beiden Extreme den Stamm des Kreuzes berühren – denn die Glieder werden durch das Gewicht des toten Fleisches immer schwerer.

Die Leute sehen all dies nur schlecht oder undeutlich, denn der Himmel ist nun ein dunkles Aschgrau. Nur wer am Fuß des Kreuzes steht, kann es erkennen.

Auf einmal fällt Jesus vor und nach unten, so als sei er schon tot. Er keucht nicht mehr. Sein Kopf hängt herunter und der Körper hat sich von den Hüften an aufwärts ganz vom Kreuz gelöst und bildet einen Winkel zum Querbalken.

Maria schreit auf: »Er ist tot!« Ein tragischer Schrei, der durch die Dunkelheit hallt. Jesus scheint wirklich tot zu sein.

Der Schrei einer anderen Frau antwortet, und ich sehe ein Durcheinander in der Gruppe der Frauen. Dann entfernen sich etwa zehn Personen, die etwas tragen. Aber ich kann nicht sehen, wer sich entfernt. Das trübe Licht ist zu schwach. Es scheint, als ob alles in eine sehr dichte Wolke vulkanischer Asche gehüllt wäre.

»Das ist nicht möglich!« schreien die Priester und die Juden. »Man versucht nur, uns zu täuschen, damit wir fortgehen. Soldat, stich ihn mit der Lanze. Das ist eine gute Arznei, um ihm die Stimme wiederzugeben.« Und da die Soldaten es nicht tun, fliegen Steine und Erdschollen auf das Kreuz und treffen den Märtyrer und die Harnische der Römer.

Die Arznei, wie die Juden es ironisch nennen, wirkt das Wunder. Gewiß hat der eine oder andere Stein genau getroffen, vielleicht die Wunde einer Hand oder sogar das Haupt Jesu, denn sie haben nach oben gezielt. Jesus stöhnt mitleiderregend und kommt wieder zum Bewußtsein. Der Oberkörper beginnt erneut mühsam zu atmen, und der Kopf wendet sich von links nach rechts auf der Suche nach einer Position, die weniger schmerzt, doch er findet sie nicht und vermehrt nur die Schmerzen.

Mit großer Mühe stützt Jesus sich noch einmal auf die gequälten Füße – nur in seinem Willen findet er die Kraft dazu, nur darin – richtet sich am Kreuz auf, als wäre er gesund und ganz bei Kräften, erhebt das Antlitz und betrachtet mit weit offenen Augen die Welt zu seinen Füßen, die ferne Stadt, ein kaum sichtbarer weißer Schim-

mer in der Dunkelheit, und den schwarzen Himmel, von dem alles Blau und jede Spur von Licht verschwunden ist. Durch die Kraft seines Willens und in der Not seiner Seele überwindet Jesus das Hindernis des versteiften Kiefers, der verdickten Zunge und der ödematösen Kehle und ruft mit lauter Stimme zu diesem verschlossenen, undurchdringlichen, niedrigen Himmel, der einer riesigen dunklen Schiefertafel gleicht, hinauf: »Eloï, Eloï, lema sabachtani!«

Jesus muß sich sterben und absolut vom Himmel verlassen fühlen, wenn er mit einer solchen Stimme bekennt, daß ihn der Vater verlassen hat.

Das Volk lacht und verspottet ihn. Es schmäht: »Gott weiß mit dir nichts anzufangen. Die Dämonen sind von Gott verflucht.«

Andere rufen: »Nun werden wir sehen, ob Elija, den er ruft, ihn rettet.«

Und wieder andere: »Gebt ihm etwas Essig, damit er gurgeln kann. Das ist gut für die Stimme! Elija oder Gott – denn es ist nicht sicher, wen der Irre ruft – ist weit entfernt. Da braucht es eine starke Stimme, damit man gehört wird«, und sie lachen wie Hyänen oder Dämonen.

Aber kein Soldat gibt Essig, und niemand kommt vom Himmel, um zu trösten. Es ist die einsame, totale, grausame, auch übernatürlich grausame Agonie des großen Opfers.

Die Flut trostlosesten Schmerzes, die ihn schon in Getsemani überwältigt hat, kehrt wieder, und mit ihr die Wogen der Sünden der ganzen Welt, die den unschuldigen Schiffbrüchigen mit ihrer Bitterkeit überfluten. Vor allem kehrt das Gefühl wieder – das ihn mehr kreuzigt als das Kreuz selbst und mehr quält als jede andere Qual – daß Gott ihn verlassen hat und das Gebet nicht zu ihm aufsteigt ...

Es ist die letzte Qual. Die Qual, die den Tod beschleunigt, da sie die letzten Tropfen Blut aus den Poren preßt und die letzten Fasern des Herzens zerreißt und herbeiführt, was durch die erste Erkenntnis dieser Verlassenheit begonnen hat: den Tod. Denn daran ist mein Jesus vor allem gestorben, o Gott, der du ihn unseretwegen geschlagen hast!

Was wird aus dem Menschen, wenn du ihn verläßt, wenn du ihn verlassen hast? Er verliert den Verstand oder er stirbt. Jesus konnte den Verstand nicht verlieren, denn seine Intelligenz war göttlich; und da die Intelligenz geistig ist, siegte sie über das totale Trauma des von Gott Getroffenen. Also starb er: der Tote, der heiligste Tote, der unschuldigste Tote. Tot, er, der das Leben war. Getötet durch das Verlassensein von dir und von unseren Sünden.

Die Dunkelheit wird immer undurchdringlicher. Jerusalem verschwindet gänzlich. Selbst der Kalvarienberg scheint sich aufzulösen. Nur der Gipfel ist zu sehen, als würde ihn die Finsternis tragen, um das einzige und letzte verbleibende Licht zu sammeln und es wie ein Opfer mit seiner göttlichen Siegesbeute auf einen See von flüssigem Onyx zu legen, damit es von der Liebe und vom Haß gesehen werden kann.

Und aus dem Licht, das nicht mehr Licht ist, erklingt die klagende Stimme Jesu: »Mich dürstet!«

Es weht auch wirklich ein Wind, der selbst die Gesunden durstig werden läßt. Ein ständiger Wind, der jetzt stürmisch, voller Staub, kalt und beängstigend ist. Ich denke daran, welchen Schmerz dieser Wind mit seinem heftigen Wehen der Lunge, dem Herzen, dem Rachen und den eiskalten, gequälten verwundeten Gliedern Jesu bereiten muß. Alles hat sich verschworen, den Märtyrer zu quälen.

Ein Soldat geht zu einem Gefäß, in das die Gehilfen des Henkers Essig und Galle getan haben, die mit ihrer Bitterkeit den Speichelfluß der Hingerichteten vermehren sollen. Er nimmt den in die Flüssigkeit getauchten Schwamm, steckt ihn auf ein dünnes, aber steifes Rohr, das schon dafür bereitsteht, und reicht ihn dem Sterbenden. Jesus wendet sich begierig dem Schwamm zu. Er gleicht einem hungrigen Kind, das die Brust der Mutter sucht.

Maria, die es sieht und gewiß ebenso denkt, lehnt sich an Johannes und seufzt: »Oh, und ich kann ihm nicht einmal eine Träne geben ... Oh, meine Brust, warum hast du keine Milch? Oh, mein Gott, warum, warum verläßt du uns so? Ein Wunder für mein Kind! Wer hebt

mich hinauf, damit ich ihn mit meinem Blut tränke, da ich keine Milch habe ... ?«

Jesus, der gierig die scharfe, bittere Flüssigkeit eingesaugt hat, wendet angewidert den Kopf ab. Die Flüssigkeit muß vor allem eine ätzende Wirkung auf die wunden und rissigen Lippen haben. Er zieht sich zurück, sinkt in sich zusammen, gibt auf.

Das ganze Gewicht des Körpers fällt nun vor und auf die Füße. Und die durchbohrten Hände und Füße müssen den furchtbaren Schmerz erleiden, daß unter dem Gewicht des aufgegebenen Körpers ihre Wunden auseinanderklaffen und sich vergrößern. Keine Bewegung mehr, um diesen Schmerz zu lindern. Der Leib ist vom Becken an aufwärts vom Kreuz losgelöst und bleibt so.

Der Kopf hängt so schwer nach vorn, daß der Hals an drei Stellen ausgehöhlt zu sein scheint, an der Kehle und rechts und links des Kopfwender-Muskels. Das Atmen wird immer beschwerlicher und stockt von Zeit zu Zeit. Es ist schon mehr ein unterbrochenes Röcheln als ein Atmen. Ab und zu bringt ein schmerzlicher Hustenanfall einen leicht rosafarbenen Schaum auf die Lippen. Der Abstand zwischen dem Ein- und Ausatmen wird immer länger. Der Unterleib ist schon reglos. Nur die Brust hebt sich noch langsam und mühsam ... Die Lungenlähmung nimmt unaufhaltsam zu.

Immer schwächer, wie eine kindliche Klage, erklingt der Ruf: »Mama!« Und die Arme flüstert: »Ja, mein Kleinod, ich bin hier!« Als sich ihm die Augen trüben, sagt er: »Mama, wo bist du? Ich kann dich nicht mehr sehen. Hast auch du mich verlassen?« Und es sind keine Worte mehr, sondern nur noch ein kaum hörbares Flüstern für den, der mehr mit dem Herzen als mit den Ohren jeden Seufzer des Sterbenden vernimmt. Und Maria antwortet: »Nein, nein, Sohn! Ich verlasse dich nicht! Höre mich, Lieber ... Die Mama ist hier, hier ist sie ... und ihr einziges Leid ist, daß sie nicht dorthin kommen kann, wo du bist ... «

Es ist herzerreißend ... und Johannes weint ganz offen. Jesus muß dieses Weinen hören, aber er sagt nichts. Ich nehme an, daß

der eintretende Tod ihn wie im Delirium reden läßt, so daß er nicht mehr weiß, was er sagt, und nicht mehr den mütterlichen Trost und die Liebe des Lieblingsjüngers empfinden kann.

Longinus hat unbemerkt seine Ruhestellung mit den über der Brust verschränkten Armen und dem etwas vorgestellten Bein – einmal das eine, einmal das andere, um das lange Warten im Stehen etwas zu erleichtern – aufgegeben. Er steht nun stramm, die linke Hand am Schwert, die rechte gerade an der Seite, als ob er an den Stufen des kaiserlichen Thrones stehen würde, und will kein Mitleid zeigen. Aber sein Gesicht verändert sich in dem Bemühen, seine Rührung zu unterdrücken, und in seinen Augen glänzen Tränen, die nur seine eiserne Disziplin zurückhalten kann.

Die anderen, die würfelspielenden Soldaten, haben aufgehört, sind aufgestanden, haben ihre Helme, die ihnen als Würfelbecher gedient haben, wieder aufgesetzt und stehen nun schweigend und in Habachtstellung in einer Gruppe bei den aus dem Tuffstein gehauenen Stufen. Die übrigen sind bereits im Dienst und können ihre Stellung nicht ändern. Sie gleichen Statuen. Doch einer, der am nächsten steht und die Worte Marias hört, murmelt etwas zwischen den Zähnen und schüttelt den Kopf.

Tiefes Schweigen. Dann ganz klar und deutlich in der totalen Finsternis das Wort: »Es ist vollbracht.« Der Sterbende röchelt immer stärker, und der Abstand zwischen einem Röcheln und dem anderen wird immer länger.

Die Zeit verrinnt in diesem angstvollen Rhythmus. Das Leben kehrt zurück, wenn das rauhe Atmen des Sterbenden die Luft erfüllt ... Das Leben schwindet, wenn man diesen schmerzlichen Klang nicht mehr hört.

Man leidet, wenn man ihn hört ... Man leidet, wenn man ihn nicht hört ... Man sagt: »Genug dieser Leiden!« und man sagt: »O Gott, es wird doch nicht der letzte Seufzer sein!«

Die Marien weinen alle, das Haupt an die Erde des Hanges gelehnt. Und man hört ihr Weinen deutlich, denn das ganze Volk

schweigt nun, um das Keuchen des Sterbenden zu vernehmen.

Wieder eine tiefe Stille. Dann, mit unendlicher Sanftmut und wie ein flehentliches Gebet, die Bitte: »Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!«

Und wieder Schweigen. Auch das Röcheln wird leiser. Kaum ein Hauch vom Hals zu den Lippen.

Dann schließlich der letzte Krampf Jesu. Ein furchtbarer Krampf, der den mit den drei Nägeln an das Holz gehefteten Körper losreißen zu wollen scheint, läuft dreimal von den Füßen bis zum Kopf und durch alle die armen, gequälten Nerven, hebt dreimal den Unterleib auf unnatürliche Art und läßt ihn dann wieder sinken; nachdem er ihn aufgebläht hat wie bei einer Verstimmung der Eingeweide, fällt er zurück und sinkt ein, als wäre er leer. Den Oberkörper hebt er, bläht ihn auf und zieht ihn dann wieder so heftig zusammen, daß die Haut zwischen den stark hervortretenden Rippen verschwindet und die Geißelwunden sich erneut öffnen. Das Haupt wird einmal, zweimal, dreimal heftig zurückgeworfen und schlägt hart gegen das Holz. Alle Gesichtsmuskeln verkrampfen sich und ziehen sich zusammen, was noch die Verzerrung des Mundes nach rechts betont. Die Augen sind stark geweitet, und man sieht die Augäpfel kreisen und die Sklera erscheinen. Der ganze Körper spannt sich an, und beim letzten der drei Krämpfe ist er ein gespannter, zitternder, furchtbar anzusehender Bogen. Dann zerreißt ein gewaltiger, für diesen erschöpften Körper unvorstellbarer Schrei die Stille, der »große Schrei«, von dem die Evangelien berichten und der die erste Hälfte des Wortes »Mama« ist ... Und dann nichts mehr ...

Das Haupt fällt wieder auf die Brust, der Körper nach vorn. Das Zittern hört auf, der Atem ebenfalls. Jesus ist verschieden.

Die Welt antwortet auf den Schrei des Getöteten mit einem furchterregenden Getöse. Es scheint, als würden Tausende von Riesenmäulern ein einziges Brüllen ausstoßen. Und über diesem schrecklichen Akkord der ohrenbetäubende Lärm der einzelnen Blitze, die in alle Richtungen über den Himmel und auf die Stadt, den

Tempel und die Menge herniederfahren ... Es müssen Menschen vom Blitz erschlagen worden sein, denn das Volk ist direkt betroffen. Die Blitze sind das einzige sporadische Licht, das mir erlaubt zu sehen.

Und dann plötzlich, während die Entladungen der Blitze noch andauern, wird die Erde von einem zyklonartigen Wirbelsturm geschüttelt. Erdbeben und Sturm verbinden sich zu einer apokalyptischen Strafe für die Gotteslästerer. Der Gipfel des Golgota bebt und wankt wie ein Teller in der Hand eines Irren bei den heftigen kurzen oder auch wellenartigen Stößen, die die drei Kreuze derart schütteln, daß man glaubt, sie müßten umfallen.

Longinus, Johannes und die Soldaten halten sich fest, wo sie können und wie sie können, um nicht umzufallen. Johannes umfängt mit einem Arm das Kreuz und hält mit dem anderen Maria, die sich in ihrem Schmerz und wegen des Schwankens an seine Brust fallen läßt. Die anderen Soldaten, besonders die auf der steil abfallenden Seite, haben sich in die Mitte geflüchtet, um nicht über den Fels hinabzustürzen. Die Räuber schreien vor Schreck, die Menge schreit noch lauter und möchte fliehen, aber sie kann nicht. Einer fällt über den anderen, sie treten sich, stürzen in die Risse des Erdbodens, verletzen sich und rollen den Hang hinunter, wie von Sinnen.

Dreimal wiederholen sich Erdbeben und Sturmwind; dann herrscht die vollkommene Reglosigkeit einer toten Welt. Nur Blitze, auf die jedoch kein Donner folgt, fahren noch über den Himmel und beleuchten die Szene der in alle Richtungen fliehenden Juden. Sie fliehen, raufen sich die Haare, strecken die Hände vor sich aus oder zum Himmel, den sie bis jetzt verachtet haben und nun fürchten. Ein Lichtschimmer durchdringt die Finsternis und läßt mich zusammen mit den lautlosen magnetischen Blitzen erkennen, daß viele am Boden liegen: tot oder bewußtlos, ich weiß es nicht. Ein Haus brennt innerhalb der Mauern, und die Flammen steigen senkrecht auf in der ruhigen Luft und bilden einen feurigroten Punkt in dem grüngrauen Dunst.

Maria hebt das Haupt von der Brust des Johannes und schaut zu ihrem Jesus auf. Sie ruft ihn, denn sie kann bei dem schwachen Licht mit ihren armen Augen voller Tränen nur schlecht sehen. Dreimal ruft sie: »Jesus! Jesus! Jesus!« Es ist das erste Mal, daß sie ihn beim Namen ruft, seit sie auf dem Kalvarienberg ist. Endlich sieht sie ihn im Licht eines Blitzes, der eine Art Krone über dem Gipfel des Golgota bildet. Reglos, ganz nach vorn hängend, mit so tief und zur rechten Seite geneigtem Haupt, daß es mit der Wange die Schulter und mit dem Kinn die Rippen berührt, und sie versteht. Sie streckt die in der dunklen Luft zitternden Arme aus und schreit: »Mein Sohn! Mein Sohn! Mein Sohn!« Dann horcht sie ... Sie hat den Mund geöffnet, als wollte sie auch mit diesem hören, wie sie auch die Augen weit geöffnet hat, um zu sehen, zu sehen ... Sie kann nicht glauben, daß ihr Sohn nicht mehr ist ...

Johannes, der ebenfalls geschaut und gelauscht und verstanden hat, daß alles zu Ende ist, umarmt Maria und versucht, sie wegzuführen mit den Worten: »Er leidet nicht mehr.«

Doch bevor der Apostel den Satz beendet hat, befreit sich Maria, die nun auch verstanden hat, aus seinem Arm, dreht sich um, krümmt sich fast bis zum Boden, schlägt die Hände vor die Augen und schreit: »Ich habe keinen Sohn mehr!«

Dann wankt sie und würde fallen, wenn Johannes sie nicht auffangen und an sein Herz drücken würde. Er setzt sich auf den Boden, um sie besser halten zu können, bis die Marien, die nun nicht mehr von dem oberen Ring der Bewaffneten zurückgehalten werden, den Apostel bei der Mutter ablösen. Denn seit die Juden geflohen sind, stehen die Römer alle zusammen auf dem unteren Platz und machen ihre Kommentare über das Vorgefallene.

Magdalena setzt sich an die Stelle, an der Johannes gesessen ist, und nimmt Maria fast auf den Schoß, hält sie in den Armen an ihrer Brust, küßt das blutleere, an die barmherzige Schulter gelehnte Gesicht. Marta und Susanna befeuchten ihr mit einem in Essig getauchten Schwamm und einem Tuch die Schläfen und die Nasenlöcher,

während die Schwägerin Maria die Hände küßt und sie verzweifelt beim Namen ruft; und als Maria die Augen öffnet und benommen vor Schmerz um sich schaut, sagt sie: »Kind, mein liebes Kind, hör zu ... Sage mir, daß du mich siehst ... Ich bin deine Maria ... Schau mich nicht so an ...!« Und als das erste Schluchzen aus der Kehle Marias dringt und die ersten Tränen fallen, sagt sie, die gute Maria des Alphäus: »Ja, ja, weine nur ... Hier bei mir, wie bei einer Mutter, mein armes, heiliges Kind!« Als sie sagen hört: »Oh, Maria! Maria, hast du gesehen?«, da stöhnt sie: »Ja, ja ... aber ... aber Kind ... Oh, Kind ...!« Sie weiß nichts anderes zu sagen und weint, die alte Maria. Ein trostloses Weinen, in das alle anderen einstimmen, also Marta und Maria, die Mutter des Johannes und Susanna.

Die anderen frommen Frauen sind nicht mehr da. Ich nehme an, daß sie fortgegangen sind, und ebenso die Hirten, als man den Schrei der Frau gehört hat ...

Die Soldaten schwatzen miteinander.

»Hast du die Juden gesehen? Nun haben sie aber Angst bekommen.«

»Sie haben sich an die Brust geschlagen.«

»Die Priester sind am meisten erschrocken.«

»Welch ein Schreck! Ich habe schon andere Erdbeben erlebt, aber so eines noch nie. Sieh nur, der Boden ist voller Risse.«

»Dort ist ein Teil der langen Straße abgerutscht.

»Dort unten liegen Leichen.«

»Laß sie nur. Einige Schlangen weniger!«

»Oh, noch ein Brand! Auf dem Feld ... «

»Aber ist er wirklich tot?«

»Siehst du es denn nicht? Hast du noch Zweifel?«

Josef und Nikodemus kommen hinter dem Felsen hervor. Sicher haben sie sich dorthin in den Schutz des Berges geflüchtet, um sich vor den Blitzen zu retten. Sie gehen zu Longinus: »Wir wollen den Leichnam haben.«

»Nur der Prokonsul kann das erlauben. Geht und beeilt euch,

denn ich habe gehört, daß die Juden zum Prätorium gehen wollten, um das Zerschneiden der Knochen zu fordern. Ich möchte nicht, daß dies geschieht.«

»Woher weißt du das?«

»Eine Meldung des Fähnrichs. Geht. Ich warte.«

Die beiden eilen den steilen Weg hinunter und verschwinden.

Nun begibt sich Longinus zu Johannes und sagt leise etwas zu ihm, was ich nicht verstehe. Dann läßt er sich von einem Soldaten eine Lanze reichen. Er schaut die Frauen an, die sich um Maria bemühen, die langsam wieder zu Kräften kommt. Sie drehen alle dem Kreuz den Rücken zu.

Longinus stellt sich vor das Kreuz, zielt gut und stößt zu. Die breite Lanze dringt tief von unten nach oben und von rechts nach links ein.

Johannes kämpft mit sich zwischen dem Wunsch zu sehen und der Angst zu sehen und wendet einen Augenblick das Gesicht ab.

»Es ist geschehen, Freund«, sagt Longinus und fügt hinzu: »Besser so, wie bei einem Ritter. Und ohne die Gebeine zu zerbrechen . . . Er war wirklich ein Gerechter!«

Aus der Wunde quillt viel Wasser und kaum ein wenig Blut, das schon gerinnt. Quillt, habe ich gesagt. Es rinnt nur langsam aus dem glatten reglosen Schnitt, der sich öffnen und schließen würde, wenn der Atem den Brustkorb noch bewegen würde . . .

Während der tragische Anblick des Kalvarienberges unverändert bleibt, hole ich Josef und Nikodemus ein, die auf einer Abkürzung hinuntersteigen, um rascher ans Ziel zu gelangen.

Sie sind beinahe am Fuß des Berges angekommen, als sie Gamaliël begegnen. Einem ungekämmten Gamaliël, ohne Kopfbedeckung, ohne Mantel, das herrliche Gewand mit Erde beschmutzt und von Dornen zerrissen. Einem Gamaliël, der eilenden Schrittes und keuchend hinaufläuft, die Hände in den schütterten, stark ergrauten Haaren, die ihn als alten Mann kennzeichnen. Sie reden ohne stehen zu bleiben.

»Gamaliël! Du?«

»Du, Josef? Du verläßt ihn?«

»Nein. Aber weshalb bist du hier? Und in diesem Zustand ...?«

»Furchtbares ist geschehen! Ich war im Tempel! Das Zeichen! Der Tempel ist aus den Fugen geraten! Der Vorhang aus Purpur und Hyazinth ist zerrissen! Das Allerheiligste ist enthüllt! Der Fluch ist über uns!« Während er gesprochen hat, ist er weitergelaufen, wie von Sinnen über den Beweis.

Die beiden schauen ihm nach ... Sie schauen sich an und sagen dann gleichzeitig: »„Diese Steine werden bei meinen letzten Worten erbeben.“ Er hatte es ihm versprochen ...!«

Sie beschleunigen ihre Schritte in Richtung zur Stadt.

Über die Felder zwischen dem Berg und den Mauern und noch weiter weg irren in der noch dunstigen Luft Menschen mit verstörten Gesichtern ... Rufe, Klagen, Weinen ... Die einen sagen: »Sein Blut hat Feuer regnen lassen!« Andere: »Zwischen den Blitzen ist Jahwe erschienen und hat den Tempel verflucht!« Wieder andere stöhnen: »Die Gräber! Die Gräber!«

Josef packt einen, der den Kopf an die Mauer schlägt, ruft ihn beim Namen und zieht ihn mit sich, während er in die Stadt hineingeht: »Simon, aber was sagst du da?«

»Laß mich! Auch du bist ein Toter! Alle sind tot! Alle sind herausgekommen! Und alle verfluchen mich!«

»Er ist verrückt geworden«, sagt Nikodemus.

Sie lassen ihn laufen und gehen weiter zum Prätorium.

Die Stadt ist eine Beute des Schreckens. Herumirrende Menschen schlagen sich an die Brust. Andere springen zurück oder wenden sich entsetzt um, wenn sie hinter sich eine Stimme oder einen Schritt hören.

Unter einem der vielen finsternen Bögen läßt die Gestalt des Nikodemus in seinem weißen Wollgewand – denn um rascher gehen zu können, hat er auf dem Golgota den dunklen Mantel abgelegt – einen fliehenden Pharisäer einen Schrecksschrei ausstoßen. Als er

dann erkennt, daß es Nikodemus ist, hängt er sich in einem sonderbaren Gefühlserguß an seinen Hals und schreit: »Verfluche mich nicht! Meine Mutter ist mir erschienen und hat mir gesagt: „Sei verflucht in alle Ewigkeit“.« Dann wirft er sich zu Boden und stöhnt: »Ich habe Angst! Ich habe Angst!«

»Sind sie denn alle verrückt geworden?« sagen die beiden.

Das Prätorium ist erreicht. Erst hier erfahren Josef und Nikodemus den Grund so großen Schreckens, während sie darauf warten, vom Prokonsul empfangen zu werden. Viele Gräber haben sich während des Erdbebens geöffnet, und es gibt einige, die schwören, die Skelette herauskommen gesehen zu haben; einen Augenblick lang haben sie wieder menschliches Aussehen angenommen, die Schuldigen des Gottesmordes angeklagt und sie verflucht.

Ich lasse sie im Atrium des Prätoriums, in das die beiden Freunde Jesu, ohne törichtem Widerwillen und Furcht, sich zu verunreinigen, eintreten, kehre zum Kalvarienberg zurück und hole Gamaliël ein, der nun völlig erschöpft die letzten Meter zum Gipfel hinaufsteigt. Dabei schlägt er sich unablässig an die Brust, und als er den unteren Platz erreicht, wirft er sich in seiner ganzen weißen Länge auf den gelblichen Erdboden und klagt: »Das Zeichen! Das Zeichen! Sage mir, daß du mir verzeihst! Ein Seufzer, nur ein Seufzer, um mir zu sagen, daß du mich hörst und mir verzeihst.«

Ich verstehe, daß Gamaliël glaubt, Jesus sei noch am Leben. Er glaubt es so lange, bis ein Soldat ihn mit der Lanze berührt und sagt: »Steh auf und sei still. Es nützt nichts mehr. Du hättest es dir früher überlegen sollen. Er ist tot. Und ich, ein Heide, sage dir: Dieser, den ihr gekreuzigt habt, war wahrhaft Gottes Sohn!«

»Tot? Tot bist du? Oh!« Gamaliël erhebt das zutiefst erschrockene Antlitz und versucht, im Dämmerlicht den Gipfel zu erkennen. Er sieht wenig, aber genug um zu begreifen, daß Jesus tot ist. Er sieht die fromme Gruppe, die Maria tröstet, den weinenden Johannes links vom Kreuz und rechts Longinus, der gerade und feierlich in respektvoller Haltung dasteht.

Gamaliël richtet sich auf den Knien auf, breitet die Arme aus und weint: »Du bist es gewesen! Du bist es gewesen! Nun kann uns nicht mehr verziehen werden. Wir haben dein Blut über uns herabgerufen. Und es schreit zum Himmel, und der Himmel verflucht uns ... Oh, aber du warst die Barmherzigkeit! ... Ich sage dir, ich, der vernichtete Rabbi von Judäa: „Dein Blut komme über uns, aus Erbarmen.“ Besprengt uns damit! Denn nur dies kann uns Vergebung erlangen ... « Er weint. Dann bekennt er mit leiserer Stimme seine geheime Qual: »Ich habe das verlangte Zeichen ... Aber Jahrhunderte über Jahrhunderte geistiger Blindheit liegen auf meinen inneren Augen, und gegen meinen jetzigen Willen erhebt sich wieder die Stimme meines stolzen Denkens von gestern ... Habe Erbarmen mit mir! Licht der Welt, sende deinen Strahl in die Finsternis, die dich nicht begriffen hat. Ich bin der alte Jude, der immer dem treu geblieben ist, was er für Gerechtigkeit hielt und was in Wirklichkeit Irrtum war. Nun bin ich ein ödes Land, ohne einen der alten Bäume des alten Glaubens, ohne Samen oder Halme des neuen Glaubens. Ich bin eine dürre Wüste. Wirke du das Wunder, und laß eine Blume sprießen, die deinen Namen trägt, in diesem armen Herzen des alten hartnäckigen Israeliten. Durchdringe du, Befreier, diese meine armen Gedanken, die Gefangene der Formeln sind. Jesaja sagt es: „Er bezahlte für die Sünder und nahm die Schuld der vielen auf sich.“ Oh, auch meine, Jesus von Nazaret ... «

Er erhebt sich, betrachtet das Kreuz, das immer klarer erkennbar ist im zunehmenden Licht, und geht dann gebeugt, gealtert, vernichtet weg.

Auf dem Kalvarienberg kehrt das kaum vom Weinen Marias unterbrochene Schweigen wieder.

Die beiden Räuber, erschöpft vor Angst, sprechen nicht mehr.

Josef und Nikodemus kommen eilenden Schrittes zurück und sagen, daß sie von Pilatus die Erlaubnis haben. Aber Longinus, der ihnen nicht ganz traut, schickt einen Soldaten zu Pferd zum Prokonsul, auch um zu erfahren, was er mit den beiden Räufern tun soll.

Der Soldat geht und kehrt bald darauf im Galopp zurück mit dem Befehl, Jesus zu übergeben und den beiden anderen die Gebeine zu zerbrechen, gemäß dem Wunsch der Juden.

Longinus ruft die vier Henkersknechte, die sich feige hinter den Felsen verkrochen haben und immer noch vor Angst über das Vorgefallene zittern, und befiehlt ihnen, die beiden Räuber mit Keulenschlägen zu töten. Dies geschieht ohne Protest bei Dismas, der, als ihn ein Keulenschlag auf das Herz trifft, nachdem man ihm schon die Knie zerschlagen hat, gerade röchelnd den Namen Jesu ausspricht. Der andere Räuber hingegen stößt schreckliche Flüche aus. Ihr Röcheln ist schaurig.

Die vier Henker wollen sich nun auch mit Jesus befassen und ihn vom Kreuz abnehmen. Doch Josef und Nikodemus erlauben es nicht.

Auch Josef legt seinen Mantel ab und fordert Johannes auf, dasselbe zu tun und die Leiter zu halten, während die beiden mit Hebeln und Zangen hinaufsteigen.

Maria erhebt sich zitternd, gestützt von den Frauen, und nähert sich dem Kreuz.

Die Soldaten ziehen ab, da ihre Aufgabe beendet ist. Longinus wendet sich, bevor er den unteren Platz verläßt, noch einmal auf seinem Rappen um und betrachtet Maria und den Gekreuzigten. Dann hört man das sich immer weiter entfernende Klappern der Hufe auf den Steinen und das Klirren der Waffen, die gegen die Harnische schlagen.

Der linke Nagel ist herausgezogen, und der Arm fällt am Körper herunter, der nun halb losgelöst herabhängt. Die beiden bitten Johannes, ebenfalls heraufzusteigen und die Leitern den Frauen zu überlassen.

Johannes steht nun auf der Leiter, wo zuvor Nikodemus war, legt sich den Arm Jesu um den Hals und hält ihn so auf seiner Schulter; mit einem Arm umfaßt er seine Mitte und hält mit der anderen Hand die linke Hand Jesu an den Fingerspitzen, um die furchtbare

klaffende Wunde nicht zu berühren. Als der Nagel an den Füßen entfernt ist, hat Johannes große Mühe, den Leichnam seines Meisters zwischen dem Kreuz und seinem Körper zu halten.

Maria setzt sich schon mit dem Rücken zum Kreuz an seinen Fuß und ist bereit, Jesus in ihrem Schoß zu empfangen.

Doch die Loslösung des rechten Armes ist sehr schwierig. So sehr sich Johannes auch bemüht, hängt der Körper doch sehr weit vor und der Kopf des Nagels bohrt sich in die Hand hinein. Da die beiden Barmherzigen diese nicht noch mehr verwunden wollen, müssen sie sich viel Mühe geben. Endlich gelingt es ihnen, den Nagel mit der Zunge zu fassen und ihn ganz langsam herauszuziehen.

Johannes hält Jesus, dessen Kopf über seine Schulter hängt, immer noch unter den Achseln, während Nikodemus die Schenkel und Josef die Knie umfaßt. So steigen sie vorsichtig die Leiter hinunter.

Unten angelangt wollen sie den Leichnam auf ein Leinentuch legen, das sie auf ihren Mänteln ausgebreitet haben. Doch Maria will ihren Sohn haben. Sie hat ihren Mantel geöffnet und ihn auf einer Seite ausgebreitet, und sie hat auch ihre Knie etwas geöffnet, so daß sie für ihren Jesus eine Wiege bilden.

Während die Jünger sich umdrehen, um ihr den Sohn zu geben, fällt das dornengekrönte Haupt nach hinten und die Arme hängen zur Erde und würden mit den verwundeten Händen am Boden streifen, wenn die mitleidigen frommen Frauen sie nicht halten würden.

Nun liegt er im Schoß der Mutter ... Er gleicht einem großen, müden Kind, das ganz zusammengekauert an der Brust der Mutter ruht. Maria hält ihn in ihrem rechten Arm, den sie um die Schultern des Sohnes gelegt hat, und mit dem linken faßt sie über seinen Leib und hält ihn an der Hüfte. Der Kopf liegt auf der mütterlichen Schulter. Und sie ruft ihn ... sie ruft ihn mit herzerreißender Stimme. Dann löst sie ihn von ihrer Schulter und liebkost ihn mit der Linken. Sie nimmt seine Hände, biegt sie gerade, küßt sie und beweint die Wunden, bevor sie sie über dem toten Schoß kreuzt. Dann liebkost sie die Wangen, besonders dort, wo der blaue Fleck und die

Schwellung ist. Sie küßt die eingesunkenen Augen und den auf der rechten Seite etwas schief gebliebenen und leicht geöffneten Mund. Sie möchte auch sein Haar ordnen, wie sie den blutverkrusteten Bart in Ordnung gebracht hat. Aber dabei stößt sie auf die Dornen. Sie sticht sich, als sie die Krone abnimmt, und will es doch selbst tun mit der einen freien Hand, weist alle ab und sagt: »Nein, nein! Ich! Ich!« Es scheint, als habe sie das zarte Köpfchen eines Neugeborenen vor sich, so sanft geht sie dabei vor. Und als es ihr gelungen ist, diese quälende Krone abzunehmen, neigt sie sich, um alle Kratzer der Dornen mit Küssen zu heilen. Mit zitternder Hand teilt sie das wirre Haar, ordnet es und spricht leise, leise, leise und wischt mit den Fingern die Tränen ab, die auf den armen, kalten, blutigen Körper fallen, und will ihn dann mit ihren Tränen und ihrem Schleier reinigen, der noch die Lenden Jesu bedeckt. Sie zieht ein Ende davon herauf und säubert und trocknet damit die heiligen Glieder. Immer wieder liebkost sie das Antlitz, die Hände, dann die zerschlagenen Knie und beginnt erneut, den Körper zu trocknen, auf den Tränen über Tränen fallen.

Während sie das tut, berührt ihre Hand die Seitenwunde. Die kleine, von dem leichten Linnen bedeckte Hand verschwindet fast ganz in der weiten Öffnung der Wunde. Maria beugt sich vor, um in dem inzwischen eingetretenen Zwielight zu sehen, und sie sieht. Sie sieht die geöffnete Brust und das Herz ihres Sohnes und schreit auf. Es ist, als ob ein Schwert ihr Herz durchbohren würde. Sie schreit, fällt dann vorwärts über ihren Sohn und scheint ebenfalls tot zu sein.

Die anderen eilen ihr zu Hilfe und trösten sie. Sie wollen ihr den göttlichen Toten abnehmen, und da sie klagt: »Wo, wo werde ich dich niederlegen, damit du in Sicherheit bist und an einem Ort, der deiner würdig ist?«, antwortet Josef mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung, die Hand auf die Brust gelegt: »Tröste dich, Frau. Mein Grab ist neu und eines Vornehmen würdig. Ich gebe es ihm. Dieser hier, Nikodemus, der Freund, hat schon die Aromen als seinen Beitrag zum Grab gebracht. Aber ich bitte dich, da es bereits

Abend wird, laß uns handeln ... Es ist Rüsttag. Sei gut, o heilige Frau!«

Auch Johannes und die Frauen bitten sie, und Maria läßt sich ihren Sohn vom Schoß nehmen. Sie erhebt sich mühsam, während man Jesus in das Leinentuch hüllt, und bittet: »Oh, seid vorsichtig!«

Sie heben nun, Nikodemus und Johannes an den Schultern und Josef an den Füßen, den nicht nur in das Linnen gehüllten, sondern auch auf den Mänteln, die als Tragbahre dienen, ruhenden Leichnam auf und begeben sich auf den Weg abwärts.

Von der Schwägerin und Magdalena gestützt und von Marta, Maria des Zebedäus und Susanna, die die Nägel, die Zangen, die Dornenkrone, den Schwamm und das Rohr aufgehoben haben, gefolgt, geht Maria zum Grab hinunter.

Auf dem Kalvarienberg bleiben die drei Kreuze zurück, von denen das mittlere leer ist, während die anderen beiden ihre sterbende Trophäe aus Fleisch und Blut tragen.

»Und nun«, sagt Jesus, »paß gut auf. Ich erspare dir die Beschreibung der Grablegung, die schon letztes Jahr am 19. Februar 1944 gegeben wurde. Ihr sollt daher diese nehmen, und P.M. soll an deren Ende die Klage Marias setzen, die ich am 4. Oktober 1944 gegeben habe. Dann kannst du anfügen, was du danach sehen wirst. Es sind neue Teile der Passion, und sie müssen genau an ihrem Platz eingefügt werden, damit es kein Durcheinander gibt und keine Lücken entstehen.«

671 Das Grab des Josef von Arimathäa • Die furchtbare Seelenqual Marias und die Einbalsamierung des Erlösers

Zu sagen, was ich empfinde, ist unnötig. Es wäre nur eine Beschreibung meines Leidens, das unbedeutend ist in Anbetracht des Leidens, das ich sehe. Ich beschreibe also, ohne etwas über mich selbst zu sagen.

Ich bin bei der Grablegung unseres Herrn anwesend.

Nachdem der kleine Zug den Kalvarienberg hinabgestiegen ist, befindet er sich an seinem Fuß vor dem in den Kalkstein gehauenen Grab des Josef von Arimathäa. Dort hinein gehen die Barmherzigen mit dem Leichnam Jesu.

Ich sehe das Grab so: Es ist eine in den Stein gehauene Stätte am Ende eines blühenden Gemüsegartens. Sie gleicht einer Höhle, aber man erkennt, daß sie von Menschenhand geschaffen wurde. Sie enthält die eigentliche Grabkammer mit ihren Grabnischen, die aber anders sind als bei den Katakomben. Diese hier sind eine Art in den Stein gehauene runde Löcher, ähnlich den Öffnungen eines Bienenstocks – damit man eine ungefähre Vorstellung davon hat. Die leere Höhlung jeder Grabnische sieht aus wie ein schwarzer Fleck auf dem gräulichen Stein. Vor dieser Grabkammer befindet sich etwas wie ein Vorraum und in seiner Mitte der steinerne Tisch für die Einbalsamierung. Auf diesen legt man Jesus in seinem Leinentuch.

Es kommen nun auch Johannes und Maria herein. Sonst niemand, denn der Vorbereitungsraum ist klein, und wenn es mehr Personen wären, könnten sie sich nicht mehr bewegen. Die anderen Frauen stehen an der Tür, das heißt, an der Öffnung, denn es gibt keine eigentliche Tür.

Die beiden Träger wickeln Jesus aus.

Während sie in einer Ecke, auf einer Art Regal, im Schein zweier Fackeln die Binden und die Salben vorbereiten, neigt sich Maria über ihren Sohn und weint. Und wieder trocknet sie ihn mit dem Ende des Schleiers, der noch um die Lenden Jesu gewickelt ist. Diese mütterlichen Tränen sind die einzige Waschung für den Leichnam Jesu, und obgleich sie reichlich fließen, gelingt es mit ihnen nur oberflächlich und teilweise, Staub, Schweiß und Blut von diesem gequälten Körper abzuwaschen.

Maria wird nicht müde, die eiskalten Glieder zu liebkosen. Mit einer noch größeren Zartheit als wenn sie ein Neugeborenes berühren würde, nimmt sie die armen zerrissenen Hände in die ihren, küßt die Finger, streckt sie und versucht, die offenen Wunden zu schließen, wie um dadurch den Schmerz zu lindern. Sie drückt diese Hände, die nicht mehr liebkosen können, an ihre Wangen und seufzt, stöhnt in ihrem übergroßen Schmerz. Sie streckt und legt die armen Beine nebeneinander, um die sich nun, da sie todmüde sind

von ihrem weiten Weg für uns, niemand kümmert. Aber die Füße sind am Kreuz zu sehr verrenkt worden, und besonders der linke ist so flach, als hätte er keine Ferse mehr.

Dann wendet sie sich wieder dem Rumpf zu und liebkost ihn, der so kalt und schon starr ist. Und als sie noch einmal den Einstich der Lanze sieht, der nun, da der Erlöser auf der Steinplatte ausgestreckt ist, wie ein offener Mund gähnt und noch besseren Einblick in den Brustkorb gewährt (man sieht deutlich die Herzspitze zwischen dem Brustbein und dem linken Rippenbogen, und etwa zwei Zentimeter weiter oben ist der Einstich der Lanzenspitze im Pericardium und im Cardium, gut eineinhalb Zentimeter lang, während der äußere an der rechten Seite mindestens sieben lang ist), schreit Maria wieder auf wie auf dem Kalvarienberg. Es ist als würde die Lanze sie durchbohren, so sehr windet sie sich in ihrem Schmerz. Und sie preßt die Hände auf ihr Herz, das durchbohrt ist wie das Herz Jesu. Wie viele Küsse auf diese Wunde, arme Mutter!

Dann wendet sie sich wieder dem Haupt zu und legt es gerade, denn es ist leicht nach hinten und stark nach rechts gedreht. Sie versucht, die Lider zu schließen, die sich immer wieder halb öffnen, und den verkrampften offenen Mund, der auf der rechten Seite ein wenig schief ist. Sie glättet die Haare, die gestern noch so schön und ordentlich waren und nun ein blutgetränktes Gewirr sind. Sie entwirrt die längeren Strähnen, streicht sie glatt über ihren Fingern und rollt sie auf, um ihnen die Form der schönen Haare ihres Sohnes wiederzugeben, die so weich und lockig waren. Sie seufzt und seufzt, denn sie erinnert sich an die Zeit, als er noch ein Kind war . . . Dies ist der Hauptgrund ihres Schmerzes: die Erinnerung an die Kindheit Jesu, an ihre Liebe zu ihm, an ihre Sorge, die schon ein etwas lebhafteres Lüftchen für das göttliche Kind fürchtete, und der Vergleich mit dem, was ihm die Menschen nun angetan haben.

Ihre Klage macht mich krank. Und ihre Geste, als sie stöhnt: »Was haben sie, was haben sie dir getan, mein Sohn?« und, da sie ihn nicht so sehen kann, nackt und steif auf einem Stein, nimmt sie ihn in ihre

Arme, indem sie einen Arm unter seine Schultern schiebt, ihn mit der anderen Hand an ihre Brust drückt und ihn wiegt mit derselben Bewegung wie in der Geburtsgrötte – all das treibt mir die Tränen in die Augen, und ich leide, als ob eine Hand in meinem Herzen wühlen würde.

Die furchtbare Seelenqual Marias.

Die Mutter steht aufrecht am Tisch der Einbalsamierung, liebkost und betrachtet, seufzt und weint. Das zitternde Licht der Fackel beleuchtet ab und zu ihr Antlitz, und ich sehe große Tränen über die bleichen Wangen und das gequälte Gesicht rinnen. Und ich höre die Worte. Alle. Sehr deutlich, obgleich sie nur geflüstert sind; ein wahres Zwiegespräch des mütterlichen Herzens mit der Seele des Sohnes. Ich erhalte die Weisung, sie aufzuschreiben.

»Armer Sohn! Wie viele Wunden! ... Wie sehr hast du gelitten! Schau, was sie dir angetan haben! ... Wie bist du kalt, mein Sohn! Deine Finger sind eisig. Und wie leblos sie sind! Sie scheinen gebrochen zu sein. Niemals, weder im sorglosen Schlaf deiner Kindheit noch im schweren Schlaf des müden Handwerkers habe ich sie je so reglos gesehen ... Und wie kalt sie sind! Arme Hände! Gib sie deiner Mutter, mein Kleinod, heilige Liebe, du meine Liebe! Schau, wie verwundet sie sind! Sieh doch, Johannes, welche Wunde! Oh, ihr Grausamen! Hier, hier, gib deiner Mutter diese verwundete Hand, damit ich sie pflege. Oh, ich werde dir nicht wehtun ... Mit Küssen und Tränen werde ich sie heilen und sie mit meinem Atem und meiner Liebe erwärmen. Schenke mir eine Liebkosung, mein Sohn. Du bist Eis, und ich glühe im Fieber. Dein Eis wird mein Fieber lindern, und mein Fieber wird dein Eis erwärmen. Eine Liebkosung, Sohn! Erst wenige Stunden sind es, daß du mich nicht liebkost, und es scheinen mir Jahrhunderte zu sein. Es gab Monate, da ich deine Liebkosungen vermißte, und sie kamen mir wie Stunden vor, denn ich wartete immer auf dein Kommen; aus jedem Tag machte ich eine Stunde, und aus jeder Stunde eine Minute, um mir zu sagen, daß

du nicht seit einem oder mehreren Monaten fern warst, sondern erst seit wenigen Tagen, seit wenigen Stunden. Warum erscheint mir die Zeit jetzt so lang? Ach, unmenschliche Qual! Warum bist du tot? Sie haben dich mir getötet! Nun bist du nicht mehr auf Erden. Nicht mehr! Überall, wo ich meine Seele hinwende, um die deine zu suchen und sie zu umarmen – denn dich zu finden, zu besitzen, zu fühlen, war ja das Leben meines Fleisches und meines Geistes – wo immer ich dich suche mit der Woge meiner Liebe, ich finde dich nicht mehr, nicht mehr! Von dir bleibt mir nur diese kalte Hülle, diese seelenlose Hülle! O Seele meines Jesus, o Seele meines Christus, o Seele meines Herrn, wo bist du? Warum habt ihr meinem Sohn die Seele geraubt, ihr grausamen Hyänen, die ihr mit Satan im Bunde seid? Warum habt ihr mich nicht mit ihm gekreuzigt? Habt ihr euch vor einem zweiten Verbrechen gefürchtet? (Die Stimme wird immer lauter und herzzerreißender.) Was hätte es schon bedeutet, eine arme Frau zu töten, für euch, die ihr euch nicht gescheut habt, den fleischgewordenen Gott zu töten? Habt ihr kein zweites Verbrechen begangen? Ist es denn nicht noch viel abscheulicher, die arme Mutter eines hingeschlachteten Sohnes überleben zu lassen?«

Die Mutter, die mit der Stimme auch das Haupt erhoben hat, neigt sich nun wieder über das erloschene Antlitz, um leise und nur für ihn zu sprechen: »Wenigstens im Grab, wenigstens hier wären wir zusammen gewesen, so wie wir bei der Agonie am Kreuz zusammen gewesen wären. Und zusammen hätten wir uns auf die Reise ins andere Leben begeben, wären wir dem anderen Leben entgegengegangen. Aber wenn ich dir auf der Reise ins andere Leben nicht folgen kann, so kann ich wenigstens hier auf dich warten.«

Sie richtet sich wieder auf und sagt laut zu den Anwesenden: »Geht alle. Ich bleibe. Schließt mich hier mit ihm ein. Ich warte auf ihn ... Was sagt ihr? Das geht nicht? Warum nicht? Wenn ich tot wäre, läge ich dann nicht auch hier an seiner Seite ausgestreckt, in Erwartung der Einbalsamierung? Ich werde an seiner Seite sein, aber auf den Knien. Ich war auf den Knien, als er zart und rosig in einer

Dezembernacht zu wimmern begann. Ich werde in dieser Nacht der Welt, die keinen Christus mehr hat, hier auf den Knien sein. Oh! Wahre Nacht! Das Licht ist nicht mehr! . . . O eisige Nacht! Die Liebe ist tot! Was sagst du, Nikodemus? Daß ich mich verunreinige? Sein Blut verunreinigt nicht. Ich habe mich auch nicht verunreinigt, als ich ihn empfangen und geboren habe. Ach, wie tratest du hervor, Blüte meines Schoßes, ohne eine Faser zu beschädigen; wie die Blüte einer duftenden Narzisse, die aus dem Herzen der mütterlichen Zwiebel entspringt und erblüht, ohne daß die Umarmung der Erde sie berührt. Jungfräuliches Erblühen, das dem deinen gleicht, o Sohn, aus himmlischer Umarmung entstanden und geboren unter dem strahlenden Glanz des Himmels.«

Nun neigt sich die betrübte Mutter wieder über ihren Sohn, vergißt alles, was nicht er ist, und flüstert leise: »Erinnerst du dich noch, Sohn, jenes herrlichen Glanzes, der alles umgab, als dein Lächeln der Welt geboren wurde? Erinnerst du dich des beseligenden Lichtes, das der Vater vom Himmel sandte, um das Geheimnis deines Erblühens einzuhüllen und dir diese finstere Welt weniger abstoßend erscheinen zu lassen, dir, der du das Licht warst und aus dem Licht des Vaters und des Heiligen Geistes kamst? Und nun? . . . Nun ist es finster und kalt . . . Wie kalt! So kalt! Ich zittere. Mehr als in jener Dezembernacht. Damals erwärmte mir die Freude, dich zu haben, das Herz. Und du hattest zwei, die dich liebten . . . Nun . . . Nun bin ich allein, und auch ich sterbe. Aber ich werde dich für zwei lieben; ich werde dich für jene lieben, die dich so wenig geliebt haben, daß sie dich im Augenblick des Schmerzes verlassen haben; ich werde dich lieben für alle, die dich gehaßt haben; für die ganze Welt werde ich dich lieben, o Sohn. Du wirst das Eis der Welt nicht fühlen. Nein, du wirst es nicht fühlen. Du hast meinen Schoß nicht geöffnet, um geboren zu werden. Aber damit du die Kälte nicht fühlst, bin ich bereit, mich zu öffnen, um dich in die Umarmung meines Schoßes zu verschließen. Erinnerst du dich noch, wie dieser Schoß dich geliebt hat, kleiner lebender Keim? . . . Es ist immer noch derselbe Schoß. Oh,

es ist mein Recht und meine Pflicht als Mutter. Es ist mein Wunsch. Nur die Mutter kann sie haben, kann für den Sohn eine Liebe haben, die so groß ist wie das Universum.«

Sie hat ihre Stimme nach und nach wieder erhoben und sagt nun ganz laut: »Geht. Ich bleibe. Kommt in drei Tagen wieder, dann werden wir zusammen hinausgehen. Oh, die Welt wiedersehen zu können, auf deinen Arm gestützt, mein Sohn! Wie schön wird die Welt sein im Licht deines auferstandenen Lächelns! Die bei dem Schritt ihres Herrn erbebende Welt! Die Welt zitterte, als der Tod dir die Seele entriß und der Geist aus deinem Herzen wich. Aber nun wird sie zittern ... nicht mehr aus Furcht und Schrecken, sondern in einem süßen Schauer, der mir zwar unbekannt ist, den ich aber als Frau erahne: dem Schauer, der eine Jungfrau überläuft, die nach langer Abwesenheit die Schritte des zur Hochzeit eintreffenden Bräutigams vernimmt. Mehr noch: Die Welt wird von einem heiligen Schauer erfaßt werden, wie ich erschüttert wurde bis in die tiefsten Tiefen, als ich den einen und dreieinen Herrn in meinem Innern fühlte und der Wille des Vaters mit dem Feuer der Liebe den Samen schuf, aus dem du hervorgingst, o mein heiliges Kind, mein Geschöpf! Ganz mein! Ganz! Ganz der Mutter gehörend, der Mutter! ... Jedes Kind hat einen Vater und eine Mutter, sogar das uneheliche hat einen Vater und eine Mutter. Du aber hast nur die Mutter gehabt, die für dich das Fleisch aus Rosen und Lilien gebildet hat, diese Stickerei der Adern, blau wie unsere Bäche von Galiläa; diese Lippen, rot wie Granatäpfel; diese Haare, die feiner und blonder sind als das Haar unserer Bergziegen; und diese Augen, zwei kleine Seen des Paradieses. Nein, vielmehr sind sie die Wasser, aus denen der einzige und vierfache Strom des Ortes der Seligkeiten hervorgeht, und er bringt mit sich in seinen vier Armen das Gold, den Onyx, das Bdelliumharz und das Elfenbein, und die Diamanten, die Palmen, die Rosen und unendliche Reichtümer, o Pischon, o Gihon, o Tigris, o Eufrat: du Weg der in Gott jubelnden Engel, du Weg der Könige, die dich anbeten, du Seinsgrund, der – bekannt oder unbekannt – doch der

Lebendige ist und gegenwärtig selbst in den verfinstertsten Herzen! Nur deine Mutter hat dir dies alles gegeben durch ihr „Ja“ ... Aus Harmonien und Liebe habe ich dich gebildet. Aus Reinheit und Gehorsam habe ich dich gebildet, o meine Freude! Was ist dein Herz? Die Flamme meines Herzens, die sich geteilt hat, um als Krone den Kuß Gottes für seine Jungfrau zu umgeben. Dies ist dein Herz. Ach! (Der Schrei ist so herzerreißend, daß Magdalena und Johannes zu Hilfe eilen. Die anderen wagen es nicht und schauen weinend und verschleiert vom Eingang des Raumes aus zu.) Ach, sie haben dir das Herz gebrochen. Deshalb bist du so kalt, und deshalb bin ich so kalt! Du hast in dir nicht mehr die Flamme meines Herzens, und ich kann nicht mehr weiterleben ohne den Widerschein jener Flamme, die mein war und die ich dir gegeben habe, um dir ein Herz zu schaffen. Hierher, hierher, komm hierher an mein Herz! Bevor der Tod mich dahinrafft, will ich dich wärmen, will ich dich wiegen. Ich habe für dich gesungen: „Kein Haus, keine Nahrung, nichts als Schmerz.“ O welch prophetische Worte! Schmerz, Schmerz und wieder Schmerz für dich und für mich! Ich habe für dich gesungen: „Schlafe, schlafe an meinem Herzen.“ Auch jetzt, hier, hier, hier ... «

Und sie setzt sich auf den Rand des Steines und nimmt den Sohn auf ihren Schoß, legt einen seiner Arme um ihre Schultern, lehnt sein Haupt an ihre Brust, neigt das ihre auf seines, drückt ihn fest an sich und wiegt und küßt ihn, erschüttert und erschütternd!

Nikodemus und Josef kommen näher und legen auf eine Art Sitz auf der anderen Seite des Steines Gefäße und Binden, das reine Grabtuch und, wie mir scheint, ein Becken mit Wasser und etwas wie Wattebäusche.

Maria schaut auf und fragt laut: »Was tut ihr da? Was wollt ihr? Ihn vorbereiten? Wozu? Laßt ihn im Schoß seiner Mutter. Wenn es mir gelingt, ihn zu wärmen, wird er früher auferstehen. Wenn es mir gelingt, den Vater zu trösten und ihn zu trösten über den gottesmörderischen Haß, wird der Vater eher verzeihen und er eher zurückkehren.«

Die Schmerzenreiche ist völlig außer sich.

»Nein, ich gebe ihn euch nicht. Ich habe ihn einmal gegeben, einmal habe ich ihn der Welt gegeben, und die Welt hat ihn nicht gewollt. Sie hat ihn getötet, weil sie ihn nicht wollte. Nun gebe ich ihn nicht mehr her. Was sagt ihr? Daß ihr ihn liebt? Schön. Aber warum habt ihr ihn dann nicht verteidigt? Ihr habt gewartet, um zu sagen, daß ihr ihn liebt, bis es soweit war, daß er euch nicht mehr hören konnte. Eine arme Liebe ist die eure! Aber wenn ihr die Welt schon so sehr gefürchtet habt, daß ihr nicht den Mut hattet, einen Unschuldigen zu verteidigen, hättet ihr ihn wenigstens mir zurückgeben müssen, mir, der Mutter, damit sie ihr Kind verteidigt. Sie wußte, wer er war und was ihm gebührte. Ihr! . . . Ihr habt ihn als Meister gehabt, aber ihr habt nichts gelernt. Ist dies vielleicht nicht wahr? Lüge ich etwa? Seid ihr euch nicht im klaren, daß ihr nicht an seine Auferstehung glaubt? Oder glaubt ihr daran? Nein. Warum steht ihr da und bereitet die Binden und die Salben vor? Weil ihr ihn für einen armen Toten haltet, der heute kalt ist und morgen verwesen wird. Und deshalb wollt ihr ihn einbalsamieren. Laßt eure Salben. Kommt und betet den Erlöser an mit dem reinen Herzen der Hirten von Betlehem. Seht her, es ist nur der Schlaf des Müden, der sich ausruht. Wie sehr hat er sich in seinem Leben gemüht! Immer mehr Mühen hat er auf sich genommen! Und in diesen letzten Stunden erst! . . . Nun ruht er sich aus. Für mich, für seine Mutter ist er nichts als ein großes, müdes Kind, das schläft. Das Bett und der Raum sind armselig! Aber auch sein erstes Bett war nicht schöner und seine erste Wohnung nicht freundlicher. Die Hirten beteten den Erlöser an in seinem Schlaf als kleines Kind. Ihr sollt den Erlöser anbeten in seinem Schlaf als Sieger über Satan. Und dann geht hin, wie die Hirten, und verkündet der Welt: „Ehre sei Gott! Die Sünde ist tot! Satan ist besiegt! Frieden auf Erden und im Himmel zwischen Gott und dem Menschen!“ Bereitet die Wege für seine Rückkehr. Ich sende euch aus. Ich, die die Mutterschaft zur Priesterin des Ritus macht. Geht. Ich habe gesagt, daß ich nicht will. Ich

habe ihn mit meinen Tränen gewaschen. Das genügt. Alles übrige ist nicht nötig. Und laßt euch nicht einfallen, ihn einzuwickeln. Es wird einfacher für ihn sein, aufzuerstehen, wenn ihn diese unnötigen Begräbnisbinden nicht behindern. Warum siehst du mich so an, Josef? Und du, Nikodemus? Haben die Schrecken dieses Tages euren Verstand verdunkelt? Oder euch das Gedächtnis genommen? Erinnerst ihr euch nicht mehr „Diesem bösen, ehebrecherischen Geschlecht, das ein Zeichen fordert, wird nur das Zeichen des Jona gegeben werden . . . So wird der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Schoß der Erde sein?“ Erinnerst ihr euch nicht? „Der Menschensohn wird den Menschen überliefert und getötet werden, aber am dritten Tage wird er auferstehen.“ Erinnerst ihr euch nicht? „Zerstört diesen Tempel des wahren Gottes, und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufrichten.“ Der Tempel war sein Leib, o Menschen. Du schüttelst das Haupt? Du bedauerst mich? Du glaubst, daß ich den Verstand verloren habe? Aber . . . Er, der die Toten erweckt hat, soll sich selbst nicht erwecken können? Johannes?«

»Mutter!«

»Ja, nenne mich Mutter! Ich kann nicht leben bei dem Gedanken, daß niemand mehr mich so nennen wird! Johannes, du bist dabei gewesen, als er die Tochter des Jäirus und den Jüngling von Nain erweckt hat. Sie waren beide tot, nicht wahr? Oder war es etwa nur ein tiefer Schlaf? Antworte!«

»Sie waren tot. Das Mädchen seit zwei Stunden, und der Jüngling seit eineinhalb Tagen.«

»Und sie sind auf seinen Befehl hin auferstanden?«

»Ja, sie sind auf seinen Befehl hin auferstanden.«

»Habt ihr gehört? Ihr beiden, habt ihr gehört? Warum schüttelt ihr den Kopf? Wollt ihr vielleicht sagen, daß das Leben in einen jungen, unschuldigen Menschen leichter zurückkehrt? Aber mein Kind ist der Unschuldige und ewig Junge. Er ist Gott, mein Sohn . . .!«

Die Mutter schaut mit schmerz erfüllten und fiebrigen Augen die beiden Männer an, die betrübt, aber unbeirrbar die nunmehr mit

Aromen getränkten Rollen der Bandagen zurechtlegen. Maria macht zwei Schritte. Sie hat ihren Sohn auf den Stein zurückgelegt mit der Sorgfalt, mit der man ein Neugeborenes in die Wiege legt. Nun geht sie zwei Schritte, neigt sich am Fußende des Totenbettes, wo Magdalena auf den Knien weint, faßt sie an den Schultern, schüttelt sie und ruft: »Maria, antworte! Diese beiden hier glauben, daß Jesus nicht auferstehen kann, weil er ein Mensch und an seinen Wunden gestorben ist. Aber ist denn dein Bruder nicht älter als er?«

»Ja.«

»Und war nicht sein ganzer Leib von Wunden bedeckt?«

»Ja.«

»War er nicht schon verwest, bevor er ins Grab gelegt wurde?«

»Ja.«

»Und ist er nicht nach vier Tagen der Atemlosigkeit und der Verwesung auferstanden?«

»Ja.«

»Also?«

Es folgt ein langes, bedrückendes Schweigen. Dann ein unmenschlicher Schrei. Maria wankt und führt eine Hand zum Herzen. Man will sie stützen, doch Maria weist alle zurück. Es sieht aus, als würde sie die Barmherzigen abweisen. In Wirklichkeit aber weist sie den von sich, den nur sie allein sieht. Und sie schreit: »Zurück! Zurück, du Grausamer! Nicht diese Rache! Schweige! Ich will dich nicht hören! Schweige! Ach, er trifft mich mitten ins Herz!«

»Wer, Mutter?«

»O Johannes! Satan ist es. Satan, der sagt: „Er wird nicht auferstehen. Kein Prophet hat es gesagt.“ O allmächtiger Gott! Helft mir alle, ihr seligen Geister und ihr guten Menschen! Ich verliere den Verstand! Ich kann mich an nichts mehr erinnern. Was sagen die Propheten? Was steht in den Psalmen? Oh, wer wiederholt mir die Stellen, die von meinem Jesus handeln?«

Und Maria Magdalena spricht mit ihrer vollen, schönen Stimme den Psalm Davids über das Leiden des Messias.

Die Mutter weint, von Johannes gestützt, noch stärker, und ihre Tränen fallen auf den toten Sohn, der ganz naß davon ist. Maria sieht es, trocknet ihn ab und sagt mit leiser Stimme: »So viele Tränen! Und als du so durstig warst, konnte ich dir keine einzige geben. Nun ... wasche ich dich damit. Du gleichst einem von schwerem Tau bedeckten Strauch. Laß dich von deiner Mutter abtrocknen. Du hast schon so viel Bitterkeit verkostet! Auf deine Lippen sollen nicht auch die Bitterkeit und das Salz der mütterlichen Tränen fallen ...!«

Dann ruft sie laut: »Maria, David sagt es nicht ... Kennst du Jesaja? Wiederhole mir seine Worte ... «

Magdalena sagt den Abschnitt über die Passion auf und endet mit einem Schluchzen: »... er gab sein Leben in den Tod dahin und ward unter die Übeltäter gezählt. Er, der die Schuld der Welt trug und für die Sünder eintrat.«

»Oh, schweige! Nicht Tod! Nicht dem Tod dahingegeben! Nein! Nein! Oh, euer Unglaube verbündet sich mit der Versuchung durch Satan und will mir Zweifel ins Herz streuen! Sollte ich dir nicht glauben, o Sohn? Deinem heiligen Wort nicht glauben? Oh, sage es meiner Seele! Sprich! Von den fernen Ufern, zu denen du gegangen bist, um die auf dein Kommen Wartenden zu erlösen, sende die Stimme deiner Seele meiner sehnsüchtig wartenden Seele; sie ist hier, weit offen, um deine Stimme zu vernehmen. Sage deiner Mutter, daß du zurückkommst. Sage: „Am dritten Tag werde ich auferstehen.“ Ich bitte dich, Sohn und Gott! Hilf mir, meinen Glauben zu bewahren. Satan versucht, ihn zu erschüttern und zu erwürgen. Satan hat mit seinem Schlangenmaul abgelassen vom Fleisch des Menschen, da du ihm diese Beute entrissen hast, und schlägt nun seine giftigen Fangzähne in mein Herz, lähmt seinen Schlag und seine Kraft, nimmt ihm seine Wärme. Gott! Gott! Gott! Laß nicht zu, daß ich dir mißtraue. Laß nicht zu, daß der Zweifel mich erstarren läßt. Gewähre Satan nicht die Freiheit, mich in die Verzweiflung zu treiben. Sohn! Sohn! Lege mir deine Hand aufs Herz. Sie wird Satan vertreiben. Lege sie mir aufs Haupt. Sie wird mir das Licht zurückbringen.

Heilige mit einem Kuß meine Lippen, damit sie stark werden und sagen: „Ich glaube“, auch gegen eine ganze Welt, die nicht glaubt. Oh, welch ein Schmerz ist es, nicht zu glauben! Vater! Denen, die nicht glauben, muß man viel verzeihen. Denn wenn man nicht mehr glaubt ... wenn man nicht mehr glaubt ... ist man allen Schrecknissen ausgesetzt. Ich sage es dir ... ich, die ich diese Qual am eigenen Leib erfahre. Vater, habe Mitleid mit den Glaubenslosen. Gib ihnen, heiliger Vater, gib ihnen für diese dargebrachte Hostie und für mich, die Hostie, die noch dargebracht wird, gib deinen Glauben den Ungläubigen.«

Ein langes Schweigen.

Dann geben Nikodemus und Josef, Johannes und Magdalena ein Zeichen.

»Komm, Mutter.« Magdalena hat das Wort ergriffen und versucht, Maria von ihrem Sohn wegzuführen, die Finger Jesu aus denen der Mutter zu lösen, die sie immer noch küßt und weint.

Die Mutter richtet sich feierlich auf. Ein letztes Mal streckt sie die armen, blutleeren Finger aus und legt die leblose Hand in die Seite des Leichnams. Dann läßt sie die Arme sinken, steht sehr gerade und mit leicht zurückgeneigtem Haupt und betet und opfert. Man hört kein Wort. Aber ihr ganzes Aussehen läßt erkennen, daß sie betet. Sie ist wahrlich die Priesterin am Altar, die Priesterin im Augenblick der Opferung. »Offerimus praeclarae majestati tuae de tuis donis, ac datis, hostiam puram, hostiam sanctam, hostiam immaculatam ... «

Dann wendet sie sich um: »Fangt also an. Aber er wird auferstehen. Es ist unnütz, daß ihr meinem Verstand mißtraut und taub seid für die Wahrheit, die er euch gesagt hat. Vergebens versucht Satan, meinen Glauben zu trüben. Um die Welt zu erlösen, ist auch die meinem Herzen vom besiegten Satan zugefügte Qual nötig. Ich ertrage sie und opfere sie für die zukünftigen Menschen auf. Leb wohl, Sohn! Leb wohl, mein Geschöpf! Leb wohl, mein Kind! Leb wohl ... Leb wohl ... Heiliger ... Guter ... Geliebtester und Liebenswertester

ster ... Schönheit ... Freude ... Quelle des Heils ... Leb wohl ...
Auf deine Augen ... auf deine Lippen ... auf dein goldenes Haar ...
auf deine erkalteten Glieder ... auf dein durchbohrtes Herz ... oh,
auf dein durchbohrtes Herz ... meinen Kuß ... meinen Kuß ... mei-
nen Kuß ... Leb wohl ... Leb wohl! ... Herr! Erbarme dich meiner!«

Jesus sagt:

»Und diese Qual hat in periodischen Anfällen bis zum Sonntagmorgen fortgedauert. Für mich gab es bei der Passion eine einzige Versuchung. Die Mutter hingegen, die Frau, mußte für die Frau, die an allem Bösen schuldig war, immer wieder büßen. Und Satan hat sich auf die Siegerin mit hundertfacher Grausamkeit gestürzt. Maria hatte ihn besiegt. Deshalb wartete auf Maria die schrecklichste Versuchung. Die Versuchung des Fleisches der Mutter. Die Versuchung des Herzens der Mutter. Die Versuchung des Geistes der Mutter. Die Welt glaubt, die Erlösung sei bei meinem letzten Atemzug vollendet gewesen. Nein. Die Mutter hat sie vollendet durch die Hinzufügung ihrer dreifachen Qual, um von der dreifachen Begierlichkeit zu erlösen. Drei Tage hat sie Satan bekämpft, der sie dazu bringen wollte, mein Wort zu verleugnen und nicht an meine Auferstehung zu glauben. Maria war die einzige, die weiterhin geglaubt hat. Sie ist groß und heilig auch dieses Glaubens wegen.

Nun hast du auch dies kennengelernt. Die Qual, die das Gegenstück zur Qual meines Getsemani ist. Die Welt wird diese Seite nicht verstehen; doch jene, „die in der Welt sind, aber nicht von der Welt“, werden sie verstehen und ihre Liebe zur Schmerzensmutter wird dadurch wachsen. Dazu habe ich sie gegeben. Geh in Frieden mit unserem Segen.«

Die beiden Männer sind nun fertig mit der Vorbereitung der Binden. Sie treten an den steinernen Tisch und nehmen das Lendentuch Jesu ab. In großer Eile wischen sie die überall tropfenden Glieder ab, wie mir scheint mit einem Schwamm oder einem Leinenbausch. Dann bestreichen sie den ganzen Körper mit Salben. Sie begraben ihn geradezu unter einer dicken Schicht Salbe. Zuvor noch haben sie ihn hochgehoben und auch den steinernen Tisch gereinigt und das Grabtuch darüberbreitet, von dem mehr als die Hälfte am Kopfende hinunterhängt. Sie legen ihn auf den Bauch und salben den ganzen Rücken, die Schenkel, die Beine, die ganze Rückseite. Dann drehen sie ihn vorsichtig um und achten darauf, daß der duftende

Balsam nicht abgewischt wird, und salben nun auch die Vorderseite. Zuerst den Rumpf, dann die Glieder. Sie beginnen an den Füßen und enden mit den Händen, die sie über dem Unterleib zusammenlegen. Die Salbenmischung muß klebrig wie Leim sein, denn ich sehe, daß die Hände an ihrem Platz bleiben, während sie vorher durch das Gewicht des toten Fleisches immer hinuntergerutscht sind. Die Füße nicht. Sie bleiben an ihrem Platz, der eine etwas gerader, der andere leicht gestreckt. Zum Schluß kommt das Haupt. Nachdem sie es sorgfältig gesalbt haben, so daß die Züge unter der Salbenschicht verschwinden, binden sie das Kinn auf, um den Mund geschlossen zu halten.

Maria stöhnt lauter. Dann heben sie das herunterhängende Stück des Grabtuchs auf und schlagen es über Jesus. Er verschwindet unter dem dicken Grableinen, ist nur noch eine stoffbedeckte Form.

Josef gibt acht, daß alles richtig an seinem Platz ist, breitet noch ein Schweiß Tuch über das Gesicht und weitere Tücher – kurze und lange rechteckige Streifen – von rechts nach links über den Körper, die das Grabtuch eng anliegend um den Leichnam festhalten sollen. Es ist nicht die typische Bandagierung, die man von den Mumien kennt, und nicht einmal die, die ich bei der Auferstehung des Lazarus gesehen habe. Es ist nur ein Ansatz von Bandagierung.

Jesus ist nicht mehr. Auch die Gestalt löst sich auf unter den Leinentüchern. Sie gleicht einem langen Haufen weißer Tücher, schmaler an den beiden Enden und in der Mitte etwas breiter, auf dem grauen Stein. Maria weint lauter.

672 Die Rückkehr zum Abendmahlsaal

Josef von Arimathäa löscht eine der Fackeln, wirft noch einen prüfenden Blick um sich und begibt sich dann zur Öffnung des Grabes, wobei er die andere Fackel in die Höhe hält.

Maria neigt sich noch einmal, um den Sohn durch seine Bandagen hindurch zu küssen. Und sie will dabei ihren Schmerz beherrschen,

eine respektvolle Haltung bewahren vor dem Leichnam, der schon einbalsamiert ist und ihr nicht mehr gehört. Doch als sie sich dem verhüllten Gesicht nähert, kann sie sich nicht mehr beherrschen und wird von einer neuen Krise der Verzweiflung überwältigt.

Nur mit Mühe gelingt es, sie aufzuheben, und mit noch größerer Mühe führen sie sie fort vom Totenbett. Sie bringen die durcheinandergeratene Tücher wieder in Ordnung und müssen die arme Mutter mehr forttragen als stützen, während sie zurückblickt, um ihren Jesus zu sehen, noch einmal zu sehen, der dort im Dunkel des Grabes allein zurückbleibt.

Im Abendschein verlassen sie den stillen Garten. Das schwache Tageslicht, das nach der Tragödie von Golgota wiedergekehrt ist, weicht nun der einbrechenden Nacht. Und hier, unter dem dichten Geäst – das noch keine Blätter und gerade erst die noch nicht erblühten rosaroten und weißen Apfelknospen trägt, die sich in diesem Garten des Josef so seltsam verspätet haben, während sie anderswo längst in voller Blüte stehen oder sogar schon befruchtet und zu winzigen Äpfelchen geworden sind – hier ist es noch dunkler als draußen.

Der schwere Stein wird vor das Grab gewälzt. Lange Zweige eines zerzausten Rosenbusches hängen von der Höhe der Höhle auf den Boden und scheinen an die steinerne Pforte zu klopfen und zu sagen: »Warum verschließt du dich vor einer Mutter, die weint?« Und auch sie scheinen blutige Tränen zu weinen mit ihren roten, abfallenden Blütenblättchen, mit ihren Blüten, die sich über den dunklen Stein legen, mit ihren verschlossenen Knospen, die an das unerbittliche Tor pochen. Doch bald benetzen andere Tränen und anderes Blut dieses Tor des Todes.

Maria, die Johannes bisher gestützt und deren Schluchzen sich ziemlich beruhigt hat, macht sich von dem Apostel los und wirft sich mit einem Schrei, der, glaube ich, sogar die Gewächse in ihrem Innersten erzittern läßt, auf die Tür, hängt sich an einen Vorsprung und will sie zur Seite schieben. Sie reibt sich die Finger wund und

zerbricht sich die Nägel, ohne etwas zu erreichen, und stemmt sogar den Kopf gegen den rauhen Vorsprung. Und ihr Stöhnen erinnert an das Brüllen einer Löwin, die sich vor der Falle, in der ihre Jungen gefangen sind, in ihrer mitleidigen, wilden Mutterliebe verzehrt.

Sie hat nichts mehr von der sanftmütigen Jungfrau von Nazaret, von der geduldigen Frau, als die man sie bisher kannte. Sie ist die Mutter. Ganz einfach die Mutter, die mit allen Fasern und Nerven des Fleisches und der Liebe an ihrem Geschöpf hängt. Sie ist die wahre »Besitzerin« dieses Fleisches, das sie geboren hat, die einzige Besitzerin nach Gott, und sie duldet nicht, daß man sie dieses Eigentums beraubt. Sie ist die »Königin«, die ihre Krone verteidigt: den Sohn, den Sohn, den Sohn.

Alle Auflehnung und aller Widerstand, die jede andere Frau in dreiunddreißig Jahren gegen die Ungerechtigkeit der Welt gegenüber ihrem Kind gezeigt hätte, alle heilige und erlaubte Wildheit, mit der sich jede andere Mutter während dieser letzten Stunden gegen die Mörder ihres Sohnes gewandt hätte, um sie mit Händen und Zähnen zu verletzen und zu töten, all das, was sie aus Liebe zum Menschengeschlecht immer bezähmt hat, rührt sich nun in ihrem Herzen und kocht in ihrem Blut. Aber selbst in diesem Schmerz, der sie fast den Verstand verlieren läßt, verwünscht sie nicht und lehnt sich nicht auf, sondern fleht nur den Stein an, sich zu öffnen und ihr den Weg freizugeben; denn ihr Platz ist dort drinnen, wo er ist. Sie bittet nur die Menschen, die unbarmherzig in ihrer Barmherzigkeit sind, ihr zu gehorchen und zu öffnen.

Nachdem sie sich Lippen und Hände an dem unnachgiebigen Stein verletzt und blutig geschlagen hat, wendet sie sich um, lehnt sich mit ausgebreiteten Armen an, hält dabei die beiden Ränder des Steines fest und befiehlt mit der furchterregenden Würde der Mater Dolorosa: »Öffnet! Ihr wollt nicht? Gut, dann bleibe ich hier. Nicht drinnen? Hier draußen also. Hier ist mein Brot und mein Lager. Hier ist meine Bleibe. Ich habe kein anderes Haus mehr und kein anderes Ziel. Geht nur. Geht zurück in die Welt, die ein Abscheu ist. Ich

bleibe hier, wo es keine Begierde und keinen Blutgeruch gibt.«

»Du kannst nicht, Frau!«

»Du kannst nicht, Mutter!«

»Du kannst nicht, Maria, Liebe!«

Sie versuchen, ihre Hände vom Fels zu lösen und sind verängstigt durch diese Augen, deren Blitzen, das sie hart, beherrschend, gläsern und phosphoreszierend macht, sie noch nicht kennen.

Die Sanftmütigen sind nicht herrschsüchtig, und die Demütigen können nicht im Hochmut verharren ... Und bei Maria legt sich die Heftigkeit des Wollens und das Befehlende sofort. Sie bekommt wieder den sanften Blick der gequälten Taube, verliert den gebietenden Ausdruck, beugt sich wieder flehend vor und bittet mit gefalteten Händen: »Oh, laßt mich doch! Um eurer Toten willen, um deretwillen, die ihr unter den Lebenden liebt, habt Erbarmen mit einer armen Mutter! ... Hört ... hört mein Herz. Es braucht Frieden, damit dieses grausame Klopfen aufhört. Dort oben, auf dem Kalvarienberg, hat es begonnen, so zu klopfen. Der Hammer ging bumm, bumm, bumm ... und jeder Schlag verletzte mein Kind ... und drang mir ins Hirn und ins Herz ... Und mein Kopf ist voll von diesen Schlägen, und das Herz schlägt rasch, wie der Hammer auf die Hände und auf die Füße meines Jesus, meines kleinen Jesus ... Mein Kind! Mein Kind ...!«

Der ganze Schmerz kehrt wieder, nachdem er sich bei dem Gebet zum Vater am Tisch der Einbalsamierung beruhigt zu haben schien. Alle weinen.

»Ich kann keine Schreie und keine Schläge mehr hören. Und die Welt ist voller Stimmen und Geräusche. Jede Stimme ist für mich „der große Schrei“, der mir das Blut in den Adern gerinnen ließ, und jedes Geräusch ist für mich wie ein Hammerschlag auf den Nagel. Ich kann keine Menschengesichter mehr sehen. Und die Welt ist voller Gesichter ... Seit fast zwölf Stunden sehe ich nur Mördergesichter ... Judas ... die Henker ... die Priester ... die Juden ... Alle, alle Mörder! ... Weg! Weg! Ich will niemanden mehr sehen ...

In jedem Menschen steckt ein Wolf und eine Schlange. Ich empfinde Angst und Abscheu vor den Menschen ... Laßt mich hier, unter diesen ruhigen Bäumen, auf diesem blühenden Rasen ... Bald werden die Sterne erscheinen ... Sie sind immer seine Freunde und meine Freunde gewesen ... Gestern abend haben sie uns Gesellschaft geleistet in unserer einsamen Todesangst ... Sie wissen so viele Dinge ... Sie kommen von Gott! ... Oh! Gott! Gott!« Sie weint und kniet nieder. »Frieden, mein Gott. Ich habe nur noch dich!«

»Komm, Kind. Gott wird dir Frieden schenken. Aber komm. Morgen ist der Paschasabbat. Wir können nicht herkommen und dir Speisen bringen.«

»Nichts! Nichts! Ich will keine Speisen! Ich will meinen Sohn! Ich nähre mich von meinem Schmerz und stille meinen Durst mit den Tränen ... Da ... Hört ihr, wie das Käuzchen klagt? Es weint mit mir, und bald werden auch die Nachtigallen klagen. Und morgen bei Sonnenaufgang werden die Lerchen und die Schwarzköpfchen klagen und alle Vögel, die er liebgehabt hat; und die Turteltauben werden mit mir an diesen Fels klopfen und sagen: „Steh auf, mein Geliebter, und komm! Mein Geliebter, der du ruhst in felsigen Klüften, im Versteck am Felsensteig, laß mich dein Antlitz sehen, laß mich deine Stimme hören.“ Ach, was sage ich! Auch sie, auch sie, die tückischen Mörder, haben ihm die Worte des Hohenliedes zugerufen! Ja, kommt, ihr Töchter Jerusalems, und schaut den König mit der Krone, mit der sein Vaterland ihn krönte am Tag seiner Hochzeit mit dem Tod, am Tag seines Sieges als Erlöser!«

»Schau, Maria! Die Tempelwachen kommen. Komm, damit sie dich nicht schmähen.«

»Die Tempelwachen? Mich schmähen? Nein, sie sind feige. Feige sind sie. Und wenn ich, furchtbar in meinem Schmerz, auf sie zugehen würde, dann würden sie fliehen wie Satan vor Gott. Aber ich vergesse nicht, daß ich Maria bin ... und ich werde mich nicht an ihnen rächen, wie es mein Recht wäre. Ich werde gut sein ... Sie werden mich nicht einmal sehen. Und wenn sie mich sehen und mich

fragen: „Was willst du hier?“, dann werde ich antworten: „Das Almosen, die balsamgetränkte Luft atmen zu dürfen, die aus diesem Spalt dringt.“ Ich werde sagen: „Im Namen eurer Mutter.“ Alle haben eine Mutter ... Auch der reuige Schächer hat es gesagt ... «

»Aber diese sind schlimmer als Räuber. Sie werden dich beschimpfen.«

»Oh, gibt es denn eine Schmähung, die ich noch nicht kenne nach den heutigen?«

Es ist Magdalena, die einen Grund findet, der überzeugend genug ist, die Schmerzenreiche zum Gehorsam zu bewegen. »Du bist gut, heilig bist du, und glaube es nur, du bist auch stark. Aber wir, was sind wir? ... Du siehst es! Die meisten sind weggelaufen. Die Übriggebliebenen fürchten sich. Der Zweifel, der schon in uns wühlt, würde uns aufgeben lassen. Du bist die Mutter. Du hast nicht nur Rechte und Pflichten deinem Sohn gegenüber, sondern auch Pflichten und Rechte gegenüber dem Eigentum deines Sohnes. Du mußt mit uns zurückkehren, unter uns zurückkehren, um uns zu sammeln, uns Gewißheit zu geben, um uns deinen Glauben einzuflößen. Du selbst hast doch gesagt, nach deinem gerechten Tadel unserer Furchtsamkeit und unseres mangelnden Glaubens: „Es wird einfacher für ihn sein aufzuerstehen, wenn ihn diese unnötigen Binden nicht behindern.“ Ich sage dir: Wenn es uns gelingt, uns im Glauben an seine Auferstehung zu vereinen, wird er um so rascher auferstehen. Wir würden ihn durch unsere Liebe erwecken ... Mutter, Mutter meines Erlösers, komm mit uns. Komm mit uns, du, die Geliebte Gottes, um uns diese deine Liebe zu schenken. Willst du vielleicht, daß die arme Maria Magdalena erneut verlorengelht, nachdem er sie in seiner großen Barmherzigkeit gerettet hat?«

»Nein, er würde mich tadeln. Du hast recht. Ich muß zurückkehren ... die Apostel suchen ... die Jünger ... die Verwandten ... alle ... sagen ... ihnen sagen: „Glaubt ... Er verzeiht euch ...“ Wem habe ich dies schon gesagt? ... Ach! Dem Iskariot ... Man muß ... ja, man muß auch ihn suchen ... denn er ist der größte Sünder ... «

Maria läßt das Haupt auf die Brust sinken, zitternd vor Abscheu, und sagt dann: »Johannes, du wirst ihn suchen. Und wirst ihn zu mir bringen. Du mußt es tun. Und ich muß es tun. Vater, auch dies soll geschehen, damit die Menschheit erlöst werde. Gehen wir.«

Sie steht auf. Alle verlassen den halbdunklen Garten. Die Wachen sehen sie hinausgehen, sagen aber kein Wort.

Die staubige und durch die Füße, Steine und Knüttel der Volksmengen aufgewühlte Straße macht einen Bogen um den Kalvarienberg und führt zur Hauptstraße, die parallel zur Stadtmauer verläuft. Hier sind die Spuren des Vorgefallenen noch deutlicher. Zweimal schreit Maria auf und bückt sich, um bei dem schwachen Licht den Boden genauer zu betrachten, denn sie meint, Blut zu sehen, und glaubt, daß es von ihrem Jesus stammen könnte. Aber es sind nur Fetzen von zerrissenen Stoffen, die bei dem Durcheinander der Flucht dort liegengeblieben sind, wie mir scheint.

Das Bächlein, das längs der Straße verläuft, murmelt leise in dem großen Schweigen, das über allem liegt. Die Stadt scheint verlassen, so still ist es. Hier ist die kleine Brücke, die zum steilen Weg auf den Kalvarienberg führt. Und ihm gegenüber liegt das Gerichtstor. Bevor sie durch dieses Tor verschwinden, wendet sich Maria noch einmal um, um den Gipfel des Kalvarienberges zu sehen ... und weint untröstlich. Dann sagt sie: »Gehen wir. Doch ihr müßt mich führen. Ich will Jerusalem mit seinen Straßen und Bewohnern nicht sehen.«

»Ja, ja. Aber beeilen wir uns. Sie sind schon dabei, die Tore zu schließen, siehst du? Und die Torwachen sind verstärkt worden. Rom fürchtet Aufruhr.«

»Da haben sie nicht unrecht. Jerusalem ist eine Tigerhöhle. Ein Volk von Mördern! Eine Räuberbande. Nicht nur nach Hab und Gut, sondern nach dem Leben strecken diese Übeltäter ihre räuberischen Klauen aus. Seit dreiunddreißig Jahren trachten sie nach dem Leben meines Kindes ... Es war ein Lämmlein aus Milch und Rosen, ein Lämmlein mit goldenen Locken ... Kaum konnte es „Mama“

sagen, die ersten Schrittlchen machen und mit wenigen Zähnnchen zwischen den Korallenlippen lächeln, kamen sie schon, um es zu töten ... Nun sagen sie, daß er Gott gelästert, den Sabbat geschändet und zum Widerstand aufgerufen hat, daß er nach dem Thron getrachtet und mit Frauen gesündigt hat ... Aber damals, was hatte er da getan? Welche Gotteslästerung konnte er ausgesprochen haben, als er noch kaum die Mama rufen konnte? Wie hätte er das Gesetz übertreten können, da er, der Ewig-Unschuldige, noch ein kleines unschuldiges Menschenkind war? Welchen Aufstand hätte er anzetteln können, da er nicht zum geringsten Ungehorsam fähig war! Nach welchem Thron hätte er trachten sollen? Er hatte seinen Thron auf Erden und im Himmel und verlangte nach keinem anderen: Im Himmel hatte er den Schoß des Vaters und auf der Erde meinen Schoß. Nie hat er Augen für Sinnliches gehabt, und ihr, ihr schönen, jungen Frauen, könnt es bezeugen. Aber damals ... damals ... beschränkte sich seine Sinnlichkeit auf das Bedürfnis nach Wärme und Nahrung, und er liebte, ja, aber mit meiner warmen Brust, um sein Gesichtlein daran zu schmiegen und so zu schlafen an dem runden Kissen, aus dem meine Liebe als Milch floß ...

Oh, mein Kind! Und sie wollten dich tot! Das Leben wollten sie dir nehmen! Deinen einzigen Besitz! Die Mutter dem Sohn und den Sohn der Mutter wollten sie nehmen, um uns zu den Elendsten und Unglücklichsten des Universums zu machen. Warum dem Lebendigen das Leben nehmen? Warum sich das Recht anmaßen, diesen Besitz, das Leben, zu entreißen: das Gut der Blume und des Tieres, und das Gut des Menschen? Mein Jesus verlangte nichts von euch. Weder Geld, noch Schmuck, noch Häuser. Ein Haus hatte er, klein und heilig, und er verließ es aus Liebe zu euch menschlichen Hyänen. Auf das, was das Tierjunge besitzt, hat er euretwegen verzichtet; er ist arm und allein durch die Welt gezogen, ohne das Bett, das der Gerechte für ihn gemacht hatte, ohne das Brot, das die Mutter für ihn bereitete, und er hat geschlafen und gegessen, wo und wie er konnte. In den Häusern der Guten, wie jedes Menschenkind,

oder auf dem Graslager der Wiesen, bewacht von den Sternen. An einem Tisch sitzend oder mit den Vögeln Gottes die Körner und die Früchte der wilden Brombeere teilend. Und er hat nichts von euch verlangt. Im Gegenteil, er hat euch beschenkt. Er wollte nur sein Leben, um euch durch sein Wort das Leben zu geben. Und ihr, und du, Jerusalem, ihr habt ihm das Leben geraubt. Bist du nun gesättigt von seinem Fleisch, und hast du nun deinen Durst gestillt an seinem Blut? Oder hast du noch nicht genug? Willst du dich als Hyäne – nachdem du Vampir und Geier warst – nun an seinem Leichnam weiden? Hast du noch nicht genügend geschmäht und gequält, und willst du ihm nun noch mehr antun und dich ergötzen, indem du seine sterbliche Hülle entehrst und noch einmal seine Krämpfe, sein Zittern, seine Tränen und Zuckungen bei mir, bei der Mutter des Getöteten betrachtest? ... Sind wir schon angekommen? Warum bleibt ihr stehen? Was will dieser Mann von Josef? Was sagt er?»

Josef ist in der Tat von einem der seltenen Vorübergehenden aufgehalten worden, und in der absoluten Stille der verlassenen Stadt kann man ihre Worte sehr gut verstehen.

»Es ist bekannt, daß du das Haus des Pilatus betreten hast. Du entweihst das Gesetz. Du wirst Rechenschaft ablegen müssen, und es ist dir nicht erlaubt, am Paschafest teilzunehmen. Du hast dich verunreinigt.«

»Auch du, Hilkija. Du hast mich berührt, und ich bin voll vom Blut des Christus und seinem Todesschweiß.«

»Wie schrecklich! Fort! Fort! Dieses Blut, fort!«

»Habe keine Angst, es hat dich schon verlassen. Und verflucht.«

»Auch du bist verflucht. Und glaube nur nicht, nun da du mit Pilatus liebäugelst, daß du den Leichnam unterschlagen kannst. Wir haben vorgesorgt, und das Spiel wird ein Ende haben.«

Nikodemus hat sich langsam genähert, während die Frauen mit Johannes sich an ein tief in der Mauer liegendes, verschlossenes Tor drücken.

»Wir haben es gesehen«, antwortet Josef. »Ihr Feiglinge! Ihr habt

sogar vor einem Toten Angst! Aber in meinem Garten und mit meinem Grab mache ich, was ich will.«

»Wir werden sehen.«

»Wir werden sehen. Ich werde mich an Pilatus wenden.«

»Ja, treibe jetzt nur Unzucht mit Rom!«

Nikodemus tritt vor: »Besser mit Rom als mit Teufeln wie euch, ihr Gottesmörder! Und übrigens, sag einmal: Wie kommt es, daß du schon wieder die Stimme erhebst? Eben erst bist du voller Schrecken geflohen. Ist schon wieder alles vorbei? Hat dir das noch nicht gereicht? Ist keines deiner Häuser abgebrannt? Zittere! Die Strafe ist noch nicht vorüber, sie kommt erst. Wie die Nemesis der Heiden schwebt sie über dir. Weder Wachen noch Siegel werden den Rächer hindern, zu erscheinen und zu bestrafen.«

»Verfluchter!« Hilkiya flieht und stößt mit den Frauen zusammen. Er erkennt sie und schleudert Maria ein furchtbares Schimpfwort ins Gesicht.

Johannes sagt kein Wort. Mit einem Panthersprung stürzt er sich auf ihn und wirft ihn zu Boden, hält ihn mit den Knien nieder, drückt ihm den Hals zu und sagt: »Bitte sie um Verzeihung, oder ich bringe dich um, du Teufel!« Und er läßt ihn nicht los, bis der andere, von den Händen des Johannes gedrückt und halb erwürgt, krächzt: »Verzeihung.«

Aber sein Schrei hat die Aufmerksamkeit der Militärstreife auf sie gezogen. »Halt! Was geschieht hier? Neuer Aufruhr? Steht alle, oder wir schlagen zu. Wer seid ihr?«

»Josef von Arimathäa und Nikodemus. Wir hatten die Erlaubnis des Prokonsuls zur Beisetzung des getöteten Nazareners und befinden uns auf dem Rückweg vom Grab mit der Mutter, dem Sohn, den Verwandten und Freunden. Dieser hier hat die Mutter beleidigt und ist gezwungen worden, sich zu entschuldigen.«

»Nur das? Ihr hättet ihn umbringen sollen. Geht weiter. Soldaten, nehmt diesen dort fest. Was wollen diese Blutsauger denn noch? Das Herz der Mütter? Salve, ihr Juden.«

»Wie schrecklich! Das sind doch keine Menschen mehr ... Johannes, sei gut zu ihnen. Denke an meinen und deinen Jesus. Er hat Vergebung gepredigt.«

»Mutter, du hast recht. Aber sie sind Verbrecher, und sie bringen mich um den Verstand. Sie sind Gotteslästerer, und sie beleidigen dich. Das kann ich nicht erlauben.«

»Ja, sie sind Verbrecher. Und sie wissen, daß sie es sind. Sieh, wie wenige von ihnen auf den Straßen sind. Und diese wenigen stehen sich heimlich davon. Nach dem Verbrechen haben die Verbrecher Angst. Es ist schrecklich für mich, sie so fliehen zu sehen; zu sehen, wie sie sich aus Angst in ihren Häusern einsperren. Ich fühle, daß sie alle des Gottesmordes schuldig sind. Schau dort, Maria, der Alte. Er steht schon mit einem Fuß im Grab, und doch glaube ich, nun da er die Tür öffnet und das Licht auf ihn fällt, ihn gesehen zu haben, als er auf dem Kalvarienberg vorüberging und meinen Jesus anklagte ... Er nannte ihn einen Räuber ... Einen Räuber, meinen Jesus! ... Und dieser Jüngling, noch ein halbes Kind, hat unflätig gelästert und das Blut über sich herabgerufen ... Oh, der Unglückliche! ... Und der Mann dort? Stark und kräftig wie er ist, wird er sich gewiß nicht zurückgehalten und ihn geschlagen haben. Oh, ich will nichts sehen. Hinter ihren eigentlichen Gesichtern, erkennt man das Gesicht der Seelen und ... und sie gleichen nicht mehr Menschen, sondern Dämonen ... So mutig waren sie im Angesicht des Gefesselten, des Gekreuzigten ... Und nun fliehen sie, verbergen sich, schließen sich ein und haben Angst. Sie haben Angst. Vor wem? Vor einem Toten. Für sie ist er ja nichts als ein Toter, da sie leugnen, daß er Gott ist. Wovor haben sie also Angst? Vor wem verschließen sie die Türen? Vor den Gewissensbissen. Vor der Bestrafung. Doch es nützt nichts. Die Gewissensbisse sind in euch. Und sie werden euch in alle Ewigkeit verfolgen. Und die Strafe wird keine menschliche sein. Schlösser und Prügel, Türen und Barrikaden helfen nichts gegen sie. Sie kommt vom Himmel, von Gott, dem Rächer des Geopferten, und dringt durch Mauern und Türen, und

mit ihrer himmlischen Flamme zeichnet sie euch für die übernatürliche Strafe, die euch erwartet. Die Welt wird zu Christus kommen, zum Sohn Gottes und meinem Sohn, sie wird zu dem kommen, den ihr durchbohrt habt, aber ihr werdet auf ewig die Gezeichneten, die Kaine eines Gottes sein und als Abschaum des menschlichen Geschlechtes gebrandmarkt sein. Ich, die ich aus euch geboren bin, ich, die ich die Mutter aller bin, muß sagen, daß ihr euch mir, eurer Tochter, gegenüber schlimmer als Stiefväter benommen habt, und daß ihr in der unbegrenzten Zahl meiner Kinder diejenigen seid, die es mir am schwersten machen, sie aufzunehmen; denn ihr seid mit dem Verbrechen an meinem Kind besudelt. Und ihr bereut es auch nicht und sagt nicht: „Du warst der Messias. Wir anerkennen dich und beten dich an.“ Da kommt eine zweite römische Militärstreife. Die Liebe ist nicht mehr auf der Erde. Der Friede ist nicht mehr unter den Menschen. Und der Haß und der Krieg flammen auf wie diese rauchenden Fackeln. Die Herrschenden haben Angst vor der aufgebrauchten Menge. Sie wissen aus Erfahrung, daß die Bestie Mensch, wenn sie Blut gerochen hat, mordgierig wird ... Aber fürchtet euch nicht vor diesen. Sie sind weder Löwen noch Panther, sie sind feige Hyänen. Sie überfallen nur das wehrlose Lamm. Aber sie fürchten den mit Lanzen und Autorität bewaffneten Löwen. Fürchtet nicht diese schleichenden Schakale. Euer eisenklirrender Schritt treibt sie in die Flucht, und das Aufblitzen eurer Lanzen läßt sie zahmer als Kaninchen werden. Diese Lanzen! Eine hat das Herz meines Sohnes geöffnet! Welche von ihnen? Sie zu sehen, durchbohrt mein Herz ... Und doch möchte ich sie alle in meine zitternden Hände nehmen, um die zu finden, an der noch Blut klebt, und zu sagen: „Diese ist es! Gib sie mir, Soldat! Gib sie der Mutter im Gedanken an deine ferne Mutter, und ich werde für dich und für sie beten.“ Kein Soldat würde sie mir verweigern; denn sie, die Krieger, waren die Besten angesichts des Todeskampfes des Sohnes und der Mutter! Oh, warum habe ich dort oben nicht daran gedacht? Ich war, als hätte man mich auf den Kopf geschlagen. Ich war betäubt von den Hammer-

schlagen ... Oh, diese Schläge! Wer entfernt sie aus meinem armen Kopf, hier, damit ich sie nicht mehr fühle? Die Lanze ... Wie gerne möchte ich sie haben ... «

»Wir können sie suchen, Mutter. Mir scheint, der Hauptmann ist sehr gut zu uns gewesen. Ich denke, er wird sie uns nicht verweigern. Morgen gehe ich zu ihm.«

»Ja, ja, Johannes. Ich bin arm. Ich habe nur wenig Geld. Aber ich gebe alles her bis zum letzten Heller, um dieses Eisen zu erhalten ... Warum habe ich nicht sofort darum gebeten?«

»Maria, Teuerste, keiner von uns hat von dieser Wunde gewußt ... Als du sie entdeckt hast, waren die Soldaten schon gegangen.«

»Das ist wahr ... Ich bin ganz benommen vor Schmerz. Und die Kleider? Ich habe nichts von seinen Sachen! Ich würde mein Blut geben, um sie zu bekommen ... « Maria weint wieder ganz untröstlich.

Und so erreichen sie die Straße, in der sich der Abendmahlsaal befindet. Es ist höchste Zeit, denn sie ist erschöpft und schleppt sich wie eine hinfällige Greisin vorwärts. Und sie sagt es auch.

»Nur Mut! Wir sind schon da.«

»Schon da? So kurz ist der Weg, der mir heute morgen endlos erschien? Heute morgen? Ist es wirklich heute morgen gewesen? Nicht früher? Wie viele Stunden oder wie viele Jahrhunderte sind vergangen, seit ich gestern abend hier eingetreten und heute früh von hier fortgegangen bin? Bin ich es wirklich, die fünfzigjährige Mutter, oder bin ich eine hundertjährige Alte, eine noch ältere Frau mit hunderten von Jahren auf dem gebeugten Rücken und auf dem ergrauten Haupt? Es scheint mir, daß ich allen Schmerz der Welt erlitten habe und daß aller Schmerz auf meinen Schultern lastet und sie beugt unter seinem Gewicht. Kein materielles Kreuz, aber so schwer! Ein Kreuz aus Stein. Vielleicht noch schwerer als das meines Jesus. Denn ich trage das meine und das seine mit der Erinnerung an seine Qualen und der Wirklichkeit meiner Qualen. Gehen wir hinein. Denn wir müssen hineingehen. Aber es wird kein Trost sein, sondern nur Vermehrung der Qual. Durch diese Tür ist mein

Sohn eingetreten zu seiner letzten Mahlzeit. Und durch diese Tür ist er hinausgegangen, um dem Tod entgegenzugehen. Und er mußte seinen Fuß in die Fußstapfen seines Verräters setzen, der hinausgegangen war, um die Häscher des Unschuldigen zu rufen. An dieser Tür habe ich Judas gesehen . . . Judas habe ich gesehen! Und ich habe ihn nicht verflucht, sondern habe als betrübte Mutter zu ihm gesprochen. Betrübt wegen des guten und wegen des bösen Sohnes . . . Ich habe Judas gesehen! Den Satan habe ich in ihm gesehen! Ich, die ich immer Luzifer unter meiner Ferse zertreten, die Augen zu Gott erhoben und nie den Blick zu ihm gesenkt habe, ich habe sein Gesicht erkannt, als ich den Verräter ansah. Ich habe mit Satan gesprochen . . . Und er ist geflohen, denn er kann meine Stimme nicht ertragen. Ob er nun aus ihm ausgefahren ist? So daß ich mit diesem Toten reden und – ich, die Gebärerin – ihn durch das Blut eines Gottes erneut empfangen und der Gnade gebären kann? Johannes, schwöre mir, daß du ihn suchst und nicht grausam zu ihm sein wirst. Ich bin es nicht, obwohl ich ein Recht dazu hätte . . . Oh, laßt mich in den Saal hineingehen, in dem mein Sohn sein letztes Mahl eingenommen hat; in dem mein Kind seine letzten Worte in Frieden gesprochen hat.«

»Ja, wir werden hineingehen. Aber nun, sieh, komm hier herein, wo wir gestern waren. Ruhe dich aus. Verabschiede dich von Josef und Nikodemus, die sich zurückziehen.«

»Ich will mich verabschieden, ja. Oh, ich grüße sie. Ich danke ihnen. Ich segne sie!«

»Aber komm, komm. Dort kannst du es mit mehr Ruhe tun.«

»Nein, hier. Josef . . . Oh, ich habe niemanden dieses Namens kennengelernt, der mich nicht geliebt hätte . . . «

Maria des Alphäus bricht in heftiges Weinen aus.

»Weine nicht . . . Auch Josef . . . Dein Sohn hat nur aus Liebe gefehlt. Er wollte mir auf menschliche Weise Frieden verschaffen . . . Aber heute! . . . Du hast es gesehen . . . Oh, alle, die Josef heißen, sind gut zu Maria . . . Josef, ich danke dir. Und auch dir, Nikodemus. Mein Herz wirft sich zu euren Füßen nieder, die müde sind,

weil ihr seinetwegen so viel gegangen seid ... um ihm die letzten Ehren zu erweisen ... Ich habe nichts als mein Herz, um es euch zu geben ... Und ich gebe es euch, ihr treuen Freunde meines Sohnes ... und ... und verzeiht der armen Mutter, was sie euch am Grab gesagt hat.«

»Oh, Heilige! Du mußt verzeihen!« sagt Nikodemus.

»Sei nun brav. Ruhe dich aus in deinem Glauben. Morgen werden wir wiederkommen«, fügt Josef hinzu.

»Ja, wir werden kommen. Wir stehen dir zu Diensten.«

»Morgen ist Sabbat«, bemerkt die Hausherrin.

»Der Sabbat ist tot. Wir werden kommen. Leb wohl. Der Herr sei mit euch.« Und sie gehen.

»Komm, Maria.«

»Ja, Mutter, komm.«

»Nein, macht auf. Ihr habt mir versprochen, es zu tun nach der Verabschiedung. Öffnet mir diese Türe! Ihr könnt das einer Mutter nicht verwehren. Einer Mutter, die in der Luft den Duft des Atems, des Körpers ihres Kindes riechen möchte. Wißt ihr denn nicht, daß ich ihm den Atem und den Leib gegeben habe? Ich, die ihn neun Monate getragen und dann geboren, genährt, aufgezogen und gepflegt habe? Dieser Atem gehört mir! Dieser Duft des Körpers gehört mir! Laßt ihn mich noch einmal einatmen.«

»Aber ja, Liebste. Morgen. Jetzt bist du müde. Du glühst vor Fieber. Jetzt kannst du nicht. Es geht dir schlecht.«

»Ja, schlecht. Aber nur, weil ich sein Blut immer vor Augen habe und den Geruch seines verwundeten Körpers rieche. Laßt mich den Tisch sehen, an dem er lebend und gesund gesessen ist, damit ich den Duft seines jugendlichen Körpers rieche. Öffnet! Begrabt ihn mir nicht ein drittes Mal! Ihr habt ihn mir schon unter dem Balsam und den Binden verborgen; dann habt ihr ihn mit einem Stein eingeschlossen. Warum, warum wollt ihr jetzt einer Mutter verweigern, die letzte Spur von ihm in dem Atem zu finden, den er hinter dieser Tür hinterlassen hat? Laßt mich hinein. Ich werde am Boden, auf

dem Tisch und auf den Sitzen die Spuren seiner Füße und seiner Hände suchen. Und ich werde sie küssen, sie immer wieder küssen, bis meine Lippen wund werden. Ich werde suchen, suchen ... Vielleicht finde ich ein Haar seines blonden Hauptes. Ein Haar, an dem kein Blut klebt. Wißt ihr überhaupt, was ein Haar des Sohnes für eine Mutter ist? Du, Maria des Klopas, und du, Salome, ihr seid Mütter. Und ihr begreift das nicht? Johannes! Johannes! Höre mich an. Ich bin deine Mutter. Er hat mich dazu gemacht. Er! Du bist mir Gehorsam schuldig. Öffne! Ich liebe dich, Johannes. Ich habe dich immer geliebt, denn du hast ihn geliebt. Ich werde dich noch mehr lieben. Aber öffne! Mach auf, sage ich! Du willst nicht? Du willst nicht? Dann habe ich also keinen Sohn mehr? Jesus hat mir nie etwas verweigert, denn er war mein Sohn. Du verweigerst es mir. Du bist es also nicht. Du verstehst meinen Schmerz nicht ... Oh, Johannes! Verzeih, verzeih ... Öffne ... Weine nicht ... Öffne ... Oh, Jesus! Jesus! ... Höre mich an ... Dein Geist möge ein Wunder wirken! Öffne du deiner Mutter diese Tür, die keiner aufmachen will. Jesus! Jesus!«

Maria schlägt mit den zu Fäusten geballten Händen an die wohlverschlossene Tür. Sie ist außer sich vor Schmerz. Bis sie schließlich erbleicht und flüstert: »Oh, mein Jesus, ich komme! Ich komme!« Sie fällt kraftlos in die Arme der weinenden Frauen, die sie auffangen, um zu verhindern, daß sie an der Schwelle der Tür zusammenbricht, und sie in das Zimmer gegenüber tragen.

673 Die Nacht des Karfreitags

Maria kommt mit Hilfe der weinenden Frauen wieder zu sich und weint, hat nur noch die Kraft, zu weinen und weinen. Es scheint wirklich, daß ihr Leben sie in diesen Tränen verläßt und sich verbraucht.

Die Frauen wollen ihr eine Erfrischung reichen. Marta bietet ihr etwas Wein an. Die Hausherrin möchte, daß Maria wenigstens etwas

Honig zu sich nimmt. Maria des Alphäus kniet vor ihr nieder, bietet ihr eine Schale lauwarmer Milch an und sagt: »Ich selbst habe die Ziege der kleinen Rahel gemolken« (anscheinend die Tochter der Bewohner dieses Hauses des Lazarus, von denen ich nicht weiß, ob sie Mieter oder Verwalter sind). Aber Maria will nichts. Sie will nur weinen, nur weinen ... Und bitten und das Versprechen hören, daß die Apostel und die Jünger gesucht werden, daß die Lanze und die Kleider gesucht werden und daß sie, sobald der Tag angebrochen ist, in den Abendmahlsaal gehen darf, da man es ihr jetzt nicht erlauben will.

»Ja. Wenn du dich etwas beruhigst, wenn du dich etwas ausruhst, gehe ich mit dir hinein«, sagt die Schwägerin. »Wir werden hineingehen, und ich werde dir auf den Knien jede kleinste Spur von Jesus suchen ... « und Maria des Alphäus schluchzt. »Aber siehst du? Hier hast du den Kelch und das von ihm gebrochene Brot, das er für die Eucharistie verwendet hat. Gibt es heiligere Andenken? Siehst du? Johannes hat sie schon heute morgen für dich gebracht, damit du sie heute abend siehst ... Der arme Johannes. Er hat Angst und weint ... «

»Angst? Warum? Komm, Johannes.«

Johannes tritt hervor aus der Dunkelheit, denn im Raum brennt eine einzige kleine Lampe auf dem Tisch neben den Leidenswerkzeugen. Er kniet vor Maria nieder, die ihn liebkost und fragt: »Warum hast du Angst?«

Und Johannes küßt ihre Hände und sagt weinend: »Weil du dich nicht wohlfühlst. Weil du Fieber hast und krank bist ... Weil du dich nicht beruhigen kannst. Und wenn du so weitermachst, wirst du sterben, wie er gestorben ist ... «

»Oh, wenn das nur wahr wäre!«

»Nein! Mutter! Mama! Oh, es ist viel schöner, „Mama“ zu sagen, wie ich es zu meiner Mama sage ... Laß es mich sagen ... Ich finde keinen Unterschied zwischen meiner Mutter und dir, und ich liebe dich sogar noch mehr als sie, denn du bist die Mama, die er mir gege-

ben hat, und du bist seine Mama. Und du darfst keinen zu großen Unterschied zwischen dem von dir geborenen Sohn und dem dir übergebenen Sohn machen ... Liebe mich ein wenig, wie du ihn liebst ... Wenn er zu dir sagen würde: „Ich habe Angst, daß du sterben wirst“, würdest du dann antworten: „Oh, wenn das nur wahr wäre!“? Nein, du würdest nicht so reden. Es würde dich schmerzen, gehen zu müssen und ihn in einer Welt von Wölfen zurückzulassen. Ihn, dein Lamm ... Und um mich sorgst du dich nicht? ... Ich bin viel mehr Lamm als er. Nicht was Güte und Reinheit betrifft, sondern hinsichtlich Dummheit und Angst. Wenn du mir fehlst, wird der arme Johannes von den Wölfen zerrissen, ohne auch nur ein Blöken von sich geben zu können, das von seinem Meister spricht ... Willst du, daß er so stirbt, ohne ihm gedient zu haben? Dumm im Sterben wie im Leben? Nein, nicht wahr? Darum, Mama, versuche dich zu beruhigen ... Tue es für ihn ... Oh! Sagst du nicht, daß er aufersteht? Ja, du sagst es, und es ist wahr. Und du willst also, daß du fehlst im Haus, wenn er aufersteht? Denn ganz gewiß wird er hierher kommen ... Oh, armer, armer Jesus, wenn er anstelle des Ausrufes deiner Liebe unsere Klagelieder hören muß, wenn er sein gemartertes, glorreiches Haupt nicht an deine Brust legen kann und nur dein verschlossenes Grab vorfindet. Du mußt leben. Um ihn zu begrüßen, wenn er wiederkehrt ... Ich sage nicht „uns zuliebe“. Wir verdienen nur Tadel für unser Verhalten. Aber ihm und dir zuliebe. Oh, wie wird die Begegnung sein? Und er, wie wird er sein? Mutter der Weisheit, Mama des törichten Johannes, du, die du alles weißt, sage uns, wie er sein wird, wenn er uns nach der Auferstehung erscheint.«

»Die Wunden an den Beinen von Lazarus hatten sich geschlossen, aber man konnte noch die Narben sehen. Und die Bandagen waren voller Fäulnis«, sagt Marta.

»Wir mußten ihn waschen ... « fügt Maria hinzu.

»Und er war schwach, und wir mußten ihm zu essen geben auf Anordnung des Meisters«, sagt wiederum Marta.

»Der Sohn der Witwe von Nain war verstört und glich einem Kind, das noch nicht richtig gehen und sprechen kann, und Jesus gab ihn seiner Mutter zurück, die ihn lehren sollte, wieder zu leben. Und das Töchterlein des Jairus hat er selbst die ersten Schritte machen lassen ... « sagt Johannes.

»Ich denke, daß mein Herr uns einen Engel senden wird, um uns sagen zu lassen: „Kommt und bringt ein sauberes Gewand.“ Und meine Liebe hat es schon vorbereitet. Es ist im Palast. Ich konnte es nicht selbst weben. Aber ich habe es von meiner Amme weben lassen, die nun hinsichtlich meiner Zukunft beruhigt ist und nicht mehr weint. Ich habe das kostbarste Linnen genommen und von Plautina den Purpur bekommen. Noomi hat ihn in die Borte gewebt, und ich habe den Gürtel, die Börse und das Talit gefertigt und bei Nacht bestickt, um nicht gesehen zu werden. Ich habe von dir gelernt, Mutter. Es ist keine vollkommene Arbeit; aber mehr als die Perlen, aus denen sein Name auf dem Gürtel und auf der Börse besteht, schmücken sie die Diamanten der Tränen meiner Liebe und meine Küsse. Jeder Stich ist ein Herzschlag der Verehrung für ihn. Und ich werde sie ihm bringen. Das erlaubst du doch, nicht wahr?«

»Oh! ... Ich hätte nie gedacht, daß sie ihm sein Gewand nehmen würden ... Ich kenne die Bräuche und die Härte der Welt nicht ... Ich glaubte, sie zu kennen ... (und Tränen rinnen wieder über die wachsbleichen Wangen) aber nun sehe ich, daß ich noch nichts wußte ... Ich dachte: „Er wird das Kleid seiner Mutter auch nachher tragen können.“ Es hat ihm so gut gefallen. Er hatte es sich so gewünscht. Schon vor langer Zeit hat er mir gesagt: „Du sollst ein Kleid anfertigen, das so und so aussieht, und es mir für das Paschafest bringen. Denn Jerusalem soll mich im Purpurgewand des Königs sehen ...“ Oh, diese Wolle, die weißer war als Schnee, wurde vor den Augen Gottes und vor meinen Augen rot, während ich sie spann, denn mein Herz wurde bei diesen Worten erneut verwundet ... Die anderen Wunden hatten sich nach Jahren und Monaten zwar noch nicht geschlossen, aber sie bluteten nicht mehr. Aber die-

se! Jeden Tag, jede Stunde hat sich das Schwert in meinem Herzen gedreht: „Ein Tag weniger! Eine Stunde weniger! Dann wird er tot sein!“ Oh! Oh! ... Und das Gespinnst an der Spindel oder auf dem Webstuhl erschien mir rot ... Es wurde dann in Farbe getaucht, für die Welt ... Aber es war schon vorher rot ... « Maria weint wieder.

Sie versuchen sie aufzumuntern, indem sie von der Auferstehung sprechen. Susanna fragt: »Was sagst du? Wie wird er sein nach der Auferstehung? Und wie wird er auferstehen?«

Und Maria, verwirrt und blind in dieser Stunde des Martyriums der Erlösung, antwortet: »Ich weiß es nicht ... Ich weiß nichts mehr ... Nur, daß er tot ist ...!« Und sie weint wieder heftig, küßt die Leinwand, die die Lenden ihres Sohnes bedeckt hat, drückt sie an ihr Herz und wiegt sie, als wäre es ein Kind ...

Sie berührt die Nägel, die Dornen, den Schwamm und schreit auf: »Dies! Diese Dinge hat dir dein Vaterland gegeben! Eisen, Dornen, Essig und Galle! Und Beleidigungen, Schmähungen, Beschimpfungen! Und unter allen Söhnen Israels mußte es ein Zyrenäer sein, der dir das Kreuz trug. Dieser Mensch ist mir heilig wie ein Bräutigam. Und wenn ich einen anderen kennen würde, der meinem Sohn zu Hilfe gekommen ist, würde ich ihm die Füße küssen. Aber hat denn niemand Mitleid gehabt? Geht hinaus! Geht! Es schmerzt mich auch, euch zu sehen. Denn ihr alle, ihr alle konntet nicht einmal eine weniger grausame Folter erlangen. Ihr unnützen und faulen Knechte eures Königs! Hinaus!« Maria ist furchtbar bei diesem Ausbruch. Aufrecht und starr steht sie da und erscheint größer als sie ist mit ihren gebieterischen Augen und dem ausgestreckten Arm, der zur Tür weist. Sie befiehlt wie eine Königin auf dem Thron.

Alle gehen ohne Widerrede hinaus, um sie nicht noch mehr zu erregen. Sie setzen sich vor die geschlossene Tür und horchen auf ihre Klagen und jeglichen Ton, der von ihr kommen könnte. Aber nach den Geräuschen des zurückgeschobenen Stuhles und ihrer auf den Boden fallenden Knie – denn sie kniet nieder und lehnt das Haupt an den Tisch, auf dem die Gegenstände der Passion liegen –

ist nichts mehr zu hören als ihr unaufhörliches, trostloses Weinen.

Sie spricht leise, so leise, daß die draußen ihre Worte nicht hören können: »Vater, Vater, Verzeihung! Ich werde stolz und böse. Aber du siehst, es ist wahr, was ich sage. Es war eine so große Menge um ihn. Ganz Palästina ist an diesem Fest in den heiligen Mauern versammelt ... Heilig? Nein, sie sind nicht mehr heilig ... Sie wären es geblieben, wenn er in ihnen gestorben wäre. Aber Jerusalem hat ihn ausgespien wie ekelerregenden Auswurf. Deshalb ist in Jerusalem nur das Verbrechen ... Und in der großen Menge, die ihm folgte, fand sich nicht einmal eine Handvoll, die Druck ausgeübt hätte, ich sage nicht, um ihn zu retten. Denn er mußte sterben, um zu erlösen. Aber um ihm einen weniger qualvollen Tod zu erlangen. Sie haben sich verborgen gehalten oder sind geflohen ... Mein Herz bäumt sich auf vor so viel Feigheit. Ich bin die Mutter. Deshalb verzeih meine Sünde der stolzen Härte ... « und sie weint.

Draußen sitzen die anderen wie auf Kohlen, und dies aus verschiedenen Gründen.

Der Hausherr, der ausgegangen war, um sich in der Stadt umzuhören, ist mit schrecklichen Nachrichten zurückgekehrt. Man sagt, daß viele bei dem Erdbeben umgekommen sind, daß viele bei Zusammenstößen zwischen den Anhängern des Nazareners und den Juden verletzt wurden, daß viele verhaftet wurden, daß es neue Hinrichtungen geben wird nach Aufständen und Drohungen gegen Rom, und daß Pilatus die Gefangennahme aller Jünger des Nazareners und der Vorsteher des Synedriums, die entweder in der Stadt geblieben oder schon irgendwohin in Palästina geflüchtet sind, angeordnet hat, daß Johanna sterbend in ihrem Palast liegt, und daß Manaen von Herodes eingesperrt wurde, weil er ihn vor dem ganzen Hof als Komplizen der Gottesmörder angeklagt hat. Ein ganzer Haufen katastrophaler Nachrichten ...

Die Frauen stöhnen. Sie fürchten nicht so sehr für sich selbst, sondern für die Kinder und die Ehemänner. Susanna denkt an ihren Mann, der in Galiläa als Jünger Jesu bekannt ist. Maria des Zebedä-

us denkt an den ihren, der als Gast bei einem Freund weilt, und an den Sohn Jakobus, von dem sie seit dem Abend zuvor keine Nachricht mehr hat. Und Marta schluchzt: »Sie sind sicher schon nach Betanien gegangen! Wem ist nicht bekannt, was Lazarus für den Meister war?«

»Aber er wird doch von Rom geschützt«, entgegnet Maria Salome.

»Oh! Beschützt! Wer weiß, welche Anschuldigungen die Vorsteher Israels gegen ihn bei Pilatus vorbringen bei dem Haß, den sie gegen uns hegen ... Oh! Gott!« Marta rauft sich die Haare und schreit: »Die Waffen! Die Waffen! Das Haus ist voll davon ... und auch der Palast! Ich weiß es. Heute morgen bei Sonnenaufgang ist Levi, der Verwalter, gekommen und hat mir gesagt ... Aber du weißt das ja auch schon! Und du hast es den Juden auf dem Kalvarienberg gesagt ... Törichte! Du hast den Grausamen damit die Waffe in die Hand gegeben, um Lazarus zu töten ...!«

»Ich habe es gesagt, ja. Ich habe, ohne es zu wissen, die Wahrheit gesagt. Aber so schweig doch, du verschrecktes Huhn! Was ich gesagt habe, ist die sicherste Garantie für Lazarus. Sie werden sich wohl hüten, sich in Gefahr zu begeben und dort zu suchen, wo sie wissen, daß Bewaffnete sind! Sie sind feige!«

»Die Juden, ja. Aber die Römer nicht!«

»Ich fürchte Rom nicht. Es ist gerecht und klug in seinen Anordnungen.«

»Maria hat recht«, sagt Johannes. »Longinus hat zu mir gesagt: „Ich hoffe, daß man euch in Frieden läßt. Wenn dem aber nicht so ist, so komm oder schicke jemanden zum Prätorium. Pilatus ist den Jüngern des Nazareners wohlgesinnt. Er war es auch ihm. Wir werden euch verteidigen.“«

»Aber wenn die Juden selbst handeln? Gestern abend waren sie die Häscher Jesu! Und wenn sie sagen, daß wir Gotteslästerer sind, dann haben sie das Recht, uns gefangenzunehmen. Oh, meine Söhne! Vier Söhne habe ich! Wo können Josef und Simon sein? Sie waren auf dem Kalvarienberg und sind weggegangen, als Johanna es nicht

mehr aushielt. Sie wollten den Frauen helfen und sie verteidigen. Sie, die Hirten, Alphäus . . . alle! Oh, man hat sie gewiß schon getötet. Hast du gehört, daß Johanna im Sterben liegt? Sicher durch eine Verletzung. Und damit der Pöbel sich nicht an einer Frau vergreift, werden meine Söhne sie verteidigt haben und nun tot sein! . . . Und Judas und Jakobus? Mein kleiner Judas! Mein ein und alles! Und Jakobus, der so sanft ist wie ein Mädchen! Oh, ich habe keine Söhne mehr! Nun geht es mir wie der Mutter der Makkabäer . . . !«

Sie weinen alle verzweifelt. Alle, mit Ausnahme der Hausherrin, die gegangen ist, um ein Versteck für ihren Mann zu suchen, und Maria Magdalena, die nicht weint. Aber ihre Augen sprühen Feuer, und sie ist wieder die herrschsüchtige Frau von einst geworden. Sie sagt nichts. Aber sie schaut die niedergeschlagenen Gefährtinnen verächtlich an, und ihre Augen sagen ganz klar: »Ihr Memmen!«

So vergeht die Zeit . . . Ab und zu steht jemand auf, öffnet leise die Tür, schaut hinein und macht die Tür wieder zu.

»Was tut sie?« fragen die anderen.

Und die, die gerade nachgesehen hat, antwortet: »Sie kniet immer noch und betet«, oder: »Es sieht so aus, als rede sie mit jemandem«, oder aber: »Sie ist aufgestanden und geht gestikulierend im Zimmer auf und ab.«

674 Die Klage der Jungfrau

»Jesus! Jesus! Wo bist du? Hörst du mich noch? Hörst du deine arme Mutter, die deinen heiligen, gepriesenen Namen ruft, nachdem sie ihn so viele Stunden nur im Herzen genannt hat? Deinen heiligen Namen, der meine Liebe war, die Liebe meiner Lippen; meiner Lippen, die Honigsüße verspürten beim Nennen deines Namens; meiner Lippen, die nun, wenn sie ihn nennen, nur die Bitterkeit zu trinken scheinen, die auf deinen Lippen zurückgeblieben ist. Die Bitterkeit der furchtbaren Mischung . . . Dein Name, die Liebe meines Herzens, das vor Freude schwoll, wenn es ihn aussprach, so wie

es sich weitete, um dir sein Blut zu geben, um dich zu empfangen und dich mit ihm zu bekleiden, als du vom Himmel zu mir kamst, so klein, so winzig, daß du im Blütenkelch der wilden Minze Platz gefunden hättest.

Du, der du so groß bist, du, der Mächtige, hast dich für das Heil der Welt gedemütigt und bist Mensch geworden. Dein Name, der Schmerz meines Herzens, nun, da sie dich den Liebkosungen deiner Mutter entrissen haben, um dich den Händen der Henker auszuliefern, die dich bis zum Tod gemartert haben. Mein Herz ist zermalmt von diesem deinen Namen, den ich so lange in mir verschließen mußte und der immer lauter schrie, je größer dein Schmerz wurde, bis es zermalmt war wie unter dem Tritt eines Riesen. O ja, mein Schmerz ist riesengroß und zermalmt und zerreißt mich, und es gibt nichts, was ihn lindern könnte.

Wem soll ich deinen Namen sagen? Nichts antwortet meinem Schrei. Selbst wenn ich so laut schreien würde, daß der Stein, der dein Grab verschließt, zerspringt, du würdest mich nicht hören, denn du bist tot. Hörst du deine Mutter nicht mehr? Wie oft hat sie dich, mein Sohn, in diesen vierunddreißig Jahren gerufen! Seit ich wußte, daß ich Mutter sein und daß der Name meines Kindes Jesus sein würde. Du warst noch nicht geboren, da streichelte ich meinen Leib, in dem du heranwuchsest, und rief dich leise: „Jesus“, und es schien mir, als würdest du dich bewegen, um mich „Mama“ zu nennen! Für mich hattest du schon eine Stimme, ich erträumte sie mir, deine Stimme. Ich hörte deine Stimme schon, bevor sie war. Und als ich sie dann vernahm, zart wie die Stimme eines neugeborenen Lämmchens und zitternd in der Kälte der Geburtsnacht, da lernte ich die höchste Freude kennen ... Und ich glaubte, den Abgrund des Schmerzes kennengelernt zu haben, da ich die Tränen meines Kindes sah, das fror und sich nicht wohlfühlte, das seine ersten Erlösertränen weinte, und ich hatte weder Feuer noch Wiege und konnte nicht an deiner Statt leiden, Jesus. Ich hatte nur meine Brust, um dich zu wärmen und zu betten, und meine Liebe, um dich anzubeten, mein heiliges Kind.

Ich glaubte, den Abgrund des Schmerzes kennengelernt zu haben ... Aber es war erst das Morgengrauen, der Beginn dieses Schmerzes. Nun ist es Mittag. Nun habe ich die Tiefe des Abgrunds erreicht, nach einem Abstieg von vierunddreißig Jahren. So vieles hat mich hinabgestoßen und mich heute niedergestreckt in dieser furchtbaren Tiefe deines Kreuzes.

Als du klein warst, da habe ich dich gewiegt und gesungen: „Jesus! Jesus!“ Gibt es eine schönere und heiligere Harmonie als diesen Namen, der die Engel des Himmels lächeln macht? Dein Name war für mich schöner als der süße Gesang der Engel in der Nacht deiner Geburt. Ich sah durch ihn in den Himmel ... den ganzen Himmel sah ich in diesem Namen. Und nun, da du tot bist und mich nicht hörst und mir nicht mehr antwortest, als ob du nie gewesen wärest, sehe ich die Hölle, wenn ich ihn ausspreche. Die ganze Hölle. Nun weiß ich, was es heißt, verdammt zu sein. Nicht mehr sagen zu können: „Jesus“! Schrecklich! Schrecklich! Schrecklich! ...

Wie lange wird diese Hölle für deine Mutter dauern? Du hast gesagt: „In drei Tagen werde ich diesen Tempel wieder aufrichten.“ Den ganzen Tag schon wiederhole ich mir diese Worte, damit ich nicht tot umfalle; um bereit zu sein, dich bei deiner Rückkehr zu begrüßen und dir wieder dienen zu können ... Aber wie werde ich drei Tage lang deinen Tod ertragen können? Drei Tage lang tot, du mein Leben?

Wie ist es möglich, daß du, der du alles weißt, weil du die unendliche Weisheit bist, nichts von der Verzweiflung deiner Mutter weißt? Kannst du es dir nicht vorstellen, wenn du dich erinnerst, wie ich dich in Jerusalem verlor und du mich sahst, wie ich die dich umgebende Menge teilte mit dem Gesicht einer Schiffbrüchigen, die nach endlosem Kampf mit den Wellen und dem Tod den Strand erreicht, mit dem Gesicht einer erschöpften, ausgebluteten, gealterten, zerschmetterten Gefolterten? Und damals konnte ich dich nur verloren glauben. Ich konnte mich der Hoffnung hingeben, daß es nur das war. Heute nicht. Heute nicht. Ich weiß, daß du tot bist. Es

gibt keine Hoffnung. Ich habe gesehen, wie man dich umgebracht hat. Hier ist der Beweis. Selbst wenn der Schmerz mein Gedächtnis trüben würde, hier ist dein Blut auf meinem Schleier, das mir sagt: „Er ist tot. Er hat kein Blut mehr! Dies ist der letzte Tropfen aus seinem Herzen!“ Aus seinem Herzen! Aus dem Herzen meines Kindes. Meines Sohnes! Meines Jesus! Oh, Gott! Barmherziger Gott, erinnere mich nicht daran, daß sie ihm das Herz durchbohrt haben ...

Jesus, ich kann nicht allein hier bleiben, während du allein dort bist. Ich, die ich nie die Wege der Welt und die Menschenmengen geliebt habe, und du weißt es, bin dir immer häufiger gefolgt, seit du Nazaret verlassen hast, um nicht fern von dir leben zu müssen. Ich habe Neugier und Spott ertragen, und ich zähle die Mühen nicht auf, denn sie wurden bei deinem Anblick zu nichts. Ich wollte nur dort leben, wo du warst. Und nun bin ich hier allein. Und du bist dort allein. Warum haben sie mich nicht in deinem Grab gelassen? Ich hätte mich neben dein kaltes Bett gesetzt, eine deiner Hände in meinen Händen, um dich fühlen zu lassen, daß ich in deiner Nähe bin ... Nein, um zu fühlen, daß du in meiner Nähe bist. Du fühlst nichts mehr. Du bist tot!

Wie viele Nächte habe ich an deiner Wiege verbracht, betend, liebend, von deinem Anblick beseligt. Willst du, daß ich dir sage, wie du geschlafen hast und deine Fäustchen wie zwei Blütenknospen neben dem heiligen Gesichtlein lagen? Soll ich dir sagen, wie du im Schlaf gelächelt, dich gewiß an die Milch deiner Mama erinnert und schlafend den Mund bewegt und gesaugt hast? Soll ich dir sagen, wie du dann erwacht bist, die Äuglein geöffnet und gelacht hast, als du mich über dich geneigt sahst, wie du die Händchen in ungeduldiger Freude ausgestreckt hast, um in die Arme genommen zu werden, und mit einem leisen Jauchzen, mit dem Triller einer Mönchsgrasmücke deine Mahlzeit verlangt hast? Oh, wie selig war ich, wenn du an meiner Brust lagst und ich die Wärme deiner Wange und die Liebkosungen deiner kleinen Händchen fühlte!

Du wolltest nie ohne deine Mama sein. Und nun bist du allein! Ver-

zeih mir, Kind, daß ich dich allein gelassen habe; daß ich nicht zum ersten Mal in meinem Leben aufbegehrt habe und bei dir geblieben bin. Dort ist mein Platz. Ich würde mich nicht so untröstlich fühlen, wenn ich an deinem Totenbett wäre, dich wie einst umwickeln und deine Binden wechseln könnte ... Auch wenn du mich nicht anlächeln und nicht mit mir sprechen könntest, es würde mir scheinen, als wärest du wieder mein Kind. Ich würde dich an mein Herz drücken, damit du die Kälte des Steins, die Härte des Marmors nicht fühlst. Habe ich dich nicht auch heute in meinen Armen gehalten? Auf dem Schoß einer Mutter ist immer Platz für ihren Sohn, auch wenn er schon ein Mann ist. Der Sohn ist immer das Kind für seine Mutter, auch wenn er vom Kreuz abgenommen und von Wunden bedeckt ist.

Wie viele, wie viele Wunden! Wie viele Schmerzen! Oh, mein Jesus, mein ganz von Wunden bedeckter Jesus! So verwundet! So getötet! Nein. Nein. Nein, Herr, das kann nicht wahr sein! Ich bin von Sinnen! Jesus tot? Ich fiebere. Jesus kann nicht sterben! Leiden, ja, aber nicht sterben! Er ist das Leben! Er ist der Sohn Gottes. Er ist Gott. Und Gott stirbt nicht.

Stirbt nicht? Aber warum hat er dann „Jesus“ geheißen? Was bedeutet „Jesus“? Es bedeutet ... Oh, es bedeutet „Erlöser“! Er ist tot! Er ist tot, weil er der Erlöser ist. Er mußte alle erlösen und sich selbst dahingeben ... Ich fiebere nicht, o nein. Ich bin nicht von Sinnen. Nein. Wäre ich es nur! Ich würde weniger leiden. Er ist tot. Hier ist sein Blut. Hier ist seine Dornenkrone. Hier sind die drei Nägel. Mit diesen, mit diesen haben sie ihn durchbohrt!

Menschen, seht, womit ihr Gott, meinen Sohn, durchbohrt habt! Und ich muß euch verzeihen. Und ich muß euch lieben. Denn auch er hat verziehen. Denn er verlangt von mir, daß ich euch liebe. Er hat mich zu eurer Mutter gemacht, zur Mutter der Mörder meines Sohnes! Eines seiner letzten Worte im Kampf gegen das Todesröcheln war: „Mutter, siehe da deinen Sohn ... deine Kinder.“ Selbst wenn ich nicht die Gehorsame wäre, so hätte ich doch heute gehorchen müssen, denn es war der Befehl eines Sterbenden.

Sieh, Jesus, ich verzeihe. Ich liebe sie. Ach! Es zerreißt mir das Herz bei dieser Verzeihung, bei dieser Liebe! Hörst du, daß ich ihnen verzeihe und sie liebe? Ich bete für sie. Schau, ich bete für sie ... Ich schließe die Augen, um diese Marterwerkzeuge nicht zu sehen, damit ich ihnen verzeihen, damit ich sie lieben, damit ich für sie beten kann. Jeder Nagel soll meinen Willen, sie nicht zu lieben, ihnen nicht zu verzeihen und nicht für deine Henker zu beten, kreuzigen.

Ich will und muß denken, daß ich an deiner Wiege weile. Auch damals habe ich für die Menschen gebetet. Doch damals war es leicht. Du lebstest, und ich – obwohl ich wußte, daß die Menschen grausam sind – hätte niemals geglaubt, daß sie so grausam gegen dich sein könnten, der du ihnen so viel Gutes getan hast. Ich betete, da ich überzeugt war, daß dein Wort sie bessern würde. In meinem Herzen sagte ich zu ihnen, wenn ich sie betrachtete: „Ihr seid jetzt böse, krank. Doch bald wird er zu euch sprechen und Satan in euch besiegen. Er wird euch das verlorene Leben zurückgeben.“ Das verlorene Leben! Du, du hast ihretwegen dein Leben verloren, mein Jesus!

Hätte ich damals, als du noch in den Windeln lagst, den Schrecken dieses Tages sehen können, wäre meine se Milch vor Schmerz zu Gift geworden! Simeon hat es gesagt: „Deine Seele wird ein Schwert durchdringen.“ Ein Schwert? Eine Unzahl von Schwertern! Wie viele Wunden haben sie dir geschlagen, Sohn? Wie viele Seufzer hast du ausgestoßen? Wie viele Krämpfe hast du erlitten? Wie viele Blutstropfen hast du vergossen? Sieh, jeder ist ein Schwert für mich. Es sind eine Unzahl von Schwertern. An dir ist kein Flecken Haut, das nicht verwundet ist. An mir ist keine Stelle, die nicht durchbohrt ist. Sie durchbohren mein Fleisch und dringen bis ins Herz.

Als ich deine Geburt erwartete, bereitete ich die Binden und Windeln vor und spann das weichste Leinen der Erde. Ich achtete nicht auf den Preis, um das glatteste Garn zu erhalten. Wie schön warst du in den Windeln deiner Mutter! Alle sagten zu mir: „Frau, dein Kind ist schön!“ Du warst schön. Aus dem weißen Linnen schaute dein rosiges Gesichtlein hervor. Du hattest zwei Äuglein blauer als der Him-

mel, und dein Köpfchen war von einem goldenen Flaum bedeckt, so leicht und blond waren deine Haare. Sie dufteten nach frisch aufgesprungenen Mandelblüten. Alle glaubten, ich würde dich parfümieren. Nein. Mein Kleinod hatte nur den Duft der von seiner Mutter gewaschenen Windeln, die ihr Herz und ihre Lippen geküßt hatten. Niemals wurde ich müde, für dich zu arbeiten.

Und nun? Nun kann ich nichts mehr für dich tun. Seit drei Jahren bist du von zu Hause fort. Aber immer noch warst du der einzige Inhalt meiner Tage. Ich dachte an dich, an deine Kleider, an deine Nahrung. Ich rührte das Mehl und bereitete Brot, pflegte die Bienen, um Honig für dich zu haben, und wachte über die Bäume, damit sie dir Obst gaben. Wie hast du dich über die Dinge gefreut, die deine Mutter dir brachte! Keine Speise einer reichen Tafel und kein Gewand aus kostbarem Tuch war dir so lieb, wie die von den Händen deiner Mutter gewebten, genähten, gepflegten und geernteten Dinge. Wenn ich dich besuchte, schautest du sofort auf meine Hände wie damals, als du klein warst und Josef und ich dir unsere armen Geschenke gaben, um dir zu zeigen, daß du unser König warst. Du bist nie naschhaft gewesen, mein Kind, aber du hast die Liebe gesucht; sie war deine Nahrung, und in unserer Fürsorge hast du sie gefunden. Auch jetzt hast du sie gefunden und gesucht, mein armer Sohn, der du von der Welt so wenig geliebt wirst!

Nun ist alles vorbei. Alles vollbracht. Deine Mama kann nichts mehr für dich tun. Du brauchst nichts mehr . . . Nun bist du allein . . . Und auch ich bin allein . . . Oh, glücklicher Josef, der du diesen Tag nicht erleben mußtest. Hätte doch auch ich ihn nicht mehr erleben müssen! Aber dann hättest du nicht einmal den Trost gehabt, deine arme Mutter zu sehen. Du wärest am Kreuz allein gewesen, so wie du nun im Grab allein bist. Allein mit deinen Wunden.

Oh! Gott! Gott, wie viele Wunden hat dein Sohn, mein Sohn! Wie konnte ich sie ansehen, ohne darüber zu sterben, ich, die ich zu Tode erschrak, wenn er sich als Kind verletzte?

Einmal bist du im Garten von Nazaret gefallen und hast dich an

der Stirn verletzt. Nur einige Blutstropfen. Aber ich, die ich schon schwach wurde, als ich bei deiner Beschneidung ein wenig Blut sah – und Josef mußte mich stützen, da ich wie eine Sterbende zitterte – hatte Angst, daß diese kleine Wunde dich töten könnte, und mehr mit Tränen als mit Wasser und Öl habe ich sie behandelt. Und ich habe mich erst zufrieden gegeben, als kein Blut mehr kam. Ein andermal, als du zu arbeiten lerntest, hast du dich mit der Säge verletzt. Eine kleine Wunde nur. Aber mir war, als hätte mich die Säge in zwei geteilt. Und ich hatte keine Ruhe, bis nach sechs Tagen deine Hand wieder geheilt war.

Und nun? Und nun? Nun sind deine Hände, deine Füße, deine Seite geöffnet. Nun ist dein ganzes Fleisch zerfetzt und dein Antlitz zerschlagen. Dieses Antlitz, das ich kaum mit Küssen zu berühren wagte, ist von der Stirne bis zum Nacken eine einzige Wunde. Und niemand hat dir Arznei und Trost gegeben.

Sieh mein Herz, o Gott, das du in meinem Kind getroffen hast! Sieh es an! Ist es nicht verwundet wie der Körper deines und meines Sohnes? Die Geißeln haben mich wie Hagel getroffen, während er geschlagen wurde. Was bedeutet die Entfernung für die Liebe? Ich habe die Martern meines Sohnes erlitten. Hätte doch nur ich allein sie erlitten! Läge doch ich auf dem Grabtisch! Sieh mich an, o Gott! Tropft etwa nicht Blut aus meinem Herzen? Da ist die Dornenkrone. Ich fühle sie. Sie ist ein Reif, der mich drückt und durchbohrt. Hier sind die Löcher der Nägel: drei Schwerter in meinem Herzen.

Oh, diese Schläge! Diese Schläge! Warum ist der Himmel nicht auf die Erde herabgestürzt bei diesen sakrilegischen Schlägen in das Fleisch Gottes? Und ich durfte nicht schreien! Ich durfte mich nicht auf sie stürzen, um den Mördern die Waffe zu entreißen und damit mein sterbendes Kind zu verteidigen! Ich mußte zuhören, zuhören, und durfte nichts tun! Ein Schlag auf den Nagel, und der Nagel dringt in das lebendige Fleisch. Ein weiterer Schlag, und er dringt noch tiefer ein. Und noch einer und wieder einer, und sie brechen die Knochen und zerreißen die Nerven, und das Fleisch meines Kin-

des wird durchbohrt und gleichzeitig das Herz seiner Mutter.

Und als sie dich am Kreuz aufgerichtet haben? Wie sehr mußt du da gelitten haben! Heiliger Sohn! Ich sehe immer noch deine Hand aufreißen bei der Erschütterung durch den Fall. Mein Herz ist wie sie zerrissen. Ich bin verwundet, zerschlagen, gezeißelt, getroffen und durchbohrt wie du. Ich war nicht mit dir am Kreuz. Aber schau sie an, deine Mutter! Ist sie anders als du? Nein, es gibt keinen Unterschied in unserem Martyrium. Nur ist deines zu Ende, und meines dauert noch an. Du hörst nicht mehr die verlogenen Anklagen. Ich aber höre sie. Du hörst nicht mehr die schrecklichen Flüche. Ich aber höre sie immer noch. Du spürst nicht mehr die Stiche der Dornen, den Schmerz der Nägel, den Durst und das Fieber. Ich aber fühle überall die brennenden Stiche und sterbe vor Durst im Fieberwahn.

Hätten sie mir wenigstens erlaubt, dir einen Tropfen Wasser zu geben! Meine Tränen, wenn die Grausamkeit der Menschen dem Schöpfer schon das von ihm geschaffene Wasser verweigerte. Ich habe dir so viel Milch gegeben, denn wir waren arm, mein Sohn, und auf der Flucht nach Ägypten haben wir so viel verloren. Wir mußten uns wieder ein Dach über dem Kopf, Möbel, Kleider und Nahrung beschaffen, und wir wußten nicht, wie lange das Exil dauern würde und was wir bei der Rückkehr in die Heimat vorfinden würden. Ich habe dir länger als üblich Milch gegeben, um dich nicht den Mangel an Nahrung spüren zu lassen. Bis wir die kleine Ziege hatten, war ich, o Kind deiner Mutter, deine kleine Ziege ... Du hast schon so viele Zähnchen gehabt und damit zugebissen ... Oh, welche Freude, dich bei deinen kindlichen Spielen lachen zu sehen! ... Du wolltest gehen, denn du warst so stark und gesund. Stundenlang habe ich dich gehalten, ohne daß mein Rücken schmerzte, wenn ich über dich gebeugt war und dich das Laufen lehrte und du bei jedem Schrittchen „Mama! Mama!“ sagtest. Oh, welche Seligkeit, dich diesen Namen singen zu hören.

Auch heute hast du gesagt: „Mama! Mama!“ Doch deine Mutter konnte dich nur sterben sehen. Nicht einmal deine Füße konnte ich

lieblosen! Die FüÙe? Oh, ich hätte sie nicht berührt, auch wenn meine Hände sie hätten erreichen können, um deine Schmerzen nicht zu vermehren. Wie mußten deine armen FüÙe leiden, o mein Jesus! Hätte ich doch zu dir hinaufsteigen und mich zwischen deinen Körper und das Kreuz schieben können, damit er nicht in den Krämpfen des Todeskampfes auf das Holz aufschlägt. Ich höre noch deinen Kopf beim letzten Aufbäumen gegen das Kreuz schlagen. Und dieser Klang, dieser Klang läÙt mich den Verstand verlieren. Es ist, als hätte ich einen Hammer in meinem Kopf.

Komm zurück, komm zurück, mein lieber Sohn, mein heiliger Sohn! Ich sterbe. Ich halte diese Trostlosigkeit nicht aus. Zeige mir wieder dein Antlitz. Rufe mich noch einmal. Ich kann mir dich nicht vorstellen ohne Stimme und ohne Blick, eine kalte, leblose Hülle! Oh, Vater, komm du mir zu Hilfe! Jesus, hörst du mich nicht! Ist denn die Passion nicht zu Ende? Ist denn nicht alles vollbracht? Genügen denn diese Nägel, diese Dornen, dieses Blut, diese Tränen nicht? Braucht es noch mehr, um das Menschengeschlecht zu heilen?

Vater, ich nenne dir die Werkzeuge seiner Schmerzen und meine Tränen. Aber das ist das wenigste. Was ihm bei seinem Sterben einen übermenschlichen Schmerz bereitet hat, war das Verlassensein von dir. Und was mich schreien macht, ist, daß ich mich von dir verlassen fühle. Ich fühle deine Nähe nicht mehr. Wo bist du, heiliger Vater? Ich war die „Gnadenvolle“. Der Engel hat gesagt: „GegrüÙet seist du Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Frauen.“ Nein. Nein, das ist nicht wahr! Ich bin wie eine von dir wegen ihrer Sünden Verfluchte. Du bist nicht mehr mit mir. Die Gnade hat sich zurückgezogen, als ob ich eine zweite sündige Eva wäre.

Aber ich bin dir immer treu gewesen. Worin habe ich dir miÙfallen? Du konntest mit mir machen, was du wolltest, und ich habe immer gesagt: „Ja, Vater, ich bin bereit.“ Können denn die Engel lügen? Und Hanna, die mir versichert hatte, daß du mir in der Stunde des Leidens einen Engel senden würdest? Ich bin allein. Ich finde

keine Gnade mehr in deinen Augen. Ich habe dich, die Gnade, nicht mehr in mir. Ich habe keinen Engel mehr. Lügen also die Heiligen? Worin habe ich dir mißfallen, wenn sie lügen und ich diese Stunde verdient habe?

Und Jesus? Worin hat dein reines, sanftmütiges Lamm gefehlt? Womit haben wir dich beleidigt, daß wir, außer dem von den Menschen zugefügten Martyrium, auch noch die unbeschreibliche Qual deiner Abkehr von uns ertragen müssen? Ihn, ihn, der dein Sohn war und dich mit einer Stimme rief, die die Erde erschauern machte und sie in mitleidigem Aufschluchzen erbeben ließ, wie konntest du ihn in seiner großen Qual verlassen?

Armes Herz Jesu, das dich so sehr geliebt hat! Wo ist das Zeichen der Herzwunde? Hier ist es. Sieh, Vater, dieses Zeichen. Hier ist der Abdruck meiner Hand, die in die Wunde der Lanze eingedrungen ist. Hier, hier ... Weder die Tränen noch der Kuß der Mutter, deren Augen brennen vom Weinen und deren Lippen wund sind vom Küssen, löschen es. Dieses Zeichen schreit und klagt an. Dieses Zeichen schreit lauter als das Blut Abels von der Erde zu dir. Und du, der du Kain verflucht und dich an ihm gerächt hast, du bist meinem von seinen Kainen schon so sehr verletzten Abel nicht zu Hilfe gekommen und hast ihnen sogar das letzte Verbrechen erlaubt! Du hast ihm das Herz zerrissen durch deine Abkehr und hast zugelassen, daß ein Mensch es freilegt, damit ich es sehe und auch durch seinen Anblick zermalmt werde. Aber nicht meinetwegen, sondern seinetwegen, seinetwegen rufe ich dich und bitte dich um eine Antwort. Du hättest es nicht tun dürfen ...

Du hättest es nicht tun dürfen ... Oh, Verzeihung, Vater! Verzeihung, heiliger Vater! Verzeih einer Mutter, die ihr Kind beweint ... Er ist tot! Mein Sohn ist tot! Mit durchbohrtem Herzen gestorben ... Oh, Vater, Vater, Erbarmen! Ich liebe dich! Wir haben dich geliebt, und du hast uns so sehr geliebt. Wie konntest du zulassen, daß das Herz unseres Sohnes durchbohrt wurde? Oh, Vater! ... Habe Mitleid mit einer armen Frau. Ich bin von Sinnen, Vater! Ich gehöre dir,

ich bin dein Nichts, und ich wage es, dich zu tadeln! Barmherzigkeit! Du bist gut gewesen. Die Wunde, die einzige Wunde, die ihn nicht geschmerzt hat, ist diese.

Deine Abkehr hat ihn noch vor Sonnenuntergang sterben lassen und ihm so weitere Qualen erspart. Du bist gut gewesen. Alles tust du aus Güte und Liebe. Wir sind Geschöpfe, die nichts verstehen. Du bist gut gewesen. Gut bist du gewesen. Sprich diese Worte, meine Seele, um meinem Leiden den Stachel zu nehmen. Gott ist gut und hat dich immer geliebt, meine Seele. Von der Wiege bis zum heutigen Tag hat er dich immer geliebt. Er hat dir alle Freuden des irdischen Lebens geschenkt. Er hat dir sich selbst geschenkt. Er ist gut gewesen, gut, gut. Danke, Herr. Sei gepriesen für deine unendliche Güte.

Danke, Jesus. Ich danke auch dir. Ich allein habe sie in meinem Herzen gefühlt, als ich dein geöffnetes Herz gesehen habe. Nun ist deine Lanze in meinem Herzen und bohrt und wühlt. Doch es ist besser so. Du spürst sie nicht.

Aber, habe Erbarmen, Jesus. Gib ein Zeichen! Eine Liebkosung, ein Wort für deine arme Mutter mit dem verwundeten Herzen! Ein Zeichen, ein Zeichen, Jesus, wenn du mich bei deiner Rückkehr noch lebend antreffen willst.«

Ein energisches Klopfen an der Tür läßt alle aufschrecken. Der tapfere Hausherr flieht. Maria des Zebedäus möchte, daß ihr Johannes ihm folgt und schiebt ihn in Richtung Hof. Die anderen, außer Maria Magdalena, drängen sich zusammen und jammern. Maria Magdalena geht aufrecht und mutig zur Tür und fragt: »Wer klopft?«

Eine Frauenstimme antwortet: »Ich bin Nike. Ich muß der Mutter etwas bringen. Öffnet schnell, die Militärstreife ist unterwegs.«

Johannes, der sich von seiner Mutter losgerissen hat und zu Magdalena geeilt ist, macht sich an den vielen Riegeln zu schaffen, die heute abend alle sorgfältig vorgeschoben sind. Er öffnet, und Nike kommt mit einer Dienerin und einem kräftigen Begleiter herein. Die Tür wird wieder geschlossen.

»Ich habe etwas«, sagt Nike weinend, und die Stimme versagt ihr ...

»Was? Was?« Alle drängen sich neugierig heran.

»Auf dem Kalvarienberg ... Ich habe den Erlöser in diesem Zustand gesehen ... Ich hatte den Schleier für die Lenden vorbereitet, damit er die Lappen der Henker nicht braucht ... Aber er war so verschwitzt, mit Blut in den Augen, daß ich ihm den Schleier geben wollte, damit er sich abtrocknen konnte. Und er hat es getan ... und mir den Schleier zurückgegeben. Ich habe ihn nicht mehr benützt ... Ich wollte ihn mit seinem Schweiß und seinem Blut als Reliquie aufbewahren. Und als wir kurz darauf die Gehässigkeit der Juden gegen Plautina und die anderen Römerinnen, Lydia und Valeria, sahen, beschlossen wir, zurückzukehren, aus Furcht, daß man uns dieses Tuch wegnehmen könnte. Die Römerinnen sind tapfere Frauen. Sie haben uns in ihre Mitte genommen, mich und die Dienerin, und haben uns beschützt. Obwohl sie eine Verunreinigung für Israel darstellen ... und es gefährlich ist, Plautina zu berühren. Aber daran denkt man in ruhigen Zeiten. Heute waren alle in einem Rausch ... Zu Hause habe ich geweint ... stundenlang ... Dann ist das Erdbeben gekommen, und ich bin ohnmächtig geworden ... Als ich wieder zu mir kam, wollte ich den Schleier küssen und habe gesehen ... Oh! ... Das Antlitz des Erlösers ist darauf! ... «

»Laß sehen! Laß sehen!«

»Nein, zuerst die Mutter! Es ist ihr Recht!«

»Sie ist völlig am Ende! Sie wird es nicht ertragen ... «

»Oh, sagt das nicht. Es wird ihr im Gegenteil ein Trost sein. Benachrichtigt sie!«

Johannes klopft leise an die Tür.

»Wer ist da?«

»Ich, Mutter. Nike ist draußen ... Sie ist bei Nacht gekommen ... Sie hat dir ein Andenken ... ein Geschenk gebracht. Sie hofft, daß es dir ein Trost sein wird.«

»Oh, ein einziges Geschenk könnte mich trösten: das Lächeln seines Gesichtes ... «

»Mutter!« Johannes umarmt sie, aus Furcht, daß sie fallen könnte, und sagt, als würde er ihr den wahren Namen Gottes anvertrauen: »Das ist es. Sein Lächeln ist auf dem Tuch, mit dem Nike auf dem Kalvarienberg sein Antlitz getrocknet hat.«

»Oh, Vater! Allmächtiger Gott! Heiliger Sohn! Ewige Liebe! Seid gepriesen! Das Zeichen! Das Zeichen, um das ich euch gebeten habe! Laß sie, laß sie eintreten!«

Maria muß sich setzen, denn sie kann sich nicht mehr auf den Beinen halten, und während Johannes den Frauen ein Zeichen gibt, Nike hereinzuschicken, beruhigt sich die Jungfrau wieder.

Nike kommt herein und kniet mit ihrer Dienerin vor Maria nieder. Johannes steht neben Maria und legt einen Arm um ihre Schultern, wie um sie zu stützen. Nike sagt kein Wort. Sie öffnet das Kästchen, nimmt das Tuch heraus und faltet es auseinander. Und das Antlitz Jesu, das lebendige Antlitz Jesu, das schmerzerfüllte und doch lächelnde Antlitz Jesu sieht die Mutter an und lächelt ihr zu.

Maria schreit in schmerzlicher Liebe auf und streckt die Arme aus. Ein Echo ertönt aus dem Vorraum, wo sich die Frauen an der Tür versammelt haben. Und alle knien wie die Mutter vor dem Antlitz des Erlösers nieder.

Nike findet keine Worte. Sie läßt das Tuch aus ihren Händen in die Hände der Mutter gleiten und neigt sich dann, um seinen Saum zu küssen. Schließlich geht sie rückwärts aus dem Raum, ohne abzuwarten, daß Maria aus ihrer Ekstase erwacht.

Sie geht in die Nacht hinaus und ist schon verschwunden, bevor die anderen dessen gewahr werden. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als das Tor wie zuvor zu schließen.

Maria ist wieder allein, in ein Gespräch der Seele mit dem Bild ihres Sohnes vertieft, denn die anderen haben sich alle zurückgezogen.

Einige Zeit vergeht. Dann sagt Marta: »Wie machen wir es mit den Salben? Morgen ist Sabbat . . . «

»Und wir werden nichts kaufen können . . . « sagt Salome.

»Und doch muß es getan werden. Viele Pfund Aloe und Myrrhe . . . Aber er war so schlecht gewaschen . . . «

»Auf jeden Fall muß alles bereit sein bei Sonnenaufgang des ersten Tages nach dem Sabbat«, bemerkt Maria des Alphäus.

»Und die Wachen? Wie werden wir es anstellen?« fragt Susanna.

»Wir werden es Josef sagen, wenn sie uns nicht hineinlassen«, antwortet Marta.

»Wir können den Stein nicht allein wegrücken.«

Maria Magdalena sagt: »Oh, du meinst, zu fünft können wir das nicht? Wir sind alle kräftig . . . und die Liebe tut das übrige.«

»Und auch ich werde mit euch gehen«, sagt Johannes.

»Du auf keinen Fall. Ich will nicht auch noch dich verlieren, Sohn.«

»Mache dir keine Sorgen. Wir genügen.«

»Nun gut . . . aber wer gibt euch die Salben?«

Alle sind niedergeschlagen . . . Dann sagt Marta: »Wir hätten Nike fragen können, ob es wahr ist, was wir über Johanna und von den Unruhen gehört haben . . . «

»Das was wahr! Aber wir sind töricht. Wir hätten auch die Salben holen können. Isaak war auf der Schwelle, als wir zurückkamen . . . «

»Im Palast sind viele Gefäße mit Essenzen, und auch feinen Weihrauch haben wir dort. Ich werde sie holen.« Maria Magdalena steht von ihrem Platz auf und legt ihren Mantel um.

Marta schreit: »Du gehst nicht!«

»Ich gehe!«

»Du bist von Sinnen! Sie werden dich gefangennehmen!«

»Deine Schwester hat recht. Geh nicht!«

»Oh, was seid ihr für unnütze, heulende Frauenzimmer! Jesus hatte wahrhaftig eine schöne Schar von Anhängern. Ist euer Vorrat an Mut schon erschöpft? Bei mir ist es umgekehrt. Je mehr ich davon verbrauche, desto größer wird er.«

»Dann werde ich mit ihr gehen. Ich bin ein Mann.«

»Und ich bin deine Mutter und verbiete es dir!«

»Beruhige dich, Maria Salome. Und du sei brav, Johannes. Ich gehe allein. Ich habe keine Angst. Ich weiß, was es heißt, bei Nacht auf den Straßen zu sein. Ich war der Sünde wegen tausendmal unterwegs ... Und nun sollte ich Angst haben, da ich gehe, um dem Sohn Gottes zu dienen?«

»Aber heute ist es unruhig in der Stadt. Du hast den Mann gehört.«

»Der ist ein Angsthase. Und ihr ebenfalls. Ich gehe.«

»Und wenn dich die Soldaten sehen?«

»Dann werde ich sagen: „Ich bin die Tochter von Theophilus dem Syrer, dem treuen Diener Cäsars.“ Und sie werden mich laufen lassen. Und außerdem ... ein Mann ist für eine junge, schöne Frau ein geringeres Hindernis als ein Strohalm. Ich weiß es, zu meiner Schande ... «

»Aber wo willst du im Palast Salben finden, da er doch seit Jahren unbewohnt ist?«

»Glaubst du das? Oh, Marta! Hast du vergessen, daß Israel euch gezwungen hat, ihn zu verlassen, weil er einer der Orte war, an denen ich meine Liebhaber traf? In dem Palast war alles, was ich brauchte, um den Männern noch mehr die Köpfe zu verdrehen. Als ich durch meinen Erlöser gerettet wurde, habe ich die Alabastergefäße und den Weihrauch, die ich für meine Liebesorgien gebraucht hatte, an einem nur mir bekannten Ort versteckt. Und ich habe geschworen, daß nur die Tränen über meine Sünden und die Anbetung des allerheiligsten Jesus die Essenzen und der Weihrauch der büßenden Maria sein würden, und daß ich diese Zeichen des Dienstes der Sinne und des Fleisches nur verwenden würde, um sie zu heiligen und ihn zu salben. Nun ist die Zeit dazu gekommen. Ich gehe. Bleibt. Und seid ruhig. Der Engel Gottes begleitet mich, und es wird mir nichts Böses zustoßen. Lebt wohl. Ich werde euch Nachrichten bringen. Doch Maria solltet ihr nichts sagen ... Sie würde sich nur noch größere Sorgen machen ... «

Und Maria von Magdala geht mit beeindruckender Selbstsicherheit fort.

»Mutter, laß dir das eine Lehre sein . . . Es möge dir sagen: Handle nicht so, daß die Welt deinen Sohn einen Feigling nennt. Morgen, nein heute, denn es ist bereits die zweite Nachtwache, werde ich gehen und die Gefährten suchen, wie sie es wünscht . . .«

»Es ist Sabbat . . . Du kannst nicht gehen . . .« entgegnet Salome, um ihn zurückzuhalten.

»„Der Sabbat ist tot“, sage auch ich mit Josef. Die neue Zeit hat begonnen. Andere Gesetze, andere Opfer und andere Zeremonien wird es in ihr geben.«

Maria Salome neigt das Haupt auf die Knie und weint, ohne weiter zu widersprechen.

»Oh, könnten wir doch etwas über Lazarus erfahren!« jammert Maria des Klopas.

»Wenn ihr mich gehen laßt, werdet ihr etwas erfahren. Denn die Gefährten wurden zu Lazarus gebracht von Simon dem Kanaaniter, der den Auftrag dazu erhalten hatte. Jesus hat es Simon in meiner Gegenwart gesagt.«

»O weh! Alle dort? Dann sind sie alle verloren!« Maria des Klopas und Salome weinen untröstlich.

Die Zeit vergeht. Man wartet, und viele Tränen werden vergossen. Dann kehrt Maria Magdalena triumphierend und mit Taschen beladen zurück, die kostbare Gefäße enthalten.

»Seht ihr, daß nichts passiert ist? Hier: Öle aller Art, und Narden, Lavendel und Benzoeharz. Myrrhe und Aloe sind nicht dabei . . . Ich wollte nichts Bitteres . . . Bitterkeit verkoste ich jeden Augenblick . . . Wir werden vorerst dies verwenden, und morgen holen wir . . . Oh, Isaak wird für Geld auch am Sabbat verkaufen . . . Bei ihm kaufen wir dann Myrrhe und Aloe.«

»Hat man dich gesehen?«

»Niemand. Nicht einmal eine Fledermaus ist unterwegs.«

»Und die Soldaten?«

»Die Soldaten? Ich denke, die schnarchen in ihren Betten.«

»Aber der Aufruhr . . . die Verhaftungen . . .«

»Die hat nur die Angst dieses Mannes gesehen ...«

»Wer ist im Palast?«

»Nun, Levi und seine Frau. Unbesorgt wie Kinder. Die Bewaffneten sind geflohen. Ha, ha, schöne Helden haben wir, das muß ich schon sagen ... Sie sind geflohen, als sie von der Verurteilung gehört haben. Es ist wahr, Rom ist streng und gebraucht die Peitsche ... Aber dadurch erreicht es, daß man es fürchtet und ihm dient. Und Rom hat Männer, keine Hasen ... O ja, er hat gesagt: „Meine Jünger werden dasselbe Schicksal wie ich erleiden.“ Wenn viele Römer Jesus nachfolgen, dann ist das schon möglich. Aber wenn es Märtyrer unter den Israeliten braucht, wird er allein bleiben ... Hier, das ist meine Tasche. Und die ist von Johanna, die ... Ja, nicht nur feige, sondern Lügner sind wir. Johanna ist nur sehr niedergeschlagen. Sie und Elisa haben sich auf Golgota übel gefühlt. Die eine ist eine Mutter, die ihren Sohn verloren hat, und so wurde ihr übel, als sie Jesus röcheln hörte. Die andere ist zart und so lange Wege unter der Sonne nicht gewohnt. Aber keine ist verletzt oder liegt im Sterben. Johanna weint wie wir alle, gewiß; aber mehr nicht. Sie bedauert, daß man sie weggebracht hat. Morgen wird sie zu uns kommen. Sie schickt diese Aromen, alle, die sie im Haus hatte. Valeria ist auf Anordnung von Plautina bei ihr geblieben, und nun ist sie mit den Sklaven zum Haus Claudias gegangen, denn dort haben sie viel Weihrauch. Wenn sie kommt – denn auch sie ist, dem Himmel sei Dank, kein immer zitternder Angsthase – dann schreit nicht alle, als ob man euch ein Messer an die Kehle setzen würde. Los, steht auf. Holen wir die Mörser. Arbeiten wir. Weinen nützt nichts. Oder arbeitet wenigstens, während ihr weint. Unser Balsam soll mit unseren Tränen vermischt sein. Er wird es fühlen ... Er wird unsere Liebe spüren.« Sie beißt sich auf die Lippen, um nicht selbst zu weinen und den anderen, die so sehr betrübt sind, Mut einzuflößen.

Sie arbeiten eifrig.

Maria ruft Johannes.

»Mutter, was möchtest du?«

»Diese Schläge ...«

»Sie zerstoßen den Weihrauch.«

»Ach ... Aber ... Verzeiht mir ... Macht nicht so ein Geräusch ...

Es erinnert mich an die Hämmer ...«

Die Bronzestößel, die auf den Marmor der Mörser schlagen, klingen tatsächlich wie Hämmer.

Johannes sagt es den Frauen, und diese gehen in den Hof hinaus, um weniger gehört zu werden.

Johannes kehrt zur Mutter zurück.

»Wo haben sie das bekommen?«

»Maria des Lazarus ist in ihr Haus und zu Johanna gegangen ...

Man wird noch mehr bringen ...«

»Ist niemand gekommen?«

»Außer Nike niemand.«

»Sieh ihn an, Johannes, wie schön er auch in seinem Schmerz ist.«

Maria verliert sich mit gefalteten Händen in der Betrachtung des Schleiers, den sie über eine Truhe gehängt und mit Gewichten befestigt hat.

»Ja, Mutter, schön. Und er lächelt dir zu ... Nun weine nicht mehr ... Es sind schon einige Stunden vergangen, und wir müssen nicht mehr so lange auf seine Rückkehr warten ...« und Johannes weint.

Maria streichelt seine Wange, ohne die Augen von dem Bildnis ihres Sohnes abzuwenden. Johannes geht mit tränenverschleiertem Blick hinaus.

Auch Magdalena, die zurückgekommen ist, um Amphoren zu holen, ist in derselben Verfassung. Aber sie sagt dem Apostel: »Es ist nicht gut, daß sie uns weinen sehen. Sonst tun die dort nichts anderes mehr. Und wir müssen etwas tun ...«

»... und wir müssen glauben«, fügt Johannes hinzu.

»Ja, glauben. Wenn man nicht glauben könnte, würde man zweifeln. Ich glaube. Und du?«

»Ich auch ...«

»Du scheinst nicht sehr überzeugt. Du liebst noch nicht genug. Wenn du mit deinem ganzen Sein lieben würdest, könntest du nicht anders als glauben. Die Liebe ist Licht und Stimme. Auch gegen das Dunkel der Ablehnung und das Schweigen des Todes sagt sie: „Ich glaube.“«

Herrlich ist diese Magdalena bei ihrem Glaubensbekenntnis, eine hohe, eindrucksvolle, gebieterische Gestalt! Sie muß ein wundes Herz haben. Ihre vom Weinen brennenden Augen verraten es. Doch die Seele ist unbezwingbar.

Johannes betrachtet sie voller Bewunderung und murmelt: »Du bist stark!«

»Immer. Ich war es so sehr, daß ich die Welt herausgefordert habe. Und damals war ich ohne Gott. Nun, da ich Gott besitze, fühle ich, daß ich selbst der Hölle trotzen würde. Du, der du gut bist, müßtest viel stärker sein als ich. Denn die Sünde schwächt, weißt du? Mehr als die Schwindsucht. Aber du bist unschuldig ... Daher hat er dich so sehr geliebt ... «

»Auch dich hat er geliebt ... «

»Und ich war nicht unschuldig. Aber ich war seine Eroberung und ... «

Jemand klopft kräftig an die Tür.

»Es wird Valeria sein. Mach auf.«

Johannes öffnet ohne Furcht, da die Ruhe Marias sich auf ihn überträgt.

Es ist tatsächlich Valeria mit ihren Sklaven, die die Sänfte tragen, aus der sie gerade gestiegen ist. Sie tritt ein mit dem römischen Gruß: »Salve.«

»Der Friede sei mit dir, Schwester. Tritt ein«, sagt Johannes.

»Kann ich der Mutter das Geschenk Plautinas bringen? Auch Claudia hat beigesteuert. Aber nur, wenn es ihr nicht unangenehm ist, mich zu sehen.«

Johannes geht zu Maria.

»Wer hat geklopft? Petrus? Judas? Josef?«

»Nein, es ist Valeria. Sie hat kostbare Harze gebracht. Sie möchte sie dir übergeben . . . wenn es dir nicht unangenehm ist.«

»Ich muß meine Abneigung überwinden. Er hat zu seinem Reich die Kinder Israels und die Heiden berufen. Er hat alle berufen. Nun . . . ist er tot . . . Aber ich bin an seiner Stelle hier. Und ich empfangе alle. Sie soll hereinkommen.«

Valeria tritt ein. Sie hat den dunklen Mantel abgelegt und ist nun ganz in Weiß in ihrer Stola. Sie verneigt sich tief, grüßt und sagt: »Domina, du weißt, wer wir sind. Die ersten aus der Finsternis des Heidentums Erlösten. Finsternis und Schmutz waren wir. Dein Sohn hat uns Flügel und Licht gegeben. Nun ist er . . . in Frieden entschlafen. Wir kennen eure Bräuche und wollen, daß auch die Salben Roms über den Sieger ausgegossen werden.«

»Gott segne euch, Töchter meines Herrn. Und . . . verzeiht, wenn ich nicht mehr sagen kann . . . «

»Bemühe dich nicht, Domina. Rom ist stark. Aber es versteht auch den Schmerz und die Liebe. Es versteht dich, Mater Dolorosa. Leb wohl.«

»Der Friede sei mit dir, Valeria. Plautina und euch allen meinen Segen.«

Valeria zieht sich zurück, nachdem sie den Weihrauch und die Essenzen vor Maria gestellt hat.

»Siehst du, Mutter? Die ganze Welt gibt etwas für den König des Himmels und der Erde.«

»Ja«, sagt Maria, »die ganze Welt. Und die Mutter wird ihm nur Tränen gegeben haben.«

Ein Hahn kräht fröhlich irgendwo in der Nähe, und Johannes zuckt zusammen.

»Was hast du, Johannes?« fragt die Jungfrau.

»Ich muß an Simon Petrus denken . . . «

»Aber ist er nicht mit dir zusammengewesen?« fragt Magdalena, die wieder ins Zimmer gekommen ist.

»Ja, im Haus des Hannas. Dann habe ich verstanden, daß ich hier-

her kommen mußte. Und seither habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

»Es wird bald Morgen.«

»Ja, öffnet die Fenster.«

Sie öffnen die Läden, und die Gesichter erscheinen im grünlichen Morgenlicht noch fahler.

Die Nacht des Karfreitags ist zu Ende ...

675 Der Tag des Karsamstags

Nur langsam, mühsam bricht der Tag an. Es ist ein eigenartig verspäteter Sonnenaufgang, trotz des wolkenlosen Himmels. Doch es scheint, daß die Himmelskörper all ihre Leuchtkraft verloren haben. Und ebenso blaß wie der nächtliche Mond ist nun auch die aufgehende Sonne. Trübe. Haben vielleicht auch sie geweint, daß sie trüb sind wie die Augen der Guten, die den Tod des Herrn beweint haben und noch beweinen?

Sobald Johannes bemerkt, daß die Tore geöffnet worden sind, geht er trotz der mütterlichen Bitten fort. Die Frauen schließen sich wieder im Haus ein und sind noch mehr verängstigt, nun, da der Apostel gegangen ist.

Maria, immer noch in ihrem Zimmer, die Hände im Schoß gefaltet, schaut durch das Fenster in den Garten, der zwar nicht sehr, aber doch ziemlich groß ist und voll blühender Rosen entlang den Mauern und auf den Beeten. Die Lilienbüschel hingegen haben noch nicht den Stengel der künftigen Blüte: Sie sind dicht und schön, bestehen aber nur aus Blättern. Maria schaut und schaut, doch ich glaube, daß sie nichts sieht. Sie sieht nur, worum sich ihre armen, müden Gedanken drehen: die Agonie ihres Sohnes.

Die Frauen kommen und gehen. Sie nähern sich Maria, lieblosen sie und bitten sie, eine Erfrischung anzunehmen ... und jedesmal bringen sie eine Welle schwerer, mannigfaltiger, betäubender Düfte mit in den Raum.

Maria schaudert jedesmal. Sonst nichts. Kein Wort. Keine Bewegung. Nichts. Sie ist erschöpft. Sie wartet. Sie wartet nur. Sie wartet auf ihn.

Ein Klopfen an der Tür ... Die Frauen eilen herbei, um zu öffnen. Maria dreht sich auf ihrem Sessel um, ohne aufzustehen, und schaut zur halb geöffneten Tür.

Magdalena tritt ein: »Manaen ist gekommen ... Er möchte irgendwie dienlich sein ... «

»Wen hattest du erwartet, Mutter ... ?«

»Später ... später. Laß ihn hereinkommen.«

Manaen kommt herein. Er ist nicht wie sonst prunkvoll gekleidet, sondern trägt ein ganz gewöhnliches schwarzbraunes Gewand und einen passenden Mantel. Keinen Schmuck und kein Schwert. Er gleicht einem wohlhabenden Mann aus dem Volk.

Manaen verneigt sich zuerst mit über der Brust gekreuzten Armen zum Gruß; dann kniet er nieder, wie vor einem Altar.

»Steh auf. Und verzeih, wenn ich deine Verneigung nicht erwidere. Ich kann nicht ... «

»Du sollst auch nicht. Ich würde es nicht zulassen. Du weißt, wer ich bin. Deshalb bitte ich dich, mich als deinen Diener zu betrachten. Brauchst du mich? Ich sehe, es ist kein Mann bei euch. Ich weiß von Nikodemus, daß alle geflohen sind. Es war nichts zu machen, das ist wahr. Aber sie hätten sich wenigstens sehen lassen können, um ihn zu trösten. Ich ... ich habe ihn beim Xystos begrüßt. Dann war es nicht mehr möglich, weil ... Aber es ist unnütz, darüber zu reden. Auch dies war von Satan gewollt. Nun bin ich frei und komme, um dir zu Diensten zu sein. Befiehl, Frau.«

»Ich möchte etwas über Lazarus erfahren und es auch den anderen sagen ... Die Schwestern sind in Sorge, und meine Schwägerin und die andere Maria auch. Wir möchten wissen, ob Lazarus, Jakobus, Judas und der andere Jakobus in Sicherheit sind.«

»Judas? Iskariot? Aber er hat ihn doch verraten!«

»Judas, der Sohn des Bruders meines Bräutigams.«

»Ach so! Ich gehe.« Und er steht auf. Aber beim Aufstehen verzerrt er vor Schmerz das Gesicht.

»Bist du verletzt?«

»Nun ja . . . Nicht der Rede wert. Ein Arm tut mir ein wenig weh.«

»Vielleicht unseretwegen? Warst du deshalb nicht dort oben?«

»Ja, deshalb. Und nur dies schmerzt mich. Nicht die Wunde. Der Rest des Pharisäertums, des Hebräismus, des Satanismus – denn Satanskult ist der Kult Israels geworden – der noch in mir war, ist mit diesem Blut aus meinen Adern geflossen. Ich bin wie ein Kind, das nach der Durchtrennung der Nabelschnur keine Verbindung mit dem Blut der Mutter mehr hat; die wenigen Tropfen, die noch in der abgetrennten Schnur sind, können nicht eindringen, da sie durch das Leinenband abgebunden sind. Sie fallen zu Boden, sind nun nutzlos. Das Neugeborene lebt mit seinem eigenen Herzen und seinem eigenen Blut. So ergeht es mir. Bisher war ich noch etwas unfertig. Nun bin ich am Ende meiner Entwicklung angelangt und dem Licht geschenkt und komme. Gestern wurde ich geboren. Meine Mutter ist Jesus von Nazaret. Er hat mich geboren, bei seinem letzten Schrei. Ich weiß es . . . denn ich bin heute nacht ins Haus des Nikodemus geflohen. Ich möchte ihn nur sehen . . . Oh, wenn ihr zum Grab geht, dann sagt es mir. Ich werde mitkommen . . . Ich kenne sein Antlitz als Erlöser noch nicht.«

»Er sieht dich an, Manaen. Dreh dich um.«

Der Mann, der gesenkten Hauptes eingetreten ist und dann nur Augen für Maria gehabt hat, wendet sich fast erschrocken um und sieht das Schweißstuch. Er wirft sich anbetend zu Boden . . .

Und weint. Dann steht er auf, verneigt sich vor Maria und sagt: »Ich gehe.«

»Aber es ist Sabbat. Du weißt es. Sie beschuldigen uns schon, durch ihn Gesetzesbrecher geworden zu sein.«

»Dann sind wir ihnen gleich, denn sie übertreten das Gebot der Liebe. Das erste und größte Gebot. Er hat es gesagt. Der Herr möge dich trösten.« Er geht hinaus.

Die Stunden vergehen. Wie langsam vergehen sie doch für jene, die warten . . .

Maria steht auf, hält sich an den Möbeln und geht zur Tür. Sie versucht, die große Eingangshalle zu durchqueren. Doch als sie sich nirgends mehr stützen kann, beginnt sie zu wanken. Marta, die es vom gegenüber dem Ausgang liegenden Hof aus bemerkt, eilt ihr zu Hilfe.

»Wo willst du hin?«

»Dort hinein. Ihr habt es mir versprochen.«

»Warte auf Johannes.«

»Ich habe genug gewartet. Ihr seht, daß ich ruhig bin. Geht, da ihr von innen habt abschließen lassen, und laßt öffnen. Ich warte hier.«

Susanna – denn alle sind herbeigekommen – holt den Hausherrn mit den Schlüsseln. Maria lehnt sich indessen an das Türchen, als wolle sie es durch die Kraft ihres Willens öffnen. Hier ist nun der Mann. Ängstlich, verzagt schließt er auf und zieht sich wieder zurück. Und Maria betritt, von Marta und Maria des Alphäus gestützt, den Abendmahlsaal.

Alles ist noch, wie es am Ende des Abendmahles war. Der Verlauf der Dinge und der von Jesus erteilte Befehl haben Veränderungen verhindert. Nur die Liegen hat man an ihren Platz zurückgebracht. Und Maria geht, obwohl sie nicht dabei war, doch direkt auf die Liege zu, auf der Jesus gelegen ist. Es scheint, als würde eine Hand sie führen. Und sie gleicht fast einer Mondsüchtigen, so steif ist ihr mühsamer Gang . . . Sie geht um die Liege herum und bleibt zwischen ihr und dem Tisch einen Augenblick stehen. Dann wirft sie sich in einem erneuten Aufschluchzen über den Tisch. Schließlich beruhigt sie sich und betet mit an den Rand des Tisches gelehntem Kopf. Sie streichelt das Tischtuch, die Liege, das Geschirr, den Rand der großen Platte, auf der das Osterlamm gelegen ist, das große Tranchiermesser und den an diesem Platz stehenden Krug. Sie weiß nicht, daß sie berührt, was auch Iskariot berührt hat. Dann legt sie wie betäubt den Kopf auf die auf dem Tisch liegenden Arme und bleibt so.

Alle schweigen, bis die Schwägerin sagt: »Komm, Maria. Wir fürchten die Juden. Möchtest du vielleicht, daß sie hier hereinkommen?«

»Nein, nein, dies ist ein heiliger Ort. Gehen wir. Helft mir ... Es war gut, daß du mich daran erinnert hast. Ich hätte gerne eine schöne, große verschließbare Truhe, um darin alle meine Schätze aufzubewahren.«

»Morgen lasse ich dir eine aus dem Palast bringen. Die schönste Truhe des Hauses. Stark und sicher. Ich schenke sie dir mit Freuden«, verspricht Magdalena.

Sie gehen hinaus. Maria ist völlig erschöpft. Sie wankt, als sie die wenigen Stufen hinaufsteigt. Und wenn ihr Schmerz jetzt weniger dramatisch zum Ausdruck kommt, so nur deshalb, weil sie weniger Kraft hat. Aber in ihrer Ruhe liegt noch mehr Tragik.

Sie kehren in den Raum von zuvor zurück. Und bevor Maria sich wieder an ihren Platz begibt, liebkost sie das Schweißstuch mit dem heiligen Antlitz, als ob es ein Gesicht aus Fleisch und Blut wäre.

Wieder klopft jemand an die Tür. Die Frauen eilen hinaus und öffnen die Tür einen Spalt. Mit ihrer müden Stimme sagt Maria: »Wenn es die Jünger sein sollten, besonders Simon Petrus und Judas, sollen sie sofort zu mir kommen.«

Aber es ist der Hirte Isaak. Er kommt nach einigen Minuten weinend herein und wirft sich sogleich vor dem Schweißstuch und dann vor Maria nieder. Er weiß nicht, was er sagen soll. So ist es Maria, die sagt: »Danke. Er hat dich gesehen, und auch ich habe dich gesehen. Er schaute euch an, solange er konnte.«

Isaak weint heftiger. Er kann erst sprechen, als er zu weinen aufhört. »Wir wollten nicht fortgehen. Aber Jonatan hat uns darum gebeten. Die Juden haben die Frauen bedroht ... und danach konnten wir nicht zurückkehren. Alles ... war zu Ende ... Wo sollten wir also hingehen? Wir haben uns über die Felder zerstreut, und als die Nacht kam, trafen wir uns auf halbem Weg zwischen Jerusalem und Betlehem. Wir glaubten, wir würden weniger an seinen Tod denken,

wenn wir zu seiner Höhle gingen ... Aber dann fühlten wir, daß es nicht recht wäre, dorthin zu gehen. Es wäre Egoismus gewesen, und so sind wir zur Stadt zurückgekehrt ... Und ohne zu wissen wie, waren wir in Betanien ... «

»Und meine Söhne?«

»Und Lazarus?«

»Und Jakobus?«

»Sie sind alle dort. Die Felder des Lazarus waren bei Sonnenaufgang voll von weinenden Herumirrenden ... Seinen unnützen Freunden und Jüngern! Ich ... bin zu Lazarus gegangen in der Meinung, der erste zu sein. Es waren aber schon deine Söhne dort, Frau, und auch der deine, zusammen mit Andreas, Bartholomäus und Matthäus. Simon der Zelote hatte sie überredet, dorthin zu gehen. Und Maximinus, der am frühen Morgen auf die Felder gegangen ist, hat noch andere gefunden. Lazarus hat allen geholfen. Und er tut es noch. Er sagt, daß der Meister es ihm befohlen hat. Und auch der Zelote sagt es.«

»Aber wo sind meine anderen Söhne, Simon und Josef?«

»Ich weiß es nicht, Frau. Wir waren bis zum Erdbeben alle zusammen. Danach ... weiß ich nichts Genaueres. In der immer größeren Finsternis, bei den Blitzen und den aus den Gräbern auferstandenen Toten, bei dem Beben der Erde und dem wilden Sturm habe ich den Verstand verloren. Ich fand mich im Tempel wieder. Und ich frage mich immer noch, wie ich dort hineinkam, ins Innere der heiligen Abgrenzung. Stelle dir vor, zwischen mir und dem Rauchopferaltar war vielleicht eine Elle ... Stelle dir vor, ich an dem Ort, den sonst nur die diensthabenden Priester betreten dürfen! Und ich habe das Allerheiligste gesehen! Ja ... denn der Vorhang des Allerheiligsten ist von oben bis unten zerrissen, wie von der Hand eines Riesen ... Hätten sie mich dort gesehen, wäre ich gesteinigt worden. Aber keiner schien mehr etwas zu sehen. Ich bin nur Geistern von Toten und Geistern von Lebenden begegnet. Denn wir glichen alle Gespenstern mit entsetzten Gesichtern im Flammen der Blitze und im Schein der Brände ... «

»Oh, mein Simon, mein Josef!«

»Und Simon Petrus? Und Judas Iskariot? Und Thomas und Philippus?«

»Ich weiß nicht, Mutter ... Lazarus hat mich geschickt, damit ich nach euch sehe, denn jemand hatte ihm gesagt, daß ... man euch getötet habe.«

»Dann geh sofort zurück und beruhige ihn. Ich habe schon Ma-naen gesandt. Aber geh auch du und sage ... sage, daß nur er getötet wurde. Und ich mit ihm. Und wenn du andere Jünger triffst, dann nimm sie mit dorthin. Aber Iskariot und Simon Petrus, die schicke zu mir.«

»Mutter ... Verzeih uns, daß wir nicht mehr getan haben.«

»Ich verzeihe alles ... Geh.«

Isaak geht hinaus, und Marta, Maria, Salome und Maria des Alphäus überhäufen ihn mit Bitten, Empfehlungen und Aufträgen. Susanna weint leise, denn niemand spricht von ihrem Mann. Da erinnert sich Salome, daß auch sie einen Mann hat, und beginnt ebenfalls zu weinen.

Nun herrscht wieder Stille, bis erneut am Tor geklopft wird.

Da die Stadt ruhig ist, sind die Frauen nicht mehr so ängstlich. Aber als sie durch den Türspalt das bartlose Gesicht des Longinus erblicken, fliehen sie alle, als hätten sie einen Toten in seinem Leichentuch oder den Teufel in Person gesehen. Der Herr des Hauses, der neugierig in der Vorhalle auf- und abgegangen ist, läuft als erster davon.

Magdalena, die bei Maria war, eilt herbei. Longinus ist mit einem unwillkürlich amüsierten Lächeln auf den Lippen eingetreten und hat selbst das schwere Tor hinter sich geschlossen. Er ist nicht in Uniform, sondern trägt ein graues, kurzes Gewand unter einem dunklen Mantel.

Maria Magdalena schaut ihn an, und er schaut sie an. Dann fragt Longinus, immer noch an die Tür gelehnt: »Darf ich eintreten, ohne daß jemand verunreinigt wird? Und auch ohne jemanden zu er-

schrecken? Ich habe heute früh den Bürger Josef gesehen, und er hat mir den Wunsch der Mutter mitgeteilt. Ich bitte um Verzeihung, daß ich nicht selbst darauf gekommen bin. Hier ist die Lanze. Ich hatte sie behalten als Andenken ... an ... den Heiligen der Heiligen. O ja, das ist er! Doch es ist nur recht und billig, daß die Mutter die Lanze bekommt. Was die Kleider betrifft ... wird es schwieriger sein. Sage es ihr nicht ... aber wahrscheinlich sind sie schon für wenige Denare verkauft worden ... Das ist das Recht der Soldaten. Doch will ich versuchen, sie zu finden ... «

»Komm, sie ist dort drüben.«

»Aber ich bin ein Heide!«

»Das macht nichts. Ich werde dich anmelden, wenn du es wünschst.«

»Oh! ... Ich dachte nur, dessen nicht würdig zu sein.«

Maria Magdalena geht zur Jungfrau. »Mutter, Longinus ist draußen. Er schenkt dir die Lanze.«

»Laß ihn eintreten.«

Der Hausherr, der am Tor steht, murrte: »Aber er ist doch ein Heide.«

»Ich bin die Mutter aller, Mann, so wie er der Erlöser aller ist.«

Longinus tritt ein, nachdem er auf der Schwelle auf römische Art mit ausgestrecktem Arm begrüßt hat (er hat den Mantel abgelegt), und sagt: »Ave, Domina. Ein Römer grüßt dich, Mutter des Menschengeschlechtes. Du bist die wahre Mutter. Ich wollte nicht bei ... bei dieser Sache ... dabei sein. Aber es war ein Befehl. Und wenn es dazu gedient hat, daß ich dir nun bringen kann, was du wünschst, dann verzeihe ich dem Schicksal, das mich für dieses furchtbare Geschehen bestimmt hat. Hier«, und er überreicht ihr die in ein rotes Tuch gewickelte Lanze. Nur das Eisen, nicht den Schaft.

Maria nimmt sie und wird noch bleicher. Selbst die Lippen heben sich fast nicht mehr von der blassen Gesichtshaut ab. Die Lanze scheint ihr die Adern zu öffnen. Selbst ihre Lippen zittern, als sie sagt: »Er möge dich an sich ziehen. Deiner Güte wegen.«

»Er war der einzige Gerechte, dem ich im großen römischen Reich begegnet bin. Es tut mir leid, daß ich ihn nur durch die Worte der Kameraden kennengelernt habe. Nun ... ist es zu spät!«

»Nein, Sohn. Er hat aufgehört zu predigen. Aber sein Evangelium bleibt. In seiner Kirche.«

»Wo ist seine Kirche?« fragt Longinus leicht ironisch.

»Hier ist sie. Heute ist sie verfolgt und zerstreut. Doch morgen wird sie sich vereinigen wie ein Baum, der seinen Wipfel nach einem Sturm wieder aufrichtet. Und wenn auch sonst niemand mehr da wäre, ich bin da. Und das Evangelium Jesu Christi, der der Sohn Gottes und mein Sohn ist, steht in meinem Herzen geschrieben. Ich brauche nur in mein Herz zu sehen, um es euch wiederholen zu können.«

»Ich werde kommen. Eine Religion, die als Oberhaupt einen solchen Helden hat, kann nur göttlich sein. Ave, Domina!«

Und auch Longinus geht wieder.

Maria küßt die Lanze, an der noch das Blut des Sohnes klebt ... Sie will dieses Blut auch nicht entfernen, sondern läßt es als »Rubin Gottes auf der grausamen Lanze«, wie sie sagt.

Der Tag vergeht, während der Himmel sich abwechselnd aufhellt und mit dunklen Gewitterwolken bedeckt.

Johannes kehrt erst zurück, als die im Zenit stehende Sonne anzeigt, daß es Mittag ist.

»Mutter, ich habe keinen gefunden, außer ... Judas von Kerijot.«

»Wo ist er?«

»Oh, Mutter! Wie schrecklich! Er hängt an einem Ölbaum, schwarz und aufgedunsen, als ob er schon seit Wochen tot wäre. Verwest. Schrecklich ... Über ihm fliegen mit schauerlichem Krächzen die Geier und Raben. Ihr Geschrei hat mich an die Stelle geführt. Ihr Geschrei hat meine Aufmerksamkeit erregt. Ich war auf dem Weg zum Ölberg; da sah ich auf einmal Schwärme von schwarzen Vögeln. Ich bin hingegangen ... Warum? Ich weiß es nicht. Und so habe ich ihn gesehen. Wie schrecklich ... «

»Wie schrecklich! Du hast recht. Doch über der Güte stand die Gerechtigkeit. Wahrlich, die Güte ist jetzt abwesend ... Aber Petrus ... Petrus! ... Johannes, ich habe die Lanze. Aber die Kleider ... Longinus hat nicht davon gesprochen.«

»Mutter, ich möchte nach Getsemani gehen. Er ist ohne Mantel gefangengenommen worden. Vielleicht ist er noch dort. Dann werde ich nach Betanien gehen.«

»Geh. Geh wegen des Mantels ... Die anderen sind bei Lazarus. Du brauchst also nicht zu ihm zu gehen. Geh, und dann komm hierher zurück.«

Johannes eilt davon, ohne eine Stärkung zu sich zu nehmen. Auch Maria hat noch nichts gegessen. Die Frauen haben stehend Brot und Oliven gegessen und nebenbei weiter an den Salben gearbeitet.

Und dann kommen Jonatan und Johanna des Chuza. Vom vielen Weinen ist ihr Gesicht zur Maske geworden. Als sie Maria sieht, sagt sie: »Er hat mich gerettet. Mich hat er gerettet, und er ist tot. Nun wünsche ich, ich wäre nie gerettet worden.«

Und die Schmerzensmutter muß dieses geheilte Geschöpf trösten, das von einer krankhaften Empfindsamkeit geblieben ist. Sie tröstet und stärkt sie und sagt: »Wenn du ihn nicht gekannt und geliebt hättest, könntest du ihm jetzt nicht dienen. Wieviel wird es in Zukunft zu tun geben! Und wir werden es tun müssen, denn du siehst ... Wir sind geblieben, während die Männer geflohen sind. Die Frau ist immer die wahre Gebäerin, im Guten wie im Bösen. Wir werden den neuen Glauben gebären. Wir sind von ihm erfüllt. Er wurde vom göttlichen Bräutigam in uns gelegt. Und wir werden ihn der Erde gebären. Zum Heil der Welt. Sieh, wie schön er ist! Wie er lächelt und bittet um dieses unser heiliges Werk! Johanna, ich liebe dich, du weißt es. Weine nicht mehr.«

»Aber er ist tot! Ja, hier auf dem Tuch gleicht er noch einem Lebenden. Doch nun lebt er nicht mehr. Was ist die Welt ohne ihn?«

»Er wird zurückkommen. Geh. Bete und warte. Je mehr du glaubst, desto eher wird er auferstehen. Dieser Glaube ist meine

Stärke ... Und nur ich, Gott und Satan wissen, wie viele Angriffe auf diesen meinen Glauben an seine Auferstehung es gibt.«

Auch Johanna geht, zart und gebeugt wie eine verregnete Lilie. Aber als sie fort ist, überkommt Maria wieder eine große Trostlosigkeit.

»Allen, allen muß ich Kraft geben. Und wer gibt sie mir?« Und sie weint und liebkost das Antlitz auf dem Bild, denn sie hat sich jetzt neben die Truhe gesetzt, auf der das Schweiß Tuch ausgebreitet ist.

Josef und Nikodemus kommen. Die Frauen müssen nun nicht mehr fortgehen, um Myrrhe und Aloe zu kaufen, denn sie bringen beides in kleinen Säckchen. Doch ihre Kräfte verlassen sie, als sie das Antlitz auf dem Linnen und das verzweifelte Gesicht der Mutter sehen.

Sie setzen sich in eine Ecke, nachdem sie begrüßt haben, und schweigen, ernst und traurig ... Dann gehen sie wieder. Auch Maria hat nicht mehr die Kraft zu sprechen. Je weiter die wegen der drückenden Wolken vorzeitige Abenddämmerung fortschreitet, desto mehr ist sie nur noch das arme, schmerzzerrissene Geschöpf. Die Schatten des Abends sind für sie, wie für alle Betrübten, Quelle noch größerer Schmerzen.

Auch die anderen werden trauriger. Besonders Salome, Maria des Alphäus und Susanna. Doch für sie kommt endlich ein Trost, denn in einer Gruppe erscheinen Zebedäus, der Mann der Susanna, Simon und Josef des Alphäus. Die beiden ersteren bleiben in der Vorhalle und erzählen, daß Johannes sie gefunden hat, als er durch den Vorort Ofel gegangen ist. Die beiden anderen hingegen hat Isaak gefunden, während sie auf den Feldern umherirrten und nicht wußten, ob sie in die Stadt zurückkehren oder zu den Brüdern gehen sollten, von denen sie annahmen, daß sie in Betanien seien.

Simon sagt: »Wo ist Maria? Ich will sie sehen«, und er geht hinter seiner Mutter zu Maria hinein und küßt die schmerzerfüllte Verwandte.

»Bist du allein? Warum ist Josef nicht bei dir? Warum habt ihr

euch getrennt? Seid ihr immer noch miteinander im Streit? Das sollt ihr nicht. Ihr seht, die Ursache der Zwietracht ist tot.« Und sie zeigt auf das Antlitz des Schweißtuches.

Simon betrachtet es und weint. Er sagt: »Wir haben uns nicht mehr getrennt. Und wir werden uns nicht trennen. Ja, die Ursache der Zwietracht ist tot. Aber nicht so, wie du glaubst. Sie ist tot, weil Josef nun begriffen hat . . . Josef ist dort draußen . . . er getraut sich nicht hereinzukommen.«

»O nein. Vor mir fürchtet sich niemand. Ich bin nur Erbarmen. Und ich hätte auch dem Verräter verziehen. Aber nun kann ich es nicht mehr. Er hat sich umgebracht.«

Maria steht auf. Sie geht gebeugt und ruft: »Josef! Josef!«

Aber Josef ist ganz in Tränen aufgelöst und antwortet nicht.

Sie geht zur Tür, wie sie es getan hat, um mit Judas zu reden, hält sich am Türrahmen und legt die andere Hand auf den Kopf des ältesten und hartnäckigsten der Neffen. Sie liebkost ihn und sagt: »Ich möchte mich auf einen Josef stützen. Alles war Frieden und Ruhe, solange ich diesen Namen als König in meinem Haus hatte. Dann ist mein Heiliger gestorben . . . Und all das menschliche Gut der armen Maria ist ebenfalls gestorben. Nur das übernatürliche Gut meines Gottes und Sohnes ist mir geblieben . . . Nun bin ich die Schmerzenreiche . . . Aber wenn ich in den Armen eines Josef sein kann, den ich liebe, und du weißt, daß ich dich liebe, fühle ich mich weniger traurig. Dann glaube ich, die alte Zeit kehrt wieder. Dann kann ich sagen: „Jesus ist nicht da, aber er ist nicht tot. Er ist in Kana, in Naïn bei der Arbeit, aber er kommt bald zurück . . .“ Komm, Josef, wir wollen zusammen hineingehen, wo er auf dich wartet, um dir zuzulächeln. Er hat uns sein Lächeln hinterlassen, um uns zu sagen, daß er keinen Groll gegen uns hegt.«

Josef geht hinein, und Maria hält ihn dabei an der Hand; und als er sieht, daß sie sich gesetzt hat, kniet er nieder, legt seinen Kopf in ihren Schoß und schluchzt: »Verzeihung! Verzeihung!«

»Nicht von mir, von ihm mußt du sie erbitten.«

»Er kann sie mir nicht geben. Auf dem Kalvarienberg habe ich versucht, seinen Blick auf mich zu lenken. Alle hat er angesehen, nur mich nicht ... Er hat recht ... Ich habe ihn zu spät als Meister erkannt und geliebt. Nun ist es zu Ende ... «

»Nun beginnt es erst. Du wirst nach Nazaret gehen und sagen: „Ich glaube.“ Dein Glaube wird einen unendlichen Wert haben. Du wirst ihn mit der Vollkommenheit der zukünftigen Apostel lieben, die das Verdienst haben werden, Jesus nur im Geist gekannt zu haben. Wirst du das tun?«

»Ja! Ja! Um wiedergutzumachen. Aber ich möchte ein Wort von ihm hören. Und ich werde nie wieder eines hören ... «

»Am dritten Tag wird er auferstehen und zu denen sprechen, die er liebt. Die ganze Welt wartet auf seine Stimme.«

»Du Gesegnete, die du glauben kannst ... «

»Josef! Josef! Mein Bräutigam war dein Onkel. Und er hat etwas geglaubt, was weit schwerer zu glauben war als dies. Er hat geglaubt, daß die arme Maria von Nazaret die Braut und Mutter Gottes war. Warum kannst du, der Neffe dieses Gerechten, der seinen Namen trägt, nicht glauben, daß Gott dem Tod gebieten kann: „Genug!“ und dem Leben: „Kehre zurück!“?«

»Ich verdiene diesen Glauben nicht, weil ich schlecht gewesen bin. Ich bin ungerecht gegen ihn gewesen. Aber du ... du bist die Mutter. Segne mich ... Verzeih mir ... Gib mir Frieden ... «

»Ja ... Frieden ... Verzeihung ... Oh, Gott! Einmal habe ich gesagt: „Wie schwer ist es, der Erlöser zu sein.“ Nun sage ich: „Wie schwer ist es, die Mutter des Erlösers zu sein.“ Erbarmen, mein Gott! Erbarmen! ... Geh, Josef. Deine Mutter hat in diesen Stunden so sehr gelitten. Tröste sie ... Ich bleibe hier ... mit allem, was ich von meinem Kind habe ... Und meine einsamen Tränen werden dir den Glauben erlangen. Leb wohl, mein Neffe. Sage allen, daß ich schweigen ... nachdenken ... beten will. Ich bin eine arme Frau, die an einem Faden über einem Abgrund hängt ... Der Faden ist mein Glaube ... Und euer Unglaube – denn keiner versteht es,

bedingungslos und heiligmäßig zu glauben – reißt unaufhörlich an diesem Faden. Ihr wißt nicht, welche Mühe ihr mich kostet ... Ihr wißt nicht, daß ihr Satan helft, mich zu beunruhigen und zu quälen. Geh ... «

Und Maria bleibt allein ...

Sie kniet vor dem Schweiß Tuch nieder. Sie küßt die Stirn, die Augen, den Mund des Sohnes und sagt: »So! So! Um Kraft zu erlangen ... Ich muß glauben. Ich muß glauben. Für alle.«

Die Nacht ist hereingebrochen. Eine sternenlose Nacht. Es ist finster und schwül. Maria bleibt mit ihrem Schmerz im Dunkeln.

Der Tag des Karsamstags ist zu Ende.

676 Die Nacht des Karsamstags

Maria des Alphäus kommt vorsichtig herein und lauscht. Vielleicht glaubt sie, daß die Jungfrau eingeschlafen ist. Sie nähert sich und neigt sich vor. Und sieht sie auf den Knien, das Gesicht auf dem Schweiß Tuch. Sie flüstert: »Oh, die Unglückliche! So ist sie geblieben ... «

Sie muß der Meinung sein, daß sie in dieser Stellung eingeschlafen oder ohnmächtig geworden ist. Aber Maria beendet ihr Gebet und sagt: »Nein, ich habe gebetet.«

»Aber auf den Knien! Im Dunkeln! In dieser Kälte! Bei offenem Fenster! Merkst du nicht, daß du eiskalt bist?«

»Aber es geht mir so viel besser, Maria. Während ich betete – und nur der Ewige weiß, wie erschöpft ich war, nachdem ich so viele im Glauben Wankende stärken und so viele Seelen erleuchten mußte, die nicht einmal sein Tod erleuchtet hatte – war mir, als umgebe mich der Duft der Engel und die Frische des Himmels, als fühlte ich die Liebkosung von Flügeln ... Einen Augenblick ... nicht länger. Aber mir schien, daß in das Meer der Bitterkeit, das mich seit drei Tagen zornig überflutet, ein Tropfen friedvoller Süßigkeit gefallen sei. Das verschlossene Gewölbe des Himmels schien sich einen

Spalt geöffnet zu haben, und ein Strahl leuchtender Liebe fiel auf die Verlassene. Ich glaubte, daß aus unendlichen Fernen eine unirdische Stimme flüsterte: „Es ist wirklich vollbracht.“ Und mein zuvor untröstliches Gebet wurde ruhig. Es wurde in den leuchtenden Frieden getaucht – oh, nur einen Widerschein des leuchtenden Friedens – der meine Berührung mit Gott im Gebet war ... Meine Gebete! ... Maria, hast du deinen Alphäus sehr geliebt, als du die bräutliche Jungfrau warst?«

»Oh, Maria! ... Ich jubelte jeden Morgen und sagte: „Eine Nacht ist vorüber. Eine Nacht des Wartens weniger.“ Am Abend jubelte ich und sagte: „Ein weiterer Tag ist vergangen. Mein Einzug unter sein Dach ist nähergerückt.“ Und beim Sinken der Sonne sang ich wie eine Lerche und dachte: „Bald wird er kommen.“ Und wenn ich ihn kommen sah, schön wie mein Judas – daher ist Judas auch mein Lieblingssohn – aber mit den Augen eines verliebten Rehes, wie mein Jakobus, oh, dann war ich wie von Sinnen. Und wenn er mich grüßte und sagte: „Süße Braut“, und ich antworten konnte: „Mein Herr“ ... Ich glaube, wenn ich im gleichen Augenblick von einem schweren Wagen überfahren oder von einem Pfeil getroffen worden wäre, ich hätte keinen Schmerz empfunden. Und später ... als ich seine Frau geworden war ... Ach ...!« Maria verliert sich in der Ekstase der Erinnerung. Dann fragt sie: »Aber warum diese Frage?«

»Um dir zu erklären, was meine Gebete für mich waren. Verhundertfache deine Gefühle, vervielfache sie tausendmal und abertausendmal, dann wirst du verstehen, was das Gebet immer für mich war, die Erwartung jener Stunde. Ja, ich glaube, auch wenn ich nicht im Frieden der Grotte oder meines Zimmers gebetet, sondern die Arbeiten der Frauen verrichtet habe, hat meine Seele pausenlos gebetet. Aber wenn ich sagen konnte: „Nun kommt die Stunde, in der ich mich in Gottes Gegenwart versenke“, dann brannte mein Herz und klopfte rascher. Und wenn ich mich in Gott verloren hatte ... dann ... Nein, das kann ich dir nicht erklären. Wenn du einst

im Licht Gottes sein wirst, wirst du es verstehen ... All dies war seit drei Tagen verloren. Und es war schmerzlicher, als keinen Sohn mehr zu haben. Und Satan wühlte in diesen beiden Wunden, die der Tod meines Kindes und die Gottverlassenheit mir geschlagen hatten, und schlug die dritte Wunde: die furchtbare Angst vor dem Unglauben. Maria, ich habe dich lieb, und du bist meine Verwandte. Du wirst es später deinen Söhnen, den Aposteln, sagen, damit sie in ihrem Apostolat ausharren und über Satan triumphieren können. Ich bin sicher, daß die ganze Erlösung hinfällig gewesen wäre, wenn ich dem Zweifel unterlegen wäre, wenn ich der Versuchung durch Satan nachgegeben, Gott geleugnet und gesagt hätte: „Es ist nicht möglich, daß er aufersteht“; denn dies zu sagen, wäre einer Leugnung Gottes mit seiner Macht und Wahrheit gleichgekommen. Ich, die neue Eva, hätte wieder in den Apfel des Stolzes und der geistigen Sinnlichkeit gebissen und das Werk meines Erlösers zerstört. Die Apostel werden unaufhörlich auf diese Weise versucht werden, von der Welt, dem Fleisch, der Macht und dem Satan. Sie müssen standhaft bleiben, trotz aller Qualen – und die körperlichen werden noch die geringsten sein – um nicht zu zerstören, was Jesus geschaffen hat.«

»Sage du es meinen Söhnen, Maria ... Wie soll deine arme Schwägerin es ihnen sagen können?! Oh, wären sie doch gekommen! Die Flucht in der ersten Stunde, das verstehe ich noch. Aber dann!«

»Du siehst, daß Lazarus und Simon den Befehl erhalten hatten, sie nach Betanien zu führen. Jesus weiß alles ... «

»Ja ... Aber ... Oh! Wenn ich sie sehe, werde ich ihnen ordentlich die Meinung sagen. Sie sind feige gewesen. Alle anderen können feige sein, aber nicht sie: meine Söhne! Ich werde es ihnen nie verzeihen ... «

»Verzeih, verzeih ... Es war nur ein Augenblick der Verwirrung ... Sie glaubten nicht, daß er gefangenommen werden könnte. Er hatte es gesagt ... «

»Dann ist es also richtig, wenn ich ihnen nicht verzeihe. Sie haben

es gewußt. Sie waren also vorbereitet. Wenn man etwas weiß und dem glaubt, der es sagt, darf man doch nicht mehr überrascht sein!«

»Maria, auch zu euch hat er gesagt: „Ich werde auferstehen.“ Und doch ... Könnte ich in eure Brust und in euren Kopf schauen, würde ich in eurem Herzen und in eurem Gehirn lesen: „Es ist nicht möglich.“«

»Aber wenigstens ... Ja ... Es ist schwer, zu glauben ... Aber wir sind auf dem Kalvarienberg geblieben.«

»Durch die von Gott geschenkte Gnade. Sonst wären auch wir geflohen. Hast du gehört, was Longinus gesagt hat: „Ein furchtbares Geschehen“? Und er ist ein Krieger. Wir Frauen, allein mit einem Jüngling, haben nur dank der direkten Hilfe Gottes ausgeharrt. Rühme dich daher nicht. Es ist nicht unser Verdienst.«

»Und warum hat Gott ihnen diese Hilfe nicht gewährt?«

»Weil sie die Priester von morgen sind. Sie müssen daher wissen, aus eigener Erfahrung wissen, wie leicht ein Glaubender vom Glauben abfallen kann. Jesus will keine Priester, die es so wenig und so schlecht sind wie jene, die seine schlimmsten Feinde waren.«

»Du sprichst von Jesus, als ob er schon zurückgekehrt wäre.«

»Siehst du? Auch du gestehst damit ein, daß du nicht glaubst. Wie willst du also deine Söhne tadeln?«

Maria des Alphäus kann ihr nicht widersprechen. Sie neigt den Kopf und schiebt mechanisch Gegenstände umher. Dann findet sie die Lampe und trägt sie aus dem Zimmer, um bald darauf mit derselben, nun brennenden Lampe zurückzukehren und sie an den üblichen Platz zu stellen.

Maria hat sich wieder neben das ausgebreitete Schweißstuch gesetzt. Das Antlitz auf dem Schweißstuch scheint im gelben Schein der Öllampe mit dem flackernden Flämmchen lebendig zu werden und den Mund und die Augen zu bewegen.

»Möchtest du nichts essen?« fragt die Schwägerin beschämt.

»Nur ein wenig Wasser ... Ich habe Durst.«

Maria geht und kommt mit Milch zurück.

»Bestehe nicht darauf. Ich kann nicht. Nur Wasser. Ich habe keine Flüssigkeit mehr in mir ... Ich glaube, ich habe nicht einmal mehr Blut. Aber ...«

Man klopft ans Tor. Maria des Alphäus geht hinaus. Eine Unterredung in der Vorhalle, dann steckt Johannes den Kopf ins Zimmer.

»Johannes, du bist zurück? Immer noch nichts?«

»Doch ... Simon Petrus ... und der Mantel Jesu ... in Getsemani. Der Mantel ...« Johannes kniet nieder und sagt: »Hier ... Aber er ist ganz zerrissen und blutverschmiert. Die Handabdrücke sind von Jesus. Nur er hatte so lange und schlanke Hände. Aber die Risse stammen von Zähnen. Man sieht genau, daß es das Gebiß eines Menschen war. Ich vermute, daß es ... Judas Iskariot gewesen ist, denn am gleichen Ort, an dem Petrus den Mantel gefunden hat, lag ein Fetzen des gelben Gewandes von Judas. Er ist dorthin zurückgekehrt ... später, bevor er sich umgebracht hat. Schau, Mutter.«

Maria hat den schweren, roten Mantel des Sohnes nur gestreichelt und geküßt; doch auf Drängen des Johannes entfaltet sie ihn und sieht die dunklen Blutflecken auf dem Rot und die Spuren der Zähne. Sie zittert und flüstert: »Wieviel Blut!« Es scheint, daß sie nur dies sieht.

»Mutter ... der Boden ist ganz rot. Simon, der in den ersten Morgenstunden hinaufgeeilt ist, sagt, daß noch frisches Blut an den Grashalmen war ... Jesus ... Ich weiß nicht ... Mir schien er nicht verletzt zu sein ... Woher das viele Blut?«

»Von seinem Körper. In der Todesangst ... Oh, Jesus ... vollständiges Opfer! Oh, mein Jesus!« Maria weint so bitterlich und unter schwachen Klagen, daß die Frauen an die Tür kommen, um nach ihr zu sehen und sich dann wieder zurückzuziehen. »Dies, während alle dich verließen ... Was habt ihr getan, während er seine erste Todesangst durchlitt?«

»Wir haben geschlafen, Mutter ...« Johannes weint.

»Und du hast Simon dort angetroffen? Erzähle.«

»Ich war gegangen, um den Mantel zu suchen. Ich wollte Jona

und Markus danach fragen ... Aber sie sind geflohen. Das Haus ist jetzt verschlossen und verlassen. Also ging ich an der Mauer entlang den ganzen Weg, den wir am Donnerstag zurückgelegt haben ... Ich war so erschöpft und so betrübt an jenem Abend, daß ich mich jetzt nicht mehr erinnern konnte, wo Jesus den Mantel abgelegt hatte. Mir schien, daß er ihn anhatte, und später dann nicht mehr ... Auf dem Platz der Gefangennahme war nichts ... Wo wir drei waren, auch nichts ... Ich bin dem Pfad gefolgt, den der Meister eingeschlagen hatte ... Und ich glaubte, vielleicht sei auch Simon Petrus tot, denn ich sah ihn dort ganz zusammengekauert an einem Felsen. Ich rief ihn, und er hob den Kopf ... Er war so verändert, daß mir schien, er habe den Verstand verloren. Und mit einem Schrei versuchte er zu entfliehen. Aber er strauchelte, denn die Tränen trübten seine Augen, und ich hielt ihn fest. Er sagte mir: „Laß mich. Ich bin ein Dämon. Ich habe ihn verleugnet. So, wie er es vorhergesagt hatte ... Der Hahn hat gekräht, und er hat mich angesehen. Ich bin geflohen ... Ich bin auf den Feldern hin- und hergerannt, und dann war ich auf einmal hier. Und siehst du? Hier hat Jahwe mich sein Blut finden lassen, um mich anzuklagen. Überall Blut! Überall Blut! Auf dem Felsen, auf der Erde, auf dem Gras. Ich habe es ihn vergießen lassen. Wie du, wie alle. Aber ich habe dieses Blut verleugnet.“ Er schien mir von Sinnen zu sein. Ich habe alles versucht, um ihn zu beruhigen und fortzuführen. Aber er wollte nicht. Er sagte: „Hier, hier will ich bleiben, um dieses Blut und diesen Mantel zu bewachen. Mit meinen Tränen will ich ihn waschen. Wenn kein Blut mehr an dem Mantel ist, werde ich vielleicht zu den Lebenden zurückkehren, an meine Brust schlagen und sagen: „Ich habe den Herrn verleugnet.“ Ich habe ihm gesagt, daß du ihn sehen willst, daß du mich auf die Suche nach ihm geschickt hast. Aber er wollte mir nicht glauben. Also habe ich ihm gesagt, daß du auch Judas sehen wolltest, um ihm zu verzeihen, und daß du sehr leidest, weil du es durch seinen Selbstmord nicht mehr tun kannst. Erst dann hat sich sein Weinen etwas beruhigt. Und er wollte alles wissen und hat mir auch erzählt, daß noch frisches Blut

im Gras war und daß Judas, von dessen Gewand er einen Fetzen gefunden hatte, den Mantel zerrissen hat. Ich habe ihn lange reden lassen und dann gesagt: „Komm mit zur Mutter.“ Oh, wie mußte ich bitten und betteln, um ihn zu überzeugen. Und als ich glaubte, es sei mir gelungen, und aufstand um zu gehen, wollte er nicht mehr. Erst gegen Abend haben wir uns auf den Weg gemacht. Aber kurz vor der Tür hat er sich wieder in einem verlassenen Garten versteckt und gesagt: „Ich will nicht, daß die Leute mich sehen. Auf meiner Stirn steht geschrieben: Gottesleugner.“ Erst als es ganz dunkel wurde, ist es mir gelungen, ihn hierherzuschleppen.«

»Wo ist er?«

»Hinter der Tür.«

»Laß ihn hereinkommen.«

»Mutter . . . «

»Johannes . . . «

»Tadle ihn nicht. Er bereut.«

»Kennst du mich immer noch so wenig? Laß ihn hereinkommen.«

Johannes geht hinaus. Doch er kommt allein zurück und sagt: »Er hat nicht den Mut . . . Versuche du, ihn zu rufen.«

Und Maria sagt sanft: »Simon des Jona, komm.« Nichts. »Simon Petrus, komm.« Nichts. »Petrus von Jesus und Maria, komm.« Ein lautes, bitterliches Weinen. Aber er kommt nicht herein. Maria steht auf. Sie legt den Mantel auf den Tisch und geht zur Tür.

Petrus hat sich draußen zusammengekauert. Wie ein herrenloser Hund. Er weint so laut, daß er das Geräusch der sich öffnenden, quietschenden Tür nicht hört, und auch nicht das Knirschen der Sandalen Marias. Er bemerkt sie erst, als sie vor ihm steht, sich über ihn neigt, eine seiner auf die Augen gedrückten Hände ergreift und ihn auffordert, aufzustehen. Sie geht in das Zimmer und zieht Petrus hinter sich her wie ein Kind. Dann verriegelt sie die Tür und kehrt, gebeugt in ihrem Schmerz, wie Petrus in seiner Scham, an ihren Platz zurück.

Petrus geht zu ihr, kniet zu ihren Füßen nieder und weint hem-

mungslos. Maria streichelt das ergraute und vor Schmerz schweißnasse Haar. Sonst nichts, nur diese Liebkosung, bis er ruhiger geworden ist. Dann, als Petrus schließlich sagt: »Du kannst mir nicht verzeihen. Streichle mich also nicht. Denn ich habe ihn verleugnet«, entgegnet Maria: »Petrus, du hast ihn verleugnet. Das ist wahr. Du hast den Mut gehabt, ihn öffentlich zu verleugnen, den feigen Mut, es zu tun. Die anderen ... Alle, außer den Hirten, Manaen, Nikodemus, Josef und Johannes, sind nur feige gewesen. Alle haben sie ihn verleugnet, die Männer und die Frauen Israels, mit Ausnahme einiger Frauen ... Ich spreche nicht von den Neffen und Alphäus der Sara. Sie waren Verwandte und Freunde. Aber die anderen! ... Sie hatten nicht einmal den satanischen Mut, zu lügen, um sich zu retten; und sie hatten weder den geistigen Mut, zu bereuen und zu weinen, noch den noch größeren Mut, öffentlich ihren Fehler einzugestehen. Du bist ein armer Mensch. Du bist es vielmehr gewesen, solange du auf dich selbst vertraut hast. Nun bist du ein Mensch. Und morgen wirst du ein Heiliger sein. Aber selbst, wenn du nicht so wärest, wie du bist, ich hätte dir trotzdem verziehen. Ich hätte Judas verziehen, um seine Seele zu retten; denn um eine Seele zu retten, selbst eine einzige Seele, sollte man keine Mühe scheuen und jeden Ekel und allen Widerwillen und allen Groll überwinden, auch wenn es einem das Herz zerreißt. Denke daran, Petrus. Ich wiederhole dir: „Der Wert einer Seele ist so groß, daß man sie – selbst auf die Gefahr hin, ihre Nähe nicht zu ertragen und daran zu sterben – mit den Armen umfassen und festhalten muß, so wie ich jetzt dein ergrautes Haupt halte, wenn man verstanden hat, daß man sie durch dieses Festhalten retten kann.“ So wie eine Mutter, die nach der väterlichen Züchtigung das Haupt ihres schuldigen Sohnes an ihr Herz zieht und mit den Worten ihres gequälten, in Liebe und Schmerz schlagenden Herzens mehr gutmacht und erreicht als der Vater mit seiner Strenge. Petrus meines Sohnes, armer Petrus, der du wie alle in dieser Stunde der Finsternis in die Hand Satans geraten und dir dessen nicht bewußt gewesen bist, der du glaubst, alles allein

getan zu haben, komm, komm an das Herz der Mutter der Söhne meines Sohnes. Hier kann Satan dir nichts anhaben. Hier beruhigen sich die Gewitter in Erwartung der Sonne, meines Jesus, der auferstehen und dir sagen wird: „Friede, mein Petrus.“ Der Morgenstern erscheint, rein und schön, und sein Kuß verleiht Reinheit und Schönheit, wie es auf dem klaren Wasser unseres Meeres an den kühlen Frühlingmorgen geschieht. Deshalb habe ich so sehr nach dir verlangt. Am Fuß des Kreuzes wurde ich seinetwegen und euretwegen gemartert, und – wie konntest du mich nicht hören? – ich habe eure Seelen so laut gerufen, daß ich glaube, sie sind wahrhaftig zu mir gekommen. Und, verschlossen in meinem Herzen, nein, vielmehr auf meinem Herzen, wie die Schaubrote, habe ich sie emporgehoben, damit sie in seinem Blut und seinen Tränen gewaschen werden. Ich durfte es tun, denn er hat mich in Johannes zur Mutter seiner ganzen Nachkommenschaft gemacht . . . Wie sehr habe ich nach dir verlangt! . . . An jenem Morgen, am Nachmittag, in der Nacht und am nächsten Tag . . . Warum hast du eine Mutter so lange warten lassen, armer, von Satan verwundeter und getretener Petrus? Weißt du nicht, daß es die Aufgabe der Mütter ist, wiedergutzumachen, zu heilen, zu verzeihen, zu führen? Ich führe dich zu ihm. Möchtest du ihn sehen? Möchtest du sein Lächeln sehen, um dich zu überzeugen, daß er dich immer noch liebt? Ja? Oh, dann löse dich aus den Armen der armen Frau und lege deine Stirn an die gekrönte Stirn, deinen Mund auf die wunden Lippen, und küsse deinen Herrn.«

»Er ist tot . . . Ich werde es nie mehr tun können.«

»Petrus, antworte mir. Welches, glaubst du, ist das letzte Wunder deines Herrn?«

»Das der Eucharistie. Nein, vielmehr das des geheilten Soldaten . . . Oh, ich erinnere mich nicht daran . . .!«

»Eine treue, liebevolle und starke Frau ist auf dem Kalvarienberg zu ihm gekommen und hat sein Antlitz abgetrocknet. Und er, um zu zeigen, was die Liebe vermag, hat dem Linnen sein Antlitz aufgeprägt. Hier, Petrus. Das hat eine Frau erreicht, in der Stunde der höl-

lischen Finsternis und des göttlichen Zornes. Nur weil sie geliebt hat. Denke immer daran, Petrus! In den Stunden, da du meinst, Satan sei stärker als Gott. Gott war der Gefangene der Menschen. Er war unterdrückt, verurteilt und gegeißelt worden und dem Tod schon nahe ... Und doch, selbst in den schwersten Verfolgungen ist Gott immer Gott. Und wenn auch die Idee getroffen wird, Gott, der sie erweckt hat, ist unangreifbar und antwortet daher ohne Worte, mit diesem Tuch, den Gottesleugnern, den Ungläubigen, den Menschen mit dem törichten „Warum“, dem sündhaften „Es ist nicht möglich“ und dem gotteslästerlichen „Was ich nicht verstehe, das kann nicht wahr sein“. Schau es an, das Linnen. Einmal, du selbst hast es mir erzählt, hast du zu Andreas gesagt: „Der Messias soll sich dir geöffnet haben? Das kann nicht wahr sein.“ Und dann mußte sich dein menschlicher Verstand der Kraft des Geistes beugen, der den Messias dort sah, wo der Verstand ihn nicht gesehen hatte. Ein anderes Mal hast du im Sturm auf dem Meer gefragt: „Soll ich kommen, Meister?“, und dann hast du auf halbem Weg, auf den tobenden Wellen zu zweifeln begonnen und gesagt: „Das Wasser kann mich nicht tragen“, und mit dem Zweifel als Ballast wärest du beinahe ertrunken. Erst als der Glaube des Geistes, entgegen dem menschlichen Verstand, die Oberhand gewann, hast du Hilfe bei Gott gefunden. Ein anderes Mal hast du gesagt: „Wenn Lazarus schon seit vier Tagen tot ist, warum sind wir dann gekommen? Um sinnlos zu sterben?“ Denn du konntest mit deinem menschlichen Verstand zu keinem anderen Ergebnis kommen. Und dein Verstand wurde vom Geist beschämt, der dir in dem Auferweckten die Herrlichkeit des Erweckers bewies und dir zeigte, daß ihr nicht umsonst dorthin gegangen wart. Ein andermal, ja, sogar mehrmals hast du gesagt, wenn du deinen Herrn vom Tod, vom schrecklichen Tod sprechen hörtest: „Das wird dir niemals zustoßen.“ Und du siehst, wie dein Verstand Lügen gestraft wurde. Ich erwarte nun das Wort deines Geistes zu diesem letzten Geschehnis ... «

»Verzeihung.«

»Nicht dieses. Ein anderes Wort.«

»Ich glaube.«

»Ein anderes.«

»Ich weiß nicht ... «

»Ich liebe. Petrus, liebe! Es wird dir verziehen werden. Du wirst glauben. Du wirst stark sein. Du wirst der Priester sein und nicht der Pharisäer, der unterdrückt und statt des lebendigen Glaubens nur Äußerlichkeiten kennt. Sieh ihn an. Finde den Mut, ihn anzusehen ... Alle haben ihn angeschaut und verehrt. Auch Longinus ... Und du solltest es nicht können? Du hast ihn doch verleugnen können! Wenn du ihn jetzt nicht ansiehst, durch das Feuer meines mütterlich-liebenden Schmerzes, der euch vereint, der euch versöhnt, dann wirst du es nie wieder tun können. Er wird auferstehen. Wie wirst du ihn in seiner neuen Herrlichkeit ansehen können, wenn du nicht sein Antlitz kennst im Übergang vom Meister, den du kennst, zum Sieger, den du nicht kennst? Denn der Schmerz, aller Schmerz der Jahrhunderte und der Welt, hat ihn mit Meißel und Hammer bearbeitet in den Stunden von der Vesper des Donnerstags bis zur neunten Stunde des Freitags. Und er hat sein Antlitz verändert. Zuerst war er nur der Meister und Freund. Nun ist er der Richter und König. Er hat seinen Thron bestiegen, um zu richten. Und er hat seine Krone aufgesetzt. So wird er bleiben. Nur wird er nach seiner glorreichen Auferstehung nicht mehr der menschliche Richter und König, sondern der göttliche Richter und König sein. Sieh ihn an. Schau ihn an, solange noch die Menschheit und der Schmerz ihn verschleiern, um ihn betrachten zu können, wenn er in seiner Gottheit triumphieren wird.«

Petrus hebt endlich das Haupt vom Schoß der Mutter und betrachtet sie mit vom Weinen geröteten Augen und dem Gesicht eines alten Kindes, das über das angerichtete Übel verzweifelt und über die ihm entgegengebrachte Güte verwundert ist.

Maria zwingt ihn, seinen Herrn anzusehen. Und nun stöhnt Petrus wie vor einem lebendigen Antlitz: »Verzeihung! Verzeihung!

Ich weiß nicht, wie es geschehen konnte ... was es war. Ich bin es nicht gewesen. Etwas hat mich verändert, und ich war nicht mehr ich selbst. Aber ich liebe dich, Jesus! Ich liebe dich, mein Meister! Komm zurück. Komm zurück! Geh nicht fort, ohne mir zu sagen, daß du mich verstanden hast!«

Maria wiederholt die Geste, die sie schon in der Grabkammer gemacht hat. Mit ausgestreckten Armen und aufrecht stehend gleicht sie der Priesterin im Augenblick der Opferung. Und wie sie dort die unbefleckte Hostie geopfert hat, so opfert sie hier den reinigen Sünder. Sie ist wahrlich die Mutter der Heiligen und der Sünder. Dann hilft sie Petrus beim Aufstehen und tröstet ihn wiederum. Sie sagt zu ihm: »Nun, da du hier bist, geht es mir besser. Geh jetzt hinüber zu den Frauen und Johannes. Ihr braucht Ruhe und Nahrung. Geh, sei gut ... « Sie spricht wie zu einem Kind.

Und während das Haus, das nun in dieser zweiten Nacht nach seinem Tod ruhiger geworden ist, zu den menschlichen Gewohnheiten des Schlafens und Essens zurückkehrt und das müde und ergebene Aussehen von Räumen hat, in denen die Hinterbliebenen nach dem Schock dieses Todes langsam wieder zu sich kommen, will nur Maria allein wachen. An ihrem Platz. In der Erwartung. Im Gebet. Immer. Immer. Immer. Für die Lebenden und die Toten. Für die Gerechten und die Schuldigen. Für die Wiederkehr. Die Wiederkehr. Die Wiederkehr des Sohnes.

Die Schwägerin wollte bei ihr bleiben. Aber nun schläft sie tief, sitzt in einer Ecke und lehnt den Kopf an die Wand. Marta und Maria kommen zweimal nachsehen; doch dann ziehen sie sich müde in ein nahes Zimmer zurück, und nach einigen Worten fallen auch sie in einen bleiernen Schlaf ... Etwas abseits schlafen Salome und Susanna in einer winzigen Kammer, während auf zwei auf den Boden geworfenen Matten Petrus und Johannes schnarchen. Ersterer schluchzt ab und zu immer noch unwillkürlich. Johannes lächelt wie ein Kind, das irgend etwas Erfreuliches träumt.

Das Leben kehrt wieder, und das Fleisch macht seine Rechte gel-

tend ... Nur der Morgenstern leuchtet schlaflos mit seiner Liebe, die bei dem Bildnis des Sohnes wacht.

So vergeht die Nacht des Karsamstags, bis im ersten schwachen Schein des Morgens ein Hahn kräht und Petrus mit einem Schrei auf die Füße springt. Sein angstvoller Schrei weckt auch die anderen Schlafenden.

Die Nachtruhe ist zu Ende. Das Leid beginnt wieder, während für Maria die Qual des Wartens nur noch größer wird.

Die Verherrlichung

677 Der Morgen der Auferstehung

Die Frauen setzen ihre Arbeit mit den Ölen fort, die während der Nacht im kalten Hof zu einer festen Paste geworden sind.

Johannes und Petrus halten es für angebracht, den Abendmahlssaal aufzuräumen und das Geschirr abzuwaschen; doch dann lassen sie alles so stehen, als ob das Abendmahl soeben beendet worden wäre.

»Er hat es uns gesagt«, sagt Johannes.

»Er hat auch gesagt: „Schlaf nicht!“ Er hat gesagt: „Sei nicht überheblich, Petrus. Weißt Du nicht, daß die Stunde der Prüfung anbricht?“ Und ... und er hat gesagt: „Du wirst mich verleugnen ...“« Petrus weint wieder und sagt von tiefem Schmerz erfüllt: »Und ich habe ihn verleugnet!«

»Genug, Petrus! Nun bist du wieder du. Höre auf, dich zu quälen!«

»Niemals, niemals. Selbst wenn ich so alt wie die ersten Patriarchen werden und siebenhundert oder neunhundert Jahre wie Adam und seine ersten Enkel leben würde, hätte diese Qual doch kein Ende.«

»Hoffst du nicht auf seine Barmherzigkeit?«

»Doch. Wenn ich nicht an sie glauben würde, wäre ich wie Iskariot: ein Verzweifelter. Aber auch wenn er mir vom Schoß des Vaters aus, zu dem er zurückgekehrt ist, verzeiht, ich selbst verzeihe mir nicht. Ich! Ich! Ich, der ich gesagt habe: „Ich kenne ihn nicht“, weil es in jenem Augenblick gefährlich war, ihn zu kennen; weil ich mich schämte, sein Jünger zu sein; weil ich Angst vor der Marter hatte ... Er ging in den Tod, und ich ... war darauf bedacht, mein Leben zu retten. Und um es zu retten, habe ich mich von ihm abgewandt, wie eine sündige Frau sich der von ihr geborenen Leibesfrucht entledigt, da es gefährlich wäre, wenn ihr unwissender Mann sie bei seiner Rückkehr vorfände. Schlimmer als eine Ehebrecherin bin ich ... schlimmer als ... «

Angezogen von der lauten Stimme, kommt Maria Magdalena herein. »Schrei doch nicht so. Maria hört dich. Sie ist so erschöpft! Sie hat keine Kraft mehr, und alles tut ihr weh. Dein sinnloses Herumschreien erneuert nur die Qualen, die euer Benehmen ihr bereitet hat ...«

»Siehst du? Siehst du, Johannes? Eine Frau kann mir Schweigen gebieten. Und sie hat recht, denn wir, die dem Herrn geweihten Männer, konnten nur lügen und davonlaufen. Die Frauen waren tapfer. Du, du bist wenig mehr als eine Frau, denn du bist so jung und rein, du hast den Mut gehabt zu bleiben. Und wir, die Starken, die Männer, wir sind geflohen. Oh, wie muß mich die Welt verachten! Sage es mir, sage es mir nur, Frau. Du hast recht! Tritt mir mit deinem Fuß in den Mund, der gelogen hat. An der Sohle der Sandale klebt vielleicht noch etwas von seinem Blut. Und nur dieses mit dem Staub der Straße vermischte Blut kann dem Abtrünnigen etwas Vergebung, etwas Frieden schenken. Ich muß mich an die Verachtung der Welt gewöhnen. Was bin ich denn? So sagt mir doch, was bin ich?«

»Du bist nichts als großer Hochmut«, antwortet Magdalena ruhig. »Schmerz? Das auch. Aber glaube mir, trotzdem sind von den zehn Teilen deines Schmerzes fünf – und ich will nicht sagen sechs, um dich nicht zu kränken – Selbstmitleid, weil man dich nun verachten könnte. Und gewiß werde ich dich verachten, wenn du wie ein dummes Weib immer weiterjammerst und klagst! Was geschehen ist, ist geschehen. Das wilde Geschrei macht es nicht wieder gut oder ungeschehen. Es zieht nur die Aufmerksamkeit auf sich und bettelt um ein Mitleid, das du nicht verdienst. Sei ein Mann in deiner Reue. Schrei nicht, tu etwas. Ich ... du weißt, wer ich war. Aber als ich verstanden hatte, daß ich ekelerregender als Erbrochenes war, habe ich mich nicht in Krämpfen gewunden. Ich habe gehandelt. Öffentlich. Ohne Nachsicht mit mir selbst und ohne um Nachsicht zu betteln. Die Welt verachtete mich? Sie hatte allen Grund dazu. Ich hatte es verdient. Die Welt sagte: „Eine neue Laune der Dirne“? Und sie nannte meine Hinwendung zu Jesus eine Gotteslästerung? Sie hatte

recht. Mein früheres Benehmen war der Welt bekannt und rechtfertigte jeden derartigen Gedanken. Nun, und was dann? Die Welt mußte sich überzeugen, daß Maria nicht mehr die Sünderin ist. Ich habe die Welt überzeugt durch Tatsachen. Mach du es ebenso und schweig!«

»Du bist aber streng, Maria«, bemerkt Johannes.

»Mehr zu mir selbst als zu den anderen. Aber ich gebe zu, ich habe nicht die sanfte Hand der Mutter. Sie ist die Liebe. Ich ... Oh, ich! Ich habe meine Sinne mit der Peitsche meines Willens bezwungen. Und ich werde es noch mehr tun. Glaubst du, ich hätte mir verziehen, daß ich die Unzucht gewesen bin? Nein! Aber ich sage es nur mir selbst. Immer werde ich es mir vorhalten. Ich werde mich verzehren und sterben mit diesem geheimen Schmerz, daß ich mich selbst weggeworfen habe, mit diesem untröstlichen Schmerz, daß ich mich entweiht habe und ihm nichts als ein zertretenes Herz geben konnte ... du siehst ... ich habe mehr als die anderen an den Salben gearbeitet ... und mit mehr Mut als die anderen werde ich hingehen und ihn auswickeln ... Oh, mein Gott! Wie wird er nun aussehen? (Maria Magdalena wird blaß bei dem Gedanken.) Und ich werde ihn erneut mit Salben bedecken und die anderen entfernen, die sich auf den zahllosen Wunden sicher schon zersetzt haben ... Ich werde es tun, denn die anderen werden nicht dazu imstande sein und die Flügel hängen lassen ... Aber es schmerzt mich, es mit diesen meinen Händen tun zu müssen, die so viele unzüchtige Liebkosungen verteilt haben, und mich seiner Heiligkeit mit diesem meinem befleckten Körper nähern zu müssen ... Ich wollte ... ich wollte, ich hätte die Hand der Jungfrau-Mutter für diese letzte Salbung ... «

Maria weint nun ganz leise, ohne Erregung. Wie anders ist sie doch als die theatralische Magdalena, die man uns immer beschreibt! Es ist dasselbe lautlose Weinen wie am Tag der Verzeihung im Haus des Pharisäers.

»Du sagst, daß ... die Frauen Angst haben werden?« fragt Petrus.

»Nicht Angst ... aber sie werden verstört sein beim Anblick sei-

nes gewiß schon verwesenden ... aufgeblähten ... schwarzen Leichnams. Und außerdem werden sie sich sicher vor den Wachen fürchten.«

»Willst du, daß ich mitkomme? Ich und Johannes?«

»O nein, auf keinen Fall. Wir Frauen werden alle zusammen gehen. Denn so wie wir alle dort oben bei ihm gewesen sind, ebenso ist es nur recht, daß wir alle an seinem Totenbett sind. Du und Johannes, ihr müßt hierbleiben. Sie darf nicht allein sein.«

»Kommt sie denn nicht mit?«

»Wir lassen sie nicht mitkommen.«

»Sie ist überzeugt, daß er aufersteht ... und du?«

»Ich bin nach Maria die, die am meisten daran glaubt. Ich habe immer geglaubt, daß es so sein würde. Er hat es gesagt. Und er lügt nie ... Er ...! Oh, früher nannte ich ihn Jesus, Meister, Erlöser, Herr ... Nun erscheint er mir so groß, daß ich nicht mehr fähig bin, daß ich es nicht mehr wage, ihm einen Namen zu geben. Was werde ich zu ihm sagen, wenn ich ihn sehe ...?«

»Glaubst du wirklich, daß er auferstehen wird?«

»Schon wieder einer! Wenn ich noch oft sagen muß, daß ich es glaube, und euch immer wieder sagen höre, daß ihr es nicht glaubt, werde ich am Ende selbst nicht mehr glauben. Ich habe geglaubt, und ich glaube. Ich habe geglaubt und habe schon lange sein Gewand vorbereitet. Und morgen, denn morgen ist der dritte Tag, werde ich es bringen.«

»Aber wenn du doch sagst, daß er schwarz, aufgebläht und häßlich sein wird?«

»Häßlich niemals. Die Sünde ist häßlich. Aber ... nun ja. Er wird schwarz sein. Und? War Lazarus denn nicht schon verwest? Und er ist trotzdem auferstanden! Und sein Fleisch war erneuert. Aber wenn ich es doch sage ...! Schweigt, ihr Ungläubigen! Auch mir sagt die menschliche Vernunft: „Er ist tot und wird nicht auferstehen.“ Doch mein Geist, sein Geist – denn ich habe von ihm einen neuen Geist erhalten – jubelt wie der Klang silberner Posaunen: „Er

steht auf! Er steht auf! Er steht auf!“ Warum treibt ihr mich wie ein Schiffelein gegen das Riff eurer Zweifel? Ich glaube! Ich glaube, mein Herr! Lazarus hat dem Meister mit zerrissenem Herzen gehorcht und ist in Betanien geblieben. Ich, die ich weiß, wer Lazarus des Theophilus ist: ein Starker, kein ängstlicher Hase, kann sein Opfer ermessen, im Schatten geblieben und nicht beim Meister gewesen zu sein. Aber er hat gehorcht. Er war in diesem Gehorsam heldenhafter, als wenn er ihn mit der Waffe den Bewaffneten entrissen hätte. Ich habe geglaubt und glaube. Und hier stehe ich. In Erwartung wie sie. Doch laßt mich gehen. Der Tag bricht an. Sobald man genügend sieht, gehen wir zum Grab ... «

Und Magdalena entfernt sich mit ihrem von Tränen brennenden, aber immer Mut ausstrahlenden Gesicht. Sie geht zu Maria hinein.

»Was war mit Petrus?«

»Eine Nervenkrise. Doch nun ist es vorbei.«

»Sei nicht hart, Maria. Er leidet.«

»Ich auch. Aber siehst du, ich habe nicht einmal eine Liebkosung von dir verlangt. Ihn hast du schon getröstet ... und ich meine, daß du allein, meine Mutter, Trost nötig hättest. Meine Mutter, meine heilige, geliebte Mutter! Habe Mut ... Morgen ist der dritte Tag. Wir werden uns hier einschließen, wir, seine beiden in ihn Verliebten. Du, die heilige Verliebte, ich, die arme Verliebte ... Aber ich bin es, so gut ich es eben kann, mit meinem ganzen Sein ... Und wir werden auf ihn warten ... Sie, die nicht glauben, werden wir dort einschließen mit ihren Zweifeln. Und hier will ich viele, viele Rosen aufstellen ... Heute lasse ich die Truhe bringen ... Jetzt gleich gehe ich in den Palast und gebe Levi den Auftrag. Fort mit allen diesen furchtbaren Dingen! Unser Auferstandener darf sie nicht sehen ... Viele Rosen ... Und du wirst ein neues Kleid anlegen ... Er darf dich nicht so sehen. Ich werde dich kämmen und dein armes Antlitz, das die Tränen entstellt haben, waschen. Ewiges Mädchen, ich werde deine Mutter sein ... So werde ich endlich die Seligkeit verkosten, mütterliche Sorge zu tragen für ein Geschöpf, das unschuldiger

ist als ein neugeborenes Kind! Liebste!« Und in ihrem Gefühlüberschwang zieht Magdalena das Haupt der sitzenden Maria an ihre Brust, küßt sie, liebkost sie, streicht ihr die in Unordnung geratenen weichen Locken ihres Haares hinter die Ohren und trocknet die erneut und immer, immer fließenden Tränen mit dem Linnen ihres Gewandes ...

Nun kommen die Frauen herein mit Lampen, Krügen und weithalsigen Gefäßen. Maria des Alphäus trägt einen schweren Mörser.

»Wir können draußen nicht weitermachen. Es weht ein leichter Wind, der die Lampen auslöscht«, erklärt sie.

Sie stellen sich auf einer Seite an einen langen, schmalen Tisch, legen dort ihre Sachen nieder und stellen den Balsam fertig, indem sie die schon dicke, duftende Salbe im Mörser mit einem weißen Pulver vermischen, von dem sie ab und zu eine Handvoll aus einem Säckchen nehmen. Sie mischen und arbeiten mit aller Kraft, füllen dann ein weithalsiges Gefäß und stellen es auf den Boden. Mit einem anderen Gefäß machen sie es ebenso. Düfte und Tränen tränken die Harze.

Maria Magdalena sagt: »Dies war nicht die Salbung, die ich hoffte, für dich vorbereiten zu dürfen.« Maria Magdalena, die Erfahrenste von allen, hat in der Tat immer die Zusammenstellung der Aromen angeordnet und überwacht, die so stark sind, daß sie die Tür und das Fenster zum Garten etwas öffnen müssen.

Alle weinen noch mehr nach dieser leisen Bemerkung Magdalenas.

Nun sind sie fertig. Alle Gefäße sind gefüllt.

Sie gehen mit den leeren Krügen, dem nun nutzlosen Mörser und vielen Lampen hinaus. Es bleiben nur zwei zuckende Lichter im Zimmer zurück, und auch sie scheinen zu schluchzen mit ihrem flackernden Schein ...

Die Frauen kommen wieder herein und schließen das Fenster, denn der Morgen ist kühl. Sie legen die Mäntel an und nehmen große Taschen, in denen sie die Gefäße mit dem Balsam unterbringen.

Maria erhebt sich und sucht ihren Mantel. Doch alle umringen sie und wollen sie überzeugen, nicht mitzugehen.

»Du hältst dich kaum aufrecht, Maria. Seit zwei Tagen hast du nichts zu dir genommen, nur etwas Wasser.«

»Ja, Mutter. Wir werden es rasch und gut machen und bald zurück sein.«

»Hab keine Angst. Wir werden ihn wie einen König einbalsamieren. Du siehst, was für eine kostbare Salbe wir bereitet haben! Und so viel ...!«

»Wir werden kein Glied und keine Wunde vergessen und alles richtig machen. Wir sind stark, und wir sind Mütter. Wir werden ihn wie ein Kind in die Wiege legen. Die anderen müssen dann nur noch das Grab verschließen.«

Aber Maria besteht darauf: »Es ist meine Pflicht«, sagt sie. »Ich habe immer für ihn gesorgt. Nur in diesen drei Jahren, da er der Welt gehört hat, habe ich anderen die Sorge um ihn überlassen, wenn er fern von mir war. Nun, da die Welt ihn abgewiesen und verleugnet hat, gehört er wieder mir. Und ich bin wieder seine Magd.«

Petrus, der sich mit Johannes der Tür genähert hat, ohne daß die Frauen es bemerkt haben, flieht, als er diese Worte hört. Er flieht in einen verborgenen Winkel, um über seine Sünde zu weinen. Johannes bleibt an der Schwelle, sagt aber nichts. Auch er würde gerne mitgehen, doch er bringt das Opfer, bei der Mutter zu bleiben.

Magdalena führt Maria zu ihrem Sessel zurück. Sie kniet vor ihr nieder, umfängt Marias Knie, erhebt das schmerzerfüllte und liebevolle Gesicht zu ihr und verspricht: »Sein Geist weiß und sieht alles. Aber ich werde seinem Leib durch Küsse deine Liebe und deine Sehnsucht bezeigen. Ich weiß, was Liebe ist. Ich weiß, was für ein Stachel, was für ein Hunger das Lieben ist. Wie man danach verlangt, bei dem zu sein, der unsere Liebe ist. Sogar bei der schändlichen Liebe, die Gold zu sein scheint und Schmutz ist, ist es so. Wenn daher die Sünderin die heilige Liebe zur lebendigen Barmherzigkeit kennt, die die Menschen nicht zu lieben verstanden haben, dann versteht

sie noch besser, was deine Liebe ist, Mutter. Du weißt, daß ich zu lieben verstehe. Und du weißt, daß er an jenem Abend meiner wahren Geburt dort am Ufer unseres ruhigen Sees gesagt hat, daß Maria zu lieben versteht. Nun ist diese meine überschwengliche Liebe wie das Wasser eines überfließenden Beckens, wie ein über eine Mauer quellender blühender Rosenstrauch, wie Feuer, das Nahrung gefunden hat und immer stärker und größer wird, ganz auf ihn gerichtet und findet in ihm, der Liebe, immer neue Kraft ... Oh, daß die Macht meiner Liebe nicht fähig gewesen ist, ihn am Kreuz zu ersetzen ...! Aber was ich für ihn nicht tun konnte – leiden, verbluten, an seiner Stelle sterben unter dem Spott der ganzen Welt, glücklich, glücklich, glücklich, für ihn zu leiden; und ich bin sicher, daß der Docht meines armen Lebens sich mehr in der triumphierenden Liebe als durch die schändliche Hinrichtung verzehrt hätte, und daß aus der Asche die neue, reine Blume des neuen, reinen Lebens, des jungfräulichen Lebens erstanden wäre, das nichts kennt als Gott – all dies, was ich für ihn nicht tun konnte, das kann ich immer noch für dich tun ... Mutter, die ich aus ganzem Herzen liebe. Vertraue mir! Mir, die ich im Haus des Pharisäers Simon seine heiligen Füße so zart zu lieblosen wußte; ich werde nun mit meiner Seele, die sich immer mehr der Gnade öffnet, noch liebevoller seine heiligen Glieder lieblos und seine Wunden pflegen, und mehr mit meiner Liebe als mit den Salben werde ich sie einbalsamieren, mit dem Balsam, der aus meinem Herzen, aus der Liebe und dem Schmerz kommt. Und der Tod wird diesem Fleisch, das so viel Liebe geschenkt hat und so viel Liebe empfängt, nichts anhaben können. Der Tod wird fliehen, denn die Liebe ist stärker als der Tod. Unbesiegbar ist die Liebe. Und ich, Mutter, werde meinen König der Liebe mit deiner vollkommenen und meiner grenzenlosen Liebe einbalsamieren.«

Maria küßt diese leidenschaftliche Frau, die endlich gefunden hat, was solcher Leidenschaft wert ist, und gibt ihren Bitten nach.

Die Frauen gehen hinaus mit einer Lampe. Im Zimmer bleibt nur noch eine. Als letzte geht Magdalena, nachdem sie der Mutter noch einen Kuß gegeben hat.

Im Haus wird es dunkel und still. Die Straße ist noch finster und menschenleer.

Johannes fragt: »Wollt ihr mich wirklich nicht mitnehmen?«

»Nein, du könntest hier nützlich sein. Leb wohl.«

Johannes geht zu Maria zurück. »Sie haben mich nicht gewollt ... « sagt er leise.

»Sei nicht gekränkt. Sie sind bei Jesus. Du bist bei mir. Johannes, beten wir ein wenig zusammen. Wo ist Petrus?«

»Ich weiß nicht. Irgendwo im Haus. Aber ich sehe ihn nicht. Und ... Ich hätte ihn für stärker gehalten ... Auch ich leide, doch er ... «

»Er hat zwei Schmerzen. Du nur einen. Komm! Wir wollen auch für ihn beten.«

Und Maria betet langsam das »Vaterunser«. Dann liebkost sie Johannes: »Geh zu Petrus. Laß ihn nicht allein. Er war in diesen Stunden in einer so tiefen Finsternis, daß er nun nicht einmal das geringe Licht der Welt erträgt. Sei der Apostel deines verirrtten Bruders. Beginne bei ihm mit der Verkündigung. Auf deinem Lebensweg, der sehr lang sein wird, wirst du immer seinesgleichen finden. Beginne deine Arbeit bei deinem Gefährten ... «

»Aber was soll ich ihm sagen ... ? Ich weiß nicht ... alles bringt ihn zum Weinen.«

»Wiederhole ihm sein Gebot der Liebe. Sage ihm, daß, wer sich fürchtet, Gott noch nicht genügend kennt, denn Gott ist die Liebe. Und wenn er sagt: „Ich habe gesündigt“, dann antworte ihm, daß Gott die Sünder so sehr geliebt hat, daß er ihretwegen seinen eingeborenen Sohn gesandt hat. Sage ihm, daß man auf so viel Liebe mit Liebe antworten muß. Und die Liebe schenkt Vertrauen in den gütigsten Herrn. Dieses Vertrauen läßt uns sein Gericht nicht fürchten, denn durch das Vertrauen anerkennen wir die göttliche Weisheit und Güte und sagen: „Ich bin ein armes Geschöpf. Aber er weiß es. Und er gibt mir Christus als Unterpfand der Vergebung und als Stütze und Stab. Meine Armseligkeit wird besiegt durch meine Ver-

einigung mit Christus.“ Im Namen Jesu wird alles vergeben . . . Geh, Johannes. Sage ihm dies. Ich bleibe hier, mit meinem Jesus . . . « Und sie liebkost das Schweißstuch.

Johannes geht hinaus und schließt die Tür hinter sich.

Maria kniet nieder wie am Abend zuvor, von Angesicht zu Angesicht mit dem Schleier der Veronika. Sie betet und redet mit ihrem Sohn. Sie, die stark ist, um anderen Kraft zu vermitteln, beugt sich nun, da sie allein ist, unter ihrem schweren Kreuz. Doch von Zeit zu Zeit, wie eine Flamme, deren Docht sich wieder aufrichtet, erhebt sich ihre Seele in einer Hoffnung, die nicht sterben kann in ihr, die vielmehr stärker wird im Verlauf der Stunden. Und sie sagt auch dem Vater ihre Hoffnung und ihre Bitte.

678 Der Ostermorgen • Klage • Gebet Marias

Den ganzen Tag habe ich den gekreuzigten Jesus und Maria und Johannes unter dem Kreuz vor Augen.

Heute morgen, als ich die heilige Kommunion empfang, glaubte ich, vor einem lebenden Altar zu sein, denn sie waren da und schauten mich an mit ihren Blicken voll übernatürlicher Liebe. Eine so empfangene Kommunion ist unbeschreiblich.

Gegen Abend habe ich in mir diesen Satz gehört: »Dies war nicht die Salbung, die ich hoffte, für dich vorbereiten zu dürfen.« Es war eine Frauenstimme, eine volle, warme, leidenschaftliche Stimme. Nicht die sanfte, jugendliche, reine Stimme Marias, dieser jungfräuliche, helle Sopran.

Ich verstehe, daß es ein neues Wesen ist, das spricht, aber ich kann ihm keinen Namen und kein Gesicht geben, solange ich nicht die Vision habe.

Ich sehe wieder den Raum in dem gastfreundlichen Haus, wo Maria weint. Sie ist noch dort, auf ihrem Stuhl, bedrückt, erschöpft und gezeichnet von den vielen Tränen.

Auch die Frauen sind da. Im Schein der Öllampen bereiten sie die Salben vor, nehmen sie aus verschiedenen Amphoren, mischen sie in einem Mörser und füllen sie dann in weithalsige Gefäße, in die man leicht hineinfassen und den Balsam herausholen kann.

Die Frauen arbeiten weinend, und Maria Magdalena, deren Gesicht von Tränen gezeichnet ist wie von einer Verbrennung, sagt diese Worte, die die anderen Frauen noch stärker weinen machen.

Dann, als sie mit den Vorbereitungen fertig sind, hüllen sie sich in ihre Schals oder Mäntel. Auch Maria steht auf. Doch die Frauen umringen sie und wollen sie überzeugen, nicht mitzugehen. Es wäre zu grausam, wenn sie den Sohn wiedersehen würde, der nun am dritten Tag nach seinem Tod und bei den vielen Quetschungen und Wunden gewiß schon ganz schwarz und verwest ist. Und außerdem hätte sie nicht die Kraft zu gehen. Sie hat ja nur geweint und gebetet; nie gegessen oder geschlafen. Sie soll beruhigt sein und ihnen vertrauen. Sie werden mit ihrer Liebe als Jüngerinnen auch die Mutter vertreten und dem heiligen Körper alle Sorge angedeihen lassen, die erforderlich ist für eine endgültige Beisetzung im Grab.

Maria gibt nach. Magdalena, die zu ihren Füßen kniet und dabei in ihrer üblichen Haltung auf den Fersen sitzt, umarmt ihre Knie und schaut mit dem von Tränen geröteten Antlitz zu ihr empor. Sie verspricht, daß sie Jesus von der ganzen Liebe seiner Mutter berichten wird, während sie ihn nochmals einbalsamiert. Sie wisse ja, was Lieben heißt. Sie habe die niedrige, sinnliche Liebe vertauscht mit der heiligen Liebe zur lebendigen Barmherzigkeit, die die Menschen getötet haben, und sie verstehe zu lieben. Jesus habe ihr gesagt – schon an dem Abend, der zum Morgen ihres neuen Lebens geworden ist – daß sie eine große Liebe hat. Die Mutter solle sich nur auf sie verlassen. Sie, die Erlöste, die damals schon die Füße so sanft liebte, werde nun auch die Wunden liebkosen und sie mehr mit ihrer Liebe als mit der Salbe einbalsamieren, damit der Tod dieses Fleisch nicht verderben könne, das soviel Liebe geschenkt hat und empfängt.

Die Stimme Magdalenas ist voller Leidenschaft. Sie läßt mich an eine in Samt gewickelte Orgel denken, so sehr gleicht sie dem Klang einer Orgel, den Wärme und Leidenschaftlichkeit etwas weicher machen. Sie verrät eine Seele, die in Liebe entbrannt ist. Die gebrannt

hat, die brennen und lieben mußte, und die nun, da Jesus sie erlöst hat, in Liebe zur göttlichen Liebe entbrannt ist. Ich werde diese Frauenstimme, die ein Bekenntnis des Seelenlebens dieser Frau ist, nicht vergessen. Ich werde sie nie mehr vergessen.

Die Frauen gehen mit ihrer Lampe hinaus. Das Haus ist nun ganz dunkel, und auch der Weg ist dunkel. Kaum die ersten Anzeichen eines Morgengrauens dort im Osten. Das kalte, reine Licht eines Aprilmorgens. Der Weg ist still und verlassen. Die Frauen, alle in ihre Mäntel gehüllt, gehen schweigend zum Grab Jesu.

Ich gehe nicht mit ihnen. Ich kehre zu Maria zurück, Jesus schickt mich zu ihr zurück.

Nun, da sie allein ist, hat sie wieder zu beten begonnen. Sie kniet vor dem Schweiß Tuch der Veronika, das von einem Regal herabhängt und von dem Leichentuch und den Nägeln gehalten wird. Sie betet und spricht mit ihrem Sohn. Es ist immer noch derselbe Kummer, zusammen mit einer Hoffnung, die sie angstvoll und unruhig sein läßt.

»Jesus, Jesus! Kommst du noch nicht zurück? Deine arme Mutter erträgt es nicht mehr länger, dich dort tot zu wissen. Du hast es gesagt, und niemand hat dich verstanden. Aber ich habe dich verstanden! „Reißt den Tempel Gottes nieder, und ich werde ihn in drei Tagen wieder aufrichten.“ Nun hat der dritte Tag begonnen. Oh, mein Jesus! Warte nicht, bis er vollendet ist, um zum Leben zurückzukehren, zu deiner Mama, die dich lebendig sehen muß, um nicht zu sterben bei der Erinnerung an deinen Tod, die dich schön, gesund, siegreich sehen muß, um nicht zu sterben bei der Erinnerung an den Zustand, in dem sie dich verlassen hat!

Oh Vater! Vater! Gib mir meinen Sohn zurück, damit ich ihn wieder als Mensch und nicht als Leichnam, als König und nicht als Verurteilten sehe. Danach, ich weiß es, wird er zu dir in den Himmel zurückkehren. Doch ich werde ihn heil gesehen haben nach so vielen Übeln, ich werde ihn stark gesehen haben nach so großer Schwä-

che, ich werde ihn siegreich gesehen haben nach so viel Kampf. Ich werde ihn als Gott gesehen haben nach so viel für die Menschheit erlittenem Menschsein. Und ich werde glücklich sein, auch wenn ich seine Nähe verliere. Ich werde ihn bei dir wissen, heiliger Vater. Ich werde ihn für immer frei von Schmerz wissen. Jetzt hingegen kann ich nicht, ich kann nicht vergessen, daß er in einem Grab liegt; daß er dort liegt, getötet von den vielen Schmerzen, die man ihm zugefügt hat; daß er, mein Sohn und Gott, das Schicksal der Menschen im Dunkel eines Grabes erleidet, er, dein Lebendiger.

Vater, Vater, erhöre deine Dienerin. Um meines „Ja“ willen . . . Ich habe dich nie um etwas gebeten um meines Gehorsams willen. Dein Wille war mein Wille. Ich habe nichts verlangt für das Opfer meines Willens. Nun aber, nun, heiliger Vater, erhöre mich um des „Ja“ willen, das ich dem von dir gesandten Engel geantwortet habe.

Er fühlt nun keinen Schmerz mehr, denn mit seinem drei Stunden währenden Todeskampf nach den Martern des Vormittages hat er alles vollbracht. Ich aber ringe seit drei Tagen mit dem Tod. Du siehst mein Herz und fühlst, wie es schlägt. Unser Jesus hat gesagt, daß kein Vogel eine Feder verliert, die du nicht siehst, und daß keine Blume auf dem Feld verwelkt, die du nicht in ihrem Todeskampf mit deiner Sonne und deinem Tau tröstest. Oh, Vater, ich sterbe an diesem Schmerz! Tue an mir wie an dem Sperling, dem du eine neue Feder schenkst, und wie an der Blume, die du erwärmst und tränkst in deiner Barmherzigkeit. Ich sterbe, der Schmerz bringt mich um. Ich habe kein Blut mehr in den Adern. Einst ist es ganz zu Milch geworden, um deinen und meinen Sohn zu nähren; nun ist es ganz zu Tränen geworden, da ich keinen Sohn mehr habe. Sie haben ihn mir getötet, getötet, Vater, und du weißt, auf welche Art und Weise! Ich habe kein Blut mehr! Ich habe es zusammen mit ihm in der Nacht des Donnerstags und an dem verhängnisvollen Freitag vergessen. Ich friere wie eine Ausgeblutete. Ich habe keine Sonne mehr, denn er ist tot; er, meine heilige Sonne, meine gesegnete Sonne, die aus meinem Schoß zur Freude seiner Mutter und zum Heil der Welt

geborene Sonne. Ich finde keine Erquickung mehr, denn ich habe ihn nicht mehr, die süßeste Quelle seiner Mutter, die sein Wort trank und an seiner Gegenwart ihren Durst stillte. Ich bin wie eine Blume im ausgetrockneten Sand. Ich sterbe, ich sterbe, heiliger Vater. Und ich fürchte mich nicht zu sterben, denn auch er ist tot. Aber was wird aus diesen Kleinen werden, aus dieser kleinen Herde meines Sohnes, die so schwach, so ängstlich, so wankelmütig ist, wenn niemand sie stützt? Ich bin nichts, Vater. Aber für die Wünsche meines Sohnes bin ich wie ein bewaffnetes Kriegsheer. Und ich verteidige, ich werde seine Lehre und sein Erbe verteidigen, wie eine Wölfin ihre Jungen verteidigt. Ich, das Lamm, werde zur Wölfin werden, um zu verteidigen, was meines Sohnes und somit auch dein ist.

Du hast es gesehen, Vater. Vor einer Woche hat diese Stadt ihre Ölbäume ihrer Zweige beraubt, ihre Häuser geleert, ihre Gärten geplündert und sich heiser geschrien: „Hosanna dem Sohne Davids. Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn.“ Und während er über den Teppich der Zweige, der Gewänder, der Stoffe und der Blumen ritt, zeigten ihn die Bürger einander und sagten: „Es ist Jesus, der Prophet aus Nazaret in Galiläa. Er ist der König von Israel.“ Und als die Zweige noch nicht verwelkt und die Stimmen noch rauh waren von den vielen Hosanna-Rufen, wandelten sich ihre Rufe in Beschuldigungen, Flüche und die Forderung nach seinem Tod; und die zu seinem Triumph gebrochenen Zweige wurden zu Ruten, die dein Lamm schlugen, das sie zum Tod führten.

Wenn sie das alles getan haben, als er noch unter ihnen weilte, als er noch zu ihnen sprach und ihnen zulächelte, sie ansah mit seinen Augen, die das Herz weich werden und selbst die Steine erzittern ließen, als er ihnen noch Wohltaten erwies und sie belehrte, was werden sie erst tun, wenn er zu dir zurückgekehrt ist?

Du hast ja seine Jünger gesehen. Einer hat ihn verraten, die anderen sind geflohen. Es genügte, daß er geschlagen wurde, und sie flohen wie ängstliche Schafe und brachten es nicht fertig, bei seinem Sterben in seiner Nähe zu sein. Nur einer, der Jüngste, ist geblieben.

Nun kommt der Älteste. Schon einmal hat er ihn verleugnet. Und wenn Jesus nicht mehr hier ist und ihn anblickt, wird er dann seinem Glauben treu bleiben?

Ich bin ein Nichts, doch ein klein wenig von meinem Sohn ist auch in mir, und meine Liebe übertrifft meine Fehlerhaftigkeit und tilgt sie. So bin ich von Nutzen für die Sache deines Sohnes, für seine Kirche, die nie Frieden finden wird und tiefe Wurzeln schlagen muß, um nicht von den Stürmen entwurzelt zu werden. Ich werde jene sein, die für sie sorgt. Wie eine aufmerksame Gärtnerin werde ich darüber wachen, daß sie an ihrem Morgen stark und gerade wächst. Danach werde ich gerne sterben. Aber ich kann nicht leben, wenn ich noch lange ohne Jesus sein muß.

Oh, Vater, der du den Sohn zum Wohl der Menschen verlassen, ihn aber dann getröstet hast – denn gewiß hast du ihn nach seinem Tod in deinen Schoß aufgenommen – überlasse mich nicht länger meiner Verlassenheit. Ich ertrage sie und opfere sie auf zum Wohl der Menschen. Aber tröste mich jetzt, Vater. Vater, Erbarmen! Erbarmen, mein Sohn! Erbarmen, göttlicher Geist! Erwinnere dich deiner Jungfrau!«

Am Boden liegend, scheint Maria nun mehr durch ihre Haltung als mit ihrem Herzen zu beten. Sie ist wirklich ein armes, zu Boden geschmettertes Geschöpf. Sie gleicht der verdurstenden Blume, von der sie gesprochen hat. Und sie bemerkt nicht einmal die Erschütterung eines kurzen, aber heftigen Erdbebens, das den Hauswirt und seine Frau aufschreien und aus dem Haus laufen läßt, während Petrus und Johannes sich totenbleich an die Schwelle des Zimmers schleppen. Als sie jedoch Maria so in ihr Gebet vertieft, so selbstvergessen, so fern von allem, was nicht Gott ist, sehen, ziehen sie sich zurück, schließen die Tür und kehren verängstigt in den Abendmahlssaal zurück.

679 Die Auferstehung

Im Garten herrscht tiefe Stille, und alles glänzt von Tau. Der saphirblaue Himmel darüber wird immer heller, und das sternenfunkelnde Schwarzblau, das die ganze Nacht über der Erde gewacht hat, verliert sich. Das Morgengrauen schiebt die Dunkelheit vor sich her, von Osten nach Westen, wie die Wellen bei der Flut beständig steigen und den dunklen Strand bedecken, wie das blaue Wasser des Meeres das Schwarzgrau des feuchten Sandes und der Klippen überflutet.

Das eine oder andere Sternlein möchte noch nicht erlöschen und blinkt immer schwächer in dieser Woge aus grünlichweißem, grau überhauchtem, milchigem Morgenlicht, ähnlich der Farbe der schläfrigen Zweige der Ölbäume, die den nahen Hügel krönen. Doch dann versinken sie in dieser Welle, wie Land vom Wasser überflutet wird. Nun fehlt schon eines . . . und noch eines, und noch eines. Der Himmel verliert seine Sternherden, und nur dort, im äußersten Westen, bleiben noch drei, dann zwei, dann einer in Betrachtung des täglich neuen Wunders eines Sonnenaufganges.

Und nun, da sich ein Rosastreifen auf der türkisfarbenen Seide des orientalischen Himmels zeigt, säuselt ein Windhauch über die Wipfel und Gräser und flüstert: »Erwacht. Der Tag ist auferstanden.« Aber er weckt nur die Wipfel und die Gräser, die unter den Diamanten des Taus schauern und leise rauschen, begleitet von den Harfentönen fallender Tropfen.

Die Vöglein rühren sich noch nicht, weder in den dichten Zweigen der riesigen Zypresse, die wie ein Gebieter ihr Reich zu beherrschen scheint, noch in der dichten, verschlungenen Lorbeerhecke, die den Ostwind abhält.

Die gelangweilten, fröstelnden und verschlafenen Wachen stehen in den verschiedensten Haltungen vor dem Grab, dessen steinerne Tür an den Rändern mit einer dicken Schicht Kalk, ähnlich Strebepfeilern, verstärkt worden ist. Auf ihrem matten Weiß leuchten

große Rosetten aus rotem Wachs und andere, die man direkt in den frischen Kalk gedrückt hat – die Siegel des Tempels.

Die Wachen müssen in der Nacht ein Feuerchen angezündet haben, denn am Boden liegen Asche und verkohlte Holzscheite, und sie müssen auch ein Spiel gemacht und gegessen haben, denn da und dort liegen Speisereste und kleine polierte Knochen, die man sicher zu irgendeinem Spiel benützt – wie unser Domino oder die Glaskugeln der Kinder – und mit denen sie auf einem einfachen, auf den Boden gezeichneten Brett gespielt haben. Irgendwann hatten sie genug, haben alles liegengelassen und sich eine mehr oder weniger bequeme Lage gesucht, um zu schlafen oder zu wachen.

Die Röte im Osten breitet sich immer mehr am heiteren Himmel aus, an dem aber noch kein Sonnenstrahl zu sehen ist. Da taucht plötzlich aus unbekanntem Tiefen ein strahlender Meteor auf, ein Feuerball von unerträglicher Helligkeit mit einem funkelnden Schweif, der aber vielleicht nur die Erinnerung an seinen Glanz auf unserer Netzhaut ist. Er saust auf die Erde herab und strahlt ein so mächtiges, zauberhaftes und zugleich in seiner Schönheit beängstigendes Licht aus, daß das rosige Licht des Morgens in dieser weißen Glut verblaßt.

Die Wächter erheben erstaunt ihre Köpfe, auch weil die Helligkeit von einem mächtigen, harmonischen, feierlichen Klang begleitet wird, der die ganze Schöpfung erfüllt. Er kommt aus paradiesischen Tiefen und ist das Halleluja, das Gloria der Engel, das dem Geist Christi folgt, der in seinen verherrlichten Leib zurückkehrt.

Der Meteor prallt gegen den nutzlosen Verschuß des Grabes, bricht ihn auf, wirft ihn zu Boden und schleudert mit seinem Dröhnen auch die entsetzten Wächter, die man als Gefangenewärter des Herrn des Weltalls aufgestellt hat, zu Boden. Und die Erde bebt bei seiner Rückkehr wie damals, als der Geist des Herrn sie verlassen hat. Er dringt in das dunkle Grab, das ganz hell wird von seinem unbeschreiblichen Licht; und während das Licht in der reglosen Luft schwebt, senkt sich der Geist in den unbeweglichen Körper unter den Totenbinden.

All das geschieht nicht in einer Minute, sondern in Sekundenschnelle: das Erscheinen, das Herabsteigen, das Eindringen und das Verschwinden des Lichtes Gottes . . .

Das »Ich will!« des göttlichen Geistes zu seinem erkalteten Fleisch erfolgt lautlos. Es wird von der Wesenheit zur unbeweglichen Materie gesprochen, aber das menschliche Ohr hört kein Wort.

Das Fleisch erhält den Befehl und gehorcht mit einem tiefen Atemzug . . .

Nichts anderes für einige Minuten.

Unter dem Schweiß Tuch und dem Leichentuch erhebt sich das glorieuse Fleisch in ewiger Schönheit, erwacht aus dem Todesschlaf, kehrt aus dem »Nichts« zurück, in dem es war, und lebt, nachdem es tot gewesen ist. Gewiß erwacht das Herz, treibt mit seinem ersten Schlag das noch übrige, eisige Blut durch die Adern und erschafft in einem Augenblick das volle Maß in den leeren Blutgefäßen, der reglosen Lunge, dem verdunkelten Gehirn und läßt Wärme, Gesundheit, Kraft und Gedanken wiederkehren.

Wieder ein Augenblick, und dann eine plötzliche Bewegung unter dem schweren Leichentuch. Eine so plötzliche Bewegung, daß dem Auge keine Zeit bleibt, die verschiedenen Phasen zu verfolgen zwischen dem Moment, in dem er gewiß seine gekreuzten Hände bewegt, und dem Moment, in dem er dasteht – eindrucksvoll, strahlend in seinem Gewand aus unirdischem Gewebe, in übernatürlicher Schönheit und Majestät, mit einer Würde, die ihn verändert und erhöht, obwohl er doch er selbst bleibt.

Und nun betrachtet ihn das Auge voll Bewunderung: Er ist so ganz anders als in der Erinnerung. Wieder schön, ohne Wunden und Blut, nur noch strahlend im Licht, das in Strömen aus den fünf Wunden bricht und aus allen Poren seiner Haut dringt.

Als er den ersten Schritt tut – und bei dieser Bewegung umgeben ihn die aus Händen und Füßen dringenden Strahlen mit einer Aureole von Glanz: vom Haupt, das gekrönt ist vom Glorienschein der unzähligen kleinen Wunden der Dornenkrone, die nun nicht mehr

bluten, sondern leuchten, bis zum Saum seines Gewandes, als er die über der Brust gekreuzten Arme öffnet und damit die Stelle auf der Höhe des Herzens sichtbar wird, an der eine helle Sonne durch das Gewand strahlt – da ist er wirklich das verkörperte Licht. Nicht das arme Licht der Erde, nicht das arme Licht der Sterne, nicht das arme Licht der Sonne, sondern das Licht Gottes. Der ganze Glanz des Himmels, der sich in einem einzigen Wesen vereint und ihm sein unvorstellbares Blau als Pupillen, sein feuriges Gold als Haar, seine engelgleiche Weiße als Gewand und Hautfarbe verleiht. Und all das, was mit menschlichen Worten nicht zu beschreiben ist – die überwältigende Glut der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, neben deren feuriger Gewalt jegliches Feuer des Paradieses verblaßt, die jegliches Feuer in sich aufnimmt und es in jedem Augenblick der ewigen Zeit neu hervorbringt; das Herz des Himmels, das sein Blut anzieht und verströmt, die unzähligen Tropfen seines nicht körperlichen Blutes: die Seligen, die Engel, alles das, was das Paradies ist: die Liebe Gottes, die Liebe zu Gott, das alles ist das Licht, das den auferstandenen Christus bildet, das Licht, das er ist.

Als er sich dem Ausgang nähert, sehe ich außer seinem Glanz zwei wunderschöne strahlende Gestalten, die jedoch wie Sterne sind im Vergleich zur Sonne. Sie haben sich links und rechts der Graböffnung niedergeworfen, um ihren Gott anzubeten, der in seinen Glanz gehüllt und mit beseligendem Lächeln herauskommt, die Grabhöhle verläßt und seinen Fuß wieder auf die Erde setzt, die freudig erwacht und glänzt und gleißt in ihrem Tau, in den Farben der Gräser und der Rosensträucher, in den unzähligen Blüten der Apfelbäume, die sich durch ein Wunder unter dem ersten Kuß der Sonne öffnen, und in der ewigen Sonne, die unter ihnen dahinschreitet.

Die Wachen sind immer noch an ihren Plätzen, betäubt . . . Die verdorbenen Sinne des Menschen sehen Gott nicht, während die reinen Kräfte des Universums, die Blumen, die Kräuter und die Vögelin den Mächtigen, der vorübergeht im Glorienschein seines eigenen Lichtes und im Glanz des Sonnenlichtes, bewundern und verehren.

Sein Lächeln, sein Blick, der sich auf die Blüten und die Zweige richtet und sich zum heiteren Himmel erhebt, verschönt alles. Weicher und von seidigerem Rosa erscheinen die Millionen Blütenblätter, die gleich blühendem Schaum über dem Haupt des Siegers schweben, und lebhafter blitzen die Diamanten der Tautropfen. Und blauer leuchtet der Himmel, der seine glänzenden Augen widerspiegelt, und festlicher strahlt die Sonne und bemalt in ihrer Freude ein Wölkchen, das daherschwebt im leichten Wind, der gekommen ist, um seinen König mit in den Gärten geraubten Düften zu küssen und mit seidenen Blütenblättern zu lieblosen.

Jesus hebt die Hand und segnet. Und während die Vöglein lauter singen und der Wind stärker duftet, entschwindet er meinen Blicken und läßt eine Freude in mir zurück, die auch die leiseste Erinnerung an Traurigkeit und Leiden und alle Sorgen um die Zukunft auslöscht ...

680 Jesus erscheint der Mutter

Maria hat sich auf ihr Antlitz geworfen, ein armes, gebrochenes Geschöpf. Sie gleicht der verdursteten Blume, von der sie gesprochen hat.

Das geschlossene Fenster öffnet sich, die schweren Läden schlagen heftig gegen die Wand, und mit dem ersten Sonnenstrahl kommt Jesus herein.

Maria, die sich bei dem Geräusch aufrafft und den Kopf erhebt, um zu sehen, was für ein Wind die Fensterläden aufgerissen hat, erblickt ihren strahlenden Sohn: schön, unendlich viel schöner noch als vor seinem Leiden, lächelnd, lebendig, leuchtender als die Sonne, der in seinem weißen Gewand, das gewebtem Licht gleicht, auf sie zukommt.

Sie richtet sich auf den Knien auf, kreuzt die Hände über der Brust und sagt mit einem Aufschluchzen, das zugleich lacht und weint: »Mein Herr und mein Gott.« Und so bleibt sie, betrachtet ihn hingen-

rissen und mit tränenüberströmtem Gesicht, dessen Ruhe und Frieden jedoch durch das Lächeln Jesu und die Ekstase wiedergekehrt sind.

Aber er will seine Mutter nicht wie eine Magd vor sich knien sehen. Er ruft sie und streckt ihr die Hände entgegen, aus deren Wunden Strahlen brechen, die das glorreiche Fleisch noch leuchtender machen: »Mama!«

Es ist nicht das traurige Wort der Gespräche und der Abschiede vor der Passion; es ist nicht die herzerreißende Klage der Begegnung auf dem Kalvarienberg und des Todeskampfes; es ist ein festlicher Ausruf des Triumphs, der Freude, der Befreiung, der Liebe und der Dankbarkeit.

Jesus neigt sich über die Mutter, die nicht wagt, ihn zu berühren, legt seine Hände unter ihre Ellbogen, hilft ihr aufstehen, drückt sie an sein Herz und küßt sie.

Oh, nun begreift Maria, daß es keine Vision ist, sondern der wahrhaft auferstandene Sohn; daß es ihr Jesus ist, ihr Sohn, der sie immer noch als Sohn liebt. Und mit einem Freudenschrei wirft sie sich an seinen Hals, umarmt und küßt ihn und weint und lacht. Sie küßt seine Stirn, die nun nicht mehr verwundet ist, sein Haupt, das nicht mehr ungekämmt und blutig ist, seine leuchtenden Augen, seine geheilten Wangen und seinen nicht mehr geschwollenen Mund. Dann ergreift sie seine Hände und küßt ihren Rücken und ihre Handflächen, die strahlenden Wunden, und gleich darauf beugt sie sich nieder zu seinen Füßen und schiebt das leuchtende Gewand zurück, um auch sie zu küssen. Schließlich steht sie wieder auf, sieht ihn an, hat nicht den Mut . . .

Doch er lächelt und versteht. Er öffnet das Gewand über der Brust ein wenig und sagt: »Und diese willst du nicht küssen, Mama? Diese, die dir so großen Schmerz bereitet hat und die zu küssen nur du allein würdig bist . . . Küsse mein Herz, Mama. Dein Kuß wird die letzte Erinnerung an alles, was Schmerz ist, verwischen und mir jene Freude schenken, die mir zu meiner Freude als Auferstandener

noch fehlt.« Und er nimmt das Antlitz der Mutter in seine Hände und drückt ihre Lippen auf die Ränder der Seitenwunde, aus der Strahlen hellsten Lichtes dringen.

Das Antlitz Marias ist ganz eingetaucht in dieses Licht und von seinen Strahlen umflossen. Und sie küßt und küßt, während Jesus sie liebkost. Sie wird nicht müde zu küssen. Sie gleicht einer Verdurstenden, die den Mund an die Quelle gelegt hat und das Leben aus ihr trinkt, das schon am Entfliehen war.

Nun spricht Jesus.

»Alles ist zu Ende, Mama. Nun brauchst du nicht mehr um deinen Sohn zu weinen. Die Prüfung ist bestanden. Die Erlösung ist vollbracht. Mutter, ich danke dir, daß du mich empfangen, aufgezogen und mir im Leben und im Sterben geholfen hast.

Ich habe deine Gebete gefühlt, die zu mir kamen. Sie waren meine Kraft im Schmerz, meine Begleiter auf den Wanderungen des irdischen Lebens und auf meiner Reise in das andere Leben. Sie haben mich am Kreuz und im Limbus erreicht. Sie waren der Weihrauch, der dem Pontifex auf seinem Weg voranschwebte, als er seine Diener rief, um sie in den unvergänglichen Tempel zu führen: in meinen Himmel. Sie haben mich ins Paradies begleitet, und gleich Engelsstimmen sind sie dem Zug der von ihrem Erlöser angeführten Erlösten vorangeeilt, damit die Engel bereit seien, den in sein Reich zurückkehrenden Sieger zu grüßen. Der Vater und der Heilige Geist haben sie gesehen und gelächelt wie über die schönste Blume und den süßesten Gesang des Paradieses. Die Patriarchen und die neuen Heiligen, die Neuen, die Ersten, die Bewohner meines Jerusalem haben sie gehört, und ich bringe dir ihren Dank, Mama, zusammen mit den Küssen der Verwandten und ihrem Segen und dem des Bräutigams deiner Seele, Josef.

Der ganze Himmel singt dir, meine Mutter, heilige Mutter, sein Hosanna. Ein Hosanna, das nie verstummt; das nicht lügt wie das erst vor wenigen Tagen mir gesungene.

Nun gehe ich in meinem menschlichen Kleid zum Vater. Das Para-

dies muß den Sieger in seinem Menschengewand sehen, in dem er die Sünde des Menschen besiegt hat. Doch dann werde ich wiederkommen. Ich muß jene im Glauben festigen, die noch nicht glauben und doch glauben müssen, damit sie andere zum Glauben führen können. Ich muß die Kleinmütigen stärken, die so viel Kraft brauchen werden, um der Welt zu widerstehen.

Dann werde ich zum Himmel auffahren. Aber ich werde dich nicht allein lassen. Mama, siehst du diesen Schleier? In meiner Ohnmacht hatte ich noch die Macht, ein Wunder für dich zu wirken, um dir diesen Trost zu schenken. Doch für dich wirke ich noch ein anderes Wunder. Du wirst mich im Sakrament besitzen, so wirklich wie damals, als du mich getragen hast. Du wirst nie allein sein. In diesen Tagen bist du es gewesen.

Aber zu der von mir gewirkten Erlösung war auch dein Schmerz notwendig. Vieles muß immerwährend der Erlösung hinzugefügt werden, denn es wird zu allen Zeiten viele neue Sünden geben. Ich werde alle meine Diener zu dieser Teilnahme am Erlösungswerk aufrufen. Du allein wirst mehr dazu beitragen als alle Heiligen zusammen. Daher war auch diese lange Verlassenheit notwendig. Nun nicht mehr.

Ich bin nicht mehr vom Vater getrennt. Du wirst nicht mehr vom Sohn getrennt sein. Und da du den Sohn hast, hast du auch unsere Dreifaltigkeit. Als lebendiger Himmel wirst du auf Erden die Dreifaltigkeit unter die Menschen bringen und die Kirche heiligen, du, die Königin des Priestertums und die Mutter der Christenheit. Dann werde ich kommen und dich holen. Nicht mehr ich werde in dir sein, sondern du in mir, in meinem Reich, um das Paradies noch zu verschönern.

Nun gehe ich, Mama. Ich gehe, um die andere Maria glücklich zu machen. Dann gehe ich zum Vater, und danach komme ich zu denen, die nicht glauben. Mama, deinen Kuß als Segen. Und meinen Frieden als Begleiter für dich. Leb wohl.«

Und Jesus verschwindet in der Sonne, die vom heiteren Morgenhimmel herabstrahlt.

681 Die frommen Frauen am Grab

Die Frauen gehen inzwischen, nachdem sie das Haus verlassen haben, an den Mauern entlang, Schatten im Schatten. Einige Zeit schweigen sie, hüllen sich ganz in ihre Mäntel und fürchten sich vor so viel Stille und Einsamkeit. Doch nachdem sie in Anbetracht der absoluten Ruhe in der Stadt sicherer geworden sind, gehen sie in einer Gruppe und wagen, miteinander zu sprechen.

»Sind die Tore wohl schon offen?« fragt Susanna.

»Gewiß. Schau, dort kommt der erste Gärtner mit seinem Gemüse. Er ist auf dem Weg zum Markt«, antwortet Salome.

»Werden sie nichts sagen?« fragt wiederum Susanna.

»Wer?« will Maria Magdalena wissen.

»Die Soldaten am Gerichtstor. Dort kommen nur wenige herein, und noch weniger gehen hinaus ... Wir werden Verdacht erregen ... «

»Ja und? Sie werden uns anschauen. Sie werden fünf Frauen sehen auf dem Weg in die Felder. Wir könnten auch Leute sein, die nach dem Paschafest wieder in ihre Dörfer zurückkehren.«

»Aber ... um nicht die Aufmerksamkeit irgendeines Übelgesinnten zu erregen, wäre es vielleicht besser, zu einem anderen Tor hinauszugehen und dann an der Mauer entlang zurückzukommen ... «

»Wir würden den Weg verlängern.«

»Aber wir würden uns auch sicherer fühlen. Gehen wir durch das Wassertor ... «

»Oh, Salome, an deiner Stelle würde ich das Osttor nehmen! So könntest du noch länger laufen. Wir müssen uns beeilen und rasch nach Hause zurückkehren.« Es ist die resolute Magdalena, die das sagt.

»Also dann ein anderes Tor, nur nicht das Gerichtstor. Sei so gut ... « betteln alle.

»Nun gut. Da ihr es so wollt, gehen wir bei Johanna vorbei. Sie hat darum gebeten, daß wir sie benachrichtigen. Hätten wir den di-

rekten Weg genommen, wären wir ohne sie ausgekommen. Aber da ihr einen längeren Weg machen wollt, gehen wir bei ihr vorbei . . . «

»O ja! Auch wegen der dort aufgestellten Wachen . . . Sie ist bekannt und gefürchtet . . . «

»Ich würde vorschlagen, auch bei Josef von Arimathäa vorbeizuschauen. Er ist der Besitzer des Ortes.«

»Aber ja! Wir können einen Umzug veranstalten, um nicht aufzufallen! Oh, was für eine ängstliche Schwester habe ich doch! Weißt du, was wir machen, Marta? Ich gehe voraus und sehe mich um. Ihr kommt dann mit Johanna nach. Ich werde mich mitten auf die Straße stellen, wenn Gefahr besteht. Dann seht ihr mich, und wir gehen zurück. Aber was die Wachen betrifft, habe ich vorgesorgt, und mit dem hier (sie zeigt eine volle Geldbörse) werden sie uns alles erlauben.«

»Wir werden es auch Johanna sagen. Du hast recht.«

»Dann geht, damit ich gehen kann.«

»Du gehst allein, Maria? Ich komme mit dir«, sagt Marta, die Angst um ihre Schwester hat.

»Nein, du gehst mit Maria des Alphäus zu Johanna. Salome und Susanna sollen am Tor außerhalb der Mauer auf euch warten. Dann nehmt ihr alle zusammen die Hauptstraße. Lebt wohl.«

Und Maria Magdalena unterbindet jede weitere mögliche Bemerkung, indem sie sich rasch mit ihrer Tasche voller Salben und dem Geld im Gewand entfernt.

Sie eilt, fliegt auf der Straße dahin, die nun in der ersten Morgenröte etwas freundlicher wird. Sie geht durch das Gerichtstor, um schneller da zu sein. Niemand hält sie auf . . .

Die anderen sehen ihr nach, drehen dann der Straßenkreuzung, an der sie gestanden sind, den Rücken und nehmen eine enge, dunkle Gasse, die in der Nähe des Xystos in eine breite, offene Straße mit schönen Häusern mündet. Dort teilen sie sich noch einmal: Salome und Susanna gehen auf der Straße weiter, während Marta und Maria des Alphäus an das eisenbeschlagene Tor klopfen und sich an dem Fensterchen zeigen, das der Türhüter öffnet.

Sie treten ein und begeben sich zu Johanna, die schon aufgestanden und ganz in dunkles Violett gekleidet ist, das sie noch blasser macht. Auch sie ist dabei, zusammen mit der Amme und einer Dienerin Salben zu bereiten.

»Ihr seid gekommen? Gott möge es euch vergelten. Aber wenn ihr nicht gekommen wäret, wäre ich allein gegangen ... Um Trost zu finden ... Denn vieles hat sich verändert nach diesen schrecklichen Tagen. Und um mich nicht so einsam zu fühlen, muß ich zu dem Stein gehen, daran klopfen und sagen: „Meister, ich bin die arme Johanna ... Laß nicht auch du mich allein ...“« Johanna weint leise, aber sehr verzweifelt, und Ester, die Amme, macht hinter dem Rücken der Herrin unverständliche Zeichen, während sie ihr den Mantel umlegt.

»Ich gehe, Ester.«

»Gott möge dich trösten!«

Sie verlassen den Palast, um die Gefährtinnen einzuholen. In diesem Augenblick erfolgt das kurze, heftige Erdbeben, das die Einwohner von Jerusalem erneut in Panik versetzt. Die Erinnerung an die Ereignisse des Freitags ist noch frisch.

Die drei Frauen kehren überstürzt zurück und warten in der großen Vorhalle zwischen den schreienden und Gott anrufenden Dienerinnen und Dienern angstvoll auf neue Erdstöße ...

... Magdalena hingegen ist gerade am Anfang des Weges, der zum Garten des Josef von Arimathäa führt, als sie das mächtige und zugleich harmonische Dröhnen dieses himmlischen Zeichens überrascht. Im schwach rosafarbenen Licht des Morgengrauens, das sich über den Himmel ausbreitet, an dem im Westen noch ein hartnäckiger Stern widersteht, und der bisher grünlichen Luft einen goldenen Schimmer verleiht, erscheint ein herrliches großes Licht, ein Feuerball, und saust im Zickzack durch die ruhige Luft auf die Erde hernieder.

Maria Magdalena wird von ihm fast gestreift und zu Boden geworfen.

Sie bleibt einen Augenblick zusammengekauert liegen und flüstert: »Mein Herr!« Dann richtet sie sich wie ein Blumenstengel nach einem Windstoß wieder auf und läuft noch schneller, um den Garten zu erreichen. Sie geht rasch hinein und eilt wie ein verfolgter, sein Nest suchender Vogel dem Felsengrab zu. Aber so schnell sie auch läuft, sie kann nicht dort sein, als der himmlische Meteor mit seiner Kraft und seinem Feuer die zur Sicherung des schweren Steins angebrachten Kalksiegel zerstört, und auch nicht, als mit einem letzten Donner die steinerne Tür fällt und diese Erschütterung noch zu dem Erdbeben hinzukommt, das, obgleich kurz, doch so heftig ist, daß die Wachen wie tot zu Boden stürzen.

Als Maria ankommt, sieht sie diese nutzlosen Kerkermeister des Siegers wie gemähte Halme am Boden liegen. Maria Magdalena bringt das Erdbeben nicht mit der Auferstehung in Zusammenhang. Als sie diese Szene sieht, hält sie sie vielmehr für eine Strafe Gottes für die Schänder des Grabes Jesu, fällt auf die Knie und klagt: »O weh, sie haben ihn gestohlen!«

Sie ist ganz verzweifelt und weint wie ein Kind, das in der Gewißheit gekommen ist, den gesuchten Vater anzutreffen, und statt dessen die Wohnung leer vorfindet. Dann steht sie auf und läuft fort, um Petrus und Johannes aufzusuchen. Und da sie nur daran denkt, diese beiden zu benachrichtigen, vergißt sie, den Freundinnen entgegenzugehen und auf dem Weg auf sie zu warten. Flink wie eine Gazelle eilt sie auf demselben Weg zurück, durch das Gerichtstor und die nun etwas belebteren Straßen, stürzt auf das Tor des gastlichen Hauses zu und rüttelt und klopft heftig daran.

Die Hausherrin öffnet. »Wo sind Johannes und Petrus?« fragt Maria Magdalena atemlos.

»Dort«, und die Frau zeigt auf den Abendmahlssaal.

Maria Magdalena geht hinein, und kaum ist sie drinnen und steht vor den beiden Überraschten, sagt sie mit aus Mitleid mit der Mutter leiser Stimme, die aber mehr Kummer ausdrückt, als wenn sie schreien würde: »Sie haben den Herrn aus dem Grab geholt! Wer

weiß, wo sie ihn hingelegt haben!« Und zum ersten Mal bebt und wankt sie, und um nicht zu fallen, hält sie sich, wo sie gerade kann.

»Wie?! Was sagst du da?« fragen die beiden.

Und sie berichtet betrübt: »Ich war vorausgegangen, um die Wachen zu bestechen ... damit sie uns hineinlassen. Sie liegen da wie tot ... Das Grab ist offen, der Stein am Boden ... Wer? Wer kann es gewesen sein? Oh, kommt! Beeilt euch ... «

Petrus und Johannes machen sich sofort auf den Weg. Maria geht ihnen einige Schritte nach. Dann kehrt sie um, packt die Hausherrin, schüttelt sie heftig in ihrer vorsorgenden Liebe und zischt ihr ins Gesicht: »Hüte dich, jemanden zu ihr hineinzulassen! (Sie deutet auf das Zimmer Marias.) Vergiß nicht, daß ich deine Herrin bin. Gehorche und schweige.«

Dann läßt sie die erstaunte Frau stehen und holt die Apostel ein, die mit großen Schritten zum Grab eilen ...

... Susanna und Salome, die sich indessen von den Gefährtinnen getrennt und die Mauer erreicht haben, werden dort von dem Erdbeben überrascht. Erschreckt flüchten sie unter einen Baum und bleiben stehen im Widerstreit der Wünsche, zum Grab zu gehen oder zu Johanna zu laufen. Schließlich siegt die Liebe über die Angst, und sie gehen zum Grab.

Immer noch bestürzt betreten sie den Garten und sehen die reglosen Wächter ... sehen ein großes Licht aus dem offenen Grab dringen. Und ihr Staunen wächst und wird schließlich vollkommen, als sie sich an den Händen fassen, um einander Mut zu machen, an die Schwelle des Grabes treten und im Dunkel der Höhle eine leuchtende, wunderschöne, sanft lächelnde Gestalt sehen, die sie von ihrem Platz aus grüßt. Sie lehnt rechts am Stein der Einbalsamierung, dessen Grau sich vor so viel leuchtendem Glanz in Nichts auflöst.

Stumm vor Staunen fallen sie auf die Knie.

Doch der Engel sagt sanft: »Fürchtet euch nicht vor mir. Ich bin der Engel des göttlichen Schmerzes. Ich bin gekommen, um mich

über dessen Ende zu freuen. Der Schmerz Christi ist nicht mehr, noch seine Erniedrigung im Tod. Jesus von Nazaret, der Gekreuzigte, den ihr sucht, ist auferstanden. Er ist nicht mehr hier. Leer ist der Ort, an dem er begraben wurde. Jubelt mit mir. Geht und sagt Petrus und den Jüngern, daß er auferstanden ist und euch nach Galiläa vorausgeht. Dort werdet ihr ihn noch eine kleine Weile sehen, wie er es vorhergesagt hat.«

Die Frauen werfen sich auf ihr Angesicht, und als sie es wieder erheben, fliehen sie, als würden sie von einer Strafe verfolgt. Sie sind zu Tode erschrocken und flüstern: »Nun werden wir sterben! Wir haben den Engel des Herrn gesehen.«

Erst auf dem freien Feld beruhigen sie sich etwas und beraten sich. Was tun? Wenn sie erzählen, was sie gesehen haben, wird man ihnen nicht glauben. Wenn sie die anderen auffordern, selbst hinzugehen, können sie von den Juden beschuldigt werden, die Wächter getötet zu haben ... Nein, sie dürfen nichts sagen, weder den Freunden noch den Feinden ...

Verängstigt und schweigend kehren sie auf einem anderen Weg zum Haus zurück. Sie gehen hinein und flüchten in den Abendmahlsaal, wollen nicht einmal Maria sehen ... Und dort fragen sie sich plötzlich, ob das, was sie gesehen haben, nicht eine Täuschung des Teufels gewesen ist. Demütig wie sie sind, halten sie es nicht für möglich, daß ihnen gewährt wurde, den Boten Gottes zu sehen. Es war Satan, der ihnen Angst einjagen wollte, um sie von dort fernzuhalten.

Sie weinen und beten wie zwei von einem Alptraum verängstigte Kinder.

... Die dritte Gruppe, bestehend aus Johanna, Maria des Alphäus und Marta, entschließt sich, da nichts weiter geschieht, dorthin zu gehen, wo gewiß die Gefährtinnen auf sie warten. Sie begeben sich auf die Straße, wo nun erschrockene Leute über das Erdbeben sprechen, es in Zusammenhang mit den Ereignissen des Freitags bringen und auch Dinge sehen, die gar nicht sind.

»Besser, wenn alle verängstigt sind. Vielleicht sind es auch die Wachen und machen keine Schwierigkeiten«, sagt Maria des Alphäus.

Sie eilen zur Stadtmauer. Doch während sie auf dem Weg dorthin sind, haben Petrus und Johannes, gefolgt von Maria Magdalena, bereits den Garten erreicht.

Johannes, der schneller ist, kommt als erster am Grab an. Die Wachen sind nicht mehr da. Auch der Engel ist nicht mehr da. Johannes kniet furchtsam und schmerzerfüllt am offenen Eingang nieder, um zu beten und aus den Dingen, die er sieht, zu schließen, was vorgefallen ist. Aber er sieht nichts als die Binden, die in einem Häufchen auf dem Leichentuch am Boden liegen.

»Er ist wirklich nicht da, Simon! Maria hat es richtig gesehen. Komm, geh hinein und schau.«

Petrus, der vom Laufen ganz außer Atem ist, geht in das Grab hinein. Unterwegs hat er noch gesagt: »Ich werde es nicht wagen, mich diesem Ort zu nähern.« Jetzt aber will er nur eines, herausfinden, wo der Meister sein kann. Er ruft ihn sogar, als ob er sich in irgendeinem dunklen Winkel versteckt haben könnte.

Zu dieser Morgenstunde ist es noch sehr dunkel in der Tiefe des Grabes, in das nur Licht durch die kleine Türöffnung fällt, die nun Johannes und Magdalena ausfüllen ... Und Petrus sieht nur wenig und muß sich mit den Händen vorantasten ... Er berührt zitternd den Einbalsamierungstisch und fühlt, daß er leer ist ...

»Er ist nicht da, Johannes! Er ist nicht da ...! Oh, komm auch du! Ich habe so viel geweint, daß ich in diesem schwachen Licht fast nichts sehe.«

Johannes steht auf und geht hinein. Während er es tut, hat Petrus das in einer Ecke liegende, schön gefaltete Schweißstuch entdeckt. Darin befindet sich das sorgsam aufgerollte Grabtuch.

»Sie haben ihn wirklich weggebracht. Die Wächter hat man nicht unsererwegen aufgestellt, sondern um dies zu tun ... Und wir haben es zugelassen. Wir haben es ermöglicht, da wir fortgegangen sind ... «

»Oh, wo haben sie ihn wohl hinggebracht?«

»Petrus! Petrus, das ... ist das Ende!«

Die beiden Jünger gehen ganz vernichtet hinaus.

»Gehen wir, Frau. Du wirst es der Mutter berichten ... «

»Ich gehe nicht von hier fort. Ich bleibe hier ... Irgend jemand wird kommen ... Oh, ich gehe nicht fort ... Hier ist immer noch etwas von ihm. Die Mutter hatte recht ... die Luft einatmen zu können, wo er gewesen ist, das ist der einzige Trost, der uns bleibt.«

»Der einzige Trost ... Nun siehst also auch du ein, daß es töricht war, zu hoffen ... « sagt Petrus.

Maria erwidert nichts darauf. Sie wirft sich zu Boden, gerade am Eingang, und weint, während die anderen langsam fortgehen.

Dann hebt sie das Haupt und schaut hinein, und mit tränenerfüllten Augen sieht sie zwei Engel, die am Kopfende und am Fußende des Einbalsamierungstisches sitzen. Die arme Maria ist so verwirrt in ihrem heftigen Kampf zwischen der Hoffnung, die stirbt, und dem Glauben, der nicht sterben will, daß sie sie nur verstört ansieht und sich nicht einmal wundert. Die Starke, die allem wie eine Heldin getrotzt hat, kann nur noch weinen.

»Warum weinst du, Frau?« fragt einer der beiden strahlenden Jünglinge; denn sie sehen aus wie wunderschöne Halbwüchsige.

»Weil sie meinen Herrn weggenommen haben und ich nicht weiß, wohin sie ihn gelegt haben.«

Maria hat keine Angst, mit ihnen zu reden. Sie fragt auch nicht: »Wer seid ihr?« Nichts. Nichts verwundert sie mehr. Alles, worüber sich ein Mensch wundern könnte, hat sie längst erlebt. Sie ist jetzt nur noch ein gebrochenes Geschöpf, das kraftlos und rückhaltslos weint.

Der Engel sieht seinen Gefährten an und lächelt. Auch dieser lächelt. In einem Aufleuchten himmlischer Freude schauen beide in den blühenden Garten hinaus, in dem sich die abertausend Blüten der dichten Apfelbäume unter den ersten Strahlen der Sonne geöffnet haben.

Maria wendet sich um, um zu sehen, was die beiden betrachten. Und sie erblickt einen wunderschönen Mann, und es ist mir unbegreiflich, daß sie ihn nicht sofort erkennt. Einen Mann, der sie mitleidig anschaut und fragt: »Frau, warum weinst du? Wen suchst du?«

Es ist wahr, es ist ein Jesus, der seinen Glanz ein wenig verhüllt hat aus Mitleid mit dem Geschöpf, das zu viele Aufregungen ausgelebt haben und das an einer so plötzlichen Freude sterben könnte. Aber ich frage mich trotzdem, wie es möglich ist, daß sie ihn nicht erkennt.

Maria sagt schluchzend: »Sie haben mir den Herrn Jesus weggenommen. Ich bin gekommen, um ihn in Erwartung seiner Auferstehung einzubalsamieren ... Ich habe meinen ganzen Mut, meine Hoffnung und meinen Glauben um diese meine Liebe gesammelt und aufrechterhalten ... und nun finde ich ihn nicht mehr ... Vielmehr habe ich mit meiner Liebe die Hoffnung, den Glauben und den Mut umgeben und vor den Menschen verteidigt ... Aber alles war vergebens! Die Menschen haben meine Liebe geraubt, und damit haben sie mir alles genommen ... O mein Herr, wenn du ihn fortgebracht hast, dann sage mir, wohin du ihn gelegt hast. Und ich werde ihn holen ... Ich werde es niemandem sagen ... Es soll ein Geheimnis zwischen dir und mir sein. Sieh, ich bin die Tochter des Theophilus, die Schwester des Lazarus, aber ich knie vor dir und flehe dich an wie eine Sklavin. Willst du, daß ich dir den Leichnam abkaufe? Ich werde es tun. Wieviel verlangst du? Ich bin reich. Ich kann dir sein Gewicht in Gold und Edelsteinen aufwiegen. Aber gib ihn mir zurück. Ich werde dich nicht verraten. Willst du mich schlagen? Tu es. Bis aufs Blut, wenn du willst. Wenn du einen Haß gegen ihn hegst, dann rechne mit mir ab. Aber gib ihn mir zurück. Oh, laß mich nicht in diesem Elend versinken, mein Herr! Erbarmen mit einer armen Frau ...! Für mich willst du es nicht tun? Dann für seine Mutter! Sage mir, sage mir, wo mein Herr Jesus ist. Ich bin stark. Ich werde ihn in meine Arme nehmen und ihn wie ein Kind in Sicherheit bringen. Herr ... Herr ... Du siehst ... Seit drei Tagen

verfolgt uns der Zorn Gottes für alles, was dem Sohn Gottes angetan wurde ... Laß dem Verbrechen nicht auch noch die Schändung folgen ... «

»Maria!« Jesus leuchtet auf bei diesem Ruf. Er enthüllt sich nun in seinem triumphierenden Glanz.

»Rabbuni!« Der Schrei Maria Magdalenas ist wahrlich der »große Schrei«, der den Zyklus des Todes beschließt. Beim ersten umschlang die Finsternis des Hasses das Opfer mit Todesbanden, beim zweiten vermehrt das Licht der Liebe seinen Glanz.

Und Maria steht auf bei diesem Schrei, der den Garten erfüllt, eilt zu Füßen Jesu und will sie küssen.

Jesus hält sie zurück, indem er mit den Fingerspitzen kaum ihre Stirn berührt: »Rühre mich nicht an. Ich bin noch nicht in diesem Gewand zum Vater aufgefahren. Geh zu meinen Brüdern und Freunden und sage ihnen, daß ich zu meinem und eurem Vater, zu meinem und eurem Gott auffahre. Dann werde ich zu ihnen kommen.« Und Jesus verschwindet in einem unerträglichen Licht.

Maria küßt den Boden, auf dem er gestanden ist, und eilt zum Haus. Wie der Blitz ist sie drinnen, denn das Tor ist einen Spalt geöffnet, um den Hausherrn hinauszulassen, der zum Brunnen geht. Sie öffnet die Tür des Zimmers Marias und wirft sich an ihr Herz mit dem Ausruf: »Er ist auferstanden! Er ist auferstanden!« Dann weint sie selig.

Und während Petrus und Johannes herbeieilen und die erschreckte Salome und Susanna aus dem Abendmahlsaal kommen und ihrer Erzählung lauschen, treten auch Maria des Alphäus, Marta und Johanna ein und berichten atemlos, daß sie ebenfalls »dort gewesen sind und zwei Engel gesehen haben, die sich als der Schutzengel des Gottmenschen und der Engel seines Schmerzes zu erkennen gegeben und sie beauftragt haben, den Jüngern zu sagen, daß er auferstanden ist«.

Und da Petrus den Kopf schüttelt, fahren sie fort: »Ja, sie haben gesagt: „Warum sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Er ist nicht

hier. Er ist auferstanden, wie er gesagt hat, als er noch in Galiläa war. erinnert ihr euch nicht? Er sagte damals: ‚Der Menschensohn muß den Händen der Sünder überliefert und gekreuzigt werden. Aber am dritten Tage wird er auferstehen.‘“«

Petrus schüttelt den Kopf und sagt: »Zu viele Dinge haben sich in diesen Tagen ereignet. Ihr seid dadurch verwirrt.«

Magdalena hebt den Kopf von der Brust Marias und sagt: »Ich habe ihn gesehen! Ich habe mit ihm gesprochen. Er hat mir gesagt, daß er zum Vater auffährt und dann wiederkommt. Wie schön er war!« Und sie weint, wie sie noch nie geweint hat, nun, da sie sich nicht mehr quälen und gegen die von allen Seiten bedrängenden Zweifel ankämpfen muß.

Doch Petrus und selbst Johannes zweifeln immer noch. Sie schauen einander an, und ihre Augen sagen: »Einbildung von Frauen.«

Auch Susanna und Salome wagen nun zu sprechen. Aber die unvermeidlichen Unterschiede in den Einzelheiten, die Wächter, die einmal wie tot und dann gar nicht mehr da waren; die Engel, von denen einmal einer, dann wieder zwei da waren und die sich den Aposteln nicht gezeigt haben; die beiden Versionen, daß Jesus hierher kommen oder den Seinen nach Galiläa vorausgehen würde; all das bewirkt, daß die Zweifel und sogar die Überzeugung der Apostel nur noch größer werden.

Maria, die heilige Mutter, schweigt und stützt Magdalena ... Ich verstehe das Geheimnis dieses mütterlichen Schweigens nicht.

Maria des Alphäus sagt zu Salome: »Kehren wir zwei dorthin zurück. Wir wollen sehen, ob wir alle betrunken sind ... « und sie eilen hinaus.

Die anderen bleiben, von den beiden Aposteln leise belächelt, bei Maria, die in Gedanken versunken schweigt, was jeder auf seine Art deutet; keiner begreift, daß es eine Ekstase ist.

Die beiden betagten Frauen kommen zurück »Es ist wahr! Es ist wahr! Wir haben ihn gesehen. Er hat beim Garten des Barnabas zu uns gesagt: „Der Friede sei mit euch. Fürchtet euch nicht. Geht und

sagt meinen Brüdern, daß ich auferstanden bin und daß sie in einigen Tagen nach Galiläa gehen sollen. Dort werden wir noch eine Weile beisammen sein.“ So hat er gesagt. Maria hat recht. Wir müssen es denen in Betanien, Josef, Nikodemus, den vertrauenswürdigsten Jüngern und den Hirten sagen. Gehen wir, tun wir etwas, tun wir etwas ... Oh, er ist auferstanden ...!« Alle weinen beseligt.

»Ihr seid von Sinnen, Frauen. Der Schmerz hat euren Verstand verwirrt. Das Licht schien euch ein Engel, der Wind eine Stimme, die Sonne Christus. Ich mache euch keinen Vorwurf. Ich verstehe euch. Aber ich kann nur glauben, was ich gesehen habe: das offene, leere Grab und die mit dem verschwundenen Leichnam geflohenen Wachen.«

»Aber wenn doch die Wächter selbst sagen, daß er auferstanden ist! Wenn doch die Stadt in Aufruhr ist und die Obersten der Priester zornentbrannt sind, weil die Wachen entsetzt geflohen sind und geredet haben! Nun wollen sie, daß sie etwas anderes sagen, und zahlen sie dafür. Aber die Nachricht hat sich schon verbreitet. Und wenn die Juden auch nicht an die Auferstehung glauben, nicht glauben wollen, so glauben doch viele andere daran ... «

»Hm, die Frauen ...!« Petrus zuckt die Achseln und will gehen.

Da erhebt die Mutter ihr verklärtes Antlitz und sagt den kurzen Satz: »Er ist wirklich auferstanden. Ich habe ihn in meinen Armen gehalten und seine Wunden geküßt.« Magdalena, die noch immer an ihrem Herzen liegt, weint in ihrer übergroßen Freude wie eine Weide unter einem Wolkenbruch und küßt ihr blondes Haar. Dann neigt sich Maria über den Kopf dieser leidenschaftlichen Frau und sagt: »Ja, die Freude ist mächtiger als der Schmerz. Aber diese Freude ist nur ein Sandkorn im Vergleich zum Ozean der ewigen Freude. Selig bist du, weil du mehr auf den Geist als auf deinen Verstand gehört hast.«

Petrus wagt nun nicht mehr, zu widersprechen ... und in einer Anwandlung des alten Petrus, die nun wieder zum Vorschein kommt, sagt er, ja schreit er, als ob die Verspätung nicht auf ihn,

sondern auf die anderen zurückzuführen wäre: »Ja, aber wenn es so ist, dann müssen wir es die anderen wissen lassen! Die, die auf den Feldern verstreut sind ... Wir müssen sie suchen ... etwas tun ... Auf, rührt euch! Wenn er wirklich kommen sollte ... daß er uns wenigstens vorfindet«, und er bemerkt nicht, daß er mit diesen Worten bekennt, daß er immer noch nicht völlig an die Auferstehung glaubt.

682 Zum vorigen Kapitel

Jesus sagt:

»Die inbrünstigen Gebete Marias haben meine Auferstehung um einige Zeit vorverlegt.

Ich hatte gesagt: „Der Menschensohn wird getötet werden, aber am dritten Tage wird er auferstehen.“ Ich starb am Freitag nachmittag um drei Uhr. Ob ihr nun die Tage oder die Stunden zählt, ich hätte nicht am Morgen des Sonntags auferstehen dürfen. Es waren nur achtunddreißig Stunden anstatt zweiundsiebzig, die mein Leib ohne Leben blieb; und wenn man die Tage zählt, hätte ich wenigstens bis zum Abend des dritten Tages warten müssen, um sagen zu können, daß ich drei Tage im Grab gelegen war.

Aber Maria hat das Wunder beschleunigt. So wie sie durch ihr Gebet den Himmel einige Jahre vor der vorherbestimmten Zeit geöffnet hat, um der Welt das Heil zu schenken, so hat sie nun erreicht, daß ihrem gebrochenen Herzen einige Stunden früher Trost geschenkt wurde.

Und ich bin im ersten Morgengrauen des dritten Tages wie eine fallende Sonne herabgestiegen, und mein Glanz hat die angesichts der Macht eines Gottes so nutzlosen Siegel der Menschen in Staub verwandelt. Meine Kraft war der Hebel, der den vergeblich bewachten Stein umstürzte. Mein Erscheinen habe ich in den Blitz gehüllt, der die dreimal nutzlosen Wachen niederstreckte, die man aufgestellt hatte, um einen Toten zu bewachen, der das Leben war, das keine menschliche Macht daran hindern konnte, Leben zu sein.

Mein Geist, weit stärker als euer elektrischer Strom, ist wie ein Schwert aus göttlichem Feuer in die kalte Hülle meines Leichnams eingedrungen und hat sie erwärmt, und der Geist Gottes hat dem neuen Adam das Leben eingehaucht und zu sich selbst gesagt: „Lebe. Ich will es.“

Sollte ich – der ich die Toten erweckt hatte, als ich nur der Menschensohn war, das Opfer, das dazu bestimmt war, die Sünden der Welt auf sich zu nehmen – mich nicht selbst erwecken können, nun, da ich war der Sohn Gottes, der Erste und der Letzte, der ewig Lebende, der in seinen Händen die Schlüssel des Lebens und des Todes hat? Und mein Leichnam fühlte das Leben wiederkehren.

Sieh: Wie ein Mensch, der nach einer großen Mühsal schläft und dann erwacht, atme ich tief ein. Die Augen öffne ich noch nicht. Das Blut beginnt langsam in den Adern zu zirkulieren und gibt dem Verstand die Gedanken wieder. Aber ich komme von so weit her! Schau: Wie bei einem Verwundeten, den eine wunderbare Macht heilt, kehrt das Blut in die leeren Adern zurück, füllt das Herz und erwärmt die Glieder. Die Verletzungen schließen sich, die Striemen und die Wunden verschwinden, und die Kraft kehrt zurück. Und ich hatte so viele Wunden! Sieh, die Kraft wirkt. Ich werde geheilt. Ich werde auferweckt. Ich kehre ins Leben zurück. Ich war tot, nun lebe ich! Ich stehe auf!

Ich streife die Grablinnen ab und die Hülle der Salben. Ich brauche sie nicht, um als ewige Schönheit, als ewige Unversehrtheit zu erscheinen. Ich kleide mich in Gewänder, die nicht von dieser Erde sind, sondern die der gewebt hat, der mir Vater ist und der die Seide der jungfräulichen Lilien webt. Ich bin von Glanz umkleidet. Ich schmücke mich mit meinen Wunden, aus denen kein Blut mehr dringt, die vielmehr Licht ausstrahlen. Dieses Licht, das die Freude meiner Mutter und der Seligen und der Schrecken, der unerträgliche Anblick der Verfluchten und der Dämonen auf der Welt und am Jüngsten Tag sein wird.

Der Engel meines Lebens als Mensch und der Engel meines

Schmerzes werfen sich vor mir nieder und beten meine Herrlichkeit an. Meine beiden Engel sind da. Der eine, um sich am Anblick seines Schützlings zu beseligen, der nun nicht mehr seiner Verteidigung bedarf. Der andere, der meine Tränen gesehen hat, um nun mein Lächeln zu sehen, der meinen Kampf gesehen hat, um meinen Sieg zu sehen, der meinen Schmerz gesehen hat, um meine Freude zu sehen.

Und ich gehe hinaus in den Garten voller Blütenknospen und Tau. Die Apfelbäume öffnen ihre Blüten, um einen blühenden Baldachin über das Haupt des Königs zu spannen. Die Gräser bilden einen Teppich von Edelsteinen und Blüten für meine Füße, die wieder auf der nun erlösten Erde wandeln, nachdem sie über sie erhöht wurden, um sie zu erlösen. Und es grüßen mich die ersten Strahlen der Sonne, der sanfte Aprilwind, das leichte vorüberziehende Wölkchen, rosig wie eine Kinderwange, und die Vöglein in den Zweigen. Ich bin ihr Gott. Sie beten mich an.

Ich gehe vorüber an den betäubten Wachen, die ein Symbol sind für die von Todsünden befleckten Seelen, die den Vorübergang Gottes nicht bemerken.

Es ist Ostern, Maria! Dies ist wahrhaft der „Vorübergang des Engels Gottes“. Sein Übergang vom Tod zum Leben. Sein Vorübergang, der jenen das Leben schenkt, die an seinen Namen glauben. Es ist Ostern! Es ist der Friede, der vorübergeht in der Welt. Der Friede, der nicht mehr durch seine Menschheit beschränkt, sondern frei und vollkommen in seiner wiedererlangten göttlichen Wirkkraft ist.

Und ich gehe zur Mutter. Es ist nur recht und billig, daß ich zu ihr gehe. Es war gerecht für meine Engel. Wieviel mehr für sie, die nicht nur meine Hüterin und mein Trost war, sondern mir auch das Leben geschenkt hat. Bevor ich zum Vater zurückkehre in meinem Gewand als verherrlichter Mensch, gehe ich zur Mutter. Ich gehe im Glanz meines paradisischen Kleides und meiner lebendigen Edelsteine. Sie darf mich berühren, sie darf mich küssen, denn sie ist die Reine, die Schöne, die Geliebte, die Gesegnete, die Heilige Gottes.

Der neue Adam geht zur neuen Eva. Das Böse ist durch die Frau in die Welt gekommen, und von der Frau wurde es besiegt. Die Leibesfrucht der Frau hat die Menschen befreit vom vergifteten Auswurf Luzifers. Nun können sie, wenn sie nur wollen, gerettet werden. Die durch die Todeswunde so geschwächte Frau hat gerettet.

Und nach der Reinen, die es durch ihre Heiligkeit und Mutterschaft verdient hat, daß der Sohn Gottes zu ihr geht, zeige ich mich der erlösten Frau, der Ahnherrin, der Vertreterin aller weiblichen Geschöpfe, für die ich gekommen bin, um sie vom Stachel der Lüste zu befreien. Damit sie alle auffordere, mir zu nahen, um geheilt zu werden; an mich zu glauben, an meine Barmherzigkeit zu glauben, die versteht und verzeiht; mein mit den fünf Wunden geschmücktes Fleisch zu betrachten, um Satan, der in ihrem Fleisch wühlt, zu besiegen.

Ich lasse mich von ihr nicht berühren. Sie ist nicht die Reine, die den Sohn, der zum Vater zurückkehrt, berühren kann, ohne ihn zu verunreinigen. Sie muß durch Buße noch vieles reinwaschen. Aber ihre Liebe verdient diese Belohnung. Sie hat es verstanden, aus eigenem Willen aus dem Grab ihres Lasters herauszusteigen, Satan zu vernichten, der sie in seinen Krallen hatte, der Welt aus Liebe zu ihrem Erlöser zu trotzen. Sie hat es verstanden, sich aller Dinge zu entäußern, die nicht Liebe waren, und nichts als Liebe zu sein, die sich für ihren Gott verzehrt.

Und Gott ruft sie: „Maria.“ Höre ihre Antwort: „Rabbuni!“ Ihr ganzes Herz ist in diesem Ausruf. Ihr, die es verdient hat, gebe ich den Auftrag, die Verkünderin der Auferstehung zu sein. Und noch einmal wird sie ein wenig verspottet, als ob sie von Sinnen wäre. Doch das Urteil der Menschen kümmert sie nicht, die Maria von Magdala, die Maria von Jesus. Sie hat mich auferstanden gesehen, und dies ist für sie eine Freude, die jedes andere Gefühl verdrängt.

Siehst du, wie ich auch solche liebe, die in Schuld lebten, sich aber von ihrer Schuld befreien wollten? Nicht Johannes habe ich mich zuerst gezeigt, sondern Magdalena. Johannes hatte schon durch mich

den Rang des Sohnes erhalten. Er konnte ihn einnehmen, denn er war rein und konnte nicht nur geistig Sohn sein, sondern er konnte auch der Reinen Gottes alles geben und von ihr alles empfangen im Zusammenhang mit den Bedürfnissen und der Fürsorge für den Leib.

Magdalena, die zur Gnade Wiedererstandene, hat die erste Vision der auferstandenen Gnade.

Wenn ihr mich liebt und um meinetwillen alles besiegt, nehme ich euer Haupt und euer krankes Herz in meine durchbohrten Hände und hauche euch meine Macht ins Antlitz. Und ich errette euch, ich errette euch, ihr Kinder, die ich liebe. Ihr werdet wieder schön, gesund, frei und glücklich. Ihr werdet wieder die von Gott geliebten Kinder. Ich lasse euch meine Güte zu den armen Menschen bringen, damit ihr Zeugnis ablegt von ihr und die Menschen von ihr und von mir überzeugt.

Habt Vertrauen, Vertrauen, Vertrauen in mich. Liebt und fürchtet euch nicht. Seid euch des Herzens eures Gottes gewiß angesichts alles dessen, was ich gelitten habe, um euch zu retten.

Und du, kleiner Johannes, lächle nun, nachdem du geweint hast. Dein Jesus leidet nicht mehr. Es gibt kein Blut und keine Wunden mehr, sondern Licht, Licht, Licht, und Freude und Herrlichkeit. Mein Licht und meine Freude seien in dir, bis die Stunde des Himmels kommt.«

Wie Sie verstehen werden, hat Jesus mich, während er mir die Erklärung zur Vision der Begegnung mit der Mutter nach der Auferstehung gab, gleichzeitig seine Auferstehung aus dem Grab und die Begegnung mit Magdalena schauen lassen. Ich bin ganz selig. Eingetaucht in das Licht des auferstandenen Christus, das freudvolle, friedvolle Licht!

Ich könnte Ihnen das Heft geben, denn nach menschlichem Ermessen ist »alles vollbracht«. Doch der Meister sagt mir, daß noch etwas hinzuzufügen ist. Und ich warte.

Etwas später sage ich zu Jesus: »Welche Freude, Herr, dich nicht mehr so leiden und die Mutter lächeln zu sehen.«

Und er: »Aber gib dich nicht dieser Wonne hin. Nicht dieses Brot sollst du essen, sondern jenes der Leiden deines Gottes und der Tränen Marias. Ich mußte diese Vision vorwegnehmen, um das versprochene Geschenk zu machen. Doch es ist die Zeit der Schmerzen, und du mußt den Schmerz betrachten. Pater M. hat gewünscht,

all dies zu Ostern zu erhalten. Aber ich will, daß es die Vorbereitung auf Ostern für ihn und für viele sei. Sage ihm daher, daß er, wenn ich dieses mein Geschenk mit dem letzten Punkt vervollständigt habe, sofort alles andere, womit er beschäftigt ist, beiseite legen und sich diesem hier widmen soll; damit es rechtzeitig verteilt wird. So will ich es.«

Ich gehorche ihm und beschreibe die Vision der Auferstehung. Menschlich gesehen hätte ich es vorgezogen, mir diese Mühe zu ersparen, zumal Jesus schon davon gesprochen hatte. Doch der Gehorsam ist eine Tugend, und so gehorche ich ohne Widerrede.

Nun, es schien mir, vom Willen Gottes in den kühlen Garten geführt worden zu sein, in dem das Grab sich befindet; sein schwerer Stein war ummauert und auf dem Kalk waren die Siegel angebracht, große, in den Putz gedrückte Rosetten, die nicht entfernt werden konnten, ohne Spuren zu hinterlassen. Davor waren die schlaftrunkenen Tempelwachen, teils sitzend und teils stehend und an den Grabfelsen gelehnt.

Der Himmel beginnt sich gerade etwas aufzuhellen, so daß man in dem grünlichen unbestimmten Licht, das im frischen Morgenlüftchen zu erschauern scheint, schon etwas erkennen kann. Alles ist still. Die Vögel sind noch nicht erwacht.

Vom Himmel, an dem noch vereinzelte Sternlein stehen und der blauer Seide gleicht, heller im Osten, dunkler im Westen, kommt etwas wie eine feurige Rakete oder ein Blitz, der in einer lichtsprühenden Kugel endet. Er saust mit außerordentlicher Geschwindigkeit herab, schießt durch den stillen Raum und die Atmosphäre.

Der strahlende Meteor erzeugt bei seinem Fall das Dröhnen eines Erdbebens; aber es ist kein unharmonischer Klang und ähnlich dem, den die größten Pfeifen einer Riesenorchester unter dem Gewölbe einer Kathedrale bei einem festlichen Gloria hervorbringen. Er ist machtvoll, harmonisch und erfüllt die Morgenluft.

Die Wachen springen erschrocken auf und blicken um sich. Doch der leuchtende Blitz ist schon über ihnen und schlägt in den schweren Stein, dessen Verschuß man mit Strebepfeilern aus Kalk gesichert hat. Er gibt nach, als wäre er ein zerbrechlicher Schutz aus Seidenpapier und stürzt krachend und mit einer erdbebenähnlichen Erschütterung um, die die Wachen vornüber oder rücklings zu Boden schleudert, wo sie wie ohnmächtig liegenbleiben. Betäubt. Sie kommen nicht wieder zu sich. Sie liegen da wie ein Haufen Marionetten, deren Schnüre man abgeschnitten hat. Sie sind lächerlich.

Der Feuerstrahl ist viel schneller herabgekommen, als ich es beschreiben kann, denn von seinem Erscheinen am Himmel bis zu seiner Ankunft am Grab sind nicht Minuten, sondern Bruchteile von Minuten vergangen, ein Augenblick. Er dringt in das Dunkel des Grabes und erhellt es mit einem zauberhaften Licht, das die Felswände, die Decke und den Boden mit allen erdenklichen Edelsteinen zu schmücken scheint. Und während der Schein, das Wesen dieses Lichtes, gleichsam in der Luft hängenbleibt, dringt das Licht selbst in den unter den Grabtüchern liegenden Leichnam ein.

Die reglose Form atmet tief ein. Ich sehe die Tücher über der Brust sich heben und wieder senken. Ein Augenblick Pause, dann erhebt sich Christus mit einer plötzlichen Bewegung. Er muß unter dem Linnen seine über dem Unterleib gekreuzten Hände voneinander lösen, die Arme ausbreiten, sich aufsetzen und dann auf die Füße stellen; denn das Schweißstuch, die sonstigen Tücher und das Leichentuch fallen ruckartig auseinander; erstere fallen zu Boden, das Grabtuch verschiebt sich auf dem Einbalsamierungsstein und hängt von dort zur Hälfte wie eine schlafte, tote Schale herab.

Jesus ist schon mit seinem herrlichen weißen Gewand bekleidet, ohne Blut und Wunden, das göttliche Haupt strahlend und schön, ohne andere Zeichen seiner schrecklichen Passion als die Strahlen, die aus den Wunden kommen und wie fünf Feuer ihren Schein über die göttliche Person werfen und sie mit einem Kranz sich überkreuzender Strahlen umgeben. Sie dringen aus Händen und Füßen und kreisförmig aus der Mitte der Brust.

Die Seitenwunde sieht man nicht. Sie ist vom Gewand bedeckt. Aber ein Leuchten, das heller ist als bei allen anderen Wunden, geht von der Brust aus und gleicht einer hinter Seide verborgenen Sonne . . .

Weniger strahlend, doch sehr schön sind die beiden Engelwesen, die gewiß mit dem Licht in das Grab gelangt sind und die ich, da ganz in die Betrachtung Jesu versenkt, vorher nicht gesehen habe. Sie knien zu beiden Seiten der Öffnung und beten an. Es sind körperlose Wesen, von menschlichem Aussehen, aber ganz aus Licht; aus dem seligen »Licht«, das ich bei der Betrachtung des Paradieses als Eigenschaft seiner geistigen Bewohner gesehen habe.

Jesus verläßt das Grab nach der Anbetung durch die Engel, geht an den betäubten Wachen vorbei und in den Garten hinein. Bei seinem Erscheinen wird alles von seinem göttlichen Glanz erfüllt. Die taubedeckten Gräser erstrahlen unter einer Sonne, die schöner ist als die nun am Himmel erschienene Sonne, und verneigen sich sanft unter dem Kuß eines lauen, duftenden Lüftchens, wie um den Erlöser zu verehren, der lächelnd und segnend vorübergeht. Die Apfelbäume, die zuvor wenige weiße Blüten hatten, öffnen nun ihre Myriaden von Knospen, und über dem Haupt Jesu bildet sich ein zarter, duftender Wolkenschaum aus tausend und abertausend gerade aufgesprungenen weißen, rosa überhauchten Blüten, zu dem ein kleines Wölkchen am azurblauen Himmel, das einem rosa Schleier gleicht, das Gegenstück bildet. Die von so viel Licht aufgeweckten Vöglein singen ihre Triller in dem blühenden Garten.

Jesus bleibt, um mit mir zu sprechen, unter einem Apfelbaum stehen – ein ganzer Ball aus Blüten; und einige Blütenblätter, die verliebter als die anderen sind, fallen herab, um die Wangen ihres Herrn zu liebkosen und sich auf seinen Füßen niederzulassen, Blumen unter den Blumen auf dem Boden.

Ich sehe Maria Magdalena erst, als Jesus sie mir zeigt. Ich bin ganz in ihn versenkt und sehe nicht, was mit den Wachen geschieht, und werde auch nicht gewahr,

wie sie sich davonschleichen. Nicht einmal die Engel sehe ich mehr, aber ich erkenne, daß sie im Grabgewölbe sind, da dessen Dunkel von ihrem Licht erhellt wird.

Magdalena weint untröstlich. Ich verstehe nicht, wie es möglich ist, daß sie Jesus nicht erkennt. Vielleicht verschleiert er ihren Blick, um sie als erste rufen zu können. Doch als er sie ruft, »sieht« sie ihn als den, der er ist: als Sieger, stößt ihren Schrei grenzenloser, anbetender Liebe aus, der den ganzen blühenden Garten erfüllt, und berührt mit der Stirn das taubedeckte Gras zu Füßen Jesu.

Die Vision endet hier.

683 Jesus erscheint Lazarus

Die Sonne eines heiteren Aprilmorgens übergießt die Rosen- und Jasminbüsche im Garten des Lazarus mit Glanz. Und die Buchsbaum- und Lorbeerhecken, die sich im leichten Wind wiegenden Wedel einer hohen Palme am Ende des Weges und der dichte Lorbeer am Fischteich scheinen von einer geheimnisvollen Hand gewaschen, so viel Tau ist über Nacht gefallen und läßt die Blätter nun sauber und wie mit neuem Email überzogen erscheinen, so glänzend und makellos sind sie. Das Haus aber schweigt wie ein Totenhaus. Die Fenster sind offen, doch kein Laut, kein Geräusch dringt aus den verdunkelten Zimmern, deren Vorhänge zugezogen sind.

Im Inneren, hinter der Vorhalle, die von vielen Zimmern mit weit offenstehenden Türen umgeben ist – und es ist sonderbar, diese gewöhnlich für eine mehr oder weniger große Anzahl von Gästen hergerichteten Räume nun leer und aufgeräumt zu sehen – befindet sich ein weiterer großer, gepflasterter und von einem Säulengang umgebener Hof, in dem da und dort Sitzgelegenheiten stehen. Auf diesen und sogar auf dem Boden, auf Matten oder auch auf dem nackten Marmor sitzen viele Jünger. Unter ihnen sehe ich die Apostel Matthäus, Andreas, Bartholomäus, die Brüder Jakobus und Judas des Alphäus, Jakobus des Zebedäus und die Hirtenjünger mit Manaen, sowie noch andere, die ich nicht kenne. Den Zeloten, Lazarus und Maximinus sehe ich nicht.

Schließlich kommt letzterer mit Dienern herein und verteilt an al-

le Brot und verschiedene andere Speisen, Oliven, Käse und Honig. Es gibt auch frische Milch für den, der will. Aber niemand hat Lust zu essen, so sehr Maximinus auch drängt. Die Niedergeschlagenheit ist groß. Die Gesichter sind in diesen wenigen Tagen eingefallen und fahl geworden, nur von Tränen gerötet. Besonders die Apostel und jene, die bereits in den ersten Stunden geflohen sind, wirken sehr verzagt, während die Hirten und Manaen nicht ganz so niedergeschlagen, so beschämt zu sein scheinen, und Maximinus seine Trauer männlich beherrscht.

Da erscheint der Zelote fast im Laufschrift und fragt: »Ist Lazarus hier?«

»Nein, er ist in seinem Zimmer. Was willst du?«

»Am Ende des Weges, am Sonnenbrunnen⁴² ist Philippus. Er kommt aus der Ebene von Jericho und ist völlig erschöpft. Er will aber nicht näher herankommen . . . da er sich wie alle als ein Sünder fühlt. Doch Lazarus wird ihn überzeugen.«

Bartholomäus steht auf und sagt: »Ich komme mit . . . «

Sie gehen zu Lazarus, der, nachdem sie ihn gerufen haben, mit von Schmerz gezeichnetem Gesicht aus dem halbdunklen Zimmer kommt, in dem er zweifellos geweint und gebetet hat.

Sie gehen alle hinaus und durchqueren zuerst den Garten und dann die Ortschaft auf der Seite, die schon nahe den Abhängen des Ölberges liegt. Am Rand des Dorfes, auf der Seite, wo das Plateau endet, auf das es gebaut ist, beginnt ein Weg, der in natürlichen Stufen auf und ab führt über die Berge, die im Osten zur Ebene hin auslaufen und im Westen Jerusalem zu ansteigen.

Dort ist ein Brunnen mit einem großen Becken, an dem Menschen und Herden ihren Durst löschen. Zu dieser Stunde ist der Platz menschenleer und kühl, denn viele dichte Bäume spenden Schatten rings um die Zisterne voll klaren Wassers, das sich, von einer Gebirgsquelle gespeist, ständig erneuert und dann überläuft und den Erdboden feucht hält.

⁴²Sonnenbrunnen = En-Schemesch

Philippus sitzt auf dem Brunnenrand, wo er am höchsten ist, mit gesenktem Kopf, ungekämmt, staubig und mit zerschlossenen Sandalen, die an den zerkratzten Füßen hängen.

Lazarus ruft ihn mitleidig: »Philippus, komm zu mir! Lieben wir uns um seiner Liebe willen. Wir wollen in seinem Namen vereint bleiben. Denn das zu tun bedeutet auch, ihn zu lieben.«

»Oh, Lazarus! Lazarus! Ich bin geflohen ... und gestern, bei Jericho, habe ich erfahren, daß er tot ist ...! Ich ... ich kann mir nicht verzeihen, daß ich geflohen bin ... «

»Alle sind wir geflohen. Nur Johannes ist ihm treu geblieben, und Simon, der uns auf seinen Befehl alle zusammengerufen hat, die wir feige geflohen waren. Und ... von uns Aposteln ist keiner treu geblieben«, sagt Bartholomäus.

»Und kannst du dir das verzeihen?«

»Nein. Doch ich will es, so gut ich kann, wiedergutmachen und nicht in fruchtlose Niedergeschlagenheit verfallen. Wir müssen uns zusammenschließen, uns um Johannes versammeln, um von seinen letzten Stunden zu erfahren. Johannes ist ihm immer gefolgt«, antwortet der Gefährte Bartholomäus Philippus.

»Wir dürfen seine Lehre nicht sterben lassen, müssen sie der Welt verkünden. Wir müssen wenigstens sie am Leben erhalten, da wir zu schwerfällig und langsam waren, um ihn rechtzeitig vor seinen Feinden zu retten«, sagt der Zelote.

»Ihr hättet ihn nicht retten können. Nichts konnte ihn retten. Er hat es mir gesagt. Und ich wiederhole es euch noch einmal«, sagt Lazarus mit Nachdruck.

»Du wußtest es, Lazarus?« fragt Philippus.

»Ich wußte es. Meine Qual war es, seit dem Abend des Sabbats durch ihn selbst von seinem Tod und seinen Leiden zu wissen, und auch zu wissen, wie wir uns benehmen würden ... «

»Nein. Du nicht. Du hast nur gehorcht und gelitten. Wir haben uns feige benommen. Du und Simon, ihr habt das Opfer des Gehorsams gebracht«, unterbricht ihn Bartholomäus.

»Ja, wir haben uns dem Gehorsam geopfert. Oh, wie schwer ist es doch, im Gehorsam gegen den Geliebten der Liebe zu widerstehen! Komm, Philippus! Fast alle Jünger sind in meinem Haus. Komm auch du.«

»Ich schäme mich, vor der Welt und den Gefährten zu erscheinen ... «

»Wir sind alle gleich!« seufzt Bartholomäus.

»Ja, aber ich habe ein Herz, das sich nicht verzeiht.«

»Das ist Stolz, Philippus. Er hat am Abend des Sabbats zu mir gesagt: „Sie werden sich nicht verzeihen. Sage ihnen, daß ich ihnen verzeihe, denn ich weiß, daß sie nicht frei handeln. Es ist Satan, der sie vom rechten Weg abbringt.“ Komm!«

Philippus weint heftiger, doch er gibt nach. Er geht so gebeugt, als sei er in wenigen Tagen alt geworden, an der Seite des Lazarus bis in den Hof, in dem alle auf ihn warten. Der Blick, mit dem er die Gefährten ansieht, ist derselbe, mit dem auch die Gefährten ihn ansehen, und er ist das klarste Bekenntnis ihrer grenzenlosen Niedergeschlagenheit.

Lazarus bemerkt es und sagt: »Noch ein Lamm aus der Herde Christi, das in Angst vor dem Kommen der Wölfe und nach der Gefangennahme des Hirten geflohen ist, wurde von seinem Freund zurückgebracht. Diesem Verirrten, der die Bitterkeit erfahren hat, allein zu sein und ohne den Trost, in Gesellschaft seiner Brüder seinen Fehler beweinen zu können, wiederhole ich das Vermächtnis der Liebe unseres Herrn.

Er – ich schwöre das in Gegenwart der himmlischen Chöre – hat mir gesagt, zusammen mit anderen Dingen, die eure derzeitige menschliche Schwäche nicht ertragen kann, denn sie sind so traurig, daß sie mir seit zehn Tagen das Herz zerreißen – und wenn ich nicht wüßte, daß mein Leben dem Herrn dienen kann, so arm und fehlerhaft es auch sein mag, dann würde ich mich diesem Schmerz als Freund und Jünger, der mit ihm alles verloren hat, überlassen – er hat gesagt: „Die Dünste des verdorbenen Jerusalem werden auch

meine Jünger verwirren. Sie werden fliehen und zu dir kommen.“ Und ihr seht, daß ihr alle gekommen seid. Alle, kann ich sagen, denn außer Simon Petrus und Iskariot seid ihr alle in mein Haus und zum Herzen eures Freundes gekommen. Er hat gesagt: „Du wirst sie sammeln. Du wirst meine verirrtten Lämmer ermutigen. Du wirst ihnen sagen, daß ich ihnen verzeihe. Ich vertraue dir meine Vergebung für sie an. Sie werden keinen Frieden finden, weil sie geflohen sind. Sage ihnen, daß sie nicht in die noch größere Sünde fallen sollen, an meiner Verzeihung zu verzweifeln.“

So hat er gesagt. Und an seiner Statt habe ich euch Verzeihung erteilt. Und Schamröte färbt mein Gesicht, da ich euch in seinem Namen etwas so Heiliges gebe, etwas, das ganz sein ist, die Verzeihung, also die vollkommene Liebe; denn wer dem Schuldigen verzeiht, liebt vollkommen. Diese Aufgabe hat mich in meinem schweren Gehorsam getröstet ... Denn dort hätte ich sein wollen, wie Maria und Marta, meine guten Schwestern. Und wenn ihn die Menschen auf Golgota gekreuzigt haben, so hat mich, ich schwöre es euch, der Gehorsam hier gekreuzigt; ein gar qualvolles Martyrium. Doch wenn es dazu dient, seiner Seele Trost zu schenken und ihm seine Jünger zu erhalten bis zu dem Zeitpunkt, da er sie versammeln wird, um sie im Glauben zu vervollkommen, dann bin ich bereit, noch einmal meinen Wunsch zu opfern, wenigstens hinzugehen und den Leichnam zu verehren, bevor der dritte Tag sich seinem Ende zuneigt.

Ich weiß, daß ihr Zweifel habt. Das dürft ihr nicht. Ich kenne seine Worte beim Paschamahl nur, weil ihr sie mir berichtet habt. Aber je mehr ich darüber nachdenke, desto klarer werden mir nach und nach diese Diamanten seiner Wahrheit, desto deutlicher fühle ich, daß sie einen sicheren Bezug zum nahen Morgen haben. Er könnte nicht gesagt haben: „Ich gehe zum Vater und komme dann wieder“, wenn er nicht wirklich zurückkommen würde. Er hätte nicht gesagt: „Wenn ihr mich wiederseht, werdet ihr von Freude erfüllt sein“, wenn er für immer verschwunden wäre. Er hat immer gesagt:

„Ich werde auferstehen.“ Ihr habt mir berichtet, daß er gesagt hat: „Ein Tau wird auf die in euch gesäten Samen fallen und alle zum Keimen bringen; dann wird der Paraklet kommen, der sie zu mächtigen Bäumen macht.“ Hat er das nicht gesagt? Oh, sorgt dafür, daß dies nicht nur beim letzten seiner Jünger, beim armen Lazarus geschieht, der nur so selten mit ihm zusammen gewesen ist! Sorgt dafür, daß seine Saat unter dem Tau seines Blutes aufgegangen ist, wenn er zurückkehrt.

In mir wird alles Licht, und immer neue Kräfte erfüllen mich seit der schrecklichen Stunde, da er am Kreuz erhöht wurde. Alles wird hell, alles wächst und gedeiht. Es gibt kein Wort, das nur seinen armen, menschlichen Sinn behalten hätte. Alles, was ich von ihm oder über ihn gehört habe, wird lebendig, und mein ödes Land verwandelt sich in einen blühenden Garten, wo jede Blume ihren Namen hat und alle Säfte aus seinem heiligen Herzen Leben erhalten.

Ich glaube, Christus! Und damit auch diese hier an dich glauben, an deine Verheißungen, an deine Vergebung und an all das, was du bist, biete ich dir mein Leben an. Nimm es, aber gib, daß deine Lehre nicht stirbt! Zerbrich den armen Lazarus, aber führe die zerstreuten Glieder des apostolischen Kerns wieder zusammen. Alles, was du willst, aber dafür gewähre, daß dein Wort lebendig und ewig sei und all jene jetzt und immerdar zu ihm kommen, die nur durch dich das ewige Leben erlangen können.«

Lazarus ist wirklich inspiriert. Die Liebe trägt ihn zu höchsten Höhen empor, und seine Begeisterung ist so groß, daß er auch die Gefährten mitreißt. Sie rufen ihn von allen Seiten, als ob er ein Beichtvater, ein Arzt, ein Vater wäre.

Ich weiß nicht warum, aber der Hof des reichen Lazarus läßt mich an die Häuser der christlichen Patrizier in den Zeiten der Verfolgung und der heroischen Glaubenstreue denken . . .

Er beugt sich gerade über Judas des Alphäus, dem es nicht gelingt, einen Trost zu finden für seinen Kummer, den Meister und Vetter verlassen zu haben, als etwas ihn veranlaßt, sich mit einem Ruck

aufzurichten. Er dreht sich um und sagt klar und deutlich: »Herr, ich komme!« Sein übliches Wort des prompten Gehorsams. Und er eilt hinaus, als würde er jemandem folgen, der ihn gerufen hat und ihm vorausgeht.

Alle sehen sich erstaunt an und fragen einander.

»Was hat er denn gesehen?«

»Es ist doch nichts gewesen!«

»Hast du eine Stimme gehört?«

»Ich nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Was dann? Ist Lazarus vielleicht wieder krank?«

»Vielleicht ... Er hat mehr gelitten als wir und uns Feiglingen noch dazu so viel Kraft gegeben. Vielleicht fiebert er nun.«

»Tatsächlich ist sein Gesicht sehr eingefallen.«

»Und seine Augen haben geblüht beim Sprechen.«

»Es war wohl Jesus, der ihn in den Himmel gerufen hat.«

»Lazarus hat ihm ja soeben sein Leben angeboten ... Und wie eine Blume hat er ihn sofort gepflückt ... Oh, wir Elenden! Was tun wir jetzt?«

Die Bemerkungen sind unterschiedlich und bekümmert.

Lazarus läuft eiligst durch die Vorhalle und hinaus in den Garten, und dabei lächelt und flüstert er, und seine ganze Seele liegt in seiner Stimme: »Ich komme, Herr.« An der Stelle, wo dichter Buchs eine grüne Nische bildet, wir würden sagen, eine Art Pavillon, wirft er sich mit dem Antlitz zu Boden und ruft aus: »Oh, mein Herr!«

Denn neben dieser grünen Nische steht Jesus in der ganzen Schönheit des Auferstandenen, lächelt ihn an ... und sagt: »Alles ist erfüllt, Lazarus. Ich bin gekommen, um dir zu danken, treuer Freund. Ich bin gekommen, damit du den Brüdern sagst, sie sollen sofort ins Haus des Abendmahls gehen. Du – noch ein Opfer, Freund, aus Liebe zu mir – bleibe vorläufig hier ... Ich weiß, daß du deswegen leidest. Aber ich weiß auch, daß du großherzig bist. Maria, deine Schwester, ist schon getröstet, denn ich habe sie gesehen, und sie hat mich gesehen.«

»Du leidest nicht mehr, Herr. Dies entschädigt mich für jedes Opfer. Ich habe gelitten ... da ich dich in Schmerzen wußte ... und nicht bei dir sein konnte ... «

»Oh, du warst bei mir. Deine Seele war am Fuß meines Kreuzes und im Dunkel meines Grabes. Du hast mich wie die anderen, die mich vollkommen lieben, vorzeitig aus der Tiefe, in der ich mich befand, gerufen. Nun habe ich zu dir gesagt: „Komm, Lazarus“, wie am Tag deiner Auferstehung. Aber du sagst mir schon seit vielen Stunden: „Komm.“ Ich bin gekommen. Ich habe dich gerufen, um dich meinerseits aus der Tiefe deines Schmerzes herauszuholen. Geh! Ich gebe dir meinen Frieden und meinen Segen, Lazarus. Wachse in der Liebe zu mir. Ich werde wiederkommen.«

Lazarus liegt immer noch auf den Knien und wagt nicht, sich zu rühren. Die Majestät des Herrn, wenngleich von Liebe gemildert, ist derart, daß Lazarus sich nicht wie sonst benehmen kann.

Doch bevor Jesus verschwindet in einem Wirbel von Licht, in dem er sich auflöst, macht er einen Schritt auf den Getreuen zu und berührt mit der Hand seine Stirn.

Nun erst erwacht Lazarus aus seinem seligen Staunen. Er steht auf, stürzt hinein zu den Freunden, mit freudestrahlenden Augen und einem Leuchten auf der von Christus berührten Stirn, und ruft: »Er ist auferstanden, Brüder! Er hat mich gerufen. Ich bin gegangen und habe ihn gesehen. Er hat zu mir gesprochen. Er hat mir gesagt, ich soll euch sofort in das Haus des Abendmahls schicken. Geht! Geht! Ich bleibe hier, denn er will es so. Aber meine Freude ist vollkommen ... «

Und Lazarus weint vor Freude, während er die Apostel antreibt, sich als erste auf den Weg zu machen entsprechend seinem Befehl.

»Geht, geht! Er ruft euch! Er liebt euch! Fürchtet ihn nicht ... Oh, er ist mehr denn je der Herr, die Güte, die Liebe ... !«

Auch die Jünger stehen auf ...

Betanien leert sich. Nur Lazarus bleibt mit seinem großen, getrösteten Herzen ...

684 Jesus erscheint Johanna

In einem vornehmen Raum, in den nur wenig Licht von außen dringt, sitzt Johanna ganz verlassen auf einem Stuhl neben dem von herrlichen Decken bedeckten, niedrigen Lager und weint. Sie hat die Stirn auf den Arm gelegt und den Arm auf den Rand des Bettes und wird so von Schluchzen geschüttelt, daß ihr fast die Brust zerspringen muß. Wenn sie einen Augenblick aufsieht, um Luft zu holen, erkennt man einen großen, feuchten Fleck auf der kostbaren Decke und erblickt ihr buchstäblich von Tränen überschwemmtes Gesicht. Dann legt sie den Kopf wieder auf den Arm, und man sieht wie zuvor nur den schlanken, weißen Hals, die Masse des dunklen Haares, die Schultern und den schmalen Oberkörper. Alles andere verschwindet im Halbdunkel, der dunkelvioletten Körper löst sich darin auf.

Ohne die Vorhänge zu bewegen oder die Tür zu öffnen, kommt Jesus herein und nähert sich ihr geräuschlos. Er streicht ihr sanft mit der Hand über das Haar und flüstert: »Warum weinst du, Johanna?«

Und Johanna, die wohl glauben muß, daß es ihr Engel ist, der sie fragt, und die nichts sieht, da sie den Kopf nicht vom Rand des Lagers erhebt, erzählt ihm ihren Kummer unter noch verzweifelteren Tränen: »Weil ich nicht einmal mehr das Grab des Herrn habe, um dort meine Tränen zu vergießen und nicht allein zu sein ... «

»Aber er ist auferstanden. Bist du nicht glücklich darüber?«

»O doch! Aber alle haben ihn gesehen außer mir und Marta. Und Marta wird ihn sicher in Betanien sehen ... denn es ist das Haus der Freunde. Meines ... mein Haus ... ist kein Freundeshaus mehr. Mit seiner Passion habe ich alles verloren ... Meinen Herrn und die Liebe des Gatten ... und auch seine Seele ... denn er glaubt nicht ... er glaubt nicht ... und er verspottet mich ... und verlangt von mir, daß ich nicht einmal das Andenken meines Erlösers ehre ... um ihm nicht zu schaden ... Für ihn sind die menschlichen Interessen wichtiger ... Ich ... ich ... Ich weiß nicht, ob ich ihn weiterhin lieben

soll, oder ob ich ihn verabscheuen soll. Ich weiß nicht, ob ich ihm als Gattin gehorchen soll oder ob ich ihm ungehorsam werden soll, wie es die Seele möchte, um der größeren, erhabeneren Vermählung des Geistes mit Christus willen, dem ich treu bleiben will ... Ich ... ich möchte wissen ... Und wer kann mir den richtigen Rat geben, da er nicht mehr erreichbar ist für die arme Johanna? Oh ...! Für meinen Herrn ist die Passion vorbei ...! Aber für mich hat sie am Freitag begonnen und dauert an ... Oh! Ich bin so schwach und habe nicht die Kraft, dieses Kreuz zu tragen ...!«

»Aber wenn er dir helfen würde, würdest du es dann ihm zuliebe tragen?«

»O ja! Wenn er mir nur hilft ...! Er weiß, was es heißt, das Kreuz allein tragen zu müssen ... Oh, Erbarmen mit meinem Elend ...!«

»Ja, ich weiß, was es heißt, das Kreuz allein tragen zu müssen. Deshalb bin ich gekommen und stehe dir zur Seite. Johanna, verstehst du nicht, wer zu dir spricht? Du sagst, dein Haus ist für Christus kein Freundeshaus mehr. Warum? Wenn auch er, der irdische Gatte, einem von einer Wolke menschlichen Gifthauchs verdunkelten Stern gleicht, so bist doch du immer noch Johanna von Jesus. Der Meister hat dich nicht verlassen. Jesus verläßt nie die ihm vermählten Seelen. Er ist immer der Meister, der Freund, der Bräutigam, auch jetzt, da er der Auferstandene ist. Erhebe dein Haupt, Johanna. Schau mich an. In dieser Stunde geheimer Unterweisung, die schöner ist, als wenn ich dir wie den anderen erschienen wäre, sage ich dir, wie du dich in Zukunft zu verhalten hast. So wie viele deiner Schwestern sich verhalten werden müssen. Liebe den verwirrten Gemahl mit Geduld und Unterwürfigkeit. Nimm zu an Sanftmut, je stärker die Bitterkeit der menschlichen Ängste in ihm gärt. Nimm zu an geistiger Leuchtkraft, je mehr er die Schatten irdischer Interessen um sich verbreitet. Sei treu für zwei. Sei stark in deinem geistigen Brautstand. Wie viele werden in Zukunft zwischen dem Willen Gottes und dem des Gatten zu wählen haben! Doch sie werden groß sein, wenn sie Gott folgen, mehr als der Liebe und der Mutterschaft. Ja, deine Passion beginnt.

Aber du siehst, daß jede Passion mit einer Auferstehung endet . . . «

Johanna hat ganz, ganz langsam das Haupt erhoben. Ihr Schluchzen hat nachgelassen. Nun schaut sie und sieht, gleitet anbetend auf die Knie und flüstert: »Der Herr!«

»Ja, der Herr! Du siehst, bei niemandem bin ich so gewesen wie bei dir. Aber ich sehe die besonderen Notwendigkeiten und helfe den Seelen, die von mir Hilfe erwarten, je nach der Notwendigkeit. Besteige als Gattin deinen Kalvarienberg mit Hilfe meiner Liebkosung und der deines unschuldigen Kindes. Es ist mit mir in den Himmel eingegangen und hat mir seine Liebkosung für dich mitgegeben. Ich segne dich, Johanna. Hab Vertrauen. Ich habe dich gerettet. Du wirst retten, wenn du Glauben hast.«

Johanna lächelt nun und wagt zu fragen: »Gehst du nicht zu den Kindern?«

»Ich habe sie schon bei Sonnenaufgang geküßt, als sie noch in ihren Bettchen schliefen, und sie haben mich für einen Engel des Herrn gehalten. Die Unschuldigen kann ich jederzeit küssen. Aber ich habe sie nicht aufgeweckt, um sie nicht zu sehr zu verwirren. Ihre Seelen bewahren das Andenken an meinen Kuß und werden es zu gegebener Zeit an den Verstand weitergeben. Nichts, was von mir kommt, geht verloren. Sei ihnen immer eine Mutter. Und sei immer die Tochter meiner Mutter. Trenne dich niemals gänzlich von ihr. Sie wird mit mütterlicher Güte fortsetzen, was unsere Freundschaft war. Bringe die Kinder zu ihr. Sie braucht Kinder, damit sie sich nicht zu sehr von ihrem Kind verlassen fühlt . . . «

»Chuzza wird dagegen sein . . . «

»Chuzza wird dich gewähren lassen.«

»Wird er mich verstoßen, Herr?« Es ist ein neuerlicher Schrei der Verzweiflung.

»Er ist ein verdunkelter Stern. Bringe ihn wieder zum Leuchten durch deinen Heroismus als Gattin und Christin. Leb wohl. Erzähle niemandem außer meiner Mutter von diesem meinem Besuch. Auch die Offenbarungen dürfen nur denen mitgeteilt werden, für die sie bestimmt sind, und zur richtigen Zeit.«

Jesus lächelt ihr aufleuchtend zu und verschwindet in diesem Glanz.

Johanna erhebt sich wie im Traum. Sie schwankt zwischen Freude und Schmerz, zwischen der Furcht, geträumt zu haben, und der Gewißheit, gesehen zu haben. Sie geht zu den Kindern, die friedlich auf der oberen Terrasse spielen, und küßt sie.

»Weinst du nicht mehr, Mama?« fragt Maria schüchtern. Sie ist nicht mehr das armselige Kind, sondern ein hübsches und feines Mädchen, gut gekleidet und schön gekämmt. Matthias, dunkel und schlank, sagt mit männlichem Überschwang: »Sage mir, wer dich zum Weinen bringt, und ich werde ihn bestrafen!«

Johanna schließt beide in ihre Arme, drückt sie an ihr Herz und sagt über das kastanienbraune Köpfchen Marias und das dunkelbraune Haar des Matthias hinweg: »Ich weine nicht mehr. Jesus ist auferstanden, und er segnet uns.«

»Oh, dann blutet er nicht mehr? Dann tut ihm nichts mehr weh?« fragt Maria.

»Dummerchen! Du mußt sagen: Dann ist er nicht mehr tot. Nun ist er also glücklich ...! Denn tot zu sein, muß schrecklich sein ... « sagt Matthias.

»Dann brauchen wir also nicht mehr zu weinen, Mama?« will wiederum Maria wissen.

»Nein, ihr Unschuldigen. Nein. Ihr könnt jubeln mit den Engeln.«

»Die Engel ... Heute nacht, ich weiß nicht, um welche Nachtwache, habe ich eine Liebkosung gefühlt. Ich bin erwacht und habe „Mama“ gesagt, aber ich habe nicht dich gerufen. Ich habe die tote Mama gerufen, denn diese Liebkosung war leichter und zarter als deine, und ich habe einen Augenblick die Augen geöffnet. Aber ich habe nur ein großes Licht gesehen und gesagt: „Mein Engel hat mich geküßt, um mich zu trösten in meinem großen Schmerz über den Tod des Herrn“«, sagt Maria.

»Ich auch ... Aber ich war sehr schläfrig und habe gesagt: „Bist du es?“ Ich dachte an meinen Schutzengel und wollte ihm sagen:

„Geh und gib Jesus und Johanna einen Kuß, damit sie keine Angst mehr haben.“ Doch es wurde nichts daraus, denn ich bin wieder eingeschlafen und habe geträumt, mit dir und Maria im Himmel zu sein. Dann ist das Erdbeben gekommen, und ich bin erschrocken aufgewacht. Aber Ester hat mir gesagt: „Hab keine Angst. Es ist schon vorbei“, und ich habe weitergeschlafen.«

Johanna küßt die beiden Kinder noch einmal und läßt sie dann bei ihren friedlichen Spielen, während sie sich zum Haus des Abendmahls begibt. Sie fragt nach Maria, geht zu ihr hinein, schließt die Tür und sagt ihr großes Wort: »Ich habe ihn gesehen. Dir sage ich es. Ich bin getröstet und glücklich. Liebe mich, denn er hat gesagt, daß ich mit dir vereint bleiben soll.«

Die Mutter antwortet: »Ich habe dir schon am Sabbat gesagt, daß ich dich liebe. Gestern. Denn es war gestern . . . und doch scheint dieser Tag der Tränen und der Finsternis dem heutigen Tag des Lichtes und der Freude so ferne!«

»Ja . . . Du hattest mir schon gesagt, nun erinnere ich mich daran, was er mir jetzt wiederholt hat. Du hast gesagt: „Wir Frauen müssen handeln, denn wir sind geblieben, und die Männer sind geflohen . . . Die Frau ist immer die Gebärerin . . .“ Oh, Mutter, hilf mir, Chuza zu gebären! Er ist geflohen vor dem Glauben . . .« Johanna weint wieder.

Maria schließt sie in ihre Arme. »Stärker als der Glaube ist die Liebe. Sie ist die wirksamste Tugend. Durch sie wirst du Chuza eine neue Seele schaffen. Fürchte nicht. Ich werde dir helfen.«

685 Jesus erscheint Josef, Nikodemus und Manaen

Manaen und die Hirten schreiten eilends über die Hänge, die Betanien mit Jerusalem verbinden. Eine schöne Straße führt direkt zum Ölgarten, und Manaen biegt dort ab, nachdem er sich von den Hirten verabschiedet hat, die in kleinen Gruppen in die Stadt und zum Abendmahlsaal gehen wollen.

Wie ihren Reden zu entnehmen ist, müssen sie kurz zuvor Johannes begegnet sein, der nach Betanien gehen wollte, um die Nachricht von der Auferstehung zu überbringen und die Anweisung, in einigen Tagen alle in Galiläa zu sein. Sie trennen sich, weil die Hirten Petrus persönlich wiederholen wollen, was sie schon Johannes berichtet haben, nämlich, daß der Herr dem Lazarus erschienen ist und allen befohlen hat, sich im Abendmahlsaal einzufinden.

Manaen geht auf einer Nebenstraße zu einem Haus inmitten eines Ölgartens. Ein schönes, von herrlichen Libanon-Zedern umgebenes Haus, deren Wipfel die zahlreichen und großen Ölbäume auf dem Berg hoch überragen. Er geht entschlossen hinein und sagt zu dem herbeieilenden Diener: »Wo ist dein Herr?«

»Dort drüben, mit Josef. Er ist soeben angekommen.«

»Sage ihm, daß ich hier bin.«

Der Diener geht und kommt mit Josef und Nikodemus zurück. Die drei Stimmen vereinigen sich in einem einzigen Ausruf: »Er ist auferstanden!«

Sie schauen einander an und sind überrascht, daß sie es alle wissen. Dann nimmt Nikodemus den Freund und zieht ihn in ein inneres Zimmer. Josef folgt ihnen.

»Du hast es gewagt, wiederzukommen?«

»Ja. Er hat gesagt: „Im Abendmahlsaal.“ Und ich möchte ihn jetzt in seiner Glorie sehen, um den Schmerz zu vergessen, ihn gebunden und schmutzbedeckt wie einen von der Welt verachteten Übeltäter gesehen zu haben ... «

»Oh, wir möchten ihn auch sehen ... Auch um die furchtbare Erinnerung an seine Qualen, an seine zahllosen Wunden zu vergessen ... Aber er hat sich nur den Frauen gezeigt«, flüstert Josef.

»Das ist nur gerecht. Sie sind ihm all die Jahre treu geblieben. Wir haben Angst gehabt. Die Mutter hat gesagt: „Eine arme Liebe ist die eure, wenn sie bis jetzt gewartet hat, um sich zu erkennen zu geben“«, bemerkt Nikodemus.

»Doch um Israel entgegentreten zu können, das ihm heute mehr

denn je feindlich gesinnt ist, haben wir es sehr nötig, ihn zu sehen ...! Wenn du wüßtest! Die Wachen haben geredet ... Nun sind die Vorsteher des Synedriums und die trotz des gewaltigen himmlischen Zornes immer noch nicht überzeugten Pharisäer auf der Suche nach allen, die von der Auferstehung wissen, um sie einsperren zu lassen. Ich habe den kleinen Martial geschickt, damit er alle im Haus warnt – ein Kind fällt nicht so auf. Aus dem Tempelschatz haben sie heiliges Geld genommen, um die Wachen zu kaufen, damit sie erzählen, die Jünger hätten den Leichnam gestohlen und alles, was sie zuvor über die Auferstehung gesagt hätten, sei aus Furcht vor einer Bestrafung erlogen gewesen. In der Stadt brodeln es wie in einem Kessel. Und einige der Jünger verlassen sie bereits aus Angst ... Ich meine die Jünger, die nicht in Betanien waren ... «

»Ja, wir werden seinen Segen brauchen, um Mut zu haben.«

»Lazarus ist er erschienen ... Es war etwa um die dritte Stunde. Lazarus ist wie verklärt.«

»Oh, Lazarus hat es auch verdient! Wir ... « sagt Josef.

»Ja. Uns bedecken noch die Krusten des Zweifels und allzu menschlichen Denkens wie ein schlecht ausgeheilter Aussatz ... Und nur er kann sagen: „Ich will, seid rein!“ Wird er nun, da er auferstanden ist, nicht mehr mit uns, den Unvollkommensten von allen, sprechen?« fragt Nikodemus.

»Und wird er keine Wunder mehr wirken zur Strafe für die Welt, jetzt, da er vom Tod und dem Elend des Fleisches auferstanden ist?« fragt wiederum Josef.

Aber auf ihre Frage gibt es nur eine Antwort: die seine. Und seine Antwort kommt nicht. Die drei sind sehr niedergeschlagen.

Dann sagt Manaen: »Nun, ich gehe in den Abendmahlsaal. Wenn sie mich töten, wird er meine Seele lossprechen, und ich werde ihn im Himmel wiedersehen. Wenn nicht, dann werde ich ihn hier auf Erden sehen. Manaen ist so unnützlich in seiner Schar, daß er die gleiche Lücke hinterlassen wird wie eine Blüte, die man auf einer Wiese voller Blumen pflückt. Man wird es nicht einmal bemerken ... « und er erhebt sich, um zu gehen.

Doch als er sich der Tür zuwendet, erhellt sie sich im Licht des göttlichen Auferstandenen, der ihn mit wie zur Umarmung ausgebreiteten Armen aufhält und sagt: »Der Friede sei mit dir! Der Friede sei mit euch! Bleibt, wo ihr seid, du und Nikodemus. Josef kann gehen, wenn er will. Aber hier bin ich und sage das gewünschte Wort: „Ich will, seid rein von allem, was noch unrein an eurem Glauben ist.“ Morgen werdet ihr hinunter in die Stadt und zu den Brüdern gehen. Heute abend muß ich zu den Aposteln allein sprechen. Lebt wohl. Gott sei allezeit mit euch. Danke, Manaen. Du hast mehr geglaubt als diese. Danke also auch deiner Seele. Euch danke ich für eure Barmherzigkeit. Sorgt durch ein Leben des unerschütterlichen Glaubens dafür, daß sie sich in Höheres wandle.«

Jesus verschwindet in einer blendenden Helle.

Die drei sind beseligt und verwirrt zugleich.

»Aber ist er es wirklich gewesen?« fragt Josef.

»Hast du denn seine Stimme nicht gehört?« entgegnet Nikodemus.

»Die Stimme ... auch ein Geist kann sie haben ... Du, Manaen, du warst ganz in seiner Nähe, was meinst du?«

»Ein wahrer Körper. Wunderschön. Er hat geatmet. Ich habe den Atem gespürt. Er strahlte Wärme aus. Und dann ... ich habe die Wunden gesehen. Sie schienen offen. Sie haben nicht geblutet, aber es war lebendiges Fleisch. Oh, zweifelt nun nicht mehr! Damit er euch nicht straft. Wir haben den Herrn gesehen. Ich will sagen, wir haben Jesus gesehen, der in Herrlichkeit zurückgekehrt ist, wie es seiner Natur entspricht. Und ... er liebt uns immer noch ... Wahrlich, wenn Herodes mir jetzt sein Reich anbieten würde, so wäre meine Antwort: „Staub und Unrat sind dein Thron und deine Krone. Was ich jetzt besitze, ist größer als alles. Ich kenne die Seligkeit, das Antlitz Gottes geschaut zu haben.“«

686 Jesus erscheint den Hirten

Auch diese eilen unter den Ölbäumen dahin und sind von seiner Auferstehung so überzeugt, daß sie wie glückliche Kinder darüber reden. Sie begeben sich direkt zur Stadt.

»Wir werden Petrus sagen, daß er ihn gut ansehen und uns dann beschreiben soll, wie schön sein Antlitz ist«, sagt Elija.

»Oh, so schön es auch sein mag, ich werde nie vergessen können, wie sehr sie ihn gequält haben«, flüstert Isaak.

»Erinnerst du dich, wie er war, als sie das Kreuz aufgerichtet haben?« fragt Levi. »Und ihr?«

»Ich ganz genau. Es war noch hell genug. Danach habe ich mit meinen alten Augen nur noch wenig gesehen«, sagt Daniel.

»Ich dagegen habe ihn gesehen, bis er tot schien. Ich wollte, ich wäre blind gewesen, um nichts zu sehen!« sagt Josef.

»Oh! Nun ist er aber auferstanden. Das muß uns glücklich machen«, tröstet Johannes.

»Und auch der Gedanke, daß wir ihn nur verlassen haben, um Liebe zu üben«, fügt Jonatan hinzu.

»Aber unser Herz ist dort oben geblieben. Immer«, flüstert Matthias.

»Ja, immer. Du, der du ihn auf dem Schweißstuch gesehen hast, sag, wie ist er? Gleicht er dem, den wir kennen?« fragt Benjamin.

»So, als ob er reden würde«, antwortet Isaak.

»Ob wir den Schleier sehen dürfen?« fragen viele.

»Oh, die Mutter zeigt ihn allen. Ihr werdet ihn gewiß sehen. Aber es ist ein trauriger Anblick. Besser wäre es, ihn . . . Oh, Herr!«

»Getreue Diener. Hier bin ich. Geht. In einigen Tagen erwarte ich euch in Galiläa. Noch einmal möchte ich euch sagen, daß ich euch liebe. Jona ist selig mit den anderen im Himmel.«

»Herr! Oh, Herr!«

»Der Friede sei mit euch, die ihr guten Willens seid.«

Der Auferstandene verschmilzt mit den Strahlen der hellen Mittagssonne. Als die Hirten aufschauen, ist er nicht mehr da. Aber es

bleibt die große Freude, ihn gesehen zu haben, wie er jetzt ist: glorreich.

Sie stehen auf und sind vor Freude ganz verwandelt. In ihrer Demut erscheint es ihnen unmöglich, die Gnade, ihn zu sehen, verdient zu haben, und sie sagen: »Zu uns! Zu uns ist er gekommen! Wie gut ist doch unser Herr! Von der Geburt bis zu seinem Triumph ist er immer demütig gewesen und gut zu seinen armen Dienern.«

»Und wie schön er war!«

»Oh, so schön wie noch nie! Welche Majestät!«

»Er scheint noch größer und reifer an Jahren zu sein.«

»Ein wirklicher König!«

»Oh, sie nannten ihn den König des Friedens! Aber er ist auch der furchtbare König für jene, die sein Gericht fürchten müssen.«

»Hast du gesehen, welche Strahlen von seinem Antlitz ausgegangen sind?«

»Und welches Leuchten von seinen Augen!«

»Ich habe nicht gewagt, ihn richtig anzusehen. Und doch hätte ich es so gerne getan, denn ich denke, es wird mir vielleicht erst wieder im Himmel gewährt sein, ihn so zu sehen. Und ich möchte ihn kennen, damit ich dann nicht erzittere.«

»Oh, wir brauchen keine Angst zu haben, wenn wir bleiben, was wir sind: seine treuen Diener. Hast du gehört: „Noch einmal möchte ich euch sagen, daß ich euch liebe. Der Friede sei mit euch, die ihr guten Willens seid.“ Oh, nicht ein Wort zuviel. Aber diese wenigen enthalten sein ganzes Einverständnis mit dem, was wir bisher getan haben und das wunderbarste Versprechen für unser zukünftiges Leben. Laßt uns den Gesang der Freude, unserer Freude, anstimmen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind. Wahrlich, der Herr ist auferstanden, wie er durch den Mund der Propheten gesagt hat und durch sein unfehlbares Wort. Mit seinem vergossenen Blut ist von ihm gewichen alles Übel, das ihn durch den Kuß eines Menschen berührt hat. Und da der Altar nun rein ist, hat sein Leib die unaussprechliche Schönheit

Gottes angenommen. Bevor er zum Himmel auffährt, hat er sich seinen Knechten gezeigt. Halleluja! Laßt uns singen, halleluja! O ewige Jugend Gottes! Laßt uns den Menschen verkünden, daß er auferstanden ist, halleluja! Der Gerechte, der Heilige ist auferstanden, halleluja, halleluja! Aus dem Grabe ist er unsterblich erstanden. Und der gerechte Mensch ist mit ihm auferstanden. In Sünde, wie in einer Höhle, war das Herz des Menschen eingeschlossen. Er ist gestorben, um zu sagen: „Stehet auf!“ Und die Verstreuten sind aufgestanden, halleluja! Die Pforten des Himmels hat er geöffnet und zu den Ausgewählten gesagt: „Kommt.“ Möge es durch das Blut des Heiligen auch uns gewährt sein, aufzuerstehen. Halleluja!“«

Matthias, der alte ehemalige Jünger Johannes des Täufers, geht singend voran, wie vielleicht einst David vor seinem Volk singend auf den Straßen von Judäa einherzog. Die anderen folgen ihm und stimmen bei jedem Halleluja mit heiligem Jubel ein.

Jonatan, der mit der Gruppe geht, sagt, als Jerusalem schon am Fuß des Hügels liegt, den sie mit eiligen Schritten hinabsteigen: »Durch seine Geburt habe ich Vaterland und Haus verloren, und durch seinen Tod habe ich das neue Haus verloren, in dem ich dreißig Jahre lang ehrbar gearbeitet habe. Doch selbst wenn ich seinetwegen das Leben verloren hätte, so wäre ich freudig gestorben, da ich das Leben seinetwegen verloren hätte. Ich hege keinen Haß gegen jene, die mich ungerecht behandeln. Mein Herr hat mich durch sein Sterben die vollkommene Sanftmut gelehrt. Und ich denke nicht an morgen. Meine Wohnstatt ist nicht hier, sondern im Himmel. Ich werde in der Armut leben, die ihm so teuer war, und werde ihm bis zu der Stunde dienen, da er mich ruft ... Und ... Ja, ich werde ihm auch den Verzicht ... auf meine Herrin opfern ... Dies ist der schmerzlichste Stachel ... Doch nun, da ich den Schmerz des Christus und seine Herrlichkeit gesehen habe, darf ich nicht an die Größe meines Schmerzes denken, sondern nur auf die himmlische Herrlichkeit hoffen. Gehen wir und sagen wir den Aposteln, daß Jonatan der Diener der Diener Christi ist.«

687 Jesus erscheint den Jüngern von Emmaus

Zwei Männer mittleren Alters schreiten rasch auf einer Bergstraße dahin. Sie haben Jerusalem im Rücken, dessen Anhöhen immer mehr hinter anderen verschwinden, die wie Wellen aus Hügeln und Tälern aufeinander folgen.

Sie unterhalten sich, und der Ältere sagt zum anderen, der höchstens fünfunddreißig Jahre alt ist: »Glaube mir, es ist besser gewesen, so zu handeln. Ich habe eine Familie, und auch du hast eine. Der Tempel scherzt nicht. Er will wirklich allem ein Ende machen. Zu Recht? Zu Unrecht? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß sie diese Geschichte ein für allemal beenden wollen.«

»Dieses Verbrechen, Simon. Nenne es nur beim rechten Namen, denn es war ein Verbrechen.«

»Je nachdem, wie man es sieht. Uns bringt die Liebe gegen das Synedrium in Wallung. Aber vielleicht ... Wer weiß.«

»Nein. Die Liebe erleuchtet. Sie läßt keinen Irrtum zu.«

»Auch das Synedrium, auch die Priester und die Vorsteher lieben. Sie lieben Jahwe, ihn, den ganz Israel geliebt hat, seit der Bund zwischen Gott und den Patriarchen geschlossen wurde. Also ist auch für sie die Liebe Licht und führt nicht zum Irrtum!«

»Ihre Liebe gilt nicht dem Herrn. Ja, Israel hat seit Jahrhunderten diesen Glauben. Aber sage mir, kannst du behaupten, daß das noch Glaube ist, was uns die Tempelvorsteher, die Pharisäer, die Schriftgelehrten und die Priester übermitteln? Du hast es doch gesehen. Mit dem dem Herrn geweihten Gold – man wußte es schon oder hat zumindest den Verdacht gehabt, daß es geschehen würde – mit dem dem Herrn geheiligten Gold haben sie den Verräter und jetzt die Wachen bezahlt; ersteren, damit er Christus verrät, die anderen, damit sie lügen. Oh, ich kann nicht verstehen, warum die ewige Macht sich damit begnügt hat, die Mauern einstürzen zu lassen und den Vorhang zu zerreißen. Ich sage dir, ich hätte gewünscht, daß die neuen Philister unter den Trümmern begraben würden. Alle!«

»Klopas, das wäre Rache!«

»Ja, das wäre Rache. Nehmen wir an, er sei nur ein Prophet gewesen, hatten sie dann das Recht, einen Unschuldigen zu töten? Denn er war unschuldig! Hast du vielleicht einmal gesehen, daß er eines der Verbrechen begangen hat, deren man ihn beschuldigte, um ihn töten zu können?«

»Nein, kein einziges. Aber einen Fehler hat er begangen.«

»Welchen, Simon?«

»Den Fehler, daß er vom Kreuz herab nicht seine Macht ausgeübt hat, um unseren Glauben zu stärken und die ungläubigen Gotteschänder zu bestrafen. Er hätte die Herausforderung annehmen und vom Kreuz herabsteigen müssen!«

»Er hat mehr getan: Er ist auferstanden!«

»Ist das auch wahr? Auferstanden, aber wie? Nur im Geist oder mit Leib und Seele?«

»Die Seele ist doch ewig! Sie braucht nicht aufzuerstehen!« ruft Klopas aus.

»Das weiß ich selbst. Ich wollte sagen, ob er nur in seiner göttlichen Natur, die über jede menschliche Nachstellung erhaben ist, auferstanden ist. Denn eben noch haben die Menschen seine Seele in furchtbare Angst versetzt. Hast du nicht gehört? Markus hat gesagt, daß in Getsemani, wo er an einem Fels gebetet hat, alles voll Blut ist. Und Johannes, der mit Markus gesprochen hat, hat ihm gesagt: „Laß niemanden diesen Ort betreten, denn es ist Blut, das der Gottmensch geschwitzt hat.“ Wenn er vor der Marter Blut geschwitzt hat, dann muß er furchtbare Angst vor ihr gehabt haben.«

»Unser armer Meister . . . !« Sie schweigen betrübt.

Jesus gesellt sich zu ihnen und fragt: »Von wem redet ihr? In dieser Stille habe ich einige eurer Worte gehört. Wer ist getötet worden?« Jesus ist verborgen unter dem Äußeren eines armen, eiligen Wanders.

Die beiden erkennen ihn nicht.

»Bist du hier fremd, Mann? Hast du dich nicht in Jerusalem auf-

gehalten? Dein verstaubtes Gewand und die abgenützten Sandalen lassen auf einen unermüdlichen Pilger schließen.«

»Das bin ich. Ich komme von sehr weit her ... «

»Dann wirst du müde sein. Hast du noch einen weiten Weg?«

»Einen sehr weiten. Er ist noch länger als der, den ich bereits zurückgelegt habe.«

»Hast du Geschäfte zu erledigen? Begibst du dich auf die Märkte?«

»Ich muß eine riesige Anzahl Herden für den mächtigsten aller Herren erwerben. Die ganze Welt muß ich durchwandern, um Schafe und Lämmer auszuwählen, und ich muß auch zu den wilden Herden gehen, die, wenn sie erst einmal gezähmt sind, besser sein werden als jene, die jetzt nicht wild sind.«

»Schwierige Arbeit. Und du bist weitergegangen und hast dich nicht in Jerusalem aufgehalten?«

»Weshalb fragt ihr dies?«

»Weil du anscheinend der einzige bist, der nicht weiß, was in diesen Tagen geschehen ist.«

»Was ist denn geschehen?«

»Du kommst von weit her und weißt es vielleicht deshalb nicht. Doch dein Akzent ist galiläisch. Darum müßtest du, wenn du beschnitten bist, eigentlich wissen, selbst wenn du in den Diensten eines fremden Königs stehst oder der Sohn ausgewanderter Galiläer bist, daß vor drei Jahren in unserem Vaterland ein großer Prophet namens Jesus von Nazaret aufgestanden ist, mächtig in Worten und Werken vor Gott und den Menschen, der predigend durch das ganze Land gezogen ist. Er nannte sich den Messias. Seine Worte und Werke waren wirklich die des Sohnes Gottes, wie er sich nannte. Ja, wirklich des Sohnes Gottes. Es kam alles vom Himmel ... Nun weißt du, warum ... Aber bist du beschnitten?«

»Erstgeborener bin ich und dem Herrn heilig.«

»Dann kennst du unsere Religion?«

»Kein Wort ist mir unbekannt. Ich kenne die Vorschriften und die

Bräuche. Die Halacha, der Midrasch und die Haggada sind mir geläufig wie die Elemente Luft, Wasser, Feuer und Licht, die ersten Dinge, nach denen Verstand, Instinkt und Bedürfnis des Menschen verlangen, wenn er den mütterlichen Schoß verlassen hat.«

»Dann weißt du also, daß Israel ein Messias verheißen war, der als mächtiger König Israel vereinigen würde. So ist es jedoch nicht gewesen ... «

»Wie dann?«

»Er strebte nicht nach irdischer Macht, sondern nannte sich König eines ewigen und geistigen Reiches. Er hat Israel nicht geeint, sondern gespalten, denn nun ist es geteilt in jene, die an ihn glauben, und jene, die ihn einen Übeltäter nennen. Er hatte wirklich nicht das Zeug zum König, denn er wollte nur Sanftmut und Verzeihung. Und wie soll man mit solchen Waffen unterwerfen und siegen ... ?«

»Und dann?«

»Nun, dann haben die Hohenpriester und die Ältesten des Volkes Israel ihn gefangengenommen und zum Tod verurteilt ... wenn gleich sie ihn in Wahrheit nicht begangener Verbrechen beschuldigt haben. Seine einzige Schuld war, zu gut und zu streng gewesen zu sein ... «

»Wie konnte er das eine und das andere sein?«

»Er konnte es, denn er war zu streng, wenn er den Vorstehern Israels die Wahrheit sagte, und zu gut, um sie durch ein Wunder zu vernichten und seine ungerechten Feinde zu zerschmettern.«

»War er so streng wie der Täufer?«

»Nun ... das würde ich nicht sagen. Sein harter Tadel galt, besonders in letzter Zeit, den Schriftgelehrten und Pharisäern, und er drohte denen vom Tempel als vom Zorn Gottes Gezeichneten. Aber wenn ein Sünder sich bekehrte und er sah, daß dieser wahre Reue im Herzen hatte – denn der Nazarener konnte in den Herzen besser lesen als die Schriftgelehrten in ihren Texten – dann war er gütiger als eine Mutter.«

»Und Rom hat erlaubt, daß ein Unschuldiger getötet wurde?«

»Pilatus hat ihn verurteilt ... Aber er wollte nicht und nannte ihn einen Gerechten. Doch man drohte ihm, ihn beim Cäsar anzuklagen, und er bekam Angst. Also wurde er zum Tod am Kreuz verurteilt und mußte sterben. Und dieser Tod, zusammen mit der Angst vor den Synedristen, hat uns sehr entmutigt. Denn ich bin Klopas, der Sohn des Klopas, und dieser ist Simon. Wir sind beide aus Emmaus und verwandt, denn ich bin der Mann seiner ältesten Tochter, und wir waren Jünger des Propheten.«

»Und nun seid ihr es nicht mehr?«

»Wir hatten gehofft, daß er es sei, der Israel befreien würde, und auch, daß er seine Worte durch ein Wunder bestätigen würde. Dagegen ... «

»Was hat er denn gesagt?«

»Wir haben es dir schon gesagt: „Ich bin in das Reich Davids gekommen. Ich bin der König des Friedens“ und so weiter. Er sagte auch: „Kommt zum Reich“, doch dann hat er uns das Reich nicht gegeben. Und er sagte: „Am dritten Tage werde ich auferstehen.“ Nun ist heute der dritte Tag, seit er gestorben ist. Vielmehr, er ist schon vorüber, denn die neunte Stunde ist vergangen, und er ist nicht auferstanden. Einige Frauen und einige Wachen behaupten zwar, er sei auferstanden. Aber wir haben ihn nicht gesehen. Und nun sagen die Wachen, sie hätten dies nur erfunden, um den Diebstahl des Leichnams durch die Jünger des Nazareners zu verheimlichen. Ausgerechnet die Jünger ... ! Wir haben ihn alle aus Angst im Stich gelassen, als er noch am Leben war ... und wir werden ihn gewiß nicht jetzt gestohlen haben, da er tot ist. Und die Frauen ... Wer glaubt schon den Frauen! Wir sprachen gerade darüber. Und wollten gerne wissen, ob er gemeint hat, daß nur sein nun wieder göttlich gewordener Geist aufersteht oder auch das Fleisch. Die Frauen behaupten noch, daß Engel – denn sie wollen auch Engel nach dem Erdbeben gesehen haben, und es ist möglich, denn schon am Freitag sind die Gerechten außerhalb ihrer Gräber erschienen – sie behaupten, Engel hätten ihnen gesagt, er sei gleich einem, der nie gestorben ist. Und

so schienen ihn die Frauen auch tatsächlich gesehen zu haben. Doch zwei von uns, zwei Oberhäupter, die zum Grab gegangen sind, haben dieses zwar leer gefunden, wie die Frauen gesagt hatten, aber ihn selbst haben sie weder dort noch anderswo gesehen. Wir sind sehr traurig, denn wir wissen nicht, was wir nun denken sollen.«

»Oh, wie seid ihr doch töricht und von schwerfälligem Geist! Und wie lange braucht ihr, um an die Worte der Propheten zu glauben. Stand nicht alles schon geschrieben? Israel hat den Irrtum begangen, das Königtum Christi falsch auszulegen. Daher hat man ihm nicht geglaubt. Daher hat man ihn gefürchtet. Und daher habt ihr nun Zweifel. Oben und unten, im Tempel und in den Dörfern, überall erwartete man einen König im menschlichen Sinn. Aber die Wiedererrichtung des Reiches Israel war im Gedanken Gottes nicht in Zeit, Raum und Mittel begrenzt wie bei euch.

Nicht in der Zeit: Jedes Königtum, auch das mächtigste, ist nicht ewig. erinnert euch an die mächtigen Pharaonen, die die Hebräer zur Zeit des Mose unterdrückten. Wie viele Dynastien sind aufeinander gefolgt, und von ihnen allen sind nur entseelte Mumien im Innern geheimnisvoller Gräber geblieben! Und eine Erinnerung, wenn überhaupt, ist geblieben an ihre Macht, die eine Stunde oder noch weniger gewährt hat, wenn wir diese Jahrhunderte mit der Ewigkeit vergleichen. Dieses Reich aber ist ewig.

Nicht im Raum: Es wurde genannt: Reich Israel; denn aus Israel ist der Stamm des Menschengeschlechtes hervorgegangen, in Israel liegt sozusagen der Same Gottes, und wenn man Israel sagt, so bedeutet dies: das Reich der von Gott Erschaffenen. Aber das Reich des Königs und Messias beschränkt sich nicht auf den kleinen Raum von Palästina, sondern erstreckt sich von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, überall dorthin, wo ein Wesen ist, das eine Seele in seinem Fleisch besitzt, also wo ein Mensch ist. Wie hätte einer allein alle die Völker, die einander feindlich gesinnt sind, vereinigen und ein einziges Reich bilden können, ohne Ströme von Blut zu vergießen und alle mit Hilfe von Bewaffneten zu unterwerfen und grausam zu

unterdrücken? Und wie hätte er dann der König des Friedens sein können, von dem die Propheten sprechen?

Nicht in dem Mittel: Des Menschen Mittel, habe ich gesagt, ist die Unterdrückung. Das übernatürliche Mittel ist die Liebe. Ersteres ist immer begrenzt, denn die Völker stehen gegen die Unterdrücker auf; das zweite ist unbegrenzt, denn die Liebe wird geliebt oder, wenn sie nicht geliebt wird, wird sie verspottet. Da sie jedoch etwas Geistiges ist, kann sie niemals direkt angegriffen werden. Und Gott, der Unendliche, will Mittel anwenden, die so sind wie er. Er will, was nicht endlich ist, weil es ewig ist: den Geist; das, was des Geistes ist; das, was zum Geist führt. Dies ist der Irrtum gewesen: daß man sich eine messianische Idee zurechtgelegt hat, die falsch war, was Mittel und Form betrifft.

Welches ist das höchste Königtum? Das Königtum Gottes, nicht wahr? Und dieser Bewunderungswürdige, dieser Immanuel, dieser Heilige, dieser erhabene Sproß, dieser Starke, dieser Vater künftiger Zeiten, dieser Friedensfürst, dieser Gott gleich jenem, von dem er kommt – denn so steht es geschrieben, und dies alles ist der Messias – wird sein Königtum nicht gleich dem Königtum dessen sein, der ihn gezeugt hat? Ja, so wird es sein. Ein ganz geistiges und ewiges Königtum, unbefleckt von Raub und Blut, das keinen Verrat und keine Gewalt kennt. Sein Königtum! Das Königtum, das die ewige Güte auch den armen Menschen gewährt, um seinem Wort Ehre und Freude zu schenken.

Hat nicht David schon gesagt, daß diesem mächtigen König alles als Schemel zu Füßen liegen wird? Steht nicht bei Jesaja seine ganze Passion geschrieben und zählt nicht David sozusagen auch seine Martern auf? Und steht nicht geschrieben, daß er der Erlöser und Retter ist, der durch sein Opfer den sündigen Menschen erlösen wird? Und ist nicht genau angegeben – und Jona ist das Zeichen – daß ihn die unersättlichen Eingeweide der Erde drei Tage lang verschlingen und dann ausspeien werden, wie der Walfisch den Propheten? Und steht nicht von ihm geschrieben: „Mein Tempel, also mein

Leib, wird drei Tage, nachdem er zerstört worden ist, von mir (also von Gott) wieder aufgerichtet werden?“ Was habt ihr geglaubt? Daß er durch Zauber die Tempelmauern wiedererrichten würde? Nein. Nicht die Mauern, sondern sich selbst. Und nur Gott konnte aus eigener Kraft auferstehen. Er hat den wahren Tempel wiedererrichtet: den Leib des Lammes, das geopfert wurde – so wie es Mose befohlen und prophezeit war – um den „Übergang“ der Menschen, die Kinder Gottes und Sklaven Satans waren, vom Tod zum Leben, von der Sklaverei zur Freiheit vorzubereiten.

Ihr fragt euch, wie er auferstanden ist? Ich antworte: Er ist mit seinem wahren Fleisch auferstanden und mit dem göttlichen Geist, der in ihm wohnt, so wie in jedem sterblichen Fleisch die darin wohnende Seele die Königin des Herzens ist. So ist er auferstanden, nachdem er alles erlitten hat, um alles zu sühnen; um die erste Sünde wiedergutzumachen und die unzähligen Sünden, die täglich von der Menschheit begangen werden. Er ist auferstanden, wie es unter dem Schleier der Prophezeiungen vorausgesagt war. Als seine Zeit gekommen war, wurde er geboren – denkt an Daniel – und zur vorherbestimmten Zeit wurde er geopfert. Hört und denkt daran, denn zur vorhergesagten Zeit nach seinem Tod wird die gottesmörderische Stadt zerstört werden.

Ich gebe euch einen Rat: Lest die Propheten mit dem Herzen und nicht mit dem stolzen Verstand, vom Anfang des Buches bis zu den Worten des geopferten Wortes. Denkt an den Vorläufer, der ihn das Lamm nannte, und erinnert euch, welches das Schicksal des symbolischen mosaischen Lammes war. Durch jenes Blut wurden die Erstgeborenen Israels gerettet. Durch dieses Blut werden die Erstgeborenen Gottes erlöst werden, also jene, die sich durch ihren guten Willen dem Herrn geheiligt haben. Erinnert euch an den messianischen Psalm Davids und an den messianischen Propheten Jesaja und versteht sie. Denkt an Daniel. Erhebt euer Gedächtnis aus dem Staub in das Blau des Himmels und vergegenwärtigt euch jedes Wort über das Königtum des Heiligen Gottes, und ihr werdet verstehen, daß

euch kein stärkeres Zeichen hätte gegeben werden können, als dieser Sieg über den Tod, diese aus sich selbst erfolgte Auferstehung. Denkt daran, wie unvereinbar mit seiner Barmherzigkeit und seiner Sendung eine Bestrafung derer vom Kreuz herab gewesen wäre, die ihn so erhöht haben. Er war immer noch der Erlöser, auch als der verspottete und an das Holz genagelte Gekreuzigte! Die Glieder waren gekreuzigt, der Geist und der Wille jedoch frei. Und mit diesen wollte er noch warten, um den Sündern Zeit zu lassen, zu glauben und sein Blut über sich herabzurufen, nicht unter gotteslästerlichem Geschrei, sondern mit dem Seufzer der Zerknirschung.

Nun ist er auferstanden. Alles hat er vollbracht. Glorreich ist er vor seiner Menschwerdung gewesen. Dreimal glorreich ist er nun, nachdem er sich so viele Jahre in einem Körper erniedrigt und sich dann selbst geopfert hat im vollkommenen Gehorsam durch seinen Tod am Kreuz, um den Willen Gottes zu erfüllen. Glorreich über alle Maßen wird er nun zusammen mit dem verherrlichten Fleisch zum Himmel auffahren und in die ewige Herrlichkeit eingehen. Dies wird der Beginn des Reiches sein, dessen Bedeutung Israel nicht verstanden hat. Und zu diesem Reich ruft er eindringlicher denn je mit seiner ganzen Liebe und Autorität die Völker der Welt. Sie alle, wie es die Gerechten Israels und die Propheten geschaut und vorausgesagt haben, alle Völker werden zu ihrem Heiland kommen. Und es wird keine Juden oder Römer, Skythen oder Afrikaner, Iberer oder Kelten, Ägypter oder Phrygier mehr geben. Die von jenseits des Eufrat werden sich mit den Quellen des ewigen Flusses vereinigen. Die Völker des Nordens werden an der Seite der Numidier zu seinem Reich kommen; Rassen und Sprachen, Sitten und Hautfarben werden keine Rolle mehr spielen. Es wird ein einziges zahlloses, leuchtendes, reines Volk geben, eine einzige Sprache, eine einzige Liebe. Es wird das Reich Gottes, das Reich des Himmels sein, und der ewige Herrscher, der auferstandene Geopferte, und sein ewiges Volk, die an ihn Glaubenden. Glaubt also, um zu diesem Volk zu gehören!

Hier ist nun Emmaus, Freunde. Ich gehe weiter. Dem Wanderer, der noch einen so weiten Weg zurücklegen muß, ist kein Aufenthalt erlaubt.«

»Herr, du bist gelehrter als ein Rabbi. Wäre er nicht tot, würden wir glauben, daß er zu uns gesprochen hat. Wir möchten noch andere und ausführlichere Wahrheiten von dir hören; denn nun verstehen wir die Worte des Buches nicht mehr, da wir eine Herde ohne Hirten und durch den Haß Israels beunruhigt sind. Willst du, daß wir mit dir kommen? Du könntest uns weiterhin unterweisen und so das Werk des Meisters, der uns genommen wurde, vollenden.«

»Ihr habt ihn so lange gehabt, und es hat nicht genügt, euch zu vollenden? Ist dies hier nicht die Synagoge?«

»Ja. Ich bin Klopas, der Sohn des Synagogenvorstehers Klopas, der in der Freude gestorben ist, den Messias kennengelernt zu haben.«

»Und immer noch trüben Zweifel deinen Glauben? Aber es ist nicht eure Schuld. Nach dem Blut braucht es noch das Feuer. Dann werdet ihr glauben, denn ihr werdet verstehen. Lebt wohl.«

»O Herr, es will schon Abend werden, und die Sonne geht bald unter. Du bist müde und durstig. Komm herein. Bleibe bei uns. Du wirst zu uns von Gott sprechen, während wir Brot und Salz teilen.«

Jesus geht hinein und wird mit der üblichen hebräischen Gastfreundlichkeit bedient. Man bringt Getränke und Wasser für die müden Füße.

Dann setzen sie sich zu Tisch, und die beiden bitten ihn, die Mahlzeit zu segnen.

Jesus steht auf, hält das Brot auf den flachen Händen, erhebt die Augen zum roten Abendhimmel, dankt für die Speise und setzt sich. Er bricht das Brot und teilt es mit seinen Gastgebern. Und während er dies tut, gibt er sich zu erkennen als der, der er ist: der Auferstandene.

Er ist nicht der strahlende Auferstandene, als der er den anderen, die ihm nahestehen, erschienen ist. Aber er ist ein Jesus voller Majestät, und die Wunden an den schmalen Händen sind deutlich zu

sehen: rote Rosen auf dem Elfenbein der Haut. Ein sehr lebendiger Jesus in seinem wiederhergestellten Fleisch. Aber auch Gott in der Macht seines Blickes und seiner Erscheinung.

Die beiden erkennen ihn und fallen auf die Knie ... Und als sie es wagen, wieder aufzublicken, bleibt von ihm nur noch das gebrochene Brot.

Sie nehmen es und küssen es. Jeder nimmt seinen Anteil und legt ihn, wie eine Reliquie in ein Leinentüchlein gewickelt, auf die Brust.

Sie weinen und sagen: »Er ist es gewesen! Und wir haben ihn nicht erkannt. Und dennoch, brannte nicht auch dir das Herz in der Brust, als er zu uns sprach und uns die Schrift auslegte?«

»Ja. Und nun glaube ich ihn neu zu sehen. Im Licht, das vom Himmel kommt. Dem Licht Gottes. Und ich sehe, daß er der Erlöser ist.«

»Gehen wir. Ich spüre weder Müdigkeit noch Hunger mehr. Wir wollen nach Jerusalem gehen und es seinen Jüngern berichten.«

»Gehen wir. Oh, hätte doch mein alter Vater diese Stunde noch erleben dürfen!«

»Sprich nicht so. Ihm war mehr gegeben als uns. Der Geist des gerechten Klopas sah den Sohn Gottes in den Himmel zurückkehren ohne den Schleier, der ihn aus Erbarmen mit unserer menschlichen Schwäche verhüllte. Gehen wir! Gehen wir! Wir werden mitten in der Nacht ankommen. Aber wenn er es will, finden wir einen Weg, in die Stadt zu gelangen. Er, der die Tore des Todes geöffnet hat, kann ebenso die Tore der Stadtmauern öffnen. Gehen wir!«

Und in der purpurnen Abenddämmerung machen sie sich eilends auf den Weg nach Jerusalem.

688 Jesus erscheint anderen Freunden

Das Haus des Abendmahles ist voller Menschen. In der Vorhalle, im Innenhof, in den Zimmern, mit Ausnahme des Abendmahlsaales und des Raumes, in dem sich die Jungfrau Maria aufhält, herrscht

die festliche und erregte Stimmung eines Ortes, an dem man sich nach langer Zeit wieder zu einer Feier zusammenfindet. Ich sehe die Apostel, außer Thomas, die Hirten und die treuen Frauen; mit Johanna sind auch Nike, Elisa, Syra, Marcella und Hanna gekommen. Alle sprechen mit leiser Stimme, aber offensichtlich in freudiger Erregung. Das ganze Haus ist fest verschlossen, fast als hätten sie Angst; aber die Angst vor dem, was draußen ist, schmälert nicht die Freude im Innern.

Marta kommt und geht mit Marcella und Susanna und bereitet die Abendmahlzeit für die »Diener des Herrn«, wie sie die Apostel nennt. Die anderen beratschlagen sich und vertrauen sich gegenseitig ihre Eindrücke, Freuden und Ängste an . . . Wie ebenso viele Kinder, die auf etwas warten, das sie elektrisiert und gleichzeitig auch ein wenig verängstigt.

Die Apostel möchten als die Ruhigsten erscheinen. Aber sie sind die ersten, die aufschrecken, wenn ein Geräusch einem Klopfen am Tor oder dem Öffnen eines Fensters ähnelt. Und als Susanna mit zwei mehrflammigen Leuchtern hereinkommt, um Marta zu helfen, die nach Wäsche sucht, macht Matthäus einen Sprung zurück und schreit: »Der Herr!« Dies veranlaßt Petrus, der offensichtlich der Aufgeregteste von allen ist, auf die Knie zu fallen.

Ein lautes Klopfen am Tor läßt jedes Wort unvermittelt verstummen. Sicher schlagen jetzt alle Herzen wie rasend.

Sie schauen zum Fensterchen hinaus und öffnen mit einem überraschten »Oh!«, als sie die nicht erwartete Gruppe der römischen Damen in Begleitung des Longinus und eines anderen, der wie Longinus dunkel gekleidet ist, sehen. Die Damen sind ebenfalls alle in dunkle Mäntel gehüllt, die auch den Kopf bedecken. Sie haben alle Schmuckstücke abgelegt, um weniger aufzufallen.

»Dürfen wir einen Augenblick hereinkommen, um der Mutter des Erlösers unsere Freude auszudrücken?« fragt Plautina, die alle besonders ehrerbietig grüßen.

»Kommt nur. Sie ist dort drüben.«

Die ganze Gruppe geht zusammen mit Johanna und Maria von Magdala, die sie meines Erachtens gut kennen, hinüber.

Longinus und der andere Römer bleiben allein in einer Ecke der Vorhalle zurück, denn sie werden etwas schief angesehen.

Die Frauen grüßen mit ihrem: »Ave, Domina!« und knien dann nieder mit den Worten: »Zuvor haben wir die Weisheit bewundert, aber nun wollen wir Kinder des Christus sein. Und wir sagen es dir, denn du allein kannst das hebräische Mißtrauen gegen uns besiegen. Zu dir kommen wir, um belehrt zu werden, bis diese (dabei zeigt sie auf die an der Tür stehenden Apostel) erlauben, daß wir uns zu Jesus gehörig nennen.« Es ist Plautina, die für alle gesprochen hat.

Maria lächelt selig und sagt: »Ich bitte den Herrn, meine Lippen zu reinigen, wie er es bei dem Propheten getan hat, damit ich würdig von meinem Herrn sprechen kann. Seid gesegnet, ihr Erstlinge Roms!«

»Auch Longinus möchte ... und der Soldat, der in seinem Herzen ein Feuer verspürt hat, als ... sich Erde und Himmel geöffnet haben beim Aufschrei Gottes. Und wenn wir nur sehr wenig wissen ... so wissen sie gar nichts. Sie wissen nur, daß er der Heilige Gottes war und daß sie nicht mehr länger im Irrtum verbleiben wollen.«

»Sage ihnen, sie sollen zu den Aposteln gehen.«

»Sie sind schon da. Aber die Apostel mißtrauen ihnen.«

Maria steht auf und geht auf die Soldaten zu.

Die Apostel sehen ihr nach und versuchen, ihre Absicht zu erraten.

»Gott möge euch zu seinem Licht führen, Söhne! Kommt und lernt die Diener Gottes kennen. Dieser hier ist Johannes. Ihr kennt ihn. Dieser ist Simon Petrus, den mein Sohn und Herr zum Oberhaupt der Brüder ernannt hat. Diese hier sind Jakobus und Judas, die Vettern des Herrn. Dieser hier ist Simon, und dieser Andreas, der Bruder des Petrus. Dieser ist Jakobus, der Bruder des Johannes. Und diese sind Philippus, Bartholomäus und Matthäus. Thomas fehlt. Er ist noch unterwegs. Doch ich nenne ihn, als ob er anwesend wä-

re. Dies sind die zu einer besonderen Aufgabe Auserwählten. Aber jene, die so demütig im Schatten stehen, sind die ersten im Heroismus der Liebe. Seit mehr als dreißig Jahren predigen sie Christus. Weder die selbst erlittenen Verfolgungen noch die Verurteilung des Unschuldigen konnten ihren Glauben beeinträchtigen. Sie sind Fischer und Hirten, und ihr seid Patrizier. Doch im Namen Jesu gibt es keine Unterschiede mehr. Die Liebe in Christus macht alle gleich und zu Brüdern. Und meine Liebe nennt euch Kinder, auch euch, die ihr einer anderen Nation angehört. Ja, ich sage euch, ich finde euch wieder, nachdem ich euch verloren hatte; denn im Augenblick des Schmerzes, als er starb, wart ihr zugegen. Und ich vergesse dein Mitleid nicht, Longinus. Und auch nicht deine Worte, Soldat! Es sah aus, als sei ich tot. Aber ich habe alles gesehen. Ich habe nichts, um euch zu belohnen. Und in Wahrheit gibt es für heilige Dinge keine Münze, sondern nur Liebe und Gebet. Und dies werde ich euch schenken und unseren Herrn Jesus bitten, euch alles zu vergelten.«

»Wir sind belohnt, Domina. Deshalb haben wir es auch alle zusammen gewagt, hierher zu kommen. Ein gemeinsamer Impuls hat uns zusammengeführt, und der Glaube beginnt schon, seine Bande von Herz zu Herz zu schlingen ... « sagt Longinus.

Alle nähern sich neugierig, und einer überwindet die Zurückhaltung und vielleicht auch den Abscheu vor einer Berührung mit den Heiden und fragt: »Was ist euch geschehen?«

»Ich habe eine Stimme ... die seine, gehört ... Sie sagte: „Komm zu mir“«, erklärt Longinus.

»Und ich habe gehört: „Wenn du mich heilig glaubst, dann glaube an mich“«, sagt der andere Soldat.

»Und wir«, sagt Plautina, »haben heute morgen, als wir von ihm redeten, ein Licht gesehen! Ein Licht, das zu einem Antlitz wurde. Oh, beschreibe du seine Schönheit. Es war sein Antlitz. Und es lächelte uns so sanft zu, daß wir nur noch eines wollten: zu euch kommen und euch bitten: „Weist uns nicht ab.“«

Stimmengewirr und Bemerkungen erfüllen den Raum. Alle reden und wiederholen, wie sie ihn gesehen haben.

Die zehn Apostel schweigen beschämt. Um sich nicht bloßzustellen und nicht als die einzigen zu erscheinen, die ohne seinen Gruß geblieben sind, fragen sie die hebräischen Frauen, ob sie kein österliches Geschenk von ihm erhalten haben.

Elisa sagt: »Er hat mir den Schmerz über meinen toten Sohn genommen.«

Und Hanna: »Ich habe gespürt, daß er mir das ewige Heil für die Meinen versprochen hat.«

Und Syra: »Ich eine Liebkosung.«

Und Marcella: »Ich habe einen Blitz gesehen und seine Stimme gehört, die sagte: „Harre aus.“«

»Und du, Nike?« fragen alle, da sie schweigt.

»Oh, sie hat schon genug erhalten«, antworten andere.

»Nein. Ich habe sein Antlitz gesehen, und er hat zu mir gesagt: „Damit es sich deinem Herzen einprägen möge.“ Wie schön war er doch!«

Marta kommt und geht, schweigend und geschäftig.

»Und du, Schwester? Für dich nichts? Du schweigst und lächelst. Und so glücklich ist dein Lächeln, daß auch du deine Freude erlebt haben muß«, sagt Magdalena.

»Es ist wahr. Du hältst die Lider gesenkt und dein Mund schweigt; doch deine Augen leuchten unter dem Schleier der Wimpern, als würdest du ein Liebeslied singen.«

»So sprich doch! Mutter, hat sie dir etwas gesagt?«

Die Mutter lächelt und schweigt.

Marta, die damit beschäftigt ist, den Tisch zu decken, möchte einen Schleier über ihr süßes Geheimnis breiten, aber die Schwester gibt nicht nach. Und schließlich sagt Marta selig und errötend: »Er hat sich mit mir verabredet für die Todesstunde und die vollkommene Vermählung . . .« und ihr Gesicht entzündet sich in einem noch tieferen Rot und einem Lächeln der Seele.

689 Jesus erscheint den zehn Aposteln

Sie sind im Abendmahlsaal versammelt. Es muß schon sehr spät sein, denn kein Laut dringt mehr herein von der Straße oder aus dem Haus. Ich denke, auch die zuvor Gekommenen haben sich, müde von so viel Aufregung, in ihre eigenen Häuser oder zum Schlafen zurückgezogen.

Die Zehn hingegen sitzen und reden im Licht eines einzigen Flämmchens der Lampe, das sich dem Tisch am nächsten befindet. Vorher haben sie offensichtlich Fisch gegessen, denn auf einem Tablett auf der Anrichte liegt der eine oder andere übriggebliebene. Die Apostel sitzen noch am Tisch, und die Unterhaltung stockt immer wieder. Eigentlich sind es eher Monologe, die sie führen, denn es scheint, daß jeder mehr mit sich selbst als mit den Gefährten spricht. Und die übrigen lassen ihn reden, selbst wenn sie ihrerseits von etwas ganz anderem sprechen. Trotzdem sind diese unzusammenhängenden Gesprächsfetzen, die mich an die Speichen eines zerbrochenen Rades erinnern, doch alle Teil eines einzigen Themas, drehen sich alle um dasselbe, nämlich Jesus.

»Ich hoffe nicht, daß Lazarus nicht richtig gehört hat und die Frauen besser als er verstanden haben ... « sagt Judas des Alphäus.

»Zu welcher Stunde will ihn die Römerin gesehen haben?« fragt Matthäus.

Niemand gibt Antwort.

»Morgen gehe ich nach Kafarnaum«, sagt Andreas.

»Es war ein Fehler, Petrus, daß wir heute früh gleich weggegangen sind ... Wären wir geblieben, hätten wir ihn gesehen wie Magdalena ... « seufzt Johannes.

»Ich verstehe nicht, wie er zur selben Zeit in Emmaus und im Palast sein konnte. Und zugleich hier bei der Mutter und bei Magdalena und bei Johanna ... « sagt Jakobus des Zebedäus zu sich selbst.

»Er wird nicht kommen. Ich habe nicht genügend geweint, um es zu verdienen ... Er hat recht. Ich meine, er wird mich drei Tage lang

warten lassen, weil ich ihn dreimal verleugnet habe. Wie, wie konnte ich so etwas nur tun?«

»Wie verklärt Lazarus war. Ich sage euch, er glich einer Sonne. Es muß ihm ergangen sein wie Mose, nachdem er Gott geschaut hatte. Und gleich nachdem er sein Leben angeboten hatte, nicht wahr, ihr, die ihr dabeigewesen seid?« sagt der Zelote.

Niemand hört ihm zu.

Jakobus des Alphäus wendet sich an Johannes und sagt: »Wie hat er denen von Emmaus gesagt? Mir scheint, er hat uns entschuldigt, nicht wahr? Hat er nicht gesagt, daß alles so gekommen ist, weil wir als Israeliten eine falsche Vorstellung von seinem Reich haben?«

Johannes achtet nicht auf ihn. Er dreht sich um, schaut Philippus an, sagt ... aber er redet nicht mit Philippus: »Mir genügt zu wissen, daß er auferstanden ist. Und dann ... dann möge meine Liebe beständig wachsen. Es ist doch klar! Wenn man es genau betrachtet, so ist er im Verhältnis zur Liebe, die wir ihm bezeugt haben, erschienen: der Mutter, Maria Magdalena, den Kindern, meiner und deiner Mutter, und dann Lazarus und Marta ... Wann wohl Marta? Ich meine, als sie den Psalm Davids angestimmt hat: „Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir mangeln. Er weidet mich auf grüner Au, er führet mich zu reichen Wassern. Er hat meine Seele zu sich gerufen ...“ Erinnert ihr euch, wie überrascht wir waren über diesen unerwarteten Gesang? Und die Worte: „Er hat meine Seele zu sich gerufen“ haben einen Zusammenhang mit dem, was sie uns gesagt hat. Marta scheint ihren Weg tatsächlich wieder gefunden zu haben ... Zuerst war sie verwirrt, sie, die Starke! Vielleicht hat er ihr bei dieser Berufung auch den Ort genannt, wo er sie haben will. Ganz gewiß sogar. Denn wenn er mit ihr eine Verabredung getroffen hat, muß er wissen, wo sie sein wird. Was hat er wohl gemeint mit den Worten: „Vollkommene Vermählung“?«

Philippus, der Johannes zuerst kurz angeschaut, dann aber das Selbstgespräch nicht weiter verfolgt hat, seufzt: »Ich weiß nicht, was ich ihm sagen soll, wenn er kommt ... Ich bin geflohen ... und ich

fürchte, daß ich wieder fliehen werde. Das erste Mal aus Furcht vor den Menschen. Diesmal aus Furcht vor ihm.«

»Alle sagen: „Er ist wunderschön.“ Kann er denn schöner sein, als er schon war?« fragt sich Bartholomäus.

»Ich werde ihm sagen: „Du hast mir schweigend verziehen, als ich ein Zöllner war. Verzeihe mir auch jetzt mit deinem Schweigen, denn meine Feigheit verdient dein Wort nicht“«, sagt Matthäus.

»Longinus sagt, daß er gedacht hat: „Soll ich ihn um Heilung oder um den Glauben bitten?“ Dann hat ihm sein Herz gesagt: „Um den Glauben“, und danach die Stimme: „Komm zu mir.“ Und er fühlte gleichzeitig den Willen zu glauben und auch die Heilung. Genau das hat er mir gesagt«, erklärt Judas des Alphäus.

»Ich muß immer noch daran denken, daß Lazarus sofort für sein Angebot belohnt worden ist ... Auch ich habe gesagt: „Ich will mein Leben geben zu deiner Ehre“, aber er ist nicht gekommen«, seufzt der Zelote.

»Was meinst du, Simon? Du bist gebildet, sage mir: Was soll ich ihm sagen, damit er versteht, daß ich ihn liebe und ihn um Verzeihung bitte? Und du, Johannes? Du hast viel mit der Mutter gesprochen. Helft mir! Habt doch Mitleid, und laßt den armen Petrus nicht allein!«

Johannes fühlt Mitleid mit dem betäubten Gefährten und sagt: »Ich ... ich würde ganz einfach zu ihm sagen: „Ich liebe dich.“ In der Liebe sind auch die Bitte um Verzeihung und die Reue enthalten. Aber ... ich weiß nicht. Simon, was meinst du?«

Und der Zelote: »Ich würde das sagen, was man bei den Wundern rief: „Jesus, erbarme dich meiner.“ Oder einfach: „Jesus.“ Denn er ist viel mehr als der Sohn Davids!«

»Genau das ist es, was ich denke und was mich erzittern läßt. Oh, ich werde mein Haupt verhüllen ... Auch heute morgen hatte ich Angst, ihn zu sehen, und ... «

»... Und dann bist du als erster hineingegangen. Aber sei doch nicht so furchtsam! Man könnte glauben, du kennst ihn nicht!« ermutigt ihn Johannes.

Das Zimmer erhellt sich ganz plötzlich, wie durch einen blendenden Blitz. Die Apostel verhüllen ihr Gesicht aus Furcht vor einem Einschlag. Aber sie hören keinen Lärm und blicken wieder auf.

Jesus steht mitten im Raum neben dem Tisch. Er breitet die Arme aus und sagt: »Der Friede sei mit euch.«

Niemand antwortet. Die einen sind blaß, die anderen rot im Gesicht, und alle schauen ihn ängstlich und befangen an, hingerissen und doch versucht zu fliehen.

Jesus macht einen Schritt vorwärts und lächelt noch mehr: »Aber fürchtet euch doch nicht! Ich bin es. Warum seid ihr so verwirrt? Habt ihr mich denn nicht herbeigewünscht? Habe ich euch denn nicht ausrichten lassen, daß ich kommen würde? Habe ich es euch nicht schon am Abend des Paschamahls gesagt?«

Keiner getraut sich, den Mund aufzumachen. Petrus weint schon, und Johannes lächelt schon, während die beiden Vettern mit ihren leuchtenden Augen und den sich stumm bewegenden Lippen Statuen gleichen, die die Sehnsucht darstellen.

»Warum habt ihr in euren Herzen so widersprüchliche Gefühle wie Liebe und Angst, Zweifel und Glauben? Warum wollt ihr immer noch Fleisch und nicht Geist sein und nicht nur mit diesem sehen, verstehen, urteilen und handeln? Ist denn im Feuer der Schmerzen nicht das alte Ich verbrannt und das neue Ich eines neuen Lebens erstanden? Ich bin Jesus. Euer auferstandener Jesus, wie ich euch vorausgesagt habe. Schaut! Du, der du meine Wunden gesehen hast, und ihr, die ihr nichts von meinen Qualen wißt; denn das, was ihr gehört habt, unterscheidet sich sehr von der genauen Kenntnis, die Johannes davon hat. Komm also du zuerst. Du bist schon ganz rein. So rein, daß du mich ohne Scheu berühren kannst. Die Liebe, der Gehorsam und die Treue hatten dich schon rein gemacht. Das Blut, das dich benetzte, als du mich vom Kreuz abnahmst, hat dich vollends gereinigt. Sieh her! Es sind wahre Hände und wahre Wunden. Betrachte meine Füße. Siehst du die Male der Nägel? Ja, ich bin es wirklich, und kein Geist. Faßt mich an! Geister haben keinen Kör-

per. Ich habe richtiges Fleisch auf einem echten Skelett.« Jesus legt die Hand auf das Haupt des Johannes, der gewagt hat, sich ihm zu nähern: »Fühlst du? Sie ist warm und schwer!« Er haucht ihm ins Gesicht: »Und dies ist mein Atem.«

»O mein Herr!« flüstert Johannes ganz leise . . .

»Ja, euer Herr. Johannes, weine nicht aus Furcht und Sehnsucht. Komm zu mir. Ich bin immer noch der, der dich liebt. Wir wollen uns wie immer zu Tisch setzen. Habt ihr nichts mehr zu essen? Bringt es mir!«

Andreas und Matthäus gehen wie zwei Nachtwandler zur Anrichte und holen das Brot, den Fisch und ein Tablett mit einer Honigwabe, von der nur eine kleine Ecke fehlt.

Jesus segnet die Speisen, isst und gibt jedem etwas von dem, was er isst. Er sieht sie an. So gütig, aber auch mit solcher Majestät, daß alle wie gelähmt sind.

Jakobus, der Bruder des Johannes, wagt als erster zu sprechen: »Warum schaust du uns so an?«

»Weil ich euch kennenlernen will.«

»Kennst du uns denn noch nicht?«

»So wie ihr mich auch nicht kennt. Wenn ihr mich kennen würdet, dann würdet ihr wissen, wer ich bin und wie ich euch liebe, und ihr würdet die Worte finden, um mir eure Not zu klagen. Ihr schweigt aber wie vor einem mächtigen Fremden, den ihr fürchtet. Eben habt ihr noch gesprochen . . . Seit fast vier Tagen führt ihr schon Selbstgespräche und sagt: „Ich werde ihm dies und jenes sagen . . .“ Ihr habt meinen Geist gerufen: „Komm zurück, Herr, damit ich dir dies sagen kann.“ Nun bin ich gekommen, und ihr schweigt. Bin ich denn so verändert, daß ich euch fremd erscheine? Oder seid ihr so verändert, daß ihr mich nicht mehr liebt?«

Johannes, der wie üblich neben seinem Jesus sitzt und den Kopf an seine Brust lehnt, flüstert: »Ich liebe dich, mein Gott!« Doch dann richtet er sich auf, erlaubt sich diese Vertraulichkeit nicht länger aus Ehrfurcht vor dem strahlenden Sohn Gottes. Denn von Jesus scheint

Licht auszugehen, obgleich er einen Körper hat wie wir. Jesus aber zieht Johannes an seine Brust, und dieser öffnet seinen seligen Tränen alle Schleusen.

Dies ist für alle das Zeichen, es ihm nachzutun.

Petrus, der zwei Plätze von Johannes entfernt sitzt, rutscht zwischen den Tisch und den Sitz auf den Boden und ruft weinend aus: »Verzeihung, Verzeihung! Entreiß mich dieser Hölle, in der ich mich seit so vielen Stunden befinde. Sage mir, daß du meinen Fehler so gesehen hast, wie er war. Es war nicht der Geist, sondern das Fleisch, das mein Herz überwältigt hat. Sage mir, daß du meine Reue gesehen hast ... Sie wird bis zu meinem Tod andauern. Aber du ... du sage mir, daß ich dich als Jesus nicht zu fürchten brauche ... und ich, und ich ... ich will mich bemühen, alles so gut zu machen, daß mir auch Gott verzeihen kann ... und ich bei meinem Tod nur ein schweres Fegefeuer zu erwarten habe ... «

»Komm her, Simon des Jona.«

»Ich habe Angst!«

»Komm her und sei nicht länger feige.«

»Ich bin nicht würdig, in deine Nähe zu kommen!«

»Komm her! Was hat die Mutter dir gesagt? „Wenn du ihn nicht auf diesem Schweißstuch ansiehst, wirst du nie mehr den Mut haben, ihn anzusehen.“ O törichter Mensch! Hat dir dieses Antlitz mit seinem schmerzerfüllten Blick nicht gesagt, daß ich dich verstanden und dir verziehen habe? Und ich habe euch dieses Linnen doch zum Trost und zur Führung gegeben, um meine Verzeihung und meinen Segen mitzuteilen ... Was hat Satan euch angetan, daß ihr so blind geworden seid? Nun sage ich dir: Wenn du mich jetzt nicht anschaust, da ich über meine Herrlichkeit um eurer Schwäche willen noch einen Schleier breite, dann wirst du niemals ohne Furcht vor deinen Herrn treten können. Und was wird dir dann geschehen? Aus Anmaßung hast du gesündigt. Willst du nun aus Starrköpfigkeit noch einmal sündigen? Komm, sage ich dir.«

Petrus rutscht auf den Knien zwischen dem Tisch und den Sitzen

und bedeckt sein tränennasses Gesicht mit den Händen. Als er zu Füßen Jesu anhält, legt dieser ihm die Hand aufs Haupt. Und Petrus ergreift diese Hand, küßt sie und schluchzt dabei hemmungslos. Er kann nur immer wieder bitten: »Verzeihung! Verzeihung!«

Jesus befreit sich aus dieser Klammer, legt seine Hand unter das Kinn des Apostels und zwingt ihn, den Kopf zu erheben. Er schaut mit seinen leuchtenden, gütigen Augen in die geröteten, brennenden, von Reue gequälten Augen, und es scheint, als wolle er mit diesem Blick die Seele des Petrus durchbohren. Dann sagt er: »Nimm die Schmach des Judas von mir. Küsse mich, wo er mich geküßt hat. Wasche mit deinem Kuß das Mal des Verrats ab.«

Petrus hebt das Haupt, während Jesus sich noch tiefer beugt, und berührt mit den Lippen die Wange ... Dann legt er seinen Kopf auf Jesu Knie und bleibt so ... wie ein großes Kind, das böse gewesen ist und dem man verzeihen hat.

Erst jetzt, nachdem sie die Güte ihres Jesus gesehen haben, bekommen auch die anderen etwas Mut und nähern sich soweit möglich.

Zuerst kommen die Vетtern ... Sie möchten so viel sagen und bringen kein Wort heraus. Jesus liebkost sie und ermutigt sie mit seinem Lächeln.

Dann kommt Matthäus mit Andreas. Matthäus sagt: »Wie in Kafarnaum ... « und Andreas: »Ich, ich ... ich liebe dich ... «

Dann kommt Bartholomäus, der seufzt: »Ich bin nicht weise gewesen, sondern töricht. Dieser ist weise«, und er zeigt auf den Zeloten, dem Jesus bereits zulächelt.

Jakobus des Zebedäus kommt und flüstert Johannes zu: »Sage du es ihm ... « und Jesus wendet sich um und sagt: »Seit vier Tagen sagst du es, und ebensolange habe ich Mitleid mit dir.«

Philippus kommt als letzter und ganz gebeugt, aber Jesus zwingt ihn, das Haupt zu erheben, und sagt zu ihm: »Um Christus zu predigen, braucht es größeren Mut.«

Nun sind alle um Jesus versammelt. Langsam, langsam werden sie selbstsicherer. Sie finden wieder, was sie verloren haben oder für

immer verloren zu haben fürchteten. Das Vertrauen, die Ruhe kehren zurück, und obwohl Jesus seinen Aposteln durch seine Majestät einen neuartigen Respekt einflößt, finden sie endlich den Mut zu sprechen.

Der Vetter Jakobus seufzt: »Warum hast du uns dies angetan, Herr? Du hast doch gewußt, daß wir nichts sind und daß alles von Gott kommt. Warum hast du uns nicht die Kraft gegeben, an deiner Seite auszuharren?«

Jesus schaut ihn an und lächelt.

»Nun ist alles vorbei, und du mußt nicht mehr leiden. Verlange aber nie mehr einen solchen Gehorsam von mir. Ich bin jede Stunde um fünf Jahre älter geworden, und deine Leiden, die die Liebe und Satan mir fünfmal so schlimm erscheinen ließen als sie es schon waren, haben meine ganze Kraft verzehrt. Um weiterhin zu gehorchen, ist mir nur geblieben, meine Kraft durch meinen Willen aufrechtzuerhalten, wie ein Ertrinkender mit gebrochenen Händen sich mit den Zähnen an einem Brett festbeißt, um nicht zu sterben ... Oh, verlange solches nicht mehr von deinem Aussätzigen!«

Jesus betrachtet Simon den Zeloten und lächelt.

»Herr, du weißt, was mein Herz wollte. Doch dann habe ich keinen Mut, kein Herz mehr gehabt ... als ob die Henkersknechte, die dich gefangen genommen haben, es mir geraubt hätten ... Es ist nur ein Loch geblieben, durch das alle gefaßten Vorsätze entflohen sind. Warum hast du dies zugelassen, Herr?« fragt Andreas.

»Ich ... Du sprichst vom Herzen? Ich sage, daß ich von Sinnen war. Als ob mir jemand einen Keulenschlag in den Nacken versetzt hätte. Als ich mich in der Nacht in Jericho wiederfand ... Oh, Gott! Mein Gott ...! Wie kann ein Mensch sich so verlieren? Ich glaube, daß die Besessenheit so sein muß. Nun verstehe ich, wie furchtbar sie ist ...!« Philippus schließt die Augen bei dieser Erinnerung an seine Qual.

»Philippus hat recht. Ich habe zurückgeblickt. Ich bin alt und nicht arm an Wissen. Aber ich wußte nichts mehr von dem, was ich bis zu

dieser Stunde gewußt hatte. Ich sah Lazarus an, der so betrübt, aber so sicher war, und fragte mich: „Wie ist es möglich, daß er noch eine Erklärung findet und ich nicht?“« sagt Bartholomäus.

»Auch ich habe Lazarus betrachtet. Und da ich kaum weiß, was du uns erklärt hast, dachte ich nicht an das Wissen, sondern sagte mir: „Wenn ich ihm wenigstens im Herzen gleich wäre!“ Stattdessen habe ich nur Schmerz, Schmerz und wieder Schmerz empfunden. Lazarus hatte Schmerz und Frieden ... Warum hatte er einen solchen Frieden?«

Jesus schaut der Reihe nach zuerst Philippus, dann Bartholomäus und zuletzt Jakobus des Zebedäus an. Er lächelt und schweigt.

Judas Thaddäus sagt: »Ich habe gehofft, einmal das zu sehen, was Lazarus gewiß sah. Daher bin ich immer in seiner Nähe geblieben ... Sein Gesicht ...! Ein Spiegel. Kurz vor dem Erdbeben am Freitag glich er einem, der elend stirbt. Dann wurde er auf einmal majestätisch in seinem Schmerz. Erinnert ihr euch noch an seine Worte: „Erfüllte Pflicht schenkt Frieden“? Wir alle haben geglaubt, dies sei nur ein Tadel für uns oder ein Selbstlob. Nun denke ich, daß es dir gegolten hat. Lazarus war ein Leuchtturm in unserer Finsternis. Wieviel hast du ihm gegeben, Herr!«

Jesus lächelt und schweigt.

»Ja, das Leben. Und vielleicht hast du ihm gleichzeitig auch eine neue Seele geschenkt. Denn schließlich, worin unterscheidet er sich von uns? Und doch ist er kein gewöhnlicher Mensch mehr. Er ist schon etwas mehr als ein Mensch, und nach dem, was er in der Vergangenheit gewesen ist, hätte er im Geist weniger vollkommen sein müssen als wir. Und was ist aus ihm geworden. Aber wir ... Herr, meine Liebe ist leer gewesen wie manche Ähren. Nur Spreu habe ich gegeben«, sagt Andreas.

Und Matthäus: »Ich darf um nichts bitten, denn ich habe durch meine Bekehrung schon so viel erhalten. Und doch! Auch ich hätte mir eine Seele wie Lazarus gewünscht. Eine von dir geschenkte Seele. Denn auch ich denke wie Andreas ... «

»Auch Magdalena und Marta sind Wegweiser gewesen. Es wird wohl die Familie sein. Ihr habt sie nicht gesehen. Die eine war Erbarmen und Schweigen. Und die andere! Oh, wenn wir alle eng um die Gesegnete vereint waren, dann nur, weil Maria von Magdala uns durch die Flammen ihrer mutigen Liebe zusammengehalten hat. Ja. Ich habe gesagt: die Familie. Ich hätte sagen sollen: die Liebe. Sie haben uns in der Liebe übertroffen. Deshalb sind sie gewesen, was sie waren ... « sagt Johannes.

Jesus lächelt und schweigt immer noch.

»Sie sind aber auch sehr dafür belohnt worden ... «

»Du bist ihnen erschienen.«

»Allen dreien.«

»Maria gleich nach deiner Mutter ... «

Bei den Aposteln ist ein Bedauern über diese Bevorzugung unverkennbar.

»Maria weiß schon seit vielen Stunden, daß du auferstanden bist. Und wir dürfen dich erst jetzt sehen ... «

»In ihnen war kein Zweifel mehr. In uns hingegen ... Erst jetzt fühlen wir, daß nicht alles zu Ende ist. Warum hast du dich ihnen gezeigt, Herr, wenn du uns noch liebst und uns nicht verstößt?« fragt Judas des Alphäus.

»Ja, warum den Frauen, und besonders Maria? Du hast sie sogar an der Stirn berührt, und sie sagt, es scheine ihr, sie trage nun einen ewigen Kranz. Und uns, deinen Aposteln, nichts ... «

Jesus lächelt nicht mehr. Sein Antlitz ist nicht streng, aber das Lächeln ist verschwunden. Er schaut Petrus, der nach und nach seine Furcht verliert, wieder mutig wird und zuletzt gesprochen hat, ernst an und sagt: »Ich hatte zwölf Apostel, und ich liebte sie aus ganzem Herzen. Ich hatte sie auserwählt und wie eine Mutter ihr Heranwachsen in *meinem* Leben umsorgt. Ich hatte keine Geheimnisse vor ihnen. Alles habe ich ihnen gesagt, alles erklärt, alles verziehen. Die Menschlichkeit, die Unbesonnenheit, die Halsstarrigkeit ... alles. Und ich hatte Jünger. Reiche und arme Jünger. Ich hatte Frau-

en mit dunkler Vergangenheit und mit schwacher Gesundheit. Aber meine Bevorzugten waren die Apostel.

Dann ist meine Stunde gekommen. Einer hat mich verraten und den Henkern ausgeliefert. Drei haben geschlafen, während ich Blut geschwitzt habe. Alle, bis auf zwei, sind aus Feigheit geflohen. Einer hat mich aus Furcht verleugnet, obwohl er das Beispiel des jüngeren, treueren vor Augen hatte. Und als ob das noch nicht genug wäre, habe ich unter den Zwölfen einen gehabt, der in seiner Verzweiflung Selbstmord begangen hat, und einen, der so sehr an meiner Vergebung gezweifelt hat, daß ihn die Mutter nur mit Mühe von der Barmherzigkeit Gottes überzeugen konnte. Hätte ich also diese meine Schar betrachtet, hätte ich sie mit menschlichen Augen betrachtet, dann hätte ich sagen müssen: „Außer Johannes, der aus Liebe, und Simon, der aus Gehorsam treu ist, habe ich keine Apostel mehr.“ Dasselbe hätte ich sagen müssen, als ich im Vorhof des Tempels, im Prätorium und auf dem Kreuzweg litt.

Ich hatte Frauen . . . Und eine, die sündhafteste in der Vergangenheit, war, wie Johannes gesagt hat, die Flamme, die die zerrissenen Fasern der Herzen zusammengeschweißt hat. Diese Frau ist Maria von Magdala. Du hast mich verleugnet und bist geflohen. Sie hat dem Tod getrotzt und ist in meiner Nähe geblieben. Angegriffen und beleidigt, hat sie ihr Gesicht gezeigt und ist bereit gewesen, sich anspeien zu lassen und Backenstreiche zu ertragen, um dadurch ihrem gekreuzigten König ähnlicher zu werden. Im Grunde der Herzen verspottet wegen ihres unerschütterlichen Glaubens an meine Auferstehung, hat sie es verstanden, weiterhin zu glauben. Obgleich zutiefst betrübt, hat sie gehandelt. Trotz ihrer großen Niedergeschlagenheit hat sie heute morgen gesagt: „Auf alles will ich verzichten, aber gebt mir meinen Meister.“ Kannst du da noch zu fragen wagen: „Warum gerade ihr?“

Ich hatte arme Jünger: Hirten. Ich war nur selten bei ihnen, und doch, wie bekannten sie mich durch ihre Treue!

Ich hatte Jüngerinnen, schüchtern wie alle Hebräerinnen. Und

doch haben sie ihre Häuser verlassen und sich in die Sturmflut des Volkes, das mir fluchte, begeben, um mir den Trost zu schenken, den meine Apostel mir versagt haben.

Ich hatte Heidinnen, die den „Philosophen“ bewunderten. Denn in ihren Augen war ich ein Philosoph. Doch sie ließen sich herab zu hebräischen Bräuchen, die mächtigen Römerinnen, um mir in der Stunde, da mich die undankbare Welt verlassen hatte, zu sagen: „Wir sind dir Freundinnen.“

Mein Gesicht war von Speichel und Blut bedeckt. Tränen und Schweiß tropften auf die Wunden. Schmutz und Staub bildeten darauf eine Kruste. Welche Hand hat sie mir abgewischt? Deine? Oder deine? Oder deine? Keine eurer Hände. Dieser hier war bei der Mutter. Jener suchte die verirrten Schafe. Euch. Und da meine Schafe sich verirrt hatten, wie hätten sie mir helfen können? Du hast dein Gesicht verborgen aus Furcht vor der Verachtung der Welt, während deinen Meister die Verachtung der ganzen Welt traf. Ihn, der unschuldig war.

Ich hatte Durst. Ja, auch dies sollst du wissen. Ich starb vor Durst und wurde von Schmerzen und Fieber gepeinigt. Schon im Getsemani war mein Blut geflossen, vor Schmerz, verraten, verlassen, verleugnet, geschlagen zu sein, überflutet von der unendlichen Schuld und ausgeliefert dem Zorn Gottes. Und auch im Prätorium ist es geflossen . . . Und wer wollte meine ausgetrockneten Lippen mit einem Tropfen Feuchtigkeit netzen? Eine israelitische Hand? Nein, das Mitleid eines Heiden. Dieselbe Hand, die gemäß dem ewigen Ratschluß Gottes mir die Brust öffnete, um zu zeigen, daß das Herz schon eine tödliche Wunde hatte, die Wunde, die der Mangel an Liebe, die Feigheit und der Verrat geschlagen hatten. Ein Heide. Ich erinnere euch an die Worte: „Ich war durstig, und du hast mich getränkt.“ Kein einziger in ganz Israel hat meinen Durst gelöscht. Die Mutter und die treuen Frauen nicht, weil es ihnen nicht möglich war, die anderen aus bösem Willen nicht. Ein Heide hat für den Unbekannten das Mitleid empfunden, das mein Volk mir verweigert hatte. Er wird im Himmel den mir angebotenen Schluck wiederfinden.

Wahrlich, ich sage euch, wenn ich auf jeglichen Trost verzichtet habe, da man als Sühnopfer sein Los nicht zu mildern suchen soll, so wollte ich doch den Heiden nicht abweisen; denn in seiner Hilfe fühlte ich die Süße der ganzen Liebe, die mir von den Heiden entgegengebracht werden wird als Ausgleich für die Bitterkeit, die mir Israel gegeben hat. Er hat meinen Durst nicht gestillt. Aber er hat die Trostlosigkeit von mir genommen. Deshalb habe ich diesen unbeachteten Schluck angenommen. Um den an mich zu ziehen, der sich schon dem Guten zugewandt hatte. Der Vater möge ihn segnen für sein Erbarmen!

Ihr sagt nichts mehr? Warum fragt ihr nicht noch einmal nach dem Grund, weshalb ich so gehandelt habe? Wagt ihr nicht mehr zu fragen? Ich werde ihn euch sagen. Alles will ich euch sagen über die Gründe dieser Stunde.

Wer seid ihr? Meine Nachfolger. Ja. Ihr seid es trotz eurer Verwirrung. Was habt ihr zu tun? Ihr habt die Welt zu Christus zu bekehren. Bekehren! Dies ist eine sehr heikle und schwierige Arbeit, meine Freunde. Verachtung, Abscheu, Hochmut und übertriebener Eifer sind dem Erfolg nicht dienlich. Und da nichts und niemand euch zur Güte, zur Nachgiebigkeit und zur Barmherzigkeit gegenüber denen, die noch im dunkeln sind, bewegen könnte, war es notwendig – versteht ihr? – notwendig, daß euer Stolz als Hebräer, als Männer, als Apostel zerbrochen wird, um Platz zu schaffen für die wahre Weisheit eurer Aufgabe, für die Sanftmut, die Geduld, die Barmherzigkeit und die Liebe ohne Hochmut und Abscheu.

Ihr seht, daß alle, die ihr verächtlich oder mit stolzem Mitleid betrachtet habt, euch im Glauben und Handeln übertroffen haben. Alle! Die einstige Sünderin und Lazarus, der trotz seiner umfangreichen profanen Bildung der erste war, der in meinem Namen verziehen und den Weg gewiesen hat. Die heidnischen Frauen und die schwache Gattin des Chuzas. Schwach? Wahrlich, sie übertrifft euch alle! Sie ist die erste Märtyrerin meines Glaubens. Und die Soldaten Roms, die Hirten und der Herodianer Manaen. Sogar Gamaliel, der

Rabbi. Erschrick nicht, Johannes. Glaubst du, mein Geist sei in der Finsternis gewesen? Alle. Und dies, damit ihr morgen an euer Versagen denkt und euer Herz denen nicht verschließt, die zum Kreuz kommen.

Ich sage es euch und weiß schon jetzt, daß ihr es, obwohl ich es sage, dennoch erst tun werdet, wenn die Kraft des Herrn euch wie Halme meinem Willen beugen wird, der darin besteht, auf der ganzen Welt Christen zu haben. Ich habe den Tod besiegt. Doch er ist weniger hartnäckig als das alte Hebräertum. Aber ich werde euch beugen.

Anstatt zu weinen und zu jammern, Petrus, der du der Fels meiner Kirche sein sollst, präge dir diese bittere Wahrheit in dein Herz ein. Die Myrrhe wird verwendet, um vor Verwesung zu bewahren. Tränke dich also mit Myrrhe. Und solltest du einmal dein Herz und die Kirche einem Andersgläubigen verschließen wollen, dann denke daran, daß nicht Israel, nicht Israel, nicht Israel, sondern Rom mich verteidigt hat und Mitleid walten lassen wollte. Vergiß nie, daß nicht du, sondern eine Sünderin am Fuß des Kreuzes ausgeharrt hat und daß sie deshalb verdient hat, mich als erste zu sehen. Und damit du nicht Tadel verdienst, ahme deinen Gott nach. Öffne dein Herz und die Kirche und sage: „Ich, der arme Petrus, kann nicht verachten, denn wenn ich verachte, wird Gott mich verachten, und mein Fehler wird vor seinen Augen wiedererstehen.“ Wehe, wenn ich dich nicht so zerbrochen hätte! Nicht Hirte, ein Wolf wärest du geworden!«

Jesus steht auf. In strahlender Majestät.

»Meine Söhne. Ich werde noch zu euch reden in der Zeit, da ich unter euch weile. Doch einstweilen spreche ich euch los und verzeihe euch. Nach dieser Prüfung, die zwar demütigend und grausam, aber auch heilsam und notwendig war, erfülle euch der Friede der Vergebung. Und mit diesem Frieden im Herzen werdet ihr wieder meine treuen und starken Freunde sein. Der Vater hat mich in die Welt gesandt. Ich sende euch in die Welt, damit ihr fortfährt, meine Lehre zu verkünden. Elend aller Art wird zu euch kommen und

euch um Hilfe bitten. Seid gütig und denkt an euer eigenes Elend, als ihr ohne euren Jesus wart. Seid erleuchtet, denn in der Finsternis kann man nicht sehen. Seid rein, um Reinheit zu vermitteln. Seid Liebe, um lieben zu können. Dann wird der kommen, der Licht, Reinheit und Liebe ist. Inzwischen aber will ich euch auf euer Amt vorbereiten: Empfanget den Heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlaßt, denen sind sie nachgelassen. Und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten. Eure Erfahrung mache euch gerecht, damit ihr gerecht urteilt. Der Heilige Geist heilige euch, damit ihr heiligt. Der aufrichtige Wille, eure Mängel zu überwinden, lasse euch heroisch werden für das Leben, das euch erwartet. Was noch zu sagen ist, werde ich euch sagen, wenn auch der Abwesende hier ist. Betet für ihn. Bleibt in meinem Frieden und zweifelt nie an meiner Liebe.«

Und Jesus verschwindet so wie er gekommen ist und hinterläßt einen leeren Platz zwischen Johannes und Petrus. Er verschwindet in einem Aufleuchten, das alle zwingt, die Augen zu schließen, so hell ist es.

Und als sie die geblendeten Augen wieder öffnen, ist nur der Friede Jesu geblieben; eine Flamme, die brennt, heilt und die Bitterkeit der Vergangenheit in einem einzigen Wunsch verzehrt: dem Wunsch zu dienen.

690 Die Rückkehr des Thomas

Die zehn Apostel sind im Innenhof des Abendmahlhauses. Sie reden miteinander, beten gemeinsam und reden dann wieder.

Simon der Zelote sagt: »Ich bin wirklich bekümmert über das Verschwinden des Thomas. Ich weiß nicht mehr, wo ich ihn suchen soll.«

»Ich auch nicht«, sagt Johannes.

»Bei den Verwandten ist er nicht. Und auch sonst hat ihn niemand gesehen. Ob sie ihn gefangengenommen haben?«

»Wenn dem so wäre, hätte der Meister nicht gesagt: „Das übrige werde ich euch sagen, wenn der Fehlende da ist.“«

»Das ist wahr. Ich will aber noch nach Betanien gehen. Vielleicht irrt er in den Bergen umher und wagt nicht, sich sehen zu lassen.«

»Geh, geh, Simon. Du hast uns alle zusammengeführt und ... dadurch gerettet, denn du hast uns zu Lazarus gebracht. Habt ihr gehört, was der Herr über Lazarus gesagt hat? Er hat gesagt: „Der erste, der in meinem Namen verziehen und den Weg gewiesen hat.“ Warum setzt er ihn nicht an die Stelle des Iskariot?« fragt Matthäus.

»Weil er dem vollkommenen Freund sicher nicht den Platz des Verräters geben will«, antwortet Philippus.

»Ich habe vor kurzem, als ich über den Markt gegangen bin und mit den Fischhändlern gesprochen habe, erfahren, daß ... – ja, ich kann mich auf sie verlassen – daß die im Tempel nicht wissen, was sie mit dem Leichnam des Judas anfangen sollen. Ich weiß nicht, wer es gewesen ist, aber heute morgen, bei Sonnenaufgang, haben die Tempelwachen im heiligen, abgegrenzten Bereich den stinkenden Körper gefunden, noch mit dem Strick um den Hals. Ich denke, es waren Heiden, die ihn abgenommen und dann, wer weiß wie, dort hineingeworfen haben«, sagt Petrus.

»Mir dagegen hat man gestern abend am Brunnen gesagt, das heißt, ich habe gehört, daß sie die Eingeweide des Verräters am Abend an die Haustür des Hannas geworfen haben. Gewiß waren es Heiden, denn kein Hebräer hätte nach mehr als fünf Tagen diesen Leichnam angerührt. Wer weiß, wie verfault er schon war!« sagt Jakobus des Alphäus.

»Oh, er war schon am Sabbat schrecklich!« Johannes wird blaß, als er daran denkt.

»Aber wie ist er denn an diesen Ort gekommen? Gehörte er zu seinem Besitz?«

»Wer hat je etwas Genaueres von Judas Iskariot erfahren? Erinnerst ihr euch nicht, wie kompliziert und verschlossen er war ... ?«

»Du kannst ruhig sagen: verlogen, Bartholomäus. Er war nie auf-

richtig. Drei Jahre lang war er bei uns, und wir, die wir alles gemeinsam hatten, hatten ihm gegenüber immer das Gefühl, vor der hohen Mauer einer Festung zu stehen.«

»Einer Festung? Oh, Simon! Eines Irrgartens!« ruft Judas des Alphäus aus.

»Oh! Hört! Wir wollen nicht von ihm sprechen. Ich habe das Gefühl, wir beschwören dadurch vielleicht seinen Geist und er könnte kommen und unseren Frieden stören. Ich möchte die Erinnerung an ihn in mir und in allen Herzen auslöschen, seien sie hebräisch oder heidnisch. In den hebräischen, um nicht erröten zu müssen bei dem Gedanken, daß unsere Rasse ein solches Ungeheuer hervorgebracht hat. In den heidnischen, damit nicht einer von ihnen uns eines Tages sagen kann: „Einer aus Israel war sein Verräter.“ Ich bin noch ein Jüngling und dürfte nicht vor euch als erster reden. Ich bin der Letzte, und du, Petrus, bist der Erste. Und hier sind der Zelote und Bartholomäus, beide gelehrt, und die Brüder des Herrn. Aber, nun ja, ich würde gerne den zwölften Platz möglichst bald neu besetzen, mit einem, der heilig ist. Denn solange dieser Platz in unserer Gruppe leer ist, werde ich den Rachen der Hölle mit seinem Gestank unter uns sehen. Und ich habe Angst, daß er uns verdirbt . . . «

»Aber nein, Johannes! Du bist beeindruckt von der Abscheulichkeit seines Verbrechens und seines hängenden Körpers . . . «

»Nein, nein. Auch die Mutter hat gesagt: „Ich habe Satan gesehen, als ich Judas Iskariot sah.“ Oh, laßt uns bald einen Heiligen suchen, der diesen Platz einnehmen kann!«

»Höre, ich wähle keinen. Wenn er, der Gott war, einen Iskariot gewählt hat, was würde dann wohl der arme Petrus aussuchen?«

»Und doch wirst du es tun müssen . . . «

»Nein, mein Lieber. Ich wähle keinen. Ich werde den Herrn bitten. Petrus hat genug Fehler gemacht!«

»Um so vieles müssen wir ihn bitten. Neulich am Abend ist uns nichts eingefallen. Aber wir müssen uns unterweisen lassen. Denn . . . Wie sollen wir wissen, ob etwas Sünde ist oder nicht? Seht

ihr, wie der Herr über die Heiden so ganz anders spricht als wir es tun? Seht ihr, wie er eher eine Feigheit und eine Verleugnung entschuldigt als den Zweifel an der Möglichkeit seiner Vergebung? Oh, ich fürchte, große Fehler zu begehen«, sagt Jakobus des Alphäus untröstlich.

»Er hat uns wirklich vieles gesagt. Und doch habe ich das Gefühl, nichts zu wissen. Seit einer Woche komme ich mir vor wie ein Dummkopf«, bekennt der andere Jakobus verzweifelt.

»Ich auch.«

»Ich auch.«

»Und ich auch.«

Alle empfinden dasselbe und schauen einander erstaunt an. Sie treffen die nun schon zur Gewohnheit gewordene Entscheidung: »Wir gehen zu Lazarus. Vielleicht finden wir dort den Herrn ... und Lazarus wird uns helfen.«

Man klopft ans Tor. Alle schweigen und horchen. Dann folgt ein überraschtes »Oh!«, als sie Elija zusammen mit Thomas die Vorhalle betreten sehen. Es ist ein so veränderter Thomas, daß er nicht mehr er selbst zu sein scheint.

Die Gefährten umringen ihn und rufen ihm freudig zu: »Weißt du, daß er auferstanden und zu uns gekommen ist? Er wartet nur auf dich, um wiederzukommen.«

»Ja, auch Elija hat es mir gesagt. Aber ich glaube es nicht. Ich glaube nur, was ich sehe. Und ich sehe, daß für uns alles zu Ende ist. Ich sehe, daß wir alle zerstreut sind. Ich sehe, daß es nicht einmal mehr ein Grab gibt, an dem man ihn beweinen kann. Ich sehe, daß das Synedrium sich sowohl der Anhänger des Nazareners entledigen will als auch seines Komplizen, den es wie ein unreines Tier am Fuß des Ölbaums, an dem er sich erhängt hat, begraben läßt. Ich bin am Freitag am Tor angehalten worden, und man hat mir gesagt: „Warst nicht auch du einer von den Seinen? Er ist nun tot. Geh und werde wieder Goldschmied.“ Da bin ich weggelaufen ... «

»Aber wohin denn? Wir haben dich überall gesucht!«

»Wohin? Ich bin zum Haus meiner Schwester nach Rama gegangen. Dann habe ich nicht den Mut gehabt, es zu betreten . . . weil ich nicht von einer Frau getadelt werden wollte. So bin ich in den Bergen von Judäa herumgeirrt und gestern zur Geburtsgrötte in Betlehem gekommen. Oh, wie habe ich geweint . . . Ich bin dort zwischen dem Schutt eingeschlafen, und dann hat mich Elija gefunden, der gekommen war . . . ich weiß nicht, warum.«

»Warum? Nun, in den Stunden übergroßer Freude und Schmerzen geht man dorthin, wo man Gott am stärksten fühlt. Sehr oft in diesen Jahren bin ich nachts wie ein Dieb dorthin gegangen, damit meine Seele die Liebkosung der Erinnerung an sein erstes Wimmern spürt. Und dann bin ich im ersten Morgengrauen geflohen, um nicht gesteinigt zu werden. Aber ich war getröstet. Nun bin ich hingegangen, um an diesem Ort zu sagen: „Ich bin glücklich“ und um von dort mitzunehmen, was ich konnte. So haben wir es beschlossen. Wir wollen seinen Glauben verkünden, und ein Stein aus dieser Mauer, eine Handvoll dieser Erde oder ein Splitter von dem Gebälk wird uns die Kraft dazu geben. Wir sind keine Heiligen, daß wir uns erlauben könnten, Erde vom Kalvarienberg zu nehmen . . . «

»Du hast recht, Elija. Wir sollten dasselbe tun. Und wir werden es tun. Aber Thomas . . . ?«

»Thomas weinte im Schlaf. Ich habe zu ihm gesagt: „Wach auf und weine nicht mehr. Er ist auferstanden.“ Er wollte mir nicht glauben. Aber ich habe so lange auf ihn eingeredet, bis ich ihn überzeugt habe. Hier ist er also. Nun ist er bei euch, und ich ziehe mich zurück. Ich will die Gefährten einholen, die schon auf dem Weg nach Galiläa sind. Der Friede sei mit euch.« Elija entfernt sich.

»Thomas, er ist auferstanden! Ich sage es dir. Er war hier bei uns. Er hat gegessen. Er hat gesprochen. Er hat uns gesegnet. Er hat uns verziehen. Er hat uns die Vollmacht gegeben zu verziehen. Oh, warum bist du nicht früher gekommen?«

Thomas kann seine Niedergeschlagenheit nicht überwinden. Er schüttelt eigensinnig den Kopf. »Ich glaube nicht. Ihr habt ein Ge-

spenst gesehen. Ihr seid alle von Sinnen. Die Frauen als erste. Ein toter Mensch kann nicht aus eigener Kraft auferstehen.«

»Ein Mensch nicht. Aber er ist Gott. Glaubst du das nicht?«

»Ja, ich glaube, daß er Gott ist. Aber gerade weil ich das glaube, denke und sage ich, daß selbst seine große Güte nicht so weit gehen kann, daß er zu jemandem kommt, der ihn so wenig geliebt hat. Und ich sage, daß er trotz seiner großen Demut genug davon haben muß, sich in unserem elenden Fleisch zu verdemütigen. Nein. Er ist ganz gewiß triumphierend im Himmel und wird vielleicht als Geist erscheinen. Ich sage: vielleicht. Denn wir verdienen nicht einmal das! Aber mit Fleisch und Blut auferstanden, nein, das glaube ich nicht.«

»Aber wir haben ihn doch geküßt und gesehen, wie er gegessen hat; wir haben doch seine Stimme gehört, seine Hand gefühlt und die Wunden gesehen!«

»Nein. Ich glaube es nicht. Ich kann es nicht glauben. Ich müßte sehen, um glauben zu können. Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe und meine Finger hineinlege, wenn ich nicht die Wunden der Füße berühre und meine Hand nicht dorthin lege, wo die Lanze die Seite geöffnet hat, glaube ich nicht. Ich bin kein Kind und kein Weib. Ich will Gewißheit. Was mein Verstand nicht begreifen kann, das lehne ich ab. Und ich kann euren Worten nicht glauben!«

»Aber Thomas! Glaubst du, wir wollen dich belügen?«

»Nein, ihr Armen. Im Gegenteil! Selig seid ihr, die ihr euch bemüht, mich den Frieden finden zu lassen, den ihr durch eure Einbildungskraft erlangt habt. Aber ... Ich glaube nicht an seine Auferstehung!«

»Fürchtest du nicht, von ihm bestraft zu werden? Er sieht und hört alles, weißt du?«

»Ich bitte ihn, mich zu überzeugen. Ich habe einen Verstand und gebrauche ihn. Er, der Herr des menschlichen Verstandes, soll meinen zurechtrücken, wenn er entgleist ist.«

»Aber er hat gesagt, der Verstand ist frei.«

»Ein Grund mehr, ihn nicht zum Sklaven einer gemeinsamen Einbildung zu machen. Ich liebe euch, und ich liebe auch den Herrn. Ich werde ihm dienen, so gut ich kann, und ich werde bei euch bleiben, um euch zu helfen, ihm zu dienen. Ich werde seine Lehre predigen. Aber ich kann nicht glauben, was ich nicht sehe.« Und der eigensinnige Thomas läßt nichts anderes als sich selbst gelten.

Sie berichten ihm von allen, die den Auferstandenen gesehen haben, und wie sie ihn gesehen haben. Doch er schüttelt den Kopf, setzt sich auf eine steinerne Bank, und sein Kopf ist härter als der Stein. Eigensinnig wie ein Kind wiederholt er: »Ich werde glauben, wenn ich sehe ... «

Das große Wort der Unglücklichen, die leugnen, was so gut und heilig zu glauben ist: daß Gott alles vermag.

Jesus sagt:

»Kleiner Johannes, der Zyklus ist beendet. Danach werdet ihr die Erscheinung vor dem ungläubigen Thomas vom 9. April 1944 einfügen. Aber wenn das ganze Evangelium geschrieben ist, wird noch viel einzufügen sein über den Palmsonntag, den Montag, den Dienstag, den Mittwoch und den Vormittag des Donnerstags der Karwoche, wie ich euch von Anfang an gesagt habe. Die einzufügenden Teile aus dem, was du voriges Jahr gesehen hast, habe ich dir schon genannt. Wenn Pater M. meint, kann er die Diktate des vergangenen Jahres einfügen, die ich dir jetzt nenne.

Da ich die Einwände der vielen Thomasse und der vielen Schriftgelehrten von heute voraussehe, einen Satz des Diktates betreffend, der im Widerspruch steht zu dem von Longinus gereichten Schluck Wasser – oh, wie würden sich die Leugner des Übernatürlichen, die Rationalisten der verkehrten Vollkommenheit freuen, wenn sie eine Lücke entdecken könnten im herrlichen Komplex dieses Werkes der Güte Gottes und deines Opfers, kleiner Johannes; wie sie den Pickel ihres mörderischen Rationalismus dort ansetzen würden, um alles zum Einsturz zu bringen! – um diesen zuvorzukommen, sage und erkläre ich dir:

Dieser arme Schluck Wasser: ein Tropfen nur in das Feuer des Fiebers und auf die Trockenheit der blutleeren Adern, aus Liebe zu einer Seele angenommen, die von der Liebe überzeugt werden mußte, um zur Wahrheit zu gelangen; dieses Wasser, das ich nur mit größter Mühe schlucken konnte – denn so sehr hatten mich die furchtbaren Geißelhiebe zerrissen, daß ich weder richtig atmen noch schlucken konnte – gewährte mir nur eine übernatürliche Erquickung. Für den Körper war es nichts, um nicht zu sagen eine Qual ... Ströme wären nötig gewesen für meinen damaligen Durst ... Und ich konnte nicht trinken wegen der großen Herzschmerzen.

Du kennst diese Art von Schmerz ... Ströme wären nötig gewesen ... und man hat sie mir nicht gegeben. Ich hätte sie auch gar nicht annehmen können wegen der wachsenden Erstickung. Doch welcher Trost wäre es für mein Herz gewesen, wenn man sie mir angeboten hätte. Ich bin an Liebe gestorben. An verweigerter Liebe. Mitleid ist Liebe. Und in Israel hatte niemand Mitleid.

Wenn ihr Guten also diesen „Schluck“ betrachtet, wenn ihr Skeptiker ihn analysiert, dann gebt ihm den richtigen Namen: „Mitleid“, nicht Getränk. Man kann also sagen ohne zu lügen, daß „ich vom Abendmahl an keinerlei Trost mehr gehabt habe“. Von dem ganzen Volk, das mich umgab, hat kein einziger mir Trost gespendet, da ich den betäubenden Wein nicht angenommen habe. Nur Essig und Spott, Verrat und Schläge erhielt ich, sonst nichts.

Du hast gesagt: „Warum ist mir letztes Jahr diese Tat des Longinus nicht aufgefallen?“ Weil die plötzliche Schau meiner Marter dich so sehr erschreckt hatte. Du warst noch nicht imstande, zu schreiben und zu beobachten. Ich habe die Zeiten abgekürzt, um dir einen Trost in deiner kurz bevorstehenden Passion zu geben. Doch du siehst, ich habe dich noch einmal auf meinen Weg mitnehmen müssen, damit du mein ganzes Leiden mit größerer Ruhe und Genauigkeit erleben kannst. Ist es nun vollkommen dargestellt? O nein! Das Geschöpf, auch wenn ich es in meine Arme nehme und es ganz mit mir verschmelze, bleibt immer ein Geschöpf, und seine Reaktionen und Fähigkeiten sind immer menschlich begrenzt. Da es ein Geschöpf ist, kann es niemals absolut wahrheitsgetreu und absolut vollkommen die Gefühle und Leiden des Gottmenschen verstehen und beschreiben.

Und im übrigen würden sie ja auch von den wenigsten verstanden werden. Schon diese Visionen werden nicht verstanden. Und anstatt niederzuknien und Gott zu danken, der ihnen diese Erkenntnisse geschenkt hat – das einzige, was zu tun wäre – nehmen die meisten dicke Bücher, schlagen nach, wägen ab, analysieren und hoffen, hoffen, hoffen ... Worauf? Widersprüche mit anderen ähnlichen Werken zu finden! Und zu vernichten, vernichten, vernichten, im Namen der (menschlichen) Wissenschaft, der (menschlichen) Vernunft und der (menschlichen) Kritik, des dreimal menschlichen Hochmuts. Wie viele heilige Werke werden vom Menschen zerstört, um aus den Trümmern unheilige Bauten zu errichten! Ihr habt das reine Gold entfernt, ihr armen Menschen. Das einfache und kostbare Gold der Weisheit. Und ihr habt es durch Stuck und Gips ersetzt und mit Flitter nur schlecht vergoldet. Aber die Schläge des Lebens und der Menschen, die Unbilden des Daseins haben die dünne Goldschicht sofort angegriffen und ein Bild des Aussatzes zurückgelassen. Bald wird dieser Rest zu Staub zerfallen und von eurem armseligen Wissen wird nichts übrigbleiben.

Oh, ihr armen Thomasse, die ihr nur an das glaubt, was ihr versteht, was ihr prüft und wovon ihr innig überzeugt seid! Dankt Gott und bemüht euch aufzusteigen, denn ich reiche euch die Hand! Aufzusteigen im Glauben und in der Liebe. Ich habe die Demütigung der Apostel gewollt, um sie zu befähigen, „Väter der

Seelen“ zu sein. Ich bitte euch, und ich spreche besonders zu euch, meine Priester: Nehmt die Demütigung an, einem Laien hintangestellt zu werden, damit ihr „Väter der Seelen“ werdet. Dieses Werk ist für alle. Doch es ist ganz besonders euch gewidmet, dieses Evangelium, in dem der Meister seine Priester an die Hand nimmt und sie mit sich in die Reihen der Schüler führt, damit sie, die Priester und Lehrer, fähig werden, die Schüler zu führen; in dem er sie als Arzt unter die Kranken führt, da jeder Mensch seine geistige Krankheit hat, und ihnen die Symptome und die Heilmittel zeigt.

Auf also! Kommt und betrachtet. Kommt und eßt. Kommt und trinkt. Und lehnt nicht ab. Haßt den kleinen Johannes nicht. Die Guten unter euch werden an diesem Werk eine heilige Freude haben. Die ehrlich Studierenden eine Erleuchtung. Die Gedankenlosen, aber nicht Bösen, ein Vergnügen. Die Bösen etwas, woran sie sich mit ihrer falschen Wissenschaft austoben können. Aber der kleine Johannes hat nur Schmerz und Mühe damit gehabt, deretwegen er nun bei Beendigung des Werkes ein krankes, schwaches Geschöpf ist.

Was soll ich also zu meinen und seinen Freunden sagen, zu Maria von Magdala, Johannes, Marta, Lazarus, Simon und den Engeln, die über seine Mühen gewacht haben? Ich werde sagen: „Der kleine Johannes, unser Freund, ist krank und schwach. Wir wollen hingehen und ihm das Wasser der ewigen Ströme bringen und ihm sagen: Komm, kleiner Johannes, betrachte deine Sonne und stehe auf. Denn viele möchten sehen, was du siehst. Aber nur den Auserwählten ist es gewährt, vor der Zeit den ewigen Herrn und seine Tage auf Erden zu schauen. Komm. Der Erlöser kommt mit seinen Freunden in deine Wohnung in Erwartung des Augenblickes, da du mit ihm und ihnen in seine Wohnung eingehen wirst.“

Geh in Frieden. Ich bin mit dir.«

(7. April 1945, 17 Uhr)

691 Jesus erscheint den Aposteln mit Thomas

Jesus sagt:

»Komm, kleiner Johannes. Wie der kleine Benjamin, dessen Vision dir so sehr gefallen hat, lege deine Hand in meine Hand, daß ich dich in meine Gärten der Gnaden führe.

Gnaden für dich und die anderen. Gaben über Gaben, denn alles, was ich dir enthülle oder dir sage, ist ein großes Geschenk. Du kannst seinen Wert nicht ermessen. Ich meine nicht den geistigen Wert, dieser ist für dich unendlich. Ich meine den kulturellen oder geschichtlichen, wenn dir dies besser gefällt. Es sind wertvolle Edelsteine, die dir in die Hände gelegt werden, und du liebst sie wie ein Kind ihrer vielfältigen Farben gehen. Aber du kannst ihnen keinen anderen Wert bemessen als den eines Geschenkes, den ihrer Schönheit, den eines Beweises meiner

Liebe. Andere jedoch, die gebildeter sind als du, aber nicht so bevorzugt, betrachten sie mit großem Interesse und verlangen sie ungeduldig von dir, diese geistigen Edelsteine, die dein Jesus dir schenkt; sie verfolgen, studieren und bewerten sie auf wissenschaftlichere Weise als du, und möge ihr Wille sie dazu führen, es mit derselben Liebe zu tun wie du. Doch das ist viel schwieriger für sie, denn sie sind komplizierter. Nur Kinder verstehen, einfach, ehrlich und rein zu lieben.

Du verstehst nur zu lieben. Aber bleibe immer so. Erfreue dich an den verschiedenen Edelsteinen, die ich dir schenke, und gib sie weiter mit freudigem Großmut an alle, die darauf warten. Ich werde deine kleine Hand immer wieder mit neuen Schätzen füllen. Hab keine Angst. Gib, gib! Dein König hat unerschöpfliche Schatzkammern, um seine Kleinen zu erfreuen.«

Nun sehe ich folgendes:

Die Apostel sind im Abendmahlsaal versammelt. Sie sitzen um den Tisch, an dem das Abendmahl eingenommen wurde. Doch aus Ehrfurcht haben sie den Platz Jesu in der Mitte freigelassen.

Auch ist die Sitzordnung nicht mehr dieselbe, nun, da niemand mehr den Mittelpunkt bildet und die Plätze nach eigenem Ermessen oder aus Liebe verteilt. Petrus ist noch an seinem Platz. Aber auf dem Platz des Johannes sitzt jetzt Judas Thaddäus. Dann kommt der älteste der Apostel, Bartholomäus, dann Jakobus, der Bruder des Johannes, fast an der rechten Ecke der Tafel, von mir aus gesehen. Neben Jakobus, aber an der Schmalseite des Tisches, sitzt Johannes. Nach Petrus kommt Matthäus, und nach diesem Thomas. Dann Philippus, Andreas, Jakobus, der Bruder des Judas Thaddäus, und Simon der Zelote. Die Längsseite Petrus gegenüber ist leer, da die Apostel enger beisammensitzen als beim Ostermahl.

Die Fenster und Türen sind fest verriegelt. Die Lampe, an der nur zwei Flammen brennen, wirft ein mattes Licht auf den Tisch. Der Rest des großen Saales liegt im Halbschatten.

Johannes, hinter dem eine Anrichte steht, hat den Auftrag, den Gefährten herüberzureichen, was sie von der kargen Mahlzeit essen wollen: Fisch, der schon auf dem Tisch steht, Brot, Honig und kleine, frische Käse. Als er sich wieder zum Tisch wendet, um dem Bruder den gewünschten Käse zu geben, sieht Johannes den Herrn.

Jesus ist auf ganz eigenartige Weise erschienen. Die Wand hinter den Tischgenossen, in der es außer der kleinen Tür in der Ecke keine Öffnung gibt, hat in der Mitte, etwa einen Meter über dem Boden, sanft und phosphoreszierend zu leuchten begonnen, wie es manche Bilder im Dunkeln tun. Der fast zwei Meter hohe, ovale Lichtschein erinnert an eine Nische. Aus diesem Leuchten, wie aus schimmernden Nebelschleiern, tritt Jesus immer deutlicher hervor.

Ich weiß nicht, ob ich es richtig erkläre. Es sieht aus, als würde sein Körper durch die Wand fließen. Denn sie öffnet sich nicht, sie bleibt kompakt. Doch der Körper kommt trotzdem durch die Wand. Das Licht scheint dem Körper voranzugehen, um seine Nähe anzukündigen. Der Körper besteht zuerst nur aus leuchtenden Umrissen, so wie ich den Vater im Himmel und die heiligen Engel sehe: unkörperlich. Dann materialisiert er sich immer stärker und hat schließlich das Aussehen eines wirklichen Körpers. Seines verherrlichten Körpers.

Ich habe lange gebraucht, um es zu beschreiben, aber das Ganze hat sich in wenigen Augenblicken abgespielt.

Jesus ist weiß gekleidet, so wie er bei der Auferstehung war und seiner Mutter erschienen ist. Er ist wunderschön, liebevoll und lächelt. Die Arme hält er gerade an den Seiten, in geringem Abstand vom Körper, die Fingerspitzen zeigen auf den Boden und die Handflächen sind den Aposteln zugekehrt. Die beiden Wunden der Hände gleichen diamantenen Sternen, von denen zwei außerordentlich helle Strahlen ausgehen. Die Wunden der Füße und der Seite sehe ich nicht, da sie unter dem Gewand verborgen sind. Aber durch den Stoff seines unirdischen Kleides schimmert Licht an den Stellen, wo es die göttlichen Wunden verbirgt. Zuerst scheint es, als sei Jesus ein Körper aus leuchtendem Mondlicht, dann, als er sich verdichtet und aus dem Schein heraustritt, nehmen Haar, Augen und Haut ihre natürliche Farbe an. Und er ist Jesus, der Gottmensch, aber um vieles feierlicher, nun, nach seiner Auferstehung.

Johannes bemerkt ihn, als er schon so aussieht. Kein anderer hat

die Erscheinung wahrgenommen. Johannes springt auf, läßt den Teller mit dem runden Käse auf den Tisch fallen, stützt die Hände auf den Rand des Tisches, neigt sich leicht schräg, wie von einem Magnet angezogen, etwas über den Tisch und stößt ein leises, aber inbrünstiges »Oh!« aus.

Die anderen, die beim Klirren des Käsetellers und Aufspringen des Johannes die Köpfe von ihren Tellern erhoben haben, sehen ihn überrascht an, als sie seine ekstatische Haltung bemerken und folgen seiner Blickrichtung. Sie drehen die Köpfe oder wenden sich ganz um, je nachdem, wo sie sitzen, und erblicken Jesus. Sie stehen gerührt und selig auf und eilen zu ihm, der noch mehr lächelt und auf sie zukommt. Dabei geht er nun wie ein gewöhnlicher Mensch auf dem Boden.

Jesus, der zuerst nur Johannes angesehen hat – und ich glaube, daß die Liebkosung dieses Blickes Johannes veranlaßt hat, sich umzudrehen – schaut nun alle an und sagt: »Der Friede sei mit euch.«

Nun umringen ihn alle, die einen auf den Knien zu seinen Füßen, und unter diesen sind Petrus und Johannes – Johannes küßt den Saum seines Gewandes und drückt ihn an seine Wange, wie um von ihm liebkost zu werden – die anderen stehen etwas weiter hinten, doch ehrfurchtsvoll und tief verneigt.

Petrus ist, um schneller beim Meister zu sein, mit einem Satz über den Sitz gesprungen, ohne abzuwarten, daß Matthäus ihn als erster verläßt und Platz macht. Ich muß zur Erklärung hinzufügen, daß es Sitze für zwei Personen sind.

Der einzige, der verlegen etwas abseits bleibt, ist Thomas. Er ist am Tisch niedergekniet, wagt nicht näherzukommen, und es sieht vielmehr so aus, als wolle er sich hinter dem Tisch verbergen.

Jesus, der den Aposteln seine Hände zum Kuß reicht – denn sie verlangen in heiligem, liebendem Eifer danach – läßt seinen Blick über die gebeugten Häupter schweifen, als suche er den elften. Aber er hat ihn vom ersten Augenblick an gesehen und will Thomas nur ein wenig Zeit lassen, Mut zu fassen und heranzukommen. Da er

sieht, daß der Ungläubige sich seines Zweifels schämt und nicht wagt näherzutreten, ruft er ihn: »Thomas, komm her.«

Thomas hebt den Kopf, verwirrt und beinahe weinend, aber er hat nicht den Mut zu kommen. Er senkt den Kopf wieder. Jesus geht ein Stück auf ihn zu und sagt wiederum: »Komm her, Thomas.«

Die Stimme Jesu ist gebieterischer als beim ersten Mal. Thomas steht widerstrebend und verwirrt auf und nähert sich Jesus.

»Hier ist also der, der nicht glaubt, wenn er nicht sieht!« ruft Jesus aus. Doch in seiner Stimme liegt ein Lächeln der Vergebung. Thomas fühlt es, wagt es, Jesus anzuschauen, und sieht, daß dieser wirklich lächelt. Da faßt er Mut und eilt zu ihm.

»Komm her, ganz nahe. Sieh! Lege einen Finger in die Wunden deines Meisters, wenn das Sehen dir nicht genügt.« Jesus streckt ihm die Hände entgegen und öffnet das Gewand über der Brust, um die Seitenwunde zu entblößen.

Nun strahlen die Wunden kein Licht mehr aus. Sie strahlen nicht mehr, seit Jesus aus dem Halo aus Mondlicht herausgetreten ist und wie ein sterblicher Mensch zu gehen begonnen hat. Die Wunden erscheinen nun in ihrer grausamen Wirklichkeit: zwei unregelmäßige Löcher, von denen das linke bis zum Daumen reicht, das eine am Handgelenk und das andere auf der Handfläche, und ein langer, am oberen Ende nicht ganz gerader Schnitt in der Brust.

Thomas zittert, schaut und berührt die Wunden nicht. Er bewegt die Lippen, bringt jedoch kein Wort hervor.

»Gib mir deine Hand, Thomas«, sagt Jesus sehr sanft. Er ergreift die rechte Hand des Apostels mit seiner Rechten, nimmt den Zeigefinger und legt diesen tief in den Schnitt seiner linken Hand, um ihm zu zeigen, daß die Handfläche durchbohrt ist. Dann führt er die Hand zur Seitenwunde. Er nimmt nun die vier Finger an ihrem Anfang, an der Mittelhand, und legt diese vier großen Finger in die Seitenwunde, nicht nur an den Rand, sondern tief in die Wunde hinein. Dabei schaut er Thomas fest an.

Ein strenger und doch gütiger Blick, während er weiterspricht:

»Lege deine Finger, die Finger und, wenn du willst, auch die Hand hier in meine Seitenwunde und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!« So spricht Jesus, als er tut, was ich gerade beschrieben habe.

Thomas – es scheint, daß die Nähe des göttlichen Herzens, das er beinahe berührt, ihm Mut eingeflößt hat – gelingt es nun endlich zu reden und einige Worte hervorzubringen; er fällt mit erhobenen Armen auf die Knie und sagt mit von Reuetränen erstickter Stimme: »Mein Herr und mein Gott!« Er weiß nichts anderes zu sagen.

Jesus verzeiht ihm. Er legt ihm die Rechte aufs Haupt und antwortet: »Thomas! Thomas! Nun glaubst du, da du gesehen hast ... Selig, die an mich glauben und nicht sehen. Welcher Lohn wird diese erst erwarten, wenn ich euch belohnen muß, euch, deren Glaube das Sehen bestätigt? ... «

Dann legt Jesus Johannes einen Arm um die Schultern und nimmt Petrus bei der Hand, um sich mit ihnen zum Tisch zu begeben. Er setzt sich an seinen Platz. Nun sitzen sie wie am Abend des Ostermahles. Aber Jesus will, daß Thomas sich neben Johannes setzt.

»Eßt, Freunde«, sagt Jesus.

Aber keiner hat mehr Hunger. Die Freude sättigt sie. Die Freude der Betrachtung.

Da nimmt Jesus die herumliegenden kleinen Käse, legt sie auf den Teller zurück, zerschneidet sie und teilt sie aus. Das erste Stückchen gibt er auf einem Stück Brot hinten an Johannes vorbei Thomas. Dann gießt er Wein aus dem Krug in den Kelch und reicht ihn seinen Freunden. Diesmal ist Petrus der erste. Schließlich läßt Jesus sich die Honigwaben reichen, zerbricht sie in Stücke und gibt das erste Johannes mit einem Lächeln, das süßer ist als der blonde, flüssige Honig. Und um sie zu ermutigen, ißt auch er davon. Jesus nimmt nur Honig zu sich.

Johannes legt wie üblich seinen Kopf an die Schulter Jesu, und Jesus zieht ihn an sein Herz, hält ihn so und sagt: »Ihr dürft nicht erschrecken, meine Freunde, wenn ich euch erscheine. Ich bin immer noch euer Meister, der mit euch die Speisen und die Ruhe geteilt hat

und der euch erwählt hat, weil er euch geliebt hat. Ich liebe euch immer noch!« Jesus betont diesen letzten Satz ganz besonders.

Dann fährt er fort: »Ihr wart bei mir in den Prüfungen ... Ihr werdet auch in der Herrlichkeit bei mir sein. Senkt nicht das Haupt. Am Sonntag abend, als ich das erste Mal nach meiner Auferstehung zu euch kam, habt ihr den Heiligen Geist empfangen ... Auch über dich, der du abwesend warst, möge der Geist kommen ... Wißt ihr nicht, daß die Ausgießung des Heiligen Geistes einer Feuertaufe gleicht, da der Geist Liebe ist und die Liebe die Sünden tilgt? Somit ist eure Sünde, mich bei meinem Tod alleingelassen zu haben, vergeben.«

Während Jesus dies sagt, küßt er Johannes aufs Haupt, der ja nicht davongelaufen ist, und Johannes weint vor Freude.

»Ich habe euch die Vollmacht gegeben, Sünden zu vergeben. Aber man kann nicht geben, was man nicht hat. Ihr müßt daher überzeugt sein, daß ich diese Macht absolut besitze und sie für euch ausübe, die ihr vollkommen rein sein müßt, um die von Sünden Befleckten zu reinigen, die zu euch kommen. Wie könnte einer richten und rein machen, der selbst eine Verurteilung verdient und unrein ist? Wie könnte einer einen anderen richten, der Balken in seinen Augen und die Last der Hölle in seinem Herzen hat? Wie könnte er sagen: „Ich spreche dich los im Namen Gottes“, wenn seiner Sünden wegen Gott nicht mit ihm ist?

Freunde, denkt an eure Würde als Priester. Bisher war ich unter den Menschen, um zu richten und zu verzeihen. Nun gehe ich zum Vater. Ich kehre in mein Reich zurück. Doch ist mir die Macht zu richten nicht genommen. Im Gegenteil, sie ist ganz in meinen Händen, denn der Vater hat sie mir übertragen. Ein furchtbares Gericht. Denn es wird kommen, wenn die Menschen nicht mehr die Möglichkeit haben werden, Vergebung zu erlangen durch Jahre der Buße auf Erden. Die Seele jedes Geschöpfes wird vor mir erscheinen, wenn es im irdischen Tod das Fleisch als wertlose Hülle zurückläßt. Und ich werde sie ein erstes Mal richten. Dann wird die Menschheit

auf Befehl des Himmels und erneut mit ihrem Fleisch bekleidet, ein zweites Mal vor mir erscheinen und in zwei Teile geteilt werden. Die Schafe kommen zu ihrem Hirten, die wilden Böcke zu ihrem Henker. Aber wie viele Menschen könnten zu ihrem Hirten kommen, wenn sie nach dem Bad der Taufe niemanden mehr hätten, der ihnen in meinem Namen verzeiht?

Und deshalb setze ich die Priester ein. Um die durch mein Blut Erlösten zu retten. Mein Blut rettet. Doch die Menschen fallen fortwährend in den Tod, fallen in den Tod zurück. Es braucht jemanden, der die Macht hat, sie immer wieder mit meinem Blut zu waschen, siebzigmal und siebzigmal siebenmal, damit sie nicht dem Tod anheimfallen. Ihr werdet dies tun, und eure Nachfolger. Daher spreche ich euch los von *allen* euren Sünden; denn ihr müßt imstande sein zu sehen, und die Sünde macht blind, da sie dem Geist das Licht raubt, das Gott ist; denn ihr müßt imstande sein zu verstehen, und die Schuld macht töricht, da sie dem Geist die Intelligenz nimmt, die Gott ist; denn ihr habt die Aufgabe, zu reinigen, und die Sünde befleckt, da sie der Seele die Reinheit nimmt, die Gott ist.

Ein hohes Amt ist das eure, in meinem Namen zu richten und loszusprechen. Wenn ihr für euch das Brot und den Wein opfert und in mein Fleisch und mein Blut verwandelt, werdet ihr ein großes, übernatürlich großes und erhabenes Werk vollbringen. Um es würdig zu vollbringen, müßt ihr rein sein, denn ihr berührt den, der rein ist, und ihr nährt euch mit dem Fleisch eines Gottes. Reinen Herzens, reinen Geistes und reinen Leibes müßt ihr sein und reine Lippen haben, denn mit dem Herzen müßt ihr die Eucharistie lieben, und neben dieser himmlischen Liebe darf es keine profane Liebe, die ein Sakrileg wäre, geben. Reinen Geistes müßt ihr sein, denn ihr müßt an dieses Mysterium der Liebe glauben und es verstehen. Unreine Gedanken töten den Glauben und den Intellekt; die Wissenschaft der Welt bleibt, aber die Weisheit Gottes in euch stirbt. Reinen Leibes müßt ihr sein, denn das Wort wird in euch herabsteigen, wie es einst durch die Liebe in den Schoß Marias herabgestiegen ist.

Ihr habt ein lebendiges Beispiel dafür, wie ein Leib sein muß, der das fleischgewordene Wort aufnimmt. Das Beispiel ist die Frau ohne Erbsünde und ohne eigene Sünde, die mich getragen hat. Schaut, wie rein der Gipfel des Hermon ist, den noch der Schleier des winterlichen Schnees verhüllt. Vom Ölberg aus gleicht er den Blütenblättern der Lilien oder dem Schaum des Meeres, und wie ein Opfer erhebt er sich zu den weißen Wolken, die der Aprilwind über die azurblauen Gefilde des Himmels trägt. Betrachtet eine Lilie, die ihre Blüte zu einem duftenden Lächeln öffnet. Und doch gleicht weder die eine noch die andere Reinheit der Reinheit des Schoßes, der mir Mutterschoß war. Die Winde haben Staub auf den Schnee des Gipfels und auf die Seide der Blüte geweht. Er ist so fein, daß das menschliche Auge ihn nicht sieht, aber er ist da und trübt die Reinheit. Mehr noch: Betrachtet die reinste Perle, geboren in einer Muschel und dem Meer geraubt, um das Szepter eines Königs zu zieren. Sie ist vollkommen in ihrem Schimmer, den keine Berührung durch ein Fleisch entweiht hat, der entstanden ist in der perlmutternen Höhlung der Auster, allein im flüssigen Saphir der Tiefe. Und doch ist diese Perle weniger rein als der Schoß, der mich getragen hat. In ihrem Innern ist ein Sandkörnchen, ein winziges, aber dennoch irdisches Körnchen. In ihr, der Perle des Meeres, ist nicht das geringste Körnchen der Sünde, nicht einmal der Widerschein einer Sünde. Sie ist die Perle, die im Ozean der Dreifaltigkeit geboren wurde, um die Zweite Person in die Welt zu bringen, und vollkommen und fest umschließt sie ihren inneren Kern, der nicht der Same irdischer Lust, sondern der Funke der göttlichen Liebe ist. Der Funke, der in ihr seine Entsprechung fand und die Wirbel des göttlichen Meteors zeugte, der nun die Kinder Gottes ruft und anzieht: mich, Christus, den Morgenstern. Diese unversehrte Reinheit gebe ich euch als Beispiel.

Aber wenn ihr dann, wie Winzer an einem Fasse, eure Hände in das Meer meines Blutes taucht und daraus schöpft, um die verdorbenen Gewänder der armen Sünder zu waschen, müßt ihr nicht nur

rein, sondern vollkommen sein, um euch nicht mit einer noch größeren Sünde, oder sogar mehreren Sünden zu beflecken, indem ihr sakrilegisch das Blut eines Gottes berührt und ausgießt oder gegen Liebe und Gerechtigkeit sündigt, indem ihr beides verweigert oder nur mit einer Strenge gewährt, die der Art des Christus nicht entspricht. Denn er war gut zu den Übeltätern, um sie an sein Herz zu ziehen, und dreimal gut zu den Schwachen, um sie im Vertrauen zu stärken. Ihr sollt solche Strenge nicht gegen meinen Willen, meine Lehre und meine Gerechtigkeit dreimal unwürdig üben. Wie kann man streng mit den Lämmern verfahren, wenn man selbst ein götzendienerischer Hirte ist?

O meine Auserwählten, meine Freunde, die ich auf die Wege der Welt sende, um das Werk fortzuführen, das ich begonnen habe und das fort dauern wird, solange die Zeit dauert, denkt an meine Worte. Ich sage sie euch, damit ihr sie jenen sagt, die ihr zu dem Dienst weiht, zu dem ich euch geweiht habe.

Ich sehe ... ich schaue in die Jahrhunderte. Die Zeit und die zahllosen Scharen der zukünftigen Menschen ziehen vor meinem Blick vorüber ... Ich sehe ... Katastrophen und Kriege, falschen Frieden und schrecklichen Völkermord, Haß und Diebstahl, Leidenschaft und Hochmut. Ab und zu eine grüne Oase: eine Zeit der Rückkehr zum Kreuz. Wie ein Obelisk, der eine reine Quelle im trockenen Wüstensand anzeigt, so wird mein Kreuz mit Liebe aufgerichtet werden, nachdem das Gift des Bösen die Menschen tollwütig gemacht hat; und rings um das Kreuz, an den Ufern der heilenden Wasser, werden die Palmen einer Zeit der Güte und des Friedens in der Welt erblühen. Wie Hirsche und Gazellen, wie Schwalben und Tauben werden die Seelen zu dieser friedvollen, frischen, erquickenden Zufluchtsstätte kommen, um von ihren Schmerzen geheilt zu werden und erneut zu hoffen. Und die Palmen werden ihre Zweige wie eine Kuppel ineinanderschlingen, um vor Gewittern und Sonnenglut zu schützen, und Schlangen und Raubtiere werden ferngehalten werden durch das Zeichen, das den Bösen in die Flucht schlägt. So wird es sein, solange die Menschen es wollen.

Ich sehe ... Menschen und wieder Menschen ... Frauen, Greise, Kinder, Krieger, Gelehrte, Doktoren, Bauern ... Alle kommen und ziehen mit ihrer Last der Hoffnung und der Leiden vorüber. Und ich sehe viele, die wanken, denn der Schmerz ist zu groß, und als erstes von ihrer schweren Bürde, ihrer zu schweren Bürde, haben sie die Hoffnung verloren, und sie ist am Boden zerschellt ... Und ich sehe viele, die am Wegrand zusammenbrechen, weil andere, die stärker sind, stärker oder glücklicher, weil ihre Last nur leicht ist, sie zur Seite stoßen. Und viele sehe ich, die sich von den Vorübergehenden verlassen oder gar getreten sehen, die sich sterben fühlen und schließlich hassen und verfluchen.

Arme Kinder! Unter diese vom Leben geplagten Menschen, die vorübergehen oder fallen, hat meine Liebe bewußt die barmherzigen Samariter, die guten Ärzte, die Leuchten in der Nacht und die Stimmen in der Stille geschickt, damit die Schwachen, die zusammenbrechen, Hilfe finden, wieder ein Licht sehen und die Stimme vernehmen, die sagt: „Hoffe, denn du bist nicht allein. Über dir ist Gott. Jesus ist mit dir.“ Ich habe diese barmherzigen Helfer bewußt eingesetzt, damit meine armen Kinder nicht im Geist sterben und die väterliche Heimat verlieren, sondern fortfahren, an mich, die Liebe, zu glauben, wenn sie in meinen Dienern meinen Widerschein sehen.

Aber, o Schmerz, der du die Wunde meines Herzens wieder bluten läßt wie auf Golgota, als sie geöffnet wurde! Was sehen meine göttlichen Augen? Sind denn in den vorüberziehenden Volksmassen keine Priester? Blutet mein Herz deswegen? Sind die Seminare leer? Hören die Herzen also meine göttliche Einladung nicht mehr? Ist das menschliche Herz nicht mehr fähig, sie zu hören? Nein. Es wird in allen Jahrhunderten Seminare geben und in ihnen Leviten. Aus diesen werden Priester hervorgehen, da meine Einladung mit himmlischer Stimme an viele jugendliche Herzen ergangen sein wird und sie ihr gefolgt sein werden. Aber andere, andere, andere Stimmen werden in der Jugend und in der Reifezeit dazugekommen sein und

meine Stimme in den Herzen übertönt haben. Meine Stimme, die in allen Jahrhunderten zu ihren Dienern spricht, auf daß sie immer seien, was ihr jetzt seid: Apostel in der Schule Christi. Das Gewand ist geblieben, doch der Priester ist tot. Bei allzu vielen wird dies im Laufe der Jahrhunderte geschehen. Als nutzlose, dunkle Schatten werden sie nicht der Hebel sein, der emporhebt, nicht das Seil, das zieht, nicht der Brunnen, der den Durst stillt, nicht der Weizen, der sättigt, nicht das Herz, an dem man ausruht, nicht das Licht in der Finsternis, nicht die Stimme, die wiederholt, was der Meister ihnen sagt. Sie werden für die arme Menschheit eine anstößige Last, eine todbringende Last sein, sie werden Schmarotzer und Verderben sein. Schrecklich! Die schlimmsten Judasse der Zukunft werde ich immer wieder unter meinen Priestern haben!

Freunde: Ich bin in der Herrlichkeit, und dennoch weine ich. Ich habe Mitleid mit diesen großen Menschengescharen, mit diesen Herden ohne Hirten oder mit zu wenigen Hirten. Ein unendliches Mitleid! Nun wohl! Ich schwöre bei meiner Gottheit, ich werde ihnen Brot geben, Wasser, Licht und die Worte, die die zu diesem Dienst Erwählten nicht geben wollen. Ich werde in allen Jahrhunderten das Wunder der Brote und der Fische wiederholen. Mit wenigen, unbeachteten Fischlein und spärlichen Brotkrumen: demütigen Laienseelen, werde ich vielen zu essen geben, und sie werden satt werden, und es wird auch für die Zukünftigen etwas übrigbleiben, denn „mich erbarmt des Volkes“ und ich will nicht, daß es zugrunde geht.

Gesegnet jene, die es verdienen, solche zu sein. Nicht gesegnet, weil sie so sind, sondern weil sie es durch ihre Liebe und ihr Opfer verdient haben. Und am gesegnetsten die Priester, die es verstehen, Apostel zu bleiben: Brot, Wasser, Licht, Stimme, Ruhe und Arznei für meine armen Kinder. In einem besonderen Licht werden sie im Himmel erstrahlen. Ich schwöre es, ich, der ich die Wahrheit bin.

Erheben wir uns, Freunde, und kommt mit mir, daß ich euch noch einmal beten lehre. Das Gebet nährt die Kräfte des Apostels, denn es läßt eins werden mit Gott.«

Jesus steht auf und geht zu der kleinen Treppe.

Doch als er am Fuß der Treppe steht, wendet er sich um und schaut mich an. O Pater, er schaut mich an! Er denkt an mich! Er sucht seine kleine »Stimme«, und die Freude, bei seinen Freunden zu sein, läßt ihn mich nicht vergessen! Er schaut mich an, über die Köpfe der Jünger hinweg, und lächelt mir zu. Er hebt seine Hand, segnet mich und sagt: »Der Friede sei mit dir.«

Und die Vision endet so.

692 Der Auferstandene Jesus in Getsemani

Die Apostel legen ihre Mäntel um und fragen: »Wohin gehen wir, Herr?«

Ihre Sprechweise ist nicht mehr so vertraulich wie vor der Passion. Wenn man diesen Ausdruck benützen könnte, würde ich sagen, daß sie mit kniender Seele sprechen. Mehr als ihre ehrfürchtige, immer etwas gebeugte Körperhaltung vor dem Auferstandenen, mehr als ihre Scheu, ihn zu berühren, mehr als ihre bebende Freude, wenn er sie berührt, liebkost, küßt oder das Wort persönlich an einen von ihnen richtet, ist es ihr ganzes Aussehen, etwas, was man nicht beschreiben kann und was doch so offensichtlich ist. Etwas, das zeigt, daß es mehr der Geist als der Mensch ist, der nicht zu seiner früheren Beziehung zum Meister zurückkehren kann und dessen neues Fühlen in jeder Handlung des Menschen zum Ausdruck kommt.

Früher war er »der Meister«. Der Meister, der für ihren Glauben zwar Gott war, für ihre Sinne aber trotzdem ein Mensch. Nun ist er »der Herr«. Er ist Gott. Und es bedarf keines besonderen Glaubens mehr, um davon überzeugt zu sein. Die Tatsachen haben diese Notwendigkeit aufgehoben. Er ist Gott. Er ist der Herr, dem der Herr gesagt hat: »Setze dich zu meiner Rechten« und den er bestätigt hat durch sein Wort und das Wunder der Auferstehung. Gott wie der Vater. Und er ist der Gott, den sie aus Angst verlassen haben, nachdem sie so viel von ihm empfangen hatten ...

Sie betrachten ihn nun mit der ehrfürchtigen Verehrung, mit der ein wahrer Gläubiger die strahlende Hostie in einer Monstranz oder den Leib Christi, den der Priester beim täglichen Meßopfer erhebt,

betrachtet. In ihrem Blick, der das geliebte Bild, das nun schöner ist als in der Vergangenheit, betrachten will, liegt auch der Ausdruck dessen, der es nicht wagt, lange in der Betrachtung zu verweilen . . . Die Liebe drängt sie, ihren Geliebten anzusehen, die Furcht läßt sie sofort die Lider und das Haupt wieder senken, als hätte sein Glanz sie geblendet.

Und wirklich, obgleich Jesus, der auferstandene Jesus, wahrhaft er selbst ist, ist er es gleichzeitig doch auch nicht mehr. Sieht man ihn richtig an, ist er anders. Die Gesichtszüge, die Farbe der Augen und der Haare, die Gestalt, die Hände und die Füße sind gleich geblieben, und doch ist er anders. Er hat dieselbe Stimme und bewegt sich wie früher, und doch ist er anders. Er hat einen wahren Körper, der auch jetzt noch im Licht der untergehenden Sonne, deren letzte Strahlen durch das offene Fenster hereinfallen, einen seiner Größe entsprechenden langen Schatten wirft, und doch ist er anders. Er ist nicht stolz oder unnahbar geworden, und doch ist er anders.

Eine neue, ewige Majestät erstrahlt nun da, wo zuvor Bescheidenheit und Demut des unermüdlichen Meisters vorherrschten, eine so große Demut, daß man sie manchmal für Resignation hätte halten können. Nun ist die Abgezehrtheit der letzten Zeit verschwunden; die Spuren der körperlichen und geistigen Müdigkeit, die ihn älter erscheinen ließen, sind gelöscht, und er hat nicht mehr den traurigen, bittenden Blick, der wortlos fragte: »Warum weist ihr mich ab? Nehmt mich auf . . . « Und der auferstandene Christus erscheint sogar größer und kräftiger, befreit von jeder Last, sicher, siegreich, majestätisch, göttlich. Nicht einmal, wenn er bei seinen größten Wundern seine Macht zeigte oder in den herausragendsten Momenten seines Lehramtes am eindrucksvollsten war, war er so wie jetzt, da er auferstanden und verherrlicht ist. Er strahlt kein Licht aus. Nein, er strahlt kein Licht aus wie bei der Verklärung und den ersten Erscheinungen nach der Auferstehung. Und doch scheint er zu leuchten. Es ist wahrlich der Leib Gottes in der Schönheit der verherrlichten Leiber. Man fühlt sich angezogen und empfindet zugleich eine gewisse Scheu.

Vielleicht sind es auch die so auffälligen Wunden an den Händen und Füßen, die diese tiefe Ehrfurcht einflößen. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß die Apostel, obwohl Jesus so sanft und gütig ist und wieder die frühere Atmosphäre zu schaffen versucht, nun anders sind. So aufdringlich und geschwätzig sie vordem waren, so schweigsam sind sie nun, und wenn Jesus nicht gleich antwortet, drängen sie nicht weiter. Wenn er ihnen oder einem von ihnen zulächelt, wechseln sie die Farbe und wagen nicht, sein Lächeln zu erwidern. Wenn er, wie er es jetzt tut, die Hand nach seinem weißen Mantel ausstreckt – er trägt seit der Auferstehung immer ein weißes Gewand, glänzender als blütenweißer Atlas – dann eilt keiner der Apostel herbei, wie sie es früher immer getan und sich die Freude und Ehre, ihm zu helfen, streitig gemacht haben. Es scheint, als hätten sie Angst, seine Kleider und seine Glieder zu berühren. Und er selbst muß sagen, wie er es jetzt tut: »Komm, Johannes, hilf deinem Meister. Diese Wunden sind wahre Wunden ... und meine verwundeten Hände sind nicht so beweglich wie früher ... «

Johannes gehorcht und hilft Jesus beim Anziehen des weiten Mantels, und es sieht aus, als kleide er einen Papst, so vorsichtig und konzentriert sind seine Bewegungen. Dabei achtet er darauf, die Hände nicht zu berühren, auf denen die Wundmale rötlich leuchten. Aber so sehr er auch achtgibt, er stößt an die linke Hand Jesu, schreit auf, als sei er selbst gestoßen worden, und starrt auf den Rücken dieser Hand, als fürchte er, wieder Blut aus ihr tropfen zu sehen. Diese furchtbare Wunde ist so lebendig!

Jesus legt ihm die Rechte aufs Haupt und sagt: »Du hattest mehr Mut, als du mich vom Kreuz abnahmst. Und da floß das Blut noch so stark, daß sogar dein Haar ganz rot davon wurde. Neuer Tau der Nacht auf den neuen Geliebten. Du hast mich abgenommen, wie eine Traube vom Weinstock ... Warum weinst du? Ich habe dir den Tau meines Martyriums gegeben. Du hast mein Haupt mit dem Tau deines Mitleids besprengt. Damals hattest du Grund zum Weinen ... Jetzt nicht. Und du, Simon Petrus? Warum weinst du? Du hast meine Hand nicht gestoßen. Du hast mich nicht tot gesehen ... «

»Oh, mein Gott! Gerade deswegen weine ich ja! Über meine Sünde.«

»Ich habe dir verziehen, Simon des Jona.«

»Aber ich verzeihe mir nicht. Nein, nichts wird meine Tränen zum Versiegen bringen. Nicht einmal deine Vergebung.«

»Aber meine Herrlichkeit schon.«

»Du bist in der Herrlichkeit, ich bin ein Sünder.«

»Du wirst in der Herrlichkeit sein, nachdem du mein Fischer gewesen bist. Einen großen, reichen, wunderbaren Fischfang wirst du machen, Petrus. Dann werde ich zu dir sagen: „Komm zum ewigen Gastmahl“, und du wirst nicht mehr weinen. Doch ihr habt alle Tränen in den Augen. Und du, Jakobus, mein Bruder, du lehnst dort im Winkel, als ob du alles verloren hättest. Warum?«

»Weil ich gehofft habe, daß . . . Du spürst also die Wunden noch? Du fühlst sie noch? Ich habe gehofft, daß es für dich nun keinen Schmerz mehr geben würde und daß jede Spur gelöscht sein würde. Auch für uns. Für uns Sünder. Diese Wunden . . .! Welch ein Schmerz, sie zu sehen!«

»Ja, warum hast du sie nicht ausgelöscht? Bei Lazarus sind keine Male zurückgeblieben . . . Diese Wunden . . . sind eine Anklage! Sie schreien mit furchtbarer Stimme! Sie sind leuchtender und furchteinflößender als die Blitze des Sinai«, sagt Bartholomäus.

»Sie klagen uns unserer Feigheit an, denn wir sind geflohen, als sie dir geschlagen wurden . . . « sagt Philippus.

»Und je mehr wir sie betrachten, desto mehr klagt uns unser Gewissen an und wirft uns Feigheit, Dummheit und Unglauben vor«, sagt Thomas.

»Um unseres Friedens willen, um des Friedens dieses sündigen Volkes willen, tilge diese Anklagen, o Herr, da du gestorben und auferstanden bist für die Vergebung der Sünden der Welt«, bettelt Andreas.

»Diese Wunden sind das Heil der Welt. In ihnen ist das Heil. Die Welt, die haßt, hat sie aufgerissen, doch die Liebe hat aus ihnen

Arznei und Licht gemacht. Durch sie wurde die Schuld angenagelt. Durch sie wurden alle Sünden der Menschen emporgehoben und angeheftet, damit das Feuer der Liebe sie auf dem wahren Altar verzehre. Als der Allerhöchste Mose gebot, die Bundeslade und den Rauchopferaltar anzufertigen, wollte er sie da nicht mit Löchern und Ringen versehen, damit sie emporgehoben und getragen werden könnten, wohin der Herr wollte? Auch ich bin durchbohrt. Und ich bin mehr als die Bundeslade und der Altar. Ich bin sehr viel mehr als die Bundeslade und der Altar. Ich habe den Duft meiner Liebe für Gott und den Nächsten verbrannt und habe die Last aller Ungerechtigkeiten der Welt auf mich genommen. Und daran *muß* die Welt sich erinnern. Damit sie nicht vergißt, wieviel es einen Gott gekostet hat. Damit sie nicht vergißt, wie sehr Gott sie geliebt hat. Damit sie die Folgen der Sünde nicht vergißt, und daß nur in einem das Heil ist: in dem, den sie durchbohrt haben. Wenn die Welt meine roten Wunden nicht mehr sähe, wahrlich, sie würde sehr rasch vergessen, daß ein Gott sich geopfert hat um ihrer Sünden willen; sie würde vergessen, daß ich wirklich unter den furchtbarsten Qualen gestorben bin; sie würde vergessen, welches der Balsam für ihre Wunden ist. Hier ist der Balsam. Kommt und küßt sie. Jeder Kuß ist vermehrte Reinigung und Gnade für euch. Wahrlich, ich sage euch, Reinigung und Gnade kann es nie genug geben, denn die Welt verbraucht, was der Himmel schenkt, und das Verderben der Welt muß mit dem Himmel und seinen Schätzen aufgewogen werden. Ich bin der Himmel. Der ganze Himmel ist in mir, und die himmlischen Schätze fließen aus diesen offenen Wunden.«

Jesus reicht den Aposteln die Hände zum Kuß. Und er muß diese durchbohrten Hände selbst auf die sehnsüchtigen und zugleich ängstlichen Lippen drücken, denn die Angst, seine Schmerzen zu vergrößern, hält sie zurück, ihre Lippen auf diese Wunden zu pressen.

»Nicht dies schmerzt, auch wenn ich es spüre. Schmerz bereitet mir etwas anderes ...!«

»Was, Herr?« fragt Jakobus des Alphäus.

»Daß ich für viele vergebens gestorben bin ... Aber gehen wir. Vielmehr, geht ihr voraus. Nach Getsemani gehen wir ... Was ist? Habt ihr Angst?«

»Nicht unseretwegen, Herr ... Aber die Großen von Jerusalem hassen dich mehr denn je.«

»Fürchtet nichts. Nicht für euch, denn Gott beschützt euch; und nicht für mich, denn für mich ist die Beschränktheit des menschlichen Daseins zu Ende. Ich gehe nun zu meiner Mutter, und dann komme ich euch nach. Wir müssen viele schreckliche Dinge auslöschen, die jüngst durch Sünde und Haß geschehen sind. Und wir werden es durch Liebe tun, durch das Gegenteil dessen, was Sünde war ... Seht ihr? Euer Kuß löscht und lindert den Schmerz und die Folgen der Nägel im lebendigen Fleisch. So wird auch, was wir nun tun, die furchtbaren Zeichen auslöschen und die Orte heiligen, die die Sünden geschändet haben. Damit sie euch nicht allzu großen Schmerz bereiten, wenn ihr sie seht ... «

»Gehen wir auch zum Tempel?« Schrecken und Angst zeichnet sich auf den Gesichtern aller ab.

»Nein. Ich würde ihn durch meine Gegenwart heiligen, und das geht nicht. Es hätte sein können, aber man hat es nicht gewollt. Nun gibt es keine Rettung mehr für ihn. Der Tempel ist ein Leichnam, der rasch verwest. Lassen wir ihn seinen Toten. Sie sollen ihn begraben. Wahrlich, die Löwen und die Aasgeier werden das Grab und den Kadaver zerreißen, und es wird nicht einmal das Skelett des Großen Toten bleiben, der das Leben nicht gewollt hat.«

Jesus geht die Treppe hinauf und verläßt den Saal. Die anderen folgen ihm schweigend. Doch als sie den Gang betreten, der als Vorhalle dient, ist Jesus verschwunden. Das Haus ist still und scheint verlassen zu sein. Alle Türen sind geschlossen.

Johannes zeigt auf die Tür gegenüber dem Abendmahlsaal und sagt: »Dort ist Maria. Sie ist immer dort. Wie in ständiger Ekstase. Ihr Antlitz strahlt in unbeschreiblichem Licht. Es ist die Freude, die

aus ihrem Herzen strahlt. Gestern hat sie zu mir gesagt: „Denke nur, Johannes, wieviel Glückseligkeit sich in alle Reiche Gottes ergossen hat.“ Ich habe sie gefragt: „In welche Reiche?“ Ich dachte, sie habe wunderbare Offenbarungen über das Reich ihres Sohnes, des Siegers auch über den Tod, gehabt. Doch sie hat nur geantwortet: „Ins Paradies, ins Fegefeuer und in den Limbus. Verzeihung für die Büßenden. Einlaß in den Himmel für alle Gerechten und alle, denen verziehen worden ist. Das Paradies von Seligen bevölkert. Gott in ihnen verherrlicht. Unsere Vorfahren und Verwandten dort oben, in der Freude. Und auch Freude im Reich auf Erden, wo nun sein Zeichen erstrahlt und die Quelle erschlossen ist, die Satan besiegt und die Erbschuld und die Sünde tilgt. Nicht mehr nur Friede den Menschen, die guten Willens sind, sondern auch Erlösung und Wiederzulassung in den Stand der Kinder Gottes. Ich sehe die Menschenscharen, oh, wie viele!, die zu diesem Brunnen hinabsteigen, in das Wasser tauchen und erneuert und schön herauskommen, im hochzeitlichen Gewand, im königlichen Gewand. Die Hochzeit der Seelen mit der Gnade, das Königtum, Kinder des Vaters und Brüder Jesu zu sein.“«

Indessen sind sie hinaus auf die Straße gegangen und entfernen sich, während der Abend herniedersinkt.

Die Straße ist nicht sehr belebt, besonders zu dieser Stunde, da sich die Leute zur Abendmahlzeit um den Tisch zusammenfinden. Jerusalem, das an Ostern von Menschenscharen überflutet war, die es nach dem dieses Jahr so tragisch verlaufenen Fest wieder verlassen haben, erscheint noch leerer als gewöhnlich. Thomas bemerkt es und macht die anderen darauf aufmerksam.

»Es stimmt. Die Fremden haben die Stadt nach dem Freitag entsetzt und überstürzt verlassen, und wer der großen Angst jenes Tages widerstanden hat, ist beim zweiten Erdbeben geflohen, das sich gewiß ereignet hat, als der Herr das Grab verlassen hat. Und auch die, die nicht Heiden waren, sind geflüchtet. Viele, das weiß ich sicher, haben nicht einmal das Lamm verzehrt und werden wieder-

kommen müssen, um das zusätzliche Osterfest zu feiern. Und auch Bürger dieser Stadt sind geflohen oder haben sich entfernt; die einen, um ihre Toten wegzubringen, die beim Erdbeben des Rüsttags umgekommen sind, die anderen aus Furcht vor dem Zorn Gottes. Es war ein furchtbares Beispiel der Macht Gottes«, sagt der Zelote.

»Und es war gut so. Blitze und Steinhagel über alle Sünder!« schimpft Bartholomäus.

»Sag das nicht! Sag das nicht! Wir haben mehr als alle anderen die Strafen des Himmels verdient. Auch wir sind Sünder ... Erinnerung an diesen Ort ... ? Wie lange ist es her? Zehn? Zehn Tage oder zehn Jahre oder zehn Stunden? So fern und doch so nah erscheinen mir meine Sünden, diese Stunden und dieser Abend ... daß ich es nicht sagen könnte ... Ich bin ganz verwirrt! Wir fühlten uns so sicher, so mutig, so heroisch. Und dann? Dann! Ach ...!« Petrus schlägt sich mit der Hand auf die Stirn und zeigt auf eine Stelle, denn sie sind schon an dem kleinen Platz: »Hier, hier hatte ich schon Angst!«

»Schluß! Genug, Simon! Er hat dir verziehen. Und vor ihm schon Maria. Genug! Du quälst dich unnötig!« sagt Johannes.

»Oh, wenn es doch so wäre! Du, Johannes, mußt mir immer helfen, weißt du? Immer! Weil du zu führen verstehst, hat er dir seine Mutter anvertraut. Und das ist gut so. Aber ich, ein feiger, lügnhafter Wurm, habe es nötiger als Maria, geführt zu werden. Denn ich habe Schuppen vor den Augen und sehe nicht ... «

»Wenn du so weitermachst, wirst du sie bald wirklich haben. Du wirst dir noch die Augen ausweinen, und der Herr wird nicht mehr da sein, um dich zu heilen ... « sagt wiederum Johannes und umarmt ihn, um ihn zu trösten.

»Mir würde genügen, daß meine Seele gut sieht. Die Augen ... zählen ja doch nicht.«

»Sie zählen sogar sehr viel! Was werden die Kranken jetzt tun? Hast du gestern gesehen, wie verzweifelt die Frau war?« sagt Andreas.

»Ja ...« Sie sehen sich gegenseitig an und bekennen dann alle: »Und keiner von uns hat sich für würdig erachtet, ihr die Hände aufzulegen ...« Die Erinnerung an ihr schmähhches Benehmen erdrückt sie.

Doch Thomas sagt zu Johannes: »Du hättest es aber tun können. Du bist nicht davongelaufen. Du hast ihn nicht verleugnet und bist nicht ungläubig gewesen ...«

»Auch ich habe meine Sünde auf dem Gewissen. Auch ich habe gegen die Liebe gefehlt. Beim Torbogen des Hauses von Josua habe ich Hilkija am Kragen gepackt und beinahe erwürgt, denn er hatte die Mutter beleidigt. Und außerdem habe ich Judas von Kerijot gehaßt und verflucht!« sagt Johannes.

»Schweig! Nenne diesen Namen nicht! Es ist der Name eines Dämons, und ich habe den Eindruck, daß er noch nicht in der Hölle ist und hier um uns herumgeistert, damit wir noch mehr sündigen«, sagt Petrus wirklich erschrocken.

»Oh, der ist schon in der Hölle! Aber selbst wenn er hier wäre, mit seiner Macht ist es nun zu Ende. Er hatte alles, um ein Engel zu werden, und er ist der Teufel geworden, und Jesus hat den Teufel besiegt«, sagt Andreas.

»Gut ... Aber es ist besser, seinen Namen nicht zu nennen. Ich habe Angst, denn ich weiß jetzt, wie schwach ich bin. Was dich betrifft, Johannes, so brauchst du keine Schuldgefühle zu haben. Alle werden den Menschen verfluchen, der den Meister verraten hat!«

»Nein. Maria hat mir gesagt, daß das Gericht Gottes über ihn genügt und daß es bei uns nur ein Gefühl geben darf: das der Dankbarkeit, nicht selbst zu Verrätern geworden zu sein. Und wenn sie, die Mutter, die die Qualen des Sohnes miterlebt hat, ihn nicht verflucht, dürfen wir es dann tun? Vergessen wir ...«

»Das können nur Dummköpfe tun!« ruft sein Bruder Jakobus aus.

»Und doch waren dies die Worte des Meisters, als er von den Sünden des Judas sprach ...« Johannes seufzt und schweigt.

»Was, gibt es noch andere? Was weißt du? ... Sprich!«

»Ich habe versprochen, zu vergessen, und ich bemühe mich, es zu tun. Was Hilikija betrifft ... bin ich zu weit gegangen ... Aber an jenem Tag hatte jeder von uns seinen Engel und seinen Teufel zur Seite, und nicht immer haben wir auf den Engel des Lichtes gehört ... «

Der Zelote sagt: »Weißt du, daß Nahum zum Krüppel geworden ist und sein Sohn von einer Mauer oder einem Felsbrocken zerschmettert wurde? Ja, am Tag des Todes. Man hat ihn erst später gefunden. Oh, sehr viel später, als er schon stank. Einer, der auf den Markt ging, hat ihn entdeckt. Und Nahum war bei seinesgleichen, und ich weiß nicht, ob er von einem Stein oder einem Keulenschlag getroffen wurde. Ich weiß nur, daß er erledigt ist und nichts mehr begreift. Er gleicht einem Tier, geifert und winselt, und gestern hat er mit der einen heilen Hand seinen ... Herrn, der zu ihm gekommen war, am Hals gepackt und geschrien, geschrien: „Deinetwegen! Deinetwegen!“ Wenn die Diener nicht zu Hilfe geeilt wären ... «

»Woher weißt du das, Simon?« fragen sie den Zeloten.

»Ich habe Josef gestern gesehen«, antwortet dieser lakonisch.

»Mir scheint, der Meister verspätet sich. Ich mache mir Gedanken«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Kehren wir zurück ... « schlägt Matthäus vor.

»Laßt uns hier an der kleinen Brücke warten«, meint Bartholomäus.

Sie bleiben stehen. Doch Jakobus des Zebedäus und der andere Jakobus, Andreas und Thomas kehren um, blicken nachdenklich auf den Boden, sehen dann die Häuser an. Plötzlich wird Andreas bleich und zeigt mit dem Finger auf eine Hauswand, wo auf dem weißen Kalk ein rotbrauner Fleck zu sehen ist, und sagt: »Das ist Blut! Blut des Meisters vielleicht? Hat er denn schon hier Blut verloren? Oh, sagt es mir!«

»Was sollen denn wir dir sagen, da doch keiner von uns ihm gefolgt ist?« sagt Jakobus des Alphäus traurig.

»Aber mein Bruder und vor allem Johannes sind ihm gefolgt ... «

»Nicht sofort, nicht sofort. Johannes hat uns gesagt, daß sie ihm erst vom Haus des Maleachi an nachgegangen sind. Hier war keiner. Keiner von uns ... « sagt Jakobus des Zebedäus.

Hypnotisiert starren sie auf den großen, dunklen, nicht sehr weit vom Erdboden entfernten Fleck auf der weißen Wand, und Thomas bemerkt: »Nicht einmal der Regen hat ihn abgewaschen. Nicht einmal der starke Hagel dieser Tage hat ihn entfernt ... Wenn ich wüßte, daß es sein Blut ist, würde ich die Mauer abkratzen ... «

»Fragen wir die Hausbewohner. Vielleicht wissen sie es ... « schlägt Matthäus vor, der sie eingeholt hat.

»Nein, du weißt, sie könnten uns als seine Apostel erkennen; sie könnten Feinde des Christus sein und ... « entgegnet Thomas.

»Und wir sind immer noch Feiglinge ... « beendet Jakobus des Alphäus mit einem tiefen Seufzer den Satz.

Langsam, langsam haben sie sich alle der Mauer genähert und betrachten sie ... Eine Frau, die mit ihren Krügen, von denen das frische Wasser tropft, verspätet vom Brunnen kommt, beobachtet sie. Schließlich stellt sie die Krüge auf den Boden und fängt zu fragen an: »Schaut ihr den Fleck an der Mauer an? Ihr seid Jünger des Meisters? Ihr scheint es zu sein, obwohl eure Gesichter hager und abgezehrt sind und, obwohl ich euch nicht hinter dem Herrn gesehen habe, als er hier gefangen vorüberging, um zum Tod geführt zu werden. Dies macht mich unsicher, denn ein Jünger, der dem Meister in den guten Stunden folgt, der stolz ist, sein Jünger zu sein, und mit strengen Blicken andere anschaut, die nicht wie er sofort alles liegen und stehen lassen, um dem Meister zu folgen, ein solcher Jünger muß auch in bösen Stunden bei seinem Meister sein. Wenigstens müßte er es sein. Aber ich habe euch nicht gesehen. Nein, ich habe euch nicht gesehen. Und da ich euch nicht gesehen habe, ich, die Frau aus Sidon, so heißt das, daß ich dem gefolgt bin, dem seine israelitischen Jünger nicht gefolgt sind. Aber mir hat er Gutes getan. Ihr ... Hat er euch denn nie Gutes getan? Das erscheint mir sonderbar, denn er hat Heiden und Samaritern, Sündern und sogar Verbrechern Gutes

getan und ihnen das ewige Leben geschenkt, wenn er ihnen das irdische nicht mehr geben konnte. Hat er euch denn nicht geliebt? Dann ist das ein Beweis dafür, daß ihr schlimmer als Giftschlangen und unreine Hyänen seid; obwohl, in Wahrheit glaube ich, daß er auch Vipern und Schakale geliebt hat, nicht weil sie sind, was sie sind, sondern weil sie Geschöpfe seines Vaters sind.

Dies hier ist Blut. Ja. Es ist Blut. Das Blut einer Frau vom Ufer des großen Meeres. Einst waren es Gebiete der Philister, und die Bewohner jener Gegend werden noch immer ein wenig von den Hebräern verachtet. Und dennoch hat diese Frau den Meister verteidigt, bis ihr Ehemann sie umgebracht hat. Nachdem er sie geschlagen hatte, schleuderte er sie mit solcher Wucht gegen die Mauer, daß ihr Schädel brach und das Gehirn und das Blut an die Mauer ihres Hauses spritzten, in dem jetzt die Waisen um die Mutter weinen. Sie hatte eine Wohltat empfangen. Der Meister hatte ihren Mann von einer furchtbaren unreinen Krankheit geheilt. Und sie hat den Meister deshalb geliebt. Sie hat ihn so geliebt, daß sie für ihn gestorben ist. Sie ist ihm vorausgegangen in den Schoß Abrahams, wie ihr sagt. Auch Annalia ist ihm vorausgegangen und wäre ebenso für ihn gestorben, wenn der Tod sie nicht zuvor ereilt hätte. Und auch eine Mutter dort weiter oben hat den Weg mit Blut gewaschen, mit dem Blut ihres Leibes, den ihr brutaler Sohn ihr aufriß, als sie den Meister verteidigen wollte. Und eine Greisin ist vor Schmerz gestorben, als sie den verwundet und geschlagen vorübergehen sah, der ihrem Sohn das Augenlicht wiedergegeben hatte. Und ein alter Bettler mußte sterben, weil er sich schützend vor ihn gestellt hatte und einen Stein an den Kopf bekam, der für den Kopf eures Herrn bestimmt war. Ihr habt doch an ihn als an den Herrn geglaubt, nicht wahr? Die tapferen Soldaten eines Königs umringen ihn und sterben. Aber keiner von euch ist gestorben. Ihr wart weit weg von denen, die ihn quälten. Ah, nein! Einer ist gestorben! Er hat sich selbst getötet. Aber nicht aus Gram. Nicht um den Meister zu verteidigen. Zuerst hat er ihn verkauft, dann hat er ihn mit einem Kuß verraten, und schließlich

hat er sich umgebracht. Er konnte nichts anderes mehr tun. Seine Bosheit konnte nicht noch größer werden. Er war vollkommen – wie Beelzebul. Die Welt hätte ihn gesteinigt, um die Erde von ihm zu befreien. Oh, ich glaube, daß jene mitleidige Frau, die gestorben ist, weil sie den Märtyrer vor den Schlägen schützen wollte, ich glaube, daß die alte Hanna, die vor Schmerz, ihn so sehen zu müssen, gestorben ist, daß der alte Bettler, die Mutter des Samuel und die Jungfrau, die gestorben ist, daß ich, die ich nicht imstande bin, zum Tempel hinaufzugehen, weil mir die geopfert Lämmer und Tauben leidtun – ich glaube, daß wir den Mut gehabt hätten, ihn zu steinigen und daß wir nicht gezittert hätten beim Anblick seiner Verletzungen von den Steinen. Er hat dies gewußt und der Welt die Mühe erspart, ihn zu töten, und uns hat er davor bewahrt, seine Henker zu werden, um den Unschuldigen zu rächen ... «

Die Frau schaut sie voller Verachtung an. Ihre Verachtung ist immer deutlicher geworden, während sie gesprochen hat. Ihre großen, schwarzen Augen sind hart wie die Augen eines Raubvogels, als sie die Gruppe betrachtet, die nichts zu entgegnen weiß, nichts entgegenen kann ... Das letzte Wort: »Mißgeburten!« zischt sie zwischen den Zähnen, nimmt ihre Krüge und geht zufrieden weiter, weil sie ihren Unmut über die Jünger, die den Meister verlassen haben, zum Ausdruck gebracht hat.

Die Apostel sind völlig niedergeschmettert, vernichtet. Sie stehen mit gesenkten Köpfen da und lassen traurig die Arme hängen ... Die Wahrheit erdrückt sie. Sie denken über die Folgen ihrer Feigheit nach ... schweigen ... wagen nicht einander anzusehen. Selbst Johannes und der Zelote, die beiden, auf die diese Anklage nicht zutrifft, stehen wie die anderen da, vielleicht aus Kummer, die Gefährten so gedemütigt zu sehen und nicht in der Lage zu sein, die Wunden, die die aufrichtigen Worte der Frau geschlagen haben, zu heilen ...

Die Straße liegt nun im Halbschatten. Der Mond, im letzten Viertel, geht spät auf, und die Dämmerung bricht rasch herein. Es

herrscht absolute Stille. Kein Laut, keine menschliche Stimme. Nur der Kidron rauscht in diesem Schweigen. Und als plötzlich die Stimme Jesu zu hören ist, schrecken sie auf, als wäre es ein furchteinflößender Klang, während Jesus doch so sanft sagt: »Was tut ihr hier? Ich habe bei den Ölbäumen auf euch gewartet ... Was betrachtet ihr tote Dinge, da euch das Leben erwartet? Kommt mit mir.« Jesus scheint vom Getsemani zu ihnen gekommen zu sein und bleibt neben ihnen stehen.

Er sieht den Blutfleck an, auf den die entsetzten Blicke der Apostel gerichtet sind, und sagt: »Diese Frau ist schon im Frieden. Sie hat den Schmerz vergessen. Sie sorgt sich nicht mehr um die Kinder? Nein. Doppelt sorgt sie sich um sie und wird sie heiligen, denn um nichts anderes bittet sie Gott.«

Er macht sich auf den Weg. Die Apostel folgen ihm schweigend.

Doch Jesus dreht sich um und sagt: »Warum fragt ihr in euren Herzen: „Warum bittet sie nicht um die Bekehrung ihres Mannes? Sie ist nicht heilig, wenn sie ihn haßt ...“? Sie haßt ihn nicht. Sie hat ihm sofort verziehen, als er sie umbrachte. Aber eine Seele, die ins Reich des Lichtes eingegangen ist, sieht alles mit Weisheit und Gerechtigkeit. Und sie sieht, daß es keine Bekehrung und Vergebung für den Ehemann geben wird. Also betet sie für die, denen es nützen kann. Es ist nicht mein Blut, nein. Und doch habe ich auch auf diesem Weg viel Blut verloren ...! Aber die Schritte der Feinde haben es mit Staub und Schmutz vermischt, und der Regen hat es aufgelöst und unter den Staub geschwemmt. Trotzdem ist immer noch viel Blut zu sehen, denn es ist so viel geflossen, daß Schritte und Wasser es nicht leicht verwischen können. Wir wollen zusammen hingehen, und ihr werdet das für euch vergossene Blut sehen ... «

»Wohin? Wohin will er gehen? An den Ort, an dem er geweint hat? Zum Prätorium?« fragen sie sich.

Und Johannes sagt: »Claudia ist zwei Tage nach dem Sabbat wieder abgereist, wie man sagt, aus Empörung und sogar aus Furcht, an der Seite ihres Gemahls zu bleiben ... Der Lanzenträger hat es

mir gesagt. Claudia trennt ihre Verantwortung von der des Gatten. Denn sie hatte ihn davor gewarnt, den Gerechten zu verfolgen, und ihm gesagt, es sei besser, von den Menschen als vom Allerhöchsten verfolgt zu werden, dessen Messias der Meister sei. Auch Plautina und Lydia sind nicht mehr da. Sie sind Claudia nach Cäsarea gefolgt. Und Valeria ist mit Johanna nach Bet-Ter gegangen. Wenn sie dagewesen wären, hätten wir hineingehen können. Aber nun ... ich weiß nicht. Auch Longinus ist nicht da, denn Claudia wollte ihn in ihrer Eskorte haben«, sagt Johannes.

»Dann wird es der Ort sein, an dem du das Blut im Gras gesehen hast ... «

Jesus, der vorausgeht, dreht sich um und sagt: »Wir gehen zum Golgota. Dort ist so viel von meinem Blut, daß die Erde hartem Eisenerz gleicht. Und es ist schon jemand vor euch dort gewesen ... «

»Aber der Ort ist unrein!« schreit Bartholomäus.

Jesus lächelt mitleidig und antwortet: »Jeder Ort in Jerusalem ist unrein nach dieser furchtbaren Sünde; aber ihr fühlt nur deshalb Unbehagen, weil ihr die Leute fürchtet ... «

»Dort sind immer die Verbrecher gestorben ... «

»*Ich* bin dort gestorben. Und ich habe diesen Ort für immer geheiligt. Wahrlich, ich sage euch, bis an das Ende der Zeiten wird es keinen heiligeren Ort als diesen geben, und Menschen aus allen Teilen der Welt werden zu allen Zeiten kommen, um seinen Boden zu küssen. Und es ist schon jemand vor euch dort gewesen. Jemand, der den Spott und die Rache nicht fürchtet, und auch nicht fürchtet, sich zu verunreinigen. Und doch hatte dieser Mensch doppelt Grund, dies zu fürchten.«

»Wer ist es, Herr?« fragt Johannes, den Petrus mit dem Ellbogen in die Seite stößt, damit er fragt.

»Maria des Lazarus. So wie sie die Blumen aufgelesen hat, die meine Füße berührt hatten, als ich vor Ostern ihr Haus betrat, und sie als Andenken der Freude an die Jüngerinnen verteilt hat, so ist sie jetzt den Kalvarienberg hinaufgestiegen und hat mit ihren Hän-

den die von meinem Blut hart gewordene Erde aufgegraben. Dann ist sie mit ihrer Last hinabgestiegen, um sie in den Schoß meiner Mutter zu legen. Sie hat sich nicht gefürchtet. Und sie war als die „Sünderin“ und auch als die „Jüngerin“ bekannt. Und auch sie, die die Erde der Schädelstätte in ihrem Schoß hielt, glaubte sich nicht zu verunreinigen. Mein Blut hat alles ausgelöscht, und die Erde, auf die es gefallen ist, ist heilig. Morgen, vor der sechsten Stunde, werdet ihr zum Golgota hinaufsteigen. Dort werde ich zu euch kommen ... Aber, wer mein Blut sehen will: hier ist es.« Jesus zeigt auf das Geländer der kleinen Brücke. »Hier ist mein Mund angestoßen und Blut aus meinen Lippen geflossen. Mein Mund hatte nur heilige Worte und Worte der Liebe gesprochen. Warum also wurde er geschlagen, und warum hat ihn niemand mit einem Kuß geheilt ...?«

Sie betreten Getsemani. Jesus muß zuerst ein Schloß öffnen, das nun den Zugang zum Ölgarten versperrt. Ein neues Schloß. Ein fester, hoher Zaun mit scharfen Spitzen und einem starken, ganz neuen Schloß. Jesus nimmt den Schlüssel, der so neu ist, daß er wie Stahl glänzt, und öffnet das Schloß im Licht eines brennenden Spans, den Philippus angezündet hat, da es inzwischen Nacht geworden ist.

»Dieser Zaun war vorher nicht da ... Warum ...?« flüstern sie und betrachten die Umzäunung des Getsemani. »Gewiß will Lazarus, daß niemand mehr hier hereinkommt. Schau dort: Steine, Ziegel und Kalk. Jetzt ist es noch ein Holzzaun, aber bald wird es eine Mauer sein ... «

Jesus sagt: »Kommt. Kümmert euch nicht um tote Dinge, sage ich euch ... Seht, hier seid ihr gewesen ... Und hier hat man mich umstellt und gefangengenommen, und in diese Richtung seid ihr geflohen ... Wenn dieser Zaun schon dagewesen wäre ... hätte er eure eilige Flucht verhindert. Aber wie hätte Lazarus, dessen brennender Wunsch es war, mir zu folgen, so wie es euer brennender Wunsch war, zu fliehen, wie hätte er auf den Gedanken kommen sollen, daß ihr fliehen würdet? Ich bereite euch Schmerz? Zuerst habe ich gelitten. Und ich möchte diesen Schmerz vergessen. Küsse mich, Petrus ... «

»Nein, Herr! Nein! Die Tat des Judas, hier, zur gleichen Stunde, nein, nein, nein!«

»Küsse mich. Ich brauche es, daß ihr mit aufrichtiger Liebe die unaufrichtige Geste des Judas wiederholt. Danach werdet ihr glücklich sein. Wir werden glücklich sein. Ihr und ich. Komm, Petrus, küsse mich.«

Petrus küßt ihn nicht nur. Er wäscht die Wange des Herrn mit seinen Tränen und zieht sich dann zurück, verhüllt sein Antlitz, setzt sich auf den Boden und weint. Auch die übrigen küssen Jesus, einer nach dem anderen, auf die gleiche Stelle. Und alle haben mehr oder weniger tränennasse Gesichter ...

»Und nun wollen wir gehen. Alle zusammen. Ich habe mich an jenem Abend nur wenige Stunden von euch getrennt, nachdem ich euch mit meinem Leib gestärkt hatte. Und doch seid ihr sofort gefallen. Denkt immer daran, wie schwach ihr gewesen seid und daß ihr ohne die Hilfe Gottes nicht eine Stunde in der Gerechtigkeit verharren könntet. Hier habe ich die zu wachen gebeten, die sich für die Stärksten hielten, für so stark, daß sie von meinem Kelch zu trinken verlangten und erklärten, lieber sterben zu wollen als mich zu verleugnen. Und ich habe sie zurückgelassen und ihnen aufgetragen, zu beten ... Ich bin gegangen, und sie haben geschlafen. Denkt daran und lehrt es: Wenn Jesus euch alleinläßt und ihr nicht durch Gebet mit ihm verbunden bleibt, fallt ihr leicht in Schlaf und könnt gefangengenommen werden. Hätte ich euch nicht aufgeweckt, hättet ihr im Schlaf sogar getötet werden können und so, in eurer ganzen menschlichen Schwäche, vor dem Gericht Gottes erscheinen müssen. Kommt weiter ... Da! Zieh den Zweig herunter, Philippus. Hier. Wer mein Blut sehen will, soll schauen. Hier habe ich in der größten Todesangst Blut geschwitzt. Schaut ... So viel, daß der Boden hart und das Gras noch blutbefleckt ist; denn der Regen konnte die Blutkrusten nicht von den Blüten und Stengeln abwaschen. Seht! Dort habe ich mich angelehnt, und hier erschien der Engel, um meinen Willen, den Willen Gottes zu erfüllen, zu stärken. Denn,

vergeßt das nicht: Wenn man immer den Willen Gottes tun will und als Geschöpf versagen würde, kommt Gott mit seinem Engel dem erschöpften Helden zu Hilfe. Wenn ihr von Ängsten heimgesucht werdet, dann fürchtet nicht, feige zu werden oder abzufallen, wenn ihr nur tun wollt, was Gottes Wille ist. Gott wird euch zu Riesen des Heroismus machen, wenn ihr seinem Willen treu bleibt. Denkt daran! Denkt daran! Ich habe euch schon einmal gesagt, daß ich nach der Versuchung in der Wüste von Engeln gestärkt wurde. Nun sollt ihr wissen, daß ich auch hier nach der letzten Versuchung von einem Engel gestärkt wurde. So wird es auch euch ergehen und all denen, die meine Getreuen sein werden. Denn, wahrlich, ich sage euch, die Hilfe, die ich erhalten habe, werdet auch ihr erhalten. Ich selbst werde euch diese Hilfe erlangen, wenn sie euch nicht schon der Vater in seiner liebevollen Gerechtigkeit gewährt hat. Nur der Schmerz wird immer geringer sein als der meine . . . Setzt euch. Im Osten geht der Mond auf, und es wird hell. Ich glaube nicht, daß ihr heute nacht schlafen werdet, obgleich ihr immer noch die Alten seid und immer noch nur Menschen. Nein, ihr werdet nicht schlafen, denn in euch wirkt nun etwas, was zuvor nicht vorhanden war. Es sind die Gewissensbisse. Eine Qual, gewiß. Aber sie dienen dazu, höhere Stufen zu erklimmen, sowohl im Guten wie auch im Bösen. In Judas von Kerijot, der sich von Gott entfernt hatte, führten sie zu Verzweiflung und Verdammung. In euch, die ihr euch nie von Gott entfernt habt – ich versichere euch dies, denn ihr habt nicht aus freiem Willen und bewußt gehandelt – werden sie eine vertrauensvolle Reue hervorbringen, die euch zur Weisheit und Gerechtigkeit führen wird. Bleibt, wo ihr seid. Ich werde mich einen Steinwurf weit entfernen, in Erwartung des Morgens.«

»Oh, verlasse uns nicht, Herr! Du selbst hast doch gesagt, was wir fern von dir sind!« bettelt Andreas auf den Knien und mit ausgestreckten Händen, als ob er um ein Almosen bitten würde.

»Ihr habt die Reue. Sie ist eine gute Freundin der Guten.«

»Entferne dich nicht, Herr! Du hast uns versprochen, daß wir zu-

sammen beten werden ...« fleht Thaddäus, der dem Auferstandenen gegenüber nicht mehr die Gesten des Verwandten wagt, sondern – hochgewachsen wie er ist – ehrerbietig und leicht verneigt dasteht.

»Ist nicht die Betrachtung das wirksamste Gebet? Habe ich euch nicht zur Sammlung und Betrachtung aufgerufen und euch Gegenstände der Betrachtung genannt, seit ich euch auf dem Weg begegnet bin und eure Herzen mit heiligen Gefühlen erfüllt habe? Dies ist das Gebet, o Menschenkinder: Mit dem Ewigen in Verbindung zu treten und mit den Dingen, die dazu dienen, den Geist weit über die Erde hinauszuführen; die Vollkommenheit Gottes zu betrachten und das Elend der Menschen, der eigenen Person; das Erwecken von Willensakten der Liebe oder Wiedergutmachung, immer aber der Anbetung, auch wenn dieser Wille der Betrachtung einer Schuld oder einer Strafe entspringt. Das Gute und das Böse dienen dem letzten Ziel, wenn man das Richtige daraus macht. Ich habe es schon so oft gesagt. Die Sünde ist nur dann eine unheilbare Krankheit, wenn man ihr nicht die Reue und die Wiedergutmachung folgen läßt. Im anderen Fall, mit der Reue im Herzen, schafft man den Zement, der die Fundamente der Heiligkeit festigt, deren Bausteine die guten Vorsätze sind. Könnt ihr die Steine ohne Zement zusammenhalten? Ohne diese scheinbar grobe und gewöhnliche Substanz, ohne die die glatten Steine und der glänzende Marmor nicht zusammenhalten und ein Bauwerk bilden würden?«

Jesus schickt sich an zu gehen.

Johannes, mit dem sein Bruder, der andere Jakobus, Petrus und Bartholomäus leise gesprochen haben, steht auf, folgt ihm und sagt: »Jesus, mein Gott, wir hatten gehofft, mit dir zu deinem Vater beten zu dürfen. Dein Gebet. Wir haben nicht das Gefühl, daß uns verziehen worden ist, wenn du uns nicht gewährst, zusammen mit dir dieses Gebet zu sprechen. Wir fühlen, daß wir es sehr nötig haben ...«

»Wo zwei zum Gebet versammelt sind, da bin ich mitten unter

ihnen. Sprecht also das Gebet miteinander, und ich werde bei euch sein.«

»Ah! Du hältst uns nicht mehr für würdig, mit dir zu beten«, schreit Petrus, verbirgt sein Gesicht in dem noch immer vom göttlichen Blut befleckten Gras und weint bitterlich.

Jakobus des Alphäus ruft: »Wir sind unglücklich, Bru. . . Herr!« Er verbessert sich und sagt Herr statt Bruder.

Jesus sieht ihn an und sagt: »Warum nennst du mich nicht Bruder, du, der du meines Blutes bist? Bruder aller Menschen bin ich, und für dich bin ich es doppelt und dreifach: als Sohn Adams, als Sohn Davids und als Sohn Gottes. Sprich zu Ende.«

»Bruder, mein Herr, wir sind unglücklich und töricht, du weißt es. Und die Traurigkeit, in der wir versinken, macht uns noch törichter. Wie können wir das Gebet mit der richtigen inneren Teilnahme sprechen, wenn wir es nicht einmal richtig begreifen?«

»Wie oft habe ich es euch schon wie kleinen Kindern erklärt! Aber euer Geist ist schwerfälliger als der des zerstreutesten Schülers irgendeines Lehrers, und ihr habt meine Worte nicht behalten!«

»Das ist wahr! Aber nun ist unser Geist von dem Schmerz erfüllt, dich nicht verstanden zu haben . . . Oh! Nichts haben wir begriffen. Ich bekenne es für alle! Immer noch verstehen wir dich nicht recht, o Herr. Doch ich bitte dich, sei nachsichtig mit unserer Unfähigkeit, eben wegen des Übels, das uns so schwerfällig macht. Du warst gestorben, und der große Rabbi hat am Fuß deines Kreuzes die Wahrheit über die Verstocktheit Israels hinausgeschrien. Und du, allgegenwärtiger Gott, vom Kerker des Fleisches befreiter Geist Gottes, hast diese Worte vernommen: „Jahrhunderte über Jahrhunderte geistiger Blindheit liegen auf meinen inneren Augen.“ Und er hat dich gebeten: „Durchdringe du, Befreier, diese meine armen Gedanken, die Gefangene der Formeln sind!“ O mein angebeteter und anbetungswürdiger Jesus, der du uns von der Erbsünde befreit hast, indem du unsere Sünden auf dich genommen und sie im Feuer deiner vollkommenen Liebe verbrannt hast, nimm und verbrenne auch

unseren Verstand, den Verstand dieser verstockten Israeliten, und gib uns einen neuen Geist, jungfräulich wie der eines neugeborenen Kindes; nimm uns unser Gedächtnis und erfülle uns nur mit deiner Weisheit. So vieles aus der Vergangenheit ist an jenem schrecklichen Tag gestorben. Mit dir gestorben. Aber nun, da du der Auferstandene bist, laß in uns ein neues Denken entstehen. Schaffe uns ein neues Herz und einen neuen Geist, mein Herr, und wir werden dich verstehen«, bittet Johannes.

»Das ist nicht meine Aufgabe, sondern Aufgabe dessen, von dem ich beim letzten Abendmahl gesprochen habe. Jedes meiner Worte verliert sich ganz oder teilweise im Abgrund eures Denkens oder bleibt verborgen und verschlossen in seinem Geist. Erst der Heilige Geist wird meine Worte aus eurem Abgrund heraufholen und sie euch erschließen, um euch ihren Sinn verständlich zu machen.«

»Aber du hast ihn uns doch eingegossen«, entgegnet der Zelote.

»Aber du hast doch gesagt, daß er, der Geist der Wahrheit, kommen wird, sobald du zum Vater heimgekehrt bist«, entgegnet Matthäus gleichzeitig mit dem Zeloten.

»Sagt mir: Hat das Kind bei der Geburt schon eine Seele?«

»Gewiß hat es eine«, antworten alle.

»Hat diese Seele aber die Gnade Gottes?«

»Nein. Die Erbsünde lastet auf ihr und raubt ihr die Gnade.«

»Und die Seele und die Gnade, woher kommen sie?«

»Von Gott!«

»Warum schenkt Gott dem Geschöpf also nicht gleich eine Seele in der Gnade?«

»Weil Adam bestraft wurde, und wir in ihm. Aber nun, da du der Erlöser geworden bist, wird es so sein.«

»Nein, es wird nicht so sein. Die Menschen werden immer unrein geboren werden in ihrer Seele, die Gott erschaffen und das Erbe Adams befleckt hat. Doch durch einen Ritus, den ich euch ein anderes Mal erklären werde, wird die dem Menschen eingegossene Seele durch die Gnade belebt werden und der Geist des Herrn wird von

ihr Besitz ergreifen. Ihr jedoch, die ihr von Johannes mit Wasser getauft seid, werdet mit dem Feuer der Macht Gottes getauft werden. Und dann wird der Geist Gottes wirklich in euch sein. Er wird der Meister sein, den die Menschen nicht verfolgen und vertreiben können und der euch im Innersten den Sinn meiner Worte erklären und viele andere Unterweisungen geben wird. Ich habe ihn euch eingegeben, denn nur durch meine Verdienste kann man alles erlangen und kann alles gültig sein. Nur durch sie könnt ihr Gott besitzen, und nur durch sie kann das Wort eines Gesandten Gottes Gültigkeit haben. Aber noch ist er nicht als Meister in euch, der Geist der Wahrheit.«

»Nun, so sei es. Er wird zu gegebener Zeit kommen. Doch laß uns inzwischen wenigstens deine Vergebung fühlen. Sei uns Meister, o mein Herr. Noch, immer noch, denn du hast gesagt, daß man siebenmal siebzimal verzeihen soll«, drängt Johannes. Und er endet – er, der immer der Vertrauensvollste und Liebevollste ist und es wagt, die herunterhängende linke Hand Jesu, deren Nagelwunde der Mond noch zu vergrößern scheint, in seine Hände zu nehmen: »Du, der du das ewige Licht bist, laß nicht zu, daß deine Diener in der Finsternis bleiben.« Und Johannes küßt sanft die Spitzen der Finger, die etwas gekrümmt geblieben sind, gerade wie bei einem Verletzten, der zwar geheilt ist, dessen Sehnen aber leicht zusammengezogen sind.

Jesus gibt nach: »Kommt. Wir wollen weiter hinaufgehen und das Gebet zusammen sprechen.« Er läßt seine Hand in der Hand des Johannes und nähert sich nun schon der oberen Umzäunung des Getsemani, dem oberen Weg, der durch das Lager der Galiläer nach Betanien führt.

Auch hier kann man sehen, daß die von Lazarus angeordnete Einfassung errichtet wird. An dieser Seite, die weiter vom Haus des Hüters des Ölgartens entfernt ist, erhebt sich schon eine hohe, glatte Mauer entlang dem gewundenen Feldweg und der Hecke, die bisher die Grenze von Getsemani gebildet haben.

Unten taucht Jerusalem nach und nach aus der Finsternis auf, denn der Mond steht im Zenit und übergießt alles mit dem weißen Licht seiner schmalen Sichel, die wie eine diamantene Flamme am dunklen Firmament hängt, an dem die leuchtenden Punkte unzähliger Sterne flimmern, diese unglaublich schönen Sterne des orientalischen Himmels.

Jesus breitet die Arme aus, seine übliche Haltung beim Beten, und stimmt an: »Vater unser, der du bist im Himmel.« Er unterbricht sich und erklärt: »Daß er Vater ist, hat er euch dadurch bewiesen, daß er euch verziehen hat. Euch, die ihr mehr als alle anderen zur Vollkommenheit verpflichtet seid, euch, die er mit Wohltaten überhäuft hat und die ihr, wie ihr selbst sagt, so unfähig seid, eure Aufgabe zu erfüllen, hätte euch nicht jeder andere Herr, der nicht euer Vater gewesen wäre, bestraft? Ich habe euch nicht bestraft. Der Vater hat euch nicht bestraft. Denn was der Vater tut, das tut auch der Sohn, und was der Sohn tut, das tut auch der Vater, da wir, vereint in der Liebe, ein einziger Gott sind. Ich bin im Vater, und der Vater ist bei mir. Das Wort ist immer bei Gott, der ohne Anfang ist. Und das Wort ist vor allen Dingen, seit einer Ewigkeit, die den Namen „immer“ trägt, seit einer ewigen Gegenwart bei Gott, und es ist Gott wie Gott, da es das Wort des göttlichen Gedankens ist.

Wenn ich also fortgegangen bin und ihr so zum Vater betet, meinem und eurem Vater – daher sind wir Brüder, ich der Erstgeborene, ihr die jüngeren Brüder – dann sollt ihr immer auch mich in meinem und eurem Vater sehen. Ihr sollt das Wort sehen, das für euch „der Meister“ gewesen ist und euch geliebt hat bis zum Tod und über den Tod hinaus. Denn ich habe euch mich selbst als Speise und Trank hinterlassen, damit ihr in mir bleibt und ich in euch, solange das Exil dauert, und wir uns dann alle in dem Reich wiedersehen, um das zu beten ich euch gelehrt habe: „Zu uns komme dein Reich“, nachdem ihr zuerst darum gebetet habt, daß eure Werke den Namen des Herrn heiligen und ihn im Himmel und auf Erden verherrlichen mögen. Ja. Es gäbe für euch kein Reich im Himmel, kein Reich für die,

die wie ihr glauben werden, wenn ihr nicht zuvor das Reich Gottes in euch gehabt hättet durch die tatsächliche Befolgung des Gesetzes Gottes und meines Wortes. Denn dieses ist die Vervollkommnung des Gesetzes, da es euch in der Zeit der Gnade die Gesetze der Ausgewählten gegeben hat, also die Gesetze derer, die über den bürgerlichen, moralischen und religiösen Verfassungen der mosaischen Zeit stehen und schon im geistigen Gesetz der Zeit Christi leben.

Ihr seht, was es heißt, Gott zwar nahe zu sein, Gott aber nicht in sich zu haben; was es heißt, das Wort Gottes zwar zu besitzen, dieses Wort aber nicht wirklich zu befolgen. Jegliche Missetat begeht man, wenn Gott zwar nahe, aber nicht im Herzen ist; wenn man das Wort zwar kennt, ihm aber nicht gehorsam ist. Alles, alles nur deswegen. Die Verstocktheit und die Verderbtheit, der Gottesmord, der Verrat, die Marter, der Tod des Unschuldigen und seines Kain, alles rührt daher. Und doch, wer ist so wie Judas von mir geliebt worden? Aber er hatte mich, Gott, nicht in seinem Herzen. Und er ist der verdammte Gottesmörder, der unendlich Schuldige als Israelit und Jünger, als Selbstmörder und Gottesmörder, ganz abgesehen von seinen sieben Hauptsünden und allen seinen anderen Sünden.

Ihr könnt das Reich Gottes nun mit größerer Leichtigkeit in euch haben, denn ich habe es euch erworben durch meinen Tod. Ich habe euch durch meine Leiden erkaufte. Vergeßt das nicht. Und niemand soll die Gnade mit Füßen treten, denn sie hat das Leben und das Blut eines Gottes gekostet. Möge also das Reich Gottes durch die Gnade in euch sein, ihr Menschen; möge es auf Erden sein durch die Kirche; möge es im Himmel sein durch die Scharen der Seligen, die es, nachdem sie mit Gott im Herzen gelebt haben – vereint mit dem Leib, dessen Haupt Christus ist, vereint mit dem Weinstock, dessen Reben alle Christen sind – verdienen, sich im Reich dessen auszuruhen, für den alles geschaffen wurde: Ich, der zu euch spricht und der sich selbst dem Willen des Vaters übergeben hat, auf daß alles erfüllt werde. Daher kann ich euch ohne Heuchelei lehren: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.“ Denn daß ich

den Willen meines Vaters erfüllt habe, das können die Erdschollen, die Kräuter, die Blumen, die Steine Palästinas, mein verwundetes Fleisch und ein ganzes Volk bestätigen.

Tut, was ich getan habe. Bis zum äußersten. Bis zum Tod am Kreuz, wenn Gott es will. Denn, denkt daran, ich selbst habe es getan, und es gibt keinen Jünger, der mehr Mitleid verdient als ich. Und doch habe ich die größten Schmerzen ertragen. Und doch habe ich mit stetiger Selbstverleugnung gehorcht. Ihr wißt es, und ihr werdet es in der Zukunft noch besser verstehen, wenn ihr mir ähnlicher werdet, indem ihr einen Schluck aus meinem Kelch trinkt . . . Haltet euch immer diesen Gedanken vor Augen: „Durch seinen Gehorsam gegenüber dem Vater hat er uns gerettet.“ Und wenn ihr Retter sein wollt, dann tut, was ich getan habe. Der eine oder andere von euch wird auch das Kreuz kennenlernen, oder die Marter durch Tyrannen, oder die Qual der Liebe, das Exil vom Himmel, nach dem er sich bis ins höchste Alter sehnen wird, bevor er zu ihm aufsteigt. Nun, in allen Dingen geschehe der Wille Gottes. Denkt daran, die Qual des Todes oder die Qual des Lebens, wenn ihr euch nach dem Tod sehnt, um dorthin zu kommen, wo ich bin, sind gleich in den Augen Gottes, wenn sie in frohem Gehorsam ertragen werden. Sie sind sein Wille; daher sind sie heilig.

„Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Tag um Tag, Stunde um Stunde. Es ist Glaube, es ist Liebe, es ist Gehorsam, es ist Demut und es ist Hoffnung, dieses Bitten um das Brot für *einen* Tag und es so anzunehmen, wie es kommt. Heute süß, morgen bitter, viel oder wenig, gut gewürzt oder mit Asche vermischt. Wie immer es ist, es ist recht. Gott gibt es, Gott, der Vater ist. Daher ist es gut.

Einmal werde ich von dem anderen Brot sprechen. Es wäre heilsam, dieses täglich zu genießen und den Vater zu bitten, es euch immer zu erhalten. Denn, wehe den Tagen und den Orten, an denen es durch den Willen der Menschen fehlen wird! Ihr seht, wie stark die Menschen in den Werken der Finsternis sind. Bittet den Vater, daß er sein Brot verteidige und es euch schenke. Und er möge es

euch um so mehr schenken, je mehr die Finsternis das Licht und das Leben ersticken will, wie es am Rüsttag geschehen ist. Am zweiten Rüsttag gäbe es keine Auferstehung. Denkt alle daran. Wenn auch das Wort nicht mehr getötet werden kann, so könnte seine Lehre doch noch getötet und die Freiheit und der Wille, sie zu lieben, in allzu vielen vernichtet werden. Aber dann wären auch Leben und Licht für die Menschen zu Ende. Und wehe jenem Tag! Der Tempel diene euch als Beispiel. Denkt daran, ich habe gesagt: „Er ist der große Leichnam.“

„Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“

Da ihr alle Sünder seid, seid gut zu den Sündern. Denkt an meine Worte: „Was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, wenn du vorher nicht den Balken aus deinem Auge entfernt hast?“ Der Geist, den ich euch eingeflößt, und der Befehl, den ich euch gegeben habe, befähigen euch, im Namen Gottes die Sünden des Nächsten zu vergeben. Aber wie könnt ihr es tun, wenn Gott euch nicht die euren vergibt? Später einmal werde ich davon reden. Jetzt sage ich euch: Verzeiht denen, die euch beleidigen, damit euch vergeben wird und ihr das Recht habt, zu vergeben oder zu verurteilen. Wer ohne Sünde ist, kann dies mit vollem Recht tun. Wer aber in Sünde ist und nicht verzeiht, sondern Entrüstung vortäuscht, ist ein Heuchler, und die Hölle erwartet ihn. Denn wenn den Unmündigen auch Barmherzigkeit widerfährt, so wird doch der Urteilspruch streng sein für deren Vormünder, die derselben oder noch größerer Sünde schuldig sind, obwohl die Fülle des Geistes ihnen beisteht.

„Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“ Seht, die Demut ist der Grundstein der Vollkommenheit. Wahrlich, ich sage euch, segnet auch jene, die euch demütigen, denn sie geben euch das Nötige für euren himmlischen Thron.

Nein, die Versuchung ist nicht Verderb, wenn der Mensch demütig beim Vater bleibt und ihn bittet, nicht zuzulassen, daß Satan, die Welt und das Fleisch über ihn triumphieren. Die Kronen der Seligen

sind geschmückt mit den Edelsteinen der besiegten Versuchungen. Sucht sie nicht, aber seid nicht feige, wenn sie kommen. Demütig, und gerade deshalb stark, schreit zu meinem und eurem Vater: „Erlöse uns von dem Bösen“, und ihr werdet das Böse besiegen. Und ihr werdet wahrhaft den Namen Gottes durch eure Werke ehren, wie ich zu Beginn gesagt habe, denn alle, die euch sehen werden, werden sagen: „Es gibt einen Gott, denn diese leben wie Götter, so vollkommen ist ihre Lebensweise“; und sie werden zu Gott kommen und so die Bewohner des Reiches Gottes vermehren.

Kniet nieder, damit ich euch segne und mein Segen euch den Geist zur Betrachtung öffne.«

Sie werfen sich vor ihm nieder, und er segnet sie und verschwindet dann, als ob ein Mondstrahl ihn aufgesogen hätte.

Nach einer Weile heben die Apostel erstaunt die Köpfe, da sie nichts mehr hören, und sehen, daß Jesus verschwunden ist ... Sie werfen sich erneut auf ihr Antlitz mit der jahrhundertalten Furcht eines jeden Israeliten, der fühlt, mit dem Gott des Himmels in Berührung gekommen zu sein.

693 Die Apostel gehen nach Golgota • Und dann ...

Jerusalem brütet schon in der Mittagssonne. Im Schatten der Bögen können sich die von dem grellen Weiß der Mauern und den glühenden Straßen geblendeten Augen etwas erholen. Dieses grelle Weiß der Mauern und das Halbdunkel unter den Bögen verwandeln Jerusalem in eine sonderbare Schwarz-Weiß-Malerei, in ein Wechselspiel von heftigem Licht und Halbschatten, der durch den Kontrast zum Licht einer Finsternis gleicht – ein quälendes, bedrückendes Wechselspiel, denn man kann weder im Übermaß an Licht noch im Übermaß an Dunkelheit etwas sehen. Man geht mit halb geschlossenen Augen, möglichst schnell an den heißen und sonnigen Stellen, und langsamer unter den Bögen, wo dies sogar notwendig ist, da man bei dem Helligkeitsunterschied selbst mit offenen Augen nur sehr wenig sieht.

So gehen auch die Apostel durch eine Stadt, die in den Mittagsstunden leer und verlassen ist. Sie schwitzen und schnaufen und trocknen sich Gesicht und Hals mit ihren Kopfbedeckungen ab.

Doch als sie die Stadt verlassen, enden auch die erholsamen Bögen. Die staubige Straße längs der Stadtmauer, die sich wie ein blendendes Band glühenden Staubes im Norden und Süden verliert, gleicht einem Backofen. Die von ihr aufsteigende Gluthitze trocknet die Lungen aus. Das Bächlein außerhalb der Mauer ist nur ein kleines Rinnsal in der Mitte seines Bettes, dessen Kiesel in der Sonne gebleichten Schädeln gleichen. Die Apostel stürzen sich auf dieses Rinnsal und trinken. Sie tauchen ihre Kopfbedeckungen hinein und legen sie tropfnaß auf den Kopf, nachdem sie sich das Gesicht gewaschen haben. Sie patschen mit bloßen Füßen im Bächlein herum. Aber es ist nur eine armselige Erfrischung. Das Wasser ist so warm, als käme es aus einem über dem Feuer hängenden Kessel. Und sie sagen es auch: »Es ist warm und spärlich und riecht nach Schlamm und Natron. Wenn es so spärlich fließt, bewahrt es den Geruch der morgendlichen Wäsche.«

Sie beginnen den Golgota hinaufzusteigen. Den öden Golgota, auf dem die brennende Sonne das spärliche Gras versengt hat, das noch vor etwa zwei Wochen den gelblichen Berg wie dünner Flaum bedeckte. Nun gibt es nur noch wenige starre Büschel dorniger Gewächse, ganz Stacheln und keine Blätter, die sich hier und da wie der Erde entronnene Knochenhände emporrecken, und ihre durch den Staub des Berges mehr gelbe als grüne Farbe gleicht tatsächlich soeben ausgegrabenem Gebein. Ja, sie sehen wie kalzinierte, in den Boden gesteckte Knochen aus. Eines der Büschel ist etwa zwei Handbreit lang gerade gewachsen, krümmt sich dann plötzlich wie ein Ellbogen und endet nach einer Art Schaufel in fünf Stäbchen. Es ähnelt wirklich einer ausgestreckten Hand, die die Vorübergehenden packen und sie an diesem unheimlichen Ort festhalten will.

»Wollt ihr den kurzen oder den langen Weg nehmen?« fragt Johannes, der einzige, der diesen Berg schon bestiegen hat.

»Den kürzeren! Den kürzeren! Wir wollen rasch oben sein! Hier kommt man ja vor Hitze um!« sagen alle mit Ausnahme des Zeloten und Jakobus des Alphäus.

»Gehen wir!«

Die Steine der gepflasterten Straße sind so heiß, als kämen sie aus einem Brennofen.

»Hier können wir nicht weitergehen! Unmöglich!« sagen sie nach einigen Metern.

»Und doch ist der Herr bis zu dem Dornbusch dort gegangen, obwohl er schon voller Wunden war und das Kreuz tragen mußte«, gibt Johannes zu bedenken, der weint, seit sie am Kalvarienberg angekommen sind.

Sie gehen weiter. Doch bald werfen sie sich erschöpft und keuchend zu Boden. Die im Bach naßgemachten Tücher sind schon in der Sonne getrocknet, dafür triefen aber die Kleider von Schweiß.

»Zu steil und zu heiß!« stöhnt Bartholomäus.

»Ja, zu heiß!« bestätigt Matthäus, der ganz rot im Gesicht ist.

»Die Sonne ist überall gleich. Aber nehmen wir den anderen Weg hinauf. Er ist weniger mühsam, wenngleich länger. Auch Longinus hat ihn gewählt, um dem Herrn den Aufstieg überhaupt möglich zu machen. Seht ihr dort den etwas dunkleren Stein? Dort ist der Herr zusammengebrochen, und wir glaubten ihn schon tot, wir, die wir von dort nach Norden blickten, von der Vertiefung dort vor dem steilen Anstieg des Abhangs. Seht ihr sie? Er rührte sich nicht mehr. Oh, der Schrei der Mutter! Ich höre ihn noch! Ich werde diesen Schrei nie vergessen. Ich werde keinen ihrer Seufzer vergessen ... Ach, es gibt Dinge, durch die man in einer Stunde zum Greis wird und die uns alle Schmerzen der Welt ermessen lassen ... Auf, kommt! Unser Märtyrer, der Herr, hat weniger Pausen gemacht als ihr«, drängt Johannes.

Sie stehen verstört auf und folgen ihm bis zu der Stelle, wo der gepflasterte Weg den anderen kreuzt, der in einer Spirale nach oben führt, und nehmen nun diesen. Er ist in der Tat nicht so steil. Aber

was für eine Hitze! Sie ist noch größer als zuvor, denn der Hang, an dem dieser Weg verläuft, strahlt ebenfalls Hitze aus auf die Wanderer, die sowieso schon unter den direkten Sonnenstrahlen zu leiden haben.

»Warum zwingst du uns, zu dieser Stunde hier heraufzusteigen?! Hätten wir es nicht im ersten Morgengrauen tun können, sobald es hell genug gewesen wäre, um zu sehen, wohin man den Fuß setzt? Wir waren ja außerhalb der Stadtmauern und hätten nicht warten müssen, bis man die Tore öffnet«, jammern sie und brummen.

Sie sind Menschen, noch und immer Menschen, auch jetzt, nach der Tragödie des Karfreitags, die mehr noch die Tragödie ihrer stolzen und feigen Menschlichkeit als die Tragödie des Christus gewesen ist, der immer heldenhaft und siegreich war, auch im Sterben. Menschen wie damals, als sie trunken waren vor Freude bei den Hosanna-Rufen der Menschenmenge und bei dem Gedanken an die Feste und prunkvollen Gastmähler im Haus des Lazarus jubelten ... Blind, taub und unachtsam gegenüber allen Warnungen und Vorzeichen des kommenden Sturms.

Jakobus des Alphäus und der Zelote schweigen weinend. Auch Andreas beklagt sich nicht mehr nach den letzten Worten des Johannes. Und wiederum spricht Johannes und erinnert sie, und seine Worte sind eine brüderliche Mahnung, eine Aufforderung, sich nicht zu beklagen ... Er sagt: »Es ist dieselbe Stunde, zu der er hier heraufgestiegen ist. Und dabei hatte er schon einen weiten Weg hinter sich. Oh, ich kann euch versichern, daß er nach dem Verlassen des Abendmahlsaales keinen Augenblick der Ruhe mehr hatte! Und es war sehr heiß an jenem Tag! Es herrschte die Schwüle vor dem Gewitter ... Und er brannte im Fieber! Nike sagt, sie glaubte Feuer zu berühren, als sie das Linnen auf sein Antlitz legte. Hier etwa mußte es gewesen sein, wo er den Frauen begegnet ist ... Wir auf der gegenüberliegenden Seite haben die Begegnung nicht gesehen. Aber demnach, was Nike und die anderen sagen ... Auf, gehen wir! Denkt daran, daß die an die Sänfte gewohnten Römerinnen diesen

Weg zu Fuß gegangen sind und vom Morgen, von der dritten Stunde an, als er verurteilt wurde, immer der Sonne ausgesetzt waren. Oh, diese Heidinnen sind allen vorausgegangen und haben ihre Sklaven ausgesandt, um die anderen zu benachrichtigen, die aus irgendeinem Grund nicht da waren . . . «

Sie gehen weiter. Dieser Weg ist ein Martyrium im Feuer! Sie wanken sogar. Petrus sagt: »Wenn er kein Wunder wirkt, werden wir einen Hitzschlag bekommen.«

»Ja, mein Herz schlägt mir bis zum Hals«, bestätigt Matthäus.

Bartholomäus spricht nicht mehr. Er sieht wie betrunken aus. Johannes faßt ihn an einem Arm und stützt ihn, wie er es an dem schrecklichen Freitag bei der Mutter getan hat. Er tröstet ihn: »Bald kommt etwas Schatten, dort, wo ich auch die Mutter hingeführt habe. Dort werden wir uns ausruhen.«

Sie gehen immer langsamer . . . bis zu dem Felsen, wo Maria gestanden ist, wie Johannes sagt. Hier ist wirklich etwas Schatten, doch die Luft ist glühend heiß und regt sich nicht.

»Wenn es hier wenigstens einen Stengel Anis, ein Minzblatt oder einen Grashalm gäbe! Mein Mund fühlt sich an wie an der Flamme getrocknetes Pergament. Aber es gibt nichts! Nichts!« stöhnt Thomas, dem bereits die Hals- und Stirnadern anschwellen.

»Ich würde den Rest meines Lebens für einen Tropfen Wasser geben«, sagt Jakobus des Zebedäus.

Judas Thaddäus bricht erneut in Tränen aus und ruft: »Mein armer Bruder, wieviel hast du doch gelitten! Er hat gesagt . . . hat gesagt, erinnert ihr euch? Er hat gesagt, daß er fast verdurstet ist. Oh, nun verstehe ich ihn! Vorher konnte ich das Ausmaß dieser Worte nicht begreifen. Er starb vor Durst, und es war niemand da, als er noch trinken konnte, der ihm einen Schluck Wasser gegeben hätte! Und dann war da außer der Sonne noch das Fieber!«

»Johanna hatte ihm eine Erfrischung gebracht . . . « sagt Andreas.

»Da konnte er nicht mehr trinken! Er konnte auch nicht mehr sprechen . . . Als er die Mutter traf, dort, zehn Schritte von uns entfernt,

konnte er nur noch sagen: „Mama!“ Er konnte ihr keinen Kuß mehr geben, nicht einmal von ferne, obgleich Simon von Zyrene ihm das Kreuz abgenommen hatte. Seine Lippen waren hart von den Wunden und brannten ... Oh, ich habe es gut gesehen über die Reihe der Legionäre hinweg! Denn ich bin nicht auf diesem Weg gekommen. Hätten sie mich durchgelassen, hätte ich sein Kreuz genommen! Aber sie hatten Angst vor mir ... und vor dem Volk, das uns steinigen wollte ... Er konnte nicht reden, nicht trinken, nicht küssen ... Er konnte fast nicht mehr aus seinen schmerzenden Augen schauen, die verkrustet waren von dem Blut, das ihm von der Stirne rann ...! Sein Gewand war am Knie zerrissen, und durch den Riß sah man das aufgeschlagene, blutende Knie ... Seine Hände waren geschwollen und verletzt ... Sein Kinn und seine Wangen waren verwundet ... Das Kreuz hatte auf seiner Schulter, die schon die Geißelhiebe getroffen hatten, eine Wunde aufgerissen ... Seine Mitte war von den Stricken wundgescheuert ... Von seinem Haar tropfte das Blut aus den Wunden der Dornenkrone ... Er hatte ... «

»Schweig! Schweig! Man kann es nicht mehr mitanhören! Schweig! Ich bitte dich und befehle es dir!« schreit Petrus, der auf der Folterbank zu liegen scheint.

»Man kann es nicht mehr mitanhören! Ihr könnt es nicht hören! Aber ich mußte ihn sehen und seinen Schmerz mitfühlen! Und die Mutter? Und die Mutter erst?«

Sie neigen schluchzend die Köpfe und gehen weiter, immer weiter ... Sie beklagen sich nun nicht mehr, sondern weinen nur über die Schmerzen Jesu.

Endlich sind sie oben auf dem kleinen unteren Platz angelangt: eine glühendheiße Platte. Die Hitzestrahlung ist so stark, daß die Erde zu vibrieren scheint; dasselbe Phänomen wie beim heißen Sand unter der Wüstensonne.

»Kommt, wir wollen hier hinaufgehen. Hier hat uns der Hauptmann durchgelassen. Auch mich. Er hielt mich für den Sohn Marias. Die Frauen standen dort. Die Hirten dort. Und hier waren die Ju-

den ... « Johannes deutet auf die Stellen und fügt hinzu: »Aber die Leute bedeckten den ganzen Abhang bis hinunter ins Tal, bis zur Straße. Sie waren auf der Mauer, auf den Terrassen nahe der Mauer, so weit man sehen konnte. Das alles habe ich gesehen, als die Sonne begann, sich zu verdunkeln. Zuerst war es wie jetzt, und ich konnte nichts sehen ... «

Und wirklich gleicht Jerusalem dort unten einer flimmernden Luftspiegelung. Das gleißende Licht wird zum Schleier für den Beschauer. Und Johannes fährt fort: »Maria des Lazarus hat gesagt – aber ich wußte nicht, wann und warum sie hierhergekommen war – daß man zu einer anderen Stunde die schwarzen Reste der von den Blitzen eingeäscherten Häuser sieht. Die Häuser der Hauptschuldigen ... vieler von ihnen zumindest ... Hier! (Johannes mißt mit Schritten ab und rekonstruiert die Szene.) Hier stand Longinus und hier Maria und ich. Und hier war das Kreuz des reuigen Schächers und dort das andere. Und hier wurde um die Kleider gewürfelt. Und dort brach die Mutter zusammen, als er gestorben war ... Und von hier aus sah ich, wie die Lanze sein Herz durchbohrte (Johannes wird totenblaß), denn hier stand sein Kreuz«, und er kniet nieder und legt sein Gesicht in eine längliche Mulde am Boden, dort wo das Blut vom Querbalken und rings um den Stamm des Kreuzes heruntergetropft ist.

Magdalena muß schwer gearbeitet haben, um die Erde dieses harten Bodens voller Steine und Schutt, die eine feste Kruste bilden, wenigstens eine Handbreit tief aufzugraben! Alle haben sich zu Boden geworfen, um die Erde zu küssen, die nun ihre Tränen trinkt ...

Johannes erhebt sich als erster und erzählt in liebevoller Unerbittlichkeit alle Einzelheiten ... Er spürt die Sonne nicht mehr ... Keiner spürt sie mehr ... Er spricht davon, wie Jesus den mit Myrrhe vermischten Wein zurückwies, wie er sich entkleidete und sich mit dem Schleier der Mutter bedeckte; wie man dann die Wunden der furchtbaren Geißelung sah, wie er sich auf das Kreuz legte und beim ersten Nagel aufschrie und danach nicht mehr, weil die Mutter nicht

so leiden sollte; wie sie ihm das Handgelenk aufrissen und den Arm ausrenkten, um ihn bis zur richtigen Stelle zu strecken; wie sie dann, als er ganz angenagelt war, das Kreuz umdrehten, um die Nägel hinten krummzuschlagen, und das ganze Gewicht des Kreuzes auf dem armen Märtyrer lastete, dessen keuchenden Atem man hören konnte; wie sie danach das Kreuz wieder drehten, es aufhoben, es zur vorgesehenen Stelle schleppten, es in das Loch fallen ließen und befestigten; wie der Körper am Kreuz heruntersackte und dabei die Wunden noch tiefer aufgerissen wurden; wie die verschobene Dornenkrone das Haupt erneut verletzte; und dann die Worte an den Vater im Himmel, die Worte, die um Verzeihung für die Kreuziger baten, und die Vergebung für den reuigen Schächer; die an die Mutter und Johannes gerichteten Worte, und die Ankunft von Josef und Nikodemus, die so offen und heldenmütig eine ganze Welt herausforderten; der Mut der Maria von Magdala, der Angstschrei zum Vater, der ihn verlassen hatte, der Durst, der Essig und die Galle, der Todeskampf, das schwache Rufen nach der Mutter und die Worte der Mutter, die durch die Qualen, die furchtbaren Qualen, mehr tot als lebendig war ... und die Ergebung und die Hingabe an Gott; der furchtbare letzte Krampf, der Schrei, der die Welt erbeben ließ, und der Schrei Marias, als sie sah, daß er tot war ...

»Schweig! Schweig! So schweig doch!« schreit Petrus, und es scheint, als hätte ihn die Lanze durchbohrt. Auch die anderen bitten: »Hör auf! Schweig! ...«

»Ich habe nichts mehr zu sagen. Das Opfer war vollbracht. Das Begräbnis ... war eine Qual für uns, nicht für ihn. Nur der Schmerz der Mutter war da von Bedeutung. Unser Schmerz! Verdient unser Schmerz etwa Mitleid? Schenken wir ihm unser Mitleid, anstatt Mitleid für uns zu erhoffen. Zu oft haben wir den Schmerz, die Mühe und die Verlassenheit gemieden und alles ihm überlassen, ihm allein. Wahrlich, wir waren unwürdige Jünger, die ihn liebten aus Freude, von ihm geliebt zu werden, aus Stolz, groß in seinem Reich zu sein! Aber in seinem Schmerz wußten wir ihn nicht zu lieben ... Nun

soll es nicht mehr so sein. Hier, hier müssen wir schwören, daß es nicht mehr so sein wird; hier, denn dies ist ein Altar, und er ist erhaben im Angesicht des Himmels und der Erde. Nun gebührt ihm die Freude und uns das Kreuz. Wir wollen es schwören. Nur so können wir unseren Seelen den Frieden wiedergeben. Hier ist Jesus von Nazaret, der Messias, der Herr, gestorben, um Retter und Erlöser zu sein. Hier soll der Mensch sterben, unser alter Mensch, und der neue, wahre Jünger auferstehen. Erhebt euch! Wir wollen im heiligen Namen Jesu Christi schwören, daß wir seine Lehre annehmen und bereit sind, für die Erlösung der Welt zu sterben.« Johannes gleicht einem Seraf. Während er gestikuliert hat, ist seine Kopfbedeckung heruntergeglitten, und das blonde Haar glänzt nun in der Sonne. Er ist auf einen Geröllhaufen gestiegen, vielleicht die Steine, mit denen man die Kreuze der Schächer befestigt hat, und hat unwillkürlich die Haltung mit den ausgebreiteten Armen eingenommen, die Jesus oft bei seinen Unterweisungen einnimmt, vor allem aber die Haltung, in der er am Kreuz hing.

Die anderen bewundern Johannes, der so schön, so begeistert, so jung und, obwohl der jüngste von allen, geistig so reif ist. Der Kalvarienberg hat ihm das rechte Alter gegeben ... Sie schauen ihn an und rufen: »Wir schwören es!«

»Dann wollen wir beten, damit der Vater unseren Schwur bestätigt: „Vater unser, der du bist im Himmel ... «

Der Chor der elf Stimmen wird immer sicherer, je weiter sie beten. Petrus schlägt sich an die Brust, als er sagt: »Vergib uns unsere Schuld«, und alle knien nieder bei der letzten Bitte: »Erlöse uns von dem Bösen.« Dann bleiben sie so, zu Boden geneigt, in stiller Betrachtung ...

Jesus ist unter ihnen. Ich habe nicht gesehen, wann und von wo er gekommen ist. Wie mir scheint, von der unzugänglichen Seite des Berges. Er strahlt vor Liebe in der hellen Mittagssonne und sagt: »Wer in mir bleibt, dem wird der Böse nicht schaden. Wahrlich, ich sage euch, wer im Dienst des allerhöchsten Schöpfers mit mir vereint

bleibt und nach dem Heil aller Menschen verlangt, der wird Teufel austreiben und Schlangen und Gifte unschädlich machen, durch Flammen und Scharen wilder Tiere gehen, ohne Schaden zu erleiden, solange Gott will, daß er auf Erden weilt und ihm dient.«

»Wann bist du gekommen, Herr?« sagen sie und neigen das Haupt, bleiben aber auf den Knien.

»Euer Schwur hat mich herbeigerufen. Und nun, da die Füße meiner Apostel diesen Boden betreten haben, kehrt rasch in die Stadt, in den Abendmahlsaal zurück. Am Abend werden die Frauen aus Galiläa mit meiner Mutter aufbrechen. Du und Johannes, ihr werdet sie begleiten. Wir werden uns dann alle in Galiläa auf dem Tabor treffen«, sagt er zum Zeloten und zu Johannes.

»Wann, Herr?«

»Johannes wird es erfahren und euch mitteilen.«

»Du verläßt uns, Herr? Segnest du uns nicht? Wir haben deinen Segen so nötig.«

»Hier und im Abendmahlsaal werde ich euch segnen. Werft euch zu Boden!«

Er segnet sie, und der Sonnenschein umgibt ihn wie bei der Verklärung, nur daß er ihn hier verbirgt. Jesus ist nicht mehr da.

Sie schauen auf. Nichts mehr: nur Sonne und verbranntes Land ...

»Stehen wir auf und machen wir uns auf den Weg. Er ist gegangen!« sagen sie traurig.

»Sein Verweilen unter uns wird immer kürzer.«

»Aber heute schien er zufriedener als gestern abend. Ist es dir nicht auch so vorgekommen, Bruder?« fragt Thaddäus Jakobus des Alphäus.

»Er war glücklich über unseren Schwur. Gesegnet seist du, Johannes, daß du uns dazu veranlaßt hast«, sagt Petrus und umarmt Johannes.

»Ich hatte gehofft, er würde von seiner Passion reden! Warum hat er uns hierher kommen lassen, wenn er dann doch nichts gesagt hat?« sagt Thomas.

»Wir werden ihn heute abend fragen«, sagt Andreas.

»Ja, aber nun gehen wir. Der Weg ist lang, und wir wollen doch noch ein wenig mit Maria beisammensein, bevor sie geht«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Noch ein Trost, der zu Ende geht!« seufzt Thaddäus.

»Wir bleiben als Waisen zurück! Was werden wir tun?«

Sie wenden sich Johannes und dem Zeloten zu und sagen mit einer Spur Neid in der Stimme: »Ihr könnt wenigstens mit der Mutter gehen und immer bei ihr bleiben.«

Johannes macht eine Bewegung, als wolle er sagen: »So ist es.« Aber da ihr Neid nicht bössartig ist, bekennen sie sofort: »Das ist auch richtig so, denn du bist bei ihr geblieben, und du bist gehorsam gewesen und hast darauf verzichtet. Wir hingegen . . . «

Sie beginnen den Abstieg. Doch als sie den unteren Platz erreichen, sehen sie eine Frau, die gerade im glühenden Sonnenschein auf dem steilen Weg heraufgekommen ist. Sie blickt die Apostel schweigend an und begibt sich dann sofort zu dem höher gelegenen Platz.

»Schon kommt jemand hierher! Nicht nur Maria. Kommt! Aber was tut sie? Sie weint und sucht etwas auf dem Boden. Ob sie an jenem Tag hier etwas verloren hat?« fragen sie sich. Das wäre schon möglich, denn man erkennt sie nicht. Das Gesicht der Frau ist tief verschleiert.

Thomas fragt mit seiner kräftigen Stimme: »Frau, hast du etwas verloren?«

»Nein. Ich suche den Platz, an dem das Kreuz des Herrn gestanden ist. Ich habe einen sterbenden Bruder, und der gute Meister ist nicht mehr auf Erden . . . « Sie weint hinter ihrem Schleier. »Die Menschen haben ihn verstoßen.«

»Er ist auferstanden, Frau. Er wird für immer da sein.«

»Ich weiß, daß er immer da sein wird, denn er ist Gott, und Gott stirbt nicht. Aber er ist nicht mehr unter uns. Die Welt hat ihn nicht gewollt, und er hat sie verlassen. Die Welt hat ihn verleugnet. Selbst

seine Jünger haben ihn verlassen, als wäre er ein Räuber, und er hat die Welt verlassen. Ich bin gekommen, um ein wenig von seinem Blut zu suchen. Ich habe den festen Glauben, daß es meinen Bruder heilen wird. Mehr als die Auflegung der Hände seiner Jünger, denn ich denke nicht, daß sie noch Wunder wirken können, nachdem sie so treulos gewesen sind.«

»Der Herr ist soeben hier gewesen, Frau. Er ist mit Leib und Seele auferstanden und immer noch unter uns. Der Duft seines Segens umgibt uns noch. Sieh, hier ist er vor kurzem gestanden«, sagt Johannes.

»Nein. Ich suche einen Tropfen seines Blutes. Ich bin nicht hier gewesen und kenne den Ort nicht ... « Gebückt sucht sie den Boden ab.

Johannes sagt zu ihr: »Hier ist sein Kreuz gestanden. Ich war dabei ... «

»Du warst dabei? Als Freund oder als Kreuziger? Man sagt, daß nur einer seiner Auserwählten hier unter dem Kreuz gestanden ist und einige treue Jünger in der Nähe. Aber ich möchte nicht mit einem seiner Kreuziger reden.«

»Ich bin keiner von diesen, Frau. Schau: hier, wo das Kreuz gestanden ist, ist noch blutgetränkte Erde, obgleich schon jemand gegraben hat. Es ist so viel Blut geflossen, daß es tief in das Erdreich eingedrungen ist. Nimm! Möge dein Glaube belohnt werden!« Johannes hat mit der Hand in das Loch des Kreuzes hineingegriffen und ein rotes Stückchen Erde herausgeholt, das die Frau in ein kleines Stück Linnen legt. Sie dankt ihm und eilt mit ihrem Schatz davon.

»Du hast gut daran getan, ihr nicht zu sagen, wer wir sind.«

»Warum hast du ihr aber nicht gesagt, wer du bist?« fragen andere Apostel. Wie immer gibt es unterschiedliche Meinungen bei den Menschen.

Johannes sieht sie nur an und sagt nichts. Er geht als erster den steilen, gepflasterten Weg hinunter. Wenn das Hinuntergehen auch weniger anstrengend als das Hinaufsteigen ist, so brennt die Sonne

doch immer noch heiß, und als sie unten am Fuß des Golgota ankommen, haben sie furchtbaren Durst. Aber nun sind an dem Bächlein Schafe und einige Hirten, die wohl zum abendlichen Weidegang aus einem nahen Stall gekommen sind. Das Wasser ist trübe und nicht trinkbar.

Der Durst ist so groß, daß Bartholomäus sich an einen der Hirten wendet und ihn fragt: »Hast du in deiner Flasche einen Schluck Wasser?«

Der Mann schaut ihn streng an und schweigt.

»Ein wenig Milch vielleicht? Die Euter deiner Schafe sind prall gefüllt. Wir bezahlen dafür. Wir hätten gerne etwas Kaltes gehabt, aber wir sind froh, wenn wir nur irgend etwas zu trinken bekommen.«

»Ich habe weder Wasser noch Milch für jene, die ihren Meister verlassen haben. Ich erkenne euch wieder, wißt ihr? Ich habe euch gesehen und gehört an einem Tag in Bet-Zur. Dich, gerade dich, der du fragst ... Aber ich habe euch nicht gesehen, als ich denen begegnet bin, die den Getöteten heruntergetragen haben. Nur dieser hier ist dagewesen. Es gab kein Wasser für den Gekreuzigten, haben mir die Leute gesagt, die oben gewesen sind. Also gibt es auch für euch kein Wasser.« Er pfeift seinem Hund, sammelt die Schafe und geht nach Norden, wo die mit Ölbäumen und spärlichem Gras bewachsenen Hügel beginnen.

Die erschöpften Apostel überqueren die Brücke und gehen in die Stadt hinein. Sie schleichen an der Mauer entlang, die Kopfbedeckungen tief über die Augen gezogen und ein wenig gebückt. Denn nun, da die große Hitze der ersten Nachmittagsstunden vorüber ist, wird es auf den Straßen wieder lebendig.

Doch sie müssen die ganze Stadt durchqueren, um zum Haus des Abendmahlsaales zu gelangen; und es sind zu viele, die die Apostel kennen, als daß sie den langen Weg ohne Zwischenfälle zurücklegen könnten. Und bald schon hören sie höhnisches Lachen, als ein Schriftgelehrter (ich war schon glücklich, da ich glaubte, nun keinen mehr sehen zu müssen) den vielen, an dieser engen Kreuzung

um einen Brunnen stehenden Leuten zurnft: »Da, seht sie euch an: die traurigen Überreste des Heeres des großen Königs! Die unkriegerischen Helden. Die Jünger des Verführers. Verachtung und Hohn über sie. Und das Mitleid, das man mit den Verrückten hat!«

Und sogleich werden sie mit Spott und Hohn überschüttet.

Die einen schreien: »Wo habt ihr gesteckt, als er leiden mußte?«; andere: »Seid ihr nun überzeugt, daß er ein falscher Prophet war?«; wieder andere: »Vergebens habt ihr den Leichnam fortgetragen und verborgen! Die Idee hat nun ausgespielt. Der Nazarener ist tot. Jahwe hat den Galiläer vernichtet. Und euch mit ihm.« Einige sagen mit geheucheltem Mitleid: »Laßt sie doch in Ruhe. Sie sind zur Einsicht gekommen und haben bereut, zwar spät, aber immer noch beizeiten, um im richtigen Augenblick zu entfliehen!« Einer spricht zu dem einfachen Volk, meist Frauen, die eher geneigt scheinen, zu den Aposteln zu halten: »Für euch, die ihr immer noch an unserer Gerechtigkeit zweifelt, sollte das Verhalten der vertrautesten Jünger des Nazareners eine Erleuchtung sein. Wäre er Gott gewesen, hätte er sie gestärkt. Hätten sie ihn als den wahren Messias erkannt, wären sie nicht geflohen und hätten geglaubt, daß menschliche Macht nicht über den Christus triumphieren kann. Stattdessen ist er vor den Augen des Volkes gestorben. Und den Leichnam hat man umsonst gestohlen, nachdem man die schlafenden Wachen überfallen hat. Fragt nur die Wachen, ob es nicht so war. Er ist tot und seine Leute versprengt. Und groß in den Augen des Allerhöchsten ist der, der die letzten seiner Spuren vom heiligen Boden Jerusalems tilgt. Anathema über die Anhänger des Nazareners! Nimm Steine, o heiliges Volk, und steinige sie außerhalb der Stadtmauern.«

Das ist zu viel für den noch schwachen Mut der Apostel! Sie haben sich schon etwas in Richtung der Mauer zurückgezogen, um dem Aufruhr nicht Nahrung zu geben durch eine unkluge Herausforderung der Ankläger. Doch nun siegt die Angst über die Klugheit. Sie drehen sich um und retten sich durch die Flucht in Richtung des Tores. Jakobus des Alphäus und Jakobus des Zebedäus, Johannes,

Petrus und der Zelote bewahren mehr Ruhe und beherrschen sich besser und folgen den anderen, ohne zu laufen. Und sie werden von einigen Steinen und viel Unrat getroffen, bevor sie durch das Tor hinausgehen.

Die Wachen, die nun aus ihrer Stellung heraustreten, sorgen dafür, daß sie außerhalb der Mauer nicht verfolgt werden. Aber sie laufen und laufen und flüchten in den Apfelgarten des Josef, wo das Grab war.

Es ist ein ruhiger, stiller Ort, und das sanfte Licht unter den kräftigen Ästen der Bäume, die in diesen Tagen noch nicht sehr zahlreiche, smaragdene Blättchen getrieben haben, ist wie durch einen zarten Schleier gedämpft. Sie werfen sich zu Boden, um erst einmal ihr starkes Herzklopfen vorübergehen zu lassen. Am Ende des Gartens hackt ein Mann mit Hilfe eines Jünglings die Erde und häufelt sie um das Gemüse. Er bemerkt die Apostel, die sich hinter einer Hecke verborgen haben, erst, nachdem er den Himmel geprüft und laut gesagt hat: »Komm, Josef, bring den Esel und spanne ihn an das Wasserrad«, und sich zu der Stelle begibt, wo sich im Schatten eines Dornestrüpps verborgen ein Brunnen befindet.

»Was tut ihr hier? Wer seid ihr? Was wollt ihr im Garten des Josef von Arimathäa? Und du, Dummkopf, warum hast du das Tor offengelassen? Josef hat doch befohlen, es immer zu schließen, nun, da er es hat anbringen lassen! Weißt du nicht, daß er niemanden dort haben will, wo man den Christus beigesetzt hat?«

Ich muß ehrlich sagen, daß ich in meiner Betrübniß beim Begräbnis Jesu und in meinem Staunen bei der Auferstehung nicht bemerkt habe, ob der Garten außer der Einfassung durch eine grüne Mauer aus Buchsstauden und Brombeeren ein Tor hatte oder nicht; aber ich glaube, daß man es erst vor kurzem angebracht hat, denn der Putz seiner beiden viereckigen Pfosten weist keine Spuren von Verwitterung auf. Auch Josef hat, wie Lazarus, an allen Orten, die durch Jesus geheiligt sind, Gitter anbringen lassen.

Johannes erhebt sich zusammen mit dem Zeloten und Jakobus des

Alphäus vom Boden und sagt ohne Angst: »Wir sind die Apostel des Herrn. Ich bin Johannes, dieser hier ist Simon, der Freund des Lazarus, und dieser Jakobus, der Bruder des Herrn. Der Herr hatte uns auf den Golgota gerufen, und nun kommen wir von dort. Er hat uns befohlen, in das Haus zu gehen, in dem sich seine Mutter befindet, und die Menge hat uns verfolgt. Deshalb sind wir hier hereingekommen, um auf den Abend zu warten . . . «

»Aber du bist ja verletzt! Und du auch! Und du! Kommt, ich will euch helfen. Habt ihr Durst? Ihr seid ganz erschöpft. Du hier, schöpfe! Schnell! Das erste Wasser ist immer klar, während es später dann durch den Eimer getrübt wird. Gib ihnen zu trinken und dann wasche einige frische Salatköpfe und gieße etwas von dem Öl darauf, mit dem wir die Veredelungsstellen einfetten. Ich kann euch leider nichts anderes geben. Mein Haus ist nicht hier. Aber wenn ihr wartet, nehme ich euch mit zu mir . . . «

»Nein, nein. Wir müssen zum Herrn gehen. Gott möge es dir vergelten.« Sie trinken und lassen sich verbinden. Sie sind alle am Kopf verletzt. Die Juden zielen gut!

»Geh auf die Straße und schau unauffällig nach, ob Spione in der Nähe sind«, befiehlt der Gärtner dem Jungen.

»Es sind keine da, Vater. Die Straße ist leer«, sagt er, als er zurückkehrt.

»Geh zum Tor und schau dort nach, und dann komm sofort zurück.«

Der Mann nimmt Anisstengel und bietet sie den Aposteln an, wobei er sich entschuldigt, daß er nichts als Gemüse, Salat und diesen Anis hat, da die Apfelbäume ja erst geblüht haben.

Der Junge kommt zurück. »Niemand, Vater. Die Straße vor dem Tor ist leer.«

»Dann wollen wir gehen. Spanne den Esel an den Wagen und wirf das ausgejätete Grünzeug darauf. So werden wir Leuten gleichen, die von den Feldern heimkehren. Kommt mit mir! Der Weg wird etwas länger sein, aber das ist besser als ein Steinhagel.«

»Wir werden trotzdem in die Stadt hineingehen müssen . . . «

»Das schon, aber wir kommen von einer anderen Seite und nehmen ungefährliche Gassen. Ihr könnt beruhigt sein.«

Er schließt das Gittertor mit dem großen Schlüssel, läßt die älteren auf den Wagen steigen, gibt den anderen Hacken und Rechen, belädt Thomas mit einem Bündel abgeschnittener Zweige und Johannes mit einem Ballen Gras und macht sich dann furchtlos auf den Weg entlang der Mauer in südlicher Richtung.

»Aber dein Haus? Hier so verlassen . . . «

»Das Haus liegt dort, auf der anderen Seite. Es läuft mir nicht davon. Die Frau wird warten. Zuerst muß ich den Dienern des Herrn dienen.« Er schaut sie an . . . »Nun, wir machen alle Fehler! Auch ich habe Angst gehabt. Und wir alle werden um seines Namens willen gehaßt. Auch Josef. Was macht das. Gott ist mit uns. Die Leute . . . ? Sie hassen und lieben. Sie lieben und hassen. Und dann . . . Was sie heute tun, ist morgen schon vergessen. Ja, wenn nur nicht diese Hyänen wären! Sie sind es, die das Volk aufwiegeln. Sie sind voller Zorn, weil er auferstanden ist. Oh, würde er sich doch auf einer Zinne des Tempels zeigen, um das Volk davon zu überzeugen, daß er auferstanden ist. Warum tut er es nicht? Ich glaube. Aber nicht alle verstehen zu glauben. Und sie bezahlen die Leute gut, die überall herumzählen, daß er von euch gestohlen und in einer Höhle von Joschafat vergraben oder verbrannt worden ist, da er schon ganz verwest war.«

Sie sind nun auf der Südseite der Stadt, im Hinnom-Tal.

»So, dort ist das Tor von Zion. Findet ihr von da euren Weg zu dem Haus? Es ist nicht mehr weit.«

»Wir finden ihn. Gott sei mit dir um deiner Güte willen.«

»Für mich seid ihr immer die Heiligen des Meisters. Ihr seid Menschen, wie ich ein Mensch bin. Er allein ist mehr als ein Mensch und brachte es fertig, nicht zu zittern. Ich verstehe und habe Verständnis. Und ich sage euch, heute seid ihr schwach, aber morgen werdet ihr stark sein. Der Friede sei mit euch.«

Er nimmt ihnen die Bündel und die landwirtschaftlichen Geräte ab und kehrt zurück, während sie flink wie Hasen in die Stadt hinein eilen und wie Katzen durch die Gassen am Stadtrand zum Haus des Abendmahlsaals schleichen.

Doch die Widerwärtigkeiten dieses Tages sind noch nicht zu Ende. Eine Gruppe Legionäre auf dem Weg zum nahen Gasthaus kommt ihnen entgegen, und einer bemerkt sie und macht die anderen auf sie aufmerksam. Alle lachen. Und da die armen, geschmähten Apostel gezwungen sind, an ihnen vorbeizugehen, ruft ihnen einer der am Tor stehenden Soldaten zu: »He! Hat euch der Kalvarienberg nicht gesteinigt, und haben euch die Menschen nicht geschlagen? Beim Jupiter! Ich hätte euch für mutiger gehalten! Ihr fürchtet doch wohl nichts, da ihr es gewagt habt, dort hinaufzugehen. Haben euch die Steine des Berges nicht der Feigheit angeklagt? Und ihr habt den Mut gehabt hinaufzugehen? Ich habe immer nur beobachtet, daß die Schuldigen die Orte meiden, die sie an ihre Schuld erinnern, da die Nemesis⁴³ sie verfolgt. Aber vielleicht hat sie euch heute dort hinaufgeschleppt, um euch vor Schrecken erzittern zu lassen, da ihr damals nicht vor Mitleid zittern wolltet.«

Eine Frau, anscheinend die Wirtin der Taverne, stellt sich an die Tür und lacht. Sie hat ein furchteinflößendes Spitzbubengesicht und keift laut: »Hebräische Weiber, kommt und schaut, was aus eurem Schoß hervorgegangen ist! Feige Eidbrüchige, die ihre Höhlen verlassen, wenn die Gefahr vorüber ist. Ein römischer Schoß gebiert nur Helden. Kommt, ihr Soldaten, und trinkt auf die Größe und Macht Roms! Edler Wein und schöne Mädchen ...« Sie entfernt sich, gefolgt von den Soldaten, in ihre finstere Spelunke.

Eine Jüdin schaut zu – denn auf der Straße sind einige Frauen mit ihren Krügen unterwegs zu dem Brunnen am Haus des Abend-

⁴³Unter Nemesis verstanden die Griechen eine Gottheit oder göttliche Macht, die die Ordnung, die Gerechtigkeit und das Gleichgewicht im Universum bewahrten. Daher wird hier gesagt, daß sie die Schuldigen verfolgt, die die Ordnung gestört und gegen die Gerechtigkeit gefehlt haben.

mahls, dessen Plätschern man schon hört – und hat Mitleid. Es ist eine ältere Frau. Sie sagt zu den Gefährtinnen: »Sie haben gefehlt . . . doch ein ganzes Volk hat gefehlt.« Dann geht sie zu den Aposteln und grüßt sie: »Der Friede sei mit euch. Wir werden nicht vergessen. Sagt uns nur das eine: Ist der Meister wirklich auferstanden?«

»Er ist auferstanden. Wir schwören es.«

»Dann fürchtet nicht. Er ist Gott, und Gott wird siegen. Der Friede sei mit euch, Brüder! Und sagt dem Herrn, er möge diesem Volk verzeihen.«

»Und ihr, betet, daß das Volk uns verzeihen und das Ärgernis vergessen möge, das wir gegeben haben. Ihr Frauen, ich, Petrus, bitte euch um Verzeihung!« Petrus weint.

»Wir sind Mütter, Schwestern und Ehefrauen, Mann. Deine Sünde ist die Sünde unserer Söhne, Brüder und Gatten. Allen möge der Herr barmherzig sein.«

Die mitleidigen Frauen haben die Apostel bis zum Haus begleitet und klopfen nun an die verschlossene Tür. Jesus selbst öffnet die Tür, und seine verherrlichte Gestalt erfüllt den dunklen Raum, als er sagt: »Der Friede sei mit euch um eures Mitleids willen.«

Die Frauen sind wie versteinert vor Staunen. Sie bleiben so stehen, bis die Tür sich hinter den Aposteln und dem Herrn schließt. Dann erst kommen sie wieder zu sich.

»Hast du ihn gesehen? Er war es! Schön! Schöner als zuvor. Und lebendig! Kein Gespenst! Ein wahrer Mensch. Die Stimme! Das Lächeln! Er hat die Hände bewegt. Hast du gesehen, wie rot die Wunden waren? Nein, ich habe gesehen, wie der Brustkorb sich beim Atmen hob und senkte, wie bei einem lebendigen Menschen. Oh, sie sollen uns ja nicht kommen und behaupten, daß es nicht wahr ist! Gehen wir! Gehen wir in die Häuser und berichten wir. Nein, wir wollen anklopfen, um ihn noch einmal zu sehen. Was sagst du? Er ist der auferstandene Sohn Gottes. Es ist schon viel, daß er sich uns armen Frauen gezeigt hat! Er ist nun bei seiner Mutter, den Jüngerinnen und den Aposteln. Nein. Ja . . .« Die Klugen siegen. Die Gruppe entfernt sich.

Jesus hat inzwischen mit seinen Aposteln den Abendmahlsaal betreten. Er schaut sie an und lächelt. Sie haben die Kopfbedeckungen, die sie wie Binden um den Kopf gewickelt hatten, gemäß dem Brauch vor dem Betreten des Hauses abgenommen und nun wieder angelegt. So kann man die Verletzungen nicht sehen. Sie setzen sich schweigend und müde, eher betrübt als müde.

»Ihr habt euch verspätet«, sagt Jesus sanft.

Schweigen.

»Habt ihr mir nichts zu sagen? Sprecht. Ich bin immer noch euer Jesus. Ist euer Eifer von heute schon verflogen?«

»Oh, Meister! Herr!« schreit Petrus und fällt zu Füßen Jesu auf die Knie. »Der Eifer ist nicht verflogen. Aber wir sind völlig vernichtet von der Feststellung, welchen Schaden wir deinem Glauben zugefügt haben. Wir sind zutiefst betrübt.«

»Wenn der Stolz stirbt, wird die Demut geboren. Mit der Erkenntnis wächst die Liebe. Habt keine Angst. Nun seid ihr im Begriff, echte Apostel zu werden. Dies habe ich gewollt.«

»Aber wir werden nichts mehr für dich tun können! Das Volk verhöhnt uns, und mit Recht! Wir haben dein Werk zerstört, deine Kirche zerstört.« Alle sind sehr in Sorge, schreien und gestikulieren.

Jesus bewahrt feierliche Ruhe. Er sagt und unterstreicht die Worte durch eine Geste: »Frieden! Frieden! Nicht einmal die Hölle wird meine Kirche zerstören. Ein wackelnder Stein, der noch nicht richtig eingemauert ist, bringt nicht gleich das Bauwerk zum Einsturz. Ruhe! Ruhe! Ihr werdet es schaffen. Und ihr werdet es gut machen, nun, da ihr demütig erkennt, was ihr seid; denn nun seid ihr auch zu der sehr wichtigen Erkenntnis gelangt, daß jede Tat große, manchmal nicht wiedergutzumachende Auswirkungen hat, und daß, wer oben ist – erinnert euch an das, was ich euch gesagt habe über das Licht, das man auf den Leuchter stellen muß, damit es gesehen wird, das aber, gerade weil es von allen gesehen wird, mit reiner Flamme brennen muß – daß also wer oben ist, mehr als die anderen, die es nicht sind, die Pflicht hat, vollkommen zu sein. Seht ihr, meine Kinder?

Was unbemerkt bleibt und verzeihlich ist, wenn es ein Gläubiger tut, bleibt aber nicht unbemerkt und wird vom Volk mit Strenge verurteilt, wenn es ein Priester tut. Doch eure Zukunft wird eure Vergangenheit auslöschen. Ich habe auf Golgota kein Wort zu euch gesagt und habe das Reden der Welt überlassen. Ich tröste euch. Auf, weint nicht! Eßt nun und laßt euch von mir heilen. So.« Jesus streichelt die verletzten Köpfe. Dann sagt er: »Aber es wird gut sein, wenn ihr euch von hier entfernt. Deshalb habe ich gesagt: „Geht zum Tabor und betet.“ Ihr könnt in den nahegelegenen Dörfern bleiben und jeden Morgen auf den Berg steigen und mich erwarten!«

»Herr, die Welt glaubt nicht, daß du auferstanden bist«, sagt Thaddäus leise.

»Ich werde die Welt überzeugen. Ich werde euch helfen, die Welt zu besiegen. Ihr, bleibt mir treu! Mehr verlange ich nicht. Und segnet jene, die euch demütigen, damit ihr heilig werdet.«

Er bricht das Brot, opfert es auf und verteilt es. »Hier ist meine Wegzehrung für euch. Dort habe ich schon die Verpflegung für meine Pilger vorbereitet. Macht ihr es in Zukunft ebenso, wenn einer von euch abreisen muß. Seid väterlich zu allen Gläubigen. Alles, was ich tue oder euch tun lasse, sollt auch ihr tun. Auch den Weg auf den Kalvarienberg, die via dolorosa, sollt ihr in Zukunft oft betrachtend gehen und diese Betrachtung lehren. Betrachtet! Betrachtet meine Schmerzen. Denn durch die Schmerzen und nicht durch die jetzige Herrlichkeit habe ich euch erlöst. Drüben ist Lazarus mit den Schwestern. Sie sind gekommen, um von der Mutter Abschied zu nehmen. Geht auch ihr, denn meine Mutter wird in Kürze im Wagen des Lazarus abreisen. Der Friede sei mit euch.« Er steht auf und geht eilends hinaus.

»Herr! Herr!« ruft Andreas ihm nach.

»Was willst du, Bruder?« fragt Petrus.

»Ich wollte ihn so vieles fragen. Ihm sagen, wer ihn um Genesung bittet ... Ich weiß nicht, aber wenn er bei uns ist, fällt uns nichts mehr ein!« Und er läuft hinaus, um den Herrn zu suchen.

»Das ist wahr! Wir sind so vergeßlich«, stimmen alle bei.

»Und er ist doch so gut zu uns. Er hat uns so liebevoll „Kinder“ genannt, daß mir ganz warm ums Herz geworden ist!« ruft Jakobus des Alphäus aus.

»Aber er ist nun so sehr Gott! Ich zittere, wenn er mir nahe ist, als stünde ich vor dem Allerheiligsten«, sagt Thaddäus.

Andreas kommt zurück. »Er ist nicht mehr da. Der Raum, die Zeit, die Mauern, alles ist ihm untertan.«

»Er ist Gott! Er ist Gott!« sagen alle ehrfurchtsvoll . . .

694 Jesus bestätigt den Gläubigen an verschiedenen Orten seine Auferstehung

I. Die Mutter der Annalia

Elisa, die Mutter Annalias, weint untröstlich in ihrem Haus. Sie hat sich in ein Zimmer eingeschlossen, in dem ein Lager ohne Decken steht. Vielleicht ist es das Bett Annalias. Ihr Kopf liegt auf den über das Bett ausgestreckten Armen, mit denen sie es zu umarmen scheint. Ihre kniende Haltung ist ein Bild von Niedergeschlagenheit und Schwäche, und was an Kraft in ihr ist, kommt nur in ihren Tränen zum Ausdruck.

Nur wenig Licht dringt durch das offene Fenster. Der Tag ist eben erst angebrochen. Doch als Jesus hereinkommt, erfüllt große Helligkeit den Raum. Ich sage hereinkommt, und will damit sagen, daß er sich im Zimmer befindet, wo er zuvor nicht war. Und ich werde immer so sagen, um damit auszudrücken, daß er sich auf einmal in einem geschlossenen Raum befindet, und nicht immer wiederholen zu müssen, wie er aus einem großen Licht hervortritt, das an das Licht der Verklärung erinnert; wie er sozusagen aus einem weißen Feuer kommt, wenn der Vergleich erlaubt ist, das Wände und Türen zu schmelzen scheint, damit Jesus mit seinem wirklichen, atmenden, festen verherrlichten Leib hereinkommen kann; ein Feuer, ein Leuchten, das sich wieder hinter ihm schließt und ihn verbirgt, wenn er

fortgeht. Er hat das wunderschöne Aussehen des Auferstandenen, aber er ist Mensch, wirklich Mensch, nur hundertmal schöner als er vor der Passion war. Er ist Er, aber er ist der glorreiche König.

»Warum weinst du, Elisa?«

Mir ist es unverständlich, daß die Frau diese unverwechselbare Stimme nicht erkennt. Vielleicht hat der Schmerz sie verstört. Sie antwortet, als würde sie mit einem Verwandten sprechen, der nach dem Tod Annalias vielleicht zu ihr gekommen ist.

»Hast du gestern abend die Männer gehört? Er war nicht das, was wir glaubten. Seine Macht war nicht göttlichen Ursprungs, sondern beruhte auf Zauberei. Und ich hatte mich mit dem Tod meiner Tochter abgefunden im Gedanken daran, daß ein Gott sie liebt und sie nun im ewigen Frieden ist ... Er hatte es mir doch gesagt!« Und Elisa weint noch heftiger.

»Viele haben den Auferstandenen gesehen. Nur Gott kann aus sich selbst auferstehen.«

»Auch ich habe das gestern den Leuten gesagt. Du hast es doch gehört. Ich habe ihnen widersprochen; denn ihre Worte machten meine Hoffnung und meinen Frieden zunichte. Aber sie – hast du sie gehört? – sie haben gesagt: „Alles nur Theater seiner Jünger, um nicht als verrückt zu gelten. Er ist tot, richtig tot und verfault, und sie haben ihn gestohlen und vernichtet und dann behauptet, daß er auferstanden ist ...“ Das haben sie gesagt ... Und daß der Allerhöchste deshalb das zweite Erdbeben geschickt hat, um sie seinen Zorn über die sakrilegische Lüge fühlen zu lassen. Oh! Es gibt keinen Trost mehr für mich.«

»Aber wenn du den auferstandenen Christus mit eigenen Augen sehen und mit deinen Händen berühren könntest, würdest du dann glauben?«

»Dessen bin ich nicht würdig ... Aber ganz gewiß würde ich glauben! Ich bräuchte ihn nur zu sehen. Ich würde nicht wagen, seinen Leib zu berühren, denn wenn es so wäre, wäre es ein göttlicher Leib, und eine Frau darf sich dem Allerheiligsten nicht nähern.«

»Blicke auf, Elisa, und sieh, wer vor dir steht!«

Die Frau hebt das graue Haupt, das tränenüberströmte Antlitz, und sieht ... Sie sinkt auf die Fersen zurück, reibt sich die Augen, öffnet den Mund zu einem Ausruf, den aber das Erstaunen im Halse erstickt.

»Ich bin es, der Herr. Berühre meine Hand. Küsse sie. Du hast mir deine Tochter geopfert. Du verdienst es. Und finde auf dieser Hand den geistigen Kuß deines Kindes wieder. Es ist im Himmel und selig. Sage das den Jüngern, und zwar heute noch.«

Die Frau ist so verzückt, daß sie der Aufforderung nicht nachzukommen wagt und Jesus selbst seine Fingerspitzen auf ihre Lippen drückt.

»Oh, du bist wahrhaft auferstanden! Glückliche, überglickliche bin ich! Sei gepriesen, daß du mich getröstet hast!«

Sie neigt sich zu Boden, um seine Füße zu küssen, tut es und bleibt dann so. Das übernatürliche Licht umkleidet Christus mit seinem Leuchten, und er ist nicht mehr im Zimmer ... Aber in das Herz der Mutter ist nun unerschütterliche Gewißheit eingezogen.

II. Bei Maria des Simon zu Kerijot

Das Haus der Hanna, der Mutter Johannas. Das Landhaus, in das die Mutter des Judas Jesus geführt hat, und wo er Hanna durch ein Wunder geheilt hat. Auch hier ein Raum, und eine Frau auf einem Lager. Eine Frau, die eine tödliche Angst bis zur Unkenntlichkeit verändert hat. Das Gesicht ist ausgemergelt. Ihre Wangen sind stark eingefallen, und das Fieber verzehrt sie und rötet die Haut über den nun scharf hervortretenden Backenknochen. Die von Fieber und Tränen geröteten Augen mit den schwarzen Ringen und geschwollenen Lidern sind halb geschlossen. Wo nicht die Fiebröte vorherrscht, ist sie grünlichgelb, so als sei ihr Blut mit Galle vermischt. Die abgemagerten Arme und die knochigen Hände liegen willenlos auf der Decke, die der keuchende, rasche Atem hebt.

Bei der Kranken, die niemand anders ist als die Mutter des Judas

Iskariot, sitzt Hanna, die Mutter Johannas. Sie trocknet Tränen und Schweiß, fächelt mit einem Palmblatt, wechselt die mit gewürztem Essig getränkten Tücher auf Stirn und Hals der Kranken, streichelt ihre Hände, streichelt das aufgelöste, in kurzer Zeit beinahe weiß gewordene Haar, das auf dem Kissen liegt und schweißnaß an den durchscheinenden Ohren klebt. Und Hanna weint ebenfalls, als sie Worte des Trostes spricht: »Nicht so, Maria! Nicht so! Genug! Er ... er hat gesündigt. Aber du, du weißt, wie der Herr Jesus ... «

»Schweig! Dieser Name ... zu mir ... zu mir gesagt ... ist eine Lästerung ... Ich bin die Mutter ... des Kain ... Gottes! Ach!« Das ruhige Weinen wird zu einem völlig gebrochenen, herzerreißenden Schluchzen. Die Kranke fühlt sich am Ersticken und hängt sich an den Hals der Freundin, die ihr das gallige Erbrochene vom Mund wischt.

»Ruhe! Friede, Maria! Nicht so! Oh! Was soll ich dir nur sagen, um dich davon zu überzeugen, daß er, der Herr, dich liebt? Ich wiederhole es dir! Ich schwöre es dir bei den mir heiligsten Dingen, meinem Erlöser und meinem Kind. Er hat es mir gesagt, als du ihn zu mir gebracht hast. Er hat für dich die Worte und die Fürsorge einer unendlichen Liebe gehabt. Du bist unschuldig. Er liebt dich. Ich bin sicher, absolut sicher, daß er sich noch einmal opfern würde, um dir, arme Mutter und Märtyrerin, Frieden zu schenken.«

»Mutter des Kain Gottes! Hörst du? Dieser Wind da draußen ... er sagt es ... Die Stimme geht durch die Welt ... Die Stimme des Windes, die sagt: „Maria des Simon, Mutter des Judas, der den Meister verraten und seinen Peinigern übergeben hat.“ Hörst du? Alle sagen es ... Der Bach, dort draußen ... Die Turteltauben ... Die Schafe ... Die ganze Erde schreit hinaus, was ich bin ... Nein, ich will nicht gesund werden. Sterben will ich ... ! Gott ist gerecht, und im anderen Leben wird er mich nicht bestrafen. Aber hier ... Die Welt verzeiht nicht ... unterscheidet nicht ... Ich werde verrückt, weil die ganze Welt schreit: „Du bist die Mutter des Judas!“« Sie fällt erschöpft auf die Kissen zurück. Hanna deckt sie wieder zu und trägt die schmutzigen Tücher hinaus ...

Maria klagt weiter, mit geschlossenen Augen und kraftlos nach der Anstrengung: »Die Mutter des Judas! Des Judas! Des Judas!« Sie keucht, fängt erneut an: »Aber was ist Judas? Was habe ich geboren? Was ist Judas? Was habe ... «

Jesus ist im Zimmer, das von einer flackernden Lampe erhellt wird; denn das Tageslicht ist noch zu schwach und der Raum groß, während das Bett ganz hinten und weit entfernt von dem einzigen Fenster steht. Er ruft sie sanft: »Maria! Maria des Simon!«

Die Frau liegt fast im Delirium und schenkt der Stimme kein Gehör. Sie ist abwesend, versunken im Strudel ihres Leids und wiederholt fortwährend die Gedanken, die von ihrem Hirn Besitz ergriffen haben, wie das monotone Ticktack einer Pendeluhr: »Die Mutter des Judas! Was habe ich geboren? Die Welt schreit: „Die Mutter des Judas“ ... «

Jesus hat zwei Tränen in den Winkeln seiner so sanften Augen. Sie verwundern mich sehr. Ich hätte nicht gedacht, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch weinen kann ... Er neigt sich vor. Das Lager ist so niedrig für ihn, der hochgewachsen ist! Er legt seine Hand auf die fieberheiße Stirn, nachdem er die essiggetränkten Tücher entfernt hat, und sagt: »Einen Unglücklichen. Dies und nichts anderes. Wenn die Welt auch schreit, Gott deckt den Schrei der Welt zu und sagt dir: „Sei im Frieden, denn ich liebe dich.“ Sieh mich an, arme Mutter! Sammle deinen verwirrten Geist und lege ihn in meine Hände. Ich bin Jesus ... !«

Maria des Simon öffnet die Augen, als sei sie aus einem Alptraum erwacht, und sieht den Herrn. Sie fühlt seine Hand auf ihrer Stirn, schlägt die zitternden Hände vor das Gesicht und stöhnt: »Verfluche mich nicht! Hätte ich geahnt, was ich zur Welt bringen würde, dann hätte ich mir die Eingeweide herausgerissen, um zu verhindern, daß er geboren wird!«

»Und du hättest gesündigt. Maria! Oh, Maria! Verlasse nicht den Weg der Gerechtigkeit wegen der Schuld eines anderen. Die Mütter, die ihre Pflicht getan haben, dürfen sich nicht für die Sünden ihrer

Kinder verantwortlich fühlen. Du hast deine Pflicht getan, Maria. Gib mir deine armen Hände. Beruhige dich, arme Mutter.«

»Ich bin die Mutter des Judas. Unrein bin ich, wie alles, was dieser Dämon berührt hat. Die Mutter eines Dämons! Rühre mich nicht an.« Sie windet sich im Bett, um den göttlichen Händen zu entgehen, die sie halten wollen. Die beiden Tränen Jesu fallen auf ihr Gesicht, das wieder im Fieber glüht.

»Ich habe dich gereinigt, Maria. Die Tränen meines Mitleids sind auf dich gefallen. Über niemanden habe ich geweint, seit ich mein Leiden vollendet habe. Aber über dich weine ich mit meinem ganzen liebevollen Mitleid.« Jesus ist es gelungen, ihre Hände zu fassen, und nun setzt er sich, ja, er setzt sich wahrhaftig auf den Bettrand und hält diese zitternden Hände in den seinen.

Das liebevolle Erbarmen seiner leuchtenden Augen liebkost, lindert, verbindet die Wunde der Unglücklichen, die sich unter stillen Tränen beruhigt und flüstert: »Du hegst wirklich keinen Groll gegen mich?«

»Ich liebe dich. Deshalb bin ich gekommen. Der Friede sei mit dir.«

»Du verzeihst! Aber die Welt! Deine Mutter! Sie wird mich hasen.«

»Sie denkt an dich wie an eine Schwester. Die Welt ist grausam, das ist wahr; doch meine Mutter ist die Mutter der Liebe, und sie ist gut. Du kannst nicht hinausgehen, aber sie wird zu dir kommen, wenn sich alles wieder beruhigt hat. Die Zeit bringt Frieden ... «

»Laß mich sterben, wenn du mich lieb hast ... «

»Noch ein Weilchen. Dein Sohn hat mir nichts zu geben gewußt. Gib du mir die Zeit deines Leidens. Sie wird kurz sein.«

»Mein Sohn hat dir zu viel gegeben ... Unendlichen Schrecken hat er dir gegeben!«

»Und du, dein unsägliches Leiden. Der Schrecken ist vorbei. Er nützt nicht mehr. Dein Schmerz nützt. Er vereinigt sich mit diesen meinen Wunden, und deine Tränen und mein Blut waschen die Welt.

Alle Schmerzen vereint werden die Welt rein machen. Deine Tränen mischen sich mit meinem Blut und den Tränen meiner Mutter, und sie sind umgeben von allen Schmerzen der Heiligen, die um Christi und der Menschen willen leiden werden, aus Liebe zu mir und zu den Menschen. Arme Maria.« Jesus bettet sie sanft zurück, faltet ihre Hände und sieht, wie sie ruhiger wird . . .

Hanna kommt wieder herein und bleibt überrascht auf der Schwelle stehen.

Jesus, der aufgestanden ist, schaut sie an und sagt: »Du warst meinem Wunsch gehorsam. Die Gehorsamen haben Frieden. Deine Seele hat mich verstanden. Lebe in meinem Frieden!«

Er senkt seinen Blick auf Maria des Simon, die ihn unter stillen Tränen und sogar mit einem Lächeln ansieht. Er sagt noch einmal: »Setze deine ganze Hoffnung auf den Herrn. Er wird dir alle seine Tröstungen schenken.« Jesus segnet sie und will gehen.

Maria des Simon schreit leidenschaftlich: »Man sagt, daß mein Sohn dich mit einem Kuß verraten hat! Ist das wahr, Herr? Wenn ja, dann laß mich ihn abwaschen mit einem Kuß auf deine Hände. Ich kann nichts anderes tun. Nichts anderes kann ich tun, um ihn auszulöschen . . . ihn zu löschen.« Der Schmerz überfällt sie wieder stärker.

Jesus, oh! Jesus reicht ihr nicht die Hände zum Kuß, diese Hände, über die die weiten Ärmel des weißen Gewandes bis zum Mittelglied der Finger fallen und die Wunden verbergen, sondern er nimmt ihr Haupt in seine Hände und neigt sich über sie, um mit den göttlichen Lippen die fiebergelühende Stirn der unglücklichsten aller Frauen zu berühren. Als er sich wieder aufrichtet, sagt er noch: »Meine Tränen und mein Kuß! Niemand hat so viel von mir bekommen. Sei daher beruhigt, denn zwischen dir und mir ist nichts als Liebe.« Er segnet sie, durchquert rasch den Raum und geht hinter Hanna hinaus, die nicht den Mut gehabt hat, näherzutreten und etwas zu sagen, die aber vor Rührung weint.

Als sie jedoch im Flur sind, der zur Haustür führt, wagt Hanna

zu sprechen und die Frage zu stellen, die ihr auf dem Herzen liegt:
»Meine Johanna?«

»Seit vierzehn Tagen ist sie selig im Himmel. Ich habe es drinnen nicht gesagt, denn der Unterschied zwischen deiner Tochter und ihrem Sohn ist zu groß.«

»Das ist wahr! Eine große Qual! Ich glaube, daß sie aus Gram sterben wird.«

»Nein. Nicht sofort.«

»Nun wird sie mehr Frieden haben. Du hast sie getröstet. Du! Du, der du mehr als alle anderen ... «

»Ich bemitleide sie mehr als alle anderen. Ich bin das göttliche Erbarmen. Ich bin die Liebe. Ich sage dir, Frau: Hätte Judas mir nur einen Blick der Reue zugeworfen, dann hätte ich ihm die Verzeihung Gottes erlangt ... «

Welche Trauer liegt auf dem Antlitz Jesu! Die Frau ist erschüttert. Sie will sprechen, sie will schweigen, aber sie ist eine Frau, und daher siegt die Neugier. Sie fragt: »Aber ist es ... Nun, ich meine: Hat dieser Unglückliche spontan gesündigt oder ... «

»Seit Monaten hat er gesündigt, und keines meiner Worte, nichts, was ich getan habe, konnte ihn davon abhalten, so stark war sein Wille zu sündigen. Aber sage es ihr nicht ... «

»Ich werde es nicht sagen, Herr! Als Hananias, ohne das Osterfest zu beenden, in der Nacht des Rüsttags aus Jerusalem floh, kam er hierher und schrie: „Dein Sohn hat den Meister verraten und ihn seinen Feinden ausgeliefert. Mit einem Kuß hat er ihn verraten. Ich habe gesehen, wie der Meister angespien und geschlagen, gezeißelt, mit Dornen gekrönt, mit dem Kreuz beladen und gekreuzigt worden ist, und wie er gestorben ist. Und dein Sohn ist an allem schuld. Unser Name wird mit obszönem Jubel von den Feinden des Meisters herumgeschrien, und die Taten deines Sohnes sind in aller Munde. Für weniger als den Preis eines Lammes hat er den Meister verkauft und ihn mit einem verräterischen Kuß den Wachen angezeigt.“ Maria fiel zu Boden und wurde auf einmal ganz schwarz, und der

Arzt sagte, ihre Galle sei ausgeflossen und die Leber zerrissen und das ganze Blut sei verdorben. Und ... die Welt ist schlecht. Sie hat recht ... Ich mußte sie hierher bringen, denn sie sind zum Haus nach Kerijot gelaufen und haben geschrien: „Dein Sohn ist ein Gottesmörder und ein Selbstmörder! Er hat sich erhängt! Und Beelzebul ist gekommen und hat seine Seele und auch seinen Leib geholt.“ Ist diese schreckliche Nachricht wahr?«

»Nein, Frau. Man hat ihn tot an einem Ölbaum hängend gefunden ... «

»Ach! Und sie haben gerufen: „Christus ist auferstanden und ist Gott. Dein Sohn hat Gott verraten. Du bist die Mutter des Verräters Gottes. Du bist die Mutter des Judas.“ Bei Nacht habe ich sie dann hierher gebracht, mit Hananias und einem treuen Diener, dem einzigen, der mir geblieben ist; denn niemand wollte bei ihr bleiben ... Aber diese Schreie hört Maria im Wind, in den Geräuschen der Erde, in allem ... «

»Arme Mutter! Ja, es ist furchtbar.«

»Hat denn dieser Dämon nicht daran gedacht, Herr?«

»Dies war eines der Argumente, mit denen ich ihn zurückzuhalten versuchte. Aber es hat nichts genützt. Judas hat schließlich sogar Gott gehaßt, und er hat ja auch nie mit wahrer Liebe Vater und Mutter oder sonst irgendeinen Mitmenschen geliebt.«

»Das ist wahr!«

»Leb wohl, Frau. Mein Segen möge dir die Kraft geben, die Verachtung der Welt wegen deines Mitleids für Maria zu ertragen. Küsse meine Hand. Dir kann ich sie zeigen. Sie hätte furchtbar gelitten, dies sehen zu müssen!« Jesus streift den Ärmel zurück und zeigt ihr die durchbohrte Hand. Hanna stöhnt, als sie mit den Lippen kaum die Fingerspitzen berührt. Das Geräusch einer sich öffnenden Tür und ein unterdrückter Schrei: »Der Herr!« Ein alter Mann wirft sich zu Boden und bleibt in dieser Stellung.

»Hananias, der Herr ist gut. Er ist gekommen, um deine Verwandte zu trösten und auch uns Trost zu schenken«, sagt Hanna, die den Greis in seiner übergroßen Erregung beruhigen möchte.

Doch der Mann wagt es nicht, sich zu rühren. Er weint und sagt: »Unser Blut ist verdammt. Ich kann den Herrn nicht ansehen.«

Jesus geht zu ihm. Er berührt sein Haupt und sagt dieselben Worte, die er schon Maria des Simon gesagt hat: »Die Angehörigen, die ihre Pflicht erfüllt haben, dürfen sich nicht verantwortlich fühlen für die Sünde des Verwandten. Mut, Mann! Gott ist gerecht. Der Friede sei mit dir und diesem Haus. Ich bin gekommen, und du wirst gehen, wohin ich dich schicke. Am zusätzlichen Osterfest werden die Jünger in Betanien sein. Du wirst zu ihnen gehen und sagen, daß du den Herrn am zwölften Tag nach seinem Tod in Kerijot gesehen hast, lebend und wahrhaftig, mit Seele und Leib und in seiner Göttlichkeit. Sie werden dir glauben, denn ich bin schon lange bei ihnen gewesen. Aber es wird sie im Glauben an meine göttliche Natur stärken, wenn sie erfahren, daß ich am gleichen Tag an verschiedenen Orten gewesen bin. Und zuvor schon, heute noch, wirst du nach Kerijot gehen und den Synagogenvorsteher bitten, das Volk zu versammeln und in Anwesenheit aller zu sagen, daß ich hier gewesen bin und daß sie sich meiner Worte beim Abschied erinnern sollen. Gewiß werden sie dir sagen: „Warum ist er nicht zu uns gekommen?“ Dann sollst du antworten: „Der Herr läßt euch sagen, daß er sich euch gezeigt hätte, wenn ihr an der unschuldigen Mutter getan hättet, worum er euch gebeten hatte. Ihr habt gegen die Liebe gefehlt, und der Herr hat sich deshalb nicht gezeigt.“ Wirst du das tun?«

»Es wird sehr schwierig sein, Herr! Sehr schwer! Sie halten uns alle für Aussätzige des Herzens ... Der Synagogenvorsteher wird mich nicht anhören und mich nicht zum Volk reden lassen. Vielleicht wird er mich schlagen ... Doch ich werde es tun, weil du es willst.« Der Greis schaut nicht auf. Er spricht tief gebeugt.

»Sieh mich an, Hananias!«

Der Mann erhebt sein in Ehrfurcht erschauerndes Gesicht.

Jesus ist strahlend und schön wie auf dem Tabor ... Das Licht umhüllt ihn und verbirgt sein Antlitz und sein Lächeln ... Und der

Hausflur ist auf einmal leer, ohne daß eine Tür sich bewegt hätte, um ihn hinauszulassen. Die beiden beten an, beten immer noch an. Sie sind ganz Anbetung der göttlichen Erscheinung.

III. In Jutta

Der Obstgarten beim Haus der Sara. Die Kinder spielen unter den grünen Bäumen. Der Kleinste wälzt sich im Gras unter einer Reihe dichtbelaubter Reben. Die anderen, etwas größeren zwitschern glücklich wie Schwalben und spielen Verstecken zwischen den Hecken und Reben.

Jesus erscheint bei dem Kleinsten, dem er den Namen gegeben hat. O heilige Einfalt der Unschuldigen! Jischi ist gar nicht erstaunt, ihn plötzlich dort zu sehen. Er streckt seine Händchen aus, um auf den Arm genommen zu werden. Und Jesus tut es. Die größte Natürlichkeit liegt in dem Tun der beiden. Nun kommen die anderen Kinder herbeigeeilt und – noch einmal selige Einfalt der Kinder! – sie nähern sich ihm glücklich und keinesfalls überrascht. Für sie scheint sich nichts geändert zu haben. Vielleicht wissen sie nichts. Doch nachdem Jesus eines nach dem anderen liebkost hat, sagt Maria, die Älteste und Vernünftigste: »Leidest du jetzt nicht mehr, Herr, nun da du auferstanden bist? Ich habe so großen Schmerz empfunden!«

»Ich leide nicht mehr. Ich bin gekommen, um euch zu segnen, bevor ich zu meinem und eurem Vater in den Himmel auffahre. Aber auch von dort werde ich euch segnen, wenn ihr immer brav seid. Sagt denen, die mich lieben, daß ich euch heute meinen Segen für sie gelassen habe. Und denkt immer an diesen Tag.«

»Kommst du nicht ins Haus? Die Mama ist da. Uns werden sie nicht glauben«, sagt wiederum Maria.

Ihr Bruder hingegen fragt nicht lange, er schreit: »Mama, Mama, der Herr ist hier!« und läuft zum Haus und ruft sie noch einmal.

Sara kommt heraus ... Gerade noch rechtzeitig, um Jesus am Rand des Obstgartens in seiner ganzen Schönheit zu sehen, und wie er sich dann in Licht auflöst und verschwindet ...

»Der Herr! Warum habt ihr mich denn nicht früher gerufen ... ?« fragt Sara, sobald sie wieder imstande ist zu sprechen. »Aber wann und woher ist er gekommen? Ist er allein gewesen? Wie seid ihr doch dumm!«

»Wir haben ihn hier getroffen. Auf einmal war er da ... Von der Straße ist er nicht gekommen und auch nicht aus dem Garten. Er hatte Jischi auf dem Arm. Und er hat gesagt, daß er gekommen ist, um uns zu segnen und uns seinen Segen für all jene in Jutta zu lassen, die ihn lieben. Er hat auch gesagt, daß wir diesen Tag nicht vergessen sollen. Und nun geht er in den Himmel. Aber er wird uns lieben, wenn wir brav sind. Wie schön er gewesen ist! Er hatte Wunden an den Händen. Aber sie tun ihm nicht mehr weh. Auch die Füße waren verwundet. Ich habe sie im Gras gesehen. Diese Blume dort hat die Wunde eines Fußes berührt. Ich will sie pflücken ... « Alle reden gleichzeitig und voll Begeisterung. Sie schwitzen sogar vor lauter Aufregung.

Sara liebkost sie und flüstert: »Gott ist groß! Gehen wir. Kommt. Wir wollen es allen sagen. Sprecht ihr, ihr Unschuldigen. Ihr könnt von Gott sprechen.«

IV. Beim Jüngling Jaia zu Pella

Der Jüngling steht vor einem Wagen und belädt ihn eifrig mit Gemüse, das er in einem nahen Garten geerntet hat. Das Eselchen schlägt mit den Hufen auf den harten Boden des Feldweges.

Als er sich umwendet, um einen Korb voll Salat zu nehmen, sieht er Jesus, der ihm zulächelt. Er läßt den Korb auf den Boden fallen und kniet nieder. Während er sich die Augen reibt und nicht an das glauben kann, was er sieht, murmelt er: »Allerhöchster, laß mich nicht einem Trugbild erliegen. Erlaube nicht, Herr, daß Satan mich mit falschen, verführerischen Visionen täuscht. Mein Herr ist doch tot! Man hat ihn begraben, und nun sagt man, daß sein Leichnam gestohlen worden ist. Erbarmen, allerhöchster Herr! Zeige mir die Wahrheit!«

»Ich bin die Wahrheit, Jaia. Ich bin das Licht der Welt. Schau mich an. Ich habe dir das Augenlicht wiedergegeben, damit du meine Macht und meine Auferstehung bezeugen kannst.«

»Oh, es ist wirklich der Herr! Du bist es! Ja, du bist Jesus!« Er rutscht auf den Knien zu Jesus, um ihm die Füße zu küssen.

»Du wirst berichten, daß du mich gesehen und mit mir geredet hast, und daß ich lebe. Du wirst sagen, daß du mich heute gesehen hast. Der Friede und mein Segen seien mit dir.«

Jaia ist wieder allein. Und glücklich. Er vergißt seinen Karren und das Gemüse. Vergebens scharrt das Eselchen unruhig mit dem Huf und protestiert mit »iah« gegen das lange Warten ... Jaia ist außer sich vor Freude.

Eine Frau kommt aus dem Haus neben dem Garten und sieht ihn bleich vor Erregung und mit abwesendem Blick dastehen. Sie ruft: »Jaia! Was hast du? Was ist geschehen?« Sie eilt zu ihm, schüttelt ihn, bringt ihn wieder zu sich ...

»Der Herr! Ich habe den auferstandenen Herrn gesehen! Ich habe seine Füße geküßt und die Wunden gesehen! Sie haben alle gelogen! Er war wirklich Gott und ist auferstanden. Ich hatte Angst, es könnte eine Täuschung sein. Doch er ist es! Er ist es!«

Die Frau zittert nun ihrerseits vor Erregung und sagt leise: »Bist du wirklich sicher?«

»Du bist gut, Frau. Aus Liebe zu ihm hast du meine Mutter und mich in deinen Dienst genommen. Sei nicht ungläubig.«

»Wenn du sicher bist, glaube ich. Aber ist es wirklich Fleisch gewesen? War er warm? Hat er geatmet? Hat er gesprochen? Hatte er wirklich eine Stimme, oder hast du es dir nur eingebildet?«

»Ich bin ganz sicher. Es war das warme Fleisch eines Lebenden. Es war eine richtige Stimme. Und er hat geatmet. Schön wie Gott, war er doch Mensch wie du und ich. Gehen wir, gehen wir, und berichten wir denen, die leiden oder Zweifel haben.«

V. Bei Johannes von Nob

Der Alte ist allein in seinem Haus, scheint jedoch frohen Mutes zu sein. Er flickt eine Art Stuhl, der an einer Seite aus dem Leim gegangen ist, und lächelt irgend einem Traum nach.

Da klopft es an der Tür. Der Alte sagt, ohne seine Arbeit zu unterbrechen: »Herein. Was wollt ihr, ihr da draußen? Immer noch dieselben? Ich bin zu alt, um mich zu ändern! Auch wenn die ganze Welt mir zurufen würde: „Er ist tot“, würde ich sagen: „Er lebt.“ Auch wenn ich dafür sterben müßte. Herein also!«

Er steht auf und geht zur Tür, um nachzusehen, wer da anklopft und nicht hereinkommt. Aber als er schon fast an der Tür ist, geht sie auf und Jesus steht vor ihm.

»Oh! Oh! Oh! Mein Herr! Lebendig! Ich habe geglaubt! Und nun kommt er, um meinen Glauben zu belohnen! Gepriesen seist du! Ich habe nicht gezweifelt. In meinem Schmerz habe ich mir gesagt: „Wenn er mir für das Mahl der Freude das Lamm geschickt hat, so ist das ein Zeichen, daß er an diesem Tag auferstehen wird.“ Da habe ich alles verstanden. Als du gestorben bist und die Erde gebebt hat, habe ich begriffen, was ich zuvor nicht verstanden hatte. Und man hat mich in Nob für verrückt gehalten, denn nach Sonnenuntergang am Tag nach dem Sabbat habe ich das Mahl vorbereitet, bin hinausgegangen und habe Bettler eingeladen mit den Worten: „Unser Freund ist auferstanden.“ Man sagte schon, daß es nicht wahr sei. Man behauptete, daß sie dich in der Nacht gestohlen hätten. Aber ich habe das nicht geglaubt, denn seit du gestorben bist, habe ich gewußt, daß du nur gestorben bist, um wieder aufzuerstehen, und daß dies das Zeichen des Jona sein würde.«

Jesus läßt ihn reden und lächelt. Dann fragt er: »Und nun willst du immer noch sterben? Oder willst du leben und meine Herrlichkeit bezeugen?«

»Wie du willst, Herr!«

»Nein, wie du willst.«

Der Greis überlegt. Schließlich entscheidet er sich: »Es wäre schön,

die Welt zu verlassen, in der du nicht mehr bist. Aber ich verzichte auf den Frieden des Himmels, um den Ungläubigen zu sagen: „Ich habe ihn gesehen.“«

Jesus legt ihm die Hand aufs Haupt, segnet ihn und sagt: »Aber bald wird auch der Friede kommen, und du wirst zu mir kommen mit dem Rang eines Bekenners Christi.«

Jesus geht. Vielleicht mit Rücksicht auf den betagten Alten ist er hier nicht auf wunderbare Weise erschienen und entschwunden, sondern hat es ganz so getan, als wäre er noch der Jesus von zuvor, der wie ein gewöhnlicher Mensch ein Haus betrat oder verließ.

VI. Bei Matthias, dem einsamen Alten bei Jabesch-Gilead

Der alte Mann ist mit seinem Gemüse beschäftigt und führt Selbstgespräche: »Meine ganzen Reichtümer sind für ihn. Und er wird sie nicht mehr kosten. Umsonst habe ich gearbeitet. Ich glaube, daß er der Sohn Gottes war, der gestorben und auferstanden ist. Aber er ist nicht mehr der Meister, der sich an den Tisch des Reichen oder des Armen setzt und mit gleicher Liebe, vielleicht, gewiß sogar, mit größerer Liebe das Mahl mit dem Armen als mit dem Reichen teilt. Nun ist er der auferstandene Herr. Er ist auferstanden, um uns, seine Gläubigen, im Glauben zu bestärken. Und sie sagen, es ist nicht wahr. Sie sagen, daß niemand jemals aus sich selbst auferstanden ist. Niemand. Nein. Kein Mensch. Aber er schon! Denn er ist Gott.«

Er klatscht in die Hände, um seine Tauben zu verjagen, die geflogen kommen, um Samen aus der gerade umgegrabenen und eingesäten Erde zu stibitzen, und sagt: »Umsonst vermehrt ihr euch nun. Er wird sich nicht mehr an eurer Brut erfreuen! Und ihr, nutzlose Bienen? Für wen bereitet ihr noch Honig? Ich habe so sehr gehofft, ihn wenigstens noch einmal bei mir zu haben, nun, da ich nicht mehr so bettelarm bin. Alles ist gut gediehen, nachdem er hier war ... Ah! Aber mit dem Geld, das ich nie angerührt habe, will ich nach Nazaret zu seiner Mutter gehen und ihr sagen: „Mache mich zu deinem Diener, doch laß mich bei dir sein, denn du bist immer er ...“« Und der Alte wischt sich mit dem Handrücken eine Träne ab.

»Matthias, hast du ein Brot für einen Pilger?«

Matthias hebt den Kopf, aber da er am Boden kniet, sieht er nicht, wer hinter der hohen Hecke spricht, die seinen kleinen Besitz umgibt, der so verloren in dieser grünen Einsamkeit jenseits des Jordan liegt. Er antwortet: »Wer du auch bist, komm im Namen des Herrn Jesus!« Und er steht auf, um das Türchen zu öffnen.

Als er sich Jesus gegenüber sieht, bleibt er, die Hand auf dem Riegel, wie angewurzelt stehen.

»Willst du mich nicht als Gast haben, Matthias? Du hast mich schon einmal gehabt und gerade bedauert, daß sich das nicht wiederholen würde. Ich bin hier, und du willst mir nicht öffnen?« sagt Jesus lächelnd.

»Oh, Herr, ich ... ich bin nicht würdig, daß mein Herr hier hereinkommt ... Ich ... «

Jesus legt die Hand auf den Verschuß, schiebt den Riegel zurück und sagt: »Der Herr kann eintreten, wo er will, Matthias!« Er geht durch den bescheidenen Garten zum Haus und sagt auf der Schwelle: »Opfere also die Brut deiner Tauben. Nimm dein Gemüse aus der Erde und hole den Honig deiner Bienen. Wir werden zusammen das Brot brechen, und deine Arbeit wird nicht mehr umsonst und dein Wunsch nicht vergebens gewesen sein. Und dieser Ort wird dir lieb sein, so daß du nicht mehr dorthin zu gehen brauchst, wo bald Schweigen und Verlassenheit sein wird. Ich bin überall, Matthias. Wer mich liebt, ist immer bei mir. Meine Jünger werden in Jerusalem sein. Dort wird meine Kirche erstehen. Sieh zu, daß du am zusätzlichen Osterfest dort bist.«

»Verzeih mir, Herr. Aber ich habe es dort nicht ausgehalten und bin geflohen. Ich war am Tag vor dem Rüsttag um die neunte Stunde angekommen und tags darauf ... Oh, da bin ich geflohen, um dich nicht sterben sehen zu müssen! Nur deshalb, Herr!«

»Ich weiß es. Und ich weiß, daß du als einer der ersten zurückgekehrt bist, um an meinem Grab zu weinen. Aber es war schon leer. Ich weiß alles. Sieh, nun setze ich mich hierher und ruhe mich aus.

Ich habe mich immer ausgeruht hier ... Und die Engel wissen es.«

Der Mann hantiert, aber mit so ehrfürchtigen Bewegungen, als befände er sich in einer Kirche. Ab und zu trocknet er eine Träne, die sich in sein Lächeln mischen möchte, während er kommt und geht, die Täubchen holt, sie tötet, vorbereitet, und das Feuer schürt. Dann holt er das Gemüse, wäscht es, legt auf einen Teller die ersten Feigen und deckt den armseligen Tisch mit seinem besten Geschirr. Aber wie kann er sich setzen und essen, als alles bereit ist? Er will nur dienen, und das scheint ihm schon viel zu sein. Mehr will er nicht. Aber Jesus, der gesegnet und aufgeopfert hat, reicht ihm die Hälfte des Täubchens, dessen Fleisch er zerschnitten und auf ein zuvor in die Sauce getauchtes Stück Brot gelegt hat.

»Oh, wie einem Lieblingssohn!« sagt der Mann und ißt unter Tränen der Freude und Rührung, ohne den Blick von Jesus zu wenden, der ißt ... und trinkt, das Gemüse, das Obst und den Honig genießt und ihm seinen Becher reicht, nachdem er einen Schluck Wein daraus getrunken hat. Früher hat er nur Wasser getrunken.

Das Mahl ist beendet.

»Wie du siehst, lebe ich. Und du bist glücklich. Vergiß nicht, daß ich vor zwölf Tagen durch den Willen der Menschen gestorben bin. Doch der Menschen Wille ist nichts, wenn der Wille Gottes ihm nicht zustimmt. Ja, das gegensätzliche Wollen der Menschen wird sogar zum dienstbaren Werkzeug des ewigen Willens. Leb wohl, Matthias. Ich habe gesagt, daß bei mir sein wird, wer mir zu trinken gegeben hat, als ich ein Pilger war und man noch an mir zweifeln durfte. Und ich sage dir: Du wirst teilhaben an meinem himmlischen Reich.«

»Aber nun verliere ich dich, o Herr!«

»In jedem Pilger wirst du mich sehen, in jedem Bettler, in jedem Kranken, in jedem, der Brot, Wasser und Kleider braucht. Ich bin in jedem, der leidet, und daher wird man alles, was man einem Leidenden tut, mir tun.«

Jesus breitet segnend die Arme aus und verschwindet.

VII. Bei Abraham in En-Gedi

Der Marktplatz von En-Gedi: ein von rauschenden Palmen gebildeter Säulentempel. Der Brunnen: ein Spiegel des Aprilhimmels. Die Tauben: leise, tiefe Orgeltöne. Der alte Abraham überquert den Platz und trägt seine Arbeitsgeräte auf der Schulter. Er ist noch älter geworden, aber er ist still und heiter wie einer, der Ruhe gefunden hat nach vielen Stürmen. Nachdem er die Stadt durchquert hat, geht er in die Weinberge nahe den Quellen, in diese so fruchtbaren Weinberge, die schon eine reiche Ernte versprechen. Dort beginnt er, den Boden zu lockern, zu beschneiden und aufzubinden. Ab und zu schaut er auf, stützt sich auf die Hacke und denkt nach. Er glättet seinen patriarchalischen Bart, seufzt und schüttelt das Haupt in einem inneren Gespräch mit sich selbst.

Ein ganz in seinen Mantel gehüllter Mann geht die Straße zu den Quellen und dem Weinberg hinauf. Ich sage: ein Mann, doch es ist Jesus. Sein Mantel und sein Gang. Für den Alten aber ist er ein Mann. Und dieser Mann fragt Abraham: »Darf ich mich hier ausruhen?«

»Die Gastfreundschaft ist heilig. Ich habe sie niemals jemandem verweigert. Komm, tritt ein. Die Ruhe möge dir süß sein im Schatten meiner Reben. Möchtest du Milch? Brot? Ich will dir geben, was ich hier habe.«

»Und ich, was kann ich dir geben? Ich habe nichts.«

»Er, der der Messias ist, hat mir alles gegeben, für alle Menschen. Und was immer ich auch gebe, es ist nichts im Vergleich zu dem, was er mir gegeben hat.«

»Weißt du, daß sie ihn gekreuzigt haben?«

»Ich weiß, daß er auferstanden ist. Bist du einer von denen, die ihn gekreuzigt haben? Ich darf nicht hassen, denn er will keinen Haß. Aber wenn ich dürfte, würde ich dich hassen, wenn du einer von ihnen bist.«

»Ich bin keiner der Kreuziger. Sei beruhigt. Du weißt also alles über ihn?«

»Alles. Und Elischa ... Das ist mein Sohn, weißt du? Elischa ist

nicht mehr aus Jerusalem zurückgekommen und hat mir sagen lassen: „Entlasse mich, Vater. Ich will meinen Besitz verlassen und den Herrn predigen. Ich werde nach Kafarnaum gehen, Johannes suchen und mich den treuen Jüngern anschließen.“«

»Dein Sohn hat dich also verlassen? In deinem Alter und allein?«

»Was du „verlassen“ nennst, ist für mich eine lange erträumte Freude. Hatte ich ihn nicht durch den Aussatz verloren? Und wer hat ihn mir wiedergegeben? Der Messias. Und verliere ich ihn denn, wenn er den Herrn predigt? Aber nein! Ich werde ihn auch im ewigen Leben wiederfinden. Doch du redest in einer Weise, die mich mißtrauisch macht. Hat dich der Tempel geschickt? Kommst du, um jene zu verfolgen, die an den Auferstandenen glauben? Schlage mich! Ich fliehe nicht. Ich mache es nicht wie die drei Magier in längst vergangener Zeit. Ich bleibe. Denn wenn ich seinetwegen falle, werde ich ihm im Himmel begegnen, und mein Gebet vom vorigen Jahr wird erhört werden.«

»Das ist wahr. Du hast damals gesagt: „Ich habe gehofft auf den Herrn, und er neigte sich mir und hörte mein Rufen.“«

»Woher weißt du das? Bist du einer seiner Jünger? Warst du hier bei ihm, als ich ihn gebeten habe? Oh, wenn du einer von ihnen bist, so hilf mir, daß mein Rufen zu ihm gelangt und er sich meiner erinnert.« Er wirft sich zu Boden in der Meinung, einen Apostel vor sich zu haben.

»Ich bin es, Abraham von En-Gedi, und ich sage dir: „Komm!“« Jesus gibt sich zu erkennen, breitet die Arme aus und lädt ihn ein, an sein Herz zu kommen.

Im gleichen Augenblick kommt ein Knabe in den Weingarten, gefolgt von einem Jüngling, und ruft: »Vater! Vater, hier sind wir, um dir zu helfen.«

Aber ein gewaltiger Aufschrei des kraftvollen Alten übertönt den zwitschernden Ruf des Kindes, ein Schrei wahrer Befreiung: »Hier bin ich! Ich komme!« Und Abraham wirft sich in die Arme Jesu und ruft noch einmal: »Jesus! Heiliger Messias! In deine Hände empfehle ich meinen Geist!«

Seliger Tod! Beneidenswerter Tod! Am Herzen Jesu, im heiteren Frieden der blühenden Frühlingslandschaft . . .

Jesus legt den Alten sanft auf das blühende, in der Brise wogende Gras am Fuß eines Weinstockes und sagt zu den erstaunten und erschrockenen Kindern, die den Tränen nahe sind: »Weint nicht. Er ist im Herrn gestorben. Selig, die in ihm sterben. Geht, Knaben, und sagt den Leuten von En-Gedi Bescheid, daß ihr Synagogenvorsteher den Auferstandenen gesehen hat und daß dieser sein Gebet erhört hat. Weint nicht! Weint nicht!« Er liebkost sie und geleitet sie zum Ausgang. Dann kehrt Jesus zu dem Toten zurück, ordnet sein Haar und seinen Bart, schließt die halbgeöffneten Augen, faltet die Hände und breitet den Mantel, den Abraham zur Arbeit abgelegt hatte, über den Leichnam.

Er bleibt, bis er Stimmen auf dem Weg hört. Dann richtet er sich auf. Strahlend . . . Die herbeieilenden Leute sehen ihn noch. Sie schreien und beschleunigen ihre Schritte. Aber Jesus entzieht sich ihren Blicken im Glanz eines Strahles, der heller leuchtet als die Sonne.

VIII. Elija, der Essener vom Kerit

Die rauhe Einsamkeit des wilden Gebirges, in dem sich der Kerit erhebt. Elija betet. Er ist noch hagerer und bärtiger geworden, und in dem groben Wollgewand, das weder grau noch braun ist, unterscheidet er sich kaum von dem Gestein, das ihn umgibt.

Er vernimmt ein Geräusch, ähnlich dem Sturm oder dem Donner, und blickt auf. Jesus ist auf einem Fels erschienen, der über dem Abgrund hängt. In der Tiefe fließt ein Bach.

»Der Meister!« Elija wirft sich nieder und berührt mit der Stirn den Boden.

»Ich bin es, Elija! Hast du das Erdbeben am Rüsttag nicht bemerkt?«

»Ich habe es bemerkt und bin nach Jericho und zu Nike gegangen. Aber ich habe keinen von denen gefunden, die dich lieben. Ich habe

nach dir gefragt, und man hat mich geschlagen. Dann habe ich die Erde ein zweites Mal beben gefühlt, diesmal nicht mehr so stark, und bin hierher zurückgekehrt, um Buße zu tun; denn ich dachte, die Schleusen des göttlichen Zornes hätten sich geöffnet.«

»Der göttlichen Barmherzigkeit. Ich bin gestorben und auferstanden. Sieh meine Wunden. Geh zum Tabor und schließe dich den Dienern des Herrn an und sage ihnen, daß ich dich geschickt habe.«

Jesus segnet ihn und verschwindet.

IX. In Cäsarea Philippi

Der kleine Junge der Dorkas macht mit Hilfe seiner Mutter die ersten Schrittchen auf der Bastion der Festung. Und Dorkas bemerkt in ihrer gebückten Haltung nicht, daß der Herr erscheint. Doch nun, da sie das Kind losgelassen hat und dieses ganz sicher und flink zur Ecke der Bastei läuft, richtet sie sich auf, um ihm zu folgen, damit es nicht etwa fällt oder gar zwischen die Zinnen oder in eine Schießscharte schlüpft und hinunterstürzt. Und während sie dies tut, sieht sie, daß Jesus das Kind in seine Arme schließt und es küßt. Die Frau wagt sich nicht zu rühren. Sie stößt nur einen lauten Schrei aus. Einen Schrei, der die Leute in den Höfen nach oben schauen und Gesichter in den Fenstern erscheinen läßt. »Der Herr! Der Herr! Der Messias ist da! Er ist wahrhaft auferstanden!« Aber noch bevor die Leute herbeieilen können, ist Jesus schon verschwunden.

»Du bist von Sinnen! Du hast geträumt! Ein Spiel des Lichts hat dich ein Gespenst sehen lassen.«

»Oh, er war sehr lebendig. Seht mein Kind, wie es dorthin schaut und was für einen schönen Apfel, so schön wie sein kleines Gesicht, es in seinen Händchen hat! Es beißt mit seinen ersten Zähnen hinein und lacht. Ich habe keine Äpfel . . . «

»Niemand hat um diese Zeit reife Äpfel, und so frische . . . « sagen alle verwundert.

»Wir wollen Tobias fragen«, sagen einige Frauen.

»Wie, was wollt ihr tun? Er kann doch kaum „Mama“ sagen«, spotten die Männer.

Aber die Frauen neigen sich über das Kind und sagen: »Wer hat dir den Apfel geschenkt?«

Und der Mund, der kaum die ersten Worte eines Kindes aussprechen kann, zeigt lächelnd seine winzigen Zähnchen und die Lücken dazwischen und sagt deutlich: »Jesus.«

»Oh!«

»Ihr nennt ihn Jischi! Er sagt nur seinen Namen.«

»Jesus, du, oder Jesus, der Herr? Welcher Herr? Wo hast du ihn gesehen?« fragen die Frauen weiter.

»Dort, den Herrn. Jesus, den Herrn.«

»Wo ist er jetzt? Wo ist er hingegangen?«

»Dorthin.« Das Kind zeigt zum sonnenüberfluteten Himmel, lacht glücklich und nagt an seinem Apfel.

Während die Männer sich kopfschüttelnd entfernen, sagt Dorkas zu den Frauen: »Er war schön. Er schien in Licht gekleidet zu sein. Und er hatte an den Händen die Male der Nägel, die in seinem hellen Licht wie rote Edelsteine leuchteten. Ich habe es gut gesehen, denn er hielt das Kind so«, und sie macht die Haltung Jesu nach.

Der Verwalter kommt herbei, läßt sich das Vorgefallene noch einmal erzählen, überlegt und sagt schließlich: »Im Psalm heißt es: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dir Lob bereitet.“ Warum soll es nicht wahr sein? Sie sind unschuldig. Und wir ... Vergessen wir diesen Tag nicht ... Aber nein! Ich werde in das Dorf der Jünger gehen. Ich will sehen, ob der Rabbi dort ist ... Und doch ... Er war tot ... «

Und mit diesem Entschluß entfernt sich der Verwalter, während die Frauen dem Kind ganz aufgeregt immer wieder Fragen stellen, worauf dieses lächelnd wiederholt: »Jesus, dort. Und dann da. Jesus, der Herr.« Und es zeigt dabei auf die Stelle, wo Jesus gestanden ist, und dann zur Sonne, in der er verschwunden ist. Es ist überglücklich.

X. In Kedes

Die Leute von Kedes haben sich in der Synagoge versammelt und besprechen mit dem alten Matthias, dem Synagogenvorsteher, die letzten Ereignisse. In der Synagoge ist es ziemlich dunkel, da die Türen geschlossen und die Vorhänge an den Fenstern zugezogen sind; schwere Vorhänge, die der Frühlingswind kaum bewegt.

Da erhellt ein Blitz den Raum. Es scheint ein Blitz zu sein, aber es ist das Licht, das den Erscheinungen Jesu vorangeht. Und Jesus offenbart sich den überraschten Menschen. Er breitet die Arme aus und die Wunden an Händen und Füßen sind deutlich zu sehen, denn er steht auf der obersten der drei Stufen, die zu einer verschlossenen Türe führen. Er sagt: »Ich bin auferstanden. erinnert euch an das Gespräch zwischen mir und den Schriftgelehrten. Ich habe nun diesem bösen Geschlecht das Zeichen gegeben, das ich versprochen hatte. Das Zeichen des Jona. Denen, die mich lieben und mir treu sind, gebe ich meinen Segen.« Mehr sagt er nicht und ist schon verschwunden.

»Aber das war doch er! Woher ist er gekommen? Er war lebendig! Er hatte es vorausgesagt! Jetzt, jetzt verstehe ich das Zeichen des Jona: drei Tage im Schoß der Erde und dann die Auferstehung . . .«

Ein großes Stimmengewirr.

XI. In Gischala

Eine Gruppe giftiger Rabbis, die einige zögernde Männer überzeugen wollen, ihrer Bitte zu entsprechen. Sie möchten nämlich, daß diese zu Gamaliël gehen, der sich in seinem Haus eingeschlossen hat und niemanden sehen will.

Die Männer sagen: »Wir sagen euch doch, daß er nicht hier ist. Wir wissen nicht, wo er ist. Er ist gekommen, hat ein paar Schriftrollen durchgesehen und ist wieder abgereist. Er hat kein Wort gesagt. Und er schien so verstört und gealtert, daß man Angst bekam.«

Unfreundlich kehren die Rabbis den Männern den Rücken und sagen im Weggehen: »Auch Gamaliël ist von Sinnen, wie Simon. Es

ist nicht wahr, daß der Galiläer auferstanden ist! Es ist nicht wahr! Nichts ist wahr! Es ist nicht wahr, daß er Gott ist. Es ist nicht wahr. Nichts ist wahr. Nur wir sind in der Wahrheit.« Schon die Erregung, mit der sie sagen, daß es nicht wahr ist, zeigt ihre Angst, daß es doch wahr sein könnte, und ihr Bedürfnis, sich selbst zu überzeugen.

Sie sind an der Hausmauer entlang zum Grab des Hillel gegangen. Immer noch wiederholen sie mit Gezeter ihre Leugnung, als sie aufschauen ... und mit einem Angstschrei entfliehen. Jesus, der so gut zu den Guten ist, steht vor ihnen: furchtbar in seiner Macht, mit ausgebreiteten Armen wie am Kreuz ... Die Wundmale an den Händen sind so rot, als würden sie immer noch bluten. Er sagt kein Wort. Aber seine Blicke schleudern Blitze.

Die Rabbis flüchten, fallen, stehen wieder auf, verletzen sich an Bäumen und Steinen, sind vor Angst ganz von Sinnen. Sie gleichen Mördern, denen man ihr Opfer zeigt.

XII. Bei Joachim und Maria in Bozra

»Maria! Maria! Joachim und Maria! Kommt heraus!« Die beiden sitzen in einem stillen, von einer Lampe erhellten Raum. Die eine mit einer Näharbeit beschäftigt, der andere über Abrechnungen gebeugt. Sie heben die Köpfe und sehen sich an ... Joachim wird blaß vor Angst und flüstert: »Die Stimme des Rabbi! Sie kommt aus dem Jenseits ... « Die Frau schmiegt sich furchtsam an den Mann. Doch der Ruf ertönt von neuem, und die beiden umarmen sich fest, um sich gegenseitig Mut zu machen, und gehen hinaus, der Stimme entgegen.

Im Garten, über dem die Sichel des Neumonds glänzt, erstrahlt in einem viel stärkeren Licht als dem vieler Monde Jesus. Im Licht, das ihn umgibt, ist er Gott. Menschlich ist das sanfte Lächeln und der liebevolle Blick. »Geht und sagt den Leuten von Bozra, daß ihr mich wirklich und wahrhaftig lebendig gesehen habt. Und du, Joachim, sage es all denen, die sich auf dem Tabor versammelt haben.« Er segnet sie und verschwindet.

»Er war es! Es war kein Traum! Ich ... Morgen werde ich nach Galiläa gehen. Er hat doch gesagt, auf dem Tabor, nicht wahr?«

XIII. In Efraim bei Maria des Jakob

Die Frau rührt Mehl ein, um Brot zu backen. Sie wendet sich um, da sie sich rufen hört, und sieht Jesus. Sogleich wirft sie sich auf ihr Antlitz in stummer, etwas furchtsamer Anbetung.

Jesus sagt: »Du sollst allen sagen, daß du mich gesehen hast und daß ich mit dir gesprochen habe. Der Herr ist nicht der Macht des Grabes unterworfen. Ich bin am dritten Tag auferstanden, wie ich gesagt habe. Harrt aus, die ihr auf meinem Weg wandelt, und laßt euch nicht von den Worten jener verführen, die mich gekreuzigt haben. Mein Friede sei mit dir.«

XIV. Bei Syntyche in Antiochia

Syntyche ist eben dabei, einen Reisesack zu packen. Es ist Abend, denn eine kleine, flackernde Lampe, die nur wenig Licht gibt, steht auf dem Tisch bei der Frau, die Kleider zusammenfaltet.

Plötzlich erfüllt helles Licht den Raum und Syntyche hebt erstaunt den Kopf, um zu sehen, was vor sich geht und woher dieses helle Licht in dem ganz verschlossenen Zimmer kommt. Aber noch bevor sie ihn sieht, sagt Jesus schon: »Ich bin es. Fürchte dich nicht. Ich habe mich vielen gezeigt, um ihren Glauben zu stärken. Auch dir, der gehorsamen und treuen Jüngerin, zeige ich mich. Ich bin auferstanden. Siehst du? Ich habe keine Schmerzen mehr. Warum weinst du?«

Die Frau findet angesichts der Schönheit des Verherrlichten keine Worte ... Jesus lächelt ihr ermutigend zu und sagt: »Ich bin derselbe Jesus, der dich auf dem Weg bei Cäsarea aufgenommen hat. Damals, als du so große Angst hattest und ich dir unbekannt war, konntest du sprechen. Und nun sagst du kein Wort zu mir?«

»O Herr! Ich wollte abreisen ... Um mein Herz von so viel Unruhe und Leid zu befreien.«

»Warum Leid? Haben sie dir nicht gesagt, daß ich auferstanden bin?«

»Sie haben es gesagt, und andere haben es geleugnet. Aber die Widersprüche haben mich nicht beunruhigt. Ich wußte, daß du nicht in einem Grab verwesen konntest. Ich habe über dein Martyrium geweint. Ich habe an deine Auferstehung geglaubt, noch bevor mir davon berichtet wurde. Und ich habe auch weiterhin daran geglaubt, als andere kamen und sagten, es sei nicht wahr. Doch ich wollte nach Galiläa gehen. Ich dachte: Ihm kann man nichts Böses mehr antun. Er ist nun mehr Gott als Mensch. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke ... «

»Ich verstehe deine Gedanken.«

»Und ich sagte mir: Ich werde ihn anbeten und Maria sehen. Da ich glaubte, daß du nicht lange unter uns weilen würdest, habe ich die Abreise beschleunigt. Ich dachte: Wenn er zum Vater zurückgekehrt ist, wie er gesagt hat, wird seine Mutter ein wenig traurig sein in ihrer Freude. Denn sie ist eine Seele, aber auch eine Mutter ... Und ich werde versuchen, sie zu trösten, nun, da sie allein ist ... Ich war stolz!«

»Nein, du warst barmherzig. Ich werde meiner Mutter deine Absicht mitteilen. Aber gehe nicht dorthin. Bleibe, wo du bist, und arbeite weiter für mich. Nun mehr denn je, denn deine Brüder, die Jünger, brauchen die Mitarbeit aller, um meine Lehre zu verbreiten. Du hast mich gesehen. Die Mutter ist Johannes anvertraut. Quäle dich also nicht länger. Du wirst deinen Geist stärken in der Gewißheit, mich gesehen zu haben, und in der Kraft meines Segens.«

Syntyche fühlt ein großes Verlangen, ihn zu küssen, hat aber nicht den Mut. Jesus sagt zu ihr: »Komm.« Und sie rutscht auf den Knien zu Jesus, um seine Füße zu küssen. Doch als sie die beiden Wunden sieht, wagt sie es nicht, ergreift den Saum des Gewandes und küßt ihn weinend. Sie flüstert: »Was haben sie dir angetan?« Und dann folgt die Frage: »Und Johannes-Felix?«

»Er ist glücklich. Er erinnert sich an nichts anderes mehr als an

die Liebe, und er lebt in der Liebe. Der Friede sei mit dir, Syntyche.«
Jesus verschwindet.

Die Frau verharrt in ihrer anbetenden Haltung, kniend, mit erhobenem Gesicht, die Hände ein wenig ausgestreckt, Tränen in den Augen und mit einem Lächeln auf den Lippen.

XV. Beim Leviten Zacharias

In einem kleinen Zimmer sitzt, in Gedanken verloren und das Haupt in die Hand gestützt, der Levit Zacharias.

»Zweifle nicht. Höre nicht auf die Stimmen, die dich verwirren. Ich bin die Wahrheit und das Leben. Sieh mich an. Berühre mich.«

Der Jüngling, der bei den ersten Worten den Blick erhoben, Jesus gesehen hat und sogleich auf die Knie geglitten ist, ruft: »Verzeih mir, Herr. Ich habe gesündigt. Ich habe den Zweifeln an deiner Wahrheit in mir Raum gegeben.«

»Mehr als du sind jene schuldig, die deine Seele verführen wollen. Erliege nicht ihren Versuchungen. Ich habe einen lebendigen und wirklichen Leib. Fühle das Gewicht und die Wärme, die Festigkeit und die Kraft meiner Hand.« Er ergreift ihn am Unterarm, stellt ihn auf die Füße und sagt: »Steh auf und wandle auf den Wegen des Herrn. Fort mit den Zweifeln und der Angst. Und selig sollst du sein, wenn du bis ans Ende ausharren wirst.«

Er segnet ihn und verschwindet.

Der Jüngling stürzt nach einigen Augenblicken betäubten Stauens aus dem Raum und ruft: »Mutter! Vater! Ich habe den Meister gesehen. Es ist nicht wahr, was die anderen sagen! Ich war nicht von Sinnen. Glaubt der Lüge nicht länger, sondern lobt mit mir den Allerhöchsten, der Erbarmen mit seinem Diener gehabt hat. Ich breche auf. Ich gehe nach Galiläa. Dort finde ich sicher einige seiner Jünger. Ich gehe und sage ihnen, daß sie glauben sollen, daß er wahrhaft auferstanden ist.«

Er nimmt weder eine Tasche mit Kleidern noch Lebensmittel, sondern wirft sich den Mantel um und eilt davon, ohne den Eltern Zeit

zu lassen, sich von ihrer Überraschung zu erholen und ihn zurückzuhalten.

XVI. Bei einer Frau in der Ebene von Scharon

Eine Küstenstraße. Vielleicht die Straße, die Cäsarea mit Joppe verbindet oder eine andere. Ich weiß es nicht. Ich weiß, daß ich Felder auf der einen Seite und Meer auf der anderen sehe, ein lebhaftes Blau jenseits des gelben Uferstreifens. Es muß eine römische Straße sein. Die Pflasterung deutet darauf hin.

Eine weinende Frau geht in den ersten Stunden eines heiteren Morgens auf dieser Straße. Die Morgenröte ist soeben erst erschienen, und die Frau muß todmüde sein; denn ab und zu bleibt sie stehen und setzt sich auf einen Meilenstein oder direkt auf die Straße. Dann steht sie wieder auf und setzt ihren Weg fort, als ob irgend etwas sie antreiben würde, ungeachtet ihrer Müdigkeit.

Jesus, ein in seinen Mantel gehüllter Wanderer, begibt sich an ihre Seite. Die Frau sieht ihn nicht an. In ihren Schmerz versunken geht sie weiter. Jesus fragt sie: »Warum weinst du, Frau? Woher kommst du? Wohin gehst du so allein?«

»Ich komme aus Jerusalem und gehe nach Hause.«

»Ist es weit?«

»Auf halbem Weg zwischen Joppe und Cäsarea.«

»Zu Fuß?«

»Im Tal vor Modeïn haben Räuber mir den Esel gestohlen, mit allem, was darauf war.«

»Es war nicht klug von dir, dich allein auf den Weg zu machen. Es ist nicht üblich, allein zum Paschafest zu gehen.«

»Ich bin nicht zum Paschafest gegangen. Ich mußte zu Hause bleiben, weil ich ein krankes Kind habe. Hoffentlich habe ich es noch. Mein Mann war mit den anderen gegangen. Ich habe ihn vorausgeschickt, und vier Tage später bin dann ich gegangen. Denn ich habe mir gesagt: „Gewiß ist er in Jerusalem am Paschafest. Ich werde ihn suchen.“ Ich hatte ein wenig Angst. Aber ich habe gesagt: „Ich tue

nichts Böses. Gott sieht mich. Ich glaube. Ich weiß, daß er gut ist. Er wird mich nicht abweisen, denn ...“« Sie hält erschrocken inne und wirft einen flüchtigen Blick auf den Mann, der an ihrer Seite geht und so fest in seinen Mantel gehüllt ist, daß man kaum die Augen sieht, die unverwechselbaren Augen Jesu.

»Warum schweigst du? Hast du Angst vor mir? Hältst du mich für einen Feind dessen, den du gesucht hast? Denn du hast den Meister von Nazaret gesucht, um ihn zu bitten, in dein Haus zu kommen und das Kind zu heilen, solange dein Mann abwesend ist ...«

»Ich sehe, daß du ein Prophet bist. So ist es. Aber als ich in die Stadt kam, war der Meister tot.« Die Tränen ersticken ihre Stimme ...

»Er ist auferstanden. Glaubst du das nicht?«

»Ich weiß es. Ich glaube es. Aber ich ... Aber ich ... Einige Tage habe ich gehofft, ihn zu sehen ... Man sagt, daß er einigen erschienen ist. Ich habe die Abreise verschoben ... Jeder Tag ein Kampf, denn mein Kind ist so schwer krank ... Mein Herz war geteilt ... Sollte ich gehen, um es im Sterben zu trösten ... oder bleiben, um den Meister zu suchen ... Ich erwartete nicht, daß er in mein Haus kommen würde. Ich hoffte nur, daß er mir die Heilung versprechen würde.«

»Und hättest du geglaubt? Meinst du, daß er aus der Ferne ...«

»Ich glaube! Oh! Wenn er zu mir gesagt hätte: „Geh in Frieden. Dein Sohn wird gesund werden“, ich hätte nicht gezweifelt. Aber ich verdiene es nicht, denn ...« Sie weint und preßt den Schleier auf den Mund, wie um sich selbst zu hindern, weiterzusprechen.

»Weil dein Mann einer der Ankläger und Henker Jesu Christi gewesen ist. Aber Jesus Christus ist der Messias. Er ist Gott. Und Gott ist gerecht, Frau. Er bestraft nie den Unschuldigen für den Schuldigen. Er läßt eine Mutter nicht leiden, weil der Vater ein Sünder ist. Jesus Christus ist die lebendige Barmherzigkeit ...«

»Oh, bist du vielleicht einer seiner Apostel? Und weißt du vielleicht, wo er ist? Du ... Vielleicht hat er dich zu mir gesandt, um

mir dies zu sagen. Er hat mich gehört, hat meinen Schmerz, meinen Glauben gesehen und schickt dich, wie der Allerhöchste den Erzengel Rafael zu Tobias gesandt hat. Sage mir, ob es so ist, und ich werde, obgleich ich müde bin und beinahe fiebere, zurückkehren und den Herrn suchen ... «

»Ich bin kein Apostel. Aber die Apostel sind noch viele Tage nach der Auferstehung in Jerusalem geblieben ... «

»Das ist wahr. Ich hätte sie fragen können.«

»So ist es. Sie setzen das Werk des Meisters fort.«

»Ich glaube nicht, daß sie Wunder wirken können.«

»Sie haben es schon getan.«

»Aber jetzt ... Man hat mir gesagt, daß nur einer ihm treu geblieben ist, und ich dachte nicht ... «

»Ja. Dein Mann hat dir das gesagt und dich verspottet in seinem Wahn als falscher Sieger. Aber ich sage dir, jeder Mensch kann sündigen, denn Gott allein ist vollkommen. Der Mensch kann aber auch bereuen. Und wenn er bereut, dann wächst seine Seelenstärke, und Gott vermehrt seine Gnaden um der Reue willen. Hat der allmächtige Herr nicht auch David vergeben?«

»Aber wer bist du denn? Wer bist du, daß du so gütig und weise redest, wenn du kein Apostel bist? Vielleicht ein Engel? Der Engel meines Kindes? Vielleicht ist es gestorben, und du bist gekommen, um mich darauf vorzubereiten ... «

Jesus läßt den Mantel fallen und enthüllt Haupt und Antlitz. Und während der einfache Pilger das herrliche Aussehen des Gottmenschen annimmt, der von den Toten auferstanden ist, sagt er mit sanfter Feierlichkeit: »Ich bin es. Der Messias, der vergebens gekreuzigt wurde. Ich bin die Auferstehung und das Leben. Geh, Frau. Dein Sohn lebt, denn ich habe deinen Glauben belohnt. Dein Sohn ist geheilt. Und wenn auch der Rabbi von Nazaret seine Mission beendet hat, setzt der Immanuel die seine doch fort bis ans Ende der Zeiten für alle, die Gott Glauben, Hoffnung und Liebe entgegenbringen; Gott, dem Einen und Dreieinen, dessen eine Person das mensche-

wordene Wort ist, das aus göttlicher Liebe den Himmel verlassen hat und gekommen ist, um zu lehren, zu leiden, zu sterben und den Menschen das Leben zu schenken. Geh in Frieden, Frau. Sei stark im Glauben, denn die Zeit ist gekommen, da in einer Familie der Mann gegen die Frau, der Vater gegen die Kinder und diese gegen jenen sein werden aus Haß oder aus Liebe zu mir. Selig aber, die trotz der Verfolgungen nicht von meinem Weg abweichen.«

Jesus segnet sie und verschwindet.

XVII. Bei den Hirten auf dem Großen Hermon

Eine Gruppe von Hirten und Herden. Sie verweilen auf Hängen mit herrlichen Weiden und sprechen von den Geschehnissen in Jerusalem. Traurig sagen sie zueinander: »Der Freund der Hirten ist nicht mehr auf der Welt«, und erinnern sich der vielen Begegnungen mit ihm hier und dort ... »Begegnungen«, sagt ein Greis, »die wir nie mehr haben werden.«

Jesus erscheint an diesem Ort, als trete er aus einem dichten Wald heraus, in dem das Unterholz zwischen den hohen Stämmen die Sicht auf die Straße versperrt. Sie erkennen ihn nicht in diesem einsamen Mann und flüstern, erstaunt über seine weiße Kleidung: »Wer mag das wohl sein? Ein Essener? Hier? Ein reicher Pharisäer?« Sie sind verblüfft.

Jesus fragt: »Warum sagt ihr, daß ihr dem Herrn nicht mehr begegnen werdet? Der, von dem ihr redet, ist doch der Herr.«

»Wir wissen es. Aber hast du nicht gehört, was sie ihm angetan haben? Nun sagen die einen, daß er auferstanden ist, und andere leugnen es. Aber selbst wenn er auferstanden ist, was wir viel lieber glauben, wird er doch jetzt fortgegangen sein. Wie könnte er noch ein Volk lieben und bei ihm verweilen, das ihn gekreuzigt hat! Und wir, die wir ihn liebten, auch wenn wir ihn nicht alle gekannt haben, sind traurig, ihn verloren zu haben.«

»Es ist aber möglich, ihn wieder bei sich zu haben. Er hat es gelehrt.«

»O ja. Wenn man tut, was er gelehrt hat, dann besitzt man das Reich des Himmels und ist bei ihm. Doch zuerst muß man leben und dann sterben. Und er ist nicht mehr unter uns, um uns zu trösten«, sagen sie kopfschüttelnd.

»Meine Söhne, wer lebt, was er gelehrt hat, und seine Lehre im Herzen bewahrt, hat gleichsam Jesus im Herzen. Denn Wort und Lehre sind ein und dasselbe. Er war kein Meister, der Dinge gelehrt hat, die anders sind als er. Wer daher tut, was Jesus gesagt hat, der hat den lebendigen Jesus in sich und ist nicht von ihm getrennt.«

»Du hast recht. Aber wir sind arme Menschen und ... möchten auch mit eigenen Augen sehen, um die Freude recht zu empfinden ... Ich habe ihn niemals gesehen, mein Sohn ebenfalls nicht, und auch dieser hier, Jakob, nicht. Und Malkija, Jakob dort und Saul nicht. Siehst du, wie viele nur von uns ihn nie gesehen haben? Wir haben ihn immer gesucht, aber wenn wir ankamen, war er gerade fortgegangen.«

»Wart ihr denn an jenem Tag nicht in Jerusalem?«

»Oh ja, wir waren dort. Aber als wir hörten, was sie mit ihm tun wollten, sind wir wie Irre in die Berge geflohen und erst nach dem Sabbat in die Stadt zurückgekehrt. Wir sind nicht schuldig an seinem Blut, denn wir sind nicht in der Stadt gewesen. Aber es war schlecht von uns, so feige zu sein. Wir hätten ihn wenigstens sehen und grüßen können. Gewiß hätte er uns für diesen Gruß gesegnet ... Doch wir hatten wirklich nicht den Mut, ihn während der Marter zu sehen ... «

»Er segnet euch jetzt. Seht den, dessen Antlitz ihr zu kennen gewünscht habt.«

Jesus offenbart sich in seiner herrlichen Gottheit auf dem Grün der Wiese. Ihre Überraschung hat sie zu Boden geworfen, hält aber auch ihre Augen auf das göttliche Antlitz geheftet, und er entschwindet in einem aufleuchtenden Lichtschein.

XVIII. *In Sidon; im Haus des blindgeborenen Kindes*

Der Knabe spielt ganz allein in einer dichten Laube. Er hört seinen Namen rufen und sieht sich Jesus gegenüber. Gar nicht ängstlich fragt er: »Bist du nicht der Rabbi, der mir die Augen geschenkt hat?« Und er blickt mit seinen klaren Kinderaugen, vom gleichen Blau wie die Augen Jesu, in die strahlenden, göttlichen Augen.

»Ich bin es, Kind. Hast du keine Angst vor mir?« Jesus streichelt sein Köpfchen.

»Angst nicht. Aber ich und die Mama, wir haben viel geweint, als der Vater vorzeitig zurückgekehrt ist und gesagt hat, daß er geflohen ist, weil sie den Rabbi gefangengenommen haben, um ihn zu töten. Er hat das Paschafest nicht gefeiert und muß nun noch einmal fortgehen, um es nachzuholen. Dann bist du also nicht gestorben?«

»Ich bin gestorben. Schau, die Wunden! Ich bin am Kreuz gestorben. Aber ich bin auferstanden. Sage deinem Vater, daß er nach dem zweiten Paschafest etwas länger in Jerusalem bleiben soll, in der Gegend des Ölgartens, in Betfage. Dort wird er jemandem begegnen, der ihm sagen wird, was er tun soll . . . «

»Mein Vater wollte dich suchen. Beim Laubhüttenfest konnte er nicht mit dir reden. Er wollte dir sagen, daß er dich gern hat, weil du mir Augen geschenkt hast. Aber er konnte es nicht tun, damals nicht und jetzt nicht . . . «

»Er wird es tun durch seinen Glauben an mich. Leb wohl, Kind. Der Friede sei mit dir und deiner Familie.«

XIX. *Bei den Landarbeitern des Johanan*

Die Felder des Johanan liegen im Mondschein. Absolute Stille. Die armen Unterkünfte der Landarbeiter zwingen in einer schwülen Nacht wie dieser dazu, wenigstens eine Tür offenzulassen, um nicht zu ersticken in den niedrigen Räumen, in denen zu viele Menschen zusammengepfercht sind.

Jesus betritt einen großen Raum. Es sieht aus, als würde der Mond seine Strahlen verlängern, um den gestampften Lehm Boden für ihn

mit einem königlichen Teppich zu bedecken. Jesus neigt sich über einen der Schläfer, der bäuchlings den schweren Schlaf des Müden schläft. Er ruft ihn. Dann geht er zu einem anderen, und so weiter. Er ruft sie alle, seine treuen und armen Freunde. Und er geht leicht und rasch wie ein Engel im Flug vorbei. Danach betritt er die anderen Hütten . . . Schließlich wartet er draußen bei einer Baumgruppe, bis die noch verschlafenen Landarbeiter ihre elenden Löcher verlassen. Zwei, drei, einer allein, fünf zusammen, einige Frauen. Sie sind erstaunt, daß eine so bekannte Stimme sie alle gerufen und zu allen dieselben Worte gesagt hat: »Kommt zu den Apfelbäumen.«

Während sie hingehen, ziehen die Männer ihre armseligen Kleider vollends an, die Frauen stecken ihre Zöpfe auf, und sie reden ganz leise.

»Mir schien es die Stimme Jesu von Nazaret zu sein.«

»Vielleicht war es sein Geist. Sie haben ihn getötet. Habt ihr es nicht gehört?«

»Ich kann es nicht glauben. Er war Gott.«

»Und doch hat Joël ihn mit dem Kreuz gehen sehen . . . «

»Mir haben sie gestern gesagt, als ich warten mußte, bis der Verwalter mit seinem Handel fertig war, daß die Jünger in Jesreel gewesen sind und verkündet haben, daß er wirklich auferstanden ist.«

»Sei still! Du weißt, was der Gutsherr sagt. Wer so etwas behauptet, wird gezeißelt.«

»Vielleicht auch getötet. Aber wäre es denn nicht besser, als weiterhin so gequält zu werden?«

»Und nun ist *er* nicht mehr!«

»Sie behandeln uns jetzt noch schlechter, seit es ihnen gelungen ist, ihn zu töten.«

»Sie sind wütend, weil er auferstanden ist.«

Sie reden leise, während sie an die Stelle gehen, die ihnen bezeichnet worden ist.

»Der Herr!« schreit eine Frau und fällt als erste auf die Knie.

»Sein Geist!« schreien andere, und manche haben Angst.

»Ich bin es. Fürchtet euch nicht. Schreit nicht. Kommt her. Ich bin es wirklich. Ich bin gekommen, um euch in dem Glauben zu festigen, den man zu erschüttern versucht. Seht ihr? Mein Körper wirft einen Schatten, denn es ist ein wahrer Körper. Ihr träumt nicht, nein. Meine Stimme ist eine wahre Stimme. Ich bin Jesus, der mit euch das Brot gebrochen und euch Liebe geschenkt hat. Auch jetzt gebe ich euch Liebe. Ich werde meine Jünger zu euch senden. Und so werde ich wieder bei euch sein, denn sie werden euch geben, was ich euch gegeben habe und was ich ihnen gegeben habe, damit sie es jenen mitteilen, die an mich glauben. Tragt euer Kreuz, so wie ich das meine getragen habe. Seid geduldig! Verzeiht! Sie werden euch sagen, wie ich gestorben bin. Ahmt mich nach! Der Weg der Leiden ist der Weg zum Himmel. Folgt ihm in Frieden, und ihr werdet mein Reich besitzen. Es gibt keinen anderen Weg als die Ergebung in den Willen Gottes, die Großmut und die Liebe zu allen. Gäbe es einen anderen Weg, hätte ich ihn euch gewiesen. Ich bin ihn vorausgegangen, denn er ist der rechte Weg. Seid dem Gesetz des Sinai treu, dessen Zehn Gebote unveränderlich sind, und bleibt meiner Lehre treu. Es werden Leute kommen, die euch unterweisen, damit ihr nicht den Machenschaften der Bösen ausgeliefert seid. Ich segne euch. Denkt immer daran, daß ich euch geliebt habe und vor und nach meiner Verherrlichung zu euch gekommen bin. Wahrlich, ich sage euch, viele wünschen, mich *jetzt* zu sehen, und sie werden mich nicht sehen. Viele der Großen. Aber ich zeige mich denen, die ich liebe und die mich lieben.«

Ein Mann wagt zu sagen: »Also ... gibt es wirklich ein Reich des Himmels? Bist du wahrhaft der Messias gewesen? Sie haben uns eingeredet ... «

»Hört nicht auf ihre Worte. Denkt an die meinen und nehmt die Worte meiner euch bekannten Jünger an. Es sind Worte der Wahrheit. Und wer sie aufnimmt und befolgt, sei er nun Diener oder Sklave, wird Bürger und Miterbe meines Reiches.« Er segnet sie mit ausgebreiteten Armen und verschwindet.

»Oh! Ich . . . Ich fürchte nun nichts mehr!«
 »Ich auch nicht. Hast du gehört? Auch für uns gibt es dort einen Platz.«
 »Man muß gut sein!«
 »Verzeihen!«
 »Geduld üben!«
 »Widerstehen.«
 »Die Jünger aufsuchen.«
 »Zu uns armen Knechten ist er gekommen!«
 »Wir werden es seinen Aposteln berichten.«
 »Wenn Johanan es wüßte!«
 »Und Doras!«
 »Sie würden uns töten, damit wir nicht reden.«
 »Doch wir werden schweigen. Nur den Dienern des Herrn werden wir es sagen.«
 »Micha, mußt du nicht mit deiner Ladung nach Sepphoris fahren? Warum gehst du nicht nach Nazaret und sagst es ihnen . . . «
 »Wem denn?«
 »Der Mutter. Den Aposteln. Vielleicht sind sie bei ihr . . . «
 Sie entfernen sich und schmieden leise miteinander Pläne.

XX. Auf den Gütern Daniels, des Verwandten des Hilkija; In Bet-Horon

Hilkija, der Pharisäer, bespricht mit anderen seinesgleichen, was mit dem Synedristen Simon anzufangen ist, der am Karfreitag den Verstand verloren hat und zu viele Dinge redet und ausplaudert. Es gibt verschiedene Vorschläge. Die einen meinen, man solle ihn an einen einsamen Ort bringen, wo niemand sein Geschrei hören kann außer einem treuen Diener, der ihre Ansichten teilt. Andere, Wohlwollendere, sind dafür, daß man ihn läßt, wo er ist, da sie seine Krankheit für eine vorübergehende halten.

Hilkija antwortet: »Ich habe ihn hierhergebracht, da ich nicht wußte, wohin ich ihn sonst bringen sollte. Doch ihr wißt, daß ich meinem Verwandten Daniel sehr mißtraue . . . «

Andere, die noch boshafter sind als Hilkija, sagen: »Er will immer fliehen, sich einschiffen. Warum stellen wir ihn nicht zufrieden?«

»Weil er nicht fähig ist, vernünftig zu handeln. Allein auf dem Meer würde er zugrundegehen, und keiner von uns kann ein Boot steuern.«

»Und wenn schon ... Was würde am Ort der Landung geschehen, bei dem, was er sagt? Laßt ihn selbst einen Weg wählen ... Er soll in Gegenwart aller, auch deines Verwandten, seinen Willen bekanntgeben, und so wie er will, wird es gemacht.«

Dieser Vorschlag wird angenommen, und Hilkija ruft einen Diener und befiehlt ihm, Simon herzuführen und Daniel zu rufen. Die beiden erscheinen. Daniel sieht man an, daß er sich in Gegenwart gewisser Leute nicht wohlfühlt. Der andere sieht wirklich aus wie ein Irrer.

»Hör zu, Simon. Du sagst, daß wir dich gefangenhalten, weil wir dich töten wollen ... «

»Ihr müßt es tun, denn der Befehl lautet so.«

»Du redest im Wahn. Schweig und hör zu. Wo, denkst du, könntest du gesund werden?«

»Auf dem Meer. Auf dem Meer. Inmitten des Meeres. Wo ich keine Stimme mehr höre. Wo es kein Grab gibt. Denn die Gräber öffnen sich, und die Toten kommen heraus und meine Mutter sagt ... «

»Schweig und hör zu. Wir lieben dich, wie wenn du von unserem Blut wärest. Willst du wirklich dorthin gehen?«

»Natürlich will ich. Denn hier öffnen sich die Gräber, und meine Mutter ... «

»Also wirst du gehen. Wir werden dich ans Meer bringen und dir ein Boot geben, und du ... «

»Aber das ist Mord! Er ist von Sinnen! Er kann nicht allein aufs Meer!« schreit der ehrbare Daniel.

»Gott zwingt den Willen des Menschen nicht. Können wir also tun, was Gott nicht tut?«

»Aber er ist doch von Sinnen! Er hat keinen Willen mehr. Er ist hilfloser als ein Neugeborenes! Ihr könnt nicht ... «

»Schweig, du. Du bist ein Bauer, sonst nichts. Wir aber wissen . . . Morgen fahren wir ans Meer. Freue dich, Simon. Ans Meer, verstehst du?«

»Ah! Dann werde ich die Stimmen der Erde nicht mehr hören! Nicht mehr die Stimmen . . . Ah!« Ein langgezogener Schrei und heftigste Erregung, und er schließt die Augen und hält sich die Ohren zu. Und noch ein Schrei, und Daniel läuft zu Tode erschrocken davon.

»Was ist denn los? Haltet den Verrückten und diesen Dummkopf auf. Verlieren wir denn nun alle den Verstand?« schreit Hilkija.

Aber der, den Hilkija Dummkopf nennt, also sein Verwandter Daniel, wirft sich zu Boden, nachdem er einige Meter weit gelaufen ist, während der andere an seinem Platz in einem furchterregenden Anfall tobt und schäumt und schreit und heult: »Bringt ihn zum Schweigen! Er ist nicht tot und schreit, schreit, schreit! Lauter als meine Mutter, lauter als mein Vater, lauter als auf Golgota! Dort, dort, seht ihr ihn nicht?« Und er zeigt auf die Stelle, wo Daniel ruhig und lächelnd sein Gesicht erhebt, mit dem er zuvor den Boden berührt hat.

Hilkija geht zu ihm und schüttelt ihn grob. Er ist außer sich vor Zorn und kümmert sich nicht um Simon, der sich auf dem Boden wälzt, schäumt und bestialisch schreit, und den die anderen voll Entsetzen umringen.

Hilkija schreit Daniel an: »Du lächerlicher Schwärmer! Willst du mir sagen, was du da tust?«

»Laß mich. Nun kenne ich dich. Und ich werde dich verlassen. Ich habe ihn gesehen, gütig zu mir und furchtbar für euch, ihn, von dem ihr mich glauben machen wollt, daß er tot ist. Ich gehe. Mehr als Geld und Reichtum ist mir meine Seele wert. Leb wohl, Verfluchter! Und wenn du kannst, sieh zu, daß du die Vergebung Gottes erlangst.«

»Aber wohin gehst du denn? Wohin? Ich will es nicht!«

»Hast du ein Recht, mich gefangen zu halten? Wer hat es dir ge-

geben? Ich lasse dir das, was du liebst, und folge dem, den ich liebe. Leb wohl!« Er kehrt ihm den Rücken und eilt davon, so schnell als würde ihn eine übermenschliche Macht den grünen Hang mit seinen Ölbäumen und Obstgärten hinuntertragen.

Hilkija, und nicht nur er allein, ist totenblaß. Sie alle platzen vor Zorn. Hilkija schwört dem Verwandten Rache und auch all denen, die »in ihrem Wahn«, wie er sagt, behaupten, daß der Galiläer lebt. Er schreit und droht ...

Einer, ich weiß nicht, wer er ist, sagt: »Wir werden handeln, aber wir können nicht allen den Mund und die Augen verschließen, die reden, weil sie sehen. Wir sind besiegt! Das Verbrechen lastet auf uns. Nun kommt die Sühne ...« Und er schlägt sich in furchtbarer Angst an die Brust wie einer, der die Stufen zum Galgen emporsteigt. »Die Rache Jahwes«, sagt er noch, und der ganze tausendjährige Schrecken Israels liegt in seiner Stimme.

Verletzt, schäumend und furchterregend schreit Simon inzwischen wie ein Verdammter: »Vatermörder hat er mich genannt! Bringt ihn zum Schweigen! Schweigen! Vatermörder! Dasselbe Wort wie meine Mutter! Gebrauchen denn die Toten alle dieselben Worte ...!?!«

XXI. Jesus erscheint einer Frau in Galiläa

Der untergehende Mond ist im Begriff, seine noch schmale Sichel hinter der Kuppe eines Hügels zu verbergen. Sein Licht ist daher ziemlich schwach und wird bald gar nicht mehr über der weiten Landschaft leuchten.

Und doch ist ein Wanderer auf der einsamen Straße, ein Weg, ein Pfad, nur durch die Felder, mehr nicht. An einem Ring hält er eine einfache Laterne, von der Art, die so alt ist wie die Welt und wie sie die Fuhrleute im allgemeinen benutzen, um bei Nacht die Straße zu erhellen. Diese hat zum Schutz der Flamme, da Glas hier selten ist, etwas wie Glimmer oder Pergament, möglicherweise aber auch ein mir ganz unbekanntes Material, denn ich habe es in keinem Haus

jemals gesehen, weder bei Bechern oder Schüsseln, noch als Fenster. Es dringt nur wenig Licht durch dieses Material, so daß die Lampe nur ihre allernächste Umgebung erhellt. Als aber nun der Mond ganz verschwindet, scheint die Leuchtkraft der kümmerlichen Laterne zuzunehmen, und sie bildet einen strahlenden, tanzenden Punkt im Dunkel der Landschaft.

Der Wanderer geht und geht ...

Der Himmel beginnt sich im äußersten Osten aufzuhellen. Doch nur so wenig, daß man deshalb nicht besser sieht und die einfache Lampe immer noch nützlich ist.

An einer kleinen Brücke wartet oder ruht sich ein anderer, ganz in seinen Mantel gehüllter Wanderer aus. Der Wanderer mit der Lampe, der auf diese Brücke zugeht, zögert und bleibt stehen. Er weiß nicht, soll er weitergehen oder dorthin zurückkehren, wo man über große Steine im Kies des Bächleins leicht durch das seichte Wasser auf die andere Seite gelangen kann.

Der Mann, der auf dem rustikalen Geländer sitzt, einem Baumstamm mit grünlichweißer Rinde, hebt den Kopf und beobachtet den, der stehengeblieben ist. Dann steht er auf und sagt: »Fürchte dich nicht vor mir. Komm näher! Ich bin ein guter Gefährte und kein Dieb.«

Es ist Jesus. Ich erkenne ihn mehr an der Stimme als an seinem Aussehen, das die tiefe Dämmerung noch verbirgt, denn der Schein der Laterne reicht nicht weit genug. Aber die Person, die stehengeblieben ist, zögert noch.

»Komm, Frau. Hab keine Angst. Wir wollen ein Stück zusammen gehen, und es wird gut für dich sein.«

Die Frau – nun weiß ich, daß es eine Frau ist – kommt näher, überwältigt von der Güte in der Stimme oder angezogen von einer geheimnisvollen Kraft, und murmelt dabei kopfschüttelnd: »Es gibt nichts Gutes mehr für mich.«

Sie gehen nun Seite an Seite auf dem Weg weiter, der gerade breit genug ist für zwei Wanderer. Im zunehmenden Morgenlicht erkennt

man auf einer Seite den starren Miniaturwald eines reifen Kornfeldes, das auf den Schnitter wartet; auf der anderen Seite ist das Getreide schon gemäht, und die Garben liegen auf den Stoppeln des seiner Pracht beraubten Ackers.

»Verflucht!« sagt die Frau leise, als sie einen Blick auf die daliegenden Garben wirft.

Jesus schweigt.

Der Tag ist angebrochen. Die Frau löscht die einfache Lampe und enthüllt dabei das vom Weinen verwüstete Gesicht. Sie schaut nach Osten, wo ein rötlichgelber Streifen den Sonnenaufgang ankündigt. Dann schüttelt sie die Faust in diese Richtung und sagt wieder: »Verflucht sollst auch du sein!«

»Der Tag? Gott hat ihn erschaffen. Wie er auch das Getreide erschaffen hat. Es sind Geschenke Gottes. Man darf sie nicht verfluchen . . . « sagt Jesus sanft.

»Und ich verfluche sie. Ich verfluche die Sonne und die Ernte. Und ich habe Grund dazu.«

»Waren sie nicht viele Jahre lang gut zu dir? Hat die Sonne dir nicht das tägliche Brot reifen lassen, und die Trauben, die zu Wein werden, das Gemüse und das Obst? Hat sie nicht das Gras auf den Weiden wachsen lassen für deine Schafe und Lämmer, deren Fleisch und Milch du genossen und aus deren Wolle du deine Kleider gewebt hast? Hat der Weizen nicht dir, deinen Kindern, deinem Vater, deiner Mutter und deinem Gatten das Brot geschenkt?«

Ein Tränenausbruch und ein Aufschrei: »Ich habe keinen Gatten mehr! Sie haben ihn getötet! Er war auswärts arbeiten gegangen, denn wir haben sieben Kinder und unser geringer Besitz reicht nicht aus, um zehn Personen zu ernähren. Und gestern abend ist er gekommen und hat gesagt: „Ich fühle mich müde und benommen“, und hat sich mit hohem Fieber auf das Bett geworfen. Ich und seine Mutter haben versucht, ihm zu helfen, so gut es ging. Wir wollten heute den Arzt aus der Stadt holen . . . Aber nach dem Hahnenschrei ist er gestorben. Die Sonne hat ihn getötet. Ich gehe in die Stadt, ja,

um das Nötige zu besorgen. Die Brüder werde ich auf dem Rückweg benachrichtigen. Die Mutter wacht bei ihrem Sohn und gibt auf die Kinder acht ... und ich bin fortgegangen, um zu tun, was getan werden muß ... Und soll ich da nicht die brennende Sonne und das Getreide verwünschen?«

Bisher war sie so gefaßt, daß ich sie nicht für eine Frau gehalten habe, und eine betrübte obendrein. Aber nun sind alle Dämme ihres Schmerzes gebrochen, und er überwältigt sie. Sie sagt alles, was sie zu Hause nicht gesagt hat, »um die Kinder, die im Nebenraum schlafen, nicht zu wecken«; alles, was ihr Herz beschwert und zu zersprengen droht. Erinnerungen der Liebe, Furcht vor der Zukunft und die Verzweiflung einer Witwe, alles zieht wie die vom Hochwasser eines Flusses fortgeschwemmten Trümmer vorüber ...

Jesus läßt sie reden, denn Jesus fühlt mit dem Schmerz. Er läßt sie sich abreagieren, da dies immer Erleichterung bringt und die auf den Ausbruch des Schmerzes folgende Erschöpfung sie in die Lage versetzt, den zu verstehen, der ihr Trost schenken will. Dann sagt er sanft: »In Nain und Nazaret und in den Ortschaften dazwischen sind die Jünger des Rabbi von Nazaret. Geh doch zu ihnen ... «

»Und was sollen sie für mich tun? Wenn er noch da wäre ... ! Aber sie? Sie sind nicht heilig. Mein Mann war an jenem Tag in Jerusalem. Und er weiß ... Oh! Nein! Er wußte! Nun weiß er nichts mehr! Er ist tot!«

»Was hat dein Mann an jenem Tag getan?«

»Nun, als der Lärm auf der Straße anschwell, lief er auf die Terrasse des Hauses, in dem er sich mit seinen Brüdern befand, und sah den Rabbi vorübergehen, der zum Prätorium geführt wurde. Dann folgte er ihm mit anderen Galiläern, bis er tot war. Man hat ihn und die anderen mit Steinen beworfen, als man sie als Galiläer erkannte, dort auf dem Berg, und jagte sie weiter hinunter. Aber sie blieben, bis alles vollbracht war. Dann erst haben sie sich entfernt. Und nun ist er tot. Oh! Wenn ich wenigstens wüßte, ob er wegen seines Mitleids für den Rabbi nun im Frieden ist!«

Jesus antwortet nicht auf diese Frage, sondern sagt: »Dann wird er gesehen haben, daß auch Jünger auf Golgota waren. Haben denn alle Galiläer wie dein Mann gehandelt?«

»O nein! Viele, auch aus Nazaret, haben ihn beschimpft. Das ist bekannt. Eine Schande!«

»Nun, wenn selbst viele aus Nazaret keine Liebe für ihren Jesus hatten und er ihnen trotzdem verzeiht, und wenn viele von diesen sich in der Zukunft heiligen werden, warum willst du dann alle Jünger des Christus gleicherweise verurteilen? Willst du strenger sein als Gott? Gott gewährt denen, die verzeihen, sehr viel . . . «

»Der gute Rabbi ist nicht mehr! Er ist nicht mehr! Und mein Mann ist tot.«

»Der Rabbi hat seinen Jüngern die Macht gegeben, zu tun, was er getan hat.«

»Ich will es glauben. Aber nur er hat den Tod besiegt. Nur er!«

»Steht nicht geschrieben, daß Elija dem Sohn der Witwe von Sarepta das Leben wiedergegeben hat? Wahrlich, ich sage dir, Elija war ein großer Prophet, doch die Diener des Erlösers, der gestorben und wiederauferstanden ist, weil er der Sohn des wahren Gottes war, der Fleisch angenommen hat, um die Menschen zu erlösen, haben eine größere Macht; denn er hat ihnen als erster am Kreuz ihre Sünden verziehen, da er in seiner göttlichen Weisheit den wahren Schmerz ihrer zerknirschten Seelen kannte, und er hat sie nach seiner Auferstehung durch eine neue Vergebung geheiligt und ihnen den heiligen Geist eingegossen, damit sie mich würdig vertreten können in Worten und Werken; damit die Welt nach meinem Weggang nicht trostlos und verlassen sei.«

Die Frau tritt ruckartig und verwirrt einen Schritt zurück. Sie schlägt ihren Schleier zurück, um ihren Begleiter besser zu sehen, erkennt ihn jedoch nicht. Sie glaubt, falsch verstanden zu haben. Aber sie wagt nicht mehr zu sprechen . . .

»Hast du Angst vor mir? Zuerst hast du mich für einen Räuber gehalten, der dir das Geld rauben will, das du auf der Brust trägst

und mit dem du das Nötige für das Begräbnis kaufen willst. Und du hattest Angst. Nun hast du Angst, weil du mich als Jesus erkennst? Ist nicht Jesus einer, der gibt und nicht nimmt? Der rettet und nicht zerstört? Kehre zurück, Frau. Ich bin die Auferstehung und das Leben. Lechentuch und Salben sind nicht nötig für einen, der nicht tot ist; der nicht mehr tot ist, weil ich der Sieger über den Tod bin und den belohne, der glaubt. Geh! Geh nach Hause. Dein Mann lebt. Der Glaube an mich bleibt nie unbelohnt.« Jesus hebt die Hände zum Segen und will sich entfernen.

Aber die Frau kommt nach dem lähmenden Staunen wieder zu sich. Sie fragt nicht, sie zweifelt nicht ... Sie fällt nur anbetend auf die Knie. Und dann, endlich, öffnet sie den Mund und zieht einen kleinen Beutel aus ihrem Kleid hervor, eine abgegriffene Börse armer Leute, denen die Not feierliche Ehrungen ihrer Toten versagt, reicht ihm den Beutel und sagt: »Ich habe nicht mehr ... um dir meine Dankbarkeit zu bezeigen und dich zu ehren für ... «

»Ich brauche kein Geld mehr, Frau. Bringe es meinen Aposteln.«

»O ja. Ich werde mit meinem Mann zu ihnen gehen ... Aber was kann ich dir sonst geben, mein Herr? Was? Du, du bist mir erschienen ... dieses Wunder ... und ich habe dich nicht erkannt ... Ich war so verwirrt ... ja, sogar ungerecht zu den Dingen ... «

»Ja, und du hast nicht daran gedacht, daß sie sind, weil ich bin, und daß alles gut ist, was Gott gemacht hat. Wäre die Sonne nicht gewesen, wäre das Getreide nicht gewesen, dann hättest du auch die jetzige Gnade nicht erhalten.«

»Aber wieviel Leid!« Die Frau weint bei der Erinnerung.

Jesus lächelt, zeigt ihr seine Hände und sagt: »Dies ist nur der kleinste Teil meiner Schmerzen. Und ich habe alles ohne zu klagen zu eurem Wohl erduldet.«

Die Frau verneigt sich bis zur Erde, um zu bekennen: »Das ist wahr. Verzeih meine Klagen.«

Jesus entschwindet in seinem Licht, und als sie aufschaut, ist sie wieder allein. Sie springt auf und blickt um sich. Nichts behindert

die Sicht, denn es ist nun heller Tag und ringsum sind nur Getreidefelder. Die Frau sagt zu sich selbst: »Und doch habe ich nicht geträumt!« Vielleicht versucht der Dämon, ihr Zweifel einzureden, denn einen Augenblick scheint sie im Ungewissen zu sein, während ihre Hände mit der Börse spielen. Aber dann siegt der Glaube und sie kehrt der Ortschaft, in die sie gehen wollte, den Rücken und läuft eilends zurück, so schnell und mühelos, als würde der Wind sie tragen, und mit in übermenschlicher Freude strahlendem und von Frieden erfülltem Gesicht. Immer wieder sagt sie: »Wie gut ist der Herr. Er ist wahrlich Gott! Er ist Gott! Der Allerhöchste und der, den er gesandt hat, sei gepriesen!« Sie weiß nichts anderes zu sagen. Und diese ihre Litanei wird nun begleitet vom Gesang der Vögel. Die Frau ist so vertieft in ihre Gedanken, daß sie den Gruß einiger Schnitter nicht wahrnimmt, die sie vorübergehen sehen und sie fragen, woher sie zu dieser frühen Stunde kommt . . .

Ein Mann folgt ihr und fragt sie: »Geht es Markus besser? Bist du beim Arzt gewesen?«

»Markus ist beim Hahnenschrei gestorben und wiederauferstanden. Der Messias des Herrn hat dies getan«, antwortet sie, ohne ihren Schritt zu verlangsamen.

»Der Schmerz hat sie um den Verstand gebracht!« murmelt der Mann und schüttelt den Kopf, als er zu den anderen Arbeitern zurückkommt, die schon begonnen haben, das Getreide zu mähen.

Die Felder beleben sich. Und die Neugier siegt bei vielen, die sich entschließen, der immer rascher laufenden Frau zu folgen.

Sie läuft und läuft. Da taucht ein armes, niedriges, einsam in den Feldern gelegenes Häuschen auf. Sie geht darauf zu und preßt die Hände aufs Herz.

Nun geht sie hinein. Und kaum hat sie es betreten, wirft sich ihr eine Alte in die Arme und schreit: »Meine Tochter! Welche Gnade des Herrn! Sei jetzt stark, Tochter, denn was ich dir zu sagen habe, ist so groß, so beglückend, daß . . .«

»Ich weiß es, Mutter! Markus ist nicht mehr tot. Wo ist er?«

»Du weißt es? Woher?«

»Ich bin dem Herrn begegnet. Ich habe ihn nicht erkannt, aber er hat mit mir gesprochen, und als es ihm gefallen hat, hat er zu mir gesagt: „Dein Mann lebt.“ Doch hier ... wann?«

»Ich hatte gerade das Fenster geöffnet und sah den ersten Sonnenstrahl auf dem Feigenbaum. Ja, genau so war es. Der erste Sonnenstrahl traf gerade den Feigenbaum vor dem Zimmer ... da hörte ich einen tiefen Seufzer, als ob jemand soeben erwachen würde. Ich wandte mich erschrocken um und sah, wie Markus sich aufsetzte und das Leinentuch zurückwarf, das ich über sein Gesicht gebreitet hatte. Er hat nach oben geschaut ... mit einem Gesicht ... einem Gesicht ... Dann hat er mich angesehen und gesagt: „Mutter, ich bin geheilt!“ Ich ... Es hat wenig gefehlt, und ich wäre gestorben, und er ist mir zu Hilfe geeilt und hat verstanden, daß er tot gewesen ist. Er erinnert sich an nichts. Er sagt, er wisse nur, daß wir ihn zu Bett gebracht haben, und dann nichts mehr, bis ihm ein Engel erschien, eine Art Engel, der das Aussehen des Rabbi von Nazaret hatte und zu ihm sagte: „Steh auf.“ Und er ist aufgestanden. Genau in dem Moment, da die Sonne vollends aufgegangen war.«

»Genau in dem Moment, als er zu mir gesagt hat: „Dein Mann lebt.“ Oh, Mutter, welche Gnade! Wie sehr hat Gott uns geliebt!«

Die Leute, die nun hereinkommen, treffen die sich umarmenden Frauen weinend an. Sie glauben, daß Markus gestorben ist und die Frau das Unglück plötzlich erkannt und begriffen hat. Aber Markus, der die Stimmen hört, erscheint heiter mit einem Kind auf dem Arm, während die anderen an seiner Tunika hängen, und sagt laut: »Hier bin ich. Wir wollen dem Herrn danken!«

Die eben Angekommenen überschütten ihn mit Fragen, und wie immer bei menschlichen Dingen gibt es gegensätzliche Meinungen. Die einen glauben an eine wahre Auferstehung, die anderen, die Mehrzahl, sagen, daß es nur eine Ohnmacht, aber nicht der Tod war. Die einen sind überzeugt, daß Christus Rahel erschienen ist, andere bemerken dazu, daß dies alles Märchen sind, denn »er ist tot«, und

wieder andere sagen: »Er ist auferstanden, aber er ist so erzürnt, er muß es sein, daß er für sein Volk von Mördern keine Wunder mehr wirkt.«

»Sagt, was ihr wollt«, entgegnet der Mann und verliert die Geduld, »und sagt es, wo ihr wollt. Sagt es nur nicht hier, wo der Herr Jesus mich auferweckt hat. Und geht, ihr Unglücklichen! Der Himmel möge euren Verstand erleuchten, damit ihr glauben könnt! Aber nun geht und laßt uns in Frieden.«

Er schiebt sie hinaus und schließt die Tür. Dann drückt er seine Frau und seine Mutter ans Herz und sagt: »Nazaret ist nicht weit. Ich gehe hin und verkünde das Wunder.«

»Der Herr will es so, Markus. Wir bringen dieses Geld seinen Jüngern. Laß uns gehen und dem Herrn danken. So wie wir sind. Wir sind arm, aber auch er ist arm gewesen, und seine Apostel werden uns nicht verachten.«

Sie macht sich daran, den Kindern die Sandalen zu binden, während die Mutter etwas Mundvorrat in eine Tasche packt und Türen und Läden verschließt und Markus noch irgend etwas zu erledigen hat. Als alle fertig sind, brechen sie, die Kleinsten auf dem Arm und die anderen Kinder fröhlich und etwas verwirrt um sich herum, in Richtung Osten auf, nach Nazaret, versteht sich. Das Haus muß noch in der Ebene von Jesreel liegen, aber anderswo als der Besitz des Johanan.

695 Jesus erscheint am Ufer des Sees

Eine ruhige, schwüle Nacht. Kein Lüftchen regt sich. Die großen, flimmernden Sterne bedecken den klaren Himmel. Der ruhige, unbewegte See, der einem riesigen, windgeschützten Becken gleicht, spiegelt auf seiner Oberfläche die Schönheit dieses sternenfunkeln- den Himmels wider. Die Bäume an den Ufern gleichen einem massiven, reglosen Block. Der See ist so ruhig, daß der Wellenschlag am Ufer einem Flüstern gleicht. Einige Boote weit draußen erkennt man

nur als vage Umrisse, und die Laternen an den Masten hier und da, die mit ihrem Schein die kleinen Schiffe erleuchten, sind Sternchen über der Oberfläche des Wassers. Ich weiß nicht, in welchem Teil des Sees es ist. Aber ich würde sagen, es ist der südliche, dort, wo der See wieder zum Fluß wird. In der Umgebung von Tarichäa vielleicht; nicht weil ich die Stadt sehe, denn Bäume auf einer kleinen, hügeligen, in den See vorspringenden Landzunge verbergen sie. Ich schließe es aus den Sternchen der Bootslaternen, die sich nach dem Ablegen vom Ufer des Sees in nördlicher Richtung entfernen. Ich sage Umgebung, denn eine Handvoll ärmlicher Hütten, so wenige, daß man sie nicht einmal ein Dorf nennen kann, liegt dort am Fuß der kleinen Landzunge. Häuschen armer Leute, fast unten am Ufer, die gewiß Fischern gehören. Und auf den schmalen Strand gezogene Boote, und andere, schon zur Ausfahrt bereit, im Wasser nahe dem Ufer; aber diese liegen so still, als wären sie auf Grund gelaufen und würden nicht schwimmen.

Petrus streckt den Kopf aus einem der kleinen Häuser. Das flackernde Licht eines in der raucherfüllten Küche brennenden Feuers beleuchtet die kräftige Gestalt des Apostels von hinten und zeichnet eine deutliche Silhouette. Er schaut auf den See und betrachtet den Himmel ... geht an den Rand des Ufers, geht dann in seiner kurzen Tunika und barfuß in den See, bis ihm das Wasser bis an die Waden reicht, streckt den muskulösen Arm aus und streichelt den Rand eines Bootes. Die Söhne des Zebedäus gesellen sich zu ihm.

»Eine schöne Nacht.«

»Der Mond wird bald aufgehen.«

»Ein idealer Abend für den Fischfang.«

»Aber mit Rudern.«

»Es weht ja kein Lüftchen.«

»Was tun wir?«

Sie sprechen langsam und nur kurze Sätze, wie Männer, die an den Fischfang und das Hantieren mit Segeln und Netzen gewohnt sind, was Aufmerksamkeit erfordert und daher wenig Worte.

»Es wäre gut, wenn wir hinausfahren würden. Wir könnten einen Teil des Fangs verkaufen.«

Andreas, Thomas und Bartholomäus kommen nun auch ans Ufer.

»Was für eine warme Nacht!« ruft Bartholomäus aus.

»Wird es ein Unwetter geben?« Erinnert ihr euch noch an die Nacht damals?« fragt Thomas.

»Oh! Nein! Flaute, Nebel vielleicht, aber kein Unwetter. Ich ... gehe fischen. Wer will mit mir kommen?«

»Wir kommen alle. Vielleicht ist es dort draußen besser«, sagt Thomas, der schwitzt, und er fügt hinzu: »Die Frau mußte ein solches Feuer machen, aber für uns ist es wie im Caldarium der Thermen ... «

»Ich gehe und sage es Simon. Er ist ganz allein dort«, sagt Johannes.

Petrus bereitet schon mit Hilfe von Andreas und Jakobus das Boot vor.

»Fahren wir bis nach Hause? Das wäre eine Überraschung für meine Mutter ... « sagt Jakobus.

»Nein. Ich weiß nicht, ob ich Margziam mitnehmen darf. Vor ... dem ... Nun ja, bevor wir nach Jerusalem gegangen sind – es war noch in Efraim – hat der Herr mir gesagt, wir sollten das zweite Pascha mit Margziam feiern. Aber dann hat er nicht mehr darüber gesprochen ... «

»Ich meine, er sollte bei uns sein«, sagt Andreas.

»Ja, beim zweiten Paschafest schon. Aber ich weiß nicht, ob er will, daß er schon vorher mitkommt. Ich habe so viele Fehler gemacht, daß ... Oh, kommst du auch mit?«

»Ja, Simon des Jona. Dieser Fischfang wird mich an viele Dinge erinnern ... «

»Nun, uns alle wird er an viele Dinge erinnern ... An Dinge, die nicht wiederkehren werden ... In diesem Boot sind wir mit dem Meister auf dem See gefahren ... Und ich habe es geliebt wie einen Königspalast und geglaubt, daß ich ohne es nicht leben könnte. Aber

nun, da er nicht mehr im Boot ist ... Nun sitze ich darin, und es freut mich nicht mehr«, sagt Petrus.

»Niemand hat mehr Freude an den vergangenen Dingen. Es ist nicht mehr das gleiche Leben. Und auch das Zurückblicken ... Zwischen den damaligen Stunden und den gegenwärtigen liegt diese furchtbare Zeit ... « seufzt Bartholomäus.

»Fertig. Kommt! Du ans Steuer, und wir an die Ruder. Wir fahren in die Bucht von Hippos. Es ist ein guter Platz. Auf! Los! Hau ruck!«

Petrus gibt den Takt der Ruder an, und das Boot gleitet über das ruhige Wasser. Bartholomäus sitzt am Steuer. Thomas und der Zelote sind die Schiffsjungen und bereit, die schon ausgebreiteten Netze auszuwerfen. Der Mond geht auf, das heißt, er erscheint über den Bergen von Gadara (wenn ich nicht irre) oder Gamala, jedenfalls denen, die sich im Süden am Ostufer des Sees erheben, und seine Strahlen gleichen einer Straße aus Diamanten auf dem stillen Wasser.

»Er wird uns bis zum Morgen begleiten.«

»Wenn kein Dunst aufzieht.«

»Die Fische werden vom Mond angezogen und kommen aus der Tiefe nach oben.«

»Es wäre gut, wenn wir einen reichen Fang machen würden, denn wir haben kein Geld mehr. Wir könnten dann Brot kaufen und denen auf dem Berg Geld und Fische bringen.« Langsam gesprochene Worte und lange Pausen zwischen dem einen und dem anderen Satz.

»Du ruderst gut, Simon. Du hast dein Handwerk noch nicht verlernt ... !« sagt der Zelote bewundernd.

»Ja ... Verflucht!«

»Was hast du denn?«

»Ich habe ... Es ist, daß die Erinnerung an diesen Mann mich überall verfolgt. Ich erinnere mich an den Tag, an dem wir mit zwei Booten um die Wette ruderten, und er ... «

»Ich hingegen dachte gerade daran, daß mir zum ersten Mal der

ganze Abgrund seiner Bosheit bewußt wurde, als wir damals den Booten der Römer begegnet, oder vielmehr mit ihnen zusammengestoßen sind. Erinnert ihr euch?« sagt der Zelote.

»Und ob wir uns erinnern ... ! Er hat ihn verteidigt ... Und wir ... zwischen der Verteidigung des Meisters und der Falschheit unseres ... wir haben nie so recht begriffen ... « sagt Thomas.

»Hm! Ich habe mehr als einmal ... Doch er sagte immer: „Verurteile nicht, Simon!“«

»Thaddäus war er immer verdächtig.«

»Was ich einfach nicht glauben kann, ist, daß dieser hier nie etwas gewußt haben soll«, sagt Jakobus und stößt seinen Bruder mit dem Ellbogen an.

Aber Johannes schweigt und neigt das Haupt.

»Jetzt kannst du es doch sagen ... « drängt Thomas.

»Ich bemühe mich, zu vergessen. So ist es mir aufgetragen worden. Warum wollt ihr mich zum Ungehorsam verleiten?«

»Er hat recht. Lassen wir ihn in Ruhe!« verteidigt ihn der Zelote.

»Werft die Netze aus. Langsam ... Rudert ihr. Langsam. Dreh nach links, Bartholomäus. Halt. Dreh ab. Halt. Dreh ab. Ist das Netz gespannt? Ja? Dann zieht die Ruder ein, und warten wir«, befiehlt Petrus.

Wie schön und still ist der See im Frieden der Nacht unter dem Kuß des Mondes. Rein wie ein See des Paradieses. Der runde Mond am Himmel spiegelt sich darin und verwandelt ihn in Diamanten, und sein sanfter Schimmer zittert auf den Hügeln, entschleierte sie, und läßt die Städte am Ufer gleich Schnee aufleuchten ... Von Zeit zu Zeit ziehen sie das Netz ein – eine Kaskade von Diamanten und Harfentönen auf dem Silber des Sees. Leer. Sie werfen es wieder aus, fahren ein Stück weiter. Aber sie haben kein Glück ... Der Mond geht unter und das diffuse, grünblaue Licht des Morgens bricht sich Bahn ... Warmer Dunst zieht über die Ufer, hüllt vor allem das südliche Ende des Sees von Tiberias ein, hüllt auch Tarichäa ein. Niedriger Nebel, nicht allzu dicht, den die ersten Sonnenstrahlen

auflösen werden. Um ihm auszuweichen, fahren sie am östlichen Ufer entlang. Hier ist er nicht so dicht wie im Westen, denn er steigt auf aus dem Sumpf hinter Tarichäa am rechten Ufer des Jordan und verdichtet sich dort, als ob der Sumpf dampfen würde. Sie fahren vorsichtig, um Gefahren auf dem Grund zu vermeiden; sie kennen sich ja aus auf dem See.

»Ihr dort im Boot, habt ihr nichts zu essen?« Die Männerstimme kommt vom Ufer. Eine Stimme, die sie auffahren läßt.

Sie zucken die Achseln und antworten laut: »Nein!« Dann sagen sie zueinander: »Man könnte glauben, ihn zu hören . . .!«

»Werft die Netze auf der rechten Seite des Bootes aus, und ihr werdet etwas fangen.«

Rechts, das bedeutet zur Seemitte hin. Sie werfen etwas verwundert das Netz aus, und bald darauf neigt sich das Boot durch den Zug und das Gewicht des Netzes.

»Aber das ist doch der Herr!« ruft Johannes.

»Der Herr, sagst du?« fragt Petrus.

»Hast du noch Zweifel? Es schien uns seine Stimme zu sein, aber das hier ist der Beweis. Schau dir das Netz an! Wie damals! Er ist es, sage ich dir! Oh, mein Jesus! Wo bist du?«

Alle bemühen sich, mit ihren Blicken die Nebelschleier zu durchdringen, nachdem sie das Netz gut befestigt haben, um es in Schlepp zu nehmen; denn es ist zu gefährlich, es ins Boot zu ziehen. Und so rudern sie zum Ufer. Doch dann muß Thomas das Ruder des Petrus übernehmen, der rasch und ungestüm seine Tunika über die kurze Hose zieht, die seine einzige Bekleidung war, ebenso wie die aller anderen außer Bartholomäus. Petrus springt in den See, teilt mit kräftigen Armen das stille Wasser, schwimmt dem Boot voraus und setzt als erster den Fuß auf das verlassene Ufer, wo auf zwei Steinen im Schutz eines Dornestrüpps ein Reisigfeuer flackert. Und dort, neben dem Feuer, steht Jesus und lächelt sanft.

»Herr! Herr!« Petrus keucht schwer vor Erregung und bringt kein weiteres Wort heraus. Da er von Wasser trieft, wagt er nicht einmal,

das Gewand seines Jesus zu berühren. In der nassen Tunika, die ihm am Rücken klebt, wirft er sich anbetend in den Sand.

Das Boot knirscht auf dem Kies und steht still. Alle sind aufgesprungen und ganz aufgeregt vor Freude . . .

»Bringt die Fische her. Das Feuer ist bereit. Kommt und eßt«, gebietet Jesus.

Petrus eilt zur Barke und hilft, das Netz herauszuziehen. Er nimmt aus dem zappelnden Haufen drei große Fische, schlägt sie an den Bootsrand, um sie zu töten, und weidet sie dann mit seinem Messer aus. Aber seine Hände zittern. Oh, nicht vor Kälte! Er wäscht die Fische, bringt sie zum Feuer, legt sie darauf und gibt auf sie acht, während sie braten. Die anderen beten den Herrn an, in gewisser Entfernung und, wie immer, etwas furchtsam, seit er so göttlich und mächtig auferstanden ist.

»Hier ist Brot. Ihr habt die ganze Nacht gearbeitet und seid müde. Nun werdet ihr euch stärken. Sind die Fische bereit, Petrus?«

»Ja, mein Herr«, sagt Petrus mit einer Stimme, die noch rauher als sonst klingt. Er beugt sich über das Feuer und trocknet sich die Augen, aus denen es tropft, so als müßte er wegen des Rauchs weinen, der auch die Kehle reizt. Aber der Rauch ist nicht die Ursache der Tränen und der rauhen Stimme . . . Er bringt den Fisch, den er auf ein haariges Blatt gelegt hat, anscheinend ein Kürbisblatt, das ihm Andreas gegeben hat, nachdem er es zuvor im See gewaschen hat.

Jesus dankt und segnet, bricht das Brot, zerlegt die Fische und teilt sie in acht Stücke. Er kostet ebenfalls etwas davon. Sie essen mit einer Ehrfurcht, mit der sie ein Ritual vollziehen würden. Jesus sieht ihnen zu und lächelt. Aber auch er schweigt, bis er schließlich fragt: »Wo sind die anderen?«

»Auf dem Berg, wie du gesagt hast. Wir sind fischen gegangen, weil wir kein Geld mehr haben und den Jüngern nicht zur Last fallen wollen . . . «

»Gut. Aber von jetzt an sollt ihr Apostel auf dem Berg bleiben und beten und durch euer Beispiel die Jünger erbauen. Schickt sie

zum Fischfang. Für euch ist es besser, daß ihr dort im Gebet verharrt und jene anhört, die euren Rat brauchen oder kommen, um euch Nachrichten zu bringen. Haltet die Jünger eng beisammen. Ich werde bald kommen.«

»Wir werden es tun, Herr.«

»Ist Margziam nicht bei dir?«

»Du hast nicht gesagt, daß ich ihn sofort kommen lassen darf.«

»Laß ihn kommen. Sein Gehorsam ist beendet.«

»Ich werde ihn kommen lassen, Herr.«

Schweigen. Dann hebt Jesus, der mit leicht geneigtem Haupt nachdenklich dagestanden ist, den Kopf und richtet seinen Blick auf Petrus. Er schaut ihn an mit dem Blick der Stunden seiner größten Wunder und Macht. Petrus schreckt fast ängstlich zusammen und weicht ein wenig zurück ... Aber Jesus legt ihm eine Hand auf die Schulter, hält ihn fest mit energischem Griff und fragt ihn: »Simon des Jona, liebst du mich?«

»Gewiß, Herr! Du weißt, daß ich dich liebe«, antwortet Petrus mit Nachdruck.

»Weide meine Lämmer ... Simon des Jona, liebst du mich?«

»Ja, mein Herr. Und du weißt, daß ich dich liebe.« Die Stimme ist nicht mehr so selbstsicher, eher etwas erstaunt über die Wiederholung dieser Frage.

»Weide meine Lämmer ... Simon des Jona, liebst du mich?«

»Herr ... Du weißt alles ... Du weißt, daß ich dich liebe ...« Die Stimme des Petrus zittert, obwohl er seiner Liebe sicher ist; aber er hat das Gefühl, daß Jesus nicht überzeugt ist.

»Weide meine Schafe. Das dreimalige Bekenntnis deiner Liebe hat deine dreimalige Verleugnung getilgt. Du bist ganz rein, Simon des Jona, und ich sage dir: Bekleide dich mit dem Gewand des Oberhirten und trage die Heiligkeit des Herrn in meine Herde. Gürtle dein Gewand um die Mitte und trage es gegürtet, bis auch du vom Hirten zum Lamm wirst. Wahrlich, ich sage dir, als du jünger warst, hast du dich selbst gegürtet und bist gegangen, wohin du wolltest;

wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtet und dich führen, wohin du nicht willst. Jetzt aber bin ich es, der dir sagt: „Gürte dich und folge mir auf meinem Weg.“ Steh auf und komm.«

Jesus steht auf, und auch Petrus erhebt sich, und sie gehen ans Ufer, während die anderen das Feuer löschen, indem sie es mit Sand ersticken. Aber Johannes folgt Jesus, nachdem er die Brotreste gesammelt hat. Petrus, der die Schritte hört, dreht den Kopf. Er sieht Johannes, zeigt auf ihn und fragt Jesus: »Und was wird mit diesem geschehen?«

»Wenn ich will, daß er bleibt, bis ich wiederkomme, was kümmert dich das? Du, folge mir nach.«

Sie sind am Ufer. Petrus möchte noch sprechen; die Majestät Jesu und die gehörten Worte halten ihn davon ab. Er kniet nieder, ebenso die anderen, und betet an. Jesus segnet und entläßt sie. Sie besteigen das Boot und entfernen sich rudierend. Jesus schaut ihnen nach.

696 Jesus auf dem Tabor

Alle Apostel und alle Hirtenjünger, auch Jonatan, den Chuza aus dem Dienst entlassen hat, sind da. Margziam, Manaen, viele Jünger von den Zweiundsiebzig und noch viele andere sind da. Sie befinden sich im Schatten der Bäume, die mit ihrem dichten Laub Licht und Hitze mildern. Sie sind nicht oben auf dem Gipfel, wo die Verklärung stattgefunden hat, sondern auf halber Höhe, dort, wo ein Eichenwäldchen den Gipfel zu verbergen und die Hänge des Berges mit seinen mächtigen Wurzeln zu halten scheint.

Fast alle sind angesichts der Tageszeit, der Untätigkeit und des langen Wartens schläfrig. Doch es genügt der Ruf eines Knaben – ich weiß nicht, wer es ist, denn ich kann ihn von meinem Standort aus nicht sehen – und alle stehen, einem Impuls folgend, plötzlich auf, um sich dann wieder mit dem Gesicht ins Gras zu werfen.

»Der Friede sei mit euch allen. Hier bin ich unter euch. Der Friede

sei mit euch. Der Friede sei mit euch.« Jesus geht segnend durch die Reihen. Viele weinen, andere lächeln selig. Aber alle fühlen einen wunderbaren Frieden.

Jesus bleibt stehen, wo die Apostel und die Hirten mit Margziam, Manaen, Stephanus, Nikolaus, Johannes von Ephesus, Hermas und einigen anderen der getreuesten Jünger, an deren Namen ich mich nicht erinnere, eine kompakte Gruppe bilden. Ich sehe den Mann aus Chorazin, der darauf verzichtet hat, seinen Vater zu begraben, um Jesus zu folgen, und einen anderen, den ich schon mehrmals gesehen habe. Jesus nimmt den Kopf des Margziam, der ihn weinend ansieht, in seine Hände, küßt ihn auf die Stirn und drückt ihn dann an sein Herz.

Dann wendet er sich den anderen zu und sagt: »Viele und wenige. Wo sind die übrigen? Ich weiß, daß meine treuen Jünger sehr zahlreich sind. Warum also sind hier von den vielen kaum fünfhundert Personen zusammengekommen, abgesehen von den Kindern des einen oder anderen unter euch?«

Petrus, der bisher im Gras gekniet ist, steht auf und spricht für alle: »Herr, zwischen dem dreizehnten und dem zwanzigsten Tag nach deinem Tod sind viele aus vielen Städten Palästinas hierher gekommen und haben gesagt, daß du bei ihnen warst. So sind viele von uns mit diesem oder jenem gegangen, um dich früher zu sehen. Einige sind gerade erst aufgebrochen. Die gekommen sind, haben gesagt, daß sie dich an verschiedenen Orten gesehen und mit dir gesprochen haben, und was am meisten verwundert, alle haben gesagt, daß sie dich am zwölften Tag nach deinem Tod gesehen haben. Wir hielten dies für einen Betrug eines jener falschen Propheten, von denen du gesagt hast, daß sie kommen würden, um die Auserwählten zu täuschen. Du hast im Ölgarten davon gesprochen, am Abend vor ... vor ...« Petrus neigt das Haupt und schweigt, überwältigt von Schmerz bei dieser Erinnerung. Zwei Tränen, gefolgt von weiteren, fließen in seinen Bart und fallen zu Boden ...

Jesus legt ihm die Rechte auf die Schulter, und Petrus erschauert

bei dieser Berührung, und da er nicht wagt, diese Hand mit der seinen zu berühren, wendet er das Haupt, um die anbetungswürdige Hand mit der Wange zu lieblosen und sie zu küssen.

Jakobus des Alphäus setzt seinen Bericht fort: »Und wir haben den Leuten abgeraten, an diese Erscheinungen zu glauben, denen, die aufbrechen wollten zum großen Meer oder nach Bozra, Cäsarea Philippi, Pella und Kedes, zum Berg bei Jericho und in die Ebene, die Ebene von Jesreel beispielsweise, zum Großen Hermon, nach Bet-Horon und Bet-Schemesch und zu anderen Orten, die keinen Namen haben, weil es einsam gelegene Häuser in der Ebene bei Jafia oder Gilead sind. Die Nachrichten waren zu ungewiß. Einige sagten: „Wir haben ihn gesehen und gehört.“ Andere ließen uns sagen, daß sie dich gesehen und sogar mit dir gegessen hatten. Ja, wir wollten sie zurückhalten, weil wir glaubten, es könne sich um Fallen unserer Gegner handeln oder auch um Phantasien von Gerechten, die so viel an dich denken, daß sie dich schließlich sehen, wo du nicht bist. Aber die Leute sind trotzdem aufgebrochen. Die einen dahin, die anderen dorthin. Und so sind wir auf weniger als ein Drittel zusammengeschnitten.«

»Ihr habt recht gehabt, darauf zu bestehen, daß sie bleiben. Nicht, weil ich nicht wirklich an den Orten gewesen wäre, die die hierher Gekommenen euch genannt haben, sondern weil ich befohlen hatte, hier zu bleiben und mich, vereint im Gebet, zu erwarten. Und weil ich will, daß meine Worte Gehorsam finden, vor allem bei denen, die meine Diener sind. Wenn schon die Diener anfangen, ungehorsam zu sein, was sollen dann die Gläubigen tun?

Hört gut zu, alle die ihr hier seid. Denkt daran, daß ein Organismus, um gesund und funktionstüchtig zu bleiben, eine Hierarchie braucht, also einen, der befiehlt, andere, die Befehle weitergeben, und wieder andere, die gehorchen. So ist es am Hof der Könige, und so ist es bei den Religionen; bei unserer hebräischen und bei allen anderen, so unrein sie auch sein mögen. Es gibt immer ein Oberhaupt, es gibt seine Amtsträger, die Diener dieser Amtsträger und

endlich die Gläubigen. Ein Oberhirte kann nicht allein wirken. Und auch ein König kann allein nichts tun. Und dabei sind deren Anordnungen nur Dinge, die ausschließlich irdische Angelegenheiten oder Formalitäten des Kults betreffen . . . Ja. Auch in der mosaischen Religion sind leider nur noch die Formalitäten des Kults geblieben, die weiterhin ablaufende Bewegung eines Triebwerks, das immer noch dieselben Handlungen ausführt, auch nun, da der Geist dieser Handlungen tot ist. Für immer tot. Der göttliche Geist und Antrieb, der diesen Riten Wert verlieh, hat sich aus ihrer Mitte entfernt. Und so sind diese Riten nur leere Gesten, sonst nichts. Gesten, die jeder Komödiant auf der Bühne eines Theaters nachmachen könnte. Wehe, wenn eine Religion stirbt und die wahre, lebendige Kraft zur lärmenden, äußerlichen Pantomime wird, zu einer sinnentleerten Pantomime vor einem gemalten Hintergrund und in prunkvollen Gewändern, zur mechanischen Bewegung von Maschinen, die gewisse vorgeschriebene Handlungen ausführen, so wie ein Schlüssel eine Feder bewegt, wobei weder Schlüssel noch Feder sich dessen bewußt sind, was sie tun. Wehe! Denkt darüber nach!

Vergeßt dies nie und sagt es euren Nachfolgern, damit diese Wahrheit durch alle Jahrhunderte bekannt bleibt. Das Herabfallen eines Planeten müßt ihr weniger fürchten als den Niedergang der Religion. Blieben keine Sterne und Planeten mehr am Himmel, so wäre dies für die Völker ein geringeres Übel, als wenn sie ohne wahre Religion leben müßten. Gottes mächtige Vorsehung würde für die menschlichen Bedürfnisse sorgen, denn alles kann Gott für jene, die auf dem Weg der Weisheit oder auf dem Weg, den ihre Unwissenheit kennt, aufrichtigen Herzens die Gottheit suchen und lieben. Aber wenn der Tag käme, an dem die Menschen Gott nicht mehr lieben, weil die Priester aller Religionen diese zu einer leeren Pantomime gemacht haben und als erste nicht mehr an die Religion glauben, dann wehe der Erde!

Nun, wenn ich das sogar für jene Religionen sage, die unrein sind – einige von ihnen leiten sich her aus teilweisen Offenbarungen an

einen Weisen, andere aus dem natürlichen Bedürfnis des Menschen, sich einen Glauben zu schaffen, um der Seele durch die Liebe zu einem Gott Nahrung zu geben; denn dieses Bedürfnis ist der stärkste Trieb des Menschen, der immerwährende Zustand der Suche nach dem, der ist; und der Geist will ihn, auch wenn der stolze Verstand jeglichem Gott die Ehre verweigert, auch wenn der Mensch in Verknennung seiner Seele diesem seinem innersten Bedürfnis keinen Namen zu geben vermag – was soll ich dann sagen von der Religion, die ich euch gegeben habe und die meinen Namen trägt, zu deren Oberhirten und Priestern ich euch eingesetzt habe und deren Verbreitung auf der ganzen Welt ich euch gebiete? Von dieser einen, wahren und vollkommenen Religion, die sich auf meine, des Meisters, unveränderliche Lehre gründet und vervollständigt werden wird durch die immerwährende Unterweisung dessen, der kommen wird: des Heiligen Geistes, des heiligsten Führers meiner Oberhirten und jener, die ihnen helfen werden, der Häupter zweiten Ranges in den Kirchen der verschiedenen Gegenden, in denen mein Wort sich durchsetzen wird. Diese Kirchen werden, obwohl verschieden an Zahl, doch nicht verschiedener Denkungsart sein; sie werden vielmehr eins sein mit der Kirche, und aus ihren einzelnen Teilen wird der große, immer größere Bau gefügt sein, der große, neue Tempel, dessen Hallen bis an die Grenzen der Erde reichen werden. Nicht verschieden im Denken, nicht gegensätzlich, sondern einig und brüderlich zueinander, alle dem Oberhaupt der Kirche, Petrus und seinen Nachfolgern untertan, bis ans Ende der Zeiten. Und jene, die sich aus welchem Grund auch immer von der Mutterkirche trennen, werden abgetrennte Glieder sein und das mystische Blut, die Gnade, die von mir, dem göttlichen Oberhaupt der Kirche, kommt, wird sie nicht mehr nähren. Gleich verlorenen Söhnen, die aus eigenem Willen das Vaterhaus verlassen haben, werden sie in ihrem vergänglichem Reichtum und in ständigem und immer größerem Elend durch zu schwere Speisen und Weine den Intellekt ihres Geistes abstumpfen und dann dahinsiechen und die bitteren Eicheln der unreinen

Tiere essen, bis sie mit zerknirschem Herzen ins Vaterhaus zurückkehren und sagen: „Wir haben gesündigt. Vater, verzeih uns und öffne uns die Tür deines Hauses.“ Und wenn dann ein Glied einer getrennten Kirche oder eine ganze getrennte Kirche zurückkehren sollte – oh, wäre es doch so, aber wann, wo werde ich genügend Nachahmer finden, die imstande sind, unter Einsatz des eigenen Lebens diese ganzen Kirchen zu erlösen, damit ein Schafstall und ein Hirte sei, wieder sei, so wie ich es brennend wünsche – wenn also ein einzelner oder die ganze Gruppe zurückkehrt, dann öffnet ihnen die Türen. Seid väterlich. Denkt daran, daß ihr alle, jeder einzelne, eine oder mehrere Stunden lang, vielleicht sogar jahrelang verlorene und der Begehrlichkeit verfallene Söhne gewesen seid. Seid also nicht hart zu denen, die reuig zurückkehren. Denkt daran! Denkt daran!

Viele von euch sind heute vor zweiundzwanzig Tagen geflohen. Habt ihr durch diese Flucht nicht eurer Liebe zu mir abgeschworen? So wie ich euch wieder aufgenommen habe, sobald ihr reuig zu mir zurückgekehrt seid, so sollt auch ihr handeln. Alles, was ich getan habe, sollt ihr tun. Dies ist mein Befehl. Ihr habt drei Jahre lang mit mir gelebt. Ihr kennt meine Werke und meine Gedanken. Wenn ihr euch in Zukunft vor eine Entscheidung gestellt seht, dann denkt an die Zeit, die ihr mit mir verbracht habt, und verhaltet euch so, wie ich mich verhalten habe. Dann werdet ihr niemals fehlgehen. Ich bin das lebendige und vollkommene Beispiel für euer Handeln.

Und vergeßt nicht, daß ich mich nicht einmal Judas von Kerijot versagt habe ... Der Priester muß mit allen Mitteln zu retten suchen. Und unter den Mitteln zur Rettung soll immer die Liebe vorherrschen. Denkt daran, daß mir die Untat des Judas nicht unbekannt war ... Aber ich habe jede Abneigung überwunden und den Elenen ebenso behandelt, wie ich Johannes behandelt habe. Euch ... euch wird oft die Bitterkeit erspart bleiben, erkennen zu müssen, daß ihr euch umsonst bemüht, einen geliebten Jünger zu retten. Und so werdet ihr unermüdlich arbeiten können, ohne die Entmutigung,

der man anheimfällt, wenn man weiß, daß alles vergeblich ist ... Man muß auch dann noch arbeiten ... immer ... bis alles erfüllt ist ... «

»Aber du leidest ja, Herr!« Oh, ich habe nicht geglaubt, daß du jetzt noch leiden kannst! Du leidest immer noch wegen Judas! Vergiß ihn, Herr!« ruft Johannes aus, der keinen Augenblick den Blick von seinem Herrn abwendet.

Jesus öffnet seine Arme, die übliche Geste ergebener Bestätigung einer schmerzlichen Tatsache, und sagt: »So ist es ... Judas war und ist der größte Schmerz im Meer meiner Schmerzen. Er ist der bleibende Schmerz ... Die anderen Schmerzen waren beendet am Ende des Opfers. Aber dieser Schmerz bleibt. Ich habe ihn geliebt. Ich habe mich selbst verzehrt in dem Bemühen, ihn zu retten ... Ich konnte die Tore der Vorhölle öffnen, um die Gerechten herauszuführen, und die Tore des Fegefeuers, um die armen Seelen zu befreien. Doch der Ort des Schreckens blieb verschlossen über ihm. Für ihn war mein Sterben vergebens.«

»Leide nicht! Leide nicht! Mein glorreicher Herr! Dir gebührt Ehre und Freude. Du hast deinen Schmerz vollendet«, bettelt wiederum Johannes.

»Wahrlich, niemand hätte geglaubt, daß er immer noch leiden kann«, sagen alle erstaunt und betroffen und flüstern miteinander.

»Und ihr wißt nicht, welchen Schmerz mein Herz im Laufe der Jahrhunderte leiden wird wegen eines jeden unbußfertigen Sünders und einer jeden Häresie, die mich leugnet, wegen eines jeden Gläubigen, der mir abschwört, und eines jeden – o Qual der Qualen – jeden schuldigen Priester, der zur Ursache von Ärgernis und Verderben wird. Ihr wißt nicht! Ihr wißt noch nicht! Ihr werdet es nie vollständig wissen, solange ihr nicht mit mir im Licht des Himmels seid. Dann werdet ihr verstehen ... Wenn ich an Judas denke, denke ich an die Auserwählten, deren Berufung ihnen zum Verderben wird wegen ihres verderbten Willens ... Oh! Ihr, die ihr treu seid, ihr, die ihr die zukünftigen Priester formt, denkt an meinen Schmerz

und bemüht euch, immer heiliger zu werden, um meinen Schmerz zu trösten, bemüht euch, heilige Priester aus ihnen zu machen, damit sich, soweit möglich, dieser Schmerz nicht wiederholt. Ermahnt, überwacht, belehrt, bekämpft und seid sorgsam wie Mütter, unermüdlich wie Lehrer, wachsam wie Hirten, stark wie Krieger, um die Priester zu stützen, die von euch ausgebildet werden. Die Sünde des zwölften Apostels, oh, sorgt dafür, daß sie sich in Zukunft nicht allzu oft wiederholt . . .

Seid so, wie ich zu euch gewesen bin, wie ich zu euch bin. Ich habe zu euch gesagt: „Seid vollkommen wie der Vater im Himmel.“ Und eure Menschlichkeit zittert vor diesem Befehl. Heute noch mehr als damals, als ich es euch sagte, denn nun kennt ihr eure Schwäche.

Nun gut, um euch zu ermutigen, werde ich euch sagen: „Seid wie euer Meister. Ich bin der Mensch.“ Also könnt ihr tun, was ich getan habe. Auch Wunder wirken. Ja, auch das. Damit die Welt erkennt, daß ich es bin, der euch sendet, und wer leidet, nicht untröstlich weint bei dem Gedanken: „Er ist nicht mehr unter uns, um unsere Kranken zu heilen und uns in unseren Schmerzen zu trösten.“ In diesen Tagen habe ich Wunder gewirkt, um die Herzen zu trösten und sie davon zu überzeugen, daß Christus nicht vernichtet ist, da er getötet wurde, sondern mächtiger als zuvor, ewig mächtig und stark. Aber wenn ich nicht mehr unter euch sein werde, werdet ihr tun, was ich bis jetzt getan habe und auch weiterhin tun werde. Doch nicht so sehr um eurer Wundermacht willen, sondern eurer Heiligkeit wegen wird die Liebe zur neuen Religion wachsen. Und über eure Heiligkeit, nicht über die Gabe, die ich euch übertrage, müßt ihr sorgsam wachen. Je heiliger ihr seid, desto teurer werdet ihr meinem Herzen sein, und der Geist Gottes wird euch erleuchten, und die Güte Gottes und seine Macht werden eure Hände mit himmlischen Gaben füllen. Das Wunder ist kein gewöhnliches Werk, und für ein Leben im Glauben ist es nicht nötig. Vielmehr! Selig, die im Glauben verharren ohne außergewöhnliche Mittel als Stütze dieses Glaubens! Doch ist das Wunder auch nicht so ausschließlich beson-

deren Zeiten vorbehalten, daß es mit dem Ende dieser Zeiten aufhört. Wunder wird es immer auf der Welt geben. Immer. Und um so zahlreicher werden sie sein, je zahlreicher die Gerechten in der Welt sind. Wenn die wahren Wunder selten werden, wird man wissen, daß es an Glauben und Gerechtigkeit fehlt. Daher habe ich gesagt: „Wenn ihr glaubt, könnt ihr Berge versetzen.“ Deshalb habe ich gesagt: „Die Zeichen, die jene begleiten, die wahren Glauben an mich haben, werden der Sieg über die Dämonen und die Krankheiten, über die Elemente und die Nachstellungen sein.“

Gott ist mit dem, der ihn liebt. Das Zeichen dafür, wie sehr meine Gläubigen in mir sind, wird die Anzahl und die Macht der Wunder sein, die sie in meinem Namen und um Gott zu verherrlichen wirken. Von einer Welt ohne wahre Wunder kann man ohne zu lügen sagen: „Sie hat den Glauben und die Gerechtigkeit verloren. Sie ist eine Welt ohne Heilige.“

Also, um zum Anfang zurückzukehren: Ihr habt gut daran getan, jene zurückzuhalten, die wie von weither klingender Musik oder einem trügerischen Schein verführte Kinder dem, was sicher ist, den Rücken gekehrt haben und davongelaufen sind. Seht ihr? Sie haben ihre Strafe, denn sie müssen auf meine Worte verzichten. Aber auch ihr habt einen Fehler begangen. Ihr habt euch zwar daran erinnert, daß ich gesagt habe, nicht hierhin und dorthin jeder Stimme zu folgen, die euch meinen angeblichen Aufenthaltsort nennt; aber ihr habt euch nicht erinnert, daß ich auch gesagt habe, daß Christus bei seiner zweiten Ankunft einem Blitz gleichen würde, der von Osten aufzuckt und bis zum Westen leuchtet in kürzerer Zeit als ein Augenaufschlag.

Nun, diese zweite Ankunft hat im Augenblick meiner Auferstehung begonnen. Sie wird ihren Höhepunkt erreichen in der Erscheinung des Christus als Richter aller Auferstandenen. Vorher aber werde ich noch sehr oft erscheinen, um zu bekehren, zu heilen, zu trösten, zu unterweisen und Befehle zu erteilen! Wahrlich, ich sage euch: Ich kehre zu meinem Vater zurück. Doch die Welt wird meiner

Gegenwart nicht beraubt sein. Ich werde Hüter und Freund, Lehrer und Arzt sein, dort, wo Körper oder Seelen, Sünder oder Heilige mich brauchen oder von mir auserwählt werden, um meine Worte anderen mitzuteilen. Denn die Menschheit, auch dies ist eine Wahrheit, wird einen ununterbrochenen Akt der Liebe meinerseits nötig haben, da es ihr so schwerfällt, sich zu beugen, da sie so leicht erkalte, so rasch vergißt und den Abstieg dem Aufstieg vorzieht. Wenn ich sie also nicht mit meinen übernatürlichen Mitteln zurückhalten würde, dann würden das Gesetz, das Evangelium und die göttlichen Hilfen, die meine Kirche verwalten wird, nicht ausreichen, um die Menschheit in der Erkenntnis der Wahrheit zu erhalten und in dem Willen, den Himmel zu erwerben. Und ich spreche von der an mich glaubenden Menschheit, die immer nur einen kleinen Teil der großen Masse der Erdenbewohner ausmachen wird.

Ich werde kommen. Wer mich hat, soll demütig bleiben. Wer mich nicht hat, soll nicht begierig darauf sein, mich zu haben, um gelobt zu werden. Niemand soll das Außergewöhnliche wünschen. Gott weiß, wann und wo er es gewährt. Es ist nicht notwendig, das Außergewöhnliche zu haben, um in den Himmel zu kommen. Das Außergewöhnliche ist sogar eine Waffe, die, falsch angewandt, die Hölle anstelle des Himmels öffnen kann. Und ich will euch sagen, wie. Der Hochmut kann erwachen. Ein Gott nicht wohlgefälliger geistiger Zustand kann eintreten, der der Trägheit gleicht, bei der man es sich mit dem geschenkten Schatz bequem macht und sich schmeichelt, schon im Himmel zu sein, weil man dieses Geschenk erhalten hat. Nein. In diesem Fall wird die Gabe statt zu Flamme und Flügeln zu Kälte und Felsen, und die Seele stürzt in die Tiefe und stirbt. Und außerdem kann der falsche Gebrauch einer Gabe die Gier nach mehr hervorrufen, um noch größeres Lob zu erhalten. In diesem Fall könnte anstelle des Herrn der Geist des Bösen die Unklugen mit falschen Wundern betören. Bleibt den Verführungen aller Art immer fern. Flieht sie. Gebt euch zufrieden mit dem, was Gott euch gewährt. Er weiß, was euch nützt und auf welche Art. Und denkt

immer daran, daß jede Gabe nicht nur ein Geschenk, sondern auch eine Prüfung ist, eine Prüfung eurer Gerechtigkeit und eures Willens. Ich habe euch allen dasselbe gegeben. Doch was euch besser gemacht hat, ist Judas zum Verderben geworden. War also die Gabe schlecht? Nein, der Wille dieser Seele war böse . . .

Dies für jetzt. Ich bin vielen erschienen. Nicht nur, um sie zu trösten und ihnen Gutes zu erweisen, sondern um euch zufriedenzustellen. Ihr hattet mich gebeten, das Volk zu überzeugen, daß ich auferstanden bin, da das Synedrium versucht, es vom Gegenteil zu überzeugen. Ich bin Kindern und Erwachsenen erschienen, am selben Tag und an verschiedenen, oft so weit voneinander entfernten Orten, daß mehrere Tagesmärsche nötig wären, um sie alle zu erreichen. Aber für mich gibt es keine irdischen Entfernungen mehr. Und dieses gleichzeitige Erscheinen hat sogar euch verwirrt. Ihr habt euch gesagt: „Sie haben Gespenster gesehen.“ Ihr habt also einen Teil meiner Worte vergessen, nämlich, daß ich von nun an gleichzeitig im Osten und Westen, im Norden und Süden sein kann, wo es mir gefällt, schnell wie der Blitz, der über den Himmel fährt, und daß nichts mich daran hindern kann. Ich bin wahrer Mensch. Hier sind meine Glieder und mein Körper, fest, warm, beweglich, und er atmet und spricht wie ihr. Aber ich bin wahrer Gott. Und wenn auch zu höheren Zwecken die Gottheit dreiunddreißig Jahre lang in der Menschheit verborgen war, so hat nun die Gottheit, obwohl verbunden mit der Menschheit, die Vorherrschaft, und die Menschheit genießt die vollkommene Freiheit der verherrlichten Leiber. Die Menschheit ist nun Königin mit der Gottheit und keinen menschlichen Beschränkungen mehr unterworfen. Hier bin ich. Ich bin hier bei euch und könnte, wenn ich wollte, in einem Augenblick an den Enden der Erde sein, um eine Seele zu gewinnen, die mich sucht.

Und welche Früchte wird dieses mein Erscheinen bei Cäsarea Maritima und im oberen Cäsarea, auf dem Kerit und in En-Gedi, bei Pella, in Jutta und anderen Orten Judäas, in Bozra, auf dem Großen Hermon, in Sidon und an den Grenzen von Galiläa wohl bringen? Nun,

ich habe ein Kind geheilt, einen kurz zuvor Gestorbenen wieder ins Leben gerufen, eine Not gelindert, eine Seele in meinen Dienst berufen, die sich in harter Buße verzehrte, und einen Gerechten zu Gott geführt, der mich darum gebeten hatte. Ich habe unschuldigen Kindern meine Botschaft mitgeteilt und einem treuen Herzen meine Anweisungen gegeben. Wird dies die Welt überzeugen? Nein. Jene, die glauben, werden auch weiterhin glauben, mit größerem Frieden in der Seele, aber nicht mit größerer Überzeugung, denn sie hatten schon den wahren Glauben. Jene, die nicht mit wahren Glauben zu glauben vermochten, werden weiterhin im Zweifel bleiben. Und die Böswilligen werden sagen, daß die Erscheinungen Einbildung und Lüge sind, und daß der Tote nicht tot war, sondern nur geschlafen hat ... erinnert ihr euch an das Gleichnis vom reichen Prasser? Ich habe gesagt, daß Abraham dem Verdammten antwortete: „Wenn sie Mose und den Propheten nicht glauben, dann werden sie auch nicht glauben, wenn einer von den Toten aufersteht und ihnen sagt, was sie tun müssen.“ Haben sie etwa mir, dem Meister, geglaubt, und meinen Wundern? Was hat das Wunder an Lazarus bewirkt? Meine um so raschere Verurteilung. Was hat meine Auferstehung bewirkt? Eine Vermehrung ihres Hasses. Auch meine Wunder in dieser meiner letzten Zeit unter euch werden die Welt nicht überzeugen, sondern nur jene, die nicht mehr von der Welt sind, da sie das Reich Gottes mit seinen jetzigen Mühen und Leiden und seiner künftigen Herrlichkeit gewählt haben.

Aber ich freue mich, daß ihr im Glauben bestärkt und meinen Befehlen gehorsam gewesen seid, daß ihr hier auf diesem Berg auf mich gewartet habt und nicht menschliche Eile hattet, euch an zwar guten, aber doch nicht meinen Weisungen entsprechenden Dingen zu erfreuen. Der Ungehorsam gibt ein Zehntel und nimmt neun Zehntel. Jene sind gegangen und werden die Worte von Menschen hören, nur diese. Ihr seid geblieben und habt mein Wort gehört, das immer gut und nützlich ist, auch wenn es schon Gehörtes wiederholt. Dies möge euch allen, und auch den anderen, als Lehre für die Zukunft dienen.«

Jesus läßt seine Blicke über die Anwesenden schweifen und ruft:
»Komm, Elischa von En-Gedi. Ich muß dir etwas sagen.«

Ich hatte den ehemaligen Aussätzigen, den Sohn des alten Abraham, nicht wiedererkannt. Damals war er ein gespenstisches Skelett, nun ist er ein blühender Mensch im besten Mannesalter. Er nähert sich und kniet zu Füßen Jesu nieder, der zu ihm sagt: »Eine Frage möchtest du mir stellen, seit du erfahren hast, daß ich in En-Gedi gewesen bin. Und die Frage lautet: „Hast du meinen Vater getröstet?“ Ich sage dir: „Mehr als getröstet! Ich habe ihn zu mir genommen.“«

»Zu dir, mein Herr? Und wo ist er, da ich ihn nicht sehe?«

»Elischa, ich bin noch eine kleine Weile hier. Dann gehe ich zu meinem Vater ... «

»Herr ...! Du willst sagen ... Mein Vater ist tot!«

»Er ist an meinem Herzen entschlafen. Auch für ihn ist der Schmerz zu Ende. Der Schmerz hat ihn ganz verzehrt, und er ist dem Herrn trotzdem immer treu geblieben ... Weine nicht! Hast du ihn etwa nicht verlassen, um mir zu folgen?«

»Ja, mein Herr ... «

»Nun, dein Vater ist bei mir. Daher wirst du, wenn du mir nachfolgst, auch zu deinem Vater kommen.«

»Aber wann? Und wie?«

»In seinem Weinberg, dort, wo er zum erstenmal von mir reden hörte. Er hat mich an seine Bitte vom Vorjahr erinnert. Und ich habe zu ihm gesagt: „Komm.“ Er ist selig gestorben, weil du alles verlassen hast, um mir zu folgen.«

»Verzeih mir meine Tränen ... Er war mein Vater.«

»Ich verstehe den Schmerz.« Jesus legt ihm die Hand aufs Haupt, um ihn zu trösten, und sagt zu den Jüngern: »Hier ist ein neuer Gefährte. Habt ihn lieb, denn ich habe ihn seinem Grab entrissen, damit er mir diene.«

Dann ruft er: »Elija, komm zu mir. Schäme dich nicht wie einer, der ein Fremder unter Brüdern ist. Die ganze Vergangenheit ist nicht mehr. Und auch du, Zacharias, der du Vater und Mutter um mei-

netwillen verlassen hast, komm und geselle dich zu den Zweiundsiebzig, zusammen mit Josef von Citium. Ihr verdient es, denn ihr habt die Wege der Mächtigen um meinetwillen verlassen. Und du, Philippus, und auch du, sein Begleiter, der du nicht mehr bei deinem Namen genannt sein willst, da er dir furchtbar erscheint; nimm nun den Namen deines Vaters an, der ein Gerechter ist, auch wenn er noch nicht zu denen zählt, die mir offen folgen. Seht ihr alle? Ich schließe niemanden aus, der guten Willens ist. Nicht jene, die mir schon als Jünger gefolgt sind, nicht jene, die bereits gute Werke in meinem Namen vollbracht haben, obwohl sie noch nicht zur Schar meiner Jünger gehörten, nicht jene, die verschiedenen Sekten angehörten, die nicht von allen geliebt werden, die aber immer noch auf den rechten Weg kommen können und nicht abgewiesen werden dürfen. Tut so, wie ich tue. Ich geselle diese den alten Jüngern bei. Denn das Himmelreich steht allen offen, die guten Willens sind. Und obwohl keine hier sind, sage ich euch, daß ihr auch die Heiden nicht abweisen dürft. Ich habe sie nicht abgewiesen, wenn ich in ihnen das Verlangen nach Wahrheit erkannte. Tut, was ich getan habe. Und du, Daniel, der du wahrlich der Höhle, nicht der Löwen, sondern der Schakale entronnen bist, komm und bleibe bei diesen. Und komm auch du, Benjamin. Ich reihe euch ein unter sie (Jesus zeigt auf die fast vollzählig anwesenden Zweiundsiebzig), denn die Ernte des Herrn wird reich sein, und es braucht viele Arbeiter.

Nun bleiben wir eine Weile hier beisammen, den Rest des Tages. Am Abend werdet ihr den Berg verlassen, und im Morgenrot werdet ihr mit mir kommen, ihr, die Apostel, und ihr beiden, die ich besonders genannt habe, und alle, die von den Zweiundsiebzig hier sind (er zeigt auf Zacharias und Josef von Citium, der mir nicht neu ist). Die anderen sollen hier auf jene warten, die wie müßige Wespen da- und dorthin geschwirrt sind, und ihnen in meinem Namen sagen, daß man den Herrn nicht findet, wenn man sich wie mutwillige und ungehorsame Kinder herumtreibt. Und alle sollen zwanzig Tage vor Pfingsten in Betanien sein, denn danach würden sie mich

vergebens suchen. Setzt euch alle und ruht euch aus. Ihr, kommt etwas beiseite mit mir.«

Jesus entfernt sich mit Margziam an der Hand, gefolgt von den zwölf Aposteln. Wo der Eichenwald am dichtesten ist, setzt er sich und zieht Margziam zu sich heran, der sehr traurig ist. So traurig, daß Petrus sagt: »Tröste ihn, Herr. Er war schon traurig, aber jetzt ist er es noch mehr.«

»Warum, Kind? Bist du denn nicht bei mir? Solltest du nicht glücklich sein zu wissen, daß ich den Schmerz überwunden habe?«

Als einzige Antwort fängt Margziam richtig zu weinen an.

»Ich weiß nicht, was er hat. Ich habe ihn umsonst gefragt. Heute hatte ich aber nicht mit diesen Tränen gerechnet«, brummt Petrus etwas unruhig.

»Ich weiß den Grund«, sagt Johannes.

»Um so besser für dich! Also, warum weint er?«

»Er weint nicht erst heute, sondern schon seit Tagen ... «

»Das habe ich auch gemerkt. Aber warum?«

»Der Herr weiß es, ich bin dessen sicher. Und ich weiß, daß nur er die richtigen Worte findet, um ihn zu trösten«, sagt Johannes lächelnd.

»Es ist wahr, ich weiß es. Und ich weiß, daß Margziam, der gute Jünger, in diesem Augenblick ein richtiges Kind ist, das die Dinge nicht sieht, wie sie wirklich sind. Aber, mein liebster unter allen Jüngern, denkst du nicht daran, daß ich gegangen bin, um die im Glauben Wankenden zu stärken, um loszusprechen und gescheiterte Existenzen aufzunehmen, um das den Schwächeren eingeflöste Gift des Zweifels unschädlich zu machen, um denen mit Barmherzigkeit oder Strenge zu antworten, die mich noch bekämpfen wollen, und um dort, wo man mich mit besonderer Hartnäckigkeit für tot erklärt hat, durch meine Gegenwart zu beweisen, daß ich auferstanden bin? War es denn nötig, zu dir zu kommen, Kind, dessen Glaube, Hoffnung, Liebe, guter Wille und Gehorsam mir bekannt sind? Zu dir für einen Augenblick, wenn ich dich doch, so wie jetzt, noch mehr-

mals bei mir haben werde? Wer wird das Ostermahl mit mir halten, wenn nicht du allein unter allen Jüngern? Siehst du diese hier? Sie haben ihr Paschamahl gegessen, und der Geschmack des Lammes und der Kräuter, des ungesäuerten Brotes und des Weines ist für ihre Gaumen in den nachfolgenden Stunden zu Asche, Galle und Essig geworden. Aber ich und du, mein Kind, wir werden unsere Ostern in Freude halten, und es wird Honig sein und bleiben. Wer damals geweint hat, wird sich freuen. Wer sich damals gefreut hat, kann nicht verlangen, sich noch einmal freuen zu dürfen.«

»Wahrlich, wir waren nicht sehr glücklich an jenem Tag ... « murmelt Thomas.

»Ja, unser Herz hat gezittert ... « sagt Matthäus.

»Und Verdacht und Zorn kochten in uns, in mir wenigstens ... « sagt Thaddäus.

»Und deshalb, sagt ihr, wollt ihr alle das zusätzliche Osterfest feiern ... «

»So ist es, Herr«, sagt Petrus.

»Einmal hast du dich darüber beklagt, daß die Jüngerinnen und dein Sohn nicht am Ostermahl teilnehmen durften. Und nun beklagst du dich, weil die, die sich damals nicht freuen durften, jetzt ihre Freude haben werden.«

»Es ist wahr. Ich bin ein Sünder.«

»Und ich bin der Mitleidige. Ich will, daß ihr alle um mich seid, nicht nur ihr allein, sondern auch die Jüngerinnen. Lazarus wird uns noch einmal Gastfreundschaft gewähren. Ich habe deine Töchter nicht bei uns gewollt, Philippus, und auch nicht eure Frauen, und Myrta, Noomi und das Mädchen, das bei ihnen ist. Auch diesen hier nicht. Jerusalem war in jenen Tagen nicht für alle der geeignete Ort.«

»Das ist wahr! Gut, daß sie nicht dort waren«, seufzt Philippus.

»Ja, sie hätten unsere Feigheit gesehen.«

»Schweig, Petrus. Sie ist verziehen.«

»Ja. Aber ich habe sie meinem Sohn bekannt und glaubte, daß er deswegen so traurig sei. Ich habe sie bekannt, denn jedesmal wenn

ich sie bekenne, ist es für mich eine Erleichterung. Es ist, als ob eine Last von meinem Herzen genommen würde. Ich fühle mich jedesmal mehr losgesprochen, nachdem ich mich verdemütigt habe. Aber wenn Margziam traurig ist, weil du dich den anderen gezeigt hast ... «

»Nur deshalb, aus keinem anderen Grund, mein Vater.«

»Dann sei beruhigt! Er hat dich geliebt und liebt dich immer noch. Du siehst es. Ich hatte es dir aber schon gesagt wegen des zweiten Osterfestes ... «

»Ich fürchtete, zu ungerne den Gehorsam geleistet zu haben, den Porphyria mir in deinem Namen auferlegt hatte, Herr, und glaubte, du hättest mich dafür bestraft. Und ich fürchtete auch, daß ich dich nicht sehen dürfte, weil ich Judas und die, die dich kreuzigen ließen, gehaßt habe«, bekennt Margziam.

»Du sollst niemanden hassen. Ich habe verziehen.«

»Ja, mein Herr, ich werde nicht mehr hassen.«

»Und auch nicht mehr traurig sein.«

»Ich werde nicht mehr traurig sein, Herr!« Margziam, wie alle sehr jungen Menschen, ist Jesus gegenüber weniger ängstlich als die anderen und begibt sich vertrauensvoll in seine Arme, nun, da er sicher ist, daß Jesus ihm nicht zürnt. Er flüchtet sich beinahe, wie ein Küchlein unter den mütterlichen Flügeln, in den Arm, der ihn umfängt und an sich drückt, und da nun die Sorge schwindet, die ihn seit vielen Tagen traurig und unruhig gemacht hat, schläft er selig ein.

»Er ist noch ein Kind«, bemerkt der Zelote.

»Ja, aber wie sehr hat er gelitten! Porphyria hat es mir gesagt, als sie ihn zu uns brachte, nachdem Josef von Tiberias sie verständigt hatte«, entgegnet Petrus. Dann sagt er zum Meister: »Darf auch Porphyria nach Jerusalem?« Wie bittend klingt die Stimme des Petrus!

»Alle. Ich will sie segnen, bevor ich zu meinem Vater auffahre. Auch sie haben gedient, und oft besser als die Männer.«

»Und zu deiner Mutter gehst du nicht?« fragt Thaddäus.

»Wir sind beisammen.«

»Beisammen? Wann denn?«

»Judas, Judas! Glaubst du wirklich, daß ich nun nicht bei ihr bin, da ich doch immer bei ihr Freude gefunden habe?«

»Aber Maria ist allein in ihrem Haus. Meine Mutter hat es mir gestern gesagt.«

Jesus lächelt und antwortet: »Hinter den Vorhang des Allerheiligsten darf nur der Hohepriester treten.«

»Und? Was heißt das?«

»Daß es Seligkeiten gibt, die man nicht beschreiben und bekanntmachen kann. Das will ich sagen.«

Jesus entfernt Margziam sanft von sich und vertraut ihn den Armen des Johannes an, der ihm am nächsten sitzt. Er steht auf und segnet sie. Und während sie kniend – mit Ausnahme des Johannes, der den Kopf Margziams im Schoß hält – und mit gesenktem Haupt den Segen empfangen, verschwindet er.

»Er ist wirklich wie der Blitz, von dem er gesprochen hat«, sagt Bartholomäus . . .

Die Apostel verbleiben betrachtend in Erwartung des Sonnenuntergangs.

697 Jesus zu den Aposteln und Jüngern

Ich bin auf einem anderen, noch dichter bewaldeten Berg, nicht weit von Nazaret, wohin eine Straße führt, die am Fuß des Berges entlang verläuft.

Jesus heißt sie sich rings um ihn setzen, zuvorderst die Apostel, hinter ihnen die Jünger, bzw. die von den Zweiundsiebzig, die nicht da- und dorthin gegangen sind, sowie Zacharias und Josef. Margziam ist an seinem bevorzugten Platz zu Füßen Jesu.

Als alle sich gesetzt haben und in Erwartung seiner Worte schweigen, beginnt Jesus zu sprechen.

Er sagt: »Schenkt mir eure ganze Aufmerksamkeit, denn ich muß euch außerordentlich wichtige Dinge sagen. Ihr werdet sie noch nicht alle verstehen oder nicht alle ganz richtig verstehen. Aber er, der nach mir kommt, wird euch erleuchten. Hört mir also zu.

Niemand ist mehr als ihr davon überzeugt, daß der Mensch ohne Gottes Hilfe sehr leicht sündigt, da seine durch die Sünde geschwächte Verfassung sehr anfällig ist. Ich wäre daher ein unkluger Erlöser, wenn ich, nachdem ich euch so viel gegeben habe, um euch zu erlösen, euch nicht auch die Mittel geben würde, um die Früchte meines Opfers zu bewahren. Ihr wißt, daß die Leichtigkeit zu sündigen von der Erbsünde herrührt, die die Menschen der Gnade und daher auch ihrer Seelenstärke beraubt: der Vereinigung mit der Gnade.

Ihr habt gesagt: „Aber du hast doch den Menschen die Gnade wiedergegeben.“ Nein. Sie ist den Gerechten bis zu meinem Tod wiedergegeben worden. Um sie den künftigen Menschen wiederzugeben, bedarf es eines Mittels. Eines Mittels, das nicht nur ein Ritual sein wird, sondern das alle, die es empfangen, wahrhaft zu Kindern Gottes machen wird. So wie Adam und Eva es waren, deren von der Gnade belebte Seelen erhabene Gaben besaßen, die Gott seinen geliebten Geschöpfen geschenkt hatte.

Ihr wißt, was der Mensch besessen und was er verloren hat. Nun sind durch mein Opfer die Tore der Gnade wieder geöffnet, und der Strom der Gnade kann sich über alle ergießen, die aus Liebe zu mir darum bitten. Daher werden die Menschen die Eigenschaft haben, Kinder Gottes zu sein durch die Verdienste des Erstgeborenen unter den Menschen, desjenigen, der zu euch spricht, eures Erlösers und ewigen Hohenpriesters, eures Lehrers und Bruders im gemeinsamen Vater. In Jesus Christus und durch Jesus Christus werden die gegenwärtigen und die zukünftigen Menschen den Himmel besitzen und sich in Gott, dem letzten Ziel des Menschen, erfreuen können. Bis jetzt konnten auch die Gerechtesten der Gerechten dieses Ziel nicht erreichen, obwohl sie beschnitten waren als Kinder des auserwähl-

ten Volkes. Trotz ihrer von Gott anerkannten Tugenden und obwohl ihre Plätze im Himmel bereit waren, war dieser doch verschlossen und ihnen der Besitz Gottes verwehrt, da auf ihren Seelen, den gesegneten Blumenbeeten aller Tugenden, auch der verfluchte Baum der Erbsünde stand, und kein Werk, so heilig es auch war, ihn zerstören konnte; und weil man nicht in den Himmel eingehen kann mit den Wurzeln und dem Laub einer so schädlichen Pflanze.

Am Rüsttag verstummte das Seufzen der Patriarchen und Propheten und aller Gerechten Israels in der Freude der vollendeten Erlösung, und die Seelen, weißer als der Bergschnee durch ihre Tugenden, waren nun rein von dem einzigen Makel, der sie vom Himmel trennte. Aber das Leben auf der Welt geht weiter. Generationen kommen und gehen. Immer neue Völker werden zu Christus kommen. Und kann Christus für jede neue Generation sterben, um sie zu erlösen, oder für jedes Volk, das zu ihm kommt? Nein. Christus ist einmal gestorben und wird in Ewigkeit nicht mehr sterben. Sollen also diese Generationen, diese Völker durch mein Wort wissend werden, aber nicht den Himmel besitzen und Gott schauen dürfen, weil sie von der Erbsünde befleckt sind? Nein. Das wäre nicht gerecht, weder ihnen gegenüber, deren Liebe zu mir vergeblich wäre, noch mir gegenüber, der ich dann für viel zu wenige gestorben wäre.

Was dann? Wie kann man diese verschiedenen Dinge in Einklang bringen? Welches neue Wunder wird Christus wirken, der schon so viele Wunder gewirkt hat, bevor er die Welt verläßt, um in den Himmel zurückzukehren, nachdem er die Menschen so sehr geliebt hat, daß er sogar für sie sterben wollte? Ein Wunder hat er schon gewirkt, da er euch sein Fleisch und Blut als stärkende und heiligende Speise und zum Gedenken an seine Liebe gelassen und euch aufgetragen hat, zu tun, was er getan hat, zu seinem Andenken und als heiligmachendes Mittel für die Jünger und die Jünger der Jünger bis ans Ende der Zeiten.

Aber erinnert ihr euch, was ich an jenem Abend getan habe, obwohl ihr äußerlich schon rein wart? Ich habe mir ein Linnentuch

umgebunden und euch die Füße gewaschen, und zu einem von euch, der sich über diese erniedrigende Geste erregte, habe ich gesagt: „Wenn ich dich nicht wasche, wirst du keinen Anteil an mir haben.“ Ihr habt nicht verstanden, was ich damit sagen wollte, welchen Anteil ich meinte, welches Symbol dies war. Nun, so will ich es euch sagen.

Ich habe euch nicht nur gelehrt, daß Demut und Reinheit notwendig sind, um in das Himmelreich einzugehen und Anteil an meinem Reich zu haben. Ich habe euch nicht nur mit Güte darauf aufmerksam gemacht, daß Gott von einem Gerechten, der also reinen Geistes und Verstandes ist, einzig und allein eine letzte Waschung des Teiles verlangt, der naturgemäß selbst bei den Gerechten am leichtesten verunreinigt wird, und sei es auch nur durch den Staub, den das notwendige Zusammenleben mit den Menschen auf den reinen Gliedern, dem Fleisch hinterläßt, sondern ich habe euch noch auf etwas anderes hingewiesen. Ich habe euch die Füße gewaschen, den untersten Teil des Körpers, der durch Schlamm und Staub, vielleicht auch durch Schmutz geht, und habe damit das Fleisch gemeint, den materiellen Teil des Menschen, der immer – außer bei denen, die durch das Wirken Gottes oder die göttliche Natur frei sind vom Makel der Erbsünde – Unvollkommenheiten aufweist. Sie sind manchmal so klein, daß nur Gott sie sieht; trotzdem muß man über sie wachen, damit sie nicht wachsen und zur Gewohnheit werden, und man muß sie bekämpfen, um sie auszurotten.

Ich habe euch also die Füße gewaschen. Wann? Bevor ich das Brot gebrochen und es mit dem Wein in mein Fleisch und mein Blut verwandelt habe. Denn ich bin das Lamm Gottes und kann nicht dorthin kommen, wo Satan seine Spuren hinterlassen hat. Deshalb habe ich euch zuvor gewaschen. Dann habe ich mich euch geschenkt. Auch ihr werdet durch die Taufe jene waschen, die zu mir kommen, damit sie nicht unwürdig meinen Leib empfangen und dies für sie nicht zum furchtbaren Todesurteil werde.

Ihr seid bestürzt. Ihr seht einander an. Eure Blicke fragen: „Und

Judas?“ Ich sage euch: „Judas hat seinen Tod gegessen.“ Dieser höchste Akt der Liebe hat sein Herz nicht berührt. Der letzte Versuch seines Meisters ist am Stein seines Herzens abgeprallt, und dieser Stein trug anstelle des Taus das furchtbare Siegel Satans eingemeißelt, das Zeichen des Tieres.

Ich habe euch also gewaschen, bevor ich euch zum eucharistischen Mahl zugelassen und das Bekenntnis eurer Sünden entgegengenommen habe, bevor ich euch den Heiligen Geist eingegossen und euch damit als wahre Christen in der Gnade und als meine Priester bestätigt habe.

Und so soll es auch mit allen anderen geschehen, die ihr auf das christliche Leben vorbereiten werdet.

Tauft mit Wasser im Namen des Einen und Dreieinen und in meinem Namen, damit durch meine unendlichen Verdienste die Erbschuld in den Herzen getilgt, die Sünden vergeben, die Gnade und die heiligen Tugenden eingegossen werden und der Heilige Geist herabkommen und Wohnung nehmen kann in den geweihten Tempeln, die die Leiber der in der Gnade des Herrn lebenden Menschen sein werden. War das Wasser notwendig, um die Sünde zu tilgen? Das Wasser berührt die Seele nicht, nein. Aber ein nicht stoffliches Zeichen sieht der Mensch nicht, der in allen seinen Werken so auf die Materie bezogen ist. Auch ohne sichtbares Zeichen hätte ich das Leben eingießen können.

Aber wer hätte es dann geglaubt? Wie viele Menschen können unerschütterlich glauben, auch wenn sie nicht sehen? Nehmt daher vom alten mosaischen Gesetz das reinigende Wasser, mit dem man die Unreinen wäscht, um sie, nachdem sie sich an einem Leichnam verunreinigt haben, wieder zu den Versammlungen zulassen zu können. In Wahrheit ist jeder Mensch, der geboren wird, verunreinigt, da er mit einer der Gnade gestorbenen Seele in Berührung kommt. Er muß also mit dem reinigenden Wasser von der unreinen Berührung gereinigt werden, um würdig zu werden, in den ewigen Tempel einzutreten. Haltet das Wasser in Ehren ... Nachdem ich

gesühnt und durch dreiunddreißig Jahre mühsamen Lebens, das in der Passion seinen Höhepunkt erreichte, erlöst hatte, nachdem ich mein ganzes Blut für die Sünden der Menschen gegeben hatte, flossen aus dem ausgebluteten und verbrauchten Leib des Märtyrers die heilsamen Wasser, die die Erbsünde abwaschen. Mit dem vollbrachten Opfer habe ich euch von diesem Makel erlöst. Wäre ich an der Schwelle des Lebens durch eines meiner göttlichen Wunder vom Kreuz gestiegen, wahrlich, ich sage euch, durch das vergossene Blut hätte ich euch von euren Sünden gereinigt, aber nicht von der Erbschuld. Für sie war das bis zum Ende vollbrachte Opfer notwendig. Wahrlich, die heilsamen Wasser, von denen Ezechiel spricht, sind aus dieser meiner Seitenwunde geflossen. Versenkt eure Seelen in dieses Wasser, damit sie makellos daraus hervorgehen, um den Heiligen Geist zu empfangen. Er wird im Gedenken an den Hauch, durch den der Schöpfer Adam eine Seele gab und ihn damit zu seinem Bild und Gleichnis machte, wieder in den Seelen der erlösten Menschen atmen und wohnen.

Tauft mit meiner Taufe, aber im Namen des dreieinigen Gottes; denn in Wahrheit sage ich euch, hätte der Vater nicht gewollt und der Geist nicht mitgewirkt, wäre das Wort nicht Fleisch geworden und es hätte keine Erlösung gegeben. Daher ist es gerecht und geziemend, daß der Mensch in der Taufe das Leben durch jene empfängt, die ihren Willen vereint haben, um es ihm zu geben: der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, und daß der Getaufte von mir den Namen Christ empfängt, um diesen Ritus von den anderen in der Vergangenheit und in der Zukunft zu unterscheiden, die zwar Riten sind, aber dem unsterblichen Teil kein unauslöschliches Zeichen aufprägen.

Und nehmt das Brot und den Wein, so wie ich es getan habe, und segnet, teilt und verteilt sie in meinem Namen; und die Christen sollen sich an mir sättigen. Brot und Wein opfert dem Vater im Himmel und verzehrt sie dann zum Gedächtnis des Opfers, das ich zu eurem Heil dargebracht und am Kreuz vollbracht habe. Ich,

Priester und Opfer, habe mich selbst geopfert und verzehrt, da kein anderer, wenn ich nicht gewollt hätte, mich hätte opfern können. Ihr, meine Priester, sollt dies zu meinem Gedächtnis tun, damit die unerschöpflichen Schätze meines Opfers flehend zu Gott aufsteigen und wohlthuend auf jene herabkommen, die mit festem Glauben darum bitten.

Mit festem Glauben, sage ich. Es ist keine Wissenschaft nötig, um an der eucharistischen Speise und dem eucharistischen Opfer teilzuhaben. Nur Glaube! Der Glaube daran, daß das Brot und der Wein, die einer, der von mir oder von denen, die nach mir kommen, bevollmächtigt ist – ihr, du, Petrus, neuer Pontifex der neuen Kirche, du, Jakobus des Alphäus, du, Johannes, du, Andreas, du, Simon, du, Philippus, du, Bartholomäus, du, Thomas, du, Judas Thaddäus, du, Matthäus, du, Jakobus des Zebedäus – in meinem Namen segnet, mein wahrer Leib und mein wahres Blut sind; daß, wer sie zur Speise und zum Trank erhält, mich mit Fleisch und Blut, Seele und Gottheit empfängt; daß wer mich aufopfert, wirklich Jesus Christus opfert, so wie er sich für die Sünden der Welt geopfert hat. Ein Kind oder ein Unwissender kann mich ebenso empfangen wie ein Gelehrter oder ein Erwachsener. Und ein Kind und ein Unwissender werden den gleichen Nutzen von dem dargebrachten Opfer haben, wie jeder von euch ihn hat. Es genügt, daß sie glauben und die Gnade des Herrn besitzen.

Aber ihr werdet noch eine neue Taufe empfangen: die Taufe des Heiligen Geistes. Ich habe ihn euch versprochen, und er wird euch gegeben werden. Der Heilige Geist selbst wird auf euch herabkommen. Ich werde euch sagen, wann. Und ihr werdet von ihm erfüllt sein, in der Fülle der priesterlichen Gaben. Ihr werdet daher den Heiligen Geist, von dem ihr erfüllt sein werdet, weitergeben können, wie ich es bei euch getan habe, um die Christen in der Gnade zu festigen und ihnen die Gaben des Paraklet zu übermitteln. Das königliche Sakrament, das dem der Priesterweihe nur wenig nachsteht, soll feierlich wie die mosaischen Weihen durch Auflegung der

Hände und Salbung mit duftendem Öl, wie man es früher zur Weihe der Priester gebraucht hat, gespendet werden. Nein, schaut mich nicht so erschrocken an! Ich sage keine sakrilegischen Worte. Ich lehre euch kein sakrilegisches Werk! Die Würde des Christen ist, ich wiederhole es, nur wenig geringer als die des Priesters.

Wo leben die Priester? Im Tempel. Und ein Christ wird ein lebendiger Tempel sein. Was tun die Priester? Sie dienen Gott durch Gebet, Opfer und Sorge um die Gläubigen. So wenigstens hätte es sein sollen ... Und der Christ dient Gott durch Gebet, Opfer und brüderliche Liebe. Und ihr werdet das Bekenntnis der Sünden anhören, wie ich eure und die Sünden vieler angehört und verziehen habe, wenn ich wahre Reue gesehen habe.

Ihr seid beunruhigt? Warum? Fürchtet ihr, nicht unterscheiden zu können? Ich habe schon mehrmals über die Sünde und über die Beurteilung der Sünde gesprochen. Aber denkt daran, daß ihr bei eurer Beurteilung auf die sieben Bedingungen achten müßt, die etwas Sünde sein lassen oder nicht, und Sünde von unterschiedlicher Schwere. Ich fasse zusammen: Wann und wie oft wurde gesündigt; wer hat gesündigt; mit wem; womit; welches war der Gegenstand der Sünde; welches die Ursache; warum wurde gesündigt.

Habt keine Angst. Der Heilige Geist wird euch beistehen. Worum ich euch aus ganzem Herzen bitte, ist, daß ihr ein heiliges Leben führt. Dieses wird das übernatürliche Licht in euch so sehr vermehren, daß ihr, ohne zu irren, in den Herzen der Menschen lesen und mit Liebe oder Autorität zu den Sündern sprechen könnt, die sich scheuen, ihre Schuld aufzudecken oder sich weigern, sie zu bekennen und den Zustand ihrer Seele zu offenbaren; daß ihr den Schüchternen helfen und die Unbußfertigen demütigen könnt. Denkt daran, daß die Erde den, der vergibt, verliert und ihr sein sollt, was ich gewesen bin: gerecht, geduldig und barmherzig, aber nicht schwach. Ich habe euch gesagt: Alles, was ihr auf Erden binden werdet, wird auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, wird auch im Himmel gelöst sein. Deshalb sollt ihr mit ange-

messener Überlegung jeden Menschen beurteilen, ohne euch von Zuneigung oder Abneigung, von Geschenken oder Drohungen beeinflussen zu lassen, unparteiisch in allem und gegenüber allen, wie Gott es ist, indem ihr auch die Schwächen des Menschen und die Nachstellungen seiner Feinde berücksichtigt.

Ich erinnere euch daran, daß Gott es manchmal zuläßt, daß auch seine Auserwählten zu Fall kommen, nicht weil es ihm gefällt, sie fallen zu sehen, sondern weil aus einem Fall ein künftiges, größeres Gut hervorgehen kann. Reicht daher dem Gefallenen die Hand, denn ihr wißt nicht, ob dieser Fall nicht die entscheidende Krise eines Übels ist, das für immer stirbt, und eine Reinigung des Blutes bewirkt, die zur Heilung führt, hier also zur Heiligkeit. Seid jedoch streng mit denen, die keine Achtung vor meinem Blut haben und sich mit der kaum im göttlichen Bad gereinigten Seele wieder und wieder in den Schlamm werfen. Verflucht sie nicht, aber seid streng mit ihnen. Redet ihnen zu, ermahnt sie siebzimal siebenmal und greift nur dann zum letzten Mittel, der Ausschließung aus dem erwählten Volk, wenn sie hartnäckig in einer Sünde verharren, die den Brüdern Ärgernis gibt und euch zwingt zu handeln, um nicht mitschuldig an ihren Taten zu werden. Denkt an meine Worte: „Wenn dein Bruder gesündigt hat, dann stelle ihn unter vier Augen zur Rede. Schenkt er dir kein Gehör, dann stelle ihn in Gegenwart von zwei oder drei Zeugen zur Rede. Genügt dies nicht, so sage es der Kirche. Hört er aber selbst auf diese nicht, so gelte er dir wie ein Heide und Zöllner.“

In der mosaischen Religion ist die Ehe ein Vertrag. In der neuen christlichen Religion soll die Ehe ein heiliger und unauflöslicher Akt sein, auf den die Gnade des Herrn herabsteigt, um aus den Eheleuten zwei Diener Gottes bei der Vermehrung des Menschengeschlechtes zu machen. Versucht von Anfang an, dem der neuen Religion angehörigen Gatten zu raten, den anderen zu bekehren, der noch nicht zu den Gläubigen gehört, damit er sich ihnen anschließt und so die schmerzlichen Meinungsverschiedenheiten vermieden werden, die

den Frieden stören, wie wir es auch unter uns beobachtet haben. Doch wenn es sich um Gläubige im Herrn handelt, dann darf unter keinen Umständen getrennt werden, was Gott verbunden hat. Bei einer Mischehe zwischen Christen und Heiden rate ich, daß der christliche Teil sein Kreuz mit Geduld und Sanftmut und auch mit Stärke trage und sogar bereit sei zu sterben, um seinen Glauben zu bewahren; aber er darf den Gatten nicht verlassen, mit dem er sich in vollem Einverständnis verbunden hat. Dies ist mein Rat für ein vollkommenes Leben im Ehestand, solange es wegen der geringen Verbreitung des Christentums noch nicht möglich ist, Ehen unter Gläubigen zu schließen. Danach wird die Bindung heilig und unauflöslich sein und heilig die Liebe.

Es wäre schlimm, wenn wegen der Härte der Herzen auch im neuen Glauben geschehen würde, was im alten geschehen ist: wenn man sich erlauben würde, zu verstoßen und aufzulösen, um Skandale zu vermeiden, die durch die Sittenlosigkeit der Menschen hervorgerufen werden. Wahrlich, ich sage euch, jeder soll das Kreuz seines Standes tragen, auch das des Ehestandes. Und wahrlich, ebenso sage ich euch, keinerlei Druck darf eure Autorität hindern zu sagen: „Es ist nicht erlaubt“, wenn jemand eine neue Ehe eingehen will, bevor der andere Gatte gestorben ist. Es ist besser, sage ich euch, wenn sich ein verfallener Teil abtrennt, allein oder gefolgt von anderen, als wenn man, um ihn in der Kirche zurückzuhalten, etwas erlaubt, was der Heiligkeit der Ehe entgegensteht, den Demütigen zum Ärgernis gereicht und Anlaß zu negativen Betrachtungen über die Integrität der Priester und über den Wert von Reichtum und Macht gibt. Die Eheschließung ist ein schwerwiegender und heiliger Akt. Und um dies zu bestätigen, habe ich an einer Hochzeit teilgenommen und dort das erste Wunder gewirkt. Doch wehe, wenn die Ehe zu Lüsterheit und Laune entartet. Die Ehe, der natürliche Vertrag zwischen Mann und Frau, soll von nun an zu einem geistigen Vertrag werden, bei dem die Seelen von zweien, die sich lieben, schwören, dem Herrn in gegenseitiger Liebe zu dienen, ihm diese Liebe aufzuopfern und

ihm Kinder zu schenken im Gehorsam gegen sein Gebot, sich zu mehren.

Und weiter ... Jakobus, erinnerst du dich an die Rede auf dem Karmel? Schon damals habe ich davon gesprochen. Aber die anderen wissen es nicht ... Ihr habt gesehen, wie Maria des Lazarus meine Glieder gesalbt hat beim Sabbatmahl in Betanien. Ich habe euch damals gesagt: „Sie hat mich für mein Begräbnis vorbereitet.“ Wahrlich, sie hat es getan. Nicht für das eigentliche Begräbnis, weil sie diesen Schmerz noch in weiter Ferne glaubte. Vielmehr wollte sie meine Glieder salben und reinigen von aller Unreinheit der Wege, damit ich im Duft des balsamischen Öls meinen Thron besteigen könnte. Das Leben des Menschen ist ein Weg. Der Eintritt des Menschen ins andere Leben müßte der Eintritt ins Reich sein. Jeder König wird gesalbt und parfümiert, bevor er seinen Thron besteigt und sich seinem Volk zeigt. Auch der Christ ist der Sohn eines Königs, der seinen Weg geht zu dem Reich, in das ihn der Vater ruft. Der Tod des Christen ist nur der Übergang ins Reich, um den Thron zu besteigen, den der Vater ihm bereitet hat. Der Tod hat keine Schrecken für den, der Gott nicht zu fürchten braucht, da er sich in seiner Gnade weiß. Doch das Gewand dessen, der zum Thron aufsteigt, soll rein sein von allem Schmutz, damit er es rein bewahre für die Auferstehung, und der Geist soll geläutert sein, damit er erstrahle auf dem Thron, den der Vater ihm bereitet hat, und die Würde widerspiegeln, die dem Sohn eines so großen Königs geziemt.

Vermehrung der Gnade, Tilgung der Sünden, die der Mensch bereut, Erweckerin brennenden Verlangens nach dem Guten, Kraftspenderin für den letzten Kampf, das möge die Salbung für die sterbenden Christen sein; vielmehr für die Christen, die geboren werden, denn in Wahrheit sage ich euch, wer im Herrn stirbt, wird zum ewigen Leben geboren.

Wiederholt die Geste Marias an den Gliedern der Erwählten. Niemand soll sich darüber erhaben erachten. Ich habe diesen Balsam angenommen von einer Frau. Jeder Christ soll sich geehrt fühlen durch

diese hohe Gnade seitens der Kirche, deren Kind er ist, und sie vom Priester annehmen, um sich von seinen letzten Makeln zu reinigen. Jeder Priester soll sich freuen, diesen Liebesakt Marias gegenüber dem leidenden Christus am Leib des sterbenden Bruders vorzunehmen. Wahrlich, ich sage euch, was ihr damals an mir nicht getan habt, als ihr euch von einer Frau habt übertreffen lassen, und woran ihr nun schmerzerfüllt denkt, das könnt ihr in Zukunft tun, sooft ihr euch mit Liebe über einen sterbenden Menschen neigt, um ihn auf die Begegnung mit Gott vorzubereiten. Ich bin in den Bettlern und in den Sterbenden, in den Pilgern, in den Waisen, den Witwen und den Gefangenen, in den Hungernden und Frierenden, in allen, die traurig oder müde sind. Ich bin in allen Gliedern meines mystischen Leibes, der die Vereinigung meiner Gläubigen ist. Liebt mich in ihnen, und ihr werdet euren häufigen Mangel an Liebe wiedergutmachen, mir große Freude bereiten und euch selbst große Ehre machen.

Endlich müßt ihr bedenken, daß die Welt, das Alter, die Krankheiten, die Zeit, die Verfolgungen sich gegen euch verschwören. Geht daher nicht geizig und unklug um mit dem, was ihr empfangen habt. Übertragt also in meinem Namen das Priesteramt auf die besten der Jünger, damit die Welt nicht ohne Priester sei. Zu diesem heiligen Stand sollt ihr jemanden erst zulassen, nachdem ihr genau die Werke und nicht nur die Worte dessen geprüft habt, der Priester werden will oder den ihr für geeignet haltet für diese Aufgabe. Denkt daran, was ein Priester ist. An das Gute, das er tun kann, aber auch an das Böse, das er tun kann. Ihr habt ein Beispiel dafür, was aus einem Priester werden kann, der seine Heiligkeit verliert. Wahrlich, ich sage euch, wegen der Sünden des Tempels wird diese Nation zerstreut werden. Aber ebenso sage ich euch, wahrlich, auch die Erde wird zerstört werden, wenn der Greuel der Verwüstung in das neue Priestertum eindringen und die Menschen zum Abfall verleiten wird, die sich dann Lehren der Hölle zuwenden werden. Dann wird der Sohn Satans aufstehen, und die Völker werden in furcht-

barem Schrecken erzittern. Wenige nur werden dem Herrn treu bleiben. Und dann wird unter Konvulsionen und Entsetzen, nach dem Sieg Gottes und seiner wenigen Auserwählten, das Ende kommen und der Zorn Gottes über alle Verdammten. Wehe, dreimal wehe, wenn für diese wenigen nicht noch Heilige, letzte Säulen des Tempels Christi, auf Erden sein werden. Wehe, dreimal wehe, wenn es keine *wahren* Priester mehr geben wird, um die letzten Christen zu trösten, so wie es sie für die ersten Christen geben wird. Wahrlich, die letzte Verfolgung wird furchtbar sein, da es keine Verfolgung durch Menschen, sondern durch die Söhne Satans und ihre Anhänger sein wird. Priester? Mehr als Priester werden jene der letzten Stunde sein müssen, so furchtbar wird die Verfolgung durch die Horden des Antichrist sein. Gleich dem in Linnen gekleideten Mann, der so heilig ist, daß er an der Seite des Herrn steht in der Vision des Ezechiel, müssen sie unermüdlich in ihrer Vollkommenheit ein Tau auf die Seelen der wenigen Gläubigen zeichnen, damit die Flammen der Hölle diese Zeichen nicht auslöschen. Priester? Engel! Engel, die das mit dem Weihrauch ihrer Tugenden gefüllte Weihrauchfaß schwingen, um die Luft von den Miasmen Satans zu reinigen. Engel? Mehr als Engel: andere Christusse, andere Ich, damit die Gläubigen der letzten Zeit ausharren können bis ans Ende.

Das werden sie sein müssen. Doch das künftige Gute und Böse hat seine Wurzel in der Gegenwart. Die Lawinen beginnen mit einer Schneeflocke. Ein unreiner, unwürdiger, häretischer, untreuer, ungläubiger, lauer oder kalter, erloschener, kraftloser, unzüchtiger Priester verursacht hundertmal mehr Schaden als ein einfacher Gläubiger, der dieselben Sünden begeht, und zieht viele andere nach sich in die Sünde. Die Nachlässigkeit im Priesteramt, die Annahme unreiner Lehren, der Egoismus, die Gier und die Unzucht im Priesterstand, ihr wißt, wo sie enden: im Gottesmord. Der Sohn Gottes kann zwar nicht mehr getötet werden in späteren Jahrhunderten, aber der Glaube an Gott, die Vorstellung von Gott. Und so wird ein Gottesmord begangen, der noch viel weniger gutzumachen ist, da keine

Auferstehung folgt. Oh, man kann ihn begehen, ja. Ich sehe . . . Man wird ihn begehen können wegen der vielen Judasse von Kerijot der künftigen Jahrhunderte. Schrecklich . . . !

Meine durch die eigenen Priester aus den Angeln gehobene Kirche! Ich stütze sie mit Hilfe der Sühnopfer. Und sie, die Priester, die nur das Gewand, aber nicht die Seele des Priesters haben, tragen dazu bei, die von der höllischen Schlange aufgerührten Wellen noch höher gegen dein Schiff schlagen zu lassen, o Petrus. Steh auf! Erhebe dich! Übermittle diesen Befehl deinen Nachfolgern: „Hand ans Steuer! Stoße die Schiffbrüchigen zurück, die Schiffbruch erleiden *wollten* und auch das Schiff Gottes versenken wollen.“ Bestrafe, aber rette, und fahre weiter. Sei streng, denn die Strafe für die Piraten ist gerecht. Verteidige den Schatz des Glaubens. Halte hoch die Lampe über die aufgebrachten Wellen wie einen Leuchtturm, damit alle, die deinem Schiff folgen, sehen und nicht untergehen. Hirte und Seemann dieser furchtbaren Zeiten, sammle, leite und halte mein Evangelium hoch, denn in ihm und in keiner anderen Wissenschaft liegt das Heil. Es werden Zeiten kommen, in denen die Priester – wie es in Israel geschehen ist, und noch schlimmer – glauben werden, die bevorzugte Klasse zu sein, weil sie das Überflüssige kennen und nicht mehr das Unentbehrliche; oder weil sie es nur in der toten Form kennen, in der heute die Priester das Gesetz kennen: in ihrem übertrieben mit Fransen behängten Gewand, aber nicht in seinem Geist. Es werden Zeiten kommen, in denen alle Bücher das Buch ersetzen werden, und dieses wird so gebraucht werden, wie wenn man einen Gegenstand zwangsweise benutzen muß und ihn mechanisch handhabt; ebenso wie ein Bauer pflügt, sät und erntet, ohne sich Gedanken zu machen über die wunderbare Vorsehung hinter der jährlich sich erneuernden Vervielfältigung des Samens: Ein Same wird in die vorbereitete Erde gestreut und dann durch die väterliche Liebe Gottes zum Halm, zur Ähre und zu Mehl und Brot. Wer von denen, die ein Stück Brot essen, erhebt denn seinen Geist zu dem, der den ersten Samen geschaffen hat und ihn seit Jahrhun-

derden aufgehen und wachsen läßt, der den Regen und die Wärme richtig bemißt, damit der Same keimt, wächst und reift und nicht verfault oder vertrocknet?

So wird die Zeit kommen, in der das Evangelium wissenschaftlich gut, geistig aber schlecht gelehrt werden wird. Was aber ist die Wissenschaft, wenn die Weisheit fehlt? Stroh ist sie! Stroh, das aufbläht und nicht nährt. Wahrlich, ich sage euch, eine Zeit wird kommen, in der viele Priester aufgeblasenen Strohköpfen, hochmütigen Strohaufen gleichen, die sich in ihrem Stolz noch damit brüsten, so aufgeblasen zu sein, als hätten sie selbst alle die Ähren gemacht, die einst das Stroh schmückten, als seien diese Ähren noch an den Strohhalmen. Sie werden glauben, alles zu sein, weil sie statt einer Handvoll Körner, der wahren Nahrung, dem Geist des Evangeliums, all dieses Stroh haben. Einen Haufen! Einen ganzen Haufen! Aber kann das Stroh genügen? Nicht einmal für den Bauch des Lasttieres genügt es, und wenn der Besitzer es nicht mit Hafer und frischem Gras stärkt, dann erkrankt das nur mit Stroh gefütterte Tier.

Und doch sage ich euch, eine Zeit wird kommen, in der die Priester, die vergessen haben, daß ich die Seelen mit wenigen Ähren die Wahrheit gelehrt habe, und die auch vergessen haben, was ihrem Herrn dieses wahre Brot des Geistes gekostet hat, das ganz und ausschließlich von der göttlichen Weisheit stammt und verkündet wurde durch das Wort Gottes – eine Lehre von würdigem Inhalt, unermüdlich wiederholt, damit die gesagten Wahrheiten nicht verlorengehen, demütig in der Form, ohne Flitter menschlicher Wissenschaft, ohne historische und geographische Ergänzungen – die Priester also werden sich nicht mehr um den Geist des Evangeliums kümmern, sondern um das Gewand, in das man es kleidet, um der Menge zu zeigen, wieviel sie wissen; und der Geist des Evangeliums wird ihnen verlorengehen und unter einer Lawine menschlicher Wissenschaften begraben werden. Wenn sie ihn aber selbst nicht haben, wie können sie ihn dann vermitteln? Was werden die aufgeblasenen Strohköpfe den Menschen geben? Stroh! Wird dieses die Seelen der

Gläubigen nähren? Gerade genug, um ein kümmerliches Leben zu fristen. Welche Früchte wird diese Belehrung und diese unvollkommene Kenntnis des Evangeliums reifen lassen? Das Erkalten der Herzen und das Ersetzen der einzigen, wahren Lehre durch häretische Lehren, durch Lehren und Ideen, die noch mehr als häretisch sind, die Vorbereitung der Erde auf das Tier, auf sein flüchtiges Reich der Kälte, der Finsternis und des Schreckens. Wahrlich, ich sage euch, so wie der Vater und Schöpfer die Sterne vermehrt, damit der Himmel sich nicht entvölkert durch jene, die erlöschen, weil ihre Zeit abgelaufen ist, ebenso werde ich hundert- und tausendmal Jünger evangelisieren müssen, die ich im Laufe der Jahrhunderte unter die Menschen senden werde. Und in Wahrheit sage ich euch, ihr Schicksal wird dem meinen gleichen: Die Synagoge und die Stolzen werden sie verfolgen, wie sie mich verfolgt haben. Doch wie ich werden auch sie ihren Lohn haben: den Willen Gottes zu tun und ihm zu dienen bis zum Tod am Kreuz, auf daß seine Herrlichkeit erstrahle und seine Gegenwart in den Seelen nicht ende.

Aber du, Oberhirte, und ihr, Hirten, ihr und eure Nachfolger wacht, damit der Geist des Evangeliums nicht verloren gehe, und bitet unermüdlich den Heiligen Geist, daß sich das Pfingstfest fortwährend in euch erneuere – noch wißt ihr nicht, was ich damit meine, aber bald werdet ihr es wissen – damit ihr alle Sprachen verstehen und meine Worte unterscheiden könnt von den Stimmen des Affen Gottes, von den Stimmen Satans. Laßt meine künftigen Worte nicht ins Leere fallen. Jedes meiner Worte ist Barmherzigkeit für euch, zu eurer Hilfe, und noch zahlreicher werden meine Worte sein, wenn ich aus göttlichen Gründen sehe, daß das Christentum sie braucht, um die Stürme der Zeiten zu überdauern.

Hirte und Seemann, Petrus! Hirte und Seemann. Es wird eines Tages nicht mehr genügen, Hirte zu sein, wenn du nicht Seemann bist, und Seemann zu sein, wenn du nicht Hirte bist. Du wirst beides gleichzeitig sein müssen, um die Lämmer beisammenzuhalten, die höllische Fangarme und grausame Krallen dir zu entreißen su-

chen oder mit der trügerischen Musik falscher Versprechungen zu verführen trachten, und um das Schiff vorwärtszubringen, das von allen Winden aus Norden und Süden, aus Osten und Westen erfaßt, von den Mächten der Tiefe geschüttelt und hin- und hergerissen, von den Pfeilen der Bogenschützen des Tieres getroffen, vom Hauch des Drachen versengt wird und dessen Bordwände sein Schwanz zertrümmert, so daß die Unvorsichtigen verbrennen, in die tobenden Wellen stürzen und umkommen werden.

Hirte und Seemann in furchtbaren Zeiten ... Dein Kompaß sei das Evangelium. In ihm ist das Leben und das Heil. Und alles steht in ihm geschrieben. Jeder Artikel des heiligen Gesetzbuches, jede Antwort auf die vielfältigen Fragen bezüglich der Seele ist in ihm enthalten. Und Sorge dafür, daß Priester und Gläubige nicht davon abweichen. Sorge dafür, daß keine Zweifel daran aufkommen, daß nichts verändert, nichts ersetzt wird durch Sophistereien. Das Evangelium bin ich selbst. Von der Geburt bis zum Tod. Im Evangelium ist Gott. Denn in ihm offenbaren sich die Werke des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Das Evangelium ist Liebe. Ich habe gesagt: „Mein Wort ist Leben.“ Ich habe gesagt: „Gott ist die Liebe.“ Daher sollen die Völker mein Wort kennen und Liebe, also Gott, in sich haben, um das Reich Gottes zu besitzen. Denn wer nicht in Gott ist, der hat das Leben nicht in sich. Und wer das Wort des Vaters nicht aufnimmt, kann nicht eins sein mit dem Vater, mit mir und mit dem Heiligen Geist im Himmel, und er kann auch nicht zu dem einen Schafstall gehören, der so heilig ist, wie ich es will. Er wird keine Rebe am Weinstock sein, denn wer mein Wort ganz oder teilweise ablehnt, ist ein Glied, durch das der Saft des Lebens nicht mehr fließt. Mein Wort ist der Saft, der nährt, wachsen und Früchte bringen läßt.

All dies sollt ihr zum Gedächtnis an mich, der ich euch unterwiesen habe, tun. Vieles hätte ich euch noch darüber zu sagen. Doch ich habe nur den Samen ausgeworfen. Der Heilige Geist wird ihn in euch zum Keimen bringen. Ich wollte euch den Samen geben, weil

ich eure Herzen kenne und weiß, wie euch geistige, übernatürliche Befehle schwanken lassen würden. Die Angst vor einer Täuschung würde euren ganzen Willen lähmen. Daher habe ich als erster mit euch über alle diese Dinge gesprochen. Später wird der Paraklet euch an meine Worte erinnern und sie im einzelnen erläutern. Und ihr werdet euch nicht mehr fürchten, denn ihr werdet euch daran erinnern, daß der erste Same von mir ausgeworfen wurde. Laßt euch vom Heiligen Geist leiten. Wenn meine Hand sanft gewesen ist, als ich euch geleitet habe, so wird sein Licht noch sanfter sein. Er ist die Liebe Gottes. So kann ich nun beruhigt gehen, denn ich weiß, daß er meinen Platz einnehmen und euch zur Erkenntnis Gottes führen wird. Noch kennt ihr ihn nicht, obgleich ich euch so viel über ihn gesagt habe. Aber es ist nicht eure Schuld. Ihr habt alles getan, um mich zu verstehen, und ihr seid daher gerechtfertigt, auch wenn ihr in diesen drei Jahren wenig verstanden habt. Das Fehlen der Gnade hat euren Geist verdunkelt. Auch jetzt versteht ihr wenig, obwohl die Gnade Gottes von meinem Kreuz auf euch herabgekommen ist. Ihr braucht das Feuer. Einmal habe ich zu einem von euch darüber gesprochen, als wir am Ufer des Jordan entlanggingen. Nun ist die Stunde gekommen. Ich kehre zu meinem Vater zurück, lasse euch aber nicht allein; denn ich lasse euch die Eucharistie, also euren Jesus, der zur Speise für die Menschen geworden ist. Und ich lasse euch den Freund, den Paraklet. Er wird euch leiten. Ich führe eure Seelen aus meinem Licht in sein Licht, und er wird eure Bildung vollenden.«

»Willst du uns jetzt verlassen? Hier? Auf diesem Berg?« Sie sind alle untröstlich.

»Nein, noch nicht. Aber die Zeit fliegt, und bald wird der Augenblick gekommen sein.«

»Oh, laß mich nicht ohne dich auf der Erde zurück, Herr! Ich habe dich geliebt von deiner Geburt bis zu deinem Tod, von deinem Tod bis zu deiner Auferstehung, und immer. Aber es wäre zu traurig, wenn ich dich nicht mehr unter uns wüßte! Du hast das Gebet des

Vaters des Elischa erhört. Du hast so viele erhört. Erhöre auch mein Gebet, Herr!« fleht Isaak auf den Knien mit ausgestreckten Armen.

»Das Leben, das noch vor dir liegen könnte, wäre, mich zu verkündigen, vielleicht auch die Ehre des Martyriums. Du hast es verstanden, aus Liebe zu mir Märtyrer zu sein, als ich noch ein Kind war, und fürchtest nun, es für mich zu sein, da ich verherrlicht bin?«

»Meine Ehre wäre es, dir zu folgen, Herr. Ich bin arm und töricht. Alles, was ich zu geben hatte, habe ich mit gutem Willen gegeben. Nun möchte ich nur noch eines: dir folgen. Doch es soll geschehen, wie du willst, nun und immer.«

Jesus legt seine Hand auf das Haupt des Isaak und läßt sie dort lange und liebevoll liegen, während er sich an alle wendet und sagt: »Habt ihr keine Fragen? Dies sind meine letzten Belehrungen. Sprecht zu eurem Meister ... Seht ihr, wie die Kleinen Zutrauen zu mir haben?«

Tatsächlich hat Margziam auch heute seinen Kopf an Jesus gelehnt und schmiegt sich ganz an ihn, und Isaak hat sich nicht gescheut, seinen Wunsch auszusprechen.

»Wahrlich ... Ja ... Wir haben viele Fragen ... « sagt Petrus.

»Dann fragt.«

»Nun ... Gestern abend, nachdem du uns verlassen hattest, haben wir miteinander gesprochen über alles, was du uns gesagt hast. Und nun drängen sich uns neue Fragen auf hinsichtlich deiner Worte. Gestern, und auch heute, wenn man es recht bedenkt, hast du so gesprochen, als ob schon bald Häresien und Spaltungen entstehen würden. Das läßt uns denken, daß wir sehr vorsichtig denen gegenüber sein müssen, die zu uns kommen wollen. Denn gewiß wird unter ihnen der Same der Häresie und der Spaltung sein.«

»Glaubst du das? Ist denn Israel nicht schon gespalten, da ein Teil zu mir gekommen ist? Was du sagen willst, ist, daß das Israel, das mich geliebt hat, niemals häretisch und gespalten sein wird. Nicht wahr? Aber war es denn jemals einig in allen Jahrhunderten, selbst in seiner alten Form? Und war es etwa einig in meiner Nachfolge?

Wahrlich, ich sage euch, die Wurzel der Häresie steckt in ihm.

»Aber . . . «

»Aber Götzendienst und Häresie gibt es seit Jahrhunderten unter dem äußeren Anschein der Treue. Ihr kennt ihre Götzen. Auch ihre Häresien. Die Heiden werden besser sein als sie. Daher habe ich sie nicht ausgeschlossen und gebiete euch zu tun, was ich getan habe. Dies wird für euch eine der schwierigsten Aufgaben sein. Ich weiß es. Aber denkt an die Propheten. Sie haben die Berufung der Heiden und die Halsstarrigkeit der Juden vorausgesagt. Warum wollt ihr die Pforten des Reiches jenen verschließen, die mich lieben und zu dem Licht kommen, das ihre Seele gesucht hat? Ihr haltet sie für größere Sünder als ihr es seid, weil sie Gott bisher nicht gekannt haben, weil sie ihre Religion ausgeübt haben und sie auch weiter ausüben werden, solange sie nicht von unserer Religion angezogen werden. Das dürft ihr nicht. Ich sage euch, sehr oft sind sie besser als ihr, denn obwohl sie eine unheilige Religion haben, sind sie gerecht. In keiner Nation und Religion fehlt es an Gerechten. Gott sieht auf die Werke und nicht auf die Worte der Menschen. Und wenn er sieht, daß ein Heide mit gerechtem Herzen von Natur aus tut, was das Gesetz des Sinai vorschreibt, warum soll er ihn dann verwerfen? Wenn ein Mensch, dem das Gebot Gottes, dieses oder jenes Böse nicht zu tun, unbekannt ist, sich selbst das Gebot auferlegt, nicht zu tun, was ihn sein Verstand als schlecht erkennen läßt, und es treu befolgt – ist dies nicht viel verdienstvoller im Vergleich zu dem sehr relativen Verdienst dessen, der Gott, das Ziel des Menschen, und das Gesetz, das ihm ermöglicht, dieses Ziel zu erreichen, kennt und der fortwährend Kompromisse schließt und Berechnungen anstellt, um das vollkommene Gebot dem eigenen verderbten Willen anzupassen? Was glaubt ihr? Daß Gott die Ausflüchte schätzt, mit denen Israel den Gehorsam zu umgehen sucht, um nicht zu viel von seiner Begierde opfern zu müssen? Was meint ihr? Wenn ein Heide diese Welt verläßt, der in den Augen Gottes gerecht war, weil er dem richtigen, ihm von seinem Gewissen auferlegten Gesetz gefolgt ist, wird

Gott ihn dann als Teufel richten? Ich sage euch: Gott wird die Werke der Menschen prüfen, und Christus, der Richter aller Menschen, wird jene belohnen, in denen die Seele das innere Gesetz befolgt hat, um das letzte Ziel des Menschen zu erreichen: die Vereinigung mit seinem Schöpfer, mit dem den Heiden unbekanntem Gott, den sie aber als den wahren und heiligen Gott jenseits der gemalten Szenerie der falschen Olympe erkennen. Achtet daher sehr darauf, daß ihr bei den Heiden nicht Anstoß erregt. Schon zu oft ist der Name Gottes unter den Heiden verspottet worden wegen der Werke des Volkes Gottes. Bildet euch nicht ein, die ausschließlichen Schatzmeister meiner Gnaden und Verdienste zu sein. Ich bin für die Juden und für die Heiden gestorben. Mein Reich wird für alle Völker sein. Mißbraucht nicht die Geduld, die Gott bisher mit euch gehabt hat, indem ihr sagt: „Uns wird alles gewährt.“ Nein. Ich sage es euch. Es wird nicht mehr dieses oder jenes Volk geben. Es wird mein Volk geben. Und bei diesem haben die Gefäße, die im Dienst des Tempels gebraucht wurden, und die, die nun auf die Altäre Gottes gestellt werden, den gleichen Wert. Ja, viele Gefäße, die im Dienst des Tempels, aber nicht für den Dienst Gottes gebraucht wurden, wird man in eine Ecke werfen, und an ihrer Stelle werden andere auf den Altar gestellt werden, die Weihrauch, Öl, Wein oder Balsam noch nicht kennen, aber danach verlangen, sich mit ihnen zu füllen und zur Ehre des Herrn benutzt zu werden. Verlangt nicht zu viel von den Heiden. Es genügt, daß sie Glauben haben und meinem Wort gehorchen. Eine neue Beschneidung wird die frühere ersetzen. Der Mensch wird von nun an am Herzen beschnitten, mehr noch am Geist als am Herzen; denn das Blut der Beschnittenen, das die Reinigung von der Begierde, die Adam der Gotteskindschaft beraubte, symbolisiert, ist nun durch mein reinstes Blut ersetzt. Dies gilt für den am Fleisch Beschnittenen wie für den Unbeschnittenen, wenn er nur meine Taufe hat und aus Liebe zu mir dem Satan, der Welt und dem Fleisch entsagt. Verachtet nicht die Unbeschnittenen. Gott hat Abraham nicht verachtet. Um seiner Gerechtigkeit willen hat er ihn

zum Haupt seines Volkes erwählt, noch bevor die Beschneidung sein Fleisch verletzte. Wenn aber Gott sich dem unbeschnittenen Abraham genähert hat, um ihm seine Befehle zu erteilen, dann könnt ihr euch den Unbeschnittenen nähern, um sie im Gesetz des Herrn zu unterweisen. Überlegt, zu wie vielen Sünden und zu welcher Sünde die Beschnittenen fähig gewesen sind. Seid daher nicht zu streng mit den Heiden.«

»Aber sollen wir ihnen sagen, was du uns gelehrt hast? Sie werden nichts davon verstehen, denn sie kennen das Gesetz nicht.«

»Sagt es ihnen. Hat etwa Israel es verstanden, das doch das Gesetz und die Propheten kannte?«

»Das ist wahr.«

»Doch gebt acht. Ihr werdet sagen, was der Geist euch eingibt, wörtlich, ohne Furcht und ohne es von euch aus tun zu wollen. Wenn dann bei den Gläubigen falsche Propheten erscheinen, die ihre Ideen als eingegebene Ideen darstellen, obgleich sie Häretiker sind, dann werdet ihr mit wirksameren Mitteln als dem Wort ihre häretischen Lehren bekämpfen. Aber macht euch deshalb keine Sorgen. Der Heilige Geist wird euch leiten. Ich sage nie etwas, was sich nicht erfüllt.«

»Und was tun wir mit den Häretikern?«

»Ihr werdet die Häresie als solche mit aller Kraft bekämpfen, aber mit allen Mitteln versuchen, die Häretiker zum Herrn zu bekehren. Werdet nicht müde, die verirrtten Schafe zu suchen und sie in den Schafstall zurückzuführen. Betet und leidet, laßt beten und leiden, bittet um Opfer und Leiden bei den Reinen, den Guten, den Großmütigen; denn durch diese Mittel bekehrt man die Brüder. Die Passion Christi setzt sich in den Christen fort. Ich habe euch nicht ausgeschlossen von diesem großen Werk, das die Erlösung der Welt ist. Ihr seid alle Glieder eines einzigen Leibes. Helft euch gegenseitig, und wer stark und gesund ist, arbeite für die Schwächeren, und wer geeint ist, strecke die Hand aus und rufe die fernen Brüder.«

»Aber wird es solche geben, nachdem sie Brüder in einem Haus waren?«

»Es wird sie geben.«

»Und warum?«

»Aus so vielen Gründen. Sie werden meinen Namen noch tragen, und sie werden sich dieses Namens sogar rühmen. Sie werden arbeiten, um ihn bekannt zu machen. Sie werden dazu beitragen, daß ich bis an die äußersten Grenzen der Erde bekannt werde. Laßt sie gewähren, denn ich erinnere euch daran: Wer nicht gegen mich ist, ist für mich. Aber, arme Kinder! Ihre Arbeit wird immer nur Stückwerk, und ihre Verdienste werden stets unvollkommen sein. Sie können nicht in mir sein, wenn sie vom Weinstock getrennt sind. Ihre Werke werden immer unvollständig sein. Ihr, ich sage ihr, spreche aber auch zu den Zukünftigen, euren Nachfolgern, sollt auch dort sein, wo sie sind. Sagt nicht wie die Pharisäer: „Ich gehe nicht dorthin, damit ich mich nicht verunreinige“; sagt nicht aus Trägheit: „Ich gehe nicht dorthin, weil sie ja schon den Herrn verkündigen“; sagt nicht aus Furcht: „Ich gehe nicht dorthin, damit sie mich nicht verjagen.“ Geht! Ich sage euch: Geht! Zu allen Völkern, bis an die Grenzen der Erde, damit meine ganze Lehre und meine einzige Kirche bekannt werden und die Seelen die Möglichkeit erhalten, ihr anzugehören.«

»Und werden wir alle deine Werke berichten oder aufschreiben?«

»Ich habe euch schon gesagt, der Heilige Geist wird euch wissen lassen, was gut zu sagen oder zu verschweigen ist, je nach den Zeiten. Ihr seht es! Alles, was ich getan habe, es wird geglaubt oder geleugnet, und manchmal wird es sogar als Waffe gegen mich verwendet von solchen, die mich hassen. Man hat mich Beelzebul genannt, da ich als Meister und in Gegenwart aller Wunder gewirkt habe. Und was werden sie wohl jetzt sagen, wenn sie erfahren, welche übernatürlichen Dinge ich gewirkt habe? Ich werde noch mehr gelästert werden. Und ihr würdet vor der Zeit verfolgt werden. Daher schweigt, bis es Zeit ist zu reden.«

»Aber wenn diese Zeit erst kommen sollte, wenn wir, die Zeugen, schon gestorben sind?«

»In meiner Kirche wird es immer Priester, Gelehrte, Propheten,

Exorzisten, Bekenner und Wundertäter geben, und auch Erleuchtete, alles, was nötig ist, damit die Völker von ihnen erhalten, was sie brauchen. Der Himmel – die triumphierende Kirche – wird die lehrende Kirche nicht alleinlassen, und diese wird der streitenden Kirche beistehen. Sie sind nicht drei Leiber, sie sind ein einziger Leib. Zwischen ihnen besteht nicht Trennung, sondern eine Gemeinschaft in der Liebe und in ihrem Ziel: die Liebe zu lieben und sie im Himmel, ihrem Reich, zu besitzen. Daher muß auch die streitende Kirche denen durch ihre Fürbitte liebevoll zu Hilfe eilen, die zwar schon für die triumphierende Kirche bestimmt, aber noch von ihr ausgeschlossen sind, um Sühne und Genugtuung zu leisten für ihre wohl vergebene, aber vor der vollkommenen göttlichen Gerechtigkeit noch nicht gänzlich bezahlte Schuld. Alles im mystischen Leib muß in Liebe und aus Liebe erfolgen, denn die Liebe ist das Blut, das in diesem Leib kreist. Helft den büßenden Brüdern. Wie ich gesagt habe, daß die leiblichen Werke der Barmherzigkeit ihren Lohn im Himmel finden werden, ebenso habe ich gesagt, daß es mit den geistlichen geschieht. In Wahrheit sage ich euch, die Fürbitte für die Verstorbenen, um ihnen zum Frieden zu verhelfen, ist ein großes Werk der Barmherzigkeit, für das Gott euch segnen wird und die Bedachten dankbar sein werden. Wenn ihr bei der Auferstehung des Fleisches alle vor dem Richter Christus versammelt seid, werden unter den von mir Gesegneten auch jene sein, die Liebe gegenüber den büßenden Brüdern geübt und für ihren ewigen Frieden gebetet und geopfert haben. Ich sage es euch: Kein einziges eurer guten Werke wird unbelohnt bleiben; und viele werden hell erstrahlen im Himmel, ohne daß sie gepredigt, verwaltet, apostolische Reisen unternommen oder einen besonderen Stand gewählt haben, sondern nur weil sie gebetet und gelitten haben, um den Büßenden Frieden und den Sterblichen Bekehrung zu erlangen. Auch diese der Welt unbekannt, Priester, verkannte Apostel, Sühnopfer, die nur Gott sieht, werden ihren Lohn als Arbeiter des Herrn erhalten, da sie aus ihrem Leben ein beständiges Opfer der Liebe für die Brüder und zur Ehre

Gottes gemacht haben. Wahrlich, ich sage euch, zum ewigen Leben führen viele Wege, und einer davon, der meinem Herzen sehr teuer ist, ist dieser. Habt ihr noch andere Fragen? Sprecht.«

»Herr, gestern, und nicht nur gestern, haben wir nachgedacht über deine Worte: „Ihr werdet auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten.“ Aber jetzt sind wir nur noch elf ... «

»Dann müßt ihr einen zwölften wählen. Das ist deine Sache, Petrus.«

»Meine? Meine nicht, Herr! Ernenne du ihn.«

»Ich habe meine Zwölf einmal erwählt und sie herangebildet. Dann habe ich ihr Oberhaupt ernannt. Schließlich habe ich ihnen die Gnade geschenkt und den Heiligen Geist eingegossen. Nun müssen sie alleine gehen, denn sie sind keine unfähigen Säuglinge mehr.«

»Aber sage uns wenigstens, wohin wir unseren Blick richten sollen ... «

»Nun, dies hier ist der auserwählte Teil der Herde«, sagt Jesus und weist ringsum auf die Anwesenden aus den Zweiundsiebzig.

»Nicht wir, Herr! Nicht wir. Wir haben Angst, den Platz des Verräters einzunehmen«, bitten diese.

»Wir wollen Lazarus nehmen. Ist es dir recht, Herr?«

Jesus schweigt.

»Josef von Arimathäa? Nikodemus? ... «

Jesus schweigt.

»Aber ja, nehmen wir Lazarus.«

»Und dem vollkommenen Freund wollt ihr den Platz geben, den ihr selbst nicht wollt?« sagt Jesus.

»Herr, ich möchte etwas sagen«, sagt der Zelote.

»So sprich.«

»Aus Liebe zu dir würde Lazarus auch diesen Platz annehmen, dessen bin ich sicher. Und er würde ihn auf so vollkommene Weise ausfüllen, daß man vergessen könnte, wessen Platz es gewesen ist. Aber mir erscheint es aus anderen Gründen nicht richtig. Die geistigen Tugenden des Lazarus finden sich auch bei vielen der Ge-

ringen deiner Herde. Ich denke, es wäre besser, diesen den Vorzug zu geben, damit die Gläubigen nicht sagen, daß man nur die Macht und die Reichtümer sucht, wie die Pharisäer es machen, statt der Tugend.«

»Das hast du gut gesagt, Simon, um so mehr, als du gerecht und trotz deiner Freundschaft mit Lazarus unparteiisch gesprochen hast.«

»Dann wollen wir Margziam zum zwölften Apostel machen. Er ist ein Knabe.«

»Ich würde annehmen, um diese schreckliche Leere auszufüllen, aber ich bin nicht würdig. Wie könnte ich, ein Knabe, zu Erwachsenen sprechen? Herr, du mußt sagen, ob ich recht habe.«

»Du hast recht. Aber es hat keine Eile. Die Stunde wird kommen, und ihr werdet überrascht sein, daß ihr dann alle derselben Meinung seid. Betet inzwischen! Ich gehe. Zieht euch zum Gebet zurück. Ich entlasse euch für heute. Und sorgt dafür, daß ihr alle zum vierzehnten Siw in Betanien seid.«

Jesus steht auf, während alle niederknien und mit der Stirn den Boden berühren. Er segnet sie, und das Licht, sein Diener, der sein Kommen ankündigt und ihn bei seinem Weggang in sich aufnimmt, umgibt und verbirgt ihn auch diesmal wieder.

698 Das nachgeholte Paschafest

Diesmal ist der Auftrag Jesu buchstäblich ausgeführt worden. Betanien quillt über von Jüngern. Sie sind auf den Wiesen, den Wegen, in den Obst- und Ölgärten des Lazarus; und da diese nicht genügen für so viele Leute, die den Besitz des Freundes Jesu nicht beschädigen wollen, hat sich eine große Anzahl auch in die Ölgärten zwischen Betanien und Jerusalem entlang den Wegen über den Ölberg zerstreut.

Die ersten und ältesten Jünger sind dem Haus am nächsten, weiter entfernt unzählige andere. Weniger bekannte Gesichter oder gänzlich unbekannte. Doch wer könnte die nun so zahlreichen Gesichter

wiedererkennen und sie beim Namen nennen? Ich glaube, es sind Hunderte. Ab und zu erinnert mich ein Gesicht oder ein Name in dem Durcheinander an jemanden, dem Jesus Gutes getan oder den er bekehrt hat, vielleicht in der letzten Stunde. Aber es übersteigt meine Fähigkeiten, mich an alle diese Gesichter und Namen zu erinnern, sie alle wiederzuerkennen. Es wäre so, als hätte ich erkennen sollen, wer in der Volksmenge war, die sich am Palmsonntag oder an dem schmerzlichen Karfreitag auf den Straßen Jerusalems bewegte oder den Kalvarienberg mit einem Teppich von Gesichtern, meist von haßverzerrten Gesichtern, bedeckte.

Die Apostel gehen im Haus des Simon ein und aus und auch unter die Leute, um sie ruhig zu halten oder ihre Fragen zu beantworten. Lazarus und Maximinus sind dabei behilflich. An den hohen Fenstern im oberen Stockwerk von Simons Haus erscheinen die Gesichter aller Jüngerinnen und verschwinden wieder: graue Mähnen, braune Mähnen, und dazwischen die leuchtend blonden Köpfe von Maria des Lazarus und Aurea. Ab und zu kommt eine heraus, schaut, und zieht sich wieder zurück. Es sind alle da, wirklich alle, Junge und Alte, auch die, die bisher noch nie gekommen sind, wie Sara von Afek. Auf der Terrasse spielen die Kinder, die Sara dort gesammelt hat, die Enkel der Hanna von Meron, Maria, Matthias, der Knabe Schalem, der Enkel des Nahum, der ein Krüppel war und nun gesund und munter ist, und noch andere. Ein Schwarm glücklicher Vöglein, beaufsichtigt von Margziam und anderen jungen Jüngern, wie dem Hirtenjungen von Anon und Jaia von Pella. Ich sehe unter den Kindern nun auch den früher blinden Knaben aus Sidon. Offensichtlich hat sein Vater ihn mitgebracht.

Ein herrlicher, friedvoller Sonnenuntergang beginnt.

Petrus beratschlagt mit Lazarus und den Gefährten: »Ich meine, es wäre besser, die Leute jetzt zu entlassen. Was sagt ihr dazu? Auch heute wird er nicht kommen. Und viele von diesen hier müssen heute abend noch das kleine Paschafest feiern«, sagt Petrus.

»Ja, es wäre besser, sie zu entlassen. Vielleicht hat der Herr es für

gut befunden, heute nicht zu kommen. In Jerusalem sind alle vom Tempel versammelt. Ich weiß nicht, wie sie erfahren haben, daß er kommen wird und . . . « sagt Lazarus.

»Und wenn sie es auch wissen, was können sie ihm jetzt noch antun?« sagt Thaddäus mit Nachdruck.

»Du vergißt, daß sie immer die gleichen sind. Damit ist alles gesagt. Wenn sie auch ihm nichts mehr antun können, so können sie doch denen sehr viel antun, die gekommen sind, um ihm zu huldigen. Und der Herr will seinen Getreuen nicht schaden. Und außerdem! Glaubst du, daß sie, die von ihrer Sünde und von ihren immer gleichen, unwandelbaren Gedankengängen verblendet sind, nicht in dem großen Widerstreit in ihren Köpfen auf die Idee gekommen sind, daß der Herr auferstanden ist, vielmehr, daß er nie gestorben und aus dem Grab herausgekommen ist, daß er selbst aufgewacht ist oder mit Hilfe vieler Komplizen? Ihr könnt euch nicht vorstellen, was für ein Wirrwarr von Gedanken, was für ein Durcheinander, was für ein Sturm von Vermutungen bei ihnen herrscht. Und dies nur, weil sie nicht die Wahrheit bekennen wollen. Man kann wirklich sagen, daß die Komplizen von gestern heute geteilt sind, aus eben dem Grund, der sie zuvor geeint hat. Und der eine oder andere läßt sich von ihren Ideen verführen. Habt ihr gemerkt, daß einige der Jünger schon nicht mehr unter uns sind?« sagt Lazarus.

»Laß sie laufen! Dafür sind andere und bessere gekommen. Gewiß sind unter denen, die gegangen sind, auch einige, die dem Synedrium berichtet haben, daß der Herr am vierzehnten Tag des zweiten Monats hier erscheinen würde. Und nach diesem Verrat haben sie nicht mehr den Mut, zu kommen. Fort mit ihnen! Genug der Verräter!« sagt Bartholomäus.

»Freund, solche werden wir immer haben. Der Mensch! . . . Er läßt sich zu sehr durch Eindrücke und äußeren Druck beeinflussen. Aber wir brauchen nichts zu fürchten. Der Herr hat gesagt, daß wir nichts fürchten sollen«, sagt der Zelote.

»Und wir fürchten uns nicht. Vor einigen Tagen haben wir noch

Angst gehabt. erinnert ihr euch? Ich jedenfalls dachte mit Schrecken an die Rückkehr hierher. Nun scheint es mir, als hätte ich keine Angst mehr. Aber ich traue mir selbst nicht recht, und auch ihr sollt euch nicht zu sehr auf euren Kephas verlassen. Ich habe schon einmal bewiesen, daß ich bröckelnder Ton und nicht harter Granit bin. Nun, entlassen wir also diese hier. Tue du es, Lazarus ... «

»Nein, Simon Petrus. Das ist deine Sache. Du bist das Oberhaupt ... « sagt Lazarus gütig und legt einen Arm um die Schulter des Petrus. Er schiebt ihn zur Treppe und hinauf auf die Terrasse, die das Haus des Simon umgibt.

Petrus macht ein Zeichen, daß er sprechen will, und die Leute in seiner Nähe schweigen, und die weiter entfernten kommen näher. Petrus wartet, bis fast alle da sind, und sagt dann: »Ihr Männer aus allen Gegenden Israels, hört zu. Ich fordere euch auf, in die Stadt zurückzukehren. Die Sonne geht bereits unter. Geht also! Wenn er noch kommen sollte, lassen wir es euch auf jeden Fall wissen. Gott sei mit euch.«

Er zieht sich in einen luftigen Raum zurück, in dem alle die getreuesten Jüngerinnen um die Jungfrau versammelt sind und auch die anderen Frauen, die den Herrn als Meister geliebt haben, ihm jedoch nicht auf seinen Pilgerfahrten gefolgt sind. Petrus setzt sich in eine Ecke und betrachtet Maria, die ihm zulächelt.

Die Leute draußen teilen sich langsam in zwei Teile. Die einen bleiben, die anderen kehren in die Stadt zurück. Stimmen von Erwachsenen rufen nach Kindern, Kinderstimmen antworten. Dann läßt der Lärm nach.

»Und nun«, sagt Petrus, »wollen auch wir gehen ... «

»Vater, der Herr hat aber gesagt, daß er kommen wird!«

»Ich weiß schon! Aber wie du siehst, ist er nicht gekommen. Und es ist der vorgeschriebene Feiertag ... «

»Ja. Und mein Bruder hat alles für euch vorbereitet. Und hier ist auch Markus des Jona, der gekommen ist, um euch zum Tor zu begleiten und es zu öffnen. Aber ich komme mit. Alle kommen wir. Lazarus hat für alle gesorgt«, sagt Maria von Magdala.

»Und wo werden so viele Menschen das Abendmahl einnehmen?«
»Getsemani wird der Abendmahlsaal sein. Der Raum im Haus für die, die Jesus genannt hat. Draußen vor dem Haus die Tische für die anderen. So hat er es gewollt.«

»Wer? Lazarus?«

»Der Herr.«

»Der Herr? Aber wann ist er denn gekommen?«

»Er ist gekommen ... Was kümmert es dich, an welchem Tag? Er ist gekommen und hat mit Lazarus gesprochen.«

»Ich glaube, er kommt oder ist zu jedem von uns gekommen, auch wenn keiner es sagt und diese Freude wie eine kostbare Perle für sich bewahrt und sie nicht einmal zeigen will aus Furcht, sie könnte ihren wunderbaren Glanz verlieren. Die Geheimnisse des Königs!« sagt Bartholomäus und schaut die jungfräulichen Jüngerinnen an, deren Gesichter purpurrot werden, als ob die untergehende Sonne sie träfe. Aber es ist die geistige Flamme höchster Freude, die sie erröten läßt. Maria, die Jungfrau der Jungfrauen im weißen Leinenkleid, eine strahlende Lilie, neigt lächelnd das Haupt und schweigt. Wie sehr gleicht sie in diesem Augenblick dem jungen Mädchen der Verkündigung!

»Gewiß ... Er läßt uns nicht allein, auch wenn er nicht sichtbar erscheint. Ich weiß, daß er es ist, der gewisse Gedanken in mein armes Herz und in meinen noch ärmeren Verstand legt ... « bekennt Matthäus.

Die anderen sagen nichts ... Sie sehen sich gegenseitig forschend an, während sie die Mäntel anlegen. Doch die Sorgfalt, mit der einige sich so weit wie möglich das Gesicht verhüllen, um die Welle der geistigen Freude zu verbergen, die bei dem Gedanken an die geheimen göttlichen Begegnungen aufleuchtet, verrät sie als die am meisten Bevorzugten.

»So redet doch!« sagen die anderen. »Wir sind nicht eifersüchtig! Wir sind nicht indiskret, weil wir es wissen wollen. Aber es wird uns trösten, hoffen zu dürfen, daß wir nicht für immer auf seinen

Anblick verzichten müssen. Denkt an die Worte Rafaels zu Tobias: „Es gehört sich, des Königs Geheimnis zu wahren, Gottes Werke aber zu offenbaren und zu verkünden, ist wohlgetan.“ Der Engel Gottes hat recht! Behaltet die Worte, die er zu euch gesagt hat, für euch, aber offenbart seine immerwährende Liebe zu uns.«

Jakobus des Alphäus schaut Maria an, wie um von ihr eine Erleuchtung zu erhalten, und da er an ihrem Lächeln erkennt, daß sie zustimmt, sagt er: »Es stimmt, ich habe den Herrn gesehen!« Sonst nichts. Er ist der einzige, der es zugibt. Die anderen beiden, die ihr Gesicht verborgen haben, also Johannes und Petrus, sagen kein Wort.

Sie gehen alle in kleinen Gruppen hinaus, die Elf voran, dann Lazarus mit den Schwestern, den Jüngerinnen und Maria, und zuletzt die Hirten und viele der zweiundsiebzig Jünger. Sie gehen auf der oberen Straße, die zum Ölgarten führt, in Richtung Jerusalem. Die übriggebliebenen Kinder hüpfen glücklich voraus und hintendrein. Markus zeigt einen Weg, auf dem man das Lager der Galiläer und die am stärksten begangenen Gegenden vermeidet und direkt zur neuen Mauer des Ölgartens gelangt. Er öffnet das Tor, läßt alle eintreten und schließt es wieder. Viele Jünger flüstern miteinander und einige gehen und fragen die Apostel, besonders Johannes. Doch diese machen ihnen Zeichen zu warten, da es noch nicht an der Zeit ist, zu tun, worum sie bitten, und alle geben sich zufrieden.

Wieviel Frieden im weiten Ölgarten, dessen oberen Teil die letzten Sonnenstrahlen noch küssen, während sich unten schon Schatten ausbreiten. Ein leises Säuseln des Windes in den grünsilbernen Wipfeln und zartes Vogelgezwitscher, das den scheidenden Tag verabschiedet.

Hier ist nun das Haus des Verwalters. Auf der Terrasse, die auch das Dach des Hauses ist, hat Lazarus einen Pavillon aus Zeltplanen errichten lassen, und die Terrasse ist zu einem luftigen Abendmahlssaal geworden für die Jünger, die vor einem Monat das Paschamahl nicht einnehmen konnten. Unten, auf der gesäuberten kleinen Ten-

ne, stehen weitere Tische. Und im Haus, im besten Raum, der Tisch für die Jüngerinnen.

Man bringt nun zu den verschiedenen Tischen derer, die das Paschafest nicht gefeiert haben, gebratene Lämmer, Salate, ungesäuerte Brote und die rötliche Sauce und stellt auch den rituellen Kelch auf die Tische. Auf dem der Frauen steht kein Kelch, sondern ebenso viele Becher als Gäste. Man sieht, daß die Frauen von diesem Teil der Zeremonie ausgenommen waren. Auf den Tischen derer, die das Paschafest zur rechten Zeit gefeiert haben, steht das Lamm, aber die ungesäuerten Brote und die Kräuter mit der roten Sauce fehlen. Lazarus und Maximinus überwachen alles. Und Lazarus neigt sich über Petrus und sagt ihm etwas, was den Apostel veranlaßt, heftig und hartnäckig den Kopf zu schütteln.

»Und doch ... Es ist deine Sache«, sagt Philippus, der an seiner Seite sitzt.

Aber Petrus zeigt auf Jakobus des Alphäus: »Es ist seine Sache.«

Während sie noch diskutieren, erscheint Jesus am Rand der kleinen Tenne und grüßt: »Der Friede sei mit euch.«

Alle stehen auf, und das Geräusch macht auch die Frauen aufmerksam. Sie wollen hinausgehen; doch Jesus betritt das Haus und grüßt auch sie.

Maria sagt: »Mein Sohn!« und verehrt ihn mit einer tieferen Verehrung als alle anderen. Durch diese Geste zeigt sie, daß Jesus, so sehr er auch Freund, Freund und Verwandter, ja sogar Sohn sein mag, immer Gott ist und als Gott verehrt werden muß, immer verehrt mit anbetender Seele, auch wenn seine Liebe zu uns so groß ist, daß sie ihn dazu führt, uns mit größter Vertraulichkeit als Bruder und Bräutigam zu begegnen.

»Der Friede sei mit dir, Mutter. Setzt euch und eßt. Ich gehe nach oben, wo Margziam auf seine Belohnung wartet.«

Jesus geht wieder hinaus, steigt das Treppchen hinauf und ruft laut: »Simon Petrus und Jakobus des Alphäus, kommt.«

Die beiden Genannten gehen hinter Jesus nach oben, und Jesus

setzt sich an den mittleren Tisch zu Margziam und sagt dann zu den beiden Aposteln: »Ihr werdet tun, was ich euch sage«; und zu Matthias, der am oberen Ende des Tisches sitzt, sagt er: »Beginne mit dem Paschamahl.«

Jesus hat heute abend Margziam an seiner Seite, an dem Platz, wo letztes Mal Johannes gegessen ist. Petrus und Jakobus stehen hinter dem Herrn in Erwartung seiner Befehle.

Und mit demselben Ritual des Paschamahles läuft auch dieses nun ab: die Hymnen, die Fragen, die Trankopfer. Ich weiß nicht, ob an den anderen Tischen dasselbe geschieht. Ich richte meinen Blick auf Jesus, solange mir sein Wille nicht befiehlt, anderswohin zu schauen; und ich vergesse alles andere in Betrachtung meines Herrn, der nun die besten Bissen seines Lammes dem übergläcklichen Margziam reicht. Jesus hat zwar etwas Fleisch auf seinen Teller gelegt, ißt jedoch nichts davon, wie er auch keine Kräuter und keine Sauce nimmt und nicht aus dem Kelch trinkt.

Zu Beginn hat er Petrus ein Zeichen gegeben, sich zu ihm zu neigen und zuzuhören, und hat ihm leise etwas gesagt. Und Petrus hat daraufhin ganz laut gesagt: »An diesem Punkt hat der Herr als Vater und Familienoberhaupt für uns alle den Kelch aufgeopfert.«

Nun gibt Jesus Petrus wieder ein Zeichen und dieser richtet sich auf, nachdem er ihm zugehört hat, und sagt: »Und an diesem Punkt hat der Herr sich gegürtet, um uns reinzuwaschen und uns zu lehren, wie wir selbst es halten sollen, um würdig das eucharistische Opfer zu feiern.«

Das Abendmahl wird fortgesetzt, bis Petrus nach einem weiteren Zeichen sagt: »Hier nahm der Herr das Brot und den Wein, opferte sie, betete und segnete sie, brach das Brot, verteilte beides an uns und sagte: „Das ist mein Leib, und das ist mein Blut des neuen und ewigen Bundes, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“«

Jesus steht auf, in seiner ganzen Majestät. Er befiehlt Petrus und Johannes, je ein Brot zu nehmen und es in kleine Stückchen zu bre-

chen, und einen Kelch, den größten Kelch auf den Tischen, mit Wein zu füllen. Sie gehorchen und halten das Brot und den Wein vor ihn hin, und Jesus breitet seine Hände darüber aus und betet wortlos und mit verklärtem Blick ...

»Teilt die Brotstückchen aus und reicht den brüderlichen Kelch. So oft ihr dies tut, tut es zu meinem Gedächtnis.«

Die beiden Apostel gehorchen, sehr ehrerbietig ...

Während die Gestalten ausgeteilt werden, begibt sich Jesus hinunter zu den Frauen. Ich nehme an – kann es aber nicht sehen, da ich ihm nicht folge – daß Jesus seiner Mutter eigenhändig die Kommunion reicht. Ich weiß nicht, ob es zutrifft, doch wüßte ich nicht, warum er zu ihr gehen sollte, wenn nicht aus diesem Grund.

Dann kehrt er auf die Terrasse zurück. Er setzt sich nicht mehr. Das Abendmahl geht seinem Ende zu.

Jesus sagt: »Ist alles vollbracht?«

»Alles ist vollbracht, Herr.«

»So habe ich es am Kreuz gemacht. Erhebt euch, wir wollen beten.«

Er breitet die Arme in Kreuzform aus und stimmt das Vaterunser an.

Ich weiß nicht, warum ich weine. Ich denke, vielleicht ist es das letzte Mal, daß ich ihn das Gebet sprechen höre ... Und so wie kein Maler oder Bildhauer uns jemals das wahre Bild Jesu wiedergeben kann, ebensowenig kann jemand, so heilig er auch sein mag, zugleich so männlich und sanft das Vaterunser beten. Ich werde immer eine große Sehnsucht nach diesem Vaterunser haben, das ich von Jesus gehört habe, eine wahre Zwiesprache der Seele mit dem geliebten und angebeteten Vater des Himmels, ein Ausruf der Verehrung, des Gehorsams, des Glaubens, der Unterwerfung, der Demut, der Barmherzigkeit, der Sehnsucht, des Vertrauens ... Alles!

»Geht! Und die Gnade des Herrn sei in euch allen und sein Friede begleite euch.« Jesus entläßt sie und nimmt Abschied in einem Aufleuchten von Licht, das das Licht des hoch über dem stillen Garten stehenden Vollmondes bei weitem überstrahlt, und auch das der Lampen auf den Tischen.

Kein Laut. Tränen auf den Gesichtern. Anbetung in den Herzen.
Sonst nichts . . .

Die Nacht wacht und sieht zusammen mit den Engeln die Rührung dieser Gesegneten.

699 Die Himmelfahrt des Herrn

Jesus geht mit seiner Mutter – im Osten bricht kaum die Morgenröte an – über die Hänge des Getsemani. Keine Worte, nur Blicke unaussprechlicher Liebe wechseln sie. Vielleicht haben sie sich schon alles gesagt. Vielleicht haben sie aber auch gar nichts gesagt, und nur die beiden Seelen haben Zwiesprache gehalten: die Seele Christi und die Seele der Mutter Christi. Nun sind sie in liebender Betrachtung, gegenseitiger Betrachtung versunken. Die taufrische Natur sieht sie, das reine Licht des Morgens sieht sie, die lieblichen Geschöpfe Gottes sehen sie: die Gräser, die Blumen, die Vögel und die Schmetterlinge. Menschen sind keine da.

Ich fühle mich nicht ganz wohl, bei diesem Abschied dabei zu sein. »Herr, ich bin nicht würdig«, rufe ich aus unter Tränen, die ich vergieße bei der Betrachtung der letzten Stunde des irdischen Beisammenseins von Mutter und Sohn und bei dem Gedanken, daß wir nun am Ende der liebevollen Mühe sind, sowohl Jesus und Maria, als auch das arme, kleine, unwürdige Kind, das Jesus als Zeugen seines ganzen messianischen Wirkens gewollt hat und das Maria heißt, das Jesus aber lieber »Kleiner Johannes« oder auch »Veilchen des Kreuzes« nennt. Ja, kleiner Johannes! Klein, weil ich ein Nichts bin. Johannes, weil ich wirklich ein Mensch bin, dem Gott große Gnaden erwiesen hat, und weil ich, in aller kleinstem Maß – aber es ist alles, was ich besitze, und da ich alles gebe, was ich habe, weiß ich, daß ich in vollkommenem Maß gebe und Jesus damit zufrieden ist, weil es das »Alles« meines Nichts ist – und weil ich in aller kleinstem Maß, wie der große Johannes, der Liebling, Jesus und Maria meine ganze Liebe gegeben habe, ihre Tränen und ihr Lächeln mit ihnen geteilt habe, ihnen gefolgt bin und betrübt war, sie so traurig zu sehen und sie nicht unter Einsatz meines Lebens gegen die Mißgunst der Welt verteidigen zu können; und nun klopf mein Herz zusammen mit dem ihren, da dies alles für immer zu Ende geht.

Veilchen. Ja, ein Veilchen, das sich bemüht hat, sich im Gras zu verbergen, damit Jesus ihm nicht ausweicht – er, der alles Geschaffene liebt, weil alles das Werk seines

Vaters ist – sondern mich mit seinem göttlichen Fuß zertritt und ich sterben und meinen schwachen Duft verströmen kann in dem Bemühen, ihm die Berührung mit dem rauhen, harten Erdboden sanfter erscheinen zu lassen. Veilchen des Kreuzes, ja. Und sein Blut hat meinen Kelch gefüllt, bis er sich zur Erde neigte . . .

Oh, mein Geliebter, der du mich schon zuvor mit diesem Blut Übergossen hast, als ich deine verwundeten Füße, die an das Holz genagelt waren, betrachten mußte: » . . . ein blühendes Märzveilchen war ich am Fuß des Kreuzes, und die Tropfen des göttlichen Blutes fielen auf das blühende Veilchen . . . «

Eine ferne Erinnerung, und doch so nahe und gegenwärtig! Vorbereitung auf das, was ich dann geworden bin: dein Sprachrohr, das nun ganz von deinem Blut besprengt ist, von deinem Schweiß und deinen Tränen und von den Tränen Marias, deiner Mutter; das aber auch deine Worte, dein Lächeln, alles, alles von dir kennt und nicht mehr nach Veilchen, sondern nur nach dir, meine einzige Liebe, duftet, nach dem göttlichem Duft, der gestern abend meinen Schmerz gemildert hat und der zu mir kommt, sanft wie ein Kuß, tröstend wie der Himmel selbst, und mich alles vergessen läßt, damit ich nur aus dir allein lebe . . .

Ich habe dein Versprechen. Ich weiß, daß ich dich nicht verlieren werde. Du hast es mir versprochen, und dein Versprechen ist aufrichtig: es ist das Versprechen Gottes. Ich werde dich immer besitzen. Nur wenn ich durch Hochmut, Lüge oder Ungehorsam sündigen würde, würde ich dich verlieren, hast du gesagt. Aber du weißt auch, daß ich nicht sündigen will, wenn deine Gnade meinem Willen hilft, und ich hoffe, nicht zu sündigen, weil du mir helfen wirst. Ich bin keine Eiche und weiß es. Ich bin ein Veilchen. Ein zarter Stengel, der sich unter dem Fuß eines Vögleins und sogar unter dem Gewicht eines Käfers neigen kann. Doch du bist meine Stärke, Herr. Und meine Liebe zu dir ist mein Flügel.

Ich werde dich nicht verlieren. Du hast es mir versprochen. Du wirst ganz zu mir kommen, um deinem sterbenden Veilchen Freude zu schenken. Aber ich bin keine Egoistin. Du weißt es. Du weißt, daß ich dich lieber nicht mehr sehen würde, wenn dafür viele andere dich sehen und an dich glauben könnten. Du hast mir schon so viel gegeben, und ich bin dessen nicht würdig. Du hast mich wahrlich geliebt, wie nur du allein deine auserwählten Kinder lieben kannst.

Ich denke daran, wie süß es gewesen ist, dich »leben« zu sehen. Mensch unter Menschen. Und ich denke daran, daß ich dich so nicht wieder sehen werde. Alles habe ich gesehen und gesagt.

Ich weiß auch, daß du nie meinem Gedächtnis entswinden wirst mit deinen Werken als Mensch unter Menschen, und daß ich keine Bücher brauchen werde, um mich zu erinnern, wer du wirklich warst. Es wird genügen, daß ich in mich hineinschaue, wo dein ganzes Leben in unauslöschlichen Lettern eingegraben ist.

Aber es war schön, schön . . . Nun fährst du auf . . . Die Erde verliert dich. Maria vom Kreuz verliert dich. Meister, Heiland. Du wirst für sie ein gütiger Gott bleiben. Nicht mehr Blut, sondern himmlischen Honig wirst du in den violetten

Blütenkelch deines Veilchens träufeln ... Ich weine ... Ich bin deine Jüngerin gewesen, zusammen mit den anderen, auf den waldigen Wegen des Gebirges und den trockenen, staubigen Straßen der Ebene, am See und an dem schönen Fluß deiner Heimat. Nun gehst du fort, und ich werde Betlehem und Nazaret auf ihren grünen Hügeln mit den Ölbäumen nur noch in der Erinnerung sehen, und Jericho in der glühenden Sonne unter den rauschenden Palmen, und das freundliche Betanien, und En-Gedi, die in der Wüste verlorene Perle, und das schöne Samaria, und die fruchtbaren Ebenen von Scharon und Jesreel, und die bizarre Hochebene jenseits des Jordan, und den Alptraum des Toten Meeres, und die sonnigen Städte am Ufer des Mittelmeeres, und Jerusalem, die Stadt deiner Schmerzen, seine ansteigenden und abfallenden Straßen, die Bögen, die Plätze und die Vororte, die Brunnen und die Zisternen, die Hügel und sogar das traurige Tal der Aussätzigen, wo deine Barmherzigkeit so viel Gutes getan hat ... und das Haus des Abendmahles ... den Brunnen, der dort in der Nähe weint ... die kleine Brücke über den Kidron, den Ort deines Blutschweißes ... den Hof des Prätoriums ... Ach nein! Was dir Schmerz bereitet hat, ist hier. Und es wird immer bleiben ... Ich werde alle Erinnerungen suchen müssen, um sie zu finden, aber dein Gebet im Getsemani, deine Geißelung, dein Aufstieg zum Golgota, dein Todeskampf und dein Tod und der Schmerz deiner Mutter, nein, nein, diese werde ich nicht suchen müssen: diese Schmerzen sind immer gegenwärtig. Vielleicht werde ich sie im Paradies vergessen ... Und doch scheint es mir selbst dort unmöglich, sie zu vergessen ... An alles erinnere ich mich von diesen furchtbaren Stunden. Sogar an die Form des Steins, auf den du gefallen bist. Sogar an die rote Rosenknospe, die einem Blutstropfen glich und an den Granit, an den Verschuß deines Grabes pochte ...

Meine göttliche Liebe, deine Passion lebt in meiner Erinnerung fort ... und zerbricht mir das Herz ...

Der Tag ist nun angebrochen. Die Sonne steht schon hoch, und man hört die Stimmen der Apostel. Das ist ein Zeichen für Jesus und Maria. Sie bleiben stehen, einander gegenüber, und blicken sich an. Dann öffnet Jesus die Arme und zieht seine Mutter an seine Brust ... Oh, er war ein Mensch, der Sohn einer Mutter! Um dies zu glauben, braucht man sich nur diesen Abschied anzusehen. Die Liebe ergießt sich in einer Flut von Küssen auf die geliebte Mutter. Die Liebe bedeckt den geliebten Sohn mit Küssen. Sie scheinen sich nicht mehr trennen zu können. Wenn man glaubt, sie würden es nun gleich tun, dann umarmen sie sich immer noch einmal, und zwischen einem Kuß und dem anderen sprechen sie Worte gegenseitigen Segens ...

Oh, es ist wahrlich der Menschensohn, der die verläßt, die ihn geboren hat! Es ist wahrlich die Mutter, die den Sohn entläßt, um ihn dem Vater wiederzugeben, ihr Geschöpf, das Pfand der Liebe für die Reinste ...!

Gott küßt die Mutter Gottes!

Endlich kniet die Frau als Geschöpf zu Füßen ihres Gottes nieder, der aber auch ihr Sohn ist, und der Sohn, der Gott ist, legt seine Hände auf das Haupt der Jungfrau-Mutter, der Ewig-Geliebten, und segnet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Dann neigt er sich zu ihr, hilft ihr beim Aufstehen und drückt einen letzten Kuß auf die Stirn, die so weiß ist wie die Blüte einer Lilie unter dem Gold des noch so jugendlichen Haares ...

Sie begeben sich wieder zum Haus, und niemand, der die beiden so ruhig nebeneinander gehen sieht, kann sich die Woge der Liebe vorstellen, die noch kurz zuvor beide überflutet hat. Doch welcher Unterschied bei diesem Lebewohl zu der Traurigkeit bei anderen, nun überstandenen Trennungen und dem Schmerz des Abschieds der Mutter von ihrem getöteten Sohn, den sie allein im Grab zurücklassen mußte ...!

Ogleich die Augen feucht sind von den begreiflichen Tränen eines Menschen, der sich von seinem Liebsten trennen muß, lächeln doch die Lippen in der Freude, zu wissen, daß dieser Geliebte an einen Ort geht, der seiner Herrlichkeit würdig ist ...

»Herr! Da draußen, zwischen dem Hügel und Betanien sind alle, die du, wie du deiner Mutter gesagt hast, heute segnen willst«, sagt Petrus.

»Gut. Gleich gehen wir zu ihnen. Aber zuvor, kommt. Ich möchte mit euch noch einmal das Brot brechen.«

Sie gehen in den Raum, in dem zehn Tage zuvor die Frauen sich zum Abendmahl am vierzehnten Tag des zweiten Monats versammelt haben. Maria begleitet Jesus dorthin und zieht sich dann zurück. Jesus bleibt mit den Elf allein.

Auf dem Tisch stehen gebratenes Fleisch, kleine Käse und schwar-

ze Oliven, ein kleiner Krug mit Wein und ein größerer mit Wasser und flache Brote. Ein einfaches Mahl, nicht für eine aufwendige Zeremonie, nur um den Hunger zu stillen.

Jesus segnet und teilt aus. Er sitzt in der Mitte, zwischen Petrus und Jakobus des Alphäus, die er an diese Plätze gerufen hat. Johannes, Judas des Alphäus und Jakobus sitzen ihm gegenüber und Thomas, Philippus, Matthäus auf der einen und Andreas, Bartholomäus und der Zelote auf der anderen Seite. So können alle ihren Jesus sehen . . . Eine kurze, schweigsame Mahlzeit. Die Apostel, für die nun der letzte Tag ihres Zusammenseins mit Jesus gekommen ist, haben trotz seiner wiederholten Erscheinungen bei einem von ihnen oder bei allen zusammen die ehrfürchtige Zurückhaltung in ihren Begegnungen mit dem auferstandenen Jesus nicht verloren.

Das Mahl ist zu Ende. Jesus streckt die Hände vor sich über den Tisch aus, die übliche Geste, mit der er eine unumgängliche Tatsache andeutet, und sagt: »Nun ist es soweit. Die Stunde ist gekommen, da ich euch verlassen muß und zu meinem Vater zurückkehre. Hört die letzten Worte eures Meisters.

Verlaßt Jerusalem nicht in diesen Tagen. Lazarus, mit dem ich gesprochen habe, hat noch einmal den Wünschen seines Meisters entsprochen und überläßt euch das Haus des letzten Abendmahles, damit ihr einen Ort habt, wo ihr zusammenkommen und euch im Gebet sammeln könnt. Bleibt in diesen Tagen dort und betet inständig, um euch auf die Ankunft des Heiligen Geistes vorzubereiten, der euch für eure Aufgabe vervollkommen wird. Denkt daran, daß ich, obgleich Gott, mich durch eine schwere Buße auf meine Aufgabe, das Evangelium zu verkünden, vorbereitet habe. Eure Vorbereitung wird in jedem Fall leichter und kürzer sein. Aber ich verlange nicht mehr von euch. Es genügt mir, wenn ihr inbrünstig betet, in Vereinigung mit den zweiundsiebzig Jüngern und unter der Leitung meiner Mutter, die ich euch mit der Sorge eines Sohnes anvertraue. Sie wird euch Mutter und Lehrerin der Liebe und der vollkommenen Weisheit sein. Ich hätte euch anderswohin senden können, um euch auf

die Herabkunft des Heiligen Geistes vorzubereiten; doch ich will, daß ihr hierbleibt, denn das so abweisende Jerusalem soll staunen über die Fortsetzung der göttlichen Wunder, die eine Antwort auf seine Leugnung sind.

Später wird euch dann der Heilige Geist die Notwendigkeit erkennen lassen, daß die Kirche gerade in dieser Stadt entsteht, die nach menschlichem Urteil die unwürdigste für sie ist. Aber Jerusalem ist immer Jerusalem, auch wenn diese Stadt voller Sünde ist und in ihr der Gottesmord stattgefunden hat. Für Jerusalem gibt es keine Rettung mehr. Es ist verurteilt. Aber wenn auch die Stadt verurteilt ist, so sind doch nicht alle ihre Bürger verurteilt. Bleibt, der wenigen Gerechten wegen, die in ihr wohnen, und bleibt, weil Jerusalem die königliche Stadt, die Stadt des Tempels ist und weil, wie es bei den Propheten geschrieben steht, hier, wo der Messias-König gesalbt, ausgerufen und erhöht worden ist, auch sein Weltreich seinen Anfang nehmen muß, weil hier, wo die Synagoge von Gott wegen ihrer zahlreichen abscheulichen Verbrechen den Scheidebrief der Verstoßung erhalten hat, der neue Tempel erstehen muß, zu dem die Menschen aller Nationen kommen werden. Lest die Propheten. Sie haben alles vorhergesagt. Zuerst wird euch meine Mutter und dann der Heilige Geist die Worte der Propheten für diese Zeit erhellen. Bleibt hier, bis Jerusalem euch verstößt, wie es mich verstoßen hat, und meine Kirche haßt, wie es mich gehaßt hat, und Pläne schmiedet, um sie zu zerstören. Dann verlegt den Sitz meiner geliebten Kirche an einen anderen Ort, denn sie darf nicht untergehen.

Ich sage euch: Nicht einmal die Hölle wird sie überwältigen. Doch wenn Gott euch auch seinen Schutz zusichert, versucht nicht den Himmel, indem ihr alles vom Himmel erwartet.

Geht nach Efraim, wie euer Meister dorthin gegangen ist, weil die Stunde noch nicht gekommen war, da er von seinen Feinden gefangen genommen werden sollte. Ich sage Efraim und meine damit die Länder der Götzen und der Heiden. Aber nicht Efraim in Palästina sollt ihr als Sitz meiner Kirche wählen. Denkt daran, wie oft ich zu

euch, einzeln oder allen zusammen, gesprochen und euch vorhergesagt habe, daß ihr die Straßen der Welt durchwandern werdet, um zu ihrem Herzen zu gelangen und dort meine Kirche zu begründen. Aus dem Herzen des Menschen gelangt das Blut in alle Glieder. Und aus dem Herzen der Welt soll sich das Christentum über die ganze Erde verbreiten.

Jetzt gleicht die Kirche noch einem Mutterleib, und in ihm verteilt das noch kleine Herz, um das sich die wenigen Glieder der entstehenden Kirche sammeln, das Blut in diese Glieder. Aber sobald die von Gott festgesetzte Stunde gekommen ist, wird der stiefmütterliche Leib das in seinem Schoß gebildete Geschöpf ausstoßen, und es wird in ein neues Land gehen und zu einem großen Leib heranwachsen, der sich über die ganze Erde ausbreiten wird. Und die Schläge des starken Herzens der Kirche werden sich dem ganzen Körper mitteilen. Das Herz der Kirche wird schlagen, befreit von allen Bindungen an den Tempel, ewig und siegreich, über den Trümmern des zerstörten Tempels, lebendig im Herzen der Welt, um Hebräern und Heiden zu sagen, daß Gott allein siegt und tut, was er will, und daß weder der Haß der Menschen, noch die Scharen der Götzen seinem Willen ein Hindernis sein können.

Doch dies wird erst später geschehen, und ihr werdet dann wissen, was zu tun ist. Der Geist Gottes wird euch leiten. Fürchtet nicht.

Versammelt jetzt die erste Gemeinde der Gläubigen in Jerusalem. Später werden sich weitere Gruppen bilden, je mehr die Zahl der Gläubigen wächst. Wahrlich, ich sage euch, die Bürger meines Reiches werden sich rasch vermehren, wie in fruchtbares Erdreich gestreuter Samen. Mein Volk wird sich über die ganze Erde ausbreiten.

Der Herr spricht zum Herrn: „Da du dies alles getan und dich nicht geschont hast, will ich dich segnen und deine Nachkommenschaft zahlreich machen wie die Sterne des Himmels und den Sand am Gestade des Meeres. Deine Nachkommen sollen das Tor ihrer Feinde besetzen, und in deinen Nachkommen sollen alle Völker der Erde gesegnet sein.“ Mein Name, mein Zeichen und mein Gesetz sind ein Segen, dort wo sie anerkannt werden.

Der Heilige Geist, der Heiligmacher, ist im Kommen, und ihr werdet von ihm erfüllt werden. Sorgt dafür, daß ihr rein seid, wie alles, was sich dem Herrn nähert, rein sein muß. Ich war Herr wie er, und doch habe ich meine Gottheit unter einem Gewand verborgen, um unter euch weilen zu können, nicht nur, um euch zu unterweisen und zu erlösen mit den Gliedern und dem Blut dieses Gewandes, sondern auch um den Heiligen der Heiligen unter die Menschen zu bringen, ohne daß jeder Mensch, auch der unreine, in ungebührlicher Weise den Blick auf jenen richtet, den selbst die Serafim nur mit Furcht und Zittern schauen.

Aber der Heilige Geist wird ohne die Hülle des Fleisches kommen, auf euch ruhen und sich mit seinen sieben Gaben in euch ergießen und euch raten.

Nun ist der Rat Gottes etwas so Erhabenes, daß es erforderlich ist, sich darauf vorzubereiten mit heroischem Willen und einer Vollkommenheit, die euch eurem Vater und eurem Jesus ähnlich macht, und eurem Jesus in seiner Beziehung zum Vater und zum Heiligen Geist. Also vollkommene Liebe und vollkommene Reinheit, um die Liebe verstehen zu können und sie auf dem Thron des Herzens zu empfangen.

Verliert euch im Abgrund der Betrachtung. Bemüht euch zu vergessen, daß ihr Menschen seid, und versucht, euch in Serafim zu verwandeln. Werft euch in den Feuerofen, in die Flammen der Betrachtung. Die Betrachtung Gottes gleicht dem Funken, der mit seinem Feuer und Licht entsteht, wenn man den Feuerstein auf den Stahl schlägt. Das Feuer reinigt, indem es die unreine und trübe Materie verzehrt und sie in eine leuchtende, reine Flamme verwandelt.

Ihr werdet das Reich Gottes nicht in euch haben, wenn ihr die Liebe nicht habt. Denn das Reich Gottes ist die Liebe, erscheint mit der Liebe und nimmt durch die Liebe eure Herzen in Besitz im Glanz eines überwältigenden Lichtes, das eindringt und befruchtet, die Unwissenheit aufhebt, Weisheit verleiht, den Menschen vernichtet und Göttliches erschafft, das Kind Gottes, meinen Bruder, den König für

den Thron, den Gott jenen bereitet hat, die sich Gott hingeben, um Gott zu besitzen, Gott, Gott, Gott allein. Seid daher rein und heilig durch die glühende Anbetung, die den Menschen heiligt, da sie ihn versenkt in das Feuer Gottes, der die Liebe ist.

Ihr sollt heilig sein. Nicht in dem relativen Sinn, den dieses Wort bis jetzt gehabt hat, sondern in dem absoluten Sinn, den ich ihm gegeben habe, da ich euch die Heiligkeit des Herrn als Beispiel und Maßstab gezeigt habe, also die vollkommene Heiligkeit. Wir nennen den Tempel heilig, und auch den Ort, an dem der Altar steht, und das Allerheiligste nennen wir den verhüllten Ort, wo sich die Bundeslade mit der Versöhnungsplatte befindet. Aber wahrlich, ich sage euch, alle, die die Gnade besitzen und in Heiligkeit leben aus Liebe zum Herrn, sind heiliger als das Allerheiligste; denn Gott steigt nicht nur auf sie hernieder wie auf die Versöhnungsplatte im Tempel, um seine Befehle zu erteilen, sondern er wohnt in ihnen, um ihnen seine Liebe zu schenken.

Erinnert ihr euch an meine Worte beim Letzten Abendmahl? Ich habe euch damals den Heiligen Geist versprochen. Nun, er kommt bald und wird euch taufen; nicht mehr mit Wasser, wie Johannes es getan hat, um euch auf mich vorzubereiten, sondern mit Feuer, um euch darauf vorzubereiten, dem Herrn zu dienen, wie er es von euch verlangt. Er wird hier sein in wenigen Tagen. Und nach seinem Kommen werden sich eure Fähigkeiten ins Grenzenlose vermehren, und ihr werdet imstande sein, die Worte eures Königs zu verstehen und die Werke zu tun, die er euch geboten hat, um sein Reich über die Erde auszubreiten.«

»Wirst du also nach der Ankunft des Heiligen Geistes das Reich Israel wiederherstellen?« fragen sie und unterbrechen ihn.

»Es wird kein Reich Israel mehr geben, sondern mein Reich. Und es wird vollendet sein, wann der Vater gesagt hat. Es ist nicht eure Sache, Zeit und Stunde zu wissen, die der Vater sich in seiner Macht vorbehalten hat. Doch ihr werdet indessen die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der über euch kommen wird, und ihr werdet

meine Zeugen sein in Jerusalem, in Judäa und in Samaria und bis an die Grenzen der Erde. Ihr werdet Gemeinden gründen, wo Menschen in meinem Namen versammelt sind; ihr werdet die Völker taufen im heiligsten Namen des Vaters, des Sohnes, des Heiligen Geistes, so wie ich euch gesagt habe, damit sie die Gnade haben und im Herrn leben; ihr werdet allen Menschen das Evangelium verkünden und lehren, was ich euch gelehrt habe, und tun, was ich euch zu tun geboten habe.

Und ich werde bei euch sein alle Tage bis ans Ende der Welt!

Und eines noch will ich. Jakobus, mein Bruder, soll Vorsteher der Gemeinde von Jerusalem sein.

Petrus, als Haupt der ganzen Kirche, wird häufig apostolische Reisen unternehmen müssen, denn alle Neubekehrten werden verlangen, den Oberhirten der Kirche kennenzulernen. Aber groß wird der Einfluß meines Bruders auf die Gläubigen dieser ersten Kirche sein. Die Menschen sind immer Menschen und sehen die Dinge wie Menschen. Für sie wird Jakobus meine Fortsetzung sein, nur weil er mein Bruder ist. Wahrlich, ich sage euch, größer und Christus ähnlicher ist er durch seine Weisheit, als durch die Verwandtschaft. Aber so ist es eben. Die Menschen, die mich nicht gesucht haben, solange ich unter ihnen weilte, werden mich nun in ihm suchen, der mit mir verwandt ist. Du, Simon Petrus, wirst zu anderen Ehren bestimmt sein . . . «

»Das verdiene ich nicht, Herr. Ich habe es dir schon gesagt, als du mir erschienen bist, und ich wiederhole es noch einmal in Gegenwart aller. Du bist nicht nur weise, sondern auch gut, göttlich gut, und du hast mich, der ich dich in dieser Stadt verleugnet habe, zu Recht für nicht geeignet gehalten, hier das geistige Haupt zu sein. Du willst mir viel gerechten Hohn ersparen . . . «

»Alle waren wir gleich, Simon, mit Ausnahme von zweien. Auch ich bin geflohen. Nicht deshalb, sondern aus den Gründen, die der Herr genannt hat, hat er mich für dieses Amt bestimmt. Aber du bist mein Oberhaupt, Simon des Jona, und ich erkenne dich als sol-

ches in Gegenwart des Herrn und aller Gefährten an und gelobe dir Gehorsam. Ich werde dir geben, was ich kann, um dir bei deiner Aufgabe zu helfen, aber ich bitte dich, gib mir deine Weisungen, denn du bist das Haupt und ich der Untergebene. Als der Herr mir eine vor langer Zeit gegebene Unterweisung in die Erinnerung zurückrief, habe ich das Haupt geneigt und gesagt: „Es geschehe, wie du willst.“ Ebenso werde ich zu dir sagen, sobald der Herr uns verlassen hat und du sein Stellvertreter auf Erden bist. Und wir werden einander in Liebe im priesterlichen Amt behilflich sein«, sagt Jakobus und verneigt sich an seinem Platz, um Petrus Ehre zu bezeugen.

»Ja, liebt einander, seid euch gegenseitig behilflich, denn dies ist das neue Gebot und der Beweis, daß ihr wahrhaft Christus angehört.

Laßt euch durch nichts beunruhigen. Gott ist mit euch. Ihr könnt tun, was ich von euch will. Ich verlange nichts von euch, was ihr nicht tun könnt, denn ich will nicht euer Verderben, sondern eure Verherrlichung.

Nun, ich gehe, um euren Platz an der Seite meines Thrones vorzubereiten. Seid mit mir und mit dem Vater in der Liebe vereint. Verzeiht der Welt, die euch haßt. Nennt jene, die zu euch kommen oder schon aus Liebe zu mir mit euch verbunden sind, Söhne und Brüder.

Seid beruhigt in der Gewißheit, daß ich immer bereit bin, euch das Kreuz tragen zu helfen. Ich werde bei euch sein in den Mühen eures Amtes und in der Stunde der Verfolgungen, und ihr werdet nicht umkommen und nicht unterliegen, auch wenn es denen, die euch mit den Augen der Welt sehen, so scheinen mag. Ihr werdet eine große Last tragen, traurig und müde sein und euch quälen, aber meine Freude wird in euch sein, denn ich werde euch in allem helfen. Wahrlich, ich sage euch, wenn die Liebe euer Freund ist, dann werdet ihr verstehen, daß alles leichtfällt, was man aus Liebe zu mir durchlebt und erduldet, auch wenn es eine große Marter der Welt ist. Denn wer alle seine freiwilligen oder unfreiwilligen Werke mit Liebe umkleidet, verwandelt das vom Leben und der Welt auferlegte

Joch in ein von Gott, von mir, auferlegtes Joch. Und ich wiederhole euch, meine Bürde ist immer eurer Kraft angemessen und mein Joch ist leicht, denn ich helfe euch, es zu tragen.

Ihr wißt, daß die Welt nicht zu lieben weiß. Doch ihr müßt von nun an die Welt mit übernatürlicher Liebe lieben, um sie lieben zu lehren. Und wenn sie zu euch sagen, da sie euch verfolgt sehen: „So liebt euch Gott? Indem er euch quält und Schmerz bereitet? Dann lohnt es sich nicht, Gott anzugehören“, dann müßt ihr antworten: „Der Schmerz kommt nicht von Gott. Gott läßt ihn nur zu, und wir kennen die Gründe nicht, aber wir rühmen uns, Anteil zu haben an dem Los Jesu, des Retters, des Sohnes Gottes.“ Antwortet: „Wir rühmen uns, ans Kreuz geschlagen zu werden und die Passion unseres Jesus fortzusetzen.“ Antwortet mit den Worten der Weisheit: „Durch den Neid des Teufels sind der Tod und der Schmerz in die Welt gekommen. Denn Gott hat den Tod und den Schmerz nicht gemacht und freut sich nicht über den Schmerz der Lebenden. Hat er doch alles zum Sein erschaffen und alles ist heilbringend.“ Antwortet: „Jetzt scheinen wir verfolgt und besiegt zu sein, aber am Tag Gottes wird sich alles ändern. Dann werden wir Gerechten, auf dieser Erde Verfolgten, verherrlicht denen gegenübertreten, die uns bedrängt und verspottet haben.“

Ihr sollt aber auch zu ihnen sagen: „Kommt zu uns! Kommt zum Leben und zum Frieden. Unser Herr will nicht euren Untergang, sondern euer Heil. Daher hat er seinen geliebten Sohn dahingegeben, auf daß ihr alle gerettet werdet.“

Und freut euch, an meinen Leiden teilhaben zu dürfen, um dann mit mir in der Herrlichkeit sein zu können.

„Ich werde euer übergroßer Lohn sein“, verspricht der Herr in Abraham allen seinen treuen Dienern. Ihr wißt, wie man das Himmelreich erobert: mit Gewalt; und man geht dorthin durch viele Mühsale und Bedrängnisse. Aber wer ausharrt, wie ich ausgeharrt habe, wird am Ende sein, wo ich bin. Ich habe euch den Weg und die Pforte gewiesen, die ins Reich des Himmels führen; den Weg,

den ich als erster gegangen bin, und die Pforte, durch die ich zum Vater zurückgekehrt bin. Gäbe es andere, hätte ich sie euch gelehrt, denn ich habe Mitleid mit eurer menschlichen Schwäche. Aber es gibt keine anderen . . . Indem ich sie euch als einzigen Weg und einzige Pforte weise, sage ich euch auch, wiederhole ich euch, welches die Medizin ist, die euch die Kraft verleiht, diesen Weg zu gehen und einzutreten. Es ist die Liebe. Immer die Liebe. Alles wird möglich, wenn die Liebe in uns ist. Und diese große Liebe wird euch die Liebe schenken, die euch liebt, wenn ihr sie in meinem Namen um so viel Liebe bittet, daß ihr Meister der Heiligkeit werdet.

Nun wollen wir uns den Abschiedskuß geben, o meine geliebten Freunde!«

Er steht auf, um sie zu umarmen. Alle tun es ebenfalls. Aber während Jesus friedvoll und wahrhaft göttlich schön lächelt, weinen sie zutiefst betrübt. Und Johannes schmiegt sich an die Brust Jesu und wird von oben bis unten von so qualvollem Schluchzen geschüttelt, daß es ihm die Brust zu sprengen scheint. Da er ihren Wunsch errät, bittet er im Namen aller: »Gib uns doch wenigstens dein Brot, daß es uns in dieser Stunde stärke.«

»So sei es!« antwortet Jesus. Und er nimmt ein Brot, segnet und opfert es, bricht es und wiederholt dabei die rituellen Worte. Und dasselbe tut er mit dem Wein und wiederholt dann: »Tut dies zu meinem Gedächtnis«, und fügt hinzu: »Denn ich hinterlasse euch auch dieses Unterpfund meiner Liebe, um noch und immer bei euch zu sein, bis ihr mit mir im Himmel sein werdet.« Er segnet sie und sagt: »Und nun gehen wir.«

Sie verlassen den Raum und das Haus . . .

Jona, Maria und Markus, die draußen stehen, knien nieder und beten Jesus an.

»Der Friede bleibe bei euch. Und Gott möge euch vergelten, was ihr mir gegeben habt«, sagt Jesus und segnet sie im Vorübergehen.

Markus steht auf und sagt: »Herr, die Ölgärten am Weg nach Betanien sind voller Jünger, die auf dich warten.«

»Geh und sage ihnen, daß sie zum Lager der Galiläer gehen sollen.«

Markus läuft mit seinen jungen Beinen wie der Blitz davon.

»Dann sind also alle gekommen«, sagen die Apostel zueinander.

Etwas weiter drüben, zwischen Margziam und Maria des Klopas, sitzt die Mutter des Herrn. Sie steht auf, als sie Jesus kommen sieht, und betet ihn mit dem klopfenden Herzen der Mutter und Getreuen an.

»Komm, Mutter, und auch du, Maria ...« läßt Jesus sie ein, als er sieht, daß sie stehenbleiben, gebannt von seiner Majestät, die erstrahlt wie am Morgen der Auferstehung.

Aber Jesus will mit dieser Majestät nicht einschüchtern und fragt Maria des Alphäus liebenswürdig: »Bist du allein?«

»Die anderen ... die anderen sind vorausgegangen ... mit den Hirten und ... Lazarus und seiner ganzen Familie ... Sie haben uns hier zurückgelassen, weil ... Oh! Jesus! Jesus! Jesus ...! Was werde ich anfangen, wenn ich dich nicht mehr sehe, gebenedeiter Jesus, mein Gott. Ich habe dich schon geliebt, bevor du geboren wurdest, ich, die ich deinetwegen so sehr geweint habe, als ich nicht wußte, wo du warst nach dem Kindermord ... ich, deren Sonne dein Lächeln war, nachdem du zurückgekehrt warst, und mein ganzes, mein ewiges Gut ...! Nun erst werde ich wirklich arm, Witwe und allein sein ...! Solange du da warst, hatte ich alles ...! Ich glaubte, an jenem Abend den größtmöglichen Schmerz kennengelernt zu haben ... Aber der Schmerz selbst, der ganze Schmerz dieses Tages, hatte mich betäubt ... ja, er war nicht so groß wie der jetzige ... Und dann ... Du würdest auferstehen. Mir schien es, als würde ich nicht daran glauben, aber nun wird mir bewußt, daß ich geglaubt habe; denn ich habe nicht das empfunden, was ich jetzt empfinde ...« Sie weint und keucht, denn die Tränen ersticken sie fast.

»Meine gute Maria, du bist betrübt wie ein Kind, das glaubt, die Mutter liebe es nicht und habe es verlassen, nur weil sie in die Stadt gegangen ist, um Geschenke einzukaufen, die es glücklich machen

werden, und bald zu ihm zurückkehren und es mit Liebkosungen und Geschenken überschütten wird. Mache ich es denn nicht ebenso mit dir? Gehe ich nicht, um dir die Freude vorzubereiten? Gehe ich nicht, um wiederzukommen und dir zu sagen: „Komm, geliebte Verwandte und Jüngerin, Mutter meiner geliebten Jünger“? Lasse ich dir nicht meine Liebe? Gebe ich dir nicht meine Liebe, Maria? Du weißt doch, daß ich dich liebe! Weine nicht so, sondern freue dich, denn du wirst mich nicht mehr geschmäht und erschöpft, nicht mehr verfolgt und nur von wenigen geliebt sehen. Und mit meiner Liebe lasse ich dir meine Mutter. Johannes wird ihr Sohn sein, doch du sollst ihr, wie immer, eine gute Schwester sein. Siehst du? Sie, meine Mutter, weint nicht! Sie weiß, daß die Sehnsucht nach mir ihr Herz verzehren wird, aber auch, daß die Wartezeit immer kurz sein wird im Vergleich zur großen Freude der ewigen Vereinigung, und sie weiß, daß diese unsere Trennung nicht so vollständig sein wird, daß sie sagen müßte: „Ich habe keinen Sohn mehr.“ Das war der Aufschrei des Schmerzes am Tag der Schmerzen. Nun singt die Hoffnung in ihrem Herzen: „Ich weiß, daß mein Sohn zum Vater auffährt, aber er läßt mich nicht ohne seine geistige Liebe.“ So mußt auch du glauben, und ihr alle . . . Hier sind nun die anderen Jünger und Jüngerinnen und meine Hirten.«

Ich sehe die Gesichter des Lazarus und seiner Schwestern unter denen der Diener von Betanien; das Gesicht der Johanna, das einer Rose unter einem Regenschleier gleicht, und die Gesichter von Elisa und Nike, die schon vom Alter gezeichnet sind, und deren Falten nun tiefer geworden sind durch den Schmerz, den Schmerz des Geschöpfes, wenngleich die Seele jubelt über den Sieg des Herrn; und das Gesicht Anastasicas, und die liliengleichen Gesichter der ersten Jungfrauen, und das asketische Gesicht des Isaak, das vergeistigte des Matthias, das männliche des Manaen und die ernsten Gesichter von Josef und Nikodemus . . . Gesichter, Gesichter, Gesichter . . .

Jesus ruft die Hirten, Lazarus, Josef, Nikodemus, Manaen, Maximinus und die übrigen der zweiundsiebzig Jünger zu sich. Die

Hirten jedoch behält er in seiner nächsten Nähe und sagt zu ihnen: »Hierher. Kommt nahe zum Herrn, der vom Himmel gekommen ist und über dessen Erniedrigung ihr euch geneigt habt. Kommt mit erfüllten Seelen zum Herrn, der jetzt in den Himmel zurückkehrt, voll Freude über seine Verherrlichung. Ihr habt diesen Platz verdient, denn ihr habt zu glauben verstanden, allen widrigen Verhältnissen zum Trotz, und habt für euren Glauben gelitten. Ich danke euch für eure treue Liebe. Euch allen danke ich. Dir, Lazarus, mein Freund. Dir, Josef, und dir, Nikodemus, die ihr Christus eure Liebe erzeigt habt, als dies für euch gefährlich sein konnte. Dir, Manaen, der du die elende Gunst eines Unreinen verachtet hast, um auf meinem Weg zu wandeln. Dir, Stephanus, blühende Krone der Gerechtigkeit, der du den Unvollkommenen für den Vollkommenen verlassen hast und mit einem Kranz gekrönt werden wirst, den du noch nicht kennst, den dir jedoch die Engel ankündigen werden. Dir, Johannes, für kurze Zeit Bruder an der reinsten Brust und mehr zum Licht gekommen als in Erscheinung getreten. Dir, Nikolaus, der du mich als Proselyt über den Schmerz getröstet hast, den die Kinder dieser Nation mir bereitet haben. Und euch, ihr guten, starken Jüngerinnen, die ihr trotz eurer Sanftmut stärker als Judit gewesen seid. Und dir, Margziam, mein Junge, der du von nun an Martial heißen sollst zur Erinnerung an den römischen Knaben, der auf der Straße getötet und vor das Tor des Lazarus geworfen wurde mit der herausfordernden Tafel: „Nun sage dem Galiläer, daß er dich auferweckt, wenn er Christus und auferstanden ist“; der letzte der Unschuldigen, die in Palästina das Leben lassen mußten, um mir zu dienen, wenn auch unbewußt, und der erste der Unschuldigen aller Nationen, die zu Christus kommen und dafür gehaßt und vor der Zeit getötet werden, wie Blütenknospen, die man von ihrem Stiel reißt, noch bevor sie erblüht sind. Und dieser Name, o Martial, soll dir dein zukünftiges Schicksal weisen. Werde Apostel in barbarischen Ländern und erobere sie für deinen Herrn, so wie meine Liebe den römischen Knaben für den Himmel erobert hat. Alle, alle will ich

bei diesem Abschied segnen. Und ich erbitte vom Vater die Belohnung für sie, die dem Menschensohn auf seinem schmerzhaften Weg Trost geschenkt haben. Gesegnet sei die Menschheit in ihrem auserwählten Teil, den es bei den Juden wie bei den Heiden gibt und der sich in der Liebe zu mir geoffenbart hat. Gesegnet sei das Land mit seinen Kräutern und Blumen und seinen Früchten, die mir so oft Labung und Erquickung geschenkt haben. Gesegnet sei das Land mit seinen Wassern und seiner Wärme, seinen Vögeln und seinen Tieren, die oft den Menschen übertroffen und dem Menschensohn Trost gespendet haben. Gesegnet seist du, Sonne, und du, Meer, und ihr, Berge, Hügel und Ebenen. Gesegnet seid ihr, Sterne, die ihr mir beim nächtlichen Gebet und im Leiden Gesellschaft geleistet habt. Und du, Mond, der du mir auf meinen Pilgerwegen bei der Verkündigung des Evangeliums Licht gespendet hast. Alle, alle, sollt ihr gesegnet sein, ihr Geschöpfe und Werke meines Vaters, meine Gefährten in der Todesstunde, Freunde dessen, der den Himmel verlassen hat, um die bedrängte Menschheit von der Not der Sünde, die sie von Gott trennt, zu befreien. Auch ihr, unschuldige Werkzeuge meiner Passion, Dornen, Nägel, Holz und Stricke, sollt gesegnet sein, denn ihr habt mir geholfen, den Willen meines Vaters zu vollbringen.«

Was für eine mächtige Stimme Jesus hat! Sie breitet sich aus in der lauen, ruhigen Luft wie der Klang angeschlagener Bronze. Sie breitet sich aus in Wellen über das Meer der Gesichter, die ihn aus allen Richtungen anschauen. Mir scheint, es sind Hunderte von Personen, die Jesus umgeben, der nun mit seinen Bevorzugten zum Gipfel des Ölberges hinaufsteigt. Aber als er beim Lager der Galiläer angekommen ist, wo nun zwischen dem einen und dem anderen Fest keine Zelte stehen, befiehlt Jesus den Jüngern: »Sagt den Leuten, daß sie bleiben sollen, wo sie sind, und folgt mir dann.«

Er geht noch weiter hinauf, bis zum höchsten Punkt des Berges, der schon näher bei Betanien als bei Jerusalem liegt. Um ihn herum sind seine Mutter, die Apostel, Lazarus, die Hirten und Margziam.

Etwas weiter hinten die anderen Jünger, die einen Halbkreis bilden, um die Schar der Getreuen zurückzuhalten.

Jesus steht auf einem flachen, weißen Stein, der etwas über das Grün einer Lichtung emporragt. Die Sonne scheint auf ihn herab und läßt sein Gewand wie Schnee und sein Haar wie Gold leuchten. Die Augen strahlen in einem göttlichen Licht.

Er öffnet die Arme, wie zu einer Umarmung. Es scheint, als wolle er die ganze Menschheit an seine Brust ziehen, die sein Geist in dieser Volksmenge vertreten sieht.

Seine unvergeßliche, unnachahmliche Stimme gibt die letzte Anweisung: »Geht! Geht in meinem Namen und verkündet den Völkern das Evangelium bis an die äußersten Grenzen der Erde. Gott sei mit euch. Seine Liebe stärke euch, sein Licht leite euch, sein Friede wohne in euch bis zum ewigen Leben.«

Er verklärt sich in Schönheit. Schön! Schöner noch als auf dem Tabor. Alle fallen anbetend auf die Knie. Er sucht noch einmal das Gesicht seiner Mutter, während er sich schon von dem Stein, auf dem er steht, erhebt; und sein Lächeln strahlt eine Macht aus, die niemand je wiedergeben können wird . . . Es ist sein letzter Gruß an die Mutter. Er steigt und steigt . . . Die Sonne, die ihn nun noch ungehinderter küssen kann, da keinerlei Laubwerk ihren Strahlen mehr im Weg ist, trifft mit ihrem ganzen Glanz den Gottmenschen, der mit seinem allerheiligsten Körper zum Himmel auffährt, und läßt die glorreichen Wunden wie lebendige Rubine aufleuchten. Alles andere ist ein perlenschimmerndes Lächeln des Lichts. Es ist wahrhaft das Licht, das sich in diesen letzten Augenblicken offenbart als das, was es ist, wie in der Nacht der Geburt. Die Schöpfung erstrahlt im Licht des auffahrenden Christus. Einem Licht, das die Sonne übertrifft. Ein übernatürliches, beseligendes Licht. Ein Licht, das vom Himmel dem aufsteigenden Licht entgegenkommt.

Und Jesus Christus, das Wort Gottes, entschwindet dem Blick der Menschen in diesem Ozean von Licht . . .

Auf der Erde nur zwei Laute im tiefen Schweigen der ekstatischen

Menschenmenge: der Schrei Marias, als Jesus entschwindet: »Jesus!« und das Weinen des Isaak.

Die anderen sind in andächtigem Staunen verstummt und stehen da wie in Erwartung; bis zwei lichtstrahlende Engel in menschlicher Gestalt erscheinen und die Worte sagen, die im ersten Kapitel der Apostelgeschichte berichtet werden.

700 Die Wahl des Matthias

Es ist ein friedlicher Abend. Das Licht entschwindet sachte und breitet über den kurz zuvor noch purpurroten Himmel einen zarten Schleier von Amethyst. Bald wird es dunkel sein, aber noch herrscht das sanfte, matte abendliche Licht nach der heißen Sonne des Tages vor.

Der weite Hof des Hauses des Abendmahls zwischen den weißen Mauern ist voller Leute wie an den Abenden nach der Auferstehung. Und von dieser Menschenmenge steigt der Klang von Gebeten empor, nur unterbrochen von zeitweiser Betrachtung.

Da es immer dunkler in diesem von hohen Mauern umschlossenen Hof wird, werden Lampen herbeigebracht und auf den Tisch gestellt, an dem sich die Apostel versammelt haben: Petrus in der Mitte, an seiner Seite Jakobus des Alphäus und Johannes und dann die anderen. Das flackernde Licht der Flammen beleuchtet die Gesichter der Apostel von unten und zeichnet ihre Züge und ihren Ausdruck in scharfen Linien: Das Gesicht des Petrus konzentriert, fast angespannt in dem Bemühen, diese ersten Handlungen seines Amtes würdig zu vollziehen; von asketischer Sanftmut das des Jakobus des Alphäus; heiter und verträumt das des Johannes; und neben ihm das Gesicht des Denkers Bartholomäus und das sehr lebhaftes des Thomas; und dann das Gesicht des Andreas, das sich quasi in Demut verhüllt und der mit fast geschlossenen Augen und etwas gebeugt dasteht und zu sagen scheint: »Ich bin nicht würdig«; neben ihm Matthäus, der einen Ellbogen auf die Hand des anderen

Armes stützt und die Wange in die Hand des aufgestützten Armes; und nach Jakobus des Alphäus Thaddäus mit seinem würdevollen Gesicht und den Augen, die in Farbe und Ausdruck so sehr an die Augen Jesu erinnern: ein wahrer Herrscher über die Menge. Auch jetzt noch hält das Feuer seiner Augen die Versammlung in Schach, mehr als alle anderen zusammen, und trotzdem erkennt man hinter seiner ungewollt so würdevollen, königlichen Erscheinung die Zerknirschung seines Herzens, wenn die Reihe an ihm ist, ein Gebet anzustimmen. Während er den Psalm anstimmt: »Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre; um deiner Gnade willen und deiner Treue. Warum sollen sagen die Völker: „Wo ist nun ihr Gott?“«, betet Jakobus wirklich mit kniender Seele vor dem, der ihn erwählt hat, und sein starkes innerliches Empfinden vibriert in seiner Stimme. Auch er sagt mit seinem ganzen Beten: »Ich bin nicht würdig, dir zu dienen, der du so vollkommen bist.« Das Gesicht des Philippus an seiner Seite ist schon von den Jahren gezeichnet, obwohl er noch im besten Mannesalter ist; er scheint etwas zu betrachten, was nur er allein sieht und drückt sein Gesicht in die Hände, ein wenig gebeugt, ein wenig traurig ... während der Zelote in die Ferne schaut und innig lächelt, was sein nicht sehr schönes, aber in seinem vornehmen Ernst anziehendes Gesicht verschönt. Jakobus des Zebedäus, impulsiv und lebhaft, spricht seine Gebete so, als würde er noch mit dem geliebten Meister reden, und der zwölfte Psalm kommt voller Begeisterung aus seinem glühenden Herzen.

Sie enden mit dem langen, sehr schönen Psalm 118, von dem jeder zweimal reihum eine Strophe betet. Dann verharren alle in Schweigen, bis Petrus, der sich inzwischen gesetzt hat, wie von einer inneren Erleuchtung angetrieben aufspringt und laut und mit ausgebreiteten Armen, wie der Herr es immer getan hat, zu beten beginnt: »Sende uns, o Herr, deinen Geist, damit wir in deinem Licht erkennen können.«

»Marána tha«, sagen alle.

Petrus versinkt in inbrünstiges, stummes Gebet, vielleicht ist es

mehr ein Horchen als ein Beten, oder zumindest ein Warten auf Worte des Lichtes . . . Dann hebt er wieder den Kopf und breitet erneut die Arme aus, die er zuvor über der Brust gekreuzt hat, und da er kleiner ist als die anderen, steigt er auf seinen Hocker, um die kleine im Hof versammelte Schar zu überblicken und von allen gesehen zu werden. Und alle schweigen, da sie verstehen, daß Petrus etwas zu sagen hat, und betrachten ihn aufmerksam.

»Meine Brüder! Es war notwendig, daß die Schrift erfüllt würde und Judas, wie vom Heiligen Geist durch den Mund Davids vorhergesagt, denen den Weg wies, die unseren gebenedeiten Herrn und Meister Jesus gefangennahmen. Er, Judas, war einer von uns, und er war zu demselben Amt berufen. Aber seine Berufung wurde ihm zum Verderben, denn Satan ergriff auf vielerlei Arten von seinem Inneren Besitz und machte aus dem Apostel Jesu den Verräter seines Herrn. Er glaubte, siegen und genießen zu können und sich so an dem Heiligen zu rächen, der die unreinen Hoffnungen seines begierlichen, ungezügelten Herzens enttäuscht hatte. Aber als er zu triumphieren und zu genießen glaubte, mußte er erkennen, daß der Mensch, der sich zum Sklaven Satans, des Fleisches und der Welt macht, nicht siegt, sondern im Staub kriecht wie der Besiegte. Und er mußte erkennen, daß der Geschmack der Speisen, die vom Menschen und von Satan kommen, bitter und vollkommen anders ist als das gute, einfache Brot, das Gott seinen Kindern gibt. So verfiel er der Verzweiflung und haßte die ganze Welt, nachdem er Gott gehaßt hatte, und verfluchte alles, was die Welt ihm gegeben hatte, und tötete sich, indem er sich an einem Baum des Ölgartens erhängte, den er sich gekauft hatte mit seinen Abscheulichkeiten. Und an dem Tag, an dem Christus glorreich von den Toten auferstand, brach sein schon verfaultes, von Würmern zerfressener Leib auf, und seine Eingeweide fielen zu Boden am Fuß des Ölbaumes und machten den Ort zu einem unreinen Ort.

Auf Golgota fiel das erlösende Blut und reinigte die Erde, denn es war das Blut des Sohnes Gottes, der für uns Mensch geworden

war. Auf dem Hügel, der sich nahe dem Berg des Bösen Rates befindet, fielen nicht Blut und Tränen wahrer Reue in den Staub, sondern ekeleregende, verwesene Eingeweide. Denn kein anderes Blut konnte sich mit dem des Heiligsten vermischen in jenen Tagen der Reinigung, an denen das Lamm uns in seinem Blut wusch, und noch weniger konnte die Erde, die das Blut des Sohnes Gottes getrunken hatte, auch das Blut des Sohnes Satans trinken.

Die Sache ist allbekannt. Und so weiß man auch, daß der verdammte Judas in seiner Raserei das unreine Geld des niederträchtigen Handels in den Tempel zurückbrachte und es dem Hohenpriester ins Gesicht warf. Und man weiß, daß die Hohenpriester und Ältesten sich berieten und dann mit diesem Geld, das aus dem Tempelschatz stammte und nicht mehr dorthin zurückgebracht werden konnte, weil es Blutgeld war, den Töpferacker kauften, genau wie es bei den Propheten geschrieben steht, die sogar den Preis dafür genannt haben. Und der Ort wird in die Geschichte der Jahrhunderte eingehen unter dem Namen Hakeldama. Und alles, was zu Judas gehörte, so steht es geschrieben, soll aus unserer Mitte getilgt werden, selbst die Erinnerung an sein Gesicht. Was wir jedoch in Erinnerung behalten müssen sind die Wege, auf denen der vom Herrn zum himmlischen Reich Berufene hinabstieg, um Fürst im Reich der ewigen Finsternis zu werden, damit nicht auch wir aus Mangel an Vorsicht in seine Fußstapfen treten und Judasse des Wortes werden, das Gott uns anvertraut hat und das immer noch in Christus, unserem Meister, unter uns ist.

Denn im Buch der Psalmen steht geschrieben: „Seine Wohnstätte soll öde werden, niemand soll darin wohnen. Und sein Amt soll ein anderer erhalten.“ Es ist daher nötig, daß aus diesen Männern, die mit uns zusammen waren all die Zeit, da der Herr Jesus unter uns ein- und ausging – angefangen von seiner Taufe durch Johannes, bis zu dem Tag, an dem er aus unserer Mitte in den Himmel auffuhr – einer mit uns zum Zeugen seiner Auferstehung werde. Und dies muß rasch geschehen, damit er mit uns die Taufe durch das Feuer

erhalte, von der der Herr gesprochen hat; damit auch er, der den Heiligen Geist nicht schon durch den allerheiligsten Meister empfangen hat, ihn direkt von Gott empfangen und geheiligt und erleuchtet werde; damit er die Macht erhalte, die wir erhalten werden, und richten und lossprechen kann, damit er tun kann, was wir tun werden, und seine Werke göltig und heilig seien.

Ich würde vorschlagen, ihn unter den treuesten der treuen Jünger auszuwählen, unter denen, die schon seinetwegen gelitten haben und ihm treu geblieben sind, als er der Welt noch unbekannt war. Viele von diesen kommen von Johannes, dem Vorläufer des Messias zu uns; Seelen, die seit Jahren im Dienst des Herrn erprobt sind. Der Herr hat sie sehr geliebt, am meisten Isaak, der so viel für ihn gelitten hat, als Jesus noch ein Kind war. Doch ihr wißt, daß sein Herz in der Nacht nach der Himmelfahrt des Herrn gebrochen ist. Wir wollen nicht um ihn trauern. Er ist wieder vereint mit seinem Herrn. Das war sein einziger Herzenswunsch ... Und es ist auch der unsere ... Aber wir müssen unseren Leidensweg gehen. Isaak hatte ihn schon hinter sich. Schlagt daher ihr einige Namen vor, damit wir den zwölften Apostel wählen können gemäß dem Brauch unseres Volkes, wonach wir es bei schweren Entscheidungen dem allerhöchsten Herrn, der alles weiß, überlassen, uns ein Zeichen zu geben.«

Sie beraten sich untereinander. Schon bald schlagen einige der wichtigeren Jünger (die nicht zu den Hirten gehören) in Übereinstimmung mit den zehn Aposteln Josef, den Sohn des Josef des Saba⁴⁴, vor, um den Vater, der für Christus gestorben ist, und den Sohn, den treuen Jünger, zu ehren, und Matthias aus den gleichen Gründen und überdies noch, um auch dessen ersten Meister, Johannes, zu ehren.

Und da Petrus ihren Rat annimmt, lassen sie die beiden Jünger an den Tisch treten und beten mit vor sich ausgestreckten Armen in der üblichen Gebetshaltung der Hebräer. »Du, allerhöchster Herr,

⁴⁴Barsabbas = Sohn des Saba

Vater, Sohn und Heiliger Geist, Heiligste Dreifaltigkeit, ein einiger Gott, der du die Herzen aller kennst, zeige uns nun an, welchen von diesen beiden du erwählt hast für dieses von Judas veruntreute Amt des Apostels, um ihn zu ersetzen.«

»Marána tha«, antworten alle im Chor.

Da sie keine Würfel und auch nichts anderes haben, um das Los zu werfen, und Geld dazu nicht verwenden wollen, sammeln sie im Hof herumliegende Steinchen, ebenso viele weiße wie dunkle. Nachdem sie bestimmt haben, daß die weißen für Matthias und die anderen für Josef sind, werfen sie die Steinchen in einen Beutel, dessen Inhalt sie zuvor ausgeleert haben, schütteln ihn und reichen ihn Petrus. Petrus macht ein Segenszeichen darüber und greift dann, während er seine Augen zum nun sternensäten Himmel erhebt und betet, mit der Hand hinein und holt einen Stein heraus. Er ist weiß wie Schnee.

Der Herr hat Matthias zum Nachfolger des Judas bestimmt.

Petrus geht um den Tisch herum und umarmt ihn, »um ihn ihm ähnlich zu machen«, wie er sagt.

Auch die übrigen Zehn wiederholen diese Geste unter dem Beifall der kleinen Schar.

Zuletzt sagt Petrus, nachdem er an seinen Platz zurückgekehrt ist, den Erwählten an der Hand an seiner Seite, so daß Petrus nun zwischen Matthias und Jakobus des Alphäus steht: »Komm an den Platz, den Gott dir bestimmt hat, und lösche durch deine Gerechtigkeit die Erinnerung an Judas, indem du uns, deinen Brüdern, hilfst, die Werke zu vollbringen, die der allerheiligste Jesus uns aufgetragen hat. Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, sei immer mit dir.«

Petrus wendet sich an alle und entläßt sie . . .

Während die Jünger sich langsam durch eine Seitentür entfernen, kehren die Apostel in das Haus zurück und führen Matthias zu Maria, die sich in andächtigem Gebet in ihrem Zimmer befindet, auf daß der neue Apostel auch von der Mutter Gottes das Wort des Grußes und der Erwählung empfangen.

701 Die Herabkunft des Heiligen Geistes

Man hört keine Stimmen oder Geräusche im Haus des Abendmahls. Es scheinen keine Jünger da zu sein; wenigstens höre ich nichts, woraus ich schließen könnte, daß in anderen Räumen des Hauses Personen versammelt sind. Man hört nur die Stimmen der zwölf Apostel und der hochheiligen Maria, die sich im Abendmahlsaal aufhalten.

Der Saal scheint nun größer zu sein, da die Einrichtung anders aufgestellt ist und den ganzen mittleren Teil des Raumes und zwei Wände freiläßt. Der große Tisch des Abendmahls ist an die dritte Wand gerückt, und zwischen ihm und den anderen Wänden, und auch an den beiden Schmalseiten des Tisches, stehen nun die Liegen und der Schemel, den Jesus bei der Fußwaschung benützt hat. Aber diese Liegen stehen jetzt nicht im Winkel zum Tisch, sondern parallel dazu, so daß die Apostel sie zum Sitzen nicht alle brauchen und eine, die einzige, die im Winkel zum Tisch steht, ganz der heiligen Jungfrau überlassen können. So sitzt sie in der Mitte des Tisches, an dem Platz, den Jesus beim Abendmahl eingenommen hat.

Auf dem Tisch liegt keine Tischdecke, und auch kein Geschirr steht darauf, die Anrichten sind leer, die Wände schmucklos. Nur die Lampe brennt. Aber nur die mittlere Flamme ist angezündet, die anderen Lämpchen, die den merkwürdigen Leuchter wie eine Krone umgeben, brennen nicht.

Die Fensterläden sind geschlossen und mit schweren, schrägen Eisenstangen gesichert. Doch ein Sonnenstrahl dringt keck durch ein winziges Loch und fällt wie eine lange, dünne Nadel auf den Fußboden, wo er einen kleinen Lichtfleck bildet.

Die Jungfrau, die allein auf ihrer Liege sitzt, hat Petrus und Johannes neben sich, rechts Petrus und links Johannes. Matthias, der neue Apostel, befindet sich zwischen Jakobus des Alphäus und Thaddäus. Vor der Muttergottes steht eine große, niedrige, verschlossene Truhe aus dunklem Holz.

Maria ist dunkelblau gekleidet. Auf dem Haar trägt sie den wei-

ßen Schleier und darüber den Saum des Mantels. Von den anderen hat keiner das Haupt bedeckt.

Maria liest langsam und mit lauter Stimme vor. Aber wegen des schwachen Lichtes glaube ich, daß sie weniger liest als aus dem Gedächtnis die Worte der Schriftrolle wiederholt, die sie entfaltet vor sich hält. Die anderen hören schweigend und nachdenklich zu. Ab und zu antworten sie, wenn es angebracht ist.

Das Antlitz Marias ist von einem verzückten Lächeln verklärt. Wer weiß, was sie sieht, daß ihre Augen strahlen wie zwei helle Sterne und ihre elfenbeinfarbenen Wangen gerötet sind, als würde eine rötliche Flamme ihren Schein auf sie werfen! Sie ist wahrlich die mystische Rose . . .

Die Apostel neigen sich vor, um ihr Gesicht zu sehen, da sie ein wenig schräg zu ihr sitzen, während sie so sanft lächelt und liest und ihre Stimme dem Gesang eines Engels gleicht. Und Petrus ist so gerührt, daß zwei dicke Tränen in seinen Augen erscheinen, durch die Falten längs der Nase herunterrinnen und sich im Dickicht seines graumelierten Bartes verlieren. Johannes hingegen spiegelt das jungfräuliche Lächeln wider und ist in Liebe entflammt wie sie, während sein Blick auf dem Pergament den Text verfolgt, den die Jungfrau liest; und wenn er ihr eine neue Schriftrolle reicht, sieht er sie an und lächelt.

Die Lesung ist zu Ende. Die Stimme Marias verstummt. Auch das Knistern der Pergamente beim Entrollen und Aufrollen. Maria sammelt sich in stillem Gebet, faltet die Hände über der Brust und lehnt das Haupt an die Truhe. Die Apostel beten ebenfalls . . .

Ein starkes, harmonisches Brausen, das wie Wind und Harfenklang, wie Gesang von Menschen und der Akkord einer herrlichen Orgel klingt, unterbricht plötzlich die morgendliche Stille. Es nähert sich, wird immer wohltönender und lauter, erfüllt die Erde mit seinen Schwingungen, erfaßt das Haus und überträgt sich auch auf Wände und Möbel. Die bisher in der Ruhe des geschlossenen Raumes erglose Flamme des Leuchters flackert wild, so als wehte ein Wind

durch den Raum, und die Kettchen der Lampe klirren und vibrieren bei diesem überwältigenden Klang.

Die Apostel heben bestürzt die Köpfe, und da dieses großartige Brausen, in dem alle die schönsten Töne, die Gott dem Himmel und der Erde geschenkt hat, enthalten sind, immer näher kommt, stehen einige von ihnen auf, bereit zu entfliehen; andere kauern sich auf den Boden, bedecken den Kopf mit den Händen und den Mänteln oder schlagen sich an die Brust und bitten den Herrn um Vergebung; wieder andere klammern sich an Maria, da sie zu erschrocken sind, um ihre sonst übliche Zurückhaltung gegenüber der Reinsten zu wahren. Nur Johannes ist nicht erschrocken, denn er sieht den strahlenden Frieden der Freude, der auf dem Antlitz Marias immer ausgeprägter wird, als sie lächelnd das Haupt erhebt, einem nur von ihr gesehenen Etwas entgegen, und dann auf die Knie sinkt und die Arme ausbreitet. Die beiden blauen Flügel ihres so geöffneten Mantels bedecken Petrus und Johannes, die wie sie ebenfalls niedergekniet sind.

Doch alles, was ich hier mit einem gewissen Zeitaufwand niederschreibe, geschieht in einem Augenblick . . .

Und nun das Licht, das Feuer, der Heilige Geist, der mit einem letzten melodischen Brausen in Form einer hell leuchtenden, glühenden Kugel in den verschlossenen Raum eindringt, ohne daß Türen oder Fenster sich bewegt hätten. Die Kugel schwebt einen Augenblick etwa drei Handbreit über dem Haupt Marias, das nun unbedeckt ist, da Maria beim Anblick des Feuers des Paraklets die Arme erhoben hat, als wolle sie es auf sich herabrufen, und dabei den Kopf mit einem Freudenschrei, mit einem Lächeln unendlicher Liebe, zurückgeworfen hat. Und nach diesem Augenblick, in dem sich das ganze Feuer, die ganze Liebe des Heiligen Geistes auf seine Braut konzentriert, teilt sich die heiligste Kugel in dreizehn wohlklingende und hell strahlende Flammen, deren Licht keinen irdischen Vergleich zuläßt. Und diese Flammen steigen herab und küssen die Stirn eines jeden Apostels.

Aber die Flamme, die sich auf Maria niederläßt, ist keine senkrechte Feuerzunge, die die Stirn berührt, sondern eine Krone, ein Stirnreif, der das jungfräuliche Haupt umgibt und die Königin krönt, die Tochter, die Mutter, die Braut Gottes, die unversehrte Jungfrau, die ganz Schöne, die ewig Geliebte und ewige Jungfrau, die nichts Unreines berühren kann, sie, die durch den Schmerz gealtert war, aber in der Freude der Auferstehung wiedererstanden ist und gemeinsam mit dem Sohn vermehrte Schönheit und Frische des Fleisches und der Blicke und vermehrte Lebenskraft erlangte ... und so schon die Schönheit ihres glorreich in den Himmel aufgenommenen Leibes, ihres zur Paradiesesblume erkorenen Leibes ahnen läßt.

Der Heilige Geist läßt seine Flammen um das Haupt der Geliebten erstrahlen. Was wird er ihr sagen? Geheimnis. Das glückliche Antlitz ist verklärt in übernatürlicher Freude und lächelt das Lächeln der Serafim, während die Tränen auf den Wangen der Gebenedeiten im Licht des Heiligen Geistes wie Diamanten strahlen.

Das Feuer verweilt einige Zeit ... Dann entschwindet es. An seine Herabkunft erinnert nur ein Duft, den keine irdische Blume auszuströmen vermag ... Der Duft des Paradieses ...

Die Apostel kommen wieder zu sich ...

Maria bleibt in ihrer Ekstase. Sie legt nur die Arme über die Brust, schließt die Augen, senkt das Haupt ... und setzt ihr Zwiegespräch mit Gott fort ... unempfindlich gegen alles, was sie umgibt ...

Niemand wagt es, sie zu stören.

Johannes zeigt auf sie und sagt: »Sie ist der Altar. Auf ihrer Herrlichkeit hat sich die Herrlichkeit Gottes niedergelassen ... «

»Ja. Stören wir ihre Freude nicht. Gehen wir und verkünden wir den Herrn, damit seine Werke offenbar und seine Worte den Völkern bekannt werden«, sagt Petrus mit übernatürlicher Begeisterung.

»Gehen wir! Gehen wir! Der Geist Gottes brennt in mir«, sagt Jakobus des Alphäus.

»Und er treibt uns an zu handeln. Uns alle. Wir wollen gehen und den Heiden das Evangelium verkünden.«

Sie gehen hinaus, wie gezogen oder geschoben von einer unwiderstehlichen Kraft.

Jesus sagt:

»Und damit ist das Werk beendet, das meine Liebe für euch diktiert hat und das ihr durch die Liebe eines Geschöpfes zu mir und zu euch erhalten habt.

Es ist heute beendet: am Gedächtnistag der heiligen Zita von Lucca, der demütigen Magd, die ihrem Herrn in Liebe in dieser Kirche von Lucca gedient hat, wohin ich meinen kleinen Johannes aus der Ferne geführt habe, auf daß er mir in Demut und mit der gleichen Liebe der heiligen Zita zu allen Unglücklichen diene.

Zita gab den Armen Brot im Gedenken daran, daß ich in jedem Armen bin und alle an meiner Seite selig sein werden, die die Hungrigen gespeist und die Durstigen getränkt haben.

Maria-Johannes hat meine Worte denen weitergegeben, die schmachten in Unkenntnis oder in der Lauheit oder in Glaubenszweifeln; eingedenk dessen, daß nach den Worten der ewigen Weisheit alle, die sich bemühen, Gott unter den Menschen bekanntzumachen, wie Sterne in der Ewigkeit leuchten werden, indem ihre Liebe verherrlicht und sie vielen zu lieben vorgestellt wird.

Es ist beendet an dem Tag, an dem die Kirche die reine Lilie des Feldes, Maria Teresa Goretti, zur Ehre der Altäre erhebt, die Lilie, deren Stengel gebrochen wurde, als ihre Blüte noch eine Knospe war. Und von wem gebrochen, wenn nicht von Satan, der neidisch auf diese Reinheit war, die leuchtender war als seine frühere Engelsgestalt. Gebrochen, weil sie dem göttlichen Liebenden heilig war. Jungfrau und Märtyrerin Maria dieses schändlichen Jahrhunderts, in dem man die Ehre der Frau verhöhnt und den Geifer von Reptilien ausspeit um zu leugnen, daß Gott die Macht besitzt, seinem Wort, das durch den Heiligen Geist Fleisch angenommen hat, um alle zu retten, die an ihn glauben, eine unversehrte Wohnstatt zu bereiten.

Auch Maria-Johannes ist eine Märtyrerin des Hasses, der nicht will, daß ihr meine Wunder durch dieses Werk feiert, das als mächtige Waffe dient, um der Schlange viele Beute zu entreißen. Aber auch Maria-Johannes weiß, wie Maria Teresa es gewußt hat, daß das Martyrium, welchen Namen und welche Form es auch immer haben mag, ein Schlüssel ist, der denen, die es erleiden, um meine Passion fortzusetzen, unverzüglich das Reich des Himmels erschließt.

Das Werk ist zu Ende.

Und mit seinem Ende, mit der Herabkunft des Heiligen Geistes, schließt der messianische Zyklus, den meine Weisheit von seinem Beginn, der Unbefleckten Empfängnis Marias, bis zu seinem Abschluß, der Herabkunft des Heiligen Geistes, erhellt hat. Der ganze messianische Zyklus ist ein Werk des Geistes der Liebe für den, der zu sehen versteht. Es ist daher richtig, ihn mit dem Geheimnis der Unbefleckten Empfängnis der Braut der Liebe zu beginnen und mit dem feurigen Siegel des Paraklets auf der Kirche Christi abzuschließen.

Die von Gott – von der Liebe Gottes – kundgegebenen Werke enden mit Pfingsten. Von da an wirkt Gott auf geheimnisvolle Weise in seinen Gläubigen, die vereint sind im Namen Jesu in der einen, heiligen, katholischen, apostolischen, römischen Kirche. Und die Kirche, also die Versammlung der Gläubigen: Hirten, Schafe und Lämmer, kann voranschreiten, ohne zu irren, aufgrund des ununterbrochenen geistigen Wirkens der Liebe, des Theologen der Theologen; dessen, der die wahren Theologen unterrichtet, jene, die sich in Gott verlieren und in denen Gott wohnt, in denen das Leben Gottes ist durch die Führung des Geistes Gottes, der sie lenkt; jene, die wahrlich „Kinder Gottes“ sind, nach der Vorstellung des heiligen Paulus.

Am Ende des Werkes muß ich noch einmal die Klage anfügen, die ihr am Ende des Kirchenjahres im Evangelium findet, und in meinem Schmerz, meine Gabe mißachtet zu sehen, sage ich euch: „Ihr werdet nichts anderes erhalten, weil ihr das, was ich euch gegeben habe, nicht geschätzt habt.“ Und ich wiederhole, was ich euch im vorigen Sommer habe sagen lassen, um euch auf den rechten Weg zurückzuführen: „Ihr werdet mich nicht mehr sehen bis zu dem Tag, an dem ihr sagt: ‚Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn.‘“«

Das Werk ist heute, am 27. April 1947, beendet.

Viareggio – Via Fratti 113 – Maria Valtorta

702 Petrus, nicht mehr der rauhe Fischer, in seiner neuen Würde als Oberhirte

(Von Pfingsten bis Mariä Himmelfahrt)

Es ist eine der allerersten Zusammenkünfte der Christen in den unmittelbar auf Pfingsten folgenden Tagen.

Die Apostel sind nun wieder zu zwölf, denn Matthias, der bereits anstelle des Verräters gewählt wurde, ist dabei. Und die Tatsache, daß sie alle zwölf beisammen sind, beweist, daß sie sich noch nicht getrennt haben, um entsprechend der Weisung des Meisters seine Botschaft zu verkünden. Daraus schließe ich, daß es kurz nach Pfingsten sein muß und die Verfolgungen der Diener Christi durch das Synedrium noch nicht begonnen haben. Wenn es nicht so wäre, dann würden sie nicht mit solcher Ruhe die Feier abhalten, ohne sich viel um den Tempel zu kümmern, ohne Vorsichtsmaßnahmen zu treffen und das in einem Haus, nämlich im Haus des Abendmahles, genauer gesagt im Saal des Letzten Abendmahles, in dem die

Eucharistie eingesetzt wurde und der Verrat und die Passion begonnen haben.

In dem großen Saal hat sich einiges verändert, wie es wegen seiner neuen Verwendung als Kirche und in Anbetracht der Zahl der Gläubigen notwendig war. Der große Tisch steht nicht mehr an der Wand neben der Treppe, sondern an der gegenüberliegenden Wand, damit jene, die im schon überfüllten Saal keinen Platz mehr finden – dem Abendmahlssaal, der ersten Kirche der christlichen Welt – sehen können, was drinnen geschieht. Sie stehen dicht gedrängt im Gang bis zur Tür, durch die man den Raum betritt.

Im Saal sind Männer und Frauen jeden Alters. Inmitten einer Gruppe von Frauen, nahe beim Tisch, aber in einer Ecke, befindet sich Maria, die Mutter, umgeben von Marta und Maria des Lazarus, Nike, Elisa, Maria des Alphäus, Salome, Johanna des Chuza, schließlich viele der hebräischen oder auch nicht hebräischen Jüngerinnen, die Jesus geheilt, getröstet, in seiner Lehre unterwiesen und zu Schäfchen seiner Herde gemacht hat. Bei den Männern sind Nikodemus, Lazarus, Josef von Arimathäa, sehr viele Jünger, unter ihnen Stephanus, Hermas, die Hirten, sowie Elischa, der Sohn des Synagogenvorstehers von En-Gedi, und sehr viele andere. Auch Longinus ist da, nicht als Soldat gekleidet, sondern wie ein gewöhnlicher Bürger in einem schlichten, langen, gräulichen Gewand. Dann noch andere, die anscheinend erst nach Pfingsten und den ersten Predigten der zwölf Apostel zur christlichen Gemeinde gekommen sind.

Auch jetzt ergreift Petrus das Wort, verkündet das Evangelium und unterweist die Anwesenden. Er spricht noch einmal über das letzte Abendmahl. Noch einmal, denn seinen Worten ist zu entnehmen, daß er schon öfters gesprochen hat. Er sagt: »Ich möchte noch einmal von diesem Abendmahl sprechen« und betont diese Worte besonders, »bei dem Jesus von Nazaret, genannt Jesus Christus, der Sohn Gottes und unser Erlöser – wie es geschrieben steht und wie wir es von ganzem Herzen und ganzer Seele glauben müssen, denn in diesem Glauben liegt unser Heil – bevor er von den Menschen ge-

opfert wurde, sich aus freiem Willen und im Übermaß seiner Liebe selbst geopfert und sich den Menschen zur Speise und zum Trank geschenkt hat. Dabei sagte er uns, seinen Dienern und Nachfolgern: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Und dies wollen wir hiermit tun. Aber, o ihr Menschen, so wie wir, seine Zeugen, glauben, daß in dem Brot und dem Wein, die wir, seinem göttlichen Beispiel folgend, zu seinem Gedächtnis und im Gehorsam gegenüber seinem Gebot aufopfern und segnen, sein heiligster Leib und sein heiligstes Blut enthalten sind – dieser Leib und dieses Blut eines Gottes, des Sohnes des Allerhöchsten Gottes, der gekreuzigt wurde und sein Blut aus Liebe und für das Leben der Menschen vergossen hat – so sollt auch ihr, ihr alle, glauben, die ihr gekommen seid, um zur wahren, neuen, unsterblichen Kirche zu gehören, die die Propheten vorhergesagt haben und die Christus gegründet hat. Glaubt also und preist den Herrn, der uns dieses ewige Zeichen seiner Vergebung hinterläßt. Uns, die wir ihn, wenn auch nicht tatsächlich, so doch moralisch und seelisch gekreuzigt haben durch unsere Schwäche in seinem Dienst, durch unsere Schwerfälligkeit, ihn zu verstehen, durch unsere Feigheit, ihn in seiner letzten Stunde verlassen zu haben und geflohen zu sein, durch unseren, nein, durch meinen persönlichen Verrat, als ich so voll Angst und so feige war, daß ich ihn sogar verleugnet und geleugnet habe, sein Jünger zu sein, kurz vor der ersten Stunde, dort im Hof des Tempels, obwohl ich doch der erste unter seinen Dienern bin (und dicke Tränen rollen über das Gesicht des Petrus). Glaubt also und preist den Herrn, wie ich gesagt habe. Glaubt und preist den Herrn, der jenen, die ihn nicht kannten, als er noch der Nazarener war, die Gnade schenkt, ihn nun kennenlernen zu dürfen, da das menschengewordene Wort sich wieder mit dem Vater vereint hat. Kommt und nehmt. Er hat es gesagt: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, wird das ewige Leben haben.“ Leider haben wir es damals nicht verstanden. (Petrus weint noch einmal.) Wir haben es nicht verstanden, denn unser Geist war schwerfällig. Doch nun hat der Heilige Geist unseren Verstand erleuchtet, unseren Glauben

gefestigt und uns die Liebe eingegossen, und wir begreifen. Und im Namen des allmächtigen Gottes, des Gottes Abrahams, Jakobs und Moses, im höchsten Namen des Gottes, der zu Jesaja, Jeremia, Ezechiel, Daniel und den anderen Propheten gesprochen hat, schwören wir euch, daß dies die Wahrheit ist, und wir beschwören euch zu glauben, damit ihr das ewige Leben erlangt.«

Petrus ist voller Majestät bei dieser Rede. Er hat nichts mehr von dem etwas rauhen Fischer an sich, der er noch vor kurzem war. Er ist auf einen Hocker gestiegen, um zu sprechen und besser gesehen und gehört zu werden, da er klein von Gestalt ist. Wäre er auf dem Boden geblieben, hätten ihn die Leute weiter hinten nicht sehen können; und er will die Versammlung überblicken. Er spricht in gemessenem Tonfall und unterstreicht seine Worte mit den Gesten eines wahren Redners. Seine schon immer ausdrucksvollen Augen sprechen nun mehr denn je. Liebe, Glaube, Überzeugung, Reue, alles spricht aus seinem Blick, eilt seinen Worten voraus und unterstreicht sie.

Nun hat er seine Rede beendet. Er steigt von seinem Hocker und geht hinter den Tisch, zwischen den Tisch und die Wand, und wartet.

Jakobus und Judas, die beiden Söhne des Alphäus und Vettern Jesu, breiten jetzt ein blendend weißes Tuch über den Tisch. Um dies tun zu können, heben sie den langen niedrigen Schrein in der Mitte des Tisches hoch und legen dann auch über den Deckel des Schreins ein feines Linnen.

Der Apostel Johannes geht nun zu Maria und bittet sie um etwas. Maria löst von ihrem Hals eine Art Schlüsselchen und gibt es Johannes. Johannes nimmt es, geht zu dem Schrein, öffnet ihn, klappt die Vorderseite herab auf das Tischtuch und bedeckt sie mit einem dritten Linnen.

Der Schrein ist innen waagrecht in zwei Fächer geteilt. Im unteren Fach befinden sich ein Kelch und ein Metallteller. Im oberen Fach steht in der Mitte der Kelch, den Jesus beim Letzten Abendmahl für

die erste Eucharistie verwendet hat, und darauf liegen auf einem ebenso kostbaren Tellerchen wie der Kelch die Reste des Brotes, das er gebrochen hat. Neben dem Kelch mit dem Tellerchen liegen auf einer Seite die Dornenkrone, die Nägel und der Schwamm, und auf der anderen eines der zusammengerollten Grabtücher, der Schleier, mit dem Nike das Antlitz Jesu abgetrocknet hat, und der andere, den Maria ihrem Sohn als Lendentuch gegeben hat. Weiter hinten sind noch andere Dinge, aber da man sie nicht richtig sieht und auch niemand von ihnen spricht oder sie zeigt, weiß ich nicht, was es ist. Die, die man sieht, werden nun den Anwesenden von Johannes und Judas des Alphäus gezeigt, und die Leute knien davor nieder. Aber den Kelch und das Tellerchen mit dem Brot berühren und zeigen sie nicht. Auch rollen sie das Grabtuch nicht auf, sondern zeigen nur die Rolle und erklären, was es ist. Vielleicht wollen Johannes und Judas es nicht ausbreiten, um in Maria nicht die schmerzliche Erinnerung an die grausamen Qualen ihres Sohnes zu wecken.

Nach Beendigung dieses Teils der Zeremonie stimmen die Apostel im Chor Gebete an, ich würde sagen, Psalmen, denn sie singen, wie es die Hebräer in ihren Synagogen oder auf den Pilgerfahrten nach Jerusalem zu den vom Gesetz vorgeschriebenen Festen taten. Die Volksmenge stimmt in den Chor der Apostel ein, der dadurch immer mächtiger wird.

Schließlich werden Brote gebracht und auf den Metallteller gelegt, der im unteren Teil des Schreins war. Auch einige kleine Metallkannen bringt man.

Petrus, der immer zwischen dem Tisch und der Wand und dem Volk zugewandt steht, empfängt von Johannes, der vor dem Tisch kniet, den Teller mit den Broten, erhebt sie und opfert sie auf. Dann segnet er sie und stellt den Teller auf den Schrein.

Judas des Alphäus, der neben Johannes kniet, reicht nun Petrus den Kelch aus dem unteren Fach und die beiden Kännchen, die zuvor neben dem Teller mit dem Brot gestanden sind, und Petrus gießt den Inhalt der Kännchen in den Kelch, erhebt diesen und opfert ihn

auf wie zuvor das Brot. Er segnet auch den Kelch und stellt ihn auf den Schrein neben die Brote.

Sie beten noch einmal. Petrus bricht das Brot in viele Stückchen, während die Anwesenden sich noch tiefer verneigen, und sagt: »Das ist mein Leib. Tut dies zu meinem Gedächtnis.«

Er kommt nun mit dem Teller mit den Brotstückchen hinter dem Tisch hervor und geht zuerst zu Maria und gibt ihr ein Stückchen. Dann stellt er sich vor den Tisch und teilt allen, die kommen, um es zu empfangen, das konsekrierte Brot aus. Einige übriggebliebene Stückchen legt er auf ihren Teller auf dem Schrein.

Nun nimmt er den Kelch und reicht ihn, immer bei Maria beginnend, den Anwesenden. Johannes und Judas folgen ihm mit den Kännchen und füllen nach, wenn der Kelch leer ist, während Petrus die Erhebung, die Aufopferung und die Segnung wiederholt, um die Flüssigkeit zu konsekrieren. Nachdem alle, die die Eucharistie empfangen wollen, zufriedengestellt sind, nehmen die Apostel das übriggebliebene Brot und den restlichen Wein zu sich. Dann singen sie noch einen Psalm oder Hymnus, und anschließend segnet Petrus die Versammlung, die sich nach diesem Segen langsam auflöst.

Maria, die Mutter, die während der ganzen Zeremonie der Konsekration und der Austeilung der Gestalten von Brot und Wein gekniet hat, steht nun auf und geht zu dem Schrein. Sie neigt sich über den Tisch, berührt mit der Stirn das Fach des Schreins, in dem der Kelch und das Tellerchen aufbewahrt sind, die Jesus beim Letzten Abendmahl benützt hat und küßt den Rand von beiden. Ein Kuß, der allen hier aufbewahrten Reliquien gilt. Dann schließt Johannes den Schrein und gibt Maria den Schlüssel zurück, die ihn wieder an ihren Hals hängt.

703 Maria empfängt Lazarus und Josef von Arimathäa

Maria befindet sich noch im Haus des Abendmahls. Sie ist allein in ihrem Zimmer und näht sehr feines Leinen, ähnlich langen, schma-

len Tischtüchern. Ab und zu hebt sie den Kopf und schaut in den Garten hinaus, um am Stand der Sonne, die auf die Mauer scheint, zu erkennen, wie spät es ist. Und wenn sie im Haus oder auf der Straße ein Geräusch hört, lauscht sie aufmerksam. Es scheint, als würde sie jemanden erwarten.

So vergeht die Zeit. Dann vernimmt man ein Klopfen an der Haustür, dem das Knirschen von Sandalen folgt, die herbeieilen, um zu öffnen. Immer lauter werdende Männerstimmen nähern sich durch den Gang. Maria horcht . . . Dann ruft sie aus: »Sie hier?! Was kann geschehen sein?!« Noch während sie diese Worte ausspricht, klopft jemand an die Zimmertür. »Kommt herein, Brüder in Jesus, meinem Herrn«, antwortet Maria.

Lazarus und Josef von Arimathäa treten ein, grüßen mit großer Ehrerbietung und sagen: »Gepriesen seist du unter allen Müttern! Die Diener deines Sohnes und unseres Herrn grüßen dich«, und sie werfen sich nieder, um den Saum ihres Kleides zu küssen.

»Der Herr sei immer mit euch. Was habt ihr für einen Grund, mich zu besuchen, da die gärende Unruhe der Verfolger Christi und seiner Jünger sich noch nicht gelegt hat?«

»Wir sind vor allem gekommen, um dich zu sehen; denn dich sehen bedeutet ihn sehen, bedeutet, weniger Traurigkeit über seinen Abschied von der Erde fühlen. Und dann, um dir darzulegen, was wir nach einer Versammlung der getreuesten Diener Jesu, deines Sohnes und unseres Herrn, in meinem Haus beschlossen haben«, antwortet Lazarus.

»So redet. Eure Liebe wird zu mir sprechen, und ich höre euch mit meiner Liebe zu.«

Nun ergreift Josef von Arimathäa das Wort und sagt: »Frau, es ist dir nicht unbekannt, und du sagst selbst, daß die gärende Unruhe und, noch Schlimmeres, weiterhin allen gegenüber andauert, die deinem und Gottes Sohn nahestanden, durch Verwandtschaft, Glauben oder Freundschaft. Und uns ist auch bekannt, daß du nicht die Absicht hast, diese Orte zu verlassen, an denen du die vollkom-

mene Offenbarung der göttlichen und menschlichen Natur deines Sohnes erlebt hast und auch seine vollkommene Demütigung, seine vollkommene Verherrlichung durch die Passion und den Tod des wahren Menschen und durch die glorreiche Auferstehung und Himmelfahrt des wahren Gottes. Und wir verstehen auch, daß du die Apostel nicht allein lassen willst, da du ihnen Mutter und Führerin sein möchtest in ihren ersten Prüfungen, du, Sitz der göttlichen Weisheit, du, Braut des Geistes der Offenbarung ewiger Wahrheit, du, von Anbeginn geliebte Tochter des Vaters, der dich von Ewigkeit zur Mutter seines Eingeborenen erwählt hat, du, Mutter dieses Wortes des Vaters, das dich gewiß seine unendliche und vollkommene Weisheit und Lehre gelehrt hat, noch bevor es in dir zum Geschöpf wurde, noch bevor du es an deiner Seite hattest als Sohn, der zunahm an Alter und Weisheit und zum Meister der Meister wurde. Johannes hat es uns gesagt am Tag nach der ersten erstaunlichen apostolischen Predigt und Offenbarung zehn Tage nach der Himmelfahrt Jesu. Du weißt – da du es ja selbst gesehen hast in Getsemani am Tag der Himmelfahrt deines Sohnes zum Vater und es außerdem erfahren hast von Petrus, Johannes und anderen Aposteln – daß ich und Lazarus gleich nach dem Tod und der Auferstehung mit dem Bau einer Mauer um meinen Garten beim Golgota und in Getsemani auf dem Ölberg begonnen haben, damit diese Orte, die geheiligt sind durch das Blut des göttlichen Märtyrers, das fiebergelühend in Getsemani und eiskalt und geronnen in meinem Garten zu Boden getropft ist, nicht von den Feinden Jesu entweiht werden. Nun sind die Arbeiten beendet, und sowohl ich als auch Lazarus, und mit ihm die Schwestern und die Apostel, die es zu sehr schmerzen würde, dich nicht mehr in ihrer Nähe zu haben, sagen dir: „Nimm Wohnung im Haus des Jona und der Maria, den Hütern des Getsemani!“«

»Und Jona und Maria? Das Haus ist klein, und ich liebe die Einsamkeit. Ich habe sie immer geliebt. Und nun liebe ich sie noch mehr, denn ich brauche sie, um mich in Gott, in meinen Jesus zu verlieren, um nicht aus Kummer darüber zu sterben, ihn nicht mehr bei mir

zu haben. Und es ist nicht gut, daß menschliche Blicke auf die Geheimnisse Gottes fallen; denn er ist jetzt mehr denn je Gott. Ich bin Frau und Jesus ist Mann. Aber unsere Menschlichkeit war und ist anders als die der übrigen Menschen, da wir frei sind von jeder Sünde, auch der Erbsünde, und eine andere Beziehung zum einen und dreieinen Gott haben. Wir sind einzigartig in diesen Dingen unter allen Geschöpfen, die waren, die sind und die sein werden. Nun aber läßt es sich nicht vermeiden, daß der Mensch, auch der beste und klügste, von Natur aus neugierig ist, besonders wenn in seiner Nähe etwas Außergewöhnliches vorgeht. Und nur ich und Jesus, solange er auf Erden weilte, kennen das Leiden, das ... ja, auch die Scham und das Unbehagen, die Qual, die man empfindet, wenn die menschliche Neugier ausspäht, beobachtet und unsere Geheimnisse mit Gott zu erforschen versucht. Es ist etwa so, als würde man uns nackt mitten auf einen Platz stellen. Denkt an meine Vergangenheit, wie ich immer bemüht war, mich zu verbergen und zu schweigen, und wie ich immer unter dem Anschein, das Leben einer einfachen, armen Frau zu führen, die Geheimnisse Gottes zu verhüllen gesucht habe. erinnert euch, daß ich sie nicht einmal meinem Bräutigam Josef enthüllt habe und er, der so gerecht war, deshalb beinahe zum Ungerechten geworden wäre. Nur das Dazwischentreten des Engels hat diese Gefahr verhindert. Denkt an das bescheidene, verborgene Leben, das Jesus dreißig Jahre lang geführt hat, an seine häufige Zurückgezogenheit und Absonderung, als er der Meister geworden war. Er mußte Wunder wirken und lehren, denn dies war seine Mission. Aber ich weiß es von ihm selbst, er litt – einer der vielen Gründe für den Ernst und die Traurigkeit, die aus seinen großen, mächtigen Augen strahlten – er litt, sage ich, unter der Erregung der Volksmenge, der mehr oder weniger ehrlichen Neugier, mit der er bei all seinem Tun beobachtet wurde. Wie oft hat er zu seinen Jüngern und den Geheilten gesagt: „Sagt nicht, was ihr gesehen habt. Sagt nicht, was ich euch getan habe!“ ... Nun möchte ich nicht, daß menschliche Augen die Geheimnisse Gottes in mir erforschen, Geheimnisse,

die mit der Rückkehr Jesu, meines Sohnes und meines Gottes, in den Himmel nicht aufgehört haben, die vielmehr durch seine Güte fortdauern und zunehmen, damit ich am Leben bleibe bis zu der von mir so ersehnten Stunde, da ich mich für alle Ewigkeit mit ihm vereinigen werde. Ich möchte nur Johannes bei mir haben. Denn er ist klug, ehrfürchtig und liebevoll wie ein zweiter Jesus. Jona und Maria werden dies verstehen . . . «

Lazarus unterbricht sie: »Es ist schon geschehen, o Gesegnete! Wir haben vorgesorgt. Markus, der Sohn des Jona, ist nun bei den Jüngern; Maria, seine Mutter, und Jona, sein Vater, sind bereits in Betanien.«

»Aber der Ölgarten muß doch gepflegt werden!« antwortet Maria.

»Nur zur Zeit des Beschneidens, des Umbrechens und der Ernte. Das sind wenige Tage im Jahr, und es werden noch weniger sein, denn ich werde dann Markus mit meinen Dienern von Betanien schicken. Du, Mutter, wenn du uns eine Freude machen willst, mir und den Schwestern, komm in diesen Tagen nach Betanien, in die Einsamkeit des Hauses des Zeloten. Wir werden dir nahe sein, aber deine Begegnungen mit Gott werden wir nicht durch indiskrete Blicke ausforschen.«

»Aber die Ölpresse . . . ?«

»Man hat sie schon nach Betanien transportiert. Der Getsemani ist nun ganz von Mauern umgeben und daher noch ausschließlicherer Privatbesitz des Lazarus des Theophilus, und er erwartet dich, o Maria. Und ich versichere dir, die Feinde Jesu werden aus Furcht vor Rom nicht wagen, den Frieden des Ortes und deinen Frieden zu stören.«

»Oh, wenn es so ist!« ruft Maria aus. Und sie preßt die Hände auf die Brust und sieht ihn an mit seligem, fast verzücktem Gesicht, ein engelgleiches Lächeln auf den Lippen und Freudentränen an den blonden Wimpern. Sie fährt fort: »Ich und Johannes! Allein! Wir beide allein! Es wird mir scheinen, wieder mit meinem Sohn in Nazaret zu sein! Allein! In Frieden! In diesem Frieden! Dort, wo er, mein Je-

sus, so viele Worte gesprochen und so sehr den Geist des Friedens um sich verbreitet hat. Dort, wo er allerdings auch so sehr leiden mußte, daß er Blut geschwitzt hat, und wo er durch den niederträglichen Kuß die größte seelische Qual erduldet hat und die ersten ... « Ein Aufschluchzen und eine zutiefst schmerzende Erinnerung lassen ihre Worte stocken und ihr aufgewühltes Gesicht nimmt einige Augenblicke den leidenden Ausdruck der Tage der Passion und des Todes ihres Sohnes an. Dann faßt sie sich wieder und sagt: »Dort, von wo er in den unendlichen Frieden des Paradieses zurückgekehrt ist! Ich werde Maria des Alphäus bald die Anweisung senden, auf mein kleines Haus in Nazaret achtzugeben, das kleine Haus, das mir so teuer ist, weil sich dort das Geheimnis erfüllt hat, weil mein so reiner und heiliger Bräutigam dort gestorben ist und Jesus dort aufgewachsen ist. Das mir so liebe kleine Haus! Doch nie so teuer wie diese Orte, an denen er den Ritus aller Riten eingesetzt hat und Brot, Blut und Leben für die Menschen geworden ist, an denen er gelitten, erlöst und seine Kirche gegründet und durch seinen letzten Segen alle Dinge der Schöpfung gut und heilig gemacht hat. Ich werde hierbleiben. Ja, ich werde bleiben. Ich werde nach Getsemani gehen. Und von dort kann ich außen an der Mauer entlang zum Golgota gehen und in deinen Garten, Josef, wo ich so sehr geweint habe, und in dein Haus, Lazarus, wo ich immer, zuerst in meinem Jesus und dann selbst, so viel Liebe erfahren habe. Aber ich möchte ... «

»Was, Gesegnete?« fragen die beiden.

»Ich möchte auch hierher zurückkommen können. Denn ich habe zusammen mit den Aposteln beschlossen, vorausgesetzt, daß es dir, Lazarus, recht ist ... «

»Alles, was du willst, Mutter. Alles, was mein ist, ist dein. Früher habe ich es Jesus gesagt. Nun sage ich es dir. Und ich werde der Beschenkte sein, wenn du mein Geschenk annimmst.«

»Sohn – laß mich dich so nennen – ich möchte, daß du uns erlaubst, dieses Haus, den Abendmahlsaal, zum Ort der Versammlung und der brüderlichen Agape zu machen.«

»Das ist nur recht. An diesem Ort hat dein Sohn den neuen und ewigen Ritus eingesetzt, die neue Kirche gegründet und seine Apostel und Jünger zum neuen Oberhirtenamt und Priestertum berufen. Es ist recht, daß dieser Raum der erste Tempel der neuen Religion sei, der Same, der morgen zum Baum und dann zum mächtigen Wald werden wird; der Keim, der morgen lebendiger Organismus sein und immer mächtiger in die Höhe, in die Tiefe und in die Breite wachsen und sich über die ganze Erde ausbreiten wird. Welcher Tisch und Altar ist heiliger als der, auf dem er das Brot gebrochen und auf den er den Kelch des neuen Ritus gestellt hat, des Ritus, der bestehen wird, solange die Welt besteht?«

»Das ist wahr, Lazarus. Und siehst du? Dafür nähe ich die neuen Tischdecken. Denn ich glaube – und mein Glaube ist stärker als der aller anderen – daß er in diesem Brot und diesem Wein ist, mit seinem Fleisch und seinem Blut; heiligstes und unschuldigstes Fleisch und erlösendes Blut, zur Speise und zum Trank des Lebens den Menschen gegeben. Der Vater, der Sohn und der Heilige Geist segnen euch, die ihr immer gut, weise und voll Erbarmen mit dem Sohn und der Mutter seid.«

»Dann ist es also abgemacht. Nimm! Dies ist der Schlüssel, der die verschiedenen Tore der Mauer von Getsemani öffnet. Und dies ist der Schlüssel des Hauses. Und sei so glücklich, wie Gott es dir gewährt und unsere arme Liebe es dir wünschen würde.«

Josef von Arimathäa sagt nun, als Lazarus schweigt: »Und dies ist der Schlüssel meines Gartens.«

»Aber du ... Du hast das Recht hineinzugehen.«

»Ich habe einen anderen Schlüssel, Maria. Der Gärtner ist ein guter Mensch und sein Sohn auch. Nur sie und ich werden dir also begegnen. Und wir werden zurückhaltend und ehrerbietig sein.«

»Gott segne euch noch einmal«, wiederholt Maria.

»Wir danken dir, Mutter. Unsere Liebe und der Friede Gottes mögen immer mit dir sein.« Sie werfen sich nach diesem letzten Gruß vor ihr nieder, küssen erneut den Saum ihres Gewandes und gehen dann fort.

Kaum haben sie das Haus verlassen, klopft es wieder leise an die Tür des Raumes, in dem Maria sich aufhält.

»Komm nur herein«, sagt Maria.

Johannes läßt sich das nicht zweimal sagen. Er tritt etwas erregt ein und schließt die Tür. »Was wollten Josef und Lazarus? Besteht irgendeine Gefahr?«

»Nein, Sohn. Einer meiner Wünsche ist erhört worden. Ein Wunsch, den ich und andere hatten. Du weißt, wie betrübt Petrus und Jakobus des Alphäus sind, der erste als Oberhirte und der andere als Oberhaupt von Jerusalem, bei dem Gedanken, mich zu verlieren, und wie sehr sie fürchten, es ohne mich nicht richtig zu machen. Vor allem Jakobus! Nicht einmal die besondere Erscheinung meines Sohnes und seine Erwählung durch Jesus trösten und stärken ihn. Aber auch die anderen ...! Nun kommt Lazarus diesem allgemeinen Wunsch entgegen und macht uns zu Besitzern des Gartens Getsemani. Ich und du, wir werden allein dort wohnen. Hier sind die Schlüssel. Und dies ist der Schlüssel vom Garten des Josef ... Wir werden nun zum Grab und nach Betanien gehen können, ohne durch die Stadt zu müssen ... Und wir werden zum Golgota gehen ... und jedesmal hierher kommen, wenn die brüderliche Agape stattfindet. Das alles gewähren uns Josef und Lazarus.«

»Sie sind wirklich zwei Gerechte. Lazarus hat zwar viel von Jesus erhalten, aber noch bevor er es erhalten hat, hat er Jesus immer alles gegeben. Freust du dich, Mutter?«

»Ja, Johannes, sehr. Ich werde leben, solange Gott es will, und Petrus und Jakobus und euch allen helfen, und ich werde auch den ersten Christen in jeder Weise beistehen. Wenn die Juden, die Pharisäer und die Priester mir gegenüber nicht ebensolche Bestien sind wie gegenüber meinem Sohn, dann werde ich meinen Geist dort aufgeben können, wo er zum Vater aufgefahren ist.«

»Auch du, Mutter, wirst auffahren.«

»Nein. Ich bin nicht Jesus. Ich bin als Mensch geboren.«

»Aber ohne Erbsünde. Ich bin zwar nur ein armer, unwissender

Fischer und kenne von den Lehren und Schriften nur das, was der Meister mich gelehrt hat. Aber ich bin wie ein Kind, denn ich bin rein. Und daher weiß ich vielleicht mehr als alle Rabbis von Israel; denn Gott verbirgt die Dinge den Weisen und offenbart sie den Kleinen, den Reinen, wie Jesus gesagt hat. Und deshalb meine ich, vielmehr fühle ich, daß dir beschieden sein wird, was Eva erwartet hätte, wenn sie nicht gesündigt hätte. Um so mehr, als du nicht die Braut eines Adam, eines Menschen gewesen bist, sondern die Braut Gottes, um der Welt den neuen, der Gnade treuen Adam zu schenken. Als der Schöpfer die Stammeltern erschuf, hatte er ihnen nicht den Tod bestimmt, den Zerfall des vollkommensten von ihm erschaffenen Leibes; denn als einzigen von allen geschaffenen Körpern adelten ihn eine Geist-Seele und andere großzügige Gaben Gottes, weshalb sich die Menschen „Adoptivkinder Gottes“ nennen konnten, der für sie nur den Übergang vom irdischen Paradies ins himmlische wollte. Nun aber hat niemals eine Sünde deine Seele befleckt. Nicht einmal die große, allgemeine Sünde, das Erbe der Menschen seit Adam, hat dich berührt; denn Gott hat dich durch ein einmaliges, einzigartiges Privileg davor bewahrt, da du von Ewigkeit her dazu bestimmt warst, die Bundeslade des Wortes zu werden. Und die Bundeslade, auch die, die leider nur kalte, öde, tote Dinge enthält, da sie das Volk Gottes wahrlich nicht in die Tat umsetzt wie es sollte, ist und muß immer von makelloser Reinheit sein. Die Lade ist es. Aber wer von denen, die sich ihr nähern, ob Hoherpriester oder Priester, ist so rein wie du? Keiner. Und deshalb fühle ich, daß dich, zweite Eva, der Gnade treue Eva, der Tod nicht treffen wird.«

»Mein Sohn, der zweite Adam, die Gnade selbst, dem Vater und mir auf vollkommenste Weise gehorsam, ist gestorben. Und welches Todes!«

»Mutter, er war gekommen, um der Erlöser zu sein. Er hat den Vater, den Himmel verlassen, um Fleisch anzunehmen und durch sein Opfer die Menschen zu erlösen, um ihnen die Gnade wiederzuschicken und sie so wieder in den Rang von Adoptivkindern Gottes

und Erben des Himmels zu erheben. Er mußte sterben und starb in seiner allerheiligsten Menschheit. Und du bist im Herzen gestorben, als du sein furchtbares Leiden und seinen Tod gesehen hast. Du hast schon alles erlitten, um Miterlöserin zu sein. Ich bin ein armes, törichtes Geschöpf, aber ich fühle, daß du, wahre Lade des wahren, lebendigen Gottes, nicht der Verwesung anheimfallen kannst und wirst. So wie die feurige Wolke die Lade des Mose schützte und sie in das Land der Verheißung führte, ebenso wird das Feuer Gottes dich in seinen Mittelpunkt ziehen. So wie der Stab Aarons nicht verdorrte und nicht abstarb, obwohl vom Baum abgetrennt, sondern Knospen, Blätter und Früchte trug und im Offenbarungszelt grünte, ebenso wirst du, von Gott Auserwählte unter allen Frauen, die jemals auf Erden gelebt haben und leben werden, nicht sterben wie eine Pflanze, die vertrocknet; vielmehr wirst du ewig und mit Leib und Seele im ewigen Zelt des Himmels leben. So wie zur Zeit des Josua die Wasser des Jordan sich teilten, um die Bundeslade und ihre Träger und das ganze Volk hindurchziehen zu lassen, ebenso werden sich für dich die Schranken öffnen, die die Sünde Adams zwischen Himmel und Erde errichtet hat, und du wirst aus dieser Welt in den ewigen Himmel eingehen. Ich bin sicher, denn Gott ist gerecht. Und für dich gilt noch der Ratschluß Gottes hinsichtlich der Menschen, deren Seele weder von der Erbsünde, noch von einer freiwilligen Sünde befleckt ist.«

»Hat Jesus dir dies geoffenbart?«

»Nein, Mutter. Der Heilige Geist, der Paraklet, sagt es mir. Er, von dem der Meister uns gesprochen hat und der uns die zukünftigen Dinge und jegliche Wahrheit offenbaren wird. Der Tröster sagt es mir schon im Geist, um mir den Gedanken weniger bitter erscheinen zu lassen, dich zu verlieren, o gebenedeite Mutter, die ich so sehr liebe und verehere wie meine eigene Mutter, und noch mehr als sie, für alles, was du gelitten hast, und weil du so gut und heilig bist und nur deinem allerheiligsten Sohn nachstehst unter allen Heiligen der Gegenwart und der Zukunft. Die größte Heilige aller Zeiten.« Und Johannes kniet gerührt und ehrfürchtig vor ihr nieder.

704 Maria und Johannes an den Orten der Passion

Am frühen Morgen, einem klaren Sommermorgen, verläßt Maria mit dem treuen Johannes das kleine Haus von Getsemani und geht mit raschen Schritten durch den stillen und verlassenem Ölgarten. Nur vereinzelt Vogelgezwitscher und das Piepsen der Brut unterbrechen die tiefe Stille des Ortes. Maria begibt sich direkt zum Felsen der Todesangst. Dort kniet sie nieder, küßt die Stellen, wo in einigen feinen Rissen immer noch die rostroten Spuren des Blutes Jesu zu sehen sind, das in diese Spalten eingedrungen und dort geronnen ist. Sie liebkost sie, als liebkoste sie noch den Sohn oder eines seiner Glieder.

Johannes steht hinter ihr, beobachtet sie und weint lautlos. Doch er trocknet sich rasch die Augen, als Maria sich anschickt aufzustehen, und hilft ihr dabei. Und er tut dies mit so viel Liebe, Verehrung und Mitleid.

Maria geht nun zu dem kleinen Platz hinunter, an dem Jesus gefangenommen wurde. Auch dort kniet sie nieder, neigt sich und küßt den Boden, nachdem sie Johannes gefragt hat: »Ist dies genau die Stelle des furchtbaren, abscheulichen Kusses, der diesen Ort noch mehr befleckt hat als das unreine und verderbliche Gespräch der Schlange mit Eva das irdische Paradies?«

Dann steht sie auf und sagt: »Aber ich bin nicht Eva. Ich bin die Frau des Ave. Ich habe die Dinge umgekehrt. Eva hat in den Schmutz geworfen, was des Himmels war. Ich habe alles angenommen: Unverständnis, Kritik, Verdächtigungen, Schmerzen – wie viele Schmerzen aller Art, noch vor dem höchsten Schmerz – um aus dem Schlamm zu holen, was Adam und Eva hineingeworfen hatten, und es zum Himmel zu erheben. Zu mir konnte der Dämon nicht sprechen, obgleich er es versucht hat, wie er meinen Sohn versucht hat, um endgültig den Plan der Erlösung zu zerstören. Mit mir konnte er nicht sprechen, denn ich hatte meine Ohren vor seiner Stimme und meine Augen vor seinem Anblick verschlossen, und vor allem

mein Herz und meinen Geist vor jeglichem Angriff dessen, was nicht heilig und rein ist. Mein klares und unangreifbares Inneres war ein reiner Diamant und öffnete sich nur dem Engel der Verkündigung. Meine Ohren hörten nur auf die Stimme des Geistes, und so habe ich wiedergutmacht, wiedererrichtet, was Eva verdorben und zerstört hatte. Ich bin die Frau des Ave und des Fiat. Ich habe die von Eva gestörte Ordnung wiederhergestellt. Und nun kann ich mit meinem Kuß und mit meinen Tränen die Spur dieses verfluchten Kusses und die Verunreinigung abwaschen und entfernen. Die größte aller Verunreinigungen, da dies vom Geschöpf nicht einem Geschöpf, sondern vom Geschöpf seinem Meister und Freund, seinem Schöpfer und Gott angetan wurde.«

Dann geht Maria zum Gittertor, das Johannes aufschließt. Sie verlassen zusammen Getsemani, gehen zum Kidron hinunter und überqueren das Brücklein. Und auch dort kniet Maria wieder nieder, um das einfache Brückengeländer zu küssen, an der Stelle, auf die ihr Sohn gefallen ist. Sie sagt: »Mir ist jeder Ort heilig, an dem er die größten Schmerzen und die größte Schmach erlitten hat. Ich hätte am liebsten alles in meinem Häuschen. Aber man kann nicht alles haben!« Sie seufzt und fügt hinzu: »Gehen wir schnell, bevor die Leute anfangen, sich zu rühren.«

Zusammen mit Johannes setzt sie ihren Weg fort. Aber sie gehen nicht in die Stadt hinein. Sie gehen am Rand des Hinnom-Tales und an den Höhlen der Aussätzigen vorbei. Sie erhebt ihre Augen zu diesen Stätten der Schmerzen und gibt Johannes ein Zeichen, der sofort Lebensmittel auf einen Stein legt, die er in einer Tasche bei sich trägt, und gleichzeitig durch einen Schrei die Aussätzigen ruft. Einige von ihnen zeigen sich, kommen zu dem Stein und bedanken sich. Aber keiner bittet um Heilung. Maria fällt dies auf und sie sagt: »Sie wissen, daß er nicht mehr da ist und sind so erschüttert von seinem furchtbaren Tod, daß sie keinen Glauben mehr an ihn und seine Jünger haben. Doppelt Unglückliche! Doppelt Aussätzige! Doppelt? Nein, vollkommen Unglückliche, Aussätzige, Tote! Auf Erden und in der anderen Welt.«

»Willst du, daß ich mit ihnen zu reden versuche, Mutter?«

»Es ist nutzlos. Petrus, Judas des Alphäus und Simon der Zelote haben es versucht ... und sind verlacht worden. Maria des Lazarus, die ihnen im Gedenken an Jesus immer hilft, haben sie ebenfalls verhöhnt. Auch Lazarus ist gekommen, und mit ihm Josef und Nikodemus, um sie zu überzeugen, daß er der Christus gewesen ist; sie haben von seiner Auferweckung durch Jesus nach vier Tagen Grabesruhe berichtet, von der Auferstehung des Gottmenschen aus eigener Kraft und von seiner Himmelfahrt. Alles war umsonst. Sie haben nur geantwortet: „Alles Lügen. Jene, die die Wahrheit kennen, haben es uns gesagt.“«

»Und das sind gewiß die Pharisäer und die Priester. Sie sind es, die sich bemühen, den Glauben an ihn auszutilgen. Ich bin sicher, daß sie es sind.«

»Kann sein, Johannes. Gewiß ist, daß die Aussätzigen, die sich nicht früher schon, nicht einmal bei den Wundern Jesu, bekehrt haben, sich nie bekehren werden. Niemals mehr. Sie sind das Sinnbild all jener, die sich im Laufe der Jahrhunderte nicht zu Christus bekehren werden; die aus freiem Willen Aussätzige der Sünde sein werden, die der Gnade und dem Leben gestorben sind; das Sinnbild all jener, für die Jesus vergebens gestorben ist ... Und in dieser Welt ... !« Sie weint lautlos, ohne zu schluchzen, aber ihre Tränen strömen.

Johannes nimmt sie am Arm, und Maria bedeckt ihr Angesicht mit dem Schleier, um ihre Tränen vor den Vorübergehenden, die sie beobachten, zu verbergen. Johannes sagt, während er sie liebevoll geleitet: »Es ist nicht möglich, daß deine Tränen, deine Gebete, deine, oder besser, eure Liebe zu allen Menschen – eure, denn ebenso wie die deine wirkt die Liebe des verherrlichten Jesus im Himmel – und euer Schmerz, dein Schmerz über die Taubheit der Menschen und sein Schmerz über die unbußfertige Sündhaftigkeit so vieler, keine Frucht bringen. Hoffe, o Mutter! Die Menschen haben dir viele Schmerzen bereitet, und sie werden dir noch mehr bereiten, aber sie haben dir auch Liebe und Freude geschenkt und werden es eben-

falls in Zukunft tun. Wer wird dich nicht lieben, wenn er von dir erfährt? Jetzt bist du hier, der Welt unbekannt. Aber wenn die Welt einmal von dir weiß, da sie christlich geworden ist, wie sehr wird sie dich dann lieben! Dessen bin ich gewiß, o heilige Mutter.«

Der Golgota ist nunmehr nahe, und noch näher ist der Garten des Josef. Doch als sie dort ankommen, geht Maria nicht hinein. Sie geht zuerst zum Golgota. Und an den Orten, an denen sich besondere Episoden der Passion ereignet haben, also an den Stellen, wo Jesus gefallen ist, wo die Begegnung mit Nike stattgefunden hat, wo er der Mutter selbst begegnet ist, kniet sie nieder und küßt den Boden.

Auf dem Gipfel bedeckt sie die Stelle, an der sein Kreuz gestanden ist, mit Küssen. Beinahe krampfhaften Küssen und stillen Tränen, die wie Regen auf die gelbliche Erde fallen, sie tränken und das blasse Gelb dunkel färben. Ein Pflänzchen ist genau dort gewachsen, wo man die Erde entfernt hat, um das Kreuz aufzustellen, ein demütiges Wiesenkräutchen mit herzförmigen Blättern und kleinen Blümchen, rotleuchtend wie Rubine. Maria betrachtet sie, denkt nach und löst die kleine Pflanze dann vorsichtig mit etwas Erde aus dem Boden, legt sie in einen Zipfel ihres Mantels und sagt zu Johannes: »Ich werde sie in einen Topf pflanzen. Es scheint Blut von ihm zu sein, und sie ist auf der von seinem Blut geröteten Erde gewachsen. Gewiß ist es ein Same, den der Sturm dieses Tages wer weiß woher gebracht und hier fallengelassen hat, damit er in diesem durch das Blut fruchtbar gewordenen Staub Wurzeln schlägt. Wäre es doch auch so bei allen Menschenseelen! Warum ist die Mehrzahl widerwilliger als die unfruchtbare, verfluchte Erde des Golgota, des Ortes der Strafe für Räuber und Mörder und des Gottesmordes eines ganzen Volkes? Verflucht? Nein. Er hat diesen Staub geheiligt. Verflucht von Gott sind nur jene, die diesen Hügel zum Ort des furchtbarsten, ungerechtesten und gotteslästerlichsten Verbrechens gemacht haben, das es je auf Erden geben wird.« Nun schluchzt und weint sie.

Johannes legt einen Arm um ihre Schultern, um sie seine ganze

Liebe fühlen zu lassen, und bewegt sie dazu, diesen für sie mit allzu schmerzlichen Erinnerungen verbundenen Ort zu verlassen.

Sie gehen den Hügel wieder hinunter und betreten den Garten des Josef. Durch die weite Öffnung kann man in das Grab hineinsehen, denn der Stein verschließt es nicht mehr und liegt noch so, wie er zu Boden gefallen ist, im Gras. Das Innere ist leer. Jegliche Spur der Grablegung und der Auferstehung ist verschwunden. Es scheint ein noch nie benütztes Grab zu sein. Maria küßt den Stein der Einbalsamierung und liebkost mit ihren Blicken die Wände. Dann fragt sie Johannes: »Wiederhole mir noch einmal, wie du die Dinge hier vorgefunden hast, als du am Morgen der Auferstehung mit Petrus hergekommen bist.«

Und Johannes beschreibt wiederum, wie alles war und was Petrus und er getan haben, und dabei geht er hin und her im Grab und auch außerhalb und sagt zum Schluß: »Wir hätten die Linnen mitnehmen sollen. Aber wir waren so erschüttert von all den Ereignissen dieser Tage, daß wir nicht daran dachten. Als wir wiederkamen, waren die Linnen nicht mehr da.«

»Die vom Tempel werden sie genommen haben, um sie zu entweihen«, unterbricht ihn Maria weinend. Und sie fügt hinzu: »Nicht einmal Maria von Magdala hat daran gedacht, daß es besser wäre, sie mitzunehmen und mir zu bringen. Auch sie war zu verwirrt.«

»Der Tempel? Nein. Ich denke, Josef hat sie genommen.«

»Er hätte es mir gesagt ... Oh, die Feinde Jesu werden sie genommen haben, um eine letzte Schandtät zu begehen!« stöhnt Maria.

»Weine nicht, leide nicht mehr. Er ist nun in der Herrlichkeit. In der unendlichen, vollkommenen Liebe. Haß und Verachtung können ihn nicht mehr treffen.«

»Das ist wahr. Aber die Linnen ... «

»Sie würden dir nur Schmerz bereiten, ebenso wie das erste Grabtuch, das auseinanderzufalten du immer noch nicht die Kraft hast, weil außer den Spuren seines Blutes der Unrat daran klebt, mit dem man seinen heiligsten Leib beworfen hat.«

»An jenem schon. Aber an diesen hier nicht. Sie haben aufgesogen, was er noch absonderte, als er nicht mehr litt . . . Oh, du kannst das nicht verstehen!«

»Ich verstehe, Mutter. Aber ich habe geglaubt, daß du, da du gewiß nicht so von ihm, von Gott, getrennt bist wie wir oder gar die einfachen Gläubigen, kaum den großen Wunsch oder das Bedürfnis hättest, etwas von ihm, dem gemarterten Menschen, zu besitzen. Entschuldige meine Unverständigkeit. Komm . . . Wir werden ein anderes Mal wiederkommen. Nun müssen wir gehen, denn die Sonne steigt immer höher und brennt schon stark, und der Weg ist weit für uns, da wir die Stadt meiden müssen.«

Sie verlassen die Grabstätte und dann den Garten auf demselben Weg, auf dem sie gekommen sind und kehren nach Getsemani zurück. Maria geht rasch und schweigsam, ganz in ihren Mantel gehüllt. Sie erschauert nur vor Abscheu und Schrecken, als sie an dem Ölgarten vorüberkommt, in dem Judas sich erhängt hat, und dann am Landhaus des Kajaphas, und sie flüstert: »Hier hat er seine Verdammung als unbußfertiger Verzweifelter vollendet, und dort hat er den schmachvollen Handel abgeschlossen.«

705 Das Grabtuch wird Maria überbracht

Es ist Nacht. Der Mond, der seinen höchsten Stand erreicht hat, hüllt den ganzen Getsemani und das kleine Haus von Maria und Johannes in seinen silbernen Schein. Alles schweigt. Auch der Kidron, der nur noch ein dünnes Rinnsal ist, rauscht nicht. Auf einmal hört man in der tiefen Stille das Knirschen von Sandalen, das immer deutlicher wird und näher kommt, und gleichzeitig das Flüstern einiger tiefer Männerstimmen. Dann treten drei Personen aus dem Gewirr der Bäume und begeben sich zum Haus. Sie klopfen an die geschlossene Tür. Eine Lampe wird angezündet und ihr schwacher, zitternder Schein dringt durch einen Spalt in der Tür. Eine Hand öffnet, ein Kopf schaut heraus und die Stimme des Johannes fragt: »Wer seid ihr?«

»Josef von Arimathäa, und bei mir sind Nikodemus und Lazarus. Die Stunde ist unpassend. Aber die Klugheit gebietet uns, diese zu wählen. Wir möchten Maria etwas bringen, und Lazarus hat uns begleitet.«

»Kommt herein. Ich gehe und rufe sie. Sie schläft nicht. Sie betet in ihrem Zimmerchen auf der Terrasse. Es gefällt ihr dort so gut!« sagt Johannes und geht rasch die Stufen hinauf, die zur Terrasse und dem oberen Raum führen.

Die Drei sind in der Küche geblieben und reden im schwachen Schein der Lampe leise miteinander. Sie stehen beisammen am Tisch, noch ganz in ihre Mäntel gehüllt, und nur ihre Köpfe sind nicht mehr bedeckt.

Johannes kehrt zurück mit Maria, die die Drei begrüßt mit den Worten »Der Friede sei mit euch allen.«

»Und mit dir, Maria«, antworten sie und verneigen sich.

»Besteht irgendeine Gefahr? Ist den Dienern Jesu etwas zugestoßen?«

»Nein, Frau. Wir haben beschlossen, zu kommen und dir etwas zu bringen, was du – nun wissen wir es sicher, während wir es bisher nur ahnten – haben wolltest! Wir sind nicht eher gekommen, da wir nicht miteinander einig waren, nicht miteinander und auch nicht mit Maria des Lazarus. Marta hat sich nicht geäußert. Sie hat nur gesagt: „Der Herr wird euch selbst oder durch andere sagen, was ihr tun sollt.“ Und es ist uns wirklich gesagt worden, was wir tun sollen. Deshalb sind wir gekommen«, erklärt Josef.

»Hat der Herr zu euch gesprochen? Ist er zu euch gekommen?«

»Nein, Mutter. Nach seiner Himmelfahrt nicht mehr. Vorher ja. Er ist uns – wir haben es dir erzählt – nach der Auferstehung in meinem Haus auf übernatürliche Weise erschienen. Am gleichen Tag ist er zur gleichen Zeit vielen erschienen, um seine Gottheit und seine Auferstehung zu beweisen. Dann haben wir ihn noch gesehen, solange er unter den Menschen war, aber nicht mehr auf übernatürliche Weise, sondern so, wie ihn auch die Apostel und die Jünger gesehen haben«, antwortet Nikodemus.

»Und wie hat er euch dann den Weg gezeigt, den ihr einschlagen sollt?«

»Durch den Mund eines seiner Bevorzugten und Nachfolger.«

»Petrus? Das glaube ich nicht. Er ist noch zu verschreckt von all dem Vergangenen und von seiner neuen Aufgabe.«

»Nein, Maria, nicht Petrus. Aber er wird immer sicherer, und nun, da er weiß, zu welchem Zweck Lazarus das Haus des Abendmahls bestimmt hat, hat er beschlossen, mit regelmäßigen Agapen zu beginnen und immer am Tag nach dem Sabbat das Geheimnis zu feiern. Denn dieser Tag, sagt er, ist nun der Tag des Herrn, da er an diesem Tag auferstanden und vielen erschienen ist, um sie im Glauben an seine ewige göttliche Natur zu bestärken. Es gibt nun den Sabbat der Hebräer nicht mehr, aber vielleicht den des Zebaoth. Der Sabbat ist nicht mehr, denn für die Christen gibt es keine Synagoge mehr, sondern die Kirche, so wie es die Propheten vorhergesagt haben. Aber es gibt noch den Tag des Herrn, und es wird ihn immer geben, zum Gedächtnis des Gottmenschen, der Meister, Gründer und ewiger Hoherpriester der christlichen Kirche geworden ist, nachdem er Erlöser war. Vom Tag nach dem nächsten Sabbat an werden daher die Agapen der Christen stattfinden, und es werden viele sein, die sich im Haus des Abendmahls versammeln. Bisher war das nicht möglich, sowohl wegen des Zornes der Pharisäer, der Priester, der Sadduzäer und der Schriftgelehrten, als auch wegen der vorübergehenden Zerstreung vieler Jünger Jesu, deren Glauben erschüttert war und die den Haß der Juden fürchteten. Aber nun sind diese Haßerfüllten weniger aufmerksam, ich würde sagen, sie zeigen kein Interesse mehr, gleichsam als sei die ganze Sache gestorben und erledigt. Vielleicht fürchten sie Rom, das das Verhalten des Prokonsuls und des Volkes getadelt hat, oder sie halten „die Überspanntheit der Fanatiker“ – so definieren sie den Glauben der Christen an Christus – für beendet wegen der zeitweiligen Zerstreung der Gläubigen, die in Wirklichkeit nur sehr kurz gedauert und nun ein Ende hat, da alle Schafe in den Schafstall des wahren Hirten zurückgekehrt

sind. Und dies gestattet uns, zu den Agapen zusammenzukommen. Wir möchten, daß du dieses Andenken an ihn hast und es schon beim erstenmal den Gläubigen zeigen kannst, um sie im Glauben zu stärken, ohne allzu großen Schmerz für dich.« Und Josef reicht ihr eine umfangreiche, in ein dunkelrotes Tuch gewickelte Rolle, die er bisher unter seinem Mantel verborgen gehalten hat.

»Was ist das?« fragt Maria erbleichend. »Vielleicht seine Kleider? Das, das ich für ihn angefertigt hatte ... Oh!« Sie weint.

»Nein, die können wir um keinen Preis mehr finden. Wer weiß, wie und wo sie geendet haben«, antwortet Lazarus und fügt hinzu: »Aber auch dies ist eines seiner Gewänder. Sein letztes Gewand. Es ist das saubere Grabtuch, in das der Reinste nach seiner Marter, der wenn auch eiligen und oberflächlichen Reinigung seiner durch die Feinde verunreinigten Glieder und der flüchtigen Einbalsamierung gehüllt worden ist. Josef hat nach der Auferstehung beide aus dem Grab genommen und zu uns nach Betanien gebracht, um ihre schimpfliche Entweihung zu verhindern. Ins Haus des Lazarus wagen sich die Feinde Jesu kaum. Noch viel weniger, seit sie wissen, wie Rom das Verhalten des Pontius Pilatus getadelt hat. Nachdem die gefährlichste Zeit vorüber war, haben wir dir das erste Grabtuch gegeben, und Nikodemus hat das andere genommen und in sein Landhaus gebracht.«

»Eigentlich gehören sie Josef, o Lazarus«, bemerkt Maria.

»Das stimmt, Frau. Aber das Haus des Nikodemus liegt außerhalb der Stadt. Es wird daher weniger beachtet und ist aus vielen anderen Gründen sicherer«, erwidert Josef.

»Ja, besonders seit Gamaliël mit seinem Sohn eifrig darin verkehrt«, bemerkt Nikodemus.

»Gamaliël?!« sagt Maria höchst verwundert.

Lazarus kann ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken, während er antwortet: »Ja, das Zeichen, das famose Zeichen, auf das er gewartet hatte, um zu glauben, daß Jesus der Messias war, hat ihn erschüttert. Es ist nicht zu leugnen, daß das Zeichen solcherart

war, daß es auch die härtesten Schädel und Herzen zerschmettert hat und sie klein beigegeben haben. Und Gamaliël wurde von diesem mächtigen Zeichen stärker erschüttert, gerüttelt und umgeworfen als die Häuser, die am Rüsttag einstürzten, als es aussah, als würde die Welt zusammen mit dem Großen Opfer untergehen. Er war mehr von seinen Gewissensbissen zerrissen als der Vorhang des Tempels, den Gewissensbissen, Jesus nicht als den erkannt zu haben, der er wirklich war. Das verschlossene Grab seines Geistes als alter, hartnäckiger Hebräer öffnete sich wie die Gräber, die die Leiber der Gerechten herausgaben, und nun sucht er unermüdlich Wahrheit, Licht, Vergebung und Leben. Das neue Leben. Das Leben, das man nur durch Jesus und in Jesus finden kann. Oh, er wird noch schwer arbeiten müssen, um sein altes Ich ganz von dem Schutt seiner früheren Denkweise zu befreien! Aber er wird es schaffen. Er sucht Frieden, Vergebung und Erkenntnis. Frieden für seine Gewissensbisse, Vergebung für seine Hartnäckigkeit und Verstocktheit und die vollkommene Erkenntnis dessen, den er nicht vollkommen kennenlernen wollte, solange er es gekonnt hätte. Deshalb geht er zu Nikodemus, um das Ziel zu erreichen, das zu erreichen er sich nun fest vorgenommen hat.«

»Bist du sicher, daß er dich nicht verraten wird, Nikodemus?« fragt Maria.

»O nein, er wird mich nicht verraten. Im Grund ist er ein Gerechter. Vergiß nicht, daß er es gewagt hat, dem Synedrium zu widersprechen bei dem schändlichen Prozeß, und daß er den ungerechten Richtern seinen Abscheu und seine Verachtung offen gezeigt hat, indem er hinausgegangen ist und auch seinem Sohn befohlen hat, zu gehen, um nicht durch passive Anwesenheit an diesem größten aller Verbrechen mitschuldig zu werden. Dies zu Gamaliël. Was die Grabtücher betrifft, so habe ich mir gedacht – so wenig bin ich mehr Hebräer und daher auch nicht mehr dem Verbot des Deuteronomiums hinsichtlich geschnittener und gegossener Bilder unterworfen – daß ich, so gut ich es eben kann, eine Statue des gekreuzigten Jesus

anfertige. Ich werde eine meiner riesigen Libanonzedern dazu verwenden und eines der Grabtücher darin verbergen; das erste, wenn du, Mutter, es dafür hergibst. Es würde dir zu großen Schmerz bereiten, es immer wieder zu sehen, da man an ihm allen Unflat und Schmutz erkennen kann, mit dem Israel den Sohn seines Gottes so schmähdlich beworfen hat. Außerdem, gewiß durch die Erschütterungen beim Abstieg von Golgota, die die Stellung des gemarterten Hauptes immer wieder verändert haben, ist sein Bild verwischt und kaum zu erkennen. Aber mir ist diese Leinwand, obwohl das Bild verwischt und beschmutzt ist, lieb und heilig, denn sein Blut und sein Schweiß sind darauf. Und in dieser Skulptur verborgen wäre sie sicher, denn kein Israelit der oberen Kasten würde es wagen, ein Bildwerk anzurühren. Das andere, das zweite Grabtuch, das ihn vom Abend des Rüsttags bis zur Auferstehung eingehüllt hat, mußt du erhalten. Und – ich sage es dir, damit du bei seinem Anblick nicht allzu erschüttert bist – du mußt wissen, daß im Verlauf der Tage seine Gestalt immer klarer auf dem Leinen in Erscheinung getreten ist, so wie sie nach der Waschung war. Als wir es aus dem Grab nahmen, schien es nur der Abdruck seiner von Salben und dem Blut und Sekret der vielen Wunden bedeckten Glieder zu sein. Aber durch irgendeinen natürlichen Vorgang oder, was viel wahrscheinlicher ist, durch einen übernatürlichen Eingriff, durch eines seiner Wunder, mit der er dir Freude bereiten will, erscheint der Abdruck immer klarer und deutlicher. Er ist hier auf dieser Leinwand, schön und mächtig, obgleich verwundet, ruhig und friedvoll, auch nach so viel Marter. Fühlst du dich stark genug, es anzusehen?«

»Oh, Nikodemus! Aber dies war doch mein größter Wunsch! Du sagst, daß sein Antlitz voll Frieden ist . . . Oh, ihn so sehen zu können, und nicht mit dem gequälten Ausdruck, den er auf dem Schleier der Nike hat!« antwortet Maria mit vor der Brust gefalteten Händen.

Die Vier rücken nun den Tisch in die Mitte, um mehr Platz zu haben, und, Johannes und Lazarus auf der einen und Nikodemus und

Josef auf der anderen Seite, entfalten langsam die lange Leinwand. Zuerst erscheint die Rückseite, bei den Füßen beginnend, dann, wo die Abdrücke des Kopfes fast aufeinander treffen, die Vorderseite. Die Linien sind deutlich, und deutlich sind auch die Male – alle Male, die der Geißelung, der Dornenkrönung – die Schürfwunden vom Kreuz, die Quetschungen der Schläge und Stürze, und die Wunden der Nägel und der Lanze.

Maria fällt auf die Knie, küßt das Tuch, streichelt die Abdrücke, küßt die Wundmale. Sie ist bekümmert, aber ebenso sichtlich zufrieden, dieses übernatürliche, wunderbare Bild von ihm zu haben.

Nachdem sie ihre Verehrung beendet hat, wendet sie sich an Johannes, der nicht neben ihr stehen kann, weil er die Leinwand an einer Ecke halten muß: »Du warst es, der es ihnen gesagt hat, Johannes. Nur du konntest es sagen, denn nur du allein hast um diesen meinen Wunsch gewußt.«

»Ja, Mutter. Ich bin es gewesen. Und ich habe diesen Wunsch kaum ausgesprochen, als sie ihn auch schon erfüllen wollten. Sie mußten aber auf den geeigneten Moment warten, um es zu tun ... «

»Also auf eine klare Nacht, um ohne Fackeln und Laternen kommen zu können; und auf eine Zeit ohne Feierlichkeiten, bei denen hier in Jerusalem und in der Umgebung viel Volk und die Vornehmen zusammenkommen. Und dies aus Vorsicht ... « erklärt Nikodemus.

»Und ich habe sie zur größeren Sicherheit begleitet. Als Herr des Getsemani kann ich diesen Ort aufsuchen, ohne aufzufallen oder Verdacht zu erregen bei dem einen oder anderen von denen ... die beauftragt sind, alle und alles zu beobachten«, schließt Lazarus.

»Gott segne euch alle. Doch ihr habt die Tücher gekauft ... Es ist nicht recht ... «

»Es ist recht, Mutter. Ich habe von Christus, deinem Sohn, ein Geschenk erhalten, das nicht mit Geld zu bezahlen ist: das Geschenk des Lebens nach vier Tagen im Grab und zuvor die Bekehrung meiner Schwester Maria. Josef und Nikodemus haben von Jesus das

Licht, die Wahrheit, das unsterbliche Leben erhalten. Und du ... du hast durch deinen Schmerz als Mutter und deine Liebe zu allen Menschen als heiligste Mutter nicht nur ein Tuch, sondern die ganze christliche Welt, die immer größer werden wird, für Gott erkauft. Was du gegeben hast, kann nicht mit Geld bezahlt werden. Nimm wenigstens dies. Es gehört dir. Und es ist nur recht und billig so. Auch Maria, meine Schwester, denkt dies. Sie hat es immer gedacht, vom Augenblick seiner Auferstehung an, und mehr noch, seit er dich verlassen hat, um zum Vater aufzufahren«, antwortet Lazarus.

»So sei es also. Ich gehe und hole das andere. Es schmerzt mich wirklich, es zu sehen ... Dieses hier ist anders. Es strahlt Frieden aus! Denn er ist hier ruhig und im Frieden. Es scheint, als fühle er in seinem Todesschlaf schon das wiederkehrende Leben und die Herrlichkeit, der niemand mehr etwas anhaben kann. Nun habe ich keinen anderen Wunsch mehr, als mich mit ihm zu vereinigen. Auch dies wird geschehen, wann und wie Gott will. Ich gehe. Und Gott möge euch die Freude, die ihr mir bereitet habt, hundertfach vergelten.«

Maria nimmt ehrfürchtig das Grabtuch, das die vier Männer wieder zusammengelegt haben, verläßt die Küche und eilt die Treppe hinauf ... Kurz darauf kommt sie wieder herunter mit dem ersten Leinentuch und übergibt es Nikodemus, der sagt: »Gott schenke dir seine Gnade, Frau. Nun wollen wir gehen, denn der Morgen graut, und es ist ratsam, zu Hause zu sein, bevor es ganz hell ist und die Leute ihre Häuser verlassen.«

Die Drei huldigen ihr, bevor sie hinausgehen und mit raschen Schritten und auf dem gleichen Weg, auf dem sie gekommen sind, einem der Eingänge des Getsemani, der der Straße nach Betanien am nächsten liegt, zueilen.

Maria und Johannes bleiben an der Tür des Häuschens, bis sie verschwunden sind. Dann kehren sie in die Küche zurück, schließen die Tür und sprechen leise miteinander ...

706 Das Martyrium des Stephanus

Der Versammlungssaal des Synedriums ist noch genauso wie beim Prozeß Jesu in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag, sowohl was die Einrichtung als auch was die Anwesenden betrifft. Der Hohepriester und die anderen sitzen an ihren Plätzen. Vor dem Hohenpriester, auf dem freien Platz in der Mitte, wo Jesus bei seinem Prozeß gestanden ist, steht nun Stephanus. Er muß schon gesprochen und Zeugnis von seinem Glauben und der wahren Natur Jesu und von seiner Kirche abgelegt haben, denn die Heftigkeit des Tumults hat ihren Höhepunkt erreicht und gleicht in allem dem Tumult, der gegen Christus losbrach in der verhängnisvollen Nacht des Verrates und Gottesmordes.

Sie schütteln die Fäuste und schleudern Flüche und furchtbare Lästerungen gegen den Diakon Stephanus, der unter den brutalen Schlägen wankt und taumelt, während sie ihn gewaltsam hin und her zerren.

Doch er bewahrt seine Ruhe und Würde. Ja noch mehr. Er ist nicht nur ruhig und würdevoll, sondern selig, beinahe verzückt. Ohne sich um den Speichel zu kümmern, der ihm über das Gesicht rinnt, und um das Blut, das ihm nach einem heftigen Schlag aus der Nase fließt, erhebt er auf einmal sein verklärtes Gesicht und seinen leuchtenden, lächelnden Blick zu einer Vision, die nur er allein sieht. Dann öffnet er die Arme in Kreuzform, erhebt sie und streckt sie empor, als wolle er umarmen, was er sieht. Schließlich fällt er auf die Knie und ruft aus: »Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn, Jesus, den Christus Gottes, den ihr getötet habt, zur Rechten Gottes stehen.«

Nun verliert der Tumult noch den letzten Rest an Menschlichkeit und Gesetzmäßigkeit, und mit der Raserei einer Meute von Wölfen, Schakalen oder tollwütigen Raubtieren stürzen sich alle auf den Diakon, beißen ihn, geben ihm Fußtritte, packen ihn, reißen ihn an den Haaren auf die Füße, werfen ihn wieder zu Boden und behindern

sich dabei gegenseitig in ihrem Wüten und Drängen, denn die einen wollen den Märtyrer hinausschleppen und können es nicht, weil andere ihn in eine andere Richtung zerren, um ihn noch länger zu schlagen und zu treten.

Zu den Allerschlimmsten unter den Rasenden gehört ein kleinwüchsiger, häßlicher Jüngling, den sie Saulus nennen. Die Wildheit seines Gesichtes ist unbeschreiblich.

In einer Ecke des Saales steht Gamaliël. Er hat sich nicht an dem Handgemenge beteiligt und auch nie das Wort an Stephanus oder an einen der Mächtigen gerichtet. Sein Abscheu vor der ungerechten und wilden Szene ist augenscheinlich. In einer anderen Ecke, ebenfalls angewidert und unbeteiligt am Prozeß und an dem Durcheinander, steht Nikodemus und beobachtet Gamaliël, dessen Gesicht mehr sagt, als Worte es können. An einem gewissen Punkt, gerade als er sieht, daß Stephanus zum dritten Mal an den Haaren emporgerissen wird, hüllt sich Gamaliël in seinen weiten Mantel und geht zu einer Tür, die dem Ausgang gegenüberliegt, zu dem nun der Diakon gezerrt wird.

Dies entgeht Saulus nicht, der sofort schreit: »Rabbi, du gehst fort?«

Gamaliël antwortet nicht. Saulus, der wohl glaubt, Gamaliël habe nicht begriffen, daß die Frage an ihn gerichtet war, wiederholt noch genauer: »Rabbi Gamaliël, du verläßt dieses Gericht?«

Gamaliël wendet sich mit einem Ruck um und antwortet mit furchtbarem, stolzem, eisigem und von Abscheu erfülltem Blick nur: »Ja.« Aber dieses »Ja« spricht Bände.

Saulus versteht die ganze Bedeutung dieses »Ja«, verläßt die wütende Meute und läuft Gamaliël nach. Er holt ihn ein, hält ihn auf und sagt: »Du willst mir doch damit nicht sagen, daß du das Urteil nicht billigst, Rabbi?«

Gamaliël sieht ihn nicht an und gibt ihm auch keine Antwort. Saulus fängt wieder an: »Dieser Mensch ist doppelt schuldig, weil er das Gesetz geleugnet hat, da er einem Samariter gefolgt ist, der von Beel-

zebul besessen war, und weil er dies noch dazu getan hat, nachdem er dein Jünger war!«

Gamaliël sieht ihn immer noch nicht an und schweigt. Aber Saulus fragt: »Oder bist du etwa, auch du, ein Jünger dieses Übeltäters Jesus?«

Nun spricht Gamaliël: »Ich bin es *noch* nicht. Aber wenn er der war, der er sagte, und wahrlich, vieles spricht dafür, daß es so ist, dann bitte ich Gott, daß ich sein Jünger werde.«

»Entsetzlich!« schreit Saulus.

»Keineswegs entsetzlich! Jeder besitzt einen Verstand, um ihn zu gebrauchen, und eine Freiheit, um sie zu nützen. Jeder soll ihn daher anwenden in der Freiheit, die Gott jedem Menschen gegeben hat, und in dem Licht, mit dem er jedes Herz erleuchtet. Die Gerechten werden diese beiden Gaben Gottes früher oder später zum Guten und die Bösen zum Bösen gebrauchen.« Und Gamaliël geht hinaus in den Hof des Tempelschatzes und lehnt sich an dieselbe Säule, an der auch Jesus gestanden ist, als er von der armen Witwe sprach, die dem Tempel alles gegeben hatte, was sie besaß: zwei Heller. Er steht noch nicht lange dort, als Saulus wieder erscheint und sich vor ihm aufpflanzt.

Der Unterschied zwischen beiden ist sehr groß. Gamaliël ist hochgewachsen, von vornehmer Art, mit ausgeprägten semitischen, aber schönen Gesichtszügen, hoher Stirn und rabenschwarzen, intelligenten, durchdringenden großen Augen, die tief unter den dichten, geraden Brauen liegen, und gerader, langer, schmaler Nase, die etwas an die Nase Jesu erinnert. Auch die Hautfarbe und der Mund mit den schmalen Lippen erinnern an Jesus. Nur der Bart und der Oberlippenbart Gamaliëls sind nicht mehr tiefschwarz wie früher, sondern stark graumeliert und etwas länger.

Saulus dagegen ist klein, untersetzt, fast rachitisch, mit kurzen, dicken, an den Knien etwas voneinander abstehenden Beinen, was man gut sehen kann, denn er hat seinen Mantel abgelegt und trägt nur ein kurzes, gräuliches, tunikaartiges Gewand. Seine Arme sind

kurz und kräftig wie die Beine, der Hals kurz und gedrunken, darauf ein großer Kopf mit braunem, kurzem, drahtigem Haar, eher abstehenden Ohren, stumpfer Nase, aufgeworfenen Lippen, hohen, breiten Backenknochen, gewölbter Stirn und dunklen Augen – Kuhaugen ähnlich, die aber ganz und gar nicht sanft und demütig sind – unter den stark gewölbten, dichten, wirren Brauen. Ein wie das Haar borstiger und sehr dichter, aber kurz gehaltener Bart bedeckt die Wangen. Vielleicht läßt der kurze Hals ihn leicht bucklig oder zumindest seinen Rücken ziemlich rund erscheinen.

Saulus schweigt zunächst und schaut Gamaliël fest in die Augen. Dann sagt er leise etwas. Gamaliël antwortet ihm mit klarer, lauter Stimme: »Ich lehne jede Gewalt ab. In jedem Fall. Ich werde niemals meine Zustimmung zu einem gewaltsamen Vorgehen geben. Ich habe dies bereits öffentlich, vor dem ganzen Synedrium, gesagt, als man Petrus und die anderen Apostel zum zweiten Mal gefangengenommen und vor das Synedrium gebracht hatte, um sie zu richten. Und ich wiederhole: „Stammt dieses Vorhaben oder Unternehmen nur von Menschen, so geht es zugrunde; stammt es aber von Gott, so können Menschen es nicht zerstören, vielmehr könnten sie von Gott bestraft werden.“ Denke daran.«

»Bist du denn der Beschützer dieser gotteslästerlichen Jünger des Nazareners, du, der größte Rabbi Israels?«

»Ich bin der Hüter der Gerechtigkeit. Und diese lehrt, vorsichtig und gerecht im Urteil zu sein. Ich wiederhole es dir. Wenn es von Gott kommt, wird es fortdauern, wenn nicht, wird es von selbst ein Ende nehmen. Und ich will meine Hände nicht mit einem Blut beflecken, von dem ich nicht weiß, ob es den Tod verdient.«

»Du, du, der Pharisäer und Gelehrte, sprichst so? Fürchtest du den Allerhöchsten nicht?«

»Mehr als du. Aber ich denke nach. Und ich erinnere mich ... Du warst noch klein, noch kein Sohn des Gesetzes, da lehrte ich schon in diesem Tempel, zusammen mit dem weisesten Rabbi dieser Zeit ... und mit anderen Klugen, aber nicht Gerechten. Unsere Weisheit hat

in diesen Mauern eine Lehre erhalten, die uns für den Rest unseres Lebens nachdenklich gemacht hat. Die Augen des weisesten und gerechtesten Rabbi unserer Zeit schlossen sich in der Erinnerung an jene Stunde, während sein Verstand sich noch mit den Wahrheiten befaßte, die wir von den Lippen eines Knaben vernommen hatten, der sich den Menschen offenbarte, wenigstens den Gerechten. Meine Augen haben unentwegt beobachtet, und mein Verstand hat nachgedacht und Vorfälle und Dinge abgewogen ... Ich habe das Privileg gehabt, den Allerhöchsten durch den Mund eines Kindes reden zu hören, das ein gerechter, mächtiger, weiser, heiliger Mann wurde, der dann gerade wegen dieser seiner Eigenschaften zum Tod verurteilt wurde. Seine Worte von einst fanden ihre Bestätigung viele Jahre später in Ereignissen, die Daniel zu seiner Zeit vorausgesagt hatte. Ich, Elender, habe es zu spät verstanden! Ich habe auf das letzte furchtbare Zeichen gewartet, um zu glauben und zu verstehen! Armes Volk Israel, das damals nicht begriffen hat und nicht einmal jetzt begreift! Die Prophezeiungen Daniels und die der anderen Propheten und des Wortes Gottes sind noch nicht völlig eingetroffen und werden sich erfüllen an dem halsstarrigen Israel, dem blinden, tauben, ungerechten Israel, das den Messias in seinen Dienern immer noch verfolgt.«

»Fluch über dich! Du lästerst Gott! Wahrlich, es wird keine Rettung mehr geben für das Volk Gottes, wenn die Rabbis von Israel lästern und Jahwe, den wahren Gott, verleugnen und einen falschen Messias preisen und an ihn glauben!«

»Nicht ich lästere, sondern all jene, die den Nazarener beschimpft haben und ihm immer noch Schimpf antun, indem sie seinen Nachfolgern Schimpf antun. Du, ja, du lästerst ihn, denn du haßt ihn, in ihm und in den Seinen. Aber du hast wahr gesprochen, wenn du sagst, daß es für Israel keine Rettung mehr gibt. Aber nicht, weil es Israeliten gibt, die zu seiner Herde gehören, sondern weil Israel ihn zum Tod verurteilt hat.«

»Ich verabscheue dich! Du verrätst das Gesetz, den Tempel!«

»Verklage mich nur beim Synedrium, damit auch ich dasselbe Schicksal erleide wie jener, der nun gesteinigt werden soll. Es wird der Beginn und die glückliche Vollendung deiner Mission sein. Und ich werde durch mein Opfer Vergebung erlangen, daß ich Gott, der vorüberging, nicht erkannt und verstanden habe, den Erlöser, den Meister, der unter uns, seinen Kindern und seinem Volk, weilte.«

Saulus dreht sich mit einer zornigen Gebärde und grob um und kehrt zurück in den Hof vor dem Saal des Synedriums, wo immer noch das Geschrei der gegen Stephanus aufgebracht Volksmenge erschallt. Saulus gesellt sich zu den Henkersknechten, die in diesem Hof auf ihn warten, verläßt zusammen mit den anderen den Tempel und begibt sich zur Stadtmauer. Der Diakon wird immer noch verhöhnt, beschimpft und geschlagen, während er sich erschöpft, verwundet und wankend zur Richtstatt schleppt.

Außerhalb der Stadtmauer ist ein öder, steiniger, völlig verlassener Platz. Dort angekommen, bilden die Henkersknechte einen Kreis und lassen den Verurteilten mit seinen zerrissenen Kleidern allein in der Mitte stehen. Er blutet an vielen Stellen des Körpers aus den Wunden, die sie ihm schon geschlagen haben. Bevor sie sich etwas entfernen, reißen sie ihm auch noch die Kleider vom Leib. Stephanus behält nur eine ganz kurze Tunika an. Dann legen sie alle die langen Gewänder ab und stehen nun in kurzen Tuniken da, ähnlich der des Saulus, dem sie die Kleider übergeben, da er sich nicht an der Steinigung beteiligt, sei es, weil er betroffen von den Worten des Gamaliel ist, sei es, weil er nicht gut zielen kann.

Die Henkersknechte sammeln große Kiesel und spitze Steine, von denen es hier mehr als genug gibt, und beginnen mit der Steinigung.

Die ersten Steine treffen Stephanus noch im Stehen, mit einem Lächeln der Vergebung auf den verwundeten Lippen, die kurz vor Beginn der Steinigung Saulus zugerufen haben, als dieser gerade die Kleider der Steiniger aufhob: »Mein Freund, ich erwarte dich auf dem Weg Christi.«

Worauf Saulus geantwortet hat: »Schwein! Besessener!« und ihm

einen kräftigen Fußtritt gegen das Schienbein gegeben hat, der den Diakon fast zu Fall gebracht hätte, sowohl durch den Stoß als auch durch den Schmerz.

Nach mehreren Steinwürfen, die Stephanus von allen Seiten treffen, fällt er auf die Knie und stützt sich auf die blutenden Hände. Und gewiß erinnert er sich dabei an eine weiter zurückliegende Episode, denn er betastet seine Schläfen und die verletzte Stirn und flüstert: »Wie er es mir vorausgesagt hat! Die Krone ... die Rubine ... O mein Gott, Meister, Jesus, nimm meinen Geist auf!«

Ein weiterer Steinhagel auf das schon verwundete Haupt wirft ihn ganz auf den Boden, der sein Blut trinkt. Während er unter den Steinen zusammensinkt, dem immer noch andauernden Steinhagel, flüstert er sterbend: »Herr ... Vater ... verzeihe ihnen ... Rechne ihnen diese Sünde nicht an ... Sie wissen nicht, was ...« Der Tod läßt ihn diesen Satz nicht zu Ende sprechen, in einer letzten Zuckung scheint er sich zusammenzukauern, und so bleibt er liegen. Tot.

Die Henkersknechte kommen näher, werfen weitere Steine auf ihn und begraben ihn beinahe darunter. Dann ziehen sie sich wieder an und gehen in den Tempel zurück, um dort zu berichten, was sie getan haben, trunken von satanischem Eifer.

Während sie mit dem Hohenpriester und anderen Mächtigen reden, sucht Saulus Gamaliël. Er findet ihn nicht sofort und kehrt, von glühendem Haß gegen die Christen erfüllt, zu den Priestern zurück, spricht mit ihnen und läßt sich ein Pergament mit dem Siegel des Tempels geben, das ihn berechtigt, die Christen zu verfolgen. Das Blut des Stephanus muß ihn rasend gemacht haben, wie ein rotes Tuch einen Stier oder starker Wein einen Alkoholiker.

Er will gerade den Tempel verlassen, als er unter dem Tor der Heiden Gamaliël erblickt. Er geht zu ihm. Vielleicht will er sich rechtfertigen oder einen Streit anfangen. Aber Gamaliël durchquert den Hof, betritt einen Saal und schließt die Tür vor der Nase des Saulus, der beleidigt und zornig aus dem Tempel läuft, um die Christen zu verfolgen.

707 Die verschiedenen Wirkungen und Folgen der Begegnungen mit Christus

»Ich habe mich oft und vielen geoffenbart, auch in außergewöhnlichen Offenbarungen. Doch nicht bei allen hat dies dieselbe Wirkung hervorgebracht. Wir können sehen, wie jede meiner Offenbarungen der Heiligung derer entspricht, die den guten Willen hatten, der von den Menschen verlangt wird, um Frieden, Leben und Gerechtigkeit zu erlangen.

So hat in den Hirten die Gnade während meines dreißigjährigen verborgenen Lebens gewirkt und ist dann zu einer heiligen Ähre erblüht, als die Zeit gekommen war, da die Guten sich von den Bösen trennten, um dem Sohn Gottes zu folgen, der auf den Wegen der Welt vorüberging und den Ruf seiner Liebe erschallen ließ, um die verirrt und von Satan zerstreuten Schafe der ewigen Herde zu sammeln. Sie waren unter den Volksscharen, die mir folgten, und waren meine Boten; denn durch ihre einfachen und überzeugten Berichte verkündeten sie Christus, da sie sagten: „Er ist es. Wir erkennen ihn wieder. Auf sein erstes Wimmern haben Engel mit Wiegenliedern geantwortet. Und uns haben die Engel gesagt, daß die Menschen guten Willens den Frieden haben würden. Guter Wille ist der Wunsch nach dem Guten und der Wahrheit. Folgen wir ihm! Folgt auch ihr ihm! Dann werden wir alle den vom Herrn versprochenen Frieden haben.“

Demütig, unwissend und arm mischten sich meine ersten Boten unter die Menschen, wie Wachposten an den Wegen des Königs von Israel, des Königs der Welt. Treue Augen, ehrliche Zungen, liebende Herzen, Weihrauchgefäße, die den Duft ihrer Tugenden verströmen, um die verdorbene Luft der Welt in der Umgebung meiner göttlichen Person, die Mensch geworden war für sie und für alle Menschen, zu verbessern. Und selbst am Fuß des Kreuzes habe ich sie gefunden, nachdem ich sie mit meinem Blick auf dem blutigen Weg nach Golgota gesegnet hatte, die einzigen, außer ganz weni-

gen anderen, die mitten in dem entfesselten Pöbel nicht fluchten, sondern liebten, glaubten, immer noch hofften und mich mit mitleidigen Blicken betrachteten, während sie an die ferne Nacht meiner Geburt dachten und den Unschuldigen beweinten, der seinen ersten Schlaf auf einem harten Holz schlief und seinen letzten auf einem noch schmerzhafteren Holz. Dies war so, weil mein Erscheinen ihre aufrichtigen Seelen geheiligt hatte.

Genauso war es bei den drei Weisen aus dem Morgenland, bei Simeon und Hanna im Tempel, bei Andreas und Johannes am Jordan und bei Petrus, Jakobus und Johannes auf dem Tabor, bei Maria von Magdala am Ostermorgen, bei den Elf, als ihnen im Ölgarten und schon vorher in Betanien ihre Verwirrung verziehen worden war. Nein . . . Johannes, der Reine, brauchte keine Verzeihung. Er war immer der Getreue, der Heldenmütige, der Liebende. Die reine Liebe, die in ihm war, und die Reinheit seiner Gesinnung, seines Herzens und seines Fleisches bewahrten ihn vor jeder Schwäche.

Gamaliël, und ebenso Hillel, war nicht einfältig wie die Hirten, nicht heilig wie Simeon und nicht weise wie die drei Weisen. In ihm und in seinem Lehrer und Verwandten war das Gewirr der pharisäischen Lianen, die das Eindringen des Lichtes und die freie Entfaltung des Baumes des Glaubens behinderten. Aber in ihrem pharisäischen Wesen besaßen sie die Reinheit der Absicht. Sie glaubten, in der Wahrheit zu sein, und verlangten danach, es zu sein. Sie verlangten instinktiv danach, denn sie waren Gerechte, und auch ihr Verstand drängte sie dazu, denn ihre Seele schrie voll Unzufriedenheit: „In dieses Brot ist zu viel Asche gemischt. Gebt uns das Brot der echten Wahrheit.“

Gamaliël war jedoch nicht so stark, daß er den Mut gefunden hätte, diese pharisäischen Lianen zu zerreißen. Er war noch zu sehr der Sklave seiner Menschlichkeit und der Sorge um sein Ansehen, seine persönliche Sicherheit und das Wohlergehen seiner Familie. Aus diesen Gründen konnte Gamaliël „den Gott, der unter seinem Volk wandelte“ weder verstehen noch „diesen Verstand und diese

Freiheit“ benutzen, die Gott jedem Menschen gegeben hat, damit er sie zu seinem Besten gebrauchte. Nur das so viele Jahre erwartete Zeichen, das Zeichen, das ihn zu Boden schmetterte und mit nicht mehr endenden Selbstvorwürfen quälte, konnte bei ihm die Erkenntnis des Christus bewirken und die Wandlung seiner alten Ansichten, worauf er, der Rabbi des Irrtums, nach langen Kämpfen zwischen seinem alten und seinem neuen Ich, ein Jünger der göttlichen Wahrheit wurde; im Gegensatz zu den Schriftgelehrten, Pharisäern und Lehrern, die das Wesen und den Geist des Gesetzes verfälscht hatten, da sie die einfache, leuchtende, von Gott stammende Wahrheit unter Bergen von menschlichen Vorschriften, die oft irrig, aber immer für sie von Vorteil waren, erstickt hatten.

Er war übrigens nicht der einzige, dem die Entscheidung schwerfiel und der sich dann stark im Handeln zeigte. Auch Josef von Arimathäa und mehr noch Nikodemus konnten sich nicht sofort der jüdischen Gepflogenheiten und Lianen entledigen und die neue Lehre offen annehmen; und so kamen sie „heimlich“ zu Christus, aus Furcht vor den Juden; oder sie taten so, als seien sie ihm zufällig begegnet, oder trafen ihn meistens in ihren Landhäusern oder im Haus des Lazarus in Betanien; denn dieses war sicherer und von den Feinden des Christus gefürchtet, da ihnen bekannt war, daß der Sohn des Theophilus den vollen Schutz Roms genoß. Natürlich waren sie Gamaliël im Guten weit voraus und auch so viel mutiger, daß sie es wagten, am Karfreitag Barmherzigkeit zu üben.

Der Rabbi Gamaliël war nicht so weit. Doch ihr, die ihr dieses Werk lest, bedenkt, wie stark sein guter Wille war. Durch ihn wendet sich seine so menschliche Gerechtigkeit zum Übernatürlichen. Die des Saulus hingegen sinkt ab ins Dämonische in der Stunde, als die Entfesselung des Bösen ihn und seinen Meister Gamaliël an den Scheideweg der Wahl zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht stellte.

Der Baum des Guten und des Bösen erhebt sich vor jedem Menschen und zeigt ihm die Früchte des Bösen mit ihrem einladenden,

appetitlichen Aussehen, während in seinem Laub mit den verführerischen Tönen der Nachtigall die Schlange zischt. Es ist am Menschen, dem von Gott mit Verstand und Seele ausgestatteten Geschöpf, zu unterscheiden und die gute Frucht zu wählen unter den vielen, die nicht gut sind und die Seele tödlich verwunden; und sie zu pflücken, auch wenn sie sticht und nur mühsam zu erlangen und von bitterem Geschmack und dürftigem Aussehen ist. Ihre Metamorphose, durch die sie sich viel glatter und weicher anfühlt, süßer schmeckt und schöner aussieht, erfolgt erst, wenn man mit gerechtem Geist und Verstand die gute Frucht zu wählen versteht und sich von ihrem bitteren, aber heiligen Saft genährt hat.

Saulus streckt seine gierige Hand nach der Frucht des Bösen aus, nach dem Haß, der Ungerechtigkeit, dem Verbrechen, und er wird sie ausstrecken, bis ihn der Blitz trifft, zu Boden schmettert und ihn des irdischen Augenlichtes beraubt, damit er die übernatürliche Sehkraft erlangt und nicht nur ein Gerechter, sondern sogar Apostel und Bekenner dessen wird, den er zuerst gehaßt und in seinen Dienern verfolgt hat.

Gamaliel zerriß die zähen Lianen seiner Menschlichkeit und des Hebräismus, da der ferne Same des Lichtes und der Gerechtigkeit, nicht nur der menschlichen, sondern auch der übernatürlichen Gerechtigkeit, keimte und blühte. Meine vierte Epiphanie oder Offenbarung – dieses Wort ist für euch vielleicht klarer und verständlicher – hatte ihn ihm ins Herz gelegt, in sein Herz guten Willens; den Samen, den er gehütet und verteidigt hatte mit aufrichtiger Zuneigung und dem sehnsüchtigen Wunsch, ihn keimen und blühen zu sehen. Und so streckte er die Hand nach der Frucht des Guten aus. Sein Wille und mein Blut zerbrachen die harte Schale dieses Samens, den er jahrzehntelang in seinem Herzen bewahrt hatte, in diesem Herzen von Stein, das auseinanderbrach, als der Vorhang des Tempels zerriß und die Erde Jerusalems sich auf tat, und er dort, niedergeworfen am Fuß des Kreuzes, seinen größten Wunsch zu mir hinaufschrie; zu mir, dessen menschliche Ohren ihn nicht mehr hören konnten, des-

sen göttlicher Geist ihn aber sehr wohl hörte. Und unter der Sonne der feurigen Worte der Apostel und der besten Jünger und dem Regen des Blutes des ersten Märtyrers Stephanus schlug dieser Same Wurzeln, wuchs, blühte und trug Früchte. Der neue Baum seines Christentums entsproß dort, wo die Tragödie des Karfreitags alle alten Bäume und Kräuter umgestürzt, entwurzelt und vernichtet hatte.

Der Baum seines neuen Christentums und seiner neuen Heiligkeit wächst und erhebt sich vor meinen Augen. Obwohl er schuldig war, mich nicht schon früher erkannt zu haben, hat er von mir Verzeihung erlangt wegen seiner Gerechtigkeit, die nicht teilhaben wollte an meiner Verurteilung und an der des Stephanus. Sein Wunsch, mein Jünger und ein Sohn der Wahrheit und des Lichtes zu werden, wird auch vom Vater und vom heiligmachenden Geist gesegnet. Und der Wunsch wird zur Wirklichkeit, ohne daß dazu ein gewaltiger, heftiger Blitz nötig wäre wie bei Saulus, dem Anmaßenden, auf dem Weg nach Damaskus. Ihn hätte kein anderes Mittel erobern und zur Gerechtigkeit, zur Liebe, zum Licht, zur Wahrheit und zum ewigen und glorreichen Leben im Himmel führen können.«

708 Die Beisetzung des heiligen Stephanus

Es ist mitten in der Nacht und auch dunkel, denn der Mond ist schon untergegangen, als Maria mit Petrus, Jakobus des Alphäus, Johannes, Nikodemus und dem Zeloten das Häuschen im Getsemani verläßt. Lazarus wartet vor dem Haus auf sie, am Anfang des Weges, der zum unteren Tor führt, und da die Nacht so dunkel ist, zündet er ein Öllicht an, eine Laterne mit einem Schutzschirm aus feinen Alabasterplättchen oder sonst einem durchscheinenden Material. Das Licht ist spärlich, aber wenn man es so nahe am Boden hält, wie er es tut, dient die Laterne doch dazu, die Steine und sonstigen möglichen Hindernisse auf dem Weg zu erkennen. Lazarus geht an der Seite Marias, damit vor allem sie gut sehen kann. Johannes ist

auf der anderen Seite und führt die Mutter am Arm. Die übrigen gehen in einer Gruppe hinterdrein.

Sie gehen bis zum Kidron und dann an ihm entlang, so daß sie hinter dem Gebüsch am Ufer kaum zu sehen sind. Und das Rauschen des Wassers übertönt und verbirgt das Geräusch ihrer Schritte.

Sie setzen ihren Weg an der Außenseite der Mauer entlang fort bis zu dem Tor, das dem Tempel am nächsten liegt, und gehen dann über den öden, unbewohnten Platz bis zu der Stelle, an der Stephanus gesteinigt wurde. Sie begeben sich zu dem Steinhaufen, unter dem er halb begraben liegt, und entfernen die Steine, bis der arme Körper zum Vorschein kommt. Durch den Tod, die Stöße und die Steinigung ist er nun bläulich und starr und so zusammengekrümmt, wie ihn der Tod ereilt hat.

Maria, die Johannes aus Barmherzigkeit in einigen Schritten Entfernung zurückgehalten hat, befreit sich nun und eilt zu diesem armen, verletzten, blutigen Körper. Ohne sich um die Flecken zu kümmern, die das geronnene Blut auf ihren Kleidern hinterläßt, legt sie mit Hilfe von Jakobus des Alphäus und Johannes den Leichnam auf ein Tuch, das sie im Staub an einer weniger steinigen Stelle ausgebreitet haben. Mit einem Linnen, das sie in eine kleine Amphore taucht, die der Zelote ihr hält, wäscht sie, so gut sie kann, das Antlitz des Stephanus, ordnet sein Haar und versucht es über die Schläfen und die verwundeten Wangen zu legen, um die furchtbaren Spuren der Steine zu verbergen. Sie wäscht auch die anderen Glieder und bemüht sich, sie in eine weniger tragische Lage zu bringen. Aber die Todesstarre, die schon vor vielen Stunden eingetreten ist, läßt dies nur teilweise zu. Nun versuchen es auch die Männer, die kräftiger und weniger empfindsam sind als Maria, die wieder der Mater dolorosa des Golgota und des Grabes gleicht. Aber auch sie müssen sich trotz aller Bemühungen schließlich mit einem geringen Erfolg zufriedengeben. Sie legen ihm ein langes, reines Gewand an, denn seine Kleider sind verlorengegangen oder von den Peinigern gestohlen worden, um ihm einen Schimpf anzutun, und die kleine Tunika, die

sie ihm gelassen haben, ist nur noch ein zerrissener, blutverschmierter Fetzen.

Nachdem sie dies im schwachen Schein der Laterne, die Lazarus nahe an den armen Leichnam hält, getan haben, heben sie diesen auf und legen ihn auf ein anderes sauberes Tuch. Nikodemus nimmt das erste Tuch, das völlig durchnäßt ist von dem Wasser, mit dem sie den Märtyrer gewaschen haben, und von seinem geronnenen Blut, und verbirgt es unter seinem Mantel. Johannes und Jakobus heben das Tuch mit dem Leichnam am Kopfende und Petrus und der Zelote am Fußende, und so treten sie den Rückweg an. Lazarus und Maria gehen voraus.

Sie kehren jedoch nicht auf dem gleichen Weg zurück, sondern gehen durch die Felder und am Fuß des Ölbergs entlang und kommen so auf die Straße nach Jericho und Betanien. Hier verweilen sie, um sich auszuruhen und miteinander zu reden.

Und Nikodemus, der ja bei der Verurteilung des Stephanus, wenngleich unbeteiligt, dageigewesen ist und der als Vorsteher der Juden besser als die anderen die Pläne des Synedriums kennt, teilt den Anwesenden mit, daß eine Verfolgung der Christen angeordnet wurde und begonnen hat, und daß Stephanus nur der erste auf einer langen Liste von Namen von Anhängern Christi ist.

Der erste Ausruf der Apostel ist: »Sie sollen tun, was sie wollen! Wir werden nicht aufgeben, weder aus Furcht noch aus Vorsicht.«

Aber die Besonneneren unter den Anwesenden, also Lazarus und Nikodemus, machen Petrus und Jakobus des Alphäus darauf aufmerksam, daß die Kirche noch sehr wenige Priester Christi hat; und wenn die wichtigsten von ihnen, also Petrus, der Oberhirte, und Jakobus, der Bischof von Jerusalem, getötet würden, könnte die Kirche nur schwerlich überleben. Sie erinnern Petrus auch daran, daß ihr Gründer und Meister damals Judäa verlassen hatte und nach Samaria gegangen war, um nicht getötet zu werden, bevor er die Belehrung seiner Diener abgeschlossen hatte, und wie er ihnen geraten hatte, seinem Beispiel zu folgen, bis die Zahl der Hirten so zugenom-

men habe, daß bei ihrem Tod eine Zerstreuung der Gläubigen nicht mehr zu befürchten sei. Und sie schließen mit den Worten: »Verteilt auch ihr euch über Judäa und Samaria. Gewinnt unter diesen Leuten Proselyten und zahlreiche Hirten und zerstreut euch von dort über die ganze Erde, damit gemäß seinem Auftrag alle Völker das Evangelium kennenlernen.«

Die Apostel sind unschlüssig. Sie sehen Maria an, als wollten sie von ihr hören, wie sie darüber denkt. Und Maria, die diese Blicke versteht, sagt: »Der Rat ist gut. Befolgt ihn. Es ist nicht Feigheit, sondern Vorsicht. Er selbst hat euch gelehrt: „Seid einfältig wie die Tauben und klug wie die Schlangen. Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe. Hütet euch vor den Menschen ...“«

Jakobus unterbricht sie: »Ja, Mutter. Aber er hat auch gesagt: „Wenn sie euch überliefern und vor Statthalter und Könige führen, so seid nicht besorgt darüber, was ihr antworten sollt. Nicht ihr werdet dann reden, sondern der Geist eures Vaters wird für euch und in euch reden!“ Und ich bleibe hier. Der Jünger muß sein wie der Meister. Er ist gestorben, um seiner Kirche das Leben zu geben. Jeder von uns, der stirbt, wird ein Stein für den neuen, großen Tempel sein und das Leben des großen, unsterblichen Leibes der universalen Kirche vermehren. Sollen sie mich also töten, wenn sie wollen. Im Himmel, an der Seite meines Bruders, werde ich glücklicher und mächtiger sein. Den Tod fürchte ich nicht. Nur die Sünde. Wenn ich meinen Platz verlassen würde, käme ich mir fast vor wie Judas, der vollkommene Verräter. Diese Sünde wird Jakobus des Alphäus niemals begehen. Wenn ich fallen muß, werde ich als Held an der Stätte meines Kampfes fallen, an dem Platz, an den er mich gestellt hat.«

Maria antwortet ihm: »In deine Geheimnisse mit dem Gottmenschen will ich nicht eindringen. Wenn er es dir so eingibt, dann handle so. Er allein, der Gott ist, hat das Recht, zu gebieten. An uns ist es, ihm immer und in allem zu gehorchen und seinen Willen zu tun.«

Petrus, der weniger heroisch ist, spricht mit dem Zeloten, um sei-

ne Meinung dazu zu hören. Lazarus, der bei den beiden steht und alles mitanhört, schlägt vor: »Kommt nach Betanien. Es ist nahe bei Jerusalem und nahe der Straße nach Samaria. Christus ist oft von dort aufgebrochen, um seinen Feinden zu entgehen . . . «

Nikodemus macht nun seinerseits einen Vorschlag: »Kommt in mein Landhaus. Es ist sicher und liegt nicht weit von Betanien und von Jerusalem und an der Straße, die über Jericho nach Efraim führt.«

»Nein, mein Haus ist besser, denn es steht unter dem Schutz Roms«, sagt Lazarus wieder.

»Du bist schon zu sehr verhaßt, seit Jesus dich zum Leben erweckt und damit so machtvoll seine göttliche Natur bewiesen hat«, erwidert Nikodemus.

»Und was ist mit meinem Haus? Eigentlich gehört es Lazarus. Aber es trägt noch immer meinen Namen«, sagt Simon der Zelote.

Maria ergreift nun das Wort und sagt: »Laßt mich nachdenken und entscheiden, was am besten zu tun ist. Gott wird mir sein Licht nicht verweigern. Sobald ich es weiß, werde ich es euch sagen. Nun kommt ihr zunächst zu mir nach Getsemani.«

»Sitz aller Weisheit und Mutter des Wortes und des Lichtes, du bist immer der Stern, der uns sicher führt. Wir gehorchen dir«, sagen alle miteinander, fast als hätte wirklich der Heilige Geist in ihren Herzen und mit ihren Lippen gesprochen.

Sie stehen auf aus dem Gras, in das sie sich am Rand der Straße gesetzt haben, und während Petrus, Jakobus, Simon und Johannes mit Maria nach Getsemani gehen, nehmen Lazarus und Nikodemus das Tuch, in das der Leichnam des Stephanus gehüllt ist, und begeben sich im ersten Morgengrauen zur Straße nach Betanien und Jericho. Wohin bringen sie den Märtyrer? Geheimnis.

709 Gamaliel wird Christ

Jahre müssen vergangen sein, denn Johannes ist nun im besten Mannesalter; seine Gestalt ist kräftiger, sein Gesicht reifer, und Haar und Bart sind von viel dunklerem Blond.

Maria spinnt, während Johannes die Küche im kleinen Haus von Getsemani in Ordnung bringt. Die Wände sind erst vor kurzem gekalkt worden, und alles, was aus Holz ist, ist frisch gestrichen: Hocker, Türen und ein Regal, auf dem die Lampe steht. Maria hat sich nicht verändert. Ihr Aussehen ist frisch und friedvoll. Jegliche Spur des Schmerzes über den Tod des Sohnes, seine Rückkehr in den Himmel und die ersten Verfolgungen der Christen ist aus ihrem Antlitz verschwunden. Die Zeit hat diesem sanften Gesicht ihre Zeichen nicht aufgeprägt, und das Alter hat nicht die Macht, ihm seine frische, reine Schönheit zu rauben.

Die auf dem Regal brennende Lampe wirft ihr flackerndes Licht auf die kleinen, flinken Hände der Mutter, den weißen, um den Rocken gewickelten Flachs, den dünnen Faden, die glänzende Spindel und das blonde Haar, das im Nacken zu einem schweren Knoten aufgesteckt ist.

Durch die offene Tür dringt ein heller Mondstrahl in die Küche und wirft einen silbernen Streifen von der Schwelle bis zu dem Hocker, auf dem Maria sitzt, auf den Boden. So beleuchtet der Mondstrahl ihre Füße und das rötliche Licht der Lampe ihre Hände und ihren Kopf. Draußen, in den das Haus im Getsemani umgebenden Ölbäumen, singen die Nachtigallen ihre Liebeslieder.

Plötzlich verstummen sie, als hätte man sie erschreckt, und gleich darauf hört man das Geräusch von Schritten, die immer näher kommen, bis sie an der Schwelle der Tür stehenbleiben und sich gleichzeitig der weiße Streifen des Mondlichts verdunkelt, der bisher die rauhen Ziegel des Bodens versilbert hat.

Maria hebt den Kopf und wendet sich zum Eingang. Auch Johannes blickt zur Tür, und ein sehr verwundertes »Oh!« kommt über

ihre Lippen, während beide gleichzeitig zur Tür eilen, an der Gamaliël erschienen und stehengeblieben ist. Ein nun sehr alter, in seiner Magerkeit und den weißen Gewändern, die der Mond von hinten beleuchtet und beinahe phosphoreszieren läßt, fast gespenstischer Gamaliël. Ein von den Ereignissen, von seinen Gewissensbissen, von so vielen Dingen, mehr noch als vom Alter vernichteter und gebeugter Gamaliël.

»Du hier, Rabbi? Komm herein! Komm! Und der Friede sei mit dir«, sagt Johannes, der nun sehr nahe vor ihm steht, während Maria einige Schritte weiter hinten geblieben ist.

»Wenn du mich führst ... Ich bin blind ... « antwortet der alte Rabbi mit einer Stimme, die mehr wegen des geheimen Schmerzes als wegen des hohen Alters zittert.

Johannes fragt überrascht, und Rührung und Mitleid schwingen in seiner Stimme: »Blind?! Seit wann?«

»Oh, schon lange! Das Augenlicht hat sofort nachgelassen, nachdem ... nachdem ... Ja, nachdem ich das wahre Licht nicht zu erkennen wußte, das gekommen war, um die Menschen zu erleuchten, und das Erdbeben den Vorhang des Tempels zerriß und die mächtigen Mauern erschütterte, wie er gesagt hatte. Wahrlich, es zerriß den doppelten Vorhang, der das Allerheiligste des Tempels verhüllte und das wahre Allerheiligste, das Wort des Vaters, seinen ewig Eingeborenen in der Hülle des menschlichen, allerreinsten Fleisches, den nur seine Passion und seine glorreiche Auferstehung auch den Verstocktesten, mir als erstem, enthüllte als den, der er wirklich war: der Christus, der Messias, der Immanuel. Von diesem Augenblick an begann sich die Finsternis über meine Pupillen zu senken und wurde immer dichter. Gerechte Strafe für mich. Seit einiger Zeit bin ich nun ganz blind. Und ich bin gekommen ... «

Johannes unterbricht ihn und fragt: »Vielleicht, um ein Wunder zu erbitten?«

»Ja. Ein großes Wunder. Ich bitte die Mutter des wahren Gottes darum.«

»Gamaliël, ich habe nicht die Macht, die mein Sohn besaß. Er konnte den Toten das Leben und den erloschenen Augen das Licht, den Stummen das Wort und den Lahmen die Beweglichkeit wiedergeben. Ich kann das nicht«, antwortet ihm Maria. Und sie fährt fort: »Doch komm hierher zum Tisch und setze dich. Du bist müde und alt, Rabbi. Mühe dich nicht noch mehr.« Und sie führt ihn zusammen mit Johannes zum Tisch und läßt ihn auf einem Hocker Platz nehmen.

Bevor Gamaliël ihre Hand losläßt, küßt er sie ehrerbietig und sagt dann: »Maria, ich bitte dich nicht um etwas Materielles wie dies. Was ich von dir erbitte, o Gebenedeite unter allen Frauen, sind Adleryugen für meinen Geist, damit ich die ganze Wahrheit erkenne. Ich erbitte von dir nicht das Licht für meine erloschenen Augen, sondern das übernatürliche, göttliche, wahre Licht, die Weisheit, die Wahrheit, das Leben für meine Seele und mein Herz, die verwundet und erschöpft sind von den Gewissensbissen, die mich nicht ruhen lassen. Ich habe nicht das geringste Bedürfnis, mit meinen Augen diese hebräische Welt zu sehen, die so ... ja, die sich so hartnäckig gegen Gott auflehnt, der ihr eine Barmherzigkeit erwiesen hat und erweist, die wir keineswegs verdienen. Ich bin sogar froh, daß ich sie nicht mehr sehen muß und daß meine Blindheit mich von jeder Pflicht im Tempel und im Synedrium entbunden hat, die so ungerecht mit deinem Sohn waren und es jetzt auch mit seinen Anhängern sind. Was ich mit meinem Verstand, meinem Herzen, meiner Seele zu sehen verlange, ist er, Jesus. Ihn möchte ich sehen, in mir, in meiner Seele, in meinem Geist, so wie du, o heilige Mutter Gottes, ihn gewiß siehst, wie Jakobus ihn sah, solange er lebte, und wie der so reine Johannes und die anderen ihn sehen als Ermutigung bei ihrer wichtigen und schwierigen Arbeit. Ihn möchte ich sehen, um ihn mit meinem ganzen Sein zu lieben und durch diese Liebe meine Schuld wiedergutzumachen und von ihm Verzeihung und das ewige Leben zu erlangen, dessen ich unwürdig geworden bin ... « Er neigt den Kopf über die auf den Tisch gestützten Arme und weint.

Maria legt eine Hand auf den von Schluchzen geschüttelten Kopf und antwortet: »Nein, du bist des ewigen Lebens nicht unwürdig geworden. Alles verzeiht der Erlöser dem, der seine begangenen Irrtümer bereut. Selbst seinem Verräter hätte er verziehen, wenn er seine furchtbare Sünde bereut hätte. Und die Schuld des Judas von Kerijot ist übergroß im Vergleich zu deiner. Überlege: Judas wurde von Christus als Apostel angenommen und unterwiesen. Und Christus liebte ihn mehr als alle anderen, wenn man bedenkt, daß er ihn, obwohl er alles von ihm wußte, nicht aus der Gruppe seiner Apostel ausstieß, sondern im Gegenteil bis zum letzten Augenblick alles unternahm, um diese nicht merken zu lassen, wer Judas war und was er zu tun beabsichtigte. Mein Sohn war die Reinheit selbst, und er konnte nicht lügen, aus keinem Grund. Aber als er den Verdacht der anderen Elf sah und sie ihm Fragen stellten über Iskariot, gelang es ihm, ohne zu lügen ihren Verdacht zu zerstreuen, ihre Fragen nicht zu beantworten und sie zu veranlassen, nicht weiter zu fragen, sowohl aus Klugheit als auch aus Liebe zu dem Bruder. Deine Schuld ist so viel geringer. Man kann sie nicht einmal Schuld nennen. Du bist nicht ungläubig, sondern hast ein Übermaß an Glauben. Du hast so fest an den zwölfjährigen Knaben geglaubt, der im Tempel zu dir gesprochen hatte, daß du hartnäckig – aber in der guten Absicht, die deinem absoluten Glauben an dieses Kind entsprang, aus dessen Mund du Worte unendlicher Weisheit gehört hattest – auf das Zeichen gewartet hast, um an ihn glauben und in ihm den Messias sehen zu können. Gott verzeiht dem, der einen so starken und treuen Glauben hat. Mehr noch verzeiht er dem, der, obwohl er noch im Zweifel ist über die wahre Natur eines zu unrecht angeklagten Menschen, an dieser Verurteilung keinen Anteil haben will, da er die Ungerechtigkeit fühlt. Deine geistige Erkenntnis der Wahrheit hat beständig Fortschritte gemacht, seit du das Synedrium verlassen hast, um dieser gotteslästerlichen Tat nicht zustimmen zu müssen. Und noch mehr ist diese Erkenntnis gewachsen, als du im Tempel das so lange erwartete Zeichen gesehen hast, das den Beginn

des christlichen Zeitalters anzeigte. Noch einmal ist deine Erkenntnis gewachsen, als du mit machtvollen, angsterfüllten Worten am Fuß des Kreuzes meines Sohnes, der schon kalt und tot war, gebetet hast. Fast vollkommen wurde sie, als du viele Male entweder mit Worten oder indem du dich zurückzogst, die Diener meines Sohnes verteidigt hast und nicht an der Verurteilung der ersten Märtyrermitschuldig werden wolltest. Glaube mir, Gamaliël, jeder Akt der Reue, der Gerechtigkeit und der Liebe hat deine geistige Erkenntnis vermehrt.«

»Aber dies alles genügt noch nicht! Sieh, ich hatte die seltene Gnade, deinen Sohn von seinem ersten öffentlichen Auftreten an, am Tag seiner Volljährigkeit gekannt zu haben. Ich hätte damals schon erkennen müssen. Begreifen! Und ich war blind und töricht ... Ich habe nichts gesehen und nichts verstanden, damals und auch später, wenn mir die Gnade zuteil wurde, ihm zu begegnen, da er zum Mann und Meister geworden war, und ich seine gerechten und immer mächtigeren Worte hören konnte. Verstockt wartete ich nur auf das Zeichen für die Menschen, die erschütterten Steine ... und sah nicht, daß alles an ihm ein sicheres Zeichen war! Ich sah nicht, daß er der von den Propheten vorhergesagte Eckstein war, der Stein, der schon die Welt erschütterte, die ganze Welt der Hebräer und der Heiden, der Stein, der durch sein Wort und seine Wunder die Steine der Herzen erschütterte! Ich sah nicht das deutliche Zeichen des Vaters über ihm bei allem, was er sagte oder tat. Wie kann er so viel Halsstarrigkeit verzeihen?«

»Gamaliël, kannst du glauben, daß ich dir richtig raten kann, ich, die ich der Sitz der Weisheit und die Gnadenvolle bin, sowohl durch die Weisheit, die in mir Fleisch angenommen hat, als auch durch die Gnade, die mir geschenkt wurde und durch die ich die Fülle der Erkenntnis der übernatürlichen Dinge besitze?«

»O ja, das glaube ich! Gerade weil ich glaube, daß du es bist, komme ich zu dir, um das Licht zu erhalten. Nur du, Tochter, Mutter und Braut Gottes, der dich gewiß schon bei deiner Empfängnis mit dem

Licht seiner Weisheit erfüllt hat, kannst mir den Weg zeigen, den ich einschlagen muß, um Frieden zu erlangen, um die Wahrheit zu finden, um das wahre Leben zu erobern. Ich bin mir meiner Irrtümer voll bewußt und von meiner geistigen Erbärmlichkeit so vernichtet, daß ich Hilfe nötig habe, um den Mut zu finden, zu Gott zu gehen.«

»Was du als Hindernis betrachtetest, ist vielmehr der Flügel, der dich zu Gott trägt. Du hast dich selbst vernichtet, hast dich verdemütigt. Du warst ein mächtiger Berg und hast dich zum tiefen Tal gemacht. Du mußt wissen, daß die Demut dem Nährstoff gleicht, der selbst die kargste Erde fruchtbar macht und sie vorbereitet, so daß sie Pflanzen wachsen läßt und reiche Ernten hervorbringt. Die Demut ist die Stufe, über die man aufsteigt. Ja, sie ist eine Leiter, um zu Gott aufzusteigen, der den Demütigen sieht und ihn zu sich ruft, um ihn zu erheben, ihn mit seiner Liebe zu entzünden und mit seinem Licht zu erleuchten, auf daß er sehe. Deshalb sage ich dir, du bist schon im Licht und auf dem rechten Weg zum wahren Leben der Kinder Gottes.«

»Aber um die Gnade zu erlangen, muß ich der Kirche beitreten und die Taufe empfangen, die von der Schuld befreit und uns wieder zu Kindern Gottes macht. Ich bin nicht dagegen. Im Gegenteil! Ich habe den Sohn des Gesetzes in mir vernichtet; ich kann den Tempel nicht mehr schätzen und lieben. Aber ich will nicht nichts sein. Deshalb muß ich auf den Trümmern meiner Vergangenheit den neuen Menschen und den neuen Glauben errichten. Ich fürchte jedoch, daß die Apostel und Jünger mißtrauisch und voreingenommen gegen mich sind, gegen den großen Rabbi mit dem harten Schädel . . . «

Johannes unterbricht ihn und sagt: »Du irrst, o Gamaliël. Ich als erster liebe dich und würde den Tag, an dem ich dich ein Lamm der Herde Christi nennen kann, als einen Tag höchster Gnade betrachten. Ich wäre nicht sein Jünger, wenn ich die Lehren des Christus nicht in die Tat umsetzen würde. Und er gebietet uns Liebe und Verständnis für alle, besonders für die Schwachen, die Kranken und die Verirrten. Er hat uns geboten, seinem Beispiel zu folgen. Und wir

haben ihn immer voll Liebe gesehen mit den reuigen Sündern, den verlorenen Söhnen, die zum Vater zurückgekehrt sind, und den verirrtten Schafen. Von Magdalena bis zur Samariterin, von Aglaia bis zum Schächer, wie viele hat er durch seine Barmherzigkeit erlöst! Er hätte auch Judas sein schwerstes Verbrechen verzeihen, wenn dieser bereut hätte. Er hatte ihm so oft verzeihen! Ich allein weiß, wie sehr er ihn geliebt hat, obwohl er alles wußte, was Judas tat. Komm mit mir. Ich werde dich zu einem Kind Gottes und Bruder des Erlösers Christus machen.«

»Du bist nicht der Oberhirte. Der Oberhirte ist Petrus. Und wird Petrus so gut sein wie du? Ich weiß, daß er ganz anders ist als du.«

»Er war anders. Aber seit er seine eigene Schwäche, ja sogar seine Feigheit gesehen hat, seit er seinen Meister verleugnet hat, ist er nicht mehr, was er war, und ist barmherzig mit allen.«

»Dann führe mich sofort zu ihm. Ich bin alt und habe schon zu lange gewartet. Ich fühlte mich zu unwürdig und fürchtete, alle Diener Jesu würden mich ebenso beurteilen. Nun, nachdem die Worte Marias und deine Worte mich ermutigt haben, will ich sofort in den Schafstall des Meisters eintreten, bevor mein altes Herz, das so viele Dinge gebrochen haben, stillsteht. Führe du mich, denn ich habe meinen Diener, der mich hierher gebracht hat, entlassen, damit er nichts hört. Er wird um die erste Stunde zurückkommen. Aber dann werde ich schon weit weg sein. In zweifacher Hinsicht. Von diesem Haus und vom Tempel. Für immer. Zuerst will ich, der rebellische Sohn, zum Haus des Vaters gehen, ich, das verirrtte Schaf, zum wahren Schafstall des ewigen Hirten. Dann werde ich in meine ferne Heimat zurückkehren, um dort in Frieden und in der Gnade Gottes zu sterben.«

Maria umarmt ihn spontan und sagt: »Gott schenke dir Frieden. Frieden und ewige Herrlichkeit, denn du hast es verdient, da du den mächtigen Oberhäuptern Israels deine wahren Gedanken geoffenbart und ihre Reaktion nicht gefürchtet hast. Gott sei immer mit dir. Gott schenke dir seinen Segen.«

Gamaliel sucht wiederum nach ihren Händen. Er nimmt sie in die seinen und küßt sie. Dann kniet er nieder und bittet sie, ihre gesegneten Hände auf sein altes, müdes Haupt zu legen.

Maria stellt ihn zufrieden. Sie tut noch mehr. Sie zeichnet ein Kreuz auf das geneigte Haupt. Schließlich hilft sie Gamaliel zusammen mit Johannes beim Aufstehen, begleitet ihn zur Tür und sieht ihm nach, wie er, von Johannes geführt, dem wahren Leben entgegengeht, er, der als Mensch am Ende, geistig aber neu geboren ist.

710 Unterredung zwischen Petrus und Johannes

Der Mond steht hoch am Himmel, und auf der von seinem Licht überfluteten Terrasse des Hauses des Simon befinden sich Petrus und Johannes. Sie sprechen leise miteinander und zeigen auf das verschlossene, stille Haus des Lazarus. Sie reden lange und gehen dabei auf der Terrasse auf und ab. Auf einmal wird die Unterhaltung aus wer weiß welchem Grund lebhafter, und die zuvor leisen Stimmen werden lauter und klar verständlich.

Petrus schlägt mit der Faust auf die Brüstung und ruft aus: »Verstehst du denn nicht, daß man es so machen muß? Ich rede im Namen Gottes zu dir, und du mußt auf mich hören und darfst nicht so widerspenstig sein. Es ist besser, zu tun, was ich sage. Nicht aus Feigheit und Angst, sondern um die vollständige Ausrottung zu verhindern, die der Kirche Christi droht. Jeder unserer Schritte wird nun überwacht. Ich habe es bemerkt, und Nikodemus hat mir bestätigt, daß ich richtig gesehen habe. Warum konnten wir nicht in Betanien bleiben? Aus eben diesem Grund. Warum ist es nicht mehr klug, in diesem Haus zu bleiben oder in dem von Nikodemus, Nike oder Anastasica? Immer aus demselben Grund. Um zu verhindern, daß die Kirche durch den Tod ihrer Vorsteher zugrunde geht.«

»Der Meister hat uns oft genug versichert, daß nicht einmal die Hölle sie überwältigen und vernichten kann«, erwidert Johannes.

»Das ist wahr. Die Hölle wird nicht siegen, wie sie auch Christus

nicht besiegt hat. Aber die Menschen, ja. So wie sie den Gottmenschen überwältigt haben, der Satan besiegt hatte, aber nicht über die Menschen siegen konnte.«

»Weil er nicht siegen wollte. Er mußte erlösen und daher sterben. Und eines solchen Todes. Aber wenn er sie hätte besiegen wollen! Wie oft ist er ihren Angriffen jeglicher Art entronnen!«

»Auch die Kirche wird bekämpft werden und doch nicht ganz untergehen, wenn wir klug genug sind, die Vernichtung ihrer jetzigen Oberhäupter zu verhindern, bevor nicht viele andere Priester aller Rangstufen von uns, den ersten, auf ihre Aufgabe vorbereitet und ausgebildet worden sind. Täusche dich nicht, Johannes. Pharisäer, Schriftgelehrte, Priester und Synedristen werden alles tun, um die Hirten zu töten, damit die Herde zerstreut wird. Die Herde, die noch schwach und ängstlich ist. Besonders diese Herde Palästinas. Wir dürfen sie nicht ohne Hirten lassen, solange nicht viele Lämmer ihrerseits zu Hirten geworden sind. Du hast gesehen, wie viele man schon getötet hat. Bedenke, daß die ganze Welt auf uns wartet! Der Befehl war klar: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe.“ Und mir hat er am Ufer des Sees dreimal befohlen, seine Lämmer und seine Schafe zu weiden, und er hat vorhergesagt, daß ich erst als alter Mann gebunden und fortgeführt und mit meinem Blut und meinem Leben für Christus Zeugnis ablegen würde. Es ist noch lange nicht soweit! Wenn ich eine seiner Reden vor dem Tod des Lazarus richtig verstanden habe, muß ich nach Rom gehen und dort die unsterbliche Kirche gründen. Hat er selbst es nicht für gut befunden, sich nach Efraim zurückzuziehen, da die Verkündigung des Evangeliums noch nicht vollendet war? Und erst zum entsprechenden Zeitpunkt kehrte er nach Judäa zurück, um gefangengenommen und gekreuzigt zu werden. Machen wir es ebenso! Man kann gewiß nicht sagen, daß Lazarus, Maria und Marta ängstliche Geschöpfe sind. Und doch siehst du, daß sie, wenn auch mit großem Bedauern, von hier fortgegangen

sind, um das Wort Gottes, das hier von den Juden erstickt worden wäre, anderswohin zu tragen . . . Ich, der von ihm erwählte Oberhirte, habe entschieden. Und mit mir haben die anderen Apostel und Jünger ebenso entschieden. Wir werden uns zerstreuen. Die einen werden nach Samaria gehen, andere ans große Meer oder nach Phönizien und immer weiter vordringen bis nach Syrien, auf die Inseln, nach Griechenland und ins römische Imperium.

Wenn das jüdische Unkraut und Gift die Äcker und Weinberge des Herrn in dieser Gegend hier unfruchtbar macht, werden wir anderswohin gehen, neuen Samen ausstreuen und andere Äcker und Weinberge pflanzen, um nicht nur eine Ernte zu erlangen, sondern eine reiche Ernte. Wenn hier der jüdische Haß die Wasser vergiftet und verdirbt, damit ich, der Seelenfischer, und meine Brüder keine Seelen für den Herrn mehr fangen können, dann werden wir zu anderen Wassern gehen. Man muß vorsichtig und zugleich schlau sein. Glaube mir, Johannes!«

»Du hast recht. Aber ich denke an Maria. Ich kann und darf sie nicht alleinlassen. Wir würden beide zu sehr darunter leiden. Und es wäre eine schlechte Tat, meinerseits . . . « antwortet ihm Johannes.

»Du bleibst. Und auch sie bleibt, denn sie von hier wegzubringen, wäre ein Widersinn . . . «

»Dem Maria nie zustimmen würde. Ich werde euch später nachkommen, wenn sie die Erde verlassen hat.«

»Du wirst kommen. Du bist jung . . . Du hast noch ein langes Leben vor dir.«

»Und Maria nur noch eine kurze Zeit.«

»Warum? Ist sie krank, leidend, schwach?«

»O nein! Die Zeit und die Schmerzen haben keine Macht über sie. Sie ist immer noch jung, von Aussehen und Geist. Sie ist heiter, ich würde sagen, selig.«

»Warum sagst du dann . . . «

»Weil ich verstehe, daß dieses Aufblühen in Schönheit und Freude das Zeichen ist, daß sie ihre Vereinigung mit dem Sohn nahen fühlt.

Die vollkommene Vereinigung meine ich. Denn die geistige Vereinigung hat niemals aufgehört. Ich hebe nicht den Schleier, der die Geheimnisse Gottes verhüllt, aber ich bin überzeugt, daß sie ihren Sohn in seiner Herrlichkeit alle Tage sieht. Und das ist ihre Seligkeit. Ich glaube, daß ihr Geist in dieser Betrachtung erleuchtet wird und fähig ist, die Zukunft zu erkennen, so wie Gott sie kennt. Auch ihre eigene. Ihr Leib ist noch auf der Erde, aber ich glaube, ohne mich zu irren sagen zu können, daß ihre Seele fast immer im Himmel ist. So intensiv ist ihre Vereinigung mit Gott, daß ich sicher keine Gotteslästerung ausspreche, wenn ich sage, daß Gott in ihr ist, wie damals, als sie ihn in ihrem Schoß trug. Mehr noch. Wie das Wort sich mit ihr vereinigt hat, um Jesus Christus zu werden, so vereinigt sie sich jetzt so sehr mit Christus, daß sie ein zweiter Christus ist und eine neue menschliche Natur angenommen hat, die von Christus selbst. Wenn ich damit eine Häresie sage, dann möge Gott mich den Irrtum erkennen lassen und mir verzeihen. Sie lebt in der Liebe. Dieses Feuer der Liebe entflammt sie, nährt sie, erleuchtet sie, und dieses Feuer der Liebe wird sie uns zu gegebener Zeit nehmen, ohne Schmerzen für sie und ohne den Zerfall ihres Körpers ... Schmerz werden nur wir empfinden ... Ich vor allem ... Wir werden unsere Meisterin, Führerin und Trösterin nicht mehr haben ... Und ich werde wirklich allein sein ... «

Und Johannes, der in dem Bemühen, seine Tränen hinunterzuschlucken, zuletzt mit zitternder Stimme gesprochen hat, beginnt nun herzerreißend zu schluchzen. Noch nie, nicht einmal am Fuß des Kreuzes und am Grab, habe ich ihn so weinen gesehen. Auch Petrus fängt an zu weinen, wenn auch nicht so verzweifelt, und unter Tränen bittet er Johannes, ihn nach Möglichkeit zu benachrichtigen, damit er beim Heimgang Marias oder wenigstens bei ihrer Grablegung dabei sein kann.

»Wenn es mir möglich ist, werde ich es gewiß tun. Doch ich zweifle sehr daran. Irgend etwas in meinem Inneren sagt mir, daß es bei ihr so sein wird wie bei Elija, der vom himmlischen Sturmwind

in einem feurigen Wagen entrückt wurde. Ich werde kaum Zeit haben zu bemerken, daß ihr Hinscheiden bevorsteht, und ihre Seele wird schon im Himmel sein.«

»Aber ihr Leib wenigstens wird bleiben. Auch beim Meister war es so, und er war Gott!«

»Bei ihm war es notwendig. Bei ihr nicht. Er mußte durch seine Auferstehung die jüdischen Lügen entkräften und durch seine Erscheinungen die Welt überzeugen, die zweifelte oder ihn wegen seines Todes am Kreuz sogar verleugnete. Maria hat dies nicht nötig. Aber wenn es mir möglich ist, will ich dich benachrichtigen. Leb wohl, Petrus, Oberhirte und Bruder in Christus. Ich muß zu ihr zurückkehren, die mich sicher schon erwartet. Gott sei mit dir.«

»Und mit dir. Und bitte Maria, für mich zu beten und mir nochmals meine Feigheit in der Nacht des Prozesses zu verzeihen, eine Erinnerung, die ich niemals aus meinem Herzen werde löschen können, und die mir niemals Ruhe läßt ... « Und dabei rinnen Tränen über die Wangen des Petrus, der noch hinzufügt: »Sie möge mir Mutter sein, Mutter der Liebe für ihren unglücklichen, verlorenen Sohn ... «

»Es ist nicht nötig, daß ich ihr das sage. Sie liebt dich mehr als eine leibliche Mutter. Sie liebt dich als Mutter Gottes und mit der Liebe der Mutter Gottes. Wenn sie willens war, Judas zu verzeihen, dessen Sünde maßlos war, dann hat sie doch auch dir längst verziehen! Der Friede sei mit dir, Bruder. Ich gehe nun.«

»Und ich komme mit, wenn du es erlaubst. Ich möchte sie noch einmal sehen.«

»Komm nur. Ich weiß, wie man zum Getsemani gelangen kann, ohne gesehen zu werden.«

Sie machen sich auf den Weg und gehen eilig und schweigend in Richtung Jerusalem, aber auf der oberen Straße, die auf der von der Stadt am weitesten entfernten Seite zum Ölgarten führt.

Sie kommen dort an, als es schon hell wird, betreten den Getsemani und gehen zum Haus hinunter. Maria ist auf der Terrasse und

sieht die beiden kommen. Mit einem Freudenschrei steigt sie hinab und eilt ihnen entgegen.

Petrus fällt ihr sofort zu Füßen, neigt sein Haupt bis zum Boden und bittet: »Mutter, Verzeihung!«

»Wofür denn? Hast du irgendwie gesündigt? Er, der mir alles enthüllt, hat mich nichts anderes wissen lassen, als daß du sein würdiger Nachfolger im Glauben bist. Als Mensch hat er dich immer als Gerechten befunden, auch wenn du manchmal etwas heftig bist. Was soll ich dir also verzeihen?«

Petrus weint und schweigt.

Johannes erklärt: »Petrus kann einfach keine Ruhe finden, weil er Jesus im Vorhof des Tempels verleugnet hat.«

»Das ist doch längst Vergangenheit. Es ist ausgelöscht, Petrus. Hat Jesus dich etwa dafür getadelt?«

»O nein!«

»War er danach weniger liebevoll mit dir?«

»Nein, wirklich nicht. Im Gegenteil . . . «

»Und zeigt dir dies nicht, daß er, und auch ich, dich verstanden und dir verziehen haben?«

»Das ist wahr. Ich bin immer der gleiche Dummkopf.«

»Dann geh nun und sei im Frieden. Ich sage dir, daß wir uns alle, ich, du und die anderen Apostel und Diakone, im Himmel beim Menschensohn wiedersehen werden. So gut ich es vermag, segne ich dich.« Und so wie sie es bei Gamaliel getan hat, legt Maria ihre Hände auf das Haupt des Petrus und macht das Zeichen des Kreuzes darüber.

Petrus neigt sich, um ihre Füße zu küssen. Dann steht er auf und kehrt viel ruhiger als zuvor und von Johannes begleitet zum hohen Gittertor zurück. Er entfernt sich, während Johannes, nachdem er diesen Eingang gut verschlossen hat, zu Maria zurückkehrt.

711 Der selige Heimgang Marias

Maria befindet sich in ihrem einsamen Zimmerchen oben auf der Terrasse. Sie ist ganz in weißes Linnen gekleidet. Sowohl das Kleid, als auch der Mantel, der am Hals geschlossen ist und über den Rücken herabfällt, und der feine Schleier, der das Haupt bedeckt – alles ist weiß. Sie ist dabei, ihre Kleider und die Gewänder Jesu, die sie immer aufbewahrt hat, zu ordnen. Sie sucht die besseren heraus. Es sind nicht viele. Von ihren Kleidern nimmt sie das Kleid und den Mantel, die sie auf dem Kalvarienberg getragen hat; von den Gewändern ihres Sohnes das Leinenkleid, das Jesus an Sommertagen getragen hat, und den im Getsemani wiedergefundenen Mantel, an dem noch die Spuren des Blutschweißes dieser furchtbaren Stunden zu sehen sind.

Nachdem sie diese Kleidungsstücke schön gefaltet und den blutigen Mantel ihres Jesus geküßt hat, begibt sie sich zu der Truhe, in der nun schon seit Jahren alle Reliquien des letzten Abendmahls und der Passion gesammelt und aufbewahrt sind. Sie tut alle diese Dinge in das obere Fach und legt die Kleider in das untere.

Johannes, der ganz leise auf die Terrasse heraufgekommen ist, schaut durch die Tür, was Maria tut. Vielleicht hat er sich Gedanken gemacht über ihre lange Abwesenheit von der Küche, die sie wohl verlassen hat, um die Morgenstunden oben zu verbringen. Sie will gerade die Truhe schließen und dreht sich mit einem Ruck um, als er fragt: »Was tust du, Mutter?«

»Ich habe alles zurechtgelegt, was wert ist, aufbewahrt zu werden. Alle Andenken . . . Alles, was Zeugnis ablegt von seiner unendlichen Liebe und seinem unendlichen Schmerz.«

»Warum, Mutter, willst du die Wunden deines Herzens wieder aufreißen durch den Anblick dieser traurigen Dinge? Du bist bleich, und deine Hand zittert . . . Du leidest also, wenn du sie betrachtest«, sagt Johannes und geht auf sie zu, fast als fürchte er, daß die so bleiche, zitternde Maria sich unwohl fühlen und ohnmächtig werden könnte.

»O nein, nicht deshalb bin ich bleich und zittere. Es ist nicht, weil die Wunden wieder aufbrechen ... Sie haben sich in Wirklichkeit nie geschlossen, nie völlig geschlossen. Friede und Freude sind in mir, und noch nie zuvor waren sie so groß.«

»Nie zuvor? Ich verstehe nicht ... In mir erweckt der Anblick dieser Dinge nur die furchtbare Erinnerung an die Qual dieser Stunden. Und ich bin nur einer seiner Jünger. Du aber bist die Mutter ... «

»Und als solche müßte ich noch mehr leiden, willst du sagen. Und aus menschlicher Sicht hast du recht. Aber es ist nicht so. Ich bin es gewohnt, den Schmerz der Trennung von ihm zu ertragen. Auch das ist ein Schmerz, denn seine Gegenwart und Nähe waren mein Paradies auf Erden. Doch ich habe alles gerne und ruhigen Herzens ertragen, denn alles, was er tat, war der Wille des Vaters und war Gehorsam gegenüber dem Willen Gottes, und ich habe es angenommen, da auch ich immer dem Willen Gottes und seinen Plänen mit mir gehorsam gewesen bin. Als Jesus mich verließ, habe ich gelitten. Gewiß, denn ich fühlte mich verlassen. Als er mich, noch ein Knabe, unbemerkt verlassen hatte, um mit den Gelehrten im Tempel zu disputieren, nur Gott weiß, was ich da gelitten habe. Trotzdem stellte ich ihm nur die für eine Mutter gerechtfertigte Frage, warum er mich so verlassen hatte, und sagte nichts weiter. Und ich habe ihn auch nicht zurückgehalten, als er mich verließ, um der Meister zu werden ... und doch war ich schon Witwe und allein in einer Stadt, die mich, mit Ausnahme weniger, nicht liebte. Und ich war über seine Antwort bei der Hochzeit zu Kana nicht erstaunt. Er hat ja nur den Willen seines Vaters getan. Und ich ließ ihm die Freiheit, ihn zu tun. Ich konnte vielleicht einen Rat erteilen oder ein Gebet sprechen. Einen Rat hinsichtlich der Jünger, ein Gebet für irgendeinen Unglücklichen. Doch mehr als das nicht. Ich litt, als er mich verließ, um in die Welt zu gehen, die ihm feind und so sündig war, daß das Leben in ihr für ihn zur Qual wurde. Aber welche Freude habe ich jedesmal empfunden, wenn er zu mir zurückkehrte! Wahrlich, sie war so groß, daß sie mir siebzimal siebenmal den Schmerz der

Trennung vergalt. Herzzerreißend war der Schmerz der Trennung bei seinem Tod, aber mit welchen Worten soll ich dir die Freude beschreiben, die ich empfand, als er mir nach seiner Auferstehung erschien? Unendlich groß war der Schmerz der Trennung nach seiner Rückkehr zum Vater, und ich wußte, daß er erst enden würde, wenn ich selbst dieses irdische Leben beendet habe. Nun erfüllt mich Freude, eine Freude, die so groß ist, wie der Schmerz es war, denn ich fühle, daß mein Leben beendet ist. Ich habe getan, was ich tun mußte. Ich habe meine irdische Mission abgeschlossen. Die andere, die himmlische, wird kein Ende haben. Gott hat mich auf Erden gelassen, bis auch ich, wie mein Jesus, alles vollbracht habe, was ich vollbringen mußte. Und ich fühle in mir die geheime Freude, den einzigen Balsamtropfen in dem letzten, über alle Maßen bitteren Leiden Jesu, die auch er fühlte, als er sagen konnte: „Es ist vollbracht.“«

»Freude bei Jesus? In jener Stunde?«

»Ja, Johannes. Eine den Menschen nicht verständliche Freude. Aber verständlich für die Seelen, die schon im Licht Gottes leben und in der Gnade dieses Lichtes die tieferen Dinge erkennen, die verborgen sind unter dem Schleier, mit dem der Ewige die Geheimnisse des Königs verhüllt. Angsterfüllt und erschüttert durch diese Ereignisse, eins mit ihm, meinem Sohn, auch in der Verlassenheit vom Vater, verstand ich damals nicht. Das Licht war für die ganze Welt erloschen in jener Stunde, für die ganze Welt, die ihn nicht hatte aufnehmen wollen. Und auch für mich; nicht im Sinne einer gerechten Strafe, sondern weil ich die Miterlöserin sein mußte, mußte auch ich die Qual erdulden, allen göttlichen Trostes zu entbehren, die Qual der Finsternis, der Trostlosigkeit, der Versuchung durch Satan, der mich überzeugen wollte, daß alles, was Jesus gesagt hatte, nicht möglich sei. Alles, was er von Donnerstag bis Freitag seelisch durchlitt, mußte also auch ich erleiden. Aber dann verstand ich. Als das für immer auferstandene Licht mir erschien, verstand ich. Alles. Auch die geheime und höchste Freude Christi, als er sagen konnte: „Alles habe ich vollbracht, wie es der Vater wollte. Ich habe das

Maß der göttlichen Liebe vollgemacht, da ich den Vater bis zum Opfer meiner selbst geliebt habe, da ich die Menschen bis in den Tod geliebt habe. Alles habe ich vollbracht, was ich zu tun hatte. Nun sterbe ich glücklich im Geist, obwohl gemartert in meinem unschuldigen Fleisch.“ Auch ich habe alles vollbracht, was mir von Ewigkeit zu vollbringen bestimmt war, von der Empfängnis des Erlösers bis zur Hilfe für euch, seine Priester, damit ihr vollkommene Priester werdet. Die Kirche hat sich nun gebildet und ist stark. Der Heilige Geist erleuchtet sie, das Blut der ersten Märtyrer festigt sie und läßt sie wachsen, und meine Mithilfe hat dazu beigetragen, sie zu einem heiligen Organismus zu machen, den die Liebe zu Gott und dem Nächsten nährt und immer mehr stärkt und in dem der Haß, die Rachsucht und der Neid, die Lästerung, die schlechten Gewächse Satans nicht gedeihen. Gott ist mit ihr zufrieden und will, daß ihr es von meinen Lippen vernehmt, wie er auch will, daß ich euch sage, daß ihr fortfahren sollt, in der Liebe zu wachsen, um so an Vollkommenheit zuzunehmen, die Zahl der Christen zu mehren und die Kraft der Lehre zu stärken. Denn die Lehre Christi ist die Lehre der Liebe. Und die Liebe war immer Leitstern und Beweggrund des Lebens Jesu, wie auch meines Lebens. Wir haben niemanden abgewiesen und allen verziehen. Einem einzigen konnten wir keine Verzeihung gewähren, da er als Diener des Hasses sich unserer grenzenlosen Liebe verweigerte. Jesus hat euch bei seinem Abschied vor dem Tod das Gebot gegeben, einander zu lieben. Und er hat euch auch das Maß der Liebe genannt, das ihr anwenden sollt, als er zu euch sagte: „Liebet einander, wie ich euch geliebt habe. Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid.“ Die Kirche braucht die Liebe, um zu leben und zu wachsen. Vor allem die Liebe ihrer Diener. Wenn ihr einander nicht mit allen Kräften liebt und ebenso eure Brüder im Herrn, wird die Kirche unfruchtbar werden. Und nur mit Mühe und bei wenigen würde euch die Neuerschaffung, die Wiedererhebung der Menschen in ihren Rang als Kinder Gottes und Miterben des Himmels gelingen, denn Gott würde euch bei eurer

Aufgabe nicht mehr helfen. Gott ist die Liebe. Alle seine Werke sind Werke der Liebe. Von der Erschaffung der Welt bis zur Menschwerdung. Von der Menschwerdung bis zur Erlösung. Von dieser bis zur Gründung der Kirche. Und endlich von dieser bis zum himmlischen Jerusalem, das alle Gerechten versammeln wird, damit sie im Herrn jubeln. Ich sage all dies zu dir, weil du der Apostel der Liebe bist und es besser als alle anderen verstehen kannst . . . «

Johannes unterbricht sie und sagt: »Auch die anderen lieben, lieben sich gegenseitig.«

»Ja. Aber du bist der vollkommen Liebende. Jeder von euch hatte immer eine für ihn charakteristische Eigenschaft, wie im übrigen jedes Geschöpf. Du warst unter den Zwölfen immer die Liebe, die reine und übernatürliche Liebe. Vielleicht, oder vielmehr gewiß bist du so voll Liebe, weil du so rein bist. Petrus dagegen war immer der Mann, der freimütige und draufgängerische Mann. Sein Bruder Andreas war schweigsam und schüchtern, ganz das Gegenteil von ihm. Jakobus, dein Bruder, war so impulsiv, daß Jesus ihn den Donnersohn nannte. Der andere Jakobus, der Bruder Jesu, war der Gerechte und Heldenhafte. Judas des Alphäus, sein Bruder, war der immer Vornehme und Getreue. Die Abstammung von David war bei ihm offensichtlich. Philippus und Bartholomäus waren die Traditionalisten. Simon der Zelote war der Kluge. Thomas der Friedfertige. Matthäus war der Demütige, der eingedenk seiner Vergangenheit bemüht war, unbemerkt zu bleiben. Und Judas Iskariot, leider das schwarze Schaf in der Herde Christi, die Schlange, die sich in Jesu Liebe sonnte, war immer der satanische Lügner. Aber du, der du ganz Liebe bist, kannst besser verstehen und dich zur Stimme der Liebe machen für all die anderen, die jetzt ferne sind, und ihnen meinen letzten Rat übermitteln. Du wirst ihnen sagen, daß sie einander und alle lieben sollen, auch ihre Verfolger, um eins zu sein mit Gott wie ich es war und so verdient habe, die auserwählte Braut der ewigen Liebe zu werden und Christus zu empfangen. Ich habe mich gänzlich Gott hingegeben, obwohl ich sofort verstanden hat-

te, wieviel Schmerz mir daraus erwachsen würde. Die Worte der Propheten standen vor meinem geistigen Auge und das göttliche Licht ließ sie mich in aller Klarheit erkennen. Daher wußte ich von meinem ersten „Fiat“ an, das ich zum Engel sprach, daß ich mich dem größten Schmerz weihte, den eine Mutter erleiden kann. Aber nichts konnte meiner Liebe Grenzen setzen, denn ich wußte, daß sie für alle, die sie üben, Kraft und Licht ist, der Magnet, der emporzieht, das Feuer, das alles, was es durchglüht, läutert und verschönt, verwandelt und über das Menschliche hinaushebt. Ja, die Liebe ist wahrlich eine Flamme. Die Flamme, die das Wertlose, das Verfaulte, das Schlechte, den elenden Menschen verzehrt und ihn zum reinen, des Himmels würdigen Geist macht. Wieviel Fäulnis, wie viele befleckte, verdorbene, gestrandete Menschen werdet ihr auf eurem Weg als Künder des Evangeliums finden! Verachtet keinen. Liebt sie alle, damit sie zur Liebe finden und sich retten. Flößt ihnen die Liebe ein. Oft wird ein Mensch schlecht, weil niemand ihn je geliebt oder nur schlecht geliebt hat. Ihr sollt sie lieben, damit der Heilige Geist wieder Wohnung nehmen kann in diesen Tempeln, die so vieles verödet und verunreinigt hat. Bei der Erschaffung des Menschen hat Gott weder einen Engel noch edle Materie verwendet. Er nahm Lehm, die niedrigste Materie. Dann erhob er diese niedrige Materie in den erhabenen Rang eines Adoptivkindes Gottes, indem er ihr seinen Atem, also wiederum seine Liebe, einhauchte. Mein Sohn hat auf seinem Weg viele heruntergekommene, in den Schlamm gefallene Menschen gefunden. Er zertrat sie nicht voll Verachtung. Er hob sie vielmehr liebevoll auf, nahm sie an und verwandelte sie in Erwählte des Himmels. Denkt immer daran. Und tut, was er getan hat. Erinnert euch an alle Worte und Werke meines Sohnes. Erinnert euch an seine lieblichen Gleichnisse, lebt sie, setzt sie in die Tat um. Und schreibt sie nieder, damit sie den zukünftigen Menschen bis ans Ende der Zeiten erhalten bleiben und den Menschen guten Willens immer als Richtschnur dienen, um das Leben und die ewige Herrlichkeit zu erlangen. Ihr könnt natürlich nicht alle leuchtenden

Worte des ewigen Wortes, des Lebens und der Wahrheit wiederholen. Aber schreibt nieder, soviel ihr niederschreiben könnt. Der Geist Gottes, der auf mich herabgekommen ist, damit ich der Welt den Erlöser schenke, und der auch auf euch herabgekommen ist, das eine und das andere Mal, wird euch helfen, euch zu erinnern und so zu den Menschen zu sprechen, daß sie sich zum wahren Gott bekehren. So werdet ihr die geistige Mutterschaft fortsetzen, die für mich auf dem Kalvarienberg begonnen hat, um dem Herrn viele Kinder zu schenken. Und derselbe Heilige Geist wird in den wiedergeborenen Kindern des Herrn sprechen und ihnen so viel Kraft schenken, daß es ihnen süß erscheinen wird, unter Qualen zu sterben und Exil und Verfolgungen zu erdulden, um ihre Liebe zu Christus zu bekennen und ihm in den Himmel nachzufolgen, wie es Stephanus, Jakobus, mein Jakobus, und andere schon getan haben. Wenn du allein zurückgeblieben sein wirst, dann bewahre diese Truhe gut auf . . . «

Johannes erleicht und ist noch bestürzter als zuvor, als Maria gesagt hat, sie fühle ihre Aufgabe nun beendet, und er unterbricht sie und ruft flehend: »O Mutter, warum sprichst du so? Ist dir nicht gut?«

»Nein.«

»Du willst mich also verlassen?«

»Nein. Ich werde bei dir bleiben, solange ich auf Erden bin. Aber bereite dich darauf vor, mein Johannes, allein zu sein.«

»Dann bist du also doch krank und willst es mir verbergen . . . !«

»Nein, glaube mir. Ich habe mich noch nie so bei Kräften, so voller Frieden und Freude gefühlt wie jetzt. Ich empfinde in mir einen solchen Jubel, eine solche übernatürliche Lebensfülle, daß . . . ja, daß ich glaube, es nicht mehr ertragen und weiterleben zu können. Ich bin ja nicht unsterblich. Das mußt du verstehen. Meine Seele ist unsterblich, der Leib nicht. Er ist wie jeder menschliche Leib dem Tod verfallen.«

»Nein, nein, rede nicht so. Du kannst nicht, du darfst nicht sterben! Dein makelloser Leib kann nicht sterben wie der eines Sünders!«

»Du irrst, Johannes. Mein Sohn ist gestorben! Und auch ich werde sterben. Ich werde die Krankheit, den Todeskampf und die Schrecken des Todes nicht erfahren. Aber ich werde sterben. Und im übrigen sollst du wissen, mein Sohn, daß mein Wunsch, mein innigster und eigenster Wunsch, seit er mich verlassen hat, genau dies ist. Dies ist mein größter, mein einziger Wunsch. Ich kann sogar sagen: mein einziger Wille. Alles andere in meinem Leben war nur Unterordnung meines Willens unter den göttlichen Willen. Der Wille Gottes, den er selbst in mein kindliches Herz gelegt hatte, war, daß ich Jungfrau bleibe. Sein Wille war auch die Vermählung mit Josef, sein Wille war die jungfräuliche und göttliche Mutterschaft. Alles in meinem Leben war der Wille Gottes und mein Gehorsam seinem Willen gegenüber. Doch dies, mit Jesus vereint zu sein, ist mein ganz eigener Wille. Die Erde zu verlassen, um in den Himmel einzugehen und auf ewig und ununterbrochen bei ihm zu sein! Mein Wunsch seit so vielen Jahren! Und nun fühle ich, daß er bald in Erfüllung gehen wird. Sei nicht so betrübt, Johannes! Höre meinen letzten Willen. Wenn der Lebensgeist aus meinem Leib gewichen ist und er in Frieden ruht, dann unterziehe ihn nicht der bei den Hebräern üblichen Einbalsamierung. Denn ich bin keine Hebräerin mehr, sondern Christin. Die erste Christin, wenn du es recht bedenkst; denn ich trug als erste Christus mit Fleisch und Blut in mir, ich war seine erste Jüngerin, ich war die Miterlöserin und ich habe ihn fortgesetzt, hier, unter euch, seinen Dienern. Kein Lebender, mit Ausnahme meines Vaters und meiner Mutter und jener, die bei meiner Geburt anwesend waren, hat meinen Leib je gesehen. Du nennst mich oft: „Die wahre Lade, die das göttliche Wort in sich birgt.“ Nun ist dir bekannt, daß die Bundeslade nur vom Hohenpriester gesehen werden darf. Du bist Priester und viel heiliger und reiner als der Hohepriester im Tempel. Aber ich möchte, daß nur der Ewige Hohepriester zu seiner Zeit meinen Leib sieht. Darum rühre mich nicht an. Übrigens habe ich mich, wie du siehst, schon gereinigt und das saubere Gewand angelegt, das Gewand der ewigen Hochzeit ... Warum weinst du, Johannes?«

»Weil der Sturm des Schmerzes in mir wütet. Ich verstehe, daß ich dich bald verliere! Wie werde ich ohne dich weiterleben können? Dieser Gedanke zerreißt mir das Herz! Ich werde diesem Schmerz nicht standhalten können.«

»Du wirst ihm standhalten. Gott wird dir helfen, noch lange weiterzuleben, so wie er auch mir geholfen hat. Denn hätte er mir nicht geholfen auf Golgota und im Öl Garten, beim Tod Jesu und bei seiner Himmelfahrt, dann wäre ich gestorben, wie Isaak gestorben ist. Er wird dir helfen, zu leben und nicht zu vergessen, was ich dir zuvor gesagt habe, zum Wohl aller.«

»Oh, ich werde mich erinnern. An alles. Und ich werde deinen Willen tun, auch hinsichtlich deines Körpers. Und ich verstehe, daß die hebräischen Bräuche nicht mehr taugen für dich, die Christin, die Reinste, die, dessen bin ich gewiß, nicht der Verwesung des Fleisches anheimfallen wird. Dein Leib, der vergöttlicht ist wie kein anderer sterblicher Leib, kann dem Gesetz der Verwesung, des Zerfalls allen toten Fleisches nicht unterworfen sein, da du ohne den Makel der Erbsünde bist, und mehr noch, da du, abgesehen von der Fälle der Gnade, in dir selbst die Gnade, das Wort getragen hast und deshalb wahrlich ein Teil von ihm bist. Dieses wird das letzte Wunder Gottes an dir, in dir sein, daß du so erhalten bleibst, wie du bist . . . «

»Dann weine nicht mehr!« sagt Maria und betrachtet das so betrübte, tränenüberströmte Gesicht des Apostels. Und sie fügt hinzu: »Wenn ich erhalten bleibe, wie ich bin, wirst du mich nicht verlieren. Quäle dich also nicht!«

»Ich werde dich trotzdem verlieren, auch wenn du unverwest erhalten bleibst. Ich fühle es. Und der Schmerz tobt in mir wie ein heftiger Sturmwind. Ein Sturmwind, der mich entwurzelt und zu Boden schmettert. Du warst mein Alles, besonders seit meine Eltern gestorben und die anderen Brüder weit fort sind, die leiblichen Brüder und die Brüder in der Sendung, selbst der geliebte Margziam, den Petrus mit sich genommen hat. Nun bleibe ich allein zurück, im wildesten Sturm.« Und Johannes fllt Maria zu Füßen und weint noch verzweifelter.

Maria neigt sich über ihn, legt ihm die Hand auf das von Schluchzen geschüttelte Haupt und sagt: »Nein, nicht so. Warum quälst du mich? Du warst so stark unter dem Kreuz, und dies war doch eine Szene unvergleichlichen Schreckens, sowohl durch die Furchtbarkeit seines Martyriums als auch durch den satanischen Haß des Volkes! So stark warst du, und sein und mein Trost! Und heute, an diesem heiteren, ruhigen Sabbatabend bei mir, die ich so glücklich bin über die bevorstehende unermeßliche Freude, bist du so verzweifelt?! Mache es wie alles, was uns umgibt und was in mir ist, oder besser, werde eins damit. Alles ist Frieden. Finde auch du Frieden. Nur die Ölbäume rauschen leise in der stillen Abendluft. Und dieses leise Rauschen ist so friedvoll, als würden Engel um das Haus fliegen. Und vielleicht sind sie wirklich da. Denn in jeder wichtigen Stunde meines Lebens waren mir Engel nahe, einer oder viele. Sie waren in Nazaret, als der Geist des Herrn meinen jungfräulichen Schoß fruchtbar machte; und sie waren bei Josef, als er über meinen Zustand betrübt war und nicht wußte, wie er sich mir gegenüber verhalten sollte; sie waren wieder und wieder in Betlehem, als Jesus geboren wurde und als wir nach Ägypten fliehen mußten; sie waren in Ägypten, als sie uns geboten, nach Palästina zurückzukehren; und wenn auch nicht mir – weil der König der Engel gleich nach seiner Auferstehung selbst zu mir kam – so sind sie doch den frommen Frauen am Morgen des ersten Tages nach dem Sabbat erschienen und haben sie aufgefordert, dir und Petrus zu sagen, was ihr tun sollt. Engel und Licht, immer in den entscheidenden Augenblicken meines Lebens und des Lebens Jesu. Licht und Liebesglut, die vom Thron Gottes zu mir, seiner Dienerin, herabstiegen und aus meinem Herzen zu Gott emporstiegen, die mich, seine Magd, mit ihm, meinem Herrn und König, verbanden, mich mit Gott, ihn mit mir, damit erfüllt würde, was geschrieben steht; und auch, damit ein Lichtschleier die Geheimnisse Gottes verhülle und Satan und seine Knechte nicht vor der Zeit die Erfüllung des höchsten Wunders der Menschwerdung erkennen könnten. Auch heute abend fühle ich die

Engel um mich schweben, obwohl ich sie nicht sehe. Und ich fühle das Licht in mir und um mich zunehmen, ein überwältigendes Licht gleich dem, das mich umgab, als ich Christus empfang und als ich ihn gebar. Ein Licht, das aus einer Fülle der Liebe kommt, die mächtiger ist als sonst. Durch eine ähnliche Macht der Liebe entriß ich dem Himmel das Wort vor der Zeit, damit es Mensch und Erlöser werde. Durch eine ähnlich machtvolle Liebe, wie sie mich heute abend erfüllt, hoffe ich, vom Himmel geraubt und dorthin geführt zu werden, wohin zu gehen meine Seele sich sehnt, um mit dem Volk der Heiligen und den Chören der Engel Gott in Ewigkeit mein unsterbliches „Magnifikat“ zu singen für das Große, das er an mir, seiner Magd, getan hat.«

»Wahrscheinlich nicht nur deine Seele allein. Und die Erde wird dir antworten und dich mit ihren Völkern und Nationen verherrlichen, ehren und lieben, solange die Welt besteht, so wie Tobias es von dir, wenngleich verhüllt, vorhergesagt hat; denn du bist wahrlich jene, in der der Herr gewohnt hat. Du allein hast Gott so viel Liebe geschenkt wie alle Hohenpriester und alle anderen vom Tempel zusammen im Laufe der Jahrhunderte. Glühende und reinste Liebe. Deshalb wird Gott dich mehr als selig machen.«

»Und wird meinen einzigen Wunsch, mein einziges Verlangen erfüllen. Denn die so große Liebe, die beinahe so vollkommen ist wie die meines Sohnes und Gottes, vermag alles, auch was nach menschlichem Ermessen unmöglich erscheint. Vergiß dies nicht, Johannes. Und sage es auch deinen Brüdern. Ihr werdet so sehr bekämpft werden. Hindernisse aller Art werden euch eine Niederlage fürchten lassen; Fallen eurer Verfolger und die Abtrünnigkeit von Christen mit der Moral ... eines Iskariot werden euch bedrücken. Fürchtet nicht. Liebt und fürchtet euch nicht. In dem Maß, in dem ihr lieben werdet, wird Gott euch helfen und euch zum Sieger über alle und alles machen. Alles erhält man, wenn man zum Seraf wird. Dann schwingt sich die Seele, dieses Wunderbare, Ewige, der Atem Gottes, den er uns eingehaucht hat, zum Himmel empor, fällt wie ein

Feuerfunke am Fuß des Thrones Gottes nieder, spricht und wird von Gott angehört und erlangt vom Allmächtigen, was sie erbittet. Wenn die Menschen zu lieben wüßten, wie es das alte Gesetz gebietet und wie mein Sohn liebte und zu lieben gelehrt hat, dann würden sie alles erlangen. Daher fühle ich, daß ich aus einem Übermaß an Liebe aufhören werde, auf Erden zu sein, so wie er aus einem Übermaß an Schmerz gestorben ist. Das Maß meiner Fähigkeit zu lieben ist nun übervoll. Meine Seele und mein Fleisch können sie nicht mehr fassen! Die Liebe strömt über, überflutet mich und erhebt mich gleichzeitig zum Himmel und zu Gott, meinem Sohn. Und seine Stimme sagt zu mir: „Komm! Komm heraus! Steige herauf zu unserem Thron und in unsere dreifache Umarmung!“ Die Erde, alles, was mich umgibt, versinkt in dem großen Licht, das mir vom Himmel entgegenströmt! Alle Geräusche werden von dieser himmlischen Stimme übertönt! Die Stunde der göttlichen Umarmung ist für mich gekommen, mein Johannes!«

Johannes, obwohl immer noch betrübt, ist etwas ruhiger geworden, während er Maria zugehört hat. Bei ihren letzten Worten sieht er sie verzückt an und ist nun auch selbst fast in Ekstase und ebenso blaß wie Maria, deren Blässe sich jedoch langsam in strahlend weißes Licht wandelt. Er eilt zu ihr, um sie zu stützen, und ruft aus: »Du gleichst Jesus, als er auf dem Tabor verklärt wurde! Dein Fleisch leuchtet wie der Mond, deine Kleider strahlen wie ein Diamant vor einer hellweißen Flamme! Du bist nicht mehr von dieser Welt, Mutter! Die Schwere und die Undurchsichtigkeit des Fleisches sind verschwunden. Du bist Licht. Aber du bist nicht Jesus. Er, der nicht nur Mensch, sondern auch Gott war, konnte sich selbst aufrecht halten, dort auf dem Tabor, und auch hier im Ölgarten, als er auffuhr. Du kannst es nicht. Komm. Ich will dir helfen, deinen müden, seligen Leib auf dein Lager zu betten. Ruhe dich aus.« Und voller Liebe geleitet er sie zu ihrem armen Lager, auf das Maria sich legt, ohne ihren Mantel abzulegen.

Sie kreuzt die Arme über der Brust, senkt die Lider über ihre sanft-

ten, vor Liebe leuchtenden Augen und sagt zu Johannes, der sich über sie neigt: »Ich bin in Gott. Und Gott ist in mir. Während ich ihn betrachte und seine Umarmung fühle, sprich du die Psalmen und alle die Stellen der Heiligen Schrift, die sich auf mich beziehen, besonders in dieser Stunde. Der Geist der Weisheit wird sie dir zeigen. Sprich dann das Gebet meines Sohnes, wiederhole mir die Worte des Erzengels bei der Verkündigung und die Worte Elisabets an mich, und meinen Hochgesang . . . Ich werde dir folgen mit dem, was von mir noch auf dieser Welt ist . . . «

Johannes kämpft mit den Tränen, die aus seinem Herzen aufsteigen, zwingt sich, die ihn verwirrende Rührung zu beherrschen, und mit seiner schönen Stimme, die im Laufe der Jahre der Stimme Christi sehr ähnlich geworden ist – was Maria mit einem Lächeln bemerkt: »Mir ist, als hätte ich meinen Jesus an meiner Seite« – stimmt er den Psalm 118 an, den er beinahe ganz sagt; dann folgen die drei ersten Verse des 41. Psalms, die ersten acht Verse des 38. Psalms, der 22. Psalm und der 1. Psalm. Schließlich betet er das Vaterunser, wiederholt die Worte Gabriels und Elisabets, den Gesang des Tobias, die Verse 11–46 des Kapitels 24 aus Ekklesiastes. Und zuletzt stimmt er noch das Magnifikat an. Aber als er beim neunten Vers ankommt, merkt er, daß Maria nicht mehr atmet, obwohl sie ihre natürliche Haltung und ihr Aussehen nicht verändert hat und friedlich lächelt, so als habe sie das Ende ihres Lebens nicht bemerkt.

Johannes wirft sich mit einem Aufschrei zu Boden, gegen die Einfassung des Lagers und ruft Maria wieder und wieder. Er kann es nicht fassen, daß sie ihm nicht mehr antworten kann und daß kein Leben mehr in ihrem Körper ist.

Er beugt sich über das Antlitz Marias, das einen Ausdruck übernatürlicher Freude beibehalten hat, und Tränen über Tränen fallen auf dieses sanfte Antlitz und auf die reinen Hände, die gekreuzt auf der Brust liegen. Dies ist die einzige Waschung für den Leib Marias: die Tränen des Apostels der Liebe und ihres Adoptivsohnes gemäß dem Willen Jesu.

Nachdem der erste Schmerz sich gelegt hat, erinnert Johannes sich an den Wunsch Marias und nimmt die Enden des weiten Leinenmantels, die über die Bettkante hängen, und die des Schleiers und schlägt sie über ihren Körper und ihr Antlitz.

Maria gleicht nun einer Statue aus weißem Marmor auf dem Deckel eines Sarkophags. Johannes betrachtet sie lange, und immer noch fließen Tränen über sein Gesicht.

Dann ordnet er die Dinge im Raum anders an, entfernt alles Überflüssige und läßt nur das Bett, einen kleinen Tisch an der Wand, auf den er den Schrein mit den Reliquien stellt, einen Hocker, den er zwischen die Tür zur Terrasse und das Bett, auf dem Maria ruht, stellt, und ein kleines Regal, auf dem die Lampe steht, die Johannes anzündet, da es bereits Abend wird.

Schließlich geht er rasch in den Ölgarten hinunter und sammelt, was er an Blumen finden kann, und Ölzweige, die schon Früchte tragen. In den Raum zurückgekehrt, legt er im Schein der Lampe Blumen und Zweige wie eine große Krone um den Körper Marias.

Während dieser Arbeit spricht er zu der Schlafenden, als ob Maria ihn hören könnte. Er sagt: »Du warst immer die Lilie der Täler, die wunderbare Rose, der schöne Ölbaum, der fruchtbare Weinstock, die heilige Ähre. Du hast uns deine Wohlgerüche, das Öl des Lebens, den Wein der Starken und das Brot gegeben, das den Geist jener vor dem Tod bewahrt, die sich würdig von ihm nähren. Sie passen zu dir, diese Blumen, denn sie sind einfach und rein wie du, mit Dornen geziert und friedfertig wie du. Nun wollen wir diese Lampe näherrücken. So, an dein Bett, damit sie bei dir wacht und mir Gesellschaft leistet, während ich wache und darauf warte, daß wenigstens eines der Wunder geschieht, um die ich bete. Das erste ist, daß Petrus, wie er es wollte, und auch die anderen, die ich durch den Diener des Nikodemus benachrichtigen lassen werde, dich noch einmal sehen können. Das zweite ist, daß du, da dein Schicksal in allem dem deines Sohnes ähnlich war, so wie er am dritten Tag aufstehst, damit ich nicht zum zweitenmal Waise werde. Das dritte

ist, daß Gott mir Frieden schenken möge, wenn was ich für dich erhoffe nicht geschehen sollte, so wie es bei Lazarus geschah, der dir nicht gleich war. Aber warum sollte es anders sein? Die Tochter des Jäirus, der Jüngling von Nain, der Sohn des Theophilus wurden wieder lebendig ... Allerdings hat der Meister dies noch bewirkt ... Aber er ist mit dir, auch wenn ich ihn nicht sehe. Und du bist nicht an einer Krankheit gestorben, wie die durch Christus Wiedererweckten. Aber bist du denn wirklich gestorben? So gestorben, wie jeder Mensch sterben muß? Nein! Ich fühle, daß es nicht so ist. Dein Geist ist nicht mehr in dir, in deinem Körper, und in diesem Sinn könnte man von Tod sprechen. Aber in Anbetracht der Art und Weise deines Heimgangs glaube ich, daß dies nur eine vorübergehende Trennung deiner schuldlosen Seele voll der Gnade von deinem reinsten, jungfräulichen Leib ist. Es muß so sein! Es ist so! Wie und wann die Wiedervereinigung stattfinden und das Leben in dich zurückkehren wird, weiß ich nicht. Doch ich bin so sicher, daß es geschehen wird, daß ich hier an deiner Seite bleiben werde, bis Gott mir durch sein Wort oder seinen Eingriff die Wahrheit über dein Schicksal zeigt.«

Johannes, der nun alles wohl geordnet hat, setzt sich auf den Hocker, stellt die Lampe neben das Bett auf den Boden und betrachtet betend die Schlafende.

712 Aufnahme Marias in den Himmel

Wie viele Tage sind wohl vergangen? Es ist schwierig, es mit Sicherheit zu sagen. Nach den Blumen zu schließen, die den leblosen Körper umkränzen, könnte man glauben, es seien erst einige Stunden verflossen. Aber wenn man die Ölzweige sieht, auf denen die frischen Blumen liegen und deren Blätter schon ganz vertrocknet sind, und auch die anderen verwelkten Blumen, die wie Reliquien auf der Truhe liegen, dann kommt man zu dem Schluß, daß bereits mehrere Tage vergangen sind.

Der Körper Marias jedoch ist noch so wie bei ihrem Heimgang.

Der Tod hat keine Spuren auf ihrem Antlitz und den kleinen Händen hinterlassen. Kein unangenehmer Geruch im Zimmer. Im Gegenteil! Ein unbestimmter Duft von Weihrauch, Lilien, Rosen, Maiglöckchen und Bergkräutern schwebt im Raum.

Johannes, der seit wer weiß wie vielen Tagen schon wacht, ist, von Müdigkeit überwältigt, auf seinem Hocker eingeschlafen und lehnt mit dem Rücken an der Wand, neben der offenen Tür, die auf die Terrasse führt. Das Licht der am Boden stehenden Lampe beleuchtet ihn von unten, so daß ich sein müdes und sehr bleiches Gesicht sehen kann, das nur rings um die Augen vom Weinen gerötet ist.

Die Morgendämmerung muß eben angebrochen sein, denn ihr schwacher Schein läßt die Terrasse und die das Haus umgebenden Ölbäume erkennen. Dann wird der Schein heller, fällt durch die Tür, und man sieht auch die Dinge im Raum deutlicher, die vorher kaum zu unterscheiden waren, da das Licht des Lämpchens nicht weit genug reicht.

Auf einmal erfüllt ein großes Licht den Raum, ein silbernes, leicht bläuliches, beinahe phosphoreszierendes Licht, das immer stärker wird und die Morgenhelle und den Schein der Lampe verblassen läßt. Es ist dasselbe Licht, das die Höhle von Betlehem bei der Geburt Gottes überflutete. Dann erscheinen in diesem paradiesischen Licht Engelsgestalten – ein noch strahlenderes Licht in dem schon vorhandenen gewaltigen Licht. Und so wie damals, als die Engel den Hirten erschienen, entsteht ein Reigen sprühender, farbenprächtiger Funken und ein leiser, harmonischer, süßer Harfenton, wenn sie ihre Flügel sanft bewegen.

Die Engel umringen die Lagerstatt, neigen sich über sie, heben den reglosen Körper auf und entschweben mit kräftigerem Flügelschlag, der den Harfenklang noch verstärkt, durch eine Öffnung im Dach, die sich wunderbarerweise aufgetan hat, wie sich das Grab Jesu wunderbarerweise geöffnet hat. Sie nehmen den Leib ihrer Königin mit, der heilig, aber noch nicht verherrlicht und deshalb dem Gesetz der Materie unterworfen ist, dem Jesus nicht mehr unterwor-

fen war, da er bei seiner Auferstehung schon verherrlicht war.

Der von den Flügeln der Engel erzeugte Klang wird stärker und ist nun mächtig wie ein Orgelakkord. Johannes, der sich, immer noch schlafend, schon mehrmals auf seinem Hocker bewegt hat, als würden das helle Licht und der Klang der Engelsflügel ihn stören, wird nun wach durch diesen mächtigen Akkord und einen starken Luftzug, der durch das offene Dach und zur Tür hinaus weht, eine Art Wirbel bildet, in die Decken des nun leeren Bettes und in die Kleider des Johannes fährt, die Lampe löscht und die Tür mit einem lauten Knall zuschlägt.

Der Apostel sieht sich noch ziemlich verschlafen um, um festzustellen, was geschieht. Er bemerkt das leere Bett und das offene Dach, fühlt, daß ein Wunder geschehen ist und läuft auf die Terrasse hinaus. Wie durch eine innere Eingebung oder eine himmlische Aufforderung hebt er den Kopf und beschattet sich die Augen mit der Hand, damit ihn die aufgehende Sonne nicht blendet.

Und er sieht. Er sieht, wie der noch reglose Leib Marias, die ganz einer Schlafenden gleicht, von der Engelschar immer höher hinaufgetragen wird. Wie zum letzten Gruß flattert ein Zipfel des Mantels und des Schleiers im durch den raschen Aufstieg oder die Flügel der Engel entstandenen Wind. Und die Blumen, die Johannes rings um den Leib Marias gelegt und wieder erneuert hat und die gewiß in den Falten des Gewandes hängengeblieben sind, regnen auf die Terrasse und auf die Erde des Getsemani, während das mächtige Hosanna der Engelschar sich immer weiter entfernt und immer leiser wird.

Johannes schaut immer noch dem Leib nach, der zum Himmel auffährt. Und durch ein ihm von Gott gewährtes Wunder – um ihn zu trösten und ihn für seine Liebe zur Adoptivmutter zu belohnen – sieht er sehr genau, daß Maria, nun umhüllt von den Strahlen der aufgegangenen Sonne, aus der Ekstase, die die Seele vom Leib getrennt hatte, ins Leben zurückkehrt, sich aufrichtet und nun auch die Eigenschaften eines schon verherrlichten Leibes besitzt.

Johannes schaut und schaut. Das Wunder, das Gott ihm gewährt, verleiht ihm die Fähigkeit, entgegen allen natürlichen Gesetzen zu sehen, wie Maria jetzt rasch zum Himmel aufsteigt, umgeben, aber nicht mehr getragen von den jubelnden Engeln. Und Johannes ist verzückt von dieser Vision, die keine menschliche Feder, kein menschliches Wort, kein Kunstwerk jemals beschreiben oder darstellen kann, da sie unbeschreiblich schön ist.

Johannes, immer noch auf das Mäuerchen der Terrasse gestützt, schaut und betrachtet diese immer höher hinaufschwebende, herrliche, leuchtende göttliche Gestalt – denn das darf man Maria wohl nennen, die Gott einzigartig erschaffen hat und unbefleckt wollte, damit sie das fleischgewordene Wort in sich trage. Und ein letztes, größtes Wunder gewährt der Gott der Liebe diesem seinem vollkommen Liebenden: das Wunder, die Begegnung der heiligsten Mutter mit ihrem heiligsten Sohn zu sehen, der herrlich und strahlend in unbeschreiblicher Schönheit rasch vom Himmel herabkommt, der Mutter entgegen, und sie ans Herz drückt, worauf er mit ihr, beide strahlender als zwei leuchtende Sterne, dorthin zurückkehrt, von wo er gekommen ist. Nun sieht Johannes nichts mehr.

Er neigt das Haupt. Auf seinem müden Antlitz mischt sich der Schmerz über den Verlust Marias mit der Freude über ihre glorreiche Aufnahme. Doch die Freude siegt über den Schmerz. Er sagt: »Danke, mein Gott! Danke! Ich habe geahnt, daß es so kommen würde. Und ich wollte wachen, um keinen Augenblick ihrer Himmelfahrt zu versäumen. Aber seit drei Tagen habe ich nicht mehr geschlafen. Der Schlaf, die Müdigkeit, zusammen mit dem Schmerz haben mich genau dann überwältigt, als die Aufnahme bevorstand . . . Vielleicht hast du selbst es so gewollt, o Gott, damit ich in diesem Augenblick nicht störe und nicht zu sehr leide . . . Ja, gewiß! Du hast es so gewollt, wie du auch gewollt hast, daß ich sehe, was ich ohne ein Wunder von dir nicht hätte sehen können. Du hast mir gewährt, sie noch einmal so zu sehen, als wäre sie mir nahe, obwohl sie schon weit entfernt, schon verherrlicht und in der Glorie war. Und du hast

mir erlaubt, Jesus wiederzusehen! O selige, unerwartete Vision, die ich nie zu erhoffen gewagt hätte. O größtes Geschenk der Geschenke Jesu, meines Gottes, für seinen Johannes! O höchste Gnade! Meinen Meister und Herrn wiederzusehen! Ihn mit der Mutter zu sehen! Er die Sonne, sie der Mond. Beide nun über alle Maßen strahlend und herrlich im Glück der ewigen Vereinigung! Wie schön muß nun das Paradies sein, da ihr in ihm leuchtet, ihr schönsten Sterne des himmlischen Jerusalem! Welche Freude für die Chöre der Engel und der Heiligen! Und so groß ist meine Freude, die Mutter mit ihrem Sohn gesehen zu haben, daß sie all ihren Schmerz, den Schmerz von beiden, und auch den meinen, vergessen läßt und der Friede bei mir einzieht. Von den drei Wundern, die ich von Gott erbeten hatte, haben zwei sich erfüllt. Ich habe gesehen, wie das Leben wieder in Maria zurückgekehrt ist, und ich fühle den Frieden in mich zurückkehren. Meine ganze Angst ist verschwunden, denn ich habe sie in der Herrlichkeit vereint gesehen. Ich danke dir dafür, o Gott! Und ich danke dir, daß du mir gewährt hast, das Schicksal der Heiligen, wie es nach dem Jüngsten Gericht sein wird, in diesem allerheiligsten, aber doch menschlichen Geschöpf zu schauen; und die Auferstehung des Fleisches und seine Wiedervereinigung, seine Verschmelzung mit der in der Todesstunde zum Himmel aufgestiegenen Seele. Ich mußte nicht schauen, um zu glauben, denn ich habe immer fest an jedes Wort des Meisters geglaubt. Aber viele werden bezweifeln, daß das zu Staub zerfallene Fleisch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden wieder ein lebendiger Körper werden kann. Diesen werde ich sagen können, indem ich auf die erhabensten Dinge schwöre, daß nicht nur Christus wieder lebendig geworden ist durch seine eigene göttliche Macht, sondern daß auch seine Mutter, nachdem sie drei Tage tot gewesen war – wenn man ein solches Hinscheiden Tod nennen kann – wieder ins Leben zurückgekehrt ist und mit Leib und Seele ihren Platz in der ewigen himmlischen Wohnung an der Seite ihres Sohnes eingenommen hat. Ich werde sagen können: „Glaubt, ihr Christen alle, an die Auferstehung des Fleisches am Ende der Zei-

ten und an das ewige Leben der Seele und des Leibes; ein seliges Leben für die Heiligen, ein schreckliches für die unbußfertigen Sünder. Glaubt und lebt als Heilige, wie Jesus und Maria als Heilige lebten, um wie sie in den Himmel einzugehen. Ich habe ihre Leiber zum Himmel auffahren sehen. Und ich kann es bezeugen. Lebt als Gerechte, um eines Tages in der neuen ewigen Welt mit Seele und Leib bei Jesus, der Sonne, und Maria, dem Stern aller Sterne, sein zu können.“ Ich danke dir noch einmal, mein Gott! Und nun will ich sammeln, was von ihr noch geblieben ist, die Blumen, die aus ihrem Gewand gefallen sind und die Ölzweige, die noch auf dem Bett liegen, und alles wohl aufbewahren. Sie werden dienen ... Ja, sie werden dazu dienen, meinen Brüdern Hilfe und Trost zu spenden. Meinen Brüdern, auf die ich vergeblich gewartet habe. Früher oder später werde ich sie wiederfinden ... «

Er sammelt auch die einzelnen Blütenblätter in seinen Mantel, die sich im Fallen abgelöst haben, und kehrt in das Zimmer zurück. Dann betrachtet er aufmerksam die Öffnung über dem Bett und ruft: »Ein weiteres Wunder! Eine andere wunderbare Verhältnismäßigkeit der Wunder im Leben Jesu und Marias. Er, Gott, ist selbst auferstanden, sein Wille hat den Stein vom Grab entfernt, und aus eigener Kraft ist er in den Himmel aufgefahren. Allein. Für Maria, die Heiligste, aber die Tochter von Menschen, haben Engel eine Öffnung für ihre Himmelfahrt geschaffen, und wiederum mit Hilfe von Engeln wurde sie aufgenommen. In den Leib Christi kehrte die Seele zurück, als er noch auf Erden weilte, denn so mußte es sein, um seine Feinde zum Schweigen zu bringen und alle seine Anhänger im Glauben zu bestärken. In Maria kehrte die Seele zurück, als ihr heiligster Leib sich schon an der Schwelle des Paradieses befand, denn für sie war nichts weiter nötig. Vollkommene Macht der unendlichen Weisheit Gottes ... !«

Johannes legt nun die Blumen und Zweige, die auf dem Bett zurückgeblieben sind, auf ein Tuch, zusammen mit denen, die er draußen gesammelt hat, und legt alles auf den Deckel der Truhe. Dann

öffnet er sie und legt das kleine Kopfkissen Marias und ihre Bettdecke hinein, geht in die Küche hinunter und holt noch andere Gegenstände, die sie benützt hat: die Spindel, den Rocken und das Geschirr, und tut alles zu den übrigen Dingen in die Truhe. Endlich schließt er die Truhe, setzt sich auf den Hocker und ruft aus: »Nun ist alles vollbracht, auch für mich! Nun bin ich frei zu gehen, wohin der Geist des Herrn mich hinführen wird. Zu gehen, das göttliche Wort auszusäen, das der Meister mir gegeben hat, damit ich es an die Menschen weitergebe und sie die Liebe lehre. Nun kann ich sie lehren, damit sie an die Liebe glauben und an ihre Macht. Sie werden erfahren, was der Gott der Liebe für die Menschen getan hat, und sein Opfer, seine Sakramente und die ewigen Riten kennenlernen, durch die wir bis ans Ende der Zeiten mit Jesus Christus in der Eucharistie verbunden sein und den Ritus und das Opfer erneuern können, wie er es uns aufgetragen hat. Alles Geschenke der vollkommenen Liebe! Die Liebe lieben zu lehren, damit die Menschen an sie glauben, wie wir geglaubt haben und glauben. Die Liebe zu säen, auf daß die Ernte und der Fischfang für den Herrn reich seien. Die Liebe vermag alles, hat Maria gesagt, als sie das letzte Mal zu mir gesprochen hat; zu mir, den sie mit Recht den Liebenden in der Gruppe der Apostel genannt hat, den Liebenden schlechthin, das Gegenstück zu Iskariot, der der Haß war, so wie Petrus das Ungestüm, Andreas die Sanftmut und die Söhne des Alphäus die Heiligkeit und die Weisheit und auch die Vornehmheit waren ... Ich, der Liebende, werde nun, da ich den Meister und die Mutter nicht mehr auf Erden lieben kann, die Liebe zu den Völkern bringen. Die Liebe soll meine Waffe und Lehre sein. Durch sie werde ich den Satan und das Heidentum besiegen und viele Seelen gewinnen. Und so werde ich Jesus und Maria fortsetzen, die die vollkommene Liebe auf Erden waren.«

713 Erwägungen und Erklärungen zur Himmelfahrt und zum Heimgang der allerheiligsten Jungfrau Maria

I. Erwägungen und Erklärungen zur Himmelfahrt und zum Heimgang der Jungfrau Maria (18. April 1948)

»Ich soll gestorben sein? Ja, wenn man die Trennung des erhabenen Teils des Geistes vom Körper Tod nennen will. Aber nicht, wenn man unter Tod die Trennung der lebengebenden Seele vom Leib, den Zerfall der nicht mehr von der Seele belebten Materie versteht, und zuvor das schaurige Grab, und als erstes den Todeskampf.

Wie ich gestorben bin, oder besser, wie ich von der Erde in den Himmel übergegangen bin, zuerst mit dem unsterblichen Teil und dann mit dem verderblichen Teil? Nun, so, wie es gerecht war für die Sündenlose, die Unbefleckte.

An jenem Abend, die Sabbatruhe hatte schon begonnen, sprach ich mit Johannes. Von Jesus. Von seinen Angelegenheiten. Die Abendstunde war friedvoll. Der Sabbat hatte allem Lärm der Menschenwerke ein Ende gemacht. Und die Abendstunde hatte alle menschlichen Stimmen und auch die Vögel verstummen lassen. Nur die Ölbäume rings um das Haus rauschten im Abendwind und Engelsflügel schienen die Wände des einsamen Hauses zu streifen.

Wir sprachen von Jesus, vom Vater, vom Himmelreich. Von der Liebe und vom Reich der Liebe sprechen bedeutet, das lebendige Feuer entzünden und die Bande der Materie verbrennen, um den Geist für seine mystischen Flügel zu befreien. Und wenn das Feuer sich auch in den Grenzen hält, die Gott auferlegt, um die Geschöpfe in seinem Dienst auf Erden zu erhalten, kann man leben und brennen und verbrennt doch nicht in dieser Glut, sondern vervollständigt sein Leben. Aber wenn Gott die Begrenzung aufhebt und dem göttlichen Feuer die Freiheit läßt, die Seele vollkommen in Besitz zu nehmen und an sich zu ziehen, und die Seele sich ihrerseits vollkommen der Liebe hingibt, dann löst sie sich von der Materie und fliegt, wohin die Liebe sie treibt und einlädt. Und dies ist das Ende des Exils und die Rückkehr ins Vaterhaus.

An jenem Abend gesellte sich zur grenzenlosen Liebesglut, zur unfassbaren Lebendigkeit meiner Seele eine süße Mattigkeit, ein geheimnisvolles Gefühl des Fernseins der Materie von allem, was mich umgab, als würde der Körper müde einschlafen, während der Intellekt, der noch klarere Verstand, sich in die göttliche Herrlichkeit vertiefte. Johannes, der liebende und umsichtige Zeuge all meiner Handlungen, seit er gemäß dem Willen meines Eingeborenen mein Adoptivsohn geworden war, überredete mich sanft, mich auf meinem Lager auszuruhen, und wachte betend bei mir.

Und der letzte Klang, den ich auf Erden hörte, waren die geflüsterten Worte des jungfräulichen Johannes. Sie waren für mich wie das Wiegenlied einer Mutter. Sie begleiteten meine Seele in ihrer letzten, unaussprechlich erhabenen Ekstase. Sie begleiteten mich in den Himmel.

Johannes, der einzige Zeuge dieses süßen Geheimnisses, hat mich allein gebettet und in meinen weißen Mantel gehüllt, ohne mein Gewand und meinen Schleier zu wechseln, ohne Waschungen oder Einbalsamierungen vorzunehmen. Die Seele des Johannes wußte schon, daß ich nicht der Verwesung anheimfallen würde, wie seine Worte zwischen dem Pfingstfest und meiner Himmelfahrt klar zum Ausdruck brachten; und ich hatte dem Apostel gesagt, was er zu tun haben würde. Und er, der Keusche, der Liebende und Bedachtsame im Umgang mit den Geheimnissen Gottes und der fernen Gefährten, beschloß, das Geheimnis zu wahren und auf die anderen Diener Gottes zu warten, damit sie mich noch einmal sehen und aus diesem Anblick Trost und Kraft in ihren Leiden und Mühen schöpfen könnten. Er wartete, als sei er ihres Kommens gewiß.

Aber Gott hatte andere Pläne. Er war, wie immer, gut zu dem Lieblingsjünger. Er war, wie immer, gerecht zu allen Gläubigen. Er ließ die Lider des Johannes schwer werden, damit der Schlaf ihm die Qual erspare, auch meinen Leib entrückt zu sehen. Er schenkte den Gläubigen eine Wahrheit mehr, um sie zu bestärken im Glauben an die Auferstehung des Fleisches, an den Lohn eines ewigen und seli-

gen Lebens, das den Gerechten beschieden ist, und an die größten und süßesten Wahrheiten des Neuen Testaments: meine unbefleckte Empfängnis, meine jungfräuliche Gottesmutterchaft und die göttliche und menschliche Natur meines Sohnes, der wahrer Gott und wahrer Mensch ist, geboren nicht aus dem Willen des Fleisches, sondern aus der göttlichen Vermählung und dem göttlichen Samen, den mein Schoß empfing. Und endlich, damit sie glauben, daß im Himmel immer noch das Herz der Mutter aller Menschen in sorgender Liebe für sie schlägt, für Gerechte und Sünder, und wünscht, euch alle in der seligen Heimat für die ganze Ewigkeit bei sich zu haben.

Als ich von den Engeln aus dem Haus geholt wurde, war da meine Seele schon in meinen Körper zurückgekehrt? Nein. Die Seele durfte nicht mehr auf die Erde zurückkehren. Sie war schon anbetend vor dem Thron Gottes. Doch als ich die Erde, das Exil, die Zeit und den Ort der Trennung von meinem einen und dreieinen Herrn für immer verlassen hatte, kehrte der Geist ins Innerste meiner Seele zurück und entriß das Fleisch dem Schlaf, und es ist daher richtig zu sagen, daß ich mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen wurde, nicht aus eigener Kraft wie Jesus, sondern mit Hilfe der Engel. Ich erwachte aus diesem geheimnisvollen, mystischen Schlaf, erhob mich und schwebte, da mein Fleisch nun die Vollkommenheit der verherrlichten Leiber besaß. Und ich liebte. Ich liebte meinen wiedergefundenen Sohn und Herrn, den Einen und Dreieinen, ich liebte ihn, wie es allen ewig Lebenden bestimmt ist.«

II. Erläuterung oder Erklärung (5. Januar 1944)

»Als ihre letzte Stunde gekommen war, legte Maria, meine Mutter, sich auf ihr Lager und verschloß ihre Augen für alles, was sie umgab, um sich in einer letzten stillen Betrachtung in Gott zu sammeln – wie eine müde Lilie, die all ihren Duft verströmt hat, sich im Licht der Sterne neigt und ihren reinen Kelch schließt.

Über ihre Ruhe neigte sich sorgend der Engel Marias und wartete, daß die Intensität der Ekstase zu der von Gott festgesetzten Zeit

ihre Seele vom Fleisch trenne und sie für immer von der Erde nehme, während schon der sanfte und einladende Befehl Gottes vom Himmel herabkam.

Auch Johannes, der irdische Engel, neigte sich über diese geheimnisvolle Ruhe und wachte seinerseits über die Mutter, die im Begriff war, ihn zu verlassen. Und als er sah, daß ihr Leben erloschen war, wachte er weiterhin über ihren friedvollen, schönen Schlaf, damit sie auch im Tod nicht von profanen und neugierigen Blicken entweiht würde und immer die Unbefleckte, die Braut und Mutter Gottes bleibe.

Eine Überlieferung berichtet, daß Thomas, als er das Grab Marias öffnete, nur Blumen darin fand. Das ist eine reine Legende. Kein Grab hat den Leichnam Marias aufgenommen, denn es hat nie einen Leichnam Marias im herkömmlichen Sinn gegeben, da Maria niemals gestorben ist wie alle anderen Lebewesen.

Sie hatte sich nur auf göttliche Anordnung von ihrer Seele getrennt, und mit dieser, die ihr vorangegangen war, vereinte sich ihr heiligstes Fleisch. Entgegen den üblichen Gesetzen, nach denen die Ekstase endet, wenn die Verzückung endet, wenn also die Seele in ihren normalen Zustand zurückkehrt, war es der Leib Marias, der sich nach der langen Ruhe auf dem Totenbett wieder mit der Seele vereinte.

Bei Gott ist alles möglich. Ich habe das Grab aus eigener Kraft und ohne Hilfe verlassen. Maria kam zu mir, zu Gott, in den Himmel, ohne das Grab mit seinen Schrecken der Verwesung und der Finsternis kennengelernt zu haben. Dies ist eines der leuchtendsten Wunder Gottes. Aber kein einzigartiges, wenn man an Henoah und Elija denkt, die dem Herrn teuer waren und von der Erde genommen wurden, ohne den Tod kennenzulernen, und an einen nur Gott und den Bewohnern des Himmels bekannten Ort gebracht wurden. Sie waren Gerechte, aber ein Nichts im Vergleich zu meiner Mutter, die an Heiligkeit nur Gott nachsteht.

Deshalb gibt es keine Reliquien vom Leib und vom Grab Marias.

Denn Maria hatte kein Grab, und ihr Leib wurde in den Himmel aufgenommen.«

III. Erläuterung oder Erklärung (8. Juli 1944 und 15. Juli 1944)

»Die Empfängnis meines Sohnes war eine Ekstase. Die Geburt eine noch größere Ekstase. Mein Übergang von der Erde in den Himmel die Ekstase der Ekstasen. Nur während der Passion machte keine Ekstase meine furchtbaren Leiden erträglicher.

Das Haus, aus dem ich in den Himmel aufgenommen wurde, war eine der unzähligen Großzügigkeiten des Lazarus gegenüber Jesus und seiner Mutter. Das kleine Haus in Getsemani war nahe dem Ort der Himmelfahrt Jesu. Es hat keinen Sinn, nach Überresten zu suchen. Bei der Zerstörung Jerusalems durch die Römer ist auch dieses Haus zerstört worden, und seine Ruinen sind im Laufe der Jahrhunderte verschwunden.«

IV. Erläuterung oder Erklärung (18. Dezember 1943)

»Wie die Geburt meines Sohnes für mich eine Ekstase war, und ich aus der Verzückung in Gott, in die ich zu dieser Stunde geriet, erst wieder erwachte und auf die Erde zurückkehrte, als ich das Kind in den Armen hielt, so war das, was man fälschlicherweise meinen Tod nennt, eine Verzückung in Gott.

Da ich mich fest auf das Versprechen verließ, das ich im Feuer des Pfingstmorgens erhalten hatte, glaubte ich, daß der Augenblick des letzten Besuches der Liebe, der mich mit sich nehmen würde, sich ankündigen würde durch eine Zunahme der Liebesglut, die immer in mir brannte. Und ich irrte mich nicht.

Je älter ich wurde, desto stärker wurde in mir der Wunsch, mich mit der ewigen Liebe zu verschmelzen. Dieses Verlangen wurde gefördert durch den Wunsch, mich mit meinem Sohn zu vereinigen, und durch die Gewißheit, daß ich auf Erden nie so viel für die Menschen tun könnte wie durch mein Gebet und Wirken am Thron Gottes. Und mit immer größerer Sehnsucht und mit allen Kräften mei-

ner Seele schrie ich zum Himmel: „Komm, Herr Jesus! Komm, ewige Liebe!“

Die Eucharistie, die für mich dasselbe war wie der Tau für die dürstende Blume, war Leben, ja; aber je mehr Zeit verging, desto weniger konnte sie der unbeschreiblichen Sehnsucht meines Herzens genügen. Es genügte mir nicht mehr, mein göttliches Kind in mich aufzunehmen und es in den heiligen Gestalten in mir zu tragen, wie ich es in meinem jungfräulichen Fleisch getragen hatte. Mein ganzes Sein verlangte nach Gott dem Einen und Dreieinen, aber nicht unter dem von meinem Jesus gewählten Schleier, unter dem er das unergründliche Geheimnis des Glaubens verbarg, sondern so, wie er war, ist und sein wird als Mittelpunkt des Himmels.

Mein Sohn entzündete mich bei seinen eucharistischen Begegnungen mit Umarmungen unendlicher Sehnsucht, und jedesmal, wenn er mit der ganzen Macht seiner Liebe zu mir kam, riß er in einer ersten Aufwallung beinahe meine Seele mit sich. Dann verweilte er mit unendlicher Zärtlichkeit in mir, nannte mich „Mama“, und ich fühlte seine Sehnsucht, mich ganz bei sich zu haben.

Ich wünschte nichts anderes mehr. Nicht einmal den Wunsch, über die entstehende Kirche zu wachen, hatte ich mehr in der letzten Zeit meines irdischen Lebens. Alles war aufgegangen in dem Wunsch, Gott zu besitzen, da ich überzeugt war, daß alles vermag, wer Gott besitzt.

Ihr Christen solltet zu dieser totalen Liebe gelangen. Alles, was irdisch ist, sollte für euch an Wert verlieren. Strebt nur nach Gott. Wie reich werdet ihr sein in dieser Armut der Sehnsucht, die unermesslicher Reichtum ist. Gott wird sich zu eurer Seele neigen, um sie zuerst zu unterweisen und dann an sich zu nehmen, und mit ihr werdet ihr zum Vater, zum Sohn und zum Heiligen Geist aufsteigen und sie in der seligen Ewigkeit kennenlernen und lieben und ihren Reichtum der Gnade für die Brüder besitzen. Nie kann man so viel für die Brüder tun, wie wenn man nicht mehr unter ihnen weilt, sondern sich als Licht mit dem göttlichen Licht vereint hat.

Die Annäherung der ewigen Liebe offenbarte sich, wie ich es geahnt hatte. Alles verlor Licht und Farbe, Stimme und Gegenwart unter dem Glanz und der Stimme, die für mein geistiges Auge sichtbar vom Himmel kamen und sich auf mich senkten, um meine Seele aufzunehmen. Man sagt oft, daß ich gejubelt hätte, wenn mir in jener Stunde mein Sohn beigestanden hätte. Doch mein süßer Jesus war mit dem Vater durchaus anwesend, als die Liebe, also der Heilige Geist, die dritte Person der ewigen Dreieinigkeit, mir den dritten Kuß meines Lebens gab, den so göttlich mächtigen Kuß, daß ich in ihm meine Seele aushauchte und sie sich in der Betrachtung verlor gleich dem von der Sonne aufgesogenen Tautropfen im Kelch einer Lilie.

Und mit jubelnder Seele stieg ich auf zu Füßen der Drei, die ich immer angebetet hatte. Und dann, im gegebenen Augenblick, zog ich wie eine in Feuer gefaßte Perle – zuerst getragen, dann gefolgt von der Schar der Engelgeister, die gekommen waren, um mir bei meiner ewigen Geburt für den Himmel beizustehen, schon vor der Schwelle der Himmel von meinem Jesus erwartet und auf der Schwelle von meinem gerechten irdischen Bräutigam, den Königen und den Patriarchen meines Geschlechtes, den ersten Heiligen und Märtyrern – nach so viel Schmerz und Demut der armen Magd des Herrn als Königin in das Reich der immerwährenden Freude ein. Und der Himmel schloß sich wieder in der Freude, mich zu besitzen, seine Königin zu besitzen, deren Leib als einziger unter allen sterblichen Körpern vor der letzten Auferstehung und dem Jüngsten Gericht verherrlicht worden war.«

VI. Letzte Erläuterung oder Erklärung (1. Mai 1946)

»Es gibt einen Unterschied zwischen der Trennung der Seele vom Körper beim wirklichen Tod und der zeitweisen Trennung des Geistes vom Körper durch Ekstase oder kontemplative Verzückung.

Während die Trennung der Seele vom Körper den wirklichen Tod hervorruft, führt die kontemplative Verzückung, also das zeitlich be-

schränkte Entweichen des Geistes aus den Schranken der Sinne und der Materie, nicht zum Tod. Und dies deshalb, weil die Seele sich nicht gänzlich vom Körper löst und trennt, sondern dies nur mit ihrem besten Teil tut, der sich in das Feuer der Kontemplation versenkt.

Alle Menschen haben, solange sie leben, eine Seele in sich, gleichgültig ob diese durch die Sünde tot oder durch die Gerechtigkeit lebendig ist; aber nur die großen Liebenden Gottes erreichen die wahre Kontemplation.

Dies beweist, daß die Seele, die am Leben erhält, solange sie im Körper weilt – und dies ist bei allen Menschen so – einen höheren Teil in sich birgt: die Seele der Seele oder den Geist des Geistes, die bei den Gerechten sehr stark ausgeprägt sind, während sie bei denen, die Gott und sein Gesetz nicht lieben oder sich auch nur ihrer Lauheit und läßlichen Sünden hingeben, schwach werden und den Menschen um die Fähigkeit bringen, Gott und seine ewigen Wahrheiten zu betrachten und zu erkennen, soweit dies für ein menschliches Geschöpf je nach dem Grad der erlangten Vollkommenheit möglich ist.

Je mehr das Geschöpf Gott mit allen seinen Kräften und Möglichkeiten dient, desto mehr wächst die Fähigkeit des höheren Teiles seines Geistes, die ewigen Wahrheiten zu erkennen, zu betrachten und in sie einzudringen.

Der mit einer vernunftbegabten Seele ausgestattete Mensch ist eine Schale, die Gott mit sich selbst füllt. Maria, das heiligste der Geschöpfe nach Christus, war eine von Gott übervolle Schale, die über die Brüder in Christus aller Zeiten Gnaden, Liebe und Erbarmen fließen läßt.

Von den Wogen der Liebe überflutet, verließ sie diese Erde. Und nun, im Himmel zum Ozean der Liebe geworden, ergießt sie über die ihr treuen Kinder und auch über die verlorenen Söhne ihre Ströme der Liebe für das Heil der Welt, sie, die Mutter aller Menschen.«

»Meine Demut erlaubte mir nicht zu denken, daß mich im Himmel eine so große Herrlichkeit erwarten würde. Ich war mir fast sicher, daß mein menschliches Fleisch, das geheiligt war, weil es Gott getragen hatte, die Verwesung nicht schauen würde; denn Gott ist Leben und wenn er ein Geschöpf mit sich selbst durchdringt und erfüllt, so ist dies wie ein vor der Verwesung bewahrendes, duftendes Öl.

Ich war nicht nur unbefleckt geblieben, ich war nicht nur mit Gott in einer keuschen, befruchtenden Umarmung vereinigt gewesen, sondern ich war auch bis in mein tiefstes Inneres durchdrungen worden von der Ausstrahlung der in meinem Schoß verborgenen Gottheit, die sich in sterblichem Fleisch verhüllen wollte. Doch daß die Güte des Ewigen seiner Magd die Freude vorbehalten hatte, an ihren Gliedern die Berührung der Hand des Sohnes, seine Umarmung und seinen Kuß zu verspüren, mit ihren Ohren seine Stimme zu hören und mit ihren Augen sein Antlitz zu sehen, das hätte ich nie zu erwarten gewagt, und ich hätte es auch nicht verlangt. Es hätte mir genügt, wenn diese Seligkeiten nur meinem Geist geschenkt worden wären, und ich wäre damit schon voll seliger Freude gewesen.

Aber zum Zeugnis seines ersten schöpferischen Gedankens, in Anbetracht dessen, daß die Menschen von ihm, dem Schöpfer, für das Leben bestimmt waren, um dann ohne Tod vom irdischen Paradies in das himmlische, in das ewige Reich einzugehen, wollte Gott mich, die Unbefleckte, mit Leib und Seele im Himmel. Unmittelbar nachdem mein irdisches Leben beendet war.

Ich bin der sichere Beweis für das, was Gott für den Menschen geplant und gewollt hatte: ein unschuldiges Leben, das von Sünde nichts wußte, und einen friedlichen Übergang von diesem zum ewigen Leben, bei dem, wie man die Schwelle eines Hauses überschreitet und den Palast des Königs betritt, der Mensch mit seinem vollständigen, aus dem materiellen Leib und der geistigen Seele be-

stehenden Sein von der Erde ins Paradies hinübergegangen wäre. Dies war nach dem Willen Gottes allen Geschöpfen zugedacht, die Gott und der Gnade treu bleiben. Die Vollkommenheit, die sie erlangen im vollen Licht des Himmels, das sie erfüllt, wenn sie zu Gott, der ewigen Sonne, die sie erleuchtet, eingehen.

Gott hat mich, die ich mit Leib und Seele in die Herrlichkeit des Himmels aufgenommen wurde, den Patriarchen, Propheten und Heiligen, den Engeln und Märtyrern gezeigt und gesagt: „Dies ist das vollkommene Werk des Schöpfers. Dies ist, was ich mir unter allen Menschenkindern zum wahren Bild und Gleichnis schuf, die Frucht eines schöpferischen und göttlichen Meisterwerkes, das Wunder des Universums, das in einem einzigen Wesen durch die wie Gott ewige, geistige, vernunftbegabte, freie und heilige Geistseele das Göttliche vereint mit dem materiellen Geschöpf im unschuldigsten, heiligsten Fleisch, vor dem alles Lebende in den drei Reichen der Schöpfung sich verneigen muß. Dies ist der Beweis meiner Liebe zum Menschen, für den ich ein vollkommenes Wesen und das selige Los des ewigen Lebens in meinem Reich wollte. Dies ist der Beweis meiner Vergebung für den Menschen, dem ich durch den Willen einer dreifachen Liebe die Wiedergutmachung und Wiederherstellung vor meinen Augen gewährt habe. Dies ist der mystische Prüfstein. Dies ist das Verbindungsglied zwischen Mensch und Gott. Dies ist sie, die die ersten Tage der Zeit wiederbringt und meinen göttlichen Augen die Freude gewährt, eine Eva zu betrachten, wie ich sie erschaffen hatte und die nun noch viel schöner und heiliger ist, denn sie ist die Mutter meines Wortes und die Märtyrerin der großen Vergebung. Um ihres unbefleckten Herzens willen, das keinen Makel, auch nicht den geringsten, kannte, öffne ich nun die Schätze des Himmels, und um ihres Hauptes willen, in dem nie der Hochmut wohnte, fasse ich meinen Glanz in einen Stirnreif und kröne sie, denn sie ist mir heilig und soll eure Königin sein!“

Im Himmel gibt es keine Tränen. Aber anstelle der Freudentränen, die die Seelen vor Rührung vergossen hätten, wenn sie weinen

könnten, gab es nach diesen göttlichen Worten ein Sprühen und Funken von Lichtern, ein Farbenspiel von immer größerer Pracht, ein Aufflammen von Liebesglut in immer hellerem Feuer und den unübertrefflichen und unbeschreiblichen Klang himmlischer Harmonien, mit denen sich die Stimme meines Sohnes vereinigte zum Lob Gottes des Vaters und seiner auf ewig seligen Magd.«

714 Abschließende Bemerkungen zum Werk

Jesus sagt:

»Außer der Freude, meinem kleinen Johannes, dieser Sühneseele und Liebenden, eine genaue Kenntnis über mich zu vermitteln, haben noch viele andere Gründe mich dazu bewogen, Episoden und Worte aus meinem Leben zu zeigen und zu diktieren.

Aber vor allem war ich beseelt von der Liebe zur Kirche, sei es die lehrende oder die streitende, und dem Wunsch, den Seelen bei ihrem Aufstieg zur Vollkommenheit zu helfen. Mich zu kennen, ist eine Hilfe für diesen Aufstieg. Mein Wort ist Leben.

Ich nenne die wichtigsten Gründe:

I. Die im Diktat vom 18. Januar 1947 genannten Gründe, die der kleine Johannes hier ungekürzt wiedergeben wird. Dies ist der Hauptgrund, denn ihr seid in Lebensgefahr, und ich möchte euch retten.

Der eigentliche Grund, warum euch dieses Werk gegeben wurde, ist, daß ich in dieser Zeit, in der der von Pius X. verurteilte Modernismus in immer gefährlichere Lehren ausartet, der heiligen Kirche, die durch den Papst vertreten wird, etwas in die Hand geben will, womit sie jene besser bekämpfen kann, die leugnen:

- die Übernatur der Dogmen;
- die Gottheit Christi; die Wahrheit der realen und vollkommenen Gottheit und Menschheit des Christus, im Glauben wie auch in seiner überlieferten Geschichte (Evangelien, Apostelgeschichte, Apostelbriefe, Überlieferung);

- die Lehre von Paulus und Johannes, und der Konzilien von Nizäa, Ephesus und Chalcedon, als meine wahre Lehre, die wörtlich von mir stammt;
- meine unbegrenzte, weil göttliche und vollkommene Weisheit;
- den göttlichen Ursprung der Dogmen der Sakramente der einen, heiligen, katholischen, apostolischen Kirche;
- die Universalität und Kontinuität bis ans Ende der Zeiten des von mir für alle Menschen gegebenen Evangeliums;
- die von Anfang an vollkommene Natur meiner Lehre, die sich nicht entwickelt hat durch schrittweise Veränderungen, sondern immer so gewesen ist: die göttliche, vollkommene, unveränderliche Lehre Christi aus der Zeit der Gnade, des Himmelreiches und des Reiches Gottes in euch. Die Frohe Botschaft für alle, die nach Gott dürsten!

Dem roten Drachen mit den sieben Köpfen, zehn Hörnern und sieben Diademen auf der Stirne, der mit dem Schwanz den dritten Teil der Sterne des Himmels hintennach zieht und sie stürzen läßt – und in Wahrheit sage ich euch, sie stürzen noch tiefer als auf die Erde – und der die Frau verfolgt, stellt ihm und den Tieren des Meeres und des Festlandes, die viele anbeten – zu viele, verführt von ihrem Anblick und ihren Wundern – meinen Engel entgegen. Er fliegt in der Mitte des Himmels und hält das ewige Evangelium offen, auch über die Seiten, die bis jetzt verschlossen waren, damit die Menschen sich durch sein Licht retten können vor den Umschlingungen der großen Schlange mit dem siebenfachen Schlund. Sie will sie in der Finsternis ersticken. Ich aber möchte bei meiner Wiederkunft den Glauben und die Liebe im Herzen der Ausharrenden finden, und diese sollen zahlreicher sein, als das Werk Satans und der Menschen es erwarten läßt.

II. In den Priestern und Laien soll eine lebendige Liebe zum Evangelium und zu dem, was Christus betrifft, geweckt werden. Vor allem eine erneuerte Liebe zu meiner Mutter, in deren Fürbitte das Geheimnis des Heils der Welt liegt. Sie, meine Mutter, ist die Siegerin über den verfluchten Drachen. Stärkt ihre Macht durch eure erneuerte Liebe zu ihr und durch den erneuerten Glauben und die erneuerte Kenntnis dessen, was sich auf sie bezieht. Maria hat der Welt den Heiland geschenkt. Die Welt wird auch durch sie gerettet werden.

III. Dieses Werk soll für die Seelsorger und Seelenführer eine Hilfe sein bei ihrer Aufgabe, da es die verschiedenartigsten Menschen

beschreibt, die mich umgaben, und die unterschiedlichen Mittel, die ich anwandte, um sie zu retten.

Denn es wäre töricht, für alle Seelen nur eine einzige Methode anwenden zu wollen. Die Art und Weise, wie man einen Gerechten zur Vollkommenheit führt, der von sich aus danach strebt, ist anders als die, die man bei einem Gläubigen, der aber ein Sünder ist, oder bei einem Heiden anwendet. Und ihr habt so viele von letzteren unter euch, wenn ihr wie euer Meister die armen Wesen als Heiden betrachtet, die den wahren Gott durch den Götzen der Macht und Anmaßung, des Goldes, der Unzucht oder des Stolzes auf ihr Wissen ersetzt haben. Und wiederum anders rettet man die modernen Proselyten, also die, die zwar die christliche Idee angenommen, aber nicht das christliche Bürgerrecht erworben haben, da sie getrennten Kirchen angehören. Verachtet keinen, am wenigsten diese verlorenen Schafe. Liebt sie und versucht sie in den einzigen Schafstall zurückzuführen, damit der Wunsch des Hirten Jesus in Erfüllung gehe.

Einige werden beim Lesen dieses Werkes einwenden: „Aus dem Evangelium geht nicht hervor, daß Jesus Verbindung zu Römern oder Griechen gehabt hat, und wir verwerfen diese Seiten.“ Wie viele Dinge sind nicht im Evangelium enthalten oder nur andeutungsweise zu erkennen hinter dem dichten Vorhang des Schweigens, hinter dem die Evangelisten Episoden verborgen haben, die ihre hartnäckig hebräische Mentalität nicht gutheißen konnte. Glaubt ihr denn alles zu wissen, was ich getan habe?

Wahrlich, ich sage euch, nicht einmal nachdem ihr diese Beschreibung meines öffentlichen Lebens gelesen und angenommen habt, werdet ihr alles über mich wissen. Ich hätte durch die Anstrengung, alle Tage meines Wirkens aufzuzeichnen, samt allem, was ich an jedem einzelnen Tag getan habe, meinen kleinen Johannes umgebracht, wenn ich ihm alles zu wissen gegeben hätte, damit er es euch übermittelt! „Es gibt noch vieles andere, was Jesus getan hat. Wollte man das im einzelnen niederschreiben, so könnte, glaube ich,

selbst die Welt die Bücher nicht fassen, die man schreiben müßte“, sagt Johannes. Ohne zu übertreiben sage ich euch wahrheitsgemäß, hätte man jede einzelne meiner Taten aufschreiben wollen, jede einzelne Unterweisung, jede Buße und jedes Gebet, wären die Säle einer eurer Bibliotheken nötig, und einer der größten, um alle Bücher unterzubringen, die von mir berichten. Und wahrlich, ich sage euch auch, viel nutzbringender wäre es für euch, so viel verstaubte und schädliche Wissenschaft zu verbrennen, um Platz für meine Bücher zu schaffen, da ihr so wenig von mir wißt und so sehr die meist Schmutz und Häeresie verbreitende Presse verehrt.

IV. Außerdem sollte dieses Werk das wahrheitsgetreue Bild des Menschensohnes und Marias, als echte Kinder Adams mit Fleisch und Blut, wiederherstellen, aber eines unschuldigen Adam. Wie wir, Jesus und Maria, wären die Menschenkinder gewesen, wenn die Stammeltern ihre vollkommene Menschheit – im Sinn des Menschen als Geschöpf mit zweifacher Natur, der geistigen nach Gottes Bild und Gleichnis und der materiellen Natur – nicht befleckt hätten, wie ihr wißt. Vollkommene, also trotz ihrer großen Feinfühligkeit dem Verstand unterworfenen Sinne; und damit meine ich sowohl die moralischen als auch die leiblichen Sinne. Daher vollständige und vollkommene Liebe, sowohl zu ihrem Bräutigam, an den nicht Sinnlichkeit, sondern geistige Liebe sie bindet, wie auch zu ihrem Sohn. Dem über alles geliebten Sohn. Geliebt mit der vollkommenen Liebe der vollkommenen Frau zu dem von ihr geborenen Geschöpf. So hätte Eva lieben sollen! Wie Maria. Also nicht wegen der fleischlichen Freude, die der Sohn darstellt, sondern weil dieser Sohn ein Kind des Schöpfers ist und Gehorsam gegenüber seinem Gebot bedeutet, das Menschengeschlecht zu mehren.

Er wurde geliebt mit der ganzen Innigkeit der vollkommenen Gläubigen, die weiß, daß ihr Sohn nicht nur im übertragenen Sinn, sondern wirklich der Sohn Gottes ist. Jene, die die Liebe Marias zu ihrem Jesus als etwas übermäßig betrachten, mögen bedenken, wer

Maria war: die Frau ohne Sünde und daher mit einer makellosen Liebe zu Gott, zu ihren Eltern, zu ihrem Bräutigam und zu ihrem Nächsten; sie mögen bedenken, was die Mutter in mir sah außer dem Sohn ihres Schoßes; und schließlich mögen sie die Nationalität Marias in Betracht ziehen, die hebräische, die orientalische Rasse und die weit zurückliegende Zeit. Daraus erklären sich gewisse weit-schweifige Äußerungen der Liebe, die euch übertrieben erscheinen mögen. Es ist der auch im täglichen Sprachgebrauch blumenreiche und pompöse Stil der Orientalen und Hebräer. Alle Schriften dieser Zeit und dieser Rasse beweisen es, und im Laufe der Jahrhunderte hat sich der damalige orientalische Stil nicht viel verändert.

Verlangt ihr vielleicht, daß ich euch, weil ihr zwanzig Jahrhunderte später diese Seiten lest, in einer Zeit, in der die Perversität des Lebens so viel Liebe getötet hat, eine Maria von Nazaret zeige, die der oberflächlichen, lieblosen Frau eurer Zeit gleicht? Maria ist, was sie ist, und das sanfte, reine, liebevolle Mädchen aus Israel, die Braut und jungfräuliche Mutter Gottes, wird nicht zur übermäßig, ja krankhaft empfindsamen oder eiskalt egoistischen Frau eures Jahrhunderts werden.

Jenen, die die Liebe Jesu zu Maria für übermäßig halten, sollen daran denken, daß in Jesus Gott war und daß der eine und dreieine Gott Trost darin fand, Maria zu lieben, sie, die ihn für den Schmerz entschädigte, den die ganze Menschheit ihm zufügte, sie, durch die Gott sich wieder seiner Schöpfung erfreuen und seinen Himmel bevölkern konnte. Und sie sollen bedenken, daß Liebe nur schuldig wird, und ausschließlich dann, wenn sie Unordnung schafft, also wenn sie dem Willen Gottes und der zu erfüllenden Pflicht entgegensteht.

Nun überlegt: Hat die Liebe Marias das getan? Hat meine Liebe das getan? Hat sie mich aus eigensüchtiger Liebe davon abgehalten, den Willen Gottes ganz zu erfüllen? Habe ich etwa aus ungeordneter Liebe zu meiner Mutter meine Aufgabe vernachlässigt? Nein, die eine wie die andere Liebe hat nur den einen Wunsch gehabt: daß

sich der Wille Gottes für das Heil der Welt erfüllen möge. Und die Mutter hat sich immer wieder von ihrem Sohn verabschiedet, und der Sohn sich von seiner Mutter, und sie hat den Sohn dem Kreuz des öffentlichen Lehramtes und dem Kreuz auf Kalvaria überlassen, und er die Mutter der Einsamkeit und der Qual, auf daß sie die Miterlöserin werde; und wir achteten nicht auf unsere Menschlichkeit, die verwundet wurde, und auf unsere Herzen, die der Schmerz zerriß. Ist dies Schwäche? Sentimentalität? Es ist vollkommene Liebe, o ihr Menschen, die ihr nicht zu lieben wißt und die Liebe und ihre Stimme nicht mehr versteht.

Dieses Werk hat auch noch den Zweck, Licht auf gewisse Stellen zu werfen, deren Sinn durch eine Reihe von Umständen unklar geworden ist und die dadurch dunkle Punkte in der leuchtenden Gesamtheit des Evangeliums bilden; Punkte, die einen Bruch darzustellen scheinen, die aber eben nur unverständliche Punkte zwischen den einzelnen Episoden sind und in deren Erklärung der Schlüssel zum genauen Verständnis einiger Situationen liegt, die entstanden waren, und zu meiner gewissen Härte und Unnachgiebigkeit – die so sehr im Gegensatz stehen zu meinen ständigen Ermahnungen zu Vergebung, Sanftmut und Demut – gegenüber manchen hartnäckigen, unbekehrbaren Gegnern. Denkt alle daran: Wenn Gott seine ganze Barmherzigkeit walten lassen, kann er um seiner Ehre willen auch sagen: „Nun ist es genug“, zu denen, die glauben, seine Langmut mißbrauchen und ihn versuchen zu dürfen, weil er gut ist. Gott läßt seiner nicht spotten. Das ist ein altes und weises Wort.

V. Ihr sollt genau die Verschiedenartigkeit und Dauer meiner langen Passion kennenlernen, die mich verzehrt hatte in Jahrzehnte währenden und beständig zunehmenden Qualen und die gipfelte in der grausamen, nur wenige Stunden dauernden Passion; und mit ihr die Passion meiner Mutter, deren Herz das Schwert der Schmerzen ebensolange durchbohrte. Und dieses Wissen soll euch bewegen, uns mehr zu lieben.

VI. Dieses Werk veranschaulicht die Macht meines Wortes und seine verschiedenen Wirkungen, je nachdem, ob es die Schar der Menschen guten Willens hörte oder die Schar der anderen mit auf das Sinnliche ausgerichtetem Willen, der niemals rechtschaffen ist.

Die Apostel und Judas. Da habt ihr die beiden entgegengesetzten Beispiele. Die ersteren, äußerst unvollkommen, rau, unwissend, heftig, aber mit gutem Willen. Judas, gebildeter als die Mehrzahl von ihnen, verfeinert durch das Leben in der Hauptstadt und im Tempel, aber nicht guten Willens. Beobachtet die Entwicklung zum Guten bei den ersten, ihren Aufstieg. Beobachtet die Entwicklung zum Bösen beim zweiten, seinen Abstieg.

Diese Entwicklung und Vervollkommnung der Elf sollten vor allem jene betrachten, die durch einen geistigen Sehfehler gewöhnt sind, die Wirklichkeit der Heiligen zu verfälschen und in dem Menschen, der in hartem Kampf gegen die finsternen, bedrückenden Mächte zur Heiligkeit gelangt, ein unnatürliches, leidenschaftsloses, farbloses Wesen sehen, und daher auch ein Wesen ohne Verdienste. Denn Verdienste erwirbt man gerade durch den Sieg über die ungeordneten Leidenschaften und Versuchungen aus Liebe zu Gott und um das letzte Ziel zu erreichen: die ewige Freude in Gott. Besonders beobachten möge es auch, wer glaubt, das Wunder der Bekehrung müsse allein von Gott kommen. Gott gibt die Mittel zur Bekehrung, aber er vergewaltigt den Willen des Menschen nicht, und wenn der Mensch sich nicht bekehren will, hat er vergebens erhalten, was dem anderen zur Bekehrung dient.

Auch jene mögen es beobachten, die die mannigfachen Wirkungen meines Wortes nicht nur auf den Menschen als Mensch prüfen, sondern auch auf den geistigen Menschen. Nicht nur auf den geistigen Menschen, sondern auch auf den Menschen als Mensch. Mein mit gutem Willen aufgenommenes Wort verändert sowohl den einen als auch den anderen und führt zu innerer und äußerer Vollkommenheit.

Die Apostel, die aufgrund ihrer Unwissenheit und meiner Demut

mit allzu großer Vertraulichkeit mit dem Menschensohn umgingen – ich war für sie ein guter Lehrer, weiter nichts, ein demütiger und geduldiger Meister, mit dem man sich gelegentlich übermäßige Freiheiten herausnehmen durfte; aber es war nicht Ehrfurchtslosigkeit, es war entschuldbare Unwissenheit. Die Apostel, streitsüchtig untereinander, egoistisch, eifersüchtig in ihrer Liebe und auf meine Liebe, ungeduldig dem Volk gegenüber, etwas eitel, „die Apostel“ zu sein, begierig nach dem Staunen des Volkes, das ihre Begabung mit außerordentlicher Macht hervorrief, diese Apostel verwandelten sich langsam, aber beständig in neue Menschen, indem sie zunächst ihre Leidenschaften beherrschten, um mich nachzuahmen und mich zufriedenzustellen, und dann, nachdem sie mein wahres Ich immer mehr erkannten, ihre Art und Weise mich zu sehen und zu lieben änderten, und mich als göttlichen Herrn behandelten. Sind sie etwa am Ende meines irdischen Lebens noch die oberflächlichen und fröhlichen Gefährten der ersten Zeit? Sind sie, besonders nach der Auferstehung, noch die Freunde, die den Menschensohn als Freund behandeln? Nein. Sie sind zuerst die Diener des Königs und dann die Priester Gottes. Ganz anders, vollkommen verändert.

Daran sollten jene denken, die das Wesen der Apostel ungehörig finden und es als unnatürlich betrachten. Es war so, wie beschrieben. Ich war kein schwieriger Lehrer und kein stolzer König, und auch kein Meister, der die anderen Menschen für seiner unwürdig hält. Ich habe Verständnis für sie gehabt. Ich wollte erziehen, formen, und habe grobe Materie genommen. Ich wollte leere Gefäße mit Vollkommenheiten aller Art füllen, zeigen, daß Gott alles kann, daß er einen Stein in einen Sohn Abrahams, einen Sohn Gottes verwandeln kann, und ein Nichts in einen Meister, um die auf *ihre* Wissenschaft so stolzen Meister zu beschämen, die sehr oft den Duft der meinen verloren hat.

VII. Schließlich sollt ihr durch dieses Werk das Geheimnis des Judas kennenlernen, das Geheimnis, das der Untergang einer Seele ist,

die Gott mit außergewöhnlichen Gaben bedacht hat. Ein Geheimnis, das sich wahrlich allzu oft wiederholt und das Herz eures Jesus aufs schmerzhafteste verwundet.

Ich wollte euch zeigen, wie man fallen und vom Diener und Sohn Gottes zum Dämon und Gottesmörder werden kann, der Gott in sich tötet, da er die Gnade tötet, damit ihr euren Fuß nicht auf Wege setzt, von denen man in den Abgrund stürzt, und um euch zu lehren, wie man die törichten Lämmer davor bewahrt, sich diesem Abgrund zu nähern. Gebraucht euren Verstand, wenn ihr die furchtbare und doch häufig anzutreffende Gestalt des Judas studiert, der in sich, gleich einem Schlangenkäuel, alle Hauptlaster vereint, die euch begegnen und die ihr in diesem oder jenem bekämpfen müßt. Dies ist die Lektion, die ihr vor allem lernen müßt, denn sie wird euch am nützlichsten sein bei eurer Aufgabe als Meister des Geistes und Seelenführer. Wie viele machen es in allen Lebenslagen wie Judas, übergeben sich Satan und finden den ewigen Tod!

Sieben Gründe, wie auch sieben Teile:

- I. Das Vorevangelium (von der Unbefleckten Empfängnis Marias, der allzeit reinen Jungfrau, bis zum Tod des heiligen Josef);
- II. Das erste Jahr des öffentlichen Lebens;
- III. Das zweite Jahr des öffentlichen Lebens;
- IV. Das dritte Jahr des öffentlichen Lebens;
- V. Vor der Passion (vom Tebet bis Nissan, also vom Todeskampf des Lazarus bis zum Gastmahl in Betanien);
- VI. Die Passion (vom Abschied von Lazarus bis zu meinem Begräbnis und die folgenden Tage bis zum Ostermorgen);
- VII. Von der Auferstehung bis Pfingsten.

Diese Einteilung soll beibehalten werden, wie ich es sage, denn so ist sie richtig.

Und nun? Was habt ihr eurem Meister zu sagen? Ihr sagt mir nichts. Aber in eurem Herzen sprecht ihr, und wenn ihr könnt, sprecht ihr mit dem kleinen Johannes. Aber in keinem dieser beiden Fälle sprecht ihr mit der Gerechtigkeit, die ich in euch sehen möchte. Denn mit dem kleinen Johannes sprecht ihr, um ihn zu quälen, und tretet die Liebe zur Christin, zur Mitschwester, zum Werkzeug Gottes mit Füßen. Wahrlich, ich sage euch noch einmal, es ist keine friedvolle Freude, mein Werkzeug zu sein: Es ist Mühe und ständige Anstrengung und vor allem Schmerz, denn die Welt hält für die Jünger des Meisters, wie für den Meister selbst, nur Schmerz bereit; deshalb müßten wenigstens die Priester und besonders die Mitbrüder diesen kleinen Märtyrern helfen, die unter ihrem Kreuz voranschreiten . . . Und warum erhebt ihr in eurem Herzen, wenn ihr mit euch selbst redet, hochmütige, neidische, ungläubige und andere Klagen! Ich werde euch die Antwort auf eure Beschwerde und eure empörte Verwunderung geben.

Am Abend des letzten Abendmahls habe ich zu den Elf, die mich liebten, gesagt: „Wenn der Geist, der Tröster kommt, wird er euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“ Wenn ich sprach, hatte ich immer außer den Anwesenden all jene vor Augen, die meine Jünger im Geist sein würden, mit Aufrichtigkeit und festem Willen. Der Heilige Geist, der euch schon durch seine Gnade die Fähigkeit verleiht, euch an Gott zu erinnern, führt die Seelen auch aus der von der Erbsünde verursachten Dumpfheit und befreit sie von der Verfinsterung, die als trauriges Erbe Adams die Erkenntnisfähigkeit der Seelen mindert, die Gott geschaffen hat, damit sie sich seines Anblicks und der geistigen Erkenntnis erfreuen. Er vollendet sein Werk als Meister, indem er die Herzen derer, die er leitet und die Kinder Gottes sind, an alles erinnert, was ich gesagt habe und was im Evangelium steht. Erinnern heißt hier, den Geist des Evangeliums

beleuchten. Denn es nützt nichts, sich der Worte des Evangeliums zu erinnern, wenn man ihren Geist nicht versteht.

Und der Geist des Evangeliums, der Liebe ist, kann von der Liebe verständlich gemacht werden, also vom Heiligen Geist; so wie er der wahre Verfasser des Evangeliums ist, so ist er auch der einzige Kommentator, denn nur der Autor eines Werkes kennt dessen Geist, auch wenn es ihm nicht gelingt, ihn seinen Lesern verständlich zu machen. Aber dort, wo ein menschlicher Autor nichts vermag, da jede menschliche Vollkommenheit Mängel aufweist, kommt der Geist der Vollkommenheit und der Weisheit zu Hilfe. Denn nur der Heilige Geist, der Urheber des Evangeliums, ist es auch, der es in der Tiefe der Seelen der Kinder Gottes in Erinnerung bringt, erklärt und vervollständigt.

„Der Tröster, der Heilige Geist, den der Vater euch in meinem Namen senden wird, wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“

„Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit einführen; denn er wird nicht aus sich selbst reden, sondern alles, was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Er wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden. Alles, was der Vater hat, ist mein; darum habe ich gesagt: Er nimmt von dem Meinigen und wird es euch verkünden.“

Solltet ihr dann einwenden, daß man nicht versteht, warum der Heilige Geist, der doch der wahre Autor des Evangeliums ist, sich nie an all das erinnert hat, was in diesem Werk steht und was Johannes in den abschließenden Worten seines Evangeliums andeutet, so antworte ich euch, daß die Gedanken Gottes anders sind als die der Menschen und immer gerecht und unanfechtbar.

Und weiter: Wenn ihr entgegenhaltet, daß die Offenbarung mit dem letzten Apostel abgeschlossen und nichts hinzuzufügen ist, da derselbe Apostel in der Apokalypse sagt: „Wer etwas hinzufügt, dem wird Gott die Plagen zufügen, von denen in diesem Buche ge-

schrieben steht“, und dies gilt für die ganze Offenbarung, deren letzte Krönung die Apokalypse des Johannes ist, dann antworte ich, daß mit diesem Werk nichts zur Offenbarung hinzugefügt wird, sondern nur die Lücken gefüllt werden, die aus natürlichen Ursachen und übernatürlichem Wollen entstanden sind. Und wenn es mir gefallen hat, das Bild meiner göttlichen Liebe zu rekonstruieren, wie der Restaurator eines Mosaiks die fehlenden oder verblichenen Steinchen ersetzt und dem Mosaik seine volle Schönheit wiedergibt, und wenn ich mir vorbehalten habe, es in diesem Jahrhundert zu tun, in dem die Menschheit dem Abgrund der Finsternis und des Schreckens zueilt, könnt ihr es mir verbieten?

Könnt ihr vielleicht sagen, daß ihr dies nicht braucht, ihr mit eurem umnebelten, tauben und dem Licht, den Stimmen und den Einladungen des Himmels so wenig zugänglichen Geist?

Wahrlich, ihr solltet mir dankbar dafür sein, daß ich das vorhandene Licht durch neue Erkenntnisse vermehre, das Licht, das euch nicht mehr genügt, um euren Erlöser „zu sehen“; den Weg, die Wahrheit und das Leben zu sehen, in euch die geistige Rührung der Gerechten meiner Zeit aufsteigen zu fühlen und durch diese Erkenntnis zu einer Erneuerung eurer Seelen in der Liebe zu gelangen, die eure Rettung, weil Aufstieg zur Vollkommenheit, bedeuten würde.

Ich sage nicht, daß ihr „tot“ seid. Ihr schlaft nur, dämmt dahin. Wie die Pflanzen im Winter. Die göttliche Sonne spendet euch ihren Glanz. Erwacht und preist die Sonne, die sich euch schenkt. Nehmt sie mit Freuden an, damit sie euch erwärme, von außen bis in die Tiefe, damit sie euch auferwecke und mit Blumen und Früchten bedecke.

Steht auf. Kommt zu meinem Geschenk.

„Nehmet und esset. Nehmet und trinket“, habe ich zu den Aposteln gesagt.

„Wenn du die Gabe Gottes kenntest und den, der zu dir sagt: ‚Gib mir zu trinken‘, so hättest du selbst ihn darum gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben“, habe ich zu der Samariterin gesagt.

Dasselbe sage ich nun auch zu euch: zu den Gelehrten und den Samaritern. Denn diese beiden völlig entgegengesetzten Gruppen brauchen es, und ebenso brauchen es alle, die sich zwischen den beiden Extremen befinden. Erstere, um nicht selbst unterernährt und kraftlos zu sein und der übernatürlichen Nahrung für jene zu ermangeln, die die unzureichende Erkenntnis Gottes, des Gottmenschen, des Meisters und Erlösers schwächt. Die zweiten, weil die Seelen das lebendige Wasser brauchen, wenn sie fern von den Quellen verschmachten. Und alle anderen zwischen diesen beiden Gruppen, die große Masse derer, die nicht schwer sündigen, die aber statisch sind und keine Fortschritte machen, sei es aus Trägheit oder Lauheit oder weil sie einen falschen Begriff von Heiligkeit haben; jene, die peinlich darauf bedacht sind, sich nicht zu verdammen und alle Vorschriften zu befolgen, und sich dabei in einem Labyrinth von oberflächlichen Praktiken verlieren, die es aber nicht wagen, den Schritt auf den steilen, sehr steilen Weg des Heldenmuts zu tun. Für sie möge dieses Werk der Anstoß sein, ihre Unbeweglichkeit zu überwinden und den heroischen Weg einzuschlagen.

Ich sage euch diese Worte. Ich biete euch diese Speise und diesen Trank lebendigen Wassers an. Mein Wort ist Leben. Und ich will euch im Leben haben, bei mir. Und ich vervielfache meine Worte als Gegengewicht zu den Miasmen Satans, die die Lebenskräfte eurer Seelen zerstören.

Weist mich nicht ab. Ich dürste danach, mich euch zu schenken, denn ich liebe euch. Dies ist mein unstillbarer Durst. Ich habe das brennende Verlangen, mich euch mitzuteilen, um euch bereit zu machen für das Gastmahl der himmlischen Hochzeit. Und ihr braucht mich, um nicht zu darben, um euch mit dem Festgewand für die Hochzeit des Lammes zu bekleiden, für das große Fest Gottes, nachdem die Trübsal in dieser Wüste voller Gefahren, Dornen und Schlangen, die die Erde ist, hinter euch liegt; damit ihr, ohne Schaden zu nehmen, durch das Feuer gehen, die Schlangen zertreten und Gift trinken könnt, ohne daran zu sterben, da ihr mich in euch habt.

Und weiter sage ich euch: „Nehmt, nehmt dieses Werk und ‚versiegelt es nicht‘, sondern lest es und laßt es lesen, ‚denn die Zeit ist nahe‘, und wer heilig ist, heilige sich noch mehr.“

Die Gnade eures Herrn Jesus Christus sei mit allen, die in diesem Buch mein baldiges Kommen erkennen und die, auf daß es sich erfülle zu ihrer Verteidigung, darum bitten mit dem Ruf der Liebe: „Komm, Herr Jesus!“«

Jesus sagt dann zu mir persönlich:

»Als Einleitung des Werkes wirst du das erste Kapitel des Evangeliums nach Johannes vom 1. bis zum 18. Vers einschließlich nehmen. Johannes hat diese Worte geschrieben, wie du dieses Werk niedergeschrieben hast, nach dem Diktat des Geistes Gottes. Es ist nichts hinzuzufügen oder wegzulassen, wie auch nichts hinzuzufügen oder wegzulassen war beim Vaterunser und bei meinem Gebet nach dem Letzten Abendmahl. Jedes dieser Worte ist ein göttliches Juwel und darf nicht angerührt werden. Es bleibt nur eines zu tun: inständig den Heiligen Geist zu bitten, daß er sie euch erstrahlen lasse in ihrer ganzen Schönheit und Weisheit.

Wenn du zu der Stelle kommst, an der mein öffentliches Leben beginnt, dann füge ebenfalls vom ersten Kapitel des Johannes die Verse 19–28 und vom 3. Kapitel des Lukas die Verse 3–18, jeweils einschließlich, ein, das eine nach dem anderen, als wäre es ein einziges Kapitel. Dort findet sich alles über den Vorläufer, den wortkargen, strengen und bußfertigen Asketen, und es ist nichts weiter hinzuzufügen. Dann kommt meine Taufe und alles andere, wie ich es dir gesagt habe.

Deine Mühe ist beendet. Nun bleibt dir, die Liebe und den Lohn zu genießen.

Meine Seele, was soll ich dir sagen? Du fragst mich, deinen Geist in mir verloren: „Was wirst du nun mit mir, deiner Dienerin, tun, mein Herr?“

Ich könnte dir sagen: „Ich werde das tönernen Gefäß zerbrechen, um die Essenz herauszuholen und sie dorthin zu bringen, wo ich bin.“ Und es wäre eine Freude für uns beide. Doch ich brauche dich noch ein wenig hier, damit du deinen Duft verströmst, den Duft des Christus, der in dir wohnt. Also sage ich zu dir, wie zu Johannes: „Wenn ich will, daß du bleibst, bis ich dich holen komme, was macht es dir aus, zu bleiben?“

Der Friede sei mit dir, meine kleine, unermüdliche Stimme. Der Friede sei mit dir. Mein Friede und mein Segen. Der Meister sagt dir: „Danke.“ Der Herr sagt dir: „Sei gesegnet.“ Jesus, dein Jesus, sagt dir: „Ich werde immer bei dir sein, denn es ist süß, bei jenen zu sein, die mich lieben.“

Mein Friede, kleiner Johannes. Komm und ruhe dich aus an meiner Brust.«

Und mit diesen Worten sind auch die Angaben für die endgültige Form des Werkes gemacht und die letzten Erklärungen gegeben.

Viareggio, 28. April 1947

Maria Valtorta

Anhang

Röm 8,29 Seite 32) ... ²⁹denn alle, die er im voraus erkannt hat, hat er auch im voraus dazu bestimmt, an Wesen und Gestalt seines Sohnes teilzuhaben, damit dieser der Erstgeborene von vielen Brüdern sei.

Ex 23,14-17 Seite 37) ¹⁴Dreimal im Jahr sollst du mir ein Fest feiern. ¹⁵Du sollst das Fest der Ungesäuerten Brote halten. Im Monat Abib sollst du zur festgesetzten Zeit sieben Tage lang ungesäuertes Brot essen, wie ich es dir geboten habe. Denn in diesem Monat bist du aus Ägypten ausgezogen. Man soll nicht mit leeren Händen vor mir erscheinen. ¹⁶Du sollst auch das Fest der Ernte, des ersten Ertrags deiner Aussaat auf dem Feld, halten, ebenso das Fest der Lese am Ende des Jahres, wenn du den Ertrag deines Feldes eingebracht hast. ¹⁷Dreimal im Jahr sollen alle deine Männer vor dem Herrn erscheinen.

1 Kön 1 Seite 37) ¹König David war alt und hochbetagt; auch wenn man ihn in Decken hüllte, wurde ihm nicht mehr warm. ²Da sagten seine Diener zu ihm: Man suche für unseren Herrn, den König, ein unberührtes Mädchen, das ihn bedient und pflegt. Wenn es an seiner Seite schläft, wird es unserem Herrn, dem König, warm werden. ³Man suchte nun im ganzen Land Israel nach einem schönen Mädchen, fand Abischag aus Schunem und brachte sie zum König. ⁴Das Mädchen war überaus schön. Sie pflegte den König und diente ihm; doch der König erkannte sie nicht. ⁵Adonija, der Sohn der Haggit, trat anmaßend auf und sagte: Ich werde König sein. Er beschaffte sich Wagen und Besatzung dazu sowie fünfzig Mann, die vor ihm herliefen. ⁶Sein Vater David hatte ihn nie in seinem Leben getadelt und nie zu ihm gesagt: Warum tust du das? Auch war Adonija

ein sehr stattlicher Mann; seine Mutter hatte ihn nach Abschalom geboren. ⁷Er verhandelte mit Joab, dem Sohn der Zeruja, und mit dem Priester Abjatar. Beide stellten sich hinter Adonija. ⁸Der Priester Zadok aber und Benaja, der Sohn Jojadas, und der Prophet Natan, auch Schimi, Reï und die Helden Davids schlossen sich ihm nicht an. ⁹Adonija schlachtete nun am Stein Sohelet bei der Rogel-Quelle Schafe, Rinder und Mastkälber zum Opfermahl. Er lud dazu alle seine Brüder, die Königssöhne, sowie alle Männer von Juda ein, die im Dienst des Königs standen. ¹⁰Den Propheten Natan jedoch und Benaja sowie die Helden und seinen Bruder Salomo lud er nicht ein. ¹¹Da sagte Natan zu Batseba, der Mutter Salomos: Hast du nicht gehört, daß Adonija, der Sohn der Haggit, König geworden ist, ohne daß David, unser Herr, davon weiß? ¹²Komm nun, ich will dir einen Rat geben, wie du dir und deinem Sohn Salomo das Leben retten kannst. ¹³Geh zum König David, und sag zu ihm: Mein Herr und König, du hast doch deiner Magd geschworen: Dein Sohn Salomo soll nach mir König sein, und er soll auf meinem Thron sitzen. Warum ist nun Adonija König geworden? ¹⁴Noch während du dort mit dem König redest, will auch ich kommen und deine Worte bestätigen. ¹⁵Batseba ging zum König in das Gemach. Er war sehr gealtert, und Abischag aus Schunem bediente ihn. ¹⁶Batseba verneigte sich und warf sich vor dem König nieder, und der König fragte sie: Was willst du? ¹⁷Sie sagte: Mein Herr, du selbst hast doch deiner Magd beim Herrn, deinem Gott, geschworen: Dein Sohn Salomo soll nach mir König sein, und er soll auf meinem Thron sitzen. ¹⁸Nun aber ist Adonija König geworden, und du, mein Herr und König, weißt nichts davon. ¹⁹Er hat eine Menge Rinder, Mastkälber und Schafe geschlachtet und alle Söhne des Königs, den Priester Abjatar und den Feldherrn Joab dazu eingeladen. Doch deinen Knecht Salomo hat er nicht eingeladen. ²⁰Auf dich, mein Herr und König, sind nun die Augen ganz Israels gerichtet. Du sollst ihnen bekanntgeben, wer nach meinem Herrn und König auf dem Thron sitzen wird. ²¹Sonst müssen ich und mein Sohn Salomo es büßen, wenn mein Herr und

König zu seinen Vätern entschlafen ist. ²²Während sie noch mit dem König redete, kam der Prophet Natan. ²³Man meldete dem König: Der Prophet Natan ist da. Er trat vor den König, warf sich vor ihm nieder, mit dem Gesicht zur Erde, ²⁴und sagte: Mein Herr und König, du hast wohl verfügt: Adonija soll nach mir König sein, und er soll auf meinem Thron sitzen. ²⁵Denn er ist heute hinabgezogen, hat eine Menge Rinder, Mastkälber und Schafe geschlachtet und hat dazu alle Söhne des Königs, die Obersten des Heeres und den Priester Abjatar eingeladen. Sie essen und trinken mit ihm und rufen: Es lebe der König Adonija! ²⁶Mich aber, deinen Knecht, sowie den Priester Zadok und Benaja, den Sohn Jojadas, und deinen Knecht Salomo hat er nicht eingeladen. ²⁷Wenn nun diese Verfügung wirklich von meinem Herrn und König ergangen ist, warum hast du dann deinen Knecht nicht wissen lassen, wer nach meinem Herrn und König auf dem Thron sitzen wird? ²⁸Darauf befahl König David: Ruft mir Batseba! Sie kam zum König herein, trat vor den König hin, ²⁹und der König schwor ihr: So wahr der Herr lebt, der mein Leben aus jeder Gefahr gerettet hat: ³⁰Ich habe dir beim Herrn, dem Gott Israels, geschworen, daß dein Sohn Salomo nach mir König sein und an meiner Stelle auf meinem Thron sitzen soll, und so will ich es heute wahr machen. ³¹Da verneigte sich Batseba bis zur Erde, warf sich vor dem König nieder und rief: Ewig lebe mein Herr, der König David! ³²Hierauf befahl König David: Ruft mir den Priester Zadok, den Propheten Natan und Benaja, den Sohn Jojadas! Sie erschienen vor dem König, ³³und dieser trug ihnen auf: Nehmt das Gefolge eures Herrn mit euch, setzt meinen Sohn Salomo auf mein eigenes Maultier, und führt ihn zum Gihon hinab! ³⁴Dort sollen ihn der Priester Zadok und der Prophet Natan zum König von Israel salben, und ihr sollt in das Horn stoßen und rufen: Es lebe König Salomo! ³⁵Dann zieht mit ihm herauf! Er soll kommen, sich auf meinen Thron setzen und König werden an meiner Stelle; denn ihn habe ich zum Fürsten von Israel und Juda bestimmt. ³⁶Benaja, der Sohn Jojadas, antwortete dem König: So sei es, so füge es der Herr, der Gott meines Herrn

und Königs. ³⁷Wie der Herr mit meinem Herrn und König war, so möge er auch mit Salomo sein. Er mache seinen Thron noch erhabener als den Thron meines Herrn, des Königs David. ³⁸Der Priester Zadok, der Prophet Natan und Benaja, der Sohn Jojadas, zogen mit den Keretern und Peletern hinab. Sie setzten Salomo auf das Maultier des Königs David und führten ihn zum Gihon. ³⁹Der Priester Zadok hatte das Salbhorn aus dem Zelt mitgenommen und salbte Salomo. Hierauf blies man das Widderhorn, und alles Volk rief: Es lebe König Salomo! ⁴⁰Nun zog das ganze Volk mit ihm hinauf. Dabei spielten sie auf Flöten und waren voller Freude, so daß bei ihrem Geschrei die Erde zu bersten drohte. ⁴¹Das hörten Adonija und alle Geladenen, die bei ihm waren. Sie hatten eben das Mahl beendet. Als Joab den Schall des Hornes hörte, rief er: Was soll das laute Lärmen in der Stadt? ⁴²Während er noch redete, kam Jonatan, der Sohn des Priesters Abjatar. Adonija rief ihm zu: Komm, du bist ein tüchtiger Mann. Du bringst sicher eine gute Nachricht. ⁴³Doch Jonatan erwiderte Adonija: Im Gegenteil. Unser Herr, der König David, hat Salomo als König eingesetzt. ⁴⁴Er hat mit ihm den Priester Zadok ausgeschickt sowie den Propheten Natan und Benaja, den Sohn Jojadas, samt den Keretern und Peletern, und diese haben ihn auf das Maultier des Königs gesetzt. ⁴⁵Der Priester Zadok und der Prophet Natan haben ihn am Gihon zum König gesalbt. Von dort sind sie voller Freude hinaufgezogen, und die Stadt ist in großer Aufregung. Das war der Lärm, den ihr gehört habt. ⁴⁶Salomo hat sich bereits auf den königlichen Thron gesetzt. ⁴⁷Auch sind die Diener des Königs gekommen, um unseren Herrn, den König David, zu beglückwünschen und zu rufen: Gott lasse Salomos Ruhm noch größer werden als deinen, und er mache seinen Thron noch erhabener als deinen Thron. Dabei hat sich der König auf seinem Lager tief verneigt. ⁴⁸Auch hat der König gesagt: Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels, der mir heute gewährt hat, daß mein Nachkomme auf meinem Thron sitzt und daß meine Augen das noch sehen dürfen. ⁴⁹Da erschranken alle Geladenen, die bei Adonija waren, und brachen

auf; jeder ging seines Weges. ⁵⁰Adonija fürchtete sich vor Salomo. Er stand auf, eilte zum Altar und ergriff dessen Hörner. ⁵¹Man meldete Salomo: Adonija hat aus Furcht vor König Salomo die Hörner des Altars ergriffen und gesagt: König Salomo schwöre mir zuerst, daß er seinen Knecht nicht mit dem Schwert hinrichten läßt. ⁵²Salomo versprach: Wenn er sich wie ein rechtschaffener Mann verhält, soll ihm kein Haar gekrümmt werden. Stellt es sich aber heraus, daß er unrecht handelt, muß er sterben. ⁵³Darauf ließ ihn König Salomo vom Altar wegholen. Als er kam und vor König Salomo niederfiel, befahl ihm dieser: Geh in dein Haus!

1 Kön 2,11 Seite 37 ¹¹Die Zeit, in der David über Israel König war, betrug vierzig Jahre. In Hebron regierte er sieben und in Jerusalem dreiunddreißig Jahre.

Weish 8,2 Seite 42 ²Sie habe ich geliebt und gesucht von Jugend auf, ich suchte sie als Braut heimzuführen und fand Gefallen an ihrer Schönheit.

Spr 31,10–31 Seite 42 ¹⁰Eine tüchtige Frau, wer findet sie? Sie übertrifft alle Perlen an Wert. ¹¹Das Herz ihres Mannes vertraut auf sie, und es fehlt ihm nicht an Gewinn. ¹²Sie tut ihm Gutes und nichts Böses alle Tage ihres Lebens. ¹³Sie sorgt für Wolle und Flachs und schafft mit emsigen Händen. ¹⁴Sie gleicht den Schiffen des Kaufmanns: Aus der Ferne holt sie ihre Nahrung. ¹⁵Noch bei Nacht steht sie auf, um ihrem Haus Speise zu geben [und den Mägden, was ihnen zusteht]. ¹⁶Sie überlegt es und kauft einen Acker, vom Ertrag ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg. ¹⁷Sie gürtet ihre Hüften mit Kraft und macht ihre Arme stark. ¹⁸Sie spürt den Erfolg ihrer Arbeit, auch des Nachts erlischt ihre Lampe nicht. ¹⁹Nach dem Spinnrocken greift ihre Hand, ihre Finger fassen die Spindel. ²⁰Sie öffnet ihre Hand für den Bedürftigen und reicht ihre Hände dem Armen. ²¹Ihr bangt nicht für ihr Haus vor dem Schnee; denn ihr ganzes Haus hat wollene Kleider. ²²Sie hat sich Decken gefertigt, Leinen und Purpur

sind ihr Gewand. ²³Ihr Mann ist in den Torhallen geachtet, wenn er zu Rat sitzt mit den Ältesten des Landes. ²⁴Sie webt Tücher und verkauft sie, Gürtel liefert sie dem Händler. ²⁵Kraft und Würde sind ihr Gewand, sie spottet der drohenden Zukunft. ²⁶Öffnet sie ihren Mund, dann redet sie klug, und gütige Lehre ist auf ihrer Zunge. ²⁷Sie achtet auf das, was vorgeht im Haus, und ißt nicht träge ihr Brot. ²⁸Ihre Söhne stehen auf und preisen sie glücklich, auch ihr Mann erhebt sich und rühmt sie: ²⁹Viele Frauen erwiesen sich tüchtig, doch du übertriffst sie alle. ³⁰Trügerisch ist Anmut, vergänglich die Schönheit, nur eine gottesfürchtige Frau verdient Lob. ³¹Preist sie für den Ertrag ihrer Hände, ihre Werke soll man am Stadttor loben.

Spr 17,6 Seite 43 ⁶Eine Krone der Alten sind Kindeskinde; der Kinder Ruhm sind ihre Väter.

Spr 5,18–19 Seite 43 ¹⁸Dein Brunnen sei gesegnet; freu dich der Frau deiner Jugendtage, ¹⁹der lieblichen Gazelle, der anmutigen Gemse! Ihre Liebkosung mache dich immerfort trunken, an ihrer Liebe beeraus dich immer wieder!

Weish 8,13 Seite 44 ¹³Mit ihr werde ich Unsterblichkeit erlangen und ewigen Ruhm bei der Nachwelt hinterlassen.

1 Sam 1,9 Seite 47 ⁹Nachdem man in Schilo gegessen und getrunken hatte, stand Hanna auf und trat vor den Herrn. Der Priester Eli saß an den Türpfosten des Tempels des Herrn auf seinem Stuhl.

Ex 15,20–21 Seite 48 ²⁰Die Prophetin Mirjam, die Schwester Aarons, nahm die Pauke in die Hand, und alle Frauen zogen mit Paukenschlag und Tanz hinter ihr her. ²¹Mirjam sang ihnen vor: Singt dem Herrn ein Lied, denn er ist hoch und erhaben! Rosse und Wagen warf er ins Meer.

¹Als sie in Hazerot waren, redeten Mirjam und Aaron über Mose wegen der kuschitischen Frau, die er sich genommen hatte. Er hatte sich nämlich eine Kuschiterin zur Frau genommen. ²Sie sagten: Hat etwa der Herr nur mit Mose gesprochen? Hat er nicht auch mit uns gesprochen? Das hörte der Herr. ³Mose aber war ein sehr demütiger Mann, demütiger als alle Menschen auf der Erde. ⁴Kurz darauf sprach der Herr zu Mose, Aaron und Mirjam: Geht ihr drei hinaus zum Offenbarungszelt! Da gingen die drei hinaus. ⁵Der Herr kam in der Wolkensäule herab, blieb am Zelteingang stehen und rief Aaron und Mirjam. Beide traten vor, ⁶und der Herr sprach: Hört meine Worte! Wenn es bei euch einen Propheten gibt, so gebe ich mich ihm in Visionen zu erkennen und rede mit ihm im Traum. ⁷Anders bei meinem Knecht Mose. Mein ganzes Haus ist ihm anvertraut. ⁸Mit ihm rede ich von Mund zu Mund, von Angesicht zu Angesicht, nicht in Rätseln. Er darf die Gestalt des Herrn sehen. Warum habt ihr es gewagt, über meinen Knecht Mose zu reden? ⁹Der Herr wurde zornig auf sie und ging weg. ¹⁰Kaum hatte die Wolke das Zelt verlassen, da war Mirjam weiß wie Schnee vor Aussatz. Aaron wandte sich Mirjam zu und sah: Sie war aussätzig. ¹¹Da sagte Aaron zu Mose: Mein Herr, ich bitte dich, laß uns nicht die Folgen der Sünde tragen, die wir leichtfertig begangen haben. ¹²Mirjam soll nicht wie eine Totgeburt sein, die schon halb verwest ist, wenn sie den Schoß der Mutter verläßt. ¹³Da schrie Mose zum Herrn: Ach, heile sie doch! ¹⁴Der Herr antwortete Mose: Wenn ihr Vater ihr ins Gesicht gespuckt hätte, müßte sie sich dann nicht sieben Tage lang schämen? Sie soll sieben Tage lang aus dem Lager ausgesperrt sein; erst dann soll man sie wieder hereinlassen. ¹⁵So wurde Mirjam sieben Tage aus dem Lager ausgesperrt. Das Volk brach nicht auf, bis man Mirjam wieder hereinließ.

²⁵Sie ist ein Hauch der Kraft Gottes und reiner Ausfluß der Herrlichkeit des Allherrschers; darum fällt kein Schatten auf sie.

Gen 28,12 Seite 53 ¹²Da hatte er einen Traum: Er sah eine Treppe, die auf der Erde stand und bis zum Himmel reichte. Auf ihr stiegen Engel Gottes auf und nieder.

Tob 12 Seite 53 ¹Danach rief Tobit seinen Sohn Tobias zu sich und sagte: Mein Sohn, vergiß nicht den Lohn für den Mann, der dich begleitet hat. Du mußt ihm aber mehr geben, als wir ihm versprochen haben. ²Tobias antwortete: Vater, ich werde keinen Schaden erleiden, wenn ich ihm die Hälfte von all dem gebe, was ich mitgebracht habe. ³Denn er hat mich gesund zu dir zurückgebracht; er hat meine Frau geheilt; er hat mein Geld abgeholt, und auch dich hat er geheilt. ⁴Da sagte der alte Tobit: Ja, er hat es verdient. ⁵Dann rief er den Engel zu sich und sagte: Nimm die Hälfte von allem, was ihr mitgebracht habt. ⁶Der Engel aber nahm die beiden beiseite und sagte zu ihnen: Preist Gott, und lobt ihn! Gebt ihm die Ehre, und bezeugt vor allen Menschen, was er für euch getan hat. Es ist gut, Gott zu preisen und seinen Namen zu verherrlichen und voll Ehrfurcht seine Taten zu verkünden. Hört nie auf, ihn zu preisen. ⁷Es ist gut, das Geheimnis eines Königs zu wahren; die Taten Gottes aber soll man offen rühmen. Tut Gutes, dann wird euch kein Unglück treffen. ⁸Es ist gut, zu beten und zu fasten, barmherzig und gerecht zu sein. Lieber wenig, aber gerecht, als viel und ungerecht. Besser, barmherzig sein, als Gold aufhäufen. ⁹Denn Barmherzigkeit rettet vor dem Tod und reinigt von jeder Sünde. Wer barmherzig und gerecht ist, wird lange leben. ¹⁰Wer aber sündigt, ist der Feind seines eigenen Lebens. ¹¹Ich will euch nichts verheimlichen; ich habe gesagt: Es ist gut, das Geheimnis eines Königs zu wahren; die Taten Gottes aber soll man offen rühmen. ¹²Darum sollt ihr wissen: Als ihr zu Gott flehtet, du und deine Schwiegertochter Sara, da habe ich euer Gebet vor den heiligen Gott gebracht. Und ebenso bin ich in deiner Nähe gewesen, als du die Toten begraben hast. ¹³Auch als du ohne zu zögern vom Tisch aufgestanden bist und dein Essen stehengelassen hast, um einem Toten den letzten Dienst zu erweisen, blieb mir deine gute Tat

nicht verborgen, sondern ich war bei dir. ¹⁴Nun hat mich Gott auch gesandt, um dich und deine Schwiegertochter Sara zu heilen. ¹⁵Ich bin Rafael, einer von den sieben heiligen Engeln, die das Gebet der Heiligen emportragen und mit ihm vor die Majestät des heiligen Gottes treten. ¹⁶Da erschrakten die beiden und fielen voller Furcht vor ihm nieder. ¹⁷Er aber sagte zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Friede sei mit euch. Preist Gott in Ewigkeit! ¹⁸Nicht weil ich euch eine Gunst erweisen wollte, sondern weil unser Gott es wollte, bin ich zu euch gekommen. Darum preist ihn in Ewigkeit! ¹⁹Während der ganzen Zeit, in der ihr mich gesehen habt, habe ich nichts gegessen und getrunken; ihr habt nur eine Erscheinung gesehen. ²⁰Jetzt aber dankt Gott! Ich steige wieder auf zu dem, der mich gesandt hat. Doch ihr sollt alles, was geschehen ist, in einem Buch aufschreiben. ²¹Als sie wieder aufstanden, sahen sie ihn nicht mehr. ²²Und sie verkündeten überall, welch große und wunderbare Dinge Gott getan hatte und daß ihnen der Engel des Herrn erschienen war.

Tob 13,1–13 Seite 53 ¹Und Tobit schrieb zum Lobpreis Gottes ein Gebet nieder: ²Gepriesen sei Gott, der in Ewigkeit lebt, sein Königtum sei gepriesen. Er züchtigt und hat auch wieder Erbarmen; er führt hinab in die Unterwelt und führt auch wieder zum Leben. Niemand kann seiner Macht entfliehen. ³Bekennet euch zu ihm vor allen Völkern, ihr Kinder Israels; denn er selbst hat uns unter die Völker zerstreut. ⁴Verkündet dort seine erhabene Größe, preist ihn laut vor allem, was lebt. Denn er ist unser Herr und Gott, er ist unser Vater in alle Ewigkeit. ⁵Er züchtigt uns wegen unserer Sünden, doch hat er auch wieder Erbarmen. Er führt uns aus allen Völkern zusammen, von überall her, wohin ihr verschleppt worden seid. ⁶Wenn ihr zu ihm umkehrt, von ganzem Herzen und aus ganzer Seele, und euch an seine Wahrheit haltet, dann kehrt er sich euch zu und verbirgt sein Angesicht nicht mehr vor euch. ⁷Wenn ihr dann seht, was er für euch tut, bekennet euch laut und offen zu ihm! Preist den Herrn der Gerechtigkeit, rühmt den ewigen König! ⁸Ich bekenne mich zum

Herrn im Land der Verbannung, ich bezeuge den Sündern seine Macht und erhabene Größe. Kehrt um, ihr Sünder, tut, was recht ist in seinen Augen. Vielleicht ist er gnädig und hat mit euch Erbarmen. ⁹Ich will meinen Gott rühmen, den König des Himmels, meine Seele freut sich über die erhabene Größe meines Gottes. ¹⁰Alle, die in Jerusalem wohnen, sollen sich zu ihm bekennen und sagen: Jerusalem, du heilige Stadt! Der Herr bestraft die Taten deiner Kinder, doch er hat wieder Erbarmen mit den Söhnen der Gerechten. ¹¹Bekenne dich zum Herrn in rechter Weise, preise den ewigen König, damit sein Zelt von neuem errichtet wird, dir zur großen Freude. ¹²Er mache in dir die Gefangenen wieder froh und schenke denen, die im Elend leben, seine Liebe, für alle Zeiten bis in Ewigkeit. ¹³Von weiter werden die Völker kommen, um den Namen des Herrn, unseres Gottes, zu preisen. Sie tragen Geschenke herbei, Geschenke für den himmlischen König. Alle Menschen jubeln dir zu.

Spr 8,22-31 Seite 59 ²²Der Herr hat mich geschaffen im Anfang seiner Wege, vor seinen Werken in der Urzeit; ²³in frühester Zeit wurde ich gebildet, am Anfang, beim Ursprung der Erde. ²⁴Als die Urmeere noch nicht waren, wurde ich geboren, als es die Quellen noch nicht gab, die wasserreichen. ²⁵Ehe die Berge eingesenkt wurden, vor den Hügeln wurde ich geboren. ²⁶Noch hatte er die Erde nicht gemacht und die Fluren und alle Schollen des Festlands. ²⁷Als er den Himmel baute, war ich dabei, als er den Erdkreis abmaß über den Wassern, ²⁸als er droben die Wolken befestigte und Quellen strömen ließ aus dem Urmeer, ²⁹als er dem Meer seine Satzung gab und die Wasser nicht seinen Befehl übertreten durften, ³⁰als er die Fundamente der Erde abmaß, da war ich als geliebtes Kind bei ihm. Ich war seine Freude Tag für Tag und spielte vor ihm allezeit. ³¹Ich spielte auf seinem Erdenrund, und meine Freude war es, bei den Menschen zu sein.

Spr 9,4 Seite 74 ⁴Wer unerfahren ist, kehre hier ein. Zum Unwissenden sagt sie: ...

Mt 6,22–23 Seite 75 ²²Das Auge gibt dem Körper Licht. Wenn dein Auge gesund ist, dann wird dein ganzer Körper hell sein. ²³Wenn aber dein Auge krank ist, dann wird dein ganzer Körper finster sein. Wenn nun das Licht in dir Finsternis ist, wie groß muß dann die Finsternis sein!

2 Sam 5–8 Seite 77 **5** ¹Alle Stämme Israels kamen zu David nach Hebron und sagten: Wir sind doch dein Fleisch und Bein. ²Schon früher, als noch Saul unser König war, bist du es gewesen, der Israel in den Kampf und wieder nach Hause geführt hat. Der Herr hat zu dir gesagt: Du sollst der Hirt meines Volkes Israel sein, du sollst Israels Fürst werden. ³Alle Ältesten Israels kamen zum König nach Hebron; der König David schloß mit ihnen in Hebron einen Vertrag vor dem Herrn, und sie salbten David zum König von Israel. ⁴David war dreißig Jahre alt, als er König wurde, und er regierte vierzig Jahre lang. ⁵In Hebron war er sieben Jahre und sechs Monate König von Juda, und in Jerusalem war er dreiunddreißig Jahre König von ganz Israel und Juda. ⁶Der König zog mit seinen Männern nach Jerusalem gegen die Jebusiter, die in dieser Gegend wohnten. Die Jebusiter aber sagten zu David: Du kommst hier nicht herein; die Blinden und Lahmen werden dich vertreiben. Das sollte besagen: David wird hier nicht eindringen. ⁷Dennoch eroberte David die Burg Zion; sie wurde die Stadt Davids. ⁸David sagte an jenem Tag: Jeder, der den Schacht erreicht, soll die Jebusiter erschlagen, auch die Lahmen und Blinden, die David in der Seele verhaßt sind. Daher sagt man: Ein Blinder und ein Lahmer kommt nicht ins Haus. ⁹David ließ sich in der Burg nieder und nannte sie die Stadt Davids. Und David begann ringsum zu bauen, und zwar vom Millo an bis zur Burg. ¹⁰David wurde immer mächtiger, und der Herr, der Gott der Heere, war mit ihm. ¹¹Hiram, der König von Tyrus, schickte eine Gesandtschaft zu David und ließ ihm Zedernholz überbringen; auch Zimmerleute und Steinmetzen schickte er, und sie bauten für David einen Palast. ¹²So erkannte David, daß der Herr ihn als König von Israel bestätigt hatte und daß der

Herr sein Königtum wegen seines Volkes Israel zu hohem Ansehen gebracht hatte. ¹³Als David von Hebron gekommen war, nahm er sich noch Nebenfrauen, auch Frauen aus Jerusalem. So wurden ihm noch mehr Söhne und Töchter geboren. ¹⁴Das sind die Namen der Söhne, die ihm in Jerusalem geboren wurden: Schima, Schobab, Natan, Salomo, ¹⁵Jibhar, Elischua, Nefeg, Jafia, ¹⁶Elischama, Eljada und Elifelet. ¹⁷Die Philister hörten, daß man David zum König von Israel gesalbt hatte. Da zogen alle herauf, um David gefangenzunehmen. David erfuhr davon und zog sich in eine Bergfestung zurück. ¹⁸Als die Philister herankamen und in der Rafaïterebene umherstreiften, ¹⁹befragte David den Herrn; er sagte: Soll ich die Philister angreifen? Wirst du sie in meine Hand geben? Der Herr antwortete David: Greif sie an; denn ich werde die Philister bestimmt in deine Hand geben. ²⁰Da zog David nach Baal-Perazim. Dort schlug er die Philister und sagte: Der Herr hat die Reihen meiner Feinde vor meinen Augen durchbrochen, wie Wasser (einen Damm) durchbricht. Deshalb nennt man jenen Ort Baal-Perazim (Herr der Durchbrüche). ²¹Die Philister ließen dort ihre Götterbilder zurück, so daß David und seine Männer sie mitnehmen konnten. ²²Doch die Philister zogen noch einmal herauf und streiften in der Rafaïterebene umher. ²³David befragte wieder den Herrn, und der Herr antwortete ihm: Zieh nicht hinauf, umgeh sie in ihrem Rücken, und komm von den Baka-Bäumen her an sie heran! ²⁴Wenn du dann in den Wipfeln der Baka-Bäume ein Geräusch wie von Schritten hörst, dann beeil dich; denn dann geht der Herr vor dir her, um das Heer der Philister zu schlagen. ²⁵David tat, was der Herr ihm befohlen hatte, und er schlug die Philister (im ganzen Gebiet) zwischen Geba und der Gegend von Geser.

6 ¹David versammelte wiederum alle jungen Krieger aus Israel, dreißigtausend Mann, ²brach auf und zog mit seinem ganzen Heer nach Baala in Juda, um von dort die Lade Gottes heraufzuholen, über der der Name des Herrn der Heere, der über den Kerubim thront, ausgerufen worden ist. ³Sie stellten die Lade Gottes auf einen

neuen Wagen und holten sie so vom Haus Abinadabs, das auf einem Hügel stand; Usa und Achjo, die Söhne Abinadabs, lenkten den neuen Wagen ⁴[sie holten sie also aus dem Haus Abinadabs, das auf dem Hügel stand,] mit der Lade Gottes, und Achjo ging vor der Lade her. ⁵David und das ganze Haus Israel tanzten und sangen vor dem Herrn mit ganzer Hingabe und spielten auf Zithern, Harfen und Pauken, mit Rasseln und Zimbeln. ⁶Als sie zur Tenne Nachons kamen, brachen die Rinder aus, und Usa streckte seine Hand nach der Lade Gottes aus und faßte sie an. ⁷Da entbrannte der Zorn des Herrn gegen Usa, und Gott erschlug ihn auf der Stelle wegen dieser Vermessenheit, so daß er neben der Lade Gottes starb. ⁸David war sehr erregt darüber, daß der Herr den Usa so plötzlich dahingerafft hatte, und man nennt den Ort bis heute darum Perez-Usa (Wegraffung Usas). ⁹An jenem Tag bekam David Angst vor dem Herrn, und er sagte: Wie soll die Lade des Herrn jemals zu mir kommen? ¹⁰Darum wollte David die Lade des Herrn nicht zu sich in die Davidstadt bringen lassen, sondern stellte sie in das Haus des Obed-Edom aus Gat. ¹¹Drei Monate lang blieb die Lade des Herrn im Haus Obed-Edoms aus Gat, und der Herr segnete Obed-Edom und sein ganzes Haus. ¹²Als man König David berichtete: Der Herr hat das Haus Obed-Edoms und alles, was ihm gehört, um der Lade Gottes willen gesegnet, da ging David hin und brachte die Lade Gottes voll Freude aus dem Haus Obed-Edoms in die Davidstadt hinauf. ¹³Sobald die Träger der Lade des Herrn sechs Schritte gegangen waren, opferete er einen Stier und ein Mastkalb. ¹⁴Und David tanzte mit ganzer Hingabe vor dem Herrn her und trug dabei das leinene Efod. ¹⁵So brachten David und das ganze Haus Israel die Lade des Herrn unter Jubelgeschrei und unter dem Klang des Widderhorns hinauf. ¹⁶Als die Lade des Herrn in die Davidstadt kam, schaute Michal, Sauls Tochter, aus dem Fenster, und als sie sah, wie der König David vor dem Herrn hüpfte und tanzte, verachtete sie ihn in ihrem Herzen. ¹⁷Man trug die Lade des Herrn in das Zelt, das David für sie aufgestellt hatte, und setzte sie an ihren Platz in der Mitte des Zeltes, und

David brachte dem Herrn Brandopfer und Heilsopfer dar. ¹⁸Als David mit dem Darbringen der Brandopfer und Heilsopfer fertig war, segnete er das Volk im Namen des Herrn der Heere ¹⁹und ließ an das ganze Volk, an alle Israeliten, Männer und Frauen, je einen Laib Brot, einen Dattelkuchen und einen Traubenkuchen austeilten. Dann gingen alle wieder nach Hause. ²⁰Als David zurückkehrte, um seine Familie zu begrüßen, kam ihm Michal, die Tochter Sauls, entgegen und sagte: Wie würdevoll hat sich heute der König von Israel benommen, als er sich vor den Augen der Mägde seiner Untertanen bloßgestellt hat, wie sich nur einer vom Gesindel bloßstellen kann. ²¹David erwiderte Michal: Vor dem Herrn, der mich statt deines Vaters und seines ganzen Hauses erwählt hat, um mich zum Fürsten über das Volk des Herrn, über Israel, zu bestellen, vor dem Herrn habe ich getanzt; ²²für ihn will ich mich gern noch geringer machen als diesmal und in meinen eigenen Augen niedrig erscheinen. Bei den Mägden jedenfalls, von denen du gesprochen hast, stehe ich in Ehren. ²³Michal aber, die Tochter Sauls, bekam bis zu ihrem Tod kein Kind.

7 ¹Als nun der König in seinem Haus wohnte und der Herr ihm Ruhe vor allen seinen Feinden ringsum verschafft hatte, ²sagte er zu dem Propheten Natan: Ich wohne in einem Haus aus Zedernholz, die Lade Gottes aber wohnt in einem Zelt. ³Natan antwortete dem König: Geh nur und tu alles, was du im Sinn hast; denn der Herr ist mit dir. ⁴Aber in jener Nacht erging das Wort des Herrn an Natan: ⁵Geh zu meinem Knecht David, und sag zu ihm: So spricht der Herr: Du willst mir ein Haus bauen, damit ich darin wohne? ⁶Seit dem Tag, als ich die Israeliten aus Ägypten heraufgeführt habe, habe ich bis heute nie in einem Haus gewohnt, sondern bin in einer Zeltwohnung umhergezogen. ⁷Habe ich in der Zeit, als ich bei den Israeliten von Ort zu Ort zog, jemals zu einem der Richter Israels, die ich als Hirten über mein Volk Israel eingesetzt hatte, ein Wort gesagt und sie gefragt: Warum habt ihr mir kein Haus aus Zedernholz gebaut? ⁸Sag also jetzt meinem Knecht David: So spricht der Herr der Heere:

Ich habe dich von der Weide und von der Herde weggeholt, damit du Fürst über mein Volk Israel wirst,⁹ und ich bin überall mit dir gewesen, wohin du auch gegangen bist. Ich habe alle deine Feinde vor deinen Augen vernichtet, und ich will dir einen großen Namen machen, der dem Namen der Großen auf der Erde gleich ist.¹⁰ Ich will meinem Volk Israel einen Platz zuweisen und es einpflanzen, damit es an seinem Ort (sicher) wohnen kann und sich nicht mehr ängstigen muß und schlechte Menschen es nicht mehr unterdrücken wie früher¹¹ und auch von dem Tag an, an dem ich Richter in meinem Volk Israel eingesetzt habe. Ich verschaffe dir Ruhe vor allen deinen Feinden. Nun verkündet dir der Herr, daß der Herr dir ein Haus bauen wird.¹² Wenn deine Tage erfüllt sind und du dich zu deinen Vätern legst, werde ich deinen leiblichen Sohn als deinen Nachfolger einsetzen und seinem Königtum Bestand verleihen.¹³ Er wird für meinen Namen ein Haus bauen, und ich werde seinem Königs-thron ewigen Bestand verleihen.¹⁴ Ich will für ihn Vater sein, und er wird für mich Sohn sein. Wenn er sich verfehlt, werde ich ihn nach Menschenart mit Ruten und mit Schlägen züchtigen.¹⁵ Meine Huld aber soll nicht von ihm weichen, wie sie von Saul gewichen ist, den ich vor deinen Augen verstoßen habe.¹⁶ Dein Haus und dein Königtum sollen durch mich auf ewig bestehen bleiben; dein Thron soll auf ewig Bestand haben.¹⁷ Natan sprach zu David genau so, wie es (ihm) gesagt und offenbart worden war.¹⁸ Da ging König David hin und setzte sich vor dem Herrn nieder und sagte: Wer bin ich, mein Herr und Gott, und was ist mein Haus, daß du mich bis hierher geführt hast?¹⁹ Weil das in deinen Augen noch zu wenig war, mein Herr und Gott, hast du dem Haus deines Knechtes sogar Zusagen für die ferne Zukunft gemacht. Ist das eine Weisung, wie sie einem (schwachen) Menschen zukommt, mein Herr und Gott?²⁰ Was soll David noch weiter zu dir sagen? Du kennst deinen Knecht, mein Herr und Gott.²¹ Um deines Wortes willen und nach der Absicht deines Herzens hast du alle diese großen Taten getan und deinem Knecht offenbart.²² Darum bist du groß, mein Herr und Gott. Ja, kei-

ner ist dir gleich, und außer dir gibt es keinen Gott nach allem, was wir mit unseren Ohren gehört haben. ²³Welches andere Volk auf der Erde ist wie dein Volk Israel? Wo wäre ein Gott hingegangen, um ein Volk für sich als sein Volk freizukaufen und ihm einen Namen zu machen und für dieses Volk große und erstaunliche Taten zu vollbringen, so wie du ganze Völker und ihre Götter vertrieben hast vor den Augen deines Volkes, das du dir von den Ägyptern freigekauft hast? ²⁴Du hast Israel auf ewig zu deinem Volk bestimmt, und du, Herr, bist sein Gott geworden. ²⁵Doch nun, Herr und Gott, verleihe dem Wort, das du über deinen Knecht und über sein Haus gesprochen hast, für immer Geltung, und tu, was du gesagt hast. ²⁶Dann wird dein Name groß sein für ewige Zeiten, und man wird sagen: Der Herr der Heere ist Israels Gott!, und das Haus deines Knechtes David wird vor deinen Augen Bestand haben. ²⁷Denn du, Herr der Heere, Gott Israels, hast deinem Knecht offenbart: Ich will dir ein Haus bauen. Darum fand dein Knecht den Mut, so zu dir zu beten: ²⁸Ja, mein Herr und Gott, du bist der einzige Gott, und deine Worte sind wahr. Du hast deinem Knecht ein solches Glück zugesagt. ²⁹So segne jetzt gnädig das Haus deines Knechtes, damit es ewig vor deinen Augen Bestand hat. Denn du, mein Herr und Gott, hast es versprochen, und mit deinem Segen wird das Haus deines Knechtes für immer gesegnet sein.

8 ¹Hernach schlug David die Philister. Er unterwarf sie und nahm ihnen die Zügel der Herrschaft aus der Hand. ²Auch die Moabiter schlug er. Sie mußten sich nebeneinander auf die Erde legen, und er maß die Reihe mit einer Meßschnur ab: jeweils zwei Schnurlängen wurden getötet, und jeweils eine volle Schnurlänge ließ er am Leben. So wurden die Moabiter David untertan und tributpflichtig. ³David schlug auch Hadad-Eser, den Sohn Rehobs, den König von Zoba, als dieser ausgezogen war, um seine Macht am Eufrat wiederzugewinnen. ⁴David nahm von ihm siebzehnhundert Wagenkämpfer und zwanzigtausend Fußsoldaten gefangen; er ließ alle Wagenpferde lähmen und behielt nur hundert (für sich) zurück. ⁵Als die

Aramäer von Damaskus Hadad-Eser, dem König von Zoba, zu Hilfe kamen, erschlug David 22000 von den Aramäern ⁶und besetzte das Aramäerreich von Damaskus. So wurden die Aramäer David untertan und tributpflichtig. Der Herr half David bei allem, was er unternahm. ⁷David erbeutete die goldenen Schilde, die die Krieger Hadad-Esers trugen, und brachte sie nach Jerusalem. ⁸In Tebach und Berotai, den Städten Hadad-Esers, erbeutete der König David eine große Menge Bronze. ⁹Als Toï, der König von Hamat, hörte, daß David das ganze Heer Hadad-Esers geschlagen hatte, ¹⁰schickte er seinen Sohn Hadoram mit Gefäßen aus Gold, Silber und Bronze zu König David. Er ließ ihm den Friedensgruß entbieten und ihn dazu beglückwünschen, daß er Hadad-Eser im Krieg geschlagen hatte; Toï lebte nämlich im Krieg mit Hadad-Eser. ¹¹König David weihte auch diese Gefäße dem Herrn, zusammen mit dem Gold und Silber, das er von all den Völkern, die er unterwarf, erbeutet hatte: ¹²von Aram und Moab, von den Ammonitern, den Philistern, von Amalek, sowie die Beute von Hadad-Eser, dem Sohn Rehobs, dem König von Zoba. ¹³So machte sich David einen Namen. Als er nach dem Sieg über Aram zurückkehrte, schlug er Edom im Salztal, achtzehntausend Mann, ¹⁴und setzte in Edom Vögte ein. [In ganz Edom setzte er Vögte ein.] So wurde ganz Edom von David unterworfen. Der Herr half David bei allem, was er unternahm. ¹⁵David war König von ganz Israel und sorgte für Recht und Gerechtigkeit in seinem ganzen Volk. ¹⁶Joab, der Sohn der Zeruja, war Heerführer, und Joschafat, der Sohn Ahiluds, war Sprecher des Königs. ¹⁷Zadok, der Sohn Ahitubs, und Abjatar, der Sohn Ahimelechs, waren Priester, Seraja war Staatsschreiber. ¹⁸Benaja, der Sohn Jojadas, war der Befehlshaber der Kereter und Peleter. Auch die Söhne Davids waren Priester.

1 Kön 8 Seite 77 ¹Damals versammelte Salomo die Ältesten Israels, alle Stammesführer und die Häupter der israelitischen Großfamilien bei sich in Jerusalem, um die Bundeslade des Herrn aus der Stadt

Davids, das ist Zion, heraufzuholen. ²Am Fest im Monat Etanim, das ist der siebte Monat, kamen alle Männer Israels bei König Salomo zusammen. ³In Gegenwart aller Ältesten Israels nahmen die Priester die Lade ⁴und brachten sie zugleich mit dem Offenbarungszelt und den heiligen Geräten, die im Zelt waren, hinauf. Die Priester und die Leviten übernahmen den Trägerdienst. ⁵König Salomo aber und die ganze Gemeinde Israels, die bei ihm vor der Lade versammelt war, schlachteten Schafe und Rinder, die man wegen ihrer Menge nicht zählen und nicht berechnen konnte. ⁶Darauf stellten die Priester die Bundeslade des Herrn an ihren Platz, in die Gotteswohnung des Hauses, in das Allerheiligste, unter die Flügel der Kerubim. ⁷Denn die Kerubim breiteten ihre Flügel über den Ort, wo die Lade stand, und bedeckten sie und ihre Stangen von oben her. ⁸Die Stangen waren so lang, daß man ihre Spitzen im Heiligtum vor der Gotteswohnung sehen konnte; draußen aber waren sie nicht zu sehen. Sie blieben dort bis zum heutigen Tag. ⁹In der Lade befanden sich nur die zwei steinernen Tafeln, die Mose am Horeb hineingelegt hatte, die Tafeln des Bundes, den der Herr mit den Israeliten beim Auszug aus Ägypten geschlossen hatte. ¹⁰Als dann die Priester aus dem Heiligtum traten, erfüllte die Wolke das Haus des Herrn. ¹¹Sie konnten wegen der Wolke ihren Dienst nicht verrichten; denn die Herrlichkeit des Herrn erfüllte das Haus des Herrn. ¹²Damals sagte Salomo: Der Herr hat die Sonne an den Himmel gesetzt; er selbst wollte im Dunkel wohnen. ¹³Ich habe ein fürstliches Haus für dich gebaut, eine Wohnstätte für ewige Zeiten. ¹⁴Dann wandte sich der König um und segnete die ganze Versammlung Israels. Alle standen, ¹⁵und er betete: Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels. Seine Hand hat ausgeführt, was sein Mund meinem Vater David verheißen hat, als er sprach: ¹⁶Seit dem Tag, da ich mein Volk Israel aus Ägypten führte, habe ich aus keinem der Stämme Israels eine Stadt für den Bau eines Hauses erwählt, um meinen Namen dort wohnen zu lassen. David aber habe ich zum Herrscher über mein Volk Israel erwählt. ¹⁷Mein Vater David wollte dem Namen des Herrn, des Gottes Israels, ein

Haus bauen. ¹⁸Doch der Herr sprach zu ihm: Wenn du dir vorgenommen hast, meinem Namen ein Haus zu bauen, hast du einen guten Entschluß gefaßt. ¹⁹Doch sollst nicht du das Haus bauen; sondern erst dein leiblicher Sohn soll meinem Namen das Haus bauen. ²⁰Der Herr hat jetzt sein Versprechen, das er gegeben hat, wahr gemacht: Ich bin an die Stelle meines Vaters David getreten und habe den Thron Israels bestiegen, wie es der Herr zugesagt hatte. Ich habe dem Namen des Herrn, des Gottes Israels, das Haus gebaut ²¹und darin einen Raum für die Lade geschaffen. Sie enthält die Tafeln des Bundes, den der Herr mit unseren Vätern geschlossen hat, als er sie aus Ägypten führte. ²²Dann trat Salomo in Gegenwart der ganzen Versammlung Israels vor den Altar des Herrn, breitete seine Hände zum Himmel aus ²³und betete: Herr, Gott Israels, im Himmel oben und auf der Erde unten gibt es keinen Gott, der so wie du Bund und Huld seinen Knechten bewahrt, die mit ungeteiltem Herzen vor ihm leben. ²⁴Du hast das Versprechen gehalten, das du deinem Knecht, meinem Vater David, gegeben hast. Deine Hand hat heute erfüllt, was dein Mund versprochen hat. ²⁵Und nun, Herr, Gott Israels, halte auch das andere Versprechen, das du deinem Knecht David, meinem Vater, gegeben hast, als du sagtest: Es soll dir nie an einem Nachkommen fehlen, der vor mir auf dem Thron Israels sitzt, wenn nur deine Söhne darauf achten, ihren Weg so vor mir zu gehen, wie du es getan hast. ²⁶Gott Israels, möge sich jetzt dein Wort, das du deinem Knecht David, meinem Vater, gegeben hast, als wahr erweisen. ²⁷Wohnt denn Gott wirklich auf der Erde? Siehe, selbst der Himmel und die Himmel der Himmel fassen dich nicht, wieviel weniger dieses Haus, das ich gebaut habe. ²⁸Wende dich, Herr, mein Gott, dem Beten und Flehen deines Knechtes zu! Höre auf das Rufen und auf das Gebet, das dein Knecht heute vor dir verrichtet. ²⁹Halte deine Augen offen über diesem Haus bei Nacht und bei Tag, über der Stätte, von der du gesagt hast, daß dein Name hier wohnen soll. Höre auf das Gebet, das dein Knecht an dieser Stätte verrichtet. ³⁰Achte auf das Flehen deines Knechtes und deines Volkes Israel, wenn sie

an dieser Stätte beten. Höre sie im Himmel, dem Ort, wo du wohnst. Höre sie, und verzeih! ³¹Wenn sich jemand gegen seinen Nächsten verfehlt und dieser ihm einen Eid abverlangt, den er schwören muß, und er dann kommt und vor deinem Altar in diesem Haus schwört, ³²so höre du es im Himmel, und greif ein! Verschaff deinen Knechten Recht; verurteile den Schuldigen, und laß sein Tun auf ihn selbst zurückfallen! Den Schuldlosen aber sprich frei, und vergilt ihm, wie es seiner Gerechtigkeit entspricht. ³³Wenn dein Volk Israel von einem Feind geschlagen wird, weil es gegen dich gesündigt hat, und dann wieder zu dir umkehrt, deinen Namen preist und in diesem Haus zu dir betet und fleht, ³⁴so höre du es im Himmel! Vergib deinem Volk Israel seine Sünde; laß sie in das Land zurückkommen, das du ihren Vätern gegeben hast. ³⁵Wenn der Himmel verschlossen ist und kein Regen fällt, weil sie gegen dich gesündigt haben, und wenn sie dann an diesem Ort beten, deinen Namen preisen und von ihrer Sünde lassen, weil du sie demütigst, ³⁶so höre du sie im Himmel! Vergib deinen Knechten und deinem Volk Israel ihre Sünden; denn du führst sie den guten Weg, den sie gehen sollen. Spende Regen deinem Land, das du deinem Volk zum Erbesitz gegeben hast. ³⁷Wenn im Land Hungersnot herrscht, wenn Pest ausbricht, wenn Getreidebrand, Rost, Heuschrecken und Ungeziefer auftreten, wenn Feinde sie im eigenen Land bedrängen, wenn irgendeine Plage oder Krankheit sie trifft, ³⁸(so höre du) jedes Gebet und Flehen eines jeden einzelnen und deines ganzen Volkes Israel; denn sie alle kennen die Not ihres Herzens und erheben ihre Hände zu diesem Haus. ³⁹Höre sie dann im Himmel, dem Ort, wo du wohnst, und verzeih! Greif ein, und vergilt jedem, wie es sein Tun verdient. Du kennst ja ihre Herzen; denn du allein kennst die Herzen aller Menschen. ⁴⁰So werden sie dich fürchten, solange sie in dem Land leben, das du unseren Vätern gegeben hast. ⁴¹Auch Fremde, die nicht zu deinem Volk Israel gehören, werden wegen deines Namens aus fernen Ländern kommen; ⁴²denn sie werden von deinem großen Namen, deiner starken Hand und deinem hoch erhobenen Arm hören. Sie werden kommen

und in diesem Haus beten. ⁴³Höre sie dann im Himmel, dem Ort, wo du wohnst, und tu alles, weswegen der Fremde zu dir ruft. Dann werden alle Völker der Erde deinen Namen erkennen. Sie werden dich fürchten, wie dein Volk Israel dich fürchtet, und erfahren, daß dein Name ausgerufen ist über diesem Haus, das ich gebaut habe. ⁴⁴Wenn dein Volk auf dem Weg, den du es führst, gegen seine Feinde in den Krieg zieht und wenn es dann zu dir betet, zur Stadt hingewendet, die du erwählt hast, und zu dem Haus hin, das ich deinem Namen gebaut habe, ⁴⁵so höre du im Himmel sein Beten und Flehen, und verschaff ihm Recht. ⁴⁶Wenn sie gegen dich sündigen – es gibt ja niemand, der nicht sündigt – und du ihnen zürnst, sie ihren Bedrängern preisgibst und ihre Feinde sie gefangen fortführen in ein fernes oder nahes Land, ⁴⁷so werden sie im Land ihrer Gefangenschaft in sich gehen. Sie werden im Land ihrer Gefangenschaft umkehren, zu dir flehen und rufen: Wir haben gesündigt, Unrecht getan und gefrevelt. ⁴⁸Mit ganzem Herzen und ganzer Seele werden sie im Land ihrer Feinde, von denen sie als Gefangene weggeführt wurden, zu dir umkehren und zu dir beten, zum Land hingewendet, das du ihren Vätern gegeben hast, zur Stadt hin, die du erwählt hast, und zum Haus hin, das ich deinem Namen gebaut habe. ⁴⁹Höre dann im Himmel, dem Ort, wo du wohnst, ihr Beten und Flehen! Verschaff ihnen Recht, ⁵⁰und verzeih deinem Volk, was es gegen dich gesündigt hat; verzeih ihm alle Frevel, die es gegen dich begangen hat. Laß sie bei ihren Unterdrückern Mitleid und Erbarmen finden! ⁵¹Sie sind ja dein Volk und dein Eigentum, das du aus dem Schmelzofen, aus Ägypten, herausgeführt hast. ⁵²Halte deine Augen offen für das Flehen deines Knechtes und für das Flehen deines Volkes Israel! Erhöre sie, sooft sie zu dir rufen. ⁵³Du hast dir Israel unter allen Völkern der Erde als Eigentum ausgewählt, wie du es durch deinen Knecht Mose verkündet hast, als du unsere Väter aus Ägypten geführt hast, Herr und Gott. ⁵⁴Als Salomo dieses flehentliche Gebet zum Herrn beendet hatte, erhob er sich auf dem Platz vor dem Altar des Herrn, wo er niederkniet war und die Hände zum Himmel ausgebreitet

hatte. ⁵⁵Er trat vor die ganze Versammlung Israels, segnete sie und rief mit lauter Stimme: ⁵⁶Gepriesen sei der Herr, der seinem Volk Israel Ruhe geschenkt hat, wie er es versprochen hat. Von all den herrlichen Verheißungen, die er durch seinen Knecht Mose verkündet hat, ist nicht eine hinfällig geworden. ⁵⁷Der Herr, unser Gott, sei mit uns, wie er mit unseren Vätern war. Er verlasse uns nicht und verstoße uns nicht. ⁵⁸Er lenke unsere Herzen zu sich hin, damit wir auf seinen Wegen gehen und die Gebote, Befehle und Anordnungen befolgen, die er unseren Vätern gegeben hat. ⁵⁹Mögen diese Worte, die ich flehend vor dem Herrn, unserem Gott, gesprochen habe, ihm Tag und Nacht gegenwärtig bleiben. Möge er seinem Knecht und seinem Volk Israel Recht verschaffen, wie es jeder Tag verlangt, ⁶⁰damit alle Völker der Erde erkennen, daß niemand Gott ist als der Herr allein. ⁶¹Euer Herz aber bleibe ungeteilt beim Herrn, unserem Gott, so daß ihr seinen Gesetzen folgt und auf seine Gebote achtet, wie es heute geschieht. ⁶²Dann brachten der König und mit ihm ganz Israel vor dem Herrn Opfer dar. ⁶³Zweiundzwanzigtausend Rinder und hundertzwanzigtausend Schafe ließ Salomo als Heilsopfer für den Herrn schlachten. So vollzogen der König und alle Israeliten die Weihe des Hauses des Herrn. ⁶⁴An jenem Tag weihte der König auch die Mitte des Hofes, der vor dem Haus des Herrn war, als er dort das Brandopfer, das Speiseopfer und die Fettstücke der Heilsopfer darbrachte. Der bronzene Altar, der vor dem (Tempel des) Herrn stand, war nämlich zu klein, um das Brandopfer, das Speiseopfer und die Fettstücke der Heilsopfer fassen zu können. ⁶⁵Salomo feierte damals mit ganz Israel, das von Lebo-Hamat bis zum Grenzbach Ägyptens zu einer großen Versammlung vor dem Herrn, unserem Gott, erschienen war, das (Laubhütten-)Fest sieben Tage lang [und nochmals sieben Tage, zusammen vierzehn Tage]. ⁶⁶Am achten Tag entließ er das Volk. Sie priesen den König und gingen zu ihren Zelten, frohen Mutes und voll Freude über all das Gute, das der Herr an seinem Knecht David und seinem Volk Israel getan hatte.

Dan 9 Seite 78 ¹Im ersten Jahr, nachdem Darius, der Sohn des Xerxes, aus dem Stamm der Meder, König über das Reich der Chaldäer geworden war, ²in diesem ersten Jahr seiner Herrschaft suchte ich, Daniel, in den Schriften die Zahl der Jahre zu ergründen, die Jerusalem nach dem Wort des Herrn an den Propheten Jeremia verwüstet sein sollte; es waren siebenzig Jahre. ³Ich richtete mein Gesicht zu Gott, dem Herrn, um ihn mit Gebet und Flehen, bei Fasten in Sack und Asche, zu bitten. ⁴Ich betete zum Herrn, meinem Gott, legte ein Bekenntnis ab und sagte: Herr, du großer und furchterregender Gott, du bewahrst denen, die dich lieben und deine Gebote halten, deinen Bund und deine Gnade. ⁵Wir haben gesündigt und Unrecht getan, wir sind treulos gewesen und haben uns gegen dich empört; von deinen Geboten und Gesetzen sind wir abgewichen. ⁶Wir haben nicht auf deine Diener, die Propheten, gehört, die in deinem Namen zu unseren Königen und Vorstehern, zu unseren Vätern und zu allen Bürgern des Landes geredet haben. ⁷Du, Herr, bist im Recht; uns aber steht bis heute die Schamröte im Gesicht, den Leuten von Juda, den Einwohnern Jerusalems und allen Israeliten, seien sie nah oder fern in all den Ländern, wohin du sie verstoßen hast; denn sie haben dir die Treue gebrochen. ⁸Ja, Herr, uns steht die Schamröte im Gesicht, unseren Königen, Oberen und Vätern; denn wir haben uns gegen dich versündigt. ⁹Aber der Herr, unser Gott, schenkt Erbarmen und Vergebung. Ja, wir haben uns gegen ihn empört. ¹⁰Wir haben nicht auf die Stimme des Herrn, unseres Gottes, gehört und seine Befehle nicht befolgt, die er uns durch seine Diener, die Propheten, gegeben hat. ¹¹Ganz Israel hat dein Gesetz übertreten, ist davon abgewichen und hat nicht auf deine Stimme gehört. Darum kamen der Fluch und die Verwünschung über uns, die im Gesetz des Mose, des Dieners Gottes, geschrieben stehen; denn wir haben uns gegen Gott versündigt. ¹²Gott machte seine Drohung wahr, die er gegen uns und unsere Richter, die uns regierten, ausgesprochen hatte: Er werde so schweres Unheil über uns bringen, daß unter dem ganzen Himmel nie solche Dinge geschehen sein werden wie in Jerusalem. ¹³Wie es

im Gesetz des Mose geschrieben steht, ist all dieses Unheil über uns gekommen. Und doch haben wir den Herrn, unseren Gott, nicht begünstigt, haben uns nicht von unserem bösen Tun abgewandt und nicht auf deine Wahrheit geachtet. ¹⁴Der Herr aber war wach und ließ dieses Unheil über uns kommen. Denn der Herr, unser Gott, ist gerecht in allem, was er tut. Wir aber hörten nicht auf seine Stimme. ¹⁵Jetzt aber, Herr, unser Gott, der du dein Volk mit starker Hand aus Ägypten geführt und dir damit einen Namen gemacht hast bis auf den heutigen Tag! Wir haben gesündigt; wir haben gefrevelt. ¹⁶Herr, wende jetzt deinen grimmigen Zorn von deiner Stadt Jerusalem und von deinem heiligen Berg ab, wie es deinen früheren hilfreichen Taten entspricht. Wegen unserer Sünden und der bösen Taten unserer Väter sind Jerusalem und dein Volk zum Gespött für alle geworden, die rings um uns wohnen. ¹⁷Darum höre jetzt, unser Gott, das Gebet und Flehen deines Knechtes: Herr, laß auch um deiner selbst willen dein Angesicht über deinem Heiligtum leuchten, das verwüstet da liegt. ¹⁸Mein Gott, neig mir dein Ohr zu, und höre mich; öffne deine Augen, und sieh auf die Trümmer, auf unsere Stadt, über der dein Name ausgerufen ist. Nicht im Vertrauen auf unsere guten Taten legen wir dir unsere Bitten vor, sondern im Vertrauen auf dein großes Erbarmen. ¹⁹Herr, erhöre! Herr, verzeih! Herr, vernimm das Gebet, und handle! Mein Gott, auch um deiner selbst willen zögere nicht! Dein Name ist doch über deiner Stadt und deinem Volk ausgerufen. ²⁰Während ich noch redete und betete, meine Sünden und die Sünden meines Volkes Israel bekannte und meine Bitte für den heiligen Berg meines Gottes vor den Herrn, meinen Gott, brachte, ²¹während ich also noch mein Gebet sprach, da kam im Flug der Mann Gabriel, den ich früher in der Vision gesehen hatte; er kam um die Zeit des Abendopfers zu mir, ²²redete mit mir und sagte: Daniel, ich bin gesandt worden, um dir klare Einsicht zu geben. ²³Schon zu Beginn deines Gebets erging ein Gotteswort, und ich bin gekommen, um es dir zu verkünden; denn du bist (von Gott) geliebt. Achte also auf das Wort, und begreife die Vision! ²⁴Siebzig Wochen sind für

dein Volk und deine heilige Stadt bestimmt, bis der Frevel beendet ist, bis die Sünde versiegelt und die Schuld gesühnt ist, bis ewige Gerechtigkeit gebracht wird, bis Visionen und Weissagungen besiegelt werden und ein Hochheiliges gesalbt wird. ²⁵Nun begreif und versteh: Von der Verkündigung des Wortes über die Rückführung des Volkes und den Wiederaufbau Jerusalems bis zur Ankunft eines Gesalbten, eines Fürsten, sind es sieben Wochen; und zweiundsechzig Wochen lang baut man die Stadt wieder auf mit ihren Plätzen und Gräben, obwohl es eine bedrängte Zeit sein wird. ²⁶Nach den zweiundsechzig Wochen wird ein Gesalbter umgebracht, aber ohne (Richterspruch). Das Volk eines Fürsten, der kommen wird, bringt Verderben über die Stadt und das Heiligtum. Er findet sein Ende in der Flut; bis zum Ende werden Krieg und Verwüstung herrschen, wie es längst beschlossen ist. ²⁷Vielen macht er den Bund schwer, eine Woche lang. In der Mitte dieser Woche setzt er den Schlachtopfern und Speiseopfern ein Ende. Oben auf dem Heiligtum wird ein unheilvoller Greuel stehen, bis das Verderben, das beschlossen ist, über den Verwüster kommt.

Hld 6,8 Seite 79 ⁸Sechzig Königinnen (hat Salomo), achtzig Nebenfrauen und Mädchen ohne Zahl.

Sir 1,1 Seite 82 ¹Alle Weisheit stammt vom Herrn, und ewig ist sie bei ihm.

Sir 1,5 Seite 83 ⁵Die Quelle der Weisheit ist das Wort Gottes in der Höhe; ihre Wege sind die ewigen Gebote. Die Kenntnis der Weisheit, wem wurde sie offenbart? Ihre mannigfachen Wege, wer hat sie erkannt?

Jes 6,6-7 Seite 83 ⁶Da flog einer der Serafim zu mir; er trug in seiner Hand eine glühende Kohle, die er mit einer Zange vom Altar genommen hatte. ⁷Er berührte damit meinen Mund und sagte: Das hier hat deine Lippen berührt: Deine Schuld ist getilgt, deine Sünde gesühnt.

¹Nach diesen Ereignissen stellte Gott Abraham auf die Probe. Er sprach zu ihm: Abraham! Er antwortete: Hier bin ich. ²Gott sprach: Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebst, Isaak, geh in das Land Morija, und bring ihn dort auf einem der Berge, den ich dir nenne, als Brandopfer dar. ³Frühmorgens stand Abraham auf, sattelte seinen Esel, holte seine beiden Jungknechte und seinen Sohn Isaak, spaltete Holz zum Opfer und machte sich auf den Weg zu dem Ort, den ihm Gott genannt hatte. ⁴Als Abraham am dritten Tag aufblickte, sah er den Ort von weitem. ⁵Da sagte Abraham zu seinen Jungknechten: Bleibt mit dem Esel hier! Ich will mit dem Knaben hingehen und anbeten; dann kommen wir zu euch zurück. ⁶Abraham nahm das Holz für das Brandopfer und lud es seinem Sohn Isaak auf. Er selbst nahm das Feuer und das Messer in die Hand. So gingen beide miteinander. ⁷Nach einer Weile sagte Isaak zu seinem Vater Abraham: Vater! Er antwortete: Ja, mein Sohn! Dann sagte Isaak: Hier ist Feuer und Holz. Wo aber ist das Lamm für das Brandopfer? ⁸Abraham entgegnete: Gott wird sich das Opferlamm aussuchen, mein Sohn. Und beide gingen miteinander weiter. ⁹Als sie an den Ort kamen, den ihm Gott genannt hatte, baute Abraham den Altar, schichtete das Holz auf, fesselte seinen Sohn Isaak und legte ihn auf den Altar, oben auf das Holz. ¹⁰Schon streckte Abraham seine Hand aus und nahm das Messer, um seinen Sohn zu schlachten. ¹¹Da rief ihm der Engel des Herrn vom Himmel her zu: Abraham, Abraham! Er antwortete: Hier bin ich. ¹²Jener sprach: Streck deine Hand nicht gegen den Knaben aus, und tu ihm nichts zuleide! Denn jetzt weiß ich, daß du Gott fürchtest; du hast mir deinen einzigen Sohn nicht vorenthalten. ¹³Als Abraham aufschaute, sah er: Ein Widder hatte sich hinter ihm mit seinen Hörnern im Gestrüpp verfangen. Abraham ging hin, nahm den Widder und brachte ihn statt seines Sohnes als Brandopfer dar. ¹⁴Abraham nannte jenen Ort Jahwe-Jire (Der Herr sieht), wie man noch heute sagt: Auf dem Berg läßt sich der Herr sehen.

Gen 17,1 Seite 90 ¹Als Abram neunundneunzig Jahre alt war, erschien ihm der Herr und sprach zu ihm: Ich bin Gott, der Allmächtige. Geh deinen Weg vor mir, und sei rechtschaffen!

Spr 8,17–34 Seite 91 ¹⁷Ich liebe alle, die mich lieben, und wer mich sucht, der wird mich finden. ¹⁸Reichtum und Ehre sind bei mir, angesehener Besitz und Glück; ¹⁹meine Frucht ist besser als Gold und Feingold, mein Nutzen übertrifft wertvolles Silber. ²⁰Ich gehe auf dem Weg der Gerechtigkeit, mitten auf den Pfaden des Rechtes, ²¹um denen, die mich lieben, Gaben zu verleihen und ihre Scheunen zu füllen. ²²Der Herr hat mich geschaffen im Anfang seiner Wege, vor seinen Werken in der Urzeit; ²³in frühester Zeit wurde ich gebildet, am Anfang, beim Ursprung der Erde. ²⁴Als die Urmeere noch nicht waren, wurde ich geboren, als es die Quellen noch nicht gab, die wasserreichen. ²⁵Ehe die Berge eingesenkt wurden, vor den Hügeln wurde ich geboren. ²⁶Noch hatte er die Erde nicht gemacht und die Fluren und alle Schollen des Festlands. ²⁷Als er den Himmel baute, war ich dabei, als er den Erdkreis abmaß über den Wassern, ²⁸als er droben die Wolken befestigte und Quellen strömen ließ aus dem Urmeer, ²⁹als er dem Meer seine Satzung gab und die Wasser nicht seinen Befehl übertreten durften, ³⁰als er die Fundamente der Erde abmaß, da war ich als geliebtes Kind bei ihm. Ich war seine Freude Tag für Tag und spielte vor ihm allezeit. ³¹Ich spielte auf seinem Erdenrund, und meine Freude war es, bei den Menschen zu sein. ³²Nun, ihr Söhne, hört auf mich! Wohl dem, der auf meine Wege achtet. ³³Hört die Mahnung, und werdet weise, lehnt sie nicht ab! ³⁴Wohl dem, der auf mich hört, der Tag für Tag an meinen Toren wacht und meine Türpfosten hütet.

Sir 39,6 Seite 91 ⁶Wenn Gott, der Höchste, es will, wird er mit dem Geist der Einsicht erfüllt: Er bringt eigene Weisheitsworte hervor, und im Gebet preist er den Herrn.

Sir 4,12–21 Seite 93 ¹²Wer sie liebt, liebt das Leben, wer sie sucht, wird Gott gefallen. ¹³Wer sie ergreift, findet Ehre beim Herrn und wird unter Gottes Segen leben. ¹⁴Der Dienst an ihr ist Dienst am Heiligtum; wer sie liebt, den liebt der Herr. ¹⁵Wer auf mich hört, wird gerecht richten, wer mir zuhört, wohnt in meinen innersten Kammern. ¹⁶Hat er Vertrauen zu mir, wird er mich erlangen, auch seine Nachkommen werden mich besitzen. ¹⁷Denn unerkannt gehe ich mit ihm und prüfe ihn durch Versuchungen. Furcht und Bangen lasse ich über ihn kommen, bis sein Herz von mir erfüllt ist. ¹⁸Dann wende ich mich ihm zu, zeige ihm den geraden Weg und enthülle ihm meine Geheimnisse. ¹⁹Weicht er ab, so verwerfe ich ihn und überlasse ihn denen, die ihn vernichten. ²⁰Mein Sohn, achte auf die rechte Zeit, und scheue das Unrecht! Deiner selbst sollst du dich nicht schämen müssen. ²¹Es gibt eine Scham, die Sünde bringt, und eine Scham, die Ehre und Ruhm einträgt.

Sir 4,13–14 Seite 93 ¹³Wer sie ergreift, findet Ehre beim Herrn und wird unter Gottes Segen leben. ¹⁴Der Dienst an ihr ist Dienst am Heiligtum; wer sie liebt, den liebt der Herr.

Mt 16,25 Seite 93 ²⁵Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen.

Mk 8,35 Seite 93 ³⁵Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen und um des Evangeliums willen verliert, wird es retten.

Lk 9,24 Seite 93 ²⁴Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, der wird es retten.

Lk 2,49 Seite 94 ⁴⁹Da sagte er zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meinem Vater gehört?

Gen 1,28 Seite 99 ²⁸Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch, und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen.

Gen 9,1 Seite 99 ¹Dann segnete Gott Noach und seine Söhne und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, vermehrt euch, und bevölkert die Erde!

Tob 8,9 Seite 99 ⁹Und beide schliefen die Nacht über miteinander.

Num 36,6–10 Seite 99 ⁶Das ist es, was der Herr den Töchtern Zelofhads befiehlt: Heiratet, wen ihr wollt, nur müßt ihr einen Mann aus einer Sippe eures väterlichen Stammes heiraten. ⁷Der Erbbesitz darf bei den Israeliten nicht von einem Stamm auf den andern übergehen; denn jeder Israelit soll fest mit dem Erbbesitz seines väterlichen Stammes verbunden bleiben. ⁸Jede Tochter, die Anspruch auf Erbbesitz in einem israelitischen Stamm hat, muß einen Mann aus einer Sippe ihres väterlichen Stammes heiraten, damit bei den Israeliten jeder im Erbbesitz seiner Väter bleibt. ⁹Der Erbbesitz darf nicht von einem Stamm auf einen andern übergehen. Denn jeder Israelit soll fest mit dem Erbbesitz seines Stammes verbunden bleiben. ¹⁰Die Töchter Zelofhads taten, was der Herr dem Mose befohlen hatte.

1 Tim 5,14 Seite 99 ¹⁴Deshalb will ich, daß jüngere Witwen heiraten, Kinder zur Welt bringen, den Haushalt versorgen und dem Gegner keinen Anlaß zu übler Nachrede geben.

Dan 9,24 Seite 100 ²⁴Siebzig Wochen sind für dein Volk und deine heilige Stadt bestimmt, bis der Frevel beendet ist, bis die Sünde versiegelt und die Schuld gesühnt ist, bis ewige Gerechtigkeit gebracht wird, bis Visionen und Weissagungen besiegelt werden und ein Hochheiliges gesalbt wird.

Jes 53,5 Seite 102 ⁵Doch er wurde durchbohrt wegen unserer Verbrechen, wegen unserer Sünden zermalmt. Zu unserem Heil lag die Strafe auf ihm, durch seine Wunden sind wir geheilt.

Num 36,6–10 Seite 108 ⁶Das ist es, was der Herr den Töchtern Zelofhads befiehlt: Heiratet, wen ihr wollt, nur müßt ihr einen Mann aus einer Sippe eures väterlichen Stammes heiraten. ⁷Der Erbbesitz darf bei den Israeliten nicht von einem Stamm auf den andern übergehen; denn jeder Israelit soll fest mit dem Erbbesitz seines väterlichen Stammes verbunden bleiben. ⁸Jede Tochter, die Anspruch auf Erbbesitz in einem israelitischen Stamm hat, muß einen Mann aus einer Sippe ihres väterlichen Stammes heiraten, damit bei den Israeliten jeder im Erbbesitz seiner Väter bleibt. ⁹Der Erbbesitz darf nicht von einem Stamm auf einen andern übergehen. Denn jeder Israelit soll fest mit dem Erbbesitz seines Stammes verbunden bleiben. ¹⁰Die Töchter Zelofhads taten, was der Herr dem Mose befohlen hatte.

Num 6 Seite 117 ¹Der Herr sprach zu Mose: ²Rede zu den Israeliten und sag zu ihnen: Wenn ein Mann oder eine Frau etwas Besonderes tun will und das Nasiräergelübde ablegt, so daß er ein dem Herrn geweihter Nasiräer ist, ³dann soll er auf Wein und Bier verzichten; er soll keinen gegorenen Wein und kein gegorenes Bier trinken, auch keinen Traubensaft, er soll weder frische noch getrocknete Trauben essen. ⁴Solange er Nasiräer ist, soll er nichts essen, was von Weinreben stammt, von den unreifen Trauben angefangen bis zu den Trebern. ⁵Solange das Nasiräergelübde in Kraft ist, soll auch kein Schermesser sein Haupt berühren, bis die Zeit abgelaufen ist, für die er sich dem Herrn als Nasiräer geweiht hat. Er ist heilig, er muß sein Haar ganz frei wachsen lassen. ⁶Solange er sich dem Herrn als Nasiräer geweiht hat, soll er auch nicht in die Nähe eines Toten kommen. ⁷Nicht einmal an Vater oder Mutter, an Bruder oder Schwester soll er sich verunreinigen, wenn sie sterben; denn er trägt an seinem Haupt das Zeichen dafür, daß er sich seinem Gott als Nasiräer geweiht hat. ⁸Solange er Nasiräer ist, ist er

dem Herrn heilig. ⁹Wenn aber jemand in seiner Nähe ganz plötzlich stirbt und er dabei sein geweihtes Haupt unrein macht, dann soll er sein Haar an dem Tag abschneiden, an dem er wieder rein wird: Am siebten Tag soll er sein Haar abschneiden, ¹⁰am achten Tag aber soll er zwei Turteltauben oder zwei junge Tauben zum Priester an den Eingang des Offenbarungszeltes bringen. ¹¹Der Priester richtet die eine zum Sündopfer, die andere zum Brandopfer her und entsühnt den, der an der Leiche eine Sünde auf sich geladen hat; am selben Tag erklärt der Priester sein Haupt wieder für heilig. ¹²Er soll sich dann dem Herrn für die Zeit, für die er sich als Nasiräer verpflichtet hatte, von neuem weihen und ein einjähriges Lamm als Schuldopfer darbringen. Die schon abgeleistete Zeit aber ist verfallen, da das vorige Weihegelübde ungültig geworden ist. ¹³Das ist das Nasiräergesetz. Am Tag, an dem die Zeit seiner Nasiräerweihe abgelaufen ist, soll man den Mann zum Eingang des Offenbarungszeltes führen. ¹⁴Er bringt seine Opfergabe für den Herrn mit: ein fehlerloses einjähriges männliches Lamm als Brandopfer, ein fehlerloses einjähriges weibliches Lamm als Sühnopfer, einen fehlerlosen Widder als Heilsopfer, ¹⁵ferner einen Korb voll ungesäuerter Kuchen aus Feinmehl, das mit Öl vermengt ist, sowie voll ungesäuerter Brotfladen, die mit Öl bestrichen sind, ferner das dazugehörnde Speiseopfer und die dazugehörnden Trankopfer. ¹⁶Der Priester bringt alles vor den Herrn und richtet für den Betreffenden das Sündopfer und das Brandopfer her. ¹⁷Auch richtet er den Widder für das Heilsopfer zur Ehre des Herrn her, zusammen mit dem Korb voll ungesäuertem Gebäck; dann richtet der Priester für den Betreffenden das Speiseopfer und das Trankopfer her. ¹⁸Der Nasiräer schneidet am Eingang des Offenbarungszeltes sein geweihtes Haupthaar ab, nimmt das geweihte Haar und wirft es in das Feuer, das unter dem Heilsopfer brennt. ¹⁹Nachdem der Nasiräer sich das Nasiräerhaar abgeschnitten hat, nimmt der Priester den gekochten Vorderschenkel des Widders, einen ungesäuerten Kuchen aus dem Korb und einen ungesäuerten Brotfladen und legt es dem Nasiräer auf die Hände. ²⁰Dann

schwingt sie der Priester vor dem Herrn hin und her und bringt sie so dar. Das ist eine heilige Gabe für den Priester, zusätzlich zur Widderbrust für den Darbringungsritus und zur Schenkelkeule für den Erhebungsritus. Danach darf der Nasiräer wieder Wein trinken. ²¹Das ist das Gesetz für den Nasiräer, der aufgrund seines Weihegelübdes dem Herrn eine Opfergabe gelobt, abgesehen von dem, was er sonst noch leisten kann. Wie es den Worten des Gelübdes entspricht, das er abgelegt hat, so muß er handeln, nach dem Nasiräergesetz, das für seinen Fall gilt. ²²Der Herr sprach zu Mose: ²³Sag zu Aaron und seinen Söhnen: So sollt ihr die Israeliten segnen; sprecht zu ihnen: ²⁴Der Herr segne dich und behüte dich. ²⁵Der Herr lasse sein Angesicht über dich leuchten und sei dir gnädig. ²⁶Der Herr wende sein Angesicht dir zu und schenke dir Heil. ²⁷So sollen sie meinen Namen auf die Israeliten legen, und ich werde sie segnen.

Hld 4,12 Seite 123 ¹²Ein verschlossener Garten ist meine Schwester Braut, ein verschlossener Garten, ein versiegelter Quell.

Job 7,15-16 Seite 124 ¹⁵Raguël rief seine Frau Edna und sagte zu ihr: Schwester, richte das andere Zimmer her, und führ Sara hinein. ¹⁶Sie tat, was er sagte, und führte sie hinein. Sara aber begann zu weinen. Ihre Mutter trocknete ihr die Tränen und tröstete sie: ...

Weish 7,22-27 Seite 125 ²²In ihr ist ein Geist, gedankenvoll, heilig, einzigartig, mannigfaltig, zart, beweglich, durchdringend, unbefleckt, klar, unverletzlich, das Gute liebend, scharf, ²³nicht zu hemmen, wohl­tätig, menschenfreundlich, fest, sicher, ohne Sorge, alles vermögend, alles überwachend und alle Geister durchdringend, die denkenden, reinen und zartesten. ²⁴Denn die Weisheit ist beweglicher als alle Bewegung; in ihrer Reinheit durchdringt und erfüllt sie alles. ²⁵Sie ist ein Hauch der Kraft Gottes und reiner Ausfluß der Herrlichkeit des Allherrschers; darum fällt kein Schatten auf sie. ²⁶Sie ist der Widerschein des ewigen Lichts, der ungetrübte Spiegel von Gottes Kraft, das Bild seiner Vollkommenheit. ²⁷Sie ist nur eine und vermag

doch alles; ohne sich zu ändern, erneuert sie alles. Von Geschlecht zu Geschlecht tritt sie in heilige Seelen ein und schafft Freunde Gottes und Propheten;

Ex 24,12 Seite 126 ¹²Der Herr sprach zu Mose: Komm herauf zu mir auf den Berg, und bleib hier! Ich will dir die Steintafeln übergeben, die Weisung und die Gebote, die ich aufgeschrieben habe. Du sollst das Volk darin unterweisen.

Dtn 4,13 Seite 126 ¹³Der Herr offenbarte euch seinen Bund, er verpflichtete euch, ihn zu halten: die Zehn Worte. Er schrieb sie auf zwei Steintafeln.

Dtn 5,22 Seite 126 ²²Diese Worte sagte der Herr auf dem Berg zu eurer vollzähligen Versammlung, mitten aus dem Feuer, aus Wolken und Dunkel, unter lautem Donner, diese Worte und sonst nichts. Er schrieb sie auf zwei Steintafeln und übergab sie mir.

Dtn 10,1–5 Seite 126 ¹Damals sagte der Herr zu mir: Hau zwei Steintafeln zurecht, so wie die ersten, und steig zu mir auf den Berg! Fertige auch eine hölzerne Lade an! ²Ich will auf die Tafeln die gleichen Worte schreiben wie auf die ersten, die du zerschmettert hast; diese Tafeln sollst du dann in die Lade legen. ³Ich fertigte eine Lade aus Akazienholz an, hieb zwei Steintafeln zurecht, so wie die ersten, und stieg auf den Berg. Ich hielt die beiden Tafeln in der Hand. ⁴Wie bei der ersten Inschrift schrieb der Herr auf die Tafeln die Zehn Worte, die er am Tag der Versammlung auf dem Berg mitten aus dem Feuer zu euch gesprochen hatte, und der Herr übergab sie mir. ⁵Ich wandte mich um, stieg den Berg hinunter und legte die Tafeln in die Lade, die ich angefertigt hatte. Dort blieben sie, wie der Herr es mir befohlen hatte.

Gen 3,8 Seite 126 ⁸Als sie Gott, den Herrn, im Garten gegen den Tagwind einherschreiten hörten, versteckten sich Adam und seine Frau vor Gott, dem Herrn, unter den Bäumen des Gartens.

Gen 2,18.23 Seite 126 ¹⁸Dann sprach Gott, der Herr: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht. ²³Und der Mensch sprach: Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Frau soll sie heißen; denn vom Mann ist sie genommen.

Lev 16,2-4 Seite 127 ²Der Herr sprach zu Mose: Sag deinem Bruder Aaron, er soll nicht zu jeder beliebigen Zeit das Heiligtum hinter dem Vorhang vor der Deckplatte der Lade betreten. Dann wird er nicht sterben, wenn ich über der Deckplatte in einer Wolke erscheine. ³Aaron darf nur so in das Heiligtum kommen: mit einem Jungstier für ein Sündopfer und einem Widder für ein Brandopfer. ⁴Ein geweihtes Leinengewand soll er anhaben, leinene Beinkleider tragen, sich mit einem Leinengürtel gürten und um den Kopf einen Leinenturban binden. Das sind heilige Gewänder; deshalb soll er seinen ganzen Körper in Wasser baden und sie erst dann anlegen.

Gen 1,26-28 Seite 141 ²⁶Dann sprach Gott: Laßt uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich. Sie sollen herrschen über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels, über das Vieh, über die ganze Erde und über alle Kriechtiere auf dem Land. ²⁷Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie. ²⁸Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch, und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen.

Gen 2,16-17 Seite 141 ¹⁶Dann gebot Gott, der Herr, dem Menschen: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, ¹⁷doch vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen; denn sobald du davon ißt, wirst du sterben.

Gen 3,12-13 Seite 144 ¹²Adam antwortete: Die Frau, die du mir beigesellt hast, sie hat mir von dem Baum gegeben, und so habe ich

gegessen. ¹³Gott, der Herr, sprach zu der Frau: Was hast du da getan? Die Frau antwortete: Die Schlange hat mich verführt, und so habe ich gegessen.

Apg 20,24 Seite 145 ²⁴Aber ich will mit keinem Wort mein Leben wichtig nehmen, wenn ich nur meinen Lauf vollende und den Dienst erfülle, der mir von Jesus, dem Herrn, übertragen wurde: das Evangelium von der Gnade Gottes zu bezeugen.

Apg 20,33 Seite 145 ³³Silber oder Gold oder Kleider habe ich von keinem verlangt;

Apg 20,34 Seite 145 ... ³⁴ihr wißt selbst, daß für meinen Unterhalt und den meiner Begleiter diese Hände hier gearbeitet haben.

Apg 20,35 Seite 145 ³⁵In allem habe ich euch gezeigt, daß man sich auf diese Weise abmühen und sich der Schwachen annehmen soll, in Erinnerung an die Worte Jesu, des Herrn, der selbst gesagt hat: Geben ist seliger als nehmen.

Ex 7,17ff Seite 152 ¹⁷So spricht Jahwe: Daran sollst du erkennen, daß ich Jahwe bin: Mit dem Stab in meiner Hand schlage ich auf das Wasser im Nil, und es wird sich in Blut verwandeln.

Ex 17,7 Seite 152 ⁷Den Ort nannte er Massa und Meriba (Probe und Streit), weil die Israeliten Streit begonnen und den Herrn auf die Probe gestellt hatten, indem sie sagten: Ist der Herr in unserer Mitte oder nicht?

Jos 10,12-14 Seite 152 ¹²Damals, als der Herr die Amoriter den Israeliten preisgab, redete Josua mit dem Herrn; dann sagte er in Gegenwart der Israeliten: Sonne, bleib stehen über Gibeon und du, Mond, über dem Tal von Ajalon! – ¹³Und die Sonne blieb stehen, und der Mond stand still, bis das Volk an seinen Feinden Rache genommen

hatte. Das steht im »Buch des Aufrechten«. Die Sonne blieb also mitten am Himmel stehen, und ihr Untergang verzögerte sich, ungefähr einen ganzen Tag lang. ¹⁴Weder vorher noch nachher hat es je einen solchen Tag gegeben, an dem der Herr auf die Stimme eines Menschen gehört hätte; der Herr kämpfte nämlich für Israel.

1 Sam 17 Seite 152 ¹Die Philister zogen ihre Truppen zum Kampf zusammen. Sie versammelten sich bei Socho, das zu Juda gehört, und schlugen zwischen Socho und Aseka in Efes-Dammim ihr Lager auf. ²Auch Saul und die Männer Israels sammelten sich; sie schlugen ihr Lager im Terebinthental auf und traten zum Kampf gegen die Philister an. ³Die Philister standen an dem Berg auf der einen Seite, die Israeliten an dem Berg auf der anderen Seite; zwischen ihnen lag das Tal. ⁴Da trat aus dem Lager der Philister ein Vorkämpfer namens Goliath aus Gat hervor. Er war sechs Ellen und eine Spanne groß. ⁵Auf seinem Kopf hatte er einen Helm aus Bronze, und er trug einen Schuppenpanzer aus Bronze, der fünftausend Schekel wog. ⁶Er hatte bronzene Schienen an den Beinen, und zwischen seinen Schultern hing ein Sichelschwert aus Bronze. ⁷Der Schaft seines Speeres war (so dick) wie ein Weberbaum, und die eiserne Speerspitze wog sechshundert Schekel. Sein Schildträger ging vor ihm her. ⁸Goliath trat vor und rief zu den Reihen der Israeliten hinüber: Warum seid ihr ausgezogen und habt euch zum Kampf aufgestellt? Bin ich nicht ein Philister, und seid ihr nicht die Knechte Sauls? Wählt euch doch einen Mann aus! Er soll zu mir herunterkommen. ⁹Wenn er mich im Kampf erschlagen kann, wollen wir eure Knechte sein. Wenn ich ihm aber überlegen bin und ihn erschlage, dann sollt ihr unsere Knechte sein und uns dienen. ¹⁰Und der Philister sagte weiter: Heute habe ich die Reihen Israels verhöhnt (und gesagt): Schickt mir doch einen Mann, damit wir gegeneinander kämpfen können. ¹¹Als Saul und ganz Israel diese Worte des Philisters hörten, erschrakten sie und hatten große Angst. ¹²David war der Sohn eines Efratiters namens Isai aus Betlehem in Juda, der acht Söhne hatte. Zur Zeit Sauls war Isai

bereits alt und betagt. ¹³Die drei ältesten Söhne Isais waren zusammen mit Saul in den Krieg gezogen. Seine drei Söhne, die mit in den Krieg gezogen waren, hießen Eliab – er war der Erstgeborene –, der zweite Abinadab, der dritte Schima. ¹⁴Die drei Ältesten waren Saul gefolgt. David aber war der jüngste. ¹⁵David kehrte öfters vom Hof Sauls nach Betlehem zurück, um die Schafe seines Vaters zu hüten. ¹⁶Der Philister kam jeden Morgen und Abend und stellte sich kampfbereit hin – vierzig Tage lang. ¹⁷Eines Tages sagte Isai zu seinem Sohn David: Nimm für deine Brüder ein Efa von diesem gerösteten Korn und diese zehn Brote, und lauf damit zu ihnen ins Lager. ¹⁸Und diese zehn Käse bring dem Obersten der Tausendschaft! Sieh nach, ob es deinen Brüdern gut geht, und laß dir ein Pfand (als Lebenszeichen) von ihnen geben! ¹⁹Saul ist mit ihnen und all den anderen Israeliten im Terebinthental, und sie kämpfen gegen die Philister. ²⁰David brach früh am Morgen auf, überließ die Herde einem Wächter, lud die Sachen auf und ging, wie es ihm Isai befohlen hatte. Als er zur Wagenburg kam, rückte das Heer gerade in Schlachtordnung aus und ließ den Kampfruf erschallen. ²¹Israel und die Philister stellten sich, Reihe gegen Reihe, zum Kampf auf. ²²David legte das Gepäck ab, überließ es dem Wächter des Trosses und lief zur Schlachtreihe. Er ging zu seinen Brüdern und fragte, wie es ihnen gehe. ²³Während er noch mit ihnen redete, trat gerade aus den Reihen der Philister ihr Vorkämpfer, der Philister namens Goliath aus Gat, hervor; er rief die gewohnten Worte, und David hörte es. ²⁴Als die Israeliten den Mann sahen, hatten sie alle große Angst vor ihm und flohen. ²⁵Sie sagten: Habt ihr gesehen, wie dieser Mann daherkommt? Er kommt doch nur, um Israel zu verhöhnen. Wer ihn erschlägt, den wird der König sehr reich machen; er wird ihm seine Tochter geben, und seine Familie wird er von allen Steuern in Israel befreien. ²⁶David fragte die Männer, die bei ihm standen: Was wird man für den Mann tun, der diesen Philister erschlägt und die Schande von Israel wegnimmt? Wer ist denn dieser unbeschnittene Philister, daß er die Schlachtreihen des lebendigen Gottes verhöh-

nen darf? ²⁷Die Leute antworteten ihm dasselbe: Das und das wird man dem tun, der ihn erschlägt. ²⁸Sein ältester Bruder Eliab hörte, wie er mit den Männern redete, und er wurde zornig auf David. Er sagte: Wozu bist du denn hergekommen? Wem hast du denn die paar Schafe in der Wüste überlassen? Ich kenne doch deine Keckheit und die Bosheit in dir. Du bist nur hergekommen, um den Kampf zu sehen. ²⁹David erwiderte: Was habe ich denn jetzt wieder getan? Ich habe doch nur gefragt. ³⁰Dann wandte er sich von ihm ab und einem anderen zu und fragte ihn dasselbe. Die Leute antworteten ihm wie beim erstenmal. ³¹Als bekannt wurde, was David gesagt hatte, berichtete man davon auch in Sauls Umgebung, und Saul ließ ihn holen. ³²David sagte zu Saul: Niemand soll wegen des Philisters den Mut sinken lassen. Dein Knecht wird hingehen und mit diesem Philister kämpfen. ³³Saul erwiderte ihm: Du kannst nicht zu diesem Philister hingehen, um mit ihm zu kämpfen; du bist zu jung, er aber ist ein Krieger seit seiner Jugend. ³⁴David sagte zu Saul: Dein Knecht hat für seinen Vater die Schafe gehütet. Wenn ein Löwe oder ein Bär kam und ein Lamm aus der Herde wegschleppte, ³⁵lief ich hinter ihm her, schlug auf ihn ein und riß das Tier aus seinem Maul. Und wenn er sich dann gegen mich aufrichtete, packte ich ihn an der Mähne und schlug ihn tot. ³⁶Dein Knecht hat den Löwen und den Bären erschlagen, und diesem unbeschnittenen Philister soll es genauso ergehen wie ihnen, weil er die Schlachtreihen des lebendigen Gottes verhöhnt hat. ³⁷Und David sagte weiter: Der Herr, der mich aus der Gewalt des Löwen und des Bären gerettet hat, wird mich auch aus der Gewalt dieses Philisters retten. Da antwortete Saul David: Geh, der Herr sei mit dir. ³⁸Und Saul zog David seine Rüstung an; er setzte ihm einen bronzenen Helm auf den Kopf und legte ihm seinen Panzer an, ³⁹und über der Rüstung hängte er ihm sein Schwert um. David versuchte (in der Rüstung) zu gehen, aber er war es nicht gewohnt. Darum sagte er zu Saul: Ich kann in diesen Sachen nicht gehen, ich bin nicht daran gewöhnt. Und er legte sie wieder ab, ⁴⁰nahm seinen Stock in die Hand, suchte sich fünf

glatte Steine aus dem Bach und legte sie in die Hirtentasche, die er bei sich hatte (und) die (ihm als) Schleudersteintasche (diente). Die Schleuder in der Hand, ging er auf den Philister zu. ⁴¹Der Philister kam immer näher an David heran; sein Schildträger schritt vor ihm her. ⁴²Voll Verachtung blickte der Philister David an, als er ihn sah; denn David war noch sehr jung, er war blond und von schöner Gestalt. ⁴³Der Philister sagte zu David: Bin ich denn ein Hund, daß du mit einem Stock zu mir kommst? Und er verfluchte David bei seinen Göttern. ⁴⁴Er rief David zu: Komm nur her zu mir, ich werde dein Fleisch den Vögeln des Himmels und den wilden Tieren (zum Fraß) geben. ⁴⁵David antwortete dem Philister: Du kommst zu mir mit Schwert, Speer und Sichelschwert, ich aber komme zu dir im Namen des Herrn der Heere, des Gottes der Schlachtreihen Israels, den du verhöhnt hast. ⁴⁶Heute wird dich der Herr mir ausliefern. Ich werde dich erschlagen und dir den Kopf abhauen. Die Leichen des Heeres der Philister werde ich noch heute den Vögeln des Himmels und den wilden Tieren (zum Fraß) geben. Alle Welt soll erkennen, daß Israel einen Gott hat. ⁴⁷Auch alle, die hier versammelt sind, sollen erkennen, daß der Herr nicht durch Schwert und Speer Rettung verschafft; denn es ist ein Krieg des Herrn, und er wird euch in unsere Gewalt geben. ⁴⁸Als der Philister weiter vorrückte und immer näher an David herankam, lief auch David von der Schlachtreihe (der Israeliten) aus schnell dem Philister entgegen. ⁴⁹Er griff in seine Hirtentasche, nahm einen Stein heraus, schleuderte ihn ab und traf den Philister an der Stirn. Der Stein drang in die Stirn ein, und der Philister fiel mit dem Gesicht zu Boden. ⁵⁰So besiegte David den Philister mit einer Schleuder und einem Stein; er traf den Philister und tötete ihn, ohne ein Schwert in der Hand zu haben. ⁵¹Dann lief David hin und trat neben den Philister. Er ergriff sein Schwert, zog es aus der Scheide, schlug ihm den Kopf ab und tötete ihn. Als die Philister sahen, daß ihr starker Mann tot war, flohen sie. ⁵²Die Männer von Israel und Juda aber griffen an, erhoben das Kriegsgeschrei und verfolgten die Philister bis nach Gat und bis vor die Tore von

Ekron. Von Schaarajim bis nach Gat und Ekron lagen die erschlagenen Philister am Weg. ⁵³Nach der Verfolgung kehrten die Israeliten zurück und plünderten das Lager der Philister. ⁵⁴David nahm den Kopf des Philisters und brachte ihn nach Jerusalem. Goliats Waffen aber legte er in sein Zelt. ⁵⁵Als Saul David dem Philister entgegengehen sah, sagte er zu Abner, seinem Heerführer: Abner, wessen Sohn ist der junge Mann? Abner antwortete: So wahr du lebst, König, ich weiß es nicht. ⁵⁶Der König sagte: Dann erkundige dich, wessen Sohn der Knabe ist. ⁵⁷Als David zurückkehrte, nachdem er den Philister erschlagen hatte, nahm ihn Abner mit und führte ihn zu Saul. David hatte den Kopf des Philisters noch in der Hand. ⁵⁸Saul fragte ihn: Wessen Sohn bist du, junger Mann? David antwortete: Der Sohn deines Knechtes Isai aus Betlehem.

1 Kön 17,7-24 Seite 152 ⁷Nach einiger Zeit aber vertrocknete der Bach; denn es fiel kein Regen im Land. ⁸Da erging das Wort des Herrn an Elija: ⁹Mach dich auf, und geh nach Sarepta, das zu Sidon gehört, und bleib dort! Ich habe dort einer Witwe befohlen, dich zu versorgen. ¹⁰Er machte sich auf und ging nach Sarepta. Als er an das Stadttor kam, traf er dort eine Witwe, die Holz aufblas. Er bat sie: Bring mir in einem Gefäß ein wenig Wasser zum Trinken! ¹¹Als sie wegging, um es zu holen, rief er ihr nach: Bring mir auch einen Bissen Brot mit! ¹²Doch sie sagte: So wahr der Herr, dein Gott, lebt: Ich habe nichts mehr vorrätig als eine Handvoll Mehl im Topf und ein wenig Öl im Krug. Ich lese hier ein paar Stücke Holz auf und gehe dann heim, um für mich und meinen Sohn etwas zuzubereiten. Das wollen wir noch essen und dann sterben. ¹³Elija entgegnete ihr: Fürchte dich nicht! Geh heim, und tu, was du gesagt hast. Nur mache zuerst für mich ein kleines Gebäck, und bring es zu mir heraus! Danach kannst du für dich und deinen Sohn etwas zubereiten; ¹⁴denn so spricht der Herr, der Gott Israels: Der Mehltopf wird nicht leer werden und der Ölkrug nicht versiegen bis zu dem Tag, an dem der Herr wieder Regen auf den Erdboden sendet. ¹⁵Sie ging und

tat, was Elija gesagt hatte. So hatte sie mit ihm und ihrem Sohn viele Tage zu essen. ¹⁶Der Mehltopf wurde nicht leer, und der Ölkrug versiegte nicht, wie der Herr durch Elija versprochen hatte. ¹⁷Nach einiger Zeit erkrankte der Sohn der Witwe, der das Haus gehörte. Die Krankheit verschlimmerte sich so, daß zuletzt kein Atem mehr in ihm war. ¹⁸Da sagte sie zu Elija: Was habe ich mit dir zu schaffen, Mann Gottes? Du bist nur zu mir gekommen, um an meine Sünde zu erinnern und meinem Sohn den Tod zu bringen. ¹⁹Er antwortete ihr: Gib mir deinen Sohn! Und er nahm ihn von ihrem Schoß, trug ihn in das Obergemach hinauf, in dem er wohnte, und legte ihn auf sein Bett. ²⁰Dann rief er zum Herrn und sagte: Herr, mein Gott, willst du denn auch über die Witwe, in deren Haus ich wohne, Unheil bringen und ihren Sohn sterben lassen? ²¹Hierauf streckte er sich dreimal über den Knaben hin, rief zum Herrn und flehte: Herr, mein Gott, laß doch das Leben in diesen Knaben zurückkehren! ²²Der Herr erhörte das Gebet Elijas. Das Leben kehrte in den Knaben zurück, und er lebte wieder auf. ²³Elija nahm ihn, brachte ihn vom Obergemach in das Haus hinab und gab ihn seiner Mutter zurück mit den Worten: Sieh, dein Sohn lebt. ²⁴Da sagte die Frau zu Elija: Jetzt weiß ich, daß du ein Mann Gottes bist und daß das Wort des Herrn wirklich in deinem Mund ist.

1 Kön 18,19–46 Seite 152 ¹⁹Doch schick jetzt Boten aus, und versammle mir ganz Israel auf dem Karmel, auch die vierhundertfünfzig Propheten des Baal und die vierhundert Propheten der Aschera, die vom Tisch Isebels essen. ²⁰Ahab schickte in ganz Israel umher und ließ die Propheten auf dem Karmel zusammenkommen. ²¹Und Elija trat vor das ganze Volk und rief: Wie lange noch schwankt ihr nach zwei Seiten? Wenn Jahwe der wahre Gott ist, dann folgt ihm! Wenn aber Baal es ist, dann folgt diesem! Doch das Volk gab ihm keine Antwort. ²²Da sagte Elija zum Volk: Ich allein bin als Prophet des Herrn übriggeblieben; die Propheten des Baal aber sind vierhundertfünfzig. ²³Man gebe uns zwei Stiere. Sie sollen sich einen

auswählen, ihn zerteilen und auf das Holz legen, aber kein Feuer anzünden. Ich werde den andern zubereiten, auf das Holz legen und kein Feuer anzünden. ²⁴Dann sollt ihr den Namen eures Gottes anrufen, und ich werde den Namen des Herrn anrufen. Der Gott, der mit Feuer antwortet, ist der wahre Gott. Da rief das ganze Volk: Der Vorschlag ist gut. ²⁵Nun sagte Elija zu den Propheten des Baal: Wählt ihr zuerst den einen Stier aus, und bereitet ihn zu; denn ihr seid die Mehrheit. Ruft dann den Namen eures Gottes an, entzündet aber kein Feuer! ²⁶Sie nahmen den Stier, den er ihnen überließ, und bereiteten ihn zu. Dann riefen sie vom Morgen bis zum Mittag den Namen des Baal an und schrien: Baal, erhöre uns! Doch es kam kein Laut, und niemand gab Antwort. Sie tanzten hüpfend um den Altar, den sie gebaut hatten. ²⁷Um die Mittagszeit verspottete sie Elija und sagte: Ruft lauter! Er ist doch Gott. Er könnte beschäftigt sein, könnte beiseite gegangen oder verreist sein. Vielleicht schläft er und wacht dann auf. ²⁸Sie schrien nun mit lauter Stimme. Nach ihrem Brauch ritzen sie sich mit Schwertern und Lanzen wund, bis das Blut an ihnen herabfloß. ²⁹Als der Mittag vorüber war, verfielen sie in Raserei, und das dauerte bis zu der Zeit, da man das Speiseopfer darzubringen pflegt. Doch es kam kein Laut, keine Antwort, keine Erhörung. ³⁰Nun forderte Elija das ganze Volk auf: Tretet her zu mir! Sie kamen, und Elija baute den zerstörten Altar Jahwes wieder auf. ³¹Er nahm zwölf Steine, nach der Zahl der Stämme der Söhne Jakobs, zu dem der Herr gesagt hatte: Israel soll dein Name sein. ³²Er fügte die Steine zu einem Altar für den Namen des Herrn, zog rings um den Altar einen Graben und grenzte eine Fläche ab, die zwei Sea Saat hätte aufnehmen können. ³³Sodann schichtete er das Holz auf, zerteilte den Stier und legte ihn auf das Holz. ³⁴Nun befahl er: Füllt vier Krüge mit Wasser, und gießt es über das Brandopfer und das Holz! Hierauf sagte er: Tut es noch einmal! Und sie wiederholten es. Dann sagte er: Tut es zum drittenmal! Und sie taten es zum drittenmal. ³⁵Das Wasser lief rings um den Altar. Auch den Graben füllte er mit Wasser. ³⁶Zu der Zeit nun, da man das Speiseopfer darzubrin-

gen pflegt, trat der Prophet Elija an den Altar und rief: Herr, Gott Abrahams, Isaaks und Israels, heute soll man erkennen, daß du Gott bist in Israel, daß ich dein Knecht bin und all das in deinem Auftrag tue. ³⁷Erhöre mich, Herr, erhöre mich! Dieses Volk soll erkennen, daß du, Herr, der wahre Gott bist und daß du sein Herz zur Umkehr wendest. ³⁸Da kam das Feuer des Herrn herab und verzehrte das Brandopfer, das Holz, die Steine und die Erde. Auch das Wasser im Graben leckte es auf. ³⁹Das ganze Volk sah es, warf sich auf das Angesicht nieder und rief: Jahwe ist Gott, Jahwe ist Gott! ⁴⁰Elija aber befahl ihnen: Ergreift die Propheten des Baal! Keiner von ihnen soll entkommen. Man ergriff sie, und Elija ließ sie zum Bach Kischon hinabführen und dort töten. ⁴¹Dann sagte Elija zu Ahab: Geh hinauf, iß und trink; denn ich höre das Rauschen des Regens. ⁴²Während Ahab wegging, um zu essen und zu trinken, stieg Elija zur Höhe des Karmel empor, kauerte sich auf den Boden nieder und legte seinen Kopf zwischen die Knie. ⁴³Dann befahl er seinem Diener: Geh hinauf, und schau auf das Meer hinaus! Dieser ging hinauf, schaute hinaus und meldete: Es ist nichts zu sehen. Elija befahl: Geh noch einmal hinauf! So geschah es siebenmal. ⁴⁴Beim siebtenmal meldete der Diener: Eine Wolke, klein wie eine Menschenhand, steigt aus dem Meer herauf. Darauf sagte Elija: Geh hinauf, und sag zu Ahab: Spanne an, und fahr hinab, damit der Regen dich nicht aufhält. ⁴⁵Es dauerte nicht lange, da verfinsterte sich der Himmel durch Sturm und Wolken, und es fiel ein starker Regen. Ahab bestieg den Wagen und fuhr nach Jesreel. ⁴⁶Über Elija aber kam die Hand des Herrn. Er gürtete sich und lief vor Ahab her bis dorthin, wo der Weg nach Jesreel abzweigt.

Lk 7,31–32 Seite 154 ³¹Mit wem soll ich also die Menschen dieser Generation vergleichen? Wem sind sie ähnlich? ³²Sie sind wie Kinder, die auf dem Marktplatz sitzen und einander zurufen: Wir haben für euch auf der Flöte (Hochzeitslieder) gespielt, und ihr habt nicht getanzt; wir haben Klagelieder gesungen, und ihr habt nicht geweint.

Jes 52,13–15 Seite 175

¹³Seht, mein Knecht hat Erfolg, er wird groß sein und hoch erhaben. ¹⁴Viele haben sich über ihn entsetzt, so entstellte sah er aus, nicht mehr wie ein Mensch, seine Gestalt war nicht mehr die eines Menschen. ¹⁵Jetzt aber setzt er viele Völker in Stauen, Könige müssen vor ihm verstummen. Denn was man ihnen noch nie erzählt hat, das sehen sie nun; was sie niemals hörten, das erfahren sie jetzt.

Jes 53 Seite 175

¹Wer hat unserer Kunde geglaubt? Der Arm des Herrn – wem wurde er offenbar? ²Vor seinen Augen wuchs er auf wie ein junger Sproß, wie ein Wurzeltrieb aus trockenem Boden. Er hatte keine schöne und edle Gestalt, so daß wir ihn anschauen mochten. Er sah nicht so aus, daß wir Gefallen fanden an ihm. ³Er wurde verachtet und von den Menschen gemieden, ein Mann voller Schmerzen, mit Krankheit vertraut. Wie einer, vor dem man das Gesicht verhüllt, war er verachtet; wir schätzten ihn nicht. ⁴Aber er hat unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen. Wir meinten, er sei von Gott geschlagen, von ihm getroffen und gebeugt. ⁵Doch er wurde durchbohrt wegen unserer Verbrechen, wegen unserer Sünden zermalmt. Zu unserem Heil lag die Strafe auf ihm, durch seine Wunden sind wir geheilt. ⁶Wir hatten uns alle verirrt wie Schafe, jeder ging für sich seinen Weg. Doch der Herr lud auf ihn die Schuld von uns allen. ⁷Er wurde mißhandelt und niedergedrückt, aber er tat seinen Mund nicht auf. Wie ein Lamm, das man zum Schlachten führt, und wie ein Schaf angesichts seiner Scherer, so tat auch er seinen Mund nicht auf. ⁸Durch Haft und Gericht wurde er dahingerafft, doch wen kümmerte sein Geschick? Er wurde vom Land der Lebenden abgeschnitten und wegen der Verbrechen seines Volkes zu Tode getroffen. ⁹Bei den Ruchlosen gab man ihm sein Grab, bei den Verbrechern seine Ruhestätte, obwohl er kein Unrecht getan hat und kein trügerisches Wort in seinem Mund war. ¹⁰Doch der Herr fand Gefallen an seinem zerschlagenen (Knecht), er rettete den, der sein Leben als Sühnopfer hingab. Er wird Nachkommen

sehen und lange leben. Der Plan des Herrn wird durch ihn gelingen.
¹¹Nachdem er so vieles ertrug, erblickt er das Licht. Er sättigt sich an Erkenntnis. Mein Knecht, der gerechte, macht die vielen gerecht; er lädt ihre Schuld auf sich. ¹²Deshalb gebe ich ihm seinen Anteil unter den Großen, und mit den Mächtigen teilt er die Beute, weil er sein Leben dem Tod preisgab und sich unter die Verbrecher rechnen ließ. Denn er trug die Sünden von vielen und trat für die Schuldigen ein.

Ex 12,1–28 Seite 176 ¹Der Herr sprach zu Mose und Aaron in Ägypten: ²Dieser Monat soll die Reihe eurer Monate eröffnen, er soll euch als der erste unter den Monaten des Jahres gelten. ³Sagt der ganzen Gemeinde Israel: Am Zehnten dieses Monats soll jeder ein Lamm für seine Familie holen, ein Lamm für jedes Haus. ⁴Ist die Hausgemeinschaft für ein Lamm zu klein, so nehme er es zusammen mit dem Nachbarn, der seinem Haus am nächsten wohnt, nach der Anzahl der Personen. Bei der Aufteilung des Lammes müßt ihr berücksichtigen, wieviel der einzelne essen kann. ⁵Nur ein fehlerfreies, männliches, einjähriges Lamm darf es sein, das Junge eines Schafes oder einer Ziege müßt ihr nehmen. ⁶Ihr sollt es bis zum vierzehnten Tag dieses Monats aufbewahren. Gegen Abend soll die ganze versammelte Gemeinde Israel die Lämmer schlachten. ⁷Man nehme etwas von dem Blut und bestreiche damit die beiden Türpfosten und den Türsturz an den Häusern, in denen man das Lamm essen will. ⁸Noch in der gleichen Nacht soll man das Fleisch essen. Über dem Feuer gebraten und zusammen mit ungesäuertem Brot und Bitterkräutern soll man es essen. ⁹Nichts davon dürft ihr roh oder in Wasser gekocht essen, sondern es muß über dem Feuer gebraten sein. Kopf und Beine dürfen noch nicht vom Rumpf getrennt sein. ¹⁰Ihr dürft nichts bis zum Morgen übriglassen. Wenn aber am Morgen noch etwas übrig ist, dann verbrennt es im Feuer! ¹¹So aber sollt ihr es essen: eure Hüften gegürtet, Schuhe an den Füßen, den Stab in der Hand. Eßt es hastig! Es ist die Paschafeier für den Herrn. ¹²In

dieser Nacht gehe ich durch Ägypten und erschlage in Ägypten jeden Erstgeborenen bei Mensch und Vieh. Über alle Götter Ägyptens halte ich Gericht, ich, der Herr. ¹³Das Blut an den Häusern, in denen ihr wohnt, soll ein Zeichen zu eurem Schutz sein. Wenn ich das Blut sehe, werde ich an euch vorübergehen, und das vernichtende Unheil wird euch nicht treffen, wenn ich in Ägypten dreinschlage. ¹⁴Diesen Tag sollt ihr als Gedenktag begehen. Feiert ihn als Fest zur Ehre des Herrn! Für die kommenden Generationen macht euch diese Feier zur festen Regel! ¹⁵Sieben Tage lang sollt ihr ungesäuertes Brot essen. Gleich am ersten Tag schafft den Sauerteig aus euren Häusern! Denn jeder, der zwischen dem ersten und dem siebten Tag Gesäuertes ißt, soll aus Israel gemerzt werden. ¹⁶Am ersten Tag sollt ihr eine heilige Versammlung einberufen und ebenso eine heilige Versammlung am siebten Tag. An diesen beiden Tagen darf man keinerlei Arbeit tun. Nur das, was jeder zum Essen braucht, dürft ihr zubereiten. ¹⁷Begeht das Fest der ungesäuerten Brote! Denn gerade an diesem Tag habe ich eure Scharen aus Ägypten herausgeführt. Begeht diesen Tag in allen kommenden Generationen; das sei für euch eine feste Regel. ¹⁸Im ersten Monat, vom Abend des vierzehnten Tags bis zum Abend des einundzwanzigsten Tags, eßt ungesäuerte Brote! ¹⁹Sieben Tage lang darf sich in euren Häusern kein Sauerteig befinden; denn jeder, der Gesäuertes ißt, sei er fremd oder einheimisch, soll aus der Gemeinde Israel gemerzt werden. ²⁰Eßt also nichts Gesäuertes! Überall, wo ihr wohnt, sollt ihr ungesäuerte Brote essen. ²¹Da rief Mose alle Ältesten Israels zusammen und sagte zu ihnen: Holt Schafe oder Ziegen für eure Sippenverbände herbei, und schlachtet das Paschalamme! ²²Dann nehmt einen Ysopzweig, taucht ihn in die Schüssel mit Blut, und streicht etwas von dem Blut in der Schüssel auf den Türsturz und auf die beiden Türpfosten! Bis zum Morgen darf niemand von euch das Haus verlassen. ²³Der Herr geht umher, um die Ägypter mit Unheil zu schlagen. Wenn er das Blut am Türsturz und an den beiden Türpfosten sieht, wird er an der Tür vorübergehen und dem Vernichter nicht erlauben, in eure Häuser

einzudringen und euch zu schlagen. ²⁴Haltet euch an diese Anordnung! Sie gelte dir und deinen Nachkommen als feste Regel. ²⁵Wenn ihr in das Land kommt, das euch der Herr gibt, wie er gesagt hat, so begeht diese Feier! ²⁶Und wenn euch eure Söhne fragen: Was bedeutet diese Feier?, ²⁷dann sagt: Es ist das Pascha-Opfer zur Ehre des Herrn, der in Ägypten an den Häusern der Israeliten vorüberging, als er die Ägypter mit Unheil schlug, unsere Häuser aber verschonte. Das Volk verneigte sich und warf sich nieder. ²⁸Dann gingen die Israeliten und taten, was der Herr Mose und Aaron befohlen hatte. So machten sie es.

Num 28,16–25 Seite 176 ¹⁶Am vierzehnten Tag des ersten Monats ist das Paschafest zur Ehre des Herrn. ¹⁷Der fünfzehnte Tag dieses Monats ist ein Festtag. Sieben Tage lang ißt man ungesäuerte Brote. ¹⁸Am ersten Tag findet eine heilige Versammlung statt; an ihm dürft ihr keine schwere Arbeit verrichten; ¹⁹ihr sollt ein Feueropfer darbringen, ein Brandopfer für den Herrn: zwei Jungstiere, einen Widder und sieben fehlerlose einjährige Lämmer. ²⁰Als das dazugehörende Speiseopfer sollt ihr je Jungstier drei Zehntel Feinmehl, das mit Öl vermengt ist, und zwei Zehntel für den Widder herrichten; ²¹außerdem sollst du je Lamm ein Zehntel herrichten, ²²dazu einen Ziegenbock als Sündopfer, um euch zu entsühnen. ²³Das sollt ihr zusätzlich zu dem Morgenopfer herrichten, das zu dem regelmäßigen Brandopfer gehört. ²⁴Ebenso sollt ihr es während der sieben Tage täglich mit den Speisen und mit dem Feueropfer als dem beruhigenden Duft für den Herrn halten. Das soll zusätzlich zu dem regelmäßigen Brandopfer und dem dazugehörenden Trankopfer geschehen. ²⁵Am siebten Tag sollt ihr eine heilige Versammlung abhalten; an diesem Tag dürft ihr keine schwere Arbeit verrichten.

Dtn 16,1–8 Seite 176 ¹Achte auf den Monat Abib, und feiere dem Herrn, deinem Gott, das Paschafest; denn im Monat Abib hat der Herr, dein Gott, dich nachts aus Ägypten geführt. ²Als Paschatiere für den Herrn, deinen Gott, sollst du Schafe, Ziegen oder Rinder

schlachten an der Stätte, die der Herr auswählen wird, indem er dort seinen Namen wohnen läßt. ³Du sollst nichts Gesäuertes dazu essen. Sieben Tage lang sollst du ungesäuertes Brot dazu essen, die Speise der Bedrängnis, damit du dein ganzes Leben lang des Tages gedenkst, an dem du aus Ägypten gezogen bist. Denn in Hast bist du aus Ägypten gezogen. ⁴In deinem ganzen Gebiet soll sieben Tage lang kein Sauerteig zu finden sein, und vom Fleisch des Tieres, das du am Abend des ersten Tages schlachtetest, darf bis zum andern Morgen nichts übrigbleiben. ⁵Du darfst das Paschatier nicht in irgendeinem der Stadtbereiche schlachten, die der Herr, dein Gott, dir geben wird, ⁶sondern nur an der Stätte, die der Herr, dein Gott, auswählt, indem er dort seinen Namen wohnen läßt. Dort sollst du das Paschatier schlachten, am Abend bei Sonnenuntergang, zu der Stunde, in der du aus Ägypten gezogen bist. ⁷Du sollst es an der Stätte kochen und verzehren, die der Herr, dein Gott, ausgewählt hat, und am Morgen darfst du wieder zu deinen Zelten zurückkehren. ⁸Sechs Tage sollst du ungesäuertes Brot essen, am siebten Tag ist eine Festversammlung für den Herrn, deinen Gott; da sollst du keine Arbeit tun.

Num 21,4-9 Seite 176 ⁴Die Israeliten brachen vom Berg Hor auf und schlugen die Richtung zum Schilfmeer ein, um Edom zu umgehen. Unterwegs aber verlor das Volk den Mut, ⁵es lehnte sich gegen Gott und gegen Mose auf und sagte: Warum habt ihr uns aus Ägypten heraufgeführt? Etwa damit wir in der Wüste sterben? Es gibt weder Brot noch Wasser. Dieser elenden Nahrung sind wir überdrüssig. ⁶Da schickte der Herr Giftschlangen unter das Volk. Sie bissen die Menschen, und viele Israeliten starben. ⁷Die Leute kamen zu Mose und sagten: Wir haben gesündigt, denn wir haben uns gegen den Herrn und gegen dich aufgelehnt. Bete zum Herrn, daß er uns von den Schlangen befreit. Da betete Mose für das Volk. ⁸Der Herr antwortete Mose: Mach dir eine Schlange, und häng sie an einer Fahnenstange auf! Jeder, der gebissen wird, wird am Leben bleiben,

wenn er sie ansieht. ⁹Mose machte also eine Schlange aus Kupfer und hängte sie an einer Fahnenstange auf. Wenn nun jemand von einer Schlange gebissen wurde und zu der Kupferschlange aufblickte, blieb er am Leben.

Weish 16,5–7 Seite 176 ⁵Auch damals, als die schreckliche Wut wilder Tiere über sie hereinbrach und sie durch die Bisse tückischer Schlangen umkamen, dauerte dein Zorn nicht bis ans Ende. ⁶Zur Warnung wurden sie nur kurz in Schrecken versetzt und bekamen ein Rettungszeichen, damit sie sich an die Vorschrift deines Gesetzes erinnerten. ⁷Wer sich dorthin wandte, wurde nicht durch das gerettet, was er anschaute, sondern durch dich, den Retter aller.

Joh 3,14–15 Seite 176 ¹⁴Und wie Mose die Schlange in der Wüste erhöht hat, so muß der Menschensohn erhöht werden, ¹⁵damit jeder, der (an ihn) glaubt, in ihm das ewige Leben hat.

Mi 5,2–5 Seite 181 ²Darum gibt der Herr sie preis, bis die Gebärende einen Sohn geboren hat. Dann wird der Rest seiner Brüder heimkehren zu den Söhnen Israels. ³Er wird auftreten und ihr Hirt sein in der Kraft des Herrn, im hohen Namen Jahwes, seines Gottes. Sie werden in Sicherheit leben; denn nun reicht seine Macht bis an die Grenzen der Erde. ⁴Und er wird der Friede sein. [Wenn Assur in unser Land einfällt und in unsere Paläste eindringt, stellen wir ihm sieben Hirten entgegen und acht fürstliche Männer. ⁵Sie werden das Land Assur mit dem Schwert regieren, Nimrods Land mit gezückter Waffe.] Er wird uns vor Assur retten, wenn es unser Land überfällt und in unser Gebiet eindringt.

Mt 2,2–6 Seite 181 ... ²und fragten: Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern aufgehen sehen und sind gekommen, um ihm zu huldigen. ³Als König Herodes das hörte, erschrak er und mit ihm ganz Jerusalem. ⁴Er ließ alle Hohenpriester und Schriftgelehrten des Volkes zusammenkommen und erkundigte

sich bei ihnen, wo der Messias geboren werden solle. ⁵Sie antworteten ihm: In Betlehem in Judäa; denn so steht es bei dem Propheten: ⁶Du, Betlehem im Gebiet von Juda, bist keineswegs die unbedeutendste unter den führenden Städten von Juda; denn aus dir wird ein Fürst hervorgehen, der Hirt meines Volkes Israel.

Joh 7,41–42 Seite 181 ⁴¹Andere sagten: Er ist der Messias. Wieder andere sagten: Kommt denn der Messias aus Galiäa? ⁴²Sagt nicht die Schrift: Der Messias kommt aus dem Geschlecht Davids und aus dem Dorf Betlehem, wo David lebte?

Gen 3,16 Seite 190 ¹⁶Zur Frau sprach er: Viel Mühsal bereite ich dir, sooft du schwanger wirst. Unter Schmerzen gebierst du Kinder. Du hast Verlangen nach deinem Mann; er aber wird über dich herrschen.

Jer 23,5–6 Seite 193 ⁵Seht, es kommen Tage – Spruch des Herrn –, da werde ich für David einen gerechten Sproß erwecken. Er wird als König herrschen und weise handeln, für Recht und Gerechtigkeit wird er sorgen im Land. ⁶In seinen Tagen wird Juda gerettet werden, Israel kann in Sicherheit wohnen. Man wird ihm den Namen geben: Der Herr ist unsere Gerechtigkeit.

Jer 33,14–26 Seite 193 ¹⁴Seht, es werden Tage kommen – Spruch des Herrn –, da erfülle ich das Heilswort, das ich über das Haus Israel und über das Haus Juda gesprochen habe. ¹⁵In jenen Tagen und zu jener Zeit werde ich für David einen gerechten Sproß aufsprießen lassen. Er wird für Recht und Gerechtigkeit sorgen im Land. ¹⁶In jenen Tagen wird Juda gerettet werden, Jerusalem kann in Sicherheit wohnen. Man wird ihm den Namen geben: Jahwe ist unsere Gerechtigkeit. ¹⁷Denn so spricht der Herr: Nie soll es David an einem Nachkommen fehlen, der auf dem Thron des Hauses Israel sitzt. ¹⁸Auch den levitischen Priestern soll es nie an einem Nachkommen fehlen, der alle Tage vor meinen Augen Brandopfer darbringt, Speiseopfer

verbrennt und Schlachtopfer zurichtet. ¹⁹Das Wort des Herrn erging an Jeremia: ²⁰So spricht der Herr: Nur wenn mein Bund mit dem Tag und mein Bund mit der Nacht gebrochen werden könnte, so daß es nicht mehr Tag und Nacht würde zur rechten Zeit, ²¹dann könnte auch mein Bund mit meinem Knecht David gebrochen werden, so daß er keinen Sohn hätte, der auf seinem Thron König wäre, und ebenso mein Bund mit den levitischen Priestern, die mir dienen. ²²So unzählbar das Heer des Himmels und so unmeßbar der Sand des Meeres ist, so zahlreich mache ich die Nachkommen meines Knechtes David und die Leviten, die mir dienen. ²³Das Wort des Herrn erging an Jeremia: ²⁴Hast du nicht bemerkt, was diese Leute reden: Die beiden Stammesverbände, die der Herr erwählt hatte, hat er verworfen!, und wie sie mein Volk verachten, so daß es in ihren Augen kein Volk mehr ist? ²⁵So spricht der Herr: So gewiß ich meinen Bund mit dem Tag und mit der Nacht und die Ordnungen von Himmel und Erde festgesetzt habe, ²⁶so sicher werde ich auch die Nachkommen Jakobs und meines Knechtes David nicht verwerfen; aus seinen Nachkommen werde ich die Herrscher über die Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs nehmen. Denn ich werde ihr Geschick wenden und mich ihrer erbarmen.

Gen 22,15–18 Seite 193 ¹⁵Der Engel des Herrn rief Abraham zum zweitenmal vom Himmel her zu ¹⁶und sprach: Ich habe bei mir geschworen – Spruch des Herrn: Weil du das getan hast und deinen einzigen Sohn mir nicht vorenthalten hast, ¹⁷will ich dir Segen schenken in Fülle und deine Nachkommen zahlreich machen wie die Sterne am Himmel und den Sand am Meeresstrand. Deine Nachkommen sollen das Tor ihrer Feinde einnehmen. ¹⁸Segnen sollen sich mit deinen Nachkommen alle Völker der Erde, weil du auf meine Stimme gehört hast.

Mt 27,54 Seite 196 ⁵⁴Als der Hauptmann und die Männer, die mit ihm zusammen Jesus bewachten, das Erdbeben bemerkten und sa-

hen, was geschah, erschranken sie sehr und sagten: Wahrhaftig, das war Gottes Sohn!

Mk 15,39 Seite 196 ³⁹Als der Hauptmann, der Jesus gegenüberstand, ihn auf diese Weise sterben sah, sagte er: Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn.

Mt 8,8 Seite 196 ⁸Da antwortete der Hauptmann: Herr, ich bin es nicht wert, daß du mein Haus betrittst; sprich nur ein Wort, dann wird mein Diener gesund.

Lk 7,6-7 Seite 196 ⁶Da ging Jesus mit ihnen. Als er nicht mehr weit von dem Haus entfernt war, schickte der Hauptmann Freunde und ließ ihm sagen: Herr, bemühe dich nicht! Denn ich bin es nicht wert, daß du mein Haus betrittst. ⁷Deshalb habe ich mich auch nicht für würdig gehalten, selbst zu dir zu kommen. Sprich nur ein Wort, dann muß mein Diener gesund werden.

Lk 23,34 Seite 196 ³⁴Jesus aber betete: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Dann warfen sie das Los und verteilten seine Kleider unter sich.

Mt 27,46 Seite 196 ⁴⁶Um die neunte Stunde rief Jesus laut: Eli, Eli, lema sabachtani?, das heißt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Mk 15,34 Seite 196 ³⁴Und in der neunten Stunde rief Jesus mit lauter Stimme: Eloï, Eloï, lema sabachtani?, das heißt übersetzt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Ps 21,2 Seite 196 ²An deiner Macht, Herr, freut sich der König; über deine Hilfe, wie jubelt er laut!

Lk 23,46 Seite 196 ... ⁴⁶und Jesus rief laut: Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist. Nach diesen Worten hauchte er den Geist aus.

¹Nach diesen Ereignissen stellte Gott Abraham auf die Probe. Er sprach zu ihm: Abraham! Er antwortete: Hier bin ich. ²Gott sprach: Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebst, Isaak, geh in das Land Morija, und bring ihn dort auf einem der Berge, den ich dir nenne, als Brandopfer dar. ³Frühmorgens stand Abraham auf, sattelte seinen Esel, holte seine beiden Jungknechte und seinen Sohn Isaak, spaltete Holz zum Opfer und machte sich auf den Weg zu dem Ort, den ihm Gott genannt hatte. ⁴Als Abraham am dritten Tag aufblickte, sah er den Ort von weitem. ⁵Da sagte Abraham zu seinen Jungknechten: Bleibt mit dem Esel hier! Ich will mit dem Knaben hingehen und anbeten; dann kommen wir zu euch zurück. ⁶Abraham nahm das Holz für das Brandopfer und lud es seinem Sohn Isaak auf. Er selbst nahm das Feuer und das Messer in die Hand. So gingen beide miteinander. ⁷Nach einer Weile sagte Isaak zu seinem Vater Abraham: Vater! Er antwortete: Ja, mein Sohn! Dann sagte Isaak: Hier ist Feuer und Holz. Wo aber ist das Lamm für das Brandopfer? ⁸Abraham entgegnete: Gott wird sich das Opferlamm aussuchen, mein Sohn. Und beide gingen miteinander weiter. ⁹Als sie an den Ort kamen, den ihm Gott genannt hatte, baute Abraham den Altar, schichtete das Holz auf, fesselte seinen Sohn Isaak und legte ihn auf den Altar, oben auf das Holz. ¹⁰Schon streckte Abraham seine Hand aus und nahm das Messer, um seinen Sohn zu schlachten. ¹¹Da rief ihm der Engel des Herrn vom Himmel her zu: Abraham, Abraham! Er antwortete: Hier bin ich. ¹²Jener sprach: Streck deine Hand nicht gegen den Knaben aus, und tu ihm nichts zuleide! Denn jetzt weiß ich, daß du Gott fürchtest; du hast mir deinen einzigen Sohn nicht vorenthalten. ¹³Als Abraham aufschaute, sah er: Ein Widder hatte sich hinter ihm mit seinen Hörnern im Gestrüpp verfangen. Abraham ging hin, nahm den Widder und brachte ihn statt seines Sohnes als Brandopfer dar. ¹⁴Abraham nannte jenen Ort Jahwe-Jire (Der Herr sieht), wie man noch heute sagt: Auf dem Berg läßt sich der Herr sehen. ¹⁵Der Engel des Herrn rief Abraham zum zweitenmal vom Himmel her zu ¹⁶und sprach: Ich habe bei

mir geschworen – Spruch des Herrn: Weil du das getan hast und deinen einzigen Sohn mir nicht vorenthalten hast, ¹⁷will ich dir Segen schenken in Fülle und deine Nachkommen zahlreich machen wie die Sterne am Himmel und den Sand am Meeresstrand. Deine Nachkommen sollen das Tor ihrer Feinde einnehmen. ¹⁸Segnen sollen sich mit deinen Nachkommen alle Völker der Erde, weil du auf meine Stimme gehört hast.

Lev 12,2 Seite 199 ²Sag zu den Israeliten: Wenn eine Frau niederkommt und einen Knaben gebiert, ist sie sieben Tage unrein, wie sie in der Zeit ihrer Regel unrein ist.

Lk 1,56 Seite 200 ⁵⁶Und Maria blieb etwa drei Monate bei ihr; dann kehrte sie nach Hause zurück.

Mt 1,18–25 Seite 203 ¹⁸Mit der Geburt Jesu Christi war es so: Maria, seine Mutter, war mit Josef verlobt; noch bevor sie zusammengekommen waren, zeigte sich, daß sie ein Kind erwartete – durch das Wirken des Heiligen Geistes. ¹⁹Josef, ihr Mann, der gerecht war und sie nicht bloßstellen wollte, beschloß, sich in aller Stille von ihr zu trennen. ²⁰Während er noch darüber nachdachte, erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen; denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist. ²¹Sie wird einen Sohn gebären; ihm sollst du den Namen Jesus geben; denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen. ²²Dies alles ist geschehen, damit sich erfüllte, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: ²³Seht, die Jungfrau wird ein Kind empfangen, einen Sohn wird sie gebären, und man wird ihm den Namen Immanuel geben, das heißt übersetzt: Gott ist mit uns. ²⁴Als Josef erwachte, tat er, was der Engel des Herrn ihm befohlen hatte, und nahm seine Frau zu sich. ²⁵Er erkannte sie aber nicht, bis sie ihren Sohn gebar. Und er gab ihm den Namen Jesus.

Mt 1,19–24 Seite 207 ¹⁹Josef, ihr Mann, der gerecht war und sie nicht bloßstellen wollte, beschloß, sich in aller Stille von ihr zu trennen.

²⁰Während er noch darüber nachdachte, erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum und sagte: Josef, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria als deine Frau zu dir zu nehmen; denn das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist. ²¹Sie wird einen Sohn gebären; ihm sollst du den Namen Jesus geben; denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen. ²²Dies alles ist geschehen, damit sich erfüllte, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: ²³Seht, die Jungfrau wird ein Kind empfangen, einen Sohn wird sie gebären, und man wird ihm den Namen Immanuel geben, das heißt übersetzt: Gott ist mit uns. ²⁴Als Josef erwachte, tat er, was der Engel des Herrn ihm befohlen hatte, und nahm seine Frau zu sich.

Lev 19,18 Seite 207 ¹⁸An den Kindern deines Volkes sollst du dich nicht rächen und ihnen nichts nachtragen. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Ich bin der Herr.

Mt 1,24 Seite 209 ²⁴Als Josef erwachte, tat er, was der Engel des Herrn ihm befohlen hatte, und nahm seine Frau zu sich.

Num 24,17 Seite 214 ¹⁷Ich sehe ihn, aber nicht jetzt, ich erblicke ihn, aber nicht in der Nähe: Ein Stern geht in Jakob auf, ein Zepter erhebt sich in Israel. Er zerschlägt Moab die Schläfen und allen Söhnen Sets den Schädel.

Gen 35,18–20 Seite 214 ¹⁸Während ihr das Leben entflohen – sie mußte nämlich sterben –, gab sie ihm den Namen Ben-Oni (Unheilskind); sein Vater aber nannte ihn Benjamin (Erfolgskind). ¹⁹Als Rahel gestorben war, begrub man sie an der Straße nach Efrata, das jetzt Betlehem heißt. ²⁰Jakob errichtete ein Steinmal über ihrem Grab. Das ist das Grabmal Rahels bis auf den heutigen Tag.

Gen 48,7 Seite 214 ⁷Als ich aus Paddan-Aram kam, starb mir unterwegs Rahel in Kanaan; nur noch ein kleines Stück war es bis Efrata. Ich begrub sie dort auf dem Weg nach Efrata, das jetzt Betlehem heißt.

Mi 5,2 Seite 214 ²Darum gibt der Herr sie preis, bis die Gebärende einen Sohn geboren hat. Dann wird der Rest seiner Brüder heimkehren zu den Söhnen Israels.

2 Kön 2,11 Seite 235 ¹¹Während sie miteinander gingen und redeten, erschien ein feuriger Wagen mit feurigen Pferden und trennte beide voneinander. Elija fuhr im Wirbelsturm zum Himmel empor.

Jes 9,6 Seite 242 ⁶Seine Herrschaft ist groß, und der Friede hat kein Ende. Auf dem Thron Davids herrscht er über sein Reich; er festigt und stützt es durch Recht und Gerechtigkeit, jetzt und für alle Zeiten. Der leidenschaftliche Eifer des Herrn der Heere wird das vollbringen.

Mt 2,23 Seite 250 ... ²³und ließ sich in einer Stadt namens Nazaret nieder. Denn es sollte sich erfüllen, was durch die Propheten gesagt worden ist: Er wird Nazoräer genannt werden.

Ri 13,5 Seite 250 ⁵Denn siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären. Es darf kein Schermesser an seine Haare kommen; denn der Knabe wird von Geburt an ein Gott geweihter Nasiräer sein. Er wird damit beginnen, Israel aus der Gewalt der Philister zu befreien.

Mi 5,2 Seite 250 ²Darum gibt der Herr sie preis, bis die Gebärende einen Sohn geboren hat. Dann wird der Rest seiner Brüder heimkehren zu den Söhnen Israels.

Mt 2,6 Seite 250 ⁶Du aber geh in deine Kammer, wenn du betest, und schließ die Tür zu; dann bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist. Dein Vater, der auch das Verborgene sieht, wird es dir vergelten.

Lk 1,18 Seite 251 ¹⁸Zacharias sagte zu dem Engel: Woran soll ich erkennen, daß das wahr ist? Ich bin ein alter Mann, und auch meine Frau ist in vorgerücktem Alter.

Mt 15,11 Seite 252 ¹¹Nicht das, was durch den Mund in den Menschen hineinkommt, macht ihn unrein, sondern was aus dem Mund des Menschen herauskommt, das macht ihn unrein.

Mt 18,19 Seite 252 ¹⁹Weiter sage ich euch: Alles, was zwei von euch auf Erden gemeinsam erbitten, werden sie von meinem himmlischen Vater erhalten.

Mt 5,13–16 Seite 253 ¹³Ihr seid das Salz der Erde. Wenn das Salz seinen Geschmack verliert, womit kann man es wieder salzig machen? Es taugt zu nichts mehr; es wird weggeworfen und von den Leuten zertreten. ¹⁴Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben. ¹⁵Man zündet auch nicht ein Licht an und stülpt ein Gefäß darüber, sondern man stellt es auf den Leuchter; dann leuchtet es allen im Haus. ¹⁶So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.

Lk 12,49 Seite 253 ⁴⁹Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen. Wie froh wäre ich, es würde schon brennen!

Lk 2,29–32 Seite 257 ²⁹Nun läßt du, Herr, deinen Knecht, wie du gesagt hast, in Frieden scheiden. ³⁰Denn meine Augen haben das Heil gesehen, ³¹das du vor allen Völkern bereitet hast, ³²ein Licht, das die Heiden erleuchtet, und Herrlichkeit für dein Volk Israel.

Lk 2,34–35 Seite 257 ³⁴Und Simeon segnete sie und sagte zu Maria, der Mutter Jesu: Dieser ist dazu bestimmt, daß in Israel viele durch ihn zu Fall kommen und viele aufgerichtet werden, und er wird ein Zeichen sein, dem widersprochen wird. ³⁵Dadurch sollen die Gedanken vieler Menschen offenbar werden. Dir selbst aber wird ein Schwert durch die Seele dringen.

Jdt 13 Seite 258 ¹Als es dann Nacht geworden war, brachen seine Diener eilig auf. Bagoas schloß von außen das Zelt und trennte so die

Diener von seinem Herrn. Sie suchten ihr Nachtlager auf, denn sie waren alle von dem ausgedehnten Mahl ermüdet. ²Judit allein blieb in dem Zelt zurück, wo Holofernes, vom Wein übermannt, vornüber auf sein Lager gesunken war. ³Judit hatte ihrer Dienerin befohlen, draußen vor ihrem Schlafgemach stehen zu bleiben und wie alle Tage zu warten, bis sie herauskäme; sie werde nämlich zum Gebet hinausgehen. Im gleichen Sinne hatte sie auch mit Bagoas gesprochen. ⁴Inzwischen hatte sich die ganze Gesellschaft entfernt, und es befand sich kein Mensch mehr im Schlafgemach des Holofernes. Judit trat an das Lager des Holofernes und betete still: Herr, du Gott aller Macht, sieh in dieser Stunde gnädig auf das, was meine Hände zur Verherrlichung Jerusalems tun werden. ⁵Jetzt ist der Augenblick gekommen, daß du dich deines Erbesitzes annimmst und daß ich mein Vorhaben ausführe, zum Verderben der Feinde, die sich gegen uns erhoben haben. ⁶Dann ging sie zum Bettpfosten am Kopf des Holofernes und nahm von dort sein Schwert herab. ⁷Sie ging ganz nahe zu seinem Lager hin, ergriff sein Haar und sagte: Mach mich stark, Herr, du Gott Israels, am heutigen Tag! ⁸Und sie schlug zweimal mit ihrer ganzen Kraft auf seinen Nacken und hieb ihm den Kopf ab. ⁹Dann wälzte sie seinen Rumpf von dem Lager und riß das Mückennetz von den Tragstangen herunter. ¹⁰Kurz danach ging sie hinaus und übergab den Kopf des Holofernes ihrer Dienerin, die ihn in einen Sack steckte. Sie machten sich dann beide wie gewöhnlich auf den Weg, als wollten sie zum Beten gehen. Sie gingen jedoch, nachdem sie das Lager durchquert hatten, um die Schlucht herum, stiegen den Berg nach Betulia hinauf und gelangten vor das Stadttor. ¹¹Schon von weitem rief Judit den Wächtern am Tor zu: Öffnet, öffnet schnell das Tor! Gott ist mit uns, ja, unser Gott ist mit uns. Er offenbart in Israel seine segensreiche Macht, an unseren Feinden aber seine strafende Gewalt. Das hat er auch heute bewiesen. ¹²Als die Männer in der Stadt ihre Stimme hörten, eilten sie zum Stadttor hinunter und riefen die Ältesten der Stadt zusammen. ¹³Alle liefen herbei, vom Kleinsten bis zum Größten, denn sie konnten es nicht

fassen, daß Judit zurückgekommen war. Sie öffneten das Tor und ließen die beiden Frauen herein. Dann zündeten sie ein Feuer an, um den Platz zu beleuchten, und umringten sie. ¹⁴Judit aber rief ihnen laut zu: Lobt Gott, ja, lobt ihn! Lobt Gott! Er hat dem Haus Israel sein Erbarmen nicht entzogen, sondern er hat in dieser Nacht unsere Feinde durch meine Hand vernichtend getroffen. ¹⁵Dann zog sie den Kopf aus dem Sack und zeigte ihn den Männern mit den Worten: Seht, das ist der Kopf des Holofernes, des Oberbefehlshabers der assyrischen Truppen, und hier ist das Mückennetz, unter dem er in seinem Rausch lag. Der Herr hat ihn durch die Hand einer Frau erschlagen. ¹⁶So wahr der Herr lebt, der mich auf dem Weg beschützt hat, den ich gegangen bin: Zwar hat ihn mein Anblick verführt und in das Verderben gestürzt, aber er hat mich durch keine Sünde befleckt oder geschändet. ¹⁷Das Volk war zutiefst ergriffen; sie verneigten sich, warfen sich vor Gott nieder und riefen einmütig: Gepriesen seist du, unser Gott, der du am heutigen Tag die Feinde deines Volkes vernichtet hast. ¹⁸Usija aber sagte: Meine Tochter, du bist von Gott, dem Allerhöchsten, mehr gesegnet als alle anderen Frauen auf der Erde. Gepriesen sei der Herr, unser Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat. Durch seine Hilfe ist es dir gelungen, dem Anführer unserer Feinde den Kopf abzuschlagen. ¹⁹Die Erinnerung an dein Vertrauen soll in Ewigkeit nicht aus den Herzen der Menschen entschwinden, die sich an die Macht Gottes erinnern. ²⁰Gott möge dir ewigen Ruhm schenken und dich reich mit seinem Segen belohnen. Denn in der Not unseres Volkes hast du dein Leben nicht geschont; nein, du hast entschlossen unseren Untergang von uns abgewehrt, du bist vor unserem Gott auf geradem Weg gegangen. Und alles Volk rief: Amen, amen.

Ri 4,17-23 Seite 258 ¹⁷Sisera war zu Fuß zum Zelt der Jaël, der Frau des Keniters Heber, geflohen; denn zwischen Jabin, dem König von Hazor, und der Familie des Keniters Heber herrschte Frieden. ¹⁸Jaël ging Sisera entgegen und sagte zu ihm:kehr ein, Herr,kehr ein bei

mir, hab keine Angst! Da begab er sich zu ihr ins Zelt, und sie deckte ihn mit einem Teppich zu. ¹⁹Er sagte zu ihr: Gib mir doch etwas Wasser zu trinken, ich habe Durst. Sie öffnete einen Schlauch mit Milch und gab ihm zu trinken; dann deckte sie ihn wieder zu. ²⁰Er sagte zu ihr: Stell dich an den Zelteingang, und wenn einer kommt und dich fragt: Ist jemand hier?, dann antworte: Nein. ²¹Doch Jaël, die Frau Hebers, holte einen Zeltpflock, nahm einen Hammer in die Hand, ging leise zu Sisera hin und schlug ihm den Zeltpflock durch die Schläfe, so daß er noch in den Boden drang. So fand Sisera, der vor Erschöpfung eingeschlafen war, den Tod. ²²Da erschien gerade Barak, der Sisera verfolgte. Jaël ging ihm entgegen und sagte: Komm, ich zeige dir den Mann, den du suchst. Er ging mit ihr hinein; da sah er Sisera tot am Boden liegen, mit dem Pflock in seiner Schläfe. ²³So demütigte Gott an diesem Tag Jabin, den König von Kanaan, vor den Israeliten, ...

Lk 2,27 Seite 259 ²⁷Jetzt wurde er vom Geist in den Tempel geführt; und als die Eltern Jesus hereinbrachten, um zu erfüllen, was nach dem Gesetz üblich war, ...

Gen 8,21 Seite 260 ²¹Der Herr roch den beruhigenden Duft, und der Herr sprach bei sich: Ich will die Erde wegen des Menschen nicht noch einmal verfluchen; denn das Trachten des Menschen ist böse von Jugend an. Ich will künftig nicht mehr alles Lebendige vernichten, wie ich es getan habe.

Ez 9,4.6 Seite 273 ⁴Der Herr sagte zu ihm: Geh mitten durch die Stadt Jerusalem und schreib ein T auf die Stirn aller Männer, die über die in der Stadt begangenen Greuelthaten seufzen und stöhnen. ⁶Alt und jung, Mädchen, Kinder und Frauen sollt ihr erschlagen und umbringen. Doch von denen, die das T auf der Stirn haben, dürft ihr keinen anrühren. Beginnt in meinem Heiligtum! Da begannen sie bei den Ältesten, die vor dem Tempel standen.

Offb 7,2-3 Seite 273 ²Dann sah ich vom Osten her einen anderen Engel emporsteigen; er hatte das Siegel des lebendigen Gottes und rief den vier Engeln, denen die Macht gegeben war, dem Land und dem Meer Schaden zuzufügen, mit lauter Stimme zu: ³Fügt dem Land, dem Meer und den Bäumen keinen Schaden zu, bis wir den Knechten unseres Gottes das Siegel auf die Stirn gedrückt haben.

Offb 9,4 Seite 273 ⁴Es wurde ihnen gesagt, sie sollten dem Gras auf der Erde, den grünen Pflanzen und den Bäumen keinen Schaden zufügen, sondern nur den Menschen, die das Siegel Gottes nicht auf der Stirn haben.

Mt 2,13 Seite 290 ¹³Als die Sterndeuter wieder gegangen waren, erschien dem Josef im Traum ein Engel des Herrn und sagte: Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter, und flieh nach Ägypten; dort bleibe, bis ich dir etwas anderes auftrage; denn Herodes wird das Kind suchen, um es zu töten.

Mt 2,20 Seite 290 ... ²⁰und sagte: Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter, und zieh in das Land Israel; denn die Leute, die dem Kind nach dem Leben getrachtet haben, sind tot.

Mt 1,18 Seite 291 ¹⁸Mit der Geburt Jesu Christi war es so: Maria, seine Mutter, war mit Josef verlobt; noch bevor sie zusammengekommen waren, zeigte sich, daß sie ein Kind erwartete – durch das Wirken des Heiligen Geistes.

Mt 1,16 Seite 291 ¹⁶Jakob war der Vater von Josef, dem Mann Marias; von ihr wurde Jesus geboren, der der Christus (der Messias) genannt wird.

Gen 2,24 Seite 291 ²⁴Darum verläßt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau, und sie werden ein Fleisch.

Gen 17,15 Seite 292 ¹⁵Weiter sprach Gott zu Abraham: Deine Frau Sarai sollst du nicht mehr Sarai nennen, sondern Sara (Herrin) soll sie heißen.

Gen 19,15 Seite 292 ¹⁵Als die Morgenröte aufstieg, drängten die Engel Lot zur Eile: Auf, nimm deine Frau und deine beiden Töchter, die hier sind, damit du nicht wegen der Schuld der Stadt hinweggerafft wirst.

Rut 4,10 Seite 292 ¹⁰Auch Rut, die Moabiterin, die Frau Machlons, habe ich mir zur Frau erworben, um den Namen des Verstorbenen auf seinem Erbe wiedererstehen zu lassen, damit sein Name unter seinen Verwandten und innerhalb der Mauern seiner Stadt nicht erlischt. Ihr seid heute Zeugen.

1 Sam 1,1-2 Seite 292 ¹Einst lebte ein Mann aus Ramatajim, ein Zufiter vom Gebirge Efraim. Er hieß Elkana und war ein Sohn Jerohams, des Sohnes Elihus, des Sohnes Tohus, des Sohnes Zufus, ein Efraimiter. ²Er hatte zwei Frauen. Die eine hieß Hanna, die andere Peninna. Peninna hatte Kinder, Hanna aber hatte keine Kinder.

1 Sam 1,19 Seite 292 ¹⁹Am nächsten Morgen standen sie früh auf und beteten den Herrn an. Dann machten sie sich auf den Heimweg und kehrten in ihr Haus nach Rama zurück. Elkana erkannte seine Frau Hanna; der Herr dachte an sie, ...

1 Sam 2,20 Seite 292 ²⁰Dann segnete Eli Elkana und seine Frau und sagte: Der Herr gebe dir für den, den er von dir erbeten hat, andere Nachkommenschaft von dieser Frau. Darauf gingen sie wieder in ihren Heimatort zurück.

2 Sam 11,27 Seite 292 ²⁷Sobald die Trauerzeit vorüber war, ließ David sie zu sich in sein Haus holen. Sie wurde seine Frau und gebar ihm einen Sohn. Dem Herrn aber mißfiel, was David getan hatte.

Tob 1,11 Seite 292 ¹¹Ich aber hütete mich, davon zu essen, ...

Tob 1,21 Seite 292 ²¹Doch es dauerte nicht einmal fünfzig Tage, da wurde Sanherib von seinen beiden Söhnen ermordet. Sie mußten in das Gebirge Ararat fliehen, aber dann wurde sein Sohn Asarhaddon an seiner Stelle König. Er machte Achikar, den Sohn meines Bruders Hanaël, zum Herrn über das ganze Rechnungswesen und die ganze Verwaltung seines Reiches.

Mt 22,25 Seite 292 ²⁵Bei uns lebten einmal sieben Brüder. Der erste heiratete und starb, und weil er keine Nachkommen hatte, hinterließ er seine Frau seinem Bruder, ...

Mk 10,11 Seite 292 ¹¹Er antwortete ihnen: Wer seine Frau aus der Ehe entläßt und eine andere heiratet, begeht ihr gegenüber Ehebruch.

Lk 1,5 Seite 292 ⁵Zur Zeit des Herodes, des Königs von Judäa, lebte ein Priester namens Zacharias, der zur Priesterklasse Abija gehörte. Seine Frau stammte aus dem Geschlecht Aarons; sie hieß Elisabet.

Lk 1,13 Seite 292 ¹³Der Engel aber sagte zu ihm: Fürchte dich nicht, Zacharias! Dein Gebet ist erhört worden. Deine Frau Elisabet wird dir einen Sohn gebären; dem sollst du den Namen Johannes geben.

Lk 1,8 Seite 292 ⁸Eines Tages, als seine Priesterklasse wieder an der Reihe war und er beim Gottesdienst mitzuwirken hatte, ...

Lk 1,24 Seite 292 ²⁴Bald darauf empfing seine Frau Elisabet einen Sohn und lebte fünf Monate lang zurückgezogen. Sie sagte: ...

Lk 8,3 Seite 292 ³Johanna, die Frau des Chuzas, eines Beamten des Herodes, Susanna und viele andere. Sie alle unterstützten Jesus und die Jünger mit dem, was sie besaßen.

Ex 32 Seite 310 ¹Als das Volk sah, daß Mose noch immer nicht vom Berg herabkam, versammelte es sich um Aaron und sagte zu ihm:

Komm, mach uns Götter, die vor uns herziehen. Denn dieser Mose, der Mann, der uns aus Ägypten heraufgebracht hat – wir wissen nicht, was mit ihm geschehen ist. ²Aaron antwortete: Nehmt euren Frauen, Söhnen und Töchtern die goldenen Ringe ab, die sie an den Ohren tragen, und bringt sie her! ³Da nahm das ganze Volk die goldenen Ohringe ab und brachte sie zu Aaron. ⁴Er nahm sie von ihnen entgegen, zeichnete mit einem Griffel eine Skizze und goß danach ein Kalb. Da sagten sie: Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Ägypten heraufgeführt haben. ⁵Als Aaron das sah, baute er vor dem Kalb einen Altar und rief aus: Morgen ist ein Fest zur Ehre des Herrn. ⁶Am folgenden Morgen standen sie zeitig auf, brachten Brandopfer dar und führten Tiere für das Heilsopfer herbei. Das Volk setzte sich zum Essen und Trinken und stand auf, um sich zu vergnügen. ⁷Da sprach der Herr zu Mose: Geh, steig hinunter, denn dein Volk, das du aus Ägypten heraufgeführt hast, läuft ins Verderben. ⁸Schnell sind sie von dem Weg abgewichen, den ich ihnen vorgeschrieben habe. Sie haben sich ein Kalb aus Metall gegossen und werfen sich vor ihm zu Boden. Sie bringen ihm Schlachtopfer dar und sagen: Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Ägypten heraufgeführt haben. ⁹Weiter sprach der Herr zu Mose: Ich habe dieses Volk durchschaut: Ein störrisches Volk ist es. ¹⁰Jetzt laß mich, damit mein Zorn gegen sie entbrennt und sie verzehrt. Dich aber will ich zu einem großen Volk machen. ¹¹Da versuchte Mose, den Herrn, seinen Gott, zu besänftigen, und sagte: Warum, Herr, ist dein Zorn gegen dein Volk entbrannt? Du hast es doch mit großer Macht und starker Hand aus Ägypten herausgeführt. ¹²Sollen etwa die Ägypter sagen können: In böser Absicht hat er sie herausgeführt, um sie im Gebirge umzubringen und sie vom Erdboden verschwinden zu lassen? Laß ab von deinem glühenden Zorn, und laß dich das Böse reuen, das du deinem Volk antun wolltest. ¹³Denk an deine Knechte, an Abraham, Isaak und Israel, denen du mit einem Eid bei deinem eigenen Namen zugesichert und gesagt hast: Ich will eure Nachkommen zahlreich machen wie die Sterne am Himmel, und: Dieses gan-

ze Land, von dem ich gesprochen habe, will ich euren Nachkommen geben, und sie sollen es für immer besitzen. ¹⁴Da ließ sich der Herr das Böse reuen, das er seinem Volk angedroht hatte. ¹⁵Mose kehrte um und stieg den Berg hinab, die zwei Tafeln der Bundesurkunde in der Hand, die Tafeln, die auf beiden Seiten beschrieben waren. Auf der einen wie auf der andern Seite waren sie beschrieben. ¹⁶Die Tafeln hatte Gott selbst gemacht, und die Schrift, die auf den Tafeln eingegraben war, war Gottes Schrift. ¹⁷Josua hörte das Lärmen und Schreien des Volkes und sagte zu Mose: Horch, Krieg ist im Lager. ¹⁸Mose antwortete: Nicht Siegesgeschrei, auch nicht Geschrei nach Niederlage ist das Geschrei, das ich höre. ¹⁹Als Mose dem Lager näher kam und das Kalb und den Tanz sah, entbrannte sein Zorn. Er schleuderte die Tafeln fort und zerschmetterte sie am Fuß des Berges. ²⁰Dann packte er das Kalb, das sie gemacht hatten, verbrannte es im Feuer und zerstampfte es zu Staub. Den Staub streute er in Wasser und gab es den Israeliten zu trinken. ²¹Zu Aaron sagte Mose: Was hat dir dieses Volk getan, daß du ihm eine so große Schuld aufgeladen hast? ²²Aaron erwiderte: Mein Herr möge sich doch nicht vom Zorn hinreißen lassen. Du weißt doch, wie böse das Volk ist. ²³Sie haben zu mir gesagt: Mach uns Götter, die uns vorangehen. Denn dieser Mose, der Mann, der uns aus Ägypten heraufgeführt hat – wir wissen nicht, was mit ihm geschehen ist. ²⁴Da habe ich zu ihnen gesagt: Wer Goldschmuck trägt, soll ihn ablegen. Sie haben mir das Gold übergeben, ich habe es ins Feuer geworfen, und herausgekommen ist dieses Kalb. ²⁵Mose sah, wie verwildert das Volk war. Denn Aaron hatte es verwildern lassen, zur Schadenfreude ihrer Widersacher. ²⁶Mose trat an das Lagertor und sagte: Wer für den Herrn ist, her zu mir! Da sammelten sich alle Leviten um ihn. ²⁷Er sagte zu ihnen: So spricht der Herr, der Gott Israels: Jeder lege sein Schwert an. Zieht durch das Lager von Tor zu Tor! Jeder erschlage seinen Bruder, seinen Freund, seinen Nächsten. ²⁸Die Leviten taten, was Mose gesagt hatte. Vom Volk fielen an jenem Tag gegen dreitausend Mann. ²⁹Dann sagte Mose: Füllt heute eure Hände mit Gaben

für den Herrn! Denn jeder von euch ist heute gegen seinen Sohn und seinen Bruder vorgegangen, und der Herr hat Segen auf euch gelegt. ³⁰Am folgenden Morgen sprach Mose zum Volk: Ihr habt eine große Sünde begangen. Jetzt will ich zum Herrn hinaufsteigen; vielleicht kann ich für eure Sünde Sühne erwirken. ³¹Mose kehrte zum Herrn zurück und sagte: Ach, dieses Volk hat eine große Sünde begangen. Götter aus Gold haben sie sich gemacht. ³²Doch jetzt nimm ihre Sünde von ihnen! Wenn nicht, dann streich mich aus dem Buch, das du angelegt hast. ³³Der Herr antwortete Mose: Nur den, der gegen mich gesündigt hat, streiche ich aus meinem Buch. ³⁴Aber jetzt geh, führe das Volk, wohin ich dir gesagt habe. Mein Engel wird vor dir hergehen. Am Tag aber, an dem ich Rechenschaft verlange, werde ich über ihre Sünde mit ihnen abrechnen. ³⁵Der Herr schlug das Volk mit Unheil, weil sie das Kalb gemacht hatten, das Aaron anfertigen ließ.

Spr 8,34 Seite 317 ³⁴Wohl dem, der auf mich hört, der Tag für Tag an meinen Toren wacht und meine Türpfosten hütet.

Dan 9 Seite 331 ¹Im ersten Jahr, nachdem Darius, der Sohn des Xerxes, aus dem Stamm der Meder, König über das Reich der Chaldäer geworden war, ²in diesem ersten Jahr seiner Herrschaft suchte ich, Daniel, in den Schriften die Zahl der Jahre zu ergründen, die Jerusalem nach dem Wort des Herrn an den Propheten Jeremia verwüstet sein sollte; es waren siebzig Jahre. ³Ich richtete mein Gesicht zu Gott, dem Herrn, um ihn mit Gebet und Flehen, bei Fasten in Sack und Asche, zu bitten. ⁴Ich betete zum Herrn, meinem Gott, legte ein Bekenntnis ab und sagte: Herr, du großer und furchterregender Gott, du bewahrst denen, die dich lieben und deine Gebote halten, deinen Bund und deine Gnade. ⁵Wir haben gesündigt und Unrecht getan, wir sind treulos gewesen und haben uns gegen dich empört; von deinen Geboten und Gesetzen sind wir abgewichen. ⁶Wir haben nicht auf deine Diener, die Propheten, gehört, die in deinem Namen zu unseren Königen und Vorstehern, zu unseren Vätern und zu allen Bür-

gern des Landes geredet haben. ⁷Du, Herr, bist im Recht; uns aber steht bis heute die Schamröte im Gesicht, den Leuten von Juda, den Einwohnern Jerusalems und allen Israeliten, seien sie nah oder fern in all den Ländern, wohin du sie verstoßen hast; denn sie haben dir die Treue gebrochen. ⁸Ja, Herr, uns steht die Schamröte im Gesicht, unseren Königen, Oberen und Vätern; denn wir haben uns gegen dich versündigt. ⁹Aber der Herr, unser Gott, schenkt Erbarmen und Vergebung. Ja, wir haben uns gegen ihn empört. ¹⁰Wir haben nicht auf die Stimme des Herrn, unseres Gottes, gehört und seine Befehle nicht befolgt, die er uns durch seine Diener, die Propheten, gegeben hat. ¹¹Ganz Israel hat dein Gesetz übertreten, ist davon abgewichen und hat nicht auf deine Stimme gehört. Darum kamen der Fluch und die Verwünschung über uns, die im Gesetz des Mose, des Dieners Gottes, geschrieben stehen; denn wir haben uns gegen Gott versündigt. ¹²Gott machte seine Drohung wahr, die er gegen uns und unsere Richter, die uns regierten, ausgesprochen hatte: Er werde so schweres Unheil über uns bringen, daß unter dem ganzen Himmel nie solche Dinge geschehen sein werden wie in Jerusalem. ¹³Wie es im Gesetz des Mose geschrieben steht, ist all dieses Unheil über uns gekommen. Und doch haben wir den Herrn, unseren Gott, nicht begünstigt, haben uns nicht von unserem bösen Tun abgewandt und nicht auf deine Wahrheit geachtet. ¹⁴Der Herr aber war wach und ließ dieses Unheil über uns kommen. Denn der Herr, unser Gott, ist gerecht in allem, was er tut. Wir aber hörten nicht auf seine Stimme. ¹⁵Jetzt aber, Herr, unser Gott, der du dein Volk mit starker Hand aus Ägypten geführt und dir damit einen Namen gemacht hast bis auf den heutigen Tag! Wir haben gesündigt; wir haben gefrevelt. ¹⁶Herr, wende jetzt deinen grimmigen Zorn von deiner Stadt Jerusalem und von deinem heiligen Berg ab, wie es deinen früheren hilfreichen Taten entspricht. Wegen unserer Sünden und der bösen Taten unserer Väter sind Jerusalem und dein Volk zum Gespött für alle geworden, die rings um uns wohnen. ¹⁷Darum höre jetzt, unser Gott, das Gebet und Flehen deines Knechtes: Herr, laß auch um deiner selbst willen

dein Angesicht über deinem Heiligtum leuchten, das verwüstet da liegt. ¹⁸Mein Gott, neig mir dein Ohr zu, und höre mich; öffne deine Augen, und sieh auf die Trümmer, auf unsere Stadt, über der dein Name ausgerufen ist. Nicht im Vertrauen auf unsere guten Taten legen wir dir unsere Bitten vor, sondern im Vertrauen auf dein großes Erbarmen. ¹⁹Herr, erhöere! Herr, verzeih! Herr, vernimm das Gebet, und handle! Mein Gott, auch um deiner selbst willen zögere nicht! Dein Name ist doch über deiner Stadt und deinem Volk ausgerufen. ²⁰Während ich noch redete und betete, meine Sünden und die Sünden meines Volkes Israel bekannte und meine Bitte für den heiligen Berg meines Gottes vor den Herrn, meinen Gott, brachte, ²¹während ich also noch mein Gebet sprach, da kam im Flug der Mann Gabriel, den ich früher in der Vision gesehen hatte; er kam um die Zeit des Abendopfers zu mir, ²²redete mit mir und sagte: Daniel, ich bin gesandt worden, um dir klare Einsicht zu geben. ²³Schon zu Beginn deines Gebets erging ein Gotteswort, und ich bin gekommen, um es dir zu verkünden; denn du bist (von Gott) geliebt. Achte also auf das Wort, und begreife die Vision! ²⁴Siebzig Wochen sind für dein Volk und deine heilige Stadt bestimmt, bis der Frevel beendet ist, bis die Sünde versiegelt und die Schuld gesühnt ist, bis ewige Gerechtigkeit gebracht wird, bis Visionen und Weissagungen besiegelt werden und ein Hochheiliges gesalbt wird. ²⁵Nun begreife und versteh: Von der Verkündigung des Wortes über die Rückführung des Volkes und den Wiederaufbau Jerusalems bis zur Ankunft eines Gesalbten, eines Fürsten, sind es sieben Wochen; und zweiundsechzig Wochen lang baut man die Stadt wieder auf mit ihren Plätzen und Gräben, obwohl es eine bedrängte Zeit sein wird. ²⁶Nach den zweiundsechzig Wochen wird ein Gesalbter umgebracht, aber ohne (Richterspruch). Das Volk eines Fürsten, der kommen wird, bringt Verderben über die Stadt und das Heiligtum. Er findet sein Ende in der Flut; bis zum Ende werden Krieg und Verwüstung herrschen, wie es längst beschlossen ist. ²⁷Vielen macht er den Bund schwer, eine Woche lang. In der Mitte dieser Woche setzt er den Schlachtop-

fern und Speiseopfern ein Ende. Oben auf dem Heiligtum wird ein unheilvoller Greuel stehen, bis das Verderben, das beschlossen ist, über den Verwüster kommt.

Num 24,17 Seite 332 ¹⁷Ich sehe ihn, aber nicht jetzt, ich erblicke ihn, aber nicht in der Nähe: Ein Stern geht in Jakob auf, ein Zepter erhebt sich in Israel. Er zerschlägt Moab die Schläfen und allen Söhnen Sets den Schädel.

Jer 31,15 Seite 333 ¹⁵So spricht der Herr: Ein Geschrei ist in Rama zu hören, bitteres Klagen und Weinen. Rahel weint um ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, um ihre Kinder, denn sie sind dahin.

Ex 14,15–22 Seite 333 ¹⁵Der Herr sprach zu Mose: Was schreist du zu mir? Sag den Israeliten, sie sollen aufbrechen. ¹⁶Und du heb deinen Stab hoch, streck deine Hand über das Meer, und spalte es, damit die Israeliten auf trockenem Boden in das Meer hineinziehen können. ¹⁷Ich aber will das Herz der Ägypter verhärten, damit sie hinter ihnen hineinziehen. So will ich am Pharao und an seiner ganzen Streitmacht, an seinen Streitwagen und Reitern meine Herrlichkeit erweisen. ¹⁸Die Ägypter sollen erkennen, daß ich der Herr bin, wenn ich am Pharao, an seinen Streitwagen und Reitern meine Herrlichkeit erweise. ¹⁹Der Engel Gottes, der den Zug der Israeliten anführte, erhob sich und ging an das Ende des Zuges, und die Wolkensäule vor ihnen erhob sich und trat an das Ende. ²⁰Sie kam zwischen das Lager der Ägypter und das Lager der Israeliten. Die Wolke war da und Finsternis, und Blitze erhellten die Nacht. So kamen sie die ganze Nacht einander nicht näher. ²¹Mose streckte seine Hand über das Meer aus, und der Herr trieb die ganze Nacht das Meer durch einen starken Ostwind fort. Er ließ das Meer austrocknen, und das Wasser spaltete sich. ²²Die Israeliten zogen auf trockenem Boden ins Meer hinein, während rechts und links von ihnen das Wasser wie eine Mauer stand.

Jes 40,1–5 Seite 334 ¹Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott.
²Redet Jerusalem zu Herzen und verkündet der Stadt, daß ihr Fron-
dienst zu Ende geht, daß ihre Schuld beglichen ist; denn sie hat die
volle Strafe erlitten von der Hand des Herrn für all ihre Sünden.
³Eine Stimme ruft: Bahnt für den Herrn einen Weg durch die Wüste!
Baut in der Steppe eine ebene Straße für unseren Gott! ⁴Jedes Tal
soll sich heben, jeder Berg und Hügel sich senken. Was krumm ist,
soll gerade werden, und was hügelig ist, werde eben. ⁵Dann offenbart
sich die Herrlichkeit des Herrn, alle Sterblichen werden sie sehen. Ja,
der Mund des Herrn hat gesprochen.

Hag 2,8–10 Seite 335 ⁸Mir gehört das Silber und mir das Gold –
Spruch des Herrn der Heere. ⁹Die künftige Herrlichkeit dieses Hau-
ses wird größer sein als die frühere, spricht der Herr der Heere. An
diesem Ort schenke ich die Fülle des Friedens – Spruch des Herrn
der Heere. ¹⁰Im zweiten Jahr des Darius erging am vierundzwanzig-
sten Tag des neunten Monats dieses Wort des Herrn an den Prophe-
ten Haggai: ...

Sach 9,9 Seite 336 ⁹Juble laut, Tochter Zion! Jauchze, Tochter Jerusa-
lem! Siehe, dein König kommt zu dir. Er ist gerecht und hilft; er ist
demütig und reitet auf einem Esel, auf einem Fohlen, dem Jungen
einer Eselin.

Pss 16 Seite 344 ¹[Ein Lied Davids.] Behüte mich, Gott, denn ich ver-
traue dir. / ²Ich sage zum Herrn: »Du bist mein Herr; mein ganzes
Glück bist du allein.« ³An den Heiligen im Lande, den Herrlichen,
an ihnen nur hab' ich mein Gefallen. ⁴Viele Schmerzen leidet, wer
fremden Göttern folgt. / Ich will ihnen nicht opfern, ich nehme ih-
re Namen nicht auf meine Lippen. ⁵Du, Herr, gibst mir das Erbe
und reichst mir den Becher; du hältst mein Los in deinen Händen.
⁶Auf schönem Land fiel mir mein Anteil zu. Ja, mein Erbe gefällt
mir gut. ⁷Ich preise den Herrn, der mich beraten hat. Auch mahnt
mich mein Herz in der Nacht. ⁸Ich habe den Herrn beständig vor

Augen. Er steht mir zur Rechten, ich wanke nicht. ⁹Darum freut sich mein Herz und frohlockt meine Seele; auch mein Leib wird wohnen in Sicherheit. ¹⁰Denn du gibst mich nicht der Unterwelt preis; du läßt deinen Frommen das Grab nicht schauen. ¹¹Du zeigst mir den Pfad zum Leben. / Vor deinem Angesicht herrscht Freude in Fülle, zu deiner Rechten Wonne für alle Zeit.

Ps 84 Seite 344 ¹[Für den Chormeister. Nach dem Kelterlied. Ein Psalm der Korachiter.] ²Wie liebenswert ist deine Wohnung, Herr der Heerscharen! / ³Meine Seele verzehrt sich in Sehnsucht nach dem Tempel des Herrn. Mein Herz und mein Leib jauchzen ihm zu, ihm, dem lebendigen Gott. ⁴Auch der Sperling findet ein Haus / und die Schwalbe ein Nest für ihre Jungen – deine Altäre, Herr der Heerscharen, mein Gott und mein König. ⁵Wohl denen, die wohnen in deinem Haus, die dich allezeit loben. [Sela] ⁶Wohl den Menschen, die Kraft finden in dir, wenn sie sich zur Wallfahrt rüsten. ⁷Ziehen sie durch das trostlose Tal, / wird es für sie zum Quellgrund, und Frühregen hüllt es in Segen. ⁸Sie schreiten dahin mit wachsender Kraft; dann schauen sie Gott auf dem Zion. ⁹Herr der Heerscharen, höre mein Beten, vernimm es, Gott Jakobs! [Sela] ¹⁰Gott, sieh her auf unsern Schild, schau auf das Antlitz deines Gesalbten! ¹¹Denn ein einziger Tag in den Vorhöfen deines Heiligtums ist besser als tausend andere. Lieber an der Schwelle stehen im Haus meines Gottes als wohnen in den Zelten der Frevler. ¹²Denn Gott der Herr ist Sonne und Schild. Er schenkt Gnade und Herrlichkeit; der Herr versagt denen, die rechtschaffen sind, keine Gabe. ¹³Herr der Heerscharen, wohl dem, der dir vertraut!

Ps 85 Seite 345 ¹[Für den Chormeister. Ein Psalm der Korachiter.] ²Einst hast du, Herr, dein Land begnadet und Jakobs Unglück gewendet, ³hast deinem Volk die Schuld vergeben, all seine Sünden zugedeckt, [Sela] ⁴hast zurückgezogen deinen ganzen Grimm und deinen glühenden Zorn gedämpft. ⁵Gott, unser Retter, richte uns wieder auf, laß von deinem Unmut gegen uns ab! ⁶Willst du uns

ewig zürnen, soll dein Zorn dauern von Geschlecht zu Geschlecht?
⁷Willst du uns nicht wieder beleben, so daß dein Volk sich an dir freuen kann? ⁸Erweise uns, Herr, deine Huld, und gewähre uns dein Heil! ⁹Ich will hören, was Gott redet: / Frieden verkündet der Herr seinem Volk und seinen Frommen, den Menschen mit redlichem Herzen. [Sela] ¹⁰Sein Heil ist denen nahe, die ihn fürchten. Seine Herrlichkeit wohne in unserm Land. ¹¹Es begegnen einander Huld und Treue; Gerechtigkeit und Friede küssen sich. ¹²Treue sproßt aus der Erde hervor; Gerechtigkeit blickt vom Himmel hernieder. ¹³Auch spendet der Herr dann Segen, und unser Land gibt seinen Ertrag. ¹⁴Gerechtigkeit geht vor ihm her, und Heil folgt der Spur seiner Schritte.

Ps 132 Seite 345 ¹[Ein Wallfahrtslied.] O Herr, denk an David, denk an all seine Mühen, ²wie er dem Herrn geschworen, dem starken Gott Jakobs gelobt hat: ³»Nicht will ich mein Zelt betreten noch mich zur Ruhe betten, ⁴nicht Schlaf den Augen gönnen noch Schlummer den Lidern, ⁵bis ich eine Stätte finde für den Herrn, eine Wohnung für den starken Gott Jakobs.« ⁶Wir hörten von seiner Lade in Efrata, fanden sie im Gefilde von Jáar. ⁷Laßt uns hingehen zu seiner Wohnung und niederfallen vor dem Schemel seiner Füße! ⁸Erheb dich, Herr, komm an den Ort deiner Ruhe, du und deine machtvolle Lade! ⁹Deine Priester sollen sich bekleiden mit Gerechtigkeit, und deine Frommen sollen jubeln. ¹⁰Weil David dein Knecht ist, weise deinen Gesalbten nicht ab! ¹¹Der Herr hat David geschworen, einen Eid, den er niemals brechen wird: »Einen Sproß aus deinem Geschlecht will ich setzen auf deinen Thron. ¹²Wenn deine Söhne meinen Bund bewahren, mein Zeugnis, das ich sie lehre, dann sollen auch ihre Söhne auf deinem Thron sitzen für immer.« ¹³Denn der Herr hat den Zion erwählt, ihn zu seinem Wohnsitz erkoren: ¹⁴»Das ist für immer der Ort meiner Ruhe; hier will ich wohnen, ich hab' ihn erkoren. ¹⁵Zions Nahrung will ich reichlich segnen, mit Brot seine Armen sättigen. ¹⁶Seine Priester will ich bekleiden mit Heil, seine Frommen

sollen jauchzen und jubeln. ¹⁷Dort lasse ich Davids Macht erstarken und stelle für meinen Gesalbten ein Licht auf. ¹⁸Ich bedecke seine Feinde mit Schande; doch auf ihm erglänzt seine Krone.«

Ps 112 Seite 346 ¹Halleluja! Wohl dem Mann, der den Herrn fürchtet und ehrt und sich herzlich freut an seinen Geboten. ²Seine Nachkommen werden mächtig im Land, das Geschlecht der Redlichen wird gesegnet. ³Wohlstand und Reichtum füllen sein Haus, sein Heil hat Bestand für immer. ⁴Den Redlichen erstrahlt im Finstern ein Licht: der Gnädige, Barmherzige und Gerechte. ⁵Wohl dem Mann, der gütig und zum Helfen bereit ist, der das Seine ordnet, wie es recht ist. ⁶Niemals gerät er ins Wanken; ewig denkt man an den Gerechten. ⁷Er fürchtet sich nicht vor Verleumdung; sein Herz ist fest, er vertraut auf den Herrn. ⁸Sein Herz ist getrost, er fürchtet sich nie; denn bald wird er herabschauen auf seine Bedränger. ⁹Reichlich gibt er den Armen, / sein Heil hat Bestand für immer; er ist mächtig und hoch geehrt. ¹⁰Voll Verdruß sieht es der Frevler, / er knirscht mit den Zähnen und geht zugrunde. Zunichte werden die Wünsche der Frevler.

Ps 91 Seite 346 ¹Wer im Schutz des Höchsten wohnt und ruht im Schatten des Allmächtigen, ²der sagt zum Herrn: »Du bist für mich Zuflucht und Burg, mein Gott, dem ich vertraue.« ³Er rettet dich aus der Schlinge des Jägers und aus allem Verderben. ⁴Er beschirmt dich mit seinen Flügeln, / unter seinen Schwingen findest du Zuflucht, Schild und Schutz ist dir seine Treue. ⁵Du brauchst dich vor dem Schrecken der Nacht nicht zu fürchten, noch vor dem Pfeil, der am Tag dahinfliegt, ⁶nicht vor der Pest, die im Finstern schleicht, vor der Seuche, die wütet am Mittag. ⁷Fallen auch tausend zu deiner Seite, / dir zur Rechten zehnmal tausend, so wird es doch dich nicht treffen. ⁸Ja, du wirst es sehen mit eigenen Augen, wirst zuschauen, wie den Frevlern vergolten wird. ⁹Denn der Herr ist deine Zuflucht, du hast dir den Höchsten als Schutz erwählt. ¹⁰Dir begegnet kein Unheil, kein Unglück naht deinem Zelt. ¹¹Denn er befiehlt seinen Engeln,

dich zu behüten auf all deinen Wegen. ¹²Sie tragen dich auf ihren Händen, damit dein Fuß nicht an einen Stein stößt; ¹³du schreitest über Löwen und Nattern, trittst auf Löwen und Drachen. ¹⁴»Weil er an mir hängt, will ich ihn retten; ich will ihn schützen, denn er kennt meinen Namen. ¹⁵Wenn er mich anruft, dann will ich ihn erhören. / Ich bin bei ihm in der Not, befreie ihn und bringe ihn zu Ehren. ¹⁶Ich sättige ihn mit langem Leben und lasse ihn schauen mein Heil.«

Mt 6,25–34 Seite 352 ²⁵Deswegen sage ich euch: Sorgt euch nicht um euer Leben und darum, daß ihr etwas zu essen habt, noch um euren Leib und darum, daß ihr etwas anzuziehen habt. Ist nicht das Leben wichtiger als die Nahrung und der Leib wichtiger als die Kleidung? ²⁶Seht euch die Vögel des Himmels an: Sie säen nicht, sie ernten nicht und sammeln keine Vorräte in Scheunen; euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel mehr wert als sie? ²⁷Wer von euch kann mit all seiner Sorge sein Leben auch nur um eine kleine Zeitspanne verlängern? ²⁸Und was sorgt ihr euch um eure Kleidung? Lernt von den Lilien, die auf dem Feld wachsen: Sie arbeiten nicht und spinnen nicht. ²⁹Doch ich sage euch: Selbst Salomo war in all seiner Pracht nicht gekleidet wie eine von ihnen. ³⁰Wenn aber Gott schon das Gras so prächtig kleidet, das heute auf dem Feld steht und morgen ins Feuer geworfen wird, wieviel mehr dann euch, ihr Kleingläubigen! ³¹Macht euch also keine Sorgen und fragt nicht: Was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Was sollen wir anziehen? ³²Denn um all das geht es den Heiden. Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles braucht. ³³Euch aber muß es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben. ³⁴Sorgt euch also nicht um morgen; denn der morgige Tag wird für sich selbst sorgen. Jeder Tag hat genug eigene Plage.

Joh 16,23 Seite 364 ²³An jenem Tag werdet ihr mich nichts mehr fragen. Amen, amen, ich sage euch: Was ihr vom Vater erbitten werdet, das wird er euch in meinem Namen geben.

Lk 7,32 Seite 372 ³²Sie sind wie Kinder, die auf dem Marktplatz sitzen und einander zurufen: Wir haben für euch auf der Flöte (Hochzeitslieder) gespielt, und ihr habt nicht getanzt; wir haben Klagelieder gesungen, und ihr habt nicht geweint.

Dtn 6,16 Seite 378 ¹⁶Ihr sollt den Herrn, euren Gott, nicht auf die Probe stellen, wie ihr ihn bei Massa auf die Probe gestellt habt.

Dtn 6,13 Seite 379 ¹³Den Herrn, deinen Gott, sollst du fürchten; ihm sollst du dienen, bei seinem Namen sollst du schwören.

Joh 1,35–37 Seite 386 ³⁵Am Tag darauf stand Johannes wieder dort, und zwei seiner Jünger standen bei ihm. ³⁶Als Jesus vorüberging, richtete Johannes seinen Blick auf ihn und sagte: Seht, das Lamm Gottes! ³⁷Die beiden Jünger hörten, was er sagte, und folgten Jesus.

Joh 1,40–42 Seite 402 ⁴⁰Andreas, der Bruder des Simon Petrus, war einer der beiden, die das Wort des Johannes gehört hatten und Jesus gefolgt waren. ⁴¹Dieser traf zuerst seinen Bruder Simon und sagte zu ihm: Wir haben den Messias gefunden. Messias heißt übersetzt: der Gesalbte (Christus). ⁴²Er führte ihn zu Jesus. Jesus blickte ihn an und sagte: Du bist Simon, der Sohn des Johannes, du sollst Kephas heißen. Kephas bedeutet: Fels (Petrus).

Lk 9,61–62 Seite 425 ⁶¹Wieder ein anderer sagte: Ich will dir nachfolgen, Herr. Zuvor aber laß mich von meiner Familie Abschied nehmen. ⁶²Jesus erwiderte ihm: Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes.

Dtn 16,18–20 Seite 431 ¹⁸Richter und Listenführer sollst du in allen Stadtbereichen einsetzen, die der Herr, dein Gott, dir in deinen Stammesgebieten gibt. Sie sollen dem Volk Recht sprechen und gerechte Urteile fällen. ¹⁹Du sollst das Recht nicht beugen. Du sollst kein Ansehen der Person kennen. Du sollst keine Bestechung annehmen;

denn Bestechung macht Weise blind und verdreht die Fälle derer, die im Recht sind. ²⁰Gerechtigkeit, Gerechtigkeit – ihr sollst du nachjagen, damit du Leben hast und das Land in Besitz nehmen kannst, das der Herr, dein Gott, dir gibt.

Dtn 18,1–2 Seite 431 ¹Die levitischen Priester – der ganze Stamm Levi – sollen nicht wie das übrige Israel Landanteil und Erbbesitz haben. Sie sollen sich von den Opferanteilen des Herrn, von seinem Erbbesitz, ernähren. ²Der Stamm Levi soll inmitten seiner Brüder leben, aber keinen Erbbesitz haben. Der Herr selbst ist sein Erbbesitz, wie er es ihm zugesagt hat.

Dtn 23,19–20 Seite 432 ¹⁹Du sollst weder Dirnenlohn noch Hundegeld in den Tempel des Herrn, deines Gottes, bringen. Kein Gelübde kann dazu verpflichten; denn auch diese beiden Dinge sind dem Herrn, deinem Gott, ein Greuel. ²⁰Du darfst von deinem Bruder keine Zinsen nehmen: weder Zinsen für Geld noch Zinsen für Getreide noch Zinsen für sonst etwas, wofür man Zinsen nimmt.

Lev 13–14 Seite 436 **13** ¹Der Herr sprach zu Mose und Aaron: ²Wenn sich auf der Haut eines Menschen eine Schwellung, ein Ausschlag oder ein heller Fleck bildet, liegt Verdacht auf Hautaussatz vor. Man soll ihn zum Priester Aaron oder zu einem seiner Söhne, den Priestern, führen. ³Der Priester soll das Übel auf der Haut untersuchen. Wenn das Haar an der kranken Stelle weiß wurde und die Stelle tiefer als die übrige Haut liegt, ist es Aussatz. Nachdem der Priester das Übel untersucht hat, soll er den Erkrankten für unrein erklären. ⁴Wenn aber auf der Haut ein weißer Fleck besteht, der nicht merklich tiefer als die übrige Haut liegt, und das Haar nicht weiß geworden ist, soll der Priester den Befallenen für sieben Tage absondern. ⁵Am siebten Tag untersuche er ihn wieder. Wenn er mit seinen eigenen Augen feststellt, daß das Übel gleich geblieben ist und sich auf der Haut nicht ausgebreitet hat, soll er ihn noch einmal für sieben Tage absondern ⁶und ihn am siebten Tag abermals

untersuchen. Wenn er dann feststellt, daß das Übel nachgelassen und sich auf der Haut nicht ausgebreitet hat, soll ihn der Priester für rein erklären. Es handelt sich um einen Ausschlag. Der Kranke soll seine Kleider waschen, dann ist er rein. ⁷Breitet sich jedoch der Ausschlag auf der Haut aus, nachdem der Kranke vom Priester untersucht und für rein erklärt wurde, soll er sich ihm noch einmal zeigen. ⁸Stellt der Priester fest, daß der Ausschlag sich auf der Haut ausgebreitet hat, soll der Priester ihn für unrein erklären: Es handelt sich um Aussatz. ⁹Wenn sich also an jemandem ein Übel von der Art des Aussatzes zeigt, soll man ihn zum Priester bringen. ¹⁰Stellt der Priester fest, daß sich auf der Haut eine weiße Schwellung zeigt, daß die Haare heller geworden sind und daß sich an der Schwellung wildes Fleisch gebildet hat, ¹¹dann ist es ein veralteter Aussatz auf der Haut. Der Priester soll ihn für unrein erklären, ohne ihn erst abzusondern, denn er ist unrein. ¹²Wenn aber der Aussatz auf der Haut ausbricht, sie völlig ergreift und sich vom Kopf bis zu den Füßen erstreckt, überall, wohin der Priester schaut, ¹³so soll er den Kranken untersuchen und, falls er feststellt, daß der Aussatz den ganzen Körper bedeckt, den Kranken für rein erklären. Da er völlig weiß geworden ist, ist er rein. ¹⁴An dem Tag jedoch, an dem an ihm wildes Fleisch sichtbar wird, ist er unrein. ¹⁵Hat der Priester das wilde Fleisch untersucht, soll er ihn für unrein erklären. Das wilde Fleisch ist etwas Unreines; es ist Aussatz. ¹⁶Wenn aber das wilde Fleisch verschwindet und die befallene Stelle weiß wird, soll der Mann den Priester aufsuchen. ¹⁷Dieser soll ihn untersuchen, und wenn er feststellt, daß die betroffene Stelle tatsächlich weiß geworden ist, soll er den Kranken für rein erklären: Er ist rein. ¹⁸Wenn sich auf der Haut eines Menschen ein Furunkel bildet und wieder abheilt, ¹⁹sich aber dann an der Stelle des Furunkels eine weiße Schwellung oder ein hellroter Fleck bildet, soll er sich dem Priester zeigen; ²⁰dieser soll ihn untersuchen. Wenn er eine merkliche Vertiefung der Haut und heller gewordenes Haar feststellt, soll der Priester ihn für unrein erklären; es ist ein Fall von Aussatz, der im Furunkel ausgebrochen ist.

²¹Wenn der Priester bei der Untersuchung weder weiße Haare noch eine Vertiefung der Haut, vielmehr ein Abklingen des Übels feststellt, soll er den Kranken sieben Tage lang absondern. ²²Wenn sich das Übel dann doch auf der Haut ausbreitet, soll er ihn für unrein erklären: Es ist ein Fall von Aussatz. ²³Wenn aber der helle Fleck unverändert bleibt, ohne sich auszubreiten, so ist es eine Narbe vom Furunkel; der Priester soll diesen Menschen für rein erklären. ²⁴Wenn jemand auf der Haut eine Brandwunde hat und sich eine Wucherung als hellroter oder weißer Fleck bildet, ²⁵soll ihn der Priester untersuchen. Wenn er heller gewordenes Haar oder eine merkliche Vertiefung des Fleckes in der Haut feststellt, ist es Aussatz, der in der Brandwunde ausgebrochen ist. Der Priester soll den Menschen für unrein erklären; es ist ein Fall von Aussatz. ²⁶Untersucht ihn der Priester und stellt kein weißes Haar auf dem Fleck, keine Vertiefung der Haut, sondern ein Abklingen fest, so soll er ihn sieben Tage lang absondern. ²⁷Am siebten Tag soll er ihn wieder untersuchen. Hat sich das Übel auf der Haut ausgebreitet, soll er ihn für unrein erklären; es ist ein Fall von Aussatz. ²⁸Wenn der helle Fleck unverändert geblieben ist, ohne sich auf der Haut auszubreiten, vielmehr abgeblaßt ist, so ist es nur eine angeschwollene Brandnarbe. Der Priester soll den Kranken für rein erklären, denn es ist nur eine Brandnarbe. ²⁹Zeigt sich bei einem Mann oder bei einer Frau an Kopf oder Kinn eine kranke Stelle, ³⁰soll der Priester sie untersuchen. Stellt er dort eine merkliche Hautvertiefung mit rötlich-gelb glänzendem, schütter gewordenem Haar fest, soll er den Kranken für unrein erklären. Es ist eine Flechte, ein Aussatz des Kopfes oder des Kinns. ³¹Stellt der Priester bei der Untersuchung dieses Falls von Flechte weder eine merkliche Hautvertiefung noch schwarzes Haar fest, soll er den mit Flechte Behafteten sieben Tage lang absondern. ³²Am siebten Tag soll er das Übel untersuchen. Stellt er fest, daß sich die Flechte nicht ausgebreitet hat, an ihr kein rötlich-gelb glänzendes Haar aufgetreten ist und auch keine merkliche Hautvertiefung besteht, ³³soll sich der Kranke rasieren, dabei aber die befallene Stelle aussparen, und

der Priester soll ihn noch einmal sieben Tage lang absondern. ³⁴Am siebten Tag soll er das Übel wieder untersuchen. Stellt er fest, daß es sich auf der Haut nicht ausgebreitet hat und daß keine merkliche Hautvertiefung besteht, soll er den Kranken für rein erklären. Dieser soll seine Kleider waschen, dann ist er rein. ³⁵Hat sich aber die Flechte nach der Reinerklärung doch auf der Haut ausgebreitet, ³⁶soll ihn der Priester wieder untersuchen. Stellt er fest, daß sich die Flechte auf der Haut ausbreitet, braucht der Priester nicht erst festzustellen, ob das Haar rötlich-gelb glänzend ist; er ist unrein. ³⁷Scheint aber dem Priester die Flechte gleichzubleiben und wächst an ihr schwarzes Haar, so heilt sie ab; er ist rein, und der Priester soll ihn für rein erklären. ³⁸Zeigen sich bei einem Mann oder bei einer Frau Flecken, weiße Flecken auf der Haut, ³⁹so soll der Priester sie untersuchen. Stellt er fest, daß diese Flecken auf der Haut verblassen, so handelt es sich um einen Ausschlag, der auf der Haut ausgebrochen ist; der Kranke ist rein. ⁴⁰Verliert ein Mann auf seinem Kopf die Haare, so ist es eine Hinterkopfglatze; er ist rein. ⁴¹Geschieht es an der Schädeldvorderseite, so ist es eine Stirnglatze; er ist rein. ⁴²Entsteht aber auf der Glatze des Hinterkopfes oder über der Stirn ein hellroter Fleck, so ist es Aussatz, der auf dem Kopf oder auf der Stirn dieses Menschen ausbricht. ⁴³Der Priester soll ihn untersuchen. Stellt er auf der Hinterkopf- oder auf der Stirnglatze eine hellrote Aussatzzschwellung fest, die wie Hautaussatz aussieht, ⁴⁴so ist der Mensch aussätzig; er ist unrein. Der Priester muß ihn für unrein erklären; er ist an seinem Kopf von Aussatz befallen. ⁴⁵Der Aussätzig, der von diesem Übel betroffen ist, soll eingerissene Kleider tragen und das Kopfhaar ungepflegt lassen; er soll den Schnurrbart verhüllen und ausrufen: Unrein! Unrein! ⁴⁶Solange das Übel besteht, bleibt er unrein; er ist unrein. Er soll abgesondert wohnen, außerhalb des Lagers soll er sich aufhalten. ⁴⁷Zeigt sich Aussatz auf einem Kleidungsstück, sei es ein Woll- oder Leinenkleid, ⁴⁸ein Gewebe oder Gewirke aus Leinen oder Wolle, oder auf Leder oder auf irgendeinem Ledergegenstand, ⁴⁹so ist das ein Fall von Aussatz, der dem Priester dann

zu zeigen ist, wenn der Fleck auf dem Kleid, dem Leder, dem Gewebe, dem Gewirke oder irgendeinem Ledergerät grüngelblich oder rötlich erscheint. ⁵⁰Der Priester soll das Übel untersuchen und den befallenen Gegenstand sieben Tage lang absondern. ⁵¹Wenn er am siebten Tage beobachtet, daß sich das Übel auf dem Kleid, dem Gewebe, dem Gewirke, dem Leder oder Ledergegenstand, was immer es auch sein mag, ausgebreitet hat, so ist es ein Fall von böartigem Aussatz: Der befallene Gegenstand ist unrein. ⁵²Man soll dieses Kleid, dieses Gewebe, dieses Gewirke aus Wolle oder Leinen oder das Ledergerät, was es auch sein mag, auf dem sich das Übel zeigt, verbrennen; denn es ist böartiger Aussatz, der im Feuer verbrannt werden muß. ⁵³Wenn aber der Priester bei der Untersuchung feststellt, daß das Übel sich auf diesem Kleid, Gewebe, Gewirke oder Ledergerät nicht ausgebreitet hat, ⁵⁴soll er den befallenen Gegenstand waschen lassen und ihn noch einmal sieben Tage lang absondern. ⁵⁵Nach dem Abwaschen soll er das Übel untersuchen, und wenn er feststellt, daß sich sein Aussehen nicht verändert hat, so ist der Gegenstand unrein, auch wenn sich das Übel nicht ausbreitet; du sollst ihn im Feuer verbrennen. Es liegt eine ausgefressene Vertiefung an seiner Vorder- oder Rückseite vor. ⁵⁶Stellt aber der Priester bei der Untersuchung fest, daß das Übel nach dem Abwaschen abgeblaßt ist, so soll er die befallene Stelle von dem Kleid, dem Leder, dem Gewebe oder dem Gewirke abreißen. ⁵⁷Sollte aber das Übel auf diesem Kleid, Gewebe, Gewirke oder Ledergerät wieder erscheinen, so greift das Übel weiter um sich, und du sollst den befallenen Gegenstand im Feuer verbrennen. ⁵⁸Aber das Kleid, das Gewebe, das Gewirke oder das Ledergerät, auf dem das Übel nach dem Abwaschen verschwunden ist, soll noch einmal gewaschen werden und ist dann rein. ⁵⁹Das ist das Gesetz für den Fall von Aussatz auf einem Woll- oder Leinenkleid, einem Gewebe, Gewirke oder Ledergerät, wenn es gilt, sie für rein oder unrein zu erklären.

14 ¹Der Herr sprach zu Mose: ²Das ist das Gesetz für den Aussätzigen, wenn er für rein erklärt wird: Man soll ihn zum Priester

führen, ³und der Priester soll vor das Lager herauskommen. Stellt er nach der Untersuchung fest, daß der Aussätzige von seinem Aussatz geheilt ist, ⁴soll er anordnen, daß man für den, der sich der Reinigung unterzieht, zwei lebende reine Vögel, Zedernholz, Karmesin und Ysop nimmt. ⁵Dann soll er anordnen, den einen Vogel über einem Tongefäß mit Quellwasser zu schlachten. ⁶Den lebenden Vogel, das Zedernholz, das Karmesin und den Ysop soll er nehmen und alles, auch den lebenden Vogel, in das Blut des über dem Quellwasser geschlachteten Vogels tauchen. ⁷Nun soll er den, der sich der Reinigung vom Aussatz unterzieht, siebenmal besprengen und, nachdem er ihn für rein erklärt hat, den lebenden Vogel ins freie Feld fliegen lassen. ⁸Der sich der Reinigung unterzieht, der soll seine Kleider waschen, sein ganzes Haar scheren, sich in Wasser baden und dann rein sein. Nachher darf er ins Lager kommen, muß aber noch sieben Tage außerhalb seines Zeltes bleiben. ⁹Am siebten Tag soll er sein ganzes Haar scheren, die Kopfhaare, den Bart und die Augenbrauen; alle Haare muß er scheren. Nachdem er seine Kleider gewaschen und seinen Körper in Wasser gebadet hat, ist er rein. ¹⁰Am achten Tag soll er zwei fehlerlose Widder, ein einjähriges fehlerloses Schaf, drei Zehntel Efa Speiseopfermehl, das mit Öl vermengt ist, und ein Log Öl nehmen. ¹¹Der Priester, der die Reinigung vornimmt, soll den, der sich der Reinigung unterzieht, mit seinen Opfern am Eingang des Offenbarungszeltes vor dem Herrn aufstellen. ¹²Dann soll er den einen Widder nehmen, ihn zusammen mit dem Log Öl als Schuldopfer darbringen und mit beiden den Darbringungsritus vor dem Herrn vollziehen. ¹³Er soll den Widder an der Stelle schlachten, wo man das Sünd- und das Brandopfer schlachtet, an dem heiligen Ort. Dieses Schuldopfer nämlich gehört wie ein Sündopfer dem Priester, es ist etwas Hochheiliges. ¹⁴Der Priester soll etwas Blut vom Schlachtopfer nehmen und es auf das rechte Ohrläppchen dessen tun, der sich der Reinigung unterzieht, und auf den Daumen seiner rechten Hand und auf die große Zehe seines rechten Fußes. ¹⁵Dann soll er etwas von dem Log Öl nehmen und auf seinen eigenen linken

Handteller gießen. ¹⁶Er soll einen Finger seiner rechten Hand in das Öl, das auf seinem linken Handteller ist, tauchen und mit diesem Finger siebenmal Öl vor dem Herrn verspritzen. ¹⁷Dann soll er etwas von dem auf seinem Handteller übriggebliebenen Öl auf das rechte Ohrläppchen dessen tun, der sich der Reinigung unterzieht, auf den Daumen seiner rechten Hand und auf die große Zehe seines rechten Fußes, auf das Blut des Schuldopfers. ¹⁸Den Rest des Öls, das er auf seinem Handteller hat, soll er auf den Kopf dessen tun, der sich der Reinigung unterzieht. So soll er ihn vor dem Herrn entsühnen. ¹⁹Nun soll der Priester das Sündopfer durchführen und den, der sich der Reinigung unterzieht, von seiner Unreinheit entsühnen. Danach soll er das Brandopfer schlachten ²⁰und dieses und das Speiseopfer auf dem Altar als Ganzopfer darbringen. Hat der Priester den betreffenden Menschen entsühnt, so ist er rein. ²¹Wenn er arm ist und seine Mittel nicht ausreichen, soll der Priester einen einzigen Schuldopferwidder für den Darbringungsritus nehmen, um ihn zu entsühnen. Er soll nur ein Zehntel Efa Feinmehl, das mit Öl vermischt ist, und ein Log Öl als Speiseopfer nehmen, ²²und je nachdem es seine Mittel gestatten, soll er zwei Turteltauben oder zwei junge Tauben bringen, von denen die eine als Sündopfer und die andere als Brandopfer dienen soll. ²³Er soll sie am achten Tag zu seiner Reinigung dem Priester zum Eingang des Offenbarungszeltes vor den Herrn bringen. ²⁴Der Priester soll den Schuldopferwidder und das Log Öl nehmen und damit den Darbringungsritus vor dem Herrn vollziehen. ²⁵Hat er diesen Schuldopferwidder geschlachtet, dann nehme er etwas Blut vom Schuldopfer und tue es auf das rechte Ohrläppchen dessen, der sich der Reinigung unterzieht, auf den Daumen seiner rechten Hand und auf die große Zehe seines rechten Fußes. ²⁶Er soll etwas Öl auf seinen linken Handteller gießen ²⁷und etwas von diesem Öl, das auf seinem linken Handteller ist, mit seinem rechten Zeigefinger siebenmal vor dem Herrn verspritzen. ²⁸Dann soll er etwas von dem Öl, das auf seinem Handteller ist, auf das rechte Ohrläppchen dessen, der sich der Reinigung unterzieht, auf

den Daumen seiner rechten Hand und auf die große Zehe seines rechten Fußes tun, und zwar auf die Stelle des Schuldopferblutes.²⁹ Den Rest des Öls auf seinem Handteller soll der Priester auf den Kopf dessen tun, der sich der Reinigung unterzieht. So soll er ihn vor dem Herrn entsühnen.³⁰ Seinen Mitteln entsprechend soll er die eine der beiden Turteltauben oder jungen Tauben³¹ als ein Sündopfer und die andere als ein Brandopfer mit einem Speiseopfer verwenden. Der Priester soll damit den, der sich der Reinigung unterzieht, vor dem Herrn entsühnen.³² Das ist das Gesetz für einen, der vom Aussatz befallen ist und dessen Mittel für seine Reinigung nicht ausreichen.³³ Der Herr sprach zu Mose und Aaron:³⁴ Wenn ihr in das Land Kanaan kommt, das ich euch zum Besitz gebe, und ich lasse an einem Haus des Landes, das ihr besitzen werdet, Aussatz auftreten,³⁵ so soll der Hausherr kommen, es dem Priester anzeigen und sagen: Ich habe an meinem Haus so etwas wie Aussatz gesehen.³⁶ Der Priester soll anordnen, daß man das Haus räumt, bevor er kommt, um das Übel zu untersuchen; auf diese Weise wird das, was sich im Haus befindet, nicht unrein. Danach erst soll der Priester kommen, um das Haus zu besichtigen.³⁷ Stellt er dabei fest, daß sich an den Mauern des Hauses grünlich-gelbe oder rötliche Vertiefungen zeigen, die Mulden in der Mauer bilden,³⁸ so soll der Priester aus dem Haus hinausgehen und den Eingang für sieben Tage abschließen.³⁹ Am siebten Tag soll er wiederkommen. Stellt er bei der Besichtigung fest, daß sich das Übel an den Hausmauern ausgebreitet hat,⁴⁰ so ordne er an, die Steine, die vom Übel befallen sind, herauszureißen und sie vor die Stadt hinaus an einen unreinen Ort zu werfen.⁴¹ Dann soll er die Innenwände des Hauses abkratzen lassen, und man soll den so entfernten Mörtel aus der Stadt hinaus schaffen und an einen unreinen Ort schütten.⁴² Man soll andere Steine nehmen, um die herausgerissenen zu ersetzen, und das Haus mit frischem Mörtel bestreichen.⁴³ Hat man die Steine entfernt, das Haus abgekratzt und neu verputzt und das Übel bricht wieder aus,⁴⁴ soll der Priester kommen, um es zu besichtigen. Stellt er fest, daß sich das

Übel an dem Haus ausgebreitet hat, so ist bösertiger Aussatz an dem Haus; es ist unrein. ⁴⁵Man soll es niederreißen und seine Steine, seine Balken und seinen ganzen Mörtelverputz vor die Stadt hinausbringen an einen unreinen Ort. ⁴⁶Jeder, der das Haus während der Tage, an denen es durch den Priester verschlossen war, betreten hat, ist unrein bis zum Abend. ⁴⁷Wer im Haus geschlafen hat, muß seine Kleider waschen; wer im Haus gegessen hat, muß seine Kleider waschen. ⁴⁸Kommt aber der Priester, um das Übel zu besichtigen, und stellt fest, daß sich das Übel, nachdem das Haus neu verputzt wurde, nicht ausgebreitet hat, soll er das Haus für rein erklären, denn das Übel ist abgeheilt. ⁴⁹Um das Haus zu entsündigen, soll er zwei Vögel, Zedernholz, Karmesin und Ysop nehmen. ⁵⁰Er soll einen der Vögel über einem Tongefäß mit Quellwasser schlachten. ⁵¹Dann soll er das Zedernholz, den Ysop, das Karmesin und den lebenden Vogel nehmen, um sie in das Blut des geschlachteten Vogels und in das Quellwasser zu tauchen. Er soll das Haus siebenmal besprengen und, ⁵²nachdem er das Haus mit dem Blut des Vogels, dem Quellwasser, dem lebenden Vogel, dem Zedernholz, dem Ysop und dem Karmesin entsündigt hat, ⁵³den lebenden Vogel aus der Stadt hinaus ins freie Feld fliegen lassen. So entsühnt er das Haus, und es ist wieder rein. ⁵⁴Das ist das Gesetz für alle Fälle von Aussatz und Flechte, ⁵⁵von Aussatz an Kleidern und Häusern, ⁵⁶von Geschwülsten, Ausschlag und hellen Flecken, ⁵⁷zur Unterweisung, wann etwas unrein oder rein ist. Das ist das Gesetz über den Aussatz.

Ex 23,9 Seite 443 ⁹Einen Fremden sollst du nicht ausbeuten. Ihr wißt doch, wie es einem Fremden zumute ist; denn ihr selbst seid in Ägypten Fremde gewesen.

Lev 19,18 Seite 443 ¹⁸An den Kindern deines Volkes sollst du dich nicht rächen und ihnen nichts nachtragen. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Ich bin der Herr.

Mt 5,43 Seite 443 ⁴³Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.

Mt 5,44 Seite 443 ⁴⁴Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, ...

Lk 6,27 Seite 443 ²⁷Euch, die ihr mir zuhört, sage ich: Liebt eure Feinde; tut denen Gutes, die euch hassen.

Jos 7,13 Seite 471 ¹³Auf! Heilige das Volk, und sag: Heiligt euch für morgen! Denn so hat der Herr, der Gott Israels, gesprochen: Bei dir, Israel, ist etwas, was dem Untergang geweiht ist. Du kannst dem Angriff deiner Feinde nicht standhalten, solange ihr nicht alles, was dem Untergang geweiht ist, aus eurer Mitte entfernt habt.

Joh 16,28 Seite 495 ²⁸Vom Vater bin ich ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater.

Joh 20,17 Seite 495 ¹⁷Jesus sagte zu ihr: Halte mich nicht fest; denn ich bin noch nicht zum Vater hinaufgegangen. Geh aber zu meinen Brüdern, und sag ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.

Hld 6,2 Seite 505 ²In seinen Garten ging mein Geliebter zu den Balsambeeten, um in den Gartengründen zu weiden, um Lilien zu pflücken.

2 Kön 17,23 Seite 532 ²³Schließlich verstieß der Herr Israel von sich, wie er es durch seine Knechte, die Propheten, angedroht hatte. So wanderte Israel aus seinem Land weg in die Verbannung nach Assur und blieb dort bis zum heutigen Tag.

Apg 5,36–37 Seite 560 ³⁶Vor einiger Zeit nämlich trat Theudas auf und behauptete, er sei etwas Besonderes. Ihm schlossen sich etwa vierhundert Männer an. Aber er wurde getötet, und sein ganzer Anhang

wurde zerstreut und aufgegeben. ³⁷Nach ihm trat in den Tagen der Volkszählung Judas, der Galiläer, auf; er brachte viel Volk hinter sich und verleitete es zum Aufruhr. Auch er kam um, und alle seine Anhänger wurden zerstreut.

Gen 3,16–18 Seite 576 ¹⁶Zur Frau sprach er: Viel Mühsal bereite ich dir, sooft du schwanger wirst. Unter Schmerzen gebierst du Kinder. Du hast Verlangen nach deinem Mann; er aber wird über dich herrschen. ¹⁷Zu Adam sprach er: Weil du auf deine Frau gehört und von dem Baum gegessen hast, von dem zu essen ich dir verboten hatte: So ist verflucht der Ackerboden deinetwegen. Unter Mühsal wirst du von ihm essen alle Tage deines Lebens. ¹⁸Dornen und Disteln läßt er dir wachsen, und die Pflanzen des Feldes mußt du essen.

Jes 9,4–5 Seite 617 ⁴Jeder Stiefel, der dröhnend daherstampft, jeder Mantel, der mit Blut befleckt ist, wird verbrannt, wird ein Fraß des Feuers. ⁵Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft liegt auf seiner Schulter; man nennt ihn: Wunderbarer Ratgeber, Starker Gott, Vater in Ewigkeit, Fürst des Friedens.

Num 13,16–27 Seite 623 ¹⁶Das waren die Namen der Männer, die Mose zur Erkundigung des Landes aussandte. Hoschea aber, den Sohn Nuns, nannte Mose Josua. ¹⁷Als Mose sie ausschickte, um Kanaan erkunden zu lassen, sagte er zu ihnen: Zieht von hier durch den Negeb, und steigt hinauf ins Gebirge! ¹⁸Seht, wie das Land beschaffen ist und ob das Volk, das darin wohnt, stark oder schwach ist, ob es klein oder groß ist; ¹⁹seht, wie das Land beschaffen ist, in dem das Volk wohnt, ob es gut ist oder schlecht, und wie die Städte angelegt sind, in denen es wohnt, ob sie offen oder befestigt sind ²⁰und ob das Land fett oder mager ist, ob es dort Bäume gibt oder nicht. Habt Mut, und bringt Früchte des Landes mit! Es war gerade die Zeit der ersten Trauben. ²¹Da zogen die Männer hinauf und erkundeten das Land von der Wüste Zin bis Rehob bei Lebo-Hamat. ²²Sie durchzogen zuerst den Negeb und kamen bis Hebron. Dort lebten

Ahiman, Scheschai und Talmai, Söhne des Anak. Hebron war sieben Jahre vor der Stadt Zoan, die in Ägypten liegt, erbaut worden. ²³Von dort kamen sie in das Traubental. Dort schnitten sie eine Rebe mit einer Weintraube ab und trugen sie zu zweit auf einer Stange, dazu auch einige Granatäpfel und Feigen. ²⁴Den Ort nannte man später Traubental wegen der Traube, die die Israeliten dort abgeschnitten hatten. ²⁵Vierzig Tage, nachdem man sie zur Erkundung des Landes ausgeschickt hatte, machten sie sich auf den Rückweg. ²⁶Sie kamen zu Mose und Aaron und zu der ganzen Gemeinde der Israeliten in die Wüste Paran nach Kadesch. Sie berichteten ihnen und der ganzen Gemeinde und zeigten ihnen die Früchte des Landes. ²⁷Sie erzählten Mose: Wir kamen in das Land, in das du uns geschickt hast: Es ist wirklich ein Land, in dem Milch und Honig fließen; das hier sind seine Früchte.

Jes 63,1–4 Seite 886 ¹Wer ist jener, der aus Edom kommt, aus Bozra in rot gefärbten Gewändern? Er schreitet in prächtigen Kleidern daher in seiner gewaltigen Kraft. Ich bin es, ich verkünde Gerechtigkeit, ich bin der mächtige Helfer. ²Warum aber ist dein Gewand so rot, ist dein Kleid wie das eines Mannes, der die Kelter tritt? ³Ich allein trat die Kelter; von den Völkern war niemand dabei. Da zertrat ich sie voll Zorn, zerstampfte sie in meinem Grimm. Ihr Blut spritzte auf mein Gewand und befleckte meine Kleider. ⁴Denn ein Tag der Rache lag mir im Sinn, und das Jahr der Erlösung war gekommen.

Ps 22,17 Seite 887 ¹⁷Viele Hunde umlagern mich, / eine Rotte von Bösen umkreist mich. Sie durchbohren mir Hände und Füße.

Ps 22,15 Seite 887 ¹⁵Ich bin hingeschüttet wie Wasser, / gelöst haben sich all meine Glieder. Mein Herz ist in meinem Leib wie Wachs zerflossen.

Ex 21,4–9 Seite 927 ⁴Hat ihm sein Herr eine Frau gegeben und hat sie ihm Söhne oder Töchter geboren, dann gehören Frau und Kinder

ihrem Herrn, und er muß allein gehen. ⁵Erklärt aber der Sklave: Ich liebe meinen Herrn, meine Frau und meine Kinder und will nicht als freier Mann fortgehen, ⁶dann soll ihn sein Herr vor Gott bringen, er soll ihn an die Tür oder an den Torpfosten bringen und ihm das Ohr mit einem Pfriem durchbohren; dann bleibt er für immer sein Sklave. ⁷Wenn einer seine Tochter als Sklavin verkauft hat, soll sie nicht wie andere Sklaven entlassen werden. ⁸Hat ihr Herr sie für sich selbst bestimmt, mag er sie aber nicht mehr, dann soll er sie zurückkaufen lassen. Er hat nicht das Recht, sie an Fremde zu verkaufen, da er seine Zusage nicht eingehalten hat. ⁹Hat er sie für seinen Sohn bestimmt, verfare er mit ihr nach dem Recht, das für Töchter gilt.

Num 24,15–19 Seite 944 ¹⁵Und er begann mit seinem Orakelspruch und sagte: Spruch Bileams, des Sohnes Beors, Spruch des Mannes mit geschlossenem Auge, ¹⁶Spruch dessen, der Gottesworte hört, der die Gedanken des Höchsten kennt, der eine Vision des Allmächtigen sieht, der daliegt mit entschleierte Augen: ¹⁷Ich sehe ihn, aber nicht jetzt, ich erblicke ihn, aber nicht in der Nähe: Ein Stern geht in Jakob auf, ein Zepter erhebt sich in Israel. Er zerschlägt Moab die Schläfen und allen Söhnen Sets den Schädel. ¹⁸Edom wird sein Eigentum, Seir, sein Feind, wird sein Besitz. Israel aber wird mächtig und stark. ¹⁹Aus Jakob steigt einer herab und vernichtet alles, was aus der Stadt entkam.

Ex 19–20 Seite 947 **19** ¹Im dritten Monat nach dem Auszug der Israeliten aus Ägypten – am heutigen Tag – kamen sie in der Wüste Sinai an. ²Sie waren von Refidim aufgebrochen und kamen in die Wüste Sinai. Sie schlugen in der Wüste das Lager auf. Dort lagerte Israel gegenüber dem Berg. ³Mose stieg zu Gott hinauf. Da rief ihm der Herr vom Berg her zu: Das sollst du dem Haus Jakob sagen und den Israeliten verkünden: ⁴Ihr habt gesehen, was ich den Ägyptern angetan habe, wie ich euch auf Adlerflügeln getragen und hierher zu mir gebracht habe. ⁵Jetzt aber, wenn ihr auf meine Stimme hört und

meinen Bund haltet, werdet ihr unter allen Völkern mein besonderes Eigentum sein. Mir gehört die ganze Erde, ⁶ihr aber sollt mir als ein Reich von Priestern und als ein heiliges Volk gehören. Das sind die Worte, die du den Israeliten mitteilen sollst. ⁷Mose ging und rief die Ältesten des Volkes zusammen. Er legte ihnen alles vor, was der Herr ihm aufgetragen hatte. ⁸Das ganze Volk antwortete einstimmig und erklärte: Alles, was der Herr gesagt hat, wollen wir tun. Mose überbrachte dem Herrn die Antwort des Volkes. ⁹Der Herr sprach zu Mose: Ich werde zu dir in einer dichten Wolke kommen; das Volk soll es hören, wenn ich mit dir rede, damit sie auch an dich immer glauben. Da berichtete Mose dem Herrn, was das Volk gesagt hatte. ¹⁰Der Herr sprach zu Mose: Geh zum Volk! Ordne an, daß sie sich heute und morgen heilig halten und ihre Kleider waschen. ¹¹Sie sollen sich für den dritten Tag bereithalten. Am dritten Tag nämlich wird der Herr vor den Augen des ganzen Volkes auf den Berg Sinai herabsteigen. ¹²Zieh um das Volk eine Grenze, und sag: Hütet euch, auf den Berg zu steigen oder auch nur seinen Fuß zu berühren. Jeder, der den Berg berührt, wird mit dem Tod bestraft. ¹³Keine Hand soll den Berg berühren. Wer es aber tut, soll gesteinigt oder mit Pfeilen erschossen werden; ob Tier oder Mensch, niemand darf am Leben bleiben. Erst wenn das Horn ertönt, dürfen sie auf den Berg steigen. ¹⁴Mose stieg vom Berg zum Volk hinunter und ordnete an, das Volk solle sich heilig halten und seine Kleider waschen. ¹⁵Er sagte zum Volk: Haltet euch für den dritten Tag bereit! Berührt keine Frau! ¹⁶Am dritten Tag, im Morgengrauen, begann es zu donnern und zu blitzen. Schwere Wolken lagen über dem Berg, und gewaltiger Hörnerschall erklang. Das ganze Volk im Lager begann zu zittern. ¹⁷Mose führte es aus dem Lager hinaus Gott entgegen. Unten am Berg blieben sie stehen. ¹⁸Der ganze Sinai war in Rauch gehüllt, denn der Herr war im Feuer auf ihn herabgestiegen. Der Rauch stieg vom Berg auf wie Rauch aus einem Schmelzofen. Der ganze Berg bebte gewaltig, ¹⁹und der Hörnerschall wurde immer lauter. Mose redete, und Gott antwortete im Donner. ²⁰Der Herr war

auf den Sinai, auf den Gipfel des Berges, herabgestiegen. Er hatte Mose zu sich auf den Gipfel des Berges gerufen, und Mose war hinaufgestiegen. ²¹Da sprach der Herr zu Mose: Geh hinunter, und schärf dem Volk ein, sie sollen nicht neugierig sein und nicht versuchen, zum Herrn vorzudringen; sonst müßten viele von ihnen umkommen. ²²Auch die Priester, die sich dem Herrn nähern, müssen sich geheiligt haben, damit der Herr in ihre Reihen keine Bresche reißt. ²³Mose entgegnete dem Herrn: Das Volk kann nicht auf den Sinai steigen. Denn du selbst hast uns eingeschärft: Zieh eine Grenze um den Berg, und erklär ihn für heilig! ²⁴Doch der Herr sprach zu ihm: Geh hinunter, und komm zusammen mit Aaron wieder herauf! Die Priester aber und das Volk sollen nicht versuchen, hinaufzusteigen und zum Herrn vorzudringen, sonst reißt er in ihre Reihen eine Bresche. ²⁵Da ging Mose zum Volk hinunter und sagte es ihnen.

20 ¹Dann sprach Gott alle diese Worte: ²Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. ³Du sollst neben mir keine anderen Götter haben. ⁴Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgend etwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde. ⁵Du sollst dich nicht vor anderen Göttern niederwerfen und dich nicht verpflichten, ihnen zu dienen. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott: Bei denen, die mir feind sind, verfolge ich die Schuld der Väter an den Söhnen, an der dritten und vierten Generation; ⁶bei denen, die mich lieben und auf meine Gebote achten, erweise ich Tausenden meine Huld. ⁷Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr läßt den nicht ungestraft, der seinen Namen mißbraucht. ⁸Gedenke des Sabbats: Halte ihn heilig! ⁹Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun. ¹⁰Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, dein Vieh und der Fremde, der in deinen Stadtbereichen Wohnrecht hat. ¹¹Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel, Erde und Meer gemacht und alles, was dazu-

gehört; am siebten Tag ruhte er. Darum hat der Herr den Sabbattag gesegnet und ihn für heilig erklärt. ¹²Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt. ¹³Du sollst nicht morden. ¹⁴Du sollst nicht die Ehe brechen. ¹⁵Du sollst nicht stehlen. ¹⁶Du sollst nicht falsch gegen deinen Nächsten aussagen. ¹⁷Du sollst nicht nach dem Haus deines Nächsten verlangen. Du sollst nicht nach der Frau deines Nächsten verlangen, nach seinem Sklaven oder seiner Sklavin, seinem Rind oder seinem Esel oder nach irgend etwas, das deinem Nächsten gehört. ¹⁸Das ganze Volk erlebte, wie es donnerte und blitzte, wie Hörner erklangen und der Berg rauchte. Da bekam das Volk Angst, es zitterte und hielt sich in der Ferne. ¹⁹Sie sagten zu Mose: Rede du mit uns, dann wollen wir hören. Gott soll nicht mit uns reden, sonst sterben wir. ²⁰Da sagte Mose zum Volk: Fürchtet euch nicht! Gott ist gekommen, um euch auf die Probe zu stellen. Die Furcht vor ihm soll über euch kommen, damit ihr nicht sündigt. ²¹Das Volk hielt sich in der Ferne, und Mose näherte sich der dunklen Wolke, in der Gott war. ²²Der Herr sprach zu Mose: Sag den Israeliten: Ihr habt gesehen, daß ich vom Himmel her mit euch geredet habe. ²³Ihr sollt euch neben mir keine Götter aus Silber machen, auch Götter aus Gold sollt ihr euch nicht machen. ²⁴Du sollst mir einen Altar aus Erde errichten und darauf deine Schafe, Ziegen und Rinder als Brandopfer und Heilopfer schlachten. An jedem Ort, an dem ich meinem Namen ein Gedächtnis stifte, will ich zu dir kommen und dich segnen. ²⁵Wenn du mir einen Altar aus Steinen errichtest, so sollst du ihn nicht aus behauenen Quadern bauen. Du entweihst ihn, wenn du mit einem Meißel daran arbeitest. ²⁶Du sollst nicht auf Stufen zu meinem Altar hinaufsteigen, damit deine Blöße dabei nicht zum Vorschein komme.

Gen 13,1–8 Seite 968 ¹Von Ägypten zog Abram in den Negeb hinauf, er und seine Frau mit allem, was ihm gehörte, und mit ihm auch Lot. ²Abram hatte einen sehr ansehnlichen Besitz an Vieh, Silber und

Gold. ³Er wanderte von einem Lagerplatz zum andern weiter, vom Negeb bis nach Bet-El, bis zu dem Ort, an dem anfangs sein Zelt gestanden hatte, zwischen Bet-El und Ai, ⁴dem Ort, wo er früher den Altar erbaut hatte. Dort rief Abram den Namen des Herrn an. ⁵Auch Lot, der mit Abram gezogen war, besaß Schafe und Ziegen, Rinder und Zelte. ⁶Das Land war aber zu klein, als daß sich beide nebeneinander hätten ansiedeln können; denn ihr Besitz war zu groß, und so konnten sie sich nicht miteinander niederlassen. ⁷Zwischen den Hirten Abrams und den Hirten Lots kam es zum Streit; auch siedelten damals noch die Kanaaniter und die Perisiter im Land. ⁸Da sagte Abram zu Lot: Zwischen mir und dir, zwischen meinen und deinen Hirten soll es keinen Streit geben; wir sind doch Brüder.

Gen 1,26–28 Seite 987 ²⁶Dann sprach Gott: Laßt uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich. Sie sollen herrschen über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels, über das Vieh, über die ganze Erde und über alle Kriechtiere auf dem Land. ²⁷Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie. ²⁸Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch, und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen.

Lev 18,22–23 Seite 988 ²²Du darfst nicht mit einem Mann schlafen, wie man mit einer Frau schläft; das wäre ein Greuel. ²³Keinem Vieh darfst du beiwohnen; du würdest dadurch unrein. Keine Frau darf vor ein Vieh hintreten, um sich mit ihm zu begatten; das wäre eine schandbare Tat.

Mt 21,12–17 Seite 1019 ¹²Jesus ging in den Tempel und trieb alle Händler und Käufer aus dem Tempel hinaus; er stieß die Tische der Geldwechsler und die Stände der Taubenhändler um ¹³und sagte: In der Schrift steht: Mein Haus soll ein Haus des Gebetes sein. Ihr aber

macht daraus eine Räuberhöhle. ¹⁴Im Tempel kamen Lahme und Blinde zu ihm, und er heilte sie. ¹⁵Als nun die Hohenpriester und die Schriftgelehrten die Wunder sahen, die er tat, und die Kinder im Tempel rufen hörten: Hosanna dem Sohn Davids!, da wurden sie ärgerlich ¹⁶und sagten zu ihm: Hörst du, was sie rufen? Jesus antwortete ihnen: Ja, ich höre es. Habt ihr nie gelesen: Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge schaffst du dir Lob? ¹⁷Und er ließ sie stehen und ging aus der Stadt hinaus nach Betanien; dort übernachtete er.

Mk 11,15–19 Seite 1019 ¹⁵Dann kamen sie nach Jerusalem. Jesus ging in den Tempel und begann, die Händler und Käufer aus dem Tempel hinauszutreiben; er stieß die Tische der Geldwechsler und die Stände der Taubenhändler um ¹⁶und ließ nicht zu, daß jemand irgend etwas durch den Tempelbezirk trug. ¹⁷Er belehrte sie und sagte: Heißt es nicht in der Schrift: Mein Haus soll ein Haus des Gebetes für alle Völker sein? Ihr aber habt daraus eine Räuberhöhle gemacht. ¹⁸Die Hohenpriester und die Schriftgelehrten hörten davon und suchten nach einer Möglichkeit, ihn umzubringen. Denn sie fürchteten ihn, weil alle Leute von seiner Lehre sehr beeindruckt waren. ¹⁹Als es Abend wurde, verließ Jesus mit seinen Jüngern die Stadt.

Num 3,1–4 Seite 1026 ¹Das ist die Geschlechterfolge nach Aaron und Mose, zu der Zeit, als der Herr mit Mose auf dem Sinai redete. ²Das waren die Namen der Söhne Aarons: Nadab als Erstgeborener, dann Abihu, Eleasar und Itamar. ³Das waren die Namen der Söhne Aarons, der gesalbten Priester, die man ins Priesteramt eingesetzt hatte. ⁴Nadab und Abihu waren vor den Augen des Herrn gestorben, als sie in der Wüste Sinai dem Herrn ein unrechtmäßiges Feueropfer darbrachten. Sie hatten keine Söhne, und so versahen dann Eleasar und Itamar unter der Aufsicht ihres Vaters Aaron den Priesterdienst.

Mt 19,16–17 Seite 1031 ¹⁶Es kam ein Mann zu Jesus und fragte: Meister, was muß ich Gutes tun, um das ewige Leben zu gewinnen? ¹⁷Er antwortete: Was fragst du mich nach dem Guten? Nur einer ist »der Gute«. Wenn du aber das Leben erlangen willst, halte die Gebote!

Mk 10,17–18 Seite 1031 ¹⁷Als sich Jesus wieder auf den Weg machte, lief ein Mann auf ihn zu, fiel vor ihm auf die Knie und fragte ihn: Guter Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen? ¹⁸Jesus antwortete: Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut außer Gott, dem Einen.

Lk 18,18–19 Seite 1031 ¹⁸Einer von den führenden Männern fragte ihn: Guter Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen? ¹⁹Jesus antwortete: Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut außer Gott, dem Einen.

2 Kön 5,1–20 Seite 1039 ¹Naaman, der Feldherr des Königs von Aram, galt viel bei seinem Herrn und war angesehen; denn durch ihn hatte der Herr den Aramäern den Sieg verliehen. Der Mann war tapfer, aber an Aussatz erkrankt. ²Nun hatten die Aramäer bei einem Streifzug ein junges Mädchen aus dem Land Israel verschleppt. Es war in den Dienst der Frau Naamans gekommen. ³Es sagte zu seiner Herrin: Wäre mein Herr doch bei dem Propheten in Samaria! Er würde seinen Aussatz heilen. ⁴Naaman ging zu seinem Herrn und meldete ihm: Das und das hat das Mädchen aus Israel gesagt. ⁵Der König von Aram antwortete: So geh doch hin; ich werde dir ein Schreiben an den König von Israel mitgeben. Naaman machte sich auf den Weg. Er nahm zehn Talente Silber, sechstausend Schekel Gold und zehn Festkleider mit ⁶und überbrachte dem König von Israel das Schreiben. Es hatte folgenden Inhalt: Wenn jetzt dieser Brief zu dir gelangt, so wisse: Ich habe meinen Knecht Naaman zu dir geschickt, damit du seinen Aussatz heilst. ⁷Als der König von Israel den Brief gelesen hatte, zerriß er seine Kleider und rief: Bin ich denn ein Gott, der töten und zum Leben erwecken kann? Er schickt einen Mann zu

mir, damit ich ihn von seinem Aussatz heile. Merkt doch und seht, daß er nur Streit mit mir sucht. ⁸Als der Gottesmann Elischa hörte, der König von Israel habe seine Kleider zerrissen, ließ er ihm sagen: Warum hast du deine Kleider zerrissen? Naaman soll zu mir kommen; dann wird er erfahren, daß es in Israel einen Propheten gibt. ⁹So kam Naaman mit seinen Pferden und Wagen und hielt vor dem Haus Elischas. ¹⁰Dieser schickte einen Boten zu ihm hinaus und ließ ihm sagen: Geh und wasch dich siebenmal im Jordan! Dann wird dein Leib wieder gesund, und du wirst rein. ¹¹Doch Naaman wurde zornig. Er ging weg und sagte: Ich dachte, er würde herauskommen, vor mich hintreten, den Namen Jahwes, seines Gottes, anrufen, seine Hand über die kranke Stelle bewegen und so den Aussatz heilen. ¹²Sind nicht der Abana und der Parpar, die Flüsse von Damaskus, besser als alle Gewässer Israels? Kann ich nicht dort mich waschen, um rein zu werden? Voll Zorn wandte er sich ab und ging weg. ¹³Doch seine Diener traten an ihn heran und redeten ihm zu: Wenn der Prophet etwas Schweres von dir verlangt hätte, würdest du es tun; wieviel mehr jetzt, da er zu dir nur gesagt hat: Wasch dich, und du wirst rein. ¹⁴So ging er also zum Jordan hinab und tauchte siebenmal unter, wie ihm der Gottesmann befohlen hatte. Da wurde sein Leib gesund wie der Leib eines Kindes, und er war rein. ¹⁵Nun kehrte er mit seinem ganzen Gefolge zum Gottesmann zurück, trat vor ihn hin und sagte: Jetzt weiß ich, daß es nirgends auf der Erde einen Gott gibt außer in Israel. So nimm jetzt von deinem Knecht ein Dankgeschenk an! ¹⁶Elischa antwortete: So wahr der Herr lebt, in dessen Dienst ich stehe: Ich nehme nichts an. Auch als Naaman ihn dringend bat, es zu nehmen, lehnte er ab. ¹⁷Darauf sagte Naaman: Wenn es also nicht sein kann, dann gebe man deinem Knecht so viel Erde, wie zwei Maultiere tragen können; denn dein Knecht wird keinem andern Gott mehr Brand- und Schlachtopfer darbringen als Jahwe allein. ¹⁸Nur dies möge Jahwe deinem Knecht verzeihen: Wenn mein Herr zur Anbetung in den Tempel Rimmons geht, stützt er sich dort auf meinen Arm. Ich muß mich dann im Tempel Rimmons nieder-

werfen, wenn er sich dort niederwirft. Dann möge das Jahwe deinem Knecht verzeihen. ¹⁹Elischa antwortete: Geh in Frieden! Als Naaman schon eine Strecke Weges von ihm entfernt war, ²⁰sagte sich Gehasi, der Diener Elischas, des Gottesmannes: Mein Herr hat diesen Aramäer Naaman geschont und nichts von dem angenommen, was er mitgebracht hatte. So wahr der Herr lebt: Ich werde ihm nachlaufen und mir etwas von ihm holen.

Hld 3,1 Seite 1097 ¹Des Nachts auf meinem Lager suchte ich ihn, den meine Seele liebt. Ich suchte ihn und fand ihn nicht.

Gen 4,1-4 Seite 1107 ¹Adam erkannte Eva, seine Frau; sie wurde schwanger und gebar Kain. Da sagte sie: Ich habe einen Mann vom Herrn erworben. ²Sie gebar ein zweites Mal, nämlich Abel, seinen Bruder. Abel wurde Schafhirt und Kain Ackerbauer. ³Nach einiger Zeit brachte Kain dem Herrn ein Opfer von den Früchten des Feldes dar; ⁴auch Abel brachte eines dar von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Der Herr schaute auf Abel und sein Opfer, ...

Ex 19,1-20 Seite 1110 ¹Im dritten Monat nach dem Auszug der Israeliten aus Ägypten – am heutigen Tag – kamen sie in der Wüste Sinai an. ²Sie waren von Refidim aufgebrochen und kamen in die Wüste Sinai. Sie schlugen in der Wüste das Lager auf. Dort lagerte Israel gegenüber dem Berg. ³Mose stieg zu Gott hinauf. Da rief ihm der Herr vom Berg her zu: Das sollst du dem Haus Jakob sagen und den Israeliten verkünden: ⁴Ihr habt gesehen, was ich den Ägyptern angetan habe, wie ich euch auf Adlerflügeln getragen und hierher zu mir gebracht habe. ⁵Jetzt aber, wenn ihr auf meine Stimme hört und meinen Bund haltet, werdet ihr unter allen Völkern mein besonderes Eigentum sein. Mir gehört die ganze Erde, ⁶ihr aber sollt mir als ein Reich von Priestern und als ein heiliges Volk gehören. Das sind die Worte, die du den Israeliten mitteilen sollst. ⁷Mose ging und rief die Ältesten des Volkes zusammen. Er legte ihnen alles vor, was der Herr ihm aufgetragen hatte. ⁸Das ganze Volk antwortete einstimmig

und erklärte: Alles, was der Herr gesagt hat, wollen wir tun. Mose überbrachte dem Herrn die Antwort des Volkes. ⁹Der Herr sprach zu Mose: Ich werde zu dir in einer dichten Wolke kommen; das Volk soll es hören, wenn ich mit dir rede, damit sie auch an dich immer glauben. Da berichtete Mose dem Herrn, was das Volk gesagt hatte. ¹⁰Der Herr sprach zu Mose: Geh zum Volk! Ordne an, daß sie sich heute und morgen heilig halten und ihre Kleider waschen. ¹¹Sie sollen sich für den dritten Tag bereithalten. Am dritten Tag nämlich wird der Herr vor den Augen des ganzen Volkes auf den Berg Sinai herabsteigen. ¹²Zieh um das Volk eine Grenze, und sag: Hütet euch, auf den Berg zu steigen oder auch nur seinen Fuß zu berühren. Jeder, der den Berg berührt, wird mit dem Tod bestraft. ¹³Keine Hand soll den Berg berühren. Wer es aber tut, soll gesteinigt oder mit Pfeilen erschossen werden; ob Tier oder Mensch, niemand darf am Leben bleiben. Erst wenn das Horn ertönt, dürfen sie auf den Berg steigen. ¹⁴Mose stieg vom Berg zum Volk hinunter und ordnete an, das Volk solle sich heilig halten und seine Kleider waschen. ¹⁵Er sagte zum Volk: Haltet euch für den dritten Tag bereit! Berührt keine Frau! ¹⁶Am dritten Tag, im Morgengrauen, begann es zu donnern und zu blitzen. Schwere Wolken lagen über dem Berg, und gewaltiger Hörnerschall erklang. Das ganze Volk im Lager begann zu zittern. ¹⁷Mose führte es aus dem Lager hinaus Gott entgegen. Unten am Berg blieben sie stehen. ¹⁸Der ganze Sinai war in Rauch gehüllt, denn der Herr war im Feuer auf ihn herabgestiegen. Der Rauch stieg vom Berg auf wie Rauch aus einem Schmelzofen. Der ganze Berg bebte gewaltig, ¹⁹und der Hörnerschall wurde immer lauter. Mose redete, und Gott antwortete im Donner. ²⁰Der Herr war auf den Sinai, auf den Gipfel des Berges, herabgestiegen. Er hatte Mose zu sich auf den Gipfel des Berges gerufen, und Mose war hinaufgestiegen.

Ps 18,21–25 *Seite 1116* ²¹Der Herr hat gut an mir gehandelt und mir vergolten, weil ich gerecht bin und meine Hände rein sind. ²²Denn

ich hielt mich an die Wege des Herrn und fiel nicht ruchlos ab von meinem Gott. ²³Ja, ich habe alle seine Gebote vor Augen, weise seine Gesetze niemals ab. ²⁴Ich war vor ihm ohne Makel, ich nahm mich in acht vor der Sünde. ²⁵Darum hat der Herr mir vergolten, weil ich gerecht bin und meine Hände rein sind vor seinen Augen.

Weish 8,17 Seite 1117 ¹⁷Als ich dies bei mir überlegte und in meinem Herzen erwog, daß das Leben mit der Weisheit Unsterblichkeit bringt, ...

Ez 37,1-14 Seite 1117 ¹Die Hand des Herrn legte sich auf mich, und der Herr brachte mich im Geist hinaus und versetzte mich mitten in die Ebene. Sie war voll von Gebeinen. ²Er führte mich ringsum an ihnen vorüber, und ich sah sehr viele über die Ebene verstreut liegen; sie waren ganz ausgetrocknet. ³Er fragte mich: Menschensohn, können diese Gebeine wieder lebendig werden? Ich antwortete: Herr und Gott, das weißt nur du. ⁴Da sagte er zu mir: Sprich als Prophet über diese Gebeine, und sag zu ihnen: Ihr ausgetrockneten Gebeine, hört das Wort des Herrn! ⁵So spricht Gott, der Herr, zu diesen Gebeinen: Ich selbst bringe Geist in euch, dann werdet ihr lebendig. ⁶Ich spanne Sehnen über euch und umgebe euch mit Fleisch; ich überziehe euch mit Haut und bringe Geist in euch, dann werdet ihr lebendig. Dann werdet ihr erkennen, daß ich der Herr bin. ⁷Da sprach ich als Prophet, wie mir befohlen war; und noch während ich redete, hörte ich auf einmal ein Geräusch: Die Gebeine rückten zusammen, Bein an Bein. ⁸Und als ich hinsah, waren plötzlich Sehnen auf ihnen, und Fleisch umgab sie, und Haut überzog sie. Aber es war noch kein Geist in ihnen. ⁹Da sagte er zu mir: Rede als Prophet zum Geist, rede, Menschensohn, sag zum Geist: So spricht Gott, der Herr: Geist, komm herbei von den vier Winden! Hauch diese Erschlagenen an, damit sie lebendig werden. ¹⁰Da sprach ich als Prophet, wie er mir befohlen hatte, und es kam Geist in sie. Sie wurden lebendig und standen auf – ein großes, gewaltiges Heer. ¹¹Er sagte zu mir: Menschensohn, diese Gebeine sind das ganze Haus Israel. Jetzt sagt

Israel: Ausgetrocknet sind unsere Gebeine, unsere Hoffnung ist untergegangen, wir sind verloren. ¹²Deshalb tritt als Prophet auf, und sag zu ihnen: So spricht Gott, der Herr: Ich öffne eure Gräber und hole euch, mein Volk, aus euren Gräbern herauf. Ich bringe euch zurück in das Land Israel. ¹³Wenn ich eure Gräber öffne und euch, mein Volk, aus euren Gräbern heraufhole, dann werdet ihr erkennen, daß ich der Herr bin. ¹⁴Ich hauche euch meinen Geist ein, dann werdet ihr lebendig, und ich bringe euch wieder in euer Land. Dann werdet ihr erkennen, daß ich der Herr bin. Ich habe gesprochen, und ich führe es aus – Spruch des Herrn.

Gen 25,19–37,36 Seite 1158 **25** ¹⁹Und das ist die Geschlechterfolge nach Isaak, dem Sohn Abrahams: Abraham zeugte Isaak. ²⁰Isaak war vierzig Jahre alt, als er Rebekka zur Frau nahm. Sie war die Tochter des Aramäers Betuël aus Paddan-Aram, eine Schwester des Aramäers Laban. ²¹Isaak betete zum Herrn für seine Frau, denn sie war kinderlos geblieben, und der Herr ließ sich von ihm erbitten. Als seine Frau Rebekka schwanger war, ²²stießen die Söhne einander im Mutterleib. Da sagte sie: Wenn das so ist, was soll dann aus mir werden? Sie ging, um den Herrn zu befragen. ²³Der Herr gab diese Antwort: Zwei Völker sind in deinem Leib, zwei Stämme trennen sich schon in deinem Schoß. Ein Stamm ist dem andern überlegen, der ältere muß dem jüngeren dienen. ²⁴Als die Zeit ihrer Niederkunft gekommen war, zeigte es sich, daß sie Zwillinge in ihrem Leib trug. ²⁵Der erste, der kam, war rötlich, über und über mit Haaren bedeckt wie mit einem Fell. Man nannte ihn Esau. ²⁶Darauf kam sein Bruder; seine Hand hielt die Ferse Esaus fest. Man nannte ihn Jakob (Fersenhalter). Isaak war sechzig Jahre alt, als sie geboren wurden. ²⁷Die Knaben wuchsen heran. Esau war ein Mann geworden, der sich auf die Jagd verstand, ein Mann des freien Feldes. Jakob dagegen war ein untadeliger Mann und blieb bei den Zelten. ²⁸Isaak hatte Esau lieber, denn er aß gern Wildbret; Rebekka aber hatte Jakob lieber. ²⁹Einst hatte Jakob ein Gericht zubereitet, als Esau erschöpft vom

Feld kam. ³⁰Da sagte Esau zu Jakob: Gib mir doch etwas zu essen von dem Roten, von dem Roten da, ich bin ganz erschöpft. Deshalb heißt er Edom (Roter). ³¹Jakob gab zur Antwort: Dann verkauf mir jetzt sofort dein Erstgeburtsrecht! ³²Schau, ich sterbe vor Hunger, sagte Esau, was soll mir da das Erstgeburtsrecht? ³³Jakob erwiderte: Schwör mir jetzt sofort! Da schwor er ihm und verkaufte sein Erstgeburtsrecht an Jakob. ³⁴Darauf gab Jakob dem Esau Brot und Linsengemüse; er aß und trank, stand auf und ging seines Weges. Vom Erstgeburtsrecht aber hielt Esau nichts.

26 ¹Im Land brach eine Hungersnot aus, eine andere als die frühere zur Zeit Abrahams. Isaak begab sich nach Gerar zu Abimelech, dem König der Philister. ²Da erschien ihm der Herr und sprach: Geh nicht nach Ägypten hinunter, bleib in dem Land wohnen, das ich dir verspreche. ³Halte dich als Fremder in diesem Land auf! Ich will mit dir sein und dich segnen. Denn dir und deinen Nachkommen gebe ich alle diese Länder und erfülle den Eid, den ich deinem Vater Abraham geleistet habe. ⁴Ich mache deine Nachkommen zahlreich wie die Sterne am Himmel und gebe ihnen alle diese Länder. Mit deinen Nachkommen werden alle Völker der Erde sich segnen, ⁵weil Abraham auf meinen Ruf gehört und weil er auf meine Anordnungen, Gebote, Satzungen und Weisungen geachtet hat. ⁶Isaak blieb also in Gerar. ⁷Als sich die Männer des Ortes nach seiner Frau erkundigten, sagte er: Sie ist meine Schwester. Er fürchtete sich nämlich zu sagen: Sie ist meine Frau. Er dachte: Die Männer des Ortes könnten mich sonst wegen Rebekka umbringen. Sie war nämlich schön. ⁸Nachdem er längere Zeit dort zugebracht hatte, schaute einmal Abimelech, der König der Philister, durch das Fenster und sah gerade, wie Isaak seine Frau Rebekka liebte. ⁹Da rief Abimelech Isaak und sagte: Sie ist ja deine Frau. Wie konntest du behaupten, sie sei deine Schwester? Da antwortete ihm Isaak: Ich sagte mir: Ich möchte nicht ihretwegen sterben. ¹⁰Abimelech entgegnete: Was hast du uns da angetan? Beinahe hätte einer der Leute mit deiner Frau geschlafen; dann hättest du über uns Schuld gebracht. ¹¹Abimelech ordnete für

das ganze Volk an: Wer diesen Mann oder seine Frau anrührt, wird mit dem Tod bestraft. ¹²Isaak säte in diesem Land, und er erntete in diesem Jahr hundertfältig. Der Herr segnete ihn; ¹³der Mann wurde reicher und reicher, bis er sehr wohlhabend war. ¹⁴Er besaß Schafe, Ziegen und Rinder und zahlreiches Gesinde, so daß ihn die Philister beneideten. ¹⁵Die Philister schütteten alle Brunnen zu, die die Knechte zur Zeit seines Vaters Abraham gegraben hatten, und füllten sie mit Erde. ¹⁶Da sagte Abimelech zu Isaak: Zieh von uns fort; denn du bist uns viel zu mächtig geworden. ¹⁷Isaak zog fort, schlug sein Lager im Tal von Gerar auf und ließ sich dort nieder. ¹⁸Die Brunnen, die man zur Zeit seines Vaters Abraham gegraben hatte und die die Philister nach dem Tod Abrahams zugeschüttet hatten, ließ Isaak wieder aufgraben und gab ihnen dieselben Namen, die ihnen sein Vater gegeben hatte. ¹⁹Die Knechte Isaaks gruben in der Talsohle und fanden dort einen Brunnen mit frischem Wasser. ²⁰Die Hirten von Gerar stritten mit den Hirten Isaaks und behaupteten: Uns gehört das Wasser. Da nannte er den Brunnen Esek (Zank), denn sie hatten mit ihm gezankt. ²¹Als sie einen anderen Brunnen gruben, stritten sie auch um ihn; so nannte er ihn Sitna (Streit). ²²Darauf brach er von dort auf und grub wieder einen anderen Brunnen. Um ihn stritten sie nicht mehr. Da nannte er ihn Rehobot (Weite) und sagte: Jetzt hat uns der Herr weiten Raum verschafft, und wir sind im Land fruchtbar geworden. ²³Von dort zog er nach Beerscheba hin auf. ²⁴In jener Nacht erschien ihm der Herr und sprach: Ich bin der Gott deines Vaters Abraham. Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir. Ich segne dich und mache deine Nachkommen zahlreich wegen meines Knechtes Abraham. ²⁵Dort baute er einen Altar, rief den Namen des Herrn an und schlug sein Zelt auf. Isaaks Knechte hoben dort einen Brunnen aus. ²⁶Eines Tages kam zu ihm Abimelech aus Gerar mit seinem Vertrauten Ahusat und seinem Feldherrn Pichol. ²⁷Isaak sagte zu ihnen: Weshalb kommt ihr zu mir? Ihr seid mir doch feind und habt mich aus eurem Gebiet ausgewiesen. ²⁸Sie entgegneten: Wir haben deutlich gesehen, daß der Herr mit dir ist, und

wir dachten: Zwischen uns und dir sollte ein Eid stehen. Wir wollen mit dir einen Vertrag schließen: ²⁹Du wirst uns nichts Böses zufügen, wie auch wir dich nicht angetastet haben; wir haben dir nur Gutes erwiesen und dich in Frieden ziehen lassen. Du bist nun einmal der Gesegnete des Herrn. ³⁰Da bereitete er ihnen ein Mahl, und sie aßen und tranken. ³¹Früh am Morgen standen sie auf und leisteten einander den Eid. Isaak entließ sie, und sie schieden von ihm in Frieden. ³²Am selben Tag kamen die Knechte Isaaks und erzählten ihm von dem Brunnen, den sie gegraben hatten. Sie meldeten ihm: Wir haben Wasser gefunden. ³³Da nannte er ihn Schiba (Eid); darum heißt die Stadt bis auf den heutigen Tag Beerscheba (Eidbrunn). ³⁴Als Esau vierzig Jahre alt war, nahm er Judit, die Tochter des Hetiters Beer, und Basemat, die Tochter des Hetiters Elon, zu Frauen. ³⁵Sie wurden für Isaak und Rebekka Anlaß zu bitterem Gram.

27 ¹Als Isaak alt geworden und seine Augen erloschen waren, so daß er nicht mehr sehen konnte, rief er seinen älteren Sohn Esau und sagte zu ihm: Mein Sohn! Er antwortete: Hier bin ich. ²Da sagte Isaak: Du siehst, ich bin alt geworden. Ich weiß nicht, wann ich sterbe. ³Nimm jetzt dein Jagdgerät, deinen Köcher und deinen Bogen, geh aufs Feld, und jag mir ein Wild! ⁴Bereite mir dann ein leckeres Mahl, wie ich es gern mag, und bring es mir zum Essen, damit ich dich segne, bevor ich sterbe. ⁵Rebekka hatte das Gespräch zwischen Isaak und seinem Sohn Esau mit angehört. Als Esau zur Jagd aufs Feld gegangen war, um ein Wild herbeizuschaffen, ⁶sagte Rebekka zu ihrem Sohn Jakob: Ich habe gehört, wie dein Vater zu deinem Bruder Esau gesagt hat: ⁷Hol mir ein Wild, und bereite mir ein leckeres Mahl zum Essen; dann will ich dich vor dem Herrn segnen, bevor ich sterbe. ⁸Nun hör genau zu, mein Sohn, was ich dir auftrage: ⁹Geh zur Herde, und bring mir von dort zwei schöne Ziegenböckchen! Ich will damit ein leckeres Mahl für deinen Vater zubereiten, wie er es gern mag. ¹⁰Du bringst es dann deinem Vater zum Essen, damit er dich vor seinem Tod segnet. ¹¹Jakob antwortete seiner Mutter Rebekka: Mein Bruder Esau ist aber behaart, und ich habe eine glatte

Haut. ¹²Vielleicht betastet mich mein Vater; dann könnte er meinen, ich hielte ihn zum besten, und ich brächte Fluch über mich statt Segen. ¹³Seine Mutter entgegnete: Dein Fluch komme auf mich, mein Sohn. Hör auf mich, geh und hol mir die Böckchen! ¹⁴Da ging er hin, holte sie und brachte sie seiner Mutter. Sie bereitete ein leckeres Mahl zu, wie es sein Vater gern mochte. ¹⁵Dann holte Rebekka die Feiertagskleider ihres älteren Sohnes Esau, die sie bei sich im Haus hatte, und zog sie ihrem jüngeren Sohn Jakob an. ¹⁶Die Felle der Ziegenböckchen legte sie um seine Hände und um seinen glatten Hals. ¹⁷Dann übergab sie das leckere Essen und das Brot, das sie zubereitet hatte, ihrem Sohn Jakob. ¹⁸Er ging zu seinem Vater hinein und sagte: Mein Vater! Ja, antwortete er, wer bist du, mein Sohn? ¹⁹Jakob entgegnete seinem Vater: Ich bin Esau, dein Erstgeborener. Ich habe getan, wie du mir gesagt hast. Setz dich auf, iß von meinem Wildbret, und dann segne mich! ²⁰Da sagte Isaak zu seinem Sohn: Wie hast du nur so schnell etwas finden können, mein Sohn? Er antwortete: Der Herr, dein Gott, hat es mir entgegenlaufen lassen. ²¹Da sagte Isaak zu Jakob: Komm näher heran! Ich will dich betasten, mein Sohn, ob du wirklich mein Sohn Esau bist oder nicht. ²²Jakob trat zu seinem Vater Isaak hin. Isaak betastete ihn und sagte: Die Stimme ist zwar Jakobs Stimme, die Hände aber sind Esaus Hände. ²³Er erkannte ihn nicht, denn Jakobs Hände waren behaart wie die seines Bruders Esau, und so segnete er ihn. ²⁴Er fragte: Bist du es, mein Sohn Esau? Ja, entgegnete er. ²⁵Da sagte Isaak: Bring es mir! Ich will von dem Wildbret meines Sohnes essen und dich dann segnen. Jakob brachte es ihm, und Isaak aß. Dann reichte er ihm auch Wein, und Isaak trank. ²⁶Nun sagte sein Vater Isaak zu ihm: Komm näher, und küß mich, mein Sohn! ²⁷Er trat näher und küßte ihn. Isaak roch den Duft seiner Kleider, er segnete ihn und sagte: Ja, mein Sohn duftet wie das Feld, das der Herr gesegnet hat. ²⁸Gott gebe dir vom Tau des Himmels, vom Fett der Erde, viel Korn und Most. ²⁹Dienen sollen dir die Völker, Stämme sich vor dir niederwerfen, Herr sollst du über deine Brüder sein. Die Söhne deiner Mutter sollen dir huldigen. Ver-

flucht, wer dich verflucht. Gesegnet, wer dich segnet. ³⁰Kaum hatte Isaak Jakob gesegnet und war Jakob von seinem Vater Isaak weggegangen, da kam sein Bruder Esau von der Jagd. ³¹Auch er bereitete ein leckeres Mahl, brachte es seinem Vater und sagte zu ihm: Mein Vater richte sich auf und esse von dem Wildbret seines Sohnes, damit du mich dann segnest. ³²Da fragte ihn sein Vater Isaak: Wer bist du? Er antwortete: Ich bin dein Sohn Esau, dein Erstgeborener. ³³Da überkam Isaak ein heftiges Zittern, und er fragte: Wer war es denn, der das Wildbret gejagt und es mir gebracht hat? Ich habe von allem gegessen, bevor du gekommen bist, und ich habe ihn gesegnet; gesegnet wird er auch bleiben. ³⁴Als Esau die Worte seines Vaters hörte, schrie er heftig auf, aufs äußerste verbittert, und sagte zu seinem Vater: Segne auch mich, Vater! ³⁵Er entgegnete: Dein Bruder ist mit List gekommen und hat dir den Segen weggenommen. ³⁶Da sagte Esau: Hat man ihn nicht Jakob (Betrüger) genannt? Er hat mich jetzt schon zweimal betrogen: Mein Erstgeburtsrecht hat er mir genommen, jetzt nimmt er mir auch noch den Segen. Dann sagte er: Hast du mir keinen Segen aufgehoben? ³⁷Isaak antwortete und sagte zu Esau: Ich habe ihn zum Herrn über dich gemacht, und alle seine Brüder habe ich ihm als Knechte gegeben. Auch mit Korn und Most habe ich ihn versorgt. Was kann ich da noch für dich tun, mein Sohn? ³⁸Da sagte Esau zu seinem Vater: Hattest du denn nur einen einzigen Segen, Vater? Segne auch mich, Vater! Und Esau begann laut zu weinen. ³⁹Sein Vater Isaak antwortete ihm und sprach: Fern vom Fett der Erde mußt du wohnen, fern vom Tau des Himmels droben. ⁴⁰Von deinem Schwert wirst du leben. Deinem Bruder wirst du dienen. Doch hältst du durch, so streifst du ab sein Joch von deinem Nacken. ⁴¹Esau war dem Jakob feind wegen des Segens, mit dem ihn sein Vater gesegnet hatte, und Esau sagte: Es nähern sich die Tage der Trauer um meinen Vater; dann werde ich meinen Bruder Jakob umbringen. ⁴²Als man Rebekka hinterbrachte, was ihr ältester Sohn Esau gesagt hatte, ließ sie Jakob, ihren jüngeren Sohn, rufen und sagte zu ihm: Dein Bruder Esau will sich an dir rächen und

dich töten. ⁴³Nun aber, mein Sohn, hör auf mich! Mach dich auf und flieh zu meinem Bruder Laban nach Haran! ⁴⁴Bleib einige Zeit bei ihm, bis sich der Groll deines Bruders gelegt hat. ⁴⁵Wenn der Zorn deines Bruders von dir abgelassen und er vergessen hat, was du ihm angetan hast, werde ich dich von dort holen lassen. Warum soll ich euch beide an einem Tag verlieren? ⁴⁶Zu Isaak sagte Rebekka: Mein Leben ekelt mich wegen der Hetiterinnen. Wenn Jakob so eine Hetiterin, eine Einheimische, zur Frau nimmt, was liegt mir dann noch am Leben?

28 ¹Isaak rief Jakob, segnete ihn und befahl ihm: Nimm keine Kanaaniterin zur Frau! ²Mach dich auf, geh nach Paddan-Aram, zum Haus Betuëls, des Vaters deiner Mutter! Hol dir von dort eine Frau, eine von den Töchtern Labans, des Bruders deiner Mutter! ³Gott der Allmächtige wird dich segnen, er wird dich fruchtbar machen und vermehren: Zu einer Schar von Völkern wirst du werden. ⁴Er wird dir und mit dir auch deinen Nachkommen den Segen Abrahams verleihen, damit du das Land in Besitz nimmst, in dem du als Fremder lebst, das aber Gott Abraham gegeben hat. ⁵Isaak verabschiedete Jakob, und Jakob zog nach Paddan-Aram zu Laban, dem Sohn des Aramäers Betuël. Dieser war der Bruder Rebekkas, der Mutter Jakobs und Esaus. ⁶Esau sah, daß Isaak Jakob segnete und nach Paddan-Aram schickte, damit er sich von dort eine Frau holt. Als er ihn segnete, trug er ihm auf: Nimm dir keine Kanaaniterin zur Frau! ⁷Jakob hörte auf seinen Vater und seine Mutter und begab sich auf den Weg nach Paddan-Aram. ⁸Als Esau merkte, daß die Kanaaniterinnen seinem Vater Isaak nicht gefielen, ⁹ging er zu Ismael und nahm zu seinen Frauen noch Mahalat als Frau hinzu, die Schwester Nebajots, die Tochter Ismaels, des Sohnes Abrahams. ¹⁰Jakob zog aus Beerscheba weg und ging nach Haran. ¹¹Er kam an einen bestimmten Ort, wo er übernachtete, denn die Sonne war untergegangen. Er nahm einen von den Steinen dieses Ortes, legte ihn unter seinen Kopf und schlief dort ein. ¹²Da hatte er einen Traum: Er sah eine Treppe, die auf der Erde stand und bis zum Himmel reichte.

Auf ihr stiegen Engel Gottes auf und nieder. ¹³Und siehe, der Herr stand oben und sprach: Ich bin der Herr, der Gott deines Vaters Abraham und der Gott Isaaks. Das Land, auf dem du liegst, will ich dir und deinen Nachkommen geben. ¹⁴Deine Nachkommen werden zahlreich sein wie der Staub auf der Erde. Du wirst dich unaufhaltsam ausbreiten nach Westen und Osten, nach Norden und Süden, und durch dich und deine Nachkommen werden alle Geschlechter der Erde Segen erlangen. ¹⁵Ich bin mit dir, ich behüte dich, wohin du auch gehst, und bringe dich zurück in dieses Land. Denn ich verlasse dich nicht, bis ich vollbringe, was ich dir versprochen habe. ¹⁶Jakob erwachte aus seinem Schlaf und sagte: Wirklich, der Herr ist an diesem Ort, und ich wußte es nicht. ¹⁷Furcht überkam ihn, und er sagte: Wie ehrfurchtgebietend ist doch dieser Ort! Hier ist nichts anderes als das Haus Gottes und das Tor des Himmels. ¹⁸Jakob stand früh am Morgen auf, nahm den Stein, den er unter seinen Kopf gelegt hatte, stellte ihn als Steinmal auf und goß Öl darauf. ¹⁹Dann gab er dem Ort den Namen Bet-El (Gotteshaus). Früher hieß die Stadt Lus. ²⁰Jakob machte das Gelübde: Wenn Gott mit mir ist und mich auf diesem Weg, den ich eingeschlagen habe, behütet, wenn er mir Brot zum Essen und Kleider zum Anziehen gibt, ²¹wenn ich wohlbehalten heimkehre in das Haus meines Vaters und der Herr sich mir als Gott erweist, ²²dann soll der Stein, den ich als Steinmal aufgestellt habe, ein Gotteshaus werden, und von allem, was du mir schenkst, will ich dir den zehnten Teil geben.

29 ¹Jakob machte sich auf und zog weiter ins Land der Söhne des Ostens. ²Eines Tages sah er einen Brunnen auf freiem Feld. Dort lagerten drei Herden von Schafen und Ziegen; denn aus dem Brunnen tränkte man die Herden. Ein großer Stein lag über der Brunnenöffnung. ³Wenn sich dort alle Herden eingefunden hatten, schob man den Stein von der Brunnenöffnung und tränkte das Vieh. Dann schob man den Stein wieder zurück an seinen Platz über der Brunnenöffnung. ⁴Jakob fragte die Leute dort: Meine Brüder, woher seid ihr? Aus Haran, antworteten sie. ⁵Da sagte er zu ihnen: Kennt ihr La-

ban, den Sohn Nahors? Ja, wir kennen ihn, antworteten sie. ⁶Weiter fragte er sie: Geht es ihm gut? Sie entgegneten: Ja, es geht ihm gut. Aber da kommt gerade seine Tochter Rahel mit der Herde. ⁷Da sagte er: Es ist noch mitten am Tag und nicht die Zeit, das Vieh zusammenzutreiben. Tränkt doch die Tiere, dann geht, und weidet weiter! ⁸Da sagten sie: Das können wir nicht, bevor nicht alle Herden sich eingefunden haben. Erst dann kann man den Stein von der Brunnenöffnung wegschieben und die Tiere tränken. ⁹Während er sich noch mit ihnen unterhielt, war Rahel mit der Herde, die ihrem Vater gehörte, eingetroffen; denn sie war Hirtin. ¹⁰Als Jakob Rahel, die Tochter Labans, des Bruders seiner Mutter, und dessen Herde sah, trat er hinzu, schob den Stein von der Brunnenöffnung und tränkte das Vieh Labans, des Bruders seiner Mutter. ¹¹Dann küßte er Rahel und begann laut zu weinen. ¹²Jakob sagte zu Rahel, daß er ein Bruder ihres Vaters und der Sohn Rebekkas sei. Da lief sie weg und erzählte es ihrem Vater. ¹³Als Laban von Jakob, dem Sohn seiner Schwester, hörte, lief er ihm entgegen; er umarmte und küßte ihn und führte ihn in sein Haus. Jakob erzählte Laban die ganze Geschichte. ¹⁴Da erwiderte ihm Laban: Du bist wirklich mein Bein und mein Fleisch. Als Jakob etwa einen Monat bei ihm geblieben war, ¹⁵sagte Laban zu ihm: Sollst du mir umsonst dienen, weil du mein Bruder bist? Sag mir, welchen Lohn du haben willst. ¹⁶Laban hatte zwei Töchter; die ältere hieß Lea, die jüngere Rahel. ¹⁷Die Augen Leas waren matt, Rahel aber war schön von Gestalt und hatte ein schönes Gesicht. ¹⁸Jakob hatte Rahel lieb, und so sagte er: Ich will dir um die jüngere Tochter Rahel sieben Jahre dienen. ¹⁹Laban entgegnete: Es ist besser, ich gebe sie dir als einem anderen. Bleib bei mir! ²⁰Jakob diente also um Rahel sieben Jahre. Weil er sie liebte, kamen sie ihm wie wenige Tage vor. ²¹Dann aber sagte er zu Laban: Gib mir jetzt meine Frau; denn meine Zeit ist um, und ich will nun zu ihr gehen. ²²Da ließ Laban alle Männer des Ortes zusammenkommen und veranstaltete ein Festmahl. ²³Am Abend nahm er aber seine Tochter Lea, führte sie zu ihm, und Jakob wohnte ihr bei. ²⁴Laban gab sei-

ne Magd Silpa seiner Tochter Lea zur Magd. ²⁵Am Morgen stellte sich heraus: Es war Lea. Da sagte Jakob zu Laban: Was hast du mir angetan? Habe ich dir denn nicht um Rahel gedient? Warum hast du mich hintergangen? ²⁶Laban erwiderte: Es ist hierzulande nicht üblich, die Jüngere vor der Älteren zur Ehe zu geben. ²⁷Verbring mit dieser noch die Brautwoche, dann soll dir auch die andere gehören um weitere sieben Jahre Dienst. ²⁸Jakob ging darauf ein. Er verbrachte mit Lea die Brautwoche, dann gab ihm Laban seine Tochter Rahel zur Frau. ²⁹Laban gab seine Magd Bilha seiner Tochter Rahel zur Magd. ³⁰Jakob wohnte Rahel ebenfalls bei, und er liebte Rahel mehr als Lea. Er blieb noch weitere sieben Jahre bei Laban im Dienst. ³¹Als der Herr sah, daß Lea zurückgesetzt wurde, öffnete er ihren Mutterschoß, Rahel aber blieb unfruchtbar. ³²Lea wurde schwanger und gebar einen Sohn. Sie nannte ihn Ruben (Seht, ein Sohn!); denn sie sagte: Der Herr hat mein Elend gesehen. Jetzt wird mein Mann mich lieben. ³³Sie wurde abermals schwanger und gebar einen Sohn. Da sagte sie: Der Herr hat gehört, daß ich zurückgesetzt bin, und hat mir auch noch diesen geschenkt. Sie nannte ihn Simeon (Hörer). ³⁴Sie wurde noch einmal schwanger und gebar einen Sohn. Da sagte sie: Jetzt endlich wird mein Mann an mir hängen, denn ich habe ihm drei Söhne geboren. Darum nannte sie ihn Levi (Anhang). ³⁵Abermals wurde sie schwanger und gebar einen Sohn. Da sagte sie: Diesmal will ich dem Herrn danken. Darum nannte sie ihn Juda (Dank). Dann bekam sie keine Kinder mehr.

30 ¹Als Rahel sah, daß sie Jakob keine Kinder gebar, wurde sie eifersüchtig auf ihre Schwester. Sie sagte zu Jakob: Verschaff mir Söhne! Wenn nicht, sterbe ich. ²Da wurde Jakob zornig auf Rahel und sagte: Nehme ich etwa die Stelle Gottes ein, der dir die Leibesfrucht versagt? ³Sie antwortete: Da ist meine Magd Bilha. Geh zu ihr! Sie soll auf meine Knie gebären, dann komme auch ich durch sie zu Kindern. ⁴Sie gab ihm also ihre Magd Bilha zur Frau, und Jakob ging zu ihr. ⁵Bilha wurde schwanger und gebar Jakob einen Sohn. ⁶Rahel sagte: Gott hat mir Recht verschafft; er hat auch meine Stimme ge-

hört und mir einen Sohn geschenkt. Deshalb nannte sie ihn Dan (Richter). ⁷Bilha, Rahels Magd, wurde abermals schwanger und gebar Jakob einen zweiten Sohn. ⁸Da sagte Rahel: Gotteskämpfe habe ich ausgestanden mit meiner Schwester, und ich habe mich durchgesetzt. So nannte sie ihn Naftali (Kämpfer). ⁹Als Lea sah, daß sie keine Kinder mehr bekam, nahm sie ihre Magd Silpa und gab sie Jakob zur Frau. ¹⁰Leas Magd Silpa gebar Jakob einen Sohn. ¹¹Da sprach Lea: Glück auf! So nannte sie ihn Gad (Glück). ¹²Als Leas Magd Silpa Jakob einen zweiten Sohn gebar, ¹³sagte Lea: Mir zum Glück! Denn die Frauen werden mich beglückwünschen. So nannte sie ihn Ascher (Glückskind). ¹⁴Einst ging Ruben zur Zeit der Weizenernte weg und fand auf dem Feld Alraunen. Er brachte sie seiner Mutter Lea mit. Da sagte Rahel zu Lea: Gib mir doch ein paar von den Alraunen deines Sohnes! ¹⁵Sie aber erwiderte ihr: Ist es dir nicht genug, mir meinen Mann wegzunehmen? Nun willst du mir auch noch die Alraunen meines Sohnes nehmen? Da entgegnete Rahel: Gut, dann soll Jakob für die Alraunen deines Sohnes heute nacht bei dir schlafen. ¹⁶Als Jakob am Abend vom Feld kam, ging ihm Lea entgegen und sagte: Zu mir mußt du kommen! Ich habe dich nämlich erworben um den Preis der Alraunen meines Sohnes. So schlief er in jener Nacht bei ihr. ¹⁷Gott erhörte Lea. Sie wurde schwanger und gebar Jakob einen fünften Sohn. ¹⁸Da sagte Lea: Gott hat mich dafür belohnt, daß ich meine Magd meinem Mann gegeben habe. Sie nannte ihn Issachar (Lohn). ¹⁹Noch einmal wurde Lea schwanger und gebar Jakob einen sechsten Sohn. ²⁰Da sagte Lea: Gott hat mich mit einem schönen Geschenk bedacht. Jetzt endlich wird mein Mann bei mir bleiben, da ich ihm doch sechs Söhne geboren habe. Sie nannte ihn also Sebulon (Bleibe). ²¹Schließlich gebar sie eine Tochter und nannte sie Dina. ²²Nun erinnerte sich Gott an Rahel. Gott erhörte sie und öffnete ihren Mutterschoß. ²³Sie wurde schwanger und gebar einen Sohn. Da sagte sie: Gott hat die Schande von mir genommen. ²⁴Sie nannte ihn Josef (Zufüger) und sagte: Der Herr gebe mir noch einen anderen Sohn hinzu. ²⁵Nachdem Rahel Josef geboren hatte, sagte Ja-

kob zu Laban: Entlaß mich! Ich will in meine Heimat ziehen. ²⁶Gib mir meine Frauen und Kinder, um die ich dir gedient habe, damit ich gehen kann. Du weißt ja um meinen Dienst, den ich dir geleistet habe. ²⁷Laban antwortete ihm: Wenn ich nur dein Wohlwollen finde! Ich stand unter günstigen Vorzeichen, und der Herr hat mich deinetwegen gesegnet. ²⁸Weiter sagte er: Bestimm selbst deinen Lohn, und ich werde ihn dir aushändigen. ²⁹Da sagte Jakob zu ihm: Du weißt um meinen Dienst und um dein Vieh, das mir anvertraut war. ³⁰Das wenige, das du hattest, bevor ich kam, hat sich gewaltig vermehrt, und der Herr hat dich gesegnet für jeden meiner Schritte. Und jetzt – wann werde auch ich etwas für mein eigenes Haus tun können? ³¹Da sagte Laban: Was soll ich dir geben? Du brauchst mir weiter nichts zu geben, antwortete Jakob, wenn du mit folgendem Vorschlag einverstanden bist: Ich will dein Vieh weiterhin weiden und hüten. ³²Ich will heute unter deinem Vieh umhergehen. Und du sondere dort alle schwarzgesprenkelten oder schwarzscheckigen und alle dunklen Schafe aus, ebenso die weißscheckigen und weißgesprenkelten Ziegen. Das soll mein Lohn sein. ³³Morgen soll meine Redlichkeit offenbar werden, wenn du kommst, meinen Lohn zu besehen: Alles, was nicht weißgesprenkelt und weißscheckig unter den Ziegen und dunkel unter den Lämmern ist, das soll als von mir gestohlen gelten. ³⁴Gut, sagte Laban, wie du gesagt hast, soll es geschehen. ³⁵Am selben Tag noch sonderte er die hellgestreiften und weißscheckigen Ziegenböcke aus und alle weißgesprenkelten und weißscheckigen Ziegen, alles, an dem etwas Weißes war, und alles Dunkle unter den Lämmern, und übergab es seinen Söhnen. ³⁶Dann entfernte er sich drei Tagesmärsche von Jakob, der das übrige Vieh Labans weidete. ³⁷Nun holte sich Jakob frische Ruten von Silberpappeln, Mandelbäumen und Platanen, schälte weiße Streifen heraus und legte so das Weiße an den Ruten bloß. ³⁸Die geschälten Ruten legte er in die Tröge, in die Wasserrinnen, zu denen die Tiere zur Tränke kamen, gerade vor die Tiere hin. Die Tiere begatteten sich, wenn sie zur Tränke kamen. ³⁹Hatten sich die Tiere vor den Ruten

begattet, so warfen sie gestreifte, gesprenkelte und scheckige Junge.⁴⁰ Die Lämmer teilte Jakob auf. Er richtete den Blick der Tiere auf das Gestreifte und alles Dunkle in der Herde Labans. So legte er sich selbst Herden zu und tat sie nicht zum Vieh Labans.⁴¹ Jedesmal nun, wenn sich die kräftigen Tiere begatteten, legte Jakob die Ruten in die Tröge, so daß die Tiere sie vor Augen hatten, wenn sie sich begatteten.⁴² Bei den schwächlichen Tieren aber legte er sie nicht hin. So wurden die schwächlichen Labans, die kräftigen dagegen Jakobs Eigentum,⁴³ und der Mann wurde überaus reich; er besaß eine Menge Schafe und Ziegen, Mägde und Knechte, Kamele und Esel.

31 ¹Jakob hatte erfahren, daß die Söhne Labans sagten: Jakob hat alles, was unserem Vater gehört, weggenommen; auf Kosten unseres Vaters hat er sich so bereichert. ²Jakob sah Laban ins Gesicht: Laban war ihm nicht mehr zugetan wie früher. ³Da sagte der Herr zu Jakob: Kehre zurück in das Land deiner Väter und zu deiner Verwandtschaft! Ich bin mit dir. ⁴Jakob ließ Rahel und Lea auf das Feld zu seiner Herde rufen ⁵und sagte zu ihnen: Ich sehe am Gesicht eures Vaters, daß er mir nicht mehr so gesinnt ist wie früher. Aber der Gott meines Vaters war mit mir. ⁶Ihr wißt, daß ich mit allen Kräften eurem Vater gedient habe. ⁷Aber euer Vater hat mich hintergangen und meinen Lohn zehnmal geändert; Gott freilich hat ihn daran gehindert, mich zu schädigen. ⁸Sagte er, die Gesprenkelten sollen dein Lohn sein, dann warfen alle Tiere gesprenkelte Junge; sagte er, die Gestreiften sollen dein Lohn sein, dann warfen alle Tiere gestreifte Junge. ⁹Gott hat eurem Vater den Viehbestand entzogen und ihn mir gegeben. ¹⁰Zur Zeit, da die Tiere brünstig waren, hatte ich einen Traum; ich sah: Gestreifte, gesprenkelte und fleckige Böcke besprangen die Tiere. ¹¹Der Engel Gottes sprach im Traum zu mir: Jakob! Ich antwortete: Hier bin ich. ¹²Dann sprach er: Schau hin: Alle Böcke, welche die Tiere bespringen, sind gestreift, gesprenkelt oder gefleckt. Ich habe nämlich alles gesehen, was dir Laban antut. ¹³Ich bin der Gott von Bet-El, wo du das Steinmal gesalbt und mir ein Gelübde gemacht hast. Jetzt auf, zieh fort aus diesem Land, und

kehr in deine Heimat zurück! ¹⁴Rahel und Lea antworteten ihm: Haben wir noch Anteil oder Erbe im Haus unseres Vaters? ¹⁵Gelten wir ihm nicht wie Fremde? Er hat uns ja verkauft und sogar unser Geld aufgezehrt. ¹⁶Ja, der ganze Reichtum, den Gott unserem Vater weggenommen hat, uns gehört er und unseren Söhnen. Nun also, tu jetzt alles, was Gott dir gesagt hat. ¹⁷Da machte sich Jakob auf, hob seine Söhne und Frauen auf die Kamele ¹⁸und führte sein ganzes Vieh fort, seinen ganzen Besitz an Vieh, den er in Paddan-Aram erworben hatte, um zu seinem Vater Isaak nach Kanaan zurückzukehren. ¹⁹Laban war weggegangen, um seine Schafe zu scheren; da stahl Rahel die Götterbilder ihres Vaters, ²⁰und Jakob überlistete den Aramäer Laban: Er verriet ihm nicht, daß er sich davonmachen wollte. ²¹Mit allem, was ihm gehörte, machte er sich auf und davon. Er überquerte den Strom (den Eufrat) und schlug die Richtung zum Gebirge von Gilead ein. ²²Am dritten Tag meldete man Laban, Jakob sei auf und davon. ²³Da nahm Laban seine Brüder mit und jagte ihm sieben Tage lang nach. Im Gebirge von Gilead war er ihm schon ganz nahe. ²⁴Gott aber kam in einem nächtlichen Traum zum Aramäer Laban und sprach zu ihm: Hüte dich, Jakob auch nur das Geringste vorzuwerfen. ²⁵Laban holte Jakob ein, als dieser gerade im Gebirge die Zelte aufgeschlagen hatte. Da schlug auch Laban mit seinen Brüdern im Gebirge von Gilead die Zelte auf. ²⁶Laban sagte nun zu Jakob: Was hast du getan? Du hast mich überlistet und meine Töchter wie Kriegsgefangene weggeführt. ²⁷Warum hast du mir verheimlicht, daß du dich davonmachen wolltest, und warum hast du mich überlistet und mir nichts gesagt? Ich hätte dir gern das Geleit gegeben mit Gesang, Pauken und Harfen. ²⁸Du hast mir aber nicht einmal gestattet, meine Söhne und Töchter zu küssen. Da hast du töricht gehandelt. ²⁹Es stünde in meiner Macht, euch Schlimmes anzutun; aber der Gott eures Vaters hat mir gestern nacht gesagt: Hüte dich, Jakob auch nur das Geringste vorzuwerfen. ³⁰Nun bist du also fortgezogen, weil du Heimweh hattest nach deinem Vaterhaus. Aber warum hast du meine Götter gestohlen? ³¹Jakob erwiderte La-

ban: Ich fürchtete mich und meinte, du könntest mir deine Töchter wegnehmen. ³²Bei wem du aber deine Götter findest, der soll nicht am Leben bleiben. In Gegenwart unserer Brüder durchsuche, was ich habe, und nimm, was dein ist. Jakob wußte nicht, daß Rahel die Götter gestohlen hatte. ³³Laban betrat das Zelt Jakobs, das Zelt der Lea und das der beiden Mägde, fand aber nichts. Vom Zelt der Lea ging er in das Zelt Rahels. ³⁴Rahel hatte die Götterbilder genommen, sie in die Satteltasche des Kamels gelegt und sich daraufgesetzt. Laban durchstöberte das ganze Zelt, fand aber nichts. ³⁵Rahel aber sagte zu ihrem Vater: Sei nicht böse, mein Herr! Ich kann vor dir nicht aufstehen, es geht mir gerade, wie es eben Frauen ergeht. Er suchte weiter, die Götterbilder aber fand er nicht. ³⁶Da wurde Jakob zornig und begann mit Laban zu streiten. Jakob ergriff das Wort und sagte zu Laban: Was habe ich verbrochen, was habe ich Unrechtes getan, daß du mir nachhetzt? ³⁷Alle meine Sachen hast du durchstöbert. Was hast du gefunden an Sachen, die zu deinem Haus gehören? Leg sie her vor meine und deine Brüder, und sie sollen zwischen uns beiden entscheiden. ³⁸Schon zwanzig Jahre bin ich bei dir. Deine Schafe und Ziegen hatten keinen Fehlwurf. Die Böcke deiner Herde habe ich nicht aufgezehrt. ³⁹Gerissenes Vieh habe ich dir nicht gebracht; ich habe es selbst ersetzt. Du hättest ja doch Ersatz gefordert, ob es mir nun bei Tag oder bei Nacht abhanden kam. ⁴⁰So ging es mir: Bei Tag fraß mich die Hitze, der Frost bei Nacht, und der Schlaf floh meine Augen. ⁴¹Schon zwanzig Jahre diene ich in deinem Haus, vierzehn Jahre um deine beiden Töchter und sechs Jahre um dein Vieh. Du aber hast meinen Lohn zehnmal geändert. ⁴²Wäre nicht der Gott meines Vaters, der Gott Abrahams und der Schrecken Isaaks, für mich eingetreten, dann hättest du mich jetzt mit leeren Händen weggeschickt. Doch Gott hat mein Elend und die Mühe meiner Hände gesehen, und gestern nacht hat er entschieden. ⁴³Darauf ergriff Laban das Wort und sagte zu Jakob: Die Töchter sind meine Töchter, und die Söhne sind meine Söhne, und das Vieh ist mein Vieh, und alles, was du siehst, gehört mir. Was kann ich heu-

te für meine Töchter tun oder für die Söhne, die sie geboren haben?⁴⁴Jetzt aber komm, wir wollen einen Vertrag schließen, ich und du. Der Vertrag soll Zeuge sein zwischen mir und dir.⁴⁵Da nahm Jakob einen Stein und richtete ihn als Steinmal auf.⁴⁶Jakob sagte zu seinen Brüdern: Tragt Steine zusammen! Da holten sie Steine und legten einen Steinhügel an. Dort auf dem Steinhügel aßen sie.⁴⁷Laban nannte ihn Jegar-Sahaduta, und Jakob nannte ihn Gal-Ed.⁴⁸Dieser Steinhügel, sagte Laban, soll heute Zeuge sein zwischen mir und dir. Darum gab er ihm den Namen Gal-Ed (Zeugenhügel)⁴⁹ und Mizpa (Spähturm), weil er sagte: Der Herr sei Späher zwischen mir und dir, wenn wir voneinander nichts mehr wissen.⁵⁰Solltest du meine Töchter schlecht behandeln oder dir außer meinen Töchtern noch andere Frauen nehmen – auch wenn kein Mensch bei uns ist: Sieh, Gott ist Zeuge zwischen mir und dir.⁵¹Weiter sagte Laban zu Jakob: Hier, dieser Steinhügel, hier, dieses Steinmal, das ich zwischen mir und dir errichtet habe –⁵²Zeuge sei dieser Steinhügel. Zeuge sei dieses Steinmal: Nie will ich diesen Steinhügel in böser Absicht gegen dich überschreiten, und nie sollst du diesen Steinhügel oder dieses Steinmal in böser Absicht gegen mich überschreiten.⁵³Der Gott Abrahams und der Gott Nahors seien Richter zwischen uns. Da leistete Jakob einen Eid beim Schrecken seines Vaters Isaak.⁵⁴Dann schlachtete Jakob auf dem Berg ein Opfertier und lud seine Brüder zum Mahl ein. Sie aßen und verbrachten die Nacht auf dem Berg.

32 ¹Früh am Morgen stand Laban auf, küßte seine Söhne und Töchter und segnete sie. Dann machte er sich auf den Weg und kehrte nach Hause zurück.²Auch Jakob zog seines Weges. Da begegneten ihm Engel Gottes.³Als Jakob sie erblickte, sagte er: Das ist das Heerlager Gottes. Dem Ort gab er darum den Namen Mahanajim (Doppellager).⁴Jakob sandte Boten vor sich her zu seinem Bruder Esau nach Seir, in das Gebiet von Edom.⁵Er trug ihnen auf: Ihr sollt Esau, meinem Herrn, sagen: So sagt dein Knecht Jakob: Bei Laban habe ich mich aufgehalten und bin bis jetzt ausgeblieben.⁶Ich habe Ochsen und Esel, Schafe und Ziegen, Knechte und Mägde. Ich gebe

nun meinem Herrn durch Boten Nachricht, um dein Wohlwollen zu finden. ⁷Die Boten kehrten zu Jakob zurück und berichteten: Als wir zu deinem Bruder Esau kamen, war auch er schon unterwegs zu dir. Vierhundert Mann hat er bei sich. ⁸Jakob wurde angst und bange. Er teilte seine Leute, die Schafe und Ziegen, die Rinder und Kamele auf zwei Lager auf ⁹und sagte: Wenn Esau zu dem einen Lager kommt und es niedermacht, dann kann das andere Lager entkommen. ¹⁰Und Jakob sagte: Du Gott meines Vaters Abraham und Gott meines Vaters Isaak, Herr, du hast mir gesagt: Kehr in deine Heimat und zu deiner Verwandtschaft zurück; ich werde es dir gut gehen lassen. ¹¹Ich bin nicht wert all der Hulderweise und all der Treue, die du deinem Knecht erwiesen hast. Denn nur mit einem Stab habe ich den Jordan dort überschritten, und jetzt sind aus mir zwei Lager geworden. ¹²Entreiß mich doch der Hand meines Bruders, der Hand Esaus! Ich fürchte nämlich, er könnte kommen und mich erschlagen, Mutter und Kinder. ¹³Du hast doch gesagt: Ich will es dir gut gehen lassen und will deine Nachkommen zahlreich machen wie den Sand am Meer, den niemand zählen kann vor Menge. ¹⁴Er brachte dort jene Nacht zu. Dann stellte er von allem, was er gerade zur Hand hatte, ein Geschenk für seinen Bruder Esau zusammen: ¹⁵zweihundert Ziegen und zwanzig Böcke, zweihundert Mutterschafe und zwanzig Widder, ¹⁶dreißig säugende Kamele mit ihren Jungen, vierzig Kühe und zehn Stiere, zwanzig Eselinnen und zehn Esel. ¹⁷Er übergab sie, nach Herden gesondert, seinen Knechten und sagte zu ihnen: Zieht mir voraus, und haltet zwischen den einzelnen Herden Abstand. ¹⁸Dem ersten trug er auf: Wenn du auf meinen Bruder Esau triffst und er dich ausfragt: Zu wem gehörst du, wohin gehst du, und wem gehört das da vor dir?, ¹⁹dann sag: Deinem Knecht Jakob. Ein Geschenk ist es, gesandt an meinen Herrn, an Esau. Schau, dort hinter uns kommt er auch schon selbst. ²⁰Auch dem zweiten und dritten, allen, die hinter den einzelnen Herden schritten, trug er auf: Im gleichen Sinn redet mit Esau, wenn ihr ihn trifft. ²¹Sagt: Schau, dort kommt dein Knecht Jakob auch schon hinter uns. Denn

Jakob sagte sich: Ich will ihn mit der geschenkten Herde, die vor mir herzieht, beschwichtigen, und ihm dann erst unter die Augen treten. Vielleicht nimmt er mich freundlich auf. ²²Die Herde, die er schenken wollte, zog ihm also voraus, er aber brachte jene Nacht im Lager zu. ²³In derselben Nacht stand er auf, nahm seine beiden Frauen, seine beiden Mägde sowie seine elf Söhne und durchschritt die Furt des Jabbok. ²⁴Er nahm sie und ließ sie den Fluß überqueren. Dann schaffte er alles hinüber, was ihm sonst noch gehörte. ²⁵Als nur noch er allein zurückgeblieben war, rang mit ihm ein Mann, bis die Morgenröte aufstieg. ²⁶Als der Mann sah, daß er ihm nicht bekommen konnte, schlug er ihn aufs Hüftgelenk. Jakobs Hüftgelenk renkte sich aus, als er mit ihm rang. ²⁷Der Mann sagte: Laß mich los; denn die Morgenröte ist aufgestiegen. Jakob aber entgegnete: Ich lasse dich nicht los, wenn du mich nicht segnest. ²⁸Jener fragte: Wie heißt du? Jakob, antwortete er. ²⁹Da sprach der Mann: Nicht mehr Jakob wird man dich nennen, sondern Israel (Gottesstreiter); denn mit Gott und Menschen hast du gestritten und hast gewonnen. ³⁰Nun fragte Jakob: Nenne mir doch deinen Namen! Jener entgegnete: Was fragst du mich nach meinem Namen? Dann segnete er ihn dort. ³¹Jakob gab dem Ort den Namen Penuël (Gottesgesicht) und sagte: Ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und bin doch mit dem Leben davongekommen. ³²Die Sonne schien bereits auf ihn, als er durch Penuël zog; er hinkte an seiner Hüfte. ³³Darum essen die Israeliten den Muskelstrang über dem Hüftgelenk nicht bis auf den heutigen Tag; denn er hat Jakob aufs Hüftgelenk, auf den Hüftmuskel geschlagen.

33 ¹Jakob blickte auf und sah: Esau kam und mit ihm vierhundert Mann. Da verteilte er die Kinder auf Lea und Rahel und auf die beiden Mägde. ²Die Mägde und deren Kinder stellte er vorn hin, dahinter Lea und ihre Kinder und zuletzt Rahel und Josef. ³Er trat vor und warf sich siebenmal zur Erde nieder, bis er vor seinem Bruder stand. ⁴Esau lief ihm entgegen, umarmte ihn und fiel ihm um den Hals; er küßte ihn, und sie weinten. ⁵Dann blickte Esau auf und

sah die Frauen mit den Kindern. Er fragte: Wer sind die dort bei dir? Die Kinder, erwiderte er, die Gott deinem Knecht aus Wohlwollen geschenkt hat. ⁶Die Mägde und ihre Kinder kamen näher und warfen sich nieder. ⁷Dann kamen auch Lea und ihre Kinder und warfen sich nieder, und zuletzt kamen Josef und Rahel und warfen sich nieder. ⁸Da fragte Esau: Was willst du mit dem ganzen Auftrieb dort, auf den ich gestoßen bin? Jakob erwiderte: Ich wollte das Wohlwollen meines Herrn finden. ⁹Darauf sagte Esau: Ich habe selber genug, Bruder. Behalte, was dir gehört. ¹⁰Nicht doch, entgegnete Jakob, wenn ich dein Wohlwollen gefunden habe, dann nimm das Geschenk aus meiner Hand an! Denn dafür habe ich dein Angesicht gesehen, wie man das Angesicht Gottes sieht, und du bist mir wohlwollend begegnet. ¹¹Nimm doch mein Begrüßungsgeschenk an, das man dir überbracht hat. Denn Gott hat mir Wohlwollen erwiesen, und ich habe alles, was ich brauche. Er drängte ihn, bis er annahm. ¹²Darauf machte Esau den Vorschlag: Brechen wir auf, und ziehen wir weiter. Ich will an deiner Seite ziehen. ¹³Jakob entgegnete ihm: Mein Herr weiß, daß die Kinder noch Schonung brauchen; auch habe ich für säugende Schafe und Rinder zu sorgen. Überanstrengt man sie nur einen einzigen Tag, so geht das ganze Vieh ein. ¹⁴Mein Herr ziehe doch seinem Knecht voraus. Ich aber will mich dem gemächlichen Gang der Viehherden vor mir und dem Schritt der Kinder anpassen, bis ich zu meinem Herrn nach Seir komme. ¹⁵Darauf sagte Esau: Ich will dir einige von meinen Leuten zuweisen. Wozu? erwiderte Jakob, ich finde ja das Wohlwollen meines Herrn. ¹⁶Esau kehrte an jenem Tag um und zog nach Seir zurück. ¹⁷Jakob brach nach Sukkot auf. Er baute sich ein Haus, und für sein Vieh errichtete er Hütten. Darum gab er dem Ort den Namen Sukkot (Hütten). ¹⁸Jakob gelangte, als er aus Paddan-Aram kam, wohlbehalten bis Sichem in Kanaan und schlug vor der Stadt sein Lager auf. ¹⁹Das Grundstück, auf dem er sein Zelt aufspannte, erwarb er von den Söhnen Hamors, des Vaters von Sichem, für hundert Kesita. ²⁰Dort errichtete er einen Altar und nannte ihn: Gott, der Gott Israels.

34 ¹Dina, die Tochter, die Lea Jakob geboren hatte, ging aus, um sich die Töchter des Landes anzusehen. ²Sichem, der Sohn des Hiwilers Hamor, des Landesfürsten, erblickte sie; er ergriff sie, legte sich zu ihr und vergewaltigte sie. ³Er faßte Zuneigung zu Dina, der Tochter Jakobs, er liebte das Mädchen und redete ihm gut zu. ⁴Zu seinem Vater Hamor sagte Sichem: Nimm mir dieses Mädchen zur Frau! ⁵Jakob hörte, daß man seine Tochter Dina entehrt hatte. Seine Söhne waren gerade auf dem Feld bei seiner Herde, und so behielt Jakob die Sache für sich bis zu ihrer Rückkehr. ⁶Inzwischen kam Hamor, der Vater Sichems, zu Jakob heraus, um mit ihm darüber zu reden. ⁷Als Jakobs Söhne vom Feld kamen und davon erfuhren, empfanden sie das als Beleidigung und wurden sehr zornig; eine Schandtat hatte Sichem an Israel begangen, weil er der Tochter Jakobs beiwohnte; so etwas darf man nicht tun. ⁸Hamor redete mit ihnen und sagte: Mein Sohn Sichem hat zu eurer Tochter Zuneigung gefaßt. Gebt sie ihm doch zur Frau! ⁹Verschwägern wir uns; gebt uns eure Töchter, und nehmt die unseren! ¹⁰Ihr könnt euch bei uns ansiedeln, und das Land steht euch offen. Bleibt da, geht hier euren Geschäften nach, und macht euch im Land ansässig! ¹¹Sichem sagte zu Dinas Vater und zu ihren Brüdern: Finde ich euer Wohlwollen, dann will ich geben, was ihr auch von mir verlangt. ¹²Legt mir ruhig ein sehr hohes Heiratsgeld und eine hohe Brautgabe auf! Ich will geben, was ihr von mir verlangt. Nur gebt mir das Mädchen zur Frau! ¹³Die Söhne Jakobs gaben Sichem und seinem Vater Hamor, als sie die Verhandlungen aufnahmen, eine hinterhältige Antwort, weil er ihre Schwester entehrt hatte. ¹⁴Sie sagten zu ihnen: Wir können uns nicht darauf einlassen, unsere Schwester einem Unbeschnittenen zu geben; denn das gilt bei uns als Schande. ¹⁵Nur unter der Bedingung gehen wir auf euren Vorschlag ein, daß ihr euch uns anpaßt und alle männlichen Personen beschneiden laßt. ¹⁶Dann würden wir euch unsere Töchter geben, und wir könnten eure Töchter nehmen; wir könnten mit euch zusammen wohnen und ein einziges Volk werden. ¹⁷Wollt ihr aber von der Beschneidung nichts wissen, so nehmen wir

unsere Tochter zurück und ziehen fort. ¹⁸Hamor und sein Sohn Schem waren mit ihrem Vorschlag einverstanden. ¹⁹Der junge Mann verlor keine Zeit, die Angelegenheit zu regeln; denn er hatte die Tochter Jakobs lieb, und er war der einflußreichste von allen im Hause seines Vaters. ²⁰Hamor und sein Sohn Schem gingen an das Tor ihrer Stadt und sprachen zu ihren Mitbürgern: ²¹Jene Leute sind uns friedlich gesinnt. Sie könnten sich im Land ansiedeln und ihren Geschäften nachgehen. Das Land hat ja nach allen Seiten Platz genug für sie. Wir könnten ihre Töchter zu Frauen nehmen und unsere Töchter ihnen geben. ²²Allerdings wollen die Männer bloß unter der Bedingung auf unseren Vorschlag eingehen, mit uns zusammen zu wohnen und ein einziges Volk zu werden, daß sich bei uns alle Männer beschneiden lassen, so wie sie beschnitten sind. ²³Ihre Herden, ihr Besitz, ihr Vieh, könnte das nicht alles uns gehören? Gehen wir also auf ihren Vorschlag ein, dann werden sie bei uns bleiben. ²⁴Alle, die durch das Tor der Stadt ausziehen, hörten auf Hamor und seinen Sohn Schem; und alle Männer, alle, die durch das Tor seiner Stadt ausziehen, ließen sich beschneiden. ²⁵Am dritten Tag aber, als sie an Wundfieber litten, griffen zwei Söhne Jakobs, Simeon und Levi, die Brüder Dinas, zum Schwert, überfielen ungefährdet die Stadt und brachten alles Männliche um. ²⁶Hamor und seinen Sohn Schem machten sie mit dem Schwert nieder, holten Dina aus dem Hause Sichems und gingen davon. ²⁷Dann machten sich die Söhne Jakobs über die Erschlagenen her und plünderten die Stadt, weil man ihre Schwester entehrt hatte. ²⁸Ihre Schafe und Rinder, ihre Esel und was es sonst in der Stadt oder auf dem Feld gab, nahmen sie mit. ²⁹Ihre ganze Habe, all ihre Kinder und Frauen führten sie fort und raubten alles, was sich in den Häusern fand. ³⁰Jakob sagte darauf zu Simeon und Levi: Ihr stürzt mich ins Unglück. Ihr habt mich in Veruruf gebracht bei den Bewohnern des Landes, den Kanaanitern und Perisitern. Meine Männer kann man an den Fingern abzählen. Jene werden sich gegen mich zusammentun und mich niedermachen. Dann ist es vorbei mit mir und meinem Haus. ³¹Die Söhne aber sag-

ten: Durfte er unsere Schwester wie eine Dirne behandeln?

35 ¹Gott sprach zu Jakob: Zieh nach Bet-El hinauf, und laß dich dort nieder! Errichte dort einen Altar dem Gott, der dir auf der Flucht vor deinem Bruder Esau erschienen ist. ²Dann sagte Jakob zu seinem Haus und zu allen, die zu ihm gehörten: Entfernt die fremden Götter aus eurer Mitte, reinigt euch, und wechselt eure Kleider! ³Wir wollen uns aufmachen und nach Bet-El hinaufziehen. Dort will ich einen Altar für den Gott errichten, der mich am Tag meiner Bedrängnis erhört hat und der auf meinem Weg mit mir war. ⁴Sie übergaben Jakob alle fremden Götter, die sie hatten, und die Ringe an ihren Ohren. Jakob vergrub sie unter der Eiche bei Sichem. ⁵Dann brachen sie auf. Da überkam ein Gottesschrecken die Städte ringsum, und so verfolgten sie die Söhne Jakobs nicht. ⁶Jakob kam nach Lus in Kanaan, das jetzt Bet-El heißt, er und alles Volk, das bei ihm war. ⁷Er baute dort einen Altar und nannte die Stätte »Gott von Bet-El«; denn auf der Flucht vor seinem Bruder hatte Gott sich ihm dort offenbart. ⁸Debora, die Amme Rebekkas, starb. Man begrub sie unterhalb von Bet-El unter der Eiche. Er gab ihr den Namen Träne-eiche. ⁹Gott erschien Jakob noch einmal nach seiner Rückkehr aus Paddan-Aram und segnete ihn. ¹⁰Gott sprach zu ihm: Dein Name ist Jakob. Dein Name soll jedoch nicht mehr Jakob lauten, sondern Israel soll dein Name sein. Er gab ihm also den Namen Israel. ¹¹Und Gott sprach zu ihm: Ich bin Gott, der Allmächtige. Sei fruchtbar, und vermehre dich! Ein Volk, eine Schar von Völkern soll aus dir hervorgehen, Könige sollen deinen Lenden entstammen. ¹²Das Land, das ich Abraham und Isaak gegeben habe, will ich dir geben, und auch deinen Nachkommen will ich es geben. ¹³Dann fuhr Gott von dem Ort, an dem er mit ihm geredet hatte, zum Himmel auf. ¹⁴Jakob richtete an dem Ort, wo Gott mit ihm geredet hatte, ein Steinmal, einen Gedenkstein, auf. Darüber schüttete er ein Trankopfer und goß Öl darauf. ¹⁵Jakob gab dem Ort, an dem Gott mit ihm geredet hatte, den Namen Bet-El. ¹⁶Sie brachen von Bet-El auf. Nur ein kleines Stück Weg war es noch bis Efrata, als Rahel gebar. Sie hatte eine schwere

Geburt. ¹⁷Als sie bei der Geburt schwer litt, redete ihr die Amme zu: Fürchte dich nicht, auch diesmal hast du einen Sohn. ¹⁸Während ihr das Leben entfloß – sie mußte nämlich sterben –, gab sie ihm den Namen Ben-Oni (Unheilskind); sein Vater aber nannte ihn Benjamin (Erfolgskind). ¹⁹Als Rahel gestorben war, begrub man sie an der Straße nach Efrata, das jetzt Betlehem heißt. ²⁰Jakob errichtete ein Steinmal über ihrem Grab. Das ist das Grabmal Rahels bis auf den heutigen Tag. ²¹Israel brach auf und schlug sein Zelt jenseits von Migdal-Eder auf. ²²Während Israel in jenem Land wohnte, ging Ruben hin und schlief mit Bilha, der Nebenfrau seines Vaters. Israel hörte davon. Jakob hatte zwölf Söhne. ²³Die Söhne Leas waren: Ruben, der Erstgeborene Jakobs, ferner Simeon, Levi, Juda, Issachar und Sebulon. ²⁴Die Söhne Rahels waren: Josef und Benjamin. ²⁵Die Söhne Bilhas, der Magd Rahels, waren: Dan und Naftali. ²⁶Die Söhne Silpas, der Magd Leas, waren: Gad und Ascher. Das waren die Söhne Jakobs, die ihm in Paddan-Aram geboren wurden. ²⁷Jakob kam zu seinem Vater Isaak nach Mamre, nach Kirjat-Arba, das jetzt Hebron heißt, wo sich Abraham und Isaak als Fremde aufgehalten hatten. ²⁸Isaak wurde hundertachtzig Jahre alt, ²⁹dann verschied er. Er starb und wurde mit seinen Vorfahren vereint, betagt und satt an Jahren. Seine Söhne Esau und Jakob begruben ihn.

36 ¹Das ist die Geschlechterfolge nach Esau, der auch Edom hieß: ²Esau nahm sich seine Frauen aus den Töchtern Kanaans: Ada, die Tochter des Hetiters Elon, Oholibama, die Tochter des Ana, eines Sohnes des Hiwitters Zibon, ³und Basemat, die Tochter Ismaels, eine Schwester Nebajots. ⁴Ada gebar dem Esau Elifas, Basemat gebar Re-guël, ⁵und Oholibama gebar Jëusch, Jalam und Korach. Das waren die Söhne Esaus, die ihm in Kanaan geboren wurden. ⁶Esau nahm seine Frauen, Söhne und Töchter, alle Personen seines Hauses und seinen Besitz, all sein Vieh und seine ganze Habe, die er in Kanaan erworben hatte, und zog in ein anderes Land, fort von seinem Bruder Jakob. ⁷Ihr Besitz war nämlich zu groß, als daß sie zusammen hätten wohnen können. Das Land, in dem sie lebten, konnte wegen

ihres Viehbestandes nicht beide ernähren. ⁸So ließ sich Esau im Bergland Seir nieder. Esau ist Edom. ⁹Das ist die Geschlechterfolge nach Esau, dem Stammvater von Edom im Bergland Seir. ¹⁰Die Namen der Söhne Esaus sind: Elifas, der Sohn der Ada, der Frau Esaus, und Reguël, der Sohn Basemats, der Frau Esaus. ¹¹Die Söhne des Elifas sind: Teman, Omar, Zefo, Gatam und Kenas. ¹²Timna war die Nebenfrau des Elifas, des Sohnes Esaus. Sie gebar dem Elifas Amalek. Das waren die Söhne Adas, der Frau Esaus. ¹³Die Söhne Reguëls sind: Nahat, Serach, Schamma und Misa. Das waren die Söhne Basemats, der Frau Esaus. ¹⁴Die Söhne, die Oholibama, die Frau Esaus und Tochter Anas, eines Sohnes Zibons, Esau gebar, sind: Jëusch, Jalam und Korach. ¹⁵Das sind die Häuptlinge der Söhne Esaus: die Söhne des Elifas, des Erstgeborenen Esaus: Häuptling Teman, Häuptling Omar, Häuptling Zefo, Häuptling Kenas, ¹⁶Häuptling Korach, Häuptling Gatam, Häuptling Amalek. Das waren die Häuptlinge des Elifas in Edom, lauter Söhne der Ada. ¹⁷Das sind die Söhne Reguëls, des Sohnes Esaus: Häuptling Nahat, Häuptling Serach, Häuptling Schamma, Häuptling Misa. Das waren die Häuptlinge Reguëls in Edom; sie waren die Söhne Basemats, der Frau Esaus. ¹⁸Das sind die Söhne Oholibamas, der Frau Esaus: Häuptling Jëusch, Häuptling Jalam, Häuptling Korach. Das waren die Häuptlinge, die von Oholibama, der Frau Esaus und Tochter Anas, abstammten. ¹⁹Das waren also die Söhne Esaus und deren Häuptlinge. Das ist Edom. ²⁰Das sind die Söhne des Horiters Seir, die Einwohner des Landes: Lotan, Schobal, Zibon, Ana, ²¹Dischon, Ezer und Dischan. Das waren die Häuptlinge der Horiter, der Söhne Seirs, in Edom. ²²Die Söhne Lotans sind: Hori und Hemam. Die Schwester Lotans ist Timna. ²³Das sind die Söhne Schobals: Alwan, Manahat, Ebal, Schefi und Onam. ²⁴Die Söhne Zibons sind: Aja und Ana. Das ist jener Ana, der das Wasser in der Wüste fand, als er die Esel seines Vaters Zibon weidete. ²⁵Die Kinder Anas sind: Dischon und Oholibama, die Tochter Anas. ²⁶Die Söhne Dischons sind: Hemdan, Eschban, Jitran und Keran. ²⁷Die Söhne Ezers sind: Bilhan, Saawan und Akan. ²⁸Die Söh-

ne Dischans sind: Uz und Aran. ²⁹Die Häuptlinge der Horiter sind: Häuptling Lotan, Häuptling Schobal, Häuptling Zibon, Häuptling Ana, ³⁰Häuptling Dischon, Häuptling Ezer, Häuptling Dischan. Das waren die Häuptlinge der Horiter nach ihren Stämmen in Seir. ³¹Die Könige, die in Edom regierten, bevor bei den Israeliten ein König regierte, waren folgende: ³²In Edom regierte Bela, der Sohn Beors; seine Stadt hieß Dinhaba. ³³Als Bela starb, wurde König an seiner Stelle Jobab, der Sohn Serachs aus Bozra. ³⁴Als Jobab starb, wurde König an seiner Stelle Huscham aus dem Land der Temaniter. ³⁵Als Huscham starb, wurde König an seiner Stelle Hadad, der Sohn Bedads, der Midian im Grünland von Moab schlug; seine Stadt hieß Awit. ³⁶Als Hadad starb, wurde König an seiner Stelle Samla aus Masreka. ³⁷Als Samla starb, wurde König an seiner Stelle Schaul aus Rehobot am Strom (Eufrat). ³⁸Als Schaul starb, wurde König an seiner Stelle Baal-Hanan, der Sohn Achbors. ³⁹Als Baal-Hanan, der Sohn Achbors, starb, wurde König an seiner Stelle Hadar; seine Stadt hieß Pagu. Seine Frau hieß Mehetabel; sie war die Tochter Matreds und Enkelin Me-Sahabs. ⁴⁰Das sind die Namen der Häuptlinge Esaus nach ihren Sippenverbänden, Orten und Namen: Häuptling Timna, Häuptling Alwa, Häuptling Jetet, ⁴¹Häuptling Oholibama, Häuptling Ela, Häuptling Pinon, ⁴²Häuptling Kenas, Häuptling Teman, Häuptling Mibzar, ⁴³Häuptling Magdiël, Häuptling Iram. Das waren die Häuptlinge Edoms nach ihren Siedlungsgebieten in dem Land, das sie besaßen. Soviel über Esau, den Stammvater von Edom.

³⁷ ¹Jakob ließ sich in dem Land nieder, in dem sich sein Vater als Fremder aufgehalten hatte, in Kanaan. ²Das ist die Geschlechterfolge nach Jakob: Als Josef siebzehn Jahre zählte, also noch jung war, weidete er mit seinen Brüdern, den Söhnen Bilhas und Silpas, der Frauen seines Vaters, die Schafe und Ziegen. Josef hinterbrachte ihrem Vater, was die Brüder Böses taten. ³Israel liebte Josef unter allen seinen Söhnen am meisten, weil er ihm noch in hohem Alter geboren worden war. Er ließ ihm einen Ärmelrock machen. ⁴Als seine Brüder

sahen, daß ihr Vater ihn mehr liebte als alle seine Brüder, haßten sie ihn und konnten mit ihm kein gutes Wort mehr reden. ⁵Einst hatte Josef einen Traum. Als er ihn seinen Brüdern erzählte, haßten sie ihn noch mehr. ⁶Er sagte zu ihnen: Hört, was ich geträumt habe. ⁷Wir banden Garben mitten auf dem Feld. Meine Garbe richtete sich auf und blieb auch stehen. Eure Garben umringten sie und neigten sich tief vor meiner Garbe. ⁸Da sagten seine Brüder zu ihm: Willst du etwa König über uns werden oder dich als Herr über uns aufspielen? Und sie haßten ihn noch mehr wegen seiner Träume und seiner Worte. ⁹Er hatte noch einen anderen Traum. Er erzählte ihn seinen Brüdern und sagte: Ich träumte noch einmal: Die Sonne, der Mond und elf Sterne verneigten sich tief vor mir. ¹⁰Als er davon seinem Vater und seinen Brüdern erzählte, schalt ihn sein Vater und sagte zu ihm: Was soll das, was du da geträumt hast? Sollen wir vielleicht, ich, deine Mutter und deine Brüder, kommen und uns vor dir zur Erde niederwerfen? ¹¹Seine Brüder waren eifersüchtig auf ihn, sein Vater aber vergaß die Sache nicht. ¹²Als seine Brüder fortgezogen waren, um das Vieh ihres Vaters bei Sichem zu weiden, ¹³sagte Israel zu Josef: Deine Brüder weiden bei Sichem das Vieh. Geh, ich will dich zu ihnen schicken. Er antwortete: Ich bin bereit. ¹⁴Da sagte der Vater zu ihm: Geh doch hin und sieh, wie es deinen Brüdern und dem Vieh geht, und berichte mir! So schickte er ihn aus dem Tal von Hebron fort, und Josef kam nach Sichem. ¹⁵Ein Mann traf ihn, wie er auf dem Feld umherirrte; er fragte ihn: Was suchst du? ¹⁶Josef antwortete: Meine Brüder suche ich. Sag mir doch, wo sie das Vieh weiden. ¹⁷Der Mann antwortete: Sie sind von hier weitergezogen. Ich habe nämlich gehört, wie sie sagten: Gehen wir nach Dotan. Da ging Josef seinen Brüdern nach und fand sie in Dotan. ¹⁸Sie sahen ihn von weitem. Bevor er jedoch nahe an sie herangekommen war, faßten sie den Plan, ihn umzubringen. ¹⁹Sie sagten zueinander: Dort kommt ja dieser Träumer. ²⁰Jetzt aber auf, erschlagen wir ihn, und werfen wir ihn in eine der Zisternen. Sagen wir, ein wildes Tier habe ihn gefressen. Dann werden wir ja sehen, was aus seinen Träumen

wird. ²¹Ruben hörte das und wollte ihn aus ihrer Hand retten. Er sagte: Begehen wir doch keinen Mord. ²²Und Ruben sagte zu ihnen: Vergießt kein Blut! Werft ihn in die Zisterne da in der Steppe, aber legt nicht Hand an ihn! Er wollte ihn nämlich aus ihrer Hand retten und zu seinem Vater zurückbringen. ²³Als Josef bei seinen Brüdern angekommen war, zogen sie ihm sein Gewand aus, den Ärmelrock, den er anhatte, ²⁴packten ihn und warfen ihn in die Zisterne. Die Zisterne war leer; es war kein Wasser darin. ²⁵Als sie dann beim Essen saßen und aufblickten, sahen sie, daß gerade eine Karawane von Ismaelitern aus Gilead kam. Ihre Kamele waren mit Tragakant, Mastix und Ladanum beladen. Sie waren unterwegs nach Ägypten. ²⁶Da schlug Juda seinen Brüdern vor: Was haben wir davon, wenn wir unseren Bruder erschlagen und sein Blut zudecken? ²⁷Kommt, verkaufen wir ihn den Ismaelitern. Wir wollen aber nicht Hand an ihn legen, denn er ist doch unser Bruder und unser Verwandter. Seine Brüder waren einverstanden. ²⁸Midianitische Kaufleute kamen vorbei. Da zogen sie Josef aus der Zisterne heraus und verkauften ihn für zwanzig Silberstücke an die Ismaeliter. Diese brachten Josef nach Ägypten. ²⁹Als Ruben zur Zisterne zurückkam, war Josef nicht mehr dort. Er zerriß seine Kleider, ³⁰wandte sich an seine Brüder und sagte: Der Kleine ist ja nicht mehr da. Und ich, was soll ich jetzt anfangen? ³¹Da nahmen sie Josefs Gewand, schlachteten einen Ziegenbock und tauchten das Gewand in das Blut. ³²Dann schickten sie den Ärmelrock zu ihrem Vater und ließen ihm sagen: Das haben wir gefunden. Sieh doch, ob das der Rock deines Sohnes ist oder nicht. ³³Als er ihn angesehen hatte, sagte er: Der Rock meines Sohnes! Ein wildes Tier hat ihn gefressen. Zerrissen, zerrissen ist Josef. ³⁴Jakob zerriß seine Kleider, legte Trauerkleider an und trauerte um seinen Sohn viele Tage. ³⁵Alle seine Söhne und Töchter machten sich auf, um ihn zu trösten. Er aber ließ sich nicht trösten und sagte: Ich will dauernd zu meinem Sohn in die Unterwelt hinabsteigen. So beweinte ihn sein Vater. ³⁶Die Midianiter aber verkauften Josef nach Ägypten an Potifar, einen Hofbeamten des Pharaos, den Obersten der Leibwache.

45 ¹⁶Am Hof des Pharao verbreitete sich die Nachricht: Die Brüder Josefs sind gekommen. Dem Pharao und seinen Dienern war das recht. ¹⁷Der Pharao sagte zu Josef: Sag zu deinen Brüdern: So sollt ihr es machen: Beladet eure Tragtiere, und reist nach Kanaan zurück! ¹⁸Holt euren Vater und eure Familien, und kommt zu mir! Ich will euch das Beste geben, was Ägypten bietet; von den besten Erzeugnissen des Landes dürft ihr essen. ¹⁹Du gib den Auftrag weiter: Tut folgendes: Nehmt euch aus Ägypten Wagen mit für eure Kinder und Frauen, laßt euren Vater aufsteigen, und kommt! ²⁰Es soll euch nicht leid sein um euren Hausrat. Denn das Beste, was ganz Ägypten bietet, soll euch gehören. ²¹Die Söhne Israels machten es so. Josef stellte nach der Weisung des Pharao Wagen zur Verfügung und gab ihnen Verpflegung mit auf die Reise. ²²Allen schenkte er Festgewänder, Benjamin aber schenkte er dreihundert Silberstücke und fünf Festgewänder. ²³Seinem Vater schickte er ungefähr zehn Esel mit, beladen mit dem Besten, was Ägypten bietet, und zehn Eselinnen, beladen mit Getreide und Brot, sowie Reiseverpflegung für seinen Vater. ²⁴Dann entließ er seine Brüder. Als sie sich auf den Weg machten, sagte er noch zu ihnen: Streitet nicht unterwegs! ²⁵Sie zogen also von Ägypten hinauf und kamen nach Kanaan zu ihrem Vater Jakob. ²⁶Sie berichteten ihm: Josef ist noch am Leben. Er ist sogar Herr über ganz Ägypten. Jakobs Herz aber blieb unbewegt; denn er glaubte ihnen nicht. ²⁷Als sie ihm aber alles erzählten, was Josef zu ihnen gesagt hatte, und als er die Wagen sah, die Josef geschickt hatte, um ihn zu holen, lebte der Geist Jakobs, ihres Vaters, wieder auf, ²⁸und Israel sagte: Genug! Mein Sohn Josef lebt noch. Ich will hingehen und ihn sehen, bevor ich sterbe.

46 ¹Israel brach auf mit allem, was ihm gehörte. Er kam nach Beerscheba und brachte dem Gott seines Vaters Isaak Schlachtopfer dar. ²Da sprach Gott in einer nächtlichen Vision zu Israel: Jakob! Jakob! Hier bin ich!, antwortete er. ³Gott sprach: Ich bin Gott, der Gott deines Vaters. Fürchte dich nicht, nach Ägypten hinabzuziehen; denn zu einem großen Volk mache ich dich dort. ⁴Ich selbst ziehe mit

dir hinunter nach Ägypten, und ich führe dich auch selbst wieder herauf. Josef wird dir die Augen zudrücken. ⁵Jakob brach von Beerscheba auf. Die Söhne Israels hoben ihren Vater Jakob, ihre Kinder und ihre Frauen auf die Wagen, die der Pharao geschickt hatte, um ihn zu holen. ⁶Sie nahmen ihr Vieh und ihre Habe, die sie in Kanaan erworben hatten, und gelangten nach Ägypten, Jakob und mit ihm alle seine Nachkommen. ⁷Seine Söhne und Enkel, seine Töchter und Enkelinnen, alle seine Nachkommen brachte er mit nach Ägypten. ⁸Das sind die Namen der Söhne Israels, die nach Ägypten kamen, Jakob und seine Söhne: der Erstgeborene Jakobs, Ruben; ⁹die Söhne Rubens: Henoch, Pallu, Hezron und Karmi; ¹⁰die Söhne Simeons: Jemuël, Jamin, Ohad, Jachin, Zohar und Schaul, der Sohn der Kanaaniterin; ¹¹die Söhne Levis: Gerschon, Kehat und Merari; ¹²die Söhne Judas: Er, Onan, Schela, Perez und Serach; Er und Onan waren aber in Kanaan gestorben; die Söhne des Perez waren Hezron und Hamul; ¹³die Söhne Issachars: Tola, Puwa, Jaschub und Schimron; ¹⁴die Söhne Sebulons: Sered, Elon und Jachleel. ¹⁵Das waren die Söhne Leas, die sie Jakob in Paddan-Aram geboren hatte, dazu seine Tochter Dina, an Söhnen und Töchtern insgesamt dreiunddreißig Personen. ¹⁶Die Söhne Gads: Zifjon, Haggi, Schuni, Ezbon, Eri, Arod und Areli; ¹⁷die Söhne Aschers: Jimna, Jischwa, Jischwi und Beria, dazu ihre Schwester Serach; die Söhne Berias: Heber und Malkiël. ¹⁸Das waren die Söhne Silpas, die Laban seiner Tochter Lea mitgegeben hatte; sie alle hatte sie Jakob geboren, sechzehn Personen. ¹⁹Die Söhne Rahels, der Frau Jakobs: Josef und Benjamin. ²⁰Josef hatte in Ägypten Kinder erhalten, die ihm Asenat, die Tochter Potiferas, des Priesters von On, geboren hatte: Manasse und Efraim. ²¹Die Söhne Benjamins: Bela, Becher, Aschbel, Gera, Naaman, Ehi, Rosch, Muppim, Huppim und Ard. ²²Das waren die Söhne Rahels, die Jakob geboren worden waren, insgesamt vierzehn Personen. ²³Die Söhne Dans: Schuham. ²⁴Die Söhne Naftalis: Jachzeel, Guni, Jezer und Schillem. ²⁵Das waren die Söhne Bilhas, die Laban seiner Tochter Rahel mitgegeben hatte. Sie alle hatte Bilha Jakob geboren, insgesamt sieben Perso-

nen. ²⁶Die Gesamtzahl der Personen, die mit Jakob nach Ägypten gekommen waren und von ihm abstammten, betrug ohne die Frauen der Söhne Jakobs insgesamt sechshundsechzig Personen. ²⁷Dazu kommen die Söhne Josefs, die ihm in Ägypten geboren worden waren, zwei Personen. Insgesamt waren vom Haus Jakob siebzig Personen nach Ägypten gekommen. ²⁸Jakob schickte Juda voraus zu Josef, um ihn zu sich nach Goschen zu bestellen. So kamen sie ins Gebiet von Goschen. ²⁹Josef ließ seinen Wagen anschirren und zog seinem Vater Israel nach Goschen entgegen. Als er ihn sah, fiel er ihm um den Hals und weinte lange. ³⁰Israel sagte zu Josef: Jetzt will ich gern sterben, nachdem ich dein Angesicht wieder sehen durfte und weiß, daß du noch am Leben bist. ³¹Josef sagte dann zu seinen Brüdern und zum ganzen Haus seines Vaters: Ich will hingehen, will den Pharao benachrichtigen und ihm sagen: Meine Brüder und alle vom Haus meines Vaters, die in Kanaan lebten, sind zu mir gekommen. ³²Die Männer sind Viehhirten, ja, Viehzüchter sind sie. Ihre Schafe, Ziegen und Rinder und alles, was ihnen gehört, haben sie mitgebracht. ³³Der Pharao wird euch rufen lassen und euch fragen, womit ihr euch beschäftigt. ³⁴Dann sagt: Deine Knechte sind von Jugend an bis jetzt Viehzüchter gewesen, wir waren es, und unsere Väter waren es auch schon. Dann werdet ihr euch in Goschen niederlassen dürfen; denn die Ägypter haben gegen alle Viehhirten eine große Abneigung.

47 ¹Josef ging also hin, berichtete dem Pharao und sagte: Mein Vater und meine Brüder sind mit ihren Schafen, Ziegen und Rindern und mit allem, was ihnen gehört, aus Kanaan gekommen. Sie sind bereits in Goschen. ²Aus dem Kreis seiner Brüder hatte er fünf Männer mitgebracht und stellte sie dem Pharao vor. ³Der Pharao fragte Josefs Brüder: Womit beschäftigt ihr euch? Sie antworteten dem Pharao: Hirten von Schafen und Ziegen sind deine Knechte; wir sind es, und unsere Väter waren es auch schon. ⁴Weiter sagten sie zum Pharao: Wir sind gekommen, um uns als Fremde im Land aufzuhalten. Es gibt ja keine Weide für das Vieh deiner Knechte, denn

schwer lastet die Hungersnot auf Kanaan. Nun möchten sich deine Knechte in Goschen niederlassen. ⁵Darauf sagte der Pharao zu Josef: Dein Vater und deine Brüder sind also zu dir gekommen. ⁶Ägypten steht dir offen. Im besten Teil des Landes laß deinen Vater und deine Brüder wohnen! Sie sollen sich in Goschen niederlassen. Wenn du aber unter ihnen tüchtige Leute kennst, dann setze sie als Aufseher über meine Herden ein! ⁷Darauf führte Josef seinen Vater Jakob hinein und stellte ihn dem Pharao vor. Jakob grüßte den Pharao mit einem Segenswunsch. ⁸Der Pharao redete Jakob an: Wie viele Lebensjahre zählst du? ⁹Jakob gab dem Pharao zur Antwort: Die Zahl der Jahre meiner Pilgerschaft beträgt hundertdreißig. Gering an Zahl und unglücklich waren meine Lebensjahre, und sie reichen nicht heran an die Lebensjahre meiner Väter in den Tagen ihrer Pilgerschaft. ¹⁰Jakob verabschiedete sich vom Pharao mit einem Segenswunsch. ¹¹Josef siedelte seinen Vater und seine Brüder an und wies ihnen den Grundbesitz in Ägypten zu, im besten Teil des Landes, im Gebiet von Ramses, wie der Pharao verfügt hatte. ¹²Josef versorgte seinen Vater und seine Brüder und das ganze Haus seines Vaters mit so viel Brot, daß die Kinder genug zu essen hatten. ¹³Im ganzen Land gab es kein Brot, und der Hunger war sehr drückend. Ägypten und Kanaan waren vor Hunger erschöpft. ¹⁴Josef hatte das Geld, das in Ägypten und in Kanaan im Umlauf war, für das Getreide, das sie kaufen mußten, eingezogen und in den Palast des Pharao gebracht. ¹⁵So war das Geld in Ägypten und Kanaan ausgegangen. Alle Ägypter kamen zu Josef und sagten: Gib uns Brot! Warum sollen wir vor deinen Augen umkommen? Das Geld ist nämlich zu Ende. ¹⁶Liefert euer Vieh ab, sagte Josef, dann gebe ich euch dafür Brot, wenn das Geld zu Ende ist. ¹⁷So brachten sie ihr Vieh zu Josef, und Josef verkaufte ihnen Brot um den Preis der Pferde, ihrer Bestände an Schafen und Ziegen, an Rindern und Eseln. Er versorgte die Leute also in jenem Jahr gegen ihren ganzen Viehbestand mit Brot. ¹⁸Das Jahr ging indes zu Ende, und im nächsten Jahr kamen sie und sagten zu ihm: Wir können unserem Herrn nicht verhehlen,

daß das Geld zu Ende und unser Viehbestand in den Besitz unseres Herrn übergegangen ist. Wie unser Herr sieht, haben wir nichts mehr als unsere Leiber und unser Ackerland. ¹⁹Warum sollen wir vor deinen Augen umkommen, wir selbst und auch unser Ackerland? Kauf uns und unsere Äcker um Brot! Wir und unser Ackerland wollen dem Pharao dienstbar sein. Stell Saatgut zur Verfügung, so werden wir am Leben bleiben, wir müssen dann nicht sterben, und das Ackerland braucht nicht zu verkommen. ²⁰Josef kaufte also das ganze Ackerland der Ägypter für den Pharao auf; denn die Ägypter verkauften alle ihr Feld, weil sie der Hunger dazu zwang. So wurde das Land Eigentum des Pharao. ²¹Das Volk aber machte er ihm leibeigen von einem Ende Ägyptens bis zum andern. ²²Nur das Ackerland der Priester kaufte er nicht auf, denn den Priestern steht ein festes Einkommen vom Pharao zu; sie leben von dem festen Einkommen, das ihnen der Pharao gewährt. Darum brauchten sie ihr Ackerland nicht zu verkaufen. ²³Nun sprach Josef zum Volk: Seht, heute habe ich euch und euer Ackerland für den Pharao gekauft. Hier habt ihr Saatgut; bestellt nun die Äcker! ²⁴Vom Ertrag liefert ihr dann ein Fünftel dem Pharao ab, vier Teile aber gehören euch als Saatgut für das Feld sowie als Nahrung für euch, für die Leute in euren Häusern und für eure Kinder. ²⁵Da antworteten sie: Du hast uns am Leben erhalten. Wenn wir das Wohlwollen unseres Herrn finden, wollen wir gern dem Pharao als Knechte dienen. ²⁶So verfügte Josef als gültiges Recht bis auf den heutigen Tag, daß das Ackerland Ägyptens zugunsten des Pharao mit einem Fünftel zu besteuern ist. Nur die Äcker der Priester wurden nicht Eigentum des Pharao. ²⁷Israel ließ sich in Ägypten nieder, in der Landschaft Goschen. Sie wurden dort ansässig, waren fruchtbar und vermehrten sich sehr. ²⁸Jakob lebte noch siebzehn Jahre in Ägypten, und die Tage Jakobs, seine Lebensjahre, betrug hundertsevenundvierzig Jahre. ²⁹Als die Zeit kam, da Israel sterben sollte, rief er seinen Sohn Josef und sagte zu ihm: Wenn ich dein Wohlwollen gefunden habe, leg deine Hand unter meine Hüfte, daß du nach Treu und Glauben

an mir handeln wirst: Begrab mich nicht in Ägypten! ³⁰Bin ich zu meinen Vätern entschlafen, dann bring mich fort aus Ägypten, und begrab mich in der Grabstätte meiner Väter! Er antwortete: Ich will tun, wie du gesagt hast. ³¹Da sagte Jakob: Leiste mir einen Eid! Er leistete ihm den Eid. Darauf neigte sich Israel über das Kopfende seines Bettes.

48 ¹Einige Zeit danach ließ Jakob Josef sagen: Dein Vater ist krank. Da nahm Josef seine beiden Söhne mit, Manasse und Efraim, ²und ließ Jakob melden: Dein Sohn Josef ist zu dir gekommen. Israel nahm sich zusammen und setzte sich im Bett auf. ³Dann sagte Jakob zu Josef: Gott, der Allmächtige, ist mir zu Lus in Kanaan erschienen und hat mich gesegnet. ⁴Er hat zu mir gesagt: Ich mache dich fruchtbar und vermehre dich, ich mache dich zu einer Schar von Völkern und gebe dieses Land deinen Nachkommen zu ewigem Besitz. ⁵Jetzt sollen deine beiden Söhne, die dir in Ägypten geboren wurden, bevor ich zu dir nach Ägypten kam, mir gehören. Efraim und Manasse sollen mir soviel gelten wie Ruben und Simeon. ⁶Die Nachkommen aber, die du erst nach ihnen gezeugt hast, sollen dir gehören; nach dem Namen ihrer Brüder soll man sie in ihrem Erbteil benennen. ⁷Als ich aus Paddan-Aram kam, starb mir unterwegs Rahel in Kanaan; nur noch ein kleines Stück war es bis Efrata. Ich begrub sie dort auf dem Weg nach Efrata, das jetzt Betlehem heißt. ⁸Als Israel die Söhne Josefs sah, fragte er: Wer sind diese? ⁹Josef sagte zu seinem Vater: Meine Söhne sind es, die mir Gott hier geschenkt hat. Da sagte Israel: Bring sie her zu mir, ich will sie segnen. ¹⁰Israels Augen waren vor Alter schwer geworden, er konnte nicht mehr recht sehen. Er zog die Söhne Josefs an sich heran, küßte und umarmte sie. ¹¹Dann sagte Israel zu Josef: Ich hatte nicht mehr geglaubt, dich jemals wiederzusehen. Nun aber hat mich Gott sogar noch deine Nachkommen sehen lassen. ¹²Josef holte sie von seinen Knien weg, und sie warfen sich mit ihrem Gesicht zur Erde nieder. ¹³Dann nahm Josef beide, Efraim an seine Rechte, zur Linken Israels, und Manasse an seine Linke, zur rechten Israels, und führte sie zu ihm

hin. ¹⁴Israel streckte seine Rechte aus und legte sie Efraim auf den Kopf, obwohl er der jüngere war, seine Linke aber legte er Manasse auf den Kopf, wobei er seine Hände überkreuzte, obwohl Manasse der Erstgeborene war. ¹⁵Er segnete Josef und sprach: Gott, vor dem meine Väter Abraham und Isaak ihren Weg gegangen sind, Gott, der mein Hirt war mein Lebtage bis heute, ¹⁶der Engel, der mich erlöst hat von jeglichem Unheil, er segne die Knaben. Weiterleben soll mein Name durch sie, auch der Name meiner Väter Abraham und Isaak. Im Land sollen sie sich tummeln, zahlreich wie die Fische im Wasser. ¹⁷Als Josef sah, daß sein Vater seine Rechte Efraim auf den Kopf legte, gefiel ihm das nicht. Josef ergriff die Hand seines Vaters, um sie von Efraims Kopf auf den Kopf Manasses hinüberzuziehen, ¹⁸und er sagte zu seinem Vater: Nicht so, Vater, sondern der ist der Erstgeborene; leg deine Rechte ihm auf den Kopf! ¹⁹Aber sein Vater wollte nicht. Ich weiß, mein Sohn, ich weiß, sagte er, auch er wird zu einem Volk, auch er wird groß sein; aber sein jüngerer Bruder wird größer als er, und seine Nachkommen werden zu einer Fülle von Völkern. ²⁰Er segnete sie an jenem Tag mit den Worten: Mit deinem Namen wird Israel segnen und sagen: Gott mache dich wie Efraim und Manasse. ²¹So setzte Israel Efraim vor Manasse, und er sagte zu Josef: Sieh, ich muß sterben. Gott wird mit euch sein und euch in das Land eurer Väter zurückbringen. ²²Ich gebe dir einen Bergrücken schulterhoch über deinen Brüdern, den ich der Hand der Amoriter mit Schwert und Bogen entrissen habe.

49 ¹Darauf rief Jakob seine Söhne und sprach: Versammelt euch, dann sage ich euch an, was euch begegnet in künftigen Tagen. ²Kommt zusammen, ihr Söhne Jakobs, und hört, auf Israel hört, auf euren Vater! ³Ruben, mein Erster, du meine Stärke, meiner Zeugungskraft Erstling, übermütig an Stolz, übermütig an Kraft, ⁴brodelnd wie Wasser. Der erste sollst du nicht bleiben. Du bestiegst ja das Bett deines Vaters; geschändet hast du damals mein Lager. ⁵Simeon und Levi, die Brüder, Werkzeuge der Gewalt sind ihre Messer. ⁶Zu ihrem Kreis mag ich nicht gehören, mit ihrer Rotte vereinige

sich nicht mein Herz. Denn in ihrem Zorn brachten sie Männer um, mutwillig lähmten sie Stiere. ⁷Verflucht ihr Zorn, da er so heftig, verflucht ihr Grimm, da er so roh. Ich teile sie unter Jakob auf, ich zerstreue sie unter Israel. ⁸Juda, dir jubeln die Brüder zu, deine Hand hast du am Genick deiner Feinde. Deines Vaters Söhne fallen vor dir nieder. ⁹Ein junger Löwe ist Juda. Vom Raub, mein Sohn, wurdest du groß. Er kauert, liegt da wie ein Löwe, wie eine Löwin. Wer wagt, sie zu scheuchen? ¹⁰Nie weicht von Juda das Zepter, der Herrscherstab von seinen Füßen, bis der kommt, dem er gehört, dem der Gehorsam der Völker gebührt. ¹¹Er bindet am Weinstock sein Reittier fest, seinen Esel am Rebstock. Er wäscht in Wein sein Kleid, in Traubenblut sein Gewand. ¹²Feurig von Wein funkeln die Augen, seine Zähne sind weißer als Milch. ¹³Sebulon wohnt nahe dem Strand, am Gestade der Schiffe, mit seinem Rücken nach Sidon hin. ¹⁴Issachar ist ein knochiger Esel, lagernd in seinem Pferch. ¹⁵Er sieht, wie die Ruhe so schön ist und wie so freundlich das Land; da neigt er die Schulter als Träger und wird zum fronenden Knecht. ¹⁶Dan schafft Recht seinem Volk wie nur einer von Israels Stämmen. ¹⁷Zur Schlange am Weg wird Dan, zur zischelnden Natter am Pfad. Sie beißt das Pferd in die Fesseln, sein Reiter stürzt rücklings herab. ¹⁸Auf deine Hilfe harre ich, Herr. ¹⁹Gad, ins Gedränge drängen sie ihn, doch er bedrängt ihre Ferse. ²⁰Ascher, fett ist sein Brot. Königskost liefert er. ²¹Naftali, die flüchtige Hirschkuh, versteht sich auf gefällige Rede. ²²Ein junger Fruchtbaum ist Josef, ein junger Fruchtbaum am Quell, ein junger Zweig an der Mauer. ²³Man erbittert und reizt ihn, die Schützen stellen ihm nach. ²⁴Sein Bogen sitzt sicher; gelenkig sind Arme und Hände. Das kommt vom Starken Jakobs, von dort kommt der Hirt, Israels Fels, ²⁵vom Gott deines Vaters, er wird dir helfen. Gott, der Allmächtige, er wird dich segnen mit Segen des Himmels von droben, mit Segen tief lagernder Urflut, mit Segen von Brust und Schoß. ²⁶Deines Vaters Segen übertrifft den Segen der uralten Berge, den man von den ewigen Hügeln ersehnt. Er komme auf Josefs Haupt, auf das Haupt des Geweihten der Brüder. ²⁷Benjamin

ist ein reiender Wolf: Am Morgen frit er die Beute, am Abend teilt er den Fang. ²⁸Sie alle sind die zwolf Stamme Israels, und das war es, was ihr Vater zu ihnen sagte, als er sie segnete. Einen jeden bedachte er mit dem Segen, der ihm zukam. ²⁹Er trug ihnen ferner auf und sagte zu ihnen: Ich werde mit meinen Vorfahren vereint. Begrabt mich bei meinen Vatern in der Hohle auf dem Grundstuck des Hetiters Efron, ³⁰in der Hohle auf dem Grundstuck von Machpela bei Mamre in Kanaan. Das Grundstuck hatte Abraham vom Hetiter Efron als eigene Grabstatte gekauft. ³¹Dort hat man Abraham und seine Frau Sara begraben; dort hat man Isaak und seine Frau Rebekka begraben; dort habe ich Lea begraben, ³²auf dem Grundstuck, das samt der Hohle darauf von den Hetitern in unseren Besitz ubergegangen ist. ³³Jakob beendete den Auftrag an seine Sohne und zog seine Fue auf das Bett zuruck. Dann verschied er und wurde mit seinen Vorfahren vereint.

50 ¹Josef warf sich uber seinen Vater, weinte um ihn und kuste ihn. ²Darauf befahl er den Arzten, die ihm zu Dienste standen, seinen Vater einzubalsamieren. Die Arzte balsamierten also Israel ein. ³Daruber vergingen vierzig volle Tage, denn so lange dauerte die Einbalsamierung. Die Agypter beweinten ihn siebzig Tage lang. ⁴Als die Tage der Trauer voruber waren, sagte Josef zu den Hofleuten des Pharao: Wenn ich euer Wohlwollen geniee, tragt dem Pharao dieses mein Anliegen vor: ⁵Mein Vater hat mich schworen lassen und gesagt: Ich mu sterben; in dem Grab, das ich mir in Kanaan angelegt habe, dort begrabt mich! Nun also mochte ich hinaufziehen und meinen Vater begraben; dann komme ich wieder zuruck. ⁶Da sagte der Pharao: Zieh hinauf, begrabe deinen Vater, wie du geschworen hast. ⁷Josef zog hinauf, um seinen Vater zu begraben. Mit ihm zogen alle Hofleute des Pharao, die Altesten seines Hofes und alle Altesten Agyptens, ⁸das ganze Haus Josef, seine Bruder und das Haus seines Vaters. Nur ihre Kinder, ihre Schafe, Ziegen und Rinder lieen sie in Goschen zuruck. ⁹Auch die Wagen und die dazugehorige Mannschaft zogen mit ihm, so da es ein sehr groer Zug wurde. ¹⁰Als

sie nach Goren-Atad jenseits des Jordan gekommen waren, hielten sie dort eine sehr große, würdige Totenklage; sieben Tage hielt er um seinen Vater Trauer. ¹¹Die Einheimischen, die Kanaaniter, beobachteten die Trauerfeier in Goren-Atad und sagten: Eine würdige Trauerfeier veranstalten da die Ägypter. Darum heißt der Ort Abel-Mizrajim (Ägyptertrauer); er liegt jenseits des Jordan. ¹²Jakobs Söhne taten an Jakob so, wie er ihnen aufgetragen hatte. ¹³Sie brachten ihn nach Kanaan und begruben ihn in der Höhle des Grundstücks von Machpela. Abraham hatte das Grundstück bei Mamre als eigene Grabstätte von dem Hetiter Efron gekauft. ¹⁴Nachdem Josef seinen Vater begraben hatte, kehrte er nach Ägypten zurück, zusammen mit seinen Brüdern und allen, die mitgezogen waren, um seinen Vater zu begraben.

Gen 32,23–31 *Seite 1158* ²³In derselben Nacht stand er auf, nahm seine beiden Frauen, seine beiden Mägde sowie seine elf Söhne und durchschritt die Furt des Jabbok. ²⁴Er nahm sie und ließ sie den Fluß überqueren. Dann schaffte er alles hinüber, was ihm sonst noch gehörte. ²⁵Als nur noch er allein zurückgeblieben war, rang mit ihm ein Mann, bis die Morgenröte aufstieg. ²⁶Als der Mann sah, daß er ihm nicht beikommen konnte, schlug er ihn aufs Hüftgelenk. Jakobs Hüftgelenk renkte sich aus, als er mit ihm rang. ²⁷Der Mann sagte: Laß mich los; denn die Morgenröte ist aufgestiegen. Jakob aber entgegnete: Ich lasse dich nicht los, wenn du mich nicht segnest. ²⁸Jener fragte: Wie heißt du? Jakob, antwortete er. ²⁹Da sprach der Mann: Nicht mehr Jakob wird man dich nennen, sondern Israel (Gottesstreiter); denn mit Gott und Menschen hast du gestritten und hast gewonnen. ³⁰Nun fragte Jakob: Nenne mir doch deinen Namen! Jener entgegnete: Was fragst du mich nach meinem Namen? Dann segnete er ihn dort. ³¹Jakob gab dem Ort den Namen Penuël (Gottesgesicht) und sagte: Ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und bin doch mit dem Leben davongekommen.

¹Das Wort des Herrn erging an mich: ²Menschensohn! Es waren einst zwei Frauen, Töchter der gleichen Mutter. ³Sie trieben Unzucht in Ägypten, schon in ihrer Jugend trieben sie Unzucht; dort griff man nach ihren Brüsten, dort streichelte man ihre jugendliche Brust. ⁴Die ältere hieß Ohola, ihre Schwester Oholiba. Sie wurden meine Frauen und gebaren Söhne und Töchter. Der Name Ohola meint Samaria, Oholiba Jerusalem. ⁵Ohola wurde mir untreu. Sie hatte Verlangen nach ihren Liebhabern, den kriegerischen Assyrnern, ⁶den in Purpur gekleideten Statthaltern und Herren; alle waren begehrenswerte junge Männer, Reiter hoch zu Roß. ⁷Auf sie richtete sie ihr unzüchtiges Verlangen. Sie alle gehörten zu den Tüchtigsten unter den Assyrnern. Mit allen, nach denen sie Verlangen hatte, und mit all ihren Götzen machte sie sich unrein. ⁸Die Unzucht, die sie in Ägypten getrieben hatte, gab sie nicht auf; denn schon als sie noch jung war, lagen die Ägypter bei ihr, drückten ihre jugendlichen Brüste und besudelten sie mit ihrer Unzucht. ⁹Darum gab ich sie in die Gewalt ihrer Liebhaber, in die Gewalt der Assyrer, nach denen sie Verlangen hatte. ¹⁰Sie entblößten ihre Scham, nahmen ihr die Söhne und Töchter weg und erschlugen sie selbst mit dem Schwert. So wurde sie zum warnenden Beispiel für alle Frauen, und man vollstreckte an ihr das Urteil. ¹¹All das sah ihre Schwester Oholiba; trotzdem trieb sie es in ihrer Gier noch toller als sie und war in ihrer Schamlosigkeit noch schlimmer als sie. ¹²Auch sie hatte Verlangen nach den Assyrnern, nach den Statthaltern und Herren, den prächtig gekleideten Kriegern, den Reitern hoch zu Roß. Alle waren begehrenswerte junge Männer. ¹³Ich sah, daß sie sich unrein machte. Beide trieben es gleich. ¹⁴Doch Oholiba ging noch weiter in ihrem unzüchtigen Treiben: Sie sah mit Mennig gemalte Wandzeichnungen chaldäischer Männer, ¹⁵die um die Hüften einen Lendenschurz und auf dem Kopf einen herabhängenden Kopfbund trugen. Alle sahen aus wie Helden, wie Babylonier [Chaldäa ist ihre Heimat]. ¹⁶Als ihre Augen sie sahen, erwachte in ihr die Gier, und sie schickte Boten zu ihnen nach Chaldäa. ¹⁷Die Söhne Babels kamen zu ihrem Liebesla-

ger und machten sie unrein mit ihrer Unzucht. Als sie aber durch sie unrein geworden war, wandte sie sich jäh von ihnen ab. ¹⁸Weil sie so offen ihre Unzucht trieb und ihre Scham entblößte, wandte auch ich mich jäh von ihr ab, wie ich mich von ihrer Schwester abgewandt hatte. ¹⁹Sie jedoch ging noch weiter in ihrem unzüchtigen Treiben. Sie dachte an die Tage ihrer Jugend, als sie in Ägypten Unzucht getrieben hatte. ²⁰Und es erwachte in ihr die Gier nach ihren Liebhabern, deren Glieder wie die Glieder der Esel und deren Erguß wie der Erguß der Hengste waren. ²¹Du hattest nämlich das schändliche Treiben deiner Jugend vermißt, als die Ägypter nach deinen Brüsten griffen und deine jugendliche Brust streichelten. ²²Darum, Oholiba – so spricht Gott, der Herr –, hetze ich deine Liebhaber, von denen du dich jäh abgewandt hast, gegen dich auf, von allen Seiten führe ich sie gegen dich heran: ²³die Söhne Babels und alle Chaldäer, Männer aus Pekod, Schoa und Koa, dazu alle Assyrer, begehrenswerte junge Männer, lauter Statthalter und Herren, Helden und Krieger, alle hoch zu Roß. ²⁴In Scharen überfallen sie dich mit Reitern und Wagen und einem Heer aus vielen Völkern. Mit Langschilden, Rundschilden und Helmen bewaffnet, umstellen sie dich. Dann lege ich ihnen den Fall vor, damit sie nach ihrem Recht über dich richten. ²⁵Ich lasse dich meine Eifersucht fühlen, damit sie an dir voll Grimm die Strafe vollziehen: Nase und Ohren werden sie dir abschneiden. Was von dir übrigbleibt, fällt unter dem Schwert. Sie nehmen dir die Söhne und Töchter weg. Was dann noch übrig ist von dir, wird vom Feuer verzehrt. ²⁶Sie ziehen dir die Kleider aus und nehmen dir deinen Schmuck weg. ²⁷So mache ich deinem schändlichen Treiben und deiner Unzucht, die du schon in Ägypten getrieben hast, ein Ende. Du sollst deine Liebhaber nicht mehr ansehen und nie mehr an Ägypten denken. ²⁸Denn – so spricht Gott, der Herr – ich will dich in die Gewalt derer geben, gegen die du jetzt voll Haß bist, in die Gewalt derer, von denen du dich jäh abgewandt hast. ²⁹Sie werden voll Haß gegen dich vorgehen und dir alles nehmen, was du mühsam erworben hast. Sie werden dich nackt und bloß zurücklassen,

deine lüsterne, schändliche und unzüchtige Scham wird entblößt sein. ³⁰Das tut man dir an, weil du den Völkern so unzüchtig nachgelaufen bist und dich mit ihren Götzen unrein gemacht hast. ³¹Auf dem Weg deiner Schwester bist du gegangen, darum gebe ich dir ihren Becher in die Hand. ³²So spricht Gott, der Herr: Den Becher deiner Schwester sollst du leeren, den tiefen und weiten, der viel faßt. [Zum Gelächter und Gespött sollst du werden.] ³³Von Trunkenheit und Qual wirst du voll sein. Ein Becher des Grauens und des Schauderns ist der Becher deiner Schwester Samaria. ³⁴Du sollst ihn leertrinken, ja ausschlüpfen, du sollst seine Scherben zerbeißen und dir die Brüste zerreißen. Denn ich habe gesprochen – Spruch Gottes, des Herrn. ³⁵Darum – so spricht Gott, der Herr: Weil du mich vergessen und mich gänzlich verworfen hast, sollst auch du die Strafe für deine Unzucht und dein schändliches Treiben erleiden. ³⁶Der Herr sagte zu mir: Menschensohn, willst du über Ohola und Oholiba zu Gericht sitzen? Dann halt ihnen ihre Greuelthaten vor: ³⁷Sie haben die Ehe gebrochen, und an ihren Händen klebt Blut. Mit ihren Götzen haben sie Ehebruch begangen, sogar ihre Söhne, die sie mir geboren hatten, ließen sie durch das Feuer gehen, den Götzen zum Fraß. ³⁸Noch mehr taten sie mir an: Am gleichen Tag haben sie mein Heiligtum unrein gemacht und meine Sabbat-Tage entweiht. ³⁹Denn noch am selben Tag, an dem sie ihre Söhne den Götzen schlachteten, kamen sie in mein Heiligtum und entweiheten es. Ja, so trieben sie es in meinem Haus. ⁴⁰Sogar in weite Ferne hast du Boten geschickt und Männer zu dir eingeladen. Als sie kamen, hast du ihretwegen gebetet, deine Augen geschminkt und deinen Schmuck angelegt. ⁴¹Du hast dich auf ein prunkvolles Lager gesetzt; davor stand ein Tisch bereit, auf den du meinen Weihrauch und mein Öl gestellt hattest. ⁴²Der Lärm einer sorglosen Menge umgab sie; denn laut zechten die Männer, die Unzahl von Menschen, die man aus der Wüste herbeigeht hat. Sie legten den beiden Schwestern Spangen an die Arme und setzten ihnen prächtige Kronen auf. ⁴³Ich dachte: So haben sie die Ehe gebrochen; wie eine Dirne es treibt, so treiben sie Unzucht.

⁴⁴Die Männer gingen zu ihr, wie man zu einer Dirne geht. So gingen sie zu Ohola und Oholiba, den schamlosen Frauen. ⁴⁵Doch gerechte Männer werden ihnen das Urteil sprechen nach der Rechtsvorschrift für Ehebrecherinnen und Mörderinnen. Denn sie haben Ehebruch begangen, und an ihren Händen klebt Blut. ⁴⁶Ja, so spricht Gott, der Herr: Man berufe eine Volksversammlung gegen sie ein; sie sollen mißhandelt und ausgeraubt werden. ⁴⁷Die Volksversammlung soll sie steinigen und mit Schwertern in Stücke hauen. Ihre Söhne und Töchter soll man töten und ihre Häuser verbrennen. ⁴⁸So mache ich dem schändlichen Treiben im Land ein Ende, damit alle Frauen gewarnt sind und nicht ebenso schamlos handeln wie ihr. ⁴⁹Man wird euch für euer schändliches Treiben bestrafen, und ihr müßt für die Sünden büßen, die ihr mit euren Götzen begangen habt. Dann werdet ihr erkennen, daß ich Gott, der Herr, bin.

Gen 4,1–6 Seite 1228 ¹Adam erkannte Eva, seine Frau; sie wurde schwanger und gebar Kain. Da sagte sie: Ich habe einen Mann vom Herrn erworben. ²Sie gebar ein zweites Mal, nämlich Abel, seinen Bruder. Abel wurde Schafhirt und Kain Ackerbauer. ³Nach einiger Zeit brachte Kain dem Herrn ein Opfer von den Früchten des Feldes dar; ⁴auch Abel brachte eines dar von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Der Herr schaute auf Abel und sein Opfer, ⁵aber auf Kain und sein Opfer schaute er nicht. Da überließ es Kain ganz heiß, und sein Blick senkte sich. ⁶Der Herr sprach zu Kain: Warum überläßt es dich heiß, und warum senkt sich dein Blick?

Gen 8,13–9,17 Seite 1228 **8** ¹³Im sechshundertersten Jahr Noachs, am ersten Tag des ersten Monats, hatte sich das Wasser verlaufen. Da entfernte Noach das Verdeck der Arche, blickte hinaus, und siehe: Die Erdoberfläche war trocken. ¹⁴Am siebenundzwanzigsten Tag des zweiten Monats war die Erde trocken. ¹⁵Da sprach Gott zu Noach: ¹⁶Komm heraus aus der Arche, du, deine Frau, deine Söhne und die Frauen deiner Söhne! ¹⁷Bring mit dir alle Tiere heraus, alle Wesen aus Fleisch, die Vögel, das Vieh und alle Kriechtiere, die

sich auf der Erde regen. Auf der Erde soll es von ihnen wimmeln; sie sollen fruchtbar sein und sich auf der Erde vermehren. ¹⁸Da kam Noach heraus, er, seine Söhne, seine Frau und die Frauen seiner Söhne. ¹⁹Auch alle Tiere kamen, nach Gattungen geordnet, aus der Arche, die Kriechtiere, die Vögel, alles, was sich auf der Erde regt. ²⁰Dann baute Noach dem Herrn einen Altar, nahm von allen reinen Tieren und von allen reinen Vögeln und brachte auf dem Altar Brandopfer dar. ²¹Der Herr roch den beruhigenden Duft, und der Herr sprach bei sich: Ich will die Erde wegen des Menschen nicht noch einmal verfluchen; denn das Trachten des Menschen ist böse von Jugend an. Ich will künftig nicht mehr alles Lebendige vernichten, wie ich es getan habe. ²²So lange die Erde besteht, sollen nicht aufhören Aussaat und Ernte, Kälte und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

9 ¹Dann segnete Gott Noach und seine Söhne und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, vermehrt euch, und bevölkert die Erde! ²Furcht und Schrecken vor euch soll sich auf alle Tiere der Erde legen, auf alle Vögel des Himmels, auf alles, was sich auf der Erde regt, und auf alle Fische des Meeres; euch sind sie übergeben. ³Alles Lebendige, das sich regt, soll euch zur Nahrung dienen. Alles übergebe ich euch wie die grünen Pflanzen. ⁴Nur Fleisch, in dem noch Blut ist, dürft ihr nicht essen. ⁵Wenn aber euer Blut vergossen wird, fordere ich Rechenschaft, und zwar für das Blut eines jeden von euch. Von jedem Tier fordere ich Rechenschaft und vom Menschen. Für das Leben des Menschen fordere ich Rechenschaft von jedem seiner Brüder. ⁶Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut wird durch Menschen vergossen. Denn: Als Abbild Gottes hat er den Menschen gemacht. ⁷Seid fruchtbar, und vermehrt euch; bevölkert die Erde, und vermehrt euch auf ihr! ⁸Dann sprach Gott zu Noach und seinen Söhnen, die bei ihm waren: ⁹Hiermit schließe ich meinen Bund mit euch und mit euren Nachkommen ¹⁰und mit allen Lebewesen bei euch, mit den Vögeln, dem Vieh und allen Tieren des Feldes, mit allen Tieren der Erde, die mit euch aus der Arche gekommen sind. ¹¹Ich habe meinen Bund mit euch geschlossen: Nie wieder sollen al-

le Wesen aus Fleisch vom Wasser der Flut ausgerottet werden; nie wieder soll eine Flut kommen und die Erde verderben. ¹²Und Gott sprach: Das ist das Zeichen des Bundes, den ich stifte zwischen mir und euch und den lebendigen Wesen bei euch für alle kommenden Generationen: ¹³Meinen Bogen setze ich in die Wolken; er soll das Bundeszeichen sein zwischen mir und der Erde. ¹⁴Alle ich Wolken über der Erde zusammen und erscheint der Bogen in den Wolken, ¹⁵dann gedenke ich des Bundes, der besteht zwischen mir und euch und allen Lebewesen, allen Wesen aus Fleisch, und das Wasser wird nie wieder zur Flut werden, die alle Wesen aus Fleisch vernichtet. ¹⁶Steht der Bogen in den Wolken, so werde ich auf ihn sehen und des ewigen Bundes gedenken zwischen Gott und allen lebenden Wesen, allen Wesen aus Fleisch auf der Erde. ¹⁷Und Gott sprach zu Noach: Das ist das Zeichen des Bundes, den ich zwischen mir und allen Wesen aus Fleisch auf der Erde geschlossen habe.

Gen 14,17-24 Seite 1228 ¹⁷Als er nach dem Sieg über Kedor-Laomer und die mit ihm verbündeten Könige zurückkam, zog ihm der König von Sodom ins Schawetal entgegen, das jetzt Königstal heißt. ¹⁸Melchisedek, der König von Salem, brachte Brot und Wein heraus. Er war Priester des Höchsten Gottes. ¹⁹Er segnete Abram und sagte: Gesegnet sei Abram vom Höchsten Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, ²⁰und gepriesen sei der Höchste Gott, der deine Feinde an dich ausgeliefert hat. Darauf gab ihm Abram den Zehnten von allem. ²¹Der König von Sodom sagte zu Abram: Gib mir die Leute zurück, die Habe behalte! ²²Abram entgegnete dem König von Sodom: Ich erhebe meine Hand zum Herrn, dem Höchsten Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde: ²³Keinen Faden und keinen Schuhriemen, nichts von allem, was dir gehört, will ich behalten. Du sollst nicht behaupten können: Ich habe Abram reich gemacht. ²⁴Nur was meine Leute verzehrt haben und was auf die Männer entfällt, die mit mir gezogen sind, auf Aner, Eschkol und Mamre, das sollen sie als ihren Anteil behalten.

¹Nach diesen Ereignissen stellte Gott Abraham auf die Probe. Er sprach zu ihm: Abraham! Er antwortete: Hier bin ich. ²Gott sprach: Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebst, Isaak, geh in das Land Morija, und bring ihn dort auf einem der Berge, den ich dir nenne, als Brandopfer dar. ³Frühmorgens stand Abraham auf, sattelte seinen Esel, holte seine beiden Jungknechte und seinen Sohn Isaak, spaltete Holz zum Opfer und machte sich auf den Weg zu dem Ort, den ihm Gott genannt hatte. ⁴Als Abraham am dritten Tag aufblickte, sah er den Ort von weitem. ⁵Da sagte Abraham zu seinen Jungknechten: Bleibt mit dem Esel hier! Ich will mit dem Knaben hingehen und anbeten; dann kommen wir zu euch zurück. ⁶Abraham nahm das Holz für das Brandopfer und lud es seinem Sohn Isaak auf. Er selbst nahm das Feuer und das Messer in die Hand. So gingen beide miteinander. ⁷Nach einer Weile sagte Isaak zu seinem Vater Abraham: Vater! Er antwortete: Ja, mein Sohn! Dann sagte Isaak: Hier ist Feuer und Holz. Wo aber ist das Lamm für das Brandopfer? ⁸Abraham entgegnete: Gott wird sich das Opferlamm aussuchen, mein Sohn. Und beide gingen miteinander weiter. ⁹Als sie an den Ort kamen, den ihm Gott genannt hatte, baute Abraham den Altar, schichtete das Holz auf, fesselte seinen Sohn Isaak und legte ihn auf den Altar, oben auf das Holz. ¹⁰Schon streckte Abraham seine Hand aus und nahm das Messer, um seinen Sohn zu schlachten. ¹¹Da rief ihm der Engel des Herrn vom Himmel her zu: Abraham, Abraham! Er antwortete: Hier bin ich. ¹²Jener sprach: Streck deine Hand nicht gegen den Knaben aus, und tu ihm nichts zuleide! Denn jetzt weiß ich, daß du Gott fürchtest; du hast mir deinen einzigen Sohn nicht vorenthalten. ¹³Als Abraham aufschaute, sah er: Ein Widder hatte sich hinter ihm mit seinen Hörnern im Gestrüpp verfangen. Abraham ging hin, nahm den Widder und brachte ihn statt seines Sohnes als Brandopfer dar. ¹⁴Abraham nannte jenen Ort Jahwe-Jire (Der Herr sieht), wie man noch heute sagt: Auf dem Berg läßt sich der Herr sehen. ¹⁵Der Engel des Herrn rief Abraham zum zweitenmal vom Himmel her zu ¹⁶und sprach: Ich habe bei

mir geschworen – Spruch des Herrn: Weil du das getan hast und deinen einzigen Sohn mir nicht vorenthalten hast, ¹⁷will ich dir Segen schenken in Fülle und deine Nachkommen zahlreich machen wie die Sterne am Himmel und den Sand am Meeresstrand. Deine Nachkommen sollen das Tor ihrer Feinde einnehmen. ¹⁸Segnen sollen sich mit deinen Nachkommen alle Völker der Erde, weil du auf meine Stimme gehört hast.

Ex 25–31 Seite 1228 **25** ¹Der Herr sprach zu Mose: ²Sag zu den Israeliten, sie sollen für mich eine Abgabe erheben. Von jedem, den sein Sinn dazu bewegt, sollt ihr die Abgabe erheben. ³Das ist die Abgabe, die ihr von ihnen erheben sollt: Gold, Silber, Kupfer, ⁴violetten und roten Purpur, Karmesin, Byssus, Ziegenhaare, ⁵rötliche Widderfelle, Tahaschhäute und Akazienholz; ⁶Öl für den Leuchter, Balsame für das Salböl und für duftendes Räucherwerk; ⁷Karneolsteine und Ziersteine für Efod und Lostasche. ⁸Macht mir ein Heiligtum! Dann werde ich in ihrer Mitte wohnen. ⁹Genau nach dem Muster der Wohnstätte und aller ihrer Gegenstände, das ich dir zeige, sollt ihr es herstellen. ¹⁰Macht eine Lade aus Akazienholz, zweieinhalb Ellen lang, anderthalb Ellen breit und anderthalb Ellen hoch! ¹¹Überzieh sie innen und außen mit purem Gold, und bring daran ringsherum eine Goldleiste an! ¹²Gieß für sie vier Goldringe, und befestige sie an ihren vier Füßen, zwei Ringe an der einen Seite und zwei Ringe an der anderen Seite! ¹³Fertige Stangen aus Akazienholz an, und überzieh sie mit Gold! ¹⁴Steck die Stangen durch die Ringe an den Seiten der Lade, so daß man die Lade damit tragen kann. ¹⁵Die Stangen sollen in den Ringen der Lade bleiben; man soll sie nicht herausziehen. ¹⁶In die Lade sollst du die Bundesurkunde legen, die ich dir gebe. ¹⁷Verfertige auch eine Deckplatte aus purem Gold, zweieinhalb Ellen lang und anderthalb Ellen breit! ¹⁸Mach zwei Kerubim aus getriebenem Gold, und arbeite sie an den beiden Enden der Deckplatte heraus! ¹⁹Mach je einen Kerub an dem einen und dem andern Ende; auf der Deckplatte macht die Kerubim an den beiden Enden! ²⁰Die

Kerubim sollen die Flügel nach oben ausbreiten, mit ihren Flügeln die Deckplatte beschirmen, und sie sollen ihre Gesichter einander zuwenden; der Deckplatte sollen die Gesichter der Kerubim zugewandt sein. ²¹Setz die Deckplatte oben auf die Lade, und in die Lade leg die Bundesurkunde, die ich dir gebe. ²²Dort werde ich mich dir zu erkennen geben und dir über der Deckplatte zwischen den beiden Kerubim, die auf der Lade der Bundesurkunde sind, alles sagen, was ich dir für die Israeliten auftragen werde. ²³Fertige auch einen Tisch aus Akazienholz an, zwei Ellen lang, eine Elle breit und anderthalb Ellen hoch! ²⁴Überzieh ihn mit purem Gold, und bring daran ringsherum eine Goldleiste an! ²⁵Mach ihm ringsherum eine handbreite Einfassung, und verfertige um diese Einfassung eine goldene Leiste! ²⁶Mach ihm vier Goldringe, und befestige die Ringe an den vier Ecken, die von seinen vier Füßen gebildet werden. ²⁷Die Ringe sollen dicht unter der Einfassung die Stangen aufnehmen, mit denen man den Tisch trägt. ²⁸Mach die Stangen aus Akazienholz, und überzieh sie mit Gold! Mit ihnen soll man den Tisch tragen. ²⁹Dazu mach Schüsseln, Schalen, Kannen und Krüge für die Trankopfer! Aus purem Gold sollst du sie anfertigen. ³⁰Auf dem Tisch sollst du ständig Schaubrote vor mir auflegen. ³¹Verfertige auch einen Leuchter aus purem Gold! Der Leuchter, sein Gestell, sein Schaft, seine Kelche, Knospen und Blüten sollen aus einem Stück getrieben sein. ³²Von seinen Seiten sollen sechs Arme ausgehen, drei Leuchterarme auf der einen Seite und drei auf der anderen Seite. ³³Der erste Arm soll drei mandelblütenförmige Kelche mit je einer Knospe und einer Blüte aufweisen, und der zweite Arm soll drei mandelblütenförmige Kelche mit je einer Knospe und einer Blüte aufweisen; so alle sechs Arme, die von dem Leuchter ausgehen. ³⁴Auf dem Schaft des Leuchters sollen vier mandelblütenförmige Kelche, Knospen und Blüten sein, ³⁵je eine Knospe unten zwischen zwei Armen, entsprechend den sechs Armen, die vom Leuchter ausgehen. ³⁶Seine Knospen und die Arme sollen ein Ganzes mit dem Schaft bilden; das Ganze soll ein Stück aus getriebenem purem Gold sein. ³⁷Dann mach für den

Leuchter sieben Lampen, und setze seine Lampen so auf, daß sie das Licht nach vorn fallen lassen; ³⁸dazu Dochtscheren und Pfannen aus purem Gold. ³⁹Aus einem Talent puren Goldes soll man den Leuchter und alle diese Geräte machen. ⁴⁰Sieh zu, daß du ihn nach dem Muster ausführst, das du auf dem Berg gesehen hast.

26 ¹Die Wohnstätte sollst du aus zehn Zelttüchern herstellen; aus gezwirntem Byssus, violetterm und rotem Purpur und Karmesin mit Kerubim sollst du sie machen, wie es ein Kunstweber macht. ²Ein Zelttuch soll achtundzwanzig Ellen lang und vier Ellen breit sein; alle Zelttücher sollen dasselbe Maß haben. ³Fünf Zelttücher sollen jeweils aneinandergefügt sein. ⁴Mach Schleifen aus violetterm Purpur am Rand des einen Zelttuchs, am Ende des zusammengefügtm Stückes; ebenso sollst du es am Rand des letzten Zelttuchs des außen zusammengefügtm Stückes machen. ⁵Fünzig Schleifen sollst du an dem einen Zelttuch anbringen und fünfzig Schleifen am Zelttuchende des zweiten zusammengefügtm Stückes; die Schleifen sollen einander entsprechen. ⁶Du sollst auch fünfzig Goldhaken machen und die Zelttücher mit den Haken verbinden, eines mit dem andern; so soll die Wohnstätte ein Ganzes bilden. ⁷Mach Decken aus Ziegenhaar für das Zelt über der Wohnstätte; elf Stück sollst du herstellen. ⁸Eine Decke soll dreißig Ellen lang und vier Ellen breit sein; die elf Decken sollen dasselbe Maß haben. ⁹Verbinde fünf Decken zu einem Stück und sechs Decken zu einem Stück; die sechste Decke sollst du an der Vorderseite des Zeltes doppelt zusammenlegen. ¹⁰Fünzig Schleifen mach am Saum der Decke, die das Ende eines zusammengesetzten Stückes bildet, und ebenso fünfzig Schleifen am Saum der Decke, die das Ende des andern zusammengesetzten Stückes bildet. ¹¹Fertige fünfzig Kupferhaken an, häng die Haken in die Schleifen, und setz das Zelt so zusammen, daß es ein Ganzes bildet. ¹²Den herabhängenden überschüssigen Teil der Zeltdecke laß zur Hälfte an der Rückseite der Wohnstätte herabhängen! ¹³Die überschüssige Elle auf beiden Längsseiten der Zeltdecken soll auf die beiden Seiten der Wohnstätte herabhängen, so daß sie sie bedeckt. ¹⁴Schließlich

mach für das Zelt eine Decke aus rötlichen Widderfellen und darüber eine Decke aus Tahaschhäuten! ¹⁵Mach für die Wohnstätte Bretter aus Akazienholz zum Aufstellen! ¹⁶Jedes Brett soll zehn Ellen lang und anderthalb Ellen breit sein; ¹⁷jedes Brett soll durch zwei Zapfen mit dem nächsten verbunden werden. So mach es mit allen Brettern für die Wohnstätte! ¹⁸An Brettern für die Wohnstätte verfertige zwanzig für die Südseite! ¹⁹Stell vierzig Sockel aus Silber her als Unterlage für die zwanzig Bretter, je zwei Sockel als Unterlage eines Brettes für seine beiden Zapfen! ²⁰Für die zweite Seite der Wohnstätte, die Nordseite, ebenfalls zwanzig Bretter ²¹und vierzig Sockel aus Silber, je zwei Sockel als Unterlage eines Brettes. ²²Für die Rückseite der Wohnstätte, die Westseite, verfertige sechs Bretter, ²³und zwei Bretter stell für die Eckstücke an der Rückseite der Wohnstätte her! ²⁴Sie sollen einander entsprechen und von unten bis oben zum ersten Ring reichen. So soll es mit den beiden Brettern geschehen, die die Eckstücke bilden. ²⁵Acht Bretter und sechzehn Sockel aus Silber sollen vorhanden sein, je zwei Sockel als Unterlage für jedes Brett. ²⁶Verfertige Querlatten aus Akazienholz, fünf für die Bretter auf der einen Seite der Wohnstätte, ²⁷fünf für die Bretter der zweiten Seite der Wohnstätte und fünf für die Bretter der Rückseite der Wohnstätte, der Westseite! ²⁸Die mittlere Querlatte soll in der Mitte der Bretter angebracht werden und von einem Ende zum andern reichen. ²⁹Überzieh die Bretter mit Gold, und mach Ringe aus Gold, welche die Querlatten aufnehmen; auch die Querlatten überzieh mit Gold! ³⁰So errichte die Wohnstätte nach dem Muster, das dir auf dem Berg gezeigt worden ist. ³¹Mach einen Vorhang aus violetterm und rotem Purpur, Karmesin und gezwirntem Byssus; wie Kunstwebarbeit soll er gemacht werden, mit Kerubim. ³²Häng ihn an die vier mit Gold überzogenen Akaziensäulen, die auf vier Sockeln aus Silber stehen sollen. Auch die Nägel der Säulen sollen aus Gold sein. ³³Häng den Vorhang an die Haken, und bring dorthin, hinter den Vorhang, die Lade der Bundesurkunde! Der Vorhang trenne euch das Heiligtum vom Allerheiligsten. ³⁴Setz die Deckplatte auf die La-

de der Bundesurkunde im Allerheiligsten! ³⁵Stell den Tisch außen vor den Vorhang, den Leuchter gegenüber dem Tisch an die Südseite der Wohnstätte; den Tisch stell an die Nordseite! ³⁶Für den Eingang des Zeltes mach einen Vorhang aus violetterm und rotem Purpur, Karmesin und gezwirntem Byssus; Arbeit eines Buntwirkers soll er sein. ³⁷Für den Vorhang mach fünf Akaziensäulen, überzieh sie mit Gold, und gieß für sie fünf kupferne Sockel! Auch die Nägel der Säulen sollen aus Gold sein.

27 ¹Dann mach aus Akazienholz den Altar, fünf Ellen lang und fünf Ellen breit – der Altar soll also quadratisch sein – und drei Ellen hoch. ²Mach ihm Hörner an seinen vier Ecken – seine Hörner sollen mit ihm ein Ganzes bilden –, und überzieh ihn mit Kupfer! ³Stell auch die Gefäße her für seine Fett-Asche, seine Schaufeln und Schalen, seine Gabeln und Feuerpfannen! Alle seine Geräte sollst du aus Kupfer herstellen. ⁴Mach für den Altar ein Gitterwerk, ein Netzgitter aus Kupfer, und befestige am Netzgitter vier Kupferringe, und zwar an seinen vier Enden! ⁵Bring das Gitterwerk unterhalb der Altareinfassung unten an! Das Netzgitter soll bis zur Mitte des Altars reichen. ⁶Verfertige für den Altar Stangen – Stangen aus Akazienholz –, und überzieh sie mit Kupfer! ⁷Man soll die Stangen in die Ringe stecken, und zwar sollen die Stangen an beiden Seiten des Altars angebracht sein, wenn man ihn trägt. ⁸Mach ihn hohl, aus Brettern! Wie man es dir auf dem Berg gezeigt hat, so soll man es ausführen. ⁹Dann mach den Vorhof der Wohnstätte: für die Südseite die Behänge des Vorhofs aus gezwirntem Byssus, hundert Ellen lang für eine Seite, ¹⁰seine zwanzig Säulen und deren zwanzig Sockel aus Kupfer, die Nägel der Säulen und deren Querstangen aus Silber; ¹¹ebenso für die nördliche Längsseite Behänge, hundert Ellen lang, ihre zwanzig Säulen und deren zwanzig Sockel aus Kupfer, die Nägel der Säulen und deren Querstangen aus Silber; ¹²für die Breitseite des Vorhofs im Westen Behänge von fünfzig Ellen, ihre zehn Säulen und deren Sockel. ¹³Der Vorhof an der Ostseite soll fünfzig Ellen breit sein, ¹⁴und zwar fünfzehn Ellen Behänge für die eine Seitenwand

mit ihren drei Säulen und deren drei Sockel; ¹⁵für die andere Seitenwand ebenso fünfzehn Ellen Behänge mit ihren drei Säulen und deren drei Sockel; ¹⁶für das Tor des Vorhofs als Buntwirkerarbeit einen Vorhang von zwanzig Ellen aus violetterem und rotem Purpur, Karmesin und gezwirntem Byssus, mit ihren vier Säulen und deren vier Sockeln; ¹⁷alle Säulen des Vorhofs ringsum mit Querstangen aus Silber sowie ihre Nägel aus Silber und ihre Sockel aus Kupfer. ¹⁸Der Vorhof soll hundert Ellen lang, fünfzig Ellen breit und fünf Ellen hoch sein, die Behänge aus gezwirntem Byssus, ihre Sockel aus Kupfer. ¹⁹Alle Geräte der Wohnstätte, die darin zu irgendeinem Dienst verwendet werden, alle ihre Zeltplöcke und alle Zeltplöcke des Vorhofs sollen aus Kupfer sein. ²⁰Du aber befiehl den Israeliten, daß sie dir reines Öl aus gestoßenen Oliven für den Leuchter liefern, damit immer Licht brennt. ²¹Im Offenbarungszelt außerhalb des Vorhangs vor der Bundesurkunde sollen es Aaron und seine Söhne zurichten; es soll vom Abend bis zum Morgen vor dem Herrn brennen, als eine ständig eingehaltene Verpflichtung bei den Israeliten von Generation zu Generation.

28 ¹Laß aus der Mitte der Israeliten deinen Bruder Aaron und mit ihm auch seine Söhne zu dir kommen, damit sie mir als Priester dienen, Aaron mit Nadab, Abihu, Eleasar und Itamar, den Söhnen Aarons. ²Laß für deinen Bruder Aaron heilige Gewänder anfertigen, die ihm zur Ehre und zum Schmuck gereichen. ³Rede mit allen Sachverständigen, die ich mit dem Geist der Weisheit erfüllt habe; sie sollen Aarons Gewänder anfertigen, damit er geheiligt sei und mir als Priester dient. ⁴Das sind die Gewänder, die sie anfertigen sollen: Lostasche, Efod, Obergewand, Leibrock aus gewirktem Stoff, Turban und Gürtel. Sie sollen also für deinen Bruder Aaron und für seine Söhne heilige Gewänder anfertigen, damit er mir als Priester dient. ⁵Sie sollen dazu Gold, violetterem und roten Purpur, Karmesin und Byssus verwenden. ⁶Das Efod sollen sie als Kunstweberarbeit herstellen, aus Gold, violetterem und rotem Purpur, Karmesin und gezwirntem Byssus. ⁷Es soll zwei miteinander verbun-

dene Schulterstücke haben, und zwar an seinen beiden Enden sollen sie miteinander verbunden sein. ⁸Die Schärpe am Efod soll von derselben Machart sein und mit ihm ein einziges Stück bilden, aus Gold, violetterem und rotem Purpur, Karmesin und gezwirntem Bysus. ⁹Nimm die beiden Karneolsteine, und schneide die Namen der Söhne Israels ein: ¹⁰sechs von den Namen in den einen Stein und die übrigen sechs Namen in den andern Stein, in der Reihenfolge, wie sie geboren wurden. ¹¹In Steinschneidearbeit wie Siegelgravierung sollst du in die beiden Steine die Namen der Söhne Israels schneiden, in Goldfassungen eingesetzt sollst du sie herstellen. ¹²Befestige die beiden Steine an den Schulterstücken des Efod als Steine, die den Herrn an die Israeliten erinnern. Aaron soll ihre Namen auf beiden Schulterstücken vor dem Herrn zur Erinnerung tragen. ¹³Du sollst also die Fassung aus Gold ¹⁴und zwei Kettchen aus purem Gold machen; dreh sie wie eine Schnur, und befestige die schnurartigen Kettchen an den Fassungen! ¹⁵Mach eine Lostasche für den Schiedsspruch; als Kunstweberarbeit wie das Efod sollst du sie herstellen; aus Gold, violetterem und rotem Purpur, Karmesin und gezwirntem Bysus sollst du sie herstellen. ¹⁶Sie soll quadratisch sein, zusammengefaltet, eine Spanne lang und eine Spanne breit. ¹⁷Besetze sie mit gefaßten Edelsteinen in vier Reihen: die erste Reihe mit Rubin, Topas und Smaragd; ¹⁸die zweite Reihe mit Karfunkel, Saphir und Jaspis; ¹⁹die dritte Reihe mit Achat, Hyazinth und Amethyst; ²⁰die vierte Reihe mit Chrysolith, Karneol und Onyx; sie sollen in Gold gefaßt und eingesetzt sein. ²¹Die Steine sollen auf die Namen der Söhne Israels lauten, zwölf Steine auf ihre Namen – in Siegelgravierung. Jeder laute auf einen Namen der zwölf Stämme. ²²Befestige an der Lostasche schnurartige, gedrehte Kettchen aus purem Gold! ²³An der Lostasche bring zwei goldene Ringe an, und befestige die Ringe an den Enden der Lostasche! ²⁴Sodann verbinde die beiden Goldschnüre mit den beiden Ringen an den Enden der Lostasche; ²⁵die zwei andern Enden der Schnüre befestige an den beiden Einfassungen, und häng sie an die Vorderseite der Schulterstücke des

Efod! ²⁶Mach noch zwei Goldringe, und befestige sie an den beiden Enden der Lostasche, und zwar am inneren Rand, der dem Efod zugekehrt ist. ²⁷Mach zwei weitere Goldringe, und befestige sie unten an den beiden Schulterstücken des Efod, und zwar an der Vorderseite, nahe ihrer Naht, aber oberhalb der Efodschärpe. ²⁸Man soll die Lostasche mit ihren Ringen an die Ringe des Efod mit einer violetten Purpurschnur binden, damit sie über der Efodschärpe bleibt und sich die Lostasche nicht vom Efod verschiebt. ²⁹Aaron soll die Namen der Söhne Israels in der Lostasche für den Schiedsspruch über seinem Herzen tragen, wenn er zum Heiligtum kommt, zur immerwährenden Erinnerung vor dem Herrn. ³⁰In die Lostasche für den Schiedsspruch steck die Lose Urim und Tummim; sie sollen sich über dem Herzen Aarons befinden, wenn er vor den Herrn kommt; Aaron trage den Schiedsspruch für die Israeliten über seinem Herzen ständig vor dem Herrn. ³¹Verfertige den Efodmantel ganz aus violetter Purpur; ³²in seiner Mitte soll sich eine Öffnung für den Kopf befinden; an seiner Öffnung ringsum soll wie bei der Öffnung eines Panzerhemds ein gewebter, unzerreißbarer Rand angebracht sein. ³³An seinem unteren Saum mach Granatäpfel aus violetter Purpur und aus Karmesin, an seinem Saum ringsum, und dazwischen goldene Glöckchen ringsum: ³⁴ein Goldglöckchen und ein Granatapfel abwechselnd ringsum am Saum des Mantels. ³⁵Aaron soll ihn beim Dienst tragen; sein Ton soll zu hören sein, wenn er in das Heiligtum vor den Herrn hintritt und wenn er wieder herauskommt; sonst muß er sterben. ³⁶Mach eine Rosette aus purem Gold, und bring darauf nach Art der Siegelgravierung die Inschrift an: Heilig dem Herrn. ³⁷Befestige die Rosette an einer Schnur aus violetter Purpur, und bring sie am Turban an; sie soll an der Vorderseite des Turbans angebracht werden. ³⁸Sie soll auf Aarons Stirn sein, denn Aaron ist verantwortlich für die Verfehlungen an den Weihgaben, die die Israeliten weihen, für alle heiligen Abgaben; sie soll ständig auf Aarons Stirn sein, damit sie dem Herrn genehm sind. ³⁹Web den Leibrock aus Byssus; mach einen Turban

aus Byssus und einen Gürtel in Buntwirkerarbeit! ⁴⁰Für die Söhne Aarons verfertige Leibbröcke, und mach ihnen Gürtel! Mach für sie auch Kopfbünde, die ihnen zur Ehre und zum Schmuck gereichen. ⁴¹Dann bekleide damit deinen Bruder Aaron und zusammen mit ihm auch seine Söhne, und salbe sie, setze sie ins Priesteramt ein, und weihe sie, damit sie mir als Priester dienen. ⁴²Mach ihnen Beinkleider aus Leinen, damit sie ihre Scham bedecken; von den Hüften bis zu den Schenkeln sollen sie reichen. ⁴³Aaron und seine Söhne sollen sie tragen, wenn sie zum Offenbarungszelt kommen oder sich dem Altar nähern, um den Dienst am Heiligtum zu verrichten; so werden sie keine Schuld auf sich laden und nicht sterben. Als ständig einzuhaltende Verpflichtung gelte dies für ihn und seine Nachkommen.

29 ¹Das ist es, was du mit ihnen tun sollst, wenn du sie zum Priesterdienst für mich Weihst: Nimm einen Jungstier und zwei fehlerlose Widder, ²ungesäuerte Brote, mit Öl vermengte ungesäuerte Kuchen und mit Öl bestrichene ungesäuerte Brotfladen; aus Feinmehl sollst du sie zubereiten. ³Leg sie in einen Korb, und bring sie im Korb herbei, dazu den Jungstier und die beiden Widder! ⁴Laß Aaron und seine Söhne zum Eingang des Offenbarungszeltes treten, und wasche sie mit Wasser! ⁵Nimm die Gewänder, und bekleide Aaron mit Leibrock, Efodmantel, Efod und Lostasche, und bind ihm die Efodscharpe um! ⁶Setz ihm den Turban auf den Kopf, und befestige das heilige Diadem am Turban! ⁷Nimm Salböl, gieß es auf sein Haupt, und salb ihn! ⁸Laß seine Söhne herantreten, und bekleide sie mit Leibbröcken! ⁹Gürte Aaron und seine Söhne mit einem Gürtel, und bind ihnen die Kopfbünde um! Das Priestertum gehört dann ihnen als dauerndes Anrecht. Setz also Aaron und seine Söhne ins Priesteramt ein! ¹⁰Laß den Jungstier vor das Offenbarungszelt bringen, und Aaron und seine Söhne sollen ihre Hände auf den Kopf des Jungstiers legen. ¹¹Dann schlachte den Jungstier vor dem Herrn am Eingang des Offenbarungszeltes! ¹²Nimm vom Blut des Jungstiers, und gib etwas davon mit deinem Finger auf die Hörner des

Altars! Das ganze übrige Blut aber gieß am Sockel des Altars aus! ¹³Nimm das ganze Fett, das die Eingeweide bedeckt, die Fettmasse über der Leber, die beiden Nieren und ihr Fett, und laß es auf dem Altar in Rauch aufgehen! ¹⁴Das Fleisch des Jungstiers, sein Fell und seinen Mageninhalt verbrenn im Feuer außerhalb des Lagers, denn es ist ein Sündopfer. ¹⁵Dann hol den einen Widder, und Aaron und seine Söhne sollen ihre Hände auf den Kopf des Widders legen. ¹⁶Schlachte den Widder, nimm sein Blut, und gieß es ringsum an den Altar! ¹⁷Zerleg den Widder in seine Teile, wasche seine Eingeweide und seine Beine, und leg sie auf seine übrigen Teile und auf seinen Kopf! ¹⁸Dann laß den ganzen Widder auf dem Altar in Rauch aufgehen! Ein Brandopfer ist es für den Herrn zum beruhigenden Duft, ein Feueropfer für den Herrn ist es. ¹⁹Dann hol den zweiten Widder, und Aaron und seine Söhne sollen ihre Hände auf den Kopf des Widders legen. ²⁰Schlachte den Widder, nimm von seinem Blut, und streich es auf das rechte Ohrläppchen Aarons und seiner Söhne, auf den Daumen ihrer rechten Hand und auf die große Zehe ihres rechten Fußes! Das übrige Blut gieß ringsum an den Altar! ²¹Nimm vom Blut auf dem Altar und vom Salböl, und bespreng damit Aaron und dessen Gewänder sowie seine Söhne und deren Gewänder! Er und seine Gewänder werden so geweiht sein und mit ihm auch seine Söhne und deren Gewänder. ²²Dann nimm vom Widder das Fett, den Fettschwanz, das Fett, das die Eingeweide bedeckt, die Fettmasse über der Leber, die beiden Nieren und ihr Fett sowie die rechte Schenkelkeule; denn es ist der Widder der Priestereinsetzung. ²³Nimm dazu ein rundes Brot, einen mit Öl zubereiteten Brotkuchen und einen Brotfladen aus dem Korb der ungesäuerten Brote, der sich vor dem Herrn befindet. ²⁴Das alles leg Aaron und seinen Söhnen in die Hände, und laß sie es vor dem Herrn hin- und herschwingen und so darbringen! ²⁵Dann nimm die Stücke wieder aus ihren Händen, und laß sie auf dem Altar mit dem Brandopfer in Rauch aufgehen, zum beruhigenden Duft vor dem Herrn; ein Feueropfer für den Herrn ist es. ²⁶Dann nimm die Brust des Widders

der Priestereinsetzung Aarons, und schwing sie vor dem Herrn zur Darbringung hin und her! Die Brust gehört dir als Anteil. ²⁷Erkläre die Brust des Darbringungsritus und die Keule des Erhebungsritus als heilig; denn sie wurden vom Widder des Einsetzungsofers genommen, dem Widder Aarons und dem seiner Söhne. ²⁸Sie gehören Aaron und seinen Söhnen als dauerndes Anrecht gegenüber den Israeliten, denn es ist ein Erhebungsoffer, und zwar ein Erhebungsoffer von den Israeliten, von ihren Heilsopfern, ihren Erhebungsofern zur Ehre des Herrn. ²⁹Die heiligen Gewänder Aarons gehören nach ihm seinen Söhnen, damit man sie darin salbt und ins Priesteramt einsetzt. ³⁰Sieben Tage lang soll sie derjenige von seinen Söhnen tragen, der an seiner Stelle Priester wird und ins Offenbarungszelt eintritt, um im Heiligtum den Dienst zu verrichten. ³¹Nimm den Einsetzungswidder, und koch sein Fleisch an heiliger Stätte! ³²Aaron und seine Söhne sollen das Widderfleisch und das Brot aus dem Korb am Eingang des Offenbarungszeltes essen. ³³Sie sollen das essen, womit sie bei ihrer Priestereinsetzung und Weihe entsühnt wurden; kein Laie darf davon essen, denn es ist heilig. ³⁴Wenn vom Fleisch des Einsetzungsofers und vom Brot etwas bis zum Morgen übrigbleibt, dann sollst du das Übriggebliebene im Feuer verbrennen; man darf es nicht essen, denn es ist heilig. ³⁵Tu mit Aaron und seinen Söhnen genau so wie ich es dir befohlen habe. Sieben Tage verwende für ihre Priestereinsetzung! ³⁶Bereite täglich ein Sündopferstier für die Entsöhnung zu, und entsünde den Altar, indem du ihn entsühnst. Salb ihn, um ihn zu weihen. ³⁷Sieben Tage sollst du den Altar entsühnen und so weihen. Der Altar ist dann hochheilig; jeder, der den Altar berührt, wird heilig. ³⁸Folgendes sollst du auf dem Altar darbringen: Tagtäglich und ständig zwei männliche einjährige Lämmer. ³⁹Das eine Lamm sollst du am Morgen, das andere zur Zeit der Abenddämmerung darbringen, ⁴⁰dazu ein Zehntel Feinmehl, das mit einem Viertel Hin Öl aus gestoßenen Oliven vermengt ist, und als Trankopfer ein Viertel Hin Wein für ein Lamm. ⁴¹Das zweite Lamm bring zur Zeit der Abenddämmerung dar, mit einer

Opfergabe und einem Trankopfer wie am Morgen, zum beruhigenden Duft als Feueropfer für den Herrn. ⁴²Es soll von Generation zu Generation ein immerwährendes Brandopfer am Eingang des Offenbarungszeltes vor dem Herrn sein, wo ich mich euch offenbare, um mit dir dort zu reden. ⁴³Ich werde mich dort den Israeliten offenbaren und mich in meiner Herrlichkeit als heilig erweisen. ⁴⁴Ich werde das Offenbarungszelt, den Altar, Aaron und seine Söhne heiligen und für meinen Priesterdienst weihen. ⁴⁵Ich werde mitten unter den Israeliten wohnen und ihnen Gott sein. ⁴⁶Sie sollen erkennen, daß ich der Herr, ihr Gott bin, der sie aus Ägypten herausgeführt hat, um in ihrer Mitte zu wohnen, ich, der Herr, ihr Gott.

30 ¹Mach auch einen Altar zum Verbrennen von Räucherwerk; aus Akazienholz sollst du ihn machen. ²Er soll eine Elle lang, eine Elle breit, also quadratisch, und zwei Ellen hoch sein; seine Hörner sollen mit ihm eine Einheit bilden. ³Mit purem Gold überzieh ihn, seine Platte, seine Wände ringsum und seine Hörner, und bring an ihm ringsum eine Goldleiste an! ⁴Mach für ihn zwei Paar Goldringe, befestige sie unterhalb seiner Leiste an seinen beiden Seiten, seinen Seitenwänden, zum Aufnehmen der Stangen, so daß man ihn damit tragen kann. ⁵Mach die Stangen aus Akazienholz, und überzieh sie mit Gold! ⁶Stell ihn vor den Vorhang vor der Lade der Bundesurkunde, vor der Deckplatte über der Bundesurkunde! Dort will ich mich dir offenbaren. ⁷Aaron soll auf ihm Morgen für Morgen duftendes Räucherwerk verbrennen; wenn er die Lampen herrichtet, soll er es verbrennen. ⁸Wenn Aaron zur Zeit der Abenddämmerung die Lampen wieder aufsetzt, soll er das Räucherwerk verbrennen; es soll ein immerwährendes Rauchopfer vor dem Herrn sein von Generation zu Generation. ⁹Ihr dürft auf ihm weder ein unerlaubtes Rauchopfer, noch ein Brandopfer, noch ein Speiseopfer darbringen; auch dürft ihr auf ihm kein Trankopfer ausgießen. ¹⁰An seinen Hörnern soll Aaron einmal im Jahr die Sühne für die Sünden vollziehen; mit dem Blut des Sühneopfers soll man einmal im Jahr auf ihm die Sühne vollziehen von Generation zu Generation. Etwas Hochheiliges ist es für

den Herrn. ¹¹Der Herr sprach zu Mose: ¹²Wenn du die Zählung der Israeliten für ihre Veranlagung durchführst, soll jeder von ihnen ein Lösegeld für seine Person anlässlich der Veranlagung an den Herrn zahlen, damit sie kein Unheil wegen der Veranlagung trifft. ¹³Jeder von ihnen, der zur Veranlagung kommt, soll einen halben Schekel, entsprechend dem Schekelgewicht des Heiligtums, entrichten: zwanzig Gera auf einen Schekel; einen halben Schekel soll die Abgabe für den Herrn betragen. ¹⁴Jeder von zwanzig Jahren und darüber, der zur Veranlagung kommt, soll eine Abgabe für den Herrn entrichten. ¹⁵Der Reiche soll nicht mehr, der Arme nicht weniger als einen halben Schekel geben, wenn ihr die Abgabe für den Herrn als Lösegeld für eure Person entrichtet. ¹⁶Nimm das Silber des Lösegeldes von den Israeliten, und verwende es für den Dienst im Offenbarungszelt; es diene den Israeliten zur Erinnerung vor dem Herrn, als Lösegeld für eure Person. ¹⁷Der Herr sprach zu Mose: ¹⁸Verfertige ein Becken aus Kupfer und ein Gestell aus Kupfer für die Waschungen, und stell es zwischen das Offenbarungszelt und den Altar; dann füll Wasser ein! ¹⁹Aaron und seine Söhne sollen darin ihre Hände und Füße waschen. ²⁰Wenn sie zum Offenbarungszelt kommen, sollen sie sich mit Wasser waschen, damit sie nicht sterben. Ebenso sollen sie es halten, wenn sie zum Altar treten, um den Dienst zu verrichten und um Feueropfer für den Herrn in Rauch aufgehen zu lassen. ²¹Sie sollen sich ihre Hände und Füße waschen, damit sie nicht sterben. Dies soll für sie eine immerwährende Verpflichtung sein, für Aaron und seine Nachkommen von Generation zu Generation. ²²Der Herr sprach zu Mose: ²³Nimm dir Balsam von bester Sorte: fünfhundert Schekel erstarrte Tropfenmyrrhe, halb soviel, also zweihundertfünfzig Schekel, wohlriechenden Zimt, zweihundertfünfzig Schekel Gewürzrohr ²⁴und fünfhundert Schekel Zimtnelken, nach dem Schekelgewicht des Heiligtums, dazu ein Hin Olivenöl, ²⁵und mach daraus ein heiliges Salböl, eine würzige Salbe, wie sie der Salbenmischer bereitet. Ein heiliges Salböl soll es sein. ²⁶Damit salbe das Offenbarungszelt und die Lade der Bundesurkunde, ²⁷den Tisch und den Leuchter mit

ihren Geräten und den Rauchopferaltar,²⁸ ferner den Brandopferaltar samt allen seinen Geräten und das Becken mit seinem Gestell.²⁹ So sollst du sie weihen, damit sie hochheilig seien; ein jeder, der sie berührt, wird heilig.³⁰ Auch Aaron und seine Söhne sollst du salben und sie weihen, damit sie mir als Priester dienen.³¹ Zu den Israeliten aber sag: Das soll euch als ein mir heiliges Salböl gelten von Generation zu Generation.³² Auf keinen menschlichen Körper darf es gegossen werden, und ihr dürft auch keines in der gleichen Mischung herstellen; denn heilig ist es, heilig soll es euch sein.³³ Wer eine solche Mischung herstellt oder damit einen Laien salbt, soll aus seinen Stammesgenossen ausgemerzt werden.³⁴ Der Herr sprach zu Mose: Nimm dir Duftstoffe, Staktetropfen, Räucherklaue, Galbanum, Gewürzkräuter und reinen Weihrauch, von jedem gleich viel,³⁵ und mach Räucherwerk daraus, ein Würzgemisch, wie es der Salbenmischer herstellt, gesalzen, rein und heilig.³⁶ Zerstoß einen Teil davon ganz fein, und bring davon wieder einen Teil vor die Bundesurkunde im Offenbarungszelt, wo ich dir begegnen werde; hochheilig soll es euch sein.³⁷ Das Räucherwerk, das du bereiten sollst – in derselben Mischung dürft ihr euch kein anderes herstellen –, soll dir als dem Herrn heilig gelten.³⁸ Wer solches um des Duftes willen herstellt, soll aus seinen Stammesgenossen ausgemerzt werden.

31 ¹Der Herr sprach zu Mose: ²Siehe, ich habe Bezalel, den Sohn Uris, den Enkel Hurs, vom Stamm Juda, beim Namen gerufen ³und ihn mit dem Geist Gottes erfüllt, mit Weisheit, mit Verstand und mit Kenntnis für jegliche Arbeit: ⁴Pläne zu entwerfen und sie in Gold, Silber und Kupfer auszuführen ⁵und durch Schneiden und Fassen von Steinen und durch Schnitzen von Holz allerlei Werke herzustellen. ⁶Ich habe ihm Oholiab, den Sohn Ahisamachs, vom Stamm Dan, beigegeben und allen Kunstverständigen Weisheit verliehen, damit sie alles ausführen, was ich dir aufgetragen habe: ⁷das Offenbarungszelt, die Lade für die Bundesurkunde, die Deckplatte darauf und alle Geräte des Zeltes, ⁸den Tisch mit seinen Geräten, den Leuchter aus reinem Gold mit allen seinen Geräten und den Rauchopferal-

tar, ⁹den Brandopferaltar mit allen seinen Geräten und das Becken mit seinem Gestell, ¹⁰die gewirkten Gewänder und die heiligen Gewänder des Priesters Aaron sowie die Gewänder seiner Söhne für den Priesterdienst, ¹¹das Salböl und das duftende Räucherwerk für das Heiligtum. Sie sollen alles so ausführen, wie ich es dir befohlen habe. ¹²Der Herr sprach zu Mose: ¹³Sag den Israeliten: Ihr sollt meine Sabbate halten; denn das ist ein Zeichen zwischen mir und euch von Generation zu Generation, damit man erkennt, daß ich, der Herr, es bin, der euch heiligt. ¹⁴Darum haltet den Sabbat; denn er soll euch heilig sein. Wer ihn entweicht, soll mit dem Tod bestraft werden. Denn jeder, der an ihm eine Arbeit verrichtet, soll aus seinen Stammesgenossen ausgemerzt werden. ¹⁵Sechs Tage soll man arbeiten; der siebte Tag ist Sabbat, Ruhetag, heilig für den Herrn. Jeder, der am Sabbat arbeitet, soll mit dem Tod bestraft werden. ¹⁶Die Israeliten sollen also den Sabbat halten, indem sie ihn von Generation zu Generation als einen ewigen Bund halten. ¹⁷Für alle Zeiten wird er ein Zeichen zwischen mir und den Israeliten sein. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht; am siebten Tag ruhte er und atmete auf. ¹⁸Nachdem der Herr zu Mose auf dem Berg Sinai alles gesagt hatte, übergab er ihm die beiden Tafeln der Bundesurkunde, steinerne Tafeln, auf die der Finger Gottes geschrieben hatte.

Ex 35–40 Seite 1228 **35** ¹Mose versammelte die ganze Gemeinde der Israeliten und sagte zu ihnen: Das ist es, was der Herr euch zu tun befohlen hat: ²Sechs Tage soll man arbeiten; der siebte Tag ist heilig, Sabbat, Ruhetag zur Ehre des Herrn. Jeder, der an ihm arbeitet, soll mit dem Tod bestraft werden. ³Am Sabbat sollt ihr in keiner eurer Wohnstätten Feuer anzünden. ⁴Mose sagte zur ganzen Gemeinde der Israeliten: Der Herr hat folgendes befohlen: ⁵Erhebt von euch eine Abgabe für den Herrn! Jeder, den sein Herz dazu bewegt, soll eine Abgabe für den Herrn bringen: Gold, Silber, Kupfer, ⁶violetten und roten Purpur, Karmesin, Byssus, Ziegenhaare, ⁷rötliche Widder-

felle, Tahaschhäute und Akazienholz, ⁸Öl für den Leuchter, Balsam für das Salböl und für das duftende Räucherwerk, ⁹Karneolsteine und Ziersteine für Efod und Lostasche. ¹⁰Alle Sachverständigen unter euch sollen kommen und alles anfertigen, was der Herr angeordnet hat: ¹¹die Wohnstätte, ihr Zelt und seine Decke, seine Haken, Bretter, Querlatten, Säulen und Sockel, ¹²die Lade und ihre Stangen, die Deckplatte und den Vorhang, ¹³den Tisch, seine Stangen, alle seine Geräte und die Schaubrote, ¹⁴den Leuchter mit seinen Geräten und Lampen sowie das Öl für den Leuchter, ¹⁵den Räucheraltar mit seinen Stangen, das Salböl, das duftende Räucherwerk und den Türvorhang für den Eingang der Wohnstätte, ¹⁶den Brandopferaltar, sein Gitter aus Kupfer, seine Stangen, all sein Gerät, das Becken und sein Gestell, ¹⁷die Behänge des Vorhofs, seine Säulen und Sockel sowie den Vorhang für das Tor des Vorhofs, ¹⁸die Zeltplöcke der Wohnstätte und des Vorhofs mit ihren Stricken, ¹⁹die gewirkten Gewänder für den Dienst im Heiligtum, die heiligen Gewänder für den Priester Aaron und die Gewänder für seine Söhne zum Priesterdienst. ²⁰Da ging die ganze Gemeinde der Israeliten weg von Mose; ²¹als sie wiederkamen, brachte jeder, den sein Herz bewog, und jeder, den sein Geist dazu antrieb, die Abgabe für den Herrn zur Herstellung des Offenbarungszeltes und für seinen gesamten Dienst und die heiligen Gewänder. ²²Männer und Frauen kamen; alle brachten auf eigenen Antrieb hin Spangen, Nasenreife und Fingerringe, Halsketten, allerlei Goldgegenstände, jeder, der Gold für den Herrn als Weihegabe bringen wollte. ²³Alle, die etwas an violetterm und rotem Purpur, Karmesin, Byssus, Ziegenhaaren, rötlichen Widderfellen oder Tahaschhäuten bei sich fanden, brachten es. ²⁴Alle, die eine Abgabe an Silber oder Kupfer leisten wollten, brachten die Abgabe für den Herrn; alle, die Akazienholz beschaffen konnten, geeignet für jede Bearbeitung, brachten es herbei. ²⁵Alle Frauen, die sich auf Handarbeit verstanden, spannen und brachten das Gesponnene: violetten und roten Purpur, Karmesin und Byssus. ²⁶Alle kunstfertigen Frauen, die sich angespornt fühlten, spannen

Ziegenhaare. ²⁷Die Sippenhäupter brachten Karneolsteine und Ziersteine für Efod und Lostasche, ²⁸Balsam und Öl für den Leuchter, für das Salböl und für das duftende Räucherwerk. ²⁹Alle Männer und Frauen, die ihr Herz dazu trieb, etwas zu irgendeiner Arbeit beizutragen, die der Herr durch Mose anzufertigen befohlen hatte, alle diese Israeliten brachten eine Spende für den Herrn. ³⁰Dann sagte Mose zu den Israeliten: Seht, der Herr hat Bezalel, den Sohn Uris, des Sohnes Hurs, vom Stamm Juda, beim Namen gerufen ³¹und ihn mit dem Geist Gottes erfüllt, mit Weisheit, Klugheit und Kenntnis für jegliche Arbeit, ³²Pläne zu entwerfen und sie in Gold, Silber und Kupfer auszuführen ³³und durch Schneiden und Fassen von Steinen und durch Schnitzen von Holz allerlei Kunstwerke herzustellen. ³⁴Auch hat er ihm und Oholiab, dem Sohn Ahisamachs, vom Stamm Dan, die Gabe verliehen, andere zu lehren. ³⁵Er hat sie erfüllt mit Kunstsinn zum Ausführen jeder Arbeit eines Steinschneiders, eines Kunstwebers und eines Buntwirkers in violetterm und rotem Purpur, Karmesin und Byssus sowie eines Webers. Sie können alle Arbeiten ausführen und die Pläne dazu entwerfen.

³⁶ ¹Bezalel und Oholiab und alle kunstverständigen Männer, denen der Herr Weisheit und Klugheit zum Entwerfen und Ausführen der ganzen Arbeiten für den Dienst am Heiligtum gegeben hat, sollen alles tun, was der Herr angeordnet hat. ²Mose berief also Bezalel, Oholiab und alle kunstverständigen Männer, denen der Herr Weisheit in ihr Herz gegeben hatte, jeden, den sein Herz antrieb, sich ans Werk zu machen und es durchzuführen. ³Sie nahmen von Mose alle Abgaben entgegen, die die Israeliten gebracht hatten, damit die Arbeiten für den Dienst am Heiligtum ausgeführt werden könnten. Man brachte ihm auch weiterhin Morgen für Morgen Spenden. ⁴Alle Kunstverständigen, die alle Arbeiten für das Heiligtum ausführten, kamen aber – jeder von seiner Arbeit, die er gerade verrichtete – ⁵und sagten zu Mose: Das Volk bringt mehr, als man für die Arbeit benötigt, die der Herr auszuführen befahl. ⁶Da erließ Mose einen Befehl und ließ im Lager ausrufen: Weder Mann noch Frau soll sich

weiterhin um eine Abgabe für das Heiligtum bemühen. So bewog man das Volk, nichts mehr zu bringen. ⁷Es war Material mehr als genug vorhanden, um alle Arbeiten durchzuführen. ⁸Die Kunstverständigen unter den Arbeitern verfertigten die Wohnstätte aus zehn Zelttüchern: aus gewirntem Byssus, violetterem und rotem Purpur und Karmesin, mit Kerubimfiguren; als Kunstweberarbeit machten sie es. ⁹Ein Zelttuch war achtundzwanzig Ellen lang und vier Ellen breit; alle Zelttücher hatten dasselbe Maß. ¹⁰Er fügte jeweils fünf Zelttücher aneinander. ¹¹Dann machte er Schleifen aus violetterem Purpur am Rand des einen Zelttuchs, das das Ende des zusammengefügteten Stückes bildete; ebenso machte er es am Rande des letzten Zelttuchs des anderen zusammengefügteten Stückes. ¹²Fünzig Schleifen brachte er an dem einen Zelttuch an und fünfzig Schleifen am Zelttuchende des zweiten zusammengefügteten Stückes; die Schleifen entsprachen einander. ¹³Dann machte er fünfzig Goldhaken und verband die Zelttücher mit den Haken, eines mit dem andern; so wurde die Wohnstätte ein Ganzes. ¹⁴Er machte Decken aus Ziegenhaar für das Zelt über der Wohnstätte; elf Decken stellte er her. ¹⁵Eine Decke war dreißig Ellen lang und vier Ellen breit; die elf Decken hatten dasselbe Maß. ¹⁶Er verband fünf Decken zu einem Stück und sechs Decken zu einem Stück. ¹⁷Er machte fünfzig Schleifen am Saum der Decke, die das Ende des einen zusammengesetzten Stückes bildete, und ebenso fünfzig Schleifen am Saum der Decke, welche das Ende des anderen zusammengesetzten Stückes bildete. ¹⁸Er fertigte fünfzig Kupferhaken an, um das Zelt zusammenzusetzen, damit es ein Ganzes ergäbe. ¹⁹Schließlich machte er für das Zelt eine Decke aus rötlichen Widderfellen und darüber eine Decke aus Tahaschhäuten. ²⁰Er machte für die Wohnstätte Bretter aus Akazienholz zum Aufstellen. ²¹Jedes Brett war zehn Ellen lang und anderthalb Ellen breit; ²²jedes Brett wurde durch zwei Zapfen mit dem nächsten verbunden. So machte er es mit allen Brettern der Wohnstätte. ²³An Brettern für die Wohnstätte verfertigte er zwanzig für die Südseite. ²⁴Er stellte vierzig Sockel aus Silber als Unterlage für die zwanzig Bretter her:

je zwei Sockel als Unterlage eines Brettes für seine beiden Zapfen. ²⁵Für die zweite Seite der Wohnstätte, die Nordseite, machte er ebenfalls zwanzig Bretter ²⁶und vierzig Sockel aus Silber, je zwei Sockel als Unterlage eines Brettes. ²⁷Für die Rückseite der Wohnstätte, die Westseite, verfertigte er sechs Bretter, ²⁸und zwei Bretter stellte er für die Eckstücke an der Rückseite der Wohnstätte her. ²⁹Sie entsprachen einander und reichten von unten bis oben, zum ersten Ring. So machte er es mit den beiden Brettern, die die beiden Eckstücke bildeten. ³⁰Es waren also acht Bretter und sechzehn Sockel aus Silber vorhanden: je zwei Sockel als Unterlage für ein Brett. ³¹Er verfertigte Querlatten aus Akazienholz, fünf für die Bretter auf der einen Seite der Wohnstätte, ³²fünf für die Bretter auf der zweiten Seite der Wohnstätte und fünf für die Bretter der Rückseite der Wohnstätte, der Westseite. ³³Er brachte die mittlere Querlatte in der Mitte der Bretter an; sie reichte von einem Ende zum andern. ³⁴Er überzog die Bretter mit Gold und machte Ringe aus Gold, die die Querlatten aufnahmen; auch die Querlatten überzog er mit Gold. ³⁵Er machte einen Vorhang aus violetterm und rotem Purpur, Karmesin und gezwirntem Byssus; er machte ihn in Kunstweberarbeit, mit Kerubimfiguren. ³⁶Er machte für ihn vier Akaziensäulen, überzog sie mit Gold – auch die Nägel waren aus Gold – und goß für sie vier Sockel aus Silber. ³⁷Für den Eingang des Zeltens machte er einen Vorhang aus violetterm und rotem Purpur, Karmesin und gezwirntem Byssus in Buntwirkerarbeit ³⁸sowie seine fünf Säulen mit ihren Nägeln und überzog ihre Kapitelle und ihre Querstangen mit Gold; ihre fünf Sockel waren aus Kupfer.

³⁷ ¹Dann machte Bezalel die Lade aus Akazienholz, zweieinhalb Ellen lang, anderthalb Ellen breit und anderthalb Ellen hoch. ²Er überzog sie innen und außen mit purem Gold und brachte daran ringsherum eine Goldleiste an. ³Er goß für sie vier Goldringe und befestigte sie an ihren vier Füßen, zwei Ringe an der einen Seite und zwei Ringe an der anderen Seite. ⁴Er fertigte Stangen aus Akazienholz an und überzog sie mit Gold. ⁵Er steckte die Stangen durch

die Ringe an den Seiten der Lade, so daß man damit die Lade tragen konnte. ⁶Er verfertigte auch eine Deckplatte aus purem Gold, zweieinhalb Ellen lang und anderthalb Ellen breit. ⁷Er machte zwei Kerubim aus getriebenem Gold und arbeitete sie aus den beiden Enden der Deckplatte heraus, ⁸und zwar einen Kerub an dem einen Ende und einen Kerub an dem andern Ende der Deckplatte; er arbeitete die Kerubim an ihren beiden Enden heraus. ⁹Die Kerubim breiteten ihre Flügel nach oben aus; mit ihren Flügeln beschirmten sie die Deckplatte, und sie wandten ihre Gesichter einander zu; die Gesichter waren der Deckplatte zugewandt. ¹⁰Er fertigte auch den Tisch aus Akazienholz an, zwei Ellen lang, eine Elle breit und anderthalb Ellen hoch. ¹¹Er überzog ihn mit purem Gold und brachte daran ringsherum eine Goldleiste an. ¹²Er machte ihm ringsherum eine handbreite Einfassung und verfertigte um diese Einfassung eine goldene Leiste. ¹³Er goß für ihn vier Goldringe und befestigte die Ringe an den vier Ecken, die von seinen vier Füßen gebildet wurden. ¹⁴Die Ringe waren dicht unter der Einfassung, so daß sie die Stangen aufnahmen und man den Tisch tragen konnte. ¹⁵Er machte die Stangen aus Akazienholz und überzog sie mit Gold, so daß man den Tisch tragen konnte. ¹⁶Dazu machte er die Geräte, die auf dem Tisch stehen sollten: seine Schüsseln, Schalen, Kannen und Krüge für die Trankopfer – alles aus purem Gold. ¹⁷Er machte den Leuchter aus purem Gold. Der Leuchter, sein Gestell und sein Schaft, seine Kelche, Knospen und Blüten waren aus einem Stück getrieben. ¹⁸Von seinen Seiten gingen sechs Arme aus, drei Leuchterarme auf der einen Seite und drei Leuchterarme auf der anderen Seite. ¹⁹Der erste Arm wies drei mandelblütenförmige Kelche auf mit je einer Knospe und einer Blüte, und der zweite Arm wies drei mandelblütenförmige Kelche auf mit je einer Knospe und einer Blüte; so alle sechs Arme, die von dem Leuchter ausgingen. ²⁰An dem Leuchter waren vier mandelblütenförmige Kelche, Knospen und Blüten: ²¹je eine Knospe unten zwischen zwei Armen, entsprechend den sechs Armen, die vom Leuchter ausgingen. ²²Die Knospen und Arme bil-

deten mit dem Schaft ein Ganzes; das Ganze war ein Stück aus getriebenem purem Gold. ²³Dann machte er auch für den Leuchter die sieben Lampen, seine Dochtscheren und Pfannen aus purem Gold. ²⁴Aus einem Talent puren Goldes machte er den Leuchter und alle dazugehörenden Geräte. ²⁵Auch machte er den Räucheraltar aus Akazienholz, eine Elle lang, eine Elle breit – also quadratisch – und zwei Ellen hoch; seine Hörner bildeten mit ihm eine Einheit. ²⁶Er überzog ihn mit purem Gold, seine Platte, seine Wände ringsum und seine Hörner, und brachte an ihm ringsum eine Goldleiste an. ²⁷Er machte für ihn zwei Paar Goldringe und befestigte sie unterhalb der Leiste an seinen beiden Seiten, seinen Seitenwänden, zum Aufnehmen der Stangen, so daß man ihn damit tragen konnte. ²⁸Er machte die Stangen aus Akazienholz und überzog sie mit Gold. ²⁹Er bereitete auch das heilige Salböl und das reine duftende Räucherwerk, wie Salbenmischer sie zubereiten.

38 ¹Dann machte er den Brandopferaltar aus Akazienholz, fünf Ellen lang, fünf Ellen breit – also quadratisch – und drei Ellen hoch. ²Er machte ihm Hörner an seinen vier Ecken – seine Hörner bildeten mit ihm ein Ganzes – und überzog ihn mit Kupfer. ³Er stellte auch alle Altargeräte her: die Gefäße, die Schaufeln, die Schalen, die Gabeln und die Feuerpfannen. Alle seine Geräte stellte er aus Kupfer her. ⁴Er machte auch für den Altar ein Gitterwerk, ein Netzgitter aus Kupfer, unterhalb der Einfassung bis zu seiner halben Höhe. ⁵Dann goß er vier Ringe an die vier Enden des kupfernen Gitterwerkes zum Aufnehmen der Stangen. ⁶Er verfertigte die Stangen aus Akazienholz und überzog sie mit Kupfer. ⁷Er steckte die Stangen in die Ringe an den Seiten des Altars, so daß man ihn damit tragen konnte; er machte ihn hohl, aus Brettern. ⁸Er machte das Becken und sein Gestell aus Kupfer, und zwar aus den Spiegeln der Frauen, die am Eingang des Offenbarungszeltes Dienst taten. ⁹Dann machte er den Vorhof: für die südliche Längsseite Vorhofbehänge aus gezwirntem Byssus, hundert Ellen. ¹⁰Ihre zwanzig Säulen und deren zwanzig Sockel waren aus Kupfer, die Nägel der Säulen und ihre Querstan-

gen waren aus Silber. ¹¹Für die nördliche Längsseite hundert Ellen Behänge; ihre zwanzig Säulen und deren zwanzig Sockel waren aus Kupfer; die Nägel der Säulen und ihre Querstangen waren aus Silber. ¹²Für die Westseite fünfzig Ellen Behänge, ihre zehn Säulen und deren zehn Sockel; die Nägel der Säulen und ihre Querstangen waren aus Silber. ¹³Für die Vorderseite, gegen Osten hin, fünfzig Ellen Behänge, ¹⁴und zwar fünfzehn Ellen Behänge für die eine Seitenwand mit den drei Säulen und den drei Sockeln, ¹⁵ebenso für die andere Seitenwand. So waren beiderseits des Vorhofs fünfzehn Ellen Behänge mit den drei Säulen und den drei Sockeln. ¹⁶Alle Behänge des Vorhofs ringsum bestanden aus gezwirntem Byssus. ¹⁷Die Sockel der Säulen waren aus Kupfer, die Nägel der Säulen und ihre Querstangen aus Silber, der Überzug ihrer Kapitelle aus Silber. Alle Säulen des Vorhofs hatten Querstangen aus Silber. ¹⁸Für das Tor des Vorhofs machte er einen Vorhang: Er war Buntwirkerarbeit aus violetter und rotem Purpur, Karmesin und gezwirntem Byssus, zwanzig Ellen breit und fünf Ellen hoch, entsprechend den übrigen Behängen des Vorhofs. ¹⁹Ihre vier Säulen und deren vier Sockel waren aus Kupfer, ihre Nägel aus Silber und auch der Überzug ihrer Kapitelle und ihre Querstangen aus Silber. ²⁰Alle Zeltplöcke für die Wohnstätte und den Vorhof ringsum waren aus Kupfer. ²¹Das ist die Veranlagung zugunsten der Wohnstätte, der Stätte der Bundesurkunde; diese Veranlagung hatte Mose den Leviten unter dem Priester Itamar, dem Sohn Aarons, übertragen. ²²Bezalel, der Sohn Uris, des Sohnes Hurs, vom Stamm Juda, führte alles aus, was der Herr dem Mose befohlen hatte. ²³Mit Oholiab, dem Sohn Ahisamachs, vom Stamm Dan, als Steinschneider, Kunstweber und Buntwirker des violetten und roten Purpurs, des Karmesins und des Byssus führte er alles aus. ²⁴Das gesamte Gold, das man für alle Arbeiten zur Errichtung des Heiligtums verwendete – es war das Gold der Weihgaben –, wog 29 Talente und 730 Schekel, und zwar nach dem Schekelgewicht des Heiligtums. ²⁵Das Silber betrug aufgrund der Veranlagung der Gemeinde 100 Talente und 1775 Schekel, und

zwar nach dem Schekelgewicht des Heiligtums, ²⁶einen Halbschekel für jede Person, also die Hälfte eines Schekels, und zwar nach dem Schekelgewicht des Heiligtums, für jeden von zwanzig Jahren und darüber, der zur Veranlagung vortreten mußte, also für 603550 Mann. ²⁷Verwendet wurden 100 Talente Silber zum Guß der Sockel des Heiligtums und der Sockel der Behänge, 100 Talente für 100 Sockel, also ein Talent für einen Sockel. ²⁸Aus 1775 Schekel machte er die Nägel für die Säulen, überzog die Kapitelle und verband sie miteinander. ²⁹Das Kupfer der Weihgaben betrug 70 Talente und 2400 Schekel. ³⁰Daraus machte er die Sockel für den Eingang des Offenbarungszeltes, den kupfernen Altar samt seinem kupfernen Gitterwerk und alle Altargeräte ³¹sowie die Sockel für den Vorhof ringsum, die Torsockel des Vorhofs, alle Zeltpflöcke der Wohnstätte und alle Zeltpflöcke des Vorhofs ringsum.

39 ¹Aus violetterm und rotem Purpur und aus Karmesin verfertigten sie die gewirkten Gewänder für den Dienst im Heiligtum und verfertigten die heiligen Gewänder für Aaron, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ²Sie stellten das Efod her aus Gold, violetterm und rotem Purpur, Karmesin und gezwirntem Byssus. ³Sie schlugen goldene Plättchen breit, schnitten sie in Fäden, um sie zwischen violetterm und rotem Purpur, Karmesin und Byssus als Kunstweberarbeit einzuwirken. ⁴Für das Efod machten sie miteinander verbundene Schulterstücke und befestigten sie an ihren beiden Enden. ⁵Eine Efodscharpe daran bildete mit ihm ein einziges Stück und war von derselben Machart, aus Gold, violetterm und rotem Purpur, Karmesin und gezwirntem Byssus, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ⁶Sie bearbeiteten die in Goldfassungen eingesetzten Karneolsteine und schnitten nach Siegelart die Namen der Söhne Israels ein. ⁷Man setzte sie dann auf die Schulterstücke des Efod als Steine, die den Herrn an die Israeliten erinnern, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ⁸Die Lostasche verfertigte man als Kunstweberarbeit wie das Efod, aus Gold, violetterm und rotem Purpur, Karmesin und gezwirntem Byssus. ⁹Sie machten die Lostasche quadratisch, zusam-

mengefaltete, eine Spanne lang und eine Spanne breit. ¹⁰Sie besetzten sie mit Edelsteinen in vier Reihen: die erste Reihe mit Rubin, Topas und Smaragd, ¹¹die zweite Reihe mit Karfunkel, Saphir und Jaspis, ¹²die dritte Reihe mit Achat, Hyazinth und Amethyst, ¹³die vierte Reihe mit Chrysolith, Karneol und Onyx; sie waren in Gold gefaßt. ¹⁴Die Steine lauteten auf die Namen der Söhne Israels, zwölf auf ihre Namen – in Siegelgravierung. Jeder lautete auf den Namen eines der zwölf Stämme. ¹⁵Sie befestigten an der Lostasche schnurartige, gedrehte Kettchen aus purem Gold. ¹⁶Sie machten zwei goldene Einfassungen und zwei Goldringe und befestigten die beiden Ringe an den beiden Enden der Lostasche. ¹⁷Die beiden goldenen Schnüre verbanden sie mit den beiden Ringen an den Enden der Lostasche; ¹⁸die zwei anderen Enden der Schnüre befestigten sie an den beiden Einfassungen und hängten sie an die Vorderseite der Schulterstücke des Efod. ¹⁹Sie machten noch zwei Goldringe und befestigten sie an den beiden Enden der Lostasche, und zwar am inneren Rand, der dem Efod zugekehrt ist. ²⁰Sie machten zwei weitere Goldringe und befestigten sie unten an den beiden Schulterstücken des Efod, und zwar an der Vorderseite, nahe ihrer Naht, aber oberhalb der Efodscharpe. ²¹Sie banden die Lostasche mit ihren Ringen an die Ringe des Efod mit einer violetten Purpurschnur, so daß sie über der Efodscharpe blieb und sich die Lostasche nicht vom Efod verschob, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ²²Er machte den Efodmantel als Weberarbeit gänzlich aus violetter Purpur. ²³In seiner Mitte war die Mantelöffnung, wie die Öffnung eines Panzerhemds; die Öffnung hatte ringsum einen gewebten unzerreißbaren Rand. ²⁴An seinem unteren Saum machten sie Granatäpfel aus violetter und rotem Purpur und aus gezwirntem Karmesin. ²⁵Sie machten Glöckchen aus reinem Gold und befestigten die Glöckchen zwischen den Granatäpfeln am Saum des Mantels, ringsum zwischen den Granatäpfeln: ²⁶ein Glöckchen und ein Granatapfel abwechselnd ringsum am Saum des Mantels für den Dienst, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ²⁷Danach machten sie die Leibbrücke aus Byssus als

Weberarbeit für Aaron und seine Söhne, ²⁸den Turban aus Byssus, den Schmuck der Kopfbünde aus Byssus, die leinenen Beinkleider aus gezwirntem Byssus ²⁹und den Gürtel aus gezwirntem Byssus, violetter und rotem Purpur und Karmesin, als Buntwirkerarbeit, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ³⁰Sie machten eine Rosette aus purem Gold, das heilige Diadem, und brachten darauf die Inschrift nach Art der Siegelgravierung an: Heilig dem Herrn. ³¹Sie befestigten sie an einer Schnur aus violetter Purpur, um sie oben am Turban anzubringen, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ³²So wurde das ganze Werk für die Wohnstätte des Offenbarungszeltes vollendet; die Israeliten taten genau so, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. So machten sie es. ³³Sie brachten die Wohnstätte zu Mose: das Zelt mit allen seinen Geräten, seinen Haken, Brettern, Querlatten, Säulen und Sockeln, ³⁴die Decke aus rötlichen Widderfellen, die Decke aus Tahaschhäuten und die Vorhangdecke, ³⁵die Lade der Bundesurkunde mit ihren Stangen und der Deckplatte, ³⁶den Tisch und alle dazugehörigen Geräte sowie die Schaubrote, ³⁷den Leuchter aus purem Gold, seine Lampen – die Lampen der Reihe nach aufgestellt – und alle seine Geräte sowie das Öl für den Leuchter, ³⁸den goldenen Altar, das Salböl, das duftende Räucherwerk und den Vorhang für den Eingang des Zeltes, ³⁹den kupfernen Altar und das zugehörige kupferne Gitterwerk mit seinen Stangen und allen seinen Geräten, das Becken und sein Gestell, ⁴⁰die Behänge des Vorhofs, seine Säulen und Sockel sowie den Vorhang für das Tor des Vorhofs, seine Schnüre und Zeltplöcke und alle Geräte für den Dienst an der Wohnstätte, am Offenbarungszelt, ⁴¹die gewirkten Gewänder für den Dienst im Heiligtum, die heiligen Gewänder für den Priester Aaron und die Gewänder seiner Söhne für den Priesterdienst. ⁴²Genau so, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte, führten die Israeliten die gesamte Arbeit aus. ⁴³Mose besichtigte das ganze Werk: Sie hatten es gemacht, wie der Herr es befohlen hatte. So hatten sie es gemacht, und Mose segnete sie.

40 ¹Der Herr sprach zu Mose: ²Am ersten Tag des ersten Monats

sollst du die Wohnstätte des Offenbarungszeltes aufstellen. ³Stell die Lade der Bundesurkunde hinein, und verdeck die Lade durch den Vorhang! ⁴Bring den Tisch hinein, und leg seine Ausrüstung zurecht; stell den Leuchter auf, und setz seine Lampen auf! ⁵Stell den goldenen Räucheraltar vor die Lade der Bundesurkunde, und häng den Vorhang vor den Eingang der Wohnstätte! ⁶Errichte den Brandopferaltar vor dem Eingang der Wohnstätte, des Offenbarungszeltes! ⁷Das Becken stell zwischen das Offenbarungszelt und den Altar, und gieß Wasser hinein! ⁸Errichte den Vorhof ringsum, und häng den Vorhang an das Tor des Vorhofs! ⁹Nimm das Salböl, und salbe die Wohnstätte und alles, was in ihr ist. Weihe sie mit allen ihren Geräten! So wird sie heilig sein. ¹⁰Salbe auch den Brandopferaltar mit all seinen Geräten, und weihe den Altar! So wird der Altar hochheilig sein. ¹¹Salbe das Becken mit seinem Gestell, und weihe es! ¹²Dann laß Aaron und seine Söhne zum Eingang des Offenbarungszeltes herantreten, und wasche sie mit Wasser! ¹³Bekleide Aaron mit den heiligen Gewändern, salbe und weihe ihn, damit er mir als Priester diene. ¹⁴Dann laß seine Söhne herantreten und bekleide sie mit Leibröcken; ¹⁵salbe sie, wie du ihren Vater gesalbt hast, damit sie mir als Priester dienen. Ihre Salbung soll ihnen ein immerwährendes Priestertum sichern von Generation zu Generation. ¹⁶Mose tat es. Er machte alles, wie es der Herr ihm befohlen hatte. ¹⁷Im zweiten Jahr, am ersten Tag des ersten Monats, stellte man die Wohnstätte auf. ¹⁸Mose stellte die Wohnstätte auf, legte ihre Sockel hin, setzte ihre Bretter darauf, brachte ihre Querlatten an und stellte ihre Säulen auf. ¹⁹Dann spannte er das Zelt über die Wohnstätte und legte die Decke des Zeltes darüber, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ²⁰Dann nahm er die Bundesurkunde, legte sie in die Lade, brachte die Stangen an der Lade an und setzte die Deckplatte oben auf die Lade. ²¹Er brachte die Lade in die Wohnstätte, spannte die Vorhangdecke auf und verdeckte so die Lade der Bundesurkunde, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ²²Er stellte den Tisch in das Offenbarungszelt, an die Nordseite der Wohnstätte, vor den Vor-

hang. ²³Darauf schichtete er die Brote vor dem Herrn auf, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ²⁴Er stellte den Leuchter in das Offenbarungszelt, dem Tisch gegenüber, an die Südseite der Wohnstätte. ²⁵Er setzte die Lampen vor dem Herrn auf, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ²⁶Dann stellte er den goldenen Altar in das Offenbarungszelt vor den Vorhang. ²⁷Er ließ auf ihm duftendes Räucherwerk verbrennen, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ²⁸Dann hängte er den Vorhang an den Eingang der Wohnstätte. ²⁹Den Brandopferaltar stellte er an den Eingang der Wohnstätte, des Offenbarungszeltes, und brachte auf ihm das Brand- und Speiseopfer dar, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ³⁰Er stellte das Becken zwischen das Offenbarungszelt und den Altar und goß Wasser zum Waschen hinein. ³¹Darin wuschen Mose, Aaron und seine Söhne ihre Hände und Füße. ³²Wenn sie in das Offenbarungszelt eintraten oder sich dem Altar näherten, wuschen sie sich, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ³³Er errichtete den Vorhof um die Wohnstätte und den Altar und ließ den Vorhang am Tor des Vorhofs aufhängen. So vollendete Mose das Werk. ³⁴Dann verhüllte die Wolke das Offenbarungszelt, und die Herrlichkeit des Herrn erfüllte die Wohnstätte. ³⁵Mose konnte das Offenbarungszelt nicht betreten, denn die Wolke lag darauf, und die Herrlichkeit des Herrn erfüllte die Wohnstätte. ³⁶Immer, wenn die Wolke sich von der Wohnstätte erhob, brachen die Israeliten auf, solange ihre Wanderung dauerte. ³⁷Wenn sich aber die Wolke nicht erhob, brachen sie nicht auf, bis zu dem Tag, an dem sie sich erhob. ³⁸Bei Tag schwebte über der Wohnstätte die Wolke des Herrn, bei Nacht aber war an ihr Feuer vor den Augen des ganzen Hauses Israel, solange ihre Wanderung dauerte.

Lev 8–10 Seite 1228 **8** ¹Der Herr sprach zu Mose: ²Nimm Aaron und seine Söhne, die Gewänder, das Salböl, den Stier für das Sündopfer, die beiden Widder und den Korb mit den ungesäuerten Broten! ³Dann ruf die ganze Gemeinde am Eingang des Offenbarungszeltes zusammen! ⁴Mose tat, was ihm der Herr befohlen hatte, und

die Gemeinde versammelte sich am Eingang des Offenbarungszeltes. ⁵Mose sagte zur Gemeinde: Der Herr hat angeordnet, das Folgende zu tun. ⁶Mose ließ Aaron und seine Söhne nähertreten und wusch sie mit Wasser. ⁷Er legte ihm das Gewand an, gürtete ihn mit dem Gürtel, bekleidete ihn mit dem Obergewand und legte ihm das Efod an. Dann band er ihm die Schärpe um, an der er das Efod befestigte. ⁸Er übergab ihm die Lostasche, in die er die Lose Urim und Tummim steckte. ⁹Dann setzte er ihm den Turban auf und befestigte an der Vorderseite des Turbans die goldene Rosette, das heilige Diadem, wie der Herr dem Mose vorgeschrieben hatte. ¹⁰Darauf nahm Mose das Salböl und salbte die Wohnstätte und alles, was darin war, um sie zu weihen. ¹¹Mit dem Öl spritzte er siebenmal gegen den Altar, salbte ihn und alle seine Geräte, das Becken und sein Gestell, um sie zu weihen. ¹²Vom Salböl goß er etwas auf das Haupt Aarons und salbte ihn, um ihn zu weihen. ¹³Dann ließ Mose die Söhne Aarons nähertreten, bekleidete sie mit Gewändern und legte ihnen den Gürtel an; er setzte ihnen den Kopfbund auf, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ¹⁴Dann ließ er den Sündopferstier heranbringen. Auf seinen Kopf legten Aaron und seine Söhne ihre Hände, ¹⁵und Mose schlachtete ihn. Dann nahm Mose das Blut und tat etwas davon mit seinem Finger ringsum auf die Hörner des Altars, um ihn zu entsündigen. Nachher goß er das Blut am Sockel des Altars aus und weihte ihn; so entsühnte er ihn. ¹⁶Danach nahm er das ganze Fett, das die Eingeweide bedeckt, die Fettmasse über der Leber, die beiden Nieren und ihr Fett und ließ diese Stücke auf dem Altar in Rauch aufgehen. ¹⁷Was vom Stier noch übrig war, sein Fell und Fleisch sowie seinen Mageninhalt verbrannte er außerhalb des Lagers, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ¹⁸Dann ließ er den Widder für das Brandopfer herbeibringen. Aaron und seine Söhne legten ihre Hände auf den Kopf des Widders, ¹⁹und Mose schlachtete ihn. Er sprengte das Blut ringsum gegen den Altar. ²⁰Dann zerteilte er den Widder und ließ den Kopf, die Teile und das Fett in Rauch aufgehen. ²¹Er wusch die Eingeweide und die Beine mit Wasser und ließ den

ganzen Widder auf dem Altar in Rauch aufgehen. Es war ein Brandopfer zum beruhigenden Duft, ein Feueropfer für den Herrn, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ²²Dann ließ er den zweiten Widder, den Widder für das Opfer der Priestereinsetzung, herbeibringen. Aaron und seine Söhne legten ihre Hände auf den Kopf des Widders, ²³und Mose schlachtete ihn. Er nahm etwas Blut und tat es auf das rechte Ohrläppchen Aarons, auf den Daumen seiner rechten Hand und auf die große Zehe seines rechten Fußes. ²⁴Dann ließ er die Söhne Aarons nähertreten und tat etwas Blut auf ihr rechtes Ohrläppchen, auf den Daumen ihrer rechten Hand und auf die große Zehe ihres rechten Fußes. Danach goß Mose das Blut ringsum an den Altar. ²⁵Er nahm auch das Fett, den Fettschwanz, das ganze Fett, das sich über den Eingeweiden befindet, die Fettmasse über der Leber, die beiden Nieren und ihr Fett und die rechte Schenkelkeule. ²⁶Aus dem Korb mit den ungesäuerten Broten, der vor dem Herrn stand, nahm er einen ungesäuerten Kuchen, einen Ölbrotkuchen und einen Brotfladen, die er auf die Fettstücke und die rechte Schenkelkeule legte. ²⁷Das alles gab er in die Hände Aarons und seiner Söhne und ließ sie es vor dem Herrn hin- und herschwingen und so darbringen. ²⁸Dann nahm es Mose wieder aus ihren Händen und ließ es auf dem Altar mit dem Brandopfer in Rauch aufgehen. Das war das Opfer der Priestereinsetzung zum beruhigenden Duft, ein Feueropfer für den Herrn. ²⁹Mose nahm auch das Bruststück und vollzog mit ihm vor dem Herrn den Darbringungsritus. Dieser Teil des Einsetzungswidders gehörte Mose als Anteil, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ³⁰Danach nahm Mose etwas Salböl und etwas Blut, das auf dem Altar war, und spritzte es auf Aaron und dessen Gewänder sowie auf seine Söhne und deren Gewänder. So weihte er Aaron und dessen Gewänder sowie seine Söhne und deren Gewänder. ³¹Mose sagte zu Aaron und seinen Söhnen: Kocht das Fleisch am Eingang des Offenbarungszeltes! Ihr sollt es dort essen, ebenso wie das Brot aus dem Einsetzungskorb, wie ich es angeordnet habe mit den Worten: Aaron und seine Söhne sollen es

essen. ³²Was vom Fleisch und vom Brot übrigbleibt, sollt ihr verbrennen. ³³Sieben Tage lang sollt ihr den Eingang des Offenbarungszeltes nicht verlassen, bis die Zeit eurer Einsetzung um ist; denn sieben Tage dauert eure Einsetzung. ³⁴Wie man es am heutigen Tag getan hat, so hat der Herr angeordnet, soll man es auch weiter tun, um euch zu entsühnen. ³⁵Sieben Tage lang, Tag und Nacht, sollt ihr am Eingang des Offenbarungszeltes bleiben und auf die Anordnungen des Herrn achten; dann werdet ihr nicht sterben. Denn so ist es mir befohlen worden. ³⁶Aaron und seine Söhne taten alles, was der Herr durch Mose angeordnet hatte.

9 ¹Am achten Tag rief Mose Aaron, seine Söhne und die Ältesten Israels zusammen ²und sagte zu Aaron: Nimm ein Kalb, ein junges Rind, für ein Sündopfer und einen Widder für ein Brandopfer, fehlerlose Tiere, und bring sie her vor den Herrn! ³Dann sollst du zu den Israeliten sagen: Nehmt einen Ziegenbock für ein Sündopfer, ferner ein Kalb und ein Schaf, einjährige und fehlerlose Tiere, für ein Brandopfer, ⁴ein Rind und einen Widder für ein Heilsopfer, um sie vor dem Herrn zu schlachten, und ein Speiseopfer, das mit Öl vermengt ist. Denn heute wird euch der Herr erscheinen. ⁵Sie brachten, was Mose befohlen hatte, zum Offenbarungszelt, und die ganze Gemeinde kam herbei und stellte sich vor dem Herrn auf. ⁶Mose sagte: Das ist es, was der Herr euch zu tun geboten hat, damit euch die Herrlichkeit des Herrn erscheint. ⁷Dann sagte Mose zu Aaron: Tritt zum Altar hin, bring dein Sünd- und dein Brandopfer dar, und vollzieh so für dich und das Volk die Sühne! Dann bring das Opfer des Volkes dar, und entsühne es, wie der Herr befohlen hat. ⁸Aaron trat an den Altar und schlachtete das Kalb für seine eigene Sünde. ⁹Dann brachten ihm die Söhne Aarons das Blut; er tauchte seinen Finger in das Blut, tat es auf die Hörner des Altars und goß das übrige Blut am Sockel des Altars aus. ¹⁰Das Fett des Sündopfers, die Nieren und die Fettmasse über der Leber des Sündopfers ließ er auf dem Altar in Rauch aufgehen, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte. ¹¹Das Fleisch und das Fell verbrannte er außerhalb des Lagers.

¹²Danach schlachtete er das Brandopfer; die Söhne Aarons reichten ihm das Blut, und er sprengte es ringsum an den Altar. ¹³Sie reichten ihm die einzelnen Stücke und den Kopf des Brandopfers, und er ließ sie auf dem Altar in Rauch aufgehen. ¹⁴Er wusch die Eingeweide und Beine und ließ auch sie mit dem Brandopfer auf dem Altar in Rauch aufgehen. ¹⁵Dann ließ er das Opfer des Volkes heranbringen. Er nahm den Bock für das Sündopfer des Volkes, schlachtete ihn und brachte ihn wie den ersten als Sündopfer dar. ¹⁶Darauf ließ er das Brandopfer bringen und verfuhr nach der Vorschrift. ¹⁷Er ließ das Speiseopfer bringen, nahm eine Handvoll davon und ließ es auf dem Altar in Rauch aufgehen, dazu noch das Morgenbrandopfer. ¹⁸Dann schlachtete er das Rind und den Widder als Heilsopfer für das Volk. Die Söhne Aarons reichten ihm das Blut, und er sprengte es ringsum an den Altar. ¹⁹Die Fettstücke des Rinds und des Widders, und zwar den Fettschwanz, das Eingeweidenetz, die Nieren und die Fettmasse über der Leber, ²⁰legte er auf die Bruststücke und ließ sie auf dem Altar in Rauch aufgehen. ²¹Die Bruststücke und die rechte Schenkelkeule schwang Aaron vor dem Herrn hin und her und brachte sie so dar, wie es Mose befohlen hatte. ²²Dann erhob Aaron seine Hände über das Volk und segnete es. Nachdem er so das Sünd- und das Brandopfer sowie das Heilsopfer vollzogen hatte, stieg er herunter, ²³und Mose ging mit Aaron in das Offenbarungszelt. Dann kamen beide heraus und segneten das Volk. Da erschien die Herrlichkeit des Herrn dem ganzen Volk. ²⁴Feuer ging vom Herrn aus und verzehrte das Brandopfer und die Fettstücke auf dem Altar. Als das ganze Volk das sah, stieß es Jubelschreie aus, und alle fielen auf ihr Gesicht nieder.

10 ¹Die Söhne Aarons, Nadab und Abihu, nahmen jeder seine Räucherpfanne. Sie legten Feuer auf, taten Räucherwerk darauf und brachten vor dem Herrn ein unerlaubtes Feuer dar, eines, das er ihnen nicht befohlen hatte. ²Da ging vom Herrn ein Feuer aus, das sie verzehrte, und sie kamen vor dem Herrn um. ³Da sagte Mose zu Aaron: Das ist es, was der Herr meinte, als er sprach: An denen, die

mir nahe sind, erweise ich mich heilig, und vor dem ganzen Volk zeige ich mich herrlich. Aaron schwieg. ⁴Mose rief Mischaël und Elizafan, die Söhne von Aarons Onkel Usiël, und sagte zu ihnen: Kommt her, und tragt eure Brüder vom Heiligtum weg, vor das Lager hinaus! ⁵Sie traten heran und trugen sie in ihren Gewändern vor das Lager hinaus, wie es Mose gesagt hatte. ⁶Zu Aaron und seinen Söhnen Eleasar und Itamar sagte Mose: Laßt euer Haar nicht lose herunterhängen, und zerreißt nicht eure Kleider, sonst müßt ihr sterben, und der Herr zürnt über die ganze Gemeinde. Eure Brüder, das ganze Haus Israel, sollen über den Brand weinen, den der Herr entfacht hat. ⁷Verlaßt nicht den Eingang des Offenbarungszeltes, sonst müßt ihr sterben; denn das Salböl des Herrn ist auf euch. Sie taten, was Mose gesagt hatte. ⁸Der Herr sagte zu Aaron: ⁹Wenn ihr zum Offenbarungszelt kommt, dürft ihr, du und deine Söhne, weder Wein noch Bier trinken, sonst müßt ihr sterben. Das gelte bei euch als feste Regel von Generation zu Generation. ¹⁰Ihr sollt zwischen heilig und profan, zwischen unrein und rein unterscheiden, ¹¹und die Israeliten sollt ihr über alle Vorschriften belehren, die der Herr euch durch Mose verkündet hat. ¹²Mose sagte zu Aaron und seinen überlebenden Söhnen Eleasar und Itamar: Nehmt das Speiseopfer, das von den Feueropfern des Herrn übrigbleibt, eßt davon die ungesäuerten Brote neben dem Altar, denn es ist etwas Hochheiliges. ¹³An einem heiligen Ort sollt ihr es essen, denn es ist das, was dir und deinen Söhnen von den Feueropfern des Herrn zusteht; so ist es mir nämlich befohlen worden. ¹⁴Die Brust vom Darbringungsritus und die Schenkelkeule vom Erhebungsritus sollt ihr, du, deine Söhne und deine Töchter, an einem reinen Ort essen, denn sie sind der für dich und deine Söhne bestimmte Anteil an den Heilsopfern der Israeliten, den man dir gibt. ¹⁵Die Schenkelkeule vom Erhebungsritus und die Brust vom Darbringungsritus, die bei den Fettstücken der Feueropfer sind, sollen sie zur Darbringung vor den Herrn bringen; sie sollen dir und deinen Söhnen als dauerndes Anrecht gehören, wie es der Herr befohlen hat. ¹⁶Mose erkundigte sich nach dem Sün-

dopferbock, und siehe da, man hatte ihn verbrannt. Er geriet über Eleasar und Itamar, die überlebenden Söhne Aarons, in Zorn und sagte: ¹⁷Warum habt ihr das Sündopfer nicht an einem heiligen Ort gegessen? Es ist etwas Hochheiliges, und es wurde euch gegeben, damit ihr die Schuld von der Gemeinde wegnehmt, indem ihr sie vor dem Herrn entsühnt. ¹⁸Sein Blut wurde ja nicht in das Innere des Heiligtums gebracht; das Fleisch hättet ihr im Heiligtum essen sollen, wie ich es angeordnet habe. ¹⁹Aaron antwortete Mose: Heute haben sie ihr Sünd- und ihr Brandopfer vor dem Herrn dargebracht, und doch hat mich so etwas getroffen. Wenn ich heute das Sündopfer gegessen hätte, hätte das dem Herrn gefallen? ²⁰Als Mose das hörte, schien es ihm richtig.

Lev 13–14 Seite 1228 **13** ¹Der Herr sprach zu Mose und Aaron: ²Wenn sich auf der Haut eines Menschen eine Schwellung, ein Ausschlag oder ein heller Fleck bildet, liegt Verdacht auf Hautaussatz vor. Man soll ihn zum Priester Aaron oder zu einem seiner Söhne, den Priestern, führen. ³Der Priester soll das Übel auf der Haut untersuchen. Wenn das Haar an der kranken Stelle weiß wurde und die Stelle tiefer als die übrige Haut liegt, ist es Aussatz. Nachdem der Priester das Übel untersucht hat, soll er den Erkrankten für unrein erklären. ⁴Wenn aber auf der Haut ein weißer Fleck besteht, der nicht merklich tiefer als die übrige Haut liegt, und das Haar nicht weiß geworden ist, soll der Priester den Befallenen für sieben Tage absondern. ⁵Am siebten Tag untersuche er ihn wieder. Wenn er mit seinen eigenen Augen feststellt, daß das Übel gleich geblieben ist und sich auf der Haut nicht ausgebreitet hat, soll er ihn noch einmal für sieben Tage absondern ⁶und ihn am siebten Tag abermals untersuchen. Wenn er dann feststellt, daß das Übel nachgelassen und sich auf der Haut nicht ausgebreitet hat, soll ihn der Priester für rein erklären. Es handelt sich um einen Ausschlag. Der Kranke soll seine Kleider waschen, dann ist er rein. ⁷Breitet sich jedoch der Ausschlag auf der Haut aus, nachdem der Kranke vom Priester un-

tersucht und für rein erklärt wurde, soll er sich ihm noch einmal zeigen. ⁸Stellt der Priester fest, daß der Ausschlag sich auf der Haut ausgebreitet hat, soll der Priester ihn für unrein erklären: Es handelt sich um Aussatz. ⁹Wenn sich also an jemandem ein Übel von der Art des Aussatzes zeigt, soll man ihn zum Priester bringen. ¹⁰Stellt der Priester fest, daß sich auf der Haut eine weiße Schwellung zeigt, daß die Haare heller geworden sind und daß sich an der Schwellung wildes Fleisch gebildet hat, ¹¹dann ist es ein veralteter Aussatz auf der Haut. Der Priester soll ihn für unrein erklären, ohne ihn erst abzusondern, denn er ist unrein. ¹²Wenn aber der Aussatz auf der Haut ausbricht, sie völlig ergreift und sich vom Kopf bis zu den Füßen erstreckt, überall, wohin der Priester schaut, ¹³so soll er den Kranken untersuchen und, falls er feststellt, daß der Aussatz den ganzen Körper bedeckt, den Kranken für rein erklären. Da er völlig weiß geworden ist, ist er rein. ¹⁴An dem Tag jedoch, an dem an ihm wildes Fleisch sichtbar wird, ist er unrein. ¹⁵Hat der Priester das wilde Fleisch untersucht, soll er ihn für unrein erklären. Das wilde Fleisch ist etwas Unreines; es ist Aussatz. ¹⁶Wenn aber das wilde Fleisch verschwindet und die befallene Stelle weiß wird, soll der Mann den Priester aufsuchen. ¹⁷Dieser soll ihn untersuchen, und wenn er feststellt, daß die betroffene Stelle tatsächlich weiß geworden ist, soll er den Kranken für rein erklären: Er ist rein. ¹⁸Wenn sich auf der Haut eines Menschen ein Furunkel bildet und wieder abheilt, ¹⁹sich aber dann an der Stelle des Furunkels eine weiße Schwellung oder ein hellroter Fleck bildet, soll er sich dem Priester zeigen; ²⁰dieser soll ihn untersuchen. Wenn er eine merkliche Vertiefung der Haut und heller gewordenes Haar feststellt, soll der Priester ihn für unrein erklären; es ist ein Fall von Aussatz, der im Furunkel ausgebrochen ist. ²¹Wenn der Priester bei der Untersuchung weder weiße Haare noch eine Vertiefung der Haut, vielmehr ein Abklingen des Übels feststellt, soll er den Kranken sieben Tage lang absondern. ²²Wenn sich das Übel dann doch auf der Haut ausbreitet, soll er ihn für unrein erklären: Es ist ein Fall von Aussatz. ²³Wenn aber der helle Fleck un-

verändert bleibt, ohne sich auszubreiten, so ist es eine Narbe vom Furunkel; der Priester soll diesen Menschen für rein erklären. ²⁴Wenn jemand auf der Haut eine Brandwunde hat und sich eine Wucherung als hellroter oder weißer Fleck bildet, ²⁵soll ihn der Priester untersuchen. Wenn er heller gewordenes Haar oder eine merkliche Vertiefung des Fleckes in der Haut feststellt, ist es Aussatz, der in der Brandwunde ausgebrochen ist. Der Priester soll den Menschen für unrein erklären; es ist ein Fall von Aussatz. ²⁶Untersucht ihn der Priester und stellt kein weißes Haar auf dem Fleck, keine Vertiefung der Haut, sondern ein Abklingen fest, so soll er ihn sieben Tage lang absondern. ²⁷Am siebten Tag soll er ihn wieder untersuchen. Hat sich das Übel auf der Haut ausgebreitet, soll er ihn für unrein erklären; es ist ein Fall von Aussatz. ²⁸Wenn der helle Fleck unverändert geblieben ist, ohne sich auf der Haut auszubreiten, vielmehr abgeblaßt ist, so ist es nur eine angeschwollene Brandnarbe. Der Priester soll den Kranken für rein erklären, denn es ist nur eine Brandnarbe. ²⁹Zeigt sich bei einem Mann oder bei einer Frau an Kopf oder Kinn eine kranke Stelle, ³⁰soll der Priester sie untersuchen. Stellt er dort eine merkliche Hautvertiefung mit rötlich-gelb glänzendem, schütter gewordenem Haar fest, soll er den Kranken für unrein erklären. Es ist eine Flechte, ein Aussatz des Kopfes oder des Kinns. ³¹Stellt der Priester bei der Untersuchung dieses Falls von Flechte weder eine merkliche Hautvertiefung noch schwarzes Haar fest, soll er den mit Flechte Behafteten sieben Tage lang absondern. ³²Am siebten Tag soll er das Übel untersuchen. Stellt er fest, daß sich die Flechte nicht ausgebreitet hat, an ihr kein rötlich-gelb glänzendes Haar aufgetreten ist und auch keine merkliche Hautvertiefung besteht, ³³soll sich der Kranke rasieren, dabei aber die befallene Stelle aussparen, und der Priester soll ihn noch einmal sieben Tage lang absondern. ³⁴Am siebten Tag soll er das Übel wieder untersuchen. Stellt er fest, daß es sich auf der Haut nicht ausgebreitet hat und daß keine merkliche Hautvertiefung besteht, soll er den Kranken für rein erklären. Dieser soll seine Kleider waschen, dann ist er rein. ³⁵Hat sich aber die Flech-

te nach der Reinerklärung doch auf der Haut ausgebreitet, ³⁶soll ihn der Priester wieder untersuchen. Stellt er fest, daß sich die Flechte auf der Haut ausbreitet, braucht der Priester nicht erst festzustellen, ob das Haar rötlich-gelb glänzend ist; er ist unrein. ³⁷Scheint aber dem Priester die Flechte gleichzubleiben und wächst an ihr schwarzes Haar, so heilt sie ab; er ist rein, und der Priester soll ihn für rein erklären. ³⁸Zeigen sich bei einem Mann oder bei einer Frau Flecken, weiße Flecken auf der Haut, ³⁹so soll der Priester sie untersuchen. Stellt er fest, daß diese Flecken auf der Haut verblassen, so handelt es sich um einen Ausschlag, der auf der Haut ausgebrochen ist; der Kranke ist rein. ⁴⁰Verliert ein Mann auf seinem Kopf die Haare, so ist es eine Hinterkopfglatze; er ist rein. ⁴¹Geschieht es an der Schädeldvorderseite, so ist es eine Stirnglatze; er ist rein. ⁴²Entsteht aber auf der Glatze des Hinterkopfes oder über der Stirn ein hellroter Fleck, so ist es Aussatz, der auf dem Kopf oder auf der Stirn dieses Menschen ausbricht. ⁴³Der Priester soll ihn untersuchen. Stellt er auf der Hinterkopf- oder auf der Stirnglatze eine hellrote Aussatzschwellung fest, die wie Hautaussatz aussieht, ⁴⁴so ist der Mensch aussätzig; er ist unrein. Der Priester muß ihn für unrein erklären; er ist an seinem Kopf von Aussatz befallen. ⁴⁵Der Aussätzig, der von diesem Übel betroffen ist, soll eingerissene Kleider tragen und das Kopfhaar ungepflegt lassen; er soll den Schnurrbart verhüllen und ausrufen: Unrein! Unrein! ⁴⁶Solange das Übel besteht, bleibt er unrein; er ist unrein. Er soll abgesondert wohnen, außerhalb des Lagers soll er sich aufhalten. ⁴⁷Zeigt sich Aussatz auf einem Kleidungsstück, sei es ein Woll- oder Leinenkleid, ⁴⁸ein Gewebe oder Gewirke aus Leinen oder Wolle, oder auf Leder oder auf irgendeinem Ledergegenstand, ⁴⁹so ist das ein Fall von Aussatz, der dem Priester dann zu zeigen ist, wenn der Fleck auf dem Kleid, dem Leder, dem Gewebe, dem Gewirke oder irgendeinem Ledergerät grüngelblich oder rötlich erscheint. ⁵⁰Der Priester soll das Übel untersuchen und den befallenen Gegenstand sieben Tage lang absondern. ⁵¹Wenn er am siebten Tage beobachtet, daß sich das Übel auf dem Kleid, dem Ge-

webe, dem Gewirke, dem Leder oder Ledergegenstand, was immer es auch sein mag, ausgebreitet hat, so ist es ein Fall von böartigem Aussatz: Der befallene Gegenstand ist unrein. ⁵²Man soll dieses Kleid, dieses Gewebe, dieses Gewirke aus Wolle oder Leinen oder das Ledergerät, was es auch sein mag, auf dem sich das Übel zeigt, verbrennen; denn es ist böartiger Aussatz, der im Feuer verbrannt werden muß. ⁵³Wenn aber der Priester bei der Untersuchung feststellt, daß das Übel sich auf diesem Kleid, Gewebe, Gewirke oder Ledergerät nicht ausgebreitet hat, ⁵⁴soll er den befallenen Gegenstand waschen lassen und ihn noch einmal sieben Tage lang absondern. ⁵⁵Nach dem Abwaschen soll er das Übel untersuchen, und wenn er feststellt, daß sich sein Aussehen nicht verändert hat, so ist der Gegenstand unrein, auch wenn sich das Übel nicht ausbreitet; du sollst ihn im Feuer verbrennen. Es liegt eine ausgefressene Vertiefung an seiner Vorder- oder Rückseite vor. ⁵⁶Stellt aber der Priester bei der Untersuchung fest, daß das Übel nach dem Abwaschen abgeblaßt ist, so soll er die befallene Stelle von dem Kleid, dem Leder, dem Gewebe oder dem Gewirke abreißen. ⁵⁷Sollte aber das Übel auf diesem Kleid, Gewebe, Gewirke oder Ledergerät wieder erscheinen, so greift das Übel weiter um sich, und du sollst den befallenen Gegenstand im Feuer verbrennen. ⁵⁸Aber das Kleid, das Gewebe, das Gewirke oder das Ledergerät, auf dem das Übel nach dem Abwaschen verschwunden ist, soll noch einmal gewaschen werden und ist dann rein. ⁵⁹Das ist das Gesetz für den Fall von Aussatz auf einem Woll- oder Leinenkleid, einem Gewebe, Gewirke oder Ledergerät, wenn es gilt, sie für rein oder unrein zu erklären.

14 ¹Der Herr sprach zu Mose: ²Das ist das Gesetz für den Aussätzigen, wenn er für rein erklärt wird: Man soll ihn zum Priester führen, ³und der Priester soll vor das Lager herauskommen. Stellt er nach der Untersuchung fest, daß der Aussätzige von seinem Aussatz geheilt ist, ⁴soll er anordnen, daß man für den, der sich der Reinigung unterzieht, zwei lebende reine Vögel, Zedernholz, Karmesin und Ysop nimmt. ⁵Dann soll er anordnen, den einen Vogel über ei-

nem Tongefäß mit Quellwasser zu schlachten. ⁶Den lebenden Vogel, das Zedernholz, das Karmesin und den Ysop soll er nehmen und alles, auch den lebenden Vogel, in das Blut des über dem Quellwasser geschlachteten Vogels tauchen. ⁷Nun soll er den, der sich der Reinigung vom Aussatz unterzieht, siebenmal besprengen und, nachdem er ihn für rein erklärt hat, den lebenden Vogel ins freie Feld fliegen lassen. ⁸Der sich der Reinigung unterzieht, der soll seine Kleider waschen, sein ganzes Haar scheren, sich in Wasser baden und dann rein sein. Nachher darf er ins Lager kommen, muß aber noch sieben Tage außerhalb seines Zeltes bleiben. ⁹Am siebten Tag soll er sein ganzes Haar scheren, die Kopfhaare, den Bart und die Augenbrauen; alle Haare muß er scheren. Nachdem er seine Kleider gewaschen und seinen Körper in Wasser gebadet hat, ist er rein. ¹⁰Am achten Tag soll er zwei fehlerlose Widder, ein einjähriges fehlerloses Schaf, drei Zehntel Efa Speiseopfermehl, das mit Öl vermengt ist, und ein Log Öl nehmen. ¹¹Der Priester, der die Reinigung vornimmt, soll den, der sich der Reinigung unterzieht, mit seinen Opfern am Eingang des Offenbarungszeltes vor dem Herrn aufstellen. ¹²Dann soll er den einen Widder nehmen, ihn zusammen mit dem Log Öl als Schuldopfer darbringen und mit beiden den Darbringungsritus vor dem Herrn vollziehen. ¹³Er soll den Widder an der Stelle schlachten, wo man das Sünd- und das Brandopfer schlachtet, an dem heiligen Ort. Dieses Schuldopfer nämlich gehört wie ein Sündopfer dem Priester, es ist etwas Hochheiliges. ¹⁴Der Priester soll etwas Blut vom Schlachtopfer nehmen und es auf das rechte Ohrläppchen dessen tun, der sich der Reinigung unterzieht, und auf den Daumen seiner rechten Hand und auf die große Zehe seines rechten Fußes. ¹⁵Dann soll er etwas von dem Log Öl nehmen und auf seinen eigenen linken Handteller gießen. ¹⁶Er soll einen Finger seiner rechten Hand in das Öl, das auf seinem linken Handteller ist, tauchen und mit diesem Finger siebenmal Öl vor dem Herrn verspritzen. ¹⁷Dann soll er etwas von dem auf seinem Handteller übriggebliebenen Öl auf das rechte Ohrläppchen dessen tun, der sich der Reinigung unterzieht, auf den

Daumen seiner rechten Hand und auf die große Zehe seines rechten Fußes, auf das Blut des Schuldopfers. ¹⁸Den Rest des Öls, das er auf seinem Handteller hat, soll er auf den Kopf dessen tun, der sich der Reinigung unterzieht. So soll er ihn vor dem Herrn entsühnen. ¹⁹Nun soll der Priester das Sündopfer durchführen und den, der sich der Reinigung unterzieht, von seiner Unreinheit entsühnen. Danach soll er das Brandopfer schlachten ²⁰und dieses und das Speiseopfer auf dem Altar als Ganzopfer darbringen. Hat der Priester den betreffenden Menschen entsühnt, so ist er rein. ²¹Wenn er arm ist und seine Mittel nicht ausreichen, soll der Priester einen einzigen Schuldopferwidder für den Darbringungsritus nehmen, um ihn zu entsühnen. Er soll nur ein Zehntel Efa Feinmehl, das mit Öl vermengt ist, und ein Log Öl als Speiseopfer nehmen, ²²und je nachdem es seine Mittel gestatten, soll er zwei Turteltauben oder zwei junge Tauben bringen, von denen die eine als Sündopfer und die andere als Brandopfer dienen soll. ²³Er soll sie am achten Tag zu seiner Reinigung dem Priester zum Eingang des Offenbarungszeltes vor den Herrn bringen. ²⁴Der Priester soll den Schuldopferwidder und das Log Öl nehmen und damit den Darbringungsritus vor dem Herrn vollziehen. ²⁵Hat er diesen Schuldopferwidder geschlachtet, dann nehme er etwas Blut vom Schuldopfer und tue es auf das rechte Ohrläppchen dessen, der sich der Reinigung unterzieht, auf den Daumen seiner rechten Hand und auf die große Zehe seines rechten Fußes. ²⁶Er soll etwas Öl auf seinen linken Handteller gießen ²⁷und etwas von diesem Öl, das auf seinem linken Handteller ist, mit seinem rechten Zeigefinger siebenmal vor dem Herrn verspritzen. ²⁸Dann soll er etwas von dem Öl, das auf seinem Handteller ist, auf das rechte Ohrläppchen dessen, der sich der Reinigung unterzieht, auf den Daumen seiner rechten Hand und auf die große Zehe seines rechten Fußes tun, und zwar auf die Stelle des Schuldopferblutes. ²⁹Den Rest des Öls auf seinem Handteller soll der Priester auf den Kopf dessen tun, der sich der Reinigung unterzieht. So soll er ihn vor dem Herrn entsühnen. ³⁰Seinen Mitteln entsprechend soll er die ei-

ne der beiden Turteltauben oder jungen Tauben ³¹als ein Sündopfer und die andere als ein Brandopfer mit einem Speiseopfer verwenden. Der Priester soll damit den, der sich der Reinigung unterzieht, vor dem Herrn entsühnen. ³²Das ist das Gesetz für einen, der vom Aussatz befallen ist und dessen Mittel für seine Reinigung nicht ausreichen. ³³Der Herr sprach zu Mose und Aaron: ³⁴Wenn ihr in das Land Kanaan kommt, das ich euch zum Besitz gebe, und ich lasse an einem Haus des Landes, das ihr besitzen werdet, Aussatz auftreten, ³⁵so soll der Hausherr kommen, es dem Priester anzeigen und sagen: Ich habe an meinem Haus so etwas wie Aussatz gesehen. ³⁶Der Priester soll anordnen, daß man das Haus räumt, bevor er kommt, um das Übel zu untersuchen; auf diese Weise wird das, was sich im Haus befindet, nicht unrein. Danach erst soll der Priester kommen, um das Haus zu besichtigen. ³⁷Stellt er dabei fest, daß sich an den Mauern des Hauses grünlich-gelbe oder rötliche Vertiefungen zeigen, die Mulden in der Mauer bilden, ³⁸so soll der Priester aus dem Haus hinausgehen und den Eingang für sieben Tage abschließen. ³⁹Am siebten Tag soll er wiederkommen. Stellt er bei der Besichtigung fest, daß sich das Übel an den Hausmauern ausgebreitet hat, ⁴⁰so ordne er an, die Steine, die vom Übel befallen sind, herauszureißen und sie vor die Stadt hinaus an einen unreinen Ort zu werfen. ⁴¹Dann soll er die Innenwände des Hauses abkratzen lassen, und man soll den so entfernten Mörtel aus der Stadt hinaus schaffen und an einen unreinen Ort schütten. ⁴²Man soll andere Steine nehmen, um die herausgerissenen zu ersetzen, und das Haus mit frischem Mörtel bestreichen. ⁴³Hat man die Steine entfernt, das Haus abgekratzt und neu verputzt und das Übel bricht wieder aus, ⁴⁴soll der Priester kommen, um es zu besichtigen. Stellt er fest, daß sich das Übel an dem Haus ausgebreitet hat, so ist bösartiger Aussatz an dem Haus; es ist unrein. ⁴⁵Man soll es niederreißen und seine Steine, seine Balken und seinen ganzen Mörtelverputz vor die Stadt hinausbringen an einen unreinen Ort. ⁴⁶Jeder, der das Haus während der Tage, an denen es durch den Priester verschlossen war, betreten hat,

ist unrein bis zum Abend. ⁴⁷Wer im Haus geschlafen hat, muß seine Kleider waschen; wer im Haus gegessen hat, muß seine Kleider waschen. ⁴⁸Kommt aber der Priester, um das Übel zu besichtigen, und stellt fest, daß sich das Übel, nachdem das Haus neu verputzt wurde, nicht ausgebreitet hat, soll er das Haus für rein erklären, denn das Übel ist abgeheilt. ⁴⁹Um das Haus zu entsündigen, soll er zwei Vögel, Zedernholz, Karmesin und Ysop nehmen. ⁵⁰Er soll einen der Vögel über einem Tongefäß mit Quellwasser schlachten. ⁵¹Dann soll er das Zedernholz, den Ysop, das Karmesin und den lebenden Vogel nehmen, um sie in das Blut des geschlachteten Vogels und in das Quellwasser zu tauchen. Er soll das Haus siebenmal besprengen und, ⁵²nachdem er das Haus mit dem Blut des Vogels, dem Quellwasser, dem lebenden Vogel, dem Zedernholz, dem Ysop und dem Karmesin entsündigt hat, ⁵³den lebenden Vogel aus der Stadt hinaus ins freie Feld fliegen lassen. So entsühnt er das Haus, und es ist wieder rein. ⁵⁴Das ist das Gesetz für alle Fälle von Aussatz und Flechte, ⁵⁵von Aussatz an Kleidern und Häusern, ⁵⁶von Geschwülsten, Ausschlag und hellen Flecken, ⁵⁷zur Unterweisung, wann etwas unrein oder rein ist. Das ist das Gesetz über den Aussatz.

Lev 16 *Seite 1228* ¹Nach dem Tod der beiden Söhne Aarons, die umgekommen waren, als sie vor den Herrn hintraten, redete der Herr mit Mose. ²Der Herr sprach zu Mose: Sag deinem Bruder Aaron, er soll nicht zu jeder beliebigen Zeit das Heiligtum hinter dem Vorhang vor der Deckplatte der Lade betreten. Dann wird er nicht sterben, wenn ich über der Deckplatte in einer Wolke erscheine. ³Aaron darf nur so in das Heiligtum kommen: mit einem Jungstier für ein Sündopfer und einem Widder für ein Brandopfer. ⁴Ein geweihtes Leinengewand soll er anhaben, leinene Beinkleider tragen, sich mit einem Leinengürtel gürten und um den Kopf einen Leinenturban binden. Das sind heilige Gewänder; deshalb soll er seinen ganzen Körper in Wasser baden und sie erst dann anlegen. ⁵Von der Gemeinde der Israeliten soll er zwei Ziegenböcke für ein Sündopfer

und einen Widder für ein Brandopfer erhalten. ⁶Hat er den Jungstier für seine eigene Sünde dargebracht und sich und sein Haus entsühnt, ⁷dann soll Aaron die beiden Ziegenböcke nehmen und sie vor dem Herrn am Eingang des Offenbarungszeltes aufstellen. ⁸Für die beiden Böcke soll er Lose kennzeichnen, ein Los »für den Herrn« und ein Los »für Asasel«. ⁹Aaron soll den Bock, für den das Los »für den Herrn« herauskommt, herbeiführen und ihn als Sündopfer darbringen. ¹⁰Der Bock, für den das Los »für Asasel« herauskommt, soll lebend vor den Herrn gestellt werden, um für die Sühne zu dienen und zu Asasel in die Wüste geschickt zu werden. ¹¹Aaron soll den Jungstier für sein eigenes Sündopfer herbeibringen lassen, um sich und sein Haus zu entsühnen, und diesen Jungstier als Sündopfer für sich schlachten. ¹²Dann soll er eine Räucherpfanne voll glühender Kohlen vom Altar, der vor dem Herrn steht, und zwei Handvoll zerstoßenen duftenden Räucherwerks nehmen. Er soll alles hinter den Vorhang bringen ¹³und das Räucherwerk auf das Feuer vor dem Herrn tun; die Wolke des Räucherwerks soll die Deckplatte über der Lade einhüllen, damit er nicht sterben muß. ¹⁴Dann soll er vom Blut des Jungstiers nehmen und es mit seinem Finger gegen die Vorderseite der Deckplatte spritzen; auch vor die Deckplatte soll er mit seinem Finger siebenmal etwas Blut spritzen. ¹⁵Nachher soll er den Bock schlachten, der als Sündopfer für das Volk bestimmt ist, und sein Blut hinter den Vorhang tragen. Er soll es mit diesem Blut ebenso machen wie mit dem Blut des Jungstiers und es auf die Deckplatte und vor die Deckplatte spritzen. ¹⁶So soll er das Heiligtum von den Unreinheiten der Israeliten, von all ihren Freveltaten und Sünden entsühnen, und so soll er mit dem Offenbarungszelt verfahren, das bei ihnen inmitten ihrer Unreinheiten seinen Sitz hat. ¹⁷Kein Mensch darf im Offenbarungszelt sein, wenn er in das Heiligtum eintritt, um die Sühne zu vollziehen, bis er es wieder verläßt. Hat er sich, sein Haus und die ganze Gemeinde Israels entsühnt, ¹⁸so soll er zum Altar vor dem Herrn hinausgehen und ihn entsühnen. Er soll etwas Blut des Jungstiers und des Bockes nehmen und

es auf die Hörner rings um den Altar tun. ¹⁹Etwas von diesem Blut soll er mit seinem Finger siebenmal auf den Altar spritzen. So soll er ihn von den Unreinheiten der Israeliten reinigen und ihn heiligen. ²⁰Hat er so die Entsühnung des Heiligtums, des Offenbarungszeltes und des Altars beendet, soll er den lebenden Bock herbringen lassen. ²¹Aaron soll seine beiden Hände auf den Kopf des lebenden Bockes legen und über ihm alle Sünden der Israeliten, alle ihre Frevel und alle ihre Fehler bekennen. Nachdem er sie so auf den Kopf des Bockes geladen hat, soll er ihn durch einen bereitstehenden Mann in die Wüste treiben lassen, ²²und der Bock soll alle ihre Sünden mit sich in die Einöde tragen. Hat er den Bock in die Wüste geschickt, ²³dann soll Aaron wieder in das Offenbarungszelt gehen, die Leinengewänder, die er beim Betreten des Heiligtums angelegt hat, ablegen und sie dort verwahren. ²⁴Er soll seinen Körper in Wasser an einem heiligen Ort baden, wieder seine Kleider anlegen und hinausgehen, um sein Brandopfer und das des Volkes darzubringen. Er soll sich und das Volk entsühnen ²⁵und das Fett des Sündopfers auf dem Altar in Rauch aufgehen lassen. ²⁶Der Mann, der den Bock für Asasel hinausgeführt hat, muß seine Kleider waschen, seinen Körper in Wasser baden und darf danach wieder in das Lager kommen. ²⁷Den Jungstier und den Bock, die man als Sündopfer dargebracht und deren Blut man in das Heiligtum zur Entsühnung gebracht hat, soll man aus dem Lager hinausschaffen und ihr Fell, ihr Fleisch und ihren Mageninhalt im Feuer verbrennen. ²⁸Wer sie verbrannt hat, muß seine Kleider waschen, den Körper in Wasser baden und darf danach wieder ins Lager kommen. ²⁹Folgendes soll euch als feste Regel gelten: Im siebten Monat, am zehnten Tag des Monats, sollt ihr euch Enthaltung auferlegen und keinerlei Arbeit tun, der Einheimische und ebenso der Fremde, der in eurer Mitte lebt. ³⁰Denn an diesem Tag entsühnt man euch, um euch zu reinigen. Vor dem Herrn werdet ihr von allen euren Sünden wieder rein. ³¹Dieser Tag ist für euch ein vollständiger Ruhetag, und ihr sollt euch Enthaltung auferlegen. Das gelte als feste Regel. ³²Der Priester, den man gesalbt und an Stel-

le seines Vaters als Priester eingesetzt hat, soll die Sühne vollziehen. Er soll die Leinengewänder, die heiligen Gewänder, anlegen. ³³Er soll das geweihte Heiligtum, das Offenbarungszelt und den Altar entsühnen; dann soll er die Priester und das ganze Volk der Gemeinde entsühnen. ³⁴Das soll für euch als feste Regel gelten: Einmal im Jahr sollen die Israeliten von allen ihren Sünden entsühnt werden. Und man tat, wie es der Herr dem Mose befohlen hatte.

Lev 21–22 *Seite 1228* **21** ¹Der Herr sprach zu Mose: Rede zu den Priestern, den Söhnen Aarons, und sag zu ihnen: Keiner von ihnen darf sich an der Leiche eines seiner Stammesgenossen verunreinigen, ²außer an seinen nächsten Verwandten: seiner Mutter, seinem Vater, seinem Sohn, seiner Tochter oder seinem Bruder. ³An seiner unverheirateten Schwester, die seine nahe Verwandte blieb, da sie keinem Mann angehörte, darf er unrein werden. ⁴Nicht aber darf er an seiner Schwester, die mit einem Stammesgenossen verheiratet ist, unrein werden; er würde sich entweihen. ⁵Die Priester sollen sich auf ihrem Kopf keine Glatze scheren, ihren Bart nicht stutzen und an ihrem Körper keine Einschnitte machen. ⁶Sie sollen ihrem Gott geheiligt sein und den Namen ihres Gottes nicht entweihen. Denn sie sind es, die die Feueropfer des Herrn, die Speise ihres Gottes, darbringen; darum sollen sie heilig sein. ⁷Sie dürfen weder eine Dirne, noch eine Entehrte, noch eine Frau heiraten, die ihr Mann verstoßen hat; denn der Priester ist seinem Gott geweiht. ⁸Du sollst ihn heilig halten, denn er bringt die Speise deines Gottes dar. Heilig soll er dir sein, denn ich bin heilig, der Herr, der euch heiligt. ⁹Wenn sich die Tochter eines Priesters als Dirne entweiht, so entweiht sie ihren Vater; sie soll im Feuer verbrannt werden. ¹⁰Der Priester, der unter seinen Brüdern den höchsten Rang einnimmt, auf dessen Haupt das Salböl ausgegossen wurde und der durch das Anlegen der heiligen Gewänder eingesetzt ist, soll sein Haar nicht lose herunterhängen lassen, seine Kleider nicht zerreißen, ¹¹sich an keinem Leichnam verunreinigen, auch nicht, wenn es sich um Vater oder Mutter handelt.

¹²Er soll sich nicht vom Heiligtum entfernen, um nicht das Heiligtum seines Gottes zu entweihen; denn die Weihe des Salböls seines Gottes ist auf ihm. Ich bin der Herr. ¹³Er soll nur eine Jungfrau heiraten. ¹⁴Eine Witwe, eine Verstoßene oder eine Entehrte, eine Dirne, darf er nicht heiraten; nur eine Jungfrau aus seinem Stamm darf er zur Frau nehmen; ¹⁵sonst würde er seine Nachkommenschaft unter seinen Stammesgenossen entweihen; denn ich, der Herr, bin es, der ihn heiligt. ¹⁶Der Herr sprach zu Mose: ¹⁷Sag zu Aaron: Keiner deiner Nachkommen, auch in den kommenden Generationen, der ein Gebrechen hat, darf herantreten, um die Speise seines Gottes darzubringen. ¹⁸Denn keiner mit einem Gebrechen darf herantreten: kein Blinder oder Lahmer, kein im Gesicht oder am Körper Entstellter, ¹⁹kein Mann, der einen gebrochenen Fuß oder eine gebrochene Hand hat, ²⁰keiner mit Buckel, Muskelschwund, Augenstar, Krätze, Flechte oder Hodenquetschung. ²¹Keiner der Nachkommen Aarons, des Priesters, darf herantreten, um die Feueropfer des Herrn darzubringen, wenn er ein Gebrechen hat. Er hat ein Gebrechen, er darf nicht herantreten, um die Speise seines Gottes darzubringen. ²²Doch darf er von der Speise seines Gottes, von den hochheiligen und heiligen Dingen, essen, ²³aber nicht zum Vorhang kommen und sich nicht dem Altar nähern; denn er hat ein Gebrechen und darf meine heiligen Gegenstände nicht entweihen; denn ich bin der Herr, der sie geheiligt hat. ²⁴Das sagte Mose zu Aaron, zu dessen Söhnen und zu allen Israeliten.

22 ¹Der Herr sprach zu Mose: ²Sag zu Aaron und seinen Söhnen, sie sollen sich mit den heiligen Opfertgaben der Israeliten in acht nehmen, um meinen heiligen Namen nicht zu entweihen; sie müssen für mich heilig gehalten werden. Ich bin der Herr. ³Sag zu ihnen: Jeder aus euren Nachkommen, auch in den kommenden Generationen, der sich im Zustand der Unreinheit den heiligen Opfertgaben nähert, die die Israeliten dem Herrn weihen, soll ausgemerzt und aus meiner Gegenwart weggeschafft werden. Ich bin der Herr. ⁴Keiner aus den Nachkommen Aarons, der aussätzig ist oder einen Ausfluß hat,

darf von den heiligen Gaben essen, ehe er rein ist. Wer irgend etwas berührt hat, das durch eine Leiche unrein wurde, wer einen Samenerguß hatte, ⁵wer Kleintiere berührt hat und sich damit verunreinigte oder einen Menschen, der ihn durch eine eigene Unreinheit befleckte, ⁶jeder, der solche Berührungen hatte, soll bis zum Abend unrein sein und darf von den heiligen Gaben erst essen, nachdem er seinen Körper in Wasser gebadet hat. ⁷Mit Sonnenuntergang soll er wieder rein sein und darf danach von den heiligen Gaben essen; denn sie sind sein Lebensunterhalt. ⁸Er darf kein verendetes oder zerrissenes Tier essen; er würde sich dadurch verunreinigen. Ich bin der Herr. ⁹Sie sollen auf meine Anordnungen achten und keine Sünde auf sich laden; sie sollen sterben, falls sie sie entweihen. Ich, der Herr, bin es, der sie heiligt. ¹⁰Kein Laie darf Heiliges essen; weder der Hausgenosse eines Priesters noch sein Lohnarbeiter darf etwas Heiliges essen. ¹¹Aber wenn ein Priester eine Person mit seinem Geld als Eigentum erwirbt, darf sie davon essen wie einer, der in seinem Haus geboren ist; sie dürfen von seiner Nahrung essen. ¹²Wenn eine Priestertochter einen Laien heiratet, darf sie vom Anteil des Erhebungsritus, von den heiligen Gaben nicht essen; ¹³aber wenn sie verwitwet oder verstoßen ist und keine Kinder hat und deshalb in das Haus ihres Vaters zurückkehrt, darf sie wie in ihrer Jugend vom Lebensunterhalt ihres Vaters essen; kein Laie aber darf davon essen. ¹⁴Wenn einer ohne Vorsatz etwas Heiliges isst, soll er es dem Priester ersetzen und ein Fünftel des Wertes hinzufügen. ¹⁵Die Priester dürfen die heiligen Gaben der Israeliten, die sie dem Herrn darbringen, nicht entweihen. ¹⁶Sie würden den Israeliten Schuld aufladen, die zu einem Schuldopfer verpflichtet, wenn sie ihre heiligen Gaben äßen; denn ich bin der Herr, der diese Gaben geheiligt hat. ¹⁷Der Herr sprach zu Mose: ¹⁸Rede zu Aaron, seinen Söhnen und allen Israeliten, und sag zu ihnen: Jeder aus dem Haus Israel oder von den Fremden in Israel, der seine Opfergabe wegen eines Gelübdes oder freiwillig bringt und sie für den Herrn als Brandopfer darbringt, ¹⁹muß, damit ihr Annahme findet, ein fehlerloses, männliches Tier von den Rindern,

Schafen oder Ziegen darbringen. ²⁰Ihr dürft kein Tier mit einem Gebrechen darbringen, denn ihr würdet damit keine Annahme finden. ²¹Wenn jemand ein Heilsopfer für den Herrn darbringt, sei es, um ein Gelübde zu erfüllen, oder sei es als freiwillige Gabe, so soll es ein fehlerloses Rind oder Schaf oder eine fehlerlose Ziege sein, um Annahme zu finden; es darf kein Gebrechen haben. ²²Ihr dürft dem Herrn kein Tier opfern, das blind, verstümmelt, krätzig, aussätzig, eitrig ist oder zerbrochene Gliedmaßen hat. Kein Stück von solchen Tieren dürft ihr auf den Altar als ein Feueropfer für den Herrn legen. ²³Ein entstelltes oder verstümmeltes Rind oder Schaf kannst du als freiwillige Opfergabe verwenden, aber als Einlösung eines Gelübdes ist es mißfällig. ²⁴Ihr dürft dem Herrn kein Tier darbringen, das zerdrückte, zerschlagene, ausgerissene oder abgeschnittene Hoden hat. Ihr dürft das in eurem Land nicht tun, ²⁵und ihr dürft kein solches Tier aus der Hand eines Fremden erwerben, um es als Speise eures Gottes darzubringen. Ein derartiger Eingriff an ihnen bewirkt ein Gebrechen; sie würden euch keine Annahme bringen. ²⁶Der Herr sprach zu Mose: ²⁷Wenn ein Rind, ein Schaf oder eine Ziege geboren wird, soll das Junge sieben Tage bei seiner Mutter bleiben. Vom achten Tag an ist es als Feueropfer für den Herrn annehmbar. ²⁸Ein Rind oder Schaf sollt ihr nicht an einem Tag zugleich mit seinem Jungen schlachten. ²⁹Wenn ihr dem Herrn ein Dankopfer darbringt, opfert es so, daß es angenommen werden kann. ³⁰Man soll es noch am selben Tag essen, ohne etwas davon bis zum Morgen übrigzulassen. Ich bin der Herr. ³¹Ihr sollt auf meine Gebote achten und sie befolgen; ich bin der Herr. ³²Ihr sollt meinen heiligen Namen nicht entweihen, damit ich inmitten der Israeliten geheiligt werde; ich, der Herr, bin es, der euch heiligt. ³³Ich, der euch aus Ägypten herausgeführt hat, um euer Gott zu sein, ich bin der Herr.

Num 3-4 Seite 1228 **3** ¹Das ist die Geschlechterfolge nach Aaron und Mose, zu der Zeit, als der Herr mit Mose auf dem Sinai redete. ²Das waren die Namen der Söhne Aarons: Nadab als Erstgeborener,

dann Abihu, Eleasar und Itamar. ³Das waren die Namen der Söhne Aarons, der gesalbten Priester, die man ins Priesteramt eingesetzt hatte. ⁴Nadab und Abihu waren vor den Augen des Herrn gestorben, als sie in der Wüste Sinai dem Herrn ein unrechtmäßiges Feueropfer darbrachten. Sie hatten keine Söhne, und so versahen dann Eleasar und Itamar unter der Aufsicht ihres Vaters Aaron den Priesterdienst. ⁵Der Herr sprach zu Mose: ⁶Laß den Stamm Levi vor dem Priester Aaron antreten, damit sie ihm dienen. ⁷Sie sollen auf seine Anordnungen achten und in der ganzen Gemeinde vor dem Offenbarungszelt für Ordnung sorgen, wenn sie an der Wohnstätte Dienst tun. ⁸Sie sollen alle Geräte des Offenbarungszeltes in Ordnung halten und bei den Israeliten für Ordnung sorgen, wenn sie an der Wohnstätte Dienst tun. ⁹Die Leviten sollst du Aaron und seinen Söhnen zuweisen; sie sollen unter den Israeliten ausschließlich für den Dienst bei Aaron bestimmt sein. ¹⁰Aaron und seine Söhne aber sollst du beauftragen, den Priesterdienst zu versehen. Wer unbefugt daran teilnimmt, wird mit dem Tod bestraft. ¹¹Der Herr sprach zu Mose: ¹²Hiermit nehme ich die Leviten als Ersatz für alle erstgeborenen Israeliten, die den Mutterschoß durchbrechen. Die Leviten gehören mir; ¹³denn alle Erstgeborenen gehören mir. Als ich in Ägypten alle Erstgeborenen erschlug, habe ich alle Erstgeborenen in Israel mir geheiligt, bei den Menschen und beim Vieh. Mir gehören sie; ich bin der Herr. ¹⁴Der Herr sprach in der Wüste Sinai zu Mose: ¹⁵Mustere die Leviten nach ihren Großfamilien und Sippen! Alle männlichen Personen von einem Monat und darüber sollst du mustern. ¹⁶Da musterte sie Mose, wie ihm durch den Mund des Herrn befohlen worden war. ¹⁷Das waren die Namen der Söhne Levis: Gerschon, Kehat und Merari. ¹⁸Die Namen der Söhne Gerschons und ihrer Sippen waren Libni und Schimi, ¹⁹die der Söhne Kehats und ihrer Sippen Amram, Jizhar, Hebron und Usiël, ²⁰die der Söhne Meraris und ihrer Sippen Machli und Muschi. Das waren die Sippen des Stammes Levi, geordnet nach Großfamilien. ²¹Zu Gerschon gehörten die Sippe der Libniter und die Sippe der Schimiter; das waren die Sippen

der Gerschoniter. ²²Die Zahl ihrer gemusterten männlichen Personen von einem Monat und darüber betrug im ganzen 7500. ²³Die Sippen der Gerschoniter lagerten hinter der Wohnstätte gegen Westen. ²⁴Anführer der Großfamilie der Gerschoniter war Eljasaf, der Sohn Laëls. ²⁵Die Gerschoniter hatten am Offenbarungszelt die Sorge für die Wohnstätte und das Zelt, für seine Decke und den Vorhang am Eingang des Offenbarungszeltes, ²⁶für die Behänge des Vorhofs, für den Vorhang am Eingang des Vorhofs, der ringsum die Wohnstätte und den Altar umgibt, und für die Zeltstricke, je nachdem, wie es der Dienst erforderte. ²⁷Zu Kehat gehörten die Sippe der Amramiter, die Sippe der Jizhariter, die Sippe der Hebroniter und die Sippe der Usiëliter; das waren die Sippen der Kehatiter. ²⁸Die Zahl der männlichen Personen von einem Monat und darüber betrug im ganzen 8600; sie hatten am Heiligtum Dienst zu tun. ²⁹Die Sippen der Kehatiter lagerten an der Südseite der Wohnstätte. ³⁰Familienoberhaupt der Sippen der Kehatiter war Elizafan, der Sohn Usiëls. ³¹Sie hatten die Sorge für die Lade, den Tisch, den Leuchter, die Altäre, die heiligen Geräte, mit denen sie ihren Dienst versahen, für den Vorhang und alles, was zu diesem Dienst gehörte. ³²Der oberste Anführer der Leviten war der Priester Eleasar, der Sohn Aarons. Er war mit der Aufsicht derer betraut, die am Heiligtum Dienst zu tun hatten. ³³Zu Merari gehörten die Sippe der Machliter und die Sippe der Muschiter; das waren die Sippen der Merariter. ³⁴Die Zahl ihrer gemusterten männlichen Personen von einem Monat und darüber betrug im ganzen 6200. ³⁵Familienoberhaupt der Sippen der Merariter war Zuriël, der Sohn Abihajils. Sie lagerten an der Nordseite der Wohnstätte. ³⁶Die Söhne Meraris waren betraut mit der Sorge für die Bretter der Wohnstätte, ihre Querlatten, Säulen und Sockel, ihre Geräte und alles, was zu diesem Dienst gehörte, ³⁷ferner für die Säulen des Vorhofs ringsum, ihre Sockel, ihre Zeltplöcke und Stricke. ³⁸Vor der Wohnstätte, an der Vorderseite, östlich vom Offenbarungszelt, lagerten Mose und Aaron mit seinen Söhnen. Sie hatten den Dienst am Heiligtum zu tun, wie er den Israeliten aufgetragen wor-

den war. Wer unbefugt daran teilnimmt, wird mit dem Tod bestraft. ³⁹Die Gesamtzahl der Leviten, die Mose und Aaron auf Befehl des Herrn musterten, aller männlichen Personen von einem Monat und darüber, nach Sippen geordnet, betrug 22000. ⁴⁰Der Herr sprach zu Mose: Zähle alle männlichen erstgeborenen Israeliten, die einen Monat und älter sind, stell ihre Zahl namentlich fest! ⁴¹Dann nimm für mich, für mich, den Herrn, die Leviten als Ersatz für alle erstgeborenen Israeliten entgegen, außerdem das Vieh der Leviten als Ersatz für alle Erstlinge unter dem Vieh der Israeliten! ⁴²Mose musterte alle erstgeborenen Israeliten, wie es ihm der Herr befohlen hatte. ⁴³Die Gesamtzahl der männlichen Erstgeborenen, die einen Monat und älter waren, betrug bei dieser namentlichen Zählung 22273. ⁴⁴Dann sprach der Herr zu Mose: ⁴⁵Nimm die Leviten als Ersatz für alle erstgeborenen Israeliten entgegen, außerdem das Vieh der Leviten als Ersatz für das Vieh der Israeliten! Die Leviten gehören mir, mir, dem Herrn. ⁴⁶Es sind aber 273 erstgeborene Israeliten mehr als Leviten; sie müssen ausgelöst werden. ⁴⁷Erheb für jeden fünf Schekel; erheb sie nach dem Schekelgewicht des Heiligtums, den Schekel zu zwanzig Gera. ⁴⁸Übergib das Geld Aaron und seinen Söhnen zur Auslösung der überzähligen Israeliten! ⁴⁹Da erhob Mose das Lösegeld von denen, die die Zahl der Leviten überstiegen und deshalb auszulösen waren. ⁵⁰1365 Silberschekel erhob Mose von den erstgeborenen Israeliten, nach dem Schekelgewicht des Heiligtums, ⁵¹und er übergab Aaron und seinen Söhnen das Lösegeld, wie es ihm der Herr befohlen hatte.

4 ¹Der Herr sprach zu Mose und Aaron: ²Ermittelt die Zahl der Kehatiter unter den Leviten, geordnet nach Sippen und Großfamilien, ³zählt alle Wehrfähigen zwischen dreißig und fünfzig Jahren! Sie sollen im Offenbarungszelt tätig sein. ⁴Die Kehatiter haben im Offenbarungszelt das Hochheilige zu betreuen. ⁵Beim Aufbruch gehen Aaron und seine Söhne hinein, nehmen die Vorhangdecke ab und hüllen damit die Lade der Bundesurkunde ein. ⁶Darüber legen sie eine Decke aus Tahaschhaut, breiten darüber ein Tuch, ganz aus

violettem Purpur, und bringen an der Lade die Stangen an. ⁷Auch über den Tisch der Schaubrote breiten sie ein Tuch aus violettem Purpur. Darauf legen sie die Schüsseln, die Schalen, die Krüge und die Kannen für das Trankopfer; auch die Schaubrote sollen darauf sein. ⁸Dann breiten sie darüber ein karmesinrotes Tuch, bedecken es mit einer Tahaschhaut und bringen die dazugehörenden Stangen an. ⁹Weiter nehmen sie ein Tuch aus violettem Purpur und hüllen damit den Leuchter ein, auch seine einzelnen Lampen, die Docht-scheren und Pfannen und alle Ölbehälter, die man für den Leuchter braucht. ¹⁰Ihn und alle zu ihm gehörenden Geräte legen sie auf eine Decke aus Tahaschhaut, dann legen sie alles auf das Traggestell. ¹¹Über den goldenen Altar breiten sie ein Tuch aus violettem Purpur, hüllen ihn in eine Decke aus Tahaschhaut und bringen seine Stangen an. ¹²Dann nehmen sie alle zum Dienst im Heiligtum erforderlichen Geräte, legen sie auf ein Tuch aus violettem Purpur, hüllen sie in eine Decke aus Tahaschhaut und legen sie auf das Traggestell. ¹³Sie säubern den Altar von der Fett-Asche und breiten ein Tuch aus rotem Purpur über ihn. ¹⁴Auf den Altar legen sie alle Geräte, die man für den Altardienst braucht, die Pfannen, Gabeln, Schaufeln und Schalen, alle Altargeräte; darüber breiten sie eine Hülle aus Tahaschhaut und bringen die Altarstangen an. ¹⁵Erst wenn Aaron und seine Söhne beim Aufbruch des Lagers mit dem Verhüllen des Heiligtums und aller heiligen Geräte fertig sind, kommen die Kehatiter und übernehmen den Trägerdienst. Sie dürfen aber das Heilige nicht berühren, sonst müssen sie sterben. Das ist die Aufgabe, die die Kehatiter am Offenbarungszelt als Träger haben. ¹⁶Der Priester Eleasar, der Sohn Aarons, hat die Verantwortung für das Öl des Leuchters, das duftende Räucherwerk, das ständige Speiseopfer und das Salböl, die Verantwortung für die ganze Wohnstätte und für alles, was es darin an Heiligem und an Geräten gibt. ¹⁷Der Herr sprach zu Mose und Aaron: ¹⁸Sorgt dafür, daß die Sippen des Stammes der Kehatiter nicht aus dem Kreis der Leviten ausgerottet werden. ¹⁹Damit sie am Leben bleiben und nicht wegen Berührung des Hochheiligen ster-

ben, sollt ihr so verfahren: Aaron und seine Söhne sollen kommen und jedem von ihnen anweisen, was er zu tun und zu tragen hat. ²⁰Dann ist es nicht möglich, daß sie hineingehen und das Heilige auch nur für einen Augenblick sehen, und sie werden nicht sterben. ²¹Der Herr sprach zu Mose: ²²Ermittle auch die Zahl der Gerschoniter, geordnet nach Großfamilien und Sippen! ²³Du sollst sie mustern für den Dienst am Offenbarungszelt, alle wehrfähigen Männer zwischen dreißig und fünfzig Jahren. ²⁴Die Sippen der Gerschoniter haben folgende Pflichten als Diener und Träger: ²⁵Sie tragen die Zelttücher der Wohnstätte und das Offenbarungszelt, seine Decke, die Tahaschdecke, die darüber liegt, und den Vorhang am Eingang des Offenbarungszeltes, ²⁶ferner die Behänge des Vorhofs, den Vorhang am Toreingang des Vorhofs, der rings um die Wohnstätte und um den Altar liegt, die dazugehörenden Stricke und alle Geräte, die sie zu ihrer Arbeit brauchen; sie sollen alle Arbeiten verrichten, die daran auszuführen sind. ²⁷Der ganze Dienst der Gerschoniter soll nach der Anweisung Aarons und seiner Söhne geschehen, die ihnen alles sagen, alles, was sie zu tragen und zu tun haben. Beauftragt sie mit dem gesamten Trägerdienst! ²⁸Das ist die Aufgabe der Gerschoniter am Offenbarungszelt. Die Aufsicht über ihren Dienst hat der Priester Itamar, der Sohn Aarons. ²⁹Ferner sollst du die Merariter mustern, geordnet nach Sippen und Großfamilien. ³⁰Du sollst sie mustern für den Dienst am Offenbarungszelt, alle wehrfähigen Männer zwischen dreißig und fünfzig Jahren. ³¹Das sind ihre Pflichten und einzelnen Aufgaben als Träger beim Offenbarungszelt: Sie haben die Bretter der Wohnstätte zu tragen, ihre Querlatten, Säulen und Sockel, ³²die Säulen des Vorhofs ringsum, ihre Sockel, Zeltplöcke und Stricke sowie alle Geräte, die sie zur Erfüllung ihrer Aufgaben brauchen. Ihr sollt jedem die Gegenstände einzeln zuweisen, die sie zu tragen haben. ³³Das ist im ganzen die Aufgabe der Sippen der Merariter am Offenbarungszelt. Die Aufsicht über sie hat der Priester Itamar, der Sohn Aarons. ³⁴Mose, Aaron und die Anführer der Gemeinde musterten die Kehatiter, geordnet nach Sippen und Großfamilien, ³⁵für

den Dienst am Offenbarungszelt, alle wehrfähigen Männer zwischen dreißig und fünfzig Jahren. ³⁶Die Zahl der nach Sippen gemusterten Männer betrug 2750. ³⁷Das waren die in den Sippen der Kehatiter Gemusterten, alle, die am Offenbarungszelt Dienst zu tun hatten. Mose und Aaron hatten sie gemustert, wie es der Herr durch Mose befohlen hatte. ³⁸Bei den Gerschonitern betrug die Zahl der nach Sippen und Großfamilien für den Dienst am Offenbarungszelt Gemusterten, ³⁹die Zahl aller wehrfähigen Männer zwischen dreißig und fünfzig Jahren, ⁴⁰die, geordnet nach Sippen und Großfamilien, gemustert worden waren, 2630. ⁴¹Das waren die in den Sippen der Gerschoniter Gemusterten, alle, die am Offenbarungszelt Dienst zu tun hatten. Mose und Aaron hatten sie auf Befehl des Herrn gemustert. ⁴²Bei den Sippen der Merariter betrug die Zahl der nach Sippen und Großfamilien zum Dienst am Offenbarungszelt Gemusterten, ⁴³die Zahl aller wehrfähigen Männer zwischen dreißig und fünfzig Jahren, ⁴⁴die, geordnet nach Sippen, gemustert worden waren, 3200. ⁴⁵Das waren die in den Sippen der Merariter Gemusterten. Mose und Aaron hatten sie gemustert, wie es der Herr durch Mose befohlen hatte. ⁴⁶Die Gesamtzahl der Gemusterten, die Mose, Aaron und die Anführer Israels bei den Leviten, geordnet nach Sippen und Großfamilien, gemustert hatten, ⁴⁷die Zahl aller Männer zwischen dreißig und fünfzig Jahren, die zur Erfüllung der Aufgaben und Trägerdienste am Offenbarungszelt fähig waren, ⁴⁸die Gesamtzahl dieser Gemusterten betrug 8580. ⁴⁹Wie es der Herr durch Mose befohlen hatte, so betraute man jeden einzelnen von ihnen mit seiner Aufgabe und mit seinem Trägerdienst. Jedem wurde seine Aufgabe zugewiesen, wie der Herr es Mose befohlen hatte.

Num 8 *Seite 1228* ¹Der Herr sprach zu Mose: ²Rede zu Aaron und sag zu ihm: Wenn du die Lampen auf den Leuchter steckst, dann so, daß das Licht der sieben Lampen vom Leuchter aus nach vorn fällt. ³Das tat Aaron; er steckte die Lampen so auf, daß ihr Licht vom Leuchter aus nach vorn fiel, wie der Herr es Mose aufgetragen

hatte. ⁴Der Leuchter war aus Gold getrieben, vom Gestell bis zu den Blüten war er aus Gold getrieben. Mose hatte den Leuchter nach dem Muster angefertigt, das der Herr ihm gezeigt hatte. ⁵Der Herr sprach zu Mose: ⁶Sondere die Leviten von den Israeliten ab, und reinige sie! ⁷So sollst du ihre Reinigung vollziehen: Spreng über sie das Entsündigungswasser! Sie selbst sollen sich an ihrem ganzen Körper mit einem Schermesser die Haare schneiden, ihre Kleider waschen und sich reinigen. ⁸Dann sollen sie einen Jungstier nehmen und dazu als Speiseopfer Feinmehl, das mit Öl vermengt ist. Einen zweiten Jungstier sollst du für das Sündopfer nehmen. ⁹Dann sollst du die Leviten vor das Offenbarungszelt führen und die ganze Gemeinde der Israeliten versammeln. ¹⁰Laß die Leviten vor den Herrn treten! Die Israeliten sollen den Leviten die Hände auflegen, ¹¹und Aaron soll an den Leviten im Namen der Israeliten vor den Augen des Herrn die Weihe vornehmen. Auf diese Weise sollen sie den Dienst des Herrn antreten. ¹²Die Leviten sollen ihre Hände den Stieren auf den Kopf legen. Dann richte den einen als Sündopfer und den anderen als Brandopfer für den Herrn her, um die Leviten zu entsühnen. ¹³Laß die Leviten vor Aaron und seine Söhne treten, und vollzieh an ihnen die Weihe für den Herrn! ¹⁴Auf diese Weise sollst du die Leviten aus den Israeliten aussondern; dann gehören die Leviten mir. ¹⁵Danach sollen die Leviten mit ihrem Dienst am Offenbarungszelt beginnen. Reine sie, und vollzieh an ihnen die Weihe; ¹⁶denn sie sind mir von den Israeliten übergeben, als Ersatz für alle, die den Mutterschoß durchbrechen; als Ersatz für alle erstgeborenen Israeliten habe ich sie mir genommen. ¹⁷Denn alle erstgeborenen Israeliten gehören mir, sowohl bei den Menschen als auch beim Vieh. An dem Tag, an dem ich in Ägypten alle Erstgeborenen erschlug, habe ich sie als mir heilig erklärt ¹⁸und habe die Leviten als Ersatz für alle erstgeborenen Israeliten genommen. ¹⁹Ich gebe die Leviten dem Aaron und seinen Söhnen; aus dem Kreis der Israeliten sind sie ihnen übergeben, damit sie am Offenbarungszelt den Gottesdienst der Israeliten vollziehen und die Israeliten entsühnen. Dann wird die Israeli-

ten kein Unheil treffen, wenn sie dem Heiligtum zu nahe kommen.
²⁰Mose, Aaron und die ganze Gemeinde der Israeliten taten mit den Leviten genau das, was der Herr dem Mose hinsichtlich der Leviten befohlen hatte; das taten die Israeliten mit den Leviten. ²¹Die Leviten ließen sich entsündigen und wuschen ihre Kleider. Aaron vollzog an ihnen vor den Augen des Herrn die Weihe und entsühnte sie; so machte er sie rein. ²²Danach traten die Leviten bei Aaron und seinen Söhnen ihren Dienst am Offenbarungszelt an. Was der Herr dem Mose hinsichtlich der Leviten befohlen hatte, das tat man mit ihnen. ²³Der Herr sprach zu Mose: ²⁴Folgendes gilt für die Leviten: Mit fünfundzwanzig Jahren und darüber ist jeder verpflichtet, am Offenbarungszelt seinen Dienst zu tun. ²⁵Mit fünfzig Jahren endet seine Verpflichtung, und er braucht keinen Dienst mehr zu tun; ²⁶er kann aber am Offenbarungszelt seinen Brüdern bei der Ausübung ihrer Pflichten helfen; doch den eigentlichen Dienst soll er nicht versehen. So sollst du die Dienstpflichten der Leviten ordnen.

Num 11,16–30 Seite 1228 ¹⁶Da sprach der Herr zu Mose: Versammle siebzig von den Ältesten Israels vor mir, Männer, die du als Älteste des Volkes und Listenführer kennst; bring sie zum Offenbarungszelt! Dort sollen sie sich mit dir zusammen aufstellen. ¹⁷Dann komme ich herab und rede dort mit dir. Ich nehme etwas von dem Geist, der auf dir ruht, und lege ihn auf sie. So können sie mit dir zusammen an der Last des Volkes tragen, und du mußt sie nicht mehr allein tragen. ¹⁸Zum Volk aber sollst du sagen: Heiligt euch für morgen, dann werdet ihr Fleisch zu essen haben. Denn ihr habt dem Herrn die Ohren vollgeweint und gesagt: Wenn uns doch jemand Fleisch zu essen gäbe! In Ägypten ging es uns gut. Der Herr wird euch Fleisch zu essen geben. ¹⁹Nicht nur einen Tag werdet ihr es essen, nicht zwei Tage, nicht fünf Tage, nicht zehn Tage und nicht zwanzig Tage, ²⁰sondern Monate lang, bis es euch zum Hals heraushängt und ihr euch davor eckelt. Denn ihr habt den Herrn, der mitten unter euch ist, mißachtet und habt vor ihm geweint und gesagt: Warum sind wir aus Ägypten

weggezogen? ²¹Da entgegnete Mose: Sechshunderttausend Mann zu Fuß zählt das Volk, bei dem ich lebe, und du sagst: Ich gebe ihnen Fleisch, daß sie Monate lang zu essen haben? ²²Selbst wenn man alle Schafe, Ziegen und Rinder für sie schlachtet, reicht das für sie? Wenn man alle Fische des Meeres für sie fängt, reicht das für sie? ²³Der Herr antwortete Mose: Ist etwa der Arm des Herrn zu kurz? Du wirst bald sehen, ob mein Wort an dir in Erfüllung geht oder nicht. ²⁴Mose ging hinaus und teilte dem Volk die Worte des Herrn mit. Dann versammelte er siebzig Älteste des Volkes und stellte sie rings um das Zelt auf. ²⁵Der Herr kam in der Wolke herab und redete mit Mose. Er nahm etwas von dem Geist, der auf ihm ruhte, und legte ihn auf die siebzig Ältesten. Sobald der Geist auf ihnen ruhte, gerieten sie in prophetische Verzückung, die kein Ende nahm. ²⁶Zwei Männer aber waren im Lager geblieben; der eine hieß Eldad, der andere Medad. Auch über sie war der Geist gekommen. Sie standen in der Liste, waren aber nicht zum Offenbarungszelt hinausgegangen. Sie gerieten im Lager in prophetische Verzückung. ²⁷Ein junger Mann lief zu Mose und berichtete ihm: Eldad und Medad sind im Lager in prophetische Verzückung geraten. ²⁸Da ergriff Josua, der Sohn Nuns, der von Jugend an der Diener des Mose gewesen war, das Wort und sagte: Mose, mein Herr, hindere sie daran! ²⁹Doch Mose sagte zu ihm: Willst du dich für mich ereifern? Wenn nur das ganze Volk des Herrn zu Propheten würde, wenn nur der Herr seinen Geist auf sie alle legte! ³⁰Dann ging Mose mit den Ältesten Israels in das Lager zurück.

Num 18 Seite 1228 ¹Der Herr sprach zu Aaron: Du, deine Söhne und deine ganze Familie, ihr tragt die Verantwortung für das Heiligtum; du und mit dir deine Söhne, ihr tragt die Verantwortung für euer Priesteramt. ²Aber auch deine Brüder, den Stamm Levi, deinen väterlichen Stamm, laß zusammen mit dir herkommen! Sie sollen sich dir anschließen und dir dienen, während ihr, du und deine Söhne, vor dem Offenbarungszelt seid. ³Sie sollen sich an deine Anordnun-

gen und an die für das ganze Zelt geltende Ordnung halten. Nur den heiligen Geräten und dem Altar dürfen sie nicht zu nahe kommen, sonst müssen sie sterben und ihr mit ihnen. ⁴Sie sollen sich dir anschließen und sich beim ganzen Dienst am Zelt an die Ordnung halten, die am Offenbarungszelt gilt. Kein Unbefugter darf in eure Nähe kommen. ⁵Wenn ihr euch an die Ordnung haltet, die am Heiligtum und am Altar gilt, wird der Zorn (Gottes) nicht mehr über die Israeliten kommen. ⁶Seht, ich habe eure Brüder, die Leviten, aus den Israeliten euch übergeben; sie sind dem Herrn übergeben, um den Dienst am Offenbarungszelt zu verrichten. ⁷Du aber und mit dir deine Söhne, ihr sollt euer Priesteramt in allem ausüben, was den Altar und den Raum hinter dem Vorhang betrifft; dort sollt ihr euren Dienst tun. Als einen Dienst, der ein Geschenk ist, übergebe ich euch das Priesteramt. Wer sich nähert, ohne dazu befugt zu sein, ist mit dem Tod zu bestrafen. ⁸Der Herr sagte zu Aaron: Ich selbst übergebe dir jetzt die Verwaltung der Abgaben, die mir entrichtet werden. Von allen heiligen Gaben der Israeliten gebe ich sie dir als Anteil und deinen Söhnen als ein dauerndes Anrecht. ⁹Dir soll an den hochheiligen Gaben all das zufallen, was nicht für das Feuer bestimmt ist: alle ihre Opfertgaben bei allen ihren Speise-, Sünd- und Schuldopfern, die sie mir als hochheilige Gaben entrichten; dir und deinen Söhnen gehören sie. ¹⁰Esst sie am hochheiligen Ort! Jede männliche Person darf davon essen; sie sollen dir als heilig gelten. ¹¹Auch das gehört dir: die Abgabe, die die Israeliten bei allem entrichten, was sie darbringen. Dir und deinen Söhnen und Töchtern, die bei dir sind, habe ich diese Abgabe als dauerndes Anrecht gegeben. Jeder, der rein ist in deinem Haus, darf davon essen. ¹²Das Beste von allem Öl, das Beste von allem Most und Getreide, die Erstlingsgaben, die sie dem Herrn entrichten, sie habe ich für dich bestimmt. ¹³Von allem, was es in ihrem Land gibt, gehören dir die Erstlingsfrüchte, die sie dem Herrn bringen. Jeder, der rein ist in deinem Haus, darf davon essen. ¹⁴Alles, was in Israel geweiht wird, gehört dir. ¹⁵Alle lebenden Wesen, die den Mutterschoß durchbrechen und die man

dem Herrn darbringst, Mensch und Vieh, gehören dir. Du mußt aber den Erstgeborenen bei den Menschen auslösen, und ebenso mußt du auch die erstgeborenen Tiere bei unreinem Vieh auslösen, ¹⁶und zwar mußt du die, die ausgelöst werden, im Alter von etwa einem Monat, je nachdem, wie du sie einschätzt, mit Geld auslösen, mit fünf Schekel, gerechnet nach dem Schekelgewicht des Heiligtums, das sind zwanzig Gera. ¹⁷Aber die Erstlinge vom Rind, vom Schaf oder von der Ziege darfst du nicht auslösen; sie sind heilig. Ihr Blut sollst du auf den Altar sprengen und ihre Fetteile als Feueropfer zum beruhigenden Duft für den Herrn in Rauch aufgehen lassen. ¹⁸Ihr Fleisch gehört dir, wie auch die Brust vom Darbringungsritus und auch die rechte Keule dir gehören. ¹⁹Alle Abgaben von den heiligen Opfern, die die Israeliten dem Herrn entrichten, habe ich dir und deinen Söhnen und Töchtern, die bei dir sind, als dauerndes Anrecht gegeben. Das soll für dich und auch für deine Nachkommen als ein ewiger »Salzbund« vor dem Herrn gelten. ²⁰Der Herr sprach zu Aaron: Du sollst in ihrem Land keinen erblichen Besitz haben. Dir gehört unter ihnen kein Besitzanteil; ich bin dein Besitz und dein Erbteil mitten unter den Israeliten. ²¹Den Leviten gebe ich als Erbteil den ganzen Zehnten, den die Israeliten entrichten, als Entgelt für den Dienst, den die Leviten verrichten, den Dienst am Offenbarungszelt. ²²Die Israeliten dürfen künftig nicht mehr in die Nähe des Offenbarungszeltes kommen; sonst laden sie eine Sünde auf sich und sterben. ²³Nur der Levit soll am Offenbarungszelt Dienst tun; die Leviten tragen die Verantwortung – das soll bei euch von Generation zu Generation als feste Regel gelten. Darum sollen sie unter den Israeliten keinen Erbesitz haben. ²⁴Denn als Erbteil für die Leviten habe ich die Zehnten bestimmt, die die Israeliten dem Herrn als Abgabe entrichten. Darum habe ich zu den Leviten gesagt, sie sollen keinen Erbesitz unter den Israeliten bekommen. ²⁵Der Herr sprach zu Mose: ²⁶Rede zu den Leviten und sag zu ihnen: Wenn ihr von den Israeliten den Zehnten entgegennehmt, den ich euch von ihnen als euren Anteil zugewiesen habe, dann entrichtet davon dem Herrn

eine Abgabe als Zehnten vom Zehnten! ²⁷Das soll als eure Abgabe angerechnet werden wie bei den anderen die Abgabe vom Getreide der Tenne und vom Inhalt der Kelter. ²⁸So sollt auch ihr dem Herrn eine Abgabe von allen euch zustehenden Zehnten entrichten, die ihr von den Israeliten erhaltet; diese Abgabe für den Herrn sollt ihr dem Priester Aaron übergeben. ²⁹Von allem, was man euch gibt, sollt ihr die ganze Abgabe für den Herrn leisten, von allem das Beste, als heilige Gabe. ³⁰Ferner sag zu ihnen: Wenn ihr davon das Beste abliefern, wird es den Leviten angerechnet wie den anderen der Ertrag von Tenne und Kelter. ³¹Diesen dürft ihr überall essen, ihr und eure Familien, denn es gehört euch als Lohn für euren Dienst am Offenbarungszelt. ³²Ihr dürft aber keine Sünde auf euch laden, wenn ihr selbst das Beste abzugeben habt, und ihr dürft die heiligen Gaben der Israeliten nicht entweihen. Wenn ihr das befolgt, werdet ihr nicht sterben.

Dtn 16,18–18,8 Seite 1228 **16** ¹⁸Richter und Listenführer sollst du in allen Stadtbereichen einsetzen, die der Herr, dein Gott, dir in deinen Stammesgebieten gibt. Sie sollen dem Volk Recht sprechen und gerechte Urteile fällen. ¹⁹Du sollst das Recht nicht beugen. Du sollst kein Ansehen der Person kennen. Du sollst keine Bestechung annehmen; denn Bestechung macht Weise blind und verdreht die Fälle derer, die im Recht sind. ²⁰Gerechtigkeit, Gerechtigkeit – ihr sollt du nachjagen, damit du Leben hast und das Land in Besitz nehmen kannst, das der Herr, dein Gott, dir gibt. ²¹Du sollst neben dem Altar des Herrn, deines Gottes, den du dir baust, keinen Kultpfahl, keinerlei Holz einpflanzen. ²²Du sollst kein Steinmal von der Art errichten, die der Herr, dein Gott, haßt.

17 ¹Du sollst dem Herrn, deinem Gott, keinen Stier und kein Lamm schlachten, die einen Fehler, irgendeine Mißbildung haben, denn das ist dem Herrn, deinem Gott, ein Greuel. ²Wenn in deiner Mitte, in einem der Stadtbereiche, die der Herr, dein Gott, dir gibt, ein Mann – oder auch eine Frau – lebt, der tut, was in den Augen des

Herrn, deines Gottes, böse ist, und sich über seinen Bund hinwegsetzt, ³wenn er hingeht, anderen Göttern dient und sich vor ihnen niederwirft – und zwar vor der Sonne, dem Mond oder dem ganzen Himmelsheer, was ich verboten habe –, ⁴wenn dir das gemeldet wird, wenn du den Fall anhängig machst, genaue Ermittlungen anstellst und es sich zeigt: Ja, es ist wahr, der Tatbestand steht fest, dieser Greuel ist in Israel geschehen!, ⁵dann sollst du diesen Mann oder diese Frau, die den Frevel begangen haben, den Mann oder die Frau, zu einem deiner Stadttore führen und steinigen, und sie sollen sterben. ⁶Wenn es um Leben oder Tod eines Angeklagten geht, darf er nur auf die Aussage von zwei oder drei Zeugen hin zum Tod verurteilt werden. Auf die Aussage eines einzigen Zeugen hin darf er nicht zum Tod verurteilt werden. ⁷Wenn er hingerichtet wird, sollen die Zeugen als erste ihre Hand gegen ihn erheben, dann erst das ganze Volk. Du sollst das Böse aus deiner Mitte wegschaffen. ⁸Wenn bei einem Verfahren wegen Mord, Eigentumsdelikt oder Körperverletzung – also wegen Streitsachen, über die in deinen Stadtbereichen entschieden werden darf – der Fall für dich zu ungewöhnlich liegt, dann sollst du dich aufmachen, zu der Stätte hinaufziehen, die der Herr auswählt, ⁹und vor die levitischen Priester und den Richter treten, der dann amtiert. Du sollst genaue Ermittlungen anstellen lassen, und sie sollen dir den Urteilsspruch verkünden. ¹⁰Dann sollst du dich an den Spruch halten, den sie dir an dieser Stätte, die der Herr auswählt, verkünden, und du sollst auf alles, was sie dich lehren, genau achten und es halten. ¹¹An den Wortlaut der Weisung, die sie dich lehren, und an das Urteil, das sie fällen, sollst du dich halten. Von dem Spruch, den sie dir verkünden, sollst du weder rechts noch links abweichen. ¹²Ein Mann aber, der so vermessen ist, auf den Priester, der dort steht, um vor dem Herrn, deinem Gott, Dienst zu tun, oder auf den Richter nicht zu hören, dieser Mann soll sterben. Du sollst das Böse aus Israel wegschaffen. ¹³Das ganze Volk soll davon hören, damit sie sich fürchten und nicht noch einmal so vermessen sind. ¹⁴Wenn du in das Land, das der Herr, dein Gott, dir

gibt, hineingezogen bist, es in Besitz genommen hast, in ihm wohnst und dann sagst: Ich will einen König über mich einsetzen wie alle Völker in meiner Nachbarschaft!,¹⁵ dann darfst du einen König über dich einsetzen, doch nur einen, den der Herr, dein Gott, auswählt. Nur aus der Mitte deiner Brüder darfst du einen König über dich einsetzen. Einen Ausländer darfst du nicht über dich einsetzen, weil er nicht dein Bruder ist.¹⁶ Der König soll sich aber nicht zu viele Pferde halten. Er soll das Volk nicht nach Ägypten zurückbringen, um mehr Pferde zu bekommen; denn der Herr hat zu euch gesagt: Ihr sollt auf diesem Weg nie wieder zurückkehren.¹⁷ Er soll sich auch keine große Zahl von Frauen nehmen, damit sein Sinn nicht vom rechten Weg abweicht. Er soll nicht zu viel Silber und Gold anhäufen.¹⁸ Und wenn er seinen Königsthron bestiegen hat, soll er sich von dieser Weisung, die die levitischen Priester aufbewahren, auf einer Schriftrolle eine Zweitschrift anfertigen lassen.¹⁹ Sein Leben lang soll er die Weisung mit sich führen und in der Rolle lesen, damit er lernt, den Herrn, seinen Gott, zu fürchten, auf alle Worte dieser Weisung und dieser Gesetze zu achten, sie zu halten,²⁰ sein Herz nicht über seine Brüder zu erheben und von dem Gebot weder rechts noch links abzuweichen, damit er lange als König in Israels Mitte lebt, er und seine Nachkommen.

18 ¹Die levitischen Priester – der ganze Stamm Levi – sollen nicht wie das übrige Israel Landanteil und Erbbesitz haben. Sie sollen sich von den Opferanteilen des Herrn, von seinem Erbbesitz, ernähren.² Der Stamm Levi soll inmitten seiner Brüder leben, aber keinen Erbbesitz haben. Der Herr selbst ist sein Erbbesitz, wie er es ihm zugesagt hat.³ Und das ist das Recht, das die Priester gegenüber dem Volk haben, gegenüber denen, die ein Schlachtopfertier schlachten, sei es ein Stier oder ein Lamm: Man soll dem Priester den Bug, die Kinnbacken und den Labmagen geben.⁴ Du sollst ihm den ersten Ertrag von Korn, Wein und Öl und den ersten Ertrag der Schafschur geben.⁵ Denn der Herr, dein Gott, hat den Stamm Levi unter allen deinen Stämmen dazu ausgewählt, daß er im Namen des Herrn da-

steht und Dienst tut – Levi und seine Nachkommen, ihr Leben lang.
⁶Wenn ein Levit aus einem deiner Stadtbereiche irgendwo in Israel, in dem er als Fremder gewohnt hat, zu der Stätte kommt, die der Herr ausgewählt hat, und zwar, wann immer er möchte,⁷ und wenn er dann wie alle seine levitischen Brüder, die dort vor dem Herrn stehen, im Namen des Herrn, seines Gottes, Dienst tut,⁸ sollen alle die gleiche Zuteilung erhalten, ohne daß man berücksichtigt, wie groß sein väterliches Vermögen ist.

Mt 4,17–23 Seite 1228 ¹⁷Von da an begann Jesus zu verkünden: Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe. ¹⁸Als Jesus am See von Galiläa entlangging, sah er zwei Brüder, Simon, genannt Petrus, und seinen Bruder Andreas; sie warfen gerade ihr Netz in den See, denn sie waren Fischer. ¹⁹Da sagte er zu ihnen: Kommt her, folgt mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen. ²⁰Sofort ließen sie ihre Netze liegen und folgten ihm. ²¹Als er weiterging, sah er zwei andere Brüder, Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und seinen Bruder Johannes; sie waren mit ihrem Vater Zebedäus im Boot und richteten ihre Netze her. Er rief sie, ²²und sogleich verließen sie das Boot und ihren Vater und folgten Jesus. ²³Er zog in ganz Galiläa umher, lehrte in den Synagogen, verkündete das Evangelium vom Reich und heilte im Volk alle Krankheiten und Leiden.

Mt 9,9 Seite 1228 ⁹Als Jesus weiterging, sah er einen Mann namens Matthäus am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! Da stand Matthäus auf und folgte ihm.

Mt 9,36–10,40 Seite 1228 ⁹ ³⁶Als er die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben. ³⁷Da sagte er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. ³⁸Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden.

¹⁰ ¹Dann rief er seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen die Vollmacht, die unreinen Geister auszutreiben und alle Krankheiten

und Leiden zu heilen. ²Die Namen der zwölf Apostel sind: an erster Stelle Simon, genannt Petrus, und sein Bruder Andreas, dann Jakobus, der Sohn des Zebedäus, und sein Bruder Johannes, ³Philippus und Bartholomäus, Thomas und Matthäus, der Zöllner, Jakobus, der Sohn des Alphäus, und Thaddäus, ⁴Simon Kananäus und Judas Iskariot, der ihn später verraten hat. ⁵Diese Zwölf sandte Jesus aus und gebot ihnen: Geht nicht zu den Heiden, und betretet keine Stadt der Samariter, ⁶sondern geht zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel. ⁷Geht und verkündet: Das Himmelreich ist nahe. ⁸Heilt Kranke, weckt Tote auf, macht Aussätzigte rein, treibt Dämonen aus! Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben. ⁹Steckt nicht Gold, Silber und Kupfermünzen in euren Gürtel. ¹⁰Nehmt keine Vorratstasche mit auf den Weg, kein zweites Hemd, keine Schuhe, keinen Wanderstab; denn wer arbeitet, hat ein Recht auf seinen Unterhalt. ¹¹Wenn ihr in eine Stadt oder in ein Dorf kommt, erkundigt euch, wer es wert ist, euch aufzunehmen; bei ihm bleibt, bis ihr den Ort wieder verläßt. ¹²Wenn ihr in ein Haus kommt, dann wünscht ihm Frieden. ¹³Wenn das Haus es wert ist, soll der Friede, den ihr ihm wünscht, bei ihm einkehren. Ist das Haus es aber nicht wert, dann soll der Friede zu euch zurückkehren. ¹⁴Wenn man euch aber in einem Haus oder in einer Stadt nicht aufnimmt und eure Worte nicht hören will, dann geht weg, und schüttelt den Staub von euren Füßen. ¹⁵Amen, das sage ich euch: Dem Gebiet von Sodom und Gomorra wird es am Tag des Gerichts nicht so schlimm ergehen wie dieser Stadt. ¹⁶Seht, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; seid daher klug wie die Schlangen und arglos wie die Tauben! ¹⁷Nehmt euch aber vor den Menschen in acht! Denn sie werden euch vor die Gerichte bringen und in ihren Synagogen auspeitschen. ¹⁸Ihr werdet um meinetwillen vor Statthalter und Könige geführt, damit ihr vor ihnen und den Heiden Zeugnis ablegt. ¹⁹Wenn man euch vor Gericht stellt, macht euch keine Sorgen, wie und was ihr reden sollt; denn es wird euch in jener Stunde eingegeben, was ihr sagen sollt. ²⁰Nicht ihr werdet dann reden, sondern der Geist eures

Vaters wird durch euch reden. ²¹Brüder werden einander dem Tod ausliefern und Väter ihre Kinder, und die Kinder werden sich gegen ihre Eltern auflehnen und sie in den Tod schicken. ²²Und ihr werdet um meines Namens willen von allen gehaßt werden; wer aber bis zum Ende standhaft bleibt, der wird gerettet. ²³Wenn man euch in der einen Stadt verfolgt, so flieht in eine andere. Amen, ich sage euch: Ihr werdet nicht zu Ende kommen mit den Städten Israels, bis der Menschensohn kommt. ²⁴Ein Jünger steht nicht über seinem Meister und ein Sklave nicht über seinem Herrn. ²⁵Der Jünger muß sich damit begnügen, daß es ihm geht wie seinem Meister, und der Sklave, daß es ihm geht wie seinem Herrn. Wenn man schon den Herrn des Hauses Beelzebul nennt, dann erst recht seine Hausgenossen. ²⁶Darum fürchtet euch nicht vor ihnen! Denn nichts ist verhüllt, was nicht enthüllt wird, und nichts ist verborgen, was nicht bekannt wird. ²⁷Was ich euch im Dunkeln sage, davon redet am hellen Tag, und was man euch ins Ohr flüstert, das verkündet von den Dächern. ²⁸Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können, sondern fürchtet euch vor dem, der Seele und Leib ins Verderben der Hölle stürzen kann. ²⁹Verkauft man nicht zwei Spatzen für ein paar Pfennig? Und doch fällt keiner von ihnen zur Erde ohne den Willen eures Vaters. ³⁰Bei euch aber sind sogar die Haare auf dem Kopf alle gezählt. ³¹Fürchtet euch also nicht! Ihr seid mehr wert als viele Spatzen. ³²Wer sich nun vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem werde auch ich mich vor meinem Vater im Himmel bekennen. ³³Wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel verleugnen. ³⁴Denkt nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert. ³⁵Denn ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater zu entzweien und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter; ³⁶und die Hausgenossen eines Menschen werden seine Feinde sein. ³⁷Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn oder Toch-

ter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig. ³⁸Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht würdig. ³⁹Wer das Leben gewinnen will, wird es verlieren; wer aber das Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen. ⁴⁰Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat.

Mt 16,13–20 Seite 1228 ¹³Als Jesus in das Gebiet von Cäsarea Philippi kam, fragte er seine Jünger: Für wen halten die Leute den Menschensohn? ¹⁴Sie sagten: Die einen für Johannes den Täufer, andere für Elija, wieder andere für Jeremia oder sonst einen Propheten. ¹⁵Da sagte er zu ihnen: Ihr aber, für wen haltet ihr mich? ¹⁶Simon Petrus antwortete: Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes! ¹⁷Jesus sagte zu ihm: Selig bist du, Simon Barjona; denn nicht Fleisch und Blut haben dir das offenbart, sondern mein Vater im Himmel. ¹⁸Ich aber sage dir: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Mächte der Unterwelt werden sie nicht überwältigen. ¹⁹Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; was du auf Erden binden wirst, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, das wird auch im Himmel gelöst sein. ²⁰Dann befahl er den Jüngern, niemand zu sagen, daß er der Messias sei.

Mt 18,15–20 Seite 1228 ¹⁵Wenn dein Bruder sündigt, dann geh zu ihm und weise ihn unter vier Augen zurecht. Hört er auf dich, so hast du deinen Bruder zurückgewonnen. ¹⁶Hört er aber nicht auf dich, dann nimm einen oder zwei Männer mit, denn jede Sache muß durch die Aussage von zwei oder drei Zeugen entschieden werden. ¹⁷Hört er auch auf sie nicht, dann sag es der Gemeinde. Hört er aber auch auf die Gemeinde nicht, dann sei er für dich wie ein Heide oder ein Zöllner. ¹⁸Amen, ich sage euch: Alles, was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein, und alles, was ihr auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöst sein. ¹⁹Weiter

sage ich euch: Alles, was zwei von euch auf Erden gemeinsam erbiten, werden sie von meinem himmlischen Vater erhalten. ²⁰Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.

Mt 28,16–20 Seite 1228 ¹⁶Die elf Jünger gingen nach Galiläa auf den Berg, den Jesus ihnen genannt hatte. ¹⁷Und als sie Jesus sahen, fielen sie vor ihm nieder. Einige aber hatten Zweifel. ¹⁸Da trat Jesus auf sie zu und sagte zu ihnen: Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde. ¹⁹Darum geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, ²⁰und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Seid gewiß: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.

Mk 1,14–22 Seite 1228 ¹⁴Nachdem man Johannes ins Gefängnis geworfen hatte, ging Jesus wieder nach Galiläa; er verkündete das Evangelium Gottes ¹⁵und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium! ¹⁶Als Jesus am See von Galiläa entlangging, sah er Simon und Andreas, den Bruder des Simon, die auf dem See ihr Netz auswarfen; sie waren nämlich Fischer. ¹⁷Da sagte er zu ihnen: Kommt her, folgt mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen. ¹⁸Sogleich ließen sie ihre Netze liegen und folgten ihm. ¹⁹Als er ein Stück weiterging, sah er Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und seinen Bruder Johannes; sie waren im Boot und richteten ihre Netze her. ²⁰Sofort rief er sie, und sie ließen ihren Vater Zebedäus mit seinen Tagelöhnern im Boot zurück und folgten Jesus nach. ²¹Sie kamen nach Kafarnaum. Am folgenden Sabbat ging er in die Synagoge und lehrte. ²²Und die Menschen waren sehr betroffen von seiner Lehre; denn er lehrte sie wie einer, der (göttliche) Vollmacht hat, nicht wie die Schriftgelehrten.

Mk 2,13–17 Seite 1228 ¹³Jesus ging wieder hinaus an den See. Da kamen Scharen von Menschen zu ihm, und er lehrte sie. ¹⁴Als er weiterging, sah er Levi, den Sohn des Alphäus, am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! Da stand Levi auf und folgte ihm. ¹⁵Und als Jesus in seinem Haus beim Essen war, aßen viele Zöllner und Sünder zusammen mit ihm und seinen Jüngern; denn es folgten ihm schon viele. ¹⁶Als die Schriftgelehrten, die zur Partei der Pharisäer gehörten, sahen, daß er mit Zöllnern und Sündern aß, sagten sie zu seinen Jüngern: Wie kann er zusammen mit Zöllnern und Sündern essen? ¹⁷Jesus hörte es und sagte zu ihnen: Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten.

Mk 3,13–19 Seite 1228 ¹³Jesus stieg auf einen Berg und rief die zu sich, die er erwählt hatte, und sie kamen zu ihm. ¹⁴Und er setzte zwölf ein, die er bei sich haben und die er dann aussenden wollte, damit sie predigten ¹⁵und mit seiner Vollmacht Dämonen austrieben. ¹⁶Die Zwölf, die er einsetzte, waren: Petrus – diesen Beinamen gab er dem Simon –, ¹⁷Jakobus, der Sohn des Zebedäus, und Johannes, der Bruder des Jakobus – ihnen gab er den Beinamen Boanerges, das heißt Donnersöhne –, ¹⁸dazu Andreas, Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Thomas, Jakobus, der Sohn des Alphäus, Thaddäus, Simon Kananäus ¹⁹und Judas Iskariot, der ihn dann verraten hat.

Mk 6,7–13 Seite 1228 ⁷Er rief die Zwölf zu sich und sandte sie aus, jeweils zwei zusammen. Er gab ihnen die Vollmacht, die unreinen Geister auszutreiben, ⁸und er gebot ihnen, außer einem Wanderstab nichts auf den Weg mitzunehmen, kein Brot, keine Vorratstasche, kein Geld im Gürtel, ⁹kein zweites Hemd und an den Füßen nur Sandalen. ¹⁰Und er sagte zu ihnen: Bleibt in dem Haus, in dem ihr einkehrt, bis ihr den Ort wieder verläßt. ¹¹Wenn man euch aber in einem Ort nicht aufnimmt und euch nicht hören will, dann geht weiter, und schüttelt den Staub von euren Füßen, zum Zeugnis gegen

sie. ¹²Die Zwölf machten sich auf den Weg und riefen die Menschen zur Umkehr auf. ¹³Sie trieben viele Dämonen aus und salbten viele Kranke mit Öl und heilten sie.

Mk 16,14–20 Seite 1228 ¹⁴Später erschien Jesus auch den Elf, als sie bei Tisch waren; er tadelte ihren Unglauben und ihre Verstocktheit, weil sie denen nicht glaubten, die ihn nach seiner Auferstehung gesehen hatten. ¹⁵Dann sagte er zu ihnen: Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen! ¹⁶Wer glaubt und sich taufen läßt, wird gerettet; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden. ¹⁷Und durch die, die zum Glauben gekommen sind, werden folgende Zeichen geschehen: In meinem Namen werden sie Dämonen austreiben; sie werden in neuen Sprachen reden; ¹⁸wenn sie Schlangen anfassen oder tödliches Gift trinken, wird es ihnen nicht schaden; und die Kranken, denen sie die Hände auflegen, werden gesund werden. ¹⁹Nachdem Jesus, der Herr, dies zu ihnen gesagt hatte, wurde er in den Himmel aufgenommen und setzte sich zur Rechten Gottes. ²⁰Sie aber zogen aus und predigten überall. Der Herr stand ihnen bei und bekräftigte die Verkündigung durch die Zeichen, die er geschehen ließ.

Lk 5,1–32 Seite 1228 ¹Als Jesus am Ufer des Sees Gennesaret stand, drängte sich das Volk um ihn und wollte das Wort Gottes hören. ²Da sah er zwei Boote am Ufer liegen. Die Fischer waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze. ³Jesus stieg in das Boot, das dem Simon gehörte, und bat ihn, ein Stück weit vom Land wegzufahren. Dann setzte er sich und lehrte das Volk vom Boot aus. ⁴Als er seine Rede beendet hatte, sagte er zu Simon: Fahr hinaus auf den See! Dort werft eure Netze zum Fang aus! ⁵Simon antwortete ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Doch wenn du es sagst, werde ich die Netze auswerfen. ⁶Das taten sie, und sie fingen eine so große Menge Fische, daß ihre Netze zu reißen drohten. ⁷Deshalb winkten sie ihren Gefährten im anderen Boot, sie sollten kommen und ihnen helfen. Sie kamen, und gemeinsam füllten sie

beide Boote bis zum Rand, so daß sie fast untergingen. ⁸Als Simon Petrus das sah, fiel er Jesus zu Füßen und sagte: Herr, geh weg von mir; ich bin ein Sünder. ⁹Denn er und alle seine Begleiter waren erstaunt und erschrocken, weil sie so viele Fische gefangen hatten; ¹⁰ebenso ging es Jakobus und Johannes, den Söhnen des Zebedäus, die mit Simon zusammenarbeiteten. Da sagte Jesus zu Simon: Fürchte dich nicht! Von jetzt an wirst du Menschen fangen. ¹¹Und sie zogen die Boote an Land, ließen alles zurück und folgten ihm nach. ¹²Als Jesus in einer der Städte war, kam ein Mann, der am ganzen Körper Aussatz hatte. Sobald er Jesus sah, warf er sich vor ihm zu Boden und bat ihn: Herr, wenn du willst, kannst du machen, daß ich rein werde. ¹³Da streckte Jesus die Hand aus, berührte ihn und sagte: Ich will es – werde rein! Im gleichen Augenblick verschwand der Aussatz. ¹⁴Jesus befahl ihm: Erzähl niemand davon, sondern geh, zeig dich dem Priester und bring das Reinigungsopfer dar, wie es Mose angeordnet hat. Das soll für sie ein Beweis (deiner Heilung) sein. ¹⁵Sein Ruf verbreitete sich immer mehr, so daß die Menschen von überall herbeiströmten. Sie alle wollten ihn hören und von ihren Krankheiten geheilt werden. ¹⁶Doch er zog sich an einen einsamen Ort zurück, um zu beten. ¹⁷Eines Tages, als Jesus wieder lehrte, saßen unter den Zuhörern auch Pharisäer und Gesetzeslehrer; sie waren aus allen Dörfern Galiläas und Judäas und aus Jerusalem gekommen. Und die Kraft des Herrn drängte ihn dazu, zu heilen. ¹⁸Da brachten einige Männer einen Gelähmten auf einer Tragbahre. Sie wollten ihn ins Haus bringen und vor Jesus hinlegen. ¹⁹Weil es ihnen aber wegen der vielen Leute nicht möglich war, ihn hineinzubringen, stiegen sie aufs Dach, deckten die Ziegel ab und ließen ihn auf seiner Tragbahre in die Mitte des Raumes hinunter, genau vor Jesus hin. ²⁰Als er ihren Glauben sah, sagte er zu dem Mann: Deine Sünden sind dir vergeben. ²¹Da dachten die Schriftgelehrten und die Pharisäer: Wer ist das, daß er eine solche Gotteslästerung wagt? Wer außer Gott kann Sünden vergeben? ²²Jesus aber merkte, was sie dachten, und sagte zu ihnen: Was habt ihr für Gedanken

im Herzen? ²³Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben!, oder zu sagen: Steh auf und geh umher? ²⁴Ihr sollt aber erkennen, daß der Menschensohn die Vollmacht hat, hier auf der Erde Sünden zu vergeben. Und er sagte zu dem Gelähmten: Ich sage dir: Steh auf, nimm deine Tragbahre, und geh nach Hause! ²⁵Im gleichen Augenblick stand der Mann vor aller Augen auf. Er nahm die Tragbahre, auf der er gelegen hatte, und ging heim, Gott lobend und preisend. ²⁶Da gerieten alle außer sich; sie priesen Gott und sagten voller Furcht: Heute haben wir etwas Unglaubliches gesehen. ²⁷Als Jesus von dort wegging, sah er einen Zöllner namens Levi am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! ²⁸Da stand Levi auf, verließ alles und folgte ihm. ²⁹Und er gab für Jesus in seinem Haus ein großes Festmahl. Viele Zöllner und andere Gäste waren mit ihnen bei Tisch. ³⁰Da sagten die Pharisäer und ihre Schriftgelehrten voll Unwillen zu seinen Jüngern: Wie könnt ihr zusammen mit Zöllnern und Sündern essen und trinken? ³¹Jesus antwortete ihnen: Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. ³²Ich bin gekommen, um die Sünder zur Umkehr zu rufen, nicht die Gerechten.

Lk 6,12-16 Seite 1228 ¹²In diesen Tagen ging er auf einen Berg, um zu beten. Und er verbrachte die ganze Nacht im Gebet zu Gott. ¹³Als es Tag wurde, rief er seine Jünger zu sich und wählte aus ihnen zwölf aus; sie nannte er auch Apostel. ¹⁴(Es waren) Simon, dem er den Namen Petrus gab, und sein Bruder Andreas, dazu Jakobus und Johannes, Philippus und Bartholomäus, ¹⁵Matthäus und Thomas, Jakobus, der Sohn des Alphäus, und Simon, genannt der Zelot, ¹⁶Judas, der Sohn des Jakobus, und Judas Iskariot, der zum Verräter wurde.

Lk 9,1-6 Seite 1228 ¹Dann rief er die Zwölf zu sich und gab ihnen die Kraft und die Vollmacht, alle Dämonen auszutreiben und die Kranken gesund zu machen. ²Und er sandte sie aus mit dem Auftrag, das Reich Gottes zu verkünden und zu heilen. ³Er sagte zu ihnen:

Nehmt nichts mit auf den Weg, keinen Wanderstab und keine Vorratstasche, kein Brot, kein Geld und kein zweites Hemd. ⁴Bleibt in dem Haus, in dem ihr einkehrt, bis ihr den Ort wieder verlaßt. ⁵Wenn euch aber die Leute in einer Stadt nicht aufnehmen wollen, dann geht weg, und schüttelt den Staub von euren Füßen, zum Zeugnis gegen sie. ⁶Die Zwölf machten sich auf den Weg und wanderten von Dorf zu Dorf. Sie verkündeten das Evangelium und heilten überall die Kranken.

Lk 10,1-24 Seite 1228 ¹Danach suchte der Herr zweiundsiebzig andere aus und sandte sie zu zweit voraus in alle Städte und Ortschaften, in die er selbst gehen wollte. ²Er sagte zu ihnen: Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden. ³Geht! Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. ⁴Nehmt keinen Geldbeutel mit, keine Vorratstasche und keine Schuhe! Grüßt niemand unterwegs! ⁵Wenn ihr in ein Haus kommt, so sagt als erstes: Friede diesem Haus! ⁶Und wenn dort ein Mann des Friedens wohnt, wird der Friede, den ihr ihm wünscht, auf ihm ruhen; andernfalls wird er zu euch zurückkehren. ⁷Bleibt in diesem Haus, eßt und trinkt, was man euch anbietet; denn wer arbeitet, hat ein Recht auf seinen Lohn. Zieht nicht von einem Haus in ein anderes! ⁸Wenn ihr in eine Stadt kommt und man euch aufnimmt, so eßt, was man euch vorsetzt. ⁹Heilt die Kranken, die dort sind, und sagt den Leuten: Das Reich Gottes ist euch nahe. ¹⁰Wenn ihr aber in eine Stadt kommt, in der man euch nicht aufnimmt, dann stellt euch auf die Straße und ruft: ¹¹Selbst den Staub eurer Stadt, der an unseren Füßen klebt, lassen wir euch zurück; doch das sollt ihr wissen: Das Reich Gottes ist nahe. ¹²Ich sage euch: Sodom wird es an jenem Tag nicht so schlimm ergehen wie dieser Stadt. ¹³Weh dir, Chorazin! Weh dir, Betsaida! Wenn einst in Tyrus und Sidon die Wunder geschehen wären, die bei euch geschehen sind – man hätte dort in Sack und Asche Buße getan. ¹⁴Tyrus und Sidon wird es beim Gericht nicht so schlimm ergehen wie euch. ¹⁵Und

du, Kafarnaum, meinst du etwa, du wirst bis zum Himmel erhoben? Nein, in die Unterwelt wirst du hinabgeworfen. ¹⁶Wer euch hört, der hört mich, und wer euch ablehnt, der lehnt mich ab; wer aber mich ablehnt, der lehnt den ab, der mich gesandt hat. ¹⁷Die Zweiundsiebzig kehrten zurück und berichteten voll Freude: Herr, sogar die Dämonen gehorchen uns, wenn wir deinen Namen aussprechen. ¹⁸Da sagte er zu ihnen: Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen. ¹⁹Seht, ich habe euch die Vollmacht gegeben, auf Schlangen und Skorpione zu treten und die ganze Macht des Feindes zu überwinden. Nichts wird euch schaden können. ²⁰Doch freut euch nicht darüber, daß euch die Geister gehorchen, sondern freut euch darüber, daß eure Namen im Himmel verzeichnet sind. ²¹In dieser Stunde rief Jesus, vom Heiligen Geist erfüllt, voll Freude aus: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen. ²²Mir ist von meinem Vater alles übergeben worden; niemand weiß, wer der Sohn ist, nur der Vater, und niemand weiß, wer der Vater ist, nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will. ²³Jesus wandte sich an die Jünger und sagte zu ihnen allein: Selig sind die, deren Augen sehen, was ihr seht. ²⁴Ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr seht, und haben es nicht gesehen, und wollten hören, was ihr hört, und haben es nicht gehört.

Lk 24,44–53 Seite 1228 ⁴⁴Dann sprach er zu ihnen: Das sind die Worte, die ich zu euch gesagt habe, als ich noch bei euch war: Alles muß in Erfüllung gehen, was im Gesetz des Mose, bei den Propheten und in den Psalmen über mich gesagt ist. ⁴⁵Darauf öffnete er ihnen die Augen für das Verständnis der Schrift. ⁴⁶Er sagte zu ihnen: So steht es in der Schrift: Der Messias wird leiden und am dritten Tag von den Toten auferstehen, ⁴⁷und in seinem Namen wird man allen Völkern, angefangen in Jerusalem, verkünden, sie sollen umkehren, damit ihre Sünden vergeben werden. ⁴⁸Ihr seid Zeugen dafür. ⁴⁹Und

ich werde die Gabe, die mein Vater verheißen hat, zu euch herabsenden. Bleibt in der Stadt, bis ihr mit der Kraft aus der Höhe erfüllt werdet. ⁵⁰Dann führte er sie hinaus in die Nähe von Betanien. Dort erhob er seine Hände und segnete sie. ⁵¹Und während er sie segnete, verließ er sie und wurde zum Himmel emporgehoben; ⁵²sie aber fielen vor ihm nieder. Dann kehrten sie in großer Freude nach Jerusalem zurück. ⁵³Und sie waren immer im Tempel und priesen Gott.

Joh 1,35–51 Seite 1228 ³⁵Am Tag darauf stand Johannes wieder dort, und zwei seiner Jünger standen bei ihm. ³⁶Als Jesus vorüberging, richtete Johannes seinen Blick auf ihn und sagte: Seht, das Lamm Gottes! ³⁷Die beiden Jünger hörten, was er sagte, und folgten Jesus. ³⁸Jesus aber wandte sich um, und als er sah, daß sie ihm folgten, fragte er sie: Was wollt ihr? Sie sagten zu ihm: Rabbi – das heißt übersetzt: Meister –, wo wohnst du? ³⁹Er antwortete: Kommt und seht! Da gingen sie mit und sahen, wo er wohnte, und blieben jenen Tag bei ihm; es war um die zehnte Stunde. ⁴⁰Andreas, der Bruder des Simon Petrus, war einer der beiden, die das Wort des Johannes gehört hatten und Jesus gefolgt waren. ⁴¹Dieser traf zuerst seinen Bruder Simon und sagte zu ihm: Wir haben den Messias gefunden. Messias heißt übersetzt: der Gesalbte (Christus). ⁴²Er führte ihn zu Jesus. Jesus blickte ihn an und sagte: Du bist Simon, der Sohn des Johannes, du sollst Kephas heißen. Kephas bedeutet: Fels (Petrus). ⁴³Am Tag darauf wollte Jesus nach Galiläa aufbrechen; da traf er Philippus. Und Jesus sagte zu ihm: Folge mir nach! ⁴⁴Philippus war aus Betsaida, dem Heimatort des Andreas und Petrus. ⁴⁵Philippus traf Natanaël und sagte zu ihm: Wir haben den gefunden, über den Mose im Gesetz und auch die Propheten geschrieben haben: Jesus aus Nazaret, den Sohn Josefs. ⁴⁶Da sagte Natanaël zu ihm: Aus Nazaret? Kann von dort etwas Gutes kommen? Philippus antwortete: Komm und sieh! ⁴⁷Jesus sah Natanaël auf sich zukommen und sagte über ihn: Da kommt ein echter Israelit, ein Mann ohne Falsch-

heit. ⁴⁸Natanaël fragte ihn: Woher kennst du mich? Jesus antwortete ihm: Schon bevor dich Philippus rief, habe ich dich unter dem Feigenbaum gesehen. ⁴⁹Natanaël antwortete ihm: Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel! ⁵⁰Jesus antwortete ihm: Du glaubst, weil ich dir sagte, daß ich dich unter dem Feigenbaum sah? Du wirst noch Größeres sehen. ⁵¹Und er sprach zu ihm: Amen, amen, ich sage euch: Ihr werdet den Himmel geöffnet und die Engel Gottes auf- und niedersteigen sehen über dem Menschensohn.

Joh 10,1–21 Seite 1228 ¹Amen, amen, das sage ich euch: Wer in den Schafstall nicht durch die Tür hineingeht, sondern anderswo einsteigt, der ist ein Dieb und ein Räuber. ²Wer aber durch die Tür hineingeht, ist der Hirt der Schafe. ³Ihm öffnet der Türhüter, und die Schafe hören auf seine Stimme; er ruft die Schafe, die ihm gehören, einzeln beim Namen und führt sie hinaus. ⁴Wenn er alle seine Schafe hinausgetrieben hat, geht er ihnen voraus, und die Schafe folgen ihm; denn sie kennen seine Stimme. ⁵Einem Fremden aber werden sie nicht folgen, sondern sie werden vor ihm fliehen, weil sie die Stimme des Fremden nicht kennen. ⁶Dieses Gleichnis erzählte ihnen Jesus; aber sie verstanden nicht den Sinn dessen, was er ihnen gesagt hatte. ⁷Weiter sagte Jesus zu ihnen: Amen, amen, ich sage euch: Ich bin die Tür zu den Schafen. ⁸Alle, die vor mir kamen, sind Diebe und Räuber; aber die Schafe haben nicht auf sie gehört. ⁹Ich bin die Tür; wer durch mich hineingeht, wird gerettet werden; er wird ein- und ausgehen und Weide finden. ¹⁰Der Dieb kommt nur, um zu stehen, zu schlachten und zu vernichten; ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben. ¹¹Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben hin für die Schafe. ¹²Der bezahlte Knecht aber, der nicht Hirt ist und dem die Schafe nicht gehören, läßt die Schafe im Stich und flieht, wenn er den Wolf kommen sieht; und der Wolf reißt sie und jagt sie auseinander. Er flieht, ¹³weil er nur ein bezahlter Knecht ist und ihm an den Schafen nichts liegt. ¹⁴Ich bin der gute Hirt; ich kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, ¹⁵wie

mich der Vater kennt und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben hin für die Schafe. ¹⁶Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stall sind; auch sie muß ich führen, und sie werden auf meine Stimme hören; dann wird es nur eine Herde geben und einen Hirten. ¹⁷Deshalb liebt mich der Vater, weil ich mein Leben hingebe, um es wieder zu nehmen. ¹⁸Niemand entreißt es mir, sondern ich gebe es aus freiem Willen hin. Ich habe Macht, es hinzugeben, und ich habe Macht, es wieder zu nehmen. Diesen Auftrag habe ich von meinem Vater empfangen. ¹⁹Wegen dieser Rede kam es unter den Juden erneut zu einer Spaltung. ²⁰Viele von ihnen sagten: Er ist von einem Dämon besessen und redet im Wahn. Warum hört ihr ihm zu? ²¹Andere sagten: So redet kein Besessener. Kann ein Dämon die Augen von Blinden öffnen?

Joh 20,19–29 Seite 1228 ¹⁹Am Abend dieses ersten Tages der Woche, als die Jünger aus Furcht vor den Juden die Türen verschlossen hatten, kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte zu ihnen: Friede sei mit euch! ²⁰Nach diesen Worten zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen. ²¹Jesus sagte noch einmal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. ²²Nachdem er das gesagt hatte, hauchte er sie an und sprach zu ihnen: Empfangt den Heiligen Geist! ²³Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben; wem ihr die Vergebung verweigert, dem ist sie verweigert. ²⁴Thomas, genannt Didymus (Zwilling), einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. ²⁵Die anderen Jünger sagten zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er entgegnete ihnen: Wenn ich nicht die Male der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in die Male der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht. ²⁶Acht Tage darauf waren seine Jünger wieder versammelt, und Thomas war dabei. Die Türen waren verschlossen. Da kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte: Friede sei mit euch! ²⁷Dann sagte er zu Thomas: Streck deinen Finger aus – hier sind meine Hände!

Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! ²⁸Thomas antwortete ihm: Mein Herr und mein Gott! ²⁹Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Joh 21,1-23 Seite 1228 ¹Danach offenbarte sich Jesus den Jüngern noch einmal. Es war am See von Tiberias, und er offenbarte sich in folgender Weise. ²Simon Petrus, Thomas, genannt Didymus (Zwilling), Natanaël aus Kana in Galiläa, die Söhne des Zebedäus und zwei andere von seinen Jüngern waren zusammen. ³Simon Petrus sagte zu ihnen: Ich gehe fischen. Sie sagten zu ihm: Wir kommen auch mit. Sie gingen hinaus und stiegen in das Boot. Aber in dieser Nacht fingen sie nichts. ⁴Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer. Doch die Jünger wußten nicht, daß es Jesus war. ⁵Jesus sagte zu ihnen: Meine Kinder, habt ihr nicht etwas zu essen? Sie antworteten ihm: Nein. ⁶Er aber sagte zu ihnen: Werft das Netz auf der rechten Seite des Bootes aus, und ihr werdet etwas fangen. Sie warfen das Netz aus und konnten es nicht wieder einholen, so voller Fische war es. ⁷Da sagte der Jünger, den Jesus liebte, zu Petrus: Es ist der Herr! Als Simon Petrus hörte, daß es der Herr sei, gürtete er sich das Obergewand um, weil er nackt war, und sprang in den See. ⁸Dann kamen die anderen Jünger mit dem Boot – sie waren nämlich nicht weit vom Land entfernt, nur etwa zweihundert Ellen – und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich her. ⁹Als sie an Land gingen, sahen sie am Boden ein Kohlenfeuer und darauf Fisch und Brot. ¹⁰Jesus sagte zu ihnen: Bringt von den Fischen, die ihr gerade gefangen habt. ¹¹Da ging Simon Petrus und zog das Netz an Land. Es war mit hundertdreiundfünfzig großen Fischen gefüllt, und obwohl es so viele waren, zerriß das Netz nicht. ¹²Jesus sagte zu ihnen: Kommt her und eßt! Keiner von den Jüngern wagte ihn zu fragen: Wer bist du? Denn sie wußten, daß es der Herr war. ¹³Jesus trat heran, nahm das Brot und gab es ihnen, ebenso den Fisch. ¹⁴Dies war schon das dritte Mal, daß Jesus sich den Jüngern offenbarte, seit er

von den Toten auferstanden war. ¹⁵Als sie gegessen hatten, sagte Jesus zu Simon Petrus: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese? Er antwortete ihm: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich liebe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Lämmer! ¹⁶Zum zweitenmal fragte er ihn: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich? Er antwortete ihm: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich liebe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Schafe! ¹⁷Zum drittenmal fragte er ihn: Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich? Da wurde Petrus traurig, weil Jesus ihn zum drittenmal gefragt hatte: Hast du mich lieb? Er gab ihm zu Antwort: Herr, du weißt alles; du weißt, daß ich dich lieb habe. Jesus sagte zu ihm: Weide meine Schafe! ¹⁸Amen, amen, das sage ich dir: Als du noch jung warst, hast du dich selbst gegürtet und konntest gehen, wohin du wolltest. Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtet und dich führen, wohin du nicht willst. ¹⁹Das sagte Jesus, um anzudeuten, durch welchen Tod er Gott verherrlichen würde. Nach diesen Worten sagte er zu ihm: Folge mir nach! ²⁰Petrus wandte sich um und sah, wie der Jünger, den Jesus liebte, (diesem) folgte. Es war der Jünger, der sich bei jenem Mahl an die Brust Jesu gelehnt und ihn gefragt hatte: Herr, wer ist es, der dich verraten wird? ²¹Als Petrus diesen Jünger sah, fragte er Jesus: Herr, was wird denn mit ihm? ²²Jesus antwortete ihm: Wenn ich will, daß er bis zu meinem Kommen bleibt, was geht das dich an? Du aber folge mir nach! ²³Da verbreitete sich unter den Brüdern die Meinung: Jener Jünger stirbt nicht. Doch Jesus hatte zu Petrus nicht gesagt: Er stirbt nicht, sondern: Wenn ich will, daß er bis zu meinem Kommen bleibt, was geht das dich an?

Mt 5,17 Seite 1229 ¹⁷Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen.

Gen 2,18–24 Seite 1233 ¹⁸Dann sprach Gott, der Herr: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht. ¹⁹Gott, der Herr, formte aus dem Ackerboden alle Tiere

des Feldes und alle Vögel des Himmels und führte sie dem Menschen zu, um zu sehen, wie er sie benennen würde. Und wie der Mensch jedes lebendige Wesen benannte, so sollte es heißen. ²⁰Der Mensch gab Namen allem Vieh, den Vögeln des Himmels und allen Tieren des Feldes. Aber eine Hilfe, die dem Menschen entsprach, fand er nicht. ²¹Da ließ Gott, der Herr, einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, so daß er einschlief, nahm eine seiner Rippen und verschloß ihre Stelle mit Fleisch. ²²Gott, der Herr, baute aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hatte, eine Frau und führte sie dem Menschen zu. ²³Und der Mensch sprach: Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Frau soll sie heißen; denn vom Mann ist sie genommen. ²⁴Darum verläßt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau, und sie werden ein Fleisch.

Ez 34 Seite 1449 ¹Das Wort des Herrn erging an mich: ²Menschensohn, sprich als Prophet gegen die Hirten Israels, sprich als Prophet, und sag zu ihnen: So spricht Gott, der Herr: Weh den Hirten Israels, die nur sich selbst weiden. Müssen die Hirten nicht die Herde weiden? ³Ihr trinkt die Milch, nehmt die Wolle für eure Kleidung und schlachtet die fetten Tiere; aber die Herde führt ihr nicht auf die Weide. ⁴Die schwachen Tiere stärkt ihr nicht, die kranken heilt ihr nicht, die verletzten verbindet ihr nicht, die verscheuchten holt ihr nicht zurück, die verirrteten sucht ihr nicht, und die starken mißhandelt ihr. ⁵Und weil sie keinen Hirten hatten, zerstreuten sich meine Schafe und wurden eine Beute der wilden Tiere. ⁶Meine Herde irrte auf allen Bergen und Höhen umher und war über das ganze Land verstreut. Doch keiner kümmerte sich um sie; niemand suchte sie. ⁷Darum ihr Hirten, hört das Wort des Herrn: ⁸So wahr ich lebe – Spruch Gottes, des Herrn: Weil meine Herde geraubt wurde und weil meine Schafe eine Beute der wilden Tiere wurden – denn sie hatten keinen Hirten – und weil meine Hirten nicht nach meiner Herde fragten, sondern nur sich selbst und nicht meine Herde wei-

deten, ⁹darum, ihr Hirten, hört das Wort des Herrn: ¹⁰So spricht Gott, der Herr: Nun gehe ich gegen die Hirten vor und fordere meine Schafe von ihnen zurück. Ich setze sie ab, sie sollen nicht mehr die Hirten meiner Herde sein. Die Hirten sollen nicht länger nur sich selbst weiden: Ich reiße meine Schafe aus ihrem Rachen, sie sollen nicht länger ihr Fraß sein. ¹¹Denn so spricht Gott, der Herr: Jetzt will ich meine Schafe selber suchen und mich selber um sie kümmern. ¹²Wie ein Hirt sich um die Tiere seiner Herde kümmert an dem Tag, an dem er mitten unter den Schafen ist, die sich verirrt haben, so kümmere ich mich um meine Schafe und hole sie zurück von allen Orten, wohin sie sich am dunklen, düsteren Tag zerstreut haben. ¹³Ich führe sie aus den Völkern heraus, ich hole sie aus den Ländern zusammen und bringe sie in ihr Land. Ich führe sie in den Bergen Israels auf die Weide, in den Tälern und an allen bewohnten Orten des Landes. ¹⁴Auf gute Weide will ich sie führen, im Bergland Israels werden ihre Weideplätze sein. Dort sollen sie auf guten Weideplätzen lagern, auf den Bergen Israels sollen sie fette Weide finden. ¹⁵Ich werde meine Schafe auf die Weide führen, ich werde sie ruhen lassen – Spruch Gottes, des Herrn. ¹⁶Die verlorengegangenen Tiere will ich suchen, die vertriebenen zurückbringen, die verletzten verbinden, die schwachen kräftigen, die fetten und starken behüten. Ich will ihr Hirt sein und für sie sorgen, wie es recht ist. ¹⁷Ihr aber, meine Herde – so spricht Gott, der Herr –, ich Sorge für Recht zwischen Schafen und Schafen, zwischen Widdern und Böcken. ¹⁸War es euch nicht genug, auf der besten Weide zu weiden? Mußtet ihr auch noch euer übriges Weideland mit euren Füßen zertrampeln? War es euch nicht genug, das klare Wasser zu trinken? Mußtet ihr den Rest des Wassers mit euren Füßen verschmutzen? ¹⁹Meine Schafe mußten abweiden, was eure Füße zertrampelt hatten, und trinken, was eure Füße verschmutzt hatten. ²⁰Darum – so spricht Gott, der Herr, zu euch: Ich selbst Sorge für Recht zwischen den fetten und den mageren Schafen. ²¹Weil ihr mit eurem breiten Körper und eurer Schulter alle schwachen Tiere zur Seite gedrängt und weil ihr sie

mit euren Hörnern weggestoßen habt, bis ihr sie weggetrieben hattet, ²²deshalb will ich meinen Schafen zu Hilfe kommen. Sie sollen nicht länger eure Beute sein; denn ich werde für Recht sorgen zwischen Schafen und Schafen. ²³Ich setze für sie einen einzigen Hirten ein, der sie auf die Weide führt, meinen Knecht David. Er wird sie weiden, und er wird ihr Hirt sein. ²⁴Ich selbst, der Herr, werde ihr Gott sein, und mein Knecht David wird in ihrer Mitte der Fürst sein. Ich, der Herr, habe gesprochen. ²⁵Ich schließe mit ihnen einen Friedensbund: Ich rotte die wilden Tiere im Land aus. Dann kann man in der Steppe sicher wohnen und in den Wäldern schlafen. ²⁶Ich werde sie und die Umgebung meines Berges segnen. Ich schicke Regen zur rechten Zeit, und der Regen wird Segen bringen. ²⁷Die Bäume des Feldes werden ihre Früchte tragen, und das Land wird seinen Ertrag geben. Sie werden auf ihrem Grund und Boden sicher sein. Wenn ich die Stangen ihres Jochs zerbreche und sie der Gewalt derer entreißer, von denen sie versklavt wurden, werden sie erkennen, daß ich der Herr bin. ²⁸Sie werden nicht länger eine Beute der Völker sein, von den wilden Tieren werden sie nicht gefressen. Sie werden in Sicherheit wohnen, und niemand wird sie erschrecken. ²⁹Ich pflanze ihnen einen Garten des Heils. Sie werden in ihrem Land nicht mehr vom Hunger dahingerafft werden, und die Schmähungen der Völker müssen sie nicht mehr ertragen. ³⁰Sie werden erkennen, daß ich, der Herr, ihr Gott, mit ihnen bin und daß sie, das Haus Israel, mein Volk sind – Spruch Gottes, des Herrn. ³¹Ihr seid meine Schafe, ihr seid die Herde meiner Weide. Ich bin euer Gott – Spruch Gottes, des Herrn.

Jer 23,1–4 Seite 1449 ¹Weh den Hirten, die die Schafe meiner Weide zugrunde richten und zerstreuen – Spruch des Herrn. ²Darum – so spricht der Herr, der Gott Israels, über die Hirten, die mein Volk weiden: Ihr habt meine Schafe zerstreut und versprengt und habt euch nicht um sie gekümmert. Jetzt ziehe ich euch zur Rechenschaft wegen eurer bösen Taten – Spruch des Herrn. ³Ich selbst aber sammle

den Rest meiner Schafe aus allen Ländern, wohin ich sie versprengt habe. Ich bringe sie zurück auf ihre Weide; sie sollen fruchtbar sein und sich vermehren. ⁴Ich werde für sie Hirten bestellen, die sie weiden, und sie werden sich nicht mehr fürchten und ängstigen und nicht mehr verlorengehen – Spruch des Herrn.

Sach 11,4–17 Seite 1449 ⁴So spricht der Herr, mein Gott: Hüte die Schafe, die geschlachtet werden sollen. ⁵Ihre Käufer töten sie, ohne es zu büßen. Ihre Verkäufer sagen: Gepriesen sei der Herr; denn ich bin reich geworden. Ihre Hirten haben kein Mitleid mit ihnen. ⁶Wahrhaftig, ich habe kein Mitleid mehr mit den Bewohnern des Landes – Spruch des Herrn. Seht, jeden Menschen liefere ich seinem Nächsten aus und seinem König. Sie zerschlagen das Land, und ich rette es nicht aus ihrer Hand. ⁷Ich hütete die Schafe, die geschlachtet werden sollten, für die Schafhändler, und ich nahm mir zwei Ruten. Eine nannte ich Noam (Freundlichkeit), die andere nannte ich Hobelim (Verbindung), und ich hütete die Herde. ⁸Nach meinem Willen verschwanden in einem einzigen Monat drei Hirten. Ich war zornig auf sie, auch sie waren meiner überdrüssig. ⁹Ich sagte: Ich hüte euch nicht. Was im Sterben liegt, soll sterben; was sich verloren hat, sei verloren; und von den Übriggebliebenen soll einer des andern Fleisch fressen. ¹⁰Dann nahm ich meine Rute Noam und hieb sie in Stücke, um meinen Bund zu zerbrechen, den ich mit allen Völkern geschlossen hatte. ¹¹So wurde er an diesem Tag zerbrochen. Da erkannten die Schafhändler, die auf mich achtgaben, daß dies ein Wort des Herrn war. ¹²Ich sagte zu ihnen: Wenn es euch recht scheint, so bringt mir meinen Lohn; wenn nicht, so laßt es! Doch sie wogen mir meinen Lohn ab, dreißig Silberstücke. ¹³Da sagte der Herr zu mir: Wirf ihn dem Schmelzer hin! Hoch ist der Preis, den ich ihnen wert bin. Und ich nahm die dreißig Silberstücke und warf sie im Haus des Herrn dem Schmelzer hin. ¹⁴Danach hieb ich meine zweite Rute, Hobelim, in Stücke, um den brüderlichen Bund zwischen Juda und Israel zu zerbrechen. ¹⁵Der Herr sagte zu mir: Nimm nochmals das Gerät des

nichtsnutzigen Hirten! ¹⁶Denn ich lasse einen Hirten im Land auftreten. Um das Vermißte kümmert er sich nicht, das Verlorene sucht er nicht, das Gebrochene heilt er nicht, das Gesunde versorgt er nicht. Statt dessen ißt er das Fleisch der gemästeten Schafe und reißt ihnen die Klauen ab. ¹⁷Weh meinem nichtsnutzigen Hirten, der die Herde im Stich läßt. Das Schwert über seinen Arm und über sein rechtes Auge! Sein Arm soll völlig verdorren, sein rechtes Auge soll gänzlich erblinden.

Jes 22 Seite 1449 ¹Ausspruch über das Tal der Vision. Was ist mit dir? Warum sind deine Bewohner alle auf die Dächer gestiegen, ²du Stadt voll Lärm und Gedränge, du fröhliche Burg? Deine Toten wurden nicht vom Schwert getötet, sie sind nicht im Krieg gefallen. ³Alle deine Anführer sind gemeinsam geflohen, ohne einen einzigen Bogenschuß wurden sie gefangen; alle, die man von dir noch fand, wurden gefesselt, wenn sie auch noch so weit flohen. ⁴Darum sage ich: Blickt von mir weg, ich weine in bitterem Schmerz. Bemüht euch nicht, mich zu trösten über die Mißhandlung der Tochter, meines Volkes. ⁵Denn einen Tag der Bestürzung, der Verwüstung und Verwirrung schickt Gott, der Herr der Heere. Im Tal der Vision macht man gewaltigen Lärm und stürmt mit Geschrei gegen den Berg an. ⁶Elam hat den Köcher umgehängt, vor die Wagen Arams sind Pferde gespannt, Kir hat den Schild aus der Hülle genommen. ⁷Deine herrlichen Täler füllten sich mit Wagen, vor deinem Tor stellten sich die Reiter auf. ⁸So nahm er Juda jeden Schutz. Ihr aber habt an jenem Tag nach euren Waffen im »Waldhaus« gesehen; ⁹ihr habt festgestellt, wie rissig die (Mauer der) Davidstadt war; ihr habt im unteren Teich das Wasser gesammelt ¹⁰und habt Jerusalems Häuser gezählt; ihr habt die Häuser abgerissen und (mit den Steinen) die Mauer befestigt; ¹¹ihr habt zwischen den beiden Mauern ein Becken angelegt, um das Wasser des alten Teiches zu sammeln, doch ihr habt nicht auf den geblickt, der alles bewirkt; ihr habt nicht auf den geschaut, der alles aus der Ferne bestimmt. ¹²An jenem Tag befahl

Gott, der Herr der Heere, zu weinen und zu klagen, sich eine Glatze zu scheren und Trauergewänder zu tragen. ¹³Doch was sieht man: Freude und Frohsinn, Rindertöten und Schafeschlachten, Fleischesessen und Weintrinken, (und ihr sagt:) Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. ¹⁴Der Herr der Heere hat mir offenbart: Diese Schuld wird euch bis zu eurem Tod nicht vergeben, spricht Gott, der Herr der Heere. ¹⁵So spricht Gott, der Herr der Heere: Auf, geh zu dem Verwalter hier, zu Schebna, dem Palastvorsteher, ¹⁶und sag: Wie kommst du dazu, und wer bist du denn, daß du dir hier ein Grab aushauen läßt? – Da läßt er sich hoch oben ein Grab aushauen, im Felsen sich eine Wohnung ausmeißeln! – ¹⁷Gib acht, der Herr wird dich in hohem Bogen wegschleudern. ¹⁸Er wird dich zu einem Knäuel zusammenwickeln und wie einen Ball in ein geräumiges Land rollen. Dort wirst du sterben; dorthin kommen dann deine Prunkwagen, du Schandfleck im Haus deines Herrn. ¹⁹Ich verjage dich aus deinem Amt, ich vertreibe dich von deinem Posten. ²⁰An jenem Tag werde ich meinen Knecht Eljakim, den Sohn Hilkiyas, berufen. ²¹Ich bekleide ihn mit deinem Gewand und lege ihm deine Schärpe um. Ich übergebe ihm dein Amt, und er wird für die Einwohner Jerusalems und für das Haus Juda ein Vater sein. ²²Ich lege ihm den Schlüssel des Hauses David auf die Schulter. Wenn er öffnet, kann niemand schließen; wenn er schließt, kann niemand öffnen. ²³Ich schlage ihn an einer festen Stelle als Pflock ein; er wird in seinem Vaterhaus den Ehrenplatz einnehmen. ²⁴Wenn sich aber all die vielen Mitglieder seines Vaterhauses mit Kindern und Kindeskindern an ihn hängen, alle die Kännchen, die Töpfe und Krüge, ²⁵an jenem Tag – Spruch des Herrn der Heere – wird der Pflock, den man an der festen Stelle eingeschlagen hat, nachgeben. Er wird herausbrechen und herunterfallen, so daß alles zerbricht, was an ihm aufgehängt war. Wahrhaftig, der Herr hat gesprochen.

Jes 36,1–37,7 Seite 1449 **36** ¹Im vierzehnten Jahr des Königs Hiskija zog Sanherib, der König von Assur, gegen alle befestigten Städte

Judas und nahm sie ein. ²Der König von Assur sandte den Rabschake mit einer großen Streitmacht von Lachisch aus nach Jerusalem gegen König Hiskija. Er stellte sich an der Wasserleitung des oberen Teiches auf, der an der Walkerfeldstraße liegt. ³Der Palastvorsteher Eljakim, der Sohn Hilkijas, der Staatsschreiber Schebna und der Sprecher des Königs Joach, der Sohn Asafs, gingen zu ihm hinaus. ⁴Da sagte der Rabschake zu ihnen: Sagt zu Hiskija: So spricht der Großkönig, der König von Assur: Worauf vertraust du denn, daß du dich so sicher fühlst? ⁵Du glaubst wohl, bloßes Gerede sei im Krieg schon Rat und Stärke? Auf wen vertraust du also, daß du von mir abgefallen bist? ⁶Du vertraust gewiß auf Ägypten, dieses geknickte Schilfrohr, das jeden, der sich darauf stützt, in die Hand sticht und sie durchbohrt. Denn so macht es der Pharao, der König von Ägypten, mit allen, die ihm vertrauen. ⁷Wenn ihr aber zu mir sagt: Wir vertrauen auf Jahwe, unseren Gott, dann bedenkt: Ist nicht gerade er der Gott, dessen Kulthöhen und Altäre Hiskija beseitigt hat? Hat nicht Hiskija in Juda und Jerusalem angeordnet: Nur vor diesem Altar in Jerusalem dürft ihr euch niederwerfen? ⁸Geh doch mit meinem Herrn, dem König von Assur, eine Wette ein! Ich gebe dir zweitausend Pferde. Kannst du die Reiter für sie stellen? ⁹Wie willst du auch nur einen einzigen Statthalter meines Herrn in die Flucht schlagen, und wäre es der unbedeutendste seiner Knechte? Du vertraust ja nur auf Ägypten, auf seine Wagen und deren Besatzung. ¹⁰Außerdem: Bin ich denn gegen den Willen Jahwes heraufgezogen, um dieses Land zu verwüsten? Jahwe selbst hat mir befohlen: Zieh gegen dieses Land, und verwüste es! ¹¹Da sagten Eljakim, Schebna und Joach zu dem Rabschake: Sprich doch aramäisch mit deinen Knechten! Wir verstehen es. Sprich vor den Ohren des Volkes, das auf der Mauer steht, nicht judäisch mit uns! ¹²Der Rabschake antwortete ihnen: Hat mich mein Herr etwa beauftragt, das alles nur zu deinem Herrn und zu dir zu sagen, und nicht vielmehr zu all den Männern, die auf der Mauer sitzen und ihren eigenen Kot essen und ihren Harn trinken wie ihr? ¹³Dann trat der Rabschake vor und rief

laut auf jüdisch: Hört die Worte des Großkönigs, des Königs von Assur! ¹⁴So spricht der König: Laßt euch nicht von Hiskija betören; denn er kann euch nicht retten. ¹⁵Er soll euch nicht verleiten, auf Jahwe zu vertrauen, und sagen: Jahwe wird uns sicher retten, diese Stadt wird dem König von Assur nicht in die Hände fallen. ¹⁶Hört nicht auf Hiskija! Denn so spricht der König von Assur: Trefft mit mir ein Abkommen, und ergebt euch! Dann kann jeder von euch von seinem Weinstock und von seinem Feigenbaum essen und Wasser aus seiner Zisterne trinken, ¹⁷bis ich komme und euch in ein Land bringe, das eurem Land gleicht: in ein Land voll Getreide und Most, ein Land voll Brot und Wein. ¹⁸Laßt euch von Hiskija nicht in die Irre führen, wenn er sagt: Jahwe wird uns retten. Hat denn einer von den Göttern der anderen Völker sein Land vor dem König von Assur gerettet? ¹⁹Wo sind die Götter von Hamat und Arpad? Wo sind die Götter von Sefarwajim? Haben sie etwa Samaria vor mir gerettet? ²⁰Wer von all den Göttern der anderen Länder hat sein Land vor mir gerettet? Wie sollte denn Jahwe Jerusalem vor mir retten? ²¹Die Männer aber schwiegen und gaben ihm keine Antwort; denn der König hatte befohlen: Ihr dürft ihm nicht antworten. ²²Der Palastvorsteher Eljakim, der Sohn Hilkijas, der Staatsschreiber Schebna und der Sprecher des Königs Joach, der Sohn Asafs, zerrissen ihre Kleider, gingen zu Hiskija und berichteten ihm, was der Rabschake gesagt hatte.

³⁷ ¹Als König Hiskija das hörte, zerriß er seine Kleider, legte ein Trauergewand an und ging in das Haus des Herrn. ²Dann sandte er den Palastvorsteher Eljakim, den Staatsschreiber Schebna und die Ältesten der Priester in Trauergewändern zum Propheten Jesaja, dem Sohn des Amoz. ³Sie sagten zu ihm: So spricht Hiskija: Heute ist ein Tag der Not, der Strafe und der Schande. Die Kinder sind bis an die Öffnung des Mutterschoßes gelangt, doch den Frauen fehlt die Kraft zum Gebären. ⁴Aber vielleicht hört der Herr, dein Gott, die Worte des Rabschake, den sein Herr, der König von Assur, hergesandt hat, damit er den lebendigen Gott beschimpft; und vielleicht schickt der

Herr, dein Gott, eine Strafe für die Worte, die er gehört hat. Darum bete für den Rest, der noch übrig ist. ⁵Jesaja antwortete den Abgesandten des Königs Hiskija, die zu ihm gekommen waren: ⁶Sagt zu eurem Herrn folgendes: So spricht der Herr: Fürchte dich nicht wegen der Worte, die du gehört hast und mit denen die Knechte des Königs von Assur mich verhöhnt haben. ⁷Seht, ich lege einen Geist in ihn, so daß er ein Gerücht hört und in sein Land zurückkehrt; dort bringe ich ihn durch das Schwert zu Fall.

Ps 40 Seite 3304 ¹[Für den Chormeister. Ein Psalm Davids.] ²Ich hoffte, ja ich hoffte auf den Herrn. Da neigte er sich mir zu und hörte mein Schreien. ³Er zog mich herauf aus der Grube des Grauens, aus Schlamm und Morast. Er stellte meine Füße auf den Fels, machte fest meine Schritte. ⁴Er legte mir ein neues Lied in den Mund, einen Lobgesang auf ihn, unsern Gott. Viele werden es sehen, sich in Ehrfurcht neigen und auf den Herrn vertrauen. ⁵Wohl dem Mann, der auf den Herrn sein Vertrauen setzt, sich nicht zu den Stolzen hält noch zu treulosen Lügneren. ⁶Zahlreich sind die Wunder, die du getan hast, / und deine Pläne mit uns; Herr, mein Gott, nichts kommt dir gleich. Wollte ich von ihnen künden und reden, es wären mehr, als man zählen kann. ⁷An Schlacht- und Speiseopfern hast du kein Gefallen, Brand- und Sündopfer forderst du nicht. Doch das Gehör hast du mir eingepflanzt; / ⁸darum sage ich: Ja, ich komme. In dieser Schriftrolle steht, was an mir geschehen ist. ⁹Deinen Willen zu tun, mein Gott, macht mir Freude, deine Weisung trag' ich im Herzen. ¹⁰Gerechtigkeit verkünde ich in großer Gemeinde, meine Lippen verschließe ich nicht; Herr, du weißt es. ¹¹Deine Gerechtigkeit verberge ich nicht im Herzen, ich spreche von deiner Treue und Hilfe, ich schweige nicht über deine Huld und Wahrheit vor der großen Gemeinde. ¹²Du, Herr, verschließ mir nicht dein Erbarmen, deine Huld und Wahrheit mögen mich immer behüten! ¹³Denn Leiden ohne Zahl umfangen mich, / meine Sünden holen mich ein, ich vermag nicht mehr aufzusehn. Zahlreicher sind sie als die Haa-

re auf meinem Kopf, der Mut hat mich ganz verlassen. ¹⁴Gewähre mir die Gunst, Herr, und rei mich heraus; Herr, eile mir zu Hilfe! ¹⁵In Schmach und Schande sollen alle fallen, die mir nach dem Leben trachten. Zurückweichen sollen sie und vor Scham erröten, die sich über mein Unglück freuen. ¹⁶Vor Schande sollen alle schaudern, die zu mir sagen: »Dir geschieht recht.« ¹⁷Alle, die dich suchen, frohlocken; sie mögen sich freuen in dir. Die dein Heil lieben, sollen immer sagen: Groß ist Gott, der Herr. ¹⁸Ich bin arm und gebeugt; der Herr aber sorgt für mich. Meine Hilfe und mein Retter bist du. Mein Gott, säume doch nicht!

Joh 11,30 Seite 4827 ³⁰Denn Jesus war noch nicht in das Dorf gekommen; er war noch dort, wo ihn Marta getroffen hatte.

Sach 3,9 Seite 5370 ⁹Denn der Stein, den ich vor Jeschua hingelegt habe – auf diesem einen Stein sind sieben Augen. Ich ritze in ihn eine Inschrift ein – Spruch des Herrn der Heere –, und ich tilge die Schuld dieses Landes an einem einzigen Tag.